Der aus dem Reiche der Wiſſenſchafften wohlverſuchte Referendarius,

oder
auserleſene Sammlungen
von allerhand
vermiſchten Schrifften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchafft, natürlichen
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchrifften und neuen Büchern von wirthſchafftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchafften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

I. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupfferſtichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schrifften.
1750.

Vorrede.

* * *
** ** **

DIe ſo begierige Aufnahme meiner ſeit 5. Jahren Wochentlich zum gemeinen Nuzen heraus-gegebenen Obrigkeitlich-verwilligten Intelligenzzetteln, und der ſo geneigte Beifall der in den vorigen 2. Jahren mitangefügten gelehrten Sachen, hat mich zu dem Entſchlus gebracht, dasjenige, was in dieſen Intelligenzzetteln oder ſonſt benamsten wochentlichen Anzeigsblättern öffters von den ſchönen Wiſſenſchafften nur Stukweiſe vorgetragen worden, in einem Zuſam̃enhang mit einigen dazugehörigen Anmerkungen druken zu laſſen, wodurch ich ſowohl derjenigen ihrem Verlangen, die mich ſo offt darum angegangen, als meinem damaligen in der Vorrede des 1748ſten Jahrgangs derer wochentlichen Nachrichten des Augſpurgiſchē Intelligenzweſens gemachte Verſprechen, [die dariñ angeführte Gelehrte Abhandlungen und Neuigkeiten nach der Ordnung, alle Jahr in einem Band heraus zugeben] disfalls ein Genüge zu leiſten, geſichert bin. Ich habe es aber bei dieſem nicht allein bewenden laſſen: ſondern 2. Drittel mehr, als die gelehrte Sachen der Intelligenzzettel ausmachen, jenem noch Auszugsweiſe beigefüget, und alſo nur die dem Publico nüzliche Stellen von Wiſſenſchafften aus berühmten Schrifften geſam̄let, wie ſolches der Titel ſchon an ſich ſelbſt ausweiſet; u. die Quellen, woraus ich geſchöpffet, hernach auch angezeigt werden ſollen. Viele werden hier einwenden, daß dieſes eine überflüſige Arbeit ſeye; Und ich werde ihnen auch Recht laſſen, wann ich einige Stüke aus des berühmten Herrn Canzlers Ludewigs gemachten Vorrede der Halliſchen gelehrten Anzeige 1ſten Theil hier anführe, dadurch aber jedoch meine Abſichten dieſer Augsburgiſchen Sam̄lungen zugleich gerechtfertiget werden. Er ſchreibet alſo:

Daß

„ Das viele Bücherſchreiben iſt ja eine allgemeine Weltplage und Klage
„ in dem ſchriftgelehrten Europa; dañ in den drei andern Welttheilen fin-
„ det ſich dieſes Uebel deswegen nicht: Theils weil die Menſchen in denſel-
„ ben ſich, im Schweis ihres Angeſichts, mit Arbeit ihrer Hände, nähren;
„ theils weil viele von der Viehzucht leben und mehr viehiſche Gedanken he-
„ gen, als an Schärfung ihrer Vernunft gedenken; theils auch weil klu-
„ ge Völker dem gemeinen Weſen ſehr ſchädlich halten, den gelehrten Müſi-
„ gang unter dem Volk, einreiſen zu laſſen, als wodurch die Leibesarbeit,
„ und, was zu des Menſchen Nothdurft gehöret, unterbleibet; die Vernunft-
„ ſchlüſſe hingegen niemand ſatt machen. In Anſehung deſſen, ſolches die
„ nüzlichſte Policei wäre; den gelehrten Zeitvertreib nur wenigen zu zulaſſen;
„ dem Hauffen des Volks aber die Hände mit Arbeit zu füllen, die zur Nah-
„ rung dienete. Nur in den Europäiſchen Reichen wimelt, im Gegentheil,
„ alles von Gelehrten; welche ſich aus der Gelehrſamkeit ein Nahrungsge-
„ ſchäfte machen, und von dem ungelehrten Volk unterhalten ſeyn wollen.
„ Wie aber die Jüdiſche Policei gar ſittlich und vernünftig eingerichtet: alſo
„ rechne ich auch dieſes unter die Moſaiſche Weisheit, daß zwar einem jeden
„ ſiñ- und hirnreichen Kopf darinnen frei geſtanden, gelehrt zu werden; ein
„ jeder Gelehrter aber dennoch, neben ſeiner Gelehrſamkeit, eine Proffeſſion
„ lernen und auch wohl treiben müſſen. Damit er weder, bei ſeiner Wize ver-
„ armen, noch andern beſchwerlich fallen und nach Brod gehen dürfte. Nie-
„ mand ſchämete ſich darinnen ſeiner Handthirung. Vielmehr wird ein Eh-
„ ren Titel aus Rabbi Ziñermann; Rabbi Fiſcher ꝛc. genom̃en. ⸗ ⸗ ⸗ Doch
„ laſſe es ſeyn; daß die nachherige Chriſtenheit Urſache gehabt, dafür zuhaltẽ:
„ daß der am Altar arbeitete, er auch davon ſeine Nahrung ſuchen und haben
„ mögte. Und, da ſich die Geſeze gemehret; deswegen die Nothdurft erfordert;
„ die Geſezlehrer und Richter zu beſolden. Auch daß dem Arzt ſo viel Ehre
„ wiederfahren ſolle, daß er von ſeiner Kunſt leben köñte. Wie dann ſelbſten
„ die Wiſſenſchaften der Philoſophie ſo weitläuftig worden; daß man Urſa-
„ che gefunden, beſondere Lehrer darauf zu unterhalten. So wird gleichwol

„ auch der Ueberfluß von vielen beklaget: dann wie viele Millionen finden
„ ſich im manchen Königreichen, die von der Geiſtlichkeit leben, und
„ ſonſt keine Hand anrühren. Und es wird allein von den Königl. Preuſiſchen
„ Landen geglaubet; daß darinnen in die zwölf tauſend Familien, mit
„ Weibern und Kindern, von den geiſtlichen Aemtern lebten. Und in
„ Frankreich haben einige die Rechnung machen wollen: daß der zehende
„ Theil Menſchen aus Aebten, Licentiaten und Advocaten beſtünde.
„ der Aerzte aber an manchen Orten faſt mehr, als der Patienten wären.
„ Welche faſt alle etwas zu ſchaffen, es vor ſchimpflich hielten. „ Wañ
„ aber auch dieſem Unrath nicht zu ſteuren ſeyn möchte: ſo finden andre noch
„ dieſes ſchädlicher; daß über dem Bücherſchreiben, druken und leſen, vielẽ
„ Millionen Menſchen die edle Zeit benom̃en würde, dem gemeinen Weſen,
„ mit nüzlicher Handarbeit, zudienen. Wäre aber das Erſte nicht; ſo würden
„ auch die beide Leztere unterbleiben. Dieſe nun richten ſo viele Verwirrungen,
„ unter den Studirenden, an; daß Metuſalems Alter nicht zureichen
„ würde, alle zu leſen, oder den Leſer doch Ekel und Zeitverluſt überfallen müſte,
„ über einerlei Sachen ſo unzehliche male die Augen zu ſchwächen und
„ zu verderben.

Bei diſem Unheil hat nun der berühmte Canzler Ludewig den Rath ertheilt:
„ nicht ganze Folianten gleich in den Druk zu geben, wann man was neues
„ und nüzliches ausgefunden, oder ganze Bücher zu überſezen; ſondern nur
„ das neue oder nüzliche durch Wochenſchriften: oder dergleichen Sam̃lungẽ
„ was von einer Erheblichkeit iſt, Auszugsweiſe und überſezter, in einen Band
„ in druk zugeben, wodurch Millionen überflüſige Bücher zurük bleiben würden,
„ welche jezo die Europäiſche Welt beläſtigen, und die Gelehrſamkeit faſt,
„ in einen unendlichen Abgrund, verſenken. Die Engelländer und Franzoſen
„ machen es ſo, denn wann einer auf eine beſondre gute Gedanken kommt;
„ ſo läſſet er ſolche in einer Pieçe volante druken, ohne deshalben ein ganzes
„ Buch zu ſchreiben. Und, zu gleichem Ende, ſind gelehrte Geſellſchaften angeordnet,
„ und die ſo genante Journale aufgekom̃en, in welche ein jeder, wañ

„ er etwas ſonderliches ausgefunden, ſeine neue Geburt niederleget. Die
„ auf Teutſchen Univerſitäten geſchriebne und gedrukte Disputationes hätten
„ gleiche Beſchaffenheit; wann nur nicht viele darunter wären, die mehr Sorge
„ trügen, ſelbige in zahlreichen Blättern auszuſchreiben; als etwas neues
„ zu Markte zu bringen. * * * Dieſen Entzwek zu erreichen, ſind zu ſolchem Ende bei denen Hälliſchen Anzeigen und einigen andern Intelligenzzettlen denen gelehrten Sachen beſondre Stellen eingeräumet worden; daraus nachgehends das Angeneme und Nüzliche wieder herausgezogen wurde, und ſchon vor 7. Jahren unter dem Titel: Ludewigs Hälliſche Gelehrte Anzeigen, zuſammen gedrukter in 3. Bänden zum Vorſchein gekommen.

Und eben dieſes iſt es; was meine damalige Abſichten begünſtiget, und was ich mir bei denen Gelehrten Sachen der hieſigen Intelligenzzetteln im vorigen Jahr auch vorgenom̃en hatte, welche jezo unter dem Titel: der aus dem Reiche der Wiſſenſchaften wohl verſuchte Referendarius oder auserleſene Sammlungen, die Preſſe verlaſſen; und bei deren Ausfertigung, damit es auch auſſerwärts Gunſt und Beifall finde, noch allerhand zum Unterricht und Vergnügen nüzliche Beiträge gekom̃en, auch das was hierzu tauglich war, aus einzlen gelehrten Diſputationen und andern Gattungen beliebter Wochenſchriftẽ u. andern fremden Sprachen geſchriebenen Büchern, entlehnet, jedoch im Zuſchneiden manches anderſt eingekleidet, und alſo nur das auserleſene dieſen Samlungen, beigedrukt worden.

Die Beförderung der Wiſſenſchaften kan von einem Gelehrten auf zweierlei Art erhalten werden: wenn er ihre Gränzen mit neuen Erfindungen erweitert, und wenn er ihre ſchon erfundene Wahrheiten bekanter macht. Durch das leztere kan den Wiſſenſchaften oft eben ſo viel Vortheil gebracht werden, als durch das erſte. Nicht nur, weil ſie dadurch dem gemeinen Weſen nüzlich werden; ſondern, weil auch ſelbſt die Erweiterung der Wiſſenſchaften glüklicher von ſtatten geht, wenn ihre Anfangsgründe mehrern bekannt ſind.

So richtig nun dieſes ſcheint zu ſeyn, daß, die Wiſſenſchaften in Aufnehmen zu bringen, mit Erfindungen zu vermehren, und dem gemeinen Weſen nüzlich zu machen erfordert wird: ſo nöthig iſt es, daß ſie unter vilen bekannt gemacht werden. Dieſes findet beſonders bei der Naturlehre ſtatt. Iſt eine Wiſſenſchaft, die ſich auf Erfahrung gründet, ſo iſts dieſe; und wie kurz iſt nicht das Leben eines Menſchen, nur ſo viel Erfahrungen von ihr ſelbſt anzuſtellen, als einen beträchtlichen Theil von dem Ganzen ausmachen!

Und wie viel ligt nicht an der Ausbreitung der Arzeneiwiſſenſchafft, Haushaltungskunſt, als die ſich gutentheils auf die Glükſeligkeit des Menſchen gründet; und was vor Nuzen bringt nicht die Bekandmachung vieler wichtigen Schriften aus der Hiſtorie und Critik, mit politiſchen und moraliſchen Anmerkungen, als wodurch Verſtand und Wiz befördert wird.

Es haben demnach mehr Menſchen, als die eigentliche ſogenante Gelehrten, Anſpruch auf die andren Theile der Gelehrſamkeit, welche den Willen beſern, den Geſchmak rein, und das Herz edel machen; es wäre denn, daß die ſchönſten und wichtigſten Vollkommenheiten des Menſchens ihren Werth dadurch verlören, wenn ſie gemein gemacht würden. Schwerlich würde man dieſes ohne einen ſtolzen und ungerechten Neid behaupten können. Aus dieſem kan nun leichtlich gefolget werden, daß man nicht unnüzlich arbeitet, wenn man das Reich der Wiſſenſchaften zwar nicht mit neuen Ländern, aber mit neuen Einwohnern vermehret. Dieſes wird groſentheils durch Ueberſezung ſolcher Schriften erhalten, die theils der Sprache, theils der Seltenheit und Koſtbarkeit wegen, auſſerdem vielen würden unbekannt geblieben ſeyn. Der Überſezer einer wichtigen Abhandlung thut alſo vieleicht der Gelehrſamkeit einen gröſern Dienſt, als mancher Originalſchriftſteller mit einem höchſt entbehrlichem Werke.

Und was kan mehr von einem Buchdruker gefordert werden, als wann er dergleichen nüzliche Schrifften überſezter zuſam̃en faſſet, und durch Herausgabe gegenwärtiger Sammlungen, unter gleichen Abſichten, als bei dem vor etlichen Jahren edirten curioſen Dollmetſcher, dem Publico ſucht gefällig zu werden. Ich würde dem Leſer allzuverdrüslich fallen, wann ich von der Verfaſſung dieſer aus dem Reiche der Wiſſenſchafften referirten Sam̃lungen noch was Mehres erzehlen wollte, als bereits oben ſchon geſchehen, und der geneigte Leſer ſolches ohnehin in denen hier beigedrukten Inhaltsregiſtern zur Genüge wird abnehmen kön̄en.

Mit denen, die an meinen Intelligenzzetteln noch curioſen Dollmetſcher keinen Gefallen gehabt, und vielleicht auch an dieſen Sam̃lungen ihre Zähne meiſterlich zu wezzen wiſſen werden, habe ich keinen Streit. Ich bin viel zu geſellig, als daß ich einen allgemeinen Beifall verlange. Indeſſen kan ich nicht läugnen, daß ſich einige Dinge auf eine Art eingeſchlichen haben, mit deren Beſchreibung ich meinen Leſern die Zeit nicht verderben will. Weiters weis ich nichts zu ſagen; und alſo thu ich am Beſten, wann ich aufhöre. Nur dieſes bitte und wünſche noch: daß der geneigte Leſer fortfahren wolle, meiner Bemühung gewogen zu bleiben, und ſich nebſt mir täglich zu beſſern.

Augsburg, den 23. December,
1749.

der Verfaſſer.

Innhalt
derer Schriften, welche in dem erſten Theil dieſer Sammlungen der Ordnung nach vorkommen.

* * *

Betrachtungen über den Geſchmak der Satyren oder ſinreichen Spottſchriften, pag. 1.
Ob das Weſentliche im Eheſtand das Weſen der Erbſünde ausmache? p. 4.
Die Gefahr vom Tabakſchnupfen; und wie ein geſchwindwürkendes Narcoticum, blos durch die Naſe in ſich gezogen, den Menſchen einſchlafern und gleichſam töden kan? p. 5.
Von der Electricitæt, Krankheiten zu curiren. p. 6
Ob? und wie man ins Waſſer gefallene, und als tod heraus gezogene wieder zu ſich ſelbſt bringen könne? 7.
Eier ohne Hüner auszubrüten, und einige electriſche Verſuche, 10.
Nachricht von der Cur einer Art der Waſſerſucht, Anaſarca genant, nebſt dem Gutachten darüber, 11.
Gedanken über das Glükwünſchen bei dem Neujahrwechſel, 16.
Von der wunderlichen Einbildungskraft einer Henne, 19.
Nüzliche Anmerkung von dem Wein, und die Entdekung des damit unter theils Weinhändler, Wirthe ꝛc. üblichen Betrugs, 20.
Anmerkung vom Duelliren, 22.
Der Elephante und die beherzte Müke, 22.
Medicinische Tabakscur, 23.
Vom Urſprung des Hörnertragens, 23
Verſuch, wie alle Arten der Früchten lange Jahre zu erhalten, ohne daß ſie von ihren Eigenſchaften was verlieren, 25
Von der Staatsverfaſſung der alten Teutſchen 28
Betrachtung über das Aufſteigen der Dünſte 30.
Unterſuchung, woher es komme, daß die Thiere von Natur ſchwimmen können; dahingegen der Menſch ſolches erſt mit Mühe lernen mus, 38.
Von dem wunderbaren Tode der Gräfin Cornelia Zangari und Bandi zu Ceſena, 47.
Merkwürdige Todesfälle, die vom ſtarken Getränke und Brandewein verurſachet worden, 55.
In was des Menſchen zeitliche Glükſeligkeit beſtehe, 57.
Das Regiment des Magens, 61.
Die Spinne, ein Gedicht, 64.
Wer der erſte geweſen, ſo den Titel Excellenz prædentiret habe, 64.
Relation einer ungewöhnlichen und in allen vorigen Zeiten der griechiſchen und Arabiſchen Aerzte noch unerhörte Krankheit, 65.
Gedanken von der Menge der Trauer- und Luſtſpiele, 70.
Auszug aus einer Schrift des Dr. Blakwells, die Verbeſſerung des Feldbaues betreffend, 71.
Neu entdekte Art, den Campher zu præpariren, daß er ſich völlig auflöſet, und ſich nicht wieder heraus præcipitiret, 82.
Von denen verwundrungs würdigen Würkungen der Muſic, 84.
Was vor Unheil und Schaden in einer Republic entſtehet, wenn darinn ſchlechtes Geld roulliret, 87.
Abhandlung von dem Urſprunge der Kälte, aus dem Plutarch, 90.
Ob man die Juden mit gutem Gewiſſen aus einem Land oder Staat vertreiben könne, 102.
Beſchreibung der Misgeburt von einem Schaf 106
Ob der Himmel für die Menſchen mehr Nuzen

zu

in die Thiere, als Bäume und Früchte gelegt hat? 107.
Ob es erweislich, daß iede Nation ihr beſondres Laſter habe? 109.
Ueberſezung einiger Entdekungen, die Ausdünſtung betreffend, welche mit dem Vergröſſerungsglaſe ſind gemacht worden, 113.
Anderwärtige neue Verſuche, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten, 114.
Was bei den Hochzeiten der Moſcowitter vor Gebräuche vorfallen, 116.
Was ein Galant'home ſeye, 120.
Vorläufige Anzeige eines unmasgeblichen Vorſchlags zur Verbeſſerung der Stubenöfen 125.
Abris der verdüslichen Schwäzern und Plauderern, 132.
Anmerkung vom Heuſchreken und Raupenfras. Und Mittel dafür, 136.
Wohlgem. väterl. Antwort an einen Sohn 140.
Vorſchlag, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zumachen, 141.
Sendſchreiben von der wahren Urſache des Brands im Getraide, 147.
Von der merkwürdigen Veränderung unſerer Oberfläche, 152.
Neue Betrachtung des Todes, 157.
Die Schlittenfarth, in einer Poeſie, 160.
Von denen Heiligen; ins beſondre aber von dem heiligen Cyriaco, mit Kupffer, 161.
Nachricht von der Torferde zum Brennen, neue Entdekungen ꝛc. 165.
Kurze Anweiſung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen, 174.
Gedanken über die verſchidenen Würkungen des Brandeweins im menſchlichen Cörper, 178.
Von Schwirigkeiten bei hauswirtlichen Nuzung derWaldungen, 193.
Gedanken über die Frage, ob es beſſer ſeye, beim Bauen im Taglohn arbeiten zu laſſen, oder die Arbeit zu verdingen, 202.
Unmasgebliche Urſachen, warum denen Soldaten das Heirathen leicht zugeſtatten ſeye? 205.
Der betrübte Wittwer, ein Gedicht, 207.
Abſchilderung der Poeſie. 207.
Gedanken von dem Nuzen des Electriſirens, 211.
Von der Bewegung des Waſſers, 212.
Anmerkung von dem Seekrebs, 215.
Muthmasliche Gedanken von dem Staube der Pflanzen, während der Blüthe, 217.
Nachrichten von Heeringen mit neuen Entdekungen, 227.
Zufällige Gedanken vom Baurenſtande, 240.
Die abgeſchilderte wahre Hochheit, 242.
Warum man gröſſer iſt nach dem Eſſen, als vor dem Eſſen, 246.
Warum man des Nachts gröſſer werde? 247.
Warum die Statur des Tags wieder kleiner werde? 248.
Phiſicaliſche Anmerkungen und nüzliche Erinnerungen wegen der Gärtnerei und des Feldbaues, 248.
Vergleichung des Irrthums mit dem Laſter 256.
Der ſterbende Vater, 263.
Vernunft- und Erfahrungs-mäſige Diæt- oder Lebensordnung, wie ein Mann in ſeinem Alter das Leben ohne groſſe Beſchwerungen vollens beſchlüſſen könne, 264.
Der Tod, die Fliege und die Müke, 269.
Von einem wunderbaaren Seefiſch, mit der Abbildung, 269.
Von Geiſtern und Geſpenſtern, 270.
Auſſerordentliche Geſpenſtergeſchichte, 273.
Von dem Nieſſen, und was daſſelbe in und auſſer Krankheiten zu bedeuten habe, 281.
Unterſuchung, ob das Waſſer oder das Feuer nüzlicher ſeye, 286.
Von der weiſen Kunſt, Magie, und ſogenante Zauberei, 290.
Von denen Alraunwurzeln, 295.
Von dem Gewitter, Aſpecten, und Prognoſticiren der Callendermacher, 300.
Von der Hungerscur, 305.
Von der alten teutſchen Rhetoric, 307.
Die Eigenſinnigkeit, 307.
Von den Vampiren, 310.
Das Schikſal, 314.
Von dem Schaden der Schnürbrüſte, 315.
Die kranke Frau, 316.
Oeconomiſches Mittel, wie man den Hopffen vor dem Mehlthau allermeiſt bewahren, und deſſenLaub undRanken beſonders nuzen köñe 318
Kurze doch gründliche Nachricht von den Canarien Vögeln, 319.
Von einigen beſondern Eiscuren und äuſſerlichen Gebrauch des Kalten Waſſers in verſchidenen Krankheiten, 330.
Eine umſtändliche Erzehlung von einem Ameiſen Krieg, 340.
Der Herr von Zankewiz, 343.

Ueberſezte

Ueberſezte Betrachtungen
über den Geſchmak der SATYREN, oder ſinnreiche Spottſchriften.

Mores hominum multorum vidit & urbes
Horat.

Boileau iſt von einem Engliſchen Kunſtrichter deswegen getadelt worden, daß er in ſeiner vierten Satyr nicht ſo wohl einen beſtimmten Eiffer gegen ein gewiſſes einzelnes Laſter, als vielmehr eine algemeine Begierde zu ſpotten, und das ganze menſchliche Geſchlecht zum Narren zu haben, an den Tag gelegt habe. Was hat man nöthig, ſagt dieſer Kunſtrichter, ſich über Schwachheiten luſtig zu machen, von denen man geſteht, daß ſie unvermeidlich ſind, und bei denen ſich ein jeder damit befriedigen kan, daß er ſie in Geſelſchafft aller andern Menſchen begehen mus? Der angemeſene Gegenſtand der Satyre kan vernünftiger weiſe nichts anders enthalten, als ſolche Fehler und Thorheiten, welche abzulegen und zu vermeiden in unſrer Gewalt ſteht. Wenn man aber darüber lacht, daß alle Menſchen närriſch ſind, ſo iſts eben ſo viel als wenn man ſagt, daß ſie es alle ſeyn müſſen. Eine ſolche Strafpredigt hat nicht Zueignung genug, und dient nur den Wiz zu üben. In Abſicht auf die Beſerung geht es ihr ſo, als den Predigten der Heidenbekehrer, die damit einen Eindruk zu machen ſuchten, daß ſie den Mexicanern zurieffen: Alle eure Vorfahren ſind beim Teuffel! Und denen man antwortete: wo alle unſere wakre Vorfahren ſind, da wollen wir auch ſeyn. In der That iſt die Thorheit ſchon an ſich ſo flüchtig, daß ſie ſich kaum faſſen läſet. Sie weis den Abbildungen auszuweichen, die am meiſten nach dem Leben gezeichnet ſind, und ich geſtehe daher ſelbſt, daß mir diejenigen Moraliſten am beſten gefallen, die mit den Narren ſo zu reden Kopf für Kopf ſprechen, und ihre Charactere mit gewiſſen eigenthümlichen Zügen ſo zu unterſcheiden wiſſen, daß ſie die Herzen einzeln treffen. Man verſteht die Schreibart nicht, wenn man glaubt, daß die- othwendig auf Schmähungen Perſöhnlichkeiten hinaus lauf- nüſſe. Im geringſten nicht. Sittenlehrer darf nur den Menſchen ergründen, und wie einen einzelnen Thoren ganz mahlen. Er mus derſelben drei, vier, fünf in ein Bild zuſammen ziehen, und die Farben ſo zu reden eine durch die andre brechen; ſo bekomt ein jeder ſein Theil, kein einziger aber kan es ganz auf ſich allein ziehen. Das Spotten wäre unartig und grauſam, wenn man ſich nicht auf die Eigenliebe der Menſchen dabei verlaſſen dürfte: Dieſe Sicherheit aber iſt ſo zuverläſig, daß man es drauf wagen darf. Ein ſchalkhaffter Mahler ſchilderte einſt einen poſirlichen Bürgermeiſter ſo natürlich in einer Narrenkappe, daß ihn alle Bürger kannten; das Original ſelbſt aber ſagte: ich bin es wahrhafftig nicht, denn ich trage keine Halskrauſe. Zu den Satyren, die nur gemacht ſcheinen, den Wiz und das Urtheil zu ſchärffen, mag man auch diejenigen rechnen, welche die offtmals gleichgültigen Gebräuche ganzer Staaten und Völker durchziehen, davon gleichwohl kein einzelner Menſch abgehen darf, ohne in der That lächerlich zu werden. Weil keine Sach in der Welt iſt, die nicht auf einer luſtigen Seite könnte vorgeſtellt werden, ſo hat man in dieſem Geſchmake ſinnreiche Spottſchrifften auf die Häuſer, Kutſchen, Sänften, Perrüken und Beinkleider des menſchlichen Geſchlechts geſehen. Man wird ſich darum nicht entſchlieſſen, anders zu ſeyn als man iſt, und z. E. ein Bedenken tragen, lieber in Palläſten als in Zelten zu wohnen, weil es lächerlich ſcheinet, Häuſer zu bauen die uns überleben: dieſe Art der Satyre aber verlangt dis vielleicht nicht. Ihre Einfälle ſind wizig und taugen zum Lachen, wenn man ſie lieſet, geſezt auch daß ſie nicht allemahl Gründe abgäben darnach zu handeln. Folgendes Stük, wodurch der artige Herr v. H. an unſren Arbeiten hat Theil nehmen wollen, brauchte vielleicht in einigen Stellen dieſer Einleitung. Es enthält überſezte Betrachtungen eines Unterirdiſchen über die Europäer, die der groſſe Nicolaus Klimius/ weiland Kayſer der Unterwelt, durch den dienſtfertigen Bauren an der Creuzkirche zu Bergen in Norwegen ans Licht gebracht hat: Davon Nachſtehendes zum Anfange genug ſeyn mag:

An vielen Orten in Europa hat man die Gewohnheit, die Haare und Kleider mit gemaalnem Getraide zu beſtreuen, welches ſonſt die Natur eigentlich nur zur Nahrung der Menſchen gibt. Man heiſet dis Mäl Puder, und klopft es jeden Abend mit groſſer Mühe und Arbeit aus, um einen neuen Vorrath davon wieder auszuſtreuen. Eine andre Gewohnheit, die mir nicht weniger lächerlich geſchienen hat, iſt dieſe: Sie bedienen ſich gewiſſer Dekel oder Hüte, womit ſie die Köpfe wieder die Kälte bewahren; dieſe Kopfdekel aber tragen ſie mitten im Winter unter dem Arme, welches mir eben ſo lächerlich vorkam, als wenn ich jemanden ſehen ſolte, der mit dem Rok oder den Beinkleidern in der Hand durch die Stadt gienge, den Leib aber, für welchen dieſe Kleidungen gemacht ſind, der Lufft und Witterung preis gebe.

Die Religion der Europäer enthält geſunde Begriffe, die mit der Vernunfft übereinſtimmen. Die Bücher, worinn ihre Glaubenslehren und Pflichten enthalten ſind, verordnen, daß man ſie Tag und Nacht leſen und ihren wahren Sinn durch Nachforſchen heraus bringen ſoll; ſie rathen ferner Nachſicht gegen die Irrenden und Schwachen, dem ungeachtet aber wenn jemand eine Sache anders begreift, wird offt der gröſte Theil der Bürger wegen dieſer Schwäche des Verſtands, mit Gefängnis, Geiſſeln, ja zuweilen gar mit dem Scheiterhauffen beſtrafft. Dieſes kam mir eben ſo vor, als wenn man einen ſchielenden oder überſichtigen deswegen mit Prügeln ſchlagen wolte, weil ihm vielleicht die Gegenſtände rund vorkom̃en, die bei mir vierekigt ausſehen. Ich habe vernommen, daß hierüber einige tauſend Menſchen auf Befehl der Obrigkeit geköpft oder verbrannt worden ſind.

In den meiſten Städten und Dörffern findet man Leute, die auf erhöhten Orten ſtehen, und die Sünden, welche ſie täglich ausüben, an andern ernſtlich beſtraffen, welches eben ſo viel iſt, als wenn ich einen Betrunknen gegen die Trunkenheit eifern hörte.

Wer allhier puklig, krum oder hinkend zur Welt gekommen iſt, der ſtrebt nach dem Titel Wohlgebohrn; und wer eine ſchmuzige Abkunfft hat, ſucht den Titel Edelgebohrn. Dis iſt eben ſo ungereimt, als wenn der Zwerg ein Rieſe, oder der Greis ein Jüngling heiſſen wolte.

In gröſſern Städten geht der Gebrauch im Schwange, daß ſich gute Freunde nach der Mittagsmahlzeit auf einen ſchwarzen Trank einladen, der aus gebrannten Bohnen gemacht wird. Man heiſet diſen Trank Caffee. Nach den Orten, wo er getrunken wird, laſſen ſie ſich in einer Schachtel, die auf vier Rädern ruht, von zwei ſehr ſtarken Beſtien hinziehen, dann man hält es unter den Europäern für unehrlich, zu Fuſſe zu gehen.

Am erſten Tage des Jahrs werden dieſe Völker von einer Krankheit befallen, die uns Unterirdiſchen unbekannt iſt. Die Zufälle dieſer Krankheit ſind gewiſſe wunderbahre Verwirrungen und Stürme des Gemüths, denn kein Menſch kan an dieſem Tage auf einer Stelle ſizen bleiben. Sie lauffen als raſend von einem Hauſe zum andern, und wiſſen ſelbſt nicht warum. Dieſe Krankheit quält manche ganze vierzehen Tage hindurch. Endlich wenn ſie durch das beſtändige Herumlauffen ermüdet und erſchöpft ſind, kommen ſie wieder zu ſich, und erhalten die vorige Geſundheit.

In groſſen Städten werden alle Leute, die zu Ehren und Würden gelangen, ſogleich gichtbrüchtig, ſo daß ſie ſich als die Bettlagrigen in Sänfften die nach Art der Schachteln gebaut ſind, müſſen durch die Straſſen tragen laſſen.

Die meiſten Europäer laſſen ſich das Haupthaar abſcheeren, und deken die kahlen Köpfe mit falſchen und fremden Haaren.

Die Streitigkeiten, welche insgemein auf den Europaiſchen Schulen getrieben werden, betreffen Sachen, deren Natur zu unterſuchen den Menſchen gar keinen Nuzen bringt, oder welche der menſchliche Verſtand nicht faſſet. Die gelehrteſten Sachen aber, worüber man in Europa Abhandlungen ſchreibt, betreffen die Pantoffeln, Schuhe, Halsbänder, Stieffel oder Mäntel einiger alten ausgeſtorbnen Völker. Uebrigens urtheilen die meiſten von den geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchafften nicht ſo wol ſelber, als ſie vielmehr nur die Meinungen andrer unterſchreiben.

Die Engelländer ſind groſſe Liebhaber ihrer Freiheit, und niemandes Sclaven, auſſer ihrer Weiber. Sie verwerfſen heute den Glauben den ſie geſtern annahmen, und den geſtern das geſamte Volk verwarf, den nimt heute das geſamte Volk an. Jch leitete dieſen Wankelmuth von der Landeslage her, weil die Engelländer Jnſulaner und Seeleute ſind, und daher viel von der Natur dieſes flüchtigen und unbeſtändigen Elements an ſich haben. Sie erkundigen ſich ſo ſorgfältig nach der Geſundheit derer die ihnen begegnen, daß man ſie alle für lauter Aerzte halten mögte. Aber dieſe Frage: Hovv do you do? oder: wie befindet ihr euch? iſt nur eine leere Redensart, und ein Ton ohne Bedeutung.

Die Holländer ſcharren mit Begier und Sorgfalt Geld zuſammen; deſſen ſie doch nicht genieſſen; ſo daß ihnen die Beutel voll, die Bäuche aber leer ſind, denn ſie ſcheinen blooß vom Rauch zu leben, den ſie durch Pfeiffen oder tönern Röhren einſaugen. Man mus es dieſem Volke laſſen, daß es das reinlichſte unter allen Menſchen ſey, denn ſie waſchen alles ſorgfältig, auſſer die Hände.

Jn den Europäiſchen Städten und Dörfern gibt es Nachtwächter, die den Schlaffenden mit Singen oder vielmehr mit Brüllen eine gute Nacht wünſchen, und ſie eben dadurch jede Stunde einmal aufweken.

Diejenigen werden unter den Europäern am meiſten geachtet, die am koſtbarſten leben, und die Früchte der Erden verſchluken: nur die Bauren und diejenigen, welche die Schwälger ernähren, werden verachtet. Wie viel ſehr böſe Neigungen die Europäer haben müſſen, erhellet aus den Rädern, Galgen und Gerichtsplätzen, die man allenthalben antrifft. Eine jede Stadt hat ihren eignen Scharfrichter. Nur Engelland iſt ausgenommen, wo ich glaube daß es keine Henker gibt, weil ſich die Engelländer ſelbſt aufhängen.

Des Morgens früh trinken die Europäer Waſſer, um die Hize des Magens abzukühlen; kaum aber iſt dieſes geſchehen, da ſie ſchon wieder glühenden Wein trinken um den Magen zu erhizen. Sonſt haben ſie einerlei Nahrung mit uns Unterirrdiſchen, nur die Spanier leben von der Luft. Jn dieſem Lande iſt die Faulheit das Kennzeichen eines wakren Mannes, und nichts giebt den Adel mehr zu erkennen als der Schlaf.

Viele Bücher werden in Europa hauptſächlich von den Narren geſchrieben, gleich als ob ſie beſorgten, es mögte der Ruf ihrer Narrheit ſonſt nicht auf die Nachwelt kommen.

Die überirrdiſchen Menſchen ſind ſehr gottesfürchtig und fleiſig in ihren Gebeten, die Zeit dazu aber wird nicht durch die Bewegung des Herzens, ſondern durch den Schall der Gloken, durch Uhren und Sonnenzeiger beſtimmt, daß alſo ihre Andacht ganz mechaniſch iſt, indem ſie vielmehr aus der Gewohnheit und geſezten Stunden flieſet, als aus dem Grunde des Herzens. Wie groß ihre Andacht beim Gebet ſey, erhellet daraus, daß die meiſten, indem ſie Holz hauen, Töpfe ausſpielen und andre Hausarbeiten verrichten, geiſtliche Lieder ſingen.

Als ich nach Jtalien kam, ſahe ich mich für den Herrn des ganzen Landes an, denn ein jeder, der mir begegnete, erklärte ſich für meinen Sclaven (Schiavo.) Ich befahl darauf zur Probe dieſes vorgegebenen knechtiſchen Gehorſams, daß mir der Wirth in einer gewiſſen Nacht ſein Weib heraufbringen ſolte. Dieſer aber hieſe mich voller Grimm mich fortpaken, und als ich damit verzögerte, ſchmiſe er mich mit Ungeſtüm zum Hauſe hinaus.

Ob das Weſentliche im Eheſtand, das Weſen der Erbſünde ausmache?

Dieſe Frage iſt zu Wittenberg philoſophiſch unterſucht, und in 5. Bogen ſtark gedrukt worden; Und hierzu hat eine vor etlich Jahre heraus gekommene Schrifft Anlas gegeben, welche den Titel führet: Vom Zuſtande des Menſchens in der Erbſünde. Der Verfaſſer hat darinn unter anderen die paradoxe Meinung, welcher ſchon viele beigepflichtet, behauptet, daß das Weſentliche im "Eheſtande das Weſen der Erbſünde ausmache; Zu dem Ende erkläret er die Hiſtorie, ſo Moſes von Erſchaffung derer erſten Menſchen erzehlet, auf eine ganz andere Art; Er hält den Garten Eden vor die Wolluſt, als dem Weſen des Eheſtandes; den Baum der Erkänntnis des Guten und Böſen, ſoll dasjenige an Adam bedeuten, wodurch er unſer Stammvatter worden; vom Baume der Erkenntnis Guten und Böſen eſſen, erkläret er vor das Werke des Fleiſches ausüben; das göttliche Verbott an Adam und Even, ſoll eine Enthaltung alles fleiſchlichen Umgangs anzeigen; die Schlange im Paradies ſoll diejenige Empfindung ſeyn, die einem zur Zeugung anreizet, und zugleich das Organum von unſerer Geburt; der Bewegungsgrund, deſſen ſich die Schlange bedienet, um die erſten Menſchen zur Sünde zu überreden; Ihr werdet mit nichten des Todes ſterben, ſondern GOtt gleich ſeyn, ſoll ſo viel ſeyn, als ihr werdet durch die Fortpflanzung eures Geſchlechts unſterblich werden, und GOtt alſo gleich ſeyn, die ihr Schöpffer anderer Menſchen werdet; das Verbrechen der erſten Eltern, habe in dem hochmüthigen Triebe, GOtt nachzuahmen, und einen Menſchen nach ſeinem Ebenbilde zu machen, beſtanden, dahero ſelbige den Zorn der Gottheit verdienet, weil ſie ungehorſam geweſen, und es vor der beſtimmten Zeit gethan." Dieſes Syſtema des Philoſophiſchen Unterſuchens der Erbſünde prüfet nun gegenwärtige Schrifft, und zeiget ſowohl aus den geſunden Vernunfftsreglen der Hermeneutic, Hebräiſchen Grundſprache und deren Alterthümer, daß all dieſe vorgebrachte Gedanken und Erklärungen gezwungen, unwahrſcheinlich, und bloſſe Verdrehungen der Schrifft ſeyn.

Die Gefahr vom Tabacſchnupffen

und wie ein geſchwindwürkendes Narcoticum, blos durch die Naſe in ſich gezogen, dem Menſchen einſchläffern und gleichſam töden kan.

Ein fremder Kaufmann, welcher en gros mit wollenen Tüchern handelt, beſuchte die Leipziger Oſtermeſſe im 1747. Jahre. Zu dieſem kommt eine Frau in ſein Quartier, und gibt vor, daß ſie einen Vetter habe, der gern etliche hundert Stük Tuch bey ihm beſtellen wolle, der ſie alſobald abgeſchikt, ſich zu erkundigen, ob der Herr zu Hauſe wäre? Gleich darauf kommt auch der ſogenannte Herr Vetter, behandelt etliche hundert Stük Tuch, und gibt dem Kaufmann 500. Ducaten auf die Hand, welcher ſeine Gold-Börſe heraus langt, und dieſe 500. Ducaten darzu hineingeſteckt. Der Kaufmann ſezt ſich an den Tiſch, und notirt in ſein Manual des Vetters Namen, die Farben der Tücher ꝛc. Unterdeſſen langt dieſer Vetter eine Tabattiere aus ſeiner Taſche, nimmt eine Priſe, und fragt den

Kaufmann: Ob er auch Schnupſtabac brauchte? Als diſer mit Ja geantwortet, präſentirte der Vetter dem Kaufmann die Doſe, der, ſobald er den Tabac in die Naſe gezogen, umfällt, und als tod liegen bleibt. Vermuthlich iſt dieſe Doſe doppelt geweſen, da in einem Behältniß ordinairer Tabac, davon der Vetter genommen, und in dem zweiten das narcotiſche Pulver, welches er dem Kaufmann präſentiret, aufbehalten geweſen. Hierauf hat der ſpizbübiſche Vetter dem Kaufmann ſeine ganze Goldbörſe, darinn er ſeine 500. Ducaten mit geſtekt, abgenommen, und iſt mit der Frau Baſen ſeiner Wege gegangen. Nach etlichen Stunden wird der Kaufmann vermiſſet, geſucht, und auf ſeiner Stube, als tod liegend, angetroffen. Der herbeigeholte Medicus hat ihn endlich ermuntert, da er Vorſtehendes, und wie es ihm mit dem Schnupfſtabac ergangen, ſelbſt erzehlet hat.

Von der Electricität, Krankheiten zu curiren.

Man will würklich Nachricht haben, daß es noch endlich einmal dahin kommen könne, daß man mittelſt der Electricität auch Krankheiten heilen könne. Es kan auch würklich die Zeit gar bald da ſeyn, da die Muthmaſſungen des gelehrten und ſinnreichen Herrn Profeſſoris auf der Friedrichsuniverſität zu Halle, des Herrn D. Krügers, alle mit einander eintreffen. Dieſer geſchikte Mann war meines Wiſſens der erſte, der uns geſagt hat, daß man mit der Electricität werde curiren können. Der muntere Herr Krazenſtein hat dieſe auch einigermaſſen würklich gegründet befunden. Und deswegen hat er denen Liebhabern der Wahrheit zu zweien artigen und ſehr wohl gerathenen Schreiben öffentlich bekannt gemacht, wie er nicht nur einem Frauenzimmer ſondern auch einem gewiſſen gelehrten Manne zwei gelähmte Finger durch eine einzige Electrification dergeſtalt gleich wieder zurechte gebracht und geheilet, daß lezterer hernach wieder auf dem Clavier ſpielen können. Herr Krazenſtein hat es verſucht, was die Electrification vor eine Veränderung in unſern Cörpern zu verurſachen vermögend iſt. Er hat in dieſer Abſicht, nach einer Secundenuhr währender Electrification die Geſchwindigkeit des Pulſes bemerket, und gefunden, daß derſelbe im Anfang 88. nach dieſem aber 96. mal in einer Minute geſchlagen, da er vor der Electrification doch nicht mehr als 80. gezählet. Weil nun, wie wir wiſſen, die Kraft des Blutes ſich wie das Quadrat der Geſchwindigkeit deſſelben, und alſo in dieſem Fall wie 6400. zu 9216. verhält: ſo mus die Krafft des Bluts, in dem die Electrification vor ſich gegangen, bei nahe um den dritten Theil zugenommen haben. Und ſehen wir hieraus ganz deutlich, daß die Electrification auf eine nicht geringe Weiſe in unſerm Cörper würke? Doch es iſt noch mehrers, wodurch der Nullen der Electricität immer unzweiffelhaffter und unſtreitiger wird. Die meiſten Arzeneien, ja wie man mir hat ſagen wollen, alle mit einander werden aus ſalzigen, ſchweflichten und erdichten Materien zuſammen geſezt, und es iſt recht artig, daß wir alle dieſe Stüke bei der Electricität antreffen. Den Schwefel riechen wir, und daß ein alcaliſches Salz gegenwärtig ſeyn müſſe, können wir aus dem Praſſeln derer electriſchen Funken ſchlieſſen: Die erdigten Theile werden durch das Reiben von dem Glaſe abgeſondert. So genau aber auch nun in denen erwehnten Stüken die electriſche Materie mit allen Arzneimitteln überein ſtimmt: So hat ſie dennoch vor denſelben einen ſehr groſſen Vorzug. Denn wo iſt doch eine Arznei, die ſo ſchnell; ſo gelinde, ſo unvermerkt durch alle und jede Theile des menſchlichen Cörpers hindurch würken kan, als wie eben die Electricität? Dieſe dringet wie aus allen gemachten Experimenten erhellet, in einem Augenblik durch die innerſten, und kleineſte Gliedmaſſen, Nerven und Adern unſers Cörpers, und treibet, wie Herr Krazenſtein ſchon erwieſen hat, eine groſſe Menge ſchweflichter und ſalzigter Theile aus demſelben heraus. Da aber nun das Blut, wie bekand iſt, meiſtentheils aus ſchweflichten und ſalzigten Theilgen beſtehet; wer ſiehet nicht, daß durch die Electricität die Menge des Bluts ungemein verringert werden mus? Die Vollblütigkeit, die Mutter ſo viler Krankheiten, wird alſo freilich wie man ganz richtig folgert, eben ſowol, ja noch beſſer durch das Electriſiren, als durch das Aderlaſſen und Schröpfſen gehoben werden: dann bei der Electrification wird nur allein das Böſe, ſcharffe und ſchweflichte im Geblüt, keinesweges aber die Lympha, die das Geblüte flüſiger machet, wie doch bei dem Aderlaſſen und Schröpffen ganz gewis geſchiehet, mit vermindert. Und derowegen iſt auch die Electrification ein fürtrefliches Mittel wider die Dikblütigkeit. Ja da durch ſie, wie oben erwieſen, der Umlauf der Säfte einen ganzen Cörper viel freier und lebhatter, folglich auch bei angezeigter Verminderung der ſchweflichten und ſalzigten Theile das Blut dünner und flüſiger wird: ſo werden allerdings leichtlich Krankheiten, die von einer Verdorbenheit, Stokung oder einer Congeſtion des Geblüts herrühren, damit curiret werden können. Kopfſchmerzen, Bruſtbeſchwerden, Malum hypochondriacum, Schnupfſen, Podagra und hundert andere Dinge werden alſo vom Electriſiren auſſen bleiben müſſen, wie ſolches alles der geſchikte Herr Krazenſtein nebſt andern, ausgeführt. Man braucht alſo die Kranken eben nicht mehr mit bittern und ekelhaften Arzeneien zu plagen. So etwas artiges und nüzliches iſt die Electricität.

Ob? und wie man ins Waſſer gefallene, und als tod heraus gezogene wieder zu ſich ſelbſt bringen könne?

Zu Erläuterung dieſer Frage könte man viele Beweiſe aus dem in ganz Frankreich publicirten Avis pour donner du ſecours à ceux, que l'on croit noiés, hier anführen, ſo man anders geſonnen wäre, was ausführlich davon zu handlen. Dieſer Frage nach aber iſt 1) zu antworten: daß es möglich ſeye, einige ins Waſſer Gefallene und als tod Herausgezogene wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; aber nicht alle. Und eben deßwegen ſeye an einem jeden, wo man nicht Zeichen der Verweſung, oder vorher geſchehener Ermordung, erſiehet, an aller nur erſinnlichen Hülfe nichts zu unterlaſſen. Solche Möglichkeit und Unmögkeit kommt darauf an, je nach dem ein im Waſſer verſunkener Menſch mehr oder weniger Schaden an ſeinen Eingeweiden davon erlitten hat. Es gehet aber nach der Auſſag der Wiedererretteten, und nach dem Befund an denen Todgebliebenen mit dem Ertrinken alſo zu: So bald der Menſch ins Waſſer fällt, lauft ihm das Waſſer in die Naſe und Ohren, auch in den Mund, wenn er ihn offen hält, er kommt etwan ein und andermal wieder empor, aber endlich ſinkt er unter, da hat er zu ſeinem unentbehrlichen Athem keine Lufft, ſondern wenn er Athem holen will, da bekommt er an ſtatt der Lufft Waſſer in Mund, dieſes aber kommt deswegen doch nicht in die Lungen, denn das läſt die bekande Empfindlichkeit der Luftröhre und das Blätlein, welches die Luftröhre zudekt und bewahret, daß nichts als Luft hinein komme, durchaus nicht zu, ſondern der Menſch ſchlukt das Waſſer hinunter in Magen, und dieſes immer zu athmen wollen, und dafür Waſſer ſchluken, treibt er ſo lang, als er etwas von ſich ſelbſt weiſt, er zappelt und ſucht ſich zu retten, und greift nach allem, was er ertappen kan, daß, wenn er nicht berauſcht iſt oder aus Verzweiflung den Tod mit Fleis ſucht, er ſich wohl die Finger ausreiſet; Mittlerweilen vergehen ſeine Sinnen und Verſtand, es kommt ihn ein Gicht an, er verbeiſt die Zung zwiſchen den Zähnen, ſo breit ſie iſt, und treibt einen weiſſen ſchaumigten Schleim zu Mund und Naſen heraus, das Angeſicht ſchwillt auf, und wird blau; Einigen ſtoſet es Blut zur Naſen und die Anfangs beim Fall ins Waſſer noch eingeathmete Lufft aus den Lungen heraus, ſo, daß man Bläterlein davon oben auf dem Waſſer aufſteigen ſehen kan, bei andern aber bleibt die Lufft in den Lungen, und treibt die Bruſt und Bauch auf, alsdann bleibt der Ertrunkene liegen, bis er anfangt zu verweſen, da in dann das Waſſer auswirft. Im Leichnam findet man das Nez zurukgezogen; Naſen und Därme ausgedehnt, aber gar nicht mehr Waſſer darinn, als ein geſunder Menſch ohne Ungelegenheit ertragen mag; das Zwerchfell entweder aufwärts getrieben und die Lungen eingefallen und mit Blut unterloffen, und keine Lufft, aber auch kein Waſſer darinn, oder gedachtes Zwerchfell niedergedrukt, und die Lungen ohne Waſſer und allein von Lufft und Blut angefüllt und blau, je nachdem der Ertrunkene ſeinen Athem entweder ausgeſtoſſen oder in ſich behalten hat; Innen im Kopf ſind die Hirnhäute feſt angeſpannt; alle Adern voll Blut; und zu unterſt, wo die Nerven im Hirn heraus gehen, auch in den Hölen des Hirns, etliche Löffel voll wäſriges Blut; Bei einem Ertrunkenen aber, welcher gar lang unterm Waſſer irgendwo hangen geblieben, findet man zwar mehr Waſſer, welches aber erſt nach dem Tod nach und nach eingedrungen. Hieraus erhellet ſattſam, es ſterben Ertrunkene gar nicht vom Einſchluken oder Eindringen des Waſſers in Magen, Därme, Lungen und Hirn, ſondern von wegen Mangel der Lufft an einer Erſtikung und Stillſtand des Geblüts ums Herz, dieſes ſteigt im Kopf, darüber vergehen die Sinnen, und wenn es zu lang währet, ſo entſtehen Gichter, zu den Gichtern ſchlägt ein Schlagflus; vom Schlagflus wird der weitere Einflus der Lebensgeiſter gehemmt, und um des gemeldten gänzlichen Stillſtandes des Geblüts und der Lebensgeiſter willen mus alsdann zulezt die Seele ihre Wohnung des Leibes verlaſſen. Wofern es nun bei einem ins Waſſer gefallenen nicht ſo weit kommt, daß ein ſo heftig ſtarkes Vergicht und im Hirn ein Austritt des Bluts entſteht, da kan er, wie ſo viele Exempel bezeugen, wohl eine Zeitlang unter dem Waſſer und ohne Lufft und Athem in einem ſolchen Stande bleiben, daß er, wenn er wieder aus dem Waſſer kommt, entweder von ſich ſelber, oder durch andrer

Menſchenhülf, zuforderſt aber durch GOttes wunderbahre Schikung, ſeines Lebens wieder habhafft wird. Wie lang er aber unter dem Waſſer ſo dauren kan, das läſt ſich nicht genau beſtimmen, und liegt an des Menſchen Natur, Alter, Geſundheit, Kräften, Geblüt, Nerven, Eingeweiden, erlittener Beſchädigung, und andern Umſtänden. Litte es der Raum, ſo wolt ich gern etliche Exempel erzehlen, als: Von einer Kindsmörderin, welche zur Todesſtraf in einem Sak 25. Minuten im Waſſer gehalten worden, und da man ſie zur Anatomie liefern wollen, unterwegs von ſich ſelber wieder lebend, aber vom Nachrichter, der das Fuhrlohn nicht dahinten laſſen wolte, verdroſſelt worden; Von einem Gärtner, welcher unterm Eis im Waſſer 18. Ellen tief 16. Stunden lang geblieben, und dañoch wieder heraus und durch vielen Fleiß zu ſich ſelbſt gebracht worden, und andere mehr.

Den andern Theil der Frag anlangend; **Wie man ins Waſſer gefallene wieder zu ſich ſelbſt bringen könne?** iſt das Hauptwerk dieſes, daß man ſie aus dem Waſſer heraus ziehe, und wieder zur Wärme und das ſtillſtehende Geblüt und Athem in Gang bringe. Derohalben ſoll man ihnen die naſſe und kalte Kleider alle ausziehen, den Mund aufbrechen, und ſie bis an Kopf in einen Mantel oder wollene Deke einmachen, nie auf den Ruken, ſondern allemal auf den Bauch legen, mehrmalen von der Erden aufheben, und ſo ſtark man kan, rütteln, ein und andermal ſtürzen, oder auf einem Fas oder Zuber hin und her wiegen, daß der Bauch einwärts gedrukt, mithin der Magen zum Ubergeben und die Bruſt zum Athemſchöpffen gereizt werde. Geben ſie hierauf nicht ein Lebenszeichen von ſich, ſo mus man ſie, den Bauch unter ſich gekehrt, in ein Haus tragen, in eine warme Stuben und Bett bringen, aber nicht ruhig liegen laſſen, ſondern hundertmal bald auf den Bauch, bald auf eine Seite legen, bald in die Aerme nehmen, und verſchütteln, warme Küſſen und heiſſe Tücher unterlegen, mit warmen wollenen Tüchern allenthalben um die Bruſt, am Kopf, Ruken, Bauch, und Füſſen, und mit einer Bürſte an den flachen Händen und Fusſolen reiben, worzu dann Leute genug anzuſtellen, ferners eine Feder mit dem Bart in Oel gedunkt, in den Hals hinunter ſchieben, um Athem und Erbrechen zu erregen, desgleichen eine andere Feder in die Naſe hinauf ſteken, darinn umdrehen, und damit küzeln, daß Blut geht, Schlagwaſſer in Mund gieſſen, auch aufs Herz überſchlagen; junge Leute in ein Anfangs laues Bad ſezen, und nach und nach heiſſes Waſſer zugieſſen, immittelſt auch ohne Verzug einen Doctor und Chirurgum darzu holen. Wann nun ich darzu käme, ſo lies ich über alles obige eine Ader am Hals öffnen, um das ſtillſtehende Blut im Hirn und Herzen wieder in Bewegung zu bringen, und wofern hierauf Puls und Athem nicht bald gienge, auch die Lufftröhr auf behörige Art öffnen, und Athem hinein blaſen, welches leichte Hülfsmittel ſchon vor 33. Jahren ein alter Medicus unſerm ſeel. Herrn D. Schrök in einem beſondern gedrukten Schreiben gar weislich fürgeſchlagen hat. Benebens lies ich mit Tabac cliſtiren, und mit obigem erwärmen, reiben, rütteln, ſchütteln, hin und her legen, u. a. m. wenigſtens 6. Stunden unausgeſezt fortarbeiten, ehe ich die Hofnung aufgebe, ob gleich auf ſchon vermerktes Leben ein und andermal eine Ohnmacht käme. Wie alsdann, wann der Patient wieder anfangt zu Athmen und zu ſchlinden, mit weiterer Erwärmung und Labung zu begegnen, iſt eine leichte Sach, und den geneigten Leſer damit nicht länger aufzuhalten. Mit welchem Gutachten und Rath für ſolche verunglükte zu dienen der ſchuldigen Liebe des Nächſten und oberherrlich aufgetragenen Stadtphyſici Stelle gemäs zu ſeyn, erachtet.

D. Georg Friedrich Gutermann,
Wohllöbl. R. Stadt Augſpurg, Phyſicus ordinarius, der Kayſerl. Academiæ naturæ curioſorum, und des hieſigen Löbl. Collegii Medici Mitglied.

VI. Beſchreibung von des Herrn von Reaumur Art, die Eier ohne Hüner auszubrüten, und einigen electriſchen Verſuchen des Herrn Abt Nollet.

(Aus einem Briefe aus Paris mitgetheilet.)

Der Herr von Reaumur, der beſtändig für das gemeine Beſte ſo eifrig iſt, hat das Geheimnis der Aegipter entdekt, Eier ohne Beihülfe der Hennen auszubrüten. Nach viel vergebenen Verſuchen iſt ihm endlich folgendes gelungen:

Er hat ein altes Fas in einen Stall oder eine Scheune ſezen laſſen, und einige Körbe mit etwa 200. Eiern hinein gehangen. Darauf iſt diſes Fas mit zwo Schichten Miſt umgeben, und mit einem Dekel zugemacht worden, der acht mit Korkſtöpffeln verwahrte Löcher hatte, durch deren Auf- und Zumachen die Wärme konnte gemäſſiget werden. Sein Thermometer hat er in die Mitte geſezt, und daran ſehen können, daß die Hize von dem gehörigen Grade, und wie ſie ſich bei einem Menſchen und einer Henne befindet, ſey. Die Eier ſind auf dieſe Art faſt alle ausgebrütet worden, und er hat vermittelſt deren, die er vom erſten Tage an bis auf den letſten zerbrochen, den Fortgang der Bildung des Küchleins geſehen. Die Geſchichte dieſer Bildung und des Durchbrechens von den Küchlein iſt vortrefflich beſchrieben, wie Herr Reaumur in ſeinen Beſchreibungen nicht nachzuahmen iſt. Ubrigens verſpricht er, auf dieſe Art 30000. junge Hüner mit 45000. Eiern zu erhalten, und das Flügelwerk ungemein zu vermehren, weil von 30. Hünern kaum 6. ſind, die gut brüten, und die es thun, doch 2. oder 3. Monate, ohne zu legen, zubringen. Der Miſt bei dem Faſſe, einige Kräuter, etwas Kleien, oder auch etliche ſchlechte Körner ſind die Nahrung dieſer jungen Hüner, die keine Glukhennen werden nöthig haben, wenn man ihnen nur, wie in Aegipten, einen kleinen Führer giebt, der die Grade der Wärme zu ihrer Ausbreitung verſteht, und ſie zu geringer Zeit fütteret. Sein Gärtner hat dieſe Verrichtung ohne Abbruch ſeiner Geſchäffte verwaltet. Den Grad der Wärme zu beſtimmen, hat der Herr von Reaumur ein untrügliches und leicht zu machendes Thermometer für die Bauren erfunden: Man thut nemlich auf den Boden eines Glaſes im Faſſe eine Kugel, die halb von Butter, halb von Fett (Suif) iſt, wenn ſolche harte wird, iſt die Wärme zu ſchwach, ſchmelzt ſie aber, ſo mus man die Wärme durch die Oefnungen des Dekels mäſigen.

Der Herr Abt Nollet ſchlos die Verſammlung mit Vorleſung einiger neuen von ihm angeſtellten

Verſuche über die Electricität.

1. Bei den Pflanzen. Er hat Senfſamen in gleicher Menge und zu gleicher Zeit in zweene Scherbel geſäet, und den einen 5. Stunden lang electriſiret: Da denn der Senf in demſelbigen nach 3. Tagen, in dem andern aber, der neben ihm geſtanden, nach 15. Tagen aufgegangen.

Daß alſo die Electricität das Wachsthum der Pflanzen befördert.

2. Wenn man ein Gefäß voll Waſſer electriſirt, aus welchem das Waſſer durch ein Haarröhrchen im Boden herausläuft, ſo bereitet es ſich wie ein Büſchelchen aus, und läuft verſchiedene Secunden geſchwinder, als aus eben dergleichen Gefäſſe, das nicht electriſirt worden. Wenn das Rohr, durch welches das Waſſer flieſet, ohngefehr dreimahl ſo gros iſt, als das Haarröhrchen, ſo wird die Electrität in dem Ausfluſſe keine Veränderung verurſachen, wenn aber dieſe Röhre eine halbe Linie im Diameter hat, wird das Waſſer langſamer aus einer electriſirten Röhre, als aus einer unelectriſirten von eben der Art flieſſen.

3. Sich zu verſichern, daß ein fünfſtündiges und längeres Verharren im electriſirten Zuſtande für Menſchen und Thiere nicht gefährlich iſt, hat Hr. Nollet, der Klugheit gemäs, von den leztern angefangen. Er hat zween Sperlinge von gleichem Gewichte, und zwo junge Kazen von einem Alter und Gewichte genommen, und eine von jeder Art electriſirt. Die Kaze ward in einem Kaficht eingeſperrt: Sie lärmte erſtlich ein wenig wegen ihrer Gefangenſchafft, und darauf gefiel es ihr, von 5. Stunden, da das Electriſiren dauerte, 3. bis 4. Stunden zu ſchlafen. Man hat ſie gegen ihren Cameraden, der während der ganzen Zeit in einem Winkel geſchlaffen hatte, gewogen, und 55. Gran leichter befunden: der electriſirte Vogel iſt auch etwa 18. Gran leichter, als der andere, befunden worden. Beide waren ohne Speiſe geblieben. Nachgehends hat er einen Knaben electriſirt, der nach fünfſtündigen Electriſiren etwa vierthalb Unzen leichter befunden worden: Aber Herr Nollet behauptet, die Kleider des Menſchen könnten dazu viel beitragen. Er hat bemerkt, daß Thiere von aller Art, die er electriſirt hat, nach dem einen erſtaunlichen Appetit haben.

Nachricht von der Cur einer Art der Waſſerſucht, Anaſarca genannt, nebſt dem Gutachten darüber.

Ew. Hochedelgeb. werden mir erlauben, daß ich mir die Freyheit nehme, folgenden Caſum Ihnen nicht allein zu berichten, ſondern auch dero gewiſſenhafftes und gegründetes Gutachten darüber zu verlangen. Eine Frau von einigen 50. Jahren, melancholiſch ſanguiniſchen Temperaments, welche viel Kinder gebohren, verfiel, nachdem ihr im 48. Jahre die Menſes auſſen blieben, und ſie viele Alterationes gehabt, in eine Cachexie, welche mit einem aſthmate und vielen affectibus ſpaſticis durch den ganzen Cörper begleitet war. Ein berühmter Medicus curirte an ihr Jahr und Tag, konnte aber nichts ausrichten: Er conſulirte daher einen auswärtigen Medicum desfalls, und beide bemüheten ſich ein gutes halbes Jahr gemeinſchafftlich die Patientin wieder herzuſtellen, allein es ward mit derſelben immer ſchlechter, und endlich verfiel ſie in eine hydropem Anaſarcam. Der auswärtige Medicus wurde gebeten zu überkommen, und die Patientin ſelbſt in Augenſchein zu nehmen: er entſchuldigte ſich aber eines theils mit ſeiner ſtarken Praxi, die ihm die Reiſe nicht erlauben wolte, andern theils aber hielt er dafür, daß der Patientin nicht zu helffen ſtünde. Es trug ſich zu, daß ihr ordentlicher Medicus krank ward, und ich muſte die Patientin in die Cur nehmen. ich kam des Abends zu ihr, und fand ſie mit halben Augen ſchlummernd, in ſo traurigen Umſtänden, daß ich wegen heftiger Bewegung der Bruſt und Röcheln der Materie nicht glaubte, daß ſie die Nacht überleben würde. Ich wegerte mich anfangs, in ſo deſperaten Umſtänden etwas zu verſchreiben; auf inſtändiges Bitten der Angehörigen aber und auf wiederholte Verſicherung, daß die Patientin ein groſſes Vertrauen zu mir gefaſſet, verordnete ich ihr eine auflöſende und ſtärkende Mixtur. Hievon hatten ſie ihr alle

Stunde unter dem Schlummer eingegeben, da ſie dann gegen Morgen ein paar Stunden in einen wirklichen Schlaf gekommen, auch gelinde dabei geſchwizt, und nach dem Aufwachen ſich ſehr erleichtert befunden. Ich wurde in eine nicht geringe Verwunderung geſezt, als ich den andern Morgen die Patientin in etwas beſſern Umſtänden antraf. Dis machte mir Muth, etwas weiter zu gehen. Es wird nöthig ſeyn, ihre Umſtände vorher kürzlich zu beſchreiben. Die Geſchwulſt war nicht allein über die Bruſt, ſondern auch nach dem Geſichte gezogen, an den Armen fand ſich dergleichen, auch im Rüken; am Leibe und an den Füſſen war ſie am allerſtärkſten, dergeſtalt, daß die letſten gar keine Proportion mehr hatten. Die Bruſt war in dem ſchlechteſten Zuſtande, indem das aſthma ſpasmodicum convulſivum der Patientin öfters ſo heftig zuſezte, daß ſie vermeinte, darinn zu bleiben. Der Urin gieng faſt gar nicht mehr ab, Schweis hatte ſich, auſſer dem oben gemelden, in langer Zeit nicht gezeigt. Die Angſt war unerträglich, und die Patientin konnte nichts genieſſen; vieler andern Zufälle nicht zu gedenken. Ich formirte richtige indicationes, und applicirte darauf meine indicata: ich gieng einen gelinden, aber in der Folge nachdrüklichen Weg; ich ſuchte die viſcera zu eröfnen, die humores zu corrigiren und per alvum, urinam, und ſudorem gelinde auszuführen, auch die Patientin zu ſtärken und zu erquiken. Auf dieſem Wege gieng ich ſo glüklich fort, daß ich binnen einigen Tagen die herrlichſte Würkung ſahe; der Leib eröffnete ſich täglich etlichemal, der Urin gieng ſtark ab, und ſezte zuweilen ein häufig roth ſediment, der Schweis fand ſich beſtändig am ganzen Cörper, das aſthma lieſe zur gröſten Verwunderung nach, die Bruſt eröffnete ſich, die Patientin warf viel zähen Schleim aus, der erquikende Schlaf folgte ſo Tages als Nachts, und der Appetit fand ſich auch mäſig ein, die Geſchwulſt war in den Obertheilen und am Unterleibe ganz gefallen, etwas war noch im Rüken von dem Liegen der Patientin; vom Lenden zog ſie ſich nach den Füſſen, ſelbe waren ſehr weich, und beſtändig in dem heftigſten Schweis. Ich kan mit Wahrheit ſagen, daß ich dieſer Art Krankheiten durch GOttes Seegen mehr curirt, aber bei keiner haben die Arzeneien ſo ſchleunig und kräfftig gewirkt, als bei dieſer. Ich überredete mich daher einer gewiſſen Cur, zumal da mein Vorhaben war, die Sache bei anwachſenden Kräften der Patientin, noch nachdrüklicher zu treiben. Allein da ich ſie acht Tage in der Cur gehabt, kam der berühmte auswärtige Herr Medicus, der vormals dafür gehalten, daß der Patientin keine Hülfe zu leiſten ſey, einmal des Abends an, und ſeine groſſe praxis hinderte ihn nicht mehr, zu der Patientin zu reiſen, wovon man die Hauptbewegungsurſache gar leicht errathen kan. Er erkundiget ſich mehr bei der Patientin nach ihren Umſtänden, als bei mir, welches leztere der Wohlanſtändigkeit und Achtung gemäſſer geweſen wäre; ich hörte mit auſſerordentlicher attention ſeine Fragen und Reden an; wobei das ſeltenſte war, daß er die Patientin fragte: Ob ſie wohl brechen könnte? Bei anderer Gelegenheit ſagte er ihr vor, nicht viel zu trinken, trokene Speiſen, als Butterbrod und kalten Braten zu eſſen, alten Wein zu trinken u. ſ. m. Ich kan nicht leugnen, daß mich dieſe Diſcourſe etwas unruhig machten; doch faſte ich mich, und antwortete nicht, da ich nicht gefragt wurde, und wir giengen alſo auseinander, ohne etwas zu beſchlieſſen. In einer, des andern Tages von mir veranlaſten Unterredung aber ſchlug er, nachdem er mir zuvor zu erkeinnen gegeben, daß man durch gelindes Verfahren bei der Patientin nichts ausrichtete, und dadurch mein procedere, womit ich in neun Tagen zu meiner Beſtürzung mehr ausgerichtet, als ich mir jemals vorgeſtellt, nicht undeutlich gemisbilliget, das bekannte aquam benedictam Rulandi vor, dergeſtalt, daß die Patientin ſechsmal, um den andern Morgen, dieſes Waſſer, die zwiſchenkommende Tage aber ein balſamiſches Elixir aus bittern Extracten dreimal nehmen ſolte. Bei dem erſten berief er ſich auf einen aphoriſmum des berühmten Boerhafens. Seine Meinung war, daß der Patientin fünf Loth jedesmal pro doſi nehmen könnte. Weil mir nun dieſe doſis zu ſtark zu ſeyn ſchien: So trieb mich mein Gewiſſen und meine geringe Einſicht, ihm vorzuſtellen, daß man beſſer thun würde, wenn die Patientin zuerſt nur drei Loth nähme, man könnte hernach die doſin allezeit vergröſſeren. Und gewiß, ich habe durch dieſen Rath ein Unglük verhütet; denn die erſte doſis hatte eine ſo gewaltige Wirkung, daß die Patientin über zwanzigmal brach, und über dreiſigmal purgirte. Ich ſahe ſchon voraus, daß dieſe gewaltſame Art, das, was ich in neun Tagen gebeſſert, auf einmal zu Grunde richten würde, darum entzog ich mich der Cur, und lies dem berühmten Medico die Ehre allein. Der erſten ſichtbar ſchädlichen *Operation* ungeachtet, muſte ſie um den andern Tag fortfahren, das zweite mal brach ſie über zwölfmal und purgirte auf zwanzigmal. Hernach iſt es zwar nicht ſo ſtark gekommen, die Patientin aber durch den ſechsmaligen Gebrauch, in den elendeſten und bejammernswürdigſten Zuſtand geſezt worden. Hierauf wurde noch ein rarer Trank geſand. Da dieſer den Zuſtand der armen Frau auch nicht beſſern wolte, ſo hies es, der Patientin iſt nicht mehr zu helfen; Damit war die Sache gründlich decidirt, und nach einem halben Jahre wurde die Patientin zu Grabe getragen. Vorher aber verſuchte ſie ihr Heil noch mit einem jungen Medico. Dieſer befand für gut, die ſo grosmüthig verworfenen gelinden Mittel, ja noch gelindere, als ich vorgeſchrieben, wieder zu gebrauchen. Was geſchahe? Die Patientin erholte ſich, und kam binnen einigen Wochen in leidliche Umſtände; in der Folge der Zeit wurde ſie noch beſſer, und der Ruf breitete ſich aus, ſie würde völlig geneſen, welches leztere, wenn ich mein Vorhaben ungehindert fortſezen können, wol möglich geweſen wäre; nachdem aber durch die violente Cur die viſcera der Patientin mehr geſchwächet und verhärtet, der tonus aller Theile verderbet, die ſe- et excretiones gehindert, und die ganze Krankheit verwirret worden, war es nicht möglich, ob es ſich gleichwohl anlieſe, und die Patientin faſt dreiviertel Jahr noch ſo hinlebte. Dieſes ſind alſo die Hauptumſtände dieſes Caſus, welche Ewr. Hochedelgeb. ich aufrichtig überſchrieben, ohne etwas zuzuſezen oder abzuthun. Ich erwarte mit aller Conſideration dero Gutachten. N. N.

Antwort.

Ew. Hochedelgeb. haben mir zwar eine groſſe Ehre erwieſen, daß ſie mir eine beſonders merkwürdige Cur einer Waſſerſucht berichtet, mir aber, da ſie meine Meinung verlangen, eine Arbeit aufgelegt, deren ich mich lieber entziehen, als unterziehen wollte. Schreibe ich die Wahrheit, ſo beleidige ich denjenigen, der ihre gute Cur gehindert, heuchle ich aber und trage den Baum auf beiden Schultern, ſo verleze ich mein Gewiſſen, und gebe der Schwachheit derjenigen Vorſchub, welche Leute rühmen und bewundern, die zuweilen nichts weniger, als Ruhm und Bewunderung verdienen.

Es iſt an dem, daß die bemeldete Patientin in den ſchlechteſten Umſtänden des Lebens ſich befunden, ſo daß es, nach ihrem Bericht, vergeblich geſchienen, ihr etwas zu verordnen; noch weniger konnte man davon einige, und am allerwenigſten eine ſo unvermuthete und erſtaunend machende Wirkung hoffen. Wir ſehen aber daraus, wie gros des Allmächtigen Barmherzigkeit ſey, und wie ſich der Medicus niemals durch die Krankheit und deren allerſchlimſte Zufälle müſſe abſchrecken laſſen, das äuſſerſte zu verſuchen: ob er gleich bei ſolchen, dem Anſehen nach, unheilbaren Umſtänden etwas gewiſſes zu verſprechen, ſich hüten mus. Wir ſind, dem Höchſten ſey Dank, mehrmals unmöglich ſcheinende Curen möglich worden, ich habe aber bei höchſt Schwachen und Elenden mit ihren Kräften den Uberſchlag gemacht, nichts als meinen Fleis verſprochen, und durch gewaltſame Medicin nichts zu erzwingen geſucht.

Ich ſollte ihnen billig einen groſſen Lobſpruch machen, daß ſie mit der Patientin als ein geſezter und erfahrner Medicus verfahren: Sie wiſſen aber, wie wenig ſowohl ich als Sie von Worten halten, ſondern wie ſcharf und nachdrüklich wir auf die That ſehen.

Es wäre zu wünſchen, daß alle Medici ſich auf den Fus ſezten, aus dem examine ægri und der cognitione morbi richtige indicationes zu ziehen, und darauf die ſich ſchikende indicata zu appliciren; aber ſo ſieht man leider das Gegentheil, wie ſo gar berühmte und ſonſt geſchikte Männer offt nur aufs Gerathewohl Arzneien verordnen, und es aufs gute Glük ankommen laſſen, und wenn etwa ein Caſus glüket, nach demſelben alle folgende tractiren. Ich ſehe alſo auf den Effect, welcher allemal von der Urſache zeuget. Der Effect Ihrer Verordnung war bei der Patientin auſſerordentlich, man kan daher ſicher auf die vortreffliche Beſchaffenheit derſelben ſchlieſſen; und was hinderts, daß Sie dieſelbe der Welt öffentlich vorlegen, und, wie ſie gewis verdienet, bekannt machen? Ich zweifle auch keineswegs, wenn Sie noch einige Wochen nur auf eben den, ich will nicht ſagen auf einen nachdrüklichern Fus, dero Bemühung hätten fortſezen können, daß Sie die Patientin würden völlig wieder hergeſtellt haben; welches um ſo viel gewiſſer zu hoffen war, je mehr die Vorbereitungscur herliche Wirkung gethan, und dazu den Weg gründlich gebahnet. Die, bei augenſcheinlicher Beſſerung der Patientin erfolgte plözliche Ankunft, und das übrige Verfahren nebſt der Begegnung des fremden Hrn. Doctors gegen Ew. ꝛc. überlaſſe ich der vernünftigen Welt zu beurtheilen. Meines wenigen Ermeſſens ſchikte ſich es nicht, daß er ſich, in Unterſuchung der Krankheit, mehr an die Patientin als an Sie gewendet; da Sie von den Umſtänden beſſer informirt waren, oder doch ihm beſſern Beſcheid geben konnten, als die kranke Frau. Ich gebe zu, daß er durch die Frage: Ob die Patientin brechen könne, eine beſondere Stärke ſeiner Einſicht zu Tage geleget habe. Aber was das heiſt, Waſſerſüchtigen das Trinken zu verbieten, Morgens Butterbrod und kalten Braten, wie auch alten Wein anzurathen, begreiſe ich nicht. Was ſezt das für eine Idée, von einem corpore anaſarcodeo voraus? Eine helle oder trübe? Will man ſagen, viel trinken macht bei der Waſſerſucht Angſt, weil die liquida nicht gut durch die verſtopften und verhärteten glandulas meſenterii fortkommen können, ſondern im Magen bleiben und denſelben ängſten: So bin ich zwar der Meinung, daß vieles Trinken auf einmal den Magen ausdehne, beängſte und ihm ſchade; allein ofte und wenig, aber doch genug trinken, iſt in der Anaſarca höchſtnöthig.

Denn da die lympha zwiſchen Fleiſch, Fett und Haut ſteket, und mit dem Geblüte wie ſonſt nicht umläuft und daſſelbe diluirt; So iſt leicht zu erachten, daß entweder beſtändig oder zuweilen bei den Waſſerſüchtigen ein Durſt ſeye, Feuchtigkeit ins Geblüt zu bringen, daſſelbe zu verdünnen. Wenn nun daſſelbe den Kranken in gehöriger doſi entzogen wird: ſo mus das Blut diker und ſchleimiger werden, und die kleinen Geäder des ganzes Leibes, beſonders aber der viſcerum verſtopfen, und dadurch die anaſarca ex vitio viſcerum endlich eine aſcites werden.

Trokene Speiſen können dieſer Art Kranken eben ſo wenig nüzlich ſeyn. Denn erſtlich haben ſie, wegen Troknes des Mundes und Mangel des Speichels, ſelten Appetit. Wie wenig werden ſie alſo Butterbrod und kalten Braten genieſſen können; Brühen, gute Kalteſchalen, Gelées &c. ſind diejenigen Dinge, die ſie erquiken und wornach ſie verlanget. Hiernächſt ſind dergleichen trokene Sachen einem ſolchen Magen, wie die Patientin hatte, gewis laſtig und ſchwer verdaulich, zumal wenn ſie noch dazu wenig trinken ſollen. Gegen den alten Wein hätte ich eben nichts zu erinnern; doch halte ich dafür, daß ein gutes Gewächs von Mitteljahren dergleichen Patienten zuträglicher ſeye, als ein alter feuriger Wein; welcher dem unterlaufenden heimlichen Fieber keinen Vortheil bringt.

Nun komme ich an die kräftige Verordnung des aquae benedictae Rulandi. Ich wünſchte von Herzen, daß es nicht geſchehen wäre, und daß ſie mein Gutachten nicht darüber verlangten. Mir ſtehen die Haare zu Berge, wenn ich an den Vorſchlag, und noch mehr, wenn ich an die Operation gedenke, am allermeiſten wenn ich erwege, daß, der gewaltſamen Operation ohngeachtet, das Waſſer ſechsmal nach einander um den andern Tag genommen werden müſſen. Es iſt recht erſchreklich zu hören, daß, wenn ein Kranker von einer Arznei bei zwanzig mal bricht und etliche dreiſig mal purgirt, man denſelben dennoch damit ſechs mal fortfahren läſt. Iſt die Operation einer Arznei zu gewaltſam: So gebeut die medicina rationalis entweder weniger zu geben, oder gar damit inne zu halten. Man hat mir einsmals erzehlet, welcher ich aber nicht glauben wollen, und doch wahrhaftig geſchehen iſt, daß ein berühmter Medicus einem Apotheker, der am fomitu matutino ſpontaneo laborirte, und etwas geſchwollene Füſſe hatte, auch Aquam benedictam Rulandi verordnete; der Herr Apothekergeſelle aber war, klüger, als der Medicus. Dann als er ſahe, daß ſein Herr hefftig brach und purgirte, gab er ihm zum andernmale die Helfte; als auch dieſes zu hefftig war und ſeinen Herrn abmattete, gab er zum drittenmale noch weniger; wie nun ſein Herr dem unerachtet ſchwächer ward, lieſe er ihn lieber ſterben, als noch einmal Rulands geſegnetes Waſſer nehmen. Indeſſen ſoll es doch einmal einer Judenfrau geholfen und dieſelbe ſo kauſcher gemacht haben, als wenn der Rebbe bei ihr geweſen wäre. Wie gut iſt es, daß durch ihre Erinnerung von den fünf Loth zwei abgenommen, und dadurch ein gröſſer Unglük verhütet worden! Und wie wohl hätte der groſſe Mann gethan, wenn er ihren Indicationen gefolget wäre, und ſein falſches indicatum weggelaſſen hätte, zumal da er in wenig Tagen die herrliche Wirkung ihrer gründlichen Art zu heilen ſahe, welche Wirkung ſo auſſerordentlich geweſen, daß ich ſolche eben ſo wenig, als das gegenſeitige heftige Verfahren glauben könnte, wenn ich nicht wüſte, daß ich es mit einem ehrlichen Manne zu thun hätte.

Es iſt ja eine, unter den Medicis ausgemachte Sache, daß die remedia droſtica, deren eines dieſes auch iſt, die viſcera in hydrope anaſarca durch ihre heftige operation, mehr verſtopfen als öfnen, mehr verhärten als erweichen, mehr ſchwächen als ſtärken. Denn da ſie durch ihr cauſtiſches Salz den Magen heftig irritiren unb zuſammen ziehen, daß derſelbe oben und unterwärts alle contenta auswirft, ſo hebt er unter dem Brechen durch heftige Bewegung des diaphragmatis die Leber und durch ſein Zuſammenziehen die Milz in die Höhe, daß ſie gedrukt und conſtringiret werden. Hiedurch wird denn der Um- und Zulauf des Geblüts durch die venam portate wie auch der lymphae nutritiae durch dieſe viſcera gewaltig gehindert, woraus hernach mehrere Verſtopfungen und Verhärtungen in der Leber und Milz entſtehen und endlich der Weg zur völligen Waſſerſucht gebahnet wird. So gewaltſam der Vorſchlag mit obigen Brech- und Purgierwaſſer war, ſo gut war der mit dem Elix. balſ. aus bittern extractis, allein dieſes gute Mittel konnte den verurſachten Schaden nicht wieder verbeſſern. Da nun durch eine ungegründete gewaltſame Cur, die anfänglich unbegreiflich ſcheinende und auf eine ordentliche Überlegung ſich gründende Cur gehindert, und die Patientin binnen 12. Tagen, auf eine gar begreifliche Art in den elendeſten Stand geſezet worden und der nachgeſezte rare Trank, wie ſie ihn nennen, auch nicht helffen wollen, ſo war wohl kein richtigerer Schlus, als dieſer, daß wenige Hoffnung zur Geneſung da ſey. Aber es hätte dach der junge Medicus bald ein anderes gezeiget, da er auf eine gelinde und fürſichtige Art verfahren, die gute Natur der Patientin wieder excitirt, und durch Zeit und Mühe die Patientin in ſolchen Stand geſezt, daß ſie ſich ziemlich erhohlet und der Ruf ſich ausgebreitet, ſie würde nicht in tantum ſondern in totum curiret werden, welches leztere wohl, ehe ſie ſo heftig angegriffen worden, meiner Meinung nach, gewis möglich, aber in der lezten Cur unmöglich geweſen. O wie hat ein jeder Medicus aufs ſorgfältigſte dahin zu ſehen, daß er nicht zur Ruthe, ſondern zum Heil ſeines Nächſten geboren ſeyn möge, und daß er nicht die Krankheiten durch eine falſche Cur gröſſer und ärger mache, ſondern dieſelbe durch gründliche Wiſſenſchaft und Unterſuchung leichter und geſchwinder heile. Es iſt nicht zu läugnen, der geſchikteſte Medicus richtet zuweilen bei einem ſchwachen und viele wunderliche Curen durchpaſſirten Cörper nichts aus, und ein minder verſtändiger und erfahrner bringt oft bei einer noch guten Natur, die durch unterſchiedene und zu Zeiten ſich wiederſprechende Meinungen der Medicorum noch nicht enervirt iſt, etwas Gutes zuwege. Wer aber beide nach dieſen Umſtänden beurtheilen wolte, würde beiden unrecht thun. Meiner Einſicht nach, halte ich den für geſchikt und gelehrt, der die Krankheiten wohl, gründlich und bedächtlich unterſuchet, darauf ſeine Arzenei auswehlet, und auf dieſe Urſachen einrichtet, daß er Gelehrten und Ungelehrten jedesmal deutlich und überführend zeigen kann, daß er nach den Gründen der Wiſſenſchaft ſo und nicht anders und nicht beſſer verfahrrn können.

Deswegen folgt nun gar nicht, daß allemal die Krankheit gehoben wird, ſondern dis dependirt von den Umſtänden und von dem Willen deſſen, der Leben und Tod der Menſchen in ſeiner Hand hat. So viel aber folgt gewis daraus, daß man einen ſolchen Medicum niemals wird beſchuldigen können, daß er den Patienten unfürſichtig tractiret und über den Haufen geworfen. Es taugt daher nicht, daß ich ohne gründliche Abſicht auf die Urſachen der Krankheit, gewiſſe Methoden zu heilen erwehle, die unmöglich bei allen beſondern Fällen ſich anwenden laſſen; und worüber ſich ein Moliere mit Recht luſtig macht. Was ich hier geſchrieben habe, gedenke ich vor GOtt und vor dem Richterſtuhle der Wahrheit allemal zu verantworten. Solte mir die Wahrheit Feindſchaft erweken: So halte ich es dennoch für beſſer, um der Wahrheit willen gehaſſet, als falſcher Curen halber gerühmet zu werden.

Schöpffer.

Gedanken über das Glükwünſchen bei dem Neuenjahrwechſel.

Es iſt eine wohlhergebrachte Gewohnheit, daß man keinen im neuen Jahre anredet, dem man nicht zuvor einen Glükwunſch abſtattet. So viel Schwachheit und Einfalt bei dieſer Gelegenheit insgemein bemerket wird: So löblich iſt es dennoch, ſeinem Nächſten alles Gutes anzuwünſchen. Man iſt ja verbunden, ſolches täglich zu thun; warum denn nicht auch an einem Tage, der deswegen für merkwürdiger gehalten wird, weil man meinet, daß er, als der erſte im ganzen Jahre, ſehr viel vor andern Tagen voraus habe. Nun iſt dieſes zwar eine ganz ungegründete Meinung. Alle Tage im Jahr ſind einander gleich: Es wäre dann, daß man ihren Unterſcheid in der Länge und Kürze, in der Wärme und Kälte; oder endlich in der Näſſe und Trokenheit des Gewitters ſuchen wolte. Fiele unſer Neujahrstag gerade am kürzeſten Tage im ganzen Jahre ein: So hätte derſelbe doch etwas beſonders.

Un

Unſere Zeitrechnung würde alsdann weit vernünftiger ſeyn als jezo: Da in der ganzen Natur keine Urſache vorhanden iſt, warum wir das neue Jahr den erſten Jenner; oder neun bis zehen Tage nach dem kürzeſten Tage, anfangen. Allein geſezt, daß unſre Calender ſo eingerichtet wären; geſezt, daß, durch Einſtimmung aller Europäiſchen Völker, inskünftige die zwiſchen dem 21ſten Dec. und dem Anfange des neuen Jahres befindlichen Tage, einmal für allemal ausgeſtrichen und gleichſam vernichtet würden; ſo daß der erſte Januarius die Stelle bekäme, die bisher der erſte Tag nach dem ſogenannten Stillſtande der Sonnen inne gehabt: So würde doch dem Neujahrstage noch kein ſonderbahrer Einflus in die Gemüther, Handlungen und Glüksfälle der Menſchen können zugeſchrieben werden. Daß die Sonne eine Viertelminute ſpäter auf, und eben ſo viel früher untergeht, als an dem vorhergehenden und folgenden Tage, das macht in der Natur, wo alles mechaniſch zugeht, keine merkliche Veränderung: Wie viel weniger wird es denn in den menſchlichen Handlungen wirken, wo alles durch den freien Willen der Gemüther regiert wird? Man hat derowegen alles das für Phantaſeien anzuſehen, was von den Vorzügen, und ſonderlichen Wirkungen des Neuenjahrstages, insgemein geglaubet wird. Wolten wir uns nun im Antritte des jezigen Jahres der eingeführten Gewohnheit bequemen: So müſten wir unſern geneigten Leſern zuforderſt mit einem recht ſtudirten Glükwunſche aufwarten. Ich weis, daß an einem Orte, wo mehr als 20. Kirchen und über 50. Geiſtliche zu finden ſeyn, am Neujahrstage und zwei Wochen hernach, keine Predigt gehört wird, darinnen nicht zum wenigſten ein halbſtündiger Neujahrswunſch enthalten iſt. Die ganze Stadt iſt alsdann begierig, die ſonderlichen Erfindungen ihrer Lehrer zu vernehmen, und, aus Gegeneinanderhaltung derſelben, von ihrer Gelehrſamkeit zu urtheilen. Darum ſinnet mancher ſchon etliche Wochen vorher: Mit was für ſinnreichen Einfällen er ſeine geiſtliche Complimenten auspuzen und anſehnlich machen will? Iſt dieſes Gottesgelehrten erlaubt: Wer wolte es uns denn verargen, wenn wir in einer vernünftigen Sittenlehre eben dergleichen thun wolten? Wir haben eben ſo viel Leſer, als die meiſten unter ihnen Zuhörer haben. Wir haben eben ſo viel Gattungen von Leuten vor uns, als ſie Claſſen unter ihrer Gemeine machen, an welche ſie ihre Neujahrswünſche richten. Und iſt es uns gleich weder anſtändig noch erlaubt, ſo viel ungegründete Wortſpiele mit bibliſchen Sprüchen zu machen, als man bisweilen an ihren Reden wahrnimmt: So könnten uns doch an deren Stelle die Schriften unſrer Poeten dienen, wenn ſich nur jemand gefunden hätte, der ſich die Mühe genommen, eine vollſtändige Concordanz darüber zu verfertigen, darinnen man ohne Mühe finden konnte, wie oft, und in was für Umſtänden ein jedes Wort von ihnen gebrauchet wäre. Vielleicht würde es uns auch an Einfällen nicht fehlen, die unſere Wünſche beliebt machen könnten. Wenn wir zum Exempel, allen ledigen Mannsperſohnen reichere Bräute wünſchen möchten, als der Dauphin in Frankreich im vorigen Jahre bekommen hat: wenn wir allen magern Poeten das Feuer anwünſchen möchten, welches in Italien dieſen Herbſt hindurch ſo viel Erdbeben verurſachet hat; wenn wir allen hochtrabenden und gar zu feurigen Geiſtern einen kältern Winter ins Gehirne wünſcheten, als wir etliche Jahre her gehabt; wenn wir manchem Frauenzimmer ſo viel Liebhaber anwünſchen möchten, als es täglich Blike in den Spiegel thut; wenn wir einer andern ſo viel Freier ankündigen wollten, als Schönheit ſie zu beſizen denket; wenn wir endlich einer jeden ſo viel Geſchenke von ihren Anbethern prophezeiheten, als vergebliche Begrüſſungen ſie täglich vor ihren Fenſtern abzuwarten gewohnt iſt: So dächte ich doch zum wenigſten, daß man unſern Neujahrswunſch mit keiner runzlichten Stirne leſen würde. Kämen wir weiters, ſo würden wir allen verſchwenderiſchen Frauen freigebige, oder reiche und dumme Männer; allen ausſchweiſenden blinde oder gedultige Ehherren; allen ſtolzen, neue Ehrentittel für ihre Hausvätter anwünſchen ꝛc. ꝛc. Damit wir endlich auch was Ernſthafftes hinzuſezen: ſo würden wir auch allen Teutſchverderbern eine Hochachtung gegen ihre Mutterſprache; allen Einfältigen und Unverſtändigen eine geſunde Vernunft, und allen Laſterhaften eine herzliche Liebe zur Tugend anwünſchen. Doch was würde dieſes helfen? Wann unſre Wünſche gleich die ernſthafteſten von der Welt wären; wenn ſie mit aller erſinnlichen Aufrichtigkeit abgefaſſet, und mit dem brünſtigen Eifer ausgeſprochen würden: So würde doch niemanden dadurch geholfen werden. Ein Thor bleibt ein Thor, man mag ihm die Klugheit wünſchen, ſo lange man will. Wer nicht Hand anleget, und ihm durch ſeinen Unterricht zu ſtatten kömmt, der wird gewahr werden, daß der weiſe König recht habe, wenn er ſchreibt: **Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen.** Wir laſſen uns dieſes zur Richtſchnur dienen, und ich insbeſondere will dieſes Capitel des neuen Jahrs lieber mit einer ernſtlichen Betrachtung, als mit vergeblichen Complimenten anfüllen. Wenn ich den ſchnellen Ablauf der Zeiten und Jahre bedenke: So halte ich dafür, daß man weit mehr Urſach habe, an einem Neujahrstage ſeine Bekannten zu beklagen, als ihnen einen Glükwunſch abzuſtatten. Was die Zeit ſey, und worinnen ihr eigentliches Weſen beſtehe, das mögen die Weltweiſen unter ſich ausmachen. So viel iſt gewis, daß die Zeit, ja ein jeder Augenblik derſelben, eine Gelegenheit, Gutes zu thun, ja noch mehr, ein Theil unſers flüchtigen Lebens iſt. Jede Stunde, jeder Pulsſchlag iſt uns deswegen von GOtt gegeben, damit wir die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts, und die Ehre unſers Schöpfers befördern ſollen. Dieſes iſt in dem vorigen Jahre vielfältig verſäumet worden. Wer kan ſich doch rühmen, daß er ſeine Pflicht in dieſem Stüke niemahls aus den Augen geſezet habe? Iſt es nun mit dem verfloſſenen Jahre ſo bewant; Warum ſoll ich jemanden Glük wünſchen, daß ihme ſo viele Gelegenheiten, Gutes zu thun, entwiſchet ſind? daß er ſo vielmal ſeiner Pflicht vergeſſen? Daß er ſo manche Tugend auszuüben unterlaſſen, die er vielleicht lebenslang nicht mehr ins Werk zu richten Anlas haben wird? O wie vernünftig würde derjenige handlen, der am Neuenjahrstage ſeine Anrede an gute Bekannte ſo einrichten möchte: Ich beklage dich herzlich, mein lieber Freund, daß du abermal ein Jahr verlohren haſt, darinnen du viel Gutes hätteſt thun können; wenn du vernünftiger geweſen wäreſt, als du jezo biſt. Ich betrübe mich über die ſchwere Verantwortung, ſo du deswegen wirſt ablegen müſſen; und wolte herzlich gern alles das Meinige hergeben: Wenn wir nur das verfloſſene Jahr zurüke kauffen, daſſelbe von neuem anfangen, und mit gröſſerm Ernſte nach der wahren Tugend ſtreben könnten. Die andere Beſchreibung der Zeit, daß ſie nemlich ein Stüke von unſerm Leben iſt, gibt faſt noch traurigere Betrachtungen an die Hand. Unſere Dauer iſt gleichſam aus lauter Augenblike zuſammen geſezet. Das menſchliche Leben iſt eine Kette; die Geburt ihr Anfang, der Tod das Ende, die Pulsſchläge ſeine Glieder. Hält ein Pulsſchlag ohngefehr ſo viel Zeit in ſich, als eine Secunde: So verflieſſen in jeder Stunde 3600. in Tag und Nacht 86400. in einem Jahre aber 31536000., das ſind ein und dreiſig Millionen fünfhundert und ſechs und dreiſig tauſend Pulsſchläge. So viel Glieder von unſerer Lebenskette ſind auch in dem vorigen Jahre verlohren gegangen! So viel kürzer iſt ſie geworden; und es ſteht in unſern Kräften nicht, einen einzigen am Ende hinzuzuſezen, und ſie dadurch nur auf einen Augenblik zu verlängern. Was thut alſo derjenige, der einem wegen des zurükgelegten Jahres Glük wünſchet? Er ſagt: Daß er ſich herzlich erfreue, weil ſein Freund man-

ches

mehro ein oder zwei und dreiſig Millionen Augenblike weniger zu leben hat, als vor einem Jahre, Es ſey ihm lieb, daß er dem Tode ſo viel näher zum Rachen gerüket; und daß die Fäulnis und die Würmer um ſo viel eher einen guten Biſſen an ihm zu gewarten haben. Stellet man ſich den Zuſtand eines laſterhaften Gemüthes vor: So iſt die Betrachtung des neuen Jahres noch ſchröklicher: Indem die verfloſſene Zeit nicht anders, als durch den Verluſt und durch die Abnahme der künftigen wächſet. Will alſo jemand, in dieſem Abſehen, an ſeine Bekannten eine vernünftige Anrede im neuen Jahre thun, der ſage: mein Freund, ich beteube mich, daß du wieder einen anſehnlichen Theil deines Lebens verlohren haſt. Ich beklage dich, daß du nicht mehr ſo weit vom Grabe biſt, als vor einem Jahre; und ich wolte wünſchen, daß du noch alle die Augenblike vor dir hätteſt, die du ſchon ſo unbedachtſam haſt vorbei flieſſen laſſen. Seht! wertheſte Leſer, dieſes ſind meine Gedanken am Neuenjahrsabende geweſen, denn tauſend Leute mit eiteln und albern Spilen, mit thörichten und abergläubiſchen Dingen zuzubringen pflegen. Ich übergebe euch dieſelben zu weiterm Nachſinnen, und hoffe, daß ſie euch eine Aufmunterung zu einem behutſamen Wandel ſeyn werden.

Von der wunderlichen Einbildungskraft einer Henne.

Dem König von Sardinien iſt den 27. November 1748. ein beſonderes merkwürdiges Präſent gemacht worden: Es war ein ordentliches Hünerey, auf deſſen einen Seite ſich eine Ringſonnenfinſternis zeiget, das iſt eine Ovalfigur, aus deren Circumferenz ſolche ähnliche Radii gehen, die vor denen Zeiten des Chevaliers Bernini bei den Aſtronomis in Obſervanz waren. Uber dieſer Figur iſt noch eine andere Figur eines dunkeln Cirkelförmigen Cörpers, deſſen Diameter jedoch kleiner iſt, als der erſten Figur, mithin auch dieſe nicht ganz bedeket. Die Radii der erſtern ſind bei nahe von einerlei Gröſſe, auſſer einer, der weiter als die andern hinausgehet. Ein wenig darüber oder drunter ſiehet man einen kleinen Stern, wie zwei auf einander geſezte Driangeln. Dieſes Ey iſt von Novarra, mit einer Originalbeſchreibung des Doctoris Novida, hergekommen, in welcher er ſaget, daß es zu Borgoſeſia, im Novarriſchen den 25. Julii dieſes Jahrs an dem Tage der damaligen Sonnenfinſternis, gelegt worden; daß ferner noch 2. andere Eyer, die beide einerlei Bildnis haben, durch 2. andere Hennen gelegt worden, und dieſe 3. Eyer einander ähnlich ſehen.

Alle Savans zu Turin giengen nach Hof, dieſes Productum naturæ zu ſehen, und waren nur darin̄ bei ſich ſelbſten nicht einhellig, wie die Einbildungskraft der Henne dem ſchon empfangenen Ey die Vorſtellung der Sonnenfinſternis in dem Augenblik, als ſie dieſelbe mit dem Senſu externo begriffen, haben geben können. Andere Phyſici ſagen, daß wenn es mit dieſem Phönomeno ſeine Richtigkeit hätte, man nicht determiniren könne, wie die vis imaginativa einer Henne auf ein Ey in Form eines Objecti externi bringen können, welches doch nicht eigentlich ſich gänzlich vorgeſtellet. Denn es iſt gewis, daß die Sonnenfinſternis vom 25. Julii in Italien keine Ringfinſternis geweſen, wohl aber in Polen, Teutſchland und Schottland. Einige gelehrte Zeitungen in Italien beſchäftigen ſich mit Anführung dieſer Eyer, und zehlen ſie unter die Art einiger Steine, welche Cometen, Stern, Planeten, und 100. andere Dinge, an ſich zeigen. Dis iſt nun wunderlich genug.

Nüzliche Anmerkung von dem Wein.

Wir haben in unſerm curioſen und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher von dem Wein eine beſondere Abhandlung gemacht, wodurch erwieſen wird, daß deſſen Erfinder und erſter Pflanzgärtner der Noa ſeye; und dabei angeführet, daß ein temperirter und nicht gar zu ſaurer Wein unter denen beſten ſtärkenden Mitteln billich die Oberſtelle verdiene, weil dadurch der Umlauf des Geblüts und die Ausdünſtung vortreflich befördert, und der Magen ſo wol als der abgemattete Leib wieder geſtärket wird; ſonderheitlich bei denenjenigen, die kalter und feuchter Natur ſind, viel ſizen, und ſich wenig bewegen. Dahingegen es denenjenigen, die zu übermäſig ſaufen, ein Gift iſt, deſſen Misbrauch in Heil. Schrift, als eine Mutter aller Laſter und Verführerin von dem Weg der Seeligkeit ernſtlich verboten worden, welches an ſich ſelbſt ſchon eine bekannte Sache iſt. Gleichwie aber viele die Art, wie der Wein zubereitet wird, und die Kunſt, wie derſelbe öfters durch gewinnſichtige Leute und Weinhändler zu groſſem Schaden der Geſundheit, öfters pflegt zugerichtet zu werden, noch unbekannt, dem gemeinen Weſen aber die Entdekung des Betrugs in allwege nüzlich und heilſam ſeyn mag, als wollen wir von ein als dem andern aus ein uns zugekommener Wochenſchrift, ſo kurz, als möglich, folgendes Extractweiſe mittheilen:

Man pflegt ſonſt zu ſagen: der Wein ſchmekt nie beſſer, als auf dem Weinberge; zum wenigſten findet man ihn da noch am reinſten, und dieſes läſt ſich alſo begreifen: Der Moſt, wenn er im Keller oder nach anderer Gewonheit in einen Schuppen, der wol verwahrt, gefaſſet worden iſt, pflegt manchmal ſtark zu brauſen, nach dem die Witterung einfällt, und zwar ſo ſtark, daß er die Böden ausſtöſet und niemand um ſich leidet, wie dann ſchon öfters einige Wengerter vor tod aus dem Keller getragen worden. Dieſes kommt daher, wenn er gähret und man die Kuffen zu voll und die Kellerlöcher nicht offen hat. Wenn er alle noch in ihm geweſene Unreinigkeiten ausgegoren hat, wird er wieder geſellig und man kan alsdann die Spundlöcher mit hölzern Spunden zumachen, da man vorhero nur ſtroerne oder Steine brauchen müſſen. Nach der Gährung gehet es dem Moſt wie den Mägdchen, wenn ſie Weiber werden, er verlieret ſeinen Namen und wird Wein genennet. Dieſen theilt man nun in jungen oder Füllwein, in mittlern oder in alten oder Firnewein. Der junge Wein heiſet auch ein grüner Wein, und iſt der Geſchmak ganz angenehm, aber der Geſundheit ſehr ſchädlich, und hierunter gehören die ſüſen Weine. Die mittlern Weine nach dem Alter ſind bei nahe die Beſten, nur daß viel zur Ausbrechung ihrer mittlern Jahre gehöret. Es fragt ſich aber, wie es möglich iſt, daß der Wein immer beſſer werden kan, da doch jährlich ſo viel Füllwein hineingekommen, und er nach der Zuſammenrechnung des Ausgetrunknen und was ſonſt verlaufen, beinahe gar nicht mehr der Moſt von 1727. ſeyn könnte? Ich habe es ſchon manchmal bedacht und bewundert, und ich glaube, daß man die Güte und Stärke des Meiſners und Rheinweins hieraus beweiſen kan. Dieſer Wein von dem 1727. Jahre iſt überhaupt ein ſehr guter Wein, und er hat ſich ſo rar gemacht, wie unſere Ducaten. In ihn finden wir das alte Wort Coſta völlig, und er hat in Colore, Odore, Sepore, Tactu & Auditu ſeinen Werth: das iſt: er hat eine ſchöne Farbe, guten Geruch, annehmlichen Geſchmak, und weil er friſch iſt, ſo rauſcht er bei dem Einſchenken. Indeſſen gibt es auch gute Weine, die dieſe fünf Eigenſchaften nicht beiſammen haben, und man darf nicht glauben, daß ſie nothwendig vereint ſeyn müſſen. Denn es ſind einige in der Farbe weis und hell, andere mehr oder weniger gelb, andere bleich oder hochroth, andere dunkelroth und beinahe ſchwarz und ſo auch in dem Geruche, da einige einen durchdringenden Geruch wie der Rheinwein und der alte Meiſner, der die Lebensgeiſter ſtärket, andere einen widrigen Geruch, einige gar keinen Geruch haben. Hier mus man ſich überhaupt ſehr in acht nehmen, und es wird wohl der beſte Kenner betrogen, weil man dem Weine in allen fünf Eigenſchaften durch gewiſe Kunſtmittel helffen kan. Und wohl den Kieper, der ein wenig Chimie verſtehet! Der bekannte Einſchlag, welcher von Schwefel und unterſchiedenem Gewürze gemacht wird, kan noch unter die unſchuldigen Vortheile gerechnet werden, ob er gleich der Geſundheit ſehr ſchädlich iſt und man hier lieber Muſcatnüſſe brauchet, die eine zuträglichere Würkung thun. Das iſt gewis, der Schwefel gibt dem Wein eine gewiſe Schärfe, die den gemeinen Mann auf die Zunge fällt und glaubend macht, als hätte er Kräfte, da er doch der Lunge ſehr ſchadet, und die Hectic leichte verurſachen kan, welches ein reiner Wein nicht thut, der ohne Schaden kan getrunken werden. Ich mus allezeit lachen, wenn ich eine Tafel hangen ſehe, auf der wol zehnerlei fremde Weine ſtehen, und der gute Mann hat wol kaum von jedem einen Eimer, der ächt iſt, und verkauft doch wöchentlich mehr als einen. Und ich möchte einmal eine Richterſtube voll ſolcher Weinſchenke ſehen, die ein Jurament über die Weine, ob ſie alle rein, unverfälſcht und wahrhaft wären, ablegen ſolten; ich möchte denn einen Mahler gleich bei mir haben, der die unterſchiedenen und wunderlich verſtellten Geſichter abmalte: das würde ein Meiſterſtük werden! Ich will nur eines gedenken, der Pontac iſt ſonſt ein guter Magenwein, allein die Leute nehmen den ſchlechteſten Landwein darzu, und geben ihn die Farben mit Heidelbeeren oder Hollunderbeeren; und daß er die Schärfe bekommt, thun ſie Alaun hinein, oder ſie gieſſen in ein Fas 1. oder 2. Maas Franzbrantewein. Einige bedienen ſich ſo gar der Silberglette, die doch höchſt gefährlich iſt, und das beſonders in den Rheinwein. Ich erinnere mich noch wol, daß in einer berühmten Stadt ein Speiſewirth ſeine Gäſte viel Jahre lang mit dem Weine betrogen hatte; endlich fällt einem muntern und bedachtſamen Herrn Viſitator ein, in den Umgeldbüchern nachzuſehen, ob denn dieſer Mann vor ſeine fremden Weine Umgeld entrichtet hat, und er findet keine; hierauf gibt es der ehrliche Viſitator an. (Jener mus ihm einmal ein Glas Wein verſagt haben.) Der groſe Weinhändler wird vorgefordert, und da muſte er mit Schande geſtehen, daß er ſie in ſeinem Keller ſelbſt zubereitete. Und nun muſte er ſich zur Strafe bereiten. Ein ſolcher Betrug thut dem Lande allerdings viel Schaden, und bringt manchen ehrlichen Mann um ſeine Geſundheit. In Wien wurde vor einiger Zeit den Weinverfälſchern ihr ſo fein zubereiteter Wein in die Donau gegoſſen. Der berühmte Herr Profeſſor Krüger ſpricht in ſeiner Naturlehre von der eben gemeldeten Silberglette: Dieſes iſt eine Kunſt, deren man ſich mit nicht geringem Schaden der Geſundheit bedienet. Den der Bleizuker iſt etwas, das der menſchlichen Natur höchſt ſchädlich iſt. Er ziehet die kleinen Gefäſchen zuſammen, und weil dadurch die nöthige Zuflieſung des Nahrungsſafftes verhindert wird: ſo gehet es ganz natürlich zu, wenn auf den Gebrauch ſolcher verfälſchter Weine eine auszehrende Krankheit und endlich der Tod erfolgt. Dieſen Betrug anzuzeigen, gieſt man die Lauge des Auripigments unter den Wein; bekommt er nun davon eine ſchwarze Farbe: ſo iſt es ein ohnfehlbares Kennzeichen, daß Silberglette darinnen befindlich ſeye. Es ſollen auch warhaft die Auſſeher hierinne ein wachſames Auge haben; doch was thut nicht ein Fäsgen Sekt? Hieraus können ſie warnehmen, was man von den fremden Weinen der redlichen Kieper halten kan.

Wir ſchlieſſen übrigens dieſes Capitel mit einer Anmerkung von dem Unterſchied u. Güte der Wein, auf folgende Art, wie wir ſolches in dem oft-belobten curioſen Dollmetſcher, angeführet haben:

Was für Schaden und Unheil allzuflieſige, oder allzu ſaure, oder gar zu hizige, oder ſtarke, narcotiſche, und wie man zu ſagen pflegt, Kopfzerbrechende Weine, wenn ſie in Ubermas hineingeſchüttet werden, dem menſchlichen Leibe zufügen können, iſt leider am Tage. Süſſe Weine machen viel Geblüte, und geben alſo Anlas zu denenjenigen Krankheiten, die aus der Vollblütigkeit herkommen. Dieſelbe aber, die viele Säure mit ſich führen, vermehren ſolche Maladien, die von der Säure ihren Urſprung haben. Inſonderheit machen ſie gar leicht einen Anſaz zum Stein, Mutter-Beſchwerung, Hipochondrie, Podagra, bevorab bei Perſonen, die von Geburt, oder einer andern äuſerlichen Urſachen wegen, bereits dazu geneigt ſeynd. Belanget die hizige Weine, (weil ſolche das Blut oder die Säfte in Bewegung bringen,) ſo vermehren ſie bei jungen Leuten, ſonderlich choleriſchen Temperaments, die Hize ungemein, und machen viel ſcharfe Galle; daher ſie leicht allerhand Blutflüſſe, hizige Gallenfieber, krampfhafte Zufällen, Gliederſchmerzen, auch wol zuweilen Convulſiones hervor bringen können. Endlich ſolcher Wein, der ein dunſtiges, Kopf einnehmendes Schwefel heget, iſt den Nerven zuwider und dem Kopf ſchädlich; daher bahnet er den Weg zu allerlei Hauptkrankheiten, als da ſind Schwerigkeit des Haupts, Schläfrigkeit, Kopfweh, Lähmung, fallende Seuche und dergleichen.

Anmerkung vom Duelliren.

Die Alten hielten ſehr viel auf das Duelliren, heut zu Tag hält man es vor infam; ſo verändern ſich die Zeiten. Das leztere weiſet des Herrn Roques moraliſche Betrachtung über das Duelliren, angeſehen darinnen ſowohl überhaupt als inſonderheit gezeiget wird, daß ein Duellant ein Ungehorſamer und ein Aufrührer ſey, und daß er die heiligſten Verbindlichkeiten, die ihm als einem Chriſten, als einem Bürger und als einem Soldaten obligen, breche; Ferner, daß er die Rechte der Freundſchaft, Verwantſchaft und Dankbarkeit bei ſich nichts gelten laſſe, ſondern ſich mit unrichtigen Vernunftſchlüſſen betrüge, als wenn ſeine wahre Ehre in den Händen anderer Menſchen ſeye, als wenn es eine Schande ſey ein Cartel auszuſchlagen; ingleichen nicht betrachtet, daß er um eines kleinen Ubels willen ſich in ein weit gröſſeres ſtürzet, und ſich ganz verkehrter Mittel zur Erreichung ſeines Zweks bedienet.

Der Elephant und die beherzte Mükke.

Ein kluger Elephant ging über eine Brükke,
Aus Vorſicht blieb er erſt am Ufer ſcheu zurükke,
Indem er klug auf ſie mit ſchwerem Rüſſel ſchlägt,
Und mit dem Fus verſucht, ob ihn die Brükke trägt.

Drauf ging er drüber hin. Dis ſah von fern die Mükke,
Sie naht ſich vorſichtsvoll, wie er der alten Brükke,
Sties mit den Stachel drauf, dann mit den zarten Bein,
Und dachte bei ſich ſelbſt doch noch zu ſchwer zu ſeyn.
Allein indem ſie glaubt, frei drüber hin zu ſchreiten,
Läſt ſie ein dünner Spalt hinab ins Waſſer gleiten,
Sie flattert ſchon halb tod, und ſtirbt, da ſie noch ſprach:
Ihr Mükken ahmt doch nie dem Elephanten nach! v. H.

Tabacscur.

London.

Folgende Erfindung einer beſonders wolfeilen Cur, die durch die äuſſerliche Auflegung von Tabac und Johanniskraut ausgerichtet wird, iſt in London von vielen daſigen Aerzten als ein bewährtes Arzneimittel angenommen, und verdienet daher, daß wir ſie auch unſern Leſern, ſo wie ſie der Autor ſelbſt bekannt gemachet hat, mittheilen: "Wenn Tabac mit Eſig oder Brandenwein in einer Maſe zuſammen gerühret, und in einem leinenen Beutelgen auf den Magen geleget wird; ſo verurſachet ſolches ein ſtarkes Erbrechen, und hat bisweilen in Wegſchaffung der harten Geſchwulſt in der weichen Seiten unter den Rippen ſehr gute Würkung. Ich weis ein Exempel, daß dadurch eine vollkommene Cur geſchehen. Sie iſt an einem alten Mann in Weſtindien vollzogen worden. Dieſer ſchlief in freier Luft, wie die Nachtthaue fielen, worauf er mit einer Erſtarrung ſeines ganzen Cörpers überfallen worden. Bald darauf erfolgte ein Purgiren oder Erbrechen, und wie das vorbei war, ſtellten ſich alle Zufälle der gelben Sucht ein, die mit Geſchwulſt und Schmerzen unter den kurzen Rippen an der linken Seite verknüpft war. Der Schmerz verlohr ſich in wenigen Tagen, aber die gelbe Sucht nahm zu. Er gebrauchte 5. Jahre lang allerlei Arzenei, aber umſonſt bis ihn endlich ein Seewundarzt, durch Auflegung eines Teigs von Tabac, der durch Vermiſchung mit grünem Thee, Zuker und Cochenille unkenntlich gemacht war, auf das Epigaſtrium, und die Hypochondria völlig curirte. Dieſen Teig legte er einen Monat lang täglich auf, und lies ihn etwan 5. Stunden lang liegen. So lange er darauf lag, brach der Patient ſehr viele purulente Materie aus; wenn aber der Teich weggenommen ward, ſo hörte das Erbrechen auf.

Vom Urſprung des Hörnertragens, inſonderheit an dem Haupte Alexander des Groſſen.

Wenn man ſich einen recht wol geplagten Mann vorſtellen will, ſo bildet man ſich denſelben mit Hörnern ein. Und daher iſt man begierig zu wiſſen, wie doch wol die Alten ſich den groſſen Alexander, der von Noth und Plage Zeit Lebens wenig mag erfahren haben, in ſolchem Zierrathe vorſtellen können. Denn wir haben nicht nur alte Münzen und geſchnittene Steine, darauf derſelbe mit Hörnern zu ſehen iſt, ſondern es bezeugen auch einige bewährte Scribenten, daß er ein Liebhaber von ſolchem Ornat geweſen ſeye. Der grundgelehrte

Ele=

Clemens von Alexandrien ſchreibet ausdrüklich, er habe ſich von denen Künſtlern mit Hörner abbilden laſſen. Der gleichermaſſen in den Alterthümern wol bewanderte Athenäus meldet, daß er ſich bisweilen unter anderm Schmuke auch Hörner habe anlegen laſſen. Aus den obangezogenen Bildniſſen iſt auch wol wahrzunehmen, daß ihm die Hörner nicht aus der Stirne gewachſen, ſondern, daß ſie an einen beſonders darzu verfertigten Zirkel geſezet geweſen, den man gleich einer Crone auf und abthun können. Solchergeſtalt mus es wol damit eine andere Bewandnis gehabt haben, als wenn mancher vor Gram und Herzeleid Hörner auf dem Haupte wachſen. Es iſt der Mühe werth, daß ich kürzlich unterſuche, wenn und auf was Weiſe die Menſchen zuerſt zu den Hörnern kommen ſind. Ohne Zweifel iſt dieſes anfänglich eine Tracht vor Kriegsleute und Helden geweſen: Denn ſie hielten davor, daß man ſeinen Feinden noch eins ſo tapfer und ſchreklich vorkommen müſte, wann man ſich in die Haut und Hörner eines grimmigen und ſtarken Thiers verkleidet hätte. Und die Natur konnte ihnen dieſes auch leichtlich an die Hand geben, ohne daß man einen andern Lehrmeiſter darzu gebrauchet. Die erſten Helden hatten nicht nur mit den Menſchen, ſondern vornemlich mit den wilden Thieren zu ſtreiten, als welche damals allenthalben über Hand genommen. Der Nimrod war der erſte Tirann, zugleich aber auch ein gewaltiger Jäger. Die Thiere haben wegen ihrer Haut und Hörner einen groſſen Vortheil zu ihrer Beſchüzung vor den Menſchen. War nun von dieſen gleichwol ihr Feind erleget, ſo gab es die Vernunft, daß man ſich auch zu ſeiner beſſern Defenſion, beſſer natürlicher Wehr und Waffen bedienen könne, zumal die Kunſt Stal und Eiſen, und andere feſte Materien zu dem Ende zuzubereiten noch nicht zu gänge und gebe war. Und da es auch weiter nicht mehr an derſelben fehlte, ſo behielte man doch noch lange Zeit ſolche von den Thieren entlehnete Rüſtung als ein Zeichen der Bravour und Tapferkeit zu ſeiner wohl anſtändigen Zierde. Wir ſehen dieſes an den Teutſchen und andern uralten kriegeriſchen Völkern, als welche in dieſem Habit recht gepranget haben. Der Griechen ihr allererſter Held, der Hercules, ſoll ſich einer Löwenhaut bedienet haben. Viel alte Könige und Helden, ja der Alexander ſelbſten, haben ſichs vor eine Ehre geſchäzet, in der Tracht des Hercules auf ihren Münzen und ſonſt im Bildnis zu erſcheinen. Ob man ſich auch hernach ſchon eines ſtälernen Helms bediente, ſo muſte derſelbe doch mit der Haut von eines ſtreitbaren Thieres Kopfe überzogen, oder wenigſtens auf dieſelbe Form mit Hörnern und andern dergleichen Zierrathen ausgearbeitet werden. Wie denn aus der Urſache ſolcher Aufpuz des Helms, in denen noch heut zu Tag üblichen Wappen zu ſehen iſt. Dieſes iſt meines Erachtens der erſte Urſprung der an den Menſchen befindlichen fremden Hörner geweſen. Daß aber dieſe endlich auch mit ihren eigenen zu ſtolziren angefangen haben, das iſt der Abgötterei, der Bildhauer und Mahlerkunſt, der Poeſie und dergleichen lügenhaften Profeſſionen zuzuſchreiben. Die Abgötterei, als die allerälteſte unter ihnen, ſtellt die Götter nicht nur als Menſchen und Thiere, ſondern auch als Misgeburten vor. Wenn man hierinn ſubtil verfahren wolte, ſo muſte das Gözenbild nur was weniges vor einer vernünftigen Creatur haben, und zum Exempel Hörner tragen. Die Mahler und Poeten giengen noch viel weiter: Da ſezte der Diana dem Actäon, ihrem Amanten, nicht nur Augenbliklich Hirſchgeweihe auf, ſondern verwandelte ihn noch dazu in ein wildes Thier, und lies ihn von ſeinen eigenen Hunden zerreiſſen. Und auf gleiche Weiſe haben durch die Invention eines ſchwazhaften Lügenmauls oft die ehrlichſten Damen ihre Männer zu Hörnerträgern machen müſſen. Indeſſen finden wir, daß die älteſten Meiſter ihre Erfindungen gemeiniglich von den Thieren entlehnet, und ihnen bald den Kopf, bald die Füſſe, bald die Flügel und ſönſten was abgeborgt, haben. Was iſts denn Wunder, wenn ſie denen Menſchen auch die Hörner bald in die Hand gegeben, bald gar auf den Kopf geſezet, ohne eben auf den obberührten erſten Urſprung derſelben Acht zu haben. Wir finden hiervon herrliche Exempel bei denen alten Hebräern. Mich dünket, des Moſes ſeine Hörner, die wir noch auf einigen alten Münzen ſehen, ſeyn nichts anders als ein ſolcher Zierrath ſeines Hauptes geweſen. Und zu dieſer Claſſe ſcheinen auch allerdings des Alexanders ſeine Hörner zugehören, doch ſo, daß ſie auch mit andern Gattungen können einige Verwandſchaft gehabt haben. Denn vor liebe lange Weile hat er ſie wohl nicht aufgeſezet, weil es ihm nicht an andern Königl. Schmuk und Cronen fehlte, er auch die Hörner nicht immer getragen hat. Hieraus erhellet nun, daß das Hörnertragen vor Alters eine Zierde geweſt; Heutiges Tags aber in ſo weit abgekommen, daß ſie nicht mehr ſichtbar ſind, und vor venerable gehalten werden.

Verſuch, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten,

ohne daß ſie

von ihren Eigenſchaften etwas verlieren.

Aus einem Schreiben an den Sammler der Engliſchen Aufſäze, London, den 6. Decemb. 1746. überſezt.

Mein Herr!

Sie halten es faſt für unmöglich, Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß ſie das geringſte an der Farbe, der Figur, dem Geruche, oder Geſchmake verlieren. Ich glaube einen Weg erfunden zu haben, der ziemlich nahe dahin führet, welchen ſie verſuchen können, wenn es ihnen gefället: Nehmen ſie ein gläſernes Gefäs, deſſen Oefnung ſo weit iſt, daß man die Früchte, ohne ſie zu beſchädigen, hinein thun kan. Troknen ſie es ein wenig beim Feuer, ſowol die inwendige Luft dadurch zu verdünnern, als auch die Feuchtigkeit wegzubringen, welche ſich etwan an den Seiten des Glaſes aufhalten möchte. Alsdenn thun ſie ihre Frucht hinein, die aber ganz geſund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif ſeyn mus. Vor allen aber ſehen ſie zu, daß ſie nicht nas ſey. Thun ſie einen Stöpſel oder Dekel von Glas darüber, und verſiegeln es hermetiſch, ſo daß ſie den Rand des Dekels und die Lippen des Dekels und die Lippen des Glaſes durch die Flamme eines Lichts zuſammen ſchmelzen, daß ſie beide nur einen Cörper ausmachen. Sezen ſie dieſes Gefäs an einen Ort, der weder zu kalt noch zu heis iſt, als zum Exempel in einen tiefen Keller, deſſen Luft mit der äuſſern wenig Gemeinſchaft hat, und alſo das ganze Jahr hindurch faſt unverändert bleiben kan. Von dieſen Früchten, ſage ich, daß ſie geſund erhalten werden, ohne die geringſte merkliche Veränderung zu bekommen.

Es iſt bekannt, daß das Glas aus Aſche gemacht wird, und es gehöret nicht zu meinem Vorhaben, Ihnen M. H. allhier den ganzen Proces zu erzehlen, welchen ſie ſo wiſſen müſſen. Die kleinen Theilchen davon haben eine irreguläre Figur, und enthalten viele leere und ſchwammigte Salztheilchen. Wenn dieſelben der ſtärkſten Bewegung des Feuers unterworfen werden, ſo werden ihre Schärfen gebrochen, und ihre kleinen Flächen werden ſo glatt, daß ſie ſich einander faſt an allen Seiten berühren können. Dem ungeachtet da die ätheriſche Materie ſich allenthalben findet, und in einer beſtändigen Bewegung iſt, und weil die flüſigen Theilchen der geſchmolzenen Aſche der Bewegung dieſer Materie nicht wiederſtehen können: ſo erhält ſie zwiſchen denſelben einen freien Durchgang, der aber ſo enge iſt, daß weder die feineſten Luftkörperchen, noch der kleineſte Atomus von keiner Materie, auſſer der jeztgedachten, durch dieſe kleine Oefnung dringen kan. Daher kommt es, daß das Glas durchſichtig iſt, und von keinen andern Körpern, als den kleinen Lichttheilchen, durchdrungen werden kan.

Daher entſteht auch die Zerbrechlichkeit des Glaſes; denn weil es aus keinen rauhen Theilchen zuſammen geſezet iſt, die ſich in einander fügen, ſondern die nur blos, vermittelſt ihrer Flächen, an einander verbunden ſind, und noch dazu nicht einmal ſo genau, daß ſie den Durchgang der ätheriſchen Materie hemmen können, ſo folget klärlich daraus, daß dieſelben einer gar leichten Trennung unterworfen ſind. Hieraus aber folget gar nicht, daß einige andere Körper auſſer dieſer Materie durch die kleinen Oefnungen des Glaſes dringen können; denn wir wiſſen aus der täglichen Erfahrung, daß auch die feineſten Spiritus in gläſernen Gefäſen ſicher aufbehalten werden, wenn ſie nur völlig und ſorgfältig vermachet ſind. Ja Dinge, die den durchdringendeſten Geruch von ſich geben, als Ambreöl, Elixir oder Spiritus vom Schwefel, und vom Pferdurin dünſten, wenn ſie in einem hermetiſch verſiegelten Glaſe eingeſchloſſen ſind, nicht merklich aus, wie ſehr man das Glas auch ſchütteln, und durch ſolche Bewegung die eingeſchloſſene Materie erhizen mag. Wenn man in die Rinde eines grünen Cederbaumes ſchneidet; ſo kommt ein ſtarker und durchdringender Spiritus in Geſtalt eines Dampfes heraus, der aber dem ungeachtet die kleinen Löcherchen einer ſehr dünnen chriſtallenen Flaſche, ſo mit zerſchmelzenem Glaſe verſiegelt iſt, nicht durchdringen kan, ſo daß er auch nicht einmal dem Waſſer in der Flaſche das geringſte von ſeinem Geruche mittheilet. Der Geruch, den die Cörper lebendiger Creaturen beſtändig von ſich geben, iſt gewis nicht der ſchwächeſte, welches aus dem ſo geſchwinden Riechen der Hunde erhellet. Ein gewiſer Herr that daher ein Rebhun in ein dünnes gläſernes Gefäs, dieſes vermachte er ganz dichte, und legte es in einen dunkeln Winkel des Zimmers. Hierauf lies er einen Hünerhund in das Zimmer, der lange genug darinn herum lief. Und dennoch merkte weder der Hund noch das Rebhun das geringſte davon, daß ſie einander ſo nahe wären.

Können nun die ſubtilen riechenden Cörperchen nicht durch die Löcherchen des Glaſes dringen, um ſo viel weniger werden die gröbſten Theilchen der Luft und des Waſſers durch dieſelben einen Eingang finden. Man hat zum Exempel eine Bouteille heis gemacht, dieſelbe mit getroknetem und wolgeſtoſſenem Salze angefüllet, und hernach hermetiſch verſiegelt. Man hat dieſe Bouteille vierzehn Tage in dem Waſſer eines Brunnen hangen laſſen. Wenn man ſie wieder herausgezogen, ſo hat man das Salz noch eben ſo troken und unverlezt gefunden, als es geweſen, da es zuerſt in die Bouteille hineingethan worden. Ich will zwar nicht leugnen, daß es bei verſchiedener Wiederholung dieſes Experiments, ſich zwei oder dreimal zugetragen, daß ſich an der Seite der Bouteille einige Feuchtigkeit gefunden. Daraus folget aber noch nicht, daß dieſelbe von auſſen hineingedrungen: denn ſonſt würde alles über und über nas geweſen ſeyn. Es iſt vielmehr daher gekommen, daß die Bouteille nicht heis genug gemacht, und die Luft nicht genugſam verdünnet worden, da denn die darinnen gebliebene Luft durch die Kälte des Brunnen in Waſſer verdiket worden.

Dieſe Experimente, deren Warheit mir nicht verdächtig ſeyn kan, indem ſie nicht nur von mir ſelbſt, ſondern auch von andern aufmerkſamen Naturforſchern gemacht worden, überzeugen mich, daß die äuſſerlich wirkende Dinge, als Luft, Dampf, Ausdünſtungen, Waſſer, und dergleichen, ſo die Verderbung und Auflöſung der Cörper hauptſachlich verurſachen, auf Dinge, die ſo dicht in einem Glaſe eingeſchloſſen ſind, nicht wirken können.

Sie werden aber ſagen, die Verderbung der Früchte entſtehe von einer innerlichen Urſache, als von der Gährung ihrer Säfte, welche zwar durch die Wirkung der Luft, und die nitröſen, wäſſerigten und heterogeniſchen Cörperchen, ſo ihre Theilchen in ihren Höhlungen enthalten, vermehret würde; die aber doch noch nicht ganz und gar aufhöre, wenn man gleich einen Theil deſſen, wodurch ſie verurſachet wird, wegnimmt. Uber dieſes ſey die Gährung weicher und zarter Früchte, als Kirſchen, Erdbeeren, Hindbeeren, Corinthen, Johannisbeeren, Pflaumen, Feigen, Trauben, und dergleichen, auſſerordentlich geſchwind, und könne in dieſen gläſernen Gefäſſen noch zufälliger Weiſe durch das natürliche Gewicht und den Druk dieſer Früchte vermehret werden, als welche vermöge ihrer Lage gegen den Boden des Glaſes gerichtet ſind, und daher nothwendig einander die Häute verlezen, ſich vermiſchen und deſto heftiger gähren müſſen, weil weder Plaz noch Oefnung zur Ausdünſtung da iſt.

Dieſe Schwierigkeit ſcheinet alle vorige Betrachtungen über einen Haufen zu werfen. Ehe ich ſie aber verlohren gebe, werde ich mich auf folgende Urſachen, Experimente und Muthmaſſungen gründen. 1) Wenn die Früchte einen gewiſſen Grad der Reife erlanget haben; ſo bleiben ſie eine Zeitlang in ſolchem Zuſtande, wenn ſie nicht zu der Zeit abgebrochen, und alſo der Wirkung der Sonne entzogen werden. 2) Wenn ſie nachgehends anfangen zu gähren und zu verfaulen; ſo kommt dieſes entweder von dem Druke, den ſie ſich einander geben, oder auch von dem Eindruke der aeriſchen, nitröſen und wäſſerichten Cörperchen. 3) Wenn dieſes nicht ſo wäre, ſo könnten keine Früchte eine Woche lang aufbehalten werden. 4) In den ſüdlichen Theilen Frankreichs hat man eine bequeme Art Weintrauben, ſo gar bis in den April oder Mai aufbehalten. Man ſchneidet ſie bei ſchönem Wetter, und nimmt ſolche, die weis, nicht gar zu dichte an einander gewachſen, von gehöriger Reife und etwas gros von Trauben ſind. Man hänget ſie an einen ſchattigten Ort, wo ſie ſo viel als möglich für die Wirkungen der Sonne und des Windes beſchüzet werden: und wenn die Witterung nicht auſſerordentlich feucht iſt: ſo geſchiehet es niemals, oder doch ſehr ſelten, daß ſie verfaulen: ſie werden blos allmählig troken, und verlieren mit der Länge der Zeit ihren Geſchmak.

Aus allem dieſem iſt klar, daß die Gährung der Früchte entweder von dem Druke, den ſie auf einander haben, oder von der Würkung der Luft und der Sonne herrühre, und daß Früchte, ſo in einem hermetiſch verſiegelten Gläſe eingeſchloſſen, und an einem ſchattigten und gemäſigten Orte aufbehalten werden, blos der erſten Unbequemlichkeit unterworfen ſind; ſo daß, wenn nur ein Oel könnte ausfündig gemacht werden, welches keinen Geruch oder Geſchmak hätte, darinn die Früchte ſchwimmen müſten, und wenn alsdenn beides in ein auf obgedachte Art vermachtes Glas eingeſchloſſen würde, die Sache dadurch vollkommen würde ausgerichtet werden können: denn da ein ſolches Oel keine ſo dünne Theilchen hat, die in die Löcherchen der Früchte eindringen können; ſo würden die groben und fetten Theilchen deſſelben, die gedachten Löcherchen verſtopfen, die Uberflieſſung der Säffte und folglich die Gährung verhindern.

Indem ich dieſes ſchreibe, erhalte ich von einem anſehnlichen Manne, der ein groſſer Liebhaber von der Phiſic iſt, von einem merkwürdigen Experimente Nachricht, vermittelſt welches er Fiſche ein ganzes Jahr friſch erhalten hat, nachdem er ſie zuvor gereiniget, und in ein Glas mit Olivenöl angefüllet hinein gethan, welches hiernächſt ſorgfältig zugemacht worden, ſo daß weder das Oel, noch die Fiſche das geringſte von ihrem Geſchmake verlohren.

Um der Mühe überhoben zu ſeyn, das Glas hermetiſch zu verſiegeln, und die Gefahr zu verhüten, es beim Zuſchmelzen zu zerbrechen; ſo würde es vielleicht ſchon genug ſeyn, die Fuge des Stöpfels und des Glaſes mit verſchiedenen Lagen von Papier und Kitt zu vermachen; denn daß dieſes zureichend ſey, die Luft und Feuchtigkeiten abzuhalten, erhellet aus der täglichen Erfahrung der Chimiſten, die in langhälſigten Bouteillen, ſo auf ſolche Art vermacht worden, nicht nur ihre Salze und Oele, ſondern auch ſogar ihre flüchtigſten und ſpirituöſeſten Feuchtigkeiten aufbehalten ꝛc.

Von der Staatsverfaſſung der alten Teutſchen.

Es wäre eine groſſe Schwachheit, wann ſich jemand einbilden, oder bereden laſſen wollte, daß die Staatsverfaſſung von Teutſchland zu denen älteſten Zeiten eben ſo, wie zu denen Unſerigen ſey beſchaffen geweſen. Nachdem man nicht gar lange vor Chriſti Geburt die Teutſchen erſt recht kennen lernen, beſtunden ſie in einer groſſen Menge ganz verſchiedener Nationen, welche theils inn- theils auſſerhalb Teutſchland wohneten, deren jedwede einen beſondern Staat formirte, und mit denen übrigen wenig Gemeinſchaft hatte, auſſer, daß man an der Sprache, Lebensart und Sitten, ihren gemeinen Urſprung leicht erkennen konnte. Ihr zu der natürlichen Freiheit annoch allzuſehr inclinirendes Temperament lies nicht zu, daß ſie ein allgemeines Oberhaupt hätten annehmen und erdulten ſollen. Und daher kam es auch, das man die Regierungsform bei denen mehreſten teutſchen Völkern Democratiſch befand. Waren ja einige mit Königen oder Fürſten verſehen, ſo wurde ihnen doch gar keine abſolute Gewalt und Regierung zugeſtanden, ſondern ſie dependirten in den wichtigſten Verrichtungen von dem Rath und Verſammlung des geſammten Volks. Im übrigen war der Staat bei denen meiſten alten Teutſchen Völkern dergeſtalt eingerichtet, daß ſolcher hauptſächlich auf die Erhaltung und Vergröſſerung der Kriegsmacht abzuzielen ſchiene. Es war dieſes auch kein Wunder, den anfänglich ſo waren die Teutſchen bei ihrer erſten Ausflucht aus denen angenehmen Gegenden Aſiens, allwo ſich die Menſchen nach der Sündfluth zuerſt niedergelaſſen und ausgebreitet hatten, nach und nach in kalte und rauhe Länder und Wüſteneien gerathen, darinnen ſie mit der Zeit nothwendig ein rauhes und wildes Humeur, und ſtarke Neigung zu Krieg und Blutvergieſſen bekommen müſſen. Hiernächſt ſo rukten ſie, nachdem ſie ſich gewaltig vermehret und extendiret hatten, immer näher und näher an andere Völker von gleicher Gattung, die ſich kein Gewiſſen machten, ihre Nachbarn ohne Urſach anzufeinden, zu bekriegen, und zu berauben. Mit dieſen hatten ſie genug zu ſchaffen, bis ſie ſich nach Teutſchland durchgeſchlagen. Auch hier wurden ſie von denen angränzenden Barbaren beſtändig allarmiret, und in den Wafen gehalten. Als ſie mit Fremden ziemlich fertig worden, ſo geriethen ſie einander ſelber in die Haare, weil ſie ſich einmal zu dem Kriegsmetier ſo gewöhnet, daß ſie darinnen ihr gröſtes Vergnügen fanden. Viele teutſche Völker, denen es im Kriege oft geglüket, wurden hierüber hochmüthig und trozig, und waren auf nichts mehr bedacht, als wie ſie die übrige unter ihre Botmäſſigkeit bringen mögten. Endlich machten ſich auch die Römer an ſie, welche die Herrſchaft der ganzen Welt im Kopfe führten. Demnach ſo konnte es nicht anderſt ſeyn, die Teutſchen, welche von Natur zum Kriege tüchtig und geneigt waren, muſten das gröſte Wohl, und die vornehmſte Abſicht und Intereſſe ihres Staats in einer anſehnlichen Kriegsmacht ſuchen. Daß ſie es auch dabei nicht übel getroffen, hat der Ausgang ſattſam gelehret, immaſſen ſie nicht nur den Römern, welche ſchon die halbe Welt beſieget, tapfern Widerſtand gethan haben, ſondern auch diejenige geweſen ſind, durch welche hauptſächlich das Römiſche Reich in dem Occident zerſtöret und vernichtet worden. Es wird nicht undienlich ſeyn, wann man ſich in einem kurzen Begrif vor Augen ſtellet, wie der alten Teutſchen Sitten und Gebräuche groſſen Theils auf dieſen Endzwek abgerichtet geweſen, und man wird zugleich hierinnen die Urſache und den Urſprung vieler derſelben wahrnehmen können. Man betrachte nur anfänglich ihre harte und ſtrenge Auferziehung und Lebensart. Der Tacitus, welcher die löblichen Sitten der Teutſchen ſeinen Landsleuten (die ſonſt auch auf das Kriegsweſen mehr als alles Andere geſehen) gleichſam zu ihrer Beſchämung vorhält, weis in Anſehung der Auferziehung keinen Unterſchied zwiſchen Herren und Knechten zu finden, weil ſich in der Jugend einer ſo ſchlecht als der andere behelfſen, und auf der bloſſen Erde unter Küh und Schaafen liegen müſſen. Die Muttermilch war der Kinder einzige Speiſe, von Säugammen wuſte man gar nichts. Wie dann auch überhaupt der Teutſchen ihre beſte Koſt in Milchwerk, Käſe, Obſt, (welches wohl den Römern nicht beſſer als unſere Holzäpfel mag vorgekommen ſeyn,) und halb rohen Fleiſch und Wildpret beſtanden iſt. Die Völker, ſo um den Rhein gewohnet, und alſo auch die Teutſchen, pflegten noch dazu die neugebohrnen Kinder in dem kalten Fluſſe zu baden, welches auch die Alten ſelbſt fleiſig practiciret. Ihre Kleidung war ſo beſchaffen, daß ſie kaum den halben Leib vor Kälte beſchüzen und bewahren konnten. Welches alles dazu gedienet, daß die Leiber bei Zeiten abgehärtet, in völliges Wachsthum gebracht, und etwas auszuſtehen, angewöhnet wurden. Wie wir dann leſen, daß ſie aus Hunger und Froſt gar wenig gemacht haben. Nur konnten ſie die Hize und Durſt nicht eben ſo wol als die Italiäner vertragen. Welches nicht zu verwundern iſt, wenn man ihr kaltes Clima und groſſe Statur in Betrachtung ziehen will, zu geſchweigen, daß dieſe Begierde zum Trunk einiger maſſen von einer üblen Gewohnheit hergerühret, welcher auch andere kriegeriſche Nationen ſehr ergeben geweſen ſind. Die übrigen pflegten ſich ſonſt zu erfahrnen Leuten zu halten, von welchen ſie in dem Kriegsmetier etwas zu lernen verhoffen. Wenn ſolches geſchahe, ſo kriegten ſie zuerſt den Degen an die Seite. Es muſte aber vorher bei öffentlicher Verſammlung angebracht und unterſucht werden, ob ſie ſich darzu geſchikt befänden, oder nicht, und hierauf wurden ihnen mit beſondern Ceremonien in eben derſelben Verſammlung die Wafen gereichet, welches bei ihnen nur immer mehr Hochachtung dazu erregte, und verurſachte, daß andere deſto begieriger nach ſolcher Ehre ſtrebten. Hier konnte ſich nun ein junger Menſch den Müſiggang gar leicht vertreiben, und derer damit verknüpften Laſter wol entübriget leben. Die Wolluſt iſt inſonderheit der Tapferkeit ſehr gefährlich, weil ſie die Kräften des Leibs und Gemüths ſchwächet. Daher ſo wurde die Keuſchheit vor andern Tugenden in groſſem Werth gehalten. Frühezeitige Heirathen wurden nicht erlaubt, und je länger einer warten konnte, je mehr Ehre hatte er ſich davon zu verſprechen. Schritte man endlich zur Ehe, ſo war der erſte Eintritt mit einer Ceremonie verknüpft, welche ein Zeichen des arbeitſamen und kriegeriſchen Lebens war, worinnen ſich die Braut in Zukunft würde müſſen ſchiken lernen. Denn es muſte ihr der Bräutigam gleichſam zur Brautgabe ein paar Ochſen, ein gezäumtes Pferd, einen Spies und Degen zubringen. Sonſt war auch dieſes keine geringe Avantage vor die alten Teutſchen, daß ſie ſich anfänglich gar keines Geldes bedienet noch aus Gold oder Silber etwas gemacht haben. Denn was vor Unheil hat nicht oft die allzugroſſe Begierde nach Geld und Reichthum einem Staate zugezogen?

Betrachtungen über das Aufſteigen der Dünſte.

1. Ich habe mir nicht vorgeſezt weder alle Erfahrungen zu erzählen, die bei der Erzeugung der Dünſte zu bemerken ſind, noch alles dasjenige auszuführen, was ein Naturlehrer darüber denken kan. Meine Abſicht iſt blos, die vornehmſten Umſtände, und das Wichtigſte, was die Naturforſcher davon behauptet haben, vorzutragen; wer eine vollſtändige Erkänntnis davon verlangt, wird ſich aus Schriften helfen müſſen, denen ich gegenwärtige Arbeit, wegen der Gränzen, ſo ihr geſezt ſind, nicht gleich machen durfte.

2. Die gemeinſte Erfahrung lehret, daß von einer gemeſſenen Menge Waſſers, auch bei einer nur mittelmäſigen Wärme, in kurzer Zeit was merkliches abgehet; und niemand zweifelt, daß ſolches als Ausdünſtungen in die Luft verfliegt.

3. Denenjenigen, ſo über dieſe Begebenheit nachgedacht haben, hat ſich eine ſehr natürliche Erklärung gleich bei dem erſten Anblike dargebotten, und die-

ſelbe iſt von groſſen Naturforſchern behauptet worden. Man ſtellt ſich mit Rechte vor, daß in dem Waſſer Luft befindlich, in die kleinſten Theilchen zerſtreuet, und mit den Waſſertheilchen aufs genaueſte verbunden iſt. Ein ſolches Lufttheilchen, das von einem Waſſertröpfchen ringsherum eingeſchloſſen iſt, breitet ſich aus, wenn es erwärmet wird. Dadurch zwinget er das Waſſertröpfchen, ſich ebenfalls auszudehnen, welches aber wegen ihrer Zähigkeit zuſammen, und die Luft zwiſchen ſich eingeſchloſſen hält. Daraus entſtehet eine Blaſe, von der diejenigen ein Bild, aber vergröſſert vorſtellen, die von Kindern aus Seifenwaſſer gemacht werden, und die man wenigſtens als Erinnerungen der menſchlichen Vergänglichkeit wird abgemalt geſehen haben, wenn man ſich auf die Zeit nicht mehr beſinnet, da man ſie ſelbſt gemacht. Ein Dunſttheilchen alſo iſt nach den Gedanken dieſer Naturlehrer ein Waſſerbläschen, das aus einer zähen Haut, und einer darinn eingeſchloſſenen verdünnten Luft beſtehet.

4. Die Geſeze, nach welchen flüſſige Cörper vermöge ihrer Schwere wirken, zeigen bald, wie ein ſolches Bläschen in der Luft ſich erheben könne. Ein Stük dichtes Glas ſinkt in dem Waſſer zu Bodē, in dem eine hole Glaskugel ſchwimmet. Die hole Glaskugel nemlich nimmt einen groſſen Raum ein. Wenn man dieſen Raum mit Waſſer ausfüllte, würde ſolches mehr wiegen, als die dünne Glasſchale, ſo die Kugel ausmacht, zuſamt der Luft, die in ihr eingeſchloſſen iſt, an Gewichte betragen. Unter dieſen Umſtänden iſt ausgemacht, daß die Glaskugel von dem Waſſer in die Höhe getrieben wird. Man wende dieſes auf die Dunſtbläschen an. Ihr dünes Waſſerhäutchen iſt das, was vorhin das Glas war. Die verdünnte Luft in ihnen ſtellt die ordentliche Luft vor, ſo ſich in der Glaskugel aufhält, und ſie ſchwimmen alſo in der äuſſerlichen dichten Luft auf eben die Art, wie das Glaskügelchen in dem Waſſer ſchwimmet.

5. Man begreift auf dieſe Weiſe leichte, wie die Dünſte nur auf eine gewiſſe Höhe ſteigen können. Einerlei Glaskugeln werden ſich tiefer in Wein als in Waſſer ſezen, und in ſehr leichten Feuchtigkeiten vielleicht gar zu Boden ſinken. Die Luft aber wird wegen ihrer elaſtiſchen Kraft immer dünner, je weiter ſie von der Erde wegkömmt. Das Dunſtbläschen alſo, das in der untern Luft, ſeiner Leichtigkeit wegen in die Höhe ſteigt, wird eine Gegend in der Höhe antreffen, wo die Luft, deren Raum daſelbſt annimmt, ihm am Gewichte gleich iſt; daſelbſt wird es ſtehen bleiben, woferne ſich die Luft da verdiket, noch weiter ſteigen; wo ſie aber dünner wird, herabfallen.

6. Es iſt nicht zu verwundern, daß eine ſo wahrſcheinliche Meinung, bald groſſe Männer eingenommen. Ich nenne unter dieſen nur den Herrn von Leibniz, der im erſten Theile der Schriften der königl. preus. Societät der Wiſſenſchaften dieſelbe behauptet, und wider einige Einwürfe zu vertheidigen geſucht, und den Engliſchen Naturforſcher, Derham, ſo die Dünſte aus einem Beken mit heiſſen Waſſer, mit dem Vergröſſerungsglaſe, durch den Sonnenſtrahl in einem verfinſterten Zimmer, als Kügelchen durchfahren ſehen.

7. Wer etwas von einer Luftpumpe auch nur gehöret hat, dem wird gleich ein Verſuch einfallen, der in Beurtheilung des bisher erklärten Gedankens, von beſonderer Wichtigkeit ſeyn kan. Wenn das Waſſer in einem Raume, woraus durch die Maſchine die Luft ſo weit iſt weggeſchaft worden, daß der Reſt keine empfindliche Wirkungen mehr haben kan; wenn, ſage ich, das Waſſer in einem ſolchen Raume eben ſo ausdünſtet, wie in der freien Luft, ſo iſt die vorige Erklärung falſch, oder wenigſtens nicht für alle Ausdünſtungen allgemein. Es iſt daher kein Wunder, daß gewiſſe Naturlehrer die Ausdünſtung in luftlehren Raume ge-

leugnet haben. Hetr Krüger gehört unter dieſelben, und er hat das Herze gehabt, darinnen Herr Hombergern zu widerſprechen. Der Nuzen, denn dieſer Widerſpruch gehabt hat, iſt geweſen, daß ſich Herr Kraft dadurch bewegen laſſen, den Verſuch von neuem mit nöthiger Sorgfalt anzuſtellen. Er hat reines Fluswaſſer zuerſt von aller Luft gereiniget, weil es ſonſt im luftleeren Raume Blaſen wirft. Alsdenn hat er es in einem Gefäſſe, auf einer genauen Wage und mit andern Gewichten ins Gleichgewichte gebracht, unter die Gloke geſezt. Die Luft iſt aufs ſorgfältigſte ausgepumpt, und zu widerholten malen, weil der Verſuch gewähret, auch diejenige Luft wieder weggenommen worden, die etwa unterdeſſen hinein gedrungen. Nach zween Stunden und 16. Minuten hat man an dem Waſſer einen Abgang von zwei und einem halben Gran bemerkt. Aus andern Verſuchen aber läſt ſich ſchlieſſen, daß ohngefehr eben ſo viel, in eben der Wärme, in gleicher Zeit würde aus dieſem Waſſer in freier Luft ausgedünſtet ſeyn. Woferne man bei dieſem Verſuche nicht Herrn Krafts Geſchiklichkeit und Aufrichtigkeit in Zweifel ziehen will; ſo ſehe ich nicht, wie ſich die Ausdünſtung im Luftleeren Raume, mit der vorhingegebenen Erklärung vergleichen läſſet.

8. Man ſezt eben dieſen Gedanken noch andere Einwürfe entgegen. Herr Hauſen giebt den Vertheidigern deſſelben zu bedenken, ob nicht bei anwachſender Hize, die Luft ſich in dieſem Bläschen ſo ſtark ausdehnen müſſe, daß ſie ſolche zerſprengte, und alſo bei vermehrter Hize die Ausdünſtung aufhörte oder ſchwächer würde, da doch die Erfahrung das Gegentheil lehret. Vielleicht würden ſie hierauf antworten, daß der höchſte Grad der Hize, die auch in kochend Waſſer kan gebracht werden, nicht zureichend ſey, die Luft bis zur Zerſprengung der Gefäſſe auszudehnen. Es ſtehet ihnen allezeit ſowohl frei, dieſes, als den Gegentheil, jenes anzunehmen. Allein ich ſehe nicht, wie ſie ſo leichte auf andere Einwürfe, antworten werden. Wie geht es mit den Ausdünſtungen aus Waſſer zu, das von der Luft gereiniget iſt? Sollten wohl die Ausdünſtungen ſiedenden Queckſilbers, geſchmolzener Metalle, auf eben die Art entſtehen? Wodurch bleibt die eingelchloſſene Luft ſo lange warm? Denn es iſt klar, daß ſie ſich wieder zuſammen ziehen mus, wenn ihr die Wärme entgeht. Und woher erhalten endlich die Dünſte eine ſo groſſe Kraft? Man bedient ſich des Dampfes vom ſiedenden Waſſer beim Schifbau, die härteſten Eichenbalken damit dergeſtalt zu erweichen, daß man ihnen die verlangte Krümmung geben kan. In dem papinianiſchen Topfe werden durch die Kraft der Dünſte, die härteſten Knochen zerkocht; man ſieht nicht, wie Bläschen, die in der Luft ſchwimmen, zu ſolchen Wirkungen Macht haben?

9. Mich deucht, dieſe Betrachtungen werden unſern Beifall von der erwehnten Erklärung zurük zu halten, triftiger ſeyn, als was ihr der Krazenſtein im 37. und 56. Abſaze ſeiner Abhandlung vom Aufſteigen der Dünſte unter den überzeugenden Titel: Lehrſaz und Beweis, entgegen geſezt. Herr Wolf und andere mit ihm, haben ſich die Sache ſo vorgeſtellt; weil das Waſſer etwa achthundertmal ſchwerer iſt, als die Luft bei uns; ſo darf das Waſſertröpfchen nur in ein Dunſtbläschen ausgedehnt werden, das tauſendmal mehr Raum einnimmt, um in dieſer Luft in die Höhe zu ſteigen, weil alsdenn die Luft, ſo in den Raum gienge, den dieſes Bläschen einnimmt, ſchon mehr wiegen würde, als das Bläschen. Herr Krazenſtein behauptet, die Luft breite ſich von der Wärme, ſo die Ausdünſtungen verurſacht, nicht ſo weit aus. Wenn es ihm aber gefallen hätte, die Umſtände, unter welchen ein ſolches Bläschen in der Luft ſchwimmen kan, durch eine ſehr leichte algebraiſche Rechnung zu beſtimmen, wie Leibniz am angeführten

Orte der Miſc. Berol. und Herr Kraft im 37. Abſ. ſeiner ſchon erwehnten Diſputation, gethan; ſo würde er gefunden haben, daß eine ſolche Ausbreitung gar nicht nöthig iſt, und daß man von dieſen drei Dingen, von den Durchmeſſen der Luft im Waſſertöpſchen, vor der Ausdehnung, und im Bläschen nach der Ausdehnung, und von der Dike des Häutchens, zwei auf unzähliche Art verändern, und daraus das dritte allemal beſtimmen kan. Wie alſo dieſer ſein angeblicher Beweis wider einen ſolchen Grundſaz der Erklärung zernichtet iſt, der bei derſelben gar nicht nothwendig erfordert wird; ſo ſchlieſt der andere im 56. Abſ. auch nicht ſchärfer. Weil die Luft in Waſſer, aus dem man ſie durch Kochen oder durch die Luftpumpe herausgetrieben hat, ſich wider hinein zieht, ſo folgert er, daß ſie auch durch das Waſſerhäutchen des Dunſtbläschens dringen, und die innere Höhlung deſſelben ausfüllen werde. Es iſt aber wieder keine Folge, weil die Luft in die Zwiſchenräumchen ordentlicher Waſſertheilchen dringt; ſo dringt ſie auch in die Raume zwiſchen den Theilchen, die in einer ſolchen Haut ausgeſpannt ſind. Dieſe Theilchen ſind in Vergleichung der gröſſern Waſſertröpſchen, die ſich in Dünſte verwandlen, was dieſe Tröpſchen gegen eine gröſſere Menge Waſſers ſind. Es ſind die Theilchen der Theilchen, und ſie verhalten ſich alſo gegen das Waſſer, ſo uns in die Sinne fallt, etwa wie ſich die Theilchen des Salpeters gegen einen Haufen Pulver verhalten. Wenn man den Haufen Pulver mit dem Waſſer vergleicht, ſo ſind die Pulverkörnchen mit den Waſſertröpſchen zu vergleichen, und die Theile des Pulverkörnchens ſtellen die Theile des Waſſertröpſchens vor. Wäre es aber wohl erlaubt, von der Beſchaffenheit, den Zwiſchenräumchen u. ſ. f. der Pulverkörnchen, auf dieſe Dinge bei den Theilen der Pulverkörnchen zu ſchlieſſen? und wird alſo wohl die Folge von den Zwiſchenräumchen der Waſſertröpſchen, auf die Theilchen der Waſſertröpſchen beſſer ſeyn?

10. Unter den Erfahrungen, ſo wir von den Dünſten haben, befinden ſich verſchiedene, die eine fortſtoſſende Kraft anzeigen. Wenn man ein brennend Wachslicht unter die Gloke einer Luftpumpe ſezt, und die Luft wegnimmt, ſo ſteigt nach ſeinem Auslöſchen der Dampf viel gerader und ſchneller in die Höhe, als er in der Luft zu thun pflegt. Die Florentiniſchen Academici haben bemerkt, daß die Dämpfe aus heiſſem Waſſer oder angezündetem Weingeiſte, in der durch die Luftpumpe verdünnten Luft, nach einer eben ſolchen paraboliſchen krummen Linie geſtiegen und wieder geſunken ſind, nach welcher ein ſchwerer Cörper, ſo in einem leeren Raume geworfen wird, ſich bewegt. Dieſes und die bekannte elaſtiſche Kraft der Dünſte, die ich auch im 8. Abſ. bemerkt habe, ſcheinet darzuthun, daß die Dünſte ſolche Theilchen der Cörper ſind, die eine Kraft haben, ſich von ihnen und von einander zu entfernen.

11. Man ſtelle ſich alſo vor, daß in einem Cörper gewiſſe elaſtiſche Theilchen ſind, deren Wirkſamkeit durch die Kraft, mit der ſie unter ſich und mit andern Theilen zuſammen hangen, gehindert wird. Das Feuer kan ſie in Bewegung ſezen, machen, daß ſie wirken, an die andern Theile anſtoſſen, und dadurch ſich von ihnen abſondern. Dadurch wird alſo die Materie eines ſolchen Cörpers ſich in einen weiten Raum ausbreiten, und in Dunſt verwandeln. In dieſen Säzen wird nichts angenommen, davon man nicht unleugbare Beiſpiele in der Natur hatte. Was geſchicht wohl, wenn ein Füntchen Feuer in einen Haufen Schieſpulver kommt? Schwerlich läſt es ſich begreifen, daß ſo wenig Feuer durch ſeine eigene Kraft alle die Bewegung erzeugen ſollte, die alsdenn entſteht; ohne Zweifel iſt die Kraft, ſich auszubreiten, ſchon in den Pulvertheilchen vorhanden

geweſen: Sie war gebunden, und das Feuer erregte nur eine Bewegung, dadurch ſie die Freiheit zu wirken bekam. Auf eben die Art wird bei einem ausdünſtenden Cörper das Feuer nur die gebundenen Theile losmachen, und in die Umſtände ſezen, daß ihre Kräffte ſich wirkſam zeigen können. Es iſt ja ausgemacht, daß erhiztes Waſſer eine ungemeine ſtarke elaſtiſche Kraft zeige. Herr Hauſen bemerkt, daß ein Waſſertropfen, den man in einem Haarröhrchen an die Flamme einer Lampe bringt, mit einem Plazen zerſtreuet werde. Eine eiſerne Handgranate, in die man nicht eben allzuviel Waſſer gieſt, ſie alsdenn feſte vermacht und auf glüende Kohlen legt, zerſpringt mit eben dem Knalle und eben der Gewalt, als ob ſie mit Pulver gefüllt wäre.

12. Dergleichen Gedanken hat Herr Hauſen in ſeiner vorhin erwehnten Schrift angenommen. Wer dasjenige, was Herr Krazenſtein im 41. Abſaz ſeiner Abhandlung ſagt, dargegen hält, wird leichte ſehen, daß die Meinung, die er daſelbſt widerlegt, gar nicht die Hauſeniſche iſt. Herr Krazenſtein will zeigen, daß die äuſſerſten Theile der flüſigen Materie, welche durch die Bewegung der Feuertheilchen in die kleinſten Theile aufgelöſt iſt, nicht mit ſo viel Feuertheilchen umgeben werden, daß ſie in Verbindung mit dieſen, leichter als die Luft würden, und deswegen in die Höhe ſtiegen. Niemals hat der Herr Hauſen dieſes behauptet, und Herr Krazenſtein hätte alſo deſſelben Meinung recht einſehen ſollen, ehe er in ſeinem 42. Abſ. ſo reden wollen, als ob er die Hauſeniſche Theorie widerlegt hätte.

13. **Rohault, Pardies,** und andere, hatten ſchon behauptet, daß die Feuertheilchen ein flüßges Weſen in ſolche heftige Bewegung ſezen können, daß die kleinſten Theile deſſelben als Dünſte in die Luft davon gingen. Herr Kraft giebt dieſer Meinung Beifall, und mich deucht allerdings, daß ſich alles, was man bei den Dünſten bemerkt, wenn man Herrn Hauſens vorhin erwehnte Gedanken dazu nimmt, daraus wird erklären laſſen. Um aber das Richtige darinnen vollkommen einzuſehen, mus man überlegen, daß nicht die Erhebung der Dunſttheilchen, ſondern blos ihre Abſonderung, die Trennung ihres Zuſammenhangs mit dem übrigen Cörper der Wärme zugeſchrieben wird. Dadurch läſt ſich der Einwurf heben, daß die Dämpfe z. E. aus ſiedenden Waſſer, fortfahren zu ſteigen, wenn ſie ſchon ihre Wärme verlohren haben. Die Wärme trennete ſie nur durch ihre Bewegung vom Waſſer, und übergab ſie der Luft, ſolche weiter fortzuführen. Es kömmt auch hier nicht darauf an, daß dieſe Dunſttheilchen ſchwerer als die Luft ſind. Cartheſius hat ſich ſchon darauf berufen, daß der Staub, welcher im Gehen erregt wird, in der Luft hängen bleibt, ohngeachtet er aus ſchweren Theilchen beſteht. Wenn man Bimsſtein mit einem Meſſer ſchabt, ſiehet man die Stäubchen in der Luft herum fliegen, und ein kleines Wölkchen machen, bis ſie durch ihre weitere Zerſtreuung wieder unſichtbar werden. Die Luft kan alſo ſchwerere Cörper, als ſie iſt, mit fortführen; welches auch aus den gemeinſten Erfahrungen heftiger Winde erhellet. Wenn aber Dünſte auch in ruhiger Luft hängen bleiben, da jezt erzählte Erfahrungen nur bei bewegter Luft ſich zu ereignen ſcheinen; ſo iſt zu bedenken, daß einmal die Luft, die uns ruhig ſcheint, für ſo kleine Theilchen, als Dünſte ſind, noch Bewegung genug haben könne; und daß man ſich zweitens auch die Erhaltung der Dünſte in der Luft auf eine andere Art vorſtellen könne.

14. Es iſt nämlich bekannt, daß ſchwere feſte Cörper in leichtern Feuchtigkeiten ſchwimmen, wenn ſie von denſelben in die kleinſten Theilchen ſind aufgelöſt worden. Ein klumpen Salz ſinkt im Waſſer zu Boden, aber er zertheilt ſich bald durch

das ganze Waſſer: und wie man da keinen Tropfen koſten kan, der nicht geſalzen iſt; ſo folgt, daß überall Salztheilchen im Waſſer herum ſchwimmen. Man kan alſo die Zertheilung der Dünſte in die Luft ſich als eine Art von Auflöſung vorſtellen, wo die Luft dasjenige thut, was in vorigem Falle das Waſſer verrichtete. Selbſt der Umſtand wird damit übereinſtimmen, daß das Feuer erſtlich ungemein kleine Theilchen von den Cörpern abſondern mus, ſie dieſer Gewalt der Luft zu unterwerfen. Die Erfahrung lehrt, daß die Auflöſung nicht ſo gut, oft gar nicht, von ſtatten geht, wenn die aufzulöſenden Cörper nicht in kleine Stüken zertheilet ſind. Es iſt mir genug, dieſes hier aus der Erfahrung anzunehmen, weil der Grund davon, wie er ſich aus den Geſezen der anziehenden Kraft herleiten läſt, zu erklären, mich zu weit führen würde.

15. Die Wärme kan die Ausdünſtungen hervorbringen, entweder nur mit derjenigen Stärke wirken, wie ſie im Sommer von der Sonne entſtehet, oder ſie kan noch heftiger ſeyn. Das Maas, wie weit Cörper von der Sonne erwärmet zu werden pflegen, ſezt Herr Kraft im 50. Abſ. auf den 100. Gr. des Fahrenheitiſchen Thermometers. Wenn nun z. E. das Seewaſſer, und das Blatt einer Pflanze, von der natürlichen Sonnenwärme ausdünſtet, kan dieſes eine natürliche Ausdünſtung genennet werden, wie ſie im Gegentheil gewaltſam heiſſen kan, wenn ſiedend Waſſer ausdünſtet. Es iſt leichte, den Urſprung der gewaltſamen Ausdünſtung nach dem vorhergehenden zu begreifen. Der ausdünſtende Cörper iſt bei derſelben allezeit wärmer als die Luft, die ihn umgiebt. Die Wärme aber geht allemal aus warmen Cörpern in kältere: Sie wird alſo dieſes auch hier thun, und die zärteſten Theilchen des Cörpers mit ſich fortreiſſen. Da aber der erhizte Cörper zugleich die Luft um ſich herum erwärmet, und hierdurch verdünnert; ſo wird die obere dichtere Luft dieſelbe auf die Seite drüken, und dadurch die Ausdünſtungen mit ihr ausbreiten, das übrige kan die Bewegung der Luft, und was vorhin bemerkt worden, verrichten.

16. Aber die natürliche Ausdünſtung ſcheint mehr Schwierigkeiten zu zeigen, weil das, was ich vorhin von dem Übergange der Wärme in die kältere Luft geſagt, ſich hier nicht anbringen läſt. Man müſſe verſuchen, ob ſich nicht eine Art erdeken lieſſe, wie wenigſtens auf der Oberfläche eines ausdünſtenden Cörpers unter dieſen Umſtänden, eine gröſſere Wärme als in der übrigen Luft entſtehen könne. Die Erfahrung lehret, daß flüſige Weſen von verſchiedener Art mit einander vermiſcht, in ein Wallen gerathen, woraus Wärme, und öfters Feuer entſteht. Die Verſuche von dieſer Art, die man in Boerhavens Chymie findet, ſind theils bekannt, theils zu weitläuftig, zu gegenwärtiger Abſicht beſchrieben zu werden. Da nun die Luft beſtändig mit Theilchen von allerlei Art erfüllt iſt; ſo iſt es leicht möglich, daß ſie mit dem Waſſer oder anderen flüſigen Weſen, über deſſen Oberfläche ſie ſich zunächſt befindet, in ein ſolches Aufwallen gerath, und dadurch Wärme verurſacht, ſo die Ausdünſtung hervorzubringen zureichend iſt. Dieſem Gedanken ſcheint vortheilhaft, daß die natürliche Ausdünſtung eben wie das vorhin erwehnte Aufwallen, insbeſondere bei flüſigen Cörpern, ſtatt findet. Wenn die Ausdünſtung aus andern kräftigern Urſachen entſtehet, ſo wird dieſes Aufwallen einen ſehr geringen Theil davon ſich zuſchreiben können, hier aber kan es das Hauptwerk ausmachen. Dieſes ſind Herr Krafts Gedanken von der natürlichen Ausdünſtung. Wie ich ihre Richtigkeit zu beſtreiten nicht begehre; ſo deucht mich, daß man auch, was ich im 11. und 14. Abſ. erwehnt, gebrauchen könne, ſich dieſe Begebenheit begreiflich zu machen. Die durch die Wärme gelöſten Theile eines Cörpers können von ihm fliehen; ſie können von der Luft aufgelöſt

werden, wenn er gleich mit der Luft um ihn herum gleiche Wärme hat.

17. Herr Kraft hat bewieſen, daß dasjenige, was ich vorhin erzehlt, was mehr als eine bloſſe Erdichtung iſt, die man nur, das Lehrgebäude zu unterſtüzen, annimmt. Joſeph Acoſta berichtet in ſeiner Geſchichten von Weſtindien, daß in einigen Gegenden dieſes Welttheils die Metalle von der mit Salze geſchwängerten Luft ſo angegriffen würden, daß man ſie mit Fingern zermalen könnte: und Varenius erzehlet, auf den Aſoriſchen Inſeln ſey die Luft und der Wind ſo ſcharf, daß eiſerne Platten dadurch in kurzer Zeit verzehrt und in Staub verwandelt werden. Selbſt der Umſtand daß die Winde wie bekannt iſt die Ausdünſtung befördern, bekräftiget dieſen Gedanken. Die Wärme, aus der Vermiſchung verſchiedener Feuchtigkeiten, dauret nur ſo lange, bis ihre Theilchen völlig unter einander gebracht ſind. Wenn daher die Luft mit dem ausdünſtenden Waſſer eben ſo was thut; ſo wird es vortheilhaft ſeyn, daß immer neue Luft, deren Theilchen von neuem mit dem Waſſer aufwallen, herzugeführet wird.

18. Einige merkwürdige, hieher gehörige Erfahrung Herrn Krafts, iſt folgende: Das Waſſer, und andere flüſſige Cörper, dünſten ſtärker aus, je tiefer ſie ſind. Er hat zwei runde cylindriſche Gefäſſe, von gleicher Weite, aber ſehr verſchiedener Höhe, mit Waſſer völlig angefüllt, auf eine Wage gebracht, und dem leichtern Gefäſſe das erforderliche Gewichte zugelegt. Die ganze Zubereitung iſt in ein Zimmer gebracht worden, deſſen Wärme man beſtändig auf dem 56. Gr. des Fahrenheitiſchen Thermometers erhalten hat. In den erſten fünf oder ſechs Tagen iſt das tiefere Gefäſſe beſtändig leichter geworden, und hat alſo mehr ausgedünſtet. Nach der Zeit aber hat es ſich verkehrt, und die Ausdünſtung aus dem tiefern Gefäſſe iſt geringer geweſen. Zugleich hat er bemerkt, daß ſich beiderſeits auf der Oberfläche des Waſſers ein dünnes etwas zähes Häutgen erzeuget. Der Verſuch iſt zu wiederholten malen eben ſo abgelaufen. Wer nicht ſo lange Gedult hat, kan ſtatt des Waſſers rectificirten Weingeiſt gebrauchen, wenn er das in einer halben Stunde ſehen wird, was beim Waſſer Tage erfordert. Muſchenbröck hat nach Herr Krafts Berichte eben das erfahren.

19. Herrn Krafts Erklärung von dieſer Begebenheit kömmt darauf an. Er ſtellt ſich vor, daß auf den beiden Oberflächen dieſer Gefäſſe, wegen der vorerwehnten Aufwallung, Wärme erreget werde. Der Kürze wegen, will ich dasjenige, indem das Waſſer hoch ſtehet, das erſte, und das, wo es nicht ſo hoch iſt, das zweite nennen. Dieſe erregte Wärme breitet ſich in beiden Gefäſſen durch das durch darinnen enthaltene Waſſer aus, und da ſie auf beiden Oberflächen, weil ſolche von einer Gröſſe ſind, gleich ſtark iſt; ſo wird eben der Grund der Wärme, der das viele Waſſer im erſten Gefäſſe nur wenig erwärmet, die geringere Menge in dem zweiten wärmer machen. Aber, fährt Herr Kraft fort, in eine kältere Maſſe kan das Feuer nicht ſo leichte dringen, als in eine wärmere: Folglich werden in das kältere Waſſer im erſten Gefäſſe weniger Feuertheilchen aus ſeiner Oberfläche hineingehen, als in das wärmere Waſſer des zweiten Gefäſſes aus der ſeinigen: Alſo wird aus der erſten Oberfläche mehr Wärme in die Luft gehen, und folglich auch mehr Dünſte mit ſich fortführen, als aus der zweyten. Daher wird eine Zeitlang das erſte Gefäß mehr, als das zweite ausdünſten. Nach und nach aber wird die Wärme in beiden Gefäſſen gros werden, alſo beiderſeits gleichviel ausdünſten, und wenn es noch länger währt, ſich die Sachen verkehren. Bei dieſen Betrachtungen iſt auch noch zu bedenken, daß etwas Wärme in die Gefäſſe ſelbſt, und zwar mehr in das erſte als in das zweite übergehet.

20. **Gekochtes Waſſer dünſtet nicht ſo ſtark aus, als ungekochtes.** Dieſes kan daher rühren, weil durch das Kochen ſowohl die ſubtilſten Theilchen des Waſſers, als auch die Luft, einiger maſſen fortgetrieben ſind. Denn da die Luft zu Erregung und Erhaltung der Wärme beſonders nöthig iſt; ſo wird da, wo ſich deren weniger befindet, auch bei dem Aufwallen geringere Wärme entſtehen. Hingegen Salzwaſſer wird deswegen weniger als ſüſſes ausdünſten, weil jeder Tröpfchen davon, durch die anhängenden Salztheilchen ſchwerer gemacht; und alſo für eben den Grad der Wärme, der es ſonſten forttreiben würde, weniger beweglich iſt. Dabei iſt das zu bemerken: daß, wenn das Meerwaſſer ausdünſtet, die Salztheilchen deſſelben liegen bleiben. Herr Kraft vermuthet, daß dieſes daher komme, weil die Salze des Waſſers allezeit kalt machen, und folglich nur eine mit Wärme begleitete Aufwallung aus den wäſſerichten Theilen entſtehen könnte, die von dem dabei befindlichen Salze noch gehindert werde.

21. Ich kan nicht leugnen, daß mir bei dieſem Gedanken Herrn Krafts, das Salzwaſſer betreffend, ein Zweifel übrig bleibt. Ich bin noch nicht überzeugt daß es folgt: Die Salze machen das Waſſer für ſich kalt; alſo verhindern ſie auch die Wärme, wenn geſalzen Waſſer mit andern Dingen vermiſcht wird. Das Oleum Tartari per deliquium entſtehet ja, indem ein Salz von der Feuchtigkeit in der Luft zerflieſt: Und doch giebt dieſe Art von Salzwaſſer, unter ſaure Säfte gegoſſen, eine Wärme, die von gemeinen Waſſer nicht zu entſtehen pflegt. Die natürliche Cörper wirken in der Verbindung mit andern oft ganz anders, als man vermuthen ſollte, wenn man ihre Wirkungen allein betrachtet. Vielleicht lieſſe ſich der Grund, warum das Salz nicht mit in Dünſten fortgehet, von ſeiner zu groſſen Schwere, oder vielmehr von der zu groſſen Schwere des irdiſchen Weſens, welches bei ihm befindlich iſt, herleiten. Ein Verſuch, den Boerhave anführt, ſcheint dieſes zu erläutern. Man nimmt Salz, es mag gegraben, geſotten, oder aus Pflanzen herausgebracht ſeyn, troknet es unbedekt über dem Feuer ſtark aus, und ſezt es klein geſtoſſen an die freie Luft, in einer gläſernen Schale. Von der Feuchtigkeit der Luft wird es aufgelöſet, und man erhält alſo ein Salzwaſſer, indem ſich ein Theil irdiſches Weſen zu Boden ſezt, welches zuvor im Salze nicht erſchiene. Man gieſt das Salzwaſſer ſorgfältig ab, läſt es ausdünſten, und ſezt das zurükbleibende Salz wieder auf eben die Art an die Luft. Es zergehet wieder, und giebt einen neuen Theil Erde. Die vorige Arbeit öfters wiederholt, läſt endlich nur irdiſches Weſen zurüke, das von der Feuchtigkeit der Luft nicht zergehet, und alſo ſeinen ſalzichten Theil völlig verlohren hat. Darf ich aus dieſem Verſuche nicht den Schlus machen, daß in dem groben Salze, den wir dieſen Namen beilegen, nur etwas weniges ſey, das eigentlich Salz iſt: ich will ſagen, das ſich im Waſſer auflöſen läſt, (denn dieſes iſt das Merkmal, daran ſich Salze von andern Dingen unterſcheiden) und daß dieſes Wenige mit einer groſſen Menge ſchwerer irdiſche Theile ſo genau verbunden iſt, daß es ſich nur durch ſo oft wiederholte Arbeiten davon abſondern läſt. Und wenn alſo dieſe Laſt der irdiſchen Theile zu gros iſt, bei der Ausdünſtung mit gehoben zu werden, könnte man daraus nicht begreiffen, warum Salzwaſſer mit Zurüklaſſung ſeines Salzes, in die Luft verfliegt.

22. Ich fahre fort, noch andere Umſtände, ſo man bei den Dünſten bemerkt hat, nach Herrn Krafts Anleitung zu erklären. Man hat gefunden, daß das Waſſer, ſo von einer ſehr groſſen Höhe herunter fällt, beim Auffallen, in die zärteſten Dünſte zerſtreuet wird, nach der Erzählung der philoſophical Transactions, fällt in Canada der Flus Niagara von einer Höhe von 156. Fus auf einen

Felſen herunter, woraus eine Wolke entſteht, die auf fünf Meilen ſichtbar iſt. Caſini hat eben dies bei dem italiäniſchen Fluſſe Velino bemerket, wo ſolcher einen Waſſerfall von mehr als 150. Fus leidet: die Wärme hat dabei nichts zu thun: man ſieht leichte, daß es auf die Gewalt ankömmt, mit der das Waſſer auf die unten liegenden Steine anſtößt.

23. Die gegebene Erklärung von den Ausdünſten, zeigt, daß ſolches deſto geſchwinder von ſtatten gehe, je gröſſer die Fläche iſt, ſo der Luft ausgeſezt wird. Daher dünſten trokene Cörper, ſo weite Zwiſchenräumchen haben, z. E. Holz, Leinwand, u. d. gl. wenn ſie befeuchtet worden, geſchwinde aus, weil das Waſſer in ihren Zwiſchenräumchen ſich gleich in eine groſſe Fläche ausbreitet.

24. Diejenigen, ſo auf die Wirkungen der Natur aufmerkſam geweſen ſind, haben geſehen, daß die Flüſſe wenn ſie des Winters gefrieren wollen, eine groſſe Menge Dämpfe von ſich laſſen, ſo daß Bäche und ſumpfichte Oerter um dieſe Zeit wie rauchend erſcheinen. Herr Kraft hat dergleichen Nebel ſelbſt, bei entſtandener gählinger Kälte, auf dem Nevaſtrohme beobachtet, und die florentiniſchen Naturforſcher haben befunden, daß dem von Luft gereinigten Waſſer eben das widerfährt. Man kan, dieſes zu erklären, eine Wärme annehmen, ſo auf die, im 16. Abſ. beſchriebene Art, auf der Oberfläche des gefrierenden Waſſers entſteht. Aber auch, ohne dieſe voraus zu ſezen, iſt klar, daß, wenn das Waſſer gefrieret, im Wärme entgehen mus, und dieſe Wärme Dunſttheilchen mit ſich fortführen kan.

25. Die Ausdünſtung im luftleeren Raume, wird ſich daraus herleiten laſſen, daß die Feuertheilchen, die in den Cörpern eingepreſt ſind, wenn die Luft von auſſen darauf drükt, ſich losmachen, ſobald dieſer Druk der Luft abgenommen wird, und Dünſte mit ſich fortführen. Wie aus dieſem Begriffe folgt, daß die Wärme einem Cörper im luftleeren Raume viel eher entgehen mus, als wo ſie von dem Druke der Luft in ihm gehalten wird; ſo erhellet auch daraus, warum nach Muſchenbröks Erfahrung ein Gefäſſe mit warmen Waſſer unter die Gloke der Luftpumpe geſezt, anfänglich ſehr ſtark ausdünſtet; nachgehends aber immer weniger und weniger, je länger man auspumpet. Die Urſache wird ſeyn, weil dem Waſſer die Wärme immer ſtärker entgeht.

26. Dieſes ſind die vornehmſten Betrachtungen, die ſich bei den Dünſten machen laſſen, und aus denen man das übrige, was die Naturforſcher dabei angemerkt haben, leicht erklären kan. Ich habe dabei meiſtens Herrn Krafts Ausführung gefolgt, und ich würde dieſen Aufſaz einen Auszug aus ſeiner erwehnten Schrift nennen, wenn ich nicht für dieſen Namen zuviel andere Gedanken eingemiſcht hätte. Wer Herrn Krazenſteins Abhandlung von den Dünſten damit vergleichen will: wird finden, daß derſelbe im Hauptwerke eben dieſe Gedanken hat; obwohl alle Umſtände bei den Dünſten zu erklären, noch einige Betrachtungen dazu müſſen geſezt werden.

Unterſuchung, woher es komme, daß die Thiere von Natur ſchwimmen können; da hingegen der Menſch ſolches erſt mit Mühe lernen mus.

Aus einer Schrift, welche der Herr Bazin zu Strasburg unter dem Titel: Obſervations ſur les Plantes et leur Analogie avec les Inſectes, hat druken laſſen. S. 29. bis 53.

Die alten Weltweiſen würden ohnfehlbar in der Erforſchung natürlicher Dinge einen viel geſchwindern und ſicherern Fortgang gemacht haben, wenn ſie ſich bemühet hätten, die Natur vielmehr zu unterſuchen, als zu errathen; allein ſie wollten eher andere lehren, als ſie ſelbſt durch die Erfahrung gelehret waren. Aus dieſer Ubereilung ſind alle wunderliche Meinungen, ſo viele Worte, die mit keinem Begriff verbunden ſind; Erklärungen, welche nichts erklären; und endlich ſo viele unverſtändliche Lehrgebäude entſtanden, aus welchen ſie ihre theoretiſche Philoſophie zuſammen geſezt haben. Gleichwohl haben dieſe Früchte der allein wirkenden Einbildung, viele Jahrhunderte hindurch, den ganzen Grund ihrer Erkenntnis ausgemacht, und die Bewunderung der Völker erworben, welche von einer ſolchen andächtigen Verehrung derſelben eingenommen waren, die vermögender geweſen, die Vernunft zu unterdrüken, als zu erleuchten. Daher iſt es gekommen, daß der Verſtand der allermeiſten einer ſo groſſen Menge Irrthümer immerfort unterworfen bliebe. Es war keine leichte Unternehmung, die Finſterniſſe zu zerſtreuen, welche die Wahrheit gefangen hielten: wir können daher diejenigen mit den Bezwingern fremder Länder vergleichen, welche die erſten geweſen ſind, ſo ſich unterſtanden, über dieſe Schranken zu ſpringen, die Vorurtheile anzutaſten, und die Meinungen von der Natur der Dinge einer gründlicheren Unterſuchung zu unterwerfen, von welchen man bisher geglaubet hatte, daß ſie nicht dem geringſten Zweifel ausgeſezet ſeyn. Hat man ſich nicht faſt einer Verwegenheit bedienen müſſen, den Abſcheu des Leeren, die Antipathien und Simpathien und viele andere leere Begriffe mehr anzugreifen? Hat man nicht eben ſo viel Herzhaftigkeit nöthig gehabt, an deren Stelle unwiderſprechliche Wahrheiten einzuführen? Nicht ohne groſſe Mühe und harten Widerſpruch hat man endlich den Leuten die ungereimte Meinung aus dem Kopf bringen können, daß die Fäulung der Vater und die Muter einer unendlichen Menge lebendiger Weſen ſey. Wir haben es blos der Gewohnheit zu danken, die wir ſeit einem Jahrhundert erlanget haben, zu ſehen, daß die Weltweisheit täglich mit neuen Wahrheiten, durch Hülfe der Erfahrung, bereichert wird, daß wir ohne Widerſpruch, und gleichſam ohne Beſtürzung wahrgenommen haben, welchergeſtalt dasjenige, was unter dem Polarzirkel ein Pfund wieget, nicht ſo ſchwer ſey unter der Mittagslinie. Man ſiehet den Sommer über die Ameiſen mit unglaublicher Aemſigkeit Körner und Getreide, Gerſte oder anderen Saamen, kleine Holzſplitter und Strohhälmlein nach ihren Haufen ſchleppen; man hat ſich niemals lange bedacht, die Urſache dieſer Vorrathsſammlung anzugeben; ſchon ſeit drei tauſend Jahren und länger hat man ſich gänzlich überredet gehabt, daß ſie das Holz und Stroh herbeibringen, ihr Magazin zu bauen, und die Körner, den Winter über davon zu leben. Wer dieſes zu der Zeit unſerer Voreltern geleugnet hätte, würde ſich ſchreklichen Widerſprüchen ausgeſezet haben. Indeſſen iſt gleichwohl wahr, daß die Ameiſen, wie alles andere Ungeziefer, den ganzen Winter in einem tiefen Schlaf zubringen, und daß ſie weder freſſen, noch ſich rühren, ſo lange ſelbiger währet. Dieſes hat einer unſerer neuern Weltweiſen ganz neulich auf eine unwiderſprechliche Art erwieſen. Wir ſtehen nun nicht mehr in Furcht, daß wir nicht Ehrerbietung genug gegen ſolche Fabeln tragen, welche ſich durch ihr Alterthum ein Anſehen erworben haben. Es war zu dem Aufnehmen der Wahrheit nöthig, daß von einer Zeit zur andern Männer aufſtunden, welche zweifeln konnten, und Herz genug dazu hatten. Den vernünftigen und vorſichtigen Zweifeln, welche nicht zurük gehalten worden, weder durch einige Achtung gegen die gemeine Vorurtheile, noch durch eine dumme Unterwerfung unter die Entſcheidungen der Alten, ſolchen Zweifeln haben wir es zu danken, daß wir von einer unendlichen Menge Irrthümer befreiet worden ſind, welche auf uns waren fortgepflanzet worden. Alles, was nicht auf die Erfahrung gegründet iſt, hat nöthig, zum öſtern auf das neue unterſuchet zu werden. Hat doch oft die Erfahrung ſelbſt nöthig, daß man ſie durch andere Erfahrungen erweiſe. Wie viel mehr die Meinungen, welche nichts anders zu ihrem ganzen Beweis haben, als Wahrſcheinlichkeiten, die durch die That ſelbſt nicht dargethan werden können? Dieſe mus man manchmal wieder auf das Neue vornehmen: man kan ſie nicht zuviel hin und her kehren, um ſie auf allen Seiten zu betrachten. Die Wahrheit iſt vielleicht nicht weit von uns entfernet; aber ſie gehet der Gleichgültigkeit nicht entgegen: ſie ergiebt ſich nur denjenigen, die ſie ſuchen: ſie will, ſo zu reden, verfolget ſeyn. Die Materie, von welcher zu handeln ich unternommen habe, iſt unter der Zahl derjenigen, welche auf das neue nachgeſehen werden müſſen, und über welche man ſich bisher nur noch vorräthig erkläret hat. Die unterſchiedene Meinungen darüber, in welche man ſich vertheilet hat, laſſen die Freiheit übrig, neue davon anzunehmen: es iſt ſogar nüzlich, ſolches zu thun, bis die Wahrheit ſich hervor thue, und in derjenigen ehrwürdigen Geſtalt darſtelle, welche den Verſtand beruhiget, und ſich ſeines Beifalls bemächtiget. Ich will es alſo wagen, auch meine Meinung wegen der Frage zu eröfnen, welche ſo oft iſt vorgelegt worden: **Woher es komme, daß die Thiere von Natur ſchwimmen können, und daß dem Menſchen dieſes Vermögen fehlet?**

Die von den meiſten angenommene Meinung, ob ſie ſchon auf keine philoſophiſche Gründe gebauet iſt, gehet dahin, daß die Thiere keines Schrekens fähig ſeyn, und daher in der Gefahr die Art von Nachſinnen behalten, welche die Natur ihnen verliehen hat; folglich ſich nicht durch eine hizige Entſchlieſſung übereilen, ſondern leicht den ſicherſten Weg finden, der Gefahr zu entgehen; da hingegen der Menſch durch die Gefahr betäubet werde, die Beurtheilung verliere, und dasjenige nicht thue, was er thun ſolte, ſich aus der Gefahr zu retten. Allein man kan nicht leugnen, daß die Thiere eben ſo wol des Schrekens fähig ſind, als die Menſchen, und daß man ſie ſehr oft in der Gefahr, in der Beſtürzung, einen Entſchlus faſſen ſiehet, welcher ihnen ſchädlich iſt; aber in unſerm Fall ſiehet man nicht, daß ein Thier, von welcher Gattung es ſeyn mag, ſich betrüge; Dieſes hat die Naturforſcher beweget, die Urſachen davon in der Natur, und nicht in willkürlichen Säzen, zu ſuchen. Sie ſchreiben, die Schwierigkeit zu ſchwimmen, welche der Menſch bei ſich findet, und deſſen Ungeſchiklichkeit zu demſelben der Schwere ſeines Kopfs zu. Sie ſagen, daß unter allen Thieren der Menſch dasjenige ſey, deſſen Kopf am meiſten voll befunden werde, und am wenigſten leere Höhlen habe, folglich als der dichteſte Theil das ſchwerſte Gewicht beſize, dem ganzen übrigen Leib die gleiche Wage benehme, denſelben nach ſich ziehe, und zum unterſinken zwinge: da hingegen ein Thier einen leichteren Kopf habe, wegen der groſſen leeren Höhlen, die ſich in demſelbigen befinden, und deſſen Leib ſich über dem Waſſer in dem vollkommenſten Gleichgewicht halte, daher es denn komme, daß ihm das Schwimmen ſo leicht falle, wie wir an ihm ſehen.

Borelli, welchem ſeine Abhandlung von der Bewegung der Thiere Anleitung hätte geben ſollen, uns eine vollſtändige Erklärung dieſer Erſcheinung mitzutheilen, und der es auch beſſer als jemand hätte thun können, redet davon nur als im Vorbeigehen. Er hat dieſes in zweien kurzen Capiteln, und auf eine ſo abgebrochene Weiſe gethan, daß man die Auflöſung einer groſſen Anzahl Schwierigkeiten nicht bei ihm findet, welche ſich hervor thun, wenn man die Materie mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Da alſo die Frage noch nicht mit einer zulänglichen Ausführung

rung abgehandelt worden: ſo will ich mich beſtreben, der Sache zum Theil ein Genüge zu thun.

Ich glaube, daß dieſes Vermögen, ohne vorher gegangene Erlernung zu ſchwimmen, welches die Thiere beſizen, und dem Menſchen verſaget iſt, herkomme 1) von der verſchiedenen Zuſammenfügung ihrer Leiber. Dieſes iſt auch die Meinung des Borelli. Das Schwimmen kömmt den Thieren leicht an, weil ihr Leib horizontalmäſig auf vier Füſſe geſezet iſt; der Menſch hingegen iſt von Natur zum Schwimmen ungeſchikt, weil ſein Leib ſenkrecht nur auf zween Füſſen ſtehet. 2) Weil die natürlichen Bewegungen, auf welche ſich das Thier nicht erſt beſinnen darf, zulänglich ſind, zu machen, daß es ſchwimmet, da hingegen eben dieſe Bewegungen den Menſchen in den Grund des Waſſers ſtürzen.

Ich will ſezen, daß ein Menſch und ein Pferd zu gleicher Zeit, aber jedes beſonders, in einen Flus fallen. Man weis, daß ſich bei einem jeden Thier zwo Arten von Bewegung befinden, eine, welche der Beſchaffenheit ſeiner Maſchine gemäs iſt, und die machinaliſche genennet wird, und eine, welche dem Willen und Nachſinnen unterworfen iſt. In einer Gefahr, von welcher es überfallen wird, ſind die erſten Bewegungen des Leibes bloſſe Wirkungen der Maſchine.

Ein in das Waſſer gefallenes Pferd findet keine Schwierigkeit, ſich darinn zu rühren; ſeine erſte Bewegung, welche die Furcht ihm eingiebet, iſt dieſe, daß es ſich umkehret, und wieder aufrecht auf die Füſſe zu kommen trachtet, welches die Flüßigkeit des Waſſers ihm leicht zu thun verſtattet. In dieſer Lage befindet ſich ſein Leib in ſeiner gewöhnlichen Stellung, er iſt in einem vollkommenen Gleichgewicht, indem ſich der Mittelpunct der Schwere in der Mitte des Bauchs befindet, und es fehlet ihm nichts weiter, als daß er oben gehalten werde. Die andere Bewegung, welche aus eben dieſem Grund der Furcht erfolget, iſt dieſe, daß es gehet, der Gefahr zu entfliehen; welche es wegen ſeines Falls empfindet. Es gehet alſo, als wenn es auf dem Lande wäre, in der Hofnung, oder in dem Vertrauen, Grund zu finden; und dieſe Bewegung allein iſt zulänglich, zu machen, daß es ſchwimmet, und es wird auch dadurch über dem Waſſer gehalten, indem ein ſchwimmendes und ein gehendes Thier die Füſſe auf einerlei Art rühret; wenn einiger Unterſcheid darunter iſt, ſo iſt gering, kommet nicht von dem Willen des Thiers her, ſondern iſt gleichfalls eine machinaliſche Wirkung, welche daher entſtehet, weil ſich das Waſſer lange ſo leicht nicht zertheilen läſſet, als die Luft.

Wenn ein Menſch ins Waſſer fället, der nicht ſchwimmen kan; ſo nimmt er eben ſo, als ein Thier, die machinaliſchen Bewegungen vor, deren er gewohnt iſt, und welche er gebrauchet, wenn er auf die Erde fället: allein es findet ſich dabei eine groſſe Ungleichheit; was das Thier rettet, bringet ihm den Untergang. Die erſte Bewegung, welche er vollführet, wenn er auf den Rücken zu fallen kömmt, iſt dieſe, daß er ſich gegen den Grund umkehret, wie er auf dem Lande thut; die andere, daß er die Füſſe in das Waſſer ſtrekket, und den Grund damit ſuchet: hierauf greifet er mit den Händen vorwärts, damit er ſich an dem erſten feſten Cörper halten möge, den er antreffen kan. Findet er ungefehr in dem Grunde des Waſſers einen Cörper, an dem er ſich feſt halten kan, ſo iſt er dadurch noch wenig oder nichts gebeſſert; denn er weis nicht, was er hernach thun ſoll, weil wir vorausgeſezet haben, daß er die regelmäſige und methodiſche Bewegungen nicht wiſſe, welche die Schwimmkunſt ausmachen; wenn er ſie auch ſchon nach der Theorie wüſte, kan er ſie doch nur ſehr ſchlecht vollführen, wo er ſich nicht darinn geübet hat; ſeine Verwirrung wird noch vermehret, da er wegen Mangel des Athemholens den Tod vor Augen ſiehet. Daher entſtehen alle unordentliche Bewegungen, welche ihn ſtürzen, und denjenigen ganz entgegen geſezet ſind, welche er machen ſollte, ſich über dem Waſſer zu halten. Solchergeſtalt ſind die erſten blos machinaliſchen Bewegungen hinlänglich, zu machen, daß die Thiere ſchwimmen, wegen ihrer zu dieſem Werke vortheilhaften Bildung. Aus der entgegen geſezten Urſache ſind die erſten machinaliſchen Bewegungen, welche der Menſch vollſtrekket, die Urſache ſeines Verderbens.

Dieſe Gründe vorausgeſezet, mus ich dieſelbige auch beweiſen, indem ich zeige, warum die Handlung des Pferdes, welche ihm zulänglich iſt zum Gehen, auch zulänglich ſey zum Schwimmen, und warum der Menſch genöthiget iſt, andere Mittel zu erlernen.

Der Leib des Menſchen, wie der Leib aller vierfüſigen Thiere, iſt faſt von einer gleichen Schwere mit einem eben ſo groſſen Umfang Waſſers; ich ſage, faſt gleicher Schwere, weil die Thiere ein wenig ſchwerer ſind; aber dieſes kleine Übergewicht iſt ihrer Seits eine geringe Hinderniß, zu welchem ſie leicht ein Gegengewicht finden. Herr Rohault ſagt, daß ein Menſch, der in der Luft 138. Pfund ſchwer iſt, in dem Waſſer nur 8. Unzen wäge. Borelli gehet noch weiter: er behauptet, daß ein lebendiges Thier weniger wäge. Indeſſen, bis die Erfahrung dieſen Streit entſcheidet, werde ich nichts zu Wage ſezen, wenn ich der Partei beifalle, welche mir am wenigſten vortheilhaft ſcheinet.

Wir können demnach ein Thier auf dem Waſſer als ein ſchwimmendes Schiff betrachten, welches ein wenig zu ſchwer beladen, und in Gefahr iſt, unterzuſinken, wo es nicht eine geringe Bewegung oben hält, und verhindert, zu Grunde zu gehen. Ich will meine Vergleichung des Pferdes fortſezen: Man weis, daß es zween Füſſe zugleich vorausſezet, wenn es gehet; nämlich einen von den Vorderfüſſen, und einen von den Hinterfüſſen, aber von den beiden unterſchiedenen Seiten, welches ihm ſein Gleichgewicht erhält. Ich habe geſagt, daß es im Waſſer gehe, welches es nicht thun kan, ohne das Waſſer durch ſeine Füſſe mit Macht zu zertheilen: in dieſer Lage iſt es wie ein Schiff mit Rudern, wenn dieſe an den beiden Seiten des Schifbauches befeſtiget wären, und ſenkrecht in die Oberfläche des Waſſers giengen. Sie liegen freilich daſelbſt nicht ſo vortheilhaft, als diejenigen, welche wir auf den Bord unſerer Schiffe ſezen, deren Mittelpunct ihrer Macht auſſer dem Waſſer iſt, und die von oben nach unten in daſſelbige geſchlagen werden; doch liegen ſie vortheilhaft genug, das Thier oben zu halten, und zu machen, daß es auf dem Waſſer treibet, und vorwärts kommet. Da die vierfüſigen Thiere nicht beſtimmet ſind, dieſes Element zu bewohnen; ſo hatten ſie nicht mehr Hülfe nöthig, als die zulänglich war, zu verhindern, daß ſie nicht darinn umkommen, und ihnen das Vermögen zu verſchaffen, über die Flüſſe zu ſezen. Sie haben alles, was hierzu nöthig iſt.

Demnach dienen einem Thier, welches im Schwimmen begriffen iſt, ſeine vier Füſſe an ſtatt zweier paar Ruder, deren ein paar nach dem andern gezogen wird. In der Abſicht dieſer Vergleichung könnte man mir den Einwurf machen, daß, wenn unſere Ruder gegen eine Oberfläche des Waſſers, welche zur Stüze gedienet hat, das Schiff vorwärts zu ſchieben, ſtark angedrüket haben, wir dieſelbige aus dem Waſſer in die Höhe ziehen, um ſie weiter vorne wieder in das Waſſer zu ſchlagen, und einen neuen Stüzepunct zu ergreifen; aber die Füſſe der Thiere, wenn ſie als Ruder betrachtet werden, haben dieſen Vortheil nicht: ſie ſind ganz und beſtändig in das Waſſer eingetauchet; woraus erhellet, daß ſie genöthiget ſind, eben ſo viel Waſſer vor ſich wegzuſtoſſen, wenn ſie ſich fortſezen wollen, als ſie hinter ſich treiben, wenn ſie ſich wieder zurük ziehen, den Leib fortzuſchieben. Da aber dieſe beiden Kräfte gleich ſind, und die eine ſo ſtark hinter ſich, als die andere vor ſich, arbeitet, ſo können ſie nichts anders, als eine Unbeweglichkeit, wirken. Gleichwohl aber ſehen wir, daß die Thiere im Waſſer fortrüken, und im Schwimmen einen Weg hinter ſich legen.

Ich antworte, daß man die Auflöſung dieſer Schwierigkeit bald finden werde, wenn man ein gehendes Thier, und noch beſſer, wenn man ein ſchwimmendes Thier nur ein wenig betrachtet; denn ſo wird man ſehen, daß es nicht wahr ſey, daß dieſe beiden Kräfte gleich ſind. Wenn ein Pferd zween Füſſe vorwärts ſezet, ſo hebet, bieget, und folglich verkürzet es dieſelbe; demnach iſt die Oberfläche des Waſſers, welche ſie zu zertheilen genöthiget ſind, nur dem Durchmeſſer eines gebogenen Fluſſes gleich: aber wenn eben dieſe Füſſe ſich niederlaſſen, eine der vorigen widrige Bewegung zu machen, und das Waſſer hinter ſich wegzuſtoſſen, ſo ſtreken ſie ſich aus, verlängern ſich, und drüken gegen eine Oberfläche Waſſers an, welche ihrer ganzen Länge gleich iſt. Da alſo dieſe leztere Beſtrebung einen viel längern Stuzepunct hat, als die vorhergehende, ſo mus ſie auch dieſe überwiegen, und verurſachen, daß das Pferd einen Weg zurükleget, welcher ſich nach dem Ubermaas ihres Durchmeſſers verhält.

Mich dünket; daß ich die Mechanic deutlich genug aus einander gewikelt habe, durch welche ein Thier ſchwimmet, und ſich in dem Waſſer forthilft. Nun müſſen wir auch ſehen, wie und wodurch es ſich ein wenig über der Oberfläche deſſelben halten kan. Die Stöſſe der Füſſe eines ſchwimmenden Thiers ſchlagen das Waſſer in einer ſchrägen Richtung, weil ſie es durch einen Stos ſchlagen, der in einem Zirkel gegen den Bauch des Thieres zurük gehet. Aus einem Stos, der in dieſer Richtung gegeben wird, entſtehet eine Kraft, die ſich in zwo andere zertheilet; die eine, welche horizontal iſt, dienet zu machen, daß das Thier vorwärts gehet, wie wir eben geſagt haben; die andere, ſo es unter dem Bauch ſchläget, und ſenkrecht iſt, erhebet es gegen die Oberflache des Waſſers. Dieſe Stöſſe nun und dieſe Erhebung unterſtüzen den Leib des Thiers, und verhindern denſelben, daß er nicht in den Grund des Waſſers ſinke. Das Thier kan nicht umkommen, als in dem Fall, wenn die Müdigkeit es verhindert, Waſſer genug in Bewegung zu ſezen, um demſelben ſolche Stöſſe zu geben, welche vermögend ſind, das Thier oben zu halten.

Aus dieſer Mechanic ſiehet man, daß die Herzhaftigkeit des Thiers keinen Theil hat an ſeinem Vermögen zu ſchwimmen; denn wenn es zum erſtenmal ſchwimmet, ſo iſt ſein Vorhaben nicht, ſolches zu thun; es gedenket alsdenn nur zu laufen, und der Gefahr zu entfliehen, worinn es ſich befindet. Wenn ſein Kopf nach dem Verhältnis ſchwerer wäre, als des Menſchen, würde er ihm doch keine Hindernis verurſachen, wenn nur das Gewicht nicht über ein gewiſes Verhältnis gienge. Man kan leicht eine Erfahrung hievon anſtellen; es iſt nicht ſchwer, den Kopf der Thiere mit einiger Laſt zu beſchweren, welche man ſchwimmen läſſet. Auf dem Lande ſiehet man alle Tage zuſammen geſpannte Ochſen, deren Kopf mit ihrem Joch beſchweret iſt, über die Flüſſe ſezen.

Wenn ein Menſch, welcher nicht ſchwimmen gelernet hat, in das Waſſer fället; ſo iſt kein Zweifel, daß er eben ſo gut: als die Thiere, von Natur würde ſchwimmen können, wenn er ſeinen Leib in einer ſenkrechten und feſten Stellung halten, und in derſelben die Füſſe vorwärts bringen könnte. Geſchikte Schwimmer thun dieſes oft zu ihrer Luſt. Wir kennen ein ganzes Volk, welches nicht anders ſchwimmet, nämlich die Hottentoten. Man ſehe, was Herr Kolbe, in einer guten Beſchreibung, die er uns von dem Vorgebirge der guten Hofnung gegeben, von ihnen ſaget: Man mus geſtehen, daß ſie, (die Hottentoten) die beſten und kühnſten Schwimmer ſind, die ich jemalen geſehen habe. Ihre Art zu ſchwimmen hat ſo gar etwas Wunderbares an ſich, und ich weis kein Volk, welches ſich auf gleiche Weiſe dazu anſchiket. Sie ſchwimmen ganz aufrecht; ihr Hals iſt ganz über dem Waſſer, wie auch ihre Aerme, welche ſie in die Höhe ausſtreken; ſie bedienen ſich der Füſſe, vorwärts zu kommen, und ſich in ein Gleichgewicht zu ſezen; aber ich habe niemals wiſſen können, wie ſie ſelbige rühren. So viel iſt gewis, daß ſie ſehr geſchwinde fortkommen. Sie ſehen mit den Augen nieder, und haben faſt eben die Leibesſtellung, als wenn ſie auf dem feſten Lande giengen. Allein dieſe Leibesſtellung iſt einem Menſchen unmöglich, welcher ſich nicht geübet hat, ſich darein zu ſezen, weil die Bewegungen des Waſſers, und die Ungewißheit ſeines Leibes, welcher in einem flüſſigen Cörper immer hin und her wanket, ihn alle Augenblik aus der ſenkrechten Richtung bringen, und wider ſeinen Willen vorwärts oder hinterwärts umziehen. Daher iſt er genöthiget geweſen, ein anderes Mittel zu ſuchen; aber dieſes andere Mittel beſtehet in keinem Geſchik, welches ihm von der Natur gegeben worden: es war bei dem erſten, der es ausgeübet hat, eine Wirkung des Nachdenkens, und eines oft wiederholten ſinnreichen Hin- und Hertaſtens: er ſtellte ſich anfänglich vor, daß er ſeinen Leib in eben dieſenige Stellung bringen wolle, in welcher der Leib der Thiere iſt, das iſt, ihm eine horizontale Lage geben, und ihn über dem Waſſer ausſtreken; in dieſer Stellung hat er ſein Gleichgewicht viel leichter gefunden ſeine Füſſe und Aerme hatten nichts anders zu thun, als Bewegungen zu machen, die dienlich waren, ihn eben zu halten, und bei der Menge und der Mannichfaltigkeit der unterſchiedenen Bewegungen, welche er verſuchte, hat er diejenige kennen gelernet, welche zu ſeinem Vorhaben die bequemſten waren.

Dieſem nach iſt die Art zu ſchwimmen des Menſchen von derjenigen ſehr unterſchieden, deren ſich die Thiere bedienen; die Geſtalt ſeines Leibes und die Lage ſeiner Glieder erfordern ſolches. Es iſt nicht nöthig, die Bewegungen eines ſchwimmenden Menſchen zu beſchreiben: ſie ſind bekannt genug; eben ſo wenig will ich mich in ausführliche Vorſtellung dieſer Mechanic einlaſſen; ich könnte dabei nichts anders thun, als dasjenige wiederholen, was andere geſagt und geſchrieben haben. Es iſt genug, daß ſie gezeiget haben, daß dieſes eine Kunſt iſt, die man lernen mus, und mit Regeln verſehen iſt, welche mit unſern natürlichen Bewegungen nichts gemeines haben.

Es iſt kein Wunder, daß dieſe Bewegungen demjenigen fremd ſind, welcher niemalen ſchwimmen gelernet hat; dieſes iſt der einzige Fall, der im Leben vorkommt, in welchem man Gelegenheit hat, ſelbige auszuüben. Daher hat man nöthig, ſie zu lernen, und ſich durch oft wiederholte Handlungen zu denſelbigen zu gewöhnen. Dieſem nach, wenn ein Menſch auch mit dem ſtandhafteſten Muth in der Gefahr verſehen wäre, wenn man ihm die gröſte Herzhaftigkeit zugeſtehen wollte, wenn er der Furcht weniger unterworfen wäre, als der Weiſe, welchen Horaz beſchreibet, ſo mus er doch ohnfehlbar ertrinken, wenn er die nöthige Lehrzeit in der Schwimmkunſt nicht ausgehalten hat.

Man könnte mir einen Einwuef machen, welcher dem Schein nach ſehr ſtark iſt, und auf welchen ich folglich antworten mus. Man ſiehet oft, daß gute Schwimmer ſich durch ſolche langſame und gelinde Bewegungen über dem Waſſer halten, welche nicht vermögend zu ſeyn ſcheinen, die Wirkung hervor zu bringen, ſo als die einzige Urſache angegeben wird, warum ſie über dem Waſſer bleiben können.

Die Antwort auf dieſe Schwierigkeit wird nicht allein meine Muthmaſſungen beſtärken; ſondern mir auch Gelegenheit geben, zwo Handlungen der Schwimmer zu erklären, welche bemerkt zu werden verdienen.

Man ſiehet Schwimmer, welche ſich über dem Waſſer halten, ohne daß ſie ſich zu rühren ſcheinen, zum Exempel diejenigen, welche auf dem Rüken ſchwimmen; aber ihre Unbeweglichkeit iſt nur ſcheinend, und die wahre Bewegung, welche ſie geben, iſt zwar ſchwach, aber von einem beträchtlichen leeren Raum begleitet, welchen ſie auf eine faſt machinaliſche Weiſe zuwege bringen, und welcher ihre eigene Leichtigkeit um ein groſſes vermehret.

Ich will damit anfangen, daß ich dieſen leeren Raum zeige, welcher ſich zu allem Glük an einem ſolchen Ort des Leibes befindet, daß er dieſen in Gleichgewicht halten kan. Wenn ſich ein Schwimmer auf den Rüken legen will, ſo hält er vor allen Dingen den Athem an ſich. Doch thut er dieſes nicht, ohne daß er zuvor die Vorſichtigkeit gebrauchet, die Luft an ſich zu ziehen, und ſich damit anzufüllen. Es iſt eine bekannte Sache, daß, wenn man die Luft in die Lunge ziehet, welches das Athemholen genennet wird, die Bruſt ſich erhebet, und das Zwerchfell niedergedrüket wird. Dieſes vermehret den Umfang des Leibes mit einer Höhle, welche nur mit Luft angefüllet iſt, und folglich die Leichtigkeit des Leibes vermehren mus.

Man kan ausrechnen, wie weit dieſe Vermehrung der Leichtigkeit gehen kan. Wir haben oben geſagt, daß nach dem Bericht des Herrn Rohault das Gewicht eines menſchlichen Leibes insgemein das Gewicht eines gleichen Umfangs von Waſſer nicht mehr, als acht Unzen übergehe. Wenn man demnach das Gewicht gleich machen will, ſo kommet es nur darauf an, daß man den Umfang unſeres Leibes mit einem anderen leeren Cörper vermehre, welcher ſo viel Plaz einnehme, als acht Unzen Waſſer. Nun ſind acht Unzen Waſſer ohngefehr zwölf Cubikzollen gleich. Wir wollen alſo ſehen, ob die Bruſt durch Athemholen ihren Umfang mit einer Höhle vermehren könne, die zwölf Cubikzollen gleich iſt. Borelli hält dafür, daß man durch ein mittelmäſiges Athemlaſſen 18. bis 20. Cubikzolle Luft (dieſes ſind römiſche Zolle, und den königlichen bei nahe gleich) aus der Bruſt treibe. Wenn man ſie ausgetrieben hat, ſo müſſen ſie auch wieder hineinkommen; folglich vermehret man die Bruſt bei einem mittelmäſigen Athemholen auf 18. bis 20. Zolle. Der Herr Jurin treibet dasjenige, ſo aus dieſer Erfahrung herauskommet, viel weiter. Nach einer Erfahrung, die er an ſich ſelber gemacht hat, ſchäzet er die Menge Luft, welche durch ein gelindes Athemlaſſen in einer Zeit von drei Secunden aus ſeiner Lunge herausgehet: 40. Cubikzollen gleich; durch ein ſtärkeres Athemlaſſen, ſo in einer Secunde geſchiehet, 125. Zollen: und endlich durch das ſtärkſte Athemlaſſen, ſo ihm nur möglich war, 220. Cubikzollen. Da wir aber keine ſolche genaue Ausrechnung, noch ſo ſtarke Kräfte nöthig habe, will ich mich an die Meinung des Borelli halten, welche nicht ſo viel Verwunderung erweket, als die Meinung des Doctors Jurin.

Die Bruſt vergröſſert ſich alſo, dem Borelli zufolge, durch ein mittelmäſiges

Athemlaſſen auf 18. bis 20. Zolle; welches mehr als hinlänglich iſt, der Schwere von acht Unzen Waſſer das Gegengewicht zu halten, welche einem Umfang nur von zwölf Zollen gleich iſt. Auf dieſe Weiſe machet der leere Raum, welcher in der Bruſt entſtehet, wenn ſie ſich erweitert, eine gröſſere Höhle aus, als nöthig iſt, den Leib über dem Waſſer zu halten. Wenn dieſer leere Raum ohnunterbrochen fortwähren könnte, ſo hätte der Menſch keine Bewegung nöthig, um über der Oberfläche des Waſſers liegen zu-bleiben: da man aber nicht lang aushalten kan, ohne friſche Luft zu ſchöpfen, und Athem zu hohlen; ſo thut der Schwimmer zu der Vergröſſerung ſeiner Bruſt eine andere Bewegung, welche ihm gleichfalls zu ſtatten kommet, und ſo viel Zeit verſchaffet, daß er frei Athem holen kan. Er ſtrecket ſeine Hände flach über dem Waſſer aus, und drehet ſie in einem kurzen Raum horizontal rund herum; durch dieſes Mittel machen ſich die Hände und der Vorderarm, indem ſie beſtändig ihren Plaz verändern, über dem Waſſer einen Stüzepunct, der, wie ſchwach er auch ſcheinet, hinlänglich iſt, den Leib oben zu halten, bis ein zweites Athemſchöpfen vollbracht iſt.

Die andere Handlung der Schwimmer, von welcher ich verſprochen habe, Rechenſchaft zu geben, iſt dieſe. Jedermann weis, daß ein Menſch, wenn er niederſinket, und bis an den Grund des Waſſers gekommen iſt, nur einen kleinen Stos mit dem Fus gegen den feſten Grund thun darf; ſo kommet er ohne andere Hülfe alſobald wieder in die Höhe; wenn er aber den feſten Grund nicht treffen kan; ſo nimmet ein Schwimmer, der ſich wohl auf ſeine Kunſt verſtehet, ſeine Zuflucht zu einem andern Mittel, welches ſehr artig, und nicht genug bemerket worden iſt. Ich ſeze, daß er ſich in einer ziemlichen Tiefe des Waſſers befinde, in welcher er merket, daß er die Erde nicht erreichen könne. Er leget anfänglich ſeine beiden Hände vor ſein Geſicht, und an die Höhe ſeiner Stirne, ſo, daß die Flächen der Hände auswärts kommen; hernach hält er ſeine beiden Vorderärme ſenkrecht, und läſſet ſie zur Rechten und Linken hin und her gehen, nämlich alſo, daß dieſe beiden Theile des Arms, indem ſie ſich in dem Ellenbogen, als in einem Angel, rühren, mit den beiden offenen Händen, und den an einander liegenden Fingern fertig zween kleine Theile eines Zirkels vor der Stirne beſchreiben; als wenn er das Waſſer wegtreiben wollte, welches er auch wirklich thut, und aus dieſen den Waſſer gegebenen Stöſſen entſtehet eine ſchrage Kraft, deren ein Theil den Schwimmer in die Höhe bringet.

Man könnte mir noch einen Einwurf in Anſehung der Thiere machen, von welchem ich geſezet habe, daß ſie nicht anders, als durch die Furcht zum Schwimmen unterrichtet werden. Allein die Wölfe, die wilden Schweine, die Hirſche und viele andere ſchwimmen über die Flüſſe, ohne daß ſie von einer andern Urſache dazu angetrieben werden, als ihre Nahrung und die Nothdurft ihres Lebens zu ſuchen. Die Natur hat die Thiere zu der Lebensart unterrichtet, zu welcher ſie ſelbige beſtimmet hatte. Denjenigen, welche geſchaffen ſind, in den Gehölzen und Ebenen herum zu irren, war es zuträglich, daß ſie über die Flüſſe und Ströme kommen können; dieſe Schranken, wenn ſie ſolche nicht hätten überſchreiten können, würden ihr herumſchweifendes Leben in einen allzu engen Raum eingeſchloſſen haben. Die Hinde und die wilde Sau, welchen ihre Jungen folgen, wirft ſich zuerſt in den Flus: die kleine ihr folgende Familie wird durch ihr Beiſpiel beherzt gemacht, ſie wirft ſich nach ihr gleichfalls hinein, und weis in einem Augenblik alles, was ſie wiſſen mus.

Auſ-

Auszug

Herrn Paul Rolli, Mitglieds der königl. Geſellſch. der Wiſſenſchaften zu London, aus einer italiäniſchen Schrift, die Ihro Wohlehrw. Herr Joſeph Bianchini, Präbendar zu Verona, von dem Tode der Gräfin Cornelia Zangari und Bandi, zu Ceſena herausgegeben hat.

Die Gräfinn Cornelia Bandi, eine Dame von 62. Jahren, war an einem Tage ſo wohl und geſund, als ſie ſonſt zu ſeyn pflegte; des Nachts aber, bei dem Abendeſſen, merkte man, daß ſie träge und ſchläfrig wurde. Sie ſtund daher auf, und begab ſich zu Bette. In demſelben brachte ſie noch drei Stunden und länger in vertraulichen Geſprächen mit ihrem Kammermägdchen, und theils im Gebette zu; endlich ſchlief ſie ein, und die Thüre wurde verſchloſſen. Des Morgens merkte das Mägdchen, daß ihre Frau nicht zu der gewöhnlichen Zeit aufwachte; es gieng daher in die Kammer, und rief dieſelbe. Weil ſie aber keine Antwort von ſich gab: ſo beſorgte daſſelbe, es möchte ihr etwas Schlimmes wiederfahren ſeyn, und machte das Fenſter auf. Da erblikte es dann den Cörper ihrer Frau in dieſem erbärmlichen Zuſtande:

Vier Fus von dem Bette lag ein Haufen Aſche, nebſt beiden Beinen, vom Fus bis auf die Knie unbeſchädiget, und noch die Strümpfe daran. Zwiſchen dieſen lag der Gräfin Kopf: das Gehirn, die Hälfte von dem Hirnſchädel des Hinterhaupts, und das ganze Kinn war zu Aſche verbrannt; und unter dieſer fand man drei Finger angelaufen. Alles das Übrige war Aſche, und dieſe hatte die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie, wann man ſie in die Hand nahm, eine ſchmierige und ſtinkende Feuchtigkeit darinn zurük lies.

Man bemerkte auch, daß die Luft in dem Zimmer, dik mit Rus angefüllet war, der in derſelben herum flog. Eine kleine Oellampe war mit Aſche bedekt; es war aber kein Oel darinn. Zween Lichter ſtunden auf dem Tiſche in ihren Leuchtern aufrecht: der bloſſe Tocht war übrig geblieben; das Unſchlitt aber war weggeſchmolzen und verſchwunden. Etwas Feuchtigkeit lag um den Fus der Leuchter herum. Das Bett hatte keinen Schaden bekommen, nur die Deke und das Leilach waren auf einer Seite geworfen, als wenn jemand aus demſelben aufgeſtanden wäre, oder ſich hätte hineinlegen wollen. Alles Geräthe, ſo wohl als das Bett, waren mit einem feuchten und aſchfarbigen Ruſe überſtreuet; dieſer war in einen Schubladenſchrank eingedrungen, und hatte ſogar das Leinenzeug daſelbſt ſchmuzig gemacht. Ja, der Rus war auch in die anliegende Küche gekommen, und hatte ſich an die Wände, Küchengeräthe und Geſchirre angehänget. Aus der Speiſekammer nahm man ein Stük Brod, das mit dieſem Ruſe überzogen und ſchwarz geworden war, und hielte daſſelbe verſchiedenen Hunden vor; es wollte es aber keiner freſſen. In dem Zimmer darüber hatte man wahrgenommen, daß an dem untern Theile der Fenſter eine ſchmierige, ekelhafte, gelblichte Feuchtigkeit herab flos; man roch auch daherum einen Geſtank, man wuſte aber nicht, wo er herkam. Man ſahe auch den Rus in der Luft herum fliegen.

Noch ein beſonderer Umſtand iſt anzumerken: Der Boden in der Kammer war mit einer klebrichten Feuchtigkeit ſo dik überzogen, daß man dieſelbe nicht wegbringen konnte; und es breitete ſich auch der Geſtank mehr und mehr durch die übrigen Zimmer aus.

Anmerkungen.

Es iſt unmöglich, daß durch etwan einen Zufall die Lampe einen ſolchen Brand hätte verurſachen können.

Man hat auch keinen Grund, eine übernatürliche Urſache hiebei anzunehmen.

Die wahrſcheinliche Urſache iſt daher der Bliz. Da dieſer nach der gewöhnlichſten Meinung nichts anders iſt, als eine ſchweflichte und ſalpeteriſche Ausdünſtung aus der Erde: ſo iſt dieſelbe, nachdem ſie ſich in der Luft entzündet, durch den Schorſtein oder durch die Rizen der Fenſter hineingefahren, und hat dieſen Brand angerichtet. Alle oben erwähnte Wirkungen beſtättigen dieſes; denn die zurükgebliebenen ſchmuzigen Theilchen ſind die gröbſten Theile des Blizes, die entweder zu Aſche verbrennet ſind, oder ſich in eine klebrichte und harzigte Materie verdiket haben. Daher iſt es kein Wunder, daß die Hunde das Brod nicht freſſen wollten; nämlich wegen der Bitterkeit des Ruſes, und des Schwefelgeſtanks, der ſich darinn aufhielte. Die dünne unfühlbare Aſche von dem Cörper der Gräfin iſt ebenfalls ein Beweis davon: denn nichts, als ein Bliz, konnte eine ſolche Wirkung vorbringen.

Man ſaget, es ſey kein Knall dabei geweſen. Allein, es kan wohl ſeyn, daß einer dabei geweſen iſt, und daß ihn die Leute nicht gehöret haben; weil ſie in einem tiefen Schlafe lagen. Auſſerdem hat man auch Blize geſehen ohne Knall; dergleichen jedermann ſehr oft bemerken wird.

Dieſes iſt die ganze Erzählung. Hierauf halte ich es für dienlich, dasjenige anzuführen, was in der Vorrede davon geſagt worden iſt.

In den copenhagner mediciniſchen und philoſophiſchen Geſchichten, die der berühmte Thomas Bartholin im Jahre 1673. herausgegeben hat, lieſet man im zweiten Bande, 211. S. 118. Num. eine andere dergleichen Begebenheit, die derſelbe mit folgenden Worten erzählet:

Eine arme Frau zu Paris pflegte drei Jahre hindurch häufig Weingeiſt zu trinken, ſo daß ſie ſonſt kein Getränke genos. Dadurch bekam ihr Leib eine ſolche verbrennliche Eigenſchaft, daß ſie einmal in der Nacht, da ſie auf einem Strohlager ſchlief, ganz und gar zu Aſche und Rauch verbrennete, ausgenommen die Hirnſchale und die äuſſerſten Theile der Finger.

Johann Heinrich Cohauſen erzählet dieſe Begebenheit in einem Buche, daß im Jahre 1717. zu Amſterdam gedrukt iſt, unter dem Titel: Neu angezündetes Licht in der Materie von dem Phosphorus; und im erſten Theile, 92. S. führet er noch weiter an: daß ein polniſcher Edelmann zu den Zeiten der Königinn Bona Sforza, nachdem er zwo Schalen mit Brantewein ausgetrunken, Flammen von ſich gebrochen habe, und von denſelben verbrennet worden ſey.

Anmerkungen.

Eine ſolche Wirkung kan weder durch die Oellampe, noch durch ein anders Licht verurſachet worden ſeyn: denn das gemeine Feuer, wenn es auch ein ganzer Haufen iſt, verbrennet einen Leib nicht in einem ſolchen Grade; und es würde daſſelbe die Sachen in der Kammer angegriffen haben, die weit verbrennlicher ſind, als ein menſchlicher Leib. So ſcheinet es auch, daß es nichts dergleichen geweſen ſey, was man insgemein für einen Bliz hält; denn es war an dem Orte kein ſchweflichter noch ſalpetricher Geruch zu ſpüren; ingleichem waren keine ſchwärzlichten Mäler an den Wänden zu ſehen, das ſonſt lauter Kennzeichen des Blizes ſind, wie der genaue Beobachter natürlicher Begebenheiten, der berühmte Boyle, dieſelbe angemerket hat. Wenn es aber auch kein rechter Bliz geweſen iſt: ſo iſt er doch ganz gewis von derſelben Art geweſen.

Einige haben geglaubet, im Grunde unter dem Zimmer köne wohl eine Schwefelerde geweſen ſeyn. Wenn man aber auch dieſes zugiebet: was folget denn daraus? Ich weis aus der Erfahrung, daß ſelbſt in den Schwefelgruben einige Knappen umgekommen ſind: allein blos durch Erſtikung, die von einem plözlichen häufigen Dampfe entzündetes Schwefels verurſachet würde; niemals aber auf die Art, daß ſie zu Aſche verbrennet worden wären. Die Knappen haben mir an dem Orte ſelbſt geſaget, daß diejenigen von ihnen, die ums Leben gekommen, blos durch eine ſtarke ſalpetrichte ſchweflichte Ausdünſtung erſtikt worden ſeyn; keiner aber ſo, daß er vom Feuer getötet worden wäre.

Der vorhin gedachte Schriftſteller erzählet: als er einsmals aus Neugier in die Schwefelgrube bei Monteſiaſcone gegangen, und nicht weit mehr von der Stelle geweſen ſey, da die Knappen den Schwefel gegraben; ſo habe ihn einer, der mit ſeiner Ladung hinaus gefahren, gewarnet, er ſollte nicht weiter gehen, denn er könne entweder von dem Geruche, oder von einem plözlichen Dampfe, groſſen Schaden nehmen. Und als er wieder heraus in die freie Luft gekommen; ſo habe ihm derſelbe geſaget: etliche Tage zuvor ſeyen drei von ſeinen Mitknappen, da ſie in ihrer Arbeit begriffen geweſen, mauſetod zur Erde gefallen, und zwar von einer gewaltſamen Erſtikung, die von einer ſtarken Ausdünſtung eines harzigen Rauches entſtanden, der an dem Orte, da ſie gegraben, mit Gewalt ausgebrochen ſey. Dergleichen traurige Zufälle ſind in ſolchen Gruben nur allzugemein; er habe aber niemals gehöret oder geſehen, daß einer von ihnen verbrennet ſey.

Hieraus folget: wenn die Blize eine ſolche Wirkung haben; daß alsdann der Brand urſprünglich von ihren ſalpetrichten, und nicht von ihren ſchweflichten Theilen, herrühre. Denn, wenn die Luft, die in dem Salpeter ſehr enge eingeſchloſſen iſt, (nicht aber in dem Schwefel,) entweder durch ihre eigene ausdehnende Kraft, oder durch eine andere Urſache, in Bewegung geſezet wird; ſo verurſachet dieſelbe die Flamme des Blizes, die alles zu Aſche verbrennet und verzehret.

Ich habe, fähret derſelbe fort, die berühmte Schwefelquelle geſehen, die eine (italiäniſche) Meile von Pozzoli lieget, und deren Petronius Arbiter erwähnet. Ganz am Ende des flachen Landes iſt eine Grube flüſiges Schwefels, deſſen kochende Aufwallungen zehen bis zwölf Fus hoch ſteigen. Dieſe flüſige Materie verzehret das Fleiſch an allen Leibern; die Knochen aber greifet ſie nicht im geringſten an. In unſerm Falle waren ſogar die Knochen zu Aſche verbrennet; und dennoch war der Rok nicht einmal beſchädiget. Es war auch kein Schwefelgeruch in der Kammer zurük geblieben.

Alles dieſes führet derſelbe an, um die Meinung eines Studenten zu Ravenna zu widerlegen, der behauptete, daß unterhalb der Kammer ein Schwefelsgrund ſeyn müſſe. Er gründete dieſe Meinung darauf: Es ſey nemlich in demſelben Hauſe, in einem Zimmer, nicht weit von demjenigen, darinn die Gräſinn verbrennet ſey, eine groſſe Menge Hanf in Brand gerathen; ohne daß man ausfindig machen können, wie es zugegangen ſey: ingleichem ſey ein Stük des Palaſtes plözlich eingefallen, ohne daß ein Erdbeben verſpüret worden. Alles dieſes habe muthmaslich von einer Schwefelerde unten im Grunde hergerühret. Allein, die angeführten Umſtände erweiſen dieſes noch nicht. Vielmehr, wenn ein Schwefelgrund daſelbſt wäre, ſo müſte man den Geſtank davon in denen dämpfigen Tagen, da der verdriesliche Südwind wehet, nothwendig riechen: indem die Schwefelgruben alsdann auf eine groſſe Weite ſinken. Auſſerdem thut der

Schwefel keine ſolche Wirkung, daß er einen Leib in eine zarte, unfühlbare Aſche verwandelte.

Die Meinung des Verfaſſers.

Das Feuer wurde in den Eingeweiden des Leibes verurſachet, durch entzündete Ausdünſtungen des Blutes derſelben; durch Säfte und Gährungen in dem Magen; durch die vielen verbrennlichen Materien, die in lebendigen Leibern zu verſchiedenem Gebrauche des Lebens häufig anzutreffen ſind: und endlich durch die feurigen Dämpfe, die aus den überbleibſeln des Weingeiſtes, Branteweins, und andere hizige Getränke in der zottigen Haut des Magens und andern fetten Häuten aufſteigen. In dieſen Häuten (wie die Chimiſten anmerken) zeugen die gedachten Geiſter eine Gattung eines Kamphers, der bei Nachtzeit im Schlafe, bei vollem Athmen, und Einziehen der Luft, in ſtärkere Bewegung geſezt, und folglich geſchikter gemacht wird, in Brand zu gerathen.

Beweiſe.

Das Fett iſt eine öliche Flüſigkeit, die durch die Druſen der Fetthaut von dem Blute abgeſondert wird. Es iſt von einer leicht verbrennlichen Eigenſchaft, wie die gemeine Erfahrung zeiget.

Unſer Blut hat eben dieſe Eigenſchaft; ingleichem auch unſer Fluswaſſer und unſere Galle. Alle dieſe Sachen, wenn man ſie durch die Kunſt troknet, laſſen ſich durch Annäherung des mindeſten Feuers anzünden, wie Weingeiſt, und verbrennen zu Aſche. (Man ſehe die 171. Bemerkung des 10. Jahrs, von den Tagbüchern der Deutſchen:)

Eine ſolche Auftroknung der Materien kan auch in unſerm Leibe durch das Trinken abgezogenen Branteweins und ſtarker Weine veranlaſſet werden; wie Herr Litre bei der Zergliederung einer Frau von 45. Jahren angemerket hat, in der Geſchichte der königlichen pariſiſchen Academie der Wiſſenſchaften, von dem Jahre 1706, 23. S. Dieſe Wirkung kan noch öfters erfolgen, wenn der Weingeiſt mit etwas Kampher vermiſcht iſt. Denn dieſes Gummi iſt nichts anders, als ein hoch abgezogenes Oel. Wann nun die ſchweflichen Theilchen deſſelben, nachdem ſie durch die Gährung verdünnet worden, von den beſtändigen und ſalzigen Materien abgeſondert werden: ſo laſſen ſie ſich leicht in Bewegung ſezen, und verwandeln ſich, indem ſie durch die Luft hinfahren, in Feuer und Flammen.

Ferner: ohngeachtet die Salze, die ſich in den Thieren und Pflanzen befinden, natürlicher Weiſe nicht geneigt ſind, ſich zu entzünden: ſo tragen ſie doch öfters viel dazu bei, ſonderlich, wann eine ſtarke kochende Gährung dazu kommt. Von dieſer Urſache wiſſen wir, wie es zugehet, daß zwei mit einander vermiſchte flüſſige Dinge, ohngeachtet dieſelben dem Anfühlen nach kalt ſind, ein flammendes Feuer hervorbringen.

Becher entdekte dieſe wunderbare Erſcheinung zuerſt, indem er Vitriolöl und Terpentinöl mit einander vermiſchte. Borrich brachte hierauf eben dieſes zuwege, durch Vermiſchung des Terpentinöls mit Scheidewaſſer: endlich auch Herr Tournefort, indem er Salpetergeiſt und Saſſafrasöl zuſammen gos; ingleichem Herr Homberg, mit eben dieſem ſauren Geiſte, und dem Oele, und den beſten Auszügen aus allen würzhaften indianiſchen Kräutern. Ja Herr Homberg bezeuget, daß man mit einem gewiſſen kalten Waſſer Stüke losgefeuret habe; in der vorhin angezogenen Geſchichte der Academie der Wiſſenſchaften, von 1710. 66. S.

Es hat nicht den geringſten Zweifel, wie durch eine ſtarke Gährung ein Pulvervorrath, Scheunen, Papiermühlen und Heuſchober öfters in Brand gerathen ſind.

Die ſauren Theilchen in unſerm Leibe ſind ſehr genau mit den fetten und ölichten Theilen vereiniget; ja, alle unſere Glieder haben eine groſſe Menge Oel und Saures in ſich. Was iſt es denn Wunder, daß ſie ſich entzünden können? Wie Herr Homberg wohl anmerket, in der erwehnten Geſchichte 1712. 1717. von der 13. bis 31. Seite, da derſelbe anführet, daß alle unſere Glieder ſehr vieles ſtinkendes Oel und flüchtiges Salz in ſich haben, und daher leicht verbrennlich ſeyn.

Wir müſſen nicht vergeſſen, hiebei zu erinnern, daß die Zähne aus ſehr vielen kurzen Röhren, die Knochen aber aus langen zuſammengeſezet ſind; daher auch dieſe leichter verbrennen. Malpighi bemerket auch, daß die Knochen eine fette ölichte Materie in ſich halten.

Nach allem dieſem wiſſen wir, daß die Unſchlittdrüſen über den ganzen Leib her zerſtreuet ſind; ingleichem, daß eine ölichte Feuchtigkeit manchmal mit einem ſalpetrichten, ſchweflichten Geruche aus unſerer Haut ausdünſtet. Dieſer ſchreibet D. Blancard den ganzen Kriegslauf der Säfte zu.

Eine groſſe Menge verbrennlicher Materie, die in einer ſtarken Anzahl Zellen aufbehalten wird, lieget in dem Neze.

Man mus ferner die ungemein groſſe Menge Ausdünſtungen in Betrachtung ziehen, die aus unſerm Leibe gehen. Sanctorius hat angemerket, daß von acht Pfund Eſſen und Trinken in einem Tage, ungefehr fünf unvermerkt ausdünſten; wenn man diejenigen Dünſte dazu rechnet, die bei dem Athem mit aus dem Munde gehen, und an einem Spiegel in Tropfen geſammlet werden können, davon in unſerm curioſen Dollmetſcher viele Anmerkungen abgehandelt worden: ingleichem, daß die Nacht hindurch gewöhnlicher Weiſe 16. Unzen Harn ausgeworfen werden, 4. Unzen wohlausgeſäugter Koth durch den Stuhlgang, und noch 40. Unzen und mehr durch die Ausdünſtung. Ferner lehret derſelbe, daß die Trägheit und Schläfrigkeit eine Wirkung der allzugroſſen innerlichen Hiz ſey, dadurch die gedachte innerliche Ausdünſtung verhindert werde; wie wir in dem gegenwärtigen Falle zeigen wollen.

Dieſes vorausgeſezet, ſage ich, daß die Materie einer ſolchen unmerklichen Ausdünſtung eine feuerfangende Mine iſt, die ſich gar leicht entzünden kan, ſo oft ein Reiben, und ſollte es auch noch ſo gering ſeyn, dieſelbe in eine heftige Bewegung ſezet, und ihre Geſchwindigkeit vermehret.

Wir haben die Entdkung dieſer offenbaren Wahrheit Herrn Hauksbee, Mitgliede der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, zu danken, und lernen, dieſelbe aus ſeinem ſo ſehr bekannten Verſuche mit der gläſernen Kugel. Ich habe dieſen Verſuch zu Rom geſehen; und ohngeachtet es das Anſehen hat, daß dieſes Licht blos ein Phosphorus ſey, der von den Ausdünſtungen, die aus der Hand und aus dem Glaſe kommen, entſtehe: ſo kan es doch bei dem gegenwärtigen Falle zu weiterem Nachdenken Gelegenheit geben.

Durch das Reiben unſerer flachen Händ an einander, oder eines jeden andern Theils unſeres Leibes, kan man ſolche Feuer hervorbringen, welche insgemein anhangende Feuer genennet werden.

Wir lernen aus Euſebius Nierenberg, daß alle Gliedmaſſen des Vaters Theodorichs dieſe Eigenſchaft gehabt haben; und eben dergleichen hatten auch die Glieder Carl Gonzoga, Herzogs von Mantua, wie der berühmte Bartholin angemerket hat. Nach dem Zeugniſſe Johann Fabri, Doctors der Arzneikunſt und bekannten Weltweiſen, der es ſelbſt geſehen hat, ſind aus dem Kopfe einer

Frau, wenn ſie ihre Haar auskämmete, helle Funken gefahrèn. Scaliger erzählet eben dieſes von einer andern Frau. Cardan führet dergleichen von einem Carmelitermönche an, deſſen Kopf 13. Jahre lang Funken von ſich gab, ſo oft er ſeine Mönchkape auf den Rüken warf. Ezechiel von Caſtro, Doctor der Arzneikunſt, ein berühmter Jud, und nachher ein Chriſt, hat ein kleines Büchlein geſchrieben, mit der Aufſchrift: Ignis lambens; und zwar auf Veranlaſſung einer Begebenheit der Gräfinn Caſſandra Buri von Verona, deren Haut, wann ſie ihre Arme mit einem Schnupftuche camericher Leinwand rieb, über und über ein ſehr helles Licht von ſich gab. Euſebius erzehlet daſſelbe von Maximus Aquilanus. Liceti hat von ſeinem Vater gehöret, daß er eben dieſe Eigenſchaft an Franz Guido, einem Rechtsgelehrten, geſehen habe; und er ſelbſt hat zu Piſa einen Buchhändler, Anton Cianfio gekannt, deſſen Leib, wann er ein friſches Hemd anzog, über und über einen ſehr hellen Glanz von ſich warf. Libau berichtet daſſelbe von einem jungen Menſchen; und Cardan von einem ſeiner Freunde, von dem er ſaget: wann er ein friſches Hemde angezogen, ſo ſeyn helle Feuerfunken aus ſeinem Leibe gefahren. Der Pater Kircher, ein Jeſuit, erzählet: als er zu Rom in Geſellſchaft mit andern in eine unterirdiſche Höle gegangen; ſo habe er Feuerfunken aus den Köpfen ſeiner Gefährden ausdünſten geſehen, nachdem dieſe vom Gehen warm goworden ſeyn. Der Pater Alphonſus von Ovale war ein gegenwärtiger Zeuge auf den höchſten Gebirgen von Peru und Chili, daß Menſchen und Vieh daſelbſt vom Kopf bis auf die Füſſe auf das hellſte leuchten und glänzen.

Dieſe Flammen ſcheinen nun zwar unſchädlich zu ſeyn; es kommt aber blos daher, weil ſie keine Nahrung haben. Peter Boviſtean bezeuget, daß dergleichen Funken das Haar einer jungen Manns-Perſon zu Aſche verbrennet haben. Johann von Viana in ſeinem Buche mit de Aufſchrift: Von der Pèſt zu Malaga, erzählet, daß die Frau des Doctor Freila, Leibarztes des Cardinals von Roya, Erzbiſchofs zu Toledo, von Natur dur die Ausdünſtung eine feurige Mater von ſich gegeben, von der Beſchaffenheit, daß, wann man derſelben das Futterhemd, das ſie über ihrem Unterhemde trug, abnahm, und in die kalte Luft hängängete, daſſelbe ſogleich ſich entzündete, und eben wie die Körner des Schiespulvers, Blize von ſich warf.

Nach dieſem allen ſage ich, daß in dem Leibe einer Frau eine fiebriſche Gährung oder eine ſehr heftige Bewegung verbrennlicher Materie entſtehen kan, und zwar mit einer ſolchen feurigen Gewalt, die vermögend iſt, die Knochen in Aſche zu verwandeln, und das Fleiſch zu verbrennen. Es ſind zween dergleichen Fälle bekannt: einer ſtehet in den kopenhagener mediciniſchen und philoſophiſchen Geſchichten, von dem Jahre 1673, den Mart. Jacob bemerket hat, und der andere in Marcellus Donatus, in ſeinen wunderbaren mediciniſchen Geſchichten, im 4. B. 25. Hauptſt. S. 248.

Ingleichem ſage ich: von der Galle die ein ſo nöthiger Saft zu unſerer Verdauung iſt, hat Peter Borelli angemerket, daß dieſelbe, als ſie von einem Menſchen ausgebrochen wurde, wie Scheidewaſſer gekocht habe. (Zweites hundert, 1. Bemerk. 109. S.)

Ferner können ſehr ſtarke Feuer in unſern Leibern ſo wohl, als in andern Thieren von hiziger Beſchaffenheit, angezündet werden, nicht allein durch die Natur, ſondern auch durch die Kunſt; und da dieſe das Thier auch wohl ums Leben bringen können: ſo geben ſie einen deſto ſtärkern Beweis für meinen Saz ab. Um ein klares Beiſpiel davon zu haben, iſt es nöthig, daß man die 77. Bemerkung Joh. Piſano in den teutſchen Tagebüchern leſe, die zu Leipzig im Jahre 1670. gedrukt ſind.

Bin

Bindet den obern Magemund eines Thieres feſt zu; bindet auch den untern Magenmund zu. Hierauf ſchneidet den Magen oberhalb und unterhalb der Binde heraus, und drüket ihn mit beiden Händen, ſo daß er auf einer Seite aufſchwillet. Wann dieſes geſchehen iſt: ſo haltet die linke Hand feſt darauf, daß der aufgeſchwollene Theil nicht niederſinken kan; und mit der Rechten (vorher müſſet ihr einen Zoll weit davon ein Licht hinſtellen) öfnet ihn plözlich mit einem Zergliederungsmeſſer: ſo werdet ihr ſehen, daß ſich eine Flamme darinne gezeuget hat, die innerhalb weniger Secunden herausfahren wird. Eine ſolche Flamme können die Neugierigen nicht allein in dem Magen, ſondern auch in den Gedärmen, wahrnehmen. Der erſte, der dieſes entdeket hat, war Andreas Vulpari, öffentlicher Lehrer der Zergliederungskunſt zu Bologna in Italien. Hier ſehet ihr alſo, daß eine ſchleimige und heftige Bewegung der Geiſter: oder eine Gährung der Säfte in dem Magen, eine ſichtbare Flamme hervorbringet. Piſano iſt ein gegenwärtiger Zeuge bei dem jeztgedachten Verſuche geweſen.

In den teutſchen Tagebüchern vom zehnten Jahre, 53. S. der Fortſezung Johann Chriſtoph Sturms, lieſet man, daß in den weit nach Norden gelegenen Länder aus dem Magen derer, die geiſtige Getränke häufig trinken, öfters Flammen herausfahren. Vor ungefähr 17. Jahren, ſagte der Verfaſſer, tranken drei curländiſche Edelleute, deren Namen, ihre Ehre zu ſchonen, ich nicht bekannt machen will, geiſtige Getränke um die Wette; und zween von ihnen ſtarben von Verbrennung und Erſtikung einer Flamme, die aus ihrem Magen mit Gewalt herausbrach.

Der hochberühmte Borelli erzählet: es ſey ihm geſagt worden, daß eine Frau an ihrem Ende Flammen von ſich gebrochen habe. Er ſaget: Ihr könnet in Bartholins Abhandlung von dem Lichte, und in Euſebius Nierenbergs Geſchichte der fremden Völker leſen, daß dergleichen Zufälle bei ſtarken Trinken des Weins und Branteweins öfters geſehen worden ſind. Es wird daſelbſt auch angeſichert, daß aus dem Geburtsgliede einer Frau Feuer herausgefahren ſey.

Der Lord Bacon verſichert uns in ſeiner Naturgeſchichte, er habe eine Frau geſehen, deren Bauch wie Feuer gefunkelt habe; und in der That würden ſolche Flammen öfters in uns ausbrechen, wenn ſie nicht durch die natürlichen Feuchtigkeiten gedämpfet würden, wie Lucretius anmerket, in dem 868. u. f. Verſen des vierten Buches, und 1065. V. des 6. B. Weiter erzehlet Marcellus Donatus in ſeinen wunderbaren mediciniſchen Geſchichten, 6. B. 4. Hauptſt. das die Aufſchrift führet: Von einer neuen Krankheit; aus Albert Kranzes 5. Buche ſächſiſcher Geſchichte: daß zu den Zeiten der chriſtlichen Kriege Gottfrieds zu Boulogne, in der Landſchaft Nitters, die Leute von einem unſichtbaren Feuer in ihren innern Theilen verbrannt ſeyn; daher einige ſich einen Fus oder eine Hand, da der Brand angegangen, abſchneiden laſſen, damit derſelbe nicht weiter um ſich greifen möchte. Ezechiel von Caſtro, in ſeinem vorigen angeführten Werkchen von dem ſich anhängenden Feuer, führet die ſehr berufene Erfahrung des Arztes Alexandrinus Megetius an, als der erzehlet: daß aus dem Rükgrate bei der Hüfte, nach groſſen Schmerzen, Feuer heraus gefahren ſey, das die Augen verbrennet habe, wie dieſes zween gegenwärtige Zuſchauer, Simplicius und Philoſeus, bezeugten.

Was iſt es denn Wunder, nach allen dieſen angeführten Beiſpielen, daß unſerer alten Gräfinn eben dieſes begegnet iſt? Die Trägheit derſelben vor dem Schlafengehen war eine Wirkung der allzugroſſen Hize, die in ihrer Bruſt eingeſchloſſen war. Dieſe verhinderte die Ausdünſtung durch die Schweislöcher ihres Leibes, die des Nachts hindurch auf 40. Unzen gerechnet wird. Ihre Aſche, die man in einer Weite von vier Fus von dem Bette angetroffen, iſt ein deutlicher Beweis, daß dieſelbe nach einem natürlichen Triebe aufgeſtanden iſt, ſich die Hize abzukühlen. Vielleicht hat ſie hingeben, und ein Fenſter aufmachen wollen

Der gelehrte Marggraf Scipio Maffei hat von dem Grafen Atimis von Görz erfahren, (der wenige Tage nach dieſem Zufalle durch Ceſena gekommen iſt) daß er daſelbſt gehöret: die alte Gräfinn ſey gewohnt geweſen, wann ſie ſich nicht wohl befunden, ſich an dem ganzen Leibe mit Weingeiſt, mit Kampher angemacht, zu waſchen; vielleicht habe ſich dieſes dieſelbe Nacht gleichfalls gethan. Dieſer Umſtand aber iſt hiebei von keiner Wichtigkeit. Die beſte Meinung iſt die von der innerlichen Hize und dem innerlichen Feuer. Nachdem dieſes ſich in den Eingeweiden entzündet: ſo ſtieg daſſelbe natürlicher Weiſe aufwärts, weil es dieſen Weg leichter, und die Materie daſelbſt fetter und verbrennlicher fand; daher lies es die Schienbeine unberührt. Wiewohl dieſe auch auf ſolche Weiſe können davon gekommen ſeyn, daß die Flechſen, mit denen ſie an die Knie gebunden, abgebrennet, und ſie alſo ſolchergeſtalt davon abgeſondert worden ſind, die Schenkel waren allzunahe an dem Urſprunge des Feuers, und verbrannten daher gleichfalls mit. Dieſes Feuer wurde ohne Zweifel durch den Harn und Koth vermehret, weil dieſes ſehr verbrennliche Materien ſind, wie man aus dem Phosphorus derſelben ſehen kan. Galenus ſaget, (1. Claſſe, 3. B. von den Temperamenten,) daß der Taubenmiſt fähig ſey, ein ganzes Haus in Brand zu ſezen; und der gelehrte Pater Coſati, ein Jeſuit, erzehlet, (in ſeinen phyſiſchen Abhandlungen, 2. Theil, 38. S.) er habe von einem braven Edelmanne gehöret: daß von einer groſſen Menge Miſtes von Tauben, die in groſſer Anzahl viele Jahre, ja Mannesalter hindurch gewohnt geweſen, unter dem Dache der groſſen Kirch zu Piſa zu niſten, diejenige Feuersbrun urſprünglich entſtanden, dadurch die gedachte Kirch verzehret worden ſey. Nach dieſem allem machet der Verfaſſer den Schlus: es ſey gewis, daß die Gräfinn ſtehend zu Aſche verbrannt ſey. Dieſes ſchlieſſet er daraus, weil die Hirnſchale bleirecht zwiſchen ihre Schenkel niedergefallen ſey. Daß aber das Hinterhaupt mehr beſchädiget gefunden worden, als das Vörderhaupt, das ſey dem Haare zuzuſchreiben, und den Nerven, als deren vornehmſter Siz ſich daſelbſt befinde. Es ſey auch daher gekommen, weil in dem Angeſichte viele Stellen offen ſeyn, aus denen die Flammen haben herausfahren können; wie zu den Zeiten der römiſchen Bürgermeiſter Titus Gracchus und Marcus Juventius geſchehen, da das Feuer einem Stiere aus dem Mauſe gefahren, ohne das Thier zu beſchädigen, weil daſſelbe bei ſeinem Ausgange keinen Widerſtand angetroffen habe.

⁂

Auszug aus einer kleinen Schrift, unter dem Titel:

Feuer vom Himmel / dadurch der Leib eines Mannes / mit Namen Johann Hitchele, von Holmhurſt / des Kirchſpiels Chriſtchurch in der Grafſchaft Southampton, am 26. Junius 1613. verbrennet worden iſt.

Von Johann Hilliard. Gedrukt zu London, 1613.

Der Zufall ſelbſt hat ſich alſo zugetragen: Nachdem derſelbe (Johann Hitchele) am Sonnabend, nämlich am leztverwichenen 26. Junius in dem Hauſe eines gewiſſen Johann Deane von Parly Court ſein Geſchäffte gehabt, da er in ſeinem Handwerke treulich und mühſam arbeitete, (denn er war ein Zimmermann) und ſein Tagewerk vollendet hatte, ſo gieng er nach Hauſe. Als er nach Hauſe kam, ſo begab er ſich zur Ruhe. Im Bette, da er mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde lag, kam in der dikſten Nacht ein Bliz mit ſolcher Heftigkeit hineingefahren, daß eine alte Frau, Namens Agnes Ruſſel, des gedachten Johann Hitchells ſeiner Frauen Mutter, die einen entſezlichen Schlag auf ihren Baken bekam, (wie dieſes zugegangen iſt, das weis ich nicht) davon aufwachte, und Johann Hitchell und ſeine Frau rief, ihr zu Hülfe zu kommen. Weil aber dieſe keine Antwort von ſich gaben, ſo ſprang das gute alte Weib aus dem Bette, lief zu dem Bette hin, da ihre Tochter lag, und wekte ſie auf. Dieſe war auf der ganzen einen Seite jämmerlich verbrannt, und ihr Mann und Kind lagen tod an ihrer Seite. Die unglükſelige Frau, da ſie ſahe, daß ihr Mann und Kind auf ſolche unvermuthete Weiſe ihr Leben geendiget hatten, dachte (wie es ſcheinet) nicht ſo viel an den Schaden, den ſie ſelbſt empfangen hatte; als beſorgt dieſelbe war, ihrem Manne, wenn es ihr auf einige Weiſe möglich wäre, noch das Leben zu retten. Sie ſchleppte daher denſelben (ohngeachtet aller ihrer ſchmerzlichen Wunden) aus dem Bette auf die Gaſſe; war aber genöthiget, wegen der groſſen Heftigkeit des Feuers, ihn zu ihren groſſen Herzeleid daſelbſt liegen zu laſſen. Er lag allda, und brennete ganze drei Tage lang, oder doch ohngefehr ſo lange; zwar nicht alſo, als wenn von auſſen Feuer an ihm zu ſehen geweſen wäre: ſondern blos eine Art eines Rauchs, der von ſeinem Cörper aufſtieg, bis derſelbe zu Aſche verbrennet war; ausgenommen ein kleiner Reſt von ſeinen Knochen. Dieſe wurden in eine Grube geworfen, die man nicht weit davon machte.

⁂ ⁂ ⁂

Auszug aus den Verzeichniſſen der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften / vom 8. und 15. Nov. 1744. betreffend die Frau zu Ipswich / die man am verwichenen 10. April zu Aſche verbrannt gefunden hat.

Die erſte Nachricht von dieſem auſſerordentlichen Zufalle war enthalten in einem Briefe des Herrn R. Love, an ſeinen Bruder, Herrn Georg Love, Apothekers zu Weſtmünſters, geſchrieben zu Ipswich, am 28. Junius 1744. der am 8. Nov. darauf der Geſellſchaft von dem Vorſteher derſelben vorgeleget wurde. In demſelben ſagt Herr Love:

Es erhelle aus der Unterſuchung des Beamten, wegen des Todes dieſer Frau, (dabei er ſelbſt zugegen geweſen) daß dieſelbe, nachdem ſie mit ihrer Tochter die Treppe hinauf zu ihrem Bette gegangen, ſchon halb ausgekleidet wieder von ihr herunter gegangen ſey. Des andern Morgens frühe habe man ihren Leib gänzlich verbrannt angetroffen, und zwar in der Küche auf dem bakenſteinenen Feuerherde liegend, da kein Feuer geweſen ſey. Neben ihr ſey ein Leichter geſtanden, darinn das Licht, damit ſie ſich ſelbſt hinunter geleuchtet habe, ausgebrannt geweſen. Die Tochter wuſte keine andere Urſache anzugeben, warum ſie wieder hinunter gegangen ſey, als etwan eine Pfeife Tabac zu rauchen; ſie ſagte aber: ihre Mutter ſey nicht gewohnt geweſen, Brantewein zu trinken. Der geſchworne Richter ſezte dieſe Begebenheit unter die zufälligen Todesfälle.

Am 15. Nov. theilte der Doctor Lobb der Geſellſchaft zweene Briefe mit, eben dieſe Frau betreffend. Der eine war von Ihro Wohlerw. dem Herrn Notcutt zu Ipswich, an Ihro Wohlehrw. den Herrn Gibbons, geſchrieben am 25. Julius 1744, und der andere von dem leztgedachten Hrn. Gibbons an einen guten Freund, vom 2. Sept. deſſelben Jahres.

Beide kommen in allen Hauptumſtänden, die zu der Begebenheit gehören, mit einander überein; beide ertheilen auch ihre Nachrichten aus dem Munde dabei gegenwärtiger Zeugen, die den Cörper ſelbſt beſichtiget haben, als derſelbe erſt brennend gefunden worden war: Herr Gibbons insbeſondere, aus dem Munde der Tochter der verbrannten Frau, und noch zwo andere Perſonen, die in demſelben Hauſe wohneten, und mit Namen Boyden hieſſen. Die Begebenheit ſelbſt war folgende:

Gratia Pett, eines Fiſchers Frau, des Kirchſpiels St. Clement zu Ipswich, ohngefehr 60. Jahre alt, hatte von vielen Jahren her die Gewohnheit, daß ſie alle Nacht, nachdem ſie ſich halb ausgekleidet hatte, die Treppe hinunter gieng, um eine Pfeife Tabac zu rauchen, oder gewiſſer anderer häuslichen Geſchäfte wegen. Die Tochter, die bei ihr lag, ſchlief ein, und vermiſſete ihre Mutter nicht eher, als bis ſie des Morgens frühe (am 10. April 1744) aufwachte. Als ſie ſich ankleidete, und die Treppe hinunter gieng: ſo fand ſie den Cörper ihrer Mutter auf der rechten Seite liegen, mit dem Kopfe gegen den Feuerbok gelehnet. Der Leib lag über dem Herde ausgeſtreket, mit den Füſſen auf dem breternen Bok ruhend, und ſahe einem hölzernen Kloz ähnlich, der blos glühete, ohne eine Flamme von ſich zu geben. Als ſie das Feuer mit zween Schöpflöffeln voll Waſſer auslöſchte: ſo hätte der Dampf und Geſtank davon die Nachbarn, die auf ihr Geſchrei herbei gelaufen waren, beinahe erſtiket. Der Rumpf des Leibes war auf gewiſſe Weiſe zu Aſche verbrannt, und ſahe aus wie ein Haufen Kohlen mit weiſſer Aſche bedeket; der Kopf, die Aerme, Schienbeine und Schenkel waren ebenfalls verbrant.

Man ſagte, die Frau habe an demſelben Abend ſehr ſtark Brantewein getrunken, und dieſes bei Gelegenheit einer angeſtellten Luſtbarkeit, wegen einer ihrer Töchter, die kürzlich von Gibralter nach Hauſe gekommen war. Die Schwierigkeit aber iſt, das Feuer zu erklären, davon ſie verbrannt iſt: denn auf dem Feuerboke war keines mehr; und in dem Leuch-

ter,

ker, der neben ihr ſtund, war das Licht in der Dille ausgebrannt. Ein Kinderrok auf der einen, und ein papierner Schirm auf der andern Seite, waren alle beide unbeſchädiget. Ohngeachtet auch das geſchmolzene Fett dergeſtalt in den Herd eingedrungen war, daß man es durch Reiben nicht wieder herausbringen konnte: ſo bemerkte man doch, daß der breterne Bok weder verſenget war, noch eine andere Farbe bekommen hatte. Die Art und Weiſe auch, wie dieſes Feuer in ihrem Leibe brannnte, wird alſo beſchrieben, daß es von einer innerlichen Urſache hergerühret ſeyn mus, und nicht von dem Anbrennen ihrer Kleider, die nun blos in einem catunen Schlafrok, und einem Weiberrok darüber, beſtanden.

In was des Menſchen zeitliche Glükſeeligkeit beſtehe.

Es iſt wohl zu merken, daß gegenwärtige Frage von der höchſten und vollkommenſten zeitlichen, nicht aber höchſten und vollkommenſten ewigen Glükſeeligkeit, welches GOtt iſt, abgehandelt werden ſoll. Nach geſezter ſolcher Anmerkung auf dieſe Frage ſelbſten zu kommen, ſo ſind der alten Weltweiſen ihre Meinungen hievon unterſchiedlich geweſen. Dann etliche haben des Menſchen zeitliche Glükſeeligkeit in Reichthum, Ehre und Gütern geſezet. Aber in dieſen kan erwehnte Glükſeeligkeit nicht beſtehen: Maſſen erſtens die Reichthümer, Ehre und Güter denen Veränderungen, ſo wohl guten als böſen, unterworfen ſeyn, folglich ſolche groſſer Gefahr unterliegen, und wenig auf ſelbe zu fuſſen iſt; und was wäre das vor eine Glükſeeligkeit? wann man ſtets befahren müſſe, damit nicht ſelbe augenbliklich durch einen widrigen Unglükswind über den Hauffen geworffen, und zu Grund gerichtet würde; bevoraus 2) da die zeitliche Glükſeligkeit in des Menſchens ſelbſt eigener Macht beſtehen ſoll und mus. Ernennte Stük aber ſind auſſerhalb der menſchlichen Macht, indeme der Menſch weder erlangen kan, was er will, noch verlieren kan, was er nicht will. Wie nicht weniger 3) mus dasjenige, auf welchem das Gemüthe glükſeelig ruhen kan, innerhalb dem Menſchen ſeyn; nun aber ſind die zeitliche Güter auſſerhalb des Menſchen, indem die Ehre in dem Ehrenden und nicht Geehrten beruhet, die Reichthümer nicht in dem Reichen, ſondern in dem Kaſten verwahret werden, und beinebenſt alle Reichthümer nicht wegen ſich ſelbſten, oder ihrentwegen, ſondern wegen Wohlleben, und damit ſich einer deſto anſehnlicher aufführen möge, begehret werden. Derohalben alle diejenige, die auſſerhalb der Gemüthsgaben die zeitliche Glükſeeligkeit ſuchen, werden zwar mit etwas das Gemüthe beläſtigen und füllen, aber im mindeſten bis zu des Herzens Grund durchdringen, ſondern thun vielmehr mit dem Siſipho eitele Steine welzen, und mit Tantalo wegeilende Aepfel fangen, und endlich alle dieſe ſich in unglükſeelige Waſſerfluthen ſtürzen, die den ſcheinbaren und nichtigen Reichthümern müheſamlich nachſtreben. Andere haben vermeinet, daß des Menſchen wahrhafte Glükſeeligkeit in des Leibes Gaben, als, zum Exempel, Wolluſt, Geſundheit, Schönheit, Stärke, und dergleichen beruhe; aber weit gefehlet, zumalen alle Rechte, Vernunft und Weltwiſſenſchaft dieſer epicuriſchen Meinung entgegen iſt, welches aus dem recht klar am Tage lieget, indeme alles dasjenige, was dem Guten und Böſen, auch dem Vieh ſelbſten gemein iſt, des Menſchen eigentliche Glükſeeligkeit nicht ſeyn mag; nun ſind aber erzehlte Stük dem Guten und Böſen, ja dem Vieh ſelbſten gemein, ſchlüslich in ſolchen die menſchliche Glükſeeligkeit nicht beſtehen kan, dann ſonſten das unvernünftige Vieh glükſeeliger wäre, als die Menſchen, maſſen ſelbe ſich in den Sinn der Wollüſten mehr ergieſſen als ein vernünftiges Geſchöpfe, auch ohne allen Widerſtand, oder eines höhern Verbot ſolche begehen, und zu dieſen gänzlich geneigt ſeyn mögen. Dahero alle diejenige, die der Wolluſt ein Opfer verrichten, eines Zoll und Zinſes nöthig haben, welchen ſie der Gewiſſensbeängſtigung ablegen können, womit ſie von ſolcher nicht ſo ſehr genaget, oder gepreſſet werden; aber wo werden ſie einẽ ſolchen Zins finden? Die Eitelkeit gebähret auf einmal Wolluſt und Schmerzen, und wird alſo ein Wollüſtiger mit feſten und unauflöslichen gordiſchen Knöpfen verknüpfet; aber wo wird man einen groſſen und heldenmüthigen Alexander finden, der ihn mit ſeinem kühnen Schwert auflöſen wird? Warhaftig vor einen raren Glüksbiſſen iſt derjenige zu halten, der einmal in Wollüſten ertiefet geweſen, und ſich denſelben dannoch gänzlich entriſſen. Und wie kan einer in Wollüſten und oberdeuten Stüken ſeine zeitliche Glükſeeligkeit ſuchen? indeme die Wollüſten ein nagendes Gewiſſen verurſachen; die Schönheit, Stärke und Geſundheit aber durch eine ſchlechte Krankheit zu Boden geriſſen werden können. Höre man nun hievon den luſtigen Bruder Rothmantel in ſeiner Satyra reden, da er die Welt, ſamt ihren thörichten Eitelkeiten, folgender Geſtalt beurlaubet; deſſen Worten dieſe ſind:

O Welt! ſprach ich, wie blind ſind die Menſchen, die deinem Lichte folgen; wie ſchwach ſtehen die Füſſe, die ſich auf deine Gunſt gründen. Du biſt blind, darum leiteſt du deine Liebhaber zu einer immerwährenden Finſternis; du biſt wankelmüthig, darum kan keiner, der deiner Glükſeeligkeit trauet, feſt beſtehen. In dir, o Welt! ſind die Laſter Tugenden, und die Tugenden Laſter; das Schwarze weis, und dos Weiſe ſchwarz, das Gute bös, und das Böſe gut. Darum proteſtire ich wider dich, und deine tauſendfältigen Betrug; ich widerſpreche deiner Eitelkeit, und ſcheinheiligen Einfalt. Du ſtimmeſt unſern Ohren ein liebliches Lied an; aber in währendem Tanz ſpringen die Säiten, und läuft der ganze Geſang auf ein erbärmliches Wehklagen hinaus. Was hilft mich deine Schmeichelei, o falſche Welt! Mit der Zunge kanſt du ſanfte leken; aber mit deinen Klauen krazeſt du denen, ſo dir vertrauen, nicht allein groſſe Striemen in den Leib, ſondern zieheſt ihnen noch darzu das Fell über die Ohren. Du ſtekeſt, o betrügliche Welt! einen guten Zeiger aus, aber ſchenkeſt im Gegentheil ſehr ſauren Wein; auf eine ſolche Weiſe werden alle dieſe betrogen, die voll Hiz und Durſt zu dir laufen, ihre Begierden zu ſtillen. Es iſt nur Eſig, der ihre Herzen auffriſt, und ein ſolcher Trank, der endlich Leib und Seel zu Grunde richtet. Was hilft es mich, o Welt! daß du mich läſſeſt wiſſen von groſſem Reichthum deiner zeitlichen Güter, wann ich hingegen dasjenige Gut, welches ewig währet, aus den Händen laſſe? Was iſt es mir nüze, o Welt! deinem Hochmuth ſo eiferig nachzuſtreben, welcher mich endlich nur dahin bringen kan, wo Lucifer ſeinen Stolz in Ewigkeit bereuen wird. O ſchnöde Welt! was ſoll es mir zu meinem Aufnehmen, an deinen Brüſten zu ſaugen? weil du keine Milch, aber wol ein ſolches Gift ſpeiſeſt, welches mächtig iſt unſere Seelen hinzurichten. Deine glatte Worte, o arge Welt! ſind nur ſchneidende

Schwerter unſerer Herzen. Du hegeſt keine Freundſchaft ohne Zwieſpalt: keine Liebe ohne Has; keine Ehre ohne Neid; keine Kunſt ohne Unvollkommenheit; keine Geſellſchaft ohne Uneinigkeit; keine Freude ohne Leid; keine Geſundheit ohne Krankheit; kein Leben ohne Tod. O arge Welt! du flucheſt denen, ſo dich lieben; tödeſt dieſe, ſo dein Leben ſuchen; ſtürzeſt die, die dich erheben wollen; und belohneſt endlich mit der Höllen, die dir ohne Unterlas gedienet haben. O grauſame Welt! du biſt eine Mörderin deiner eigenen Kinder; eine Peinigerin deiner Favoriten; eine Henkerin deiner Sclaven. Wer dir lebet, der iſt tod; wer dir vertrauet; iſt betrogen; wer dich ſuchet, dieſer irret; wer dir dienet, dem wird übel belohnet; wen du umfangeſt, den erdrükeſt du zugleich. Deine Freundſchaft iſt Spiegelfechten; dein Lob, eine Schande; deine Andacht, Scheinheiligkeit; dein Verſprechen, nichtiger Tand; deine Luſt, eine Laſt; und deine Heiligen fahren endlich zum Teufel. Gute Nacht, o irdiſche Welt! ich traue dir nicht, dann ich werde betrogen; ich liebe dich nicht, dann du biſt es nicht werth; ich achte dich nicht, dann du biſt es zu unwürdig. Dein Verſprechen iſt gros, dein Halten klein; der Worte ſind viel, der Thaten wenig; heut ſagſt du Ja, und morgen Nein. Wer wolte dir trauen? du betrügliche? wer wolte dich lieben? du ungeſtalte; wer wolte dir folgen? du verführiſche; wer wolte dich küſſen? du beflekte; und wer ſolte endlich in dir leben, o! tode Welt? Alle Tugenden ſind in dir verloſchen, das Gute iſt allenthalben abgeſtorben, und ſtatt deſſen herrſchen die Laſter, und grünen die Sünden. Wer deine Karte zu miſchen weis, den heiſſeſt du einen guten Spieler; aber wenn es zum letſten Stich gehet, mangelt es ihme am beſten Blate. Deine Würfel verſprechen viel Augen. und wann man ſie geworfen, zeigen ſie kaum dreie; ſo gar iſt die Treu in dir ausgerottet, daß du auch derſelben Namen nicht mehr kennen willſt. Gute Nacht, gute Nacht! o ärgerliche Welt! Du verführeſt die Jugend; betrügeſt das Alter. Die Jünglinge werden in dir frühzeitig geärgert; das männliche Alter mit Hochmuth aufgeblaſen; das Alter ſelbſt mit Geiz angefüllet. Ich widerſpreche dir, daß ich mit deinen Eitelkeiten nichts will zu thun haben. Gute Nacht zu tauſend malen, und aber gute Nacht, o eitle Welt! Winkeſt du mir, ich folge dir nicht; ruffeſt du mich, ich höre dich nicht; grüſſeſt du mich, ich danke dir nicht; lacheſt du, ſo weine ich; freueſt du dich, ſo traure ich; weineſt du, ſo lache ich; taureſt du, ſo freue ich mich. O Welt! dieſen Wechſel gehe ich mit dir ein, daß ich nicht wie du, und du nicht wie ich ſolleſt gefunden werden. Dein Zuker iſt Salz, deine Liebkoſungen der Tod. O Welt! in dir iſt kein Beſtand. Am Morgen zeigeſt du rothe und liebliche Wolken; am Abend läſſeſt du häufige Betrübnis regnen. Heute erhebeſt du uns mit Herode auf den Thron; morgen läſt du uns von den Würmen freſſen. Heute macheſt du uns zu einem reichen Cröſo; und morgen müſſen wir uns mit ihme auf den Scheiterhaufen ſezen. Heute überzukerſt du uns die Speiſen; morgen verſalzeſt du ſie. Heute ſezeſt du uns Cronen auf; morgen Dornen. Heute nimmeſt du uns in deine Herberge; morgen ſtoſſeſt du uns wieder hinaus. Heute giebſt du uns das Leben; morgen bringeſt du uns den Tod. Und alſo iſt in dir kein beſtändiges Weſen, als die Unbeſtändigkeit ſelbſten, derer Mutter du von Anfang geweſen biſt.

Aus dieſem Valetſermon iſt ganz leicht abzunehmen, daß in den zwei vorhergehenden Meinungen des Menſchen zeitliche Glükſeeligkeit nicht beſtehen möge. Andere, und zwar Frömmere, ſind auf dieſe Gedanken gekommen, ſamt des Menſchen zeitliche Glükſeeligkeit in den Gaben des Gemüths, als z. E. in der Macht und Gewohnheit der Tugenden, oder in potentia & habitu virtutis geſuchet werden müſte. Aber auch die haben noch nicht den rechten Zwek erreichet, vielweniger das Rothe in der Scheibe berühret, weilen die Kraft und Gewohnheit zun Tugenden nicht die Tugend ſelbſt, ſondern zur Würkung und Vollziehung derſelben ein Vorſchub ſind; Folglich kan in ihnen die wahrhafte und vollkommene Glükſeeligkeit nicht beruhen, ſintemalen auch ein müſiger und ſchlaffender Menſch die Kraft und Gewohnheit zun Tugenden haben kan; ja auch derjenige, der mit vielen Betrübnis und Unglüksfällen überſchüttet wird, verlieret deſſentwegen nicht die Kraft und Gewohnheit zu den Tugenden; aber wer wird ihn vor einen glükſeeligen Menſchen halten? Wahr iſt es, daß man die Tugend als eine Königin anbetet; doch mus ſie mit denen Dienern der Reichthümer und zeitlichen Vermögens umgeben ſeyn, und durch dieſe ihre Majeſtät offenbaren. Sie wird mehr und höher als ein Edelſtein geſchäzet; doch mus ſelbe in dem Gold der zeitlichen Güter eingefaſſet ſeyn. Man thut ſelbige vor eine Sonne anſehen; aber ſie mus mit kleineren Sternen der zeitlichen Gaben prangen. Sie iſt eine beſeelende Seele; doch mus ſie mit dem Cörper der äuſſerlichen Güter und Mittel verknüpffet ſeyn! dann vor ſich ſelbſten thut zwar die Tugend reich, aber nicht allein glükſeelig machen. Damit nun andere Meinungen mit Stillſchweigen übergehe, ſo ſage, daß die wahrhafte, zeitliche, menſchliche Glükſeeligkeit ihren Siz hat in Würkung der Tugenden, oder: Sie iſt eine Würkung denen Tugenden gemäs, unterſtüzet von zeitlichen Gütern und Leibesgaben. Wie ſolches durch ein Gleichnis Ariſtoteles erkläret, ſagend: In denen Olymphiſchen Spielen wird nicht derjenige, der der Schönſte, oder fähigſte zum Streit iſt, ſondern derjenige, der am beſten ſtreitet, gecrönet; alſo auch zur zeitlichen Glükſeeligkeit nur das Wohlverhalten, und die Würkung denen Tugenden gemäs erfordert wird, die übrigen Stüke ſind hierzu nur als Werkzeuge vonnöthen, ohne welche manche ſchöne Tugendswürkung unterlaſſen werden müſte. Dahero in oberzehlten Stüken allen insgeſammt die zeitliche Glükſeeligkeit beſtehet, doch alſo, daß die Tugend als eine Königin den Vorzug haben mus; die Reichthümer aber, Schönheit, Güter, Geſundheit und Stärke ꝛc. müſſen ihr als Diener und Fuslatſchen nachtretten. Dann obſchon des Cörpers und Glüks Gaben in Vergleichung der Tugend von ſchlechter Wichtigkeit ſind; jedennoch aber, wann einem dieſe abgehen, ſo wird er nicht einen geringen Abgang in ſeiner zeitlichen Glükſeeligkeit verſpüren; reiſſe nur Scipioni ſeine Reichthümer weg, ſo haſt du ſein

Anſehen und Herrlichkeit entblöſſet; entziehe Auguſto den kaiſerl. Scepter, ſo haſt du der Weisheit, zugleich auch der Gerechtigkeit das Auge ausgeriſſen; nimm Samſoni die Leibeskräften hinweg, ſo haſt du ſeiner Stärke den Arm zerbrochen. Dann viele Tugendvolle Würkungen können nicht vollzogen werden, wañ des Leibs und Glükes Gaben zur Würkung ihre Hülfe nicht mit beitragen ſolten.

Das Regiment des Magens.

Es iſt eine allgemeine Gewohnheit der heutigen Sittenlehrer, daß ſie die Fehler der Menſchen lieber entdeken und verſchreien, als ſelbige entſchuldigen. Mich deucht nicht, daß dis die rechte Methode ſey, die Laſter zu verringern. Warum arbeiten wir nicht dahin, daß wir den ſo genannten Laſtern eine gute Farbe geben, und zu den Dingen rechnen, die uns die Natur als unentbehrlich zur Erhaltung der menſchlichen Geſellſchaft eingepflanzet? Es haben ſchon berühmte Lehrer einen löblichen Anfang gemacht, und das Edle in den natürlichen Trieben des Menſchen hervorgeſuchet. Wird nicht dadurch den Sittenlehrern eine groſſe Arbeit erleichtert, wenn ſie wenigere Feinde zu bekriegen haben? Wird nicht die Welt um ein anſehnliches tugendhafter ausſehen, nachdem man dieſen Dingen die rechte Geſtalt wiedergegeben? Ich rechne zu dieſen Laſtern, die man anders einkleiden könte, die ſinnliche Luſt des Eſſens und Trinkens, welche der ſtrenge Sittenlehrer unter dem Namen des Freſſens und Saufens ſo heslich abmahlet. Scaramuz (ſo heiſt mein Weltbürger, der dieſer Sinnlichkeit mit allem Fleiſe oblieget, und das Ziel der beſtändigen Strafbegierde meines ſtrengen Sittenlehrers iſt) befeſtiget dasjenige, was ich behaupte. Es iſt wahr, dieſer Menſch thut alles, was die Herrſchaft ſeines Magens, dem er ſich zum Sclaven gemacht, fordert; aber dieſer Herrſchaft hat er ſich nicht ohne wichtige Gründe unterworfen. Sie ſind folgende: Kan ich wohl leben, wenn ich meinem Magen nicht gebe, was er haben will? Woher hätte ich meine Bedienung, wenn mein Magen dieſen meinen Cörper nicht in eine ſo anſehnliche Form gebracht? Wie könnte ich eine fernere Beförderung erwarten, wenn nicht meine Patronen aus dem weiten Umfange meines Cörpers den Schlus machten, daß in mir eine groſſe Seele wohnete? Ich ärgere mich immer über den groben ungeſchliffenen Leinweber in Leiceſterfeld. Ein Marktſchreier hatte daſelbſt eine groſſe Menge Zuſchauer, unter denen ſich auch ein diker unbehülflicher Mann befand, welcher heftig ins Gedränge gerieth. Er ſchrie: Machet doch Plaz! was für ein Gedränge iſt das? Guter Freund! ſtoſſet ſo nicht mit eurem Ellenbogen! Der Leineweber hingegen antwortete voll Zorns: Daß euch der Henker hole! ſeyd ihr nicht ein dikes Vieh? Wer drüket mehr als ihr ſelbſt? Sehet ihr nicht, daß einer diker Kanzen mehr Plaz einnimmt als fünf andere? Ziehet euren ungeheuren Wanſt etwas ein, ſo wird Raum genug für uns alle werden.

Der Magen hatte alſo bei meinem Scaramuz eine groſſe Merite. Er hatte ſich bei ihm in ein ſolches Anſehen geſezet, daß er gewiſſe theoretiſche und practiſche Regeln als Leibſprüche ihm, als ſeinem Sclaven vorſchrieb, welche dieſer auch als Wahrheiten erkannte, und ſich darnach richtete. Dis alles war durch eine ordentliche Capitulation feſt geſezet: denn da ſonſt nach den üblichen Rechten der Mage es übel nehmen kan, wenn man ohn Unterſchied alles was die Augen beluſtiget, und der Kehlen ſüſſe ſchmeket, in ſeinen Sak ſchüttet, ſo hatte er ſich doch anheiſchig gemacht, alles aufzunehmen und treulich zu verdauen, was nur irgend den Geſchmak reizen und beluſtigen könnte.

Die Lebensregeln ſelbſt, die dieſer Monarch ſeinem Sclaven vorſchrieb, waren folgende:

Die erſte: Von allem, was man mit ſeinem Maule verdienet, (denn hierinn beſtand ſein Beruf) genieſſet man nur ſo viel als man mit den Zähnen davon ziehet.

Anmerkung: Dieſes iſt die vornehmſte Staatsregel in der Monarchie des Magens.

Die zwote: Man mus den Leuten oft und mit einer etwas verdrieslichen Geſichtsgebehrde ſagen: Man habe von ſeinem Dienſte nichts, als was man mit dem Munde verdiente.

Anmerkung: Dis wird die Leute bewegen, daß ſie nach verrichteter Maularbeit noch etwas überhin zur Ergözung des Magens beiſteuren.

Die dritte: Man mus nach Proportion der genoſſenen Speiſen zweimal ſo viel Getränke zu ſich nehmen als die Schwere jenes ausmachet.

Die vierte; Man mus niemals ſchlaffen gehen, man habe den eine mäſige Portion Zimmetwaſſer, oder anderes Aquavit zu ſich genommen.

Anmerkung: Dieſe Kautele iſt nöthig, um den etwannigen Uberflus zu vergüten.

Die fünfte: Alle Jahr mus man den Pyrmonter Brunnen trinken, nicht für den gegenwärtigen, ſondern zukünftigen Tod.

Anmerkung: Dis iſt ein Hauptregel in den Staaten des Magens. Weil man bei dieſer Cur nicht nur die Zeit des Brunnentrinkens, ſondern auch einige Wochen nachher von aller Amtslaſt und Veran wortung frei geſprochen wird, auch noch dazu nach der löblich eingeführten Brunnenfreiheit eine kleine ſonſt unerlaubte Ergözlichkeit mitmachen darf, ſo werden dadurch gewis auf ein Jahr alle böſe Feuchtigkeiten fortgetrieben.

Die ſechſte: Man mus wenigſtens die Woche einmal, wenn es ſeyn kan, eine Gaſterei anſtellen, oder ſich dazu einladen laſſen, da man durch Zunöthigung ſo viel zu ſich nimmt, als nur möglich iſt.

- - quod pontus, quod terra, quod educat aer poſcit.

Es iſt im̃er noch ein Räumgen übrig.

- - - - cibus omnis in illo
Cauſa cibi eſt, ſemperque locus fit inanis edendi.

Anmerkung: Wie eine ſolche Gaſterei müſſe eingerichtet werden, kan einem ordentlichen Mitgliede der Magenrepublic nicht unbekannt ſeyn. Der Wirth aber mus wenigſtens aus Höflichkeit ſagen: Wir hätten wenig oder nichts gegeſſen, ob wir gleich beinahe zwanzig Schüſſeln ausgeleeret.

Die ſiebende: Vor allen Dingen müſſen die Speiſen wohl gewürzet, und inſonderheit ein abkühlendes Gerichte darunter ſeyn, welches das Feuer der hizigen Getränke in etwas mäſige.

Die achte: Niemals mus man vor oder unter der Mahlzeit meditiren, und ſo viel möglich dafür ſorgen, daß den Nachmittag keine ernſthafte Geſchäfte vorgenommen werden.

Scaramuz hatte alle dieſe Regeln nach Möglichkeit beobachtet, und ſich bei ſeiner Herrſchaft wohl befunden; allein endlich wolte ſeine bisherige Bedienung nicht hinreichen, dieſe Opfer ſeinem Herrn zu bringen. Er fieng alſo an, bei ſeiner Arbeit verdrieslich zu werden, weil ſie ihm nicht ſo viel ſteurete, als er täglich liefern muſte. Er wurde alſo auf Einrathen ſeines Herrn ſchlüſſig, eine einträglichere Bedienung zu ſuchen. Dabei gab ihm ſein Herr abermals folgende kluge Anſchläge: Er ſolte keine Bedienung ſuchen oder annehmen, da man für ſein Geld nichts haben könnte, wäre ſie auch noch ſo einträglich. Er ſolte einen Ort ſuchen, der an einen ſchiffbaren Flus gränzete. Dabei wäre dieſer doppelte Vortheil: Einmal könnte man erſpriesliche Geſchöpfe zum Behuf des Herrn herausfiſchen; Fürs andere würde auch die Zufuhr von allerhand fremden Delicateſſen zur Einſcheurung für den Magen erleichtert. In dieſer Abſicht präſentirte er den Patronen ſeinen Cörper als eine hinlängliche Merite; und ſiehe! er erhielte was er ſuchte. O glükſeeliger Magen!

Doch alle Abhandlung erhält ihren Werth nicht, wenn ſie nicht durch Säze und Gegenſäze feſte geſezet wird. Der Sittenlehrer hielt ihm vor: Es wäre unvernünftig ein Sclave ſolcher ſinnlichen Lüſte zu ſeyn: Sogar Pythagoras hätte gelehret: Dominus eſſe aſſueſce ventris & luxuriei, du muſt deinen Magen und deinen Bauch beherrſchen. Allein er widerlegte ihn kurz und gut, und ſagte: Der Kerl iſt ein Narr! Menenius Agrippa, das war der Mann, der verſtund die Rechte des Magens, und zeigte, was für ſchädliche Folgen ein Aufruhr wider den Magen nach ſich ziehen konnte. Dieſe Vorſtellung bewegte das aufrühriſche Volk der Römer, daß ſie wieder zu ihren Herren kehreten. Durion, fuhr er fort, der vortrefliche Römer, verſtund den Nuzen, den ein Staat hat, wenn der Magen viel verdauet. Er ſchafte die Geſeze ab, die die Vorfahren gegen die Verſchwendung gemacht. Wie bündig ſind ſeine Worte: alligati eſtis, Quirites! & conſtricti amaro vinculo ſervitutis, abrogemus illud imperium: etenim quid opus libertate eſt, ſi volentibus luxu perire, non licet?

Hieraus iſt klar: Mein Scaramuz iſt kein Sclave, der den Gehorſam gegen ſeinen Herrn blindlings, ſondern mit Gründen beobachtet. O glükſeeliger Magen?

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künſte
Warf vom durchſichtigen Geſpinnſte
Die Spinne manchen finſtern Blik
Auf einen Seidenwurm zurük;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der jezt, von ſeinem Werth erhizet,
In Werken ſeiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben ſizet,
Und auf den Schüler, der ihn grüſt,
Den Blik mit halben Augen ſchieſt.
Der Seidenwurm, den erſt vor wenig Tagen
Der Herr zur Luſt mit ſich ins Haus getragen,
Sieht dieſer Spinne lange zu,
Und fragt zulezt: Was webſt denn du?
Unwiſſender! läſt ſich die Spinn erbittert hören,
Du kanſt mich noch durch ſolche Fragen ſtöhren?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet ſie den trozigen Beſcheid:
So reiſt die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht gepuzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

⁂

Die Kunſt ſey noch ſo gros, die dein Verſtand beſizet,

Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nüzet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleis denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müſigang.

Wer der erſte geweſen, ſo den Titel Excellenz prætendiret habe.

Heutiges Tages thut die Welt nach nichts mehrers ſtreben, als nach groſſen und vielen Titeln, unter welchen ein ſehr hoher und anſehnlicher Titel iſt, wann ein vornehmer Herr Ihro Excellenz benamſet wird; dahero viele von den reicheren und wohlvermögenden Standesperſonen keine Mühe noch Unkoſten ſparen, um ſolchen erlangen zu können. Wo aber dieſer Titel ſeinen Urſprung herleitet, und wer der erſte geweſen, der mit demſelben beehret worden, beruhet noch in des Richters Ausſpruch. Einige wollen, daß erwehnter Titel Ihro Excellenz daher ſeinen Anfang haben ſolle: Es ſind nämlich vor Alters zu geheimen Räthen der Kayſer, Könige, und anderer Potentaten nur diejenige, ſo von vielen Jahren her die beſte Wiſſenſchaft aus langwüriger Erfahrenheit gehabt haben, gezogen worden; dieſe nun hat der Kayſer und König, ſeine Grauen (von welcher Benamſung der Grafenſtand entſprungen ſeyn ſoll) genennet; diejenige aber, die unter dieſen Grauen ſich am beſten im Rathgeben vor andern hervorgethan, die ſollen ſeyn genennet worden Excellenz, weil ſie alle in allem und beſonders in heilſamen Rathgeben übertroffen haben. Wann ich aber die Geſchichte der Gelehrten von Anno 1715. im 32. Theil bei dieſer Frage zu Rath ziehe, ſo finde pag. 630. ſo viel gemerket, daß zu dieſem Titel einigermaſſen die Ambaſſadeurs ſollen Anlas gegeben haben, wie ſolches erſtgedachte Acta Eruditorum aus Herrn Gottfried Stievens Europäiſchen Hofceremoniel mit dieſen Worten (welche beim Autore pag. 229. zu finden ſeyn werden) an Tag geben: Es iſt bekannt, daß jezo die Ambaſſadeurs den Titel Excellenz haben, davon der Herr Autor den Anfang und Gebrauch beibringet: Es iſt zu Heinrichs des IV. in Frankreich Zeiten erſt aufgekommen, da der Herzog von Nevers und Mantua deſſen Ambaſſadeur in Rom war, und dieſen Titel, den er als ein Fürſt damals führete, auch als Geſander foderte; worauf den der Spaniſche, Savoyſche, und Venetianiſche Geſande, welche meinten, Frankreich wolle hiemit andern Potentaten einen Streich ſpielen, denſelben gleichfalls verlangeten, ſich auch ſo lange unter einander alſo hieſſen, bis Innocentius der X. ihnen dieſes Ehrenwort zugeſtund. Ihrem Exempel folgten alle andere, die einen Ambaſſadeur zu ſchiken befugt waren; wie er denn auch den Churfürſtlichen Geſanden im Weſtphäliſchen Friedensſchlus ausgemacht wird. Die übrige Reichsfürſten, als welche mit den Churfürſten ein gleiches Geſandſchaftsrecht haben wollen, welchen zu gefallen auch Fürſtenerii bekannter Tractat de Suprematu geſchrieben iſt, forderten ein gleiches; es iſt ihnen aber von dieſen beſtändig widerſprochen worden, bis im Nimwägiſchen Frieden das Haus Neuburg durchgedrungen, und das Lüneburgiſche ſich nach der Zeit auch in Beſiz geſezet hat. Solches zwar ſchreibet der Autor. wäre aber ſehr gut geweſen, wann er die Autores genennet, bei denen man dieſe Nachricht finden könnte: was das Neuburgiſche und Lüneburgiſche Haus betrift, weilen doch ſonſten bekannt iſt, daß inſonderheit die Lüneburgiſchen Fürſten ſchon ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden über dieſem Titel ſich viel Mühe gegeben, auch vornemlich bei den Nimwägiſchen Tractaten mit dem Brandenburgiſchen Geſanden deshalben viel zu verkehren gehabt. Es iſt auch glaublich, daß nirgendswo von dieſem ganzen Excellenzſtreite mehr Nachricht zu leſen, als in Pufendorfs Lebensbeſchreibung Friedrich

Wil

Wilhelms. Jedoch iſt daſelbſt, wo er von dem Nimwägiſchen Frieden redet; nicht zu befinden, daß das Haus Neuburg, deſſen Geſanden damals nicht einmal den Character als Ambaſſadeurs hatten, wegen dieſes Titels etwas erhalten, ob gleich dabei gemeldet wird, daß der Churfürſt von Brandenburg die Neuburgiſchen eine Zeit vorher in Polen denſelben genieſſen laſſen. Es iſt aber ferner annoch wohl zu merken, daß die übrige Reichsfürſten, die es ſo weit noch nicht gebracht haben, entweder keinen Miniſter cum Charactere ſchiken, oder wenn es geſchicht, darf derſelbige den Churfürſtlichen auch nicht den Titel Excellenz geben, ſondern ſie blos mein Herr Ambaſſadeur nennen. Und hiemit ſeye dieſe Frage beſchloſſen, aus welcher gar leicht abgenommen werden kan, wie ein leeres Wort unter den Vornehmen ein groſſes Aufſehen machet, und zu vielen Gezänke und Aufzügen Anlas giebet.

Relation einer ungewöhnlichen faſt unglaublichen und in allen vorigen Zeiten der Griechiſchen und Arabiſchen Aerzte noch nicht erhörten Krankheit die von Peter Anton Michelotti aufgezeichnet, und nachgehends aus dem erſten Band der Schriften der Petersburgiſchen Academie der Wiſſenſchaften ins Teutſche überſezet worden; woraus zu erſehen, was die Menſchen vor heftigen Krankheiten vornemlich das Frauenzimmer, unterworffen iſt.

Es fiel nemlich vor ungefehr 25. Monat eine jüdiſche Jungfer von 22. Jahren, die von ihren Eltern, Caravalei, den Namen Ricca bekommen hatte, aus einem ſchweren Zuſtande in die Krankheit; da ihre Menſes ausblieben. Hierauf bekam ſie anfangs die Bräune; ferner, nach einiger Zeit ein Flusfieber; weiter, den Winter hindurch, Schmerzen in der linken Seite, daran dieſelbe durch Aderlaſſen, an den Armen und Füſſen, und noch andere dienliche Mittel, die der geſchikte Arzt, Moſes Cohen, ihr vorſchriebe, wieder geheilet wurde. Weil aber die Verſtopfung des Fluſſes, und die damit verknüpfte heftige Spannung des Unterleibs, und Schwermuth, nebſt einem kurzen und ſchweren Athem, geſchwinden Pulſe, und beſtändigen gelinden Zittern der zu den Armen gehörigen Muskeln noch immer anhielten; ſo wurden ihr die Arzneien gebrauchet, die man den Weibern, die an der Mutterkrankheit ſchon das Leben verlohren zu haben ſcheinen, einzugeben pfleget, und insbeſondere das Muterelexier, das von Crollen den Namen führet. Bei dem Gebrauche derſelben entſtande der Schlukſen, und ein Erbrechen von aller genoſſenen Nahrung, ſowohl feſten als flüſigen Dingen. Nachdem nun der vorhin gerühmte Arzt für Stillung derſelben die Arzeneimittel mit Opium verſezt, ingleichen die Magenſtärkenden Sachen vergebens verſucht hatte: ſo nahm er gar klüglich ſeine Zuflucht, mit Beiſeitſezung aller andern Hülfs-Mittel, zu kalten Trinken, darein ein wenig Saft von Weichſeln, Erdbeeren und Limonien gemiſchet war. Durch dieſe Dinge, die ich ſelbſt bei Erſchlappung des Magens, dabei ſich ein Erbrechen befand, das weder von warmen noch Schmerzſtillenden Mitteln aufhören wolte, mehrmals mit gutem Fortgange gebrauchet habe, richtete er zwar ſo viel aus, daß die Kranke die Speiſen bei ſich behalten und verdauen konnte; die übrigen ſchlimme Zufälle aber wolten nicht nachlaſſen. Zu dieſen ſchlug im Anfange des Herbſtes ein heftiger Ekel vor allen Sachen, es möchte Speiſe, Trank oder Arzenei ſeyn; Verhaltung des Harns, und eine unbezwingliche Verſtopfung des Leibes. Hiebei wurden derſelben erweichende Oele und andere Arzneien, den Leib zu erweichen, in Geſtalt eines Clyſtiers beigebracht. Weil aber dieſe wieder zuruk getrieben wurden: ſo verſuchte man es, bei ſo verzweifelten Umſtänden, auch mit andern Arten der Clyſtiren; allein alles vergebens. Bei dieſen Zufällen, damit dieſelbe geplaget war, hatte ſie nicht den mindeſten Trieb, weder zu eſſen, noch zu trinken, weder den Harn zu laſſen, noch die Nothdurft zu verrichten; und dieſes weder den Winter, noch das darauf folgende Frühjahr hindurch. Weichgeſottene Eier, warme oder laulichte Brühen, alle Gattungen Wein, kalte Getränke, auch ſelbſt die Chokolate, Milch, ganz kalt, mit Zuker verſüſſet; dieſe ſage ich, und andere dergleichen Sachen, waren ihr entweder gänzlich zuwider, oder wann ſie dieſelben ohne Luſt, nur zur Erquikung zu ſich nahm: ſo muſte ſie ſich dieſelben gleich wieder von ſich geben. Im folgenden Frühjahre bekam ſie einen ſehr heftigen Schmerzen in der linken Seite. Andere Aerzte, die zu Rathe gezogen wurden, trugen kein Bedenken, zur Linderung deſſelben, der Perſon, die durch Krankheit und lange Enthaltung ſehr entkräftet war, ohngefehr 3. Unzen Blut aus dem linken Fuſe zu laſſen; durch welches zweifelhafte Hülfsmittel, dabei die Kräfte ungemein geſchwächet wurden, der Schmerz vertrieben, und etwas weniges Blut durch den Huſten ausgeworfen wurde. Nach dieſem erfolgte der Schlukſen, oder vielmehr eine Bemühung zum Erbrechen, dadurch die Kranke eine dunkelfarbene Feuchtigkeit, von Geruch wie Harn, der eine lange Zeit in der Harnſtrenge zuruk gehalten worden, von ſich gab; dieſes aber hörete, ohne Gebrauch der Arzneien, bald von ſich ſelbſt wieder auf. Im darauf folgenden Sommer fieng die Kranke an, entweder, weil die Krankheit ſich plözlich einigermaſſen in das Gegentheil verwandelte, oder, weil ſie ſich endlich durch die liebreichen Ermahnungen und das Anhalten ihrer Mutter, die beſtändig bei ihr ſaſſe, und ihr ohne Unterlas bald dieſes, bald jenes zum Eſſen und Trinken anbote; dann und wann etliche Löffel dünnes Waſſer und Citronenſaft, oder von einem Getränke aus Weichſelſaft, der mit Honig und Weingeiſt gejöhren hatte, zu genieſſen. Bei dieſen Getränken blieb es, bis es ungefehr in die Mitte des Octobers des verwichenen Jahres, da die zuſammenziehende Bewegung des Magens noch oben zu, mit Ausbrechung einer bei nahe ſchwarzen Feuchtigkeit, ſich wieder einfand, dahin kam, daß ſie weder Speiſe, noch Trank, noch Arzneimittel, zu ſich nehmen konnte. Indeſſen geſchahe es doch innerhalb acht Tage, in welcher Zeit ihre Sinne verwirret waren, ſo, daß ſie Arme und Beine unordentlich herumwarf, manchmal mit einer Heftigkeit ſich hin und her wendete, und bald einzuſchlafen, bald aber, als wenn ſie von fürchterlichen Vorſtellungen erſchrekt würde, zu heulen ſchiene, daß der Magen völlig ruhig wurde, und dieſes ſogar, daß er am achten Tage ſowohl Waſſer, als den Arzneitrank, bei ſich behalten konnte. Nach dieſem hörte auch die Verwirrung der Sinne nebſt dem Erſchräken auf, und die Spannung des Unterleibs, ungeachtet ſie bisher weder Koth noch Harn von ſich gegeben hatte, ſchiene etwas nachzulaſſen. Dieſes aber iſt noch hauptſächlich anzumerken, daß die Kranke, die von dem Monat September 1724. an, bis auf den heutigen Tag, ihr Leben faſt ohne Getränke hingebracht hat, an ihrem Leibe gänzlich abgemattet, noch merklich mager geworden iſt; ungeachtet eine zimmliche Menge Salzwaſſer mit Blut untermiſcht, ſowohl aus den Füſſen als Armen, ingleichen Fluswaſſer, deſſen Gefäſſe in der äuſſerſten Haut bei dem Aderlaſſen mit der Lanzette verlezet wurden, und die Narben, (davon die am linken Arme in eine tiefe Wunde ausgeſchlagen iſt,) vielleicht wegen Verdorbenheit der Säfte im ganzen Leibe, ſehr langſam zuheilten, täglich eine lange Zeit hindurch von ihr giengen. Das Angeſicht hat zwar gleichfalls gegenwärtig beinahe ſeine natürliche Farbe; daß aber daſſelbe nebſt dem übrigen Leibe nicht einmal dem Scheine nach, wie es vor drei Monaten das Anſehen hatte, (indem damals die Luft aus dem Blute faſt aller Harnröhrchen der Pulsadern des ganzen Leibes, weil daſſelbe durch ſpizigere Lebensgeiſter, als ſie bei geſunden Menſchen ſeyn ſollen, angetrieben wurde, alles ausdehnete, und zwiſchen den Faſern der Muſkeln und den unſichtbaren Löchern der Haut eingeſchloſſen war) ernähret werde: das iſt aus der Haut und den unterliegenden Muſkeln, als die allenthalben ausgenommen am Bauche, zuſammengefallen ſind, deutlich zu erkennen. Alle Sinne, wenn man das einzige Gefühl, das am rechten Schenkel und Beine ſtumpf iſt, ausnimmt, ſind in gutem Stande; die Munterkeit des Gemüths hat nicht im mindeſten abgenommen; der Leib lieget beſtändig auf dem Rüken; weil die Kräfte der Muſkeln leiden; der Magen, das Zwergfell, nebſt dem gröſten Theile des Unterleibes, ſind ſehr ſtark geſpannet, und geben bei dem Anfühlen einen gelinden Laut von ſich. Die Verſtopfung des monatlichen Geblütes und des Harns hält zwar noch immer an; man kan aber doch nicht die mindeſte Aufblähung der Blaſe mit der Hand fühlen. Jedoch iſt ſo viel gewis, daß die Kranke vor eilf Monaten angefangen hat, ein wenig Milch von ſüſſen Mandeln mit Citronenſaft geſtoſſen, auf Bitten und Anhalten ihrer Mutter, dann und wann bei Tage und bei Nacht zu ſich nehmen, und noch jezo damit fortfahre. Sie hat zwar keinen Schweis, weder bei Tage, noch bei Nacht, auſſer in der flachen Hand und an der Fuſſohle; daß aber doch die Unſchlitdrüſen faſt der geſpannten Haut eine ölichte Materie von ſich laſſen, iſt ſowohl aus dem widrigen Geruch beinahe des ganzen Leibes, als aus dem ſchmierigen Schmuze deutlich abzunehmen, der, wie mir die Kranke erzehlet, ſich bisher an ihrem Hemde angehänget hat. Aus der Naſe kommt faſt gar nichts, und aus dem Munde eben ſo wenig Speichel. Der Schlaf iſt ſehr ſchwer; manchmal überfällt ſie eine Art eines Froſtes; oft hat ſie Magenſchmerzen, und noch öfters Kopfſchmerzen; die Muſkeln an den Armen und Händen, ſonderlich auf der rechten Seite, zittern unaufhörlich; der Athem iſt kurz und ſchwer; die Pulsadern werden allezeit zugleich mit dem Herzen heftig beweget, die Traurigkeit beunruhiget ſie oft, doch iſt ſie auch manchmal luſtig. So wie aber die Clyſtire unverzüglich wieder zurükegetrieben werden; ſo giebt ſie auch alles Eſſen, Trinken, und andere Arzenei, wenn ſie dieſelbe mit Gewalt hinuntergeſchluket, augenbliklich wieder von ſich ꝛc. ꝛc.

Was nun dieſes für eine Art Krankheit ſey, von welcher Natur dieſelbe, aus welchen Urſachen ſie entſtanden ſey und ſich vermehret habe? das wird einer, der demjenigen, was ich bisher angeführet habe, ſcharf nachdenket, meines Erachtens gar leicht einſehen können. Die Ausbleibung des Harns, Stulganges, Schweiſſes und monatlichen Fluſſes; die ſehr verminderte Abſonderung des Rozes in der Naſe und des Speichels: dieſes alles, ſage ich, giebt deutlich zu erkennen, daß dieſe Krankheit zu den zuſammendrükenden zu zählen ſey; zu ſolchen nämlich, welche entweder aus dem gänzlichen Mangel der flüſigen Theile in unſerm Leibe, oder aus der merklichen abnehmenden Abſonderung derſelben, entſtehen. Daß aber dieſelbe mit Schwermuth und Verſtopffung des monatlichen Geblüts angefangen hat; das Zittern der Glieder; die Bewegungen der Pulsadern; der kurze und ſchwere Athem; das Spannen des Unterleibes; daß zu dieſen Uebeln eine ungewöhnliche Enthaltung und Gemüthsbewegung geſchlagen iſt; daß die Kranke manchmal ausbleibet, und wieder zu ſich ſelbſt kommt; daß ſie weder lieblichen noch ſtinkenden Geruch vertragen kan; daß ſie bald über den Magen, noch öfter aber über das Haupt klaget; daß ſie bald traurig, bald luſtig iſt; daß ſie manchmal einſchlummert, aber meiſtentheils wachet; daß ihr rechter Schenkel und rechtes Bein manchmal wie gelähmet ſcheinet, und dieſelbe ſich mit Heftigkeit rechts und links wendet; daß ſie vor ſo mancherlei ihr vorgeſezte Speiſen und Getränke den gröſten Ekel hat: dieſe und dergleichen Dinge, ſage ich, zeigen nicht undeutlich an, daß unſere Jungfer ſehr heftig an der Bärmutter krank ſey. Was die verborgenen und nächſten Urſachen dieſer Krankheit anbelanget: ſo muthmaſe ich, daß die Theilchen der unſichtbaren flüſigen Materie, die von dem Gehirn und Hirnlein ab- und zu lauſet, in eine heftige und unordentliche Bewegung gerathen, und bei dem Anfange der Krankheit durch groſſe Schwermuth nebſt den Nerven, die ſowohl in die äuſſern als innern Theilen des Leibes, ſonderlich aber in die Bärmutter und die daran liegende Theile, gehen, ſchnell angetrieben worden ſeyn. Bei dem allmähligen Zunehmen der Krankheit, da die Zuſammenziehungen der nervichten Fäſern in der Bruſt und dem Unterleibe anhielten, ſeyn die natürlichen Geſeze der Abſonderung und Ausführung der flüſigen Dinge nach und nach umgeſtoſſen worden, bis es endlich dahin gekommen, daß die Abſonderung faſt aller Feuchtigkeiten, die in unſerm Leibe befindlich ſind, ſich vermindert habe zu gleicher Zeit, nachdem eine groſſe Menge Lufttheilchen durch die heftige Bewegung der Lebensgeiſter, und durch die Schärfe (die allezeit auf eine lange Enthaltung zu folgen pfleget,) aus dem Blute derer Pulsadern, die zu dem Magen, den Gedärmen, der Leber, Milz, Bärmuter und dem Darmfelle gehören; weil dieſe wegen der heftigen Zuſammenziehungen, die ſie von dem Anfange der Krankheit an unaufhörlich leiden, vielleicht ſchlaffer, als die übrigen, waren; nachdem die Lufttheilche; ſage ich, aus dem Blute dieſer Pulsadern herausgejaget, und in die Höhlen und Löcher dieſer Theile, als die keinen Widerſtand thaten, getrieben worden: ſo ſey faſt der ganze Unterleib ſtark aufgeblähet, und der Magen ſo gewaltig ausgedehnet worden, daß er die Bewegungen, die zur Erregung des Hungers; und zur Aufbehaltung und Verdauung der Speiſen ſo ſehr nöthig ſind, jezo nicht mehr verrichten können. Ferner, ſo wie nach meinem Erachten aus den Bewegungen der gedachten Lebensgeiſter in das Herz, die Pulsadern, Bruſt und andere Theile der Muskeln, die ſchneller waren, als ſie natürlicher Weiſe ſeyn ſolten, geſchwindere Bewegungen des Herzens und der

Pulsadern, ein kurzer und ſchwerer Athem, Zittern der Muskeln, und faſt ein immerwährendes Wachen erfolgen müſſen; ſo glaube ich, ſey auch die unordentliche und heftige Herumwerfung der Glieder, die, wie ich oben erzählet, nebſt abwechſelnden Gemüthsbewegungen, ſich bei der Perſon während dieſer Krankheit mehr als einmal eingefunden hat, aus den ungleichen und ungeſtümen Bewegungen eben dieſer Lebensgeiſter entſtanden. Ich merke aber, daß meine Leſer vornemlich dieſes von mir werden wiſſen wollen: wie es doch geſchehen können, daß dieſe junge Weibsperſon nicht nur ſo lange Zeit ohne alle Nahrung gelebet; ſondern auch ſo viele Monate hindurch ihr Leben blos mit dem Trinken, deſſen ich vorhin erwehnet, hingebracht habe, und noch izo erhalte? Hierauf antworte ich nach meiner wenigen Einſicht folgendes: Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihr Leben nicht viel anders erhält, als die Nattern, die den Frühling, Sommer und Herbſt hindurch in Gläſern aufbehalten werden; oder vielmehr als die Erdſchneken, die einen Theil des Herbſtes und den ganzen Winter hindurch in ihren eingemachten Schnekenhäuſern leben. Denn ſie lieget gleichfalls beſtändig im Bette, und giebt faſt gar nichts von ſichtbaren Feuchtigkeiten von ſich. Ungeachtet ich aber nicht gänzlich leugnen will, daß kleine Cörperchen, ſowohl durch die unſichtbaren Löcher der Haut, als durch den Mund aus der Lungen, weggehen: ſo halte ich doch wegen Abweſenheit der äuſſerſten Abzehrung und des Schweiſſes faſt an der ganzen Haut des Leibes, ſehr wahrſcheinlich dafür, daß ſolche Cörperchen, welche die Geſtalt der Dünſte haben, in dieſer Krankheit eben nicht ſehr viel aus dem Leibe geſondert werden. Da nun dieſelbe auf ihrem Lager nicht ſonderlich abnim̃t, ſich ſehr wenig beweget, und von ſichtbaren Feuchtigkeiten faſt gar nichts, von unſichtbaren aber nur ganz wenig von ſich giebt: ſo iſt daraus offenbar, daß weder das Geblüt, noch die übrigen Säfte merklich verzehret werden; folglich auch die Zotten, Häute und Nerven, aus denen die Gefäſſe des Blutes und der andern Säfte, ingleichem die Muskeln, beſtehen, nicht durch Wegfliegung der beweglichen Theilchen, die in beſtändiger Bemühung ſind, durch dieſelben Zotten auszubrechen und ſich durch die Luft zu zertrennen, ſonderlich ausgeleeret oder in dieſelbe aufgelöſet werden. Nun rühret aber bei allen und jeden Thieren die Nothwendigkeit, Speiſe zu ſich zu nehmen, her aus der unaufhörlichen Ausleerung der Zotten, die die gedachten Theile umgeben, und aus dem merklichen Auswurfe der beſtändig abgehenden Theilchen, der auf die natürlichen Verrichtungen oder thieriſchen Bewegungen zu folgen pfleget. Man kan daher ſagen, daß die junge Weibsperſon, dere Zuſtand ich bisher erzehlt habe, bei der vielleicht auch die mehr als natürliche Dike des ölichten Saftes, nach der Bemerkung des hochberühmten Morgagni, in den Unſchlitdrüſen der geſammten Haut abgeſondert wird, die unmerkliche Ausdünſtung (wie ſie die Aerzte nennen) ſtark verringert, ohne ein zu erdichtendes Wunderwerk ein gänzliches Faſten von mehr als ſieben Monaten ausgeſtanden habe, und noch izo ihr Leben mit weniger flüſigen Nahrung erhalte.

Ich glaube auch, daß ſich beinahe auf eben ſolche Weiſe, aus Urſachen, die den mechaniſchen ähnlich ſind, erklären laſſe, wie das vornehme Fräulein aus dem edlen Geſchlechte Foscareni zu Padua, daß ſich gegenwärtig in dem St. Marcuscloſter daſelbſt befindet, faſt eine dreijährige Enthaltung (wie mir von ihren hochanſehnlichen Anverwanden erzählet worden iſt) ausgeſtanden habe; ingleichem, wie noch andere Jungfern, die nach dem Berichte Fr. Citeſio und des hochgelehrten Fortunio Liceto, in vielen Jahren nicht das mindeſte genoſſen haben, ihr Leben haben erhalten können; und daß man noch vielmehr von Enthaltungen vieler Tage oder Monate, dergleichen Johann Quercetan, Rembert Dodonäus, Valasco von Taranta, Heinrich Sampſon und andere angemerket haben, deutliche Gründe angeben könne.

Aus der hier erzählten Geſchichte, und noch andern dergleichen mehr, die von den izo angeführten Aerzten beſchrieben worden ſind, erhellet gleich anfangs: es ſey kein Mährlein, daß manchmal Mannsperſonen ſonderlich aber Weibsperſonen, die lange an der Mutterbeſchwerung krank ſind, im kränklichen Zuſtande ſich von allen Arten der Speiſen und Getränke enthalten, und dabei nicht nur zweene, drei und mehrere Tage, ſondern auch viele Monate und Jahre lang leben können. Hernach iſt daraus anzumerken, daß unſere Kranke an ihrem Leibe (welches allerdings wunderſam iſt) nach der Länge ihrer Enthaltung zu rechnen, keinesweges verfallen ſey; viel anders, als es bei denen Magdchen, die Citeſio, Quercetan und Sampſon anführen, geweſen iſt, als bei denen der gelbe Bauch, mit den zuſammengeſchrumpften eingeſchloſſenen Eingeweiden, nach ſehr langem Faſten eingefallen war und ganz am Rükgrate lag. Jedoch erzählet der vorhin erwähnte Liceto, aus der Bemerkung des Arztes Alexander Vigontia, von einer gewiſſen Jungfer zu Padua, die was die Zeit der Enthaltung und die andern Zufälle der Krankheit betrift, der unſrigen nicht ſehr unähnlich iſt, daß dieſelbe nicht im mindeſten abgezehret geweſen, ſondern eine lebhafte Farbe gehabt und wie eine geſunde Perſon ausgeſehen habe. Geſchrieben zu Venedig, am 28. Junius 1726.

Gedanken von der Menge der Trauer- und Luſtſpiele.

Wir müſten auf dasjenige wenig aufmerkſam ſeyn, was dem Wachsthume der ſchönen Wiſſenſchaften in Teutſchland vortheilhaft, oder ſchädlich iſt, wenn wir nicht von der Menge der Trauer- und Luſtſpiele gerührt würden, womit unſere wizige Köpfe die Buchläden ſeit einigen Jahren zu bereichern ſuchen. Die meiſten überzeugen uns gleich bei dem erſten Anblike, daß ſie zu denenjenigen Geburten und Misgeburten gehören, welche ohne Schmerzen zur Welt gebracht worden. Ihre Verfaſſer haben ſich dabei unſtreitig eines Hülfsmittel bedienet, und wir glauben, es ſey keines würkſamer, ſicherer und brauchbarer als dasjenige, welches in folgenden Recepten enthalten iſt. Wie weit wir von denen Misgünſtigen entfernet ſind, welche rare und wichtige Geheimniſſe, die ſie beſizen glauben, auf die ſorgfältige Art verbergen, und zuruk halten, zeigen wir genug, da wir dieſe Sache allen denen, ſo daran gelegen iſt, öffentlichen aus der beſten Abſicht von der Welt mittheilen:

Recept zu einem Trauerſpiel.

Nimm einen Helden und einen Schurken, belade den einen mit allen Tugenden, und den andern mit allen Laſtern, welche jemals geweſen, und ſeyn könnten, ſchütte ſie weidlich zuſammen, ſo, daß bald der eine, bald der andere oben kommt. Thue ein paar Duzend O! Ach! und Ha, verſchiedene Ohnmachten, Sterbfälle und Mordthaten, und eine ſtarke Doſin Liebe hinzu. Las dieſes bis zu 5. Handlungen kochen, alsdann ſeze es 3. Tage zum Abkühlen hin, und hierauf bringe es auf die Schaubühne.

Recept zu einem Luſtſpiel.

Nimm ein junges Mädchen, einen Stuzer, einen Liebhaber, einen Diener, einen geizigen Vater, und miſche dieſelben, wie in dem vorigen Recepte, wohl unter einander. Wirf 12. Unzen Zoten, und eine halbe Unze Wiz dazu. Las das Frauenzimmer ihren Liebhaber eine Zeitlang als eine Hand gebrauchen, und ihn zulezt auf eine ſchlechte Art zu ſeiner gröſten Verwunderung heirathen. Menge noch einen Tanz, ein Lied, anderthalbe Duelle und eine gute Handvoll Ohrfeigen darunter, ſo wirſt du ein völliges Luſtſpiel haben. Probatum eſt.

Auszug aus einer Schrift des Dr. Blakwells, die Verbeſſerung des Feldbaues betreffend.

Dieſe Schrift iſt zu Londen, 1741. unter dem Titel herausgekommen: A Nevv Method of improving cold, vvet, and Barren Lands, particularly calyey Grounds, vvith the manner of burning Clay, Turf, and Molehills as practiſed in North Britain: Tovvlich is added the method of cultivating and riſing Fruit trees in ſuch Soils. D. i. Eine neue Art, kaltes, naſſes und unfruchtbares Land, beſonders thonichten Grund, zu verbeſſern, nebſt der Art Thon, Torf, und Maulwurfshaufen zu verbrennen, wie ſolche in Nordbritanien üblich iſt. Wozu die Anweiſung kömmt, in ſolchem Boden fruchtbare Baume zu bauen und zu ziehen. in 8. 121. S. 8. Tafeln.

Es iſt im Hamburgiſchen Magazin gemeldet worden, daß der Dr. Blakwell dieſem ſeinen Werke ſein Unglük, da er dadurch nach Schweden gekommen iſt, zu danken hat, wie er gegentheils dadurch hätte vielleicht ſein Glüke machen können. Nach einer Einleitung, in der nur einige allgemeine Nachrichten, von der Abſicht und Einrichtung ſeines Werks mitgetheilet werden, zeigt er im erſten Capitel, wie man den Grund troknen müſſe: wenn ſolcher faſt ganz eben liegt. Er ſezt zum voraus, daß keine Quellen im Felde ſind, und ſolches mit einer Heke umgeben iſt. Er macht alsdenn für ein Feld von 10. bis 12. Aker, einen Graben von 4. Fus tief, und 5. Fus weit, rings herum, etwa eine Elle von der Heke, und ſo nach dem Maaſe des Feldes, gröſſer oder kleiner; unten ſoll der Graben vier Fus weit ſeyn, und nach der Oberfläche des Feldes, nach und nach zunehmen, dadurch wird das Waſſer vom Felde abgeführt, die Seiten des Grabens fallen nicht ein, und das Geſträuche der Heke kan ſich nicht über das Feld ausbreiten. Iſt das Feld niedriger, als die umliegenden, ſo kan man wo der Graben alles Waſſer aufzufangen nicht zureicht, einen Teich machen, wie in der Folge wird gelehret werden. Den Graben und Teich mus man ſorgfältig von Geſträuche rein halten, wozu am dienſtlichſten iſt, daß man dis Geſträuche im Julius, wenn es in der Blüthe iſt, unterpflügt, ehe der Saame ſich ausſähet. Die Graben und Teiche werden am leichteſten gemacht, wenn man ſie aufpflügt; wofern der Boden das Vieh zum Pflügen trägt; die groſſen Aeſte und Wurzeln, die ſich von dem Geſträuche in der Heke dahin ſtreken, mus man zuvor mit einer Hake wegſchaffen. Was der Oberfläche des Feldes am Nächſten iſt, kan, da es insgemein voll Wurzeln u. d. g. ſtekt, leicht verbrannt werden, und taugt zur Fruchtbarmachung des Feldes, das übrige aber mus nas, mit Hülfe andern Holzes, verbrannt werden, wenn das Brennholz dazu nicht zu theuer iſt; in welchem Falle man die Höhlen in dem Felde damit ausfüllen, und aus dem übrigen ein Mengſel machen kan, deſſen Gebrauch weiter unten wird beſchrieben werden.

Das zweite Capitel zeigt, wie Felder, die ſehr uneben ſind, müſſen ausgetroknet werden. Man macht, eben wie zuvor, Graben, und verbrennt, was der Oberfläche des Feldes am nächſten beim Umpflügen iſt heraus gebracht worden. Was tiefer gelegen hat, kan man anwenden, dem Felde, ſo viel möglich, ein gelindes und gleichförmiges Abhängen zu verſchaffen, oder wenn dies zuviel koſten würde, füllt man die Pläze, wo das Waſſer am meiſten ſtehen bleibt, damit aus, wodurch man ſich die Mühe erſpart, zuviel Graben zu machen. Am beſten iſt, die verſchiedenen Tiefen des Feldes mit der Waſſerwage zu beſtimmen, und die niedrigſte Gegend zu einem Teiche zu machen, der das Waſſer aufnimmt. In dieſer Abſicht bemerkt man nach einem ſtarken Regen, welchen Weg das Waſſer nimmt, und macht nach demſelben Waſſer Furchen auf dem Teich zu. Anſtatt dieſer zuviel zu machen, iſt es beſſer, mitten durchs Feld einen Graben zu führen, der das Waſſer einnimmt, damit man die Waſſerfurchen nicht ſo oft reinigen darf, die ſich ſonſt, wenn ſie ſchmal ſind, leicht füllen.

Das dritte Capitel ſchreibt vor, wie man ſich zu verhalten hat, wenn Quellen im Felde ſind. Man grabe bei jeder Quelle einen Brunnen, 6. Fus tief, und 7. breit, alsdenn mache man 18. Zoll von der Oberfläche des Feldes, in die Seiten des Brunnens Löcher auf 6. Zoll tief, und befeſtige darinn einige Stäbe von 9. Fus lang. Auf dieſelben lege man Tamarisken, oder Genſt, ſo dichte, daß keine Erde durchfallen kan, und darauf den Raaſen, der Fläche des Feldes gleich, Von jedem Brunnen führe man einen Graben dahin, wo man das Waſſer hinleiten will, der 2. Fus weit und 3. tief ſeyn kan, und eben wie der Brunnen bedekt wird. Das Tamariskenreiſig iſt beſſer, als Genſt, weil es länger dauert und dichter beiſammen liegt, wodurch verhindert wird, daß die Erde nicht in den Brunnen oder Graben hineinfallen kan. Ohne den Brunnen würde das Quellwaſſer bei ſtarkem Regen ſeine Bedekung durchbrechen. Wenn die Quellen ſehr ſtark ſind, mus man einen Teich machen, das Waſſer einzunehmen, und auch dieſer wird manchmal überflieſſen, da kein ander Mittel übrig iſt, als eine Waſſerfurche in dem anliegenden Felde zu führen. Gehört dieſes dem Nachbar, ſo wird derſelbe nicht ſo gar ſchwürig darüber ſeyn, weil er eine gleiche Gefälligkeit brauchen kan, es wäre denn, daß er über die Wörter, dein und mein, allzuſehr grübelte, die von allen Zeiten her ein

Zankapfel, ſelbſt ſeit dem goldenen Weltalter geweſen ſind, welches zu beweiſen der Verfaſſer eine ziemlich lange Spaniſche Stelle aus dem Cervantes Saaveedra anführt, wie er auch ſonſt ein Liebhaber von Anführung allerlei Stellen aus Poeten, und andern Schriftſtellern iſt.

Quillt das Waſſer nicht nur mit Gewalt, ſondern auch in einem ſtarken Strome hervor, ſo wird es kaum die Mühe bezahlen, daß man einen Graben zum Ableiten führt. Das beſte, was man alsdenn thun kan, iſt, Weiden, Ellern u. d. g. hinzupflanzen, die vortreflich fortkommen werden. Iſt der Boden ſumpfig, ſo kan man Quittenbäume hinſezen.

Das vierte Capitel zeigt, wie ſumpfichtes Land zu troknen iſt. Man ſoll es, nach dem Gebrauche, dazu man es anwenden will, z. E. Vieh darauf zu weiden, u. d. g. in Stüken von 6, 8. oder 10. Aker theilen, dabei man ſich nach der Lage des Landes richten, und der Natur, ſo viel ſich thun läſt, behülflich ſeyn, nicht aber, ſie zu zwingen trachten mus. Man mus alſo hier nach Beſchaffenheit der Umſtände, Graben oder Teiche machen. Die Graben ſollen ſo breit ſeyn, daß das Vieh nicht darüber kan. Die Ufer der Graben können mit Weiden und Erlen beſezt werden, die dem Felde und dem Viehe Schatten geben, und das Ufer feſte machen, in die Graben kan man Fiſche ſezen.

Bei dieſer Gelegenheit führt der Verfaſſer als eine Nachricht für diejenigen, die ihr Feld troknen wollen, Herr Townley Abmeſſung des Regens an. Derſelbe hat die Menge des Regens, der in einem Jahre zu Townley in Lancashire gefallen iſt, 42. ein halben Zoll, Herr Derham aber den Regen, der in dieſer Zeit zu Upminſter in Eſſex gefallen iſt, 19. und ein viertels Zoll befunden. Dr. Hales ſezt die Menge Regen und Thau, die in ordentlichen Jahren in dieſem Landſtriche fallen, 22. Zoll, und die Ausdünſtung der Erde 9. und ein halben Zoll, davon müſſen 3, 39. Zoll für den täglich circulirenden Thau abgezogen werden, ſo bleiben 6, 2. Zoll übrig, die von 22. Zoll weggenommen, faſt 16. Zoll übrig laſſen, die Erde mit Feuchtigkeit zur Nahrung der Pflanzen u. ſ. f. zu verſehen. Townleys Bemerkung aber zeigt, daß 35. Zoll Regenwaſſer auf der Erde zu Lancashire geblieben ſind, (wenn man 7. Zoll für die Ausdünſtung abrechnet), und davon müſſen 19. Zoll zu Unterhaltung der Quellen und Flüſſe weggegangen ſeyn, wenn 16. Zoll zur Nahrung der Pflanzen zureichend ſind. Der Verfaſſer macht bei dieſer Gelegenheit eine Betrachtung, wie weislich die Vorſicht den Regen ausgetheilt. So viel Regen, als eine bergigte Gegend, wie Lancashire, nöthig hat, würde ein flaches Land überſchwemmen. Wenn man alſo die Menge des jährlich fallenden Regens weis, ſo kan man die Tiefe der Graben darnach einrichten.

Das fünfte Capitel lehret eine neue und wohlfeile Art, Raſen zu verbrennen. Die Aſche vom Raſen und Pflanzen wird beſonders naſſen Feldern ſehr nüzlich befunden, weil das Feuer die Feuchtigkeit aus den Körpern treibt, und dadurch die Salze in einen engern Raum zuſammenbringt: denn daß das Salz erſtlich durch das Feuer entſtehen ſollte, will der Verfaſſer nicht glauben; weil alle Grundtheile der Cörper unveränderlich ſind. Die Art des Verfaſſers, den Raſen zu verbrennen, kömmt darauf an: Er macht zweene Gräben, die einander rechtwinklicht durchſchneiden, und alſo ein Kreuze vorſtellen. Jeder von den vier Aermen dieſes Kreuzes iſt 30. Fus lang, 6. Zoll tief, und eben ſo weit, und ſie werden alle mit Ziegelſteinen oder Schiefer bedekt, ausgenommen in der Mitten, wo ſie zuſammenſtoſſen; daſelbſt wird ein Feuereſſe folgendergeſtalt geführt: Man legt über die vier Ziegel, die daſelbſt, jeder von einem der vier Aerme, zuſammen kommen, vier andere parallel, und fährt damit fort, bis man 9. Fus Höhe erhalten hat: alsdenn legt man etwas lokern Raſen, rund um die Feuermäuer, acht Fus hoch, daß ſolcher nicht herunter fällt; rund um den Raſen legt man 25. Reiſigbündel, und über ſolche etwas Scheitholz, aber nicht ſo hoch, als die Feuermäuer. Von den Reiſigbündeln legt man eins längſt jedes von den vier Aermen des Kreuzes, nach deſſelben Oefnung zu, worauf man noch mehr Raſen nimmt, und um die Reiſigbündel herumlegt, bis die Reiſigbündel, die längſt der Aerme des Kreuzes liegen, bedekt ſind, und das Scheitholz zweene Fus ſtark Raſen über ſich hat. Alsdenn bemerkt man, nach welchem Arme des Creuzes zu der Wind weht, und öfnet denſelben, das Reiſig anzuzünden, wozu man allemal den Morgen erwählen mus, weil der Haufen, beim erſten Anzünden, einige auſſerordentliche Sorgfalt erfordert. Vor dem Anzünden mus man alle Lüken, wo die Hize herauskommen könnte, (die Feuereſſe ausgenommen) mit Raſen verſtopfen, und die Graben reine machen. Eine halbe Stunde nach dem Anzünden wird der Raſen zu ſinken anfangen, da man denn den Abgang mit dem feinſten und trokenſten Raſen erſezen mus, nachdem das Feuer durchbricht. So fährt man den erſten Tag und die erſte Nacht fort, weil jede Stunde, oder in noch kürzerer Zeit, ein ſolcher Erſaz nöthig iſt. Nachgehends kan man diken Raſen darauf legen, wo das Feuer durchbricht, aber man mus beſtändig darauf Acht geben. Indem der Haufen immer zunimmt, führt man die Graben an jeder Eke des Creuzes, allemal drei Fus von dem äuſſern des Haufens weiter, und hält ſie mit Ziegelſteinen bedekt, ſo weit ſich der Haufen ausbreitet. Zugleich erhöht man die Feuereſſe allezeit wenigſtens einen Fus über den Haufen. Es wird am Gipfel am geſchwindeſten brennen, wenn man dieſem nicht durch einige Oefnungen in die Seiten und unten am Haufen vorkömmt, das Feuer dahin zu ziehen, wobei man die Oefnung des Grabens, die der Gegend, wo es am wenigſten brennt, gegen über iſt, verſtopfen mus, bis alles gleich ſtark brennt, da man ſie wieder öfnen kan. Solchergeſtalt kan nichts das Feuer hindern, als auſſerordentlicher Regen, in welchem Falle man eine ſtarke und dichte Bedekung von Raſen auf den Haufen legen mus. Es kan ein Mann zugleich wohl ein halbes Duzend brennende Haufen beobachten. Von der Aſche, die man ſolchergeſtalt erhält, rechnet der Verfaſſer 50. oder 60. Ladungen, jede von 25. Scheffeln, auf einen Aker: iſt aber der Grund voll Geſträuche, ſo ſind 100. Ladungen wenig genug. Am beſten ſtreut man ſie mit einer Schaufel aus dem Karne aus, worauf man die Klumpen zerſtoſſen, und ſie auf Wieſen und Viehweiden zwei- oder dreimal mit der Rolle überfahren mus. Wird ſie auf Brachfeld gebracht, darauf Winterkorn kömmt, ſo verhütet ſie, daß die Saat von dem kalten Regen nicht verderbt, und nicht von Würmern gefreſſen wird. Auf Wieſen kan ſie gebracht werden, wenn nur das Gras davon weg iſt, auf Brachfeld aber von dem letſten Pflügen.

Das ſechſte Capitel zeigt, wie man naſſes und thonichtes Erdreich verbrennen ſoll. Es iſt leicht zu ſehen, daß man dieſes nicht über einander häuffen darf. Der Verfaſſer führt verſchiedene Graben in der Erde, die einander durchkreuzen, und bedekt ſolche mit Ziegelſteinen, daß die Luft dadurch wie in den vorigen ziehen, und das Feuer, das nachgehends angezündet worden, anblaſen mus; in welcher Abſicht er auch Feuereſſen aufführt. Auf die Viereke, die zwiſchen den Graben entſtehen, indem dieſe einander durchkreuzen, legt er erſt troknen Raſen, alsdenn Reiſig und Scheitholz, und oben darauf das naſſe Erdreich. Eine vollſtändigere Beſchreibung wollen wir nicht geben, weil ſolche ohne die Figur unverſtändlich ſeyn würde. Dergleichen Aſche taugt für ſchweres, thonichtes und leimichtes Feld, wo ſie das Unkraut und Ungeziefer zerſtört. Dieſe Aſche enthält mehr Salz, als die Aſche aus troknem Raſen; und iſt alſo den Feldern dienlicher. Die Urſache aber, weswegen die thonichten Felder nicht die beſten für die Pflanzen ſind, wie dem Scheine nach hieraus folgt, iſt: weil der Thon, wenn er dichte beiſammen iſt, die Salze nicht ſo leicht fahren läſt, als lokeres Erdreich, auch die Wurzeln nicht ſo leichte durch können. Herr Evelyn erzählt in ſeiner practiſchen Abhandlung von den Erden: der trokne Thon zeigte ſich durch das Vergröſſerungsglas als eine Menge ſehr glatter runder Sandkörnchen von mancherlei dunkeln Farben. Der Verfaſſer aber kan nicht glauben, daß der Sand für ſich einen ſo feſten zähen Cörper, wie Thon iſt, erzeugen könnte, da wir auch die Quellen im Thone, ſondern meiſt im Sande und Gries antreffen: welche Erfahrung zeigt, daß ſolches was anders iſt, als Thon. Auch braucht man Sand und Gries oft als eine Art von Dünger für thonichte Felder, welches beſſer als Miſt dient. Aller Dünger, der die Natur ſolche Felder nicht verändert, z. E. Pferdemiſt u. d. g. nüzt ihnen nichts, wenn er ſie nicht loker und offen macht. Daher iſt dem Verfaſſer nicht wahrſcheinlich, daß die Theilchen des Thons, nach Herrn Evelyns Gedanken, kleine Kugelchen ſeyn ſollten, weil ſolche einander in zu wenig Puncten berühren, und Zwiſchenräumchen laſſen, dadurch das Waſſer dringen würde; auch könnten ſolche Kügelchen nicht zu feſt zuſammenhängen. Das Feuer bringt die Salze dichter zuſammen: daher ſchaumen z. E. Eierſchalen oder Muſcheln, wenn ſie calcinirt ſind, ſtärker mit ſauren Säften, als auſſer dem, weil das Feuer die Schwefeltheilchen weggetrieben, und die Salze für die Wirkung der Auflöſungsmittel entblöſt und zuſammengebracht hat.

Das ſiebende Capitel beſchreibt, wie man in Nordbritanien unfruchtbaren Feldern durch Verbrennen hilft. Die meiſten unfruchtbaren Felder in Norden ſind entweder zu nas oder zu troken. Jene ſind ordentlich von langen Tamariskenſtrauchern bedekt, und die leztern von einer Art Binſen, die im Engliſchen Bent heiſt, und wie eine kleine Degenklinge, ohne einiges kenntliche Mark, ausſieht. Unter den Tamarisken liegt ſchwarze trokne Dammerde 1. Fus tief, und darunter ſchwarzer ſteinigter Gries. Unter den Binſen iſt der Boden von einer dunkeln Farbe, 1. Fus tief, und alsdenn ſteinigt. Dieſes Land verbeſſern ſie folgendermaſſen: Den Sommer zuvor, ehe ſie das Feld pflügen, ſteken ſie die Tamarisken in Brand, und brennen ſolches bis auf die Oberfläche des Bodens nieder; den folgenden Frühling durchpflügen ſie das Land mit Ochſen, und machen breite Furchen; mitten im Sommer ſezen ſie Haufen von dem troknen Raſen an die Erden der Furchrinnen, etwa eine Ruthe von einander, und zünden ſolches an. Dadurch wird der andere Raſen, der nicht aufgehäuft iſt, auch mit entzündet, und brennt faſt den ganzen Sommer vollends fort, ohne daß man ſehr viel Mühe damit hätte: ja wenn es troken Wetter iſt, brennt es ein gros Theil vom Winter fort. Den nächſten Frühling pflügen ſie es auf, und beſähen es ordentlich mit Haber, der ſehr geil wächſt, ob ſie ihn gleich zweimal ſchneiden, ſolches, zu verhindern. Dieſen Haber braucht man als Saamen in andern Landern. Das zweite Jahr beſäen ſie es mit Bohnen, oder Gerſten, und das dritte mit Erbſen, worauf ſie es, ohne es mit Grasſaamen zu beſäen, liegen laſſen, und es wird aus dem Grunde eine ſchöne Wieſe und Viehweide, die eine gewiſſe kleine weiſe Blume, die das Vieh gerne friſt, (the ſmall vvhite vvild Clover) ſtatt des Unkrauts, das er zuvor trug, häufig hervorbringt. Der Verfaſſer hat ſchon einigemal erwähnt, daß dieſe Blume auf Feldern, die mit Pflanzenaſche zugerichtet worden ſind, haufig wachſe. Auf eben die vorbeſchriebne

Art brennen die Einwohner von Nordbritannien ihre ſumpfigten Felder, wenn ſie ſolche nach der im 4. Cap. beſchriebenen Weiſe getroknet haben. Der Verfaſſer bemerkt dabei, man müſſe nicht nur auf die Natur des Bodens, ſondern auch auf ſeine Tieſe, und was für Grund darunter ſey, Acht haben. Z. E. der beſte Boden, der nicht über einen Fus tief iſt, und feſten Leimen unter ſich hat, iſt bei weitem nicht ſo fruchtbar, als ein magerer aber tieferer Boden, der auf einem warmen Kalkſteine, Gries oder Sand liegt, durch welche das überfluſige Waſſer weggehen kan, da es in dem Leimen ſtehen bleibt, und die zarten Wurzeln der Pflanzen tödet. Zulezt macht der Verfaſſer noch einige Betrachtungen über Virgils Stelle:

Sæpe etiam ſteriles incendere profuit agros,
Atque levem ſtipulam crepitantibus urere flammis.
Georg Lib. I.

wodurch, wie Virgil in der Folge erwähnt; das Land fett und loker, und die überflüſige Feuchtigkeit weggetrieben werde. Die meiſten Erklärer Virgils überſezen levem ſtipulam durch leichte Stoppeln, ohne zu bedenken, woher die Stoppeln auf unfruchtbarem Felde kommen ſollen. Ein Pachter, dem der Verfaſſer einsmals das Verbrennen der Stoppeln als ein ſicheres Mittel, unfruchtbare Felder fruchtbar zu machen, anpries, antwortete ihm: es wäre vollkommen richtig, wenn man nur erſt die Stoppeln auf dem Felde hätte: aber in ſeinem Dorfe ſtünde ein Baum auf dem Kirchhofe, der allemal den Gipfel neigte, ſo öft er den Geiſtlichen hörte Amen! ſagen. Soll alſo Virgil wie ein vernünftiger Mann geredet haben, ſo müſſen leves ſtipulæ Geſträuche, das auf ungebautem Felde wächſt, andeuten, und vielleicht hat Virgil das Verbrennen, des Erdreichs ſelbſt, das der Verfaſſer im Vorhergehenden beſchrieben, mit gemeint.

Das achte Capitel beſchreibt die Art Weiden, Ellern, franzöſiſche Weiden, (french Oziers) holländiſche Linden, und Quittenbäume in feuchtem und ſumpfigtem Grunde, wo viel Quellen ſind, zu pflanzen. Der Verfaſſer verſichert, daß wenig Bäume mit ſo leichter Mühe gezogen würden, und die Arbeit, die man auf ſie wendete, ſo gut bezahlten, als die benannten. Er führt ein Beiſpiel an, da atwa ein Drittel eines Akers voll Weiden das vierte Jahr, nachdem ſie gepflanzt worden, 4000. Hopfenſtangen gegeben, und noch mehr würden geliefert haben, wenn das Wild ſie nicht beſchädigt hätte. Die rothe Weide, die zu Reifen und Hopfenſtangen am beſten taugt, wird folgendergeſtalt gepflanzt: Im Anfang des Merzens ſchneidet man einige von den ſtärkſten, zweijährigen Schößlingen ab, und ſpaltet ſolche in Stüke von etwa 3. Fus lang, die man 2. Fus tief an die Seiten der Gräben, Teiche oder Moräſte pflanzt, daß die Gipfel ein wenig ſtehen, und zwiſchen zweien und zweien allemal 10. Fus Entfernung iſt. Das Grundende des Schößlinges, oder das dem alten Holze am nächſten war, kömmt am ſicherſten fort: daher man nur die Grundenden pflanzen ſollte, wo man nicht eine groſſe Menge Pflanzen haben mus. Die Eller, und die weiſſe, oder holländiſche Linde, werden eben ſo gepflanzt: aber die leztere iſt nicht ſo nüzlich, als in Gegenden, die manchmal von Salzwaſſer überſchwemmet werden, wo die Weide nicht ſo gut fortkömmt. Zu den Weiden, aus denen man ſtarke Bäume ziehen will, müſſen ſtarke Schößlinge, 8. Fus lang gepflanzt werden, die man am Ende zuſchärft.

Ehe man ſie pflanzt, müſſen Löcher in die Oerter, wo man ſie hinſezen will, gemacht werden, damit man die Rinde beim Hineinſteken nicht zerreiſt. Sumpfigte Gegenden, die von Quellen verurſacht werden, kan man eben ſo bepflanzen, nur daß allemal ein Fus von den Sezlingen

gen über der Fläche des Waſſers bleibt, und ſie wenigſtens 3. Fus tief in den Grund kommen: ſonſt wird ſie das Waſſer bei ſtarkem Winde erſchüttern. Die kleinen Schößlinge werden ordentlich in Reihen, in der Weite von 10. Fus, die groſſen, aus denen Bäume werden ſollen, in 18. Fus Weite von einander gepflanzt. Weil aber die rothe Weide aus Abſchnittlingen nicht ſo ſicher fortkömmt, als die gemeine Waſſerweide, ſo hält der Verfaſſer für das Beſte, eine kleine Baumſchule von denſelben in einem feuchten Boden anzulegen, wozu man Abſchnittlinge von der Stärke eines Daumens wählen kan, die man nachgehends, wenn ſie ein oder ein paar Jahre geſtanden haben, dahin, wo ſie bleiben ſollen, in der Weite von 10. Fus, vorerzehltermaſſen verſezt. Dadurch erhält man auf einmal eine Baumſchule, ohne Gefahr, daß die Pflanzen verderben, oder vom Geſträuche u. d. g. erſtikt werden, wie in feuchtem Lande der Abſchnittlingen oft widerfährt; und man kan auf dieſe Art Wälder von rothen Weiden pflanzen, die auch wider die Natur der Waſſerweide, im troknen Boden fortkommen. Liegt das naſſe Land in einer Gegend, wo Reifen und Hopfenſtangen nicht ſo ſehr gebraucht werden, ſo kan man es mit der kleinen franzöſiſchen Weide, zum Gebrauch der Korbmacher, oder mit Quittenbaumen bepflanzen. Die franzöſiſche Weide wird eben, wie die vorigen, gepflanzt: aber die Quitten müſſen 20. Fus weit von einander geſezt werden. Gemeiniglich zieht man ſie aus Abſezlingen; aber Bäume, die auf ſolche Art gezogen werden, bleiben klein, und gehen eher drauf, als die man aus dem Kerne zieht: daher der Verfaſſer räth, ſie aus den Kernen zu ziehen. Sie mögen aber gezogen ſeyn, woraus ſie wollen; ſo mus man, ehe ſie in den Pflanzgarten kommen, auf ſie, etwa in der Höhe von 5. oder 6. Fus, die groſſe Birnenquitte, die man für die beſte Art hält, pfropfen, weil die Erfahrung lehrt, daß die Früchte von gepfropften Bäumen geſchmakſamer und häufiger werden. Beim Pflanzen der Quittenbäume mus man die mittlere Wurzel nicht abſchneiden, ſondern dazu eine Höle, wenigſtens 3. Fus tief, in die Erde machen, weil ſie die Wurzeln gern tief in den Grund ſtreken.

Das neunte Capitel giebt Nachrichten, Fiſchteiche zu machen. Der beſte Grund dazu iſt, in welchem Quellen ſind; Hat man dergleichen nicht, ſo mus man eine Gegend wählen, wo ein Bach durchläuft, oder Waſſer von den Hügeln hineinfällt. Der Teich mus durch einen Graben, der genugſamen Fall hat, können abgelaſſen werden: das Waſſer im Teiche mus 6. bis 7. Fus hoch ſtehen, und der Boden deſſelben 9. Fus tief liegen, daß die Fiſche nicht bei Regengüſſen u. d. g. weggeſchwemmt werden. Es müſſen auch Untiefen an den Seiten des Teiches ſeyn, darauf die Fiſche laichen, und ſich in die Sonne legen können. Auch ſolte ein Theil des Ufers hier und da Hölungen haben, und Wurzeln alter Bäume da ſeyn, den Fiſchen eine Zuflucht vor Ungewitter ꝛc. zu geben. Die beſten Teiche zur Nahrung der Fiſche ſind, die den Miſt von dem groſſen Viehe empfangen, und da ſie nahe beim Hauſe ſind, ſo kan man die beſten Fiſche hinein ſezen, ohne Furcht, daß ſie geſtohlen werden. Wenn die Fiſche ſich im Teiche mehren, ſo werden ſie nie gros werden: alſo mus man die Milchner von den Rognern abſondern. Das Kennzeichen beider entdekt ſich, wenn man ſie mit dem Daumen auf den Bauch, unweit des Nabels, drukt, da die Rogner ihren Rogen zeigen, die Milchner aber etwas waſſericht Blut geben. Ein Teich von der Gröſſe eines Akers, nährt 60. paar Karpen, oder Schleien, ſehr wohl: denn der Verfaſſer tadelt die allgemeine Gewohnheit, zuviel Fiſche in einen Teich zu ſezen, da ſie nicht Nahrung genug haben, und folglich mager bleiben. Das Geſträuche im Teiche zu zerſtören, ſoll man den Herbſt wählen, da

Saamen zugleich mit den Wurzeln können verderbt weden, und alle Teiche ſoll man einmal in 4. oder 5. Jahren ablaſſen, und die Fiſche herausnehmen, auch diejenigen, die einerlei Gröſſe und Geſchlechts ſind, vorerwähntermaſſen in einen Fiſchhälter zuſammen thun. Am meiſten iſt den Fiſchen der Froſt ſchädlich, welchem man durch Zerſtörung des Geſträuches vorkommen kan. Eben dadurch wird man verhindern, daß das Waſſer im Sommer nicht ſtinkt, wodurch beſonders den Milchnern Verdrus geſchieht, weil ſie bei dieſer Zeit das Waſſer, wo es am untiefſten iſt, aufzuſuchen pflegen. Das beſte Werkzeug zu Zerſtörung des Geſträuchs iſt ein gekrümmter Dreizak, deſſen Stiel man an ein Seil bindet, und ſolchen auf dem Boden des Teiches fortziehet, daß er das Unkraut mit ſich wegreiſt. Wäre es zu klein, daß es zwiſchen den Zaken durchführe, ſo kan man ſolche mit einem Buſche durchflechten, oder Stöke daran binden. In thonichtem Boden kommen Karpen, Schleien und Karauſchen, davon die letſtern ordentlich in einem Teiche gröſſer werden, als man ſie in einem Fluſſe findet. Weil vor einiger Zeit vielen in Engelland ihre Fiſchhälter durch einen fremden Feind, nämlich die balthiſchen Ratten, ſind verwüſtet worden, und dieſes das gemeine Rattengift nicht vertreibt; ſo ſchlägt der Verfaſſer wider dieſelben folgendes Recept vor: Man mache Pillen, aus einer Unze Anisöl, einem halben Pfunde Arſenik, zwo Unzen geſchabter Krähenaugen, und einem halben Pfunde Schweinſpek; welches Gift die Balthiſchen Ratten, und andere gewis freſſen und ſterben werden. Sollte aber jemand, wie oft geſchieht, von ſeinem Nachbar mit einem friſchen Erſaz ſolcher Thiere verſorgt werden; ſo ſchlägt der Verfaſſer ein Mittel vor, ſie häufig an einen Ort zuſammen zu bringen: Man menge unter voriges Gift noch ein Viertheilpfund vom Cocculus indicus, oder indiſchen Nüſchen, lege ſolches in den Winkel einer Scheune oder eines Stalls, darauf ſalbe man ein Bund Tallichter mit oleo ligni Rhodii, binde einen Strik darum, und laſſe ſolche bei Nacht, wenn es ſtill iſt, rund um des Nachbars Haus, Teich und Scheunen auf der Erde hinſchleppen, bis an den Ort, wo das Gift liegt: alsdenn laſſe man die Lichter von der Erde aufheben, und wegnehmen, daß ſie nicht in der Nähe des Giftes bleiben: ſonſt würden die Ratten, wenn ſie es röchen, das Gift verlaſſen, und ihm nachgehen. So aber werden ſie ſich in zwo Stunden alle zu ihrer Henkermahlzeit verſammlen, und man wird ſie den Morgen betrunken finden. Man kan dieſes wiederholen, wenn man es einmal nicht für zulänglich hält. Hunde und Kazen werden dieſes Gift wegen des Anisöls nicht anrühren, davon gegentheils die Ratten groſſe Liebhaber ſind: doch kan man, aller Gefahr vorzukommen, verſuchen, ob die Hunde oder Kazen davon freſſen möchten, und in dieſem Falle ihnen die Naſen mit Anisöl reiben, welches der Gefahr vorbauen wird. Beide Recepte ſind den Ratten gleich tödlich; aber die indianiſchen Nüslein machen ſie trunken, daß man ſie todſchlagen kan, ohne daß ſie ſich bewegen. Maulwürfe, Mäuſe und Wieſel ſterben ebenfalls davon.

Das zehnte Capitel redet von Compoſitionen, oder Mengſeln für naſſes, thonichtes und lehmichtes Land. Der Verfaſſer bemerkt, daß alle Cörper auf dreierlei Art können vermengt werden: wenn runde Theilchen an einander gelegt, flache zuſammengefügt, und höle und bauchichte in einander getrieben werden. In der Grundſprache heiſſen dieſe drei Arten: Appoſitio, Applicatio, und Intruſio. Man mus bei Bereitung eines Mengſels für die Felder, auf ihre Beſchaffenheit Acht haben. Einerlei thut nicht für alle Felder, ja nicht immer für eben das Feld gut, weil die Höhlungen des Erdreichs endlich von den Theilchen des Mengſels ausgefüllt werden, daß kein Plaz mehr zur Gährung übrig bleibt, ohne welche die Pflanzen nicht wachſen. Zum Beweiſe, beruft er ſich auf einen bekannten Verſuch. Man löſe in einem Glas Waſſer ſo viel Küchenſalz auf, als es einnehmen will, gieſſe es von dem Salze, das auf dem Boden ſizen bleibt, ab: ſo wird es nachdem noch Salpeter auflöſen; und wenn es von dieſem ebenfalls geſättiget iſt, noch Salmiac in ſich nehmen. Daraus ſchlieſt der Verfaſſer, daß Zwiſchenräumchen von verſchiedener Geſtalt im Waſſer ſeyn müſſen: denn wären ſie alle von einerlei Art, ſo würde das Waſſer von einem Salze ſo viel am Gewichte in ſich nehmen, als von allen dreien. Eben ſo wird die Erde von der Materie, die man mit ihr vermengen will, nur eine gewiſſe Menge in ſich nehmen, wenn dieſe Materie immer einerlei bleibt. Baco ſieht den Mergel als den weichſten Boden, und Seeſand als den ſalzigſten an. Aber der Verfaſſer behauptet, Baco habe ſich hier betrogen; denn da der Mergel ſelbſt voll Salze iſt, ſo dient er zu einem guten Dünger für leichtes ſandigtes Land, wo aber der Boden ſelbſt Mergel iſt, wird er keine Art von Feldfrüchten ſo gut, als gemeine Erde, hervorbringen: Sand hingegen hält für ſich kein Salz, und was er aus der See in ſich nimmt, kan dem Boden nicht zugeſchrieben werden. Der Verfaſſer glaubt, die verſchiedenen Arten von Dünger und Mengſeln, die Felder fruchtbar zu machen, die von verſchiedenen Schriftſtellern ſehr angeprieſen werden, können alle für ſich gut ſeyn, aber ſie wären zu koſtbar, wohin er Miſt von Hühnern, Gänſen, Pferden, Eſeln ꝛc. auch die Mengſel von Lappen, Papier, Hörnern, Moosaſche ꝛc. zählt. Als einer Probe, wie hauswirthlich etliche ſolcher Vorſchläge herauskommen, fährt der Verfaſſer folgende Rechnung an, die ein neuer Schriftſteller, nebſt vielen Erfindungen von gleicher Wichtigkeit, geliefert hat: Roken, ſagt derſelbe, braucht ſelten einige Hülfe, als wenn es in ein oder zwei Jahre beſäet worden. Iſt es alsdenn Düngers benöthiget, ſo nehme man auf einen Aker

30	Ladungen	Gaſſenkehrichts koſten	3 Pf.	
15	⸗ ⸗	Miſt	1	10 Schill.
6	⸗ ⸗	Kalk	9	
4	⸗ ⸗	Taubenmiſt	4. Pf.	
Pacht für einen Aker Landes			10	
			18 Pf.	

Bringt der Aker alsdenn 3. Ladungen Heu, und die Unkoſten des Mähens, Heumachens u. d. g. werden abgezogen, ſo bleiben 4. Pf. Vortheil übrig, und der Pachter verlieret alſo das erſte Jahr nur 14. Pf. Der Verfaſſer ſpottet über eine ſo nuzliche Entdekung. Jeder Landwirth weis, daß leichtes lokeres Feld ein Mengſel von ſchwerer Art, und ſchweres Feld eines von leichter Art erfordert. Dünger auf zähes oder feuchtes Akerfeld mus aus einem Hofe oder Stalle genommen, und noch roh, und nicht über halb verfault aufs Feld geſchaft werden, da alle neuere Schriftſteller das Gegentheil lehren. Der Verfaſſer preiſet alsdenn zu dergleichen Lande Muſchelſchalen u. ſ. w. an, worauf er der folgende Mengſel, die nicht viel koſten, vorſchlagt: 1) Man nehme vier Fuhren Miſt aus einem Hofe oder Pferdeſtalle, und 6. Fuhren Dammerde von leichtem oder moraſtigen Boden, vier Fuhren gebrannten Raſen, und drei von See- oder anderm ſcharfen Sande. Dieſe Verhältnis kan beobachtet werden, wenn man es in anderer Menge machen will; es wird am beſten im Mai zugerichtet, und mus binnen demſelben und Michaelis zweimal umgewant werden, da man denn auf den Aker 50. bis 80. Fuhren ſchaffen kan. 2) Man nehme fetten Schlamm aus Teichen, und breite ihn aus, daß er troknet, darauf breche man ihn, und vermenge ihn mit eben ſo viel gebrannten Raſen; es mus im Auguſt gemacht, und aufs Frühjahr aufgehoben werden. 3) Verfaulte Blätter, gebrannter Raſen und Sand, von einem ſo viel als von dem andern, kan man im Weinmonat vermengen, zweimal umwenden, und aufs Frühjahr brauchen. 4) Hat man keine Gelegenheit, den Raſen zu brennen, ſo pflüge man ihn um Michaelis auf, und laſſe ihn bis den folgenden Sommer faulen, alsdenn thue man zu zehn Fuhren des Raſens eine Fuhre Kalk von 32. Scheffeln, welches man wohl unter einander mengen und den folgenden Winter liegen laſſen mus. Dreiſig Fuhren können auf einen Aker geſchaft werden. 5) Wenn man Schafe hat, und leichte zu Sande kommen kan, ſo treibe man die Schafe des Sommers von 11. Uhr Vormittags bis 3. Uhr Nachmittags, in eine Hürde, wo man den Boden mit Sand, 6. Zolle tief, alle Nachte bedeken, und in aller 8. oder 10. Tage ausraumen mus. Dis iſt für ſich, oder mit eben ſo viel leichten Erdreichs vermengt, ein vortreflicher Dünger. Auf dieſe Art wird der Schafmiſt in Flandern aufbehalten, und der Sand kühlt die Ställe im Sommer, verhindert auch, daß ſich die Pferde die Hufe nicht verderben. Wo man Thon und Holz ſolchen zu verbrennen haben kan, iſt ſolches beſſer, als alles erwähnte. Der Verfaſſer hat gefunden, das Thonaſche, die von naſſem Thone gebrannt worden, faſt noch einmal ſo viel Salz gehalten, als von ſolchem, den man an der Sonne getroknet.

Das eilfte Capitel beſchreibt eine Pflüge und andere Werkzeuge, die noch kein Schriftſteller erkläret hat, und ſtellt ſolche in Figuren vor.

Das zwölfte Capitel weiſet, wie man naſſes, ſteifes und thonichtes Land zum Garten geſchikt machen, und Obſtbäume in naſſem und troknem Boden ziehen ſoll. Die Entdekungen, die es enthält, ſind von einem Herrn in Kent aus dreiſigjähriger Erfahrung gemacht worden, der durch ſeine groſſe Kenntnis der Natur viele Jahre lang das beſte Obſt in der Grafſchaft gehabt hat. Wenn man in dergleichen Lande Gärten anlegen will, ſo mus der Grund höher, als die umliegende Gegend, erwählt oder gemacht werden, daß man das überflüſige Waſſer, nach ſtarkem Regen und Schnee, wegführen kan. Läſſet ſich dis nicht thun, ſo mus man einen Teich, oder Canal graben. Die Erde, die man ſolchen zu machen ausgräbt, kan vorbeſchriebener maſſen verbrannt werden, und wird die Unkoſten des Ausgrabens ſehr wohl bezahlen. Die Luſtſtüke müſſen etwas abhängig, und die Sandgänge ſtark vom Sande und runder, als gewöhnlich, gemacht werden, daß das Waſſer abläuft. Die Bette zu Fruchtbäumen müſſen wenigſtens 5. Fus weit, anderthalb Fus hoch über den Thon, und zwölf Zoll hoch über die Horizontalfläche des Grundes gemacht werden. Hiezu kan man eine jede gute und leichte Art Gartenerde brauchen; aber in den Thon muß man nicht graben, wie andere vorſchreiben; denn dadurch ſammlet ſich das Waſſer unter den Bäumen. Sind die Beete ſo zubereitet, ſo kan man Abrikoſen, Pfirſchen, Wein, Pflaumen und Birnen mit Vortheil darein pflanzen; ſo nöthig auch der Verfaſſer des Gardeners Dictionary, den der Verfaſſer einen Neuern in Folio nennt, und ſeine Unwiſſenheit ſehr durchzieht, für einen Garten gutes Erdreich erklärt. Man mus, bei Pflanzung dieſer Baume, die Wurzeln nicht über 6. Zoll tief eingraben, und horizontal ausbreiten; man kan dieſerwegen Ziegelſteine unter ſie legen, daß ſich keine Wurzeln in den Thon ſtreken, wodurch ſie unfruchtbarer würden. Birnbäume aber ſind geneigt. Wurzeln gerade unter ſich zu ſtreken. und der Thon ſchadet ihnen nichts. Pfirſchen und Nectarinen, die man in ſolches Land pflanzt, müſſen auf Pflaumenſtämme oculirt werden, in troknem Boden aber auf wilde Pfirſchen oder Mandeln. Zarte Arten, die leicht den Brand bekommen, müſſen auf eine

Pfirs

Pfirſche; oculirt werden, die zuvor ſchon auf Pflaumen, Pfirſchen oder Mandeln oculirt worden. Dieſe Art von Bäumen, in was für Boden ſie auch gepflanzt werden, mus man auf Stämme oculiren, die aus Kernen der breitblätterichten Art, nicht aber aus Schößlingen ſind gezogen worden. Die Erfahrung lehrt, daß die leztern in zwanzig Jahren, und noch eher, nach Beſchaffenheit des Erdreichs, in dem ſie ſtehen, eingehen: da diejenigen die auf Stämme oculirt ſind worden, die man aus Kernen in eben dem Boden gezogen hat, noch einmal ſo lange dauern, und dem Brande nicht ſo ſehr unterworfen ſind. Eben ſo ſind Pflaumenſtämme, die man aus Kernen gezogen hat, am beſten zu Abricoſen, und dergleichen Quittenſtämme zu Birnen. Die beſte Art, alle Birnen zu verbeſſern iſt, daß man ſie auf einen Baum oculirt, der zuvor auf einen Quittenſtamm iſt gepfropft worden. Den Verfaſſer hat vieljährige Erfahrung verſichert, daß die Früchte davon viel gröſſer und ſchöner, auch häufiger werden. Bei Aepfeln hat das doppelte Pfropfen eben die Wirkung, und der Verfaſſer ſtellt es den Neugierigen zur Unterſuchung anheim, ob man nicht noch mehr als zweimal pfropfen und dadurch noch weitere Vortheile erhalten könnte. Er befürchtet, dieſe Art, die Bäume zu verbeſſern, würde zu langſam ſeyn, als daß die Gärtner ſich ihrer bedienen würden, giebt ihnen aber zu überlegen, daß dieſe Bäume auch mehr gelten würden. Obgleich thonichter Boden die Früchte ſpater bringt, ſo laſſen ſich doch gegentheils, beſonders die Aepfel und Birnen, von demſelben länger aufheben. Küchengärten auf ſolchem Boden anzulegen, mus man die Gartenerde, wo möglich, wenigſtens 18. Zoll hoch über den Thon ſchütten, und in Entfernungen von etwa 12. oder 14. Fus, kleine Graben, einen Fus weit und eine Spanne tief in den Thon, zu Ableitung des Waſſers machen, welches aus dieſen, durch einen groſſen Quergraben kan weiter weggeführet werden. Da der Küchengarten ſtärkern Dünger, als offenes Feld erfordert, ſo iſt hiezu am beſten Stall- oder Hofmiſt, Steinkohlaſchen, und die Erde von verfaulten Raſen, den man etwa 6. Zoll tief in den Feldern oder Wieſen ausgraben, und alle 3. oder 4. Monate einmal umwenden kan, bis er verfault und zum Gebrauche dienlich iſt.

Das dreizehnte Capitel enthält Betrachtungen über Hügel. Sie kommen auf die bekannte Anmerkung an, daß ein Hügel nicht mehr trägt, als ſeine Grundfläche auf der Ebene tragen würde, weil die Pflanzen ſenkrecht auf den Horizont in die Höhe wachſen; der Verfaſſer zieht aber hieraus noch den Schlus, wie nöthig es ſey, die Maulwurfshaufen umzupflügen; weil ſolche, als kleine Hügel, allemal die Ernde verringern, wozu kömt, daß der Maulwurf allemal das ſchlimmſte Erdreich oben aufwirft, wie man in Feldern, die unten lehmichten Grund haben, ſehen kan, auch ſind die Haufen, ihrer Rundung und Höhe wegen, der Sonne und den Regengüſſen mehr ausgeſezt, und der Regen läuft geſchwinder ab, als die Nahrung der Pflanzen erfordert, daher auf ihnen nur kurzes und dünnes Gras wächſt. Durch dieſe Umſtände aber, da die Erde der Haufen von der Sonne erhizt wird, und ihre Kraft zur Nahrung des Graſes nicht anwendet, wird ſie zum Dünger geſchikt, daher der Verfaſſer, ſie, wie den andern Raſen, vorbeſchriebener maſſen zu brennen, vorgeſchlagen hat.

A. G. K.

Auf was Art der Campher zu präpariren, daß er ſich völlig ſowohl in ſchlechtem Waſſer, als in einem jeden deſtillirten auflöſet, und ſich nicht wieder heraus präcipitiret.

Da vorjezo mir vorgenommen, vom Campher zu ſchreiben, ſo halte vor nöthig, vorhero eine kurze Nachricht davon zu geben. Der Campher kömmt aus Oſtindien, und wachſen die Bäume, ſo denſelben liefern, welche arbores Camphoriferæ genennet werden, in groſſer Menge in der Inſul Borneo, Sumatra, wie auch in Japan und China. Die Theile der Bäume riechen ſtark nach Campher, nemlich die Wurzeln, Rinde, das Holz, Aeſte und Blätter, doch zum ſtärkeſten die Wurzeln, welche auch den meiſten Campher bei ſich führen. Der meiſte Campher, ſo nach Europa gebracht wird, kömmt aus Japan, und zwar noch roh, welcher viel Unreinigkeiten bei ſich führet, deshalb auch zum Gebrauch untüchtig iſt. Die Einwohner des Landes pflegen die Wurzeln, Rinde, Holz, Aeſte und Blätter klein zu haken, thun es zuſammen in groſe Blaſen, welche mit einem weiten Hut verſehen ſind, gieſſen eine genugſame Quantität Waſſer darauf, und machen Feuer zum kochen unter, in der deſtillation leget ſich der meiſte annoch unreine Campher an Hut der Blaſe an, und ein Theil davon gehet mit dem Waſſer über in die Vorlagen. Dieſer erſte Campher wird rafiniret in Amſterdam und ſonſt nirgends, weshalb die Engelländer und Franzoſen ihren Campher entweder an die Holländer wieder verkaufen, oder denſelben in Amſterdam rafiniren laſſen. Der Zuſaz, welcher die Unreinigkeiten an ſich ziehet, daß alſo der Campher reine ſich ſublimiret, iſt nicht bekannt, und wird als ein gros Geheimnis gehalten, weshalb man auch an keinem Ort in Europa, als nur in dieſer Stat den Campher, welcher innerlich und äuſſerlich gebrauchet wird, rafiniret; doch bin der Meinung, daß der Zuſaz, den ſie darzu nehmen, in pulveriſirten, calcinirten Knochen beſtehet, welche zur rectification der oleorum empürevmaticorum gebrauchet werden, und die Unreinigkeiten an ſich zu ziehen, wie auch die gröbern und ſtinkenden Theile der Oele, ſo dazu genommen werden, daß alſo dieſelbigen, ſo übergehen, helle und nicht mehr ſo brandig und übel riechen. Was die Natur und Eigenſchaften des Camphers anbelanget, ſo iſt er durchſichtig, und nicht flüſig wie die Oele ſeyn, auch nicht klebricht anzufühlen wie die olea coagulata von Natur, oder welche durch die Kälte coaguliret ſeyn, von Geſchmak etwas bitter und ſcharf, und hat einen ſtarken Geruch. Es hat derſelbige beſondere Eigenſchaften, und iſt mir kein Oel bekannt, weder eine reſine, noch ein ſal volatile, bei welchen die Eigenſchaften angetroffen würden, welche der Campher hat, weshalb man ihn auch weder unter die Claſſe der reſinarum, noch oleorum oder ſalium volatilium ſezen kan, wie unſere Vorfahren gethan, deren einige ihn eine reſinam, andere ein ſal volatile oleoſum, und einige ein oleum coagulatum genennet haben. Es iſt derſelbige ſehr ſubtil und flüchtig, ſo daß er, wenn er einige Zeit in der freien warmen Luft lieget, alle verflieget, und iſt mir kein oleum æthereum noch menſtruum ſpirituoſum bekannt, ſo in Betracht dieſer Eigenſchaft dem Campher beikommen ſollte; und da derſelbige ſo ſubtil und flüchtig iſt, ſo iſt doch merkwürdig, daß wenn er angezündet wird, er viel fuliginem giebet, und kein Oel ſo viel Rus nicht von ſich giebet; wie auch wenn er im ſpiritu vini rectificatiſſimo ſolviret wird, nicht eher verflieget als der ſpiritus, welcher doch vor ſich nicht ſo flüchtig iſt, ſondern der ſpiritus zuerſt verrauchet, und nach dieſen der Campher; auch wenn dieſer ſpiritus vini camphoratus deſtilliret wird, ſo gehet zuerſt der ſpiritus über, hernach folget der Campher: der Campher ſolviret ſich nicht allein im hoch rectificirten ſpiritu, der kein Waſſer hält, ſondern völlig abbrennet, wenn man ihn anzündet, ſo daß eine drachme von dieſen ſpiritu meiſt eine drachme Campher ſolviret, ſondern auch in allen oleis expreſſis & deſtillatis, ja der ſaure ſpiritus nitri, der alle Metalle ſolviret, auſſer das Gold, und die olea deſtillata in reſinas verwandelt, löſet den Campher auf, ohne daß eine Wärme bei der Vermiſchung entſtehet, welcher als ein Oel oben aufſchwimmet, und das ſtärkeſte acidum dieſes ſpiritus an ſich ziehet, weshalb dieſes oleum camphoræ das Silber ſolviret, und den Campher fahren läſſet, auch der ſpiritus nitri fortis ſeu fumans ſolviret den Campher, ohne daß eine Wärme entſtehet, welcher wenn er ad olea deſtillata gegoſſen wird, eine groſſe Hize machet, und einige Oele in hoch rothe reſinas verwandelt, welche durch Zugieſſung dieſes ſpiritus ihren Geruch verlieren, ja gar entzündet derſelbe die olea, welche ſchwerer ſind als das Waſſer, und in demſelbigen unterſinken. Das oleum vitrioli ſolviret gleichfalls den Campher, ohne daß eine Erhizung bei der ſolution erfolget, da wenn derſelbige ad olea deſtillata gegoſſen wird, eine Wärme entſtehet, und der oleorum ſowohl Farbe, Geruch, und Conſiſtenz wie auch Kraft geändert wird, wenn zu allen dieſen Solutionen Waſſer gegoſſen wird, ſo präcipitiret ſich der Campher völlig wieder heraus, daß alſo keine ſolutio camphoræ bisher bekannt iſt, aus welcher ſich derſelbige nicht wieder heraus präcipitiren thäte, affuſa aqua vel menſtruo aquoſo. Es hat darinne vor andern der Campher auch was beſonderes: Es iſt bekannt, daß der phosphorus ſich in freier Luft entzündet, wenn man aber einen Gran phosphori mit ſechs Gran Campher vermiſchet, und dieſes zuſammen in einen Mörſel wohl untereinander reibet, ſo leuchtet der Campher, und geſchiehet keine Entzündung; wenn dieſes mixtum in Nelkenöl ſolviret wird, ſo kan das Geſichte ohne Schaden mit geſchmieret werden, welches alsdenn im Finſtern wie Feuer leuchtet; dieſes gehet mit andern oleis deſtillatis nicht an, wenn der phosphorus darinne ſolviret wird. Was die Kräfte und Würkungen des Camphers anbelanget, ſo iſt der äuſſerliche Gebrauch des ſpiritus vini camphorati zur Gnüge bekannt, indem derſelbige zertheilet, in Geſchwülſten und Schmerzen der äuſſerlichen Theile gute Dienſte thut, wie auch in Entzündungen: und den kalten Brand verhindert. Was den innerlichen Gebrauch anbelanget, ſo ſind einige Medici, welche ihn verwerfen, und dafür halten, daß derſelbige allzuhizig ſey, und in den Krankheiten allerhand üble Zufälle verurſache, die aber irren, indem der Campher ſehr ſubtil und flüchtig iſt, nicht lange im geblüte bleibet, ſondern durch die Schweislöcher bald wieder verflieget, wenn dieſelbigen offen und nicht durch Krampf zuſammengezogen ſeyn; ja die Arabiſchen Medici ſind der Meinung geweſen, daß derſelbige in tertio gradu frigidus & ſiccus ſey, und die tägliche Erfahrung hat gezeiget, daß einige Tropfen von oleis deſtillatis ſolviret in hoch rectificirten ſpiritu, mehr Hize verurſachet, als ein Scrupel Campher, ja wenn derſelbige auch zu etlichen Granen pro doſi eingegeben wird, ſo obſervirt man nicht, daß der Puls darauf geſchwinder gehet, oder Durſt darauf erfolgete, und die Farbe des Urins erhöhet würde, welches doch geſchehen würde, wenn er Hize verurſachete; hingegen die meiſten ſo wohl alten als neuen Medici recommendiren den innerlichen Gebrauch des Camphers in den gefährlichſten Krankheiten, nemlich in der Peſt und Fleckfiebern, wie auch in allen morbis, bei welchen eine Malignität zugegen iſt, weil er ohne Hize zu machen, zertheilet, und der Malignität widerſtehet, weshalb er auch von einigen alexipharmacorum princeps genennet wird, weil in Anſehung der Kraft und Würkung ihm keine andere Medicin beikommt, wie auch in Entzündungen der innerlichen Theile, weil er die inflammationes zertheilet, und den kalten Brand verhindert, auch in allen hæmorrhagiis, welche meiſt von einer krampfhaften Zuſammenziehung herkommen, die einen circulum ſanguinis inæqualem verurſachet, weil ohne Hize zu verurſachen er eine virtutem anodynam zugleich hat, und die tranſpiration befördert. Die Medici, welche ihn in obgenannten Krankheiten in ihren Schriften recommendiren, ſind von den alten, auſſer den neuern, ſo zur Genüge bekannt ſeyn, zu ihrer Zeit die berühmteſten geweſen, als der Mindereus, Crato, Fernelius, Zvvingerus, Cran, Hartmannus, Screta, Riverius, Heurnius. Es pfleget der Campher in oben gemeldeten Krankheiten, entweder in ſubſtantia gebrauchet zu werden, nemlich daß einige Gran davon einem Loth von einen pulvere bezoartico zugeſezet werden, oder in forma liquida, daß er in tincturis bezoarticis & alexipharmacis ſolviret wird, deren meiſte Kraft vom Campher dependiret, weshalb er unter den pulverem pannonicum rubrum, wie auch unter die mixturam ſimplicem, & tincturam bezoarticam Michaelis kömmt, welche Arzeneien auch noch zu unſerer Zeit im Gebrauch ſeyn, und in den gefährlichſten Krankheiten verordnet werden. Da aber die Medicamente, wie gewöhnlich, in einem vehiculo aquoſo eingenommen werden, ſo präcipitiret ſich der Campher, wie bekannt, heraus, ſo wohl wenn er in menſtruis ſpirituoſis ſolviret iſt, als auch aus den Pulvern, denen er zugethan wird, daß er alſo nicht zum Geblüte kömmt, und ſeine gehörige Würkung verrichten kan. Wenn man alſo den Campher präpariren will, daß er ſich nicht präcipitiret, und alſo zum Geblüte kömmt, und mit mehreren Nuzen kan gebrauchet werden, ſo habe folgendes obſerviret: Man nimmt ein Quintgen ſpiritus vini rectificatiſſimi und ſolviret darinne ſo viel Campher als derſelbige annimmt, welcher faſt eben ſo viel auflöſet; dieſen ſpiritum vini camphoratum gieſſet man auf ein halb Loth geriebenen Zuker, und reibet es in einem Mörſel wohl untereinander; dieſer Campherzuker ſolviret ſich gänzlich im Waſſer, wie auch in einem jeden aqua deſtillata, ohne daß ſich der Campher wieder heraus präcipitiret, von dieſem ſaccharo camphorato thut man zu einem Loth pulveris bezoartici eine gute Meſſerſpize, und auf dieſe Art thun dieſe pulveres diaphoretici in febricus malignis & inflammatoriis weit beſſern Effect, als die bishero gebräuchlichen, welchen der Campher in ſubſtantia zugeſezet wird, weil er ſich nicht wieder heraus präcipitiret, wenn er in einem vehiculo aquoſo eingenommen wird, ſondern ad maſſam ſanguinis kömmt und ſeine Würkung verrichtet. Da dieſe Obſervation, ſo viel mir wiſſend, unbekannt, und dieſelbige in mediciniſchen Büchern nicht gefunden habe, dabei ſolche von groſſen Nuzen in praxi medica iſt, ſo habe dieſelbige hiermit communiciren wollen.

Friedrich Hofmann.

Von denen Verwunderungs-würdigen Würkungen der Muſic.

Was Beredſamkeit und Schönheit nicht ausrichten kan, es ſey Gutes, oder Böſes, das kan öfters eine affectueuſe Muſic präſtiren, zumalen wenn das Herz und die Geiſter durch einen guten Trunk rege gemacht, und erhizt wird. Solches zu erweiſen, wollen wir uns nicht mit Exempeln aus denen alten Fabeln aufhalten, und weitläuftig erzehlen, wie Orpheus durch ſeine Leyer Tieger und Löwen gezähmet, Amphion die Fiſche bezaubert und denen Thebaniſchen Mauren die Steine rege gemacht, Clinias durch die Leyer ſeinen Zorn, Achilles ſeinen Unwillen, und Pythagoras durch die Laute alle heftige Gemüthsregungen geſtillet; ja dieſer durch die Flöte einen entrüſteten Jüngling von Anzündung eines Hauſes, Empedocles mit der Cither einen andern vom Mord, Aſclepiades und der deswegen auf des Apollinis Befehl aus Lerbos nach Sparta geholte Terpander den Pöbel von einem Aufſtand abgehalten, Timotheus hingegen mit ſeiner Pfeife Alexandern zum Zorn, und die Spartaner ihre Bürger wider die Feinde angefriſchet haben ſoll. So wollen wir auch nicht anführen, wie Orpheus und Methymæus durch ihr angenehme Muſic die Leute zur Abgötterei verführet, Arion und Terpander die Jonier und Lesbier von der hinfallenden Sucht, Iſmenias die Bectier am Huftweh, Aſclepiades die Unſinnigkeit und Taubheit, Ulyſſes die Blutſtürzung der Wunden, und Thales die Peſt nebſt andern Krankheiten geheilet haben. Alles dieſes und noch ſehr viele andere Exempel könnten angeführet, und dadurch erwieſen werden, was vor eine ungemeine Kraft die Vocal- und Inſtrumentalmuſic über Thier und Pflanzen, ja ſogar bei denen unbeſeelten Steinen habe.

Allein was iſt es nöthig, uns bei ſolchen Fabeln aufzuhalten, welche eben ſo glaubwürdig als des Pythagoræ Traum, daß er die 7. Irr- und andere Sterne, wie Syrenen zuſammen ſtimmen gehört, oder daß Orpheus und Terpander nach dem Thone der 7. Irrſterne geſtimmet habe? ſo dörffen wir auch nicht erſt in das ſchon längſt vermoderte Alterthum zurük kehren, wenn wir die wunderbare Kraft der Muſic durch wahrhafte Exempel erweiſen wollen, ſondern nur folgende merkwürdige Geſchichte medii ævi, welche nicht gar zu bekannt, und gleichwohl curieus ſeyn, anführen:

Es erzehlet der königl. franzöſiſche Medicus Mr. Bonnet, in ſeiner Hiſtorie von der Muſic, es habe ihm ein gewiſes Frauenzimmer aus der königl. Capelle erzehlet, daß ſie einen berühmten Organiſten gekennet habe, welcher in eine gefährliche Raſerei gefallen ſey, weswegen verſchiedene Muſici, ſo ſeine Freunde geweſen, bei ihm gewacht, und damit ſie nicht einſchlaffen möchten, ſo hätten ſie unter einander eine kleine Vocal- und Inſtrumentalmuſic gemacht, bei deren Anhörung der Raſende wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſey, und nachdem er eine Weile zuachöret, einen unter der Compagnie mit Namen geneñet, und ihm geſagt, wo er gefehlet habe. Als nun dieſe Freunde hieraus gemerket, wie viel ihre Muſic bisher bei dem Patienten vermögend geweſen ſey; ſo hätten ſelbige einhellig beſchloſſen, damit fortzufahren, welches ſie auch gethan, und 14. Tage nacheinander damit angehalten hatten, bis endlich der Kranke vollkommen wieder geneſen, und zu ſeinem vorigen Verſtand gelanget ſey, wozu ihm kein Medicus habe helfen können.

In denen Memoiren des Abts Vittorio Siri wird erzehlet, daß die Königin von Engelland, Eliſabeth, auf dem Todbette gelegen, und ſich der wunderbaren Würkung der Muſic erinnert, habe ſie ihre ganze muſicaliſche Capelle zu ſich in ihr Gemach beruffen laſſen, um mit ſolchen Freuden zu ſterben, als ſie gelebt, und die Furcht vor dem Tode, wenn es möglich, einigermaſſen dadurch zu vertreiben; wie ſie dann auch ſolcher Muſic ſo lange zugehöret, bis ihre Seele die Bürde irrdiſcher Glieder verlaſſen hat.

Allein dieſes iſt noch nicht genug. Denn es ſcheinen auch ſogar unempfindliche und lebloſe Dinge durch den Zauberthon einer angenehmen Muſic gleichſam beſeelt und rege zu werden, wie obbemelder Mr. Bonnet durch folgendes Exempel erweiſet: Als einsmals, ſind ſeine Worte, 2. Muſici einem Camin gegen über geſtanden, auf welchem lauter Eis geweſen, iſt ſolches durch den Thon ihrer Harmonie in 6. Stüken von einander gegangen.

Wie nun ſolche unbeſeelte Dinge bei der Muſic gleichſam eine Empfindlichkeit bezeigt haben, alſo iſt deſto eher zu glauben, was er von der Empfindlichkeit der Thiere bei Anhörung der Muſic erzehlet.

Mr. de - - - ein Capitain über das Regiment von Navarra, ſagt er, muſte 6. Monat in der Baſtille gefangen ſizen, weilen er von dem Herrn Louvois ein wenig zu frei geredet hatte. Dannenhero bate er den Gouverneur um Erlaubnis, daß er ſich ſeine Laute holen laſſen dürfte, damit er ſich in ſeiner betrübten Einſamkeit auf ſolche Art die Zeit und melancholiſche Grillen vertreiben konnte. Als ihm nun ſolches war erlaubt worden, und er etwa 4. Tage darauf geſpielet hatte, ſahe er an dem fünften Tage mit nicht geringer Verwunderung, wie nicht allein die Mäuſe aus ihren Löchern gelaufen, ſondern auch die Spinnen an ihren Fäden ſich herunter gelaſſen, und gleichſam einen Crays um ihn gemacht, mithin demſelben mit ſolcher Attention zugehört haben, daß er, als er ſolches zum erſtenmal beobachtet hat, vor Erſtaunen gleich einer lebloſen Bildſaule ganz unbeweglich geblieben. So oft er zu ſpielen aufgehöret, ſo oft hat ſich auch ein jedes von dieſen Muſic-liebenden Thieren wieder in ſein voriges Neſt begeben. Zwei Tage lieſe er vorbei ſtreichen, ehe er wieder ſpielte, und zu dieſer Zeit lieſe ſich kein einiges von ſolchen Thieren ſehen; ſobald er aber ſeine Muſic auf das Neue anfienge, ſo bald ſtellten ſich dieſe Zuhörer auch wieder ein. Ja es ſchiene, als wenn ſie ſich allemal in gröſſerer Anzahl verſammleten, und noch andere mit gebracht hätten ꝛc. Ich habe ſonſten auch noch, führet Mr. Bonnet fort, auf der Meſſe zu St. Germain eine Ratte nach der Muſic in guter Cadence auf dem Seile tanzen ſehen, welche auf denen Hinderfüſſen ihre Springe verrichtete, und in ihren fordern Pfoten einen kleinen Stab, wie die Seiltänzer ihre Stangen, hielte. Auch waren damalen noch zwei andere Ratten zu ſehen, welche auf einer groſſen Tafel nach dem Tact der Violinen ein Ballet mit ſolcher Accurateſſe und Nettigkeit getanzet haben, daß auch ſogar kein Tanzmeiſter nichts daran hat tadeln können. Am allermeiſten aber ware eine weiſe Ratte zu bewundern, welche man aus Lapland gebracht hatte, und mit einer ſolchen Gravitat eine Sarabande tanzte, als wenn ſie ein gebohrner Spanier geweſen wäre.

Wir können noch ſehr viele Exempel von der Kraft und Würkung der Muſic anführen, weil aber ein jeder, der nur 20. Jahr auf der Welt gelebt, Amplificationem ad exemplis wird machen können, ſo will ich allhier nur obiter noch mit einführen, daß die durch die giftige Stiche der italiäniſchen Tarandulen oder Spinnen, verlezte Menſchen durch nichts, als die Muſic, und eine liebliche Harmonie der Saitenſpiele geheilet werden können, welches um ſo weniger zu verwundern, weil die Krankheiten nichts anders, als eine Verſtimmung des menſchlichen Leibes ſeyn.

Es bleibet alſo dabei, was Cicero lib. 2. de legibus ſagt, nemlich Aſſentior Platoni, nihil tam facile in animos teneros atque melles in fluere, quam varios carendi ſonos, quorum dici vix poteſt, quanta ſit vis in utramque partem. Doch iſt auch nicht zu leugnen, daß der Misbrauch der Muſic, wie in allen andern Dingen, Schaden verurſache, weswegen auch die alte Egyptier der Muſic als eine Verderberin der Mannsperſonen ſchon längſten verbotten haben, wie Diodorus Siculus und Polybius bezeigen; und der fleiſige Roſſinus erzehlet aus des Plutarchi Pericle der Ismenias ſey wegen ſeiner Wiſſenſchaft in der Muſic verachtet worden. Antiſthenti audiens Iſmeniam eſſe tibicen optimum; ut nequam eſſe, ait, non enim, ſi probus eſſet, tibicen eſſet.

Doch dieſes mag von der Kraft und Würkung der Muſic genung ſeyn, weswegen ich weiter nichts mehr hinzuſezen, ſondern mit dieſem Exempel von der Muſica artificiali ſchlieſſen will:

Zu Aix in Provence wolte An. 1664. ein berühmter Mathematicus etlichen vornehmen Leuten eine Probe ſeiner Wiſſenſchaft ſehen laſſen, weswegen er ſie zu ſich auf ſein Zimmer invitirte, allwo er ihnen einen Sceleton oder Todengerippe zeigte, welches, als er ihm eine Guitarre an den Hals gehangen, und die Finger darauf gelegt hatte, ſo künſtlich muſicirte, als wenn es ein lebendiger Menſch geweſen wäre. Dieſer Sceleton ſtunde mitten im Zimmer, in welchem die Thüren und Fenſter, weil es ſehr ſtill und hell Wetter, eröfnet waren. Der Mathematicus aber ſtellte ſich an ein Fenſter, und ſpielte auf ſeiner Guitarre, welche mit eben ſolchen Saiten bezogen ware, und der Sceleton repetirte alles, was er ſpielte, mit der gröſten Accurateſſe. Als er nun ſahe, daß ſich jederman darüber verwunderte, machte er noch andere Wunderſachen mehr in Gegenwart einiger Parlamentsglieder. Weil man nun glaubte, daß ſolches nicht gar richtig zugehe, als wurde alles an die Parlamentscammer, Tournelle Criminelle genannt, berichtet, welche dem Mathematico, als einem Zauberer, das Urtheil ſprache, daß er ſolte gehangen, und ſodann mit ſeinem Sceleton auf dem öffentlichen Plaze verbrannt werden, welches auch alſo vollzogen wurde, ob man ſchon denen Richtern vorſtellte, daß alles, was dieſer Mathematicus gethan, natürlich ſey. Hier hieſſe es wohl recht: Ars non habet oſorem, niſi ignorantem.

Was vor Unheil und Schaden in einer Republic entſtehet, wenn darinnen ſchlechtes Geld roulliret?

Gleichwie der vornehmſte Theil der Glükſeeligkeit einer Republic darinnen beſtehet, wenn in derſelben gute Münze und Geld im Schwang gehet: alſo kan auch hingegen derſelben nicht ſchlimmer gerathen ſeyn, als wenn ſie eines ſo edlen Schazes beraubet iſt. Denn das Geld iſt, ſo zu reden gleichſam ein Wagen des Handels und Wandels, ohne welchen eine Republic unmöglich beſtehen kan. Es hat aber das Geld, oder die Münze einen gedoppelten Valoren, oder Gültigkeit; eine natürliche, und eine innwendige; aus des Metals Qualität und Beſchaffenheit und Gewicht, und eine legale und äuſſerliche, welche ein Landesherr durch ein Geſez, gleichwie auch den Werth anderer Waaren, beſtimmet und ſezet. Es ſollen aber beide Valores durch eine gerechte Proportion an einander hangen. Denn es wäre gewis etwas unbilliges, wenn dasjenige, ſo nicht mehr als fünfe werth, zehen gelten ſollte. Dannenhero mus der legale und geſezte Valor den Natürlichen niemalen überſteigen. Denn es entſtehet ſonſten hieraus eine groſſe Theurung der Waaren, und gewis keine geringere, als was der Münze an der Güte iſt entzogen worden. Denn bei denen Kaufleuten wird das Geld niemalen höher æſtimiret, als nach der Güte des Metals, wie es an ſich ſelbſten iſt. Daher kommt es denn z. E. daß man zum öftern etwas, ſo man vor dieſem um einen halben Gulden kaufte, um einen halben Thlr. kaufen mus. Auf dieſe Art ſind alle Waaren im Preiſe, ſo viel höher geſtiegen, als der Münze an der Bonität entzogen worden. Die Erfahrung und die Klagen der Kaufleute bezeugen es zur Genüge, daß das ſchlechte Geld denen Commercien einen groſſen Stos, und nicht geringe Verhinderung gebe.

Es beſtehet aber der publique und privatorum Reichthum in Handel und Wandel, weil das Geld, ſchreibet Savedra Symb. 69. gleichſam eine Richtſchnur und Maas der Contracte iſt; ſo müſſen alle, wenn das Geld vereiniget iſt, darunter leiden, der Handel und Wandel wird geſtöret, und die Republic iſt gleichſam auſſer ſich ſelbſt geſezt. Daß dieſes eine unwiderſprechliche Wahrheit, lehret die tägliche Erfahrung: Denn gleichwie die Einwohner keine Waaren, als deren ſie nothwendig bedürfen, ſo leicht kauffen, weil ſie ſich ſelbige aus Mangel einer beſſern Münze um ſo viel höhern Preis anſchaffen müſſen. Alſo kommen auch die Kaufleute und Verkäuffer, wenn ſie die Waaren benöthiget ſind, ſolche vor ſchlechtes Geld nicht einkaufen, ſie haben ſich dann vorher mit einem groſſen Aufgeld beſſeres Geld davor eingewechſelt. Solchergeſtalt höret der Gewinn derer Bürger auf, wenn des Kauffens und Verkauffens nicht ſo viel iſt, wovon gleichwohl ein groſſer Theil des Volkes leben mus. Die Einkünfte derer königlichen Zölle und Mauthen aber nehmen gleichfalls ab, wenn die Commercia darnieder liegen.

Dieſes ſind die Ungelegenheiten, welche wegen des Geldes entſtehen, wenn der innerliche oder äuſſerliche Valor und Gültigkeit nicht recht beſchaffen iſt. Es iſt auch die Gefahr dabei, die Burger möchten deswegen einen Tumult und Aufſtand erregen, und die Republic ſich einen allgemeinen Has und Schaden zuziehen. Jener König in Frankreich, Philippus pulcher hat, andere Exempel mit Stillſchweigen zu übergehen, zur Genüge erfahren, was die Verfälſchung des Geldes vor ein Ubel ſtiften können. Denn als derſelbe einen neuen Tribut, welcher dem Scheine nach keinem privato beſchwerlich, in der That aber allerhand genug und dem Commercio ſehr nachtheilig wäre, ausgedacht hatte, daß nemlich die Materie des Geldes um den dritten Theil ſeines Werthes geringer geſchlagen wurde, iſt eine ſo groſſe Confuſion in der Geſchwindigkeit daraus entſtanden, daß der Pöbel zu Paris ganz raſend geworden, zu denen Waffen gegriffen, und ſich nicht eher zufrieden gegeben, bis der Urheber dieſes Peculatus und öffentlichen Diebſtahls, mit Namen du Marin, an den Galgen, welchen er ſelber hatte aufrichten laſſen, gehenket worden. Beſiehe hiervon Alex. Guagr. in Philippo Pulchro und Johann de Buſſier lib. 9. Hiſtor. Franc.

Daß in Schottland wegen verringerter Münze ein groſſer Tumult geſchehen ſey, berichtet Georgius Buchananus lib. 12. Hiſt. Scot. noch mehr erzehlet Savedra Syb. Pol. 69. pag. 594.

Wenn aber das ſchlimme Geld ganz und gar ausgeſchaft, oder dem Werthe nach abgeſezet, und verändert wird, ſo kan ſolches unmöglich ohne den gröſten Schaden der Einwohner geſchehen. So ergienge es vor einigen Jahren in Spanien, daß derjenige, welcher in Kupfermünze 15000. Reales oder Stük von Achten hatte, des andern Tags kaum 5000. behielte, nachdem der König das Geld herunter geſezt hatte. So litten auch in Pohlen die Kaufleute einen ſehr groſſen Schaden, als daſelbſt der Gebrauch der wallachiſchen Schillinge verboten wurde. Und Moſcau hat vor einigen Jahren denen Republiquen gleichfalls ein beſonderes Exempel gegeben, wie unſicher es ſey, die Münzen zu verfälſchen. Was ſich ſonſten zu unſern Zeiten hiervon vor Exempel zugetragen, verſchweiget meine Feder mit Fleis.

Dieſe Urſachen, ſollen alſo billig einen Prinzen dahin bewegen, daß er den Werth der Münze über die Bonität des Metals niemals erhöhe, oder ſchlechtes Geld ſchlagen laſſe.

Weil jedoch die Wohlfahrt der Republic das höchſte Geſäz iſt, ſo wird dieſelbe zuweilen gezwungen, zu ſolchen Extremitæten zu ſchreiten, abſonderlich wenn kein Geldvorrath vorhanden, und die Soldaten auf die Zahlung dringen. Und wegen dieſer Urſache ſaget Mariana lib. 3. de Reg. c. 8. recht: Man ſolle alle äuſerſte Remedia verſuchen, wenn der Feind andringe, und kein Geld da ſey, ehe man zu dem Extremo ſchreite, das Geld zu verfälſchen. Wenn die höchſte Noth da iſt, die gemeine Wohlfahrt, periclitiret, und man die Unterthanen, um die es zu thun, nicht convociret, ſo kan ein Landesfürſt, gleichwie er den Unterthanen andere Güter zum publiquen Gebrauch an-

wen

wenden kan; alſo auch die Metalle miſchen, und einen Theil vom Gewicht abbrechen, jedoch ſo, daß die Licenz, das Geld zu verändern, mit dem Kriege ein Ende nehme; hernach die ſchlimme Münze, welche die Noth eingeführet hat, alſofort abſchaffet, und andereſt, ſtatt denen bonæ fidei poſſeſſoribus; gut und alt Geld erſezet werde.

Dieſes ſind allerdings gute Worte, und ein guter Rath, welcher aber heutiges Tages gar wenig Statt findet. Vormalen hatte zwar der Kaiſer Fridericus II. als er in der florrentiniſchen Belagerung wegen Mangel des Geldes Ledergeld zu ſchlagen befohlen hatte, alle ſolche hernach mit güldenen Ducaten ausgewechſelt. Daß aber dergleichen von andern nicht geſchehen ſey, davon könnten aus der neuern Hiſtorie viele Exempel angeführt werden. Sed exempla ſunt odioſa. Daß auch die Holländer in der leidniſchen Belagerung das papierne Geld gegen das Silberne ausgewechſelt haben, iſt bekannt, allein es will ſich von andern nicht allemal practiciren laſſen.

So iſt auch noch zu merken, daß eines Landesherrn Ehre und Autorität nicht wenig dadurch Gefahr laufe, wenn er ſchlimm Geld ſchlagen läſt. Dannenhero wollte die Königin in Engelland, Eliſabeth, dem Canzler Bonkhorſt nicht geſtatten, das Geld auf eine Zeit lang zu verändern, ohngeachtet es hernach wieder in ſeinen vorigen Werth geſezt werden ſollte, und Cambdenus meldet, es habe dieſe Königin geſagt, es würde ſolches ihrer Ehre und der Armee nachtheilig ſeyn.

Es berichtet auch Johann de Buſſieres lib. 16. Hiſt. Franc. c. 25. Daß als des Königs Franciſci I. in Spanien gefangene Kinder gegen eine groſſe Summa Geldes hätten ausgewechſelt werden ſollen, der franzöſiſche Canzler du Prat befohlen habe, Ducaten aus ſchlechtem Golde zu ſchlagen, welche dem König in Spanien ausgezahlt, und er alſo auf eine der königlichen Treu und Hoheit unanſtändige und betrügliche Weiſe befriediget werden ſollen; allein die Spanier haben den Betrug gemerket, und ſolchen zu groſſer Schande der Franzoſen offenbar gemacht, indem ſie alle dieſe Ducaten von denen ſpaniſchen Goldſchmieden haben probiren laſſen, und befunden, daß der Abgang davon 40000. Ducaten betragen, welche der König Franciſcus hernach mit andern Gelde hat erſezen müſſen.

Ferner hat eine Republic auch wohl darauf acht zu haben, daß nicht das gute Geld aus- und das ſchlimme davor eingeführet werde, gleichwie Savedra Symb. Pol. 69. Die Fremde haben das gemünzte Kupfer in Spanien geführet, und das Gold und Silber nebſt anderen Waaren davon heraus gezogen. Hiermit ſagt er, haben ſie mehr Schaden gethan, als wenn die Schlangen und giftigen Thiere aus Africa, ihren Gift durch ganz Spanien ausgeſtreuet hätten. Eduardus III. König in Engelland, wäre der erſte, welcher verboten, daß weder einem Engelländer, noch einem Fremden frei ſtehen ſolle, Geld oder getrieben Silber aus dem Königreiche zu führen, wie Polydorus Virgilius lib. 19. Hiſt. Angl. bezeuget. Und dieſe Gewohnheit iſt nicht allein zum gröſten Nuzen der Einwohner in Engelland verblieben, ſondern auch An. 1729. erkennet worden, alſo daß keinem erlaubt iſt, er ſey auch wer er wolle, über 50. fl. Geld aus dieſem Königreiche mit ſich hinweg zu nehmen, ſondern er mus vor ſeine Waaren oder Geld lauter engliſche Kaufmannswaaren eintauſchen, wodurch das Geld im Lande bleibet, die engliſche Waaren aber ausgeführet werden, welches der Nation zu einem ſehr groſſen Nuzen gereichet. Bei denen Schweden hat der König Guſtavo I. die Ausführung der ſilbernen Münze verboten, wie Joannes Loccenius lib. 5. Hiſt. Suec. ſchreibet, und heutiges Tages iſt denen Fremden bei groſſer Strafe verboten, das Kupfergeld aus dem Königreich zu führen, ob ſchon Bodinus lib. 6. de Republ. dieſes Geſez vor unmöglich gehalten, wie es denn auch nicht überal gehalten werden kan, wenn anders Handel und Wandel getrieben werden ſoll. Denn manches Land hat keine andere Waaren, als Getraid um zu ſezen, wie Pohlen, daher es gezwungen iſt, denen Fremden gut Geld zu ſchiken.

Abhandlung, von dem Urſprunge der Kälte, aus dem Plutarch.

Wehrteſter Phaborinus!

Hat die Kälte auch eine Hauptkraft, die ihre Natur ausmacht, wie die Wärme das Feuer, und durch deren Gegenwart und Mittheilung auch alle andere Dinge kalt werden; oder iſt ſie nichts, als eine Abweſenheit des Lichts, und von dem Stilleſtande, daß er eine Abweſenheit der Bewegung ſey? Zumal da die Kälte etwas Stilleſtehendes zu ſeyn, und die Wärme eine Bewegung zu haben ſcheinet. Denn wenn warme Sachen kalt werden: ſo kömmt es nicht von der Gegenwart einer Kraft her, ſondern von der Verſchwendung der Wärme. Sobald dieſes häufig weggeht, wird das, was zurükbleibt, kalt; indem ſich auch der Dunſt, der von heiſſem Waſſer aufſteigt, ſobald verliert, ſobald die Wärme weg iſt. Und daher kömmt es, daß die Kälte, die Gröſſe verringert, weil ſie die Wäme heraustreibt, und doch nichts anders an derſelben Stelle hinein läſt. Sollte aber einem nicht die Rede gleich im Anfange verdächtig vorkommen, da ſie erſtlich ſo viele anſehnliche Kräfte aufhebt, und ſie nicht zu Eigenſchaften und Realitäten, ſondern nur zu Abweſenheiten derſelben macht, nämlich die Schwere zu einer Abweſenheit der Leichtigkeit, die Härte zu einer Abweſenheit der Weiche, die Schwärze zu einer Abweſenheit der Weiſe, die Bitterkeit zu einer Abweſenheit der Süſigkeit, und alles, was ſich als eine Kraft der andern, und nicht als eine Beraubung der Realität entgegen geſezt iſt? Hernach, weil eine jede Beraubung müſig und unwürkſam iſt; wie z. E. die Blindheit, die Taubheit, das Stillſchweigen, und der Tod. Denn dieſes ſind nichts als Beraubungen der Formen, und Verrichtungen der Subſtanzen, nicht aber für ſich ſelbſt beſtehende Naturen und Weſen. Nun aber bringet die Kälte, wenn ſie einen Cörper eingenommen hat, nicht geringere Empfindungen und Veränderungen hervor, als die Wärme. Es wird vieles durch ſie zuſammengezogen, in einander gezwungen, und dichte gemacht, und ihr Stand und ihre Ruhe iſt nicht müſig, ſondern nachdrüklich und veſte, weil ſie eine zuſammenziehende und zuſammenhaltende Kraft beſizt. Da ferner eine Beraubung die Verſchwendung und die Abſonderung der entgegengeſezten Kraft wird: ſo werden im Gegentheil viele Dinge kalt, wenn ſie gleich innwendig viel Wärme haben. Ja es giebt unterſchiedene, welche durch die Kälte deſto mehr in einander gezwungen und deſto dichter gemacht werden, je wärmer ſie vorher geweſen ſind: wie z. E. glüendes Eiſen, wenn man es ins Waſſer taucht. Die Stoiker behaupten ſogar daß der Geiſt der Kinder in ihren Cörpern durch die Erkältung geſchärft, und, nachdem er ſeine Natur verändert habe, zu einer Seele werde. Allein, ob gleich dieſe Meinung noch ſehr vielen Zweifeln unterworfen iſt: ſo iſt es doch unleugbar, daß die Kälte eine Werkmeiſterin vieler andern Sachen, und es folglich nicht billig iſt, daß man ſie für nichts anders, als für eine Beraubung halten will. Weiter, ſo kan man ja von keiner Beraubung ſagen, daß ſie gröſſer oder kleiner ſey.

Wer ſagt denn wohl, daß unter denen, die nicht ſehen, einer mehr oder weniger blind ſey, als der andere; oder von denen, die nicht reden können, daß einer mehr oder weniger ſtumm ſey, als der andere; oder von denen Verſtorbenen, daß einer mehr oder weniger tod ſey, als der andere? Bei der Kälte aber findet das Mehrere oder Wenigere Statt. Sie iſt gröſſer oder geringer, heftig oder nicht heftig, ſie iſt ſtrenge oder läſt nach, ſowohl als die Wärme; weil die Materie, nachdem ſie von denen ſich einander entgegengeſezten Kräften mehr oder weniger gelitten hat, eine Sache von ihr ſelbſt wärmer oder kälter macht, als die andere. Die Anweſenheit einer Eigenſchaft, und die Abweſenheit derſelben, können nie mit einander vermiſcht werden, und keine Kraft läſt ſich mit einer, ihr entgegengeſezten, feindſeeligen Beraubung vereinigen, ſondern ſie widerſteht derſelben. Die Wärme hingegen bleibt, wenn ſie auch mit etwas Kälte gemäſiget wird; ſo wie man das Schwarze mit dem Weiſſen, das Stumpfe mit dem Scharfen, das Süſſe mit dem Bittern vermiſcht; und dergleichen Vereinigungen und Uebereinſtimmungen der Farben, der Töne, der Arzeneien und Speiſen öfters zu dem Urſprunge der angenehmſten und ſich wohl mit einander vertragenden Sachen Anlas geben. Der Streit der Irrealität und Realität iſt höchſt feindſeelig, und kan nicht aufgehoben werden; das Daſeyn der einen führt den Untergang der andern mit ſich. Des Streits aber, den die ſich einander entgegengeſezte Kräfte wider ſich führen, bedienen ſich öfters ſowohl die Künſte, am meiſten aber die Natur, ſowohl zu Hervorbringung anderer Dinge, als auch bei denen Veränderungen, die in der Luft vorgehen. GOtt wird daher, weil er alles dieſes einrichtet, ein GOtt der Harmonie und der Muſic genannt. Nicht, weil er das Stumpfe mit dem Scharfen vereiniget, oder eine vollkommene Vereinigung des Weiſſen mit dem Schwarzen macht; nein, ſondern weil er die Vereinigung und die Trennung der Wärme und der Kälte in der Welt einrichtet, daß ſie ſich auf eine gemäſigte Art vereinigen und wieder ſcheiden; und weil er, indem er beiden, was zu viel iſt, entzieht, jeder das gehörige Maas beſtimmet. Noch mehr. Die Kälte wird ſowohl als die Wärme empfunden. Wer kan denn aber wohl eine Beraubung empfinden, es ſey nun mit dem Geſichte, oder mit dem Gehöre, oder mit dem Gefühle, oder mit was für einem Sinne es wolle? Nur eine Subſtanz kan empfunden werden, und wo dieſe nicht angetroffen wird, da gedenket man ſich eine Beraubung, welche die Vereinung der Subſtanz iſt; eben ſo, wie die Blindheit eine Vereinigung des Geſichts, das Stillſchweigen eine Vereinigung der Rede, und das Leere eine Vereinigung des Cörpers iſt. Denn wir empfinden das Leere nicht durch das Gefühl, ſondern wir ſtellen uns nur alsdann was leeres vor, wenn wir keinen Cörper fühlen. Eben ſo wenig hören wir auch das Stillſchweigen, wir gedenken uns daſſelbe nur, wenn wirs nicht hören. Und ſo geht es auch mit dem Blinden, Nakten und Unbewafneten, wir haben ſelbſt keine Empfindung davon, ſondern die Begriffe davon entſtehen in uns durch die Vereinigung der Empfindungen. Wenn demnach die Kälte nichts anders, als nur eine Beraubung der Wärme wäre: ſo müſte man ſie nicht empfinden, ſondern ſich ſelbige nur alsdann vorſtellen, wo die Wärme zu ſeyn aufgehöret hätte. Wenn ſie aber durch ihren Zuſammendruk und durch ihr Dichtemachen ſowohl empfunden wird, als die Wärme durch die Erhizung und Aufloſerung des Fleiſches: ſo iſt offenbar, daß ſelbige auch ſowohl als dieſe einen Urſprung und Quelle haben müſſe. Uber dieſes ſo iſt auch die Beraubung bei einer jeden Form nicht mehr als einzig und einfach. Die Subſtanzen hingegen haben mancherlei Kennzeichen, wodurch ſie unterſchieden werden können, und beſizen ein vielfaches Vermögen.

gen. So giebt es z. E. nicht mehr als eine Art des Stillſchweigens; die Stimme hingegen hat mancherlei Beſchaffenheiten, bald verurſachet ſie verdriesliche, bald angenehme Empfindungen. Eben dergleichen Unterſcheidungszeichen beſizen auch die Farben und Figuren, vermöge deren ſie bei dem, deſſen Sinne ſie berühren, bald dieſe, bald jene Empfindung hervor bringen. Was ſich aber nicht berühren läſt, keine Farben oder gar keine Qualitäten hat, das hat keine Unterſcheidungszeichen, ſondern iſt ſich ſelbſt gleich. Scheinet denn aber wohl die Kälte unter dieſe Art der Beraubungen zu gehören, die kein unterſchiedenes Leiden verurſachen? Die Cörper erhalten da im Gegentheil von der Kälte öfters ein groſſes und nüzliches Vergnügen; und ſie empfinden auch hinwiederum von derſelben heftige Schmerzen, Schaden und Beſchwerlichkeiten, wenn die Wärme nicht allemal weichet und vergeht, ſondern ſich in den Schweislöchern, die ſie eingenommen hat, widerſezt und ſtreitet. Welcher Streit der Schauer und das Zittern genannt wird. Wird die Wärme überwunden: ſo entſteht der Froſt und das Erſtarren; behalt ſie aber über die Kälte die Oberhand: ſo verſchafet ſie dem Cörper eine angenehme Mattigkeit und Auflöſung, welches Homer erquiket werden nennt. Doch dieſes ſind jedermann bekannte Sachen, und es erhellet alſo aus dieſen Leiden zur Gnüge, daß die Kälte und Wärme als eine Subſtanz der andern, nicht aber als eine Verneinung und Beraubung entgegen geſezt ſey; und daß ſie nicht in dem Untergange und Verderben der Wärme beſtehe, ſondern daß ſie ihrer Natur nach eine vernichtende Kraft beſize. Oder wenn dieſes nicht wäre: ſo müſſen wir auch den Winter aus der Zahl der Jahrszeiten, und den Nordwind aus der Reihe der Winde ſtoſſen, und ſie nur für Beraubungen des Sommers und des Südwindes halten, die keinen eigenen Urſprung hätten. Wie es nun in dieſem Ganzen vier Hauptcörper giebt, welche von den meiſten wegen ihrer Gröſſe, einfachen Natur und Kraft für die Elementen und Quellen der andern angenommen werden; nämlich das Feuer, das Waſſer, die Luft und die Erde: ſo iſt es auch nothwendig, daß eben ſoviel Haupt- und einfache Qualitäten ſind. Was ſollten es aber wohl für andere ſeyn, als die Wärme, die Kälte, die Dürrk und die Feuchtigkeit, vermöge deren die Elemente alle ihre Leiden und Handlungen hervorbringen? Wie aber die Kürzen und Längen der Elemente in der Grammatic, und die Höhen und Tiefen in der Muſic nicht eins des andern Beraubungen ſind; ſo müſſen wir auch bei den phyſicaliſchen Cörpern ſtatt der Elemente annehmen, daß die feuchten den trokenen, und die kalten den warmen entgegengeſezet ſind, wenn wir anders ſowohl der Vernunft als der Erfahrung beipflichten wollen. Es ſey denn, daß wir, nach der Meinung des alten Anaximenes, weder die Kälte noch die Wärme in einer Subſtanz annehmen, ſondern ſie nur für gemeinſchaftliche Leiden halten wollten, welche durch die Veränderung der Materie hervorgebracht werden. Denn nach deſſen Meinung macht dasjenige, was in der Materie zuſammengezogen und dichte geworden iſt, die Kälte aus; das Dünne und Lokere (mit dieſem Worte benennet er auch einmal die Wärme) aber die Wärme. Daher iſt es nicht abgeſchmakt geſprochen, wenn man ſagt, der Menſch laſſe ſowohl kaltes als warmes aus ſeinem Munde gehen. Denn ein durch die Lippen zuſammengedrükter und dichte gemachter Hauch wird kalt; fährt er aber aus ausgeſperrtem Munde, ſo wird er wegen ſeiner Dünnheit warm. Doch dieſes hat Ariſtoteles ſchon für einen Irrthum gehalten, und gezeigt, das wir die Wärme aus uns ſelbſt blaſen, wenn wir den Mund aufmachen, und daß, wenn wir mit zuſammengezogenen Lippen blaſen, nicht die Luft, die in uns iſt, ſondern die, welche ſich vor unſerm Munde beſindet, und ſchon kalt iſt, fortgetrieben wird, und auf die Gegenſtände fällt.

Wenn wir demnach die Kälte und Wärme als Subſtanzen annehmen: ſo laſt uns weiter gehen, und unterſuchen, was die Kälte für eine Subſtanz ſey, und was ſie für eine Quelle und Natur habe. Diejenigen, welche behaupten, das Erſtarren, das Zittern, der Schauer, und die übrigen Leiden, die mit dieſen verwand ſind, kämen von der Rauigkeit gewiſſer winklichter und dreiekigter Figuren her, die in den Cörpern liegen ſollen, ſuchen, ob ſie ſchon in gewiſſen Stüken irren, doch die Quelle am gehörigen Orte. Denn man mus bei Unterſuchung dieſer Frage von der Subſtanz des Ganzen, als gleichſam von der Veſta, anfangen. Hiedurch ſcheinet ſich der Philoſoph am meiſten von einem Arzte, von einem Bauer, und von einem Flötenſpieler zu unterſcheiden: denn dieſen iſt es genug, die letſten Urſachen zu betrachten. Wenn ihnen nur die nächſte Urſache eines Leidens bekannt iſt: z. E. daß eine heftige Anſtrengung, oder die Feuchtigkeit, wenn ſie in eine unrechte Röhre gekommen, und ſelbige verſtopft hat, die Urſache des Fiebers; eine groſſe Sonnenhize nach einem Plazregen die Urſache des Meethaues ſey; und wenn man die Löcher der Flöte ganz zuhält, ein tiefer Ton heraus komme: ſo iſt dieſes dem Kunſtverſtändigen zu ſeiner Sache hinreichend. Ein Naturforſcher aber; der bei den Warheiten ſeine Betrachtungen anſtellen will, bleibt bei der Erkänntnis der letſten Urſachen nicht ſtehen; ſie iſt ihm nur der Anfang, durch welchen er ſich bis auf die erſten und äuſſerſten leiten läſt. Plato und Democritus haben daher mit Recht, da ſie die Urſache der Wärme und Schwere unterſuchten, ihre Abhandlung nicht bei dem Feuer und der Erde beſchloſſen, ſondern ſind, indem ſie dasjenige, was durch die Sinne erkannt werden kan, mit den Gründen, die ſich nur durch Schlüſſe herausbringen laſſen, verglichen haben, bis zu den kleinſten, als gleichſam auf den Sammen, fortgegangen. Jedoch es wird beſſer ſeyn, daß wir vorher das Sinnliche abhandeln, darinn Empedokles, Strato und die Stoiker die Subſtanzen der Kräfte ſezen.

Die Stoiker leiten die Quelle der Kälte von der Luft, Empedokles und Strato aber vom Waſſer her. Vielleicht giebt es auch jemanden, der die Erde für die Subſtanz der Kälte annimmt. Wir wollen aber jener ihre Meinungen zuerſt betrachten.

Weil das Feuer nicht nur warm iſt, ſondern auch einen Schein von ſich giebt: ſo mus die dem Feuer entgegengeſezte Natur nothwendig kalt und finſter ſeyn. Denn wie die Finſternis das Geſichte verwirret: ſo verwirret die Kälte das Gefühl, und die Wärme befördert die Empfindung des Gefühls ſowohl als der Glanz die Empfindung des Sehens. Was alſo in der Natur die Quelle der Finſternis iſt, das wird auch die Quelle der Kälte ſeyn. Nun iſt aber auch ſogar denen Poeten nicht unbekannt geweſen, daß die Luft die Quelle der Finſternis iſt. Sie nennen die Luft Finſternis:

Verdikte Luft umgab die Schiffe, und der Mond
Am Himmel glänzte nicht, ⸗ ⸗ ⸗
Und wiederum:
Die Luft ward ſchnell zerſtreut, der Nebel weggebracht,
Die Sonn glänzte hell, und jeder ſah die Schlacht.

Dieſes iſt alſo die Bewandnis von dieſem. Weil nun ein jedes Ding, wenn es vernichtet wird, in das ihm entgegengeſezte verwandelt wird: ſo laſt uns doch zuſehen, ob man wohl ſagen könne, der Tod des Feuers ſey der Urſprung der Luft. Denn das Feuer ſtirbt ſowohl als ein Thier, es mag nun mit Gewalt ausgelöſchet werden, oder von ſich ſelbſt ausgehen. Wenn es ausgelöſcht wird: ſo iſt ſeine Verwandlung in die Luft merklicher; den der Rauch iſt eine Art der Luft, und, wie Pindarus ſagt,

Der Glanz der Luft, der ſich dem Rauche widerſezt,
Ein Dampf und Ausdünſtung, ; ;

Doch kan man auch bei einer Flamme, die wegen Mangel der Nahrung, wie etwa auf einem Leuchter, ausgeht, ſehen, daß ſich der oberſte Theil derſelben in ſchwarze und finſtere Luft verwandele. Der Dunſt, der von uns aufſteigt, wenn wir nach dem Bade, oder einer andern Erhizung, in die Kälte kommen, beweiſet ebenfalls hinlänglich, daß die Wärme, wenn ſie ausduftet, in Luft, die ihrer Natur nach dem Feuer entgegengeſezt iſt, verwandelt werde: woraus denn folgt, daß die Luft die Quelle beides der Finſternis als der Kälte ſey. Ferner, ſo iſt auch die heftigſte und gewaltſamſte unter allen Würkungen, die die Kälte in den Cörpern hervorbringt, nämlich der Froſt, ein Leiden des Waſſers, die Würkung aber der Luft. Denn an ſich ſelbſt iſt das Waſſer flüſig, und weder eines Stilleſtandes noch einer Veſtigkeit fähig; es wird aber, wenn es die Kälte der Luft beſtreicht, zum Stehen und zur Veſtigkeit gebracht. Daher ſagt man:

So bald der feuchte Süd den Nordwind ruft, ſo ſchneits.

Denn der Südwind bereitet gleichſam die Feuchtigkeit, als die Materie, zu, und der Nordwind, der an ſeine Stelle kömmt, macht ſie dichte. Man kan dieſes ganz deutlich an dem Schnee wahrnehmen, der, wenn er fällt eine ſchwache und kalte Luft vor ſich herbläſt. Die Luft zerbricht, und reiſt alſo, wie es klar iſt, die Cörper von einander, wenn ſie ſelbige durch die Kälte in einander zwingt. Uber dieſes, wenn man Waſſer aus einem Brunnen herauszieht, ſo gefriert es viel eher, weil die Luft bei wenigen ihre Kraft ſtärker beweiſen kan. Wenn jemand mit einem Gefäſſe Waſſer aus einem Brunnen ſchöpft, und ſelbiges gleich wieder hinein gieſt, doch ſo, daß das Gefäſſe das Waſſer nicht berühret, ſondern in der Luft hängen bleibt, ſo wird das Waſſer in kurzer Zeit kälter ſeyn. Woraus denn deutlich erhellet, daß nicht das Waſſer, ſondern die Luft die erſte Quelle der Kälte ſey. Es frieret kein groſſer Flus bis auf den Grund zu; denn die Luft kan ihn nicht ganz und gar durchdringen, ſondern ſie hält das Waſſer nur ſo weit auf, als ſie zu ihm kommen, und es mit der Kälte berühren kan. Die Ausländer jagen daher Füchſe vor ſich her, wenn ſie zu Fuſſe über einen Flus gehen wollen: denn dieſe Thiere kehren wieder um, wenn das Eis nicht ſtark genug iſt, ſondern nur die oberſte Fläche bezogen hat, und ſie das Geräuſch des unten laufenden Waſſers vermerken. Daß die Tiefe nichts von der Kälte leide, erhellet auch daraus, weil man Fiſche fangen kan, wenn man das Eis mit heiſſem Waſſer zerſchmelzt, denn darnach läſt das Waſſer den Hamen niederfallen. Der oberſte Theil des Waſſers hingegen leidet von dem Froſte eine ſolche Veränderung, daß das mit Gewalt zuſammengedrukte und in einander gezwungene Waſſer ſogar die Schiffe zertrümmert: wie diejenigen, die mit dem Kayſer dieſen Winter über auf dem Iſter geblieben ſind, erzählen. Jedoch dasjenige, was uns ſelbſt begegnet, iſt ſchon Zeugniſſes genug. Denn es frieret uns nach dem Bade, und nach einem ſtarken Schweiſſe weit ſtärker, weil unſere loker gewordenen und aufgelöſten Cörper mit der Luft zugleich viel Kälte aufnehmen. Dem Waſſer wiederfährt eben das. Es wird, wenn man es vorher warm gemacht hat, viel eher kalt, weil die Luft hernach deſto mehr in ſelbiges wirken kan; und diejenigen, die heis Waſſer ausſchöpfen, und es in die Höhe halten, thun nichts anders, als daß ſie es mit vieler Luſt vermiſchen. Dieſes ſind nun, mein wehrteſter Phaborinus, die Wahrſcheinlichkeiten, aus die ſich einer gründen kan, der die erſte Kraft der Kälte, der Luft zuſchreibt. Wer ſie aber dem Waſſer beilegt, hat eben der gleichen Gründe.

Wer aber das Waſſer für den Urſprung der Kälte hält, bedienet ſich gleicher Gründe. Denn Empedokles ſagt ebenfalls an einem gewiſen Orte:

Die Sonne werden wir beſtändig warm und glänzend,
Den Regen aber kalt und durchaus dynkel ſehn.

Denn da er hier das Warme dem Kalten, wie dem Glänzenden das Schwarze entgegen ſezt, ſo läſt er uns daraus ſchlieſſen, daß die Schwärze und Kälte eben ſowohl von einerlei Weſen ſind, als der Glanz und die Wärme. Daß aber die Schwärze nicht der Luft, ſondern dem Waſſer zukomme, bezeuget die Empfindung. Denn die Luft macht, wenn wir ſchlechtweg reden wollen, nichts, das Waſſer hingegen alles ſchwarz. Man tauche nur auch die allerweiſſeſte Wolle, oder ein weiſſes Kleid in das Waſſer, ſo wird beides ſo lange ſchwarz ausſehen und bleiben, bis die Näſſe entweder von der Wärme ausgetroknet, oder durch Preſſen und darauf belegte Laſten herausgedrükt iſt. Ingleichen wenn man Erde mit Waſſer beſprenget, ſo werden die Oerter derſelben, wo die Tropfen von Waſſer hingefallen ſind, ſchwarz werden, die andern aber wie vorhero ausſehen. Selbſt das Waſſer ſieht unten auf der Tiefe wegen ſeiner Menge ganz dunkel, oben aber, wo es nahe an der Luft iſt, iſt es helle und durchſichtig. Unter allen naſſen Dingen iſt keines ſo durchſichtig, als das Oel, weil es unter allen auch die meiſte Luft in ſich hat. Dieſes leztere beweiſet ſeine Leichtigkeit, vermöge der es überall oben ſchwimmt, weil es von der Luft in die Höhe getragen wird. Ja das Oel verurſachet ſo gar eine Stille auf dem Meere, wenn man auf die Wellen gieſt: nicht, weil die Winde, wie Ariſtoteles ſagt, wegen ſeiner Leichtigkeit in ſelbiges hinein fallen, ſondern weil ſich die Wellen jederzeit legen, wenn etwas anderes Naſſes auf ſie gegoſſen wird. Das Oel hat auch ferner die beſondere Eigenſchaft, daß es auf dem Grunde des Waſſers einen Glanz und Durchſichtigkeit verurſacht, weil die naſſen Theile des Waſſers von der Luft zertheilet werden. Denn es läſt denen, die des Nachts die Spongien fangen, den Schein, denn dieſe Thiere aus dem Munde blaſen, nicht nur auf der Oberfläche, ſondern auch unten auf dem Grunde des Meeres ſehen. Die Luft iſt alſo nicht ſchwärzer, als das Waſſer, noch weniger aber kälter. Denn das Oel, welches unter allen naſſen Dingen die meiſte Luft hat, iſt auch unter allen am wenigſten kalt, und gefrieret nur ganz weich; weil die Luft, die in demſelben iſt, nicht zuläſt, daß es hart friere. Man tauchet auch eiſerne Nadeln nicht in das Waſſer, ſondern in das Oel, weil man befürchtet, die gar zu groſſe Kälte des Waſſers möchte die Spizen ſtumpf machen. Hievon müſſen nun von rechtswegen die Gründe hergeleitet werden, und nicht von den Farben. Denn der Schnee, der Hagel und der Cryſtall, ſind ſowohl überaus weis, als kalt, und Pech hinwiederum ſowohl wärmer, als ſchwärzer, als der Honig. Ich wundere mich aber, daß diejenigen, welche die Luft deswegen für kalt halten, weil ſie finſter iſt, nicht bemerken, daß ſie andere deswegen für warm anſehen, weil ſie leichte iſt. Denn die Dunkelheit hat gewis mit der Kälte keine ſo groſſe Verwandſchaft, als die Schwere und der Stillſtand. Es giebt viele Dinge, die ganz und gar ohne Wärme ſind, und deswegen doch einen Schein von ſich geben; es gibt aber keine kalten Sachen, die ſonderlich leicht ſind, und gerne in der Höhe ſchweben. Selbſt die Wolken ſchweben, ſo lange ſie dem Weſen der Luft am meiſten angehören, oben, ſo bald ſie aber in das Naſſe verwandelt werden, fallen ſie gleich herab, und verlieren wegen der bekommenen Kälte ihre Leichtigkeit nicht weniger, als ihre Wärme; ſo wie ſie im Gegentheil, wenn ſie wieder warm werden, ihre Bewegung auch wieder in die Höhe richten, und durch ihre Verwandlung in die Luft ihrer Natur nach aufſteigen. Was aber von dem Untergange eines Dinges angeführt wird, das iſt nicht einmal wahr. Denn alles, was untergeht, wird nicht in das ihm entgegengeſezte, ſondern von dem ihm entgegengeſezten, ſo wie das Feuer von dem Waſſer in Luft verwandelt. Anſchylus hat dahero nicht ſowohl tragiſch, als wahrhaftig von dem Waſſer geſagt:

Hemme das Waſſer, des Feuers Strafe!

Und Homerus hat den Vulkan dem Fluſſe, und den Apollo dem Neptunus mehr im phyſicaliſchen, als poetiſchen Verſtande in der Schlacht entgegengeſezt. Archilochus aber hat von denen, die der gegenſeitigen Meinung zugethan ſind, nicht übel geſagt:

Sie trug, auf Liſt bedacht, in einer Hand das Waſſer,
Und in der andern Feuer. ſ ſ ſ

Bei den Perſern war es die höchſte Bitte, die niemand abſchlagen durfte, wenn der Bittende Feuer nahm, und nach einem Fluſſe gieng, und drohete, daß er, wofern er ſeine Bitte nicht erhielt, das Feuer in das Waſſer werffen wollte. Denn er erhielt alsdenn ſein Suchen zwar gewis, allein er wurde auch, wenn er es erhalten hatte, wegen dieſer Drohung beſtraft, weil ſie ſelbige für unerlaubt, und wider die Natur hielten Auch das jedermann bekannte Sprichwort, **Feuer mit Waſſer vermiſchen**, welches von unmöglichen Dingen gebraucht wird, ſcheint zu bezeugen, daß das Waſſer dem Feuer zuwider ſey, und daß das leztere von jenem vertilget, und mit dem Auslöſchen beſtraft werde; nicht aber von der Luft, als welche ſein Weſen, wenn es verwandelt wird, auf- und annimmt.

nimmt. Denn wenn dasjenige, in welches etwas nach ſeinem Untergange verwandelt wird, ihm zuwider iſt, ſo ſcheint das Feuer der Luft noch weit mehr zuwider zu ſeyn, als das Waſſer. Denn ſie verwandelt ſich in Waſſer, wenn ſie zuſammengedrükt, in Feuer aber, wenn ſie aufgelöſet wird, ſo wie ſich das Waſſer hinwiederum durch die Auflöſung in Luft, durch das Gerinnen aber in Erde verwandelt; und dieſes, wie ich glaube, wegen der Verwandſchaft und Verbindung, in welcher es mit beiden ſteht, nicht aber, weil es beiden entgegengeſezt, und zuwider iſt. Die der gegenſeitigen Meinung zugethan ſind, mögen es erklären, auf welche Art ſie wollen, ſo machen ſie falſche Schlüſſe. Es iſt ferner ſehr ungereimt, wenn man ſagt, die Luft mache, daß das Waſſer gefriere, da man doch die Luft nirgends ſelber gefroren ſieht. Denn die Wolken, die kleinen und groſſen Nebel ſind keine gefrorne, ſondern nur zuſammengedrükte und nicht gewordene, wäſſerigte und mit vielen Dünſten erfüllte Luft. Trokne Luft aber, Luft, die ohne alle Feuchtigkeit iſt, leidet die Kälte auch nicht einmal dieſer Veränderung nach. Denn es giebt Gebirge, deren Gipfel bis in die reine und von aller Näſſe leere Luft reichen, die weder Wolken, noch Thau, noch Nebel haben, und daraus deutlich genug erhellet, daß die mit der untern Luft vermiſchte Näſſe und Kälte ihre Verdikung und Zuſammendrükung verurſache. Daß aber groſſe Flüſſe in der Tiefe nicht frieren, hat ſeinen hinreichenden Grund. Denn das oberſte von ihnen, das zugefroren iſt, läſt die Ausdünſtung nicht durch, und dieſe eingeſchloſſenen und zurükgetriebenen Dünſte ertheilen dem Waſſer unten in der Tiefe die Wärme. Es beweiſet dieſes der groſſe Dampf, welcher aus dem Waſſer in die Höhe ſteigt, wenn das Eis zergangen iſt. Aus eben dieſer Urſache ſind auch die Leiber der Thiere im Winter wärmer, weil ſie die Wärme, die von der äuſſerlichen Kälte in ſie hineingetrieben wird, innwendig bei ſich haben. Was endlich das Waſſer anbelangt, wenn es ausgeſchöpft und in die Höhe gehalten wird, ſo wird ihm dadurch nicht nur die Wärme, ſondern auch die Kälte benommen. Daher bewegen diejenigen den Schnee, oder das aus ihm gedrükte Waſſer ſehr wenig, welche beides ſehr kalt brauchen, denn aus beiden wird die Kälte von der Bewegung vertrieben. Daß nun dieſe Kraft nicht der Luft, ſondern dem Waſſer zukomme, kan man folgendermaſſen beweiſen. Zuerſt iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Luft, die nahe an dem Aether ſtößt, ſeine Oberfläche berührt, und wieder von einer feurigen und heiſſen Subſtanz berührt wird, eine ganz entgegengeſezte Kraft haben ſolte. Denn es iſt weder ſonſt an ſich möglich, da ſie von ihm berührt wird, und an den Gränzen mit ihm zuſammenhängt, noch der Vernunft gemäs, daß die Natur dasjenige, was untergeht, gleich an das angeordnet habe, was ihm den Untergang bringt, gerade, als ob ſie eine Uhrheberin des Krieges und Streites, nicht aber der Gemeinſchaft und Ubereinſtimmung wäre. Die Natur bedient ſich weder ganz einfacher, noch ſich widerſtreitender Dinge, ſondern beobachtet eine abwechſelnde geſezte Ordnung, vermöge welcher ſich die Dinge, wegen der in das Mittel geſtellte Gehülfen, nicht einander vertilgen, ſondern mit einander Gemeinſchaft haben, und einander unterſtüzen. Eben eine ſolche Beſchaffenheit hat auch die Luft bekommen. Sie iſt zwiſchen das Feuer und das Waſſer geſtellt, ſie theilet und ſammlet beide, und iſt an ſich ſelbſt weder kalt noch warm, ſondern eine gewiſſe Mäſigung und Unterhändlerin zwiſchen der Wärme und Kälte, die eine unſchädliche und geringe Vermiſchung von dem, was beide einander entgegengeſezte Weſen zu viel haben, angenommen hat. Hernach ſo iſt die Luft an allen Orten gleich, der Winter aber und die Kälte ſind nicht allenthalben gleich. Denn einige Theile des Erdkreiſes ſind überaus kalt und feuchte, andere aber, ſehr troken und heis; und dieſes nicht ſo von ohngefehr, ſondern weil die Kälte und Wärme eine Subſtanz haben. Der gröſte Theil von Lybien iſt ſowohl ſehr heis, als er ohne Waſſer iſt; und diejenigen, die Scytien, Thrazien und den Pontus durchſtrichen haben, erzählen, daß dieſe Länder voller groſſer Seen und tiefer Flüſſe ſind. Die Länder aber, welche an den groſſen Seen und Sümpfen liegen, ſind auch zugleich wegen der Ausdünſtungen des Waſſers die kalteſten. Die Meinung des Poſidonius, welcher die immer friſche und neue Luft auf den Sümpfen als eine Urſache der Kälte angibt, hebt die Wahrſcheinlichkeit der unſern nicht auf, ſondern vergröſſert ſie vielmehr. Denn es würde die friſche Luft nicht zugleich immer kälter zu ſeyn ſcheinen, wenn die Kälte ihren Urſprung nicht aus dem Waſſer gehabt hätte. Homerus hat alſo die Quelle der Kälte beſſer angezeigt, wenn er ſagt:

Doch aus dem Fluſſe gieng die Luft
ſehr kalt ⸗ ⸗ ⸗

Uberdis ſo betriegen uns auch die Sinne ſehr oft. Wenn wir z. E. kalte Kleider oder kalte Wolle anfühlen, ſo iſt es uns, als ob ſie nas wären; und dieſes kommt blos daher, weil beide einerlei Weſen, und mit einander verwande und verbundene Naturen haben. In den ſehr kalten Ländern zerſprengt die Kälte viele eherne und irrdene Gefäſſe; doch kein einziges, das leer iſt, ſondern lauter volle, weil das Waſſer durch die Kälte mit Gewalt heraus gedrükt wird. Theophraſtus ſagt zwar, die Luft zerbreche die Gefäſſe, und bediene ſich des Waſſers als eines Nagels dazu. Man ſehe aber zu, ob dieſes nicht vielmehr artig, als wahr geſprochen ſey. Denn ſonſt müſten mit Pech oder Milch angefüllte Gefäſſe noch weit eher von der Luft zerſprenget werden. Jedoch es ſcheinet, daß das Waſſer an ſich ſelbſt und urſprünglich kalt ſey. Denn es wird der Wärme des Feuers, in Anſehung der Kälte, ſo wie der Dürre, in Anſehung der Näſſe, und der Schwere, in Anſehung der Leichtigkeit entgegen geſezt. Das Feuer zertheilet und zerſtreuet alles, das Waſſer aber hält und bindet zuſammen, indem es durch die Kälte zuſammenzieht und in einander zwingt. Eben dieſes hat auch Empedokles gemuthmaſſet, wenn er das Feuer einen verderblichen Zank, das Waſſer aber eine zuſammenhaltende Freundſchaft nennt. Denn alles, was in das Feuer verwandelt werden kan, iſt eine Nahrung des Feuers. Es wird aber in ſelbiges verwandelt, was mit ihm verwand und ihm nicht zuwider iſt. Alles aber, was ſich gegen daſſelbe feindſeelig verhält, als das Waſſer, kan nicht verwandelt werden. Das Waſſer iſt nicht nur, daß ich ſo ſage, an ſich ſelbſt unverbrennlich, ſondern macht auch, daß grüne Bäume, friſches Gras und naſſes Holz ſehr ſchwer zu verbrennen ſind, und eine dunkle und ſchwache Flamme von ſich geben, weil ſie grün ſind, und wegen der Kälte wider die Wärme von Natur ſtreitet und feindſeelig handelt. Dieſe Gründe kanſt du nun, mein Phaborinus, in Erwägung ziehen und mit einander vergleichen. Jedoch Chryſippus, welcher die Luft deswegen für den Urſprung der Kälte annimmt, weil er ſie zugleich für finſter anſieht, erwähnet nur dererjenigen, welche ſagen, daß das Waſſer weiter von dem Aether entfernt ſey, als die Luft, und um etwas wider ſie vorzubringen, ſagt er:

> Auf ſolche Art könnte man auch behaupten, daß die Erde der Urſprung der Kälte ſey, weil ſie am allerweiteſten von dem Aether entfernt iſt.

Er verwirft alſo die Meinung als eine ganz abgeſchmakte und ungereimte. Ich aber bilde mir ein, daß es ſo unwahrſcheinlich und unvernünftig nicht ſey, die

Er⸗

Erde für den erſten Urſprung der Kälte zu halten. Ich will den Anfang meines Beweiſes von dem machen, welchen Chryſippus als den Hauptbeweis ſeiner Meinung anſieht. Und was iſt dieſes vor einer? Weil ſie der Urſprung der Finſternis iſt. Denn wenn er zwo ſich einander entgegen geſezte Kräfte nimmt, und glaubt, daß eine nothwendig aus der andern folge; ſo kan ich viele hundert Fälle anführen, in denen die Erde der Luft entgegen geſezt, und zuwider iſt, und aus welchen jemand dieſe Meinung ebenfalls folgern könnte. Denn die Erde iſt der Luft nicht nur darinn entgegen geſezt, daß ſie ſchwer, und dieſe leichte iſt, daß ſie ſich niederwärts ſenkt, und dieſe in die Höhe ſteigt, oder daß ſie dichte, und dieſe dünne, oder daß ſie langſam iſt, und ſtille ſteht, dieſe aber ſich ſehr geſchwinde und leichte bewegt: ſondern darinn, daß ſie am allerſchwerſten, und dieſe am allerleichteſten, daß ſie am allerdikſten, und dieſe am allerdünneſten, und endlich, daß ſie an ſich ſelbſt ganz und gar unbeweglich iſt, und beſtändig die mitlere Gegend einnimmt, dieſe aber ſich von ſich ſelbſt bewegt, und ohne Unterlas im Kreiſe herumgetrieben wird. Es iſt demnach gar nicht ungereimt, daß ſie derſelben auch, in Anſehung der Kälte, und der Wärme, entgegen geſezt ſey, da ſie es ihr in ſo vielen und ſo wichtigen Fällen iſt. Ja noch mehr. Das Feuer glänzet, die Erde aber iſt dunkel, und zwar das Dunkelſte, und am allerwenigſten leuchtende unter allen Dingen. Die Luft empfängt das Licht am allererſten, ſie wird leicht verändert, und wenn ſie einmal mit dem Glanze erfüllet iſt, ſo theilet ſie ihn wieder allenthalben aus; ja ſie wird ſelbſt ein glänzender Cörper. Denn die aufgehende Sonne, ſagt ein gewiſſer dithyrambiſcher Dichter:

Erfüllet alſobald das groſſe Haus
Der Winde, die die Luft durchſtreichen.

Durch ſie bekömmt die See und das Meer ſeinen Antheil Glanz, und die Boden der Flüſſe geben einen Widerſchein, in ſo weit ſie von der Luft berührt werden. Nur die Erde bleibt unter allen Cörpern beſtändig finſter, und wird weder von den Stralen der Sonne, noch des Mondes, durchdrungen. Sie wird zwar von beiden erwärmt, und läſt einen geringen Theil von ſich durch die hineinziehende Wärme lauligt werden; allein den Glanz läſt ſie ihrer Feſtigkeit wegen nicht in ſich hinein, ſondern wird nur auf der Oberfläche herum erleuchtet. Ihr Inwendiges wird dahero die Nacht, das Chaos, und der Abgrund genannt; und der Erebus iſt nichts anders, als der Schatten, der, dem Lichte der Sonne entgegen ſtehenden-Erde iſt. Denn eben ſo, wie die Luft von der Sonne mit Lichte erfüllet wird, ſo wird ſie von der Erde mit Finſternis erfüllet, und der Theil von ihr, der kein Licht hat, macht, daß es eben ſo weit und ſo lange Nacht iſt, ſo weit und ſo lange ihn der Schatten der Erde bedeket. Daher bedienen ſich die Menſchen der äuſſerlichen Luft auch bei der Nacht, und viele Thiere gehen bei derſelben auch in der Finſternis auf die Weide: weil ſie noch von einigen Fusſtapfen des Lichts, und von einigem Ausfluſſe des Glanzes untermenget iſt. Die Luft hingegen, welche ſich in den Häuſern und unter den Dächern befindet, und allenthalben von der Erde umgeben iſt, iſt ganz und gar ſtok finſter, und ohne Licht. Auch die Häute und Hörner der Thiere laſſen, ſo lange ſie ganz ſind, wegen ihrer Dichtigkeit, den Schein nicht durch, ſo bald ſie aber zerſchnitten und glatt gemacht werden, werden ſie auch, weil ſich alsdenn die Luft mit ihnen vermiſchet, durchſichtig. Ich glaube auch, daß die Poeten die Erde deswegen hin und wieder ſchwarz nennen, weil ſie ſo ſehr finſter, und alles Lichtes beraubet iſt. Man ſieht alſo, daß der Streit des Finſtern, gegen das Glänzende, aus welchem man ſo viel Weſens macht, ſich mehr bei der Erde, als bei der Luft befinde. Jedoch dieſes trägt zu der Entſcheidung der gegenwärtigen Frage nichts bei. Denn wir haben gezeigt, daß viele Dinge glänzen, und doch kalt ſind, ſo wie wir im Gegentheil viele dunkle und finſtere Dinge antreffen, die doch dabei warm ſind. Folgende Kräfte, als die Schwere, der Stilleſtand, die Dichtigkeit und die Unbeweglichkeit, haben mehr Verwandſchaft mit der Kälte; und von dieſen allen beſizt die Luft gar keine, die Erde ſie aber alle in grüſſerem Grade, als das Waſſer. Die Empfindung lehrt es uns auch, daß dasjenige, was ſehr kalt iſt, zu gleicher Zeit auch hart ſey, und hart mache, und einen Widerſtand thue. Theophraſtus erzehlet, wenn man erfrorne Fiſche auf die Erde fallen lies, ſo zerbrechen und zerfielen ſie in Stüke, wie Glas, oder irrdene Gefäſſe. Du wirſt auch ſelbſt, mein Phaborinus, zu Delphos gehöret haben, daß dererjenigen, die auf den Parnas geſtiegen, um den Thyadern, welche von einem gewaltigen Winde und Schnee überfallen waren, Hülfe zu leiſten, ihre Röke durch den Froſt ſo hart, wie Holz, geworden, und wenn ſie ſie ausbreiten wollen, zerbrochen und in Stüken gegangen ſind. Die gar heftige Kälte macht auch durch ihre Härte die Sehnen unbeweglich, und die Zunge ſtumm, indem ſie die weichen Theile des Cörpers zuſammenziehet, und ſtarr machet. Da nun dieſes alles augenſcheinlich iſt, ſo bemerke ferner: Eine jede Kraft beſizt, wenn ſie die Oberhand behält, die Eigenſchaft, daß ſie dasjenige, was von ihr bezwungen iſt, in ſich ſelbſt verwandelt. So wird dasjenige, deſſen ſich die Wärme bemächtiget, angezündet; und dasjenige, deſſen der Wind mächtig wird, in Luft verwandelt, und was in das Waſſer fällt, durchaus nas, wofern es nicht demſelben entrinnt. Es iſt demnach nothwendig, daß dasjenige, was recht ſehr kalt wird, in das erſte kalte verwandelt werde. Nun ſtehet aber der gröſte Grad der Kälte in dem Froſte. Der Froſt aber verſteinert, wenn die Kälte völlig die Oberhand behält, und wenn alle Wärme vertrieben, und alle Feuchtigkeit gefroren iſt. Daher iſt auch die Erde in ihrer Tiefe lauter Eis und Cryſtall, wenn ich ſo ſagen darf. Denn die Kälte wohnet daſelbſt ohne alle Vermiſchung, ohne von etwas erweicht zu werden, und am ferneſten von dem Aether vertrieben. Empedokles meinet zwar, daß dieſe ſichtbaren Theile der Erde, die Klüfte, Steinklippen und Felſen, von dem Feuer, das in der Tiefe der Erde brennt, unterhalten, und geſtüzt würden; allein man ſieht vielmehr deutlich, daß ſie von der Kälte zuſammengezwungen und hart gemacht ſind, nachdem die Wärme aus ihnen vertrieben und verſchwunden iſt. Denn die Kälte macht eines mehr, das andere weniger hart, dasjenige aber am härteſten, darinn ſie zuerſt geweſen iſt. Wie nun aber, wenn die Wärme leichte, und die Feuchtigkeit weich macht, dasjenige, was am wärmſten iſt, auch am leichteſten, und dasjenige, was am feuchteſten iſt, auch am weichſten ſeyn mus, ſo mus auch nothwendig, wenn die Kälte zuſammenbakt, dasjenige, was am kälteſten iſt; auch am meiſten zuſammengebaken ſeyn, und was iſt dieſes anders, als die Erde? Was aber das kälteſte iſt, das iſt auch gewis der Urſprung der Kälte. Eben dieſes iſt auch aus der Empfindung klar, Denn der Koth iſt weit kälter, als das Waſſer, und das Feuer löſchet man mit darauf geſchütteter Erde aus. Die Schmiede ſtreuen geriebenen Marmor, oder andern Stein unter das glühende und weich gemachte Eiſen, wenn ſie den gar zu groſſen Flus deſſelben hemmen, oder es kalt haben wollen. So kühlet auch der Staub, der Fechter ihre Cörper ab, und vertreibt den Schweis. Ja was bedeutet die Gewohnheit, da wir jährlich unſere Zimmer und Wohnungen verändern, und den Winter über in die am weiteſten von der Erde gebauten oberen Stokwerke fliehen, den Sommer aber uns wieder herunter in die Tiefen begeben, in ſelbigen eine bequeme Zuflucht ſuchen, und unſern Aufenthalt mit Vergnügen in den Armen der Erde aufſchlagen? Thun wir dieſes nicht, weil uns die Empfindung lehret, daß es auf der Erde kalt ſey, und weil wir wiſſen, daß ſelbige der Natur nach, der Urſprung der Kälte ſey? Der Aufenthalt an dem Meere des Winters über, iſt ebenfalls gewiſſer maſſen eine Flucht vor der Erde, die wir ſo viel als möglich, ihrer Kälte halber verlaſſen, und uns mit der Seeluſt, welche warm iſt, bekleiden. Im Sommer aber ſehnen wir uns, der Hize halber, wieder nach der Landluft, nicht, weil ſie an ſich ſelbſt kalt iſt, ſondern, weil ſie von dem was ſeiner Natur nach kalt, und die Quelle der Kälte iſt, entſproſſen, und gleichſam in die Kraft, die ſich in der Erde befindet, wie Eiſen in das Waſſer, eingetaucht iſt. Unter allen Flieſſenden iſt dasjenige, welches von den Felſen und Bergen herabrinnt, und unter dem Brunnenwaſſer, das, welches in den tiefſten iſt, das kälteſte. Denn mit dem lezteren kan ſich der Tiefe wegen keine äuſere Luft vermiſchen, und jenes kömmt aus reiner und ungemiſchter Erde heraus. So iſt das Waſſer bei dem Gebirge, Tannarus, welches der Styx genannt wird, und das ganz ſparſam von dem Felſen herabläuft, ſo entſezlich kalt, daß es in keinem andern Gefäſſe, auſſer in ſolchen, die aus dem Hufe eines Eſels gemacht ſind, aufbehalten werden kan, ſondern alle andere zerbricht und zerſprenget. Auch von den Aerzten hören wir, daß die Erde ihrer Art nach zuſammen ziehe und kalt mache. Sie zehlen viele Metalle, denen ſie in der Arzeneikunſt eine dikmachende und zuſammenziehende Kraft beilegen. Denn das Element der Erde kan weder zerſchnitten, noch bewegt werden, noch eine Abnahme leiden; es hat keine Schärfe, und kan weder weich noch flüſig gemacht werden, ſondern iſt, wie ein Würfel, ſo feſte und unbeweglich. Daher beſizt es ſowohl Schwere, als Kälte, indemes, weil es eine Kraft hat, die Feuchtigkeiten gerinnend zu machen, und ſie zuſammen zu zwingen, in den Cörpern wegen der Ungleichheit Schauer und Zittern verurſacht. Wenn es aber völlig die Oberhand behält, und die Wärme ganz und gar vertilget und ausgelöſcht iſt, verurſacht es eine ganz erfrorne und erſtorbene Beſchaffenheit. Es kan alſo die Erde entweder ganz und gar nicht, oder doch ſehr langſam, und mit vieler Mühe verbrannt werden. Die Luft hingegen gibt öfters aus ſich ſelbſt Flammen, und flieſſet und blizt, wenn ſie entzündet wird. Die Wärme aber bedienet ſich der Näſſe zur Nahrung. Denn nicht die feſten, ſondern die naſſen Theile des Holzes ſind verbrennlich, und wenn dieſe ausgetroknet ſind, ſo bleiben die feſten und troknen Theile, übrig, und werden zur Aſche. Diejenigen richten nichts aus, welche ſich zu zeigen bemühen, daß auch die feſten Theile verwandelt und verzehrt werden könnten, und ſie deswegen mit vielem Oele und Fette begieſſen und vermiſchen; denn wenn das Fette ausgebrannt iſt, ſo bleiben doch noch allezeit die Erdtheile übrig. Die Alten haben die Erde daher, weil ſie nicht nur ihrem Orte nach unbeweglich, ſondern auch ihrem Weſen nach unveränderlich iſt, und jederzeit in der Wohnung der Götter bleibt, Heſtia oder Veſta genannt, von ihrem Stillſtande, und ihrer Dichtigkeit, deren Band die Kälte iſt, wie der Naturkündiger Archelaus ſagte, weil ſie nichts aufzulöſen, oder weich zu machen im Stande iſt, indem ſie weder warm, noch laulicht gemacht werden kan. Diejenigen, welche ſagen, daß ſie zwar empfunden hätten, daß die Luft und das Waſſer kalt ſey, nicht aber die Erde, ſehen nur auf die näheſte Erde, welche mit Luft, Waſſer, Sonne und Wärme angefüllt, vermiſcht und zuſammen geſezt iſt. Dergleichen Leute ſind in nichts von denen unterſchieden, welche behaupten, daß nicht der Aether der Urſprung der Wärme ſey, ſondern heiſſes Waſſer, und glüendes Eiſen. Weil ſie dieſes berühren und fühlen, die Empfindung des erſteren, reinen, himmliſchen Feuers aber nicht durch das Gefühl erhalten: ſo wie auch dieſe die Beſchaffenheit der Erde in der Tiefe nicht empfinden, die man doch vornemlich für die rechte Erde zu halten hat, weil ſie daſelbſt von allen andern abgeſonderſt iſt. Es dienen hier auch die Felſen zum Beweiſe dieſer Meinung, welche eine groſſe beinahe unerträgliche Kälte aus der Tiefe heraus bringen. Diejenigen dahero, welche einen kalten Trunk verlangen, werfen Kieſelſteine in das Waſſer: denn dieſes wird durch die Kälte, die aus den Steinen ganz friſch und lauter heraus fährt, dichter und ſchärfer gemacht. Man mus demnach wiſſen, daß wenn die alten Weiſen und Gelehrten glaubten, daß die himmliſchen mit den Erdtheilen nicht vermiſcht wären, ſie nicht ſowohl auf die Orter, was gleichſam auf einer Wage unten oder oben ſchwebte, ſahen, als vielmehr auf den Unterſchied der Kräfte. Denn das Warme, das Glanzende, das Geſchwinde und Lichte, theilten ſie der unſterblichen und ewigen Natur zu, das Finſtere, Kalte und Träge aber hielten ſie für das, eben nicht gar zu glükſeelige Loos der Verſtorbenen und der Unterirrdiſchen Gegenden. Auch die Cörper der Thiere genieſſen nur der Wärme und des Lebens ſo lange, als ſie Athem holen, und, wie der Poet ſagt, grünen: ſo bald ſie aber deſſen verluſtig gegangen ſind, bemächtiget ſich ihrer die Kälte und der Froſt völlig, weil die Wärme, der Natur nach, in allen andern Dingen viel eher bleibt, als im den Erdtheilen.

Vergleiche nun dieſes, mein werthester Phaborinus, mit dem, was andere davon geſagt haben. Und wenn du ſiehſt, daß ihm weder alle Wahrſcheinlichkeit fehle, noch auch, daß es derſelben gar zu viel habe, ſo gieb allen Meinungen ihren Abſchid, und glaube, daß es einem Weltweiſen viel anſtändiger ſey, bei ungewiſſen Säzen mit ſeinem Beifalle an ſich zu halten, als ihnen denſelben gleich blindlings zu ertheilen.

M. Agricola.

Ob man die Juden mit gutem Gewiſſen aus einem Lande oder Staat vertreiben könne?

Dieſe Frage wird von einigen mit Ja-, von andern aber mit Nein beantwortet, bei denen wir uns jezo nicht aufhalten, viel weniger uns zum Richter darüber aufwerfen, ſondern nur ſo viel melden wollen, daß viele Könige gar kein Bedenken getragen haben, die Juden aus ihren Staaten zu verbannen. Alſo meldet Tacitus lib. 2. Annal. von dem Kaiſer Tiberio, daß er denen Ueberwundenen die egyptiſchen und jüdiſchen Gebräuche, ſo eines Aberglaubens waren, wie auch die Kirchenkleider mit allem Werkzeuge zu verbrennen befohlen habe. So haben auch Ferdinandus und Iſabella die Mohren und Juden aus Spanien, Neapolis aus dem Herzogthum Mailand, die Könige von Frankreich aus Frankreich vertrieben; und aus Engelland ſind ſie zur Zeit des Königs Eduards I. weggeſchaft worden, wie hiervon Polydorus Virgilius lib. 17. Hiſt. Angl. Nachricht giebet. Ferner ſind ſie aus denen Königreichen Schweden und Dännemark vertrieben worden, wiewohl an dem leztern Orte noch einige geduldet werden. Hingegen leidet man keine in Portugall, wie auch in Oſt- und Weſtindien, wo die holländiſche oſtindianiſche Compagnie herrſchet, wie nicht weniger in denen Engliſchen Colonien in America. In ganz Sachſen findet man auſſer denen Meſſen keine, wie auch in dem Würtembergiſchen, Braunſchweigiſchen u. ſ. w. Und wie ſie zu unſern Zeiten aus manchem Ort verjagt worden, ſolches iſt ſo bekannt, daß es eine unnöthige Arbeit wäre, uns dabei aufzuhalten.

Hingegen gibt es in Teutſchland an vielen Orten nicht wenig, wie auch in Böhmen, und inſonderheit zu Prag, Pohlen, Lithauen, und Polniſchneuſtein; nicht aber in Rusland. Ferner werden ſie in Italien angetroffen; ihre gröſte Niederlage aber haben ſie in Griechenland, Conſtantinopel, Adrianopel, Theſſalonich und Smirna, allwo über 800000. ſeyn ſollen; die meiſten aber ſind zu Aleppo, Tripoli, Damaſco, in der Inſul Rhodus, in Arabien, zu Alexandria, Cairo, Algier und Tunis. Eine nicht geringere Menge findet man in denen Fezmarocciſchen Reichen, in welchen ſie aus Spanien und Portugall mehrentheils gewichen, da ſie von denen Königen Ferdinand und Emanuel vertrieben worden. Endlich ſind auch in Holland, allwo alle Religionen geduldet werden, eine groſſe Menge Juden, allwo ſie groſe Capitaliſten ſeynd, abſonderlich die ſogenannten portugieſiſchen Juden; Und die Weſtindiſche Compagnie geduldet ſie in ihren americaniſchen Ländern, maſſen die Juden die anſehnlichſten Colonien in Guiana oder der wilden Cüſte in America, abſonderlich aber zu Aperwake beſitzen, und daſelbſt groſſe Plantagen an Zuker und Tabac haben.

Inſonderheit aber iſt Pohlen ſchon von ſehr langen Zeiten her eine Zuflucht der Juden geweſen, maſſen ſie ſich ſchon von etlich hundert Jahren her groſſer Privilegien und Freiheiten zu erfreuen gehabt, ſo ſie an andern Orten nicht gefunden gehabt haben. Dieſe groſſe Freiheiten aber erhielten ſie von dem polniſchen Könige Caſimiro Magno, weil er, wie Cromerus lib. 12. Hiſt. Pol. erzehlet, eine ſchöne Jüdin, Namens Eſther zur Concubine hatte, welche denen Juden groſſe Vorzüge zuwege gebracht, welche hernach der Herzog Bolerlaus beſtättiget hat: Es iſt aber kaum zu glauben, daß ſich ein ſo guter König eines ſo gottloſen Beiſchlafs ſolte bedienet haben. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo iſt doch gewis, daß ſich die Juden in Pohlen noch heutiges Tages groſſer Freiheiten zu erfreuen haben, ob ſie ihnen ſchon zimmlich beſchnitten worden.

Jedoch ſind ſie an dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti zu Cracau in groſſer Gefahr, indem alsdenn ein jeder Jude von denen Studenten ungeſtraft hingerichtet werden darf, wie ſolches vor einigen Jahren, und hernach auch zu Reiſchlemberg geſchehen. Man rühmet ſich deswegen

gen eines alten Privilegii, vermöge deſſen, ſolches erlaubt werde. Allein man kan nicht ſehen, wie ein ſolches Privilegium ſtatt haben könne. Denn ob ſchon nicht zu läugnen, daß die Juden der Chriſten abgeſagte Feinde und Blutigeln ſeynd, und viele davor halten, es wäre am beſten, wenn man ſie gar nicht gedulte, ſo kan man ſie doch an denen Orten, wo ſie Schuz zu genieſſen haben, auch nicht wohl geſtatten, daß man ſo übel mit ihnen verfahre; vielmehr iſt man verbunden, ſie, wo man ſie ſchon einmal aufgenommen, zu gedulden, und ihnen den verſprochenen Schuz und Sicherheit angedeien laſſe, welcher Meinung nebſt ſehr vielen andern, auch der bereits angezogene D. Kniepſchild iſt. Dannenhero lies auch Anno 1712. im Febr. der Gouverneur zu Rom ein Patent publiciren, worinnen bei groſſer Strafe verbotten wurde, denen Juden, welche bisher von dem gemeinen Mann viel hatten erdulden müſſen, übel zu begegnen. Dergleichen geſchahe auch vor einigen Jahren zu Wien, allwo ſie vor denen Studenten und andern nicht gar ſicher waren, indem man ſie zu plündern ſuchte. Da doch dieſes eine der freien Künſte befliſſene ganz unanſtändige Sache, welche Künſte doch die groben Sitten höflich machen ſolten. Denn dis iſt ein abſurdes Argument. **Dieſer iſt ein Jude / derowegen darf ich ihn plündern / oder wohl gar tod ſchlagen.** Gleichwohl dürfen es die Studenten zu Cracau an dem Feſte der Himmelfahrt Chriſti thun. Aber warum verjagt man ſie nicht lieber gar aus dem Königreiche? Allein ſolches kan nicht wohl geſchehen, dieweil ſonſten die Anzahl der Einwohner um ein groſſes geſchwächt werden würde. Zudem würden ſie, wenn man ſie verjagen wolte, viele Reichthümer mit ſich aus Pohlen ſchleppen, und denen polniſchen Einwohnern und Chriſtlichen Kaufleuten vielen Schaden zufügen, indem die meiſten mit der Chriſten Geld und Waaren handeln.

Indeſſen iſt es gewis, daß die Juden denen Pohlen in vielen Stücken ſchädlich ſeyn, wie es denn unter andern eine Sache von böſer Conſequenz iſt, daß denen Juden in Pohlen die Zölle verpachtet werden; daher ſie eine reiche Ernde und Gelegenheit bekommen, der Chriſten Güter und Einkünfte durch unrechtmäſigen Wucher und Betrügereien an ſich zu ziehen. Es ſind auch die Coſaken aus keiner andern Urſache vor einigen Jahren rebelliſch werden, als weil man ſie durch Gewaltthätigkeiten und ungemein groſſen Geiz der Juden faſt erdruket hat, und es haben ſich dieſelben ſchon vorher auch deswegen empöret. Dieſes hat Chmitteniky in einem an den König Uladislaum IV. abgelaſſenem Schreiben bezeiget, daß nemlich die Coſaken die unerträgliche Plakereien derer Juden nicht länger hätten ertragen können, wie ſolches Joachim Paſtorius l. 1. bell. Scyth. Coſſar. erzehlet.

Dannenhero ſind auch die polniſche Juden nicht allein mit ſchweren Contributionen belegt worden, ſondern, ſie müſſen auch noch überdis alle Jahr ein groſſes Kopfgeld geben, und zu des Reichs Schaze liefern, welches auf dem Reichstag Anno 1683. auf 105000. fl. geſezt worden, und in Lithauen zum öftern 24000. fl. beträgt. Dieſe Summe wird zuweilen erhöhet, wie denn nun erſt vor nicht gar zu langen Jahren denen Juden in denen Conſtitutionen auferlegt worden, noch 5000. Preuſiſch über ihr ordentliches Kopfgeld zu bezahlen.

Bei allen dieſen Drangſalen haben ſich doch die Juden in der Welt ſo ſehr angehäuffet, daß einige Hiſtorici (qua fide, neſcio) durchaus behaupten wollen, es wären heutiges Tages noch eben ſo viel Juden in der Welt, als vor Zeiten in Canaan geweſen wären, worüber man ſich billig zu verwundern hat, wenn man bedenket, was vor entſezlichen Niederlagen, Verfolgungen und Maſacren ſie unter etlichen römiſchen Kaiſern unterworfen geweſen. Denn es melden die Geſchichtſchreiber, daß viele 100000. Juden nur in einem Kriege umkommen wären, ohne der Maſacren und Verfolgungen zu gedenken, die ſie in der Türkei, und allen Chriſtlichen Ländern haben ausſtehen müſſen. Es heiſt alſo von ihnen recht, wie Horatius bei einer andern Gelegenheit ſagt:

Duris uti lex tonſa bipennibus
Nigræ feraci frondis in Algido,
Per damna, per cædes ab ipſo
Ducit opes, animumque ferro.

Die Rabbiner bedienen ſich ihrer Gewohnheit nach, einer zimmlichen Hyperbole, wenn ſie ſagen, es könnten dieſe Maſacren von dem Blut ihrer ſogenannten heiligen Nation ein ganzes Meer formiren, ſo ſich weit über eine Meile Weges erſtrekte.

So wunderbar nun die Menge der Juden, ſo merkwürdig iſt auch ihre Zerſtreuung, indem ſie ſich in Orient, China, Indien, Europa, Africa, und America überal ausgebreitet haben.

So hat man ſich auch nicht weniger zu verwundern, wenn man bedenket, wie feſt ſie an ihr Geſez halten, ungeachtet ſie überal, wo nicht verfolget, doch wenigſtens verachtet, oder ſonſten gedrukt werden, und da ſie, welches am meiſten zu verwundern, in groſſer Menge von ihrem Glauben abgefallen ſind, als ſie noch unter ihren eigenen Königen in Canaan lebten.

Wenn wir aber die Urſache unterſuchen, ihrer Menge, ſo halte davor, daß dieſes viel dazu contribuiret, weil ſie keine Waffen tragen, oder im Kriege dienen dürffen, worinnen ſo viel tauſend Menſchen umkommen, und ſodann auch weil ſie alle eine groſſe Begierde zum Heirathen haben, daher ſich auch die Mannsperſonen gar oft verehligen, ehe ſie noch einmal das zwanzigſte Jahr erreicht haben, indem ein jeder in der betrüglichen Hofnung lebet, daß der Meſſias aus ſeinen Lenden entſprieſſen könnte. Dannenhero halten ſie auch den eheloſen Stand, vor einen von GOtt verfluchten und verhaſten Stand.

2) Die Urſache ihrer Zerſtreuung mag wohl ſeyn, weil ſie der Verfolgung und des Herumziehens ſchon gewohnt ſeyn, maſſen ſie ſchon damalen, als noch ihr Tempel ſtande, zum öftern aus ihrem Lande getrieben, und überal zerſtreuet wurden, um nur ihr Leben zu retten. Zudem treibet ſie ihr Handel überal zu Waſſer und Land herum, und, weil keiner einem Amte unter denen Chriſten vorzuſtehen fähig iſt, ſo hat er auch nicht nöthig, allezeit an einem Orte zu bleiben. Dieſe Zerſtreuung hätte gar oft ihrem irrigen Glauben einen ſehr groſſen Stos geben können, wenn ſie

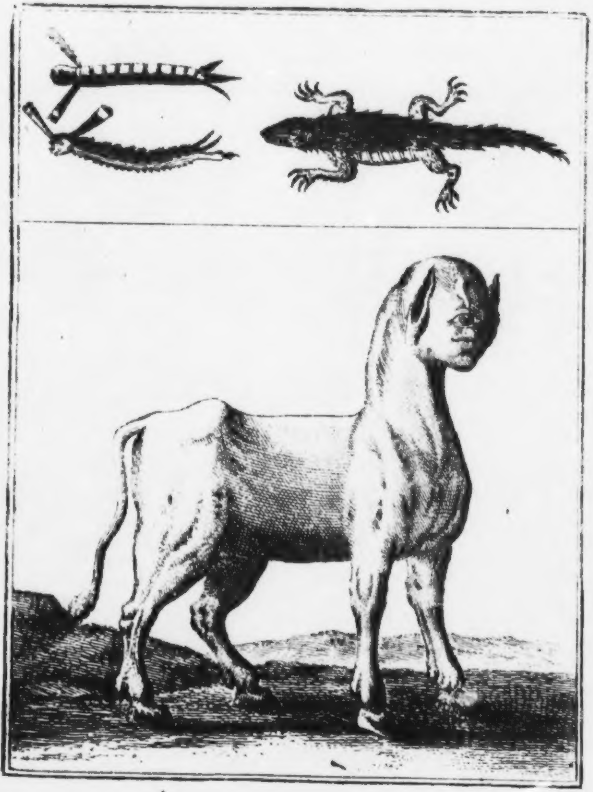
3) Nicht ſo ſehr an ihr Geſez hielten, wie ſcharf und ſtreng auch daſſelbige iſt. Und hierzu thut viel, daß ſie alle unter einem Corpore leben müſſen, und ſich nicht anders, als unter einander verheirathen dürffen. Hierzu kommt noch, daß ihnen ihr Geſez nicht erlaubt, alles ohne Unterſchied zu eſſen, und zu trinken, welches verurſachet, daß ſie bei andern Religionen keine beſſere Lebensart ſuchen, und wodurch ſie folglich an dem Chriſtenthum verhindert werden. Doch ſind die Juden, welche jeziger Zeit in Lithauen; Conſtantinopel, Algier und an verſchiedenen andern Orten in Orient leben, was ihre Glaubensartikel anbelanget, in 2. Theile oder Secten eingetheilet. Diejenigen, welche man Rabbiner nennet, halten ſich gar ſtark an die Traditiones, von denen, ihrer irrigen Meinung nach, GOtt ſelbſten der Verfaſſer, und ſie dem Moſes auf dem Berg Sinai eben ſowohl, als die Tafeln des Geſezes gegeben habe. Sie ſezen ferner hinzu, das geſchriebene Geſez gleich einem Leib ohne Seele, und es müſſe ſolches erſt von der Tradition belebet werden, anderen dergleichen Lehren mit Stillſchweigen zu übergehen, wovon man einen Tractat ſchreiben könnte, wenn man ſich nicht an ein ſo enges Spatium binden müſte. Es mag alſo vor dismal genug ſeyn.

Beſchreibung der Misgeburt von einem Schaaf.

Die andern Figuren ſtellen den Caffeewurm, und andere den Caffeebaum ſchädliche Thiere vor, welche öfters ſowohl der Frucht als dem Baum heftig ſchaden ſollen.

Wenn nichts in der Natur zu finden, daß die Ordnung ihrer Geſeze beobachtet, ſo darf ſie kein Unordnung und Unvermögen beſchuldigen, wenn ſie einige Misgeburten hervorbringt, dieweil ſie von ihren gewöhnlichen Geſezen abzuweichen ſcheinet, indem ſie ſolche mangelhafte Individua hervorbringt, als dieſe allhier, ſo die Geburt eines Schaafes vorſtellet. Es hat uns die Natur durch einen ſo ſonderbaren Umſtand zu verſtehen gegeben, daß ſie, wenn ſie will, in Hervorbringung der Thiere Wunder thun kan, indem ſie unterſchiedene Arten dererſelben entweder durch die Kraft ihrer Fantaſie oder Einbildung zeiget.

Die Misgeburt, deſſen Geſtalt allhier zu ſehen, wurde den 26. Auguſt. zu Buenos Aires zur Welt gebracht, und alle diejenige, ſo dieſelbige geſehen, haben an ihr etwas ſo einem Knaben, einem Pferde, und einem Kalbe ähnlich geweſen, nicht genug bewundern können. Jch begehrte es demnach an demjenigen, der mir es zeigte, damit ich alle Theile deſſelben recht unterſuchen, und einen getreuen Bericht davon erſtatten könne; allein er wolte es nicht von ſich laſſen. Jch unterſuchte es alſo ganz nahe, und zeichnete die vornehmſte Theile davon ab; ohne daß er es gemerket hätte. Sobald ich nun wieder auf mein Zimmer kame, thate ich diejenige Theile, ſo ich von dieſer Misgeburt noch im Sinn hatte, vollends hinzu, und entwarf es endlich in ſeine natürliche Farbe. Dieſes Ungeheuer ware 11. Zoll lang, hat auf dem Kopf ein Haar, ſo eben verwachſen ware, und der übrige Theil des Leibes war eine glatte fleiſchfarbene Haut, woraus



zu ſpüren, daß es vor der gehörigen Zeit zur Welt gebohren worden. Es hatte einen Menſchenkopf, deſſen Hirnſchale rund war. Aus dem obern Theil der Stirn gieng ein fleiſchichtes Horn, welches unterwarts hienge, und ein wohlgebildetes Ochſenauge verborgen, das mitten im Geſicht ſtande, wobei ſonſt die Naſe zu ſeyn pflegte, und endigte ſich ein wenig an der obern Lippe. Doch zeichnete ich es nicht ſo lang, als es wore, damit ich das Auge dieſer Misgeburt nicht verbergen darf. Die Stirn war vollkommen wohl gebildet; es hatte keine Naſe, das Maul ware wie bei uns, ingleichem das Kien; Die Ohren auf der Seite wie bei einem Pferde, wie auch der Hals, und der übrige Theil des Leibes ware nicht viel von einem Kalbe unterſchieden. Die Figur, die ich hier vorſtelle, ſo nach dem Original geſtochen, zeiget ſeine ganze äuſſerliche Geſtalt.

Ich hielte aus der Beſchaffenheit des Kopfs davor, daß wenn auch dieſes Ungeheuer zu rechter Zeit wäre gebohren worden, es doch nicht lange würde gelebt haben, dieweil es, da ihm die Naſe fehlte, keine rechte Luft hatte. Es iſt wahr, daß man nicht weis, warum es die Natur, als ein berühmter Naturaliſte, nicht damit verſehen habe. Dieſen Mangel hat ſie durch etwas anders erſezen können, welches ich vielleicht würde gefunden haben, wenn dieſe Misgeburt in meiner Gewalt geweſen wäre, und ich es anatomirt hätte. Das Schaf brachte es tod zur Welt, und es war ſo klein, daß man es gar wohl vor eine unzeitige Geburt erkennen konte.

Ob der Himmel vor die Menſchen mehr Nuzen in die Thiere, als Bäum und Früchte gelegt habe?

Ich halte dieſes vor eine curioſe und überflüſige Frage: Ob GOtt denen Leuten in warmen Ländern mehr Güte und Liebe erwieſen, als in denen kalten, weil ſie mehr Uberflus, Reichthum und Annehmlichkeit in allen Dingen haben, als dieſe? indem ja der heil. David ſchon längſten den Ausſpruch gethan, daß GOttes Güte, ſo weit reiche, als der Himmel iſt; Und ſeine Wahrheit, ſo weit die Wolken gehen. So machet auch dieſes keinen Vorzug in der Liebe GOttes, daß andere reicher und glükſeeliger, maſſen ſolches mehr ein Zeichen der Gottloſen iſt, als denen GOtt auch nach Davids Ausſpruch den Bauch mit ſeiner Güte füllet, welche die Fülle haben, und ihr Gut ihren Kindern laſſen. Dennoch aber iſt nicht zu leugnen, daß die in der heiſſen Zona, und nächſt an derſelben liegende Länder viel edler an Thieren und Früchten und mit gröſſerer Herrlichkeit begabet ſeyn, als die kalten oder dieſe, worinnen wir wohnen. Abſonderlich aber erzeiget ſich der Vorzug der warmen Länder in der unbeſchreiblichen Menge, den Nuzen und der Zierde der Bäume und Früchte, worüber man ſich nicht zu verwundern, indem die Sonne als die Gebährerin derer vegetabiliſchen, oder wachſenden Cörper, allda am mächtigſten iſt, und perpendiculariter oder ſtark wirket, da ſie hingegen ſolches bei uns nur oblique oder ſchwach verrichtet. Daher will ich vielmehr allhier dieſe Frage erörtern:

Ob GOtt vor die Menſchen mehr Nuzen in die Thiere oder aber in die Gewächſe und ſonderlich in die Bäume geleget habe? welches leztere ich daher zu behaupten ſuche, weil 1) ſolches Geſchöpfe ſeyn, die vor andern in die geſeegnete und vortrefliche Climata gehören; 2) weil der Menſch ſeine zeitliche und ewige Glükſeeligkeit anfangs durch unzeitige Genieſſung der Baumfrucht verlohren, er ſich dadurch in ſeinem Jammerſtand einigermaſſen wieder erquiken kan. 3) Erweiſet ſolches einiger Bäume unbeſchreibliche Nuzbarkeit, indem der Menſch alles, was er zu ſeinem Leben nöthig hat, davon nehmen kan. Alſo iſt z. E. der in Oſtindien wachſende Cocosbaum von einem unbeſchreiblichen Nuzen, indem er Holz zum Bauen, und Nüſſe zu Kleidern, Speiſe- und Trinkgeſchirr gibt. Daher er auch denen Indianern nüzlicher iſt, als bei uns einem Bauren ſeine Kuhe, und gleichwohl nicht ſo groſſe Wartung und Futter vonnöthen hat. So iſt auch der Saft der Cocosnüſſe eine rechte Arzenei vor viele Krankheiten. Den Kern der Nus kan man an ſtatt des Brods brauchen, auch die Brühen damit ſchmakhaft machen, und er führet ein Oel mit ſich, welches man zum Brennen brauchet. Von denen Blättern dieſes Baumes werden die Häuſer der Indianer gedekt, Hüte vor Männer und Weiber gemacht, ingleichem ſtatt des Papiers gebrauchet. Wieder anderer Dinge nicht einmal zu gedenken.

So iſt auch die Aloe von einem unbeſchreiblichen Nuzen, und von dreierlei Art. 1) Das Paradisholz, welches wegen ſeines vortreflichen Geruchs ſehr theuer iſt. 2) Das Gummialoe, und 3) Die Pflanze Aloe. Dieſes Gewächſe brauchet man an ſtatt des Holzes, und deſſen Blätter zur Deke, Papier, Schuh, Leinwad, ihre Spizen aber an ſtatt deren Nägel und Nadeln. Aus ihrem Safte machet man Wein, Zuker, Honig und Eſig, aus der Wurzel Seile und Strike, und aus denen diken Adern der Blätter und inneren Rinde eine Speiſe, welche wie Citronenſchalen mit Zuker ſchmeket.

Auſſer dieſen bereits Angeführten, gibt es noch unzählich viele höchſt nüzliche Bäume, welche einzeln denen Menſchen mittheilen, was gedachte 2. Bäume zuſammen beſizen. Alſo läſſet der Sagabaum in denen bantaniſchen Inſuln aus ſeinem Kerne eine Art Brod baken, und gibt auch aus ſeiner Rinde ein Getränke. Der Wollenbaum reichet jedermann häufig die nuzliche Baumwolle zur Kleidung; Der Oelbaum das bekannte Baumoel, und der Weinſtok den niemalen genug geprieſenen Weine. So ſind auch vielerlei Arten Bäume in Oſt- und Weſtindien, aus deren zarten Rinden man mancherlei Art Zeuge und Leinwad macht. In Tzina iſt der Talkbaum, ſo gutes Talk träget, ſo dem von denen Rindern und Schaafen gleich kommt, welches in des P. le Comte heutigen Sina beſchrieben, und zu weiſſen Lichtern, ingleichem zu Oehl in die Ampeln gebrauchet wird. Ferner wachſen daſelbſt in der Gegend der Stat Kiarchen viele Meelbäume. In dem atlandiſchen Eilande, wie auch bei denen Chineſern findet man Bäume, welche dem Stal an Härte nichts nachgeben, und zu Waffen und Pflugſcharen dienen, wie denn auch die daraus gemachte Nägel länger, als die eiſernen dauern. Ferner wächſet allda auf denen Bäumen Alaun und Schwefel; in Ungarn ſoll ſich zum öftern das Gold wie Ezhen um die Reben wenden; in dem Mohrenland ſind Bäume, deren Oel blauer, als Loſurſtein, und gelber, als Gold färbet. In Hircanien, Pontus, Cappadocien und Thracien flieſſet Honig aus denen Bäumen; in einem atlandiſchen Eilande wächſet auf einem Baum Butter; auf einem andern Kohl, auf dem dritten Auſtern, auf dem vierten eine Frucht, welche man an ſtatt des Geldes im Handel und Wandel brauchet. Andere geben Salz, Nehnadeln, Zwir, und einen Saft, welcher ohne groſſe Mühe Waſſer, Wein, Eſig, Oel, Honig und Sirub gibt. Eben daſelbſt trägt auch einer Seide, und aus einem andern rinnet ein Saft, welcher nach der Zerrinnung zu Siegelwachs dienet. Eines andern ſcharfe Blätter brauchet man zu Feilen. In America ſollen auf einem Baume rechte Ochſenhörner, und darinnen Ameiſen wachſen, deren Eier eine bewährte Arzenei vor das Zahn- und Ohrenweh; die Blätter vor den Schlangen-Stich. In Indien werden aus den Palmblättern die ſchönſten Tücher gewirket. Die Cedern geben ein Oel, welches eine unüberwindliche Kraft wider die Faulnis hät, und woraus ein Papier verfertiget, welches niemalen vermodert. Und wer wolte die vielen und unzählbaren Arten der Bäume und ihren Nuzen erzehlen können. Alles dieſes erweiſet zur Gnüge, daß der gütige und allweiſe Schöpfer mehr Nuzen in die Bäume und ihre Früchte vor die Menſchen geleget, als in die Thiere, und daß ſie alſo weit höher zu ſchäzen, als jener groſſe Baum, welchen Anno 1265. der Landgraf Heinrich in Thüringen und Meiſſen, als er ein prächtiges Tournier, nach Northauſen ausgeſchrieben hatte, von gediegenem Silber aufrichten lieſe, auf welchem güldene Aepfel hiengen; von dem denen Ritteren, einem jeden nach ſeinen Meriten, Blätter., Aepfel und Zweige ausgetheilt wurden.

Ob es erweislich, daß jede Nation ihr beſonderes Laſter habe?

Die Menſchen gleichen zum öftern denen Fernglaſern: Denn gleichwie dieſe auf der einen Seite die Gröſſe eines Dinges vermehren, auf der andern aber verringern; alſo erkennen wir auch gemeiniglich, wann wir von denen Affecten geführet werden, diejenigen Laſter nicht, deren Ehrſucht wir ſchmeicheln, welchen wir aber mit Fleis nicht gar wohl wollen, ob wir ſchon keine Urſache dazu haben, dennoch alles als Laſter beurtheilen, obgleich keine da ſeyn, und aus der Müke einen Elephanten machen. Man darf ſich alſo gar nicht wundern, wenn man von einer Sache ſo vielerlei Urtheile und Meinungen findet, und von denen Nationun bald dis, bald jenes raiſoniret, nachdem die Neigungen entweder mit uns gebohren, oder von andern erkauft worden, oder die blinde Begierde zu läſtern in denen Menſchen eingewurzelt iſt.

Aus dieſer Quelle ſind, wie Thomas Broune in Relig Medic, P. II. Sect. IV. recht angemerket hat, die Läſterungen und Schmähungen gefloſſen, womit nicht nur gewiſſe Lebensarten, ſondern auch ganze Nationes belegt, und ſo zureden, ſchwärzer, als die Hölle gemacht werden, indem einer dem andern allerhand Laſter andichtet, mit ſchimpflichen Prædicaten antaſtet, und à particulari ad universale ſchlieſſen, oder einiger weniger Verbrechen auf alle, nach dem Misbrauch der Logic, zu bringen ſich nicht ſcheuet. Alſo hat zwar der heilige Apoſtel Paulus Tit. I. 12. die Cretenſer Lügner genennet, er hat ſich aber der Autoritæt eines heidniſchen Poetens dabei bedienet. Denn Juvenalis nennet die Griechen Lügner, wenn er Satyr X. ſaget:

> \- - - - Ecquid Cræcia mendax.
> Auder in Hiſtoria. - - - i. e.

Und was ſich das lügenhafte Griechenland in der Hiſtoria unterſtehet.

Die Sykariter wurden vormalen wegen ihrer allzugroſſen Neigung zur Wolluſt von jedermann geläſtert, und als ſolche Leute beſchrieben, die ihr höchſtes Gut allein in der Uppigkeit ſuchten. Und die alten Sarder wurden vor ſolche unſinnige Narren gehalten, welche nur allein ums Geld feil wären. Daher das Sprichwort entſtanden, Sardi vocales i. e. unnüze Leute, die man zu nichts brauchen kan. Andere Exempel mit Stillſchweigen zu übergehen. Wer mehr dergleichen üble Prædicata leſen will, die man ehemalen ganzen Nationen beizulegen hat, der findet viele davon bei dem Alexandro ab Alexandro l. 4. Genial. Dier. c. 13. Cornelio Agrippa de vanit. Scient. c. 54. Levino Molken in Not. ad Releg. Medic: part. 2. Sect. 4. und andern mehr fleiſig aufgezeichnet.

Daß aber ein jedes Land ſeinen eigenen Geiſt habe, welcher die Weiſe und Begierde des Vaterlandes, denen auf die Welt kommenden Menſchen alsbald, und gleichſam mit der Muttermilch einpräge, meinet der ſpizfindige Bardaius in ſeinem Icon. anim. cap. 2. welches er auch weitläuftig zu erweiſen ſuchet, quo jure aber mag er verantworten. Petrus Firminus nennen denſelben Geiſt in Secul. Gen. Diſſert. l. Genium, und ſaget, es habe ein jedes Land ſeinen Genium oder Geiſt, der verſchiedene Neigungen vor andern, und eine beſondere Lebensart ſeinem Volke mittheile. Es iſt unnöthig, allhier erſt weitläuftig zu unterſuchen, wer denn dieſer Genius oder Geiſt ſey, oder ob es eine höhere Urſach, durch deren Gewalt die Gemüther derer Menſchen regieret werden. Denn dieſes finden wir bei dem Friderico Lindenbrokio in Not. ad c. 3. Cenſorini de die natali Marſil. Ficino lib. de vita cœlit compar. c. 23, & Robert. Flut. in Hiſtor. Microſmi Tract. 1. Sect. 2. Part. 4. l. 3. c. 10. §. zur Gnüge erkläret.

Dieſes aber iſt gewis, wird auch von niemand geleugnet, daß etliche Völker einige Secula hindurch der Gleichheit ihrer Gemüther und Sitten gar nicht mit einander übereingekommen ſeyen, und ſich daher wegen ſolcher Ungleichheit der Sitten unter einander gehaſſet haben, z. E. die ehemaligen Spanier und Franzoſen, die Franzoſen und Engelländer, die Dänen und Schweden, die Engelländer und Schottlander u. ſ. w. Und es hat vielleicht der Himmel einer jeden Nation mit allem Fleis einen Eiferer und Widerſacher erweken wollen; wie Philippus Cominæus lib. 10. Comment. zu behaupten ſuchet. Oder die Natur eines jeden Landes und die Auferziehung hat denen Einwohnern den Saamen der Tugend und der Laſter eingegeben, welches am allerwahrſcheinlichſten iſt. Denn es iſt unlaugbar, daß man an einem Orte ſolche Leute gewahr wird, die von Natur ein leichtſinniges Gemüthe haben, und ſich mit allerhand ſtürmiſcher Rathſchlägen übereilen; an einem andern aber ſolche, die von einer finſteren Hoffarth, doch unter dem betrüglichen Schein der Ernſthaftigkeit mit einer verborgenen Weisheit gleichſam ſchwanger ſeyn. Einige ſind ſowohl in geiſtlichen, als weltlichen Dingen ſtets unbeſtändig.

Es iſt insgemein bekannt, daß die Franzoſen vor ſehr leichtſinnige Gemüther gehalten werden. Daher meldet auch Didac. Savedra Symb. Polit. 81. von ihnen, daß ihre beſte Triebe eben ſo geſchwind wieder vergehen, und erkalten, als ſie gebohren werden, und dieſes bekennet auch Tuanus ſelbſten lib. 17. Hiſtor. Philippus Cominæus lib. 4. de bello Neapolitano ſchreibet hiervon alſo; Diejenigen haben recht, welche ſagen, daß der Franzoſen Gemüther hurtig und geſchwind ſeyn, Kriege anzufangen, allgemach aber wieder weich werden, und das Ungemach gar nicht ertragen können.

Von denen Spaniern ſaget man insgemein, daß ſie ſtolz und vermeſſen ſeyn, daher auch der bereits angeführte Barclajus in ſeinem Iconæ anim. l. 7 gar artig davon raiſoniret, wenn er ſaget, daß ihre Worte, wodurch ſie ſich und die Ihrigen zu erheben ſuchten, dem Gehör unangenehm fielen, indem ſie mit denen Gedichten ihrer Gelehrten geſpikt wären, und daß das Geſichte, ſo mit ihrer hohen Sprache überein kommen, als auch ihre ganze Lebensart in dem Eſſen und Trinken nur bei bezwungenen und dienſtbaren Gemüthern anſehnlich, an der geheiligten Majeſtät aber gehäſſig würde. Alſo erzehlet Joannes Mariana lib. 1. de reb. Hiſp. cap. 6. daß die Spanier allen Haß wegen ihrer geſtrengen Gemüther und ernſthaften Weſens, auch angemaſter Ruhmredigkeit erduldeten.

Und von denen Teutſchen hat Tacitus de moribus Germanorum ſchon längſten geſchrieben, daß man es bei ihnen vor keine Schande halte, wenn man Tag und Nacht mit Sauffen zubringe. Ja es ſcheinet, als wenn Barclajus über dieſe Worte eine Auslegung gemacht habe, wenn er cap. Icon. alſo ſchreibet: **Es hat dieſes Volk eine ungemeine groſſe Begierde zum Saufen eingenommen, ohneracht das Laſter erkannnt, und daher um ſoviel freier ausgeübet und getrieben wird. Und dieſe Thraciſche Begierde dienet nicht nur zur Wolluſt, ſondern wird auch zum Theil, als eine Höflichkeit und gute Zucht angeſehen. Denn die Teutſchen halten davor, daß man die Fremden auf keine höflichere und angenehmere Art, als durch ein langes Fres- und Sauf-Gelag bewillkommen könne, und daß die Gäſte alsdenn die wahre Wohlgewogenheit gegen ſie an den Tag lege, wenn ſie ſich nicht weigern, ihnen waker Beſcheid zu thun.**

Daß die Engelländer zu Aufruhren und Neuerungen geneigt ſeyn, hat die Erfahrung ſchon zum öftern gelehret, und man ſagt von ihrem Vaterlande im Sprichwort: Angleterre bonne terre, bon argent mauvaiſes gens. i. e. Engelland, ein gutes Land; gut Geld, ein böſes Volk. Dieſer böſen Freiheit bedienen ſie ſich nicht nur in weltlichen Dingen, ſondern auch in Kirchenſachen, wenn nur jemand des Georgii Hornii Buch von dem Zuſtande der Brittanniſchen Kirchen liſet, ſo wird er daraus erkennen, daß Engelland eine Mutter aller Secten und falſcher Lehren ſey. Denn er behauptet auf dem 84. Blate, daß in Engelland 180. Secten im Schwang wären. Ja eben dieſer Hornius erzehlet aus Thomæ Eduardi Gangræna pag. 52. daß keine Kezerei und keine Gotteslaſterung oder Confuſion in der Religion ſo gottlos wäre, die man in Engelland nicht finde, oder die nicht allda noch entſtehen könne, und Theophilus Spitzerus ſagt Scrutin. Atheiſmi Part. 2. c. 9. iſt gleichfals dieſer Meinung. So wollen auch einige Autores behaupten; daß keine Nation ſo veränderlich ſey, als die Engelländer, maſen ſie auch die Franzoſen an Unbeſtändigkeit übertreffen ſollen. Viele glauben, daß das Clima hieran Urſache ſey, andere aber, daß ſelches von der groſſen Freiheit herrühre, welche ſie zu genieſſen haben. Die Königin Eliſabeth hat dieſen Fehler an ihren Unterthanen gar wohl erkannt, weswegen ſie ihnen ein gutes Exempel geben wolte, und die Worte: Semper eadem: allezeit einerlei, zu ihrer Diviſe erwehlte. Denn quid eſt ſapientia: **Was iſt Weisheit?** fraget Seneca, und antwortet ſich hernach ſelbſten: Semper idem velle, & idem nolle: **Allezeit beſtändig einerlei wollen, oder nicht wollen.**

An denen Italiänern tadelt Barclajus cap. 6. Iconis ihre Unverſöhnlichkeit, und daß ſie auch ſogar durch keine Raache beſänftiget werden könnten, welches ein merkwürdiges, aber auch bekanntes Exempel bezeuget, weswegen es auch unnöthig, ſolches allhier zu widerholen, wiewohl Thomas Brovvne an der Wahrheit dieſer Geſchichte zweiffelt. Sonſten ſagt man auch, daß ſie einen Abſcheu vor dem Krieg hätten: und ſich mehr darum bekümmerten, wie man die Action mit der Tabaquiere recht galant mache, als um das gefährliche Metier des Krieges, welches ſowohl, als andere Dinge ſeine Theorie und Praxin hat; allein der leztere italiäniſche Krieg hat das Contrarium gewieſen.

Dieſe allgemeine Beſchuldigungen, ſo man denen Nationen beileget, habe ich ein wenig weitläufftig erzehlet. Jedoch keineswegs mit dem Vorſaz, ſolchen überhaupt Beifall zu geben, ſondern den ſchändlichen und ungerechten Irrthum deſto mehr zu entdeken, durch welchen man wider die Liebe ſündiget, indem man ſich unterſtehet, alles nach einem Maas zu meſſen, und wegen einiger wenigen Leute Gebrechen alle durch die Hechel zu ziehen. Da man doch billig erwegen ſolte, daß, was an einigen die Un-

mäßige

maſigkeit thue, ſolches bei andern die Natur und der Genius oder die Art des Orts mit ſich bringe. Zum Exempel, wir läſtern einige wegen des vielen Trinkens, und klagen ſie als Säuffer an; wiſſen aber nicht, daß ſie die Gewohnheit ſchüze, oder die Nothwendigkeit, welche ſich an keine Geſeze bindet, entſchuldige.

Eben daher vertheidiget auch Bodinus lib. 5. de Republica cap. 1. die Teutſchen, welchen man das allzuſtarke Trinken vorwirſt, und erweiſet durch viele Gründe, daß ſolches ein Laſter des Landes, keineswegs aber der Leute ſey: Denn er ſagt, daß die, ſo von Süden gegen Norden reiſten, viel dürſtiger und hungriger würden, als diejenigen, welche von Norden gegen Süden giengen; Es ſey in denen Ländern gegen Mitternacht eine viel gröſſere Hize zu finden, als in andern, und folglich eine viel trokenere Luft, welche denen Teutſchen einen gröſſern Durſt erweke, als denen Einwohnern der ſüdlichen Länder. So hätten auch die Völker gegen Norden mehr Hize, als die Südländer, daher ſie Speiſe und Trank viel beſſer vertragen könnten. Hieher gehören auch die Beweisgründe, welche Fridericus à Marſelaer lib. 2. de Legato cap. 17. anführet, den heftigen Durſt der Teutſchen zu entſchuldigen. Die nördlichen Einwohner, welche mit der Finſternis, mit der Kälte und mit der Härtigkeit der Luft ſtets ſtreiten müſſen, können ſo zu reden dem Himmel nicht gewachſen ſeyn, wenn ſie nicht alle Beſchwerlichkeit und Rauigkeit der Luft zuweilen durch einen reichlichern Trunk zu beſänftigen ſuchen. Es gehet ihnen nicht viel beſſer, als denen alten Parthen, von welchen ehemalen die ſcytiſchen Geſanden urtheilen, daß, je mehr ſie tränken, je mehr ſie dürſte, oder wie denen Sybariten, welche ſich nicht ſchämeten, einander ſo lange zuzutrinken, und dasjenige anzufüllen, was die Natur leer zu haben verlangt.

Es gereichet auch vielleicht denen Teutſchen zu einem Troſt, daß ſie ſchon längſten viel durſtige Brüder gehabt haben. Die Perſer ſezten dem König Dario als eine beſondere Lobſchrift auf ſein Grab, daß er ein groſſer Held im Trinken geweſen ſey. Der groſſe Alexander machte denen Säuffern einen Talent zum Siegeszeichen aus. Bei denen Griechen ware das viele Trinken ein uraltes Handwerk. Alcibiades hat nicht nur wegen ſeinen Schlachten, ſondern auch wegen ſeines vielen Trinkens einen groſſen Nahmen erhalten. Die alten Römer waren dem Trunk gleichfalls ſehr ergeben. Marcus Antonius ſchrieb von ſeiner Trinkkunſt ein eigenes Buch. Der Sohn des Ciceronis wurde vor eben einen ſo groſſen Sauffer gehalten, als ſein Vater ein Redner ware. Tiberius war ein ſo groſſer Held in Gläſern, als im Felde, und hielte Torquatum nur wegen ſeiner ſeltſamen Saufkünſte in ſeiner Beſtallung. Doch es iſt unnöthig, ein mehrers hiervon anzuführen: Genug iſt es, daß viele Autores die Ehre der Teutſchen Nation ſchon durch ihre Schriften gerettet haben.

Was die Leichtſinnigkeit anbelanget, welche man an denen Franzoſen tadelt, ſo laugnet, ſolche Bodinus, und nennet ſie vielmehr eine Verwegenheit, in Method. Hiſtoric. cap. 5. Ich ſehe aber nicht, was vor ein Unterſchied der Leichtſinnigkeit und Verwegenheit ſey. Beſſer aber vertheidiget er dieſe ſeine Landsleute lib. 5. de Republica cap. 1. pag. 812. indem er ſagt es ſey bei ihnen keine Leichtſinnigkeit, ſondern vielmehr die gröſte Hurtigkeit in ihren Verrichtungen zu ſpüren. Hingegen leget er, als ein Feind der teutſchen Nation denen Teutſchen das Prædicat der Leichtſinnigkeit bei, da ihnen doch die Aufrichtigkeit, Beſtändigkeit und Treue angeerbet, welches auch Fridericus à Marſelaer ſelbſt bekennet. Hingegen fället der franzöſiſche Biſchof Salvianus dis Urtheil von ſeinen eignen Landsleuten, daß ſie den Meineid vor keine Sünde achteten, womit auch Flavius Vobiſcus übereinſtimmet, wenn er ſagt: **Es iſt bei denen Franzoſen nichts gemeiners, als den Glauben zu brechen, und noch dazu zu lachen.**

Daß man die Spanier eines Hochmuths beſchuldiget, will Joannes Mariana nicht leiden: indem er ſie von aller Ruhmredigkeit und Stolz frei ſpricht, und ſaget der Haſs, der bei denen Ausländern gegen ſie entſtanden, ſey ein unzertrennlicher Gefehrde groſſer Reiche. Eben dieſes thut auch Didac. Savedra Symb. Pol. 81. indem er ſagt: die Ehre und Grosmuth, welche dem Stolz zugeſchrieben, und von andern Nationen verachtet werde, folge hauptſächlich der Vernunft als ihrer Führerin.

Und auf ſolche Weiſe werden auch die Engelländer, Italiäner und alle andere Nationen von denen ihnen aufgebürteten Laſtern freigeſprochen, womit wir aber den Leſer wegen Mangel des Raums nicht aufhalten wollen.

Uberſezung einiger Entdekungen, (ſo ſchon vor einigen Jahren in unſerm Staatspoſtillion bekand gemacht worden) die Ausdünſtung betreffend, welche mit dem Vergröſſerungsglaſe ſind gemacht worden, und die Herr Vignevil-Marville in den Melanges d'Hiſtoires & de Litterature T. 2. p. 457. folgender maſſen beſchreibet:

Als wir zu Londen angelanget waren, kam ein Kaufmann in unſere Behauſung, und brachte uns verſchiedene Merkwürdigkeiten des Landes. Ein jeder wendete ſeine Augen auf ſolche Sachen, die er am meiſten liebte. Einige kauften ſich Spizen, andere Bänder, und ſeidene Strümpfe; ich aber verſorgte mich mit Fern- und Vergröſſerungs-Gläſern. Derjenige, welcher mir ſelbige verkaufte, war ein ſehr geſchikter Mathematicus, der viel Verſtand hatte, und zimmlich gut Franzöſiſch ſprach. Ich behielte ihn bei dem Mittagseſſen, und weil er mit der Mahlzeit, die ich ihm gab, ſehr wohl zufrieden war; ſo ſagte er mir, daß er etwas rechts merkwürdiges habe, welches er mir zeigen wollte. Er zog aus einem Futteral von Chagrin eine Art von geſchliffenem Glaſe heraus, das mit Schilkrötenſchale eingefaſt, und eigentlich ein ganz auſſerordentliches und ſo vortrefliches Vergröſſerungsglas war, daß man dadurch nicht nur die unbegreiflichſten Würmerchen, ſondern auch die allerkleineſten Luftſtäubchen des bekannten Epicuri, die feineſte Materie des Carteſii, die Ausdünſtungen der Erde, die Ausdünſtungen, welche unſer Cörper von ſich gibt, und die Einflüſſe der Geſtirne, ſehen konnte. Bei der erſten Probe, die ich damit machte, als ich mich von meinem Mathematico ohngefehr 5. bis 6. Schritte entfernet hatte, ſahe ich auf ſeiner Kleidung eine unendliche Menge kleiner Würmerchen, welche die Wolle davon mit einer unglaublichen Begierde fraſſen, und hierdurch erkannte ich wider die gemeine Meinung, daß nicht wir unſere Kleider nuzen, ſondern daß ſelbige eine Speiſe der Würmer ſind. Ich veränderte meine Stellung, und drehete mein Vergröſſerungsglas ein wenig um, da es dann ſchien, als wenn mein Mathematicus in eine Wolke eingehüllet wäre. Er ſagte mir, es ſeye dasienige, was ich jezo ſehe, die Ausdünſtung, die nach der Mahlzeit zu geſchehen pflege, und ich ſollte dadurch überzeugt werden, daß Santorius uns nicht zu viel habe bereden wollen, wenn er zu behaupten geſucht, daß von allem, was wir äſſen, über die Helfte ausdünſte. Wir giengen in die Küche, wo ein Stuk Rindfleiſch vor die Bedienten am Bratſpieſſe ſtak, und ich hatte das Vergnügen, mit eben dem Vergröſſerungsglaſe zu ſehen, wie das Feuer alle Theilchen des Holzes trennete, welche es berührte, und ſolche durch die Bewegung ſeiner Gewalt gleichſam als ſo viel kleine Spieſſe wider das Rindfleiſch ſtieſe, auch in alle deſſen Theilchen hinein ſchob, wovon einige zu Saft wurden, andere aber ſich in eine angenehme Ausdünſtung verwandelten, welche die Küche erfüllete, und die Naſenlöcher küzelte. Wir begaben uns aus unſerer Behauſung und ſahen einem Ballſpiel zu. Vier junge Leute ſpielten allda. Ich empfand zu dem einen von dieſen Vieren eine ganz beſondere Neigung bei mir, und von einem andern einen groſſen Abſcheu, mit einem ſtarken Verlangen, daß der eine gewinnen und der andere verlieren möchte. Ich betrachtete ſie alle beide mit einem Vergröſſerungsglaſe. Die Bewegung, in welcher ſie waren, machte, daß ſie viel ausdünſteten, und der Dampf von ihren Ausdünſtungen kam bis zu mir. Ich unterſuchte alle Theilchen und alle Figuren deſſelben, und ich merkte, daß die Theilchen von dem Dampfe desjenigen, vor den ich eine Neigung empfand, ſo beſchaffen waren, daß ſie ganz ſanft und leicht an den Dampf, den ich ſelbſt ausdünſtete, ſtieſſen; dahingegen die Theilchen von dem Dampfe desjenigen, den ich nicht leiden konnte, wie Stacheln ausſahen, und einige derſelben ſehr geſchärft, andere aber etwas ſtumpf waren, dergeſtalt, daß ſie mich verwundeten, und auch hart drükten. Folglich erkannte ich, daß die wahre Urſache unſerer Liebe und Zuneigungen in der Figur der Theilchen desjenigen, was wir ausdünſten, und deſſen was andere ausdünſten, beſtehe, wie auch in der Verbindung, oder in der Entgegenſezung und Widrigkeit dieſer Sache. Wir giengen vor die Stadt, und ſahen auf dem Felde einen Haaſen hezen. Der Haaſe lief 10. Schritte weit vor uns vorbei. Ich betrachtete ihn mit meinem Vergröſſerungsglaſe. Er ſchien mir wie ein brennendes Stük Holz, das einen diken Rauch hinter ſich läſt. Dieſes ware die Ausdünſtung des Thieres, und wir bemerkten, daß die Hunde allenthalben hinliefen, wo ſich die Dämpfe von dem Haaſen ausbreiteten, bald auf die eine bald auf die andere Seite, ſo wie die Naſenlöcher der Hunde dadurch gereizet und geküzelt wurden. Die Hunde verlohren auch die Spur nicht eher, als wenn die Ausdünſtungen von dem Haaſen durch einen groſſen Wind, oder durch einen andern Zufall zerſtreuet waren. Bei unſerm Zurükgang in die Stadt betrachtete ich eine Mühle, und ſahe einen ſehr diken Rauch heraus kommen. Ich erkannte, daß dieſes die allerfeinſten Theilchen von dem Korn, das gemahlen wurde, waren, welche durch die ſtarke Umtreibung, ſo ſie durch die Circularbewegung der Mühle empfiengen, heraus flogen. Indem ich nun den groſſen Verluſt des Mehls ſahe, wovon die ganze Luſt erfüllet war; ſo wurde ich überzeuget, daß alle Verminderung des Getreides, welches man den Mühlen anvertrauet, blos durch die Mühle ſelbſt verurſachet wird.

Wer hievon einen deutlichen Begrif haben will, beliebe in unſerm curioſen Dollmetſcher, nachzuſchlagen, wo unter dem Wort Tranſpiration ein mehrers abgehandelt worden.

Verſuch, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten,

ohne daß ſie von ihren Eigenſchaften etwas verlieren, entworfen von

I. G. K.

Nur niederträchtige Gemüther ſind vermögend einen Naturkundigen zu verſpotten, wenn er nicht ſagen kan, was ſeine Experimente in dem gemeinen Leben für einen Nuzen haben. Und da die meiſten Menſchen von dieſer Art ſind: ſo iſt leicht zu erachten, daß nach einem Naturkundigen, wenn er electriſirt, kein ſolches Gedränge ſeyn werde, als nach einem Chymiſten, welcher vermögend wäre, die Leute zu überreden, daß er aus Blei Gold machen könne. Das macht, es ſind nicht alle menſchen fähig, das Vergnügen zu empfinden, welches aus der Erkänntnis des Wunderbaren in der Natur ſeinen Urſprung erhält. Denn geſezt, man könne von einer ſolchen Sache noch zur Zeit keinen Nuzen angeben, wer will gut dafür ſeyn, daß ihn nicht unſere Nachkommen entdeken werden? Geſezt aber auch, man fände ihn niemals, ſo iſt es doch ſchon Vortheil genug, wenn man der Natur den Vorhang aus den Händen reiſſen kan, darhinter ſie ihre Heiligthümer verſtekt. So gewis aber dieſes iſt: ſo glaube ich doch, daß man verbunden ſey, eine phyſicaliſche Wahrheit höher zu ſchäzen, wenn ſie etwas zu der menſchlichen Glükſeeligkeit beiträgt, und ſollte es auch blos die Ergözlichkeiten betreffen. Die Erhaltung der Früchte iſt von dieſer Art. Denn da die Menſchen einmal die Unart an ſich haben, das zu verachten, was ihnen die Natur darreichet, und das zu verlangen, was ſie ihnen öfters zu ihrem eigenen Beſten verſagt hat: ſo darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirſchen im Winter mehr Freude erweken kan, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dienet die Erhaltung der Früchte nicht allein, unſere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu kizeln; ſondern ſie kan auch einen noch gröſſern Nuzen ſchaffen. Sie können zur Erquikung, ja ſelbſt zur Beförderung der Geſundheit eines Kranken dienen, und der Schade, welcher bei Kindern aus einem unordentlichen Appetite der ſchwangern Mutter entſpringet, läſt ſich durch dieſes Mittel verhüten. Es hat mir daher die Bemühung desjenigen Gelehrten in Engelland ſehr wohl gefallen, deſſen Schreiben von dieſer Materie in dem hamburgiſchen Magazin überſezt, und in unſeren vorigen Blättern dieſes Bands pag. 25. hievon was ſchon angeführt worden. Sein Vorſchlag läuft dahinaus, daß man die Früchte in zugeſchmelzten oder verſtopften Gläſern verwahren ſolle, weil keine Feuchtigkeit durch das Glas hindurch dringen könnte. Daß aber keine Feuchtigkeit durch das Glas hindurchdringe, hat er aus der täglichen Erfahrung noch dadurch erwieſen, weil trokenes Salz in einer trokenen gläſernen Bouteille nicht zerſchmelzt, wenn man ſchon die Bouteille unter das Waſſer legt. Denn wenn ſich ſchon einige Waſſertropfen in dem Glaſe zeigen ſollten: ſo ſind ſie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, ſondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, die ſich in der Bouteille befunden, und ſich gegen den kältern Ort geſammlet, nachdem das Glas kalt worden. Denn daß die Luft durch die Kälte in Waſſer verwandelt werden könnte, iſt unmöglich.

Ohnerachtet ich nun ſelbſt glaube, daß man durch das vorgeſchlagene Mittel die Fäulnis eine Zeit lang verhindern könne: ſo ſcheint es doch viel zu weitläuftig zu ſeyn, wenn man eine gröſſere Menge Früchte aufbehalten will, und würde dennoch nicht gar zu wohl von ſtatten gehen, wenn man die Gläſer nicht in einen recht tiefen Keller ſezte. Daher will ich ein anders vorſchlagen, welches viel bequemer iſt, und dadurch ich in Weihnachten und Oſtern jedermann Kirſchen und Pflaumen in genugſamer Menge verſchaffen will, und von deſſen Richtigkeit ich durch die Erfahrung überzeuget worden bin. Das ganze Geheimnis iſt dieſes: Man nimmt ein recht trokenes Fas, deſſen Fugen ſo feſt an einander ſchlieſſen, daß von auſſen kein Waſſer hinein dringen kan. Wenn man nun z. E: Pflaumen, Zwetſchgen oder Trauben aufbehalten will; ſo nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, friſches Laub von dem Baume, und bedekt damit den Boden des Faſſes. Hierauf bricht man die ſchönſten, aber nicht übermäſig reifen Pflaumen ober Trauben an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewiſcht werde, und legt ſie Stük vor Stük ſachte auf das Laub neben einander. Uber dieſe Pflaumen legt man wieder Laub, und auf dieſes wieder Pflaumen, und fähret ſo fort, dergleichen Schichten zu machen, bis das Fas voll iſt, doch mus die oberſte Schichte wieder Laub ſeyn. Hierauf verſchlieſt man das Fas. Wollte man es mit Peche überziehen: ſo wäre es noch ſicherer, nur müſte es durch das Pech nicht gar zu ſehr erwärmet werden. Allein die Erfahrung lehret, daß dieſe Behutſamkeit nicht einmal nöthig ſey. Wenn nun das Fas angefüllet iſt: ſo nimmt man eine eiſerne Kette, befeſtiget ſie an dem Faſſe, und laſt an derſelben das Fas in einen tiefen Brunnen hinunter, dergeſtalt, daß es über und über mit Waſſer bedekt iſt, daher man Steine daran hängen kan, wenn es nicht unterſinken wollte; ſo wird man nach Verlauf eines Jahres die Pflaumen oder Trauben noch friſch mit ihrem Staube bedekt, und von ſo gutem Geſchmake befinden, als wenn ſie erſt denſelbigen Tag vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kan man eben ſo verfahren. Die Urſache von dieſer Würkung iſt ſehr leicht zu begreifen. Denn wenn ein Cörper verfaulen ſoll: ſo wird dazu ein ſolcher Grad der Wärme erfordert, dergleichen das Waſſer in einem tiefen Brunnen niemals anzunehmen pfleget, wie ſolches die boerhaviſchen mit dem fahrenheitiſchen Thermoter angeſtellten Experimente bewieſen. Solchergeſtalt iſt die Kälte des Waſſers die vornehmſte Urſache, warum hier keine Fäulnis erfolget.

Was bei denen Hochzeiten der Moſcowiter vor Gebräuche vorfallen.

Am erſten iſt zu wiſſen, daß, wenn ein Moſcowitter eine mannbare Tochter hat, ſeine gröſte Sorge ſey, ſelbige wohl zu verſorgen, zu welchem Ende er ſich auch bemühet, ihr einen guten Brautſchaz, welchen ſie auf ihre Sprache Pritanna nennen, anzuſchaffen. Weilen nun denen Junggeſellen und Jungfern nicht erlaubet, mit einander umzugehen, ſo können ſie die Gemüthsart und Neigung eines des andern auch nicht kennen lernen, wie ſolches, als in Teutſchland und andern Orten, durch ehrliche Zuſammenkünfte, und Geſpräche, oder Converſationen, worinnen junge Leute feine Sitten zu lernen pflegen, geſchehen könnte. Alſo verheyrathen ſich die Moſcowitter nicht aus Zuneigung oder Liebe zu einer Perſon, und der Junggeſell bewirbt ſich auch nicht um die Jungfer, ſondern der Vater bietet ſie an: Wenn er die Augen auf eine Familie geworfen, worinnen er ſeine Tochter wohl anzubringen vermeinet, ſo gehet er zu denen Eltern des Junggeſellen, und ſpricht zu ihnen, er wolle ſeiner Tochter ſo viel Pritanna oder zum Brautſchaz mit geben. Gefället nun der Vorſchlag denen Eltern, ſo laſſen ſie die Partheien, welche ſie mit der Ehe vereinigen wollen, beiderſeits viſitiren, um zu erfahren, ob ſie nicht etwa wichtige Mängel an ſich haben, und im Fall, daß alles in gutem Stande gefunden wird, ſo fahren ſie fort, vergleichen ſich über den Brautſchaz, welchen die Jungfer mitbringen ſoll, und benennen einen Tag zum Verlöbniſſe. Es iſt ein Irrthum zu glauben, wie einige Scribenten ſchreiben, daß unter den Moſcowittern diejenigen, welche ſich verheyrathen, vor dem Tage ihrer Hochzeit einander niemals geſehen haben, ſo daß ſich oft zutrüge, daß ein Junggeſell an Statt eine wohlgeſtalte, ſchöne und reine Jungfer zu finden, im Gegentheil eine Ungeſtalte, Einäugige, Buklichte; oder Hinkende, Häsliche, oder endlich eine, deren Aufführung nicht allezeit richtig geweſen, antreffe. Das alles könnte wohl in den vorigen Zeiten geſchehen ſeyn, da man nicht ſo rafinirt war, als heut zu Tage; Anjezo aber ſind die Moſcowitter ſo dumm nicht, daß ſie eine Frau in ihr Bette nehmen ſolten, ohne wohl zu wiſſen, wie ſie geſtalt, oder wer ſie ſey. Nichts deſtoweniger kan ich von der Keuſchheit nichts verſichern: Dann obſchon das Moſcowittiſche Frauenzimmer allezeit eingeſperret bleibet; ſo öfnen ſie dennoch bisweilen die Thüren ihres Gefängniſſes; und die natürliche Liebe, welche künſtlich iſt, gibt ihnen, ſowohl als andern Völkern, die Mittel darzu an die Hand. Die nächſte Anverwanden werden zum Verlöbniſſe gebetten, und alsdann ruffet der Vatter ſeine Tochter, welche ſich in einer andern Kammer, mit einem Schleier verhüllet aufhält, und welche auch ohne ſich aufzudeken, hervor tritt; faſt auf die Art, wie die neu-verheiratheten Jungfrauen bei den alten Römern. Er fraget ſie darauf, ob ſie noch willens ſey, einen ſolchen zu heyrathen; antwortet ſie ja, ſo ſchläget er ſie ſachte zwei- oder dreimal mit einer neuen Ruthe, welche er in der Hand hält, und ſpricht zu ihr: Meine liebe Tochter, dieſe ſind die letſten Schläge, welche du von mir bekommen wirſt: Du biſt bisher unter meiner Zucht geweſen; nun aber wird dein Mann, der hier gegenwärtig iſt, meine Stelle vertretten, und dich züchtigen, wenn du ihm nicht gehorſam biſt. Nachdem er ſolche Wort geſprochen, gibt er die Ruthe ſeinem Schwiegerſohne, welcher ſie als ein Geſchenk annimmt, ſich jedoch dabei weigert, und ſaget, er achte ſelbige als eine unnöthige Sache, indem er nicht vermeinet, daß er jemals Urſach haben werde, ſich derſelbigen zu bedienen; darauf küſſet er ſeine Braut. Dasjenige, ſo Joannes Barclaius, Petrus Petræus in Chron. Moſcovit. und einige andere erzehlen, nemlich, daß die moſcowittiſche Weiber gerne ſehen, daß ſie ihre Männer ſchlagen, und daß, je mehr Schläge ſie bekommen, je mehr ſie gläubeten, daß ſie von ihnen geliebet werden, iſt nur eine pure Fabel, welche der Vernunft und Natur zuwider iſt. Wenn man einen Hund oder ein ander Thier ſchläget, ſo trachtet er ſich zu wehren; noch vielmehr wird eine vernünftige Creatur einen Haſs gegen denjenigen haben, der ſie übel tractiret. Zudem lehren uns die Exempel das Widerſpiel: denn es iſt von denjenigen, ſo es geſehen, berichtet worden, daß ſolche Weiber, welche von ihren Männern waren geſchlagen worden, ſich nicht allein durch die greulich- und ſchändlichſte Scheltworte, ſondern auch durch allerhand Mittel, um ihnen das Leben zu nehmen, gerochen haben. In Summa: Es wird ein verſtändiger Menſch leichtlich ſchlieſſen können, daß keine Frau ſo thöricht ſey, daß ſie nicht nur die Schläge, welche ſie von ihrem Manne bekommt, mit Gedult annehmen, ſondern ſelbige auch vor eine Anzeigung ſeiner Liebe halten ſolte. Die Urſache, warum die Moſcowitter ihre Weiber ſo oft ſchlagen, iſt, daß ſie ſich die meiſte Zeit vollſauffen, und hernach ihre Männer ausſchelten; oder es geſchiehet, weil ſie ihnen eine Eiferſucht, und einen Verdacht verurſachen, indem ſie ſich gegen andere Männer zu willfährig und zu freundlich erweiſen. Solches ſind nun die gewöhnliche Urſachen der Uneinigkeit und der Schläge, welche die Weiber von ihren Männern bekommen. Damit ich nun wieder zu ihren Hochzeiten zurük kehre; ſo iſt zu wiſſen, daß ein groſſer Unterſchied zwiſchen der Hochzeit der vornehmen und gemeinen Leute ſey, wiewol die Copulation oder Trauung auf gleiche Weiſe geſchiehet. Wenn der Tag, welcher zu der Hochzeit beſtimmet iſt, herannahet, ſo miethen die vornehmen Leute zwo Frauen für ein gewiſſes Geld, welche die Moſcowitter Schvvacha, das iſt Aufſeherinnen, nennen, und welche die Hochzeit im Hauſe anordnen, und auf alles wohl Acht haben ſollen. Die Schvvacha der Braut gehet am Hochzeittage ſamt vielen Knechten, welche alle prächtig gekleidet ſind, und einige Geſchenke tragen, nach des Bräutigams Hauſe; ſie machet darinnen das Hochzeitbette, deſſen Gardinen von Seidenzeuge, ſo mit Gold geſtüket ſind, auf 40. ſauber in Ordnung gelegte Korngarben, auf welchen der Bräutigam vorher geruhet hat. Um dieſes Bette herum ſezet man einige mit Weizen, Gerſten und Haber angefüllte Tonnen, um den

Uberflus, ſo man denen jungen Eheleuten wünſchet, anzudeuten. Der Bräutigam ſchiket den Tag vor der Hochzeit durch ſeine Schvvacha, mit welcher einige Knechte gehen, ſeiner Braut ſchöne Kleider, und andern Schmuk, ſamt einem Käſtlein, ſo mit Juwelen, einem Kamm; einem Spiegel, und einer kleinen Schachtel voll Schminke angefüllet iſt; weil der Moſcowitter gewohnet iſt, daß ſich die Frauen und Jungfrauen ſchminken, ſie mögen auch ſo ſchön ſeyn als ſie wollen, ſo daß, wenn eine unter ihnen ungeſchminkt auf einer Hochzeit erſchiene, ſelbige von jedermann verachtet und ausgelachet würde. Wenn nun alles zubereitet iſt, ſo begibt ſich der Bräutigam ſamt ſeiner ganzen Familie, und dem Popen, der ſie trauen ſoll, nach dem Hauſe ſeiner Braut, allwo die Anverwanden derſelben, welche ſich alle daſelbſt befinden, ihn mit einem lachenden oder freundlichen Geſichte, und vieler Höflichzeit empfangen. Die nächſten Anverwanden des Bräutigams ſezen ſich erſtlich zu Tiſche, und hernach der Bräutigam; nachdem er einen jungen Knaben, welchen man nach der Gewohnheit des Landes an ſeine Stelle geſezet hatte, durch einige Geſchenke weggewieſen. Wenn er ſich nun geſezet hat, ſo bringet man die Braut, welche herrlich und prächtig geſchmüket, aber mit einem Schleyer bedeket iſt, und welche ſich, ohne ſich aufzudeken, bei ihm ſezet. Zwiſchen dem Bräutigam und der Braut hänget eine Gardine von rothem Taffete, ſo von zweien jungen Knaben gehalten wird, damit ſie einander nicht ſehen können. Unterdeſſen kämmet ſie die Schvvacha des Bräutigams, drehet oder flechtet ihr die Haare, wovon ſie zwo Flechten gemachet, und ſezet ihr eine von ſehr dinnen Golde gemachte, und mit Perlen und Eedelgeſteinen beſezte Crone auf den Kopf, und läſſet ſie alſo ſizen, ohne ihr den Schleyer wieder aufzulegen. Eben dieſe Schvvacha kämmet auch den Bräutigam, und nimmt hernach den rothen tafften Vorhang weg. Alsdann iſt die Braut ſchuldig ihre Baken neben dem Geſichte ihres Bräutigams zu halten, und müſſen beide in ſolcher Poſitur ſich in einem Spiegel beſehen, und einander Kennzeichen ihrer Liebe durch ein verliebtes und freundliches Lächeln geben. Mittlerweile ſie ſolche Geberden machen, werffen die Hochzeitjungfern und die Schvvacha Hopfen auf die Anweſenden; die Frauen ſteigen auf die Bänke und Stühle, klatſchen in die Hände, und ſingen ſo unzüchtige Lieder, daß ich die Worte derſelben hier nicht anführen darf, aus Furcht, ich möchte die keuſche Ohren ärgern. Darauf tritt der Pope herzu, und ſegnet den Bräutigam und die Braut mit einem Brod, und einem groſſen Käſe, ſo ganz mit Zobelmarterfellen bedeket ſind, welche von zween Geſellen überreichet, und auf ſolche Weiſe in die Kirche getragen werden. Der Vatter des Bräutigams und der Braut ſtehen darnach vom Tiſche auf, und vertauſchen die Ringe der jungen Eheleute. Wenn nun alle dieſe Ceremonien zum Ende ſind, ſo führet man den Bräutigam und die Braut nach der Kirche, allwo man vors erſte dem Pope, welcher zuweilen ſo trunken iſt, daß er faſt nicht ſtehen kan, opfert. Das Opfer beſtehet in Küchlein, Paſteten, und etwas Geld, ſo ihm gegeben wird. Hernach bringet man die Bilder der Heiligen, welche der Bräutigam und die Braut zu Patrönen erwehlet haben, und man hält ſie über ihre Köpfe, mittlerweile der Pope ihnen den Segen gibt. Wenn nun ſolches geſchehen, ſo nimmt er des Bräutigams rechte und der Braut linke Hand zwiſchen ſeine beide, und fraget ſie dreimal, ob ſie eines des andern ſeyn, und mit einander leben wollen. Nachdem ſie geantwortet Ja, ſo führet er ſie um die Kirche herum, und ſinget den 128. Pſalm, welchen ſie von Wort zu Wort widerholen. Wenn der Pſalm ausgeſungen, ſo bringet ein junger Knabe zwo ſchöne Kronen, welche der Pope auf den Kopf des Bräutigams und der Braut ſezet, wenn ſie zum erſtenmal verheyrathet werden; iſt es aber ein Wittwer oder eine Wittwe, ſo ſezet er ihnen ſolche Kronen auf die Schultern. Nachgehends ſegnet er ſie, und ſpricht zu ihnen: **Was GOtt zuſammen gefüget hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden; wachſet und vermehret euch.** Unterdeſſen zünden alle Hochzeitleute kleine Wachslichter an, und hernach trinket der Pope ein Glas voll rothen Wein dem Bräutigam und der Braut zu, und dieſe müſſen ihm dreimal Beſcheid thun. Wenn ſie nun ausgetrunken haben, ſo wirft der Bräutigam das Glas auf die Erde, zertritt ſamt ſeiner Braut daſſelbe mit den Füſſen, bis es in kleinen Stüken iſt, und ſaget dabei dieſe Worte: **Alſo ſollen alle diejenigen, welche Haſs und Uneinigkeit unter uns ſtiften wollen, zertretten und zerſchmettert werden.** Darauf kommen alle Weiber, werffen Lein- und Hanfſaamen auf ſie, und wünſchen ihnen viel Glük, und beſtändige Wohlfahrt. Nachdem dieſe Ceremonien alſo geendiget, führet der Bräutigam ſeine Braut auf einem Wagen oder Schlitten nach ſeinem Hauſe, allwo das Hochzeitbette bereitet iſt. Alle Hochzeitleute folgen ihnen dahin, und ſo bald ſie angekommen ſind, bittet man die Gäſte ſich mit dem Bräutigam zu Tiſche zu ſezen; dieſelben werden herrlich bewirthet, und nachdem ſie brav gegeſſen und getrunken, machen ſie ſich mit Tanzen luſtig. Was die Braut betrift, ſezet ſich dieſelbe nicht mit den andern zum Tiſche, ſondern wird, ſo bald ſie angekommen iſt, ausgezogen und ins Bette geleget. Wenn ſie nun eine Zeitlang darinnen geweſen, ſtehet der Bräutigam, nachdem er geruffen worden, vom Tiſche auf, und begibet ſich zu ſeiner Braut, welche, ſo bald er in die Kammer getretten, vom Bette aufſtehet, und einen Schlafrok anziehet. Er nimmt dieſelbe auf eine verliebte Weiſe in die Arme, und wenn ſie ſich geſezet, bringet man ihnen einige Speiſe, welche ſie mit einander eſſen, hernach beten ſie und legen ſich ins Bette. Mittlerweile ſie darinnen ſind, mus ein alter Diener vor der Thüre Schildwache ſtehen, und nach einer Stunde die junge Eheleute fragen, ob ſie ihre Pflicht verrichtet haben. Nachdem der Bräutigam geantwortet, daß ſie ſey ſchon geſchehen, ſo läſſet man die Trompeten und Pauken erſchallen, und zugleich eine mit ſchönen Tapeten gezierte, und mit vielerlei Waſſer von gutem Geruche bereicherte Stube heizen, worinnen man ein Bad von allerhand wohlriechenden Kräutern zubereitet. Einige Stunden hernach führet man die junge Eheleute dahinein, welche ſich darinnen nach ihrem Belieben baden. Alsdenn verehret die Braut ihrem Bräutigam ein ſchönes mit Gold unterwürktes und um den Hals mit Perlen beſeztes Hemd ſamt einem prächtigen Kleide. Was anbelangt nach der Jungfrauſchaft, wie vor dieſem, zu fragen, iſt ſolche Gewohnheit bei den Moſcowittern abgekommen, und heut zu Tage werden ſolche Fragen bei ihnen vor närriſch und ungereimt gehalten. Die Luſtbarkeiten der Hochzeiten währen zween Tage und darüber, in welchen die Gäſte, nach Art dieſes Volks, herrlich tractiret werden. Die Speiſen und der Wein, die Muſic und das Tanzen mangeln da gar nicht, worbei ſie dann über die Maſſen viel trinken. Aber bei ſolcher Schwelgerei gehen öfters, gleichwie bei andern Völkern, luſtige Streiche vor. Denn wenn der Bräutigam ein wenig zu viel trinket, ſo findet ſeine junge Frau das Mittel ihn unter die groſſe Bruderſchaft des Acteons zu bringen, und mit etwan einem Galan ſich einer Gelegenheit, welche ſie vielleicht vorlängſt gewünſchet hätte, zu bedienen. Nach ſolchen luſtigen und frölichen Tagen müſſen die Frauen und Jungfrauen der Hochzeit eine jede wieder in ihre Kammer gehen, worinnen ſie, nach Gewohnheit des Landes, wie vorher eingeſperret, und ohne einige Gemeinſchaft mit Mannsperſonen bleiben. Deſſen aber allen unerachtet, ſo iſt doch unter denen Moſcowittern die

Geilheit in groſſem Schwange, und wird unter ihnen die ſchändlichſte Unzucht gelitten; und obſchon die Ehetreue nach ihren Geſezen nicht darf gebrochen werden, ſo iſt dennoch der Ehebruch in Moſcau ſehr gemein; ſintemal, nach ihrer Gewohnheit und Meinung, es kein Ehebruch iſt, wenn einer ſchon bei eines andern Weib ſchläfet, es ſey dann, daß er ſie entführe, um ſie in ſeinem Haus zu behalten; in ſolchem Fall wird derjenige, der ſolches Laſter begehet, mit der Knut-Peitſche ſcharf geſtrafet, er mus etliche Jahre im Gefangniſſe ſizen, und hernach wird er in Siberien geſchiket. Was die Ehebrecherin betriſt, wird dieſelbe in ein Cloſter gethan, worinnen ſie gezüchtiget wird; es ſtehet aber ihrem Manne frei, ſie wieder zu nehmen, oder ſie dem Cloſter zu laſſen, und eine andere zu heyrathen. Es iſt zwiſchen denen Eheleuten in Moſcau keine ſonderliche Liebe; welches dann auch verurſachet, daß ſie ſich oft ſcheiden laſſen. Wenn der Czaar oder Grosfürſt keinen Prinzen mit ſeiner Gemahlin bekommet, ſo kan er, vermög der Geſeze, dieſelbe ſamt denen Prinzeſſinnen ihren Töchtern, wann ſie einige hat, in ein Cloſter einſchlieſſen laſſen, und eine andere heyrathen; wie es der lezt verſtorbene Czaar, der ſeine erſte Gemahlin ins Cloſter ſperren, und ſich eine andere von geringſter Condition antrauen laſſen, gethan. Anjezo aber, wie die Zeitungen geben, möchte ſolches vielleicht in Moſcau, indeme ein Parthei der erſteren, eine der andern beipflichtet, einen Aufſtand verurſachen. Was die bloſe Hurerei anlangt, halten die Moſcowitter ſelbige vor keine groſſe Sünde; nichts deſtoweniger aber laſſen ſie die öffentlichen Oerter nicht zu, ob gleich die Huren gelitten, und ſelten geſtraffet werden. Sie ſtraffen die Sodomitterei, welche bei ihnen eben ſo gebräuchlich, als bei den Perſianern iſt, auch nicht ſehr ſcharf. Die Urſache, welche die Moſcowitter zu ſo greulichen Laſtern reizet, iſt der Müſiggang, und das viele Sauffen, worinnen ſie alle andere Völker übertreffen. Die Weiber haben im Hauſe auch nichts zu ſagen oder zu befehlen, ſie thun auch nichts darinnen, ſondern die Galoppen oder Knechte verrichten alles in der Haushaltung. Alles was von der Hand einer Frauen geſchlachtet iſt, wird bei den Moſcowittern vor unrein gehalten. Sie haben einen ſolchen Abſcheu davor, daß wenn der Mann und die Knechte ſich nicht zu Hauſe befinden, und die Frau ein Hun, oder ſonſt ein Federvieh zurichten mus, ſie ſolches nicht ſelbſt abthun darf: Dieſelbe ſtellt ſich in ſolchem Falle mit ihrem Federvieh und einem Meſſer in der Hand an die Thüre, und wann ſie etwa eine Mannsperſon vorbei gehen ſiehet, ſo ruffet ſie denſelben, und bittet ihn, er wolle das Hun, oder ander Thier, ſo ſie zurichten will, ſchlachten. Es iſt eine groſſe Freude für die Jungfrauen und Frauen, wann ſie an gewiſſen Feier- und abſonderlich des heiligen Petri und Paulitagen von ihren Männern oder Eltern die Erlaubnis erhalten, auf die Wieſen ſpaziren zu gehen, allwo ſie ſich mit Schwingen und Wippen ergözen, entweder auf abſonderlich darzu gebeugeten Zweigen von Bäumen, oder auf einem Brete, ſo überzwerch auf etwas in gleiche Wage geleget iſt. Weilen ſie ſonſt, wie ſchon gemeldet, allezeit eingeſperret ſeynd, ohne einige Luſtbarkeit zu genieſſen, ſo höret und ſiehet man ſie alsdann ganz frölich ſingen, tanzen und ſpringen. Und hiemit ſey von den moſcowittiſchen Hochzeitceremonien genugſam geſchrieben.

Was ein Galant homme ſeye?

Es ſcheinet eine ſchwere Frage zu ſeyn, was der franzöſiſche Ausdruk un galant homme auf teutſch heiſſe? Noch ſchwerer iſt die andere, wenn man ſich bekümmert, worinnen das eigentliche Weſen eines ſogenannten galant homme beſtehe? Am allerſchwerſten aber würde mir die Entſcheidung der dritten fallen: was nemlich von dergleichen Leuten zu halten ſey?

Was die erſte Frage betrift, ſo kan theils das Wörtlein galant,, theils die ganze Redensart einige Schwierigkeit verurſachen. Jenes hat ůnſern heutigen Sprachmiſchern ſo wohl angeſtanden, daß ſie es zu einem rechten Scherwenzel gemachet, der überal gelten mus. Man hört unter uns nicht nur von galanten Mannsperſonen und galanten Frauenzimmern, ſondern von galanten Hunden, Pferden, Kazen und Affen. Ein galantes paar Stiefel iſt unſern jungen Herren nichts neues. In der Küche und Wirthſchaft höret man oft von einem galanten Ragout, Fricaſſee, Hammel- und Kälberbraten. Ja ich weis mich zu entſinnen, daß ein gewiſſes Frauenzimmer einmal erzehlte, wie ſie ihrem Manne lezlich einen galanten weſtphäliſchen Schinken vorgeſezet. Mit einem Worte, der Misbrauch dieſes Worts iſt ſo gros, daß alles, was man ſehen, hören, riechen, ſchmeken, fühlen und empfinden, oder ſich auf einige Weiſe erſinnen und vorſtellen kan, galant, überaus galant, und vollkommen galant heiſſen mus.

Von der ganzen Redensart galant homme habe ich in unſerer teutſchen Muſengeſellſchaft die einſtimmige Antwort erhalten, daß man es am füglichſten ins Teutſche überſezen könne, wenn man ſaget, ein galant homme heiſſe ſo viel als ein artiger Menſch. Das Wort artig hat auch würklich unter uns eine ſo weitläuftige Bedeutung, daß es mit dem Franzoſiſchen wo nicht ganz und gar, doch unter allen andern am meiſten übereinſtimmet, und alſo gar wohl an ſeiner Stelle gebrauchet werden kan.

Doch das ſind Kleinigkeiten. Es fraget ſich, was iſt denn eigentlich ein wahrer galant homme, und was vor Eigenſchaften gehören zu einem recht artigen Menſchen? Ich habe dieſe Frage eine Zeit her verſchiedenen Leuten vorgelegt, die vor andern wiſſen wolten, was zum Wohlſtande gehöret. Ich hoffete von ihnen eine vollkommene Befriedigung zu erlangen; Allein vergebens. Liſette ſagt mir, ein galant homme ſey ein polirter Cavallier. Dieſe Erklärung lies mich eben ſo klug, als ich vorhin geweſen war, denn ich verſtund eines ſo wenig, als das andere. Bald ſagte mir Philandra, ein galant homme ſey ein charmanter Courtiſan, und meyne, ſie hätte mir ein groſſes Licht in der Sache gegeben. Als ich ſie aber weiter fragte, was ein ſolch charmanter Courtiſan vor ein Thier wäre? Dachte ſie gar, ich wäre willens ſie aufzuziehen, und ſprach mit Unwillen: Ich ſehe wohl, ihr habt euch Luſt zu zanken, oder ihr wollt mich vexiren. Ihr werdet es ja ſelber wohl wiſſen, was charmant iſt, und was man einen Courtiſan nennet. Ich lachte bei mir ſelbſt über dieſe Empfindlichkeit meiner Freundin, die ein genugſames Kennzeichen ihrer Unwiſſenheit war. Allein ich hatte Urſach mir eben dieſelbe zu verweiſen, indem ich ſelber eine ſolche Creatur nicht zu beſchreiben wuſte, die ich doch mehr den hundertmal geſehen zu haben glaubete. Ich fuhr fort in meiner Unterſuchung, und zog die artige Belline zu rathe, der ich noch faſt mehr als denen vorigen zutrauete. Dieſe meinte es auch nach einem kleinen Nachſinnen auf ein Haar getroffen zu haben, als ſie mir zur Antwort gab; ein galant homme iſt ein civiler junger Menſch, der inſonderheit gegen unſer Geſchlecht eine gute Conduite hat. Ich dachte ſelber im Anfange daß ich was gründliches erfahren hätte; doch nach genauer Uberlegung ſchien mir auch dieſes noch kein Genügen zu thun, indem die gute Aufführung gegen Frauenzimmer nur eine einzige von denen Eigenſchaften iſt, die ein ſogenannter galant homme haben mus.

Ich gerieth derowegen auf ganz andere Mittel mein Verlangen in dieſem Stüke zu ſtillen. Ich bemerkte einige junge Leute, die von allen einhellig vor artige und geſchikte Leute gehalten wurden. Ich nahm mir die Muhe ihre ganze Lebensart, alle ihre Verrichtungen, ihren Zeitvertreib, Kleidung und Umgang zu erforſchen. So bald ich von einem etwas vernahm, was ich noch nicht wuſte, ſchrieb ich es auf ein eigenes Papier, welches zu ſeiner Abbildung gewidmet war, und nachdem ich mir einige Nachrichten geſammlet, habe ich mir folgende Beſchreibung davon gemacht.

Seladon iſt eines reichen Kaufmanns zärtlich erzogener Sohn. Seine Wechſel kommen ſo ſtark von ſeinem Vater, als er ſelbſt wünſchet, und ſeine Mutter weis ihm noch überdas hundert oder mehr Thaler extra-Geld zuzuſchiken. Des Morgens ſchläft er ordentlich bis acht oder halb neun Uhr. Denn trinkt er bisweilen in, bisweilen auſſer dem Bette ſeinen Caffee. Er ſteht auf und zieht ſeinen ſeidenen Schlafrok an. Er nimmt ſeine Violdigambe und ſpielt einige Partien her. Um zehn Uhr kommt ſein Lehrmeiſter auf dem Claviere, der ihm innerhalb einem Jahre ſchon ſechs oder ſieben Stüke eingebracht. So bald dieſer weggehet, ſteht Seladon eine Viertelſtunde am Fenſter, und lieſet Hofmannswaldauen oder Menantes verliebte Gedichte, oder ſiehet, was auf der Straſe vorgehet. Er nimmt ſein Zahnpulver, und ſpielet ſich den Mund aus. Sein Perukierer kommt, er ſezet ſich, und läſt das Haar faſt täglich nach einer andern Manier kräuſeln. Er greift nach der Taſchen-Uhr, und ſieht, daß es bald zwölf Uhr ſey, darum kleidet er ſich an. Die Schuhe ſind ihm auch auf einfachen ſeidenen Strümpfen ſo enge, daß er ſie kaum mit Hülfe ſeines Dieners anziehen kan. Das Kleid iſt mit einer goldenen Borte eingefaſſet, und die Wäſche mus täglich weis ſeyn. Er bringet eine gute Zeit vor dem Spiegel zu, beſieht bald den geſchikten Fus, bald das weiſſe Angeſicht, bald die diamantenen Ermelknöpfe, bald die ganze Stellung des Leibes. Jezo übet er ſich eine liebliche, bald eine ſpröde, bald eine verächtliche Mine zu machen. Darauf neiget er ſich mit der gröſten Artigkeit etliche mal vor ſich ſelbſt, fängt auch wohl überlaut an ein Compliment zu machen. Er zieht mit einer ungezwungenen Art die goldene Tabaksdoſe hervor, und nimmt gleichſam als in Gedanken, doch mit zierlicher Bewegung der Finger etwas heraus. Die Naſe wird ihm zimlich gelbe davon; allein das ſoll ſo ſeyn. Denn ſtekt er den ſilbernen franzöſiſchen Degen an, nimmt ſein Rohr mit dem goldenen Knopfe, und geht zu Tiſche. Dieſen hat er mit guter Bedacht nicht in einem öffentlichen Gaſthauſe, ſondern bei einem Correſpondenten ſeines Vaters genommen, der eine artige Frau und eine ſchöne Tochter hat. Sein Gang auf der Straſſe iſt zierlich. Die Schritte ſind enge, und die Augen fliegen beſtändig nach allen Fenſtern, wo er ein Frauenzimmer vermuthet. Erblikt er irgends was weiſes, ſo zieht er den Hut mit der verpflichteſten Manier und lachelnden Minen ab. Er kommt hin, und ſie ſezen ſich zu Tiſche. Man ſcherzet, man lachet, man erzehlt allerlei Neuigkeiten, die in der Stadt vorgehen. Wie dieſes oder jenes Frauenzimmer vergangene Nacht ein Ständgen bekommen. Wie ihre Nachbarin ſcheel darüber geſehen, und wie man nicht wiſſen könne, ob es ihr von dieſem oder jenem Anbeter gebracht worden. In dieſem Hauſe iſt das Aufwartmädgen zu Falle gekommen. Dort wird von der Jungfer übel geſprochen, und anderwärts redet man von einem gedultigen Ehemanne. Dann verfällt man auf allerhand Romanen. Ein jedes rühmt diejenigen, ſo er geleſen, wiewohl er ſie faſt alle geleſen hat. Die Mahlzeit iſt geendiget. Der Wirth ſtehet auf, und gehet ſeinen Geſchäften nach. Die Frau bittet den Tiſchgänger bei ihr zu bleiben. Monſieur Seladon ſie werden ſo gütig ſeyn, und ein Schälgen Caffee mit mir trinken. Votre Serviteur Madame, iſt ſeine Antwort, wenn ſie mir die Ehre thun wollen, ſo mus ich gehorſamen. Die Wirthin fährt fort: Sie können zugleich ſehen, ob meine Tochter in ihrer Tanzſtunde was zugenommen. Dabei werde ich mir ein groſſes Vergnügen machen, antwortet er, ja ſelber Gelegenheit finden, einer ſo geſchikten Demoiſelle was abzulernen. Sie belieben zu ſcherzen, verſezet die Tochter, denn ich ſchäme miſt faſt in der Gegenwart eines ſo guten Kenners, zu tanzen. Indeſſen kommt der Tanzmeiſter. Er ſieht erſtlich zu, lobt das ſchöne Kind, die freien Manieren, die gute Stellung des Leibes, und die richtige Cadenz, welche zu erweiſen er ſelbſt den Tact ſchlägt. Er bittet ſich ſelber eine Menuet aus, und legt eine Probe ſeiner Geſchiklichkeit ab. Der Caffee iſt fertig, ſie ſezen ſich, und er unterhält ſeine Wirthin mit lauter Schmeicheleien. Er erzehlet, wie dieſes oder jenes Frauenzimmer neulich auf der Hochzeit ſo elend getanzet, oder im Tanzen ſo grobe Fehler gemacht, daß ſie allen Zuſchauern zum Gelächter geworden u. d. m. Man nimmt endlich ein Lombergen hervor, und ſpielet, bis es wieder Tiſchzeit iſt, und der Wirth nach Hauſe kommt. Sie ſpeiſen, und Seladon geht nach der Mahlzeit wieder nach Hauſe. Die Frau weiſt die Artigkeit ihres Koſtgängers gegen ihren Mann nicht gnugſam zu rühmen. Ach welch ein artiger Menſch iſt er doch! Wie weis er ſo wohl mit Leuten umzugehen? Ich habe ſeines gleichen nicht geſehen. Nach zehn Uhr, als man ſich zur Ruhe begeben, kommt eine ſchöne Muſic von weiten gezogen. Die Frau reiſſet ſich aus den Armen ihres Mannes, und läuffet zum Fenſter, um zu ſehen, wo dieſes Ständgen hinziehen werde. Und wie freuet ſie ſich nicht, als ihr ſelbſt von dem galanten Seladon die Ehre wiederfährt, und alle Nachbarn ſolches mit Verdruſs gewahr werden müſſen.

Dieſes iſt kaum die Helfte von demjenigen, was ich mir von dieſem jungen Menſchen angemerket habe. Wiewohl ich mus abbrechen, um vor den endern, den ich von Rittersdorf nennen will, einen Plaz zu behalten. Dieſer hat eine ganz andere Lebensart, als der vorige. Früh morgens um fünf Uhr geht er mit der Ruthe in der Hand auf ſeine Reitbahn. Er kommt zurüke, und begibt ſich auf ſeine Studierſtube. Nachdem er ſich die Stiefel ausziehen laſſen, lieſet er ohngefehr eine Stunde im Bette ſizend, doch ſo, daß er von einem Buche aufs andere fällt. Seine Bibliothec beſtehet aus lauter franzöſiſchen Romanen, und Sammlungen vermiſchter Hiſtorien und luſtiger Einfälle. Seine Wiſſenſchaft in dieſer Sprache hat er einem andern Mädgen zu danken, die ſeine Eltern im Hauſe gehabt, und ſeine Mama hat das ihre auch dazu beigetragen. Man kan alſo leicht denken, wie weit er es darinne gebracht hat. Dem ohngeachtet ekelt ihm vor allen Büchern, die in ſeiner Muterſprache geſchrieben werden, wie er denn auch unſre Blätter nicht leſen will, weil es ſeiner Meinung nach nicht möglich iſt, daß dieſe teutſche Zettel einiger Galanlanterie fähig ſeyn ſollten. Wenn wir wenigſtens den Titul curieuſe Penſeén der raiſonnablen Tadler-Aſſembleé genennet hätten, ſo würde es ihm noch einiger maſſen galant geklungen haben. Doch hierbei wollen wir uns nicht aufhalten. Er kleidet ſich anders an, und begibt ſich um zehn Uhr auf das Caffeehaus, lieſet die franzöſiſchen Zeitungen, und redet von lauter Staatsſachen. Er beſezet den Kaiſerthron in Moſcau. Er führt die proteſtantiſchen Armeen bis nach Cracau, und treibet die Catholiken zu paaren. Die Friedenshandlung zu Cambray ſoll auf ſeinen Wink zum Stande kommen, und Engelland mus denen Spaniern wider Willen Gibralter wieder geben. Um 11. Uhr geht er auf den Fechtboden, nimmt Lection, und ficht contra, bis es um Tiſchzeit iſt. Dann geht er in das beſte Weinhaus zur Mahlzeit, wo die meiſten Fremden einkehren. Es läſt ſichs wohl ſchmeken, und trinkt ſein Glas Wein mit gutem Appetite. Nach Tiſche geht er mit guten Freunden aufs Caffeehaus, und vertreibet ſich 4. oder 5. Stunden mit dem edlen Billiard. Von dar gehet er in eine Geſellſchaft, wo jemand ſeiner Landsleute, einen Valetſchmaus gibet, und die Pauken und Trompeten ſich wohl hören laſſen. Er trinket ſich nebſt andern einen Rauſch, zieht mit dem ganzen Chore durch die finſtre Straſſen, und vor allen Thüren, wo einer aus der Geſellſchaft eine Schöne zu kennen vorgibt, mus ein angenehmes Stük geblaſen werden. Man trinkt auch wohl unter freiem Himmel Geſundheiten, und das Wörtlein hoch! läſt ſich oft beſſer als die Waldhörner hören. Endlich machet das Feuerwerk, ſo ihre Degenklingen auf dem Pflaſter erweken, einen Schlus der ganzen Luſtigkeit, und der Herr von Rittersdorf geht auf eine galante Manier zu Bette.

Man denke nicht, daß ich hier des Studirens entweder mit Bedachte, oder aus Vergeſſenheit keine Meldung gethan habe. Nein, man hat mir bei denen obigen Nachrichten nichts davon geſagt. Als ich einmal darnach fragte, bekam ich zur Antwort: Ei die Leute ſind galant hommes, ſie ſtudiren cavallierement. Sonſt habe ich von dem Seladon gehöret, daß er nicht eben ſo fertig Latein leſen ſolle. Von dem leztern aber hat ſein geweſener Diener noch andere Dinge erzehlet, die vielleicht nur aus Haſs erdacht ſeyn mögen.

Aus dieſen beiden Exempeln und etlichen andern, die in einigen Stüken von ihnen unterſchieden ſind, habe ich mir einen Begrif gemacht, was zu einem artigen Menſchen erfordert werde. Ich habe geſehen, daß einer nicht alle Eigenſchaften deſſelben auf einmal beſize, ſondern einer dieſes, der andere jenes zu ſeinem Hauptwerke mache. Soll ich meine Gedanken kurz faſſen, ſo unterſtehe ich mich es faſt nicht, doch dächte ich nicht zu irren, wenn ich ſagte: Ein ſogenannter galant homme ſey ein junger wohlhabender Menſch, der ſeinem Herzen keine Freude wehret, ſeine Zeit mit Luſtbarkeiten, Eſſen, Trinken und Schlaffen zubringet, und wenn es hoch kommt, einige Leibesübungen treibet, um ſich dadurch bei Leuten, die darauf ſehen, beliebt zu machen. Es könnte gar wohl ſeyn, daß vernünftige Leute ſich ganz andere Begriffe von einem wahrhaftig artigen Menſchen gemacht hätten, und ich ſelbſt würde vielleicht eine andere Beſchreibung von ihm gegeben haben, wenn ich nicht vor dieſesmal die gemeine Meinung, die allenthalben unter uns herrſchet, zur Vorſchrift genommen hätte.

Das leſte, das beſte. Aber auch zugleich das ſchwerſte. Denn ich weis in der That nicht, was ich von dergleichen artigen Leuten, die ich bisher beſchrieben habe, halten ſoll? Oder dafern ich je etwas wüſte, ſo darf ich es nicht ſagen, aus Furcht einen groſſen Widerſpruch zu bekommen. Zwar wenn ich manches Frauenzimmer fragen ſollte, ſo würde ich ein ſehr vortheilhaftes Urtheil von ihnen hören. Mich dünkt aber immer, daß bei unſerm Geſchlechte nicht der gehörige Richter hierinnen zu ſuchen ſey. Ich will derohalben eines gewiſen Miniſters Bezeigen gegen einen ſolchen galant homme, der eine Bedienung ſuchte, kürzlich anführen: Jocoſo kunte wohl tanzen und reiten. Er verſtunde ſeinen Degen treflich, ſpielte Lomber, Piquet, Billiard und Baſette, troz dem beſten Meiſter. Er ſprach fertig franzöſiſch, und hielte ſich ſchön in Kleidungen. Er meldete ſich bei erwehntem Staatsmanne an einem vornehmen teutſchen Hofe. Dieſer vernahm ſein Begehren, und ſtellte ihn auf die Probe. Dieſelbe war dreifach. Er ſolte erſtlich von vorgegebenen Materien einen teutſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen Brief ſchreiben. So dann ein gewiſes Stük aus der Reichshiſtorie erzehlen, und leſtlich eine verworrene Rechnung in Ordnung bringen. Hier brach dem Herrn Jocoſo der Angſtſchweis aus. Seine bisherige Lehrmeiſter hatten ihm von dem allen nichts geſagt; doch trieb ihn die Ehrbegierde an, ſein äuſſerſtes zu wagen. Der teutſche Brief war in einer etwas ſchlechtern Schreibart abgefaſſet als der Eulenſpiegel. Der franzöſiſche war der unrichtigen Rechtſchreibung wegen weder zu leſen noch zu verſtehen. Und der lateiniſche hatte in allen Zeilen ſich wider die Grammatic verſtoſſen. In der Hiſtorie wuſte er weder Anfang noch Ende, und mit der Rechnung bat er ſich zu verſchonen. Mein Herr! ſagte der Miniſter, ich weis ſie zu nichts zu gebrauchen. Sie müſſen anderwärts, und nicht bei Hofe, ihr Glük ſuchen.

Calliſte.

Vorläufige Anzeige eines unmasgeblichen Vorſchlags zur Verbeſſerung der Stubenöfen.

So nüzlich, ja ſo nothwendig und unentbehrlich das Holz zum Bauen und Brennen; ſo viel Urſache hat man für die Erhaltung der Wälder, und Abſtellung des überflüſigen Aufwands in dieſem Stüke beſorgt zu ſeyn, und der verderblichen Verſchwendung dieſes edlen Materials entgegen zu gehen. Wie viele Holzungen ſeit etwa 30. Jahren zerſtöret und ausgerottet worden, alſo daß man hin und wieder an dem Ort eines vormaligen dichten und unwegſamen Waldes jezo kaum einen Baum erbliket, iſt leider ſattſam bekannt. Ich verlange auch nicht hieſelbſt weitläuftig auszuführen, wie weit es mit den Regeln einer ſorgfältigen Wirthſchaft und Haushaltung übereinſtimme, wenn man Waldungen verwüſtet, und den Plaz zum Kornbau brauchbar zu machen unternimmt, indem auch der etwa zunehmenden Menge der Menſchen durch Anbauung der hin und wieder befindlichen weiten Heiden, wenn ſolches mit Uberlegung, und auf gehörige Weiſe unternommen würde, könnte zulänglicher Unterhalt verſchaffet werden. Denn nicht nur das Holz innerhalb 30. bis höchſtens 40. Jahren faſt noch einmal ſo hoch im Preis ſteiget, ſondern auch theils die daraus entſtehende Maſt und Weidung des Viehes nicht geringen Vortheil träget, ſtatt deſſen man einen verwüſteten Wald von den zurükgebliebenen Stämmen nicht ohne Mühe und Koſten ſäubern mus, und durch viele Pflege es dahin bringet, daß er als ein fruchtbarer Aker könne gebraucht werden; da man dann endlich etwa ſo viel erhält, daß nach gemachtem Abzug desjenigen, was zur Bearbeitung des Akers, nemlich zur Unterhaltung des Geſindes und Viehes, wie auch nöthigen Werkzeuges, Düngung ꝛc. erforderlich iſt, der Abgang der Maſtung erſezet werde: oder man bauet wohl gar auf ungewiſſe Rechnung, indem nicht ein jeder Aker, wo vormals Holz geſtanden, zum Kornbau geſchikt iſt, und alſo die Arbeit und aufgewande Koſten gröſten theils verlohren gehen.

Man ziehe nur in Betrachtung, wie geringe die Vorſörge in dieſem Stüke ſey, wie wenig theils die von hohen Herrſchaften vorgekehrte Anſtalten, theils von einigen Wohlgeſinnten gethane Vorſchläge zu Anlegung und Pflanzung neuer Holzungen den erwünſchten Erfolg gehabt, und wie ſchlecht daher der tägliche und merkliche Abgang des Holzes, da auſſer demjenigen, ſo zur Heizung der Zimmer zu Winterszeit verbraucht wird, der anderweitige Aufwand deſſelben zum Bauen und Hausgeräth, Kohlen, Seifenſieden, Waſchen, Baken, Färben ꝛc. ein merkliches jährlich wegnimmt, erſezet werde. Weswegen man denn billig zu beſorgen hat, daß nach Verlauf einer kurzen Zeit der zumal in hieſigen Gegenden noch vorhandene geringe Reſt des Holzes gröſtentheils verbrauchet, und unſre Nachkommen ſich faſt gänzlich das von entblöſſet ſehen müſſen. Und eben daher hat man hohe Urſache, mit allem Fleis darauf bedacht zu ſeyn, dem einbrechenden Mangel zu begegnen, und alle dazu dienliche Mittel zur Hand zu nehmen.

Man möchte hier vor andern erwehnen, daß ein merkliches Theil Holzes bei dem Bauen erſparet werden könnte, wenn man nach dem Vorſchlag einiger Vernünftigen, die Mauren, theils von gebrannten, theils ſonſt wohl getrokneten Ziegeln, aufführete, da denn etwa nur ein Drittheil deſſen, was ſonſt erforderlich, zum Kalk- und Ziegelbrennen aufzuwenden wäre. Vornemlich aber würde nöthig ſeyn, die Anlegung neuer Baumſchulen und Erziehung friſcher Hölzungen, zumalen an ſolchen Pläzen, die weder zur Weide noch Akerbau, ſonderlich brauchbar, doch aber zum Wachsthum des Holzes entweder für ſich bequem, oder doch durch einigen Fleis könnten geſchikt gemacht werden, durch eifrigſte Veranſtaltungen zu betreiben. Bei welcher gewünſchten Anordnung dennoch zu befürchten, daß der noch übrige wenige Vorrath unſerer Gegend ehe zu Ende gehe, als ſolche Holzungen zu ihrem gehörigen Wachsthum und Stärke gedeien möchten; ſintemal der übrigen mannigfaltigen Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu geſchweigen, ein recht ſtarker Eichenbaum oder Tanne kaum in 100. Jahren den völligen Wachsthum erreichet, auch das Gebüſche nach verſchiedener Güte des Bodens, 10, 15. und mehr Jahre zu ſeinem Anwachs erfordert.

Wie aber auſſer Streit das vornehmſte und ſicherſte Mittel, ſich dieſem beſchwerlichen Mangel nicht blos geſtellet zu ſehen, darinne beſteht, daß man die noch vorhandene Holzungen möglichſt ſchone und zu erhalten ſuche; ſo haben dieſe wichtige und das gemeine Beſte betreffende Angelegenheit verſchiedene hohe Regenten gar wohl eingeſehen, und nach Dero preiswürdigen Sorgfalt, für das Wohl ihres Landes und Unterthanen für nöthig erachtet und geſucht, durch gute Ordnungen ſolche löbliche Abſicht zu erreichen. Wie denn insbeſondere im Churfürſtenthum Sachſen die preiswürdige Anſtalt waltet, daß alle Jahr im Monat Februario eine Hauptholzdeliberation gehalten, und dazu von dem Cammercollegio die geſammten Forſtbedienten nach Dresden beruffen werden, um durch gute Vorſchläge dem Mangel vorzukommen und abzuhelffen.

Inſonderheit aber fällt jedermänniglich in die Augen, was für ein anſehnlicher Vorrath Holzes und anderer Brennmaterialien durch ungeſchikte Anlage der Oefen zu Erwärmung der Stuben vernüzet und verſchwendet wird. Die mehreſten derſelben ſind ſo beſchaffen, daß dadurch der gröſte Theil der verbrennlichen Materien mit dem Rauch fortgetrieben, und an ſtatt einer hellen Flamme, als welche vornemlich die Erwärmung verurſachet, nichts als matte Glut, diker Rauch, Holzwaſſer, Spiegelrus, ausgebrannte Stüke, und häufige tode Kohlen hervorgebracht werden. Andere haben bei den angebrachten Leitungen die ſtarke Anſezung des Ruſes, welcher die Wärme nicht wenig zurük hält, nicht haben mögen, und was dergleichen Beſchwerlichkeiten mehr ſind, wodurch das Holz auf eine unverantwortliche Weiſe verſchwendet wird.

Es haben daher verſchiedene hohe Häupter nicht nur die Vorſchläge geſchikter Männer zu deren Verbeſſerung und bequemern Einrichtung gnädigſt aufgenommen, ſondern auch durch ertheilte Privilegia und gereichte anſehnliche Belohnungen ſelbige und auch andere ermuntert, ſolche nüzliche Erfindungen weiter auszuführen und vollkommener zu machen. Schon Kaiſer Ferdinand I. hat ſich ſolchem Unternehmen gar gnädig und beförderlich erwieſen, da er die von Friedrich Frömern aus Strasburg zu ſolchem Ende gethane Vorſchläge mit einem ausnehmenden Privilegio unterſtüzet. Und es iſt zur Gnüge bekannt, was für eine geneigte Aufnahme noch vor wenig Jahren der ſeel. Herr Profeſſor Lehmann aus Leipzig bei den anſehnlichſten Höfen, mit ſeinem verbeſſerten Ofenbau gefunden, da auſſer deſſen gnädigſten Landesherrn dem groſſen Auguſto, wie auch Jhro Durchl. dem regierenden Herzog zu Sachſengotha, nicht nur Sr. Grosbrittanniſche Majeſtät in Dero Churfürſtlichen Landen ſondern auch beſonders weil. Sr. zu Dännemarknorwegen glorwürdigſt regierende Majeſtät König Chriſtian der VI. denſelben darüber mit ſtattlichen Freiheiten verſehen, und ihm eine ausnehmende Belohnung angewieſen.

Und gewis, der Nuzen einer Erfindung dieſer Art, als welcher ſich über weitläuftige Reiche und ganze Länder erſtreket, verdienet vor andern in Aufmerkſamkeit gezogen zu werden, und zwar um ſo viel mehr, als der daraus zu erhaltende Vortheil ausnehmend gros iſt. Man würde vermuthlich auch nicht zu viel thun, wenn man behauptete, es werde durch ſolche Entdekungen mehrers zu dem allgemeinen Wohl der Menſchen beigetragen, als durch Erfindung der abſtracteſten und tiefſinnigſten Wahrheiten. Denn obgleich die Kräfte der Seelen in deren Erkenntnis und Entdekung zu üben, und ſolche zur Ubung zu bringen, billig die köſtlichſte unter allen menſchlichen Bemühungen iſt, auch die erkannten allgemeinen Säze an ſich ſelbſt vortreflich ſind, und den gröſten Nuzen in ſich faſſen: ſo beſizt doch entweder ein geringer Theil der Menſchen die Fähigkeit, ſolche recht einzuſehen, oder die wenigſten erlangen doch die Fertigkeit, ſolche in den beſonderen und vorkommenden Fällen brauchbar zu machen, und nüzlich anzuwenden. Die Sinnliche aber, welches zur Bequemlichkeit des Leibes und der zeitlichen Wohlfahrt gereichet, oder nur die Erſparung und Vermehrung der äuſſerlichen Güter zum Grunde hat, pflegt nicht nur die Weltweiſen, als welche dieſe weſentliche Vortheile nicht verächtlich halten, ſondern auch den gröſten Theil der Menſchen, welche ſie beſonders und faſt einzig bemühen, ihre Güter und äuſſerlichen Glüksſtand zu mehren, um ihre Bequemlichkeit und Wolluſt zu unterhalten, weit mehr als alles übrige rühren. So ſehr aber auch der mehreſte Theil der Menſchen, durch dasjenige, was in die Sinne fället, gerühret wird, und ſo geneigt ſie ſind, den dahin zielenden Neuerungen Beifall zu geben; eben ſo ſehr pflegt andern Theils dieſe Neigung zu dem ſinnlichen öfters demjenigen, was nüzliches erſonnen wird, viele Hinderniſſe in den Weeg zu legen. Denn wem iſt unbekannt, wie hartnäkigt die mehreſten beſonders unter dem Pöbel auf ihren Vorurtheilen beſtehen, und nur demjenigen, was ſie von ihren Voreltern ererbet, einen hohen Werth beilegen, und davon im geringſten abzugehen, ſich thörichter Weiſe ein Gewiſſen machen. Jch getraue mich alſo nicht, dieſe Art der Erfindungen von dieſem Schikſaal frei zu ſprechen, und ich ſelbſt ſtelle mir keine geneigtere Urtheile vor, als welche andern, die ſich dergleichen Verbeſſerung angelegen ſeyn laſſen, zu Theil worden; bei Vernünftigen, obgleich einer geringen Anzahl Menſchen, wird dennoch die Bemühung ſolcher Männer eine billige Achtung finden. Um theils derſelben Verdienſte in Andenken zu erhalten, und zugleich anzuzeigen, wie man dieſe Erfindungen von Zeit zu Zeit zu verbeſſern bemühet geweſen, theils aber damit man urtheilen könne, wie weit unſere Angaben, welche künftighin gel. GOtt, in dem 2ten Band zum gemeinen Nuzen mitgetheilet werden ſollen, von den Erfindungen der übrigen unterſchieden ſeyn, wollen wir hieher die gehörigen Schriften, welche uns bekannt worden, nach dem Verlauf der Zeit, da ſelbige zum Vorſchein gekommen, und deren Jnnhalt kürzlich anzeigen.

gen. Zu Ferdinands I. römiſchen Königes Zeiten, haben des obengedachten Fromers Vorſchläge, nachgehends Conr. Zwiken zu Khor, und Johann Ulrich Kundigmann, zu Conſtanz mehrers erweitert und bekannt gemacht, und endlich hat Franz Keſsler, ein in der Geometrie und mechaniſchen Wiſſenſchaften nicht unerfahrner Mahler zu Frankfurt am Mayn, ſelbige in einem beſondern Tractat, genannt die Holzſparkunſt beſchrieben; wiewol nach G. A. Böklers Urtheil mit weitläuftigen und umſchweifenden Erzehlungen, unnöthigen Figuren, vieler Verwirrung und Fehlern. So berichtet auch Spangenberg, daß Anno 1557. im Mansfeldiſchen ſich einige aus Schwaben eingefunden, die eine ſonderbare Holzſparkunſt ſowohl beim Brauen, als Kochen und Heizen angegeben. Er ſezet hinzu, daß man zwar einige Oefen dazu geſezet, aber es wären nicht nur ſelbige einige Zeit hernach wieder eingegangen, ſondern man habe auch nicht in Erfahrung gebracht, daß etwas dadurch ausgerichtet worden. D. Joh. Joach. Bechers Verſicherungen, daß er bei dem Abdünſten oder Kochen, als Bierbrauen, Salzſieden, Färben und dergleichen mit dem fünften Theil Holzes, was andere verbrauchten, eben ſo viel in nicht längerer Zeit ausrichten wollen; ingleichem deſſen Erfindung, dem Turf- und Steinkohlen den Rauch und ſtinkenden Dampf zu benehmen, und ihn in Theer zu verkehren, nach deſſen Abſonderung die Kohlen weit mehr Hize geben, werden von ihm ſelbſt angezeiget. Hiernächſt hat Geo. Andr. Bökler nicht weniger in ſeiner Furnologia, als in ſeiner Haus- und Feldſchule einige Verbeſſerungen der Oefen angegeben, und ſolche in verſchiedenen Käſten und Lenkungen abgetheilet. Faſt zu eben der Zeit machte Blücher ein Franzos, eine Anweiſung zu mancherlei Anlagen der Oefen bekannt, welche er jedoch nach anderer Urtheil mehrentheils aus lezterm genommen; und ſelbige hat nachgehends Mantene mit Anmerkungen vermehret, dabei denn jener allezeit, wie durch weitere Umführung des Rauchs die Wärme nicht wenig können vermehret werden, dieſer aber ſowohl die flachlauffende oder horizontale, als gerade aufſtehende Abtheilungen angewieſen, dadurch denn Heleng bewogen, ſolche und andere Verſuche gleichfalls anzuſtellen, welche ehemals ein Kaufmann in Mailand Anno 1683. in MSC. beſeſſen. Die ſogenannten Kunkelſchen Oefen, (wiewol ſolche nach einiger Anzeige ſchon vorher in Frankreich bekannt geweſen, worinnen das Feuer unterwärts brennet, ja auch in ſelbigen zwei Feuer zugleich: nemlich eines in der langen, das andere in der kurzen Röhre zu unterhalten angewieſen wird, aber wegen ihres ſtarken Dampfes in den Zimmern nicht zu gebrauchen, ſind bekannt. Eine andere Art deſſelben beſchreibt Sturm; Dion. Papin ein geſchikter Prof. zu Marpurg; hat unter vielen andern Machinen eine Angabe derſelben vorſtellig gemacht, wodurch er die von Georg Agricola erfundene Art, die Luft vermöge bewegter Windflügel unterwärts durchs Feuer zu treiben, verbeſſert: welche aber eine beſondere Lage erfodert, und daher an den wenigſten Orten applicable iſt, auch anderes Bedenkliches mit ſich führet. Nicht weniger hat Gerit Roſen, ein Schwede, in ſeinem 80. Jahr einen ſogenannten gründlichen Unterricht von den unrathſamen Kachelöfen nebſt einer neuen Erfindung herausgegeben. Es iſt aber ſolche Schrift von geringem Belang und ſehr unordentlich verfaſt. Seine Verbeſſerung beſtehet blos, auſſer den bereits bekannten Abtheilungen, in einem inwendig nach der Stuben zu, ſtatt der Oefnung in der Ofenthür angebrachten beſondern Zugloch, und einer Rauchpfeiffen im oberſten Theil des Ofens, ſo beide mit einem Schuſſe verſehen. So hat auch ein ungenannter Schwede eine kleine Schrift darüber ans Licht geſtellet, doch aber darinn keine ſonderbare Entdekungen beigebracht. Und ohne derjenigen ausführlicher zu gedenken, welche zufalliger Weiſe und etwa bei Gelegenheit der Anweiſung zur Baukunſt oder ſonſten dergleichen Unterricht gegeben, wie auch deren Vorſchläge, ſo nicht durch den Druk bekannt worden; wie denn Herr von Rohr einer vortheilhaften Angabe, ſo Anno 1717. von einer vornehmen Standesperſon in Leipzig verſuchet worden, gedenket; auch Prof. Lehmann eines kleinen Windofens, ſo der Modellmeiſter Andr. Gärtner in Dresden angegeben, erwehnet, ſo haben ſich in neuern Zeiten beſonders deswegen hervorgethan Gauger, deſſen Mechanique au Feu von Ant. Henr. Horſt ins Teutſche überſezet, und mit einem neuen Vorſchlag vermehret hat, ſo aber blos zur Verbeſſerung der in Frankreich üblichen Camine abzielet; du Bois, welcher jenes Erfindungen verbeſſert und davon eine Nachricht druken laſſen, auch nachgehends mit Deſaguliers in Geſellſchaft getretten, da ſelbige denn Oefen nach ihrer Angabe in groſſer Anzahl verfertigen laſſen: Hofr. Johann Adolph Wedel Prof. Med. Primar. zu Jena, M. Joh. Georg Leutmann, Prof. zu Petersburg, in Vulcano famulante, oder ſonderbaren Feuernuzung, Joach. Diet. Lindſtedt in der wohlerforſchten Natur des Feuers, Joh. Jac. Schüblers nüzliche Vorſtellung und Unterricht von zimmlich bequemen und Holzerſparenden Stubenöfen, welcher leztere jedoch nach Gewohnheit der Baumeiſter mehr auf die Zierde, als auf eine bequeme und wohlfeile Einrichtung geſehen, und endlich Prof. Lehmann in ſeiner Univerſalholzſparkunſt, welcher ſich denn beſonders bemühet hat, die Errichtung der von ihm angegebenen Oefen in Gebrauch zu bringen, und allgemein zu machen, alſo daß ſie auch in hieſigen Gegenden anzutreffen ſind. Es mag auch nicht geleugnet werden, daß dieſe verdiente Männer in ihren Vorſchlägen nicht gänzlich gefehlet, und zum Theil ihre Abſicht gluklich erreichet, wenigſtens eine Menge ungeheurer Holzfreſſenden Machinen dadurch weggeſchaffet und eine bequemere Bauart dagegen eingeführet. Man wird ihnen ſolchen Ruhm um ſo viel weniger verſagen können, als der dadurch verſchafte Vortheil in die Augen fället, ſo bald man nur die nach ihrem Anſchlag hin und wieder errichtete bequemere Oefen mit den vor Alters gebräuchlichen abentheuerlichen Arten zuſammen hält. Dennoch aber, wie nach Art der menſchlichen Dinge keine Erfindung auf einmal den höchſten Grad der geſuchten Verbeſſerung erreichet, oder zu einer ſolchen Vollkommenheit gelanget, daß nicht die Nachkommen etwas daran auszuſezen oder zu ergänzen finden ſolten; ſo erfordert es auch die Billigkeit gegen die Verdienſte unſerer Vorfahren, daß man die etwa mit unterlauffene Mängel entſchuldige, und mehr auf die Ausbeſſerung zu Beförderung und Bewerkſtellung des von ihnen vorgehabten löblichen Zweks bedacht ſey, als ihre Bemühung zu tadeln und zu verkleinern. Daß dieſes aber ſo gar leicht nicht ſey, oder doch den wenigſten gelinge, iſt denen zur Genüge bekannt, welche aus den Geſchichten und der Beſchaffenheit der mechaniſchen Wiſſenſchaften erlernet, wie viel Einſicht, Stetigkeit und Fleis, wie viele Koſten und andere Umſtände, um durch Verſuche von den etwa gemachten Entdekungen die völlige Gewisheit zu erlangen, erfordert werden. Und wie leicht geſchicht es nicht, daß man dasjenige überſehe, was uns ſo zu reden vor den Füſſen lieget, und welches doch ungemein brauchbar könnte gemacht werden, ohne deswegen weitläuftige Anſtalten und koſtbaren Bau vorzukehren, wenn man es gehörig anzuwenden ſich befliſſe. Wir gönnen demnach denjenigen, welche ſich die Verbeſſerung der Oefen angelegen ſeyn laſſen, ihren wohlverdienten Ruhm, und werden uns nur beſchäftigen, die bei den bisher bekannt gewordenen Arten ſich ereignende Mängel weitläuftig aufzudeken, und nach der Länge vorzuſtellen, zumalen Herr Lehmann die mehreſten derſelben nach den von ihm beliebten 20. Fundamenten zu beurtheilen über ſich genommen. Jedoch iſt dieſer von obgedachten Schikſal eben ſo wenig frei, als ſeine Vorgänger, indem man deſſen Erfindung eben ſo wenig als vollkommen gelten laſſen wollen, ſowohl er auch ſelbige vermeinet eingerichtet und durch zulängliche Uberlegung und Verſuche auſſer Tadel geſezet zu haben. Zwar hat derſelbe ſich gröſten Theils der vorigen Erfindungen zu Nuz gemacht, ohne derſelben zu gedenken, und weniges aus ſeinem eigenen angegebeſt, ſondern vielmehr bei jener Angaben nur in einigen wenigen Stüken eine kleine Veränderung gemacht; ſintemalen aus obigen ſattſam erhellet, daß die verſchiedenen Leitungen und Abſäze ſchon viele andere vor ihm angewieſen, Bökler eine geſchikte Proportion des Ofenkaſtens, (deſſen Breite aber Lehmann nach der leutmanniſchen Art etwas mehrers zuſammengezogen, und dagegen verlängert,) wie auch den Roſt und deſſen Stellung zuerſt angegeben, Gauger und Leutmann aber die von demſelben beibehaltene Luftröhre angezeiget haben. Es mag ihm aber ſolches eben ſo wenig zu einem nachtheiligen Vorwurf gereichen, als es zu ſeinem Ruhm zulänglich ſeyn würde, wenn nur der von ihm angegebene Nuzen dadurch erreichet worden. Aber auch hiebei hat man vieles auszuſezen gefunden, indem die von ihm angegebene Oefen theils gar zu koſtbar, theils gegen das Rauchen nicht genugſam geſichert, theils die Wärme gar zu bald fahren laſſen, auch die Röhren nicht ohne groſſe Beſchwerde zu reinigen ſind.

Wir laſſen ſolches an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, da wir nicht Gelegenheit gehabt, ſolche ſelbſt genauer zu verſuchen, achten es auch zu unſer Abſicht nicht nöthig zu ſeyn, ſintemal unſere Erfindung mit demjenigen, ſo von andern bisher erſonnen worden, auſſer einigen Stüken, die wir von ihnen beibehalten zu haben, gar nicht verhehlen, doch aber auch auſſer dem, durch eigene Betrachtung leichtlich darauf würden gebracht ſeyn, wenig gemein hat. Wir hoffen und behaupten es auch, nicht ohne Erfahrung und wirklich gemachte Probe, daß wir von den mehreſten Vorwürffen, welche jene betroffen, frei bleiben werden, und beſonders unſere Angaben, als deren wir verſchiedene bei der Hand haben, weil ſie leicht ins Werk zu richten, und wenig Koſten erfordern, dennoch aber weit mehrers leiſten, als man bisher erhalten mögen, ſich vor allen andern werden beliebt machen. Es flieſſen ſolche theils aus den erſten Begriffen der bei den Oefen vorkommenden Dingen, inſonderheit deren erforderlichen Vortheilen, und laſſen ſich auch daher ſelbige, wie man in Schulen zu reden pfleget, à priori leicht begreiffen, als auf welche Weiſe wir eben gröſten Theils auf dieſe Vorſchläge gerathen ſind. Verſtändge werden uns daher, wie wir nicht zweiffeln, leicht Beifall geben, ſo bald wir ſelbige bekannt gemacht haben werden. Man wird den vielfältigen Nuzen derſelben zum Theil ſogleich einſehen, als man die Structur mit Worten anzeigen, und ehe man ſolche noch ſelbſten in Augenſchein genommen haben wird. Wir laſſen uns aber vor dieſesmal begnügen, die Vorzüge und den Nuzen derſelben mit wenigem anzudeuten, damit unſere Leſer einigen Begriff davon bekommen, und in Stand geſezet werden, zu urtheilen, was ſie ſich davon zu verſprechen haben. Um aber auch ſelbige vermögend zu machen, einzuſehen, wie weit ſolche von den übrigen unterſchieden ſind, wollen wir zum voraus die bisher beigebrachte Verbeſſerungen, und welche durch unſere Angabe verſchiedentlich können erleichtret und vollkommen gemacht werden, anzeigen. Es beſtehen aber ſolche in folgenden: 1) Der Ofen mus ſowohl von der Wand als dem Boden des Zimmers etwas abſtehen. 2) Die obern Auffaze etwas enger, als der untere Kaſten ſeyn, weil das Feuer mit einer ſpizigen Flamme aufwärts fähret, und alſo nach deren Proportion mus eingeſchloſſen werden. 3) Mus der Kaſten, als worinn das Feuer angeleget wird, nicht zu weit ſeyn, damit das Feuer die Seiten deſſelben allenthalben wohl berühren und erwärmen könne. 4) Zur Unterhaltung der Flamme mus auf dem Heerd ein Roſt, wodurch die Aſche fällt, damit die kluhende Kohlen von ſelbiger nicht erſtiket werden, nebſt dem Aſchenloch unter der Ofenthür, wodurch man die geſammlete Aſche heraus nehmen und die äuſſere Luft einen beſſern Zug gewinnen könne, angeleget werden; oder in lezterer Abſicht vielmehr 5) eine Zugröhre auſſerhalb der Stube nach dem Vordertheil des Ofenkaſtens angebracht werden, als wodurch nicht allein die Flamme unterhalten, und das Verbrennliche mehrers verzehret, ſondern auch verhindert wird, daß nicht, wie bei den gewöhnlichen Zugöfen geſchiehet, nachdem die dikere Luft aus der Stuben in den Ofen gezogen, die äuſſere mit Gewalt durch die Rizen der Fenſtern und Thüren eindringe, und alſo der Zug der Luft innerhalb der Stuben beſchwerlich und ſchädlich falle. 6) Damit nicht eine Menge noch verbrennlicher Materie ohne Nuzen in den Schorſtein fortgehe, und alſo ein groſſes Theil der Wärme verlohren werde, müſſen verſchiedene Leitungen und Abſäze gemacht werden, um den Rauch ſo lange herum zu führen, bis er die erwärmende Theile in dem Ofen abgelegt, und zur Röhre kalt hinaus gehe, oder durch das Feuer abermalen zurük zu gehen, und daſelbſt die gröbeſten Theile zur Vermehrung des Feuers und der Wärme abzulegen gezwungen werde; zugleich aber müſſen ſolche Röhren und Gänge alſo angeleget werden, daß man ſelbigen leicht beikommen und von dem Rus reinigen könne. 7) Mus der Ofen mit ſo viel Flächen als möglich nach der Stuben zu äuſſerlich verſehen werden, damit die Hiz in die Stuben dringen könne, ſonſt aber gar nicht zu gros ſeyn, damit er nicht viel Raum dem Zimmer benehme. 8) Kan derſelbe mit einem Luftrohr, dergleichen Herr Leutmann und andere angegeben, doch aber weit beſſer als bisher geſchehen, anzubringen iſt, verſehen werden.

Uberhaupt aber beſtehen die erforderlichen Stüke eines guten Ofens, bekannter maſſen in folgenden: Daß ſowohl deſſen Einrichtung und Erwärmung wenig koſte und leicht erhalten werde, oder deutlicher zu reden, 1) derſelbe wohlfeil ſey, und doch dabei dauerhaft, 2) mit wenigen Brennmaterialien leicht und geſchwind zu heizen, 3) die Wärme lange beibehalte. Nach welchen Eigenſchaften man den die bisher angegebene Oefen leicht unterſuchen, und deren Güte beurtheilen mag.

Die meiſten dieſer Vortheile ſind in dem wedelſchen Ofen gar wohl angebracht, als welchem wir bis daher für andern den Preis einräumen. Im bökleriſchen iſt der Kaſten, wie auch die obern Aufſäze zu weit, die Winkel der Leitungen etwas zu ſcharf; welchen Fehlern Herr Leutmann zum Theil abgeholffen; dagegen könnten die Leitungen weiter herum geführet und die Flächen des Ofens vermehret werden; der Mangel des Roſts iſt bei Horſtens und Lindſtedts Vorſchlägen ein merklicher Fehler, und die Eken der Leitungen ſind zu ſcharf, und dem Zug hinderlich. Zu geſchweigen, daß viele der ehemaligen Angaben ſehr koſtbar und ſchwer zu bewerkſtelligen ſind, vornemlich da es an vielen Orten theils an Materialien, theils an geſchikten und gefälligen Handwerkern fehlet.

Wir werden bei unſern wenigen Vorſchlägen die von andern angegebene Vortheile nichts aus der Acht laſſen, ſondern uns vielmehr ſelbige nach Gebühr und ihrem wahren Werth zu Nuze machen, aber dabei nicht ſtehen bleiben. Die Vortheile aber, welche wir von unſerer unmasgeblichen Einrichtung verſprechen, beſtehen vornemlich in folgenden: Daß

1) die Structur jedes nach unſerer Angabe gemachten Ofens wenig koſte, und doch dabei 2) dauerhaft, 3) dieſelbe gar einfach, und daher an jedem Ort anzubringen, und leicht ins Werk zu richten iſt. 4) Der Ofen in dem Zimmer, theils wenigen Raum einnehme, auch die Zierde dabei Plaz finde, theils nach anderweitiger Einrichtung in dem Zimmer, wo geheizt werden ſoll, gar nicht zu ſehen ſey. 5. Den Ofen nach Gefallen zur Sommerszeit weggenommen werden kan, ohne das Zimmer zu verunzieren. 6) Leicht rein zu erhalten. 7) Der übrigbleibende Rauch leicht abzuleiten, und etwa gar keine, oder doch keine weitläuftige Feuermauer erfordern. 8) Vornemlich aber mit wenigen Brennmaterialien, deren theils eine jede Art dazu ohne die geringſte Beſchwerde kan gebrauchet, leicht und innerhalb wenigen Minuten kan geheizet werden, eine reine Wärme giebet, ohne den geringſten Kohlendampf oder Rauch, und ſolche wohl conſervire. 9) Die Hize nach Gefallen temperiret, und 10) die übrige Wärme nach einem andern Zimmer abgeleitet, folglich dadurch mehrere Zimmer auf einmal geheizet werden können. Wie aber der erwehnten Angaben gar verſchiedene ſind, die nach Unterſcheid der Erfordernis und Umſtände können angebracht werden, deren eine von den übrigen mehr Vortheile mit ſich führet, ſo wird man 11) einen leichten Weeg anzeigen, einen jeden vorhandenen Ofen, wenn man ſelbigen beizubehalten Belieben finden ſollte, mit weniger Mühe und Koſten in den Stand zu ſezen, daß er leicht und geſchwinde erwärmet werde, auch mehrere Hize gebe. Man wird daneben aus dieſen Vorſchlägen einen leichten Weeg finden, ſolches zu mehrern Gelegenheiten, als der bloſen Heizung der Wohnſtuben anzuwenden.

Die weiters angeſtellte Verſuche und nüzlich erfundene Stubenöfen, wodurch wenigſtens 1. Drittel, wo nicht der halbe Theil Holzes, erſpahret werden kan, findet der geneigte Leſer, wie ſchon oben angezeigt, in dem 2ten Band dieſer Sammlungen, wo zugleich auch die neue Einrichtung der Feuerheerde, mittelſt welcher bei nur einigen Scheidlen Holzes, bei einem Feuer innerhalb wenigen Stunden, auf einmal geſotten, gebraten und gebaken werden kan, nebſt andern dienlichen Sachen zur Holz-Menage, zur Genüge angeführet worden.

Abriſs der verdrüslichen Schwäzern und Plauderern.

Wer bedenkt es wohl unter uns, was die Zunge vor ein unſchäzbares Glied des menſchlichen Cörpers ſey? Ohne dieſelbe könnten wir nicht reden: ohne Rede aber würde der Menſch auf gewiſſe Weiſe kein Menſch mehr bleiben. Die Geſellſchaft iſt das ſichtbarſte Stüke, dadurch wir uns von unvernünftigen Thieren unterſcheiden. Wo ſieht man die Affen, die doch die gröſſeſte Aehnlichkeit mit uns haben, Dörfer, Fleken und Städte unter ſich ausmachen? Gibt es unter ihnen Herren und Knechte, Obrigkeiten und Unterthanen? Iſt wohl einer dem andern behülflich in Erlangung desienigen, was er zu ſeiner Erhaltung nöthig hat? Oder ſorget nicht vielmehr ein jeglicher für ſich allein? So würden wir Menſchen es auch machen, wenn wir nicht reden könnten. So gar die Vorſorge der Eltern für ihre Kinder würde ſich nicht weiter erſtreken, als bis dieſelbe aus eigenen Kräften ſich mit einigen Kräutern, Früchten und Wurzeln verſorgen könnten, wie man an andern Thieren wahrnimmt. Da würde kein Lehren, kein Unterrichten der Einfältigen und Unwiſſenden mehr ſtatt finden. Die Vernunft ſelbſt, das alleredelſte, ſo wir beſizen, würde gleichſam begraben liegen, und gleichſam verwildern: wenn ſie nicht durch das Zureden der Alten in denen Kindern erweket würde. Man hat dieſes an denen Exempeln geſehen, wo wilde Leute in Wäldern gefunden worden. weil ſie in ihrer zärteſten Kindheit, durch unglükliche Zufälle aus der Geſellſchaft der Menſchen gekommen, unter lauter Beſtien aufgewachſen, und alſo nicht die geringſte Anleitung gehabt ihren Verſtand zu gebrauchen: ſo ſind ſie ſo unvernünftig und tumm, als die andere Thiere geweſen. Und ob ſie gleich mit der Zeit wiewohl ſehr langſam, reden gelernet; und dadurch von dem in ihnen befindlichen vernünftigen Geiſte eine deutliche Probe abgeleget: ſo haben ſie doch von ihrem vorigen Zuſtande eben ſo wenig Nachricht zu geben gewuſt, als wir alle geben können; wenn man uns fraget, was wir in Mutterleibe, oder in dem erſten halben Jahre unſers Lebens gedacht und gethan haben.

So nöthig nun die Sprache zum Gebrauche der Vernunft iſt: ſo nüzlich und unentbehrlich auch dieſelbe zur menſchlichen Geſellſchaft iſt; um ſo vielmehr ſollten wir unſere Zunge hoch ſchäzen; um ſo viel ſorgfältiger ſollten wir auf ihren rechten Gebrauch und Misbrauch acht haben, Reden können wir alle: klug und vernünftig reden die wenigſten. Wir müſſen auch alle reden, aber wenn wir nur alle das rechte Maas zu halten wüſten, daß wir nicht zu viel redeten. Ich ſage mit Bedacht, zu viel: denn diejenigen, ſo zu wenig reden, ſind ſo ſeltſam unter uns, als die weiſſen Raben.

Mein Leſer, du magſt wohnen in welcher Landſchaft, in welcher Stadt, und in welchem Fleken du willſt: ſo wird ſich an deinem Orte eine gewiſſe Weibsperſon antreffen, die ich die Gaſſenfama nennen will. Sie trägt zwar keine Trompeten in Händen: aber ſie bedarf auch keiner. Ihr bloſſer Mund kan mehr ausrichten, als zehen Trompeten. Sie hat zwar keine Flügel: allein ihre Füſſe ſind von auſſerordentlicher Geſchwindigkeit. Keine Straſſe in der Stadt iſt ihr zu entlegen, kein Haus zu ſehr entfernet: im Augenblik kan ſie da ſeyn, und wieder zurüke kommen. Sie kennet die Einwohner ſowohl, als die Fremdlinge. Sie könnte dir ein vollſtändiges Regiſter von allen Manns- und Weibsbildern geben; und noch dazu melden, welche unter ihnen verheirathet oder im ledigen Stande; jung oder alt; reich oder arm; geſund oder krank ſind. Man kan ſich nicht zur Ader laſſen, ia was noch mehr iſt, man kan nicht den Schnuppen haben, oder einmal huſten, ſo weis ſie es ſchon. Kurz zu ſagen, ihr Kopf iſt ein allgemeines Tagebuch von allem, was an ihrem Orte vorgehet.

Bei dergleichen Kundſchaft und ſo vielem Wiſſen iſt es kein Wunder, daß dieſe allwiſſende Frau Gaſſenfama auch ſehr viel zu reden hat. Wie es Leuten von ſchwachem Verſtande insgemein gehet, daß ſie alle ihre Gedanken mit Worten ausſprechen müſſen; und wenn ſie nicht reden, auch nicht viel gedenken können: ſo geht es ihr gleichfalls. Die Gelehrten haben lange eine immerwährende Bewegung zu erfinden getrachtet. An ihrer Zunge könnte man ſie gewis wahrnehmen; wenn nicht die Nacht ihrem Geſchwäze etliche Stunden Einhalt thäte. Des Morgens hat ſie die Augen noch nicht recht offen, wenn ſie ihre Stimme ſchon mit Erzehlung ihrer Träume hören läſt. Denn folgen die Auslegungen, die ſie ſich als eine gute Prophetin machet. Hernach gehen ihre Urtheile über alle Einwohner ihres Ortes an. Sie bekümmert ſich um alles, ſie ſorget vor alles, ſie bringet auch alles was ſie weiſt unter die Leute. Und daher hat ſie den ganzen Tag ſo viel zu thun, daß ihr der Abend mehrentheils, wider ihren Willen auf den Hals kommt. Denn wenn der Tag noch 12. Stunden länger wäre als er iſt: ſo hätte ſie nicht Zeit genug alle ihre Zeitungen einzuziehen und wieder auszupoſaunen.

Fraget man, was dieſe Frau zu einer ſolchen Gaſſenfama gemacht, und wie es gekommen, daß ſie ſich auf eine ſo mühſame Beſchäftigung geleget, neue Zeitungen zu ſammlen, und dieſelbe unter die Leute zu bringen: ſo kan man verſchiedenes antworten. Anfänglich kan ſie von Natur ein lehrbegieriges Gemüthe gehabt haben. Eine üble Auferziehung hat dieſe gute Eigenſchaft erſtlich in eine Neugierigkeit, und endlich in einen Fürwiz, alles wiſſen zu wollen, verwandelt. Dann da man ihr in der Jugend nichts nüzliches vorgegeben, womit ſie ihren Verſtand beſchäftigen, und ihre Begierde zu lernen hätte befriedigen können: ſo iſt ſie auf geringſchäzige, niederträchtige, unnüze und ſchädliche Dinge verfallen. Sie hat ſich angefangen mehr um das Thun und Laſſen ihrer Nachbarn als um ihr eigenes Verhalten zu bekümmern: und daraus iſt endlich eine Gewohnheit geworden. Noch mehr iſt dieſelbe geſtärket worden, als ſich eitele Perſonen gefunden, die ſich ein Vergnügen gemacht haben, die vielwiſſende Gaſſenfama ihre Zeitungen erzehlen zu hören. Man hat ſie bald hie, bald da ins Haus geruffen, und ſie mit groſſem Eifer um was Neues befraget. Man hat, um ſie auf etwas zu bringen, ihr zuvor angefangen, von einem oder dem andern eine beſondere Begebenheit zu vertrauen, mit der Frage, ob ſie es noch nicht wiſſe, und dem ausdrüklichen Bedinge, daß ſie es niemanden wider ſagen ſolle. Da hat ſie nun die Schäze ihres Gedächtniſſes eröffnet. Ihre fertige Zunge hat ſie nicht ſo leicht ſteken laſſen. Ihre lebhafte Einbildungskraft iſt auch immer beherzter geworden, bald hie bald da einen Umſtand zu erdichten, damit doch die Geſchicht ein wenig wunderwürdiger heraus kommen möchte. Endlich hat ſie angefangen bloſſe Muthmaſſungen vor gewiſſe Wahrheiten auszugeben. Und ſich alſo in ihrer Kammer, (wofern ſie in derſelben jemals anzutreffen iſt) neue Zeitungen zu machen, wenn gleich in der ganzen Stadt keine einzige vorgegangen.

So bald ſie aus einem ihrer bekannten Häuſer davon gegangen, kommt ſie ins andere. Ihre vorige Schäze hatten ſich vermehret, weil ſie etwas neues vernommen hatte, welches ſie vorhin nicht gewuſt. Hie kan ſie ſich mit dieſer Zeitung breit machen. Sie erfähret wieder was anders. Sie trägt es ins dritt, vierte und fünfte Haus. Das iſt ihre Arbeit, das iſt ihre Freude, und ſo vergeht ihr der ganze Tag.

Meinet man, daß ihre Zeitungen alle von Wichtigkeit ſeyen: ſo betrüget man ſich. Sie erzehlt, was dieſes oder jenes Frauenzimmer vergangenen Sonntag vor ein neues Band, vor einen veränderten Puz gehabt. Sie berichtet mit einer ernſthaften Mine, wie des Nachbars Jungfer Tochter ſolche grobe Spizen an den Ermeln trage. Sie fangt an zu ſeufzen, wenn ſie Nachricht geben will, wie eine von ihren Gönnerinnen ſich mit der Nadel in den Finger geſtochen, und ſezet hinzu, es ſey zu beſorgen, daß ein gefährlicher Schade daraus entſtehen werde. Sie erzehlt ferner der neugierigen Liſette, wie viel Anbeter ihr Gegnerin Pulcheria habe, und wie oft ſie von einem jeden beſchenket werde. Sie weis die Lebensläufe aller dieſer Buhler. Sie weis welcher ihr am gefälligſten ſey. Sie weis, welcher ihr treu, oder untreu [illegible] beſtändig bleiben, oder abtrünnig werden wird. Dem einen zehlt ſie nicht mehr als zehen Courteſien auf dem Finger her. Hie hat er etliche mal ins Fenſter gegrüſſet: dort iſt er einmal aus dem Hauſe gekommen. Dieſe hat er geſehen aus der Kirche gehen: jene hat er einmal in Compagnien gerühmet. Bald iſt er in dieſer Familie bekannt, und bald hat er in ſeinem Hauſe ein halb Jahr gewohnet, u. ſ. w. Und auf ſolchen ſichern Gründen beruhen alle ihre Zeitungen, die ſie doch mit tauſend Eidſchwüren zu bekräftigen gewohnet iſt.

Ich kan nicht denken, daß hie meine Leſer von männlichem Geſchlechte triumphiren werden. Das weibliche Geſchlecht iſt freilich mit dieſem Fehler mehr als Mannsperſonen behaftet. Woher kommt das? Sie haben mehr müſige Stunden als die Männer. Ja wenn ſie gleich womit beſchäftiget ſind: ſo erfordert doch ihre Arbeit ſo viel Nachſinnens nicht, daß ſie nicht zu gleicher Zeit ſchwazen können.

Allein ſo aufrichtig hier der Fehler des weiblichen Geſchlechts abgemahlet wird, ſo wenig dörffen die Männer ſich ganz davon ausnehmen. Meinen ſie denn, daß unter ihnen keine ſolche Zeitungsträger und Wäſcher gibet? Loquax ein groſſer Plauderer hat mich eines andern gelehret. Ich habe mich anfänglich gewundert, daß er allenthalben ſo beliebt iſt, daß ihn vornehme Leute in ihrer Geſellſchaft leiden, und einige faſt ohne ihn nicht leben können. Denn da er ſonſt in ſeiner Perſon und Art mit Leuten umzugehen, nichts angenehmes hatte: ſo befremdete es mich deſto mehr, daß er bei verſchiedenen Gattungen von Leuten nicht längſt ein Scheuſal geworden. Als ich ihn aber etwas genauer kennen lernete, habe ich die Urſache leicht entdeken können. Er iſt mit einer von denen, welche mit vielen Worten ſehr wenig ſagen. Er hat einen Uberflus neuer Zeutungen, und alles, was in der Stadt vorgehet, vereiniget ſich in ſeinem Gehirne, als in einem Mittelpuncte. Wo er in Geſellſchaften kommet, da führet er das Wort. Man fraget ihn nur: was neues vorgehe? So iſt ſeine Antwort kaum in einer Stunde aus. Es ſcheinet nicht anders, als ob er ein Regiſter vor ſich hätte, daraus er alles herleſe. Fraget ihn: was in denen entlegenſten Winkeln der Stadt vorgehe? er wird es wiſſen. Forſchet, wie ſich jener Mann mit ſeiner Frauen begehe? er wird euch Nachricht davon geben. Stellet euch begierig zu erfahren, wenn dieſer oder jener heirathen werde? ſo wird er euch alle Geheimniſſe deſſelben offenbaren; Die Körbe, ſo er bekommen, herzehlen, die Parthien, ſo ihm nicht anſtehen, nennen: ſeine Einkünfte berechnen; die Geſchenke an ſeine künftige Liebſte überſchlagen, ja die Farbe zu ſeinem Bräutigamskleide beſtimmen. Das iſt noch nicht genug, er wird ihm gar die Zahl ſeiner Erben vorher ſagen, und andere ſolche Dinge mehr auf die Bahn bringen, die nirgends als in ſeinem Kopfe ihren Urſprung haben. Dabei iſt er im Hören unerſättlich. Saget man ihm ein Wort, ſo will er zehen, hernach 50. und endlich hundertmal ſo viel haben. Er machet ſich tauſend Fragen, und quälet dem andern faſt das Herz aus dem Leibe. Er läuffet aus einem alten ſowohl als neuen Buchladen in den andern, und wen er daſelbſt antrift, der iſt unglüklich. Er wird ihn durch ſein Geſchwäze taub, und durch ſeine Fragen müd machen, und ihm alſo mit Gewalt etliche Stunden verderben.

Um nun, dergleichen verdrüslichen Schwäzern ihre unerſättliche Begierde zum Plaudern, wo möglich, abzugewähnen, will ich ihnen nur dieſes ſagen, daß ſie ſich unzehliche Feinde dadurch mamen. Ein jeder begreift es, daß Leute, die ſo viel reden, nicht allezeit die Wahrheit reden können. Sie müſſen notwendig, entweder viel neue Zeitungen erdenken, oder die wahrhaftigen mit ſo vielen Zuſäzen vermehren, daß ſie nicht mehr zu erkennen ſind. Was kan man nun zu einem ſolchen Menſchen vor ein Vertrauen haben? Ein jeder fürchtet ſich vor ihm; Ein jeder mus beſorgen auf ſeine Zunge zu gerathen. Und daher kan ihm ſonſt niemand, als ein einfältiger recht gewogen ſeyn. Dieſer Gattung Leute merken es nicht, daß er ihnen nicht treuer ſey, als andern. Kluge aber wiſſen wohl, daß ein Menſch, der von allen Perſonen die er kennet, ſo viel erzehlen kan, auch ſie ſelber nicht ſchonen werde. Indem er bei ihnen iſt: bemerket er alles was vorgehet, damit er anderwärts wiederum was zu erzehlen habe. Und dieſes ſollten ſich billig alle, die ſolchen Plauderern gerne Gehör geben, zur Warnung dienen laſſen. Bildet ſich gleich ein Schwäzer ein, man ſey ihm gewogen, weil man ihm gerne zuhöret; ſo betrügt er ſich doch. So bald er davon gehet, verlachet man ihn als einen Thoren, ja man hält ihn vor eine luſtige Perſon, die ſonſt zu nichts taugt, als einem die Zeit zu kürzen. Er wird ſelbſt eine Fabel aller vernünftigen Leute, und man zeiget mit Fingern auf ihn, wenn man ihn ſiehet: Da geht Herr Loquax der Fabelhans; das iſt Klätſcharria, die Gaſſenfama.

Geſezt, daß alle dieſe Dinge nicht zu beſorgen wären, ſo würde uns doch die Religion, von dieſem Laſter abzuſtehen, anbefehlen. Iſt denn unſere Zunge zu keinem edlern Endzweke geſchaffen? Weis denn etwa der Allwiſſende die Menge ſolcher unnüzen Geſchwäze nicht? Hört der Schöpfer die ſündlichen und liebloſen Geſpräche, die groben Lügen, und falſchen Zeugniſſe ſeiner plauderhaften Geſchöpfe nicht? Oder da er ſie weis und höret: will er ſie denn ungeſtraft laſſen? Nein es wird wohl dabei bleiben, daß wir dermaleins von einem jeden Worte werden Rechenſchaft geben müſſen.

Iris.

Anmerkungen vom Heuſchreken- und Rauppenfras.

Die Heuſchreke iſt ein Ungezieſer von unterſchiedener Gröſſe, oft eines Fingers lang, mit 6. Füſſen, davon die hinterſten ſehr lang, und zum Springen dienen. Aldrovandus hat über 50. verſchiedene Arten von Heuſchreken in Kupfer vorgeſtellt. Sie kommen aber darinnen meiſt überein. Die uns am bekannteſten und die ſchlimmen Feinde der Früchte haben 4. Flügel und einen Kopf, bei nahe wie ein Pferdekopf, ein vierekigtes Maul, welches ſich Creuzweiſe aufthut, und ſonderlich ihr freſſendes Weſen befördert, über dis aber groſſe hervorſtechende Augen. Der gelehrte Naturkündiger derer Schweizer, D. Scheuchzer, rechnet ſie unter die 6-füſſigen Insecta, die ihre Geſtalt verändern, welches doch unter denen Insectis auf verſchiedene Weiſe geſchicht. (conf. deſſen ſpecial-phyſique.) Er ſagt, dieſe und andere mehr legen ein Eichen, daraus entſtehet ein Würmchen, oder die Nympha, wie er redet, verwandelt ſich in ein Würmchen, ſo ganz anderſt ausſehet, als ſeine Mutter und das erſt gelegte Ey. Dieſes wächſt eine Zeitlang, und endlich verwandelt es ſich wieder in eine Nympham, aber unbewegliche Geſtalt, daraus allererſt ein geflügeltes und der Heuſchrek ähnliches Thierchen kommt, welches nach und nach gros wird. Sie haben ſonſt verſchiedene Farben, und machen ein Geräuſch mit ihren Füſſen und Flügeln, welches man vor ihr Singen hält, jedoch aber ſolches nur dem männlichen Geſchlechte zugeeignet wird. Beiderlei Geſchlechter, davon das weibliche in gröſter Anzahl gefunden wird, begehen ſich übrigens mit einander, und das weibliche hat einen lang ſpizigen zimmlich harten Schwanz, womit ſie die lokere, ſonderheitlich gepflügte, und fette Erde bohren, und ihre Eyerchen dahin, wie gedacht, legen, oder gleichſam ſprengen. Auf Bergen und magern Erdboden ſoll es nicht ſo leicht geſchehen. Jedoch hat man im Brandenburgiſchen angemerket, daß ſie ihren Saamen mehr auf die Brache, wüſte Feldmarken, Heyden ꝛc. legen, wo ſie nicht ſo leicht geſtöret werden, daher denn die Anmerkung von gepflügter und lokerer Erde nicht allgemein. Endlich ſo verjüngen ſie ſich auch, ſtreiffen die Haut ab, und nehmen unterſchiedene Farben nach einander an, nachdem es ihre Zeiten, ihr Futter und dergleichen mit ſich bringet. Sie ziehen in ſehr groſſen Heeren, und eben nicht allzuhoch von der Erden erhaben, ja oft dergeſtalt dike mit einander, daß ſie, wie eine dunkle Wolke, ſo die Luft ver-

ſinfinſtert, ſcheinen. Jedoch mus keine ſtarke Bewegung der Luft unter ſie, hinter ſie, und vor ſie kommen. Denn ſie können ſolche nicht vertragen, ſondern fallen nieder, und ſind in ſolchem Zuſtande ſo leicht nicht zum Flug wieder zu bringen. Man merket auch an, daß ſich vor denen groſſen Heeren insgemein erſt kleine Vortroupen einfinden; Item, daß ſie ſich ſehr vor denen Raubvögeln fürchten, als welche ſie begierig freſſen, und dergleichen. Sie legen ihre Eier im Sommer, zu welcher Zeit ſie auch ziehen, ſich aber theils an obgedachten Orten, um die Eier zu legen, theils auf Bäumen, und Früchten niederlaſſen, und eine kurze Arbeit machen. Daher auch ſonderlich die erſte Lagerung wohl anzumerken. Sie legen endlich ihren Saamen ungemein häufig, alſo, daß er Mezenweis geſammlet werden kan. Dieſes iſt eine zuſammengezogene Beſchreibung dieſes Ungeziefers, welche durch die angeführten Schriften, ſonderlich aber diejenige Anmerkung, die im Brandenburgiſchen 1731. gemachet worden, und wovon die herausgekommene Edicte zeugen, beſtättiget wird. Die übrigen Fragen, die man bei Betrachtung ihrer Natur unter den Gelehrten erörtern will, z. E. ob die Wachteln, womit die Kinder Iſrael geſpeiſet worden, Heuſchreken geweſen? Ob ſie zur Speiſe dienen, wie Krebſe gekochet, und in den Morgenlandern würklich gegeſſen werden? Ob Johannes in der Wüſten dieſe Speiſe genoſſen? Oder ob nicht ein Kraut, oder Fiſch darunter zu verſtehen? Ob ſie mit Pfeffer und Eſſig einzumachen? Wie lange ſie ohne Futter leben, und in einem Strich fortfliegen können? ꝛc. ſind meiſtentheils mehr curieus, als in der Wirthſchaft bei uns, und zu unſerer Abſicht nüzlich. Denn das iſt eine Art vieler Gelehrten, daß ſie in ſolchen Dingen, wenn ſie auch etwas nüzliches ſchreiben, dennoch immer zugleich auf unnüze Speculationes dabei verfallen, das Beſte aber oft übergehen. Warum? Man will den Ruhm eines groſſen Wiſſens, und einer Scharfſinnigkeit affectiren, oder es doch andern, die dieſen Bewegungsgrund haben, nachthun. Der vortrefliche und gelehrte Canzler, Herr von Ludewig, zu Halle, hat indeſſen in denen halliſchen Wochenblättern, da er ein königl. Edict von Heuſchreken 1731. erläuterte, diejenige Schriftſteller, die dieſe Frage erörtern wollen, angeführet. Man kan es leſen in ſeinem herausgegebenen gelehrten Anzeigen pag. 313. zugleich aber auch ſehen, daß er ſelbſt dieſe Eitelkeit verwerfe, dagegen er Anleitung zu nuzlichen Betrachtungen dieſes Ungeziefers gegeben. Und dahin gehöret nun die Frage: Wie man ſich gegen daſſelbe ſowohl beſchüzen, und theils ihre Fortpflanzung verhüten, theils aber ihren Schwärmen begegnen, und den Fras derſelben abwenden, oder doch verringern könne. Was wir von ihrer Natur angeführet, wird uns auch den zureichenden Grund zu denen Mitteln dieſer Zweke geben. Wir dürffen dannenhero nicht eben auf allerhand fremde, und zum Theil aberglaubiſche Mittel, davon ſonderlich D. Hebenſtreit, oder unter ihm Herr Lippold in obgedachter Diſſert. handelt, verfallen. Ich laſſe denen Liebhabern ſolcher Mittel ihren Glauben, und alles dahin geſtellt ſeyn, wohin ich dasjenige ziehe, was ich nicht begreiffen kan. Denn das gehöret eben nicht hieher, ſondern in die GOttes Gelehrſamkeit. Näher tritt der Sache die Meinung derer, welche die Beſtreuung des Bodens mit ungelöſchtem Kalk anrathen. Daß die Heuſchreken, ſowohl junge, als alte, gerne auf ausgebreitete weiſe Tücher geſeſſen, daſelbſt man ſie entweder verbrannt, (indem ſie auch ihr eigener Rauch aus den Gärten vertreibet,) oder doch getödet habe. Weil aber davon ein groſſer Geſtank in der Luft erfolget, habe man ſie mit ungelöſchtem Kalk begraben. Und ſonſt iſt bekannt, daß Kalk mit etwas Erde vermiſcht, allerdings auch anderes Ungeziefer in denen Aekern tilget, zugleich aber auch gewiſſer maſſen dünget. Der Geruch des Schiespulvers, der Knall des groben Geſchüzes, und vieles Schieſſens ſoll ſie auch vertreiben. Allein, alles kommt vornemlich darauf an: daß man vorhero ihre Fortpflanzung verhindere. Hauswirthe müſſen in dieſen Dingen überhaupt mehr auf die nächſten Urſachen eines Ubels ſehen, und ſolche zeitig aus dem Wege räumen oder erſtiken. Eben dieſes iſt die Hauptregel wider die Raupen und anders Ungeziefer. Wann GOtt ſelbſt in ſolchen Plagen hilft, ſo gehet er eben dieſen Weg. Wann es im Frühling und Herbſt viel regnet, wenn kaltes Wetter, rauher Wind und Winter kommt, wird dieſes Ungeziefer, ſowohl Eier und Brut, als auch die alten, vertilget. Wie die Winde dieſe Schaaren zu uns führen; ſo dringet ſie eine heftige Bewegung der Luft auch zu weichen. Hierinnen gehet uns die Natur mit ihren Würkungen vor. Man folge ihr nach. Nur mus man die nächſten Urſachen kennen.

Aus dieſer angeführten Beſchreibung wird man zur Genüge erſehen haben, wie ſchädlich die Heuſchreken einem Lande fallen, und wie nöthig es iſt, auf derſelben Vertilgung bedacht zu ſeyn; Unſern Landesleuten, zumalen die, welche Gärten haben, wollen wir zu Gefallen von einem andern Geheimnis als die Heuſchreken ſind, einen Auszug aus denen Leipziger Sammlungen mittheilen, der vielen, wenn ſie es anderſt nicht nur beim bloſen Leſen bewenden laſſen, einen merklichen Nuzen ſchaffen wird. Dann die Raupe iſt ein dem Landwirth, ſonderlich bei dem Kraute, hiernächſt in denen Obſt- und Küchengärten recht ſchädlicher, und oft auf viele Jahre hinaus, wenn er auch nicht mehr da iſt, recht gefährlicher Feind, vornemlich aber derer Bäume. Denn ihr Fras und Biſs verhindert derſelben Wachsthum und Fruchtbarkeit, Knoſpen und Blüten, und zerſtöret ihre Geſundhtit; und was das meiſte iſt, ſo können durch ſelbe Krankheiten unter Menſchen und Vieh kommen: indeme öfters das Obſt und Gras durch eine gewiſſe Brut in gewiſen Jahrgängen verunreinet werden. Ja dieſes Ungeziefer iſt auch um deswegen vor andern deſto ſchlimmer, weil nicht nur ſo vielerlei Gegenmittel, als Arten derſelben ſind, nöthig ſcheinen, die Arten ſelbſt aber vielerlei, und zwar faſt alle Monat eine eigene, ja faſt bei jeder Frucht eine andere zum Vorſchein kommt, ſondern auch, weil ihre Fortpflanzung und ihr Daſeyn oft ſo verborgen iſt, daß man ſie nicht gewahr wird, bis die Brut, und auch der Schaden vorhanden, welchen beiden vielweniger, oder doch noch ſchwerer zu ſteuren iſt. Man hat Ringelraupen, Spahnraupen, Krautraupen, Weinraupen, ꝛc. Daher die meiſten Mittel dahin gehen 1) daß die Eier und Brut zu verderben, wobei uns aber vieles noch in der Hiſtoria naturali fehlet, 2) daß man denenjenigen Pflanzen, die man vor ihrem Biſs verwahren will, allerhand ihnen widriges beibringe. Allein das gehet nur bei einigen Pflanzen an. 3) Man ſoll ſie mit Feuer und allerhand Rauch von Faſsbech, Schwefel, Bokshorn, Pferdeklauen, Huf- und Hanf- item Tabaksſtorzeln: Zwibelſchaalen, Knoblauchkraut verfolgen. Doch damit ſchadet man oft denen Bäumen ſelbſten eben ſo viel. Oder man mus ſie 4) früh bei Regenwetter, und kalten Nächte von den Bäumen abſchütteln und tod tretten. 5) Soll man die junge Brut in ihren Neſtern abſchneiden, ſcheeren und brechen, welches man das Rauplen nennet. Man ſoll ihnen 6) auch den Marſch auf die Bäume verbieten durch Baumöl, Lappen, oder Wagenſtänker, oder Vogelleim, womit die Bäume unten beringelt, beſtrichen und bewikelt werden ſollen, oder 7) ſie ſonſt auf andere Weiſe abhalten, als da ſoll die Aſche von Feigenblättern, wenn ſie an die Wurzel geſchüttet wird, ſelbige vertreiben: der Rindsharn und die Oeldrüſen; item Waſſer, worinn Färberröthe 10. Tage geweichet, chel, ferner Pferdemiſt mit Wermuth im Waſſer geſotten, ſoll ſie gar töden. Jedoch ich will hier nur mit wenigem meine Gedanken von der Sache zur Erläuterung obiger Vorſchläge entdeken, und folgende anmerken: Eine Raupe iſt zwar, (deren Generation weitläuftig in dem erſten Band pag. - - abgehandelt worden) ein Wurm von unterſchiedener Gröſſe, Farbe und äuſerlichen Anſehen, glatt oder rauch, mit unterſchiedlichen und oft ſehr vielen Füſen verſehen. Und eben in dieſer Geſtalt iſt ſie am ſchädlichſten. Deñ in dieſem Stande thut ſie nichts, als daß ſie friſt, und die Früchte beſchädiget, bis ſie endlich weniger oder mehr, oder gar nicht einſpinnet. Allein hiernächſt iſt bekannt, daß ſie ſich binnen einen Purpul und Dattel, woraus endlich ein Zweifalter hervorkreucht, verwandele, welcher ſich mit ſeines gleichen paaret, und auf verſchiedene Weiſe, in unterſchiedener Geſtalt, Neſterweis oder nicht, und zwar meiſt gegen den Herbſt und Winter an unterſchiedene Oerter, z. E. in die Rinde und Knoſpen der Bäume, daraus hernach in den Blüten die ſo genannte Span-Raupe, vor die man ſich faſt nicht hüten kan, entſtehet, ingleichem in die Zäune, Planken, Wände, Rizen, Löcher, ja manche auch ſonderlich in ihre recht eigenen beliebten Pflanzen, und ſo fort, ſeinen Saamen, Schmeis und Eier bald einzeln, bald zuſammen gebaken leget. Was nun den Winter über nicht verdirbet, das fängt hierauf, und zwar jede Art zu ihrer Zeit ſpäter, oder eher an, nachdem ſie zu ihrem Futter in der Natur zurecht kommt, bald im Merzen und April, bald im Mai, von der Sonnenwärme ausgebrütet zu werden. Alsdenn ſind ſie meiſtens kleine Maden, welche endlich wachſen, und ihrem ihnen ſonderlich eigenen Futter, von Kraut und Bäumen, nachgehen, wenn ſie nicht durch kalte Nächte, Winde und Regen, oder durch Ameiſen und Mäuſe, oder endlich durch die Vögel auf ihrer Wanderſchaft verhindert werden, als denen dieſes Ungeziefer zum Futter dienet. Man merke anbei an, daß ſich ſeine Empfindung ſonderlich durch den Geruch und das Gefühl äuſſere, daher man ihnen auch eben dadurch vermittelſt vieler widrigen Dinge beikommen kan. Jedoch ich eile zum Schluſs. Denn wann man dieſe natürliche Begebenheit mit dieſem Ungeziefer bedenket, ſo werden uns folgende Mittel mit zureichendem Grunde an die Hand gegeben. 1) Da die Zweyfalter den Saamen und Schmeis legen, und herumtragen, ſo folgt daraus, daß dieſelbe auf alle Weiſe, wenn ſie ſich ſehen laſſen, aufzufangen, und zu töden ſind. Diejenigen alſo, welche ſolche zu unſern Zeiten aufſammlen, und allerhand künſtliche Arbeit aus ihren Flügeln verfertigen, thun daher was ſehr nüzliches, wie mir denn Perſonen bekannt ſind, die hierinnen was beſonders leiſten. 2) Da die Eier der nächſte Urſprung der Fortpflanzung dieſes Geſchmeiſes iſt, ſo ſind dieſelbe ſchon im Januario, Februario und nachmals durch alle Monate in ihren Neſtern und Behältniſſen aufzuſuchen und verderben, ſonderlich aber die Wälder und Büſche von denen Neſtern zu ſäubern, dazu man Feuer, Rauch und Raupenſcheeren braucht. 3) Weil die junge Brut inſonderheit die kalten Nachtwinde und kalten Regen nicht vertragen kan, ſondern daher frühe vor der Sonnen Aufgang matt und ohnmächtig iſt, folglich ſich nicht feſte an denen Aeſten und Blättern zu halten vermag, ſo kan man ihrer viel zu dieſer Zeit durch Schütteln an denen Bäumen und Stauden herunter bringen und zertretten. 4) Es wird auch zu dem Ende vorgeſchlagen den Kapſaamen in Karpenblut zu weichen, item in Baumöl, die Stämme mit Oel und fetter Materie, e. g. Spekſchwarte, oder Rus mit Urin vermenget, zu beſchmieren. Ja wenn nur das Rebmeſſer, womit man die Reben der Weinſtöke beſchneidet, mit Boksblut, oder mit Eſelsklauen, oder Bärenſchmalz, oder nur mit Oel, darinnen Raupen oder zerſtoſſener Knoblauch geſotten, beſtreichet, ſo ſoll ſolches aus dieſem Grunde gegen die Weinraupe helffen. Ingleichen ſoll man ihnen einen widrigen Rauch und Geruch zu machen ſuchen durch Wermuth, Horn, Pech, Pferdemiſt, Menſchenkoth. Der Saft von Holzäpfeln mit etwas Grünſpan vermiſchet, das Waſſer von Färberröthe, item Kürbiswaſſer, der Geruch von toden Krebſen, das Salzwaſſer, ſo ſie beiſt und friſſet, der Kühmiſt und die Hefen, Zwiebelſchalen, Theer, Tabaksſtorzelrauch, ja aller Rauch, item von Knoblauchkraut, das gepülverte Myrobalanum in den Baum, vermittelſt eines gebohrten Löchelchen gethan, ferner der Geruch vom Schwefel, ſind aus dieſem Grunde, und auf dieſe Weiſe allerſeits dienlich zu dieſem Zweke. 5. Das übrige wird lediglich auf ihre gewaltſame Vernichtung durch Feuer und Zerquetſchen ankommen, dabei man doch in Anſehung des erſten behutſam verfahren mus. 6. Bei dieſen allen nun mus freilich die Policei abermals die Hand mit ihrer Sorgfalt bieten, und der Unwiſſenheit ſowohl, als der Nachläſigkeit des Landmanns entgegengehen, ſonderlich wann der Raupenfras nach der Geſchiklichkeit der Jahrswitterung ſehr allgemein und gros iſt. Denn man merket an, daß ein warmer Sommer und Herbſt, ein ſchlachtigter Winter dieſem Geſchmeiſe ſonderlich beförderlich ſeyn. Und wenn gleich ein Hauswirth in ſeinem Lande alle Mittel anwendet, die Raupen auszurotten, der Nachbar aber ſolches unterläſt, ſo hat der erſte doch von ſeiner Mühe nicht den erwünſchten Erfolg.

Wohlgemeinte väterliche Antwort an einen Sohn.

Mein Sohn!

Ich habe deinen lezten Brief durch den erfurtiſchen Poſtillion richtig erhalten. Ich hatte mir geſchmeichelt, dein Dienſt ſolte nach etlichen Jahren ſo viel abwerfen, daß du etwas ſammlen und Capitalien machen könnteſt: aber ſo mus ich mit Betrübnis leſen, daß er kaum zureichend iſt, den vielen Zuſpruch und groſſen Aufwand im Caffee zu beſtreiten. Deine ausgeſchüttete Klage iſt gerecht, und bedaure vätterlich, daß zwiſchen dir und einem reichen Manne noch ein ſo groſſer Zwiſchenraum iſt. Ich wollte lieber, daß deine vorräthige Gelder dir Sorge macheten, und die ausgebliebene Intereſſen den Kopf verwirreten: Denn dieſe würden dich noch einmal ſo anſehnlich und berühmt machen. Unterdeſſen will ich dir ſagen, wie beides auf eine wohlanſtändige Art zu ändern, ſo, daß man dir nicht die geringſte Filzerei anſehen kan. Ich mache den Anfang von dem vielen Zuſpruche, von dem man ohne einen wolfianiſchen Beweis glaubet, daß er viel koſtet. Weder Hüner noch Gänſe, weder Würſte noch Schunken ſind für ſolchen hungrigen Mägen ſicher. .

Solche Freſsbrüder faſten wohl etliche Täge vorher, um recht einhauen zu können. Wenn ich das Unglük gehabt, daß ſolche Leker zu mir gekommen, ſo habe alsbald bei ihrer Ankunft ihnen allerſeits die Verſuchung gegeben, wie ihr Zuſpruch mir der allerangenehmſte von der Welt ſey. Ich habe ihnen erzehlet, wie den Augenblik ein mir höchſt unangenehmer Gaſt zur Thür hinaus gehe, deſſen Gegenwart mich höchſt verdrieslich gemachet; ich vergeſſe dabei keineswegs, ihnen ein ſtarkes inventarium von aufgegangenem Biere, Weine, und andern Sachen vorzurechnen, die mir dieſe Gäſte gekoſtet; aber nunmehro wären ſolche verdriesliche Stunden vorbei, und ihre Geſpräche würden mich wieder lebhaft machen. Meine Gäſte waren mir niemals zu dumm, ſondern ſie macheten allzeit einen heimlichen Schluſs auf ſich, aſſen und tranken weniger, nahmen auch viel eher Abſchied als ſonſten. Laſſe dir dieſes ins Ohr geſagt ſeyn, und ſuche es zu rechter Zeit an Mann zu bringen! Es hat mir manches Fäsgen mit Pekelfleiſche zugelaſſen.

Der Caffee iſt eine Peſt für den Beutel, und ein Ruin für ganze Familien. Aber höre nur, mein Sohn, wie ich ſelbige aus meinem Hauſe gebracht. Als ich deine Mutter geheirathet, ſo beſtand ihre Ausſtattung unter andern auch in zwei duzend Caffeeſchaalen. Allein in der erſten Nacht muſte ſie mir heilig verſprechen, daß ſie jederzeit, ſo oft ſie einen Caffee würde machen müſſen, eine Schale zerbrechen wolte, bis auf zwo oder drei, die das Glük haben ſollten, ganz davon zu kommen. Als ſie es aber einſtens gar zu grob machte, und einen porzellanen Teller ſamt den Taſſen bei dem Abräumen in die Stuben ſchmis, ſo that ich, aus was für gerechtem Eifer iſt leicht zu ermeſſen, eine harte Erklärung, und zwar eben da die rechten Lekbrüder und Nutſchelſchweſtern da waren, einer ſolchen unvorſichtigen Frauen nimmermehr eine Schale wieder zu kaufen, noch Caffee ins Haus zu laſſen. Dieſe Erklärung habe ich ſelbſt ausgebreitet, mit dem Zuſaz, daß ich feſt darob hielte, und allezeit halten wolte. Mus ich gleich manches leiden; was ſchadet es? Ich bin harthäutig; es geht mir nicht ans Herz. Wenn ich ja noch manchmal nach einer Taſſe Caffee luſternd werde, ſo kauſe ich eine kleine Quantität mit einander; doch ja nicht mehr als ein und ein halb Loth. Und kommt von ohngefehr ein Herzensfreund, dem ich gern eine Ehre erzeigen mögte, ſo weiſe ich ihm das wenige, mit der äuſſerſten Verſicherung, daß es mir kein geringer Schimpf ſey, ſo wenigen Vorrath zu haben. Und auf dieſes, behalte ich auch dieſes, womit ich hernach mir allein was rechts zu gute thue. Weil aber deine Mutter öfters heftige Kopfſchmerzen hatte, welche ſie mit Caffee zu vertreiben gewohnt war, ſo habe ich ihr ſolchen mit einem Viergroſchenſtükgen vertrieben, welches ich ihr allzeit gezahlet, ſo ofte Ehren halber ein Caffee ſolte gemachet werden, aber nicht gemachet wurde. Dieſe hat ſie wohl zu Rathe gehalten, daß ſie ſich nunmehro ſchon über 1. Thlr. davon geſparet hat. Wenn dir dieſe Kunſtgriffe wohl gelingen, ſo melde mir es bald wieder; ich habe noch eins und das andere in Vorrath, welches du auch brauchen kanſt. Sonderlich weis ich ein Mittel, Kindtauſe zu halten, daß ſie einem nichts koſten. Ich höre, du wirſt bald wieder müſſen tauſen laſſen. Doch vor dieſesmal genug. Grüſſe deine Frau, und ſage ihr, ſie ſolte den Herren Nachbaren nicht ſo freundliche Geſichtsminen machen: Denn dieſes brächte keinen Segen ins Haus. Ich küſſe dich mein Sohn, gebe dir meinen väterlichen Segen, und verbleibe

Dein treuer Vatter.
S.

Vorſchläge, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen.

(Aus denen Leipziger Sammlungen genommen)

Ein hochgelahrter und geehrter Freund und Gönner unſerer Sammlungen, hat uns ohnlängſt verſchiedene Nachrichten und Gedanken, unfruchtbares Heideland frucht- und artbar zu machen, gütigſt mitzutheilen beliebet. So wohl in den Braunſchweighanneveriſchen als Braunſchweigwolfenbüttelſchen Landen ſind viel ſolche Gegenden anzutreffen. Und man meinet ſolches ſonderlich durch die Beſaamung mit Engelländiſchen Turniplsſaamen, welcher unſerm groſſen Rübenſaamen ähnlich ſiehet, und wirklich eine Art gemeiner weiſſen Rieben trägt, im Hannöveriſchen zu bewerkſtelligen. Durch dieſes Heideland verſtehet man übrigens mehrentheils ſolche Flächen, welche aller Feuchtigkeit entblöſſet ſind, worinne der Regen ſelbſt nicht viel fruchtet, ſondern ſofort ſehr tief durch Sand und andere ſehr trokenes unvermiſchtes und lokeres Erdreich in die Tieffe verſenket, der gemeine Dünger aber enteder gar nichts oder doch ſehr wenig hilft, und welches man deswegen meiſtentheils in groſſen Streken ungebauet liegen läſſet, da denn entweder gar nichts oder doch nur ein ſehr ohnmächtiges trokenes Heidegras darauf wächſt, womit man zur Noth das Vieh ſehr ſchlecht weiden kan. Wir geben hier einige Merkmale an, um eine ſo viel möglich deutliche und ſinnliche Beſchreibung für diejenigen zu machen, welche anders Heideland, ſo mit Holz und Gras, ja zimmlich guter Weide bewachſen, und an vielen Orten nur um andere Urſachen willen, nicht aber wegen eines an ſich unfruchtbaren Grundes und Bodens unangebauet gelaſſen wird, damit verwirren könnten. Dieſe Beſchreibung zeiget auch zugleich denen Akerverſtändigen die Schwierigkeiten, ſolches Land artbar zu machen. Denn die Früchte in den Boden müſſen verdorren, weil die Feuchtigkeit fehlet, und die Nahrungstheilgen der Gewächſe entweder gar nicht darinne zu finden ſind, weil ſie durch die Sonne und Luft, wenn auch das Land gedünget wird, ausgedünſtet, oder doch nicht aufgelöſet, und der Pflanze ſo wenig zugeführet, als wenig die Körner derſelben zur Keimung gebracht, und gehörig zum Trieb zubereitet werden können. Der Trieb ſolchen Bodens aber, darinnen tief wurzelnde Pflanzen bisweilen noch Feuchtigkeit finden, und an ſich ziehen könnten, iſt gleichfalls der Feuchtigkeit beraubet, und es ſcheinet, daß je mehr ſolches Land gepflüget und aufgelekert wird, deſto mehr und eher ſolches ausgetroknet werde. Man hat daher an Seiten der Hauswirthe ſchon lange auf mancherlei auſſerordentliche Mittel gedacht, dergleichen Heideland an- und fruchtbar zu machen. Hochgedachter Freund hält dafür, daß die groſſen Jacobserdäpfel, wegen ihres hohen Stengels und Krautes darzu dienen könnten, und damit dergleichen Land fruchtbar zu machen. Es würde, ſagt er, durch den ſtarken Stengel nicht nur eine Düngung geſchehen, ſondern auch die durch denſelben circulirende Luft währenden Wachsthums durch Abſezung edler, fetter und ſalpeterigter Theilgen den Stengel zu Düngung geſchikter machen, und ihm vielleicht mehr fettes geben, als er aus dem Boden an ſich ziehet, ſo daß auf ſolche Weiſe ein ſtärkerer Cirkel zwiſchen der Frucht und der Düngung des Bodens geſchehen könnte. In dieſen ſehr kurz zuſammen gezogenen und unausgeführten Gedanken eines gewis ſehr gründlichen Naturkündigers liegen nun zwar viele Wahrheiten, ob ſie gleich nicht alle ſo fort werden faſſen können. Allein die Sache iſt werth, daß man ſie ein wenig umſtändlicher unterſuche. Und wir wollen zu dem Ende dieſen Heideanbau, wovon wir reden, zu einem nüzlichen Gegenſtand der Betrachtung gründlicher und erfahrner Akerleute hiermit nicht allein vorlegen, und uns ihre Gedanken darüber ausbitten, ſondern auch ſelbſt ins künftige in einigen Anmerkungen unſere wenigen Gedanken mittheilen, wenn wir vor erſt und dieſesmal wegen der Enge des Raums, die preiswürdigſte Sorgfalt für die Landwirthſchaft und den fruchtbaren Anbau ſolcher Heiden des jeztregierenden groſſen und vortreflichen Königs in Engelland, und Churfürſtens der Churbrauſch. Hannöveriſchen Lande, durch ebengedachte Nachrichten werden fürgeſtellet, und den Leſer gleichſam zu künftigen Anmerkungen vorbereitet haben. Denn dieſe liefern uns

I. Ein auf allerhöchſtgedachten Königs Maj. Befehl von Dero weiſen Miniſterio, wegen des Anbaues der unfruchtbaren Heideländer mit Turnipisſaamen ergangenes Circulare.

II. Aber auch die Anweiſung, was bei dieſer Betrachtung in acht zu nehmen.

Hier ſind beide Piecen.

I.

Unſere ꝛc.

Nachdem mahlen Sr. Königl. Majeſt. unſer allergnädigſter Herr, Dero allerhöchſten Willen uns dahin eröfnet haben, daß zu Artbarmachung derer in hieſigen Landen befindlichen Heiddiſtricte auf die Maſſe, wie in Engelland es mit gutem Nuzen geſchiehet, alle erſinnliche Sorgfalt angewendet werden ſolle.

Und es dann ſonderlich darauf ankommen wird, daß jeder Beamter ſich Mühe gebe, durch die im kleinen zu veranſtaltende Proben nach gerade ausfündig zu machen, ob, und wie weit Sr. Königl. Maj. allergnädigſte Intention in Behuf mehrerer Cultivirung der anſehnlichen Heiddiſtricte zum Effect zu bringen ſeyn möchte.

So laſſen Wir zur Direction und pflichtmäſiger Veranſtaltung hiemit ohnverhalten ſeyn, was maſſen in Engelland dürre und wüſte Ländereien, in Ermangelung nöthiger Düngung, durch die Beſaamung mit einer gewiſſen Art gemeiner weiſſen Rüben, Turnipis genannt, dergeſtalt artbar gemacht werden, daß mit der Zeit gute Früchte davon zu ernden ſtehen.

Damit nun verſuchet werde, ob auf gleiche Art die Heiddiſtricte in hieſigen Landen zu beſſerer Cultur gebracht werden mögen: So werden zu ſolchem Ende angelegte zehn Exemplaria der eingelangten Nachrichten hiebei übermachet, und iſt ſorgfältigſt darauf zu gedenken, wie alles durch machende Proben zu erforſchen und zum Effect zu bringen;

Ob nun zwar

1) Die in erwehnter Nachricht vorgeſchriebene Beſtellung auf einem ſolchen Heidelande, welches noch gar nicht ausgebrochen iſt, in dieſem Jahre daher nicht geſchehen kan, weilen dergleichen Land erſt vor dem Winter und im Herbſt gepflüget werden mus: So wird dennoch gerne geſehen, daß nur von andern vorhin cultivirten, dreiſchliegenden, ſandigten, auch etwas moricht oder leimichten Boden habenden Heidelande, von dieſer Qualität die præter propter an Einfall 1. achtel oder 1. viertel Morgen haltende Pläze ausgeſuchet, ſo fort nach Empfang dieſes gepflüget, und darinne von dem hiebei kommenden Turnipisſaamen ad 1. Pf. nach der Proportion, daß davon auf einen Morgen anderthalb Pf. Saat zu rechnen, auf vorgeſchriebene Art ausgeſäet, auch theils Pläze, wegen des gar zu dürren und magern Erdreichs, mit kurzem genug gerotteten Miſt oder geiler Graben- und Straſſenerde vorhero etwas gedünget werden.

2) Damit man deſto ſicherer ſey, daß die an diverſen Orten mit Turnipis beſaamte Pläze vor den Anlauf des Viehes bewahret bleiben: So wird, in ſo fern ſolche Befriedigung nothwendig iſt, auf herrſchaftliche Koſten, die Verfertigung eines Schrenkzaunes von Buſchwerk zu veranſtalten ſeyn.

3). Iſt ſorgfältig darauf zu achten, daß bei denen aufwachſenden Rüben alles dasjenige zu Werke gerichtet werde, was in obiger Nachricht vorgeſchrieben.

4.) Falls gegen künftigen Herbſt die Turnips oder weiſſen Rüben zum Aufwachs gelangen: Sodann iſt ſonderlich darauf zu achten, daß wenigſtens 50. bis 100. Stük Saatrüben obiger Nachricht gemäs, aufbehalten, und zu rechter Zeit im nächſten Frühjahr verpflanzet, auch den Saamen davon zu erlangen, geſuchet werde.

5) Erwarten wir von denen aufgewachſenen Rüben 2. à 3. Stük von diverſer Sorte, in Octobr. anhero, und iſt Sorge zu tragen, daß von ſolchen Rüben ein Theil zur Verfütterung vor das Hornvieh aufgezogen, ein Theil aber nach dem Winter mit Schaafen betrieben, und davon auf alle Art der Nuzen befördert werde.

6) Wird darauf zu gedenken ſeyn, daß nächſten Herbſt, zu Machung anderweitigen Proben in folgendem Jahre, an diverſen Orten kleine Pläze aus der Heide zu brechen, gegen das Frühjahr mit einem Feldzaun zu befriedigen, und zur Beſaamung mit Turnipis zu rechter Zeit zu aptiren, auch, dafern der Erdboden gar zu dürre und mager iſt, ſolcher mit ganz kurzem verrotteten Miſt, oder etwas ſchwarzer Graben- und Straſſenerde zu düngen.

Leztlich wird ſowohl von der dißjährig geſchehender Beſtellung obigen Turnipsſaamen, und wie alles mit Fleis veranſtaltet worden, längſtens vor medio des nächſtkommenden Monats Julii umſtändlicher Bericht erwartet; Als auch hernachmals von dem Aufwachs erwehnter Turnips, und von denen ſonſtigen, vors künftige Jahr präparirenden Pläzen umſtändliche und zuverläſige Nachricht zu geben ſeyn.

Wir ſind ꝛc.

H. Fhr. Grote.

II.

Nachricht.

Was Behuf Artbarmachung unfruchtbaren Heidelandes durch die Beſaamung mit dem aus Engelland anhero verſchriebenen Turnips-Saamen, eine Sorte von gemeinen weiſſen Rüben, zu veranſtalten, und was ſonſt zu obſerviren ſeyn wird.

1.

Das Erdreich mus vor der Beſaamung zweimal, nemlich einmal vor dem Winter, und einmal im Frühjahr gepflüget und wohl geegget werden.

Wenn der Saamen ſodann ausgeſtreuet worden, egget man ſelbigen ein, aber nicht mit einer ordinairen Egge, woran hölzerne oder eiſerne Zaken ſind, ſondern mit zuſammen gebundenen Buſchwerk, damit der Saame nicht zu tief in die Erde zu liegen komme, welches geſchehen würde, wenn man eine ordinaire Egge gebrauchete.

2.

Wenn das Land nicht ſteinigt, ſondern leicht und mager iſt, ſo kommen die Turnips darauf fort, doch kan in dem Fall, da das Land ſehr leicht und mager iſt, ein wenig Miſt, welcher aber nicht friſch, ſondern verrottet ſeyn mus, nicht ſchaden.

3.

In leichtem Lande iſt beſte Saatzeit von der Mitte des Junii bis zu Ende der erſten Woche im Julio, je ſchwerer und ſteifer aber das Erdreich iſt, deſto früher mus die Ausſaamung geſchehen.

4.

In einem hieſigen Morgen Landes von 120. Ruthen, jede Ruthe à 16. Fus Quadrat, und ein Fus

12. Zoll, gehören anderthalb Pf. und ebenfalls ein wenig mehr Saamen, ſo hinlänglich iſt, einen obbeſchriebenen Morgen zu beſäen. Die Ausſtreuung des Saamens geſchiehet aus der Hand, wie es mit andern Saamen von der Art, z. E. mit Rübeſaamen, gewöhnlich iſt.

5.

Wenn der Turnipsſaamen aufgelauffen, und das grüne Kraut ſich über der Erde zeiget, ſo mus der beſäete Aker gehauget werden, das iſt, man mus mit einem Inſtrument, welches faſt derjenigen Hake gleichet, deren ſich die Tabakspflanzer bedienen, um den Aker vom Unkraut rein zu halten, und an die Tabakpflanzen Erde zu bringen, den beſäeten Aker von Anfang bis zu Ende durchgehen, und ſo viel Turnipspflanzen damit wegnehmen, daß nur 9. bis 10. Zoll Diſtanz Pflanzen ſtehen bleiben, denn, wenn die dazwiſchen ſtehende Pflanzen nicht weg geraumet werden, ſo daß in der Breite und Länge nur auf 9. bis 10. Zoll Diſtanz eine Pflanze gelaſſen wird, ſo hindern ſie ſich im Wachsthum, und die Rüben kommen nicht zu gehöriger Gröſſe.

In einem male läſſet dieſe Manoeuvre ſich ſchwerlich ſo, wie es ſeyn mus, verrichten, und alſo wird ſelbige 14. Tag nach dem erſtenmal, in der zuvor bemerkten Abſicht, daß nemlich die Turnipspflanzen auf 9. bis 10. Zoll mögen von einander zu ſtehen kommen, wiederholet werden.

Das Hornvieh ſowohl als die Schaafe machen nicht ſo viel aus dem Kraute, als denen Rüben ſelbſt. Erſteres wird nicht auf das Feld gelaſſen, allwo die Turnips ſtehet, ſondern wenn dieſes damit gefüttert wird, ſo gräbet man die Turnips aus, wirft ſelbige NB. ganz und nicht zerſchnitten vor, damit ſich das Vieh nicht verſchluke, und gibt dem Vieh täglich etwas Heu oder Stroh mit, weil ſonſt die Nahrung von den bloſſen Rüben zu nas oder feucht ſeyn würde. Einige Hauswirthe geben auch wohl dem Hornvieh, kurz vorher, wenn ſie es auf die Turnips ſezen wollen, ſo viel Theer ein, als ein Ei halten kan.

Die Schaafe werden hingegen auf das mit Rüben oder Turnips beſäete Feld getrieben, da ſie dann die Rüben ſo aushölen können, daß ſie das mittelſte und beſte heraus freſſen, und die Schale in der Erde ſteken laſſen. Genaue Haushalter laſſen die Schaafe nicht über das ganze Feld gehen, ſondern theilen einen nach ihrer Anzahl proportionirten Diſtrict nach einander mit Hürden ab, welche ſo, wie die Schafe den Diſtrict abgefreſſen haben, weiter gerüket werden. Man läſſet auch die Schaafe, nachdem ſie den Bauch gefüllet, auf eine andere Weide führen, und des Nachts nicht ihr Lager auf dem Turnipsfelde nehmen.

6.

Die Turnips werden, wie §. 3. angeführet worden, im Junio und

Julio geſäet, und ſtehen vom Oct. an zu gebrauchen, ſo lange man in die Erde kommen kan, geſtalten dieſe Turnips nicht leichte verfrieren.

Wenn dann in dem nächſten Frühjahr das Rübenfeld auf die in dem vorhergehenden §. 5to angeführte Art mit den Schaafen abgehürtet worden; So wird der Aker in ſolchem Frühjahr ſo zeitig, als es ſich thun läſſet, zum erſtenmal auf- und, was von Kraut und Rüben übrig geblieben iſt, unterpflüget, damit ſolches überbleibſel von Kraut und Rüben verrotten, und den Aker düngen möge. Um die gewöhnliche Saatzeit wird denn der Aker zum zweiten male gepflüget, ordentlich zur Saat zubereitet, und mit Gerſte oder Haber beſtellet. Einige gute Hauswirthe laſſen auf die mit Turnips beſtellte Felder weder Hornvieh noch Schaafe kommen, ſondern gebrauchen von denen Turnips nur etwan die Nothdurft in ihrer Haushaltung auf dem Tiſch, und für das milchende Vieh, die übrigen Turnips laſſen ſie aber, ſo wie ſie gewachſen ſind, im Lande ſteken, bis ſie ſelbige auf oben erwehnte Weiſe an ſtatt ſonſtiger Düngung zeitig im Frühjahr unterpflügen.

7.

Wenn man von denen Turnips den Saamen ziehen will, ſo mus man von dem mit Turnips beſtellten Lande einen proportionirlichen Diſtrict dazu ausſezen, daß er von dem Vieh nicht berühret werde.

In dem erſten Frühling nach der Saat werden ſo dann die Turnips ausgegraben, die rundeſten und beſten ausgeſuchet, und dieſe in einem wohl umgegrabenen mürben und lokern Erdreich auf 12. Zoll Diſtanz ausgepflanzet.

Es iſt jedoch nöthig, ums zweite oder dritte Jahr den Saamen von andern Orten kommen zu laſſen, weilen die Turnips ſonſt ausarten.

8.

Um dürres Land ſolchergeſtalt fruchtbar zu machen, daß es Weizen tragen kan, bedienet man ſich in Engelland folgender Methode.

Im Frühjahr wird der Aker, den man fruchtbar machen will, gepflüget, und zur Saat bereitet, welchem nächſt man von dem groſſen rothen Klever reichlich und zugleich, jedoch ſehr dünne und ſparſam, Gerſte oder Haber darauf ausſehet.

Wenn die Gerſte oder Haber reif iſt, ſchneidet man ihn mit einer Handſichel ab, und erndet ihn ein, den Clever aber läſſet man ſtehen, bis nächſt kommenden Johannis, da man das Feld mehen, und gutes dem Hornvieh und denen Pferden wohlbekommendes Heu davon einzuerndten haben wird.

Nach ſolcher Ernde kan man Hornvieh oder Pferde 1. bis 2. Monate darein graſen laſſen, im Auguſto aber pflüget man das Land auf, und die Schwarte unter, bereitet um die gewöhnliche Saatzeit (welche in Engelland gleich nach Michaelis ſt. v. anfängt, den Aker vollends zur Saat, und beſäet ihn mit Weizen, welcher wohl darauf fortkommen wird; 10. oder 12. Pfund Kleverſaamen iſt hinlänglich, einen hieſigen Morgen Landes zu beſäen.

9.

Die Vermiſchung des ſandigten Heidelandes mit Leimen wird allerdings von guten Nuzen ſeyn, aber zimmliche Koſten und viele Zeit erfordern, es wäre denn, daß man die leimigte Erde nicht weit zu fahren, ſondern bei der Hand hätte.

Sendſchreiben von der wahren Urſache des Brandes im Getreide.

Hochedelgeb. ꝛc.

Ich ſchmeichle mir, daß ich Ihnen heute die wahre Urſach von dem Brande im Getreide melden kan.

Um die Sache kurz zu ſagen, ſo entſteht er von einer Preſſung, welche die Aehre auszuſtehen hat, ſo lange ſie noch in der Kappe iſt. Damit ich dieſes klar mache, ſo habe ich zweierlei zu erweiſen, einmal, daß die Aehre in der Kappe gepreſſet iſt, ſo dann, daß daraus ein Brand, und mithin das Verderben des Saamens erfolgen könne.

Die Preſſung kan man wahrnehmen, wenn man die Structur der Kappe unterſuchen will. Sie wird formirt aus dem oberſten Blatte des Halms, und deſſen unterſten Helfte, welche zuſammen gerollet iſt. Es kommt dieſes Blatt mit den übrigen Blättern des Getreides völlig überein. Die Blätter insgeſamt beſtehen aus zwei Theilen, davon der oberſte ſich breitet, und ſpizig zulauft, der untere aber durchweg einerlei Breite behält, und ſich um den Halm herum feſte anſchlieſſet, am Ende aber an den Knoten angewachſen iſt. Wo die Theilung iſt, da befindet ſich gleichſam ein Nath querdurch, vermittelſt welcher ſich das breitende Blat mit dem Theile, der rund bleibt, zuſammen verbunden iſt, es ſind auch daſelbſt an dem ſich breitenden Theile zwei wie Haken geſtallte Läppchen befindlich, die ſich gleichfalls um den Halm herum ſchlingen, und vermuthlich zu mehrerer Befeſtigung des Blattes an den Halm dienen, und es eine Weile recht aufſtehend erhalten. Wo nun dieſe Häkchen zuſamt der Nath in dem oberſten Blatte, daraus die Kappe beſtehet, befindlich ſind, da iſt es feſte zuſammen gedrehet, und die beide Häkgen ſind mit eingewunden, nicht anders als wie eine papierne Düte an der Spize zuſammen gedrehet iſt. Man kan das Schlos nennen, weil dadurch die Kappe oben geſchloſſen iſt, daß weder Näſſe noch Ungezieſer herein kan.

Wenn man die Kappe aufwikeln will, findet man darinnen einen Widerſtand, und eine beſtändige Bemühung, wieder zuſammen zu lauffen. In dieſer Kappe ſizt die Aehre ganz unten unmittelbar auf dem Knoten, bekommt aber nach und nach einen Stengel, und wird von demſelben durch die Kappe durchgeſchoben. Die innere Höhlung iſt anfangs ſo enge, daß man mit einem dinnen Drat kaum gemächlich durch kan. Dieſe enge Paſſage mus die Aehre ſich ſelbſt bis auf einen halben Zoll erweitern, indem ſie daran faſt zu ihrer gewöhnlichen Gröſſe gelanget, und iſt nichts, was ihr darinne behülflich iſt. Sie mus alſo ſtärker von innen druken, als die Kappe ihr widerſtehet, weil ſie ſonſt nicht aus der Stelle kommen würde, folglich mus ſie Gewalt gebrauchen, wenn ſie durch will: dieſes geſchiehet, indem ſie durch den beſtändigen Zuflus des Nahrungsſafts täglich gröſſer wird, und indem der Stengel ſie verlängert, der ſie nach und nach durchſchiebet. Da ſie ſich alſo mit Gewalt durchdringen mus, ſo ſtehet ſie folglich in der Kappe in einer ſtarken Preſſung. Denn der innerliche Trieb drükt ſie, indem ſie diker wird, ſtark gegen die Kappe an, und dieſe drükt eben ſo ſtark gegen ſie zurük, ſo lange bis der Druk von innen gröſſer als der Widerſtand wird. Ich will kürzlich zeigen, wie eine Gerſtähre endlich ordentlicher weiſe durchkommt. Es verhelffen ihr dazu die an den Körnern befindliche lange Spizen oder Hacheln, wie ſie einige nennen, welche ſo lang und zum Theil länger ſind als die ganze Aehre, und welche an ihren Enden ganz ſpizig zulauffen.

Dieſe, in der Kappe auf einen Klump dichte beiſammen liegen, dienen dazu, daß die Aehre gleichſam damit vorbohren, und den Weg vor ſich her erweitern kan, inſonderheit aber dienen ſie, das oben befindliche Schlos in Zeiten zu öfnen, deswegen ſehen ſie mit ihren Spizen ſchon hervor, wenn die Aehre noch tief unten ſticht. Wenn nur erſt das Schlos geöfnet iſt, ſo wird dadurch die Aufwikelung um ein groſſes erleichtert, nicht anders als wenn man einer Düte das Gewinde von innen mit etwas ſpiziges öfnet, wornach ſie ſich faſt von ſelbſt aufwikelt. Mittlerweile dieſes geſchiehet, daß das Schlos oben immer weiter von einander getrieben wird, weil die Hacheln immer diker werden, je weiter ſie ſich durchdrängen, ſo rükt denn die Aehre bis auf die Helfte der Kappe in die Höhe, und weil dieſes eben der Ort iſt, wo die Kappe am wenigſten drükt, ſo iſt daſelbſt die Oefnung am leichteſten, und die Aehre kommt allda zum Vorſchein, da es ihr denn was leichtes iſt, das übrige von der Kappe bis an das Schlos völlig zu öfnen, und ſich alſo gänzlich von der Kappe zu befreien. Die Aehren, die alsdenn noch nicht brandig ſind, werden es auch nicht, denn man findet niemals, daß eine Aehre auſſer der Kappe brandig würde. Ich ſage, in der Mitten drükt die Kappe am wenigſten, denn ſie iſt viele Zolle lang, und nur oben, wo das Schlos iſt, zuſammen gedrehet, unten aber an den Knoten angewachſen, folglich drükt ſie an dieſen beiden Orten am ſtärkſten, je weiter aber ihre Theile von dieſen beiden zuſammen haltenden Puncten entfernt ſind, je weniger können ſie drüken, folglich mus das mittel zwiſchen beiden zur Erweiterung und Oefnung am geſchikteſten ſeyn. Der Haber hat keine ſolche Hacheln, dagegen ſind die Körner ſelbſt lang und ſpizig, und ſtehen in der Kappe recht auf mit den Spizen in die Höhe, und immer ein Paar über dem andern, das alleroberſte aber bohret mit ſeinem ſpizigen Ende durch das Schlos durch, und erleichtert alſo die Einwikelung. Mit dem Weizen kan ich nicht ſagen, wie es beſchaffen iſt, weil hier keiner gezeuget wird.

Ich meine, daß das bißher erwehnte zureicht, eine Preſſung der Aehre in der Kappe darzuthun, man wird aber noch mehr darinne beſtärkt, wenn man ſich unter die eben hervor gekommene Gerſtähren auf dem Felde ein wenig umſiehet, denn da wird man an einigen finden, daß der Halm unter der Aehre gebogen; ja zuweilen ganz ſchlangenweiſe gekrümmet erſcheinet. Wie kan man hieraus anders urtheilen, als daß ihm etwas ſtark mus widerſtanden haben, da er ſich verlängern wollen. Er hat nichts über ſich, was ihm im Wege wäre, als die Aehre, die er fortſchieben mus, es muß alſo die Aehre einmal ſeyn ſteken geblieben, ſo daß er vor ihr nicht gerade auswachſen können, ſondern krumm werden müſſen. Wenn die Aehre eine Weile kan ſteken bleiben, ſo mus ihr etwas ſehr widerſtehen, und ſie mus alſo ſtark gedrukt werden. Man nimmt ein gleiches zuweilen an denen langen Spizen oder Hacheln wahr, als welche ebenfalls an einigen ganz krumm gebogen und verdrehet ſind. Ja man trift manchmal einige an, daran die Hacheln das Schlos gar nicht haben öfnen können, ſondern drinne ſteken geblieben ſind, daher kommt die Aehre aus der Seite doppelt heraus, nemlich krumm zuſammen gebogen, denn der Stengel wächſt fort, und treibt den Untertheil der Aehre hervor, mittlerweile der Obertheil noch feſte ſizt, und nicht weiter kan. Dieſes alles zeiget ja wohl klar genug nicht nur eine ſtarke Preſſung der Aehre in der Kappe an, ſondern auch, daß manchmal einige Theile noch mehr als gewöhnlich zuſammen halten. Und eben dieſes iſt denn die Urſach, daß in einigen Aehren die Körner von dieſem Druk verderben können; welches das zweite iſt, ſo ich zu erweiſen habe.

Ich brauche hierbei gar keine neue Säze zu erfinden, um dieſes daraus herzuleiten, ſondern nehme blos an, was die gemeine Erfahrung bei dem Brande an der Rinde der Bäume lehret. Wenn dieſer entſtehet, ſo zeiget es ſich, daß die äuſſere Rinde ſehr hart iſt, und folglich die zwiſchen ihr und dem Holze ſich anlegende neue Saftröhren und das unter ihr befindliche ſchwammigte Weſen in der ſaftigen grünen Rinde ſo ſtark drüket, daß der Saft nicht durch kan, ſondern ſtehen bleibt, ſtokt und verdirbt. Dieſer Druk rühret blos daher, weil der Baum in der Dike zunimmt, und alſo mehr Raum erfordert, die äuſſere harte Rinde aber nicht nachgeben kan, darüber denn die zwiſchen ihr und dem Holze befindliche ſaftige Theile in die Klemme gerathen. Das Mittel, dieſen Zufall abzuwenden, nemlich das Schröpfen, da man die äuſſere harte Rinde mit der Spize des Meſſers aufrizet, zeiget klar an, daß es damit dieſe Bewandnis habe. Da alſo die Erfahrung lehret, daß ein ſtarker Druk auf die wachſende Theile eine Stokung des Nahrungsſafts zuwege bringen könne, und bereits ausgemacht iſt, daß die Aehre in der Kappe ſehr gedrukt wird; ſo folget von ſelbſt, daß daraus eine Entzündung und Verderbung des Safts erfolgen könne. In einer ſolchen erſt anwachſenden Aehre iſt alles überaus weich und zart, weiche Sachen aber laſſen ſich gar leicht zuſammen drüken, mithin iſt gar wohl abzunehmen, daß durch ſolches Zuſammendrüken der Saft gehindert wird, ſich frei durch zu bewegen, und durch alle die kleinen Gefäsgen im Saamkorne durchzudringen. Da er nun gleichwohl durch den Halm beſtändig ſtark dahin getrieben wird, indem aller Trieb auf den Wachsthum des Saamkorns abzielet; ſo mus er in ſolchen Fällen, da der Widerſtand allzu gros iſt, ſtehen bleiben, oder die ſubtilen Röhrchen in dem Saamkorn und denen angränzenden Theilen wohl gar zerſpringen und extravaſiren. Wenn der Saft in Gewächſen ins Stoken kömmt, ſo verdirbt er gar bald: denn er geräth in eine Gährung, wozu die Säfte der Gewächſe ſonderlich aufgelegt ſind, fängt an zu brauſen, und dadurch die ganze Structur zu verderben, worauf denn die Fäulnis unmittelbar folget, die durch eine völlige Vermoderung zu Ende gehet. Dieſes iſt denn wohl die Haupturſach von der unordentlichen Figur, die man an dem Brandkorne bemerket, und von dem ſchwarzen Staube als der gewöhnlichen Materie, worinn ſich die meiſten vermoderten Sachen auflöſen. Daß dieſes ſo geſchwinde zugehet, iſt ſich nicht zu verwundern. Die Säfte in lebenden Pflanzen ſind in einer ſtarken innerlichen Bewegung, und die Fäulnis, welche ihrer Natur nach alle Theile aus einander ſezt, wirket ebenfalls durch eine ſtarke innerliche Bewegung, daher iſt wahrſcheinlich, daß wenn ſie in die Säfte lebender Pflanzen kommt, hier alles mit viel gröſſerem Tumult vor ſich gehe, als wenn ſie eine bereits tode Pflanze anreiſt.

Von der Figur des Brandkorns erinnere ich noch, daß er bei der kleinen Gerſte nicht anders läſt, als ob die drei Körner, welche allezeit neben einander ſizen, unterhalb zuſammen gewachſen wären, daß aber ſolches wirklich geſchehe, ſcheint mir nicht glaublich. Denn es haben dieſe Körner, die alsdenn, wenn der Brand drein kommt, noch nicht einmal geblühet haben, groſſe Hülſen um ſich, die das Zuſammenwachſen dem Anſehen nach unmöglich machen. Ich habe auch Aehren gefunden, darinn der Brand allererſt angeſezet hatte, aber die Körner waren alle drei noch von einander abgeſondert. Da ſie nun vorher, ehe der Brand darinn iſt, nicht zuſammen wachſen, ſo kan es nachhero auch nicht geſchehen, weil alsdenn aller Wachsthum aufhöret. Es kommt alſo dieſes Ineinanderlauffen von dem im Gährung befindlichen aufbauſendem Safte her, der nicht nur die Structur des Körnleins, ſondern auch der drum ſizenden Hülſe gänzlich zerſtöret, ja endlich auch die daran befindliche Spizen oder Hacheln angreift, ob wohl dieſe unter den angegriffenen Theilen am längſten ſich grün erhalten, und manchmal noch grün ſind, wenn gleich die ganze Aehre brandig iſt, doch ſind ſie alsdenn nicht von der gewöhnlichen Gröſſe, ſondern viel kleiner. An brandigem Haber findet man niemals, daß die Körner zuſammen gelauffen wären, es hat aber auch jedes Korn ſeinen aparten Stiel, und ſind nicht unmittelbar am Halm feſte, noch ſo nahe mit ihren unteren Theilen bei einander, als in der kleinen Gerſte.

Was man auch bisher vor Meinungen von der Urſach des Brandes gehabt, ſo hat man doch mit keiner auskommen können, wenn man hat anzeigen ſollen, warum denn einige Aehren halb brandig und halb gut ſind. Die Sache hat ihre Richtigkeit: und haben es auch andere in ihren Schriften ſchon angemerkt, daß manchmal an einer Brandähre ſich noch gute Körner finden. Ich habe dergleichen Aehren mit Fleis zuſammen geſucht, und mehrentheils befunden, daß der Obertheil der Aehre noch gut, der untere aber brandig iſt, doch wenn der Brand ſchon bis auf die Helfte der Aehre in die Höhe gekommen, ſo haben zwar die obern Körner von auſſen noch gut geſchienen, da ich ſie aber zergliedert, habe ich gleichwohl hin und wieder ſchon ſchwarze Flecken drinne angetroffen. Es mag ſich aber der Brand in der Aehre befinden wo er will, ſo macht dieſes nun keine Schwierigkeit mehr, wenn man bedenkt, daß es nichts unmögliches ſey, daß die Aehre in der Kappe an einem Orte mehr als am andern gedrükt werden könne. Nach der oben gegebenen Erklärung von der Structur der Kappe mus ſie unten und oben am ſtärkſten drüken: es laſt ſich aber auch aus dem vorhergehenden leicht abnehmen, daß der Brand vornemlich entſtehen müſſe, wenn die Aehre noch tief unten in der Kappe ſtekt. Denn wenn die Aehre ordentlich und geſund iſt, ſo iſt ſie mit ihren Spizen oder Hacheln 6. Zoll und drüber lang, folglich faſt ſo lang als die Kappe, indem dieſe nur etwa anderthalb Zoll länger zu ſeyn pflegt, als die Aehre mit ihren Spizen iſt. Daher erreichen dieſe Spizen gar bald das an der Kappe oben befindliche Schloſs, und bohren durch, ohngeachtet die Aehre alsdenn noch tief unten in der Kappe ſtekt, wie man gar bald finden wird, wenn man ſolche Kappen, daran die Spizen der Aehre oben hervor ſehen, öfnen und die Aehre ſuchen will. Hingegen wenn die Aehre brandig iſt, ſind dieſe Spizen manchmal kaum halb ſo lang als gewöhnlich, folglich mus der Brand ſchon in der Aehre geweſen ſeyn, ehe dieſe Hacheln kaum die Helfte ihres gewöhnlichen Wachsthums erreichet haben, denn es iſt ohnſtreitig, daß, ſo bald der Brand ins Korn, und die das Korn umſchlieſſende groſſe Hülſe, an welcher dieſe Spize oben ſizet, gekommen, und deſſen Structur zerſtöret hat, daß alsdenn der Spize kein Nahrungsſaft mehr zuflieſſen, und ſie alſo auch nicht weiter wachſen kan. Da nun die Aehre noch tief unten ſizt, wenn dieſe Hacheln ſchon ihre völlige Länge haben, ſo folget, daß ſie noch tieffer ſteken müſſe, wenn die Hacheln nur erſt die Helfte ihrer Länge haben erreichen können, und daß alſo die Erzeugung des Brandes vornemlich nahe über den Knoten vorgehen müſſe; wie denn auch hieſelbſt der Druk dadurch noch vermehret wird, weil alsdenn dieſer Theil der Kappe mit ſeinem Knoten noch in dem untern Blatte ſtekt, welches ebenfalls wie das obere eine Kraft zu druken hat, und ſich um jenes unterhalb feſt anſchlieſſet. Je näher nun die Theile der Aehre dem Knoten ſind, je mehr haben ſie auszuſtehen, weil die Kappe daſelbſt angewachſen iſt, und nicht nachgeben kan. Nun ſind aber die unteren Theile der Aehre dieſem gefährlichen Orte näher, als die oberen, daher kan es geſchehen, daß wenn auch eine Aehre noch gut und geſund mit ihrem Obertheile aus dieſer Klemme wegkommt, daß doch manchmal der untere Theil gar zu ſtark geknipffen wird, und davon Schaden nimmt. Und wenn dieſes ſich ſo zuträgt, ſo kan es denen obern Körnern in der Aehre, die dieſen übermäſigen Druk nicht empfunden haben, im geringſten nichts ſchaden, denn der Stengel, wo die Körner dran ſizen, bleibt grün und geſund, ſo wohl als das übrige ganze Gewächs an Wurzeln, Blättern und Halm, und kan alſo den obern Körnern dadurch ein guter Nahrungsſaft zugeführet werden; ja an brandigen Haber bleiben ſo gar die kleinen Stiele, woran die Kerner hängen, grün und friſch, und iſt folglich keine Stokung drinn vorgegangen, weil dieſe von dem Druk ſo leichte nicht Schaden nehmen können, als die viel weicheren Körner, zumal auch der Saft darinn gerade ausgehet, und nicht ſo leicht aufgehalten werden kan.

Es iſt noch übrig, daß ich auch anzeige, warum in manchen Jahren der Brand ſo häufig ſich einfindet, dagegen er zu anderer Zeit weit ſparſamer angetroffen wird. Die Urſache hievon meyne ich in der Witterung zu finden, denn ob ſie zwar nicht als die Haupturſach des Brandes angeſehen werden kan, ſo mus ſie doch als eine Nebenurſach gelten, wenn man zeigen kan, daß ſie die Preſſung der Aehre in der Kappe zu vermehren im Stande iſt. Ich habe bei der kleinen Gerſte angemerkt, wenn zu der Zeit, da ſie an zu ſchoſſen fängt, das iſt, 4. Wochen nach der Ausſaat, heiſſes Wetter einfällt, daß alsdenn viel Brand entſtehet. Wie dieſes zugehe, iſt leicht zu begreiffen: Denn in groſſer Hize werden die Gewächſe allzu ſtark getrieben, ein ſtarker Trieb aber iſt denen Kleinigkeiten in Gewächſen nicht dienlich; denn dieſe aufzuſchlieſſen, und gehörig aus einander zu wikeln, braucht die Natur Zeit. Wenn nun der Saft allzu häufig zuſchieſſet, können ihn die kleinen Gefäſſe niche alle faſſen, und er bleibt entweder ſtehen, oder nimmt einen andern Weg, wo er Raum findet, ſich zu ergieſſen, dieſes wird in der Gärtnerei übertreiben genennet. In unſerm Falle kommt nun noch dieſes dazu, daß die Aehre ohnedem in der Preſſe ſtehet: wenn nun der Saft noch dazu mit Gewalt drauf andringet, und da er einmal in dem Stengel der Aehre eingetretten, weiter nirgends hinweichen kan, ſo wird ſie dadurch um ſo viel ſtärker an die Kappe angedrukt, da aber dieſer Druk der Aehre die Urſach des Brandes iſt, ſo wird derſelbe alsdenn um ſo viel leichter erzeuget. Man darf aber nicht denken, daß dieſes der einzige Fall iſt, da die Witterung zum Brande etwas beiträgt, vielmehr hat es in allen andern Fällen ſtat, in welchen der Druk auf die Aehre durch ſie vermehret wird: daher mus eben dieſes erfolgen, wenn manchmal bei einer fruchtbaren Witterung, dabei das Getreide geil wächſt, zu der Zeit, wenn es umſchoſſen iſt, kalte Nächte mit unterlauffen; denn die Kälte ziehet die Faſern in denen äuſſeren Theilen der Gewächſe ſtark zuſammen, und macht alſo, daß die Kappe nicht nur enger wird, ſondern auch weniger nachgibt, gleichwohl dringet die Kälte alſo fort nicht bis zu denen innern Theilen, und wird dadurch der reichliche Zuflus des Nahrungsſafts zu der Aehre nicht gehemmet; da alſo dieſe fortwächſt und gröſſer wird, die Kappe aber ſtärker als vorher widerſtehet, ſo mus die Aehre nothwendig daher einen gröſſern Druk erdulden, und folglich der Brand befördert werden. Dieſes iſt denn die Urſach, warum auch das Wintergetreide manchmal häufig brandig werden kan, bei welchem ſonſt die groſſe Hize zu der Zeit, wenn es ſchoſſet, ſeltener ſich einzuſtellen pfleget, indem die Luft alsdenn gewöhnlicher Weiſe noch zimmlich gemäſiget iſt.

Endlich ſo erhellet aus dieſem Principio auch deutlich, warum die wider den Brand bisher vorgeſchlagene Mittel nichts helffen können. Denn wenn man ihn gänzlich verhüten wollte, müſte man im Stande ſeyn, eines theils die Structur der Kappe zu ändern, andern theils aber zu der Zeit, wenn das Getreide ſchoſſet, eine hierzu dienliche Witterung zu verſchaffen, welches beides in des Menſchen Gewalt nicht ſtehet. Man hat aber gefunden, daß das Übel viel leidlicher ſey, wenn man alten Saamen ſäet: und auch dieſes ſtimmet ſehr wohl mit unſerm Principio überein; denn alter Saame treibet ſo ſtark nicht als der neue, er gehet langſamer auf, er wächſt auch langſamer fort, gibt daher nicht ſo viel Stroh, aber deſto mehr Körner. Ich finde in Kühnholds Oecon. experimentali p. 255. §. 19. angemerkt: Was dem alten Weizen an der Schrüppe abgehe, das werde an Körnern reichlich eingebracht. Wenn der Weizen nicht geſchrüpt werden darf, ſo iſt es ein Zeichen, daß er nicht ſtark wächſt, folglich auch die Aehre mit ſolcher Gewalt nicht treibet, als andere, daher denn der Druk von innen nicht ſo heftig iſt, und da dieſer ceſſiret, ſo kan auch der äuſſere Widerſtand die Aehre nicht ſo ſtark angreiffen, weil die Kappe ordentlicher Weiſe nicht ſtärker zurük drükt, als ſie von innen gedrükt wird. Da ich nun bereits gewieſen, wie ein ſtarker Trieb bei gewiſſen Umſtänden den Brand befördern könne, ſo iſt daher klar, warum von alten Saamen nicht ſo häufiger Brand entſtehe, als von neuem.

Weil die Witterung den Brand zuweilen ſehr befördert, ſelbige aber ſelten über 8. Tag völlig einerlei bleibt, ſo möchte bei der kleinen Gerſte zu rathen ſeyn, daß man die Ausſaat theilete, und einen Theil früher, den andern aber 8. oder 14. Tage ſpäter ſäete, ſo könnte, wenn ein Theil durch die Witterung vom Brande Noth litte, doch der andere gerathen, wenn nur allezeit die übrigen Umſtände der Wirthſchaft eine ſolche Einrichtung zulieſſen. Daher wird es beim Akerbau fernerhin wahr bleiben, daß an gutem Glük und dem Göttlichen Segen ein vieles gelegen ſey.

Leztlich merke ich noch an, daß der Brand im Getreide mit zu einem Exempel dienet, welches zu der Abhandlung vom Mehlthau, die ich vor einiger Zeit Ew. ꝛc. zugeſchikt, gehöret. Denn es iſt bekannt, daß man ihn ebenfalls von einem ſchädlichen Thau hat herleiten wollen, ohne daß man im geringſten hat zeigen können, wie ein Mehlthau dieſes zu wirken im Stande ſey. Sich auf den Mehlthau in dergleichen Fällen beruffen, heiſt alſo anders nichts als ſo viel: Man wiſſe die eigentliche Urſache nicht, wolle aber doch gleichwohl die Antwort nicht gerne ſchuldig bleiben.

G. F M.

Ob bei Conſummirung des Holzes und andern Urſachen, die äuſſere Fläche unſerer Erde ſich vergröſſere, innwendig aber hohl werde, und folglich dermaleins ſchrekliche Erdfälle und ein gänzlicher Zuſammenfall des Erdbodens zu beſörchten ſeye?

Ich habe ſowohl in dem Intelligenz-Zettel, als in dem 2ten Theil dieſer Sam-

lungen

kungen von der nützlichen Einrichtung der Heerde und Oefen geſchrieben, und dabei eine ganz beſondere und leichte Art von Oefen mit einem Abris in Kupffer, entdeket, wodurch wenigſtens der halbe Theil Holzes, als ſonſt gewöhnlich erſpahret werden kan; wobei ich mir vorgenommen hatte, in dieſem Capitel, von dem Mangel des Holzes, und wie dieſem auch auf andere als ſchon gemeldete Art, abgeholffē werden könnte, eine Abhandlung zu lieffern; Alleine da ſich noch ein- und andere Umſtände ereignet, die erſt durch angeſtellte Experimenta gehoben werden müſſen, ſo wollen wir ſolches faſt zu Ende dieſes Bands einſchalten, und ſtatt deſſen dem Leſer eine curioſe Frag mit Anmerkungen der aus dem Holzmangel entſtehenden Bewunderung, vorlegen, wie doch endlich noch alles in der Welt ablauffen werde: Sintemalen es ſcheinet, daß es natürlicher Weiſe nicht anderſt ſeyn könne, als daß endlich ſich alles verändern, und die Erde gleichſam das unterſte zu oberſt kehren, wo nicht gänzlich einfallen werde. Denn ob wir gleich in unſerm 2ten Theil, pag. 134. unter andem erwehnet haben, daß ſo viel Holz in die unterirrdiſche Höhlen oder Bergwerke verbauet, und alſo von der äuſſerſten Fläche in die Erde hineingebracht würde, ſo will doch ſolches gegen dem, was gegentheils aus der innern Erde heraus auf die obere Fläche kommt, gleichſam für wenig oder nichts angeſehen werden. Wenn ich überlege und nachſinne, was ohn Unterlas aus der Erden hervor kommt, und auf der obern Fläche des Erdbodens liegend bleibet, ſo ſolte ich mir faſt einbilden, es müſte der ganze Erdboden v. innen längſt ganz hohl, und hingegen von der äuſſerſten Fläche viel einen gröſſern Umzirk bekommen haben; in Erwegung, wie in der ganzen weiten Welt täglich ſo viel hundert tauſend Centner Erz, Erde und Steine von innen aus der Erden heraus gegraben, und hernach von auſſen wieder auf den Erdboden geſchüttet werden. Was für eine unausſprechliche Menge Steinkohlen, was für Alaun und Kupferwaſſer, wie viel hundert tauſend Millionen Centner Eiſenſtein, Zinn, Blei, Schwefel, Spiesglas, Wismuth, Silber, Cobolt, und andere Erze mehr, kommen ohn Unterlas hie und da aus der Erden hervor, oder werden vielmehr aus der Erden herausgeholet, dadurch ja ſchrökliche Höhlen und Löcher gemacht werden, und hingegen bleibet alles dieſes was ausgegraben wird, auf der Erden, wodurch nothwendig ſucceſive der Erdboden von auſſen ſich vergröſſern und erweitern oder erhöhen mus. Wenn man auch ferner bedenket, woher alle Bäume, alle Sträucher und Stauden, ja alles Gras und Vegetabilia herkommen? Sie wachſen ja alle aus der Erden hervor, und bleiben oben auf der Fläche der Erden mehrentheils liegend, wodurch allerdings der Erdboden v. auſſen erhöhet oder erweitert werden mus. Uber das erwege man nur, an wie viel Oertern der Erden grauſame unterirrdiſche Feuer ſind, welche eine unglaubliche Quantität Geſteine, Erden und Mineralien theils verzehren, theils mit ſchreklicher Gewalt aus der Erden ausſtürzen, wie man an denen brennenden Bergen, als Ætna, Veſuvio, und andern mehr, leider! oft erfähret, daß ſie auch mehrmals ſo viel Aſche, Steine, und dergleichen auswerffen, daß auf viel Meil Wegs alle Felder hoch damit überſchüttet werden; ja, wie oft hat der Veſuvius eine ganz erſchrekliche Quantität flüſſenden und brennenden Erdbechs ausgeſtoſſen, welches ganze Dörfer überſchwemmet und gleichſam verſchlungen hat. An denen Orten nun wo dieſe Steine, Aſche, und Erdbech in der Erde gelegen haben, daſelbſt mus es ja nun ſo viel Hölen geben, und hingegen oben auf dem Erdboden hat ſich die Erdbodensfläche deſto mehr erhöhet. Ob nun zwar die Weite und Breite des Erdbodens von auſſen ſo einen groſſen Raum beträgt, daß alle dasjenige ſo aus denen innern Theilen der Erden hervor kommt, wenn es auf der äuſſerſten Fläche der Erdkugel ausgebreitet wird, eben ſo viel an der Erhöhung nicht austragen; als wie man es irgend an einem geſchälten Apfel nicht gros merket, daß er kleiner ſey, als er vorher mit ſamt der Schaalen war, da es hingegen in dem Apfel groſſe und merkliche Hölen (nach Proportion des Apfels) geben würde, wenn man ſo viel von dem innern Marke des Apfels wolte herausnehmen als die Schaale an der Gröſſe oder am Gewichte austrägt: Alſo ſeze ich den Fall, das um und um die Erde ſeit der Sündflut nur zwei Ellen erhöhet hätte, ſo mus dieſe Erhöhung nothwendig ſchrekliche unterirrdiſche Höhlen verurſachen, weil ja dasjenige, was ſolche Erhöhung von auſſen machet, vorhero innwendig geweſen iſt. Zwar will man glauben, das die Höhe der Berge in etliche hundert Jahren gar um ein merkliches abgenommen hätte, und ſolche bei weitem nicht mehr ſo gros wären, als ſie ſtraks nach Verlauf der Wäſſer nach der Sündfluth geweſen. Und diſes kan man auch gar wohl glauben, ohne Hindernis unſerer Meinung, denn eines Theils iſt es natürlich, daß durch Gewitter, Regen und Wind, täglich die Steine und Erde von denen Bergen abgeriſſen und abgeſpielet werden, und die Höhe mehr ab- als zunehmen kan. Andern Theils kan es auch nicht wohl anderſt ſeyn, wenn viel von denen Gebürgen in die Thäler abgeſchwemmet wird, ſo werden die Thäler damit erhöhet, wo nun aber ein Thal erhöhet wird, ſo viel iſt der darneben gelegene Berg gegen voriger Zeit deſto niedriger anzuſehen; nicht als ob ſich die Gebürge ſo viel ſenketen, ſondern weil ſie ſich eines Theils von oben abnüzen, andern theils von unten ſich der Erdboden im Thale erhöhet.

Zum Beweis, daß die obere Fläche der Erde ſich vergröſſere, hat man aus der einigen Erfahrung, daß in vielen Städten, inſonderlich in Zwikau, wenn man an manchem Orte in die Erde gräbet, eine Elle tief unter dem ordentlichen Pflaſter, ein altes Pflaſter, auch wol zwei unterſchiedene alte Pflaſter liegen, woraus man abnehmen kan, daß vor hundert und mehr Jahren die Gaſſen oder der Boden der Stadt müſſe tiefer gelegen haben als jezo. Einige meinen zwar, daß ſolches durch oft ſich ereignete Feuersbrünſte geſchehē könne, wann nemlich der Schutt von denen Brandſtellen auf die Gaſſen wäre getragen, folglich das ordentliche Pflaſter verſchüttet wordē, welches aber nicht hinlänglich, ſondern man will vielmehr behaupten, weil der Boden auſſerhalb der Stadt ſich mit der Zeit erhöhet hat, alſo gar, daß auch die Flüſſe, und inſonderheit der daſelbſt vorbei flieſſenden Muldenſtrom, in ihren Ufern immer höher ſteigen müſſen, weil ſie aus denen Gebürgen immer mehr und mehr Sand und Erde mit gebracht, und ihren Grund erhöhet haben, ſo ſey man endlich genöthiget worden, die Gaſſen der Stadt auch zu erhöhen, auf daß bei ereigneten groſſen Waſſerfluthen nicht das Waſſer auf hieſigen Gaſſen möchte ſtehen bleiben. Wenn nun die Mulde vor 70. oder mehr Jahren einen ſo hohē Grund oder Boden gehabt hätte als wie anjezo, ſo hätte ja das Waſſer auf gedachte Art nicht ſeinen Abfall in die Mulde nehmen können; weil aber alle Rudera in zerſchiedenen Fällen anzeigeten, daß aufs längſte vor hundert Jahren der Grund oder Boden des Muldenſtroms wenigſtens einer Ellen tieffer müſſe geweſen ſeyn als jezt: ſo kan man die Rechnung machen, da nur in hundert Jahren der Boden der Felder und Flüſſe ſich um eine ganze Elle erhöhet hat, wie viel mus denn in ſo viel hundert ja in etlich tauſend Jahren geſchehen ſeyn! derowegen einer nur aus Eigenſinn dieſer Meinung widerſprechen wird. Weil es denn nun aber offenbar iſt, daß die Flüſſe höhern Grund haben als in vorigen Zeiten, auch ihre Ufer mehrentheils noch in gewöhnlicher Höhe haben, worinnen ſie gehen, und nicht austretten können, (es geſchehe denn in extraordinairen groſſen Waſſerfluthen, die aber vor Alters eben auch fürgekommen ſind) ſo mus nothwendig folgen, daß ſowol die Ufer, Wieſen und Felder, als wie der Grund derer Flüſſe, ſich zugleich erhöhet habe. Ich weis zwar ſelbſt wohl, daß die Fluſſe viel Sand aus denen Gebürgen mitbringen; auch iſt mir nicht unbekannt, daß ein Flus zuweilen einen Flek vom Ufer abreiſet, hingegen aber iſt auch niemanden unwiſſend, daß ob gleich ein ſtarker Flus an einem Orte etwas vom Ufer wegreiſt, ſo legt ſichs an einem andern Orte wieder an, und bleibet nicht allezeit im Grunde des Fluſſes liegend. Daß alle Jahre von denen Aekern und Wieſen ſo und ſo viel Getraide und Heu hinweg geführet wird, ſcheinet zwar einigen Beweis zu geben, daß ſolche Felder mit der Zeit müſten niedriger geworden ſeyn, weil ihnen jährlich ſo viel abgegangen iſt. Alleine, auch dieſer Entwurf hat eben ſo viel nicht zu bedeuten, denn es bleiben ja nicht allein allezeit genug Stoppeln und Gras auf den Feldern ſtehen, ſondern die Felder werden auch alle drei Jahre mit vielem Miſte gedünget, daß wenn man das Gewichte des Miſtes gegen das Gewichte des davon genom̃enen Getraidigs gegen einander halten ſolte, ſo würde es einander nicht viel nehmen noch geben. Man weis und hat aus glaubwürdigen Scribenten, daß es in Egypten wenig oder nicht regnet, hingegen aber der Nilus ſich alle Jahr ergieſſet und die Felder überſchwemmet, davon ſie nicht alleine gewaſſert, ſondern auch als wie mit Miſt gedünget werden, denn der Nilus läſſet auf den Feldern eine fette geile Erde oder Schlamm liegen, der ſo gut und beſſer als Miſt iſt. Wo kömmt denn nun ſolcher alle Jahr zugeführte Schlamm hin? er bleibet ja liegen, mus derowegen ſich natürlicher Weiſe der Boden immer mehr und mehr erhöhen. Denn ſo einer gleich einwenden wolte, es würde alle Jahr ſo viel wieder von Feldern abgeerndet, als der Nilus hätte zugeführet, ſo mus man hingegen wiſſen, daß das eingeerndte Getraide ja nicht aus der Welt kömmt, ſondern wird verzehret, und durch die Excrementa wieder auf die Erde geworffen, Das Stroh mag nun verbrañt werdẽ oder verfaulen, ſo machet es dennoch auch immer wieder etwas Erde oder Aſche, die auf die obere Fläche des Erdbodens kommen, und ſolchen etwas erhöhen mus. Was ich nun iezt von Egypten Lande habe erinnert, das begiebt ſich ja gar offt und an vielen Orten Deutſchlandes und anderer Länder an Wieſen und Feldern, das demnach kein Zweiffel mehr in ſolche Erhöhung der äuſſern Fläche des Erdbodens zu ſezen iſt. Was ſich nun aber von auſſen anlegt und den Erdboden erhöhet, das mus vorhero von innen herauskommen ſeyn, was aber von innen herauskom̃t das läſſet inwendig einen Lufft Raum, oder ſezet ſich ſo viel Waſſer an deſſen Stelle dahin. Hiernebſt fällt mir aniezo ein, was mir ohnlängſt einige Floß Bedienten erzehlet haben, mit hoher Betheurung, daß ſichs warhafftig alſo verhielte, nemlich, man treffe mehemals in den Gebürge und wüſten Wäldern Oerter an, da zwar groſſe Bäume aufgewachſen ſtänden, unter ſolcher Bäume Wurzel aber, wäre ein Grund von einer Art lukerer Erden, wie Torf, und müſte man an manchen Orte zimlich tief graben, ehe man den rechten alten ſteinigten Grund fände; Was aber das allerwunderbareſte ſey, ſo hätte man in ſolchen lukern Torfboden, in Durchgrabung deſſen, ganze ſtehende Birkenbäume und Haſelſtauden gefunden, woran noch würklich die Haſelnüſſe gehangen, auch die Birken noch ganz wohl mit Blättern und allen zu erkennen geweſen wären, ohnerachtet ſie ſchon von undenklichen Jahren müſten verfaulen oder verſchüttet worden ſeyn. Dieſe Verſchütterung aber gehet folgender maſſen zu: weil ſolche Oerter in wilden, wüſten Walde gelegen, dahin vor dieſem weder Menſchen noch Vieh gekom̃en ſind, ſo ſind zuweilen durch Windbrüche und andere Zufälle, die Bäume theils umgefallen, theils auch ſtehen geblieben, die umgefallenen ſind verfaulet, und die noch aufrecht geſtandene, ſamt dem Gebüſch und Geſtrüppe mit der Zeit auch darunter verdämmet und erſtikt. daß endlich das von andern nicht weit davon geſtandenen Bäumen abgefallene Laub auch darauf geflogen, und alſo untereinander vermodert iſt, über welchen lukern Grund das Moos gewachſen, und von ausgefallenen Fichten, Tannen und Kieffern der Saame aufs neue zu Bäumen ausgewachſen iſt. Da nun dieſer Torfboden mit der Zeit ein rechter Erdboden wird, wer wollte denn ferner einen Zweifel drein ſezen, daß der Erdboden ſich auf ſeiner obern Fläche erhöhete. Daß aber dieſe Erhöhung von nichts anders herkomme, als von dem was von innen aus der Erden zuvor ausgewachſen, oder auf andere Art gekommen iſt, erhellet abermal aus dieſer Begebenheit Sonnenklar, dannenhero folglich dermaleins der Erdboden ineinander fallen, und im Feuer verzehret werden wird. Hierbei aber fället mir noch ein, daß ſo lange die Welt vom gänzlichen Untergange verſchonet bleibet, ſo lange vergehet kein Sonnenſtäublein von alle dem, was GOtt anfänglich geſchaffen hat, ob es auch zuweilen das Anſehen giebt, als ob eines und das andere vergienge, ſo kan es doch keine gänzliche Verſchwindung heiſſen, ſondern es iſt nur eine bloſſe Zertheil- oder Zertrennung zu nennen. Denn ob gleich ein Stük Holz im Feuer vergehet, ſo zertheilet ſich doch ſolches nur in ſubtile Atomos in die Luft, und ein wenig Aſche bleibet zurük, in der Luft aber werden ſolche Atomi auch ſucceſive wieder zuſammen getrieben, und dem Erdboden in Form und Geſtalt eines Regens, Reiffes, Thaues und Schnees, auch Salpeters ꝛc. wieder einverleibet, welches denn dem Erdboden wieder Kraft und Vermögen giebt, aufs neue allerhand Vegetabilia hervorzugeben, und geſchicht die Erhaltung der ganzen Welt und aller Dinge die darinnen ſind, durch eine unaufhörliche Circulation, nur daß es nicht jederman begreiffen kan. Ob nun die nurgedachten Atomi ſich auch wieder tief in die Erde einſchlupfen, und theils lukere Oerter wieder anfüllen, kan ich zwar nicht gänzlich in Abrede ſeyn; inſonderheit aber coaguliret ſich das meiſte, was in die Luft geflogen iſt geweſen, wieder in Waſſer, und erfüllet die leeren Pläze der innern Erde. Daß aber auch die Höhlen der Erde von ſolchen Atomis wieder mit Erden ſolten nach und nach erfüllet werden, kan ich noch nicht wohl glauben, ſondern bleibe vielmehr bei dem einmal gefasten Schlus, daß alles, was auſſer der Erden ſich in eine feſte Materia wieder coaguliret, viel lieber auf der obern Fläche des Erdbodens ſich anleget, und ſolchen ſucceſive erhöhet. Kan mir aber einer oder der andere das Contrarium mit genugſamen Gründen erweiſen, ſo bin ich allezeit erbiethig, meine Meinung willig fallen zu laſſen, und ein andere anzunehmen.

Betrachtung des Todes.

Ich kam jüngſt auf einer Reiſe ganz ermüdet zur Stelle. Auſſer den unbekannten Gegenden, in denen ich mich befand, hatte ich ein ſehr ſchlimmes Wetter. Ein gewaltiger Windſturm hatte mich durch und durch erkaltet, und da ein anhaltender Staubregen ſich mit dem Winde vermiſchete, drang mir das Waſſer zulezt durch die Kleider. Wie ſehnlich ich verlangete, einmal das Ende dieſer beſchwerlichen Reiſe zu ſehen, und wie betrübt ich wurde, wenn die Vorübergehende mir noch die Meilen vergröſſerten, können meine Leſer von ſelbſt erachten. Bald zeigeten ſich zu meiner einen Seite die fürchterlichſten Klippen an den abhängigen Bergen, da auf der andern mir das ſteile Ufer eines reiſſenden Fluſſes mit der äuſerſten Gefahr drohete; bald war ich mitten in dem dikeſten Walde eingeſchloſſen; bald führete mich der Weg über die höheſten Berge; bald und auf einmal hatte ich wieder den tiefeſten Abgrund vor Augen. Endlich verlohr ſich auch das wenige Licht des Tages, und ich hatte noch auf zwei ganze Meilen nichts als die fürchterlichſte Nacht zu meiner Begleiterin.

Die Anfälle der Ungedult verſageten meinem Wünſchen und Hoffen bereits die lezte Kraft, als ich endlich dem Ziele meiner Reiſe näher kam, und das Ararat meiner Beſchwerlichkeiten erreichete.

Wie ich abgeſtiegen war, wurde ich durch allerhand Erfriſchungen wieder ermuntert, und gleichſam aufs neue belebet; und nachdem ich nach allerhand vergnügten Unterredungen, der Geſellſchaft eine gute Nacht gewünſchet, verfügete ich mich in meine Kammer, um mich zur Ruhe zu begeben. Ich bereitete mich zur Andacht, um meinem liebſten Vater für die gnädige Beſchüzung Dank zu ſagen, die ich von ihm genoſſen; da mir währender Zubereitung folgende Gedanken einfielen:

Iſt es nicht wahr, daß das ganze menſchliche Leben deiner beſchwerlichen Reiſe, und der Tod dem angenehmen Ende derſelben zu vergleichen ſey? Ja ſind die gröſten Laſten der mühſamſten und längſten Reiſe allen den Beſchwerlichkeiten, die man in ſeinem Leben erfahren mus, auch wohl nur einigermaſen gleich zu achten? Die Sturmwinde der widrigen Schikſale wehen beſtändig um uns herum, und es iſt kein Menſch, der da ſagen kan, daß ein immer aufgeklärter Himmel ſeine Wünſche begleite. Siehet man die Götter der Erden an, die wir glüklich preiſen, und deren ſtralender Glanz uns öfters verleitet, daß wir uns unbedachtſamer Weiſe ihre Schikſale wünſchen, ſo findet man, daß die Laſt, welche auf ihren Schultern ruhet, öfters nichts zu achten ſey für das wenige Gute, welches ſie vor andern Menſchen vorzüglich haben. Dieſes wuſte jener Küchenjunge des Königes Ludewig XIV. in Frankreich wohl, der ſich weit glüklicher hielte als ſein König. Dieſer ſagete, er äſſe und trünke wie ſein König, gebrauchete aber nicht zu ſorgen, wie er. Die Palläſte der Mächtigen auf Erden ſind nicht allemal Feſtungen der Zufriedenheit, ſondern mehr als zu oft Sammelpläze und Behältniſſe des Winſelns und Wehklagens, wie die geringſte Bauerhütte. Würde uns das Innerſte des Herzens mancher Prinzen eröfnet, würden wir ſehen, wie Unruhe, Mistrauen, Furcht, Hofnung, Sorgen, Haſs, Eiferſucht, Neid, Gefahr, Kummer und Betrübnis mit einander darinn abwechſelten, und zwar mit deſto mehrer Heftigkeit, je höher der Gipfel ihrer Ehren iſt.

Andere, die mitten in dem Genuſſe aller zeitlichen Güter leben, und von Reichthum, Ehre und Wolluſt den gröſten Uberfluß genieſſen, laſſen uns nur die beſte Seite ihres Lebens ſehen. Wir ſehen nicht, wie unruhig der Reiche in ſeiner Seele iſt: wir ſehen nicht, wie ängſtlich er ſeine Schäze bewahret, daß er durch keinen Zufall ihrer beraubet werde; wir ſehen nicht, wie ſehr er ſich betrübet, daß ihm nicht noch mehrers zu Theile geworden. Ich gedenke hiebei immer an die Worte eines gewiſſen Predigers auf dem Lande, der ſonſt nothdürftig zu leben hatte, und von dem Altare, dem er dienete, die Seinigen zwar nicht im Uberfluſſe, doch aber ohne Mangel verſorgen konnte. Dieſem fiel eine reiche Erbſchaft zu. Als ich ihn nachher beſuchete, war ſein Herz voller Sorgen, und ſein Mund voll Klagens. Er ſagete: ohngeachtet ich nicht geizig bin, lebe ich doch wegen meines wenigen Vermögens in beſtändiger Unruhe. Ich wohne hier ganz allein und abgelegen, und darf mich keine Nacht für dem Einbruche von Dieben und Mördern geſichert halten. Oft beſorge ich, daß mir ein Capital verlohren gehet, das nicht ſicher beleget iſt; Oft habe ich Mühe, ein todes Capital unterzubringen; Wie zufrieden lebete ich in meinem vorigen Zuſtande?

Eben ſo verhält es ſich mit einem Manne, den wir in groſſen Ehren ſizen ſehen. Die Laſt der damit verknüpfeten Eitelkeiten und Thorheiten, die wir den Wohlſtand zu nennen pflegen, und wodurch ſeine Gemächlichkeit und vernünftige Freiheit in beſtändigen Fäſſeln gehalten wird, mus ihm nothwendig die gröſte Marter ſeyn, wenn er bei ſeinen Ehren weiſe und vernünftig iſt. Iſt er das leztere nicht, ſo wird ihm die Ehre ohnedem heimlich genommen, die ihm öffentlich gegeben wird. Und iſt die Ehre nur das Urtheil vernünftiger Leute von unſern Handlungen, wie ſie es denn unſtreitig iſt; wie wenig geehrte Leute werden wir alsdenn unter den geehrteſten finden? Titel, Stand, Anſehen, Amt und Würde geben uns zwar öfters ein Recht, hie und da mit hervorzutretten, oder die Demuth derer, die ſich vor uns büken, als eine Schuldigkeit anzuſehen: aber ſie ſchwächen dem äuſſerlichen Verehrer nicht im geringſten das Recht, das er hat, unſerer in ſeinem Herzen zu ſpotten, und uns für die Nichtswürdigſten in der ganzen Stadt zu halten.

Und wie viele verdriesliche Umſtände müſſen nicht einen vernünftigen Mann begleiten, der dieſes koſtbare Hausgeräth, die Ehre im gemeinen Verſtande, am Halſe hat, daß ich ſo rede, und gleichſam in Bau und Beſſerung erhalten mus?

Ich habe mir öfters vorgeſtellet, daß das gröſte Vergnügen wenigſtens bei einem vernünftigen Gelehrten anzutreffen ſey. Ich ſage mit Fleis, bei einem vernünftigen Gelehrten; weil ich je mehr und mehr finde, daß zwiſchen einem gelehrten und einem vernünftigen oder weiſen Manne noch der gröſte Unterſcheid unter der Sonne ſey. Nicht allemal ſind dieſe beide Eigenſchaften mit einander durch ein ſchweſterliches Band verknüpfet, und durch das leztere unterſcheidet ſich gar öfters jemand von dem Pöbel, der von den Wiſſenſchaften nicht die geringſte Erkenntnis beſizet. Wer ſolte dem äuſſerlichen Anſehen nach wohl mehrere Zufriedenheit in ſeinem Buſen hegen, als derjenige, der die meiſten Gründe der Zufriedenheit in Händen hat? Das Licht der Wiſſenſchaften ſcheinet dieſes als etwas weſentliches an ſich zu haben, daß es uns Vergnügen ſchaffet, Troſtgründe anzeiget, und den Weg helle machet, der uns wenigſtens zu den Quellen der Zufriedenheit führet, der tauſend andern verſperret iſt. Die Wiſſenſchaften lehren uns den rechten Werth der Dinge erkennen und beurtheilen; lehren uns das Wahre vom Falſchen unterſcheiden; ſie zeigen den Abris vernünftiger und tugendhafter Handlungen; ſie führen uns auf das Beiſpiel ſolcher Männer, deren Leben und Tod uns in allerhand Umſtänden und Zufallen erbaulich ſeyn kan; und mit einem Worte: ſie machen uns vollkommener. Alles dieſes iſt wahr, daß hieraus ein groſſes Vergnügen entſpringen mus. Und wäre das Studiren nicht mit den Vorzügen, die aus dieſem Vergnügen erwachſen, vergeſellſchaftet, wer könnte die Laſt des Studirens ertragen? Fände unſere Seele ſelbſt in der beſchwerlichen Laſt nicht eine gewiſe Nahrung und Arzenei für ihre Entkraftung: wie bald müſte ihr Feuer erloſchen? wie bald würden ihre Kräfte verzehret und aufgerieben ſeyn? oder daß ich vielleicht die Sache eigentlich ausdrüke: wie bald würden die Kräfte unſers auf der Studirſtube und mitten unter der Geſellſchaft von Toden eingekerkerten Körpers anfangen, unſerm ermüdeten Geiſte ihren Dienſt zu verſagen? Nur nach ſeinem Begriffe ſtellet ſich der Pöbel, unter welchen ſelbſt die meiſte Studirte gehören, unſere Studirſtuben als das Mittelpunct der Gemächlichkeit und Wolluſt vor, in Vergleichung ſeiner, oder derer, die graben und Holz hauen.

Es ſey indeſſen die Beſchäftigung der Gelehrten noch ſo abmattend, noch ſo beſchwerlich, noch ſo verzehrend, nicht nur in Betrachtung der öffentlichen Verrichtungen, die ihnen als Gelehrten die meiſte Zeit obliegen: denn dis fällt auch dem Pöbel in die Augen; ſondern blos in Anſehung desjenigen Fleiſſes, wodurch ſie ihre eigene Triebe zu ſättigen ſuchen; ſo iſt doch gewis, daß die ſchmeichleriſchen Muſen die Laſt, die ſie ihren Verehrern auflegen, auch wiederum mit einer gewiſſen ſinnlichen Wolluſt verſüſſen: und dieſe hält einzig das Gleichgewicht zwiſchen Ertragung und Unterdrükung.

Nichts deſtoweniger bekommt das Vergnügen eines Gelehrten auf der Seite des leztern öfters einen merklichen Ausſchlag; und er iſt ſelbſt als ein vernünftiger Gelehrter misvergnügt. Er findet ohne Eigenliebe, daß er zu ſeinem Zweke und zu weit mehrern Verrichtungen in der Welt geſchikt und brauchbar genug iſt. Nur zu ſeinem innerlichen Vergnügen iſt er noch nicht tüchtig und brauchbar genug. Er denket, er lieſet, er ſchreibet unabläſig, und je mehr er denket, lieſet und ſchreibet, deſto mehr ſiehet er ſeine Blöſſe ein, und deſto ungelehrter wird er. Es fehlet ihm an allen Seiten. Seine Erkanntnis findet nichts als Lüken. Er entdeket alle Augenblike ſelbſt in ſeinem Handwerke Dinge, die er nicht verſtehet; die er theils durch viele Marter, durch Nachſinnen, durch Leſen, durch Aufſchlagen erſt überwindet; theils aber nimmer verſtehen lernet. Es iſt faſt nothwendig, daß er ſich öfters an der Stelle zu ſeyn wünſche, die in dem Raume gewiſſer Jahre auslernen können, oder denen ihr Lebensart ſolche Geſchäfte auferleget, deren Betrachtungen nicht in unendlichen Verbindungen ſtehen. Es darf dieſes Bekänntnis niemand zu freimüthig dünken. Nur denjenigen halte ich für gelehrt, der dieſes empfindet und bekennet.

Treffen wir ja noch Leute an, die zufrieden ſind; ſo ſind ſie es, nicht weil ſie in dem Tempel der drei Hauptgözen in der Welt, der Augenluſt, der Fleiſchesluſt und des hoffärtigen Lebens, die oberſte Stelle bekleiden, und von dem reichen Einkommen dieſer Altäre die erſten Früchte genieſſen; ſondern weil ſie Chriſten, oder wenigſtens ſtandhafte Weltweiſe ſind. Bei den leztern trift man groſſe Unvollkommenheiten in dieſer Tugend an. Der zufriedenſte Sokrates und der gelaſſenſte Seneka ſeufzen faſt ſo oft, ſo oft als ſie vergnügt ſind. Kein Kato, kein Epikurus, kein Stoiker kan ſo gelaſſen ſeyn, als ein Paulus in ſeinen Banden. Dieſe wahre Zufriedenheit bringet uns die heilwärtige Geburt unſers Erlöſers und Friedensfürſten; und auf dieſen Fels gründet ſich die Hofnung unſers Zukünftigen. Dieſe gegenwärtige Hofnung des Zukünftigen verzukert alle Trübſalen unſers unvollkommenen Lebens, und ſie iſt es einzig, die uns mitten auf einer gefährlichen und verdrieslichen Wanderſchaft getroſt, vergnügt und zufrieden machet.

Gleichwie ein Reiſender ungeduldig werden mus, wenn er nichts als den ſchlimmen Weg betrachtet, den er vor ſich hat; hingegen ſtandhaft und gutes Muthes iſt, wenn er bedenket, wie gut ers am Abend haben, und wie ſehr er ſich auf die Laſten des Tages erquiken werde; ſo iſt auch ein in dieſem Leben begriffener Wandersmann zufrieden, nicht durch die Betrachtung deſſen, was er hat, ſondern durch die Vorſtellung deſſen, was er bekommen ſoll, und was ihm alles bittere dieſes Lebens, allen Neid, alle Verfolgung, allen Verdrus, alles Ungemach, alle Unwiſſenheit in dem ſeligſten Lichte aller Erkänntniſſe wird vergeſſend machen.

So ſüs, ſo angenehm ſtellete ſich mir der Tod an dem Abend vor. Ich wurde völlig überzeuget, daß es eine Gnade des Höchſten ſey, wenn er einen Menſchen von den Banden dieſes Lebens früh auflöſet; und ich wünſche mir ſeit der Zeit den Tod öfters nicht aus Ungedult, ſondern aus Verlangen. Ich wurde mit dem Artabanus, dem Vatersbruder des Xerxes vollkommen einig. Xerxes weinet, als er ſeine vortrefliche Armee ſiehet, weil von ſo vielen Tauſenden nach hundert Jahren keiner mehr übrig ſeyn würde. Artabanus antwortete ihm: es ſind ſo viele und ſo elende Dinge, ſo die lebende Menſchen erdulden müſſen, daß keiner iſt, der nicht öfters ſich den Tod wünſchet, beſonders da hereinbrechende Unglüksfälle und Krankheiten das Leben öfters ſo verdrieslich machen, daß es einem viel zu lange zu ſeyn vorkommt.

Alle Menſchen, die dieſes nach dem obigen Grunde unſerer Hofnung betrachten, ſind wie ich glaube mit mir hierinn einig. Wir werden uns ſehnen nach dem Ende dieſer beſchwerlichen Reiſe. Wir werden uns freuen auf die Güter, die allein dauerhaft ſind. Wir werden nach dem erwünſchten Vaterlande ausſehen, wo uns kein Misvergnügen ſtöret, keine Misgunſt beneidet, kein Feind ſchadet, kein Dieb unſere Ehre und Güter zu rauben ſuchet.

Dieſe Betrachtungen erquiketen mich; Ich verrichtete mein Abendgebet und legete mich zur Ruhe. Der Schlaf, des Todesbruder, ſtellete ſich nach gerade bei mir ein. Ehe ich aber entſchlief, ſezete ich meine Gedanken noch fort, die ſich vornemlich in der Verwunderung unterhielten, warum die meiſten Menſchen für dem Tode einen ſo groſſen Abſcheu tragen. Wird wohl, dachte ich, ein Menſch in der Welt ſo unſinnig ſeyn, daß er ſich für dem angenehmen Ende einer beſchwerlichen Reiſe fürchtet? Seufzet nicht der Wandersmann ohn Unterlas nach der Ruhe? Ich geſtehe es: Ich fund hierinn etwas unbegreifliches. Ich ſchlief ein, und hatte einen Traum, der mir dieſes Unbegreifliche erkläret, und den ich auf ein anders mal mittheilen werde.

M. L.

Die Schlittenfahrt.

Du mürriſcher Alter
Mit deinem weisgrauen
Und ſchäuslichen Barte!
Durch trauriges Aechzen,
Durch ängſtliches Klagen,
Durch ſtörriſche Minen,
Durch hömiſches Keifen,
Durch geiziges Knurren,
Durch heftiges Schelten
Solſt du uns anjezo
In unſerm Vergnügen
Am mindeſten ſtören.

Wir haben ja Schlitten,
Und muthige Pferde,
Trompeten und Pauken,
Und Trommeln und Schällen,
Und artige Masken.
Die ſollen uns dienen,
Nur deiner zu lachen.

Nur luſtig ihr Brüder!
Geht euch zu verkleiden
In artige Schäfer,
Und niedliche Mägdgens!
In Jung und Betagte,
So Männer als Weiber;
In Narren, Soldaten,
Kroaten, Panduren;
Tolpatſchen, Huſaren;
In Bauren und Pfaffen,
In Türken und Mohren,
In bärtige Juden.
Dann wollen wir fahren,
Und tapfer drauf hauen.

Beim Rauſchen der Schlitten,
Beim Wiehren der Pferde,
Beim Klingen der Schällen,
Beim Raſſeln der Trommel,
Beim Schall der Trompeten,
Beim Tönen der Pauken
Wird immer gejaget,
Bis daß uns die Kälte
Die Glieder gelähmet.
Dann ſoll uns ein Mägdgen
Die Lähmung benehmen.

M. j.

Von denen Heiligen; insbeſondere aber von dem Heiligen Cyriaco.

Wenn man die Verzeichniſſe der heiligen Märtyrer, welche das Reich der Finſternis durch das Blut des Lammes und durch das Wort ihres kräftigſt redenden Martertodes überwunden haben, mit Fleis in Erwegung ziehet: ſo trift man mehr als einen Mann dieſes Namens an. Dieſe Cyriaci ſind ſämmtlich in dem Lehrſtande bei den Chriſtlichen Gemeinen geſtanden. Es iſt nicht undienlich, anzumerken, daß die meiſten Märtyrer zu dieſem Stande gerechnet werden. Die Verfolger hatten nicht die Abſicht, ihre Unterthanen ohne die höchſte Noth aufreiben zu laſſen. Sie gedachten, daß ſich die Genoſſen der Chriſtlichen Gemeinen wiederum zum Heidenthum wenden laſſen würden, wenn ſie ihnen die Hirten weggenommen hätten. Aber ſie thaten einen groſſen Fehlgriff. Denn durch das gedultige Leiden und freudige Bekenntnis der Lehrer wurden immer mehrere Heiden gerühret und beweget, ſich dem Heidenthum zu entreiſſen, und ſich dem Leben einer herrlichen Welt zu widmen. Ich will nicht ſagen, daß die Unſchuld, ſo bald ſie von andern erkannt wird, eine Barmherzigkeit zuwege bringe, und das Gemüth der Menſchen ſich insgemein auf die Seite der unterliegenden Parthei lenke. Denn dieſe natürliche Neigung iſt ſo ſtark nicht, daß ſie unter einer monarchiſchen Regierungsform die ſichtbaren Vortheile, welche man in Händen hat, vertreiben und flüchtig machen ſollte. Die Chriſtliche Religion lehret, daß die Abgötter leibeigene Knechte des Verderbens ſeyn. Sie ſtürzte die Einkünfte der Prieſter und eine ſinnliche Art des Gottesdienſtes um, welche den herrſchenden Lüſten allen Nahrungsſaft darreichte. Ein Heide mus dieſemnach, ſo lange ihm ſein Heidenthum gefiel, einen ungezweifelten Haſs gegen die Chriſtliche Religion hegen, und die leidenden Chriſten als eigenſinnige Ubelthäter anſehen. Es iſt gewislich nicht eines jeden Sache, zu einer Religion über zu tretten, welche nur zeitliche Schmach darbeut, und allen herrſchenden Begierden einen ewigen Krieg ankündigt. Es hält hart, ſich auſſerhalb des Standes der Erreichung aller Ehrenämter und Vermehrung der Güter zu ſezen, und reiche Allmoſen auf eine unſichtbare Hofnung zur Unterhaltung vieler Nothleidenden und Dürftigen herzugeben. Es gehörte gewislich in den erſten Zeiten des Chriſtenthums eine höhere, als die natürliche Kraft dazu, wenn man das Heidenthum zu verlaſſen und ein Chriſt, inſonderheit ein Lehrer, zu werden ſich entſchlieſſen wollte. Eine eigenſinnige und blinde Entſchlieſſung iſt einem Rauſche ähnlich. Sie wird bald bereuet und zeucht den Mangel der Freudigkeit, die

Ermangelung der wahren Feſtigkeit des Herzens, nach ſich. Im Tode getroſt ſeyn / iſt nicht die Frucht des Eigenſinnes. Sich mit aller Zuverſicht an dem Gecreuzigten, welchen man nicht ſichtbarlich wahrnimmt, feſt halten und ſeinem Tode ähnlich werden, erfordert einen Zuſaz der Kräfte, welcher über den Lauf der Natur und der natürlichen Kräfte hinaus geſezet iſt. Chriſtian Kortholt hat ein ganzes Regiſter der Schimpfsnamen geſammlet, welche die Heiden den erſten Chriſten beigeleget haben. Caſpar Sagittarius hat eine erſtaunliche Menge der Methoden und Marterwerkzeuge beſchrieben, vermittelſt welcher die verfolgenden Heiden die Chriſten gequälet und getödet haben. Ein Lehrer der Gemeine war zur Zeit der Verfolgung ein Liedlein der Kinder, ein Schauſpiel der groſſen Welt, ein Fegopfer der Menſchen. Das Salarium war Armuth und Trübſal, Ketten und Banden, Marter und Tod. Die Accidentien faſſeten die Entſagung alles irrdiſchen Vergnügens und der Geſellſchaftlichen Leiden der Genoſſen in ſich.

In dieſer Claſſe müſſen wir die heilige Männer ſuchen, welche unter der Benennung Cyriaci in den Märtirerregiſtern vor dem Jahre 312. aufgezeichnet ſtehen. Der erſte Cyriacus iſt auf den 16. Merz nicht lange nach dem Jahre 305. zu Tode gemartert: Hieronimus, welcher kaum hundert Jahre nach dieſer Zeit gelebet, erwehnet deſſen bei gedachtem Tage. Beda, der bekannte Engelſachſe und Schriftſteller des angehenden achten Jahrhunderts, ſezt verſchiedene Umſtände des Lebens hinzu. Ado, der Erzbiſchof zu Vienne im neunten Jahrhundert, wiederholet das, was die vorigen Schriftſteller niedergeſchrieben hatten, und fügt einige Erklärungen hinzu. Das Martyrologium, oder der Märtyrerkalender des Ado, welchen Dominicus Georgius, des jezigen Pabſts Hofcapellan, 1745. zu Rom, in einem ſtarken Folianten heraus gegeben, kan uns hier die beſten Dienſte thun. Ich will daraus einen kurzen Auszug der Geſchichte der drei Märtyrer, deren jeder Cyriacus hies, liefern, um denen gefällig zu ſeyn, welchen gedachtes Werk nicht zu Geſichte kömt, und zerſchiedene Arten der Marter und des Todes derer Heiligen in Kupfer hier beifügen. Der Begängnistag des Märtyrertodes ſoll die ganze Sache entſcheiden. Ich will von dem 16. Merz anheben. Der erſte Cyriacus war zu Anfange des vierten Jahrhunderts Diaconus oder Diener einer Chriſtlichen Gemeine zu Rom. GOtt hatte denſelben mit ausnehmenden Gaben ausgerüſtet. Marcellinus, der Biſchof zu Rom, getrauete ſich nicht ein Märtyrer zu werden. Er lies ſich ſogar dahin verführen, daß er den heidniſchen Göttern Weihrauch aufzuſtreuen und zu opfern, kein Bedenken trug. Ein Cyriacus, ein Diener der Gemeine, zeigte ſich ſtandhafter. Er konnte keine biſchöfliche Ehre verlieren. Er litte, in ſeinem Leiden, keinen Abgang der Ehrentitel. Er war klein vor der Welt, aber deſto gröſſer vor den Augen GOttes. Artemia, eine Tochter des Kaiſers Diokletianus, war vom Teufel geplagt. Cyriacus erhielt, durch ſein Gebet, daß GOtt dieſer Plage ein Ziel und Ende ſezte. Artemia wande ſich zur Chriſtlichen Religion. Cyriacus taufte ſie. Die Tochter des Königs der Perſer, Jobia, war einer gleichen Plage unterworfen. Der König erfuhr durch ſeinen Geſanden aus Rom, wie die Artemia von dieſem Zufalle befreiet worden. Der König lies Cyriacum zu ſich über den

Euphrat kommen. **Diokletianus** befahl dem Cyriaco, dahin zu reiſen. Cyriaci Gebet that daſelbſt eine gleiche Wirkung. Dieſer wunderthätige Apoſtel taufte die Prinzeſſinn ſamt dem Vater Sapore und andern Perſonen; deren Anzahl ſich auf 430. erſtrekte. Als er nach Rom zurük kam, nahm **Maximinus** ihn und andere Chriſten gefangen. **Maximinus** konnte es nicht leiden, daß eine kaiſerliche Princeſſinn zur Chriſtlichen Religion getretten war. Die heidniſchen Prieſter ſparten keine Mühe, dieſen Cyriacum auszuheben, welchen GOtt ſo ſehr erhoben hatte. Wenn Maximinus ausfuhr, lies er den Cyriacum, mit Ketten belaſtigt und naket, vor ſeiner Kutſche herziehen. Hierauf hies er ihn allemal wiederum ins Gefängnis gehen. Er gab endlich ſeinem Stathalter, Karpaſio, Befehl, daß er dem Cyriaco und den Diaconis, Largo, Smaragdo und Creſcentiano, zerlaſſenes heiſſes Pech über den bloſſen Leib ausſchütten lies. Die Elenden blieben unbeſchädigt; muſten aber dem ohngeachtet wieder ins Gefängnis kriechen. Sie wurden nachher auf der Folter ausgeſpannet, mit ſtarken Sehnen aus einander gezogen, und mit Knütteln geſchlagen. Sie blieben lebendig und getroſt. Nach einigen Tagen lies der Tyrann ihnen und andern zwanzig Chriſten; jedoch den Creſcentianum ausgenommen, die Köpfe vor die Füſſe legen. Die Artemia muſte auch ihr Leben laſſen. Ado ſezt hinzu: Scriptum eſt in geſtis Marcelli Papæ. **Marcellus** lies die Enthaupteten am 8. Auguſt begraben. Wie lau und weich ſind nicht jezt die Chriſten! Man hatte damals hölzerne Abendmahlskelche und einen goldenen Glauben. So viele Mühe koſtete es, den Chriſtlichen Glauben zu errichten! Anjezt geben ſich die Kinder der Welt alle Mühe, die Chriſtliche Religion wegzuräumen: Und die lokere Welt nähret ſich durch die Bücher. Die Welt iſt zum Theile des Wortes GOttes müde und ſatt. Was iſts Wunder, wenn GOtt ihrer wiederum ſatt hat? Jener C , , ſoll ſich die Finger am Faſanenbraten verbrannt und zugleich zu ſeinem Genoſſen geſagt haben: wie viel leiden wir nicht um des Himmelreichs willen! Er mag vielleicht annoch Brüder haben. **Carpaſius** lies ſich das Haus, worinn Cyriacus gewohnet hatte, von dem Kaiſer Diokletiano ſchenken, und verwandelte den Taufbrunnen Cyriaci, in ein Bad. Als **Karpaſius** ſich darinn gebadet hatte, und nebſt 19. andern darinn unter dem Schmauſe die Chriſtliche Religion auf das heftigſte ausſpottete, fiel die Deke plözlich ein und tödete die Spötter. Cyriacus iſt ſehr wohl begraben und zwar eine Meile von Rom, an dem Wege, welcher nach Oſtia führet.

Der Martertag eines ſcytiſchen Cyriaci, welcher hier der zweite heiſſen kan, iſt auf den 2. Jun. gefallen. Verſchiedene Märtyrerregiſter enthalten denſelben. Aber ſie geben nicht die geringſte Nachricht von ſeinem Leben, wenn man dieſen Artikel ausnimmt, daß ihm zu Tomi, unter der Donau, am ſchwarzen Meere, die Ehre wiederfahren, daß ſein Sterbtag daſelbſt, jährlich auf den 20. Jun. gefeiert worden. Dasjenige, was in den antwerpiſchen Actis Sanctorum am 20. Jun. S. 8. geſaget wird, verlohnet ſich kaum die Mühe, es anzuſehen.

Der dritte Cyriacus ſoll im Jahr 305. den 18. Jun. in Spanien auf der Folter gemartert und zu Tode geſteinigt ſeyn. **Uſuardus** erwehnet deſſelben zuerſt. Es iſt nichts Glaubwürdiges von demſelben vorhanden; Wie der Jeſuit **Henſchenius** in Actis Sanctorum, bei dem 18. Jun. S. 573. ſelbſt angemerket hat. Die Spanier ſind es allein, welche dieſen Cyriacum kennen. Man verehret denſelben annoch jährlich zu Malacca.

Der vierte Cyriacus iſt ein römiſch-catholiſcher Ordensmann, welcher vor etwa zweihundert Jahren in Oſtindien zu

Tode gemartert iſt. Aber derſelbe gehöret nicht hieher. Ein mehrers von denen Heiligen, und woher ſolches gekommen, daß ſie verehret werden? findet der geneigte Leſer in dem 2ten Bande, pag. - - - mit der Vorſtellung des heiligen Blaſii, in 2. Kupferplatten.

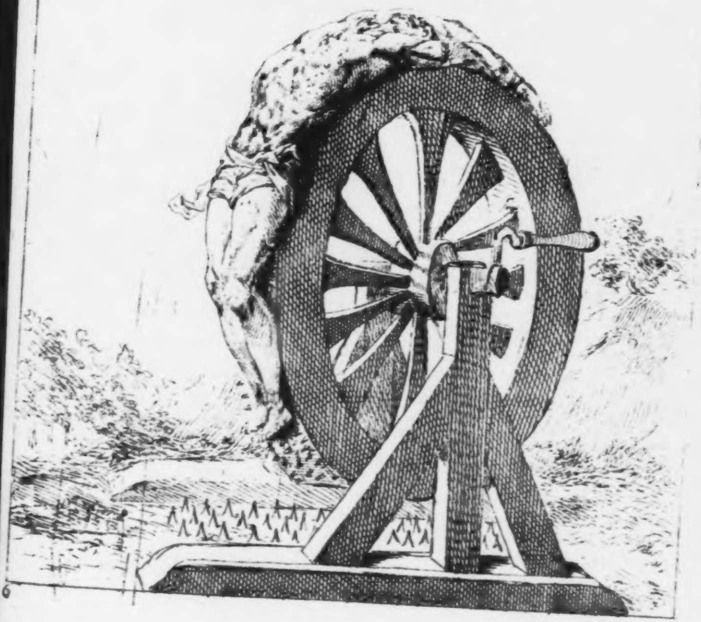
Der römiſche Cyriacus iſt es, welchen das, von demſelben benannte Stift, vor und in Braunſchweig, zu ſeinem himmliſchen Schuzpatron erkieſet hatte. Das Begängnis fiel vor Zeiten hieſelbſt auf den 10. Auguſt, an welchem ſein Leib von dem aureliſchen Wege aufgehoben, balſamiret, und von der Chriſtin Lucina in ein ſteinernes Grab gelegt, wie auch auf ihrem eigenen Gute, am oſtindiſchen Wege, eingeſcharret war. Dieſer Cyriacus gieng ohne dis die römiſche Kirche, von wannen die Reliquien und Gebeine der Heiligen nach dem achten Jahrhundert gar häufig in Teutſchland gebracht wurden, eigentlich an. Als das Stift Cyriaci angelegt ward, ſtund Tomi mit ſeinem Bezirke, unter der conſtantinopolitaniſchen Kirche, einer Kirche, mit welcher der Oberbiſchof zu Rom damals in einer Kirchentrennung ſtund. Man muſte von dem Stiftspatron einige Leibesreſte haben, wenn er Hülfe leiſten ſollte, und das Amt eines Patrons zu behaupten würdig geſchäzt wurde. Dieſe legte man in die Mitte des Hauptaltars, mit einem biſchöflichen Siegel, ſo auf ein kurzes Pergament abgedrukt wurde, auf daß iedermann bei der Eröfnung des oben eingemauerten und darüber eingekitteten Steins, überführt werden könnte, man habe in die Reſte der Knochen des Heiligen keinen Zweifel zu ſezen. Ob man aber allezeit ächte Reliquien von Rom anderſt wohin geſendet habe, oder ob man zufrieden geweſen, wenn ſie mit heiligem Waſſer beſprenget, und mit dem Namen eines gewiſſen Heiligen beleget worden, will ich hieſelbſt nicht ausmachen. Johann Mabillon hat unter einem erdichteten Namen einen Brief de cultu ignotorem Sanctorum geſchrieben, und von der zweiten Art ſeinem Leſer einen aufgeklärten Begrif beizubringen geſucht. Man darf vermuthen, daß er eine genaue Nachricht von dem, was er geſchrieben, gehabt habe. Es gab über deſſen Brief zu Rom einige Bewegung, und man wollte ihm bei der Congregation der Kirchengebräuche etwas darauf antworten. Allein die Sache ward bald darauf auf ein ehrwürdiges Stillſchweigen begraben. Es ſchien nicht rathſam zu ſeyn, eine Sache, welche gar geheim ausgeübet war, an das Licht zu ziehen, und allzugenau zu unterſuchen. Wir weiſen übrigens den Leſer zu dem andern Theil, und legen demſelben einige Abriſſe von der Marter dieſer Heiligen hier neben vor Augen.

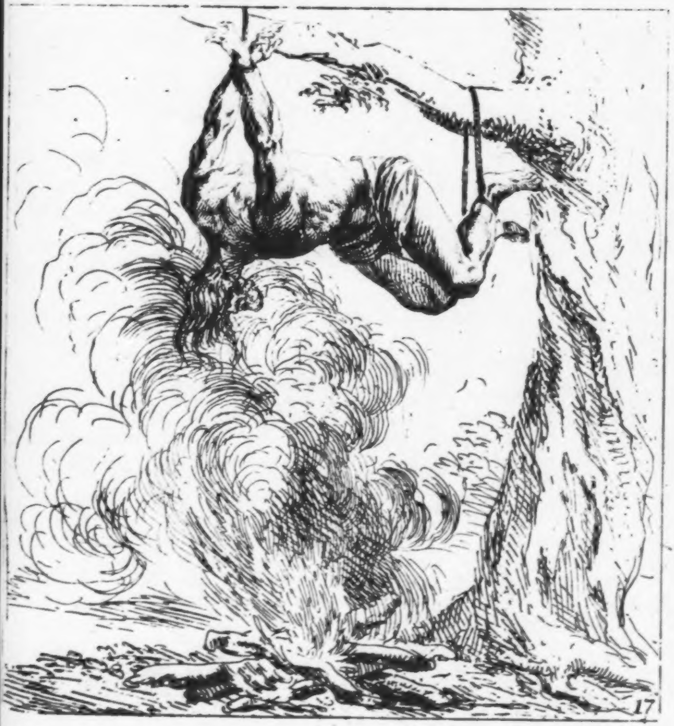
Nachricht von der Torferde zum Brennen, und wie ſolche in dem Herzogthum Würtemberg entdekt worden?

(Genommen, aus Select. phyſ. œcon.)

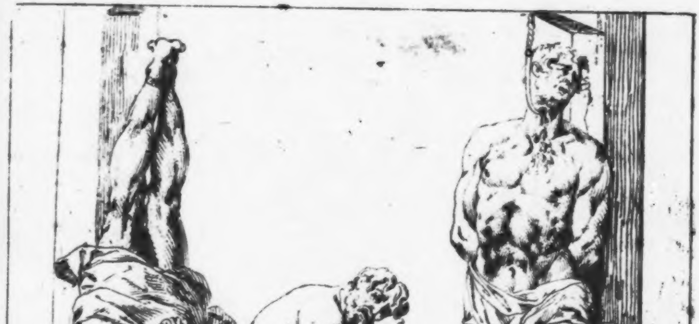
Ich halte davor, es ſeye dieſes einer beſondern Vorſchung GOttes zuzuſchreiben, daß er diejenige Oerter, wo Holz mangelt, mit Torf verſehen; eben dieſer gütigen Vorſehung hat man es auch zu danken, daß da aller Orten das Holz genau zuſammen gehet, und theuer wird, auch gegenwärtig hin und wieder, in dem Wittenbergiſchen zumal, Torf entdekt worden. Wollte man dagegen einwenden, daß ſchon vor Jahren, und nicht erſt jezo dieſe Entdekung geſchehen, ſo iſt doch ſolches mehr als eine Sage herum gegangen, niemalen aber mit Ernſt daran gedacht worden, oder daß man expreſſe dieſes nüzliche Ding aufgeſucht hätte.

Herr


6



17



18

Herr Johann Hartmann Degner hat in ſeinem beſondern Tractätlein, welches Anno 1731. aus dem Lateiniſchen überſezt, in 8. unter dem Titel: Teutſchlands neue entdekte Goldgrube heraus gekommen, hievon geſchrieben, und dieſe Materie ex profeſſo abgehandelt, anbei die Namen und deren Derivation aus vielen Sprachen angeführt. Man verſtehet aber unter Torf oder Turf eine Gattung Erde, ſo in Stüken, als kleine Bachenſteine, 6. Zoll lang, und 3. Zoll dik, auch kleiner ausgeſtochen, an der Luft getroknet, und in einigen Ländern ſtatt des Holzes zur Feurung angewendet wird. Wovon eigentlich dieſe Art Erde erzeuget, darüber ſeyn die Autores nicht einig; und können folgende zerſchiedene Meinungen hier mitgetheit werden:

Herr Degner ſezet pag. 73. 1) glauben verſchiedene, die Torfmaterie ſeye nichts anders, als eine Verſammlung von Rinden, Zweigen, Wurzeln, Blättern und andern holzhaften Theilen, der Bäume und ganzer Wälder, welche durch eine Uberſchwemmung untergangen, und unter dem Schlamm verfaulet, nachdem ſie mit Gras, Stoppeln, Stroh, Rohr, Binſen ꝛc. vermiſcht allmählig zu einer ſolchen Materie verwachſen.

2) Hält man davor, es ſey der Torf ein harzigt ſumpfigte Erde, ſo mit Stüken und Zweigen von Bäumen, die von dem Waſſer vermodert, mit Strohhalmen und anderen bituminoſen Theilen vermiſcht worden, welche, wenn ſie einmal ausgegraben, in Ewigkeit nicht wieder nachwachſe. Gleichwie aber ſolche aus allerlei Holz beſtehe, ſo wären es doch mehrentheils Fichten, Tannen und dergleichen, welche unter dem Schlamm und Sumpf verfaulet, woraus dann mit Vermiſchung der Erde und des Schlammes dergleichen Erdſchollen entſtanden.

Die 3) Meinung iſt, als ob ſolche Torfmaterie aus denen Blättern, Aeſtlein und Pflanzen, aus denen in der Nähe gelegenen Waldungen in langer Zeit und vielen Jahren durch die herabgeſchoſſene Waſſer, nach dergleichen niedrige Oerter geführt, daſelbſt zur moraſtigen, ſumpfigten Erde, und mit denen darein gemiſchten Rohr durch Länge der Zeit zu einer ſolchen Subſtanz und Weſen verwandelt worden.

Die 4) Meinung hat Simon Stevinus, und ſagt belobter Herr Degner: Er will uns überreden, der Torf ſeye nur eine ſchwarze, feiſte, ſchwefelichte, bituminoſe Erde, ſo aus verfaultem Holz entſproſſen, und an die niedrige Orte ſolcher geſtalt zu Hauf gebracht: indem faſt allenthalben, ſowohl in magern, ſandigten, als fetten, leimichten Landſchaften, allerlei Gattungen Pflanzen hervor wachſen, deren Früchte und Blätter, jährlich abfallen, und durch die darauf erfolgte Fäulung, zu einer ſchwarzen, fetten Erde werden, welche hernach durch die Regenweſſer, abgeſpühlet, ſolchergeſtalt von erhabenen in niedrige Gegenden geführet, endlich durch Länge der Zeit, die tiefe Oerter ausfüllen, und den Torfgrund ausmachen. Dieſes will er mit dem Experiment beweiſen: wann man über ſchwarze Erde Waſſer gieſſe, ſolche damit auswachſe, das ſchwarze Waſſer abſondere, und alſo damit continuire, bis alle Schwärze vom Sand geſchieden worden, ſo würde man dieſe ſchwarze ausgetroknete Materie ſchwefelhafter Natur zu ſeyn, bemerken; wie auch, daß ſie brenne, und alſo einerlei mit dem Torf ausmache, oder demſelben gänzlich gleich komme: welches dann, nach belobten Autoris Meinung, die Urſach, daß der Torf öfters, auch in ebenen Landen ſo tief unter der Erde gefunden werde.

5) Halten einige davor, daß ſolche Torflage gleich von Anfang der Schöpfung alſo von dem Schöpfer bereitet ſeye, als welcher aus Göttlicher Vorſehung und Gütigkeit, dieſerlei Oerter vor andern mit ſolcher Art Erde begabet, daß ſie ſich derſelben wegen Mangel des Holzes bedienen ſollten, welche Erde, ob ſie ſchon einmal, aber nicht ganz von dem Grund aus, und von ihrer Zeugungsmutter weggegraben, dennoch durch Uberſchwemmung vom Gewitter, oder andere Zufälle, ja auch durch Fleis der Menſchen mit der Zeit, zu eben dergleichen Subſtanz wieder anwachſen, oder verwandelt werden könnte.

Andere halten 6) davor, daß diejenige Oerter, wo Torf gefunden würde, gleich als mineraliſche Adern oder Gänge anzuſehen ſeyen, wie Levinus Lemnius de occultis naturæ miraculis anführet.

7) Glauben die Holländer, der Torf ſeye ein Auswurf der See, welcher ſo lang hin und her geſchwommen, bis er endlich an diejenige Oerter, wo er gefunden wird, ausgeworfen worden; Sie wollen ſolches damit beweiſen: daß auch noch bei Antwerpen, auf dem Boden der See 10. 20. bis 25. Fus tief, mit denen Ankern dergleichen Torfmaterie aufgezogen, ja daß auch ſelbſt nach Sturmwettern auf der See, viele Stüke ſolcher Materie am Strand liegend, oder auf der See ſchwimmend angemerket würden.

Endlich finden ſich auch 8) einige, welche den Torf, als ein ſelbſt wachſendes, vegetabiliſches Weſen achten, und glauben, daß derſelbe eine beſondere Art Pflanzen ſeye, welche in denen ſumpfichten Orten wachſen.

Man müſte den ganzen Tractat abſchreiben, um alle vorgeſezte Meinungen von dem Urſprung des Torfes zu widerlegen; Herr Degner macht den Schluſs, daß der Torf weder aus einer Materie oder Uberbleibung eines verfaulten Holzes, ſeinen Urſprung habe, noch daraus zuſammen geſezt ſeyn könne; Ferner daß ſelbiger am allerwenigſten eine Erde von mineraliſcher Subſtanz ſeye, auch nicht zu denen mineraliſchen Erden könne gerechnet, noch füglich eine Erde genannt werden.

Schokius leget dem Torf den Namen Ceſpes bituminoſus bei, als ob von dem bitumine oder Erdpech unter dieſen Waſen ſeye, und derſelbige, eigentlich, ſeine mehreſte brennliche Eigenſchaft, von dieſen habe: Herr Degner aber widerſpricht ſolches mit wahrſcheinlichen Gründen, worunter der vornehmſte: daß die Waſſer in denen Sümpfen, wo Torf wächſet, nicht bitter ſeyen, wie die ſo mit bitumine imprægnirt, ſondern ganz ſüſſe erfunden würden.

Es will auch erſtbelobter Herr Autor den Torf vor keinen Auswurf des Meeres halten, und ob man ſchon nach groſſen Uberſchwemmungen der See gefunden, daß dieſe Torfmaterie an den Stauden und Bäumen hangen bleiben; ſo wäre es doch nicht als ein in der See gezeugtes, wohl aber von der Fluth abgeriſſenes Ding, anzuſehen.

Wir wollen es nach der Ordnung nehmen, und ſo viel möglich, zeigen, was der Torf ſeye, und woraus er ſeinen Urſprung habe. Der Torf unterſcheidet ſich gar ſehr nach ſeiner Farbe, Conſiſtenz und Dauerhaftigkeit im Feuer: Man findet deſſen eine Art, welcher als von grobem Stroh oder Riedgras durchwachſen ausſiehet, ſehr leicht iſt, bald Feuer fängt, aber auch bald verbrennet. Dieſe Art Torf liegt allezeit oben, und iſt nichts, als ein Moos, welches halb verweſet, und entweder mit ſeinen eigenen Wurzeln, oder einem Gewächſe Heide genannt, vermiſchet iſt; deswegen Heuturf, Heideturf genennet, und nur von denen Bekern und Bierbräuern in Holland gebraucht wird.

An andern Orten gleichet er einer zarten, mooſichten Subſtanz, und wird röthlich erfunden; wann er aber troken worden, ſo ändert er die Farbe, und fällt in das Graue, und dieſer iſt ſchwehrer als der erſtere.

Die dritte Art iſt roth, gleich als mit Gerberlohe oder Stükgen von Holz durchwachſen; dieſe bleibt auch bei dem troknen röthlich oder braun.

Die vierte Gattung iſt ſchwarz, etwas ſchwehrer, als die vorhergehende. Wann er troken mit dem Microſcopio betrachtet wird, hat er hin und her ſchwarze Puncte, als ob Bitumen darinnen wäre: Die Faſern oder Wurzeln ſeynd zärter als in den übrigen, und die ganze Maſſa iſt überhaupt dichter und veſter beiſammen, als in andern vorhergehenden Arten.

Der erſte oder der ſehr leichte und ſchwammichte Turf von Riedgras und Mooſicht, iſt wie oben ſchon gedacht, eine der geringſten Gattung, wird auch mehrern theils zu oberſt, wo Torf iſt, gefunden.

Der zweite, welcher bei dem troknen grau oder weis, und bei dem Anfühlen als ſandigt erfunden wird, hat zwar den nehmlichen Urſprung, das iſt, Moos, aber die dabeiſtehende Waſſer führen Duchſtein, und überziehen oder füllen die kleine Moosröhrlein mit dieſer duchſteinartigen Erde an, wovon der Torf nach dem troknen weis ausſiehet, und ſandicht anzufühlen iſt. Deswegen er viel dergleichen Aſche nach dem Verbrennen überläſſet. Dieſer hält aber doch lang im Feuer, und gibt eine Art Kohlen, weilen der daran hangende Duchſtein verhindert, daß ſolche Turfſtüker nicht ſogleich zuſammen fallen, und in Aſche gehen, als wie der erſtere ſehr leicht- und ſchwamichte.

Die dritte Art, als mit Gerberlohe oder mit Holz durchwachſen, wird wegen der Farbe von einigen rother oder brauner Torf genennet: iſt beſſer als die zwei vorher beſchriebene, brennet gern, gibt eine Kohle, und eine rothe mit grau melirte Aſche.

Allen dieſen aber gehet der ſchwarze, als die vierte Gattung vor, welcher zwar nicht ſo leicht anbrennet, aber, wann er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, ſolches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Aſche, welche weisgrau ausſiehet, hinherläſſet.

Dieſe vielerlei Arten Torf hat man bishero in dem Herzogthum Würtemberg entdekt, und zwar den leztern an einem Ort, wo das oben aufwachſende gute Gras, denſelben nimmermehr vermuthend machte, noch weniger die daran ſtoſſende Aeker einige Anzeige darzu zu geben ſchienen. Das einige Merkmal iſt die ſchwarze Mohrerde und der zitterende Boden.

In denen Leipziger Sammlungen 40ſten Stük pag. 368. werden zur Erläuterung des öfters allegirten Degneriſchen Tractats 14. Sorten oder Arten von Torf angeführt, und in 3. Claſſen, als 1) in allerhand Sorten Hagetorfs, 2) allerhand Arten Dargtorfs, 3) allerhand Arten unreiffen Torfs, braun oder weis, eingetheilet.

I. Zu Hagetorf wird gerechnet: 1) Greemann oder klibberichter Hage, als der beſte zum Brennen. 2) Ordinari Hagetorf, 3) Spalttorf, 4) Taſttorf. II. Unter Dargtorf gehört 1) Grünlandtorf aus Wieſen, 2) Grünlandstorf, welche wegen vieles Salzes einen üblen Geruch hat, und deswegen Stinktorf genannt wird. 3) Dargtorf aus vermodertem Holz, 4) Dargtorf aus vermodertem Schilf, 5) Dargtorf aus vermodertem Moos, 6) Torf mit blauer Farbe vermiſcht,

miſcht, 7. Turf mit gelber Farbe. III. Zum unreifen Torf gehört 1) brauner Torf, welcher über dem Hag- oder Dargtorf zu liegen pflegt, 2) weisgrauer Torf, welcher noch über dem braunen Torf ſich befindet, 3) Moostorf, welcher ganz oben lieget.

Nun ſollte man auch ſagen, was dann der Torf urſprünglich wäre, davon aber hat man verſchiedene Meinungen, wie allbereit in vorhergehendem gedacht worden, die wahrſcheinlichſte unter allen iſt folgende:

Der Torf iſt kein beſonderes Geſchöpſe, ſondern es wird derſelbe mit der Zeit von verſchiedenen Arten der Gewächſe oder Vegetabilien, mit Beitritt eines ſauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Weſens, in dieſe Erdart verwandelt.

Das vornehmſte oder erſte Stük der Vegetabilien, ſo ſich zur Torfgeneration ſchiket, iſt ein Moos oder muſcus terreſtris, von einigen ſtellatus oder caudatus, caule alato præditus genennt, wie ſelbigen der berühmte Naturkündiger D. Scheuchzer in ſeinem Itin. alpin. Tom. I. p. m. 43. beſchreibet; auch in dem allegirten Ort der Leipziger Sammlungen, vor den erſten Urſprung des Torfes gehalten wird. Unter oder bei dieſem Moos wächſet vielfältig Heide, eine Pflanze, welche bei denen Botanicis Erica heiſſet; dann auch eine andere Art vegetabilis repentis, welches eine Frucht bringet, beſtehend in rothen Beeren, von gutem ſauerlechtem Geſchmak, faſt einer wohl reiſſen Berberis oder Weinnägelein, (Erbſelen-) Frucht ähnlich, welche daher von denen Botanicis Oxycoccos genennet wird. Ich habe die Blühte nicht geſehen. Linnäus aber beſchreibt ſolche, ſonſt hätte ich dieſes Gewächs nach dem Laub und deſſen Geſchmak myrtum paluſtrem genennt; der gemeine Mann nennet ſelbige, weilen die Pflanze unter dem Moos verborgen, die Frucht aber oben darauf lieget, Moosbeer.

Dieſes Gewächſe macht mit dem Moos kleine Hügel, als ob ſelbige von Maulwürfen aufgeworfen wären, und hat es auf dem Schwarzwald Gegenden, ex. gr. auf dem ſogenannten Hermannsmoos, ohnweit dem abgegangenen Enzcloſter, und 3. Stunden von dem berühmten Wildbad, woſelbſt man über Fus tief in dem Moos waaden mus, und dieſes als mit Beeren überjäet antrift.

In dieſer lezten Gegend, nemlich oberhalb des Wildbads, zwiſchen denen beeden Flüſſen Enz und Murg, iſt ein groſſes Gebürg, welches, nach dem Weg, welchen man von dem Wildbad dahin macht zu rechnen, wohl 400. Lachter hoch ſeyn mag; Auf dieſem Gebürg findet ſich eine groſſe Ebene, von etlich 1000. Morgen Landes, welche alleſamt mit dergleichen Moos, wie im vorhergehenden gedacht, überdekt iſt, und nur hin und her gleichſam einen Gipfel von einem Tannenbaum zeiget.

Es iſt ſehr beſchwerlich vor Menſchen, über dieſen Plaz zu paſſiren, weilen man nicht allein ſehr tief in dem Moos waaden, ſondern auch allerdings in Sorgen ſtehen mus, gar zu verſinken: dann es iſt gleichſam ein Meer von Moos, und hat ſich das Schnee- und Regenwaſſer hieſelbſt etliche Reſervoirs gemacht, wovon das gröſte über 30. Morgen Landes, dem Augenmas nach, ſeyn, und noch zwei kleinere, deren jedes nur einen bis zwei Morgen Landes einnehmen mag. Vor hohes Wild und Pferde aber, halte faſt vor unmöglich, daß ſolche dieſes Moos, ohne darinn ſteken zu bleiben, betretten könnten.

Die Gegend ſelbſt iſt wild und unfruchtbar, ſo daß ich mich nicht erinnere, in einer Zeit von vier Stunden, als lange mich an dieſem Ort aufgehalten, eine lebendige Creatur, als etlich kleine Käfer, geſehen zu haben. Der Plaz wird bei dem wilden See genannt. Einen wilden See aber nennen unſere Landsleute, nicht allein ſolchen, welcher an einem wilden Ort lieget, ſondern auch den, welcher weder augenſcheinlichen Zu- oder Abflus hat.

Dieſer wilde See (dann weilen die beede kleine mit dem groſſen in keine Vergleichung kommen, ſpricht man nur in ſingulari) wurde ehemalen vor unergründlich gehalten, aber als, nach der Relation unſerer Begleitere, Sr. Hochfürſtl. Durchl. Herzog Eberhard Ludwig glor. mem. vom Wildbad einen kleinen Floz dahin bringen, und ſelbigen durch die Flözer befahren, und ſondiren laſſen, hat man gefunden, daß er nur 15. bis 18. Fus tief; und eben dieſes hat ſich auch bei dem Bohren, da wir nemlich mit dem Torfbohrer in der Nähe dieſes Sees an etlichen Orten gebohret, und in 16. Fus Tiefe gekommen, verificiret; unter dem Torf iſt ein grauer, veſter Letten, und unter dieſem ein röthliches Sandgebürg, welche beede das Einſinken des Waſſers aufhalten.

Der groſſe See ſowohl als die kleinere haben ein hohes Ufer; ich glaube aber, daß ſich dieſelbe in dem Frühjahr von dem Schnee und Regen hoher anfüllen, wie ſolches das hinabhangende Moos vermuthen macht.

Es iſt gefährlich, ganz nahe zu dieſen Seen zu kommen, damit man nicht mit dem Moos hinab in das Waſſer ſinke, doch da wir Leute genug hatten, folglich einer den andern ſecundiren konnte, als wollte man doch das Waſſer von dieſem See verſuchen, dahero ſich einer auf den Bauch gelegt, und von den andern gehalten, ein Glas Waſſer, welches ganz lauter und hell ausſahe, herauf brachte.

Es iſt auch an denſelben nicht das mindeſte mineraliſch oder Sumpf-artiges zu ſchmeken, ſondern es kommt in allem einem Regen- oder Schneewaſſer, als von welchen es auch unfehlbar, und nicht von Quellen ſein Herkommen hat, überein.

Hier an dieſem Ort kan man klärlich zeigen, daß die Turfmaterie ein Moos ſeye; wann mich meine Augen nicht betrogen, ſo hat mich bedünkt, daß dieſer groſſe und etlich tauſend Morgen Landes ausmachende Plaz etwas tiefer liege, und vielleicht vor Seculis ganz ein See oder ſtehendes Waſſer geweſen, ſucceſſive aber alſo von dem neben zu wachſenden Moos, welches ſowol in die Breite als Tiefe und Höhe fortgeloffen, ausgefüllet, überzogen, und bis auf die gegenwärtige kleine Seen, in Anſehung des groſſen vormaligen Raums, welchen das Waſſer eingenommen, alſo concentrirt und abgetheilt worden.

Wird das obere, noch grünende Moos, welches etwan anderthalb Fus ausmacht, hinweg geräumt, ſo findet ſich der leichte und zuerſt gedachte Turf, etwan 3. bis 4. Fus hoch; dieſen, weil er ganz ſchwammicht iſt, will der Bohrer nicht angreiffen.

Nach dieſem wird es etwas veſter, und der Torf zeigt ſich als ein zarter Moder oder Gemülme mit Stielen und Stengeln von dem Moos durchwachſen, zwei bis drei Fus. Nach dieſem hatte der Bohrer Stüke Holz oder Holzwurzel, Finger- und Daumendik, welches vor Forchen- oden Tannenholz erkannt wurde, nebſt einer Art Gemülme, als Gerberloh herausgebracht, und dieſes bis 6. Fus tief meiſtens einerlei; Dieſem folgte blauer, zarter Letten, etwan ein Fus hoch, und hierauf rother Sand und Felſen.

Dieſe Strata haben ſich beſtändig alſo gefunden, ob wir ſchon bis 1000. Schritte von einander die Probe ſowohl Weſt- als Oſtwärts gemacht, (dann an den beiden Seiten gegen Nord und Süden, konnte man wegen Mangel der nöthigen Bretter, um darauf veſt zu ſtehen, nicht bohren,) hier aber in der Mitte iſt in vorigen

Kriegszeiten ein Weg um der Paſſage willen, von dem Enzthal in das Murgthal zu kommen, aufgeſchlagen, und mit Balken belegt worden.

Ich glaube das Moos habe, als eine kriechende Pflanze von allen Seiten ſich ausgebreitet, und alſo anfänglich den See oder Sumpf überdekt, dieſes hat ſowohl über als unter ſich gewachſen, und endlich die ganze Tiefe ausgefüllt, da dann nothwendig das untere wegen Mangel der Luft völlig, beſonders das an denen Stengeln ſtehende graſichte oder blatterichte Theil abgeſtanden, und mit denen holzigten Theilen dasjenige, was man Torf nennet, formirt.

Ja ich wollte faſt glauben, es wären auch ehemalen auf dieſem Plaz Bäume geſtanden, welche vom Wind umgeworfen worden, der Plaz aber als ein Erdfall eingeſunken. Das erſtere machen mich glauben die Stüke Holz, welche man noch unverweſen heraus gebohrt, und auch die Art Torfes in der Tiefe, ſo dem Gerberlohe an der Geſtalt nahe kommt; dann auch, daß hin und wieder kleine Tannenbäume, welche ſich ausbreiten, aber wenig in die Höhe wachſen, meiſt von dem Moos bedekt ſeyn, hervor ſehen, als ob ſolche nur die Gipfel von denen verſunkenen oder in der Tiefe ſtehenden wären.

Noch einen andern Beweis, daß der Turf aus Moos entſtehe, habe in dem untern Theil des Würtembergerlandes bei dem Fleken Oertingen gefunden: Die Innwohner nennen den Plaz nach Holländiſcher Mundart Bruch oder Broek. Es iſt ein ſumpfichter Flek, nicht mehr als etwan 10. bis 12. Morgen Landes ausmachend: Auf dieſem hat es einen ebenen erhabenen Ort, etwan 1. bis 2. Ruthen in das Gevierte, worauf würklich Duchſteine, oder, wann man es recht betrachtet, pertrificirtes Moos gefunden wird. Wann man die obere mooſichte Erde, welche hin und wieder mit Plantis paluſtribus, als dem oben genannten Muſco ſtellato, Menthaſtro &c. bewachſen iſt, beiſeit räumete, ſo folgte Turf, welcher an Farbe bräunlicht oder röthlich ausſiehet. Darunter hat es Wurzeln von Rohr, welche zum Theil friſch, und als noch in vollkommenem Wachsthum ſeyn.

Es iſt dieſer Torf ſandigt anzufühlen, und wird, wann man in troknet, weisgrau; Betrachtet man ihn durch das Microſcopium, ſo erkennet man ihn vor ein vermodertes Moos mit Sand beſtreut.

Er iſt ſchwehrer, als der vorgemelde von dem wilden See, und dieſes vermuthlich von der Duchſteinactigen Erde, welche ſich daran gehenkt, und die kleine Röhrlein und Aeſtlein des Mooſes ausgefüllet hat.

Man obſerviret faſt durchgehends, daß der Torf in der Tiefe beſſer, als der obere unter dem Waaſen; Hieſelbſt ligt er in allem 6. Fus hoch, und in dem vierten Fustiefe iſt er am allerbeſten. Nach dieſem 6. Fus hoch liegenden Torf, folget 2. Fus hoch, nach Vitriol ſchmekender blauer Letten, und unter dieſem 4. Fus hoch Mohrerde mit kleinen Schneken melirt. Sowohl die Mohrerde als der Torf riechet ſtark nach Schwefel.

Erſt beſchriebener Torf beſtehet nicht aus einerlei Pflanzen oder Gewächſen, dann es finden ſich auch, wie oben gemeldet, ſtarke Wurzeln von Rohr und Binſen darunter, ſo daß es alle Anzeigen hat, als wäre hieſelbſt ehemalen eine Tiefe geweſen, welche ſich theils durch Uberſchwemmung, theils durch Uberwachſung mit Moos und anderen Kräutern eingefüllet, gleichwie es durchgehends an allen Orten des Landes, wo Torf, er mag hoch oder tief liegen, obſervirt wird.

Es iſt in dem Kirchheimer Amt auf einer Höhe, unweit dem Dörflein Hepſiſau, ein Diſtrict von ungefehr 55. bis 60.

Morgen gros, von welchem man eine Tradition hat, daß eine Stadt daſelbſt verſunken ſeye, wovon aber in denen Würtembergiſchen alt- und neuen Nachrichten nichts zu finden; Doch hat es in dieſer Gegend und gleich nächſt daran zwei Erdfälle, und alſo könnte von dieſem groſſen Plaz ebenfalls dergleichen vermuthet werden; ob aber eine Stadt hieſelbſt geweſen, läſſet man dahin geſtellet ſeyn.

Hiebei iſt zu merken, daß dieſe Erdfälle in dem Würtembergerland, beſonders auf denen Höhen und Gebürgen, welche Kalchſtein haben, ſehr gemein. Die Urſach mag ſeyn, daß der Kalchſtein ſich in dem Waſſer auflöſet, wovon groſſe Höhlen entſtehen, welche ſodann einſinken, und dieſe ſogenañte Erdfälle machen.

Erſt gemelder Plaz ſcheinet gegen die übrige Gegend etwas erhaben zu ſeyn, iſt mooſicht, und wachſen einige Birkenſtauden darauf, an allen Orten aber iſt Torf; jedoch nicht von gleicher Höhe oder Tiefe, ſo daß er an theils Orten 4. 6. 8. und 12. Fus hoch, theils Orten noch höher ligt; kommt abermalen mit einem Moosgewächſe überein, und hat in der Tiefe ebenfalls Holz, zu Zoll ſtark.

Der Würtembergiſche zu dem Tuttlinger Amt gehörige Fleken Schwenningen, iſt nicht nur darum merkwürdig, daß hieſelbſt der berühmte Neccarſtrohm, ſeinen Urſprung nimmt, ſondern insbeſondere auch, wegen eines groſſen öden Plazes, der vor ſo viel Morgen, als Tage im Jahr ſeyn, angegeben wird, und worauf nichts, als Heide und Moos wächſet, ob man auch ſchon ein groſſes Stük davon mit Gräben durchſchnitten, und die Anwohner ſolchen wegen des ſchönen ſchwarzen Grundes (welcher aber nur Mohrerde) mit verſchiedenen Arten Früchte beſäet, und zu einer guten Ernde ſich Hofnung gemacht haben.

Dieſer ganze Flek iſt nichts anders als Torf, welcher 14. bis 15. Fus tief in die Tiefe ſezet. Unter dieſen lieget ebenfalls ein ſchöner zarter blauer Letten, welcher nach Vitriol ſchmekt; wie hoch dieſer Letten, und was nach ſolchem folget, habe nicht erfahren können, weilen der Bohrer nur 18. Fus lang geweſen, und ob man ſchon bis an das Creuz gebohrt, ſo hat ſich doch der Letten nicht verändert.

Dieſer Torf hat abermalen beſonders in der Höhe alle Merkmale, daß er Moos geweſen, in der Tiefe aber wird er ſtärker mit Wurzeln durchzogen, ja man findet auch Stüken Holz darunter.

Der Plaz lieget, wie vor gedacht, auch ſehr hoch, und wo man nach dem Neccarſtrohm, welcher gar nicht weit, und nur etliche hundert Schritt von dieſem Ort, etwas tiefer, als dieſes Moos ligt, nivelliren ſollte, würde eine unglaubliche Tiefe bis nach Canſtatt heraus kommen.

Bishero habe nur von dem rothen und grauen Torf die Erzehlung gemacht, wobei aus allen Umſtänden ſich gezeiget, daß er ſeinen wahren Urſprung aus dem Moos habe: nun aber komme an einen Ort, wo der beſte Torf, welchen man noch in dem Würtembergiſchen Land entdekt, woſelbſt von auſſen keine Anzeige darzu ſich äuſſert, auch weit und breit kein Moos gefunden wird.

Es iſt dieſes eine groſſe, in 130. Morgen beſtehende ſchöne Wieſe, in einem kleinen Thal bei dem Städtlein Sindelfingen; der Waaſen und oben auf liegende fruchtbare Erde ſind kaum 2. Fus hoch: darauf folgt anderthalb Fus grauer Letten, und nach dieſem 12. Fus Torf, ſodann wieder der gewöhnliche blaulechte Letten.

Es wechſelt zwar ab, und iſt bald ein Fus hoch Torf mehr oder weniger; doch dieſes iſt ein wie das andere mal, daß der Torf, beſonders derjenige, welcher aus der Tiefe kommt, und dem nach

Vitriol ſchmekenden Letten am nächſten iſt, ſtark nach Schwefel riecht, ganz zarter Textur, als von Moos ohne Stengel und ſchwarz an Farbe erfunden wird.

Dieſe Art Torf iſt, wann ſie troken worden, etwas ſchwehrer, als die andern, brennt gern, gibt eine Kohle, welche langſam ausglühet, nicht auslöſchet, und doch wenig weisgraue Aſche hinterläſſet.

Beſiehet man dieſen Sindelfinger Torf durch das Microſcopium, ſo findet man hin und wieder kleine, ſchwarze, glänzende Puncte, als Bitumen, darunter.

Sowohl hier, als bei Gochsheim, habe obſervirt, daß die Gränzen (Limites) der Torf producirenden Gegenden eine zarte Erde haben, welche mit der Trippelerde übereinkommt; beſonders zu Sindelfingen ſeynd die Gräben an denen Ackern gegen Mitternacht voll, von dieſer Trippelerde.

Ich bin der gänzlichen Meinung, daß allhier, wie es auch der Augenſchein ergibt, eine Tiefe geweſen, welche mit Moos überwachſen, und nach und nach von denen daran ſtoſſenden Feldern durch den Regen und Waſſergüſſe die fruchtbare Erde abgeſchwemmet, und dieſer ſonſt unfruchtbare Plaz damit bedeket worden: glaube aber doch, daß der blaue Letten, welcher allezeit ein acidum vitriolicum bei ſich führet, und die mit der Schwefelſäure einerlei iſt, mit Vereinigung des Oels oder Fettigkeit in denen Pflanzen, (wohin das Moos gehöret) ein beſonderes ſchwefelhaftes oder vielmehr dem Bitumini oder Erdpech gleichendes Productum formire, wo nicht gar würklich dieſes Bitumen, allbereit in natura ſich dabei befindet.

Daß der Schwefel und Bitumen eine groſſe Verwandſchaft miteinander haben, könnte mit verſchiedenen Gründen darthun; ich will aber nur das einige melden: daß bei dem Zayſenhauſer Badwaſſer der ſchwefelichte Geruch mehr von dem Bitumine, als von dem Schwefel, oder doch wenigſtens von beiden zugleich kommt.

Die ganze Gegend, wo das Zayſenhauſer Bad ſtehet, iſt Torf; es zittert der Boden, man kan mit einem Stok 10. bis 12. Fus tief hinab ſtechen, in der Tiefe von 6. 10. und 12. Fus iſt würklicher Torf; das Waſſer ſezet in dem Kochen einen weiſſen Schaum, welcher, auf Kohlen geſtreuet, brennet und als Schwefel und Bitumen riechet; wird ſolches Waſſer deſtillirt, ſo riecht es nicht ſo wohl nach Schwefel, als nach Petroleum, und dieſe ausgeſtochene Erde gibt ebenfalls in der Deſtillation ein Oel, als ſchwarzes Steinöl: woraus die Wahrheit erhellet, daß das vegetabiliſche oder Pflanzenreich mit dem mineraliſchen eine Verwandſchaft habe, wie ſolches der ſeel. D. Henkel zu Freyberg in ſeinem Tractat: Flora Saturnizans, bewieſen hat.

Ich hoffe, aus dieſer vorausgeſezten Beſchreibung werde dem Publico auch noch ein und anderer Nuzen entſtehen; nemlich man wird an vielen Orten Torf finden, woran man gegenwärtig nicht gedacht hat, und der alltäglich zunehmende Holzmangel wird endlich auch die Einwohner derjenigen Provinzien, welche noch einen zimmlichen Vorrath an Holz haben, aufmerkſam machen, daß ſie ſparſamer damit umgehen.

Es iſt ein Vorurtheil, als ob der Torf Kopfwehe und überhaupt krank mache. Man ſiehet aber in denenjenigen Ländern, wo man ſich des Torfes zu der Feuerung bedienet, genug alte Leute, und habe ich in Holland wenig über Kopfwehe klagen hören; aber die Machinen, als Oefen und Camine müſſen darnach eingerichtet ſeyn, daß ſich der Rauch und Geruch davon ausziehe: und wann aber ja der Torf einigen Schaden an der Geſundheit thun ſollte, ſo wäre es mehr davon zu beförchten, wann das Frauenvolk ſelbigen in Häfen oder Feuerkäſtgen unter die Füſſe ſezt, wie in Holland auch geſchiehet, wovon ſie dann Kopfwehe und andere Ungelegenheiten bekommen. Dieſes aber thun auch die Holzkohlen, und nicht der Torf allein.

Noch weniger iſt zu beförchten, daß die Luft davon angeſtekt, und alſo Krankheiten verurſachet würden; ja ich glaube vielmehr, daß dieſes eher ein Mittel wäre, die böſe Luft zu beſſern, wann anderſt ſolches in unſern bergichten Gegenden, da die Luft allezeit geſunder als an andern Orten iſt, nöthig wäre.

Der Torf iſt nicht allein eine vortrefliche Feuernuzung und Holzſpahrung alſo rohe gebrannt, ſondern man hat auch Mittel gefunden, denſelben zu guten veſten Kohlen zu brennen, daß man ſich deren zum Eiſen ſchmelzen und dergleichen Feuerarbeit bedienen kan; beſonders wann dieſe Torfkohlen mit andern Holzkohlen meliret werden.

Der Torf hat ferner das beſondere, daß deſſen Aſche Eiſen bei ſich führet, und alſo wo er bei hohen oder Schmelzöfen gebraucht wird, ein anſehnliches von Eiſen mehr heraus kommet, als wo die Erze mit Holzkohlen geſchmelzet werden. Dieſes iſt abermalen ein Beweis, daß die Turfe etwas vom regno minerali bei ſich führen; dann obſchon alle Holzaſche, beſonders die von Eichenholz etwas Eiſen führet, ſo iſt es doch nicht in ſolcher Quantität, als die Torfaſche: ja man wird mehrentheils bei denen Torfländern eine rothe Guhr ſehen, oder ein Waſſer antreffen, welches mit einer röthlichen Erde, als Ochra, melirt, und auf dem Waſſer ſelbſten eine Haut von allerhand Regenbogenfarben, ſich zeigen.

Zu chymiſchen Arbeiten, beſonders in Digerir-Oefen, wo man ein gelindes und lang haltendes Feuer nöthig hat, iſt der Torf allen andern vorzuziehen; dann eine groſſe Torfkohle mit Aſchen bedekt, kan bis acht Stunden eine beſtändige, gelinde Wärme geben, ſo daß man eine ganze Nacht nicht nach dem Feuer ſehen, oder nachlegen darf, welches vor diejenige, welche etwas mehr als gemeine Laboranten ſeyn ſollen, ein groſſer Behülf iſt.

Bei dem Troknen des Torfs iſt beſonders in Obacht zu nehmen, daß ſolches Troknen nicht von der Sonne oder anderer Wärme, ſondern von der Luft geſchehen ſolle: die Sonne überziehet die Oberfläche von denen Torfſtüken nur mit einer Rinde, welches auch die Ofen- oder Stubenwärme thut, aber dardurch ziehet ſich alle Feuchtigkeit innwendig hinein, und macht denſelben lange unbrauchbar, die Luft und Winde hingegen ziehen ſtärker, und dringen in das innerſte, daß das Troknen nicht allein viel leichter geſchiehet, ſondern auch der Torf beſſer wird.

Die Torfaſche iſt zwar nicht, wie andere Aſche zur Laugen und Wäſche zu gebrauchen, aber jedoch iſt ſelbige gut zur Beſſerung in die Weinberge und Felder.

Ich ſehe ſchon von ferne, viele über den Geruch, welchen das Torfbrennen verurſachet, die Naſe aufziehen, und höre im Geiſt, daß man ſagt, dieſe Feuerung werde Krankheiten bringen. Dieſen Einwurf habe theils ſchon oben beantwortet, theils will nur noch dieſes ſagen: daß wann auch der Geruch anfänglich etwas widrig zu ſeyn ſcheinet, (dann er kommet demſelbigen gleich, welcher entſtehet, wann man auf dem Schwarzwald die Felder brennet,) ſo iſt es nur um eine kurze Zeit zu thun, und wann dir Camine und Feuerheerde darnach gebauet, die Oefen gut und mit einem Roſt, worauf der Torf brennet, verſehen ſeynd, ſo fället alle dieſe Ungemächlichkeit vorhin weg. Wir wollen hier dieſes Capitel ſchlieſſen, und den Leſer in den andern Theil weiſen, wo nicht allein von dem Holzmangel, denen neuen Kunſtheerden und Oefen, ſondern auch von der Turferde nüzliche Anmerkungen eingerukt worden ſeynd.

Kurze Anweiſung, wie das Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen.

Das erſte iſt, einen Vorrath von Saamen anzuſchaffen, welcher folgendergeſtalt gewonnen wird: Es ſizt der Saame, wie bekannt, in denen ſogenannten Kienäpfeln, die man an den Zweigen hin und wieder antrift, und fällt im April, ſo bald warmer Sonnenſchein ſich einſtellet, von ſelbſt aus. Damit man nun nicht zu ſpät komme, mus man dieſe Kienäpfel ohnfehlbar im Merz, jedoch nachdem die Witterung beſchaffen iſt, von denen Zweigen abbrechen, und ſich damit reichlich verſehen. Man mus aber die Leute, ſo man darnach ausſchikt, wohl unterrichten, daß ſie keine alte bringen, aus welchen der Saame bereits ausgefallen iſt, welches ſonſt von einem, der dis nicht verſtehet, gar leicht verſehen wird. Denn die alten Kienäpfel fallen nicht gleich den erſten Sommer ab, ſondern bleiben noch bis ins folgende Jahr an den Zweigen hängen, man kan ſie aber leicht aus der Stelle, die ſie am Baum einnehmen, erkennen. Die guten ſizen da, wo der jährige Schus anfängt, und haben alſo nur den Trieb vom vorigen Jahre über ſich; die alten aber finden ſich unter dem Triebe von 2. Jahren, und haben bereits im vorigen Sommer ihren Saamen von ſich gegeben. Dieſe Triebe unterſcheidet man an gewiſſen känntlichen Abſäzen, und auch an den Zweigen, die daſelbſt zur Seite ausſchieſſen. So lange noch warm und troken Wetter iſt, bleiben die alten Kienäpfel geöfnet, und klaffen weit von einander, aber im Winter ziehen ſie ſich von der Feuchtigkeit wieder zuſammen, und ſind ſo feſt geſchloſſen, daß ſie von denen guten dem äuſſerlichen Anſehen nach mit Mühe zu unterſcheiden ſind. Wer dieſes bei dem Ableſen nicht beobachtet, der wird nebſt den guten die Menge taube zuſammen bringen, und alſo mit vielem Zeitverluſt wenig Nuzen ſchaffen.

Wenn man nun ein gut Theil dieſer Kienäpfel beiſammen hat, mus man ſie dahin bringen, daß ſie ſich aufthun, und den Saamen von ſich geben: dieſes nimmt man im April vor, wenn das Wetter anfängt warm zu werden. Um aber ſolchen Zwek am füglichſten zu erhalten, legt man einige Bretter unter freiem Himmel dichte an einander, und verſtopft oder bedekt die Fugen dazwiſchen, daß der Saame nicht durchfallen kan, alsdenn ſchüttet man die Kienäpfel einer Hand hoch drauf, und macht um ſie herum einen Rand, daß ſie nicht herunter fallen, und daß auch der Wind den Saamen nicht wegführen kan. Man läſt ſie einige Tage in Thau, Regen und Sonnenſchein liegen, denn wenn ſie naſs ſind, und die Sonne drauf kommt, plazen die Schupen, daraus ſie beſtehen, ſehr leicht, und man braucht weiter nichts dabei zu thun, als ſie zuweilen umzurühren. Auf ſolche Art öfnen ſie ſich viel gewiſſer als wenn man ſie in die warme Stube bringt, oder gar in den heiſſen Bakofen ſchüttet, da man in Gefahr ſtehen mus, daß viele Körner von der Hize allzuſtark angegriffen werden, und verdorren. Wenn man nun ſiehet, daß ſie ſich wohl geöfnet haben, thut man die Aepfel bei Seite, rühret den Saamen zwiſchen den Händen, daß die Flügel davon kommen, und hebet ihn zum Gebrauch auf.

Sodann iſt man alſofort bedacht, ihn in die Erde zu bringen. Zu dem Ende läſt man das Stüke Land, ſo man dazu beſtimmet hat, umpflügen, hernach die Fahren mit der Ege wieder zuſtreichen, damit die Körner ſich darinn nicht verfallen, und auf Klumpen bei einander liegen bleiben, ſäet alsdenn den Saamen drauf aus, und läſt hier noch ein paar mal mit der Ege drüber fahren, damit er nur einigermaſſen mit der Erde vermiſchet werde.

Das Umpflügen iſt hauptſächlich nöthig, wenn man einen Flek vor ſich hat, der in langer Zeit nicht unterm Pflug geweſen iſt. Solch Land ſezt ſich endlich gar dichte aufeinander, iſt auch wohl hin und wieder bemooſet; daher ihm das Auflokern ſehr dienlich iſt, weil alsdenn die anfänglich gar zarte Wurzeln des Saamens deſto leichter eindringen können, auch an dem Mooſe, der mit dem Pflug untergebracht worden, keine Hindernis finden, Erde zu faſſen. Hätte man aber einen Grund erwehlet, der bisher Aker geweſen, und derſelbe beſtünde aus leichtem Lande, ſo weder bewachſen noch bemooſet ware, ſo würde das Umpflügen überflüſsig ſeyn, und man könnte den Saamen ohne fernere Zubereitung ſicher drauf ausſehen, und hernach blos mit Egen überfahren laſſen. Ich zweifle nicht, daß auch die Ausſaat füglich im Herbſt geſchehen könnte, wiewol ich es nicht ſelbſt verſuchet habe. Der Saame hat ein harzigtes Weſen, und kan nicht erfrieren. Man müſte zu dem Ende ihn bis in Herbſt aufheben; ich ſehe aber nicht, warum man ſich Mühe machen, und der Sorge, ihn vor allen Schaden bis dahin zu bewahren, unterwerffen wolte. Wenn er im Frühjahre geſäet worden, ſo findet man, daß er in wenig Wochen aufgegangen iſt.

Insgemein berichtet man, daß der Saame dike geſäet werden müſſe, es hat auch dieſes ſeinen guten Grund, der oben bereits angeführet iſt, indeſſen mus es doch mit Uberlegung geſchehen, damit man den Saamen, der Mühe gekoſtet hat, nicht unnöthig verſchwende, und damit beim Wachſen nicht eins dem andern hindere, noch die Nahrung benehme. Man mus nicht aus der Acht laſſen, daß man Bäume zeugen wolle, die doch wohl mehr Plaz als etwa Kornhalmen erfordern. Ich habe gefunden, daß wenn man auf einen Flek Land, darauf 1. ſchl. Roggen fällt, eine Meze Saamen mit 3. Fingern ausſtreuet, ſolcher damit überflüſsig dike beſäet ſey. Wenn ein Korn einen Fus weit oder noch etwas weiter von dem andern aufgehet, ſo iſt es am beſten, denn wenn es anfangs Raum hat, Nebenzweige zu treiben, ſo erlangen dieſe junge Bäume dadurch gleich anfangs einige Stärke, werden diker und treiben Nebenwurzeln, dadurch kommen ſie in den Stand, wenn ſie an zu ſchieſſen fangen, deſto kräftiger in die Höhe zu gehen. Die kleine Nebenzweige, die ſie anfangs gemacht, vergehen alsdenn von ſelbſt, weil vor ſie kein Raum mehr übrig iſt, um ſich weiter auszubreiten.

Wenn der Flek, ſo beſäet wird, eine anſehnliche Gröſſe hat, ſo iſt dienlich, ihn durch Gänge wenigſtens von 12. Fus breit, in gewiſſe Quartiere einzutheilen, und dieſe Gänge unbeſäet zu laſſen, auch allezeit rein zu halten. Sie haben mehr als einen Nuzen. Denn wenn unverſehens an einem Orte Feuer entſtehet, kan man es hiedurch einſchränken, daß es nicht das ganze Gehölze durchlauffen kan. Wenn man Streuling oder abgeſtanden Holz draus zu holen hat, kan man beſſer allenthalben dazu kommen, und bei anzuſtellenden Jagden ſind dieſe Durchſchnitte unentbehrlich, wie denen, welche damit umgehen, bekannt genug.

Daß dieſer junge Zuwachs mit dem Viehtrieb verſchonet werden müſſe, und zwar ſo lange, bis er ſo gros geworden, daß er weder zertretten noch oben abgefreſſen werden kan, wird ein jeder von ſelbſt ermeſſen. Weiter kan man ihm ſonſt nicht helffen, ſondern mus den Wachsthum der gütigen Natur überlaſſen. Es wollen zwar einige daß man dieſe junge Bäume, wenn ſie etwas erwachſen ſind, auspuzen, und die untern Zweige abnehmen ſolle, damit der Saft ſich darinne nicht ohne Nuzen aufhalten, ſondern beſſer in die Höhe geben möge; andere hingegen widerſprechen hierinne, und meynen, daß alles Schneiden ihnen ſchädlich ſey, weil der Saft gar zu häufig aus dem Schnitt weglauffe, und der Harz hindere, daß die Wunde nicht überwachſen könne. Um meine Meinung hiervon zu ſagen, ſo habe zwar nicht gefunden, daß das Abhauen der unterſten Zweige, wenn die Bäume bereits in vollem Schieſſen waren, ihnen im geringſten geſchadet hätte, indeſſen habe doch auch keine merkliche Vermehrung des Triebes darnach verſpüret, und es würde alſo der davon gehofte Nuzen, der groſſen Arbeit, die man ſich ſolchergeſtalt mit einem ganzen Gehölze machte, nicht gleich kommen. Im Gegentheil wollte ich vielmehr rathen, daß man an ſolchen Orten, wo ſich viel roth Wild aufhält, dieſes Auspuzen viel ſicherer unterlieſe: denn dieſes Wild hat die Gewohnheit, ſein Gehörne an ſolchen jungen Bäumen abzuſchlagen oder zu reiben, und ſie dadurch jämmerlich zu ſchinden, auch wohl die junge ſaftige Rinde gar mit den Zähnen abzuſchälen; wodurch denn mancher Baum im beſten Wachsthum verderben mus, oder doch einen unheilbaren Schaden davon trägt. Wenn ſie nun ein ſolch Gehölze ausgepuzt finden, können dieſe Thiere deſto leichter allenthalben dazu, dahingegen die in einander gewachſene Zweige ſie davon abhalten. Mit der Zeit verläſt der Saft dieſe Zweige von ſelbſt, daß ſie vertroknen, da ſie denn auch bald verſtoken, und von dem Baum ſelbſt abgeſtoſſen werden, ſo daß man endlich keine Spur findet, wo ſie geſeſſen haben.

Schlüslich kan ich allen und jeden, die durch dieſe leichte Anweiſung ſich bewegen laſſen wollen, die Probe in Anlegung eines jungen Waldes zu machen, die aufrichtige Verſicherung geben, daß ſie damit etwas vornehmen, wodurch ſie ihre unſchuldige Landluſt um ein groſſes vermehren werden. Auch der allerernſthafteſte Landmann empfindet ein Vergnügen, wenn er ſeiner Hände Arbeit gerathen ſiehet. Der Zuwachs eines wichtigen Pertinenzſtüks ſeines Landguts wird ihm eben ſo viel Freude machen, als einige andere Verbeſſerungen deſſelben. Sein junges Holz, das in wenig Jahren aus einem ſonſt faſt nicht brauchbaren Grunde ſich zu erheben, und zuſehends zu wachſen anfängt, wird ihm ſo angenehm vorkommen, daß er es niemals ohne Zufriedenheit anſehen wird. Wer eine Neigung zu artigen Erfindungen hat, wird ihr bei Einrichtung der oben erwehnten Durchſchnitte, und Abtheilung in gewiſſe Quattiere was zu ſchaffen geben, und aus ſeinem jungen Walde eine Art von Luſtgehölze machen können. Dieſe nach ſeinem Geſchmak eingerichtete Anordnung, ſo ihm nichts koſtet, wird ihn eben ſo viel ergözen, als wohl ein Luſtgarten thun kan, deſſen Annehmlichkeit mit einer empfindlichen Vorſtellung der Unkoſten ſo drauf gehen, begleitet, und dadurch ſehr vermindert wird. Ein Liebhaber der Jagd wird in wenig Jahren einen Park zu ſehen bekommen, den er ſelten leer von allerhand groſſen und kleinen Wilde antreffen wird: er wird ſich auch damit die beſte Gelegenheit zu dem anmuthigen Vogelſang verſchaffen; und eine ſonſt edles Gemüthe wird von der Vorſtellung, daß ſein Werk auch andern, die lange nach ihm kommen, noch nüzlich ſeyn werde, eines Vergnügens genieſſen, ſo er keinem andern nachſezen wird. Ich wünſche meinen Mitbürgern alle dieſe Luſt, und aus ſolchem Triebe habe ich es unternommen, ſie dazu anzureizen.

N. N.

Gedanken über die verſchiedenen Würkungen des Branteweins im menſchlichen Körper,

von

D. Joh. Gottfr. Pietſchen aufgeſezt.

Hier ſind Gedanken, von der verſchiedenen Wirkung des Branteweins im menſchlichen Körper. Ich habe ſehr unpartheyiſch davon gehandelt, und zum Nuzen der Menſchen angezeigt, in wie weit er einem jeglichen in Abſicht auf ſeine Geſundheit dienlich und ſchädlich iſt. Ich ſehe dieſe Gedanken in der That um ſo mehr als etwas beträchtliches an, weil der Gebrauch dieſes Getränks, wenigſtens in Teutſchland, faſt allgemein iſt. Aber was werde ich denjenigen fur einen Troſt bringen, welche ſich ſo ſtark in dieſen Saft verliebt haben, wenn ich ihnen den Gebrauch deſſelben nach den Gründen der Geſundheitsregeln werde abſagen? Ich will mir gar keine Belohnung verſprechen; und wenn ich ganze Fuder Flüche und Verwünſchungen werde hören müſſen, ſo will ich nicht den geringſten Theil daran nehmen.

Was das Wort Brantewein, ſeinem Laut nach, bedeutet, das wiſſen auch unſere Kinder, und ich würde eben keine Lügen von der gröſten Art reden, wenn ich ſagte, daß ſie ſchon einen kleinen Begrif davon mit auf die Welt brächten. So wahr es aber iſt, daß der Brantewein ein höchſtgebräuchliches und bekanntes Ding in unſern Landen iſt, ſo gewis iſt es auch dagegen, daß ihn die allerwenigſten Menſchen ſeinem Weſen und Wirkungen nach kennen.

Die Mode des Branteweintrinkens mus wohl noch täglich gröſſer werden; denn an vielen Orten trift man faſt zu unſern Zeiten in jedwedem Hauſe einen Branteweinbrenner an. Sogar habe ich mir ſagen laſſen, daß ſich die Stümperärzte aufs Branteweinkochen zu legen anfingen. Und wer wüſte, wenn ich hier die Art, denſelben zu machen, lehrete, ob nicht die Zahl der Branteweinskocher noch gröſſer würde? Ich ſehe aber übele Folgen davon zum voraus, und darum will ich nichts umſtändliches von ſeiner Bereitung gedenken. Noch weniger würde es vortheilhaftig ſeyn, wenn ich hier den Erfinder von dieſem chemiſchen Geiſte bekannt machen wollte. Denn wie leicht könnte es geſchehen, daß die aufrichtigen Verehrer deſſelben ſeinen Erfinder zum Abgott machten, und ſeinetwegen wohl gar Freudenfeſte anſtellten. Meine Einbildungskraft iſt jezo ſo gros, darum gedenke ich ſolche Folgen. Es mögte nun geſchehen, oder nicht; ſo bin ich doch deſto mehr verſichert, daß es eher nachbleiben wird, wenn ich den Entdeker deſſelben verſchweige. Denn daß die redlichen Liebhaber dieſes Saftes ſo weit gehen, und, wie ehedem die Athenienſer, einem Unbekannten zu Ehren einen Tempel aufrichten ſollten, will ich ganz und gar nicht verhoffen. Ich will eher nichts mehr von dem Brantewein noch von ſeiner Wirkung ſagen, bis ich etwas von ſeiner weſentlichen Beſchaffenheit werde vorgebracht haben, und dieſes kan am kürzeſten geſchehen, wenn ich eine gegründete Erklärung von demſelben voraus ſchike. Wenn mich jemand fragen würde: Was iſt der Brantewein? So wollte ich ohne fernern Zeitverluſt antworten:

Der Brantewein iſt ein durch die Gährung aus vegetabiliſchen Dingen hervorgebrachter entzündlicher und leichter Saft, welcher aus vielem Waſſer, etwas zartem und flüchtigem Oel, und noch weniger ſaurem Salze, ſo durch die Gährung genau mit einander verbunden worden, beſtehet.

Wenn ich ein rechter Logicaner ſeyn wollte, ſo müſte ich meine Erklärung durchgehends zergliedern, und wiederum deutlich machen, was eine Gährung, vegetabiliſche Dinge, Waſſer, zart und flüchtiges Oel, ſauer Salz und genaue Miteinanderverbindung ſey. Aber ich wills nicht ſeyn; und dieſes iſt die Urſache, warum es nicht alſo gemacht wird. Die Welt wird doch immer klüger; denn erſtlich muſte es lauter Tokaier, Spaniſcher, Ungariſcher und anderer koſtbarer Wein ſeyn, wenn man Brantewein haben wollte. Man ſehe hievon die alten chemiſchen Betrüger, unter welchen Helmont, Theophraſtus Paracelſus, Johann Agricola ꝛc. nicht unbillig die beſten Pläze verdient haben. Dieſe dringen mit aller Macht auf gebrannten Wein (Spiritus Vini) bey chemiſchen Arbeiten, welcher aus natürlichem Wein gemacht worden. Allein heute zu Tage gilt es den vernünftigen Chemiſtis gleichviel, ihr Weingeiſt mag aus Hefen, Korn, Weizen, Haber, Aepfeln, Birnen oder ordentlichem Weine gemacht ſeyn, wenn er nur behörig iſt gereinigt worden. Hernach aber hat man denſelben faſt aus allen vegetabiliſchen Früchten verfertigen lernen, und man richtet ſich nunmehro nach der Beſchaffenheit eines jeglichen Landes. Sind an einem Orte viel Weinhefen anzutreffen, ſo wird er von den Einwohnern ſolcher Gegend auch daraus gemacht. Gibt es viel Obſt in einer Landesgegend, gibt es viel Getreide anderwärtig: ſo mus es ſich gefallen laſſen, in Brantewein durch gewiſſe Handgriffe verkehret zu werden. Etwas artiges iſt es, daß die fleiſigen Chemiſten beſonders riechende Kräuter nehmen, dieſelben behörig zum nöthigen Grade der Gährung befördern, und denn durch Abziehung über einen Helm in Brantewein verwandeln; welcher insgemein die Eigenſchaft des Krautes, ſowohl in Anſehung des Geruchs, als auch der beſondern Wirkung nach, an ſich behält.

Wegen der Gegenwärtigkeit des ſauren Salzes im Brantewein hat einiger Zwieſpalt unter den gelehrten Chemiſten heraus kommen wollen. Wenn ich aber die Gründe und Gegengründe dieſes Streites mit anführen wollte, ſo würde ich manchen meinen Leſer verdrieslich werden. Indeſſen aber ſo will ich wenigſtens meine Meinung von dieſer Sache nicht länger in mir behalten. Nicht eben darum, als ob es mir wollte das Herz abſtoſſen; nein, ſondern weil es hier die Beſchaffenheit der Sache ſo mit ſich bringet, und dieſem Chemiſtenkriege vielleicht einige Minderung dadurch verſchaffet werden kan. Man mag ſagen, das ſaure Salz ſey nicht in dem Brantewein ſelbſt, ſondern nur in deſſen überflüſſigen Waſſer befindlich, oder man mag auch behaupten, daß es weder im überflüſſigem Waſſer noch in dem Brantewein ſelbſt gegenwärtig ſey; ſo macht man doch auf beiden Seiten Wind. Denn wenn ich auch alle Anſprüche eines ſauren Salzes in dem Brantewein nach einigen gewiſſen Merkmalen fahren laſſe, ſo bleibt deñoch allemal dieſer Erweis für das ſaure Salz im Brantewein übrig, daß er ſo wohl wenn er ganz und gar von aller überflüſſigen Wäſſerigkeit gereinigt worden, oder noch mit ſolcher verbunden iſt, nicht nur das Blut, ſondern auch die Milch, wenn er unmittelbar damit vermiſchet iſt, verdike (coagulire.) Dieſes aber iſt eine ungezweifelte Eigenſchaft des ſauren Salzes. Und hier ſtekt es eben, daß ich mit mageren Worten dem Weſen des Branteweins eine Säure zuſchreibe.

Ein gewiſſer chemiſcher Verſuch hilft meine Meinung hierinn noch weit mehr bekräftigen. Er iſt dieſer: Man nehme Brantewein, gieſſe denſelben in einen Kolben oder Retorte, ſchütte nach Gefallen viel oder wenig alkaliſch Salz dazu, treibe es mit Kohlenfeuer über, und gieſſe ſolchen Brantewein unter friſche Milch oder Blut, ſo wird er daſſelbe eben ſowohl verdiken, als wenn die Ubertreibung mit alkaliſchem Salze nicht geſchehen wäre. Und hiedurch wird deutlich er-

erwieſen, daß die Säure des Branteweins dergeſtalt mit dem flüchtigen Oele müſſe verbunden ſeyn, daß ſie auch vermöge der akaliſchen Salze nicht darinn könne verändert werden. Je mehr man auch den Brantewein von überflüſſigem Waſſer durch öfteres abziehen reiniget, deſto geſchwinder verdiket er Blut oder Milch. Woher alſo offenbar wird, daß die Säure deſſelben nicht in ſeinem Waſſer, ſondern in dem Oele durch alkaliſche Salze unzerſtörlich ſteken müſſe. Es veroffenbaret ſich auch das ſaure Salz des Branteweins insgemein durch das ſaure Aufſtoſſen aus dem Magen in den Mund, wenn man Brantewein getrunken hat. Und daß dieſe ſaure Ructus ihren Grund in einer wahren Säure haben, erkennet man ſehr deutlich, weil ſie den Augenblik durch die Einnehmung eines alkaliniſchen Salzes, (wozu ich inſonderheit die Tinctur. Tartari und des vortrefflichen Hofmanns Viſceralelixir, welches damit bereitet iſt, finde,) ausgelöſchet wird.

Nunmehro komme ich auf die verſchiedene Arten des Branteweins. Den Worten nach ſind mir nur eigentlich zwei Sorten deſſelben bekannt. Die eine davon wird Franz- und die andere gemeiner Brantewein genennet. Der gemeine bekömmt noch immer einen Beinamen von demjenigen Orte, wo er gemacht wird. Es gibt aber überdis noch Leute, welche vom rheiniſchen Brantewein viel Prahlens zu machen wiſſen, und wenn man ihnen Beifall gäbe, ſo wären gar drei beſondere Gattungen vom Brantewein aufgebracht. Allein da er eben ſowohl aus Weinhefen, wie der Franzbrantewein gemacht wird; ſo wüſte ich eben nicht, wo ein beſonderer Unterſcheid zwiſchen dieſem und jenem herkommen ſollte, und warum man mit Wahrheit mehr denn zwei Arten behaupten könnte? Uberdis iſt aber keinesweges zu läugnen, daß nicht nur unter dem Franzbrantewein, ſondern auch unter dem ſogenannten gemeinen Brantewein ein ſehr merklicher Unterſchied ſey, und wer dem Brantewein auch einen Namen nach der eigentlichen Materie, wovon er herkömmt, beilegen will, dem wirds auch niemand aus wichtigen Gründen verdenken können.

Dieſer Unterſchied aber kömmt allemal, auf das, woraus, und auf die Art, wie er gemacht wird, an. Wer aufmerkſam und erfahren iſt, der wird allemal Merkmale beim Brantewein, welcher aus Roken, Weizen, Gerſten, Obſte, ꝛc. verfertiget worden, eine Sorte von der andern wohl zu unterſcheiden, antreffen. Allein, nichts iſt hierzu geſchikter, als der Geſchmak. Wer den Grundſaz nur, daß eine jedwede Art der natürlichen Körper, ſeinen Beſtandtheilen nach, unterſchieden iſt, recht eingenommen hat, dem kan unmöglich dunkel ſeyn, woher der Unterſchied des Branteweins, wenn er aus verſchiedenen Dingen bereitet worden, komme. Noch iſt der Brantewein in Anſehung ſeiner Reinigkeit, d. i. wenn er mehr oder weniger überflüſſig Waſſer bei ſich hat, unterſchieden. Und dieſer Unterſchied iſt, ſowohl beim Geſchmak, als auch hernach in ſeinen übrigen Wirkungen, ſo er im Menſchen hervorbringet, zu erkennen. Denn wenn der Brantewein gar kein überflüſſiges Waſſer führet, ſo iſt es reinſter Weingeiſt, (Spiritus Vini rectificatiſſimus) und dieſer kan die Menſchen weit eher von Sinnen helffen, als derjenige, welcher viel überflüſſige Waſſertheile bei ſich hat. Ich ſtelle mir ſo gewis vor, daß nicht alle Leſer dieſe Gedanken verſtehen werden, was doch das überflüſſige Waſſer unter dem Brantewein bedeute, als ob ich wirklich darum gefragt würde. Und dieſen zu gefallen, will ich etwas verſtändlicher davon reden.

Ich wüſte aber nicht, wie ich dieſes beſſer anſtellen könnte, als wenn ich die einzelen Dinge des Branteweins nach einem gewiſſen Verhältnis gegen einander beſtimmte. Es ſoll dannenhero geſezt ſeyn, daß der reineſte Brantewein aus vierzig Theilen ordentlichem Waſſer, einem Theil flüchtigem Oel, welches durch die Gährung genau vierzig Theile Waſſer zu ſeiner Auflöſung bedürfte, und einem achtel Theil ſaurem Salze beſtehe. Das ſaure Salz und das flüchtige Oel ſind in dem Branteweine allemal in einer gewiſſen Zahl zuſammen, wie ſie durch die erforderte Gährung erzeugt werden. Allein das Waſſer läſt ſich jederzeit ohne allen Widerſtand über ſeine beſtimmte Zahl mit demſelben vermengen, und dient zu weiter nichts, als daß es dem Branteweine ſeine Kraft ſchwäche. Von dem flüchtigen Oel hängt alſo die Kraft des Branteweins hauptſächlich ab. Wenn nun 40. Theile Waſſer mit ein Theil flüchtigem Oel, oder aber 80. Theile Waſſer mit ein Theil flüchtigem Oel vermiſcht ſind, ſo kan dennoch nur einerlei Wirkung von beiden Arten des Branteweins, wenn ſie im angegebenen Gewicht genommen worden, in uns hervor gebracht werden. Hieraus aber veroffenbaret ſich, warum man von mancher Sorte Brantewein viel, von mancher aber nur wenig zur Trunkenheit bedarf. Unſere Bauren geben allezeit Achtung, wenn ſie Brantewein ins Glas gieſſen, ob er auch perle. Sezet er in der Oberfläche beim Eingieſſen Perlen, welche nicht geſchwinde vergehen, ſo heiſt er ſchöner und ſtarker Brantewein; ſezt er aber keine Perlen, oder verſchwinden ſie ſogleich wieder, ſo wird er ohne alle Barmherzigkeit von ihnen für ſchlecht gehalten; welches aber falſch iſt. Denn ſowohl der ganz ſchlechte als auch der allerreinſte Brantewein hält keine Perlen, ſondern nur der, welcher von der Mittelſorte iſt. Ich darf mich nicht ſo oft in die Kleinigkeiten einlaſſen, ſonſt wollte ich den eigentlichen Grund von den Perlen des Branteweins hier ausmachen. Doch würde es denenjenigen, welche mechaniſch denken gelernet, eben kein beſonderer Dienſt ſeyn, weil ſie dieſes leicht auszu machen von ſelbſten fähig ſind.

Nunmehro will ich mich zur Erklärung der verſchiedenen Wirkung des Branteweins recht anſchiken. Ich ſeze aber eine allgemeine Regel von der Wirkungsart der Hülfsmittel insgemein, welche ſich ein jedweder mechaniſcher Arzneiverſtändiger nothwendig machen ſollte, zum voraus. Sie iſt dieſe:

> **Die Arzneien wirken allemal ohne Ausnahme, nachdem ſie die Beſchaffenheit des Körpers antreffen.**

Was gehet aber dieſes den Brantewein an, würden diejenigen fragen, welche nicht wiſſen, daß der Brantewein eine arzeneyiſche Kraft beſizt. Ich will es auch denjenigen, welche keine Arzneiverſtändige ſind, gar nicht verdenken, wenn ſie etwa bisher geglaubt haben, daß derſelbe nicht unter die Geſundheitsmittel zu rechnen ſey. Keinesweges aber iſt nöthig, daß ich ſogleich ſeine arzneyiſche Kraft erweiſen dürfte, ſondern am Ende wird ſichs finden, daß der Brantewein mehr denn zu viel heilſame Wirkungen im menſchlichen Leibe oftmals hervor bringet. Und wenn ich meinen Glaubensbrüdern (ich meine jezo die Aerzte) keinen allzugroſſen Tort erwieſe, ſo wollte ich denſelben vor aller Welt einen Verderber, oder doch wenigſtens einen gewaltigen Broddieb der Arzeneigelehrten nennen. Denn ich wollte alle meine Rittergüter verwetten, wenn kein Brantewein in der Welt wäre, daß die Aerzte weit mehr verdorbene Mägen würden zu heilen haben, als wohl gegenwärtig geſchiehet. Ob der Brantewein gleich zuweilen einigen Menſchen, welche keinen geſunden und veſten Körper haben, die Schwindſucht zuwege bringe; ſo will doch dieſes gegen die Menge der verdorbenen Mägen, welche er wiederum auszubeſſern oftmals im Stande iſt, wenig oder gar nichts ſagen. Wenn der gemeine Mann krank wird, ſo macht er eine Probe, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, mit dem lieben Brantetewein und dieſes wohl gar nach Art der Isländer und Ruſſen. Hilft es bald, ſo iſt es ihm deſto lieber; hilft es aber nicht geſchwinde, ſo läſt er den Muth bei ſeiner Cur darum nicht ſinken, ſondern fähret noch acht Tage damit fort. Bemerkt er etwas Beſſerung, ſo ſucht er gewis keinen Troſt bei den Aerzten, und wenn es auch in Kindesnöthen wäre. Vermerkt er endlich, daß derſelbe ganz und gar nicht anſchlagen will, ſo fliehet er doch wohl in der gröſten Noth zum Herrn Apotheker, und kauft ſich für zwei Groſchen Pillen, und purgiret damit ſeine Seele in die Ewigkeit. Die Bauren mögen auch Bauern, und die Narren immer Narren bleiben. Ich werde gewis keinen Raum weiter verſtreichen laſſen, ſondern meine Gedanken auf die wahrhaften Wirkungen des Branteweins eigentlich verwenden.

Die gemeinſte Wirkung des Branteweins beſtehet darinn, daß er die biegſamen Theile unſerer Machine einigermaſſen ſpannet, und daher zur Bewegung geſchikter machet. Ich zähle ihn deshalb zum Zuſammenziehungsmittel des erſten Grades. Und ich trage keinen Zweifel, deß mir nicht alle vernünftige Arzeneiverſtändige hierinn Beifall geben ſollten. Doch ich werde ihnen noch etwas von der Wirkung des Branteweins insgemein ſagen, das ſie vielleicht nicht vermuthen. Ich habe bei den Branteweinstrinkern angemerkt, daß ſie erſtlich ganz munter werden, die Abſonderungen und Ausſonderungen, ſo vom Blute kommen, werden vermehret, und ſie empfinden Begierde, etwas von Speiſen zu genieſſen. Allein einige Zeit hernach, wenn etwa eine Viertelſtunde verfloſſen iſt, ſo verkehret ſich dieſe Munterkeit in eine Schläfrigkeit und faſt Unempfindlichkeit bei ihnen; überdis aber werden ſie noch in ihrer äuſſerſten Haut zimmlich blaſs, und der ſüſſe Schlummer ſchleicht ſich bei ihnen unvermerkt ein. Diejenigen nun, ſo dieſe Wirkungen nicht recht einzuſehen fähig ſind, pflegen ſich mehrentheils dergeſtalt auszudrüken, daß ſie ſagen, der Brantewein mache nur eine fliegende Hize. Mit dieſer Erklärung aber mögte wohl nicht allen und jedweden gedienet ſeyn. Ich bin daher bereit, ihnen eine etwas vollſtändigere Erörterung davon zu geben. Man darf nur die Beſtandtheile des Branteweins nach den Säzen der Chemie betrachten, ſo findet man ſchon zimmlich Licht, woher dieſes kommen müſſe. Der Brantewein beſtehet aus Waſſer, flüchtigem Oel und etwas ſaurem Salze. Das Waſſer des Branteweins, weil derſelbe nicht ſo häufig, wie das Bier eingetrunken wird, kan gewis wenig oder gar keine Wirkung in uns hervorbringen. Es mus daher wohl auſſer Zweifel das mehreſte vom Oel und Salze abhangen. Sowohl die Wirkung des flüchtigen Oels als auch des ſauren Salzes ſoll deshalb nicht nur zuſammen, ſondern auch ein jegliches für ſich oder insbeſondere angeſehen werden. Ich will alſo zuerſt das Salz und Oel des Branteweins, alſo zuſammen verbunden, einer Erklärung würdigen.

Wenn ich dieſe Gedanken nur blos für die kleinen Arzeneiverſtändigen abzufaſſen gedächte, ſo könnte ich ſie leicht tiefer in die Chemie einführen, und ihnen zeigen, wie man durch Hülfe des Vitriolöls das weſentliche Oel des Branteweins in ſeiner rechten Geſtalt darſtellen kan. Allein, da meine Gedanken zum Nuzen der Menſchen insgemein zuſammengeſchrieben werden, ſo wird es ſolcher Weitläuftigkeit gar nicht bedürfen.

Das ſaure Salz, indem es mit dem flüchtigen Oele in einem veſten Bande iſt, hat eine Kraft, unſere biegſamen elaſtiſchen Theile, ſowohl ſtraffer zu ſpannen, als auch in eine heftigere Bewegung zu ſezen. Dieſe unleugbare Wahrheit gründet ſich auf die beſtändige und ganz gemeine Erfahrung, welches die daraus herſtammende Wirkungen ſehr reichlich er-

weis

weiſen. Man hat aber eben nicht Urſache, mit dem Erweiſe dieſer Wirkung, allein aus der Erfahrung genommen, zufrieden zu ſeyn, ſondern die Betrachtung vom Oele und ſauren Salze des Branteweins insbeſondere kan uns belehren, daß die vorher angegebene zwei merkliche Wirkungen deſſelben ungemein richtig durch die Vernunft können begreiflich gemacht werden. Das ſaure Salz, wenn es mit vielen erdigten, oder auch wäſſerigten, wie im Brantewein, oder beider Arten Theilen zugleich, verſezt iſt, hat allemal eine Kraft, die biegſamen Theile der Menſchen kürzer zu machen oder zu ſpannen; wie der Alaun, Vitriol, Weineſſig, Biereſſig ꝛc. auch durch den Geſchmak offenbar bezeuget. Sind unſere biegſamen Theile kürzer gemacht oder mehr geſpannet worden, als ſie zuvor geweſen; ſo ſind ſie auch tüchtiger, dem Antriebe des Blutes zu widerſtehen; ja ſelbſt, da die Bewegung der flüſſigen Theile in unſerm Körper von der Beſchaffenheit der erſten abhanget, ſo läſt ſich gar leicht darthun, daß die vorangegebene Wirkungen des Branteweins, nämlich die Munterkeit, die vermehrten Abſonderungen und Ausſonderungen vom Geblüte, und die ſtärkere Begierde zum Eſſen, in demſelben und zwar deſſen ſauren Theilen gegründet ſey. Ich will vor jezo mit Schweigen übergehen, daß das flüchtige Oel, ſeinem Weſen nach, dieſe Wirkungen ebenfalls ſtark zu befördern geſchikt iſt.

Wo wird nun die wahre Erklärung der andern Gattung von der Wirkung des Branteweins herkommen? Ich habe geſagt, daß die Branteweinstrinker nach Verflieſſung etwa einer Viertelſtunde ſchläfrig, faſt unempfindlich und in ihrer Oberfläche ganz blos würden. Sind dieſes nicht einander entgegengeſezte Wirkungen, welche einerlei körperliche Urſache haben? Wer glaubt aber dieſes? Sollte nicht mancher hieraus etwas Widerſprechendes erzielen wollen? Es hat auch dieſe Lehre in der That faſt das Anſehen eines Widerſpruchs, da es doch gleichwohl nichts wenigers iſt. Denn, wer wohl Acht gibt, daß die Munterkeit und Schlummer erſtlich nicht zu gleicher Zeit da ſind, und zum andern die Art, wie dieſe Wirkungen des Branteweins hervor gebracht werden, wohl vernimmt, der wird von dieſem unreifen Vorurtheile geſchwinde befreiet werden.

Aber auf was für Art gehet es eigentlich zu, daß wir ſchläfrig, blaſs und unempfindlich werden von dem Brantewein? Die erſten Wirkungen deſſelben werden zwar auch in den Blutgefäſſen, gröſtentheils aber in dem Zuſammenhange der groben Eingeweide, und zwar durch Reizungen der biegſamen Theile zu ſtärkeren Bewegungen hervorgebracht. Die nachfolgende Art aber der Wirkungen des Branteweins hat eine ganz andere Bewandnis. Sie gründet ſich auf die Erläuterung. Wenn das flüchtige Oel des Branteweins den Umlauf einigemal mit unſerm Blute verrichtet hat, ſo wird es dadurch ſehr dünne und erhizt gemacht. Daher bekömmt es auch eine Kraft, die ganze Maſſe des Blutes auszudehnen, und gleichſam in eine Gährung zu bringen. Wird ein Körper ausgedehnet und in eine Gährung gebracht, ſo nimmt er auch mehr Raum ein, denn zuvor; nimmt er mehr Raum ein, denn zuvor, ſo kan es mit unſerm Blute, ſo lange es in Adern iſt, nicht anders geſchehen, als daß die Häute derſelben müſſen erweitert werden. Werden die Häute der Blutgefäſſe erweitert, und zwar durch die Erhizung des Blutes, ſo müſſen ſie nothwendig die nächſt daran gelegene Theile drüken; dieſe aber drüken wiederum ihre angränzende Theile, und ſo dauret ein ſolchergeſtalt erregter Druk bis zur äuſſerſten Haut fort. Aus dieſer Erweiterung und Drükung eines Theils an den andern mus allerdings eine Untüchtigkeit zur Bewegung erfolgen. Aus dem Mangel der Bewegung aber kom̃t die Unempfindlichkeit. Aus der Unempfindlichkeit der Schlaf

Die

Dieſes ſind lauter wahrhafte Säze, welche die beſtändige Erfahrung recht merklich unterſtüzet, und deshalb wird man wohl keine Einwendung dagegen machen können. Allein der Erweis der blaſſen Farbe aus der Wirkung des Branteweins fehlet noch. Ich will ſie auch aus der Mechanik des menſchlichen Leibes erklären. Man kan aus dem ieztgemachten Erweiſe von den Nachwirkungen des Branteweins abnehmen, daß die Bewegung dadurch ſowohl flüſſiger als veſter Theile gegen einander ſtark vermindert werde. Wird nun die Bewegung hauptſächlich des Herzens, der übrigen Blutgefaſſe und des Blutes ſtark vermindert, ſo iſt offenbar, daß das Blut nicht in die zarteſten Adern der Oberflache unſerer Haut fortgeſprizet werde, ſondern es mus nur in den grobern und naher nach dem Herzen zu gelegenen bleiben. Das Blut aber macht die Röthe unſerer Haut aus. An denjenigen Orten unſers Körpers nun, wo es nicht gegenwärtig iſt, entſtehet die blaſſe Farbe. Und nun wäre auch dieſe Wirkung des Branteweins erwieſen. Man darf es aber von demſelben nicht weiter verſtehen, als wenn er nur in keiner allzuſtarken Menge eingenommen iſt.

So weit iſt die Rede von den gemeinſten Wirkungen des Branteweins im menſchlichen Körper geweſen. Jezt aber ſoll ſeine Kraft in demſelben auch noch insbeſonder angegeben werden. Der Ordnung u. Deutlichkeit halber ſoll dieſes erſtlich nach der Vielheit, in welcher er getrunken wird, und dann, nach der Beſchaffenheit des Körpers, von welchem er eingenommen wird, geſchehen. Ich erweiſe gern meine Sachen aus guten Regeln, und gleich fällt mir eine bei, welche gewis nicht ſehr unbekannt, und doch dabei ungemein gegründet iſt. Hier folgt ſie:

> Die Gewohnheit und der beſtändige Gebrauch der Dinge verändern ihre Wirkung im menſchlichen Leibe ſehr merklich.

Wir bemerken dieſes nicht nur an Opio thebaico, Schnupftabak, Wein, Bier ꝛc. ſondern auch an Brantewein. Diejenigen, welche zum erſtenmale die Probe mit dem Branteweintrinken machen, bedürffen kaum den zwanzigſten Theil eines Maſes zur Betaumelung. Hingegen diejenigen, welche bereits ſtarke Ubung darinn gehabt haben, müſſen ſchon etwas tiefer in die Branteweinsbulle guken, wenn ſie einen Rauſch davon haben ſollen; ja es gibt Leute, welche wohl mehr denn zwei Maas zu ihrer täglichen Ladung verſenken. Ich kenne einige Geiſtliche, denen man es nicht ein mal anſiehet, wenn ſie ſchon für acht Groſchen Franzbrantewein nur zum Morgenbrode eingenommen haben. Und wenn man dem Herrn von Rohr, in ſeiner Kunſt, die menſchlichen Gemüther zu erforſchen, beipflichtet, ſo ſind ſie doch nicht unter die Trunkenbolde zu zehlen. Warum? Weil es ihnen in ihren Verrichtungen keine Hindernis zuwege bringet.

Wenn man ohngefehr 2. bis 4. Loth vom ordentlichen Brantewein trinket: ſo beſtehet ſeine Wirkung darinn, daß er den Magen und die Gedärme ſtärket, und die natürliche Bewegung (motum peristalticum) derſelben befördert, die Blutgefäſſe zur Bewegung reizet, den Kreislauf des Blutes vermehret, die Ausdünſtung beſchleuniget, und endlich eine kleine Erweiterung der Nerven und anderer biegſamen Theile, woher die Unempfindlichkeit kömmt, welche die alten Weiber immer ausdrüken, wenn ſie eben treuherzig und bei guter Laune ſind: Es iſt mir recht wohl nach dem Schlükgen geworden, hervorbringet. Nach dieſem angegebenen Maaſe könnte man ſich etwa mit dem Branteweintrinken, wenn es zur Geſundheit geſchiehet, richten. Allein die Vorſchrift wird dennoch bei vielen ihre Ausnahme leiden müſſen. Und überhaupt läſt ſich keine allgemeine Regel geben, in welchem Gewicht und Maaſe der Brantewein zur Geſundheit müſſe gebraucht werden, weil die körperliche Beſchaffenheit der Menſchen, auch die Güte des Branteweins ſelbſt, ſo ſehr verſchieden iſt, und bei manchem die Gewohnheit des Branteweintrinkens mehr und weniger eingeriſſen hat. Doch lieſſe ſich dieſes in ſo fern beſtimmen, daß man demjenigen Menſchen, bei welchem der Gebrauch des Branteweins noch nicht zum Handwerk geworden, etwa täglich vier oder auch wohl ſechs Loth zur Geſundheit verordnete.

Unter der Trunkenheit hat man allerdings Urſache, viele Grade zu ſezen. Der Brantewein hält aber den Grund davon zum allermeiſten in ſich, und nichts iſt geſchikter, dieſelbe in uns zu wirken, als der Brantewein. Wenn aber die Menſchenkinder trunken worden ſind, ſo gehet ihnen immer der Mund über, womit das Herz angefüllet iſt. Was dieſes geſagt ſey, das erklären uns die Prediger. Man könnte doch aber in der That den Brantewein zu einem Mittel, die beſondern Neigungen der Menſchen kennen zu lernen, anwenden. Denn ich habe beobachtet, daß viele durch ein artiges Räuſchgen recht offenherzig worden ſind. Sie haben ohne vorgegebene Gelegenheit ſelbſt entdeket, welches Geiſtes Kinder ſie wären. Man konnte ihnen die Wirkung des Branteweins von der Stirne leſen. Nicht nur erkannte man neue Veränderungen in ihren natürlichen, ſondern auch willkührlichen Handlungen. Sie lobten ins Angeſicht, was ſie bei nüchternem Gemüthe hinter dem Rüken verachteten. Sie rühmten die Liebe, und bekannten ihre ehedem in derſelben gemachten Siege und Eroberungen. Sie wünſchten ſich angenehmen Umgang mit dem entgegengeſezten Geſchlecht, ob ſie gleich kurz vor der Trunkenheit die Keuſchheit als ihre gröſte Eigenſchaft geprieſen hatten. Sie legten beſondere Stüke ihres eigenen und beſondern Glaubensbekänntniſſes an den Tag; und kurz, ich bin überzeugt, daß der Trunkenheit die Verſtellungen der Gemüther ſtark vertreibet, und hingegen die Neigungen der Menſchen gröſtentheils entwikelt.

So wahr es aber iſt, daß der Brantewein die Kraft hat, ſowohl die Sitten der Menſchen zu entdeken, als auch ihren Körpern gewiſſe Veränderungen zu verurſachen; ſo gewis iſt es auch dagegen, daß ſelbſt die mehreſten Aerzte nicht eingeſehen haben, auf was Art und Weiſe derſelbe die Trunkenheit einführet. Die Herren Stahlianer geben es der Seele ſchuld. Und wenn man ſie fragt, wie dieſes zugehe, ſo geben ſie die Verſicherung, daß die Seele den Brantewein in ihrem Körper ſo anwende, daß daraus eine Trunkenheit entſtehen müſte. Wahrhaftig, unſere Seelen müſten recht einfältig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt, den Brantewein ſo anzuwenden, ſtünde, daß ſie ſich ſelbſt trunken machten, und alsdann ihre eigene Schande und Laſter anzeigten. Den wenigſten meiner Leſer würde auch die Erklärung von der Trunkenheit anſtehen. Ich werde aber ſo höflich ſeyn, und ihnen eine vernünftigere Erklärung von dem Grunde der Trunkenheit liefern.

Wenn jemand ſoll trunken werden, ſo iſt nothwendig, daß ſeine Nerven, hauptſächlich aber die Nerven der Sinne, in eine Art der Verwirrung müſſen gebracht werden. Es iſt aber gar nicht nöthig, daß dieſes allemal durch das Trinken geſchehen müſſe. Denn die Entzündungen im Haupte, und viele Körper des vegetabiliſchen Reiches, welches von mir in die Claſſe der Erweiterungsmittel (relaxantia) in meinem neuen Lehrgebäude, von der Eintheilung der Arzeneimittel, ſind geſezt worden, überzeugen uns, daß man die Vernunft nicht gebrauchen kan, wenn ſie in unſern Körper gekommen ſind. Allein allemal hat die Trunkenheit und die Verwirrung des Verſtandes, wenn ich die Entzündungen im Haupte ausnehme, einerlei körperliche Urſache, und wenn die Beraubung des Verſtandes nach einigen Stunden wiederum verſchwindet, ſo wird ſie auch nur auf einerlei Art eingeführet. Und dieſes gehet alſo zu: Ich will den Brantewein jezo, als das einzige Werkzeug zur Trunkenheit, in meiner Rede nur gebrauchen. Man kan aber die Erklärung von dem Urſprunge der Trunkenheit durch den Brantewein auf alle übrige Dinge, welche uns taumelnd machen, zugleich anwenden. Ich habe oben den Saz vorgetragen, daß, wenn jemand wolle trunken werden, ſo müßen die Nerven ſeiner Sinne in eine Art der Verwirrung gebracht werden. Verhoffentlich wird dieſer Saz von vielen für recht finſter angeſehen werden, und ich kan es ihnen eben nicht übel ausdeuten, zumal wenn ſie von der natürlichen und ungeſunden Beſchaffenheit unſers Körpers keine gute Erkänntnis haben. Allein ich werde ihnen weiter dienen, und ſagen, worinn dieſe Verwirrung beſtehe, und wie ſie hervorgebracht werde. Wie bald der Brantewein die Gedärme durchlaufen hat, ſo bald ſteigt er in die Milchgefäſſe, und dann ferner durch den Bruſtgang (ductum thoracicum) unter das Blut. Allhier hat er ſeine Kraft noch nicht völlig verlohren, die biegſamen Theile und vornehmlich die Blutgefäſſe in ſtärkere Bewegung zu ſezen, daraus dann eine Hize erfolget. Nicht lange darauf aber wird ſein flüchtiges Oel beſſer von dem Blute aufgelöſet. Die vorher bemerkte Hize verlieret ſich, die Muskeln und Nerven fangen an ſchlaff zu werden, und die Kraft ordentlich zu denken und zu handeln nimmt allgemach ihren Abſchied. Warum aber? Weil das flüchtige Oel des Branteweins, wenn es erſtlich mehr von unſerm Blute aufgelöſet worden, nicht mehr in unſere veſte, ſondern flüſſige Theile allein wirket. Dieſes aber läſt ſich auf dieſe Weiſe zum ſchönſten begreiflich machen: Man habe nur Achtung auf einen Menſchen, welcher anfängt von Brantewein trunken zu werden, ob ſeine biegſamen Theile nicht erweitert ſind, welches aus der geſchwächten Bewegung derſelben, ihrer blaſſen Farbe in der Oberfläche und zimmlichen Unvermögen zu willkührlichen Handlungen ſonnenklar kan abgenommen werden. Hingegen läſt ſich unleugbar anmerken, daß die Adern in der äuſſern Haut recht erhöhet und gleichſam aufgedunſtet worden, zum wahren Zeugnis einer in dem Blute vorgehenden innern ſtarken Bewegung (motus inteſtinus) oder Gährung. Nun bin ich bis auf die Gährung unſerer Säfte gekommen, wenn ſie von dem Branteweintrinken entſtehet. Wie wird es aber noch weiter werden, bevor der Grund von der Trunkenheit erſcheinet? Ich will den Fortgang davon ferner durch Vernunftſchlüſſe erweiſen, und am Ende die Erfahrung zu meinem Zeugen in Erklärung dieſer Sache anrufen.

Wenn unſer Blut in eine Gährung gebracht wird: ſo iſt nothwendig, daß es mehr Raum erfülle, denn zuvor. Erfüllet es mehr Raum, als vorher; ſo kan dieſes nicht anders geſchehen, als daß die Gefäſſe, darinn es iſt, in ihrem Durchmeſſer mehr ausgedehnet werden müſſen. Iſt aber das Blut nicht nur dünner, als zuvor, ſondern auch zugleich die biegſamen Theile mehr ausgedehnet, als vorher; ſo iſt offenbar, daß die kleinſten Theilgen des Blutes deſto leichter auch in die allergeringſte und unmerkliche Oefnungen unſerer fleiſchigten Theile eindringen können. Geſchiehet dieſes; ſo dürfen wir nicht viel um die Urſache der Erweiterung in unſern biegſamen Theilen zu der Zeit beſorgt ſeyn. Denn daß dieſelben, wenn ſie ſtark angefeuchtet werden, mehr ausgedehnet und erweitert erſcheinen, als zuvor, iſt eine Sache, welche ſo bekannt, als der Babilonier Thurm. Es iſt alſo dieſe widernatürliche Erweiterung unſerer biegſamen Theile eine wahre Folge von der Gährung unſers Blutes. Allein, je mehr das Gleichgewicht und der Widerſtand unſerer veſten Theile dadurch aufgehoben wird, deſto beſſer haben die flüſſigen freien Paſs. Daher aber iſt ſehr vernünftig zu ſchlieſſen, daß die innere Bewegung des Blutes um deſto mehr müſſe anwachſen. Und dieſe innere Bewegung des Blutes dauret ſo lange fort, bis dasjenige, was dieſe ſogenannte Gährung verurſachet, entweder durch den Schweis oder Harn aus dem Körper herausgeſchaft worden, oder in eine ganz andere Beſchaffenheit geſezt iſt.

Wer nun dieſe jeztgeſagte Zeichen, welche allemal in dem Körper vollgetrunkener Menſchen angetroffen werden, vernünftig und bedachtſam in Betracht ziehet, der wird nothwendig folgern müſſen, daß der nächſte Grund der Trunkenheit in einer widernatürlichen Ausdehnung der veſten Theile, und in einer unrechten Verdünnung des Blutes, welche von einer Gährung auf eine gewiſſe Zeit ihren Urſprung nimmt, beſtehe. Diejenigen nun, welche meinen jezterzehlten Wahrheiten vielleicht keinen Glauben beimeſſen wollen, haben doch nur die Gütigkeit, die körperlichen Merkmale betrunkener Menſchen genau in Augenſchein zu nehmen; ich verſichere, ſie werden nichts finden, das ſich nicht zu meiner Erklärung von der Trunkenheit ſchiken ſollte.

Die zu der Zeit gleichſam ſchaumende innere Bewegung unſers Bluts kan in der That nicht geringe ſeyn, noch auch mit einer übrigen Vielheit flüſſiger Theile in unſern Blutgefäſſen übereinkommen, weil ſonſt diejenigen, welche in kurzer Zeit etliche Maaſſe gemein Waſſer austrinken, und dadurch ihre Blutgefäſſe allerdings zur Ausdehnung nöthigen, und die Maaſſe des Blutes häufen, ebenfalls davon trunken werden müſten. Allein, wenn erfähret man dieſes? Ich zweifele; daß man würde zu weit gehen, wenn man ſich einbildete, es wären Leute, welche den Grund von dem Trunkenſeyn noch genauer wollten ausgeklaubet wiſſen. Und man könnte leicht bei dieſer Gelegenheit auf die Nerven und übrige Werkzeuge der innern und äuſſern Sinne verfallen. Da aber ſowohl die Beſchaffenheit der Säfte, als auch der veſten Theile bei det Trunkenheit im ganzen Körper vom Haupte bis zu den Füſſen wegen der zuſtoſſenden Veränderungen einerlei iſt, ſo kan man ſich gar wohl begnügen laſſen, wenn man nur weis, daß während der Trunkenheit unſer Blut dergeſtalt in eine innere Bewegung gebracht, und unſere biegſame Theile überhaupt alſo erweitert worden ſeyn, daß wir alsdenn faſt aller Empfindung unfähig worden. Hier iſt das Ende von der weſentlichen Urſache des Trunkenwerdens. Wo iſt aber die Erfahrung, als der vorher angegebene Zeuge geblieben? Auf dieſen Blättern kan ich keine Erfahrung mit dem Vosltrinken durch den Brantewein anſtellen; ſondern ich meyne, daß diejenigen, welche die Übereinſtimmung meiner Schlüſſe aus der Vernunft mit der Erfahrung prüfen wollen, auf Leute, ſo eben betrunken ſind, ſelbſt Achtung geben ſollen: ſo werden ſie gewis die Veränderungen, worinn ich den Grund der Trunkenheit geſezt, an ihnen warnehmen.

Laſſet uns nun ferner von den beſondern Wirkungen unſers feurigen Geiſtes handeln, und zwar von denen, welche von der angenommenen Vielheit abſtammen. Mir ſind eigentlich die Trunkenheit, welche nach vielen Graden mus eingetheilet werden; das Erbrechen, welches in abſcheulich ſtinkenden Appellationen nach Speyer, wie die Spötter der elenden Betrunkenen immer ſagen, beſtehet, der ſtarke Schlaf, und die damit verknüpfte Unempfindlichkeit; der heftige Schweis, und, wenn dieſer zurük gehalten wird, endlich die peinlichen Kopfſchmerzen bekannt.

Gewiſſenloſe Weibsbilder geben ihren zarten Kindern oftmals Brantewein zu trinken, daß ſie brav ſchlafen ſollen; allein ich bekenne nach meiner Pflicht, daß der Gebrauch des Branteweins, zumal der öftere und ſtärkere, bei ganz kleinen Kindern eine wahrhafte Urſache ihres bald darauf erfolgten Todes ſey. Ich zweifle ganz nicht, daß es einige geben wird, welche die Urſache gerne wiſſen mögten, warum der Brantewein Erbrechen erweke? Wolan! auch dieſe ſollen ihren Wunſch nicht vergebens gethan haben. Der Brantewein, als ein ſehr leichter und flüſſiger Körper, iſt wegen ſeiner Dünnigkeit recht geſchikt, in die kleineſten Oefnungen des Magens, weil er unverändert dahin kömmt, einzudringen, daſelbſt aber wirkt er dergeſtalt, daß er die Häute deſſelben ſpannet, und denſelben in ſtärkere Bewegung ſezet. Iſt dieſe Bewegung endlich durch gar zu vieles und öfteres Eintrinken deſſelben ſo hoch getrieben worden, daß dasjenige, was in denſelben enthalten iſt, geſchwinde und heftig von einer Seite des Magens zur andern geworfen wird. Geſchiehets nun, daß die Spannungen verkehrt entſtehen, ſo zieht ſich der Thürhüter des Magens (pylorus) und ſein ganzer unterer Theil dergeſtalt zuſammen, daß Speiſe und Trank, und was ſonſten bewegliches zu der Zeit in demſelben enthalten iſt, oberwärts in die Kehle gepreſt wird, und dann ſeinen Weg ferner zum Munde heraus nehmen mus. Und dieſes iſt die Art, wie der Brantewein das Erbrechen macht.

Bei denjenigen Leuten, welche ſehr erweiterte Gedärme und zimmlich verſtopfte Milchgefäſſe (vaſa lactea) haben, iſt die gemeine Wirkung des Branteweins daß er ſtarke Durchfälle (diarrhœæ enormes) erregt. Und welchergeſtalt gehet wohl dieſes zu? Ich will den Grund davon ganz kurz faſſen. Dis iſt es: Weil wenig Nahrungsſaft, welcher ſehr dünne und flüſſig iſt, bei ſolchen Leuten kan zum Blute kommen, weshalb ſie auch recht verhungert und verrunzelt ausſehen; ſondern mus mit den unnüzen Theilen der Speiſen in Gedärmen zurük bleiben. Wenn aber die Gedärme ſehr erweitert und ausgedehnet ſind, und die darinn enthaltene Dinge eine ganz flüſſige Beſchaffenheit haben, ſo iſt ſehr leicht zu ermeſſen, daß Durchfälle müſſen zum Vorſchein kommen, da der Brantewein eine Kraft hat, die biegſamen Theile in eine ſtärkere Bewegung zu bringen, zumal weil bei ſolchen Umſtänden, wenn die Milchgefäſſe zuſammengezogen ſind, ſeine ganze Wirkung in dem Zuſammenhange der groben Eingeweide verrichten mus.

Alle und jede Menſchen, welche bösartige, innere und krebshaftige Verhärtungen (ſcyrrhi) haben, müſſen ſich ohne Ausnahme auf das ſorgfältigſte vor dem Branteweintrinken hüten. Denn da der Brantewein nicht nur das Blut erhizet, wodurch es flüſſiger gemacht wird, ſondern auch die biegſamen Theile der thieriſchen Maſchinen hernachmals erweitert, ſo gehet es gar leicht an, daß durch den Gebrauch deſſelben dieſe Verhärtungen geöfnet werden; wodurch denn Geſchwüre, welche, da ſie in innern Theilen, und folglich faſt unheilbar ſind, erzeuget werden; die denn vielen das Lebenslicht ausblaſen helfen. Leute, ſo vor kurzer Zeit ſtarke Wunden bekommen und viel Blut vergoſſen haben, dürfen ſich nicht ohne ſonderbare Gefahr unterſtehen, ein tröſtlich Schlürfchen Brantewein zu verſuchen, weil er alsdenn gar gerne Entzündungsfieber verurſachet, wobei die Kranken aber dem Tode immer näher, als dem Leben, ſind. Wer zu gefährlichen Blutflüſſen und ſtarkem Schweis geneigt iſt, auch widernatürlich dünne und flüſſig Blut hat, darf es ebenfalls nicht wagen, ſich mit dem Brantewein tief einlaſſen. Denn es iſt untrüglich wahr, daß derſelbe den Schweis vermehre, die Blutflüſſe errege, und die Flüſſigkeit der Säfte ungemein befördere. Hingegen die Waſſerſüchtigen, auch bisher

ſo

ſogenannten Phlegmatiſchen und welche von Winden beängſtiget werden, können ſich mit allem guten Gewiſſen des Branteweins zu ihrem Labſal bedienen. Würde ich nicht unbarmherzig ſeyn, würde ich nicht eine unverantwortliche That thun, wenn ich den Gebrauch des Branteweins bei geſunden und veſten Naturen gänzlich auszurotten gedächte? Nimmer aber werde ich zu ſolchem Unternehmen ſchreiten. Denn wie mancher ehrlicher Bruder vertrinkt ſein Leid durch ein kräftiges Schlükchen? Wie mancher ſchwermüthiger Schuldner erſäuft ſeine freſſende Grillen mit Brantewein? Gewis, man lerne den Nuzen dieſes freudigmachenden Geiſtes nur recht erkennen; ich verſichere, die Überzeugung, daß er eine nuzbare chemiſche Creatur ſey, wofür dem ewigen Schöpfer nicht genug kan gedankt werden, wird nicht ausbleiben. Allein, man mus denſelben vernünftig gebrauchen, und ſich nicht ſelbſt dadurch zum Narren machen. Es iſt gar nicht in Abrede zu bringen, daß viele Menſchen ganz unverſchämt den Brantewein ausgurgeln, und denſelben recht ſchändlich misbrauchen. Ja es gibt Leute, welche ſich dadurch gänzlich ins Verderben ſtürzen. Ganze Familien gewöhnen ſich öfters ſo ſtark daran, daß ſie ſich täglich damit bis zur Thorheit anfüllen, und nach gerade in die äuſſerſte Armuth bringen. Nichts iſt wohl abſcheulicher, als wenn ſich das Frauenzimmer in dieſen Saft unerſättlich verliebet, und man verdenkets ihnen weit mehr, als den Mannsperſonen, weil es der Lebensart und den Sitten des weiblichen Geſchlechts ganz und gar entgegen zu ſeyn ſcheinet. Mir ſind hin und wieder Weibesbilder bekannt, welche eben nicht unter die geringſte Sorte ihres Standes wegen zu zählen ſind, die wahrhaftig alle ihren Hausrath und Kleider aus Liebe zum Brantewein in die Gefangenſchaft bei den Branteweinsſchenken geliefert haben. Und wer weis, wie viele ſich um ihre Vernunft, Geſundheit und Güter dadurch gebracht haben?

Die alten Mütergen wollen ihren Räuſchgens immer einen Mantel umhängen. Eine ſucht den Leuten weis zu machen, wenn ſie ſich ſo voll genuppelt, daß ſie an Wänden auf Händen und Füſſen kriechen mus, ſie habe die Mutterbeſchwerung; die andere klagt über Schwindel, Colik, Mattigkeit, unerträgliche Kopfſchmerzen, und ich weis nicht über was noch mehr. Endlich aber wird aus allen vorgegebenen Plagen ein unbrauchbares Kalb, welches die Kennzeichen ſeiner Materie deutlich an ſich ſpüren läſt.

Aber wie iſt die Wirkung des Branteweins bei geſunden Menſchen beſchaffen? Wann, und wie müſſen ſie den Gebrauch deſſelben damit anſtellen? Dieſe Frage faſſet noch drei Stüke in ſich, die gewis einiger Betrachtung werth ſind; und vielleicht finden etliche Leſer noch hierinn, was ſie eben haben wiſſen wollen. Meine Pflicht erfodert es, daß ich ſolche Säze und Regeln geben mus, welche hauptſächlich auf die Erhaltung der menſchlichen Geſundheit gerichtet ſind. Ich werde deshalb zum Beſchluſs auch alſo lehren, wie ichs bei jedermann mit gutem Gewiſſen verantworten darf, und niemand wird Urſache haben, ſich meiner Ausdrukungen anzunehmen. Allein, damit ich die übermäſige Weitläuftigkeit vollends vermeide, ſo will ich mich der Art, wahre und gründliche Säze ohne groſſen Beweis aus der Vernunft vorzutragen, vorjezo bedienen. Die Wirkung des Branteweins in geſunden Menſchen iſt zwar nicht allemal gleich, doch aber in der That bei rechtem Gebrauch oftmals heilſam. Wie es mit derſelben eigentlich zugehe, iſt bereits vorher faſt hinlänglich geſagt worden. Doch kan noch etwas, ohne eine Sache vielfältig zu ſagen, mit beigefügt werden. Der Brantewein kan theils als ein herrliches Hülfsmittel, welches ohne Ausſonderungen, (medicamentum alterans) theils als ein Geſundheitsmittel, welches durch, oder vermöge der Abſonderungen und Ausſonderungen, (medicamentum evacuans) die Fehler unſerer Maſchine ausbeſſert, angeſehen werden. Denn er ſtärket oder ziehet die biegſamen Theile zuſammen, und hernachmals dehnet er dieſelben auch wiederum aus. Und noch überdis verdünnet er auch unſere Säfte, indem er eine ſtärkere Bewegung verurſachet.

Als eine Arzenei, welche, vermöge der Ausſonderungen, unſere Maſchine in natürlichem Zuſtande erhält, erzeiget ſich der Brantewein, wenn er ſowohl den Schweis, als auch den Harn austreibet. Und wer wollte nun wohl fernerhin zweifeln, daß derſelbe eine heilſame Kraft habe? Jedoch iſt jederzeit anzumerken, daß man keinen Misbrauch aus dieſem unvergleichlichen Gute machen dürfe. Denn ſonſt kan es ebenfalls in ein tödliches Gift, wie alle übrige Hülfsmittel, und wenns auch die allerbeſten ſind, verkehret werden, und ſeine ſonſt heilſame Wirkungen können einen ganz andern Ausgang gewinnen.

Es iſt aber allerdings nöthig, daß man unterrichtet ſey, wann und zu welchen Speiſen ſich der Brantewein ſchike? Gewis, wer in dieſem Stüke keinen Unterſcheid zu machen weis, dem wird derſelbe wahrhaftig nicht allezeit wohl bekommen. Denn es gibt viele Dinge, welche ſich zum Brantweine in unſerm Leibe durchaus nicht räumen wollen. Ich will nur einen Saz überhaupt davon angeben, und alsdann einige Dinge, mit welchen der Brantewein in unſerm Körper nicht übereinſtimmen will, zum Beiſpiele anführen. Der Saz iſt dieſer: **Der Brantewein darf niemals getrunken werden, wenn man kurz vorher Speiſe und auch überflüſſige Dinge eingenommen hat, oder gleich darauf einnehmen will, welche eine Säure entweder offenbar bei ſich haben, oder in unſern Eingeweiden dahin verkehret werden, noch auch, wenn man zuvor weis, daß viele Säure im Magen befindlich iſt.**

Speiſen, ſo mit Eſſig bereitet worden, es mag durch, oder ohne das Kochen geſchehen ſeyn, welche mit Milch gemacht ſind, wie auch friſche Milch vor ſich, dienen mit Brantewein in unſerm Magen keinesweges zuſammen. Wer nun vernünftig und nach den Regeln der Geſundheit leben will, der vermeidet gewis, daß er ſolche Dinge in demſelben nicht zuſammen kommen läſt. Es fehlen alſo diejenigen, welche ihrer Geſundheit eine beſondere Güte zu thun vermeinen, wenn ſie gleich nach dem Caffee, welchen ſie mit Milch eingenommen haben, einen derben Schluk vom Brantenweine verſchlingen. Warum? Theils, weil die Milch von Brantenweine verdiket und zur Ernährung des Körpers untüchtig gemacht wird; theils, weil ſie oftmals davon ſaure und widrige (ſalvo honore, wie unſre Vorfahren immer geſagt haben) Rülpſe, welche den Kehldekel ganz roh freſſen, deshalb müſſen von ſich geben.

Wenn Brantewein zum Schweine- und Gänſeſchmalze getrunken wird, ſo erfährt man eine gleiche Wirkung davon. Allein, friſche Butter von Kühen mit Brod und Brantewein haben in geſunden Körpern die ſchönſte Wirkung von der Welt. Ja ich weis, daß viele Leute dafür halten, ſie könnten ihren Leib nicht beſſer pflegen, als mit friſchem Butterbrod und Brantewein. Sie vertreiben ſich auch auf Reiſen oftmals bis an den ſpäten Abend den Hunger damit, wenn ſie des Morgens eine reichliche Ladung davon eingepakt haben. Man ſollte aber daher faſt nicht gedenken, wie doch eine kleine Verſchiedenheit der Beſtandtheile unter Dingen, welche gleichwohl in ein Naturreich gehören, eine ganz entgegen geſezte Wirkung hervorbringen kan. Dieſe Erfahrung iſt ſo gemein, daß auch kein Menſch an der guten Wirkung des Branteweins, wenn er zum friſchen

Butterbrod mäſig getrunken wird, im geringſten zweifeln kan.

Allein, ſo wenig ſich Eſſig, Milch und Brantewein in unſern Magen vertragen, eben ſo wenig kömmt auch derſelbe mit Sauerkraute, Heringen, Käſe und dem Tobakrauchen überein. Denn es entſtehet bei vielen Menſchen nicht nur ſauer Aufſtoſſen davon, ſondern ſo gar auch heftiger Schluken, (Singultus,) und öfters Brennen im Magen. (Ardor ventriculi.) Es hat mir daher allezeit meine ganze Haut geſchaudert, wenn ich von meinem alten Arzte, der doch andern mit ordentlicher Lebensart hätte vorgehen ſollen, beim Knaſtertobakrauchen einen groſſen Tröſter voll ſtarken Brantewein habe verſchluken ſehen.

Ich habe noch zwei Wirkungen vom Branteweine in unſerm Körper bemerkt, welche in der That der beſten Lobrede würdig ſind; nur bedaure ich recht ſehr, daß ich nicht ſo weit in der Wohlredenheit, wie Tertullus, gekommen bin. Denn ſonſt würde ich gewis ohne langes Bedenken einen der allerſchönſten Lobſprüche auf dieſe zwei Wirkungen des Branteweins und zwar aus dem höchſten Tone anſtimmen. Allein, da mir das Vermögen eines hohen Redners fehlet, ſo mus ich dieſe Tugenden unſers jezigen Geiſtes nur kurz und ſchlecht ausdrüken. Wenn meine Leſer ſonſt gütige Naturen haben, ſo werden ſie ſich meinen Vortrag doch wohl vielleicht gefallen laſſen, wenn ſie nur ſo viel erkennen, daß ſie dieſe Wirkungen in ihren eigenen Nuzen daraus verwenden lernen. Iſt es nicht wahr, meine Leſer! ſollte nicht bald eine Neugierigkeit in euch entſtehen, wenn ich ein allzu groſſes Vorſpiel von den vorgedachten zwei Wirkungen des Branteweins machte? Wenigſtens bilde ichs mir ein. Damit ihr aber ſehet, wie ich euch lieber Sachen, als bloſſe Worte vortrage; ſo folgen hier die Wirkungen recht natürlich:

Die erſte beſtehet darinn, daß der Brantewein die durch Reiſen und Arbeit matt gewordene Menſchen, faſt in einem Augenblike; wenn ſie einen mäſigen Trunk davon nehmen, dergeſtalt wiederum ſtärket, als ob ſie an ihren Kräften nicht den mindeſten Abgang gehabt hätten. Und aus dieſem Grunde gewöhnen ſich die Läufer ſo ſtark zum Brantewein, wenn ſie ſich durchs Lauffen ſo ſehr angegriffen haben.

Iſt eine Art von Getränken in unſern Leib gekommen, welche keine Kraft hat, die Ausſonderungswerkzeuge gnugſam in Bewegung zu ſezen, daß ſie dadurch wiederum aus denſelben geſchaffet, und der Körper dieſer Beſchwerde entlediget würde; ſo thut ein guter Trunk Brantewein auch hierinn die beſten Dienſte. Denn in kalter Luft treibt er ſelbige durch die Harngänge, und wenn man warm iſt, und ſich durch äuſſerliche Bewegung erhizt hat, hauptſächlich durch die Schweislöcher aus.

Lebendige Thiere läſt der Brantewein in unſern Magen nicht aufkommen; man kan ihn deshalb auch als einen Wurmvertreiber betrachten. Daß er eine ſtärkere Begierde zum Eſſen und Trinken erweke, darf eben nicht wiederholet werden. Doch iſt dieſes nur von Leuten zu verſtehen, welche ſich des Branteweins blos zur Geſundheit bedienen. Sonſten habe ich an vielen wahrgenommen, daß ſie ſich bei vielem Branteweintrinken faſt alles Eſſens entſchlagen haben. Es kan dieſes als eine kleine auſſerordentliche Zugabe meiner Gedanken betrachtet werden. Aber nun folgt auch die noch verſprochene und anhörungswerthe Wirkung des lieben Branteweins:

Ich will ohne allen Umſchweif bekennen, daß ſie in einer bewerthen Maſe vieler menſchlichen Körper beſtehe. Es könnte ohne groſſes Kopfbrechen geſchehen, daß ich ſowohl die Urſache, wa-

rum

um der Brantewein unſern Leib ernähre, als auch die Art und Weiſe zeigte, wie dieſes eigentlich zugehe; allein es wird beides in den Schriften der Aerzte, welche von der geſunden Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes handeln; erkläret. und deshalb will ich nur den Grundſaz berühren: daß die menſchlichen Leiber nicht nur von harzigten, ſondern auch ölichten und reſinöſen Theilen, ernähret werden.

Ich glaube nichts wenigers, als, daß mir iemand wider den Saz: Der Brantewein mäſtet viele Menſchen beiderlei Geſchlechts, etwas einwenden werde. Sollte es ſich aber dennoch zutragen, daß ihn ein oder der andere für unrichtig halten wollte; ſo würde er ſich ſo vielen Widerſpruch auf den Hals laden, den er die Zeit ſeines Lebens von ſich abzulehnen viel zu unkräftig ſeyn mögte. Denn die Erfahrung iſt in dieſem Stüke gar zu gros, als daß man ihr widerſprechen könnte. Wenn es erfordert würde, ſo wollte ich eine faſt ungeheure Zahl ſolcher Leute anführen, welche ſich durch ihr ſtarkes Branteweintrinken ſolche dike Bürgermeiſterbäuche angeſchaffet haben, als wenn ſie mehr, als ſechs Wiſpel Gerſtenſchrot verzehret, und dabei einer beſtändigen Ruhe in einem engen Gemach genoſſen hätten, und da würde mancher erfahren, wovon er ſo fett geworden. Quedlinburg, und viele andere Oerter, wo häufig Brantewein gemacht wird, können hiervon einen unumſtöslichen Beweisgrund abgeben. Man trift an ſolchen Orten nicht wenig Branteweinbrenner mänlichen und weiblichen Geſchlechts an, deren Bäuche mit den gröſten Biertonnen gewis nicht wenig Aehnlichkeit haben. Allein, ungeachtet der Brantewein diejenige Leute, welche eine geſunde Lunge und Leber haben, auch (wie insgemein geſagt wird) nicht anbrüchig ſind, noch ihre Leibeskräfte ſonſt liederlich verſchwenden, zu anſehnlichen Körpern verhilft; ſo finde ich dennoch etwas zu erinnern, nämlich, daß diejenigen, welche von vielem Branteweintrinken ſind fett worden, gar zu enge Luftröhren bekommen, und daher mit zimmlicher Beſchwerde, und überdis doch nur mit gelinder und heiſcher Stimme reden müſſen. Ich wollte deshalb diejenigen, welche viel reden oder ſingen müſſen, wie etwa Prediger, Schulbediente, Advocaten ꝛc. wohl von dem Vorſaze, mit Branteweine Hand und Daumen hoch zu mäſten, abgerathen haben. Denn ſie können bei ſolcher Leibesbeſchaffenheit keinen Tag vor Stichflüſſen ſicher ſeyn. Und was würde ihnen denn ſolche überflüſſige Fettigkeit helfen, wenn ſie ſich in der beſten Blüte ihrer Jahre müſten ins Grab tragen laſſen.

Endlich darf ich auch nicht vergeſſen, die Kraft des Branteweins, wenn er äuſſerlich an Menſchen gebraucht wird, zu rühmen. Damit ichs aber recht kurz ſage, ſo beſtehet dieſelbe darinn, daß er ſich entweder als ein Zertheilungsmittel (medicamentum reſolvens) oder Stärkungsmittel (medicamentum roborans) erhält. Ein Zertheilungsmittel gibt er ab, wenn ſich friſche Geſchwülſte (congeſtiones) entweder von innerlichen oder äuſſerlichen Urſachen, als von Schlägen, Stoſſen, Fallen, Quetſchungen ꝛc. in der Oberfläche unſers Körpers anſezen.

Als ein Stärkungsmittel führet ſich derſelbe auf in verſchiedenen Lähmungen der Nerven, Muſkeln, Sehnen ꝛc. ſo von Schlagflüſſen entſtanden ſind; in friſchen und alten Wunden, wo eine Zuſammenziehung nöthig iſt. In geringen friſchen Wunden ſtillet er das Blut. Ich erinnere hiervon, daß je weniger übrig Waſſer der Brantewein bei ſich hat, deſto beſſer erzeigt er äuſſerlich ſeine Wirkung. Will man ihn als ein Zertheilungsmittel anwenden, ſo mus er warm ſeyn, als ein Stärkungsmittel aber kalt.

Zum Vergnügen der ächten Verehrer des Brantweins will ich noch einen kräftigen Magenbrantewein machen lehren. Man nehme daher vier Loth gute Pommeranzenſchaalen, und eben ſo viel Citronenſchaalen, wo das Weiſe von der innern Seite ausgeſchnitten worden, denn ſonſt wird er zu bitter; Würznägelein, Zimmetrinde, Myrrhenharz von jeden ein halb Loth, rothe Sandelſpäne ein Quintlein, ſtoſſe dieſes alles zu Pulver, und ſchütte es in vier Maas guten Kornbrantewein, der Perlen hält. Dieſes bringe man zuſammen wohl verwahrt auf drei Tage und Nächte an einen warmen Ort, ſchütte es während ſolcher Zeit zum öftern um, und trinke alsdenn täglich vier Loth zur Geſundheit; als etwa eine Stunde vor Tiſche zu Mittage mit etwas Brod und Butter zwei Loth, und das übrige beim Schlafengehen. Ich verſichere, dieſer Gebrauch des Brantweins wird allen erwachſenen und geſunden Perſonen recht wohl behagen. Die vorgenannte Stunden geben auch die bequemſte Gelegenheit zum Branteweintrinken ab; weil der Brantewein nicht zum Verdauen der Speiſen, ſondern zur Stärkung des Magens und Beförderung des ſanften Schlafes mus gebraucht werden. Doch wird dieſe Vorſchrift bei denenjenigen, welche des Morgens weder Caffee noch Thee zu trinken gewohnt ſind, nicht allezeit Statt finden. Un man kan ihnen auch ganz wohl gönnen, wenn ſie bei Einnehmung des Frühſtüks ihren Theil Brantewein zur Verjagung böſer Nebel in ſich verſenken.

Meines Erachtens könnte es nicht unnüze ſeyn, wenn etwa von Weinen, Biere, Caffee, Thee, Schnupftobake, Tobake, rechtem Gebrauch der Liebe unter Eheleuten ꝛc. auf gleiche Weiſe Gedanken entworfen würden.

Von denen Schwierigkeiten bei Hauswirtlicher Nuzung der Waldungen.

Die Geſeze belehren uns, daß wer Waldungen zu Nuzen hat, ſich derſelben zu bedienen müſſe, wie es einem guten Hauswirth zukommt l. 9. §. 7. D. de Uſufructu. Daß hierzu vor andern dieſes mit gehöre, daß man die abgegangene Bäume durch andre wieder erſeze, zeiget der §. 38. Inſtit. de R. D. woſelbſt ein ſolches Zuziehen, als ein eigenes Geſchäfte eines guten Hausvaters angeführet wird. Es wäre überflüſſig, die Gründe zu erzehlen, warum dem gemeinen Weſen ſehr viel daran gelegen ſey, daß die Waldungen in ihrem Stande erhalten werden. Es begreiffet ein mittelmäſiger Verſtand ohne alle weitläuftige Beweiſe gar leicht, daß weil die Menſchen ohne Holz nicht zurechte kommen können, ein Land nothwendig von Leuten entblöſt, und wüſte werden mus, wenn der Holzmangel überal zu gros wird. Es iſt alſo ein jeder Hauswirth, der Waldungen zu nuzen hat, dieſe Vorſorge denen Nachkommen ſchuldig, weil damit das Wohlſeyn des ganzen Staats verknüpfet iſt.

Dieſes alſo voraus geſezt, ſo kommt es nun darauf an, wie es anzuſtellen ſey, daß Waldungen in ihrem Stande erhalten, das iſt: wie auf eine bequeme Weiſe jung Holz könne zugezogen werden. Denn man mag der Holzung noch ſo pfleglich ſich bedienen, man mag die Holzſparkunſt aufs äuſerſte treiben, ſo reichet dieſes noch nicht hin, einen Wald von ſeinem endlichen Untergange zu befreien; denn dieſer beſtehet aus einer gewiſſen beſtimmten und keiner unendlichen Anzahl Bäumen. Wenn man jährlich blos davon nimmt, und nichts dazu thut, ſo mus das Holz endlich alle werden. Soll alſo ein Wald hauswirthlich, das iſt, ſo genuzet werden, daß es allezeit ein Wald bleibt, ſo mus ſo viel jung Holz gezogen werden, als jährlich am alten abgehet. Allein bei dieſem Zuziehen eines jungen Waldes ereignen ſich ſolche wichtige Schwierigkeiten, daß man Urſache hat, die Sache in weitere Überlegung zu ziehen.

Es betreffen aber die Schwierigkeiten erſtlich den Plaz, wo der junge Zuwachs anzulegen; zweitens die Hut und Weide, ſo dadurch dem Vieh entzogen wird. Mein Abſehen gehet hauptſächlich auf das Tangelholz, ſo einem Lande zum Bauen, zum Pech und Theer und zum Verkohlen am unentbehrlichſten iſt. Es wird an einigen Orten Fichten, an andern Föhren, am dritten Kihnföhren, woraus ſonder Zweifel der Nahme Kiefern entſtanden, auch überhaupt Kienholz benennet: dieſe Art Holz läſt ſich nicht anderſt vermehren als aus dem Saamen.

Auf dieſelbe Stelle, wo der Wald jezo ſtehet, den jungen Zuwachs anzulegen, gehet nicht wohl an; denn man müſte ſolchen unter und zwiſchen den alten Bäumen ſäen; es kan aber wegen der vielen Wurzeln der alten der Erdboden nicht gnugſam aufgelokert werden, folglich kan auch der Saame nicht recht Erde faſſen, und mus nothwendig vieler unnüzlich ausgeſtreuet werden und verderben, ja der noch aufkommt, wird flekweiſe und viel zu dünne ſtehen, auch nicht recht zu Kräften kommen, denn was noch davon wächſt, hat unter den alten Bäumen keine rechte Luft und Sonne, und mus alſo der Wachsthum gar ſparſam von ſtatten gehen, auch nur ſchwache weichliche Bäume geben. Fallen trokne Sommer ein, ſo haben ſie viel zu wenig Nahrung, weil Regen und Thau mehrentheils in den belaubten Zöpfen der alten hängen bleibt, und was an Saft in der Erde ſtekt, zehren ſie gar bald aus, und entziehen dadurch den erwachſenen die Nahrung, ſo ſie durch die Wurzeln aus der Erde bekommen ſollten, daher dieſe auch an fernerem Zunehmen ſehr gehindert werden.

In naſſen Jahren hingegen ſtehen ſie zu feuchte, weil wegen Mangel der freien Luft die Feuchtigkeit nicht genug ausdampfen kan, daher viele anbrüchig, rindſchälig und faul werden, Schwämme anſezen, und mehrentheils verbutten. Wenn man endlich die alten Bäume nuzen will, kan man vor den Zuwachs nicht dazu; daher wird er wieder ruinirt, und von den alten, wenn ſie gefället werden, viele junge erſchlagen.

Ein neuer Plaz auſſer dem alten Walde iſt nicht leicht ausfündig zu machen. Man ſehe den Umfang eines Waldes an, und urtheile hernach, ob in einem Volkreichen Lande, da alle Winkel zum Fruchtbau umgeriſſen werden, damit die noch immer neuangeſezte Unterthanen ihr Brod gewinnen, ſolche ledige Pläze noch vorhanden ſind. Einige kleine dazu dienliche Fleke möchten ſich hin und wieder noch wohl antreffen laſſen, aber wenn blos dieſe mit Holz angebauet würden, ſo möchte einem Lande damit wenig geholfen ſeyn: denn was kan ein Gehölze vor Nuzen ſchaffen, mit dem man, wenn es anders ein Holzung bleiben ſoll, wenig mehr anfangen kan, als daß man es blos anſiehet?

Eine gleiche Bewandnis hat es mit denen völlig abgeholzten Blöſſen, die man hin und wieder in den Wäldern antrift, es werden ebenfalls keine anſehnliche Pläze heraus kommen, und da ſolche Seepläze vor zahme und wilde Thiere mit tüchtigen Zäunen verſehen werden müſſen, dieſe aber viel Holz freſſen, weil jede Blöſſe beſonders eingezäunet werden müſte, ſo macht dieſes auch nicht geringe Schwierigkeit.

Es ſind einige, die von Forſtſachen geſchrieben haben, auf den Rath gefallen, den Wald in gewiſſe Diſtricte abzutheilen, einen Theil nach dem andern abzuholen, und die ledige Stelle ſo gleich wieder zu beſäen. Durch dieſe Einrichtung würde nun zwar obigen Schwierig-

kei

keiten abgeholfen: allein es finden ſich dabei wieder neue. Es würde ſolchergeſtalt viel Holz, das noch im beſten Wachsthum ſtehet, drauf gehen, wenn ein Stük nach dem andern Fus vor Fus weggehauen würde, und in den übrigen Theilen geſchonet werden, bis auch die Reihe an ſie kommt, würde inzwiſchen vieles, ſo ſchon anfängt abzuſtehen, unnüzer Weiſe verfaulen; denn alte Bäume gehen nach und nach ins Verderben. Was ſchon Zopftreuge, rindſchälig oder ſchwammig iſt, nimmt wenig mehr zu, der Kern verfaulet, und wenn ſich ſchon auswendig neue Ringel anſezen, dadurch der Baum in der Dike zuzunehmen fortfähret, ſo faulet doch von innen eben ſo viel und noch mehr jährlich weg, endlich bricht ihn der Wind, weil der Kern morſch iſt, mitten durch: daher der beſte Rath iſt, dergleichen Holz, ſo bald man es antrift, zu verbrauchen, und alſo vor anderen am erſten wegzuhauen. Da man aber bei dieſer Eintheilung in Kreiſe ſolch Holz, ſo nun eben Zeit zu nuzen wäre, ſtehen und verfaulen läſt, folglich nicht zum Nuzen bringet, dagegen aber anderes, ſo geſund iſt, noch wachſen kan, und künftig weit beſſer zu nuzen wäre, zur Unzeit weghauet; ſo würde man der Abſicht offenbar entgegen handeln, und ſolchergeſtalt viel Holz verbringen, daß man doch ſchonen und erhalten will: denn auf ſolche Art würde dem Wald mehr entgehen, als die Nothdurft erforderte, und wirklich verbraucht würde, folglich könnte er ſo lange nicht mehr dauren, als er bei jeziger Einrichtung noch zureichen kan.

In Anſehung der Hut und Weide iſt die Schwierigkeit noch weit wichtiger: Der Mangel des Holzes wird vermuthlich die Nachkommen drüken, der Abgang an der Weide aber fällt augenſcheinlich den Lebenden zur Laſt. Ohne Vieh kan die Wirthſchaft auf dem Lande nicht beſtehen: und ohne Weide kan kein Vieh gehalten werden. Da nun anſehnliche groſſe Pläze zu Anlegung eines jungen Waldes gehören, da der junge Zuwachs wenigſtens 10. Jahr mit dem Viehtrieb verſchonet werden mus, da noch nach dieſen 10. Jahren in langer Zeit kein Gras unter dieſen jungen Bäumen wachſen kan, weil ſie dik in einander ſtehen und ſolches verdrüken; ſo mus nothwendig auf lange Zeit viel Weide abgehen. Es mag nun ein ſolcher Säeplaz angeleget werden wo er will, ſo wird er vielfältig ſolche Oerter treffen, wo die nächſtgelegenen Dorfſchaften ihren Viehtrieb haben, und dieſe ſind ſodann ruinirt. Die Weide auf den Wäldern reicht vor ihr Vieh nicht zu, und es gibt Zeiten, da ſie von den Feldern gar nichts zu genieſen haben; denn ein Theil iſt mit Winterſaat, der andere Theil mit Sommerſaat beſäet, und der dritte als die Braache wird umgepflüget. Wo ſollen ſie alsdenn mit dem Vieh hin, wenn ſie in den Wäldern nicht hüten können? Wird nun die Eintheilung in gewiſſe Gehaue beliebet, und ein Theil nach dem andern beſäet, ſo betrift dieſes Unglük nach und nach alle die Dorfſchaften, die an dem ganzen Walde liegen, und die Hütung darinne haben. Der Schade davon mus nothwendig ſehr merklich werden, wenn es auf ſolche Art mit allen Waldungen im ganzen Lande gehalten wird. Der Abgang des Viehes ziehet den Abgang des Brods nach ſich, denn ohne Düngung gibt der Aker endlich nichts. Die Menſchen können noch weniger ohne Brod als ohne Holz leben. So viel dem gemeinen Weſen dran gelegen iſt, daß die künftigen Einwohner Holz haben, eben ſo viel, ja noch mehr iſt iſt ihm dran gelegen, daß die gegenwärtigen nicht verhungern. Dieſe ſind einmal da, und müſſen ihren Unterhalt finden. Mit verarmten Unterthanen, da endlich Bettler draus werden, iſt dem Lande nicht gedienet, denn ſolche fallen dem gemeinen Weſen zur Laſt. Hingegen iſt ganz ungewis, ob das Land in künftigen Zeiten ſo bevölkert ſeyn wird als jezo. Kein Staat in der Welt iſt vor

Krieg und Peſt ganz ſicher, dieſe aber können die Einwohner bald dünne machen, alsdenn genieſt das Land einer Ruhe, dabei ohne alles menſchliche Zuthun das Holz in Menge aufwächſt: das beweiſen unſre jezige Waldungen, denn das Alter der älteſten Bäume darinne reicht in die Zeiten des 30 jährigen Krieges. Wäre es wohl verantwortlich, vor ungewiſe Nachkommen ſo zu ſorgen, daß die gegenwärtigen, die ſchon wirklich da ſind, drüber verderben müſten? Wer alſo den Zuwachs des Holzes befördern will, hat vor allen Dingen dahin zu ſehen, daß es ohne merklichen Abgang der Hut und Weide geſchehe. Sind nun die Schwierigkeiten, die ſich dabei ereignen, ſo gros, daß ſie gar nicht zu heben ſtehen, ſo iſt es eine unfehlbare Anzeige, daß ſchon mehr Volk im Lande iſt; als es ertragen kan. Denn weil wegen des Viehes, ſo ſie brauchen, kein Holz zugezogen werden kan, ſo kan denn auch ein Land ſeine Einwohner nicht länger verſorgen, als das gegenwärtig vorhandene Holz währet, folglich kan es ihnen keinen beſtändigen Unterhalt verſchaffen. Man wird leicht mit mir darinn überein kommen, daß wenn es an einem zur Leibesnothdurft unentbehrlichen Stüke fehlet, daß ſodann das Land nicht wohnbar ſey. Die Wohnung iſt das erſte, ſo Menſchen gebrauchen, womit ſollen ſie aber bauen, wenn kein Holz iſt?

Wir wollen aber die Schwierigkeiten eine Weile bei Seite ſezen, und kürzlich unterſuchen, wie es anzuſtellen, daß ein Wald durch den jungen Zuwachs in ſeinem Stande erhalten werde. Weil die Sache in Anſehung des Holzes an ſich, noch am erſten einen glüklichen Fortgang haben kan, wenn der Wald in gewiſſe Theile abgetheilet, ein Theil nach dem andern abgeholzet, und ſogleich wieder beſäet und geſchonet wird, ſo würde dieſe Art vor andern zu erwehlen ſeyn. Solchemnach kommt es drauf an, wie gros ein ſolcher Theil ſeyn mus, der jährlich zu beſäen iſt. Um dieſes ausfündig zu machen, mus man erſt wiſſen, wie lange ein Kienbaum zu wachſen hat, bis er zu ſeiner Vollkommenheit gelanget iſt: denn ſo lange mus eine ſolche jährlich zu beſäende Stelle Ruhe haben; bis die Reihe des Abholzens ſie wieder trift. Das ſtärkſte Holz, womit wir endlich zur Noth zu allerhand Gebrauch auskommen können, iſt ſolches, daß einen Bauſtamm abgibt, der 48. Fus lang, und im Zopf 12. Zoll im Durchſchnitt dike iſt. Nun iſt die Frage, wie alt iſt ein Baum von dieſer Beſchaffenheit? Die Antwort wird leicht ſeyn, wenn wir erſt wiſſen, wie viel ein Baum jährlich in die Länge und Dike zunimmt. Jenes erhellet aus der Länge des jährlichen Schuſſes, den er im Mai thut, und dieſes aus der Breite der Enge, die er um den Kern herum jährlich anſezet, und die man findet, wenn der Stamm quer durchſchnitten wird. Wenn man dieſes unterſuchet, ſo befindet man, daß der Wachsthum nicht alle Jahr gleich ſtark iſt. An ſolchen, die in gutem Wachsthum ſtehen, habe gefunden, daß der jährige Schuſs 1. bis 2. Fus manchmal auch drüber lang iſt. Die Breite der Ringe haben ſelten über ein Viertel Zoll, vielfältig nur halb ſo breit, und am meiſten ſo angetroffen, daß 3, 4. und mehr auf ein Viertelszoll gehen. Wenn man den Durchſchnitt miſſet, ſo nimmt man die Breite eines ſolchen Ringes 2. mal, weil er im Cirkel herum gehet; folglich nimmt ein Baum jährlich ſo viel in der Dike zu, als die doppelte Breite eines Ringes ohngefehr austrägt. Man kan alſo ſezen, daß ein Kienbaum, der in gutem Wachsthum ſtehet, jährlich ein Viertelszoll in der Dike und 2. Fus in die Länge wächſt. Mit zunehmenden Jahren nimmt zwar der Wachsthum in die Länge in Anſehung des jährlichen Triebes immer ab, aber dieſes hindert uns nichts; denn wir brauchen ihn nur von denen erſten Zeiten, da er im beſten Schieſſen iſt, zu wiſſen. Anfangs wenn der Saame aufgehet, verſtreichen wohl

5. bis 6. Jahr, ehe er zu ſchieſſen anfängt, in ſolcher Zeit wird der Baum nicht viel über ein halben oder ganzen Fus hoch, wenn er nun hernach jährlich 2. Fus ſchieſet, ſo brauchet er 24. Jahr, ehe der Stamm die Höhe von 48. Fus erreichet, der Wachsthum der erſten 6. Jahre mus auf den Stuppen gerechnet werden, der ſtehen bleibt, wenn der Baum gefället wird. Es hat alſo ein Bauſtamm von 48. Fus lang wenigſtens 30. Jahr zu wachſen, ehe er dieſe Länge erreichet hat, und alsdenn iſt der Zopf nur noch ein Reis von einem Jahre. Von dieſer Zeit an nimmt er daſelbſt in der Dike zu, und wenn wir nun dieſes jährlich auf ein Viertelszoll anſezen, ſo braucht er alsdenn noch 48. Jahr Zeit, ehe er daſelbſt im Durchſchnitt 12. Zoll diker wird, wie er ſeyn ſoll, folglich würde ein ſolcher Bauſtamm obige 30. Jahr dazu gerechnet, 78. Jahr alt werden müſſen, ehe er ſeine Vollkommenheit erreichet. Hiermit ſtimmet Döbels Jägerpractica P. III. p. 37. überein, welche will, daß das ſtärkſte Holz wenigſtens 80. Jahr alt ſey. Ich habe zum Grunde geſezt, daß ein Baum im guten Wachsthum ſtehen müſſe, wenn er ſich ſo verhalten ſoll. Da nun einer vor dem andern geſchwinder und ſtärker wächſt, ſo werden ſich auf einem ſolchen Säeplaz immer einige von dieſer Beſchaffenheit neben vielen andern, die es ſo weit nicht bringen, befinden: um aber in der Rechnung deſto weniger zu irren, und um ſo vielmehr dergleichen ſtarke Bäume zuwege zu bringen, wird man am beſten thun, wenn man 100. Jahr voll dazu anſezet, und ihm ſo viel Zeit zum völligen Wachsthum laſt. Solchennach würde denn ein Wald, den man auf dieſe Art in beſtändigen gleichen Stande erhalten will, auszumeſſen, und in 100. gleiche Theile einzutheilen, folglich jährlich ein hunderter Theil davon zu beſäen ſeyn. Man würde ſodann in hundert Jahren einmal durchkommen, und hernach von vorne wieder anfangen können. Weil aber die Stelle, ſo zu beſäen iſt, vorher abgeholzet werden mus, und dieſes ebenfalls hauswirtlich anzuſtellen iſt, ſo würden zwar vorerſt alle rindſchälige, trokne und ungeſunde Bäume zu Brennholz abzuſtammen ſeyn, wenn aber dieſe zur jährlichen Conſumtion nicht zureichten, müſten die fehlende aus den andern Theilen des Waldes zu Hülfe genommen, und die, ſo am wenigſten noch dauren können, zuerſt angegriffen werden. Unter denen übrigen geſunden Stämmen auf dieſem Plaze wird man allerhand Arten von ſtarken, mittel, und ſchwachen Bauholze, Sägeböke, Lattſtämme, Leiterbäume und dergleichen finden, weil gemeiniglich dieſe Sorten in Wäldern alle untereinander wachſen. Da nun aber auch jährlich dergleichen verſchiedene Sorten Holz gebrauchet werden, ſo müſte ſolches blos auf dieſer Stelle, und ſonſt nirgends angewieſen werden. Was denn noch von geſunden aber zum Bau nicht tüchtigen Holzes darauf befindlich, könnte man zum Verkohlen hingeben, und die Stuppen würden zum Pech und Theer, ſo viel dazu dienlich, anzuwenden ſeyn, die Zweige und Knüpfel aber, als das ſogenannte Raffholz denen Unterthanen zu ihrer Feuerung zukommen. Dieſes Abholzen und Abräumen müſte ohnfehlbar den Winter über geſchehen, und von denen Zweigen die jahrigen Kienäpfel, worinne der Saame ſtekt, abgeleſen werden, ſo könnte ſodann im Frühjahre, der ganze Plaz aufgeriſſen, und mit dem Baumſaamen wieder beſäet werden. Wenn auf ſolche Art jahrlich fortgefahren wird, ſo kan es niemals an Holze fehlen; vielmehr wird der Wald in kunftigen Zeiten ſo viel Holz, als immer möglich iſt, hervor bringen, und mit der Zeit in weit beſſern Stand kommen, als er jezo wirklich iſt.

Daß dieſe Einrichtung ſo hauswirtlich, als möglich iſt, gemacht ſey, ergibt ſich von ſelbſt, nur wäre zu wünſchen, daß es auch allenthalben zu practiciren möglich ſeyn möchte. Wir haben eben die Schwierigkeit in eine Weile bei Seite geſezet: wenn wir nun aber die Folgen von dieſer Einrichtung bedenken, ſo wachen ſie von neuen wieder auf; wir wollen aber doch ſehen, ob wir ſie nicht einigermaſſen aus dem Wege räumen können.

Anfangs fällt einem jeden in die Augen, daß wohl mehrentheils der hunderte oder auch der achzigſte Theil der Waldung zur jährlichen Conſumtion nicht zureichen möchte: man muſte alſo ſeine Zuflucht zu denen anderen Theilen nehmen, und daraus dem Mangel erſezen, ſolchergeſtalt aber würde die gemachte Ordnung bald wieder in Unordnung gerathen. In ſolchem Falle wäre klar, daß der Wald ſo lange nicht Holz darreichet, bis wieder welches zugewachſen, das ſo ſtark iſt, wie das jezige: es kan aber dieſes allein die gemachte Ordnung nicht hintertreiben, ſondern es würde nur ſo viel folgen, daß man jährlich noch gröſſere Pläze, als der 100. oder 80. Theil austrägt, zu beſäen hätte. Denn wenn es ſolche Beſchaffenheit mit dem Walde hat, ſo wird das Holz vor der Zeit abgehen, man mag junges zuziehen oder nicht, es iſt ja doch aber beſſer in die Stelle des abgegangenen wieder jung Holz zu haben als gar keins. Man würde auch ſodann nach allem Vermögen drauf zu denken haben, wie das Holz auf alle Weiſe zu ſparen ſey, damit die jährliche Conſumtion ſich nicht ſo hoch belaufe.

Ferner ſo könnte es geſchehen, daß man bei dieſer Abtheilung auf ſolche Oerter geriethe, wo entweder lauter allzuſtark oder allzuſchwach Holz befindlich, da man denn das benöthigte zu allerhand Gebrauch nicht finden würde. Allein dieſe Sorge möchte ebenfalls nicht viel zu bedeuten haben, denn aus ſtarkem Holze kan man bald ſchwaches machen, dazu ſind die Sägen in der Welt erfunden, und das allzuſchwache kan man ſtehen laſſen, weil dieſes ſchon Zuwachs iſt. Man kan im Nothfall 2. oder mehr Diſtricte zuſammen nehmen, und im andern finden, was der eine nicht hat, man überſchlägt mit dem Säen ein Jahr, und beſäet im folgenden einen doppelten Strich. Andere Bedenklichkeiten, die ſich bei einiger Uberlegung noch wohl heben laſſen, zu geſchweigen.

Nur wegen der Anfahrt des Holzes möchte es noch eine Schwierigkeit ſezen, welcher man dem Augenſchein nach nicht ſo leicht würde abhelffen können. Denn es würde zum öftern geſchehen, daß der Plaz, wo eben geholzet würde, eine oder mehr Meilen weit von dem Ort, wo es hingeliefert werden mus, entfernt wäre. Nun kan es dem, der das Holz vor Lohn anfährt, nich gleichviel ſeyn, ob er es in der Nähe, wo er wohnt, aufladen kan, oder ob er erſt Meilen weit darnach fahren mus; daher würde der Transport viel höher zu ſtehen kommen, als jezo, da der Liferante bei einer etwas weiten Anfahrt auch wieder in der Nähe ſo viel angewieſen bekommt, daß er mit ſeinem Geſpan dabei beſtehen, und die Lieferung vor ein mäſiges Lohn beſtreiten kan. Wenn nun die Anfahrt des Holzes viel koſtbarer wird, ſo mus auch nothwendig der Preis des Holzes ſteigen, und würden ſich viele finden, die es nicht mehr bezahlen könnten, in Anſehung deren es denn eben ſo viel ſeyn würde, als wenn kein Holz mehr vorhanden wäre, welches doch eben der Fall iſt, den man vors künftige befürchtet, und welchem man durch dieſe Einrichtung vorbauen will. Man ſtelle ſich vor, wenn ein Wald 2, 3. bis 4. Meilen lang wäre, dergleichen es noch wohl gibt, ſo würden alle Oerter, die drum herum liegen, ſonderlich die auf den Enden zu gewiſſen Zeiten ſo weit nach dem Holzplaze zu fahren haben, und einige, die vor ſich ſchon Meilen weit vom Walde entfernt ſind, würden es in die Länge gar nicht mehr ſchaffen können, woferne ſie noch unglüklich wären, daß ihnen das Waſſer die Zufuhr nicht erleichterte. Bei ſolcher Bewandnis würde ich

den

Rath geben, einen ſo groſſen Wald in verſchiedene kleinere nach Beſchaffenheit der Umſtände zu zertheilen, und ein jedes Stük als einen beſonderen Wald anzuſehen, ſo könnte mit jedem Stük nach der obigen Einrichtung verfahren, und auch dieſer Schwierigkeit in Anſehung der Anfahrt gröſtentheils abgeholffen werden.

Hauptſächlich aber würde bei dieſer an ſich vollkommen guten Einrichtung der Viehtrieb in die Wälder am meiſten leiden. Es mus ein ſolcher Säeplaz wenigſtens 10. Jahr mit der Hütung verſchonet werden; denn wenn auch einige Bäume, die in gutem Wachsthum ſtehen, noch eher ſo weit kommen, daß das Vieh die Gipfel nicht abbeiſſen kan, ſo bleiben doch viele, ja die meiſten weit zurük, und würden wenigſtens von dem Vieh zertretten und zerbrochen werden. Wenn nun jährlich ein hundertel Theil des Waldes beſäet wird, ſo würden in 10. Jahren 10. hundertel, das iſt der zehende Theil deſſelben geſäet ſeyn und geſchonet werden müſſen. Nach dieſen 10. Jahren könnte nun zwar die Hütung auf dem zuerſt beſäeten Flek wieder erlaubet werden, da aber dieſer Baumſaamen etwas dike ausgeſäet wird, weil die jungen Bäume dichte wachſen müſſen, damit ſie in die Höhe gehen, und ſich nicht in ſtarke Zweige breiten, ſo iſt es nicht möglich, daß ſo gleich wieder Gras drunter wachſen kan, vielmehr erſtiket, und vergehet auch das, was anfangs mit dem Baumſaamen zugleich hervorgekommen war. Zudem ſo fallen auch jährlich ſo viele Nadeln, (wie man das Laub nennet) von den Bäumen herunter, daß der ganze Boden damit dike bedekt wird, ſo daß der Saame von dem Graſe, der durch den Wind zugeführet, und dazwiſchen geſtreuet wird, keine Erde faſſen noch aufgehen kan: daher denn ein ſolcher Plaz viele Jahr lang ſo kahl wie die Hand bleibt. Man kan nun zwar nicht eigentlich beſtimmen, wie lange Zeit hierzu erfordert wird, bis der Boden wieder an zu grünen fängt; ſo viel aber iſt gewis, daß man ſicher noch andre 10. Jahre anſezen kan, ehe das Gras ſonderlich zum Vorſchein kommen wird, folglich gehören wenigſtens 10. Jahr dazu, ehe das Vieh davon wieder etwas zu genieſſen hat. Mittlerweile wird noch 1. zehendel Theil des Waldes beſäet, und würde ſolchemnach der 5. Theil nicht behütet werden können. Wenn nun aber der 5. Theil der Hütung abgehet, ſo würde auch der 5. Theil Vieh im Lande weniger ſeyn müſſen, welches ein ſehr merklicher Abgang wäre. Und wenn man ferner bedenkt, daß dieſer Abgang nicht einen jeden, der Vieh hält, nach Proportion betrift, ſondern blos diejenigen Dorfſchaften, die eben an dem Orte, der geſchonet werden mus, die Hütung haben, als welche ihr meiſtes Vieh auf 20. Jahr würden entbehren müſſen, dagegen die andern zwar anfangs keinen Abgang der Weide haben, aber endlich nach der Reihe ſolchen auch empfinden müſſen, wenn die Ordnung den Wald zu beſäen auch ihre Hutpläze betrift, ſo ſiehet man endlich, daß dieſe Einrichtung die Wälder mit jungem Holze anzubauen, unmöglich ſtatt finden kan, es wäre denn, daß auch dieſerwegen ein dienliches Mittel ausgefunden werden könnte, welches die Gelegenheit eines jeden Orts an die Hand geben müſte, und durch beſondere Unterſuchungen auszumachen wäre. Ich ſeze aber den Fall, daß kein zureichendes Mittel zu ſolcher Abſicht zu erfinden ſtünde, und daß alſo die allerbeſte und ordentlichſte Art die Wälder wieder anzurichten, dieſerwegen verworffen werden müſte; ſo iſt und bleibt dennoch der Holzanbau eine unumgänglich nothwendige Sache, und mus man ſolchen vornehmen, auf eine Art, wie es ſich nach allen Umſtänden am beſten und füglichſten will thun laſſen. Wie nun dieſes eigentlich anzuſtellen, mus die Beſchaffenheit eines jeden Waldes an die Hand geben, und man wird aus obigen einiger maſſen abnehmen, was bei dieſem Geſchäfte eigentlich vorher zu überlegen ſey, ehe man einen Schluſs faſſet, und zur Sache ſchreitet, damit nicht, wenn man auf einer Seiten Nuzen zu ſtiften gedenket, auf der andern noch gröſſerer Schade angerichtet werde.

Um aber doch einige dazu dienliche Regeln anzuführen, ſo können 1) alle bereits gänzlich abgeholzete Pläze in Wäldern zuerſt beſäet werden, hierdurch entgehet der Hütung nichts, weil wegen der in Wäldern auf ſolchen Blöſſen viel gröſſern Sonnenhize als auf freiem Felde ohne dem alles Gras darauf verbrennet, weil es keinen Schatten genieſſet, und von keinem friſchen Lüftchen abgekühlet wird. Es werden zwar die jungen Bäume auf ſolchen Pläzen anfangs auch etwas noth leiden, zumal wenn nach der Ausſaat gleich dürre Sommer folgen: da aber dieſes nicht nothwendig geſchiehet, und eben ſo leicht fruchtbare Sommer ſich einſtellen können, ſo darf die Arbeit deswegen nicht unterbleiben, ſondern wir müſſen auch hier auf Hofnung ſäen, und finden ſich hernach ausgebrannte Fleke, ſo können ſie nachgeſäet werden.

2) Alle gute Graſepläze, wo der Grund etwas friſch iſt, müſſen verſchonet werden, denn auf einem kleinen Flek von dieſer Beſchaffenheit, wächſt vielmehr Gras als auf einem 10. mal gröſſern, der hoch ligt, und aus lauter Sande beſtehet, dagegen das Kienholz auf ſolchem Sande am leichteſten fortkommt.

3) Können Säepläze an den entfernteſten Orten der Hütung angelegt werden, denn weil dieſe von dem Vieh ſeltener berühret werden, ſo iſt der Abgang an der Weide bei weiten ſo gros nicht, als wenn die Tiefe gleich von vorne an geſperret iſt.

4) Man müſte auf Mittel denken, wie der Graswachs in den Wäldern auf alle Weiſe befördert werde, zu dem Ende müſſen alle Stuppen fleiſig ausgerottet, und die Löcher wieder mit Erde gefüllet und verglichen werden, denn wo die Stubben ſtehen, kan ebenfalls Gras wachſen, und weil die Erde daſelbſt durch das Ausgraben aufgelokert wird, wächſt auch hernach vielmehr Gras drauf, als auf andern viel gröſſern Pläzen.

5) Das Moos, ſo ſich an vielen Orten häufig findet, mus abgehaket, auf Hauffen gebracht, und wenn er verfaulet iſt, zur Düngung gebrauchet werden: denn wenn es überhand nimmt, verdringet es das Gras, durch dieſes Abhaken aber wird der Grund erneuert, daß das Gras wieder deſto beſſer wachſen kan.

6) Vor allen Dingen mus der Streuling, das iſt, die jährlich vom Auguſto an abfallende Tangeln oder Nadeln fleiſig abgehaket werden; denn wo dieſe den Boden bedeken, kan ebenfalls kein Gras aufkommen. Es ſind zwar einige der Meinung, daß dadurch dem Walde ein Schade zuwachſe, indem ſie vor des Baums Düngung halten, und damit die ohnedem an dieſem Holze flach laufende Wurzeln im Winter vor der Kälte und im Sommer vor der Hize wollen gedekt haben; es iſt aber ein Irrthum, denn vor dem Froſt hat man ſich im geringſten nicht zu fürchten. Wenn Bäume erfrieren, ſo geſchiehet es an dem Stamm und Zweigen, die Wurzeln hingegen bleiben mehrentheils grün. Da nun das Kienholz an den zärteſten Zweigen auch in weit kältern Landen, als das unſrige iſt, niemals erfrieret, ſo iſt die Sorge von dem Erfrieren der Wurzeln ganz vergebens, maſſen dieſe in der Erden viel wärmer ſtehen, als die hoch in der Luft befindliche Zweige. Vor die Sonnenhize darf man auch nicht bekümmert ſeyn: die Wurzeln haben unter den Bäumen Schatten gnug; und ſteken noch dazu in der Erde; wenn nun die Zweige nicht verdorren, werden es die Wurzeln noch

weniger thun, ſie gehen vielmehr der Feuchtigkeit nach, und wurzeln deſto tieſer, wenn die Erde in der Oberfläche austroknet. Denn wo die Wurzel Nahrung findet, da wächſt ſie hin, zumal wenn die Erde warm iſt; hingegen unter den Tangeln, ſonderlich wenn ſie von unten an zu faulen fangen, hält ſich die Feuchtigkeit in der Oberfläche der Erde zu länge, und die Kälte kan wegen dieſer Bedekung nicht tief genug eindringen; daher iſt es kein Wunder, daß die Wurzeln in der Oberfläche bleiben, und keinen Trieb bekommen, in den Boden einzugehen. Je flächer nun aber die Wurzeln liegen, je leichter reißt der Wind die Bäume um. Es mus aber dieſes Abharken gleich von Jugend an geſchehen, ehe die Bäume durch dieſe Bedekung verwöhnet ſind. Mit der Düngung, die der Streuling den Bäumen verſchaffen ſoll, kommt es eben ſo heraus, als wenn man das eine Düngung nennen wollte, wenn man Stroh übers Land herbreitet, es merkt vielmehr Döbels Jägerpractica P. III. p. 67. aus der Erfahrung an, daß der bloſſe Streuling vor ſich keine Düngung gebe. Daß hingegen die Oerter gedünget werden, wo das Vieh fleiſig hinkommt, iſt bekannt. Es iſt alſo mehr ſchädlich als nüzlich, wenn die abgefallene Nadeln lange unter den Bäumen liegen bleiben, und es ſollte vielmehr den Unterthanen erlaubet werden, ſie fleiſig abzuharken und nach Hauſe zu führen, wo ſie ſolche zum Einſtreuen in die Ställe und auf die Miſtſtätten brauchen können. Der Nuzen iſt doppelt: Denn es wird dadurch nicht nur viel Stroh erſparet, ſondern es wächſet auch unter den jungen Bäumen das Gras leichter auf. Es iſt aber dieſes Abharken nicht eher nöthig, bis der Zuwachs wenigſtens 10. Jahr alt iſt; denn vor dieſer Zeit würde man den Bäumen durch das viele Herdurchkriechen ſchaden. und man würde auch noch wenig Nadeln zu harken finden, weil ſolche ſchwache Bäume wenig haben, und alſo auch wenig abwerffen können; ich ſchreibe dieſes aus eigener Erfahrung, denn ich laſſe beſtändig die Nadeln wegharken, und finde ſeit vielen Jahren nicht, daß das junge Holz davon einigen Schaden nimmt, oder am Wachsthum gehindert wird.

7) Alles fernere Anſezen neuer Unterthanen auf dem Lande müſte verbotten werden: denn es gehet zur Aufbauung neuer Höfe nicht nur viel Holz drauf, ſondern es wird auch das Vieh vermehret, und die Schwierigkeiten die Wälder im Stande zu erhalten, nur mehr vergröſert.

8) Desgleichen müſte das Aufreiſſen in den Wäldern, um neu Land zu machen, gänzlich abgeſchaffet werden: denn dieſes ſind Oerter, die mit Holz wieder ſollten angebauet werden; wenn nun Aker draus gemacht wird, ſo entziehet man dem Walde ein Stük, da man ihm doch vielmehr was geben ſollte.

9) Endlich wäre wohl zu rathen, daß ein jeder, der ein Landgut, aber keine Waldung dabei hat, einen Flek auf ſeiner Feldmark zu Anlegung eines Gehölzes widmete, warauf wenigſtens ſo viel Bauholz aufwachſen konnte, als zur Erbauung des ganzen Dorfs in künftigen Zeiten nöthig wäre. Hierzu würde eben kein gar groſſer Plaz erfodert: denn wenn man zu einem jeden Bauſtamm eine gevierte Ruthe Plaz rechnet, ſo können auf einem Flek von 32. Ruthen lang, und eben ſo breit 1000. Bauſtämme ſtehen, welches vor ſo viel Holz gewis ein gar kleiner Flek iſt. Man findet aber in Wäldern vielfältig, daß die Bäume viel näher als 12. Fus beiſammen ſtehen, und doch gute Bauſtämme ſind. Wenn man nun zu Aufbauung eines Bauerhofes 3. Schok Holz, und zur Maierei, Vorwerk oder Ritterſiz nach Proportion eine gröſſere Quantität rechnet, ſo kan man leicht den Uberſchlag machen, wie viel tauſend Quadratruthen Land zu dieſem Behuf erfordert werden. Man wird finden, daß

ein ſolcher Flek von dem Akerbau und der Hütung endlich noch wohl zu entübrigen iſt, wenn man bedenkt, daß dazu nur das leichteſie ſchlechteſte Land in den Hinterfeldern erfordert wird, davon der Wirth auch in guten Jahren seltē über die Ausſaat viel gewinnet, und daß manchmal in 6. oder 9. Jahren nur einmal beſtellet wird, ſolch Land, davon das Vieh ſich kaum einmal des Jahres ſatt zu freſſen im Stande iſt. Es müſte ein ſonderlicher guter Boden ſeyn, wo man nicht in denen entlegenen Feldern, da die Düngung niemals hinreichet, dergleichen Pläze antreffen ſollte. Man ſeze, daß auf 200. Quadratruthen 1. ſchl. Roggen alle 3. Jahr einmal geſäet, und daß davon das 3tel Korn gewoñen wird, ſo würde nach Abzug der Ausſaat und der Beſtellungskoſten alle 3. Jahr 1 ſchl. Roggen à 16. Gl. klarer Gewinn ſeyn, folglich würde der Nuzen von dieſem Lande jährlich noch nicht 6. Gl. betragen. So viel könnte endlich aus dem jungen Zuwachs an Bohnen- oder Hopfenſtangen, und mit der Zeit an Weinpfählen jährlich ebenfalls gelöſet werden, und es würden doch noch 200. Bauſtämme drauf bleiben, die in 100. Jahren gerne 200. Rthlr. werth wären, und das Stroh, was man etwa einbüſte, würde durch den Streuling reichlich erſezet werden. Wer aber doch den gegenwärtigen geringen Nuzen vorziehen, und bei ſich gedenken wollte, daß wenn der Landesherr Unterthanen haben wollte, er ihnen auch wohl Bauholz aus denen herrſchaftlichen Waldungen müſſe reichen laſſen, der würde vergeſſen, daß er ein Mitglied des gemeinen Weſens ſey, und alles, was zu deſſen Wohlſeyn gereichet, zu beförderen ſuchen müſſe. Es iſt niemand befugt von dem Landesherrn zu begehren, was ihm durch ſeinen eigenen Fleis zuwachſen kan, und die herrſchaftlichen Waldungen werden allezeit denen Unterthanen in den Städten zu gute kommen, die kein eigen Holz ziehen können.

10) Es könnte ein ſolches Zuziehen des jungen Holzes ebenfalls mit allem Fug denen Unterthanen, die ſolch ſchlecht Land haben, auferlegt, und ihnen die Nuzung davon überlaſſen werden, wodurch nicht nur das Holz im Lande vermehret, ſondern auch vornemlich denen vielfältigen Holzdiebereien einigermaſen abgeholffen werden würde. Denn wenn der Bauer ſelber Holz hat, wird er ſich nicht ſo oft in die Gefahr begeben, es andern zu ſtehlen, und zumal wenn auch alsdenn eine gröſſere Straffe wie billig drauf geſezet würde, da anjezo wegen dieſes Unfugs wenig jung Holz aufkommt; denn je gröſſer es wächſt, je weniger wird es auch, bis man endlich an ſtatt eines diken Waldes ein ganz lichtes dünnes Gehölze antrift, wo man ſich nichts anders vorſtellen kan, als daß vollends ein Stük nach dem andern ſich verlieren werde, ehe es ein rechter Baum wird, daher man denn die Hofuung von aller ſeiner Bemühung ſchändlich verlohren ſiehet.

Gedanken über die Frage, ob es beſſer ſey, beim Bauen im Taglohn arbeiten zu laſſen, oder die Arbeit zu verdingen?

Unerfahrne Bauherrn pflegen oft zu fragen, was beſſer ſey: Eine Arbeit zu verdingen oder im Taglohn machen zu laſſen?

Die Antwort darauf kan nicht ſchlecht weg, ſondern ſo, gegeben werden, daß bald das Verdingen, bald der Tagelohn, beſſer ſey.

Aber in welchen Umſtänden iſt dieſes jenem und umgekehret vorzuziehen? der Bauherr, die Arbeiter, und die Sache ſelbſt müſſen den Ausſchlag geben.

Wenn der Bauherr, oder welcher deſſen Stelle vertritt, in Bauſachen Erfahrung, Zeit und Willen hat, auf die Bauarbeiter ſelber zu ſehen, und es glükt ihm mit ehrlichen, fleiſigen und tüchtigen Arbeitern, ſo wird er kein Bedenken haben können, alles, was ſich ſchiken kan, in Tagelohn arbeiten zu laſſen. Er wird dabei Vortheil haben, weil doch bei einem jeden Verding etwas vorfällt, das eintrift und fehlſchläget, um deswillen dem gedungenen das geringſte nicht gegeben werden kan. Er iſt ſicher, daß keine verdriesliche Nachrechnung dahinter herkommt, wenn die Handwerker, wie öfters geſchieht, klagen, daß ſie mit dem Verding nicht hätten auskommen können, daß ſie alſo Schaden litten, daß ſie an dieſes und jenes gedacht oder nicht denken können, was doch zum Aufenthalt der Arbeiter eingetroffen wäre, und dergleichen. Allein, wenn gleich mancher Bauherr und ſeines gleichen noch ſo viel von ſeinem Bau verſtehen, und ſie Luſt an dem Anordnen und Achtgeben haben, auch ſie oft genung bei den Arbeitern ſeyn können; ſo wird doch das andere ſehr ſelten oder gar nicht eintreffen, und ſie ſich höchſtens begnügen müſſen, ein und andern Handwerker im Tagelohn arbeiten zu laſſen. Nach meiner Erfahrung halten faſt alle Handwerker, nach Art der meiſten Handelsleute, für eine beſondere löbliche That, die Bauherren und die ſich ſonſt ihrer gebrauchen, zu überliſten. Eben dieſe Gewohnheit hat in neuern Zeiten Gelegenheit gegeben, die Arbeiten zu verdingen, da man vor Alters wenig davon gewuſt hat.

Hat aber der Bauvorſteher keine Wiſſenſchaft von Bauſachen, oder zur Aufſicht keine Zeit, ſo ſtehet ihm im erſten Fall zu rathen, ſich gar nicht damit zu bemengen, ſondern es einem andern zu überlaſſen. Es gehet ungemein weit, was vor Naſen die Arbeiter den Unerfahrnen andrehen, und ich weis Exempel, daß einige fürs halbe Geld hätten bauen können, wenn ſie es nicht gewaget hätten, den Bau ſelber zu führen. Dieſes trift vornemlich bei herrſchaftlichen Bauen und ſolchen Fällen ein, wo die Handwerker einen groſſen Geldbeutel vermuthen, den ſie gerne mit einmal ausleeren möchten.

Im andern Fall iſt das Verdingen anzurathen, wenn nur irgend die Sache darnach iſt, daß ſie verdungen werden kan.

Finden ſich Umſtände, welche die Taglöhnung beſchwerlich machen, ſo ſind deren nicht weniger beim Verdingen. Viele Handwerker hier zu Lande wollen gar nicht daran. Bald verſtehen ſie es nicht, wie viel Zeit zu ihrer Arbeit aufgehen kan; bald wollen ſie ihrer Faulheit nichts abbrechen; bald halten ſie es gar ihrer Innungsfreiheit entgegen, ſich in einen Verding einzulaſſen. Sie bereden ſich wohl gar unter einander, ſo daß man keinen einzigen zum Verding bringen kan, und man, wie mir begegnet iſt, ſich genöthiget ſiehet,

het, eine Arbeit im Taglohn machen zu laſſen.

Kommt es endlich zum Verding, ſo wiſſen die meiſten nicht, wie weit ſie den Mund aufthun wollen, und da mus man öfters zuſchlagen, wenn es gleich über die Gebühr iſt, und man doch wohl ſchlechte Arbeit dafür erhält. Der Zimmermann läſt Bänder weg, nagelt an was eingezapfet werden ſollte, die Fugen paſſen auf ein Haar wie ein Arm dike; die Hölzer ſind nach den krummen ſtat der geraden Linien, behauen, daß die Algebraiſten ganz neue Aufgaben darnach machen könnten; hier fehlen Nägel in den Zapfenlöchern, dort ſtehet ein Stender ſchief und gedrehet ꝛc. Der Maurer arbeitet den Kalk nicht tüchtig; er gehet damit im Eilen liederlich um; er klebet brav dike ein und auf; hauet zum Dache die Steine nicht nach den Fugen; was gerade getünchet ſeyn ſoll, iſt hökerig; gute Stüke Steine, die eben ſo gut, als ganze zu brauchen ſind, wirft er untern Schutt, und machet ſonſt, daß er nur bald davon kommt. Der Tiſchler kan auch ſeine Perſon im Verliederlichen der Arbeit, doch nicht ſo ſehr als jene, ſpielen. Der Glaſer nimmt dünnes Blei und ſchlechtes Glas, und die übrigen Handwerker und Arbeiter wiſſen auch ihre Stükgen, wogegen kein anderes Mittel iſt, denn daß der Bauaufſeher alle Arbeit und Materialien wohl kenne, und den Verding darnach ſorgfältig und umſtändlich einrichte.

Bei dem Glüke gute Handwerker zu finden, und wenn der Bauende nicht ofte bei der Arbeit ſeyn kan, bringet das Verdingen beſondere Vortheile zuwege. Man darf den Arbeitern nicht immer auf die Hände ſehen, und nach verfertigter Arbeit braucht man nur ſelbige zu unterſuchen und ſie abzulohnen.

Doch findet ſich öfters Arbeit, die nicht wohl verdungen werden kan, entweder weil ſie ſonſt nicht gemacht worden, oder ſo beſchaffen iſt, daß vorher nicht genau angeſehen werden kan, was dabei vorfallen wird. Zu jenem rechne ich Exempels weiſe, wenn etwas beſonders künſtlich ſeyn ſoll, und zu dieſem, wenn Erdreich gegraben werden ſoll, deſſen Beſchaffenheit unbekannt iſt; wenn allerhand Flikwerke an alten Gebäuden ſonderlich bei Zimmer- und Maurerarbeit vorgegeben werden, und dergleichen mehr. Da begibet ſichs insgemein, daß wenn man das alte noch ſo genau examiniret zu haben vermeinet, bei Beginnung des Baues ſich immer mehr zu thun findet, als vorher geſehen worden. In ſolchen Fällen mus man ſich den Verding von ſelbſt vergehen laſſen, und zum Tagelohn ſchreiten. Auſſerdem wüſte ich nicht leicht was auszudenken, worüber nicht ein Verding gemacht werden könnte.

Allein nach welchen Regeln verdinget man denn? Ich weis keine andere, denn daß Acht gegeben werde, wie viel Zeit ein fleiſiger und geſchikter Arbeiter bei einer vorgegebenen Arbeit zubringet. Die Taglöhnungen ſind durch die Gewohnheit zimmlich genau beſtimmet, und ſo hat man einen guten Grund demnächſt in gleichen Fällen etwas zu behandeln. Doch der ungeheuchelte Fleis der Arbeiter iſt ungemein ungleich, und ich habe Leute gefunden, die ohne einen moraliſchen Fehler zu begehen, gewis an die Helfte in ihrer Arbeit gegen einander unterſchieden geweſen; das habe ich aber auch bemerket, daß jene über die Macht, und wohl zum Schaden ihrer Geſundheit gearbeitet, auſſerdem daß ſie eine angebohrne Fertigkeit und Arbeitsbegierde, ſo wie dieſe eine Trägheit, ein unſchlüſſiges Weſen, und unzeitige Genauigkeit auf alle Kleinigkeiten, an ſich gehabt haben. Hieraus habe ich die Regel genommen, in Einrichtung der Verdingslöhnungen den Mittelweg zu nehmen.

Brauchen die Handwerker und andere Arbeiter beträchtliche Materialien, und nuzen ſie koſtbares Arbeitszeug ab, ſo iſt bei dem Verding nach Billigkeit mit darauf zu ſehen, und ihre Belohnung darnach zu vermehren, nicht leicht aber ihnen die Geräthſchaft zu halten, als welche insgemein muthwillig verhunzet und wohl gar unſichtbar gemacht wird.

Es könnte hievon noch viel ein mehrers geſaget und gezeiget werden, was vor Regeln ſich zu Ausmachung einer billichen Verdingsbelohnung insbeſondere in Abſicht auf jede Arbeit beſtimmen lieſen; ich laſſe es aber dismal bei obigem bewenden, und bemerke nur noch, wie übel diejenigen den Anfängern rathen, welche ſchlechthin in ihren Anweiſungen vorſchreiben, wie hoch dieſe und jene Arbeit anzuſchlagen, und zu verdingen ſey, ja nicht einmal die verſchiedenen Arten derſelben aus einander ſezen.

Unmasgebliche Urſachen, warum denen Soldaten das Heirathen leicht zu geſtatten ſey.

Es beruhet in ungeſtrittener Warheit, der ſicherſte Grund der Aufnahme eines Landes beſtehe in der Menge deſſen Einwohner; daher man in denen abgewichenen Jahren erfahren, mit welcher Sorgfalt kluge Regenten fremde Colonien in ihre Reiche einzuführen, ihnen haben angelegen ſeyn laſſen, und welcher Vortheil ſolchen Ländern dadurch zugewachſen.

Wenn aber dergleichen Gelegenheiten nur ſelten vorkommen, ſo wäre zu unterſuchen, ob nicht dieſer beträchtliche Endzwek näher zu erhalten ſtehe?

Der Herr Autor N. 9. des 44. und N. 1. des 45 Stüks der Leipziger Samlungen hat mittelſt §. 25. ſeiner vermiſchten Anmerkungen mich zu gegenwärtigen Gedanken geleitet: denn da ſelbiger vermeinet; es ſey denen Soldaten das Heirathen ſo leicht nicht zu geſtatten; ſo erachte vielmehr, der Gegenſaz ſey eben dasjenige Mittel, wodurch vorgerühmte Bevölkerung am füglichſten geſchehen könne. Denn wen mus es nicht befremden, ſo viele junge, geſunde und muntere Leute zu ſehen, ohne daß deren groſſe Anzahl zu der bürgerlichen Geſellſchaftvermehrung etwas beiträget? und dieſes um deſto mehr, als es

1) Den Soldaten in der Ausrichtung ihres Geſchäftes keine Hindernis verurſachet; vielmehr würde das Heirathen in Guarniſonen ein vieles zu deren beſſeren Verpflegung beitragen; auf Marſchen und im Felde aber müſſen ſie, wie die zur Seefahrende, Weiber und Kinder zu Hauſe laſſen; allwo

2) Dieſe Unterpfände in Betrachtung der mehreſten die ſicherſte Bürgſchaft für das Deſertiren leiſten würde, nicht minder iſt

3) Das Heirathen der richtigſte Weg, viele Soldaten von ihrer unordentlichen und liederlichen Lebensart zu einer beſſern zu führen, indem die Liebe zu der Seinigen Conſervation vieles Böſe abzuwehren pfleget; und

4) Welche Pflanzſchule eines ächten militis perpetui würde hierdurch nicht angerichtet werden; ja welche Erleichterung müſſe

5) Bürger und Bauern angedeyen, wenn ſie ihre Söhne, ohne im äuſſerſten Nothfall, der Kriegsdienſte entfreyet achten könnten? und welchen Nuzen würde die Wahl des Geſindes bei vermehrter Anzahl ſo vieler eingebohrner Landeskinder, einem jeden derſelben verſchaffen? Zu geſchweigen, daß Regenten der koſtbaren Anwerbung des fremden mehrmalen liederlichen Geſindels entübriget bleiben könnten: Wenn aber

6) Denen verheiratheten Soldaten zu ihrer Ermunterung und Erleichterung der Haushaltung für Frau und jedes Kind, auſſer ihrem ordentlichen Gehalte, ein mehrers beigeleget werden müſte; ſo würde es darauf ankommen, die hiezu benöthigte Fonds, ohne der Kriegscaſſe und derer Unterthanen merklichen Beſchwerung ausfündig zu machen. Als nun

7) Der N. 5. berührte Vortheil Bürger und Bauern hauptſächlich zuſtatten kommt, ſo würde es meines Erachtens nicht unbillig ſeyn, wenn deren jeder bei ſeiner Trauung nach Beſchaffenheit ſeines Zuſtandes, einen und mehrere Rthlr. auch bei der Taufe eines jeden Kindes ein proportionirliches zu dieſen Anſtalten beitrüge; und werden vernünftige Cameraliſten mehrere dergleichen Finances ohne Mühe zu erfinden wiſſen: und zu welchem Nuzen des Publici würden diejenige, welche etwas von ihren Mitteln zu milden Stiftungen anzuwenden gewillet, ſolches, da die Armen GOtt Lob an den mehreſten Oertern verſorget, zu gleichem Endzwek widmen können? Die etwanige Einwendungen gegen das Heirathen der Soldaten

8) belangend, ſo ſind ſolche theils bereits abgelehnet, theils auch von geringer Erheblichkeit; denn daß die Soldaten, wenn ſie verheirathet, ſich beſſer als vorhin zu ernähren trachten, iſt an ihnen zu loben, und bewähret die Wahrheit meiner Gedanken: ob kleinen Handwerkern und Hökern dadurch etwas entzogen werde, verdienet in keine Betrachtung in Gegenhaltung des Nuzens gezogen zu werden; überdem, wenn erſtere eben ſo groſſen Fleis wie die Soldaten anwenden wollen, werden dieſe ſie ſchwerlich aus ihrer Poſſeſſion ſezen. Uberhaupt ſtünde zu wünſchen, daß alle Zünfte und Innungen derer Handwerker, als Ueberbleibſel von der hanſeatiſchen Städtekünſten, wodurch ſie der Zeit der nordiſchen und teutſchen Reiche Einwohner in ihre Dependance gezogen, abgeſchaffet werden könnten, maſſen die holländiſche Verfaſſung

ergiebet, es könne das Gewerbe ohne dergleichen Einſchrenkung und um ein groſſes beſſer beſtehen. Die Höker aber werden durch die vermehrte Anzahl der Einwohner mehr gewinnen als verlieren. Und überdem, warum ſollen Soldaten von allem Genus der bürgerlichen Geſellſchafft ausgeſchloſſen bleiben, da ſie, das Hauptſächlichſte nicht zu berühren, in denen Ländern, wo die Acciſe eingeführet, eben ſowohl als andere Unterthanen contribuiren.

Immittelſt will dieſe Gedanken reiferer Beurtheilung gerne überlaſſen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitu, (ich will mit Fleis die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzehlt,)
In Poitou lies einſt ein Mann ſein Weib begraben:
Allein man merkt es wohl, man iſt in Poitou;
Da geht es, wann ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bei uns, nicht zu.
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberölen,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudeken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg jezt fort;
Doch was geſchicht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Heke hin;
Hier rizt ein Dorn die tode Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an die Augen aufzuſchlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurük?
Hielt es der Mann auch für ein Glük,
Die Hälfte wieder zu bekommen?
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl geweſen ſeyn?

Das lezte wird man gleich erfahren:
Nach weniger als ſieben Jahren
Büſt ſie das zweitemal ihr junges Leben ein.
Der Man gab ihr von neuem das Geleite,
Und gieng geſezt an ſeiner Gattin Seite
Wie alle harte Bauersleute.
Allein ſo bald er nur die Heke wieder ſah:
So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es da!
Kommt ja der Heke nicht zu nah.

I. T.

Der Poet.

Ein auſſerordentlicher Wiz iſt insgemein mit ein wenig Aberwiz begleitet. Dieſes hatte ſchon Ariſtoteles zu ſeiner Zeit beobachtet. Er ſelbſt war bei ſeiner Weltweisheit nicht ſicher vor kleinen Ausfällen, wann er ſich mit ſeinen Ringen zierte, und ſich einbildete, mit ſeinen dünnen Waden einen galanten Mann vorzuſtellen. Von den Stoikern und andern philoſophiſchen Fantaſten nichts zu gedenken. Ich will hier nur allein von den Poeten ſprechen.

Selten daß man unter ihnen Leute findet, die nicht ein wenig nebenaus ſchweiffen; und ſollte es auch nur in gewiſſen Geberden, in der Art ſich zu kleiden, oder in andern kleinen Auszeichnungen beſtehen. Sie haben einmal etwas Poetiſches, daß von der gemeinen Bahn der Dinge abweichet, und nicht natürlich iſt. Ein Menſch der auſſerordentlich denket, und noch darzu ſeine Gedanken auf eine beſondere Art in gewiſſe Sprünge und Reimen ſezet, der mus nothwendig eine überaus ſtarke Vernunft haben, wenn ſeine Lebhaftigkeit und das Feuer, welches ihn entzündet, nicht ein wenig nebenaus flatern ſoll.

Die Poeten haben dem menſchlichen Wiz die gröſte Annehmlichkeit und Stärke gegeben. Sie haben aber auch zugleich die narriſchſte Fabeln und die gröſte Lügen erdacht: Sie haben das Alterthum mit heilloſen Göttern erfüllet, und die gröſten Tirannen zu Helden gemacht: Sie haben ihre Neigungen und Thorheiten unter lauter Namen von Tugenden vorgeſtellet: Eine ſchmuzige Schäferdirne in eine Nimphe, und ein alberes Bürgermädgen in eine Huldgöttin verwandelt. Sie machen den gröſten Böswicht um ein Geſchenk zum Heiligen, und entweihen aus gleicher Urſache das Heiligthum ſelbſt: Sie ſchreiben Pſalmen und Quodlibete, und beſudeln eben daſſelbe Pappier, wo ſie von geiſtlichen Dingen handeln, mit den abſcheulichſten Unflätereien, wie Rouſeau. Sie ſchreiben vor alles und gegen alles, wie ihnen die Sachen einſchieſſen, oder wie man ſie deswegen bezahlet. Alle Begebenheiten, alle Vorwürffe werden von ihnen übertrieben. Alle andere Wiſſenſchafften ſind beſchäftiget Wahrheiten zu entdeken; die Dichtkunſt allein nähret ſich von Lügen. Plato wolte deswegen die Poeten aus einer wohlbeſtellten Republic verwieſen haben. Auguſtinus verglich ſie denen Trunkenen, und Hieronymus denen Mäuſen, die andern Leuten das Brod nagen.

Vivunt carmine inſani poetæ,
Si nugas adimas fame peribunt.
His mendacia ſunt opes & aurum,
Fingunt quæque volunt putantque palmam
Mentiri bene glorioſiorem.

Solte man aber deswegen eine ſo hohe Kunſt verachten, weil ſie von unverſchämten Menſchen misbrauchet wird? Was vermag ſolches Virgil und Horaz, daß ſie ſo ſchlechte Nachfolger haben.

Die ganze Welt iſt heut zu Tage voll Poeten. Man ſehe nur wie ſie um die Gräber der Verſtorbnen raſen, wie ſie die Hochzeiten mit ihren Brautliedern verunreinigen, wie ſinnreich ſie läſtern, und wie niederträchtig ſie loben.

Doch ich rede hier nur von denen hungerigen und brodloſen Poeten, die mit ihrer Muſe gleichſam hauſiren gehen, wie Günther ſagt, und eine ſchändliche Bettlerei treiben.

Es gibt auch noch eine andere Art von Poeten, deren Einfalle man mit Vergnügen lieſet, die aber dabei im Umgang unerträglich ſind. Man mus ſie nicht kennen, wann ſie gefallen ſollen; ſo bald man ſie ſiehet, ſo verlieret man für ſie alle Hochachtung. Ich habe Poeten gekannt, die ſo dikblütig und traurig waren, daß es ſchiene, als ob ſie keine drei Wörter hervor bringen könten. Andere im Gegentheil lieſen ihren ſogenannten bel' Eſprit ſchwermen, und niemand anders zum Wort kommen; noch andere, ſind ſo abſcheuliche Fantaſten, daß ſie ſich einbilden, die ganze Welt müſte von nichts als ihren Gedichten reden. Man iſt nicht ſobald mit ihnen in Geſellſchafft, ſo betäuben ſie einem damit die Ohren, indem ſie ſolche ſelbſt mit einer entzükten Art herſagen, und alles was ſie darinnen beſchreiben, einem lebendig vorgaukeln. Man hüte ſich ja etwas daran auszuſezen, wo man nicht will, daß man eben die Begebenheiten mit ihnen haben ſoll, wie der Miſantrope bei dem Moliere. Zweierlei Leute mus man ungeſcholten laſſen, wenn man keine Verdrüslichkeiten haben will, nemlich die Pfaffen und die Poeten. Ich verſtehe aber darunter nur ſolche, die um den Lohn heucheln und ſchmeicheln, oder ſchmähen und läſtern, und die bei allen Geburtsfällen, Heirathen, Beförderungen und Leichenbegängniſſen ihre hungerige Leier klingen laſſen.

Ein ſchöner Geiſt, den die Poeſie belebet, reimet nur der Tugend und der Wahrheit zu Ehren. Ein edles Feuer lodert in ſeiner Bruſt und treibet deſſelben Flammen himmliſch empor. Weil er erhaben denket, ſo kan er nicht niederträchtig ſchreiben. Der Glanz einer Crone verblendet ihn nicht: ſiehet er ſolche auf dem Haupt eines Tyrannen, oder eines untüchtigen Regenten, ſo wird ſich ſeine Muſe nie ſo weit herunter laſſen, ihm zu Ehren ein Heldengedichte zu ſchreiben. Siehet er aber einen Friedrich auf dem Thron, der zugleich ein Weiſer und ein Held iſt, ſo vereinigen ſich in ihm alle Triebe, deſſen hohes Lob zu beſingen, und denſelben andern groſſen Häuptern zum preiswürdigen Exempel vorzuſtellen. Die Majeſtät, ſo gros ſie auch immer iſt, ſchreket ihn nicht ab, ihn hochzuachten, und zu lieben; ja dieſes noch darzu ihm, wie der Herr von Voltaire dem König von Preuſſen, zu bekennen. Das Glük macht die Könige, die Tugend aber die Helden und Weiſen. Wer jenes knechtiſch erheben kan, der kennet den Werth von dieſen nicht.

Warum erhält ſich die Muſe des Herrn von Voltaire nicht immer in dieſer edlen Hoheit? Warum verfällt ſie in die Niederträchtigkeit; auch Friedriche zu finden, wo ſie nicht ſind? Warum lobet ſie ohne Unterſcheid alles, was ihr einigen Vortheil verſpricht? Warum läſt ſie allzuruhmſüchtig diejenige Lobeserhebungen druken, mit welchen ſie ſelbſt der groſe Friedrich beehret hat? Iſt es nicht deswegen, weil derſelbe nicht nur ein Poet iſt, ſondern auch daraus ſein Handwerk macht, einer zu ſeyn?

Wie ſehr ſind doch die Gaben des Gemüths unterſchieden. Der Herr von Voltaire wäre allzugros, wenn er beide in einem gleichen Grad beſäſe, und eben ſo viel Beſcheidenheit und uneigennüziges Weſen hätte, als er die Kunſt verſtehet, ſchön zu denken und ſchön zu reimen.

Der Empfindliche.

Atras pellere curas miſeraſque querelas
Non poſſe, potentia non eſt,

Boeth. L. III.

Ich weis nicht, ob ich mehr die Empfindlichkeit loben oder ſchelten ſoll. Ein Menſch, der nicht empfindlich iſt, hat kein ſchönes Gefühl, keine erhabne Meinungen, keine grosmüthige Gedanken; allein wie ſehr hat man ſich nicht mit empfindlichen Leuten in acht zu nehmen? wie leicht ſind die beleidiget? wie ſchwer iſt ihre Freundſchaft zu erhalten? Es iſt wahr, ſie haben Verſtand, ſie ſind die angenehmſten Leute im Umgang, ſie ſprechen mit Nachdruk und mit Scharfſinnigkeit; Sobald man ſich aber nur ein wenig mit ihnen vergiſt, ſo verziehen ſie ihre Bildung, ſie werden kaltſinnig, ihre Lebhaftigkeit läſſet nach, man merket, daß ſie etwas verdroſſen hat, und man ſcheuet ſich, doch ſie darüber zu befragen. Wer kan alle Worte auf die Wagſchale legen? Wer kan ſich in allem ſo genau in Acht nehmen, daß einem nicht einmal ein unüberlegter Gedanke, eine freie Redensart, oder eine Unachtſamkeit in Beobachtung des Wohlſtandes und der äuſſerlichen Geberden entfahren ſollte? Ein kleiner Zufall, ein einziges Wort; ja, nur eine Mine iſt genug, bei ihnen das gröſte Vorhaben, und den wichtigſten Plan zu verändern. Fürwahr, die Empfindlichkeit gehet zu weit, wann ſie einem alle Kleinigkeiten übel nehmen will. Allein, Kleinigkeiten wie ihr wollt; Eben dieſe unachtſame Kleinigkeiten ſagen ſie, entdeken eine Geringachtung. Man ſiehet daraus, wie es andre mit uns meinen. Was man liebet, das pfleget man auch zu ehren. Es ſind gewiſſe Merkmale der Gleichgültigkeit, wenn man nicht ſo viele Aufmerkſamkeit hat, demjenigen, was man liebet, zu gefallen.

Ein empfindlicher Menſch ſchiket ſich nicht nach Hof. Er wird ſelten ein groſſes Glük machen. Sylvander hat ein gutes Herz, er iſt grosmüthig, er iſt tugendhaft, allein er iſt dabei empfindlich Er würde ſich weit beſſer empor bringen, wenn er ſolches nicht wäre. Man mus in der Welt etwas vertragen, und ſeine Empfindlichkeit bezwingen können.

Es ſind gewiſſe Laſter, die uns angenehm, und gewiſſe Tugenden die uns verdrüslich machen. Sylvander ſiehet allzugenau auf die Umſtände, wo es um die Sache gilt. Wer ſich nicht verſtellen kan, der kan auch nicht ſich in die Zeiten und Menſchen ſchiken. Wie will er alſo ſein Glük machen; Er iſt voller Redlichkeit, und daher verdrieſt ihn alles, wobei man Liſt und Ränke gebrauchet. Er iſt empfindlich wenn man ihm nur eine Unwahrheit ſagt. Wie vielem Leiden iſt er nicht dadurch unterworfen, da, wie die Schrift ſagt, alle Menſchen Lügner ſind. Er kan ſich die Menſchen nicht ſo bös einbilden, als ſie ſind, weil er gut iſt; und er wird von ihnen hintergangen, ſobald er ihnen trauet. Sonſt iſt er ſcharfſinnig genug, ihre heimliche Ränke und ihr unächtes Weſen zu entdeken. Vergebens ſucht er alsdann ſeinen Verdrus zu verbergen. Alle Züge ſeines Geſichtes ſind Verräther ſeiner innerlichen Empfindlichkeit. Niemand iſt ſo frei, ſich darüber blos zu geben. Er heuchelt nicht ein wenig, wie es der Wohlſtand öfters erfordert. Nein, er ſagt es den Leuten frei unter das Geſicht, wann ſie ihn beleidigen, und beſizt in dieſer Art eine ſo anzügliche Beredſamkeit, daß man ihm ſolche ſo wenig für gut halten kan, als er die Fehler andrer zu entſchuldigen weis. Er will, die Leute ſollen tugendhaft, gerecht und aufrichtig ſeyn. Dieſes aber findet er nicht in der Welt. Er mus ſich demnach des Umgangs mit derſelben entſchlagen, oder lernen gleichgültiger ſeyn. Das erſte iſt ihm nicht zu rathen, und das andre nicht von ihm zu hoffen. Wie will ein ſolcher Menſch in der Welt ſein Glük machen?

Trübes Leiden, zarter Seelen,
Die ſich durch Empfindung quälen.
So viel Neigung, ſo viel Pein.
Glüklich, wer in allen Fällen,

Sich der Ruh kan zugeſellen,
Und bei ſich zufrieden ſeyn.

Will man unter Menſchen leben,
Mus man wiſſen nachzugeben:
Gar zu zärtlich tauget nicht.
Fehler, Menſchen, Sitten, Zeiten,
Können keine Tadler leiden,
Klug iſt der, den nichts anficht.

Gedanken von dem Nuzen des Electriſirens.

Die mehreſten, wann ſie die wunderſamen Wirkungen des Electriſirens angeſehen haben, pflegen zu fragen, was ſolche vor einen Nuzen habe? Es mag wohl dieſe Frage bei mehreren neuen inventis (zum Exempel bei der Anziehungskraft des Magneten, als ſolche zuerſt wahrgenommen worden) gleichfalls aufgeworffen ſeyn. Ob man nun zwar nicht ſogleich jemanden ſolches auf den Fingern herzehlen kan, und um einige Gedult bitten mus, bis die Sache näher unterſucht, und durch Experimenta explorirt worden ſey: ſo habe ich doch dabei feſtiglich geglaubet, daß die Wirkungen der Electricität, von dem allmächtigen Schöpfer nicht vergebens in die Natur geleget, und zum allerwenigſten die Naturlehre dadurch um ein merkliches erweitert, und vieles in ein beſſeres Licht geſezet werden möge: nunmehro aber, kan aus eigener Erfahrung bekräftigen, daß die Electriſirmachine in gewiſſen Fällen dem menſchlichen Körper einen wirklichen Nuzen zu ſchaffen vermögend ſey, welchen hierdurch bekannt zu machen, und meinen Nebenmenſchen in folgendem mitzutheilen, mich verbunden erachte:

1) Habe unter meinen Söhnen einen, welcher zuweilen bei dem Electriſiren mit Hand anlegte, dieſer hatte ein knorpelicht Gewächs auf dem Gewerbe des Arms, gleich hinter der Hand, welches hier zu Lande ein Ober- oder Ueberbein genennet wird, und nicht allein einen Misſtand gab, ſondern auch einige Lähmung, und zuweilen Schmerzen verurſachete; dieſes verlohr ſich gänzlich in kurzer Zeit, ohne daß ſonſten im mindeſten etwas hierzu gebraucht worden wäre, und wir es alſo dem Electriſiren zuzuſchreiben kein Bedenken trugen. Um aber deſſen mehr vergewiſſert zu werden, ſo befand ſich allhier

2) Ein junger Menſch, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, welcher eben ein ſolches ihn ſehr incommodirendes, und am Handwerk hinderendes Gewächs auf dem Gelenke des Arms hatte. Es wurde veranlaſſet, daß dieſer 3 bis 4 mal binnen einigen Wochen kommen, und das electriſche Feuer aus der Blechröhre auf beſagtes knorpelichtes Gewächs, einigemal nach einander ſchlagen laſſen muſte; und auch dieſes wirkete, daß das Gewächs gleich nach dem erſtenmal kleiner zu werden anfieng, und ſich unvermerkt ſo gänzlich verlohr, daß nicht die mindeſte Spur davon zurüke geblieben iſt: wobei ſowohl er ſelbſt, als ſeine Eltern verſichern, nicht das geringſte von andern Mitteln dabei gebrauchet zu haben, ohnerachtet dieſe vorhero entſchloſſen geweſen, ſolch Gewächs von einem Operateur amputiren zu laſſen.

3) Iſt ein junger Menſch, ſeiner Handierung ein Peruquenmacher und Balbier, welcher von vorigem als ſeinem Nachbar vernommen, wie er ſeines Uberbeins los worden. Dieſer hatte ein Gewächs unter dem linken Ohr am Halſe, welches in verſchiedenen Jahren nach und nach zu der Gröſſe eines halben Hünereies angewachſen war; kam dannenhero und bat, ihn, (wo möglich) durch die Electriſirmaſchine davon zu befreien. Es wurde ſolch Gewächs binnen einigen Wochen etwa zu dreien malen, jedesmal etliche mal nach einander mit einem electriſirten

Finger berühret, und hierauf hat ſich auch dieſes nach und nach ohne einige Empfindung verlohren.

4) Habe ich ſelbſten, von etwa 12. bis 12. Jahren, durch öftere Berührung eines kalten Eiſens einen tumorem calloſum auf der äuſſerſten Junctus des kleinen Fingers bekommen, welcher in etlichen Jahren einer Haſelnus gros wuchs, roth wurde, mich ſchmerzete, und endlich aufbrach, und ein helles Waſſer von ſich gab; wodurch mich genöthiget ſahe, einen Chirurgum zu brauchen, der mich mit ſeinem lapide infernali zimmlich quälete, und es nach ein paar Monate zuheilete, aber nach und nach wuchs es wieder zur vorigen Gröſſe, wurde zuweilen roth und ſchmerzhaft; ſeitdem aber an vorgedachten Perſonen, die Geneſung durchs Electriſiren wahrgenommen, habe zuweilen den electriſchen Bliz darauf ſchlagen laſſen, wodurch es ſich nun mehrentheils verlohren, und ich nicht die geringſte übele Empfindung mehr davon habe, auch um ſo weniger zweifele, wann andere in gleichen Fällen ſich der Electriſirmaſchine bedienen, daß die gewünſchte Wirkung erfolgen werde. Die Kröpfe ſind hier zu Lande nicht Mode, ſonſten auch an einem kröpfichten gerne verſuchen möchte, was in dieſem Fall das Electriſtren zu wirken vermögend ſey. Mehrere Experimenta findet der geneigte Leſer in dem 2ten Theil dieſer Sammlungen pag. - -

Von der Bewegung des Waſſers.

Hiſtorie.

Man hat ſchon aus einiger Zeit aus einer groſſen Menge zimmlich genauer Verſuche erkannt, oder gemuthmaſſet, daß wenn aus zwo ungleichhohen Röhren oder Behältern, die allezeit gleich voll Waſſers gehalten werden, und horizontale, gleiche Oefnungen haben, Waſſer läuft, die unterſchiedenen Geſchwindigkeiten des Waſſers, wie die Quadratwurzeln der Höhen der Röhren ſind, daraus es flieſſet. Folglich ſind die verſchiedenen Geſchwindigkeiten eines Waſſers, das aus einer Röhre flieſſet, die leer wird, jeden Augenblik, wie die Quadratwurzeln der Höhe, die alsdenn immer abnimmt.

Da dieſes Verhältnis der Geſchwindigkeiten eben daſſelbe iſt, als dasjenige, was ſie in des Galiläus Lehrgebäude vom Falle ſchwerer Körper haben, nur mit dem Unterſchiede, daß die Geſchwindigkeit ſchwerer Körper von dem erſten Augenblik ihres Falles an bis zu dem letſten zunimmt, die Geſchwindigkeit des Waſſers aber, das aus einer leer werdenden Röhre flieſſet, abnimmt; ſo hat man anfangs geglaubt, die Verminderung der Geſchwindigkeit des Waſſers, entſtehe aus eben der Urſache, als die Beſchleunigung der fallenden Körper. Man ſahe das höchſte Waſſer, das aus einer leer werdenden Röhre flieſſet, an, als wäre es geſchikt, geſezt, daß es allein fiele, am Ende ſeines Falles ein gröſſere Geſchwindigkeit zu haben, weil es höher fiele: und hielt dafür, es theilte eben dieſe Geſchwindigkeit dem untern Waſſer, das es aus der Röhre triebe, mit.

Allein Herr Varignon hat durch überdenkender Sache gefunden, daß dieſes nicht ſeyn könne: Denn das obere Waſſer fällt nicht alleine. Es hat auch nicht wirklich eine Geſchwindigkeit erlanget, die es mit dem untern mittheilen könne. Das obere und untere Waſſer macht in der ganzen Zeit des Falles einen zuſammenhangenden Cylinder von Waſſer. Man kan ſich alſo darinn nicht einen Theil gedenken, der eine gröſſere Geſchwindigkeit häte, und ſie einem andern eindrükte. Es haben auch die berühmteſten Männer, als Torricelli und Mariotte; die den Saz: die Geſchwindigkeiten des Waſſers ſind wie die Wurzeln der Höhen, nicht anders, als einen Saz der Erfahrung gebraucht. Hugen glaubte nicht, daß man ihn demonſtriren könnte; und man war mit der Sache ſelbſt, und mit einer gewiſſen undeutlichen Wahrſcheinlichkeit zufrieden, die man bei der Urſache fand.

Indeſſen war die wahre Urſache faſt gar nicht verborgen, und man mus ſich wundern, daß ſie es ſo wenig geweſen. Herr Varignon fand ſie, ſobald er ſie durch die allgemeine Theorie der Bewegung, die er im Jahre 1692. dargeleget ſuchte. Die Kräfte haben jederzeit eine Proportion zu den Wirkungen, die ſie hervorbringen. Wenn das Waſſer aus zwo ungleich hohen Röhren, die immer voll gehalten werden, und gleiche Oefnungen haben, flieſſet, ſo ſind die Kräfte, die es zum Ausflieſſen bringen, zwo ungleich hohe Waſſerſaulen, die untereinander ſind, wie ihre Höhen, weil die Grundflächen gleich ſind: und die Wirkungen ſind zwo Maſſe Waſſer, die, jede mit einer gewiſen Geſchwindigkeit beweget werden. Alſo ſind die Kräfte oder die Höhen der Röhren untereinander, wie die Producte der Maſen des Waſſers, die in einer gewiſſen Zeit ausflieſſen, und ihrer Geſchwindigkeiten. Je gröſſer nun die Geſchwindigkeit iſt, deſto gröſſer iſt auch die Maſe Waſſers, die in einer gewiſen Zeit ausflieſſet; und dieſes in gleichem Verhältniſſe. Alſo ſind die Höhen der Röhren, wie die Quadrate, entweder der Maſen oder der Geſchwindigkeiten des Waſſers. Alſo ſind die Geſchwindigkeiten wie die Quadratwurzeln der Höhen. Herr Varignon hatte dieſe Demonſtration ſchon im Jahre 1695. gegegen; wie aus der lateiniſchen Hiſtorie der Academie, S. 362. der erſten, und S. 392. der andern Auflage zu erſehen iſt.

Dieſes Verhältnis der Geſchwindigkeiten wird alſo nicht mehr ein Saz der Erfahrung allein ſeyn: und die Vernunft, die nun keine Ungewisheit mehr dabei zu beſorgen, oder in etwas ein Mistrauen zu ſezen hat, iſt dabei völlig vergnügt. Wenn man, anſtatt die Geſchwindigkeiten des Waſſers, das aus verſchiedenen Röhren flieſet, zu vergleichen, in eben dieſen Umſtänden die Geſchwindigkeiten zwoer verſchiedenen flüſſigen Materien vergleichen will, ſo darf man nur des Herrn Varignon Gedanken nachgehen, und erwegen, daß, wenn in dem erſten Falle die beiden bewegenden Kräfte zwo um ſo viel ſtärkere Waſſerſäulen, das untere Waſſer zu treiben ſind, als höher ſie ſind, und der Höhe wegen mehr Gewicht haben, ſo ſind es in dem zweiten Falle zwo Säulen, von zwo unterſchiedenen flüſſigen Materien, die, auſſer der Kraft, die ſie aus ihren verſchiedenen Höhen hernehmen, noch die haben, die ſie aus den verſchiedenen ſpecifiſchen Schweren derſelben erhalten. Denn z. E. Queckſilber treibt, wenn alles übrige gleich iſt, ſtärker zum Fallen, als Waſſer. Folglich mus man ein Product von jeder Höhe durch jede ſpecifiſche Schwere machen; und die Geſchwindigkeiten der zwo unterſchiedenen flüſſigen Materien werden wie die Quadratwurzeln dieſer Producte ſeyn. Daraus folget klärlich, daß, wenn die ſchwerere flüſſige Materie weniger Höhe hat, nach eben dem Verhältnis, als ſie ſchwerer iſt, die Geſchwindigkeiten gleich ſeyn werden.

Auſſer den ſpecifiſchen Schweren kan man bei den flüſſigen Materien noch die unterſchiedene Dichtigkeit betrachten. Man kan nämlich behaupten, daß in einem gewiſſen Volumen Queckſilber mehr Queckſilber ſey, als in einem gleichen Volumen Waſſer. Nach dieſer Hypotheſe werden die Maſen zwoer unterſchiedenen flüſſigen Materien nicht wie ihre Volumina ſeyn; und die dichtere flüſſige Materie wird nach Proportion ihrer Dichtigkeit eine gröſſere Maſe bei gleichem Volumen haben. Man ſollte alſo ferner, nicht, wie man bisher gethan hat, annehmen, die Maſen der flüſſigen Materie, die zu gleicher Zeit durch zwo gleiche Oefnungen flieſſet, ſtänden im Verhältniſſe ihrer Voluminum. Ein gleiches Volumen einer dichtern flüſſigen Materie würde, weil es durch eben dieſelbe Kraft ſchwerer zu treiben iſt, als ein anderes einer anderen, in gewiſſer Zeit in kleinerer Menge verflieſſen. Folglich müſte man die bewegenden Kräfte, das iſt: die Säulen der flüſſigen Materien als durch eine gröſſere Dichtigkeit geſchwächte anſehen, anſtatt daß ſie durch eine gröſſere Höhe, und gröſſere ſpecifiſche Schwere geſtärket waren. Dieſes aber bringet mit ſich, daß in der Proportion der Kräfte und Wirkungen das Product der gröſten Höhe durch die gröſte ſpecifiſche Schwere, noch durch die kleinere Dichtigkeit multipliciret wird, und die Quadratwurzel des Products dieſer drei Gröſen mit der gröſten Geſchwindigkeit zuſammentrift.

Der Herr Harignon unterſuchet alle Hypotheſen der Naturlehre, ſogar die unwahrſcheinlichſten, nur deswegen, damit ihm bei ſeinen Regeln oder geometriſchen Formeln nichts entgehe. Es iſt auch wirklich beſſer, daß ſie mehr als die Natur in ſich faſſen, als daß ſie dieſelbe nicht ganz in ſich faſſen. Es iſt gar leicht, in einer Formel die Gröſen oder die Verhältniſſe, die man nicht anrechnen will, auszuſtreichen: Ja, es iſt eine Art eines Vergnügens dabei, wenn man ſie hiedurch auf einmal ſich von ihrer Allgemeinheit auf die vorhabende beſondere Frage herunterlaſſen ſiehet.

Wenn die flüſſigen Materien ungleich zähe wären, mithin ſich eine an die Seite ihrer Röhre mehr anlegte, und ſchwerer ſtöſſe, ſo iſt klar, daß ihrer weniger herausflieſſen würde; und man müſte die bewegende Kraft auch hier geſchwächet erkennen. Endlich iſt es gleich zu begreiffen, daß, wenn man dieſer Idee folget, die flüſſigen Materien mögen ſo unterſchieden ſeyn, als ſie wollen, ihr Unterſchied möge auch ſo gros ſeyn, als er wolle, man die Verhältniſſe ihrer Geſchwindigkeiten bei dem Ausfluſſe aus den beiden angenommenen Röhren ohne Mühe finden werde: folglich, daß man alle die verſchiedenen Arten gar leicht entdecken könne, wie man verſchiedenen flüſſigen Materien einerlei Geſchwindigkeit beibringen möge.

Bisher aber hat man wahrgenommen, die Röhren wären vertical, ihre Oefnungen horizontal, und ſie wären gleich. Was würde aber geſchehen, wenn das alles nicht ſo wäre?

Iſt eine Röhre gegen den Horizont geneigt, ſo iſt das Gewichte des Waſſers in eben dem Umſtande, als jedes anderes Gewichte, das auf einer ſchiefen Fläche liegt. Folglich iſt der Theil des Gewichtes des Waſſers, der da wirket, gegen das ganze Gewichte wie die ſenkrechte Höhe der Röhre gegen ihre Länge. Alſo beruhet die bewegende Kraft immer auf der ſenkrechten Höhe der Röhre. Wenn aber die Röhre vertical iſt, ſo iſt die Höhe und Länge gleich, und ſie iſt kleiner, wenn die Röhre geneiget iſt.

Iſt die Oefnung nicht horizontal, ſo iſt die Geſchwindigkeit aller ausflieſſenden Waſſertheilchen nicht mehr einerlei; ſondern weil einige höher ſind, als andere, ſo iſt die Geſchwindigkeit der obern kleiner, weil ſie von einer kleinern Säule getrieben werden; mithin mus man die Geſchwindigkeit der mittlern Theile, und zugleich die Höhe ihrer Säule nehmen, und die Berechnung nur nach dieſer mittlern Geſchwindigkeit und der dazu gehörenden Höhe der Röhre anlegen.

Endlich, wenn die Oefnungen ungleich ſind, ſo ſiehet man wohl, daß ſie, nach Proportion ihrer Gröſſe mehr Waſſer geben.

Alle dieſe verſchiedenen Verhältniſſe zuſammengenommen, geben dem Herrn

Varignon allgemeine Regeln, denen ſich kein beſonderer Fall entziehen kan. Damit er auch alle Einſchränkungen deſto ſicherer verhüte, ſo begreift er darunter drei unterſchiedene Arten, wie man das Verlaufen der flüſſigen Materien ſich vorſtellen und die verflieſſende Menge meſſen könne. Dann man kan ſie entweder nach der Maſe allein meſſen, indem man nur die der flüſſigen Materie eigenen Theile nimmt, und die darunter gemiſchten fremden ausſchlieſſet, in welchem Fall die Maſe auf der Dichtigkeit beruhet; oder nach dem Volumen, da man, wie gemeiniglich geſchiehet, die fremden und eigenthümlichen Theile der flüſſigen Materie zuſammem nimmt; oder endlich nach der Schwere.

Man hat allemal vorausgeſezet, die Röhren wären voll erhalten, folglich wäre die Geſchwindigkeit der flüſſigen Materien einförmig. Würden die Röhren leer, ſo würde ſodann die Geſchwindigkeit nach der Proportion, die Galiläus feſtgeſezet hat, aufgehalten, oder abnehmend. Es würde aber leicht ſeyn, dieſe Geſchwindigkeiten zu berechnen, wenn man ſie in einförmige verwandelte. Man weis, daß ein Körper, der in einer gewiſen Zeit von einer gewiſen Höhe fällt, in gleicher Zeit doppelte Höhe durchlaufen würde, wenn er eine einförmige Geſchwindigkeit hätte, die der gleich wäre, ſo er am Ende ſeines Falles durch eine immer zunehmende Beſchleunigung erlanget hätte. Mithin würde eine immer voll erhaltene Röhre in gleicher Zeit zweimal ſo viele flüſſige Materie geben, als wenn ſie leer wird. Denn obgleich, nach des Herrn Varignon Meinung, die Beſchleunigung bei den flüſſigen Materien, die durch die Oefnungen der Röhren fallen, nicht ſtatt findet, ſo iſt es doch genung, daß eben dieſelbe Proportion in ihrer Geſchwindigkeit aus einer andern Urſache entſtehet, und eben dieſelbe Wirkung allemal wieder zum Vorſchein kömmt.

Anmerkungen von dem Seekrebs.

(Cancer major.)

Als ich in dieſer angenehmen Inſel herum ritte, die Merkwürdigkeiten derſelben und das, was eines Reiſenden Aufmerkſamkeit verdienet, zu beſehen, kam ich in ein kleines Kirchſpiel Crabnighton genannt, welches ohne Zweifel dieſen Zunahmen von der Menge der Krebſe hat, welche man in dieſer Cüſte findet. Ich werde die Nachrichten von der Natur und Vermögen dieſes Thieres, welche ich theils von denen Fiſchern erhalten, theils aus eigener Erfahrung gelernet habe, ſorgfältig erzehlen.

Der Cancer major, die gröſte Art der Krebſe, hat ſeine Wohnung an Orten, wo 20. bis 30. Faden Waſſer iſt. Sie liegen in verſchiedenen Stämmen beiſammen, jeder Stamm hat ſeinen beſtimmten Ort das Futter zu ſuchen, und die Jungen auszubrüten, und hat mit ſeinen Nachbarn keine Verbindung. Man hat dieſes ſorgfältig probiret. Man hat die Schale eines Krebſes bezeichnet, und ihn zwei bis drei Meilen fortgebracht, und daſelbſt unter eben das Geſchlecht geſezt. Dieſer Krebs hat den Weg nach ſeiner alten Heimat wieder zurük gefunden, und iſt von eben dem Fiſcher der ihn weggetragen hatte, wieder gefangen worden.

Die kleinſten Krebſe die man findet, ſind ohngefehr in der Gröſſe einer Kaſtanien. Die ganz groſſen wiegen 7. Pfund, man hat aber auch einen 12. pfündigen gefangen. Der Köder, womit man ſie anlokt, iſt Fleiſch, Stüken von Rochen oder Seehunden, wovon ſie nur ſehr wenig freſſen. Die Fiſcher bezeugen einhellig, daß die Krebſe in einem Topf oder Flaſche einige Monat lang ohne Abgang des Gewichtes leben können, da ſie doch nichts anders genieſſen, als was ſich vom Seewaſſer geſammlet. Der Unterſchied des Geſchlechts iſt bei ihnen merklich genung, und ſie ſind ſehr fruchtbar: Ich habe aber von der Art ihrer Begattung und von der Zeit, darinn ſie ihre völlige Gröſe erlangen, noch keine gewiſe Nachricht.

Sie legen ihre Schaalen wie die Auſtern einmal im Jahre ab. Sie ſuchen ſich, wenn die Zeit dieſer auſſerordentlichen Veränderung herannahet, einen engen und wohlverwahrten Ort in denen Hölen der Felſen, oder unter groſſen Steinen aus, ſie kriechen dahinein und bleiben ſo lange drinnen, bis die Theile nach gerade aus einander gelegt ſind: Dieſes geſchieht, indem ſie die Beine aus ihren alten Schaalen ziehen, und dieſelbe, nebſt dem Obertheile der Schale ihres Leibes zurük laſſen.

In dieſen nakten Zuſtand ſehen ſie kläglich aus. Sie beſtehen alsdenn nur aus einem einer Gallerte ähnlichen Klumpen, dieſe Gallerte verhärtet ſich nach und nach zu einer Schale, die etwas gröſſer iſt als die alte. So wächſt dis Thier, und eben ſo wachſen alle andere die mit Schalen umgeben ſind. Dieſe Nachricht bekam ich von verſtändigen Leuten, die allezeit mit ihnen umgiengen.

Ich werde aber dieſer Geſellſchaft nun etwas noch wunderbares vorlegen, das ich aus eigener Erfahrung weis, und hoffe, daß es ihrer Aufmerkſamkeit wird würdig ſeyn, da es eine der erſtaunlichſten Begebenheiten in der Natur iſt. Es beſizt nemlich dieſe Art der groſſen Krebſe ein Vermögen, ihre Beine und Scheren freiwillig abzubrechen und von ſich zu werfen.

In der Geſchichte der königlichen Academie der Wiſſenſchaften wird erzehlt, daß der Krobfiſch ſeine Füſſe wieder hervor bringt, und es werden dieſer Erzehlung noch einige Anmerkungen von dem Wachsthum der Schale dieſes Geſchöpfes zugefüget; ich weis aber nicht, daß ein Schriftſteller eben dieſe Begebenheiten bei denen Krebſen angemerkt hat.

Herr Benjamin Cook, in Neuport auf der Inſel Wight, ein würdiges Mitglied dieſer Geſellſchaft, erzehlte mir dieſe wunderbare Eigenſchaft des Seekrebſes, ich konnte mir ſie aber nicht ehe recht vorſtellen, bis ich den Verſuch davon an zwei Krebſen ſahe: ich ward dadurch geſchwind von der Gewisheit der Sache überzeugt, denn in wenig Minuten fielen die Beine alle eins nach dem andern ab.

Die Krebſe können dieſes in jeder Stellung thun, am leichteſten aber geſchieht es folgendermaſſen: Man legt den Krebs auf den Rüken, zerbricht die Schalen und zerdrükt das Fleiſch am dritten oder vierten Gelenk ſeines kleinen Beines mit einer ſtarken eiſernen Zange. So bald als der Krebs verwundet worden, fängt er an zu bluten und gibt ſeinen Schmerz zu erkennen, indem er das Bein von einer Seite zur andern bewegt: nachgehends hält er es ganz ſtille in einer geraden und natürlichen Stellung, ohne es mit einem Theil ſeines Leibes oder ſeiner anderen Beine zu berühren. Hierauf ſpringt der verwundete Theil des Beines auf einmal mit einem mäſigen Geräuſch an dem zweiten Gelenk oder internodio von dem Körper ab, auf eben die Art, wie der Hals einer Retorte abſpringt, wenn der Theil, woran man vorher einen glüenden eiſernen Ring gehalten, mit Waſſer berührt wird. Sie brechen die Scheren eben ſo ab, nur kan man dieſe nicht ſo leicht faſſen als die kleinen Beine.

Wer dieſe wunderbare Handlung nicht geſehen hat, kan leicht auf die Gedanken gerathen, daß das Bein aus ſeinem Gelenk oder aus der Röhren gezogen wird; es verhält ſich aber ganz anders; es bricht in dem weichſten Theil des Gelenks und der Rand der Schale des Leibes trägt nichts dazu bei.

Um zu verſuchen, was die Vermehrung des Schmerzens vor eine Würkung hiebei haben würde, ward ein klein Loch in das groſſe Bein geſtochen, und durch dieſes Loch ward ein ſcharf Eiſen geſtekt, die eingeſchloſſenen Muskeln zu verlezen. Es erfolgte, was wir vermuthet, er gab Zeichen eines gröſſeren Schmerzens, und warf das Bein mit gröſſerer Gewalt von ſich.

Es iſt in der That erſtaunend und unbegreiflich, wie der Krebs eine ſo wunderbare Sache verrichten, eine ſo harte Schale nebſt der Muskel abbrechen, und das Bein von ſich werfen kan. Vielleicht trägt der kleine Durchmeſſer des Gelenks, die Lage der Fibern und eine kleine runde Vertiefung nicht wenig zur Beförderung dieſes Werks bei. Inzwiſchen ſcheint doch die Hauptſache dieſer Handlung allen menſchlichen Verſtand zu überſteigen. Die ganze Sache iſt eine ſo artige und ſonderbare Begebenheit in der Naturgeſchichte, daß ſie wohl verdient von Männern, die mehr Geſchiklichkeit und Zeit darzu haben, unterſucht zu werden.

So bald als das Bein abgebrochen iſt, ſezt ſich ein Mucus oder eine Gallerte an den übrig gebliebenen Theil des Gelenks nächſt am Leibe, welche als eine natürliche Blutſtillung das Bluten gleich aufhält, ſich nach und nach verhärtet, und in ein kleines Bein verwandelt, welches mit der Zeit ſeine gehörige Gröſſe erlangt, die Stelle des vorigen zu erſezen.

Man ſtellte noch einen Verſuch an, um zu erfahren, wozu die Gallerte dem Krebs nüzte. Als er alle ſeine Beine verlohren, durchbohrte man zwei oder drei derer Stumpen mit einem ſpizigen Eiſen, und nahm die Gallerte weg, er gab hierauf Zeichen eines vergröſſerten Schmerzens; welches man an dem Zittern des Maules und dem Schäumen, das mit der Epilepſie vergeſellſchaftet zu ſeyn pfleget, merken konnte.

Man kan vernünftig ſchlieſſen, daß dis Vermögen dem Krebs aus weiſen Abſichten und Urſachen iſt gegeben worden; und dieſe werden wir erkennen, wenn uns die Natur dieſes Thieres beſſer wird bekannt ſeyn.

Die Krebſe ſind ſehr zankſüchtig, ſie ſtreiten und erwürgen ſich einander mit ihren Scheren. Sie faſſen damit die Beine ihrer Feinde an, und was ſie ergreifen, halten ſie ſehr lange feſt. Sie können ſich nicht anders von ihren grauſamen Feinden los machen, als indem ſie ein Theil ihres Beines zum Zeichen des Sieges zuruklaſſen. Die Haupturſache, warum dieſes geſchiehet, iſt das Leben des Uberwundenen zu retten, denn ſind ſie gebiſſen und verlezt, ſo müſten ſie zu tode bluten, wenn ſie das Bein nicht abbrechen könnten.

Die Fiſcher zeigten uns einen Verſuch, um uns einen Begrif von der Hartnäkigkeit dieſes Thieres zu machen. Sie zwungen den Krebs, mit ſeiner Schere eins ſeiner Beine feſt zu halten. Das tumme Thier merkte nicht, daß es ſich ſelbſt angriffe, es gebrauchte ſeine Gewalt, und zerbrach die Schale ſeines Beines, welches hierauf an zu bluten fieng. Als er aber fühlte, daß er verwundet war, gebrauchte er ſich ſeines Vermögens, das Bein an dem gewöhnlichen Ort abzubrechen. Er ſezte dieſes ſofort ins Werk, und hielt das abgebrochene Stük noch lange in der Schere feſt. Man ſiehet hieraus, daß dieſes Thier alles das feſt hält, was es einmal angepakt, und wenn es von ſeinem Feinde überwunden wird, erkauft es ſein Leben mit dem Verluſt des Beines.

Muthmasliche Gedanken von dem Staube der Pflanzen während der Bluhte.

Daß es unter den Pflanzen zweierlei Geſchlecht gebe, nemlich Männlein und Weiblein, iſt eine Meinung, die unter den Gärtnern und Kräuterverſtändigen ſchon ſeit langer Zeit geheget worden. Hierzu hat man ſonder Zweifel daher Anlas genommen, weil es gewiſe Arten von Pflanzen gibt, deren einige blos blühen ohne Saamen zu tragen, andere aber Saamen tragen, ohne eine kenntliche Blume an ſich wahrnehmen zu laſſen, dergleichen ſind der Hanf, der Spargel, der Spinat, und andere mehr. Man hat geglaubet, daß dieſe zweierlei Geſchlechter einen Einfluſs in einander haben, ſo, daß ohne ſolchen eins ohne das andre nicht fortkommen, wenigſtens keinen tüchtigen Saamen zeugen könne. Um dieſes zu erklären, haben die Naturkündiger angenommen, daß der gelbe Staub den an vorbemeldeten Gewächſen die Blumen, wenn ſie völlig aufgeblühet ſind, in groſſer Menge fallen laſſen, an die Saamenbehältniſſe der andern ſich anhänge, und durch einge verborgene Gänge nicht nur in dieſe Behältniſſe, ſondern auch in das Saamenkorn ſelbſt eindringe, und ſolches fruchtbar mache. Da man nun aber bei den allermeiſten Gewächſen dieſen Unterſchied nicht antrift, indem ſie beides ſelbſt verrichten, nemlich erſt blühen, hernach aber Saamen anſezen, ſo würde, wenn voriges richtig wäre, folgen, daß die meiſten Gewächſe, wider die allgemeine Regel der Fortpflanzung durch zweierlei Geſchlecht, Zwitter ſeyn müſten, die ſich ſelbſt ſchwängern können, und folglich würde das, was nach dem ordentlichen Lauf der Natur eine Ausnahme wäre, bei den Gewächſen zur Regel angenommen werden müſſen. Man glaubt inzwiſchen dieſe Art der Befruchtung, weil in allen Blumen um das Saamenbehältnis herum einige Stiele ſtehen, an deren Spizen Kölbchen oder Flittern ſich finden, die ebenfalls einen gelben Staub in ſich enthalten, und ſolchen endlich von ſich ſtieben. Ich kan aber nicht läugnen, daß dieſer angenommene Unterſchied zwiſchen Männlein und Weiblein, wenn er ſo weit, und alſo weiter, als auf die bloſe Benennung gehet, um einige einander ähnliche Gewächſe zu unterſcheiden, mir aus obigem Grunde ſchon einigermaſſen verdächtig wird. Ich laſſe zwar den Schlus gelten, daß der gelbe Staub der Pflanzen blos um des Saamens willen da ſey, denn man findet auch an ſolchen Gewächſen, die keine ordentliche Blumen, aber doch Saamen tragen, eigene Behältniſſe an denen Spizen der Zweige, aus welchen er im Frühjahre in Menge heraus ſtiebet, als z. E. an Fichten, Birken, Ellern, Haſeln, Nusbäumen, und andern mehr. Ja man findet die ſtäubende Behältniſſe an ſolchen Gewächſen nicht eher, als bis ſie von dem Alter ſind, da ſie anfangen Saamen zu tragen, wodurch dieſer Schluſs allerdings eine groſſe Wahrſcheinlichkeit erhält, zumal, da man nicht ſiehet, was er den übrigen Theilen dieſer Gewächſe, die nicht mit ihm zugleich da ſind, ſo wie man die kleine Saamenbehältniſſe mit ihm zu gleicher Zeit antrift, ſondern, die ohne ihn den ganzen Sommer wachſen, und von neuen hervorkommen, vor Nuzen ſchaffen könne. Daß aber dieſer Staub durch das Saamenbehältnis durch bis in das Saamenkorn dringe, und es fruchtbar mache, halte ich vor einen bloſſen Einfall, der noch bis jezo durch keine gewiſe Gründe, darauf man ſicher fuſſen konnte, unterſtüzet wird. Das Zuverläſigſte, woraus man dieſes ſchlieſſen wollen, iſt, daß man das Saamenbehältnis, oder das an einigen oben darauf ſtehende Säulchen damit beſtäubt gefunden, welches jedoch ein Zufall iſt, der keiner beſondern Betrachtung würdig, indem ſich der in die Luft ausgeſchüttelte Staub an alles anhängt, was er in der Nähe antrift.

Es iſt indeſſen dieſe Meinung unter den Gelehrten gänge und gebe geworden, und es ſind nach der Hand gar artige Sachen von der männ- und weiblichen Beſchaffenheit, auch der Zwitterſchaft der Gewächſe dadurch erfunden worden, davon etwas in Steph. Hales Static der

Gewächſe in dem Vorbericht zu der teutſchen Überſezung S. 38. nachzuleſen. Ich habe es alſo der Mühe werth geachtet, deshalben eigene Verſuche anzuſtellen, um zu erfahren, ob es würklich an dem ſey, daß der gelbe Staub den Saamen fruchtbar mache. Zu dem Ende habe ich ſchon vor vielen Jahren ein Flekchen im Garten mit Hanf beſäet, und hernach alle die Stengel, die bloſe Blumen bringen, und insgemein Hänfinne genennet werden, die man aber leicht erkennet, lange vor der Zeit, ehe die Blumen ſich öfnen, und zu ſtäuben anfangen, ausgezogen, und blos die, welche Saamen tragen, ſtehen und reif werden laſſen; ich habe aber gefnnden, daß dieſer Saame eben ſo fruchtbar war, als andrer. Mit dem Spinat habe ich es auch verſucht, und ebenfalls guten tüchtigen Saamen bekommen, der ſowohl Blumen, als Saamentragende Stöke hervorgebracht. Weil aber doch Zweifel entſtehen könnten, ob bei dieſen Verſuchen alle gehörige Vorſicht angewendet worden, ſo mus ich noch eine Erfahrung anführen, die ich im verwichenen Sommer ungeſucht erlanget, und die keinen weiteren Zweifel übrig läſt. Ich hatte im Frühjahre Paſtinat geſäet, von fremden Saamen, den ich erſt kommen laſſen, unter ſolchen gieng ein einzig Korn von rundblätterigen Spinat mit auf, den ich noch gar nicht habe, welches von ohngefehr unter den Saamen gekommen ſeyn mus. Als dieſes ins Wachſen kam, ſahe ich, daß es eine Staude ward, die blos Saamen trägt, aber nicht blühet. Die Saamenkörner ſind an ſolchen in der Gegend, wo die Blätter angewachſen ſind, ſo gleich zu kennen, ſo bald ſie hervor kommen, und haben ganz und gar keine Blume um ſich, auſſer daß hin und wieder zwiſchen ihnen (denn ſie ſizen Klumpenweiſe beiſammen) einige weiſe Faden hervorwachſen, welches ihre ganze Blühte iſt, dagegen andere Stauden von Spinat, die gar keinen Saamen anſezen, an ſtatt der Saamenkörner an bemeldeten Ort eben ſo Klumpenweiſe ordentliche kleine Blumen bringen, die viel Staub fallen laſſen. Wäre es nun an dem, daß dieſe ſtaubende Blumen zur Fruchtbarkeit des Saamens etwas beitrügen, ſo müſte die einzelne Pflanze, die ihres gleichen gar nicht um ſich hatte, ſondern in dem hohen Paſtinatkraute wie begraben ſtand, keinen fruchtbaren Saamen haben tragen können, zumal, da in dem ganzen Garten dieſes mal gar kein Spinat vorhanden war, der ihn durch ſeinen Staub auch nur von weiten hätte ſchwängern können. Ich lies dieſen Stok unter dem Paſtinatlaube ungehindert ſtehen, um ihn deſto beſſer vor allen fremden Einfluſs zu verſichern, und verurſachte zwar dadurch, daß der meiſte Saamen nicht zur Reife kam, indeſſen fand ich doch im September einige reife Körner daran, welche ich, weil das Gewächs wegen Mangel der Luft an zu faulen fieng, abnahm. Ich ſtekte einige Körner davon in einen Topf mit Erde, und ſie giengen in wenig Tagen ordentlich auf, wuchſen auch fort, und blieben bei der Art, indem ſie eben ſolche runde Blätter, wie die Mutter, bekamen, welches denn ein ohnfehlbarer Beweis von der Fruchtbarkeit dieſer Saamenkörner war. Man nennet nemlich ein Korn fruchtbar, wenn ein Auge mit ſeinem Würzelchen darinn befindlich, und an beide Helften des Korns angewachſen iſt, wenn dieſes Auge fehlet, ſo iſt nichts im Korne vorhanden, was aufgehen und wachſen könnte. Die, welche behaupten, daß der Staub die Körner fruchtbar mache, müſſen alſo glauben, daß in dem Staube die Augen befindlich ſind, und mit ihm von auſſen in die Saamenhülſe, und ferner in das Korn gebracht werden; Da nun aber aus obiger Erfahrung klar iſt, daß ein Korn ohne dieſen Staub fruchtbar werden kan, ſo folget, daß er dazu nichts Würkendes beitrage, ſondern, daß die Augen durch einen andern Weg in die Saamenkörner kommen müſſen.

Ohngeachtet ich nun deſſen mehr als

gewis bin, ſo ſehe ich doch, daß man deswegen ſeine einmal angenommene Meinung nicht aufgeben würde, weil man im Voraus noch eine dazu angenommen, nemlich, daß ein Gewächs durch den Staub eines andern, wenn es auch nicht von derſelben Art iſt, geſchwängert werden könne, wie ſolches im Schauplaz der Natur, ſo zu Nürnberg Anno 1746. teutſch überſezt heraus gekommen, Part. 2. p. 36. zu finden. Es wird daſelbſt angeführet, daß ein Engelländer dieſen Verſuch angeſtellet, und den Staub von andern Gewächſen in eine Blume, welcher er den ihrigen genommen, geſtreuet, da er denn von ihrem Saamen Gewächſe bekommen, die von beiden etwas an ſich gehabt. Wie weit dieſem Berichte zu trauen ſey, mus ich zwar dahin geſtellet ſeyn laſſen, bin aber ſonſt durch viele Erfahrungen überzeuget, daß zum öftern etwas vor ganz gewis geſchrieben wird, welches man hernach, wenn man es ſelbſt verſuchet, gar nicht ſo findet. Wäre indeſſen der Verſuch richtig, ſo würde daraus erhellen, daß der Saame tüchtig werden könne, wenn er auch gleich nicht durch den Staub, der ſich in ſeiner Blume befindet, geſchwängert werden, und er dienete alſo zur Beſtättigung der vorhin von mir angeführten Verſuche. Daß aber der Staub einer andern Blume, den man hinein geſtreuet, die Fruchtbarkeit ſolle verurſachet haben, wird ohne allen Beweis angenommen. Es würde daraus folgen, daß die Gänge, dadurch dieſer Staub in die Saamenkörner kommt, in verſchiedenen Gewächſen von einerlei Art ſeyn müſſen, da man vielmehr Grund hat, zu glauben, daß die Theile, Gänge, Pori, Faſern, Saftröhren ꝛc. in einer jeden Art von Gewächſen von einander unterſchieden ſind, wie der Geruch und Geſchmak ihrer Säfte unter andern klar anzeigen. Und wenn auch die Säfte verſchiedener Gewächſe einander mitgetheilet werden können, wie beim propfen und oculiren geſchiehet, ſo gehet doch ſogleich eine neue Abſonderung und Veränderung in ſolchem Safte vor, ſo, daß er nun nicht nach der Natur des Stammes, von dem er kommt, ſondern vielmehr nach der Natur des Reiſes, ſo ihn angenommen, würket. Es will zwar obiges daraus geſchloſſen werden, weil das aus dergleichen Saamen aufgekommene Gewächs von dem, durch deſſen Staub es geſchwängert werden, etwas angenommen habe; es wäre aber ſehr gut geweſen, wann dabei gemeldet wäre, was beides vor Gewächſe geweſen, und was das junge vor eine beſondere Beſchaffenheit gehabt, damit man davon auch urtheilen könne, und dergleichen ſonderbare Dinge nicht auf guten Glauben annehmen dürfe, da bekannt genug, was manchmal die Einbildung in ſolchen Fällen, da man von einer Meinung eingenommen iſt, vor einen ſtarken Einfluſs hat, und da auch zum öftern einige andere Umſtände unerwartete Veränderungen an Gewächſen hervorbringen können. Das kurz zuvor angeführte Exempel von den Pfropfreiſern zeiget klar, daß das Reis von der Natur des Stammes nichts annimmt, da doch viel unſtreitiger iſt, daß es deſſen Saft genieſſet, als daß, in dem Verſuche des Engelländers, das Saamkorn von dem Staube eines andern Gewächſes würklich etwas empfangen habe. Meines Erachtens müſte ſich dergleichen Vermiſchung ohne alle menſchliche Beihülfe gar öfters zutragen. Denn in einem Garten ſtehen vielerlei Gewächſe oft ganz nahe beiſammen, und blühen zu gleicher Zeit, es fehlet auch nicht am Winde, der gar leicht den Staub von einem wegnehmen, und von einem andern ihm zuführen kan. Wenn nun dieſer Staub in die Saamenbehältniſſe anderer Gewächſe eben ſowohl, wie der eigene, eindringen, und darinn Veränderungen verurſachen könnte, ſo würde man dergleichen Gewächſe, die von verſchiedenen Arten zuſammengeſezet wären, häufiger antreffen, welches gleichwohl nicht geſchiehet, vielmehr bleibt ein jedes bei ſeiner Art, es mag auch unter noch ſo viel andern ſtehen, die mit ihm zugleich blühen, es wären denn ſolche Gewachſe, die vor ſich dem Ausarten ſehr unterworfen ſind, welches Ausarten jedoch ganz andere Urſachen hat, als die Vermiſchung des Blumenſtaubes. Ich mus alſo nur frei heraus bekennen, daß ich vor mein Theil dieſes Vorgeben als ganz ungegründet anſehe.

Es irret mich auch darinn im geringſten nicht der im 2ten Bande des hamburgiſchen Magazins p. 120. angeführte Auszug aus einem Briefe des Herrn Cooke, Mitgliedes der engl. königlichen Geſellſchaft, welcher will, daß auf zwei einander nahe ſtehenden Aepfelbäumen einige Aepfel gefunden worden, die durch das Blühtenmehl ihres Nachbarn ſo verändert worden, daß ſie völlig das Anſehen und Farbe des andern erhalten haben, da die übrigen auf dem Baume unverändert geblieben. Man hat bisher nur behaupten wollen, daß das Staubmehl der Blühten in das Saamkorn eine Würkung habe, und iſt noch nicht darauf gefallen, daß ſo gar das Saamenbehältnis dadurch verändert werde, welches aber Herr Cooke auf die Bahn bringet; denn die Frucht der Obſtbäume iſt das Saamenbehältnis der Kerne: es iſt alſo dieſes was ganz neues. Allein, da das erſte nur als eine bloſe Muthmaſung unter den Gelehrten aufgekommen, und in vielen Jahren noch keinen gröſſern Grad der Wahrſcheinlichkeit erhalten hat, ſo iſt es noch wohl zu zeitig, auf dieſen Grund weiter zu bauen. Eine bloſe Muthmaſung hat eben ſo leicht einen Irrthum, als eine Wahrheit, zum Grunde; will man auf dieſem Wege weiter gehen, ſo ſezt man ſich in Gefahr, das Reich der Irrthümer zu vermehren. Meines Erachtens wäre alſo Herr Cooke ſicherer gegangen, wenn er es bei dem alten gelaſſen, und die Veränderung ſeiner Aepfel andern ſchon bekannten Urſachen, nemlich dem Stande gegen die Sonne, dem beſondern Anfall der Luft, Thau und Regen, dem ſie etwa ausgeſezt oder nicht ausgeſezt geweſen, einer Krankheit, oder andern Beſchaffenheit des Zweiges, darauf ſie gewachſen ꝛc. zugeſchrieben hätte, wie ſolches Herr de la Quintinie aus langer Erfahrung gethan, welcher an mehr als an einem Orte anführet, daß er zum öftern Früchte von verſchiedener Beſchaffenheit, davon andere beſondere Arten gemachet, und ſie durch eigene Namen voneinander unterſchieden, auf einem Baume beiſammen angetroffen, wie z. E. deſſen Inſtruction pour les jardins fruitiers et potagers Tom. I. p. 224. und 227. mit mehrerem zu erkennen gibt. Ich glaube auch, daß man in gegenwärtigem Fall dieſes ohne Irrthum vor die wahre Urſache annehmen kan, da ohnedem Herr Cooke blos von einer Veränderung redet, die das Anſehen und Farbe folglich etwas äuſſerliches betroffen. Eine ſolche Veränderung kan gar füglich ebenfalls von etwas äuſſerlichem herrühren, da wir noch jährlich finden, daß die Früchte, welche Sonne und Luft wohl treffen kan, ein ganz ander Anſehen und Farbe, ja ſogar eine andere Figur, erhalten, als die, ſo beſtändig im Schatten ſich befinden, wie man denn auch durch Kunſt, und zwar durch öftere Benezung der Früchte mit friſchem Waſſer, eine andere Farbe zuwege bringen will, nach der Anweiſung, die ſich im Schauplaz der Natur pag. 224. befindet. Im Gegentheil iſt nicht abzuſehen, wie durch eine Beſtreuung mit dem Blühtenmehl dieſes ſollte zuwege gebracht werden können: denn äuſerlich kan dieſes nicht würken; die Frucht iſt zur Blühtzeit noch ſo klein und zart, daß die Veränderung, ſo eine ſolche Beſtaubung an ihrer Schale verurſachet, einige Monate nachher, da die Frucht erwachſen, und ihre Schale nun um 100. mal vergröſſert hat, daran unmöglich zu ſpüren ſeyn würde. Wie nun aber ſolche Veränderung der ganzen Structur durch dieſen Staub, dem man auf ſolche Art gleichſam eine Eigenſchaft des Steines der Weiſen beilegen würde, möglich ſey, überſteiget allen vernünftigen Begrif: und mich deucht, daß Herr Cooke dieſes als etwas hauptſächliches mit angeführet haben müſte, wenn ſich eine ſolche innerliche Veränderung bei ſeinen Aepfeln befunden hätte. Da er aber hiervon gänzlich ſchweiget, ſo meyne ich allerdings, daß er den Grund von ſolcher Veränderung viel zu weit hergeholet, da er ihn aus andern ſchon bekannten und feſtgeſezten Wahrheiten näher hätte haben können.

Es befindet ſich unter dieſem Auszuge noch eine Anmerkung von einer Verwandelung, die mit Erbſen vorgegangen, und die, wie es ſcheinet, aus eben dieſem Grunde hergeleitet wird. Es ſind mir zwar die blauen Erbſen, von denen daſelbſt die Rede iſt, nicht bekannt, aber ganz grüne habe ich einige Jahre her gezogen, und eben das Schikſaal damit erfahren, was von den blauen daſelbſt angeführt wird. Ich fand neulich gleich im erſten Jahre die Helfte ganz weiſen darunter, und waren in einer Schote immer grüne und weis untereinander. Daß ſie aber deshalb von andern in der Blühte angeſtekt worden, kan ich mich nicht überreden, weil ich nachher gefunden, daß ſie dieſes nur in gewiſen Jahren thun, da ſie ein andermal die Farbe vollkommen behalen, wie ſie denn im verwichenen Sommer ſolche völlig wieder erhalten haben, ohngeachtet ſie mitten unter lauter weiſen ſtanden. Es ſind unter andern die Erbſen ein ſolch Gewächs, das ſehr leicht ausartet, und hat Heſſe in ſeinem teutſchen Gärtner pag. 505. dieſes bereits angemerket, und dawider kein beſſer Mittel gefunden, als wenn er ſie unter ein ander Clima verſchiket, da ſie ſich denn wieder ihrer Art nach ordentlich verhalten, und ſodann in ſeinem Garten von neuem gut gethan. Es iſt alſo klar, daß die Witterung und der Grund an dieſem Ausarten ſchuld hat, und daß die Meinung von der Würkung des Blumenſtaubes hierdurch nicht den allergeringſten ſcheinbaren Vorſchub erhält.

Aber wieder auf die Befruchtung des Saamkorns durch den Blühtenſtaub zu kommen, ſo ſtimmet nicht nur die Erfahrung, wie bereits gezeiget iſt, damit nicht überein, ſondern es ſcheinet auch überdem dieſes der ſonſt bekannten Haushaltung der Natur nicht gemäs zu ſeyn. Die Erzeugung des Saamkorns iſt der Hauptentzwek, worauf endlich aller Wachsthum abzielet. Wenn das Saamkorn nicht fruchtbar iſt, ſo gehet die Abſicht, warum es gewachſen, verlohren. Sollte eine ſo wichtige Sache wohl auf ein bloſes Gerathewohl geſtellet ſeyn? Sollte das, worauf der Grund der Fruchtbarkeit beruhet, von der Natur ſo angeordnet ſeyn, daß er erſt in die Luft verſtieben mus, ehe er an den gehörigen Ort kommt? Wie vielen Unfallen wäre es da nicht unterworfen? Der Wind kan den Staub wegführen, und der Regen ihn abſpühlen, daß er das Saambehältnis nicht erreichen kan. Sind denn keine Gänge innerhalb dem Gewächſe anzubringen geweſen, dadurch es weit ſicherer dem Saamenkorn zugefüget werden können? Die Liebhaber dieſer Meinung ſtimmen darinn überein, daß es endlich in das Saamenkorn herein mus, und erfinden dazu eigene Gänge an dem Saamenbehältniſſe, dadurch es von auſſen herein kommen ſoll: ich glaube aber ſchwerlich, daß einer von ihnen ſich ſelbſt überreden wird, dieſes vor leichter und bequemer zu halten, als wenn dieſe Gänge innerhalb angeordnet wären. Gehet denn die Natur nicht ſonſt immer den kürzeſten Weg, wie hätte ſie ſich ſo verſehen, (daß ich ſo reden mag) und bei einer Hauptſache einen ſo gefährlichen Umſchweif beliebet, da ſie die Haupttheile der Fruchtbarkeit erſt aus dem Gewächſe herausgebracht, und er hernach einem glüklichen Fall überlaſſen, dadurch ſie wieder können hereinkommen? Nein, dieſes ſcheinet einer allezeit weiſen Einrichtung nicht gemäs, und wir finden niemals, daß die Natur in wichtigen Dingen ſo verfähret, vielmehr hat ſie überall die Theile, worauf ſehr viel ankommt, auf das ſorgfältigſte wider allerhand Unfälle verwahret, und es iſt kein Zweifel, daß es auch bei dem Hauptheile des Saamkorns geſchehen. Dieſer Hauptheil, der das Korn fruchtbar machet, daß es aufgehen, und ein ähnliches Gewächs hervorbringen kan, iſt ein Auge mit ſeinem Würzelchen, und dieſes Auge iſt in nichts unterſchieden von andern, die ſich in groſſer Menge an den Gewächſen befinden. Nun bringet zum Exempel der Baum lange vorher, ehe er blühet, dergleichen Augen in Menge hervor, ohne daß der Staub der Blühte, der ja noch nicht vorhanden iſt, dazu etwas beiträgt, und denen bei jedem Blat, wo es angewach iſt, eines ſtehet, das zu ſeiner Zeit auswächſet, und alſo fruchtbar iſt; es ſind auch dazu eigene kenntliche Gänge vorhanden, wo die Augen durchgekommen ſind, warum ſollte denn nicht ein ſolches Auge auch in das Saamkorn von innen kommen können, ohne daß der Staub der Blühte dazu was beitragen dürfe?

Aber nun heiſt es ferner, wozu nuzet denn alſo dieſer Staub, der doch nicht umſonſt geſchaffen ſeyn kan? Es iſt wahr, die Natur thut nichts vor die lange Weile, aber folgt daraus, daß alle Materie, die ſich im Gewächſe befindet, ihm nothwendig nüzlich ſeyn müſſe? Kan denn nicht einige darunter ſeyn, die blos abgeſondert wird, um ſie fortzuſchaffen, und von dem Gewächſe zu entfernen? Wir finden es bei den Leibern der Menſchen und Thiere, daß die Natur zu Zeiten was heraus ſchaffet, das ihnen entweder nicht nüzlich, oder bei gewiſſen Umſtänden überflüſſig iſt. Sollte nicht bei den Cörpern der Gewächſe etwas ähnliches ſtatt finden? Es ziehet ja niemand in Zweifel, daß die Pflanzen ſtark ausdunſten, und dadurch viel von ihrer Materie täglich verliehren. Es iſt auch bekannt, daß, wenn dieſe Ausdünſtung gehemmet wird, das Gewächs in eine Krankheit verfällt, folglich mus man zugeben, daß darinne eben wie in den Leibern der Menſchen und Thiere Materie iſt, die ihm nichts nuze wird, ſondern fortgeſchaffet werden mus. Da nun der gelbe Staub in der Blühte eine Materie iſt, die aus dem Gewächſe ſichtbarlich abgeſondert, und in gewiſe ſiebförmige Behältniſſe geſammlet wird, durch deren Oefnungen ſie, wenn ſie troken genug geworden, durchfallen, und in die Luft verſtieben kan, ſo ſehe ich nicht, was daran hinderlich iſt, daß man ihn vor etwas halten könne, das als überflüſſig aus dem Gewächſe fortgeſchaffet, und dem Winde und Wetter überlaſſen wird. Weil die Behältniſſe auf Stielen ſtehen, die zunächſt um und bei dem Saambehältnis ſich finden, ſo ſcheinet es, daß dadurch etwas abgeſondert wird, was dem Saamkorn anfangs nicht dienlich ſeyn mus, da es noch allzuzart iſt, eine überflüſſige Nahrung anzunehmen. Da ſie aber hernach mit der Blume abfallen, wenn das Saambehältnis mit dem Saamen in ſtärkeren Wachsthum kommt, ſo mus die Abſonderung weiter nicht nöthig ſeyn, ſondern dieſes hernach zum Wachsthum des Saamens angewendet werden. Es iſt eine ſtaubige oder mehlichte Materie, und daraus beſtehet auch die Subſtanz des Saamkorns, als welches ſich in ein Mehl zerreiben läſt. Dieſes iſt zwar gewöhnlicher maſen weis, da der Staub der Blühte mehrentheils gelb iſt, aber dieſe Veränderung kan blos daher entſtehen, weil ſie an die freie Luft kommt, welche auch andre Theile der Gewächſe färbet.

Mit dieſer Muthmaſung ſtimmen einige vorfallende Umſtände viel beſſer überein, als mit jener Meinung, womit ſie ſich im Gegentheil gar nicht zuſammen reimen wollen. Zum Exempel bei vielen Gewächſen ſtehen die ſtaubende Kölbchen oben auf dem Saamkorn ſelbſt, wie an der Sonnenblume, und an allen Arten von Aeſter, es mus alſo der Staub erſt durch das Saamkorn durch, ehe er in die Kölbchen kommen kan; Wäre er nun im Saamkorn nöthig, warum ſchafte ihn denn die Natur erſt heraus? Wer den Ricinum betrachtet, wird augenſcheinlich ſehen, daß der Staub dem Saamen nicht zu gute kommen können; denn er ſizet ganz unten unter den Saamenknöpfen in beſondern kugelrunden Behältniſſen, und dieſe haben ſich manchmal an denen ſpätgewachſenen noch nicht aufgethan und geſtiebet, wenn der Saame ſchon ſeine gehörige Gröſſe hat, und dem Reifen nahe iſt. Wenn der Staub dem Saamen ſo nöthig wäre, ſo müſten dieſe Theile, die ihn in ſich ſchlieſſen, auch vielmehr über als unter den Saamenknöpfen angeordnet ſeyn: denn wenn er bei jeziger Einrichtung erreichen ſollte, müſte er nicht fallen, ſondern manchmal wohl ein Fus hoch ſteigen, welches nicht wohl zu begreifen iſt. Und an dem Colchico ſieht man augenſcheinlich, daß der Saame ganz ohne alle Beihülfe des gelben Staubes wächſet, obwol deſſen Blume, eben wie andere, welchen in ſich hat. Denn die Blume kömmt im Herbſt ganz allein aus der Erde hervor, endlich fällt ſie um, und faulet im Winter weg. Im folgenden Frühling kommt erſt das Laub nach, und zwiſchen ſolchem endlich im Sommer ein Saambehältnis, worinne ordentlicher Saame ſizt, ohne fernere vorhergehende Blühte. Hier kan der Saame von dem Staube, der vor Winters länger als ein halb Jahr vorher in der Luft verſtiebet iſt, nicht das geringſte empfangen haben.

Man möchte einwenden, wenn auch dieſe Erklärung bei denen Gewächſen, die zugleich Blühten und Saamen tragen, gültig wäre, ſo könnte ſie doch nicht ſtatt finden bei ſolchen, von denen eine Staude blos blühet, die andere aber blos Saamen anſezet: denn wenn der Staub als eine Materie anzuſehen wäre, die dem Saamenkorn anfänglich nicht dienlich iſt, und die alſo abgeführet wird, ſo müſte man dieſe Erzeugung des Staubes auch vielmehr bei denen Stauden die Saamen tragen, antreffen, als bei den andern die blos blühen, und keinen Saamen anſezen, da aber gerade das Gegentheil geſchehe, ſo widerlege ſich dieſe Meinung daraus von ſelber.

Solchemnach finde ich nöthig, ſie wider dieſen Einwurf in Sicherheit zu ſezen. Anfänglich habe ich freilich meine Gedanken blos auf die Gewächſe, die ſowohl Blumen als Saamen tragen, gerichtet, weil dieſes die meiſten ſind, und gleichſam die Regel ausmachen; ich will aber nunmehro auch auf die andern kommen, die ſo zu ſagen zur Ausnahme gehören: vielleicht zeiget es ſich am Ende, daß auch jener Erklärung ſich auch Gründe von dieſer ihrem Verhalten herleiten laſſen: Ich finde aber nöthig, erſt kürzlich anzuzeigen, woher es vermuthlich komme, daß einige Stöke blos blühen, andre aber blos Saamen tragen. Nach meiner Meinung hat es mit dieſer Art von Gewächſen eben die Bewandnis, als mit denen, die aus einerlei Saamen theils gefüllte theils einfache Blumen bringen, wie zum Exempel die Levcojen. Die Stöke die gefüllt ſind, ſezen keine Saamſchoten, ſondern blühen nur, die einfachen aber bringen Saamen, und haben dagegen eine ſchlechte Blume. Die Urſach meine ich in dem verſchiedenen Trieb des Safts, der in einem Stok mehr nach dieſen, in einem andern aber nach andern Theilen hingehet, zu finden. Das Saambehältnis ſizet in dem Stengel der Blume an der Spize, unter ihm finden ſich die Blätter der Blume, unter dieſen aber die Theile, daraus die Blumenknoſpe beſtehet, die alles anfangs in ſich verſchloſſen hält. Wenn nun der Saft einen Gang ſich öfnen kan, der nach der Spize gehet, ſo bringt er das Saamenbehältnis zum Wachsthum, und alsdenn dringet er nicht ſo ſtark auf den unter jenen befindlichen Theil, wo die Blätter heraus wachſen: daher kommt nur eine Reihe Blätter zum Vorſchein, und die Blume wird einfach; findet er hingegen den Gang nach der Spize ſo feſte verſchloſſen, daß er nicht durch kan, ſo hält er ſich bei dem unter ihm befindlichen Theile auf, und treibt deſto mehr Blätter hervor, daher die Blume gefüllt wird. Es beſtärket mich hierinne ein ſonderbarer Wachsthum, den ich vor einiger Zeit an einem Nelkenſtok, der aus Saamen von gefüllten Nelken gezogen war, bemerket habe, deſſen Knoſpen insgeſamt waren ganz anders als gewöhnlich beſchaffen; denn ſie beſtanden bis in die Spize aus lauter Schuppen, welches grüne härtliche Schalen waren, wie ſonſt die Blumenhülſe zu ſeyn pfleget. Sie waren oben ſpizig und unten etwas breiter, es lag eine über die andre rings herum in richtiger Ordnung, ſo daß eine von denen äuſſern immer zwei von denen innern bedekte, daß alſo nur die Spizen heraus ſtunden, und die Knoſpe einem kleinen Tañapfen ähnlich ſahe. Sie lieſen ſich mit leichter Mühe von einander abziehen, und ſaſſen bis in die Spize etliche dreiſig bei und über einander. Als ich ſie ſämtlich abgelöſet hatte, fand ich in der Mitten das Saamenbehältnis mit ſeinen gewöhnlichen zwei Hörnern oben drauf, aber von Blumenblättern ward ich nicht das geringſte gewahr. Sie kamen auch zu keiner Blühte, und zwar nicht eine einzige am ganzen Stok, ſondern blieben ſo wie ſie waren, noch weniger ſezten ſie Saamen an. Das folgende Jahr verhielt ſich dieſer Stok vollkommen eben ſo, und ich habe ſeitdem mehrere dergleichen unter denen aus Saamen gezogenen Stöken angetroffen. Man findet dieſe ſchupichte Schalen an allen Nelkenknoſpen unten an der Blumenhülſe ſizen, aber ſie bleiben klein, und ſind deren auch nur einige wenige. Anfangs, wenn der Stengel anzuſchieſſen fängt, halten ſie die ganze Knoſpe in ſich verſchloſſen, aber endlich erhebt ſich zwiſchen ihnen die Blumenhülſe, und fangt an zu wachſen; dieſe ſchupichten Theile aber gerathen ins Steken: An dieſem Stok hingegen ſcheint es, daß der Trieb hauptſächlich zu dieſen Theilen der Knoſpe gegangen, und ſolche in ungewöhnlichen Wachsthum gebracht, darüber denn die Blumenhülſe mit denen Blättern der Blühte zuruk geblieben. Man ſiehet hieraus ſo viel, daß einige Theile vor andern manchmal zum Wachsthum kommen, und ſich vermehren können, darüber andre in der Nähe ſteken bleiben, und daraus ſchlieſe ich, daß es dieſe Bewandnis mit denen gefülleten Blumen haben müſſe, in welchen der Trieb hauptſächlich in den Theil gehet, wo die Blätter der Blume ſich befinden, die daher in gröſerer Anzahl als ſonſt erſcheinen. Weil aber doch nichts hervor wachſen, und ſich vergröſſern kan, was nicht ſchon vorher in Kleinen vorhanden geweſen, ſo folget, daß in jedem Gewächſe viele ähnliche Theile, von einer Art, bei einander ſeyn müſſen, davon viele oder wenige, nachdem es die Umſtände fügen, in Trieb und Wachsthum kommen können. Und hierinne iſt denn auch wol die Urſach zu ſuchen, warum manchmal eine Blume aus der andern wächſt, wie an gefüllten Levcojen faſt insgemein geſchiehet, wenn es ihnen an Nahrung nicht fehlet. Zuweilen aber nim̃t man es auch an andern Gewächſen wahr, als z. E. an den Kornähren, an welchen man öfters an ſtatt einzeler Körner ganze Aehren aus der Hauptaehre zur Seite hervor kommen ſiehet. Da alſo klar iſt, daß der Antrieb des Nahrungsſafts keine unveränderliche Richtung hat, ſondern nach den Regeln der Bewegung dahin gehet, wo er am wenigſten Widerſtand findet, welches durch viele andre Fälle aus der Gärtnerei noch weiter erlautert werden könnte, ſo mus er auch nach der verſchiedenen Richtung, die er erhält, verſchiedene Würkungen hervor bringen, und folglich in einigen auf den Saamen, in andern aber auf die Blume ſtärker würken, und kan dieſes an der beſondern Structur derer Theile liegen, die den Saft zubereiten, welcher vielleicht in allen Pflanzen nicht ſo ſubtil gemachet wird, daß er in die gar kleinen Gefäſſe der äuſſern Theile, wo der Saame hingeordnet iſt, eindringen kan.

Dieſes, was ich bisher von der Beſchaffenheit einfacher und gefüllter Blumen angeführet, läſt ſich nun mit leichter Mühe auch auf die andern Gewächſe anwenden, welche Blumen und Saamen an verſchiedenen Stöken bringen. Es ſind von dieſen ebenfalls alle Stöke, wie ich gewis davor halte, im Stande, ſowohl Blumen als Saamen zu tragen; daß aber nicht beides zugleich geſchiehet, zeigt weiter nichts an, als daß der Saft auf beide Theile nicht zugleich würken kan. In denen Stöken, darinne ſich der Saft einen Gang zu denen Saamenbehaltniſſen öfnen kan, kommen dieſe ins wachſen, und die Blumen bleiben ſteken, folglich kommen ſie hierinne mit den einfachen Blumenſtöken überein. Daß ſie eben wie die andern blühen können, zeiget ſich klar daraus, weil würklich einige Theile der Blume ſich dabei finden, nemlich einige weiſſe Faden, wie ich oben vom Spinat bereits angeführet habe, durch welche denn vermuthlich einiger überflüſſiger Saft anfangs abgeführet wird, und wegdünſten kan. Daß ſich aber keine Blätter von Blumen dabei zeigen, rühret ohnfehlbar daher, weil in dieſen gar kleinen Blumen die Blätter dem Saambehältnis ſo ſehr nahe ſtehen, daß, indem der Saft nach dieſem gehet, und der Gang alſo dahin ſich erweitert, die Nebengänge nach den Blättern zuſammen gepreſſet werden, und vor der Zeit verwachſen, daß kein Saft mehr durch kan. In den andern Stöken hingegen, in welchen der Hauptgang verſchloſſen bleibt, gehet aller Trieb in dieſe Nebengänge, und bringet eine ordentliche Blume mit allen ihren Theilen hervor, daher ſich denn auch die Kölbchen, welche den gelben Staub ausſchütten, darinne befinden. Da nun, wie ich bereits gezeiget, durch dieſe Kölbchen eine dem Saamen annoch überflüſſige Nahrung ausgeführet wird, hier aber kein Saame zum Wachsthume kommt, ſo folgt, daß alle Nahrung die vor den Saamen zubereitet worden, in dieſe Gefäſſe eindringet, und verſchüttet wird, daher man denn die Urſach ſiehet, warum dieſe Blumen überaus ſehr ſtauben, und vielmehr als alle andre, die ordentlicher weiſe Blumen und Saamen zugleich tragen. Man kan leicht erachten, daß hierdurch dem Gewächſe die Kräfte ſehr entgehen müſſen, weil durch ſo viel 100. ja 1000. Blumen am Stok, in deren jeder verſchiedene ſolche zum Abführen dienliche Gliedmaſen befindlich ſind, eine groſſe Menge nahrhafter Theile verlohren gehet; daher iſt kein Wunder, daß dieſe Stöke gleich nach der Blühte vergehen. Die Blume an ſich iſt an Gewächſen was vergängliches, was nach ihr fortdauret, und wächſt, iſt der Saame, der aber hier zurük geblieben. Da nun alſo nichts vorhanden iſt, was nach der Blume weiter fortwachſen kan, und vielmehr die nahrhafteſten Theile, die in allen Gewächſen vor den Saamen abgeſondert, und demſelben zugeführet werden, hier verlohren gegangen, ſo mus der Wachsthum aufhören, und das Gewächs abſterben. Man findet alſo nach dieſer Erklärung überall mechaniſche Urſachen, die auch mit einander zuſammen hängen, die man aber nach der vorhin angenommenen Meinung wohl ſchwerlich ausfündig machen möchte. Ich will hiermit dieſe Gedanken eben nicht ſelber gelobet haben, ich gebe ſie nur noch vor eine bloſe Muthmaſung aus, und unterwerfe ſie vielmehr der Beurtheilung der Naturkündiger, wünſche aber dabei, daß die Gelehrten, ſo die Natur der Gewächſe unterſuchen wollen, hauptſächlich um die Gärtnerei ſich bekümmern möchten, um von dem Wachsthum der Pflanzen erſt eine genaue Erkenntnis aus mehrerer Erfahrung zu erlangen, als welches die Handleitung ſeyn mus, ihre Natur zu entdeken, und die angenommene Meinungenn zu beurtheilen.

G. F. M.

Nach

Nachrichten von Heringen mit neuen Entdekungen.

Wir lieffern hier eine merkwürdige Beſchreibung, die noch wenigen bekannt ſeyn mag. Selbige verdient hier beſonders einen Plaz, weil ſolche wichtige Sachen entdeket, die wunderbar heiſſen, und zugleich nuzen und vergnügen. Wir haben ſie dem berühmten Anderſon zu danken, aus deſſen Nachrichten von Jsland/ Grönland und der Straſe Davids ꝛc. ſolche dem Leſer Auszugsweiſe hier vor Augen gelegt werden.

Was eigentlich der Hering ſeye, finde vor unnöthig, hier eine Beſchreibung zu machen, indeme derſelbe aller Orten ſo bekannt, daß man ihn nicht beſchreiben, ſondern nur nennen darf, ſo erkennet ein jedweder ſchon, was für ein Fiſch dadurch gemeinet ſeye; Wie viel aber Gattungen dieſes Fiſches ſeynd, iſt bei weitem ſo bekannt nicht, weil dieſelbe bis anhero noch nicht genugſam unterſuchet, viel weniger in deutliche Richtigkeit gebracht worden. So viel Jsland betrift, weis ich zwar, daß alle deſſen Fiörden mit dem beſten und fetteſten Hering dergeſtalt angefüllet ſind, daß, wenn der Jnnwohner geringe Anzahl und Unvermögen nicht im Wege ſtünde, dieſelbe gar bald und bequemlich den vortheilhaftigſten Handel damit würden behaupten können. Allein die unterſchiedene Sorten derſelben habe ich, weil niemand darauf ſchläget, ohnmöglich ausfündig machen können. Nur wuſte man zu ſagen, daß daſelbſt zuweilen eine Art mit vorkomme, die drei Viertel einer Elle lang und guter drei quer Finger breit ſey. Vielleicht iſt dieſes diejenige Gattung, die von den Fiſchern ſonſt Heringskönige genennet, und für der groſſen Schwärme Heerführer und Leiter gehalten werden. a)

Wir übergehen demnach dieſes, und bekümmern uns vielmehr um den Nuzen deſſelben; Wie denn der Hering b) oder der gecrönte Fiſch, wie ihn die Holländer heiſſen, wegen ſeines unausſprechlichen über den gröſſeſten Theil der bewohnten Welt auf eine oder andere Art ſich erſtrekenden Nuzens mit allem Recht den Trapp führet. Was ſeine Nahrung anbelangt, ſo wird

---

a) Von dieſen bringet Martin in der öfters angezogenen Beſchreibung, of the Weſtern Islands of Schottland, pag. 143. folgende Nachricht bei: Fiſcher und andere, ſpricht er, haben mir erzehlet, daß es einen Hering, der bei nahe noch einmal ſo gros, als die übrigen ſind, gebe, welcher alle die, ſo in einem Meerbuſen ſich enthalten, führet, und wohin er ſich wendet, von dem ganzen Schwarm beſtändig gefolget wird. Dieſen Führer hieſen die Fiſcher den König der Heringe, und wenn ſie ihn von ohngefehr lebendig in die Hände bekämen, würfen ſie ihn ſorgfältig wieder in die See, maſſen ſie es für ein kleines crimen laeſae majeſtatis (petti treaſon) hielten, einen Fiſch eines ſolchen Namens zu verderben.

von den Fiſchern insgemein vorgegeben, daß die Heringe von der bloſſen Schleimigkeit des Waſſers leben. Daſſelbe aber wird dadurch klärlich widerleget, daß die Heringe nicht nur Zähne im Maul haben, welche ihnen zum Waſſerſchluken gar unnöthig, wohl aber eine gewiſe Anzeige ſind, daß ſie ihnen zu Feſthaltung der Fiſche u. d. g. ſo ſie zu ihrer Nahrung faſſen und hinabſchlingen müſſen, dienen ſollen: ſondern daß zuweilen auch andere Dinge von Nachſuchenden in ihren Mägen wahrgenommen worden. Alſo hat Neukranz (in ſeinem Opuſculo de Harengo p. 28.) in eines Magen zuweilen über 60. kleine theils halbverdauete Krabben oder Garnaten ſelbſt gezehlet, und Leeuwenh. laut ſeiner 97. Miſſive zu der Zeit, wenn die Fiſche ſezen, viele Eylein in der Heringe Gedärme angetroffen.

b) Solle auch daher den Namen bekommen haben, weil derſelbe niemals einzeln, ſondern jederzeit Heerweiſe durch alle Meeren ziehet.

Es iſt keine unnüze Grille, nachzuſinnen, woher doch die unbegreiflich groſſen Heerſcharen u. Schwärme von Heringen, die jährlich weggefangen werden, urſprünglich kommen, und was ſie für Züge halten mögen. So viel weis ein jeder, daß ſie nemlich aus Norden herab kommen, und folgends durch die Nordſee in verſchiedene Arme zertheilet ſtreichen. Allein das iſt noch ein ſehr mangelhafter Begrif. Bis anhero iſt man ihnen noch nicht weiter als bis an die ſhetlandiſche, oder, wie wir ſagen, hitlandiſche Inſeln entgegen gegangen, woſelbſt bei Fayrhill und Bokenes die Holländer mit ihren Buizen alle Jahr gegen Joh. Baptiſtä ſich einſtellen, um den der Gegend um ſolche Zeit aus Norden herunter dik andringenden Schwarm vermittelſt ihrer auswerfenden, und demſelben im Lauf durch zwo Buizen quer vorziehenden Nezen (wodurch eine unglaubliche Menge auf einmal erhaſchet werden kan) aufzufangen, zuzurichten, einzuſalzen, und nebſt ihrem Vaterlande auch noch einen guten Theil Europens damit zu verſorgen. Ich habe mich aber bemühet, denſelben noch viel weiter nachzuſpüren. Habe ſie auch nicht allein um Island, ſondern noch höher und unter dem Nordpol aufgefunden. Wobei ich meine Unterſuchung gegründet, ſowohl auf einige mir zugekommene zuverläſige Nachrichten, als auf folgenden Grundſaz: Wo diejenige groſſe und kleinere Fiſchſorten, deren gemeineſte und liebſte Koſt der Hering iſt, ſich in beſonderer Menge und Fettigkeit finden, daſelbſt müſſen nothwendig Heringe und zwar in gröſſeſtem Uberflus ſich aufhalten. Nun ſind von der gröſſern Gattung die Meerhunde oder Hayfiſche, das Meerſchwein und von den Wallfiſcharten auſſer dem Finnfiſche (welcher deswegen bei den Normännern Sildhval oder Silgqual / d. i. Heeringwallfiſch heiſſet, der ſogenannnannte Nordcaper mir vornemlich bekannt, als in deren Mägen allemal eine groſſe Anzahl verſchlukter Heringe wahrgenommen werden.

Ich will nur inſonderheit der leztern gedenken, und von demſelben zugleich einen merkbaren Umſtand beibringen: Er enthält ſich vornemlich auf der äuſſerſten nördlichen Eke von Norwegen, Nordcap genannt, daher ihm auch die Grönlandsfahrer ſeine Benennung beigeleget haben, ohne Zweifel wegen des gewaltigen Heringsſtrichs, der daſelbſt vorbei und an Norwegen herunterſtürzet. Nichts deſtoweniger hauſet er auch, daß ich ſo rede, um Island herum in gar groſſer Menge. Und daß auch dieſes aus keiner andern Urſache, als um des dahier ſo ſehr häufig anzutreffenden Herings willen geſchiehet, lieget daraus zu hellem Tage, daß derſelbe, wie ich mit Sicherheit berichtet worden, wenn ihn hungert, nicht allein die in Fiörden oder Meerbuſen zerſtreuet ſchwimmende Heringe zuſammen treibet, und vor ſich her gegen den Strand jaget, ſondern auch, nachdem er deren, ſo viel als nöthig, oder möglich, beiſammen gebracht, vermittelſt einer kleinen Wendung ſeines groſſen Leibes einen merklichen Wirbel im Waſſer veranlaſſet, und dadurch die unglükſeeligen Thierlein ſolchergeſtalt zuſammen und zu ſich bringet, daß er ſie alsdenn durch eine ſtarke Einathemung in ſeinen eröfneten Rachen Tonnenweiſe mit einem ziemlich gewaltſamen, ſelbſt die kleinen Fiſcherböthe, wo ſie in den Strudel verfallen, mit fortreiſſenden Zuge hineinholet oder ſauget, und in ſeinen weiten Magen hinabſchlinget.

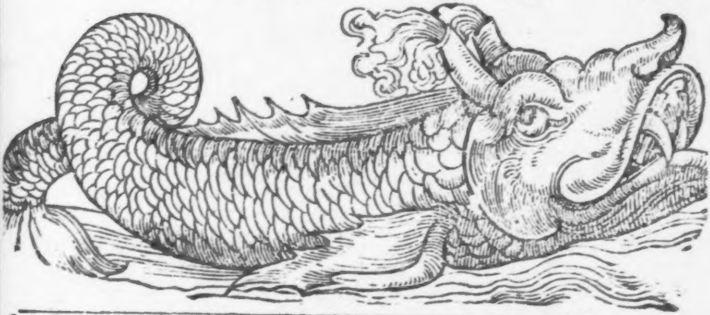
Dieſe Wallfiſchart, oder eine andere, die ſich nicht minder vom Hering nähret, haben die Isländer von dem Syldreke (Gudm. Andr. Lexic. Island.) d. i. Heringmeiſter geheiſſen, und (beim Verel Lex. Sc. Scand.) iſt Sildraeki balenae ſpecies, quæ haleces ex profundo in ſinus & brevia compellit, wie denn auch D. Martin in ſeiner Deſcription of the Weſtislands of Schottl. p. 5. anführet, daß ſich bei dieſen Inſeln in den Heringbayen eine Menge von Wallfiſchen unterſchiedlicher Art finde. Welches, meinem Bedünken nach, wegen Untiefe der Gründe, keine andere als Nordcaper, Buzköpfe und Meerſchweine ſeyn können. In den Philoſoph. Transact. N. 387. art. 2. wo unter andern von den Wallfiſchſorten bei Neuengelland Nachricht gegeben wird, heiſſet einer *Fin-Back-Whale* von ſeiner hinten am Rüken führenden dritthalb bis 4. Fus hohen Finne oder ſchnichten und fleiſchichten Flosfeder: von welcher ihn auch unſere und die Holl. Grönlandsfahrer ebenfalls Finniſch benennet haben. Vid. Martens Spizbergreiſe, cap. 11. Und von dieſen wird in den angezogenen Transactions angemerket, daß er die Makrelen, Heringe u. d. gl. kleine Fiſche durch eben dieſelbe natürliche Liſt, der ſich der Nordcaper bedienet, bei etlichen hunderten auf einmal einſchlinge.

Anbei habe ich hiebei eine kleine Erwegung, die ich gehabt, nicht weglaſſen wollen. Es kan einem, der iezt angeführtes lieſet, gar leicht einfallen: wie iſts doch möglich, daß die Heringe und dergleichen Fiſche von ihren ungeheuern und unerſättlichen Verfolgern nicht gar ausgetilget, und aus der See aufgeräumet werden? Allein, da findet ſichs im Nachſinnen gar bald, daß der weiſe Erhalter der Creatur es alſo gefüget, daß die kleinen Fiſchſorten in unbegreiflicher Menge ſich vermehren; dagegen jene Meerbeſtien nur jährlich ein einziges, höchſtens zwei junge ſezen, auch die gröſſern Gattungen ihres Geſchlechtes, welche ſolche Fiſchfreſſer mehr als um die Helfte an Gröſſe übertreffen, ſich auf eine andere Weiſe nähren müſſen. Alſo iſt der gröſſeſten Art dem eigentlichen ſpizbergiſchen Wallfiſche ſowohl durch die vielen zottigten Blätter oder ſogenannte Baarten, womit ſein Rachen angefüllet, als durch ſeine enge Kehle das Fiſchſchlingen verwehret, und mus er ſich vornemlich mit kleinen Krabben, oder Garnaten, und einem fettigten Waſſer-Inſect behelfen; Dabei er indeſſen gleichwol nicht zu kurz kommt, ſondern vortreflich gedeiet. Der *Tangbual* mus von Tang. (Angl. Tangle) einem Meerkraute, Fuco marino: andere von anderer Nahrung leben. Eben wie auf dem Lande die fleiſchfreſſende Thiere ſich auch nicht ſo ſtark, als die andern vermehren, und die ungeheuerſten unter denſelben, ich meyne die Elephanten und Rhinoceros, die ſonſt vielleicht die Wälder längſt ledig gemacht haben würden, mit ſchlechten Kräutern und den zarten Zweiglein der Bäume vorlieb nehmen müſſen.

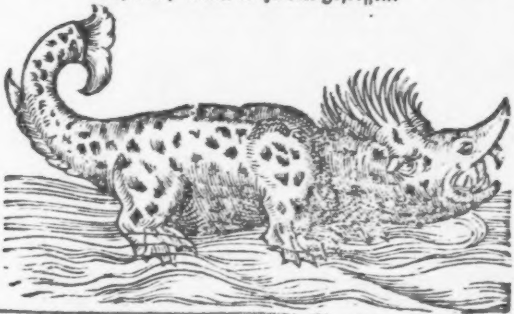
Unter den kleinern Heringfreſſern verſtehe ich alſo den Kabbelau und ſein Geſchlecht, die Lengen/ Schelfiſche u. ſ. w. Inmaſſen mir bekannt, daß nicht allein unſere Hilgelander Fiſcher aus der Erfahrung erlernet, daß das gewiſeſte Aas für dieſe Fiſche, woran ſie am begierigſten beiſſen, der Hering ſey: ſondern es erzehlen auch unſre Grönlandsfahrer, daß, wenn ſie dergleichen Fiſche zu ihrer Erfriſchung bei Spizbergen, und der Gegend, fangen wollen, ſie in Ermangelung eines friſchen und natürlichen, nur einen aus weiſem Bleche gebildeten Hering, dazu nüzlich zu gebrauchen pflegen. Wobei ich, als zu meinem Zwek ſehr dienlich, unangeführet nicht laſſen kan, was Denys in ſeiner Deſcription de l'Amerique Septentrionale (worinn er hauptſächlich weitläuftig und mit allen kleinen Umſtänden den Fang und Zurichtung der Moluë, die eine Cablauart iſt, beſchreibet) Tom. I. p. 162. & 228. erwehnet, nemlich daß der Fang ſehr reich ſey, wo viele Makreelen und Heringe, als womit ſie am beſten geaaſet würden, befindlich, und Tom. II. pag. 191. daß, wenn man durch gar zu ſtarkes Fiſchen die Moluë verjage, man auch den Hering ꝛc. mit wegtreibe, und p. 195. daß, wenn ſich der Hering u. d. g. von einem Striche weg nach einem andern ziehe, die Moluë nicht weniger demſelben ſogleich nachfolge. Aus welchem abermal ohnſtreitig erhellet, daß, da dieſe Cabelau u. ſ. w. in Grönland nicht nur häufig ſind, ſondern ſich ſogar durch den Schein eines Herings fangen laſſen, es daſelbſt und noch höher hinauf, voller Heringe ſteken müſſe. Geſtalten dieſes erläutert, ja völlig beſtärket wird, durch eine gleichmäſige Anmerkung, die Zorgdrager c. I. P. II. c. 7. aus eigener Erfahrung gemachet, und dabei er zugleich bezeuget, daß er ſelber eine Menge

von

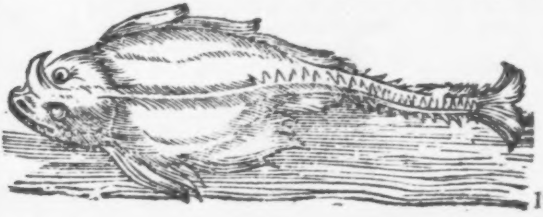
Der Nordcaper, oder Heeringswallfiſch.



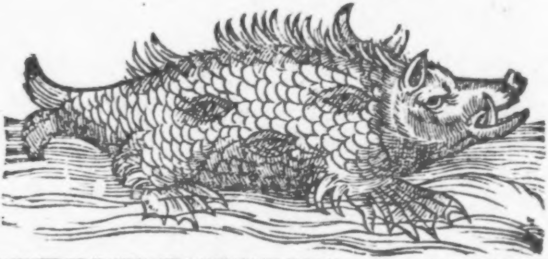
Haifiſche, oder der ſogenannte Meerhunde, in Anſehung ſeines Gehäuls, wenn er zu viel gefreſſen.



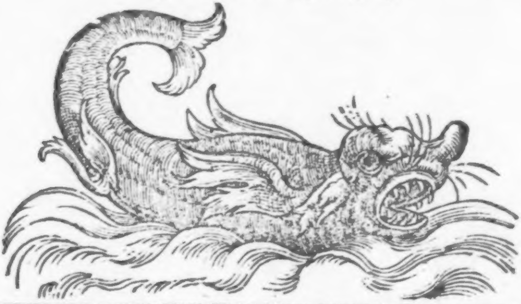
Schelfiſche, in deren Bäuche öfters mehr als etliche tauſend Heeringe.



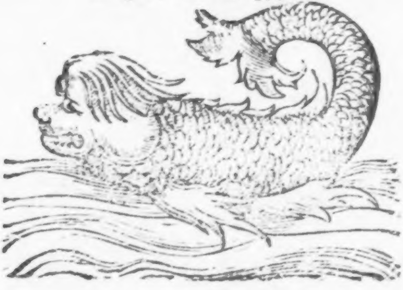
Das Meerſchwein, das wegen ſeiner Freßgierigkeit die Heeringe Tag und Nacht aufzuſuchen beſchäftiget iſt.



Der Kabbelau, der unter den kleinen Heeringsfreſſern ſeiner Geſchwindigkeit wegen der Schädlichſte iſt.



Leengen, oder Lengfiſch.



von Heringsgräthen bei den Waſſervögelneſtern an den Grönländiſchen Klippen liegen ſehen.

Nachdem ich aber, als jezo erweislich gemacht, die Heringe ſo hoch nordwärts würklich entdeket, bin ich im Nachſinnen weiter auf die Gedanken gerathen, daß eben in dem allertiefſten Norden der Heringe und anderer mit ihnen in Geſellſchaft wandernden kleinern Fiſcharten, als der Makreelen, Butte u. ſ. w. rechte und eigentliche Heimat, und zwar um deswillen ſey, weil ſie daſelbſt unter den nimmerſchmelzenden, vielmehr jährlich an Dike und Gröſſe zunehmenden, auch weit und breit ſich erſtrekenden Eisfeldern der meiſten Ruhe zum Leichen und des ſicherſten Behältniſſes zum Wachsthum ihrer Brute genieſſen. Denn da iſt offenbar, daß recht weit unter ſolche Eisfelder und in die gröſeſte Tiefen die Hayen, Cablaue u. d. gl. wegen beſchwerlicher Athemſchöpfung denſelben nicht bequemlich; die beregte ihnen ſchädliche Wallfiſchſorten aber aus Mangel der für ihre thieriſche Lungen ſtets benöthigten reinen und friſchen Himmelluft gar nicht, am allerwenigſten aber die menſchliche Fiſcher mit ihren Nachſtellungen beikommen und deren ſtolze Ruhe ſtöhren mögen. Indem aber ferner ganz natürlich, und daher ohnſchwer zu begreifen iſt, daß, da dieſer Fiſch bekanntlich ſo erſtaunenswürdig ſich vermehret, deſſen Anzahl allda, wo ſie von Menſchen gar nicht, und von Raubfiſchen ſo wenig geſchwächet wird, bald dermaſſen überhand nehmen müſſe, daß ſie daſelbſt ihren völligen Fras nicht haben, ſondern genöthiget werden, ſo ofte als die Erfahrung zeiget, daß es geſchieht, zahlreiche Colonien oder Heerzüge gleichſam von ſich zu ſchiken, die ſich in die offene See begeben und ihre Nahrung weiter ſuchen müſſen: von denen nach einem groſſen bald näher anzuzeigenden Umwege, vielleicht ein Reſt, oder doch deren Abkunft nach dem Nordpol wieder zurük kehret, und das Geſchlecht allda fortpflanzen hilft. Ich zweifele keineswegs, wofern man in der angefangenen mehreren Aufmerkſamkeit auf die Naturwunder fleiſig fortſchreiten wird; (und wie wünſchte ich, daß eben gegenwärtige Zeilen dazu einige Gelegenheit oder Ermunterung geben möchten!) daß denn auch dieſes, und mehr anders mit der Zeit eigentlicher werde ausgeforſchet werden.

Indeſſen will ich nicht verſchweigen, was ich meines wenigen Orts bei den ſo ſchlecht beachteten Zügen der Heringe für eine Weisheit und liebvolle Fügung unſers groſſen und gutthätigen Schöpfers erblike, anmerke, bewundere, preiſe. Es hat nemlich der Herr der Creaturen den angeregten und mehreren, ja wer weis wie vielen? gröſſern und kleinern Meerfiſchen eine ſolche Natur anerſchaffen, daß ſie wie an andern in Norden erzeugenden kleinen Fiſchen, alſo beſonders am Hering, ihre dienſamſte und liebſte Koſt finden, damit er nemlich ihrer faſt unerſättlichen Freſsgierde, als des allerbequemſten Mittels ſich bedienen mögte, ſowohl dieſen kleinen, doch unglaublich nuzbaren Fiſch, als ſie ſelbſt zugleich mit über alle Meere zu vertheilen, und an alle Cüſten zu leiten. Denn ſo bald der Hering unter dem Eiſe, oder aus den ungründlichen Tiefen, vorangezeigter maſſen ſich hervor begiebet, machen ſolche groſſe, gröſſere und gröſſeſte Fiſcharten um ihre hungerige Mägen zu füllen, ſich ſofort an denſelben, halten ihn durch ihr ſtetes Aengſten an allen Seiten in hohen, breiten und ſehr dichten Haufen beiſammen, jagen ihn aber auch von dannen immer weiter heraus vor ſich her, und treiben ihn als ein ſchüchternes wehrloſes Fiſchlein von einer See zu der andern, (wiewohl dieſes eigentlich keine andere, ſondern nur blos andere Benennungen tragende Theile des groſſen Weltmeeres ſind) und von einer Cüſte zur andern: indem derſelbe, um den gröſſern Verfolgern zu entrinnen, und ſowohl für ſich einige Sicherheit und einen Ruheplaz zum Sezen, als für die Brut, ſo lange ſie ganz zart iſt, ein ungeſtöhrtes Lager zu finden, in die Meerbuſen, auf die ſeichten Sande, ja bis in die Mündungen der Flüſſe zu fliehen ſich beſtrebet, damit aber den Anwohnern ſich gleichſam vor ihrer Thüre darſtellet, und beides zur Speiſe und Handelſchaft in unerſchöpflicher Menge überliefert. Wodurch denn allerdings die nachſezende gröſſere und kleinere Jäger, ſo weit die Gröſſe ihres Cörpers und die Tiefe des Waſſers es verſtatten, eben denſelben Anwohnern zugleich angebotten, und wenn ſie nur zugreiffen wollen, in die Hände geführet werden.

Dieſe Eigenſchaft und innwendigen Trieb haben alle kleinere Fiſchgattungen an ſich, ſo zwar ſehr natürlich, aber doch wegen des mitführenden groſſen Nuzens nicht auſſer Acht zu laſſen iſt. Sie pflegen nemlich aus Furcht vor ihren Verfolgern und in Abſicht ſich zu retten, ſo dichte, als nur möglich, zuſammen zu fahren, und an, über und unter einander in berggroſen Haufen (die auch von den ſie öfters antreffenden Nordmännern juxta Topograph. Norveg. citat. *Fiskeberge* oder Fiſchberge genennet werden) ſich zu drengen, damit aber zugleich zu veranlaſſen, daß ſie von den Fiſchern nur deſto bequemer und häufiger erhaſchet und gefangen werden. Ein gleiches bemerken wir ſchon bei der Schleswigiſchen Inſel Hilgeland an unſern nicht minder verfolgten Krabben, Garnaten, oder Garnelen (Squillis gibbis Rondelet.) die, weil ſie von unten und von Seiten her durch die Schell- und andere Fiſche, die ſich vornemlich von ihnen nähren, von oben her aber durch die Meven (deren gemeinſte Speiſe ſie gleichergeſtalt ſind) gejaget und geängſtiget werden, eben auch in groſſe Klumpen, oder dike Haufen, in einander fliehen, und darüber in ſo gröſſerer Menge den Hilgelander Fiſchern zu Theil werden.

Es iſt aber hiebei zu merken, daß ſowohl die Heringmütter, um ihre groſſe Reiſe zu vollenden, ſo bald ſie geſezet, wieder in die See ſich begeben, als auch die Brut, ſobald ſie nur zu einigen Kräften gekommen, ebenfalls aus natürlichem Triebe und jenen groſſen Zwek zu erfüllen, der See zueile.

Jedoch dieſes alles noch deutlicher und begreiflicher zu machen, will ich den jährlichen Zug der Heringe, ſo weit man davon gewiſſe Nachricht hat, von Ort zu Ort anweiſen, und zugleich zeigen, zu welcher Zeit ein jedes Volk dieſen Segen überkommt, und auf was Art es ſich denſelben zu Nuze mache.

Aus Norden bricht der Hauptſchwarm ſchon früh im Jahr auf. Wovon der eine Flügel Weſtwärts ſich lenket, und mit dem Monat Mart. auf die Inſel Island in ſolcher Menge, und (wegen der Verfolgung der vielen groſſen Fiſche von allen Seiten, und der Strandvögel von oben her) in ſo diken und dichten Haufen ſtöſſet, daß man nicht allein an der Schwärze und Kräuſeln des Waſſers (indem ſie vor Angſt bis an die Oberfläche deſſelben dringen, und öfters gar heraus fliehen zu wollen ſcheinen) ihre Ankunft von weitem wahrnehmen, ſondern auch, wenn man denſelben entgegen fähret, und mit einem Schöpfer, womit die Segel aus der See benezet werden, oder dergleichen holen Werkzeuge drein ſchläget, auf einmal eine zimmliche Menge derſelben ohnfehlbar erwiſchen und herausheben kan. Ob dieſer aus Island fallende Flügel zuvorher einen Theil nach den Bänken von Terreneufve abſchike: wie ingleichem, wo der Reſt des an der Weſtküſte von Island herniederſtürzenden Strichs bleiben mag, iſt den allſehenden Augen des Höchſten allein bekannt. Indeſſen iſt gewis, daß davon auf allen Seiten der Inſel alle Meerbuſen, Buchten, Bayen oder Fiördern angefüllet, und zugleich, auſſer den nachziehenden köſtlichen andern, eß- und nuzbaren kleinen und gröſſern Fiſchen, abſonderlich die Nordcaper, (welche ihrer Gröſſe halber weiter in die untiefere Nordſee zu folgen ſich nicht getrauen) dahin geführet, und gleichſam ihren rechten Wohnplaz (wovon Zorgdrager nachzuleſen) der Gegend zu nehmen veranlaſſet werden.

Der zweite groſſe uns zum beſten bekannte öſtliche Flügel (wovon doch auch im Vorbeiſtreichen ein Theil nach der Oſt- und Südküſte von Island abfällt) ſtürzet ſich durch die mitfolgende Meerſchweine, Cablauen und ſo fort getrieben, immer weiter herunter in die Nordſee, jedoch ſolchergeſtalt, daß davon eine Abſonderung, nemlich die Oeſtliche/ ihren Strich nach der Nordcap zu, und ferner an der ganzen Norwegiſchen Cüſte herunter nimmt, daß zwar ein Theil ſeinen Lauf daran her beſtändig fortſezet, bis er durch den Sund in die Oſtſee verfällt; der andere aber, ſo bald ihm die Nordſpize von Jütland entgegen ſtehet, ſich daran abermal zweiet, und mit einem Arm an der Oſtſeiten Jütlands herab läuft; jedoch durch die Belte mit jenem in der Oſtſee bald wieder zuſammen ſtöſſet; mit dem zweiten Arm aber an der Weſtküſte von Jütland herunter ſenket, und an Schieswig, Holſtein, Stift Bremen, und Friesland her (wo deſſen nur wenig weggefangen, wenigſtens keine Handelung damit getrieben wird,) forteilet, bis er durch Texel und Vlie in die Süderſee dringet, und, nachdem er dieſelbe umzogen, wieder in die Nordſee zu Vollendung ſeiner groſſen Reiſe zurükkehret. Dahingegen die zweite groſſe Weſtwärts ſich lenkende Abſonderung, welche jeziger Zeit die allerſtärkeſte iſt, in Begleitung der Meerſchweine, Hayen, Cablauen, Lengen u. ſ. w. gar bald auf die Hitlandiſche und Orcadiſche Inſeln (woſelbſt ihm vorhin gedachter maſſen die holländiſche Heringbüſen hauptſächlich auf den Dienſt paſſen) und auf Schottland zuſtöſſet, da ſie von neuen eine Trennung erleidet, und mit einem Aſte an der Oſtküſte von Schottland b) ſich hernieder ſenket, und Engelland umziehet, unterweges gleichwol anſehnliche Schwärme von ſich aus- und den Friesländern, Holländern, Seeländern, Brabandern, Flanderern c) und Franzoſen vor die Thüre ſchiket: mit dem andern Aſte aber den Schotten auf der Weſtſeiten und den Irrländern (denen er ſich überall rings um ihrer Inſel mittheilet, ob ſie gleich beiderſeits keinen andern Gebrauch davon machen, als daß ſie ihn friſch verzehren, und ſich der andern Fiſche, die ihm nachjagen, beſtmöglichſt zu Nuze machen) zuſchieſſet: und endlich nachdem alle jezterzehlete Vertheilung der zweiten groſſen Abſonderung im Canal wieder zuſammen geſtoſſen, ihr übriger von den Fiſchern nicht aufgefangene und von Strandvögeln und Raubfiſchen nicht verſchlungene Reſt, der gewis noch erſtaunenswürdig gros iſt, in die Weſtſee ſich ſämtlich ſtürzet, und daſelbſt, der gemeinen Sage nach, verlieret, oder vielmehr und beſſer zu reden, auf den Cüſten nicht weiter, oder gar wenig verſpüret wird, ſondern allem Vermuthen nach vor den heiſſen Weltgegenden ſcheuend, nach ſeinem beliebten Norden und urſprünglichen Heimath wieder zurük kehret.

O unausſprechlicher Reichthum göttlicher Milde und Vorſorge, der nur in dieſem einigen unanſehnlichen kleinen Fiſch durch ſein Wort einen ſo herrlichen Segen geleget, daß er nicht nur ſo viel Millionen ungeheurer, groſſer und kleiner Fiſche ſättigen und nähren, ſondern überdem auch noch viele hundert tauſend Menſchen theils mit ſeinem Fleiſche eine angenehme Koſt, theils durch ſeinen Fang, Zurichtung, Verkauf- und Verſendung reichen Unterhalt und Gewinnſt darreichen und doch nicht verzehret werden kan!

Dieſe groſſe unerkannte Wohlthat Gottes in ein noch helleres Licht zu ſtellen, will ich, was davon in dem neuen und koſtbaren zu Londen 1728. in engliſcher Sprache gedrukten Atlante maritimo & commerciali weitläuftiger vorgetragen, in meiner Uberſezung hier beifügen: Ohngefehr Anfangs Junii, heiſſet es, und zufolge verſchiedener Anzeigungen ſowohl in der Luft, als im Waſſer, aus welchen die Innwohner der Inſeln Schetland (oder Hittland) es abnehmen zu können, vermeynen, kömmt aus Norden ein unausſprechlich und unglaublich groſſer Schwarm, oder Heer von Heringen daſelbſt abgedrungen. Der Ort, von wannen ſie kommen, und wo ſie gleichſam hauſen, leichen, ſezen und ſich vermehren, iſt unbekannt. Daß aber ihre Anzahl unendlich gros, wird aus bald folgenden zur Genüge erhellen: wiewol es doch nur ein Schwarm aus dem Stok, und ein Uberfluſs iſt, der von einer noch weit gröſſern Menge, die zurük bleibet, aus Mangel des Raumes gleichſam ausgeſtoſſen, und ſeine Nahrung und Verbleib anderweitig zu ſuchen, alljährlich ausgeſchiket wird. So iſt auch nicht zu wiſſen, ob einige von ihnen, um neue Recruites fürs künftige Jahr auszubrüten, ins Vaterland wieder zurük kehren: wenigſtens kommen dieſelbe aus der Heimath, wo ſolche auch ſeyn mag, trachtig und ſo voll fruchtbaren Regens, daß man ſagen darf, ein Fiſch bringe zehen tauſend andere mit ſich. Ihren Rögen ſchieſſen ſie in der See bei Engelland, denn da ſie voll dahin kommen, ſind ſie lange vorher, ehe ſie wieder von dannen ſcheiden, ſchon leer. Ihre Zahl gehöret in Wahrheit unter die Infinita naturæ, d. i. ihre Zahl überſteiget alle Zahlen, und wenn man ja, nach einiger Art zu rechnen, davon ſprechen will, kan man doch nichts anders ſagen, als etwa, daß ihre Zahl gröſſer, als der Sterne am Himmel ſey. Sie brechen hervor, wo die See gleichſam am breiteſten iſt, und die Erſtrekung ihres Heers mag allem Anſehen nach ſo viel Raums überhaupt beſchlagen, als ganz Grosbrittannien, Irrland mit eingeſchloſſen, einnehmen mag. Zweifels ohne müſſen ſie ſich ſehr enge zuſammen dringen, wenn ſie Südwerts kommen, und zwiſchen den Cüſten von Grönland und der Nordcap ſich durchzuzwingen genöthiget finden, als welcher Strich für ſie nur eine enge Straſſe iſt, ob er ſchon auf der Fläche der Erdkugel eine Weite von 200. Meilen (leagues) austräget. Wenn ſie ſich tiefer herunter geſenket, und ihr ungeheurer Haufe durch die im Wege liegende Grosbrittanniſche Inſeln (die ſie vermuthlich an den Gründen und Untiefen der Nordſee, welche zweifelsfrei nicht wenig anders, als die Oberfläche beſchaffen, gewahr werden) eine Trennung erleidet, müſſen ſie ſich nothwendig in zweene gleiche oder ungleiche Theile zertheilen. Von denſelben lenket ſich der eine Weſt- oder Südweſt, läſſet Schettland und die Orcadiſche Inſeln zur Linken, und ſtöſſet auf Irrland, daran er ſich abermals ſpaltet, alſo, daß ein Aſt an der Brittanniſchen Cüſte ſich haltend, gegen Süden hinunter durch St. Georg, oder den Iriſchen Canal ſtreichet, und zwar Engelland und Irrland hinab in die Savernſee fällt, wo er wieder zu ſeinen vorhin verlaſſenen Freunden kömmt: der zweite Theil aber aus Mangel des Raums nach Weſt und Südweſt ſich ſchwenket, die Irriſche und Weſtſee hinabſchieſſet, und indem er beſtändig an den Cüſten verbleibet, um den Südſtrand von Irrland ſich herum ziehet, und vermittelſt einer kleinen Wendung nach Südoſt zu ſeiner durch den irrländiſchen Canal obgedachter maſſen herab ſtürzenden Geſellſchaft wiederum ſtöſſet.

Der zweite Arm von jener erſten groſſen in Norden vorgegangenen Theilung, welcher ſich ein wenig gegen Oſt und Südoſt lenket, tritt herunter in die Teutſche oder Nordſee, und ſtreichet in ſteter Haltung an die Grosbrittanniſche Cüſte, Schettland und ferner die Cap von Bucanes und die Cüſte von Aberdeen vorbei, füllet unterweges mit ſeiner unzehligen Menge alle Meerbuſen, Furthen, Rivieren und ſo weiter, nicht anders, als wenn er von der Hand des Höchſten geleitet wird, daß er ſich der Armuth zur Speiſe, und dem Kaufmann zum vortheilhaften Handel, darſtellen mus. Wendet darauf etwas ſüdlich, ſtreichet Dunbar vorbei, und wird, nachdem er einen Umſchweif um die hohen Ufer von St. Tabbs und Berwik genommen, und in die Tiefe gegangen, erſt wieder bei Scarborough geſehen, und in einigen diken Hauſen nicht eher wieder wahrgenommen, als auf den Yarmouthiſchen Bänken bei Engelland; von dannen er nach dem Munde der Thames und von da ferner durch den Brittanniſchen Canal ſeinen Weg nimmt, ſodann aber weiter nicht mehr geſehen wird.

Dieſem nächſt nunmehr auf die Heringfiſcherei zu kommen, ſo heiſſen die Holländer denſelben zuerſt bei Schettland (d. i. Hittland) mit ohngefehr 1000. oder 1500. Büſen willkommen, (wovon die beſondere Umſtände näher, und ſo viel ich aus fleiſiger Nachfrage erkundiget, oben bereits beigebracht.)

So bald der Hering bei Schottland angelanget, und durch ſeine Ausbreitung über alle Sände und Bänke, allen Haven, Bayen oder Buſen ſich darbietet, verſäumen die Schotten nicht, denſelben in groſſer Menge zu fangen, zurecht zu machen, einzupekeln, und auf einerlei Markpläze mit den Holländern zu verſenden; dahin ſie, weil die Holländer erſt zu Hauſe und umpaken müſſen, denſelben öfters zuvorkommen, auch mit ihnen zu gleichem Preiſe verkauffen. Nachdem die Schotten an der Nordſeiten der Tay mit dem Hering ſolchergeſtalt fertig, fallen die Fiſcherböthe aus Dumbar u. ſ. w. in denſelben ein, und thun eben auch daraus manchen reichen Zug, den ſie in Edenburg und andern groſſen Städten zu Lande bringen, um das Königreich damit zum Theil friſch zu bedienen, zum Theil aber Red-Herring, d. i. geräucherten Hering auf Yarmouthiſche Art, daraus zu machen. Wenn denn endlich der Hering oberwehnter maſſen bei Yarmouth wieder zum Vorſchein kommt, und ſich, ſeine Nahrung zu ſuchen, über die Sandbänke verſpreitet, wird er in bewundernswürdiger Menge, ſo wohl von Engelländern als Holländern und Franzoſen gefiſchet. Unter denen die Yarmouther allein in die 50000. Tonnen fangen, und zu Red-Herring zurichten, der in ihrer Stadt, und den nächſt anliegenden Grafſchaften verbrauchet wird. Von hier entweichen währender Fiſcherei groſſe Schwärme, die ſich nach dem Munde der Thames ziehen, und daſelbſt von den Fiſchersmaken aus London, Foulkſtone, Dover, Sandwich u. ſ. m. ſo wohl in die Stadt London, und andere an demſelben Fluſſe gelegene Städte, als für die Cüſten von Kent und Suſſek gefangen werden. Indes die Holländer zum zweitenmal ihre Buiſſen ausrehden, und nebſt den Franzoſen, Brabändern, Fliſſingern und andern die äuſſerſten Yarmouthiſchen Bänke befiſchen. Endlich verfällt der Hering in die enge See, allwo die Franzoſen von einer und die Weſtengelländer auf der andern Seiten ihm wieder entgegen kommen. Demnächſt er ſchieſſet, und nicht weiter weder geſehen, noch geachtet wird.

Auf der andern Seiten von Grosbrittannien gehet es dieſem armen Fiſche kein Haar beſſer. Die Kaufleute von Glasgow, Aire, Galloway u. ſ. w. wie auch die von Londonderri, Belfaſt, Carrikfergus, Dublin u. ſ. f. gehen daſelbſt auf ihn los, und die von Lewes und den weſtlichen Inſeln laſſen ihm keine Ruhe, bis er den dortigen ganzen Canal, als gleichſam durch die Spizruthen laufend, hinunter geflohen, und die Savernſee erreichet. Woſelbſt er jedoch von neuen von dem engliſchen Kaufmann in Devonshi re angegriffen, und von Minhead bis Barnſtapel, Beddiford u. ſ. w. weſtwärts bis an die Städte der Nordküſte von Cornwal verfolget wird, die von ihm, ungerechnet, was im Lande verzehret wird, viele tauſend Tonnen voll einſalzen, und nach Spanien und der mittelländiſchen See ausſchiken. Dergleichen ihm auch von dem Kaufmann in Pembrok u. ſ. w. und auf der ganzen Cüſte von Southwales wiederfähret. Worauf, weil er alsdenn ſezet, ihm weiter nicht nachgeſtellet wird, ſondern er ſich nunmehr in die Tiefe zu ſeiner Geſellſchaft begiebet, auch nicht wieder zum Geſichte kömmt. Wo er weiter bleibet, ob er wieder nach Norden kehre, oder in den unergründlichen Tiefen der Weſtſee den groſſen Meerfiſchen zu Theil wird, oder wie es ihm ſonſt ergehen mag, iſt gänzlich unbekannt. Möchte aber hierbei jemand etwa auf die Gedanken gerathen, daß um dieſe Zeit der Hering wohl ſo gut, als weggefangen und ausgetilget ſeyn könnte: ſo iſt das gerade Gegentheil aus übergroſſen Schwärmen, welche in der Savernſee an der Weſt- und Südcüſte von Engelland und Irrland bei ihrem Abzuge noch geſehen werden, ſo offenkündig, daß man viel eher vermeynen ſollte, der erlittene vielfältige Verluſt ſey nicht einmal zu verſpüren. Inzwiſchen ſind einige der Meinung, daß die ganze Anzahl, ſo alle Fiſcher aus Europa von ihnen unterweges mögen weggefangen haben, gegen ihrem erſten aus Norden herauskommenden Heere., als wogegen eine Million zu rechnen. Wobei gleichwol noch überdem ganz glaublich iſt, daß die erſchreklich vielen und groſſen Raubfiſche, Meerſchweine, Meerhunde u. d. gl. noch eine weit gröſſere Menge, als alle oberwehnte Fiſcher, von ihnen werden aufgetrieben haben.

Auf den Cüſten von Nordamerica findet ſich der Hering auch, aber bei weiten nicht ſo häufig, als in Europa: er wird auch weiter gegen Süden nicht als bis an die Flüſſe von Carolina geſehen: Ob dieſer etwa ein Theil von dem anfänglichen gar groſſen Schwarm ſey, der bei der erſten Ankunft auf die Grönländiſche Cüſten, an Stelle Südoſtwärts mit der übrigen Geſellſchaft zu gehen, vielleicht nach den Nordweſtküſten von America ausgewichen, oder ob es der Uberreſt von denen ſey, die vorgedachter maſſen den Canal von Engelland durchgewandert, ſtehet nicht zu ſagen. So viel aber iſt bekannt, daß der Hering wenigſtens in einer merklichen Anzahl in keinem ſüdlichen Reiche, als Spanien, Portugall oder dem ſüdlichen Theile von Frankreich, ſo wenig auf den Cüſten von Ocean, als im Mittelmeer, noch auch auf der Africaniſchen Cüſte geſehen werde: gerade als ob dieſem Fiſche dahin ſich zu begeben unterſaget wäre, auf daß dieſelbe Länder von Engelland aus damit ſollen verſehen werden. Allermaſſen denn auch der Kaufmann von Devonshire und Cornwal denſelben auf beſondere Art durch Paken und Preſſen zubereitet und nach Spanien, Venedig, Livorno und andere Oerter Italiens in groſſer Menge (als im angezogenen Antland Marit. pag. 104. zu leſen) verſendet.

Ich achte es es nicht ungereimt zu ſeyn, bei dieſer Gelegenheit zugleich eine eigentliche Nachricht von dem holländiſchen Heringsfang mit wenigen zu geben. Die bei Hittland verſammlete Buizen laufen aus gegen Nordnordweſten, und werfen bei Fayrhill das erſte Nez in der Nacht nach Johannistag, den 25. Jun. nach 12. Uhr aus. Die Fiſcherei geſchiehet nicht anders, als zu Nachtzeiten, damit man eines Theils den ankommenden Heringſchwarm an ſeinem Blik (welcher durch deſſen Augen, und die um denſelben zunächſt herumſizende ſtark glänzende Schuppen vornemlich verurſachet wird, deſto beſſer wahrnehmen, und ihm alſo die Neze recht quer vorziehen könne: andern Theils auch der Fiſch durch das Feuer, d. i. Laternenlicht auf den Schiffen, dergleichen Vortheils man ſich auch auf den dalmatiſchen Cüſten zum Sardinenfang nüzlich bedienet, (Spon voyage l'Italie, p. m. 84.) noch um ſo mehr, weil der Fiſch demſelben zueilet, herbei geloket werde, die Neze aber um ſo weniger ſehen möge. Dieſe Neze, welche ſehr lang ſind, müſſen auf eine von der Obrigkeit feſtgeſtellte Maaſe, mit engen Maſchen (damit nemlich der Fiſch mit ſeinen Ohren darinn ſo gleich hängen bleibe) und wenigſtens aus gutem Hanfe verfertiget werden. Jeziger Zeit werden ſie groſſen Theils aus grober Perſianiſcher Seide (weil dergleichen Neze drei Jahr aushalten können) geſtriket: ſie werden auch alle, ſo bald ſie fertig, damit man ſie um deſto unkenntbarer mache, mit dem Rauche von Eichenholzſpänen, als ich zu Amſterdam einſt angemerket, bräunlich gefärbet. Vor dem 25. Juni, weil der Fiſch vorher noch in ſeiner rechten Güte nicht iſt, noch ohne ſich anzuſteken, weit verfahren werden kan, darf kein Nez ausgeworfen werden. Zu dem Ende Schiffer, Steuermann und Matroſen nach Verordnung der beſondern Placaten vor der Abfahrt aus Holland ſich dazu verbindlich machen, auch bei ihrer Rukkunft, daß ſolches von ihnen, auch ihres Wiſſens von andern, nicht geſchehen, vermittelſt leiblichen Eides erhärten müſſen. Wovon ſo dann einem jeden Schiffe, das anderswohin mit dem erſten Hering geſchikt wird, damit niemand betrogen werde, noch dieſe einträgliche Handlung in Miscredit gerathe, ein beſonders an Ort und Stelle vorzuzeigendes Certificat mitgegeben wird. Und dieſer Punct iſt ſo wichtig, daß er in der zwiſchen der groſſen Fiſcherei in Holland und der Stadt Hamburg 1609. errichteten Convention nicht nur von jener Seiten, ſondern auch von der Stadt, ſo viel ihre auszuſchikende Buizen betrift, ausdrüklich bedungen worden.

In den erſten drei Wochen, nemlich von dem 25. Jun. bis 15. Jul. wird aller Hering, den man fänget, unſortiret durch einander in die Tonne gethan, und durch die den Buizen nachgeſchikte geſchwinde Schiffe, Jägers genannt, aus denſelben übernommen, und ſo geſchwinde, als nur möglich, nach Holland gebracht, auch deshalben Jagerhaaring geheiſſen. Nach dieſer Zeit wird der Fiſch, ſo bald er aufs Schif gekommen und ausgekieſet, in drei Sorten, die man Maajekensvoll- und Schootenhaaring betitelt, fleiſig unterſchieden, und jede derſelben beſonders geſalzen, und in eine beſondere Tonne gepaket. Der Majekens- oder Maatjeshaaring, (d. i. der Mägdgen- oder Jungfernhering) iſt derjenige, worinn noch die Milch ſo wenig, als der Rögen erkenntlich, der ſchön fett, aber nicht dauerhaft iſt. Vollhaaring oder Vollhering heiſſet der, ſo voll Milch oder Rögen, und in ſeinem rechten vollkommenen Stande iſt. Schootenhaaring (geſchoſſener Hering) Ylenhaaring (contracte pro Ydelen, h. e. leerer) ingleichen Holhaaring (holer Hering,) iſt derjenige, ſo geleichet, oder Rögen und Milch geſchoſſen, oder denſelben doch wenigſtens ſo los hat, daß er eben ſchieſſen will, welcher Zuſtand mit einem beſondern Worte Kuitzick und Melkzick genennet wird) und ſchon wiederum ſchlechter iſt, auch ſo gut nicht dauret, als der Vollhering. Mit den beiden lezten Sorten kommen die Buizen ſelbſt, ſo bald eine jegliche ihre Ladung hat, oder nicht mehr zu fangen iſt, nach und nach zu Hauſe, woſelbſt alle drei Sorten, ehe man ſie wieder weiter ſendet, geöfnet, von neuen geſalzen und dergeſtalt aufgehöhet werden, daß man aus 14. Seetonnen 12. neue Tonnen, die eine Laſt heiſſen, machet. Von dem holländiſchen Heringfange hat etwas Happel. Relation. Curioſ. Tom. II. p. 53. ſeq. und Marperger Kaufman. Magaz. p. 597. Der vornehmſte und beſte Hering, der jeziger Zeit in Hamburg gebrauchet, und von da ins Reich verſand wird, iſt der Holländiſche, der von dannen verſchrieben, jedoch in Hamburg, ehe er weiter ſezet, durch eigene dazu beſtellte und vereidete Wardirer, Wraket und Waker wiederum geöfnet, von neuem auf holländiſche Art eingeſalzen, umgepaket, gewraket und nach ſeiner Beſchaffenheit und Güte auf Eid und Pflicht mit gewiſſen von der Obrigkeit dazu geordneten Cirkelſtrichen und Zeichen gemerket wird, davon auch einige Nachricht bei jezt angezogenen Scribenten zu finden. Es rühret aber die beſondere Güte und Schmakhaftigkeit des holländiſchen Herings, womit er alle, von allen übrigen Nationen gefangene und zubereitete Heringe übertrift, eigentlich daher, daß die Holländer den Fiſch ſofort lebendig vor dem Meſſer, wie er noch gerade gefangen wird, auskieſen, (d. i. die Kieſen, Branchias, ausſchneiden,) ſorgfältig zubereiten, und den ſie in der Nacht gefangen, noch vor wieder eintretender Nacht in Tonnen von Eichenholz mit zwiſchen geſtreueten groben Spaniſchen, oder Portugiſiſchen Boyſalze ordentlich legen oder paken; da die übrigen Nationen in dieſem oder jenem Stüke, ſich ſaumſelig erfinden laſſen.

Es haben eifrige Patrioten in Grosbrittannien zu allen Zeiten ihre Landesleute durch erwekliche ſchrift- und mündliche Vorſtellungen dahin zu bewegen, ſich bemühet, daß ſie den ihnen von GOtt eigentlich und vor ihre Thüre zugeſchikten reichen Seegen nicht ſo unverantwortlich, als geſchicht, verabſäumen, und ſich durch die Holländer vor dem Maule wegſchnappen laſſen möchten. Man hat ſich auch in neuern Zeiten am Engelländiſchen Hofe, um die Vereinigung des Königreichs Schottland mit der Cron Engelland zu erreichen, nachher um ſo feſter zu verknüpfen, alle Mühe gegeben, den Schottländiſchen geſalzenen Hering im Handel auswärtig in Aufnahm zu bringen. Des Endes vornemlich mit der Stadt Hamburg, ſo wohl von der Königin Anna, als dem Könige Georg I. beiden glorw. Andenkens, beſondere, durch das vereinigte Parlament danknehmigſt beſtätigte, Verträge errichtet worden. Man hat ihnen auch in Hamburg alle verlängliche Bequemlichkeiten, ingleichem eigene zubeeidigende Paker und Wraker zugeſtanden. Allein es will damit doch noch zur Zeit nicht recht fort, theils, weil die Schotten denſelben zu früh, ehe er noch recht zeitig, fangen, theils und vornemlich, weil ſie nur mit kleinen Bothen in See laufen, nahe unterm Lande fiſchen, und den Hering nicht vor dem Meſſer ſterben laſſen, vielweniger ſogleich, wie er nach und nach gefangen wird, im Schiffe einſalzen, ſondern ihn nur ins Both werfen, und wenn daſſelbe voll, damit zu Lande fahren, und alsdann erſt den Fiſch auf dem Strande auskieſen und ſalzen. Da denn, weil gemeiniglich darüber mehr als einmal 24. Stunden verſtreichen, der abgeſtandene Fiſch immittelſt guten Theils ſchon ſeiner Zärtlichkeit halber in die Fäulnis getretten iſt, folgbar am Geſchmak und Dauerhaftigkeit ſchon etwas verlohren hat. Doch es ſcheinet, daß ſie von Jahr zu Jahr mehreren Fleis anwenden wollen.

Es haben die Flanderer vor vielen Jahren ſich nicht allein gar ſtark auf den Heringfang geleget, ſondern zuerſt die beſte Art denſelben zu handhaben und zu ſalzen ausgefunden. Weil ſie aber durch die Gottmisfällige langwierige Religionskriege, und darüber ſelbſt veranlaſſete groſſe Handelungsveränderungen aus allen Kräften und faſt ganz aus der See gekommen; ſo ſind die Holländer wie in mehr andern Stüken, alſo auch in dieſer Fiſcherei und Handelung an ihre Stelle gekommen. Wiewohl doch der Holländer Hering unter den Kaufleuten in Niederſachſen bis auf dieſen Tag wegen der Zurichtungsart Vlamiſcher Haaring oder Flemiſcher Hering genennet wird.

Maillet in ſeiner Deſcription de l'Egypte Lettre IX. p. 25. merket, als etwas ſonderbares, wie es auch iſt, an, daß im

Mon. Dec. Januar. und Febr. ſich in Egypten bei Groscario Heringe ſehen und fangen lieſſen, aber ſonſt nirgends weder bei Roſette noch Damiate, auch in der mittelländiſchen See nicht.

Zufällige Gedanken vom Baurenſtande.

Der Baurenſtand iſt heutiges Tags unter allen der niedrigſte, und gewiſe Leute ſehen denſelben als verächtlich an, ob er ſchon mit einer beſondern Hochachtung angeſehen zu werden verdienet, wenn man auf deſſelben Nothwendigkeit ſein Augenmerk richtet. Wie anſehnlich war er nicht bei den Alten? Die Liebe zu dem Feldleben, ſo die erſten römiſchen Könige ihren Unterthanen zu erſt beigebracht, erhielte ſo viele Jahrhunderte die edle Reguugen der Grosmuth und der Uneigennüzigkeit, welche den Namen der Römer weit anſehnlicher gemacht, als ihre allerberühmteſte Siege: und in der That, das unſchuldige Landleben hat mit der Weisheit eine genaue Verwandſchaft; ja man hat es mit Grunde als eine Schule der Redlichkeit, Sparſamkeit, Gerechtigkeit und aller andern ſittlichen Tugenden anzuſehen. Haben wir nicht Beiſpiele genug, daß ein Mann, der ſonſt den Commandoſtab in Händen geführet, mit eben denſelben die zum Feldbau gehörige Werkzeuge ergriffen, und den Reſt ſeiner Tage lieber in der Stille auf dem Lande, als in dem mit Getöſe und Getümmel angefüllten Rom beſchlieſſen wollen? Das Beiſpiel des Q. Zinzinnatus erweket immer die gröſſeſte Hochachtung in mir, ſo oft ich daſſelbe leſe. Dieſer redliche Mann begab ſich aus Verdrus wegen des ſeinem Sohne zugeſtoſſenen Unglüks auf das Land, jenſeit der Tyber, wo er ein ſchlechtes Häusgen und ein kleines Stük Feld hatte. Er lebete daſelbſt von der Arbeit ſeiner Hände, mit einer kleinen Anzahl Knechte, die ihm den Aker bauen helfen. Er führete ein ſtilles mühſames Leben, und konnte für Schmerz und aus Armuth nicht einmal nach Rom kommen, ſeine Freunde zu beſuchen oder der Feſten beizuwohnen. Allein ſeine Verdienſte konnten auch in einer ſchlechten Hütte nicht verborgen bleiben. Rom ernannte ihn zum Conſul und man ſchikete Geſanden an ihn ab, ihn vom Pfluge in die Stadt zu holen. Man ſollte denken, daß der Glanz der anſehnlichſten Würde ganz beſondere Regungen in dem Gemüthe dieſes Mannes hätte hervorbringen müſſen. Allein er wurde nichts deſto weniger bei dem Anblike der Geſanden verwirret und bekümmert, ſchwieg eine Weile, und vergos viele Thränen. Er ſprach nur ſo viel: *So wird denn mein Feld dieſes Jahr nicht beſäet werden können.* Er gehorchete endlich nicht ohne vieles Zureden dem Befehle des States, nahm darauf Abſchied von ſeiner Gemahlin, trug ihr die Sorge des Hausweſens auf, und machte ſich auf den Weg nach Rom. Die Aufführung dieſes Mannes hatte nachhero gezeiget, was für eine edle, ſtandhafte und groſſe Seele in einer ſchlechten und armſeligen Hütte verborgen geweſen. Seine geführte Regierung fand einen allgemeinen Beifall. Rom bat ihn auf das inſtändigſte, daß er doch ſein Amt fortzuführen geruhen mögte. Nichts deſto weniger legte er, nachdem ſeine Regierungszeit verfloſſen war, den Purpur mit Freuden nieder, eilete nach ſeinen Rindern, ſeinem Pfluge und ſeiner Hütte zurük, und lebete daſelbſt wie zuvor von ſeiner Hände Arbeit. Kan man wohl was rühmliches nennen?

Ich finde überhaupt bei dem Feldleben verſchiedene Vorzüge. Es pflanzet dem Menſchen eine ungemeine Liebe für das Seinige ein. Es beſchäftiget ihn mit vernünftigen Sorgen auf ſeinen Unterhalt zu denken. Die beſtändige Arbeit erhält ſeinen Leib in Geſundheit, und hält das Herz von tauſenderlei Eitelkeiten ab, wozu der Müſiggang die menſchlichen

Gemüther verführet. Der Landmann mus bei dem Genuſſe der Güter, ſo die Erde hervorbringet, eine gröſſere Freude empfinden, als der Bürger in den Städten, welcher ſelbige oft kaltſinnig betrachtet. Welch ein Vergnügen mus bei ihm nicht entſtehen, wenn er die Arbeit ſeiner Hände in dem ſchönſten Wachsthume wohl und gerathen ſiehet? die Erfahrung bezeuget es, daß dem Menſchen alles dasjenige beſſer ſchmäket, was er ſelbſt geſäet oder gepflanzet hat. Der Landmann empfindet dieſes Vergnügen in ſeiner vollen Gröſſe. Sein ermüdeter Leib verzehret mit einer unbeſchreiblichen Fröhlichkeit dasjenige, welches er vorhero mit ſo vieler Sorgfalt gebauet hat, und er genieſſet dabei ein Glük, wornach ſich die Groſſen dieſer Welt öfters vergeblich ſehnen.

Die Menſchen verderben ſich mehr durch nichtswürdige Händel ihre Lebenszeit, als daß ein Unglük ihnen die Zufriedenheit und ein angenehmes Leben rauben ſollte. Sie bringen ſich muthwilliger weiſe um ihre guten Tage, und ſtoſſen ein Glük von ſich, das allein fähig iſt uns glüklich und unſer Leben angenehm zu machen, nemlich die Zufriedenheit. Es ſind mehrentheils Kleinigkeiten, worüber ſie miteinander verfallen, und die ſo beſchaffen ſind, daß man kaum vermuthen ſollte, daß ein vernünftiges Geſchöpfe fähig wäre, an dieſelben zu gedenken, zu geſchweigen ſich darüber zu betrüben. Wie oft zertrennet nicht ein eiteler Rangſtreit das ſchönſte Freundſchaftsband, und mus man nicht ſehen, daß dieſe Sache zu den gröſten Erbitterungen und Feindſchaften Anlas giebet. Wie wenig weis der Baurenſtand von dieſer Thorheit? Der Bauer verrichtet ſeine Arbeit; bei müſigen Stunden kommt er mit ſeinen Nachbaren und Bekannten zuſammen. Man verſammlet ſich unter dem Schatten einer alten Eiche, man trinket in Fröhlichkeit; man ſpricht von dem Akerbau; man freuet ſich über den Segen ſeiner Arbeit, und beſchlieſſet mit dem gröſſeſten Vergnügen den Tag, ohne ſich um Kleinigkeiten zu bekümmern, die die menſchlichen Gemüther ſo ſehr zerſtreuen können. Geſezt, daß Spiel und Trunk zuweilen unter ihnen Zänkereien erregen; ſo wird man doch ſelten gewahr werden, daß ſelbige zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft Anlas geben; man wird vielmehr finden, daß ſie kaum ſo ſchnell ausbrechen können, als man ſchon Mittel hat, ſelbige zu endigen. Man verſöhnet ſich wiederum, und vergiſſet alles, was vorgefallen iſt.

Ich will deswegen den Baurenſtand nicht von allen Fehlern frei ſprechen. Iſt auch wohl ein Stand, der ſich allein vollkommen nennen könnte? Die Neigung zum Böſen hat in dem menſchlichen Herzen ihren Grund, und wenn ſie ausbrechen ſoll, ſo kommt es nur darauf an, daß ein äuſerlicher Gegenſtand ſie darzu reize. Man verſeze den Bauren an die Stelle anderer Menſchen. Man lege ihm ſo viel Reizungen, ſo viele verführeriſche Dinge vor, ſo wird man finden, daß die Erfahrung meinen Saz bekräftigen kan. Der Mangel vieler Dinge iſt blos der Grund von den Tugenden und des Guten, ſo man bei ihm antrift, und eben derſelbe iſt auch die Quelle verſchiedener Laſter und Unarten, in die er öfters verfällt. Er iſt alſo nur in gewiſer Abſicht von einigen böſen Leidenſchaften befreiet, die man unter dem groſſen Hauffen anderer Menſchen gewöhnlicher Weiſe antrift, und dieſes iſt es eben, was ſeinen Stand für andern Ständen einiger maſſen vorzüglich machet. Man wird indeſſen das Recht ihm wiederfahren laſſen, daß er am beſten ein zufriedenes Leben führen kan, wenn er nur ſein Glük erkennen will.

Vielleicht wird man ihn bedauren, daß er vermöge ſeines Standes kein Recht zu den Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit habe, daß ihm die Einſicht hoher Dinge verborgen bleibe, und daß er gleichſam davon ausgeſchloſſen ſey. Es iſt wahr, ſein Wiſſen erſtreket ſich nicht weiter, als auf die Dinge, die man ihm in ſeiner Jugend beigebracht hat. Allein iſt er deswegen zu bedauren? gewis nicht. Keine eitele Ruhmbegierde quälet ſein Gemüth; kein unnüzes Grübeln in Religionsſachen verwirret ſeinen Verſtand. Man findet, daß er die Lehren des Chriſtenthums, ſo wie ſie ihm ſein Lehrer in der Jugend beigebracht, obwol in einem einfältigen, doch aufrichtigen Herzen, bewahret, und eine beſtändige Hochachtung, die ſich durch keinen unnüzen Zweifel irre machen läſſet, gegen die Pflichten, ſo ihm ſeine Religion vorgeſchrieben, heget. Und wer kan ſagen: er wäre bei dieſem Verhalten in Glaubensſachen zu bedauren? Man laſſe ihn dabei übrigens ſo, wie Balzac ſchreibet, denken:

Le meilleur eſt toujours de ſuivre
Le prône de notre curé,
Toutes ces doctrines nouvelles
Ne plaiſent qu'aux folles cervelles;
Pour moi, comme une humble brebis,
Je vais on mon Paſteur me range:
Il n' eſt permis d' aimer le change
Que des femmes & des habits.

Geſezt, daß der Reiz der Wiſſenſchaften ihn nicht rühret, hat er denn nicht wieder andere Arten von Vergnügen, nach welchen der Gelehrte vergeblich ſeufzet?

Entret. 37.

Herr Gotſched hat dis folgender Geſtalt überſezet:

Es iſt am beſten, dem zu glauben,
Was unſer Pfarrer Sontags ſagt:
Denn alle dieſe neue Lehren
Pflegt nur ein toller Kopf zu ehren.
So wie ein Schaf dem Hirten glaubt,
So folg ich meinem auch mit Freuden.
Der Wechſel iſt ſonſt nicht erlaubt,
Als nur im Lieben und im Kleiden.

Eiſenhart.

Die wahre Hoheit.

Ite nunc fortes ubi celſa magni
Duxit exempli via.

Claud.

Die wahre Hoheit findet ſich nur allein bei den Weiſen und bei den Helden: Sie iſt eine Tugend; die ſich über die gemeine Begriffe des Pöbels erhebet, und alles verabſcheuet, was niederträchtig und laſterhaft iſt.

Die Religion hat nichts, als Hoheit: ſie zeiget, wie man ſich mit ſeinem Herzen bis zu GOtt empor ſchwingen, die Eitelkeiten dieſer Welt grosmüthig verachten, ſich von allen Sachen, welche die Natur einer unſterblichen Seele beflesken, enthalten, und dagegen ſich immer in einer hohen und würkſamen Tugend üben ſoll.

Die weiſe Heiden hatten ohngefehr davon gleiche Begriffe. Die Aufrichtigkeit, die Grosmuth, die Freundſchaft und die Liebe des Vaterlandes, waren bei ihnen ſolche Tugenden, welche aus der wahren Hoheit des Geiſtes herfloſen. Wie ſolches die Lehren des Socrates, Plato, Ariſtoteles, Cicero, Plinius, Seneca und andere mehr, deutlich beweiſen. Die Abbildung groſer Leute, welche man bei dem Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Quintilian, Curtius, Salluſt und andern alten Geſchichtſchreibern findet, haben etwas, das uns rühret, und die Tugenden der Heiden bewundern macht. Wir können nicht unſre Hochachtung einem Ariſtide, einem Phocion, einem Scipion, einem Cato, einem Auguſt, einem Antonin, einem Trajan, einem Titus und dergleichen verſagen.

Einige Stellen, die ich bei dem Plinius finde, haben mich ganz beſonders gerühret: Sie faſſen alles in ſich, was man von der wahren Hoheit des Geiſtes ſagen kan.

Du biſt Kaiſer, ſagte er zu dem Trajan, du kanſt alles; aber eben dieſes iſt die Urſache, daß dir deſto weniger zu thun erlaubt iſt. Wie es eine Glükſeligkeit iſt, wenn man alles thun kan, was man will; ſo iſt es im Gegentheil eine wahre Hoheit des Geiſtes, nichts zu thun, als was man thun ſoll. Weil du nicht höher mehr ſteigen kanſt, als du geſtiegen biſt, ſo iſt dir kein Mittel mehr übrig, um weiter zu kommen, als daß du dich von dir ſelber herunter läſſeſt; du biſt ſicher, daß du dabei nichts von deiner Hoheit verlieren kanſt.

Ferner: Nichts iſt gröſſer und deiner würdiger, als daß du die entfernteſte Länder durch deine Güte und durch deine Grosmuth haſt zu vereinigen gewuſt. Du haſt die Wiederwärtigkeiten des Glükes zu einem vortheilhaften Ausgang zu wenden gewuſt. Du haſt alles angewand, um dem römiſchen Volk denjenigen Ueberfluſs zuwegen zu bringen, welcher ihm nicht ſowohl den Stand der Menſchen, als der Bürger empfinden machte. Dieſer Ueberfluſs iſt dein eignes Gut, du nähreſt nicht die Kinder der Bürger mit Blut und Raub, wie die wilden Thiere ihre Jungen.

Ferner: Deine Macht iſt ſo eilfertig denen Nothleidenden zu helfen, daß es genug iſt, wann du weiſt, daß einer von deinen Bürgern elend iſt, um ihn glüklich zu machen, oder wenigſtens ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, u. ſ. w.

Unter den Chriſtlichen Völkern haben die Spanier einen ſehr hohen Geiſt, weil er aber nicht ſelten mit einem gleich groſſen Hochmuth gepaaret iſt, ſo kommt es, daß ein Spanier eben ſo leicht grauſam, als grosmüthig zu ſeyn pfleget.

Gracian in ſeinem Homme univerſel redet von der Hoheit des Geiſtes folgender Geſtalt:

Die Hoheit des Geiſtes ſezet ein gewiſes erhabnes Weſen zum Grund, welches dem gemeinen Mann unbekannt iſt. Sie begnüget ſich nicht, Gutes einem Freund zu erweiſen, ſondern ſie hat ſogar eine Freude, auch ihren Feinden dergleichen zu thun. Dieſe Tugend, welche ſich auf das Chriſtenthum gründete, empfängt ihren vornehmſten Glanz von der Beleidigung. Sie richtet darauf ihre ſtarre Blike, um aus der leichteſten Raache ein bewundernswürdiges Werk der Grosmuth zu machen. Sie verabſcheuet, als eine Feindin von aller Pralerei, ein gewiſes aufgeblaſenes Weſen, deſſen man ſich in glüklichen Begebenheiten, ſo leicht zu bedienen pflegt.

Der Fürſt ſelbſt fürchtet nicht ſeinem Rang etwas dadurch zu vergeben, wann er ſich bürgerlich herunter läſſet. Er fürchtet nicht, aus ſeiner Majeſtät heraus zu treten, wann er ſich als ein Menſch zeiget, weil der Menſch gröſſer in ihm iſt, als der Monarch. Er kan ohne Gefahr die Sitten einer Privatperſon annehmen, und ſich ſtellen, als ob er vergeſſen hätte, daß er der Herr ſey. Es iſt gefährlicher für die Groſen, wenn ſie zu hoch, als wann ſie zu bürgerlich ſind. Die Niederträchtigkeit iſt das verhaſſeſte Laſter, deſſen ſich die wahre Hoheit ſchämet. Alle Art von Kleinmüthigkeit, Neid, Verrätherei, und was ſonſt eine kleine Seele zeiget, iſt derſelben dermaſen entgegen, daß ſie ihren Abſcheu dargegen nicht verbergen kan. Ohne dieſe Geiſtes Hoheit iſt man nicht würklich gros: mit derſelben aber iſt man gros, man mag auch ſo gering ſeyn, als man will.

Die Franzoſen haben ſtets groſe Gedanken und groſe Leute gehabt. Einer ihrer berühmteſten Schriftſteller, und zugleich einer der berühmteſten Sittenmahler, ich meyne den Labruyere, macht von der Hoheit des Geiſtes folgende Beſchreibung: Die wahre Hoheit des Geiſtes, ſagt er, iſt frei, angenehm, leutſelig, bürgerlich: je genauer man ſie erkennet, deſto mehr wird man ſie bewundern; ſie beuget ſich gegen diejenige, die geringer ſind, und kommt allezeit wieder in ihr gerades Weſen: Zuweilen gibt ſie alles hin, und ſcheinet gar nicht dasjenige zu ſeyn, was ſie iſt. Sie iſt aber dabei immer im Stand, ſich wieder zu zeigen, und ſich geltend zu machen. Ihr Weſen iſt edel und leicht: Sie macht ſich Ehren, und flöſet uns ein Vertrauen ein: Sie macht die Fürſten gros, ohne daß ſie uns empfinden läſt, daß wir klein ſind. Eine falſche Hoheit im Gegentheil, hat etwas wildes, das ſich nicht beikommen läſt; weil ſie ihre Schwäche fühlet, ſo verbirgt ſie ſich, oder zeigt ſich wenigſtens nicht mit einer ofnen freien Stirn: Sie läſſet ſich nicht ſehen, als nur ſo viel es nöthig iſt, dasjenige zu ſcheinen, was ſie nicht iſt, und dasjenige zu verbergen, was ſie iſt, nemlich eine wahrhafte Kleinigkeit.

Unter den Italiänern hat Taſſo die Hoheit des Geiſtes mit dieſen wenigen Worten ſchön ausgedrükt:

L' alte non temo, e l'humili non sdegno.

Nichts iſt ſo hoch, um mich in Furcht zu ſezen,
Und nichts ſo klein, um es gering zu ſchäzen.

Unſre meiſte Groſen zeigen ihre Hoheit in einem ungemeſnen Pracht; die wahre Hoheit aber iſt ihnen wenig bekannt. Wann ſie ſich mit einem ſteiffen Kopfe, mit aufgeworfnen Lefzen und mit groſſen Augen, in einem glänzenden Aufzug und einem Gefolg von viel gepuzten Leuten zeigen, und öfters wie im Triumph auf einem goldenen mit 6. Pferden beſpannten Wagen zur Schau herum führen laſſen, ſo meynen ſie, und bilden ſich ein, ſie wären würklich ſo hohe Menſchen, als ihre Titel lauten; allein wenn ihr Geiſt nichts Hohes hat, wenn ihre Gedanken niederträchtig und ihre Neigungen pöbelhaft ſich auslaſſen; ſo ſind ſie nichts anders als prächtig gekleidete Commödianten auf dem Schauplaz dieſer Welt.

Die falſche Hoheit hat heut zu Tage faſt alle Menſchen eingenommen; ſie wütet als eine anſtekende Seuche, nicht allein an den Höfen, ſondern auch in den bürgerlichen Staaten. Man ſehe nur, wie die Leute, die darinnen in Aemtern ſizen, ſich brüſten und aufblähen; wie gebieteriſch und grosherriſch ſie ſich gebärden; wie ſie ſich verehren und tituliren laſſen: da gibt es lauter Herrſchaften, lauter Gnaden, lauter Excellenzen und dergleichen. Weis man doch nicht mehr, wie man einen würklichen groſſen Mann, der Vorzüge und Verdienſte hat, vor andern ehren und unterſcheiden ſoll.

Die ſonſt natürliche Holländer haben endlich auch den närriſchen Wind im Kopf bekommen. Ihre Rathsherren puzen ſich wie die Franzöſiſche Marquiſen, und wollen keine Bürger mehr, ſondern groſſe Herren und Standsperſonen ſeyn; vor ihren Abgeordneten mus ein ganzes Heer ausrüken, und ſie gar mit vier Wirbeln verehren. Es iſt eine ſolche kindiſche Hoheit unter Hoer Exelentien, daß es ſchier nicht anders läſt, als wenn die Meiſterſänger eine Heldengeſchichte vorſtellen.

So gar die ehrbare und beſcheidene Schweizer, die bisher noch das einzige Volk waren, welche die albere Titelſucht nicht bei ſich haben einreiſſen laſſen, fangen nun auch an, ihre Rathsherren und Bürgermeiſter, wenn ſie auch gleich von dem niederträchtigen Pöbel herſtammen, hochwolgebohrne Excellenzen und gnädige Herren zu betiteln. Wie werden endlich dieſe kleine fanatiſche Hoheiten wieder zu ihrer natürlichen Vernunft und Beſcheidenheit herunter kommen?

Sehet, ſo vergeſſen die Republiken das edle bürgerliche und einfältiggeſellige Weſen, welches die Frucht einer glükſeligen Freiheit iſt, ohne welche keine wahre Hoheit ſtatt finden kan: Sie laſſen die falſche Hoheit bei ſich überhand nehmen, und erwegen nicht, daß dieſe jederzeit den Umſturz aller freien Staaten nach ſich gezogen hat.

An den Höfen hat der Wohlſtand die ſchändlichſte Unterthänigkeiten und niederträchtigſte Schmeicheleien getadelt. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Unſchuld ſind allda Kennzeichen eines blöden Verſtandes. Wir verkauffen um ein wenig Titel und Rang das edelſte Gut unſers Lebens, nemlich die Freiheit. Wir ſuchen in der Sclaverei unſre Ehre, und helfen aus einem närriſchen Hochmuth dem ganzen menſchlichen Geſchlecht die Feſſel mit anlegen.

– Unter allen Völkern ſcheinen mir die Engelländer noch die vernünftigſten zu ſeyn: Sie verehren die wahre Hoheit und eifern für ihre Freiheit. Sie lachen, wann ſich der Adel mit ſeinen Ahnen, und der Staatsmann mit ſeinen Titeln viel heraus nehmen will. Sie ſehen auf wahre Verdienſte, und auf alles, was die Republic kan glüklich machen. Sie halten die unumſchränkte Macht eines Königs, der keinen Geſezen unterworffen iſt, für eine wahre Tyrannei, und für eine Verlezung der Menſchlichkeit. Man findet in ihren Schriften die gründlichſte Urkunde des Rechts der Natur. Sie haben einen König, der alle Macht hat, die Wohlfahrt ſeines Volks zu befördern: keine aber derſelben nachtheilig zu ſeyn. Das Volk ſtehet unter ſeinem Schuz, aber nicht unter ſeiner Gewalt: Er ſelbſt ſtehet unter den Geſezen, und wenn er darwieder handelt, ſo wird er zur Rechenſchaft gezogen. Seine Richter ſind die Stimmen des Volks, welches durch einen beſtändigen Auszug vernünftiger Männer ſich unter dem Namen eines Parlaments verſammlet, und die Rechte und Angelegenheiten des Reichs, ja gar die Beſoldung des Königs und die Erhaltung ſeines Hauſes beſorget. Einen ſolchen König kan die Natur leiden, und ein freies Volk lieben. Er ſchikt ſich zum Haupt eines vortreflichen Staats, wo man die Tyrannen verabſcheuet, und die Rechte des menſchlichen Geſchlechts für heilig hält. Hier vereiniget ſich Hoheit, Macht und Ehre in einem König, der ein Richter, ein Beſchüzer und ein Vater ſeines Volkes iſt.

Weisheit, Grosmuth und Menſchenliebe machen alſo den wahren Character der Hoheit aus. Ihr Weſen iſt ſo weit entfernet von der Niederträchtigkeit, als von einem närriſchen Stolz: ſie iſt eben ſo wenig verzagt und kleinmüthig, als unbarmherzig und grauſam.

Keine Hoheit iſt lächerlicher, als diejenige, die ſich allein auf eine hohe Geburt beziehet. Ein Menſch, der mit einem langen Regiſter ſtolzer Ahnen pranget, deren Erhebung nicht ſelten das Verderben anderer Menſchen verurſachet hat, und der ſelbſt weiter keine rühmliche Eigenſchaften beſizet, als daß er von durchleuchtigem Geblüt herſtammet; ein ſolcher Menſch hält ſich für gros und andre für klein, gleich als ob wir nicht alle einerlei Urſprung hätten, und von gleichem Stoff wären.

- - - Cœleſti ſumus omnes ſemine nati
Omnibus ille idem pater eſt.

Lucret.

Er will, daß man ſeiner zufälligen Geburt halben ihm alle Thorheiten und Ausſchweifungen zu gut halten, und ſich wohl gar, wenn es ihm einfallt, von ihm berauben und plündern laſſen ſoll. Er ſagt, er müſte Standsmäſig leben: So viel Bediente, ſo viel Pferde und eine ſolche Tafel halten, wobei ein Duzend müſige Leute aus Ueberfluß ſich krank eſſen können; Mittlerweile daß etliche hundert, welche arbeiten, deswegen darben müſſen. Man mus ihm Geld geben, ihm dienen, und ſich wohl gar, wenn er mit andern Händel anfangt, ihm zu Gefallen ſich tod ſchieſen laſſen.

Sehet hier den wunderbaren Wahn der falſchen Hoheit. Sehet hier ein ganzes Land im Verderben, weil es der unbeſchränkten Macht eines Fürſtens unterworffen iſt. Kommt man an ſeinen Hof, ſo wird man ſchier die Höflinge mit nichts beſchäftiget ſehen, als diejenige Güter, die man dem Volk gewaltſam auspreſſet, mit ſchwelgender Wolluſt heillos durchzubringen.

Dem Fürſten macht es der Adel nach; er borgt, ſo lang man ihm leihet; ſoll er zahlen, ſo entſchuldiget er ſich, daß er Standesmäſig leben müſte. Der Cavalier fährt mit Kutſchen und Pferde, und ſeine Glaubiger gehen zu Fus durch den Koth. Der Cavalier mus jährlich ſo viel neue Kleider haben, und ſeine Glaubiger haben mit einem etliche Jahr genug, und laſſen es ein paar mal wenden, ehe ſie es ablegen. Der Cavalier tractirt prächtig, ſeine Tafel iſt mit den lekerſten Speiſen und beſten Weinen beſezt; ſeine Glaubiger behelfen ſich mit einem Stük Rindfleiſch und einem ſchlechten Frankenwein. Sind dieſe Leute nicht Narren, daß ſie ſich nicht auch zu Edelleuten machen laſſen, ſo könnten ſie ihr Gut ja ſelbſten verthun, und im Fall der Noth ſich gleicher Vorzüge bedienen, um ſo wohl ihr als andrer Leute Geld grosmüthig durchzubringen.

Es kommt in der Welt alles darauf an, daß man ſich erkühnet, eine gewiſe Hoheit vorzuſpiegeln, und dadurch die Sinnen der Menſchen zu feſſeln, daß ſie einen für vornehm und vortreflich halten. Wer ſo viel über andre Leute gewinnen kan, der darf unverſchämt ſich alles über andre Menſchen heraus nehmen. Er kan borgen, tractiren, Figur machen, und mit ſeinen Ehrentiteln prangen; ja gar andere Leute, wann er will, betrügen und hinter das Licht führen.

Que maudit ſoit le jour ou cette vanité
Vint ici de nos jours troubler la pureté
Dans le tems bien heureux du monde en ſon enfance
Chacun mettoit ſa gloire dans ſa ſeule innocence
Chacun vivoit content & ſous d'egales loix,
Le merite y faiſoit le merite des Rois.

Mais enfin par le tems le merite avili,
Vit l' honneur en roture & le vice annobli,
Et l' orgueil d' un faux titre appuyant ſa foibleſſe
Maitriſa les humains ſous le nom de nobleſſe.

Boileau Sat. V.

Warum man gröſſer iſt nach dem Eſſen, als vor dem Eſſen.

Wenn man gegeſſen hat, werden die holen und löcherigen Theile des Leibes allmählig von dem Saft der eingenommenen Nahrung erfüllet. Der Bau des lebendigen Cörpers iſt dazu eingerichtet und tüchtig gemacht, daß die Feuchtigkeiten ſich allenthalben vertheilen, und ausbreiten können, wo ſie zur Beförderung der Bewegungen und Erhaltung auch Wachsthum derer Theile nöthig ſind. Und die Feuchtigkeiten ſind auch von der Art, daß ſie ſowohl wegen ihrer Schwere ſich unterwärts ziehen nach den Löchlein, wo ſie hinein können; als daß ſie zu den Seiten und oberwärts dringen, die lukeren Cörper anzufüllen. Wie man z. E. ſiehet, daß das Waſſer von unten auch über ſich ſteiget in einem Holze, das mit einem Ende im Waſſer ſtehet, oder in einem Haufen Sande, Salz, Erde ꝛc. ſo in einen Topf geleget wird, deſſen Boden durchlöchert wird, und unten im Waſſer ſtehet. Nun iſt bekannt, wenn ein Cörper mit Feuchtigkeit angefüllet wird, daß er davon ausgedehnet wird, wie die Thüren, ſo truken gut auf- und zugehen, wenn ſie von Feuchtigkeit gequollen, nicht ohne Mühe, oder gar nicht auf- und zuzumachen ſind. Was iſt es alſo Wunder, wenn durch den Nahrungsſaft, der ſich in dem menſchlichen Cörper ausbreitet, derſelbe auch ausgedehnet wird, und ſolche Ausdehnung um ſo viel merklicher wird, je leerer vorhin die holen und lukeren Theile davon wegen mancherlei Urſachen geworden ſind? Es gehören aber zu den holen Theilen des menſchlichen Leibes nicht nur die Nerven und Flächſen mit ihren Zäſerlein, ingleichem die Mäuſelein, welche aus einem Gewebe vielerlei unzähligen fleiſchernen Röhrchen beſtehen, und zur Bewegung auch Richtung der Knochen dienen; ſondern auch die Knochen ſelbſt ſind hole Röhren, und beſtehen aus lukeren ſchwammigten Theilen, die auch um deswillen einer Ausdehnung, eines Wachsthums und Heilens fähig ſind. Ueber das findet ſich auch eine Feuchtigkeit zwiſchen den Knörpeln der Gelenke, dadurch dieſe ſchlüpferig und zur Bewegung geſchikter gemacht werden. Wenn nun durch dieſe Feuchtigkeit entweder die Knörpel ſelbſt ausgedehnet werden, wie vermuthlich, oder doch je mehr deren vorhanden ſind, deſto weniger können aneinander gedrüket werden: ſo iſt ja wohl offenbar genug, woher nach dem Eſſen die Statur des Menſchen um eine oder 2. Linien verlängert werden könne und pflege.

Warum man des Nachts gröſer werde.

Hieraus läſſet ſich nun ohnſchwer einſehen, wie auch die Nacht über die Verlängerung des Cörpers um einen guten halben Zoll geſchehen könne. Wenn der Menſch lieget, dehnen ihn die Knörpel der Gelenke auf 2. Zolle aus, wie vorhin gezeiget iſt. Indem auf ſolche Art die ganze Nacht über die Knörpel ausgedehnet bleiben, vermöge der Verdauung aber immer mehr und mehr Nahrungsſaft bereitet, und in die offenen Behältniſſe dem Gleichgewicht der bewegenden und widerſtehenden Kraft gemäs vertheilet wird: kan der Nahrungsſaft auch die Knochen, deren Knörpel und Muskeln ſo viel mehr anfüllen, durch die Anfüllung ausdehnen, durch die Ausdehnung aber die Statur gröſſer, oder den Cörper länger machen. Man ſiehet zugleich hieraus, daß, je geſunder der Cörper, je beſſere Nahrung er zu ſich genommen, ie ungehinderter die Verdauung währenden Schlafes geſchehen, und ie weniger er in der Zeit durch Schweis und andere Ausdünſtung wieder verlohren: deſto mehr die Zunahme der Statur betragen müſſe, und daher der angegebene halbe Zoll etwas weniges ſey in Anſehung deſſen, was aus beregten Urſachen geſchehen kan, und bei vielen würklich geſchiehet. Zwar mögte dieſer Unterſcheid, auch bei denen, die ihr Wachſen ſchon gethan haben, noch was merkliches betragen, wenn man es genau ſuchen wollte; insbeſondere aber würde er bei denen, die im Wachsthum ſtehen, merklich fallen: indem ſie nicht allein um ſo viel des Nachts und nach dem Eſſen länger werden müſſen, als ſie des Tages und vor dem Eſſen wieder kleiner oder kürzer werden; ſondern auch über das ſich auch der Anwachs bei ihnen finden mus, der dauerhaft iſt, oder dadurch ſie nach und nach in die Höhe ſchüſſen.

Warum die Statur des Tages wieder kleiner werde?

In Erwägung des angeführten brauchet es nun keiner beſondern Ausführung, woher es komme, daß die Erwachſenen des Tages wieder ohngefehr ſo viel abnehmen, als ſie des Nachts zugenommen haben. Ein jeder ſiehet wohl, daß durch die allmählige Ausdünſtung, die Bewegung und Arbeit, ſo den Tag über vorgenommen wird, dem Cörper der Zugang wieder entgehet, den er die Nacht über erhalten. Ja die Ausdünſtung allein, welche durch die innere Wärme vollbracht wird, es mag einer ſchlafen oder wachen, arbeiten oder müſig gehen, iſt genug ſo viel wieder heraus zu jagen, als von der Nahrung in dem Cörper geblieben. Wie man denn vorlängſt wargenommen hat, daß unſerm Cörper weit mehr abgehet durch die unmerkliche Ausduftung, als durch die merklichen Auswürfe und Abführungen, wie wir in unſerm curioſen Dollmetſcher pag. 694. ausführlich davon gehandelt; und auch in dem 2ten Theil dieſer Sammlung ein Auszug aus des Sanctorii Schriften bereits mitgetheilt haben. Wenn nun dadurch ſo viel wieder mit weggehet, als durch das Eſſen und im Schlafen auch in die Knochen und ihre Gelenke gekommen, wie wäre es möglich, daß ſie ſollten ſo ausgedehnet bleiben, oder daß die Vergröſſerung der Statur nicht wieder wegfallen ſollte? So ja zuweilen der Abgang nicht völlig gleich iſt dem vorhergehenden Zugange, ſo iſt er doch entweder ſo viel weniger, oder ſo viel mehr, daß ſolches nicht merklich iſt. Bei der Jugend hergegen beträgt die Zunahme immer mehr, als die Abnahme, und ſezet ſich daher immer nach und nach etwas in und an die Knochen an, dadurch ſie ſo lange gröſſer werden, bis ſie ihr völliges Maas erreichet, oder bis ſie eines fernern Wachsthums unfähig werden.

Tractat von den Ranunkeln, in denen man, auſſer dem, was dieſe Blumen beſonders betrift, phyſicaliſche Anmerkungen und nüzliche Erinnerungen wegen der Gärtnerei und des Feldbaues findet.

Die Ranunkeln ſind erſt um die Zeiten Mohammed IV. berühmt worden. Sein Grosvezier, Cara Muſtapha, den ſein Hais gegen die Chriſten, und beſonders die Belagerung von Wien 1683. bekannt gemacht, ſuchte ihm eine gemäſigtere Beſchäftigung, als die Jagd, die ſeine Hauptneigung war, zu verſchaffen. Er brachte ihn deswegen auf die Blumen, und wie er merkte, daß der Sultan die Ranunkeln den andern Blumen vorzog, ſchrieb er an alle Baſhas des ganzen Reichs, ihm die Saamen und Wurzeln der ſchönſten zu ſchiken. Die von Candien, Cypern, Aleppo, Rhodis und Damas erfüllten dieſes Verlangen am beſten. Dieſe ſchönen Blumen waren eine Zeitlang im Serail ſo eingeſchloſſen, als die unglüklichen Opfer der Wolluſt des Sultans. Durch Geld wurden ſie endlich aus dem Gefängnis befreiet. Marſeille erhielt ſie zuerſt, und man hat ihre Ausbreitung beſonders dem Herrn Malaval daſelbſt zu danken.

Man darf dieſe Erzehlung nicht ſo auslegen, als wären zuvor die Ranunkeln ganz unbekannt geweſen. Man findet ihre Abzeichnung und Beſchreibung bei den älteſten Kräuterkennern, bei dem

Hau

Bauhin, beim Cluſius, Tabernämontan, Lobel ꝛc. Die europäiſchen Fürſten haben ſie ſchon mit aus Syrien unter den ſchlechteſten Siegeszeichen ihrer unglüklichen Creuzzüge mitgebracht: Aber die vormaligen ſchönſten, z. E. die Pivoine, ſind jezo die ſchlechteſten; Daher haben verſchiedene, ſo vor Zeiten von den Blumen geſchrieben, wenig oder gar nichts von den Ranunkeln geſagt, weil ſie ſolche nicht beſonders ſchön gefunden.

Der lateiniſche Name, Ranunculus, kömmt von Rana her, weil viele wilde Ranunkeln an ſumpfigten Oertern wachſen, wo ſich Fröſche häufig aufhalten. Der Verfaſſer erklärt ſich darauf, daß er von den Ranunkeln nicht in der Weitläuftigkeit handeln wollte, in welcher Tournefort mit andern Botanicis dieſes Wort nimmt. Er bleibt nur bei der Art ſtehen, die man ordentlich unter dieſem Namen kennt, und betrachtet ſie, nachdem ſie einfach, halb gefüllt, oder völlig gefüllt iſt.

Die einfache haben nur 5. oder 6. Blätter, die halbgefüllten etwas mehr, aber nicht ſo viel, als die völlig gefüllten. Man zieht die Saamen der halbgefüllten, weil ſie angenehme Veränderungen hervorzubringen pflegen, den Saamen der einfachen vor.

Der Verfaſſer handelt zu erſt von den einfachen, und betrachtet ihre Wurzeln, Blätter, roſenförmige Blumen und Saamen.

Man nennet die Wurzeln der Ranunkeln ordentlich Tazen (Petala) oder Klauen; (Stamina) aber ein critiſcher Blumenkenner mus ihnen nur den Namen beilegen, und den erſten den Anemonen überlaſſen. Die Aehnlichkeit, von der ſie hergenommen ſind, erfodert dieſes. Der Herr Verfaſſer ſtellt die verſchiedenen Geſtalten dieſer Wurzeln aus einer Kupferplatte vor. Die Blätter verändern zwar ihre Geſtalt. Man hat Ranunkeln mit Coriander- und andern Blättern, aber ſo ſehr ſich dieſelben in ihren Geſtalten unterſcheiden, ſo behalten doch alle Ranunkeln gewiſe gemeine Merkmale, daran auch mittelmäſige Körner ſie unterſcheidē.

Zur gehörigen Zeit dringt eine kleine Knoſpe mit ihrer Spize durch das Gebüſche der Blätter. Dieſes iſt die Blume. Der Stengel, ſo ſie trägt, verlängert ſich unmerklich, und erreicht nicht allemal einerlei Höhe. Er iſt mit einem zarten wollichten Weſen, bei einem mehr als bei dem andern, überzogen, ſo entweder dient, den zarten Stengel vor der Witterung zu beſchüzen, oder eine Menge von Röhrchen ausmacht, wodurch die Pflanze Thau und Regen in ſich ſaugt. (Hiſt. l'Ac. des 1688. Sc. T. I. p. 60.) Die Stengel ſind bisweilen blos, manchmal auch mit kleinen Blättern, manchmal mit einem einzigen umgeben, daß die Helfte des Stengels umſchlingt, manchmal mit zweien entgegengeſezten, die ſich vereinigen, ihn ganz zu umringen. Wo ſie am Stengel ſizen, wachſen neue Knoſpen heraus, die aber dem vornehmſten nie an Schönheit noch Gröſe gleichen.

Der Kelch hat ordentlich fünf zugeſpizte Abtheilungen, wiewohl der Herr Verfaſſer auch 6. und 7. gefunden. Die Blumenblätter dienen unſtreitig, das Säulchen, ſo lange es noch zarte iſt, einzuwikeln, denn wenn das leztere genugſames Wachsthum erhalten, krümmen ſie ſich nicht mehr, wie anfänglich, darüber zuſammen, ſondern breiten ſich aus, und fallen ab. Die fünf oder ſechs Blumenblätter der einfachen Ranunkel haben bei den verſchiedenen Arten beſondere Gröſe, Farben und Geſtalten. Wenn die Blume aufgeblüht iſt, entdeken ſich eine Menge Staubfäſerchen, die ſich um das Säulchen herum, ohngefehr auf eben die Höhe, erheben. Das Säulchen wird aus einem kleinen Puncte, etwa 6. Linien lang und 2. dike: es iſt rund, wie eine Walze, hol, und endigt ſich in eine Spize. Die Saamenkörnerchen hängen daran, und bedeken es rings herum. Sie haben keine beſondere Ordnung, ob ſie wohl überhaupt ſenkrecht in einer geraden Linie dichte aneinander ſtehen, von einer Gröſe ſind, und an den Orten, wo ſie am Säulchen hängen, gegen über mit Spizen bewafnet ſind, die das Säulchen über und über ſtachlicht machen. Sie haben keine Bedekung, die ſie zuſammen umkleidete. Jedes Saamenkörnchen iſt flach, ohngefehr wie ein Stük Geld, und hat einen, bei nahe runden, Umkreis, im Mittel ſeiner Flache aber eine kleine Erhebung, weil nemlich der eigentliche Saamen unter einer beſondern Schale ligt, deren Ränder ſich in einen faſt runden Umkreis zuſammen fügen, ob ſolcher wohl verſchiedene Ungleichheiten, und beſonders die vorerwehnte Spize hat.

Die halbgefüllte Ranunkel unterſcheidet ſich nur in der Menge der Blätter von der einfachen. Die gefüllte wird, ſo lange ſie nicht blüht, mit jenen beiden leicht verwechſelt, nachgehends aber iſt ſie von ihnen ſehr leichte zu kennen, weil ſie nicht ſo wenig Blätter, als die einfache, und kein Säulchen, wie die halbgefüllte hat. Ihre häufige Blätter fallen weder vom Alter noch von der Kälte ab, und füllen alles, ſelbſt die Stelle des Säulchens, aus. Herr Pluche in ſeinem Schauplaze der Natur erzehlt, wenn eine gefüllte Ranunkel aus Mangel der Wartung u. d. gl. ausartete, und weniger Blätter bekäme, wikelte ſich das Herz der Blume durch den Einflus der Wärme und Luft aus, und ſie würde fruchtbar, welches aber der Herr Verfaſſer nie weder ſelbſt erfahren, noch von andern gelernt.

Keine Blume übertrift die Ranunkel an Lebhaftigkeit der Farben, und alle weichen ihr an Menge der Arten. Unter den drei erzehlten Claſſen gibt der Verfaſſer der gefüllten den Vorzug. Nur die halbgefüllte könnte ihr ſolchen ſtreitig machen; aber wenn man in dieſer Abſicht ſich auf ihre Fruchtbarkeit berufen wollte, ſo müſte ſie doch der einfachen weichen, die noch beſtändiger fruchtbar iſt. Der Verfaſſer widerſpricht hierinn dem Herrn Pluche, der im Schauplaze der Natur den halbgefüllten der Rang geben wollen. Er ergreift dieſe Gelegenheit, ihn noch wegen eines andern Sazes zu widerlegen. Dieſer Schriftſteller hat die indianiſchen Caſtanienbäume verachtet, und ihnen den Ulmenbaum vorgezogen. Aber unſer Verfaſſer erklärt den Vorwurf für ungegründet, daß dieſer Baum keine ſchöne Gänge gebe, daß er faſt jährlich von einer Raupe ſeiner Blätter mitten im Sommer beraubt werde. Herr d'Ardene hat über 200. indianiſche Caſtanienbäume vor ſeinen Augen, die gar ſchöne Gänge machen. Er hat nie geſehen, daß einer von dieſen Bäumen ſeine Blätter vor der gehörigen Jahrszeit verlohren, wohl aber, daß der ihnen vorgezogene Ulmenbaum durch häufige Inſecten ſeines Lebens bei der ſchönſten Jahrszeit beraubt worden. Er beſchreibt hierauf ſehr lebhaft, wie der indianiſche Caſtanienbaum unter den erſten iſt, die zu grünen anfangen, wie er mit der Schönheit, Menge und dem Anſehen ſeiner blühenden Pyramiden den angenehmſten Schmuk des Frühlings abgibt, wie eilfertig er wächſt, um zu gefallen, und während des ganzen Sommers in ſeinem weit ausgebreiteten und dichten Schatten eine ſichere Zuflucht vor der Hize des Sommers anbietet.

Zu dieſen Vorzügen kömmt noch ſein gerader Stand, ſeine gleiche Schaale, ſeine ordentliche Crone, womit er die Mühe wohl bezahlt, die ebenfalls wegen ſeiner abfallenden Früchte in den Gängen, die man rein halten will, erfordert wird, und die ſchon die Frucht allein zulänglich vergilt.

Wir kommen nun auf die Wartung dieſer Blumen ſelbſten. Die erſte Sorgfalt mus auf das Erdreich gehn: Will man ſie in die ordentliche Erde pflanzen, ſo mus man einen Ort erwählen, wo ſie gut in die Augen fallen, und von andern Blumen abgeſondert ſind; weil ſie allein beſſer fortkommen und ſchöner in die Augen fallen, beſonders wenn ihre mannigfaltige Arten geſchikt vermengt ſind. Meiſtens aber zieht man die ſchönſten Arten in Blumenſcherbeln, mit denen man ſie leicht, nachdem es die Sonne und Witterung erfordern, ſtellen kan: doch iſt gewis, daß ſie im freien Erdreiche beſſer fortkommen: wofern ihr Plaz wohlgelegen iſt, und ſie vor den Beſchädigungen der Witterungen nicht genommen werden. Die Luft hat über das, was in der Erde ſteht, nicht ſo viel Gewalt, da ſie die Gefäſſe von allen Seiten umgibt, und durchdringt. Uber dis dringen die Ausdünſtungen, welche die Sonne erhebt, beſonders aber der warme Dampf, den die unterirrdiſchen Feuer erregen, nicht in die Blumentöpfe, und kommen alſo den Pflanzen darinne nicht zu Nuzen, in der freien Erde verläuft ſich die überflüſſige Feuchtigkeit leichter, und die Näſſe erhält ſich länger, daher die Pflanze darinne weder von Ueberſchwemmungen, noch von der Nachläſigkeit des Gärtners ſo viel zu befürchten. Man kan die Vortheile der freien Erde und der Blumentöpfe verbinden, und die Pflanzen erſt in Scherbeln wachſen laſſen, alsdenn mit den Scherbeln in die Erde graben.

Zu einem guten Erdreich erfordert der Verfaſſer, daß ſeine Theilchen nicht ſo ſteif und troken ſind, wie bei der leichten Erde, wo der Sand zu häufig iſt, aber auch nicht ſo genau zuſammen hängen, ſo dichte und zähe ſind, wie bei den thonichten und kreidichten. Sie mus aus weichen und lokern Theilchen beſtehen, die ſich leichte durcharbeiten laſſen, damit auch die zarten Faſern der Wurzeln leicht in ſie hinein dringen, und das Waſſer ſich lange genug darinne aufhält, den Pflanzen zur Nahrung zu dienen. Man nennt eine Erde mit dieſen Eigenſchaften terre meuble. Sie mus ferner fett, d.i. mit Salze, Schwefel und Ode verſehen ſeyn, wovon man verſchiedene Proben hat, die beſte aber auf die Pflanzen, ſo ſie hervorbringt, ankömmt. Auf die Farbe kömmt zwar ſo gar viel nicht an, doch zieht man die ſchwärzlichte vor. Die Marquiſe Chatelet gibt in ihrer Abhandlung vom Feuer den Grund an, weil ſich ſchwarze Cörper leichter, als andere, erhizen laſſen. Zu dieſen allgemeinen Vorſchriften müſſen noch beſondere Anmerkungen kommen, wenn man gewiſe Pflanzen, z. E. hier die Ranunkeln, haben will. Weil man dieſelben im Herbſte pflanzt, weil ſie den Winter über dauren, und noch, ehe die gröſte Sonnenhize angeht, vorbei ſind; ſo verlangen ſie eine leichte Erde, da die um dieſe Zeit noch ſchwache Sonnenwärme bald durchdringen kan; doch nöthigt bisweilen die Wärme eines Landes, oder die Gegend, in welche man die Ranunkeln gepflanzt hat, ſie vor der zu ſchädlichen Sonnenhize mit dichterer Erde zu verwahren. Um ſie noch leichter zu machen, vermengt man ſie mit Erdreich von abgenuzten Miſtbeeten, wo der Miſt nichts mehr von ſeiner vorigen Geſtalt behalten hat, man braucht auch dazu eine ſehr leichte und lokere Erde, die ſich in alten holen Bäumen, beſonders Weiden, findet. Der Verfaſſer des Schauplazes der Natur hat dis in ſeinem zweiten Theile nicht wohl ausgedrukt, wenn er geſagt, die Ranunkeln verlangten etwas Erde und verfaultes Holz. Ein Liebhaber derſelben, glaubte ihnen mit verfaulten Sägeſpänen einen groſſen Dienſt zu erweiſen, aber alle ſeine Pflanzen vertrokneten, als ob ſie verbrannt wären. Herr d'Ardene hat ſelbſt oft bemerket, daß der Plaz, wo Sägeſpäne liegen geblieben, unfruchtbar geworden, bis man ſolche weggenommen. Die Vorſicht wegen der Aſche braucht auch Erläuterungen. Man würde den Pflanzen mit Aſche, welches aus Lauge gemacht worden, wenig nuzen, weil ihr die Lauge ihren beſten

Theil, die Salze, genommen hat. Als ein Beiſpiel, wie viel die Salze zur Fruchtbarkeit beitragen, fuhret der Herr Verfaſſer eine noch von niemand ſonſt gegebene Erklärung an, wie der Nil Aegypten fruchtbar macht. Sie ſteht in der 1735. zu Paris in 4. heraus gekommenen Beſchreibung von Aegypten, ſo durch den Herrn Abt le Macrier, aus den Nachrichten des Herrn de Maillet, alten Franzöſiſchen Conſuls zu Cairo gemacht worden. Derſelbe berichtet, daß ihn alle Abyſſinier, die er geſprochen, einſtimmig verſichert, bei dem erſtaunlichen Regen, der zu gewiſſen Zeiten Aethiopien überſchwemmt, und die weiten Ebenen, ſo dieſes Königreich von Nubien unterſcheiden, voller Moräſte macht, wüchſe in dieſen Moräſten ſo häufiger Schilf zu einer ſolchen Höhe, daß er die Wege, auch nachdem die Regen aufgehöret, und die Sonne alles wieder ausgetroknet, unbrauchbar machte. Man verbrennute alſo dieſes Rohr, ſich den Weg frei und zugleich die Felder fruchtbar zu machen. Hiedurch würden ganze Striche mit Aſche bedekt, ſo bis zu dem nächſt folgenden Regen liegen bliebe. Der Nil, der ſie mit fortführte, könnte vermuthlich dadurch die Fruchtbarkeit in Aegypten verurſachen.

Was der Verfaſſer aus eigener Erfahrung bei der Erde fur die Ranunkeln beobachtet, beſteht in folgenden: Am liebſten nimmt er die beſte Gartenerde, oder läſt neue, d. i. ſolche, die vermuthlich nie, oder doch lange Zeit nicht Pflanzen genähret hat, aufſuchen. Zu ſechs Theilen derſelben nimmt er zweene Theile Miſt, der durch den langen Gebrauch in eine ſchwarze leichte und fette Erde zerfallen iſt, daß er von ſeinem erſten Anſehen nichts kenntliches mehr übrig behält. Dadurch wird ſie lokerer. Ihr Kraft zu geben, ſezt er einen Theil zubereiteten Miſt dazu. Die Zubereitung beſteht darinne, daß man Pferde- Ochſen- Schwein- und Schafmiſt ohngefehr gleich viel von jedem, doch von dem leztern etwas weniger, als von den andern, vermengt, an einen Ort ſezt, wo der Regen nicht darauf fallen und die Kraft wegſchwemmen kan, es alsdenn nur ſo viel befeuchtet, als die Gährung zu erregen, erfordert wird und auf dieſe Art wenigſtens ein Jahr wohl faulen läſt. Dergleichen Miſt hat alle dem Erdreiche nüzliche Säfte behalten, und iſt nicht im Stande, es zu verbrennen. Kan man Lauge haben, ſo iſt es ſehr gut, ſie ſtatt ſchlechten Waſſers zum Begieſſen zu brauchen, weil ſie die in ſich genommene Salze in der Erde läſt. Sammelt man Regenwaſſer zum Begieſſen, ſo verſchaffet man dadurch der Erde allen Vortheil, ſo ſie vom Regenwaſſer haben kan, ohne ſie der Ueberſchwemmung des Regens auszuſezen. Man hat alſo ſo wenig dieſerwegen nöthig, die Ranunkeln in der freien Luft zu laſſen, als wegen des Salpeters, ſo ſich in der Luft aufhält. Wenn auch derſelbe den Pflanzen ſo vortheilhaft iſt, ſo findet man ja mehr in alten Gebäuden und verſchloſſenen Orten, wo die Luft eingeſperrt iſt, als wo ſie frei durchſtreichen kan. Menſchenmiſt und Taubenmiſt ſind den Ranunkeln und Anemonen ſchädlich. Zu alle dem erwehnten ſezt der Verfaſſer noch zwei Theile Unreinigkeit aus einer Pfüze, wo die Blätter, die von den Bäumen da herum hinein fallen, der Unrath aus den Beeten und dem Küchengarten, nebſt dem, was die Regen hinein ſchwemmen, einen Bodenſaz oder Leim fallen laſſen, der ſchon allein eine gute Verbeſſerung abgeben würde. Man mus nur dieſe Materie ihr gehöriges Alter erreichen, überwintern, und in Staub zerfallen laſſen.

Wenn dieſe vier Stüke bereits wohl beſchaffen ſind, vermengt man ſie durch ein Sieb. Iſt alles ſchon in gehörigem Stande geweſen, ſo kan man ſolches gleich thun, wenn man es brauchen will; ordentlich aber iſt es beſſer, das Mengſel einige Zeit beiſammen liegen zu laſſen, weil es ſich genauer vereiniget.

Wenn die Erde zu mager iſt, vermehret der Herr Verfaſſer die Tüngung, iſt ſie zu dichte, ſo thut er Aſche und Bohnenſchaalen und Stengel dazu, oder andern Unrath aus den Beeten. Wir übergehen verſchiedene andere Recepte von der Erde, die der Verfaſſer gibt, und erinnern nur noch, daß man den Ranunkeln nicht zu fette Erde geben mus, weil ſie ſonſt zu ſtark in die Blätter treiben, und kleine oder wohl gar keine Blumen bringen. Der Miſt, der nicht auf vorbeſchriebene Art zubereitet worden, macht, wie die Erfahrung gelehret hat, daß die Wurzeln verfaulen.

Man pflanzt die Ranunkeln ordentlich im September, deſto eher, je wärmer das Erdreich iſt. Es iſt beſſer, ſolches zu zeitig, als zu ſpäte zu thun, damit eine frühzeitige Kälte ihnen weniger ſchade. Jn dem Winter 1740. der eher, als gewöhnlich, harte zu werden anfieng, ſind die Ranunkeln, ſo erſt nach der Mitte des Sept. gepflanzt worden, faſt alle erfroren. Einige, als die Pivoine, Aurore, Moſcovite, Chaſſicoiſé können auch bald nach angegangenen Auguſt gepflanzt werden. Geſchicht ſolches ohngefehr um den zehnden Auguſt, und man wartet ſie fleiſig, ſo kan man ſie gegen das Ende des Octobers, oder im November blühend haben, und weil alsdenn die Sonnenhize ihre Kraft nicht ſo zerſtreuet, dauert ſie deſto länger, die Wurzeln aber verderben, oder zertheilen ſich in unnüze Faſern. Die erzehlten Arten kommen bei ſo frühzeitiger Pflanzung nicht allemal fort, und andere gar nicht. Später gepflanzt, verſtoken die Ranunkeln in der ſchon vom Froſt erſtarrten Erde, oder verfaulen vom Regen. Nie iſt es dem Verfaſſer gut abgelaufen, wenn er ſie im Frühjahr gepflanzt: blos mit der Chaſſieoiſé iſt es ihm noch gelungen. Den Einflus des Mondes verwirft er aus eigenen ſorgfältig angeſtellten Erfahrungen und mit Beiſtimmung der gröſten Gartenverſtändigen.

Damit das Waſſer aus den Blumentöpfen ablaufen könne, thut man ein wenig Griesſand auf den Boden, füllt ſie alsdenn bis auf 3. Zoll vom Rande mit der guten Erde, die man mit der Hand etwas dichte macht, damit ſie nachgehends nicht ſo berſtet, worauf man, nach der Gröſe des Gefäſſes, drei, vier oder fünf Ranunkelklauen, wenigſtens 4. Zoll voneinander pflanzt, damit der Raum, den die Wurzeln mit allen ihren Zaſern in der Erde einnehmen, für jede gros genug ſey. Die Klauen müſſen ſo geſtekt werden, daß das Auge oben und die Zaken unten ſind. Darauf bedekt man ſie, indem man das Geſchirr mit einer lokern Erde füllt, die fein genug iſt, ſich dergeſtalt um die Wurzeln herum zu legen, daß ſie keinen leeren Raum läſt, ſonſt treiben ſie zwar an dem Orte, wo keine Erde ligt, Würzelchen heraus, weil aber ihre Faſern nichts finden, ſich feſte zu ſezen, ſo verderben ſie, und die Pflanze leidet darunter. Jſt die Erde zu feuchte, und legt ſich um die Wurzeln wie Dohn herum, wenn man ſie etwas um dieſelben zuſammen drükt, ſo verhindert ſie nachgehends die Würzelchen, durchzudringen, wenn ſie harte geworden iſt. Der Verfaſſer hat dieſes zu verhindern, folgenden Kunſtgrif von einem Gärtner gelernet: Man füllt die Gefäſſe bis dahin, wo man die Ranunkeln hinein pflanzen will, alsdenn macht man eine Schicht von wohlgekörntem klaren Sande, legt die Klauen darauf, und um jede ſo viel von eben dem Sande, als ſie zu bedeken nöthig iſt, und füllt darauf gewöhnlicher maſen mit der bereiteten Erde zu. Auf dieſe Art durchdringt das Waſſer alle Zwiſchenräumchen des Sandes, und kan doch durch denſelben frei ablaufen, daß die Wurzeln nicht faulen. Die Würmer kommen auch an denſelben nicht ſo leichte durch den Sand durch. Man mus ſich ſehr hüten, die Wurzeln nicht verkehrt in die Erde zu ſteken, daß die Spize oben und das Herze unten kömmt. Sie ſtehen die Gewalt ſchwerlich aus, die dazu nöthig iſt, daß ſich das alsdenn unten herauswachſende Pflänzchen in die Höhe biegen mus. Die Wurzeln, ehe man ſie pflanzt, in Waſſer einzuweichen, findet der Verfaſſer nicht nöthig, und zu mühſam, wenn man es bei jeder Art von der andern abgeſondert, verrichten ſoll. Es iſt beſſer, ſie gleich, nachdem man ſie gepflanzt, ſtark zu begieſſen, und alsdenn in eine Glascaſſe zu ſezen, davon man 7. bis 8. Tage Thüren und Fenſter offen läſt, und die Zeit über die Feuchtigkeit mit leichten Benezungen unterhält. Das Waſſer dringt auf dieſe Art gemäſigter in die Wurzelröhrchen, als wenn man ſie hinein wirft.

Wir laſſen eine weitläuftige gelehrte Ausſchweifung weg, die der Verfaſſer von den Urſachen des Wachsthums der Pflanzen u. d. gl. macht, und erwehnen weiter, daß man ſich nicht übereilen mus, die Erde durchzuwühlen, wenn die Ranunkeln ſich nicht gleich zu dieſer Zeit, da man ſie gepflanzt hat, zum Vorſchein kommen wollen. Bleiben ſie aber noch zurüke, wenn andere, die mit ihnen zu gleicher Zeit gepflanzt worden, ſchon gros ſind, ſo mus man allerdings nachſuchen, wo man ſie völlig in gutem Stande findet, ſie wieder zudeken; wo ſie etwa einigermaſen ſchadhaft ſind, ſolches abſondern, und ſie vor der Fäulung, nach vorbeſchriebener Art, mit Sande verwahren, wo ſie aber völlig verdorben ſind, heraus nehmen, und ihre Stelle aus der Pflanzſchule mit andern füllen. Im Begieſſen iſt die gehörige Maaſe zu halten. Zu viel Trokenheit würde, wo die Sache nur nicht gar zu weit gienge, blos den Schaden thun, daß das Wachsthum der Ranunkeln etwas aufgehalten würde. Allzuviel Näſſe aber ſchadet ungleich mehr, und ſie ſo lange zu begieſſen, bis das Waſſer unten zu den Oefnungen des Scherbels wieder heraus läuft, verräth die Unwiſſenheit, daß das Waſſer nicht für ſich die Pflanzen nährt, ſondern in ſo fern es Theile von der Erde in ſie führt, die aber ſolchergeſtalt mit fort geſchwemmt werden. Die rechte Art zu begieſſen iſt, daß man die Scherbel gleicht ſezt, wo die Erde aufgeborſten iſt, die Oefnungen ausfüllt, und alsdenn ſo viel Waſſer nach und nach darauf gieſt, daß ſie befeuchtet wird, ohne zu Kothe zu werden. Nur bei groſſer Dürre kan man es ſo ſtark machen, daß es nur anfängt, unten durchzulaufen. Der Verfaſſer ergreift dieſe Gelegenheit, ſeine Collectaneen anzubringen. Die Brunnen, die zu weinen und zu lachen machen, die Seen, die nicht leiden, daß man etwas hinein wirft u. ſ. f. ſind nicht vergeſſen. Das ſicherſte Merkmal eines guten Waſſers iſt, daß es den Thieren, ſo es trinken, wohl bekömmt. Der Verfaſſer lobt beſonders den Schnee, und zieht ihn noch dem Regenwaſſer vor. Das Brunnenwaſſer iſt das ſchlechteſte unter allen. Es ſchadet den Pflanzen durch ſein rohes Weſen, und durch die Kälte, wenn es nur friſch geſchöpft worden; daher man es, wenn es ja mus gebraucht werden, eine Zeit lang in Fäſſern ſoll an der Sonne ſtehen laſſen. Man thut wohl, beim Begieſſen die Blätter zu benezen. Dieſes vermindert die Ausdünſtung, und bringt dadurch der Pflanze den Theil Saft zu Nuzen, der ſonſt fortgegangen wäre. Die beſte Zeit, zu begieſſen, iſt des Abends, wo nach Hales Anmerkung (Veget. Stat. ch. 4. exp. 42.) die Pflanzen beſonders die Nacht über, ſtatt des Ausdünſtens ſtark in ſich ſaugen. Früh zu begieſſen ſchadet ordentlich allen Pflanzen. Wenn das Waſſer von der Sonne erhizt wird, erregt es in der Erde eine Hize, die ſogleich in die Wurzel dringt, und die Pflanze völlig hinrichtet. Es iſt gut, bei trüben Wetter zu begieſſen, wo die Feuchtigkeit in der Luft die Fibern biegſam macht, und den Durchgang der Säfte erleichtert. Wenn aber die Nächte lang und die Morßen kühle werden, iſt bei dem Abendsbegieſſen zu beförchten, daß das Waſſer die Pflanzen erkältete. Daher mus man ſolches des Morgens verrichten: und wenn man es des Abends thut, nicht gern die Blätter benezen. Sie werden dadurch erweicht, und für die Kälte der Nacht empfindlicher gemacht. Man thut wohl, die Erde immer ein wenig auf der Oberfläche aufzurühren, daß Waſſer, Sonne und Luft beſſer hinein würken können.

Die Ranunkeln ſind vor der Kälte in Acht zu nehmen. Der Verfaſſer ſtellt die Scherbel auf drei übereinander etwas erhöhete Bänke, die ſich nach Art eines Amphitheaters herum biegen, mit einer Wand hinten verwahret ſind, und vorne mit Herunterlaſſung eines Teppichs können zugedekt werden. Er ſezt auf ſolche hin und wieder die Nacht über Schälchen mit Waſſer, und urtheilt aus der Beſchaffenheit deſſelben den Morgen darauf, ob alles vor der Kälte recht verwahret, oder ſolche vielleicht die Nacht über ſtrenge geworden ſey. Ein Thermometer kan auch gebraucht werden. Will man die Pflanzen im Winter im Gewächshauſe erhalten, ſo mus man ſie nicht nur vor der Kälte, ſondern vornemlich vor der Näſſe verwahren, von der ſie gleich zu ſchimmeln und faulen anfangen. Zeigen die Mauern Feuchtigkeit, die aus der Erde kömmt, kan man verhüten, wenn man das Gewächshaus nicht tiefer legt, als die Erde herum, den Boden mit Steinen ausfüllt, oder diehlen läſt. Man mus, ſo oft es die Witterung zuläſt, die Luft in das Gewächshaus laſſen, oder die Pflanzen gar heraus ſchaffen. Die erfrornen Pflanzen können wieder zurechte gebracht werden, wenn man ſie mit mittelmäſig kühlem Waſſer beſprengt, wie die gefrornen Früchte in dergleichen Waſſer aufthauen. Der Verfaſſer hat auch mit Vortheil in dieſer Abſicht verſucht, ſie mit Schnee zu bedeken. Er iſt darauf gefallen, weil man in den nördlichen Ländern erfrorne Gliedmaſen mit Schnee reibt, und glaubt, dieſes Mittel würde vielen ſeiner Landesleute in Böhmen haben nuzen können, wo es bekannt geweſen wäre. Die Ranunkeln werden von Läuſen und Raupen beſchädigt. Die erſten kan man häufig zu ihrer Vertilgung auf ein naſſes Tuch, welches man ihnen nahe legt, verſammlen. Aus Herrn Leſſers Inſectotheologie nach der franzöſ. Uberſezung führt der Verfaſſer noch andere Mittel an, und erwehnt dieſes Buch hin und wieder. Eine graue Raupe benagt die Ranunkeln in der Erde. Man mus ſie mit Bedachtſamkeit aufſuchen, weil ſie ſich ſonſt wegen der ähnlichen Farbe leicht in der Erde verliert. Das Verwelken der Blätter verräth ihre Verlezungen. Eine andere grüne macht ſich beſonders an die Blumenknoſpen. Sie friſt ordentlich bei Nachte. Wo man die Knoſpen verlezt, oder einen weiſen Schaum auf einigen Blättern findet, mus man ſie darinnen ſuchen. Sie hält ſich gern nahe am Stengel auf. Ihre Farbe macht, daß man ſie oft nicht findet. Hat ſie ihren Wohnplaz nicht im Scherbel ſelbſt, ſo kan es helfen, daß man ihn auf einige Entfernung fortträgt. Auch die Ameiſen hat der Verfaſſer, obwohl ſelten, unten an Ranunkelſtöken arbeiten ſehen. Die Wegſchneke ohne Haut zerdrükt die Pflanzen mit ihrer Schwere, verderbt ſie mit ihrem Schleime, und benaget ſie. Man mus ſie bei Nachte aufſuchen, weil ſie ſich bei Tage verbirgt. Bei regnichtem Wetter macht ſie ſich zeitiger aus ihren Löchern heraus, als ſonſt. Die Spinne ſchadet den Pflanzen, indem ſie die Blätter zuſammen webt. Der Verfaſſer will, man ſoll ſie nur durch Zerſtörung ihres Gewebes vertreiben. Ihr Verbrechen verdient keine härtere Strafe. Die Ranunkel hat noch einen Todfeind an einem elenden faſt unſichtbaren Wurme, der ſo dünne, wie eine Nadel, und kaum etliche Linien lang iſt. Er wird im Miſte und in der Fäulnis gros. Sie häufen ſich zuſammen, die erhabenen Theile und die Wurzeln zu zerfreſſen, davon die

Blätter gelb werden, und die Pflanze verdirbt. Man mus die Erde an den Pflanzen los weichen, die Würmer auf den Wurzeln aufſuchen, und mit was ſcharfen abſtreichen. Man kan die Würmer, ſie zu vertreiben, mit einer Vermiſchung von Aſche und Seife, oder zartgepülverten Tabac beſtreuen. Wenn man Tabac, Wermuth, weiſe Nieswurz ꝛc. abkocht, und in dieſes Waſſer entweder die Scherbel mit den Pflanzen nach und nach hineinſenkt, oder ſie mit der Wurzel und daran hängenden Erde hinein thut, tödet es die Würmer. Die Erde vor dem Pflanzen mit ſtarker Lauge durchnezt, oder im Ofen durchhizet, zerſtört ihre Eier. Weitere Feinde ſind die Ratten und der Reitwurm, der beſonders in neugearbeiteten Ländereien oft ganze Menge von Zwiebeln hinrichtet, und daher auch in den franzöſiſchen Provinzen Taille cebe, der Zwiebelſchneider genannt wird. Man ſucht den Ort, wo ſich dieſes Thier einen Weg unter der Erde mag gemacht haben, darein gieſt man etwas Oliven- Nus- Lein- oder Terpentinöl, und darauf eine zulängliche Menge Waſſer, die das Oel hinführt, wo das Thier ſich aufhält, und es tödet.

Wenn die Ranunkeln verblüht haben, mus man die Wurzeln nicht gleich heraus nehmen, ſondern warten, bis die Blätter verwelkt ſind, ſonſt bekömmt man runzlichte, magere und zur Fäulnis geneigte Wurzeln. Weil man ihnen nemlich nicht die Zeit gelaſſen hat, neue Theilchen zur Nahrung der Pflanzen, ſo ſie künftig treiben ſollten, leer zu laſſen; und die Luft, ſo ſich hinein zieht, verurſacht allerlei Unordnungen. Die Wurzeln reinigt man vor der Erde, und wo etwa was ſchadhaft an ihnen iſt, läſt man ſie im Schatten troknen, und hebt ſie an einem nicht allzufeuchten noch allzutroknen Orte auf, wo ſie vor der Kälte ſicher, und vor öfterer Störung ruhig ſind. Man darf ſie ja nicht in der Erde laſſen. Kälte, Regen, Hize u. d. gl. würden ihnen wenigſtens ſchaden, wo ſie ſelbige nicht zerſtörten.

Die Ranunkeln vermehren ſich am erſten und geſchwindeſten durch die Wurzeln. Die kleinen Nebenwurzeln treiben oft das Jahr darauf, da man ſie von ihrer Mutter abgeſondert hat, wieder Blumen, und bringen ſicher eben dieſelben mit eben der Schönheit hervor. Man kan ſie auch ſäen, aber die Saamen bringen ſelten das erſte Jahr Blumen, und nie haben ſie mir das erſte Jahr ſchöne Blumen gebracht. Erſt nach dem zweiten und meiſtens nach dem dritten Jahre treiben die Nebenwürzelchen Blumen, ſo was taugen. Es wird hiebei erinnert, daß man nicht ſo genau beſtimmen könne, wie lange aufgehobene Saamen noch zum Säen tauglich bleiben. Man hat mit dem Semine Moſchi od. Kermia aegyptiaca ſemine moſchato Tournef. inſt. rei herb. einen Verſuch gemacht, welchen man aus den Ueberbleibſeln der Sammlung eines Medici bekommen, der ſchon 15. Jahr tod geweſen. Nachdem ſonſten ſolche in einem Alter von wenigſtens 26. Jahren geſäet, ſind doch von mehr als 80. Körnern zwei aufgegangen. Der Verfaſſer beſchreibt die Sorgfalt, mit der man die Ranunkeln ſäen und abwarten mus, ausführlich, und ſchlieſt ſein Werk an ſich ſelbſt mit einer Lobſchrift auf das unſchuldige Ergezen an den Blumen. Der dritte Theil ſeines Werks ſoll die europäiſchen und morgenländiſchen Ranunkeln, die ihm bekannt worden ſind, in Kupfer geſtochen und illuminirt, auch vollſtändig beſchrieben enthalten.

Vergleichung des Irrthums mit dem Laſter.

§. 1.

Da ich mir vorgenommen habe, eine Vergleichung zwiſchen dem Irrthume und dem Laſter anzuſtellen: ſo könnte ich, durch die bloſe Uberſchrift dieſer Abhandlung, leicht den Verdacht erweken, als wenn ich von einer zu trokenen und in Abſicht auf das gemeine Beſte gleichgiltigen Materie, die Leſer dieſer Blätter, unterhalten wollte. Allein, wenn wir das Verhalten der Menſchen zu allen Zeiten und an allen Orten in Erwegung ziehen, ſo werden wir finden, daß die Irrenden, überhaupt und Vergleichungsweiſe davon zu reden, beſtändig einem härtern und ſtrengern Schikſaal in der menſchlichen Geſellſchaft unterworfen ſind, als die Laſterhaften. Da ich nun dieſes für eine Sache halte, welche der geſunden Vernunft zuwider iſt, ſo will ich erſt den Irrthum und das Laſter miteinander vergleichen, und alsdenn einige wichtige und überaus nüzliche Folgerungen daraus herleiten.

§. 2

Es kan ofte ein Irrthum, auf eine nothwendige Art, mit einem Laſter verknüpft ſeyn, wie z. E. die Gottesverleugnung mit der Gottloſigkeit in einem unzertrennlichen Zuſammenhange ſteht. Allein wir wollen den Irrthum vor ſich betrachten, und da beſteht er darinn, wenn wir dasjenige, was wahr iſt, für falſch halten, und das Falſche für eine Wahrheit. Es iſt demnach ohne Widerrede klar, daß der Irrthum ſeinen Siz in der Erkenntniskraft habe, und eine Creatur derſelben ſey, welche von ihr unmittelbar hervorgebracht wird. Der Wille kan zwar durch Irrthümer verführt werden, allein es iſt unmöglich, daß die Begehrungskraft ſelbſt ſollte irren können. Niemand wird den Irrthum für etwas Guts halten: er iſt eine Unvollkommenheit der Erkenntniskraft, wie die Krankheiten Unvollkommenheiten des Cörpers ſind. Alle Irrthümer ſind was Böſes, doch befindet ſich unter ihnen ein ſo gewaltiger Unterſchied, daß einige wie gar nichts, als unendliche Kleinigkeiten, gegen andere zu rechnen ſind.

§. 3

Das Laſter beſteht in der Fertigkeit zu ſündigen. Wir ſündigen, ſo ofte wir eine neue Handlung vornehmen, welche den Geſezen zuwider iſt. Folglich kan kein Laſter ohne dem freien Willen gedacht werden. Ein Weſen, welches mit gar keiner Freiheit begabt iſt, kan nicht ſündigen und laſterhaft ſeyn. Folglich ſind alle Laſter, Würkungen der Freiheit. Da nun die Freiheit eine Begehrungskraft iſt, ſo rühren alle Laſter unmittelbar von der Begehrungskraft her. Alles, was eine Sünde und ein Laſter ſeyn ſoll, mus unter andern Eigenſchaften auch dieſe an ſich haben, daß es eine freie Verabſcheuung ſey. So wenig der Irrthum eine unmittelbare Würkung des Willens, der Begehrungskraft, ſeyn kan; eben ſo wenig kan das Laſter unmittelbar, durch die Erkenntniskraft gewürkt werden.

Und gleichwie der Irrthum eine Krankheit des Verſtandes iſt, alſo iſt das Laſter eine Krankheit des Willens, deren ſchädliche Würkungen aber ſich weiter ausbreiten können, als blos allein über diejenige Kraft, in welcher ein jedwedes ſeinen Siz hat.

§. 4.

Das Laſter kan allezeit vermieden werden/ allein alle Irrthümer können nicht allezeit vermieden werden. Es gibt zwar unvermeidliche und unüberwindliche Irrthümer; allein es gibt keine unvermeidliche und unüberwindliche Laſter. Wir ſind verbunden alle Sünden, und mithin auch alle Laſter zu vermeiden. Wer kan uns, über alles unſer Vermögen, verbinden? Iſt eine Handlung unvermeidlich, ſo ſteht es nicht in unſerm Vermögen ſie zu unterlaſſen, und folglich können wir auch, zu der Unterlaſſung derſelben, nicht verpflichtet ſeyn. Keine unvermeidliche Handlung ſtreitet demnach wider unſere Pflichten, und kan weder eine Sünde noch ein Laſter ſeyn §. 3. So bald eine Handlung unvermeidlich wird, ſo bald iſt ſie entweder niemals eine Sünde, oder doch in demjenigen Falle nicht, in welchem ſie unvermeidlich iſt. Der Irrthum im Gegentheil iſt ofte, ein unvermeidliches ein nothwendiges Uebel. Ein jeder Irrthum gründet ſich auf eine Unwiſſenheit. Da es nun unmöglich iſt, daß wir Menſchen allwiſſend werden ſollten; ſo befindet ſich allemal bei uns eine unendlich groſſe Unwiſſenheit, und wir werden demnach in viele Irrthümer auf eine ſo nothwendige Art geſtürzt, daß es über alles unſer Vermögen geht, manche Irrthümer zu vermeiden. Uber dieſes kan ofte, eine unmerkliche Kleinigkeit, an einem Irrthume ſchuld ſeyn. Eine einzige Vorſtellung, die nicht in der gehörigen Lage auf dem Schauplaze unſerer Seele erſcheint, kan den ganzen Verſtand umſtimmen, und ihn zum Irrthume neigen. Wenn man noch dazu nimmt die Erziehung, die Vorurtheile der Kindheit, die väterlichen und angeerbten Meinungen, die Vorurtheile der Secte, in welcher jemand erzogen iſt, und noch zwanzig andere Urſachen, ſo wird man leicht begreiffen, daß das Irren ſo menſchlich ſey, daß man daſſelbe ofte nicht vermeiden kan. Man müſte die menſchliche Natur aufs äuſſerſte beſchimpfen, wenn man das Laſter was menſchliches nennen wollte, da man es mit Recht mit dem Namen des Viehiſchen belegen mus.

§. 5.

Der Irrthum kan niemals aus Bosheit herrühren/ und iſt ofte ganz unverſchuldet; allein das Laſter iſt niemals ganz unverſchuldet/ ſondern rührt entweder aus Bosheit oder aus einer groſſen Nachläſigkeit her. Da einige Irrthümer ganz unvermeidlich ſind §. 4. ſo können dieſelben nicht einmal durch unſern gröſten Fleis, und durch unſer pflichtmä-

ſig

ſigſtes Verhalten, vermieden werden. Alle Nachläſigkeit und Schuld (culpa) ſezt voraus, daß wir durch die gehörige Anwendung unſerer Kräfte, das Gegentheil hätten thun können. Und es iſt dennoch klar, daß viele Irrthümer ganz unverſchuldet ſeyn, oder aus gar keiner Schuld und Nachläſigkeit herrühren können. Es würde aber ungereimt ſeyn zu ſagen, daß ein Laſter unverſchuldet ſeyn könne, da es nicht einmal ganz unverſchuldete Sünden gibt. Bei einem jeden Laſter unterlaſſen wir eine Pflicht, und folglich auch den Gebrauch unſerer Kräfte, dieſer Pflicht ein Genügen zu leiſten, und dieſer unterlaſſene Gebrauch iſt wenigſtens eine Nachläſigkeitsſünde. Ob nun gleich manche Irrthümer aus Nachläſigkeit entſtehen, und deswegen verſchuldet und überwindlich ſind, ſo kan doch kein Irrthum eine Bosheitsſünde ſeyn. Wenn wir etwas Böſes aus Bosheit (malitia, dolus) thun, ſo wiſſen wir, daß es etwas Böſes ſey, und wir thun es mit Wiſſen und Willen. Ein jeder Irrender aber hält ſeinen Irrthum, ſo lange er irrt, für eine Wahrheit, und hänget demſelben mit einer völligen Aufrichtigkeit ſeines Herzens an. Den Irrthum als Irrthum erkennen, heiſt denſelben ſchon vermieden haben, und es iſt der Natur des Verſtandes zuwider, einer Sache ſeinen Beifall zu geben, die er für einen Irrthum hält. So lange der Atheiſt ein Atheiſt iſt, ſo lange hält er die Atheiſterei für eine Wahrheit, und er hört auf ein Atheiſt zu ſeyn, ſo bald er dieſelbe als einen Irrthum erkennt. Der Irrthum kan zwar aus einer Bosheitsſünde entſtehen, allein er ſelbſt kan niemals mit dem Namen des Boshaften belegt werden. Im Gegentheil ſind die meiſten Laſter boshaft, welches ohne alle Widerrede klar iſt.

§. 6.

Der Irrthum kan ohne Laſter ſtatt finden / aber das Laſter kan ohne Irrthum nicht gedacht werden. Die unverſchuldeten und unvermeidlichen Irrthümer entſtehen aus keiner Sünde, und noch viel weniger aus einem Laſter §. 4. 5. In der ganzen Reihe ihrer Gründe und Urſachen befindet ſich keine Sünde und kein Laſter, weil ſie ſonſt nicht unvermeidlich und unverſchuldet ſeyn könnten. Eben ſo kan es Irrthümer geben, aus welchen kein Laſter entſteht. Viele Irrthümer ſind allerdings unſeelige Quellen der Sünden und Laſter, allein man kan dieſes nicht von allen Irrthümern behaupten. Es gibt Irrthümer, die in einer blos trokenen Lehre beſtehen, welche in unſer freies Verhalten keinen Einfluſs haben können, und oft unendlich klein ſind. Wenn jemand behauptet, daß das Weſen der Cörper in der Ausdehnung beſtehe, oder daß die mathematiſchen Puncten zuſammen geſezt ſind; ſo iſt unbegreiflich, wie ein Menſch, durch dieſe beiden Irrthümer, allein genommen, zu einem Laſter verführet werden könne. Ja die Menſchen pflegen ihrer Theorie ſelten gemäs zu leben. Unter Chriſten und Muhamedanern, Juden und Heiden gibt es Diebe, Mörder, Ehebrecher, Hurer, Säufer u. ſ. w. Wenn alſo auch jemand einen Irrthum behauptete, welcher der Vater vieler Laſter ſeyn könnte, ſo iſt es doch möglich, daß aus demſelben würklich kein Laſter entſtehe. Allein das Laſter kan niemals, ohne Irrthum ſtatt finden. Es beſteht in der Fertigkeit zu ſündigen. Alle Sünden beſtehen darinn, wenn wir das Gute unterlaſſen und das Böſe thun, wenn wir das Gute verabſcheuen und das Böſe begehren. Nun können wir nichts begehren, als was wir für gut halten, und wir können, auſſer dem, was wir vor Böſe halten, nichts verabſcheuen. Es entſtehen demnach alle Laſter daher, daß wir das Böſe für gut, und das Gute für böſe halten. Es iſt Sonnenklar, daß dieſes ein Irrthum ſey, folglich iſt ohne Irrthum kein Laſter möglich. Der Irrthum iſt eine Seuche, die oft nur den Verſtand anſtekt, allein das Laſter verderbt beides, den Willen und den Verſtand.

§. 5.

Der bloſe Irrthum ohne Laſter kan niemals freie Handlungen hervor bringen / die uns ſelbſt / andern Menſchen oder dem geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben ſchädlich ſind; das Laſter aber iſt allemal ſeiner Natur nach ſo beſchaffen / daß aus demſelben Handlungen entſtehen / die uns oder andern Menſchen nachtheilig ſind. Der Irrthum, allein genommen, iſt blos in dem Verſtande anzutreffen §. 2. Da nun alle Handlungen eines Menſchen, die frei ſind, aus dem Willen entſtehen; ſo kan der Irrthum nicht eher in ſchädliche Handlungen ſich ergieſſen, bis nicht der Wille auf eine unrechtmäſige ſündliche und laſterhafte Art in Bewegung gebracht wird. Das Laſter im Gegentheil beſteht, ſchon ſeiner Natur nach, in einer ſündhaften Bewegung des Willens, und folglich flieſt es nothwendig in Handlungen aus, die uns oder andern ſchädlich ſind. Folglich wird ein Irrthum nicht eher ein bürgerliches Verbrechen, bis nicht das Laſter dazu kommt, und er wird nur um des damit verknüpften Laſters willen, ein Verbrechen, welches nach den bürgerlichen Geſezen ſtrafbar iſt. Wenn z. E. jemand glaubte, daß gar keine Sünde in der Welt ſey; ſo lange zu dieſem abgeſchmakten Irrthum kein Laſter kommt, folglich ſo lange dieſer Irrthum nicht öffentlich vorgetragen wird, und ſo lange ein Menſch alle Geſeze ſeiner Oberherren beobachtet, ſo lange kan dieſer Irrthum in dem geſellſchaftlichen Leben der Menſchen kein Unheil anrichten.

§. 8

Mit dem Irrthum kan in gewiſer maſen eine Tugend beſtehen / allein auf keinerlei Weiſe mit dem Laſter. Ein Menſch kan durch irrige Bewegungsgründe, zu Handlungen

gen beſtimmt werden, die im übrigen tugendhaft ſind. Ein Chriſt kan durch den Irrthum von der Verdienſtlichkeit guter Werke bewogen werden, ſehr freigebig und gutthätig zu ſeyn. Ob er nun gleich noch tugendhafter handlen würde, wenn er durch wahre Gründe zur Freigebigkeit bewogen würde; ſo wird doch ſeine Freigebigkeit nicht durch und durch deswegen zu einem Laſter, weil ihn ein Irrthum dazu bewegt. Das Laſter aber verdrengt die Tugend ganz. Ein Unmenſchlicher, Geiziger, Unbarmherziger, Niederträchtiger kan gar nicht freigebig ſeyn.

§. 9.

Das Laſter iſt allemal eine Sünde; allein viele Irrthümer ſind gar keine Sünden, und wenn ein Irrthum eine Sünde ſeyn ſoll / ſo geſchiebt dieſes um des damit verknüpften Laſters willen. Das Laſter iſt ſo gar eine Fertigkeit in der Sünde §. 3. und alſo iſt kein Zweifel, daß es allemal eine Sünde ſey. Allein die unvermeideten und unverſchuldeten Irrthümer ſind keine Sünden §. 4. 5. Alle Sünden ſind freie Handlungen, und alſo müſſen ſie aus dem Willen, aus der Begehrungskraft, entſtehen. Wenn alſo der Irrthum eine Sünde ſeyn ſoll, ſo mus er entweder aus einer Sünde ſeinen Urſprung genommen haben, oder es mus aus ihm eine Sünde entſtehen, oder beides zugleich. Wenn ein Irrthum eine Sünde iſt, ſo iſt er allezeit ein vermeidlicher und überwindlicher Irrthum. Folglich rühret er allemal daher, wenn wir aus Nachläſigkeit unſere Kräfte nicht genung gebraucht haben, der Wahrheit nachzuſpühren. Er entſteht demnach, aus einer freiwilligen Unterlaſſung des nöthigen Fleiſes; dieſe Unterlaſſung rührt von unſerm Willen her; wenn ſich alſo gar keine unrechtmäſigen Bewegungen des Willens mit dem Irrthum vergeſellſchaften, ſo kan er keine Sünde ſeyn.

§. 10.

Aus alle demjenigen, was bisher ausgeführt worden, erhellet: daß der Irrthum überhaupt nicht ſo ſchlimm ſey, als das Laſter. Das letſte iſt eine unendlich vielmals gröſſere Unvollkommenheit des Menſchens, als der Irrthum. Ich bin ſehr weit entfernt, den Irrthum für was Guts auszugeben, oder ihn beſtändig zu entſchuldigen. Ich gebe auch zu, daß mancher Irrthum ein viel gröſſeres Uebel ſey, als manches Laſter. Allein Vergleichungsweiſe zu reden, wenn ein Irrthum und ein Laſter übrigens einander gleich ſind, ſo iſt dieſes jederzeit vielmals ſchlimmer als der Irrthum. GOtt hat auch in der heiligen Schrift einen viel gröſſern Unwillen gegen das Laſter, als gegen den Irrthum bliken laſſen. Wir finden in dem Göttlichen Worte unendlich viele Geſeze, durch welche das Laſter auf das nachdrüklichſte verbotten worden; allein derjenigen Geſeze ſind vielmals weniger, die den Irrthum unterſagen. In den zehn Geboten verbiet nur das erſte einen Irrthum, die übrigen neune aber verbieten entweder ausdrüklich Laſter, oder ſie thun ſolches durch eine unmittelbare Folge.

§. 11.

Aus der bisherigen Abhandlung flieſſen folgende Folgerungen. 1) Kein Irrthum vor ſich betrachtet, kan beſtraft werden: Denn es kan nichts, als die Sünde, beſtraft werden. Da nun der Irrthum allein genommen, keine Sünde iſt, ſo kan er auch nicht geſtraft werden. Wenn jemand um eines Irrthums willen beſtraft wird, ſo geſchieht dieſes entweder um der Bekanntmachung und Ausbreitung deſſelben willen, und die iſt kein Irrthum, ſondern eine laſterhafte Handlung: oder um der übrigen mit dem Irrthum verbundenen Laſter willen. Folglich kan ein Irrthum von rechtswegen nur, um der mit ihm verbundenen Laſter willen, geſtraft werden. Alle Arten der Inquiſitionen ſind demnach unerlaubt und wider die Vernunft, welche blos um der Irrthümer willen angeſtellt werden. Dazu kommt noch, daß nur diejenige Parthei des Inquiſitionsrecht ſich bemeiſtert, welche die ſtärkſte und mächtigſte iſt; und ſie mus durch einen pedantiſchen Hochmuth und durch ein bloſes Vorurtheil vorausſezen, daß ſie in allen Lehrpuncten, in welchen andere verſchiedener Meinung ſind, Recht habe.

§. 12.

2) Es iſt unvernünftig, wenn man wider die Irrthümer ſtärker eifert als wider die Laſter, wenn man die Irrthümer ſtärker haſſet als das Laſter. Man mus ein jedes Uebel, nach Proportion und nach Verdienſt, haſſen und verabſcheuen. Da nun das Laſter ein vielmals gröſſer Uebel iſt, als der Irrthum §. 10. ſo verdient jenes mehr Haſs und Eifer, als dieſer. Hiewider wird gemeiniglich, zur Schande der Menſchlichkeit, verſtoſſen. Ganze Völker ſind vielfältig in barbariſche Kriege, um ſtreitiger Lehrpuncte in der Religion willen, verwikelt worden, aber man hat weniger Kriege, die aus Verabſcheuung gegen das Laſter geführt werden. Die Kriege, welche die Iſraeliten aus Befehl GOttes wider die Cananiter führten; der Krieg, den ganz Iſrael wider den Stamn Benjamins führte, und welcher in den drei lezten Capiteln des Buchs der Richter erzehlt wird, bringen dieſem Volk mehr Ehre, als alle Kriege wider die Ungläubigen und Kezer ihren Urhebern bringen. Der gemeine Mann macht es eben ſo thöricht. Er iſſt und trinkt, handelt und wandelt geſellſchaftlich und freundſchaftlich mit einem Gottloſen, einem Hurer, einem Ehebrecher, einem Säufer u. ſ. w.; allein er macht ſich ein Gewiſſen daraus, mit einem Menſchen umzugehen, der ſeiner Meinung nach ein Kezer iſt. Ein Mann heirathet ohne Bedenken eine Frau, die keine Heilige iſt, allein jedermann erſtaunt, wenn er eine Perſon von einer andern Religionsparthei heirathet.

§. 13.

3) Aller Haſs und Verfolgung, um der Verſchiedenheit in der Lehre willen, iſt unvernünftig. Der Irrende, in ſo ferne man ihn blos als einen Irrenden betrachtet, iſt nicht laſterhaft, und er verdient nur Mitleiden, durchaus aber keinen Haſs. Die Ueberzeugung des Verſtandes läſt ſich, durch keine gewaltſame Mittel, erzwingen, und alſo iſts auch um dieſer Urſach willen nicht recht unvernünftig, wenn man diejenigen, die in der Lehre von uns abweichen, mit Feuer und Schwerd und andern Gewaltthätigkeiten verfolgt. Daher ſind auch alle Religionskriege von Seiten derjenigen, die den Angrif thun, wider alles dasjenige, was uns die geſunde Vernunft in dieſem Puncte lehret.

§. 15.

4) Die Schriftſteller handeln nicht vernünftig genung, welche mehr wider die Irrthümer ſchreiben, als wider die Laſter. Die allermeiſten Bücher ſind nur theoretiſch. Man beweiſt mehrentheils nur gewiſe Säze, und wiederlegt die Gegenſäze; allein die practiſchen Schriftſteller ſind viel ſeltener. In den allermeiſten Schriften findet man nichts als Theorien, die mehrentheils troken ſind. Es wäre demnach zu wünſchen,

daß man mehr moraliſche Schriften hätte, als theoretiſche, und daß ſich die Gelehrten mehr bemüheten das Laſter auszurotten, als den Irrthum. Man erſinnt tauſend Subtilitäten, um den Irrthum aus allen ſeinen Verſchanzungen zu vertreiben; allein man gibt ſich weniger Mühe, das Laſter in allen ſeinen Wendungen zu beſtürmen.

§. 15.

5) *Man kan es unmöglich billigen, wenn man gewahr wird, daß ſo viele Secten über ſtreitige Lehrpuncte entſtehen, da doch die Laſter allein noch niemals verſchiedene Secten erzeugt und veranlaſt haben.* Es darf nur ein Mann von Anſehen eine neue Lehre aufbringen, die vieles Aufſehen macht, gleich entſteht eine neue Secte. Aus der Verſchiedenheit der Secten entſteht Zank, Streit, Beſchimpfung, Trennung, Kezermacherei, Verfolgung, und alles, was nur eine barbariſche Gemüthsart einflöſen kan. Allein alle Secten kommen darinn überein, daß unter ihnen alle Laſter wie das Unglük gleich vertheilt ſind. Unter allen Religionspartheien, die in der Lehre voneinander abgehen, trift man zwar verſchiedene Meinungen, aber einerlei Laſter an.

§. 16.

Die bloſe Eigenliebe und der Hochmuth ſind daran ſchuld, daß man den Irrthum an andern mehr haſst, als das Laſter. Wenn jemand an dem andern ein Laſter gewahr wird, ſo findet er bei ſich ſelbſt eben das Laſter oder ein ähnliches. Wolte er nun daſſelbe an andern ſehr beſtrafen, ſo fürchtet er ſich vor den Repreſſalien, und alſo wird er aus übermäſiger Liebe zu ſich ſelbſt bewogen, mit den Laſtern anderer Leute gelinder zu verfahren. Allein wenn er einen Irrthum an andern gewahr zu werden glaubt, ſo freuet er ſich über die Stärke ſeines Verſtandes, daß er den Irrthum einzuſehen vermögend iſt. Seine eigene Irrthümer wird er nicht gewahr, und er erhebt ſich demnach in ſeinen Gedanken über den andern. Dieſer Hochmuth verleitet ihn zu der Anmaſung einer tyranniſchen Herrſchaft über den andern, und daraus entſteht alles unvernünftige und harte Verhalten gegen andere, die man für Irrende hält. Ein tugendhafter und vernünftiger Mann hält alles dasjenige für wahr, was er nach ſeinen beſten Einſichten und pflichtmäſigſten Unterſuchungen für wahr erkannt. Allein er iſt immer dabei etwas furchtſam. Er weiſt, daß er irren kan. Mithin verdammt er nicht die Meinungen anderer mit einer Zuverſicht, die ein tyranniſches Anſehen hat. Und weil er weis, daß die Irrthümer anderer Menſchen keine Laſter ſind, ſo betrachtet er ſie mit Mitleiden, und ſucht andere von ihren Irrthümern durch den gelinden Geiſt der Ueberredung zu überzeugen, nicht aber durch Haſs, Verfolgung und Drangſale. Den Laſtern aber ſezt er die kühne Bruſt entgegen, entflammt durch einen Eifer, den die Tugend verurſacht, erhizt, und in den gehörigen Schranken erhält.

Georg Friedrich Meier.

Der ſterbende Vatter.

Ein Vater hinterlies zween Erben,
Chriſtophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor ſeinem Sterben
Sah er ſich ganz betrübt nach ſeinem Chriſtoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du haſt Verſtand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Käſtchen mit Juwelen ſtehn,
Die ſollen dein. Nimm ſie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon.

Diß

Der Sohn fragt und ſtuzte lange.
Ach Vater hub er an, wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen iſt mir gar nicht bange,
Der kömmt gewis durch ſeine Dummheit fort?

Vernunft- und Erfahrungsmäſige Diaet- oder Lebensordnung, wie ein Mann in ſeinem Alter das Leben ohne groſſe Beſchwerungen vollends beſchlieſen könne.

§. 1.

Wenn man alten Perſonen, zu Erhaltung ihres Lebens und Geſundheit, eine wohl eingerichtete Lebensart, nebſt einigen dienlichen Hülfsmitteln vorſchreiben ſoll; ſo wird zuförderſt zu wiſſen nöthig ſeyn, worinne unſer Leben und Geſundheit eigentlich beſtehe, und woher es komme, daß bei zunehmenden Jahren ſo wohl die Munterkeit des Gemüths, als auch die Kräfte und gewöhnlichen Verrichtungen des Cörpers und aller Theile deſſelben je länger je mehr abnehmen. Nun iſt aber aus gründlicher Erkenntnis des Menſchen ſattſam bekannt, daß der Grund unſeres Lebens und Geſundheit vornemlich darauf beruhet, daß das Geblüte, und die davon abquellende Säfte, in gehöriger Maas und gebührender Vermiſchung, vermöge der Bewegung des Herzens und der Pulsadern, durch alle ſo wohl groſſe, als kleine Gefäſſe, und inſonderheit durch die zarteſten Haarröhrgen des Leibes frei und ungehindert circuliren, oder fortgetrieben werden. Denn ſo lange dieſes geſchicht, ſo bleibt der Menſch am Leben, ſein Cörper wird vor aller Fäulnis, wozu er ſehr geneigt iſt, glüklich bewahret, und es wird auch ſodann die edle Geſundheit nach Wunſche erhalten: indem bei ſolchen Zuſtande nicht nur die guten und reinſten Säfte, welche zur Nahrung, Zeugung, Kräften und Bewegung dienen ſollen, (als die lympha, der Saame und Nervenſaft iſt,) in den allerkleinſten Gefäſſen von dem Blute behörig abgeſondert; ſondern auch die unnüzen, ſcharfen, ſalzigen und ſchweflichten Theile durch die Galle, Urin und Ausdünſtung der Haut ꝛc. von demſelben geſchieden, und abgeführet werden. Und da ſich auch unſre Seele in ihren Vorſtellungen nach dem Umlaufe des Geblüts richtet: ſo iſt kein Wunder, wenn dieſer ordentlich von ſtatten gehet, daß zugleich auch eine mehrere Lebhaftigkeit des Gemüths pfleget verſpüret zu werden.

§. 2.

Weil es aber dem ohnerachtet unmöglich geſchehen kan, daß ſich nicht nach und nach von dem Geblüte und Säften einige gröbere Theile in den zarteſten Gefäſſen anſezen ſollten: ſo kommt es daher, daß ſich mit der Zeit dieſelben gar verſchlieſſen, und das Fleiſch dadurch bei zunehmenden Jahren feſter und härter wird; wie jedermann nur blos an den Thieren wahrnehmen kan, bei denen das Fleiſch, wenn ſie alt ſind, allezeit härter und zum Kochen unbequemer, als bei den Jungen zu ſeyn pflegt. Da nun, wenn die kleinſten Röhrgen und Canäle bei ſteigendem Alter zugehen, die beſten und zarteſten Säfte nicht mehr recht abgeſondert werden: ſo ereignet ſichs daher, daß bei alten Leuten die Nahrung nach und nach abnimmt, die Kräfte ſich verringern, die männliche Kraft zum Kinderzeugen ſich verlieret, und endlich der ganze Umlauf des Geblüts langſamer und ſchwerer von ſtatten gehet. Weil aber auch nicht weniger alsdenn die gebührende Abſonderung der unreinen Theile durch die dazu beſtimmten Weege je mehr und mehr unterbleibet: ſo darf man ſich gar nicht wundern laſſen, warum endlich zugleich das Blut ſcharf, ſalzig und unrein wird, und bei alten Perſonen vielerlei ſolche Krankheiten entſtehen, die ſich auf die Unreinigkeit des Bluts gründen, worunter inſonderheit Scharbok, Stein, Gicht, Podagra, Juken der Haut, und dergleichen zu rechnen ſind.

§. 3.

Wer nun alſo lange und geſund leben will, der mus nothwendig ſeine vornemſte Sorge dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß er die Circulation des Geblüts, nebſt der davon herrührenden Abſonderung der guten und ſchlimmen Säfte, durch eine gehörige Diät lange in rechtem Stande und Ordnung erhalten möge: welches zum beſten bewerkſtelliget wird, wenn man dahin ſieht, daß die feſten Theile des Cörpers nicht nur weich, und die kleinſten Gefäsgen offen bleiben; ſondern daß auch das Geblüte ſelbſt ſeine gehörige und zum freien Fortgange geſchikte Flüſigkeit behält, welche unter andern inſonderheit dadurch entzogen wird, wenn man in Ermanglung gnugſamer Leibesbewegung mehr Blut und Säfte zeuget, als die Gefäſſe füglich regieren und forttreiben können.

§. 4.

Dieſes alles nun unter Göttlichem Segen zu erhalten, ſo iſt bei Einrichtung einer guten Diät zuförderſt nöthig, daß man das Gemüthe in Ruhe erhält, auf allerlei erlaubte Art aufmuntert, und vor Betrübnis, Schreken, Eifer ꝛc. beſtmöglichſt bewahret; indem dadurch, nach Masgebung bewährter und täglicher Erfahrung, das Geblüte theils in ſeinem freien Laufe gehindert, theils auch an verſchiedene Theile des Leibes ſtärker hingetrieben wird, ſo daß davon nicht ſelten gar vielerlei Unheil, abſonderlich aber bei alten Leuten gefährliche Stik- und Schlagflüſſe, Geſchwülſte, Lähmungen und dergleichen zu entſtehen pflegen. Und weil bei dem Alter auf gute Kräfte, die eine muntere Geblütsbewegung unterhalten, vornemlich zu ſehen iſt, dieſelben aber durch ſtarke Kopfarbeiten und vieles Nachſinnen gar ſehr geſchwächet werden: ſo ſind dieſe billig zu vermeiden; wie denn auch in ſolcher Abſicht die veneriſchen Begierden, noch vielmehr aber Beiſchlaf ſelbſt, bei Alten ſehr wenig und behutſam, oder gar nicht geſtattet werden darf.

§. 5.

Nächſt dem kommt auch ſehr viel auf den rechten Gebrauch einer geſunden Luft an, welche die äuſſern Theile unſers Cörpers nebſt der Lunge unmittelbar berühret, und den Umlauf des Geblüts verſchiedentlich verändert, wie ſolches ein jeder an ſich wahrnehmen kan. Es iſt aber eine reine, heitere Luft, wie ſie bei den Oſt-Südoſt und Nord-Oſtwinden zu ſeyn pflegt, billig am geſündeſten, und dahero wohl gethan, wenn man in derjenigen Seite des Hauſes, und zwar in deſſen erhabnen Theile wohnet, welcher von dergleichen Winden beſtrichen wird: da hingegen alle feuchte und dumpfige Luft bei Süd- und Weſtwinden, noch vielmehr aber das Wohnen und Schlafen in niedrigen und dumpfigen Gemächern, der Geſundheit ungemein ſchädlich, und dahero billig zu rathen iſt, daß man ſelbige fleiſig mit Zuker, Agtſtein, Maſtix, Wachholderbeeren u. d. gl. ausräuchert. Weil aber zugleich alle Erkältung das Geblüte verdiket, und die Nerven ſchwächet, und zwar inſonderheit die alten Leute, bei denen die Haut und Nerven nicht mehr mit ſo vielem Fette eingekleidet ſind, ungleich ſtärker angreift: ſo müſſen ſie den ganzen Leib, vornemlich aber den Unterleib, Rüken und die Füſſe beſtändig warm halten.

§. 6.

Ferner mus auch das Getränke den §. 3. angezeigten Abſichten gemäs eingerichtet werden; Zu welchem Ende ein gutes reines und leichtes Waſſer, in ſo ferne es zu Eröfnung der kleinſten Gefäsgen am geſchikteſten iſt, allerdings das beſte Lob verdienet. Es kan alſo daſſelbe, wenn es die Natur anderſt gewohnt iſt, entweder an ſich, oder mit etwas Zimmet und Pomeranzenſchaalen abgekocht kalt getrunken, oder auch wie Thee und Caffee warm genoſſen werden; wie denn dieſer, wenn er nur nicht allzuſtark gemacht wird, und den Leib dabei offen erhält, wegen ſeiner dem Magen zuträglichen Bitterkeit, vielen alten Leuten unter mäſigem Gebrauch nicht eben unrecht bekommt. Diejenigen aber, die ſich zum Biere gewöhnet haben, müſſen ſo eins erwählen, welches dünne iſt, ohne Blähungen leichte wieder abgehet, und nicht ſo balde ſauer wird. Von Weinen pflegt ein recht guter Burgunder, wenn er über der Mahlzeit mäſig getrunken wird, den Magen und die Kräfte am beſten zu ſtärken, und kan deſſen erhizende Kraft in heiſſen Sommertagen mit etwas Waſſer, ingleichem mit Hirſchhorngallerte, Himbeer- und Hirſchſaft, oder mit Granatſyrup gemäſiget werden.

§. 7.

In Anſehung des Eſſens mus man ſich inſonderheit vor ſauren, ſcharffen, ſtark geſalzenen und harten Speiſen in acht nehmen, oder ſolche doch ſparſam gebrauchen, worunter man z. E. Geräuchertes, Seeſpeiſen, allerhand Arten Kohl, Zwiebeln, Erbſen, Linſen, Hirſen, Bohnen, und alles, was ſonſt Blähungen macht, oder was den Leib, wie Birne, Miſpeln, Quitten ꝛc. anhält, zu rechnen pflegt. Die Gewürze, und zwar hauptſächlich die, ſo ein hiziges Oel bei ſich haben, müſſen nicht minder behutſam genoſſen werden. Doch findet der weiſe Pfeffer, der wegen ſeiner Schärfe den Schleim im Magen zertheilet, bei einiger unverdaulichen Koſt, nur vor andern ſtatt, und ſtatt des Eſſigs kan auch die Zubereitung einiger Speiſen mit etwas Citron- und Pomeranzenſaft zum Appetit und guten Geſchmake nicht ſchaden. Inſonderheit aber iſt ſehr zuträglich, wenn man von Fleiſche junges und zartes, doch mehr gebraten, als gekocht, und wenig Fett genieſſet, und fleiſig gute Hüner- und Kalbfleiſchbrühen, die nicht fett noch ſehr geſalzen ſeyn, mit Reiſe, Perlgraupen, Hindläuft, Paſtinat- Peterſilien- Haber- und Zukerwurzeln, Spargel, Sellerie, Spinat, Lactuc, Endivien, Kerbel, Sauerampf, geſtoſſenen Krebſen ꝛc. nach Befinden der Jahrszeit abgekocht, ſowohl über der Mahlzeit, als zuweilen Morgens ſtatt des Thees gebrauchet; ſintemal dieſelben, auſſer ihrer nährenden und eröfnenden Kraft, zugleich durch den Urin die ſcharfen Unreinigkeiten gelinde abführen. Doch iſt bei allen Eſſen überhaupt eine Mäſigung des Appetits billig zu beobachten, und daſſelbe nach der Bewegung vernünftig einzurichten.

§. 8.

Wie viel hiernächſt eine mäſige Bewegung des Leibes zu einer guten Geſundheit beitrage, iſt nicht gnugſam auszuſprechen, wenn nur dieſelbe nicht gleich vor oder nach Tiſche, ſondern ein paar Stunden vor dem Eſſen, und einige Stunden nachher, durch Reiten, Fahren oder Gehen, wie es ſich zum beſten thun läſt, angeſtellet wird. Woferne aber die unbequeme Jahreszeit und unangenehme Witterung, oder ſelbſt die bei zunehmendem Alter vermehrte Leibesſchwachheit, deren hinlänglichen Gebrauch verhindert: ſo iſt zu Beförderung der Circulation des Geblüts, und zu Eröfnung der Schweislöcher, nicht ohne Nuzen, wenn man dieſen Abgang durch öfteres Reiben mit warmen wollenen Tücher in Rüken, an Armen und Füſſen des Abends, und ſonderlich des Morgens im Bette erſezet, dabei etwas Warmes trinket, und noch eine Weile darauf ausdünſtet. Damit aber zugleich die in dem Alter gewöhnliche Spannung der Haut gemindert werde: ſo kan man zugleich beſagte Theile mit einem Oele, das aus 3. Loth ſüſſen Mandelöl und ein Quintlein deſtillirten Lavendelöl beſteht, warm beſtreichen, und ſolches wohl einreiben. Oder es pflegt auch eine ſtärkende Salbe gut zu thun, die aus 2. Loth gereinigten Fett von Kälberneze, 1. Quentl. Peruvianiſchen Balſam, und einem halben Quentl. Lavendelöl bereitet iſt.

§. 9.

Weil aber im Gegentheil eine gehörige Ruhe ebenfalls höchſt nöthig iſt, und der Schlaf die am Tage verlohrnen Kräfte ungemein wieder erſezet, zugleich aber auch die Verdauung der Speiſen fürtreflich befördert: ſo mus derſelbe freilich gnug ſeyn; doch eben nicht über 6. bis 7. Stunden währen: weil Exempel bekannt ſind, daß alte Leute durch vieles Schlafen öfters eine Geneigtheit zur Schlafſucht bekommen haben. Auch iſt eine kleine Mittagsruhe bei alten Perſonen, wenn ſie zumal dazu gewöhnet ſind, und Kräfte darauf bekommen, nicht eben zu verwerffen.

§. 10.

Was den zur Geſundheit erforderlichen Abgang den unnüzen und dem Cörper ſchädlichen Theile betrift: ſo wird der Urin durch ein bequemes Getränke nach §. 5. und 8. befördert; daher man auſſerdem nur hauptſächlich noch darauf zu ſehen hat, wie man den ordentlichen Stuhlgang erhalten wolle. Denn es pflegt ſich bei hochſteigendem Alter, weil der Magen, wegen Mangel einer zulänglichen balſamiſchen Galle, leicht überflüſſige und anhaltende Säure erzeuget, oder weil die Gedärme ihre ſchleimige Feuchtigkeit verlieren, nicht ſelten eine längere Anhaltung der Leibesöfnung einzufinden, welche auſſer den Blähungen und andern Beſchwerden, auch beſonders dieſes Unheil zuwege bringet, daß viele unreine Theile mit ins Geblüte gehen, und daſſelbe verunreinigen. Um nun den ofnen Leib ſo viel möglich zu unterhalten: ſo iſt wohl gethan, wenn man theils in der Diaet verſtopfende Speiſen meidet, und bisweilen Feigen, gekochte Pflaumen und Prunellen, oder gekochte Vorſtorferäpfel mit kleinen Roſinen genieſſet, theils auch bei ſich ereignender würklichen Verſtopfung ein halb Quentl. gutes Rhabarberapulver mit eben ſo viel cremor tartari, ingleichen Abends vor Schlafensgehen einen guten Löffel voll von den ſogenannten Rhabarberaroſinen, oder 11. bis 15. Stük von den bekannten balſamiſchen Polychreſtpillen nimmt; vor dieſen aber, weil ſie leicht einige Trokenheit zurük laſſen, nach Befinden eine Doſin von einem niederſchlagenden Pulver brauchet. Wie denn nicht minder auch nachfolgende Rhabarberatinctur, die zugleich durch den Urin den Schleim gelinde abführet, gute Dienſte thut, wenn man nach Befinden ein bis zwei Tage hintereinander Abends vor Schlafengehen, und des Morgens darauf wieder, 80. bis 100. Tropfen davon gebrauchet. Rec. liquoris terræ foliat. tartari 1. Unze, Rhabarberaextract mit Waſſer bereitet, 1. Quentl. M. Ja ich weis, daß bei denen, die viele Säure im Magen gehabt, oft bloſe præparirte Krebsſteine durchgeſchlagen haben. Im Gegentheil aber müſſen alle Purganzen, weil ſie den Magen und die Gedärme ſchwächen, billig ganz wegfallen; und wenn ja etwa die jezterwehnten Laxiermittel nicht gnug durchwürken, oder der geſammlete Unrath zu hart iſt, mus man lieber mit einem erweichenden Hausclyſtiere zu Hülfe kommen.

§. 11.

Endlich mus man auch verhüten, daß die Vollblütigkeit, weil ſich bei alten Leuten das Geblüte nicht ſo ſtark mehr verzehret, nicht anwachſe, und die freie Circulation des Bluts verhindere. In welcher Abſicht denenjenigen Alten, die noch guten Appetit, und doch nicht ſolche Bewegung wie ehedem haben, nicht zu widerrathen iſt, wenn ſie den Ueberfluß des Bluts jährlich ein paarmal durch mäſſiges, und nach Beſchaffenheit der Vollblütigkeit eingerichtetes Aderlaſſen gegen die Zeit, wenn Tag und Nacht gleich iſt, an einem hellen guten Tage vermindern:

welches um ſo mehr nöthig iſt, wenn ſie etwa in jüngern Jahren zur güldenen Ader geneigt geweſen ſind, und dieſelbe nicht mehr flieſet. Denn die meiſten alten Leute ſterben gemeiniglich von Ueberfluſs des Bluts, wenn zumal Gemüthsaffecten dazu kommen. Nur müſſen ſie dabei alle Erkältung, welche ſonſt gerne Flüſſe nach ſich ziehet, vermeiden, und alsdenn den Magen nicht etwa mit unverdaulichen oder vielen Speiſen überladen.

§. 12.

Was den Gebrauch einiger dienlichen Medicamente betrift: ſo iſt bei alten Perſonen nicht eben allzuviel darauf zu halten; am allerwenigſten aber darf man damit ungewiſe Proben bei ihnen anſtellen. Jedoch iſt rathſam, daß ſie 1) zum Kräuterthee bisweilen die türkiſche Meliſſe und Ehrenpreis erwählen; wobei auch dann und wann, wenn ſie dazu gewohnt ſind, zur Stärkung des Magens, etwas Choccolade, ohne viele Vanille, mit Waſſer bereitet, gar wohl ſtatt findet, wenn ſie nur dabei nicht viel Wein trinken, oder zu ſtark eſſen, und eine Zeitlang darauf ein Glas Waſſer zu ſich nehmen. 2) Iſt nicht ohne Nuzen, bei einiger im Magen verſpürten Säure, ein halb Quentl. von einem Pulver in Waſſer zu nehmen, das aus gleichen Theilen von Marggrafenpulver, rothen præparirten Corallen und Perlmutter beſtehet, und bei Aufwallung des Bluts mit einigen Gran gereinigten Salpeters verſezt werden kan. 3) Bei anwandelnder Schwachheit iſt zur Stärkung der Kräfte zuträglich, wenn zuweilen frühe nach dem Thee, oder Abends vor Schlafengehen ein Spizglas voll von einem ſtärkenden Waſſer getrunken wird, deſſen Zubereitung dieſe iſt: Man nimmt abgezogenes gutes Meliſſen- Roſen- Schwarzkirſch- Lindenblüth- und Citronenwaſſer, von jedem 4. Unzen, Zimmetwaſſer ohne Wein 2. Unzen, und miſcht es untereinander. 4) Pflegt auch bei denen, die nicht zu vollblütig oder hiziger Natur ſind, in eben der Abſicht nicht undienlich zu ſeyn, wenn ſie manchmal, ſonderlich im Winter und bei feuchtem Wetter, 10. bis 12. Tropfen von dem Hofmanniſchen, oder einem andern guten Lebensbalſam auf Zuker getröpfelt des Morgens in Thee nehmen; oder ſolchen in einem Glas Waſſer zerlaſſen, und dieſes ſtatt des vorbeſchriebenen ſtärkenden Waſſers, vor Schlafenlegen nach und nach trinken. Wie man denn auch bei Schwindel und Flüſſen von dergleichen Balſam mit Nuzen etwas in die Müze tröpfeln kan, die man zu tragen gewohnt iſt. Auſſer dem aber mögen endlich 5) diejenigen, die viele Flüſſe haben, gar füglich zu Zeiten des Morgens frühe 40. bis 60. Tropfen von einer ſtärkenden Eſſenz in Thee gebrauchen, die aus 3. Theilen Agtſteineſſenz, und 1. Theil einer guten Ambraeſſenz bereitet iſt.

§. 13.

Und dieſes ſind die nöthigen Regeln, welche alte Perſonen, zu Friſtung ihres Lebens und Geſundheit, zu beobachten haben, deren jedoch viele ſo beſchaffen ſind, daß ſie ſich eben ſowohl vor jüngere Leute ſchiken, und deshalb mit Nuzen von ihnen können in acht genommen werden. Wie dann von der Diät was Ausführlicheres in unſerm curioſen Dollmetſcher pag. 172. bis 190. anzutreffen iſt. Nun läugne ich zwar nicht, daß vielfältig die Urſachen weggeblieben ſind, warum man dieſes und jenes thun, das andere aber im Gegentheil wieder unterlaſſen ſoll. Da ich aber hier keinesweges die Lehre von der Diaet der Alten nach ihren Gründen abhandeln, ſondern ihnen nur kürzlich eine dienliche Lebensordnung zeigen will: ſo hoffe ich meinem Endzweke ſchon Gnüge gethan zu haben, und wünſche nichts mehr, als daß diejenigen, die etwa den gegebenen Rath anzunehmen, und in die Uebung zu bringen ſich gefallen laſſen, vielen Vortheil an ihrer Geſundheit davon verſpüren mögen!

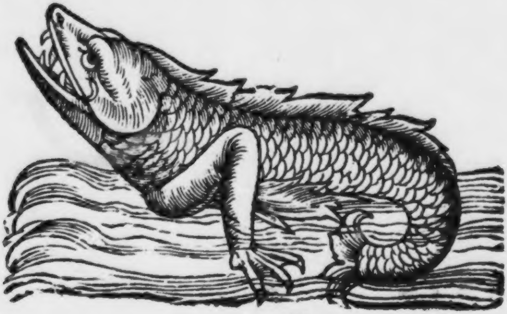
Der Tod der Fliege und der Müke.

Der Tod der Fliege heiſt mich dichten;
Der Tod der Müke heiſcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied:
Sie ſezte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchlos ſich, that drei gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.
Die Müke ſah die Freundin liegen.
Dis Grabmal, ſprach ſie, will ich ſcheu'n.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.-
Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng ſie der Luſt ſo eifrig nach;
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach.
Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen ſelbſt verderbt!
Ruht wohl, und laſt zu euren Ehren
Mich ſagen, daß ihr menſchlich ſterbt.

Von einem wunderbaren Seefiſch.

(Inernes, in Schottland)

In der Forcht, daß wir, gleichwie in Ungarn, Siebenbürgen und andern Orten mehr, von dem gefährlichen Schwarm der Heuſchreken, in Feldfrüchten Schaden leiden, müſſen wir nun jezo mit Erſtaunen ſolche Art von ſchädlichen Thieren an dem Geſtatt des Meers ſehen, die uns mehr Schreken eingejagt haben, als die Heuſchreken ſelbſten: Dieſe Thiere ſind an dem vordern Theil geartet wie die Heuſchreken, indeme ſie mittelſt ihrer aufgeſpannten Füſſen zimliche Springe machen, und bei Nachtszeit, wenn ſie an das Land kommen können, ein ſo förchterliches Quaken und Geheul von ſich geben, gleich einem Gethöne von etlichen 100. Fröſchen und Grapen untereinander. Bishero hat man noch keinen Schaden von ihnen erfahren. Wann aber noch in Zukunft was Berichtenswürdiges hievon ſich ereignen ſollte, ſo verhoft man, fernere Nachricht zu ertheilen. Solche haben groſſe blaue Schuppen, unten und oben Flosfedern, einen wohlgelenken Schwanz, und zimmlich harte Vorderbein, wie die Heuſchreken; Augen, faſt wie die Grotten haben, jedoch ſind die Floſſen am Aug alſo geſtaltet, wie bei groſſen Fiſchottern, der Rachen aber faſt ſo gros, wie bei einem Crocodil. Man hat ſeithero 2. getödet; und iſt die Geſtalt der an das Land kommenden alſo, wie hier abgebildet, zu ſehen.



Von Geiſtern oder Geſpenſtern.

Viele menſchliche oder göttliche Erſcheinungen pflegen ſchon in den Evangeliſch- und Catholiſchen Landen in Teutſchland, Frankr. ꝛc. unter den Gelehrten jeziger Zeiten, entweder für Würkungẽ des ungeſunden und ſchleimichten ſchweren Geblütes, oder für loſe oder auch böſe Betrügereien gehalten zu werden. Die hölliſchen oder teufeliſchen Erſcheinungen, oder die Geſpenſtenhiſtorien, wollen mehrentheils gleichfalls nur unter dem ungelehrten Pöbel Glauben finden. Aus eben den Gründen, aus welchen die himmliſchen unmittelbaren Erſcheinungen für unbegreiflich und unwahr gehalten werden, wollte ich meynen, wären auch wohl die Geſpenſtererſcheinungen in Zweifel zu ziehen. Warum ſollte denn GOtt mit den teufliſchen Erſcheinungen die Menſchen oftermals auf die lächerlichſte Art plagen zu laſſen verhängen?

Die Gründe aus der GOttesgelahrtheit anzuführen, und daß hieraus entweder ein Gözendienſt, oder eine GOtteslaͤſterung entſtehe, oder auch ſchwachglaͤubige Sinne anzeige, iſt, auszuführen, mein Amt nicht.

Ob ſich gleich natürliche Geiſter oder Ausdünſtungen aus der Erde nach gewiſſen Geſtalten und Farben zeigen können: ſo iſt jedoch, wie ſolche cörperliche Würkungen thun können, unbegreiflich. Wie es denn nicht undienlich ſeyn wird, wenn ich hievon eine von den neueſten Meinungen, wodurch Geſpenſter zugegeben werden, hier einrüke, davon in unſerm curioſen Dollmetſcher pag. 651. bis 656. ausführlich gehandelt werden. Herr D. Rüdiger in ſeiner Phyſica divina lib. 2. cap. 4. ſect. 6. §. 99. hält dafür, " daß es Geſpenſter gebe, und daß der Teufel mit im Spiel ſeyn könne; nur ſeye es nicht wahrſcheinlich, daß dieſes oft geſchähe, weil GOtt dieſem Geiſt nicht leicht den Zügel laſſe, oder einige Macht über die Menſchen einräume, zumal dieſe Erſcheinungen aus natürlichẽ Urſachen zu leiten wären. Deñ da er dem Menſchen ebenfalls einen gedoppelten Geiſt mentem und animam beilegt, ſo glaubt er, daß mens gleich nach dem Tode von dem Cörper getrennt und ſich in den Stand der Ewigkeit verſezet; der andere aber, oder die anima in Geſellſchaft des Cörpers dem Untergang zu theil werde, doch ſo, daß er nicht alſobald von demſelben ſcheide, ſondern bisweilen um denſelben herum ſchweiſe, und mit einem zarten Leib umgeben, noch unterſchiedene Verrichtungen nach den in dem Leben geiſtlichen und cörperlichen eingedrukten Ideen herfür bringe. Ziehe dieſer Geiſt ſeinen zarten Leib zuſammen, ſo erſchien er den Menſchen, dehne er ihn aber aus, ſo verſchwinde er, und wenn ſich die eingedrukten Ideen ganz und gar verlohren hätten, ſo bliebe von demſelben nichts mehr übrig. Wieder dieſe Geſpenſter, meinet er, diene nichts beſſer als das Licht, welches ſie insgemein nicht vertragen könnten, weil vielleicht ihr allzuzarter Cörper hierdurch ſo ausgedehnet würde, daß ihm dardurch wehe geſchehe, wie ſie ſich denn auch an finſtern und wüſten Oertern aufhielten, und ſich mitten in der Nacht ſehen lieſſen; ja er glaubt, daß, wenn man ihn zugleich mit dreiſtem und unerſchrokenem Gemüth entgegen gienge, ſie dadurch allezeit könnten vertrieben werden. Der Herr Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſogenannten Hexereien cap. 16. ſtatuiret ebenfalls den Aſtralgeiſt, und meinet, daß derſelbe den Menſchen als ein Geſpenſt erſchiene; wie er denn auch die Urſach ſey, daß die Cörper, welche boshaftiger Weiſe von andern ermordet worden, ſowohl in Gegenwart, als Abweſenheit des Mörders einige Zeit nach der Mordthat zu bluten an-

» gefangen, davon er §. 27-35. verſchiedene Exempel aufführet. Er macht darüber unterſchiedene Anmerkungen, daß nemlich dieſes Bluten etwas ausſerordentliches und nur an denen geſchehe, ſo durch vorſezliche Bosheit ums Leben gebracht worden, ſonderlich wenn der Mörder nicht gewis könne entdeket werden, welches denn aus keiner andern Urſach, als vom Aſtralgeiſt wahrſcheinlich herzuleiten ſtünde.

Wir wollen uns nicht länger hiebei aufhalten, indeme wir in unſerem erſtgemeldeten curioſen Dollmetſcher unter denen Artikeln Geiſt, Poltergeiſt, Geſpenſter, Hexe ꝛc. ausführlich davon geſchrieben haben; nur dieſes erachten wir dermalen hier anzuführen für nöthig, daß meiſt alle Arten der Geſpenſterhiſtorien bei genauer und vernünftiger Unterſuchung auf ein Scherz, Bosheit oder Betrügerei hinaus gelaufen, zu deren Beweis wir etliche Geſpenſtergeſchichte mittheilen, woraus das Uebernatürliche ſich leicht begreiffen läſſet. Die Erſte iſt aus dem Naturforſcher 1747. pag. 76. und die andere aus der Bibliotheca Acta & Scripta Magica, pag. 156. im 27ſten Stük genommen, alſo lautend:

Ich muſte im Jahre 1730. gegen Faſtnachten in eine benachbarte Stadt, einen Kranken zu beſuchen, zu Pferde reiſen. Ich kam bei meiner Heimreiſe erſt gegen 10. Uhr Nachts beim Mondenſcheine durch einen Wald und einen ſogenannten Görensgrund, der von alten Zeiten her im Ruffe iſt, daß das wütende Heer, Menſchen ohne Köpfe, Männer mit Pferdefüſſen, feurige Hunde, und ich weis nicht was für fürchterliche Geſpenſter, ſich in ſelbigem ſehen lieſen. Als ich in den Grund kam, ſtund ein Sarg mitten vor dem Wege. Ich hielt ſolches erſt für einen Schein des Mondes durch die Bäume: allein ſo dunkel es war, ſo wurden jedoch durch das Erſchreken meine Augen heller, daß ich einen Sarg auf einem Schubkarne ganz eigentlich erkennen konnte. Mein Pferd ſchnaubte, brauſte, hieb mit den Förderbeinen in die Erde, und fuhr, wenn ich es mit den Spornen antrieb, 10. und mehr Schritte zurüke. Mir ſtunden anfänglich alle Haare zu Berge. Hier waren nun freilich alle Erforderniſſe, die zu Geſpenſtererſcheinung gehören, gegenwärtig: Denn

1) War es, welches wohl das vornehmſte iſt, Nacht.

2) Geſchah ſolches an einem Orte, da ſich ſchon mehrmalen Geſpenſter ſehen laſſen. Der Mann lebet noch, der zu erzehlen weis, daß ſeinen Vater das wütende Heer um eben ſolche Zeit bald umgebracht. Vielen Perſonen ſind feurige Hunde, oder mit dergleichen Augen, und im härteſten Winter Johannswürmchen allda begegnet.

3) Hatte ich ein heftiges innerliches Erſchreknis.

4) Bezeigte ſich mein Pferd ganz ungebärdig, welches eine alte untrügliche Anzeige iſt, daß Geſpenſter vorhanden ſind.

Und demnach wollte mir das Uebernatürliche, da ich mich ein wenig erholet, nicht in den Kopf. Vom Pferde zu ſteigen, ſchien mir, wenn eine Spizbuberei dahinter ſtäke, zu gefährlich. Ich muſte wegen Amtsverrichtungen ſchlechterdings nach Hauſe; und über dieſes hielt ich mir, zurüke zu reiten, ohne die Urſache dieſer Erſcheinung zu entdeken, für nachtheilig und ſchimpflich, und wegen des ſchmalen Grundes war auszuweichen unmöglich. In dieſer Zerſtreuung der Gedanken, womit ich etliche Minuten beſchäftiget war, mag ich wohl etliche Fuhrmannsſeufzer gethan haben. Ich nahm die Piſtole heraus, um mich im Falle der Noth zu beſchüzen. Da der etliche Schritte von dem Sarge hinter einem Baume ſizende Mann, der den Sarg hergefahren, mich die Piſtole heraus nehmen ſieht, mag er glauben, ich ſähe ihn, und wolle ihn ſchieſſen. Er rufte mich deswegen an, ich möchte doch nicht ſo lärmen, er hätte nur ein wenig geruhet; ſchafte mir auch den Schubkarn mit dem Sarge ſogleich aus dem Wege. So bald ich eine Menſchenſtimme hörte, beruhigten ſich meine Sinne zimmlich. Denn ohnerachtet mir nicht in die Gedanken kam, daß es ein Geſpenſt wäre, ſo waren doch mein Geblüt und meine Lebensgeiſter in der gröſten Wallung. Bei fernerer Unterſuchung und Erkundigung erfuhr ich, daß ein Tiſcher aus der Stadt um dieſe Zeit den Sarg auf ein benachbartes Dorf, zu Beerdigung einer Leiche, geſchikt hatte, und der Kärner hatte aus Bosheit, da er mich mit dem Pferde kommen hörte, den Sarg im Wege ſtehen laſſen, und ſich etliche Schritte davon hinter einen Baum geſezt. Wenn ich in dem erſten Schreken zurük geritten wäre, ſo hätte ich mich in dieſer Furcht und Unordnung im nächſten Dorfe krank nieder gelegt, und alſo nach Hauſe bringen laſſen; den neunten Tag aber, denn eher darf man Geſpenſterhiſtorien nicht entdeken, dieſe Begegnung erzehlet, und in den Druk gegeben, um dieſe Unterſuchung davon den Gelehrten zu überlaſſen. Was meynen ſie wohl, Herr Naturforſcher! wenn ſie einige Geſpenſterhiſtorien für natürlich halten, und die wahre Urſache entdeken, und alſo die Geſpenſterei läugnen wollen, glauben ſie wohl, daß ſie mit allen ihren Gründen, und vernünftigſten Schlüſſen, gegen die einem Arzte geſchehene Erſcheinung eines Sarges, und das einem Mathematicverſtändigen nächtlich erſchienene Geſpenſt, mit der Verneinung der übernatürlichen Geſpenſtererſcheinung hätten beſtehen, oder wider zwei dergleichen Exempel etwas einzuwenden ſich unterſtehen können? Alſo können dieſe Erzehlungen keine Mährchen ſeyn. Ein guter Carteſianer denkt, ſenſus fallunt. Ich wundere mich, daß dieſe gelehrten Herren im Carolino ſich hierdurch der gelehrten Welt bekannt gemacht haben. So ernſthaft dieſe Hiſtorien im Anfange ausſehen, ſo lächerlich iſt mehrentheils das Ende.

D. J. G. M.

Das Andere iſt eine auſſerordentliche Geſpenſtergeſchicht.

Es ſind ohngefehr 3. Jahr, als der Dähniſche Oberſte Bretiole von ſeinem Könige hohe Ordre erhielt, ohne Verzug nach Rensburg einer in dem Hollſteiniſchen gelegenen Veſtung ſich zu begeben, um daſelbſt gewiſe geheime Abſichten auf das ſchleunigſte zu bewerkſtelligen, woran dem Könige ſehr viel gelegen. Als er ſich nun mit einem ſeiner getreueſten Bedienten auf den Weg machte, und wo es möglich fiel, die Nacht mit zu Hülſe nehmen muſte; ſo fügte es ſich, daß er wegen eines entſezlichen Ungewitters bei der dikeſten Finſternis und ſchlimmen Wege ſich entſchlieſſen muſte, in dem nächſten Dorfe einzukehren. Sein Diener muſte voran reiten, und ſich nach einem Wirthshauſe umſehen; Er fand zwar eine ſogenannte armſeelige Kneipſchenke; Allein es war in ſelbiger alles ſo ſchlecht, daß dem Oberſten beim erſten Anblike alle Luſt vergieng, des Nachts über daſelbſt zu bleiben, zumal da der Wirth weder zu eſſen, viel weniger ein ordentliches Bett aufzuweiſen hatte. Was war alſo zu thun,

thun? Der Oberſte erkundigte ſich alſo bei dem Wirthe, ob denn kein Edelmann in dieſem Dorfe ſey? und als derſelbige hierauf mit Nein! antwortete, wohl aber wäre ein rechter kluger und guter Pfarrherr allda, welcher eine neuerbaute und bequeme Wohnung habe. Der Oberſter entſchlos ſich ganz kurz, bei demſelben einzukehren, und den ehrlichen Prieſter um ein Nachtlager anzuſprechen. Dieſer Prieſter nahm ihn mit groſſen Ehrenbezeigungen und von gutem Herzen auf, beſonders, da er von dem Bedienten vernommen, daß er ein Oberſter und zugleich ein Vertrauter des Königs ſey, und daß er eben jezo in geheimen königlichen Angelegenheiten reiſen müſte. Er lies daher in aller Eil eine Abendmahlzeit zubereiten, ſo gut als es ihm möglich war, und bewirthete den Oberſten im übrigen ganz wohl; Er war ein Mann, welcher Wiſſenſchaften und Beredſamkeit genug beſas, eine Geſellſchaft mit angenehmen Geſprächen zu unterhalten. Dieſes gefiel dem Oberſten über die maſſen wohl, und dieſe beiden leereten unvermerkt einige Boutellien Wein aus, welche der Oberſter bei ſich führete, wovon ſie ſo bered und luſtig wurden, daß ſie deren noch mehr anzapfeten, indem ſie ſich ſchon ein Spizgen getrunken hatten. Unter andern Geſprächen, ſo ſie hielten, erzehlete dieſer Geiſtliche dem Oberſten, wie in dieſem Dorfe ein altes wüſtes Schloſs gelegen, welches ſchon von vielen Jahren her von niemand bewohnet werden konnen, indem es der allgemeinen Rede nach von böſen Geiſtern beſeſſen wäre, und keinen Menſchen leiden wollte. Der Oberſte, welcher niemals nichts von Geſpenſtern gehalten, wurde neugierig, dieſes Schloſs zu beſehen, und bat den Geiſtlichen, er möchte ſo gut ſeyn, ihn eine Laterne anzünden zu laſſen, und ihn auf beſagtes Schloſs begleiten, er müſſe ſelbiges noch dieſen Abend nebſt deſſen einwohnenden Geſpenſtern beſehen. Der Geiſtliche erinnerte, daß ſolches nicht anders, als mit Verluſt ihrer beiderſeits Leben, geſchehen könnte, und fügte hinzu, daß ſchon unterſchiedene beherzte Leute ſich unterſtanden, des Nachts auf dieſem Schloſſe zu verbleiben, es ware aber keiner von allen dieſen wieder an das Tageslicht gekommen, und man wuſte nicht, wo ſie blieben wären, alſo, daß man nicht anderſt ſchlieſſen könnte, als daß ſie von denen böſen Geiſtern weggeführet, und um das Leben gebracht worden wären. Der Oberſte lachte hierzu von Herzen, und gab dem Geiſtlichen zu verſtehen, es müſte was anders hierunter verborgen liegen; Es wäre gar nicht wahrſcheinlich, daß GOtt denen böſen Geiſtern ſo viele Freiheit und Gewalt lieſe, mit denen Menſchen, als denen edelſten Creaturen unter der Sonnen, alſo umzugehen; der Teuffel ſey mit Ketten der Finſternis gebunden, und könnte folglich mit des Menſchen Leben nicht ſchalten und walten, wie er wollte; Und, damit der Herr Pfarrer ſehe, fügte er mit einem eifrigen Thone hinzu, wie ſehr ich von dieſer meiner Meinung überzeuget bin, ſo will ich dieſe Nacht mit meinem Bedienten auf dieſem beſeſſenen Schloſſe ſchlaffen, und will erwarten, was die Geſpenſter mit mir anfangen werden. Der Geiſtliche erwiederte, es würde dieſes vielleicht nur des Herrn Oberſten Scherz ſeyn, beſonders, da ihm nicht die geringſte Noth hierzu dringe, er wollte ihm in ſeinem Hauſe ſchon ein gutes Nachtlager zubereiten laſſen, kurz er nahm alle ſeine Beredſamkeit zuſammen, um ihn von dieſem höchſtgefährlichen Unternehmen abzurathen; Allein je mehr ihn der Geiſtliche davon abrieth, je mehr beharrete der Oberſte auf ſeinem Vorſaze, und bat, er möchte ihm nur etwas Stroh und einige Betten nebſt etlichen Lichtern geben, es könnte ihn nichts davon abhalten, hinter dieſe Geſpenſterhiſtorie zu kommen. Der Geiſtliche, als er ſahe, daß es Ernſt war, fieng an zu bitten, ja er bat wehmuthig, der Herr Oberſte möchte bedenken, daß er nicht den geringſten Beruf habe, ſich an einen Ort zu wagen, wo der Teufel ſo geſchäftig ſey. Er ſtellte ihm vor, wie er nichts weniger als abergläubiſch wäre, und wie er im Anfange von dieſem beſeſſenen Schloſſe ſelbſt nichts glauben wollen, doch hätte ihn die betrübte Erfahrung davon leider mehr als zu ſehr überzeuget. Allein, alles war umſonſt; Der Geiſtliche ſahe ſich in ſeinem Bitten unerhöret, und überwunden. Der Oberſte beſtund darauf, er müſte dieſe Nacht auf dem Schloſſe ſchlafen, und wenn der Herr Pfarrer ſein Freund ſeyn wollte, ſo ſollte er ihn durch ſeinen Knecht die verlangten Sachen auf das Schloſs tragen laſſen, ſein Bedienter ſolle ihm helffen, er ſelber wollte voran gehen und die Laterne tragen. Was war zu thun? Der Prieſter muſte ſich ergeben, und fieng mit weinender Stimme an, dem Oberſten zu ſagen: Er wäre auſſer aller Schuld, woferne ihm ein Unglük begegnen ſollte; er wollte ſeine Hände mit Unſchuld waſchen, und an dieſem Unternehmen nicht den geringſten Antheil haben. Der Oberſte lachte zwar immer über den Eifer des Geiſtlichen, jedennoch aber machte ihm ein gewiſes Etwas in ſeinen Gedanken gleichſam ſtuzig und furchtſam. Aber, ſeine Ehrbegierde erſtikte dieſe ſchüchternen Gedanken in ihm, und er trat die Reiſe nach dem Schloſſe mit beherztem Muthe nebſt ſeinem Bedienten und des Pfarrers Knechte, welche leztere beide die verlangten Sachen trugen, glüklich an. Der Oberſte gieng mit einer Laterne voran, und der gutherzige Pfarrer ſegnete denſelben noch ein, als er von ihm gute Nacht nahm, und bat denſelben nochmals um GOttes Willen, er möchte ſich ja in acht nehmen, und nicht etwa freveln, er hoffte und wünſchte ihn Morgen wieder glüklich zu ſehen; Das hoffe ich auch, antwortete der Oberſte, der Herr Pfarrer ruhe indeſſen wohl. Der weichmüthige Geiſtliche war von Herzen betrübt, und ſchrie ihm nochmals nach: GOtt begleite ſie, er ſtreke ſeine Hand über ſie aus, und deke ſie mit ſeiner Gnade. Der Oberſte bedankte ſich vor den guten Wunſch, und eilete fort. Als ſie an das Schloſs kamen, ſahen ſie ſo gleich an der erſten Thüre zur rechten Hand eine Treppe, dieſe ſtiegen ſie hinauf, allwo ihnen ein groſſer Saal vorſties, worauf unterſchiedene alte zum Theil verloſchene Gemählde, auf beiden Seiten des Saals aber Thüren zu Zimmern zu ſehen waren. Der Oberſte gieng in beide zur Rechten und zur Linken hinein, um zu ſehen, welches von beiden zu ſeiner Schlafſtätte am bequemſten wäre. Er fand beide noch in zimmlichen gutem Stande, nur daß in ſelbigen nicht das geringſte Hausgerathe zu finden war. Er entſchlos ſich alſo, ſein Bette in dem Zimmer zur linken Hand aufſchlagen zu laſſen, weil ſelbiges am nächſten bei der Treppe gelegen war. Der Bediente machte ihm das Bette, zündete auf Befehl ſeines Herren zwei Lichter an, und ſezte ſie auf einen alten Tiſch, welcher noch im Zimmer ſtund, die Laterne aber behielt er bei ſich, und ſezte ſie neben ſein Lager hin, allwo er auf einem Küſſen und auf einem Mantelroke ſchlafen wollte. Des Pfarrers Knecht ſahe dieſes alles nicht ſonder Furcht und Schreken an, es überfiel ihn ein Schauer nach dem andern, alſo, daß er den Oberſten und deſſen Bedienten inſtändig bat, ſie möchten ihn nur bis an die äuſſerſte Thür des Schloſſes mit der Laterne begleiten, er wäre ſonſt des Todes? Und es war an dem, daß ihm der Angſtſchweis im Geſichte ausbrach, wie ihm denn alle Glieder am Leibe zu zittern anfiengen. Der Oberſte willigte in ſein Begehren, lachte, und ſagte zu dem Knechte: Es hat uns noch niemand gefreſſen, vermeldet eurem Herrn nochmals eine gute Nacht, und Morgen wollte ich ihm erzehlen, was mir dieſe Nacht geträumet, und was guts Neues auf dem Schloſſe vorgegangen wäre. Hierauf ſtieg der Oberſte mit ſeinem Bedienten die Treppe wiederum hinauf, verfügte ſich in ſein Zimmer an ſein Bette, legte zwei ſcharf geladene Piſtohlen, eines zu ſeiner Rechten, und das

auf

andere zu ſeiner Linken, und begab ſich, den bloſen Degen in der Hand haltend, zur Ruhe. Der Bediente that desgleichen, welcher ſich denn ebenfalls mit nöthigem Gewehr verſehen, und weil er auch einen Trunk mehr mochte zu ſich genommen haben, als er ſonſt gewohnet war, ſo ſchlief er bald ein, und fieng gewaltig an zu ſchnarchen, da ſein Herr hingegen beſtändig wachete. Es mochte ohngefehr um eilf Uhr ſeyn, als ſich der Oberſte niedergeleget hatte. Er war viel zu unruhig, als daß er hätte einſchlafen können, und viel zu neugierig und aufmerkſam, auf dasjenige, was ſich dieſe Nacht über zutragen würde. Kaum war eine gute Stunde verfloſſen, als er ein ganz entſezliches Gepolter und Lermen hörete. Es war nicht anders, als wenn ein ganzes Regiment Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe hinauf marſchirete, und ohnerachtet es ſonſt dem Oberſten an geſeztem Muthe niemals fehlete, ſo ſtunden ihm die Haare dennoch bei einem ſo unvermutheten und donnernden Geräuſche zu Berge. Er wekte ſogleich ſeinen Bedienten auf, welcher vor Schreken halb tod war, der Oberſte aber vermahnte ihn zur Standhaftigkeit, und ſagte, er ſollte unerſchroken ſeyn, indem dieſer Lermen gewis nicht von Geſpenſtern, ſondern von böſen Menſchen verurſachet würde. Dieſer abſcheuliche Lermen daurete eine gute Weile, bis ſich endlich daſſelbe dem Schlafzimmer immer mehr und mehr näherte. Der Oberſte faſſete mit der rechten Hand ſeinen Degen, mit der linken aber ſeine Piſtohle, und erwartete den Anfall dieſes polternden Ungeheurs, um ſelbiges damit zu empfangen. Endlich eröfnete es die Thüre mit dem gröſten Ungeſtümm, und der Oberſte lies bei dem greulichen Anblike vor Angſt den Degen und das Piſtohl aus der Hand fallen. Bei dem erſten Eintritte des Geſpenſtes löſcheten ſogleich beide Lichter auf einmal aus, und nunmehro fieng das Geſpenſte erſt an dergeſtalt ſcheuslich auszuſehen, daß dem Oberſten der Angſtſchweis dabei ausbrach. Seine zwei feurigen und funkelnden Augen, welche ſo lodernd wie brennende Fakeln waren, blizeten dem Oberſten bis in das innerſte des Herzens hinein: das Geſpenſte war mit lauter Ketten gebunden, welche gleichfalls feurig waren, und machte ein unerhörtes Geklimpele und Geraſſele mit ſelbigen, dabei brüllete es wie ein ergrimmeter Löwe, und kam mit dem gröſten Ungeſtümm auf den Oberſten hinzu gelauffen. Ueber ſeinem Schlafzimmer entſtund zu gleicher Zeit ein gräsliches Wüten und Toben: Es war nicht anders, als wenn hundert Stukkugeln hin und her gewälzet würden, wobei ſich noch über dieſes ein klägliches Heulen und Winſeln hören lieſſe, als wenn tauſend Hunde und Kazen oben wären. Unten an der Treppe war es, als wenn Pferde wiehreten; bald ruffete es gleich einer Wehklage, bald entſtund ein Geplirre, als wenn Degenklingen aneinander ſtieſſen, bald that es einen ganz entſezlichen Knall, als wenn eine Canone los gieng, bald aber hörete man ein ordentliches Glokenſpiel, und als dieſes ausgeſchlagen hatte, ſo hörete man eine durchdringende Stimme ganz deutlich und vernehmlich ruffen: Victoria! Victoria! worauf alſobald eine groſſe Stille entſtund. Der Oberſte lag vor Schreken wie tod auf ſeinem Bette, als ſich das Geſpenſte zu ihm näherte, und ihn mit ſeinen Händen anpakte, welche ebenfalls ganz feurig waren. Es hatte ihn dergeſtalt gezwaket und gekuppet, auch mit ſeinen an ſich habenden Ketten zerſtoſſen, daß er beſonders an ſeinen Armen und Beinen grauſame Schmerzen fühlete. Als dieſes geſchehen, verfügte ſich das Geſpenſte zu dem daneben liegenden Bedienten, ſties die Laterne weit von ſich weg, daß das Licht darinnen auslöſchete, und marterte denſelben gleichfalls auf die empfindlichſte Art, daß er mit vollem Halſe an zu ſchreien und ſeine Seele GOtt zu befehlen anfieng. Hierauf gieng das Geſpenſte davon, und ſtieg eben mit ſo groſſem Lermen und Gepolter die Treppe hinunter, als es war herauf gekommen. Der Oberſte lag ohne Verſtand auf ſeinem Bette, und ſein Diener ſchry und winſelte ſo heftig, daß es jämmerlich anzuhören war, bis ſich endlich der erſtere einiger maſſen wiederum erholete, und ſeine Gedanken zuſammen faſſete. Dieſes Geſpenſte, dachte er bei ſich ſelbſt, mus ohne Zweifel Fleiſch und Beine haben, und vermuthlich wird es dir noch einmal erſcheinen. Er überlegte und befand vor wohl gegründet, daß Hauen oder Schieſſen bei dieſem Geſpenſte nichts helffen würde; denn, ſagte er bei ſich, iſt es ein Menſch, ſo wird es ſeinen Leib und alle Gliedmaſſen ſchon dergeſtalt vor Blei und Eiſen verwahret haben, daß ſolches alles nicht haften, ſondern umſonſt und vergebens ſeyn wird; iſt es aber ein ſogenannter Geiſt, der weder Fleiſch noch Beine hat, ſo iſt es thöricht, daß man ſich vornehmen will, ein uncörperliches Weſen zu erſchieſſen oder zu erſtechen. Auf dieſem geſunden Schluſſe beharrete er, und nahm ſich zugleich den feſten Vorſaz, ſo bald dieſes Geſpenſte wieder käme, ſo wollte er ſich ein Herze faſſen, und demſelbigen bei ſeiner Rükkehr heimlich auf dem Fuſe nachgehen. In dieſen Gedanken beſtärkte er ſich dermaſſen, daß er feſte beſchlos, ſelbige auszuführen, es möchte auch koſten was es wolle. Was geſchahe? Es war ohngefehr eine Stunde vorbei gegangen, ſo hörete er das Geſpenſte wiederum die Treppe hinauf tappen als wie zuvor. Der Oberſte wiederholete ſeinen Vorſaz, und nachdem es ihn und ſeinen Diener wiederum von neuem auf das grauſamſte gemartert, raſete ſelbiges zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Der Oberſte ermunterte ſich, nahm ſeinen Degen in die eine, das Piſtohl aber in die andere Hand, und ſchlich ihm ganz leiſe auf dem Fus nach. Die feurigen Augen des Geſpenſtes dieneten ihm ſtatt der Laterne: zu ſeinem gröſten Glüke ſahe ſich ſelbiges nicht um, und als es die Treppe hinunter war, kamen ſie in einen langen Gang; kaum waren ſie ſechs Schritte gegangen, ſo verſchwand das Geſpenſte vor ſeinen Augen, ohne daß er begreifen konnte, wo es hingekommen wäre. Da ſtund er nun abermals voller Furcht und Hofnung; er getrauete ſich nicht einen Schritt weiter zu thun, denn alles war ſtokfinſter um ihn herum, und er wuſte ſich in der Angſt nicht zu entſchlieſſen, ob er wiederum zurüke kehren oder einige Schritte weiter gehen ſollte. Er hatte beim Hinunterſteigen viele andere Perſonen vor ſeinem feurigen Geſpenſte hertappen hören, welche aber in dieſem fürchterlichen Gange alle verſchwunden waren; doch ehe dieſes leztere unſichtbar wurde. Seinen Diener hörete er von oben herunter ohne Aufhören auf das kläglichſte Heulen und Winſeln: er ſchrye mit heller Stimme: Ach! mein armer Herr, wie wird es doch meinem Herrn ergehen! Ach! barmherziger GOtt! hilf doch nur dieſesmal ihm und mir aus dieſen Nöthen; Dieſer erbarmenswürdige Zuſtand des Dieners gieng dem Oberſten bei nahe mehr zu Herzen, als er ſich um das Geſpenſte bekümmerte. Er ergrimmete bei ſich ſelbſt, und faſſete ohne ferneres Bedenken den verzweifelten Vorſaz in dieſem finſtern Gange ſo lange fort zu gehen, bis er das Ende davon fände, und ſich weder vor dem Teufel noch vor ſeinen ungeheuren böſen Geiſtern zu entſezen. Er gieng; kaum aber war er einige Schritte gegangen, ſo fiel er zu ſeinem Erſtaunen in eine Gruft hinunter, und weil er den Hahn an ſeinem in der Hand haltenden Piſtohle aufgezogen, ſo gieng ſelbiges los, und verurſachte einen entſezlichen Knall. Er hatte noch ſo viel Gedanken, daß er mit denen Händen um ſich grif, und merkte, daß es Stroh und Heu ſeyn muſte, worauf er gefallen wäre. Der Knall von dem losgegangenen Piſtole war von denen geſpenſteriſchen Innwohnern dieſer unterirrdiſchen Mordhöle mehr als zu ſehr gehöret worden. Der Oberſte, der ſich nach und nach von

ſei

ſeinem Schreken widerum erholet hatte, ſahe alsbald vier groſe ſtarke Kerls mit Lichtern in der Hand auf ihn los kommen, und muſte nun erwarten, wie ſelbige ihn in ihrer Behauſung bewillkommen würden; Verwegner Hund! brüllete ihn der eine an, was unterſteheſt du dich, an einen Ort zu kommen, wo niemand ſeyn ſoll, als wir nur alleine? Die Geſpenſterfurcht war alſo glüklich überſtanden, und der Oberſte ſahe mehr als zu wohl, daß er nunmehro mit boshaftigen und grauſamen Menſchen würde zu thun haben müſſen. Sie verfuhren mehr als grauſam mit ihm. Die vier unbändegen Kerls faſſeten ihn ohne Barmherzigkeit bei den Armen an, und führeten ihn wie die Henkersknechte in ein Zimmer, allwo mehr als zwanzig Perſonen an einem Tiſche ſaſſen, welche zum Theil ſehr ehrbar und von vornehmen Stande zu ſeyn ſchienen. Das Zimmer war ganz niedlich, und mit ſchönem Hausgeräthe verſehen, und mit den koſtbarſten Tapeten ausgepuzet, ſo, daß der Oberſte nicht wuſte, was er von dieſen artigen Gäſten urtheilen, viel weniger, wie er ſich aus der ihm obſchwebenden Gefahr retten ſollte. Es ſahe ihn einer nach dem andern mit ſteifen Augen in das Geſichte, und es ſchien, als ob ſie über ſeine Gegenwart eben ſo ſehr beſtürzt wären, als der Oberſte über die ihrige. Endlich nahm einer unter ihnen, welcher vermuthlich unter ihnen das Oberhaupt ſeyn muſte, mit einer ernſthaften Mine das Wort, und redete ihn folgender maſen an: Was vor ein Frevel hat dich, tollkühnen Hund! bewogen, in dieſes Schloſs zu kommen? hätteſt du nicht glauben ſollen, daß du dergleichen Vorwiz mit deinem Leben bezahlen müſſeſt? du ſollſt in kurzem erfahren, wie wir dieſe Verwegenheit beſtrafen. Bereite dich nur zu deinem Tode, denn du muſt ohne Barmherzigkeit ſterben. Sterben? verſezte der Oberſte mit einem ſtändhaften und geſezten Thone. Ich ſchwöre euch bei dem Könige, meinem Herrn, daß euch mein Tod theurer zu ſtehen kommen ſoll, als mein Leben. Führet mir dieſen trozigen Hund weg in das bewuſte Behältnis! ſchrie das Oberhaupt dieſer unbarmherzigen Unthiere mit erzürnter Stimme, wir wollen ſein Todesurtheil fällen, er mus ſterben. Die vier oberwehnte Kerls pakten ihn ſo gleich mit Gewalt an, und führten ihn in ein finſteres Loch, welches jedoch nicht weit von dem Zimmer, allwo man ihn weggeführet hatte, entlegen war, und ſchloſſen die Thüre hinter ſich zu, worbei ſie zur Vorſicht noch einen eiſernen Riegel vorſchoben und davon giengen. Der Oberſte hatte nun Zeit, in dieſem ſeinem Gefängniſſe zu überlegen, wie er der Wuth dieſer teufliſchen Mörder und hölliſchen Tyger entgehen könnte. Die Sache war vor ihn ſo verzweifelt als gefährlich, und alle Mittel zur Rettung ſchienen nunmehro verſchwunden zu ſeyn. Als er nun in ſo tiefſinnigen Gedanken ſtund, wurde er ohngefehr eines Scheins von einem Lichte gewahr, und befand, daß ſolcher Schein durch das runde Loch der Thüre des Gefängniſſes hinein gefallen. Dieſes Loch machte er ſich alsbald zu Nuze, beſonders da er zuweilen vernehmen konte, daß in dem Zimmer, wo ſeine Richter verſammlet ſaſſen, ſehr ſtark und hizig geredet, und bei nahe gezanket wurde. Er legte dahero ſein Ohr ganz leiſe an dieſes Loch, und konnte vermittelſt deſſelben alles ganz genau verſtehen, was in dem Zimmer geredet wurde. Er vernahm, daß die Herrn Urtheilsverfaſſer untereinander ſelbſt nicht einig waren, über die Art des Verfahrens, ſo man mit ihm vornehmen wollte. Einige behaupteten mit dem gröſten Amtseifer, man möchte ihm nur gleich das Leben nehmen; andere hingegen wollten vor ſicherer und zuträglicher halten, wenn man ihn nach ſcharfer Bedrohung und abgelegtem harten Eidſchwure ſeiner Wege gehen lies. Endlich that einer unter dieſen Rechtsgelehrten den Vorſchlag; Man könnte ſich eher zu nichts gewiſes entſchlieſen, bis man den Delinquenten nochmals genau verhöret und alle Umſtände von ihm ausgeforſchet, wer er ſey? was er allhier zu verrichten? und was ihn bewogen, ſich in dieſes Schloſs zu wagen? Alsdenn könnte man ſein Urtheil nach Beſchaffenheit der Umſtände mit mehrerem Grunde ſprechen. Dieſer kluge Ausſpruch wurde alsbald von allen gebilliget, und man ertheilte Befehl, den Oberſten ohne Verzug zur Verhör zu bringen. Dieſes alles hatte der arme Gefangene durch das Loch mit angehöret, welcher nunmehro die ſchönſte Hofnung ſchöpfete, daß er noch mit dem Leben davon kommen könnte. Er überlegte kurz, was er auf die vorgelegten Fragen antworten wollte, und ſahe allzuwohl ein, daß böſe Worte hier nichts helfen würden; weswegen er ſich denn einmal vor allemal entſchlos, ſeine geſtrengen Richter durch Höflichkeit, gute Worte und vernünftige Vorſtellungen zu gewinnen, um dadurch ſein Leben zu erhalten. Man führete ihn alſo, gegebener Ordre gemäs, alsbald wiederum vor Gericht, und fragte ihn: wer er wäre? Er antwortete mit einer beſcheidenen und ernſthaften Mine, daß er der Oberſte, und der Freiherr von Bretiole, in Königlichen Dähniſchen Dienſten, und ein Vertrauter von Ihro Majeſtät ſey, die ihn in geheimen Angelegenheiten, welche von höchſter Wichtigkeit wäre, nach der Feſtung Rensburg geſchiket; desgleichen daß er ſeine Güter theils in Jütland, theils ohnweit Coppenhagen liegen habe. Er erzehlte ferner, wie ihn das üble Wetter genöthiget, in dieſem Dorfe zu bleiben, und da er in daſiger Schenke keine Bequemlichkeit gefunden, ſo hätte er den Prieſter dieſes Orts um eine Nachtherberge angeſprochen, welcher ihn auch ſehr wohl aufgenommen und bewirthet. Sie hätten von unterſchiedenen Sachen zu reden Gelegenheit genommen, um ſich der Zeit zu verkürzen; unter andern hätte ihn der Prieſter auch von dieſem wüſten Schloſſe viele Wunderdinge erzehlet, und mit vielen Betheurungen hinzugefüget, daß ſelbiges von Geſpenſtern und böſen Geiſtern von langen Zeiten her beſeſſen geweſen; Es hätten ſich auch unterſchiedene beherzte Manner dahin gewaget, um des Nachts daſelbſt zu verbleiben, ihr Frevel aber wäre dermaſſen beſtrafet worden, daß ſie ſelbigen ſonder Zweifel mit dem Leben büſſen müſſen, indem man weder von den erſten noch von den leztern niemals weiter etwas vernommen, woraus man denn allem Anſehen nach ſchlieſſen können, daß ſie von denen böſen Geiſtern, welche dieſes Schlos beſaſen, müſſen weggeführet und getödet ſeyn worden. Dieſe Erzehlung, redete der Oberſte weiter fort, machte mich neugierig, dieſes Schloſs zu beſehen, und da ich niemals nicht viel von der Wahrheit der Geſpenſter gehalten, ſo entſchlos ich mich, ohne ferneres Bedenken, auf dieſem Schloſſe des Nachts mein Lager aufzuſchlagen und zu erwarten, was die Geſpenſter mit mir anfangen würden. Der ehrliche Prieſter warnete mich für Unglük, und ſtellete mir die Exempel anderer vor; Allein, dieſes alles war nicht vermögend, mich von meinem gefaſſeten Vorſaze abzuhalten, ich gieng, und bin endlich bis hieher zu meinen Herren gekommen, auf deren Ausſprüche nunmehro mein Leben oder Tod beruhet. Doch ich ſeze den Fall, daß meine Herren mir das Leben nehmen, ſo bin ich weg, und weis nichts mehr davon, daß ich da geweſen bin. Ich gebe denenſelben aber reiflich zu überlegen, ob ihnen mein Leben oder Tod mehr Gefahr bringe. Ich meines Orts glaube das leztere. Ich habe ihnen bereits geſagt, daß ich hohe Königliche Ordre bei mir habe, welche der Oberſte ſogleich aus ſeiner bei ſich habenden Brieftaſche hervor zog, und ihnen ſolche einhändigte, wie ſie ſolches an dem vorgedrukten Königlichen Siegel erkennen werden. Es iſt an der Beſchleunigung dieſer Ordre mehr gelegen, als an meinem Leben, ſezte er hinzu; Geſezt nun, man nimmt mir hier das Leben, ſo werden ſich meine Herren dadurch in weit gröſſere Gefahr ſezen, als wenn ſie mir ſolches ſchenken. Der Prieſter dieſes Dorfs weis von der Sache, daß ich auf dieſem Schloſſe mein Nachtlager aufgeſchlagen, und der König mein gnädigſter Herr wird gewis nicht ruhen, bis er entdeket, wo ich hingekommen, und wie es mir ergangen ſey, und ſollte er auch dieſes ganze Schloſs zerſtöhren und umwühlen laſſen. Würde man alsdenn nicht ihre unterirrdiſche Geſellſchaft entdeken? Würden meine Herren alsdenn nicht in ihren Verrichtungen, davon ich zwar zur Zeit nicht das mindeſte weis, geſtöret, und zwar auf das empfindlichſte am Leben geſtraft werden? Ich gebe ihnen ſolches zu überlegen. Sie ſehen, daß ich ein Cavalier bin, und ich zweifele nicht, daß unter ihnen, allem Anſehen nach, ebenfalls auch Perſonen meines Standes, und von eben ſolcher Grosmuth, ja von noch weit grosmüthiger Seele ſind, als ich. Wollen ſie mir nun, als einem Cavalier trauen, ſo gebe ich ihnen mein theures Wort, daß, woferne ſie mir das Leben ſchenken, ich dieſes Geheimnis, welches ich von ohngefehr allhier bei ihnen zu meinem Unglük entdeket, ewig in meinem Herzen vergraben halten will. Ich verpflichte mich, ſolches bis an mein Ende redlich zu verſchweigen, und mit in mein Grab zu nehmen. Zweifeln ſie an dieſen Worten, ſo will ich mich auch allenfalls zu Ablegung eines Eides anheiſchig machen; doch mus mein einmal gegebenes Wort von eben dem Nachdruk als der theuerſte Eidſchwur ſeyn. Dieſes alles ſagte der Oberſte mit einer ſo geſezten und grosmüthigen, doch dabei ſehr freundlichen und leutſeligen Mine her, daß ſich ſeine Zuhörer alle darüber verwunderten, und es gewann das Anſehen, als wenn die meiſten darunter ihm dadurch geneigt worden, und das Urtheil in ihrem Herzen ſchon gemindert hätten. Es ſahe einer den andern an, und keiner wollte den Anfang machen, darauf zu antworten, bis endlich einer von dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft mit einer ſauren und trozigen Mine in dieſe ausdrukliche Worte ausbrach: Ich meines Orts halte davor, dieſer Menſch will uns allerſeits durch ſeine beredte Zunge einſchläfern, und bei ſehenden Augen blind machen. Mein Rath iſt, man zaudere nicht lange, ſondern thue ihm ſein Recht, und nehme ihm ohne Verzug das Leben. Noch zwei andere pflichteten dieſem Vorſchlage bei, und ſuchten ſelbigen mit unumſtößlichen Gründen zu behaupten; die übrigen aber ſchienen zimlich geneigt vor das Leben des Oberſten zu ſeyn. Man gab denen aufwartenden vier Bedienten abermals Befehl den unſchuldigen armen Sünder bis auf weitere Ordre in ſein voriges Gefängnis zu führen, welches auch alsbald geſchahe. Der Oberſte nahm ſeine Zuflucht abermal zu dem vorhin entdekten Loche in der Thüre des Gefängniſſes, und war höchſt begierig, was man ihme nunmehro vor ein Endurtheil ſprechen würde. Er hörete mehr als zu wohl, wie ſie ſcharf untereinander ſtritten, und dankte dem Himmel, da er hörete, daß die meiſten unter dieſer Rotte auf ſeiner Seite waren. Endlich faſſeten ſie den Entſchluſs, man wollte ihm das Leben ſchenken, man ſammlete hierzu die Stimmen, und da ſie ſich am Ende alle ohne Ausnahme zu dieſem Antrage bequemeten: Daß man den Oberſten in Anſehung ſeines vornehmen Standes, desgleichen wegen der wichtigen Königlichen Ordre, und endlich wegen ſeines guten ehrlichen Anſehens und gegebenen Cavalierparole, frei und ledig ſprechen wollte, jedoch unter der Bedingung, daß er zuvorhero zu Erfüllung ſeines Verſprechens den ihme vorgeſchriebenen Eidſchwur ablegen ſollte; ſo wurde abermals von neuem Befehl ertheilet, den Fremden aus ſeinem Gefängniſſe hervor zu bringen. Wer war froher als der Oberſte, als er dieſes Urtheil nur von weitem ſprechen hörete. Man holete ihn aus dem Gefängniſſe, und er trat ſeinen Richtern mit freimüthigem und freudigem Geiſte unter die Augen. Man publicirte ihm ſodann ſein

Urtheil, händigte ihm ſeine Königliche Ordre wiederum unbeſchädigt ein, und nachdem er ſein gegebenes Cavalierverſprechen in Anſehung eines ewigen Stillſchweigens, von allem, was er geſehen und gehöret, nochmals ernſtlich widerholen, auch den ihm vorgeleſenen Eidſchwur würklich ablegen müſſen, ſo gab man ihm auf das höflichſte ſeinen Abſchied; Zwei von denen Bedienten begleiteten ihn bis in den Gang, allwo er im Finſtern hinunter gegangen war, nur aber führeten ſie ihn durch eine verborgene Thür an die Treppe, wo er dem Geſpenſte nachgefolget, alsdenn verlieſſen ſie ihn unter nochmaliger Verwarnung, er möchte ſeinen Eid auch treulich und unverbrüchlich halten, wo nicht, ſo würde man ſich nachdrüklich an ihm zu rächen ſuchen. Der Oberſte dankte dem Himmel, der ihn ſo gnädig aus dieſer Todesnoth errettet, und eilete die Treppe hinauf, um zu ſehen, wo ſein getreuer Bedienter geblieben; Dieſen fand er auf ſeinem Bette in vollem Schweiſe liegend. Der Tag war ſchon zimlich angebrochen, und als dieſer treue und bedrängte Diener ſeinen Herrn wiederum unverlezt erblikte, ſprang er von ſeinem Lager auf, und umarmete ihn vor Freuden. Der Oberſte lies ſich von alle dem, was geſchehen, nicht das geringſte merken, ſondern ſagte ſeinem Diener, daß er, als er dem Geſpenſte nachgeſchlichen, ſich unten in einem Gange verirret, und ſich nicht wiederum zurechte finden können, allwo er ſo lange verziehen müſſen, bis der Tag angebrochen, das Geſpenſte aber ſey alsbald verſchwunden, und hätte ſich nachgehends nicht wieder bliken laſſen. Hierauf verfügten ſie ſich beide aus dem Schloſſe, und waren froh, als ſie die Pfarrwohnung erreicheten. Der Prieſter hatte vor Warten derer Dinge, die da geſchehen ſeyn würden, die ganze Nacht nicht ſchlafen können; er empfieng den Oberſten ſehr freundlich, und fragte ihn auf das begierigſte, wie es ihm ergangen? Der Oberſte erzehlete alles, was ihm begegnet wäre, auſſer demjenigen, ſo ihm in der unterirrdiſchen Höle zugeſtoſſen, welches alles er angelobter maſſen auch beſtändig auf ſeinem Herzen verſchwiegen gehalten. Endlich reiſeten ſie davon, nachdem der Oberſte dem Pfarrer ein Andenken, welches in einer ſilbernen Uhr beſtund, vor ſeine gute Bewirthung hinterlies, die der Prieſter auch mit Vergnügen annahm, und davor tauſend Seegen auf den Weg wünſchte. Dieſe Geſpenſtergeſchichte würde der Oberſte auch noch keinem Menſchen anvertrauet haben, woferne derſelbe nicht auf eine beſondere Art darzu berechtiget worden. Nach Verlauf ohngefehr eines Jahres; als der Oberſte, welcher noch über dieſes zum Zeichen auſſerordentlicher Gnade von dem Könige den Titel eines geheimbden Raths erhalten, als ſelbiger, ſage ich, auf ſeinen in Jütland gelegenen Gütern ſich befand, und einige von dem benachbarten Adel einsmals zu Gaſte hatte, ſo rufte ihn ein Bedienter von der Tafel, und meldete, daß ein Reitknecht vor dem Hofe halte, welcher drei Handpferde bei ſich habe, und mit dem Herrn geheimbden Rath ſelbſt zu ſprechen verlange. Der Oberſte ſtuzete anfangs, und das Blätgen entfiel ihm gleich, daß es mit dieſem Abgeſanden nicht eben allzurichtig zugehen möchte. Doch entſchloß er ſich alsbald, nebſt ſeinen Bedienten hinaus zu gehen, um ſein Begehren zu vernehmen. Der Reitknecht händigte ihm ohne Verzug einen Brief ein mit dem Zuſaze, daß ihm einige bekannte Cavaliere dieſes Geſchenke hiermit überſchikten. Er gab dem Bedienten zwei ganz auserleſene Caſtanienbraune Hengſte bei dem Zügel zu halten, und flohe mit ſeinen Pferden als ein Vogel darvon. Der Oberſte voller Verwunderung, eröfnete den Brief alsbald, und fand in ſelbigem ein ſauber geprägtes neues Goldſtük, welches ohngefehr zwanzig Ducaten wiegen mochte. Der Brief aber war, ſo viel ich mich noch erſinnen kan, folgendes Innhalts:

Grosmüthiger Cavalier.

Hiermit wollen wir Dieſelben ihres gegebenen Wortes und uns gethanen theuren Eides gänzlich entlaſſen. Wir können Dero Grosmuth nicht genugſam bewundern, die ſie in Anſehung einer klugen Verſchwiegenheit an den Tag geleget. Unſere Geſellſchaft hat ſich aus der unterirrdiſchen Höle von dem bekannten Schloſſe wegbegeben, und das Geheimnis hat hiermit ſein Ende. Beikommende Münze wird ihnen ein Licht geben, was unſere Verrichtungen daſelbſt geweſen; und da ſie keinen unter uns weder von Stande noch von Namen kennen, ſo iſt es ein deſto gröſſer Vergnügen vor uns, daß wir die Ehre haben, einen Cavalier von ſo guten Eigenſchaften und redlichem Gemüthe mit beikommenden zwei Pferden zum Zeichen unſerer Erkänntlichkeit aufzuwarten. Wir verbleiben

Deroſelben

allezeit ergebenſte Diener
und Freunde,

die ſämmtliche bekannte
ehemalige unterirrdiſche Geſellſchaft.

Nunmehro war der Oberſte von ſeinem ſchweren Eide entlediget; Er lies indeſſen die geſchenkten ſchönen Pferde in den Stall führen, verfügte ſich wiederum zu ſeinen lieben Gäſten, zeigte ihnen den Brief, wie nicht weniger die dabei befindliche Münze, wie auch die zwei unvergleichlichen Caſtanienbraunen Hengſte, und erzehlete denenſelben dieſe ganze Geſchichte von Anfange bis zum Ende, ohne den geringſten Umſtand davon wegzulaſſen. Die Geſellſchaft vergnügte ſich nicht wenig darüber, und man konnte nunmehro ohne vieles Nachſinnen errathen, daß dieſe Geſpenſter falſche Münzer geweſen ſeyn müſten.

Von dem Nieſſen, und was daſſelbe in und auſſer Krankheiten zu bedeuten habe?

§. 1.

Was das Nieſſen ſey, iſt zwar zur Gnüge bekannt, und wie es zugehe, haben auch bereits die Arzneigelehrten erwieſen. Doch da ich von deſſen Bedeutung nicht deutlich gnug reden, oder meinem Leſer überzeugen kan, wenn er die Art und Weiſe, wie es geſchieht, nicht recht verſtehet: ſo will ich um beſſerer Ordnung willen, daſſelbe zuförderſt hier kürzlich erklären.

§. 2

Wir ſagen, daß jemand nieſe, wenn er wider Willen auf einmal tief Athem holen, und darauf alſobald die eingezogene Luft mit ſtarker Erſchütterung der Bruſt durch Mund und Naſe geſchwind wieder von ſich ſtoſſen mus. Und von dieſem ſchnellen und ſtarken Ausſtoſen der eingezogenen Luft entſtehet auch das mit dem Nieſen verknüpfte ſtarke Geräuſch. Denn wenn die eingeſchloſſene Luft aus der Luftröhre in die verſchiedenen Oefnungen des Mundes und der Naſe mit Gewalt eingetrieben, daſelbſt verſchiedentlich gebrochen, und von da, als aus einem engern Raume in einen weitern mit ſtarker Kraft behende ausgeblaſen wird; ſo kan es nicht anders ſeyn, als daß ein ſtarker Schall entſtehen mus; wie wir ein Beiſpiel davon an den Sprachröhren und an den künſtlich verfertigten Schallgemächern wahrnehmen, welche deutlich gnug zeigen, daß der Schall durch die öfters gebrochene Luft vermehret werde.

§. 3.

Alleine hier fragt ſichs, was vor Theile eigentlich beim Nieſen in Bewegung gerathen, und dazu beitragen? Dieſes nun zu erweiſen, nehme ich hier aus der Zergliederungskunſt als bekannt an, daß die innern Hölungen der Naſe und alle Gänge des untern beinernen Haupttheils mit einer empfindlichen, und zu Abſonderung einer ſchleimigen Feuchtigkeit geſchikten Haut überzogen ſind, wodurch wir nicht nur die von auſſen in die Naſe gebrachten riechbaren Theile durch den Geruch empfinden, ſondern auch denjenigen zähen Schleim, den wir Roz nennen, auszuwerfen pflegen. Gleichwie aber keine Empfindung im menſchlichen Cörper anders, als vermöge der Nerven und deren Spannung geſchiehet: ſo bekömmt auch dieſe beſagte empfindliche Haut von dem zweiten Aſte des ſogenannten fünften Nervenpaares (à ſecundo ramo quinti paris) verſchiedene nervigte Zweige, welche ihr das Vermögen zu empfinden mittheilen, und wenn ſie beim Nieſen erreget werden, die Auspreſſung des Schleims befördern helffen, der auch von ſelbſten öfters darauf beſſer abflieſt, wenn ihre Spannung nachläſt. Da aber zugleich die nach der Bruſt und zwiſchen den Rippen hinabgehende Nerven ebenfalls von dem gedachten fünften Nervenpaare abſtammen, und alſo genau mit einander verbunden ſeyn: ſo iſt es daher nicht zu verwundern, daß bei entſtandener Bewegung in der Naſe und den nervigten Häuten derſelben, die Bruſt zugleich erſchüttert, und das Zwerchfell mit beweget wird.

§. 4.

Hieraus folgt nun, daß alles dasjenige, was die nervöſe Membrane in der Naſe berühren, und ſie in eine zitternde Bewegung ſezen kan, zugleich auch das Nieſen erreget; wie wir inſonderheit an dem Schnupftabac, als einem heut zu Tage ſehr gewöhnlichen Naſenpulver ſehen, oder alsdenn wahrnehmen, wenn die Naſe von auſſen gekützelt wird. Ja, wir erkennen auch hieraus, daß es ſeinen guten Grund habe, wenn man in Ohnmachten, Schlafſucht und andern dergleichen Krankheiten, allerhand ſtark riechende Dinge vor die Naſe hält, um ſowohl in der empfindlichen Haut derſelben, als in den übrigen damit verknüpften Nerven eine Bewegung zu machen, und dadurch den ſchwachen Trieb des Bluts zu befördern. Alleine, es kan ſich auch das Nieſen ohne äuſerliche Urſachen ereignen, wovon ich jezt eigentlich handeln will, wenn nemlich das Geblüte ſtärker nach dem Haupte getrieben wird, und allda ſchwerer circuliret; da es denn nicht nur an ſich durch ſeine Preſſung eine vermehrte Empfindlichkeit in der Naſe verurſachet, ſondern auch leichte die ſchleimige Feuchtigkeit häufiger von ſich läſt, welche hernach die nervöſe Haut in der Naſe theils drüket, theils aber, wenn ſie nach und nach ſcharf wird, gelinde prikelt, und zum Nieſen Anlas gibt, worauf ſie ſelbſt hernach häufiger abzuflieſen pflegt (§. 3.) Dieſes ſehen wir unter andern am Schnupfen, welcher dieſerwegen gemeiniglich ein öfters Nieſen zum Vorgänger hat, oder damit begleitet wird: niemand aber wird hoffentlich in Zweifel ziehen, daß derſelbe einen ſtärkern Trieb des Bluts nach dem Kopfe, und eine darauf erfolgte ſtärkere Abſonderung der ſchleimigen Feuchtigkeit zum Grunde habe; ſintemal die Erfahrung zur Gnüge beſtätiget, daß er meiſtentheils bei kalt-feuchter Luft durch Erkältung, ſonderlich aber der Füſſe, zuwege gebracht wird. Wie aber in dem Schnupfen der von dem Blute abgeſonderte Schleim, wenn er nach und nach einige Schärfe annimmt, die empfindliche Haut in der Naſe reizen, und zum Nieſen bewegen kan: alſo kan dieſes ebenfalls auch alsdenn geſchehen, wenn derſelbe ſchon vorhin ſcharf und angreifend iſt, wie wir inſonderheit bei denjenigen warnehmen, die ein ſcorbutiſches Blut und ſcharfe Säfte haben.

§. 6.

Doch, ich trete nunmehro näher zu meinem Zwek, und betrachte, was das von ſelbſt entſtandene Nieſen bedeute? Dieſes pflegt ſich ſonderlich öfters in Kopfwehe einzufinden. Ereignet es ſich nun bei feuchten oder ſolchen Perſonen, die vorher in der Naſe troken geweſen, und von verhinderten Abgange des übrigen Schleims ihre Beſchwerung bekommen haben: ſo iſt alsdenn, weil derſelbe gemeiniglich darauf beſſer abflieſſet, allerdings eine Erleichteterung der Schmerzen zu verſprechen. Eben dieſes gilt auch von andern Kopfbeſchwerden, als Schwindel, Ohrenbrauſen, ſchweren Gehör, blöden Augen und dergleichen, wenn ſie von vieler und zurük gehaltener Feuchtigkeit herrühren; indem dieſe theils ſolchergeſtalt abgezogen, theils auch durch die mit dem Nieſen verknüpfte Erſchütterung [illegible] natürliche Spannnung der Nerven einiger maſen wieder hergeſtellet wird. Es pflegen dahero die Aerzte in ſolchen Fällen vielfältig mit gutem Nuzen allerhand Nieſpulver zu verordnen, und alſo dadurch den ſchleimigen Unrath aus dem Kopfe abzuziehen, wenn ſolches

ches die Natur ſelbſt zu thun nicht vermag. Ja da das Nieſen vielfältig den Schnupfen anzeiget; (§. 4.) dieſer aber, wenn er in ſeiner Maaſe bleibet, auſſer den bereits erwehnten HauptKrankheiten, annoch ſehr viele andere, und zwar vornemlich gefährliche Bruſt- und Flusfieber glüklich von uns abwendet: ſo mus alſo das Nieſen ſo ofte, als es einen heilſamen Schnupfen bedeutet, etwas gutes prophezeien. Und es iſt dahero nicht zu verwundern, warum es faſt zur allgemeinen Mode geworden iſt, daß einer dem andern dieſer guten Bedeutung wegen bei dem Nieſen Glük wünſchet; ingleichem warum man im gemeinen Sprüchworte zu ſagen pflegt, daß die Juden denen Chriſten, und die Franzoſen denen Teutſchen den Schnupfen, als etwas geſundes, misgönnen.

§. 6.

Eine andere Beſchaffenheit hingegen hat das Nieſen, wenn ein dikes und mit weniger Feuchtigkeit verſehenes Blut nach dem Kopfe ſtärker, als gewöhnlich hingehet, und weder der oben gedachte Zwek, wegen Abfluſs der Feuchtigkeiten aus der Naſe kan erhalten, noch auch der Ueberfluſs deſſelben durch Naſenbluten kan gemindert werden. Denn ſo bezeugen viele Exempel, daß bei alten vollblütigen Perſonen das öftere Nieſen einen betrübten Vorbotten eines erfolgten Schlag- oder Lähmfluſſes abgegeben hat, weil durch ſolche Erſchütterung des Haupts das Blut ſodann noch mehr dahin iſt getrieben, und entweder ein Blutgefäſſe im Gehirne zerriſſen, oder durch die in Menge abgeſonderte Feuchtigkeit der Urſprung der Nerven iſt gepreſſet, mithin alſo dergleichen Uebel erreget worden. Gleichergeſtalt hat man verſchiedentlich angemerket, daß bei denen, die mit der böſen Noth befallen ſind, das Nieſen nicht ſelten einen neuen Anfall davon zu erkennen gebe; indem es alsdenn einen ſtärkern Zugang des Bluts nach dem Haupte anzeiget, ohne welchen kein neuer Paroxysmus entſtehen kan. Nicht, weniger pflegt auch das bei alten und feuchten Perſonen entſtandene viele Nieſen, wenn es ohne nachfolgenden Abfluſs der Feuchtigkeit geſchiehet, bisweilen eine Anzeige zu ſeyn, daß eine Schlafſucht, oder ein Verluſt des Geruchs entſtehen werde; weil nemlich die übrige Feuchtigkeit im Kopfe ſizen bleibet, und theils das Gehirn und die Nerven preſſet, theils auch die empfindliche Haut in der Naſe, durch welche wir riechen ſollen, allzuſchlapp macht, da denn im erſten Falle, wenn zumal die übrigen Umſtände mit übereinſtimmen, gerne ſchlafſüchtige Zufälle erfolgen, im andern aber der Geruch abnimmt.

§. 7.

Sonſt pflegt man auch wahrzunehmen, daß bei Leuten, die zur Gicht, Podagra, und allerhand Arten ſchmerzhafter Flüſſe geneigt ſeyn, das ſtarke Nieſen vielmals einen neuen Anfall dieſer Krankheiten andeute, und zwar ohne Zweifel deswegen, weil alsdenn das Nieſen von vielen ſalzigen und ſcharfen Theilen, die von dem Geblüte abgeſondert werden, zeuget. Denn da doch alle dieſe Krankheiten ein ſcharfes und unreines Blut voraus ſezen: ſo ſieht man alsdenn daraus, daß es von neuen mit vieler Schärfe angefüllet ſey; weil ſich von demſelben auch in der Naſe viele ſolche Partikeln abſondern, welche das Nieſen erregen. Eben ſo hält man es auch öfters vor kein allzu gutes Zeichen, wenn die Patienten im Anfange der hizigen und bösartigen Fieber viel nieſen; indem zu beſorgen iſt, daß ſehr viele Schärfe auf den Nerven ſizet, die ſolche wohl gar zu heftigen krampfhaften Bewegungen reizen könnte, welche auch nicht ſelten erfolgen. Ja es verſichern uns einige Schriftſteller, daß auch in der Peſt das oft wiederholte Nieſen manchmal ein Merkmal geweſen ſey, daß geſunde damit gleichfalls würden befallen werden, und daß man ihnen deshalb ein wohlgemeintes GOtt helffe! zuzurufen Gelegenheit genommen habe. Im Gegentheil aber iſt es in Abnahme der Krankheiten, und wenn die Patienten vorher wie im Traume und tiefen Schlafe gelegen haben, billig als ein Kennzeichen einer zu hoffenden Beſſerung und guten Natur anzunehmen, wenn ſie bisweilen nieſſen, und ihre noch übrig behaltene Empfindlichkeit zeigen; welches nicht minder auch nach überſtandenen Ohnmachten ſtatt findet.

§. 8.

Auſſerdem läſt das von ſelbſt entſtandene Nieſen bei vollblütigen und zum Naſenbluten geneigte Perſonen nicht ohne Grund muthmaſen, daß ſich bald wieder dergleichen einſtellen werde; daher ſie auch gemeiniglich vorhero über ein Griebeln in der Naſe zu klagen pflegen. Wenn aber dieſes mit, oder ohne Nieſen, bei Kindern ofte geſpühret wird; ſo kan man, wenn anderſt einige ſonſt gewöhnliche Merkmale zugleich mit zugegen ſind, nicht undeutlich daraus ſchlieſſen, daß nagende Würmer in den Gedärmen ſteken müſſen; oder es pflegt auch bei noch ſaugenden Kindern ſtarkes Bauchgrimmen anzuzeigen. Gleichwie nun in dieſem Falle, das in den nervöſen Häuten der Gedärme erregte ſchmerzliche Ziehen, bis zu den Nerven der Naſe fortgepflanzet, und ſolchergeſtalt ein Griebeln in derſelben, oder ein würkliches Nieſen zuwege gebracht wird: alſo ereignet ſich auch dergleichen bisweilen bei empfindlichen erwachſenen Perſonen in der Colic, Seitenſtechen und andern Krankheiten, wo die Nerven ſchmerzhaft angegriffen werden. Wenn ſich aber ein Nieſen dabei öfters einfindet: ſo iſt es alsdenn in der That eine Anzeige, daß der Krampf und Schmerz, weil er ſich auch auf entlegene Theile, als die Naſe iſt, erſtreket, ſehr ſtark ſey, und daß man auf deſſen Linderung um ſo mehr bedacht ſeyn müſſe.

§. 9.

Bei ſchwangern Perſonen, die leicht unzeitige Geburten machen, hat man bei vielen und heftigen Nieſen vielmals nicht ohne Urſache zu beförchten, daß von neuem etwa eine unreife Frucht zur Welt kommen mögte; da hingegen das Nieſen, wenn es nicht übermäſig iſt, bei ordentlich gebährenden Weibern, und bei Steinſchmerzen etwas Gutes bedeutet, weil es die Geburt und den Abgang des in den Harngängen ſizenden Steins befördern hilft; wie es denn auch in beſchwerlichen Schluken öfters ein gutes Zeichen der Beſſerung iſt, und denſelben, wenn er nicht etwa von gefährlichen Urſachen herrühret, vielmals glüklich vertreibet. Denn da das Schluken eigentlich in einer krampfhaften Bewegung des Zwerchfells beſtehet: deſſen Nerven aber mit den Nerven der Bruſt und der Naſe zuſammen hängen: (§. 3.) ſo geſchieht es daher bisweilen, wenn in dieſen durch das Nieſen eine Gegenbewegung gemacht wird, daß davon die krampfartige Zuſammenziehung des Zwerchfells nachläſt, oder gar aufhöret. Es mus freilich aber, wie geſagt, kein ſchlimmer, ſondern nur ein leichter Schluken ſeyn, wenn dergleichen erfolgen ſoll.

§. 10.

Endlich pflegt man auch im gemeinen Leben bei dem von ſelbſt entſtandenen Nieſen öfters zu ſagen, daß es ein friſches Herze oder gute Geſundheit andeute. Welches man auch zum Theil, oder in ſo weit kan gelten laſſen, ſoferne nemlich das Nieſen von guter Empfindungskraft der Nerven zeuget. Da nun dieſe ein Zeichen guter Geſundheit iſt: ſo kan auch in ſolchem Verſtande das Nieſen ein Merkmal davon abgeben. Nur mus man diejenigen Fälle dabei ausnehmen, wo daſſelbe entweder zu ſtark iſt, und eine allzugroſe Empfinplichkeit der Nerven zu erkennen gibt, oder wo die dadurch erregte gewaltſame Erſchütterung dem Cörper Schaden bringen kan: wie bereits vorher iſt erwieſen worden.

§. 11.

Und ſo hätte ich denn die ſowohl gute als böſe Bedeutung des Nieſens in den vornehmſten Fällen gezeiget. Sollten aber ja noch einige übrig ſeyn, da ich dieſelbe nicht gewieſen hätte: ſo kan ſie doch gar leichte aus denenjenigen Säzen, die ich hier vorgetragen habe, erkannt und hergenommen werden. Die moraliſche Bedeutung des Nieſens aber übergehe ich hier billig mit Stillſchweigen, und will ſie lieber denen überlaſſen, die gewohnt ſind, die natürlichen Begebenheiten nicht ſowohl nach ihren wahren Gründen und Urſachen zu beurtheilen, als ihnen vielmehr, nach ihrer ausſchweifenden Phantaſie, allerhand wunderliche Deutungen beizulegen.

Unterſuchung, ob das Waſſer oder das Feuer nüzlicher ſey?

(Aus dem Griechiſchen des Plutarch überſezt.)

Pindas nennt das Waſſer das allervortreflichſte unter allen Sachen, das Gold aber nur ein glänzendes Feuer; und er gibt dem Feuer alſo offenbar nur die andere Stelle. Heſiodus pflichtet ihm bei, wenn er ſagt:

Das Chaos war zuerſt . . .

Denn die meiſten halten dafür, daß er das Waſſer Chaos, vom Ausgieſen, genennet habe. Jedoch beide Meinungen haben gleich viel Vertheidiger. Es gibt auch einige, die das Feuer für den Urſprung aller Dinge anſehen, und glauben, daß ſelbiges als der Saame alles aus ſich ſelbſt hervor bringe, und in der Entzündung wieder an ſich ziehe. Allein wir wollen dieſe Männer verlaſſen, und die Gründe beider Meinungen ſelbſt unterſuchen, und zuſehen, auf welche Seite ſie uns lenken werden.

Iſt alſo nicht das nüzlicher, deſſen wir jederzeit beſtändig und am allermeiſten benöthiget ſind? Wie z. E. Hausrath oder Werkzeug, oder ſo gar ſelbſt ein Freund, der zu aller Stunde und zu aller Zeit bereit iſt, uns zu dienen. Nun iſt aber das Feuer nicht allemal nüzlich, ja zuweilen iſt es uns gar beſchwerlich, wir bemühen uns, es wegzuſchaffen. Das Waſſer hingegen kan Winter und Sommer, von Geſunden und Kranken, bei Tag und bei Nacht gebrauchet werden, und es gibt keine Zeit, da der Menſch deſſelben entbehren könnte. Ja eben deswegen nennen die Griechen die verſtorbenen Alibanten/ die, weil ſie nicht Feuchtigkeit genug haben, auch des Lebens beraubt ſind. Es iſt wohl einmal eine Zeit geweſen, da die Menſchen kein Feuer gehabt haben, es iſt aber niemals eine geweſen, da ſie kein Waſſer gehabt hätten. Nun iſt ja aber dasjenige, welches von Anfang und zugleich mit dem Urſprunge des Menſchens entſtanden iſt, wohl nüzlicher, als dasjenige, das man nachhero erſtlich erfunden hat. Denn wer ſieht nicht, daß uns die Natur jenes, weil es nöthig war, gegeben habe; dieſes aber nur von jemanden durch einen ungefehren Zufall zum unnöthigen Gebrauche erfunden ſey? Nun kan man aber nicht ſagen, daß die Menſchen jemals ohne Waſſer geweſen wären; es wird auch nirgends ein GOtt oder ein Held für den Erfinder deſſelben ausgegeben, ſondern es iſt bei nahe eher, als die andern Dinge, geweſen, und hat denſelben ihr Seyn gegeben. Der Gebrauch des Feuers iſt, wie man ſagt, erſt von dem Prometheus erfunden worden. Man ſieht alſo daraus, daß das Leben wohl ohne Feuer, nicht aber ohne Waſſer, hat beſtehen können. Daß dieſes aber keine poetiſche Erdichtung ſey, beweiſet die Erfahrung. Denn es gibt viele Arten von Menſchen, die ihr Leben, ohne Feuer oder Häuſer oder Heerd zu hoben, unter freiem Himmel hinbringen. Selbſt Diogenes der Ciniker bediente ſich des Feuers ſehr wenig. Er ſchlang ſo gar einen Polypus hinter, und ſagte: So viel wage ich, ihr Leute, um eurentwillen. Ohne Waſſer aber zu leben, hat niemand weder für gut noch für möglich gehalten.

Jedoch, was halte ich mich bei dieſen Kleinigkeiten und bei der Natur des Menſchens auf? Es gibt ja ſehr viele oder vielmehr unzähliche Arten Thiere, die theils fliegen, theils weiden, theils kriechen, und die, indem der Menſch bei nahe allein von dem Gebrauche des Feuers etwas weis, ohne daſſelbe leben, erhalten werden, und ihre Nahrung von Wurzeln, Früchten und Fleiſch bekommen. Ohne Waſſer aber kan kein Thier leben, es mag ſich in dem Meere, oder auf der Erde, oder in der Luft aufhalten. Selbſt die Fleiſchfreſſenden Thiere, deren einige, nach des Ariſtoteles Meinung, nicht faulen ſollen, leben doch würklich von der Feuchtigkeit. Nun iſt aber das ohne Zweifel nüzlicher, ohne welches keines Dinges Natur und Leben beſtehen und fortdauren kan. Wir wollen uns von den Brauchenden zu dem wenden, was gebraucht wird, als zu den Pflanzen und Früchten. Einige von dieſen ſind nicht gänzlich ohne Wärme, einige haben nun einen ſehr kleinen und faſt unmerklichen Theil davon. Die Feuchtigkeit aber macht, daß alle Gewächſe aufgehen, wachſen und Früchte tragen. Ich will jezt des Weines, des Oels und der übrigen Sachen, die wir keltern, melken, und täglich vor Augen ſehen, nicht erwehnen; das Getreide ſelbſt, welches wir gemeiniglich für eine trokne Speiſe halten, wird durch die Veränderung und Ausbreitung der Feuchtigkeit zur Fäulnis und endlich hervorgebracht. Auch das iſt nüzlicher, was niemals Schaden verurſacht. Wer weis aber nicht, daß das Feuer ſehr leicht das allergröſte Verderben zuziehen kan? Die Natur des Waſſers aber ſchadet an und für ſich ſelbſt niemals. Ferner iſt unter zweien dasjenige das nüzlichſte, welches am leichteſten anzuſchaffen iſt, und ſeine Dienſte thut, ohne daß man viel Umſtände und Unkoſten dabei zu machen nöthig habe. Nun erfordert aber der Gebrauch des Feuers allerlei Materie und Zuſaz; und dahero bedienen ſich Könige und bemittelte Leute deſſelben mehr, als die Geringen und Armen. Das Waſſer im Gegentheil hat auch hierinnen einen Vorzug, indem es den Menſchen ohne Unterſcheid gleiche Dienſte erweiſet. Es erfordert kein Werkzeug oder Hausrath, es iſt ſich ſelbſt genug, und an und für ſich nüzlich und gut. Ueber dieſes iſt auch dasjenige nicht ſo nüzlich, welches, wenn es vergröſſert wird, ſeine Nuzbarkeit verliert. Mit dem Feuer verhält es ſich aber ſo: Es friſſt wie ein wildes Thier um ſich, und verzehrt alles, was ihm vorkömmt, und wenn es ja nüzlich iſt, ſo iſt es daſſelbe nicht ſowohl ſeiner eignen Natur nach, als vielmehr, weil es durch die Kunſt und in gehöriger Maaſe recht gebraucht wird. Von dem Waſſer hingegen hat man nie etwas zu beförchten. Weiter iſt das auch nüzlicher, was ſich mit dem andern vereinigen läſſt. Nun leidet aber das Feuer die Feuchtigkeit nicht, es ſtiftet auch nicht mehr Nuzen, wenn es mit derſelben vereiniget iſt. Das Waſſer aber iſt auch alsdenn nüzlich, wenn es mit dem Feuer vereiniget iſt, indem die warmen Bäder ſehr geſund und zur Heilung der Glieder dienlich ſind. Feuchtes Feuer möchte man wohl ſo leicht nicht finden: Waſſer aber hat man ſowohl kalt, als warm, und beides iſt den Menſchen nüzlich. Hierzu kan man noch fügen, daß, da es eigentlich nur vier Elemente gibt, das Waſſer aus ſich ſelbſt das fünfte (wenn man ſo ſagen darf) ich meyne das Meer, hervorgebracht hat, welches ſowohl um vieler andern Urſachen, als vornemlich der Handlung wegen, nicht weniger Nuzen, als jene, bringet. Denn dieſes Element hat unſer Leben, das vorhero ganz wild und ohne allen Vortheil war, artig und vollkommen gemacht, indem es die gemeinſchaftliche Handreichung eingeführet, und durch die Abwechſelung der wahren Verbindungen und Freundſchaften geſtiftet hat. Heraklit ſagt, wenn die Sonne nicht wäre, ſo würde es beſtändig Nacht ſeyn. So kan man auch ſagen, wenn das Meer nicht wäre, ſo würde der Menſch das allerwildeſte und unverſchämteſte unter allen Thieren ſeyn. Jezt aber hat daſſelbe den Griechen von den Indianern den Weinſtok, und den Einwohnern jenſeit des Meeres den Gebrauch der Früchte aus Griechenland; aus Phönicien aber die Hülfsmittel wider die Vergeſſenheit, die Buchſtaben, gebracht. Es hat uns den Wein und die Früchte zugeführet, und verhindert, daß der gröſte Theil der Menſchen nicht des Unterrichts beraubt iſt. Wie ſollte alſo nicht das Waſſer nüzlicher ſeyn, als das Feuer, da es ſo gar ein Element mehr macht?

Allein es könnte einer für die gegenſeitige Meinung folgende Gründe anführen. GOtt, als der Werkmeiſter, hat vier Elemente geſchaffen, aus denen alle Dinge entſtehen ſollten. Dieſe Elemente ſind aber wieder alſo voneinander unterſchieden, daß die Erde und das Waſſer mit der Materie gleicher Beſchaffenheit unterworfen ſind, gemacht und gebildet werden, ihre Schönheit und Ordnung, wie auch das Vermögen zu werden und zu zeugen, von andern bekommen; die Luft und das Feuer aber die Arbeiter und Werkmeiſter ſind, die den Dingen, welche bis dahin tod gelegen haben, ihren Urſprung und Leben ertheilen. Unter dieſen zweien hat aber das Feuer wieder den Vorzug, welches aus der Erfahrung bewieſen werden kan. Denn ohne Wärme iſt die Erde unfruchtbar: das Feuer aber treibt die Materie durch ſeine ausdehnende und durchflieſſende Kraft in die Höhe, und macht ſie fruchtbar. Man wird ſonſt keine andre Urſache angehen können, warum die Felſen und dürren Berge unfruchtbar ſind, als dieſe, weil ſie entweder gar kein, oder doch ſehr wenig Feuer haben. Ueberhaupt aber iſt das Waſſer ſo wenig an und für ſich ſelbſt hinreichend, andere Dinge zu erhalten oder hervorzubringen, daß es vielmehr ohne das Feuer ſelbſt verdirbt. Denn wie das Feuer die andern Dinge in ihrem Seyn und bei ihrem Weſen erhält, ſo thut es daſſelbe auch bei dem Waſſer. Ohne daſſelbe wird das Waſſer ſtinkend, und der Mangel der

Wärme bringt demſelben den Tod und das Verderben. Dahero werden die Sümpfe und alle ſtehende Waſſer, die in Gräben eingeſchloſſen ſind und keinen Abfluſs haben, zu ſchanden und ſtinkend, weil ſie keine Bewegung haben, die bei allen Sachen das Feuer anfacht und erhält: und dahero nennen wir die Waſſer, die ſehr bewegt werden und ſtark flieſen, lebendig, weil ſie durch die Bewegung beſtändig ihre Wärme behalten. Warum ſollte nun alſo das unter zweien nicht nüzlicher ſeyn, welches dem andern Stoff zum Seyn gibt, wie das Feuer dem Waſſer thut? Es iſt ja allezeit dasjenige nüzlicher, nach deſſen gänzlicher Abſonderung ein Thier umkommen mus. Denn es iſt klar, daß dasjenige, nach deſſen Beraubung es nicht beſtehen kan, die Urſache ſeines Seyns geweſen ſeyn müſſe. Nun befindet ſich aber die Feuchtigkeit auch bei den Toden, und vertroknet niemals gänzlich, denn ſonſt würden die toden Cörper nicht faulen, indem die Fäulnis nichts anders iſt, als eine Verwandlung des Troknen in das Feuchte, oder vielmehr die Verderbnis der Feuchtigkeit in dem Fleiſche. Der Tod ſelbſt iſt auch nichts anders, als eine gänzliche Beraubung der Wärme. Dahero ſind die Toden überaus kalt, daß ſie ſo gar die Schärfe der Scheermeſſer, wenn man ſelbige an ſie bringt, durch ihre gar zu groſe Kälte ſtumpf machen. Auch bei den Thieren ſiehet man, daß diejenigen Theile, die wenig Feuer haben, auch am wenigſten empfinden; als die Knochen und Haare, und die übrigen Theile, die weit von dem Herzen ſind. Denn die Empfindung ſcheinet faſt nach dem gröſſer oder geringer zu ſeyn, nachdem eine Sache mehr oder weniger Feuer hat. Was aber die Pflanzen und Früchte betrift, ſo werden ſie nicht ſowohl von der Feuchtigkeit, als vielmehr von der warmen Feuchtigkeit hervorgebracht, indem kalte Waſſer entweder gar nicht oder doch ſehr wenig fruchtbar ſind. Wäre aber das Waſſer ſeiner eignen Natur nach fruchtbar, ſo müſte es auch allezeit aus ſich ſelbſt Früchte hervorbringen. Es iſt ja aber im Gegentheile denſelben vielmehr ſchädlich. Allein, wir wollen dieſe Meinung aus einem andern Grunde darthun. Das Feuer, als Feuer zu gebrauchen, haben wir kein Waſſer nöthig, es iſt ihm vielmehr hinderlich, indem es daſſelbe auslöſcht und vernichtet. Das Waſſer hingegen können wir in ſehr vielen Fällen ohne Feuer nicht gebrauchen, denn es iſt, wenn es warm gemacht iſt, viel nüzlicher, da es ſonſt Schaden bringet. Nun iſt aber dasjenige unter zweien Dingen beſſer, welches ſeine Dienſte thut, ohne das andere nöthig zu haben. Das Waſſer iſt nur dem Gefühle nach zum Waſchen und Berühren nüzlich; allein das Feuer hat bei einem jeden Sinne ſeinen Nuzen. Es iſt auſſer dem Gefühle auch dem Geſichte beförderlich, und hat alſo dieſes zum voraus, daß es nicht nur nüzlich, ſondern auch zu vielerlei nüzlich iſt. Daß man aber ſagt, der Menſch hätte einsmals kein Feuer gehabt, iſt ungegründet. Er kan deſſelben niemals ganz und gar entbehren, oder ohne daſſelbe beſtehen; Wiewohl auch hierinne, wie in allen Sachen, ein Unterſcheid iſt. Das Meer aber hat die Wärme eben ſo nuzbar gemacht, indem es derſelben mehr, als die andern Waſſer, ausgeſezt iſt; denn ſonſt würde es von den andern Gewäſſern nicht unterſchieden ſeyn. Wen̄ ferner einige kein Feuer von auſſen brauchen, ſo geſchiehet es nicht, weil ſie deſſelben ganz und gar keinen Umgang haben können, ſondern weil ſie gar zu viel innerliche Hize beſize. Es iſt ferner klar, daß das Feuer auch in dieſem Stüke den Vorzug behält, daß es, da das Waſſer niemals, ohne etwas auſſer ſich zu brauchen, beſtehen kan, ohne die übrigen Tugenden auch dieſe hat, daß es ſich ſelbſt genug iſt. Wie wir nun denjenigen für den beſten Feldherrn halten, der eine Stadt ſo verſieht, daß ſie keiner fremden und auswärtigen Hülfe bedarf: ſo iſt auch das Element, das da macht, daß wir in den meiſten Fällen auſſer uns nichts nöthig haben, ohne Zweifel vorzuziehen. Dieſes iſt auch von allen übrigen Thieren, die kein auſerliches Feuer bedürfen, zu verſtehen. Es könnte auch einer wieder die gegenſeitige Meinung dieſes anführen, daß dasjenige nothwendig beſſer ſeyn müſte, welches wir Menſchen allein brauchen, und deſſen Vortreflichkeit man nur durch Hülfe der Vernunft empfinden kan. Denn was haben die Menſchen wohl vortreflichers und nüzlichers, als die Vernunft? Allein die unvernünftigen Thiere haben es doch nicht. Was folgt daraus? Verliert es denn dadurch etwas von ſeiner Nuzbarkeit, weil es durch die Vorherſehung ſeiner Vortreflichkeit iſt erfunden worden? Und weil wir einmal hierauf gekommen ſind, ſo möchte ich doch wohl wiſſen, worinne das Waſſer der Kunſt, welche die Bequemlichkeiten des Lebens befördert, nüzlicher ſey? Das Feuer hingegen hat alle Künſte erfunden, und erhält ſie auch noch. Und dahero wird auch Vulkan für den Fürſten deſſelben gehalten. Ariſto ſagt, es iſt den Menſchen eine ſehr kurze Lebenszeit gegeben worden, weil der Schlaf die Helfte deſſelben, gleich als ein Zollbedienter, wegnimmt. Ich aber möchte faſt ſagen, wenn einer auch währender Finſternis die ganze Nacht durch wachte, ſo würde er von dieſem Wachen nicht den geringſten Nuzen haben, wofern uns das Feuer nicht die Güte des Tages verſchafte, und den Unterſcheid zwiſchen Tag und Nacht aufhübe. Wenn nun der Menſch nichts koſtbarers, als das Leben hat, das Feuer aber ſelbiges verlängert, ſo mus es ja allerdings das allernüzlichſte ſeyn. Endlich, ſo mus dasjenige gewis nüzlicher ſeyn, deſſen Vermiſchung in alle Sinne einen Einfluſs hat. Wer ſieht aber nicht, daß kein Sinn das Waſſer an ſich ſelbſt brauche, wofern es nicht von der Luft oder dem Feuer gemäßiget iſt? Mit dem Feuer aber, weil es gleichſam die lebendig machende Kraft iſt, hat ein jeder Sinn Gemeinſchaft; vornemlich aber das Geſicht, welches der ſchärfſte unter den Sinnen des Leibes iſt, indem es von dem Feuer ſelbſt herrührt, und vermöge deſſen wir, wie Plato ſagt, unſre Seele nach den himmliſchen Bewegungen einrichten können.

Von der weiſen Kunſt, Magie, und ſogenannten Zauberei ꝛc.

Des Peladine ſeine in unſern Intelligenzzetteln vorigen Jahrs ſo oft angerühmte Kunſtſtüke geben uns Anlas, von dem Betrug und dem abgeſchmakten Aberglauben, als den allerſchädlichen Feind des menſchlichen Geſchlechts, eine Materie hier auszuführen, die noch wenigen bekannt, und vielen nüzlich ſeyn wird. Wir haben zwar in unſerm curioſen Dollmetſcher ſowohl, als in dem folgenden Theil dieſer Sammlungen, zerſchiedenes von Hexerei, Teufelsbannern, Poltergeiſtern, Zauberei und anderer dergleichen Tauſendkünſtlerei, und ſonſt wunderbare Sachen abgehandelt; von einem Schwarz- oder Weiskünſtler aber haben wir noch nichts darinnen gedacht. Folgende Abhandlung nun, mit welcher zugleich die Alraun verknüpft, und in Kupfer gebracht werden, wird alſo, ob ſie gleich ein wenig weitläuftig, dem Leſer eben nicht unangenehm ſeyn. Ich habe zu dieſem Ende vieles aus dem Naturforſcher und andern Piecen zuſammen getragen.

In folgendem Briefe ſtehen unglaubliche Sachen. Ich würde es nicht wagen, ihn hier einzurüken, wenn ich ihn nicht von ſichern Händen hätte.

Berlin vom 25. Nov. 1747.

" Hier hält ſich ein Magus, Na-
" mens Thomas Peladine, gebür-
" tig von Livorno, auf, welcher unter

„ mehr, als 100. Künſten aus der natürlichen Magie beſonders folgende handgreiflich darzuſtellen vermögend iſt: 1) Einem jeden Viehe, woher es ihm nur gebracht wird, macht er den Proceſs, wie er in ſeinem Avertiſſement beſchreibet. 2) Alle Sachen, die man ihm gibt, was es nur ſey, verwandelt er in eine Sorte Holz, die man nur verlangt. So hat er hier z. E. ein Buch in Eichenholz verwandelt, daß es wahrhaftig Holz, allen äuſerlichen Empfindungen nach, geweſen; Jedoch bringt er auch ſogleich alles wieder in ſeine vorige Geſtalt. 3) Alle Sorten rarer inn- und ausländiſcher Vögel, ſo da verlangt werden, ſtellt er an beliebtem Orte, den Augenblik mit aller Colorite und Geſtalt, auch mit dem ſchönſten Geſange, dar. Wenn 4) einer der Zuſchauer ein Glas Wein auf den Boden wirft, daß es in Trümmern zerbricht, ſo vermittelt er ſogleich, daß alle kleine Stükgen wieder von ſich ſelbſt zuſammen flieſen, und das Glas mit Wein, wie es vorher geweſen, wieder dar- und auf den Tiſch geſtellt wird. Ja auf Verlangen iſt er im Stande, noch mehrere gefüllte Weingläſer ſogleich neben das erſte hinzuſezen. 5) Einem groſſen Miniſter, der ſich ſeine Kunſt zeigen laſſen/ hat er angebotten, ſeinen Bedienten vor ſeinen Augen in ein Pferd zu verwandeln. Da ihm nun dieſer, unter Verwarnung alles Nachtheils, ſolches zugeſtanden, ſo fällt der Diener in dem Zimmer von ſich ſelbſt um, und in einen tiefen Schlaf. Bald hierauf kommt an einem Orte des Cörpers ein Pferdefus und nach und nach alle übrige Glieder eines Pferdes hervor: welches er alſo vollkommen darſtellt, und auf die Beine tritt: Und wenn man einen Reiter dazu verlangt, ſtellt ſolchen der Künſtler augenbliklich auf dem Pferde ſizend, handgreiflich und in natürlicher Geſtalt vor. Worauf er in einem Augenblike alles wieder in den Diener verwandelt, der, wie vorher auf der Erde im tiefen Schlafe lieget, von niemanden aber weder durch heftiges Stoſen noch Rufen erwekt werden kan, bis es der Künſtler durch einen Wink oder Ruf verrichtet.

„ Ein anders Berlin den 24. Novemb. Es lieſſen einige gute Freunde nebſt mir dieſen Künſtler holen, wo er für Bezahlung 20. Rthlr. uns 11. ſeiner Proceſſe darſtellte, davon ich Kürze und Abgang der Poſt wegen, nur folgendes bemerke: Einer der Zuſchauer ſtekte ſelbſt eine Karte in ſeine Taſche. Als er ſolche auf Geheis des Künſtlers wieder heraus nehmen ſollte, fand er einen lebendigen Sperling ſtatt derſelben, der vor unſern Augen auf dem Tiſche herum lief. Dieſen ſollte er wieder einſteken, und ſodann ſich erklären, was er weiter verlangte. Die meiſten Stimmen giengen dahin, daß es ein Papagei ſeyn ſollte. Zu jedermanns Verwunderung brachte er ei-

" nen niedlichen und ſchönen Papagei
" hervor, der mir ſelbſt auf der Hand ge-
" ſeſſen, und mich mit dem Schnabel
" careſiret hat. Sein ordentliches
" und geringſtes Honorarium iſt 10.
" Rthlr." Das disfalls publicirte Avertiſſement lautet auf Teutſch alſo:

Meine Herren und Damen!

Man meldet Ihnen, daß in dieſer Stadt angekommen iſt Thomas Peladine, gebürtig aus Livorno, welcher mehr als hundert Geheimnüſſe aus der natürlichen Magie, oder weiſen Kunſt, beſizet. Er wird die Ehre haben anzuzeigen, worinnen dieſe Geheimnüſſe der weiſen Kunſt beſtehen. Erſtlich wird er einem lebendigen Thier den Kopf abhauen laſſen, und wenn dieſer Kopf abgehauen und das Thier tod ſeyn wird, ſo wird er beſagten Kopf nehmen, ihn an ſeine Stelle ſezen, und beſagtes Thier wieder lebendig machen. Ferner wird er zeigen, daß die ganze Geſellſchaft in einem Zimmer den ganzen Leib in das Waſſer tauchet, ohne jedoch naſs zu werden. Ferner wird er, was eine Perſon aus beſagter Geſellſchaft, es ſey welche es ſey, in die Hand nehmen wird, ſich in ein lebendiges Thier, in was man für eines will, verwandeln laſſen. Kurz, er wird eine Menge anderer Geheimnäſſe zeigen, welche er, aus Mangel des Raums, hier nicht anführen kan, und welche den Wunderwerken ſo ähnlich ſind, daß man ſie ſehen mus, wenn man ſie glauben ſoll. Er macht dieſe Ergezlichkeiten nur in Häuſern, wohin er die Ehre hat, geruffen zu werden. Er wohnet in der Judenſtraſe im halben Monde.

Thomas Peladine.

Endlich folgt hier ein Extract eines Schreibens aus Berlin, vom 12. December, darinn die von dem ſogenannten Magus Peladine unterm 25. Novembr. gemeldete Nachrichten etwas näheres erläutert werden.

" Auf Dero eingegangenes vom 28. Nov. habe ich viele ſubtile Fragen zu beantworten. Ich geſtehe, daß ich die Diſpoſition zu einer Erzehlung von Dingen, wie dieſe ſind, billig und ſo beſchaffen finde, daß ich, wenn ich derſelben ein Genügen leiſten ſollte, entweder ſelbſt ein Magus ſeyn, oder wenigſtens mit dergleichen Leuten in genauer Bekanntſchaft ſtehen müſte. Sie dringen ſowohl auf eine richtige und wohlbeſtimmte Erzehlung, als auch auf eine genaue Aufmerkſamkeit aller bei dem Verfahren dieſes Künſtlers vorgefallenen Umſtände. Beides zu thun iſt mir jezo, wegen vorgefallener Verrichtungen, nicht wohl möglich. Ich will demnach zur Erläuterung nur etwas beifügen. Was nun 1) die Hauptſtüke und Verwandlungen dieſes Künſtlers betrift, ſo verrichtet er ſolche niemals unter 50. Ducaten, hat ſie auch nur bei * * * und ꝛc. gezeiget. Es iſt an dem, daß er die Geſtalten der Dinge vor den Augen cörperlich verwandelt: Es iſt aber nicht beſtändig, ſondern er ſezt alles wieder in die erſte Geſtalt. 2) Die Begebenheit mit dem Sperlinge zu erläutern, melde ich noch, daß der Hr. N. ſelbigen zehn Schritte von dem Künſtler wieder in ſeine Taſchen ſteken muſte; und als wir einen Papagei verlangten, ſo hat der Künſtler, da wir alle ſehr nahe bei ihm geſtanden, nichts gethan, als die Roktaſche des Hrn. N. von auſſen berühret, und dabei einige Worte geſprochen, nebſt der Erinnerung, die Taſche zuzuhalten. Hierauf empfand Hr. N. ſogleich, daß ſich in ſeiner Taſche etwas gröſſeres bewegte, der Künſtler aber kam weiter nicht an ihn, ſondern befahl nur, er möchte in die Taſche greiffen, das Thier aber nicht irritiren. Hierauf brachte Hr. N. mit verblaſtem Geſichte einen kleinen Papagei heraus. Dieſes von Farbe und Geſtalt wunderſchöne Thierchen ſezte er auf den Tiſch vor alle Zuſchauer, und wer ſich ſolchem nahete, dem ſprang es freundlich auf die Hände, lies ſich herum tragen und careſiren, bezeigte ſich auch ſelbſt ſehr ſchmeichlend. 3) Von dem in meiner Gegenwart getödeten Hahne habe ich ſchon alles ausführlich gemeldet. Auf die fernern Fragen zu antworten, ſo melde, daß der Künſtler zu jeder Zeit ſich einſtellt, und daß er, in Anſehung derſelben, keinen Unterſcheid macht. Bei uns iſt er Nachmittags um 3. Uhr geweſen, da ein groſſer Tiſch mit vier Lichtern, ob es ſchon Tag in der Stube war, zurechte geſezt wurde. Er kommt allein ohne Begleitung. Seine äuſerliche Figur hält ſich prächtig in Sammet und Gold. Er iſt ein ſchöner und ſehr höflicher Menſch. Uber dem hat er weder Taſche noch Werkzeig bei ſich, ſondern ſteht frei mitten in der Stube, oder vor dem Tiſch, inſofern er dieſen zu ſeinen Verrichtungen nöthig hat. Ja er erlaubte uns insgeſammt, daß wir uns um denſelben herumſezen, und alle ſeine Handlungen genau beobachten dürften. Alles, was er benöthigt war, lies er ſich, zu Vermeidung alles Verdachts, im Hauſe geben, und die meiſten Verrichtungen muſten die Zuſchauer ſelbſt machen. Der Hr. Peladine macht, wie ſie fragen, keine Zwiſchenhandlungen, dadurch er die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer etwan zerſtreuen könne, wie andere Gaukler thun: Sondern er macht alles ſehr gelaſſen, hat eine angenehme und zufriedene Geſichtsbildung, die doch aber die Kennzeichen eines ſcharfen Nachdenkens in ſich begreift. Ich hatte beſchloſſen, mit dieſer Nachricht für diesmal aufzuhören. Allein da ich in einer honetten Geſellſchaft bei dem Hrn. * * * von einigen Anweſenden ſehr curiöſe Diſcurſe hörte, ſo habe ich hiervon noch das kürzeſte mittheilen wollen: Der Hr. Secr. * * * eröfnete mir, daß der Marquis * * ohnlängſt dieſen Magum zu ſich rufen laſſen, und von ihm die Menſchen- oder Thierverwandlung vor 50. Ducaten zu ſehen begehret. Der Künſtler hat den Hn. Marquis * * erſucht, einen ſeiner Bedienten, den er verwandeln ſollen, herein kommen zu laſſen, und zu befehlen, was er aus ihm haben wolle. Hierzu nun wird ein Küchenjunge, ohne daß er weis, was mit ihm vorgehen ſoll, gerufen, und verlangt, ein wild Schwein aus ihm zu machen. Als dieſe Operation vorgehen ſollte, verſchwindet der Junge, und kommt aus einer Eke des Zimmers ein junger Friſchling gelaufen. Kurz hierauf verſchwindet das junge Schwein, und der Junge ſteht wieder da. Der Künſtler ſagt, man könne dieſen abgehen und einen andern kommen laſſen. Dieſes geſchieht, und wird in der Verwandlung ein Budelhund verlangt. Dieſen ſchaft er ſogleich, eben wie bei dem erſten, zur Stelle, hauet demſelben mit ſeinem Degen † den Kopf ab, ſo, daß alle Zuſchauer die Sehnen an dem Halſe deutlich ſehen können; ſodann ſezt er dem Rumpfe den Kopf wieder auf, und gibt dem Hunde das Leben, worauf derſelbe verſchwindet, und der andere Junge kommt gleich dem erſten wieder zum Vorſchein. Nun fragen Sie, ob man von dieſen Menſchen, die ſich zum Gegenſtande ſeiner Magie brauchen laſſen, nichts von ihren Empfindungen, die währender Verwandlung gehabt, erfahren können? Hierauf diene, daß eben dieſe beide Küchenjungen ſich nichts bewuſt geweſen, auſſer daß ihnen die ganze Zeitdauer als ein Schlaf gedauchet.

Die Kunſt des Peladine beſtehe nun, worinne ſie wolle? oder es ſey auch gar keine Kunſt, ſo will ich doch alle und jede bei dieſen erleuchteten Zeiten gewarnet haben, daß ſie es nicht für Hexerei halten. Die Schande dieſes Aberglaubens mus nun endlich völlig aus einem Reiche verbannet werden, wo die gröſten Weltweiſen auch dem Pöbel den Weg zur Vernunft längſt gebahnet haben, und welches zum Theil von Fürſten beherrſchet wird, welche dem Aberglauben durch ihre höchſte Macht vollends noch gar den Rükweg in diejenigen finſtern Zeiten und Länder zurükweiſen, wo man ihn als einen Gott verehret.

---

† Dieſer Degen iſt ſehr koſtbar, und er hat auch bei uns mit demſelben einen Hahn getödet und wieder lebendig gemacht, davon ich ein Zeuge bin.

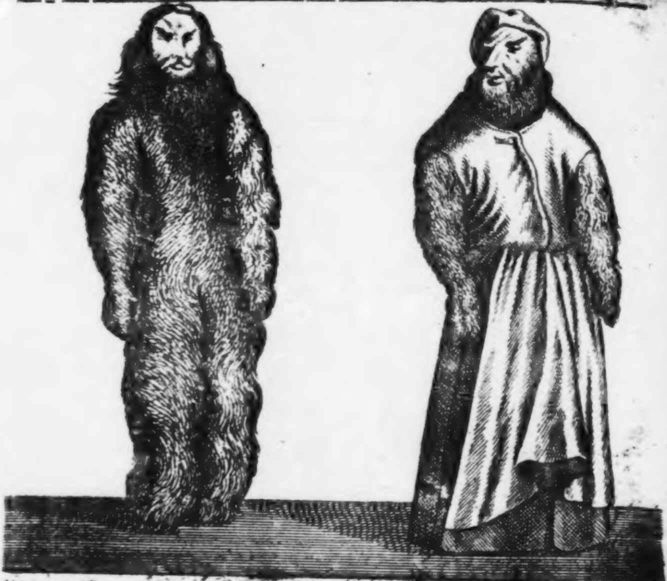
Reflexion über den wunderbaren Thomas Peladine, der mit ſeinem Blendwerk die Welt noch nicht vor gar langer Zeit bethöret.

Dieſer Mann hat an vielen Orten unſeres Teutſchlandes ſeine Kunſtſtüke ſehen laſſen, weswegen er auch von denen, die ſeine falſchberühmte Kunſt nicht eingeſehen, bewundert worden. Der Vorgänger ſeiner Wunderwerke iſt geweſen der ſogenannte miraculoſo Floriſanti, deſſen Kunſtſtüke in ſeiner Lebensbeſchreibung zu leſen, und von dem unter andern der Marquis * * * in den Memoirs und Avantures d' un Homme de qualité qui s'eſt retiré du monde, ſo Anno 1732. zu Paris in 8. herausgekommen, Tom. II. p. 100. ſeq. ſchreibet. Jedermann weis, was Avanturiers oder Marktſchreier ſind, welche die Welt durchſtreichen und ſich vieler Geheimnüſſe rühmen. Dergleichen nun kam einesmals einer in Rom an, der ſich Miraculoſo Floriſanti nennte, der wohl ſchwäzen konnte, und ein ſehr glüklich Gedächtnis hatte. Seinem Sagen nach beſaſſe er alle Künſte und Wiſſenſchaften, und jedermann war verwundert über die Fertigkeit, mit der er ſeine Kunſtſtüke denen Leuten anrühmte. Er machte ſich durch ein in die Luft geſtreutes ſubtiles Pulver zu einem Bären, und durch eben dergleichen Mittel präſentirte er noch mehrere natürliche Kunſtſtüke, welche die Unwiſſenheit des gemeinen Mannes vor Hexerei hält, ungeachtet es ganz natürlich zugehet, zu dergleichen dann folgendes Kunſtſtük gehöret, z. E. Man nimmt eine Wolfsleber, und röſtet ſie, bis man ein Pulver daraus machen kan, alsdann ſtreuet man davon auf den Weg, wo man eine Caroſſe herkommen ſiehet, in die Luft, ſo werden die Pferde nicht aus der Stelle gehen, bis das Pulver ſich völlig verſtreuet und verlohren hat. Bis ſo weit gehet des Marquis de * * * Erzehlung.

Aus dieſem erhellet, daß des Peladine Künſte, obgleich ſolche vor Zauberei ausgeſchrien worden, nichts wenigers als Taſchenſpielerei ſeyn, und nicht alle ſind Blendwerke. Zu unterſuchen, ob es wahr iſt, was ich hier ſage, iſt keine unnöthige Beſchäftigung, wie mir ein jeder zugeſtehen wird. Wie kan man aber eine Sache unterſuchen, um welche man ſich nicht bekümmert? Ich gebe es zu, daß die meiſten Taſchenſpielerkünſte Blendwerke ſind. Blendwerke ſind ſinnliche Begebenheiten, welche ganz was anders ſind, als was ſie zu ſeyn ſcheinen. Die Taſchenſpieler machen uns dieſe Blendwerke gemeiniglich durch Hülfe ihrer bei ſehr vieler Ubung erlangten Geſchwindigkeit vor. Ich halte daher diejenigen Bücher für nicht ſo gar unnüz, welche die Künſte entdeken. Manche Taſchenſpielerſtükle, oder dieſem ähnliche Blendwerke, kommen nicht auf dieſelbe allein an, ſondern haben würklich ihre phyſicaliſchen Urſachen. Vor ein paar Jahren war in der Schweiz ein Taſchenſpieler. Dieſer machte unter andern folgendes Kunſtſtük: Er ladete eine Kugel in eine Piſtohle; welches er alle Zuſchauer deutlich ſehen lies. Er trat ungefehr 3. Schritte von einem ſeiner Gehülfen, welcher beſtändig ſehr geſchwind einen Degen in einem Krais herum ſchwenkete, und damit die Kugel auszupariren vorgab. Jener zielte gerad auf deſſen ſein Herz, und wenn dieſer Feuer! ſchrie, ſchos jener mit einem ſtarken Knalle los. Die Kugel traf ihn auch in der That nicht, ſondern fiel zwiſchen beiden auf die Erde nieder, wie wir hernach alle ſahen. Daß der andere die Kugel auspariret haben ſollte, das iſt offenbar falſch und unmöglich. Die Sache aber geht ſo zu: Wenn man in ein Gewehr unter die Kugel ſehr wenig Pulver thut, ſo geht ſie durch den Schuſs zwar heraus: aber ohne alle Kraft. Sie fällt gleich vor dem Mundloche nieder, und der Knall dabei iſt ſchwach. Wenn man aber zugleich über die Kugel was von Pulver ſchüttet, ſo gibt es dennoch, natürlicher Weiſe, einen ſtarken Knall, und ſchwächet, weil das entzündete Pulver auch auf die Kugel zurük würket, die Gewalt, mit welcher die Kugel heraus fährt, noch mehr. Dieſes hat ein berühmter Naturkündiger in Frankreich ſchon im vorigen Jahr hundert entdekt. Dieſe Urſache iſt ſehr begreiflich; und vor keine Hexerei zu halten. GOtt Lob! wir leben nicht mehr in den Zeiten, da man in der Schweiz einen Brioché blos wegen ſeiner künſtlich verfertigten Puppen oder Marionetten auf den Scheiderhauffen werfen und verbrennen wollte. Die gemeinen Teufelsbanner wiſſē gleichfalls nichts mehr, als, was ihnen Betrug und Bosheit eingeben. Und ſolche Leute gehören unter die gefährlichſte Landesbetrüger, darunter denn auch diejenigen zu rechnen, welche mit denen ſogenannten Alrauns leichtglaubige oder einfältige Leute betrügen.

Von denen Alraunwurzeln.

Vorige Woche habe vernommen, daß ein Mann mit Alrauns hier geweſt, und ſolche um vieles Geld zu verkauffen geſucht hat. Es wird dahero nicht ohne Nuzen ſeyn, wenn der Betrug bekannt gemacht wird. Jener Bierwirth, der eine dergleichen geſchnizte Alraunwurze nur zum Geſpaſs hatte, war nicht ſo leichtglaubig, wie ſeine häufig kommende Gäſte, die nicht anderſt glaubten, als der Wirth werde pur darum ſo reich, weil er ein Alraunmännle habe, der ihm Gold münzen könne; ſondern er hat es ſeinen fleiſſigen Gäſten zu danken, denen er allezeit reichlich Waſſer in das Bier gegoſſen, welcher Betrug ſein Alraun war, von dem die Gäſte aber in Aberglauben und Schaden geſezet worden. Was nun eigentlich eine Alraunwurzel ſeye? davon haben wir in unſerm curioſen und in allen nöthigen Wiſſenſchaften ſehr nüzlichen Dollmetſcher p. 387. das Nöthige zwar ſchon angeführet. Wir wollen aber hievon hier noch ausführlicher handeln, für dieſesmal aber nur überhaupt und kürzlich dieſes melden: daß dieſe Alraunwurzeln, Mandragora genannt, von dem aus Candia gebrachten Saamen in Spanien, Welſchland und Frankreich gezeuget werden, deren Wurzelrinde eine Narcotiſche Schlafbringende und Schmerzſtillende Kraft haben ſolle, und in einigen Apothecen zu finden iſt. Die Landbetrüger oder Marktſchreier aber machen folgender Geſtalt Geld- oder Galgenmännle daraus: Selbige ſchnizen dergleichen Alraun aus der erſtbeſagten Mandragora-wurzel, und formiren ſolche nach Bildhauerart zu einer menſchlichen Geſtalt, und ſteken derſelben, damit die Wurzel Haare bekomme, ein Saamen- oder Gerſtenkorn unten ein, ſo hernach auswächſet, und kleine Zäſerlein als Haare vorſtellt, ſo wie hier in Kupfer geſtochen zu ſehen; darauf aber, damit der Betrug einen deſto gröſſern Aberglauben zuweg bringt, legen ſie dieſem alſo geſchnizten Bildgen ein Kleid an, und gürten es am Leib zuſam̄en, gleichwie die zweite Figur hierneben ausweiſet, legen es in ein Schächtelein, und verkaufen es alſo den Leuten, die ſich gerne betrügen laſſen, und die ihr Vertauen von GOtt ab- und auf ein ſo dergleichen Hexenwerk ſezen. Anno 1739. iſt zu Halle in Magdeburg hievon ein Tractätlein in 8vo in Druk heraus gekommen, unter dem Titul: *Schmidii Commentatio Epiſtolica de Alrunis Germanorum &c.* darinn von vielen Stüken eine Auskunft zu finden. Und in dieſem 1748ſten Jahr haben einige Gelehrte in denen Stuttgarder wochentlichen Anzeigenins beſondere davon gehandelt.



Ehe wir aber hier fortfahren, eine genaue und kurze Beſchreibung zu geben, was der Alraun ſeye, ſo wollen wir von deſſen Etymologia zuvor was gedenken: Diejenigen treffen es demnach hierinnen am beſten, welche aus Strabone erzehlen, daß die Teufelsprieſterinnen bei denen alten Teutſchen Alraunen genennet worden, weilen ſie durch raunen und murren ihr Antwort gaben, wenn ſie über künftige Dinge gefraget wurden: wie dann die phraſis, einem etwas in das Ohr raunen, noch heut zu Tag üblich iſt; maſſen die Alten überhaupt ſonderlich in dem finſtern Heidenthum leichtlich etwas zu Aberglauben und ſonderlich Zauberei gezogen, oder ihme wenigſtens dergleichen Namen beigeleget, wann auch die natürlichſte Dinge nur im geringſten eine Figur hatten, wie es z. E. mit der Succiſa geſchehen, welche gleich morſus diaboli oder Teufelsabbis heiſſen muſte, gleich als ob die natürliche Käſer dieſer Wurzel von einem unterirrdiſchen Geiſt oder dem Teufel hinein gebiſſen würde. Ja da uns I. B. de la Porta berichtet, daß zu ſeiner Zeit einige Landvaganten geweſen, welche eine durch Kunſt geſchnitzte Alraunwurzel mit herum geführet, die ihnen über Fragen von künftigen Dingen Antwort geben muſte, ſo iſt wohl zu glauben, daß dieſer Misbrauch lang vor ihm üblich, die Kunſt des Raunens oder Wahrſagens der Wurzel zugeſchrieben, und ihr dieſer Name wie denen Prieſterinnen ſelbſt ſchon beigeleget geweſen. Plinius libro XXX. VI. hat ſie Circæ oder Circæum genennet, ob dieſes von Circæ der zauberiſchen Hur, welche durch dieſe bald ſchlafend bald hellmachende Wurzel, (je nachdem das Temperament und der tonus partium eines Menſchen der ſie in dem Leib bekommet-beſchaffen iſt) die Geſellen Ulyſſiæ verwirret, daß ſie in dieſes oder jenes Thier verwandelt, zu ſeyn in der Tollheit ſich eingebildet, oder vielmehr da ſie als Schifbrüchige Leute vor Hunger ſelbſt von deſſen ſehr wohl anzuſchauenden Früchten gegeſſen, und die ſchlimme Würkung denen Speiſen und Trank der Circe hernach nur zugeſchrieben,oder weilen dieſes Gewächs in dem promontorio Circæo, Capo de Circello zwiſchen Terracina und-Nettuno häufig wächſet, woſelbſten ſich Circe aufgehalten, auch dieſe Revier den Namen ſelbſt von ihr bekommen, beſſer herzuleiten ſeye, wollen wir jezo nicht weiter unterſuchen, ſondern denen Criticis überlaſſen? Mandragora iſt ſein gewöhnlichſter Name bei denen Botanicis von Mândraſtabulum, caula; Dann es wird gerne gefunden wo ſich das Vieh ſammlet, und aufhält. Dioſcrodies machet lib. IV. c. 74. einen Unterſchied zwiſchen dem Männlein und Weiblem, und nennet das leztere Thridaclas, weilen deſſen Blätter denen Lattichblättern gleichen, und ſonſten die Früchten davon kleiner ſeynd. Wir können aber hier nicht ganz vorbei gehen anzumerken, daß weder das Erſtere noch das leztere eine genugſame Urſache zu dem Unterſcheid von beiderlei Geſchlecht in dieſem Erdgewächs abgeben könne, denn man hat heut zu Tage das männliche und weibliche Geſchlecht derer Pflanzen, wodurch ſie ſich propagiren, auf eine ganz andere, und zwar dreifache Art gefunden. Indeme bei einigen beedes Geſchlecht nicht nur in einer einigen Pflanzen zugleich, ſondern auch in einerlei Theilen derſelben ſich zeiget, als da ſeynd Tulipanen, Roſen, Pappele, Oelmagen u. a. m. Vid. Herrn Canzler Wolfens Phyſiq. §. 407. Die zweite Art des unterſchiedlichen Geſchlechts iſt zwar auch in einer einigen Pflanze, aber nicht in einerlei, ſondern in zerſchiedenen Theiler derſelben, als wie in dem Türkenkorn, Haſelſtaude. ꝛc. ꝛc. Die dritte Art derer unterſchiedlichen Geſchlechtsglieder derer Pflanzen zeiget ſich alſo, daß das männliche und weibliche Geſchlecht nicht in einem und nur einzigen Gewächs zugleich anzutreffen, ſondern es gehören allezeit zwei Exemplarien darzu, da in einem die männliche, in dem andern die weibliche Geſchlechtsglieder nach ihrer Art zu ſehen, wie bei dem Biegelkraut, Hopfen, Hanf u. a. m. Es iſt aber hier weder die Zeit noch unſere Abſicht uns in dieſe ſubtile Materie tiefer einzulaſſen, ſondern nur zu zeigen, daß der Unterſchied des Geſchlechts in dem Alraun nicht darinnen beſtehe, weilen eine Art davon denen Lattichblättern gleichet, oder ihre Früchten kleiner und wie geringe Aepfelein ſeynd. Sonſten haben die Alte die Mandragoram oder das ſogenannte Männlein auch Morion, Arien und Hyppoplomon, und das ſogenannte Weiblein Thrydaciam genennet; beede aber nach Antimeloon, Aleton, Kammoron, Minon, Hemionos und Gonegeonas &c. Und endlich in Serap. cap. LXIII. heiſſet ſie Jabora, in Averhæ aber Lephaa. Es würde zu weitläuftig ſeyn die Etymologiam dieſer Terminorum zu unterſuchen; wer Luſt hat, kan ſolche bei denen Philologis nachſchlagen, er wird aber bei keinem einigen die geringſte Spuhr merken, das nur einer von allen Autoribus, die ſolchen Namen gebraucht, dieſe tolle Meinung gehabt, daß dieſe Wurzel wahrſagen, und Geld oder ſonſten Glük bringen können. Nun kommen wir endlich von dem Wort auf die Sache als den Mandragoram oder den Alraun ſelbſten, und geben von ihme verſprochener maſſen folgende kurze Beſchreibung: Alraun iſt ein Erdgewächs, und gehöret unter die Arten derer Kräuter, die Beere tragen, die aber nicht wie andere dieſes Geſchlechts eingewikelt ſeynd, oder einen weiten Ueberzug haben, ſondern ganz blos da ſtehen. Dieſes Erdgewächs hat Blumen, Blätter, Frucht, Saamen und eine Wurzel. Die Blumen ſeynd braun, beſtehen nur aus einem Blätlein, ſo aber fünffach eingeſchnitten iſt, faſt wie ein Glöklein. Die Blätter ſind weislicht und auf der Erde wie Mangold ausgebreitet, linde anzugreifen, und ein quer Hand breit, wachſen ohne Stengel unmittelbar aus dem oberſten Theil der Wurzel heraus, wiewolen Plinius auch eine andere Art davon angibet, die haarichte Stengel hat, libr. 25. c. 13. und haben einen ſehr widrigen Geruch; der Beer, oder die Frucht hat die Gröſſe eines Apfels, doch eyförmig, und eine Farbe wie Saffran, welche Art Dioſcorides das Männlein, die andere aber, wie oben beſchrieben, das Weiblein nennet. Der Saame hat die Gröſſe der Bierukerne von brauner Farbe, iſt breitlicht gedruket, und formiret faſt einen elliptiſchen Halbcircul, an deſſen innern Ranft eine ſehr geringe Kerſe zu ſehen. Die Wurzel iſt dik und lang, beſtehet öfters aus 2. oder 3. Ramis. Schulzius in theſibus de materia medica p. 389. ſchreibet von ihr, daß ſie eine heftige Kraft zu purgiren habe, ſowolen zu betauben und Schlaf zu machen: von der leztern Würkung ſchreiben alle alte und neue Autores; ſo, daß man bei allem vor ihrem innerlichen Gebrauch gewarnet iſt; Sie hat aber auch die Kraft toll zu machen, wie man bei dem Schlaf machenden Opio ſiehet, welches durch den Misbrauch derer fatalen Empiricorum anſtatt die Schlafloſigkeit oder die Schmerzen zu vertreiben, die Patienten öfters gar in Raſerei vollends ſezet. Ubrigens wird ſie in heiſſen Landen, als Spanien und Italien, theils gepflanzet, theils wächſet ſie von ſelbſten in dem Promontorio Circæo, als auch in dem Apuliſchen Gebürge; Es iſt nirgends eine wohlbeſtellte Apothek, wo ſie nicht zu haben, weilen der gemeine Mann durchgängig und neben anderm auch dieſen Glaubē von ihr hat, daß ſie denen Krankheiten von Zauberei widerſtehe, welches die Urſache iſt, warum ſie in denen Apotheken häufig geſuchet und gekauffet wird. Gleichwie uns nun bedunket, daß wir das vornehmſte von dieſem Gewächs genugſam beſchrieben, als aus welchem allem nichts anders erhellet, als daß es ein ordentliches und natürliches Gewächs ſeye, welches der liebe Erdboden wie alle andere Pflanzen in der ganzen Welt hervor bringet, ſo iſt bei dieſen von dem Alraun vorausgeſezten Begriffen zu verwundern, wie es nur möglich ſeye, daß jemalen ein Menſch auf dieſe tolle Meinung gerathen oder ſich davon nur habe können traumen laſſen, daß es die Kraft habe, Gold oder gemünztes Geld gleich als eine Frucht zu tragen, es ſeye dann daß ſchon jemand vorhero eine gute Portion von dieſer Wurzel in dem Leib bekommen, die ihme das Gehirn ſo ſehr als denen Geſellen Ulyſſis verruket hätte. Da nun bekannt iſt, daß dieſe Wurzel aus allen wohlbeſtellten Apotheken kan abgelanget werden, ſo iſt iſt es der gröſte Unſinn, wann ſie jemand aus dieſer Abſicht kauft, daß ſie ihme Geld bringen ſolle, indeme der Apotheker das ganze Pfund nicht vor ein ſo weniges hingeben, wie in dem Wiener- Brandenburg- und Würtembergiſchen Tax der Preis auf ein gewiſes Pretium Obrigkeitlich angeſezet iſt, ſondern ſolches einträgliche Capital vor ſich behalten würde. Ferner kan ſich der gemeine Mann auch wohl vorſtellen, daß wo dieſe Wurzel die Kunſt beſizen würde, Gold zu fabriciren, die Innwohner derer Landſchaften, worinnen ſie von ſelbſten wächſet, nicht eine einige heraus laſſen, ſondern ſelbſt behalten würden, ſo viel als möglich. Da alſo die gemeineſte Leute in denen Landen, wo ſie wächſet, von ſolchem Aberglauben heut zu Tag nicht träumen, warum wollen dann

Leu

Leute aus andern Nationen in ſolchen Irrthum verfallen? Die junge Burſche in Italien werden auch das beſte Zeugnis geben, ob dieſe Meinung Grund habe, wann ſie in denen Gebürgen das Vieh hüten, und deſſen Früchten einander an die Köpfe ſchmeiſen, um ſich die Zeit zu vertreiben? Sehet! ſo ſchön wird in dem Vaterlande des Alrauns geglaubet, daß er Geld münzen könne. Weilen alſo unwiderſprechlich aus dem wahren Alraun kein Geld wächſet, wie viel weniger wird Geld zu erwarten ſeyn aus andern Wurzeln, welche die Landvaganten aus ihrem Gaukelſak nur davor ausgeben und fälſchlich verkauffen, von denen auch die Verkäufer ſelbſt ſolche Kraft nicht glauben, ob ſie ſchon übrigens ſolchen Aberglauben wenigſtens von der rechten Alraunwurzel ſelbſt noch hätten. Welche alſo ihr Geld vor eine falſch angegebne Alraunwurzel hingeben, ſeynd doppelt betrogen, dann die wahre Alraunwurzel hat dieſe Kraft nicht, und von der falſchen, wie ganz billig, glauben ſie es ſelbſten nicht. Es dienet alſo zu ſchon ſo oft in vielen Büchern und durch anderwärtige Erfahrung gegebene Nachricht, daß die Landvaganten und Theriakskrämer, wenn es hoch kommet, die raticem mei athamantici oder die radicem victorialis longe, gemeiniglich aber nur unſere Zaunrübenwurzel nehmen, ſolche nach ihrem Sinn ſchnizen, daß ſie einem Menſchenbild ja bald einem Männlein, bald Weiblein gleich ſiehet, und ſie vor Alraunwurzeln verkauffen. Noch toller lautet es, wenn man in dem gemeinen Leben damit dieſe Meinung gründen will, als ob dieſe Wurzel nur unter denen Hochgerichten zu finden, wo aus derer juſtificirten Menſchen ex crementis dieſelbe hervor wachſe; Allein man ſuche unter allen Hochgerichten in Teutſchland oder andern temperirten und kalten Landen den Alraun; und wer ihn daſelbſt aus der Erden gewachſen findet, dem dörfte man um Rarität willen ſicherlich ſo viel Capital verſprechen, als ſeiner Meinung nach ein ganzes Duzend Alraunwurzeln oder Geldmännlein jährlich abwerffen, dann der eine würde ſein Geld ſicher behalten dörffen, der andere aber ewiglich ohne Alraunwurzel bleiben, wie einer ewiglich ohne Pomeranzen bleiben würde, der ſie und ihre Bäume unter denen Dannen auf dem Schwarzwald ſuchen wollte. Es wäre zu wünſchen, daß bei dergleichen Betrügereien die Landvaganten mit ſamt der Alraunwurzel an einen Pfahl öffentlich an die Straſe aufgehenket würden, damit ein jeder dieſe Wurzel kennen lernen, und ſich vor allem Schaden und Betrug zu hüten wiſſe. Es iſt aber an dieſer irrigen Meinung nichts anders ſchuld, als wie Virgilius ſagt: Auri ſacra fames &c. &c. dann das Geld liebet man öfters zu viel, ja über alles; da man aber nicht allezeit ſo viel aufzutreiben weiſt, als die Begierde es zu haben gros iſt, ja öfters nicht ſo viel Geld in der ganzen Welt iſt, als ein mancher zu haben wünſchet, ſo verderbet der verderbte Wille auch die Einbildungskraft, ſo, daß dieſe die Grundgeſeze der Natur ſelbſten meiſtert, umkehret und gar deren Wurzeln die Kraft Gold und geprägtes Geld zu machen zuſchreibet, nur weilen dem verderbten Willen dadurch geſchmeichelt wird. Mit einem Wort! die Sünde des Aberglaubens hat keinen andern Urſprung, als den alle Sünder haben. Gleichwie aber alle Tugend fruchtbar iſt, und wieder andere Tugenden gebieret, eben ſo hat auch das Böſe die Natur an ſich, daß es wiederum nichts als Böſes hervor bringt. Wann der Menſch ſeine geſunde Sinnen und Verſtand brauchet, daß er handgreiflich ſihet, wie ſolche Meinung etwas thörichtes ja unmögliches in ſich begreife, womit aber gleichwohlen der übermäſigen Begierde Geld zu haben nicht allezeit geholfen iſt, ſo mus abermalen die Einbildungskraft von neuem gedruket, gemartert und verderbet werden, auf andere Mittel zu ſinnen, wie dieſem Unvermögen des Alrauns auf ein und andere, wiewol eben ſo thörichte und unmögliche

che Art könne geholffen werden. Dahero ſich viele ſollen bemühet haben, die Alraunwurzel zu der Geldgeburt damit zu bewegen, wann ſie ſolche auf eine beſondere Art ehren, und öfters oder auch zu einer gewiſen und dem Erfinder ohngefehr eingefallenen Zeit und Stunde in dem rothen Wein baden würden, gleich als ob dieſe Wurzel eine ambitiöſe Seele hätte, die niemand Geld brächte, als der ihr dieſen Dienſt erweiſen würde. Man möchte zwar ſagen: der rothe Wein habe eine natürliche Kraft, auf ſolche Art dem Alraun die Geldfruchtbarkeit beizubringen. Allein auf dieſes iſt abermal leicht, handgreiflich und kurz zu antworten, dann wer den Glauben hat, daß die rechte Alraunwurzel zu dieſem Geſchäft nöthig ſeye, und es ſonſt mit keiner andern angehe, übrigens aber zweifelt, ob ſie bei uns richtig zu haben, der laſſe ſie aus Italien kommen, woher ſie gar leicht zu beſchreiben, er ſchnize ſie noch weiter ſo künſtlich zu, als er kan, und bade ſie alle Tage in Alicanten und Ungariſchen Wein, ſo wird er unbetrüglich finden, daß kein Geld von ihr kommet, ſollte auch dieſe Ubung ein ganzes Seculum continuirt werden, eben ſo wenig als von einer Peterlingwurzel, die man täglich auf den Suppen iſſet, ſollte ſie gar in l'eau des carmes aufbehalten werden.

Von dem Gewitter, Aſpecten, und Prognoſticiren der Calendermacher.

Lucian zeigt uns in ſeinem Ikaromenippus ein ſehr lächerliches Bild der verkehrten Wünſche an denjenigen Wünſchen, welche oft zu gleicher Zeit auf verſchiedene und ganz entgegengeſezte Witterungen zielen. Auf dem Berge, ſagt er ohngefehr, wünſchet man Regen, wenn man im Thale um Sonnenſchein flehet, und den Akersmann verlanget nach dem erſten, wenn ſich der Reiſende nach dem leztern umſiehet. Ein Schiffer, der nach Oſten ſchiffet, bittet den Jupiter um den Weſtwind, und ein anderer, welcher nach Weſten ſchiffet, ſeufzet nach dem Oſtwinde. Alle flehen gleich brünſtig, alle wollen erhöret ſeyn: alle aber zu erhören, iſt dem Jupiter unmöglich. Wen ſoll er erhören? Soll er Sonnenſchein oder Regen, ſoll er Oſtwind oder Weſtwind verleihen? Lucian, welcher bei aller Gelegenheit das abgeſchmakte der heidniſchen Religion lächerlich machte, läſt denjenigen vom Jupiter erhöret werden, welcher ihm am meiſten opfert. Auf dieſe Art entſcheidet er die Sache nach ſeiner phyſicaliſchen Einſicht ſowohl, als nach ſeiner moraliſchen Abſicht.

Den wahrhaften GOtt, von welchem alle Veränderungen in der Welt herrühren, treiben ganz andre Urſachen, einem jeden Orte und einer jeden Zeit dieſe oder jene Witterung zu beſtimmen. Alle unzählichen Veränderungen derſelben haben ihr erſtes Triebwerk in der allgemeinen Einrichtung der ganzen Natur. Es iſt Sonnenſchein und Regen, Oſtwind und Weſtwind da, wo jegliches um dieſer Einrichtung des weiſeſten Weſens willen nöthig iſt. Bekehrte Wünſche locken keinen Tropfen aus den Wolken, keinen Stral aus der Höhe und kein Lüftchen aus Oſten; ein demüthiges Bitten aber verlangen dennoch die Pflichten der Ehrfurcht gegen die Gottheit.

Die Veränderungen des Wetters haben aber allemal ihren phyſicaliſchen Grund in der vorhergehenden Beſchaffenheit deſſelben. Wenn wir ein Gewitter haben: ſo iſt dieſes durch vorhergegangene Sonnenhize verurſachet worden. Wir haben kein Thauwetter, ohne vorhergegangenen Froſt, und keinen Regen ohne vorhergegangenen Sonnenſchein, durch welchen die zum Regen nöthigen Dünſte in die Luft erhoben worden. So leicht die natürlichen Urſachen einiger Witterungen zu finden ſind; ſo ſchwer ſcheinet dieſe Unterſuchung zu ſeyn, wenn man die Witterungen mehr im Ganzen betrachtet. Warum iſt beſtändig die Witterung eines Jahres von der Witterung eines andern unterſchieden? Warum iſt ſie zuweilen ſo merklich unterſchieden, daß wir von kalten Wintern, heiſſen Sommern, trokne und naſſen Jahren reden hören? Warum iſt das Wachsthum und der Miswachs der Feld- und Gartenfrüchte jedes Jahr faſt in jeder Art derſelben ſo unterſchieden? Warum ſehen wir oft in einem Jahre viel Feldfrüchte und wenig Gartenfrüchte, und umgekehrt? Worinne beſteht das Weſen und der Unterſchied derjenigen Witterungen, auf welche der Miswachs und das Wachsthum der Feld- und Gartenfrüchte ankömmt? Wer mir auf dieſe Fragen in der Kürze antwortet: **Es iſt GOttes Wille**, dem will und kan ich zwar nicht widerſprechen: ich werde ihm aber antworten, daß jezo die Frage ſey, durch was für natürliche Mittel GOtt ſeinen Willen in dieſen natürlichen Veränderungen vollziehe?

Der Stand des Erdbodens gegen die Sonne und die Vermiſchung und Beſchaffenheit ihrer Theile verurſachen nothwendig eine Abwechſelung von Wärme und Kälte, von Regen und Sonnenſchein. Durch den erſtern werden Sommer und Winter verurſachet: Sommer und Winter aber ſind an ſich ſchon eine Abwechſelung der Wärme und Kälte, doch ziehet ſie derſelben noch weit mehrere nach ſich. Durch die leztern werden aber die meiſten und häufigſten Veränderungen des Wetters verurſachet.

Es iſt eine groſſe Wohlthat des Himmels, daß die Jahreszeiten ihren ordentlichen Lauf haben, und daß er uns vorher wiſſen läſt, in welchen Theilen des Jahres es warm und kalt ſeyn wird. Denn dieſe längſt auf Erfahrung und ſpät auf Einſicht gegründete Wiſſenſchaft ſagt uns, wenn wir ſäen und pflanzen ſollen. Aber nur zu wiſſen, wenn es überhaupt warm und kalt ſeyn wird, dieſes iſt noch eine ſehr unvollkommene Wiſſenſchaft. Unſere Hofnung mislingt uns gar oft, weil wir nicht wiſſen, wie warm und wie kalt es ſeyn wird, und ob wir naſſe oder trokne Zeit haben werden? Wie ſehr iſt nicht oft die Wärme und Kälte eines Sommers, und eines Winters von der Wärme und Kälte eines andern unterſchieden! Und doch iſt einer jeden Art von Feld- und Gartenfrüchten nur ein gewiſer Grad der Wärme und Kälte zuträglich. Aber eben die verſchiedenen Naturen der Pflanzen, welche ſo verſchiedene Witterung erfordern, ſind Urſache, daß in keinem Jahre alles gerathen kan. Wir merken auch dieſes an der jährlichen Klage unſerer Hausväter ganz wohl, worunter die meiſten ſelten ihre Gärten und Felder ohne Murren wider die Göttliche Güte beſuchen. Aber wie wenig erwägen ſie, daß ihre Wünſche unmöglich alle zu erfüllen ſind! Der Lauf der Natur verſtattet es nicht anders, als daß wir jährlich an ihren Schäzen etwas vermiſſen müſſen, damit wir ihrer Freigebigkeit nicht überdrüſig werden. Wir werden künftiges Jahr ein weit gröſſeres Vergnügen an den Gartenfrüchten haben, da uns in dieſem Jahre dieſes Vergnügen beinahe gänzlich verſaget iſt.

Wer auch die Vermehrung dieſes Vergnügens nicht begreifen kan, der überlege nur die natürlichen Urſachen der verſchiedenen Witterungen und des verſchiedenen Wachsthumes und Miswachſes, wenn er ein inniges Vergnügen an der weiſen Einrichtung des Schöpfers empfinden will.

Die Pflanzen gleichen in Anſehung der verſchiedenen Witterung, welche ſie zu ihrem Gedeien nöthig haben, den Menſchen in Anſehung ihrer Bedürfniſſe. Viele Menſchen bedürfen eben das, was viele andere bedürfen, und doch nur einige erhalten können. Daraus aber entſtehet bey einem Theile derſelben nothwendig ein

Mangel. Viele Pflanzen zerlangen in eben dem Monate viel Wärme, da ſie vielen andern ſchädlich iſt. Fällt ein hoher Grad der Wärme in dieſen Monat: ſo werden die leztern wenig, und die erſtern, wenn nichts anders dazwiſchen kömmt, viel Früchte tragen. So iſt es auch mit der Trokenheit und Näſſe beſchaffen. Ein öfterer Regen im Heumonat und Auguſt iſt den ſpäten Sommergewächſen ſo zuträglich, als er einer beglükten Ernde hinderlich iſt. Hat man ſich alſo in dieſem Falle zu verwundern, wenn Kraut, Kohl, Rüben und dergleichen Küchengewächſe wohlgerathen, die Ernde aber unſre Wünſche nicht erfüllet; Wenn ein heiſſer Sommer auf einen gemäſigten Frühling folgt: ſo gelangen die vorhandenen Feld- und Gartenfrüchte zu ihrer völligen Reife; aber die ſpäten Sommergewächſe haben dabei wenig Gedeien.

Auch die Witterung ganzer Jahre iſt den Gewächſen untereinander zuwider. Einige haben beſtändig trokne, andre beſtändig feuchte Witterung vonnöthen. So gewis es aber iſt, daß trokne und naſſe, kalte und warme Jahrszeiten und Jahre allezeit gewiſe Feld- und Gartenfrüchte wohl oder übel gerathen laſſen, ſo gewis iſt es auch, daß wir dieſe verſchiedenen Witterungen nicht auf viele Jahre vorher beſtimmen können. Es iſt alles ein leeres Gewäſche, was die phantaſtiſchen Verfaſſer der hundertjährigen Calender den Einfältigen hierinne bereden wollen. Ihren ſogenannten ſieben Planeten, dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Sonne, der Mercur und dem Monde, geben ſie das Regiment über die Witterungen, jedem ein Jahr; und blos ihrer Gütigkeit haben dieſe ſieben Planeten ihre abwechſelnde Herrſchaft über ein ihnen unbekanntes Reich zu danken. Wie regieren ſie aber dieſes Reich? Durch ihren Einfluſs in daſſelbe, antwortet man. Sie theilen, fährt man fort, den Jahren ihre Natur mit, und machen ſie kalt und troken, wenn ſie kalt und troken ſind; feucht und warm, wenn ſie feucht und warm ſind; warm und troken, wenn ſie warm und troken ſind. Ohne zu begreifen, wie dieſe Mittheilung zugehet, frage ich ferner, woher ſie wiſſen, daß ein Planet feucht oder troken, warm oder kalt iſt. Damit es nicht ſcheine, als ob ſie dieſe Eigenſchaften auch nach Belieben unter die Planeten austheileten: ſo ſchlieſſen ſie dieſelben ganz natürlich aus ihrer Farbe und aus ihrem Glanze. Saturn iſt feucht und kalt, weil er ein etwas mattes und blaſſes Licht hat; Mars mus alſo nothwendig heis und troken ſeyn, weil er roth, lebhaft und feurig iſt. Ich finde nicht nöthig, wider dieſe gegründeten Folgen etwas einzuwenden. Aber worauf gründet ſich die Rangordnung dieſer Luftbeherrſcher! Dieſe iſt wiederum ſehr vernünftig, und kan allen Rangſtreitigkeiten unter ihnen vorbeugen. Ptolemäus, ein Patriarch unter den Sternſehern, und folglich ein alter ehrlicher Mann, hat geſagt, daß die Erde im Mittelpuncte der Welt ſtünde, und daß ſich um ſelbige der Mond, hernach der Mercur, alsdenn die Venus, ferner die Sonne, hierauf Mars, dann Jupiter und endlich Saturn, bewegte; und er würde es nicht geſagt haben, wenn es nicht wahr wäre. Nun gehen unſre Calendermacher von auſſen hineinwärts, und fangen vom Saturn an zu zehlen bis zum Monde, und in dieſer Ordnung geben ſie den Planeten nach einander das Regiment über die Erde, welche ſie alle in ihrem Mittelpuncte haben. Es gehöret nur ein gemeiner Verſtand dazu; das abgeſchmakte Weſen und den Ungrund der Wetterprophezeiungen, welche ſich auf die Herrſchaft der Planeten gründen, einzuſehen. Und eben ſo leicht kan man begreifen, wie wenig ein Hausvater ſeine Einrichtung nach der Anzahl und Menge des Kornes, des Waizens, der Aepfel, Birnen, Pflaumen, Weintrauben, Nüſſe, u. d. gl. welche die hundertjährigen Calender ihm hundert Jahre voraus zumeſſen und zuzehlen, machen kan. Denn dieſe Art aſtronomiſcher Rechnungen gründet ſich auf die Natur und Herrſchaft der Planeten; dieſe aber haben ihren Einfluſs nur in dieſe Federn der Calenderſchreiber.

Die Propheceiungen der jährlichen Calender ſind ſo nichtswürdig, als der hundertjährigen ihre. Dieſe propheceien das Wetter der Jahre, und jene das Wetter der Tage. Ein jeder begreift, daß es eine vergebliche Sache iſt: das Wetter der künftigen Tage eines ganzen Jahres aus der Beſchaffenheit unſrer Luft zu beſtimmen, in welcher der nächſte Grund der täglichen Veränderungen deſſelben enthalten iſt. Dieſe iſt auch nicht dasjenige, worauf unſre jährlichen Calenderſchreiber ihre Propheceiungen gründen. Es ſind ebenfalls die lieben Planeten überhaupt, und insbeſondere iſt es derſelben Stand gegen einander, welchen man die Aſpecten nennet. Ich will bei dieſer Gelegenheit dieſen Begrif etwas deutlicher machen.

Was man im gemeinen Leben einen runden Kreis nennet, das nennen die Mathematicverſtändigen einen Zirkel. Ein jeder Planet ſcheinet am Himmel durch ſeinen Lauf einen Zirkel zu beſchreiben. Die Planeten durchlaufen überdieſes alle einen gewiſen breiten, um deſſen ganzen Umfang herum ſich erſtrekenden Strich, welcher der Thierkreis genennt wird. Aus dieſem weichen ſie weder diſſeits, noch jenſeits, weder nach Mitternacht, noch nach dem Mittage ab; er ſelbſt erſtrekt ſich aber von Morgen gegen Abend. Dieſer ganze Strich, dieſer Thierkreis, kan als ein Zirkel betrachtet werden. Wenn nun ein Planet z. E. die Venus, von einem andern, z. E. vom Monde, um den vierten Theil dieſes Zirkels abſtehet: ſo ſagt man, Venus ſey mit dem Monde im gevierten Scheine. Stehen ſie um den ſechſten oder dritten Theile von einander ab: ſo ſind ſie im geſechſten oder gedritten Scheine. Stehen ſie einander gerade gegenüber, ſo daß der Mond gerade ſo weit über der Erde ſteht, als die Venus unter der Erde ſteht, oder umgekehrt: ſo ſind der Mond und die Venus im Gegenſcheine, und ſie ſind in der Zuſammenkunft, wenn keines von beiden, weder gegen Abend, noch gegen Morgen, von dem andern abweicht, ſondern beide entweder einander deken, oder gerade über und untereinander ſtehen.

Die Aſpecten laſſen ſich durch aſtronomiſche Rechnungen auf alle künftige Zeiten eben ſo genau vorher beſtimmen, als die Mondsgeſtalten und die Sonnen- und Mondsfinſterniſſe. Wenn ſie nun die Veränderungen des Wetters verurſachten: ſo würden wir dieſe vielleicht eben ſo zuverläſig vorher wiſſen können. Aber das erſtere iſt zu allem Unglüke! nicht wahr. Was iſt das für eine Folge: Mars, ein hiziger Planet, ſteht mit dem Mercur,. einem feuchten Planeten, in der Zuſammenkunft; alſo mus zu dieſer Zeit Donner und Bliz erfolgen. Oder Saturn und der Mond ſtehen miteinander im Gegenſcheine; folglich mus es mittelmäſig warm und kalt, feucht und troken ſeyn. Wie kan denn der verſchiedene Stand der Planeten unſerer Luft ihre Eigenſchaften mittheilen, und dieſelben vermiſchen, und dadurch unſre Luft wieder verändern? Doch was ſage ich von den Eigenſchaften der Planeten? Dieſe ſind Erdichtungen, und alles, was darauf gegründet iſt, das iſt Tand. Ich gönne meine Augen den Verzeichnüſſen der Aſpecten in den Calendern ſelten, und den Wetterpropheceiungen niemals, weil ich weis, daß, als der Calenderſchreiber dieſelben aufgeſezet, ſein Kopf mit dem Hundsſterne in Conjunction geweſen iſt.

Aber warum findet man gleichwol dieſe Propheceiungen noch immer auch zum Theil in den beſten Calendern, welche zuweilen gelehrte und verſtändige Männer zu Verfaſſern haben? Es iſt keine andere Urſache hiervon, als der Nuzen der Verleger. Der Bauer, was ſage ich, der Bauer? faſt alle Käufer ſehen zuerſt nach dem Wetter im Calender; eher wird er nicht gekauft. Da nun, wie es in vielen andern Dingen zu geſchehen pflegt, alſo auch hier, verſtändige einmal ſpielen müſſen: ſo geſchieht es gleichwol mit aller Bequemlichkeit. Sie laſſen die Adſpecten Adſpecten ſeyn, und ſchreiben, wie der Hr. Baron von Wolf in ſeiner Chronologie gar weislich erinnert, das Wetter ſo hin, wie es ihnen einfallt; doch ſo, daß es der Zeit nicht zuwider iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß es im Heumonate warm, im Jenner kalt, und im April ſtürmiſch ſeyn wird. Gut! ſo ſezen ſie dieſe Witterung etlichemal in dieſem Monate. Es wird doch wohl einmal zutreffen; und wenn nur dieſes iſt: ſo iſt der Calender ſchon ſeine 18. Pf. werth, und der Calendermacher kan mehr, als Brod eſſen. Ein vor wenig Jahren verſtorbener gelehrter Mathematikverſtändiger, welcher damals der Verfaſſer eines hier ſehr bekannten Calenders war, hat gemeiniglich in Geſellſchaft guter Freunde, mit ihnen gemeinſchaftlich, bei einer Pfeife Tabac, ſein Wetter gemacht. Ich habe dieſe Nachricht aus dem Munde eines groſſen und glaubwürdigen Gelehrten, welcher ſelbſt oft in den Verſammlungen dieſer Wetterpropheten Siz und Stimme gehabt hat. Was ich von den Wetterpropheceiungen in den Calendern geſagt habe, das iſt aus gleichem Grunde von dem gut Aderlaſſen, Schröpfen, Purgiren, Kinderzeugen, oder Entwöhnen, (wie es etwan heiſt) und dergleichen zu verſtehen.

Die Calender laſſen uns alſo, in Anſehung des zukünftigen Wetters, in groſſer Ungewisheit. Auſſer denſelben aber iſt auch wenig Troſt zu holen. Doch wenn wir das gegenwärtige Wetter genau bemerken und aufzeichnen, und auf das künftige gleiche Aufmerkſamkeit wenden: ſo können wir vielleicht durch die Länge der Zeit und Menge der Beobachtungen einige Regeln entdeken, nach welchen eine Witterung auf die andere folgt. Zwar die Witterung der nächſt folgenden Stunden und Tage zimlich zuverläſig vorher zu ſagen, iſt ſo eine übernatürliche Kunſt nicht, daß ich mich, nebſt vielen Landsleuten, nicht ſelbſt derſelben ſollte rühmen können: aber das Wetter künftiger Jahre zu propheceien, iſt ein Werk von gröſſerer Schwierigkeit. Hierinnen einigen Verſuch zu thun, mus man zuerſt auf die beſonders kalten und heiſſen, naſſen und dürren Jahre Acht haben, und ſehen, was für Jahre darauf folgen, oder was für Witterungen vorher gegangen ſind. Vor dem kalten Winter des 1740. Jahres hatten wir im 1739. Jahre einen naſs kalten, trüben und neblichten Herbſt. Auf den heiſſen Sommer des verwichenen 1746. Jahres folgte in eben demſelben und in dem heurigen Jahre ein warmer Winter. Wenn wir dergleichen mehrmal bemerken: ſo können wir ſchon einen Schluſs machen; zumal, da dieſe Folgen ihre gegründeten phiſicaliſchen Urſachen haben.

Sehen wir nun mit Wahrſcheinlichkeit die Hauptwitterung des künftigen Jahres vorher: ſo können wir faſt mit eben dieſer Wahrſcheinlichkeit das Gedeien und den Miswachs der Früchte in demſelben vorherſehen. Ein jeder vermuthete bei dem heurigen warmen Winter, daß ſpäte Fröſte die allzuweit heraus gelokten Fruchtknoſpen der Bäume verderben, und uns alle Hofnung zu reichlicher Einſammlung des Obſtes rauben würden. Und man hat recht geurtheilet; wie die betrübte Erfahrung zeiget. Würden wir aber, wenn der Winter gewöhnlicher Kälte geweſen wäre, daraus haben ſchlieſen können, daß die Gartenfrüchte wohl gerathen würden? Einige Wahrſcheinlichkeit würden wir zwar vor uns gehabt haben: aber wie leicht hätte nicht eine zeitige Frühlingswärme das häufige Aufkommen des Ungezieſers befördern und uns unſre Hofnung wieder benehmen können!

Man ſieht alſo wohl, mit wie viel Ungewisheit dergleichen Muthmaſungen noch verknüpft ſind. Bei aller Furcht aber wiſſen wir doch ſo viel, daß niemals ein allgemeiner Miswachs an allen Früchten erfolget. Wir vermiſſen heuer das Obſt: die Vorſicht hat uns aber deſto gröſſere Hofnung zu einer reichen Getreideernde gewähret. Bei einerlei Witterung verdirbt das eine, und das andre bleibt unbeſchädigt. Selbſt die heurigen Gartenfrüchte hat kein allgemeines Verderben betroffen. In tiefen und überhaupt vor häufigem Andringen der Luft wohlverwahrten Oertern vermiſſen wir wenig Baumfrüchte. Und dieſe wenigen werden genug ſeyn, bei dem Seegen der Felder, eine angewohnte Lüſternheit zu vergnügen. Für die Nothdurft haben die vorhergehenden Jahre geſorget.

Von der Hungerscur.

Da zu den meiſten Krankheiten nebſt der ungeſunden Luft, und ungezähmten Affecten, die Unmäſigkeit im Eſſen und Trinken Urſache, ſo iſt nichts beſſers dagegen als Mäſigkeit und zu gewiſen Zeiten Hunger. So lange man nun mäſig und nach Nothdurft iſſet und trinket, bleibet man geſund, ſo bald aber die Unmäſigkeit erfolget, ziehet ſelbige Krankheiten nach ſich, und ſind anjezo wohl die Teutſchen, Holl- und Engelländer die unmäſigſten Nationen. Was die Unmäſigkeit aber vor Schaden anrichte, ſiehet man von den Kindern an bis zum männlichen Alter durch ſo vielerlei Krankheiten, ſo faſt alle daher ihren Urſprung haben. Es hat aber die Hungercur, deren Vortheil ſchon die Alten erkannt, ihren Nuzen zuförderſt gegen die Vollblütigkeit. Daher wer da merket, daß die Adern ſtark anlauffen, oder das Fleiſch ſchwammigt und blutreich, daß ſie daher ſo gleich von jeder Bewegung ermüden oder ſonſt Trägheit des Leibes vermerken, thut ſehr gut, daß er einige Tage in der Woche weder Speiſe noch Trank genieſet, oder doch der Menge der Speiſen und deren Nahrhaftigkeit merklich abbreche, und damit lange genung anhalte. (Hierbei iſt zu gedenken, daß eine ſchöne blühende Farbe des Geſichts nicht eben allemal das beſte Zeichen ſey, ſondern ſolche Leute haben wohl auf ſich Acht zu haben, daß ſie nicht in Krankheiten fallen: daher ihnen nichts beſſers als eine mäſigere Lebensart anzurathen, daß ſie Speiſen, ſo weniger nahrhaftes Weſen bei ſich führen, zu ſich nehmen.) Man wird aber bei dem Hunger bald folgende gute Würkung merken, nemlich daß der Leib leichter, und zur Bewegung und Arbeit geſchikter wird, die Tranſpiration wird nicht gehindert, die etwa vorhin verſpürte Hartleibigkeit verſchwindet, der Magen ſammlet keine Cruditäten, und das verdikte Geblüt wird flüſſig. Welches alles um ſo gewiſer folget, wenn bei der Mäſigkeit auch genugſame Bewegung geſchicht. Es hilft auch ſchon viel, wenn einer, der des Tages zweimal gegeſſen, ſelbiges nur einmal thut, nur daß er ſodann nicht in einer Mahlzeit ſo viel als ſonſt in zweien zu ſich nimmt. Es wird auch kein vollblütiger Menſch durch dieſen Abbruch der Speiſen matt und hinfällig, wo er zumal keine ſchwere und anhaltende Arbeit dabei zu thun hat. Nächſt dem thut die Hungercur dem Magen die beſten Dienſte, weil bekannter maſen die Uberladung des Magens nichts als lauter Beſchwerlichkeit verurſacht, ſo durch dieſes Mittel, indem der Magen Zeit genung zu verdauen hat, abgeholfen wird. Fernerweitig hilft dieſes Mittel gegen die Cachexie, d.i. wenn die Leute an ihrem ganzen Leibe bleich aufgedunſen und heslich ausſehen, und wider die Waſſerſucht, auch gelben Sucht; ingleichen gegē Verſtopfungen und Verhärtungen derer Viscerum, in Colic, in der paſſione iliaca, bei Entzündung oder Verwundung des Magens, gegen Krankheiten, ſo von gehemmter

Tranſpiration ſo wohl durch eine kalte und feuchte Witterung, ſonderlich zu der Zeit, wenn der Mond eben zunimmt, als auch durch Verdikung und Uberfluſs des Geblüts vornemlich gehindert wird. So dann dienet die Hungercur auch noch gegen alle Fieber, inſonderheit hizige, wo vornemlich der Patient, zumal an den Tagen, da ſich die Krankheit brechen will, verſchonet werden mus: wie auch gegen Kräze, böſe Geſchwüre, Unreinigkeit der Haut, Huſten, Schnupfen und Flüſſe: ja ſie iſt das zuverläſigſte Mittel gegen alle Arten der Gicht. Endlich ſo dienet auch die Mäſigkeit und Faſten dem Gemüthe, indem es ſelbiges ſehr erleichtert und ermuntert. Wer demnach ſtudiret, und ſonderlich wer eines langſamen und trägen Temperaments iſt, thut wohl, wenn er wenig iſſet, oder gar, wo ſonſt nichts hindert, das Abendeſſen auf die Seite ſezet. Uberhaupt iſt als eine Generalregul zu merken, daß in jeder Krankheit beſſer ſey gar nicht zu eſſen, als den Patienten dazu zu nöthigen, um ſo mehr, wenn kein Appetit vorhanden, und der Magen einen Abſcheu vor die Speiſen ſelbſt bezeuget; auch mus man nach überſtandener Krankheit dahin ſehen, wenn der Appetit wieder kommt, daß man ſich nicht zu vielen oder ungeſunden und harten Speiſen verleiten läſſet. Daher ſchwache und von Krankheit oder Hunger ausgezehrte Perſonen ſich nur immer nach und nach wieder zum Genus der Speiſen gewöhnen ſollen. Ubrigens ſind noch folgende Reguln zu merken 1) daß, wer eine Zeitlang gehungert, ſich nicht auf einmal wieder ganz ſatt eſſen mus. 2) Iſt, ehe man die Hungercur anſtellet, vorhero recht zu unterſuchen, ob die gegenwärtige Krankheit würklich vom Uberflus entſtanden, oder ob etwa eine Verlezung innerlicher Theile bereits einen würklichen Abgang der Kräfte verurſachet habe. Auf den erſten Fall iſt die Hungercur allemal gut, auf den lezten aber iſt dahin vielmehr zu ſehen, ob und wie weit dieſes Mittel zur Vorbereitung auf eine glükliche Cur ſtatt finde, oder ob ſelbiges wegzulaſſen. Maſſen allerdings, wo die Hauptſache auf den Uberflus ſcharfer und ſalziger Feuchtigkeiten ankommt, billig Bedenken zu tragen dieſes Mittel zu rathen. 3) Es iſt beſſer oft in einem Tage und allzeit wenig zu eſſen, als ſich zu überladen: dieſes iſt ſonderlich nach langen Faſten wohl in Acht zu nehmen. 4) Es mus ein jeder ſeine Kräfte wohl prüfen. Alte Leute können lange hungern, das männliche Alter kan auch noch zimlich aushalten; hingegen junge Leute, die noch in ihren Wachsthum ſtehen, denen kömmt es ſehr hart an, am allerwenigſten aber können es Kinder, zumal die eines muntern Naturells, ertragen, 5) Wer ſich zu purpiren, Aderlaſſen und Schwizen gewöhnt, oder beſtändig mit vieler Arbeit, die Kräfte erfodert, beſchäftiget, für den iſt, ſo lange er ſich noch in dieſen Umſtänden befindet, die Hungercur keine Sache. Weil man auch im Sommer am meiſten ſchwizet, und alſo viel Feuchtigkeiten dadurch weggehen, ſo greifet auch der Hunger alsdenn mehr an, als im Winter, Frühling und Herbſt. 6) Wer wenig zur Tranſpiration geneigt, auch wenig Arbeit, wodurch ſelbige erreget wird, vornimmt, kan immer länger hungern, als ein anderer, der nicht tranſpiriret. Folglich wer immer ſtille ſizt, hat öfters Urſach zu faſten, als einer der immer zu ſchaffen; und die Frauensleute haben immer mehr Recht zum Hunger als die Mañsperſonen. 7) Wer nicht Luſt hat zur Hungercur, nehme doch wenigſtens im übrigen die Diät ſorgfältig in Acht, und prüfe, ob es geſünder täglich einmal, oder wo man ſich zwingen kan, zweimal und deſto weniger zu eſſen. Wer endlich auch mit dem Kopf viel arbeitet, iſt allemal gut, ſich harter und Blähungen verurſachender Speiſen, als Schweine- und Gänſefleiſch, Käſe, Milch, Hülſenfrüchte und dergleichen zu enthalten.

Von der alten teutſchen Rhetoric,

(So hier eingerukt worden, damit man ſehe, wie die alten Teutſchen zu ſchreiben gewohnt geweſen ſeynd.)

Der Titel dieſer teutſchen Rhetoric iſt folgender: **Formulare und tütſch Rhetorica.** Es beſtehet dieſelbe aus 83. Blättern in folio. Am Ende iſt zu leſen: **Hat gedrukt der fürſichtig Johannes Knobloch, Burger zu Strasburg, unnd geendet uff den dritten Tag des Merzens. Anno M. CCCCC. XI.** Der Verfaſſer dieſer Rhetoric iſt Hinrich Gesler von Freiburg. In der Vorrede meldet er von Anfang, wie daß: manigfaltig Flys und Arbeit, ſynt bisher durch die ſcharpfen Kunſt wyſſen und der fryen Künſten erfahrnen meyſter, zu lob unnd dienſt den gemeynen man gelegt, an underwyßung der löblichſten Kunſt rhetoric heymlichkeit, daruß jedem gradt unnd ſtadt, ſeyn ſchuldig gezierd oder gebührlich zulegung zu reden unnd zuſchreiben der unerfarend erlernt möcht werden, dabey auch bisher nit wenig geſchen ſeynt, mitlauffen die formen manigerley Verſchrybungen, damit die welt künftig irrung und vergeſſenheit, hader und ſpene gegen eynander fürzekommen varen thüt. Zu was Ende er dieſes Buch heraus gegeben, meldet er in folgenden Worten: Darumb allyn denſelben zu dankbarkeit, die diß werkly gefröuwen mag zu merer erſchießung der künſtlichen zeugung ſo vor berürt rhetoric meyſter uns für gehebt handt, ich meyn nit die wehnwizigen, denen hiemit zu dienen eyn geſzdt iſt, ungeachtet was darine ſtrafbars von den erübtern dießer practic beſcholten, deren büßung billich darin gefolgt wirt. Hab ich Heynricus Geßler vonn Fryburg ſchüler der keyſerlichen rechten, meyn erfahresheyt, ſo auß des adels zucht, der ſietten policy, unnd lendern gewonheiten, durch die lantſchaften ſchwaben und elſaß mit weßenheit ſtatt übender practic in ſchulen der rechtsohendelern rathſchlegen tagen und tagdingen bey den dreyßig jaren bißher ernietet in dis büchlyn geformt, dabey gezörgt allermeyſt die nüw ſpülgung gewonheit unnd ſtylum der practic dirr jezlauffender zyt, unnd nit deſtmynder der lentlichen jez nüw angenomen rhetoric regel, etlich ſo denn darzu dienen mögen, deßglich etwas der keyſerlichen geſezen gebruch unnd artikel vor die erſchießen können darinn geflochten.

Der Verfaſſer handelt erſtlich von den Titulaturen in Briefen, hernach gibet er allerhand Formeln zu den Gerichtshändeln, zu Ladungen, Schuldverſchreibungen, Kaufbriefen, Teſtamenten. Dem niedrigſten Grad der weltlichen gibet er folgende Titel: Ritter Streng, Thurneißgnoß edellüt, Edel Veſt, nüw uffkommenn edellüt, From und Veſt, nüw geſchöfft edellüt, Eren Veſt.

Die Eigenſinnigkeit.

Eſt animusque tenax indomitumque caput,

Die Moden verändern die Kleider, und die Tugenden ihre Namen; bald werden wir keine Laſter mehr haben. Halsſtarrigkeit heiſſet Grosmuth, und Eigenſinn, Standhaftigkeit. Die Eigenſinnigkeit iſt der erſte Affect, der ſich an den Menſchen äuſſert; wir ſind kaum auf der Welt, ſo wollen wir ſchon mit ganzem Eifer, was wir wollen. Verſagt man uns dasjenige, wornach wir mit den Händen greiffen, ſo empöret ſich das kleine Herz mit Zorn und Wuth. Dieſer Eigenwille wächſet von Tag zu Tage, je mehr man ihm nachgibt. Wie glüklich wären wir, wann wir bei Zeiten einen ſo gefährlichen Feind unſrer Ruhe bei uns ausrotten könnten, ehe er noch Kräfte gewinnet, und alle unſre Handlungen bemeiſtert.

Man beobachtet, daß dieſer Affect ſich noch ſtärker bei dem andern Geſchlecht äuſſert, als bei dem unſrigen. Die Urſache davon iſt dieſe: Wir kommen frühzeitig unter die Aufſicht der Lehrmeiſter, welche durch eine ſtrenge Zucht unſern Willen beugen. Man untergibt uns hernach einen Herrn, der keine Gefälligkeit für uns hat, ſondern uns bei allen Vorfällen durch die Sinnen fähret; Es ſey daß wir Kriegsdienſte nehmen, oder an Hof kommen, oder ſonſt unter ein ander Joch geſpannet werden. Wir ſehen uns allenthalben unter einem jungen und ſpöttiſchen Volk, das auf unſre Fehler lauret, uns verächtlich anbliket, und über die mindeſte Vergehungen durchhechelt. Man wiederſpricht uns; man beſtrafet uns, man lacht uns aus, und wenn wir empfindlich darüber werden, ſo müſſen wir gewärtig ſeyn, daß wir in verdriesliche Händel gerathen; dieſes widerfährt ſowohl den artigſten als alberſten jungen Leuten. Wir finden allenthalben ſinnreiche Köpfe, die unſre Vorzüge beeiſern, und unſre Schwachheiten entdeken. Dieſes erniedriget ein wenig unſern Hochmuth und die vortheilhaften Meinungen, die wir von uns ſelbſt haben. Wir werden beſcheiden, um nicht lächerlich zu ſeyn.

Mit dem Frauenzimmer im Gegentheil, verhält ſich die Sache gans anders: Sie werden zärtlich erzogen, man ſezet ihrem Eigenſinn nichts entgegen. Sie erwachſen unter der Aufſicht einer für ſie ſtets beſorgten Mutter. Ihr Verſtand wird mit lauter Tändeleien und Kleinigkeiten angefüllet: Aus dieſen werden ihre Begriffe zuſammen geſezt, die, indem ſie als bloſe Puppen der Einbildung, ſich am erſten in ihr Gehirne prägen, andre Eindrüke, welche von der Vernunft und Uberlegung herkommen, ſo leicht nicht annehmen. Sie erſcheinen ſo bald nicht unter andern Leuten, ſo ſchmeichelt ihnen jedermann. Es iſt eine Unhöflichkeit, ihnen Wahrheiten ins Geſicht zu ſagen, welche ſie beleidigen können: beſizen ſie dabei ein wenig Schönheit oder Annehmlichkeit, ſo werden ſie erhoben, bewundert und verehret. Man läſſet ihnen keinen Raum übrig, ſich ſelbſt und ihre Fehler zu erkennen: Einbildung, Hochmuth und Eigenſinn formiren alſo die erſte Grundſäze ihrer Sittenlehre. Die Mannsleute, die ſich in ihre gepuzte Angeſichter vergaffen, helfen ſie ſelbſt mit verderben: ſie vergöttern dieſelbe als ihre Buhler, und werden von ihrem Eigenſinn gezüchtiget, als Männer.

Die Eigenſinnigkeit findet ſich ſowohl bei dummen, als bei verſtändigen Leuten. Nicht daß der Verſtand an und für ſich ſelbſt die Urſache eines ſolchen Fehlers ſeyn ſollte. Mit Nichten. Es iſt aber etwas gemeines, daß unſre Laſter ſich des Verſtandes bedienen, ja dieſe werden durch jenen nur um deſto gefährlicher. Verſtand und Tugend machen zuſammen die Weisheit aus. Dieſe iſt allzeit lehrſam, und läſſet ſich gerne ſagen: ſie hat nichts übertriebnes, nichts eigenſinniges: ſie kennet die uns von Natur anklebende Schwachheit, ſie demüthiget ſich, ſie ſucht die Wahrheit und das Gute, ohne ſich an Vorurtheile und eigne Neigungen zu binden.

Diejenige, die zu wenig Verſtand haben, können nichts bei ſich überlegen, noch das Gute von dem Böſen unterſcheiden: ſie folgen ihrem Trieb, wie die unvernünftige Thiere. Alles was ſie wollen, das wollen ſie mit Heftigkeit. Vergebens macht man ihnen Vorſtellungen; die ſchönſte Vernunftſchlüſſe haben nichts, das ſie rühret. Es iſt eben ſo viel, als wenn man einen Ochſen bereden wollte, ſeine Arbeit mit Uberlegung zu thun. Dergleichen Menſchen mus man Zaum und Gebis ins Maul legen, und ſie zwingen, dasjenige zu thun, was Pflicht und Geſeze von ihnen fordern. Dieſes ſind die dumme Eigenſinnige.

Der wizige Eigenſinnige iſt eine Creatur von einer ganz andern Art. Weniger lenkſam, mehr gefährlich, und ſelten zurecht zu bringen. Hier gewinnet die Eigenſinnigkeit das Anſehen einer Tugend, und man erweiſet ihr wohl gar die Ehre, ſie eine Standhaftigkeit, und wo es geiſtliche Sachen betrift, einen Wahrheitseifer zu nennen. Wie viel Glaubensartikel ſind ſchon aus dieſer Quelle entſprungen? bei unzählichen Streitfragen, welche ein ſtolzer und eingebildeter Wiz auf die Bahn brachte, muſte man dem Eigenſinn nachgeben, um Friede zu haben.

Dieſer Eigenſinn allein, vom Hochmuth unterſtüzet, hat die vielerlei Secten und Kezereien in der Welt eingeführet. Ein Menſch fühlet nicht ſobald ſeine eigene Vorzüge, ſo will er herrſchen; er will daß man ſeinen Einſichten ſich unterwerfen, und ihn bewundern ſoll. Man kan ihm nicht wohl widerſprechen, ohne ihn zu beleidigen; er macht aus ſeinen Lehrſäzen eine Sache GOttes; er wird andächtig bös: es gilt nicht allein um die Wahrheit; er mus ſeine Meinung behaupten.

Die Eigenſinnigkeit verhindert nicht allein die Erkenntnis der Wahrheit, ſondern ſie ſtöret auch die gemeine Ruhe, indem ſie nichts als Zank und Uneinigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft verurſachet. Wir wollen, daß andre denken ſollen, wie wir, und andre wollen im Gegentheil, daß wir ſo denken ſollen, wie ſie; unendliche Verbitterungen und Feindſeligkeiten werden dadurch genähret: das gemeine Volk wird gegen einander aufgehezet, und man haſſet einander, um die Eigenſinnigkeit gewiſer Leute zu verehren, die man Gelehrte und Geiſtliche nennet.

Ein eigenſinniger Menſch iſt überdem auch ein unglükſeeliches Geſchöpfe, in Anſehung ſeiner ſelbſt: er weis nicht nachzugeben, es ſoll alles nach ſeinem Willen gehen, wo er einmal auf etwas fällt, da iſt er nicht davon abzubringen. Er verhalsſtarriget ſich auf ſeinen Meinungen. Er will ſogar dem Verhängnis Regeln vorſchreiben. Er weichet weder zur Rechten noch zur Linken. Veränderungen, Vernunft, Glük und Zeit, alles dieſes bewegt ihn nicht, ſeinen Eigenſinn fahren zu laſſen, und ſich nach ſeinen Umſtänden zu richten; Er will lieber zehen Narrheiten begehen, als einmal ſagen, daß er ſich geirret habe. Unſere tägliche Erfahrung überzeuget uns unſrer vielfältigen Schwachheiten. Wie können wir unſre Fehler verbeſſern? Wie können wir als Chriſten unſre Mängel und unſer tiefes Verderben einſehen, wenn unſer Gemüth im voraus ſchon mit dem unſeligen Wahn eingenommen iſt, daß wir auf unſern Meinungen beharren, und unſere Thaten durch keinen Widerſpruch entehren wollen? Der Weiſe läſſet ſich ſagen; der Narr aber iſt immer klug, ſpricht Salomon. Der Einfältige kommt zur Weisheit, indem er ſeinen eignen Einſichten mistrauet, und guten Rath annimmt. Der hochmüthige Eigenſinnige im Gegentheil, bleibt ein Thor ſo lang er lebet.

Es iſt noch eine Art der Eigenſinnigkeit, die bis zur Hartnäkigkeit ausſchweifet. Leute von dieſem Character ſind eigenſinnig, aus keiner andern Urſache, als um eigenſinnig zu ſeyn: ſie nehmen weder Vernunft noch Vorſtellungen an: ſie ſind dermaſen verhärtet und verſtoket, daß ſie niemals den Verſtand brauchen, um eine Sache zu überlegen: ſie haben keine Wahl, ſondern wie ſie auf etwas fallen, ſo fallen ſie darauf: ſie wiſſen davon nicht die geringſte Urſache zu geben: ſie wollen, das iſt alles. Ihre ganze Freude, ihr ganzes Glük, ihre ganze Hoheit beſtehet darinnen, dieſem gewaltſamen Trieb ihres Herzens ſich zu ergeben, und ihm, wenn es ſeyn mus, alles aufzuopfern. Alles mus hier ſich biegen, oder brechen; ſie werden Helden oder verlieren den Kopf: ſie ſiegen, oder rennen in ihr eignes Verderben. Wenn ſie ſich vorgeſezt haben, auf einer Stelle zu bleiben, ſo weichen ſie nicht vor tauſend Spieſen und Degen; ſie lauffen in das dikſte Feuer, und ſcheuen weder Gefahr noch Tod: ſie raſen ohne Tollheit, und ſchwermen ohne Wahnwiz. Sie ſind vernünftig auſſer ihrem Eigenſinn, ſobald aber dieſer ſie einmal aufbringet, ſo ſcheinen ſie unſinnig. Der ſchwediſche Held des Herrn von Voltaire, hatte etwas von dieſer Eigenſchaft. Seine Tapferkeit würde diejenige der gröſten Helden übertroffen haben, wo er ſich ſelbſt, und ſeinen Eigenſinn hätte überwinden köñen.

Man ſollte eine ſo harte Leidenſchaft nicht bei dem zarten Geſchlechte vermuthen; allein auch dieſes iſt nicht frei davon: Es gibt gewiſſe Schönen, die eben einen ſolchen Heldenmuth beſizen, ſich und ihre ganze Wohlfahrt einem ſo grauſamen Eigenſinn aufzuopfern. Die Eigenſinnigkeit iſt ohnedem ſchon ein Fehler dieſes Geſchlechts, und die Liebe macht ſie nicht ſelten zu eben ſolchen Märterinnen einer blinden Leidenſchaft, als die Männer zu eigenwilligen Schlachtopfern ihrer Heldenſucht.

Von den Vampiren.

Unter die allzu wunderbaren und eben deswegen unglaublichen Begebenheiten der Natur gehöret das, was man von den Vampiren erzehlet. Es iſt ſchon viel über dieſe Mitteldinge von Lebendigen und Toden geſchrieben und geſtritten worden, daß ſich alſo ein jeder das Beſte heraus leſen kan. Meinen Leſern einige Nachricht davon und Gelegenheit, davon nach Befinden zu urtheilen, zu geben, wird genung ſeyn, wenn ich ihnen Folgendes, wo die Sache ins Kurze gezogen iſt, vorlege. Ich hoffe, ſie werden ſich dieſe Erzehlung nicht bewegen laſſen, eine Sache zu glauben, welche nur an den türkiſchen Grenzen glaublich ſcheinen kan.

Es ſtarb zu Anfange des Septembers vorigen Jahres in dem Dorfe Kiſllowa, drei Meilen von Kradiſch ein zwei und ſechzig jähriger Alter. Drei Tage nach ſeiner Beerdigung erſchien er in der Nacht ſeinem Sohne und forderte zu eſſen. Dieſer gab ihm etwas, und er as und verſchwand. Der Sohn erzehlte am Morgen ſeinem Nachbar, was ihm begegnet war? Der Vater erſchien dieſe Nacht nicht, aber die folgende lies er ſich ſehen, und verlangte zu eſſen; man weis nicht, ob ihm der Sohn etwas gegeben hat, oder nicht: aber ſo viel iſt gewis, man fand ihn am Morgen in ſeinem Bette tod. An eben demſelben Tage wurden 5. bis 6. Perſonen in dem Dorfe plözlich krank, und in einigen Tagen ſtarb einer nach dem andern. Der Officier oder Landrichter lies ſich von dem, was vorgegangen war, unterrichten, und ſendete einen Aufſaz hievon an den Tribunal zu Belgrad, welcher 2. von ſeinen Officiren, nebſt dem Scharfrichter, die Sache zu unterſuchen, in das Dorf ſchikte. Der Kaiſerl. Officier, von dem dieſe Nachricht herſtammet, begab ſich von Gradiſch dahin, ein Zeuge einer Begebenheit zu ſeyn, von der er ſo viel hatte reden hören. Man eröffnete alle Gräber derjenigen, die ſeit 6. Wochen begraben waren. Als man zu dem Alten kam, fand man ihn mit offenen Augen, einer lebhaften Farbe, und natürlichem Athemholen, übrigens aber unbeweglich und tod, woraus man ſchlos, daß er ein rechter Vampir ſey. Der Scharfrichter ſties ihm einen Pfahl durchs Herz, und man machte einen Scheiterhauffen, darauf man den toden Cörper zu Aſche verbrannte. Sonſt fand man weder an dem toden Cörper des Sohnes, noch an dem andern ein Merkmal des Vampirismus.

Wir ſind, GOtt ſey Dank! nicht weniger, als leichtglaubig. Wir müſſen aber auch geſtehen, daß uns alle phiſicaliſche Einſicht, die wir in der Begebenheit anwenden könnten, keine einzige Urſache erkläret. Indeſſen können wir eine eidlich und von gewiſſenhaften Leuren bezeugte Begebenheit würklich zu glauben nicht abſchlagen; da es zudem bei dieſen Leuten nicht allein iſt. Wir ſchreiben hier eine Sache ab, die 1732. geſchehen, alſo lautend:

In einem gewiſen Craiſe von Ungarn, lateiniſch Oppida Heydonum genannt, an dem Tibiscus, insgemein die Thyſer, welche zwiſchen den Ufern des geſeegneten Bezirks Tokey und Siebenbürgen flieſt, glaubt das bekannte Volk, welches man Heiduken nennet, gewiſe Tode, die ſie Vampire heiſſen, ſaugten den Lebenden alles Blut aus, und zwar ſo, daß dieſe ſich zuſehend verzehrten, da ſich hingegen die toden Cörper, wie die Blutegel, in ſolcher Menge mit Blut anfülleten, daß man ſolches aus den Harnröhrern und Schweislöchern lauffen ſehe. Dieſe Meinung wird durch viel Begebenheiten beſtärket, daß es ſcheinet, man könne nicht daran zweifeln, in Betrachtung des Standes der Zeugen, die ſie vergewiſert haben. Wir wollen hier einige der Betrachtungswürdigſten mittheilen: Vor ohngefehr 5. Jahren wurde ein gewiſer Heiduke, mit Namen Arnold Paul, der in Medreiga wohnte, durch das Umſchmeiſen eines Heuwagens zerquetſchet. Dreiſig Tage nach ſeinem Tode ſturben 4. Perſonen plözlich, und zwar ſturben ſie, nach der alten Nachricht der Landsleute, wie die, welche von dem Vampiren beſchweret ſind. Man erinnerte ſich alſobald, daß Arnold Paul oft erzehlt hätte, wie er in der Gegend von Coſſowa und an den Grenzen von türkiſch Servien von einem Vampir ſey beunruhiget worden; (denn ſie glaubten auch, daß diejenigen, die in ihrem Leben mit den Vampiren ſind beläſtiget geweſen, nach ihrem Tode ſelbſt Vampiere werden, nemlich, daß diejenigen, welche ſind ausgeſogen worden, wieder ausſaugen.) Allein er hat ſich zu heilen ein Mittel gefunden, indem er von der Erde des Grabes eines Vampirs geeſſen und ſich mit ſeinem Blute beſtrichen. Eine Vorſicht, die doch nicht verhinderte, daß er es nach ſeinem Tode wurde, indem man alle Zeichen eines Erzvampirs an ſeinem toden Cörper gefunden, den man 40. Tage nach ſeiner Beerdigung wieder ausgegraben hatte. Sein Cörper war roth, ſeine Haare, ſeine Nägel, ſein Bart waren wieder gewachſen, und er mit ſo viel flieſendem Blute angefüllet, daß es durch das Leilach, worein er war gewikelt worden, überall durchflos. Der Hagnagy, oder Richter des Orts, war bei ſeiner Ausgrabung zugegen, und lies, als ein in dem Vampirismus erfahrner Mann, einen ſpizigen Stahl, indem er der Gewohnheit folgte, durch das Herz des toden Arnold Pauls und durch alle Theile ſeines Cörpers, ſtoſſen. Man ſagt, daß er, als dieſes geſchehen, einen erſchröklichen Schrey gethan habe, als wenn er gelebt hätte. Nachdem dieſes geſchehen, hieb man ihm den Kopf ab, und verbrannte ihn ganz; hernach warf man die Aſche in die Sawa. Man begegnete den 4. andern von dem Vampirismus geſtorbenen Perſonen auch alſo, indem man ſich fürchtete, ſie möchten andere, nach ihrer Art, ums Leben bringen.

Binnen drei Monaten ſtarben 17. Perſonen beiderlei Geſchlechts und von unterſchiedenem Alter durch den Vampirismus; einige ohne krank zu ſeyn und andere nach zwei oder drei Tagen, von groſſer Mattigkeit. Man erzehlet unter andern, daß eine mit Namen Stanoska, die Tochter des Heiduken Jowizo, welche ſich bei völliger Geſundheit niedergelegt, mitten in der Nacht zitternd aufgewacht; erſchröklich geſchrien, und geſagt, der Sohn des Heiduken Millo, der vor 9. Wochen geſtorben war, hätte ſie im Schlafe erwürgen wollen. Von dem Augenblike an wurde ſie ſchwach und ſtarb zu Ende des dritten Tages. Was das Mägdchen von dem Sohne des Millo geſagt, wurde alſobald für einen

Vampier gehalten. Man grub ihn aus, und fand ihn alſo. Die Vornehmen des Orts, die Aerzte, die Barbierere unterſuchten, wie der Vampirismus nach der vor einigen Jahren angewanden Vorſicht könnte ſeyn fortgepflanzet worden. Man entdekte endlich nach vielem Unterſuchen, daß der verſtorbene Arnold Paul nicht allein die vier Perſonen, davon wir geredet haben, ausgeſogen hätte, ſondern auch viele Thiere, davon die neuen Vampire gegeſſen hätten, und unter andern den Sohn des Millo. Nach dieſen Endekungen faſte man den Schluſs, alle ſeit einer gewiſen Zeit Geſtorbene auszugraben, und während einer gewiſen Zeit fand man 17. mit allen deutlichſten Zeichen des Vampirimus. Man durchſtach ihnen das Herz, hieb ihnen den Kopf ab, verbrannte ſie, und warf ihre Aſche in den Fluſs. Alle dieſe Berichte und Executionen, davon wir geredet haben, ſind in guter Form eidlich aufgeſezt, und von vielen Officiren, welche in dieſem Lande zur Beſazung lagen, von dem Regimentsfeldſcheerer und von vielen Vornehmen des Orts beſtätiget worden. Das Verfahren davon iſt gegen das Ende des lezten Januarii ſchriftlich dem Kaiſerlichen Kriegsrath zu Wien überſchikt worden, welcher eine Kriegscommiſſion niedergeſezt hat, die Wahrheit dieſer Begebenheit zu unterſuchen. Es ſind zwar unterſchiedene Mittel, die Meinung von dieſen vermeinten Wiederkommern zu zernichten, und die Unmöglichkeit, den aller Empfindung gänzlich beraubten toden Cörper zugeeignenden Würkungen zu zeigen. Das erſte iſt die Erklärung aller Wunder des Vampirismus durch phiſicaliſchen Urſachen. Das andere, wenn wir die Wahrheiten dieſer Geſchichten gänzlich läugnen; und dieſes lezte iſt ohne allen Zweifel das ſicherſte und klügſte. Allein da es von Leuten von Anſehen und durch die Leute des Plazes iſt beſcheiniget worden, ſcheinet es ein offenbarer Beweis der Würklichkeit der abgeſchmakteſten Erzehlung zu ſeyn. Ehe ich zeigen werde, wie wenig man ſich auf alle Rechtsformularitäten vorgeſchriebener Materien, welch einzig die Philoſopie betreffen, gründen ſoll, werde auf einige Zeit voraus ſezen, daß würklich viele Perſonen an den Ubel ſterben, welches man den Vampirismus nennet. Ich lege ſogleich zum Grunde, es kan ſich zutragen, daß tode Cörper, ob ſie ſchon ſeit einigen Tagen ſind eingegraben worden, durch die Canäle des Cörpers flieſendes Blut vergieſſen. Ich füge noch bei, es iſt ſehr leicht, daß ſich gewiſe Leute einbilden, durch die Vampire ausgeſogen zu werden, und daß die Furcht, welche die Urſache dieſer Einbildung iſt, in ihnen eine ſo heftige Bewegung verurſachet, die ihnen das Leben raubet. Iſt es was unmögliches, daß, da ſie ganze Tage mit der Forcht, welche ihnen die beſagten Wiederkommer einprägen, beſchäftiget ſind, ſich im Schlafe die Begriffe von dieſen Geſpenſtern ihrer Einbildung vorſtellen, und ihnen einen ſo heftigen Schreken verurſachen, von welchen einige den Augenblik, andere aber kurz darauf ſterben? Wie viele Menſchen hat man nicht von Erſchreken in einem Augenblike ſterben ſehen? Hat nicht auch die Freude dieſe betrübte Würkung öfters hervorgebracht? davon wir in unſerm curioſen und nüzlichen Dollmetſcher pag. 174. was gedacht haben. Ich entdeke bei der Unterſuchung der Erzehlung von den Toden der vorgegebenen Märtyrer des Vampirismus, alle Zufäll der epidemiſchen Schwärmerei, und ich ſehe deutlich, daß der Eindruk, welcher die Furcht in ihnen macht, die einzige Urſache ihres Todes iſt.

Sollte dieſe Erzehlung nicht gleich einen jeden, der nur ein wenig philoſophiſche Einſicht hat, zeigen, daß der behauptete Vampirismus nichts als eine bewegende Einbildung iſt? Man ſiehet da ein Mägdchen, welche erwacht, welche ſagte, man habe ſie erdroſſeln wollen, und welche indeſſen nicht iſt ausgeſogen worden, weil ihr Schreien den Vampir an ſeiner Mahlzeit verhindert hat. Sie iſt es auch wahrſcheinlich hernach nicht geworden, weil man ſie in den andern Nächten ohne Zweifel nicht verlaſſen, und ſie, wenn der Vampir ſie beſchweren wollen, ihre Klage es den Umſtehenden würde entdeket haben. Sie ſtirbt dennoch 3. Tage nach ihrem Schreken, und ihre Traurigkeit, ihre Mattigkeit zeiget offenbar, wie ſehr ihre Einbildung war gerühret worden. Diejenigen, welche ſich in Städten, wo die Peſt geherrſcht, befunden haben, wiſſen aus Erfahrung, daß viele Leute blos durch die Furcht ihr Leben verlohren haben. Wenn einen da das geringſte Übel zuſtoſt, bildet er ſich ein, es rühre von der epidemiſchen Krankheit her, und dieſes macht in ihm eine ſo heftige Bewegung, daß es faſt unmöglich iſt, dieſer ſtarken Veränderung zuwider ſtehen. In der vorigen Erzehlung heiſt es: Drei Tage nach ſeiner Beerdigung erſchien er in der Nacht ſeinem Sohne, forderte zu eſſen, as, und verſchwand. Am Morgen erzehlete der Sohn ſeinem Nachbarn, was ihm begegnet war, dieſe Nacht erſchien der Vatter nicht, aber die folgende, ... man fand den Sohn in ſeinem Bette tod. Wer ſiehet nicht in dieſen Worten die ſicherſte Merkmale einer vorher gefaſten Meinung und Furcht? Da ſie das erſtemal von der Einbildung der behaupteten Beſchwerung der Vampire betroffen, gelangten ſie nicht zu ihrer völligen Würkung, und waren nur ſeinen Verſtand dahin zu bringen, mehr fähig zu ſeyn, lebhaft gerühret zu werden. Es unterblieb auch nicht, und die Würkung ward hervorgebracht, welche natürlicher Weiſe erfolgen muſte. Es iſt hier wohl zu merken, daß der Tode die Nacht auf denjenigen Tag, an welchen der Sohn ſeinen Traum den Freunden erzehlet, nicht wieder kommen, weil ſie nach aller Wahrſcheinlichkeiten dieſelbe Nacht bei ihr gewacht, und ihn gehindert haben, ſich der Furcht zu überlaſſen.

Ich komme nun auf die toden Cörper, die mit flüſigen Blut angefüllet, deren Bart, Haare und Nägel ſich wieder erneuert haben. Ich glaube, man kan dieſe Wunder bis auf den vierten Theil herunterlaſſen, und man iſt höflich genung, wenn man etwas weniges davon zugibet. Alle Philoſophen wiſſen zur Genüge, wie ſehr dieſes Volk und auch gewiſe Geſchichtſchreiber die Sachen, welche ihnen nur ein wenig übernatürlich vorkommen, vergröſern. Indeſſen iſt es keine Unmöglichkeit, dieſe Sache phiſicaliſch zu erklären. Die Erfahrung lehret uns, daß es gewiſe Gegenden hat, den Cörper vollkommen friſch zu erhalten. Die Urſachen hievon ſind ſchon zur Genüge erkläret, ich brauche mir dahero keine Mühe zu geben, einen nüzlichen Bericht davon zu machen. Es iſt zu Toulouſe in einer Mönchskirche eine Höhle, wo die Cörper, ſo in ihrer Vollkommenheit bleiben, daß die, welche beinahe noch 2. Jahrhundert da gelegen, wie lebendig ſcheinen. Man hat ſie auch wohl an die Mauer geſtellet, und ſie tragen ihre ordentliche Kleidung. Am beſonderſten iſt hiebei, daß die Cörper, welche man an die andere Seite dieſer Höhle legt, in 2. oder 3. Tagen der Würmer Speiſe werden. Den Wachsthum der Nägel, der Haare und des Barts hat man an vielen toden Cörpern oft bemerket. Es bleibet noch viel Feuchtigkeit in den Cörpern zurüke, es iſt dahero nicht zu verwundern, daß man in einiger Zeit die Vermehrung in den Theilen ſiehet, in welchen keine lebendige Geiſter nöthig ſind. Das durch die Canäle des Cörpers laufende flüſige Blut ſcheinet eine weit gröſſere Schwürigkeit zu verurſachen; doch man kan auch von dieſem Ablaufen phiſicaliſche Urſachen angeben. Es würde ſich ſehr wohl zutragen können, daß die Höhe der Sonne die ſalpeteriſchen und ſchweflichſten Theile, welche ſich in der Erde, den Cörper zu erhalten, befinden, erwärme, daß dieſe Theile, welche ſich in den nur eingeſcharrten Cörper einverleiben, zu gähren anfangen, daß geronnene Blut wieder flieſſend machen, und vermitteln, daß es durch die Canäle nach und nach laufe. Dieſe Meinung iſt um ſo vielmehr wahrſcheinlich, da ſie durch eine Erfahrung iſt beſtättiget worden. Wenn man in einen gläſernen oder irrdenen Gefäſſe einen Theil Nahrungsſaft oder Milch mit zwei Theil an der Luft entſtandenen Weinſteinöl vermiſchet, ſiehet, wird der Saft, welcher vorher weis war, roth werden; weil das Salz des Weinſteins verdünnet, und der ölichte Theil der Milch völlig aufgelöſet, und in eine Art von Blute verwandelt werden wird. Dasjenige welches ſich in den Gefäſſen des Cörpers erzeuget, iſt ein wenig rother aber nicht diker. Dieſes iſt es alſo was man ſagen kan, wenn man höflich ſeyn und wenn man die von dieſen falſchen Wundern gegebene Zeugnüſſe nicht gänzlich leugnen will. ꝛc.

Das Schikſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluſs zu ergründen,
Nach welchem GOTT die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der unendliche bei ſeiner Schikung führt?
Du ſiehſt bei Dingen, die geſchehen,
Wie das vergangne Recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchicht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen.
Dis ſiehſt du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schikung wiſſen;
So müſteſt du, was GOtt iſt, ſeyn.
Begnüge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehen zu blöd am Geiſte biſt;
Und las dich hier ein Jüdiſch Beiſpiel lehren,
Daß das, was GOtt verhängt, aus weiſen Gründen flieſt,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schikſal iſt.
Als Moſes einſt vor GOTT auf einem Berge trat,
Und ihm von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schikſal lenkt, um gröſre Kenntnis bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier flos ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Steg bei dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſak bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebükt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſezte ſich, um auszuruhen, nieder,
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergas,
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wilden Ungeſtümm,
Und forderte ſein Geld von ihm.
Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zulezt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend tod.
Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kanſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt.
Denn wiſſ': es hat der Greis, der jezt im Blute ligt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

Von

Von dem Schaden der Schnürbrüſte.

Wir müſſen hier was beſonders zum Dienſte des ſchönen Geſchlechtes anmerken; Mein Vorhaben aber iſt hier nicht, ſolches zu tadeln, welches eigennüzig und ſtrafbar wäre, ſondern wir zeigen hier nur den groſſen Schaden, welchen die Schnürbrüſte dem Frauenzimmer und auch andern verurſachen. So gros dieſer Schaden iſt, ſo leicht wird es mir ſeyn, denſelben darzuthun. So bald die zarten Kinder auf die Welt ſind, wikelt man ſie ſo enge ein, als es möglich iſt. An ſtatt dieſes ſchon ſchädliche feſte Einwikeln zu verbeſſern, legt man ihnen bald darauf den fiſchbeinernen Panzer, die Schnürbruſt an, und fährt fort, die zarteſten Gliedmaſen an dem Leibe und die Eingeweide in demſelben wider die Natur zuſammen zu preſſen.

Die innere Weite des Unterleibes wird um die Helfte wenigſtens enger gemacht. Wo ſollen nun der Magen, die Gedärme und die übrigen darinne befindlichen Eingeweide hinweichen? Werden ſie nicht dabei auf das heftigſte in ein ander hineingedrükt und zu ihrer erweiternden und zuſammenziehenden (periſtaltiſchen) Bewegung, welche zu der höchſtnöthigen Verdauung der Speiſen unumgänglich erfordert wird, faſt ganz untüchtig gemacht? Der Magen wird in die Höhe gepreſt, und drükt alſo das Zwergfell, (Diaphragma) welches die Scheidewand zwiſchen Bruſt und Unterleib iſt, mit Macht in die Höhe. Dadurch, und zugleich durch das Schnüren des obern Theils der Schnürbruſt, wird die Höhlung der Bruſt gleichfalls ſehr enge gemacht, die Lunge ſelbſt wird zuſammen gepreſt, das Athemholen, ohne welches das Leben nicht einen Augenblik beſtehen kan, wird verhindert; daraus entſtehen Engbrüſtigkeit, Herzklopfen, Bangigkeit, Angſtſchweis, Ohnmachten, und vornemlich eine ſchlechte Vermiſchung des Nahrungsſaftes mit dem Blute. Wenn nun durch das Einpreſſen der Bruſt und Lunge die innere Vermiſchung des Nahrungsſaftes mit dem Blute verhindert wird, ſo können aus dem Blute die nöthigen Säfte nicht abgeſondert werden. Es wird alſo an der Galle, als einem zur Verdauung unentbehrlichen Safte, gebrechen; es wird an Nervenſafte fehlen, in welchem doch unſer Leben und unſere Empfindungen beſtehen. Und dieſes gilt auch von den andern Säften. Die groben und mit dem Geblüte nicht vermiſchten, ſondern nur in demſelben herumſchwemmenden Theile, geben demſelben eine bleiche und tode Farbe. Dieſes macht den der Bildung ſchönſten Leibern, das häslichſte Anſehen, weil es die Haut blaſs macht und das Geſicht aller Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit beraubet. Woher entſtehet die unter dem Frauenzimmer, und beſonders bei uns, ſo gewöhnliche Bleichſucht? Woher kömmt es, daß uns täglich ſo manches Frauenzimmer begegnet, welches uns durch ſein grün, gelb und jämmerliches Geſicht in der Nähe eben ſo viel Ekel erweket, als uns ſein prächtiger Anzug und ſeine anſehnliche Leibesgeſtalt von ferne Vergnügen macht? Das unmäſige Caffee trinken, die wenigen Bewegungen, das viele Schlafen, und dergleichen tragen zwar das Ihrige redlich bei: aber ich glaube, daß die Schnürbrüſte gleichfalls nicht wenig dabei thun. Uberhaupt wird dadurch den obern Theilen des Cörpers das Blut und die Nahrung entzogen; und daher entſteht eine Abziehung des Geſichts und der Armen, welche man ſo oft an Frauenzimmern bemerket. Im Unterleibe werden durch die Einpreſſung des Magens und der Gedärme und durch die Entziehung und Verderbung des Nahrungsſaftes, der Mangel des Appetits, Ekel, Verſtopfung; Blähungen und alle dieſe anhängenge Ubel verurſachet.

Erwachſene Schönheiten, deren gröſte Sorge nunmehr iſt, ihren natürlichen Reiz durch den künſtlichen zu vermehren, und die Mannsperſonen durch Natur, oder durch Kunſt, oder durch beides, zu bezaubern, dürffen, wenn ſie gleich bis hieher die böſen Würkungen der Schnürbrüſte noch nicht empfunden haben, deswegen noch nicht auſſer Sorgen ſeyn. Auch alsdenn kan ihnen ihre angenehme Marter alle jeztgemeldeten böſen Folgen, ausgenommen die engliſche Krankheit, zuwege bringen, wiewohl nicht ſo leicht, und nicht in ſo hohem Grade. Beſonders wird in ihnen ein gewiſer Umſtand, welchen ſie vor unerwachſenen, ſchwangern und betagten Frauenzimmern voraus haben, und welcher natürlicher Weiſe ſeine beſtimmte Ordnung hat, durch das Preſſen der Schnürbrüſte, in Unordnung gebracht; woraus Colic, Blutſpeien, Blutbrechen und heftige Kopfſchmerzen entſtehen; weil das, was ſeinen Weg unterwärts nehmen ſoll, ihn aufwärts zu nehmen gezwungen wird. Die Urſachen und der hieraus entſtehende gröſſere Schaden iſt oben ſchon zur Genüge gemeldet worden; Noch gröſſer aber iſt ſolcher bei ſchwangern Frauen: Die Früchte, die ſie in ihrem Leibe tragen, ſind noch weit zärter, als die bereits zur Welt gebrachten Kinder. Das geringſte Stoſen und Drüken kan ihnen das Leben, oder wenigſtens die Geſundheit auf Zeit Lebens nehmen. Wie unbarmherzig verfahren nicht unſere verheiratheten jungen Schönen, aus ihnen noch immer im Eheſtande anhändender Begierde, zu gefallen, gegen die zarten und kaum zur Würklichkeit gelangten Zeugen ihrer Liebe, in dem ſie ſich faſt bis zur Zeit ihrer Entbindung in die Schnürbrüſte einpreſſen! Das Drüken und Preſſen der Schnürbrüſte macht nothwendig die zarten Früchte in Mutterleibe oft zu Krüpeln, ja es beraubt ſie oft ſelten des Lebens, ſo, daß ſie vor der Zeit unvollkommen und tod zur Welt kommen. Es iſt offenbahr, daß ſich dieſes viel häufiger bei vornehmen als gemeinen, zuträgt. Die Urſache davon iſt klar: das gewaltſame Preſſen der Schnürbrüſte wird durch das Blankſched, eines der ſchädlichſten Inſtrumente auf der Welt, noch weit vermehret. Man zwinget durch das unterſte Ende deſſelben die Herzgrube auf das heftigſte ein; was darunter ligt mus alſo weichen; will es nicht in gutem, ſo mus es in Böſem; und es läuft oft übel genug dabei ab. Ein einziger Druk dieſes Mordeiſens kan die Welt um einen Menſchen vermindern. Die Hauptabſicht der Schnürbrüſte zwar iſt, der Cörper eines Frauenzimmers wohlgeſtalt zu machen. Aber wie oft verurſachen ſie nicht das Gegentheil! So wohl in ungebohrnen, als gebohrnen zarten Kindern, verrüken ſie die noch lange nicht befeſtigten Knochen; und daraus entſtehen ſchieſe Leiber, hohe Achſeln, ungleiche Achſelbeine, Auswachſungen und Bükel. Die Nachläſigkeit, mit welcher oft das Einſchnüren der Kinder von den Aufwärterinnen oder von ihnen ſelbſt verrichtet wird, vermehret die Gefahr der Schnürbrüſte. Die Behutſamkeit, die hierbei nöthig iſt, wird gewis von den allerwenigſten und ſelten recht beobachtet.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolche Quellen wiſſen,
woraus Gefahr und Unheil flieſſen;
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
und fiel halb tod aufs Ruhebette nieder.

Sie röchelt. Wie? Vergiſt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löſt ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läſt ſich dis erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
wie viel erfordert dis nicht Zeit?
Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattin Tod,
im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchikt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
erſcheint ſo gleich in vollem Trab,
und ſezt ſich vor das Krankenbette,
vor dem er ſich ſo eine Miene gab,
als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
und läſt, die Krankheit zu verdringen,
ſich eilends Dint' und Feder bringen.
Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
den ſo erfahrnen Arzt bei Seite,
und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor ſieht in lächelnd an:
„ Sie fragen mich, was es bedeuten kan?
„ Das brauch ich ihnen nicht zu ſagen;
„ Sie wiſſen ſchon. es zeigt viel gutes an,
„ Wenn ſich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht, der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum mus der zweite Doctor kommen.
Er kömmt! Gedult! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? Was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
daß ſich die Blattern offenbaren.
Sulpitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn?
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein:
Denn einer mus ſich doch betrügen.
Nein, überlaſt ſie der Natur,
und dem ihr ſo getreuen Bette;
Geſezt, daß ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Cur.
Gedult! Vielleicht geneſt ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
und eh die Stunde halb verflieſt,
fragt er ſie hundertmal, ob es noch nicht beſſer iſt?
Ach! ungeſtümmer Mann, du nöthigſt ſie zum Sprechen.
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
und an der Sprache hörſt du ſchon,
daß ſich die Schmerzen ſtets vergröſſern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattinn beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
ſie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu rechter Zeit;
Iſt dis vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen;
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
von ſolchem Stoff, als er, er wirds ſchon wiſſen:
für meine Freundin machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zulezt Beſuch gegeben:
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit!
O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daß dein Weib noch zimlich reden kan.
O las die Hofnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
ſie reden heimlich vor der Thüre.

Der Schneider thut die gröſten Schwüre,
und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia ligt noch darnieder,
und dankt ihm ſeufzend vor den Grus.
Allein, wer ſagt, was doch der Schneider bringen mus?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen,
er wikelts aus. O welche Seltenheit!
Dis iſt der Stoff, dis iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? Sie kan es ja nicht tragen.
Ach! Engel, ſpricht der Mann, bei ſanftem Händedruken,
mein ganz Vermög gäb ich hin,
könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuk erbliken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kan ich Ihnen doch, mein Liebſter, nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute ſehn,
wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
Man bringt den Schirm, und ſie verläſt das Bette,
ſo ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man puzt ſie an, gepuzt trinkt ſie Caffée,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheitgrund war blos ein Kleid geweſen,
und durch das Kleid mus ſie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Oeconomiſches Mittel, wie man den Hopfen vor dem Mehlthau allermeiſt bewahren, und deſſen Laub und Ranken beſonders nuzen könne.

Es iſt mir bereits vor einigen Jahren bekannt worden, daß man in die Hopfengärten den Schweinemiſt am vortheilhafteſten verwenden könne, niemalen aber habe ich einen zureichenden Grund erfahren, zu was beſonderer Würkung dieſe Art der Düngung gereichen ſolle. Dahero ich auch dieſer Düngung halber die genaueſte Beobachtung nicht gehalten habe. Nachdem ich aber dieſes Jahr meine Hopfenfrüchte durch den Mehlthau faſt gänzlich verlohren, und nur in einem Stük Garten einige Frucht unverſehrt übrig blieben, ſo habe durch genaue Unterſuchung erfahren, daß meine Leute eben den Fleken, woſelbſt der Hopfen vom Mehlthau nicht angegriffen worden, mit Schweinemiſt bedünget haben. Solchemnach bin ich der eigentlichen und beſondern guten Würkung dieſes Düngers in denen Hopfengärten überzeuget worden; und deſſen um ſo vielmehr, weilen ich gewis weis, daß das übrige Land derer Hopfengärten mit untermengter anderer Düngung verſehen worden iſt. Es wird dahero ſehr wohl gethan ſeyn, wenn ein jeder Wirth den Schweinemiſt, welcher in aller übrigen Feldnuzung ohnedem ſchlechten Vortheil erzeiget, lediglich auf ſeine Hopfengärren verwendet, und ſowohl im Herbſt als Frühjahr mit dergleichen rohen und unverfaulten Dünger die Gruben bedeken läſſet.

Die Hopfenblätter und Ranken werden bei ſparſamen und theuren Hopfenfrüchten zu beſondern Nuzen gleichfalls geſammlet, jedoch beiderlei nicht ohne Unterſchied. Denn es werden nur die reinen, unverwelkten jungen, grünen Blätter, und der obere Wuchs derer Ranken, welcher noch nicht abgeſtorben und hölzern worden, ſondern annoch grün, voller Saft und jung iſt, allhier verſtanden. Dieſe dergeſtalt eingeſammleten und wohlgedorreten Blätter verſchaffen

Erſtlich bei dem Brauweſen, wenn man dergleichen bei Zurichtung des Nachbieres oder ſogenannten Jungtrinkens und Koſents nach Proportion des Keſſels oder Braupfannen ſich bedienet, ſehr groſſen Nuzen, weilen alles dieſes Getränke hierdurch ſchmakhafter, geſünder und dauerhafter zuwege gebracht wird. So würde man auch bei groſſer Hopfentheurung den halben Theil des ordentlich benöthigten Hopfens durch dieſen Zuſaz ganz ohnfehlbar erſpahren können; als welcher Verſuch bei einem ganz kleinen Brauweſen ebenfalls zu wagen wäre.

Anderns ſind dieſe Hopfenblätter und Ranken zur Winterzeit bei harter Kälte dem Rindvieh zu beſonderer Stärkung höchſt nüzlich, nemlich: wenn man ſelbige mit ſiedenden Waſſer abbrennet, und dieſe Brühe dem Viehe unter das Getränke anmenget.

Noch mehr Kräfte kan man aber dem Rindviehe zuwege bringen, wenn man den ganz jungen Wuchs die Spizen oder Dollen von kiefern Bäumen hierunter vermenget, oder ſelbige beſſerer Würkung halber in einen Keſſel beſonders und ſehr ſtark ſieden läſſet, damit das harzige Weſen vollkommen aufgelöſet wird, und ſolchergeſtalt an das Getränke gieſet. Ich habe auf meinem Güthgen, welches im Gebürge lieget, bei harter Kälte das Unglük gehabt, daß etlichen Kühen das Mark in denen Beinen ſo ausgefrohren, daß ſelbige bei der beſten Fütterung liegen geblieben, und ſich ihrer Knochen nicht haben gebrauchen können, welche nur allein durch das angezeigte Mittel binnen Monatsfriſt zu ſo vollkommenen Kräften wiederum gebracht worden ſind, daß ſelbige ohne Beihülfe aufſtehen, und nachhero die gröſte Kälte ohne Anwandelung und Empfindung haben ausſtehen können. Dahero ich dieſen erheblichen groſſen Nuzen wegen öfterer Erfahrung und vielfältig gemachten Proben jedermann anrühmen kan.

Von Vermehrung und Verbeſſerung derer Hopfenfrüchte überhaupt werde ich künftige Jahre, wenn meine Verſuche nach Wunſch vollkommen anſchlagen werden, weitläuftiger handeln.

Kurze doch gründliche Nachricht von den Canarienvögeln.

In des Herrn Hervieux Tractat von den Canarienvögeln haben wir viel ſchönes und nüzliches gefunden, wordurch die Canarienvögel erhalten und vermehret werden. Einen Auszug hievon zu machen, haben wir hier vor zu weitläuftig gehalten, damit dem Titel dieſes Capitels kein Tort hierdurch gethan werde: doch behalten wir es uns zuvor, das Angenehme und Nüzliche daraus in den andern Theil zu bringen. Für dermalen wollen wir nur was weniges daraus extrahiren, und dasjenige, was wir in gewiſen zu Stuttgard herausgekommenen Wochenpiecen geleſen, mit zu Hülfe nehmen.

Die Canarienvögel haben ihren Nahmen von denen der Crone Spanien zugehörigen Canarieninſuln, von daher ſolche zu uns Europäern ſollen gebracht worden ſeyn. Ehemals, und da es bei uns noch wenige gegeben, hat mancher Liebhaber vieles Geld darvor bezahlet; Wie man dann weis, daß vor der Zeit ein einiger Vogel in Frankreich, von Leuten, die übrig Geld gehabt haben, mit 3. 4. bis 500. Livres, bezahlet worden; Ja man iſt in dieſer Depense vor dieſem ſo weit gegangen, daß man einander die Eier abgehandelt, ſolche ſeinen Vögeln unterlegt, und öfters ein Ei mit 10. Rthlr. an ſich gebracht, das doch hernach lauter ware, oder der Vogel hat die Brut verlaſſen, oder iſt gar daruber geſtorben. Heut zu Tage, da das Geld etwas rarer, dieſe Vögel aber in groſſer Menge gezogen, und nunmehro gemein werden, begehet man dergleichen Thorheiten nicht mehr. Man kan nun einen Hahnen vor 1. fl. eine Henne aber vor 30. bis 45. kr. haben; doch wird, nachdeme der Vogel beſonders ſchön gezeichnet iſt, auch noch heut zu Tage 1. 2. und mehrere Ducaten davor bezahlet.

Man hat ſich aber wohl vorzuſehen, wann man einen Vogel wegen der Farbe kaufen will, daß er unter einem Jahr nicht alt ſeye; dann die junge Vögel verändern ihre Farbe und Zeichnung, wann ſie ſich federn, ſo gemeiniglich des Herbſts geſchiehet. Ja die alten Vögel verliehren manchmal zu dieſer Zeit ihre Zeichnung, und werden von Jahr zu Jahr blaſſer. Doch gibt es auch einige wenige, denen das Federn hierinnen keinen Schaden thut.

Das Federn, oder die Maus, wie man es an einigen Orten nennet, iſt wie gemeld, jährlich zur Herbſtzeit, und währet gemeiniglich 6. bis 7. Wochen, binnen welcher Zeit die Vögel gar nicht ſingen, und ſehr traurig ſizen. Man kan aber dieſer Traurigkeit in etwas zu Hülfe kommen, wann man ihnen ein klein Stüklein Canarienzuker an das Keſich ſtecket, den ſie ungemein lieben, ihnen auch manchmalen ein wenig Safran in ihren Trank wirft, und ſie je zuweilen mit Brunnenkres, den man um das Keſich herum hängen ſolle, gelind purgiret. Und dieſes iſt auch das einige Mittel, das man ihnen in der Vogelſucht und andern Krankheiten gebrauchen kan.

Ihre eigentliche Speiſe iſt Hanfſaamen, den man entweder ſiedet, bis er aufſpringet, oder mit einer expreſſe darzu verfertigten Mühle zerknirſcht. Dieſen vermiſcht man mit eben ſo viel Haberkörnern, (die man nicht zerknirſcht, ſondern ganz läſt.) Den Canarienzuker lieben ſie, wie ich bereits oben erwehnet, ſehr, und freſſen auch Vogelkraut, Goldkraut, Sallat, weis Kraut, Brunnenkres auch Aepfel- und Birnſchniz überaus gerne.

Sommerszeit ſollen ſie in die Sonne gehangen werden, da ſie dann ſehr lieblich ſingen.

Die Hahnen ſingen meiſtens alleine, die Henne aber gar nicht, oder doch gar ſelten, dahero die leztere nur zur Zucht aufbehalten werden.

Ich mus aber hier erinnern, daß die Keſiche ſowohl als auch die Tröglein ſollen reinlich gehalten werden, weilen bei Unterlaſſung deſſen, die Vögel gerne krank werden, und die Vogelſucht bekommen.

Das Tröglein, worinnen ihnen das Freſſen gegeben wird, kan von weiſem Blech, das andere aber, ſo zum Waſſer gewidmet, iſt beſſer von Glas als von Blech, dann man mag lezteres ſo reinlich halten als man will, kan man doch nicht verwehren, daß es der Roſt nicht anfreſſe, worvon das Waſſer ſehr ſcharf wird, und dem Vogel gemeiniglich den Tod zuziehet. Auch mus man ihnen täglich die Tröglein wenigſtens einmal anfüllen. Dann wann man dieſes nur über den andern Tag thun wollte, könnte es den Vogel wohl das Leben koſten, weilen das Waſſer über Nacht ſtinkend wird, und der Vogel einen Tag leichtlich mehr als ſonſten freſſen, und das Waſſer verſprizen könnte, wovor er den andern Tag büſen, und es mit der Haut bezahlen müſte.

Bei groſſer Sommerhize wird man ihnen zweimal friſches Waſſer geben müſſen, weilen ſolches im Sonnenſchein warm, matt und ſtinkend wird.

Nun komme ich auch auf den Unterſcheid zwiſchen denen Hahnen und denen Hennen. Ohnerachtet ich nun ein alter Practicus hierinnen bin, ſo kan ich doch dem geneigten Leſer darvon nichts gewiſſes melden. Doch will ich Ihme ſagen, was ich davon weis, dann ultra poſſe nemo obligatur.

Ein junger Vogel iſt hierinnen gar nicht zu unterſcheiden, und man mus es ſchlechterdings auf die Probe ankommen laſſen, bis er, wann er etliche Monat alt iſt, von ſelbſten anfängt zu zwitſchern, da er den ganzen Tag ſehr leiſe ſinget, und ſeinen Geſang öfters probiret, bis er nach und nach immer ſtarker wird.

Was aber die Alten betrift, ſo iſt der Hahn gemeiniglich gelber als die Henne. Doch kan dieſes bei weiſen Vögeln ſowohl, als auch bei denen Goldſcheken keine Regel ſeyn. Auch hat der Hahn gemeiniglich einen etwas gröſſern Kopf als die Henne, und unter dem Schnabel ſtehen die Federlein bei ihme etwas aufgerichtet. Weme dieſes nicht genug, der nehme den Vogel etliche Tage auf die Probe, ſo wird er den Unterſcheid ſelbſten zu machen wiſſe.

Es werden auch ſeit etlichen Jahren die gehaubte Canarienvögel bekannt, welche zwiſchen dem Kopf und Schnabel ein kleines vorwärts ſtehendes Büſchgen, nach Art der türkiſchen Tauben, ſizen haben, die aber bis dahero noch rar und theuer ſind.

Dieſes Büſchgen kan ihnen nicht durch Kunſtgriffe zuwege gebracht ſeyn, weilen ich ſichere Nachricht habe, daß ein Liebhaber in Stuttgard auch dergleichen Alte hat, welche ihme ſolche gehaubte Junge gezogen haben.

Baſtarde werden diejenige Vögel genennet, ſo von einem Canarienvogel und einem Stiglizen (Diſtelfink) Finken, Zeiſig, Hänfling, und dergleichen gezeuget werden. Davon im andern Theil dieſer Sammlungen was mehrers gehandelt worden.

Nun aber komme ich auf die Zeit, die Canarienvögel zuſammen zu paaren, und auf was Art und Weiſe ſolche einzuwerfen.

Solches geſchiehet am füglichſten bei Eintritt des Frühlings, wann die Sonne anfängt warm zu ſcheinen, und es nicht ſonderlich kalt mehr iſt.

Das Einwerfkefich ſolle von mittelmäſiger Gröſe, vierekigt, und mit einem von Drath geflochtenen Gitter verſehen ſeyn. Solches wird in ein Zimmer an das Fenſter wo möglich gegen Morgen oder Mittag geſezt; bei warmen Wetter wird das Fenſter eröfnet, wann es aber regnet, oder ſonſten ſtürmiſch Wetter iſt, ſo wird es zugemacht, um ſie dardurch vor Regen und Sturmwinden zu beſchüzen.

Wann man etliche kleine von Stroh oder Weiden geflochtene Neſter, in dem Kefich befeſtiget, und reinen troknen Sand von einem flieſenden Waſſer, hin und her in demſelben geſtreuet hat, ſo wird ein Hahn und eine Henne darein geſezt, welche ſich bald zuſammen paaren werden.

Iſt man nun verſichert, daß ſie einander angenommen haben, welches man am ſicherſten erfahren kan, wann man heimlich auf ſie Achtung gibt, daß ſie ſich einander wie die Tauben ſchnäbeln, ſo gebe man ihnen etwas Rehhaar und dürres Moos in das Kefich, damit ſie ein Neſtgen bereiten können.

So bald das Neſtgen fertig, wird die Henne anfangen 3. 4. 5. bis 6. Eier zu legen, welche ſie gemeinſchaftlich mit einander ausbrüten, da man dann in 13. bis 14. Tagen junge Vögel haben kan.

Sollte aber ohngefehr ein Hahn oder Henne über der Brut crepiren, kan man die Jungen, oder auch die Eier, wann ſie gut ſind, andern unterlegen. Doch iſt hiebei zu merken, daß die Junge mit denen andern in gleichem Alter oder Gröſe und die Eier auch nicht älter als dieſe ſeyn müſſen.

Man mus ſie während der Brut nicht viel beunruhigen, oder von denen Eiern verjagen. Doch wird es gut ſeyn, wann man über jedem Neſtgen ein Loch bohret, um zu ſehen, ob und wann die Jungen ausgeſchleift ſind.

Bleiben etwann über die Zeit eines oder mehrere Eier liegen, ſo nehme man ſolche ſachte aus dem Neſtgen heraus, und halte ſie gegen die Sonne, da man dann leicht ſehen kan, ob ſolche lauter oder nicht?

So bald als man wahrnimmt, daß junge Vögel vorhanden, ſo mus man denen Alten ihre Speiſe verbeſſern, und noch zu der ordentlichen, aus Hanfſaamen und Haberkörnern beſtehenden Fütterung, folgendes vorſtellen:

> Nimm hartgeſottene Eier, weiſes und gelbes untereinander, und hake ſolches mit einem Meſſer ganz klein. So dann weiche ein Weisbrod oder Butterbrezeln in Waſſer, etliche Stunden ein, drüke es wieder aus, hake es gleichfalls klein, und vermiſche ſolches unter die Eier. Es mus ihnen aber alle Tage ſolches friſch gegeben werden.

So bald als die junge aus ihrem Neſtgen geflogen, und ſelbſten freſſen können, ſo ſondert man ſie von denen Alten ab, und ſtellet ihnen die gehakte Eier in einem Schüſſelgen vor, worvon ſie ſich ernähren, bis ſie den Hanfſaamen gewöhnen lernen, denn man ihnen darneben ſtellen ſolle.

Ich kan aber nicht umhin, hier noch eines beſondern Umſtandes zu erwähnen, mit welchem es folgender Geſtalten beſchaffen iſt:

Wann die junge aus ihrem Neſtgen fliegen, ſo reiſſen ihnen manchmalen die Alten mit dem Schnabel die zarte und öfters noch in denen Stupfeln ſtehende Federgen aus, ſo daß die Junge ganz nakend und blos werden. Da es nun leicht zu erachten, daß die junge Vögel hieran ſehr groſſe Schmerzen leiden, und manchmal gar darüber ſterben, ſo iſt es am beſten gethan, man nimmt entweder den alten Hahnen, der es gemeiniglich alleine thut, bis zur andern Brut, heraus, und überläſt der Mutter die übrige Auferziehung ihrer Jungen, oder ſondert die Jungen, wann man verſichert iſt, daß ſie ſich ſelbſten nähren können, von denen Alten ab.

Man hat mir zwar hierbei gerathen, einige Pflaumfedern von einer Gans in das Kefich zu werfen, es hat aber nichts helfen wollen oder können.

Wann die erſte Brut vorbei, läſt man die Alten beiſammen, da ſie dann in einem Sommer 3. bis. 4. mal Junge ausheken.

Es können aber auch 2. Hennen mit einem Hahnen Junge ziehen, welches auf folgende Art geſchiehet:

Man mus erſtlich die beide Hennen eine Zeitlang zuſammen in einem kleinen Keſich einſperren, daß ſie einander gewohnen, damit ſie ſich aus Eiferſucht nicht beiſſen, weil ſie nur einen Hahnen haben.

Sodann nimmt man ein groſſes Einwerfkeſich, das in der Mitten mit einem Brett in zwei Theile getheilt iſt; Dieſes Brett nun mus abermalen in der Mitten ein Loch mit einem Fallthürlein haben, alsdann ſezt man in das eine Behältnis einen muntern Hahnen mit einer von denen zweien Hennen, in das andere aber läſt man die andere Henne alleine fliegen.

Wann nun diejenige Henne, ſo bei dem Hahnen iſt, Eier geleget hat, ſo zieht man das Fallthürlein vermittelſt eines Bindfadens auf, und läſt den Hahnen von dem einen Behältnis in das andere fliegen, da dann gemeiniglich die andere Henne auch Eier leget, und der Hahn wird ſodann ſeine beide Weiber wechſelsweiſe beſuchen.

Diejenige aber, welche viele Canarienvögel haben, ergreiffen den kürzeſten Weg, wann ſie ihnen ein kleines wo möglich gegen Morgen gelegenes und helles Stübchen eingeben, und ſie darinnen frei herum fliegen laſſen. Die Neſtgen werden an denen Wänden feſt gemacht, und mitten in das Zimmer ſezt man einen Tiſch mit dem gewöhnlichen Futter, nebſt einem platten Gefäs mit Waſſer. Hin und wieder macht man lange Stangen feſte, damit ſie ſich darauf ſezen können, und wer es haben mag, kan ihnen eine oder etliche junge Tannenbäume in das Zimmer ſezen, worauf ſie dann ſehr luſtig herum hüpfen würden. Man mus aber nicht vergeſſen, reinen Sand auf dem Boden hin und her zu ſtreuen, damit, wann ungefehr ein junges aus dem Neſtgen hüpft, ſolches nicht zu hart fallen möge. Will man auch einige vorhero zahm gemachte Stigelizen (Diſtelvögel) zu ihnen fliegen laſſen, ſo werden ſie Baſtarde mit ihnen ausheken. Die Fenſter werden mit Gitterwerk vermacht, und bei ſchönem Wetter eröfnet, die Zubehörde aber zu denen Neſtern wird ihnen auf den Boden gelegt.

Man mus aber hierbei wohl Acht haben, daß ſich keine Mäuſe bei ihnen einlogiren, welche ihnen gerne die Eier freſſen, und die alte Vögel umbringen.

Die Canarienvögel bekommen manchmal über dem Schwanz an dem ſogenañten Burz, eine Blatter, die ſie ſehr brennet, wegen der darinnen ſich befindlichen gelben Materie. Wann man ihnen nun ſolche mit einer Steknadel oder Scheere ſubtil öfnet, ausdrüket, und die Wunde mit Butter, Baum- oder ſüs Mandelöl gelinde ſchmieret, ſo kan man ſie öfters vom Tode damit erretten, da ſie ſonſten gemeiniglich, wann ihnen nicht auf ſolche Art geholfen wird, mit der Haut bezahlen müſſen.

Nicht weniger mus man denenſelben manchmal ihre Sporen abſchneiden, dann wann ſolche zu gros werden, können ſie ſich nicht feſt auf denen Stänglein halten, oder bleiben damit in dem Gitter hangen, und brechen die Füſſe oder Klauen ab, und in der Brut verwirren ſie ſich öfters in das Neſt, und werfen die Eier oder die Jungen damit aus demſelbigen.

Nun könnte ich zwar noch ein und anders anführen, das manchem angenehm ſeyn möchte; Ich will aber ſolches, damit dieſes Capitel nicht zu weitläuftig werde, zum andern Theil aufbehalten; und dermalen nur noch anführen:

einige ſonderbare Mitteln, wider die Krankheiten der Canarienvögeln.

Hat jemand einen Canarienvogel der den Bruch hat, welches dabei zu wiſſen iſt, wenn er ihm die Federn an den Bauche von einander bläſet, und denn merket, daß die Gedärme ſchwarz und verwikelt ſeyn, nebſt denen andern Zeichen, wovon im vorigen Capitel gemeldet worden, ſo kan er wie eine Erbſe gros Alaune nehmen, und in dem Waſſer, da der Canarienvogel davon trinken, zergehen laſſen, und ihm drei bis vier Tag herdurch allemal wieder was friſches von ſolchem Waſſer geben. Dieſes geringe Mittel haben verſchiedene verſuchet, und für ſehr gut befunden.

So kan man auch ein Stüklein Eiſen, zum Exempel einen Nagel, in das Waſſer legen, und zweimal in der Wochen friſch Waſſer wieder darauf geben; das Eiſen aber ſtets liegen laſſen.

Einige nehmen des Abends dem kranken Vogel das Sauffen weg, und ſezen ihm des andern Morgens wieder ein Waſſer für, mit Salz angemachet, da er denn ſo bald einige Tropfen ſäuffet. Wenn ſie nun geſehen haben, daß er etlichemal davon getrunken, ſo nehmen ſie es wieder weg, und geben ihm ſein gemein Waſſer wieder. Hiemit mus man fünf bis ſechs Tage continuiren, und ſo alsdenn keine Beſſerung zu ſpühren, folgende Compoſition für ihn machen: Man gibet ihm aufgekochte Milch mit Brohſamen, beides gleich viel, nimmt das gewöhnliche Futter weg, und ſezet ihm an deſſen Stelle mitten in dem Vogelbauer in einem kleinen Topfe Canarienſaamen, der ebenfalls gekocht, für, und continuiret hiermit vier oder fünf Tage des Morgens; des Nachmittages aber gibet man ihm ſein gewöhnlich Futter wieder. Wenn die fünf Tage verfloſen, wirft man des Morgens um ſechs Uhr eine halbe Linſe gros Theriac in ſein Waſſer, und läſſet ihn ein oder zweimal davon trinken. Mit dieſem Getränke kan zum wenigſten drei Tage continuirt werden, hernach aber gibt man ihm folgendes zu freſſen: Hirſe, ſo viel einer ohngefehr zwiſchen zween Fingern halten mag, etwas Rübſaamen, und ein wenig Hanfſaamen, alles wohl vermiſchet. Dieſe Saamen läſſet man ein oder zweimal aufkochen, gieſſet das erſte Waſſer weg, und wäſchet ſie im friſchen Waſſer wieder ab. Weiter kan ein Viertheil von einem harten Ei genommen, das Weiſe ſo wohl als das Gelbe klein gemacht und unter einander gerühret werden, item ein Stük harter Zwiebak, eine Nusſchal; voll Lactuken- und eben ſo viel Nelkenſaamen; von dieſen allen machet man eine Compoſition, und gibet ſie dem kranken Vogel nebſt etlichen Blättern Wegwart, der fein gelb iſt, und continuiret mit dieſer vortreflichen Compoſition, ſo lange der Vogel krank iſt.

Ich kan zwar nicht in Abrede ſeyn, daß es zimlich mühſam iſt, wenn dieſes alle Tage für den Vogel ſollte zurechte gemacht werden; Wenn er aber koſtbar iſt, oder man ihn ſonſt lieb hat, achtet man der Mühe nicht, ſonderlich wenn zu ſpühren, daß die Mühe nicht umſonſt angewendet, oder daß der Vogel gar dadurch wieder beſſer wird.

Wenn ein Canarienvogel den Bruch hat, und man ſiehet, daß der lange Darm überzwerch über den Leib gehet, müſſen ihm gequetſchte Nüſſe mit gekochten Canarienſaamen gegeben werden, und ein Blat vom weiſen Kohl und Celeri.

Ein Vogel, der federt, iſt an die Sonne zu ſezen; wenn aber die Sonne nicht ſcheinet, ſezet man ihn an einen warmen Ort, da kein Wind hinkommen kan; denn zu ſolcher Zeit iſt ihm die geringſte Kälte höchſt ſchädlich, und gibet ihm die ganze Zeit herdurch da er federt, nachfolgendes: Nemlich einmal Silberkraut, oder

Sen-

Genſerichſaamen, mit ein wenig Nelkenſaamen vermiſchet, in einem kleinen Topfe mitten in den Vogelbauer geſezet; ein andermal gibet man ihm ein wenig troknen Zwiebak, oder Butterbrezeln, item: eben davon ein wenig in weiſen Wein geweichet: Wenn er nun davon friſt, wird er ſich ſehr wohl darnach befinden. Dreimal in der Wochen, das iſt, einen Tag um den andern, kan er mit ein wenig weiſen Wein beſprizet, und ſo fort darauf an die Sonne oder an das Feuer geſezet werden. Merket man, daß er ſehr matt iſt, ſo gibet man ihm alle Tage drei oder vier Tropfen von dem weiſen Wein ein, darinnen ein Stükchen von Candi oder andern Zuker zerlaſſen iſt; in das Trinkgefäs leget man ein wenig friſches und klein geſchabtes Süsholz, ſolches gibet dem Waſſer einen guten Geſchmak, ohne das es zu ſehr erhizet. Spühret man keine Beſſerung an dem Vogel, ſo mus alſo auſſer dem, was vorhro erwehnet worden, ihm allerlei ander Futter fürgeſezet werden, als harte Eier, das Weiſe ſo wohl als das Gelbe; Butterbrezeln, ein wenig Lactukenſaamen, zermalmeten Hanfſaamen, Canarienſaamen, etwas von den gekochten und andern Saamen. Wie man nun täglich ſiehet, daß Patienten, welche etwas nach ihrem Appetit von einer Sache die ihnen doch nicht dienlich, zu viel gegeſſen haben, wider zu voriger Geſundheit und völligen Kräften kommen; alſo findet ſichs auch bei dieſen Canarienvögeln, wenn man ihnen in ihren gefährlichen Krankheiten allerlei Trank-Futter fürſezet, und im übrigen der Natur ihren Lauf läſſet.

Hat ein Canarienvogel ein ſolch Geſchwür auf dem Burzel, wie oben erwehnet worden, ſo nimmt man ihn in die Hand, ſchneidet mit einer ganz ſpizigen Scheere das Geſchwür mitten voneinander, drüket mit den Daumen den Eiter gemächlich aus, und thut auf die Wunde einen Tropfen Salz, ſo vorher im Munde zerlaſſen worden, wovon es gewis truken wird werdē. Merket man nun, daß der Vogel einige Schmerzen davon empfindet, weil das Salz ſcharf beiſt, ſo kan etwan eine Stunde darauf ein wenig Zuker, im Speichel geſchmolzen, drauf geſtrichen werden, ſolches wird dem Salze die Schärfe benehmen, und die Wunde vollends austroknen.

Für das Ungeziefer oder Mieten, damit die Canarienvögel geplaget ſeyn, ſind verſchiedene Mittel zu haben: Erſtlich, daß man ſie ſtets ſauber hält, indem ihnen öfters friſcher Sand gegeben und der Kaſten oder der Bauer, worinn ſie ſizen, die Woche zwei oder dreimal ausgepuzet wird; item, man mus ihnen auch das ganze Jahr hierdurch die Stöke von Hollunder- oder Feigenholze laſſen, ſolche hin und wieder mit einer groſſen Nehnadel durchſteken, das Mark oder den Kern alle heraus nehmen, und von einem jeden Stoke die äuſerſte Rinde abſchaben, damit ſie ein kleines Anſehen bekommen. Zum wenigſten müſſen dieſe Stöke in der Wochen wohl zweimal abgepuzet und ausgeklopfet werden, damit die Mieten, ſo etwan darinnen ſeyn, herauskommen mögen. Uber dem kan man auch des Abends ein weisgelblichtes Leinentuch in den Kaſten legen; wenn nun Mieten darinne ſind, wird man ſie des andern Morgens alle auf dem Tuche finden; die meiſten Canarienvögel aber werden ſchüchtern darüber, wenn ſie des Morgens ein ſolch Tuch in ihren Kaſten ſehen, weil ihnen das Weiſe gleich in die Augen fällt, weshalben man dieſes lezte Mittel nicht allemal ſicher gebrauchen kan.

Werden die Canvrienvögel in einen Kaſten geſezet, mus man denſelben, ſonderlich wenn er alt iſt, mit heiſem Waſſer ganz rein auswaſchen; davon wird dieſes Ungeziefer alle ſterben, und viele in ihren Eiern verderben, als welche in einem alten Kaſten gemeiniglich in allen Eken verborgen liegen. Mit alten Vogelbauern iſt eben ſo zu verfahren. Auf ſolche Weiſe werden die Vögel mit denen Maten nicht geplaget werden, welche ihnen ſonſt ſehr beſchwerlich ſeyn.

Ein jeder, der viel Canarienvögel hat, mus, ſo zu ſagen, auch ein Krankenhaus für ſie haben; denn es trift ein, daß nicht bisweilen einer oder der andere ſollte krank ſeyn, welcher denn, wenn er von denen andern nicht weggenommen würde, nicht wieder geneſen könnte. Denn er würde nicht allein keine Ruhe haben können, ſondern es würde auch das verſchiedene Futter, ſo man ihm zu ſeiner Erquikung geben mus, von denen andern Vögeln in Kaſten, die es nicht nöthig haben, in kurzem verzehret werden. Iſt derowegen nöthig, allem Unheil fürzukommen, einen Kranken lieber allein zu ſezen. Dieſes Krankenhaus der Canarienvögel iſt nichts anders, als ein Vogelbauer von zimlicher Gröſe, oben, unten und an beiden Seiten mit einem feſten grünen oder rothen Tuche bezogen, daß kein Licht als nur von forne hinein fallen kan. Das Gitterwerk an einen ſolchen Bauer mus nicht vom Drath, ſondern von kleinen weidenen Stöken gemacht ſeyn, weil jenes ſtets ein wenig feuchte und kalt iſt. Im Sommer kan er an die Sonne, im Winter aber wo es warm genug iſt, geſtellet werden: man hat ſich aber wohl fürzuſehen, das es an dem Orte, da er ſtehet, nicht rauchen möge, weil ihnen der Rauch höchſt ſchädlich, ſo gar auch, daß ein Canarienvogel, wenn er gleich friſch und geſund iſt, davon ſterben kan: Denn es kömmt ihnen der Rauch (ſonderlich, wenn ſie ſizen) in den Hals, daß ſie davon im Kurzen erſtiken. Iſt nun ein Canarienvogel in ein ſolches jezt beſchriebenes Krankenhaus geſezet worden, ſo iſt er ſchon wieder halb geneſen, denn wenn man alsdenn nur noch etwas wider die Krankheit gebrauchet,. ſo kömmt er in kurzer Zeit wieder zu vorigen Kräften, bei allen ihren Krankheiten müſſen ſie fürnemlich warm gehalten werden, in ſolchem Krankenhauſe ſind ſie aber, wie man ſiehet, für aller Kälte geſichert. Die Fres- und Trinkgefäſſe müſſen in dieſem Bauer unten auf dem Boden ſtehen, eben wie im Capitel von denen Mauern und Kaſten für die Canarienvögel erwehnet worden, und folglich gebrauchet man alles, was wider ihre Krankheit dienlich zu ſeyn, erachtet wird, und hin und wieder Erwehnung geſchehen. Sollte aber, aller dieſer Fürſorge ohngeachtet, ein oder ander Canarienvogel ſeine natürliche Hize verlieren, (welches dabei abzunehmen, wenn er ſtets traurig iſt, wenig friſſet, immer ſchläft und den Kopf unter den Flügeln verbirget,) ſo nimmt man ihn alſo fort, und gibet ihm zween oder drei Tropfen guten weiſen Wein ein, welches man wohl ein Emeticum nennen mag; denn es mus ihm kein Wein, als in der höchſten Noth, gegeben werden; folglich ſezet man ihn in einen kleinen Bauer ganz allein, daß ſein Todenhaus zu nennen ſey, welches ſo wohl unten, als an den Seiten herum mit einem jungen Lammfelle bedeket iſt, ſezet ihm die folgende Nacht an einen warmen Ort, zum Exempel: Zum Haupte ins Bettküſſen, und läſſet ihn alſo ruhen. Den andern Morgen, nimmt man ihn wieder hervor, und ſezet ihn ganz allein in ein wohl bedekt klein Vogelbäuergen, da kein Stok innen iſt. Auf ſolche Weiſe habe ich, ſo zu ſagen, viele wieder lebendig gemachet, und iſt wenig Mühe dabei, ſonderlich für einen, der viel von einem Canarienvogel hält, und ſiehet, daß ſeine Arbeit nicht übel angewendet iſt, und daß der Vogel, der alſo wieder zurechte gebracht, noch etliche Jahre beim Leben bleibet, da hingegen ein anderer, der hievon nichts gewuſt, ihm bald würde das Leben abgeſprochen haben. Eher mus er aber nicht zu denen andern wieder geſezet werden, als bis er völlig geneſen. Weil auch ein jedes Thier auf gewiſe Art purgiret, als kan nicht undienlich ſeyn, hier auch etwas davon zu gebrauchen.

Die Canarienvögel purgiren, iſt nichts anders, als ihnen auf ein oder zween Tage ihr gemein Futter, als da iſt Rübſaamen, Hirſe; Canarien-Hanfſaamen, ꝛc. verändern und an deſſen Statt nur bloſen Rübſaamen geben, item, Lactukenſalat Vogel- und Johanneskraut. Man kan ihnen auch wohl ein paar kleine Rüb- und Mangoltblätter geben; ſo aber dergleichen erfriſchende Kräuter nicht mehr zu haben ſind, gibet man ihnen an deſſen Statt guten auserleſenen Melonen- und Lactukenſaamen.

Zwei Dinge hat man dabei zu wiſſen, wenn es Zeit, einen Canarienvogel zu purgiren.

Erſtlich, wenn er nicht wohl ſchmeiſſen kan, welches ein gewiſes Zeichen, daß er ſehr erhizet iſt.

Zweitens, wenn man ſiehet, daß er ſtets mit dem Schnabel den Saamen der ihm fürgeſezet worden, herum wirft, und dabei merket, daß er ſehr wenig davon friſſet. Dieſe beiden Kennzeichen ſind, anderer zu geſchweigen, ſchon genug zu urtheilen, daß ein Canarienvogel nothwendig müſſe purgiret werden. Die beiden Tage herdurch, da man ihm obgemelde purgirende Sachen gibet, mus ein wenig Candi- oder anderer Zuker in ſein Waſſer geleget, und die Purganz zweimal im Monate gebraucht werden, alsdenn werden die Canarienvögel, bei welchen ſo gute Fürſorge gebrauchet wird, für allen überflüſigen Feuchtigkeiten befreiet ſeyn, ſtets luſtig ſingen, und guten Appetit haben.

Noch ſind die Canarienvögel unterſchiedlichen Krankheiten unterworfen, welche aber gar leichtlich können gehoben werden; Zum Exempel: wenn ſie von groſſer Fettigkeit unpas werden, weil ſie nemlich zu ſtark gefüttert worden, ſo mus man ihnen alles ſaftige Futter, welches man ihnen zu geben pfleget, entziehen, als da iſt der Canarienſaamen, Hirſe, Hanfſaamen, Zwiebak, Butterbrezeln, ꝛc. und an deſſen ſtatt nur bloſen Rübeſaamen geben. Siehet man nun, daß ſie nicht gerne davon freſſen wollen, ſo mus es ihnen ein paar Stunden ins Waſſer eingeweichet, nachgehends das Waſſer davon abgegoſſen, und ihnen gegeben werden, da ſie denn, weil die Schaale weich worden, gar gerne davon freſſen werden. Man continuiret damit ſo lange, bis einige Erleichterung zu ſpühren.

Dann und wann bekommen ſie auch die gelbe Kräze an dem Kopf; wenn ſolche nicht überhand nimmt, und nicht gröſſer als ein Hanfkorn iſt, kan man mit einer ſpizigen Scheere das Geſchwür aufſchneiden, damit der Eiter heraus komme, und es gleich darauf mit erweichenden Sachen, als Schweineſchmalz, ſüs Mandelöl, Capaunenfett, friſcher Butter, ꝛc. beſchmieren. Wenn ſich das Uebel aber über den ganzen Leib ausgebreitet hat, verfähret man, wie im ſiebenzehenden Capitel angemerket worden.

Verſtehet man öfters bei der Wartung eines Canarienvogels nur ein geringes, ſo können groſe Verdrieslichkeiten daraus entſpringen. Als zum Exempel:

Er kan davon krank werden, daß man ihm mit Ungeſtümm hat angreiffen wollen. Wenn man ihn darauf in der Hand hat, höret man ein Geräuſche, als wenn es tic ſagte, eben wie es klinget, wenn einer einen Finger in die Länge ziehet: auf dieſes tic folgen bei dem Canarienvogel bisweilen einige Tropfen Blut, die ihn durch den Schnabel kommen, alſobald wird der Vogel gleichſam ohnmächtig, und kan die Flügel nicht mehr regen; da mus er ſo fort in ſeinen Bauer und an einen Ort, da niemand hinkommt, geſezet werden, man kan den Bauer mit einem zarten Leinwand bedeken, und unten darein etwas gutes von Freſſen und Sauffen ſezen, zuvor aber die Stöke heraus nehmen. Uberlebet er denn noch vier und zwanzig Stunden, ſo iſt ſicher zu hoffen, daß er nicht davon ſterben, und ihm ſonſt nichts ſchaden werde, als daß er ein wenig henken wird. Dieſes trägt ſich insgemein nur bei ſolchen Canarienvögeln zu, die ſehr wild ſind, als da ſind, die von denen Alten auferzogen worden. Dieſem Ubel aber vorzukommen, mus man vorher gleichſam mit ihnen ſpielen, das iſt, ſich nach und nach zu dem Bauer, darinn ſie ſind, nahen, und von weiten den Vogel ein Zeichen geben, weil er ſonſt, wo ihn nicht jezt erwehnte gefährliche Krankheit befällt, hin und wieder in ſeinem Bauer herum flattert, und wo man Fehl greiffet, den Kopf zerſtößt oder einen Flügel zerbricht. Hat jemand in einem groſſen Vogelhauſe Canarienvögel und will einen davon fangen, ſo kan er ſich eines Nezes, wie ein Fiſchhahmen gemacht, dazu bedienen, welches er eigentlich dazu kan verfertigen laſſen. Andere laſſen eine kleine Fallbrüke machen, die ſie mitten in dem Vogelhauſe aufſtellen, und ihnen allerlei Lokſpeiſen darauf legen, als Butterbrekeln, Zwiebak, ꝛc. In kurzer Zeit fänget ſich alſo ein Vogel nach dem andern, bisweilen auch etliche zugleich darinnen; die ſich nun gefangen haben, nimmt man heraus, ſezet ſie in ein Bauer, und ſtellet die Falle ſo lang wieder auf, bis der hinein kommt, welche man haben will, und darauf können die andern, welche man nicht nöthig hat, alle wieder in das Vogelhaus geſezet werden. Solche Manier iſt zwar ganz artig, ich geſtehe auch gar gerne, daß die Vögel auf ſolche Weiſe nicht ſchüchtern werden, und folglich die vorerwehnten Zufälle nicht zu befürchten ſind; Selber mag ichs aber nicht nachmachen; denn es kan kommen, daß, indem die Falle über die Canarienvögel, die ſchon darinnen ſizen zuſchlägt, noch andere oben darauf oder auf dem Rande ſizen. Wenn ſie nun nicht eher hinein können, bis die Menge, welche ſchon darinnen, erſt wieder heraus, indeſſen aber die Falle ſehr ſchnelle zuſchlägt, daß auch denen, welche auf dem Rande ſizen, unmöglich iſt, ſich alſobald davon zu machen, können ſie gar leichtlich die Pfoten zerbrechen, ja gar erſchlagen werden. Es mag aber hierinnen ein jeder erwehlen, was er am beſten zu ſeyn vermeinet.

Noch iſt eine andere Krankheit, die wohl die Schwermüthigkeit zu nennen ſey. Wenn ein Canarienvogel damit befällt, geſchwellet ihn der Leib, man ſiehet, daß der Leib ganz voller rothen kleinen Adern, der Magen troknet ganz aus, er friſſet den Tag über gar wenig und hat zu nichts Luſt, als daß er mit dem Schnabel das Freſſen umher wirft. Dieſes kan entweder daher kommen, daß er an einem dunkeln, traurigen Orte ſizet, oder daß viele Hähne in einem Bauer beiſammen ſind, daher ſie einen groſſen Abſcheu für einander haben, und in ſolche Schwermüthigkeit verfallen. Das Mittel hierwider iſt, daß ſie von einander geſezet werden, wenn man meinet, daß es daher komme; Iſt aber die Beſchaffenheit des Orts Schuld daran, ſo mus man ſie an einen luſtigern und geſunden Ort ſezen, ſo lange bis ſie wieder geneſen, auch mehr, als gewöhnlich, füttern, einige Lekerbiſſen geben, und ein wenig Süsholz in ihr Waſſer legen.

Man irret ſich gar ſehr, wenn man meinet, daß ein Canarienvogel auch den Pips bekomme. Es iſt aber der Pips eine Art von Krebſe, der den Vögeln in den Schnabel kommt, entſpringet aber von einer übermachten Hize in denen Gedärmen. Hiervon können ſie in wenig Tagen curiret werden. Man gibet ihnen nemlich allerlei Erfriſchungen; als Lactukenſaamen, ꝛc. und in das Getränk wirft man drei oder vier Tage Melonenſaamen, ſo viel man ohngeſehr zwiſchen zween Fingern halten kan. Spüret man darauf einige Beſſerung, ſo gieſet man das Waſſer weg, und gibet ihnen friſches mit ein wenig Candizuker, und continuiret mit dieſem Getränke fünf bis ſechs Tage.

Uber dem bekommen die Canarienvögel bisweilen auch den Durchlauf, welches leichtlich dabei abzunehmen, wenn der Miſt flüſiger, als gewöhnlich iſt: Zu ſolcher Zeit ſehen ſie ganz zerriſſen aus, und wedeln ſtets mit dem Schwanze. Wenn es nun nicht bald wieder aufhöret, mus man ihnen die Schwanzfedern ausreiſſen, wie auch die, welche um den Ausgang ſizen, ſelbigen mit ſüſſen Mandelöl oder friſchen Butter ſchmieren, und ihnen darauf vier bis fünf Tage Lactuken- und auserleſenen Melonenſaamen geben, item, das Gelbe von einem harten Ei, und läſſet ihnen im übrigen wenig von ihrem gemeinen Futter, ſonderlich die drei erſten Tage hindurch.

Weil es ſich öfters zuträget, daß ein Canarienvogel lahm wird, daß er, entweder einen Flügel oder Fus zerbricht, iſt nöthig zu merken, daß eben dieſelben Mittel zu gebrauchen ſind.

Man ſezet ihn nemlich in ein Vogelbauer, das mit zarten Heu oder Moos ausgeſtopfet, nimmt die Stöke darauf er ſonſt ſizet, hinweg, und ſezet das Futter unten auf den Boden in ein Eke. Dieſes, das er keinen Stoz im Bauer hat, dienet dazu, daß er nicht auffliegen und ſich verlezen kan. Wenn die Pfoten gleich zerbrochen ſind, müſſen ſie doch nicht verbunden werden, weil ſie ſonſten an dem Orte da ſie verbunden, entzünden würden, ſondern man mus ihn an einen Ort ſezen, da niemand hinkömmt, weil er ſie ſonſten, wenn jemand bei dem Bauer käme, vollends zerbrechen möchte. Werden ſie aber frei und ungebunden gelaſſen, ſo wird die Natur, als der beſte Arzt, in kurzer Zeit die zerbrochenen Pfoten wieder zurechte bringen.

Die ſchwere Noth, da die Canarienvögel auch einigen Anſtos haben, iſt ihnen höchſt gefährlich; unter allen Vögeln aber ſind die Stieglize am meiſten damit geplaget. Wenn nun ein Canarienvogel das erſtemal davon kommt, mus man ihm die Klauen beſchneiden, und ihm zum wenigſten zweimal in der Woche mit laulicht warm gemachten Wein beſprüzen, ſonſt aber dem Vogel nicht mehr heken, auch keine Arien ſingen laſſen, hingegen öfters an die Sonne ſezen, daß er ein wenig luſtig werde. Noch wird ein Canarienvogel krank, wenn er zu ſehr erhizet iſt, da mus man ihn den weiſen Saamen, als den Canarienſaamen, Hirſe, auch ſo gar den Hanfſaamen wegnehmen, und vierzehen Tage hindurch nur bloſen Rüb- und Lactukenſaamen geben, wie auch Vogel- und Johanneskraut, wenn es nemlich in der Zeit, als im Mai iſt, da es fein mürbe wird; Zudem können ihm auch etliche Rübeblätter nebſt andern erfriſchenden Kräutern gegeben werden. Uberhaupt aber iſt zu merken, daß dieſes, was ihnen zu einer Zeit gut und eine Medicin iſt, ihnen zu einer andern zu einem Gifte und höchſt ſchädlicher Nahrung wird. Einige Leute geben ihren Canarienvögeln gleich Johannes oder Vogelkraut, ſo bald ſie nur in ihrem Garten was davon finden, ob es gleich noch weit von dem Frühling iſt, daran ſie zwar mit guten Appetit freſſen, aber öfters einige Tage darauf ſterben. Da iſt nun keine andere Urſach ihres Todes, als eben dieſe. Das Vogel- oder Johanneskraut, welches ſo emſig für ſie geſucht worden, iſt ein Gift für ſie: denn es iſt, ſo zu ſagen, nur wild Kraut, weil es nur von Schnee oder Waſſer hervor gebracht worden, und nicht zu ſeiner Reife kommen iſt, denn die Sonne hat ihm die Rohigkeit noch nicht benommen, daß es folglich unverdaulich ſeyn mus. Dahero auch die Vögel, wie geſagt einige Stunden darauf ſterben, ohne daß man auf dieſe Urſach denken ſollte. Und wenn gleich das Kraut zimlich mürbe ſcheinet, die Sonne auch einige Tage herdurch es beſchienen, ſoll ihnen doch nur gar ein weniges davon gegeben werden, ſonderlich die erſten Tage über; Weil es denen Canarienvögeln, welche in einem halben

Jahre nichts davon genoſſen, eine ſolche Veränderung in ihrem Leibe machet, daß ſie Bauchgrimmen davon bekommen, und in eine Krankheit fallen, davon man ſie oft kaum wieder befreien kan. Ich kenne einen guten Freund, welcher ſich den ganzen Winter hindurch herzlich darüber freuete, daß er unterſchiedene paar ſchöne Canarienvögel, ſo er auf den Frühling hätte können heken laſſen; da er ihnen aber von dieſen grünen Kraute gab, das ihm ein Bauer vom Lande mit hereingebracht hatte, ſturben ſie alle innerhalb vierzehn Tagen, und zwar im Merzmonate. Hieraus kan man urtheilen, wie gefährlich es ſey, wenn einem Vogel zu unrechter Zeit Futter gegeben wird.

Betreffend einen Canarienvogel, der einen ſchweren Athem hat, ſo mus man ihm Wegerichſaamen und harten Zwiebak in gutem weiſen Wein geweichet, geben. Man merket dieſes daran: wenn man den Tag hindurch wohl hundertmal wie ein Eri höret, welches Geſchrei aus ihrem Mägen kommt. Auch iſt ein Canarienvogel damit beſchweret, daß er ſeine Stimme bisweilen verliehret; Dieſes kommt gemeiniglich, wenn er gefedert hat, weil er alsdenn in einem Vierteljahre nicht geſungen. Bisweilen vergehet ihm die Stimme ſo gar, daß er nur ſachte oder gar nicht mehr ſinget; Da mus man denn gute Sachen gebrauchen, welche ihm die Bruſt leichter machen; Zum Exempel: Das Gelbe von einem harten Ei mit Broſamen vermiſcht, in das Waſſer, da er davon trinket, leget man ein Stük geſchabtes friſches Süsholz; ſolches gibet dem Waſſer einen Geſchmak, und hält die Kehle fein feuchte.

Wenn ein Weibchen, das Junge hat, anzu zwizern fänget, daß man dabei abnimmt, wenn die Federn unter dem Leibe und Kopfe ganz nas ſind, wie ſchon oben erwehnet worden, hat man zwar verſchiedene Mittel darwider; Ich will aber nur eines und das andere herſezen:

Einige werfen eine kleine Hand voll Salz in ein Glas voll friſches Waſſer; wenn ſolches ganz zergangen, nehmen ſie das Weibchen vom Neſte, und waſchen ihm den ganzen Leib mit dem Salzwaſſer. Wenn ſie es nun eine halbe Viertelſtunde alſo gewaſchen haben, ſpühlen ſie es wieder mit friſchem Waſſer ab, damit das Salz wieder abgehen möge; darauf ſezen ſie es in einen kleinen Bauer an die Sonne, oder ans Feuer, da es denn ſogleich wieder troknet, und hernach in den Kaſten geworfen wird.

Ich gebrauche die Gräten von einem Fiſche Meerſpinne genannt, deren ſich die Jubilirer zu bedienen pflegen, ſtoſe ſolche zu Pulver, und reibe den ſchwizenden Vogel den Kopf damit, und befinde auch, daß ſolches gut abtroknet und den gröbſten Schweis abnimmt. Man mus es aber alle drei Stunden wiederholen, ſo lange bis die Jungen fünf oder ſechs Tage alt ſeyn.

Dieſes wären alſo die Krankheiten, welche denen Canarienvögeln am meiſten zuzuſtoſen pflegen. Es ſind zwar noch einige andere, die ich aber mit Bedacht übergehen will, weil man ſie ſo gar ſelten daran curiren kan; wenn ſie nemlich für Alter blind werden oder das Podagra bekommen. Hierwider iſt keine andere Hülfe, als daß man ſie ſehr warm hält, bis ihre Zeit endlich um, und ihr Sterbſtündlein verhanden iſt.

Von einigen beſondern Eiscuren, und äuſerlichen Gebrauch des kalten Waſſers in verſchiedenen Krankheiten.

§. 1.

Es iſt nichts in der Welt ſo ſchlecht, es iſt zu etwas gut, ſagten unſere Alten; und wir mögen dieſes auch jezo vom Eiſe und kalten Waſſer ſagen, da deren Nuzen in der Medicin gezeiget werden ſoll. Denn wer ſollte wohl meinen, daß mit dieſer an ſich geringen Sache etwas heilſames zu der Menſchen Geſundheit ausgerichtet werden könnte, wenn es nicht die Erfahrung lehrete; am allerwenigſten aber dürften es diejenigen vor wahr halten, die blos mit koſtbaren, und durch viele Kunſt bereiteten Arzeneien zu curiren gewohnt ſeyn, wenn man ſie nicht durch untrügliche Exempel davon überführen könnte. Ich will alſo gegenwärtig zuförderſt darthun, daß das Eis und kalte Waſſer in gewiſen Krankheiten beſonders geholfen haben, und nechſtdem zugleich kürzlich die Art und Weiſe zeigen, wie ſie geholfen, und was man bei deren Gebrauch beobachten müſſe. Nun haben zwar bereits verſchiedene groſe und erfahrne Männer von dem ſo wohl innerlichen, als äuſerlichen Gebrauche des Eiſes und kalten Waſſers ſehr ſchöne und nüzliche Schriften abgefaſſet, davon auch die beſten der gelehrte Herr D. Schwertner in unſerer Mutterſprache zierlich überſezet, und heraus gegeben hat. Da aber darinne entweder die folgenden von mir angezeigten Fälle nicht angeführet ſind: oder aber ihre Art zu würken nicht iſt erkläret worden; ſo habe ich um ſo weniger Bedenken getragen, eine kurze Abhandlung davon dieſen Sam̃lungen einzuverleiben. Und vielleicht gebe ich dadurch von neuen Anlas, die Kräfte dieſer an ſich ſchlechten Mittel weiter zu unterſuchen, und hinfüro, zu deſto beſſerer Gewisheit, mehrere Proben damit anzuſtellen.

§. 2.

Vornemlich aber erweiſet der äuſerliche Gebrauch des Eiſes eine heilſame Würkung bei raſenden Leuten, die eine langwierige Raſerei (mania) haben, und damit ich nicht ohne Beweis rede; ſo berufe ich mich deshalb auf das Zeugnis der Medicorum zu Magdeburg, und aller derjenigen Einwohner, denen die beſondern, und öfters ſinnreich ausgedachten Curen des ehedem mit vielem Ruhm hier practicirenden Herrn Doctor Allion bekannt ſind. Dieſer erfahrne Mann, der ſeiner Geburt nach ein Franzoſe war, hatte ſich durch verſchiedene Proben beſonders den guten Namen erworben, daß er wahnwizige oder närriſche Leute glüklich wieder zurechte bringen könnte. Weil er nun faſt durchgängig mit ſchlechten Sachen, als mit kalten Waſſer, Molken, Eſſig u. d. gl. curirte: ſo nahm er auch mit raſenden Leuten eine dem Anſehen nach zwar geringe, doch in der That ſehr vernünftige Cur vor, welche hauptſächlich darinne beſtund. Er lies nemlich eine Ader öfnen, machte die Naſe blutend, gab bisweilen zu laxiren, lies fleiſig kalt Waſſer trinken und niederſchlagende Dinge nehmen, Fusbäder gebrauchen, und Umſchläge um den Kopf aus kalten Waſſer machen; endlich aber, und zwar inſonderheit verordnete er, daß man die Patienten bis faſt an die Herzgrube in ein laulicht Bad aus flieſenden Waſſer ſezen, und ihnen Eis auf den Kopf legen, oder dieſes dergeſtalt aushölen müſte, daß es gleichſam eine Eismüze abgeben konnte. Und wie geſagt, es iſt Stadtkundig, und es wird jedermann, wenn er nicht etwa aus neidiſchen Gemüthe anderer Leute ihre Handlungen zu verachten gewohnt iſt, bekennen müſſen, daß auſſer den Ubrigen vorerwehnten Mitteln, vornemlich der Gebrauch des Eiſes und der Bäder ſehr gute Dienſte gethan habe. Geſezt aber auch, daß es bisweilen nicht geholfen: ſo hat es doch an dieſen Mitteln ſelbſt nicht gelegen; ſondern es iſt entweder die Krankheit an ſich unheilbar geweſen, oder die §. 7. gegebene Regeln ſind dabei nicht in acht genommen worden.

§. 3.

Betrachtet man nun, wie die Art zu curiren geholfen: ſo läſt es ſich leicht einſehen, wenn man nur die Urſachen der Raſerei unterſuchet, welche eigentlich dieſe ſind: daß 1) das Gehirn geſchwächet, 2) das Geblüte ſehr dike iſt, und daß ſich 3) daſſelbe mit ſtarker Kraft nach dem Kopfe, und mit groſſer Geſchwindigkeit durch deſſen Gefäſſe beweget. Was das erſte betrift: ſo wird hoffentlich niemand bei tollen Menſchē an der Schwachheit des Gehirns zweifeln; weil zur Gnüge bekannt iſt, daß diejenigen vor andern dieſer bedaurungswürdigen Krankheit unterworfen ſeyn, die entweder von ihren Eltern durch die Zeugung dergleichen Schwäche angeerbt bekommen, oder ſich dieſelbe durch erlittene Kopfkrankheiten, durch Misbrauch hiziger Getränke und Schlafmachender Mittel, durch vieles Studiren und tiefes Nachſinnen, durch kümmerliche Sorgen, Verdrus und langwierige Betrübnis, oder durch übermäſigen Beiſchlaf, u. ſ. w. zugezogen haben. Eben ſo kan auch keinesweges geleugnet werden, daß ein ungemein dikes Blut an der Unſinnigkeit mit Schuld ſey; indem alles dasjenige dazu beiträgt, was das Geblüte verdiket, als Mangel der Bewegung, weniges und ſtarkes Getränke, grobe und ſchwere Speiſen, Vollblütigkeit, üble Verdauung und die Zubereitung eines ſchlechten Speiſeſafts ꝛc. Und überdem ſo lehret auch die Erfahrung, daß hypochondriſche oder Milzſüchtige Leute, die wegen ihres verdorbenen Magens gemeiniglich ein zähes Blut haben, gar leichte in die Melancholie, und aus dieſer hernach, wenn anders die übrigen Urſachen mit einſtimmen, gerne in die würkliche Raſerei gerathen. So wenig man aber zweifelt, daß ein dikes, und mit allzu vielen erdigten Theilen angefülltes Blut in der ſchwermüthigen Melancholie, als eine Urſache mit vorhanden ſey, eben ſo wenig kan man es auch bei ſo bewandten Umſtänden in der Raſerei läugnen. Ja, daß auch in dieſem Ubel der Trieb des Geblüts heftig nach dem Kopfe ſteige, iſt daraus zur Gnüge zu erkennen; weil Erkältung der Füſſe, Verſtopfung des Leibes, Krampf und Blehungen in den Gedärmen der hypochondriacorum, ſtarkes Aergernis, hizige Getränke und Medicamente ꝛc. welche alleſamt das Blut in ſtärkere, oder aufwerts ſteigende Bewegung ſezen, auch die Tollheit zuwege bringen, oder ſie von neuen wieder erregen können. Man nimmt auch bei raſenden Menſchen inſonderheit dieſes wahr, daß die Haut und Nerven in den auſeren Theilen des Leibes ungemein ſehr geſpannet, oder zuſammen gezogen ſind, wodurch das Geblüte nothwendig häufiger und ſtärker nach dem Kopfe getrieben wird, da ohnedem die daſelbſt geſchwächten Blutgefäſſe dem heftig andringenden Blute keinen gnugſamen Widerſtand thun können. Daß aber auch endlich das Geblüte ſich ſchnell durch die Haupt- und Hirngefäſſe bewege, kan man aus der Hize im Kopfe, und aus den heftigen Vorſtellungen in der Seele, wahrnehmen, welche ſich nach dem Umlaufe des Geblüts durchs Gehirn allezeit zu richten pflegen.

§. 4.

Wenn man nun die Raſerei curiren will: ſo mus man allerdings dieſe jezt angeführten drei Haupturſachen derſelben durch bequeme Mittel wegzunehmen ſuchen. Wie kan aber dieſes wohl beſſer geſchehen, als wenn man das dike Blut durch gnugſam-dünnes Getränke verdünnet, die Aufwallung deſſelben durch niederſchlagende Mittel dämpfet, die ſchwachen Zäſergen des Gehirns durch kaltes Waſſertrinken beſtmöglichſt ſtärket, und den ſtarken Trieb des Geblüts nach dem Kopfe durch Aderlaſſen, Laxiren, kalte Hauptumſchläge, Fusbäder und ganze Bäder abwerts leitet? Und gewis, die Methode iſt ſo gut, daß ſie nicht nur die Alten, ſondern auch die neuern beſten Medici, worunter ich vornemlich den ſeel. Boerhaave und Hofmann rechne, als beſonders heilſam erkannt, und in ihren Schriften angeprieſen haben; ja ich halte gewis davor, daß alle übrige weit hergeholte und gekünſtelte Arzeneien wenig, oder gar nichts helfen, wenn ſie entweder ohne dieſe jezt beſagten Mittel gebraucht werden, oder nicht auf die Wegräumung dieſer Urſachen gerichtet ſind.

§. 5.

Vor allen andern aber pflegt der §. 2. beſchriebene äuſerliche Gebrauch des Eiſes, wovon hier eigentlich die Rede iſt, nebſt warmen Bädern aus flieſenden Waſſer und Weizenkleie bereitet, am beſten zu helfen, und zwar aus dieſer Urſache: Durch die feuchte Wärme der Bäder werden die zuſammengezogenen Blutgefäſſe der äuſerlichen Theile erweitert, und das Geblüte ſelbſt wird darinne mehr ausgedehnet und verdünnet. Es dringet alſo das Blut von oben, weil es einen geringern Widerſtand findet, deſto ſtärker in die untern Theile ein, und wird alſo vom Kopfe abgezogen; daher man auch vorlängſt ſchon den Bädern an ſich die gute Tugend, das Blut herunter zu ziehen, zugeſchrieben hat. Noch vielmehr aber mus dieſer herrliche Nuzen dadurch befordert werden, wenn man zugleich Eis auf den Kopf leget. Denn dieſes zieht, wegen ſeiner Kälte, die Gefäſſe des Kopfes zuſammen, und macht alſo, daß das Blut deſto beſſer herunter gepreſſet wird, und in die unten erweiterten Adern deſto füglicher einflieſen kan. Da man nun bei der Raſerei hauptſächlich dahin zu ſehen hat, daß der Zuflus des Bluts nach dem Haupte gemindert, und wieder abwerts geleitet werde: ſo darf man ſich alſo nicht wundern, warum das Eis die Raſerei curiren hilft; da zumal daſſelbe ohne Zweifel auch nach dem Gebrauche einige Stärkung in den Gefäſſen des Hauptes zurüke läſt, daß dieſe hernach deſto eher vermögend ſeyn, der fernern Aufwallung des Bluts zu widerſtehen. Ja da man auch in Schlagflüſſen die Cur eben darauf billig richten mus, wie man den ſtarken Trieb des Geblüts nach dem Kopfe mindern, und die ſchwachen Hirngefäſſe wieder ſtärken wolle: ſo iſt kein Zweifel, daß das Eis ſo wohl, als das kalte Waſſer in dieſen gefährlichen Krankheiten ebenfalls Plaz finden könne, wenn zumal Clyſtiere und Bäder zugleich mit in Gebrauch gezogen werden.

§. 6.

Alleine, wie wenn man mir einwendete, daß in ſolchem Falle das kalte Waſſer, oder die ſonſt gewöhnlichen kühlenden Umſchläge, eben das in der Narrheit ausrichten könnten, was das Eis thut. Nun läugne ich zwar ihren guten Nuzen keinesweges; und ich habe ſie daher nicht nur §. 4. vor dienlich erkläret: ſondern ich weis auch, daß auſſerdem vorbelobter Herr D. Allion raſenden Leuten, wenn ſie im Bade geſeſſen, immer kalt Waſſer mit guten Erfolg hat über den Kopf gieſſen laſſen. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung gewieſen, daß das Eis vielmals beſſere Dienſte gethan hat: welches vermuthlich deswegen geſchehen iſt. Das Eis würkt vermittelſt ſeiner Kälte; (§. 5.) und obſchon das Waſſer und die wäſſerige Umſchläge ebenfalls kalt ſind: ſo iſt doch Waſſer nicht ſo kalt, als Eis, weil es ſonſt kein Waſſer mehr wäre. Da nun das Geblüte bei unſinnigen Leuten dike iſt, (§. 3.) und alſo ſtärker widerſtehet: ſo mus auch nothwendig mehrere Kraft angewendet werden, die Gefaſſe, zuſammen zu ziehen, und es herunter zu treiben, wozu ohne Zweifel ein gröſſerer Grad der Kälte, als im Waſſer iſt, erfordert wird. Daher auch vernünftige Aerzte vorlängſt darauf geſehen, und unter die naſſen Hauptumſchläge allerhand kühlende Sachen, als Salpeter, Salmiak, Bleizuker, u. d. gl. verſchrieben haben. Und überhaupt darf man ſich auch wegen allzuſtarker Kühlung nicht etwa groſſes Bedenken machen; weil die Hize im Kopfe bei dieſen Patienten öfters ſo gros iſt, daß davon, wie ich ſelbſt geſehen habe, in kurzer Zeit die naskalten Umſchläge ganz lau geworden ſind, und gleichſam gerauchet haben. Welche Erwärmung aber bei dem Eiſe nicht ſo bald geſchicht, daß alſo auch hierinne deſſen vorzüglicher Gebrauch vor dem Waſſer gerechtfertiget wird. Ja, da das Eis nach und nach ſchmelzt, und in Waſſer zerflieſt: ſo wird dadurch die allzu ſtark zuſammenziehende Kraft, die es wegen ſeiner Kälte erweiſet, eben ſo, wie bei dem kalten Waſſer, einigermaſen gemäſiget; wenn man anders ſagen will, daß das Eis, oder Waſſer auch wegen ſeiner naſſen Theile, zur guten Würkung etwas beitragen ſoll.

§. 7.

Doch, da auch die beſten Mittel ſchaden können, wenn ſie nicht mit gehöriger Vorſicht gebrauchet werden: ſo ſind billig auch bei der Eiscur einige nüzliche Regeln inacht zu nehmen. Es darf alſo dieſelbe zuförderſt nicht eher vorgenommen werden, als wenn bereits der Uberflus des Bluts durch Aderlaſſen iſt gemindert worden; weil ſonſt der Widerſtand deſſelben allzu gros iſt, wenn es vom Kopfe in andere Gefäſſe nicht ſo füglich eindringen kan, wenn ſie von vielen Blute vollgepfropft ſeyn; zu geſchweigen, daß auch leichte dadurch das Blut im Kopfe kan zurüke gehalten, und alſo verurſachet werden, daß es daſelbſt ſtoket, und zu convulſiviſchen Bewegungen, oder zu Schlag- und Lähmflüſſen Anlas gibt. Welches inſonderheit bei alten Perſonen zu beſorgen iſt, bei denen dieſe Cur auch deshalb nicht wohl angeht; weil ſie ſchon etwas harte und unbeugſame Gefäſſe haben, die ſich folglich in den untern Theilen nicht mehr ſo leicht erweichen, und ausdehnen laſſen. Denn da das von Kopfe herunter gepreſſte Blut in die untern Gefäſſe eindringen ſoll: (§. 5.) ſo müſſen dieſelben von Rechtswegen offen, und dahero auch bei jungen Leuten durch oft wiederholten Gebrauch der Fus- und ganzen Bäder vorher ſattſam erweitert ſeyn, ehe man das Eis aufleget, damit nicht etwa das herunter gedrukte Blut anderswo durchzubrechen, und ſich einen unrechten Weg zu machen ſuchen mus, wie denn auch dieſerwegen das Eis bei denen, da die Krankheit von verhaltner güldnen Ader, oder Monatszeit herrühret, billig behutſam zu gebrauchen iſt, wenn man nicht erſt die in dem Unterleibe, oder der Mutter etwa vorhandene Verſtopfungen durch gehörige Mittel eröfnet hat. Endlich mus auch der Leib beſtmöglichſt offen ſeyn, damit nicht etwa die Verſtopfung, bei welcher das Blut gerne aufwerts ſteiget, die gute Würkung verhindert. Und da man auch allezeit lieber den ſicherſten Weg gehet, und wo es ſich ſchiken will, von gelindern Mitteln den Anfang macht: ſo thut man daher ebenfalls wohl, wenn man erſt weniger kühlende Sachen äuſerlich um den Kopf ſchlägt, ehe man zum Gebrauch des Eiſes ſchreitet.

§. 8.

Nächſtdem kan ich nicht umhin, annoch einer ganz beſondern Eiscur zu gedenken, und darüber einige Anmerkungen zu machen, die ſich gleichfalls von gedachten Herrn D. Allion herſchreibt, und auch auſſerdem von ihm verſchiedene male in ähnlichen Fällen, und ſonderlich auch in ſchlimmen Frieſel, nicht ohne guten Erfolg iſt gerathen worden. Es lag nemlich ehemals ein gewiſer Menſch, der in ſeinen beſten Jahren war, und ſonſt eine zimlich gute Natur hatte, an einem ſchlimmen Flekfieber darnieder, und gerieth endlich in ſo ſchlechte Umſtände, daß man faſt gänzlich an ſeiner Geneſung zweifelte, und wenig Hülfe mehr von ihm übrig ſahe. Unſer ſinnreiche Medicus, weil er überhaupt die Regel gut anzubringen wuſte: in deſperatis caſibus melius eſt anceps experiri remedium, quam nullum, oder, es iſt beſſer in gefährlichen Umſtänden ein ungewiſes Mittel zu gebrauchen, als den Patienten ganz hülflos zu laſſen, gab annoch den Rath, man ſollte Eis aus der Eisgrube holen, und den Kranken ſo viel möglich, vom Kopfe bis zun Füſſen damit belegen. Man that es, und kurz darauf kam der elende Menſch nach und nach wieder zu ſich ſelbſt, das Athemholen wurde beſſer, der Puls, der vorher ungemein ſchwach und ungleich gieng, wurde freier, ſtärker und ordentlicher, der vorige kalte Angſtſchweis, der ſich hier und da am Cörper äuſerte, verwandelte ſich über den ganzen Leib in eine gleich warme Ausdünſtung, der Urin ſezte ſich, und kurz zu ſagen, der dem Tode vorhin nahe geſchienene Kranke erholte ſich nach und nach, und wurde völlig wieder geſund, wie ich dieſes mit noch lebenden Zeugen zu erweiſen im Stande bin.

§. 9.

Ich vermuthe gewis, es werde einige meiner Leſer dieſe ganz beſondere Würkung des Eiſes im Anfange ſehr ſeltſam und faſt unglaublich vorkommen: oder ſie werden es unter die zufälligen Curen rechnen, die ſich auf ein blindes Gerathewohl gründen. Alleine, ich hoffe, ſie werden ihren Zweifel fahren laſſen, und auf beſſere Gedanken gerathen, wenn ich ihnen, zu deſto beſſerer Uberzeugung, eine gleichförmige Cur vorlege, die zwar nicht mit dem Eiſe, doch mit kalten Waſſer, in eben dieſer Krankheit von dem ältern Herrn D. Hahn zu Schweidniz, der ein groſſer Waſſerfreund war, und auch davon einen artigen Tractat geſchrieben hat, an ſeinem eigenen Sohne, dem noch lebenden berühmten Herrn D. Hahn zu Breslau, glüklich iſt angeſtellet worden. Es hat dieſelbe unſer hochverdienter Herr Geheime Rath Büchner überſchrieben bekommen, und Er iſt ſo gütig geweſen, mir ſolche unter folgenden Umſtänden hochgeneigt mitzutheilen. Als An. 1734. das gute Schleſien ſo viele Waſſerüberſchwemmungen erlitte, entſtunden einige Zeit darauf ſehr häufige anſtekende und bösartige hizige Fieber, die gemeiniglich mit Fleken verbunden waren, und nicht wenige Menſchen aufrieben. Es verfiel endlich auch der jüngere Herr D. Hahn in Breslau, weil er mit ſolchen Kranken umgehen muſte, in eben dergleichen ſchlimme Krankheit; und weil er ſich ſelbſt zu rathen nicht vermögend war, leiſteten ihm ſeine Herren Collegen allen nur möglichſten Beiſtand. Jedoch die beſten Mittel wollten nicht anſchlagen; ſondern der Patiente war in einem ſehr flehenden Zuſtande; der augenſcheinliche Gefahr, und ſelbſt den Tod drohete, wobei ſich auch hin und wieder einige dunkle zeigten, die aber meiſt wieder zurüke traten. Da nun ſein Herr Vater, der auf erhaltene Nachricht herbei kam, dieſes ſchlechte Befinden innen wurde, ſo billigte er zwar alles bisherige Verfahren; lies aber, obſchon die übrigen Aerzte gar ſehr davon abriethen, recht kaltes Waſſer herbei bringen, leinene Tücher damit anfeuchten, und ſie dem Patienten, ſonderlich auf die Bruſt und in Rüken legen, worauf er wohl zugedeket, und ruhig liegen gelaſſen wurde. Und ſiehe, in kurzem wurde, zu jedermanns gröſten Verwunderung, der Puls freier, ſtärker und richtiger, an der Haut kamen mehr rothe Fleke zum Vorſchein, die Beklemmung der Bruſt lies nach, der ganze Leib gerieth in eine heilſame Ausdünſtung, das Phantaſiren und Zuſammenfahren hörte auf, und es thaten ſich alle Merkmale einer guten Beſſerung hervor, die auch endlich nach Wunſch erfolgte.

§. 10.

Fragt man wie es zugehe, daß ſo wohl das Eis, als das kalte Waſſer dergleichen ſonderbare Kraft erwieſen haben? ſo iſt es freilich ſo leichte nicht zu erklären. Doch iſt es allerdings wahrſcheinlich, daß ſie beide auf einerlei Art, nemlich durch ihre Kälte gewürket, die nur dem Grade nach in beiden unterſchieden iſt; weil das Eis kälter, als das Waſſer zu ſeyn pflegt, (§. 6.) und ich will nunmehro meine unmasgebliche Gedanken darüber kürzlich eröfnen, und ſie dem G. L. zu weiterer Uberlegung anheim ſtellen. Wir nehmen bekanntermaſen in allen Fie-

dern

bern zweierlei Bewegungen wahr. Die eine ereignet ſich bei dem Anfall der Fieber, und beſteht in einem Froſt, oder in einer krampfhaften Zuſammenziehung der Nerven und Blutgefäſſe; wodurch das Geblüte von den äuſerlichen Theilen nach den innern getrieben wird. Die andere aber, ſo hierauf erfolgt, iſt ſo geartet, daß durch den vermehrten Puls- und Herzensſchlag das einwärts getriebene Blut wieder zurük nach den äuſern Theilen gepreſſet wird. Und wenn dieſes lezte gehörig geſchieht: ſo höret der vorhergegangene Krampf nach und nach auf, und es werden durch dieſe ſtärkere und geſchwindere Circulation des Bluts die etwa vorhandenen Verſtopfungen der kleinſten Röhrgen glüklich gehoben, die zähen Feuchtigkeiten verdünnet, und es geht nicht nur die vorher gehemmte Abſonderung der Unreinigkeiten durch den Schweis, Urin u. ſ. w. beſſer von ſtatten; ſondern es wird auch die in den Säften befindliche ſchlimme Materie, die an dem Fieberkrampfe ſchuld iſt, durch allerhand Ausſchlag, als Frieſel, Fleken, Blattern, Maſern, und wie es ſonſt Namen haben mag, oder durch andere Wege auf eine heilſame Art abgeſchieden. Daher auch bereits die älteſten Aerzte das Fieber, in ſo ferne es dieſen herrlichen Nuzen gewähren kan, vielmals vor geſund gehalten, und es ſo gar durch die Kunſt bisweilen zu erregen angerathen haben; wie hievon des ſeel. Herrn Hofmanns diſſertation de ſalubritate febrium nachgeleſen zu werden verdienet. Da nun aber alle hizige Fieber, mit denen ein böſer Ausſchlag an der Haut verknüpft iſt, inſonderheit aber Frieſel und Flekfieber, eigentlich alsdenn gefährlich, oder gar tödlich zu ſeyn pflegen, wenn der heilſame Trieb des Geblüts nach den äuſern Theilen (motus progreſſus) gehindert wird, oder zu ſchwach iſt; dagegen aber diejenige Bewegung des Bluts, welche deſſen Theile unter ſich ſelbſt haben, (motus inteſtinus) deſto ſtärker geſchiehet, und deshalb theils der gebührende Auswurf der ſchädlichen Materie durch die dazu bequemen Wege unterbrochen, theils aber leichte in den edelſten Eingeweiden eine gefährliche Entzündung verurſachet wird: ſo folget nothwendig daraus, daß man vor allen Dingen dahin ſehen müſſe, wie man dieſe höchſt nöthige Abſonderung des ſchädlichen Gifts beſtmöglichſt befördern, und die etwa zu beſorgende, oder ſchon vorhandene Entzündung wegnehmen wolle. Soll aber dieſes geſchehen: ſo mus die auswerts gehende Bewegung des Bluts verſtärket werden; welches öfters auf keine Art beſſer ins Werk gerichtet wird, als wenn man den erwehnten Fieberkrampf erreget, der das Blut erſt nach den innern Theilen ſtärker hinführet, und ſolchergeſtalt das Herz und die groſſen Pulsadern in Stand ſezet, vermöge ihrer widerſtehenden Kraft eine muntere Gegenbewegung anzuwenden, und dadurch den Lauf des Bluts ſo wohl ſtärker, als geſchwinder zu machen. Weil nun unter andern auch die Kälte vermögend iſt, dergleichen Krampf, oder Fieberfroſt zuwege zu bringen: ſo kan allerdings das Eis und kalte Waſſer in dieſen Fiebern nüzliche Dienſte leiſten, in ſo ferne es durch ein neuerregtes Fieber das ſchon gegenwärtige glüklich curiren hilft.

§. 11.

Daß aber dieſe meine von der Würkung des Eiſes und kalten Waſſers vorgebrachte Meinung der Wahrſcheinlichkeit ſehr gemäs ſey, laſt ſich unter andern daraus mit erkennen; weil nach §. 8. 9. auf deren äuſerlichen Gebrauch ein ſtärkerer und geſchwinderer Puls, der von einer vermehrten Circulation des Bluts zeiget, nebſt einer beſſern Ausdünſtung und Austreibung der Fleken erfolget, dadurch aber eigentlich die Beſſerung und glükliche Geneſung verurſachet worden iſt. Doch will ich nicht ganz in Abrede ſeyn, daß die gute Würkung der Kälte auch zugleich davon mit hergeleitet werden könne; weil dadurch das ſchädliche Gift, welches in dieſen Krankheiten, allem Anſehen, ungemein zart und flüchtig iſt, einigermaſen gebunden, ſind in ſeiner ſchnellen Würkung gehindert wird, daß es fürohin die innere Bewegung des Bluts (motus inteſtinus) nicht ſo ſtark mehr erregen, und die Trennung der Theile deſſelben, (diſſolutio humorum) als die Urſache des Todes, zuwege bringen kan.

§. 12.

Alleine hier mögte vielleicht eingewendet werden, daß ja bereits in dieſen Fiebern ein ſtarker Krampf vorhanden wäre, der eben den freien Lauf des Bluts nach den äuſern Theilen verhinderte, und es alſo das Anſehen gewinnen ſollte, daß man denſelben vielmehr lindern und ſtillen, oder vermehren müſſe. Ich antworte aber hierauf alſo: dieſer Krampf, weil er nicht allgemein, ſondern nur in gewiſen Theilen befindlich iſt, und alſo das Blut unordentlich hier und da hintreibet, daß es daſelbſt ſtoken, und gefährliche Zufälle erregen mus, iſt allerdings höchſt ſchädlich. Dieſes gilt aber hingegen von demjenigen Fieberkrampfe keinesweges, der vermögend iſt, die Kraft des Herzens und der Pulsadern zu ſtärken, und eine vermehrte Circulation des Bluts, zu Wegnehmung der ſchlimmen Urſachen der Krankheit, zuwege zu bringen. Daher auch ſchon unſer Altvater Hipocrates, wie ich §. 14. zeigen will, vor eine gewiſe Art des Krampfs, die Erregung eines Fiebers durch kaltes Waſſer errathen hat, wie denn auch unſer ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann in dem dritten Theile ſeiner med. ſyſtemat. pag. 620. ein merkwürdiges Exempel erzehlet, daß das kalte Waſſer, welches einige Zeitlang in zimlicher Menge getrunken worden, blos deswegen ſehr heftige convulſiones vertrieben habe; weil es mit ſeiner Kälte einen Fieberkrampf gemacht, dieſer aber nachgehends eine ſchnellere Geblütsbewegung, zu erwünſchter Hebung der Krankheit, verurſachet hatte. Und hierauf gründet ſich auch meines Erachtens, wenn ich die ſtärkende Kraft bei Seite ſeze, der nüzliche Gebrauch der kalten Bader in Lahmungen der Glieder, im Waſſerſcheu, (hydrophobia) und andern Krankheiten, die einen ſchwachen, oder unordentlichen Umlauf des Geblüts zum Grunde haben, womit ſonderlich die Herren Engelländer groſſe Curen verrichten. Thut aber dieſes das kalte Waſſer: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß in ſolchen Fallen das Eis ebenfalls gut thun könne.

§. 13.

Daß man aber durch kaltes Waſſer, und alſo auch durch Eis, wenn es äuſerlich gebraucht wird, ein Fieber erweken, und durch dieſes wieder andere Krankheiten curiren könne, iſt in der That bereits denen alten Aerzten bekannt geweſen, und nur in folgenden Zeiten, gleichwie viele andere gute Hülfsmittel, nach und nach ins Abnehmen gekommen. Denn ſo verordnet z. E. der weiſe Hippocrates in dem 5ten Buch ſeiner Lehrſaze dergleichen Cur, wenn er aphor. 21. ſpricht: in tetano ulceris experte, juvene bene habito, æſtate media, frigida quam copioſa, profuſio *calorem* nativum revocat; hujusmodi autem tetanum calor ſolvit. Das iſt: " Das fleiſige Begieſen mit kalten Waſſer iſt in dem Tetano, (einer gewiſen Art des Krampfs) bei jungen Leuten und im Sommer ſehr zuträglich; weil es die natürliche Wärme wieder bringt, dieſe aber hernach den Krampf aufhebt. Und im dritten Buche de morbis ſchreibt er: aquam frigidam plurimam ſuperfundito, & poſtea veſtimenta tenuia, pura & calida ſuper integito; ignem autem tunc non adhibeto: hoc auxilium & ad tetanum, & ad opiſtotanum adhibeto. " Oder er ſagt: Weñ man denjenigen Krampf, der tetanus und opiſtotanus genennet wird, curiren will, mus man den Leib mit kalten Waſſer öfters begie-

” ſen, und hernach reine, leichte und
” warme Kleider überdeken, was hi-
” ziges aber alsdenn gar nicht gebrau-
” chen.” Woraus alſo, wenn man zumal die erſte Stelle betrachtet, deutlich erhellet, daß Hippocrates ſchon gewuſt habe, es werde durch die Kälte des Waſſers, und warum nicht auch des Eiſes, eine ſtärkere Bewegung des Bluts, und dadurch hernach mehrere Hize zuwege gebracht.

§. 14.

Und dieſes wären nun meine ohnmaſgebliche Gedanken von der Würkung des Eiſes und kalten Waſſers in Flekfiebern. Wie weit nun dieſelben gegründet ſeyn, mag der G. L. gütigſt beurtheilen. Es iſt auch überhaupt meine Abſicht nicht, daß ich dieſe Cur ohne Unterſcheid zur Nachahmung anpreiſen wollte; ſo viel mögte ich aber doch wünſchen, daß man bei ſich ereignender Gelegenheit mehrere Verſuche damit anſtellete; und damit ſolches deſto ſicherer geſchehe: ſo wird man, meinem wenigen Ermeſſen, folgende Behutſamkeit dabei beobachten müſſen: daß man 1) dieſe Eis- und Waſſercur in Zeiten anſtellet, ehe das Herz zu ohnmächtig iſt, das Blut wieder auswerts zu treiben. Nechſtdem dürfte ſie 2) beſſer im Sommer, und bei jungen Leuten, als bei alten angehen; weil bei dieſen die Fleiſchzaſern ſchon zu harte, und die bewegende Kraft des Herzens zu ſchwach iſt: wie ſolches auch Hippocrates in der vorher angeführten Stelle ausdrüklich meldet. Endlich wird auch, 3) nach ſeiner Vorſchrift wohl gethan ſeyn, wenn man nach deren Gebrauch durch äuſerliche Erwärmung zu Hülfe kommt, damit ſich die Zuſammenziehung in den äuſern Theilen deſto eher leget, und nicht etwa dem auswerts gerichteten Triebe des Bluts zu ſtark widerſteht, und die Auswikelung der verborgenen ſchlimmen Materie verhindert.

§. 15.

Auſſer dem allen aber ſind mir annoch einige andere beſondere Fälle bekannt, da das Eis und kalte Waſſer ſehr nüzliche Dienſte geleiſtet haben. Denn alſo wurde z. E. ehedem der Geh. Rath Hofmann wegen eines gewiſen jungen Herrn von Adel, von ohngefehr 15. Jahren um Rath gefraget, der nach vorhergegangenen, und vermuthlich zu früh geſtopften kalten Fieber, in kurzer Zeit über die maſen ſtark gewachſen war, und dadurch eine ſo groſſe Schwäche in Knien, und den Gelenken der Füſſe, die auch beide etwas geſchwollen waren, bekommen hatte, daß er weder gehen, noch ſtehen konnte. Weder das Töplizer- noch auch das gebrauchte Lauchſtadterbaad, welches doch ſonſt vor andern ſtärkt, wollten mehrere Kräfte verſchaffen, und die beſten Nervenſalben waren eben ſo wenig hinlänglich. Nun rieth zwar der ſeel. Mann, daß man in Gedult ſtehen ſollte, bis mit dem Alter eine Aenderung der feſten Theile erfolgte, die öfters alleine die vorher unheilbaren Krankheiten glüklich zu heben pflegte. Dem ohnerachtet ſagte er, man ſollte noch verſuchen wie es bekäme, wenn man täglich ein paar mal Tücher mit kalten Waſſer um die Knie und Gelenke der Füſſe ſchlüge, oder ſie mit einem damit befeuchteten Schwamme beſtriche: welches in der That auch ſo gut anſchlug, daß der Patiente nach und nach ſeine Füſſe wieder gebrauchen lernte. Die Urſache ligt meines Bedünkens wohl hierinne: Nach dem Fieber, da der Patiente ohnedem ſtark gegeſſen haben ſoll, ſind dike Säfte erzeuget worden, und dieſe haben hernach, da ſie zum Wachsthum gediehen, die Nerven und Flechſen in beſagten Theilen allzuſehr ausgedehnet und ſchlapp gemacht, daß ſie nicht vermögend geweſen ſind, die Laſt des Cörpers zu tragen: wie man denn bei dem Wachsthum gemeiniglich wahrnimmt, daß ſich um die Gelenke einige ſchwülſtige Ausdehnung äuſert. Da nun die Kälte des Waſſers denen geſchwächten Theilen mehrere Kraft verliehen hat: ſo iſt nicht zu verwundern, daß die Schwäche endlich dadurch iſt gehoben worden. Freilich aber geht es deſto beſſer an, wenn es eben zu ſo einer Zeit geſchieht, da ohnedem der Wechſel des Alters eine Veränderung der feſten Theile zuwege bringt, und wenn der Cörper vorher wohl iſt gereiniget und zubereitet worden.

§. 16.

Doch dieſes iſt nicht das einige Exempel, da das kalte Waſſer in Schwachheit der Gelenke geholfen hat; ſondern es ſind mehrere bekannt: wie denn unter andern der berühmte Engelländer Mr. Floyer in ſeinem Tractat von kalten Bädern einige davon anführet, die nach der bündigen Uberſezung Herrn Doctor Schwertners alſo lauten: Ich erinnere mich, ſpricht er, einer Frau, die ſich über groſſe Schwachheit und Schmerzen in den Gelenken beklagte. Ich rieth ihr alle Morgen eine Viertelſtunde lang den kranken Theil ins kalte Waſſer zu halten und ſolches des Abends zu wiederholen, und nach ohngefehr 20. Tagen empfand ſie eben ſo viel Kraft in den vorhin ſchwachen Theilen, als in den andern geſunden. Eben ſo berichtet er auch von einem Kinde, das ſo ſchwach auf den Schenkeln geweſen, daß es nicht aufrecht hat ſtehen können, und durch den Gebrauch kalter Bäder ſeine Kräfte in kurzen wieder erlanget hatte.

§. 17.

Und hieraus läſt ſich zugleich erklären, warum es in häufigen Saamenflüſſen gut thut, wenn man ſich in den Lenden mit kalten Waſſer wäſcht, oder mit Eis reibet, oder auch in kalten Waſſer badet. Denn durch die Kälte wird theils der Zuflus des Geblüts nach den abſondernden Saamengefäſſen gemindert, theils aber werden die zuruk führenden Gefäſſe (vaſa revehentia) geſtärket, daß ſie den übrigen Saamen deſto beſſer wieder zum Geblüte führen, und derſelbe hernach nicht ſo häufig mehr abflieſſen kan. Ja es iſt nicht minder begreiflich, warum man ſich vor ſchlimmen Augen, böſen Hälſen und Geſchwulſt der Halsdrüſen verwahren kan, wenn man ſich des Morgens hinter den Ohren, oder wie die Engelländer thun, oben den Kopf, wenn man anderſt denſelben kalt zu halten gewohnt iſt, mit kalten Waſſer wäſchet; weil dadurch ebenfalls dem Zuflus des Bluts und den Feuchtigkeiten geſteuret wird.

§. 18.

Eben ſo weis ich auch, daß es in kalten Flüſſen, (rhevmatismi) da ſich nemlich eine ſchleimige und ſcharfe Feuchtigkeit auf die Häutgen der Muskeln und Gelenke ſezt, ſehr gut geweſen iſt, wenn man die leidenden Theile mit Eis gerieben, oder mit kalten Waſſer gewaſchen hat. Ich verſtehe aber hier unter kalten Flüſſen diejenigen, die, wie der gemeine Mann ſagt, dem Anſehen nach die Wärme nicht leiden können, vermuthlich deswegen, weil die Schärfe des ſtokenden Schleims dadurch flüchtiger gemacht wird, und die empfindlichen Nervenhäutigen deſto mehr angreift: wie es denn vielfaltig geſchicht, daß man von ſolchen Flüſſen eine Steife und Unbeweglichkeit des Halſes, Rükens, der Arme u. ſ. w. bekommt, die ſo lange man in der Kälte iſt, nicht ſonderlich verſpüret wird, hingegen aber zunimmt, wenn man ſich in die Stube, oder ins warme Bette begibt, ja auch deshalb vielmals recht lange anhält, ehe ſie durch den Schweis zertheilet wird, indem die leidenden Theile recht ſchwer dazu gebracht werden, wenn ſich ſchon der ganze übrige Leib in Ausdünſtung befindet. Da nun, wie oben §. 10. iſt gezeiget worden, die Kälte fieberhafte Bewegungen erweken, und die Circulation des Bluts vermehren kan: ſo iſt kein Zweifel, daß auch in den beſchriebenen Flüſſen dergleichen geſchieht, und daß dadurch die ſtokende Feuchtigkeit verdünnet, und zum Auswurf durch die

Haut geſchikter gemacht wird; daher man nach dem Gebrauch des Eiſes und kalten Waſſers meiſtentheils bemerket, daß darauf die leidenden Theile in recht gute Ausdünſtung gerathen. Doch will ich nicht leugnen, daß die Würkung auch alſo geſchehen könne; indem nemlich die Kälte eine ſtärkere Zuſammenziehung der Haut und Schweislöcher an demjenigen Orte zuwege bringet, wo der Fluſs ſizt. Da nun nach derſelben allezeit eine ſehr gemäſe Nachlaſſung des toni erfolget: ſo kan auch alsdenn die Feuchtigkeit, die vorher zurük gehalten wurde, deſto beſſer ausdünſten; weil der Trieb des Geblüts nach den äuſern Theilen keinen Widerſtand mehr findet, ſie durch den Schweis zu treiben.

§. 19.

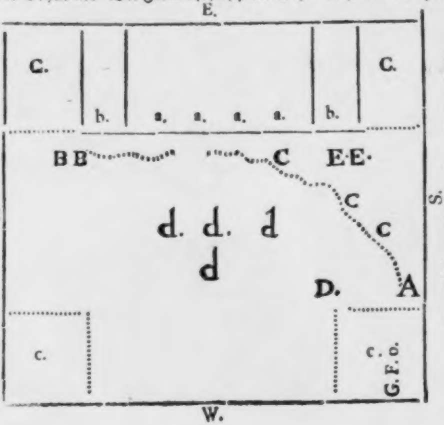
Und wer wollte endlich alle nur mögliche Curen durchgehen, die man mit dem Eiſe und kalten Waſſer anſtellen könnte; indem ich hier nur vornemlich von einigen beſondern habe reden, und ſie zu fernerer Unterſuchung anheim geben wollen. Denn ſonſt hätte ich z. E. noch Materie genug zu zeigen, ob, und wie man dieſe froſtige Mittel zu Stillung der Blutſtürzungen, und der Schmerzen, oder alsdenn gebrauchen könne, wenn allerhand Arten der Gicht, als Chiragra und Podagra, zurük getretten ſind, oder wenn die Natur zu ſchwach iſt, die unreine Materie nach den Gelenken der äuſerlichen Glieder auszutreiben, und ſie daſelbſt auf eine heilſame Art abzuſondern.

Eine umſtändliche Erzählung von einem Ameiſenkriege.

> Trahere vulneratos; vocare integros; deſerere domos; eligere latebras & - - relinquere.
>
> *Tacitus in Vita Agric.*

Monſieur!

Meine Gartenameiſen hatten zween Oerter, einen, der ihre Wohnung, und den andern, der ihr Vorrathshaus zu ſeyn ſchien. Dieſe hatten vermittelſt einer groſſen Straſe gemeinſchaft mit einander, wie ſolches gemeiniglich bei alten Ameiſenneſtern zu ſeyn pfleget, die ich bemerket habe. Ich wollte gerne wiſſen, wie Ameiſen aus verſchiedenen Geſellſchaften ſich gegen einander bezeigten; ich nahme alſo eine Büchſe voller Ameiſen aus einem andern Garten, und grub zwo Hölen, meine neue Colonie darinn anzulegen, und zwar ſo, daß, wenn ſie ihre vorige Gemeinſchaft beibehielten, ſie allemal quer über den groſſen Weg der vorigen Einwohner gehen muſten. Meine neue Colonie war ganz gelb, die andern aber ſchwarz; ich konnte alſo bei allen Vorfallen leicht erkennen, zu was für einer Nation eine jede gehöret. Meine gelbe ſchienen, wie man leicht gedenken kan, bei ihrer erſten Ankunft in einer allgemeinen Verwirrung zu ſeyn. Sie krochen herum, und kreuzten ohngefehr in der Weite einer Elle um den Plaz, wo ich ſie hin quartirt hatte, auf der Erde herum. Einige von ihnen ſezten ſich, wie ich bemerkte, auf kleine Steingen und auf die Halmen des Graſes, und warteten allda einige Zeit, bis ſie die ganze umher liegende Gegend nach Bequemlichkeit beſichtiget hatten. Wenn einige von ihnen ſich meinen ſchwarzen näherten: ſo ſuchten dieſe leztern ſie mit der gröſten Eile zu vermeiden, und in wenig Minuten ſahe ich, daß ein jedes ihrer Neſter in Bewegung gebracht war. Vorhin hatte ich niemals, auch nicht ein einzigesmal, geſehen, daß ſie mitten von der Straſe zu ihren Neſtern zurük gekehret waren. Sie brachen zwar öfters, um Fütterung zu holen, zur rechten und zur linken Hand aus; ſie kehrten aber niemals, wie es auch gehen möchte, zu ihrer Wohnung, bis ſie in ihrer Vorrathscammer geweſen waren. Jezo aber kehreten ihrer zwo oder drei mitten vom Wege zu einem jeglichen Neſte zurük; allein in kurzer Zeit darnach vollzogen ſie wieder ihren ganzen Weg, wiewol in gröſſerer Anzahl und mit zimlicher Furcht und Vorſichtigkeit. Den folgenden Morgen fand ich, daß meine Ankömmlinge die Stellen eingenommen hätten, darinn ich ſie geſezet hatte. Die gröſſere Anzahl inſonderheit ſchien ihre Wohnung in eine zimliche Ordnung gebracht zu haben. Es hatte dieſelbe drei hübſche Oefnungen, und ſie giengen ordentlich genug durch dieſelben ab und zu. Die kleinere Anzahl hatte zu ihrem Neſt zwo Oefnungen gemacht, die geheimer waren; ſie nahmen auch einen ganz andern Weg, und giengen auch über ein Tulipanenbeet gegen Süden, der von der Straſe der ſchwarzen ganz entfernet war; die andern aber kreuzten beſtändig über denſelben gegen Morgen. Bisweilen begegneten ſie ſich, und hatten verſchiedene kleine Scharmüzel. Die ſchwarzen ſchienen gemeiniglich den Kürzern dabei zuziehen. Ich ſahe auch, daß eine von ihnen getödet, und von dem Feinde weggetragen ward. Um den Mittag herum fand ich eine zimliche Anzahl von den gelben, die alle in guter Ordnung auf der groſſen Straſe zogen. Sie fochten mit allen ſchwarzen, die ihnen begegneten. Und da die Anzahl dieſer immer ſtärker anwuchs: ſo lies ſich alles zu einer heftigen Schlacht an. Den Nachmittag, der, allem Anſehen nach, recht blutig zu werden ſchien, hatte ich das Unglük, ihre Bewegungen nicht beobachten zu können. Ich fieng ſchon an, für die alten Einwohner, und für das Unglük, ſo ich ihnen zugezogen hatte, beſorgt zu ſeyn. Ich gieng daher den folgenden Tag ſehr frühe hin, um zu ſehen, wie die Sachen ſtünden. Ich wunderte mich, daß ich alles ſo verändert fand. Die ſchwarzen waren alle eben ſo beſchäftiget, als ſie vor dieſem Einfalle zu ſeyn gewohnt waren. Es war aber wahrſcheinlich genug, daß ſie ſich die Freiheit zu arbeiten durch die Gewalt der Waffen zuwege gebracht. Es war, allem Anſehen nach, eine ſcharfe Action vorgefallen. Ich zehlte ohngefehr fünfzig von den gelben, die alle auf dem Kampfplaze lagen; allein ich konnte unter den Erſchlagenen keine einzige ſchwarze gewahr werden. Ich wunderte mich gar ſehr darüber; doch fand ich gleich darauf, daß die Ameiſen in Anſehung der toden Cörper ihrer Freunde die ſorgfältigſten Creaturen ſind. Ohne Zweifel hatten die ſchwarzen, die Meiſter vom Kampfplaze geblieben waren, alle diejenigen von den Ihrigen weggetragen, die ihr Leben in der Vertheidigung ihres Vaterlandes verlohren. Weil ich von den gelben nicht eine einzige ſich regen ſahe, ſo gieng ich zur gröſſern Wohnung, wo ich ſie aufgehoben zu finden vermeinte; allein die ſchwarzen hatten ſo gar auch alle ihre Werke in Beſiz genommen, und es war allda nicht eine einzige gelbe zu ſehen. Allein auſſer dem, daß verſchiedene von den ſchwarzen von ihrem eigenen Neſt zu der eroberten Wohnung beſtändig ab und zugiengen, bemerkte ich zwo oder drei von ihnen, die an einer jeden ihrer drei Oefnungen beſtändig als Schildwachten gehalten wurden. Wenn dieſes nicht geweſen wäre: ſo hätte ich geglaubet, daß ſie die ganze Nation gänzlich ausgerottet hätten. Da ſie aber eine Schildwache hielten: ſo ſchlos ich daraus, es müſten noch etliche von der feindlichen Parthei vorhanden ſeyn. Nachdem ich genauer herum ſuchte: ſo traf ich auch zwo oder drei flüchtige an, die entflohen waren. Einer von ihnen folgte ich ſo genau, daß ich durch dieſelbe zu der Hauptverſammlung ihres Hauffens geleitet ward. Sie hatten ſich in eine Höle begeben. Auf einer kleinen Erhebung, die recht unter ihnen war, tödete ein Detaſchement von den ſchwarzen alle, die ſie fangen konnten, und eben den Augenblik, da ich ſie entdekte, waren ſie mit der Hinrichtung zwoer oder dreier recht eifrig beſchäftiget. Nachdeme ich alſo den Mittelpunct der Flüchtigen angetroffen: ſo ſahe ich verſchiedene andere Flüchtige, die eine nach der andern dahin eilten. Einige von ihnen geriethen unter die ſchwarzen, die meiſten aber langten glüklich bei ihren Freunden an. So ſtunden die Sachen an dieſem Tage; der folgende gieng gänzlich mit kleinen Scharmützeln hin. Die ſchwarzen hielten noch unten zu beſtändig Wache, ſo wie die gelben oben noch immer zahlreicher wurden. Sie hatten allda ein neues Neſt gemacht, und einen Ort zubereitet, da ſie alle Cörper ihrer toden Freunde aufhuben, die ſie nur wieder erlangen konnten. Es iſt unglaublich, was ſie deswegen wagten. Sie ſchlichen ſich bei einzeln heraus, ihre Erſchlagenen davon zu bringen. Sie wagten ſich nicht bei dem Feinde vorbei zu gehen: denn anders konnten ſie nicht dazu kommen. Sie ſahen ſich genöthiget, tauſenderlei Liſt auszuüben, und verlohren öfters ihr Leben darüber. Dis iſt merkwürdig: Wenn ſie einen Feind wegſchleppen, ſo geſchiehet ſolches an der Erde; einen Freund aber legen ſie auf die Schultern, und tragen ihn alſo, daß, wenn er noch lebet, ihn kein Sand oder Kies unterweges verlezen kan. Alle, die ſie nur wegbringen konnten, quartierten ſie in daſſelbe Behältnis. Die Feinde ſchleppten auch einige weg. Sie ſind ſo eiferig darauf, daß ſie ihre Ladung nicht fahren laſſen, wenn man ſie nicht mit Gewalt davon trennet. Ich habe niemals geſehen, daß ſie einige davon aufgefreſſen hätten, wenn ſie ſie davon gebracht. Die Uberwundenen hielten ſich hierauf einige Tage lang ſehr eingezogen, ausgenommen, daß ſie zuweilen zwo, bisweilen auch nur eine Schildwache vor dem Eingange zu ihrem neuen Neſte geſtellet hatten. Dieſer Eingang war recht unter einen kleinen dünnen Stüke eines Kieſelſteins ausgehöhlet, und zwar alſo, daß derſelbe mitten darüber lag, und die Näſſe einiger maſen abhielt. Es war noch eine andere falſche Oefnung, aber weiter hineinwärts, unter eben einem ſolchen Stüke Kieſelſtein. Einige wenige ſchwarze wollten ſich auf ihre neue Werke hinauf wagen; allein die gelben thaten niemals einen Ausfall auf ſie. Und wenn einige von ihnen etwa ausgegangen waren, ſo hüteten ſie ſich mit allem Fleiſe, ihnen nicht zu begegnen. Ich ſahe eine einzige ſchwarze, die eine ganze Viertelſtunde auſſen um dieſe Werke herum gieng. Sie ſchiene haupt-



aa. Die Linie des Sizes.
b. Die Colonnen an beiden Seiten.
cc. Vier Blumenbeeten.
dd. Queerſtraſſen.

A. Der Wohnplaz der ſchwarzen.
B. Ihr Vorrathhaus.
CC. Ihre Landſtraſſe.
D. Der gröſſere Siz der gelben.
E. Ihr kleinerer Siz.
F. Das Neſt, wohin ſie ihre Zuflucht genommen.
G. Das Behältnis für ihre Toden.

hauptſächlich über die falſche Oefnung in Verwirrung zu gerathen. Sie ſtieg auf den Stein, der darüber lag, und ungeachtet derſelbe keinen halben Zoll breit war, ſo kroch ſie doch an den Eken deſſelben zwo oder drei Minuten lang herum. Eine Minute iſt für eine Ameiſe eine ſehr lange Zeit, die allezeit ſehr geſchäftiget iſt, und niemals eine einzige Minute verſchleudert. Der Leſer hat vielleicht der kleinen Colonie der gelben ſchon vergeſſen. Ich habe kurz vorhin gemeldet, daß ſie eine Straſe erwählet, die ganz von dem Wege der ſchwarzen entfernet war. Sie hielten ſich ſehr genau zu ihrer eigenen Wohnung. Sie giengen allezeit mit groſſer Vorſicht aus, und kamen durch eine Oefnung wieder hinein, die glüklich durch das ungefehre Gewebe einer Spinne bedeket ward. Solchergeſtalt lebten ſie ganz eingezogen, und ich glaube, daß ſie erſt nach 8. oder 14. Tagen den Weg zu ihren Cammeraden gefunden. Zu der Zeit ſahe ich eine von ihnen über die groſſe Straſe gehen, und ſich gleich darauf wieder zu ihrem Neſte begeben. Nicht lange darnach kam ſie wieder zurük, und zwar bei nahe in derſelben Linie. Abends fand ich, daß ſie es eine nach der andern wagten, hinüber zu gehen. Den folgenden Tag hatten ſie alle ihre kleine Hürde verlaſſen, und ſich zu ihren Freunden verfüget. Sie hielten ſich alle mit einander ſo genau in ihrem Neſte, daß ich glaubte, ſie wären davon gegangen. Blos eine einzige Wache lies ſich beſtändig ſehen, und nachdem der Boden des Neſtes in Verwirrung war gebracht worden, kamen ſie in groſſer Menge heraus. Einige Tage hernach war auch ſo gar die Wache weg. Und als ich das Neſt öfnete: ſo fand ich, daß ſie alle ihr Quartier verändert hatten, wiewohl ich nicht ausfündig machen konnte, wohin ſie ſich begeben. Vermuthlich ſind ſie ſo glüklich geweſen, daß ſie den Weg zu ihrem Vaterlande wieder zurük gefunden; wiewol dieſes ſehr wunderlich zugegangen ſeyn mus, indem noch ein anderer Garten und 2. Häuſer dazwiſchen waren. So viel iſt gewis, daß ſie da alle eine allgemeine Verſchanzung haben. Auf ſolche Weiſe endigte ſich dieſe groſſe Unruhe in ihrem kleinen Staat, die urſprünglich durch eine ſchlechte Neugierigkeit verurſachet, aber mit dem gröſten Elend eines ganzen Volkes fortgeſezet worden, welches zwar viele Wuth in ſeinen Kriegen bezeuget, dannoch aber überhaupt ſo fleiſige, unſchuldige und ſo geſellige Creaturen zu ſeyn ſcheinen, als nur immer auf der ganzen Welt ſeyn können.

Der Herr von Zankwiz.

- - - - Pone veſanos precor
Animi tumores, teque pietati refer.

Sen. in Teb.

Der Herr von Zankwiz iſt ein unerträglicher Mann. Das Verhängnis hat mich auf eine Zeitlang zu ihm gebracht, damit ich eine neue Art der Gedult lernen möchte. An Geſprächen fehlt es bei ihm niemals, denn er fraget einem über alles, was ihm einfällt. Wie man ſeine Meinung ſagt, ſo iſt ſie nicht recht; will man ſich erklären, ſo wird er ungedultig; will man ihm Einwürfe machen, ſo wird er zornig; will man eine andere Meinung behaupten, ſo wird er raſend. Er ſchreiet, er turnirt, er ſchmeiſt auf den Tiſch; er iſt ganz auſſer ſich. Wie! einem Mann etwas zuwider ſprechen, der es beſſer wiſſen mus? welcher Frevel! Es iſt ein ſolcher gefährlicher Irrthum, nicht ſeiner Meinung zu ſeyn, daß ſeine ganze Chriſtliche Liebe darüber zum Mitleiden aufgefordert wird.

Will man ſeine Gunſt erlangen, ſo mus man nichts wiſſen, alle Menſchen verachten, und ihn allein bewundern. Weil ich mich befleiſe, mir den Umgang mit allen Menſchen ſo erträglich zu machen, als es mög möglich iſt, ſo gebrauche ich bei ihm alle Beſcheidenheit im Reden. Ich bediene mich faſt nur der Redensarten der Pyrrhoniſten. Ich ſage nie, ich habe dieſes oder jenes geſehen, oder gehöret, ſondern mich dünket, es ſcheinet, es kan ſeyn: Doch, auch da komme ich oft übel bei ihm an. Wie, ſpricht er, Sie wiſſen gar nichts: Sie haben keine gewiſe Principia: ſo lernen die junge Leute in Halle. Da müſſen Thomaſius und Gundling herhalten. Sag ich ein Wort zu ihrer Vertheidigung, ſo lauft dem weiſen Mann die Galle über. Die Windmacher, die Marktſchreier, die Ignoranten, daß ich bei ſeinen Worten bleibe, ſind alsdenn die Titel, womit er das Gedächtnus dieſer wakern Leute beehret. Ich mus ſie ſchelten laſſen; dann ſie werden mirs doch nicht zumuthen, da ſie nun beide in der Ewigkeit ſind, daß ich mich ihrentwegen noch mit dem Herrn von Zankwiz herum balgen ſoll. So eifrig er heut auf dieſe ſchilt, die man lobet, ſo erbittert wird er morgen andre ſchelten, die man ihnen entgegen ſezet. Der zureichende Grund ihn bös zu machen, iſt blos allein dieſer, wenn man von jemand ſpricht. Ich rühmte einsmals das ſchöne Werk des Herrn Ludewigs über die güldne Bulle. Ich ſagte wie mich dünkt, ſo hätten die Herren Thomaſius und Gundling allzuviel Eiferſucht gegen ihn bliken laſſen. Herr von Zankwiz machte darauf groſſe Augen, und runzelte die Stirn. Was! ſprach er voller Eifer: ſie waren alle drei Schulfüchſe. Die Geſchäfte machen Leute; wer die Rechte ſtudiren will, der mus in einem Tribunal ſizen, der mus Urtheile abfaſſen, und ein paar hundert Ballen Acten durchblättert haben: Vor dieſen gab es andre Leute; die neuern ſind elende Copien von guten Originalien; weiter nichts.

Auf ſolche Art widerſpricht der Herr von Zankwiz alles, was man ihm ſaget; Er hadert mit allen Menſchen, und das von Morgen bis zum Abend, bei dem Aufſtehen, bei dem Schlafengehen, in den Geſellſchaften, mit einem Wort, allenthalben.

Er behält kein Geſinde über ein viertel Jahr: Weib und Kinder aber, ſind bei ihm am übelſten daran. Dieſe können ihm nicht ausweichen. Er verfolgt ſie im ganzen Haus, mit ſtetem Keiſen; und wenn ſie meinen, ſie wollten es ihm recht machen, ſo treffen ſie es am wenigſten. Ihre beſte Verantwortung iſt, ſich gar nicht zu verantworten; thun ſie dieſes, wie ſie es thun müſſen, ſo iſt die Hadermühle bei ihm im Gang, und höret nicht ehender auf, als bis ihn Zorn und Eifer und Aergernis dergeſtalt erhizen, daß er rothes Pulver einnehmen und ſich zu Bette legen mus.

Der aus dem Reiche der Wiſſenſchafften wohlverſuchte Referendarius,

oder auserleſene Sammlungen von allerhand vermiſchten Schrifften und Verſuchen

aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchafft, natürlichen
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchrifften und neuen Büchern von wirthſchafftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchafften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

II. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupfferſtichen.)

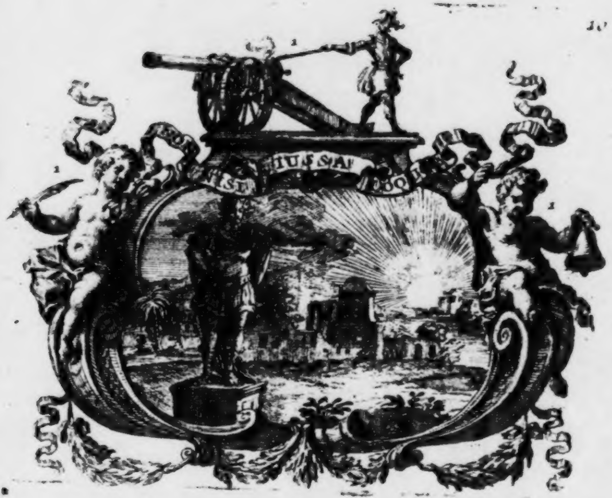
Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schrifften.
1750.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem zweiten Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Der Hochmuth, pag. 1.
Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Urſprung habe? p. 3.
Erörterung der Frage: worinnen die Glükſeligkeit und Unglükſeligkeit der abgeſchiedenen Seelen beſtehe, 8.
Von Anordnung neuer Kunſtöfen, wobei über ein drittel Holz, als ſonſt gewöhnlich, erſpahrt, und zugleich mit groſſer Bequemlichkeit gekocht werden kan, 11.
Von denen Ampeln und Nachtlampen, 15.
Urſache der Armuth, 17.
Merkwürdigkeit von den mannigfaltigen Gebrechen des Menſchen, 19.
Ob denen Hebammen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre eine Jungfer, und dieſe nicht, im Fall ihnen die Unterſuchung vom Gericht auferlegt worden, 19.
Wie ungeſund und gefährlich die Begrabung der Toden in den Kirchen und Gotteshäuſern; 21
Von der ungeräumten Mode der ſogenanden Brief Addreſſe, oder Franzöſiſchen Uberſchriften 22
Neue Anmerkungen v. den Planeten u. deren Bewohnung, 23.
Der Alſter und der Stigeliz, eine Poeſie, 29.
Eine Philoſophiſche Abhandlung von den Zähnen, 29.
Kurze Anweiſung zu der teutſchen Rechtſchreibung, 31
Von Abſchaffung alter und Aufbringung neuer Dinge, 39.
Vom Feſtmachen und Beſprechen, 41.
Gedanken über die üble Folgen, welche aus dem Verfalle der Religion entſtehen, 42.
Thrax, eine Erzehlung, die Atheiſterei betreffend, 43.
Erläuterte Merkwürdigkeit von dem Nuzen der Kälte und der Froſt, 45.
Von der Reinigkeit des Schneewaſſers, 49.
Von dem Nuzen der blauen Farbe in Krankheiten, 52.
Von dem Heil. Blaſio ins beſondere, und von denen Heiligen überhaupt, 52.
Von einigen Gewächſen, welche eine Menſchen- und Thier- ähnliche Geſtalt oder Bildung an ſich gehabt, 57.
Ein ſicherer Weg, die ſchlimmſten und eingewurzelten Fiſtlen ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen, 60.
Woher das Wort Paze oder Baze kommt, 65.
Vom Haarkräuſeln, und dem der Geſundheit daraus erwachſenden Nachtheil, 65.
Vom Nieſen, 66.
Von der Brateneur, 67.
Ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe? 67.
Erzehlung einer durch die Electriſation angeſtelte glüklich abgelauffene Cur in der Lähmung, 73.
Von der Glükſeligkeit, wider die, welche keinen GOTT glauben, 74.
Von der ſo genanden Weidenroſen, und dem dabei entſtehenden Aberglauben, 78.
Eine Abhandlung vom Vergnügen, 81.
Der Fleis, eine Poeſie, 85.
Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürſtl. Machtkunſt, 85.
Beſondre Vortheile und Erfahrungen in allerhand Landhauswirthſchaftl. Geſchäfften, in 38. Rubriquen, 88.
Unterſuchung der Urſachen, welche zu denen ſo vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiſte beigetragen haben 105
Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unſerer Erden unterworffen, 108
Worinn der Entzwek eines rechtſchaffenen Politici beſtehet? 121.
Ob die Welt jezo ſchlimmer ſeye, als in vorigen Zeiten, 122.
Ob man bei Hofe auch from̃ leben könne? 124.
Die verſchiedene Urſachen des Regens, 127.
Welches die aller älteſte Stadt in der Welt geweſen, und was vor Merkwürdigkeiten bei ſolcher zubeobachten, 130.

Vom Holzmangel, und wie demſelben abzuhelffen, 132.
Neue franzöſiſche Einrichtung der Heerde, wo zugleich gekocht, gebraten und gebaken werden kan, mit Kupffern, 137.
Von nüzlichen Oefen, 139.
Kurze Unterſuchung der Frage: ob die Juden nicht zur Handarbeit und Erlernung ehrlicher Profeſſionen und Handwerker anzuhalten, 140.
Gedanken vom Kartenſpiel, 150.
Von der Erzeigung der Steine in dem menſchlichen Cörper, 154.
Sendſchreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menſchen, 155.
Beſchreibung von den Römiſchen Jubeljahren 157
Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigſter und Durchlauchtigkeit 162.
Höchſtnöthige Warnung vor alle Menſchen, ſonderlich aber vor diejenigen, die im wirthſchaftlichen Stande leben, ſowohl gegen den Müſiggang als die unmäſige Leibes- und Seelenarbeiten; nebſt allerhand mediciniſchen Lehre. 164
Von der Nothwendigkeit der Gebetsformuln 172
Neue Entdekung von der Ebbe und Fluth, 175
Beweis daß die Aerzte Freimaurer ſeynd, 176.
Satire wieder die falſche Ehrſucht, 177.
Die Freigebigkeit, 181.
Anmerkung vom Windmachen und der Aufſchneiderei, 185.
Von Pflanzung wilder Bäume, und wie dadurch Waldungen, nüzlich und in weniger Zeit anzulegen, 188.
Von der Sommerdiät, oder wie man ſich bei der Hize verhalten, und deren Schaden an der Geſundheit verhüten ſolle, 196.
Beſonderes Beiſpil von Verfälſchung des Zinns, nebſt einem Fürſchlage, wie ſolches zuerforſchen und derſelben vorzubeugen, 199.
Kurze Unterſuchung, welches Temperament das beſte, und zum langen Leben am geſchikteſten ſeye? 200.
Anmerkung von Erfindung der Uhren, 204.
Von dem Schaden der in den neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart, im Eſſen und Trinken, 207.
Die ſcheinheilige Frau, 212.
Von merklichen Veränderungen in Krankheiten und ſo genanden critiſchen Tagen, 215.
Anmerkungen über die Spinnen, 219.
Einige nüzliche Anmerkungen von der Schwindſucht, 226.
Von der unempfindlichen Ausdünſtung mit zerſchiedenen neuen den Medicis ſowohl als einem jeden Menſchen ſeine Geſundheit zu erhalten und wann ſie verlohren, wieder zuerlangen, ſehr dienliche Entdekungen, 237.
Gedanken von den Som̃erfäden in der Luft, 254.
Von der Hexerei, 257.
Anmerkung über die vorhergehende Geſchichte 276
Geſchichte des Hanswurſtes, 278.
Ob unter den Dünſten ſich auch Erdſtäubchen befinden, 279.
Gedanken über eine gewiſſe Erde, ob ſelbige nicht der Engliſchen Füllerde gleich kommen möchte, 284.
Erklärung über den ſogenannten Schwefelregen, 286.
Gedanken vom Geſinde und von böſen Herrſchafften, 286.
Von Träumen und deren Bedeutung, in Anſehung des Temperaments, der Geſundheit, und Krankheiten, 290.
Von der Eſelsmilch, und deren Gebrauch, 296.
Von denen Inſecten, Seidenwürmen, und von der Verwandlung der Raupen in Schmetterlinge, 298.
Der Gärtner und der Schmetterling, 309.
Von Geſundheitsreiſen, 310.
Der Geizhals, 311.
Hofmans kurzgefaſte Diætetic vor alte Leute, 314.
Von der Structur des Menſchen, 317.
Mediciniſcher Beweis, daß der Tod ſo bitter und ſchmerzhaft nicht ſeye, als man ſich gemeiniglich einbildet, 334.
Kurze Anmerkung v. denen Canarienvögel. 340.



Der Hochmuth.

Bedeutet eigentlich ſo viel, als ein hoher Muth, der einen edlen Geiſt belebet, und denſelben zu groſſen und herrlichen Thaten antreibet. Er trachtet nach Ruhm und Ehre, und ſuchet allein was ſchön, was gut und was erhaben iſt. Dieſes war eigentlich die Gemüthsbeſchaffenheit der tugendhafften Heiden. Wir als Chriſten müſſen allerdings ſchon zu einem zimlichen Grad der Religion gelanget ſeyen, wenn wir das Gute, aus Liebe zu dem Guten ſelbſt, und aus einem ſo heiligen Gefühl verrichten, daß wir die Ordnung Gottes darinnen preiſen und verherrlichen können.

Der Hochmuth, von dem die Rede iſt, hat einen thörigten Urſprung, und macht die Menſchen eben ſo unglüklich als der Geiz. Er treibet alles in eine verkehrte Einbildung, und verurſachet bei dem Menſchen einen ſo lächerlichen Wahn von eignen Verdienſten und Vortrefflichkeiten, daß er ſich weit über das Ziel miſſet, und allen andern Geſchöpfen ſeines Gleichen vorziehet.

Es war ein ſo unglükſeliger, als närriſcher Hochmuth, welcher das Geſchöpffe antrieb, dem Schöpfer gleich zu werden. Es hat beides Engeln und Menſchen geſtürzet: ſie waren beſtimmt, die ſeligſten Weſen zu ſeyn. Nun liegen jene mit Ketten der Finſternis gebunden; dieſe aber ſchwärmen zu ihrer eignen Qual noch immer in den thörigſten Leidenſchafften herum, und pflanzen das eingeſogene Gifft des Hochmuths auf ihre Nachkommen.

Der Hochmuth eignet ſich alles zu, und braucht den Geiz ſelbſt zu ſeinen Abſichten: ſeine Tugenden ſind die Peiniger ſeiner Einbildung, und ſeine Laſter die Peitſchen der Menſchen. Durch den Hochmuth ſind die Monarchien aufgekommen, und die Menſchen, welche die Natur gleich erſchaffen hat, in die Knechtſchafft gerathen; durch ihn iſt der Zank, die Zwietracht, der Raub, der Krieg, das Morden und alle Grauſamkeit in der Welt entſtanden: durch ihn iſt die Heiligkeit der Religion in einen ſchnöden Gözendienſt verwandelt worden: durch ihn quälen ſich die Menſchen in dieſem Leben und verdammen ſich nach dem Tod; er formiret den unglüklichen Zuſam̃enhang der allerelendeſten Leidenſchaften.

Ein Hochmüthiger macht ſich alle Menſchen zum Feind. Nichts kan den Ehrgeiz vergnügen: Alles bringt ihn auf: Alles entzündet ſeine Wuth: er iſt nimmer ruhig, ſtets voller Anſchläge, ſtets empfindlich, ſtets ungedultig. Man kan ihm nicht Ehrerbietung genug erweiſen; die geringſte Nachläſſigkeit beleidiget ihn; ein ungleiches Wort ſezet ihn in Eifer, und eine Verachtung macht ihn raſend. Wer kan einen ſolchen Menſchen lieben? er misfällt, je mehr er andere zwingen will, ihn zu bewundern: es koſtet ihm ein Hauffen Mühe und Verdrus, ſich haſſen zu machen, da im Gegentheil ein beſcheidener Menſch gefällt, ohne daß er ſich deswegen bemühet.

Es gibt eine Art des Hochmuths, die nicht ſo wild und ungeſtüm̃ iſt; ja es gibt ſo gar Leute, die aus Hochmuth demüthig ſind, die ſich zu verſtellen, und unter dem Schein der Sanftmuth und der Leutſeligkeit ihren Ehrgeiz zu verbergen wiſſen. Dieſe Leute haben Wiz, Vernunſt und Einſichten: ſie wiſſen, daß die Demuth mehr Eindruk gibt und beſſer gefällt, als ein hochmüthiges und aufgeblaſenes Weſen, das nothwendig die Eigenliebe anderer Menſchen gegen uns aufbringen mus: Sie wiſſen alſo ihren Hochmuth unter der Larve der

Demuth zu verſteken. Sie empfinden aber eine Beleidigung oder Verachtung um ſo viel ſtärker, je weniger ſie ſolchen bliken laſſen: ſie vergeben alles offentlich: heimlich aber rächen ſie ſich gewis. Dieſes iſt insgemein der Caracter der Scheinheiligen.

Noch gibt es eine Art des Hochmuths, welchen die Tugend auf gewiſſe Weiſe ſelber verurſachet, und auch ſelber zugleich verabſcheuet. Dieſer iſt der Hauptfeind der weiſeſten und frömmſten Leute. Sie fühlen und empfinden ihre Vorzüge, ihre Stärke des Geiſtes, ihre Einſichten: Sie empfinden darüber ein Wohlgefallen an ſich ſelbſt: ihre Eigenliebe nähret ſich mit dieſen ſchmeichelhaften Vorſtellungen: ſie werden ihre eigne Gözen, und ſtreuen ſich ſelbſt den Weihrauch auf den Altar ihrer Einbildung. Dieſer Hochmuth wird um ſo viel gefährlicher, je weniger man ihn verſpüret, und demſelben die nöthige Demuth entgegen ſezet. Man hat deswegen Urſache, auf ihn acht zu haben: die heimlichen Bemühungen nach Lob und Ehre zuſamt der Unruhe, Empfindlichkeit und Eiferſucht, welche dieſe Neigungen bei uns verurſachen, geben ihn deutlich zu erkennen. Ein Weiſer wird ſeiner nicht ſo bald gewahr, ſo fühlet er ein inneres Grauen; Und wie könnte er ihn ohne dieſe Empfindung entdeken? Er weis, daß er ein armes und bedürfftiges Geſchöpfe iſt, und daß dieſe Verehrung ſeiner ſelbſt eine Art von einer Abgötterei iſt, welche ihn aus der Abhängigkeit von Gott ſezt. Er weit daß er auſer dieſer Abhängigkeit nicht einen Augenblik ſicher iſt, in die gröſten Thorheiten und Verwirrungenen zu gerathen.

Man bemerket öfters an den berühmteſten Leuten, daß ſie, wann ſie auf ihre eigne Kräfte ſich zu viel einbilden, in das albere und lächerliche verfallen; inſonderheit wenn ſie von ihren eignen Thaten und Wiſſenſchaften reden. Dieſes rühret einzig und allein daher, weil ſie ſich nicht zubeſcheiden wiſſen, demjenigen, die Ehre zu geben, dem ſie allein gebühret, und deſſen Geiſt die Weiſen immer deſtomehr demüthiget, je mehr Gaben er ihnen mittheilet. Paulus ſagt deshalben ſehr ſchön: Wer ſich rühmen will, der rühme ſich des HERRN. 1. Cor. 10. v. 17. Von dem alle guten und vollkommene Gaben herkommen, als von dem Vater des Lichts. Jac. 1. v. 17.

Woher die Gewohnheit, Ringe zu tragen, ihren Urſprung habe?

Von dem Urſprung derer Ringe wiſſen die Geſchichtſchreiber nichts gewiſſes anzuführen. Plinius meldet, man habe zur Zeit des Trojaniſchen Kriegs noch nichts davon gewuſt, dieweil

Homerus derenſelben mit keinem wort gedenket, da er doch ſonſten in ſeinen Schrifften vieler geringen Dinge erwähnet. Welches man endlich bei den Kriegen kan gelten laſſen: denn dieſelben, ſonderlich die Lacones, haben vor Erfindung der Petſchierringe mit hölzernen geſiegelt, ſo die Würme ausgefreſſen haben. Allein bei denen Ebräern und Egyptiern, ſind die Ringe vor dem Trojaniſchen Kriege lange zeit im brauch geweſen, wie aus der heiligen Schrifft zu erſehen, da Juda der Thamar ſeinen Ring, ſein Schnur u. ſeinen Stab zum Pfande gegebē, Gen. XXXVIII. v̇. 18. und der König in Egypten, Pharao, ſeinen Ring von ſeiner Hand gethan, und dem Joſeph an die Seinige geſteckt. Gen. XLI, v̇.42. Daher iſt es dann zu verwundern, daß Plinius lib. XXXIII. ſchreibt, die Egyptier hätten nichts von Ringen gewuſt, da doch dererſelben Gebrauch v. ihnen zu denen Griechen und von dieſen zu denen Völkern des alten Italiens gekommen: deñ die Sabini haben ſchon zu des Romuli Zeiten Ringe getragen, von dieſen aber iſt der Gebrauch unter denen Römern eingeführt worden, wiewohlen einige meynen, daß ſie es v. denen Hetruſier erlernet hätten; denn Tarquinius Priſcus hat unter andern Sachen auch Ringe von denen überwundenen Truſcier bekommen. Es mögen aber die Römer die Ringe ſo gar gros nicht geachtet haben, weil nicht alle ihre Könige Belieben an denſelben getragen haben, wie an ihren Statuen zu erſehen geweſen, da auſſer des Numæ und Servii Tulii keine Statue ſonſten mit Ringen gezieret geweſen, wie Plinius berichtet. Der Kaiſer Auguſtus gabe ſeinem Knecht Menas einen güldenen Ring, welches einem Römer alſo verdros, daß er ſeinen eigenen Ring vom Finger nahme, ſolchen in die Tyber warf, und in dieſe Worte ausbrache: Dieſe Ringe waren vormalen unbetrügliche Merkmahlen tapfferer Ritter, nunmehro aber werden ſie Kennzeichen der Freigelaſſenen. Denn die Rathsherren und Raths-fähige Geſchlechter, hernach die Edle, trugen in Rom die erſten güldenen Ringe; Hingegen waren die eiſernen Ringe bei andern Völkern Merkmahle der Leibeigenen, wie die Silberne der Unedlen Freyen: Zudem durffte bei denen Teutſchen kein Leibeigener bei Lebensſtraffe einen eiſernen Ring als ein Zeichen der Freiheit tragen, die alteñ Catten aber muſten ſo lange einen eiſernen Ring tragen, bis ſie einen Feind überwunden hatten.

Die Materien zu denen Ringen ware alſo entweder Eiſen oder Silber, oder Gold, und man pflegte auch zuweilen die eiſerne Ringe zu vergolden. Manche hatten zwar wohl güldene Ringe, das Pläzlein aber, worauf das Siegel geſtochen, war ſilbern, oder der Ring ware ſilbern, und dieſes von Golde. Etliche Ringe hatten einen Edelgeſtein, etliche aber keinen. Alſo truge der römiſche Senator Monius einen Ring mit einem ſo koſtbaren Stein, daß er ſich lieber damit ins Elend verjagen lieſe, als daß er ſolchen dem geizigen Antonio abgetretten hätte. Pompejus M. führte einen Ring mit einem Sardonichſtein, in welchem ein Löwe mit einem Schwerd gegraben ware. Gemeine Leute führten zum öfftern auch nur gläſerne Steine in ihren Ringen, die man bisweilen an der rechten, bisweilen aber auch an der linken Hand truge. Doch als bei denen Römern die Steine in denen Ringen aufkamen, ſtekten ſie ſelbige mehrentheils an die linke Hand. Was die Finger anbelangt, ſo ſtekten die Griechen ihre Ringe an der linken Hand an den Finger nächſt dem Kleinen, wie Gellius berichtet, gleich als wenn nach der Egyptier- wiewohl irrigen Wahn aus dieſen Goldfinger eine kleine Ader zu dem Herzen gienge, welches dadurch auf das kräfftigſte geſtärket wurde. Die alten Teutſchen trugen eiſerne Ringe an dem Daumen und an dem Mittelfinger ihrer rechten Hand.

Der Gebrauch der Ringe war inſonderheit, daß man damit ſiegele; das Siegel oder Bildnis aber wurde anfangs nur in Metal gegraben, bis die Edelgeſteine aufkamen. Es beſtande aber nicht etwa in einem beſondern Wappen, wie heutiges Tags die adeliche Geſchlechtswappen ſind, ſondern ein jeder brauchte zu ſeinem Pitſchier, was er wollte. Die Egyptier trugen mehrentheils in ihren Ringen die Bilder des Harpocrads und anderer heydniſcher Götter. Die Griechen und Römer trugen ihrer Ahnen und beſten Freunde Bilder in denen Ringen, und in des Germanici Ringe ware des africaniſchen Scipionis eingeeztes Haupt, welchen das Volk dem Sohne, als er ſich unwürdig die Stadtvogtei zu ſuchen unterſtanden, abgezogen hat. Der Kaiſer Julius trug das Bild der gewaffneten Venus. In Griechenland trugen des Epicuri Nachfolger ſein Bildnis in ihren Ringen. Auguſtus trug das Bildnis des groſſen Alexanders, welches auch das römiſche Geſchlecht der Macer in ihren Wappen führte. Die Egyptiſchen Kriegsleute führten insgemein einen Käfer als ein Zeichen der Tapfferkeit in ihren Ringen. Die Perſiſchen Könige hatten das Bildnis der Heldin Rhogagune, mit zerſtreueten Haaren, Mecœnas einen Froſch. Der König in Perſien, hatte das Bildnis eines Pferdes in ſeinem Pitſchierring, dieweil er durch das wiehren ſeines Pferdes zu dem Königreich gelanget ware, wie uns die Hiſtorie bekand iſt. Die Chriſten in der erſten Kirche brauchten zu ihren Petſchafftszeichen die 2. erſten Buchſtaben von dem Nahmen Chriſti, welche in Geſtalt eines Creuzes in einander gezogen waren, wie der Cardinal Baronius ad ann. Chriſte 57. berichtet, daß er deren etliche geſehen habe, welche aus denen alten Ruderibus mit waren ausgegraben worden.

Es waren aber auch die Ringe ein beſonderes Ehrenzeichen, durch welches ein Stand von dem andern unterſchieden wurde. Alſo ware im Anfang zu Rom auch nit einmal einem Rathsherrn erlaubt, einen Ring zu tragen, auſſer weñ er als ein Legat in ein fremdes Land geſchikt wurde; und wenn er dann wieder zurukkame, ſo trug er ſeinen güldenen Ring nur bei öffentlichen Zuſammenkünfften, zu Hauſe aber nur einen eiſernen. Hernach aber durfften zu Rom alle Senatores Ringe tragen; jedoch aber nicht eher, als wenn ſie von denen Prætoribus damit beſchenket wurden. Endlich wurde ſolches auch denen gemeinen Soldaten von dem Kaiſer Severio erlaubt. Darauf erhielte der gemeine Mann die Freiheit ſilberne, die Knechte aber eiſerne Ringe zutragen, bis hernach die gültene Ringe bei dem gemeinen Mann auch aufkommen, wenn ſie von der Obrigkeit damit waren beſchenket worden. Was die Anzahl deren Ringe betrifft, ſo wurde es an einer Mannsperſon nicht wenig getadelt, wann er an ſeiner Hand mehr als einen Ring truge; allein bald hernach pflegte man alle Finger damit zu ſchmüken, daher der Poet Martialis lib. 5. Epigr. 63. alſo ſchreibet.

Per cujus digitos currit levis
annulus omnes.

Es ſtekten wohl gar etliche die Ringe zugleich an einen Finger, wie gedachter Poet lib. II. Epigr. 60. v. Charimo anführet, indem er ſagt:

Se nos Charinus omnibus digitis gerit,
Nec nocte ponit annulos.

An einem jeden Glieder der Finger hatten ſie einen, und auch wohl mehr Ringe ſteken. Manche hatten der Ringe ſo viel, daß ſie Gewiſſe davon des Sommers, und auch gewiſſe des Winters trugen. Sie hatten auch Ringe, die ſie nur an ihren Geburtstägen pflegten anzuſtekken, und wendeten zum öfftern ihr ganzes Vermögen darauf. Der Kaiſer Heliogabulus ware mit denen Ringen ſo verſchwenderiſch, daß er keinen mehr als einmal anſtekete, gleichwie er es auch mit denen Schuhen machte.

Ferner wurden die Ringe auch, wie es noch heute zu Tage zu geſchehen pfleget, bei denen Verbündniſſen und Vermählungen gebrauchet. Die Venetianer vermählen ihnen alle Jahr das Meer durch Hineinwerffung eines Rings. Man hat auch beſondere Zauberringe, wovon gar vieles zu melden wäre; und es wird vielleicht der Ring jenes

nes Königlichen Hirtens des Gygis ein ſolcher geweſen ſeyn, welchen er in einer Höhle einer in einem Pferde von Erz verwahrter Leiche abgezogen, und die Krafft hatte, ſich dadurch unſichbar zumachen, wodurch es auch beſagter Gyges ſo weit ſoll gebracht haben, daß er endlich zum König in Lydien erwehlt worden; anderer Exempel, Weitläuftigkeiten zu vermeiden, mit Stillſchweigen zu übergehen.

Auſſer denen güldenen, ſilbernen u. eiſernen Ringen truge man auch Ringe von Achatſtein und Elfenbein; ja, man hat dergleichen aus ganzen Edelſteinen ſchneiden laſſen. Hierbei iſt auch des Römiſchen Papſt ſein Fiſcherring nicht zu vergeſſen, womit Er ſeine Brevia in rothes Wachs zu ſiegelen pfleget, und welches daher den Namen hat, weil das Bildnis des H. Apoſtels Petri, wie er fiſchet, darauf ſtehet. Und wenn der H. Vatter Einem den Cardinalstitel conferiret, ſo ſtekt er ihm zugleich einen Ring mit einem ſchönen Saphier an den Finger, und vermählet ihn alſo das Biſthum gleichſam als eine geiſtliche Braut. Im übrigen iſt bei Gelegenheit der Ringe noch Folgendes mit anzuführen:

Zu Rom wurde ehemalen ein Ring verkaufft, über deſſen Verkauf zwiſchen dem Cöpio u. Druſo eine Todfeindſchafft und ein entſezlicher Krieg entſtanden.

Vor Alters pflegte man die Herrſchafft durch Uebergebung eines Rings zuzueignen. Alſo gab Philippus, da er wider die Beſanzer zoge, dem Alexander M., und dieſer, als er auf dem Todbette lage, dem Perdinas, u. der kranke Kaiſer Auguſtus dem Agrippä ſeinen Ring.

Viele haben Gifft in ihren Ringen verwahrt gehabt, ſich im Nothfall vom Leben zu helffen. Alſo iſt Demoſthenes dem von Antipater abgeſchikten Mörder, Archias; und Hannibal des Flamini Kriegsleute ſich zuvorgekommen.

Die Egyptier erinnerten ſich bei denen Ringen des einigen Weſens, welches weder Anfang noch Ende hat, nemlich der ewigen Gottheit, denn dieſe iſt allein der unbegreiffliche Creis, deſſen Mittelpunct allenthalben.

Der ruchloſe Eucrates hat ſich aus denen von dem Galgen genommenen Ketten und aus den Schwerder der Scharfrichter Ringe ſchmiden laſſen, welches noch heutiges Tags viele Waaghälſe aus Aberglauben thun. Moſes aber ſolle mit einem Ringe ſeinem Egyptiſchē Weibe ſeiner und aller vorhergehenden Vergeſſeuheit beigebracht haben. Doch es mag vor dieſesmal von denen Ringen genug angemerkt worden ſeyn.

Erörterung der Frage: worinn die Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit der abgeſchiedenen Seelen beſtehe?

SO viel Beſtreiter die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele jemals gehabt, ſo viel, und noch mehrere Vertheidiger derſelben haben ſich auch gefunden. In den älteſten Zeiten findet man in den Schriften der Weiſen Spuhren von dieſer wichtigen Lehre. Hierinne ſtimmen alſo die älteſten Philoſophen mit einander gröſtentheils überein, daß die Seele, nach ihrer Trennung von dem Cörper, nicht aufhöre zu ſeyn: von dem eigentlichen Zuſtande der abgeſchiedenen Seele aber iſt die Meinung der Philoſophen, als Philoſophen, unterſchiedener.

In den älteſten Zeiten, da man am wenigſten vermuthen kan, daß die heidniſchen Weltweiſen ihre Lehren aus der Offenbahrung entlehnet haben, findet man, daß vornehmlich zwo Meinungen unter ihnen gewöhnlich geweſen ſind.

Einige haben geglaubt, daß die abgeſchiedenen Seelen mit der Zeit in andere belebte Creaturen führen, und, da ſie eine Belohnung und Strafe, nach der Trennung der Seele von ihrem erſten Cörper, geglaubt, ſo haben ſie auch den Seelen in angenehmen oder auch verhaßten Thierkörpern ihre Wohnung angewieſen. Dieſer Meinung haben in den alten Zeiten die Chaldäer, Aegiptier, Aethiopier, Druiden und andere angehangen.

Andere giengen von dieſer Meinung ab, und glaubten, es beſtünde jede Seele nach ihrer Trennung von dem Leibe vor ſich, empfienge an einem beſondern von GOtt beſtimmten Orte ihre Belohnung und Strafe, und würde mit der Zeit mit ihrem eignen Cörper, den ſie ehemals bewohnt, wieder vereinigt. Dieſes war die Lehre der Perſer, Indier, Scithen und anderer Völker, welchen wir dergleichen Weisheit kaum zutrauen ſollten, da ihre Lehren in vielen Stüken mit den Lehrſäzen der Offenbahrung übereinſtimmen. Doch verhüllen dieſe Weltweiſen ihre Lehren mit ſo vielen Fabeln, daß man das wahre Philoſophiſche vor dem vielen Fabelwerk kaum erkennen kan.

Die neuern chriſtlichen Philoſophen haben ſich beſondere Mühe gegeben. dieſe Lehre von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode nach philoſophiſchen Gründen abzuhandeln. Ich glaube aber, daß wenige dieſer Abhandlungen, welche zur Zeit bekannt ſind, die philoſophiſche Probe aushalten werden.

Ich wage mich daher an dieſe Frage: Worinne die Glükſeeligkeit oder Unglükſeeligkeit einer von ihrem Cörper getrenneten Seele beſtehe? Es iſt aber gegenwärtiger Verſuch blos ein Entwurf zu einer vollſtändigern Abhandlung. Sollte hierbei ein Verſehen mit eingelaufen ſeyn, ſo wird man daſſelbe, nach der gründlichen Erinnerung eines Scharfſichtigern, künftig zu verbeſſern wiſſen.

Die Glükſeeligkeit beſteht in dem Genuſſe der Ruhe und der Empfindung des Angenehmen; Die Unglükſeeligkeit in der Empfindung des Gegentheils. Nun nehme ich als erwieſen an, daß die Seele unſterblich ſey, und daß dieſelbe nach ihrer Trennung von dem Cörper diejenigen obern Kräfte, welche ihr als Seele eigen ſind, behalte. Dieſe ſind Verſtand und Wille. Ich nehme ferner an, daß die Seele nach ihrer Trennung auch wirklich dieſe Kräfte brauche. Denn, obgleich einige Weltweiſe glauben, die Seele befinde ſich nach dem Tode in einer Art des Schlafes, ſo heben ſie doch den gänzlichen Gebrauch dieſer Kräfte nicht auf, und überdis ſo räumen ſie doch ſelbſt ein, daß die Seele bei einer künftigen Veränderung, dergleichen die Wiedervereinigung mit ihrem Cörper iſt, den völligen Gebrauch ihrer Kräfte wiederbekomme. So ferne nun die Seele den Gebrauch ihrer obern Kräfte hat, ſo wird auch ihre Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit ſich auf dieſe beiden Kräfte gründen, als durch welche ſie im Stande iſt, der Ruhe und des angenehmen theilhaftig zu werden.

I.

Die Kraft des Verſtandes äuſſert ſich auf zweierlei Art: a) Entweder es ſtellt ſich derſelbe etwas vergangenes vor, und erneuert die bereits gehabten Ideen, b) oder es ſchaft ſich derſelbe neue Ideen an. Die Beſchaffenheit dieſer zwofachen Ideen iſt der erſte Grund der Glükſeeligkeit oder Unglükſeeligkeit der abgeſchiedenen Seele.

a) Dieſe Seele behält nach ihrem Abſchiede von dem Leibe ihre vorigen Kräften, und alle diejenigen Ideen, welche ſie ſich vermöge ihrer Kräfte ehemals angeſchaft hat, ob gleich einige derſelben ſind verdunkelt worden. Denn ich ſehe keine Urſache, warum ſie durch die Trennung von dem Leibe derſelben ſollte beraubet werden? Dieſe Ideen kan ſie erneuern, und ſich des Vergangenen erinnern. Sie iſt ferner im Stande von ihren Handlungen, welche ſie in Geſellſchaft des Leibes ehemals verrichtet hat, ein Urtheil zu fällen, und zu wiſſen, ob dieſe oder jene Handlung böſe oder gut geweſen ſey. Eine jede Seele iſt ihrer Natur nach geneigt, an guten Handlungen ein Vergnügen, und an böſen einen Abſcheu und ein Misvergnügen zu haben. Aus dieſem allen kan man ſchlieſſen, worinne die erſtere Art der Glükſeeligkeit, oder Unglükſeeligkeit der abgeſchiedenen Seelen beſtehe, nemlich in der Erinnerung und Beurtheilung der in Geſellſchaft des Leibes verrichteten Handlungen, aus welchen Vergnügen oder Misvergnügen entſtehen mus.

Es ſind bei dieſer erſtern Art der Glükſeeligkeit einer Seele drei Regeln zu bemerken, nach welchen man auch leicht von der Unglükſeeligkeit einer Seele urtheilen kan. 1) Die erſte Regel iſt: Je vollkommener eine gute verrichtete Handlung geweſen, deſto gröſſer iſt das Vergnügen darüber, und deſto gröſſer iſt die Seeligkeit der Seele. 2) Die verſchiedene Vollkommenheit der guten Handlungen kom̃t auf die Vollkommenheit der Bewegungsgründe und Abſichten an. Je edler der Bewegungsgrund einer Handlung iſt, deſto edler 3) iſt die Handlung ſelbſt. Die andre Regel iſt dieſe: Je gröſſer die Anzahl der guten Handlungen geweſen iſt, deſto gröſſer iſt auch das Vergnügen und die Seeligkeit der Seele. Die dritte Regel iſt folgende: Je weniger Zeit zwiſchen einer verrichteten guten Handlung und der Trennung der Seele von dem Leibe verfloſſen iſt, deſto gröſſer iſt bei Erinnerung derſelben das Vergnügen und die Seeligkeit der abgeſchiedenen Seele. Es gründet ſich dieſe lezte Regel auf folgende zwo Grundſäze: 1) Je weniger Zeit zwiſchen der geſchehenen Sache und der Erinnerung derſelben verfloſſen, deſto klärer iſt auch die neue Vorſtellung derſelben. 2) Die Vorſtellung derjenigen Handlungen, welche vor einer ſtarken Veränderung (vergleichen die Trennung des Leibes und der Seele iſt) vorhergegangen ſind, behält ihre Klarheit in der Einbildungskraft am langſten, und läst ſich auch am leichteſten verneuern.

In dem bisher angeführten, wird hoffentlich nichts anzutreffen ſeyn, welches wider die Säze der Offenbahrung liefe, da dieſelbe ausdrüklich lehret, daß bei der Seeligkeit einer Seele auch auf 1) die Güte der Handlungen, oder 2) auf die Anzahl derſelben, und vornemlich 3) auf die lezten geſehen werde.

b) Es äuſſert ſich die Kraft des Verſtandes ferner, wenn ſich derſelbe neue Ideen anſchaft. Auch dieſe neuen Ideen können nach ihrer unterſchiedenen Beſchaffenheit die Seeligkeit und Unſeeligkeit einer Seele verurſachen. Dieſes geſchieht, ſo viel man aus dem bloſſen Lichte der Natur erkennen kan, auf folgende Art.

1) Eine jede Seele, wenn ſie noch mit dem Cörper vereinigt iſt, hat eine Hauptneigung, ſich mit der Betrachtung dieſer oder jener Sache zu beſchäftigen. Ich ſehe nicht, warum dieſe Neigung durch die Trennung der Seele von dem Leibe ſollte zerſtöhret werden? Es iſt vielmehr zu glauben, daß ſie fortdaure. Iſt dieſes: ſo wird eine tugendhafte Seele, welche ſich in Geſellſchaft des Leibes mit der Betrachtung wahrhafter Vollkommenheiten und Ausübung guter Handlungen beſchäftiget hat, auch nach der Trennung dieſe Beſchäftigung fortſezen, und da ſie nunmehro in ihren Betrachtungen nicht mehr durch den groben Cörper gehindert und durch die ſinlichen Empfindungen geſtöhret wird, wird ſie deſto eher im Stande ſeyn, das Angenehme in ihren Betrachtungen zu empfinden, und in denſelben immer weiter zugehen, um noch mehr angenehmes zu entdeken. Die Beſchäftigung der untugendhaften und nach der Trennung unglükſeeligen Seele iſt in der Geſellſchaft des Leibes das Gegentheil von obigen geweſen; es wird alſo auch dieſe Beſchäftigung und Neigung nach der Trennung fortdauern. Was kan aber hieraus für ein Vergnügen zu hoffen ſeyn?

2) Ich habe bereits oben gezeigt, daß einige abgeſchiedene Seelen aus der Erinnerung ihrer Handlungen und Erinnerung ihrer ehemals gehabten Ideen lauter Vergnügen, andre aber hieraus lauter Misvergnügen ſchöpfen. Die erſtern werden dadurch zu allen fernern Betrachtungen aufgeräumet, die andern aber verdroſſen gemacht. Hieraus folget, daß eine glükſeelige Seele, da ſie beſtändig munter und aufgeräumt iſt, in ihren Betrachtungen erwünſchten Fortgang verſpüren, und ſich mit lauter angenehmen Vorſtellungen beſchäftigen werde. Die unglükſeelige Seele aber wird wegen ihres fortdauernden Verdruſſes nicht im Stande ſeyn, die völlige Aufmerkſamkeit auf ihre Betrachtungen zu wenden, und alle ihre neuen Ideen werden mit lauter Unvollkomenheit und Misvergnügen umgeben ſeyn.

II.

Ich wende mich nunmehro zu der andern Kraft der Seele, welches der Wille iſt. Glükſeelig iſt eine Seele, in Anſehung des Willens, wenn ſie allezeit dasjenige will, was ihren Vollkommenheiten würklich zuträglich iſt. Es gründet ſich der Wille auf den Verſtand. Hat nun derſelbe lauter richtige und angenehme Vorſtellungen: ſo wird auch der Wille nichts anders wollen, als eben dieſes, und wird er dadurch eine glükſeelige Seele noch glükſeeliger machen. Unglükſeelig hingegen iſt eine Seele in Anſehung des Willens, wenn ſie ſich durch ihren unrichtigen Verſtand verleiten läßt, etwas zu wollen, welches ihre wahre Vollkommenheiten ſtört. Hat der Verſtand oft falſche Vorſtellungen, da ſich die Seele in dem Cörper ſchon dazu gewöhnt hat, ſo wird auch der Wille oft etwas, als gut, erwählen, welches in der That nicht gut iſt. Merkt endlich der Verſtand den Betrug, oder wird er durch die Erfahrung davon überzeugt, ſo gereut es dem Willen. Die unglükſeelige Seele wird unruhiger, und folglich noch unglükſeeliger.

Ich habe noch zween Einwürfe zu beantworten, welche mir von den Gottesgelehrten gemacht werden könnten. Der erſte iſt dieſer: Wenn die Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit jeiner Seele auf die Erinnerung der in Geſellſchaft des Leibes verrichteten Handlungen und gehabten Ideen beruhet: ſo iſt keine ſeelige Seele ohne Misvergnügen, und keine unſeelige Seele ohne Vergnügen; weil bei jeder Seele, ſo lange ſie mit dem Cörper vereinigt iſt, angenehme und unangenehme Vorſtellungen, gute und böſe Handlungen mit einander abwechſeln, deren Erinnerung auch eine abwechſelnde Seeligkeit und Unſeeligkeit verurſachen mus. Welches aber mit den Säzen der heiligen Schrift nicht übereinſtimmt.

Ich antworte auf dieſen vermuthlichen Einwurf: Ich ſehe keinen Widerſpruch zwiſchen meinen obigen Säzen und den Lehren der Offenbahrung. Ich habe behauptet, daß ſich jede Seele ihrer wahren und falſchen Vorſtellungen, ihrer guten und böſen Handlungen, erinnern könne, nicht aber, daß ſie ſich alles deſſen erinnern müſſe. Und iſt es denn etwas widerſinniges, daß die Erinnerung der einen Art der Vorſtellungen und Handlungen bei gewiſſen Seelen unterbleibe? Kan dann nicht die Vollkommenheit der angenehmen Vorſtellungen und guten Handlungen, wie auch die Menge derſelben bei der Erinnerung des Vergangenen die Seele mit ſo viel Vergnügen überhäufen, daß ſie des Unangenehmen vergist? Es geſchieht ja dieſes in der Welt bei vergnügten Perſonen oft. Können nicht ferner die kurz vor der Trennung des Leibes und der Seele verrichteten guten Handlungen einen ſo ſtarken Eindruk in der Einbildungskraft der Seele gemacht haben, daß dadurch das Andenken der vorhergegangenen unangenehmen Vorſtellungen und böſen Handlungen verdunkelt und endlich gar ausgelöſcht worden iſt?

Anderer theologiſch-philoſophiſchen Anmerkungen zu geſchweigen. Bei den unglükſeeligen Seelen gehet es nach eben dieſer Ordnung, da ihre anhaltende Unruhe und ihr fortdauernder Verdrus ſie keines Vergnügens fähig werden läst. Der andre Einwurf, welcher von einigen Gottesgelehrten zu vermuthen ſteht, iſt dieſer: Die bisherige Betrachtung der Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit der abgeſchiedenen Seelen hebt die Nothwendigkeit des Verdienſtes Chriſti und des Glaubens an daſſelbe auf, da die Erinnerung der guten Handlungen die Anſchaffung neuer angenehmer Ideen, und andre oben angeführte Stüke eine Seele vergnügt und ſeelig machen können.

Ich antworte auf dieſen Einwurf mit der alten Regel: Unius poſitio, non eſt alterius excluſio. Ich habe blos als ein Philoſoph geſchrieben, und dieſer kan von den blos geoffenbahrten Säzen mit keiner demonſtrativiſchen Gewisheit reden. Ich habe alſo blos dasjenige angemerkt, welches ich mit meinem philoſophiſchen Gewiſſen verantworten kan: ob es gleich nicht ſchwer fallen ſollte, auch in dieſem Stüke die Säze der Offenbahrung und der Welt weisheit nach den ſtrengſten Regeln der Philoſophen zu vereinigen. Und es ſoll auch, bei weiterer Ausführung dieſer Materie der ausführliche Beweis hiervon nicht vergeſſen werden.

V. H.

Von Anordnung neuer Kunſt-Oefen,

wobei über ein Drittel Holz, als ſonſt gewöhnlich, erſpahrt, und zugleich mit groſſer Bequemlichkeit gekocht werden kan.

WIr haben ſchon in dem erſten Theil dieſer Sammlungen pag. 125. einen Vorſchlag zu Verbeſſerung der Stubenöfen, vorläufig angezeigt, darinn zerſchiedene Anmerkungen anzutreffen, die gewis von groſſem Nuzen ſeyn können, wann ſie nicht auſſer Acht gelaſſen werden. Von

Erſparung des Holzes ins beſondere aber, ſowohl auf den Heerden, als in den Oefen, iſt in dieſem Theil, pag. 134. das nöthige zur Genüge abgehandelt, und ein Abris eines neu inventirten Stubenofens beigedrukt worden. Dermalen wollen wir hier nur ein und andere nöthige- als nüzliche General Regeln, anführen, wodurch ein jeder leicht von ſelbſt entſcheiden kan, was an denen Stubenöfen ſchädlich oder nüzlich zu nennen iſt. Sodann ſolle ein Abris im Perſpectiv und in Profil folgen, wobei ein Stuben mit wenigem Holz mit Nachdruk eingeheizt, und zugleich ohne Beſchwerlichkeit dabei gebraten und gekocht werden kan. Dieſes habe ſelbſten nach und nach aus der Erfahrung, mit Einrichtung allerhand Modell, und endlich durch einen erfahrnen Hafner ins Werk richten laſſen; Jenes aber mehrentheils aus Leutmanns ſonderbarer Feuernuzung, welche in ſehr wenig Händen ſeyn wird.

Es ſind aber die Oefen, welche unten nicht hohl und auf kurzē Füſſe ſtehen, viel beſſer, als die Staatsöfen, welche auf ſchön geziertē Stollen oder hohen Ofenfüſſen ruhen: Dann

Je tiefer ein Ofen unten an der Erden ſtehet, je beſſer hizet er, je höher aber die Füſſe des Ofens ſind, je langſamer wird die Stube warm.

Je weiter ein Ofen iſt, je ſchlimmer hizet er; je enger ein Ofen, je beſſer hizet er. Wenn man nun in einem Ofen kochen will, und dannenhero nöthig hat, denſelben weit zu machen, damit die Töpffe an dem Feuer zu ſtehen Raum haben, ſo kan man den andern Aufſaz des Ofens dennoch enge machen, und dadurch groſſe Stuben heizen, auch zugleich die Oberſtuben erwärmen, weñ man in den obern Ofen unten eine Oefnung machen will.

Noch beſſer heizen ſie eine Stube, wenn ſie unten auf den Füſſen eine ſtarke eiſerne Platte haben; wenn die von dem darauf liegenden Feuer erhizet, ſo gibt ſie gute Wärme.

Ein jeder Ofen mus, wenn er von auſen eingeheizet wird, und für dem Ofenloch eine Thüre hat, in dieſer Thüre unten hart am Heerde ein Loch haben, ohngefehr ein Viertel Theil hoch, nach der höhe des Ofenlochs gerechnet, ſonſt brennet kein Feuer. Oben über dem Ofenloch mus er auch ein Rauchloch haben, ſonſt brennet das Feuer auch nicht: Denn die unten eindringende Lufft bläſet das Feuer an, oben aber wird der Rauch ausgetrieben, damit er das Feuer nicht erſtiket.

Je länger man die Hize im Ofen kan circuliren laſſen, daß ſie nicht flugs weg oder herraus gehet, je mehr Hize kan der Ofen geben.

Es ſind dannenhero viel Inventiones, die Hize lang im Ofen zu behalten.

Die gemeine Oefen, welche an der Brandmauer lang hinauf angeſezt werden, ſind bekand, ſie heizen nicht wohl, weil die meiſte Hize in die Mauer, und die übrige ohne einigen Aufenthalt bald wieder hinaus gehet. Sie hizet etwas beſſer, wann ſie über dem Ofenloche von der Mauer abgeſezet werden.

Hr. Bökler iſt, ſo viel mir wiſſend, der erſte geweſen, welcher concamerationes in den Ofen gemacht, und oben durch die Röhre dem Feuer einen Zug gegeben, damit das Feuer, oder vielmehr die Hize, durch alle concamerationes durchlaufe.

Die Gröſſe des Ofens mus ſich richten nach dem Gemach, welches damit erwärmet werdē ſolle: Weil aber bei unſern teutſchen Oefen insgemein die meiſte Hize zu dem Ofenloche wiederum hinaus, und alſo umſonſt und verlohren gehet, als kan in Aufſezung des Ofens, es werde derſelbe von eiſernen Platten oder irdenen Kachlen gemacht, geholfen werden.

Hierzu dient folgende Erklärung.

1) Wenn der untere Stok des Ofens aufgeſezet, ſo beleget man denſelben mit breiten eiſernen Schienen oberhalb, nach Anleitung der Figur, Tab. I, fig. 1. Es ſollen aber die Schinen Creuzweis und fein eben und gleich aufeinander, wie ein Gegitter, genietet werden, alſo, daß man dieſelbe mit gebakenen Steinen bedeken könne. Daferne man aber eine eiſerne Platte in ſolcher Gröſſe bei Handē habē könte, ſo die Nebenſeiten des Ofens dieſes untern Stoks bedeke, ſo wäre es beſſer. 2) Wo nun der Ofen beſagter maſſen mit Schinen beleget, ſo ſollen dieſelbige mit wohl ausgebranten gebakenen Steinen nach ihrer Breite überleget, u. wo ſie aneinander ſtoſſen, mit Haffnerleimen unten und oben wohl verſtrichen und verwahret werden. 3) Bei dem Ek auf der rechten Hand fornen gegen die Stube, ſolle man durch die Uberlegung der Schienen ein geviertes Loch, ohngefehr in der Gröſſe eines gebakenen Steins, offen laſſen, damit die untere Hize vom Feuer Plaz habe, hinauf und durch zugehen, wie bei † in der Figur zuſehen. 4) Ferner ſezet man die Steinen des zweiten Stoks dieſes Ofens, wie gebräuchlich, auf, und machet in der Mitten, fig. 2. nach der Länge des Ofens, noch eine Schiedwand, von gebakenen Steinen, nach dem ſchmalen Weg, mit Haffnerleimen aufeinander geſezet, in ſolcher Höhe, als dieſer zweite Stok kommen ſolle. 5) Zu Ende oben in dieſer Schiedmauer, nach der Küchen zu, laſſet man wiederum ein geviertes Loch in voriger Gröſſe, wie ſolches unten bei den eiſernen Schienen gelaſſen, bedeket hernach alſo dieſen Stok obē wieder mit Schienen und gebakenen Steinen, wie zuvor, und ſezet den dritten Stok darauf, fig. 3., ſo ingleichen, wie der vorige, eine Schiedwand haben ſolle, deſſen Oefnung oder Loch (o) oben gegen die Stube hinein gewendet, damit die Hize durchdringe, und endlich kan ſolche durch eine Röhre in die Küche und zum Schorſtein hinaus geführet werden. 6) Von auſſen in der Küchen ſolle man einen Stöpſſel oder Deklein über die Röhre und deren Ausgang machen, damit, wann das Holz im Ofen zu Kohlen verbrannt, man dieſes Lufftloch zu machen könne, damit alſo die Hize darinnen bleibe, und den Ofen deſto beſſer erwärmen könne. Nota. Uber dem Ofenloch auſſen in der Küchen ſolle man kein Rauch- oder Lufftloch machen, wie ſonſten insgemein gebräuchlich. Denn dadurch gehet ebenmäſig die meiſte Hize hinaus, weilen ſich dieſelbige allenthalben in dem

Oefen anſtoſſet. Es wird aber die Hize durch die Schiedmäurlein und Böden gefangen, daß dieſelbige nicht anderſt, denn erſt oben durch die Röhren, wieder hinaus gehen möge, wie dann ſolches hier nach pag. 16. mit allen Umſtänden deutlicher zu ſehen.

Wollte man durch die Ofenplatten einer Seite des untern Stoks des Ofens ein eiſernes Thürlein machen, alſo, daß man in der Stube das Feuer im Ofen ſchüren, und darbei kochen könne, wird ſolches der Hausmuter ſehr bequem ſeyn, bevorab im Winter, da man das Holz ſparen, und auf dem Heerd nicht gerne ein groſſes Feuer haben wollte, wobei jedoch zur Vorſichtigkeit unter dem Fus des Ofens in der Stube eine Platte oder doppeltes Mäurlein gelegt werden mus.

Dieſe erſte Invention des Herrn Böklers iſt ſehr gut, ſo aber von dem Herrn D. Leutmann um ein merkliches verbeſſert worden, indeme derſelbe den andern Stok eine gute Spanne zurukgeſezzet, und vorne bei a eine eiſerne oder blecherne Ofenplatte übergedeket, hernach aber erſtlich das Loch, durch welches das Feuer hinauf in das andere Stokwerk ſchläget, gelaſſen, ſo geben die eiſerne Platten Tab. I. a. und b. groſſe Hize, weilen das Feuer unten anſchlägt, und hernach erſt ſeine Circulation antritt.

Die Erklärung dieſes bei Tab. II. in profil aufgeriſſenen Ofens iſt dieſe:

X Iſt der eiſerne Hals, der da machet, daß der ganze Ofen von der Brandmauer Y abſtehet, und von auſſen bei Z eingeheizet wird. T iſt der eiſerne Roſt, worauf das Holz hohl liegt, und brennet. Bei A und B ſchlägt die Flamme oder Hize hefftig an, fähret aber hernach bei C zwiſchen die Wände des Ofens hinauf, fällt bei D über die Schiedswand E, welche auf dem Bogen L ruhet, auf die andere Seite F, gehet da wieder herunter, und ziehet ſich bei G hinaus in die Feuermauer bei H.

Es braucht alſo dieſer Ofen kein ander Rauchloch als die Röhre GH, dadurch gehet der Rauch. Die ſpaniſche Haube K mus leichtlich können abgenommen werden, damit man alle Jahre den Ofen fegen und den Rus abſchlagen könne.

Dieſer Ofen kan ſowohl von Eiſen, als Kachlen, gemacht werden; doch wird ein jeder leicht begreifen, daß er von Eiſen ungemein beſſer, auch zwar theurer, aber zugleich weit dauerhafter ſey. Ein eiſerner Ofen von der facon. 3. Schuh lang, anderthalb Schuh breit, das übrige nach proportion, kan eine Stube, 24. Schuh lang, und ſo viel breit, vollkommen warm machen. Bei M inwendig und N auswendig wird alles mit Dachſtein und Fliſſen, oder Eiſen zugedeket, da hingegen der Raum bei C offen bleibet, damit die Flamme hinnauf ziehen könne. Und O iſt eine weite Röhre, oder durchſichtiges Oval, ſo da durchgehet, und das gleichſam als ein gewölptes offenes Portal anzuſehen. Da gehet viele Hize heraus in die Stube, weil die Flamme auf den eiſernen Boden bei B anſchlägt, und ſehr wohl heizet.

Meine Anordnung und Invention von neuen Stubenöfen zeiget ſich fig. 2. in der Tab. II. welche wohl vor allen andern in der Haushaltung am bequemſten und nüzlichſten ausfallen, und dabei nicht viel koſten.

Man kan hierzu alle eiſerne Oefen gebrauchen, welche ſchmal, und weit in die Stuben hineinreichen. Die Invention iſt leicht, nüzlich, und koſtet nicht viel.

Die Proportion bedarf auch nicht gros zu ſeyn; und es iſt genung, wann das Gewicht des Eiſens 3. Centner austrägt. In die eine eiſerne Platte wird ein länglich 4ekigtes Loch 1 geſchnitten, wo das Rohr 2 hinein geſezt wird, deſſen Boden 3 von gegoſſenem Eiſen ſeyn, und oben 4 den Dürchzug vom Rauch haben mus. Unten auf dem Roſt 5 mus allezeit das Feuer hohl ligen, ſo nur mit ganz kurzem Holz angemacht werden mus. Die Hize und der Rauch ziehet ſich ſodann hinten und oberhalb dem Rohr in die erſte Etage oder den erſten Auffaz 6 vom Ofen, bis in den zweiten Auffaz, 7, der mit einer Schiedwand verſehen, wie N. 8. zu erſehen, welche dazu dient, damit die Hize in der Stuben behalten und vergröſſert, und ſodan der Rauch erſt auf der andern Seiten 9 hinunter, und zum Zieh- und Rauchloch 10 hinaus gezogen wird. Auf ſolche Art kan vieles Holz erſpahrt, und die Hize vermehrter durch die Citculation im Ofen erhalten; und kan noch über das in dem Rohr 11 ſogleich in der Stuben gekocht, gebachen und gebraten werden, welches auch ſonderheitlich vor diejenige im Winter bequem iſt, welche des Tages öffters Coffee und Thee trinken. Nichts kan hier in Brand gerathen, wie bei andern Oefen. Der Rus wird gemächlich durch Aufhebung der Kappen 12 auf allen beiden Seiten jährlich abgekehrt. Und iſt, daß man noch eine Windröhre, die Hize deſto geſchwinder in der Stube zu haben, dabei haben will, ſo kan ſolches mit wenigem ins Werk gerichtet werden, wie ſolches p. 135. zur Genüge zu erſehen. Wie dann hauptſächlich auch diejenige Abhandlungen hievon in dem 1ſten Theil, wie hier oben angezeigt worden, nachzuſchlagen ſeynd, die dem Leſer hierzu einen noch beſſern Begrif geben werden.

Von denen Ampeln
oder Nachtlampen.

Es wird nicht undienlich ſeyn, hievon ein und andere ſchöne Anmerkungen und die ſelbſt verſuchte Erfindungen von Ampeln aus des Vulcani Famulantis zweiten Ausgabe um ſoviel mehr hier anzuführen, weilen die Ampeln einem guten Hauswirth ſowohl- als einem Gelehrten ſehr nüzlich ſeynd; auch deren Structur zu wiſſen, wie die gute Lampen beſchaffen ſeyn müſſen, einem jeden hierdurch ein nicht geringer Dienſt und Gefallen erwieſen wird, indeme nicht nur einige Menage darinnen zu finden, ſondern auch dieſes vor den Lichteren voraus haben, daß ſie 1) ſtete und nicht ſo flakernd brennen; 2) allezeit in einer Höhe bleiben; 3) nicht ſo offte, ja wohl in 4. und mehr Stunden, nicht dörffen gepuzet und der Dacht gereiniget werden.

Unter allen Oel, die Ampeln brennend zu erhalten, iſt keines beſſer, als das Baumöl, indeme es ſehr helle, ſehr ſpahrſam, und ſehr leichtflüſig brennet, dannenhero es zu allen Lampen, die da lange ohne Ausziehung des Dachtes brennen ſollen, am beſten kan gebrauchet werden, welches man inſonderheit an denen Nachtlampen, ſo mit einem ſehr dünnen Dachte die ganze Nacht ohne Accomodirung brennen ſollen, beobachten kan, da alles andere Oel nach Mitternacht gemeiniglich ausgehet, Baumöl aber die Flamme erhält.

Es wird zwar von vielen dafür gehalten, Baumöl rieche endlich ſehr übel, wann die Lampe alt werde; allein ich kan verſichern, wenn man nur die Lampe reinlich hält, für Staub, und abſonderlich für einfallende Fliegen, bewahret, daß ſie nebſt andern Gewürme nicht einfallen, vielweniger darinnen faulen, auch ſonſt nicht etwa nur einmal alt ſtinkend Baumöl eingegoſſen wird, als welches alsbald das Gefäs anſteket, daß hernach alles Oel geſchwind riechend wird: ſo hat es nichts zu bedeuten. So iſt es auch nicht koſtbarer als ander Oel, oder zum wenigſten nicht als Riebsöl: denn 2. Pfund Baumöl brennen länger, als 3. Pfund Riebsöl, und ſind die Koſten einerlei.

Auf die Ampeln nun ſelbſt zu kom̃en, ſo ſind die Runde, fig. A. Tab. I. welche als eine Kugel geſtalt, faſt die Beſte, denn weil das Röhrichten oder Dille a den Dacht in der Mitten erhält, ſo erleuchten ſie einen ganzen Tiſch, daß alle Herumſizende davon Licht haben, und machen nur einen kleinen Schatten. Allein, weil Fliegen und die abgepuzte Schnuppe vom Tocht allemal hinein fallen, ſo müſſen ſie mit einem Dekel b verſehen werden, der innwendig ausſchlieſſet, und etwas hohl und eingeſenket iſt, oben aber dem Lampenrande gleich iſt, ſo fällt die Schnuppe darauf, das Oel aber flieſſet in der Mitten wieder in die Lampe. Es mus aber an einem Orte oben am Rande ein klein Löchlein d in den Dekel gemacht werden, damit, wenn bei der Dille das Oel einflieſſet, die Luft zu dieſem Löchlein herauskommen könne.

Die izo aufgekommene Zinnerne Nachtlampen ſind auch ſehr bequem, und werden hier fig. B. vorgeſtellet: a iſt ein flach Zinnern Näpfchen, in welches das Hütchen b zum Dachte auf den Boden des Näpfchens geſezet wird. Die dünne Wike oder Dacht leget man zuſammen und in das Hütchen hinein, ſo kan man ſie immer oben ſo weit heraus ziehen, als es beliebig.

Dieſe Lampen brennen die ganze Winternächte hindurch, mit einem dunkeln Lichte, conſumiren ſehr wenig Oel, und ſind gar bequem alsbald des Nachts ander Licht anzuzünden. Wie ich denn dergleichen Lampe habe, in welche 2. Loth Baumöl gehet, die brennet dreimal 12. Stunden, oder drei Nächte, ehe das Oel conſumiret wird. Kan man alſo von 1. Pf. Oel vor 4. kr. 24. Tage oder auch wohl einen Monat lang des Nachts Licht brennen.

Ich habe zu meinem lucubriren eine ſolche Lampe machen laſſen, deren Grundris fig. C. zu ſehen, da kan man bei a und b zwei Hütchens zu den Nachtlampen einſezen, der Dacht aber zur ordentlichen Lampe liegt wo d iſt, und bei f ſtehet das Glas mit dem Oele, ſonſt iſt ſie nach der Manier, wie faſt andere gemacht. Dieſe iſt mir ſehr bequem, denn, wenn ich ſtudire, ſo brennet der ſtarke Dacht bei d. Wenn ich zu Bette gehe, löſche ich ſolchen aus, und zünde den kleinen dünnen Dacht a oder b an, und ſtülpe ein hoch Glas über die ganze Lampe bis auf den Fus g., ſo finde ich früh morgens meine Lampe brennend.

Uber alle ſolche Stubenlampen, abſonderlich in Kaufmannsgewölben, ſoll billig ein Rauchfangender Trichter geordnet werden, der den Rauch abführet, ſonſt hat man von dem Oeldampf Ungelegenheit, welches ſonderlich die Engbrüſtige empfinden, und in denen Kaufmannsläden läuft Gold und Silber gern an. Allein der Rauchtrichter mus nicht ein Winkelrechtes Knie haben, ſondern er mus rund gebogen zu einen Fenſter oder durch eine Wand hinaus geführet werden, wie fig. D. zu ſehen, ſo ziehet er deſto beſſer.

Tab. I.

zu pag. 10.

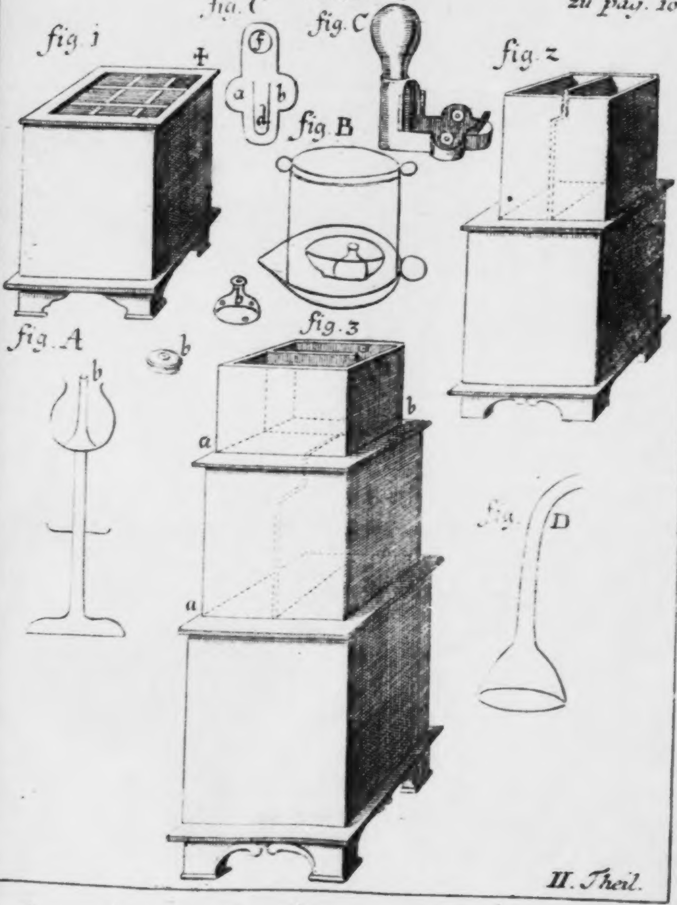


fig. C
fig. C
fig. 1
fig. 2
f
a
b
d
fig. B
b
b
fig. A
b
fig. 3
b
a
a
fig. D

II. Theil.

Tab. III. *zu pag. 16.*

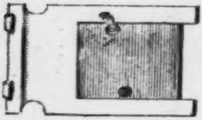
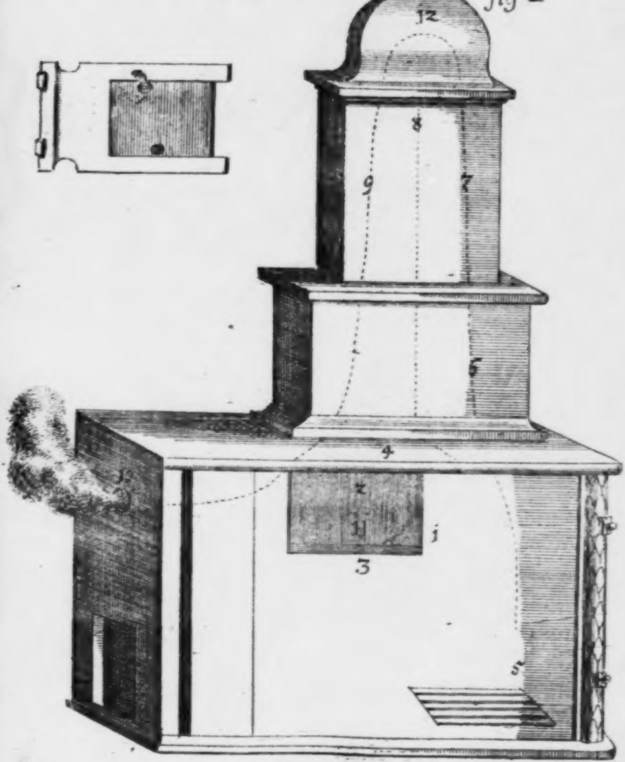


fig 2


12
8
9
7
6
4
10
2
11
1
3
5

II. Theil.

Urſachen der Armuth.

Unter den vielen Betrachtungen, die ich über mich und meine Mitbürger angeſtellet, iſt mir faſt keine öffterer vorgekommen, als die: warum ſo wenig Leute reich werden? Wenn ein Volck unter dem Joche eines Printzen wohnet, der das Blut aus ihnen ſauget, und ſie unaufhörlich mit unerſchwinglichen Aufgaben beleget; ſo iſt es kein Wunder, daß keine vermögende Perſonen in einem ſolchen Lande zu finden ſind. Aber daß man unter dem gelindeſten Regimente der beſten Fürſten eine Menge von Menſchen antrifft, bey denen der Mangel des nöthigen Auskommens aufs höchſte ſteiget, iſt eine Sache, die ſich nicht wohl begreifen läſſet. Man ſollte glauben, wenn ſie nur allein das Geld behielten, was ſie einem geziemend und eigennützigen Fürſten gewiß in die Schatzkammer liefern müſten, ſo würde ihr Vermögen wenigſtens ſo groß ſeyn, daß ſie einen ehrlichen Pfenning für ſich zuruck legen könnten. Ich habe viele Aufmerckſamkeit auf dieſe ſeltſame Sache gewand, bis ich einmal in ein Land kam, das einem kleinen Fürſten Teutſchlands unterworfen war, von welchem ich wuſte, daß nach den Grundgeſetzen deſſelben nur eine mäßige Abgabe von den Unterthanen durffte gefordert werden. Dieſes Land gräntzte an die Staaten eines andern Printzen, der mit ſeinen Unterthanen eben nicht gelinde verfuhr. In dem letztern traf ich ungemein arbeitſame Leute an. Sie beſtellten ihre Aecker mit der gröſten Sorgfalt; ſie ſuchten allerley Mittel hervor, wie ſie unbebautes Land anbauen möchten, und ſcheueten die allergröſte Beſchwerlichkeit nicht, weñ ſie ſich bey ihnen auch nur mit einigem Nutzen verzinſet. Die Handthierung wurde emſig getrieben: die Eltern und Kinder arbeiten wie das Geſind; wenigſtens blieben ſie bey den Ihrigen zu Hauſe, und lebten nicht in Wohllüſten: alles wurde ernſtlich und in den Gewerb noch weiters getrieben. Man führte ſich erbar auf. An den Sonn- und Feyertagen war alles ſittſam und ſtille. Man ſahe kein Wirtshaus von Säuffern vollgepfropfet; keine Geſellſchafft im Spiele beſchäfftiget; ja nicht einmahl eine Spur der allerunſchuldigſten Ergötzlichkeit. Ich freuete mich über dieſe ungemein wohl eingerichtet ſcheinende Lebensart der Einwohner. Ich preiſete ſie glücklich und nennete ſie tugendhafft. Aber als ich mich genau erkundigte, erfuhr ich, daß ſie mit den allergröſten Auflagen beſchweret, und ohngeachtet ihres ſauerſten Fleiſſes nicht einmal im Stande wären, die erſtaunlichen Summen aufzubringen, die der Landesfürſt ihnen unter allerley Namen auferleget hatte. Sie quäleten ſich bis in den Tod, und nicht die allergeringſte Ergötzlichkeit konte ihnen übrig bleiben. Hier änderte ich mein Urtheil, und hielte dieſe Leute für die unglückſeeligſten, wie ſie es deñ auch in der That waren. Ich kam zu ihren Nachbarn in dem Fürſtenthume, wovon ich anfänglich geredet. Wer ſollte nicht glauben, daß hier aller Ueberfluß und Reichthum hätte herrſchen müſſen? aber wie erſtaunete ich, als ich die Felder ſchlecht beſtellet fand, und gantze Fluren unbebaueten Landes liegen ſahe? Ich kame gerad auf einen Sontag in ein Dorf. Alles regete ſich. Die Leute waren truncken, und ſungen und ſprungen unter einander herum, als wenn ein beſonderer Tag des Wohllebens geweſen wäre. Allein wie ich nach der Urſache fragete, antwortete man mir: das geſchähe alle Sonntage; und weil es heute Sonntag wäre, würden ſie ja die gehörige Weiſe beobachten! Elende Leute! dachte ich bey mir ſelbſt, ſo ſtürtzen dann Gewohnheit, Mode, Weiſe der Vorfahren, u. dergl. verderbliche Namen, auch euch ins Verderben? Soll ich dieſes dann durchaus bey allen Menſchen finden? Ich trat im Wirtshaus ab, und gieng in ein Stübgen, wo ich allein ſeyn konnte. Ein alter Bauer, den ich ein wenig verſtändig anſahe, ſas darinn, und rauchte eine Pfeiffe Toback. Ich ſprach zu ihm: ihr ſeyd hier zu Land glückliche Leute; man ſiehet wohl, daß ihr eine gelinde Regierung habet; und ihr habet hier gut reich ſeyn, und könnet beſſer in Freuden leben, als eure Nachbaren. Ja lieber GOtt! antwortete er: es iſt was reich ſeyn! wo wollte das herkommen? In dieſem gantzen Fürſtenthume werden Sie mehr als die Halbſcheid Leute finden, die das liebe Brod nicht im Hauſe haben. Ich wunderte mich hierüber, und berief mich auf ihren groſſen Glücksvorzug für ihren Nachbarn. Ach! ſagte er: von denen hätten wir noch vieles zu lernen. Sie ſind höflicher als wir: denn ſie werden durch die Härte ihrer Vorgeſetzten, von denen ſie nicht anders wie Hunde gehalten werden, erweichet. Wenn man ihnen etwas ſaget, thun ſie es mit Ergebenheit. Sie ſind arbeitſamer als wir. Bey uns ſind faſt alle Häuſer, Aecker und andere liegende Gründe verſchuldet. Hat jemand eine Holtzung, ſo hauet er nicht eher etwas heraus, als bis ſich ein Geldmangel hervor thut. An den neuen Zuwachs und an das Nachziehen junger Bäume wird nicht gedacht. Die Handwercksleute arbeiten nur, wann ſie Geld brauchen, in den Häuſern iſt es ſchlecht beſtellt. Die Uebigkeit drucknet die Nahrung ein, die Sparſamkeit wird in den Bier- u. Brandweinhäuſern erſäuffet. Die Kinder werden hierzu angeführet, und das nöthige zu einer guten Haußhaltung und Erbarkeit wird hindangeſetzet. Dafür ſauffen, freſſen und ſchlaffen wir lieber. Ich ſehe mit Betrübnis das Unglück unſerer Nachkommen an. Die werden das Land noch verkauffen müſſen, weil es ſeine Einwohner nicht mehr wird ernähren können. Die Trähnen ſtiegen dieſem guten Alten in die Augen, und er hörete auf zu reden. Ich wurde durch ſeine Reden ſehr beweget, und verlies dieſe Leute mit Betrübnis und Mitleiden. Auf meiner Durchreiſe fand ich es in den Städten und übrigen Oertern dieſes Fürſtenthums nicht beſſer beſtellet. Ich ſahe leicht ein, daß die Einwohner dieſes Landes, wenn ſie es ihren Nachbarn gleich thäten, die glückſeeligſten Leute von der Welt ſeyn müſten. Jene waren unglücklich, und ihr Printz hatte eine groſſe Verantwortung auf ſich, daß er mit dieſen armen Leuten ſo grauſam umgieng. Dieſe aber hätten nicht nöthig gehabt, es ſich ſo blutſauer werden zu laſſen, wie jene. Sie hätten nur fleißig arbeiten, und mäßig leben ſollen, ſo würden ſie Reichthum und gute Tage mit wahrem Vergnügen in Ueberfluſſe gehabt haben. Hier erkannte ich alſo, daß der Müßiggang die Quelle alles dieſes Verderbens ſey. Ich war bey mir zweifelhafft, ob ich die unter der gelinden, oder unter der harten Regierung für glücklicher halten ſollte. Beyde waren ſie zu beklagen. Allein jene waren durch die Grauſamkeit eines Fremden, dieſe hingegen durch ihre eigene Grauſamkeit in ſo betrübten Umſtänden. Sollte aber nicht ein Mittel auszufinden ſeyn, dieſe Leute von Müßiggange abzuhalten? Sollte nicht die kluge Verordnung des Königes Amaſis in Egypten, die der Solon bey den Athenienſern beybehalten, auch unter uns etwas ausrichten können? Wenn jemand jährlich von dem Gewerbe und von der Haußhaltung, womit er ſein Brod verdienete, und verdienen könnte, Rechenſchafft geben müſte, und falls er nicht beſtünde, geſtrafet würde, möchte dieſen Unheile vielleicht abgeholfen werden. Und die Menſchen würden villeicht ſelbſt hurtiger und fleißiger werden, wenn ſie erſt ſehen, daß ihr Vermögen und wahre Glückſeeligkeit dadurch vergröſſert würde.

Die Kindheit wird meiſtens in Thorheit vollbracht,
Die Jugend iſt fleißig auf Wolluſt bedacht:
In Männlichen Jahren ſtrebt alles nach Ehren,
Im Alter iſt nichts als vom Geitze zu hören:
So, machet es leyder! die närriſche Welt!
So tumm iſt das Menſchliche Leben beſtellt.

Merckwür-

Merckwürdigkeit von denen Gebrechen der Menſchen.

Denen Medicis und andern Liebhabern der Naturgeſchichte, aber auch denen, die nicht an die Gebrechlichkeit der Menſchen gedencken, zu Gefallen, führen wir folgenden wahren, und in dem Gentlemans-Magazin zu Londen befindlichen merckwürdigen Caſum an:

Edward Caß, ein Mann von 38. Jahren, brach Anno 1725. durch einen ſchlechten Fall, die rechte Knieſcheibe; dieſer Bruch ward von einem Stadt-Wund-Artzt wieder zurecht gebracht, und der Mann gieng zimlich gut wieder, doch etwas lahm. Den 26. December 1727. zerbrach ihm, durch einen Zufall, der eben ſo wenig zu bedeuten hatte, als der vorige, die andere Knieſcheibe. Dieſer Schade wurde auch geheilet. Anno 13. den 31. April, glitte er mit einem Fuß aus, und zerbrach die rechte Hüffte. Man verfuhr mit dieſem Bruch, wie gewöhnlich. Den 15. Tag befande ſich der Knoten gantz weich, und faſt knörpelicht, ſogar, daß man auch, ohne ſonderliche Schmertzen des Mannes, ſein Knie biß an das Os pubis beugen konnte. Von dieſer Zeit an konnte er nicht mehr den Cörper tragen, und mußte das Bette hüten. Anderthalb Jahr darnach ward die andere Hüffte, ohne Bruch, eben ſo weich, und da ſich die Muſculn zuſammen gezogen hatten, wurden beyde Hüfften ſo krumm, daß eine jegliche einen zimmlichen Ausſchnitt eines Circuls ausmachte, der nach der auswendigen Seite gantz convex, und wenn man die Knie aneinander brachte, gantz vollkommen war. Seine Knie waren nur 11. und einen halben Zoll vom Oſſe pubis entfernet, da ſie, als er noch geſund geweſen, einen Fuß und 5. Zoll davon abgeſtanden. Auf dieſe Art lag er weg biß den May 1744. da er im Aufheben und auf den Stuhl gehen, das Sternam recht in der Mitte zerbrach, wodurch ſeine Bruſt gar ſehr verſtellet ward, indem der mittlere Theil des Knoches 4. und ein halber Zoll höher, als ſonſten, zu ſtehen kam. Von dieſer Zeit beklagte er ſich über Engbrüſtigkeit, weil der obere Theil des Bruſtbeins auf die Arteriam aſperam drückte. Dieſer Knochen ward gar nicht weich. Den 15. April 1746. wollte er ſich auf den lincken Arm ſtürtzen, und brach ungefehr 3. Zoll vom Schulterblatt ab, den Ober-Arm. Der Bruch wurde geheilet. Innerhalb 20. Tagen ward der Knochen gleichfalls weich, ſo, daß man den Arm ohne Mühe, und ohne, daß es dem Patienten wehe that, um die Hand winden konnte. Nun aber fieng die Hirnſchale an, weich zu werden, und die beyden Seiten des Stirnbein an der Nath, nebſt den Seitenknochen wurden ſo elaſtiſch, daß man ſie mit dem Finger gantz eindrucken konnte. Zu dieſer Zeit klagte er über groſſe Schmertzen. Die Knochen des Geſichts waren überhaupt vorgeſtellet, und der obere Winckel des Hinterhauptbeins war ſo weich, daß er es nicht einmal aushalten konnte, mit dem Kopf auf dem Küſſen zu liegen. An dem Schulterblatt fand ſich eine bewegliche Exoſtoſis, in der Gröſſe eines Apfels. Die äuſſerſten Knochen ſeiner Finger und Zähen waren ſehr erweitert und verdrehet. Im April 1748. ſtarb er, und war nicht länger, denn 4. Fuß und 6. Zoll, da er in geſunden Tagen 6. Fuß lang geweſen. Man hatte nicht die geringſte Urſache, etwas Veneriſches bey dieſem Umſtand zu vermuthen. Dieſer hat mit Hiob ſagen können: Ich bin ein Wurm und kein Menſch. Quid homo? Niſi complimentum miſeria, licet perfectiſſimus omnium habeatur.

Ob denen Heb-Ammen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre eine Jungfrau, u. dieſe nicht, im Fall ihnen die Unterſuchung von Gerichten auferlegt worden?

Aus was man eine Jungfer erkennen möge, haben die Naturaliſten und Phiſici in ihren Schrifften ſattſam hinterlaſſen, und genungſame Kennzeichen, aus welchen man die Jungfrauſchafft abnehmen könne, vermercket; gemeiniglich aber, wenn in peinlichen Sachen ein Caſus vorfället, ſo pflegen allemal die Gerichte die Unterſuchung der verdächtigen Perſonen denen Hebam̃en zu überlaſſen, welche dann aus Beſchau- und Beſichtigung derſelben erkennen müſſen, wie es mit ihnen beſchaffen ſeye. Zu Zeiten Kaiſers Juſtiniani war ſolche Beſichtigung recht Mode und im völligen Schwang, dann, wann man hat wiſſen wollen, ob eine Jungfrau zum Heyrathen ſchon fähig ſeye, ſo hat man die Beſichtigung ihres Leibes vorgenommen; weilen aber dieſer ruhmwürdigſte Kayſer befunden, daß erwehnte Beſichtigung ſowol den Augen als den Ohren ſelbſt höchſt-ärgerlich wäre, ſo hat er dieſen unehrbaren Gebrauch abgeſchaffet, und geordnet, daß ein Männlein nach vollkommenem Ablauf 14. Jahren vor fähig zum Heyrathen, ein Mägdlein aber nach Verflieſſung 12. Jahren gehalten werden ſolle. Derowegen nicht aus denen Gliedmaſſen, welche die Natur verborgen, ſondern aus den Jahren die Fähigkeit geurtheilet werden ſolle. Es können zwar auch vor Ablauf ſolcher Zeit die Mägdlein Eheverlöbniſſe eingehen, indem hierzu kein gröſſeres, als 7. jähriges Alter erfordert wird. Cap. Literas. c. acceſſit. c. duo. X. de Sponſ. Impub. L. inſponſal. ff. de Sponſ. Doch mögen ſie nicht ehender getrauet werden, als nach Verlauf ſolcher Zeit; es müſte dann eine wichtige Zeit darzwiſchen kommen, welches eine genungſame Urſache wäre, wann die Boßheit der Natur vorkäme, zumalen man lieſet, daß viele von dieſen Jahren Kinder gezeuget. So ſoll Salomon im 11ten Jahr ſeines Alters den Roboam gezeuget haben; und Pharez, des Judä Sohn, ſolle ſchon im 9. Jahr ſeines Alters des Eſron Vatters geweſen ſeyn; ſo ſollen auch Achaz den Ezechiam im 10. Jahr, Haram den Loth im 8., und Iſram, eine Tochter, im 9ten Jahre gezeuget haben, wie es der Hebräern und Juden Grabſchrifften oder Monumenten bezeugen, welches auch ein Brief des heil. Hieronymi an Vitalem beſtättiget, in welchem zu finden, daß ein 10. jähriger Knabe ein Weibsbild geſchwängert habe. Doch deſſen unerachtet hat der Kaiſer Juſtinianus nicht auf dieſe Fälle und die frühzeitige Boßheit, welche bey vielen Mägdlein und Buben gefunden wird, ſondern vielmehr auf dasjenige, was da ehrbar iſt, geſehen: maſſen auch ein Rechtslehrer jenes, ſo ungefehr ein- oder zweymal geſchiehet, vor keine Richtſchnur haltet, ſondern nur dasjenige betrachtet, was öffters geſchiehet und geſchehen möge. L. 5. & 6. ff. de LL. & Senatus C. Dahero auf die obgeſetzte Frage wiederum zu gelangē; ſo iſt ausgemachten Rechtens, daß man denen Hebammen, ſo vor vor die Jungfrauſchafft zeugen, (wann ſie nur in der Zahl mit denenjenigen, ſo darwider ſind, gleichen,) mehr zu glauben ſey, als denen, die wider die Jungfrauſchafft ihr Zeugniß ablegen. Rayn. de Fort. & Dd. in L. 1. §. & ſi. ff. de ventr. inſpici. Wie viel aber Hebammen zu ſolchem Zeugniß erfordert werden? iſt eine neue Frage. Der Spec. de teſte §. reſtat de numero verſ. item inpregnatione, meldet daſelbſt, daß 3. oder 2. die Schwangerſchafft probiren können; oder auch fünffe, wann ein Weibsbild ſelbſten vorgiebet, ſie wäre ſchwanger; und zwar aus dieſer Urſache werden in ſolchem Fall mehr Zeugen erfordert, weilen ſie ſich hierdurch ſehr verdächtig machet, daß ſie ſich ſchwanger zu ſeyn ſaget.

De primarum viarum debilitate; und warum die Cörper der jetzigen Teutſchē in Anſehung der Alten wegē ihrer Lebensart ſehr ſchwächlich ſeynd?

Als Herr Carl Sigismund Kazowsky, von Breßlau, am 20. September die höchſte Würde in der Artzney-Wiſſenſchafft

erhiel

erhielte, diſputirte er dabey öffentlich unter Herrn D. Chriſtian Gottlieb Luttwigs Vorſitze de primarum viarum debilitate. Wie die Cörper der jetzigen Teutſchen überhaupt in Anſehen der Alten wegen ihrer Lebens-Art ſehr ſchwächlich ſind; ſo ſind ſie es insbeſondere, was den Magen und die Gedärme betrifft. Dieſe Theile leiden hauptſächlich in ihrer häutigten und muſculöſen Structur, welche der Herr Verfaſſer kurtz beſchreibet, und die Art ihrer Bewegung erkläret. Es ſtecket aber die Schwäche ſowohl in den Fibern ſelbſt, als in der Bewegung des Nervens-Safftes, und es werden die in den Gedärmen geſammleten zachen Feuchtigkeiten, nebſt der Schwäche der Nerven überhaupt, als Urſachen angegeben, welche die Gedärme zur Schwäche zubereiten, ſo wie die nicht natürlichen Dinge dazu Gelegenheit geben. Auf dieſe muß denn in der Cur hauptſächlich Achtung gegeben, und deren Gebrauch ſo verordnet werden, daß ſie wenigſtens die einmal entſtandene Schwäche nicht unterhalten könnẽ. Um dieſe aber ſelbſt zu heben, muß der zähe Schleim durch Brech- oder Purgier-Mittel abgeführet, wenn er aber nicht beweglich iſt, erſt aufgelöſet, alsdenn aber die Gedärme geſtärcket werden. Hiernächſt iſt nöthig, binnen dieſer Zeit, manchesmahl zu Stillung der Zufälle, antiſpasmotiſche Mittel zu gebrauchen.

De prohibenda in urbe & templis ſepultura; und wie ungeſund und gefährlich die Begrabung der Toden in den Kirchen und GOtteshäuſern, und wie betrübt dieſe Gewohnheit ſeye?

In Utrecht iſt herauskommen: Diſſertatio inauguralis de prohibenda in urbe & templis ſepultura, autore *Abrahamo Perrenot*, Neocomo Helvetico, ſo auf 6. Bogen gedruckt worden iſt. Es ſind einige, welche die Pflicht, die Todten zu begraben, aus dem Rechte der Natur herleiten; wie denn Plato dafür gehalten hat, daß es auch gewiſſe Pflichten gegen die Todten gebe. Allein viel natürlicher klingen die Worte des Seneca, welcher alſo ſchreibet: Sepulturam vivorum cauſſa fuiſſe inventam. Was hilfft es den abgeſchiedenen Seelen, wann man ihnen Denckmale aufrichtet? Was hilfft es ihnen, wenn man ſie mit ſo vieler Pracht zur Erde bringet, in welcher ſie nichts deſto weniger von Würmern aufgezehret werden? Mortuo munus, qui mittit, nil dat illi, adimit ſibi. Unter uns herrſchet die betrübte Gewohnheit, daß man die Leichname in die Tempel und GOtteshäuſer trägt, worüber erfahrne Aertzte ſchon viele Klagen geführet haben. Es iſt nichts gefährlicher, als wenn inſonderheit bey anſteckenden Seuchen der Cörper eines Verſtorbenen an einen ſolchen Ort geleget wird, wo täglich, wegen des GOttesdienſtes, eine Menge von Leuten zuſammen kommt. Denn, da die Kirchen verſchloſſen ſind, und alſo die Ausdünſtungen der faulenden Cörper beyſamen bleiben, ſo können dadurch gar leicht verſchiedene Kranckheiten entſtehen. Demnach hat Herr Perrenot, welcher ſich durch dieſe gelehrte Abhandlung den Weg zur höchſten Würde in der Rechtsgelahrheit gebahnet, dieſe übele Gewohnheit, welche wider die ausdrücklichen Geſetze läufft, gemißbilliget. Schon in den Geſetzen der 12. Tafeln findet ſich dieſe Verordnung: Hominem mortuum in urbe ne ſepelito. Hierauf, als dieſes Geſetz nicht mehr gehalten wurde, iſt die ſepultura urbana durch einen Rathsſchluß, als Duilius Burgermeiſter war, aufs neue verbotten worden. Es gehet Herr Perrenot in ſeinem Eifer ſo weit, daß er dafür hält, es lauffe das Todten-Begräbniß in der Stadt ſo gar wider diejenigen Geſetze, ſo die Natur alle Thiere gelehret hat, indem er uns auf die Ameiſen und Bienen, (davon in dem erſten Theil dieſes Buchs vom Ameiſen-Krieg, ein neu-entdeckter Verſuch und ausführliche Beſchreibung zu finden iſt,) verweiſet, welche die Todten aus ihrer kleinen Stadt, das iſt, aus ihrem Bienen-Korbe, heraustragen, wie auch ſolches ſchon Virgilius Georg IV. v. 141. beweiſet:

Si vero triſti languebunt corpora morbo:
Continuo eſt ægris alius color; horrida vultum
Deformat macies; *tum corpora luce carentum*
Exportant tectis, & triſtia funera curant.

Von der ungeräumten Mode der ſogenannten Brief-Addreſſen: oder Frantzöſichen Ueberſchrifften.

Keine abentheurliche Mode iſt unter den Teutſchen, als daß wir unſern Briefen einen Frantzöſiſchen Pas geben, ich meine, daß wir ſolche mit Frantzöſiſchen Aufſchriften verſehen. Wo iſt ein Volck unter der Sonne, das uns hier an Thorheit gleichet? So viel ich wenigſtens auf mein vieles Erkundigen noch erfahren können, iſt keine Nation, die einer fremden Sprache die Ehre thut, die Aufſchrifft auf ihre Briefe davon zu entlehnen, es ſey denn, daß der Brief würcklich in ein ſolches Land hinnein gehe, wohin er durch die fremde Sprache in der Aufſchrifft verwieſen wird. Allein wenn ein Teutſcher auf ſeinen Brief, denn er an ſeinen Landesmann und in ſeiner Landesſprache fertiget, und der noch dazu auf Teutſchem Grunde und Boden bleibet, eine Frantzöſiſche Aufſchrifft machet, das kommt mir eben ſo lächerlich und ungereimt vor, als wenn wir vor unſere Teutſche Bücher und Schrifften Frantzöſiſche Titel ſetzen, oder unſere Landesleute bey ihrem Namen auf Frantzöſiſch nennen wollten. Man wird dieſen lächerlichen Gebrauch vermuthlich durch folgende zween Gründe zu rechtfertigen ſuchen: 1) Es wäre ſo die Mode. Das wiſſen wir wohl; aber davon iſt eben die Rede, daß ſie lächerlich ſeyn, und eben darum abgeſchaffet werden müſſe. Der Gebrauch iſt ein Tyran; aber man muß ihm niemals die Tyrannei eingeſtehen: denn ſo offt der Gebrauch tyranniſiret, ſo offt iſt der Gebrauch ein Misbrauch und kein Gebrauch. Es iſt auch Mode, daß ſich die Leute des Sonntags in den Wirtshäuſern voll ſauffen; Mode, daß ſie ſich in Geſellſchafften hecheln und durch ziehen; ergo mus man ſauffen, hecheln ꝛc. Welch ein ſchöner Schluß! Man pflegt ſich, was die Schreiberei betrifft, in vielen Stücken auf die Cancelleyen zu beruffen, und das Anſehen von deren ihrem Gebrauche unter die erſten Gründe der Nachahmung zu rechnen. Allein kein Advocat und Client darf auf ſeine Suppliken, Memoriale und Acten Frantzöſiche Titel, Aufſchrifften und Rubriken ſetzen; und ich habe auch noch niemals geſehen, daß dergleichen von einem Gerichte oder Collegio an das andere, oder auch nur an Privatperſonen geſchiehet. 2) Der andere Grund wird vermuthlich dieſer ſeyn: Die Frantzöſiche Sprache wäre allgemeiner, und man verſtünde ſie allerwärts. Das iſt nicht ſo, die wenigſten verſtehen ſie kaum; geſchweige denn diejenigen, die ſchreiben und an die geſchrieben wird. Und will man von dem Allgemeinen einen Grund herholen, warum machet man denn nicht die Lateiniſche Sprache zu einer Suveräne der Aufſchrifften? Aus der Mode Franckreichs entſtehen würcklich gar zu viele Unordnungen und Inconvenienzen. 1) Verſtehen wenig oder gar ſelten die Briefträger auf den Poſten Frantzöſiſch, und wiſſen daher nicht, wo ſie mit den Briefen hin ſollen. Mancher Brief bleibt darüber liegen, oder kommt in unrechte Hände, oder gehet gar verlohren. 2) Wie übel iſt mancher daran, der nicht weis, wie er an dieſe oder jene Perſon im Frantzöſiſchen die Aufſchrifft machen ſoll? Wie viele lächerliche und verkehrte Aufſchrifften bekommt man darüber zu Geſichte? Wie beſchwerlich und verdrüßlich mus es jemand ſeyn, wenn er erſt einem andern gute Worte darum geben mus, daß er ihm aushilfft. Die Kauffleute haben dieſe löbliche Weiſe von jeher beobachtet, und ihre Handlung iſt vollkommen gut dabey beſtanden. Man hat alſo nicht zu befürchten, daß irgend ein anderer bey ſeinen Teutſchen Aufſchrifften etwas verlieren werde.

Neue Anmerckungen von den Planeten.

So wenig ein weiſer Landesherr ſeinen Unterthanen die Abſichten ſeiner wichtigſten Unternehmungen wiſſen läſt, obgleich einem jeden ſeine Muthmaſſungen frey ſtehen, ſo wenig hat uns auch der HErr der Welt die Abſichten ſeiner Wercke unmittelbar entdecket. Er hat eine Welt geſchaffen, und ohnfehlbar eine eintzige gewiſſe höchſtweiſe Abſicht dabey gehabt, welche aber kein Menſch mit Gewißheit beſtimmen kan. Die meiſten Weltweiſen kommen darinnen überein, daß dieſe Abſicht die Ehre GOttes ſey. Wir müſſen mit dieſer Muthmaſſung ſo lange zu frieden ſeyn, bis jemand eine beſſere entdecket, u. indeſſen bey Betrachtung der Welt allezeit die Ehre ihres allerhöchſten Urhebers unſern Zweck ſeyn laſſen. Die Abſichten der Theile der Welt können wir mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit beſtimmen, weil wir dieſe beſſer überſehen köñen. Aus ihren Beſchaffenheiten, Verrichtungen und Verhältniſſen gegen einander, läßt ſich allerdings vieles ſchlieſſen, was zu ihrer göttlichen Beſtimmung gehöret. Die Betrachtung der Sonne lehret uns, daß ihre Abſicht ohne Zweifel iſt, die Erde und die andern um ſie herumlaufende Planeten zu erleuchten und zu erwärmen; wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß ſie auch andere Abſichten haben kan.

Die Abſicht des Planeten, welchen wir bewohnen, ich meine die Erde, iſt höchſtwahrſcheinlich ebē die Bewohnung deſſelben. Denn wir ſehen, daß die Erde alles hervor bringt, was zur Erhaltung der Menſchen und des Viehes gehöret. Ich rede von der nächſten Abſicht der Erde; die entferntern Abſichten derſelben flieſſen, wie die nähern Abſichten, aller göttlichen Wercke, in einer eintzigen Haupt-Abſicht, als in einen Puncte, zuſammen. Wenn man die nächſte Abſicht aller Himmliſchen Cörper erwäget, ſo geräth man dadurch auf beſondere Betrachtungen, welche, wenn man ſie vernünfftig anſtellet, uns die erhabenſten Begriffe von der Weißheit des Schöpffers beybringen. Wir wollen mit dieſen Betrachtungen bey unſerm Planeten-Gebäude anfangen. Dieſes beſtehet aus der Sonne, dem Mercur, und der Venus, der Erde, dem Mars, dem Jupiter, dem Saturn, und 10. oder noch mehr Neben-Planeten, oder Monden. Der Saturn, der Jupiter, der Mars, die Venus, der Mercur, und die Neben-Planeten des Saturns und des Jupiters haben mit der Erde und dem Monde, der ſich um die Erde bewegt, und dieſer beſonders mit der Erde eine groſſe Aehnlichkeit. Alle jetzt erwähnte Planeten drehen ſich um die Sonne herum; der Mond und die Erde auch, wie wir davon ausführlich in unſerm curioſen Dollmetſcher unter dem Wort Mundus, von der Welt; wie auch unter denē Articuln Planeta, Sol & Luna &c. gehandelt haben. Es haben demnach die Beobachtung an dem Jupiter, an dem Mars und an der Venus gelehret, daß ſie ſich, wie der Mond und die Erde, um ihre eigene Axen herum drehen; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß an dem Saturn und Mercur dergleichen geſchiehet, ob man es gleich wegen der groſſen Entfernung des erſtern von uns, und wegen der groſſen Nähe des letztern bey der Sonne, noch nicht hat wahrnehmen können. Die erwähnten Planeten ſind feſte undurchſichtige Körper; denn ſie werden uns nur durch die von ihnen zurückfallenden Sonnenſtrahlen ſichtbar. Man bemercket dieſes ſonderlich deutlich an der Venus, welche, wie der Mond, nach ihrem verſchiedenen Stande gegen die Soñe, bald mehr, bald weniger, erleuchtet iſt. Ein ſolcher feſter undurchſichtiger Körper iſt, wie uns ſeine monatliche Geſtalt lehren, der Mond, und von der Sonne wiſſen wir dieſes aus der täglichen Erfahrung. Aus dem, was ich jetzo und ſonſt ſchon von den himmliſchen Cörpern geſagt habe, und welches kein vernünfftiger Menſch in Zweiffel ziehet, weil alles die Empfindungen lehren, folgt, daß es auf den Planeten Jahre, Monate, Tage und Nächte gibt. Denn unſere Jahre enſtehen daher, daß ſich die Erde um die Sonne drehet; die Monate verurſachet der ab- und zunehmende Mond, und die Tage und Nächte kommen von der Umdrehung der Erde um ihre Axe. Auſſer dieſen Abwechſelungen der Zeiten, wechſelt auch auf den Planeten die Kälte und Wärme, mit eben ſo beſtändigen Regeln ab, wie bey uns. Ein jeder Theil eines jeden Planeten hat Winter, Frühling, Sommer und Herbſt. Denn die Urſache unſerer 4. Jahrszeiten iſt eben dieſelbe auf allen Planeten. Wir ſehen, daß die 4. Jahrszeiten auf unſerer Erde dazu dienen, daß auf ſelbiger Bäume und Kräuter wachſen, und daß allerley lebendige Geſchöpfe ihr Leben erhalten und ihr Geſchlecht fortpflantzen können. Dazu wird Erdreich, Waſſer, Berg, Thal, Ebene und alles erfordert, was zum Wachsthume verſchiedener Pflantzen nöthig. Der Mond zeiget durch Ferngläſer ſehr deutliche Spuren von dieſem allen. Man ſieht ſogar mit bloſſen Augen, viele lichte und dunckele Flecken auf ſelbigem vermiſcht, davon die duncklen, wahrſcheinlicher Weiſe, theils Thäler, theils Waſſer; die lichte aber theils Berge und Höhe, theils eben und feſtes Erdreich ſind. Wen̄ man den Mond, wenn er nicht voll iſt, durch Ferngläſer betrachtet, ſo ſieht man an demjenigen Rande deſſelben, wo ſich ſein unerleuchteter Theil anfängt, verſchiedne helle, mit dem lichten Theile nicht zuſammenhängende Puncte. Dieſe ſind ohnſtreitig nichts anders, als Berge. Denn wenn die Sonne bey uns aufgehet, ſo beſcheinet ſie ſchon die Spitze der Berge, ehe ſie noch ſelbſt über dem Horinzonte zu ſehen iſt, und da der Theil der Erde zwiſchen den erleuchteten Spitzen der Berge und dem erleuchteten untern Theile noch nicht von der Sonne beſtralet wird. Eben dieſes geſchiehet Abends nach dem Untergange der Sonne. Wenn jemand alsdenn ſo weit von der Erde weg wäre, als wir von dem Mond entfernet ſind, und unſre Erde im ab- und zunehmenden Lichte, betrachtete, ſo würde er die erleuchteten Spitzen der Berge als lichte Puncte an dem erleuchteten Rande der Erde, eben ſo, erblicken, wie wir die Berge des Monds in der Geſtalt ſolcher Puncte wahrnehmen. Es iſt alſo ausgemacht, daß Berg- und Thäler in dem Mond ſind; ja es iſt ſo ausgemacht, daß man ſchon längſt die Art und Weiſe erfunden hat, die Höhen der Mondberge zu meſſen, welches man auch bey verſchiedenen würcklich gethan hat. Wahrſcheinlich iſt es aber auch, daß Waſſer auf dem Monde iſt: Da nun die übrigen Planeten mit dem Monde ſonſt ſo eine groſſe Aehnlichkeit haben, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ihm auch hierinnen ähnlich und mit Bergen, Thälern, Ebenen, Erde und Waſſer verſehen ſind, und dieſes um ſo viel deſto mehr, da ich in dem angeführten curioſen Dollmetſcher ſchon gezeiget, warum man ihnen ſolches alles, auch für ſich betrachtet, nicht abſprechen kan. Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, die es in Zweiffel ziehen: oder deren Hertz zu klein iſt, dieſe Lehre zu faſſen. Es mag ſeyn. So viel aber müſſen ſie dannoch zugeben, daß es für Männer, welche die Ausmeſſungskunſt, oder Geometrie verſtehen, eine leichte Sache iſt, die Entfernung zweyer Oerter auszumeſſen, und zu beſtimmen: ob man gleich zu keinem kommen kan, weil etwa ein Fluß darzwiſchen flieſſet. Unerfahrne Menſchen würden ein ſolches Unternehmen für Hexerey anſehen: aber verſtändige wiſſen, daß die Sache gewiß iſt, und täglich, zu groſſem Nutzen der Menſchen, zu geſchehen pflege. Wie würde man, z. E. Feſtungen belagern, und Bomben in dieſelbe werffen können: wenn man die Entfernung nicht genau ausrechnen könnte? Dergleichen gewiſſe Gründe hat man auch am Himmel gebraucht, und wichtige Wahrheiten entdecket. Wer aus dem Calender weiß, daß die Aſtronomi nicht nur an der Sonnen und dem Mond Finſterniſſen beſtimmen; ſondern ſogar an den Monden des Jupiters und Saturnus, welche ſelbſt noch kein ſterbliches Auge geſehen, indem ſie nur durch gute Tubos erblicket werden; Wer ferner weiß, daß dieſe aſtronomiſche Ausrechnungen pünctlich zutreffen: der wird ja wohl ſeine Unwiſſenheit nicht über die Einſicht ſolcher Männer ſezen. Wenn nun etwas von der Gröſſe und der Entfernung himliſcher Cörper angeführet wird: ſo werden Leute von Verſtand, ſo nicht ſtudirt haben, ſchwerlich ſagen: Wer weiß, obs wahr iſt, wer iſt da geweſen, und hat alles gemeſſen? Gelehrte aber wiſſen die Ausrechnung, ſie wiſſen den Grad der Gewißheit, und werden mir ſolchen Einwurff nicht machen. Wie wir dann in unſern Intelligenz-Zetteln von Anno 1748. Nro. 29. & 30. von der Gewißheit dieſer Kunſt bey Beſchreibung der dazumaligen ring-förmigen Soñenfinſterniß ausführlich gehandelt haben. Wir kommen demnach wieder auf das Vorige: Können wir nun alſo die Einwohner der Planeten faſt mit Händen greiffen; ſo entſtehet natürlicher Weiſe die Frage, ob ſie vernünftige oder unvernünftige Geſchöpffe ſind? Wahrſcheinlich iſt es, daß es vernünftige Geſchöpffe ſind, welche aus der Betrachtung der Welt auf ein höchſtes Weſen und deſſen hohe Eigenſchafften ſchlieſſen können; ob ich gleich nicht zweifle, daß auch verſchiedene unvernünfftige Geſchöpfe, ſowohl- als auf unſerer Erde, mit untermenget ſind. Man darf ſich aber ja nicht einbilden, daß die lebendigen Geſchöpfe von eben der Geſtalt und Beſchaffenheit ſind, als wie die auf unſerer Erde, und daß es gerad ſolche Geſchöpffe da gibt, wie diejenige ſind, die wir bey uns Menſchen, Löwen, Adler., Karpfen, Fröſche, Schmetterlinge, Schnecken u.ſ.w. nennen. GOtt u. die Natur lieben die Manigfaltigkeit, u. obgleich die Möglichkeit der Arten der lebendigen Geſchöpfe ſchon auf unſerm ſo kleinen Puncte, der Erde, erſchöpffet zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt doch nicht zu zweiffeln, daß ihrer auf manchem Planeten eben ſo vielerley und auf manchem noch viel mehrerley anzutreffen ſind. Was für eine unbegreifliche Anzahl der Arten der lebendigen Geſchöpfe erwächſt nicht hieraus; Und wenn man vollends im Geiſte auf die Heere jeder Art einen Blik thut, ſo fliehet der Begriff davon die Kräffte unſerer Seele, und es bleibet ihr nichts übrig, als ein heiliges Erſtaunen über die Gröſſe der göttlichen Werke. Vielleicht haben die Planetenbewohner theils weniger, theils mehr Sinne, als wir; vielleicht fliegen auf manchem Planeten die vernünfftigen Einwohner in der Luft, wie unſere Vögel; vielleicht ſchwimmen ſie auf manchem im Waſſer, wie unſere Fiſche; vielleicht kriechen ſie auf manchem in dem Innerſten des Planeten herum, wie unſere Würmer. Schon auf unſerer Erde verurſachet die Verſchiedenheit der Länder und Welttheile, nach ihrer Lage, einen groſſen Unterſchied in der Beſchaffenheit der Einwohner. Die Europäer ſind weiß, die Aſier braun, die Africaner ſchwarz, die Americaner gelb Nahe bei dem Nordpol findet man keine Lappländer und Grönländer, und gegen dem Südpol gibt es rieſenmäſige Patagonen. Auf einer Inſel in America trifft man Menſchen mit Affenſchwänzen an, und auf dem Vorgebürge der guten Hofnung hat die Natur das ſtets nakend gehende Frauenzimmer, ich meine die liebenswürdige Hottentottinin, (vid. Dollmetſcher p. 287.) mit einer Bedeckung ſeines Wahrzeichens verſehen. Dieſe und noch viel mehrere Verſchiedenheiten unter den Menſchen, beſonders aber unter denen Thieren, kommen von der unterſchiedenen Witterung u. Nahrung her. Die Witterungen und Hervorbringungen eines jeden Planeten ſind noch weit mehr von den Witterungen und Hervorbringungen unſerer Erde überhaupt unterſchieden. Ein Jahr auf dem Saturn iſt ſo gros, als bey uns 29. Jahre; auf dem Jupiter iſt eins ſo gros, als bei uns 12.; auf dem Mars ſo gros, als 2.; auf der Venus ſo gros, als ein halbes; auf dem Mercur ſo gros, als ein viertel Jahr bei uns. Hieraus ſiehet man, daß es mit der Veränderung der Wärme und Kälte auf manchem Planeten ſehr langſam und auf manchem ſehr ſchnell zugehet. Denn auf den gemäſigten Strichen des Saturnus währet ein Frühling, ein Sommer, ein Herbſt und ein Winter, jedes über 7. und ein viertel Jahr, nach unſerer Zeit zu rechnen. Hingegen währet jede dieſer 4. Jahrszeiten auf den gemäſigten Strichen des Mercurs nur 3. Wochen. Man ſollte alſo diejenigen, welche aus Ungedult, ihre Jahre verfluchen, auf den Saturn, und die, welche derſelben gern viel zehlen wollen, auf den Mercur verweiſen; denn dort würden jene ſehr wenig, und hier würden dieſe ſehr viele Jahre erleben. So ſind auch die Tage auf den Planeten ſehr unterſchieden. Jupiter dreht ſich in 10. Stunden, Mars in 25. Stunden, der Mond in 27. Tagen, die Venus in 23. Stunden um die eigne Axe, und dieſes iſt allemal die Gröſſe ihrer Tage. Jupiter, welcher der gröſte Planet und 1170. mal ſo groß iſt, als die Erde, drehet ſich dennoch in 10. Stunden, und alſo überaus geſchwind, um ſeine Axe. Dieſer Planet iſt kein Ort für die Langſchläfer, weil daſelbſt die Nacht höchſtens 6. Stunden, offt auch kaum eine halbe Stunde lang iſt. Für dieſe Leute ſchickt ſich kein Planet beſſer, als der Mond; denn in 14. Tagen kan man zur Noth ſchon ausſchlafen. Die auf manchem Planeten ſo langſam und auf manchem ſo geſchwind abwechſelnde Wärme und Kälte, ſetzt nicht nur gantz beſondere Naturen in den daſigen Einwohnern, ſondern auch eben ſo beſondere Arten der Gewächſe daſelbſt voraus. Der ſaturniniſche Sallat muß wenigſtens 7. Jahre wachſen, und manche Saturniniſche Eiche muß 3000. Jahr alt werden. Was für hartes Holtz und was für vortreffliche Kohlen muß nicht dieſes Holtz geben! Die Saturniten brauchen ſie auch nothwendig, weil es dort viel kälter iſt, als bey uns. Denn da der Saturn 10. mal ſo weit von der Sonne entfernet iſt, als die Erde, ſo iſt es auf derſelben 100. mal ſo kalt als auf der Erde. Ich will nun dahero ſezen, daß Saturnus nur tauſend mal ſo gros als die Erde iſt. Wenn wir nun ſeine vernünfftige Einwohnere nach dieſer Verhältnis 1000 mal gröſſer annehmen, als wir ſind: ſo iſt es ganz natürlich, daß auch ihre Haut tauſendmal diker als die unſerige ſeyn müſſe. Die Haare, womit die Schweislöcher bedeket ſind, wären nach dieſer Proportion eingerichtet. Aſſerdem hätten ſie 1000 mal ſo viele Waldung, und die Bäume wären tauſend mal gröſſer, als die unſerigen. Wer weis, wie gemächlich die Saturniten bey dieſen Umſtänden leben, indeme einige Erdmänner beſorgen, daß ſie vor der 100 mal noch ſo groſſen Kälte erſtarren würden. Wer arm an Erfindung iſt, der leſe Gullivers Reiſen. Die liebenswürdige Nation in den Kaiſenthümern Lilliput und Bleſusku, wo die gröſten Perſonen nur 6. Zoll lang ſind, wird ihm ſo viel Vergnügen machen, als ſie dem Gulliver Höflichkeiten erzeiget hat. Es hat ſich dieſer Seecapitain etliche Monate bei dieſen Leuten aufgehalten. Die gröſten Standesperſonen haben bei ihm den Beſuch abgeſtattet, und er hatte jederzeit die Gegengefälligkeit, daß er Kutſche, Pferde und Perſonen zu ſich ins Haus trug, und vor ſich auf ſeinen Tiſch ſezete. Einmal hatte er 6. Caroſſen vor ſich ſtehen, und er verſichert die ſchönſte Converſation von der Welt mit dieſen Perſönchen gehabt zu haben. Villeicht ſind dis Einwohner für das kleinſte Saturnusmöndchen. Eben dieſer Seefahrer hat auf den mittägigen unbekannten Ländern die Provinz Brobdignac entdeket, und gewaltige Leute angetrofen. Die allerkleineſten Kinder hatten 30. Werkſchuhe nach der Länge: Erwachſene aber übertrafen den höchſten Thurm in Europa. Und dieſe würden ſich für den Jupiter ſchiken. Wegen des Mercurs bin ich ſelbſten eine Zeitlang beſorgt geweſen: weil ſein kleiner Abſtand von der Sonne die Hize auf ihm unerträglich macht. Jedoch es gibt auch ſubtile und geiſtige Weſen. Virgilius erzehlet, daß ſein Held den Schatten Anchiſes

im

in den eliſeiſchen Feldern alſo angetroffen habe. Er iſt nemlich geweſen: Ein Traum und Schattenbild. Dergleichen Perſonen können die warmen Sonnenſtrahlen vertragen. Es ſind dis Möglichkeiten. GOtt weis ſie alle, und er wird die beſten erwählet haben. Konten doch die Heiden vor mehr als 2000. Jahren über dieſe Zweifelweg kommen. Nach dem Stobäus haben die Pithagoräer die Planeten als bewohnte Körper angeſehen, ſo wie unſere Erde iſt: nur mit der Einſchrenkung: Die Thiere wären gröſſer, und die Feldgewächſe viel beſſer auf denſelben. Der vierte Einwurf iſt übrig, welcher zwei Puncten zum voraus ſezet. Es müſten nemlich die vernünftigen Creaturen in den übrigen Planeten gleich wie wir geſündiget haben, und es müſte bey ihnen kein ander Mittel zur Verſöhnung übrig ſeyn, als die Erlöſung Chriſti. Da aber dis unerwieſene und unglaubliche Säze ſind: ſo wil ich mich dabei nicht aufhalten. Auſſer unſerer Sonne trefen wir viele Fixſterne am Himmel an. Ich habe einen Grund angegeben, woraus man ſchlieſſen kan, daß ihrer mehr ſind, als aller Sand am Ufer des Meers. Sie werden in 6. Claſſen eingetheilet, in Sterne der erſten, andern, bis ſechſten Gröſſe. Es beruhet dieſe Verſchiedenheit auf den Unterſcheid ihrer ſcheinbaren Gröſſe, welcher vornemlich daher entſtehet, weil einige uns näher ſtehen, andere aber weiter entfernet ſind. Da Fixſterne öfters von dem Saturnus bedeket werden, dergleichen Begebenheiten der aſtronomiſche Calender vorher verkündiget: ſo iſt es auſſer Streit, daß ſie wenigſtens noch einmal ſo weit, als Saturnus, von uns ſtehen müſſen. Aus andern Gründen wird ihre Entfernung mehr entdeket. Nach des Hugenius Ausrechnung müſte eine Canonenkugel 600000. Jahr fliehen, ehe ſie aus dem Sirius zu uns käme, ob er gleich der nächſte iſt. Weil das Licht, ſo Saturnus von unſerer Sonne bekommt, ſchon zimmlich ſchwach iſt, ſeine Trabanten aber, ob ſie gleich zum Theil gröſſer als unſere Erde ſind, mit bloſen Augen gar nicht geſehen werden; und weil das Licht der Fixſterne ſehr lebhaft iſt, funkelt, und die Planeten übertrift: ſo können ſie keine finſtere Cörper ſeyn; ſondern haben ihr eigen Licht. Sterne, ſo beſtändig ihr eigen Licht haben, ſind brennende Feuerballen oder Sonnen. Wir ſehen alſo ſo viel Sonnen, als wir bei geſtirnten Himmel Sterne blinken ſehen. Da die Sonne um der Planeten willens iſt, um ſie zu erleuchten und zu erwärmen; daferne der Schlus von der Aehnlichkeit groſſe Stärke beſizet: ſo müſſen alle Fixſterne wiederum ihre Erden, oder Monde um ſich haben. Sollen dieſe nicht vergeblich ſeyn, dergleichen bey der höchſten Weisheit GOttes gar nicht zu vermuthen: ſo ſind alle ſolche Fixſternenplaneten wiederum bewohnet. Wenn wir nun einer jeden Sonne nur ein Duzend Planeten geben, und jedem Planeten durch die Bank, ſo gros als unſere Erde annehmen, und endlich auf einen Planeten nur 1000. Millionen vernünftige Einwohner rechnen: wie gros mus den die Haushaltung GOttes ſeyn! Wie unendlich iſt die Zahl der Anbeter und Verehrer der göttlichen Majeſtät! Am allergewiſſeſten würden wir von der Würklichkeit der Planetenbürger verſichert werden, wenn wir auf Luftſchiffen dahin reiſen könnten, oder ſo vortreffliche Sternröhre hätten, daß wir die Geſchöpffe auf ſelbigen ſehen könnten. Es iſt längſt erwieſen worden, daß Luftſchiffe an ſich möglich ſind, aber auch zugleich dieſes, daß es eine unüberwindliche Schwierigkeit iſt, ſelbige zu Stande zu bringen, und darauf zu ſchiffen. Doch! es iſt gut, daß wir durch Schlüſſe ganz natürlich auf die ſehr gegründete Meinung geführet werden, daß die Planeten bewohnet ſind. Wer hievon was mehrers leſen wil, beliebe weiters in dieſem Buche nachzuſchlagen.

Eine Theologiſche Abhandlung von denen Vogelneſtern über das Geſeze Deut. XXII. v. 7.

Dis Geſez ſcheinet etwas widerſinniges zu haben, bei einer ſo geringen Sache, wie die Loslaſſung eines Vogels iſt, eine Verheiſſung beigeſezt ſteht, die ſonſt nur bey den wichtigſten Geboten zu finden. Herr Kleinſchmied aus Hameln hat demnach unter dem Vorſiz des berühmten Herrn Prof. Heumann zu Göttingen, ſolches in einer Abhandlung unter dem Titul Diſſertatio de legis divinæ paradoxæ Deut. XXII. 6. 7. exhibitæ ſenſu & ſcopo in 3. Bogen unterſuchet, und die anſcheinende Schwürigkeit glüklich gehoben. Den Text überſezet er alſo: Wenn du im ſpazieren auf dem Felde ein Vogelneſt antriffſt, es ſey auf einem Baume oder auf der Erde, in welchem Junge oder Eier ſind, und die Mutter auf den Jungen oder Eiern ſizet, ſo ſolſt du die Mutter nicht zugleich mit den Jungen wegnehmen. Ich befehl dir ernſtlich, daß du die Mutter fliegen laſſeſt und nur die Jungen mit dir nehmeſt. Auf die Art verſpreche ich dir ein glükliches und langes Leben. Daß die Hebräiſche Worte die Mutter mit den Jungen bedeuten, wird durch Beiſpiele bewieſen und Clericus mit Recht getadelt, daß er wider die Worte des Textes behauptet, daß nach Loslaſſung der Mutter es erlaubt ſey die Jungen und Eier wegzunehmen. Der Herr Verfaſſer behauptet, daß dieſe Schwürigkeit durch die bisherigen Erklärungen nicht gehoben worden, welche er zu dem Ende ſorgfältig prüfet. Der gröſte Theil der Ausleger dichtet dieſem Geſeze einen allegoriſchen und myſtiſchen Sinn an, wogegen der Herr V. bemerket, daß ein ſolcher verblümter Sinn nirgends weniger als bey den göttlichen Geſezen, die vollkommen deutlich und ohne alle Zweideutigkeit ſeyn muſten, ſtatt haben könne. Er ſuchet daher dieſe Schwürigkeit auf eine andere Art zu heben, indem er den Wortverſtand dieſes Geſezes beibehält. Er behauptet, daß dieſes Geſez nicht alle Hebräern, ſondern nur die Jugend unter ihnen angegangen, welche nur Vogelneſter zu ſuchen gewohnt ſey; der auch das unmittelbar vorhergehende Verbot von Verwechſelung der Kleider nur angehe. Er bemerket ferner: daß dieſes Geſez nur erſt in dem fünfften B. Moſis vorkomme, das doch ſonſt nur Widerholungen der vorigen Geſeze begreife; und ſuchet die Urſache dieſes neuen Gebots darin; daß Moſes erfahren, daß die Kinder bey dem Vogelfang die Alten zu tödten pflegten und ſich alſo zur Grauſamkeit angewöhnten, welche Moſes durch dieſes Gebot hindern und die Jugend zu einem ſanftmüthigen Sinn anleiten wollen. Hieraus macht der Herr V. ferner begreiflich, warum er dieſem Geſeze nicht eine Drohung der Strafe, ſondern vielmehr eine Verheiſſung, beigefüget, weil er durch eine liebreiche Vermahnung, ſonderlich durch die Verheiſſung eines langen Lebens in den zarten Gemütern der Jugend das meiſte ausrichten könnte; deswegen auch in eben der Abſicht eine ähnliche Verheiſſung dem vierten Gebote beigefüget ſey. Hieraus macht der Herr V. klar, daß dieſes Geſeze der göttlichen Weisheit gemäs ſey, und zur Beförderung guter Sitten bey der Jugend ſeine Abſicht habe.

An Damon.

Mein Damon! der durch Wiz u. Kunſt,
Durch Phöbus und Minervens Gunſt
Weit über Neid und Pöbel ſteiget.
Was deucht dir, was ein Weiſer macht,
Wenn hier der Pöbel tükiſch lacht,
Und dort der Neid ergrimte Zähne zeiget?

Soll man ſein nidriges Vergehn
Mit Lachen oder Groſsmuth ſehn?
Sol man ihm nicht die Spize bieten?
Mir deucht, ein Weiſer, ſo wie du,
Sieht mit gelaſſner Grosmuth zu,
Wenn Misgunſt ſchilt und freche Thoren
wüten.

Auch mich, mein Damon! rührt es nicht,
Wenn Neid und Pöbel von mir ſpricht,
Ich ſey ihr Gegenſtand geweſen.
Wie wenig mich ihr Zahn verlezt,
Wie leicht man dieſe Wunden ſchäzt,
Das kanſt du ſelbſt aus dieſer Fabel leſen:

Der Aelſter und der Stiegliz.

Ein Vogel von der groben Zucht,
der ein Verdienſt im Schreien ſucht,
ein Aelſter, dem kein Menſch gewogen,
und ein noch junger Stigeliz
ward mit dem Freunde ohne Wiz
in einem Walde auferzogen.
Die alten Vögel liebten ſie,
ſie ſparten weder Fleis noch Müh,
ſie nach Vermögen aufzubringen.
Sie lernten auch zu gleicher Zeit,
doch mit verſchiedner Fähigkeit,
der Eine ſchrein, der Andre ſingen.
Der Stiegliz trug ein buntes Kleid,
er liebte Puz und Reinlichkeit,
und ſang und flog mit Stigelizen.
Der Alſter wählt der Brüder Zunft,
die wenigſtens doch mehr Vernunft
als dieſer grobe Freund beſizen.
Er ſieht darauf nicht ohne Neid.
Daß ihn ſogar auch Tracht und Kleid
von ſeinem Freunde unterſcheiden.
Has und Erbitterung gibt ihm ein,
ſein abgeſagter Feind zu ſein;
Kurz: er entſchlieſt ſich, ihn zu meiden.
Noch läſt ihn Has u. Neid nicht ruhn;
Der Eifer räht ihm mehr zu thun,
und iezt wird es ſein Freund entgelten.
Er trit ihm muthig vors Geſicht;
Er krümt den Hals und ſcheut ſich nicht,
den Stigliz öffentlich zu ſchelten.
Der Stigliz hört geruhig an,
was Has und Neid erdenken kan,
und zeigt ſich in gelaßnen Bliken.
Dein Tadel, ſpricht er, rührt mich nicht;
Da Neid und Misgunſt durch dich ſpricht;
Und wendet grosmuthsvoll den Rüken.

* * *

Der Tadler, ſo aus Redlichkeit
in ſeine Reden Stacheln ſtreut,
wird billig von uns hoch geprieſen.
Doch der, den Neid u. Misgunſt quält,
der hat des Tadels Zwek verfehlt,
und wird zum Pöbel hin verwieſen.

Eine philoſophiſche Abhandlung Von den Zänen.

Aus den Memoirs of the Roy: Acad. of. Sc. in Paris epit.

Der jüngere Herr de la Hire hat angemercket, daß bey erwachſenen Leuten, ſo wie alle Knochen überhaupt, alſo auch die Zahnknochen nicht mehr zunehmen, ſondern es wachſe nur die auſſere Schale, oder das Schmelzwerck, wie er es zu nennen pfleget. Gewis iſt es, daß die Zäne eines alten Mannes, wenn man ſie aus ihren Lücken nimt, nicht gröſſer befunden werden, als die Zäne eines jungen, oder mittelmäſig alten Menſchen. Die äuſſerliche Rinde um die Zäne iſt eine Materie, welche von den Zahnknochen ganz unterſchieden iſt. Sie iſt aus unglaublich vielen kleinen Zäſern, oder Fädenchen zuſammen geſezt, und dieſe ſizzen ſo feſte an der Wurzel des Zahns, als ein Nagel am Horne. Man kan dieſe Zuſam̃enfügung bey einem ausgebrochenen Zahns wahrnehmen und ſehen, daß alle Fiebern, welche an dasjenige Theil des Knochens, ſo den Gaumen berühret, ſtoſſen, ſich an den Knochen beugen und ſo anſchlieſſen, als wenn eine über der andern läge. Sie laufen alle perpendikular auf die Baſin des Zahnes, und auf die Art ſind ſie deſto fähiger, die ſtarken Gegenſtände auszuhalten, welche ſie an dieſem Theile leiden müſſen. De la Hire iſt der Meinung, daß das Wachsthum dieſer Fiebern auf die Art, als mit den Nägeln, vor ſich gehe. Wird aber durch einen Zufal ein wenig von dem äuſern Schmelze, oder der Schale, abgebrochen, ſo daß der Knochen entblöſſet und nakend wird; das iſt, wenn die Wurzel der Zäſern oder Fibern, woraus die Schale beſtehet, weggeſchabet ſind, ſo wird der Knochen an dem Orte eine Fäulnis bekommen, und dann mus der Zahn nothwendig verlohren gehen, weil es nicht möglich iſt, ihn zu retten; denn kein Knochen eines lebendigen Geſchöpfs kan es vertragen, daß er nakend und entblöſſet bleibe. Inzwiſchen gibt es einige Leute, deren

Zahnſchade villeicht durch das viele Reiben ſo abgenuzt iſt, daß man den Knochen ſiehet, und doch nicht findet, daß der Zahn ausgehen wil. Allein die Urſache davon iſt dieſe, daß ſolche Zähne wirklich noch nicht ganz nakend ſind, ſondern noch ſo viel, obgleich ſehr dünne, Schale übrig behalten haben, welche hinreichend iſt, den Zahnknochen zu bedeken; die Schale aber iſt alsdann ſo dünne, daß der Knochen durchſcheinet, und man deſſen gelbe Farbe ſehen kan. Zuweilen werden Zäne abgebrochen, und die Knochen werden alsdann blos geſtellet, ohne daß es ihnen ſchaden ſolte. Hiervon iſt dieſes die Urſache, weil ſie geſtopfet ſind; Ich wil ſagen: die Wurzeln ſolcher Zäne, worin kleine Nerven treten, haben ſich innerlich zugeſtopfet, daher denn alle Gemeinſchafft zwiſchen dieſen Nebennerven und dem Nervenſafte, folglich auch alle Empfindung unterbrochen iſt. Doch dieſes Zuſtopfen ereignet ſich nur bey alten Leuten. Es kan ſich übrigens bey einigen Zänen zutragen, daß die Zäſern, woraus die Schalen zuſammen geſezet ſind, ſich nur an den alleräuſſerſten Enden berühren und vereinigen, doch ſo, daß ſie nicht genau an die Zahnknochen anſchlieſſen. Man ſiehet dis zuweilen deutlich unten an denjenigen Zänen, welche man Schleifer (grinders) nennet. Bey dieſen kan man die Abſonderung der Schalen von dem Knochen wahrnehmen. Hier ſind aber die äuſſerſten Enden der Fäſerchen nach gerade abgerieben. Stehen nun die beyden Seitenbleche, oder Schalen, ſo weit von dem Knochen ab, daß der Zwiſchenraum gros genug iſt, einige kleine harte Teilchen von Speiſen in ſich zu faſſen, ſo werden dieſe eine kleine Hölung unten in dem Zahne verurſachen; und folglich wird der unbedekete Zahnknochen bey Zeiten ausgehen. Doch möchte dieſes eine kleine Hülfe ſeyn, daß man die Hölung mit Blei zuſtopfe, welches die Säure und Schärfe der Speiſe die ſich eingeſezet hat, abhalt, daß ſie nicht an den Zahnknochen dringen und Schmerzen verurſachen kan.

Phiſicaliſche und mediciniſche Anmerkung von dem Nuzen der Schneken, wie die Genieſung derſelben die Schärfe lindert, und das Blut balſamiſch machet.

In dem Auguſt-Monat des Londner Magazins S. 362. findet man Anmerkungen über die Schneken von D. Georg Sewell. Es ſind groſſe Strittigkeiten über den Nuzen dieſer Creatur in der Arzneiwiſſenſchafft entſtanden. Die alten Aerzte ſind für dieſelben, die neuen reden zweiffelhafft davon, und einige ſezen ihren Gebrauch mit Verachtung unter die Weiberrecepte. Ihrer natürlichen Feuchtigkeit und Schleimigkeit wegen (indem ihre gantze Subſtanz nichts anders als eine Häuffung eines natürlichen Gallerts iſt) ſcheinen ſie nicht undienlich zu ſeyn, das Blut balſamiſch zu machen, zum wenigſten einen groſſen Theil der Schärffe deſſelben zurucke zu halten, zu verurſachen, daß es, wenn es zu den feinen Drüſen und Röhrgen zurückkehret, nicht ſo ſtechend iſt, und folglich zum wenigſten anfangende Geſchwüre bei Zeiten zu heilen. Ich habe Gelegenheit gehabt, durch die Erfahrung zu bemerken, was dieſer Schleim an dem Thier ſelbſt thut. Denn da ich einen Garten habe, der mit Schneken überhäufft iſt: ſo habe ich ſie bisweilen blos mit dem Fuſſe gegen die Mauer geſtoſſen, und in ſo weit zerbrochen, daß ein Hauffen Materie aus den Wunden herausgegangen. Dieſe habe ich gemeiniglich in Rosmarinbüſchel liegen laſſen, und die Würckung nicht vermuthet, die ihr eigener Balſam auf ſie gehabt. Etwann 14. Tage hernach, da ich glaubte, daß ſie tod wären, fand ich ſie ganz, die Theile der Schalen ausgenommen, deren Verlezung man mit den Augen nicht ſehen, ſondern blos durch fühlen entdeken konnte. Dieſen Verſuch habe ich offt wiederholet, indem ich ſie mit einem ſtarken Schuh getretten, und doch kamen alle dieſe Schneken wieder zurecht, und trugen ihre Häuſer, dem Anſehen nach unbeſchädigt. Es war ein Wunder anzuſehen, wie der flieſſende Schleim, der aus ihnen gedrüket worden, ſich allmählich wieder hineinzog, die Stelle eines künſtlichen Leimes bey der zerbrochenen Schale vertrat, und da er wieder zu ſeiner gehörigen Gröſſe angewachſen war, die zerbrochenen und eingedrukten Theile hervorſtieſe, und ſie mit dem übrigen Hauſe wieder verband. Dieſer Verſuch erſtrekt ſich auf Schnecken von allerlei Gröſſe und Alter, denn in den kleinen Rizen der Mauer habe ich offt die jungen mit dem Finger zuſammen gedrukt, und doch mit aller meiner Aufmerkſamkeit nicht finden können, daß ſie von einem benachbarten Baume etwa ein Erſezungsmittel erhalten, ehe ſie wieder in den Stand geriethen, weiter fort zu gehen. Dieſe Anmerkungen können vielleicht einigen Nuzen in der Arznei haben. Ich glaube ganz gewis, daß wir ſie beim Gebrauche zu ſehr reinigen, als wodurch ſie einen groſſen Theil des heilſamen Schleims verlieren, welcher kleine zerbrochene Körper wieder kan verbinden helffen. Ihr Alter und die Art ihrer Nahrung verurſachet ohne Zweiffel einen weſentlichen Unterſchied in ihren Würkungen. Ich kan aber nicht eigentlich ſagen, worinn ſolches beſtehet, denn meine Anmerkungen erſtreken ſich nicht weiter, als aufs Apricoſen-Pfirſchen-Roßmarin-Bäume, welche alle von der wohlriechenden Art ſind.

Kurze Anweiſung zu der deutſchen Rechtſchreibung.

Wir hoffen nicht nur den Ungelehrten, ſondern auch ſelbſt vielen Gelehrten, die unſere Blätter leſen, keinen geringen Dienſt zu thun, wenn wir hier die Grundſäzze der neuern und verbeſſerten deutſchen Rechtſchreibung mittheilen, ſo, wie ſolche aus der Natur der Sprache und auch aus dem beſten Gebrauche hergenommen ſind. Es iſt wol nicht zu hoffen, daß es iemals zu einer algemeinen Gleichförmigkeit in dieſem Stükke bei den Deutſchen kommen werde: denn die Principia ſind gar zu unterſchieden, darauf man ſich hier gründet, u. woraus man ſchlieſſet. Einige nehmen hier blos den Gebrauch zum Grunde; und weil dieſer gar zu ſehr abwechſelt, ſo mus auch nothwendig die Orthographie darüber ſehr bunt und mannigfaltig werden. Der eine folget z. E. den Kanzelleien; der andere dem Gebrauche ſeines Schreibmeiſters, oder dem Eigenſinne ſeines Lehrers; der dritte richtet ſich nach dem Gebrauche ſeines Ortes: der vierte nim̃t den ſtärkeſten Gebrauch oder den allgemeinen Schlendrian an, u. ſ. f. Andere ſezzen ſich die bloſſe Abſtammung der Wörter zum Grunde; und weil dieſe öfters ungewis, öfters aber auch ſo beſchaffen iſt, daß die Töchter den Müttern nicht mehr ähnlich ſehen, ſondern durch die Zeit und Gebrauch ſchon ganz andere Lineamente bekommen haben, ſo mus auch daraus nothwendig eine eigene und verworrene Orthographie entſtehen. Noch andere richten ſich nach der Ausſprache. Dieſes Principium iſt gar zu ſchlüpfrig: denn die Ausſprache, wenigſtens eine gewiſſe Modifikation und Ziehung in der Ausſprache, iſt faſt in allen Provinzen ſowol Ober- als Niederdeutſchlandes andere, wiewol ſie doch im leztern in Anſehung des Lautes und der eigentlichen Gültigkeit der Buchſtaben meiſt überein bleibet. Bei einigen werden z. E. einige Vokalen oder ganze Sylben kurz ausgeſprochen oder gar verſchlukket, bei andern gezogen und verlängert. Bei einigen höret man in der Ausſprache dieſe oder andere Buchſtaben gar nicht, bei andern höret man ſie unter einem ganz andern Laute. Z. E. du lieber Gott, Chot, Kott, Jott! u. ſ. i. a. m. Andere nehmen dieſe Grundſäzze zuſammen, wie es ihnen in den Kopf kom̃t, oder ſie hauen ſich noch andere Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Und hiedurch geſchiehet es, daß kein Bettelmantel ſo bunt ausſiehet, als unſere deutſche Orthographie. Unſer Jahrhundert iſt für die deutſche Sprache zwar ſehr glüklich und merkwürdig; weil man ſie in ſelbigem aus dem

Schutte hervorgezogen, und vom Unflate und Schlakken geſäubert hat: Aber ihre Rechtſchreibung hat dabei das Schikſal auszuſtehen, daß ſich gar zu viele Nouatores darinn anfinden. Eine Reformation war allerdings nöthig: aber mich deucht immer, man habe der Sache zu viel gethan, und das Jſrael auf einmal gar zu ſehr verwirret. Wir wollen aus dem Gebrauche der Reformatorum unſerer Rechtſchreibung, und ihren Regeln, dasienige gegenwärtig herausnehmen, was nach unſerm geringen Bedünken das beſte, und zugleich das dienlichſte iſt, um, wo nicht eine allgemeine, doch zimliche Ubereinſtimmung zu befördern. Daß an der Rechtſchreibung ſehr vieles gelegen, und daß ſie ein wichtiges Stük der Schreibart ausmache, erhellet ſchon daraus, weil die Richtigkeit, Deutlichkeit, und Annehmlichkeit derſelben groſſentheils mit auf ihr beruhet. Es kommt aber die ganze Rechtſchreibung lediglich an:

1) Auf die richtige Schreibung der einzeln Wörter.

Die erſte Generalregel: **Man ſchreibe die Wörter ſo, wie ſie in der reinen hochteutſchē Sprache von gebohrnen Niederſachſen ausgeſprochen werdē.** Aus dieſer Generalregel flieſſen folgende Specialregeln:

1) Es darf im Schreiben kein Buchſtab ausgelaſſen werden, der im Reden gehöret wird, oder doch eigentlich gehöret werden mus.

Z. E. nicht Abens für Abends, durchgehens für durchgehends, nirgens für nirgends, Junker für Jungfer, Schimf für Schimpf, einzele für einzelne, u. d. m.

2) Alle überflüſige Buchſtaben, die im Reden nicht gehöret werdē, müſſen im Schreiben wegbleiben: oder wo ich etwas mit einem Buchſtaben verrichten kan, da brauch ich keiner mehrern. Es iſt dahero unrecht Ampt oder Ambt für Amt, Lamb für Lam, Lamm für Lam, Dorff für Dorf, auff für auf, ſoll für ſol, will für wil, Kreutz für Kreuz, u. ſ. i. a. m.

Einwurf:

1) Amt käme doch gleichwol her von dem alten Worte Ambachten. Reſp. Der tauſendeſte weis das nicht; und wenn es gleich davon herkomt, ſo iſt das b hier doch überflüſig.

2) Lam hieſe doch im Genitivo gleichwol des Lammes. Reſp. Wenn man alſo den Genitivum ſchreibet, ſo ſchreibet man des Lammes.

3) Wil und ſol käme doch gleichwol her von wollen und ſollen. Reſp. Und ich ſage: es komt her von ich wil, ich ſol. Wenn man aber wollen oder ſollen ſchreibet, ſo nehme man zwei l, um es recht zu ſchreiben.

Auch iſt es unrecht, wenn ich ſchreibe Fraw für Frau, Frewde für Freude, und ſo in andern.

Anmerkung:

4) Jch habe mein Lebetage genung nachgeſuchet, und mehr als hundertmal darum gefraget, was die Kurialabbreviatur Ew. als Ew. Hochedl., eigentlich ſagen wolle. Keiner hat es mir zu erklären gewuſt. Jch bin endlich darauf gerathen, daß es ein Ueberbleibſel ſeye von dem Gebrauche, nach welchem man in alten Zeiten das w für ein u geſchrieben, als ewre für eure. Es kommt mir aber in der That lächerlich vor, daß man iemand, den man im ganzen Briefe, oder in der ganzen Schrift Sie genennet, im abſtracto hernach ihr heiſſet. Jn mündlichen Reden oder Geſprächen ſagen wir doch niemals zu iemand eure Excellenz oder eure Magnificenz, eure Hochwürden, u. ſ. w. ſondern allemal ihre Excellenz, u. ſ. f.

Die zweite Generalregel: **Die abgeleiteten Wörter müſſen mit ſolchen Vokalen (lautenden Buchſtaben) geſchrieben werden, die mit den Vokalen ihres Stammes am nächſten verwant ſind.**

Z. E. nicht gegenwertig, ſondern gegenwärtig, von Gegenwart; bändigen, von Band; Würfel, nicht Wirfel, von Wurf, u. ſ. i. a.

Anmerkung: Wo hier ſo wol bei den lautenden als ſtummen Buchſtaben eine Ausnahme Stat findet, als ſchieſſen für ſchüſſen von Schus, genüſſen, von Genus u. ſ. w. ingleichen wo das eine ſo gebräuchlich iſt, wie das andere, als betriegen und betrügen von Betrug, u. d. m., das mus einer ſelbſt aus dem Gebrauche wiſſen.

Die dritte Generalregel: 1) Alle Nomina propria oder eigene Namen, 2) alle Subſtantiva, oder ſelbſtändige Wörter, 3) alle Anfangswörter einer ieden Periode, und 4) in Briefen oder dergleichen Aufſäzzen alle Ehrenwörter, müſſen mit einem groſſen Buchſtaben geſchrieben werden.

1) Das ſind alle Wörter, vor welchen der Artikel Stat findet, oder vor welche man die Wörterchen ſezzen kan eine, der, die, das, als ein Menſch, eine Kanne, dahin gehören auch die Infinitivi, wenn ſie auf dieſe Art wie Subſtantiva gebrauchet werden, als, das Schreiben, das Sprechen, das Läſtern. u. ſ. w.

2) Das erſte Wort, welches auf ein Punct folget.

3) Z. E. Sie, Ihnen, Dero, Dieſelben u. ſ. w.

Die vierte Generalregel: Alle Wörter, die aus fremden Sprachen herkommen, aber zu teutſch geworden ſind, müſſen mit deutſchen Buchſtaben a) und zwar mit der gewöhnlichſten deutſchen Endung b) geſchrieben werden.

a) Z. E. Periode, General, Maior, Revier, Klavier, exerciren, u. ſ. w.

b) Profeſſor, Dokter, Regel (nicht Regul) Partikel, Zettel u. ſ. w.

Die fünfte Generalregel: Alle zuſammen geſezzete Wörter müſſen, ohne daß man in der Mitte entweder einherwerts einen groſſen Buchſtaben a) machet, oder ſie gar durch ein Hyphen von einander trennet b), wie ein einziges Wort geſchrieben werden.

Das Hyphen findet nirgends Stat, als 1) da, wo Kürze und Wohlklanges wegen von zwei Wörten, die einerlei Endung haben, die Endung das erſte mal weggelaſſen wird. c)

2) Da, wo zwei Wörter in eins zuſammen geſezzet werden, von denen das eine noch volkommen lateiniſch, oder ſonſt noch volkommen fremd iſt. d)

Z. E. a) nicht Hoch-Edler, oder Hoch-Edel-gebohrner u. d. m. ſondern Hochedler u. ſ. f.

b) nicht Ober-Amtmann, Berg-Schreiber, Einladungs-Brief, Regierungs-Rath, Konſiſtorial-Rath, Ober-Ungarn, Land-Kommiſſär u. ſ. w. ſondern Oberamtman, Bergſchreiber u. ſ. f. denn dergleichen Wörter haben ia nur einen Artikel, und ich ſage nicht der Berg und der Schreiber u. ſ. f. Warum ſchreiben wir nicht Scher-Meſſer, Stunden-Glas, Burger-Meiſter u. ſ. f. ſondern Schermeſſer u. ſ. f.?

c) als Hoch- und Woledler, Hoch- und Wolgelahrter, Fecht- und Tanzmeiſter, Aus- und Eingang, auf- und zuſchlieſſen, u. ſ. f.

d) als Raths-Collegium, Profeſſoren-Corpus, u. ſ. w. Wiewol man, um keine Ausnahme zu machen, beſſer thäte: man bliebe auch hier bei der Regel, und ſchriebe die fremden Wörter alsdann deutſch.

Die ſechste Generalregel: Das y iſt kein deutſcher Buchſtabe, wenn es einige auch noch ſo ſehr ein geſchwänzetes i oder ein end i nennen. Für die eigentliche Gültigkeit dieſes Buchſtabens dienet das deutſche ü.

Man brauchet alſo entweder durchgehends das i ohne Ausnahme, oder ſeze das y nur wo das Wort urſprünglich Griechiſch oder ſonſt fremd iſt, z. E. Sylbe, Satyr, Hyphen u.ſ.f. und nur noch allein bei dem Wort ſeyn, eſſe ausgenommen, ſo zum Unterſchied des Worts ſein ſuus gebraucht werden kan.

Die ſiebende Generalregel: Bei dem k, c. und z. würde es ſehr gut ſeyn, wenn zu Vermeidung aller Verwechſelung und Verwirrung dieſer 3. Buchſtaben der Gebrauch allgemein gemachet würde, den ſehr viele ſchon beobachten:

1) Nemlich c vor a, u o und vor einem Konſonanten wird durchgängig in k verwandelt, als Kaius, Kurtius, Rekter, Kanter, Menalkas, Kordion, Kreuz, Skribent u. ſ. w.

2) C vor e, i wird durchgehends in z verwandelt, als Konfisziren, Disziplin, u. ſ. w.

3) C ſelbſt bleibt nirgends als ch. Z. E. Königlich, Chriſt, erweichen u. ſ. f.

Die achte Generalregel: In ungebundener Rede iſt es ein Fehler, ſich der Freiheiten zu bedienen, welche die Poeten haben, bisweilen eine Sylbe im Lauf zu laſſen, oder zwei in eins zu ziehen; ſondern da mus ordentlich dekliniret und koniugiret werden.

Z. E. nicht er liebt, vergnügt, beluſtigt, erbaut u. ſ. f. ſondern liebet, vergnüget, beluſtiget, erbauet, und ſo in allen temporibus modis und perſonis.

Nicht des Geſchlechts, Geiſts, Gangs, Glücks, dem Geſchlecht, Geiſt, Gang, Glück, ſondern des Geſchlechts, Geiſtes, Ganges, Glükkes, dem Geſchlechte, Geiſte, Gange, Glükke, von dem Geſchlechte u. ſ. w. Und ſo auch in andern.

Die neunte Generalregel: Der Artikel der darf nicht verwechſelt werden mit dem Vorworte der, in den Fällen, die von beiden herkommen.

Ungelehrte können folgendes zum Kenzeichen añehmen, wo ſie derer und denen, oder das ganze Vorwort, der, die, das, gebrauchen ſollen, woraus ſie zugleich die übrigen Fälle unterſcheiden können, wo nur der Artikel der, die, das, Stat findet.

Das Vorwort der, die, das, mit ſeinen caſibus, wird nirgends anders gebrauchet, als wo ich gleichſam mit Fingern darauf zeige; wo es ſo viel heiſt, als denen, und keinen andern; wo die oder welche darauf folget, und mit einem Worte: wo ich etwas von andern unterſcheide.

Z. E. Röm. 8. Denen, die Gott lieben u. ſ. f. oder: Wird dis von allen gefordert? nein, nur von denen, welche u. ſ. f. oder: ich bin ein Freund aller derer, die das Laſter fliehen.

Folglich iſt es unrecht, z. E. in einer Aufſchrift: Denen Hoch- und Woledeln, Hoch- und Wolgelahrten Herren, u. ſ. f. Es mus heiſſen: Den Hoch- und Woledeln, u. ſ. f.

Das übrige von dieſer Art, was noch in die Orthographie hinein ſchläget, als die richtige Deklination und der richtige Unterſcheid einiger Wörter, z. E. zweene, zwo zwei; der richtige Gebrauch der Präpoſition; der Unterſcheid zwiſchen für und vor, die richtige Sezzung des Artikels und der Adjectivorum bei zwei Subſtantivis, die nicht einerlei Art ſind, u. d. m. mus bei Gelehrten aus der Sprachkunſt, bei andern aus dem Gebrauche u. der Erfahrung gelernet werdē.

Weil ich aber finde, daß bei den lezten beiden Stükken, weil ſie gar zu öfters vorkommen, am meiſten geſündiget wird, mag folgendes die zehnte und eilfte Generalregel ausmachen:

1) Für wird allemal geſezzet, wo im Lateiniſchen hätte præ oder pro ſtehen können oder müſſen.

Z. E. du biſt glüklich für vielen. Ich habe dis gekauft für 10. Rthlr.

Auch da; wo ich es nur auf irgend einige Weiſe, und ſelbſt mit barbariſchem Lateine hätte geben können; als: habeo pro eo, ich halte dafür, u. ſ. w.

Vor wird geſezzet, wo im Lateiniſchen ante oder coram hätte ſtehen können oder müſſen.

Z. E. vor 10. Jahren, vor 2. Tagen, vor dem Volke; trit hervor, u. ſ. w.

2) Der Artikel, oder das Adjectivum mus allemal wiederholet werden, wenn die Subſtantiva, die damit vereiniget werden ſollen, nicht ejusdem generis ſind, und zwar ſo, wie es ſich zum leztern ſchikket.

Z. E. nicht ſo: ich weis dieſes aus dem Gebrauche und Erfahrung, ſondern aus dem Gebrauche und der Erfarung.

Nicht: Gib mir die Bibel und Gebetbuch wieder, ſondern gib mir die Bibel und das Gebetbuch wieder.

Nicht: Deine Schönheit und Glanz vergehet, ſondern, deine Schönheit und dein Glanz vergehet.

Nicht: der König erfordert von ſeinen Unterthanen eine wahre Treue und Gehorſam, ſondern eine wahre Treue und einen wahren Gehorſam.

Und ſo in allen übrigen.

Die übrigen Hauptſchwirigkeiten thun ſich ſonderlich bei der Verlängerung und Verkürzung der Vocalen in Anſehung des Tones und der Moræ in der Ausſprache, und hernächſt noch bei der Gültigkeit dieſes oder jenen Konſonanten, und bei der Verdoppelung einiger Konſonanten hervor.

Zwölfte Generalregel: Wenn die Silbe, worin der Vokal vorkomt, verlängert werdē ſol, wird entweder

1) eben derſelbe Vokal verdoppelt, als:

Staat (Status), Meer (mare), Heer (exercitus); oder es wird

2) ein h dahinter geſezzet, als: Bahn, Ohr, ſehr, mehr (plus, magis) &c.

Welches von beiden aber juſt in dieſem oder jenem Wort geſchehen müſſe, mus aus dem Gebrauche erlernet werden.

Anmerkung. Einige Wörter machen hievon ohne h und Verdopelung eine Ausnahme, z. E. mir, dir u. d. m. Es wäre villeicht gut, wenn man ein beſtändiges Mittel, z. E. das h annahme, die Moram auf eine Silbe zu verlängern.

Bei dem eigentlichen Gebrauche und der Verdoppelung einiger Konſonanten kommen die meiſten Schwirigkeiten vor, bey dem ſ, ſ, k, z. Von dem ſ haben wir (ohne das groſſe S) folgende vier Figuren: ſ, ſſ, ß, s.

1) Das lange ſ wird gebrauchet zu Anfange eines Worts, oder einer jeden Silbe: z. E. ſezzen, ſein, weiſen, leſen u. ſ. w.

2) Das ſſ wird gebrauchet bei der Verdoppelung in der Mitte eines Worts: wiſſen, haſſen, eſſen u. ſ. w.

3) Das ß iſt ein ganz überflüſiger Buchſtab: denn wenn es ſo viel gelten ſol, als es genennet wird, nemlich ein ſz, ſo iſt in der ganzen deutſchen Sprache kein einziger angeblicher Fal dafür.

Es wird dahero gebrauchet für ein ſſ, als: laßen, Riße, u. ſ. w. welches aber unrecht, indem ich nicht ſagen kan: Laſ zen, Riſ ze ꝛc.

Aus obiger Urſach verdienet es gar keinen Plaz im Alphabete, auſſer nur in dem einzigen Verbindungspartikel daß (ut, quod) zum Unterſcheid des Vorworts das.

4) Das kleine s wird gebrauchet am Ende eines Wortes, oder einer Silbe: z. E. ausſtehen, Weisheit, was. das, häuslich, Haus, Nus, nas, Stos, Straus, Schus, gräslich u. ſ. ſ.

Die dreizehente Generalregel: Die Verdoppelung dieſer obangeführten (und aller übrigen) Konſonanten geſchiehet nirgends, als in der Mitte eines Worts, und zwar in dem Falle, daß zugleich vor dem Buchſtaben, der verdeoppelt werden ſol, ein Vokal vorhergehet, und auch einer darauf folget.

Z. E. An ſtat des kk und zz bleiben viele noch bei dem alten Gebrauche, und ſchreiben ck und tz. Nach der Regel und Analogie iſt dieſes unrecht: denn bei der Verdoppelung der übrigen Konſonannten nimt man nicht einen verwanten Buchſtab, ſondern eben denſelbigen: z. E. nicht verſcharfen ſondern verſchaffen, nicht hofven ſondern hoffen, nicht Godtes ſondern Gottes, nicht klabpern ſondern klappern, nicht echgen ſondern eggen u. ſ. w.

Übrigens wird das, was wir ſchon hievon in dem erſten Band, ſonderheitlich unter dem Articul von der Sprachkunſt, angeführet haben, einen vollkommeneren Unterricht geben können.

Nun bleibt noch übrig:

Die Anweiſung von dem richtigen Gebrauch der Unterſcheidungszeichen im Deutſchen.

Die Unterſcheidungszeichen ſind gewiſſe durch den Gebrauch eingeführte Charakters, womit Richtig-und Deutlichkeit halber, Verſtand und Wort in einer Rede abgetheilet und unterſchieden werden.

Sie haben ihren Grund in der Art zu reden: denn wenn wir vernemlich reden wollen, halten wir würklich allemal daſelbſt etwas inne, wo wir ein Stük der Rede von dem andern abſondern und unterſcheiden. Und alſo machen wir durch dieſes Innehalten in mündlichen Reden allemal in der That commata und puncta. Im Schreiben komt es auf die genaue Beobachtung der Signatur deſto mehr an, weil wir im Reden zugleich durch den Ton und Akzent die Worte vernemlich und den Sin deutlich machen können.

Nichts iſt unangenehmer zu leſen, als ein überlpunctirter Brief, oder eine ungezeichnete Schrift. Man weis nicht, wo man aufhören und Halte machen, oder wo man fortfahren ſol; was zuſammen gehöret oder nicht; was recht oder link iſt. Zu geſchweigen, daß man den Sin eines Verfaſſers öfters ganz unrecht verſtehet, und etwas miteinander verbindet, das von einander abgeſondert werden muſte, & vice verſa.

Es wäre zu wünſchen, daß wir noch einen accentum emphaticum, oder ein Zeichen hätten, wodurch wir bemerken könten, auf welches Wort wir öfters einen beſondern Nachdruk in der Ausſprache geſezet wiſſen wolten.

Die vornehmſten Zeichen aber ſind:

(.) Das Punkt oder der Tittel,
(:) Kolon, oder der Doppelpunkt,
(;) Semicolon, oder der Strichpukt,
(,) Komma, das Strichlein oder der Beiſtrich,
(?) Signum interrogationis. Das Fragezeichen,
(!) Signum exclamationis. Das Ausrufungszeichen,
(:[] oder ():) Das Einſchlieſſungszeichen,
(=) Kuſtos, der Hüter, oder das Theilungszeichen.

§. 1.

Das Punkt (.) zeiget den gröſten Unterſcheid unter allen an, und mus am Ende einer ieglichen Periode ſtehen, d. i. da, wo der Verſtand von einem oder mehrern Säzzen völlig ſein Ende hat. Ein ieder Saz, der einen volkommenen Verſtand ausmachet, kan eine Periode abgeben: man kan aber auch mehrere Säzze in eine Periode zuſammen ziehen. Dieſe werden ſo lange durch Beiſtriche, Streichpunke und Doppelpunkte unterſchieden, bis der völlige Verſtand herauskomt: und dann folget oder ſchliſſet das Punkt.

Es wird auch gebrauchet bei Abbreviaturen, z. E. od. d. i.

§. 2.

Das Kolon (:) machet nach dem Punkte den gröſten Unterſcheid in der Rede, und findet dahero Stat:

1) nach dem Haupttheile einer Periode, wenn ſie viele Säzze in ſich hat,

Z. E. Es iſt zwar an dem, daß das weibliche Geſchlecht von Natur eben die Fähigkeit der Vernunft; eben ſo viele Geſchiklichkeit ſeinen Verſtand aufzuräumen; eben ſo vieles Recht klug zu ſeyn beſizzet, als das mänliche: Aber unter 1000. findet ſich nur etwa eine, von der man mit Salamon ſagen darf, ſie thue ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihren Lippen ſey holdſelige Lehre. Spr. Sal. 31, 26.

2) Wenn man eines andern Worte

a) *ſtilo recitativo*, (d. i. wenn man ſolchen nicht durch eine Verbindungspartikel mit dem vorhergehenden verknüpfet, ſondern ſo anführet, wie ſie geſprochen worden, oder anderwerts geſchrieben ſtehen.)

b) oder ſonſt etwas, das wir einer beſondern Achtung oder Aufmerkſamkeit wehrt geachtet wiſſen wollen, anführen wil:

Exempel zu a)

Dis bezeuget unter andern Sirach im 42ſten Kap., wenn er ſpricht: Siehe dich nicht um nach ſchönen Menſchen, und ſey nicht ſo gern um die Weiber. Gleichwie aus den Kleidern Motten kommen, alſo kommt von den Weibern viel Böſes.

Hingegen hätte da, wo das Kolon ſtehet, nur ein Komma ſtehen müſſen, wenn ich die Worte Sirachs mit meinen eigenen Worten, und durch die Verbindungspartikel daß folgender Geſtalt vorgetragen hätte: (*)

Dis bezeuget Sirach, wenn er ſpricht, daß man ſich nicht nach ſchönen Menſchen umſehen, und gern bei Weibern ſeyn ſolte u. ſ. f.

Exempel zu b)

Siehe das nächſt hervorgehende Kolon bei dem Zeichen (*) oder es bleibt gewis und ausgemachet: Jungfern heirathen gern.

3) Wenn der Grund oder die Urſache von einem Dinge angeführet werden ſol:

z. E. Es war niemand, der ſo verkaufet war übels zu thun, als Ahab: denn ſein Weib Iſebel überedete ihn alſo. 1. Kön. 21, 5.

oder: Sey auf deiner Hut: denn Wein und Weiber bethören die Weiſen. Sir. 16, 1,

4) Das 4te Kennzeichen kan ſeyn: Ein Kolon findet Stat, wo auch hätte ein Punkt ſtehen können, wenn ich hätte kürzer ſchreiben, und mehrere Perioden daraus machen wollen.

§. 3.

Das Semikolon (;) oder der Strichpunkt machet nach dem Kolon den gröſten Unterſcheid in der Rede. Dieſes Zeichen iſt vollkommen überflüſſig, und verurſachet nur Irrungen in der Zeichenkunſt, weil der Gebrauch davon ungewis und unausgemacht iſt, und auch ſo deutlich nicht beſtimmet werden kan. Ein Komma kan allerwärts eben dieſelbigen Dienſte thun.

Wo man indeſſen den Gebrauch vor ſich zu haben glaubet, da findet dieſes Zeichen Stat:

1) Wenn man Stufenweiſe in einer Periode gehet, oder ein Ding in verſchiedene Klaſſen eintheilet:

z. E. Wo Jungfern ſind, da iſt auch Liebe; wo Liebe iſt, da iſt auch Verführung; wo Verführung iſt, da iſt auch Gefahr: Alſo wo Jungfern ſind da iſt auch Gefahr.

oder: nichts gehet über Weiberliſt: ſie weinen; ſie lachen; ſie beten; ſie ſchweren; ſie lügen; ſie bitten; ſie thun freundlich; ſie thun ernſthaft u. ſ. f.

2) Sehr öfters nach den Partikeln obwol, obſchon, gleichwie, nachdem, je länger, je mehr u. d. gl. und wo ſich das folgende mit alſo anfänget:

z. E. Gleichwie die ſchönſten Blumen gar bald verwelken, und ihre Geſtalt der Vergehung aufopfern müſſen; alſo verlieren auch die ſchönen Jungfern gar bald und öfters ſchon nach dem 20ſten Jahre ihre beſte Kolorite.

Das Komma (,) oder das Strichlein wird gebrauchet, wenn entweder bloſſe Wörter, oder ſchlechte Wortfügungen (Conſtructiones) von einander zu unterſcheiden ſind.

Zu Exempeln dienet dieſe ganze Abhandlung.

§. 5.

Das Fragezeichen (?) wird nach einer jeden Frage gebrauchet, ſie mag ausdrüklich, oder nicht ausdrüklich angebracht ſeyn.

Ausdrüklich heiſt die Frage, wenn ich etwas wie eine ordentliche Frage vorbringe.

Z. E. Iſt das noch eine Jungfer? oder: wie alt mag dieſe Jungfer wol ſeyn? Iſt ſie noch unter 18?

Nicht ausdrüklich heiſt die Frage, wenn ich nicht ordentlich fragweiſe rede, oder, wenn vor dem Fragworte ſchon eine andere Redensart vorhergehet, die aber mit zu dem ganzen Zuſammenhange gehöret:

Z. E. Ich möchte wiſſen, wie einer Frau zu Muthe wäre, wenn ihr angedeutet wird, dem Manne unterthänig und gehorſam zu ſeyn?

Merke hiebei:

1) Gemeiniglich endet ſich mit dem Fragzeichen der Verſtand, und ſo folget ein groſſer Buchſtab.

2) Iſt die Frage lang, darf das Fragzeichen nicht ehr geſezzet werden, als bis ſie ganz zum Ende iſt.

Z. E. Iſt es nicht wahr, was Sirach ſaget Kap. 25, 22. Es iſt kein Zorn ſo bitter, als der Frauen Zorn. Ich wolte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem böſen Weibe. Wenn ſie böſe wird, ſo verſtellet ſie ihre Gebehrde, und wird ſcheuslich wie ein Sak. Ihr Mann mus ſich ſchämen, und wenn man es ihm vorwirft, thut es ihm in Herzen wehe. Alle Bosheit iſt gering gegen der Weiber Bosheit?

3) Eine bejahende Frage (d. i. worin kein Verneinungswort vorkomt) verneinet oder verringert in der Antwort, wenn es nicht nuda quæſtio iſt (denn in dieſem Falle beiahet ſie ſo wenig, als ſie verneinet)

Z. E. Die Jungfern bleiben immer im 17. und 18ten Jahre ſtehen: und aus dem 18ten wollen ſie gar nicht mehr heraus. Aber ſolte dem wol zu trauen ſeyn? da heiſt es ſo viel, als: Keinesweges. Oder: Wird eine Jungfer wol älter, als 20. höchſtens 22. Jahre? Niemals: oder es gehen wenigſtens bei die 30. hin, ehe ſie das 22ſte Jahr erreichen.

4) Eine verneinende Frage (d.i. worin ein Verneinungswort vorkomt) beiahet.

Z.E. Solte dieſe Jungfer nicht ſchon 25. bis 26. Jahr alt ſeyn? ia zum allerwenigſten.

§. 6.

Das Ausrufungszeichen (!) wird gebraucht, nicht nur, wo ein beſonderer Affekt wirklich ausgedrükket, ſondern auch überhaupt etwas in den Caſibus, Modis und Temporibus vorgetragen wird, worin ſonſt die Affekten gemeiniglich ausgedrükt werden. Es findet dahero Stat:

1) Nach den Ausrufungs- Klage- Schrek- Bedaurungs- und Verwunderungswörtern, als: o, wehe, ach, hilf Himmel, habe ich mein Tage, verzweifelt, nimmermehr, ich dachte! u. d. g.

2) Nach einem ieden Vocatio und Imperativo, oder kurz: nach einer ieden Anrede,

z. E. Eſ. 32. Stehet auf ihr ſtolzen Frauen, ihr Töchter, die ihr ſo ſicher ſeyd! Es iſt vorhanden Ausziehen, und Gürten um die Lenden.

* Einige wollen hier eine Ausnahme von der Regel machen, und das Ausrufungszeichen z. E. nicht hinter der Titelanrede über einem Briefe gelten laſſen. Allein ſo einzig ihr Grund iſt, ſo lächerlich iſt er. Sie ſagen: man ſchrie ia den Titel nicht mit vollem Halſe aus!

3) Nach einem Optativo, oder wenn ich wunſchweiſe rede, z. E. Der Himmel

beſchere mir doch auch einen Man! Wie gerne lieſſe ich mir noch heute die Haube auffſezzen!

§. 7.

Durch das Einſchluszeichen () [ ] wird etwas in den Text eingerükket, was zwar eigentlich nicht zum Verſtande und Zuſammenhange gehöret, iedoch zur Deutlichkeit u. Erklärung der Sache was beiträgt.

Exempel können in dieſer Abhandlung angeſehen werden.

1) Hat das, was in der Einſchlieſſung ſtehet, mehr als einen Saz, oder mehre Gedanken, müſſen ſolche durch commata, puncta u. d. gl. ſelbſt wohl unterſchieden werden.

2) Kommt die Einſchlieſſung nicht juſt mitten in die Rede, ſondern am Ende, ſo mus das dahin gehörige Zeichen erſt hinter die Parentheſe geſezzet werden, damit man ſehe zu welcher Periode, oder zu welchem Theile der Periode ſie gehöre.

Z. E. Salomon (der Weiſe) ſpricht: Wenn das Weib den Man reich machet, da iſt eitel Hader, Verachtung und groſſe Schmach. Die Schönen aber ſind ſelten Treu (wie du aus vielen Exempeln weiſt, und noch neulich geſehen haſt). Sirach ſaget: Las dich nicht betrügen, daß ſie ſchön iſt.

§. 8.

Divis/ Custos Hüter/ oder das Theilungszeichen wird gebrauchet, weñ ein Wort an der Seite des Papiers nicht mehr ganz ausgeſchrieben werden kan, ſondern wenn ein oder mehrere Silben davon zurük bleiben, und auf die andere Seite oder in die neue Reihe übergetragen werden müſſen.

Z. E. Eſ. 4, 1. Sieben Weiber werden zu der Zeit einen Man ergreiffen, und ſprechen: Wir wollen uns ſelbſt nähren und kleiden. Las uns nach deinem Nahmen heiſſen!

In andern Falle heiſt dieſes Zeichen das Verbindungszeichen, wovon oben ſchon gehandelt worden.

Von Abſchaffung alter, und Aufbringung neuer Dinge.

Es giebet gewiſſe Leute, die empfindlich werden, wenn ſie von Neuerungen hören. „Neuerungen thun kein Gut, ſprechen „ſie, warum läſt man es nicht bei dem „Alten? Unſere Vorfahren waren ia „auch vernünftige Leute; warum wollen „doch die Kinder von den Verordnungen „der Väter abweichen?“ Dieſe Ausdrükke begleiten ſie mit langen Klagen über die verderbten Zeiten, und ſie ſeufzen ſchon über das Unglük, das desfals der Republik noch bevorſtehet. Ich ſehe nicht völlig ein, woher dieſe Neigung zu dem Alten entſtehen mag. Sie kommt mir faſt vor, wie die Gewohnheit der betagten Frauensperſonen, die die Kleidungen, welche ſie v. ihren Grosmüttern erbē, als ein Heiligthum verehren, oder wie die lächerliche Liebe zu alten Schalē, Bechern und andern Hausgeräten, welche der Grosvater noch gebrauchet hat, ob ſie gleich an Zierde und Wehrte von den neuern noch ſo weit übertroffen werden. Selte es wol vielleicht eine Art der Hochachtung ſeyn, welche die Nachkommen annoch die Aſche ihrer Väter widmen wollen, die ſie geliebet, geehret und hochgehalten? Kinder ſind gewohnet, alles dasienige für gut zu halten, was ſie in den Verrichtungen ihrer Eltern wahrnehmen. Sie folgen dem Beiſpiele das ſie ſehen. Sie werden dazu gewöhnet, ſich dem Willen ihrer Eltern zu unterwerffen, und es wird ihnen geläufig, ſich demſelben, als einer gebieteriſchen Richtſchnur, gemäs zu verhalten. Das Anſehen der Eltern hat etwas majeſtätiſches in ſich; wir glauben die Pflichten zu entheiligen, die wir ihnen ſchuldig ſind, wenn wir uns von ihren Masregeln entfernen, und ſo wird es faſt zu einer mechaniſch nothwendigen Gewohnheit, in ihre Fusſtap-

fen

ſen zu treten. Dieſes ſind vielleicht die Urſachen, warum man dem Alten ſo gewogen iſt. Vielleicht glaubet man, die ſchuldige Hochachtung gegen ſeine Eltern zu verlezzen; vielleicht glaubet man, gar eine Sünde zu begehen, wenn man die Anſtalten weiſer ehrwürdiger Alten meiſtern und verbeſſern wolte. Ich bin ein Freund von den Leuten, die es eben nicht beſtändig bei dem Alten laſſen. Ich gehöre mit in ihre Anzahl: wenigſtens trage ich eine Peruke. Ich habe auch eine andere Orthographie, als in den Chroniken ſtehet = = = Man tadelt die Alten nicht, wenn man von dem Alten abgehet. Ich wähle das Reich der Wiſſenſchaften, dieſes zu beweiſen; weil darin die Veränderungen am merklichſten und gewöhnlichſten ſind. Die Vernunft der Menſchen iſt nicht ſo durchdringend, daß ſie alle Dinge auf einmal begreifen, und ihren Grund einſehen kan. Es gehen Jahrhunderte hin, eine Wahrheit zu entdekken, die doch von Ewigkeit da war. Es müſſen Jahrhunderte verſtreichen, ehe ſie in ein helles Licht geſezet wird; und es kan noch Jahrhunderte dauren, ehe ſie ſo klar aus einander geſezzet wird, als menſchlicher Verſtand in dieſelbe zu dringen fähig iſt. Zeit, Ort und Gelegenheit verhindern uns oft etwas ganz einzuſehen; und nur ein blindes Ohngefehr muß die wichtigen Warheiten entdekken, wornach die neugierige und beflieſſene Vernunft lange vergebens geblikket hat. Das erſte Alter erfand eine Wahrheit, allein ſie blieb rauh und dunkel; ſie wuchs und wurde helle unter den Händen der Nachkommen, und endlich iſt ſie in dem ſchönſten Glanze zu uns gebracht worden. So ging es den Freunden der Weltweisheit, der Naturlehre und der Arzneikunſt. So gieng es mit allen Arten der Gelehrſamkeit. So gieng es mit den Sitten und allen Künſten im gemeinen Leben. Die erſten Menſchen fanden Heilungskräfte in den Kräutern; ſie ſorgeten damit für die Geſundheit des Leibes, ſo gut ſie es aus der Erfahrung gelernet hatten, mit denſelben umzugehen. Die übrigen Mittel wider ein ſieches Leben und die innere Kentnis ihres Cörpers blieb ihnen noch lange ein Geheimnis. Villeicht wäre auch uns der Umlauf des Geblüts noch verborgen, wenn nicht der glükliche Harväus uns dieſes wichtige Stük der Heilungskunſt entdekket hätten. Die erſte Welt machte Sonne und Mond zu flachen Scheiben, und die Sterne zu kleinen Oefnungen, wodurch der Glanz des oberſten Himmels herabſtrahlete; und die Erde war für die mehreſten ſo lange platt, bis ſie Kolumbus rund gemacht hat. Nach und nach ſtieg die Kentnis der Natur ſo weit, daß man den Lauf des Geſtirns nach gewiſſen Grundregeln vorher ſagen konte. Man kante ſeine Bewegung um unſern Erdkreis. Endlich erfand Kopernik, daß unſere Welt ſich ſelbſt herum drehete. Selbſt die Kentnis des höchſten ewigen Weſens iſt nach und nach reiner und glänzender in den Gemüthern vernünftiger Menſchen geworden, ſeit dem ſie mit dem Ende unmittelbarer Offenbarungen ſo ſehr verdunkelt war, daß die Majeſtat der Gottheit in unwiſſenden Seelen ſich nicht in ſo prächtigem Glanze zeigen konte, als die gereinigte Vernunft ſie ſiehet und verehret, wenn ſie dieſelbe aus der Hoheit ihrer Werke ſchlieſſet. Alle Erkäntnis und Wiſſenſchafft wächſet wie wir; und ſie hat mit uns ihre Kindheit, ihre Jugend und ihr mänliches Alter. Die Wahrheit, die ein Alter erfunden hat, wächſt mit den Nachkommen, die ſich die Erfindung der Väter zu Nuze machen, u. auf der gebrochenen Bahn zu einer Höhe gelangen, die die Väter noch nicht haben erreichen können. Wir laſſen es nicht bei dem Alten, wenn wir ſo verfahren; wir gehen weiter. Allein tadeln wir darum die Bemühungen unſerer Vorfahren? Nein! wir ſind ihnen unendlichen Dank ſchuldig, daß ſie uns vorgearbeitet haben; Es iſt der menſchlichen Gemüthsbeſchaffenheit zuzuſchreiben, daß unſere Väter nicht ſo tief in die Wiſſenſchafften eingedrungen, als ihre Kinder. Es gereichet ihnen zu keiner Beſchimpfung, wenn ſie von ihren Nachkommen an Wiz und Erfindung übertroffen werden; wir halten ihre Bemühungen hoch u. ſw. Heiſet dieſes nun die Alten tadeln? Wie würde es um das Reich der Wiſſenſchafften, um die Käntnis der Seelen, um die Verbeſſerung der Sitten ausſehen, wenn kein einiges Alter jemals in den Erfindungen der Voreltern hätte fortarbeiten wollen? Barbarei und Unwiſſenheit wohnte zu den Zeiten Hermans unter den Deutſchen. Die Helden wohnten in niedrigen Hütten, die jezo in den prächtigſtẽ Palläſten wohnen. Häute der Thiere waren die Kleider für eben ſo rauhe Körper, deren Enkel die Reichthümer des fernen Aſiens an ſich tragen. Harte und rauhe Nahrung, und ein Leben unter Schild und Schwert war vor unſere Väter aufgehoben. Ihre Kinder empfinden die Glükſeligkeit ruhiger und bequemer Zeiten. ⸗ ⸗ ⸗ Enderungen ſind nüzlich, ſo lange ſie vernünftig ſind. Wir tadeln die Alten nicht, wenn wir v. ihnen abgehen; es iſt nothwendig, ſich weiter wie ſie zu wagen, wenn das Reich der Wiſſenſchafften und die Wohlfart des gemeinen Weſens vermehret werden ſol. Wer hätte die Schäzze der neuen Welt zu uns gebracht, wenn es Kolumbus und Vesputius hätten bei dem Alten laſſen wollen?

Vom Feſtmachen und Beſprechen.

Zu den lächerlichen Beſchäftigungen des Aberglaubens gehöret auch die Kunſt, ſich wider Geſchüz und Schwerter hart und feſte zu machen. Es iſt unter Unwiſſenden ausgemachet, daß es gewiſſe Leute gebe, denen das Geheimnis bekant ſey, ſich auf dieſe Weiſe von aller Gefahr zu befreien. Jäger und Kriegsleute ſind wegen dieſer Kunſt am meiſten im Rufe. Ein Soldat ſucht ſein Leben unter dem Geſchüz der Feinde zu erhalten, darum fällt er auf die Gedanken, ob es nicht möglich ſey, ſein Fleiſch durch gewiſſe abergläubiſche Mittel alſo zu verhärten, daß es der durchdringenden Kraft des Geſchüzes widerſtehen könne. Man weis eine Menge von Erzählungen, wo dieſe Kunſt als gegründet angegeben wird. Gemeine Leute, und auch villeicht ſolche, denen man mehrere Einſicht zutrauen ſolte, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, ſo viel lächerliches und widerſprechendes auch in der ganzen Sache iſt. Ich habe oft geſuchet, Leuten von dieſer Meinung durch vernünftige Schlüſſe ihren einfältigen Aberglauben zu benehmen, doch der bei ſolchen Menſchen ſo gewöhnliche Beweis durch Exempeln hat jederzeit meine Demonſtration fruchtlos gemachet. Ich kenne ſelbſt niemand, der ſich feſt machen kan; nur erſt kürzlich wurde mir geſaget, daß ein gewiſſer Officier dieſe Kunſt verſtünde. Mein Neugier trieb mich zu ihm hin. Ich fragete ihn, ob er ſich feſte machen könnte? Er antwortete mir mit einem etwas verdriesſlichen Geſichte: Ich bin nun ſchon 20. Jahre in dem Rufe von dieſer nichtigen Kunſt geweſen. Es gehet mir nahe, daß ich in dem Verdachte eines Geheimniſſes ſeyn mus, das unmöglich iſt, wenn es natürlich ſeyn ſol, und gotlos wird, wenn man den Teufel dazu brauchen wil. Ich bin ſo glüklich geweſen, in 15. Schlachten, denen ich mit beigewohnet, ohne Wunden zu bleiben; ich ſchreibe dieſes Glük der Vorſicht des ewigen Weſens zu, was einfältige Menſchen als die Frucht zauberiſcher Wiſſenſchafften anſehe. Wie iſt es möglich, daß gewiſſe Kräuter und andere Dinge, die man bei ſich führen mus, um feſte zu ſeyn, ſo ſtark in meinem Cörper würken ſolten, daß ſie deſſen Beſchaffenheit gänzlich veränderten? oder iſt der Teufel ſelbſt mit im Spiele? denn die Leute ſagen doch von ſolchen Feſtmachern, ſie können mehr als Brod eſſen, welches die gewöhnliche Redensart iſt, wenn man ſagen wil, der Kerl kan hexen. Man kan das lezte nicht behaupten, ohne ihnen zu nahe zu thun. Solte ſich aber die Bosheit einiger Menſchen ſo weit vergehen, von dieſem Fürſten der Finſternis ſolche Mittel zu holen, ſo würde alsdenn eine andere Unterſuchung nöthig ſeyn, ob das höchſte Weſen dieſem verworfenen Geiſte zulaſſe, die Natur zu verändern. Da aber die ſogenannte Feſtmacher mehrentheils Leute ſind, denen man nicht alle Frömmigkeit abſprechen kan, ſo kan ich nicht anders glauben, als daß auſſer einigen natürlichen Künſtgens nichts als Einfalt und Aberglaube darunter verborgen liege, und dennoch das meiſte auf falſchen Erzehlungen beruhe. Ich habe viele Leute gekant, denen man dieſes Schuld gegeben, allein nach genauer Unterſuchung habe ich beſtändig gefunden, daß es blos die Erdichtung einfältiger Menſchen geweſen ſey. Was haben ſie alſo Urſache, mein Herr, endigte er endlich ſeine Rede, etwas zu glauben, das nirgends als in dem Gehirne einfältiger Menſchen möglich iſt. Die Rede dieſes vernünftigen Mannes beſtärkete mich noch mehr in der Meinung, die ich ſchon längſt geheget. Von dem ſogenannten Beſprechen hätte er gleichfals einerlei Meinung mit mir. Ein Jäger ladet ſein Gewehr mit gewiſſen heimlichen Handgriffen, ſo ſchieſſet es niemahls fehl. Er berühret die Flinte eines andern, ſo trift ſie niemals. Er umgehet das Lager eines Haſens, ſo kan derſelbe nicht aus dem Kraiſe kommen. Er lokket das Wild an Oerter, wohin er wil. u. a. m. Was kan das anders ſeyn, als Zauberei? So denket der Aberglaube, und die Art von Leuten, die nicht die geringſte Kentnis der Natur haben. Es iſt nicht die geringſte Zauberei nöthig, das Wild durch gewiſſe Mittel, die den Thieren ſehr angenehm an Geruche und Geſchmakke ſind, ob dieſes gleich von erfahrnen Schüzzen als ein groſſes Geheimnis billich bewahret wird, an Orten zu loken, oder wie ſie reden, das Wild zu wittern; ſo wie man es im Gegentheile durch Ausſtreuung anderer Dinge, die ihnen unerträglich ſind, zwingen kan, nicht aus dem Bezirk zu gehen, den man mit ſolchen Dingen beſtreuet hat. Kan man doch eine Schlange in einen Krais, der von einer jungen Haſelruthe gemachet iſt, ſo einſchlieſſen, das ſie eher durchs Feuer läuft, als ſich an die Haſelruthe waget. Würden doch die Kräfte der Natur den Menſchen etwas beſſer bekant, wie bald würde ſowol in dieſen als andern Dingen der grobe Aberglaube aufhören?

Gedanken über die üblen Folgen, welche aus dem Verfalle der Religion entſtehen.

Helmſtäd gedrukt bei Johann Drimborn
1748. (8. Bogen in 4.)

Nachdem der fluchende und wütende Simei unſerer Zeiten, Johann Chriſt. Edelmann, die ganze Chriſtenheit, und inſonderheit ihre Prieſter, mit ohnmächtigen und pöbelhaften Scheltwörtern angegrifen, das Chriſtenthum ſelbſt mit ſeinen abentheuerlichen Einfällen beflekket, und ſo manche Seele verwirret hat: So haben ſich viele, die den hohen Werth der Religion einſehen und ihren Verfall beſeufzen, ſeinem unſinnigen Beginnen widerſezet. Und da er noch bis dieſe Stunde fortfähret, gegen ſich ſelbſt und ſeine eigene Glükſeeligkeit zu raſen: So ſcheinet es höchſtens vernünftig und billich zu ſeyn, ihn vor der gefährlichen Grube, darein er ſich und ſeine Mitbrüder endlich ſtürzen wird, ferner zu warnen. Die gegenwärtige Schrift iſt zwar nicht unmittelbar auf ihn gerichtet: Inzwiſchen wird er den unverantwortlichen Unfug, den er in der menſchlichen Geſellſchaft ſtiftet, hin und wieder daraus erſehen, und inſonderheit auf der 54. und folgenden Seiten ſeine wahre Abſchilderung finden können. Wir wollen den Hauptinhalt dieſer Schrift unſern Leſern vorlegen: Die Religion, ſpricht der Hr. Verfaſſer, iſt das ſicherſte Mittel, die Ruhe und Wohlfart in der Welt zu befördern. Die Lehre JEſu iſt zu unſerer eigenen unentbehrlichen Glükſeligkeit geoffenbaret. Zwiſchen der Wirklichkeit

GOttes und den Pflichten der geofenbarten Religion, iſt eine nothwendige Verbindung. Wer alſo dieſe verwirft, der ſagt zugleich: Es iſt gar kein GOtt. Man wird ohne Religion weder Verträge, noch Bündniſſe, noch Eidſchwüre halten. Und wie gefährlich iſt dieſes für die hohe Landesobrigkeit, wie gefährlich für einen Feldherrn und Kriegsoberſten, der ſeine Soldaten allein Kraft ihres Eides, der auf die Religion gegründet iſt, zu ihren Pflichten anhalten kan? Dem angebohrnen Stolze, der ausſchweifenden Herrſchſucht, der zügelloſen Eigenliebe der Menſchen, werden alsdann keine Arten der Betriegereien, keine Meuchelmorde, keine Giftmiſchereien und andere Greuel erſchreklich ſcheinen. Vielen andern Pflichten des Chriſtenthums wird alsdann der Untergang zubereitet ſeyn. Es würde in einer africaniſchen Wüſte, wo lauter grimmige Thiere wohnen, beſſer ſeyn, als in einem Lande, wo der Unglaube herrſchet. Der kleine Reſt der menſchlichen Vernunft wird ohne Religion nicht hinlänglich ſeyn, dieſen ſchreklichen Uebeln zu ſteuren. Es iſt ein Unterſcheid zwiſchen vernüftig ſeyn, und vernünftig leben. Dis lezte kan man ohne Religion nicht thun. Moſchon, der vernünftig war, aber die Religion verwarf, hat daher in ſeiner Sittenlehr wenig vernünftiges bliken laſſen. Macht man uns den Fürwurf: Die Religion könne gleichwol die Heerſtraſſen von Galgen und Rädern nicht reinigen: So dienet zur Antwort: Iſt die Religion, die alles hat, was uns loken und abſchreken kan, nicht fähig, allen Ausſchweifungen der verdorbenen Menſchen vorzubeugen: Wird es denn die Verachtung der Religion thun können? Wird nicht vielmehr dadurch den gröſſeſten Uebelthäten Thür und Thor eröfnet? Durch den Verfall der Religion wird auch die Hofnung der künftigen Belohnung, als das koſtbarſte Pfand der Seelen und der beſte Troſtgrund auf Erden, aufgehoben. Wann die Religion verfällt: So verſchwindet ferner das Vergnügen, das man aus der Beobachtung ihrer Pflichten und aus einem guten Gewiſſen empfindet. Denn ohne Religion ſind alle Handlungen gleichgültig. Kömmt jemand, dem die Religion verächtlich und nichtswürdig ſcheinet, zu einer wichtigen und hohen Bedienung: So wird er eine Geiſſel des Landes, und eine Peſt der Unterthanen; Denn er kündiget GOtt ſeinen Dienſt auf, und trit zu einer Partei, wo nichts als Zweifel, Ungewisheit und Verwirrung iſt. Endlich wird auch der Verfall eines Voks oder Landes, als eine gefährliche Frucht der verfallenen Religion angeſehen. Ganze Staaten müſſen oft die Verachtung der Religion mit ihrem gänzlichen Untergange büſſen.

Wir wollen hier eine uns eingeſchikte wohlgerathene Poeſie mittheilen, welche

die Atheiſten,
und die keinen GOtt glauben,
beſchämen mus:

Thrax, eine Erzehlung.

Thrax, eines Schuſters Sohn der über ſechzehn Jahr
Auf ſeiner Wanderſchafft in fremden landen war,
Um den ein tiefes Leid die Eltern faſt entſeelet,
Weil ihn ein falſcher Ruf den Toden zugezählet,
Kam kürzlich wieder heim. Er ging ins Vaters Haus.
Hier brach der alte Greis mit Freuden thränen aus:
Gott Lob! nun ſterb ich gern, da ich „vor meinem Grabe.
„Dich, mein verlohrner Sohn! noch „einſt geſehen habe.
Kaum war die frohe Poſt den Freunden kund gethan,
So kamen ſie ſogleich und nahmen Theil daran;

Jedoch das erſte war, was die Geſellſchaft wolte,
Das Thrax, was er geſehn, nun auch erzälen ſolte.
Er folgte, gab Bericht von ſeinem Lebenslauf;
Doch ſchnitt er, wie es ſchien, gleich vielen Wandern auf,
Und that, als hät er ſich der Nachwelt hoch verbunden,
Und, wie Kolumbus dort, noch eine Welt erfunden.
Er ſprach: „Die ganze Welt bin ich nun „durchgereiſt,
„Wie dis mein Tagebuch unwiederſprechlich weiſt,
„Denn in Europa nur von einem Ort zum andern,
„Wie ſonſt ein Schuknecht pflegt, ſechs Jahr herum zu wandern,
„War mir gewis zu ſchlecht: Nein Freunde, was die Welt,
„In ihrem weiten Kreis für ſehenswürdig hält,
„Iſt mir genau bekannt. Von Nord, Süd, Oſt und Weſten,
„Iſt, glaub ich, wol kein Ort, vom kleinſten bis zum gröſten,
„Denn ich nicht angeſehn. Die bodenloſe See
„Hab ich vielmal durchſchift; wiewol ich manches Weh
„Und Angſt- und Ungemach- und kreuzerfüllte Stunden
„Bei widerwärtgem Wind auf meiner Reis empfunden;
„Ja Vater ſoltet ihr nur das im Geiſte ſehn!
„Die Hare wurden euch gewis zu Berge ſtehn;
„Wenn, da im Augenblik der Himmel ausgeheitert,
„Doch plözlich drauf ein Sturm das gröſte Schif zerſcheitert.
„Dis Unglük traf mich einſt, es ſtrandete mein Schif;
„Doch da ich noch zum Glük ein ſchmales Bret ergrif,
„Bin ich nach vieler Angſt dem nahen Tod entkommen,
„Und Troz der Wellen Grim, dem Ufer zugeſchwommen.
„Hier kam ich, doch halb tod, in ein ganz ödes Land.
„Wo ich auch nicht einmal die mindſten Spuren fand,
„Daß etwa je ein Menſch an dieſem Ort geweſen,
„Den das Verhängnis mir zur Wohnung auserleſen.
„Hier war ich gleich ſo ſchlimm, als dort Robinſon dran:
„Denn ſagt, was fängt man wol auf öden Inſeln an?
„Jedoch Gedult und Zeit hilft alles überwinden,
„Und dieſe halfen mir des Elends Ende finden.
„Ich ſah was ſeltſames: Fürwahr ich mus geſtehn,
„Kein Schuſter in Paris macht nie die Schu ſo ſchön
„Und ſauber, als ich ſie auch wider alles Hoffen
„In dieſer Wüſtenei in Menge angetroffen.
Schweig! du haſt hohe Zeit, fieng hier ein Nachbar an,
So unverſchämt hat nie ein Lügner je gethan!
Du ſprichſt, nie iſt ein Menſch an dieſen Ort gekommen,
Wo du die ſchönſten Schu verwundert wahrgenommen!
Nein, dis iſt unerhört, dis geb ich nimmer zu,
Ein wüſt und öder Ort: und doch Pariſerſchu?
„Ei Schwager! fuhr Thrax auf: ſie werden von ſich ſelber:
„Faſt täglich werfen dort der Inſel feiſte Kälber,
„Und zwar von ohngefehr, ein Stükgen Fell von ſich;
„Dis führt ſogleich die Luft, nachdem ſie wunderlich

„So viele Stükgen Fell in eins zuſammen füget,
„In einen tiefen Sumpf, wo Kalk und Waſſer lieget,
„Da wird es erſt gebeizt. Sie treibt es weiter fort,
„Indeſſen troknet es, und bringts an einen Ort,
„Wo auch von ohngefehr ein wenig Thran geblieben,
„Und dieſes wird ſogleich dem Leder eingerieben;
„Und was es vollends gahr und brauchbar machen kan,
„Das bringt die Luft herzu. Ein Stük wird Saffian,
„Ein anders ſchikket ſich zu Brand- und andern Sohlen,
„Nachdem es ihm die Luft zu werden anbefohlen.
„Dort fällt ein Aſt vom Baum, und dreht ſich ſelber aus,
„Da wird von ohngefehr der feinſte Abſaz draus;
„Hier formen ſich von ſelbſt aus Eiſen, Holz und Stahle,
„Der Schuſter Handwerkszeuch, die Pfriemen, Kneif und Ale.
„Und kurz: es führt die Luft was nöthig iſt herzu,
„Denn werden ohngefehr die allerſchönſten Schu.
„Hier ‥ Thrax war im Begrif, mehr neues anzuzeigen,
Doch der Geſelſchaft Zorn befahl ihm ſtil zu ſchweigen.
Der Vatter, der bisher auf alles achtung gab,
Erſchrak u. ſprach: Ach Sohn! du bringſt mich noch ins Grab!
Wie übel haſt du mir ſo Zeit als Geld verſchwendet,
Da mit den Reiſen ſich auch dein Verſtand geendet!
Iſt dis der Troſt, den mir ‥ Ich bitt euch, Vater, ſchweigt,
Verſezte Thrax, bis ich euch erſt den Grund gezeigt
„Von den euch unerhört- und unbeglaubten Dingen,
„Dis wird euch Troſt genug, genug Vergnügen bringen:
„Ein Schu, ſo net und ſchön und künſtlich er auch ſey,
„Kommt er dem Menſchen doch in keinem Stukke bei.
„Wie unausſprechlich iſt dis künſtliche Gebäude
„Von Sinnen, Adern, Fleiſch, Gebein und Eingeweide;
„Nun ſpricht ein Atheiſt, der Menſch wird ohngefehr,
„Und thut ganz unverſchämt, als ob kein Schöpfer wär.
Und warlich! kommt ein Menſch von ohngefehr auf Erden
So mus auch ohngefehr ein Schu von ſelbſten werden.

D. C. D. L.

Erleuterte Merkwürdigkeit von dem Nuzen der Kälte und der Froſt, welche zu den Werken Gottes in die Natur mit gehören.

Von Mittage her komme Wetter, und von Mitternacht Kälte. Vom Odem Gottes kommt Froſt und groſſe Waſſer, wann er aufdauen läſſet ꝛc. welches aus dem Hiob genommen, Cap. 37. v. 9. & 10. Das erſte pfleget nach der Grundſprache von den Sturmwinden, die aus den innern und verborgenen Gemächern Gottes herkommen, erkläret zu werden; Das andere von den zerſtreuenden Nordwinden, welche die Wärme zertreiben, und die Kälte mit ſich herführen; Das dritte von den Froſtbringenden Nord- oder Nordoſtwind, die wegen ihrer Strenge und ſtarken Wirkung ein Blaſen Gottes genennet werden, Sir. 43. v. 22. Das vierte entweder von dem Zufrieren auf den breiten Waſſer, die dadurch gleichſam zu einem feſten Grunde und Boden werden, oder von dem Wideraufdauen des zugefrornen

Meers. Hiebei iſt anzumerken, daß Elihu oder der heilige Geiſte durch ihn, bei den natürlichen Begebenheiten der Kälte und des Froſtes, die Menſchen auf GOtt weiſe, und ihnen zu Gemüthe führen wolle, daß man die Werke der Natur GOtt, als ihrem rechten Urheber zuſchreiben, und ſeine darunter verborgene Macht, Güte und Weisheit preiſen ſolle. Dis iſt das gewiſſeſte und nöthigſte, was man daraus zu lernen hat. Es iſt auch eine Pflicht, dazu es den Einwohnern des Erdreichs an Gelegenheit nie mangeln wird: weil ſich GOtt erkläret, ſo lange die Erde ſtehe, ſolle nicht aufhören Saamen und Ernde, Froſt und Hize, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Im 1. B. Moſ. 8. v. 12. Der Wille Gottes oder ſein Zwek, warum er die Kälte in der Welt geordnet und erhalten hat, mus demnach etwas ſeyn, daß dadurch nicht nur möglich, ſondern auch in der That erreichet werde. Bei denen Dingen, die keine Freiheit in ihren Würkungen haben, kan man ſicher alles, was durch ſie in der Welt entſtehet oder erfolget, zu denen göttlichen Abſichten rechnen. Nur iſt es zu beklagen, daß dieſes insgemein wenig bedacht, oder wohl gar vor einen blinden Zufall gehalten, daher auch GOtt die ihm darunter gebührende Ehre nicht abgeſtattet werde. So verdrüslich aber und unangenehm auch dem Menſchen die Kälte immermehr vorkommen mögte, ſo gehöret ſie doch zu den unerkanten Wohlthaten Gottes, die uns aber durch unſere Nachläſſigkeit nur unbekannt bleibet. Denn wenn man Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Vernunft brauchen will, kan man vieles davon einſehen lernen; obgleichwohl noch ſehr vieles übrig bleibt, davon wir geſtehen müſſen, GOtt thue uns dadurch Gutes, ohne das wir es wiſſen. Wenn wir nur ein wenig uns umſehen nach dem, was durch die Kälte in der Natur entſtehet, ſo kommt uns zuerſt vor die Mäſigung der Hize. Wie viel dieſes in der Natur zu ſagen habe, verſtehet man, ſo bald man bedenket, was die übermäſige Hize auf dem Erdboden anrichte: Mus nicht vor groſſer Hize das Erdreich verſchmachten; was da grünen ſolte, verdorren; was Früchte bringen ſolte, fruchtlos vergehen; Menſchen und Viehe aber vor Mangel der Nahrung erſterben, wenn es ſich ſonſt noch vor der Hize verbergen könte? Was für Wüſteneien finden ſich nicht noch jezo in- und neben dem heiſſen Erdſtriche, da ihnen doch die Abwechslung der Kälte auch gewiſſer Maſſen zu ſtatten kommet? Wie würde es vollends ausſehen, wenn die Hize in eines fortwährete, und keine Kälte ſich drein mengete? In dieſer Erwägung mus man geſtehen, daß alles, was Leben und Wachsthum bedarf, daſſelbe der durch die Kälte gemäſigten Wärme zu danken hat. Die in der Natur gewöhnlichen Grade der Kälte ſind an und für ſich ſo beſchafen, daß dadurch die wachsthumlichen Dinge erhalten, oder gar zu ihrer Vollkommenheit befördert werden können. Wenn wir von der ſtrengſten und natürlichin Kälte bis dahin, wo das Eis anfängt zu frieren, 32. bis 40. Grade rechnen, ſo finden wir in denſelben verſchiedene Gewächſe und belebte Geſchöpfe, die denn grünen, blühen, empfangen, und gebähren. Wem iſt nicht bekannt, daß die Tannen- Füchten- Wachholder- Lerchen- Ceder- Bux- Sieben- Eiben- und andere Bäume, auch in den kälteſten Wintern grünen und ihre Blätter behalten, ja ihre Tangeln erſt gegen den Winter neu bekommen? Iſt nicht das Haus- lauch oder eine Mauerpfeffer, die Salbei, der Majoran und Thimian, der Lavendel, Yſopen, die niedrige Wermuth ꝛc. von der Art der Kräutern, die auch im Winter nicht alles Grüne verliehren? Wie vielerlei Arten von Thieren auf Erden, im Waſſer und in der Luft leben nicht in der ſtrengeſten Kälte unbeſchädiget? Wie viele davon ſind denn nicht am beſten und nahrhaftigſten? Die Marenen, Schneevögel, das Wildwerk, und anderes mehr, was im Winter auf dem Markt eifrig geſucht und theuer bezahlet wird, ſind davon überführende Beiſpiele. Was für eine Menge von Erd- und Waſſerthieren ſich unter denen Weltangeln aufhalte und heke, lehren die Reiſebeſchreibungen. Wie viele Saamen von Gewächſen von Thieren halten nicht bei uns die heftigſte Kälte ohne Verluſt ihres Lebens aus? Die Raupeneier, welche Ring-weiſe um die Aeſte der Bäume, auch ſonſt hin-und wieder gelegt und wenig oder nicht bedeket worden, haben auch in denen harten Wintern An. 1709. und 1729. ausgehalten, und zum Verdrus der Gärtner im Frühling ſich lebendig gezeiget. Es iſt nicht nöthig, unzehliger andern Saamen, noch derer den Winter über aushaltenden Knoſpen der Bäume jezt zu gedenken; noch beſonders anzuführen, was für Thiere im Winter ihre Brunſtzeit haben, oder ihre Junge werfen, weil davon genugſame Exempel auch dem gemeinen Manne bekannt ſind. Auch die übrigen Gewächſe und belebte Dinge können nur einen gewiſſen Grad der Wärme vertragen, und ein höherer Grad davon wird ihnen ſchädlich. Es mus alſo um der belebten Dinge willen nothwendig Kälte ſeyn, dadurch die Wärme dergeſtalt gemäſiget werde, daß ſie den Grad erhalte, der ſich zu eines jeden Hervorbringung, Dauer und Untergange ſchike. Wollen wir dieſe Grade der gemäſigten Witterung genauer beſtimmet haben, ſo lehret die Erfahrung an vorgedachten Wettergläſern, daß dieſelben von 33. oder 40. bis etwan an 100. gehen. Denn innerhalb dieſen Graden geſchiehet die Ernährung und Fortpflanzung der meiſten Thiere, wie auch das Wachſen, Blühen und Früchte-tragen der meiſten Gewächſe und Bäume, vermöge der Erfahrung. Hingegen wenn die Hize gröſſer wird, als es die für jede Art gehörige Grade mit ſich bringen, ſo verſchmachten, verwelken, verdorren und vergehen die Gewächſe; die Thiere aber werden entkräftet, kranken und ſterben. Die gemeine Erfahrung hat hierin der Kunſt den Weg gewieſen, ihr nachzuahmen. Aus jener weis man genugſam, wie gefährlich z. E. allein den Menſchen die Hize werden könne in hizigen Krankheiten, oder wenn ſie unter die Linie kommen, da viele im Kopfe geſtört werden, oder ſonſt in tödtliche Krankheiten verfallen. Da insgemein die Wettergläſer ſteigen, wenn man ſie mit der Hand berühret, und dadurch klar wird, daß der menſchliche Cörper mehr Wärme in ſich hat, als die Luft: ſo ſiehet man leicht, woher es komme, daß ihm die äuſſerliche Hize ſo empfindlich und gefährlich wird. Nemlich das Geblüte, welches ſonſt durch die in die Lunge geſchöpfte Luft abgekühlet wird, wird alsdenn durch dieſelbe noch mehr erhizet, und daher entſtehet die heftige Wallung und Bewegung deſſelben. Wer in eine ſo heiſſe Stube kommt, dergleichen in der Zukerſiederei die Trukenſtube iſt, darinn die Zukerhüte ſehr geſchwinde getruknet werden, der kommt dadurch in Gefahr der Erſtikung, wenn er ſich nur wenige Augenblike darin verweilet. Als in einer ſolchen Holländiſchen Trukenſtube das Fahrenheitiſche Wetterglas 146. Grad hoch ſtand, und ein Sperling im Kefig zum Verſuch nur eine Minute hineingeſezet war, ſchnappete er ſchon ängſtlich mit offenem Halſe nach der Luft, und ward balde ſo entkräftet bei ſehr geſchwindem und unzulänglichem Athem hohlen, daß er vom Stok im Bauer herunter fiele, und innerhalb 7. Minuten tod war. Ein Hund, welcher zu gleicher Zeit hinein geſperret war in einem hölzernen Gegitter, rekte nach 7. Minuten ſchon ängſtlich die Zunge heraus, nach einer viertel Stunde aber ſchnarchete er heftig im Athemholen, und beſtrebte ſich aufs heftigſte aus dem Gegitter heraus zu kommen. Kurz darauf verlieſen ihn die Kräfte, er hohlte immer langſamer und leiſer Athem, bis er endlich gar nicht mehr zu hören war. Die ganze Zeit über gieng eine groſſe Menge rothen und ſo heftig ſtinkenden Geifers vom Hunde, daß niemand den Geſtank leiden konnte, und der Künſtler, ſo näher zu ihm gieng, um das Wetterglas ihm in den Rachen zu ſteken, und zu ſehen, wie gros ſeine Hize ſeye, augenbliklich darüber in ſtarke Ohnmacht gefallen. Als ſolches eine Weile darnach mit mehr Behutſamkeit geſchahe, fand man das Wetterglas auf 110. Grad ſtehen. Eine Kaze, die zu gleicher Zeit hinein gethan war, fiel ſchon in einer Minute zu Boden, und ſtarb faſt eben wie der Hund; nur daß der Hund nicht ſchwizete, die Kaze hingegen vom Schweis ſo nas war, als wann ſie aus dem Waſſer gezogen wäre. Wenn alſo die Hize in der Natur durch die Kälte nicht gemäſiget würde, müſten die Thiere, ſo ſonſt das zäheſte Leben haben, etwan in 28. Minutten, oder weniger als einer halben Stunde nicht nur ſterben, ſondern auch dergeſtalt faulen und ſtinkend werden, als ſonſt durch die Verweſung nicht geſchiehet. Nun ſind aber noch viel höhere Grade von Wärme nicht nur möglich, ſondern auch in der Natur würklich anzutrefen, und iſt alſo leicht zu denken, was für erſtaunende Verwüſtungen und Zerrüttungen auf dem Erdkreiſe erfolgen würden, wenn die Hize ſo hoch anwachſen, und nicht durch Kälte gemäſiget werden ſolte. Nur die Hize, dadurch das Waſſer ſiedet, beträgt auf 212. Grade; dadurch das Queckſilber kochet, 600. Grade; dadurch einige Metalle ſchmelzen, andere Cörper aber in Kalk oder Glas verwandelt werden, gehet noch viel höher, und hat bisher noch nicht können beſtimmet werden. Noch höher iſt der Grad von Hize, den die gröſſeſten und beſten Brenngläſer und Brennſpiegel auf eine ganz erſtaunende Art, wie bekannt iſt, hervorbringen. Man erſchrikt, wenn man gedenket, wie es bei dergleichen Hize um unſern Erdboden ausſehen würde. Weil durch die bisher bekante ſtärkeſte Kraft des Feuers die Cörper in Glas verwandelt werden, ſo iſt leicht abzuſehen, woher ſchon einige alte Naturforſcher auf den Wahn gerathen ſind, die Erde werde endlich in ein durchſichtiges Glas verwandelt werden, wenn ſie im Feuer zulezt verbrennen werde. Woferne nun die Erde um der Gewächſe, Thiere, und Menſchen willen da iſt; woferne durch dieſe die Macht, Weisheit und Güte ihres Urhebers beſonders verherrlichet werden kan und ſol: ſo bedenke einer, wie weislich die Kälte, mit ihren Urſachen, als ein zulängliches Mittel, dieſen Zwek zu erreichen, in derſelben angebracht worden. So viel aber dieſes ſchon geſagt zu ſeyn ſcheinet, und ſo nöthig blos um deswillen die Kälte geweſen, ſo iſt dieſes doch nur was weniges von dem, was dadurch wirklich erhalten wird. Es iſt noch ſehr vieles in der Natur, und in der Kunſt vorhanden, was hieher gehöret. In der Natur findet man, daß durch die Hize die Cörper auseinander gedehnet, zerſchmolzen und aufgelöſet werden; hergegen durch einen gewiſſen Grad der Kälte gerinnen ſie, werden hart, ſteif und feſt, und dadurch zu vielen beſondern Gebrauch tüchtig. Sie denken nur an die Metalle, welche geſchmolzen uns nimmermehr dazu dienen können, worzu ſie uns dienen, wenn ſie kalt und hart geworden ſind. Es kan auch nicht unbekannt ſeyn, wie viel andere Cörper, ob ſie gleich noch ſo hart und dicht ſind, durch die Kälte kleiner oder zuſammen gedrukter werden. Das gefrorene Waſſer aber wird durch den Froſt ausgedehnet, und nimmt ungefehr um ein Neuntheil mehr Raum ein, als vorhin. Denn die Luft, welche in demſelben enthalten iſt, aber durch den Froſt nicht alle herausgetrieben wird, dehnt ſich und zugleich das Eis voneinander vermittelſt der Wärme, die in ihr ſtärker iſt, als ſie auſſer ihr befindlich. Wodurch das Eis mehr Raum einnehmen mus, als vorhin das Waſſer einnahm, daraus es entſtanden: auch eben deswegen leichter als das Waſſer befunden wird, oder in demſelben oben ſchwimmet, ſo, daß es gemeinhin ein merkliches über das Waſſer hervorraget. Die Verkleinerung der Cörper dienet zu ihrer Feſtigkeit und Härte, welche der Gebrauch derſelben unentbehrlich macht. Was würde uns geſchmolzenes Glas, ein weicher Stein ꝛc. vor ſonderliche

liche Dienſte thun können? Die Auseinanderdehnung aber der Erde vermittelſt des in ihr gefrornen Waſſers, dienet zur Lukkerheit u. daher rührenden Fruchtbarkeit derſelben. Auch das Waſſer ſelbſt wird durch den Froſt von der überflüſſig darinn enthaltenen Luft befreiet, daß es dadurch zur Hervorbringung und Nahrung der jungen Waſſerthiere im Frühejahr ſo viel bequemer iſt. Zu geſchweigen der Ausdünſtung, die durch die Kälte auch aus dem Eiſe und gefrornen Erdreich befördert wird, und zur Zeugung des Schnees, und des reinen Waſſers, ſo aus demſelben, ſonderlich zulezt aus dem Merzſchnee, (wovon hier unten beſonders gehandelt wordẽ.)entſtehet, wenn er aufdauet, nöthig iſt, mithin in den mancherlei Nuzen dieſes reinen Schneewaſſers ſeinen Einflus hat. Daher man ſchon längſt die Kälte nicht blos als eine Urſache der Härte des Eiſes, das oft den Steinen gleichet, ſondern zugleich als eine Urſache der Härte aller andern Cörper auf und in der Erde, z. E. der Metalle, der Mineralien, der Salze, Schwefel, Edelſteine ꝛc. angeſehen. Ja weil durch die gröſten Brennſpiegel alles endlich in Glas verwandelt wird, ſo hat man die Härte und Feſtigkeit aller Cörper, die wir kennen, von einer Art von Froſt oder Erkältung; hergegen ihre Weiche und Auflöſſung von einer Art der Schmelzung und Erwärmung hergeleitet.

Von der Reinigkeit des Schnee-Waſſers.

Je unreiner ein Waſſer iſt, je weniger iſt es geſchikt von andern Cörpern die Unreinigkeit gänzlich wegzunehmen; und je reiner es iſt, je beſſer kan man ſich damit waſchen. Daran läſt die Erfahrung niemand zweiffeln. Nun iſt aber das gemeine Flus- und Brunnenwaſſer nicht frei von allerlei Unreinigkeit, welches offenbar wird, wenn man es lange ſtehen läſt, daß es ſich ſezen kan; oder durch Fäulnis eine Scheidung drinnen vorgehet; oder wenn man es über den Helm abziehet. Ob nun gleich das Waſſer ſo viel reiner wird, je öfter es abgezogen wird; ſo bekennen doch die beſten Chemiſten, daß ſie es durch abziehen ſo rein nicht machen können, als es die Natur in dem reinen Merzſchnee, zumal auf hohen Bergen, reichlich dargibt. Sie geſtehen, daß ſie es kaum ſo gut machen können, als das reinſte Regenwaſſer iſt. Daher wird auch ſolch Regenwaſſer nicht leichter, wenn es gleich noch diſtilliret wird; aber das reineſte Schneewaſſer iſt noch leichter, als das beſte Regenwaſſer. Es iſt aber der reineſte Schnee zwar gemeinhin der Merzſchnee; doch kan auch wohl der Hornungs- oder Jennerſchnee zuweilen reiner als dieſer ſeyn: wenn nemlich jener fällt, nachdem es lange vorher ſtill auch heiter Wetter und ſcharffer Froſt geweſen iſt; dieſer aber nach ſchlaggigtem und ſtürmigtem Dauwetter einfallet. Man kan auch daraus ſatſam die Reinigkeit des gedachten Schneewaſſers einſehen, weil es unveränderlich iſt, und ſich viele Jahre hält. Der Nuzen eines ſolchen reinen Schneewaſſers ſolle demnach ſeyn: ein herrliches Mittel wider die Entzündung der Augen; item, zum Bleichen des Wachs, des leinen Zeugs, und Ausbringung der Fleken. Dis Waſſer wird am erſten warm, auch am erſten wieder kalt. In dieſem Waſſer wird das geſchmolzene Gold und Silber rein gekörnet, welches zu chemiſchen Werken, wie auch zur Scheidekunſt ſehr nüzlich. In dem heiſſen Erdſtriche faulet es zwar in den Fäſſern und riechet übel, kan aber wieder gut und ganz klar zum Gebrauch gemacht werden. Der Schnee ſowol, als das Waſſer, hat dasjenige in ſich, was ſich durch Zerſchmelzung des Schnees als eine dünne Rinde an die Erde ſezet, und ſie höchſt fruchtbar macht. Gleichwie aber auch die Kälte wider Seuchen und Krankheiten dienet, ſo ſollte man doch billich durch die Reinigkeit des Schneewaſſers faſt gezwungen werden einzugeſtehen, daß bei der geringen Wärme, die in der ſtrengeſten Kälte noch übe rig iſt, eine gewiſſe Art von diſtilliren oder abziehen geſchehe, die ohne dieſelbe nicht möglich iſt, und welche vielleicht noch viel unbekandes bekand machen würde, wenn man ſie durch Kunſt nachahmen, und dadurch verſchiedene Cörper unterſuchen könte. Hat es nun gleichbishero noch nicht gelingen wollen, daß man durch Kälte etwas abziehen können, ſo ſtehet doch dahin, ob nicht künftig die Kunſt auch hierinn auf die rechte Spur kommen dürfte. Allein es hat auch auſſerdem die Kälte in der Arzneikunſt ihren guten Nuzen. Wie würde denen hizigen Krankheiten köñen abgeholffen werden, wenn nicht Salpeter und andere kühlende Dinge vorhanden wären, dadurch die Hize könnte abgebrochen und gedämpft werden? Eine gar merkwürdige Cur iſt es auch, welche zum Theil ſchon vormals üblich geweſen, vor ungefehr fünfthalb Jahren aber mit ſonderbarem Fortgang in Italien von dem Herrn Michelotti wieder angebracht iſt. Nemlich Blutſtürzungen, oder ſehr häufiges Blutauswerffen, ſo mit nichts zu ſtillen geweſen, haben ſich gleichwol durch ganz kaltes Getränke, daß man in der Eismachenden Materie zubereitet, bei vornehmen Perſonen hemmen und endlich glüklich heben laſſen, die ohn dieſe Hülfe einen baldigen Tod würden verurſachet haben. Auch bei dem Naſenbluten hat die gemeine Erfahrung kaltes Waſſer längſt als ein bewährtes Mittel in Schwang gebracht. So weis man auch aus der Erfahrung, daß die heftigſte Peſt und andere Seuchen, für welche ſonſt kein Rath iſt, dennoch durch die Strenge der Kälte nachgelaſſen oder gar geſtillet worden. In Frankreich, wie ich weis, werden öfters die Gliederkrankheiten durch Anlegung eines durch Schnee gezogenen und zimlich gefrornen Hemde curiret, welches aber in Deutſchland nicht angehet, indeme ein ſonſt wol erfahrner Medicus einen vornehmen Mann in einer gewiſſen Reichsſtadt durch dieſe neue Cur ins Grab befördert hat. Es ſey nun, daß durch dieſe Kälte die Luft gereiniget wird von dem anſtekenden Weſen, oder daß die Cörper nur dadurch von der Hize und Gehrung der Säfte befreiet werden: ſo bleibt doch billig die Kälte in dem Ruhm, daß ſie durch GOttes Gnade das ausrichte, was ſonſt unerhalten bliebe. Wer weis, was zu dieſe Bemerkung noch weiter mögte zu nuzen ſeyn, oder was auch die Kälte noch in andern Krankheiten vor gute Würkungen haben mögte, wenn alles beſſer, als bisher geſchehen, unterſuchet würde? Was das kalte Waſſer in verſchiedenen Krankheiten vermöge, davon zeigen die Nachrichten in vielen Abhandlungen vom Waſſer und von den Waſſercuren.

Was die Kälte ferner in der Luft vor Folgen bei Erzeigung und Darſtellung der Himmelsbegebenheiten haben möge, iſt offenbar genug. Wem ſollte wohl zweifelhaft ſcheinen können, daß wir ohne Kälte keinen Reif, Hagel, noch Schnee haben würden? Alles demach, was wir dieſen zu danken haben, ſtammet eigentlich von der Kälte her. Wenn es alſo wahr iſt, daß etliche Arten von Kohl, und andere Erdfrüchte, Winterobſt ꝛc. nicht eher wohlſchmekend werden, bis der Reif über ſie gegangen, ſo iſt ſolches eine angenehme Frucht der Kälte zu nennen. Wenn der Hagel ſowohl zur Abkühlung der Luft dienet, als zu einem ſehr reinen und kräftigen Scheidewaſſer, wo man ihn in reine Gefäſſe auffängt und ſchmälzen läſſet: ſo mus man auch dieſes der Kälte der Oberluft, als der wahren Mutter zuſchreiben. Wenn uns der Schnee die Saat und das Wurzelwerk für dem Erfrieren in der ſtrengen Kälte behütet, die Erde fruchtbar macht, die Peſt verhütet, viele Krankheiten heilet, die toden Cörper für Fäulnus und Verweſung über 30. ꝛc. Jahre bewahret: ſo wird niemand ſeyn, der nicht erkennen ſolte, daß ſolches urſprünglich von der Kälte herrühren müſte. Doch dieſes iſt ſo leicht, daß es bei jedermann alsbald Beifall findet; Das aber ſcheinet dem erſten Anſehen nach ſo glaublich nicht, daß wir auch Thau und Regen der Kälte ſolten zu danken

has

haben. In der Erfahrung aber iſt es gegründet, daß die Feuchtigkeiten von der Wärme in Dünſte aufgelöſet und vertrieben, auch die Dünſte nicht verdiket werden, wo ſie nicht an kalte Cörper anſtoſſen, und durch deren Berühren in Tröpfgen gerinnen. So werden die Dünſte der warmen Zimmer im Winter an den Fenſtern, derer Töpfe an den Dekeln, derer Blaſen und Kolben oben an den kalten Köpffen und Helmen im Abziehen verſammlet und flieſſen in Tropfen zuſammen. Wenn alſo die obere Luft nicht kälter wäre, als die untere, würden die Dünſte nicht ſo leicht verdiket werden, und in Tropfen darnieder fallen, oder ſich an die Bäume und Kräuter anhängen. Von denen übrigen Lufterſcheinungen, die von den wäſſerigten Dünſten herrühren, als Regenbogen, Kreiſen oder Höfen um den Mond, Nebenſonnen, Nordlichtern, und dergleichen mehr, verſtehet ſich eben das von ſelbſten. In der Kälte hat man auch in der Haushaltung verſchiedene Vortheile, die man in der Wärme ſchon nicht hat. Die Speiſen und Getränke halten ſich dann weit länger, man mag ſie roh oder ſchon zubereitet aufheben. Für Fäulnis, lebendig werden, Geſtank, ſauer werden, und Gehrung iſt man die Kälte über ſicher, da man hergegen in der warmen Zeit dadurch viel Ungelegenheit und Schaden hat. So iſt man auch wegen des Korns auf denen Böden im Winter ſorglos, da man hergegen im Sommer mit vielem Umarbeiten zu thun hat, daß es ſich nicht entzünde, oder Würmer bekomme und davon fliege. Die Kälte macht faule Dienſtboten fleiſig, weil ſie ſich berühren müſſen, um ſich des Froſtes zu wehren. Sie verurſachet, daß die Fiſcher ohn Gefahr des Sturms und ohn Kahn zu Fuſſe die beſten Züge thun können. Es tödet die Kälte auch manches Ungezieſer, welches ſonſt den Früchten der Erde und der Bäume, auch wohl Thieren und Menſchen ſehr ſchädlich ſeyn würde. Die Bequemlichkeit bei guter Schlittbahn leicht und geſchwinde zureiſen, auch groſſe Laſten mit wenigen Koſten fortzubringen, iſt auch für nichts geringes zu halten. Es hindert die Reiſenden nicht Flus, nicht Teich, nicht See, nicht Moraſt, nicht groſſe Meere; Vielmehr mus ihnen die Kälte durch den Froſt beförderlich dazu ſeyn. Es iſt was erſtaunendes, daß der ſtarke Froſt nicht etwann hie und da nur eine Brüke über das Waſſer anlegt, ſondern alles Waſſer in trukenes hartes Eis oder gepflaſterte Straſſen, ja gar in Spiegel verwandelt, darauf man ungemein geſchwinde fahren, und mit Schritſchuhen unglaubliche Dinge thun kan. Auf dieſe Art hat man wohl ehe von Danzig nach Elbing warmes Brod hin, und von dannen anders wieder hergebracht ꝛc. So iſt wohl ehe eine Schwediſche Armee ohne Schiffe über den Sund zu Fuſſe nach Dänemark gegangen. Und wenn auch America nie mit den andern Theilen des bewohnten Erdreichs zuſammen geſtoſſen, noch Schiffe vorhanden geweſen, hätte es doch durch dieſes Mittel geſchehen können, daß Leute hinüber gekommen wären. Obgleich bei uns dieſe vor was bekantes und unwürdiges einiger Bewunderung angeſehen werden, ſo wird man doch die Sache bald anders faſſen, wenn man ſich vorſtellet, daß man zu den Völkern unter dem heiſſen Erdſtrich kommt, und an eben ſo unwiſſende und unverſtändige Leute unter ihnen geräth, als ſehr viel hier zu Lande ſind. Da wird man ſich wundern, daß bei ihnen kein Winter, kein Schnee, kein Eis gefunden wird. Wenn man ihnen dann erzehlet, was bei uns im Winter geſchiehet, daß das Waſſer zu einem ſo feſten Cörper werde, darauf man gehen, reiten und fahren könne mit den gröſſeſten Laſten, ohne die geringſte Gefahr; ſo wird man verlachet werden als ein abentheurlicher Mährleinträger, und ſolche einfältige Leute werden das für was unmögliches halten, weil ſie nie dergleichen bei ihnen zu ſehen bekommen, man es ihnen auch dort nicht zeigen kan. Solte nun ein ſolcher zu uns kommen, würde er allerdings erſtaunen, wenn er das zum erſtenmal erfuhre. Was gibt uns nicht die Kälte im Som̃er für Erfriſchungen theils durch den kühlen Schatten dicht belaubter Bäume, theils durch die kühle Höhlen in der Erde, und Gebäude über der Erde? Bedienet man ſich nicht der hohen Alpen und anderer Gebürge zu bequemer und kühler Wohnung, wegen der Oberluft, die darauf befindlich? Und man verſichert, daß dieſelbe Luft weit geſünder ſey, als die dike Unterluft, auch die Leute darinn ſo viel länger leben. Wannenhero auch einigen Kranken nicht anders hat können gerathen werden, als daß ſie die Unterluft geflohen, und eine Zeitlang auf einen ſehr hohen Berg ſich begeben, da ſie allmählich und vollkommen wieder geneſen. Auf wie vielerlei Art weis nicht die Kunſt dieſe Erfriſchungen auch in der untern Luft nachzuahmen? Die kühlenden Zimmer und Keller, die Eisgruben, allerlei kühlende Gerichte und Getränke, auch Kleider und andere Geräthe, ſind davon bekannte Beiſpiele. Auch weis man in der Gärtnerei ſich die Mäſſigung der Wärme durch die Kälte wohl zu Nuze machen, und die Gewächſe theils im Sommer ſo zu pflegen, wie es ihre Natur erfordert, theils im Winter in den Glashäuſern ihnen eine Sommerluft zu machen, dadurch ſie auch alsdenn grünen, blühen u. Früchte tragē. Wie viele ausländiſche Gewächſe durch dieſes Mittel bei uns bekand u. nuzbar gemacht wordē ſind, iſt bekañt, u. würde allzuweit läuftig fallē, hier beizubringē.

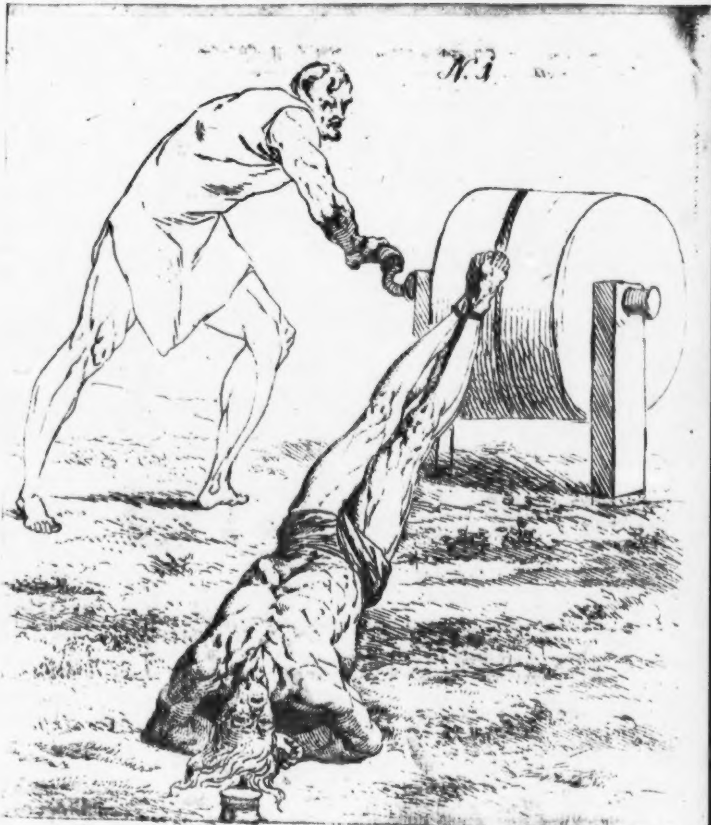
Ob die blaue Farbe einen Einflus in die Geſundheit des Leibes habe?

Zu einiger Erläuterung dieſer Frage, habe ich die Ehre, ein merkwürdiges Exempel bekannt zu machen: Eine Perſon von etlichen und zwanzig Jahren bekom̃t ſehr oft, bei der allergeringſten Alteration oder Schreken, den Anſchus, (Eryſipelas) an beide Füſſe. Viele Mittel werden dieſes Uebel zu verhüten, gebraucht, aber alle vergebens. Endlich wird derſelben gerathen, friſch mit Indigo blau gefärbte Leinwand um den Anſchus und die Füſſe zu legen. Von der Zeit an, da man dieſem Rathe gefolget, iſt gedachte Perſon, die anjezt wohl 70. Jahr alt iſt, niemals wieder mit dieſem Uebel weder an den Füſſen, noch andern Theilen des Cörpers befallen. Es ſind aber beide Füſſe die Zeit hindurch ausnehmend dik geblieben; wie es denn ordentlich nach den Anſchüſſen der Geſchwulſt in den beſchädigt geweſenen Theilen eine Zeitlang zurük zu bleiben pflegt. Sonſt ſind die blauen, mit Indigo gefärbten Leinwandshemder den Matroſen und Fuhrleuten ſehr zuträglich, weil ſie verhüten, daß niemals ein Ungeziefer an ihre Leiber kommen darf. Die Urſache aber iſt blos in den effluviis des Indigo, nicht aber in der Leinwand zu ſuchen.

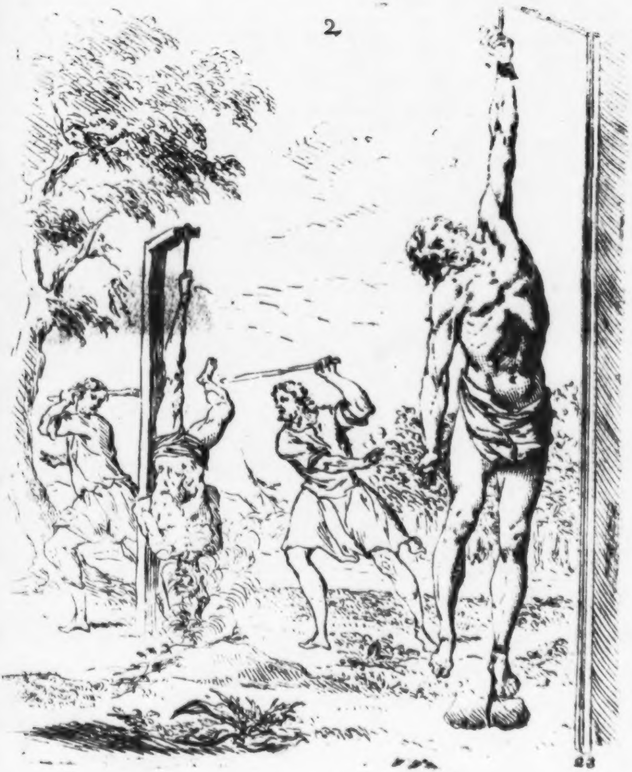
Von dem Heil. Blaſio insbeſondere, und von denen Heiligen überhaupt.

Im Monat Februario iſt es eigentlich da, dem Calender nach das Andenken dieſes Heiligen ſich wieder erneuert. Viele, ob ſchon des Jahrs ſo viele Millionen Calender auch nur in Teutſchland herauskommen, würden im durchblättern ſich derer Heiligen nicht erinnern, wann deren Namen nicht roth gedrukt wären. Dahero auch von vielen ſolche Täge, die im Calender roth erſcheint, gerne gefeiert werden, um nur ihre ſinnliche Abſichten zu erreichen und ſich luſtig zu machen; Von der rechten Abſicht aber, zu welchem Ende ſolche, wenigſtens die im Calender angezeigte Feiertäge gewidmet werden ſollen, wollen ſelbe nichts wiſſen. Und es wäre zu wünſchen, daß einen und dem andern beſſere Begriffe hievon beigebracht würdē: deñ die Heiligē, welche für die Beſtättigung der Lehre JEſu, ihr Leben geringe geachtet haben, ſind getreue Bediente ihres Herrn und rechtſchaffene Streiter geweſen. Sie haben dasjenige, was die Menſchen, die den Himmel in dieſen flüchtigen und vorbeirauſchenden Leben ſuchen, oder vermeinen angetroffen zu haben, für das Fürchterlichſte halten, für eine Thür zu ihrer höchſten und ewigdaurenden Glükſeligkeit gehalten. Ihre Standhaftigkeit und ihr, mitten im Tode freudiges Weſen, war der Saame, woraus die beſten Chriſten erwuchſen und in groſſer Menge aufblüheten, wenn das Henkerſchwerd und die möglichſte Pein die geduldigſten und beherzteſten Glieder Chriſti aufrieben. Diejenigen, welche in den bitterſten Verfolgungen übrig blieben, lieſſen das Andenken der Märterer dergeſtalt im Seegen ſtehen, daß ſie daſſelbe in groſſe Regiſter einſchreiben, und den Todestag derſelben jährlich begiengen. Alsdann brachten die begüterten Glieder der Gemeinen JEſu Brod, Wein, Geld und andere Nothwendigkeiten des menſchlichen Unterhalts zuſammen, auf daß die Lehrer und die Armen dadurch verſorget, auch der Zubehör des äuſſern Gottesdienſts davon angeſchaffet werden könnte. Man fieng im 3tē Jahrhundert nach der Geburt Chriſti ſchon an, an den Todestagen der vornehmſten Märterer zum Lobe derſelben, die herrlichſten Reden zu halten. Man ſtellte den Zuhörern die wundervollen Eigenſchaften und den Kampf der Märterer lebhaft für, welches dann vieles zur Verehrung und Anrufung der Märterer und Heiligen beigetragen; wie dann auch bei vielen Evangeliſchen zumalen in Sachſen, das Andenken vieler Heiligen durch koſtbare Mahlereien oder auf eine andere Art im friſchen Andenken erhalten wird. Aus der Hochachtung der Märterer ſtammen die Regiſter und Kalender her, worinn die Namen derſelben, nach den Tagen der Monate aufgeſchrieben und verwahret ſind. Dieſe Regiſter werden Martyrologia genennet. Die Chriſten hatten dergleichen bereits im zweiten Jahrhundert. Tertullianus erwehnet derſelben *de corona militis* c. 13. Cyprian ſchreibet im dritten Jahrhundert ep. 37. *Dies eorum, quibus excedunt, annotate, ut commemorationes eorum inter memorias martyrum celebrare poſſimus.* Man erkennet hieraus dasjenige, was in den Stiftern pflegen Memorien genennet zu werden. Auguſtinus ſagt L. XX. contra *Fauſtum* c. 21. *Populus chriſtianus memorias Martyrum religioſa ſolennitate concelebrat & ad excitandam imitationem & ut meritis eorum conſocietur atque orationibus adiuvetur.* Es iſt kein älteres Martyrologium übrig, als das, ſo Hieronymus zu Anfange des fünften Jahrhunderts zuſammen gebracht hat. Franciſcus Maria Florentinus hat daſſelbe mit Anmerkungen herausgegeben. Ado, welcher nachher zu Vienne unter Lion in Frankreich Erzbiſchof geworden, fand ein altes römiſches Martyrologium zu Ravenna, als er gegen die Mitte des achten Jahrhunderts von Rom dahin kam. Er ſchrieb daſſelbe ab, und ſezte es ſeinem gröſten Martyrologio vor. Der Pabſt Gregorius, der Groſſe, beſchrieb das römiſche Märtererbuch L. VII ep. 29. am Beſchluſſe des ſechſten Jahrhunderts, und zeigte an, daß es ein Calender ſey, worinn bei jedem Tage der Name des Märterers oder Heiligen, welcher damals geſtorben, nebſt dem Orte, wo der Heilige geſtorben, beſchrieben ſtünde. Aus dieſer Quelle ſind die Namen der Heiligen in die Calender gekommen. Ado fieng zuerſt an, einige Stüke aus den Geſchichten hinter die Namen der Heiligen bei jedem Tage zu ſezen. Er unterzog ſich im Jahr 750. dieſer beſchwerlichen Arbeit. Er nahm ſeine Nachrichten aus dem Pontificali Romano, aus dem Rufino Hieronymo, und andern Kirchengeſchichtſchreibern. Es ſezt den Märterertod des Heiligen Blaſii auf den funfzehnten Tag des Hornungs. Er fügt eine kleine Märtergeſchichte deſſelben hinzu. Welche ich, weil ſie die einzige iſt, ſo aus dem Alterthum zu uns fortgebracht iſt, hier eben mit einem Kupfer von der Marter dieſes Heiligen zugleich einſchalten, und die Marter einiger anderer von ihme Bekehrten auch zugleich in Kupfer vorſtellig machen will:

Die


N.3

2



Die erſte Platte, Lit. A. ſtellet den eigentlichen Martertod des Heil. Blaſii vor, wovon beſagter Addo folgendes aufgezeichnet hat:

„Dieſer heilige Biſchof der Stadt Sebaſte in klein Armenien verrichtete viele Wunderwerke. Endlich nahm ihm der Staathalter Agricolaus(*) durch mannigfaltige Marter das Leben. Er lies ihn 1) lange hangend ſchlagē, hernach in das Gefängnis legen, ferner 2) an ein Holz binden, wo ſein Fleiſch durch eiſerne Haken hin und her zerriſſen wurde. Darauf muſte er zum zweitenmale in ein ſehr ſcheusliches Gefängnis gehen, worinnen man eine ganze See lauffen laſſen. Er ging darüber hin, und kam unverſehrt davon. Andere verſtehen dadurch, daß er mit einem ſiedenden Oel und andern ſtinkenden und breñenden Materien betröpfelt, und alſo grauſam gepeiniget wordē ſeye. Der ſehr unbilliche Richter lies 4) denſelben zulezt nebſt zween Knaben den Kopf abſchlagen."

Viele Neubekehrte und Glaubige ſind nach ihm noch grauſamer gemartert, und weil ſie Chriſtum nicht verläugnen wolltē, getödet worden. Man hatte zu ſelbigen Zeiten grauſame Marter erdacht, und theils durch Auseinanterziehung der Glieder und des ganzen Cörpers mit Sengen und Brennen am ganzen Leib, ſolche zu Annehmung der heidniſchen Religion zu bringen geſucht, wie Tab. B. Nro. 1. zeiget. Theils aber ſind gar Gewichter auf eine ſo erbärmliche Art, wie Nro. 2. zu ſehen, angehenkt worden, daß nicht allein die Glieder ſich zerkrūmet, ſondern auch ſolche Neubekehrte bei der erſten Application einer ſolchen tiranniſchen Marter den Geiſt aufgeben haben. (In dem folgenden Büchern ſollen noch mehrere dergleichen Vorſtellungen in Kupfer, welche ſehr rar worden, mitgetheilet werden, und wollen es für dermalen bei dieſem bewenden laſſen.) Nur noch von der Stadt Sebaſte noch was zu gedenken, ſo iſt nöthig anzumerken, daß ſolche auch Siwas heiſet, und in Kleinaſien liegt, an der Südſeite des ſchwarzen Meers landwarts. Plinius ſezt dieſelbe in das Land, Cappadocia Pontica genannt, VI. 3. Man rechnete dieſe Stadt nachher zu Armenien, wie aus dem Socrate II. 43. erhellet. Pompejus lies den Ort *Dioſpolin* nennen. Baronius machte über das römiſche Marterregiſter viele Anmerkungen. Er ſezte den Blaſium daſelbſt bei dem 15. Febr. unter die Regierung des Kaiſers *Diocletiani*, mit dem Anhange, daß er damals in der zehntē groſſen Verfolgung, ſeinen Geiſt aufgegeben. Allein er erkannte nachher ſeinen Fehler in den *Annalibus eccleſiaſticis*, und ſezte den Märterertod des Blaſii auf den dritten Febr. des Jahrs 316. in die Zeiten der von dem Nebenkaiſer Licinio erregten Verfolgung. Die Chorherren zu Frejaul, in der venetianiſchen Lombardei, beſizen ein altes lateiniſches Buch, von dem Märterertode des Blaſii. Es fängt ſich mit dieſen Worten an: *Paſſio ſancti Blaſii Epiſcopi & Martyris. Etenim in Sebaſtia Capadociae traditit quidam ad correptionem eos.* - - - Die Jeſuiten zu Antwerpen haben dieſe Schrift den Actis Sanctorum 3. Febr. pag. 336. einverleibet. Jedoch wird demjenigen widerſprochen, welcher ein Horn erfunden, und ſolches unter die Reliquien des Blaſii geleget hat, gerade als ob Blaſius ſeinen Namen vom Blaſen erhalten hätte, und ein Hirte geweſen wäre. Heinrich der Löwe hatte das heilige Grab beſucht. Er hatte daſelbſt den heiligen Blaſium rühmen hören. Was Wunder, wenn er dieſem Heiligen das Stift, welches er vom Grund aus änderte, widmen lies, welches noch anjezo das Stift St. Blaſii genent wird. Seit der Zeit ſind vielen Kirchen u. Gotteshäuſern der Name des St. Blaſii beigelegt wordē. Wie dann die Reliquien dieſes Heiligen noch an vielen Orten gezeiget werden; und hat man ihm zu Ehren nicht allein in Teutſchland, ſondern auch in Frankreich und Spanien viele Kirchen erbauet.

---

* Agricolaus war ein Henker der Chriſten. Er übte an 40. Soldaten / ſo Chriſten waren / zu Sebaſte am 11. Merz darnach / entſezliche Marter aus / welche Blaſius Homil. XX. und Ado S. 117. beſchrieben.

Von einigen Gewächſen, welche eine Menſchen- und Thier-ähnliche Geſtalt oder Bildung an ſich gehabt.

Die Weisheit GOttes im Reich der Natur iſt an unzählichen Geſchöpfen, und jeden beſondern Theil derſelben ſo verherrlichet und offenbar, daß man in ein weites Feld der Betrachtung eingeleitet wird, wenn man nur den kleineſten und geringſcheinenden Theil davon unterſuchen und vorſtellen wil. Das Reich der oberirdiſchen Gewächſe hat einen ſolchen unbeſchreiblichen Ueberfluß von beſondern Arten, daß nicht einer, auch nicht zehen Menſchen vermögend ſind, derſelben weiſe Verfaſſung, Structur, Bildung und Leben zureichend zu beſchreiben, dergeſtalt daß auch ein einziges Blat zu vielen Betrachtungen Urſach und einen Vorwurf giebt. Wenn man nur die Signaturam oder figürliche Bild- und Zeichnung vieler Pflanzen zum Augenmerk ausſezet, ſo iſt bekannt, wie viele Bemühung hierunter vorgegangen, da nicht allein das Geſchäft der Einſicht und Einbildung viele ſolche Signaturen nahmhaft gemacht, ſondern auch eine ſorgfältige und mühſame Vergleichung mit einigen menſchlichen Gliedmaſſen unternommen, ja noch mehr erweislich zu machen geſucht, daß dieſe Gewächſe wegen ſolcher figürlichen Gleichheit auch eine hülfreiche Kraft hätten, denen Gliedmaſſen des menſchlichen Leibes aufzuhelfen, mit welchen jene Gewächſe eine bildliche Aehnlichkeit hätten, davon weiter zu handeln überflüßig und wider meinen dismahligen Zwek wäre: Nur eine Anmerkung von dem figurirten Schlangenſtein zu berühren, kan nicht vorbei gelaſſen werden, welchen ich dieſer Tagen zu ſehen die Gelegenheit gehabt habe. Dieſe Steine wachſen nicht, wie einige irrig glauben, von ſo ungefehr unter den oberirdiſchen Gewächſen in einer Thier ähnlichen Geſtalt, ſondern ſolche werden gefunden in den Kopf gewiſſer ſehr vergifteten Schlangen mit haarigen Köpfen, welche in den Morgenländiſchen Indien, inſonderheit zu Quamſi und Indoſtan, häufig anzutreffen; Ein dergleichen Stein, den ich hier in einem gewiſſen Hauſe weis, und welchen man, dem Nächſten zu dienen, gerne in Unglüksfälle hergibt, hat eine länglicht figurirte Gröſſe, welcher von verwunderlicher Kraft und Tugend iſt. In vergifteten Zufällen, wo er aufgelegt wird, hängt er ſich ſo feſte an, daß er nicht ehender wegfällt, als bis er alles Gift an ſich gezogen hat. Das Experiment, um die Würkung und den Nuzen deſſelben einzuſehen, beſtehet nachgehends in dieſem, daß ſolcher Stein in laulichte Milch gelegt wird, wo er alles Gift wieder von ſich geben ſolle, ſo daß auch die Milch gleichſam Aderweis, von der Giftmaterie colorirt wird, gleichwie ſolches vor einigen Jahren an einer unglüklichen Perſon mit Nuzen ſich erwieſen hat. Es wird ſowohl äuſſerlich bei vergifteten Bis- oder Stichen, Peſtbeulen, böſen Geſchwulſten, ſondern auch innerlich bei Vergiftungen gebraucht, davon in dem Bericht eine weitläufige Erzehlung mit gründlichen Anmerkungen zu finden. Vielleicht haben wir Gelegenheit, auf ein andersmal hievon was Mehrers anzumerken. Da es aber diesmal mein Abſehen nicht iſt, von Wunderſteinen noch von monſtröſen Gewächſen was abzuhandeln, dergleichen verſchiedene von fleißigen obſervatoribus angeführet werden; unter welchen ich nur gleichſam ein und anderes merkwürdiges Exempel in Vorbeigehen berühren will: ALDROVANDUS *de monſtrorum Hiſtoria f. 669.* gedenket einer weiſſen Zaunrübe, welche ein menſchlich Ebenbild präſentiret. *In Act. Nat. Cur. dec.* 1. *anno* 2. *obſ.* 51. *pag.* 89. wird ein Lungenmoos, oder Muſcus pulmonarius in der Geſtalt einer Menſchlichen Larve beſchrieben. Eben dergleichen Menſchen ähnlicher Schwamm oder Pülz wird daſelbſt *obſ.* 55. *pag.* 112. auch *anno* 1. *obſ.* 48. *p.* 121. auch ein curieuſe Rübe, welche einem faſt gänzlichen menſchlichen Leibe gleich geſtaltet geweſen, angeführet: und wie viel Schreibens iſt nicht unter den Gelehrten von der Alraunwurzel Mandragora zu ſehen, davon man entweder natürlich gewachſene oder betrüglich formirte Menſchengeſtalten bezeugen wil. Es iſt auch nicht mehr ſo gar ſeltſam, daß Pommeranzen- und Zitronenaepfel Finger-ähnliche Geſtalten öfters zeigen. Es ſchreibt ERASMVS FRANCISCUS im Oſtindianiſchen Luſtgarten *Part. 1. p. 165.* von der Adamsfeigen folgendes: „ Wenn man dieſe Frucht von einander ſchneidet, ſo laſſe ſich darinn eine Ader bliken, die einem Crucifix ganz gleich wäre; daraus die Chriſten ſelbiger Orten unter andern ſchlieſſen wollen, dieſes ſey die Frucht, darinn die erſte Mutter ihr und uns den Tod an den Hals genaſchet, und daß dieſe in der Frucht hinterbliebene Figur des Creuzes zeuge, es habe ſolche Uebertrettung durch Chriſti Creuz und Tod müſſen gebüſſet werden. „ Dabei ich nicht unberühret laſſen kan den billigen Eifer, welchen CASPARVS HOFMANNVS *de medicamentis officialib.* u. SIMON PAVLI *in Q. B.* darüber gehen laſſen, daß einige Botanici wegen ſolcher bildlichen Gleichheit einigen Gewächſen heilige und venerable, oder hingegen ärgerliche und obſcœne Namen beigeleget. Z. E. Das Satyrium oder orchiden, teſticulum Satyri, canis, vulpis, auch palmam Chriſti, Convolvulum ſanctum; die pimpinellam Sanguiſorbam, barbulam Dei, das litho ſpermum arundinaceum, Lacrymam Chriſti; den aſterem luteum, oculum Chriſti; die nicotianam maiorem, herbam Sanctæ Crucis, die Violam tricolorem, florem trinitatis und andere ſolche Benennungen mehr, welche den göttlichen Namen und Eigenſchaften misbrauchen, auch die Würde der Apoſtel, der Jungfrau Marien und anderer Heiligen verunehren und verächtlich machen. Unter ſolchen Menſchen ähnlichen Gewächſen iſt das bekannteſte ſo *Orchis* oder *Satyrum* das Knabenkraut genennet wird, welche deutſche Benennung es daher überkommen, weil es nach der falſchen Tradition zur Zeugung der Knäblein dienlich ſeyn ſoll, wie ſolches THEOPHR. *in Hiſt. plantar.* referirt, dahin auch ihr griechiſcher Namen zielet, der auf ſolche Glieder des menſchlichen Leibes, oder auf die erdichteten, unreinen und geilen Waldgötter deutet: dergleichen Orchides führen auch den Namen *antropomorphos* auch *artropophora*, Menſchengeſtaltig oder Menſchentragend ꝛc. Es wird eine fabelhafte, aus der Phantaſie formirte und mit einigen Zuſäzen geſchmükte Begebenheit in Breslauiſchen Geſchichten der Natur und Kunſt 33. Verſuch p. 455. und 5492. mit einigen Erläuterungen erzehlt, von einem Mägdlein, das auf der Erden auf einen vegetabiliſchen Strengel ſoll gewachſen ſeyn: es gibt ein Corporal vor, ſolches auf einen Wilenaker gefunden zu haben, es wäre ohne Fus und Flügel, jedoch lebendig geweſen, habe Fleiſch und Blut gehabt; präſentirte einem Menſchen im Geſicht und hätte eine Weiberbruſt mit zwei Goldgleichen Knöpfen beſezt, die Brüſte aber ſollen von feinem Silber geweſen ſeyn ꝛc. In dieſer Erzehlung findet ſich accumulatio mendaciorum, und halte ich dafür, daß ſo viele Unwahrheiten und figmenta in ſolcher Fabel ſteken, als characteres angeführet ſind. Leichtgläubige und auf ſeltſame Dinge unfürſichtig achtende Gemüter, ſehen und nehmen ſolche Erzehlungen vor unzweifelhafte merveilles oder prodigia an: wiſſen aber nicht wohin ſie monſtreuſe Gewächſe oder Ausartungen von der Orchide, Orobange, Sedo, Buphthalmo, u. a. m. bringen und rechnen ſollen, oder was eine electriſirte Phantaſie vor Würkungen präſtire. Was andere Gewächſe betrift, welche mit einigen Thieren eine Aehnlichkeit haben, ſo iſt von vielen Zeiten die Moſcowitiſche Lammspflanze, welche in ſeiner Sprache *Baramez, Boranets, Boromez*, ſonſt von DEVSINGIO Agnus vegetabilis, auch Agnus Scythicus genannt wird, das Scythiſche Lamm, davon bereits bei den Gelehrten viel Schreibens und Streitens geweſen, welches HEVCHER *in nobis proventibus Horti, acad. Wittenberg. p. 26.* abhandelt, davon auch weitläuftiger DEVSINGIVS diſſert. *de agno vegetabili* und ERASM. FRANC. *l. c. p. 167. ſeq.* Bericht ertheilet: es referiren alle authores, daß ſolche Planze aus einen Kern gezogen würde, welche den Melonenkern gleich komme; von dieſer Pflanze eine kurze Nachricht zu geben, ſo ſchreibet davon der Herr von Hoberg *in Georgica curioſa P. 1. Lib. 6. cap. 22. p. 601.* folgendes: „ Borametz wächſt in Tartaria „, in der Landſchaft Zanotha, da „ die Innwohner einen Kern, wie die „ Melonenkerne, doch ein wenig länger „ ausſehen, woraus erwächſt ein Kraut, „ wie ein Lamm (nemlich die Frucht am „ äuſerſten Gipffel des Stengels hangend „) dem es mit Füſſen, Haupt, Ohren „ und Wollen gleichet; die Wolle iſt „ zart und rein, davon macht man Hauben „, wie bei uns aus der Baumwollen, „ das Fleiſch gleichet den Krebſen, iſt „ ſüs und ſehr wohlgeſchmakt, und wann „ man darein ſchneidet, läuft Blut, oder „ ein rother Saft daraus; das Kraut „ treibet einen hohen Stengel, welcher „ ſich an des Lammes Nabel endiget, „ und bleibt, ſo lang es ein grünes Kraut „ darum zu verzehren hat, (i. e. ſo lang „ daherum Nahrungsſaft in der Erde iſt, „ davon wie andere herumſtehende Kräuter „, alſo auch dieſe Pflanze ihr Wachsthum „ nehmen kan,) wenn ſolches „ vergangen, ſo welkt und ſtirbet dieſes „ Fruchtthier, (wie ſie von Herrn Harsdörffer „ *in delic. Math. & Phyſ.* beſchrieben „.) Andere wollen, es ſeye eine Art „ eines rauchen harichten Kürbisgeſchlechts „, und ſeye eine Fabel, daß es „ Gras freſſe, ſondern es werde das „ darunter ſtehende Gras von ſeinen „ Schatten und Blättern verdorret, alſo „ daß der Plaz unter dieſem Gewächſe „ kahl bleibe. „ Unter welche auch VERVLAMIVS iſt *in Hiſtor natural. Experim. 609.* ERSM. FRAC. berichtet auſſer dieſen davon: „ wenn die Frucht reif „ wird, beginnet der Stengel zu vertroknen „, die Frucht aber ein rauches „ Fell zu bekommen, gleich einem Lamm, „ welches nachmahls gegerbet, und zum „ Gebrauch bereitet wird; hat ſehr zarte „ und grauſe Wolle. „ Es gehöret aber dieſes Gewächs unter die plantas lanigeras, wie Salix pumila, populus nigra, deren Blüte dahero Käzlein genennet werden, und wird fälſchlich vor ein Thier gehalten; dahero von denen zarten Fellen, welche in Kunſtkammern vor Felle dieſes Thiers Borametz ausgegeben werden, KEMPHER *in Decad. obſerv. exotic.* meldet, daß die zarte Felle von unzeitigen Lämmern ſind, welche nach der Scyther und Perſer Gewohnheit denen groſſen orienthaliſchen Schafen aus dem Leibe geſchnitten und vor einen hohen Preis, zum Unterfutter groſſer Herren Kleider, verkaufet werden: welches dieſer autor *in faſciculo amœnitatum exoticarum* weiter bezeuget. Wie nun bei Beurtheilung ſolcher Gewächſe die imagination einen ſtarken Einflus hat, ſo hat es gleiche Bewandnis mit einigen andern, inſonderheit ausländiſchen Pflanzen, welche dergleichen haarigte und wollichte Blüten, Auswürfe und Anhänglichkeiten haben; wie abſonderlich mit ſolchen Vergleichungen ſich obbenannter *Porta* in ſeiner *Phythognomonica* exerciret und diſtinguiret; immaſſen man an manchen ſolchen wollenen Bäumen, wie RECCNVS, MARCHGRAV, PISO, HERNANDES, IONSTONVS, CLVSIVS, ERASM. FRANCISC. beſchrieben, dergleichen Aehnlichkeit und Beſchreibung man mit Enten und Gänſen, mit Tauben und andern geflügelten Inſecten oder Thieren antrift; daher die curieuſe Einfalt und Leichtglaubigkeit vorgeben kan, es gäbe ein Land in der Welt, wo Schafe, Gänſe, Enten, Vögel, Fliegen, Bienen, Mäuſe, u. a. m. auf den Bäumen wachſen. Es allegiret DODONAEVS *in Hiſtor. Stirp. Pemp. 2. L. 2. p. 236.* etliche Species von der Orchide an deren Blumen eine Gleichheit der Schmetterlinge, Hummeln und Fliegen zu ſehen geweſen. In *Act. Nat. Cur.* wird eine orchis arachnites oder Spinnen-ähnlich *l. c. videl. An. 2. Dec. 1. obſ. 41. p. 23.* ein *Satyrium caſtratum* oder *Eunuchum*, endlich eine *Orchis cum aviculis tab. 5. 6. & 7.* beſchrieben. Endlich gedenke ich noch mit wenigen der *Granadill* oder Paſionsblume, an welcher man einige Theile mit denen Werkzeugen, ſo bei der Paſion und Creuzigung Chriſti gebrauchet worden, vergleichen will. Davon mehrgedachter ERASM. FRANCISCI *l. c. p. 168. ſeq.* unterſchiedene merkwürdige Arten beſchreibet: unter andern führet er *p. 174.* folgendes an: „Der Venetianer PETRELLVS mahlet eine Art davon bei dem POSSEVINO ſehr verwunderlich ab: indem er andeutet, daß bei dem Grunde der mitten einſtehenden Blumenſäulen, unten fünf kleine runde und rothe Blättlein, wie Blutströpflein liegen; auch aus angeregten Seulen drei Aeſtlein wachſen, gleich dreien Nägeln, um welchen ſich eine Crone ſchwinget von zwei und ſiebenzig Dornen, wie viele rothe Mahlzeichen in dem Schweistuch, darein des Herrn Haupt nach der Abnehmung vom Creuz ſoll gewikelt worden ſeyn. „ Wenn dieſe Blume ein weſentlich wahrhaftig Geſchöpf u. nicht ein ſich vorſtellendes nicht ungleiches Gedicht wäre, wie es aus manchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich und verdächtig iſt, ſo wäre ſie eine beſonders merkwürdige Blume. Da ich nun bisher mehrentheils in hiſtoriſcher Betracht- und Erzehlung ſolcher Gewächſe mich beſchäftiget, welche mit Menſchen und Thieren eine figürliche Gleichheit haben, ſo werde ich mich nicht weiter dismahl mit der Unterſuchung ſolcher Gleichförmigkeit einlaſſen, woher nemlich ſolche zu leiten, oder die cauſam efficientem anzuzeigen: noch viel weniger will ich des DIPPELII Meinung im tract. *de vita animali* unterſuchen, ob die vegetabilia eine verſtändige und empfindende Seele hätten, welche ſolche Bildung nachahmen und formiren könnte, oder ob des ARTANAS. KHIRCHERI Gedanken von der zufälligen communicatione ſeminis animalis der Wahrheit näher komme, ſondern ich beruhe und berufe mich auf dasjenige argument, was bei dismahliger Abhandlung mein Vorhaben und Zwek geweſen iſt.

Ein ſicherer Weg, die ſchlimſten und eingewurzelſten Fiſteln ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen.

Man hat bisher die guten ſowol, als die böſen Fiſtelſchäden auf eine grauſame und den armen Kranken ſehr fürchterliche Art tractiret. Ein jeder Chirurgus, er komme aus welchem Theile der Welt er wolle, iſt der Meinung, daß, ohne Schnitt oder chirurgiſche Operation eine Fiſtel zu heilen, unmöglich ſey. Solche ſtarke Künſtler ſchreiten, wie in andern, ſo auch in dieſem Falle, ſogleich zum Beizen und Schneiden. Der Patient mag ſich grümmen und ein ſo heftiges Zetergeſchrei anſtellen, als er will; ſo mus er ſich doch dieſer Marter unterwerfen, und glauben, daß kein anderes Mittel, als dieſes ihm zu helfen, da ſey. Unverſtändige Angehörige ſind oft eben der Meinung, und rathen manchmal eher zu der grauſamen und abſcheulichen, als vernünftigen, gegründeten und unſchmerzhaften Art der Cur. Wie viel beſondere Dinge könnte ich noch anführen, womit und wodurch ſolche unglükliche Patienten, die in ſo ungeſchikte Hände fallen, gemartert, auf ihr ganzes Leben unheilbar oder wol gar unter unausſprechlichen Schmerzen vor ihrem geſezten Lebensziele in das Grab gebracht werden, wenn ich nicht etwas nüzliches zu ſagen hätte, und zur Sache ſelbſt ſchreiten müßte. Ich bin jezt willens, von einer verzweifelten und mit vielen ungewöhnlichen Nebendingen verknüpften Fiſteln, und dabei von der gründlichſten und beſten Art, dergleichen Schaden zu heilen, eine Nachricht zu geben: Eine unverheirathete Frauensperſon von 16. Jahren, die von Jugend auf kränklich geweſen, hatte auf dem muſculo pectorali ſiniſtro, nach der axilla zu, einen kleinen harten Knoten bekommen, welcher nach und nach gröſſer und härter worden, bis er endlich die gröſſe eines Taubeneies erlangt. Die Eltern fragten einen beredeten Chirurgum um Rath. Dieſer räth ohne vorhergegangene Präparation zur Oeffnung, macht eine künſtliche Operation mit dem Meſſer mitten hinein, verfehlt aber ſeines Zweks, indem er zwar Blut, aber keinen Eiter heraus bringt. Darauf fängt er ſeine Cur an, und macht es zuerſt noch etwas leidlich, im Fortgange aber ſo verwegen und unverantwortlich, daß die unvernünftigen Beizungen einen Fleken von der gröſſe eines halben Guldens nachgelaſſen haben. Als die Patientin dieſe Marter nicht völlig aushalten wollte, der Wundarzt auch nicht ſahe, daß er damit etwas fruchtete; So wurde noch ein anderer berühmter Wundarzt dazu genommen. Dieſe beiden giengen darauf mit einander zu Rathe und unterſtunden ſich, mit einem verdekten Meſſer unter der axilla quer durch den muſculum pectoralem ſiniſtrum, einen Schnitt zu thun, wodurch ſie ſo viel ausrichteten, daß ſich die Patientin ſehr verblutete, an der Fiſtel aber nichts gebeſſert wurde; ja die, durch den Schnitt gemachte Oefnung heilete binnen 10. Tagen zu, ohne den geringſten Nuzen zu ſchaffen. Als der bedrängte und gerührte Vater der Kranken dieſem Unweſen und Elende über ein halbes Jahr zugeſehen: So kam er zu mir, ſich in ſeinem Jammer Raths zu erholen. So ſehr ich nun die Cur verbat, ſo ſehr drang er darauf, daß ich das Elende, und dem Anſehen nach unheilbare Kind beſehen, und meine aufrichtige Meinung davon eröfnē möchte. Als ich die kranke Perſon betrachtet hatte, wurde ich ſowol aus Mitleiden, als durch mein Gelübde, ſchwer behaftete und unheilbar ſcheinende Patienten zu ſuchen, nicht aber andern rechtſchaffenen Medicis das Brod zu nehmen, bewogen, mein Heil, ohne etwas Vortheilhaftes zu verſprechen, zu verſuchen. Wie erſchrak ich nicht, als ich unter die linke Achſel ſahe! Noch mehr wurde ich beſtürzt, daß ich keinen Kanal durch die Sonde entdeken, und nichts erbliken konnte, als Schwammichtes und bloſſes wildes Fleiſch, das blau, braun und roth war, und darzwiſchen viele Fiſſuren waren, woraus eine ſtinkende und freſſende ſanies flos. Endlich entdekte ich die Fiſtel; der Hauptkanal gieng unter dem muſculo pectorali maiori, nach der Clavicula zu. Ein anderer Canal, der nicht ſo lang war, gieng nach dem ſterno, ein anderer unterwärts nach der mamma ſiniſtra, ein anderer abwärts hinterwärts über die Ribben, und noch ein anderer vom pectorali nach dem Arm zu. Dieſer lezte war unter der Haut zwiſchen dem Fette. Der Arm war von der Menge des obgenannten wilden Fleiſches ganz zurük gewehnet. In der mamma ſiniſtra war ein ſcyrrhus, oder ſogenannter Krebsknoten, von der Gröſſe eines Hünereies. Doch war derſelbe noch beweglich und mit dem muſculo pectorali nicht feſt. Unter der mamma dextra lag eine verhärtete Drüſe, wiewohl nur unter der Haut im Fette, welche hernach von ſelbſt exulcerirte, auch gründlich geheilet wurde. An dem rechten Arme ſeitwärts, an dem muſculo pectorali, nach den axillis zu, war eine Drüſe von eben der Art, wie die am linken Arm, aus deren unzeitigen Eröffnung die Fiſtel entſtanden, dieſe exulcerirte nicht, ſondern fieng an ſich unter der Cur zu zertheilen. Scropuli oder ſogenannte Hasgedrüſen, fanden ſich auch ſowol an der rechten als linken Seite des Halſes, dieſe wurden in der Mitte der Cur diker, und hatten die Geſtalt einer Weintraube, ſie exulcerirten dabei beide, und ſind nachher ebenfalls aus dem Grunde geheilet worden. Die Geſichtsfarbe der Patientin war im höchſten Grade cachectiſch, ſo, daß es nicht eine facies ex flavo alba oder lurida, ſondern ex albo virideſcens war. So deſperat der äuſſerſte Anblik dieſer kranken Perſon war, eben ſo gefährlich ſahe es mit der innern Beſchaffenheit derſelben aus. Die Patientinn hatte febrem anomalam lentam ad hecticam proclivem, der pulſus war ordinair mollis & frequens, zuweilen aber mollis & celer, und man konnte alſo hieraus ſchlieſſen, daß febris hectica incipiens ſchon da ſey. Zuweilen verlor ſich febris anomala, zuweilen regularis auf einige Zeit, doch blieb der pulſus auch abſente febre allzeit frequens. Ehe man ſichs aber verſahe, ſtellte ſich das Fieber wieder ein, und zwar ratione invaſionis, bald Tages, bald Nachts; es hielt keinen gewiſſen typum und war in keine Ordnung zu bringen. Die Patientinn hatte das 16. Jahr zurük gelegt, und wuſte noch nicht, wie einem blühenden Frauenzimmer zu muthe iſt. Nec indicia nec catamenia ipſa aderant. Es war von einem geſchikten Medico, bei dem ſie eine Zeitlang im Hauſe geweſen, alles dazu gebraucht worden, aber ohne die geringſte Würkung. Endlich hatten ſogar die beiden Chirurgi, welche ihr Meiſterſtük äuſſerlich gemacht, auch innerlich ihr Heil, aber mit mehr Schaden als Vortheil, verſuchet. Ich könnte noch vielmehr anführen, wenn ich mich nicht in den Raum dieſer Blätter einſchränken müſte; die Hauptumſtände mit ihrer ſo viel möglich, gründlichen Erörterung, werden dermaleins in einem beſondern Tractate abgehandelt werden. Für jezt iſt nur noch mein Endzwek zu zeigen, worauf ſich dieſe meine gründliche und bequeme Art, die deſperateſten Fiſteln zu heilen gründet. Daß mit den armen Patienten, die mit dergleichen Schäden behaftet werden, auf eine ſo grauſame und ſchmerzhafte Art umgeſprungen wird, das haben ſie den Herren Franzoſen zu danken. Dieſe haben eine beſondere Stärke in der Methode, die Fiſteln zu operiren, gezeigt. Sie haben allerhand Sonden, *Piſturis* und krumme Meſſer erfunden, die Gänge aufzurizen, und manch gräslich Angſtgeſchrei dadurch zuwege gebracht, auch wol zu Zeiten einen und den andern methodice dem Todengräber überliefert. Das unerträgliche Beizen haben ſie dabei auch nicht vergeſſen; doch haben ſie es in dieſem Stüke nicht ſo grob gemacht, wie die mehreſten von unſern deutſchen Wundärzten, welche mit den beizenden Mitteln oft nicht verſchwenderiſch genug ſeyn können. Wie nun dieſes grauſaume und unmenſchliche Verfahren keinem Wundarzte, noch weniger einem Chriſten gezienet: So habe ich mir ſchon vor mehr als zwanzig Jahren, Mühe gegeben, zu unterſuchen, ob nicht die Perſonen, welche ſo unglüklich ſind, daß ſie ſich mit Fiſtelſchaden ſchleppen müſſen, auf eine gelinde und doch ſichere, gründliche und zureichende Art zu heilen wären. Es iſt mir auch dieſes Vorhaben und dieſe Bemühung durch GOttes Gnade ſo weit gelungen, daß ich 15. Exempel von glüklich curirten Perſonen anführen kan, welche alle ſehr verzweifelte und zur Operation gar nicht bequeme Fiſteln gehabt, indem dieſelben ſowol an Puls- und anſehnlichen Blutadern, oder an Nerven und Flechſen lagen, als auch wegen ihrer Tiefe und Länge, das Meſſer und die Beizungsmittel nicht zulieſen. Ich werde ſolche insgeſamt, und alles was ich dabei beſonders bemerket, in der oben verſprochenen beſondern Abhandlung beſchreiben. Eine Fiſtel iſt nichts anders, als ein, in viele Gänge ſich ausdehnendes, Geſchwür, in welchem entweder durch und durch Verhärtungen oder allerhand Unreinigkeiten und wildes Fleiſch befindlich iſt, welches eine gründliche Suppuratio oder Schwörung, worauf die vollige Geneſung ankommt, beſtändig hindert. Dieſe Harte und dieſe Unreinigkeiten aus den Gangen zu ſchaffen, ſind alſo die Wundärzte auf das

Schnei

Schneiden und Beizen gefallen; und ſie haben auch zuweilen, wiewol unter rechten Höllenſchmerzen, einige zurechte gebracht, die mehreſten aber, alles Schneidens und Beizens ungeachtet, dennoch ungeheilet laſſen müſſen, und wol gar in einen ſchlimmern Zuſtand geſezt, als ſie anfänglich geweſen ſind. Die, bei den Medicis ſogenannte indicationes, ſo aus obiger Beſchreibung der Fiſtel flieſſen, habe ich bei der Cur zum Grunde gelegt; als erſtlich die in den Canälen befindliche Verhärtungen und Unreinigkeiten durch eine ſehr gute und balſamiſche, erweichende reſolvirende Einſprüzung, zu erweichen u. aufzulöſen, zweitens die innern Theile vor der Fäulnis zu bewahren, drittens eine gute Suppuration zuwege zu bringen, damit die ſtinkende, wäſſerige, geronnene und ſcharffe Materie in einen fetten, gelben und diken Eiter verwandelt werde, welcher aus Unwiſſenheit einiger Medicorum und Chirurgorum für etwas Schädliches, von Gelehrten und Erfahnen aber für den Uberflus der beſten lymphae nutritiae (Nahrungsſaft) gehalten wird, und jedesmal eine gute bevorſtehende Heilung anzeiget. Aeuſſerlich wird ein, aus eben ſolchen Theilen beſtehender, auserleſener Wundbalſam auf eine nicht allzuharte Wieke geſtrichen, appliciret, welcher das, um die Oefnung, wie oben geſagt, mehrentheils herum ſizende wilde Fleiſch wegnimt, ohne dem Patienten die geringſten Schmerzen zu verurſachen. Hiebei mus ich errinnern, daß die Cur nicht ſo geſchwinde gehet, wie man gemeiniglich wünſcht, ſondern es gehöret Zeit dazu. Die mehreſten meiner Patienten dieſer Art, haben ein Jahr, auch wohl mehr erfordert, andere ſind binnen einem viertel Jahr curiret worden, wie denn oberwehntes junges Frauenzimmer im Jenner dieſes Jahres geneſen iſt, nachdem ſie ſich im November 1747. in meine Cur begeben. Dagegen iſt dieſe Methode ſo beſchaffen, daß die Kranken, wenn ſie dazu kommen können, ſich ſelber injiciren und verbinden, oder von ihren Angehörigen ſolches verrichten laſſen, und alſo nicht allezeit eines Chirurgi benöthiget ſind. Noch im Febr. dieſes Jahr habe ich das Glük gehabt, eine verheirathete Frauensperſon von dergleichen Schäden zu befreien, welche gegen das Ende des Aprils vorigen Jahres nach dem Kindbette, einen gefährlichen Abſceis am Unterleibe bekommen, welcher gleichfalls nicht allein mit einem febre hectica incipiente begleitet war, ſondern auch ein ſo hartnäkiges ulcus nachlies, daß die Patientin nebſt ihren Angehörigen öfters ſtark an ihrer Geneſung zweifelten. Die nächſten Anverwanden haben, nach meiner Anweiſung, den Schaden verbunden, aber es iſt ſo genau nicht abgegangen, daß nicht zuweilen ein Pfuſcherſtreich, der die Cur verzögert, mit untergelaufen. Nachdem ich die indicationes chirurgicas abgehandelt und zum Grunde gelegt, ſo folgen nun die medicae: Zuförderſt muſte der Zuflus von dem Fiſtelſchaden abgewendet, hiernächſt das Geblüte gereiniget und endlich die ſe- et excretiones befördert werden. Das erſte und zweite wurde ſowol durch gute reinigende, balſamiſche Pillen zu gehöriger Zeit und in beſonderer Ordnung bewirket, wobei doch aber unterſchiedliche andere nüzliche Abführungen und Arzneimittel gebraucht wurde. Das dritte, nemlich die Beförderung der Se- et Excretionum u. inſonderheit die Beförderung u. Berichtigung der catameniorum wurde auch auf eine gründliche und geſezte Art bewerkſtelliget, welches indem oberwehntem Tractat aufrichtig und umſtändlich beſchreiben will. Der Ausgang hat es auch bewieſen, daß dieſe Methode die bisherigen übertreffe, indem dieſe Kranke, zuerſt verſus tempus catameniorum fluorem album, aber ordentlich und zu rechter Zeit; von den lezten 5. Monaten aber an, ihre catamenia ordentlich lebhaft und genug gehabt, welches leztere denn zur Heilung vieles beigetragen, die gründlich geſchehen und folglich beſtändig ſeyn wird. Zur Beförderung der ſe- et excretionum diente auch die Beſorgung des oben gedachten anfangenden febris hecticae; dieſe geſchahe nicht durch die berufene China Chinae, wiewol einige, jedoch ohne Grund, meynen, ſondern durch diejenigen herrlichen und ſichern Mittel, welche die Urſache der Krankheit gründlich zum höchſten Vortheil der Kranken heben, nicht aber die Bewegungen der Natur unzeitig zum Schaden derſelben, auf eine Zeitlang unterdrüken. Ich habe ſo wenig 36. Chinapulver gegeben, als 72. Ich habe die Urſache der Krankheit aufgelöſet, durch Schweiß und diureſin, alvum, Bruſt und Naſe ꝛc. ausgeführt, die unordentlichen Bewegungen in Ordnung gebracht, und die, von dem irregulairen abmattenden Fieber geſchwächte Theile geſtärket, wodurch auch das grünblaſe Anſehen vergangen, und eine lebhafte ſchöne Farbe ſich eingefunden. Meines Wiſſens hat noch keiner dieſe Methode gebraucht und bekannt gemacht, noch weniger die oben angeführten ausgeſuchten Mittel vorgeſchlagen. In dem 123. Stüke der göttingiſchen gelehrten Zeitungen vom vorigen Jahre, wird zwar unter dem Titel Florenz gedacht, daß Maeſtro, Chirurgus bei dem neuē Marienhoſpital daſelbſt, der gemeinen Meinung auch widerſpreche, daß man die Fiſteln ganz aufſchneiden, vollſprüzen oder mit der ſonde viel grübeln müſſe; Er will, daß man lieber der Fiſtel eine kleine Oefnung laſſen, als ſie durch tiefes Schneiden mit Gefahr aus dem Grunde heilen ſolle. Allein was das Einſprüzen betrift, ſo behält ſolches allemal ſeine Vorzüge, wenn es eine ſolche injection iſt, wie ich componirt habe. Das Sondiren aber irritiret freilich den Schaden, und ſtößt die zarten angelegten fibras carnes weg, und bei der kleinen gelaſſenen Oefnung ſind die Patienten ſo unſicher, wie bei der Fiſtel ſelbſt; denn wer iſt ihnen gut dafür, daß die kleine Oefnung nicht wieder gröſſer wird? Es hat alſo Maeſtro wol eine gelindere Art die Fiſteln zu tractiren vorgeſchlagen, wie diejenige iſt, deren ſich die ordinairen Wundärzte bedienen. Aber da die meinige Fiſteln auf die gelindeſte Art aus dem Grunde curiret und bei allen Fiſteln applicable iſt, welches, wie oben ſchon erwehnet worden, mit dem Schneiden und Beizen nicht angeht: So überrede ich mich, daß dieſelbe des Maeſtro ſeiner noch vorgezogen zu werden verdiene. Inzwiſchen maſſe ich mich desfals keines Ruhms an, ſondern bezeuge öffentlich, daß dem allmächtigen Schöpfer allein die Ehre gebühre, da er mich ohnmächtigen Schöpfer zu einem Werkzeuge der Erbarmung über den armen Nachſten machen wollen. Jedoch habe ich es meiner Schuldigkeit gemäs zu ſeyn erachtet, von dieſen auſſerordentlichen und geſegneten Curen einige Nachricht zu ertheilen. Und ich verſichere dabei aufrichtigſt, daß wenn arme Leute, die ſich in dieſen unglüklichen Umſtanden befinden, ſich meiner Hülffe bedienen wollen, ich ſie ſolcher ohne alle Abſicht auf einige Vergeltung, gern genieſſen laſſen werde. Es ſoll ſie keinen Heller koſten, und kan ihnen dieſes Blatt desfals zur Gewährſchaft und zum Privilegio dienen. Reiche und bemittelte Perſonen können thun und laſſen, was ſie wollen. Es iſt gar nicht meine Intention, hiedurch vor der Welt in Anſehen zu kommen und mir einen groſſen Namen zu machen. Ich achte es mehr für ein Glük, bei Leuten, die von Gelehrſamkeit und Wahrheit nicht richtig zu urtheilen wiſſen, keinen Ruhm zu haben, als in ihren Augen für gros und berühmt oder wol gar für untrüglich gehalten zu werden. Ich habe unterſchiedliche Anmerkungen, dunkle Meinungen in der Medicin zu erläutern, ausgearbeitet liegen; ich habe ſie aber lieber wenigſtens die halbe Maijorennité erleben laſſen, als mit dem, was ich binnen einem oder zweien Jahren geſehen und erfahren, herausplazen und die Welt beſchweren wollen. Es würde mir eine ſchlechte Ehre ſeyn, wenn ich in der Folge der Zeit entweder mich genöthiget ſehen ſolte, ſchriftlich meine vorigen Säze und Meinungen zu widerrufen, oder wenn ich erfahren müſte, daß mich andere gründlich überführten,

ten, wie ich in den mehreſten Stüken, womit ich die Buchläden zu früh beläſtiget, geirrt hätte.

D. Schöpffer in Braunſchweig.

Woher das Wort Baze oder Paze komme?

Die erſte Schreibart dieſes Wortes iſt die richtigſte. Denn Tſchudi ſagt im Chronico Helvet. T. I. p. 459. daß, weil die Stadt Bern ihr Wappen, nemlich den Bär, der wegen ſeiner rauhen Haare einem Schaafe gleich ſieht, welches gemeiniglich ein Bäz genannt wird, auf eine ihrer Münzen, prägen laſſen, ſo habe man dieſe Münze Bäzen genannt. Hernach hätten andere Münzſtädte Geld von gleichem Werthe geſchlagen, das denn auch dieſe Benennung erhalten. Eben dieſes bezeugen der Herr von Sekendorf in ſeiner Hiſt. Lutheraniſm. p. 60. Theod. Haſäus in Biblioth. T. VI. p. 287. Hr. D. Heumann in ſeiner Poecile T. III. p. Friſch in ſeinem deutſchen Wörterbuche 1. Th. S. 74 Welcher leztere noch zwo Meinungen vom Urſprunge dieſes Wortes anführet: Es kan nemlich 1) herkommen von Baz, welches ein Stük von einer diken und weichen Materie bedeutet. Man ſagt ein Bazen vom Tuch; ein Leimenbazen, das iſt Schnellkäulchen oder Schuſſer von Leim oder Thon. Das Wort Stük wird noch von vielen Münzen gebraucht, als ein Sechszehngroſchenſtük, ein Sechspennigſtük ꝛc. Weil nun die Franzoſen ihr Pieçe und die Italiäner ihr Pezzo auch gern zu Münzen von allerlei Werthe zu ſezen pflegen: So können auch vermuthlich die Schweizer, als Nachbarn dieſer Völker, das Wort Baz in eben dieſer Bedeutung genommen haben. Oder es kan 2) von dem Worte ſich Bazen, ſe conglobare, in maſſam vel glebam coire, hergeleitet werden, wozu die zottlichen Haare des Bärs Gelegenheit gegeben, von denen man, wie von den Federn in den Betten u. d. g. ſaget: Sie bazen, oder bazen ſich zuſammen.

Vom Haarkräuſeln, und dem der Geſundheit daraus erwachſenden Nachtheil.

Zu Würtemberg führete den 14. Febr. 1749. Hr. D. Georg Auguſt Langhuth, ordentlicher Profeſſor der Anatomie und Botanik, den Herrn Joh. Juſt. Terras, von Dresden, auf das mediciniſche Catheder, welcher, die höchſte Würde zu erhalten, eine ſchöne geſchriebene Diſputation de valetudine ſexus elegantioris a coma calamiſtrata vertheidigte, die bei Eichsfelden auf 4. und einen halben Bogen gedrukt iſt. Je weniger man bei Handlungen, die man nach einer faſt allgemeinen Gewohnheit verrichtet, auf die Gefahr, welche der Geſundheit dardurch zugezogen wird, zu entdeken pfleget; deſto rühmlicher iſt die Bemühung derer, die ſie mit einer guten Einſicht und hinlänglichen Erfahrung zu entdeken ſuchen, und zu vermeiden lehren: Dem ſchönen Geſchlechte ſind ſie dieſen Dienſt am meiſten ſchuldig, weil bei einem zarten Körper eine auch nur geringe Gefahr zum gröſten Schaden ausſchlagen kan. Der Herr Verfaſſer der angezeigten Abhandlung redet von der Liebe und Achtung der Alten, ſonderlich der Griechen und Römer, gegen ein wohlgekräuſeltes Haar, und zeiget dabei gar richtig, wie weit es pflichtmäſig ſey, die Natur durch Kunſt nachzuahmen. Dieſe Gränzen überſchreiten diejenigen ohne Zweifel, welche die Abſichten der Natur durch eine geſuchte Zierde zu nichte machen. Wie dieſes bei dem Haarkräuſeln geſchehen könne, und was ſonſt der Geſundheit für Nachtheil durch das dabei gewöhnliche Brenneiſen zuwachſe, beſtimmet der Herr Verfaſſer aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, und den Umſtänden, worunter er hierbei gemeiniglich geſezet wird. Er beweiſet, daß das bei dem Haarſchmuk vielfältig gebräuchliche Beſcheeren nicht ohne viele Verlezung des Hauptes, und ohne Hindernis des von der Natur durch die Haare zu erhaltenden Nuzens, geſchehen könne; daß der nach und nach auf dem Kopfe geſammelte Puder und Pomade, wenn ſie durch das heiſe Brenneiſen zerſchmelzen, ſich in die Schweislöcher des Haupts dringen, und auſſer andern Ubeln das Ausfallen der Haare und Kopfſchmerzen zu Wege bringen; daß endlich das Breñeiſen durch den auf manche Art dabei verurſachten Dampf, die Luft, welche man bei dem Kräuſeln nothwendig einſchluken mus, ungeſund mache, durch die Hize die Haare verderbe, und, weil es nothwendig dem Scheitel und den Schläfen ſehr nahe kommt, dem Haupte, nebſt allen ſeinen Theilen, vielen Schaden zufüge, welcher noch vermehret wird, wenn man nach dem Brennen alſobald in die kalte Luft gehet. Da dem ohngeachtet an dem ſchönen Geſchlechte ein gekräuſeltes Haar eine anſtändige Zierde bleibt: So iſt der Herr Verfaſſer viel zu billich, als daß er der beſchriebenen Gefahr wegen das Kräuſeln ſchlechterdings verwerfen ſollte. Vielmehr zeiget er, wie durch Hülfe eines Kaminfeuers, durch fleißige Reinigung der Haut und Haare, durch den Dienſt eines Kammes, der zwiſchen der Haut und dem Brenneiſen gehalten wird, durch die Sorgfalt, ſich eine gute Zeit vorher, ehe man ausgehet, den Kopf in Ordnung bringen zu laſſen, und andere Mittel, der Schaden um ein groſſes verringert werden könne. Jedoch ſchlägt er als das ſicherſte vor, entweder ohne Brennen die Harre kräuſeln zu laſſen, oder ſich einer Peruque zu bedienen. Alles dieſes aber, was von dem Schaden der ſo beliebten Krauſe vorher ausgeführet iſt, mus man nicht von den krauſen Haaren des ſchönen Geſchlechts überhaupt, ſondern nur von den durch Kunſt gekräuſelten Haaren, verſtehen.

Vom Nieſen.

Die Brüder Pagliarini haben gedrukt: Origine dell' Uſo di Salutare, quando ſi ſternuta, Diſcorſo fatto per gli eccellentiſſimi Principi D. Urbano e D. Carlo Barberini, da *Simone Ballerini*, Dottore di Legge e Cuſtode della Libreria dell' eccelentiſſima caſa. in gros 8vo. 3. und einen halben Bogen. Es haben bereits verſchiedene Gelehrte den Urſprung der Gewonheit, zu denen, welche nieſen, Proſit, Gott helf, u. d. m. zu ſagen, in beſondern Abhandlungen unterſucht, davon der Verfaſſer die vornehmſten anführet. Herr Morin, welcher in den Schriften der Königl. Franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchaften ſeine hiervon gemachten Anmerkungen druken laſſen, erzehlet, es habe Promotheus, als er das Feuer vom Himmel geholt, die gläſerne Flaſche, darinnen er es verwahret, geöfnet, da denn die Sonnenſtralen bei dem erſt geſchaffenen Menſchen, als ſie durch die Poros der Schwammichten Knochen eingedrungen, das primum vivens, oder die Belebung der Maſchine, hervorgebracht hatten. Zu Erläuterung dieſer Fabel bringt er das Exempel des von Eliſa auferwekten Knabens bei, der, ſo bald er wieder aufgelebt, ſiebenmal genieſſet, obſchon, wie der Hr. Ballarini angemerkt, die Ausleger über der wahren Bedeutung des im Hebräiſchen befindlichen Wortes ſich noch nicht verglichen haben, und Hn. Morins Beweis alſo gar unzulänglich und ſchlecht gegründet iſt. Einige Scribenten behaupten, daß zu Gregorii M. Zeiten eine peſtilenzialiſche Seuche gewütet, und die, ſo von derſelben angegriffen worden, ſich zu Tode genieſſet hätten; deswegen der Papſt gewiſſe Gebeter, und die noch jezo üblichen Wünſche, verordnet habe. Allein, daß dieſer Gebrauch viel älter ſey, ergibt ſich aus einem Griechiſchen Epigramma, und aus einer Stelle Petronii, wo erzehlet wird, daß Eumolpus dem Gitoni, als er dreimal genieſſet, gute Geſundheit angewünſcht habe: ja man findet auch verſchiedene Spuren davon bei denen von Rom und Griechenland ſehr weit entfernten Völkern. Der Verfaſſer glaubt alſo, daß man den wahren Urſprung dieſer Wünſche in dem Aberglauben der Alten ſuchen müſſe, welche, wie er aus verſchiedenen Stellen der Scribenten beweiſet, aus dem Nieſen bald gute, bald ſchlimme, Vorbedeutungen nahmen, und ſich deswegen zu Abwendung alles bevorſtehenden Ungluks der Worte Gott helf! bedienten.

Von

Von der Bratencur.

Von der Braten-Cur, de cura Aſſatoria diſputirte der Herr Hofrath Michael Alberti nebſt ſeinem Reſpondenten, Herrn Cchriſtian Gottlob Demani, im verwichenen September. Es beſtehet dieſe Inaugural-Diſputation aus 4. Bogen und 9. §§. Die Alten hielten ſehr viel auf Braten, und ward dahero denen Göttern nicht gekochtes ſondern gebratenes Fleiſch vorgeſetzet. Nachdem aber heut zu Tage das gekochte Eſſen ſo ſtarck Mode geworden iſt, ſo iſt die Frage, welche Art Speiſe dem Menſchen am geſündeſten ſey? Der Herr Hofrath antwortet, daß man auf die verſchiedene Beſchaffenheit der Menſchen ſehen müſſe. Leuten, die ein ſchweres, dickes fettes Blut haben, iſt mehr die Hunger- als Braten-Cur anzurathen. Denen See- und Nordländern iſt mit denen Speiſen nicht gedienet, welche nicht wiederhalten, und Nahrung geben, ſondern bald aus dem Magen und Leibe rutſchen. Subjecta, die zuviel Geblüt haben, oder mit dem Krampff beſchweret ſind, die mögen ſich der vielen gebratenen Speiſen enthalten; dahingegen denenjenigen, qui ob largiorem ſanguinis profuſionem, non ſolum hujus moleſtam penuriam patiuntur, ſed aliquali virium languore laborant, ut ſunt frequentes & effuſæ narium hæmorrhagiæ, hæmoptyſes, hæmorrhoides, Menſium & Lochiorum fluxus, mictiones cruentæ u. d. g. die Braten ſehr dienſam ſind. Denen Phlegmaticis, die flüſſiger, feuchter, kalter Natur ſind, iſt auch das gebratene Eſſen ſehr nüzlich.

Ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe?

Unter vielen wunderlichen Vorurtheilen, die unter dem menſchlichen Geſchlechte herſchen, iſt dieſes nicht der geringſten eines, nach welchem man dafür hält: ein Armer ſeye der menſchlichen Geſellſchaft gefährlicher als ein Reicher. Dieſe Meinung hat der Armuth unzählige Uebel zugezogen, und beſonders verurſachet, daß, da man aus einem billichen Mitleid ſie aus dem Staube zu heben bemühet ſeyn ſoll, ſich ein jeder mit äuſſerſten Kräften beſtrebet, ſie in der Nidrigkeit, in welche ſie das Schikſal verſezzet hat, zu erhalten. Terenz / der die Laſter ſo natürlich und lebhaft, als ſie es verdienen, abſchildert, kan ſich nicht enthalten, von der Armut das bitterſte Urtheil zu fällen. Er ſagt:

> Omnes, quibus res ſunt ſecundæ,
> magis ſunt neſcio quomodo ſuſpicioſi.

Dieſes Vorurtheil entſtehet nach meiner Meinung daher, weil man gemeiniglich, obwol fälſchlich dafür hält, daß ein Armer geneigter zum Laſter als ein Reicher ſey, und was dieſe Meinung am meiſten unterſtüzzet, iſt dieſes, daß die Laſter eines Armen der Welt mehr in die Augen fallen; da hingegen ein Reicher hinlängliche Gelegenheit hat, die ſeinigen zu bemänteln, und zu verhehlen. Seit der Zeit, da dieſe Meinung in die Welt gekommen, hat man angefangen gegen die Armuth ein gewiſſes Mistrauen zu hegen, und die Gerichtspläzze, die hiervon am richtigſten denken und am billichnen urtheilen ſolten, ſind hierinn in vielen Stükken dieſem allgemeinen Wahne gefolget.

Meine gegenwärtige Abſicht ſol die Erörterung der Frage ſeyn: Ob die Armuht/ oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe?

Ich mus hier zum voraus erinnern, daß wann ich von von dem einen etwas beiahen werde, ich deswegen nicht ſchlechterdings das Gegentheil von dem andern zu behaupten ſuche. Der Reichthum kan unendlich gutes ſtiften; aber er kan auch den Menſchen zu vielem böſen verleiten. Jenem dienet er zum Mittel, die Glükſeligkeit ſeiner Mitbürger zu befördern, und ſich auf die edelſte Weiſe zu dem liebenswürdigſten Menſchen von der Welt zu machen; dieſen hingegen reiſet er in einen niederträchtigen Geiz, und macht ihn zu einem verachtungswürdigen Geſchöpfe. Die Armuht kan den Menſchen zur wahren Glükſeligkeit führen; ſie kan ihn aber auch in den Abgrund der Laſter ſtürzen, deren gerechte Strafen in einer ewigen Unglükſeligkeit beſtehen. In der That kommt es hier auf das Gemüthe und deſſelben Beſchaffenheit an.

Die Seele macht ihr Glük: ihr ſind die äuſern Sachen.
Zur Luſt und zum Verdrus nur die Gelegenheit. Haller.

Ein Herz, das von denſelbigen Trieben der Tugend belebet iſt, wird bei dem Beſizze der gröſten Glüksgüter durch laſterhafte Thaten ſich derſelben nie unwürdig machen, noch in der äuſſerſten Armuth auf niederträchtige Handlungen verfallen, die ihm Schimpf, Schande und Verachtung zuziehen. So wie ein jedes von dieſen beiden Dingen den Menſchen zum Guten reizen kan; ſo gewis iſt es auch, daß beide die Quellen von vielen Laſtern ſeyn können, und da dieſes die Erfahrung beſtättiget, ſo beruhet alſo die Erörterung dieſer Frage darauf, welches von dieſen Stükken das meſchliche Gemüth zum Laſter mehr verführe.

Die Laſter, ſo öfters mit der Armuth verbunden ſind, ſind ein liederliches Leben, Diebſtahl und Verzweifflung. Es iſt auch ganz natürlich, daß ein laſterhafter Armer auf eines von dieſen Dingen verfallen mus. Er iſt ſelten ſo glüklich eine gute Erziehung zu bekommen. Iſt er von vornehmer Geburt und dabei arm, ſo kan es ihm doch leicht an dem Unterrichte fehlen, wie man ſein Gemüthe bilden und volkommen machen ſol. Ja geſezt, daß er auch dieſen erhält, ſo werden ihm auch die Mittel mangeln, dieſe Vollkommenheit in ihrem Glanze zu erreichen. Die Sorge für ſeine zeitliche Wohlfart hindert ihn alzuſehr für die Wohlfart ſeiner Seele zu ſorgen, und befiehlet ihm mehr auf die Erhaltung ſeines Leibes, als auf die Volkommenheit ſeines Gemüths zu denken. Sein ganzes Glük iſt zuweilen auf den Degen geſezzet, und wem iſt wohl unbekannt, welchen groſſen Gefährlichkeiten in Anſehung ihrer Sele diejenigen ausgeſezzet ſind, welche, ohne vorhero eine gute Erziehung genoſſen zu haben, ohne das Weſen der wahren Ehre zu kennen, den Kriegsſtand erwählen? Religion, Glauben, Tugend ſind diejenigen Dinge, welche ein ſolcher am wenigſten achtet. Er überläſſet ſich ſeinen rohen Begierden und wilden Lüſten, und dieſe machen ihn endlich zu einem ſolchen unſeligen Geſchöpfe, das er am Ende ſeines Lebens die Stunde ſeiner Geburt verfluchet.

Iſt ein laſterhafter Armer von geringem Stande, ſo hat er auch deſto weniger Gelegenheit ſein Gemüth volkommen zu machen.

Seine Geburt ſcheinet ihm ſchon alle Wege verſperret zu haben, zu dieſer Glükſeligkeit zu gelangen. Er wird gemeiniglich in der Armuth erzogen; ſein Umgang iſt mit geringern und pöbelhaften Gemüthern; er ſiehet nichts anders als niderträchtige Handlungen, er höret nichts anders als niderträchtige Reden, und dieſe verurſachen, daß er ſich nach und nach ſelbſt ein niderträchtiges Weſen angewöhnet, und eben ſolche ſchlechte Handlungen begehet, als niderträchtig ſeine Gedanken ſind. Hierzu kommt noch die Sorge für die Unterhaltung des Leibes, und wie oft iſt nicht mit der Armuth der Müſſiggang verbunden, der wiederum viele andere Laſter zeuget? Was iſt alsdenn wahrſcheinlicher, als daß er auf das Stehlen verfallen mus, und was macht in dem gemeinen Weſen gefährlicher, als eben dieſes Laſter? Geſezt, daß ihn die Furcht der darauf geſezten Strafe davon abſchreket, ſo kan ihn villeicht die Verzweiflung einnehmen, und zu einer That verleiten, die am meiſten mit einer geſunden Vernunft ſtreitet. Ich übergehe andere Laſter, in welche ein Armer verfallen kan, genug man wird hieraus ſchon ſatſam erſehen, daß die Armuth den Menſchen eben ſowol zum Böſen verführe, als ſie ihn zum Guten antreiben kan.

Ich komme auf den Reichthum, der mit Recht unter die vornehmſten Glüksgüter des Zeitlichen Lebens zu rechnen iſt. In ſo weit man zur Beförderung der Vollkommenheit des Gemüths zeitlicher Mittel benöthiget iſt, ſezzet er denenjenigen, welcher ihn beſizzet, in den Stand, auf eine leichtere Weiſe als der Arme an der Vollkommenheit ſeiner Sele zu arbeiten. Wenn ich aber denſelben auf ſeiner ſchlimmen Seite anſehe, und das Böſe, worzu er den Menſchen verleiten kan, betrachte, ſo bin ich in Zweifel, ob man ihn nicht eher ein Unglük als Glük nennen ſol. Weil es hier darauf ankomt, ob der Reichthum oder die Armuth mehr zum Laſter verführe, ſo mus ich hier nothwendig derjenigen Laſter gedenken, welche gemeiniglich aus dem Reichthum zu entſpringen pflegen. Dieſe ſind der Hochmuth, die Wolluſt und der Geiz.

Ein Reicher wird mehr ſeines Geldes als ſeiner Verdienſte wegen geehret, und die Welt iſt ſchon ſo geartet, daß ſie mehr Ehrfurcht gegen einen Reichen als Armen bezeuget.

Einem Reichen, der zugleich verſchwenderiſch iſt, wird es nie an Schmeichlern fehlen, die für den Genus einer fetten Mahlzeit ihm Verdienſte andichten, die er nie beſeſſen hat, und die ſeine Eigenſchaften und Handlungen mit Lobſprüchen beehren. Dieſe ſind in der That ſeine ärgſten Feinde, zu denen man wohl eben dasjenige ſagen kan, was in dem Luſtſpiele der verlohrne Sohn des Hrn. von Voltära, der Bediente des verſchwenderiſchen Euphemons ſagt:

Ach! Freunde ach! wer kan euch
Schelmen trauen?

Gibt er dieſen Schmeicheleien Gehör, läſſet er ſein Gemüth von der falſchen Einbildung beſiegen, als ob alles wahr wäre, was man ihm von ſeinen vermeinten Vollkommenheiten vorſchwazt, ſo mus er alsdenn in eine Narrheit, oder in einen unerträglichen Stolz gerathen. Er wird alsdeñ alle diejenigen, ſo weniger Vermögen oder Kunſt als er beſizzen, mit geringſchäzzigen Augen anſehen. Er wird den Armen als ein Geſchöpfe betrachten, ſo der Himmel nur zur Dienſtbarkeit erſchaffen hat. Die ihm am Stande und Vermögen gleich ſind, ſiehet er verächtlich an, und ein heimlicher Neid reizet ihn, es den Groſſen an Pracht vorzuthun. Dieſes macht ihn zu einem verhaſten Menſchen. Er verbannet die Triebe der Menſchenliebe und der Freundſchaft aus ſeinem Herzen. Er wil ſeines Guts wegen angebetet ſeyn. Er erwekket bei jedem ein heimliches Mistrauen gegen ſich, und es iſt unmöglich, daß er auſſer ſeinen Schmeichlern und niederträchtigen Verehrern iemand gefallen kan. Was wird von dieſem nichtswürdigen Geſchöpfe die menſchliche Geſellſchaft für Vortheile zu hoffen haben, da er ſonſt niemand ſeiner Freundſchaft würdiget?

Welche eine Menge von Laſtern entſpringet nicht aus der Wolluſt? Was ſolte ich anfangen, wenn ich ſelbige alle nennen wolte? Die Unmäſſigkeit im Eſſen und Trinken, die Sorgloſigkeit, die Geilheit, die Verſchwendung ſind alle Laſter, ſo aus dieſer unerſchöpflichen Quelle entſpringen. Ein Reicher hat mehr Mittel ſeine lüſternen Begierde zu erfüllen. Der Wollüſtige weidet ſeinen Leib mit den köſtlichſten und zärtlichſten Speiſen und Getränken, er ruhet in einer ahndungeloſen Sicherheit auf den weichſten Kiſſen. Die verführet ihn zum Müſſiggang, und macht, daß er ſorglos einen Tag nach dem andern verſchwinden läſſet. Er macht ſich durch einen viehiſchen Lebenswandel zu einem vernünftigen Umgang ungeſchikt, und welche Leute können in einer Republic mehr ihre Mitbürger zum Böſen verführen, als eben Wollüſtige?

Es wird unnöthig ſeyn, daß ich von dem Laſter des Geizes vieles ſage. Die heilige Schrift ſelbſt nennet ihn die Wurzel alles Ubels, und dieſer erhabene Ausdruk enthält alles in ſich, was ich ſonſt mit den ausgeſuchten Redensarten von der Abſcheulichkeit dieſes Laſters ſagen könte, und er ſtellet uns ſchon alle Handlungen in einem kurzen Abriſſe vor, wozu der Geiz den Menſchen verführen kan. Die Begierde mehr zu haben als man braucht, kan ſich bei den Reichen eher einfinden, als bei demjenigen, welcher mit wenigen vergnügt zu ſeyn gelernet hat. Dieſe Begierde lehret dem Geizigen die verfluchten Wege, durch Unrecht anderer Gut an ſich zu ziehen. Betrug, Mordthaten, heimliche Vergiftungen, Verrätherei, Verſchwörung und tauſend andere entſezliche Verbrechen, ſind alle Dinge, die ein Geiziger zu thun fähig iſt.

Ich habe bisher die Laſter erzälet, zu welchem ſowohl die Armuth als der Reichthum den Menſchen verführen kan. Wenn man beide auseinander ſezzet, ſo wird man erſt urtheilen können, welches von dieſen beiden Dingen mehr zum Laſter reizet. Man wird finden, daß die Laſter, ſo aus der Armuth entſpringen, ſo beſchaffen ſind, daß ſie eher vermieden werden können.

Ich habe den Müſiggang, ein liederliches Leben, den Diebſtahl und die Verzweiflung angeführet. Wenn ich dieſe Laſter genau erwäge, und mir dabei einen Menſchen vorſtelle, deſſen Gemüthe noch roh und ungebildet iſt; ſo iſt es doch eher möglich, daß, wenn er in Armuth lebet, er dieſe vermeiden werde, als diejenigen, ſo aus dem Reichthum entſpringen, wenn ihm der Himmel bei ſeinen wilden Trieben zugleich Glüksgüter beſcheret hat.

Wenn auch ein Armer ſchon zur Liederlichkeit geneigt iſt, ſo iſt es doch eher zu vermuthen, daß ihn die Furcht einer ſchmälichen Strafe, für den Laſtern warnen werde, wozu ein liederliches Leben den Menſchen verleiten kan. Ein Armer hat mehr Gelegenheit ſich für dem Laſter zu hüten, als ein Reicher. Es fehlet ihm nicht leicht an Mitteln, ſeinen Unterhalt zu erwerben. Ein jeder gibt auf ſeine Handlung acht, und dieſes treibet ihn an, ſich für allem Verdacht zu hüten. Die Laſter, in die ein Geiziger gerathen kan, ſind weit glänzender, und ſtellen, wenn ſie den Menſchen in ihr Nez ziehen wollen, ihm mehr Scheingüter vor die Augen. Der Reiche kan in Laſter gerathen, die, ob ſie zwar an ſich dem Rechte der Natur zuwider ſind, dennoch durch die bürgerliche Geſezze nicht beſtraft werden können, ſo lange ſie nicht mit andern wichtigern verbunden ſind. Die Luſt zu ſündigen und Laſterthaten zu begehen, iſt alſo bei ihm weit ſtärker, als bei dem Armen, auf den die Geſezze ein wachſames Auge haben. Ich ſezze noch dieſes hinzu, daß die Laſter, ſo aus dem Reichthum entſtehen, weit mehr Unglük und Verderben in dem gemeinen Weſen anrichten, als diejenigen, wozu die Armuth verführen kan, und das eben darum, weil ſie nicht alle vor den Richterſtuhl der Menſchen können gezogen werden.

Man hat durch eine uralte Erfahrung angemerket, daß die Menſchen ſich eher in die ſchlimmen als in die guten Zeiten ſchikken können, mich deucht, daß man ſich eben ſowohl auf die Erfahrung berufen kan, wenn man behaupten wil, daß ein Menſch in ſeiner Armuth eher das Laſter vermeiden, als bei dem Reichthum tugendhaft bleiben kan.

So eben ſiehet man viele Reiche, die, wenn ſie entweder durch ihre eigene Schuld, oder durch Unglük in Armuth gerathen, nachmals ein tugendhaftes Leben führen, und hingegen wenig Arme, die, wenn ſie zu groſſen Reichthümern gelanget ſind, auch zugleich tugendhaft bleiben.

Alles, was ich bißhero von dem Reichthum und der Armuth vorgebracht habe, kan zum Beweis dienen, daß der Reiche der Verführung zum Laſter weit mehr als der Arme ausgeſezzet ſey; allein ich halte dieſes alles noch nicht hinlänglich genug.

Es kan bei einigen Menſchen Stat finden, aber doch nicht durchgehends. Es können in einer Stadt 10. Reiche ſeyn, unter welchen nur ein einziger ſeinen Reichthum misbrauchet, und ſich durch denſelben zum Laſter verführen läſſet, und hingegen 10. Arme, die alle miteinander Laſterhaft ſind. Folglich ſcheinet daraus zu flieſſen, daß mein Beweis noch nicht ſtark genug ſey, einen algemeinen Saz zu machen, daß der Reichthum mehr als die Armuth zum Laſter verführe. Alle meine angeführte Gründe dienen nur die Möglichkeit zu beweiſen, und ſind nicht ſtark genug, die Wirklichkeit gleichfals zu beſtreiten. Man wird mir derowegen erlauben, daß ich den Beweis der lezteren aus der Geſchichte, der Lehrmeiſterin des Lebens, der Zeugin der Wahrheit nehmen darf. Ich finde ganze Völker, die, ſo lange ſie ein armes und kümmerliches Leben geführet, die glükſeligſten Zeiten genoſſen haben, u. ſo bald ſie hingegen zu Anſehen und Reichthum gelanget, in tauſenderlei Laſter gerathen, die den Verluſt ihrer Freiheit und Ruhe nach ſich gezogen haben. Ich ſpreche ein armes Volk deswegen nicht von allen Laſtern frei. Ich bin mit dem Dichter hierinnen einerlei Meinimmig, wenn er ſaget:

Vergebens rühmt ein Volk die Unſchuld
ſeiner Sitten,
Es iſt nur jünger-ſchlim, und minder
weit geſchritten,
Der Lappen ewig Eis, wo alzutief
geneigt
Die Sonne keinen Riz zur Ueppigkeit
gezeigt,
Schließt nicht die Laſter aus, ſie ſind
wie wir hinläſſig,
Geil, eitel, geizig, träg, misgünſtig
und gehäſſig,
Und was liegt denn daran bei einem
bittern Zwiſt,
Ob Fiſchfett oder Gold des Zweiſpalts
Urſach iſt. Haller.

So viel iſt aber indeſſen gewis, daß die Laſter, ſo man bei einem armen Volke findet, ſo beſchaffen ſind, daß ſeine Freiheit durch dieſelben weniger Gefahr ausgeſezzet iſt. Unſere Vorfahren ſind bei ihrer groſſen Armuth der Völlerei, dem Rauben und Todſchlagen ſehr ergeben geweſen, und ich wil dieſe Laſter bei denſelben ganz und gar nicht entſchuldigen, ob ſie ſchon nicht ungeſtraft bleiben. Herſchten aber auch unter ihnen ſolche Sünden und Laſter, womit das weichliche Rom angefüllet geweſen; und um derentwillen der gerechte Zorn des Himmels ehedem Sodom und Gomorra vertilget hat? Sie ſind ſtrenge Bewahrer der Keuſchheit, und Feinde der Ueppigkeit nebſt anderer verführiſchen Laſter geweſen, welche öfters die gröſten Helden beſieget, und die reichſten Länder zerſtöret haben. Sie haſſeten die unzäligen Arten der Wollüſte des lüſternen Römers. In ihren Handlungen herrſchte eine edle Einfalt und ſtandhaftes Weſen, und ihr Mund redete nicht anders, als ihr Herze dachte. Von Stipulationen, Klauſeln und andern Grillenfängereien, die wir noch bis auf dieſe Stunde auf das ſorgfältigſte beibehalten, und die Rom aus Noth erdenken muſte, um den unbeſchreiblich vielen Betrügereien im Handel und Wandel vorzubeugen, wuſten ſie nichts, und erfülleten ſie ihr Verſprechen freiwillig, ohne ſich durch einen richterlichen Urtheilſpruch dazu zwingen zu laſſen.

Der dumme Bürger des wilden Kanada und des rauhen Florida iſt eben ſo beſchaffen geweſen, als man dieſe Gegend des nordlichen Amerika entdekter. Sein einziges Laſter war rauben Die Hurerei, die Völlerei und andere Laſter hat er erſt von den Engelländern und Franzoſen erlernet. Dieſe beide ſo liebenswürdige als kluge Nationen bedienten ſich, bei den unter ihnen entſtandenen Kriegen, dieſer unſchuldigen Barbaren ſtat eines Werkzeuges ſich einander aufzureiben. Man lehrete ſie den Gebrauch der Waffen, man gewöhnete ſie an die Europäiſchen Getränke, und man verdarb auf dieſe Weiſe die Geſundheit ihres Leibes und die edle Einfalt ihres Herzens.

Der Peruaner hat erſtlich von den Spaniern die Eigenſchaft und den Gebrauch des Goldes erlernet. Der braune Einwohner des malabariſchen Standes kan noch nicht begreifen, was Geiz und Diebſtahl für Dinge ſeyn, und wenn er ſich von einem Geizigen und von einem Diebe einen Begrif bilden wil, ſo ſtellet ſich ſeine Seele ein ganz beſonders Geſchöpfe vor. Nach dem Bericht von den Bekehrungen unter dieſem armen Volke, fället den Bekehrern nichts ſchwerer, als ihm das Weſen eines Geizigen und die Eigenſchaften eines Diebs zu erklären. Seine Armuth hat ihn verhindert, iemals auf dieſe Laſter zu verfallen, und es ſcheinet ihm eine bloſe Unmöglichkeit und ein leeres Hirngeſpenſte zu ſeyn, weil er die Urſachen nicht einſehen kan, die den Menſchen hierzu bewegen ſolten. Der Mangel des Worts erhält alſo dieſes gute Volk in einer glükſeligen Unwiſſenheit. Es iſt wahr, dieſe Wilden haben viel Gutes von uns gelernet, man hat ihnen unſern Glauben, unſere Art zu denken, unſere Künſte und Handwerker beigebracht, und ſie in dem Schifbau und der Kriegskunſt unterrichtet; allein es iſt auch nicht zu leugnen, daß ſie viele Laſter von uns erlernet haben, ſo unter ihnen vorhero ganz unbekannt geweſen.

Wohl dir, vergnügtes Volk, dem ein geneigt Geſchikke
Der Laſter reiche Quel den Ueberflus verſagt!
Dem, den ſein Stand vergnügt, dient Armuth ſelbſt zum Glükke,
Da Pracht und Ueppichkeit der Länder Stüzze nagt.

Rom, die mächtige Republik, lebte in einer glükſeligen Freiheit, denn damals,

Als es die Siege noch bei ſeinen Schlachten zählte,
War Brei der Helden Speis und Holz der Götter Haus.
Als aber ihm das Mas von ſeinem Reichthum fehlte,
Trat bald der ſchwächſte Feind den feigen Stolz in Graus.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich die glükliche Zeiten dieſes groſſen Stattes ausführlicher beſchreiben, und wie ſeine Macht von Jahr zu Jahr geſtiegen, hier ausführen wolte. Es iſt genug, wenn ich nur ſo viel ſage, daß Rom nicht mehr das alte, das anſehnliche, das unüberwindliche Rom blieb, als es ſich durch ſeine Reichthümer zur Wolluſt, zur Weichlichkeit und zu tauſend andern Laſtern und Unordnungen verführen lies. Deſes geſchahe kurz nach der Zeit, als Szipio den Untergang des ſtolzen Kartago von ferne weinend anſahe. Von dieſem merkwürdigen Zeitpunct an iſt das Anſehen des Römiſchen Staats von Jahr zu Jahr gefallen. Wie ſehr gefält mir doch der kluge Einfal des Lacedemoniſchen Feldherrns Cenominis (Plutarch. Apopht. Lacon. 64.) der, als ihn jemand fragte, warum er nicht die überwundenen Athenienſer völlig vertilget hätte? zur Antwort gab: Man mus ſie keineswegs vertilgen, damit es unſerer Jugend nicht an Leuten fehlet, die ſie in einer beſtändigen Uebung unterhalten.

Wenn ich alſo in den Geſchichten finde, daß die mehreſten Reiche und Völker, ſo lange ſie in der Armuth gelebet, unüberwindlich und weniger laſterhaft geweſen, und hingegen ſehe, daß eben dieſe Staten, ſo bald ſie zu groſſen Schäzzen gelanget, in die entſezlichſten Laſter gerathen, die nachmals ihren völligen Untergang befördert haben, was ſol ich anders daraus ſchlieſſen, als dieſes: daß, wo ſogar der Reichthum ganze Länder und Völker mehr als die Armuth zum Laſter verführet, wie vielmehr iſt es vermögend, bei beſondern Perſonen dieſes zu thun. Ich wil mich nicht weiter in die Unterſuchung dieſer Frage einlaſſen, meine Leſer werden nunmehro bei ſich ſelbſt das Urteil fällen, ob der Reichthum oder die Armuth mehr zum Laſter verführe?

J. F. E.

Erzehlung einer durch die Electriſation angeſtellte glüklich abgelauffene Cur in der Lähmung.

Geneve, 1748. d. 19. Febr.

Daß man in der Materie der Electricität noch immer neue Entdekungen mache, die derſelben unwiderſprechlichen Nuzen je mehr und mehr an den Tag legen, bezeiget nachſtehendes Extractſchreiben des Herrn Jallabert an den Herrn Cramer. Es lautet alſo: Ich habe dieſen ganzen Winter durch mir viele Mühe gegeben, die Würkung der Electricität an belebten Cörpern zu unterſuchen, und da ich dabei auf ſolche Verſuche verfiel, die eine beſondere Fertig- und Geſchiklichkeit nöthig hatte; ſo habe den Herrn Wundarzt Gujot dazu gezogen. Von ungefehr ſind meine Unterſuchungen nuzbarer geworden, als ich ſelbſt gedacht, ſo, daß ich dabei auch mein Abſehen auf die Heilung unterſchiedener Krankheiten richten können; denn indem ich begierig war, den Unterſchied der Würkung zu finden, welchen die Electricität ſowol bei toden und lebendigen Thieren als deren belähmten Theilen hervorbringen würde, ſo brachte man den 26. Dec. einen Schloſſer, mit Namen Nogues, zu mir, welcher ſeit 15. Jahren am rechten Arm gelähmet war. Auſſer dem, daß der Arm ohne alle Bewegung und Empfindung war, hatte er auch ſtark am Fleiſche abgenommen, und ſehr zuſammen geſchwunden. Der erſte Verſuch, den wir mit ihm vornahmen, war der bekannte mit dem Waſſer, und zwar ſo, daß die lahme Hand an das Geſchirr beveſtiget wurde, die gröſte Hefftigkeit des Stoſſes empfunde derſelbe jederzeit oben an dem Rüken, und man konnte ihm ſeine hierüber gefaste Meinung, daß ihn nemlich Herr Gujot darauf geſchlagen, nicht anders benehmen, als daß man bei Wiederholung des Verſuchs jenen auf eine ganz andere Stelle von ihm ſtellte. Da ich ihn hierauf, nachdem ich den lahmen Arm völlig entblöſſet, auf Pech ſteigen und ſtark electriſiren lieſe, auch ſodann an unterſchiedenen Orten Funken aus dem Arm hervorbrachte, wurden wir gewahr, daß die Mäuslein, woraus ſie herkamen, gerühret, und in eine ſehr hefftige krampfigte Bewegung geſezet wurden, und kurz darauf ſahen wir, daß ſich nach und nach bald der vordere Arm, bald die Hand, bald die Finger bewegten, nachdem wir von dieſem oder jenem Mäuslein einen Funken hervorbrachten. Dieſe Würkung war viel zubeſonder, als daß wir derſelben nicht mit aller möglichen Aufmerkſamkeit weiter auf den Grund ſehen ſollten. Ich ſtellte mich alſo gleich an die Stelle des Lahmen, und bemerke, das die Mäuslein und ihre daran hangende Theile jederzeit ſich in Bewegung ſezten, wenn man einen Funken aus ihnen herausſpringen machte, ohne daß es in meinen Kräften ſtunde, dieſe Bewegung zu hindern, und daß zum Exempel, nachdem man von den ausdehnend- oder zuſammenziehenden Muskeln der Hand oder der Finger den Funken hervorbrachte, dieſe entweder in die Höhe oder abwärts ſich bewegten. Nachdem ich dieſen Verſuch an unterſchiedenen Theilen meines Leibes und auch an dem lahmen Arm des Schloſſers wiederholet, und untrüglich fand, ſo bekam ich nicht wenige Hofnung, daß durch öftere und heftigere Erſchütterung der lahmen Mäuslein man ihnen villeicht ihre vorige Bewegung nicht nur wiedergeben, ſondern es auch dahin bringen würde, daß die unterſchiedene Feichtigkeit darinn wieder ihren ordentlichen Umlauf bekommen könnten, und auf dieſe Art fahre ich beſtändig in meinen Verſuchen mit dieſem Lahmen fort, und ſtelle dieſelben von einem Mäuslein zu dem andern an. Mit dem abziehenden Mäuslein des Daumens habe ich alleine bei groſſer Kälte 5. bis 6. Tag zu thun gehabt, und wo ich nicht würklich dieſe Würkungen ſahe, würde ich bei meinen andern vielen Arbeiten die Gedult in dieſer Cur anzuhalten nicht haben. Heute hat der Lahme mit dem lahm geweſten Arm ſeinen Hut abgezogen, und mir mit Thränen für meine bisherige Cur gedanket; Der vordere Theil des Arms iſt auch wiederum ſo fleiſchicht worden, als der geſunde, und der obere Theil deſſelben, mit welchem wegen allzuſtrenger Kälte die Verſuche ausſtellen müſſen, hat ebenfalls ſchon zimmlich zugenommen. Die Handwurzel kan alle ihre unterſchiedene Bewegungen machen, wenn er auch ein Seidelglas voll Waſſer in den Händen hält. Ein ferner weiterer Auszug von einem andern Schreiben vom 28. Febr. giebt ſogar, daß dieſer lahme Schloſſer nunmehro den Hut ohne Beſchwerung abnehmen, ja die groſſen Hammer ſchon wieder führen kan, ſo daß man die gewiſſe Hoffnung hat, daß er nächſter Tagen wieder ordentlicher Weiſe wird ſchmieden können.

Von der Glükſeeligkeit.

wider die, welche keinen Gott glaubē.

Proxima deinde tenent moeſti loca, qui ſibi letum,
Inſoutes peperere manu, lucemque peroſi,
Projecere animas; quam vellent aethere in alto
Nunc & pauperiem, & duros perferre labores!

Virgil.

Einer der gröſten Geiſter, die Frankreich und das ganze Gebiet der Gelehrſamkeit aufzuweiſen hat, der berühmte und tiefſinnige Pascal, hatte in ſeinem Entwurf die Religion zu vertheidigen, ein beſonderes Capitel ausgeſezet, darinn von den mancherlei Widerſprüchen zu handeln, die ſich in den Neigungen des Menſchen und in ſeiner ganzen gegenwärtigen Beſchaffenheit, befinden. Es ſchien ihm leicht, durch Betrachtung derſelben, vor dem Richterſtuhl einer geſunden Vernunft, den Menſchen dahin zu bringen, daß er, eine mit ihm vorgegangene Verſchlimmerung argwöhnen, und auf eine noch jezo bei ihm herrſchende Zerrüttung den Schlus machen müſte. Es iſt meine Abſicht nicht, mich hierin weitläufiger einzulaſſen, oder dieſe fruchtbare Anlage zu einem Beweis für die Religion auszuarbeiten; ſondern ich begnüge mich, diejenigen die hiervon mehr zu wiſſen verlangen, entweder zu den ſogenannten Gedanken des Mſr. Pascals ſelbſt zu verweiſen, oder ihnen zu ſagen, daß dieſer Einfall eines groſſen Mannes, ſo glüklich geweſen iſt, von dem berühmten Abbadie, in deſſelben vertheidigten Wahrheit der chriſtlichē Religion, weiter ausgeführet und in Betrachtung gezogen zu werden. Mein Fürſaz iſt für diesmal nur, unter ſo vielen widerſinnigen Erſcheinungen in der Aufführung des Menſchen, einen einigen, aber rechten Hauptwiderſpruch ſo zu reden, beſonders vorzunehmen, und ihn einer nähern Betrachtung meiner Leſer zu befehlen. Es iſt dieſer: der Menſch hat ein unüberwindliches Verlangen glükſeelig zu werden; aber er ſucht ſeine Glükſeeligkeit oft in einem Zuſtande, in welchem es lächerlich iſt, nur einen Schatten von Wohlergehen zu vermuthen. Die engen Schranken, die wir unſern Abhandlungen jedesmal ſezen müſſen, nöthigen uns, ſo gut wir können, vieles auf einmal abzuthun; und, wenn wir uns ähnlich bleiben ſollen, ſo werden unſere Leſer auf diesmal, mehr eine Anweiſſung zum weitern Nachdenken, als eine vollſtändige Ausführung unſers Sazes zu erwarten haben. So lange ein Menſch noch ein aus Leib und Seele beſtehendes Weſen ſeyn wird; ſo lange wird es auch wohl eine ausgemachte Sache bleiben, daß er nach Leib und Seel glükſeelig ſeyn mus, wenn er, als ein ganzer Menſch, den Namen eines glükſeeligen verdienen wil. Die wahre Glükſeeligkeit, ſo widerſprechend auch die Meinungen der Menſchen darüber ſind, wird doch wol am Ende derjenige Zuſtand bleiben müſſen, darinn wir eines ſo groſſen Vergnügens, auf eine ſo dauerhafte und empfindliche Weiſe genieſſen, als uns vermöge unſerer Einſchrenkung und Natur möglich iſt. Hierin vereinigen ſich die Stimmen der Natur, der Vernunft und aller dererjenigen unter den Menſchen, die den Namen Glükſeeligkeit zu erklären unternommen haben: Der Genus eines Vergnügens iſt in allen Erklärungen des höchſten Guten das lezte, wenn man aus hunter unbeſtimmten Worten und Begriffen, die endliche, wahre und einfache Vorſtellung mühſam hervorgeſucht hat. Wir ſagen alſo daß drei Stük inſonderheit uns glükſelig machen können, das gröſte Vergnügen, der ungeſtörte Genus deſſelben, und in dem Genuſſe ſelbſt, das Bewuſt ſeyn, oder die Vorſtellung, daß wir es ſind, die dieſes allergröſte Vergnügen, in einer ungeſtörten Zufriedenheit beſizen. Und dieſes iſt ſo ausgemacht, und durchgängig angenommen, daß wir ſo wenig demjenigen der eines geringen Vergnügens genieſſet, als demjenigen, der im Beſiz deſſelben alle Augenblik geſtört wird, und demjenigen, der im Genus aller Wohlfarth ohne Empfindung und Bewuſtſein einem Schlafenden gleicht, eine wahrhafte Glükſeeligkeit zuſchreiben dürfen. Des allergröſten Vergnügens theilhaftig zu werden; in dem Beſiz deſſelben, wider alle Gefahr willig geſichert zu werden, und mitten in dieſer zufriedenen Ruhe auch endlich, recht bei ſich ſelbſt, recht empfindlich und recht verſchloſſen zu ſeyn, das iſt der groſſe Zwek aller menſchlichen Wünſche; hiermit beſchäftigen ſich alle ihre Begierden, Anſchläge und Abſichten; das iſt das erhabene Ziel aller ihrer Bemühungen, Ueberlegungen und Werke. Mehr hievon zu ſagen, iſt unſerm Zweke nicht gemäs; eben daher aber auch überflüſſig. Wir ſind nunmehr im Stande, das Verhalten der Menſchen dieſem ihrem Zweke gemäs zu beurtheilen; aber was ſol ich ſagen? Man geräth allemal in eine Verlegenheit, ſo oft man ſich in eine Unterſuchung einläſſet, bei welcher hundert Vorwürfe, gleichſam zur Rechten und zur Linken unſre Aufmerkſamkeit und Betrachtung reizen; aus welchen wir aber auch nur einem einzigen, zur Abhandlung ausſuchen ſollen. Alles was die Menſchen ſich ſelbſt gelaſſen, thun, laſſen und leiden, entſpringet aus dem ernſtlichen Fürſaz ſich glükſelig zu machen: ſo viele lächerliche und ungereimte Handlungen und Bemühungen ſie alſo unternehmen: ſo viel Widerſprüche erſcheinen in ihrem Betragen, mit dem Zweke, dem ſie doch, geradezu, wie ſie meinen, entgegen arbeiten. Man wird uns hoffentlich zugeſtehen müſſen, daß heutzutage wohl kein Unglük mehr ſo gros erdacht werden kan, darnach nicht ſchon Menſchen recht mühſam gerungen hätten, weil ſie ihr Glük darinn geſucht haben; daß kein Zuſtand ſo unſelig und betrübt auch nur erſonnen werden könne, darinn nicht ſchon dieſer und jener, mit unermüdetem Eifer ſeine ganze Glükſeligkeit zu finden vermeint hätte. Was für Widerſprüche in der Aufführung eines vernünftigen und freien Weſens! Ich kan allen dieſen traurigen Wahrheiten keine gültigere Erleuterung verſchaffen, als wenn ich meinen Leſern zu erwegen bitte, daß es Leute gebe, die ihre ganze Seelenruhe darinn ſuchen, daß ſie ſich bei dem Beſchlus ihres Zeitlichen Lebens, eine völlige und ewige Vernichtung für Leib und Seele zugleich verſprechen. In Wahrheit, wenn der Menſchlichkeit zur Schande, der Feind unſerer Ehre und unſerer Wohlfart, etwas erdenken wollte, uns vor den Augen aller vernünftigen Weſen lächerlich und abſcheulich zu machen; ſo weis ich mich auf keine Thorheit und Raſerei zu beſinnen, die er uns mit glüklicherm Erfolg für ſeine Abſicht ſchuldig geben könnte. Der Widerſpruch zwiſchen Glükſeeligkeit und Vernichtung iſt ohngefehr ſo gros, als derjenige, daß ein Dreiek zu-

zugleich auch ein Vierek ſeyn ſoll; nichts iſt leichter zu beweiſen. Die Vernichtung iſt der gänzliche Verluſt unſers ganzen Daſeyns; wer aber nach Seel und Leib ein Nichts oder ein Unding iſt, wird der glükſeelig ſeyn können? Ich fürchte meine Leſer zu beleidigen, wenn ich ihnen eine ſo handgreifliche Ungereimtheit noch erſt erklären wollte. Soll derjenige des Nahmens eines glükſeeligen ſchon unwürdig ſeyn, der, ob er gleich wirklich eines Vergnügens genieſſet, in dem Genus deſſelben nur fühllos und ohne Bewuſtſein iſt: wie, wird derjenige glükſelig heiſen können, der gar nichts iſt? denn ehe etwas glükſelig ſeyn ſol, mus es zuvor etwas das iſt: wirklich ſeyn. Hier iſt demnach Ungereimtheit und Widerſpruch auf das höchſte getrieben; hier zeigt ſich die Menſchheit auf der fürchterlichſten und bejammerswürdigſten Seite. Er ſol, er wil, er ſucht glükſelig zu werden; und er ſucht dieſes höchſte Gut, in ſeinem gänzlichen Untergange Statt des Genuſſes aller möglichen Vollkommenheiten und Vergnügen, wünſcht er ſich die Zerſtörung ſeines ganzen Daſeins.

Ich will hierüber noch mit wenigen folgende Anmerkung machen: Erſtlich diejenigen die in einer gänzlichen Vernichtung ihres Daſeins ihre Zufriedenheit ſuchen, können ſich, wenn ſie nicht allen Menſchenverſtand frei heraus verleugnen wollen, in dieſem Zuſtande der Vernichtung, wenn ich es einen Zuſtand nennen darf, nichts verſprechen als eine Sicherheit vor einem unglükſeligen Leben; ſchlechterdings nichts wirklich gutes, kein Vergnügen, keine Glükſeeligkeit; denn es iſt ungereimt einem Undinge etwas wirkliches zuzuſchreiben. Wünſchen ſie alſo die Vernichtung, ſo fürchteten ſie ſich vor einem unglükſeeligen Leben nach dem Tode; und da werden ſie in eine erſtaunliche Verirrung gerathen, wenn ſie als Materaliſten den Grund ihrer Furcht angeben ſollen. Sie leugnen entweder GOtt ganz und gar, oder doch ſeine Offenbarung; nichts müſſen ſie aber nach ihrem Lehrbegrif weniger glauben, als was uns die Schrift von einem Leben nach dem Tode ſagt: wofür fürchten ſie ſich denn? werden ſie auch geſtehen dürfen, daß ſich in ihnen die Stimme der Natur des Gewiſſens und der Religion hören laſſe? Zweitens, diejenigen die ſich mit ihrer Vernichtung tröſten, ſtellen ſich zwar ein Nichts vor; aber ſie vergeſſen dabei, daß ſie erſt vernichtet werden müſſen. Ein Nichts ſeyn, und zu Nichts werden, iſt meiner Einſicht nach ſehr unterſchieden. Sein ganzes Daſein, alle Vollkommenheiten deſſelben, alle Vergnügen, alle Vermögen glüklich zu werden, durch einen Schlag zu verlieren; iſt ganz etwas anders, als von allen dieſen Vollkommenheiten und wirklichen Gütern, nichts wiſſen, nichts beſizen und nichts beſizen können. Finden ſie in der Vorſtellung ein nichts zu ſeyn, ein verworrenes und chimäriſches Vergnügen; ſo werden ſie doch ohnmöglich in den Gedanken ein nichts zu werden, ihre Beruhigung antreffen können. Ueberlegen ſie auch, daß alles, wofür ſie ſich in der Welt fürchten, der Verluſt ihres Glükes und ihres Lebens, eben deswegen ihnen fürchterlich ſey; weil ſie ſich dadurch der Vernichtung zu nähern glauben? Klugheit, Schmerz, Betrübnis, Leid, Bahre und Gruft, ſind uns nur deswegen ſchröklich, weil ſie uns gewiſſer Vollkommenheiten berauben, und unſerm Daſein gleichſam einigen Abbruch thun; aber wie weit übertrift alle dieſe Stüke, an Abſcheulichkeit, die Vernichtung? Die nicht nur alles dieſes in ſich ſchlieſſet, ſondern auch alles übrige noch hinweg nimmt, und unſern Verluſt vollkommen macht? Fürchten wir uns vor Krankheiten des Leibes, halten wir es mit Recht für ein Unglük unſern Verſtand zu verlieren, und dadurch der Erkenntnis der erhabenſten Wahrheiten, der angenehmſten und vergnügendeſten Betrachtungen unfähig zu werden; rechnen wir es für einen höchſtbetrübten Verluſt, an der Ausübung der Tugend gehindert zu werden, die ihren Lohn allemal bei ſich führet, und die wohlgemachten Herzen ſo liebenswürdig iſt; nennen wir uns glüklich, wenn wir uns des Umganges der beſten Freunde, der liebreichſten Ehegatten, der wohlgerathenſten Kinder beraubet ſehen; wenn wir auſſer Stand geſezet werden, uns an der Pracht und Schönheit der Natur, an der Ordnung und den Wirkungen ihrer Theile mit einer vernünftigen und menſchlichen Freude zu vergnügen: wie iſt es zu begreifen, daß wir an unſre gänzliche Vernichtung der Seelen und des Leibs ohne Schauer und ein tödliches Schreken gedenken können, die ein Innbegrif und ein unglükſeliges Ganzes, aller dieſer einfachen und fürchterlichen Zerſtörungen unſers Daſeins iſt. Niemand wird ſich unterſtehen dürfen, ſich ſeiner zukünftigen Vernichtung zu erfreuen, der nicht zugleich die Unverſchämtheit hat, frei zu bekennen, daß er den Verluſt, aller der angeführten Vollkommenheiten und Tugenden, für kein Unglük halte; was verdienet aber ein ſolcher für einen Namen? Ich geſtehe daß ich mich nicht überwinden könnte, mit ſolchen ausgearteten Gliedern des menſchlichen Geſchlechts, mich in eine fernere Unterhandlung einzulaſſen; die, wenn ſie die Wahrheit ſagen wollten, würden geſtehen müſſen, daß ſie deswegen ihre Vernichtung wünſchen, weil es ihnen als Menſchen unmöglich iſt, ein völlig viehiſches und unvernüftiges Vergnügen zu erlangen. Jedoch, können ſie ſich auch in der Hize ihre Luſt, eine Zeitlang mit der abſcheulichen Hofnung ihrer zukünftigen Zerſtörung beluſtigen; ſo beſorgen wir doch mit wahrhaften Mitleiden, daß einmal ein trauriger Augenblik erſcheinen werde, da die Stimme der Menſchlichkeit und ihres Gewiſſens durch alles Geräuſch ihrer Zerſtreuungen hindurch brechen, und die Liebe zum Leben in ihnen wieder aufweken wird, die ſie bisher nur überſchrien hatten. So gewis es iſt, daß ein jeder Böſewicht zur Zeit ſeiner Schandthaten, den Verluſt ſeines Lebens geringe achtet, der doch auf dem Richtplaze, Furcht, Reue und Verzweiflung auf ſeiner Stirne gemalt hat: ſo gewis glaube ich auch, daß an dem Tage ihrer vermutheten Hinrichtung und Vernichtung, diejenigen die in dem Rauſch ihrer Lüſte dieſelbe gewünſcht haben, lieber Verdammnis und ein unſeliges Leben wählen, als in ihre gänzliche Vertilgung werden willigen wollen. Drittens diejenigen die ihre Vernichtung wünſchen, haben, indem ſie dies thun, ſich ſelbſt aus den Augen verloren; ſie bedenken nicht daß ſie, ſie es ſind die einmal ſollen vernichtet werden. Sie plaudern zwar mit groſſer Verwegenheit viel von Vernichtung; aber ich frage ſie, auf ihr Gewiſſen, ob ſie auch bedenken, daß ſie ſelbſt, das Weſen das ſie ſelbſt ſind, nach welchen ſie leben empfinden und denken, der eigentliche Gegenſtand dieſer fürchterlichen Begebenheit ſind? Man betrachtet oft eine Sache unter ſolchen Umſtänden, die mit uns keine Verwandſchaft haben: man malt ſie ſich wie es uns gut dünkt vor Augen; und dem ſezt man mit groſſer Leichtſinnigkeit die leeren Namen ich oder wir hinzu: aber Furcht Zittern und Angſt befällt uns, wenn wir die Augen aufthun, und das bedenken was wir gered haben. Sich ſelbſt zu lieben, iſt eine natürliche Pflicht, und gleichſam die erſte Grundneigung aller belebten Geſchöpffe und ſonderlich der Menſchen: umſonſt, umſonſt wird ſich jemand bemühen, dieſelbe auszurotten. Es giebt Zeiten und Umſtände, da die Stärke der ſinnlichen Empfindung und Luſt, alle unſre Aufmerkſamkeit an ſich reiſt, und der Vorſtellung von uns ſelbſt verdunkelt; die Luſt lebt alsdenn gleichſam in uns, und wir ſelbſt wiſſen nicht daß wir leben: aber, kaum ſind dieſe thieriſche Entzükungen dahin; ſo richten wir unſere Gedanken wieder auf uns ſelbſt, wir fühlen daß wir uns lieben. Mitten in der Hize ihrer Leidenſchaften und viehiſchen Vergnügen, da ſie ihrer ſelbſt vergeſſen haben, kan es den Menſchen möglich ſeyn an ihre Vernichtung mit Gelaſſenheit zu gedenken; aber ſobald Rauch und Schwindel vorüber iſt: ſo mögen ſie die Probe machen, und erſt an ſich ſelbſt, hernach aber an ihre Zerſtöhrung gedenken. Dieſes Weſen das in mir denkt, das dieſe und jene Vollkommenheiten an ſich trägt; das ich ſelbſt ehren mus und das von andern vernünftigen Weſen über mir und neben mir hochgeſchäzet wird; das dieſes und jenes reinen und vernüftigen Vergnügens genieſſet und noch genieſſen kan; das endlich einer unverwiederlichen Glükſeeligkeit nicht nur ein unerſättliches Verlangen; ſondern auch die innere Möglichkeit hat dieſelbe zu erlangen; das in ſo mancherlei angenehmen Verhältniſſen der Freundſchaft und einer tugendhaften Liebe ſtehet; das Wahrheiten Einſicht beſizt, und liebet; Tugend ausübt und darinn Freude und Beruhigung findet; dieſer Leib mit allen ſeinen Verhältniſſen, Vollkommenheiten und Gütern ⸗ ⸗ ich ich ſelbſt, der ich mich kenne und liebe, ich und kein Fremder ſol den Tag erleben, der mich aller dieſer Vorzüge berauben, der mir alle dieſe Vollkommenheiten entreiſſen, der mir alle dieſe Vergnügen gewalthätig nehmen, kurz der mich vernichten und unter die niedrigſten aller wirklichen Dinge herabſtürzen wird? Das iſt mir unerträglich. Die Abſcheulichkeit, dieſes Wunſches nach unſrer Vernichtung, in Abſicht auf unſre Pflichten, gegen GOtt, uns ſelbſt, und gegen den Staat der Geiſterwelt darinnen wir Bürger ſind, zu beurtheilen, werde ich wol nicht wagen dürfen: doch wird mir erlaubt zu ſagen, daß wenn würklich ein GOtt iſt und eine nähere Offenbarung; alsdenn das die geringſte Strafe für uns, die wir unſre Vernichtung wünſchen, ſeyn werde, wenn man uns als Selbſtmörder anſehen und beſtrafen wollte. Jch ſchlieſſe mit der Verſicherung, daß ſich alle diejenigen vor dieſer abſcheulichen Neigung zu ihrem Untergange am ſicherſten bewahren werden, die das ſtille Verlangen glükſeelig zu werden, nach Anweiſung der Offenbarung, dadurch zu befriedigen ſuchen, daß ſie, GOtt, Wahrheit und Tugend ſich zu ihren höchſten Gut erwählen; dergeſtalt aber hoffen können, daß für eine ganze Ewigkeit, Vergnügen und Glükſeeligkeit genug auf ſie warte.

Von den ſogenannten Weidenroſen, und dem dabei entſtehenden Aberglauben.

Unda dabit flammas, & dabit ignis aquas. *Ovid.*

Nach dem glüklichen Wachsthume, den die beſten Künſte und Wiſſenſchafften ſonderlich die Naturlehre, in unſerm Vaterlande bisher gehabt haben, mus man ſich billig über die Einfalt gewiſſer Perſonen wundern, die ihre Ehre darinn ſezen, bei dem allgemeinen Fortgange der Vernunft zurük zu bleiben. Dem Geſchrei gegen die Weltweisheit hat die gründliche und beſcheidene Wiſſenſchaft der gröſten neuern Gelehrten beinahe gänzlich ein Ende gemacht, und ein altvätriſcher Doctor oder Pfarrherr mus ſchon nach gerade etwas von ſeiner Achtung aufs Spiel ſezen, wenn er ſeinen Eifer auf dieſer Seite zu ſehr ausläst. Die Mondfinſterniſſen, die Cometen und Nordſcheine gehen ſeit geraumer Zeit ihren Gang fort, ohne Faſttäge und Caſteiungen zu verurſachen; die Hexen ſind in Verfall gerathen, u. ich weis noch nicht recht, ob es der Wiz oder die Philoſophie iſt, die ſeit einiger Zeit auch an dem Umſturz der Geſpenſter arbeitet. Dem allen ohngeachtet gibt es ſehr viele Köpfe, an welchen die Vernunft kein Recht zu haben ſcheint, und die den kalten Tiefen zwiſchen den Bergen gleichen, wohin ſelbſt im Mittage kein Licht reicht. Die erſte Ungereimheit iſt, daß man ſich geneigt findet eine Sache, für ein Wunder zu halten, weil man ſie nicht begreift; die zweite, daß man eine ſolche Sache zur Vorbedeutung macht, und die dritte, daß man die Vorbedeutung nie auf etwas gutes, ſondern vielmehr immer auf das ſchlimmſte ziehet, ſo ſich nur denken läſſet. Man ſolte glauben die Menſchen würden eine Thorheit am liebſten zu ihrem Vergnügen begehen; vielleicht aber iſt es die Furcht eines böſen Gewiſſens, daß ihnen bei einer Sache, die eben ſowol ein Glük, als eine Peſtilenz bedeuten könnte, allemal das leztre zuerſt einfält. Ich meinestheils kan vielen Leuten die ſeltſame Art zu denken noch nicht vergeben, die ſie bei Gelegenheit der ſogenannten Weidenroſen in den verwichenen Jahren geäuſſert haben. Man hat dieſe Erſcheinung in vielen Gegenden Deutſchlands nicht anders angekündigt, als daß die Weidenbäume ordentliche Roſen getragen, alle alte wakre Leute aber daher Krieg, Sterben, und Theurung geweiſſaget hätten. Weil es gegen die Jahreszeit gehet, da dergleichen vielleicht wieder zum Vorſchein kommen können; ſo wil ich die Gedanken des Naturkündigers von dieſer Sache, als ein Präſervativ mittheilen. Er hat nemlich ſehr begreiflich gemacht, daß dieſe Gewächſe deren es in Thüringen, Sachſen und Schleſien eine ſo groſſe Menge gegeben hat, und derentwegen ſo viele alte Mütterchen ihren Abendſeegen doppelt geleſen haben, ganz ſehr natürliche Misgeburten eben der Weidenſtämme ſind, an welchen ſie wachſen.

Die Erfahrung, ſagt er, lehret daß die Augen der Pflanzen, an welchem Orte ſie ſich auch befinden, den zarten, wunderwürdig zuſammengewikelten Grundſtof zu neuen Pflanzen in ſich faſſen, und denſelben mit einer gewiſſen natürlichen Kraft zu unſrer Erſtaunung hervortreiben. Von dieſen Augen bemerket man eine zweifache Art. Einige von ihnen enthalten Blüthen und Früchte, daher ſie auch Blüt- und Fruchtknoſpen genannt werden; andere hingegen geben den Wurzeln neue Fäſerchen und bringen an den Stämmen und Zweigen nur neue Sproſſen mit Blättern hervor, daher ſie unfruchtbare Augen genannt werden. Die Blüt- und Fruchtknoſpen haben eben keine ſo feſtgeſezte Zeit; insgemein aber ſehen wir ſie im Frühlinge die Blüthen hervortreiben. Die Zeit der unfruchtbaren Knoſpen hingegen, in welcher ſie ſich auswikeln, und bei ſtärkerm Zuflus des Nahrungsſaftes, unter Begünſtigung einer mildern Luft, durch ihre eigne elaſtiſche Kraft die jungen Sproſſen heraustreiben, iſt feſtgeſezter. Dieſen jungen Sproſſen giebt die würkſame Natur eben deswegen die artige Ordnung und bequeme Vertheilung ihrer Blätter, damit ſie wiederum neuen Sproſſen die zugemeſſene Nahrung mittheilen, und dieſelben zur Verſchönerung des ganzen Baumes erziehen können. Zu dieſen Abſichten nun ſind der Frühling und Sommer die bequemſten Jahrszeiten: daher wir Deutſchen auch dieſe Auswüchſe mit verſchiedenen Namen, Frühlingsknoſpen und Sommerlatten zu nennen pflegen. Tauſend und noch tauſend Blumen und junge Zweige ſteigen in dieſen ſchönen Jahrszeiten aus ihren eigenthümlichen Knoſpen hervor, und die nachfolgenden Sproſſen ſind immer bloſſe Verlängerungen der erſtern. Alles dieſes gilt auch von den verſchiedenen Gattungen der Weiden.

Wie nun aber der ungebohrnen Frucht eines Thiers ſowol von innen als auſſen viele Zufälle begegnen können, welche die regelmäſige Lage ihrer Theile verrüken; ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß dieſen zärtlichen Theilen der Pflanzen, um die Zeit, da ſie das Licht erbliken ſollen, eben dergleichen zuſtoſſen kan. Wie viele Urſachen können nicht die Lage und elaſtiſche Kraft dieſer zärtlichen Fiebern, woraus die feſtern Theile zuſammen geſezt ſind, verlezen? Eine Wunde, ein Riz, ein nagender Stich, eine Zuſammenziehung, und wer weis was ſonſt noch mehr, kan verurſachen, daß der Nahrungsſaft in denſelben nicht allenthalben gleich umläuft; daraus aber mus jedesmal eine deſto gröſſere Unförmlichkeit erwachſen, je mehrere obiger Urſachen zuſammen ſtoſſen.

Im Frühlinge folgt oftmals auf die vorhergegangenen Schmeicheleien der

Son=

Sonne eine rauhe ſpröde Witterung. Da nun die augenſcheinlichſte Würkung der Kälte iſt, daß ſie die Cörper zuſammen zieht, ſo mus dieſe Witterung nothwendig in den zarten Gewächſen, und ihren annoch weichlichen Theilen, den Nahrungsſaft den die Sonne ſchon in Bewegung gebracht, und an die zarten Gefäſſe angetrieben hatte, wieder verdiken und den fernern Lauf deſſelben hindern. Sogleich gehet die elaſtiſche Kraft verlohren, die zarten Fäſerchen und die aus ihnen zuſammengeſezten eben ſo zärtlichen Gefäſſe werden zuſammengezogen und erſtarren, daß alſo weder die Sproſſen noch die an denſelben wachſenden Blättern ihre gehörige Länge erreichen können. Sie werden daher kürzer, diker und wachſen nicht recht aus. Sie ſtehen nicht in gehörigen Entfernungen von einander, ſondern wachſen ordentlich und häuffig als lauter übereinanderliegende Zirkel ſo zuſammen, daß ſie die Geſtalt einer Roſe, obwol zimmlich unvollſtändig vorſtellen. Denn die Würkung der alles umgebenden Luft iſt auch hier wunderbar.

Die Sommerszeit iſt dem zweiten Zuwachs der Sproſſen gewidmet, wenn aber in derſelben auf ein ſtarkes Regenwetter plözlich eine anhaltende trokene Wärme erfolgt, ſo können den Gewächſen eben die Zufälle begegnen, wodurch die einzelnen Theile derſelben gehindert werden, zu ihrer gehörigen Länge auszuwachſen. Die Landleute erfahren zu ihrem Schaden oft genug, daß es den Feldfrüchten ſo zu gehen pflegt. Die elaſtiſchen Fiebern ſo die Bewegung geben, werden durch dieſe Witterung zu geſchwind troken und hart, ja zuweil werden ſie durch Hagelſchlag auch ſo verwundet, daß ſie die Feuchtigkeit nicht forttreiben können. Wenn man daher an den Weiden ſowol als andern Gewächſen unordentliche Hauffen von Blättern antrift, die ohngefehr wie eine Roſe ausſehen; ſo darf man ſich nicht wundern, zumal wenn man die ſchwammigte Art der Weide dabei in Erwägung ziehet.

Uber dem ſind der Frühling und Sommer die Geburtszeit für eine erſtaunliche Menge von Inſecten. Ob dieſe nun gleich nicht allezeit in gleich ſtarker Menge hervorkommen, ſo giebt es doch immer genug derſelben, und wir wiſſen daß ſie mit unglaublicher Schlauigkeit ihre Eier in die Gewächſe einlegen. Sie machen entweder eine kleine Wunde in die Knoſpen, Blätter, und andre jüngre Theile der Gewächſe, und legen ihre Eier dahinein; oder ſie ſprüzen eine ſtarke leimigte Feuchtigkeit an, und ziehen damit die Fiebern zuſammen, oder ſie ſchnüren endlich mit ſtärkren Fäden die ſie aus ſich ſelber ziehen, und mit tauſend andern Künſten die Blätter zuſammen und überlaſſen in denſelben ihre Eier der Sonnenwärme, um eben damit zugleich die Verſorgung ihrer auskriechenden Brut, zum gröſten Nachtheil der Gewächſe ſelbſt, zu befördern. Die Beiſpiele ſo vieler Auswüchſe und in Form kleiner Schläuche zuſammengezogener Blätter beweiſen dies an allen Bäumen häufig genug. Mein Freund hat an den vielen Weidenroſen, die er geſchik bekommen, zwar dergleichen Geſpinſte oder anderweitige Spuren der Inſecten nicht wahrgenommen, andre Gelehrte aber, haben dergleichen bemerkt, und es iſt auch dieſe Veranlaſſung der Weidenroſen an ſich nicht unbegreiflich.

Wenn man dies alles mit den aerometriſchen Anmerkungen der Gegenden, wo dieſe Auswüchſe ſich am häufigſten gezeiget haben, zuſammennimt, ſo läſſet ſich erklären, warum dieſelben ſich nicht zu allen Zeiten und Orten ereignen, nemlich weil die obgedachten Urſachen dazu nicht ſtets und allenthalben vorhanden ſind. Da auch die Natur, wie in andern Dingen, alſo bei dem Wachſen, Geſeze und Ordnung hält, ſo ſehen wir eben daher die Augen und Sproſſen der Bäume ſeltner an dem Stamme als an dem Wipfel und Zweigen, abſonderlich aber um die Gelenke und Knötchen der Aeſte hervorkommen. An eben dieſen Orten finden ſich auch die Weidenroſen.

Dieſer Name macht übrigens dieſen Gewächſen zu viel Ehre, denn man hat ſie gar für keine Blumen zu halten, weil ihnen die weſentlichen Stüke einer Blume fehlen. Sie haben weder den Blumenſtiel noch Kelch wodurch ſonſt die edlern Theile einer Blume getragen und beſchüzt werden; ja ſie haben ſelbſt dieſe edlern Theile nicht, als den Saamenſtaub die Saamenſtiele (Stamina) und die Saamenmutter (vterum,) die doch zur Fortpflanzung der Alten Gattungen ſchlechterdings nothwendig ſind.

Endlich gleicht auch ihre Farbe keiner einzigen Art von Roſen ſo bisher von den Blumenkennern angemerkt worden, ſondern ſie haben die Farbe, welche die Weidenblätter nach ihren verſchiedenen Alter anzunehmen pflegen, und riechen auch wie natürliche Weidenblätter. Herman ſelber, der ſo viel von der Natur und Vorbedeutung dieſer Weidenroſen geſchrieben hat, geſtehet, daß ſie anfänglich grün, nachmals gleich den Weiden und Kirſchblättern, die der Reif verlezt hat, nicht roth, ſondern röthlich, nicht gelb, ſondern gelblicht, und endlich in ihrem Alter dunkel, ja gar ſchwarz ſind. Die Verſchiedenheit ihrer übrigen Geſtalt rührt von der Verſchiedenheit der Weidenblätter her, von denen der groſſe Naturforſcher, Joh. Rajus Arten genug angemerket hat.

Nach dieſem allen, wird, wie ich hoffe, das Wunderbare bei dieſen Gewächſen aufhören, geſezt auch daß die Einbildung der Menſchen ſie zu Centifolien gemacht hätte. Die Vorbedeutung wird eben ſo bald verſchwinden, es müſte denn ſeyn, daß die Witterung, welche dieſe Roſen zeugt, auch zu anderweitigem Miswachſe Gelegenheit gäbe, welches nicht ganz unmöglich, aber deſto gewiſſer das einzige iſt, ſo ſie vorher ſagen können. In Abſicht auf den Krieg und alle moraliſche Veränderungen hingegen, bin ich auch Bailens Art zu ſchlieſſen völlig überzeugt, daß es Kriege ohne Weidenroſen, und Weidenroſen ohne Krieg gegeben hat, und daß man ſich daher auf die Jahrbücher bei dieſer Zeichendeuterei nicht wird beruffen können. Die alten Deutſchen ſchnitten den Menſchen die Leiber auf, um daraus die Zukunft zu erlernen. Dieſe alte Wahrſagerei iſt ſchreklich, die neuere iſt poſirlich; ich bin alſo voller Zufriedenheit und guter Hoffnung, ich wollte lieber die Welt bereden, daß es lauter Vergnügen und Fröhlichkeit bedeute, wenn auf allen Bäumen würkliche Roſen wüchſen.

Das Vergnügen.

(Siehe Mercure & Minerue auf der 105. Seite.)

Die Neigung des Menſchen zum Vergnügen iſt unüberwindlich. Die rauheſte Philoſophie mag ſich mit dem mürriſcheſten Weſen bewafnen, das Vergnügen ſtellet ſich allezeit in einer lachenden Geſtalt dar; der Menſch mag von dem gröſten Elende gedrükket werden, ſo ſind doch noch immer einige Augenblikke, wo er zu angenehmen Empfindungen geſchikt iſt, und ſich denſelben überläſſet, ohne faſt daran zu denken. Nichts iſt natürlicher und rechtmäſſiger, als dieſe Neigung; aber nichts iſt auch ſchwerer zu rechtfertigen, als dieſer Saz: Der Menſch iſt zum Vergnügen gebohren. Doch es giebet Vergnügen und Vergnügungen. Es gibet grobe, welche die Menſchlichkeit ernidrigen: es giebet aber auch feine, die ihr Ehre machen. Um dieſen Unterſcheid deſto mehr zu zeigen, wollen wir uns bemühen, den Karakter eines Menſchen zu machen, der an dem wahrhaften Vergnügen einen Geſchmak findet. Wir wollen auch die entgegen geſezzte Gemüthsbeſchaffenheit mahlen, weil es uns durch dieſes Gegentheil leichter fallen wird, unſere Folgerungen zu ziehen, als durch trokkene Betrachtungen, die dem Leſer misfallen könnten.

Lepidus ſcheinet deſto mehr zum Vergnügen gebohren zu ſeyn, weil er ſehr geſchikt iſt, andere vergnügt zu machen.

Seine Geſtalt iſt auſſerordentlich liebenswürdig. Es herſchet eine ganz beſondere Anmuth in ſeinen Mienen und in dem Tone ſeiner Stimme. Er ſaget, wie ganz von ohngefehr, die artigſten Sachen. Man ſolte denken, ſie entwiſcheten ihm, ohne den Werth derſelben zu wiſſen: denn er überläſſet es andern, die Schönheit darvon zu bemerken. Die Artigkeit iſt ihm natürlich. Doch es iſt ihm nicht genug, geliebet zu werden; er wil ſich auch durch wahrhafte Verdienſte ſchäzbar machen, um ſeinem Herzen, und der Ehre ſeines Geſchlechtes Genüge zu leiſten. Er liebet weder Frauenzimmer, um die man ſich allzuviel Mühe geben mus, noch auch die, welche ſich uns von ſelbſt anbieten. Er fordert, daß der Widerſtand, den man ihn thun ſol, natürlich ſey, und aus ſeiner klugen Anſichhaltung komme. So bald er gekünſtelt iſt, erwekket er bei ihm Verachtung.

Er iſt ſehr für die Ehre der Perſonen, die er liebet, beſorget, und verachtet diejenigen, die ihre eigene Ehre verachten. Er wird inſonderheit von der Beſcheidenheit gerühret; und er fordert, daß ein Frauenzimmer immer ein wenig bedenken ſol, daß die Liebe eine Schwachheit ſey, und daß ſich bei ihr die zärtliche Verwirrung finden ſol, die die Leidenſchaft erweket. Die Frechheit und Verwegenheit ſind ihm allezeit zuwider. Auch in denjenigen Augenblikken, die ſonſt den Verluſt der Schamhaftigkeit nach ſich ziehen, verlanget er noch ein ſchamhaftiges und verwirretes Weſen. Er kan den Geſchmak derer nicht begreiffen, die ſich um derjenigen Gunſtbezeigungen bemühen, für die ſie keine Neigung haben. Er findet darinn kein Vergnügen, wenn er die Perſonen liebet. Er bewundert die Schönheit; doch wird er am meiſten von der Schönheit der Seele beweget.

Bei ſeiner Tafel iſt alles prächtig, auserleſen und wohl angeordnet. Man wird daſelbſt durch junge wohlgemachte und hurtige Leute bedienet. Er machet es nicht wie diejenigen, die ihre Gäſte gleich im Anfange durch die Zuſammenraffung aller auf einmal aufgetragenen Speiſen ſat machen. Er entwikkelt ſeine Gerichte nach und nach; alle aber ſind mit ſo vielen Blumen und andern Zieraten beſtekket, daß man ſeine Tafel für einen Blumenſtük halten ſolte. Er verlanget wenige Schüſſeln und wenige Gäſte; beide aber müſſen ausgeſuchet ſeyn, und ſich wohl zuſammen ſchikken.

Man vergiſſet bei ſeinen Reden Eſſen und Trinken, und doch redet man von nichts ernſthaften, ſondern von artigen Verſen, angenehmen Erzehlungen und andern beluſtigenden Neuigkeiten. Ein beiſſender Scherz wird dabei nicht vergeſſen. Er liebet ihn, und glaubet, ein Narr ſey ein Geſchenk des Himmels für aufgewekte Köpfe.

Doch er verlanget einen feinen Scherz, der erheben und erniedrigen kan. Den groben Scherz hält er für ein Nachſpiel, das man den Pöbel überlaſſen mus. Alle dieſe Unterhaltungen bei der Tafel werden von Zeit zu Zeit durch luſtige und zärtliche Arien unterbrochen, deren Sittenlehre ſich nach dem Orte richtet. Dis iſt die einzige Muſik, die ihm bei der Tafel gefält. Doch nach der Mahlzeit ſtellet er manchmal ein Konzert an von wenigen Stimmen und Inſtrumenten, welche nichts lärmendes an ſich haben, und eine angenehme Harmonie machen.

Er kleidet ſich wol. Das weſentliche davon iſt ſehr gemein: die Zierraten aber ſind von beſonders guten Geſchmakke. Man bemerket an ihm nicht dieſe eitele Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, welche man auf dem Geſichte der mehreſten jungen Leute lieſet, welche mit ſich ſelbſt wol zufrieden ſind, daß ſie ſo prächtig einher gehen. Er denket nicht einmal daran, und findet an ſeinem Aufpuzze kein gröſſeres Vergnügen, als an einer Blume.

Der Umgang iſt ſein Leben. Er findet zwar auch nicht weniger Anmuth im Leſen; doch das Nergnügen davon recht zu ſchmekken, hat er wol zu urteilen gelernet. Ob er gleich hauptſächlich an ſolchen Schriften ſich beluſtiget, die die Leidenſchaften rühren; ſo ſchäzzet er doch das Vergnügen nicht nach der Anmuth der Materie, ſondern nach der Vollkommenheit der Schrift. Mit einem Worte: er iſt überzeuget, daß einem das Leſen nicht eher Vergnügen machet, als wenn man ſelber mit ſeinem Geiſte denket. Er ſchläget ſich die Freude nicht ab, ſelber kleine Verſe und Galanterieſtükke zu verfertigen; aber niemand weis es als ein einziger Freund und Kenner. Er wil ſich loben hören, aber ohne den Verdacht der Schmeichelei, und er glaubet, daß man auf die Art am angenehmſten ſeiner Ehre genieſſen könne.

Die Freundſchaft zählet er unter die gröſten Annehmlichkeiten des Lebens. Er iſt erfreuet, daß ihm andere zu gefallen ſuchen; allein er iſt ſehr bemühet, auch ihnen wieder zu gefallen. Die Ergözzungen können ihn ſeiner Ehre nicht vergeſſend machen: das hieſſe ſie alzutheuer erkaufen. Er ſchonet ſeinen Beutel nicht, als nur in den Verſchwendungen. Wenn er ſich ruiniret, ſo thut er es als ein Man, der zu leben weis, und durch eine edle und feine Verthuung. Er höret in dem Vergnügen auf noch vor dem Augenblikke, da er es überdrüſſig werden konte. Die Erfahrung hat ihm gelehret, daß ein alzulanges und ununterbrochenes Glük uns verdrieslich mache, und daß man ſich mit der Wolluſt nicht alzugemein machen müſſe. Kurz: er genieſſet des Vergnügens auf eine nachläſſige Art, und als wenn er es für Kleinigkeiten hielte.

Welches ſind alſo die gefährlichſten Lüſte? Sind es diejenigen, die eine geſchikte und artige Hand zubereitet, oder ſind es diejenigen, in die ſich die Ungezogenheit ohne Geſchmak und Einſicht ſtürzet? Dieſes iſt eine Frage, die ganz natürlich aus den beiden Karacteren flieſſet, die wir in den vorhergehenden Blättern gemacht haben. Es ſcheinet anfänglich, daß die gänzliche Ergebung eines lüderlichen Lebens ein weit gefährlicherer Zuſtand ſey, als dieſer Extract der Wolluſt, und dieſe Zärtlichkeit, die das Vergnügen erſt zum Vergnügen machet. Aber es iſt gewis, daß weder der eine noch der andere Weg der wahre iſt; aber wenn man wählen müſte, ſo halte ich davor, daß derjenige, der nur vernünftig iſt, ſich zu verderben, und der die Blüte ſeiner Jahre nur mit Wolluſt zubringet, der ſie mit eigenen Händen aufſchmükt, um ſie noch liebenswürdiger zu machen, daß er, ſage ich, ihr weit mehr ergeben iſt, und weit feſtere Bande mit ihr geknüpfet hat, als derjenige, der ſeinen blinden Trieben folget, und nicht kaltes Geblüte genug hat, zu urtheilen. Die Häslichkeit der groben Ausſchweifungen zeiget ſich nakkend und erſchrekket auch die wildeſten; da hergegen die artigen Laſter ſich in das Herz einniſten, ehe man noch einmal weis, daß es Laſter ſind. Der zarte Gift tödet weit geſchwinder als der grobe.

Wie wollen wir aber dieſen zugegebenen Saz rechtfertigen: Der Menſch iſt zum Vergnügen gebohren. Bleiben uns noch welche übrig, wenn wir die vorhergehenden aus dem Regiſter der wahren Vergnügungen ausſtreichen müſſen? Wir ſind in dieſe Welt wie in den Garten zu Eden geſezzet, wenn uns nun die Vorſehung durch die damit verknüpften Ungelegenheit die Früchte unterſaget, was bleibet uns zu hofen und zu ſchmekken übrig? Aber ſind wir denn ganz körperlich, oder haben wir auch einen Geiſt in uns? Warum wünſchen wir keine andern als ſinnliche Vergnügungen? Verdienen ſie etwa einen unſtreitigen Vorzug vor den angenehmen Wollüſten des Geiſtes? Wir wollen die Vergleichung machen, und uns auf einen Augenblik die gänzlich von einander unterſchiedenen und auf das höchſte getriebenen Vergnügungen des Körpers und der Seele vorſtellen. Sezzet alſo ein Weſen, welches ganz unempfindlich bei den Vergnügungen des Geiſtes in ſeinem ganzen Leben nur die körperlichen Wollüſte ſchmekket; ſezzet! daß es von aller Käntnis beraubet iſt, und ſich deſſen nicht erinnern kan, was es genoſſen hat; geſezzt! daß es das Vergnügen nicht vorher ſehen kan, das es genuſſen wird, und daß es ſozuſagen in ſeine vier Pfähle eingeſchloſſen ſein ganzes Glük in die blinde Empfindung ſezzet, die es einen Augenblik in Bewegung bringet.

Bildet euch hergegen einen Menſchen ein, der allen körperlichen Wollüſten abgeſtorben iſt, der davor aber alle Vergnügungen des Geiſtes und des Wizzes zuſammen nimt; iſt er allein, ſo ergezzen ihn die Hiſtorie, die Philoſophie und die ſchönen Wiſſenſchafften, durch ihre Strahlen und Entdekkungen, und bezeichnen jeden Augenblik ſeiner Einſamkeit mit neuen Merkmahlen ſeines durchdringenden Geiſtes. Iſt er in Geſellſchaft, ſo geben ihm die Freundſchaft und die Ehre, als die gewöhnlichen Gefährtinnen der Tugend, immer neue Proben der Schönheit und Gröſſe ſeiner Seele. Die Ubereinſtimmung mit der Vernunft, iſt in dem Innerſten ſeines Herzens der Same zu einer geheimen Freude, die nichts ſtören kan; es werden, wie mich deucht, wenig zum Vergnügen des Geiſtes und des Leibes gebohrne Menſchen ſeyn, die, wenn ſie ſich, wie vormals Herkules, auf dieſem Scheideweg befinden, das Schikſal eines vernünftigen Weſens nicht dem Schikſale einer Auſter vorziehen ſolten. Laſſet uns weiter gehen, und laſſet uns die wahrhafte Quelle, die unaufhörliche Quelle alles Vergnügens entdekken! Dieſes iſt die Tugend. Wir haben in dem **Sextus Empirikus** einen Auszug aus einer Schrift **Krantors**, von der Natur des Guten. Dieſer berühmte Weltweiſe erdichtete, daß ſich der Reichthum, die Wolluſt, die Geſundheit und die Tugend, nach dem Exempel der drei Göttinnen, die ihre Schönheit dem Urtheil des Paris unterwarfen, allen Griechen bei den Olympiſchen Spielen vorgeſtellet hätten, damit ſie ihnen, nach dem Grade ihres Einfluſſes in das Glük der Menſchen, ihren Rang beſtimmen möchten. Der Reichthum legete ſeine Pracht aus, und verblendete die Augen der Richter, als die Wolluſt vorſtellete, daß die Reichthümer doch nur zum Vergnügen führten. Man wolte ihr ſchon den erſten Rang anweiſen, als die Geſundheit erwies, daß ohne ſie alles Vergnügen in Bitterkeit und Schmerz verwandelt würde. Endlich machte die Tugend den Streite ein Ende, indem ſie die Griechen überzeugete, daß man auch in dem Schoſe des Reichthums, der Wolluſt und der Geſundheit, ohne ihre Hülfe, das Spiel ſeiner Feinde ſeyn würde. Man ſprach ihr derowegen den erſten Rang zu, den andern der Geſundheit, den dritten der Wolluſt, und den vierten dem Reichthume.

Alles andere Glük kan für denjenigen ein Unglük werden, der es nicht zu gebrauchen weis. Die Weisheit allein verdienet den Namen des Guten, weil ſie allein von der Beſchaffenheit iſt, daß man ſie niemals misbrauchen kan. Sie entfernet die Traurigkeit von uns, und verſchaffen uns angenehme Empfindungen. Die Reue über das Vergangene, der Kummer über das Gegenwärtige, und die Unruhe über das Zukünftige, ſind drei Geiſſeln, die die Sterblichen am meiſten plagen. Die Tugend beſchüzzet uns dafür, indem ſie unſere Wünſche in das Gute einſchlieſſet, das nicht übern unſern Horizont iſt, und indem ſie dieſelben den unveränderlichen Geſezzen unterwirft, die ein unumſchränktes Weſen eingeführet hat. Die Langeweile, die ſo ſchlim als der Verdrus iſt, nahet ſich auch zu den Thronen. Aber ſie unterſtehet ſich nicht, ſich der Weisheit zu nahen, welche unſern Lebenslauf mit tugendhaften Beſchäftigungen erfüllet, und eine Kette angenehmer Empfindung daraus machet; ſie entfernet die Schmerzen von uns, die ihre Geburt der Unmäſſigkeit und den Ausſchweifungen zu danken haben. Die Wollüſte des Wizzes und des Verſtandes begleiten ſie bis in die Einſamkeit, und das Unglük. Sie hält uns von dem Eigenſinne anderer und von der Herſchaft des Glükkes befreiet, und lehret uns alles aus dem Gebrauche unſeres eigenen Vermögens, und nichts aus den Gütern anderer zu ſchöpfen.

Wohin ein tugendhafter Menſch ſeine Augen richtet, auf GOtt, auf die Menſchen, auf ſeinen Nächſten und auf ſeine Freunde; ſo findet er doch allerwegen Gründe zu einer geheimen Freude; er bezeiget ſich den Abſichten ſeines Schöpfers gemäs, er verdienet die Achtung ſeiner Freunde, und aller die um ihn ſind, ſein Herz, das weder Has noch Furcht kennet, lebet nur, Wohlthaten, das iſt, ſein Vergnügen auszuüben; und dieſe Zufriedenheit machet in dem Innerſten ſeines Herzens, nach dem Ausſpruche Salomons, ein beſtändiges Freudenfeſt. Endlich bringt ihn der Tod zu einem höchſtgütigen Weſen, deſſen Geſezze er allezeit verehret und ihre Schönheit empfunden hat. Kan alſo wohl auf der Erde ein beſſerer Zuſtand ſeyn, als der Zuſtand eines Menſchens, welcher in dem Schoſe der Tugend ein wahrhaftes und gegenwärtiges Vergnügen genieſſet, und auch in der Vorſtellung des Todes die Ausſicht eines vollkommenen Glükkes findet?

Der Fleis.

Staub und Laſter wil ich fliehen,
Und mit wirkendem Bemühen
Mich allein der Weisheit nahn.
Von dem Wahn mich zu entfernen
Wil ich von den Weiſen lernen.
Was die Seele beſſern kan.
Wenn die Nachbarn thraziſch lermen,
Und die lange Nacht durchſchwärmen
Kühn und wild gemacht durch Wein;
Sol die Kunſt der Pierinnen,
Das Vergnügen meiner Sinnen
Meiner Lehrgier Labſal ſeyn.
Stuzzer, die kaum frei von Schulen,
Mänlich um Korinnen buhlen,
Wirken nimmer meinen Neid.
Mich entzükken ſchönre Triebe,
Und ein Kind von beſſrer Liebe
Und von beſſrer Sittſamkeit.

Siegt, und ſterbt im Blut, ihr Helden!
Laſt der ſpäten Nachwelt melden,
Wo eur Arm den Feind geſtrekt.
Laſt in ewigen Trophäen
Den erſtaunten Enkeln ſehen,
Welchen Held dis Grab bedekt.
Liefert uns in dikken Bänden
Werke von berühmten Händen,
Schreibt euch ewig und gelehrt,
Autors! Ich kan ruhig ſterben,
Wenn das Ohr des dritten Erben
Nichts von meinem Nachruhm hört.
Kan ich nur in ſtillen Gründen,
Weit vom Lerm der Städte, finden,
Was der Schäfer Unſchuld fand;
Weisheit! kan ich deine Gaben,
Phillis! dich und Hallern haben,
Sterb ich gern und unbekant!

Kurzer Begrif von einer unbetrüglichen Fürſtl. Machtkunſt.

Dieſe gegenwärtige Schrift iſt nur ein Auszug deß Hrn. Joh. Zacharias Gleichmanns alias Helmond Politic, oder längſt heraus gegebenen dreizehen Proben von einer unbetrüglichen Fürſtl. Machtkunſt, wie er ſelbſt in der Zuſchrift an das jeztregierenden Herrn Herzogs zu Sachſenweimar Hochfürſtl. Durchl. gedenket, dabei aber klaget, daß er ſelbſt kein Exemplar dieſer ſeiner vollſtändigen Politic mehr haben, noch bekommen können. Da er aber gleichwol dafür gehalten, daß höchſtgedachter Prinz unterſchiedliche Maximen, welche der Autor in ſeiner Politic einem Regenten höchſt nüzlich achtet, in ſeiner Regierung ausübe, ſo habe er dieſen kurzen Innhalt nicht nur verfertiget, ſondern auch gedachten Prinzen in Unterthänigkeit dediciret. Wobei er denn zugleich denen Herren Verlegern eine neue und vermehrte Auflage ſeiner Politic ſelbſt anbietet. Weil denn alſo dieſe Schrift nur ein Auszug eines gröſſern Werks, ſo iſt ſie auch nicht gros, ſondern beſtehet nur aus 24. Seiten, in 8vo. Folglich kan es jeder mit leichten Koſten bekommen, und mit weniger Mühe ſelbſt leſen. Um aber doch wenigſtens etwas von deſſen Maximen anzuführen, und ſolche dem Urtheil des Leſers ſonderlich getreuer Patrioten, die weder Cammer- und Finanzſtürmer, noch Blutigel der Länder ſeyn, zu überlaſſen, ſo melden wir nur folgendes: Es will nemlich der Herr Autor ſolche Mittel zeigen, 1) wie ein Landesfürſt ſeine Macht und Splendeur vermehren, auf die Nachkommen transferiren und die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen befördern, 2) wie er den Intraden ohne harte Drukung der Unterthanen auf billige und ſehr leidentliche Art merklich vermehren könnte. Dabei bezeiget er ſeine aufrichtige Liebe zu mehrern Aufnehmen der Reiche und Staaten. Alles iſt auch in ſo weit gut. Ja es ſind würklich einige Vorſchläge darunter, die dieſem Vorgeben nicht zuwider; Und welche auch ſchon Becher, Schröter, Sekendorf, der alte Wahrmund im Tractat vom Geldmangel gethan haben. Wir haben alſo an den Zwek, den er ſeinen Miteln ſezet, an ſich ſelbſt nichts auszuſezen. Allein es ſind auch viele andere Mittel angegeben, welche mit den Grundſäzen des ſeel. Herrn von Sekendorfs wol ſchwerlich übereinſtimmen möchten. Jedoch das thut nichts zur Sache. Wir ſind nicht an die Einſichten dieſes Mannes gebunden. Worinne beſtehen denn nun des Herrn Gleichmanns Mittel? Antwort:

1. Soll man das Recht der Erſtgeburt in Fürſtl. Häuſern einführen.
2. Was ein Fürſt ganz gewis und ohnfehlbar erſprieslich und der Unterthanen Wohlfahrt beförderlich zu ſeyn, bei ſich empfindet, daß kan er auch mit gutem Gewiſſen ſo gar durch erlaubte Betrügerei (fraudibus licitis) hinausführen.
3. Ein Landesfürſt ſoll Standesmäſig ſtudiren.
4. Die Studia ſeines Landes und die Schulen policeimäſig verbeſſern.
5. Er ſoll ſeine Ritterſchaft in Standesmäſigen Studiis erziehen laſſen.
6. Er ſoll aus denen Landüblichen Rechten Inſtitutiones derer Rechte formiren, ſolche publica auctoritate promulgiren und der Jugend vorleſen laſſen.
7. Gewiſſe Ritterorden aufrichten.
8. Die Manufacturen befördern.
9. Die Handwerkszünfte oder doch die Meiſtereſſen abſchaffen.
10. Die Landesoeconomie in guten Stand ſezen.
11. Die weitläuftigen und gerichtlichen Proceſſe gänzlich abſchaffen.
12. In Dörffern und Städten die Häuſer nach einer vorgeſchriebenen Höhe bauen laſſen.
13. Vor die Beflanzung der Straſſen und Felder mit fruchtbaren Bäumen ſorgen.
14. Manufactur-Academien, Zucht- und Waiſenhäuſer, wie auch eine gewiſſe Art von Handlungscompagnien aufrichten.
15. Unterſchiedene Religionen dulten.
16. Gewiſſe Land-Inſpectores und Reviſores ſezen, die auf das Herrſchaftliche Intereſſe beſtändig acht haben.
17. Allerhand Mittel brauchen, die Bettler zu vertilgen.

18. Der Landesherr ſoll zu gewiſſen Zeiten ſelbſt in ſeinem Lande herum reiſen und ſich nach allem erkundigen.

19. Er ſoll ſelbſt regieren und keinen miniſtriſſimum haben.

20. Seinen Erbprinzen vortheilhaft zu vermählen.

21. Das Juſtizweſen reformiren.

22. Eine kluge Freigebigkeit ausüben.

23. Seine Rechte vindiciren.

24. Wohlmeritirte in adlichen Stand erheben.

25. Militem perpetuum halten.

26. Selectum ingeniorum bei denen, die ſtudiren ſollen, veranſtalten.

27. Die Geſchichte ſeines Hauſes und deſſen Jura beſchreiben laſſen.

28. Die ächte Religion einführen, damit er auch ſeine Macht im geiſtlichen erhalte.

29. Das Jus Canonicum nicht gar, ſondern nur in denen Gerichten und Univerſitäten abſchaffen.

30. Die Menge der Juriſten und Advocaten abchaffen, die Aemter aber mit lauter Gelehrten beſezen.

31. Ein Münzcabinet anlegen.

32. Es ſeye nöthig durch die weltliche Bediente auf die geiſtlichen fleiſig acht haben zu laſſen, damit ſie nichts wider den Staat vornehmen.

33. Er ſoll neue Kirchen bauen und die alten repariren.

34. Die wüſten Schlöſſer repariren und mit Capellen zieren.

Dieſes ſind ſeine Mittel zum erſten Zweck. Was aber die Vermehrung der Einkünfte betrift, ſchlägt er folgende Mittel vor:

1. Er ſoll das alte Recht einführen, Kraft deſſen er die Güter Unmündigē, ſonderlich adelicher Vaſallen, als Obervormund, ſo weit ſolche zur Erziehung nicht erfordert würden, nuzen könnte.

2 Er ſoll jeden Vaſallen anhalten, ſeinen Coſens zur Vermählung gegen ein Stük Geld zu ſuchen.

3. Das Abzugsgeldrecht ſol er beſſer nuzen.

4. Alle, die Heirathen wollen, müſſen erſt Conſens ſuchen, und ein Stük Geld erlegen.

5. Mancherlei Confirmationsgelder, über allerhand Contracte, ſollen vor dem Landes Herrn eingeführet werden.

6. Auf die Peruquen ſol man eine jährliche Steuer legen.

7. Es ſol von denen über eine beſtimmte Anzahl ſteigenden Gerichten und Gäſten, auf Ausrichtungen ein gewiſſes Geld gegeben werden.

8. Vor die Lautung der Gloken bei Begräbniſſen, desgleichen

10. Mit denen Domainengütern ſol beſſere Hauswirthſchaft getrieben werden.

11. Wer eine Civilcharge, Titul und Rang hat, ſol jährlich einen gewiſſen Tribut davon erlegen.

12. Auf das halten der Chaiſen, Caroſſen und Kutſchen, ſol er einen gewiſſen Tribut legen.

13. Nach einigen anden ſchon gewöhnlichen Arten, recommandiret er auch, die Heerde- und Feuerſtädteſteuer, jedoch nur in caſu neceſſitatis.

14. Ingleichen, eine Beſoldungsſteuer.

15. Er ſol alle unnüze und überflieſſige Bedienten abſchaffen.

16. Gute Orangerien, in denen Fürſtl. Gärten anlegen, damit das Geld dafür im Lande bleibe.

17. Es könne ein Fürſt gar wohl verordnen, daß die Stadträthe nur aus halb ſo viel Perſonen beſtünden, als bisher, die Salaria aber, die die Abgeſchaften aus den Stadteinkünften genoſſen, zur Cammer jährlich zahlen laſſen.

18. Er ſol alle Zinſen zu Rutſcherzinſen machen.

19. Es ſol auch der Art. 51. L. I. des Sächſiſchen Landrechts gebrauchet werden, die Einkünfte zu vermehren.

20. Zur beſſerer Verſorgung der Zucht- Arbeits- und Werkhäuſer, ſol von jeden Fuder Frucht in der Ernde, eine Garbe in denen Stadtthoren abgegeben werden.

21. Die Bediente, ſo Geldeinnahme gehabt und ſehr reich worden, ſollen

ſcharf examiniret, und als volgezogene Schwämme fein ausgedrüket werden.

22. Kein Teſtament ſol gelden, es werde denn dem Fürſtlichen Fiſco ad pias cauſas darinne etwas vermacht.

23. Die Ehepacta gleichfals nicht, es würde denn von jeden Hundert, ein gewiſſes Quantum, z. E. 4. Thlr. in die Cammer bezahlet.

24. Vors Bürgerrecht in denen Städten, ſol abſonderlich auch der Landesfürſt, etwas bekommen.

25. Er ſol trachten das Recht, ohne Einwilligung der Landesſtände Steuern anzulegen, wieder zu erlangen, und diejenigen Mittel brauchen, die Barclajus in ſeiner Argen vorſchlägt, ſie um dieſes Privilegium zu bringen.

26. Zins, Zoll und Geleit, ſol er nach dem Gehalt der alten Münzen, da ein Pfening vielmehr an Schrot und Korn hielte, einfodern laſſen. Auch wird,

27. Ein beſonderer Impoſt auf das Papier, auſſer dem Stempelgelde, vorgeſchlagen, und

28. Die ohne genugſame Urſachen im unehligen Stand leben, ſollen mit jährlicher Contribution deshalb beleget werden.

29. Die Bergwerke ſind anzubauen.

30. Der Fürſt ſol das Recht der Erbfolge, und zu teſtiren, unter entferneten Seitenverwanden einſchränken, das Vermögen aber zum Fiſco ad pias Cauſas ziehen.

31. Er ſol bei wohlfeilen Zeiten Korn einkauffen, und ſolches bei theuren Zeiten etliche Groſchen wohlfeiler, als der Markt, denen Unterthanen, ſolcher geſtalt aber, doch mit Profit, wieder verkauffen. Dieſes ſind des Herrn Secret. Gleichmanns Vorſchläge. Weil er aber wohl erkennet, daß dieſelben vielen ſehr ſchlim vorkommen möchten, indem ſolche Rathſchläge verhaſt ſind, ſo hat er ſich zum Troſt, und denen, welche dieſe Conſilia nicht anſehen, zur Antwort die Worte Lipſii de Doct. Civil. L. IV. c. XI. welche angefangen: Invidiam metuis und ſich endigen: decus poſteritas rependat zum Beſchlus hingeſezzet. Dem allen aber ungeachtet, haben einige dafür gehalten, als ob der Herr Autor, nicht ſo wohl allhier vortrage, was er glaube, daß es geſchehen ſolte, und gerecht, billich, weiſe und klug gethan wäre, ſondern er habe nur, was bisweilen in alten und neuen Zeiten geſchehen, verdekter Weiſe mit einer heimlichen Satyre vorſtellen wollen; und damit mans deſto weniger merken möchte, auch unterſchiedene gute Sachen mit eingemiſchet. Wir unſeres Orts, können dieſen Gedanken nicht beifallen, ſondern glauben, er meine es im Ernſt. Und daher verdienen viele Vorſchläge ſonderlich, 1. 2. 4. 6. 8. 11. 12. 17. 18. 21. 22. 23. 24. 25. 30. und 31. unſers wenigen Ermeſſens, ohne Zweifel eine genaue und ernſtliche Prüfung, dazu wir aber hier weder Plaz noch Zeit haben, gleichwohl hoffen wir, es werde ſolches dem Herrn Autori als einen Freund der Wahrheit nicht entgegen ſeyn.

Beſondere Vortheile und Erfahrungen in allerhand Land-Hauswirthſchaftlichen Geſchäften, von einem nunmehro verſtorbenen Grafen.

Es ſind uns dieſe Anmerkungen von allerhand Vortheilen und gemachten Erfahrungen eines vornehmen bereits zu ſeiner Ruhe eingegangenen, in ſeinem Leben aber wegen kluger Landwirthſchaft bei ſeinen Gütern und Vorwerken ſehr berühmten Hochgräfl. Wirths zu Handen gekommen, um ſolche jedoch mit Verſchweigung deſſen Namen allhier einzurükken, uns aber dabei die Freiheit gegeben, was den Ausdruk in der Schreibart anbetrift, eine Verbeſſerung zu machen.

Man war vor dieſe gnädige Communication ganz unterthänig verbunden. Und obgleich hier und da verſchiedenes noch zu ändern geweſen wäre, ſo hat man ſich doch deſſen, auſſer in einigen Stüken, enthalten. Denn der erlauchte Hochſeelige Verfaſſer war kein Gelehrter, wie er ſich in dem Eingang ſelbſt deshalben entſchuldiget, ſondern anfänglich ein Soldat geweſen, hatte ſich aber nachhero auf die Wirthſchaft bei ſeinen wichtigen Gütern mehr als manche groſſe Herren jezo thun, mit beſonderen Fleiſſe zum Seegen ſeines hohen Hauſes geleget. Und wenn man auch hin- und wieder die Schreibart noch mehr verändern wolte, ſo würde vielleicht dieſen Anmerkungen dadurch etwas an ihrem Schmuk einer einfältigen Deutlichkeit abgegangen ſeyn. Da aber doch gleichwohl dieſelben nichts als vor einfältige und ungelehrte Landwirthe eigentlich gehörige Singularia in ſich halten, und wir das Glük haben, daß unſere Intelligenzzettel nicht nur von Hohen und Niedern, Gelehrten und Ungelehrten, ſondern auch von einfältigen Wirthen zum Nuzen des gemeinen Beſtens unſerer Abſicht gemäs ſo häufig geleſen werden, ſo daß wir auch die darinn verfaſte Samlungen aus dieſer Abſicht in einem Zuſammenhang mit in dieſe Bücher gebracht, folglich wir daher um ſo mehr hoffen können, es werde unſere geringe Bemühung vielleicht nicht ohne Seegen ſeyn und bleiben, ſo wir doch nicht unſerer Geſchiklichkeit und Arbeit, ſondern lediglich der göttlichen gnädigen Vorſehung hiermit dankbarlich zuſchreiben: ſo haben wir geglaubt, es ſey am beſten das meiſte in demjenigen Ausdruk ſtehen zu laſſen, wie es der Hochgebohrne Hr. Verfaſſer zu entwerfen beliebet hat, weil dieſes eben die rechte Sprache vor Einfältige iſt. Ja eben dieſes iſt die Urſache, warum wir auch, ſo viel die Sache ſelbſt betrift, nichts davon oder dazu gethan haben, obgleich einige angegebene Vortheile ſchon bekannt und in denen Haushaltungsbüchern, ſonderlich aber in dem allgemeinen œconomiſchen Lexico ſtehen, einige aber auch noch, wo nicht gänzlich in Zweifel zu ziehen, dennoch nur in gewiſſen Landesgegenden anzubringen ſeyn möchten. Indeſſen iſt uns doch eine Zeile in Wirthſchaftsſachen, ſo aus eigener Erfahrung geſchrieben, tauſendmal lieber als 100. Zeilen, die man nur aus bloſer Speculation oder aus Büchern, oder fremder Erfahrung insgemein in die Welt hinein ſchreibet. Daß aber der Hochſeelige Herr Verfaſſer einer der berühmteſten Wirthe ſeiner Zeit unter ſeines gleichen geweſen, das würde der geneigte Leſer ſofort einräumen, wenn wir das hohe Haus nennen wollten. Denn es ſtehen ſchon verſchiedene Verbeſſerungen in der Wirthſchaft, ſonderlich der Holzſpaarkunſt, und wegen des tiefen Einbringens des Saamens in dem Aker unter dieſen Namen in öffentlichen Schriften. Sonſt iſt bei dem Aufſaz ſelbſt, wie aus dem Eingang zu erſehen, den wir aber um gewiſſer Urſach willen weglaſſen, ſeine Abſicht gleich geweſen, daß es zum Druk und zwar ſonderlich denen Predigern auf dem Lande zu gute befördert werden ſolte. Denn von dieſen merket er an, daß die wenigſten die Wirthſchaft verſtünden oder ſich nur einiger maſſen darum bekümmerten, hernach aber, um ſeine Worte zu brauchen, entweder gar nichts von ihrem Pfarrgute, ſo doch der gröſte Theil ihrer Einkünfte wäre, genöſſen, oder doch um ſolches erſt ex praxi zu lernen ihre Berufsgeſchäffte hintanſezen und dem Feldbau mehr als dem Bau der Chriſtl. Kirche oblägen. Und Wir müſſen bekennen, daß wir dieſen Fehler an denen Studioſis Theologiæ ebenfalls bemerket haben, indem ſie insgemein der irrigen Meinung ſind, als ob ſie gar nicht nöthig hätten, ſich auf Univerſitäten um die Wirthſchaft zu bekümmern und auch nur etwas davon zu lernen, wenn ſchon, wie es nunmehro auf verſchiedenen hohen Schulen geſchicht, durch Collegia dazu Gelegenheit gegeben wird. Denn man mus wiſſen, daß, woferne man die Wirthſchaft auch nur ohne praxi einiger maſſen verſtehet, ein ſolcher alsdenn nicht eben nöthig hat bei der praxi ſelbſt viel Zeit darauf zu wenden, wenn ihm ſonſt ſein Amt ſolches nicht verſtattet. Maſſen alsdenn leicht iſt, vermittelſt einer guten Hauswirthin alles klüglich zu überſehen und zu dirigiren. Es meldet übrigens der Hochſelige Hr. Graf, daß er hier nur diejenigen Fehler in der Landwirthſchaft zeigen wollte, die er in 15. Jahren mit vieler Mühe ſelbſt beobachtet hätte, da er ſich nicht eben geſchikt befände, vollſtändig die Wirthsſchaftsreguln, wie einiger ſeiner Freunde von ihn verlanget hätten, aufzuſezen, er auch eigentlich nicht zu beſtimmen wüſte, welches das Hauptwerk in derſelben ſey, indem eines dem andern die Hand biethen müſſe. Denn er habe befunden, daß nach fleiſiger Ausrechnung dasjenige, was man auf die Kuh, das Schaaf, den Akerbau ꝛc. wende, mehr austrage, als der Nuzen von dieſen ausmache, wenn man ihn einzeln rechnen wolte. Und dennoch finde man, wenn alles zuſammen komme, zulezt einen groſſen Seegen und Uberſchus. Allermaſſen er ſelbſt erfahren, wenn man an ſeiner Treue, Arbeit und Vertrauen auf GOtt nichts ermanglen laſſe, und die angezeigten Fehler vermeide, daß ein merklicher Nuzen herauskomme, und die vormals zu groſſen Scheuren und Schuppen nachmals alle zu klein geworden wären. Und eben dieſes iſt die groſſe allgemeine Wirthſchaftsregel:

Trachte unter fleiſiger Arbeit/ Gebet und Nachſinnen dahin/ daß alle deine beſondere Wirthſchaftsgeſchäfte mit einander zuſammen ſtimmen.

Denn die Vollkommenheit der Dinge beſtehet in der Zuſammenſtimmung ihres in ſich habenden Mannigfaltigen. Die Landwirthſchaft hat manigfaltige Geſchäfte, Objecta und Zweke in ſich. Wilt du demnach zu einiger Vollkommenheit in deiner Landwirthſchaft kommen, ſo müſſen dieſe mannigfaltigen Dinge miteinander zuſammenſtimmen, d. i. einander die Hand bieten. Wir finden demnach nichts mehr hierbei im Voraus zu erinnern, als daß die Gegend, wo dieſe Vortheile in der Wirthſchaft angebracht ſind, derjenigen Landesart gleich ſey, die im Erzgebürgiſchen und Voigtländiſchen anzutreffen. Ubrigens haben wir die Anmerkungen durch Zahlen unterſchieden, und ſie allemal mit einem Titul verſehen, damit der Leſer gleich finden könne, was er etwan ſuchet. Und obgleich die Schrift nur etliche Bogen ausmachet, ſo können wir ſie doch nicht auf einmal einrüken, weil wir gerne alle Arten von Leſern, durch Weitläufftigkeiten nicht verdrüslich fallen wollen; Es ſolle aber in einem andern Theil dieſer Bücher, das, was wir hier weggelaſſen, eingerukt werden. Indeſſen folget hier ein Theil davon:

1. Von rechten Miſtſtätten.

Es wird das Verachteſte, ſo doch das Hauptwerk meines Erachtens in der Wirthſchaft, und welches der Miſt oder Dünger iſt, nicht wohl in Acht genommen. Denn da obſervirt kein Hauswirth die Miſtſtätte dergeſtalt anzulegen, daß bei Regenwetter die Feuchtigkeit davon, (welches die Quint-Eſſenz des Miſts,) nicht könne weglauffen. Dadurch aber geſchiehet, daß an ſtatt gutes tüchtigen Miſts, die meiſten nur vom Regen, Sonne und Wind, ausgelauchtes Stroh auf ihre Felder bringen, und das Beſte läuft vorher davon zum Thore hinaus. Diejenigen nun, deren Vorfahren ſolche üble Miſtſtätten angeleget, können ſolche verbeſſern, wenn ſie unten an ſolchen Stätten tiefe Löcher machen, ſolche, wenn ſie voll, ausſchöpffen, und oben auf den dürren Miſt gieſſen, oder in die Grasgärten tragen laſſen, welches, ob es gleich Mühe oder Geld koſtet, ſolches doch zehenfach wieder einbringt. Man mus es aber bei naſſem Wetter hineingieſſen, ſonſten verbrennet die Schärfe vom Salpeter den Raſen auf eine Zeitlang.

2. Von der Beſtellzeit.

Beim Akerbau bilden ſich die erfahrenſte Hauswirthe ein, wenn ſie nur ihren alten Reguln folgen, darnach es ihnen etlichemal gerathen, ſo könne es ihnen nicht fehlen. Ich bin aber der Meinung, daß, wenn es Zeit zum Beſtellen oder Säen, mans an ſeinem Fleis nicht manglen laſſen müſſe, fällt aber Regenwetter ein, ſo wartet man ſo lange bis es beſſer wird, und wenn man dann wieder Zeit hat, ſo vertrauet man GOtt den Saamen an. Wenn ichs ſo gemacht, ſo habe ich befunden, daß ich allezeit das beſte Getreide erbauet. Aber auf die Felder mus man dabei wohl Acht haben, daß, wo man naſſe Felder hat, man kein Geld und Arbeit ſpahre, ſo viel Gräben zu machen, daß, ſobald der Regen aufgehöret, nicht irgendwo eine Pfüze ſtehen bleibe, wodurch hernach der Saamen verſäuffet und alle Arbeit vergebens iſt.

3. Von naſſen und den Fluthen unterworffenen Feldern.

Die Abführung des Waſſers mus, wo möglich, fortgeführet werden, daß man das Waſſer auf eine Wieſe bringe, um die wegflieſſende Geilheit vom Aker zu Nuzen zu bringen. Wo aber das nicht geſchehen kan, ſo mus man, damit das Waſſer die Wege nicht zerreiſſe, und verderbe, den Graben längſt den Aker nicht durchaus, ſondern nur lauter Löcher machen, zwiſchen jeden Loche aber einen Abſaz laſſen. Dadurch geſchiehet es, daß, ehe dieſe Löcher alle gefüllet, (indem ſie vorher durch die Sonne ausgedroknet,) der Fluth der Hals gebrochen wird, daß ſie hernach nicht im Wege ſchaden könne. Endlich nach 1. oder 2. Jahren ſezet und ſammlet ſich die vom Aker gefloſſene Geile, welche alsdenn mit Nuzen wieder auf den Aker kan geführet werden, die man hernach 10. Jahre ſpühret, wo es hingeführet wird. Auch mus da, wo es von einem Loch zum andern flieſſet, damit es nicht bei einem Plazregen reiſe, allemal beim Ausflus ſchrege herunter Raaſen gelegt werden, auf daß das Waſſer über den Raaſen allemal in das andere Loch flieſſe.

4. Von allerhand Dünger und Streu-oder Mosrechen.

Wo es auch an Dünger mangelt, kan man mit Streurechen im Walde, der Haushaltung zu Hülfe kommen, und ſind diejenigen Forſtbediente ganz irrig, die ſolches verbieten, die Streu nicht zu rechen, weil es dem Holze Schaden thäte. Denn ich habe es aus der Erfahrung, daß wo vor dem, wegen des tiefen Moſes kein jung Holz hat aufliegen wollen, nachdem ich aus einer Stallung vor 50. Rthlr. Streu verkauft, anjezo der ſchönſte junge Anflug wieder ankommen, weil der Saamen hat einwurzeln können. Und geſezt, aber nicht zugelaſſen, daß es dem Holze etwas Abbruch thäte, ſo iſt der Nuzen, ſo man im Feldbau davon hat, gröſſer, als der Abgang am Holze. Doch hierdurch will ich denen unverſtändigen Wirthen nicht das Wort reden, die alle 4. oder 5. Jahre von denen Wurzeln faſt die Erde wegkrazen, ſondern es mus das überflüſſige Moos genommen werden. Wieder iſt ein Fehler, daß alle Wirthe, ob ſie gleich nicht Dünger genug haben, ſtets zu düngen, dennoch alle Felder nach denen eingerichteten 3. oder 4. Arten beſtellen, wodurch denn die Felder immer mehr und mehr ausgehungert werden. Ich habe mich wohl dabei befunden, daß ich nur das beſäet, ſo ich tüchtig düngen können. Da ich denn viel Saamen auf den Boden behalten, und dennoch mehr erbauet, als da ich vorhero alles beſäet hatte, habe auch hernach beſſere Gerſte erbauet, und habe die Mühe vom Pflügen erſparet. Wenn es auch an Düngen fehlen wil, ſo kan man, wo der Kalk wohlfeil, mit Kalk düngen. Aber hüte dich, daß du in 12. Jahren nicht mehr als einmal kommſt, ſonſt möchte der Vers wahr werden:

Kalk macht den Vater reich,
Die Kinder arm zugleich.

Der Kalk wird folgender Geſtalt gebraucht: auf 1. Dresd. Schfl. auszuſäen, führe ich 4. Dresd. Schfl. ungelöſchten Kalk. Es mus aber derſelbe erſt, und zwar ſo gelöſchet werden, daß er zu Mehl wird. Hernach wird er mit einer Wurfſchauffel ausgeſträuet, wie man in der Scheunen wurffelt. Doch mus man ſehen, daß er gleich ausgeſtreuet werde. Das Feld mus auch troken ſeyn. Denn viele haben ſich beſchweret, daß der Kalk nicht gut ſey, ſie hätten nichts erbauet, weilen ſie ſolchen in das naſſe Feld geſtreuet, da er denn ſchmierigt worden, und wenn das Feld wieder ausgedroknet, hat er den Effect gethan, als wie beim Maurer, da ihn denn die Sonne und Froſt erſt wieder zwingen müſſen, bis daß man nach etlichen Jahren erſt dem Nuzen geſpüret. Die Felder, denen man mit Kalk helfen wil, müſſen nicht hizige, auch nicht naſſe Felder ſeyn. Mit dem Kalk habe auch den Moos von denen Wieſen vertrieben. Allein erſt begieng ich auch einen Fehler damit, daß ich ihn ſtreuen lies, als es nas war, da er denn zu Mauerkalk wurde. Wenn er aber ausgeſtreuet wird, wenn es troken, ſo kommt hernach der Thau, und macht, daß er den Moos tödet, welcher alsdenn, wenn er faulet, die Wieſe dünget, und das Gras ſo vor den diken Moos ſteken blieben, hernach Hecheldik ſich zeiget, und die Schuppen zu klein machet.

5. Von unnüzen Akerbau und Mangel der Wieſen.

Weiter iſt auch bei vielen Wirthen ein Fehler, wenn ſie nicht rechnen, daß beim Feldbau, der Saamen mus gegeben werden, das Feld 3mal gepflüget, 3mal geeget, einmal geſäet, einmal Miſtgebreitet, einmal geſchnitten, gebunden, getroſchen, und alſo 14. Frohnen darzu gehören, ehe ſie das Getraide auf den Boden bekommen, und da man öffters doch kaum den ausgeſtreuten Saamen wieder bekommt, ſelbige dennoch Aeker, ſo das ſchönſte Braachheu geben, zu welchem ſie nur das Hauen und Dürre-machen nöthig, lieber beſtellen und beſäen, welches doch ſo vielen Fatalitäten unterworffen, als Wetterſchlag, rothen Loh, Froſt in der Blüthe, auch an vielen Orten dem Wild ſchaden. Jch hingegen habe groſſen Vortheil befunden, ſolche Aeker zu Heu liegen zu laſſen, auch wohl gar zu düngen, indem ich dagegen in der Viehzucht groſſen Nuzen gehabt. Denn mit einem 2ſpännigen Fuder Heu können 10. Schaaſe durch den Winter gebracht werden, welches mit den Stroh nicht an der Rindvieh Nuzen herauszubringen, zumal da ich in 3. Jahren nur 2mal Stroh davon bekommen, welches der bloſſe Nuzen vom Feldbau faſt alleine iſt. Es wird zwar dagegen eingewendet; wo man Brod wolle hernehmen? Allein, darauf antworte ich: dazu gehören die trokenen und in die Höhe liegenden Felder, die alsdenn, wenn ich viel Heu habe, und Vieh halten kan, beſſer können beſtellet werden.

6. Von der Fütterung des Viehes.

Ferner iſt ein Fehler in der Wirthſchaft, daß die meiſten das Futter nicht eintheilen. Giebt GOtt viel Stroh, ſo mus es dieſes Jahr verfüttert ſeyn, ratio: damit ich viel Miſt mache. Es iſt aber falſch. Das Schüttenſtroh gehöret nur im Miſt, Gerſten und Haberſtroh mus durch das Vieh erſt durchgehen in Miſt. Das erſte laſſe ich alle Jahre verſtreuen, fehlet es hernach dran, ſo kommet die Streue zu Hülffe. Seithero ich dieſe Eintheilung gemacht, daß ich über Winters auf Küh und Ochſen 2. und ein halb Schok, auf ein Gölde ſtük aber nur 1. und ein halb Schok Futterſtroh gegeben, ſo iſt das Vieh allezeit beſſer auf die Weide gekommen, als vorhero, da die Pachter zu viel und wohl über 3. Schok Stroh, auf ein Stük durch die Bank gehabt, ratio: weilen ſie es nicht eingetheilet, und rathſam damit umgegangen. Dadurch habe ich öffters zu 70. Schok FutterStroh übrig behalten, welches das andere Jahr ſchon zu rechte kommen, da ich ſonſt über 30. Stuk Rindvieh ausſtoſſen, oder es müſſen Noth leiden laſſen. Ja dadurch habe auch erhalten, daß ich alle Jahre gleich viel Miſt habe machen, und die Felder in gleichen Düngen habe erhalten können.

7. Von dik- und dünnen Säen.

Der gröſte Fehler, ſo ich im Feldbau noch gefunden, iſt, daß die meiſten das Wintergetraide zu dike ſäen, und habe ich auf einen erkauften Guthe, wo ſie vormahls 150. Schfl. ich aber nur 60. bis 70. Schfl. ausgeſäet, dennoch 50. Schfl. mehr erbauet, und länger Korn bekmomen, ja auch, da das Schok ſonſt ein und ein halben Schfl. gegeben, bis 2. Schfl. aus dem Schok erdroſchen. Es haben mir es andere nachgethan, das Feld aber nicht recht gedünget, ſolchen hat es freylich fehl geſchlagen, indem ſie nichts mehr erbauet, weil das Feld das Vermögen nicht gehabt, daß das Korn hat ſtauden können, weil keine Kraft mehr im Felde geweſen iſt, wenn das Korn hat ſollen reiffen, da zuvor alle Kraft in das Stroh gegangen war. Wenn auch das Korn zu dike geſäet wird, ſo kan die Luft nicht ſo durchkommen und es bewegen, welches faſt das meiſte zur Fruchtbarkeit contribuirt, fällt nun darzu Regenwetter ein, ſo kan es die Luft nicht durchwehen, die Vogelwiken überziehen es, und die beſten Aehren, ſo ſich gebeugt, werden taub. Da hingegen mein Korn, weil es dünne geſtanden, und die Halmen, wie das kleine Rohr ſo tike geweſen, gleich durch den Wind empor geſtiegen, und reichlich gegeben, wie etliche Jahre her nacheinander probiret, und es alſo meinem Nächſten anrathen kan. Ich habe auch öfters von denen armen Leuten, wenn das Korn theuer geweſen, gehöret: ich habe nur mit halben Sak zubinden müſſen, GOtt hat mich doch geſegnet, daß ich ſo viel erbauet als ſonſten. Und freilich iſt alle unſere Arbeit ohne GOttes Segen vergebens, aber die dummen Leute verſtunden nicht, daß es das dünne ſäen gemacht. Aus dem Altenb. wil ich nun meinen Saz zu bekräftigen, nur ein Exempel anführen: Als einsmals ein Knecht uneinig mit ſeinem Bauern wurde, ſo ſäete er ihm, als er alleine war, zum Poſſen auf 1. Schfl. Feld nur ein halb Schfl., da nun der Knecht ſolches beim Trunke einem ſagte, der geſcheid war, lachete er, und ſagte: wenn du ihn hätteſt wollen einen Poſſen thun, hätteſt du ſollen 1. und ein halb Schfl. hinſäen. Denn bei der Ernde hatte der Bauer auf ſelbigen Aker das beſte Getraide. Worauf ich gegen alles Wiederrathen, beſtändig dünne ſäen laſſen, und mich wohl dabei befunden habe.

8. Von Unterakern des Miſtes.

Wegen Unterrakerung des Miſts ſind die Wirthſchafter verſchiedener Meinung, und kan ich hierinnen nichts aus der Erfahrung ausmachen. Doch ſo viel ſage, daß ich glaube, wer gute Felder hat, thue beſſer, er pflüge ihn erſt unter, wenn er zur Saat akert. Denn ſo nimmt ihn das Feld erſt recht an, wenn das Korn abgeblühet hat, und bleibt doch noch Kraft zurükke zur Gerſte. Wer aber viel Felder hat, führe den Miſt hinaus, wenn der Weg gut und er Zeit dazu hat. GOtt ſegnet, wenn man nur aus Faulheit nichts verſäumet, und ihm dabei vertrauet.

9. Von Wieſewachs.

Bei denen Wieſen habe überall faſt den Fehler gefunden, daß die meiſten vieles Waſſer vom Regen nicht in Acht nehmen, ſolches auf die Wieſen zu führen, und ein Tagelohn oder einige Mühe ſpahren, ein Gräbgen zu machen. Da ich hingegen an eine Wieſe, ſo etwann 8. Futter gegeben, 200. Rth. angelegt, um eine Wäſſerung durch Anlegung eines Teichs über Felſen mit Rinnen dahin zu bringen, wodurch ich es ſo weit gebracht, daß ich anjezo an etliche 20. Fuder darauf erbaue, und alſo 200. Schaafe mehr erhalten kan, da denn meine Auslage in 2. Jahren wieder bekom̃en und den Nuzen vom Teich darneben habe. Wie dergleichen überal anzulegen, kan ich nicht beſtimmen, oder beſchreiben. Wer aber ſelber Verſtand oder Müller in der Nähe hat, kan es gleich mit der Waſſerwaage abwiegen. Es ſcheinet zwar etwas öfters ohnmöglich, ſo dennoch angehet, wenn man nur wil. Man mus aber die Mühe, es abzuwiegen, oder die Koſten, es abwiegen zu laſſen nicht ſcheuen. Iſt es auch vergebens, ſo ſchadet es doch nicht: man mus Verſuche machen.

10. Von der Pflanzung der Weiden auf Wieſen.

Ferner iſt dabei ein Fehler, daß die meiſten ihre Wieſen, inſonderheit, wo das Holz raar, mit Weiden überwachſen laſſen, ratio: weilen ſie ſolche zu Zäunen brauchen und es ohne ihre Mühe aufwächſet. Damit man es aber unter das Gras nuzen könne, und doch Holz zum Zäunen habe, ſo ſeze man dafür Weiden, welche alle 3. Jahre können geköppet werden, alsdenn ziehen die Wurzeln die Geilheit, ſo dem Gras nicht mehr zu gute kommen kan, an ſich, und man bekommt darneben doch Gras. Es ſiehet auch feiner aus, zumal wenn ſie Aleenweiſe gepflanzet werden. Damit ſelbige aber aufkommen, mus man die Löcher mit dem Pfahleiſen weiter machen als die

Saz

Sazweite dik iſt, denn, da die Wurzeln aus der Rinde hervorkommen, ſo löſet ſich, wenn das Loch enge iſt, die Rinde ab und kan nicht bekleiben. Dahero wundert ſich mancher, daß ob er ſie gleich in einen naſſen Boden geſezt, ſie dennoch nicht beklibet, da er doch ſelber Schuld daran iſt, daß er die Schaale abgeſtoſſen.

11. Von der Reinigung der Wieſen.

Ferner iſt auch ein Fehler, daß die wenigſten ihre Wieſen von denen Hüblen oder Hügeln recht ſäubern, ratio: es koſtete Geld und wüchſe hernach auf dem aufgehauenen Plaz kein Gras. Es iſt aber lezteres falſch. Denn ich habe es aus der Erfahrung, inſonderheit wenn ich denn aufgehauenen Hübel, nachdem er gefaulet und den Raaſen zu Erde worden, wieder dünne drüber herſtreue. Es kan mir auch ein Kerl in einem Tage mehr Gras abhauen, wo die Hübel weggeſchaft ſind, als ſonſt in 1. und einen halben Tag. Die Hübel aber kommen nicht allein von Maulwürffen her, ſondern ich habe obſervirt, daß S. v. die Kühfladen von denen Regenwürmern und Käfern ausgehölet werden; weil nun die Ameiſen gleichſam ein Gebäude mit Dach finden, ſo machen ſie ſich dahinein, und wird endlich ein groſſer Hauffen daraus. Deswegen ſol man denen Hirten anbefehlen, ſolche fleiſig zu zerſtoſſen. Denn wenn auch gleich nicht allemal ein Ameishauffen daraus wird, ſo bleibt mir doch der Plaz etliche Jahre bis er völlig vergehet unbrauchbar, indem das Gras, ſo umher davon wächſet, allzufett und doch das Rindvieh nicht einmal gerne von dem Plaze friſt, wo ein Rindvieh hingemiſtet hat, gleich wie hingegen die Pferde thun, das Rindvieh aber da gerne friſt, wo die Pferde hingemiſtet haben.

12. Von hochſtämmigen Obsbäumen in Gärten.

In denen Gärten habe gleichfalls Fehler beobachtet. Dann daß erſtlich die meiſten ihre hochſtämmigte, Aſtbäume jederzeit 8. Schritte von einander ſezen, iſt gar nicht wohl gethan. Daher habe ich Gärten gefunden, da in 20. Jahren die Bäume ſo ineinander gewachſen, daß erſtlich die Sonne nicht darunter kommen, und kein Gras wachſen konnte, zweitens die Luft nicht durch kam, und alſo die Bäume nur oben Früchte trugen. Da ich nun etlichemal ſchöne alte Bäume in ſolchen Gärten gemeſſen, und befunden, daß vom Stamme, auf einer Seite bis an das Ende vom Aeſten über 20. Schuh waren, ſo ſeze ich jezo, damit ich nicht nöthig, die ſchönen jungen Bäume, wieder auszugraben, oder wegzuhauen, jeden Baum 40. Schuh voneinander. Darauf kan nun das Gras wachſen, und ich bekomme auch gute Früchte.

13. Von Bäumſezzen.

Ferner ſezzen die meiſten, wenn es ihnen ankommt, einen Obſtgarten anzulegen, die Bäume hin, wenn ſie nur wohlfeil ſind, ſie mögen dik oder dünne ſeyn; ratio: der Garten mus heuer beſezt ſeyn. Allein das taucht auch nichts. Denn erſtlich mus ich ſehen, wo der Baum her. Ins Gebürge, Leipziger oder Bamberger Bäume zu nehmen, thut eben ſo gut, als einen nakenden Mohren aufs Rieſengebürge zu ſezen. Wo er nicht gar erfriert, wird er doch das Kalte bekommen. Zweitens: wenn der Baum nicht ſchon unten ein wenig eine Dike hat, wird man nimmer einen guten Baum daraus ziehen, u. mus man ſich mit Pfählen ſolche zu erhalten, wohl 12. Jahr lang plagen, welches mir ſelbſt wiederfahren. Jezo hingegen habe ich ſolches nicht nöthig, da ich keinen ſeze, er müſſe denn in der Baumſchule ſeine Dike von 2. Daumen unten ſchon haben, zugeſchweigen, daß man auch die Freude hat eher Früchte zu brechen.

14. Von Auspuzen der Bäume.

Die meiſten fehlen auch darinnen, daß

ſie ihren Bäumen die unterſten Aeſte nicht wegſagē, ſo doch in ſo weit geſchehen mus, damit man darunter weggehen könne. Denn es wird ſonſt ohnedem dem Herrn des Baums von den Untern Aeſten durch die gröſſere nichts gelaſſen. Geſchicht ſolches aber, ſo trägt der Baum beſſer, und das Obſt wird gröſſer, wenn ihm die Aeſte abgenommen werden.

15. Von der Düngung der Bäume.

Daß aber die meiſten Obſt haben wollen, ohne den Bäumen Nahrung darzu zu geben, iſt auch gefehlet. Wil man alſo haben, daß ſie tragen ſollen, ſo grabe man ſie im Herbſt auf, und dünge ſie ein wenig, ſo wird man eine reiche Obſternde haben.

16. Von Verbeſſerung naſſer Wieſen.

Bei denen Wieſen pflegen auch die Wirthe die Koſten zu erſpahren, und ſie, wenn Quellen darauf befindlich, nicht aufräumen zu laſſen. Es iſt zwar wahr, daß das Gras an ſelbigen Orten der Quelle häufig wächſet, unten drunter aber iſt lauter ſaurer Gras; und wenn gehauen wird, ſo iſt das auf der Quellen wachſende gelagert, und unterhalb verfaulet. Wenn hingegen die Quellen aufgeräumt und Furchen gezogen werden, daß das Waſſer auf die trokenen Pläze geführet werde, ſo wird das ſaure Gras vergehen, und die trokenen Pläze werden geſundes Gras tragen. Und ob es auch gleich etwas weniger Heu geben ſollte, ſo doch faſt unmöglich, ſo iſt doch ſolches Heu auch beſſer, genüsbahrer ſo wohl vor Rind- als Pferdevieh, da ſonſt das ſaure von ſelbigen halb unter den Miſt gezogen wird, oder wenn ſie es aus Hunger freſſen müſſen, dennoch nur halb ſo gut futtert.

Wer auch eine Stadt in der Nähe hat, und Seiffenſiederaſche oder Lauge haben kan, und ſelbige auf die mooſichten, ja auch die dürreſten Wieſen ausſtreuet, wird durch ſchönen Klee, der davon wächſet, ſein Geld reichlich wieder bekommen, ſo er vor die Aſche ausgeleget hat. Wo der Klee herkommt, da ſonſt keiner geſehen worden, darüber laſſe ich andere diſputiren; Genug, daß ich ihn auf der Wieſe habe, wo ich es alſo gemachet.

17. Von den Verpachtungen der Schäfereien.

Bei Schäfereien ſind die meiſten Wirthſchaften der Meinung, daß man ſelbige verpachte, und die Schaafe derer Schäfer eigen ſeyn ſollen. Allein wenn ich ausrechne, was ich vor Heu, Stroh, Korn und dergleichen hingebe, und was ich Pacht bekomme, ſo wird ſichs finden, daß man mehr gibt als man bekommt. Und wenn hernach eine Seuche kommt, ſo iſt doch der Erlas ohnfehlbar zu thun und der Schäfer nicht im Stande, die Schäferei wieder zu ergänzen, die Felder aber liegen ſo lange ohne Ferch. Ich habe daher beſſer befunden, die Schäferei auf den 7tel mit dem Schäfer zu mengen, und dem Schäfer Futter zu geben, daß er gut auskommen könne, und die Schaafe vollauf zu freſſen, und lieber an ſtatt 800. Stük nur 700. Stuk zu halten, ſolche aber vollauf zu füttern. Da ich denn erfahren, daß die 700. Stük wohlgefütterter Schaafe, mir mehr Wolle gaben, als der Nachbarn ihre Schäfereien von 1000. Stük, Lämmer und Schaafe auch gröſſer geworden, und dahero beim ausmerzen mehr gegolten.

18. Vom Milchzins bei denen Schaafen.

Wenn man 1. oder 2. Gl. vom Stük Milchzins nimmt, und denen Lämmern dadurch die Milch entziehet, das iſt ein groſſer Fehler. Denn ſie werden nicht nur dadurch geringer, ſondern es ſchadet auch zugleich denen Alten. Und ſeit dem ichs hier abgeſchaffet, habe ich den Nuzen doppelt an der Wolle verſpühret. Denn die Schäfer pflegen, um ihren Vortheil zu haben, die Schaafe bis auf den Tod auszumergeln.

19. Von denen Betriegereien bei denen Schäfereien.

Bei der Schäferei ſind ſo viel Betriegereien, daß ein Buch Papier damit auzufüllen. Einige nur zu berühren, ſo mengen ſie manchmal geſchlachtete Schaaffelle unter die Sterblinge, welche daran zu erkennen, daß die Sterblingsfelle keine rothe Adern haben, ſondern alles blaſs. Wer nun nicht ſelber Achtung giebt, oder faule Aufſeher hat, dem gibt der Schäfer an, es ſey ein Schaaf crepirt, welches er doch geſchlachtet, it. wo der Schäfer als ein Accidens hat die Eiderwolle, da rauft er denen Schaafen die Wolle vom ganzen Bauch hinweg. Jngleichen wo er die abgeſchüttelte Wolle behält, da werffen ſie andere Wolle mit unter, oder machen die Schaafe nicht rein, damit viel Schättel wieder werde; it. die Schäfer nehmen öfters, wo nicht viel Aufſicht iſt, fremde Schaafe auf die Weide oder ins Winterfutter. Wenn man denn einmal überzehlen wil, und nicht unverſehens kommt, ſo haben ſie ihre Spions, und treiben die Schaafe vorher weg, ehe man kommt. Ja, wenn die Schaafe vom Schäfer ſollen gezehlet werden, da die Herrſchaffl. alle ganze Ohren haben müſſen, ſo kleiben ſie mit Schuhpech denen Knechtsſchaafen die ausgeſchnittenen Ohren zu, damit ſolche alsdeñ vor Herrſchaffl. paſiren können. Ein Wirth und Herr obſervire nur allemal die beſten Hämmel und Schaafe, und frage öffters darnach, ſo trauen ſie nicht.

20. Von der Fütterung der Schaafe.

Die Eintheilung des Futters bei der Schäferei habe befunden, daß es wie bei dem Rindvieh eines der vornehmſtẽ Stüke dieſer Wirthſchaft, und habe ich bei einer reducirten Schäferei meiner Schäfereien, auf 700. Stük über Winters, nicht gar 70. Frohnfuder, 5. bis 6. groſſe oder 9. Dresd. Schffl. Erbſen, und 2. oder 3. Schffl Wiken zur Ausſaat, das Stroh darneben gegeben, und damit iſt der Schäfer meiſtens ausgekommen. Hat aber ja etwas gefehlet, ſo mus der Schäfer den 7ten Theil darzu geben, welches er gerne gethan. Denn wenn man das Schaafvieh Mangel leiden läſſet, ſo fället im Frühjahr die Wolle ab, und werden kahl. Es iſt auch ein Fehler bei manchen Schäfer oder Herrn, daß ſie das Salz ſpahren, welches ſie doch geſund erhält, und die Wolle brav wachſend machet. Wie man auch an Pferden ſpühret, daß ſie, wenn ſie Salz bekommen, ſich eher abhären und die Winterhaare fallen laſſen. Wenn auch die Schaafe ſollen geſund bleiben, mus man ſie des Winters nicht laſſen aus dem Bache ſauffen, ſondern acht haben, daß ſie nicht darzu kommen.

21. Von der rechten Springzeit bei Schaafen.

Einige laſſen auch im Gebürge die Stähre zeitlich unter die Schaafe, wie in denen Niederlanden. Allein es iſt beſſer, daß man es ſo einrichtet, daß die Alten bald auf die Weide wieder kommen, und gleich Futter finden, denn wenn es ſpäter oder eher geſchiehet, daß das Schaaf und Lamm keine Weide findet, folglich Mangel an Futter hat, ſo leiden die Lämmer hernach.

22. Von der Pflanzung der Obsbäume.

Beim Sezen der Obsbäume iſt auch ein Fehler, 1) daß, ob man gleich an theils Orten hier und dar groſſe Obsbäume findet, es doch gemeiniglich heiſſet, wenn die Poſterität zu faul geweſen zu continuiren, oder es nicht verſtanden hat: Es kommt kein Baum hier auf, der

Boden iſt zu ſalpetericht, oder hat leimichten Boden, wie mir es zu N. ergangen. Aber es iſt keine Kunſt in kleinen Beeten einen Baum fortzubringen. Wilſt du aber haben, daß ein Baum bei leimichten Boden auch fortkomme, ſo mache es alſo: Mache ein Loch, nicht gar ſo tief, die Raſen, die du herausgeſtochen, zerhake, lege ſie verkehrt wieder hinein, thue keinen friſchen Miſt, ſondern gute Erde dazu unten hinein, wo du etwas tod Land weggenommen haſt, daß die Herzwarzel unten guten Grund eine Zeitlang finde und treibe, wenn du denn mit dem Raſen und der herbei geſchaften Spahn-oder Holzerde das Loch wieder gefüllet, ſo ſeze den Baum hin, daß die Seitenwurzeln den Erdboden gleich ſtehen. Wenn den der Raſen und Spahnerde in ein paar Jahren gefaulet, und ſich geſezet, ſo werden die Wurzeln ſich ausbreiten und juſt in das fruchtbare Land kommen. Oben auf die Wurzel thue wieder etwas gute Erde, und denn oben darauf das tode ausgeſtochene Land, welches man Herbſtszeit aushaket, und Winterszeit mit Miſtgauge begieſſet, ſo wird ſie auch fruchtbar, und Gras tragen, und die Bäume werden ſo gut fortkommen, als meine gethan.

Daß zum 2) die Bäume anfänglich ſchön gewachſen, nach 3. Jahren aber die Stämme mooſigt geworden, und niemals getragen, iſt dieſes die Urſach, ſie haben ſich viele Mühe gegeben, ſchöne tiefe Löcher gemacht, ſelbige mit guten Miſt angefüllet, und denn die Bäume darauf geſezet, und oben darauf wieder den Raſen, und denn das tode Land weggeſchaffet, wenn den der Miſt gefaulet, und die Seitenwurzel ſich ausbreiten wollen, ſo hat ſich der Miſt geſezt gehabt, und haben die Wurzeln in das unfruchtbare Land hineinwachſen müſſen. Dahero denn entſtanden, daß von der unfruchtbaren Feuchtigkeit die Stämme Moos bekommen, und endlich verdorben. Daß dieſem ſo ſey, habe ich daran wahrgenommen, da ich ſolche verdorbene Bäume ausgegraben, nach meiner Art geſezet, und ſie ſind alsdenn wohl fortkommen, haben auch andere Jahre Früchte getragen. Wer aber nach meiner Art Bäume pflanzen wird, hat nicht ſo viel Mühe, und wird bald Freude daran erleben.

Im Baumſezen habe bishero auch 3) einen ſündlichen Fehler obſervirt. Da unſere Jugend, wenn ſie ihre Eltern durch Reiſen in Schulden geſezet, und auf denen Wieſen der Franzöſiſchen groſſen Gärten Alleen von Linden oder andern unfruchtbaren Bäumen geſehen, hernach aber wieder nach Hauſe kommen, und nichts von der Wirthſchaft, ſondern nur Eitelkeiten verſtehen, ſo haben die beſten Wieſen herhalten, und daraus Gärten mit Aleen gemacht werden müſſen, damit der junge Herr auf der Wurſt darinne herum fahren können, zulezt aber, wenn wegen Abgang des Graſes, die Kühe oder Schaafe abgeſchaffet werden müſſen, hätte Hans Wurſt ohne Wurſt gerne zu Fuſe wieder auf der Wieſe herumgehen wollen, wenn die Wieſe nicht verdorben geweſen wäre. Ueberdem aber hatte er erſtlich ſeinen lebendigen Wald, durch Aushebung der ſchönſten Linden, ruiniret, und wenn noch hier und da auf dem Plaz, wo die Aleen hinkommen ſollen, ein ſchöner von Vorfahren gepflanzeter fruchtbarer Baum gefunden wurde, ſo muſte er ausgerottet werden, da er doch geleſen, daß GOtt im Alten Teſtament verbotten, ſogar in Feindes Landen die fruchtbaren Bäume abzuhauen. Ich habe dergleichen Exempel in einem gewiſſen Königreiche erlebet, daß, als ich es einem, der vordem die ganze Freundſchaft in Obſt regaliren konnte, die Fruchttragende Bäume nicht abzuhauen gerathen, bis ſeine Pigmei oder Zwerge Frucht brächten, er mich auslachte, hernach aber, als er mir nicht einmal eine Kirſche vorſezen konnte, ſein Vornehmen zu ſpät bereuete. Hingegen habe mit Verwunderung, aber mit groſſem Vergnügen, zu Wien in der Favorite obſerviret, daß ein ſo groſſer Monarch, als unſer allergnä-

digſter

gnädigſter Kaiſer Carl VI. in ſeinem Garten mitten in denen Gängen die groſſen fruchtbaren Bäume hatte ſtehen laſſen, welchen ja Edelleute, Grafen und Fürſten es nicht ſolten vorthun wollen. Denn das kommt mir vor, als wenn ein Zaunkönig höher fliegen wollte, als ein Adler, worüber er wohl den Athem verlieren wird, wie es ſolchen Zaunkönigen auch gehet, daß mancher wegen des Gartens ſein Gut verkauffen mus.

Ferner iſt auch ein Fehler 4) daß, wie man die Wieſen alſo mit Aleen verderbt, ſie auch die Landſtraſſen eben ſo damit beſezzen, damit die geſtrenge Frau im Fahren von der Sonne nicht getroffen werde, wodurch aber den Reiſenden die Reiſen ſchwer gemacht werden. Denn, wenn der Weg vom Regen verdorben, ſo kan weder Sonne noch Luft den Weg wieder ausdroknen, und bleibt alſo Jahr aus Jahr ein Schlam. Ein anders iſt, wo ſandigter Grund, oder gepflaſterte Steinwege, wie in Holland, ſind, da ſind die Aleen neben her ſehr angenehm und nüzlich.

23. Vom Flachsbau.

Im Feldbau habe bei dem Frauenzimmer ofters Undank verdienet, wenn ich bewieſen, daß eine Herrſchaft beſſer thue, ſie ſäe Gerſte als Lein. Denn der Lein geräth erſtlich ſelten, und mus mancher treu Geſinde haben, wenn man mehr Lein erbauen ſoll, als man ausſäet. Ich habe es in 10. Jahren nicht ſo weit bringen können. Woferne ich nun beim Flachs, wenn er auch wohl gerathen, das Jäten, Rauffen, Aufbinden, Riffeln, Waſſerbuſen machen, ins Waſſer fahren, Einröſten, Auswaſchen, Breiten, Aufnehmen, Aufbinden, Einſteken, Brechen, Hecheln, Klengeln oder Treſchen und Ausſieben bezahlen ſol, ſo kan ich gewis den Flachs beſſer kauffen. Ein anders iſt es, wo eine Herrſchafft die Frohne darzu hat, da lohnet es noch der Mühe. Doch hier kommt gleich ein weiblicher Einwurf: Die Bauern befinden ſich doch wohl dabei. Es iſt wahr, ratio: die Frau im Hauſe thut alles ſelbſten mit, und hat ihn unter dem Schlus, und der Bauer mus zur Frohne, und ſeiner eigenen ſauren Arbeit viel Geſinde halten, dieſes aber ſäſſe den Winter über müſig, und er ſizt hier auch ſelbſten bis Abends um 10. Uhr und ſpinnet mit. Da lohnt es endlich noch. Zur Luſt laſſe ich etwas paſſiren, daß es die Kinder lernen, wenn ſie in eine Haushaltung kommen, wo ſie Flachsfröhner haben, da ſonderbare Aufſicht auch zu haben. Denn es iſt ſelten ein Chriſtlicher Bauer anzutreffen, ſo ſeine Frohne treu verrichtet.

24 Vom Rindvieh und der Eintheilung des Futters.

Ich habe die Eintheilung ſo gemacht, e. g. wo ich 20. St. Kühe und 15. gölde St. gehabt, da habe ich, wenn ich gleich 100. Schok Gerſte und Haber erbauet, dennoch 50. Schok vor die Kühe und auf 2. oder 3. Kühe 1. Fuder Grummet oder mehr, nachdem es viel oder wenig gewachſen, ein Beed Graut aber auf 15. St. gölde Vieh und 22. und 1. halb Schok Stroh gegeben. Was übrig geblieben, habe ich aufgehoben. Denn das Sommergetraide pflegt ſelten gleich zu gerathen. Wie mir denn auch noch kein Stroh verdorben iſt.

25. Von Wieſen/ ſo der Uberſchwemmung unterworffen.

Die meiſten Wirthe, ſo Wieſen haben, die denen Waſſerfluthen unterworffen, klagen, daß ſie immer überſchwemmt, und das Heu verſchwemmt würde, darnach taugte das Heu nicht. Wollte mans auch um Johanne hauen, ſo ſeye es noch nicht reif und füttere nicht gut, ſchwinde auch zu ſehr. Allein ich frage: worzu iſt aber das verſchlemmte ſonſt nüze, als das Vieh faul zu füttern oder ſolches in Miſt zu ſtreuen? Man mus alſo darauf nicht ſehen, ſondern, wo ich Fluthen zu beſorgen, weil ſelbe ordinair nach Johanni ſich einſtellen, da laſſe ich ſelbige vorhero hauen. Wenn denn die Fluth kommt, ſo verderbet ſie nichts, ſondern dünget die Wieſen zu guten Grummet, wobei ich mich wohl befunden, ja wo die Wieſen beſtändig gewäſſert werden können, iſt wol ſelbige 3mal gehauen. Solcher geſtalt nuzet man vom Heu etwas, und was abgehet, wird durch das Grummet erſezet.

26. Von Wäſſern der Wieſen.

Das beſtändige Wäſſern derer Wieſen, die nicht beſtändig die Sonne haben, habe ich unrathſam befunden, und iſt beſſer, man wäſſere nicht eher, bis die Sonne die Näſſe ausgedroknet hat. Sonſt werden die Wieſen davon moſigt werden, oder verſäueren. Denen meiſten thut es leid, Gräben zu machen, in der Meinung, es gehe ſo viel Plaz verlohren, conſideriren aber nicht, daß es um die Gräben herum noch einmal ſo ſtark wächſet, als an denen andern Orten.

27. Von denen Wäldern.

In Wäldern habe an vielen Orten den Fehler gefunden, ſonderlich in denen Bauerhölzern, wodurch dem Holz und der Wildbahn groſſer Schaden geſchicht, daß ſie Streu zu haken, die unterſten Aeſte an Tannen und Fichten ausgeſchneidelt, als wie an denen Obſtbäumen, da denn ſein Lebtag kein tüchtiger Baum daraus werden kan. Denn es läuft das Holz dadurch hinweg, wovon der Baum ſol gros werden, und die Stallungen werden lichte, daß kein Wild ſich ſteken kan.

28. Von der Eichelmaſt und dem Waldanbau.

Es iſt 1) ein Fehler, wo manche Herrſchaften viel Eichenwald haben, wenn die Forſtbedienten ihrer Herrſchaft anrathen, in die Nachmaſt Schweine zu nehmen, (weil davon die Forſtbedienten ein gewiſſes von jedem Schweine haben) ohngeachtet manchmal auf 2. Stunden Wegs nichts als lauter abgeſtorbene Eichen und Buchen zu finden, welche ſo lange müſſen ſtehen bleiben, bis ſie umfallen, da denn die Poſterität hernach gar nichts hat. Deſſen Verbeſſerung habe ich bei meinem Bruder obſerviret, welcher etliche Jahre nur die Schweine in die erſte Maſt genommen, die Nachmaſt aber gänzlich verbotten, da den die Eicheln, ſo noch in das ungebrochene Land gefallen, im Frühjahr aufgegangen. Er lies darauf, bis die jungen Eicheln ſo gros geworden, daß ſie die Schweine nicht umwühlen können, keine Schweine hinein, wohl aber die Leute ſolche daſelbſt aufzuleſen. Und alsdenn hat er die abſtändigen Eichen fällen und verkauffen laſſen. Weilen aber die jungen Eichen nun überflüſſig aufgegangen, hat er von ſelbigen herausheben und an andere Orte pflanzen und ſeine Blöſen füllen laſſen. Wenn nun ein Herr oder Forſtbedienter, nach Proportion ſeines Forſts, alle Jahr ein gewiſſes Stük auf dieſe Weiſe feget, ſo kan er machen, daß die Nachkommen auch wieder Holz finden, woran es an vielen Orten eheſtens fehlen wird. Denn ich habe an vielen Orten Forſte von etlichen Meilen gefunden, da ich unter 100. Eichen kaum eine erblikte, ſo nicht oben verdorrt geweſen, welche dann alle Jahr immer mehr aus dem Beutel wachſen, indem ſie immer tiefer faulen, und zulezt nicht einmal zu Brennholz taugen, da doch an deren Stelle, wenn es die Vorfahren recht gemacht hätten, ſchon wieder Maſteichen da ſtehen könnten, die alten aber hätten können zu Gelde gemacht werden, aus welchen doch anjezo nichts zu machen iſt.

2) Diejenigen, ſo bei dem ſogenannten Schwarzen Holz ihre Holzſchläge auf 40. oder 50. Jahr einrichten, fehlen weit, wo ſie gedenken in 40. Jahren einen Schnittkloz, (welcher in der Wirthſchaft ſo nöthig als das Brennholz), zu finden. Man mus ſich alſo wohl in Acht nehmen, und wenn man Fus vor Fus abtreiben

laſſen wil, wenigſtens ſeinen Wald in 80. Theile eintheilen, ſonſt klagen die Nachkommen dermaleinſt über uns. Auch mus man ſich in Acht nehmen, nicht ſo abzutreiben, ehe junger Anflug ſchon vorhanden, denn ſonſt wird der Boden zu Raſen, und kan hernach des ſchwarzen Holzes Saamen nicht einwurzeln, wie ich deſſen in der Nachbarſchaft etliche traurige Exempel erlebet habe. Etliche Jahr vorher, ehe man wil Fus für Fus abtreiben, mus man Moos rechen laſſen, wenn Saamen iſt, ſo wird es gleich anfliegen. Alsdenn haue man, ehe es gros wird, ſo thut das Fällen nicht ſo groſſen Schaden.

3) Wo lebendiger Holzboden von Birken, Aſpen und dergleichen, mus man ſich auch in Acht nehmen, daß man ſelbiges nicht zu klein abhaue, wenn es noch im beſten Wachsthum iſt, oder auch zu gros werden laſſe, auſſer was man hier und dar zu Bottigreiffen ſtehen laſſen wil. Denn ie gröſſer die Birke worden, je weniger ſchlägt ſie wieder friſch aus, ſo ich aus der Erfahrung habe. Da nun das Rindvieh, wo junge Aſpen ſtehen, weil das Laub ſüs iſt, oder nach ihrem Geſchmak, an die Aſpen ſteigt, und ſolche herunter beugt und in Stuken bricht und beiſt, daß man hernach auf ſolchen Pläzen beim Hauen kein Holz nicht findet, ſo laſſe man kein Rindvieh hinein, und hingegen fein die Aſpen ſtehen, und zu Schneidholz werden, ob es gleich ein paarmal keine Ausbeute giebt. Denn es kommt hernach doppelt wieder ein, weil alsdenn daſelbſt indeſſen vom Saamen aſpenes oder birkenes wieder anfliegt, daß es dorten auch dichte wird. Denn das aſpene ſchlägt nicht aus der Wurzel wieder aus.

4) Wo am Brennholz Mangel iſt, kan ein Hauswirth, wie um Halle herum, ſich viel helfen mit Sazweiden, welches der nuzbarſte Baum, wenn er obbeſchriebener maſſen eingeſezet wird, daß die Rinde nicht abgeſtoſſen worden.

29. Vom Spaaren des Holzes und denen darzu geſchikten Oefen.

Einen groſſen Fehler habe auch in der Wirthſchaft bei dem gar eilig nun herannahenden Holzmangel verſpüret, daß man demſelben nicht durch Spaarung des Holzes vorbauet. Ich habe darnach allezeit getrachtet und daher mit vielen Koſten bald Hälliſche bald Windoefen bauen laſſen, unter allen aber nichts beſſers bei Oefen gefunden, als die alte Art, die Oefen ſchmal zu machen und ſo hoch, als man ſie in der Stube mannierlich in die Höhe bringen kan. Denn erſtlich, wenn der Ofen ſchmal iſt, ſchlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communicirt ſich der Stube ſofort die Hize, ſo nicht gleich unten durchſchlagen kan, ſteiget auch zweitens, wenn der Ofen fein hoch, hinauf, und fällt den von oben wieder herunter in die Stube, hingegen wenn der Ofen niedrig iſt, ſo fähret ſie zum Ofenloche vergebens vornen hinaus. Die Windoefen ſind zwar ſehr gut, wer Achtung darauf geben kan, daß er öffters den Windfang auspuzen läſſet, und wenn das Holz zu Kohlen gebrennet, allemal dem Windfang mit einem Stein zuſtopfet, und die eiſerne Thiere vor dem Ofenloch alsdenn zumachet. Denn der hat erſtlich bald und hernach auch lange eine warme Stube, menagirt aber doch viel Holz. Wo er aber das Zuſtopfen verſäumet, friſt es mehr Holz. Ein Geiſtlicher, ſo nur zwei Oefen zu heizen, kan endlich ſolches in Acht nehmen, aber bei Höfen, wo ein Hausknecht 10. bis 12. Oefen zu heizen, da gehet es nicht an.

Wer weite oder breite Oefen halten mus in der Wirthſchaft, wegen der Ofentöpfe, ſo mit eingemauert werden, oder kan nicht ſobald ſeinen Ofen ändern laſſen, wegen Mangel des Geldes oder Entlegenheit der Töpfer, der mache es alſo, und ſeze unten eine Schicht Ziegel auf die hohe Kante, eine Handbreit von denen Kacheln, führe dieſe Röhre von der

Seite vom Ofenloch bis vornen an den Ofen, deke die Röhre oben hübſch zu, daß kein Rauch dadurch gehe, führe dieſe Röhre in der Eke vom Ofen in die Höhe, bis oben durch die Ofendeke hinaus, ſo wird, zumal wann man beim Einheizen das Holz auf die Röhre legt, daß ſie bald warm wird, ehe der Ofen recht warm wird, oben zur Röhre eine ſolche Hize in die Stube kommen, daß man kaum die Hand darauf halten kan. Es mus aber vorhero am Geſimſe des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, ſo ſteiget die Hize, wenn die Röhre die Wärme in die Höhe treibet, die Kälte aber ſteigt herunter und ſelbige circuliret ſo lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm iſt. Ich halte dieſe Invention noch vor geſund: Denn die ungeſunde Kälte oder feuchte Luft wird alſo in der Röhre durch die Hize purificirt. Was Mehrers hievon iſt in dem erſten Band zu leſen.

30. Vom Holzſparen bei den Brauen.

Beim Brauen können auch 2. drittel Theil vom Holz menagirt werden, nach meiner neuen Invention, welche ſchon anderſtwo im Druk weitläuftig beſchrieben iſt, und ſind die Einwürfe, ſo die meiſten dabei machen, recht kindiſch und abgeſchmakt, z. E. Das nemlich die Pfanne dadurch mehr und eher verbrenne, als bei der alten Invention. Freilich werden die Seitenblätter eher anjezo verbrennen, als ſonſten, da gar kein Feuer dazu kam. Aber ich habe, ſeit ich die Pfanne geſezt, 364. mal darinne gebrauet, und da ich allemal 2. Klaftern Holz erſpare, habe ich 728. Klaftern erſparet, jede Klafter zu 2. M. Fl. thut 1457. M. Fl. Wenn auch in 14. Jahren die Seitenwände ganz conſummirt würden, ſo koſtet es etwa 200. M. Fl. und ich hätte 2912. M. Fl. profitirt. Es zeigt ſich alſo gleich die Abſurtität ihres Einwurfs, und wäre zu wünſchen, daß es von allen Potentaten einzuführen anbefohlen würde, ſo dürfte mancher Armer nicht Kalte ausſtehen und Noth leiden, manches koſtbare Handwerk aber dürfte anjezo auch nicht braag liegen oder caduc ſeyn.

31. Von dem Holzſparen bei den Malzdarren.

Beim Malzdarren iſt auch eine Menage des Holzes und ein Mittel zur Sicherheit darneben, vor Feuersgefahr, wenn die Hurten von Drath geflochten werden. Aber es bezahlt ſich nicht ſo bald, oder menagirt nicht ſo viel, als die Invention der Holzmenage bei dem Brauen. Doch bezahlet es ſich bald. Denn bei einer Drathhurte kan man mit 1. Klafter bis 80. Schfl. Dresdn. malzen, bei einer hölzernen aber kan man kaum 50. machen.

32. Die Holzmenage bei der Fütterung.

Holz könnte auch menagirt werden, wenn man die Kälber darzu gewöhnete, daß ſie nicht warme Bäuche bekämen. Denn an andern Orten geben die Kühe doch auch Milch und bekommen nicht warm zu ſauffen. Ich zwar, weil ich auf allen meinen Vorwerken in Sächſiſchen und Preuſſiſchen Pächter habe, bin nicht vermögend geweſen, es dahin zu bringen. Ein Geiſtlicher aber, der eine wirthſchaftliche Frau hat, könnte es probieren, ob die Kühe mehr Milch geben, und ob der Aufwand an Holz und Mägden, derer man mehr halten mus, nicht gröſſer als der Nuzen von der Milch. Denn hier in Sachſen, wo das Einbrühen gewöhnlich, mus ich 3. Weibsperſonen halten zu 20. Kühen, da ich in Brandenburg bei 60. Kühen nur 3. halten dörffen, weil da kein Einbrühen gewöhnlich iſt. Am Holz aber gehet daher ſo viel Holz im Sommer auf, als zur Winterszeit wegen des Aufbrühens. Allein der Mangel am Holz wird ohne Erinnerung noch manchem das Menagiren ſelbſten lehren. Denn man findet ſchon ehe 2. Advocaten als einẽ Schindelbaum.

33. Von

33. Von der zahmen Fiſcherei und Anlegung der Teiche.

Bei Anlegung der Teiche habe an vielen Orten gefunden, daß man die Erde nach einander herausgeſtochen und auf den Damm geführet, wie ſie gekommen, da denn meiſtens das gute Land begraben, und das tode obenauf gekommen, auf welchem hernach in Ewigkeit kein Gras zu hoffen. Ich hingegen, wo ich ſaure Wieſen habe, und dürre Ränder darneben, da habe ich den Raſen von der Bahn des Dammes zur Bruſt ſtehen, und kurz vor dem Damme nichts wegſtechen laſſen, ſondern weiter hinaus, wo es zu hoch geweſen, daß es nicht mit dem Damme ſonſt hätte können überſtautet werden, den Raſen aber lies ich liegen, alsdenn das tode Land hinter die Bruſt karren und rammeln, den Damm aber ganz ſchräg machen, und oben darauf den überbliebenen Raſen legen. Solcher Geſtalt habe ich das 2. oder 3te Jahr darauf mehr Heu auf dem Damm, als auf dem ganzen Plaz des Teiches erbauet. Aus dem Teiche aber habe ich die dürren Ränder wäſſern können, und dorten erſt den Nuzen vom Teich erhalten. Wer Teiche anders anleget, der fehlet. Denn Teiche machen ſelten reich. So aber können ſie nuzen bringen. Die Damme praſervire man ja vor Bäume und laſſe ſie nicht aufkommen, denn verdorren ſelbige oder werden abgehauen, ſo iſt der Damm, wenn die Wurzeln faulen, beſtändig wandelbar. Das Vieh laſſe man auch nicht darauf, denn ſelbiges durch das Abtretten, wenn es das fette Gras langen wil, ſo am Damme nach dem Teich zuwächſet, den Damm ſehr ruiniret.

Wenn man Teiche bei Aekern ſo anleget, daß man den Schlamm auf ſelbige bringen kan, da mache man Ständer, daß man es mit Bretern ablaſſe, denn mit Zapfen ziehet die Gewalt des Waſſers den Schlamm nicht hinaus. So aber kan man es allmählig ablaſſen, daß der Schlamm alle drinnen bleibt, und hernach ausgeführet werden kan. Es iſt zwar koſtbar, aber der Schlamm bezahlt ſich reichlich im Felde wieder. Ferner.

Wo man Hutweiden hat, in welchen Quellen und Gräben ſind, durch welche das Waſſer wegläuft, und im Graben lauter Pinſen wachſen, ſo das Vieh nicht friſſet, da mache man lauter kleine Teiche, ſo zu Schmerlen taugen, und führe zu beiden Seiten kleine Gräben heraus auf die dürren Hügel, daß wenn ein Regen kommt, zu beiden Seiten es wäſſern könne. Fället aber Dürre ein, daß man befürchtet, ſie möchten austroknen, läßſet man einen nach der andern ab, und den andern damit in vollem Stande zu erhalten. Es wird ſich auf der Weide die Arbeit reichlich bezahlen, ohne den Nuzen von den Fiſchen. Denn auf ſolche Art wird das trokene feuchte gemacht, hingegen das ohnedem tiefe und moraſtige wird getroknet, und die Pinſen werden vergehen. Nur die erſte Auslage koſtet etwas, und der Nuzen fällt nicht ſogleich in die Augen.

34. Vom Bergwerksbau.

Ein jeder Landwirthſchafter hüte ſich vor dem Bergbau. Denn die Ausbeite von Teichen, Feldern und Wieſen werden meiſtens hier zugebüſſet, ſonderlich weil ein ehrlicher Bergmann ſo rar als ein Jäger ohne Lügen iſt. Bauet man im Werke alleine, und ſizt dem Bergmanne nicht beſtändig auf dem Arſchleder, ſo wird in der Schicht nichts gearbeitet; bauet man mit Gewerkſchaften, ſo iſt es ein Hut zu vielen Köpfen. An einigen Orten, wo ich mit gebauet, habe ich wohl geſehen, daß man die Friſtgelder gefordert, wie aber das Gebäude geführet wordt, da hat niemand nachgeſehen. Wer auch einmal anfängt zu bauen, der wird inſenſiblement fortgeführet, bis das Geld alle iſt, und das lezte Wort heiſt: Geld oder Feld; welcher Vers manchen zu lernen theuer ankommen iſt; Doch wil ich nicht allen und immer den Bergbau widerrathen. Wer aber bauen wil, thue es nicht reich zu werden, ſondern er baue von ſeinem Uberflus, den er liegen hat, damit arme Leute können erhalten werden, u. erwarte alsdenn den GOttes Seegen in Gedult, fahre aber fleiſig mit aus und ein, um zu ſehen, wie gearbeitet wird, lerne es aber auch verſtehen, und widme nur ein gewiſſes Geld alle Jahre von ſeinem Uberſchus dazu. Aus allen dieſen Urſachen aber widerrathe ich es allen Geiſtlichen, Bergwerke zu bauen. Denn ich Exempel habe, daß mancher ſein Amt darüber verſäumet, und Tag und Nacht im Schacht auf und abgefahren. Der Bergbau iſt anſtekend wie die Peſt, zumal wenn die Bergleute künſtlich fremde Stufen in das Gebürge einarbeiten, daß man ſchöne Proben bekommt, die in der Tiefe ſich verrutteln ſollen, aber hernach auſſen bleiben. Crede experto Ruperto.

35. Erinnerung vom Bauen auf dem Lande.

Im Brauen habe den Fehler bei vielen gefunden, daß ſie die alte Bauerregel nicht in Acht nehmen: Alte Häuſer mus man ſtüzen, und die Gelder oder Felder nüzen. Sondern, wenn ſie ein hübſch Vorwerk ſehen, ſo wollen ſie ihres auch darnach bauen. Und obgleich das Vorwerk kaum 150. Rthl. abwirſt, manchmal einen Pallaſt vor etliche 1000. Rthlr. hinbauen. Ratio: Es kommt mich nicht ſo hoch, ich habe ja die Frohne dazu, oder ich habe das Geld ſo da liegen, das mir nicht nüzet. Ei Lieber! leihe es denen Armen à 2. pro Cent aus, daß ſie ſich damit helfen können, ſo haſt du es hernach doch, wenn du es braucheſt. Wirſt du gleich von einem betrogen und nicht bezahlt, ſo haſt du hergegen die Intereſſe von denen andern. Ja das, warum man auch betrogen wird, erſezt GOtt 1000. fältig.

36. Von Einrichtung der Schweintröge und ihrer Fütterung.

Im Bauen eines Vorwerks, wo Schweinezucht iſt, habe bei vielen den Fehler gefunden, daß die Schweintröge haben, da ſie mit den Füſſen hinein ſteigen können, ihren eigenen Unflat hinein machen, und das Freſſen verderben. Wenn denn ein böſer drunter, das ſteiget hinein, beiſſet die andern hinweg, und wenn ſie ſatt, hoſiret es darzu hinein. Wenn es nun auch gleich endlich Plaz machet, ſo können doch die andern wegen des Unflats nicht freſſen, und verderben dabei. Sind nun die Mägde unachtſam, ſo gieſſen ſie hernach zu dieſen Unflat das neue Freſſen, welches denn auch verderbet wird. Dieſem allen nun vorzubauen, habe ich unterſchiedene Ställe machen und vor die Tröge Latten, ſo weit forne in der Höhe, darüber annageln laſſen, daß die Schweine mit denen Köpfen können durchkommen. Da ſie denn, wenn ſie heran wachſen, und mit den Köpfen nicht mehr durchkommen können, in weitere Ställe gebracht werden. Dabei habe aber auch dieſes obſervirt, weil doch manche Sau auch im Loche um ſich hauet, ſo ſtelle ich in einen Stall, wo 6. Löcher darinnen, nur 5. Schweine hinein, damit, wenn eine gehauen wird, die abgehauene ein offenes Loch wieder finde, und mit denen andern zugleich freſſen könne, ſo werden ſie auch zugleich fett, und kommt nichts um.

Vor die Mutterſchweine aber gehen dergleichen Ställe nicht an, ſonſt würden die Ferkel durchkriechen, und umkommen, dahero müſſen, ſo viel Mutterſchweine vorhanden, ſo viel zugemachte Ställe auch gemacht werden. Vor die übrigen aber müſſen die Löcher nach Proportion der Gröſſe und Alters gemacht werden.

37. Von Einrichtung bei denen Kühſtällen.

Wenn die Kühſtälle gepflaſtert und man die ablauffende Geile nicht kan zum Nuzen in die Gärten oder in die Wieſen führen, ſo thut man wohl, wenn man das Pflaſter ſo machet, daß die Gauche in der Mitten zuſammen flieſſet, daſelbſt machet man einen Schroth von Holz, welchen man auf den Seiten und unten mit Thon oder Leimen verrammlet, daß die Gauge nicht durchdringen könne; und wenn das Loch voll, ſo läſſet man es aus, und auf den Miſt tragen, welcher hernach unvergleichlich davon wird, indem er beſſer dünget, als der trokene, weil das Stroh dadurch wegen der Salpeteriſchen Kraft aufgelöſet wird, dem Felde deſto eher ſeine Kraft zu übergeben.

38. Wie die Stuben anzulegen.

Im Bauen, inſonderheit allhier bei uns, haben ſie durchgehends den Glauben, daß Stuben von Dielen wärmer ſeyen, als gemauerte Stuben, ohngeachtet ich etlichen das Gegentheil bewieſen habe. Denn wenn eine Steinerne Stube einmal ausgeheizet, braucht man hernach kaum den dritten Theil Holz, und wo Steine ſind, kommt eine gemauerte Stube kaum ſo hoch zu ſtehen als eine von Dielen. Allein, wenn man auch gleich bewieſen hat, daß ſolche Stuben eben ſo wohlfeil als hölzerne, und beſſer zu erheizen ſind, ja eine ewige Währe haben, ſo macht man endlich doch den Einwurf, daß die Steine ſchwizen. Allein daß iſt nicht der Steine, ſondern des Maurers Schuld. Denn, wenn er unter den Grund hübſch dichte und troken mit Kalk mauret, ſo wird keine Feuchtigkeit ſich in die Höhe ziehen. Daher kommt die Näſſe und Schwizen derer Mauren, daß, wenn eingeheizt wird, die Feuchtigkeit aus der Erde in den Leimen und durch den dünnen Kalkwurf durchſchlägt, und näſſet. Denn ich habe noch keine Mauer, ſo mit purem Kalk gemauret, von unten herauf näſſen ſehen, auſſer wenn Erdreich darunter lieget. Wenn die einfaltigen Leute zu überreden wären, würde viel Holz erſpahret werden können, auch manche Ratte weniger ſeyn. Denn der Plaz zwiſchen der Deke und Boden vom andern Stokwerk iſt ein rechtes Ratten und Mäuſegehege.

Unterſuchung der Urſachen, welche etwa zu denen ſo vielfältig trokenen Sommern, in alten und neuen Zeiten, das meiſte beigetragen haben.

Wir haben in hieſigen Fluhren nun über ein Viertel Jahr keinen Landregen auch gar wenige Strichregen gehabt: nächſt deme, von zwanzig und mehrern Jahren her, über allzutrokene Sommer und auch in den alleraltesten Zeiten darüber meiſtens geklaget: welches dann den Wachsthum des Getraides gehindert; das Ungeziefer in Feldern und Gärten vermehret, und den Bäumen ihre Fruchtbarkeit entweder genommen oder doch ſelbige gar ſehr zuruke geſezt. Bei dieſer Beſchaffenheit, die auch ſo viele andere Länder empfinden, hat man denen Urſachen nachgedacht;

Welche etwa zu denen ſo vielfältig trokenen Sommmern in alten und neuen Zeiten das meiſte beigetragen haben?

Wir ſezen zum voraus; daß der weiſe Schöpfer den Erdkreis in einen ſolchen Stand geſezzet; daß alles Land ſeine Befeuchtung hinlänglich haben möge. Weil ohne dieſelbe ſo wenig einige Früchte zu hoffen, als es möglich iſt, daß Menſchen und Viehe, ohne Speiſe und Trank beſtehen, wachſen, zunehmen und ſich vermehren können. Da aber die oftmalige Dürre insgemein den Wachsthum hindert; ſo iſt zu glauben; daß hieran etwas ſchuld ſeyn müſſe, ſo den erſtern Zuſtand des Erdereiches verſchlimmert und in eine Alteration geſezzet. Waſſer iſt die Seele von aller Fruchtbarkeit; eben ſo wie das Geblüt in dem menſchlichen Cörper. Da nun dieſes leztere in der kleinen Welt, dem Menſchen, ſich durch alle Glieder des Leibes, in die Gänge der Adern und Sehnen zertheilet, an keinem Ort aber allein ſolches überlaufet iſt; ſo iſt die Vermuthung nun ſo viel ſicherer; daß die groſſe Welt, aus gleichen

Urſachen, eben alſo ausgeſehen und das Waſſer nicht überhäuffet, an einem Orte geſtanden, als wir jezo in dem groſſen Oceano oder dem ſogenanten unergründlichen Weltmeer anzutreffen. Ich wil dieſes ſagen; daß in den erſten Zeiten und wenigſtens vor der Sündfluth das Gewäſſer in unzähligen Meeren auf dem feſten Lande geſtanden, die man entweder Seen oder vom Meer, Meeriſche oder Moraſtiſche Sümpfe, oder, wenn ſie Dämme vonnöthen gehabt, Teiche geheiſſen. Welche aber mit der Zeit die Menſchen, mehreres Land zu gewinnen, abgeleitet, und in die gröſſern Meere, durch Gänge und Graben geführet, mithin eine ſo groſſe trokene, durch das viele, vom abgezapftem Waſſer, verurſachte dürre Land, erweitet haben. Das erſtere mus erwieſen werden; das andere ergiebt ſich von ſelbſten. Dann wie aller Regen von, aus der Erden, in die Höhe aufgezogenen Dünſten beſtehet: ſo verſtehet ſich von ſelbſten; daß an Oertern, da alles troken und dürre, ſich nichts zum Aufziehen finde; im Gegentheil wo das Land von Meeren; Seen; Teichen; Sümpfen; Moraſten angefüllet, ſolche auch, durch die Ausdünſtungen, die Luft befeuchten, und dadurch, bei entſtandenen Winden, ſolche Dünſte in Tropfen zuſammen getrieben, und wiederum auf die Erden zu fallen, beſchweret werden. Welches leztere dann ein Regen heiſſet. Dann daß kein Waſſer von oben herkomme; ſolches iſt unter andern auch dadurch klar; weil in den höchſten Gebürgen es gar nicht regnet noch regnen kan; indem ſich die von Dünſten angefüllte Luft nur etliche Meilen in die höhe findet, da hingegen über ſolcher, eben deshalben weil daſelbſt die Luft allzurein; dünne und lauter iſt, weder Menſchen noch Viehe leben, noch ſich das Geflügel dahin ſchwingen kan. Hieraus entſtehen nun untrügliche Folgen. Und zwar erſtlich; daß, wo Seen ſeyn, entweder die Luft allezeit feuchte, oder auch viele Strichregen, nach Beſchaffenheit der Winde, kommen müſſen. So berichten uns z. E. die Naturkündiger in Spanien; daß, wenn gleich daſelbſt wenig Regen; dannoch die Feuchte der Luft, und ſogenannte Abend- und Morgenthauen dieſen Abgang erſezzen, welche aus dem mit der See umgebenen Land, ohne Zweifel herkommen. Dahero auch ein kleines Exempel in der Nachbarſchaft Mansfeld anzuführen; diejenige Akerleute, welche ihre Felder nächſt den zweien Seen, der ſüſſen und ſalzigten haben, ſelten über trokene zu klagen. Indem ihre Felder entweder vom Thau oder Strichregen befeuchtet zu werden pflegen. Nachgehends iſt zweitens im Gegentheil dieſes nicht weniger gewis: daß, wo keine Meere, Moraſte, Seen, Teiche oder Näſſe ſich befindet; nicht allein die Feuchtigkeit der Luft und die Abend- und Morgenthaue; ſondern auch die Strichregen auſſen bleiben müſſen. Folglich wann die Weſtwinde keinen Landregen aus der offenbaren See bringen, bei ſelbigen nothwendig ein trokener Sommer entſtehen müſſe. Iſt alſo nur übrig, das erſtere zu erweiſen:

Daß die Menſchen, durch Ableitung der Meere; Seen; Sümpfe; Teiche/ ſelbſten Urſache an den vielen trokenen Jahren ſeyn?

Hiebei hätte man gute Gelegenheit die folgende Säze zu behaupten; daß in dem Anfang der Schöpfung die Meere ſich nicht an einem Ort befunden; daß ſolch vielmehr durch den ganzen Erdkreis, wie bei den Menſchen durch die Adern, zerſtreuet geweſen; daß der ganze Erdkreis Landwerts vor deme zuſammen und aneinander gehangen, damit die in dem Paradis gezeugte Menſchen, den ganzen Erdkreis auch umziehen und bewohnen können; daß kaum mit Vernunft und Sinnen zu begreiffen, wann GOtt den Menſchen einerlei Heil und Heiland gegeben, dieſe durch den unſäglichen weiten Ocean auseinander geriſſen werden ſollen; dergeſtalt, daß die armen Americaner von demjenigen, was in Aſien mit den Juden und Chriſten vorgegangen, zu ihrem ewigen Heil, nichts gewahr werden können noch mögen; daß man die Americaner Adamskinder und keine Præadamiten oder Feldſchwämme mit dem Lucretio ſeyn ſollen, nothwendig folge; daß America mit einem von den übrigen Theilen der Welt Landwärts verbunden geweſen; indem die Paſſagen, die Grotius den Menſchen angewieſen, die dortigen Thiere nicht treffen, auch ſelbige ohnedem allen Seeleuten zum Gelächter worden; daß vor deme entweder gar keine Ströme oder doch ſelbige ſehr klein geweſen, aber, durch Abzapfung der Seen, ſolche je länger je gröſſer worden; daß der unergründete Ocean in den erſten Zeiten entweder gar nicht oder doch lange nicht ſo gros geweſen u. w. d. m. Allein alles dieſes an ſeinen Ort geſtellet zu laſſen; ſo iſt gleichwol dieſes gewis: daß die Menſchen durch Anlegung der Ströme: Ableitung der Sümpfe, Meer und Seen, das Trokene mithin auch die Dürre verurſachet. Von allen nur einige Exempel zu geben; ſo meldet Strabo lib. I. daß in alten Zeiten die Mittländiſche See gar nicht in den Oceanum gegangen; ſondern jene von dieſem, durch die Gaditaniſche Meerenge ganzlich unterſchieden und zugetämmet geweſen. Nachgehends daß das Euxiniſche Meer, nebſt denen auf funfzig Meilen ſich erſtrekenden Maeotiſchen Sümpfen gar nicht in die Mittländiſche See gelauffen; ſondern, gleich dem Caſpiſchen und dem ſogenannten ohne Abflus gleichgeſtandenen mari rubro oder gefärbten oder auch toden Meer, zur Befeuchtung des Landes, ſtille, geſtanden, und daraus das Waſſer in die Höhe und durch die Regen wiederum herab geſtiegen ſey. Ferner iſt gleiche Sage von der ſo genannten Oſtſee oder Weiſſenſee, dem Mari Balthico; daß erſt lang hernach dieſe in den Oceanum durchgeriſſen; ehedeme aber zur Befeuchtung des Landes gleichſam ſtille geſtanden, und mit auf- und niederſteigen des Waſſers gewechſelt habe. Da nun durch alles dieſes eine unbeſchreibliche Menge Waſſers ſich in den Oceanum ergoſſen; ſo iſt dieſes eine gewiſſe Folge: daß der Ocean gröſſer worden; daß er durch die Vergröſſerung viele hundert Meilen Landes in ſich verſchlungen und unter das Waſſer geſezet; daß er ſo viele Kräften und Feuchtigkeit der Erden an ſich gezogen und dadurch manches Land ausgedorret habe. Und auch von hieſiger Gegend nur ein kleines Wort zu reden: ſo hat man in denen alten Geſchichten die Nachricht; daß die Saal und Elſter von Merſeburg bis nach Leipzig durch die ſogenannte Aue, welches nichts anders, als aqua, eitel Moraſt, davon auch Mörſeburg den Namen, und Gewäſſer geweſen. Ferner, daß ſolches Waſſer auch zwiſchen Scope und Beſen vom langſammen Ablauffen, ſo wie durch ein Reiß oder Beſen, alſo benennet, geſtanden, und ſodann noch zwiſchen Beſen und Kreſſewiz oder Gibichenſtein ſich gleichfalls aufgehalten. Wann nun dieſes noch jezo ſich alſo befände, ſo würden wir über die allzuſchädliche, ſo viele Monate anhaltende Dürre nicht ſo ſehr zu klagen haben. Dann es würde die Luft an ſich feuchte ſeyn und das anliegende Land erquiken; ſie würde durch den Abend- und Morgenthau ſolches befeuchten; ſie würde ſo offt nur die Winde kämen, das Land mit vielen Strichregen erfreuen. Wie dann die Nachbarn in der in etlichen Meilen beſtandenen Aſcherslebiſchen See, nachdem ſolche vor einigen Jahren abgeſtochen und das Land urbar und fruchtbar gemachet worden, nicht geringere Klagen führen; daß Thau und Regen bei ihnen deswegen ausblieben. Welches alles nun auch in tauſend andern Orten der Welt ausbleibet: weil die Gewinnſucht der Menſchen die Meere, Seen, Auen, Ströme, durch Gräben ihren vollen Ablauf gemachet, und ſolche in den Abgrund des Oceans verſenket haben.

Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unſerer Erde unterworffen.

Es iſt gewis, daß alle Dinge und Wirkungen in der Welt nach einer uns unbegreiflichen Ordnung auf einander folgen, und alle Augenblik in andere Umſtände verſezet werden; obgleich unſere blöde Sinnen nicht hinreichen, die unendlichen Veränderungen zu überſehen und anzumerken, die da vorgehen. Mit der Zeit aber werden wir von den in den kleinſten Theilen der Zeit vorgegangenen Veränderungen genugſam überführet. Thiere, Bäume und das Gras ſiehet niemand wachſen, und dennoch zweifelt man an der Sache ſelbſt nicht, weil man ſiehet, daß ſie eine Zeitlang klein, und nach einiger Zeit gros ſind. Geſezt, der Menſch lebte nicht ſo lang, daß er dergleichen Veränderungen überſehen könnte. Z. E. er lebte nur eine Stunde, ſo würde er auch nichts gewiſſes hievon wiſſen. Dieſes haben wir inſonderheit mit in Betrachtung zu ziehen, wenn uns verſchiedene in der Natur ſich ereignende Umſtände der Dinge vorkommen, die uns ſeltſam ſcheinen, weil wir nicht begreifen können, wie ſie in dergleichen haben verſezt werden können.

So viel ſehen wir zum voraus, daß es nicht unmöglich ſey, daß ſich in der Natur ſolche Veränderungen mit der Zeit äuſſern können, die ein Menſch, theils wegen ſeines kurzen Lebens, theils wegen Mangel glaubwürdiger Nachrichten, aus dem Alterthum zu überſehen nicht im Stande iſt, und deswegen ſchwerlich muthmaſſen kan, daß dergleichen vorgegangen. Doch gibt es aber auch nicht allein Muthmaſſungen, ſondern viele wichtige Anzeigungen von vielen wichtigen auf unſerer Erde vorgegangenen Veränderungen. Die Geſchichte ſind voll von wunderbaren und um ſo viel wahrſcheinlichern Nachrichten, je weniger ſie von ungezwungen Vernunftſchlüſſen abweichen.

Es beſtehet unſere Erde hauptſächlich aus einer gewiſſen Menge Waſſers, und einer gewiſſen Menge feſter Materien, ſie hat dabei eine bei nahe kugelrunde Figur. Doch finden wir, wenn wir ihre äuſſere Fläche betrachten, daß ſie mit merklich, über die umliegende, erhabenen Oertern, oder Bergen und tieffen Thälern, in welchen ſich bisweilen das Waſſer ſammlet, beſezt ſey; ob man gleich die Tiefen und Höhen, in Anſehung der Dike der Erden, eben ſo wenig und noch weniger Urſache hat, in Betrachtung zu ziehen, als die kleinen Gräbchen an einer von Holz gedrechſelten Kugel.

Wir nehmen wahr, daß eine groſſe Menge Waſſers durch tiefe Canäle aus dem troknen Lande in die Meere lauft, und daraus erkennen wir, daß das trokene Land über den Seewaſſer erhaben ſey. Wenn wir weiter hinauf die Bahn dieſer Canäle verfolgen, ſo finden wir, daß viele kleinere Canäle öfters an verſchiedenen Orten zuſammen lauffen, und in einen groſſen ihr Waſſer insgeſamt ausgieſſen. Verfolgen wir einzeln den kleinern Weg, ſo nehmen wir wahr, daß alle entweder aus Oertern, die merklich über den umliegenden erhaben, und aus Bergen ihr Waſſer bekommen, oder aber aus Oertern, die doch höher ſind, als alle diejenigen, über welche das Waſſer wegflieſſet.

Es entſpringen alſo aus den Bergen, und über dem Seewaſſer erhabenen Oertern Quellen, und daraus kommen ganze Bäche, Bäche lauffen zuſammen, und werden groſſe Flüſſe, die Flüſſe lauffen in ſehr weite und tiefe Pläze, alſo werden die Seen unterhalten. Wir thun nicht unrecht, wenn wir in unſern Betrachtungen den Weg wählen, auf welchen uns die Natur ſelbſt leitet. Wir fangen alſo ſelbige von den über dem Seewaſſer erhabenen Oertern an. So lange dieſe ſtehen, haben wir Hoffnung unſere Quellen, Bäche und Flüſſe zu behalten. Die Bäche und Flüſſe werden unſere Gedanken in die See ableiten, da werden wir ſehen, wie derſelben Tiefe durch den

Schutt der über ſelbiger erhabenen Oerter ausgefüllet, und wie derſelben Raum auch auf eine andere Art, wenn eine möglich, verringert werde. Um ſo viel nun, als der Schutt beträgt, ſo in die Seen fällt, oder überhaupt der Raum, ſo ausgefüllet wird, um ſo viel müſſen ſich die Seen über ihrige vorige Grenzen erheben, und alſo müſſen allmählig die trokenen Oerter der Erden überſchwemmet werden. Mithin werden wir einſehen, daß an Oertern, wo vorhin Land geweſen, Seen, und wo vorhin Seen geweſen, Länder ſtehen können. Wenn wir ſo weit in unſern Betrachtungen gekommen, werden wir finden, daß wir uns zu verwundern nicht die geringſte Urſache haben, wenn wir in gewiſſen Ländern Dinge antreffen, die nicht ordentlich in ſelbigen erzeuget werden, und ob man gleich den Poeten nicht leicht Urſache zu glauben hat, ſo werden wir doch dem Ovidio in vielen Stüken beiſtimmen müſſen, wenn er ſich in ſeinem 15ten Buche von Verwandelungen der Dinge folgendergeſtalt heraus läſſet:

Wo vor ein feſtes Land, da ſah' ich was vom Meer.
Wo vormals Waſſer war, da ſah' ich trokne Höhen.
Weit von der tieffen See, da lag ein Muſchelheer,
Die die Natur allein erzeugt in groſſen See.
Auf hohen Bergen traf man alte Anker an.
Wo vor ein ebnes Feld, da machten viele Flüſſe
Ein'n ausgehölten Thal. Die Berge ſahe man
Ins trokne abgeſpühlt durch ſtarke Waſſergüſſe.
Die Pfüzen dekete ein trokner heiſſer Sand.
Was vormals lechzete, da ſah' ich feuchte Pfüzen.
Dort, wo kein Tröpflein einſt die kleinſte Oefnung fand,
Springt helles Waſſer aus. Hier ſchlieſſen ſich die Rizen.
Man ſieht, wie hie und dort ein jäher Flus ausbricht
Aus dem erſchütterten Gebäude dieſer Erden.
Oft bleibt er, wo er war, und kommet nicht ans Licht.
Oft aber mus er doch auch wieder ſichtbar werden.
Noch weit davon, wo man den aufzuſperten Schlund
Der dürren Erde ſieht den Lycusſtrom verſchlingen,
Wird ſelbiger erzeugt, und läuft auf ſeinen Grund,
Bis man ihn noch einſt ſieht am andern End entſpringen.
Der groſſe Eraſin wird eben ſo verſchlukt
Und ins Argol'ſche Feld doch wieder ausgelaſſen
Caicus alte Bahn, iſt, wie man ſagt, verrukt.
Und Myſus ſoll nunmehr den alten Ausflus haſſen.
Antiſſa muſte vor in ſtolzen Wellen ſeyn.
So wurde Pharus auch vom Waſſer eingeſchloſſen,
Und Tyrus ebenfalls. Sind ſie nun Inſeln? nein,
Es iſt von Zeit zu Zeit das Waſſer abgefloſſen.
Die Inſel Lucas hat das feſte Land berührt,
Doch endlich hat das Meer dieſelbe abgeſchnitten.
Nachdem die wilde Fluth die Grenzen weggeführt.
Und eben dieſes hat Sicilien gelitten.
Du fragſt, wo Helice, und wo nun Buris ſey?
Geh', ſuche nur im Meer. Das Seevolk pflegt zu zeigen
Von dem verfall'nen Bau noch jezund mancherlei,
Als: daß man Mauren ſieht ſich auf die Seite neigen.
Bei Pithean hebt ſich ein Hügel hoch empor,
Die ſteile Fläche prangt mit keinen grünen Bäumen.

Hier war einſt ebnes Feld, jezt ragt ein Berg hervor.
Wem hat dis alles wol vor Zeiten können träumen?
Der wilden Winde Wuth, (ein Schauer kommt mich an)
Die aus der engen Kruft der Erden zu entwiſchen,
In eine freie Luft den Weg nicht finden kan,
Um ſich mit ſelbiger auf einmal zu vermiſchen,
Die bläſt die Erde auf, und macht die Eb'ne hoch,
So wie der Odem pflegt die Blaſen aufzublaſen.
Der Hügel bleibet ſtehn, die Zeit verhärtet noch
Den Bau, und will ihn auch die Nachwelt ſehen laſſen.

Die natürliche Beſchaffenheit der erhabenen Oerter der Erden bringet es mit ſich, daß alle ſchwere Körper, die auf derſelben fliegenden Flächen ruhen, ſo bald ſie durch äuſſere Gewalt von der Verbindung mit den noch erſt aneinander hangenden Theilen der hohen Oerter abgeſondert worden, ſich herunter welzen müſſen. Nun ereignet es ſich, daß ſie groſſe Anfälle von Plazregen, Wolkenbrüchen, Sturmwinden, Erdbeben, und groſſen gewaltigen Ueberſchwemmungen auszuſtehen haben, und alſo iſt nichts leichter zu begreiffen, als dieſes, daß die Höhen allmählig erniedriget, und die Thäler und niedrigen Oerter mit den herunter geſtürzten Körpern erhöhet werde müſſen. Die Erniedrigung hoher Berge durch Regen und Winde iſt ſo merklich, daß des Menſchen Leben nicht zu kurz, ſich bisweilen davon durch die Erfahrung zu überführen.

Plot erzehlet von einem Berge in Northamtonſhire in Engelland ein ſolches. Rajus führet in ſeinem Tr. vom Anfang, Veränderung und dem Untergange der Welt eine ihm mitgetheilte Anmerkung eines glaubwürdigen Mannes an, daß der Thurn von Craich in dem Parc von Derbyſhire 1672. nicht hätte können geſehen werden wegen eines zwiſchen gelegenen Bergs, da man nach der Zeit nicht allein den Thurn, ſondern auch einen groſſen Theil von der dabei ſtehenden Kirche hätte ſehen können. Er führet weiter an, daß das Volk in dem Fürſtenthum Wallis in den Thälern von Lhansberys das Land von den Steinen ſaubern müſſe, ſo durch die heftigen Waſſerfluthen von den Bergen heruntergeſtürzet würden. Der Grund des Capitolii zu Rom ſolle ſchon blos liegen, und unten an dem Fus des Berges der Triumphbogen des Septimus beinahe ganz mit Erde bedeket ſeyn. Die Alten haben ſchon angemerket, daß die Berge von Zeit zu Zeit niedriger würden. Aelianus ſchreibt, daß nicht allein der Berg Etna, ſondern auch der Parnas und Olympus den Seefahrern ſich zu erniedrigen ſchiene.

Je ſteiler die über dem Seewaſſer erhabene Oerter und Berge ſind, je leichter laſſen ſie ſich erniedrigen. Die Kraft, die die Cörper auf den ſchifliegenden Flächen erhalten ſoll, mus nach den Gründen der Mechanik deſto gröſſer ſeyn, je ſteiler ſie ſind. Da nun die Kraft der natürlichen Verbindung der Theile der erhabenen Oerter mögen ſteil oder nicht ſteil ſeyn; ſo mus dieſe Kraft, weil ſie die ſchweren Cörper zurük hält, daß ſie auf den ſchifliegenden Flächen ſich nicht herunter welzen, mehr einbüſſen, weil die erhabenen Oerter ſteil ſind, und weniger, wenn ſie nicht ſo ſteil ſind. Es müſten alſo hohe Berge, die eine kleine Grundfläche haben, viel eher erniedriget werden können, als die niedrigen, und die eine weite Grundfläche haben. Inſonderheit hat man angemerket, daß ſehr hohe Berge ſpizig zulauffen, weil ſie mehr, als niedrige, heftigen Sturmwinden ausgeſezt, welche im Stande ſind, immer mehr und mehr von ſelbigen abzuſondern, und endlich gar die Spizen herunter zu ſtürzen. Man ſiehet an verſchiedenen Orten jähe und unterbrochene Felſen, die allgemach immer mehr und mehr, theils durch ihre eigene Laſt, theils durch

Sturmwinde, Regen und verſchiedene andere Anfälle zerfallen. Der Revaliſche Dohm, der auf einen zimmlich hohen Felſen erbauet iſt, zeiget ein Haus auf einem ſehr untergrabenen Grunde, ſo daß niemand ſich wird überreden können, zu glauben, daß es anfänglich auf einen ſo gefährlichen Grund wäre erbauet worden. Man mus vielmehr denken, daß derſelbe allgemach unterbrochen ſey. Einige Meilen jenſeit Narva gehet die Landſtraſſe längs dem Seeufer weg über einen hohen Grund, der einige Faden über der Oberfläche der offenbaren See erhaben iſt, und unten am Strande wachſen noch zimmlich hohe Bäume. Hier ſiehet es ſonderlich fürchterlich aus, wenn man bemerket, daß die Wege an einigen Orten ganz durchgebrochen ſeyn, und daß ſich groſſe Stüke bis an den Flus des ſteilen Felſens herunter geſtürzet. Die in der Schweiz geweſen, haben eine gröſſere Anzahl dergleichen Berge zu ſehen Gelegenheit gehabt.

Das über dem Seewaſſer erhabene Land, und inſonderheit die Berge, ſind gleichſam Brüſte der Erden, die das Waſſer, als die Milch der Erden, nicht allein auſſen v. dem geſchmolzenen Schnee, oder den herabfallenden Dünſten und dem Regen bekommen, ſondern zugleich, nach Varenii und vieler andern Meinung, aus den Adern der Erde ſelbſt, die aus der See durch unterirdiſche Gänge ſich in der Erden vertheilen. Wenn dieſes ſo wahr iſt, ſo wahrſcheinlich es denen deucht, die die Meinung behaupten, ſo mus die öffters wütende See ihre Begegung dem unterirdiſchen Waſſer mittheilen, und die über dem Seewaſſer erhabene Oerter untergraben. Auf ſolche Art müſſen ſie einen ſchwachen Grund bekommen, und alſo ſich mit der Zeit durch ihre eigene Schwere ſenken.

Nebſt dem iſt es auch nicht unmöglich, daß die in der Erde würkende Wärme das Waſſer in Dünſte verwandelt, die in den Klüften der Erden eingeſchloſſene Luft ausdehnet, und dadurch die Hölungen der Erden, inſonderheit in den Bergen, wo ſie mit den Dünſten insgemein ihren Ausgang ſuchet, noch gröſſer machet. Und ſollte dieſes ſeine Richtigkeit nicht haben, ſo iſt doch gewis, daß das aus den Bergen herabgeſtürzte Waſſer viele Theile von denſelben mitnimmt. Dies mus nun nothwendig auch zu der Aushölung und Schwächung der Berge beitragen, daß ſie den äuſſerlichen Anfällen noch weniger widerſtehen können. Wir dürfen uns alſo nicht verwundern, wenn wir hören, daß Berge auf einmal einfallen, wovon man viele Beiſpiele aus der alten und neuern Geſchichte weis, und wie ſich ſolches noch im Jahre 1739. mit einem gewiſſen Berge in Crain, nicht weit von Laybach, zugetragen hat.

Plinius ſagt, die Erde verzehre ſich ſelbſt, und ſo wäre ein hoher Berg Cybotus mit der Stadt Curide von derſelben verſchlungen, woraus wir ſehen, daß die Alten eben das angemerket, was wir noch heutiges Tags erleben. Daß das Erdbeben mit eine Haupturſache der Erniedrigung der über dem Seewaſſer erhabenen Oerter ſey, davon laſſen ſich viele betrübte Beyſpiele anführen, und in den Zeitungen findet man faſt alle Jahr Nachrichten von deſſelben ſchändlichen Würkung. Es iſt aber auch an ſich begreifflich, daß durch dergleichen Erſchütterung die natürliche Feſtigkeit, mit welcher die Theile aneinander hangen, aufhören, und ſelbige getrennet werden müſſe. Sie ſezen ſich alſo nach den Geſezen der Schwere herunter, und füllen die Hölungen der Erde aus, die dadurch entſtanden, das die in der Erden ausgedehnte Luft und Dünſte, oder die Materie des Erdbebens ſich einen Weg gemacht. Die Materie, die das Erdbeben verurſachet, iſt nämlich eben das Feuer, ſo ſich bei den feuerſpeyenden Bergen zu erkennen giebt. Es dehnet die Luft in den Klüften der Erden mit Gewalt aus, und hat eben die Würkung, die das Schiespulver in angelegten Minen hat. Caſaubonus erzehlet, daß zu ſeiner Zeit im

Canton Bern ein Dorf, Hyborn genannt, durch einen im Erdbeben eingefallenen, 2000. Schritt von demſelben gelegenen, Berg ganz bedeket, und die ganze Gegend ein ebenes Feld worden. Ein ähnliches Schikſal hat die Stadt Plurs, im Graubünder Lande, 1618. ausgeſtanden, ſo daß man an dem Orte, wo die Stadt geweſen, nach der Zeit nichts als eine See geſehen. Kirchner gedenket eines Erdbebens, da er ſelbſt einen Zuſchauer vieler betrübten Vorſtellungen eines Trauerſpiels mit abgegeben, in welchem faſt die ganze Stadt Euphemia in die Erde geſunken. Die feierſpeiende Berge müſſen auch dadurch allgemach zu ihrem Ende eilen, daß ſie von Zeit zu Zeit viel Materie auswerfen. Strabo führet aus dem Poſidoneo an, daß eine Stadt nicht weit von Sidon in Phönicien durch ein Erdbeben verſchlungen ſey.

Was durch Überſchwemmungen für wichtige Veränderungen in dieſem Stüke haben vorgehen müſſen, iſt leicht zu erachten. Alle kleine ausgeholte Stüke von der Erde, und übrige Körper, die von leichterer Art, als das Waſſer, und nicht ſtark genug mit den groſſen Stüken der ganzen Erden vereiniget geweſen, haben nothwendig müſſen erhoben und abgeriſſen werden. Iſt das Waſſer zugleich ſtark beweget worden, so hat es noch leichter geſchehen kōnen. Rajus führet in oben angeführten Tract. einen Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, Vignier, an, der von einer groſſen Überſchwemmung im Südertheil von Languedoc Meldung thun ſoll, die im Jahr 1557. ſich mit einem ſo erſchreklichen Ungewitter zugetragen, daß bei Niſmes unterſchiedliche alte Hauſen und Hügel Landes weggeführet, auch viele andere Oerter von einander geriſſen worden. Es läſt ſich wahrſcheinlich hieraus muthmaſſen, daß die groſſen Überſchwemmungen, z. E. die Noachiſche, Ogygiſche und Deucalioniſche, die wir unter uralten Geſchichten finden, ähnliche, aber viel gröſſere Würkungen hervorgebracht. Daß aber in dergleichen Überſchwemmung groſſe Körper, und die von ſchwerer Art, als das Waſſer, viele 100. Meilen Wegs durch die Bewegung des Waſſers ſolten weggeriſſen, und auf die höchſten Berge verſezet worden ſeyn, daran läſſet ſich noch zweifeln, ob es gleich viele gegeben, die ſolches aus unzulänglichen Anzeigungen feſt zu ſezen ſich getrauet.

Ehe wir unſere Betrachtungen weiter fortſezen, wollen wir noch kürzlich berühren, wie die beſondere Beſchaffenheit der Lagen, die man an manchen Orten über einander aufgeführet ſiehet, wenn man die Erde ausgrabet, uns beſondere Anzeigungen von den durch Überſchwemmungen zerſtöhrten hohen Oertern gebe. Ramazini, ein Italianiſcher Weltweiſe, giebet uns hievon eine merkwürdige Nachricht. Indem er unterſuchen will, wie die Quellen um Modena herum entſtehen, giebt er zugleich die Abwechſelungen der Lagen an, die man bei Grabung der Brunnen wahrnimmt. Erſtlich ſoll man daſelbſt Überbleibſel oder Rudera von einer alten Stadt und Cement, darauf eine harte dichte, und denn eine ſchwarze Moraſtige mit Rohr und Schilf angefüllte Erde angetroffen haben; darauf hätte die Beſchaffenheit der Erde abgewechſelt, und wäre bald weislich, bald ſchwarz geweſen; darauf wäre man bis auf eine mit Schnekenſchalen angefüllte Lage von kreidenhafter Materie gekommen, und unter dieſer wäre wieder eine moraſtige, der vorigen nicht unähnliche, aus Binzen auch Blättern und Aeſten von allerlei Pflanzen zuſammengeſezte Schicht geweſen; darauf wäre wieder eine, wiewol nicht ſo dike Schicht von kreidenhafter, der vorigen ähnlichen, Materie gefolget; darauf eine Lage von Moraſt; darauf wieder ein Schicht von kreidenhafter Materie, die aber nicht ſo dik geweſen, wie die beiden vorigen Schichte von derſelben Materie; darauf wäre noch einmal Moraſt gekommen, und endlich wäre man auf eine weiche und ſandigte Lage gerathen, die mit Kieſelſteinen und Sachen, die die See auszuwerfen pflegte, vermengt geweſen; über dem hätte man im Graben mancherlei Arten Bäume in den moraſtigen Schichten und dem Raum zwiſchen dem Gnund der alten Stadt und dem Aaufang der kreidenhaften Lage angetroffen. Bisweilen hätte man im Graben auch Knochen, Kohlen und Eiſenſtüke gefunden. Ramazini meinet, und wir glauben eben nicht, daß wir viel zu viel thun, wenn wir es ihm zur Geſellſchafft mit meinen, daß die Lagen von kreidenhafter Mater Materie von drei groſſen Überſchwemmungen vor uralten Zeiten dadurch erzeuget worden, daß ſie die Erde von den Bergen in die niedrigen Oerter abgeſtürzet, und daß von einer Ueberſchwemmung bis zur andern eine lange Zeit verfloſſen wäre, da denn die aus Wurzeln und Blättern gewiſſer Pflanzen zuſammengeſezte Lagen, die in der Mitte angetroffen worden, nachdem ſich das Waſſer in die vorigen Grenzen zurük begeben, oder wieder abgefloſſen, entſtanden. In dieſer Zeit wären nämlich viele Pflanzen und Kräuter aus der Erden hervorgewachſen und verfaulet, und alſo wäre allgemach eine Schicht ſchwarzer Erde aufgeführet worden.

Inzwiſchen wäre es zu weiterer Unterſuchung der natürlichen Beſchaffenheit der über dem Seewaſſer erhabenen Oerter, und zur Erkenntnis der Veränderungen, welchen ſie von Zeit zu Zeit unterworffen geweſen, nicht undienlich, an verſchiedenen Orten tief in die Erde zu graben, und die Abwechslungen der Lagen und ihrer Beſchaffenheit genau anzumerken, dabei auf die umliegenden Gegenden Achtung zu geben. Dieſe Arbeit iſt bis hieher hauptſächlich deswegen unterlaſſen worden, weil ſie beſchwerlich und ſo beſchaffen, daß die Naturkündiger dieſe Unterſuchungen nicht ohne Hülfe in ihren Zimmern anſtellen können, und weil endlich der Nuzen gar zu uneigennüzig und philoſophiſch zu ſeyn ſcheinet, es ſey denn, daß man ſich um den Akerbau mit dieſen Bemühungen verdient machen könne.

Der Untergang der erhabenen Oerter über der Erden, deren natürliche Urſachen am Tage liegen, drohet denen Quellen, Bächen und Flüſſen nothwendig den Untergang; ſintemal dieſe ohne jene weder entſtehen noch beſtehen können, weil ſie aus ſelbigen alle Augenblik ihre Nahrung bekommen müſſen. Ja die Flüſſe könnten nicht einmal flieſſen und Flüſſe heiſſen, wofern nicht die ausgehölte Bahn ſelbſt abhängig wäre, und wofern das Waſſer nicht von einer Höhe herunter flöſſe. Ob nun gleich dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo hat es doch nicht weniger ſeine Richtigkeit, daß auch Flüſſe zu der Zerſtörung der Berge, und alſo auch ihrer ſelbſt beitragen.

Es macht ſich nämlich das aus hohen Oertern der Erden geſtürzte Waſſer einen tiefen, und nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes krummen oder weniger krummen Weg, und alſo ein Bächlein. Kommen viele dergleichen Bächlein zuſammen; ſo entſtehen Bäche, und viele Bäche machen groſſe Flüſſe, die ſich endlich in die See ausgieſſen. Sie erſezen das aus ſelbiger ausgedünſtete, oder auch, wie viele meinen, durch unterirdiſche Gange unter die über dem Seewaſſer erhabene Oerter abgeleitete Waſſer, welches die Natur durch eine unterirdiſche Wärme in die Höhe treiben, und in die Quellen zuſammen bringen ſoll, und verſüſſen die in der See und Adern der Erde zurük gebliebene Söle. Wenn wir nun die Bahn ſolcher Bäche und Flüſſe verfolgen; ſo werden wir gnugſame Anzeigungen haben, und durch natürliche Schlüſſe uns überführen können, daß ſie, und zwar am meiſten, wenn ſie jähe und ſchnell lauffen, von dem abhangenden Grunde allmählig viele ſchwere Theile mit herunter reiſſen, auch an den Seiten vieles abſtoſſen, und mit ſich führen müſſen: So ſoll der Rhein das Glacis zu Kehl dergeſtalt hinweg geſchwemmet haben, daß man in aller Eil einen Damm aufführen müſſen, um die völlige Überſchwemmung zu verhüten.

Es kommt alſo alles allmählich an die niedrige Oerter, welche eben dadurch, daß die höhern niedriger werden, erhöhet werden müſſen. Es lauffen die Flüſſe, wie man wahrnimmt, an allen Orten nicht gleich geſchwinde, und wo die Flüſſe breit ſind, verſpüret man eine merkliche Veränderung der Gewalt des Waſſers, da laſſen ſich alſo bisweilen die ſchweren durch die Gewalt des Waſſers herabgeführten Theile herunter, und ſezen ſich auf den Grund. Dahero haben wir oft mitten in den Flüſſen kleine Inſeln. Es geſchiehet auch zuweilen, daß die Bahn der Flüſſe von dem herabgeſtürzten und zu Boden geſezten Schlamm, Erde und Sand ſo hoch erhöhet wird, als der Ort ſelbſt iſt, woraus das Waſſer entſpringet; ſo hat z. E. ein Arm vom Rhein, der vor Zeiten vor Leyden vorbei in das deutſche Meer ſich ergoſſen, ſchon vor einigen 100. Jahren dieſe Bahn verlaſſen. Da einige Flüſſe vorhin Schifreich geweſen, in welchen anjezo durchzukommen ſchwer wird; ſo läßt ſich ſchlieſſen, daß ihre Bahn erhöhet worden. Die Staaten von Holland ſind eben dieſerwegen gezwungen, an verſchiedenen Orten Anſtalten zu machen, daß die Flüſſe gereiniget werden, damit die darinn fahrende Schiffe fortkommen.

Man bemerket auch zu gewiſſen Zeiten, inſonderheit wenn der Schnee anfängt zu ſchmelzen, und das Fluswaſſer zu vermehren, daß die Flüſſe mit vielen Unreinigkeiten angefüllet ſind, ſo daß man kaum das Waſſer genieſſen kan. Alle dieſe Unreinigkeiten kommen aus dem Lande, und tragen wenigſtens etwas weniges zur Erniedrigung des Landes und Erhöhung derjenigen Oerter bei, wo die Unreinigkeiten ſich endlich ſezen müſſen. Die Ausfüllung und Erhöhung der Bahn der Flüſſe iſt an allen Oertern nicht gleich merklich. Nachdem ſie gröſſer oder kleiner, die Erde mehr oder weniger loker, worüber das Waſſer flieſſet, und nachdem ſie einen geradern oder krummern, oder auch einen mehr oder weniger ſchnellen Lauf haben, nachdem mus ſich ein Unterſcheid ereignen. Zu der Erhöhung der Newa wird eine groſſe Anzahl Jahre erfordert, und wenn gleich die darinn gelegene Inſeln allmählig gröſſer gemacht würden, durch die von oben herunter geführte und ſich allmählig anſezende Theile, ſo müſten doch vorher die meiſten Flüſſe, die ſich in die Ladogaerſee ergieſſen, verſtopft und erhöhet werden, oder ihren Lauf ändern, ehe es an herabflieſſendem und ſchnell laufendem Waſſer gebrechen würde, das nicht im Stande wäre, mit Gewalt ſich einen Weg zu machen, und das, was ihrem Lauf hinderlich wäre, weiter in die See mit ſich zu führen, oder bei dem Ausflus niederzulaſſen; denn wenn gleich die Flüſſe durch ihren Lauf die ſchweren Körper mit ſich zu führen, und gar in die See zu verſezzen im Stande ſind, ſo werden ſie doch, ſo bald ſie von dem Trieb des Fluſſes nicht weiter geleitet werden, ſich herunter ſezen müſſen, und unbeweglich bleiben. Ja alle irdiſche Materien, die bei ſtarken Fluthen und unruhigem Waſſer ſchwimmend erhalten werden, werden ſich bei ſtillem Waſſer ſezzen, und alſo werden Sandbänke, und endlich ganze Inſeln und Länder entſtehen. Wozu noch die bekannte Eigenſchaft des Meers ein vieles beitragen mus, daß es alle Körper, zumal die von leichterer Art ſind, als er ſelber iſt, an das Ufer auswirft. Daß die Maas, Schelde und der Rhein ganz Holland, Seeland und ein Theil von Flandern mitten in der See aufgeführet, iſt nicht unwahrſcheinlich, da die Länder ganz eben, wie der Boden des Meers ungemein niedrig liegen, und ſo beſchaffen ſind, daß ſie, wenn man die Sandbänke, die theils die Flüſſe, theils Menſchenhände, theils die See ſelbſt durch ihren Auswurf aufgeführet, niederreiſſen würde, ſehr leicht wieder unter Waſſer geſezzet werden könnten, daher ſie auch Waſſergefahr unterworffen geweſen, wie den die Süderſee und der Texel erſt vor einigen hundert Jahren entſtanden. Ja was noch mehr iſt, man trift hin und wieder Sand- und Meermuſchelſchalen an dieſen Oertern an, woraus gnugſam erhellet, daß ſolche Oerter vorhin zum Meer gehörig, nachgehends aber durch benannte Fluſſe, und auch die aus der See an den Strand ausgeworfene Körper allmählig erhöhet worden. Varenius erzählet, daß man, da man in Amſterdam 100. Fus tief gegraben, endlich eine 4. Fus dike Lage von Sand und Muſchelſchaalen gekommen, nachdem die obern Lagen folgender Geſtalt abgewechſelt: auf eine 7. Fus dike Lage Gartenerde folgete eine 9. Fus dike Lage Torf, auf dieſe eine eben ſo dike Lage weichen Thons, darauf folgete Sand und gieng 8. Fus tief, darauf Erde 4 Fus, Thon 10. Fus, Erde 4, Sand 10., Thon 2., weiſſer Sand 4., trokene Erde 5, Moraſt 1., Sand 14., ſandigte Lette 3., Sand mit Thon vormengt 5., endlich Sand mit Muſchelſchaalen vermengt 4. Fus, und darauf folgete ein 102. Fus diker thönichter Grund, welcher ſich mit einem 3. Fus diken Lage von kieslichtem Sand endigte. Die 4: Fus dike mit Meermuſchelſchaalen vermengte Lage, die über der 102. Fus diken Lage von Thon angetroffen ward, war ein offenbares Merkmahl, daß vorhin die Lage von Thon der Seegrund geweſen war, wie aber die übrigen Lagen nach und nach haben aufgeführet werden können, iſt uns noch nicht genau bekannt. So viel lieſſe ſich noch ſagen, daß die Fluſſe, indem ſie durch verſchiedenes Erdreich ihren Lauf nehmen, auch verſchiedene Erde mit ſich führen müſten, dieſelbe alſo von dem Theil ihrer Bahn, ſo dem Ort, wo Amſterdam liegt, am nächſten geweſen, die erſte Schicht über dem Seegrund aufgeführet, und nachdem dieſer Theil der Bahn von der Erde, die von einer noch gröſſern Höhe herunter geführet worden, ganz bedeket geweſen, hätte von ſolchem nichts mehr in die See geführet werden können, und alſo wäre die andere Schicht, und ſo weiter, geleget worden. Man könnte weiter ſagen, daß viele Uberſchwemmungen zu verſchiedenen Zeiten auch das ihrige beigetragen, und endlich, daß die Erde unter den 4. obern Lagen durch die Natur ſelbſt, die daſelbſt das Gras hervorgebracht, nachdem das Waſſer abgefloſſen, enſtanden. Endlich könnte man hinzufügen, daß die obern theils durch neue Uberſchwemmungen, theils durch Menſchenhände, die das Land hätten erhöhen wollen, theils durch die Flüſſe wären aufgeführet worden; die alleroberſte Lage aber ſammt der nächſt untern hätte die Natur ſelbſt erbauet, dadurch, daß ſie die Kräuter hervorgebracht, die daſelbſt verfaulet, und allgemach das Land erhöhet. Daß Holland, Seeland und ein Theil von Flandern in der See aufgeführet worden, daran hat man um ſo viel weniger zu zweifeln, da man in den höher gelegenen Provinzen, als Braband, Geldern und dem gröſten Theil von Flandern, wenn man nur ungefehr ein paar Faden tief gräbet, noch eine groſſe Menge, als in Holland und Seeland, von allerhand Seemuſchelſchaalen und Fiſchgräten anzutreffen pflegt, wiewohl in Holland und Seeland am Strande ebenfalls eine groſſe Menge Mermuſchelſchaalen liegen ſollen. Rajus führet in oben angeführtem Tractat Thomas Huberts Beſchreibung des Lütticher Landes an, welcher Secretair bei dem Pfalzgrafen vom Rhein geweſen. Dieſer ſoll anmerken, daß das Meer vor Zeiten gar bis an die Mauren von Tongern aufgeſtiegen ſey, und daß zu ſeiner Zeit noch daſelbſt die groſſen eiſernen Ringe vorhanden geweſen, woran die daſelbſt ankommende Schiffe feſt gemacht worden. So meinet man auch, daß der groſſe Strich Landes in Engelland, der durch Cambridgeshire, die Inſel Eli und durch Nordfolk hindurch gehet, vorzeiten zum Meer gehöret, und daß die vielen Fluſſe, die durch dieſen Strich Landes hindurch flieſſen, durch die Menge des Schlammes und Kothes, ſo ſie zur Zeit der Fluth von den erhabenen Oertern abführen ſollen, den Strich Landes erhöhet hätten. Varenius hält es für wahrſcheinlich, daß China durch den Sand, den der Flus, der aus der Tartarey durch China in die Chineſiſche See flieſſet, und denn man den gelben Flus nennt, mit groſſer Gewalt herab ſtürzen ſoll, entweder ganz entſtanden, oder wenigſtens angewachſen und erhöhet ſey, weil er öfters, obgleich nicht alle Jahr, das Land zu überſchwemmen, und ſo viel Sand mit ſich zu führen pflege, daß derſelbe faſt den dritten Theil des Waſſers ausmachen ſoll. Die ſeichten Gründe bei Venedig, wo die groſſen Flüſſe, der Po, die Etſch, Brenta, Pavia und ſo weiter, ausflieſſen, die die Sandbänke und Inſeln in dem Adriatiſche Meer, die ihnen entgegen liegen und auch die, worauf Venedig ſelbſt erbauet iſt, aufführen helfen, können mit der Zeit ſelbſt Land, und ſammt der Stadt mit dem feſten Lande vereiniget werden, da ſie zur Zeit der Ebbe ſchon blos liegen. Die Sandbänke und ſeichten Gründe in und bei den Ausgängen der Flüſſe in Oſtindien ſollen ebenfalls immer anwachſen, wie Louberte in ſeiner Reiſe nach Siam anmerket.

Der Nil in Aegypten überſchwemmet jährlich das Land. Auf dieſe Art wird durch den ſchnellen Strom, der viel Schlamm mit ſich hinunter reiſt, das Land allmählig mehr und mehr erhöhet. Dieſes hat ſchon der alte Weltweiſe Ariſtoteles angemerket, indem er ſchreibt, daß in Aegypten, welches durch den Nilflus entſtanden wäre, der Boden von Zeit zu Zeit ſchiene trokner zu werden; und daß man nicht genau den Anfang ihres Urſprungs wüſte, käme daher, daß es mit der Erhebung des Landes aus dem Meer ſehr langſam zugegangen. Nebſt dem hätte man die allmählig troken gewordene ſeichten Oerter nach und nach zu bewohnen angefangen, ohne daß man gemuthmaſſet, daß endlich ein groſſes weitläufftiges Land auf dieſe Art entſtehen würde: Es wäre die Länge der Zeit und Kürze des menſchlichen Lebensalters Urſache daran geweſen, daß man dieſe Veränderung nicht anmerken können. Wenn ganz Aegypten durch den Nil erbauet; ſo mus nothwendig das rothe Meer mit dem Mittelländiſchen zuſammen gehangen, und Aſien von Africa geſchieden haben. Was der Nil in Aegypten gethan, eben dieſes ſollen die Flüſſe, Ganges und Indus in Oſtindien, die Rhone in Frankreich, der Flus de la Plate in America, gethan haben. Der Don und andere Flüſſe führen in die Maotiſche See immer mehr und mehr Schlamm hinein, deswegen wird ſie von Zeit zu Zeit ſeichter, welches der Schiffart hinderlich.

Strabo führet an, daß bei dem Auszang des Iſterſtroms, oder der Donau die Oerter Stethe und die ſcythiſche Wüſte entſtanden, bei dem Ausflus der Phaſis die Seeküſten, bei den Ausgangen der Flüſſe Thermodon und Iris ganz Themiſcira, die ebenen Felder der Amazonen und ein Theil von Sidene. Von dem Flus Pyramo wird von eben dieſem Autore geſagt, daß er ein groſſes Stük Landes an Cilicien, welches nunmehro unter Caramanien mit begriffen wird, gefüget, und dabei von einer Weiſſagung Meldung gethan, daß dieſer Flus einen bis an Cypern reichenden Strich Landes aufführen würde. Noch iſt die Weiſſagung nicht erfüllet, die ſich eher auf eine vernünftige Überlegung, als eine göttliche Offenbarung gegründet. Hieraus ſehen wir zur Genüge, daß man ſchon zu uralten Zeiten eben das angemerket, was man noch heutiges Tages alle Tage ſiehet, denn faſt alle groſſe Flüſſe haben bei ihren Ausflüſſen hohe Oerter und Sandbänke aufgeführet.

Wenn man nun bedenket, daß das Waſſer aus dem Weltmeer durch die Meerenge bei Gibraltar und das ſchwarze Meer ſich in die mittelländiſche See ergieſſet, und nothwendig in ſelbige mit der Zeit, zumal wenn es ungeſtümm iſt, viele irdiſche Theile einführen mus, und wenn man dabei in Betrachtung ziehet, daß eine groſſe Menge Flüſſe ſich in ſelbige ergieſſen; ſo iſt leicht zu erachten, daß alles dieſes derſelben Erhöhung befördert.

Auf eben dieſe Art müſſen endlich die Oſtſee, das rothe Meer, der Perſiſche Seebuſen, das ſchwarze Meer, die caſpiſche See, Ladoga und alle Seen aus einerlei Grunde erhöhet und ausgefüllet werden.

Es trägt nicht allein die durch die Flüſſe abgeführte Erde und der Sand zur Ausfüllung und Erhöhung des Grundes der Seen bei; es wird zugleich die Erde durch groſſe Ueberſchwemmungen in die See geſtürzet, wie wir davon bei Modena Anzeigungen haben, da über dem Seegrund oder derſelben Strand, der ſich durch verſchiedene aus dem Meer ausgeworfene Dinge verräth, verſchiedene Lagen durch unterſchiedene Ueberſchwemmungen müſſen aufgeführet worden ſeyn, wie wir ſchon oben dem geneigten Leſer die Sache vorzuſtellen Gelegenheit gehabt. Ferner wird die Erde von dem Meere untergraben, und in ſelbiges hineingeſtürzet. Auf dieſe Art ſind an der Oſtſee die Cüſten von Pommern, und die berühmte Handelsſtadt Vineta in die See verſenket worden, da das Waſſer an deren ſtatt den Raum eingenommen. **Rajus** führet in ſeinem angezogen Tractat Carrero von Antony Betrachtung von Cornwal an, darinn dieſer Autor beweiſen ſoll, das vorhin zu dieſem Lande eine Grafſchaft, Liones, gehöret. Er meldet ferner, daß in der Grafſchaft Suffolk faſt die ganze Stadt Donewich, ſamt der angränzenden Gegend von dem Meer verſchlungen worden. So iſt auch eine uralte Meinung geweſen, daß Sicilien und Italien mit einander zuſammen gehangen, und durch des Meeres Kraft von einander getrennet worden, nachdem ſie ein Stuk Landes dazwiſchen weggeriſſen. Einige haben vermeinet, aus wahrſcheinlichen Gründen behaupten zu können, daß Engelland vorhin an Frankreich gehangen, und ſchon vor uralten Zeiten hat man dafür gehalten, daß die Meerenge bei Gibraltar, nachdem das feſte Land zwiſchen Europa und America von dem Weltmeer zerſtöhret worden, entſtanden wäre. Die Süderſee iſt nur vor einigen hundert Jahren entſtanden. **Rajus** führet an, daß bei Dordrecht in Holland, und bei Dulaart in Oſtfriesland viele Dörfer bei Einreiſſung des Meers unter Waſſer geſezet worden, ſo daß noch einige Schlöſſer und Thürme hervorragten, als unverwerfliche Zeugen einer betrübten Begebenheit.

Kirchner hat am Toſcaniſchen Strande nicht weit von Lingorn eine ganze Stadt unter dem Waſſer geſehen. Er merket an, daß gegen Pauteol über in dem Eingange von Bane auf dem Boden des Meers einige Häuſer klärlich könnten geſehen werden. **Camdenus** führet aus dem Gyraldo an, daß Pembrokeſhire vorzeiten ſich bis Irrland erſtreket, daher **Willhelmus der Rothe** geſaget, er könne von ſeinen Schriften eine bequeme Brüke bauen, und zu Fuſſe nach Irrland gehen. Unter Heinrich dem II. ſoll das Land durch Gewalt eines ſtarken Sturms ſo weit entdeket worden ſeyn, daß man viele Stämme von groſſen Bäumen angetroffen, darinn man wahrgenommen, daß man mit der Axt hinein gehauen. Mit einem Worte, es ſoll alles mehr das Anſehen von einem vorhin daſelbſt geweſenen Walde, als einem Strande gehabt haben. Da man nun in neuern Zeiten eben das bemerket, was **Ovidius** zu uralten Zeiten angemerkt zu haben vorgibt, ſo hat man keine Urſache über ihn zu lachen, wenn er ſchreibt: Du fragſt, wo Helice, und wo nun Buris ſey, geh' ſuche nur im Meer, das Seevolk pflegt zu zeigen, von dem verfall'nen Bau noch jezund mancherlei, als: das man Mauren ſieht ſich auf die Seite neigen.

Dieſe und viele dergleichen Geſchichte finden wir aufgezeichnet, wir wiſſen aber nicht genau, wie es damit eigentlich zugegangen. Viele muthmaſſen, daß an der Abſonderung Siciliens von Italien ein Erdbeben Schuld geweſen; und es iſt gewis, daß ſolches genug im Stande iſt, dergleichen Veränderungen zu verurſachen. Es zerſtöhret nicht allein die erhabenen Oerter der Erden, die weit von dem Meer abgelegen, wie wir oben geſehen, ſondern es ſtürzet auch ganze Städte und Länder in den Abgrund des Meers, zumal wenn ſelbige durch viele vorhergegangene Erſchütterungen mehr und mehr geſchwächet worden. In Jamaica iſt Port Royal 1692. in wenigen Minutten durch ein Erdbeben faſt ganz zerſtöhret, und ins Meer verſenket worden. Endlich iſt auch anzumerken, daß die feuerſpeiende Berge viel Materie in das Meer auswerfen. Aus dem angeführten ſiehet man ſchon zur Genüge, wie durch mancherlei Kräfte das trokene Land erniedriget, und durch derſelben Schutt die See ausgefüllet werde, und wie zugleich die See über das Land ſich erhebe. Es trägt aber inzwiſchen, nach einiger Naturkündiger Meinung, das Erdbeben noch auf eine ganz beſondere Art zu der Uberſchwemmung des Erdbodens bei. Damit wir auf den Grund dieſer Meinung kommen, wollen wir erſt einige Begebenheiten anführen.

Die Portugieſen haben 1523., ohngefehr in dem Meer bei Cambaya, ein Erdbeben unter dem Waſſer verſpüret. Nachdem nach einer groſſen Meer- und Windſtille mit einmal die Wellen ſich erhoben, fingen die Schiffe an zu wanken und zu knarren, als wenn ſie in Stüken zerſchmiſſen würden; da es denn nicht anderſt gelaſſen, als daß ſie irgendwo an Sandbänke angeſtoſſen wären. So bald einige mit ledigen Fäſſern ans Land geſchwommen, wurden ſie verſichert, daß ein Erdbeben an dem, was geſchehen, Schuld geweſen. Kirchner erlebte und fühlete ſelbſt zu Lopicio an dem Meer 1638. ein groſſes Erdbeben. Auf der Inſel Stromboly ſtund der feuerſpeiende Berg gleiches Namens vor ihm im Feuer, und bald darauf hörete man einen Knall gleich einem Donnerſchlag, der allmählig ſtärker wurde, bis die Erde unter ſeine Füſſen gewaltig gerüttelt ward, ſo daß er mit ſeiner Geſellſchafft ſich an den Zweigen der Bäume zu halten, gezwungen worden. Hieraus konnte er leicht den Schlus machen, daß es unter dem Meer Gänge geben müſſe, durch welche ſich die Materie, ſo das Erdbeben verurſachet, fortbeweget. Er zeiget aber auch, daß Etna mit Stromboly und den Bergen von Calabrien eine Gemeinſchaft habe, und Gaſſendus erzählet im Leben des Peirceskii, daß der Berg Semon in Aethiopien 1633. eben zu der Zeit angefangen zu brennen, als der Veſuvius Flammen ausgeworffen. Das Erdbeben, das ſich 1692. in Engelland zugetragen, iſt auch in Deutſchland, Frankreich, Holland und Flandern verſpüret worden.

Da nun die Materie, die das Erdbeben verurſachet, im Stande iſt, die Erde in die Höhe zu heben, ſo meinen einige Weltweiſen, daß es gar wohl geſchehen könne, daß ein dergleichen erhabener Ort oder Berg nicht wieder zurük falle, wenn nemlich die obern Theile mit denen an der Seiten ſo ſtark zuſammen hiengen, daß ihre ganze Laſt nicht ſo gros wäre, als die Kraft, mit welcher die Theile zuſammen hiengen, oder wenn die obern Theile von denen an der Seite gehalten würden. Wenn nun die Materie des Erdbebens unter dem Boden des Meers weggehet, ſo meinen ſie, daß es ebenfalls nicht unmöglich, daß ſich der Boden des Meers in die Höhe hebe und ſtehen bleibe. Sie gehen noch weiter, und getrauen gar zu behaupten, daß auf dieſe Art ganze Inſeln in der See entſtehen könnten, welche, wenn es wahr iſt, ebenfalls den Raum der See ausfüllen helfen und verurſachen müſſen, daß ſelbige über das veſte Land ſich allmählig erhebet. Merkwürdig iſt es, daß man, wenn man dieſen Begrif von der Erzeigung der Berge hat, ſehr leicht begreiffet, warum ſie durch unter dem Seewaſſer geleitete unterirdiſche Gänge Gemeinſchaft haben. Strabo giebet das Erdbeben, das herausdringen der Winde und das ſchnelle Aufſchwellen der mit dem Waſſer bedekten Erde für die Urſachen der Erzeigung der Inſeln an, und darauf erzählet er, daß in der Gegend der Stadt Methone in Pelopones in dem Eingang von Hermion die Erde ſich bis zur Höhe von 875. Schritten aufgeblähet, darauf groſſe unterbrochene Felſen, wie hohe Thürne geſtanden. Er ſezt hinzu, daß ein ſchwefflichter Dampf davon die Urſache geweſen, und daß man dieſen Orte wegen der Hize und ſchweflichten Geruchs ſich des Tages nicht nähern dürfen, des Nachts aber hätte es daſelbſt angenehm gerochen und helle geſchienen. Die Hize ſoll ſo gros geweſen ſeyn, daß das Meer in der Weite von 625. Schritte gekochet, und bis 2400. Schritte trübe geweſen. Ein wenig vorher ſchreibt er, daß mitten zwiſchen Thera und Theraſia, oder S. Erini, nicht weit von Candia, 4. Tage lang Flammen aus dem Meer herausgebrochen, ſo daß das Meer gekochet, und endlich wäre eine neue Inſel in die Höhe geſtoſſen worden, die in ihrem Umkreiſe 1500. Schritte gehalten. Seneca verſichert, daß zu ſeiner Zeit die Inſel Theraſia auf ſolche Art entſtanden, ſo daß die Schifleute ſolchem zugeſehen. Varenius zweifelt an der Möglichkeit nicht, und würde noch weniger daran gezweifelt haben, wenn ihm bekannt geweſen wäre, daß auch in den neuern Zeiten Inſeln zum Vorſchein gekommen. Wie Rajus in oben angeführtem Tractat meldet, ſo iſt 1538. nicht fern von Puzzuolo der Berg, Monte di Cinere, durch ein Erdbeben entſtanden, und ohngefehr 100. Fus hoch in die Höhe geſchwollen. Kirchner führet an, daß 1638. bei der Inſel St. Michael in dem Atlantiſchen Meer eine Inſel von 5. Meilen in der Breite entſtanden, indem das unterirdiſche Feuer Steine in groſſer Menge über einen Hauffen geworffen, imgleichen, daß in einer Nacht ein Berg ſich mitten aus der See erhoben. Im Jahr 1707. iſt eine kleine Inſel durch ein zweitägiges Erdbeben, welches auf der Inſel Theraſia, oder S. Erini verſpüret worden, nicht weit von derſelben in dem Meer aufgegangen, und den 14. Junii iſt ſie ſchon 20. bis 25. Fus hoch geweſen, und hat eine halbe Franzöſiſche Meile im Umkreiſe gehabt. Sie ſoll, wie die Inſel S. Erini, aus lauter gebrannten Steinen zuſammen geſezt ſeyn, wie ein Bakofen ſtets brennen, und einen üblen Geruch und Dampf von ſich geben. Merkwürdig iſt, daß Strabo vor langer Zeit erzählet, daß eben in dieſer Gegend faſt unter ſelbigen Umſtänden eine Inſel hervorgekommen. Dieſe Begebenheit iſt zureichend, dem Bericht des alten Strabo einen ſehr groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit beizulegen. Indem nun die Sache hierdurch eine groſſe Wahrſcheinlichkeit bekommt, ſo hat es einige gegeben, die dafür halten, daß alles, was über dem Seewaſſer erhaben iſt, und was allgemach wieder verfällt, durch ein unterirdiſches Feuer über daſſelbe erhoben wäre, und daß alles, was noch jezt unter demſelben befände, auf dieſe Art in die Höhe kommen würde, daß alſo alles, was die Natur durch ihre Bemühungen aufbaueten, eine Zeitlang ſtünde; endlich aber wieder verfiele, und etwas anderes aufgebauet würde. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo erhellet doch aus allen dem, was angeführet worden, zur Genüge, daß die trokenen Länder endlich mit Seewaſſer bedeket werden müſſen, und daß einige ſchon würklich bedeket worden, und daß in der See neue Länder aufgeführet werden können, und bisweilen wirklich aufgeführet werden. Die Natur ſcheinet noch auf den höchſten Bergen, und ſonſt hin und wieder von dergleichen Hauptveränderungen Merkmaale nachgelaſſen zu haben. Einige haben wir angeführet, und einige ſezen wir noch hinzu. Sicilien ſcheinet nicht allein von Italien abgeſondert zu ſeyn, man findet ſogar Merkmaale, daß dieſe Inſel in dem Meer aufgeführet. Es giebt in den Sicilianiſchen Gebürgen viele Meermuſcheln und weisröthlichten Marmor, in welchem man, wenn man ihn genauer betrachtet, wahrnimmt, daß das, was in dem Marmor weis iſt, lauter Muſchelſchaalen ſind. Auch in Italien ſoll es Meermuſchelſchalen und harte Steine geden, welche aus Scheiben beſtehen, die über einander liegen. Zwiſchen dieſen Scheiblein ſoll man öfters verſteinerte Fiſche antreffen. Auf den gröſten Gebürgen in der Schweiz giebt es Meermuſchelſchaalen, daß man alſo Urſache zu glauben hat, daß auch dieſe Länder zum Meer gehöret. Ovidius ſchreibt, daß man Anker auf hohen Bergen angetroffen, und Svedenbourg berichtet, daß man an vielen Orten in Schweden, ſogar auf den höchſten Gebürgen, Stüke Holz von Schiffen, eiſerne Haken, Rinke und Klammern, wie auch groſſe gegen den Horizont zu ſich neigende Steine und ſo weiter angetroffen, woraus abzunehmen, daß vor dieſem an ſelbigen Oertern Häven geweſen. In Touraine in Frankreich trift man an einem mehr als 36. Franzöſiſche Meilen von der See abgelegenen, faſt 9. gevierte Meilen weiten Plaze, eine, wenigſtens 18. Fus dike, Lage von zerbrochenē Meermuſchelſchalen an, ohne daß Steine, Sand und andere Dinge mit ſelbigen vermiſchet ſeyn ſollten. Es giebt auch Theile von verſteinerten Seepflanzen. Z.E. von Seeſchwämmen und andern Gewächſen an dieſem Orte. Die Bauren bedienen ſich der Muſchelſchalen zu Düngung ihrer Aeker. Reaumur meinet, daß dieſer Plaz der Boden von einem Meerbuſen, oder auch ein ausgehölter Plaz des Seegrundes geweſen, und daß die Schalen durch eine heftige Bewegung des Meerwaſſers dahin verſezet worden, wo man ſie noch heutiges Tages fände; an welchem Orte ſie deswegen geſammelt worden, weil ſie aus dem tiefen Plaze nicht wieder hätten zurük getrieben werden können, wenn ſie einmal in ſelbigen gerathen. Er meinet zugleich angemerkt zu haben, daß das Land da herum wirklich höher ſey, indem das Waſſer allenthalben, wo man die Schalen herausgräbet, hervorzuquillen pflegte, welches ohne allen Zweifel aus den umliegenden Gegenden entſpringen müſte. So findet man öfters an verſchieden Orten Steine, worinn ganz fremde Pflanzen gebildet ſind. Juſſieu traf in den Steinkohlengruben der Provinz Lionnois um S. Chaumont und Eſtienne herum, Steine an, worinn fremde Pflanzen abgedrukt waren, ſo daß er ſich nicht anders einbilden konnte, als daß er in einer ganz andern Welt botaniſirte. Er ſahe die Steiner als botaniſche Bücher an, und die ganze Gegend als die allerälteſte botaniſche Bibliothek. In Oſtindien giebt es Pflanzen, da die Früchte ſelbſt an den Blättern befeſtiget ſind. Die Abdrüke von dieſen Pflanzen hat man auch hier angetroffen, da ſie auf einigen Steinen ganz deutlich abgebildet geweſen. Man findet auch Eindrüke von Palmblättern, und anderer fremden Bäume. Die Steine ſelbſt ſpalten ſich, wie Schieferſteine, und haben keinen Unterſchied in der Farbe, auſſer daß ſie, wenn ſie nahe an den Steinkohlen liegen, eine glänzende Schwärze haben, weil ſie mit dem Steinkohlenoel getränket ſind. Die weiter von den Steinkohlen entfernte Steine ſind aſchgrau, welchen einige Theilchen von Frauenglas das Anſehen von Metall, und oft von Silber, geben. Zwiſchen den Steinen ſteket in den Hölungen der Steine ein ſchwarzes Pulver, welches Juſſieu für Uberbleibſel der verfaulten Pflanzen anſahe. Daß ſolche Pflanzen durch Meerwaſſer an dieſe Oerter verſezet worden, ſchlieſſet Juſſieu aus dieſer beſondern Anzeigung, weil nicht weit von dergleichen Pflanzen Seemuſcheln ausgegraben worden. Dergleichen Bilder von Pflanzen ſoll man in Engelland in der Provinz Glouceſter in den Kohlengruben in Steine eingedkukt antreffen. Auch dieſes iſt merkwürdig, daß Juſſieu Steinpflanzen, die nur im Grunde des Meers hervorwachſen, zu Chaumont nahe bei Giſorre in der Erde gefunden, welcher Ort vorhin zum Meer mus gehöret haben. Man findet noch mehr dergleichen, ja unzählige Anzeigungen von wichtigen Veranderungen unſerer Erde, ſo daß die Natur uns eine groſſe Anzahl derſelben vorſtellet, als wir anzumerken im Stande ſind.

Worinnen der Endzwek eines rechtſchaffenen Politici beſtehet?

Wer nur etliche 30. Jahre auf der Welt zurük geleget, und ſich um dasjenige, wie es auf derſelben, und abſonderlich an denen Höfen zugehet, bekümmert hat, der wird von ſelbſten bekennen müſſen, daß heutiges Tages viele Politici Practici Schmeichler ſeyn, und keine andere Abſicht haben, als ſich bei ihrem Principal quovis modo beliebt zu machen. Bei dieſem iſt nun nicht des Fürſtens und ſeines Landes Wohlfarth, ſondern dieſen, auch wohl offtmahls ſündliche, Vergnügung des Endzwek. Denn da iſt man Tag und Nacht einzig und allein darauf bedacht, daß man ſeines Principalen Hochmuth, Regierſucht, Ungerechtigkeit, Unzucht, Geiz, Tyrannei u. ſ. w. entweder ſecundiren und befördern, oder aber excuſiren möge.

Findet man nun gleich zu unſern Zeiten auch viele ſolche Politicos, welche keine Schmeichler ſeyn, ſo ſind ſie doch gemeiniglich nur bloſe weltlich geſinnte Staatsdiener, die nur auf die Authorität ihres hohen Principals ſehen, und ſolche allein, nebſt der Renommé ihrer Nation zu behaupten ſuchen. Denn es ſind wenig, die auch fragen, wie es innerlich um das Gewiſſen ſtehe! die den Fürſten fleiſig an den Himmel weiſen, und ihn mit Nachdruk erinnern, daß ſie denſelben fleiſig vor Augen haben, lieben, ehren, ſcheuen, fürchten, und ihm ſowohl von ſeinem eigenen, als des Volks Thun und Laſſen Rechenſchafft geben müſſen, die nicht nur den äuſſerlichen Staat in einer regulirten Form zu haben, ſondern auch die die Mores der Jnwohner nach den götlichen Geſezen in gehöriger Richtigkeit zu wiſſen trachten. Sondern man ſinnet mehrentheils nur darauf, wie Potentaten und Völker ihre auswärtige Feinde aus dem Felde ſchlagen ſollen, achtet aber unterdeſſen nicht, daß ihnen die innerliche Feinde, die unbändigen Affecten die Herrſchaft über ſich ſelbſt aus den Händen ſpielen, und ſie ganz unvermerkt der Sünde zinsbar machen.

Hieraus läſt ſich nun zur Gnüge ſchlieſen, daß dieſe heutigen Politici den rechten Zwek nicht vor Augen haben. Denn ſo lange man nicht den Stand eines guten Gewiſſens mit GOtt zu dem Hauptabſehen der Staatsmaximen ſezt, ſo lange kan unmöglich eine rechte Wohlfarth ausgeſonnen und erhalten werden. Und ſo lange man nicht an ſtatt der bisher gebrauchten Mittel, auſſer denen nuzbaren Vorſchlägen, eine Geſezmäſige Ausübung der Tugend braucht, und die gemeiniglich gar laulich und kaltſinnig getriebene Religion mit einem beſſern Eifer treibet, ſo lange wird man auch in dem geſuchten Zwek, nemlich zu der wahren Wohlfarth, nicht gelangen können.

Man wendet zwar hier wieder ein, daß dieſes eine Sache ſey, die nur vor die Geiſtlichkeit gehöret. Denn eben darum hätten hohe Potentaten ihr Gewiſſensräthe, daß ſelbige vor die Ruhe des Gewiſſens ſorgen und mit einer geziemenden Warnung bei Zeiten einkommen ſolten, wann ſich etwas äuſſert, das den innerlichen Ruheſtand verſtören könte. Auf dieſe nun hätten ſich alle weitverſtändige Politici zu verlaſſen, und könten gar wol alle Schuld von ſich werffen, wenn hohe Häupter etwas thäten, wegen deſſen ſie von der Geiſtlichkeit billig bei Zeiten erinnert, und ermahnet werden ſolten.

Allein man hat ſich auf dergleichen Gewiſſensräthe nicht allerdings ganz allein zu verlaſſen; allermaſſen auch unter denenſelben zum öften ſolche Perſonen gefunden werden, welche ihrem Amte kein gänzliches Genüge thun, und gar wol auch vor Schmeichler und Staats-Diener paſiren können. Solte man an manchem Hofe eine genaue Unterſuchung anſtellen, ſo würde man auch Theologiſche Machiavelliſten finden; wiewol ich auch nicht läugnen will, daß auch noch gewiſſenhafte Geiſtliche und Gewiſſensräthe anzutreffen ſeyn. Damit ich aber nicht weiter ausſchweiffe, und dem Leſer vielleicht einen Verdrus verurſachen möge, ſo faſſe ich alles kurz zuſammen und ſage: Der Endzwek eines rechtſchaffenen Politici beſtehet nicht allein in dem Intereſſe Reipublicæ, ſondern auch in dem Intereſſe animæ. Doch hierauf wird zum öftern gar wenig geſehen, welches einigen zu einer neuen Frage Anlas gegeben, nemlich

Ob die Welt jezo ſchlimmer ſey, als zu denen vorigen Zeiten.

Hierauf antwortet gemeiniglich ein jeder mit Ja, u. glaubet, daß anjezo die Menſchē in der äuſſerſten Diſſolution leben. Nun will ich zwar denen, die alſo denken, nicht gerne widerſprechen; doch aber auch durch unterſchiedene Exempel erweiſen, daß es zu allen zeiten Leute gegeben, welche den Koth der Laſter, wie die Raben ſtinkende Aaſer geliebt haben, ja daß es in denen vorigen Zeiten oft weit ſchlimmer zugegangen ſey.

Obſchon die Debauchen und Sünden wider das ſechſte Gebot heutiges Tags auf das höchſte geſtiegen zu ſeyn ſcheinen, ſo wird man doch zu unſern Zeiten kein Exempel finden, da ſich eine Mannsperſon mit 2. andern Mannsperſonen öffentlich verheirathet, wie jener unmenſchliche Kaiſer Nero gethan, der ſich mit Sporo und Pythagora vermälen lieſe. Und dergleichen abgeſchmakten, und ärgerlichen Fuchsſchwänzer, als Criton geweſen, der dieſen Kaiſer aus ſolcher Heirath glükliche Erben gewünſchet, wird man gewis dermalen nicht nennen können.

Haben viele groſſe Herren heutiges Tages hochmüthige Gedanken, u. würdigen, gleich des Memnons Bildnis, ſo nur mit der Sonnen redete, geringe Perſonen keine Anhörung bei Vortragung ihrer Sachen, ſo iſt doch keiner zu unſern Zeiten ſo inſolent geweſen, daß er ſich öffentlich vor einen Gott ausgegebē, und ſein Bildnis auf einen Altar zur Anbetung geſezt hätte, wie der Kaiſer Caligula gethan, welcher ſogar um ſich als einen Gott zu zeigen, auf die närriſche Gedanken gerathen, daß er eine gewiſſe Maſchine verfertigen lieſe, mit welcher er donnern und wetterleuchten konnte, und dieſe gotteslaſterliche Worte dabei ausſtieſſe: Autume interficies, aut egote: Entweder du muſt mich, oder ich will dich treffen.

Man hat wol Exempel, daß groſſe Potentaten geringe Leute aus dem Staube hervorgezogen, und oft unwürdige Perſonen auf den höchſten Staffel der Ehren erhoben. Dergleichen Ludovicus XI. König in Frankreich gethan, indem ein in Staatsſachen unerfahrner Barbierer ſein geheimer Rath, ein Arzt ſein Canzler, ein ungeſtudirter Schneider ſein Abgeſander, und ein elender Bettler ſein Spion ſeyn muſte. Allein wer hat jemalen gehöret, daß einer eine ſolche Narrheit begangen, ſein Pferd mit ſich an die Tafel zu ſezen, und daſſelbe gar zu einer hohen Würde zu erheben, wie beſagter Kaiſer Caligula, der ſeinem Pferde, welches Incitatus von ihm genennet wurde, die bei denen damaligen Römern ſo hohe und wichtige Würde eines Burgermeiſters zudachte?

Es gibt zwar heutiges Tages unbeſonnene, und ſich allzuviel ſchweichlende verliebte Leute, welche, wenn ſie ein Frauenzimmer nur freundlich anſiehet, ſich gleich einbilden, es ſey derſelben die Liebe per Poſto in das Herz gefahren; allein dergleichen Narren hat die Welt ſonſt nie geſehen, welcher vorgegeben, daß ſich der Mond in ihn verliebt habe, und alle Nacht in Geſtalt einer Weibsperſon bei ihm ſchlieſe, wie der erwehnte Caligula gethan.

Die Speiſen groſſer Herren ſind an vielen Orten ſehr koſtbar, und die Ausgabe übertrift zum öftern die Einnahme: Doch wird ſie der unſinnigen Appetit des Kaiſers Heliogabuli bei weitem nicht gleich kommen, welcher auf ſeiner Tafel bisweilen lauter Kämme von Hähnen ſpeiſte, zuweilen lauter Zungen von Pfauen, lauter Rebhünereier, lauter Strausköpfe, und oft nichts, als das Gehirn von Kramsvögeln, welcher ſeinen Hunden eitel Gänſeleber zu freſſen gabe, und welcher ſich die Schuhe mit geſchnittenen Edelgeſteinen beſezen, die Teiche mit wolrichenden Waſſern anfüllen, und denen Pferden an ſtatt des Strohes ganzen Safran unterſtreuen lieſe.

Wer ſich nur ein wenig auf der Welt umgeſehen hat, der wird oftmals ſeltſame Dinge angetroffen haben; aber was kan wohl närriſcher ſeyn, als das Feſtin geweſen, welches der Kaiſer Domitianus dem Römiſchen Senat und Adel gegeben, indem er dieſelben in ein finſteres und mit ſchwarzen Tuch behängtes Haus, und in einen Saal führen laſſen, in welchen lauter Todenſärge mit darzu gehörigen Leichenfakeln geſtanden, auch ſogar an denſelben die Namen derer Gäſte angeſchrieben geweſen. Nach dieſen ſind viele nakende und ſchwarzgefärbte Kerl in den Saal getretten, die denen Höllengeiſtern nicht unähnlich geweſen und einen Todentanz gehalten haben. Als dieſes geſchehen, ſind ſolche ſchwarze Tänzer denen beſtürzten Gäſten zu denen Füſſen gefallen, und haben dergleichen lamentable Geſtus gemacht, als ehemalen bei denen Begräbniſſen der Toden gebräuchlich geweſen. Indeſſen iſt der Kaiſer Domitianus ſelbſten ganz ſchwarz gekleidet in der gröſten Trauer zu ihnen gekommen, und hat mit ihnen nichts anders geredet, als von Blut und Blutvergieſſen. Nach deſſen Endigung hat er einem jeden erlaubt, ſich wieder nach Hauſe zu begeben. Hierüber erfreuete ſich der anweſende Senat und Adel ungemein, und fienge gleichſam an, wieder lebendig zu werden; allein dieſe Freude wurde gar bald wieder in vorige Furcht und Schreken verwandelt, als ſich ein jeder in einer mit ſchwarzen Tuch überzogenen Senfte, oder Tragſeſſel von unbekannten Perſonen, deren ein jeder ein vollkommenes Ebenbild eines grauſamen Henkers vorſtellete, nach Hauſe tragen laſſen muſte: So bald ſie nun daſelbſt angelanget waren, ſind häsliche und entſezliche Geſichter erſchienen, welche mit ihnen zu ſprechen begehrt haben. Ob ſich nun die beſtürzten Gäſte aus allen dieſen fürchterlichen Umſtänden und Trauerceremonien kein anderes Prognoſticon ſtellen konten, als daß ſie ohnfehlbar der Grauſamkeit des Kaiſers zu einem blutigen Opfer abgeſchlachtet werden würden, ſo lief doch dieſe ſo betrübtſcheinende Sache viel glüklicher ab, als ſie im Anfang vermeint hatten, indem dieſe furchtſame und denen Höllengeiſtern ganz ähnliche ſchwarze Kerl einem jeden von dieſen erſchrokenen Gäſten im Namen des Kaiſers ein koſtbares Geſchenk überreichten. Könnte wohl etwas extravaganters und thörichters erdacht werden, als dieſes?

Daß heutiges Tages noch viele eine groſſe Verſchwendung ſpüren laſſen, lehret die täglich Erfahrung; allein wo findet man jezo ſo gar unſinnige Verſchwender, wie der grauſame Nero ware, welcher ſeine Maulthiere mit güldenen Hufeiſen beſchlagen, das Meer mit güldenen Nezen fiſchen, und kein Kleid zweimal an ſeinen Leib kommen lieſſe.

Die Hohen der Welt bedienen ſich jeziger Zeit in ihren Reſcripten an die Unterthanen prächtiger Titul und Formeln; allein man lieſet nirgends, als in des Kaiſers Domitiani Mandaten: Unſer Herr und Kaiſer, und unſer Gott haben dieſes oder jenes befohlen.

Man findet zwar Perſonen, welche aus Tag Nacht, und aus der Nacht Tag machen; allein wo iſt jemalen einer auf ſo närriſche Gedanken gerathen, daß er ſich des Abends einen guten Morgen, und des Morgens einen guten Abend hätte wünſchen laſſen, wie mehrgedachter Domitianus gethan, welcher durchaus die Nacht zum Tag, und den Tag zur Nacht machen wolte.

Wir wollen unſer Seculum nicht beſchreien, indem es zu keiner Zeit an Laſtern gefehlt hat, und ſo lange die Welt ſtehet, ſo lange wird man auch noch boshaftige und laſterhaftige Perſonen finden. Vitia erunt donec homines. Giebt es zu unſern Zeiten Abgötter, ſo iſt gewis in denen vorigen Zeiten auch niemalen ein Mangel daran geweſen. Findet man dermalen viele Flucher, Schwerer, ja gar vermeſſene Gotteslästerer, ſo können uns die vorigen Zeiten gleichfals eine unzählige Menge ſolcher unſinnigen Perſonen vorſtellen, welche ſich nicht geſcheuet haben, die göttliche Majeſtät zu läſtern. Der alte Griegiſche Poet Pindarus hat ſich ſchon zu ſeiner Zeit über dergleichen ruchloſe Leute beklagt, und die Gefahr der Gotteslästerer erkannt, indem er ſaget:

Convitioſi Diis, odioſa ſapientia eſt.

Welches im Deutſchen alſo lautet:

Wer ſich an GOtt vergreift und ſeinem Schöpfer flucht,
Iſt ein verwegner Thor, der ſein Verderben ſucht.

Iſt die jezige Welt mit Sabbatsſchändern angefüllet, ſo iſt in Wahrheit die vorige auch nicht davon befreiet geweſen, und ich würde eine undenkliche Arbeit über mich nehmen, wenn ich nur die merkwürdigſten Exempel davon anführen wolte. Die vorigen Zeiten können uns ſowol nach dem Blut der Eltern und Präceptoren, durſtende Nerones, mordbegierige Caligulas, unkeuſche Sardanapalos, wollüſtige Vitellios, die Unterthanen um das ihrige bringende Veſpaſianos und dergleichen unzählich viele laſterhafte Perſonen mehr vorſtellen, als unſer jeziges Seculum.

Indeſſen läugne ich keineswegs, daß die Sünden nicht auch heutiges Tages auf der Welt ſehr hoch geſtiegen ſeyn, und eine ſo groſſe Menge Laſter zu finden, daß der Tugend kaum noch ein wenig Plaz davon übrig bleibet. Ich weis gar wol, daß viele die Häslichkeit dieſer Laſter erkennen, und ſie daher unter der Maſque der Tugend zu verbergen ſuchen, wodurch ſie aber dieſelben nur deſto gefährlicher machen. Ich weis aber auch gar wol, daß die Laſter in dem entlehnten Kleide der Tugend von vielen vor gar keine Höllenbrut, ſondern vielmehr vor etwas gutes u. ruhmwürdiges gehalten werden: und endlich weis ich auch gar wol, daß ſich die meiſten Menſchen alſo zu ſchmüken pflegen, damit ſie wie die mit ſchönen Steinen ſich ſchmükende Schlangen deſto mehr Unheil ſtiften können. Ich weis aber auch gar wol, daß ihnen die Zeit und Wahrheit die Farbe abwiſcht, ihnen die geborgten Kleider raubet, und uns endlich die Laſter in ihrer häslichen Blöſe vorſtellet, da ſie denn wie das von Metal abgeſchabte Gold die wahre Beſchaffenheit ſattſam zu erkennen geben. Ein verborgenes Licht iſt nichts als die Finſternis und die Tugend, welche durch ihr Beiſpiel keinen andern Nuzen ſchaft, kein beſſerer Schaz, und die Entäuſſerung der Laſter, aus Mangel der Gelegenheit zu endigen iſt keine Tugend; dis aber die rechte Vollkommenheit, wann man mitten unter denen wollüſtigen Lokvögeln ſeine Ohren verſtopffen, ja den Schwefel der Begierden, wie die gewiſſen Kräutern verwahrten Hände das glüende Eiſen, ohne Beſchädigung betaſten kan. Die ganze Welt liegt in dem Spital der Laſter krank. Doch die phiſicaliſchen Krankheit mag der Arzt, die moraliſchen ein anderer heilen. Wol dem, der ſich der Tugend befleiſiget.

Ob man bei Hofe auch fromm leben könne?

Viele ſtehen in den Gedanken, daß man bei Hofe um ſo weniger fromm leben könne, je mehr man daſelbſt Gelegenheit zu allerhand Laſter fände, denen man faſt unmöglich ſo vollkommen entgehen könne, daß man nicht von einem und dem andern angeſtekt werden ſolte. Dannenhero will man auch dieſen bekannten Vers des Lucani gleichſam univerſal machen:

- - - - - Exeat aula,
Qui volet eſſe pius:

welches etwa ſo erkläret werden könte:

Willſt du die Fröm̄igkeit nicht haſſē,
So magſt du ja den Hof verlaſſen.

Dieſer Meinung iſt jener ſinnreicher Italiäner, Frugoni, auch geweſen, indem er in ſeinem unvergleichlichen Buche, Ritratti crittici genannt, alſo ſchreibet: Bei Hofe ſpielen einige, einige ſcherzen, andere reden von der Liebe, von Eſſen und Trinken, aber niſſun di Dio, kein Menſch redet von GOtt. Unter denen Böſen iſt die Tugend verhaſt, ſchreibet der gelehrte Lipſius, und diejenige, ſo bei Hof lieb und angenehm ſeyn, auch zum Hof-Leben geſchikt ſeyn wollen, müſſen alle Frömmigkeit verſchwören. Und ein anderer Politicus urtheilet alſo hiervon: Groſſer Herren Höfe ſind rechte elende Oerter, indem an ſolchen niemand gefunden wird, der in Frömmigkeit oder Fleis mit dem andern ſtreiten wolte, ſondern ein jeder trachtet Ehre zu erlangen. Keine Fliege ſtrebt ſo ſehr nach Honig, ſind Worte des unvergleichlichen Lohenſteins in ſeinem Arminio, kein Raubvogel eilt ſo ſehr nach einem Aaſe, kein Igel dürſtet ſo ſehr nach Blute, keine Ameiſe eilet ſo ſehr mit dem gefundenen Waizenkorne nach ihrem Lager, als ſich die Hofdiener nach ihrer erbärmlichen Dienſtbarkeit ſehnen, welche doch von groſſem Glük zu ſagen haben, wenn ſie ſich ihr Lebetage mit dem Traume ſüſſer Hofnung, dem Brode der Elenden ſpeiſen können. Denn der Hof iſt kein Himmel, an welchem unbewegliche Glüksſterne ſtehen, ſondern er iſt ein Himmel, der lauter Irrſterne hat, und ein Glükshaven, in welchem unter 1000. kaum ein beſchriebener Zettel zu finden. An ſolchen Höfen mus man allezeit vermumte Angeſichter haben, und das freudig mit machen, wovor man den gröſten Abſcheu hat. Ich könnte noch unzählig viele Autores anführen, welche das Hofleben auf das äuſſerſte verachten, und ſchelten, wenn es die Zeit und der wenige Raum verſtatten wolte. Doch kan ich nicht umhin, allhier noch mit anzuführen, auf was vor eine Art der ehemalen zu Wien berühmte Prediger, der Herr Pater Abraham von St. Clara ſeine Gedanken von denen Höfen durch eine und die andere allegoriſche, oder ſonſt ſinnreiche Meditation eröfnet hat: Du wirſt zu Hofe ſehen lauter Zimmerleute, ſchreibet er P. I. des Erzſchelms p. 41. 42. aber nur ſolche, die über die Schnur hauen: Fiſcher, die nur mit faulen Fiſchen umgehen: Mahler, die nur was blaues vor die Augen mahlen: Fuhrleute, aber die nur hinter das Licht führen: Du wirſt ſehen, daß man dort mit denen Bedienten umgehet, wie mit denen Limonien, wenn kein Saft mehr darinnen iſt, wirft man ſie hinter die Thür; daß allda ſchlechte Suppen, aber viel Löffelei; daß man die Hungrigen ſpeiſe, aber nur mit Worten ꝛc. ꝛc. Ferner pag. 45. Die Treue iſt zu Hofe immer neu, weil man ſie gar ſelten brauchet. Jacobus Maſſenius hat in ſeinem Spec. Imagien m. c. 67. 765. überaus viele Emblemata und Symbola zuſam̃en getragen, die gute und böſe Beſchaffenheit derer Höfe lebhaft vorzuſtellen.

Wie man aber nicht läugnen kan, das an vielen Höfen der Europäiſchen und ausländiſchen Welt mehr Laſter, als Tugenden im Schwange gegangen, und auch wol noch gehen, ſo hat doch die göttliche Allmacht noch immer verhütet, daß wir dergleichen nicht von allen ſagen dürffen. So wenig der natürliche Himmel immer mit Donner und Bliz ſchrekt, ſo wenig zeiget auch der politiſche lauter Wüteriche und Atheiſten. Die Geſellſchaft derer Planetē wird deswegen nicht verwerflich, weil ein muriſcher Saturnus oder blutdürſtiger Mars ſich mit untergemiſcht hat. Und wer will die Straſſe der Sonnen, den weiten Thierreis, um deswillen verachten, weil ſie nicht allemal liebreiche Zwillinge, grosmüthige Löwen, keuſche Jungfrauen, oder gerechte Wagen unter wegens antrift.

Von dem Hofe des Königs Saul machten die göttlichen Geſchichtſchreiber kein groſſes Wunder; ſein Nachfolger aber, der König David, konte mit höchſten Rechte von ſeinem Hofe und Regimente im 151. Pſalm ſagen: Ich wandele treulich in meinem Hauſe ꝛc. ꝛc.

Wer will aber in Abrede ſeyn, daß auch unter denen Chriſten vieler vornehmen Herren Höfe mehr gute Zucht und Tugendſchulen, als Behältniſſe und Pflanzgärten der Bosheit geweſen? von Theodoſio Juniore wird gerühmet, er habe die Heil. Schrifft ſo fleiſſig geleſen, daß er ſie faſt auswendig gekonnt, hat auch mit denen Gelehrten von Glaubensſachē nicht allein aus dem göttlichen Worte ſcharf diſputiret, ſondern auch beſondere Stunden des Tags verordnet, darinnen er mit ſeinen Hofdienern Gottes Wort mit leſen, ſingen, und Geſpräche getrieben, daß alſo ſein Hof einem Cloſter ähnlicher, als einem Pallaſte geweſen. Noch viele höchſtlöbliche Stüke erzehlen C. Dietericus und Ziegler, jener in Comment. in Sapient. dieſer aber in dem Schauplaz der Zeit, aus dem Nicephoro, Egnatio, Paulo Diacono, Münſteri Chronologie &c.

Faſt gleiches Lob wird Conſtantino M. Carolo M. Alphonſo, König von Arragonien, dem Churfürſten von Sachſen, Johann Friedrichen, Johanni Conſtanti, Johann Wilhelm, Landgrafen Philipp von Heſſen, Joachimo von Brandenburg, Friderico Wilhelmo I. zu Altenburg und vielen andern beigelegt, zu deren Durchlauchtigſten Namen dieſes Blat viel zu enge iſt.

Von denen Höfen derer noch jezo lebenden glorwürdigſten Könige, Fürſten und Grafen in Europa nach dem Maſe ihres höchſtverdienten Lobes zu reden, unterſagt mir ſowohl das Unvermögen, als die gerechte Furcht, vor einen Schmeichler ausgeſchrien zu werden.

Da es nun alſo auch gottesfürchtige und fromme Höfe gibt, ſo kan man freilich auch an demſelben fromm und gottesfürchtig leben. Daher es unbillich wäre, wenn man ſagen wollte, man könne gar keine fromme Hofleute finden. Es bleibt demnach allerdings wahr, was jener italiäniſche Poet ſaget, nemlich:

Chi entra in Corte, diventa triſto,
Una ſol volta in Corte di Pilato
Entra ſan Petro e tre v. nega Chriſto.

d. i. Wer nach Hof kommt, der muß betrübt ſeyn, der Apoſtel Petrus kam nur ein einiges mal an den Hof des Pilati, und verläugnete Chriſtum 3.mal.

Allein dieſes iſt nur von gottloſen Höfen zu verſtehen. Die Heil. Schrift ſtellet uns viele Exempel frommer Hofleute vor Augen. Solche waren Joſeph und Moſes an dem Hofe Pharaonis, der Cämmerer an dem Hofe der Königin in Mohrenland, Naeman an dem Hofe des Königs zu Aſſyrien, Daniel, Sadrach, Meſach und Abednego an dem Hofe des Königs Darii, Abdias an dem Hofe Achabs, David an dem Hofe des Königs Saul, Johannes der Täuffer und der Königiſche an dem Hofe des Herodes.

Der Heil. Apoſtel Petrus ſchreibet denen Hofleuten 2. Regeln für 1. Petr. 2. Fürchtet GOtt und ehret den König. Wer dieſes wohl beobachtet, der kan bei Hofe dem Himmel ſo nahe ſeyn, als in einem andern Stande. Der Herr Menantes beſchreibet das Hofleben in einem Madrigal ſehr wohl, und vertheitiget hernach daſſelbe wieder in einem andern. Weil ſolche nicht in jedermans Händen, ſo wird mir erlaubet ſeyn, dieſelbigen allhier zum Beſchlus folgender Geſtalt mit anzuführen:

Madrigal.

Was iſt der Hof ein ſtetes Faſnachtsfeſt,
wo jeder ſich in Masquen ſehen läſt,
Ein Eyland, wo kein Schif mit guten
Waaren landet;
Ein Haven, wo man ſtrandet;
Ein Univerſität,
Wiewohl der Neid da hält Collegia;
Und die Verläumdung hat
Das ſtete Rectorat.
Doch wäre noch ein wenig Tugend da,
So iſt ſie ein Magnet,
Der ſeine Kraft verlohren.

Was brauchts, der Hof mus eine Hölle ſeyn.
Kein Frommer reñt ſelbſt ins Verdammnis ein.
Iſt nun die Frömmigkeit dein Zwek,
So pake dich vom Hofe weg.

Madrigal le Contraire.

Was ſchmälſt du auf den Hof,
Du Phariſäer du?
und legeſt ihm ſo ſchlimme Namen zu?
Der Ort thut nichts dabei,
Daß ein Gemüth gut oder böſe ſey.
Mus Adam nicht, der frömſte Menſch vor allen
Im Paradiſe fallen?
Loth konte wohl in Sodoms Unflat rein,
Und Daniel zu Babel heilig ſeyn:
Doch muſten Engel nicht den Himmel ſelbſt vergiften.
Und Sünde drinnen ſtiften?
Die Frömmigkeit hat eine freie Bahn.
Dariñ ihr auch der Hof gar nichts benim̃t.
Sieh, wie ein weiſſer Schwan
Auf ſchwarzen Waſſer ſchwimmt.

Die verſchiedene Urſachen des Regens.

Gleichwie die Kälte zur Verdikung u. Herunterfallung der Dünſte das ihrige thun kan, als geſchiehet es auch, daß durch die Wärme viel Regen hervor gebracht wird. Beides ſolle hier kürzlich erwieſen werden. Wem die Drebbelianiſche Waſſer- oder Luftgläſer bekand ſeyn, dem wird es ohnehin leicht fallen, zu begreiffen, wie die Kälte die Dünſte verdike. Es iſt augenſcheinlich, daß die verſperrete Luft in gedachten Wettergläſern durch die Kälte in engern Raum gebracht oder verdiket; hingegen durch die Wärme ausgedehnet wird. Es mus alſo die Treibekraft der Luft in der Kälte gehindert werden, ſich und andere Cörper ſo viel, als in der Wärme, auszudehnen. Nun ſind die wäſſerigen Dünſte lauter aufgeblaſene Kügelchen, und was ſie aufbläſet, iſt eine feine Luft. Treibet ſie alſo nichts, als die darinn verſchloſſene Luft voneinander, ſo müſſen ſie viel kleiner werden, ſo viel mehr die Kälte die innere Luft hindert, ſie auseinander zu dehnen. So viel kleiner ſie aber werden, ſo viel diker und ſchwerer werden ſie auch: ſo viel ſchwerer ſie werden, ſo vielmehr ſenken ſie ſich nach der Erden. Und obgleich die Luft ſelbſt auch verdiket und ſchwerer wird, ſie alſo noch halten kan, ſo ſinket ſie doch zugleich mit den Dünſten nach der Erden, wo ſie nichts hindert. So viel näher ſie der Erden ſind, ſo viel enger iſt der Raum, darinn ſie ſich befinden, ſo viel näher ſind ſie folglich aneinander, ſo viel eher ſtoſſen ſie aneinder unter ſich, oder auch mit den hinzukommenden aufſteigenden Dünſten von der Erden, und werden alſo zu Tröpfchen. Auf welche Art viele von denen Nachttropfen, ſo Thau genennet werden, entſtehen mögen. Jedoch weil es hauptſächlich auf das Zuſammenflüſſen der wäſſerigen Dünſte und dergleichen Wärme der Luft ankommt, darinn das Waſſer nicht frieret: ſiehet man von ſelbſt, daß die Kälte allein den Regen nicht ausmache, ſondern nur Gelegenheit dazu gäbe, und es daher nicht gleich regne, wenn es kalt ſeyn wird. Denn es kan kalt ſeyn, und die Dünſte dörffen doch darum nicht ſinken. Wenn nemlich die Dünſte in der Luft ſchweben, oder nicht mehr höher ſteigen, ſind ſie mit der Luft um ſie her von einerlei Schwere. Wenn nun die äuſſerſte Luft verdiket, ihre Treibkraft auch dadurch ſtärker wird, als der Widerſtand der Dunſtkügelein, welcher theils aus der Zähigkeit und runden Figur des Waſſerbläſeleins, theils aus dem Trieb der darinn enthaltenen feinen Luft herrühret: ſo mus es ihrem Druk nachgeben, und ſolcher geſtalt kleiner auch ſchwerer werden. Indem aber die verdikete Luft durch zugewehete andere kalte Luft zugleich auch ſo viel ſchwerer geworden, als wie ſie die Dünſte ſchwerer gemacht hat, kan ſie nichts deſtoweniger die Dünſte noch ſo gut tragen wie vorhin. Wird ſie nun nicht durch dieſe Schwere näher zur Erden niedergedrukt, ſondern die von unten zu ihr eindringende kältere Luft treibt ſie wol noch etwas höher, ſo können in dieſem Falle die Dünſte nicht fallen, ſondern werden wol mit der Luft höher getrieben. Bliebe ferner, bei Verdikung der Luft durch die Kälte, der Widerſtand der Dunſtküchelgen gröſſer, als die Treibkraft der äuſſerſten Luft, würde die Luft ſchwerer, und die Dünſte blieben bei unveränderter Gröſſe nur ſo ſchwer, als die vorhin leichtere Luft um ſie war: ſo wäre es auch in dieſem Fall nicht nur unnatürlich, daß ſie fallen ſolten, ſondern ſie müſten vielmehr ſo viel höher ſteigen, ſo viel ſchwerer die Luft geworden. Hieraus folget nun ferner, daß die Dünſte alsdenn auch niederfallen und zu Regen werden können und müſſen, wenn die Luft, ſo ſie getragen hat, durch irgend eine Urſache ſo viel verdünnet und leichter wird, daß ſie ſolche nicht mehr tragen kan. Dieſes kan augenſcheinlich gemacht werden durch einen Verſuch mit der Luftpumpe. Man bringet unter eine weite und hohe gläſerne Gloke auf dem Teller derſelben ſo viel Dünſte durch angezündeten Weingeiſt, Papier ꝛc. oder auch ausdünſtendes heiſſes Waſſer, daß die Gloke nicht inwendig davon anläuft, und undurchſichtig wird. Wenn derſelben Dünſte nicht zu viele ſind, ſie auch der Gröſſe nach nicht merklich von ihr unterſchieden ſind, ſo ſind ſie unter der Gloke Anfangs unſichtbar, im entgegen geſezten Falle aber können ſie auch wol gleich ſichtbar darinnen ſeyn. Hat man aber auch Anfangs unter der Gloke nichts geſehen, und verdünnet nur die Luft darinn durch ein einmaliges auspumpen, ſo entſtehet gleich unter der ganzen Gloke ein Nebel, welcher ſich in einem Wirbel herum bewegt und zu fallen anfänget. Indem er ſich alſo herum beweget, wird die Luft in der Gloke hin und wieder helle, oder der Nebel ſammlet ſich in gewiſſe Striche, und beginnet zu ſinken. Wenn man ſolches ſiehet, und durch den Hahn wieder von auſſen Luft hinein läſſet, zertheilen ſich die Dünſte wieder, und die Luft wird ſo helle, wie ſie im Anfang war. Solches kan man ſo oft wiederholen, als man will, und ſiehet allemal, daß wenn die Luft dünner und ſchwächer wird, die Dünſte in derſelben fallen, wenn ſie aber wieder ſo ſchwer und triftig wird, daß die Dünſte ſie nicht übermögen, ſo trägt ſich dieſelben, man mag ſie nun darinn ſehen oder nicht. Der Grund davon iſt leicht zu erachten: Denn wenn die Luft durch das Auspumpen düñer wird, mus ſie dadurch zugleich leichter werden, ſo wie ſie im Gegentheil durch das Verdiken ſchwerer wird. Iſt ſie nun vorhin vermöge der Schwere im Stande geweſen, die ihr gleichſcheinende Dünſte zu tragen, und wird der verdünneten Luft ihre Treibkraft nicht ſo viel verſtärket, als ihrer Schwere abgegangen iſt, kan ſie der überlegenen Schwere der Dünſte nicht mehr widerſtehen, ſondern ſie mus fallen. Wenn nun in der Natur die freie Luft durch irgend eine Urſache auch ſo weit verdünnet oder ausgedehnet wird, daß ihre Drukkraft nicht gröſſer wird, als diejenige, damit die in den Dünſten verſchloſſene feine Luft, nach überwundenem Widerſtande der ſie umgebenden Blaſe, gegen die äuſſere ſtrebet, ſo müſſen die Dünſte, welche vorhin in ihr im Gleichgewicht ſchwebeten, ſo gros bleiben als ſie vorhin waren, und doch niederfallen. Die Luft druket ſie von auſſen nicht mehr, als ſie ihrem Druk widerſtehen, daher iſt kein Grund vorhanden, daß ſie ſolten gröſſer oder kleiner werden, es mus alſo ihre Gröſſe unverändert bleiben. Indes weil die äuſſerſte Luft verdünnet wird, iſt es unumgänglich nöthig, daß ſie auch leichter werde, und weil ſie vorhin mit den Dünſten gleich ſchwer war, jezt nicht mehr ſo ſchwer ſey, als dieſelben. Iſt ſie aber nicht mehr ſo ſchwer als die Dünſte, ſo müſſen dieſe in ihr fallen, entweder bis auf die Erde, oder doch ſo weit herunter in die Luft, wo dieſelbe ihnen gleich ſchwer befunden wird. Dergleichen geſchiehet nun in der Natur einmal, wenn ein Nebel darum fällt, daß die Luft verdünnet worden; hernach auch, wenn es aus dieſer Urſach regnet. Denn es ſind in einer Wolken ſehr viele Dünſte beiſammen, dieſelben aber ſind nicht alle gleich gros, wie man es in einem ganz verdunkelten Zimmer, durch einen hinein gehenden Lichtſtrahl aufſteigen ſiehet. Wañ man nun allda gewahr wird, daß einige geſchwinder, andere langſamer in die Höhe ſteigen, und die geſchwinden die langſamen ſo auf ihrem Wege ſind einholen, an ſie ſtoſſen, und durch das Berühren öfters in eins flüſſen: ſo gehet es auch im herunter fallen, daß da ein jedes Bläſechen nach Verhältnis ſeiner Schwere gegen die verdünnete Luft ſinket, und die geſchwinder fallenden auf die langſamer gehenden, oder ihnen ſonſt in den Weg kommenden, anſtoſſen, mit ihnen zuſammen flüſſen; Indem ſie ſolcher geſtalt ſo viel ſchwerer werden, mit ſo viel mehrern ſie zuſammen ſtoſſen, wird dadurch wol gar das Bläſelein zerriſſen, und ſo fället denn Regen herunter. Wenn aber die äuſſerſte Luft dergeſtalt verdüñet würde, daß ihre Triebkraft ſchwächer wird, als der Trieb der in den Dunſt euenthaltenen feinen Luft auf ſie würket, ſo werden die Dünſte ſich noch dazu ausdehnen oder gröſſer werden, und dennoch herunter fallen. Daß ſie gröſſer werden, oder ſich ausdehnen, folget aus dem geſchwächten Triebe der äuſſern und ſtärkern Triebe der innern Luft; und kan durch eine zugebundene Blaſe, darinn ein wenig Luft iſt, erläutert werden. Denn wenn man dieſe über ein ſtarkes Kohlfeuer hält, wird davon die äuſſere Luft um die Blaſe ſehr verdünnet und ihr Trieb zugleich geſchwächet. Die innere Luft alſo fängt an ſich und die Blaſe auszudehnen, nicht anders, als wenn man ſie ſonſt ſtark aufbläſet. Daß ſie aber herunter fallen, iſt daraus klar, weil die in dem Dunſtküchelgen verſchloſſene Luft ſchon weit dünner und triftiger iſt, als die äuſſere, auch überdas noch die zähe Waſſerblaſe ihrer Ausdehnung widerſtehet. Denn um beider Urſachen willen kan ſie ſo ſehr nicht ausgedehnet und leichter werden, als die äuſſere Luft leichter wird. Daher bleiben die Dunſtkügelein etwas ſchwerer, als die umher verdünnete Luft, und müſſen demnach in ihr ſinken. Durch dis ſinken aber können ſie, wie kurz vorher gewieſen, zu Tröpſchen werden u. alſo nieder regnen.

Nun wird man auch zu wiſſen verlangen, ob denn auch bei unſerm ſeithero geweſten öfters ſtarken Regenwetter eine merkliche Veränderung der Luft vorgegangen.? Und dieſe Frage mus auch mit Ja beantwortet werden. Denn ob gleich, wie ſchon gedacht, zu der Zeit, da es bei uns regnete, die Luft wenig leichter und vielmehr ſchwerer geworden; ſo war ſie doch noch den Tag vorher bis 3. Grad ſchwerer geweſen, und in 8. Tagen vorher, war ſie bis 10. Grad ſchwerer geweſen. Anfangs waren die Gläſer in 3. Tagen ſehr merklich herunter gefallen, es folgte auch den 28. April ſchon darauf ein ſtarker Regen den ganzen Tag über. Hernach blieben ſie ſo erniedriget in gar geringer Abwechſelung, da es zwar nicht bei uns, doch aber anderswo umher geregnet hat, bis ſie des Tages vor dem Anfange des langen Regens allmälig noch bis 3. Grad ſunken. Iſt nun das ſinken des Queckſilbers eine richtige Anzeige der verringerten Schwere der Luft, wie es iſt; ſo mus die Luft damals dadurch, daß ſie ſo viel leichter geworden, zu dem Fallen der Dünſte oder anhaltenden Regen das ihre mit beigetragen haben. Kan man weiter aus der Leichtigkeit der Luft ihre Ausdehnung oder Verdünnung mit Grunde ſchlieſſen, ſo iſt es auch wahrſcheinlich, daß die untere Luft bei uns damals um ein groſſes verdünnet worden, wozu der warme Südwind den 28. gedachten Monats das meiſte konnte gethan haben. Endlich pflegt noch eine Urſache des Regens angeführet zu werden, welche von der Wärme hergenommen iſt. Die Ausdünſtungen geſchehen durch die Wärme, und die Dünſte ſelber ſind wärmer als die Luft, indem ſie durch die Wärme aufſteigen, machen auch dieſelbe warm. Indem ſich aber die Wärme nach den kalten Oertern beweget, werden ſie in der kalten Luft ihrer Wärme allmälig beraubet, und kommen auch in eine dünnere und leichtere Luft, je höher ſie ſteigen. Deren weitere Zwiſchenräumlein zu füllen, kommen immer mehr zuſammen, und werden einiger ihrer Häutchen durch Aneinanderſtoſſen mit den andern zerriſſen, und machen den andern ihre Bläslein ſo viel diker und ſchwerer. Daher können ſie wegen ihrer vermehrten Schwere und Kälte zulezt nicht mehr ſteigen, ſondern bleiben hangen. Wenn nun die Sonne von oben auf ſie ſcheint, an Oertern, da ſie ſehr häufig ſind, laſſen ſie die Stralen derſelben nicht frei durch, ſondern halten ſie auf, brechen ſie unzehlige mal, vereinigen ſie den Brennpuncten, und machen dadurch die obern Dünſte ſo viel wärmer. Die Luft wird dadurch auch ausgedehnet, und treibt die vielen Dünſte zum Theil aus ihren Zwiſchenräumlein fort. Wann dieſelben nun in der Flucht ſind, ſtoſſen ſie mit andern Dünſten vielfältig zuſammen, und gehen theils wegen der vermehrten Schwere, theils wegē der kältern und nicht ſo ausgedehnten Unterluft nach ihr zu, ſtoſſen dadurch je mehr und mehr an andere in derſelben ſchwebende oder noch aufſteigende Dünſte, und fallen endlich hiedurch in ſichtbaren Tropfen nieder. Werden nun die Wolken auch von unten wärmer, dadurch daß ſie über eine Gegend hingetrieben werden, wo viel warme Dünſte in die Höhe ſteigen, ſo werden dadurch von beiden Seiten die Dünſte gezwungen ſich zu vereinigen, folglich ſchwerer zu werden, und deſto eher zu fallen, je leichter dadurch die untere Luft geworden. Oder kommen ſie auch in eine noch kältere Gegend der Luft, ſo iſt dieſe ſo viel dichter, ihre Zwiſchenräumlein ſo viel kleiner, und auch dadurch können nicht ſo viel Dünſte in ihr Raum behalten, ſondern müſſen weiter fortgetrieben werden, und ſo mit andern anſtoſſenden zuſammen ſtüſſen. Indem ſie alſo ſchwerer werden, als die Luft, müſſen ſie fallen, und ſo viel gröſſere Regentropfen werden, mit ſo viel mehr andern ſie im währenden Fallen zuſammen ſtoſſen. Es ſcheinen auch auf dieſe Art zu fallen, die Nebel und der Morgenthau, ſo weit er dem fallenden Nebel gleich zu achten. Doch wär es auch noch wol auf eine andere Art zu begreiffen, wenn die Wärme gewislich den Regen oder das Fallen des Nebels verurſachen ſolte. Vermöge der Erfahrung, wird die Luft durch die Wärme offenbar verdünnet, aber auch je dichter die Cörper ſind, je wärmer werden ſie, und je länger bleiben ſie warm. Nun ſind die Dünſte ſowol den Sonnenſtrahlen unterworffen, als die Luft, ſie müſſen alſo auch ſowol von ihnen durchdrungen und erwärmet werden, als die Luft. Weil aber die wäſſerichten Bläſelchen bis tauſendmal dichter ſind als die Luft, müſſen dieſe auch ungefehr ſo viel wärmer werden, und ſo viel länger warm bleiben. Dadurch mus alſo auch die in ihnen befindliche Luft ſo viel wärmer werden, ſie ſo vielmehr ausdehnen, und je geringer der Widerſtand der äuſſern Luft wird, je mehr dadurch die Zähigkeit des Bläſechen geſchwächet wird, deſto eher und häufiger müſſen die Bläſecken plazen. Siehet man doch, daß über Kohlfeuer eine weit ſtärkere Blaſe durch die innere Luft zum plazen gebracht wird. Sind ſie aber geplazet, ſo lauffen ſie zuſamen in ein Waſſerkügelchen, und das mus, weil es bis tauſend mal ſchwer iſt, als die Luft, herunter fallen. Jedoch wäre noch zu unterſuchen, ob ſolches durch die Erfahrung genugſam könnte beſtättiget werden. Vielleicht mögen die Plazregen auf dieſe Art bei Tage befördert werden.

Welches die allerälteſte Stadt in der Welt geweſen, und was vor Merkwürdigkeiten bei ſolcher zu beobachten ſind.

Es prangen viele Städte mit ihrem Alterthum, und anderen in und bei ihren vorgegangenen Merkwürdigkeiten, wodurch ſie ſich bei der Nachwelt einen immerwährenden Ruhm und Nachklang erworben. So prangte vor Alters Rom, das Haupt und die Stadt der Städte, mit den prächtigſten Triumphen bei Einführung ihrer ſiegreichen Helden, (daß auch Auguſtinus dieſe drei Stüke ſich ſolle gewünſchet haben zu ſehen, nemlich: Chriſtum converſantem, Paulum concionantem, & Romam triumphantem, d. i. Chriſtum umgehend und converſirend mit den Menſchen, Paulum predigend, und Rom triumphirend,) mit den auserleſenſten Spielen und Comödien, wovon uns das Amphiteatrum ein unwiederſprechliches Zeugnis ſeyn kan; ja was nur die Welt von Antiquitäten, rares u. wunderwürdiges hervorgebracht, daß iſt gleichſam als auf einem Hauffen in Rom zu finden; ihr Alterthum aber erſtreket ſich zwar weit, aber nicht am weiteſten aus, indeme ſelbige erſt nach Zerſtörung Trojä von denen 2. Trojaniſchen Flüchtlingen, Romolo und Remo Gebrüder, ſolle aufgebauet worden ſeyn; dahero ſie Trier in Teutſchland nach dem Alterthum weit übertrift, ſintemalen Trier die Stadt 1300. Jahr eher dann Rom geſtanden, weſſwegen ſie auch in des Herrn Doct. Schambogn ſeiner Præfation ad Inſtitutiones Treviris Alma genennet wird. Aber auch Trier, obſchon ſie eine ſehr alte Stadt, dennoch nicht die äelteſte iſt. Man möchte meinen, daß Hebron im gelobten Lande, vormals Kiriath Arba, von Arba dem Rieſen, der hie geherrſchet, und auch mit ſeinen Söhnen Achiman, Siſai, Tholmai da begraben liegt, die allererſte Stadt ſeyn ſolte, weil ſie eine Stadt aller Städt war, auch von Adam dem Erzvatter ſolle geſtifftet worden ſeyn, wie Johannes Annius will. Wiewohl Pererius es verwirſt. Rabin Salomon bringt ſie auf Cham, Noä Sohn, doch ohne Grund. Joſephus meldet, daß ſie älter als Memphis geweſen, und bis auf ſeine Zeit von ihrer Stifftung 23000. Jahr verlauffen, Gen. 13. Pererius ſchreibt, Hebron ſeye 90. Jahr vor der Sündfluth, und Bonfrerius 170. Jahr geſtifftet worden; lag auf dem Gebürge Juda, 5. Stunden von Jeruſalem nach Hieronymo, oder 3. deutſche Meilen, war die Königliche Hauptſtadt. Dieſe ſo edle Stadt hat Cerealis der Römiſche Feldherr in Aſche geleget, und alles in ihr erwürget; heutiges Tages wird dieſe Stadt von denen Arabern genennet Calil. Wahrhaftig Hebron eine ſehr alte Stadt; jedoch aber ſoll die allerälteſte und allererſte Stadt des Erdbodens Joppe oder Jahò im gelobten Lande ſeyn, auch den Namen von Japhet Noä Sohn, der ſie erbauet, bekommen haben. Jepho bedeutet Schönheit, oder Zierrath; liegt am Meer, nicht weit vom Lydda, zwei Meilen von Rama, 4. Stunden von Antipatris, 40000. Schritt von Jeruſalem, und ſoll nach Plinio, Solino und Mela vor der Sündfluth ſeyn geſtifftet worden. Strabo meinet zwar, man könne von dannen Jeruſalem ſehen; aber falſch, dann es liegen viel Berge dazwiſchen. Hie war ein Haven ganz Indiens, und trat Jonas hier zu Schif, als er nach Tarſis flohe. Hier hat Petrus auch die Tabitham auferwekt; item, ſich nach dieſem Wunderwerke viel Tage im Hauſe Simonis des Lederbereiters, deſſen Wohnung, wie Adrichomius ſchreibt, unter einem Felſen neben dem Meer ſtund, aufgehalten haben, woſelbſt man auch nachmalen eine Capelle geſtifftet, davon aber heut zu Tag die Einwohner nichts zeigen können, ſondern nur ſprechen, dieſe Pläze ſteken unter den Verwüſtungen der Häuſer. Joppe iſt oft verwüſtet, als von Juda Maccabäo, welcher ſie faſt ganz eingeäſchert, weil die Einwohner 200. Juden erſäuft hatten, wie Joſephus, und 2. Maccab. 12. zeuget. Andertens iſt ſie vom Römiſchen Feldherrn Ceſtio noch ärger zugerichtet worden, als welcher ſie erobert, die Häuſer in die Aſche geleget, und über 8000. Menſchen getödet; doch wurde ſie von etlichen Landläufern wieder erbauet; weil aber dieſe gewohnt waren, die Schiffe auf allen Seiten zu plündern, ſo ſchikte Kaiſer Veſpaſianus eine Parthei Volks dahin, welche die Stadt eroberten, und ſie bis auf den Grund vertilgeten, auch über 2000. Menſchen niedermachten. Zu Pompeii Zeiten bekamen die Leute Freiheit ſie wieder zu bauen, da dann ſelbige wiederum etwas aufkam. Etliche ſchreiben, Noa habe die Archam hier erbauet; ſo ſoll auch Andromeda, Cephei und Caſiope Tochter, von den Nimphen auf die Klippen des Havens zu Joppe an einem Stein mit Ketten ſeyn gebunden, und dem Meerwunder Cete oder Walifiſche vorgeſtellet worden, um daſelbſt zur Strafe ihrer Mutter, die ſich aus Hofart rühmete, in Schönheit die Nereidem zu übertreffen, verſchlungen zu werden. Doch hat ſie Perſeus erlöſet, den Cete getödtet, und ſie geheirathet. Mela berichtet, man habe noch zu ſeiner Zeit die ſchreklichen Gebeine dieſes Ceti geſehen. Joſephus meldet daß zu ſeiner Zeit Kennzeichen der Andromeda geweſen; ſo hälts auch Plinius davor. Andere meinen, daß Andromeda ſey geſtohlen, und mit einem Schiffe, woran ein Cetus gemacht geweſen, weggeführet worden, daraus nachmalen die Fabel entſtanden. Nicht weit von dem offen Haven, wie Lorinus meldet, wird ein groſſer Stein gezeigt, auf welchem Petrus im Auswaſchen ſeiner Neze von Chriſto zum Apoſtelamt berufen ward. Da doch deſſen Beruf geſchah beim Meer Genezareth, ſehr weit von der Stadt Joppen, Johann 21. Die Stadt Joppe war, als die Chriſten das gelobte Land hatten, ein Biſchoffthum. Und hiemit ſey von dieſer allerälteſten Stadt und ihren Merkwürdigkeiten genugſam geſchrieben.

Vom Holzmangel, und wie demſelben abzuhelffen ſeye?

Geiz und Verſchwendung ſind 2. Klippen, woran gemeiniglich das Schif unſerer Wohlfarth ſcheidert, und man fällt mehrentheis von einem Extremo auf das andere. Indem man die eine Klippe zu vermeiden ſuchet, ſo gerathet man auf die andere, und indem man dem Geiz entgehen will, ſo wird man nicht ſelten zu einer thörichten Verſchwendung verleitet, welche eben ſo ſchädlich iſt, als der Geiz ſelbſten. Die alten Heidniſchen Poeten machen viel Geſchwäzes von ihrer Scyla und Charybdi, welche dann und wann ein Schif verſchlungen haben; alleine, was ſind beide gegen die Verſchwendung zu achten, wodurch oft ganze Städte und Wälder verſchluket werden; jenes geſchiehet durch Verſchwendung des Geldes; dieſes aber durch unnöthige Verbrennung des Holzes, über deſſen Mangel die Klage eben ſo gros iſt, als über den Mangel des Geldes. Man ſolte zwar nicht meinen, daß es möglich ſeye, daß ſo viel Holz verthan würde, als wächſet; dennoch aber will es nirgends nicht genug ſeyn. Ja man will gar aus altvätteriſchen Prophezeihungen ſagen, es würde mit der Zeit in Deutſchland an Holze und gutem Gelde fehlen; Ob nun zwar, das leztere, ſchon Anno 1622. erfüllet worden, da es ſo was ſeltſames um das gute Geld geweſen, daß auch lederne Münze hat Geldes Stelle müſſen vertretten: ſo hat es, GOtt ſey Dank! doch bis daher nicht ſo gar an Holze gefehlet, ſondern vors Geld hat man zur Noth noch allezeit Holz haben können. Indeſſen iſt es doch richtig, daß überall des Holzes weniger, mithin, wann zumal Particularintereſſe darunter verſiret, auch theurer, und folglich ein Holzmangel daraus gefolgert wird, der tieffer in die Beutel friſſet. Dieſer Mangel hat nun wieder zerſchiedene Urſachen, die wir theils wol melden wollen, theils aber verſchweigen müſſen, ꝛc. Unſere Voreltern haben viel von Stein gebauet, oder doch nur kleine Häuſer oder andere Hütten gehabt, in welchen eine einige Stube, darinn der Hausvater mit ſeiner ganzen Familie, um den Ofen geſeſſen, und ſich gewärmet; aber heut zu Tage werden die Häuſer erſtlich gröſſer, und mit mehrerm Holz gebauet, und denn auch mit mehrern Feuerſtätten verſehen, ſo daß man in groſſen und kleinen Städten kaum ein Haus findet, welches nicht etliche und mehrere Stuben hat; zumalen wo viele Bedienung oder ein groſſes Gewerb iſt. Ob nun gleich deſſen vieles verbauet, und im Winter ohne Unterlas ſehr viel und öfters verſchwenderiſch verbrennt wird, ſo iſt doch das noch keine Vergleichung, was auf den Feurheerden, bei gewiſſen Handthierungen, und bei Bergwerkern, auch öfters unnöthiger Weiſe gebrauchet wird; Anderer Holz zehrender Urſachen zu geſchweigen. Deutſchland iſt volkreich, und ein jeder Menſch bedarf Holz, ſo wol zum Brennen als zur Arbeit; da wird ſo viel verbauet, und iſt faſt kein Handwerk in der Welt, das nicht Holz genug bedarf. Die Beker, Häfner, Ziegelbrenner, Kalkbrenner, Bierbrauer, Brandweinbrenner, Kupffer- und Eiſenſchmiede, Färber und alle dergleichen, verthun ſehr viel Hol, und dieſes wird alles verbrand; Andere, als Küſtler, Drechsler, Wagner, Zimmerleute, und dergleichen, verarbeiten es; und wer will alle Profeſſiones melden, dadurch ſehr viel Holz conſumirt wird. Wer in dem Erzgebürge ſich ein wenig umſiehet, und Achtung gibt, was die Glashütten, Schmelzhütten, blaue Farbenwerke, Seigerhütten, und dergleichen, für eine Menge Holz zum Feuer wegfreſſen; und was vor Holz verkohlet wird? der erſtaunet faſt darüber, und mus ſich bewundern, daß noch ein Baum im Walde ſtehen kan. Ich will das übergehen, was vor eine unglaubliche Menge Holz zu Beſchlagung der Stollen und Schächte in denen Berggebäuden, zu Erhebung der ſo viel hundert tauſend Millionen Centner Eiſenſtein, Zinn, Blei, Schwefel, Spisglas, Wismuth, Silber, Cobolt, und andere Erz mehr, verbraucht wird, ſo daß ſich verſtändige Bergleute auch gar vermeſſen haben, es wäre in der Erde mehr Holz verbauet, als auf der Erden noch ſtände, wiewöhl ich dieſes nicht glaube. Nun bedenke man, wie lange doch ein recht groſſer Baum zu wachſen habe, ehe er recht gros wird? Und wenn er gleich hundert Jahr Zeit zum wachſen gehabt, ſo wird er doch endlich in einer einzigen Stunde abgehauen, und verbrennet, oder verbauet. Ferner iſt ja nicht unbekannt, wie manchmal in denen Wäldern Brand entſtehet, da groſſe Revieren Holz und ganze Wälder im Rauch aufgehen, allwo hernach gar ſchwerlich ein Baum wieder aufwächſet, weil Wurzel und Stämme ſamt dem Saamen, auf einmal verderbet wird. Auch geſchiehet es öffters, daß viele Wälder von ſich ſelbſten eingehen, da die Bäume von Gipfeln an zu verdorren anfangen, bis die ganze Bäume verdorren, und endlich vermodern, wie dergleichen vor etlich und 40. Jahren im Schwaben ſowohl als um Schlakawerda und im Egeriſchen Walde beim Joachimsthale, vor gänzlicher Abſterbung des Sachſenlauenburgiſchen Stamms Herzog Friedrichs Julii, mit Verwunderung zu ſehen geweſen, allwo anjezo lauter Kohlenberge und Pläze an ſtatt voriger ſchönen Wälder zu erbliken ſind. Auch geſchiehet es in denen Wäldern, wo vieles Holz gefällt wird, daß kein junges Holz mehr anfliegt, oder aufwächſet, weilen die nahe dabei wohnende Leute täglich u. ſtündlich in ſolchen Wäldern liegen, und das auf dem Boden gewachſene Moos mit eiſernen Rechen aufkrazen, und es ihrem Vieh unterſtreuen; da wird denn der Grund und Boden von allen Graß- und Mooſe entblöſet, daß der abgefallene Fichten- und Tannzapfenſaamen ebenfalls von denen Vögeln, Mäuſen und Eichhörnlein allzuzeitlich gefunden, und hinweggefreſſen wird, ehe er wurzeln oder auswachſen kan. Hingegen in weit von Menſchen entlegenen Wäldern wird alles gelaſſen, wie es iſt, da fället der Saamen in das Gras und Moos, und kan ſo leichte nicht weggefreſſen werden, ſondern mus zum theil auswachſen, und in dem vermoderten Gras und Moos einwurzeln. Und was wird endlich noch auf eine ſchändliche Weiſe vor Holz abgetrieben, und beim Anfliegen negligiret, ſo daß es, wann man all dieſe Urſache reiflich erwegt,

wegt, freilich kein Wunder, wenn Mangel an Holze entſtehet, da wir doch in dieſem wenigen Raum bei weitem anjezo noch nicht alles angeführet haben, wodurch das Holz ſo häufig conſumirt wird.

Wie aber dieſem Holzmangel, oder dieſer Holztheuerung abzuhelfen ſeye? hierauf antworte ich, daß deswegen viele Vorſchläge gethan worden, bei den wenigſten aber ein probatum eſt zu finden geweſt iſt; ja, ich weis wohl Leute, die ſagen, Peſt, Krieg und Verheerung der Länder könnte in kurzer Zeit das Holz wohlfeiler machen, und die jezo gebaute Felder wieder in Waldungen und Einöden verkehren, welches aber ein ſchlechter Troſt wäre. Doch ſeynd wohl folgende die Zuverläslichſte, welche ich in denen Leipziger Sammlungen und in denen bei nächtlicher ſchlafloſigkeit ausgehekten curioſen Grillen angetroffen; Und ich habe das, was ich von Andern ſchriftlich zu Handen bekommen, wenig brauchen können.

Es wird aber, dem Mangel und der Theuerung des Holzes abzuhelffen, erfordert:

1) Daß man auf alle mögliche Art und Weiſe darauf bedacht ſeye, das Holz künfftig beſſer zu menagiren, welches ſowohl im Verbrennen, als im Bauen, und Anfliegen der Wälder geſchehen mus, wie gleich hierunten erwieſen werden ſolle.

2) Die Straſſen und kahle Pläze mit Bäumen zu beſezen: oder trachten wo man mit der Theuerung öffters geplagt wird, Landſchafften mit Waldungen zu kauffen.

3) Eine Holzcaſſa, oder vielmehr ein Holzmagazin anlegen; wodurch ein doppelter Nuzen erlangt wird, indem der gemeine Mann allezeit mit Holz reichlich verſehen werden kan, und ein bemittelter Burger mit mehr Sicherheit ſein Geld hierzu auf Intereſſe anzubringen Gelegenheit hat, als wenn derſelbe um Capital und Intereſſe kommt, und öfters zugleich auf eine ſeithero ſtark bekannte unglükliche Art noch in Armuth geſtürzet wird.

4) Torf- oder Torferde zu gebrauchen, welche durch Nachſinnen und Fleis faſt aller Orten aufgeſucht und gegraben werden kan.

Für dermalen wollen wir nur einige wenige Punten, welche dermalen am bequemſten, practicabelſten und gewis nüzlich ſeynd, mit wenigen berühren; Und dann erwarten, ob auch ein Anderer dem gemeinen Weſen zu lieb, hievon was ſchreiben, und ein- und andere Puncten uns mittheilen wird.

Vermuthlich, hat man in Holland, oder in denen vereinigten Niederlanden am erſten angefangen, ſich des Torfs zu bedienen, weilen der Holzmangel ſich am erſten daſelbſt mag geäuſſert, und die Innwohner, beſonders Arme, genöthiget haben, die Waſen zu brennen; und dann vermuthlich die unter den Waſen liegende Turferde, entdeket, und zum brennen tauglich befunden werden, wie ſolches aus Plinio l. c. wahrzunehmen. Man verſtehet aber unter Torf oder Turf eine Gattung Erde, ſo in Stüken, als kleine Bachenſteine, 6. Zoll lang und 3. Zoll dik, auch kleiner ausgeſtochen, an der Luft getroknet, und in einigen Ländern ſtatt des Holzes zur Feurung angewendet wird. Wovon eigentlich dieſe Art Erde erzeuget wird, davon iſt bereits ausführlich in dem erſten Band oder Theil dieſer Samlungen pag. 107. das nöthige gemeldet worden. Mit wenigen aber davon zu ſprechen, was der Torf ſeye, und woraus er ſeinen Urſprung habe, ſo dienet zu wiſſen, daß derſelbe ſich gar ſehr nach ſeiner Farbe, Conſiſtenz und Dauerhafftigkeit im Feuer unterſcheidet: Man findet deſſen eine Art, welcher als von grobem Stroh oder Riedgras durchwachſen ausſiehet, ſehr leicht iſt, bald Feuer fängt, aber auch bald verbrennet. Dieſe Art Torf liegt allezeit oben, und iſt nichts, als ein Moos, welches halb verweſet, und entweder mit ſeinen eigenen Wurzeln, oder einem Gewächſe Heide genannt, vermiſchet iſt; deswegen Heiturf, Heideturf genennet, und nur von denen Bekern und Bierbräuern in Holland

land gebraucht wird. An andern Orten gleichet er einer zarten, mooſichten Subſtanz, und wird röthlich erfunden: wann er aber troken worden, ſo ändert er die Farbe, und fällt in das Graue, und dieſer iſt ſchwerer als der erſtere. Die dritte Art iſt roth, gleich als mit Gärberlohe oder Stükgen von Holz durchwachſen; dieſe bleibt auch bei dem trokenen röthlicht oder braun. Die vierte Gattung iſt ſchwarz, etwas ſchwerer, als die vorhergehende. Wann er troken mit dem Microſcopio betrachtet wird, hat er hin und her ſchwarze Puncte, als ob Bitumen darinnen wäre; Die Faſen oder Wurzeln ſeynd zärter als in den übrigen, und die ganze Maſſa iſt überhaupt dichter und feſter beiſammen, als in andern vorhergehenden Arten, welcher zwar nicht ſo leicht anbrennet, aber, wenn er einmal erhizet, oder Feuer gefangen hat, ſolches lange behält, eine gute und lang daurende Kohle gibt, endlich ein wenig Aſche, welche weisgrau ausſiehet, hinterläſſet. Nun ſollte man auch ſagen, was dann der Torf urſprünglich wäre, darvon aber hat man verſchiedene Meinungen, welche wir bereits in dem erſten Band angeführet haben; die wahrſcheinlichſte unter allen ſind folgende: Der Torf iſt kein beſonders Geſchöpfe, ſondern es wird derſelbe mit der Zeit von verſchiedenen Arten der Gewächſe oder Vegetabilien, mit Beitritt eines ſauren, fetten, dem Schwefel oder Erdpech gleichenden Weſens, in dieſe Erdart verwandelt ꝛc. Ich hoffe aus dieſer vorausgeſezten Beſchreibung werde dem Publico auch noch ein und anderer Nuzen entſtehen; nemlich man wird an vielen Orten Torf finden, woran man gegenwärtig nicht gedacht hat, und der alltäglich zunehmende Holzmangel wird endlich auch die Einwohner derjenigen Provincien, welche noch einen zimlichen Vorrath an Holz haben, aufmerkſam machen, daß ſie ſparſamer damit umgehen; und bei welchen der Holzmangel ſchon würklich vor der Thür, die werden ſich wohl bequemen müſſen, auf andere Mittel zu denken, und ſich deren zu bedienen. Es iſt ein Vorurtheil als ob der Torf Kopfwehe und überhaupt krank mache. Man ſiehet ja in denenjenigen Ländern, wo man ſich des Torfes zu der Feuerung bedienet, genug alte Leute, und habe ich in Holland wenig über Kopfwehe klagen hören; aber die Machinen, als Oefen und Camine müſſen darnach eingerichtet ſeyn, daß ſich der Rauch und Geruch davon ausziehe. Noch weniger iſt zu beförchten, daß die Luft davon angeſteket, und alſo Krankheiten verurſachet würden; ja ich glaube vielmehr, daß dieſes eher ein Mittel wäre, die böſe Luft zu beſſern, wann anderſt ſolches in unſern bergichten Gegenden, da die Luft allezeit geſünder als an andern Orten iſt, nöthig wäre. Der Torf iſt alſo nicht allein eine vortrefliche Feuernuzung und Holzſpahrung alſo rohe gebrannt, ſondern man hat auch Mittel gefunden, denſelben zu guten feſten Kohlen zu brennen, daß man ſich deren zum Eiſenſchmelzen und dergleichen Feuerarbeit bedienen kan; beſonders wann dieſe Torfkohlen mit andern Holzkohlen meliret werden. Becher hat bei der abgelegten Probe im Haag, den Meerſand mit Torf geſchmelzet, und gezeiget, daß mit ſelbigem die gröſte Hize könne gemacht werden, und glaubt, daß, wo er den Herren Holländern ſonſt keine Dienſte gethan hätte, ſo wäre dieſe Erfindung allein eines groſſen Recompenſes werth. Was dem Geruch beim Brennen des Torfs anbelangt, ſo iſt es nur um eine kurze Zeit zu thun, und wann die Camine und Feuerherde darnach gebauet, die Oefen gut und mit einem Roſt, worauf der Torf brennet, verſehen ſeynd, ſo fället alle dieſe Ungemächlichkeit vorhin weg. Und ſeynd wir noch vor vielen Ländern glüklich, wann wir nur allezeit dieſen haben, damit wir nicht mit denen Egyptiern und andern gar die Excrementa von Thieren, Pferden und Ochſen nehmen, mit Stroh oder Laub von denen Bäumen zuſammen in Kuchen, als Gerberloh tretten, und zur Feuerung anwenden müſſen.

Dis wäre nun ſchon ein guter Fundus,

das Holz zu erſpahren, welches dann auch in Verbrennung des Holzes ſelbſten, ſowohl in denen anderſt eingerichteten Oefen, als auch auf denen Kunſtheerden, wie in der Beilage zu ſehen, mit groſſem Nuzē geſchehē kan. Hierzu gehören, ich wil eben nicht ſagen, die neu-inventirte, ſondern vielmehr ſchon anderswo lange Zeit üblich geweſte ſehr nüzliche Wind-oder diejenige Oefē, ſo ſchmahl und hoch ſeynd, davon auch nächſtens der Abris in Kupffer mit einer Beſchreibung unſern Leſern mitgetheilet werden ſolle. Dann erſtlich, wenn der Ofen ſchmal iſt, ſchlägt die Glut auf beiden Seiten gleich an, und communiciret ſich der Stube ſo fort die Hize, ſo nicht gleich unten durchſchlagen kan, ſteiget auch 2tens, wenn der Ofen fein hoch hinauf, und fällt denn von oben wieder herunter in die Stube; hingegen wenn der Ofen niedrig iſt, ſo fähret ſie zum Ofenloch vergebens hinaus, Die Windöfen ſind zwar ſehr gut, wer Achtung drauf geben kan, daß er öfters den Windfang auspuzen läſſet, und wenn das Holz zu Kohlen gebrennt, allemal den Windfang mit einem Stein zuſtopfet, und die eiſerne Thüre vor dem Ofenloch alsdenn zumachet; Denn der hat erſtlich bald und hernach auch lange eine warme Stube, menagirt aber doch viel Holz. Wo er aber das Zuſtopfen verſäumet, friſt es mehr Holz. Wer aber weite oder breite Oefen halten mus in der Wirthſchaft, wegen der Ofentöpfe, ſo mit eingemauert werden, oder kan nicht ſo bald ſeinen Ofen ändern laſſen, wegen Mangel, der mache es alſo, und ſeze unten eine Schicht Ziegel auf die hohe Kante, eine Hand breit von denen Kacheln, führe dieſe Röhre von der Seite vom Ofenloch bis vornen an den Ofen, deke dieſe Röhre oben hübſch zu, daß kein Rauch dadurch gehe, führe dieſe Röhre in der Eke vom Ofen in die Höhe, bis oben durch die Ofendeke hinaus, ſo wird, zumal wenn man beim Einheizen das Holz auf die Röhre legt, daß ſie bald warm wird, ehe der Ofen recht warm wird, oben zur Röhre eine ſolche Hize in die Stube kommen, daß man kaum die Hand drauf halten kan. Es mus aber vorhero am Geſimſe des Ofens unten ein Loch gemacht werden, daß die Luft circuliren könne, ſo ſteiget die Hize, wenn die Röhre die Wärme in die Höhe treibet, die Kälte aber ſteigt herunter und ſelbige circuliret ſo lange durch das Loch, bis die Stube ganz warm iſt. Ich halte dieſe Invention auch vor geſund. Denn die ungeſunde Kälte oder feuchte Luft wird alſo in der Röhre durch die Hize purificirt, wovon das Modell in Kupfer das Mehrere zeigt. Es ſind jedoch auch dieſe Art der Heizungsmachine v. Oefen, wie es die hieſige Hafner zu machen pflegē, nicht zu verachtē, indem ſie den obern Theil des Ofens mit Bakenſtein quadriren u. das Rohr eines Ofens, welches wohl bequemlich, aber der Hize zum Heizen mehr hinderlich iſt, herausheben, wodurch die Hize aufgezogen, in den Bakenſtein erhalten, und zugleich verhindert wird, daß ſolche nicht mehr zu dem Ofen unvermerkt heraus ſchlägt, wie es bei den meiſten Oefen zu geſchehen pflegt; Hierdurch wird wenigſtens ein Drittel Holz erſpahret, und verhütet, daß kein Camin in Brand kommen kan, welches aus dieſem abzumerken, weil dergleichen eingeheizte Oefen das Feuer vornen und oben ausſpeien, der hintere Theil des Ofens aber kalt iſt, daß man auch bei Anrührung deſſelben nicht ſpüret, daß ein Feuer im Ofen iſt; welches diejenige aus der Erfahrung haben, welche hier dergleichen Oefen ſich haben zurecht machen laſſen; Wie dann der Koſten nicht viel über 2. bis 3. fl. ausmacht. Die Oefen hingegen von der neuen Invention, davon Herr Leutmann, p. D. in einem beſondern Tractat Vulcanus Famulans, 1723. zu Wüttemberg im Druk mit vielen Kupfern herauskommen, haben bishero noch vor allen andern den Vorzug behalten, indeme dadurch nicht nur allen Incommoditäten vorgebeugt, ſondern auch mit wenig Holz ſtarke Hize gegeben wird. Ich habe denen, die von einer guten Oeconomie Liebhaber ſeynd, zu Gefallen, einen Abris mit der nöthigen Explication am Ende dieſer Materie beitruken laſſen. Was hingegen die

neue

Neue Franzöſiſche Einrichtung der Heerden

anbelangt, ſo iſt erweiſlich, daß hierdurch 2. Drittel Holz erſpahret werden kan; wie ich dann ſelbſten zu Menagirung des Holzes erſt kurzhin einen dergleichen habe ſezen laſſen, von einem Schloſſer und Waagenmacher von Ulm, mit Namen Meiſter Joh. Vitus Buiz, mittelſt welchen bei 3. ganzen oder 6. halbabgeſegten Scheidlein Holz, und alſo bei einem Feuer in 2. groſſen Häven zugleich gekocht, und neben gebraten und gebaken werden kan. Damit aber allen und jeden ein rechter Begrif hiervon gemacht werde, ſo habe dem Publico zu lieb das Model in Kupffer hier mittheilen wollen; wobei folgende Explication nöthig:

Explication des Kupffers.

Nro. 1. Die eiſerne Platte, ſo eigentlich den Heerd ausmachet, worauf eben kein Holz mehr gebrennt, ſondern nur die angerichteten Schüſſeln u. Platten, zu Erhaltung der Wärme geſtellt werden darf; Unter dieſer Heerdplatten aber befindet ſich ein Vacuum, wodurch der Rauch am meiſten paſſiren, und folglich das Brat- und Bachöfelein von oben Nro. 8. heizen mus; wiewohlen der Rauch auch unten und oben des Schifleins von Nro. 11. zum rechten Zug kommt, und ſich mit dem von Nro. 8. zum eiſernen Rauch- und Ziehcanal Nro. 6. hinaus ziehet, und von da ſelbſt in den rechten Camin fällt, welches ſo gemeſſen abgehet, daß niemal kein Rauch geſehen noch verſpüret wird; welches wol das vornehmſte ſeyn wird, ſo von andern bei Verfertigung eines ſolchē Kunſtheerdes nicht gleich nachgemacht, und die Proportion getroffen werdē kan.

Nro. 2. Iſt der Schierofen, deſſen Oefnung zwar klein, die Höhe aber doch über 3. Schuh, die Breite 2., und die Länge 4. Schuh betragen mag; Es hat aber der Feuerheerd, ſo aus einem eiſernen Roſt beſtehet, und der über halb mit unter das Bratröhrlein oder Brat- und Bachofen gehet, ſo wie der Strich bei Nro. 4. ausweiſet, eine Breite von mehr als 4. Schuh; jedoch ſo, daß das Holz in Flammen v. Nro. 3. gegen die 2. Löcher Nro. 7. aufrecht brennen kan, das Kohlfeuer aber und die Hize ſich zugleich unter das Rohr Nro. 4. erſtreket, und alſo das Bratrohr auf allen Seiten in eine proportionirte Hize ſezet, ſo daß alles was gebaken und gebraten wird, eine gleiche Hize und Würkung zum Bachen und Braten bekommt; Und alſo dieſe Bequemlichkeit mit dabei hat, daß das, was zum Braten an den Spies Nro. 17. angeſtekt werden mag, nicht umgedreht werden darf. Die Machine dabei iſt zu 3. Bratſpieslein gerichtet, damit 2. bis 3. Spies voll darinn gebraten werden können, welche Machine wie eine Schiene gemacht iſt, die bei Nro. 9., wo innwendig 2. Fals ſeynd, eingeſchoben werden kan, damit das zum Braten in freier Hize ſtehet. Unten bei Nro. 10. hat es wieder ſolche Fälſe, darauf der Roſt Nro. 16. eingeſchoben wird, worauf gebakene Sachen, oder auch Karer mit Gebratenes oder Gebachenes in einer Zeit von etlichen Stunden fertig werden kan. Die obere Oefnung an dem Rohr Nro. 8. iſt das Dampfsloch, wo zugleich abgeſehen werden kan, wenn eine Sache genug gebaken oder gebraten hat.

Nro. 3. Dienet zum Luft- und Rauchfang, damit, wann man oben den Dekel des kleinen Camins Nro. 6. zumacht, die Hize geſperret werden kan, welche ſodann wenigſtens noch 6. Stunden länger dauret, als wann es offen gelaſſen wird, welches geſchiehet, wenn kein Holz mehr zugeſchiert wird; widrigenfals, und wann bei dem erſten Feuer ſolches geſchiehet, der Rauch bei dieſem Luftfang heraus quillt.

Nro. 4. Iſt eine bloſſe ſinnliche Anmerkung, damit gewieſen worden, wie weit der Heerd- und Feuerroſt ſich erſtreket, welcher durchgehends ſo enge gemacht iſt, daß nichts als die bloſſe

Aſche, ſo gros als der Roſt iſt, herunter in die 2. Heerd-Canal fället, welche ſignirt ſeynd mit

Nro. 5., woraus eigentlich die Aſche, welche von dem Heerde herunter fällt, genommen wird, und eigentlich darum 2. Oefnungen bekommen hat, damit das brennende Feuer, ſo gleichſam unter der Luft liegt, von dieſer in einer Gleichheit erhalten wird.

Nro. 6. Iſt der Rauchfang oder das Camin von eiſen Blech, deſſen Würkung und Nuzen ſchon oben beſchrieben worden.

Nro. 7. Sind die 2. in einer beſondern eiſernen Platten ausgehauene 2. Löcher, worinn 2. von Erz oder Tiegel gemachte Häven zum Sieden oder Kochen geſtellt werden, die gleichſam auf dem Feuer hangen, in welchem in 2. bis 3. Stunden alle Speiſen fertig werden können. In dieſen Löchern können auch die Pfannen und anders Geſchirr zum Gebrauch gehoben werden.

Nro. 8. Zeigt den vordern Theil des Bach- und Bratöfelein an, davon oben das Nöthige ſchon angezeigt habe; worinn Milch und Caffée, und anderes Getränke, und auch zerſchiedene Speiſen, wenn nichts gebraten wird, im Fall der Noth geſotten werden kan.

Nro. 9. Bedeutet bloſerdings der Fug oder die Schienen, wo die Maſchine Nro. 17. zum Braten inwendig aufgeſezet wird. Und eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit

Nro. 10., wo der Roſt Nro. 16. mit Sachen zum Bachen oder Braten eingeſchoben wird.

Nro. 11. Das Schiflein, worinn 8. bis 10. Maas Waſſer immer ſiedend oder wenigſtens immer warm zu haben iſt, welches noch einige Fus weit über den Schierofen ſich erſtrekket.

Nro. 12. Zeigt die Form der Tiegel-Häſen an, welche 15. bis 20. Jahr dauren.

Nro. 13. & 14. bedeuten die eiſerne Ring, die kleiner ſind, als die 2. Löcher von Nro. 7., welche dazu dienen, damit wellen ſolche mittelſt 3. eiſernen Haken auf die Löcher geſtekt werden, auch mittelmäſige und kleine Häven zum Sieden und Kochen darauf eingehebt werden können. Und

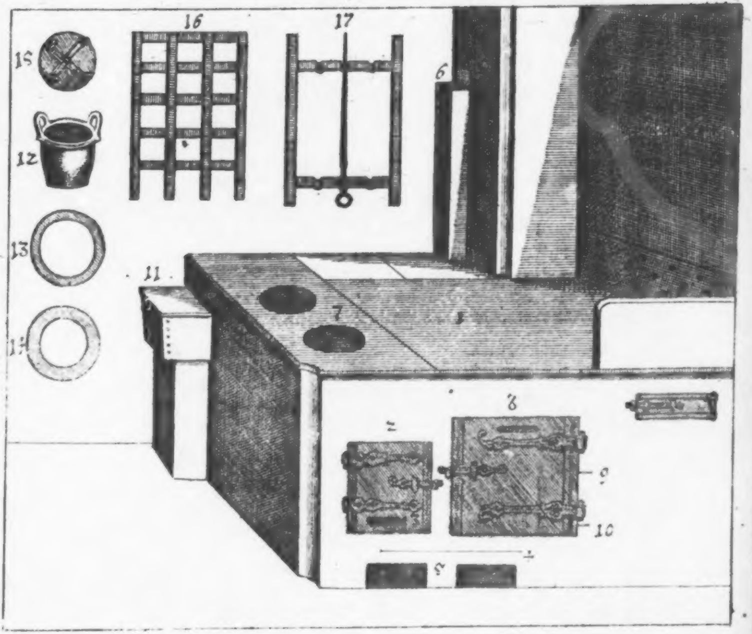
Nro. 15. zeigt den Dekel an, womit die Hize zugeſchloſſen werden kan, wann nur in einem Hafen gekocht und der eine ausgehoben wird.

Nro. 16. Der Roſt zum Bachen u. Braten auf Blech und Rar, ſo bei Nro. 10. in das Rohr geſtellt werden mus. Und endlich

Nro. 17. die Schiene zum Braten an den Spieſen ad Nro. 9.

Den Nuzen nun, den man bei einem dergleichen Kunſtheerd haben kan, iſt dieſer, daß man erſtlich 2. Feuerer hiebei erſpart, ſo man nothwendiger Weiſe, wenn zugleich gebraten und gebachen werden ſollte, haben müſte. 2) Wird nicht allein das Holz, ſo man zum Bachen und Braten brauchet, ſondern auch 2. Drittel weiters, als man ſonſt beim Kochen auf einem ſimplen Heerd nöthig hat, erſparet. 3) Kan man die Speiſen etliche Stunden früher fertig bekommen, als wenn ſolche bei einem bloſſen Heerdfeuer ſtehen, da die meiſte Hize unnüzer Weiſe zerfliegt. 4) Kan keine Speiſe niemals rauchigt werden. 5) Man hat die meiſte Zeit über einen warmen Heerd. 6) Wird niemals kein Camin in Brand kommen, weilen die Flammen verſchloſſen ſeynd. 7) Kan das Frauenzimmer von der Hize nicht incommodirt werden, welches öfters ihnen ſo ſchädlich, daß ſie Kopfwehe und andere Beſchwerlichkeiten davon bekommen. So kan auch auf dem Heerd ſelbſten noch im Fall der Noth gekocht werden; und was dergleichen Vortheil mehr ſeynd.

Dieſe Kunſtheerde und vorhin erwehnte Menageöfen ſind alſo bequem, und zugleich nuzlich, ſo daß es auſſer Zweifel iſt, daß ſolche bei dem jezigen Holzmangel u. der groſſen Theurung zu Erſparung des Holzes gar vieles beitragen. Dieſen meinen Worten einen Erweis zu geben,



[redacted]

ben, ſo will ich durchgehends in einer Stadt nicht mehr als 1000. Familien nehmen, und ſezen, daß eine jede beim Kochen ſtatt 2. Drittel, und bei dem Einheizen ſtatt eines Drittels überhaupt 2. Drittel Holz erſparen. Wenn man nun das, ſo eine Familie in die andere gerechnet, hiebei erſparet, nur zum wenigſten auf 15. fl. ſchäzet, (da doch auf obige Art bei mancher Haushaltung 2. bis 3. mal mehr erſparet werden kan) ſo beträgt ſolches in 100. Jahren 15. Toñen Goldes. Nun wird niemand läugnen können, daß in einer ſolchen Stadt, wie Augſpurg iſt, weit mehr Haushaltungen zu finden, und alſo auch der von Holz erſparte Gewinn weit höher ſteigen müſſe, folglich, wenn man denſelben in allen teutſchen Städten zuſammen rechnen wollte, alle Jahr ganze Millionen Gulden erſparet werden könnten; die Markflecken und Dörfer nicht einmal gerechnet. Wollte man nun die ganze Summen bis auf 1000. Jahren hinaus rechnen, würde man viele 1000. Millionē Gulden zuſam̄en bringen, die auf ſolche Art wären erſparet worden. Man überläſſet alſo einem jeden Oeconomo oder Liebhaber der oeconomiſchen Policei- und Cammeralwiſſenſchaften den Calculum und Überſchlag aus dieſem, was bereits angeführet worden, von ſelbſten zu machen, wie viel 1000. Stämme Holz nur allein in unſerem Teutſchland, welches ſo volkreich iſt, erſparet werden könnte, wenn man dieſem Vorſchlag, die Oefen und Feuer-Heerde zur Holzmenage einzurichten, folgen, und nicht ſo gar verſchwenderiſch mit dem Holze umgehen, ſondern ſich nach der Deke ſtreken wollte, wie ſolches an denenjenigen Orten geſchiehet, wo das Holz ſchwer zu haben, und folglich ſeltſam iſt? Denn es iſt ein Geheimnis der Göttlichen Vorſehung, daß in einem Lande nicht alles wächſet, damit durch ſolchen Mangel die entfernten Völker in ein allgemeines Band und Freundſchaft zuſammen verknüpfet werden, welches ſo gar unter heidniſchen Völkern heilig beobachtet wird.

Zum Beſchlus dieſes Capitels folget hier von den nüzlichen Oefen über beigedrukten Abris, auch eine

Explication.

A. iſt das Ofenloch, ſo durch die Feuermauer gehet.

B. iſt das Ofenloch durch die Brandmauer.

C. iſt der Ofenhals.

D. iſt die ordinaire Ofenblatte.

Denn mus man noch eine Ofenplatte H. eine Viertel Elle hoch ohngefehr von der unterſten in den Ofen legen, die darf nur bis an den Hals C. gehen, dieſelbe mus einen Roſt aufgenietet haben bei a a, welcher 2. Schuh lang und 1. Schuh breit ſeyn kan. Durch dieſen Roſt fällt die Aſche x auf die unterſte Ofenblatte, und mus aus dem ſpatio zwiſchen den beiden Platten fleiſig ausgezogen werden. Bei z mus alles fleiſig zugemacht werden.

Ferner leget und beveſtiget man in der Mitte des Ofens eine eiſerne Röhre E. die da länglich rund oder oval und breit rund iſt, ſie kan 3. Zoll dike und 6. Zoll breit ſeyn, dieſe Röhre gehet bei b durch die Ofenſeite durch, ferner bei c durch die Brandmauer, und endlich bei d durch die Feuermauer h heraus in die freie Luft. In dem Ofen lenket ſie ſich mit einem Knie in die Höhe, und gehet zwiſchen die beiden Wände des obern Aufſazes des Ofens bei e heraus. Da wird denn wieder ein Knie aufgeſezet, welches den Ausgang der Röre forne bei f heraus leitet. Das auſerſte der Röhre bei f mus man mit einem Dekel verſchlieſſen können. Bei d aber mus ſie ein weit Mundloch wie ein Trichter haben, welches mit einem eingebogenen und durchlöcherten Boden mit einem Durchſchlag verſehen iſt, dieſes deswegen, damit zwar die Luft durch die Löcher in die Röhre blaſen, aber ſonſt nichts hineinfallen, oder Mäuſe durchkriechen können.

Der Nuzen dieſes Ofens beſtehet darinnen: 1. Brennet das Holz leicht an, ja wenn nur etwas Kohlen auf dem Roſte, ſo brennet auch das naſſe Hoz, welches man nachleget, die Aſche aber fällt durch den Roſt a und verhindert nicht die Gluth der Kohlen. 2. Die kalte Luft gehet nun ſtets durch das Mundloch d in die Röhre ein, und bei f gehet ſie in die Stube. Weil aber das Feuer ſtets an die Röhre anſchlägt, ſo wird die Luft davon warm, und kommt alſo nicht kalt, ſondern warm in die Stube, dadurch wird die Stube bald mit warmer Luft angefüllet. Weil nun alſo viel Luft durch die Röhre E in die Stube kommt, ſo wird dadurch die äuſſerliche kalte Luft abgehalten, daß ſie nicht durch alle Rizen und Spalten von auſſen in die warme Stube dringen und dieſelbe wiederum kalt machen kan.

Es braucht dieſer Ofen nur ein Drittheil Holz, wenn man in einem ordinairen Ofen 3. Drittheil haben mus, macht geſunde Stuben, wegen der ſteten Circulation der Luft, und erſezet in einem Jahr, wegen Menage des Holzes, die aufgewendeten Koſten, daß man die andere Jahre den Ofen umſonſt hat.

Damit man nun auch die Rauchröhre g fegen und etwa alle 4. Wochen einmahl reinigen könne, wenn man ſtets und ſtark heizet, ſo macht man bei K ein Loch durch die Feuermauer, der Oeffnung der Röhre g entgegen. Dadurch kan man mit einer Igelshaut, ſo an einem ſtarken Stab angenagelt, zu dem Loch k hinnein und durch die Röhre durchfahren, hernach mit einem Krüklein den Rus herausziehen, das Loch k aber mit einem eiſernen Thürlein verſchlieſſen.*

Die Röhre E mus von ſtarken eiſernen Bleche ſeyn, und damit ſie vom Feuer nicht ſo bald verbrannt werde, beſtreichet man ſie erſtlich mit gequerleten und alſo zu Waſſer gemachten Eierweis, ſtreuet alsbald ungelöſchten Kalk, mit geſtoſſenem Glas und klaren Sand vermiſchet, darauf, läſt es troken werden, thut es noch einmal, ſo iſt ſie mit einer Feuerkütte gegen die Gewalt des Feuers verwahret.

Die oberſte Deke des Bogens F mus in einem Fals liegen, damit man ſie alle Jahre leicht herausheben, den Ofen vom Ruſſe reinigen, und wieder einlegen, hernach mit Leim beſtreichen könne.

Man kan auch in die eine Seite des Ofens bei G eine eiſerne Thüre, die man von oben einſchiebet, zwiſchen zwei Falzen machen. Dieſe Thüre kan man in der Stube öfnen, wenn das Holz zu Kohlen worden, da gehet denn viel Hize von den Kohlen in die Stube, wenn die äuſſerſten Ofenthieren verſchloſſen ſind. Man darf nicht meinen, daß es rauchen werde durch dieſe Ofenthüre, die unter dem Roſt ſtets treibende Luft führet den Rauch ſchon ſo hoch und ſtark, daß er zur Ofenthür nicht in die Stube kommen kan, wie ichs denn allbereits practiciret.

Kurze Unterſuchung der Frage: Ob die Juden nicht zur Handarbeit und Erlernung ehrlicher Profeſſionen und Handwerker anzuhalten?

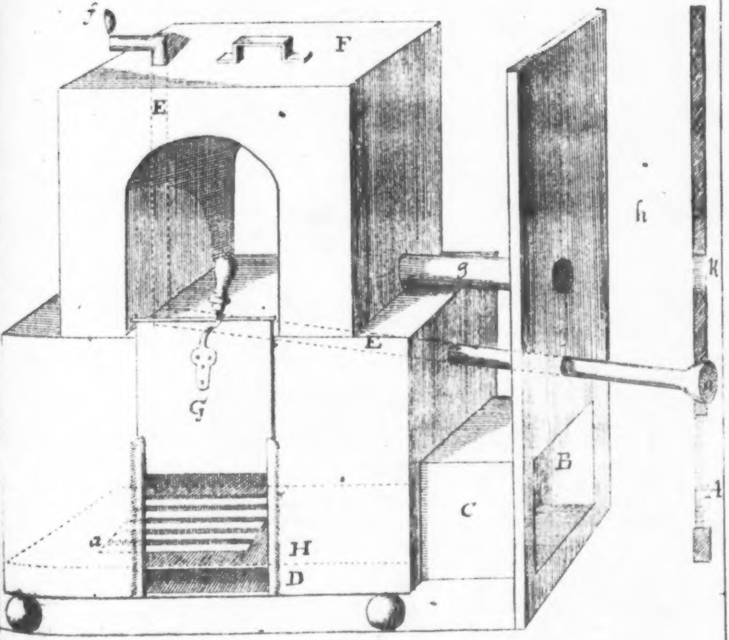
Man ſolte ſich wohl anfänglich faſt wundern, wie es möglich ſey, daß dieſe Frage movirt werden möge, immaſſen ſelbige in denen kundbaren Reichsgeſezen allſchon klärlich beantwortet und dediciret iſt;

Vid. Pol. Ordn. de 1530. Tit. 27. ibid:

> Damit ſie aber dennoch ihre Leibesnahrung haben mögen, wer den Juden bei ihm leiden will, der ſoll ſie doch dermaſſen bei ihm behalten, daß ſie ſich des Wuchers und verbottener wucherlicher Kauf enthalten, und mit gezimlicher Handthierung und Handarbeit ernähren, wie eine Obrigkeit daſſelbe ſeinen Unterthanen, und dem gemeinen Nuz am nüzlichſten und erträglichſten zu ſeyn, anſehen und ermeſſen würde, hiermit alle Freyheiten, ſo gemeine Judenſchaft dagegen hätte, oder

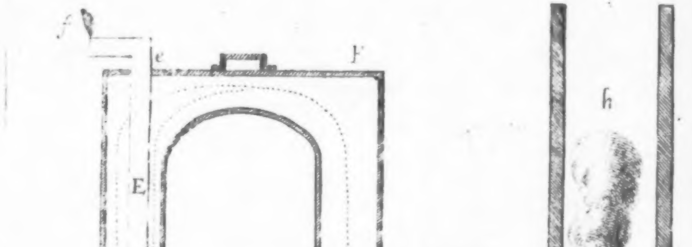
künftig

zu pag. 139.


f
F
E
E
g
h
k
G
B
C
A
a
H
D

II. Theil.

zu pag. 129.


f
e
F
h
E
a
k
m
z
b
c
E
d
C
B
A
a
a
x
t

II. Theil.

> künftiglich erlangen würde, aufhebend und vernichtend.
>
> It. Pol. Ordn. de 2577. Tit. 27. §. 6. ibid: Es ſollen auch diejenigen, welche ſie obberührter maſſen aufnehmen, ſich dermaſſen halten, daß ſie ſich des unziemlichen Wuchers und verbottener Contracte enthalten, aber mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit ernähren mögen, auf Maas iede Obrigkeit daſſelbe ꝛc. ut in præced.

Die Reichsgeſeze ſind alſo da; ſie ſind klar, und mithin billich zu beobachten, um ſo viel mehr, als

2.

Solches ohnedem dem allgemeinen göttlichen Geſez und beſonders der heiligen Schrift Alten Teſtaments durchaus gemäs, und einem jeden Menſchen, die Juden nicht ausgenommen, anbefohlen iſt, ſich mit ehrlicher Handthierung und Arbeit zu ernähren. Der Tempel und Königl. Reſidenz zu Jeruſalem haben ehedem zum Zeugnis gedienet, daß dieſes Volk alle andere an künſtlicher Arbeit damals übertroffen habe.

3.

Es iſt nicht weniger denen Regeln einer guten Policei abſolute gemäs, daß eine jede Chriſtliche Obrigkeit fleiſig darauf Acht habe, wie und womit ſich die Unterthanen und Eingeſeſſene im Lande ihren Unterhalt erwerben, ob ſolches modis licitis oder illicitis geſchehe? In Anſehung derer Chriſtl. Unterthanen wird ſolches ſowohl, bei deren Reception, und auch ſonſt, mehrentheils in Acht genommen; aber die Juden ſind disfalls bei nahe excipiret, da man doch weis, daß ſelbige meiſtens ſich von Lug und Trug, von Wucher und Diebſtahl erhalten, ja daß es nicht anders ſeyn könne, weil ſie nichts ordentliches arbeiten, und doch eſſen wollen.

4.

Gleichwohl iſt es bei allen rechtſchaffenen Gottesgelehrten und JCtis eine ausgemachte Sache, daß die aus dem Heidenthum geſammlete Chriſtliche Kirche und deren Glieder, nach der Lehre, Vorbilde und Exempel des Heilandes JEſu Chriſti und ſeiner Apoſtel, dieſes jezo, aus göttlichem gerechten Gerichte, unter dem Zorn und Moſaiſcher Deke dahin gehende Volk des Eigenthums, als den rechten eigentlichen Stamm, worein jene gleichſam eingepropfet iſt, bis zu deſſen Wiederaufrichtung, zum Eingang der Fülle der Heiden, und zum Implement ſo vieler klarer Verheiſſungē, Alten u. Neuen Teſtaments, mit unherzlicher Erbarmung und Mitleiden anſehe, und zu deſſen Herwiederbringung, (wie denn an vielen Orten, inſonderheit zu unſern Zeiten, disfalls ſehr löbliche Sorge angewendet wird), und Bekehrung zu unſerm hochgelobten Erlöſer, allen möglichſten Fleis und Bemühung anwenden, einfolglich daſſelbige bei ſich dulten und tolleriren keineswegs aber verfolgen, drüken oder beſchimpfen, nur aber in einer ſolchen Ordnung halten ſollen, wodurch deſſen Zurechtbringung, (welches billich der Hauptzwek aller und jeder Chriſtl. Obrigkeiten iſt,) befördert und errichtet werden möge.

vid. inſtar omnium B. Semper. in ſeinen Theol. Bedenken P. IV. p. 87. ſeq. auch ſonſten hin und wieder, beſonders aber in ſeinem leztern Bedenken P. I. pag. 286. ſeq. addatur.

Nerreter im Juden und Heidentempel quæſt. 40. ſeqq.

5.

Nichts iſt in dieſem höchſtlöbl. Zwek gemäſſer, als die oberwehnten heilſamen Reichsconſtitutiones, nach welchen das arme, obgleich mehrentheils böſe Judenvolk v. ungeziemender ſündlicher und verbottener Nahrung abgezogen, und hingen zu nüzlicher Arbeit, in Gottgefälliger Ordnung, angehalten werden ſolle.

6.

Die vortrefflichſten Theologi unſerer Kirchen ſtimmen damit überein, unter welchen deren hochverdienter Vater und Lehrer, der ſelige Luther, billig oben anſtehet, welcher, ob er wol, nach Gelegenheit der damaligen Zeiten, noch jezuweilen zimlich hart von denen Juden urtheilet, dennoch in dem bekannten Bedenken derer Gieſenſium Theologorum

vid. Dannhauer de Eccl. Judaica §. X.

den Rath ertheilet und haben will:

Daß man den jungen und ſtarken Juden und Jüdinen in die Hand gebe Flegel, Axt, Karſt, Spaten, Rechen, Spindel, und laſſe ihr Brod verdienen im Schweis.

7.

Es wird niemand zweifeln, daß ſehr viele fromme und angeſehene Lehrer dieſem Exempel folgen, und ich will anjezo nur ein Paar davon anführen, als

Galvör in Gloria Chriſti im Anhang p. m. 741. ibid:

Fünftens dienet zu ihrer Verhärtung, daß man denenſelben zuſtehet, durch ungebührlichen Wucher die Chriſten auszuſaugen, dadurch ſie denn ohne Mühe und Arbeit der armen Chriſten Schweis und Blut an ſich bringen, und davon reichlich leben können, welches ihnen alſo auch nicht wehe ankommt, da man ſie doch, nach des ſeligen Lutheri Rath, hübſch zur Arbeit und zu ehrlichen Handthierungen antreiben ſolte; ꝛc.

Inſonderheit iſt hievon zu leſen, was der fromme Spenner davon ſchreibt im 4ten Theil ſeiner Theologiſchen Bedenken p. 89. 90. 97. wie auch in ſeinen lezten Bedenken P. I. pag. 287.

Ingleichen der gelehrte Schudt in ſeinen Jüdiſchen Merkwürdigkeiten beſonders Lib. VI. Cap. 6. und daſelbſt allegirte Theologi,

welche insgeſamt darinnen übereinſtimmen, daß der Wucher und Müſiggang faſt die einzigen, oder Haupthinderniſſe ſind, bei Bekehrung der Juden, indem nicht nur

a) Ein jeder Müſiggänger, er ſey von was vor Religion er wolle, zur Bekehrung ganz ungeſchikt, ſondern auch

b) ein jüdiſcher Converſus, weil er ſich nicht ernähren kan, und nichts gelernet hat, hernach dem Publico zur Laſt liegen, oder wieder abtrünnig werden mus. Ja auch

c. die Juden nicht nur ſagen, ſondern auch in öffentlichen Büchern ſchreiben: Es ſey ſolches ein groſſes Merkmal, daß ſie noch beſtändig in GOttes Gnade und beſonderer Liebe ſtünden, indem ſie unter die Völker, und beſonders auch unter die Chriſten dergeſtalt vertheilet wären, daß ſie nicht denen Chriſten, ſondern dieſe vielmehr ihnen dienen müſten, ſo daß ſie aus ſonderbarer Fügung GOttes ihren Unterhalt, und zum Theil reichlich, auch ohne groſſe Mühe erhielten;

Conf. Limborech. de veritat. relig. Chriſt. p. m. 103.

Dannenhero gehet obgedachter Teologorum Anrathen dahin, daß man dieſes Volk nicht nur vornemlich zu allerlei nüzlicher Arbeit und Handwerkern anhalten ſolle, ſondern es würde auch beſonders ex Conſilio B. Sperneri gut ſeyn: Wenn ſelbiges noch hin und wieder annoch ungebaute oder wenig bewohnte Oerter, z. E. auf dem Harz, item Thüringer Walde und ſonſten eingetheilet, und zu der Lebensart ihrer Voreltern im Akerbau und Viehzucht angehalten würde; alſo könnte die Policei mehr Nuzen von ihnen haben, und ſie möchten in ſolchem Stande, wo der Leib mehr Arbeit, das Gemüth aber weniger Sorgen hätte, zur wahren Bekehrung viel bequemer werden ꝛc.

Item es hätte GOtt der HErr die Juden keines wegs um deswillen unter die Chriſtlichen Obrigkeiten zertheilet, daß dieſe Gewinnſt und Reichthum von ihnen, ſondern vielmehr, daß ſie vor ihre Bekehrung und Seeligkeit ſorgen ſolten. Da hingegen der ſeelige

Jo. Gerhard. in Loc. Theol. de Magiſtrat. Polit. n. 223. ſowol als viele andere Gottesgelehrte ſehr klagen:

Quod Magiſtratus Chriſtiani Judæos ſpongiarum loco habeant, quibus ſubditorum pariter ac extraneorum ſuccum & ſanguinem extrahant &c. adeoque ipſi licet mediate immoderatos illos cenſus & fœnora exigant. &c.

Und in dieſem Verſtand mag es wahr ſeyn, was der ehrliche

Schuppius mit unterrichteten Studenten Part. II. ſeiner Schriften p. m. 396.

ſchreibet, und per calculum demonſtriret, daß nemlich die Juden dem Römiſchen Reiche weit mehr ſchadeten, als die Türken, eben darum, weil ſie keine Handwerke erlernten, und alſo ſich gröſtentheils nicht ehrlich nähren könten.

8.

Die vortrefflichſten Politici und Rechtsgelehrten unſerer Zeit ſind gleicher Meinung, und will ich unter vielen nur einige derer Vornehmſten hier anführen, und zwar vor allen Dingen

Bœhmerum in magnifico opere. Jur. eccleſ. Tit. de Judæis §. 28. ibid:

Mens hujus receſſus, (nemlich der gleich Anfangs oben n. 1. allegirten Policeiordnung de an. 1530) *huc redit, Judæis poteſtatem eſſe faciendam, ut ad opificia admitti poſſint. Urgent hoc ipſum ſaniores & in primis hoc ſedulo paſſim urſit.*

B. Stryck in not. MSCtis ad Myler. ab Ehrenbach. de Princip. & Stat. Imper. Cap. 6. §. 7. notanter ait:

&c. ut Judæorum liberi ad certum opificium addiſcendum adigerentur, ſic enim ad nos converſi haberent, unde viverent.

Caſp. Ziegler in Tract. de Jur. Maieſt. Cap. 41. §. 34. ibid:

potiusque eis iniungendum, ut opificiis & mannariis operis victum ſibi & amictum quærant; diſerte hoc &c.

Ludewig von den gelehrten Anzeigen an. 1732. §. 14.

Bek von Recht der Juden Cap. 2. §. 5. pag. 25, 26.

Welchen ich auch noch ein Paar neue Anonymos beifügen mus, nemlich in denen

Leipziger Samlungen von wirthſchaftlichen Sachen im 4ten Bande p. 923. §. 13.

allwo der Verfaſſer kurz und ſehr vernünfftig davon urtheilet,

Item die freyen Gedanken zur Verbeſſerung der menſchlichen Geſellſchaft, in der erſten Sammlung pag. 12.

9.

Alles kommt am Ende darauf an, daß eine Chriſtl. Obrigkeit das Jüdiſche Volk

a) unter ſich zu dulten, und nicht aus ein oder andern kleinen Urſachen ſo fort zu verſtoſſen.

b) Aller gewaltſamen Mittel der Bekehrung, als welche ohnedem denen Grundſätzen und Verfaſſungen unſerer Evangeliſchen Kirche ſchlechterdings zuwider, ſich zu enthalten, hingegen

c) durch die Geiſtlichkeit diejenigen Methoden und Wege, die von obbelobten und andern Chriſtlichen Theologis disfalls an die Hand gegeben werden, fleiſig beobachten zu laſſen, inmittelſt

d) denen Juden ihren Gottesdienſt, jedoch daß man auf ihre Gebeter Acht habe, und ihnen weder durch das Alenu, noch ſonſt eine Gottesläſterung nachlaſſe, ungeſtört zu gönnen, und zu verſtatten, auch

e) ihnen keine Kränkung oder Schmach zuzufügen, noch etwas, daß dem Jüdiſchen Geſeze in der That zuwider, und alſo einem gewiſſenhafften Juden mit Recht anſtößig ſeyn könnte, anzuſinnen, darneben aber

f) intuitu ſtatus politici, darauf zu ſehen und zu veranſtalten habe, damit vor allen Dingen die Judenkinder nur nach ihrer Art und abſque habito reſpectu ad religionem, zum gemeinen Beſten erzogen, mithin zeitig im Leſen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen ꝛc. unterrichtet, inſonderheit die Knaben zu rechter Zeit zu Handwerkern und Künſten oder zu anderer Handarbeit, auch nach Gelegenheit zu Erlernung der Deutſchen und Lateiniſchen Sprache, Vernunft- und Sittenlehre und andern Studiis, die Mädgen aber zum Nähen, Striken, Leinen- und Wollenſpinnen, item Waſchen und andern weiblichen Verrichtungen, alles nach Beſchaffenheit und Proportion derer Subjectorum, angeführet und

g) von allem Müſiggange und wollüſtiger Lebensart abgehalten, zu ſolchem Ende auch inſonderheit

h) das allzu frühzeitige Heirathen, wie in denen Königlich-Preußiſchen Landen ſchon vor vielen Jahren rühmlichſt geſchehen, bei ihnen abgeſchaffet, und ferner

i) die bereits Erwachſene und alte Judenperſonen inmittelſt, nebſt einer erlaubten Handlung und Gewerbe, zu einer proportionirten Handarbeit, gegen gebührlichen Lohn, auch Frohndienſten und dergleichen angewieſen, nicht weniger

k) denen Juden ſelbſt die Gerechtigkeit und Billigkeit alles deſſen behörig beigebracht und begreifflich gemacht, endlich aber auch

l) über dieſe und dergleichen Anſtalten ernſtlich gehalten werde.

10.

Was könnte wohl einer Chriſtl. Obrigkeit rühmlicher, was könnte dem gemeinen Weſen verträglicher, was dem Judenvolk ſelbſt nüzlicher ſeyn, als die würkliche Beobachtung eingangs erwehnter, dem Wort und Willen GOttes ſowol, als den Regeln einer geſunden Politic gemäſſer Reichsgeſeze und Ordnungen? Und wie betrübt iſt es nicht hingegen, daß eben die obangeführten und viele andere ſtattliche Theologi und Politici insgeſamt ſehr klagen und bedauren, daß ſolches bisher leider! unterblieben? Die Chriſtlichen Unterthanen werden und zwar mit allem Recht directe & per indirectum zur Arbeit angehalten, und da ſie nicht verhungern wollen, ſo müſſen ſie wohl, wenn man ihnen das Stehlen und Betteln verwehret, zur Arbeit greifen, wo hingegen wir Chriſten uns kaum entbrechen können, aufrichtig zu geſtehen, (wie in denen Leipziger Sammlungen loc. alleg. und auch an andern cordaten Scribenten geſchiehet, daß wir auf ſolche Art an dem Wucher der Juden und an unſerm Schaden, den wir davon empfinden, ſelbſt indirecte Schuld ſind, und ſelbige eben dadurch gleichſam zwingen, ſich auf Schacherei, Wuchern, Müſſiggang, ja Raub und Diebſtahl zu legen. O!- wenn man doch dieſen armen und ohne dis unglüklichen Menſchē nur noch dieſe Barmherzigkeit erzeigen wollte, ſie mit Güte und Ernſt, ja allenfalls mit Ruten und Schlägen, zu ihrem zeitlichen Wohlergehen, als unvernünftige und boshaffte Sünder, zu nöthigen, Zumalen da

11.

Die Application zur Arbeit überall, und inſonderheit zu Künſten und Handwerkern dem Jüdiſchen Volke und deſſen politiſchen Verfaſſungen ehedem, oberwehnter maſſen vor allen andern Völkern, ſo zu ſagen, eigen geweſen, wovon in denen allegirten Ludewigiſchen Anzeigen verſchiedene nüzliche Umſtände angeführet ſind. Es wird auch wol niemand zweifeln, daß der gerechte göttliche Ausſpruch Gen. 3. 19. ganz univerſal, und die Juden davon nicht ausgenommen ſind, als welche ſolches ſelbſt billich bekennen, wie z. E. Rabbi Mayer, und Rabbi Simeon, Ben Elieſer in der Gemara Kidduſchim ſagen:

> Der Menſch ſoll beſtändig ſeinem Sohn ein reines Handwerk lehren ꝛc.
>
> It. dahero unſere Arbeit den Schweis des Angeſichtes austreiben müſſe ꝛc.

Item Rabbi Jehuda: Ein jeder, der ſeinen Sohn kein Handwerk lehret, iſt gleich, als wenn er ihn die Rauberei lehret ꝛc.

Der gelehrte Grotius hat ad Evangel. Matthæi Cap. 13. 15. wie auch ad Acta Apoſtol. Cap. 18. 3. dieſe vortreffliche Anmerkung:

> *Mos erat ſane laudabilis inter Hebræos, ut & doctiſſimi etiam illi, quibus res lautior eſſet, adverſus omnes fortunæ caſus, opificium aliquod addiſcerent, unde, ubi res ferret, ſe ſuſtentarent &c.*

Die Söhne der Könige Fürſten und Hohenprieſter waren davon nicht eximiret; und daher lieſet man in der Gemara immer die Beiwörter: Rabbi Schuſter, Rabbi Kirſchner, Rabbi Schneider ꝛc. denn von ihren Handwerkern muſten ſie ſich ernähren. Die Studia trugen nichts ein. Der ſehr gelehrte Apoſtel Paulus, welcher nicht nur in ſeinen väterlichen Geſez, ſondern auch in der heidniſchen oder griechiſchen Weltweisheit vortrefflich wohl unterrichtet war, und ſogar in den griechiſchen Poeten fleiſig ſtudiret hatte, war zugleich ein Teppichmacher, und davon ernährete er ſich ꝛc. Joſeph, der Vatter unſers Heilandes JEſu Chriſti, aus Königl. Stamm, war ein Zimmermann; Und die heilige Maria unterhielte ſich von Nähen, oder dergleichen Handarbeit wie Tertullianus es ausdrüket; folglich erhellet aus dieſen allē

12.

Hoffentlich klar genug, daß ganz ohne Grund von einigen vorgewendet werde, als ob die Juden ſelbſt um deswillen ſich auf keine Handwerker, oder andere ſchweistreibende Arbeit, appliciren wollten, weilen der Feldbau und Handwerke im Talmud nicht nur ſehr verachtet, ſondern gar verbotten wären.

Vid. Gerſonſ. Innhalt des Talmuds Cap. 23. pam. 207. ſeq.

Eiſenmengers Judenthum P. II. p. m. 993.

Denn zu geſchweigen, daß eben daſelbſt

auch die Medici und Chirurgi, welche doch bei denen Juden in guten Ehren ſind, verächtlich angezogen werden: So iſt auch der Talmud, und ſonderlich die Gemara, keineswegs vor ein Geſez derer Juden zu achten; wird auch von denen meiſten und vernünftigſten unter ihnen nicht davor erkannt, und möchte wohl keine Thorheit in der Welt zu erſinnen ſeyn, die nicht aus dieſer abgeſchmakten Sammlung von Rabbiniſchen Abſurditäten zu unterbauen wäre. Ubrigens aber iſt aus

> Schudts Jüdiſchen Merkwürdigkeiten Lib. VI. Cap. 12. p. m. 169. 172. &c.

und denen daſelbſt allegirten, auch andern Büchern bekannt, daß die Karäer und andere Juden in Holland, Moſcau, Perſien, Abyſſinien, Marocco ꝛc. allerdings Handwerker treiben, und ſie können ebenfalls, der Gemara ohngeachtet, darzu wohl angehalten werden.

13.

Etwas näher möchten diejenigen kommen, die das Impedimentum á parte Judæorum, und zwar in ihrer groſſen Faulheit, Maliz und Bequemlichkeit ſuchen.

> Vid. Ayrer de Jur. recip. Judæos Cap. 1. §. 6. ibi: Pauciſſimi ad artes ſellularias apti ſunt, ſed plerumque fugaces rerum, molles & impatientes laborum, fatui, inſulſi, tardique &c.

Und es kan wohl ſeyn, daß ſie die ihnen nicht unbekannte, und noch bevorſtehende groſſe göttliche Verheiſſung anjezo ſchon auf eine fleiſchliche, wollüſtige, unartige, und in ſündlichen Müſiggange ihre Nahrung findende Art und Weiſe ſuchen und genieſſen wollen. Es iſt aber ſchon von

> Bœhmero und Bekio ll. alleg.

gar wohl gewieſen worden, daß dieſes Argumentum nicht hinlänglich ſey. Denn da die Juden wiſſen, daß ſie ex mera gratia recipiret werden, ſo müſſen ſie ſich auch allerdings wohl gefallen laſſen, auf Obrigkeitlichen Befehl Handwerker und andere Handarbeit zu lernen und zu treiben. So iſt auch die Cretenſiſche Krankheit, Tit. I. 12. nemlich Bosheit und Faulheit keineswegs, wie der Auſſaz, ein Morbus particularis Judæorum, ſondern ein Morbus univerſalis generis humani, adeoque proh dolor! etiam Chriſtianorum. Die Chriſtenkinder ſind eben ſo von Natur geartet. Da nun die Juden vollends im Müſiggang von Jugend an gelaſſen, und nicht von zarten Alter an zur Arbeit gewöhnet werden; ſo iſt ſich über dieſe Unart bei ihnen um ſo viel weniger zu verwundern: und endlich würden ſie ſich wohl accomodiren, ja mit der Zeit in einer ordentlichen Lebensart ſelbſt mehr Vergnügen finden.

> Vid. Holbergs Jüdiſche Geſchichte Cap. ult. p. m. 716. ibid: Wenn man die Juden mit den andern Unterthanen gleich hielte, ſo iſt es glaublich, daß ſie auch im Handel und Wandel billicher und gerechter verfahren würden. Denn die Bosheit rühret oft von der Unterdrükung her.
>
> add. Moſers Staatsrecht P. IV. pag. 91. §. 46. ibid: So zweifle ich nicht, daß, ohnerachtet derer Juden erhaltenen Kayſerl. Privilegien, die Reichsſtände befugt ſeyn, gleichwie die Juden anzunehmen, alſo auch, nach Belieben, ſelbige wieder emigriren zu heiſſen ꝛc. Ubrigens habe ich gefunden, daß zwar die Judenſchaft zu Mühlhauſen bei dem Kaiſerl. Reichshofrathe um ein *Privilegium de non ejiciendo* eingekommen iſt, ich weis aber nicht, daß ſie ſolches erhalten hätte ꝛc.
>
> Vid tamen diſſentientes. Vitriarius in Jur publ. Lib. I I Tit. 17. §. 82. & 86. ibique Pfeffingerus.
>
> Bek von Recht der Juden Cap. 3. §. 5. ibique allegat.

Gundling ad A. B, Cap. IX. p. 641. alii.

14.

Darinnen iſt faſt unanimis conſenſus vorhanden, daß das Impedimentum principale, warum die Juden von denen Handwerkern zurük gehalten werden, bei denen Zünften und Collegiis opificum ſelbſt zu ſuchen ſeyn. Denn ohnerachtet dieſes Volk niemals vor unehrlich geachtet oder erkläret worden;

Vid. Bœhmerus l. c. §. 27.

So ſcheinet es doch als ob die Chriſtl. Zünfte ihrer Ehre nachtheilig zu ſeyn glauben wollen, daß ſie Juden unter ſich dulten ſolten. Wie ſeltſam und unvernünftig aber dieſer Wahn ſey, wird ein jeder leichtlich einſehen, wenn er nur die wahre Bewandnis, ohne vorgefaste Meinung, erweget. Es iſt kein Künſtler, noch Handwersmann, der nicht willig und gern vor die Juden alle Arbeit verrichtet, wenn es nur bezahlet wird; Und alſo ſind ſie alle miteinander denen Juden vors Geld bedient.

Vid. Ludevvig de opifice Exule in pagis Ditier. I. c. 3. §. 1. ibid: In vulgi certe ſermonem ivit: qui alteri operas locat, ille eſt Servus alterius.

Aber daß dieſe vor ſich ſelbſt, oder vor die Chriſten, vor Bezahlung arbeiten ſolten, das wäre der Chriſten ihrer Ehre nachtheilig. Alles Geld, was unſere Künſtler und Handwersleute von den Juden löſen, das haben ſie uns durch Wucher und Betrug, (weil wir ihnen ja keinen andern Erwerb verſtatten), vorhero entzogen, und abgeſchrepffet; betropffen uns alſo, wie man im Sprichwort ſaget, mit unſerm eignen Fette. Aber dieſes achten wir uns für keine Schande. Und wenn es wahr iſt, was man zu ſagen pfleget, daß nemlich der Schuldner des Gläubigers Knecht ſey; O! was vor eine Menge groſſer und kleiner ſchuldiger Diener haben die Juden nicht unter den Chriſten? Aber das iſt unſerer Reputation nicht zuwider. Die Juden werden Doctores Medicinæ. Groſſe Herren und Potentaten machen ſie zu ihren Agenten, und conferiren ihnen anſehnliche Ehrenſtellen, diſtinguiren ſie auch ſonſten nach Gelegenheit gar ſehr. Sie führen zum Theil einen ſolchen Staat und eine Tafel, daß es wenige nachthun können; Aber Schuſter und Schneider zu werden, dazu ſind ſie zu ſchlecht und zu unwürdig. Man ſagt ſonſt im Scherz: Es könnten zwei Medici einander ohne Lachen nicht anſehen; und es iſt leicht zu ermeſſen, auch oben §. 7. lit. c.) bereits angezeiget, daß ſich die Juden über unſern point d' honneur was rechtes zu gute thun. Gleichwie man aber aus der Erfahrung weis, daß es bei den Handwerkern mehr, als ſonſten in der Welt, eintrifft: Sat pro ratione voluntas, ſo hat mehrbelobter groſſer Mann

Bœhmerus d. l. §. 30.

die Glorie der Zünffte durch einen guten Vorſchlag bereits völlig ſalviret, nemlich man ſolle die Hebräer, wie auch an vielen Orten bereits geſchiehet, in einer Vorſtadt, oder ſonſt an einen gewiſſen Ort zuſammen ſteken, als welches auch ſonſten, wegen anderer Urſachen, ganz verträglich ſeyn würde.

16.

Ich kan nicht umhin, hierbei zu erinnern, daß die Juden ehedem, und auch noch lange nach ihrer Zerſtreuung brave Soldaten abgegeben, und unter vielen heidniſchen Völkern davor gedienet haben. Die Römer hatten ganze Kriegshere von Hebräiſchen Officiers und Gemeinen. Jezuweilen wurden ſie durch beſondere Privilegia und Begnadigungen von der obligatione ad cingulum militare exmiret. Unter denen erſten Chriſtlichen Kaiſern haben ſie ebenfalls nicht nur anſehnliche Ehrenſtellen bekleidet, ſondern auch Kriegsdienſte geleiſtet. Warum aber? auch wie? und wenn ſich dieſe Umſtände geändert haben? iſt aus dem vorhergehenden gar bald zu finden. Heut zu Tage haben ſie keine Entſchuldigung oder Privilegium wider die Werbung; Aber man ſiehet doch bei einer Armee keinen Juden, als etwa bei Lieferung von Pferden, Proviant ꝛc. wovon ſie ihren groſſen Profit und Gewinn haben; Wenns aber zum Treffen kommt, ſo iſt kein Jude mehr da. Es werden dißfalls und warum ſelbige ſich nicht unter die Soldaten ſchiken, verſchiedene Urſachen angeführet, z. E. Sie hätten einen übeln Geruch, und ſtänken ſo ſehr, daß man ſie nicht wohl leiden könte; Item ſie ſchiken ſich, wegen ihrer Faſten, Feiertäge und übrigen Religionsumſtände, nicht unter die Soldaten ꝛc. Die Hauptmodiven ſollen ſeyn, weil ſie keine Courage hätten, und auch die Chriſten ihnen nicht trauen, noch ſich auf ſie verlaſſen können. Gleichwie aber, ſo viel dieſes leztere betrifft, dieſe Leute vielleicht hier und dar dergeſtalt, daß ſie gewis durch Untreue keinen Schaden thun, ſondern ſich ihrer Haut wehren müſten, zu placiren, wie auch zum Schanzen, Miniren und dergleichen Feldarbeit zu gebrauchen wären; Alſo wäre zwar kein Wunder, wenn ſie bei ihren izigen Umſtänden etwas furchtſamer würden, und den Muth verlöhren, woran es ihnen in vorigen Zeiten nicht gefehlet hat. Man ſiehet aber doch, daß es noch bis izo ihnen nicht gänzlich daran ermangele, da faſt keine gefährliche und verwegene Entrepriſe von Raub, Mord und Diebſtahl zu vernehmen iſt, dabei nicht ein und mehr Juden ihre bravour bezeiget haben, um ihren Unterhalt, und noch etwas übriges dadurch zu erlangen. Immittelſt paſiren ſie nicht ungerne vor Mazetten, und laſſen uns bei der Meinung, daß ſie zu furchtſam wären, damit ſie ihr Gewerbe in Friede und Ruhe treiben können. Denn ſie wiſſen, daß ſie doch nicht glüklicher ſeyn würden, wenn ſie gleich Löwen zerreiſſen, und Philiſter ſchlagen könnten, wie Simſon. Immittelſt iſt es gleichwohl ganz richtig, hodie Judæi non militant.

Vid. omnino de hac materia Gruberi Diſp. Hal. 1723. hab. de Judæo milite, pert tot.

Ludewigiſche Anzeigen an. 1734. p. 997. it. an. 1732. p. 380. not. 4.

Und ich wollte auch nicht gern einem Officier rathen, daß er einen Juden commandiren ſolte. Die Chriſten haben das Privilegium, einander zu maſſacriren, und ſich unter einander krum, lahm und tod zu ſchieſſen. Die Heberäer ſind hierzu viel zu gering? obwol manchmal vielleicht eine ganze Armee von eines Juden Commiſſariat dependiren kan. Doch will ich mich in dieſe Sache nicht gänzlich einlaſſen, weil ſie nicht von meinem metier iſt, und ich vor mein erſtes Geſez halte, mich nicht in Sachen principaliter zu meliren, die ich nicht verſtehe; Und alſo mus dieſer Articul denen artis peritis anheim geſtellet bleiben.

17.

Vieleicht will ich zum Beſchlus noch ein angebliches groſſes Impedimentum legale, warum die Juden zu keinen opificiis und Handarbeit zu laſſen, kürzlich beleuchten. Denn es fehlet leider! nicht an Männern, die im Ernſt davor halten, daß ſolches denen Reichsgeſezẽ ſelbſt entgegẽ ſey. Sie beruffen ſich zu dem Ende bekannter maſſen auf das vom Kaiſer Carolo V. denen Juden inſonderheit im April 1544. ertheilte, und von einigen Kaiſern nachhero confirmirte Privilegium, welches

Wagenſeil in Telis igneis Satanæ pag. m. 36.

bei einem Fürthiſchen Juden in authentico geſehen zu haben, beſchreibet, und von Heringio und andern, unter einem unrichtigen dato, Extracts-Weiſe allegiret; Im Moſeriſchen Deutſchen Staatsrechte aber loco cit. aus

Lünigs Reichsarchiv. P. gener. P. I p. 574. & ſeq.

allwo alles in ſeinem Zuſammenhang zu befinden, gleichfalls extrahiret iſt, und will ich den paſſum concernentem aus dem Lünig pag. 579. hieher ſezen:

> „Und nachdem auch die Juden und Judinnen, des mehrentheils in allen den Reichsanlagen und Hülffen, mit Leib, Haab und Gut, um ein viel höheres, den die Chriſten, beleget und angeſchlagen werden; und aber darneben weder liegende Güter, noch andere Handthierung, Aemter und Handwerke bei denen Chriſten haben und treiben, davon ſie ſolche Anlage erſtatten, und ihre Nahrung bekommen, auſſerhalb das, ſo ſie von ihren Baarſchaften zu wege bringen, ſo laſſen wir zu, und gönnen denſelben Juden und Jüdinnen, daß ſie hinwiederum in Gleichnis und nach Maas und Geſtalt ihrer Verlagen, damit ſie alſo, wie oben ſtehet, angehalten und beleget werden, ihre Baarſchaft und Zins und ſonſt zu ihren Nuzen und Nothurft, um ſo viel höher, und etwas weiters und mehrers, denn den Chriſten zugelaſſen iſt, anlegen und wenden, und ihnen ſolches geduldet werden möge ꝛc.

Aus dieſen will nun inferiret werden, daß

1) denen Juden die Handwerks- und derleichen Nahrung völlig verſagt, an deſſen ſtatt aber
2) ihnen ein übermäſiger Wucher verſtattet, und hierdurch
3) die gleich anfangs n. 1. allegirte Reichs-Inſtitution de a. 1530. wiederum abgeſchaft und aufgehoben worden ſey. Gleichwie aber

ad 1) dieſes Aſſertum gänzlich faſch iſt, und nur in facto ſupponiret, und vor bekannt gleichſam angenommen wird, daß die Juden keine Handthierung und Handwerker treiben, (welches aber freilich auch nicht hätte geſchehen, ſondern vielmehr ſelbige darzu in Conformität des Reichsſchluſſes de an. 1530. angehalten werden ſollen), und ihnen alſo pro ratione ſtatus corrupti etwas nachgelaſſen werden müſſen, und mithin

ad 2) dieſes ein ſehr unbindiger und gefährlicher Schlus iſt:

Weil die Juden keine Handwerker noch Handthierung, wozu ſie gleichwol, nach der Policeiordnung de an. 1530. anzuhalten wären, wirklich treiben oder treiben wollen; ſo ſollen ſie an jeder ſtat uſurariam pravitatem exerciren ꝛc.

Alſo ſtehet hingegen

ad 3) Dieſem Kaiſerl. Privilegio oder Privilegiis die ausdrükliche clauſula caſſatoria mehrerwehnter Policeiordnung de an. 1530. in verbis:

Alle Freiheiten ꝛc. künftiglich erlangen würden ꝛc.

ſchlechterdings entgegen, als wodurch ſich die Status Imperii und ihre Unterthanen gar weislich proſpiciret haben. Im übrigen iſt freilich dieſer und andere paſſus privilegii dem Jüdiſchen Genie ſo gemäs, als ob es ein Rabbi ſelbſt aufs geſezt hätte. Dahero auch in dem vortrefflichen

> Moſeriſchen Staatsrecht l. c. §.

54. überaus wohl angemerket wird:

> „Es enthielten dieſe Privilegia zu-
> „weilen Sachen, welche ſich ſchwer-
> „lich mit denen Reichsgeſezen und
> „Reichsherkommen conciliren laſ-
> „ſen ꝛc. Und wie es in der Juden-
> „ſchaft Freiheiten heiſſet, es ſolle
> „kein Privilegium dagegen gelten,
> „ſo heiſſet es gerade umgekehrt öf-
> „ters auch in denen Privilegien der
> „Stände, daß keine Jüdiſche Frei-
> „heiten dagegen gültig ſeyn ſollten.

Und es iſt auch endlich wohl eine ausgemachte Sache, daß die Kaiſerlichen Privilegia denen Reichsgeſezen keinen Abbruch thun mögen. Ein guter Deutſcher, der in der Chriſtlichen Liebe, auch ſelbſt die Juden in rechter Art liebet, kan unmöglich ohne Gemüthsbewegung und Aergernis leſen, was einige von den ältern Juriſten in dieſem Stük raiſonniret haben, als wenn z. E. die Frage:

> „An Principes permittere poſſint Ju-
> „dæis, contra Chriſtianos, exer-
> „cere lucrum inde capiendo, quod
> „in ſuis ditionibus eo, ferant?

affirmative beantwortet, und zu ſolchem Behuf angegeben wird: quod

> „1) hoc probetur per autoritates plu-
> rium Doctorum,
> „2) hanc eſſe communem & æquio-
> „rem opinionem, ad evitandam ma-
> „ius malum, (welches ich zwar nicht
> „ſehen kan): &
> „3) hanc eſſe legem in Privilegiis Cæ-
> „ſareis, ſc. Caroli V. &c. ſupra alle-
> „gatis; imo
> „4) quod permiſſum etiam illud ipſum
> „ſit, poſtea per ſanctionem Impe-
> „rii id ſatis liquere ex; R. I. 1577.
> „Tit. 20. §. von Juden, (dieſer paſ-
> „ſus iſt oben n. 1. allegiret, bewei-
> „ſet aber vielmehr das Gegentheil,
> „und daß die Juden arbeiten ſollen),
> „modo
> „5) uſuræ non ſint exceſſivæ, immen-
> „ſæ & immoderatæ;
> „6) Mundum non regi hodie absque
> „uſuris, cum
> „7) Charitas refriguerit, & dilectio
> „mortua ſit;
> „8 Eraſmum in Adagiis Chil. I. Cent.
> „9. adag. 12. ſcribere, quod hoc de-
> „fendi poſſit, &
> „9) multo minus hoc exulceratiſſimo
> „& egentiſſimo ſeculo poſſibile eſſe,
> „cunctas actiones humanas ad amuſ-
> „ſim Decalogi & mandata Chriſti
> „conformare;
> „10) mores hodiernos non poſſe in
> „melius mutari, quia, cum vitia pro-
> „ſunt, peccat, qui recte facit &c.

Wenn es etwa ſchwer fallen möchte zu glauben, daß ein gelehrter und berühmter JCtis alſo philoſophiren können, der kan alles dieſes faſt verbotenus nachleſen beim

> Heringio de Fideiuſſor. Cap. 30. num. 33. ſeqq.

Und wie leicht wollte ich auch wohl ex ordine Teologorum einige finden, die nicht weit davon abgehen.

18.

Dieſes ſind die betrübten und dem gemeinen Weſen höchſtſchädliche Folgen, wenn man die Anfangs proponirte quæſtionem nicht affirmative decidiren will.

Gedanken vom Kartenſpiel.

aus der vernünftigen Tadlerin.

Es iſt ein ſtarker Misbrauch, daß an Sonntägen, Feier- und andern Heil. Tägen mit Spielen, ſonderheitlich aber mit dem Kartenſpiele zugebracht werden. Dieſe Beluſtigung müſiger und gewinnſichtiger Leute iſt unter uns ſo gewöhnlich, daß man ſich darüber wundern mus. Es kommt faſt keine Geſellſchaft zuſammen, da man nicht nach wenigen Unterredungen vom guten Wetter, und dergleichen wichtigen Dingen mehr, ſeine Zuflucht zu dieſer Zeitverkürzung nehmen ſolte. Insſonderheit haben die Feſttage das Unglük, daß man ſich an denſelben am meiſten berechtiget zu ſeyn glaubet, die Nachmittagsſtunden mit allerhand Gattungen von Kartenſpielen hinzubringen. Kein Geſchlechte, kein Alter, kein Stand, und keine Lebensart der Menſchen iſt hievon ausgenommen. Mann und Weib, Reich und Arm, Alt u. Jung, Hoch und Niedrig liebet dieſen Zeitvertreib: und es ſcheint alſo, daß ich mich faſt zu viel wage, indem ich mich unterſtehe etwas wider dieſe ſo ſehr eingeriſſene und faſt allgemeine Gewohnheit zu ſchreiben. Was das Kartenſpiel überhaupt anbelanget, ſo dünket mich immer, daß nichts läppiſcher und kindiſcher ſey als dieſes Päkgen von Papierblättern. Es iſt ein Ueberbleibſel von denen ungereimten Einfällen der alten Gothen, Zelten und Longobarden, deſſen wir uns heute zu Tage billich ſchämen ſolten. Was ſind es nicht vor abgeſchmakte Figuren, damit man ſeine Einbildungskraft beſchäftigen mus, wenn man ſpielet? Und könnten wol phantaſtiſchere Bilder erdacht werden, als diejenige, ſo wir auf den Karten wahrnehmen? Wir rühmen uns, wie in allen freien Künſten, alſo auch in der Malerei eines guten Geſchmakes, und können doch ſolche ungeſchikte Misgeburten eines halb unſinnigen Künſtlers vor unſern Augen ſehen, ohne ein Misfallen darüber zu bezeigen. Wäre das Kartenſpiel bei uns unbekand geweſen, und man hätte es irgendwo in der neuen Welt, oder bei andern barbariſchen Nationen zuerſt gefunden: wie ſehr würden wir nicht über dieſe albere Völker triumphiret haben? Wie lächerlich würden uns die ſeltſamen Geſtalten, und wunderlich untereinander gemiſchten Farben vorgekommen ſeyn? Und was hätte uns thörichter geſchienen, als die unordentliche Ordnung, ſo unter dieſen Hirngeſpenſtern angetroffen wird? Ja man ſtelle ſich vor, daß etwa ein Chineſer zu uns käme, dem man von der Klugheit der europäiſchen Nationen ſehr viel erzählet hätte, und man führte ihn etwa am Sonntage durch manche Häuſer, wo er allezeit eine Spielgeſellſchaft nach der andern anträfe, die mit aller möglichen Aufmerkſamkeit, Fürſichtigkeit und Nachſinnen etliche ſteiffe Papiere in Händen hielten, dieſelben bald vertheilten, bald untereinander würfen dabei bald lacheten, bald zankten, bald vergnügt, bald zornig auseinander giengen; was meinet man, was ein ſolcher Chineſer vor ein Urtheil von denen klugen Europärern fällen würde?

Was ich jezo von allen Karten insgemein geſagt habe, das gilt ſo wol von denen Franzöſiſchen als Deutſchen. Keine hat vor der andern einen Vorzug; beide haben was unvernünftiges in ſich. Daher dörfen unſere Nachbarn, die ſich ſonſt in allen Stüken einen Sprung voraus zu haben rühmen, gar nicht denken, daß ſie in dieſem Stüke geſcheiter wären als wir. Ihre Piken ſind nicht um ein Haar vernünftiger als unſere Lauben und ſo weiter. Iſt ja einiger Unterſcheid wahrzunehmen: ſo mus es dieſer ſeyn, daß die Ordnung ihrer ſogenanten Matadore und aller Karten überhaupt, um ein gutes Theil verwirrter iſt, als bei uns Deutſchen; woraus man abnehmen kan, daß ihre Karten einen gröſſen Phantaſten zum Urheber gehabt. Geſezt, daß es keine Schande für ein Volk wäre, das bisweilen ein abentheuerliches Gehirn darunter gefunden würde: ſo wäre doch dieſes einer Nation keine Ehre, daß ſie dergleichen Thorheiten eines allgemeinen Beifalles gewürdiget, und die läppiſche Erfindung eines Aberwizigen ſich zu einer Richtſchnur hätte dienen laſſen.

Siehet man die ſpielenden Perſonen: ſo finden ſich eine ſolche Menge von Betrachtungen, daß man etliche Bogen damit anfüllen könnte. Wenn irgend lauter Kinder, die noch nicht recht zu Verſtande gekommen wären, mit einander ſpielen möchten: ſo könnte man es ihnen eben ſo wenig verdenken, als daß ſie auf bunten

Stiken

Stecken reiten. Wie man es aber erwachſenen Leuten nicht an einem lauten Gelächter würde mangeln laſſen, wenn ſie zur Luſt auf einem hölzernen Pferde durch die Straſſen traben wolten: alſo ſcheinen ſie bei dem Kartenſpiele eben dergleichen Spott zu verdienen; ob ſie gleich durch die eingeführten Sitten davor geſichert ſind. Ich befand mich einſt an einem Ort, wo drei angeſehene Männer beiſammen waren: Männer, die theils Academiſche, theils ſerieuſe Bedienungen verwalteten, und vor die vernünftigſten des Ortes gehalten wurden. Ich freuete mich dieſe 3. Stüzen des gemeinen Weſens, ſo ich Neſtor, Ulyſſes und Likurgus neñen will, auf einmal bei einander zu ſehen: denn ich vermuthete, daß ſie die allerwichtigſten Unterredungen zu ihrem Zeitvertreibe machen würden. Allein ich ward ſehr betrogen. Man brachte einen Lombertiſch, gab Karten dazu, und nöthigte ſie, Plaz zu nehmen. So ſehr ich mich über ihre Bereitwilligkeit dieſem Anerbieten zu folgen verwunderte, ſo begierig ward ich mich an ihnen zu rächen. Ich zog meine Schreibtafel hervor, trat ans Fenſter, und ſchrieb jedes Wort auf, welches in währender Zeit des Spiels von ihnen geredet ward. Anfänglich merkte man meine Beſchäftigung nicht, und ich hatte das Vergnügen etliche Seiten anzufüllen, ehe mich Neſtor in dieſer Arbeit ſtörete, indem er die Frage an mich that: was ich denn ſo tiefſinnig da ſtünde, und was ich mir ſo ſorgfältig aufzeichnete? Ich ſahe mich genöthiget zu antworten, und ſagte daher mit einer beſcheidenen Mine! Ich habe mir eine geraume Zeit her gewünſchet, in Geſellſchaft einiger groſſen Männer zu ſeyn, die an der Wohlfahrt des Vaterlandes mitarbeiten: darum habe ich mich heute glüklich geſchäzet, meinen Wunſch erfüllet zu ſehen. Ich glaubte aber, daß ich dieſes Glükes ganz unwürdig geweſen ſeyn würde: wenn ich mir nicht die Unterredungen ſolcher anſehnlichen Leute mit Fleis gemerket, und zu meiner ſonderbaren Erbauung aufgeſchrieben hätte. Sie fiengen alle drei an zu lächlen, und Lycurgus verlangte, daß ich mein Verzeichnis ableſen möchte. Ich that es auf dieſe Erlaubnis ganz willig, und es lautet folgender maſſen:

Coupez. Ich gebe zu erſt. Voila. Eſt il permis? Oui Mr: Von Herzen gerne. Quatre en Treffle. Es bleiben fünfe. Jouez. Cœur. Encore. A tout. Triomphe. Tenez. Weiter heraus? Warum laſſen ſie es? Es iſt mir zu hoch. Trumpf. Da haben wirs. Trois Matadors. Cinq premier bezahlet. Die Karte war nicht gut gemiſcht. Jezo ſols beſſer gehen. Spielen Sie? Je paſſe. Iſt es erlaubt? Parlez plus. Diſmal nicht. Ich ſpiele en carreaux. Ich kaufe ſechſe. Und ich die übrigen. Sie ſpielen aus. Das war vor Cinq premier. Pike. Ich mus mich revangiren. Cœur. Das ſind zwei Stiche. Trumpf. Trumpf. Trumpf. Votre Serviteur. Sans prendere. Sie hatten ein ſtark Spiel. La. La. Allons. Sie geben iezo ꝛc.

Was dieſe meine verwegene Unternehmung in dem Gemüthe dieſer groſſen Leute vor eine Würkung gehabt, werden meine Leſer leicht ſchlieſſen können, wenn ich ihnen ſagen werde, daß ſie ſich untereinander angeſehen, die Karten hingeworffen und aufgeſtanden; da ich dann nachmals die Ehre genoſſen, mich etliche Stunden mit ihnen zu unterhalten. Haben dieſe wakere Männer darinnen keinen Vorzug gehabt, daß ſie eben ſowol als andere unverſtändige auf das Kartenſpiel verfallen: ſo haben ſie ihn doch hierinnen, daß ſie ſich durch einen heimlichen Verweis von einem ſchwachen Werkzeuge zur Erkänntnis bringen laſſen. Denn welcher Unvernünftige würde mich nicht als eine Närrin verlachet haben?

Von denen gewinnſüchtigen Spielern zu reden iſt jezo mein Vorhaben nicht. Es iſt längſt von andern dargethan, daß es eine ſehr laſterhafte Begierde ſey, wenn man den andern um das ſeine zu bringen trachtet. Man hat auch längſt dem Einwurfe geantwortet: daß demjenigen kein Unrecht geſchehe, der ſein Geld willig aufs Spiel ſezet, und ſich alſo der Gefahr daſſelbe zu verlieren unterwirft; wenn man es ihm gleich abgewinnet: indem man gezeiget hat, daß erſtlich faſt nirgends ein ſolcher Spieler zu finden ſey, der ſein Geld in der Abſicht daſſelbe zu verlieren dahin ſezet, und alſo den erlittenen Schaden mit völliger Gelaſſenheit ertragen kan; ob ſich gleich viele ſo zu ſtellen wiſſen. Im Falle es aber dergleichen Leute geben ſolte: ſo wäre es doch von ihrer Seite die alleroffenbarſte Verſchwendung, welche ſich der andere nicht ohne Sünde zu Nuze machen kan. Denn geſezt, daß jemand mir das Meſſer in die Hand gebe, und ſeinen Hals hinſtrekete, mit dem Begehren, ihm daſſelbe durch die Gurgel zu ſtoſſen: würde ich deswegen von dem Morde losgeſprochen werden, wenn ich ſeinem Verlangen ein Genügen gethan hätte? Ich will alſo nur hinzuſezen, daß dieſe Gewinnſucht am allerthörichſten in denen Spielen ſey, wo nichts auf die Kunſt der Spieler, ſondern auf den blinden Zufall, oder auf das Glük ankommt. Dergleichen iſt das unſinnige Baſſetſpiel, in welchem kein Fünkgen Verſtand wahrzunehmen iſt, weswegen es auch von der Hohen Obrigkeit in vielen Ländern ſcharf unterſaget worden.

Einerlei Art von Spielern mus ich noch hie anführen, nemlich: wenn Perſonen von beiderlei Geſchlecht mit einander ſpielen. Iſt irgends eine Menge von Eitelkeiten wahrzunehmen; ſo iſt es hierinnen. Der verliebte Amyntas ſpielet mit ſeiner Amaryllis. Er wirft die beſten Trümpfe weg, ſo er in Händen hat, er handelt wider alle Regeln des Spieles, damit nur ſeine Gebieterin das Vergnügen haben möge, ſein Geld zu gewinnen. Seine Thorheit iſt offenbar: ihre hingegen kan auch leicht entdeket werden. Amaryllis mus ſehr einfältig ſeyn, wenn ſie ſich in einem Spiel ergözen kan, da ihr Gegenpart muthwillig blind iſt. Was vor Ehre hat ein Soldat, der einen Feind erleget, welcher ihm ohne Gegenwehr in die Waffen gelauffen kommt. Und was bildet ſie ſich mit dem Gewinnſte ein, den ihr Amyntas freiwillig überlaſſen hat. Sie würde ſich ohne Zweifel geſchämt haben, ihren Anbäter um ein Geſchenke anzuſprechen: weil dieſes einer Bettelei gar zu ähnlich geweſen ſeyn würde. Und hie ſchämet ſie ſich nicht einige Groſchen zu nehmen, zu welchen ſie nicht das geringſte Recht hat. Hernach bedenket ſie nicht, daß ſie mehr verlieret als gewinnet. Amyntas wird doch vor ſein Geld was ſuchen. Ja freilich! höre ich ſie antworten: er ſuchet meine Gewogenheit. Und wenn er dieſe gleich erhält, ſo erſtreket ſie ſich nur auf ein freundliches Geſichte; auf das Vergnügen etliche Viertelſtunden mit mir zu ſchwazen; und wenn es hoch kommt, auf die Erlaubnis meinen Handſchuh zu küſſen. Wie ich ſehe, ſo iſt Amaryllis ſehr artig gegen ihre Liebhaber, und doch zugleich ſehr behutſam. Ein ſo unſchuldiger Umgang mit Mannsperſonen iſt nicht zu tadeln. Doch eins fällt mir ein: Sie verkauffet doch zum wenigſten ſolchergeſtalt ihre Gewogenheit. Biethet aber ihre Gunſt um etliche Groſchen feil? Sie wird es ungern geſtehen, indeſſen iſt es doch wahr. Wie nun alle Dinge ein Verhältnis unter einander haben: ſo wird auch ihre Zueignung ſich vergröſſern oder verringern, nachdem ſie viel oder wenig gewinnen wird. Bezeiget ſie ſich vor einen Thaler, den er ſich abgewinnen läſſet, nur einiger maſſen gefällig: ſo wird ein Ducaten ſchon doppelt ſo viel zu würken vermögend ſeyn. Und wer weis, ob dieſes nicht ſo hoch ſteigen könnte, daß ſie endlich mehr dabei verlöhre, als mit allem Gelde zu bezahlen iſt. Zum wenigſten wird ihre ganze Tugend ſich nach dem Beutel ihres Verehrers richten: wie ſich denn dergleichen Leute dieſes zu einer Regel gemacht, daß von einem Frauenzimmer alles zu hoffen ſey, die ſich durch Geſchenke, oder kleine Spielgewinnſte auch nur zu der allergeringſten Gewogenheit bewegen läſt. Ich ſchweige jezo von derjenigen Thorheit, wenn Rapacia ſelbſt falſch ſpielet, allerlei Griffe und Pratiken machet, und dabei verlanget, daß ihre Spieler entweder blind oder tumm ſeyn ſollen. Dann ein jeder begreiffet, daß nichts in der Welt ſo niederträchtig ſey, als eine gewaltſame Gewinnſucht. Dörſte doch Rapacia ihrem Buhler das Geld nur aus den Händen reiſſen, ſo bald er es aus der Taſche ziehet: dörſte ſie doch nur ſagen, wie viel ſie von ihm fordert, und ihn bei aller ihrer Ungunſt bedrohen, daſſelbe herzugeben. Das würde in der That eben ſo viel ſeyn, als wenn ſie wider alle Regeln des Spieles handelt, und dadurch ihre unvernünftigen Begierden ſonnenklar an den Tag leget.

Zum Beſchlus ſeze ich noch das Schreiben eines gewiſſen Frauenzimmers her, welches ſie kurz nach ihrer Hochzeit an ihre Mutter ergehen laſſen.

Allerliebſte Mama!

WEnn ich nicht wüſte, daß mein Vater auf meine neuliche Vermählung am ſchärffeſten gedrungen hätte: ſo würde ich deroſelben vielleicht alles Unglük auf den Hals wünſchen; weil ſie mir einen ſo geizigen Kerl zum Manne gegeben. Er will mir alle Monate nur 10. Rthlr. Spielgelder geben; da ich doch mit dieſem Bagatelle unmöglich auskommen kan. Ich habe vor 6. Wochen Hochzeit gehabt, und in währender Zeit ſchon von dem Meinigen 5. Thaler zulegen müſſen. Wo will das hin? der filzige Lauſer hätte ſich zum voraus bedenken ſollen, ob er auch eine Frau zu ernähren vermögend ſey? Ich dachte zwar in meinem Brautſtande, er wäre der freigebigſte Menſch von der Welt. Ich habe ihm bisweilen in einem Abend 5.6. bis 7. Ducaten abgewonnen; aber der falſche Hund hat ſich jezo ganz geändert. Hätte ich das gewuſt! nimmermehr ſolte er ſo glüklich geworden ſeyn, ein Weib zu bekommen, die ſo wol zu leben weis. Ich bitte alſo meine wertheſte Mama durch dero Vermittelung meinen Mann (ich ſchäme mich faſt, daß ich ihn ſo nennen mus) dahin zu vermögen, daß er mir zum wenigſten 6. Thaler monatlich zulege. Sie kan ihm dabei zu verſtehen geben, daß er ſehr unvernünftig handeln werde, wenn er mirs abſchlägt. Denn wahrhaftig, ich will ihm das Leben ſo ſauer machen, daß er mit ſeinem Schaden erfahren wird, was vor ein rechtſchaffenes Weib ihm meine wertheſte Mama erzogen habe, an

Ihrer
gehorſamſten Diſipatrice.

Gedanken von der Erzeigung der Steine in dem menſchlichen Cörper.

Es gehen in dem menſchlichen Cörper, ſo lange als er lebet, beſtändig Veränderungen vor, und dieſe ſind entweder natürlich oder widernatürlich. Die widernatürliche Veränderungen, die ſich in dem menſchlichen Cörper ereignen, haben ihren Grund enweder in den feſten oder flüſigen Theilen deſſelben, oder in beiden zugleich. Wenn die widernatürliche Veränderungen des menſchlichen Cörpers in den flüſigen Theilen ſizen, ſo mus entweder ihre Menge oder Beſchaffenheit oder Bewegung widernatürlicher Weiſe beſchaffen ſeyn. Die flüſigen Materien des menſchlichen Cörpers beſtehen aus feſten Theilgen von verſchiedener Gattung, welche in dem flüſigen Theile derſelben in einer gewiſſen Proportion enthalten ſind. So lange nun als die Theile, welche eine flüſige Materie des menſchlichen Cörpers ausmachen, in der gehörigen Menge und Proportion gegen einander vorhanden, ſo lange hat auch die flüſige Materie ihre natürliche Miſchung, und folglich ihre gehörige Beſchaffenheit, als welche ſich auf ihre natürliche Miſchung gründet. Geſezt hingegen, daß eine gewiſſe Art der Theile, welche eine flüſige Materie ausmachen, die Oberhand bekäme: ſo verlieret ſie ihre natürliche Miſchung, und folglich auch ihre natürliche Beſchaffenheit, und es iſt klar, daß, nachdem dieſe oder jene Theile die Oberhand bekommen, die natürliche Beſchaffenheit der flüſigen Materie auf dieſe oder jene Art verändert werde. Geſezt ferner, daß die dichten oder tartariſchen Theile einer flüſigen Materie, welche einen Stein zu erzeigen geſchikt ſind, ſich von dem übrigen flüſigen Theile, mit dem ſie vermiſchet ſind, abſonderten, wohin ſezten, und miteinander zuſammen hiengen, ſo wird an dem Ort, wo dieſes geſchiehet, ein Stein erzeuget, welcher deſto gröſſer wird, je mehrere Theile ſich anhängen. An allen denjenigen Orten alſo, wo dergleichen flüſige Materien ſich aufhalten oder hingebracht werden, können Steine erzeuget werden, und eben daher kommt es, daß faſt kein Theil des menſchlichen Cörpers iſt, in dem nicht Steine wären gefunden worden. Man ſolte kaum glauben, daß dergleichen feſte Cörper in dem menſchlichen Cörper entſtehen können, wenn nicht die Erfahrung ſolches beſtättigte. Das Alter verwandelt oft die Pulsadern in Knochen, in den Höhlen der Adern entſtehen nicht ſelten Gewächſe, und bisweilen werden gar lebendige Thiere, Würmer in dem menſchlichen Cörper erzeuget. Iſt es alſo Wunder, daß auch Steine in dem menſchlichen Cörper wachſen? Die Steine führen ſehr viele ſchlimme und ſchmerzhafte Zufälle bei ſich, und man hat dahero auf Mittel geſonnen, ihrer Erzeugung vorzubeugen, oder dieſelben, wenn ſie ſchon vorhanden ſind, wegzuſchaffen. Das leztere iſt weit ſchwerer als das erſtere zu erhalten, und erfordert entweder eine Chirurgiſche Operation, oder den Gebrauch ſolcher innerlichen Mittel, welche die Kraft beſizen, die Steine aufzulöſen oder zu zermalmen. Das allerbeſte aber iſt, daß man lieber der Erzeigung der Steine vorzubeugen ſuchet. Es hat dahero der berühmte Doctor der Arzeneiwiſſenſchaft und Königl. Preuſiſcher Hofrath, Herr Ernſt Ant. Nicolai, in einer zu Halle abgelegten Abhandlung, welche in der gelehrten Regenſpurger Zeitung recenſiret worden, dargethan, daß die Vollblütigkeit zur Erzeugung des Grieſes oder Sandes in den Nieren Gelegenheit gebe, und dieſer den Grund entweder zu einem Nieren- oder Blaſenſtein lege. Man findet auch dieſes würklich in der Erfahrung gegründet, indem ſie lehret, daß diejenige Perſonen, welche vollblütig ſind, zumal wenn die Bewegung des Blutes eine ſolche Richtung bekommt, daß es ſtärker nach den Nieren hingehet. Wird nun der Vollblütigkeit bei Zeiten vorgebeuget: ſo entſtehen auch alle die Folgen nicht, welche von ihr herrühren. Die Art und Weiſe, wie dergleichen Steincuren durch innerliche Arzeneien gehoben werden können, iſt ſehr gründlich von dem gedachten Hn. Hofrath, in ſeiner Abhandlung beſchrieben worden, welche Carl Hermann Hemmerde zu Halle 1749. verlegt hat.

Sendſchreiben von einem Mittel wider den tollen Hundsbis an Menſchen.

Hoch Edel-Geborner ꝛc.

EW. ꝛc. haben die denenſelben zugeſchikte Nachricht von der Cur des tollen Hundsbiſſes an Hunden deroſelben beliebten und nüzlichen Sammlungen einzuverleiben beliebet. Da nun bekannt, wie viel Unheil oft ein wütender Hund unter Menſchen anrichtet, und was vor gefährliche Folgen bei denen von einem ſolchen raſenden Thiere angefallenen und gebiſſenen Menſchen entſtehen, und aber ſonderlich auf dem Lande nicht ſo bald, als nöthig, die Hülfe eines Arztes zu erlangen ſtehet: So glaube den Leſer, beſonders dem Landmanne, eine nicht geringe Gefälligkeit zu erweiſen, wenn demſelben aus des an beſagtem Orte angeführten D. Robert James Abhandlung, von der neuen Art die Hydrophobie zu heilen, dasjenige hier kürzlich mittheile, was er nicht nur ſelber, ſondern auch andere Engliſche Aerzte an Perſonen, ſo mit dergleichen Uebel behaftet, bewährt befunden haben. Nach einigen Verſuchen, die beſagter Doctor an den Hunden gemacht, ward dieſes Mittel von einem Apotheker, der von Doctor James davon benachrichtiget worden war, zuerſt bei den Menſchen gebraucht. Folgender Zufall gab hierzu Gelegenheit: Ein achzehenjähriger Jüngling ward von einem tollen Hunde gebiſſen; die Wunde überzog ſich mit einem braunen Grinde; der Kranke ward nach einigen Tagen tiefſinnig, verlohr den Schlaf, hatte fürchterliche convulſiones, und fiel in völlige Raſerei. Der Apotheker gab ihm Anfangs 4. Loth Brechwein (vini benedicti) und nach dem drei Abende nacheinander folgenden Biſſen (Bolum):

Rec. Turpeth. Miner. gr. XIII.
Lapid. Contrayerv. 1. Drach.
Ther. Androm. q. ſ. f. Boli 3.

Auf jeden von dieſen dreien Bolis trank der Kranke vier Löffel Julep. Es fand ſich alſobald, nachdem er dieſes Mittel zum erſtenmal gebrauchet, der Schlaf wieder, und mit demſelben ein ſtarker Schweis, auch des folgenden Tage, da er den Abend zuvor den Bolum genommen, allemal etwas ſtarker zeigten. Den vierten Tag fiele der Grind von der Wunde, welche auch, nachdeme eine dike reife Materie herausgelauffen, zuheilete, und der Jünglig befand ſich beſſer, brauchte das kalte Bad, und erlangte ſeine vorige Geſundheit. Der Herausgeber Herr Linden macht hierbei dieſe Anmerkung. „Die Engellander ſind zu dem Baden im „kalten Waſſer ſehr geneigt, und es wird „in allen hartnäkigten lang anhaltenden „Krankheiten als ein Hülfsmittel verordnet und gebrauchet; ob es aber in der „That gut ſey, und ſich zu der Natur „ſchike, will ich gewiſſe Aerzte beurtheilen laſſen.„ Doctor James zeiget durch angeführte Zufälle, daß man das Turphet minerale als ein Erhaltungsmittel gegen dieſe erſchrekliche Krankheit gebrauchen könne. Ein Mädigen von vierzehen Jahren wurde am diken Beine gebiſſen, ſo, daß der Wundarzt genug zu thun hatte, den kalten Brand zu verhindern. Es ward ihr ein Brechmittel von Turpetho minerali gegeben, welches man in ſechs Tagen zweimal wiederholete, darauf die Kranke bei guter Geſundheit geblieben. Nach verſchiedenen andern beigebrachten Verſuchen, die Doctor James ſelbſt allemal mit erwünſchtem Erfolge angeſtellet, giebt er von einigen an ihn abgelaſſenen Schreiben Abſchrift. Es würde zu weitlaufftig fallen, von allen dieſen Sendſchreiben einen Auszug mitzutheilen, und ich will nur einige der vornehmſten anführen. Thomas Toundrow berichtet folgendes: Einem zehenjahrigen Knaben wurden 4. Löcher in das Dike eines ſeiner Beine gebiſſen. Herr Toundrow befand ſich alſo genöthiget, auſſer dem Turpetho minerali, die Wunden mit einem Digeſtiv zu verbinden, und einen Umſchlag von Methridate darauf zu legen. Robert Wilſon ſchreibet dieſes an Doctor James: Ein achtzehenjähriger Jüngling hatte ſeit der Zeit, da er gebiſſen worden, wenig Schlaf. Starke Convulſiones und eine heftige Tiefſinnigkeit war damit vergeſellſchafftet, und es waren bereits 6. Tage verfloſſen, ehe er die Hülfe eines Arztes vor nöthig erachtete, und zu dem Herrn Wilſon kam. Dieſer gab ihm augenbliklich, wie folget.

Rec. Vini benedicti 2. Unz.
Rec. Das oben beigebrachte Recept.
Rec. Aquæ rutæ 6. Uz. Ther. 2. Unz.
Elix. Camphor. Gutt. [illegible]
Syrup. Poen. C. 2. Uz. Tinit. Caſtor, 1. Scr. M.

Hierauf lies er ihn fünf Morgen nacheinander in kaltem Waſſer baden, den vierten Tag, da er badete, fiel der Grind von der Wunde an der Hand ab, und aus derſelben lief ein reifer Eiter. Geſalzener und harter Speiſen muſte ſich der Kranke einen ganzen Monat über enthalten, und man verfuhr übrigens bei deſſen Cur in allen Stüken auf eben die Art, die man bei dem obigen Jüngling gebrauchet, und es zeigten ſich gleiche Würkungen. Ein adeliches Fräulein von 5. Jahren ward von einem greſſen Hunde auf eine ganz auſſerordentliche Weiſe angefallen. Doctor James verordnete ihr Pillen, ſo von meccurio crudo gemacht, und mit Terpentin und Pillulis Ruffi vertheilet, weil das mit Campher verſezte Turpeth minerale, ungeachtet ihr nur eine ganze geringe Quantität gegeben worden, ſie zu ſtark angegriffen. Nachdem ſie hierauf das kalte Bad eine Zeitlang gebrauchet, blieb ſie friſch und geſund. Ich übergehe vor dieſesmal das übrige, und verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. ꝛc. ꝛc.

N. den 7. Oct.
1747. N. N.

Beſchreibung von den Römiſchen Jubeljahren.

In dem anjezo zu Rom zu dem bevorſtehenden Jubiläo groſſe Präparatorien gemacht werden, ſo wird es der Mühe werth, und einem curieuſen Leſer nicht unangenehm ſeyn, wenn wir demſelben v. denen Römiſchen Jubeljahren folgenden ausführlichen Bericht mittheilen, uns aber bei denen gewöhnlichen Ceremonien und Solennitäten, welche dabei vorgehen, und denen meiſten ſchon bekannt ſeyn, im geringſten nicht aufhalten:

Der Urheber und Stiffter derſelben ware der Papſt Bonifacius VIII. welcher ſolche zur Imitation der annorum ſecularium der alten Kaiſer durch eine Bulle, die in Extravagant. de poen. & remiſſ. c. antiquorum zu finden, eingeſezt, und An. 1300. zu erſt gehalten, und denen, ſo denſelben andächtig beiwohnen würden, einen vollkom̃enen Ablas bewilliget hat. Wie dann auch von dieſer Einſezung eine alte zerſtimpelte Schrift auf einem Stein auf dem St. Peters Kirchhofe in Rom zeigt, wovon noch folgendes zu leſen:

Bonifacius ad certitudinem præſentium - - - ut b - - - P. P. Apoſtoli nos de omnip. Dei miſericordia & - - - confiſi - - - omnibus - - - in præſenti anno milleſimo trecenteſimo ſequituro ad Baſilicos ipſos accedentibus R. V. pœnitet confeſſus 30. diebus forenſibus 15. nulli Romæ P. N. ann. VI.

Man hat auch eine Medaille, auf deren einer Seiten des Papſts Bonifacii Bildnis, auf dem Revers aber eine Thür, auf welcher Chriſti Bildnis und bei beiden Pfoſten 2. Leichter mit brennenden Lichtern ſtehen, nebſt der Umſchrifft: Juſti intrabunt per eam. Die Gerechten werden durch ſie eingehen. Allein dieſe Münze hat nach Bonifacii Zeiten jemand anders prägen laſſen. Dieſes Jubiläum hat Jacobus Cardinalis S. Gregorii ad vellum aureum in einem Carmine und deſſen Hiſtorie in proſa beſchrieben, deren Autographora zu Rom in der Bibliothec aufgehoben wird. Es iſt aber dieſer Jacobus des Papſts Bonifacii vertrauteſter Rath geweſen, u. hat alles, was er geſchrieben, mit ſeinen eigenen Augen angeſehen.

Zu denen Zeiten dieſes erſten Päpſtlichen Jubeljahrs kam eine ſolche Menge Menſchen aus allen Orten der Welt nach Rom, daß ihnen die Gaſſen zu enge wurden, wie gros und weit auch dieſe Stadt iſt, wie ſolches Platina in vita Bonifacii VIII. bezeuget, und Philippus Brietius meldet in ſeinen Annalibus Mundi, es wären damalen über 200000. Menſchen nach Rom gekommen, die doch alles in einem billichen Preis hätten erhalten, daß alſo die Vorſorge GOttes offenbar zu ſpüren geweſen ſey, welcher, indem dieſe Menſchen für das Heil ihrer Seelen geſorget, vor ihrem Leib Sorge getragen habe.

Der Papſt Clemens VI., welcher in der Franzöſiſchen Grafſchaft Avignon reſidirte, wollte das Jubeljahr nicht wieder auf 100. Jahr ankommen laſſen, ſondern befahl ſolches alle 50. Jahr zu feiern, welches An. 1350. zum erſtenmal geſchahe, da dann eine ſo groſſe Menge Volks zuſammen kame, daß daher eine Peſt entſtunde, welche Italien ſo erſchöpfte, daß von 100. Menſchen kaum 10. bei Leben blieben. Albericus de Roſate berichtet, der Papſt ſeye durch ein Geſicht hierzu bewegt worden; andere aber ſagen, es hätten die Römer begehret, er ſolle das Jubeljahr bei ihnen halten, damit ihre Stadt mit des Papſts Gegenwart beehret werden möchte. Es ſchikten auch die Römiſchen Bürger Stephanum Columnam und andere vortrefliche Männer an ihn deswegen ab, mit Bitte, er möchte doch Rom, den Siz des Heil. Apoſtels Petri beſuchen, worauf er antwortete: **Er wolle zwar gerne/ könne aber noch nicht.** Ja alle Italiäner hätten ſeine Reiſe nach Rom gerne geſehen, daher ſie unter andern auch den berühmten Redner Petrarcham an ihn ſchikten, wie er ſolches ſelbſt in einem Schreiben an den Papſt Urbanum V. erwähnet; allein auch dieſer konte mit aller ſeiner Beredſamkeit nichts erhalten. Gedachter Papſt Clemens VI. veränderte alſo die Bulle des Papſts Bonifacii VIII. und verkürzte die Zeit des Jubilæi auf 50. Jahr, damit diejenigen, ſo alt würden, dieſer Gnad zweimal theilhaftig werden könnten. Er befahl auch in einer Bulle neben St. Petri und St. Pauli Kirchen die zu St. Johann in Lateran zu beſuchen.

Man ſoll damalen von Weinachten bis Oſtern 1200000. fremde Leute in Rom, um Himmelfarth und Pfingſten 800000. und hernach 200000. gezehlet haben, von denen, wie Brietius berichtet, wegen der groſſen Hize, und daher entſtandenen Peſt kaum der 10te Theil ihr Vaterland wieder geſehen, welches auch Petrarcha bezeuget.

Es ware alſo keine ſo gute Anſtalt, als zu denen Zeiten Bonifacii VIII. welcher vorher Benedictus Caietanus hies, und v. dem Irrländiſchen Propheten, Malachia, den Lobſpruch bekame: Ex undarum Benedictione. Er ertheilte damalen denen, ſo nach Rom kommen, und die Kirchen deren Heil. Apoſteln Petri und Pauli beſuchen würden, einen vollkommenen Ablas, vermöge einer Bulle, welche ſich mit dieſen Worten anfängt: Antiquorum habet fida relatio &c.

Als dieſes Jubiläum ſeinen Anfang nahme, erſchiene der Papſt Bonifacius VIII. den erſten Tag in ſehr prächtigem Ornat. Es ware dieſer Papſt von Natur ſehr ſcharf, wodurch er auch verhindert, daß bei einer ſo groſſen Menge Volks, welches zu verwundern, keine Unordnungen vorgiengen, dergleichen ſonſten bei dergleichen Fällen zu geſchehen pflegen, und auch zu denen Zeiten Clementis VI. geſchahen, wie wir ſchon angemerket haben.

Urbanus VI. der mit ſeinem Gegenpapſt, Clemente, viel zu thun hatte, verlegte das Jubeljahr von dem 50. auf das 33te Jahr, weil Chriſtus auch 33. Jahr auf Erden gelebet habe; er ſtarb aber, ehe er es ins Werk richtete An. 1389, und muſte es ſeinem Nachfolger überlaſſen.

Bonifacius IX. begienge nicht allein das von Urbano VI. 1390. ausgeſchriebene Jubeljahr, ſondern ſtellte auch An. 1400. noch ein anders an, auf welchem ſich eine ungeheuere Menge Franzoſen einfanden, ob ſchon ihr König ſcharf hatte verbiethen laſſen, nach Rom zu reiſen. Es celebrirte alſo dieſer Papſt in 10. Jahren 2. Jubeljahre, und man beſuchte auch damalen nebſt denen 3. andern Kirchen St. Maria Magiore, wie der Papſt Gregorius IX. verordnet hatte, welches zwar andere Urbano VI. oder Paulo II. zuſchreiben. Er gab auch denen Anſuchungen Richardi, Königs in Engelland und Johannis in Portugall ſtatt, dieſes Jubeljahr in ihren Ländern zu halten. Vergönnete ingleichen An. 1391. denen Longobarden es in Mayland, und denen Meiſſnern An. 1393. von Oſtern bis auf St. Andreæ zu feiern.

Nicolaus VI. folgte Clementi VI. in Celebrierung des 50. jährigen Jubiläi nach, und feierte es A. 1450. mit groſſer Pracht.

A. C. 1500. celebrirte der Papſt Alexander VI. das groſſe Jubilæum ſeculare An. 1524. gab Clemens VII. eine Bulle, darinnen das folgende Jubeljahr angekündiget war, welche Lutherus widerlegte. Es wurde auch auf dieſes Jubeljahr eine Münze gepreget, welche den Papſt mit einem Ham̃er vorſtellet, wie er die Pforte eröffnet, mit dieſer Umſchrift: Sunt & portæ cœli apertæ: i. e. Die Pforten des Himmels ſind gleichfalls eröffnet.

An. 1590. wollte der Papſt Paulus III. das neunte Jubeljahr halten, und lieſſe bereits deswegen eine Bulle ergehen, und eine Münze ſchlagen, welche die St. Peters Kirche zu Rom vorſtellete, nebſt der Umſchrifft oben her: AN. JOBILÆO MDI. unten aber: PETRO APOSTOLO PRINC. c. auf dem Revers ſahe man eine zugemauerte Pforte, und dieſe Beiworte: Hæc porta Domini: i. e. Dis iſt die Pforte des HErrn, und unten Roma c. oben aber: Juſti intrabunt per eam: i. e. Die Gerechten werden durch ſie eingehen. Allein der Tod eröffnet ihm den 10ten November die Pforte des Grabes. Es eröffnete alſo ſein Nachfolger Julius III. nachdem er vorher die von Paulo III. ergangene Bulle bekräftiget hatte, die Pforte an der Kirchen des Heil. Petri zu Rom an dem Feſt St. Matthiæ.

Das 10te Jubeljahr celebrirte der Papſt Gregorius XII. An. 1595. mit einer ungemeinen Zubereitung, und lieſe ſolches durch eine eigene Bulle an dem Feſte der Himmelfarth Chriſti, und an einem Sonntage des Advents kund machen, welche Camillus Borgheſius abgeleſen, und Martinus Azpilcueta mit Anmerkungen herausgegeben hat.

An. 1600. celebrirte der Papſt Clemens VIII. das groſſe Jubilæum ſeculare, und lieſſe bei dieſen groſſen Solennitäten eine ungemeine Demuth ſpühren, verrichtete allerhand rühmliche Werke der Barmherzigkeit, hörte in der heiligen Woche ſelbſt Beicht, und theilte das Heil. Sacrament ſelbſten aus, welche Ehre auch Calvino, nachdem er, wie einige davor halten, wieder zu der Römiſch-Catholiſchen Kirche getretten, wiederfahren ſeyn ſoll.

Allein es ſcheinet, als wenn hier der Theologus Calvinus mit dem Juriſten gleiches Namens confundiret werde. Denn dieſer, welcher ſonſt auch Kahle genennet wird, und Profeſſor zu Heidelberg geweſen, iſt niemalen von der Römiſchen Kirchen getreten, wohl aber von der proteſtirenden, da er ſich denn den Zunahmen Baronium beigeleget hat. Sonſten hat er ſich mit dem in Folio herausgegebenen Lexico Juridico: der Themide Hebræo-Romano und andern gelehrten Schriften bekañt gemacht. Hæc obiter.

Dieſem Jubiläo haben unterſchiedene hohe Perſonen ſelbſten mit beigewohnet, und man hat damalen über 200000.

Frem

Fremde in Rom gezehlet; und es ſind auch einige Türken, als ſie die groſſe Demuth dieſes Papſts geſehen, bewogen worden, ſich tauffen zu laſſen.

Das zwölfte Jubeljahr celebrirte der Papſt Urbanus VIII. 1625. und als er die Pforte wieder zumauerte, dieſe Worte in Stein hauen lieſſe : Urbanus VIII. Pontifex maximus portam ſanctam reſeravit & clauſit anno Jubilæi 1625. i. e. der Papſt Urbanus VIII. hat die Heil. Pforte in dem Jubeljahr 1625. auf- und wieder zugeſchloſſen.

Das 13te Jubeljahr wurde 1650. von dem Papſt Innocentio X. gehalten.

Das 14te von dem Papſt Clemente X. An. 1675. dem unterſchiedene teutſche Fürſten, und viele andere hohe Perſonen beigewohnet haben.

Das 15te Jubiläum intimirte der Papſt Innocentius XII. An. 1699. den 18. Mai durch eine beſondere Bulle, und fieng es den 24ten December an, kunte aber wegen Unpäslichkeit die Heil. Pforte nicht ſelbſten eröffnen, ſondern muſte ſolches durch den Cardinal von Bouillon, als damaligen älteſtē Discono des Cardinalscollegii verrichten laſſen, wie dann auch gedachter Papſt mit Tod abgieng, ehe noch einmal das Jubiläum zu Ende ware. Den güldenen Hammer, womit die Ceremonie wegen Eröffnung der Heil. Pforte verrichtet wurde, hatte der Grosherzog von Florenz dem Papſt verehret, und er ware mit denen koſtbarſten Jubelen verſezt.

Das 16te Röm. Jubeljahr wurde An. 1724. den 24. Dec. von dem Papſt eröffnet, wobei der damalige Churprinz zu Baiern, nebſt ſeinem Herrn Bruder, dem Herzog Ferdinand zugegen waren, denen der Heil. Vater eine Crone von in Geld gefaſſeten Glaſurſteinen, einen Particul vom Creuz Chriſti, eine ganz Cryſtallene Urna und ein Haupt nebſt andern Reliquien verehrte.

Es iſt aber zu merken daß die Päpſte auch ſonſten, wenn ſie den Römiſchen Stuhl beſtiegen haben, auch Jubiläa auszuſchreiben pflegen, welches auch zum öftern bei andern auſſerordentlichen Fällen geſchiehet. Alſo ſchrieb Paulus III. 1542. dergleichen aus, um einen glüklichen Ausgang des Concilii zu Trient zu erbitten, Paulus IV. An. 1545. um Engelland wieder in den Schos der Römiſchen Kirchen zu bringen, und Paulus VI. An. 1617. um GOtt zu erbitten, daß er die Catholiſche Waffen zu Ausrottung derer Proteſtanten ſeegnen wolle. An. 1628. wurde wegen eben dieſer Urſache ein Jubeljahr promulgiret. Doch ſind ſolche von denen ordinairen Römiſchen Jubeljahren in vielen unterſchieden.

Daß man ſchon vor Alters von denen Jubilæis Nachricht gehabt habe, und daß auch denen Juden von GOtt befohlen worden, ein Jubiläum zu feiern, ſehen wir Exod. XXIII. v. 11. und Lev. XXV. 2. ff. Denn GOtt hatte denen Juden vorgeſchrieben, das Land, ſo er ihnen gegeben hatte, 6. Jahr nach einander zu beſäen, und anzubauen, im 7ten aber es ruhen zu laſſen. Dieſer Jubeljahr waren bei denen Juden zweierlei Circule, 1.) alle 7. Jahr, welcher Circul immerdar umwalzete, und nach 7. Mond-Sonnen-Jahren das Jubiläum wiederbrachte. Der gröſte Circul, welcher eigentlich der Jubelcircul genennet wurde, beſtunde aus 7. kleinen, machte alſo 49. Mond-Sonnen-Jahre, der ſich auch unausgeſezt umwalzete.

Den Anfang des Cycli der Sabbatiſchen Jahre Hiſtoriſch zu betrachten, fället in die Zeit, da nach der Einrükung der Kinder Iſrael in das gelobte Land ſolches beſäet, und die Früchte einzuſamlen angefangen worden, iſt geweſen das 46ſte Jahr nach ihrem Auszug aus Egypten, und die Zeit, da denen Stämmen Iſrael durch das Los das Land Canaan eingetheilet worden, wovon ſie das erſte Jahr zu zehlen angefangen, und folgends eine richtige unfehlbare Zahl der Jubeljahre halten können, welches nicht geſchehen wäre, wenn zum Anfang ein anderer Grund wäre erwählet worden.

Bei dem Claviſo befinden ſich in ſeiner Rechnung die ungezweifelten Sabbathjahre, welche, allhier anzuführen, uns wenig nüzen würden, weswegen ich ſie mit Stillſchweigen übergehe, und nur ſo viel melde, daß An. 1602. nach der jüdiſchen Zeitrechnung ohnſtreitig ein Jubeljahr geweſen, dergleichen An. 1700. ware.

Der Name Jubel kommet von Jobel, und bedeutet eine Trompete, oder, wie andere wollen, von Jobal, welches Vergebung heiſet. Cajetanus deriviret es von Jubal, welches eine Frucht bedeutet, und Maſſius von Jubal, dem erſten Erfinder der Künſte. Am beſten wird Jobel oder Jubel, welches einen Wieder bedeutet, deriviret, weil dieſes Jahres feierliches Gepränge mit einem Horn von einem Wieder ausgeblaſen, und verkündiget wurde.

Die Heiden hatten auch ihre Jubiläa oder ludos ſeculares, welche ſie dem Appollini und der Dianæ, oder dem Diti, d. i. Plutoni und der Proſerpinæ zu Ehren alle 100. Jahr hielten, die von einem Herold alſo ausgeruffen wurden: Venite ad ludos, quos nemo mortalium vidit, neque viſurus eſt: d. i. Kommet zu dem Spiel, die kein ſterblicher geſehen, noch ſehen wird. Der Kaiſer Philippus hat ſolches auf das prächtigſte begangen, als er das 1000ſte Geburtsjahr der Stadt Rom feiern lieſe. Denn man ſahe damals ein unbeſchreibliches Hezen und Morden unter denen Thieren, indem viele Elephanten, Elendthiere, Löwen, Leoparden, Panther, Tieger, wilde Pferde und dergleichen in ein weites Feld ausgelaſſen wurden, um daſelbſt miteinander zu kämpfen, welches auch 1000. paar Klopffechter auf Leib und Leben verfichten muſten. Des Ringelrennens und der Commödianten wurde man faſt gar nicht müde, wie dann das Volk 3. Tage und 3. Nächte nicht ſchlieffe, ſondern dem unmäſigen Hochmuth und Verſchwendung begierig zuſahe. Daher an allen Orten der Stadt die Nacht durch Windlichter und Fakeln erleuchtet wurde. Die Feuersbrunſt aber, ſo dabei entſtunde, und den Pompejaniſchen Schauplaze, darinnen 50000. Menſchen ganz bequemlich zuſchauen kunten, ſamt denen weit herum gelegenen Gebäuden einäſcherte, verurſachte, daß man keine Fakeln vonnöthen hatte, indem die dunkeln Schatten der Nacht in dem hellen Glanze dieſer wütenden und tobenden Flammen vergraben wurden.

Anſonſten begehet man gleichfalls ein Jubelfeſt nach zurük gelegten 100. Jahren wegen Fundirung derer Städte, Academien, Gymnaſiorum, Kirchen, der erfundenen Kunſt der Buchdrukerei, und ſ. w. So iſt auch das Jubiläum denen Evangeliſch-Lutheriſchen bekannt wegen der Reformation der Augſpurgiſchen Confeſſion und des Concordienbuches, welches Jubiläum aber von den Römiſch-Catholiſchen ganz unterſchieden iſt. Vid. Mülleri Diſputatio de Jubilæo Lutherano. Die Reformirten haben auch ihr Jubiläum wegen ihrer eingeführten Religion. Vid. citat. Mülleri Diſputat. de Seculo §. 25. Jedoch von allen dieſen Jubilæis wird hier nicht gehandelt, ſondern allein von dem, welches die Römiſch-Catholiſche Kirche alle 25. Jahr zu halten pfleget, und welches mit dem Ausgang dieſes Jahrs ſeinen Anfang nehmen wird. Der Herr von Moreri meldet, daß ſolches von dem ehemaligen Jubeljahre derer Juden, deſſen Levit. XXV. gedacht wird, ſeinen Urſprung habe, wiewohl der Herr von Mezeray in ſeiner abregé Chron. de Hiſtoire de France durchaus behaupten will, daß die Inſtitution des Römiſchen Jubiläi von denen ludis ſecularibus derer alten Römer herrühre. Denn ob ſchon das Heidenthum zu Rom ausgerottet worden, ſo wären doch noch allemal in dem erſten Jahr eines Seculi die Leute von vielen Orten her dahin gekommen, und hätten bei ſolcher Gelegenheit ihre Andacht bei denen Gräbern derer Heil. Apoſtel Petri und Pauli nebſt andern verrichtet. Die prächtigen Ceremonien, ſo dabei vorgehen, ſind mehrentheils bekannt, und allezeit einerlei, weswegen wir uns auch nicht dabei aufhalten, ſondern nur noch dieſes zum Beſchlus melden wollen; daß An. 1600. über 300000. Fremde in Rom, und darunter über 24000. nur allein von der Franzöſiſchen Nation geweſen.

Von dem Alter und Gebrauche der Wörter Durchlauchtigſter und Durchlauchtigkeit.

Das Alter und den Urſprung gewiſſer Wörter aufzuſuchen und zu entdeken, iſt eine Bemühung, die oft einen geringern Nuzen hat, als man ſich einbildet, die aber, das ungeachtet, in gewiſſer Abſicht und nach Beſchaffenheit der Umſtände nicht ganz verwerflich; ja zuweilen unentbehrlich iſt. Was inſonderheit der Urſprung des Alters und Gebrauchs obbemeldeter Wörter für ein Werth beizulegen ſey, mus ich dem billichen Urtheile meiner Leſer und desjenigen Herrn, der durch ſeine Aufgabe mir hierzu Gelegenheit gegeben hat, überlaſſen. Ich habe Oldenburgers *Limnaeum enucl.* worauf ſich der Verfaſſer der angeführten Aufgabe beruft, nicht bei der Hand, um dasjenige nachzuſchlagen und zu prüfen, womit er etwa ſeine Meinung, daß die Herzoge von Baiern das Wort Durchlauchtigkeit erſt im 17ten Jahrhundert aufgebracht hätten, beſtättiget. Es ſcheinet, als ob des Herrn Johann Heinrich Zedlers Univerſallexicon zu dieſer Aufgabe Anlas gegeben habe, wo unter dem Articel Durchlauchtigſt und Durchlauchtigkeit unter andern folgendes ſtehet: Dieſes Wort kömmt aus Italien, und iſt der Titel Chur-oder Fürſtl. Gnaden, bis *anno* 1610. Maximilianus, Herzog in Baiern, dieſen Titel angenommen, welchem Exempel Oeſterreich, Brandenburg und andere alte fürſtl. Häuſer gefolgt. Hierbei wird Oldenburgers Limn. enucl. II. 18. §. 8. zu Zeugen angeführt. Allein es iſt gewis und kan mit mehrern, als hundert, Zeugen bewieſen werden, daß das Wort Durchlauchtiger oder Durchleuchtiger, wie es nach einiger Mundart ausgeſprochen wird, älter ſey, als das 17. Jahrhundert. Wenn wir Johann Leznern in ſeiner Hiſtoria Caroli Magni, die zu Hildesheim 1602. in deutſcher Sprache herausgekommen iſt, glauben könnten, ſo wäre der Kaiſer, Carl der Groſſe, ſchon Durchleuchtigſter genannt werden. Denn das Schreiben deſſelben an ſeinen Sohn Pipinus, welches Lezner in dem bemeldeten Buche anführet, fängt mit dieſen Worten an: Carolus der Durchleuchtigſt Auguſtus von GOtt gekrönet, der groſſe und friedfertige Kaiſer ꝛc. Allein Lezners Worte ſind aus dem Lateiniſchen überſezet. Die wahre lateiniſche Urſchrift findet man in Conrings Buche *de origine Iuris germanici* cap. 12. edit. sec. pag. 33. Daher will ich aus ſichern Gründen das Alter dieſer Wörter zu zeigen mich bemühen, und für jezt in das 16. Jahrhundert zurüke gehen. In demſelben wird der Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, Heinrich Julius, im Jahr 1585. wie auch der Fürſt zu Anhalt, Georg, im Jahr 1555. ingleichem der Marggraf zu Baaden, Carl, im Jahr 1557. Durchlauchtiger genannt.

Daß zu den Zeiten Anton Corvins, eines vormaligen Conventualen des Kloſters Riddagshauſen (*Meibom.* ſcr. rer. german. T. III. p. 384.) dieſes Wort auch ſchon in plattdeutſcher Sprache gebräuchlich geweſen ſey, ſiehet man aus Corvins Buche, daß 1535. gedrukt iſt u. folgenden Titel hat: Korte Vthlegginge der Evangelien, ſo up alle Sondage/ dorch dat ganze Jar geprediget werden. Nach einer kurzen und nachdrüklichen Vorrede des Doct. Luthers folget die Zueignungsſchrift an den Landgrafen Philipp, welche mit dieſen Worten anfängt: Dem dorchlüchtigen hochgebornen Förſten vnd Heren, Heren Philipſen, Landgreuen tho Heſſen, Greuen tho

Catthen Elebogen, Ziegenheim, Diez vnd Nida, mynem gnedigen Heren, Gnade vnd Frede van Godt, dorch unſen Heren Jheſum Chriſtum: Und folgenden Worten ſich endet: Jck hebbe dem hilligen Euangelio tho eeren ſolcke Arbeit J. F. G. thogeſcreuen, vnde bidde yn Underdänicheit, J. G. F. willen myn gnedige Here ſyn. Godt beware vnde leide J. F. G. alletidt ſelichlick, tho Loff vnd Priſe vnſes Heilandes Chriſti, tho Heil der ganzen Chriſtenheit, vnd tho J. F. G. Selicheit, amen. Dathum tho Wizzenhuſen, Anno 1535.

J. F. G.
Vnderdeniger
Antonius Coruinus.

Es iſt alſo unſtreitig, daß dieſes Wort nicht erſt im 17ten Jahrhunderte ſeinen Urſprung genommen habe. Eben ſo gewis ſcheinet es faſt zu ſeyn, daß dieſer Titel noch lange vor dem 16. Jahrhunderte gebräuchlich geweſen ſey, welches Jemand, der ältere Bücher und Schriften hat, als ich, mit Exempeln gar leicht beweiſen könnte. Ich habe inzwiſchen der bemeldeten Aufgabe ein Genüge gethan. Ob aber Sereniſſimus, oder Illuſtriſſimus zu dem deutſchẽ Worte, Durchleuchtigſter, Gelegenheit gegeben habe, das kan man wohl mit keiner völligen Gewisheit entſcheiden. Der ſo gelehrte, als berühmte Hr. Doct. Heumann ſcheinet in ſeinen progr. de titulo Sereniſſimi pag. 10. der erſten Meinung nach günſtig zu ſeyn.

Das hiervon abſtammende Wort Durchlauchtigkeit iſt ſonder Zweifel gleiches alters. Wenigſtens iſt es älter als das 17. Jahrhundert. Ich beweiſe dieſes aus der deutſchen, im Jahr 1597. herausgekommenen, Ueberſezung des Buchs, das Philipp Morneus von der Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben hat, wo die Zueignungsſchrift an den Fürſten zu Anhalt und Askanien, Chriſtian, von dem Ueberſezer mit dieſen Worten beſchloſſen worden:

E. F. Durchleuchtigkeit.
undertheniger, gehorſamer Diener
Ioh. Franc. Caſtillioneus.

Die lateiniſchen Wörter *Sereniſſimus* und *Serenitas* ſind zuerſt im 4ten Jahrhundert von dem Kaiſer Theodoſius gebraucht worden. (*Cujatius* in Obſerv. lib. 16. c. 23.) Seine Söhne, Honorius und Arkadius, haben ſich eben ſo genennet. (*Heumann* progr. de tit. Serm. p. 10. 11.) im 5ten Jahrhundert haben die Kaiſer, Zeno und Anaſtaſius, ein jeder ſeine Gemahlin Sereniſſimam genant. Ihre Worte hat *Becmann Notit. dignitatum illuſtrium* diſſ. I. c. 4. §. 6. angeführt. Der ordentliche Titel der Kaiſer war Clementiſſimus und Clementia. Weil aber die Könige und andere groſſe Herren, ſich dieſes Titels auch zu bedienen anfiengen: So nahmen die Kaiſer zu ihren Unterſcheidungstitel Sereniſſimus und Serenitas an. (*Heumann* l. c. p. 6.) Im 6ten Jahrhundert lies ſich Juſtinianus gemeiniglich Serenitas veſtra nennen. (*Caſſiodorus* lib. 10. ep. 24.) Daß Carl der Groſſe, im 8ten und 9ten Jahrhundert ſich Sereniſſimus genannt habe und von andern genannt ſey, iſt auſſer Streit. Denn alle, von Conring geſammlete Briefe, die der Papſt Leo III. an denſelben geſchrieben hat, fangen mit dieſen Worten an: Domino Piiſſimo & *Sereniſſimo*, Victori ac Triumphatori, Filio &c. Daß im 10ten Jahrhundert Heinrich der Vogler ſo genannt ſey, zeiget, Kettner *Hiſt. Eccleſ. Quedlib. pag. 4. ſeqq.* Alſo war Sereniſſimus anfangs ein vorzüglicher Titel der Kaiſer und nachher der Könige. Leonhard Aretin nennet den König Alphonſus in ſeinen Briefen Sereniſſimum. (Lib. 7. ep. 2. 6. *Heumann* l. c. pag. 8.) mit was für Rechte nun dieſer Titel den Churfürſten und deutſchen Herzogen beigeleget werde, hat Cäſarinus Fürſtenerius, (d. i. Leibniz) *de iure ſuprematus principium*

Germaniae c. 24. 44. 45. gewieſen. Nachher iſt dieſer Titel bei den groſſen Herren bis auf unſere Zeiten gemein geworden.

In einem kleinen Beitrag habe noch folgendes gefunden, welcher dieſe Aufſchrift hat: „Rethorica vnd Formulare, „Teutſch, derleichen nie geſehen iſt, beynach all Schreiberei betreffendt, von vielerlei Epiſteln, Vnnder- vnd Ueberſchrifften, allen Geiſtlichen vnd Weltlichen, „vnd vilerley Supplicationes ꝛc. Getrukt „zu Tübingen, Vlrich Morhart ꝛc. „Die Zeit des Druks iſt nirgend angezeigt, das davor ſtehende Privilegium Carls des V. aber iſt 1528. den 24. Jun. datirt, und die im Werke ſelbſt vorkommende Namen vieler Fürſten, welche um gedachte Zeit zugleich gelebt, beſtättigen es, daß ſolches in dem erſten Viertheil des ſechzehenten Jahrhunderts geſchrieben und gedrukt worden. Der Verfaſſer nennet ſich erſt auf den zweiten Blatte. Er heiſſet mit ſeinem völligen Titel: „Alexander „Hugen, viljeriger Stattſchreiber zu „mindern Baſel, auch zu Pfortzheim in „der Marggraueſchafft Baden, vnd zu „Calw, im Fürſtenthumb Wirtenberg.„ Dieſer hat nun auch, aus andern Büchern, wie er ſchreibt, vnd ſein ſelbs geübten Erfarung, die damals gebräuchliche Titulaturen und Aufſchriften, verſamlet; und es lauten ſolche Fol. XXI. verglichen mit Fol. V. IV. a) an den Röm. Kaiſer: Dem allergrosmächtigſten, durchleuchtigſten, (in den weiter unten folgenden Beiſpiel auch wol: allerdurchleuchtigſten) allerchriſtlichſten vnüberwindlichſten Kaiſer ꝛc. b) an den Röm. König: Dem allerdurchleuchtigſten, grosmächtigſten. Doch Fol. IV. will er haben, daß einem jeden König, dem man mit unterworfen iſt, der Titel gebühre: Allerdurchleuchtigſter, grosmächtigſter König. Die 3. geiſtlichen Churfürſten heiſſen, hochwürdigſte, durchleuchtigſte, hochgeborne Fürſten ꝛc. die weltlichen: Durchleuchtige hochgeborne ꝛc. und eben ſo auch Herzoge, Fürſten, und Marggrafen. In der Verbindung ſchrieb man, nach Hugens Fürſchrift, an Erzherzoge, Churfürfürſten und Herzoge, auch wol an Patriarchen: Ewer Durchleuchtigkeit; aber an einen Fürſten, der nur ein Herzog iſt: Ewer Gnaden; an einen Kardinal, päpſtlichen Legaten, Erzbiſchof oder gefürſteten Biſchof: Ewer Hochwürdigkeit; an eines Röm. Kaiſers oder Königs hochgeachten Canzler, oder einer gröſſern Stadt ihre Oberkeiten vnd Rete oder andere fürnemſte Perſonen, die nit Edel ſeynd: Ewer erleuchten Berümptheit, hochgeachten Fürnemkeit; Ewer fürnemen löblichen fürprenslichen Weisheit; oder Ewer erſamen verrümpten, wolgelümpten Weisheit; an geiſtliche Leute, die nit achtbarlich gewirdigt ſeind: Ewer berümpt Geiſtlichkeit, Andechtigkeit, Ehrſamkeit, Tugendt, Günſtlichheit; Deiner Theurheit, Gutheit, Berümptheit, Mannheit, Dapferkeit, Frömmbkeit, Zucht, Tugendt, Werdheit, Lobſamkeit ꝛc.

M. N.

Höchſtnöthige Warnung vor alle Menſchen, ſonderlich aber vor diejenigen, die im wirthſchaftlichen Stande leben, ſowohl gegen den Müſiggang als die unmäſige Leibes- und Seelenarbeit; Nebſt einem Auszuge aus der unter dem Vorſiz des hochberühmten Arztes und öffentlichen Lehrers in der Arzeneikunſt, Hrn. D. Plattners zu Leipzig, von Hrn. D. Haaken gehaltenen Diſſ. de negotiola Actione propter valetudinem circumcidenda.

Verfertiget von
G. v. R.

DEr Menſch iſt zur Arbeit gebohren, wie der Vogel zum fliegen; Das iſt ein alter bekannter Saz. allein keine Sache kan den Müſiggang weniger ohne ihr gänzliches Verderbē, als alle Arten der Wirthſchaft vertragen, weil dieſer ihre Natur in Geſchäften der Kräfte des Leibes und der Seelen beſtehet, daran GOtt die nothdürftige und bequeme Erhaltung des leiblichen Lebens, hiernächſt aber auch die Erlangung eines Vorraths in zeitlichen Vermögen zur Ausübung der Liebe, ich meine die Erlangung des Reichthums, gebunden. So gewis aber auch dieſes iſt, ſo ſehr ſind doch auch einige Menſchen zu einer höchſt ſchädlichen Ausſchweiffung in der Leibes- und Seelenarbeit geneigt, gleichwie hingegen andere unter dem Vorwand der Ruhe auf einen ſchnöden Müſiggang verfallen. Beide ſchaden nicht allein der Wirthſchaft unmittelbar, ſondern auch vornemlich dadurch, weil ſowohl der Müſiggang als eine unmäſige Arbeit die Kräfte des Leibs und des Gemüths zu Geſchäften, und alſo auch zu wirthſchaftlichen, untüchtig machen, beide in groſſe Krankheit ſtürzen, und endlich das Leben verkürzen. Allein ſowohl das eine als das andere erkennen viele Menſchen nicht, oder, wenn ſie es ja überhaupt erkennen, ſo ſehen ſie es nicht überzeugend ein, und wiſſen weder in dem einen noch in dem andern Maſſe zu halten. Was aber daraus vor ein gröſſer Schade endlich in dem Ganzen eines gemeinen Weſens und in einzeln Wirthſchaften von allen Arten, ſowohl auf dem Lande als in denen Städten entſtehe, das iſt nicht zu beſchreiben, ob es gleich unter die unerkannten Fehler entweder allzuſtrenger, harter und Gewinnſüchtiger, oder liederlicher und leichtſinniger und allzu commoder Hausväter, Hausmütter, Wirthe, Gelehrter und Ungelehrter, Landleute, Künſtler, Handwerker, Manufacturieurs und Kaufleute gehöret. Ja es iſt noch etwas, ſo dieſen Fehler ſehr beſchwerlich machet, nemlich daß die Policei demſelben nicht füglich recht in der Nähe und unmittelbar beikommen kan. Einige Arbeits und Geſindegeſeze, einige Eintheilung der Zeiten, einige Zuchtanſtalten und Strafen wider den Müſiggang, oder wider die Grauſamkeit, womit andere die ſtrenge Arbeit von denen Dienenden fordern, oder ſich ſelbſt töden, ſind zwar etwas. Allein ſie reichen nicht zu, und haben wiederum auf der andern Seite viel üble Würkungen. Wenn aber die Leute auch in dieſem Punct recht erzogen, oder alle von der Schädlichkeit ſowohl des Müſſiggangs als der unmäſigen Arbeit ſattſam überzeuget und unterrichtet werden könten und würden, ſo möchte ſolches noch etwas helfen. Wenn man es aber endlich auch wegen des Müſiggangs glaubet, ſo will doch das andere, nemlich unmäſige Arbeit zu fliehen, vielen nicht ein. Arbeitſame Liebhaber, des fleiſes ſonderlich, beten öfters ohne Verſtand und Grund das Sprüchlein vor: Niemand ſtirbt von der Arbeit; welches doch kein allgemeiner Saz iſt. Dieſe Sammlungen werden von vielen geleſen, vielleicht kan man dadurch auch etwas beitragen, die Menſchen zu unterrichten und zu überzeugen, daß ſowohl Müſiggang als unmäſige Arbeit ihnen ſelbſt am nächſten, hiernächſt aber dadurch dem gemeinen Weſen höchſt ſchädlich ſey.

Eine gelehrte Abhandlung, welche auf der hohen Schule zu Leipzig unter dem Vorſiz des berühmten Lehrers in der Arzeneiwiſſenſchaft, Hrn. D. Plattners daſeblſt, ohnlängſt in dieſem Jahre von dem damahligen Herrn Doctorando Haaken, de negotioſa Actione propter valetudinem circumcidenda gehalten, ſoll mir jezt die Gelegenheit und die Materie zu dieſem Zwek geben, indem ich nur Auszugsweiſe aus diſer gelehrten Diſſertation denen zu gefallen anführe, wie ſchädlich der Müſiggang, ſonderlich aber unmäſige Arbeit, der Geſundheit des Leibes und der Seelen, die doch zu aller Wirthſchaft ſo nöthig iſt, welche kein Latein verſtehen, und ſich ſonderheitlich in das lezte bei vielen Fällen, ſowohl vor ſich als in regard anderer, die vor ſie arbeiten, nicht finden können. Denn der Endzwek des Herrn Verfaſſers iſt zwar ſonderlich anzuzeigen, wie nöthig ein rechtes Mas bei der Arbeit in Anſehung der Geſundheit ſey. Jedoch berühret er auch die Nothwendigkeit derſelben und die Pflicht zu arbeiten, den Nuzen der Arbeit überhaupt, und endlich auch den Schaden des Müſiggangs in Anſehung des Leibes und Leben, welchen die Müſſiggänger doch insgemein auch nicht erkennen, wann ſie gleich ſeinen Schaden in der Wirthſchaft, den er unmittelbar hat, geſtehen müſſen. Er hat ſonderlich dieſen Irrthum im 2. §. gleich zu widerlegen geſucht, und hierzu viele Zeugniſſe und Anſtalten der Alten zu mäſigen und ergözenden Leibesübungen zur arte gymaſtica und ſofort gebrauchet. Doch dieſes übergehe ich. Nur aus dem 3. §. führe ich billich die Erklärung, was Arbeit ſey, an. Er nennet ſie mit dem Celſo ein mühſames oder beſchäftigendes Thun, welches andere durch Handlung, Beſchäfftigung oder Arbeit geben, und beſchreibet ſie mit denen Worten des Ciceronis, daß es eine Beſchäftigung entweder des Gemüths oder aber des Leibes mit einer ernſthaften Verrichtung oder in einem Amte ſey. Und hieraus leitet er den Unterſchied zwiſchen der Arbeit des Gemüths und derjenigen her, ſo nur vermöge des Leibes geſchiehet, wobei er im Vorbeigehen den gemeinen Irrthum derer Unverſtändigen oder vielmehr Unwiſſenden berühret, die dafür halten, als feyerten diejenigen von aller Arbeit, die eben nichts mit ihren Händen verrichteten, worunter denn ſonderlich diejenigen leiden müſſen, welche ſich auf die Studia legen, welche doch mit dem Scipione Africano zu reden, alsdann am wenigſten müſig ſeyn, wenn ſie am müſſigſten zu ſeyn ſcheinen. Und hierauf wendet er den 4, 5, 6. und 7ten §. an, den Nuzen der Arbeit des Leibes und der Seelen in Anſehung der Geſundheit, theils mit Zeugniſſen derer Alten, theils aus Vernunftsgründen, vorzuſtellen, und den groſſen Schaden, den beide Leib und Seele von dem Müſiggange zu erwarten haben, zu zeigen. Die verſtändigſten Aerzte, ſagt er, haben meiſtentheils durch Verordnung einer gemäſigten Arbeit und beobachtenden Diät ihren Kranken mehr geholfen, als durch andere gewöhnliche Arzeneien. Allein ſie erfordern auch, daß dieſe Arbeit alsdann ungezwungen und mit Luſt geſchehen müſſe, wo ſie anderſt zu Herſtellung der Geſundheit etwas beitragen ſolle. Das Wohlbefinden dererjenigen, die, wofern es nur zu ihrer Vergnügung gereichet, die ſtärkſten Fatiguen ausſtehen, ohne davon einige Beſchwernis zu empfinden, zeige ſolches; Dahingegen andere, welche ohne Unterlas zu einer beſchwärlichen Arbeit und zwar wider Willen angehalten werden, ſolches keineswegs aushalten könnten.

Sonderlich merket er von der Gemüthsarbeit an, daß dieſelbe zur Geſundheit des Leibes und ſeiner Kräfte allerdings viel beitrage. Er unterſcheidet aber das Bemühen der Seelen. Denn da in dieſen zweien Stüken alles beſtehet, wodurch unſer Gemüth nur afficiret werden kan, indem daraus die Affecten beſtehen, und hernach auch alle Gedanken, welche dem Regiment des Willens unterworfen, und nach deſſen Befehl herfürgebracht, unterhalten und wiederum abgebrochen werden, ſo wird von beiden gemeldet, was dadurch dem Leibe genuzet oder geſchadet werde, ſonderlich aber, was die Gemüthsbewegungen dazu beitragen. Aus dem Schaden der heftigen Gemüthsbewegungen erweiſet er aber darauf, daß nur ein gemäſigtes Thun und Würken der Seele dem Leibe allein erſprieslich ſey, insbeſondere aber eine beſtändige Zufriedenheit und mäſige Freude des Gemüths groſſen Nuzen habe. Was aber der Müſiggang vor Schaden habe, davon läſſet er den weiſen Heiden Cicero reden, welcher ſpricht: Der Müſſiggang und die Einſamkeit bringen eine Ermattung und Schwächlichkeit zuwege. Ja man habe Exempel, daß diejenigen, welche gänzlich ohne Bewegung geweſen, dadurch dergeſtalt furchtſam und niedergeſchlagen worden, daß ſie gleichſam allen Muth verlohren, und ſich ſowohl aus Kummer über die gegenwärtigen, als aus Furcht für die zukünftige Zeiten gar nicht haben zufrieden ſtellen wollen und können. Und daran ſey nichts anders ſchuld, als gedachte ihre völlige Entſchlagung aller Arbeit. Denn indem ſie nichts anders zu thun hätten, ſo pflegten ſie auf dasjenige, ſo ihnen am nächſten iſt, und ſie allein nur angehet, zu fallen, darauf zu denken, und ſich darüber zu bekümmern, ſo gar, daß ſie ſich aus der geringſten Kleinigkeit unüberwindliche Beſchwerniß machten, und öfters die leidlichſten Schmerzen oder kleinſten Anfälle einer Unpäslichkeit, womit ſie etwan befallen werden, für unträglich, und untrügliche Anzeigen ihres Endes achteten und ausgäben, wodurch ſie gleichwohl nichts ausrichteten, ſondern öfters ihr Ubel nur vergröſerten und der Herſtellung ihres Wohlbefindens immer neue Hinderniſſe in Weg legeten: Dahingegen aber würden diejenigen, ſo ſich zur Arbeit gewöhnet, und darinne mäſig fortführen, oftmals die ſchwerſten Krankheiten vermittelſt ihrer guten Natur gröſtentheils überſtehen. Indeſſen ſo gehet doch bei allen dieſen der Schlus des Hrn. Verfaſſers §. 8. dahin, daß weder die Arbeit des Leibes, noch auch die, ſo die Seelee verrichtet, der Geſundheit könne zuträglich ſeyn, woferne nicht beiden gewiſſe Gränzen geſezet würden. Anfänglich zeiget er dannenhero ſolches von der Arbeit des Leibes, hernach aber der Seele. Was die Leibesaabeit anbelanget, ſo erweiſet er, daß, woferu dieſelbe allzuſtark und unmäſig getrieben würde, ſolches den Tod verurſachen könnte, als wovon man traurige Beiſpiele zur Genüge aufgezeignet fände. Die Art und Weiſe, wie ſolches geſchehe, erkläret derſelbe nachmals ſehr gründlich, und wenn es ja ſich zutrüge, daß es ſcheine, als ob andere Nebenurſachẽ mit daran ſchuld geweſen wären, als eine ſchwache Conſtitution des Leibes, zärtliche Erziehung, ein innerlich verborgener Schaden, allzugroſſe Hize oder Kalte und dergleichen, welches auch gar wohl ſeyn könnte, ſo bliebe doch gewis, daß die allzuheftige Bewegung des Leibes das Ihrige dazu fürnemlich beitragen, und dieſe traurige Würkung nach ſich gezogen hätte. Dieſes zeiget er nicht allein überhaupt, ſondern auch §. 9. in Anſehung vieler Krankheiten inſonderheit, die daher zu entſtehen pflegen. Denn der Cörper wird durch eine allzuunmäſige Bemühung zu ſehr erhizet, dadurch aber das Geblüte ausgetroknet, und folglich untüchtig gemachet, ſeine ihm geſezte ſo ſubtile Wege, als die faſt unſichtbaren unzehligen Aederlein des Leibes ſind, gehörig zu durchlaufen, welche, wenn ſie, wie daraus erfolgen mus, endlich verſtopfet werden, eine Entzündung verurſachen und groſſes Ubel anrichten. Dieſes nun zu verhüten, ſoll man ſich ſonderlich in acht nehmen, daß man weder nach etwas heftiger Bewegung ſogleich gänzlich davon und zwar auf einmal nachlaſſe, noch bei dergleichen ſtarken Erhizung weder durch die freie Luft oder kaltes Getränke ſich abzukühlen ſuche. Und ſolte auch gleich keine ſo gefährliche Entzündung ſo bald in gedachten Umſtänden und aus gemeldeten Urſachen entſtehen, ſo lehret uns doch der Herr Verfaſſer §. 10. daß noch mancherlei anderer Schaden daraus gar leicht erfolgen könne. Der Schweis, als eine unzertrennliche Würkung einer jeden ſtarken Bewegung, ſo heilſam er auch denen ſeyn mag, welche durch dieſes Mittel ſich derer unnüzen und verderbten Säfte zu entledigen ſuchen, ſo ſchädlich iſt er doch einem Cörper, dem nichts fehlet und über dieſes nicht zu klagen hat. Und wann er auch dienen möchte, wie er denn auch würklich in erſtgedachter Entzündung nüzet: ſo leiden doch, wann anderſt die Zufälle nicht vorhanden ſind, die mehreſten und beſten Säfte darunter, indem dieſe ſowohl als die bösartigen (ſo es an dieſen fehlet, wie in Geſunden dafür zu halten iſt), mit abgeführet werden, da dann nur die groben Erd- und öhlichten Theile zurük bleiben, welche, wenn ſie ſich miteinander vereinigen, neues Uebel verſchaffen. Dieſes iſt kürzlich der Schade, den die flüſigen Theile durch übermäſige Leibesbewegung und das dadurch verurſachte Schwizen leiden. Was aber die feſten Theile betrift, ſo handelt er davon im 11. §. ſqq. Denn da dieſe Theile aus jenen ſo zu ſagen beſtehen, und von jenen gleichfalls genähret und unterhalten werden, ſo kan es leicht kommen, daß die flüſigen durch die ſtarke Kraft des Herzens und deſſelben allzuhefftiger Bewegung, worein er vermittelſt der Erhizung geräth, einen oder mehrere derer feſten Theile zerſprengen, und damit eine der gefährlichſten Blutſtürzungen erregen oder noch vielerlei andere Unheil anrichten. Dahingegen gehören auch die Schmerzen, welche Ermattete von groſſer Arbeit zu empfinden pflegen. Denn eben dieſe entſtehen von dem ſtehenbleibenden Geblüte in dem kleinen Geäder des Leibes, von welchen anzumerken, daß ſie noch heftiger werden, wenn man gleich nach groſſer Ermattung ſich zur Ruhe begiebt, hingegen nachgeben, ſo man nach und nach von der Arbeit abläſſet. An Exempeln fehlet es auch ſowohl zu unſern als ehemaligen Zeiten nicht. Im 12. §. wie ſonderlich Silenus angeführet, deſſen bereits Hippocrates gedenket und von ihm bezeuget, daß er von allzuvieler und groſſer Arbeit geſtorben ſey. Sonderlich aber gehet dieſe Warnung auch dem weiblichen Geſchlecht an, ſich einer unmäſigen Arbeit und ſtark angreiffender Bewegung des Leibes zu enthalten, indem ihnen daraus mancherlei ſehr gefährliche Zufälle zuſtoſſen, ja wohl ſelbſt der Tod erfolgen könne. Und es fehlet nicht an betrübten Fällen, die ſolches beſtättigen. Allein iſt eine unmäſige Arbeit und Bewegung des Leibs geſunden Leuten ſchädlich, ſo iſt ſolches denenjenigen nach dem 13. §. dieſer Abhandlung viel gefährlicher, die bereits mit einiger Unpäslichkeit behaftet ſind. Und hingegen gehören alle die, ſo von Natur ſchwächlich und zart ſind, oder an beſondern Theilen ihres Leibes, was für welche es auch ſeyn mögen, etwas empfinden, abſonderlich aber die, welche keine gute Lunge haben. Ferner iſt allzugroſſe Arbeit auch insbeſondere denen ſchädlich, welche ſich nicht mit Speiſe und Trank ſattſam wieder erquiken und erholen können, oder aber vor der Arbeit nicht genugſam damit verſehen geweſen. Endlich merket der Herr Verfaſſer an, daß ſchwere Leibesarbeit, abſonderlich zu Peſtzeiten ſehr gefährlich ſey; ja die Patienten dieſer Seuche müſten ſich auch vor der kleineſten Ermattung überaus hüten. Weil aber doch die Leibesarbeit ſehr wohl auch zu dem Zwek gebrauchet und angewendet werden kan, damit man theils das Zu- theils das Abnehmen des Leibes, als welches beides nach Unterſcheid der menſchlichen Geſundheit zuträglich iſt, befördere, ſo kan man folgende Regeln merken:

1) Wer abnehmen will, bewege ſich geſchwinder,
2) Arbeite nüchtern und
3) Eſſe gleich, wenn er von der Arbeit gleichſam keuchend kommt.
4) Wer aber zunehmen will, mus ſich langſam bewegen,
5) Nicht nüchtern arbeiten,
6) Nicht gleich nach der Arbeit eſſen.

Sonſt aber iſt die ſchwere Leibesarbeit ſonderlich denen, die mit dem Kopfe arbeiten, höchſt ſchädlich, ſo ſehr auch ſonſt eine gemäſigte Bewegung und Bemühung die ſchwächlichen Cörper derer Gelehrten erquiken und ſtärken kan. Und überhaupt ſchadet unmäſige Leibesarbeit denen Gemüthskräften, und machet ſie zu ſolchen Verrichtungen, welche vermittelſt der Seelen allein geſchehen, untüchtig. Wer übrigens nach dem 14. §. mit dem Stein behaftet, einen ſtarken Durchfall hat, dem der Maſt davon ausgetretten, welche mit der Ruhr behaftet, oder Mangel an der Lunge, als Geſchwüre und dergleichen haben, denen iſt nichts ſchädlicher als ſtarke Arbeit und unmäſige Anſtrengung derer Kräfte des Leibes; Ja wer äuſſerlichen Schaden an Füſſen, oder wenn das Frauenzimmer dergleichen üble Umſtände an Brüſten, abſonderlich den Krebs haben, als welcher durch viele manchen Weibern unumgängliche Bewegung derer Arme nur ſchlimmer wird, daher ſie auch für andern zu beklagen ſind, wenn ſie bei dergleichen Zufällen nichts deſto weniger gezwungen ſind, ihnen ſelbſt und denen Ihrigen Nahrung und Kleider durch ihre eigene Hände zu verſchaffen. Dann dadurch kan leichtlich geſchehen, daß ſie ſich die ganze Zeit ihres Lebens mit dergleichen Krankheiten ſchleppen müſſen, indem die Cur wegen der beſtändigen Arbeit faſt unmöglich iſt. Daß aber die Ruhe denen nöthig ſey, welche ſich etwan Arme oder Füſſe zerbrochen, oder auch nur ausgefallen haben, wenn ſie wieder curiret werden ſollen, iſt einem jeden bekannt. Der 17. §. handelt von einigen beſondern Leibesübungen oder ſogenannten Exercitus, und zeiget, wenn dieſelbe dieſen oder jenen Menſchen in gewiſſen Umſtänden ſchädlich ſind; Dahin gehöret 1) das Wiegen der Kinder, wenn ſie ihre Zähne bekommen wollen und daran krank ſind. Es iſt aber auch von andern ſchon angemerket worden, daß das Wiegen mehr zur Gemächlichkeit derer Wärterinnen als zum Vortheil derer Kinder gereiche, ſonderlich wenn es nicht auf eine ſehr ſanfte Weiſe, ſondern mit Gewalt, Rumpeln und Stauchen der gemeinen Wiegen geſchicht. Denn das Gehirn und die zarten Nerven der Kinder werden dadurch erſchüttert, Schwindel und Tum̃heit verurſachet, daher man auch von einem Menſchen ſagt: Er ſey tumm geboyet. Zum 2) ſchadet das laute Leſen oder Sprechen derer, ſo ſich vor dem Schlagfluß zu fürchten haben. 3) Das Reiten, Fechten, Ball ſchlagen und dergleichen hefftige Ubungen, ſo den Leib angreiffen, denen ſo eine ſchwache Bruſt haben; das Reiten inſonderheit, wie es auf Reitſchulen im Creis herum getrieben wird, iſt denen ſo zum Schwindel geneigt, höchſt ſchädlich; ja alles Reiten ſchadet überhaupt denen Podagricis, und denen, ſo aus verſchiedenen Urſachen die Füſſe geſchwollen ſind. Gleichwie nun bis hieher nur die Rede geweſen von der Arbeit des Leibes allein, und wie alles Ubermas in ſelbiger der Geſundheit ſchädlich ſey: alſo betrachtet der Herr Verfaſſer auch vom 18. §. an das andere Stük, welches die Arbeit der Seelen betrift, und ſuchet von ſelbiger ebenfalls darzuthun, daß, woferne ihr keine gewiſſe Gränzen geſezet werden, ſie ſowohl als die des Cörpers, in Anſehung der Geſundheit, gefährliche Folgen habe. Das Leben einiger Gelehrten, welche ohne Unterlas unter ihren

Büchern, ſo zu reden, begraben geweſen, hat im Ausgang bewieſen, was ihnen ſolches für Schaden, in Betrachtung ihres Gemüths ſelbſten gethan, da ſie eigenſinnig, hart, aufgeblaſen, ja faſt Leutſcheu worden, ſo, daß ſie mit niemand und auch keiner mit ihnen mehr umgehen wollen. Unter diejenigen, welche dieſer Gefahr am meiſten unterworfen ſeyn, durch allzuviele Arbeit des Gemüths ſich zu ſchaden, müſſen auch diejenigen ſonderlich gezehlet werden, welche vor andern viele Geſchäfte abzuwarten haben, die ſolcher Beſchaffenheit ſind, daß ſie die Kräfte der Seelen ſehr angreiffen und mitnehmen, worunter hauptſächlich die mathematiſchen Ausübungen u. die darunter begriffenen ſehr beſchwerlichen und tiefſinnigen Ausrechnungen gehören. Der Herr Verfaſſer zeiget auch im 19. §. die Art und Weiſe, wie ſolches zugehe. Denn durch die Anſtrengung der Kräfte der Seelen werden alle Säffte des menſchlichen Cörpers verzehret oder doch verdiket; welches aber nur das geringſte iſt, ſo man daher zu befürchten hat, ſintemal durch das ſtarke Denken nicht nur jene Flüſigkeiten, ſondern auch, was das meiſte machet, die Lebensgeiſter ſelbſt, von welchen alle Empfindung und Bewegung einig und allein abhanget, erſchöpffet werden. Unter allen Krankheiten aber, ſo allzuviele Gemüthsarbeit in uns erregen kan, rechnet der 20. §. vornemlich die Hauptkrankheiten, als Schwindel, Blödigkeit des Geſichts, ja die Schwäche aller Sinnen insgemein, nebſt allerhand beſondern Zufallen an denenſelben. Vornemlich entſtehet aber nach der Anmerkung des 21. §. der Mangel des Gehörs oder die Taubheit, ingleichen allerhand Brauſen und Gluken der Ohren bei denen, die ſehr viel mit dem Gemüthe beſchäftiget ſind. Wie denn deswegen die meiſten arbeitſamen Gelehrten, ſonderlich wenn ſie alt werden, dieſen Zufällen unterworffen ſind, nachdem ſie in der Jugend ſich unmäſig darinn gehalten haben. Jedoch die unmäſige Gemüthsarbeit ruiniret nicht nur den Leib, ſondern auch die Kräfte der Seelen. Es iſt in dieſer nüzlichen Abhandlung alles mit vielen würklichen Fällen und Begebenheiten, und alſo durch derer Herren Aerzte Hauptgrund, die Erfahrung, als auch durch den gezeigten Zuſammenhang derer Urſachen und Würkungen, mithin durch die Vernunft beſtättiget. Es erlaubet aber die Kürze nicht, ſolches allhier anzuführen: Vornemlich aber bleibet er doch im folgenden 22. §. bei denen übeln Zufällen einiger Theile des Leibs, ſo durch die Arbeit des Gemüths verurſachet werden. Denn da ſie alle, insbeſondere aber der Magen, mit dem Haupte in genauer Verbindung ſtehen, ſo kan es auch nicht anderſt kommen, als daß wenn jenes leidet, auch dieſe Theile dadurch gefährlich afficiret werden. Ja es iſt nach des Herrn Verfaſſers Meinung faſt kein widriger Zufall, der den Magen wiederfähret, welcher nicht aus allzuvieler Arbeit des Gemüths kan hergeleitet und erwieſen werden. Daher diejenigen ſehr wohl thun, welche, wenn ſie mit vieler Arbeit überhäuft ſind, deſtoweniger genieſſen, und zwar nur von geſund und leicht verdaulichen Speiſen, darneben aber ſich eines guten ihnen zuträglichen Getränkes bedienen. Die beſondere Urſache dieſer groſſen Schädlichkeit der vielen Arbeit des Gemüths wird billich im 23. und folgenden §. gröſtentheils daher geleitet, weil ſie vielfältig und zwar am meiſten ſizende verrichtet wird. Denn dieſe Stellung iſt dem Leibe keineswegs nüzlich oder vortheilhaft, indem einige Theile, als der Magen und die übrigen Eingeweide, dadurch verdrucket, und alſo an derjenigen Würkung, ſo ihnen vermöge des Baues des Menſchlichen Cörpers obliegt, verhindert werden, daraus dann nichts anders als Unordnung und mancherlei Krankheiten nothwendig erfolgen müſſen. Aus dieſen allen nun folget von ſelbſten, daß diejenigen, ſo ihre Geſundheit lieb haben, und darinnen alt zu werden begehren, zwar dem gänzlichen Müſiggang meiden, aber auch beſtändige und allzuheftige Arbeit, ſowohl eine beſtändige ruhige und müſige Lebensart, als eine beſtändig fortdaurende und ununterbrochene Beſchäfftigung des Leibes und der Seelen fliehen müſſen. Es lobet daher derſelbe diejenigen, ſo die Mittelſtraſſe gehen, denn dieſe iſt hierinn die beſte. Sonderlich rühmet er nicht ohne Urſache den groſſen Nuzen, welchen eine klüglich eingetheilte Abwechslung der Arbeit und der Ruhe, ingleichen eines mäſigen und erlaubten Vergnügens, die Verwechslung ſchwerer Studiorum mit leichtern, vieler wichtiger öffentlicher und Privatgeſchäfte mit einer dem göttlichen Geſez gemäſſen Ruhe, Erluſtigung und Vergnügung unſerm Cörper zuwege bringen, die Beiſpiele älterer Zeiten des Socratis, des Ageſilai, des Scævolæ, und einiger anderer, ſo man in dieſem § angeführet und erkläret findet, dienet durch ihre Erfahrung zur Bekräftigung dieſes Sazes. Dieſe Männer ſchämeten ſich nicht, ſich unterweilen auch faſt kindiſcher Ergözlichkeiten zu Veränderung zu bedienen. Wann aber die unmäſige Seelenarbeit allemal ſchädlich iſt, ſo kan ſie noch vielweniger in gewiſſen Zeiten und Umſtänden dienlich ſeyn, ſondern mus durch den Beitritt derſelben noch ſchädlicher werden, z. E. Wenn man gleich nach der Mahlzeit, es ſey nun ſolches des Mittags oder auch des Abends, mit derſelben arbeitet, ſtudiret und ſofort. Der Herr Verfaſſer erinnert ſolches im 25. §. ſehr wohl, und zeiget hiernächſt, wie ſchädlich es ſey, wenn man über groſſer oder langer Arbeit gar des Schlafes vergiſſet, und von der dem Cörper ſo nöthigen Ruhe etwas abbricht. Es iſt auch eine nöthige und gegründete Regul der Studirende und Kopfarbeiter, ja nicht ſogleich zu einer ernſthafften Sache zu ſchreiten, wenn man vorher eine heftige Bewegung des Leibes gehabt, indem es ſelten alsdann gut von ſtatten gehet. Dieſes erläutert der 26. §. mit mehrern, und bemerket ſonderlich, wie ſchädlich es ſey, wenn man von ſcharfer Gemüths= oder Kopfarbeit zur Vermiſchung mit dem andern Geſchlechte, oder von dieſer Beſchäftigung zu jener ſchreite, ingleichem wie ſehr unmäſige Kopf= und Gemüthsarbeit die Triebe dazu dämpfe, hiernächſt aber wenn ſie kurz vor hergehe, in der ehlichen Vermiſchung die Erzeigung elender und ſchwächlicher Kinder verurſache. Daher käme es auch, daß die gelehrteſten und doch ſehr beſchäftigten Leute nicht ſelten tumme und ſtupide Kinder nach ſich lieſſen. Der Herr Verfaſſer erkläret und beweiſet ſolches allhier aus der Natur des Geſchäfts der Kindererzeigung zwar kurz, aber gründlich. Im 27. §. bemerket der Herr Autor einige Krankheiten, bei welchen, wenn ihnen ſoll abgeholffen werden, alle Arbeit ſowohl des Leibes als der Seelen mus vermiethen werden; dahin dann gehören 1) alle diejenige Krankheiteiten, ſo aus dieſer Urſach erſt entſtanden. 2) Diejenigen, welche das Haupt, das Gehirn und die Nerven angreiffen, ſie mögen auch von der gar zu vielen Arbeit oder aus andern Gründen ſeyn erreget worden. Es mus auch keine allzulang anhaltende Arbeit 3) bei Kopfſchmerzen oder 4) hefftigen Schnupffen vorgenommen werden, indem beides dadurch noch ärger wird; Vom Schwindel und einigen Magenzufällen nichts zu gedenken. Einige Krankheiten können zwar nach dem 8. §. eine gemäſigte Arbeit des Leibes und deſſen Bewegung vertragen, allein es mus bei ihnen alle Arbeit des Gemüths unterlaſſen werden. Darunter gehören 1) einige Bruſtkrankheiten, z. E. die Catarrhe, Blutſturz, Schwindſucht, 2) einige Magenkrankheiten, und 3) nach dem 29. §. die Fieber, 4) der Stein, 5) viele arten von Gliederſchmerzen, ja bei und gleich nach dem Gebrauch gewiſſer Arzeneimittel iſt auch nach dem 30. §. viele Arbeit ſehr ſchädlich, weil die Kräfte, ſo durch die Wärkung derer Mittel ſchon mitgenommen worden, noch mehr erſchöpffet werden, da denn der Mangel derſelben alle Krankheiten noch gefährlicher und zur Heilung beſchwärlicher machet. Abſonderlich müſſen dieſes diejenigen beobachten, die ſich der Brunnencur mit Nuzen bedienen wollen. Jedoch bei dem allen iſt doch ſehr nöthig, daß man die Gewohnheit eines Menſchen in Betrachtung ziehet. Im 31. §. wird davon viel nüzliches angeführet; dieſe trägt allerdings vieles bei, daß einer mehr oder weniger von Arbeit ausſtehen kan, als der andere, daher oftmals einer nach ſeiner zur ſtarken Arbeit des Leibes oder auch des Gemüths gewöhnten Natur, mehr ohnbeſchadet darinn thun kan, als derjenige, ſo zärtlich und der Arbeit ungewohnet iſt. Es nuzet daher ungemein viel, wenn man nach denen vernünftigen Regeln etwas gewohnt zu werden, d. i. mit Beobachtung der verſchiedenen Kräfte, natürlicher mehrerer oder wenigern Fähigkeiten, eines gewiſſen Maaſes und allmähligen Anſtrengens die Kinder fein von Jugend auf zu ſolcher Arbeit gewöhnet, wozu ſie ſich ſchiken. O wie heilſam würde ſolches nicht nachhero kraft dieſer Anmerkung der Aerzte in einem Staate ſeyn, um allerhand Art von lauter Leuten zu bekommen, davon jeder in ſeiner Art der Arbeit gewohnt iſt, und dahero weder leicht Müſiggang treiben, noch auch von ſtarker Arbeit dieſer und jener Art ſo leicht Schaden haben würde. Auf dieſen Punct der Kinderzucht, und daß die Policei dazu antreibe und Anſtalten mache, kommt eigentlich die rechte Cur dererjenigen Ubel an, die von Müſiggang oder unmäſiger Arbeit derer Leute im gemeinen Leben entſtehen. Ohne dieſes Mittel ſcheinen die andern Mittel meiſt Palliativ-Curen zu würken. Sonſt erhellet der obige mediciniſche Saz auch aus dem Beiſpiele einiger, welche, wenn ſie zu einem etwas hohen Alter gelanget, und faſt die ganze Zeit ihres Lebens mit Beſchäftigung häufig beladen geweſen, ſich zu ihrer Erleuchterung derſelben auf ein mal entſchlagen wollen, darüber aber in ihrer Geſundheit groſſe Aenderung gelitten, und vielerlei Beſchwerlichkeiten ausſtehen müſſen. Angewöhnte Sachen, wenn ſie ja ſchädlich werden, müſſen indeſſen nicht plözlich nachbleiben, ſondern nach und nach unterlaſſen werden. Wenn dieſes ſolche Perſohnen mit der gewohnten Arbeit gethan hätten, würden ſie dergleichen Ungemach nicht verſpüret haben. (Im dritten Theil dieſer Sammlungen wollē wir hievon ausführlicher handeln.)

Von der Nothwendigkeit der Gebetsformuln.

Die Unterredung mit einem groſſen Freunde verfiel neulich auf dieſe Materie. Damals erlaubte die Kürze der Zeit nicht, demſelben meine Gedanken hiervon weitläuftiger mitzutheilen. Ich habe alſo dieſen Blättern gegenwärtigen kurzen Verſuch davon einverleiben wollen.

Es iſt ſchon längſt über dieſe Sache unter den Chriſten, niemals aber mit gröſſerer Heftigkeit, als nach der Reformation, geſtritten worden. Inſonderheit hat die presbiterianiſche Kirche in Engelland, welche mit der biſchöflichen einen immerwährenden Streit unterhält, alle Gebetformuln ſchlechter Dings verworfen. Und ſo machen es viele andere. Der bekannte **Gottfried Arnold**, gehet in dieſem Stuke gar zu weit, daß er ſich überredet, die Gebetsformuln geben den ſicherſten Beweis von dem Verfall des Chriſtenthums ab. Es iſt wahr, vor dem vierten Jahrhundert hat man dieſelben nicht gehabt; die Merkmale von ihrem Urſprunge finden ſich erſt nach den Tagen Conſtantin des Groſſen. Es wäre aber zu wünſchen, daß dieſer Streit, ſo wie viele andere, ſtets mit der gehörigen Klugheit, Sanftmuth und Liebe, die der Erlöſer fodert, möchte geführet ſeyn. Einige haben die Geſeze hievon ſo weit überſchritten, daß ſie das Beten nach Formuln und Büchern als ein Kennzeichen unwiedergeborner Chriſten angegeben. Wer ſiehet nicht, daß dieſes viel zu weit gegangen ſey? Soll das Beten von der Art ein ſolches Merkmal heiſſen, ſo müſſen tauſend und noch tauſend Menſchen, deren Umſtände daſſelbe erfodern, bei ihrer Gottſeligkeit irre werden, ob ſie ſonſt ſchon die rechte Bahn betreten.

Allein die Beſtreiter der Gebetsformuln ſind nicht alle einerlei Art. Es ſind auch ſolche Männer, die den Ruhm der Gelehrſamkeit, Aufrichtigkeit und einer wahren Gottesfurcht ſchon längſt behauptet haben. Männer, die es mit dem Reiche des Erlöſers, dem ſie dienen, redlich meinen, und folglich dasjenige, was demſelben zum Nachtheil gereichet, auf alle Weiſe abzuwenden ſuchen. Und ſelbſt ihr Wunſch von der Verbannung des Gebets nach gewiſſen Vorſchrifften, iſt von dieſer Art. Sie erkennen den Schaden, der hieraus entſpringet. Sie finden Urſache, ſich zu beklagen, daß bei vielen eine Laulichkeit in dem Chriſtenthum, aus dieſem Grunde entſtünde, da ſie ohne Aufmerkſamkeit, ohne Andacht und Inbrunſt, ſich blos nach dem Buchſtaben, der ihnen vorgedrukt wäre, zu bäten ſich angewehnten. Iſt dieſes, und welches nicht überhaupt darf geleugnet werden, wahr und richtig: So haben dieſe Männer gros Recht, uns zu rathen, die Gebetbücher bei Seite zu legen, hingegen uns zu bemühen, mit Seufzern, die unſer eigen Herz gezeuget hat, vor jenen Thron, wo Gebet und Flehen erhöret wird, zu treten. Es laſſet ſich auch hören, was man ferner wider die Gebetsformeln einzuwenden pfleget, daß nämlich die verſchiedenen Umſtände, welche die Sterblichen nach dem Winke der alles regierenden Fürſicht treffen, oft ſelbſt hierwider ſtreiten. Wie, heiſt es, können unzehlige Menſchen, die ihrem Stande nach ſo weit von einander unterſchieden leben, ſich nach einerlei Art zu beten richten: Da ſie öfters das, was ihnen nicht noth iſt, in ihrem Gebetbuche weitläuftig vorfinden, und hingegen dasjenige darinnen umſonſt ſuchen, warum ſie eigentlich GOtt anruffen müſſen? Wird es alſo nicht vielmals geſchehen, daß ſie ihrem Zuſtande ganz und gar zuwider beten? Wiederum ein Einwurf, der nicht gering iſt!

Dieſe beide Umſtände, welche ich mit Willen nicht zu kurz anführen wollen, überzeugen uns hinlänglich, daß es allerdings beſſer ſey, aus eigenem Herzen und mit eigenen Gedanken zu GOtt zu rufen; und daß folglich die Lehrer unſerer Kirchen Fug und Recht behalten, ihre Zuhörer zu erinnern, ſich durch eine würdige Bereitung auf ein eigenes Gebet geſchikt zu machen. Allein, man findet auch bei der Parthei, welche für die Beibehaltung der Gebetbücher ſtreitet, die wichtigſten Gründe. Eine groſſe, ja die gröſte Anzahl der Menſchen iſt viel zu träge und ſchläfrig, als daß ſie ſich an ein Gebet ohne Formel gewehnen ſollten. Man kan im Gegentheil ſicher annehmen, daß noch viele durch ein, von andern ſchon aufgeſeztes Gebet zu dieſer nothwendigen Pflicht ermuntert und angetrieben werden. Derjenige, welcher vor GOtt tretten will, mus doch einige geſunde Begriffe von demſelben, von ſich und ſeiner Noth haben. Wie gros iſt nicht die Unwiſſenheit und Einfalt auch öfters unter denen, welchen das ſeelige Licht der Wahrheit ganz helle ſcheinet? Die wenigſten unter den Chriſten, ich verſündige mich nicht durch dieſe Meinung, beſizen das nöthigſte Erkeñtnis von GOtt, von ihrem Elende und dem entgegen geſezten Heile, und wiſſen folglich nicht, was und wie ſie beten ſollen. Und da ſie aus ihrem eigenen Herzen hierzu keinen Stof nehmen können, aus einem Gebetbuche aber nicht entlehnen ſollen: So ermüden ſie und unterlaſſen das Gebet ſelbſt deſto leichter. Solcher Art Leute müſſen zugleich für die Worte, worinnen ſie ihre Wünſche GOtt entdeken wollen, mit Sorge tragen. Ich beſcheide mich gar wohl, daß hier keine Beredſamkeit, noch weniger eine Vielheit der Worte erfordert werde; ich mag aber ſo einfältig und ſo kurz beten, als ich will, ſo mus ich dennoch entweder gewiſſe Worte denken, oder ſprechen; anderſt lief es auf eine Quietiſterei hinaus. Man verwechſele dieſes nur nicht aus Uebereilung mit dem Gebete des Geiſtes. Eine feurige und fruchtbare Einbildung iſt vielmals ſchon vermögend, ein freues und kühnes Gebet hervor zu bringen, welches die Heuchelei und der Betrug nachgehends als andächtig und inbrünſtig will angeſehen wiſſen. Und wie nöthig iſt es alſo, daß, indem man die Menſchen für den einen Abweg warnet, man auch darauf bedacht ſey, wie ſie vor dem andern ſicher bleiben? Wenn wir die Gebet und Geſangbücher, denn dieſe ſind für einerlei zu rechnen, ohne Ausnahme verwerfen wollen; ſo entreiſſen wir zugleich der Einfalt die beſten Stüzen, worauf ſich ihre Andacht gründen mus. Noch mehr: Dergleichen Art Bücher geben unwiſſenden Leuten oft den beſten Unterricht in ihrem Chriſtenthum. Eine Predigt verſchaft ihrem Verſtande denjenigen Nuzen nicht, den ſie aus einem vorgeſchriebenen Gebete ſchöpfen können. Man merket nicht ſelten bei ihnen, daß ſie ſich auf ein ſolch erbauliches Gebet, oder auf einen Vers eines wohlgeſezten Geſanges, gleichſam als auf den Grund ihres Wiſſens beruffen, wenn ſie etwas in ihrem Glauben erweiſen ſollen. Will man hiervon gewiſſer überzeuget ſeyn: So trette man vor die Bette der Kranken und Sterbenden: Wie kräfftig wiſſen ſich dieſe derjenigen Sprüche und Gebeter zu erinnern, die ſie ehemals gefaſſet haben? Es iſt überdem ein Geiſt, der die Andacht bei denen, die ſolche Bücher u. Formeln ſchriftlich aufgeſezt gewürket hat, und der noch jezt unſere Seelen belebet. Wie andächtig und mit welchem Feuer ſeufzet ein Arndt, ein Rambach, ein Schmolk, ein Kreuzberg und viele andere? Es iſt aber leicht, daß der, welcher ſelbſt erwekt redet oder ſchreibet, eine Seele in eben die Verfaſſung, worinn die ſeinige iſt, verſezen könne.

Was aber den andern Punct betrift, der Menſchen nicht verſtatteten, ſich gewiſſer Gebetsformeln zu bedienen: Es wird auch dieſer nicht mehr ſo gültig bleiben,. wenn man nur auf die mancherlei Arten von ſolchen vorgeſchriebenen Gebetern Achtung geben will. Es finden ſich 1) Dinge, welche allen Chriſten ſchlechterdings nöthig ſind. Dahin gehören vornemlich die geiſtlichen Gaben: Buſſe, Glauben, Vergebung der Sünden, Erneuerung ꝛc. wie auch die Hülfe und der Schuz GOttes, die Erhaltung, ein ſeliger Tod ꝛc. Wer darf von dieſen allgemeinen Stüken ſagen, daß er derſelben entbehren könne? Von den beſondern Umſtänden aber, welche ſich im menſchlichen Leben zu äuſſern pflegen, ſind die mehreſten auch in den Gebetbüchern, welche nicht gar zu klein gerathen ſind, ziemlich genau angemerket worden. Von ganz auſſerordentlichen Zufällen ſtehet dieſes freilich nicht zu behaupten. Wer nun hiebei nicht einmal ſo viel Einſicht hat, daß er diejenigen unter der Anzahl dieſer Gebeter erwählet, welche ſich für ihn und ſeinen Zuſtand ſchiken, der wird das Vermögen, aus eignem Herzen, vernünftig zu beten, gewis noch weit weniger beſizen.

Unſer ſeligſter Erlöſer, der allervollkommenſte Lehrer; gibt uns mit dem Vater Unſer Matth. 6. ſelbſt eine Gebetsformel an die Hand. So wenig, wie es ſich dahier ſchlieſſen läſſet, daß man ohne eine ſolche Vorſchrift und Formul nicht beten dürfe; Eben ſo wenig läſſet es ſich auf der andern Seite behaupten, daß das Vater Unſer nicht als eine ſolche Formel könne angenommen werden. Sowol in den ältern, als neuern Zeiten haben ſich gelehrte Schriftausleger bemühet, dieſes leztere erweislich zu machen. Auguſtin, Calvin, Bugenhagen, Grotius und einige andere ſind dieſer Meinung zugethan geweſen. Und aus dem, was wir ſchon erinnert haben, iſt leicht zu verſtehen, warum ſich alle Presbiterianer zu eben dieſer Meinung bekenals aus den Bitten und dem Schluſſe des Vater Unſers erhellet offenbar, daß daſſelbe als eine Gebetsformul anzunehmen ſey. Wenn Chriſtus die Materie zu einem Gebete, oder dasjenige, warum wir beten dürfen, hierdurch nur allein hätte anzeigen wollen, warum hätte er GOtt in Perſon angeſprochen, und warum hätte er ſtets *optative* oder wunſch- und bittweiſe fortgeredet? Man überlege dieſes nur ohne Vorurtheil, und gehe auf ſolche Weiſe alle Bitten in der Reihe durch.

Bei dem Schluſſe dieſer Vorſtellung merke ich alſo 1) noch einmal an, daß es beſſer ſey, mit eignen Gedanken vor GOtt zu tretten, weil wir demſelben unſer Anliegen ſowohl eigentlicher, als auch vielmals aufmerkſamer und andächtiger vorſtellen, daß es aber 2) wegen der Schwachheit der mehreſten Menſchen, die da beten ſollen, in unſern Zeiten unmöglich ſey, alle Gebetsformuln abzuſchaffen, wofern das Chriſtenthum ſelbſt nicht auf gewiſſe Weiſe hierdurch Noth leiden ſoll. Man iſt vielmehr denjenigen Männern, die nach dem Maſſe ihrer Gaben, durch ein erbauliches und vernünftig geordnetes Gebetbuch das Ihrige zu dem Bau des Reichs Chriſti beitragen, für ſolch heilſames Bemühen Dank ſchuldig. Bei dem öffentlichen Gottesdienſt kan vornemlich ſolcher vorgeſchriebenen Gebeter, deren Verordnung ad jura Principium circa ſacra bei uns gehöret, nicht entbehret werden. Denn ob ſchon der Prediger Erlaubnis hätte, offentlich aus freiem Kopfe zu beten, ſo würde doch eben dieſes Beten des Predigers in Betrachtung der Gemeine, die ihm nachſprechen mus, zu einer wirklichen Formel werden. Ich erinnere hierbei, 3) daß es eben ſo leicht möglich ſey, im Unglauben aus bloſſer Gewohnheit zu beten, ob man ſchon kein Buch dieſerwegen in die Hand nimt, als dieſes möglich iſt, wenn man ſich nach vorgeſchriebenen Gebetern richten will.

R. H. G. Rüdemann.

Neue Entdekung von der Ebbe und Flut.

Zu Berlin iſt ein in Franzöſiſcher Sprache ſehr wohl geſchriebenes Buch in 8vo. 1. Alphabet ſtark abgedrukt worden, darinn man die wahre Urſache der Ebbe und Flut zu erklären bemühet iſt. Der Titel iſt: La veritable cauſe du Flux & Reflux de la Mer decouverte par *Caſpar Binninger*. 1749. Der Herr Verfaſſer eröffnet darinn verſchiedenes. Er zeiget zuerſt den bewunderns-würdigen innern Bau der Erde und das wunderbare, welches ſich in ihr alle Augenblik erzeuget. Zum zweiten findet man darinn ſehr anmerkungswürdige Beweiſe, welche entdeken, daß das Meerwaſſer ſich unter der Erden durcharbeite; durch das unterirdiſche Feuer gereiniget werde, und auf die Art hernach die Quellen zubereite. Zum dritten prüfet der Herr Binninger das unterirdiſche Feuer beſonders. Er redet davon, als von dem Grunde der Bewegung, dadurch die bewunderswürdige Wirkung derſelben geſchehen, welche zugleich erklaret werden. Er handelt viertens von den unterirdiſchen Wäſſern und Winden, als nöthigen Stüken, daraus die Zuſammenſezung des Ganzen entſtehet. Zum fünften wird bewieſen, daß das Waſſer der Quellen gar nicht von der Ausdünſtung komme, ſondern von dem Meer unter der Erde. Darauf wird zum ſechſten der wahre Urſprung der Quellen, und die Weiſe wie das unterirdiſche Gewäſſer welches von dem Meer kommt, bis auf die Berge erhoben wird, um daſelbſt die Quellen und Flüſſe zu machen, gezeiget. Und endlich wird zum ſiebenden die Urſache von der groſſen Erſcheinung in der Natur, der Ebbe und Fluth erklaret.

Es werden ſonſt überhaupt in dieſer Schrift viele anmerkungswürdige Dinge erörtert; als die Erzeugung der bewunderns-würdigſten Stüke in dem Unterirdiſchen; der wunderbare Weg eines guten Theils des Oceans, von einem Pool dung und erſtaunliche Zuſammenſtoſſung der Meere durch groſſe unterirdiſche Canäle, welche die Schwürigkeit völlig aufhebet, die den Philoſophen ſehr viel zu ſchaffen gemacht hat, in Betrachtung des Caſpiſchen und Toden Meers, welche beſtändig eine unbeſchreibliche Menge Waſſers von den groſſen Flüſſen empfangen, ohne daß ſie dadurch aufſchwellen ſollten; ohnerachtet man uns nicht von auſſen einen Weg gezeiget, wodurch es wiederum abgeführet wird.

Man entdeket auch in dieſem Tractat, was aus den entſezlichen Klumpen Salz wird, welche mit dem Seewaſſer unter der Erde fortgehen, und dadurch die Quellen entſtehen, auch warum das Meer von ſeinem Salze nichts verlieret, ohnerachtet daſſelbe unter der Erde eine ſo groſſe Menge Salz läſt, und die Flüſſe demſelben nichts als ſüſſes Waſſer mittheilen.

Der Herr Binninger entdekt auch die Urſach warum gewiſſe Quellen, welche beim Ausflus ſogleich groſſe Flüſſe werden, nur im Sommer flieſſen und im Winter aufhören; andere nur im Winter flieſſen; und endlich warum andere 6. Tage in der Woche und den Sabbathstag nicht flieſſen. Er weiſet ferner, warum der Berg Veſuvius ſo erſchrekliche Ballen und flüſiges Feuer zu der Zeit da die unterirdiſche Stadt, welche man im Königreich Neapolis entdeket hat, durch die Erde verſchlungen worden, ausgeworfen hat. Wir übergehen viele andere beſondere Anmerkungen. Der Vortrag iſt deutlich und angenehm zu leſen.

Wir halten uns verbunden anzumerken, daß dieſer Tractat, nicht nur von dem hochberühmten Herrn Präſidenten der Academie der Wiſſenſchaften hieſelbſt ſey gebillichet worden, ſondern auch von mehreren Philoſophen, welche ſolchen im Manuſcript geſehen haben.

Der Herr Verfaſſer hat ſolchen auf ſeine Koſten in Halle druken laſſen, und iſt erbötig die Exemplare zuſammen, oder einen Theil derſelben, auf die billichſte

Beweis, daß die Aerzte Freimaurer ſeyn.

Zu Ingolſtadt ertheilte im Monat Junii dieſes jezt laufenden Jahrs die alldaſige berühmte Univerſität 5. Licentiatis Medicinæ, die alle geborne Landeskinder ſind, die Doctorwürde. Die v. dem Hrn. Rath D. u. Prof. Joh. Jacob Treiling, bei dieſem feierlichen Actu gehaltene und bei dem Univerſitäts Buchdruker, Joh. Paul Schleig, auf 2. Bogen in 4to. abgedrukte Inaugurations-Rede erleutert und behauptet den Saz: Optimus Medicus ſanioris Libero-Murariæ Societatis ſocius eſſe poteſt & debet. Vor 6. Jahren kam ohne Benennung der Zeit und des Orts ein Tractat in Franzöſiſcher Sprache unter dem Titel: Secret des Francs Maçons heraus, welchen der gleichfalls unbenannte Autor einem Doctri medico unter dem Namen Procopii, als einem venerablen Mitgliede der Freimaurer und Meiſter oder Vorſteher von 22. in Paris errichteten Logen, zugeeignet hat. Wenn die in beſagter Schrift denen Franzöſiſchen Liedern vorgeſezte moraliſche Regeln die wahren Principia der F. M. enthalten, ſo wäre zu wünſchen, daß nicht nur jeder Medicus, ſondern auch ein jeder Chriſt ein Freimaurer wäre, oder ein ſolcher zu werden ſuchte. Allein der Herr Doct. will bei dieſer Societät ſo viel verdächtiges und höchſt gefährliches gefunden haben, daß er gleich anfangs mit dem Anathema auf die Mitglieder, Patronen und

Vertheidiger derſelben losbricht. Wenn man dem gemeinen Ruf und dem Teufel ſelber, wenn er aus denen Beſeſſenen redet, glauben darf, ſo ſind die Freimäurer fæx hominum qui Societatem aut potius hæreſin profitentur, qua peſtilentiorem magisque abominandam nec orcus unquam excogitavit. Kurz, es ſind Leute, welche in benemoratis urbibus & orthodoxis provinciis vi & jure non tantum prohibentur, ne conventicula, quæ ſicut noctuæ in tenebris ſine arbitris extraneis celebrant, ullo in loco conſtituant, ſed ne quidem, ſi manifeſti & convicti ſint, utpote ſacro Jovis Romani fulmine perculſi tolerantur. Gleichwohl können und ſollen die 5. neue Herren Doctores Freimäurer werden, aber NB. in ſaniori ſenſu. Sie ſollen das Gebäu des menſchlichen Leibes, welcher ein Haus der unſterblichen Seele iſt, aufrichten, und die Geſundheit entweder erhalten, oder wenn ſie zerſtöhret, wieder herſtellen. Sie haben das Glük, daß ſie würklich Frei und ſicher ſind, und dörften ihre Regeln, welche ihnen rühmlich ſind, vor niemand verhelen. Sie können ſich auch das Wappen der F. M. billich zueignen. Die 2. Säulen Jachin, directio, ſc. omnium regularum & actionum ad finem ſuum, hominis nempe ſanitatem, und Boos, fortitudo ſchiken ſich vor ſie, und iſt die leztere einem Medico nöthig ad difficultates in praxi ſuperandas, tum ad eventus ſiniſtros, tum ad Collegarum & æmulorum maledicentias, injurias & odia ſuperanda. Mit 2. fulcra medicinæ dogmaticæ, Ratio und Experientia mögen verglichen werden. Der zwiſchen den 2. Säulen ſtehende Triangel mit der Ueberſchrifft: Omnia æquat, erinnert den Medicum ſowohl armen als reichen Patienten mit gleicher Liebe und Fleis beizuſpringen; der Zirkel, daß er zu Haus im Studiren und drauſſen in der Praxi beſtändig ſeyn müſſe. Das rechtſeitige Winkelmaas deutet auf die regelmäßge Art ſeiner Curen. Die Herren Medici können ihren Eid, nachdeme man ihnen die Puncte, darüber ſie ſchwören ſollen, darunter auch der: celanda non revelabo mit gehöret, deutlich vorgeleſen, mit guten Gewiſſen abſchwören. Wider den Eingrif, welcher den Medicis von Weibsperſonen geſchicht, die doch von der Freimäuresgeſellſchafft allerdings ausgeſchloſſen ſind, wird die Freimäureriſche Regel: Fer mala, aus obgedachtem Tractätlein beſtens recommendiret.

Satire wider die falſche Ehrſucht.

Mein Sohn, biſt du wie ich, ſo geh den Weg der Ehren,
Und las dir nichts den Muth zum Kriegesthrone ſtören:
Sprach ein bejahrter Greis, der an dem Tagus ſas,
Und voller Majeſtät von Bettelbroken as
Sein Wahn klang hoch genug; doch waren ſeine Grillen
Bei ſteter Hungersnoth mit Brode noch zu ſtillen:
Wer aber tilgt in uns das Fieber der Vernunft?
Ein jeder Tag vermehrt die kluge Nar-

Je mehr wir der Natur zum Untergange blaſen,
Je mehr ſieht man die Welt vor Ehrbegierde raſen.
Die dennoch, wenn ſie ſich in ihren Werken weiſt,
Von rechter Ehre kaum ein halber Schatten heiſt.

Ich unterſuche nicht die Thaten wilder Fürſten
Die ſchon nach Menſchenblut im Mutterleibe dürſten,
Die eher in den Krieg als in die Schule gehn.
Und auf in jedes Wort zum Schlagen fertig ſtehn.
Das Blutvergieſſen iſt doch nun zur Tugend worden,
Der iſt ein ſchlechter Held der nicht auch kan ermorden,
Es wird den Kindern ſchon von Eltern eingeprägt;
Es iſt der erſte Trieb der hohe Seelen regt.
Man kauft die Mörder auf durch ausgepaufte Gelder;
Der Menſchenjäger ſtreicht durch Straſſen und durch Felder,
Und ſchleppet mit Gewalt der Wittwen leztes Pfand,
Das dennoch ſeine Zeit viel beſſer angewand,
Zum Würgeplaze fort; wo man mit ganzen Haufen
Das längſt erſtorbne Herz zum Sturme zwingt zu lauffen,
Und durch ein Marterfeuer, das Pluto kaum entdekt,
Oft lebend und umſonſt in Pulvergrüfte ſenkt.
Wer wollte dieſer Wuth durch Sittenſprüche wehren?
Die Erde müſte vor nicht Chriſten mehr gebähren,
Europa müſte vor durch Bliz und Hagelſtein
Zerſtöret, und die Welt voll Lappenländer ſeyn;
Sonſt wenn der Heiland auch vom Himmel ſelber käme,
Wenn er die ganze Zahl der Patriarchen nähme,
Und mit der Jüngerſchaar, mit halb geſenktem Knie,
Die Lieb iſt das Geſez! aus vollem Munde ſchrie:
So würde man ihn wohl mit einer Loſung ehren,
Doch nun und nimmermehr auf ſeinen Willen hören.

Drum las ich, was ſich ſchon zur Sünde frei gemacht:
Wer hat den Saz der Schwärmer doch erdacht,
Die ſich aus Eigenſinn noch über Fürſten heben,
Durch ihr Rebellenherz den Rechten widerſtreben,
Und um ein einzig Wort, daß auf zwo Silben kriecht,
Das nach dem Hunde ſchmekt, und nach der Mutter riecht,
Ihr Leben, das ſie doch für Länder ſollten wagen,
Wie Gaukler, ohne Noth, der Welt zur Marter tragen?
Wer hat uns doch geſagt, daß tode Pralerei
Der Tugend höchſter Grad und dieſes Ehre ſey,
Wenn man ein Wappenheer von vielen Ahnen zählet,
In welchen öfters doch der Vater ſelber fehlet,
Und die, ſo kurz vorher den neuen Stamm gebahr,
Ein bloſes Nebenweib des geilen Fürſtens war?
Wer hat uns doch gelehrt, daß man von edlem Blute
Die Tugend ſo erlanzt, wie man von einem Gute
Die Schaf und Rinder erbt? daß dieſes hohe Blut
Die hohe Würkung nur an Standes Töchtern thut.

Und gleichwohl ſeine Kraft nicht in der Mutter ſtirbet,
Wenn ſie ſich heimlich gleich um Bürgertroſt bewirbet?

Woher kommt der Betrug, wenn man der Jugend Zeit
Durch theuren Müſſiggang in Karten hingeſtreut,
Daß man für ſeinen Ruhm durch leere Titel ſorget,
Und wie der Mond ſein Licht von fremden Lichte borget:
Und doch von jedermann ſich hochgeprieſen hält,
Wenn man den Adel nur im Gelde vorgeſtellt;
Auf Federbüſchen trägt, und von geſchmierten Zungen
Durch freien Tafeltrunk ein falſches Lob erzwungen.
Wie kommt es, daß ein Mann, den ſonſt der Kram ernähret,
Und dem der Pfefferſtaub noch aus der Naſſen fährt,
Durch einen Adelsbrief, den ſein Betrug erhandelt,
Sich augenbliklich ſo, wie Protheus dort verwandelt,
Und ſein nunmehr durch Geld Hochwohlgebohrner Sohn,
Von Bürgern voller Schmach, von Rittern voller Hohn,
Schon wie ein Ritter ſpricht, den Jaſon aufgeſchrieben.
Als ihn das güldne Blies nach Colchos hingetrieben?

Durch was vor Zauberei mag es doch wohl geſchehen,
Daß, wenn ein Bücherfuchs den Titel nur geſehn,
Ihm ſein erhizter Geiſt den Kragen ſo beweget,
Daß er ein ganzes Buch mit Donner niederſchläget?
Daß ein gelehrter Narr, der voller Mängel ſtekt,
Doch fremde Mängel ſtets durch ſeinen Wurm entdekt?
Und alles was er ſchreibt, ſo lachend kommt geſprungen,
Ob hätte ſein Verſtand den Phöbus gar verſchlungen?
Was treibt denn Wucher Balg wenn er den Geiz geſtillt,
Und durch ſo langen Raub die Käſten angefüllt,
Daß er nach Hofe lauft und ſich mit Sorgen plaget,
Das kaum erpreßte Gut auf leeren Wechſel waget,
In fremde Schulden ſinkt, durch Banquerott verdirbt,
Und als ein Märtirer von Complimenten ſtirbt?
Und was ſucht eine Frau, die wenn ſie pralen wollte.
Der Ehre gröſten Theil vom Manne borgen ſollte,
Daß ſie nach neuer Art der Alten Pflicht vergißt,
Und ihren ganzen Ruhm nach fremden Lippen mißt?
Daß ſie das Richteramt dem Spiegel anvertrauet,
Aus der geſchminkten Haut ihr einen Tempel bauet,
Und dann erſt ruhig ſchläft, wenn ihr das halbe Land
Der Herzen erſte Kraft zum Opfer zugewand?

Die Ehre treibet ſie; die Ehre! wirſt du ſprechen:
Daß man der Ehre doch die Knochen müſſe brechen,
Eh ſie zu Stande kommt! wenn ſie ſich ſo verliert,
Daß ſie aus Menſchentalk nur Affenzeug gebiehrt,
Wie glüklich biſt du doch, o David, nicht geweſen,
Daß GOtt zu ſolcher Zeit zum Fürſten dich erleſen,
Da Wahn und Thorheit noch den Zepter nicht erlangt,
Und man den wahren Ruhm der Tugend nur gedankt.

Wie niedrig würden doch jezt deine Tathen klingen;
Man wird ein ein Spötterlied auf allen Gaſſen ſingen.
Iſt dieſer, ſpräche man nun Fürſten zugezählt,
Der lieber ſchnelle Peſt als Schwerd und Krieg erwählt?
Soll der ein Muſterbild der gröſten Helden heiſſen,
Der ſich mit Steinen läſt von Akerknechten ſchmeiſſen?
Man ſieht wohl, daß der Thron die Trägheit nur verdekt,
Daß ihm das Hirtenblut noch in den Adern ſtekt;
Daß er den Goliath durch Schäferliſt erkniket,
Und Joab ihm mit Recht die Thränen vorgerükket.
Was wäre Salomo bei dieſer wilden Zeit?
Ein Schulgelehrter Mann, der Grillen ausgeſtreut.
Der Fürſtenkinder will nach Bürgenſitten meſſen,
Und bei der Poeſie den Degen gar vergeſſen.
Hätt er zu rechter Zeit den Unterthan gedrükt,
Des Pöbels Raſerei die Federn ausgepflükt,
So hätte nicht ſein Sohn der klüger war gebohren,
Zehn Theile von der Macht des Königreichs verlohren.
Wo blieb jezt Ahasver mit ſeiner Bürgerbraut?
Sarmatiens Piaſt, der noch der Pflug gebaut,
Und wo ganz Aſien, da, was der Hof belohnet,
An Aemtern, aber nicht auf Richterſizen wohnet?
Da durch des Vatters Tod der Adel auch vergeht,
Und nichts, als nur der Weg zur Tugend offen ſteht.
Da ſich ein Krämer nicht mit neuen Namen kleidet,
Die Kriegeskunſt den Held und Bürger unterſcheidet;
Und alles was der Fleis zu hohen Stufen treibt,
Auch ſein Verdienſt ſogleich ins Buch der Ehren ſchreibt.
Wo bliebe Sokrates, der bei ſo vielen Wiſſen,
Wie unſre Weiſen doch kein Marterbuch erkriſſen?
Der jeden Punct der Zeit nicht ohne Müh erſpart,
Und ein lebendig Buch durch ſein Exempel ward?
Und wo nun jene Frau, die als der König fragte:
Wer an der Tafel doch am meiſten ihr behagte?
Zur klugen Antwort nur acht Worte lies ergehn:
Sie hätte weiter nichts als ihren Mann geſehn?

O Närrinn! hör ich ſchon, o blinde Närrin! ſchreien!
Wer will bei Tafeln ſich an alter Koſt erfreuen?
Der Mann iſt für die Noth des Hauſes wohlbeſtellt,
Nicht aber durch ein Bild das immer wohlgefällt.
Das alte Teſtament iſt nunmehr aufgehoben,
Da Weiber nichts gethan als Kuchen eingeſchoben.
Dort ſtriech der Männer Ruhm den Weibern Farben an,
Jezt ſieht man, daß ein Weib auch Männer machen kan,
Wenn ſie des Fürſten Sinn durch ihren Wiz ergezet,
Den halb verzagten Mann auf Ehrenſtüle ſezet,
Die grobe Bürgermilch durch Ritterblut erhöht,
Und von geborgter Kraft mit Helden ſchwanger geht.

O raſender Poet! hör-ich noch weiter rufen,
Bau dir ein Narrenhaus auf deine Tugendſtufen;
So lange ſich der Kreis der Erden nicht verkehrt,
So bleibt der Degen wohl der Ehre Richterſchwert.
Viel beſſer als ein Mann der Höllen zugeſtorben,
Als mit der feigen Schaar das Himmelreich erworben.

O bettlender Poet! läſt ſich ein Jude hören,
Den kluge Dieberei doch endlich noch zu Ehren,
Und an den Hof gebracht: Was gehn dich Wechsler an,
Durch die ein König erſt als König leben kan?
Willſt du des Glükes Fall am Nächſten nicht erdulden?
So geh und ſammle Geld und zahle deine Schulden!
So lern das Einmal Eins, und tilge nach und nach,
Durch wuchrende Vernunft dein langes Ungemach.

Die Freigebigkeit.

Liberalitate liberalitas perit.
S. Hieron.

Es iſt ſchwer die Gränzen zu beſtimmen, wo ſich Freigebigkeit und Verſchwendung ſcheiden. Die Freygebigkeit iſt eine Tugend, und die Verſchwendung ein Laſter. Die eine rühret von dem Trieb einer edlen Seele her, die andre aber verletzt durch ihre Unordnung die heiligſten Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft. Die Freigebigkeit wird, ſobald ſie das vorgeſteckte Ziel überſchreitet, zur Verſchwendung; und die Verſchwendung kan niemals ausgeübet werden, ohne ſich ſelbſt, oder andern zu ſchaden.

Es iſt eine thörigte Empfindlichkeit, wenn man nicht leiden kan, daß man uns geizig ſchilt; die Leute, die von uns haben wollen, oder welche ſehen, daß man diejenigen Misbräuche nicht mit macht, die ihnen vortheilhaft ſind, werden uns immer des Geizes beſchuldigen. Wo würden uns die Urtheile dieſer Leute hinbringen, wann wir nach ihrer Sittenlehre unſre Haushaltungen und Ausgaben einrichten wolten? Wir würden nicht ehender ihren Beifall gewinnen, als bis ſie uns eben ſo niederträchtig und ſo bedürftig ſehen ſolten, wie ſie ſind. So lang wird die Freigebigkeit heraus gefordert, bis man nichts mehr hat, freigebig zu ſeyn.

Laſet uns, weil ſo viel in der Welt darauf ankommt, die Eigenſchaft dieſer Tugend etwas genauer unterſuchen. Unter dem Wort Freigebigkeit verſtehen wir eine ſolche Handlung, da wir durch freiwillige Gaben und Gutthätigkeiten, andre zu erfreuen ſuchen. Sie entſtehet aus Liebe, aus Grosmuth, aus Mitleiden: ſie hat allezeit einerlei Endzweck dem Nächſten Gutes zu thun. Die Liebe richtet ihre Triebe auf das Vergnügen andrer Menſchen. Die Grosmuth ſezt ihren eignen Nuzen hintan und das Mitleiden beweget uns, den Armen und Nothdürftigen beizuſtehen. Sie iſt alſo eine Tugend. Iſt ſie eine Tugend, ſo mus ſie durch die Vernunft regiret werden: ihre Würkſamkeiten müſſen nicht allein nach ihrem Endzwek eingerichtet ſeyn, ſondern ſie müſſen auch diejenigen Ausſchweiffungen vermeiden, denen ſie mehr als andre Tugenden unterworffen iſt.

Wer eine wahre Freigebigkeit ausüben will, der mus ſeinen Stand und ſeinen Beruf prüfen: er mus ſeine Pflichten kennen: er mus wiſſen, in welcher Verbindung er mit andern Menſchen ſtehet, und wie weit ihm alle dieſe Umſtände erlauben, freigebig zu ſeyn. Man iſt nach dem Trieb der vernünfftigen Natur, welchen die Religion billiget, verbunden, alle Geſezmäſige Mittel zu gebrauchen, um ſeinen Zuſtand ſo viel zu verbeſſern, als es möglich iſt. Aus dieſem Beſtreben flieſet die Fähigkeit ein rechtſchaffener Vater, ein getreuer Ehegatte, ein nüzlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein guter Bürger zu ſeyn. Ein Verſchwender kan keine wahre Freigebigkeit ausüben; dann indem er dasjenige, was er hat, liederlich und ohne Vernunft hingiebt, ſo ſezt er ſich in Gefahr, ſelbſt bedürftig und dem gemeinen Weſen zur Laſt zu werden. Er verſorgt die Seinigen nicht. Er bringt ſein Hausweſen in Unordnung. Er macht noch Schulden dazu, und ſtirbt, ohne ſie zu bezahlen. Man ſagt, er habe ſich durch Freigebigkeit, ruiniret; allein man ſollte dieſes keine Freigebigkeit ſondern eine Narrheit, einen lächerlichen Hochmuth, eine ſchwermende Prahlerei und dergleichen nennen.

Man ſolte ſagen, die Freigebigkeit ſey nur allein eine Tugend der Reichen und Wohlhabenden. Denn wer nichts hat, der kan auch nichts geben. Allein es ereignen ſich Umſtände, wo ſolche auch die geringſte Menſchen ausüben können. Ein armer Bauer iſt freigebig, wenn er einem Umſonſt eine Arbeit verrichtet, oder einen Gang thut; denn ſein Leib und ſeine Geſundheit ſind ſeine Güter; wenn er damit einem andern ohne Entgeld dienet, ſo iſt er freigebig, wann er einem ein Ehrengedichte umſonſt verfertiget; und ein Soldat iſt freygebig, wann er ſein Leben für das Vaterland waget, oder freiwillig für ſeinen Freund oder für ſeinen Fürſten die Waffen führet.

Die wahre Freigebigkeit iſt ſelten eine Tugend der Fürſten, denn ſie mus von uns ſelbſt und unſerm eignen Gut herkommen; ſie mus uns etwas koſten, ſie mus aus Liebe, aus Grosmuth, oder aus Mitleiden herrühren. Die meiſten Fürſten aber bedrängen ihre Unterthanen. Die müſſen alles herbeiſchaffen, er entbehret deswegen nichts. *Perdere multi ſciunt, donare neſciunt*: ſagt *Tacitus*. Dergleichen Fürſten ſind nicht im Stande, eine wahre Freigebigkeit auszuüben, ſo lang ſie dem menſchlichen Geſchlecht [illegible] Recht wiederfahren laſſen, und daſſelbe ſchüzen, an ſtatt ſolches zu verderben. Folgendes Exempel wird uns von der Freigebigkeit eine nähere Erläuterung geben.

Sophronime und Bellander waren zwei Brüder, von gleicher Fähigkeit, aber von ungleicher Gemüthsart. Sie hatten reiche Eltern, und wurden von ihnen unter der Aufſicht eines Hofmeiſters auf Univerſitäten geſchikt; dieſer war, nach Art dieſer Leute, einer von den falſchen Grosmüthigen, deſſen Verdienſte darinnen beſtunden, daß er ſeine beide Untergebene von dem ſchädlichen Laſter des Geizes zu bewahren, und ſie in lauter ſolche Geſellſchaften von jungen Leuten zu bringen ſuchte, wo man derjenigen Eltern ſpottete, die aus zäher Sparſamkeit nicht wiſſen, was ſie mit ihrem Gelde machen ſollen. Seine Untergebene beflieſſen ſich alſo einer weit erhabnern Sittenlehre; ſie ſuchten bey Spiel und Wein die Verachtung der Reichthümer frühzeitig zu lernen. Die alte Mutter, welche die Welt nicht kante, wünſche ſich heimlich Glük, daß ihre Söhne ſo einen rühmlichen Ehrgeiz hatten, und ſich vor andern durch ihre lebhafte Aufführung hervor zu thun wusten. Sie hielt das Geld für glüklich angewandt, welches ſie ihnen mit ſtarken Wechſeln übermachen lies. Die jungen Herren giengen darauf auf Reiſen: ſie machten ihrem vornehmen Hauſe allenthalben Ehre. Londen und Paris waren Zeugen von ihrer glänzenden Aufführung und von ihren Freigebigkeiten. Jederman bewunderte bei ihrer Zurükkunft ihren Pracht, ihre Artigkeit und ihre franzöſiſchen Manieren.

So glüklich hatte der Herr Hofmeiſter ihnen den Punct der Ehre beigebracht. Dieſer aber kam ſo oft und viel, daß ſich die Einkünſte daran ſtieſen.

Es ereignete ſich bald ein Geldmangel, der den Sophronime aufmerkſam machte. Er ſah, daß wo er noch ein paar Jahre ſeine Ausgaben und Freigebigkeiten auf gleiche Art fortſezen würde, ſie von ſich ſelbſt ein Ende nehmen dürften. Dieſe Vorſtellung rührte ihn. Er rettete was er konte, und kaufte ſich ein Gut.

Sophronime hatte etwas ſehr geſelliges und angenehmes: der benachbarte Adel, den der Müſiggang und die Faulheit drukte, ſuchte ihn im ſeine Bekantſchaften mit einzuflechten: Immer Zuſpruch, immer Gäſte; alles kehrte bei ihm ein, alles ſah hier hungerich, roſtig und hochadelich aus; alle Arme, alle Betteleute, alle Landſtreicher meldeten ſich bei dem gnädigen Herrn. Er wolte die Einſamkeit erwehlen, und Wirtſchaften lernen. Er hatte es übel getroffen. In der Stadt machte ihm ſeine Freigebigkeit Ehre, hier auf dem Lande war ſie eine Schuldigkeit.

Er liebte eine reiche Wittbe bei Hofe, ſie heirathete ihn und brachte ihm einen einträglichen Dienſt zuwegen. Sie war eine gute Haushälterin, damit war Sophronime gerettet. Seine Frau hies geizig: ſie wiederſezte ſich den gemeinen Misbräuchen, und lies ſich ſchelten. Ihr Mann hatte das Herz, ihr nachzuahmen. Sie hatten Kinder, die ihre Sorgfalt und Liebe auffordeten; ſie ſparten als Eltern und beobachteten dabei einen wahren Wohlſtand, als ehrliche Leute. Sie machten keine Schulden, zahlten alles baar, hielten ihr Geſinde wohl, thaten den Armen Guts, und erwieſen ihren Freunden ſo viel Höflichkeit, als es ihre Umſtände litten: ſie waren es aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, wo dieſe Tugend keinen groſſen Schein hatte, weil dabei nichts ausſchweiffendes war. Vernünftige Leute muſterten ihre Haushaltung nach der ihrigen. Prahler und Windmacher aber, die nicht leiden können, daß andre Leute weniger bedürftig ſind als ſie, wezten an ihnen ihre ſtacheligten Zungen: ſie konten ſolches leiden, dann es iſt ein ſüſſer Vortheil Leuten zu misfallen, deren Hochachtung man fürchten mus. Sophronime lebte alſo in einem glüklichen Wohlſtand, und hatte keinen Verdrus gehabt, wann ihm ſein liederlicher Bruder ſolchen nicht gemacht hätte.

Dieſer, nemlich Bellander, gieng ganz andere Wege, nachdem er das Seinige durchgebracht, machte er Schulden: Seine Glaubiger trieben ihn von einem Ort zu dem andern. Er hatte Kriegsdienſte genommen, und einige Feldzüge mitgethan. So reich an Schulden, als Ehrntiteln heirathete er eine Gräfin, die in gleichen Umſtänden war: ſie brauchten beide hundert Ränke Gelder aufzunehmen. Die neue Schulden machten die alten vergeſſen; um ſich ſicher zu ſezen, daß man beide nicht frevelhaft ihm abfordern möchte, lies er ſich zu einem Grafen machen, und ſich dabei den Titel eines Generals geben. Es ſpendiren keine Leute beſſer, als die das Geld dazu borgen: dieſes ſind die rechten Freigebigen, welche die ganze Welt auslachen. Ein paar ſo hogebornes Volk, welches ein gleiches Schikſaal und gleiche Neigung vereiniget, haben einen doppelten Verſtand die Leute zu hintergehen. Was der Praſſer verdirbt, mus der Böſewicht ſchaffen.

Bellander irrete mit ſeinem vornehmen Weibe allenthalben herum. Allenthalben hies es, daß der Graf wichtige Verrichtungen hätte: Allenthalben lebte er auf Unkoſten ſeiner Glaubiger. Wollte man ihn zur Zahlung anhalten, ſo ſchüzte er ſeinen Caracter vor; mahnte man ihn mit Höflichkeit, ſo ſchwur er aufrichtig, daß er nicht bei Geld wäre, und doch unterdeſſen Standesmäſig leben müſte. Drohete ein Glaubiger ihn zu verklagen, und nahm ſich dabei ein wenig Freiheit im Reden, ſo ſchmis er ihn ohne Complimenten die Treppen hinunter. Wie es aber keine Möglichkeit war, eine ſolche Lebensart in die Länge, ohne die geringſte Einkünfte fortzuſezen, ſo wuſten ſie endlich nicht mehr, wohin ſie ſich hinwenden ſollten. Sie nahmen alſo ihre lezte Zuflucht zu dem Bruder, dem in ihrem Sinn ſo ſehr verachteten und geizig geſcholtenen Sophronime. Dieſer, der bisher ſeinem liederlichen Bruder nur zum Geſpött gedienet hatte, ſollte ihn nun mit Weib und Kind bei ſich aufnehmen, und ihnen forthelfen. Er dachte nicht, daß Bellander ſo unverſchämt ſeyn würde, ihm wieder vor die Augen zu kommen, da er ihm ſelbſt noch eine nahmhafte Summa ſchuldig war.

Was hatte Sophronime hier zu thun? Sollte er ſich eines nichtswürdigen Bruders halben eine unglükliche Ehe mit ſeiner Frauen machen, welche ſich allem Beiſtand, die er ihm leiſten möchte, vernünftig widerſezte? Sollte er den Nuzen ſeiner eigenen Kinder, der Betrachtung eines liederlichen Menſchen aufopfern? Sollte er ſeinetwegen ſeine Ruhe, ſeine Ordnung, ſeinen guten Nahmen, ſeine Freunde, ſeine Gemächlichkeit, und ſein mühſam erworbenes Gut Preis geben? dieſes wäre wider alle Gerechtigkeit. Die Laſter würden herrſchen und die Tugend der Gottloſen Sclave ſeyn. Sophronime glaubte demnach, daß das Band, womit er ſeiner Frauen, ſeinen Kindern und ſeinen Freunden verbunden wäre, weit heiliger ſey, als dasjenige des Geblüts, welches weder ſeine Neigungen gewehlet, noch die Tugend geknüpfet. Er glaubte, daß er bei ſogeſtalten Umſtänden ſeinem Bruder nicht mehr, als die allgemeine chriſtliche Liebe ſchuldig ſey. Er ſchenkte ihm ſo viel, daß er an einem andern Ort kommen konnte, und überlies ihn dem Schikſal, welches er ſich aus Muthwillen und Gottloſigkeit ſelber über den Hals gezogen hatte.

Anmerkung vom Windmachen und der Aufſchneiderei.

Die Tugend iſt eine Schweſter der Wahrheit; denn als ſich der Verſtand mit der Freiheit vermählete, haben ſie dieſe beiden wunderſchönen Töchter gezeuget. Die Wahrheit iſt die älteſte, und ſiehet mehr ihrem Vater, als ihrer Mutter ähnlich; die Tugend iſt jünger, und hat ſich nicht nur der Anführung ihrer Eltern, ſondern auch der Geſellſchafft ihrer Schweſter von Jugend auf bedienen können. Ja man kan ſagen, daß ſie ohne dieſelbe nicht denjenigen Namen verdienen würde, den man ihr beigeleget; oder daß die Tugend ohne Wahrheit keine Tugend mehr ſeyn würde. Dieſe beide Schweſtern ſind unzertrenliche Geſpielinnen: kein Zufall kan ihre genaue Freundſchafft unterbrechen, vielweniger gar aufheben. Beide lieben keine Pracht oder einen weitgeſuchten Putz; Sie ſind mit ihrer natürlichen Annehmlichkeit zufrieden. Sie wollen zwar beide geliebet ſeyn; aber von keinen andern, als die mit ihrem Vatter Freundſchaft gemachet, und ſich in ſeine Weiſe ſchiken gelernet. Zu allem Glüke ſieht auch ſonſt kein Buhler nach ihnen; weil ihre Schönheit durch keinen äuſſerlichen Glanz in die Augen fällt. Nur diejenigen, die mit ihren Eltern eine Zeitlang vertraut umgegangen, lernen ihr lebenswürdiges Weſen nach und nach kennen. Das ſonderlichſte iſt, daß keine Eifferſucht bei ihnen herrſchet; vielmehr will die eine nicht ohne die andre geliebt ſeyn. Hat jemand die Wahrheit lieb gewonnen, ſo wird ſie ihm ſelbſt die Schönheiten ihrer Schweſter der Tugend ſo lange anpreiſen, biß er ſie gleichfalls zu ehren und zu lieben anfängt. Die Tugend hergegen will von niemanden verehret ſeyn, als der vorhin ihre ältere Schweſter geliebet.

Ich kenne noch eine andere Familie, worinnen ſich der Herr von Argliſthauſen mit einem Fräulein von Begierdendorf verheirathet hat. Keines iſt dem andern recht getreu; ſondern wie er ſeinen verſchmizten Kopf nicht beſſer zu brauchen weis, als wenn er ſeine Ehegattin betrüget; ſo unerſättlich iſt ſie in ihrer Leidenſchaft. Sie trägt kein Bedenken einem jeden, und wenn es auch ihres Mannes geſchworner Feind, der Herr von Dummburg, ſeyn ſolte, ihre Vertraulichkeit anzubieten. Doch hat ihr Eheſtand ein paar würdige Proben ihrer Liebe aufzuweiſen. Das Fräulein von Lügenheim iſt ihr älteſtes Kind, welchem ſie dieſen Namen von einem beſondern Landgute gegeben, allwo ſel und nachmals allezeit erzogen worden. Ihren Sohn aber haben ſie den Herrn von Windau zu nennen beliebet, weil die Frau Mutter ihn an einem mit unzehlichen Windmühlen bebauten Orte zur Welt gebracht. Ich weis nicht, ob die Beſchaffenheit der Oerter, wo man gebohren wird, einen Einflus in die Gemüther der Menſchen hat: ſo viel weis ich, daß das Fräulein von Lugenheim eine geſchworne Feindin der Wahrheit, Herr von Windau aber ein vollkommener Windmacher iſt.

Am wahrſcheinlichſten iſt es wohl, daß die Auferziehung der Eltern das meiſte zu der Unart dieſes Geſchwiſters beigetragen habe. Die Tochter hatte bereits die Eigenſchaften ihres Vaters und ihrer Mutter in ſich vereiniget, als der kleine Sohn ſeiner Sinne und ſeiner Einbildungskraft ein wenig mächtig wurde. Seine gute Geſtalt und ſeine fertige Zunge ſpornten den Fleis ihrer Eltern noch mehr an, alle Mühe anzuwenden, um einen rechten Weltmann aus ihm zu machen. Von der Mutter lernte er, allen ſeinen Lüſten den Zügel ſchieſſen zu laſſen: von ſeinem Vater faſſete er die Kunſt durch allerhand liſtige Streiche zu ſeinen Abſichten zu gelangen; und von ſeiner Schweſter ward er im Stellen und Verſtellen, im Prahlen und Leugnen unterrichtet. In kurzer Zeit ward der Knabe ein Jüngling, und befand ſich im Stande auf Academien zu ziehen.

In dem nechſten Dorfe von ſeiner Vaterſtadt war er ſchon kein Edelmann mehr; ſondern ein Baron, und als ſich ſein Diener in dieſem neuen Titel ein paar mal verſahe, gab er ihm ſeinen Abſchied, und nahm ſich einen andern. Wenn er in Gaſthöfen unter Weges jemanden antrafe, der ihn um ſeine Reiſe befragte, gab er Antwort, daß er durch Italien, Frankreich, Engelland und Holland eine Spazierreiſe thun, als ein Nebenwerk aber die Staatsmaximen aller Höfe ſich bekannt machen wolle. Sagte man ihm, daß zu einer ſolchen Reiſe viel Geld gehöre: So gab er zur Antwort: auſſer der Goldbörſe von 500. Ducaten, die er bei ſich hätte, hätte er in Frankfurt am Main einen Wechſel von 2000., in Venedig einen von dreitauſend, in Rom, Neapolis und Meſina desgleichen; hernach in Florenz, Genua und Turin nicht weniger; Zu Genf und Paris aber noch weit mehr zu heben. Londen anlangend, ſo wäre er daſelbſten an einen groſſen Miniſter adreſſiret, der ihm bei Hofe einen Zutritt verſchaffen würde. Mit ſolchen Reden ergözte er ſich bis an das Thor derjenigen Stadt, wo die für ihn beſtimmte Hohe Schule war. Ohngeachtet er kaum Lateiniſch leſen konte, ſo ſagte ers doch keinem Menſchen, daß er jezo allererſt auf die Univerſität käme. Es hieſe, er käme nur die Academie zu beſuchen, nachdem er ſchon auf jener 3., und noch auf einer andern 2. Jahre zugebracht, und das Seinige in allen Stücken gethan hätte. Der beſte Gaſthof war ihm noch viel zu kleinſtädtiſch; wiewohl ſich ſonſt Grafen und Fürſten darinnen mit Vergnügen aufgehalten hatten. Alle Bedienten im Hauſe, die ihm etwas beſtelleten, oder ſonſt behülflich waren, bekamen einen, auch wohl 2. Gulden zum Trinkgelde. Dem Barbier, welcher ihn zuerſt bedienete, warf er einen Ducaten auf den Tiſch. So währete ſeine Lebensart etliche Wochen; und als jederman ſich einbildete, daß ſeines Geldes kein Ende werden könnte, fieng Herr von Windau an zu bergen. Er fluchte aber unzehliche mal dazu, und ſchwur, daß er den andern Tag, als er angekommen, gleich 50. Thaler im Spiele verlohren, und drei Tage darauf durch einen Diebſtahl mehr als 300. eingebüſſet hätte. Wenn er eine Mahlzeit vor wenig Groſchen gegeſſen, und ein leichtes Bier dazu getrunken hatte, gieng er Nachmittage aufs Caffeehaus, und beſchwerte ſich über das viele Nöthigen zum Trinken, dergleichen ihm bei den vornehmen Hofbedienten wiederfahren wäre, wo er zu Mittage zu Gaſte geweſen. Der Ungariſche Wein wäre ſo überflüſſig hineingegoſſen worden, daß ſein Kopf, der ſonſt den Trunk noch ziemlich vertragen könte, ganz wüſte davon geworden.

Kommt er in Geſellſchafften von den Leibesübungen zu reden, ſo ſind alle Tanz-Fecht-und Stall-Meiſter des daſigen Ortes nur Kinder in ſeinen Augen. Er erzehlet, wie er auf ſeinen Reiſen von vier mit Ober-und Untergewehr verſehenen Banditen überfallen worden wäre. Alſofort hätte er durch eine gewiſſe Kunſt ihre Flinten beſprochen, ſo daß keine einzige losgegangen. Und als die Räuber darüber ganz raſend geworden, und mit der gröſſeſten Gewalt auf ihn zugeſtürmet, habe er ſeinem Kerle nur befohlen, hinter ſeinen Rüken zu treten, und ſich ſelbſt zu vertheidigen, aber durchaus den Feinden keinen Schaden zuzufügen. Hierauf habe er alſobald vom Leder gezogen, zwei von ſeinen Räubern die Klingen vor der Fauſt weggehauen, dem dritten die rechte und linke Hand verlezet, daß er den Degen nicht halten können, und den vierten im Augenblike entwaffnet, ſo daß er ihn, auf den Knien liegend, um ſein Leben bitten müſſen. Wer ſich nur ein wenig zweifſelhaft bei dieſen Erzehlungen anſtellet, der beweget ihn gleich, tauſend Eyde und Flüche zur Bekräfftigung hinzuzuſezen.

Im Schieſſen rühmt er ſich einer beſondern Fertigkeit. Er erzehlt, wie vielmal er ein halb Stok Karpfen nacheinander im Waſſer erſchoſſen habe, ohne einen einzigen Schus vergebens zu thun: Ja er ſchlägt eine Wette an, fünfzehn Tauben-Eyer, die man rings um ihn in einem Zimmer auf die Erden legen ſoll, mit ſo viel Piſtolen Schüſſen zu treffen, und kein einziges zu verſehlen. Im Fechten hat er ſchon unzehliche Proben vor ſich, wie er ſelbſt ſagt, und wenn man ihn auf eine Duelle kommen läſet, ſo weis er kein Ende in ſeinen Erzehlungen zu finden. Neulich war er in einer Geſellſchaft von Frauenzimmer, und als es die Gelegenheit gab, von der Voltigier-Kunſt zu ſprechen, ſo hebt Herr von Windau an: Parbleu! mes Dames dieſe Kunſt hat mir und einem charmanten Kinde einmal das Leben gerettet. Ich war in einem Hauſe, wo par hazard eine Feuersbrunſt entſtand. Die beiden untern Etagen waren ſchon ganz mit Rauch und Flammen rempliret, und ich lief ganz deſperat aus einem Appartement in das andere, aber envain. Endlich weil alle Treppen brannten, ſo lief ich in ein Zimmer, deſſen Fenſter nach der Straſſe giengen. Par bonheur traff ich eine Demoiſelle aus unſerm Hauſe darinnen an, die ſich auch weder zu rathen noch zu helffen wuſte. Morbleu! ich hatte commiſeration mit dem pauvren Kinde, und reſolvirte mich kurz, machte das Fenſter auf, embraſſirte ſie, und was meinen ſie, was ich gethan habe? Sie werden ſichs nicht leicht einbilden. Enfin, ich machte eine Volte zwei Stokwerk tief herunter auf die Straſſe, und zwar ſo glüklich, daß ich mit dem Frauenzimmer ſur mes deux pieds zu ſtehen kam. Hätte ich da nicht voltigiren können: Diable m'emporte! ich hatte miſerablement crepiren müſſen.

Da ich an das Frauenzimmer gedacht habe, kan ich nicht vergeſſen, was er von ſeinen Liebesbegebenheiten vor Dinge erzehlet. Er ſcheuet ſich nicht, ein langes Regiſter von Frauen und Jungfern zu machen, die ihm ihre Gewogenheit antragen laſſen, ja er erzehlet weitläufftige Hiſtorien von ſich, die ſchon in etlichen alten Romanen ſtehen. Trifft es ſich, daß jemand ſelbige geleſen, ſo wird er nicht einmal roth darüber, und ſchwöret dazu, daß er eben derjenige Ritter ſeyn müſſe; der Verfaſſer des

Romans (der doch länger tod iſt, als Herr von Windau gelebet hat) müſſe von ihm gehöret haben. Er lernet Verſe auswendig, und giebt ſie hernach vor die ſeinige aus. Z. E. Er geht mit jemanden über die Straſſe, und als er ein Frauenzimmer im Fenſter gewahr wird, fragt er ſeinen Gefährten, wie ihm dieſer Vers gefalle:

Das groſſe Brennglas ſchmelzt Metall zu Staub und Erden,
Allein ich weis ein Glas, das beſſre Proben hält;
Denn wenn die Sylvia ſich hinters Fenſter ſtellt,
Mus jede Scheibe gleich ein zündend Brennglas werden.

Der gute Menſch bewundert den ſchönen Einfall, und den reinen Vers, und fragt, ob Herr von Windau ihn vielleicht ſelbſt gemacht habe? Ja, verſezet dieſer, es iſt ja nur eine Bagatelle. Als jener aber einem andern guten Freunde den Vers des Herrn von Windau vorſaget, ſo ſchlägt ihm dieſer in Philanders verliebten Gedichten die 106te Seite auf, wo er mit eben ſo viel Worten ſtehet.

Als er ſchon ſo viel Schulden gemacht hatte, daß er innerhalb etlichen Wochen davon zu gehen entſchloſſen war, breitet ers in allen Geſellſchafften aus, daß ſein Vetter, der eines vornehmen Teutſchen Fürſten Geſandter in Regenſpurg iſt, an ihn geſchrieben, und ihm die Secretairſtelle aufgetragen habe, welche ſehr viel eintragen ſoll. Der Mann ſezt er hinzu, hat mich mein Lebenlang nicht geſehen, nur mein Papa hat ihm die Bilder von meiner Schweſter und von mir überſchiket. Und gleich darauf ſchreibt er mir, daß ich zu ihm kommen ſolle; denn er hätte es aus meinem ehrlichen Geſichte ſchon geſehen, daß ich capacité genug habe, ſein Secretaire zu werden. Kaum hat ſich dieſes Gerüchte auf allen Wein- und Caffee-Häuſern ausgebreitet, als Herr von Windau unſichtbar wird. Man hört nach einem halben Jahre nichts weiter von ihm, als daß er ein vollkommener Windmacher geweſen.

Es iſt eine wunderliche Sache, daß junge Leute ſich einbilden, durch dergleichen Künſte ihr Glük zu machen. Es iſt wahr, daß ſehr wenige ſo gar unverſchämt ſeyn, als der Herr von Windau. Seine Aufſchneidereien waren unerträglich, ja er redete faſt kein wahrſcheinlich Wort. Allein ich halte davor, daß auch der allergröſte Grad der Windmacherei nicht mit der wahren Tugend beſtehen könne. Windmachen heiſet nichts anders, als ſich vor vollkommener ausgeben wollen, als man in der That iſt. Dieſe Vollkommenheit mag er nun entweder im Verſtande, oder im Leibe, in der Ehre oder in Gütern an ſich zu zeigen ſuchen, ſo wird er nichts als Schande von ſeiner Verſtellung haben. Es wird ſich bald zeigen, daß er derjenige nicht iſt, davor er ſich ausgiebet, und dann iſt es aus mit ihm. Glüket es ihm, ſich in dem erſten Geſpräche bei jemanden beliebt zu machen: So wird doch das andere oder dritte ſeine Schwäche deutlich verrathen. Was hat nun ein ſolcher Windmacher vor ein Glük in der Welt zu hoffen.

Von Pflanzung wilder Bäume, und wie dadurch Waldungen nüzlich und in weniger Zeit anzulegen.

Es iſt in den mehreſten Landen Europens die Klage über den Geldmangel; Ob nun wohl das Geld gleichſam die Seele in dem Handel und Wandel zur menſchlichen Nothurft iſt, und man alſo Urſache hat, auf deſſen Einkommen und Circulirung zu ſehen, ſo findet man dann noch andere hinlängliche Mittel, dieſen Mangel zu erſezen: Aber dem an allen

Orten hervorſcheinenden Holzmangel iſt auf keine Art und Weiſe genugſam zu begegnen.

Dann ob ſchon hin und wieder Vorſchläge und Verordnungen deswegen geſchehen, ſo ſeynd ſolche dannoch an denen wenigſten Orten zur Ausführung gebracht worden. Se. Majeſtät der hochſeelige König von Preuſſen, Friederich Wilhelm, haben unterm 21. Jun. 1719 beſondere Briefe mit angehängter Inſtruction zu Holzplantagen ergehen laſſen; Und daß denenſelben in denen Königl. Preuſiſchen Provinzien nachgelebet worden, zeuget der Augenſchein: Dann man findet ſchöne Tannen- und Fichtenwälder, ſo von Saamen gepflanzet worden. Die junge von Eicheln erzogene Bäume ſeynd theils Orten zu ſolcher gröſſe gediehen, daß man ſie mit Vergnügen anſiehet, zumalen eine beſondere Ordnung in deren Verpflanzung in Obacht genommen worden.

In Holland ſiehet man die ſchönſten Plantagien von wilden- beſonders Eichbäumen. Engelland hat gleichfalls die Tannen- und Fichtenbäume mit gutem Succes zu pflanzen angefangen, und Würtemberg kan ſich rühmen, daß von dem dortigen überſanden Saamen ein ſchöner junger Wald angewachſen.

Dieſe Holz- und Waldpflanzung iſt auch in Frankreich in Vorſchlag und theils Orten würklich zum Effect gekommen, und in denen Memoires der Königl. Franzöſiſchen Academie, des Jahrs 1742. pag. 314. Holländ. Edition, findet man die Experimenta, welche Mr. Buffon über dieſe nüzliche Sache gegeben.

Man hat zwar wilde Bäume auch in andern Ländern angefangen zu pflanzen; weilen aber die rechte Methode dabei nicht beobachtet worden, indeme man die junge Bäume an denen Orten der Wälder, wo man geglaubet, daß ſelbige zu dichte aneinander ſtünden, ausgegraben und an andere verſezet, wodurch einige an denen Wurzeln zu viel verlezet, andere aber, welche aus ſchattichten Orten in die freie Luft und Sonne gekommen, mithin zu Grund gegangen; als hat man davon mehr Schaden als Nuzen gehabt.

Vor das beſte aber iſt erfunden worden die Bäume von ihrem Saamen oder Kernen zu ziehen, und dieſes, ob es ſchon lang- und mühſam zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt es doch nur von Anfang, und würde der Nuzen in 50. ja in weniger Jahren klar an dem Tage liegen, gleichwie ſolcher auch in obgemeldeten Ländern augenſcheinlich zu ſehen.

Eine Eiche, wann ſie in dem Wald entweder von den Wurtzeln ausſchlägt, oder von der abgefallenen Eichel aufwächſet, hat eine ſehr lange Zeit, und nach Beſchaffenheit des Erdreichs, und der Situation bis 100. Jahre zu ihrem vollkommenen Wachsthum nöthig; wann ſie aber gepflanzet wird, ſo kan ſie in 50. Jahren zu einer ſchönen Gröſſe gelangen.

Wann nun bekannt, daß unter denen wilden Bäumen die Eiche in diejenige Claſſe gehöret, welche zum menſchlichen Leben und Bequemlichkeit vieles beitragen; Als iſt wohl auch nöthig, daß man auf deren Pflanzung verzüglich bedacht ſeye.

Ich wollte faſt behaupten, daß unter den wilden Bäumen keine nöthiger und nüzlicher ſeyen, als eben die Eichen: Woher wollten wir ein bequemeres Holz zu unſern Wein- Bier- und andern Fäſſern bekommen? Wenigſtens iſt mir keines bekannt, woraus man Gefäſſe von ſolcher Gröſſe und Dauer, welche zugleich Waſſer halten, machen könnte, als das Eichen Holz, welches wegen ſeiner beſonderen Beſchaffenheit und Tüchtigkeit, uns den nemlichen Nuzen praſtiren könnte. Die Gröſſe, Dike und Länge dieſer Bäume machen, daß ſie zu den meiſten Stüken, wo man Holz braucht, können angewendet werden. Dann ob wir ſchon, wo es gerade und lange Tannen und Fichtenbäume gibt, die Eichen nicht zu Sparren und Balken gebrauchen, noch die Schiffbauleute ſelbi ge zu Maſtbäumen anwenden können, ſo thun ſie uns doch in andern Stüken ungemein groſſe Dienſte: ſowohl zur Schönheit in dem Bauen, als auch zur Dauer und Veſtigkeit. Beſonders ſchiket ſich das Eichenholz zu Gebäuden im Waſſer, als zu Mühlwerken, Brüken, Dämmen ꝛc. ja die auf dem Meer und groſſen Strömen ſchwimmende hölzerne Veſtungen und Schlöſſer, die Kriegs- und Kaufmannsſchiffe meyne ich, könten ohne Eichenholz nicht beſtehen, und gar nicht erbauet werden, weilen kein Holz, wie oben gedacht, in der Welt gefunden wird, welches ſich in allen ſo gut dazu ſchiket, dauerhafter iſt, auch der Fäulung und eindringenden Näſſe zu widerſtehen vermag, als das Eichenholz.

Die ſtarke Hize, welche es bei dem Brennen von ſich giebt, macht ſolches zu der Feuerung recommendable, obſchon, weil es einen ſcharfen, beiſſenden Rauch von ſich ſtöſſet, und nicht ſo helle brennet, die Köche es nicht gerne haben.

Die dauerhaffte Werkzeuge der Handwerksleute, Wägen, Pflüge und dergleichen, werden von Eichen Holz gemacht, und zu allem, was in dem Wetter und Waſſer dauren ſolle, und wozu man Holz nöthig hat, wird das Eichenholz erwehlet.

Der Nuzen, den uns das Eichenholz gibt, erſtreket ſich noch weiter, als mancher denken möchte: Die ſchwarze Farbe an Seiden, Wollen- und Leinengeräth, kommt meiſtentheils von den Eichen. Die in der menſchlichen Geſellſchaft ſo nüzliche Sache, die Dinte, haben wir von den Eichen. Wie viel Säke und Scheffel gut Getreid, ſo die Menſchen genieſſen, oder womit man andere Thiere zu füttern pfleget, würden zur Schwein-Maſtung aufgehen, wo uns nicht die Eichbäume den Nuzen mit ihren Früchten, den Eicheln, ſchaffeten; dieſer Nuzen iſt um ſo viel gröſſer, als nicht allein das gute Getreid dardurch erſpahrt, ſondern auch das Fleiſch und Spek von der Eichelmaſtung viel beſſer wird, als von irgend einer andern Frucht und Getreid.

Ich will nicht gedenken, was dem Wild vor groſſer Nuzen durch der Eichen Frucht, die Eicheln, zuflieſſe, ſo, daß wo keine Eichwaldungen vorhanden, auch keine gute Jagen gefunden werden.

Die Rinde des Baums dienet denen Rothgerbern zu Bereitung des Leders. Die von dem Stich einer beſonderen Gattung Schlupfweſpen entſtandene und aus denen Eichen hervorwallende Galläpfel, dienen nebſt dem Holz, der an feuchten Orten wachſenden, ſogenannten Farbeichen auch zur Färberei.

Das Laub oder Blätter, ja ſo gar das Moos können uns ſo wohl grün oder friſch, als auch troken oder dürr, nicht allein in der Arzneikunſt, ſondern auch in der Haushaltung gute Dienſte thun. Ja mancher armer Mann würde auf der harten Bank und Stroh ſchlaffen müſſen, wann er nicht einen Sak mit Eichenlaub gefüllt, unter dem Leibe hätte, und zugleich in Ermanglung des Strohs ſeinem Viehe ein Lager ſowohl zur Reinlichkeit als auch zur nöthigen Düngung des Feldes von Eichenlaub bereiten könnte.

Es wäre von dem Nuzen der Eich-Bäume noch gar viel anzuführen, aber der Raum erlaubt es vor jezo nicht; ſo wollen wir auch unſeren Leſern nicht gleich in dem erſten Stük beſchwerlich fallen, und dardurch den Appetit zu mehrerem verderben. Wer Belieben trägt, hievon mehrers zu leſen, der kan aufſchlagen: Aldrovandi Dendrologiam Dieſer hat dem Eichbaum und ſeinem Geſchlechte die erſte Stelle unter allen Bäumen angewieſen, und führet die ganze Hiſtorie durch alle Claſſen aus.

So wollen wir auch den Eichbaum dismahlen nicht nach der Kräuterkunſtverſtändigen Art unterſuchen, ſondern durch vorſtehendes nur den Nuzen, welchen entweder eigene Wälder haben, oder welchen von groſſen Herrn die Aufſicht über die Waldungen anbefohlen iſt, und Cameraliſten mit Recht heiſſen wollen, aufmuntern, auf die Pflanzung dieſer ſo nuzlichen Bäume bedacht zu ſeyn.

Herr von Carlowiz, Königl. Pohlniſcher Cammerrath und Oberberghauptmann zu Freiberg, hat zwar allbereit in ſeinem ſchönen und nuzlichen Buch, Sylvicultura Oeconomica, oder Anweiſung zur wildenbaum Zucht, welche erſt A. 1732. wieder neu aufgelegt, und von Herrn Julio Bernhard von Rohr, Domherrn der Stifftskirche zu Merſeburg, mit einem Anhang oder Hiſtoria naturali arborum & fruticum ſylveſtrium Germaniæ vermehret worden, hierzu gute Anleitung gegeben; Weilen aber dieſes Buch nicht in jedermanns Händen, auch dieſem noch ein und anderer dienlicher Vortheil beizuſezen ſeyn möchte, ſo habe ſowohl aus dieſem, als auch aus denen Königl. Preuſſiſchen, in denen Breslauiſchen Natur- und Medicin-Geſchichten befindlichen Verordnungen, und aus Relationen wakerer Leute, welche die Sache würklich practicirt, ein und anders beifügen wollen.

Wenn man Gewächſe fortpflanzen will, ſo bemühet man ſich vorderſt um guten Saamen. Will man Eichbäume erziehen, ſo mus man gute, geſunde und friſche Eicheln haben. Die Eicheln werden erſt ſpat im Herbſt vollkommen reif, und trift alſo dieſelbe vielmalen der Froſt, wodurch ihre wachſende Kraft, wo nicht gänzlich verderbt, dennoch ſehr geſchwächt wird.

Dahero iſt nöthig, daß man vollkommen zeitige oder reiffe Eicheln, welche freiwillig von den Baumen fallen, ſamle, dieſelbe auf eine Bühne, oder andern trokenen Ort, wo ihnen der Froſt nichts thut, ausbreite, damit die überflüſſige Feuchte austrokene: alsdann kan man ſelbige auf einen Hauffen zuſammen ſchlagen, und bei entſtehendem harten Froſt mit Stroh oder Betten wohl bedeken, bei nachlaſſender Kälte etliche malen umſchlagen oder lüften, bis der Frühling, und mit demſelben die Zeit der Pflanzung herankommen; da man ſolche in ein groſſes Gefäs mit Waſſer ſchüttet, die obenſchwimmende als untauglich wegnimmt, die andern aber in das hierzu bereitete Land verpflanzet.

Oder man ſammlet die Eicheln, wie vor gedacht, thut ſelbige in einen leinenen Sak, und verſenkt ſie entweder in einen Bronnen oder Teich, wo es nicht bis auf den Boden frieret, läſſet ſelbige bis zur Pflanzungszeit darinn liegen, und verfähret übrigens damit wie oben gemeldet worden.

Man könnte zwar dieſe Eicheln gleich im Herbſt, oder von dem Winter in das darzu bereitete Land bringen; weil ſie aber dardurch allerhand Zufällen, als dem Ausgraben der wilden Schweine und der Krähen, oder auch dem Froſt ſelbſten ausgeſezet ſeyn, öffters zeitlich auskäumen, und im Frühjahr erſt verfrieren; Als thut man beſſer, daß man deren Verpflanzung bis in das Frühjahr verſpahre, da dann folgender Geſtalt damit verfahren wird:

Man laſſet ein Stük Landes umakern, oder, welches noch beſſer iſt, umgraben, und wohl düngen; alsdann ziehet man entweder kleine Furchen, oder ſchlägt eine Schnur an, und macht nach derſelben mit einem Pflanzholz 2. bis 3. Zoll tiefe Löcher, übers Creuz, daß allezeit jeder Eichelpflanzen 12. biß 16. Zoll in das Gevierte Plaz bleibet.

In dieſe Löcher leget man die aufbehaltene friſche Eicheln nur über die Quer, damit wann dieſelben bei dem untern ſpizigen Theil austreiben, ſie ſowohl die Wurzel abſenken, als auch dem Keimen über ſich ſchiken können. Bedekt ſie wieder mit lokerer Erde, und erwartet derſelben Hervorkommen, welches nach Beſchaffenheit der Witterung und des guten Erdreichs in 4. bis 5. Wochen geſchiehet.

Je beſſer Erde oder Land man darzu angewendet, je eher kommen die junge Eichbäume hervor, und je beſſer wachſen dieſelbe, wordurch man ſehr viel profitirt, und ſchöne junge Pflanzen bekommt.

Dieſe junge Baumpflanzen mus man von dem Unkraut und Gras, welches ſie erſtiken möchten, fleiſig reinigen, und, damit ſie beſſer wachſen können, die Erde, doch ohne Beſchädigung der Wurzeln und zarten Stämme, auflokern.

Auf ſolche Art läſſet man ſie 4. bis 5. Jahre ſtehen, alsdann kan man ein ander Feld wohl gebeſſert, zurichten, die ſtärkſte Bäumlein ausheben, und weil ſie, wie alle Kernbäume, meiſtentheils nur eine einige ſo genannte Stechwurzel haben, ſchneidet man dieſelbige bis auf 5. bis 6. oder 8. Zoll ſchrege, wie einen Rehfus, mit einem ſcharffen Meſſer ab, und verpflanzet ſie wiederum in das zubereitete Land. Aber nunmehro müſſen ſie wenigſtens 2. Fus weit von einander bleiben, damit ſie einander die Nahrung nicht rauben, und wohl fortwachſen können.

Man hält darvor, man ſolle dieſe junge Bäumlein nicht beſchneiden, ſondern alſo, wie ſie aus der erſten Baumſchule kommen, wieder einſezen. Es iſt wahr, die rauhe Winde oder Sonnen-Hize thun dieſen gleichſam verwundeten Baumpflanzen weh; Aber wann ſie nicht beſchnitten werden, ſo wächſet das Bäumlein nur zu einem Buſch, und nicht in den Stamm: Deswegen mus man ſelbige doch von denen untern Aeſten befreien, und alſo in die Höhe ziehen. Ja man darf auch einige oben ſtuzen, dann dardurch treiben ſie beſſer in die Wurzeln, und bekommen alsdann auch beſſeren Trieb in die Höhe; Das Stuzen aber mus nahe bei einem Auge geſchehen, damit der Stamm bald wieder überwalle, und der Baum gerad aufwachſe.

Auf dieſe Art läſſet man ſie in der Baumſchule ſtehen, reiniget ſie aber von Zeit zu Zeit von dem Gras oder herumwachſender Unkraut, damit ihnen die Nahrung dardurch benommen werde.

Das Abſtuzen der Wurzel iſt darum nöthig, damit dieſelbe neben heraus treibe, und zu ihrer künfftigen Verpflanzung an Ort und Stelle dauerhaffter gemacht werde.

Nach dieſer zweiten Verpflanzung läſſet man ſie noch 3. bis 4. Jahr ſtehen, in welcher Zeit, wann die Witterung gut, und die Erde oder Land fruchtbar, dieſelbe bis in die Höhe von 5. bis 6. Fus aufſchieſſen, und zu weiterer Verpflanzung dienlich ſeyn: Man thut aber beſſer, daß man dieſe junge Bäumlein genugſam erſtarken läſet, und ſie alsdann erſt zum zweiten mal verſezet, als daß man dieſelbe zu bald verpflanzet.

Damit es aber denenſelben nicht allzu ungewohnt thue, wann ſie aus einer guten Erde in geringere verſezt werden, als iſt nöthig, daß man auch dieſem vorkomme; Deswegen läſſet man an dem Ort, wo ſelbige ſollen hingeſezt werden, 2. oder 3. Jahr vorhero die Löcher in der behörigen Weite graben, die Erde heraus werffen, und ſie neben oder bei denen Löchern liegen, alſo füllen ſich die Löcher bis zur Zeit, daß die junge Bäume ſollen darein geſezt werden, mit Laub oder Gras, und die herausgeworffne Erde wird ebenfalls durch den Schnee und Regen gebeſſert, daß der Baum bald erwächſet, und freudig fortſchlaget.

Die Löcher zu denen Eichbäumen müſſen wenigſtens 30. Fus von einander entfernet ſeyn; man kan aber doch, wann man will, zwiſchen dieſelbe, noch über das Creuz entweder junge Kirſchbäume, oder auch allenfalls von Birn oder Aepfelkern erzogene, junge Pflanzen ſezen.

Läſſet man den Pflug über das gantze Land gehen, wo die Baum-Schule ſoll angelegt werden, und es iſt Waidung in der Nähe, ſo wird der Wind von den Birken und Aſpen Saamen genug bringen, daß bald von ſelbſt ein Buſch erwächſt; doch mus man allzunahe an denen verpflanzten Bäumlein nichts aufkommen laſſen, damit denenſelben die Nahrung nicht benommen werde.

Will man von Zeit zu Zeit, damit das Gras nicht überhand nehme, und die junge Bäume dardurch in ihrem Wachsthum verhindert werden, wegraumen, und die Waaſen verkehrt bei denen verſezten Bäumlein legen, ſo wird man in etlich Jahren einen ſchönen jungen Wald haben.

Da aber das Wild dieſen jungen und zarten Baumpflanzen ſehr nachgehet, ſo wäre es gut, daß ein Graben darum geführt, oder daſſelbe durch andere Mittel, als Federſpiel und öfters Schieſen, davon abgehalten würde.

Noch eine Ungelegenheit iſt, daß die Bäumlein, wann ſie ſtark wachſen, nur in die Höhe aufſchieſſen, folglich ſich nicht ſelbſten gerad halten können; dahero, wo es ſeyn kan, und Pfäle ohne allzugroſſen Nachtheil der Waldungen zu haben, thut man wohl, wann man ſie anbindet, und alſo aufrecht erhält, bis ſie erſtarket ſich ſelbſten halten, und dem Wind widerſtehen können.

Die Eichbäume kommen in ſandigtem Boden nicht gut fort, daher mus man auch einen ihnen anſtändigen Grund erwählen, welcher ſandſchüſſig-ſchwarzen oder auch rothen Letten hat, doch iſt der erſtere allezeit beſſer; und je beſſer der Grund, je beſſer ſchlagen die Bäume fort.

Wann man, wie oben gedacht, den Pflug über das Feld gehen laſet, oder alles, gleich denen Weingärten, umhacket; ſo könnte man zwiſchen den jungen Eichbäumen, auch Kirſchen und wohl reiffe Aepfel- und Birn-Kerne einſtreuen; Doch iſt beſſer, wann man denen Eichen auch freie Luft und Plaz läſſet, und dergleichen klein Holz beſonders ziehet

Mit dem Buchenholz oder Erziehung der Buchenbäumlein wird es eben alſo, wie mit den Eichen gehalten; dieſe aber dörffen enger geſezt werden, ja, wo der Grund gut iſt, macht man nur ein Jahr zuvor Löcher in der Weite von 16. biß 20. Schuhen, nachdem das Erdreich beſchaffen; Dann je beſſer der Boden, je weiter ſollen die Bäume voneinander ſtehen, damit ſie zur tüchtigen Gröſſe gedeihen: Will man aber Stangenholz haben, ſo kan es bei 12. oder wohl 8. Schuh bleiben.

Wann nun die Erde ſich in dieſen Löchern durch eingefallenes Laub oder Waaſen gebeſſert, ſo ſteket oder leget man in ein jedes Loch 2. 3. bis 4. wohlzeitige Buchekern, da man, wann zu förchten, daß ſie zu dik kommen, allezeit ein oder zwei von den jungen Bäumlein ausziehen und anderswohin verſezen kan; oder man kan es damit auch halten, wie bei denen Eichbäumen in vorhergehendem gemeldet worden.

Mit dem Nadelholz hingegen, d. i. mit denen Tannen- Fichten- und Forch-Bäumen, hat es eine ganz andere Bewandnus, dann dieſes läſet ſich nicht gern verſezen, oder wird doch ſehr in dem Wachsthum aufgehalten, dahero mus man ſolches gleich dahin ſäen, wo es bleiben ſolle.

Der gröſte Schade iſt es denen Nadel-Holz-Waldungen, daß man die Stöke von dem abgehauenen Holz nicht zugleich mit ausreutet; dann ſo lange die alte Stöke ſtehen, ſo lange wird daſelbſt kein ander Holz aufwachſen, und in etlich Jahren nichts als Farnkraut, Bromheer und ander wildes Geſträuch ausſchlagen, welche ſodann gar verhindern, daß der Baumſaamen nicht mehr in die Erde kommen, und folglich der Wald wohl gar abgetrieben wird.

Dahero, wo die Herrſchaften Bau-

Holz abgeben, ſoll es allezeit mit dem Beding geſchehen, daß derjenige, ſo ſolches erhält, auch die Stöke aus dem Boden räumen ſolle. Dardurch erhält man zwei Vortheile: der Plaz wird leer, daß wieder andere Bäume daſelbſt wachſen können, und der Boden wird da zugleich durch das Ausgraben der Stöke geſchikt gemacht, daß er wieder andern Baumſaamen annehmen, und alſobald wieder einen Wald aufliegen kan.

Man ſiehet in dem Schwarzwald groſſe Pläze von vielen Morchen, wo ſchon vor 6. 8. und mehr Jahren das Holz gehauen worden, und doch wegen der alten Stöke kein junger Baum daſelbſt aufkommen können, ſondern an deren Stelle ſich nichts als Farnkraut findet. Dafür wäre dieſes das beſte Mittel, daß man um dergleichen Plaz einen 6. Fuß breiten Graben aufwürfe, welches in dem Sand gar leichtlich mit wenigen Koſten geſchehen kan, ſodann in dieſe Pläze hin und wieder nach dem Wind Feuer anlegte, und alſo den Grund reinigte.

Die Zeit zu ſolchem Geſchäft wäre in dem Herbſt oder Frühjahr die beſte, und würde die Sache gar practicable ſeyn, wann man zu Unterhaltung des Feuers durch etliche Männer die alte Stöke abſpalten, die Dornen und Kräuter abhauen, und etliche Tage troknen lieſſe, ſo brennen auf ſolche Art die Wurzeln aus; ja wann man den Graben herum tief und breit genug machet, daß das Feuer nicht weiter lauffen kan, als man will, ſo kan dieſes Anzünden der alten Stöke mitten in dem Sommer geſchehen, wann das Gras und die Dörner zuvor etliche Tage abgehauen, und von der Sonne getroknet worden.

So können auch im Sommer etliche Mann Tag und Nacht bei dem Feuer bleiben, und demſelben forthelffen, dabei man ſowohl vor Schaden und Muthwillen böſer Leute ſicher iſt, als auch daß der Brand in der Ordnung fortgehet und erhalten wird.

Man kan ſich leichtlich ſelbſten vorſtellen, daß man einen ſolchen groſſen mit alten Stöken gleichſam beſäeten Plaz nicht auf einmal und an allen Orten anſteken darf, ob es ſchon in ſolchen Orten, wo keine Waldung in der Nähe iſt, und alſo kein Schade geſchehen kan, das beſte wäre: dann je ſtärker das Feuer auf einmal, je tiefer werden die alten Wurzeln ausgebrannt, und der Boden zum neuen Anwachs der jungen Bäume präparirt. Der Graben, den man um den Plaz herum ausſchlägt, dienet auch nachgehends für einen Zaun, den jungen Wald zu beſchirmen.

Es werden auf dieſe Art in America die gröſte Pläze gereiniget, und Holz und Stöke auf dem Ort, wo ſie geſtanden, nachdem ſie etliche Tage zuvor von der Sonnenhize getroknet, verbrannt, wodurch der Boden nicht allein gereiniget, ſondern auch fruchtbar, und zu Erbauung ihres Brods, der Wurzel Mandioca, geſchikt gemacht wird.

Dann weil man allda nicht genug Viehe, um Beſſerung zu haben, halten oder bekommen kan, ſo wird durch die Aſche von dem verbrannten Gebüſch der Aker gedünget, und wann er 3. Jahr oder länger, nach Beſchaffenheit des Landes, ſeine Früchte getragen, läſſet man ihn wiederum mit Holz anfliegen, und tractirt ſelbiges noch etlich Jahr wie zuvor. Es gehet in daſigen warmen Ländern um ſo leichter an, weilen gar bald wieder ein Buſch anwächſet, und daß man Landes genug hat, auch nicht ſo viel Holz zur Feurung braucht.

Wann die Stöke noch gut und nicht verfault ſeyn, ſo iſt das beſte, daß man ſelbige neben herum aufgrabe, die groſſe Wurzeln abhaue, und ſodann durch angelegte eiſerne Haken oder Ketten, vermittelſt zwei angeſezter Winden von Grund heraus hebete; man könnte dieſe Baumſtöke und Wurzeln zum beſſern Nuzen anwenden, und entweder wann ſie zerſpalten und getroknet, zur Feuerung gebrauchen oder gute Kohlen daraus brennen. So hätte man auch wegen des Feuers, welches mit denen Wurzeln unter der Erde fortlauffet, nichts zu beförchten, der Plaz würde zugleich umgegraben, gereiniget, zum neuen Holzanwachs geſchikt gemacht, und die ausgegrabene Stöke bezahlen die Unkoſten.

Hat man alſo den Plaz von den alten Stöken gereiniget, ſo kan man ſelbigen umgraben, und den Saamen ſodann einſtreuen, mit einem Rechen einhaken, oder mit einem Aſt von einem Baum einegen; doch daß ſelbiger nicht hoch mit Erde bedekt, und dadurch an ſeinem Aufgehen verhindert werde.

Der Saame mus geſammlet werden, daß man von alten geſunden Bäumen die Conos oder Zapffen, wann ſie recht reif ſeynd, ſchneiden läſſet, dann wann ſie ſelbſten abfallen, ſo iſt auch der Saame, wenigſtens der beſte, allbereit fort. Die bequemſte Zeit Zapfen zu ſammlen iſt im Martio. Zum Abſchneiden hat man eine lange Baumſcheere; oder wann man ohnehin dergleichen Bäume fällen mus, ſo thut man es zu ſolcher Zeit, da der Saame von denen Zapfen noch nicht ausgefallen, und bekommt alſo deren mit geringer Mühe genug.

Dieſe Zapfen werden auf ein Tuch in die Sonne gelegt, oder auch, wo man derſelben viel hat, auf einen groſſen geſauberten Plaz, ſo thun ſich die Schuppen von ſelbſten auf, und laſſen den Saamen fallen, welchen man dann ſammlet, und bis zur Säe-Zeit an einem trokenen aber nicht warmen Ort aufbehält.

Die beſte Säezeit hierzu iſt ſpät im Herbſt, da hingegen die Buchen und Eicheln beſſer im Frühjahr gelegt werden; dann dieſe werden den Winter durch von den Krähen und Wild ausgegraben, bei dem Tannenſaamen aber hat man dergleichen nicht zu beförchten, und keimet er ſodann gleich im Frühjahr hervor, und die Winterfeuchte contribuiret zu ſeinem baldigen Wachsthum. Das Nadelholz kommt in ſandigtem Grund lieber fort als im ſtarken, dahero auch dergleichen Erdreich hierzu ſoll erwählet werden.

Man thut wohl, daß man Tannen, Fichten und Foren (Forchen) untereinander ſäet, ob es ſchon ſcheinet, als ob dieſe leztere lieber allein wachſen, wovon die Probe zu machen. Weil aber die Forchbäume nicht ſo tief wurzeln, als die Tannen und Fichten, einfolglich von denen Sturmwinden ganze Wälder niedergelegt, oder die hohe Bäume abgebrochen werden, als wäre es meines Erachtens beſſer, daß man dieſe drei Arten Bäume untereinander ſäet, ſo hielte und beſchüzte einer den andern; obſchon nicht unbekannt, daß die Forchen ſandigten Boden lieben, und die Fichten ſtärkern oder mit Letten vermiſchten haben wollen.

Dieſe Bäume haben nicht nöthig, daß man ihnen durch Schneiden in die Höhe hilft, dann ſie puzen ſich ſelbſten, können es auch nicht wohl vertragen, daß man an denſelben viel ſchneide, weilen durch die Wunde der harzigte Saft, worinnen des Baums Leben und Wachsthum beſtehet, heraus lauft, welches verurſachet, daß der Baum abſtehet, oder doch wenigſtens an den geraden Fortwachſen verhindert wird.

Unter den Tannen oder Fichtenſaamen mus man keine andere Art von Holz ſezen oder ſäen, dann dadurch werden dieſe abgetrieben.

Die Birke gibt ein ſehr gutes Brennholz, iſt denen Wagnern dienlich, und denen Kiefern wegen der ſtarken langen Reiſſe, welche man daraus machen kan, faſt unentbehrlich; des guten Dienſtes, welchen ſie zu Reinigung derer Zimmer, und zu Beſſerung böſer Kinder leiſten, nicht zu gedenken, dahero ebenfalls vor deren Fortpflanzung zu ſorgen, um ſo mehr, als dieſer Baum an allen Orten, ja wo auch ſonſten kein anderer fortkommen kan, aufwächſet, und wegen der Bitterkeit ſeiner Zweige und Laubes vor dem Gewild ſicher iſt. Sie tragen beſondere Knöpflein, worinnen der Saamen enthalten, welcher zu Ende Auguiſt oder im September reif wird.

Man ſchneidet zu ſelbiger Zeit dieſe Knöpflein zuſammt denen Reiſern, woran ſie hängen, ab, bringet ſie an ein trokenes Ort, damit ſie nach und nach dürre werden, da man ſie alsdann ausdreſchen, und den Saamen in das zubereitete Land ausſäen kan.

Man mus ſich in Obacht nehmen, daß der Saame, weil er klein, nicht zu tief unter die Erde komme, dahero gehet es nicht an, daß man mit der Ege darüber fahre, ein hölzerner Rechen mit etwas kurzen Zähnen kan das beſte thun.

(Hievon was Mehrers in dem 3ten Band.)

Von der Sommerdiät, oder wie man ſich bei der Hize verhalten, und deren Schaden an der Geſundheit verhüten ſolle?

Da ich jezo das zur Geſundheit nöthige Verhalten bei der Hize kürzlich zeigen will: ſo hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich zuförderſt etwas von dem Nuzen der Wärme und dem Schaden der Hize gedenke. Und zwar was das erſte betrift, ſo iſt nach den Gründen der Arzeneigelahrheit zu Erhaltung des menſchlichen Lebens unumgänglich nöthig, daß das Geblüt in ſeiner ordentlichen Bewegung bleibe. Soll nun dieſes geſchehen: ſo mus es gehöriger maſſen flüſſig ſeyn. Dieſe Flüſigkeit aber, wird beſonders durch die Wärme erhalten, welche in einer ſchnellen Bewegung der Feuertheilgen beſtehet, und alſo eine groſſe Kraft hat, die Theile der Cörper zu trennen, und folglich auch das Geblüte zu verdünnen, oder das ſtärkere Zuſammenhängen der Theile deſſelben zu mindern: gleichwie wir im Gegentheil von der Kälte wahrnehmen, daß ſie die Feuchtigkeiten gerinnend macht. Nun pfleget zwar ſelbſt die Bewegung des Bluts, indem ſich die Blutkügelgen an den Häuten der Adern reiben, eine Wärme hervor zu bringen, und dieſen jeztgedachten Nuzen zu gebähren. Weil ſich aber dem ohnerachtet in der kalten Luft, wenn ſie uns äuſſerlich umgiebt, die Wärme leicht verlieren, und ſonderlich denenjenigen Theilen bald entgehen würde, die davon am meiſten betroffen ſind, ſo iſt allerdings nöthig, daß uns auch von auſſen eine gemäſigte warme Luft umgiebt, und alſo verhindert, daß die in uns durch den Umlauf des Bluts erzeigte Wärme nicht ſo bald in der kalten Luft zerſtreuet werde.

Da aber auch nächſt dieſen der vornehmſte Grund unſeres Lebens und der Geſundheit darauf beruhet, daß die feſten Theile des Cörpers weder zu ſehr geſpannet, noch die Schweislöcher, durch welche die im Cörper geſammleten Unreinigkeiten gröſten theils wegdünſten ſollen, zu ſehr zuſammen gezogen oder gar geſchloſſen ſind: ſo iſt leicht zu erachten, wie nöthig uns auch zu dieſem Endzwek die Wärme ſeyn müſſe, welche uns in ſolchen Fällen fürtreflich zu ſtattē kom̄t; wel ſie die Haut ſchlaf machet, u. die Schweislöcher erweitert. Man ſiehet auch daher, daß zu Ende des Frühlings u. im Anfang des Sommers, oder auch in dieſen ſelbſt, wenn er gemäſigt iſt, die beſchwerlichſten und hartnäkigſten Krankheiten ohne ſonderliche mediciniſche Beihülfe nachlaſſen, und glüklich gehoben werden: welches keineswegs geſchehen würde, wenn nicht von auſſen die wärmere Luft den vorbeſagten Nuzen in Anſehung der vermehrten Ausdünſtung zuwege brächte.

Weil nun gewiſſer maſſen von der Wärme der Umlauf des Geblüts, und von dieſen nicht nur das Leben, ſondern auch die Zueignungskraft, das Wachsthum, und alle übrige natürliche Handlungen im Cörper unterhalten werden: ſo iſt abermals klar, wie nöthig und nüzlich dieſelbe zu dieſen allen ſeyn müſſe. Denn alſo wird man z. E. von der in uns erzeigten Wärme, die aber doch ohne die äuſſere keineswegs beſtehen kan, unwir andern eines beſondern Vortheils gewahr, den ſie bei der Zeugung der Menſchen erweiſet. Denn ſollen wir gezeuget, in Mutterleibe gebildet und ernähret werden: ſo mus das Geblüt der Mutter einen ſolchen Umlauf haben, der eine zur Empfängnis und Nahrung des Kindes erforderliche Wärme zuwege bringen kan; da man hingegen die zum Kinderzeugen ungeſchikte Weiber nicht uneben im gemeinen Sprüchworte einer kalten Natur zu beſchuldigen pflegt.

Ueberhaupt aber iſt hier wohl zu merken, daß ich hier von einer dem Cörper natürlichen Wärme rede, und ſie der Hize entgegen ſeze; ingleichen, daß nicht bei allen und jeden Perſonen einerlei Grad der Wärme erfordert werde; ohnerachtet es richtig und ausgemacht iſt, daß ein jeder nach ſeinem Temperament, und nach der Beſchaffenheit des Ortes, den er bewohnet, eine ſowohl innerliche als äuſerliche gemäſigte Wärme zur Geſundheit nöthig habe, ſie mag nun entweder in Anſehung unſerer ſtärker oder geringer ſeyn. Denn widrigenfalls würde man ſchlimm beſtehen, wenn man den in Nordiſchen Ländern dienlichen Grad der Wärme nach dem unſrigen abmäſſen; oder auch vor alle Menſchen ohne Unterſcheid einerlei Grad derſelben zuträglich halten wollte.

Doch, ſo heilſam eine mäſige Wärme zu Erhaltung des Lebens und der Geſundheit iſt, ſo ſchädlich iſt hingegen die äuſſere Hize, welche nur dem Grade nach von jener unterſchieden iſt. Denn es wird dadurch, weil der Druk der äuſſern Luft gemindert wird, die Luft im Blute, und alſo das Blut ſelbſt in unſern Adern allzuſtark ausgedehnet, daß ſich dieſe hernach allzuſehr erweitern, und ihre zuſammenziehende Kraft verlieren. Nicht minder aber werden auch dadurch die Schweislöcher zu ſehr eröffnet, und mehr Feuchtigkeiten zu denſelben herausgetrieben, als die Luft in Dünſte verwandeln kan, die ſich denn hernach in Tropffen ſamlen, und den Schweis ausmachen. Da nun aber ſolchergeſtalt nicht nur blos diejenigen unnüzen Feuchtigkeiten, die mittelſt der unſichtbaren Ausdünſtung wegrauchen ſollten, durchgehen, ſondern auch zugleich mit dem ſtarken Schweiſe viele nüzliche Säfte mit ausgetrieben werden: ſo iſt es daher kein Wunder, wenn dem Cörper viele nöthige Säfte entgehen, und ihn eine ungemeine Mattigkeit befällt, die ſich, wie die Erfahrung lehret, wohl gar in eine würkliche Ohnmacht verwandeln kan, wenn durch das allzuſehr ausgedehnte Blut das Herz und die Pulsadern auſſer Stand geſezet werden, das Blut nach dem Kopfe hinlänglich genug hinzutreiben: wie denn von eben dieſer übermäſigen Ausdehnung, und der dadurch verhinderten freien Circulation deſſen durch die Lunge, die groſſe Beängſtigung um die Bruſt, und das ſchwere Athemholen hergeleitet werden müſſen. Ja da auch endlich von dem in ſchnellern Lauf gebrachten Blute viele ſchweflichte Theile und ſcharfe Salze erzeuget werden: ſo darf man ſich ebenfalls nicht wundern laſſen, warum bei allzugroſſer Hize es ſehr öfters geſchieht, daß hizige Fiber, Gallenfieber, Bauchflüſſe und dergleichen mehr zum Vorſchein kommen.

Da nun an dem Nuzen der Wärme und Schaden der Hize im geringſten nicht zu zweifeln iſt: ſo fragt ſichs nur, wie man doch wohl in heiſſen Sommertagen oder in ſehr hizigen Ländern dieſen Schaden beſtmöglichſt abwenden, oder verbeſſern wolle? Ich antworte: man mus 1) zuförderſt die allzugroſſe Hize, ſo wie ſie bei hizigen Mittage, oder zu derjenigen Zeit iſt, die dem Mittage am näheſten kommt, beſtmöglichſt meiden; Worinne uns die Innwohner der mittäglichen Länder mit einem guten Exempel vorgehen, die ſich die Stunden über, da es ſehr heis iſt, gemeiniglich inne halten, und keine mühſame Geſchäfte vornehmen, ſondern wohl gar dieſe Zeit dem Schlafe wiedmen. Nächſt dem mus man 2) weil die Hize an ſich ſchon ſchwächet, die Leibesbewegung etwas gelinder, als ſonſt anſtellen, ſchwere Arbeiten unterlaſſen, und die verlohrnen Kräfte durch genugſamen Schlaf und Ruhe zu erſezen ſuchen; dabei aber auch 3) heftige Gemüthsaffecten, und zwar vornemlich den Zorn, beſtmöglichſt vermeiden, weil ſonſt das Blut in allzuſtarke Aufwallung geräth, und nicht ſelten dadurch hizige Gallen- und Entzündungsfieber erreget werden. 4) Sind ſtark gewürzte Speiſen und hizige Getränke ſehr mäſig zu genieſſen, indem ſie das Blut zu ſehr ausdehnen, und in ſchnelle Bewegung bringen: dagegen aber mus man kühlende Getränke, unter welchen ein reines gutes Waſſer das Vornehmſte iſt, zu ſich nehmen, und ſolches zuweilen, wie bei der bekannten Limonade, mit Citron- oder Pomeranzenſafft, ingleichen mit einen wohlbereiteten Kirſch- und Himbeerſaft ꝛc. vermiſchet, oder es auch mit abgeſchelten Mandeln zu einer Mandelmilch machen, und ſich nur überhaupt dabei vorſehen, daß man dergleichen Kühlungstrank nicht etwa in groſſer Menge, und ſogleich nach ſtarker Bewegung in den erhizten Magen einſchüttet: wie man denn auch dieſerwegen mit dem Gebrauch des Eiſes ſehr behutſam verfahren mus, womit man ſonſt die Speiſen ſo wohl, als die Getränke im Sommer kälter zu machen pflegt. Sollte aber ja etwa von dem unzeitigen Genus dieſer Dinge, oder von äuſſerlicher Erkältung auf die Hize, ein Schade an der Geſundheit, nemlich eine Verdikung und gefährliche Stokung des Bluts in den kleinſten Gefäsgen der innern Theile zu beſorgen ſeyn, ſo mus man das Geblüte wieder in ordentlichen Lauf zu bringen, und den zurükgetriebenen Schweis zu befördern ſuchen; welches zum beſten durch Theetrinken geſchehen kan, wozu einige Aerzte beſonders die Gänſeblümchen (flores bellidis) anzurathen pflegen. Weil aber auch 5) die ſchleunige Abwechslungen von Kälte und Hize der Geſundheit ſehr nachtheilig ſind: ſo hat man ſich vor allen Dingen mit inacht zu nehmen, daß man den erhizten Leib nicht erkältet, welches ſehr öfters durch kühlende Abendluft geſchiehet, wenn man ſich zumal vor derſelben nicht verwahret, und in leichten Sommerkleidern bleibet, wie ſolches die in Ungarn und Italien gewöhnliche Krankheiten der teutſchen Soldaten ausweiſen, die nicht ſowohl, wie man immer geglaubet, den hizigen Weinen, als vielmehr den daſelbſt üblichen kalten Nachten zuzuſchreiben ſind; Daher man auch dieſe beiden Länder den Kirchhof der Teutſchen zu nennen pflegt. Endlich kan auch 6) bei vollblütigen Perſonen das vor der Hize angeſtellte Aderlaſſen guten Nuzen ſchaffen, weil dadurch ein Theil des überflüſſigen Bluts weggenommen wird, daß ſich hernach das übrige in den Gefäſſen freier ausdehnen und circuliren kan.

Wenn wir endlich noch die beſondere Art wiſſen wollen, den ſchädlichen Würkungen der Sommerhize zu entgehen; ſo müſſen wir ſolche von den Leuten lernen, die in heiſſen Ländern leben, wie von den Italiänern, deren ihre Aerzte inſonderheit das Lob haben, daß ſie alles nach der Diät einrichten. Sie pflegen aber in dieſer Abſicht folgende gute Gewohnheit zu haben: daß ſie nemlich 1) Fenſter von Pappier und dünnen Holz, oder von Stroh und Holz geflochten führen, weil das Glas zu ſehr hizet, 2) daß ſie den Fusboden fleiſig mit Waſſer beſprengen, oder mit friſchen Gras und Blumen beſtreuen, 3) im Sommer mehr in untern Zimmern als in der Höhe wohnen, auch mehr ſolche Stuben beziehen, wenn es ihre Umſtände zulaſſen, die gegen Morgen und Mitternacht gelegen ſind. 4) Iſt es in den wohleingerichteten Städten, wie in Neapolis, geordnet, daß in den heiſſeſten Stunden des Tages Waſſerfäſſer in Straſſen herum gefahren werden, die aus ihren Oefnungen, wie eine Gieskanne, den Erdboden befeuchten, und einiger maſſen abkühlen, und 5) pflegen ſie auch in den Stuben eine gewiſſe Art von Windwedeln aus flachem Holze zu haben, die oben an der Deke angemacht ſind, durch deren Hin- und Wiederbewegen ſie kühle Luft machen: welches die Wirthe geſchwind thun, wenn ſie einen Gaſt bekommen, und nicht gerne haben wollen, daß er vor Hize wieder fortgehen ſoll.

Dieſes wären nun die vornehmſten Lebensregeln, deren man ſich zu Mäſigung der Sommerhize zu bedienen hätte: und ohnerachtet ſie ſich nicht vor alle Leute ſchiken, und von ihnen können ins Werk gerichtet werden: ſo kan man ſie doch bei groſſen Herren anbringen, denen es an Vermögen und Gelegenheit dazu nicht fehlet. Daher auch bereits viele unter ihnen, auf Anrathen ihrer Leibärzte, die löbliche Vorſorge vor ihre Geſundheit tragen, daß ſie z. E. gewiſſe Sommer- und Winterpalläſte, oder doch vielmals im Sommer andere Zimmer, als im Winter beziehen, die nemlich ſo gelegen ſind, daß ſie ſich zu Abwendung des von der groſſen Hize zu befürchtenden Nachtheils an der Geſundheit wohl ſchiken.

* * *

Zum Nuzen des Publici und Verhütung des etwanigen Betrugs liefern wir folgendes aus denen Braunſchweiger Nachrichten:

Beſonderes Beiſpiel von Verfälſchung des Zinnes nebſt einem Fürſchlage, wie ſolches zu erforſchen und derſelben vorzubeugen.

Im verwichenen Hornung erhielte ich folgendes Schreiben:

Ew. Hochedelgeb. habe ich die Ehre, hiedurch zu melden, wie mir von einem gewiſſen anſehnlichen Magiſtrate aufgetragen worden, einen vermuthlichen Betrug eines Zinngieſſers zu unterſuchen, der den Verdacht auf ſich hat, daß er das engliſche Zinn mit ſehr vielem Blei vermiſche, und damit es die Härtigkeit und den Klang wieder bekomme, mit dem Regulo Antimonii verſeze, und demnach eine geraume Zeit und verſchiedene Jahre hindurch die davon verarbeitete Schüſſeln, Teller und ſonſtige Haus- Küchen- und Tiſchgeräthſchaften, für veritables engliſches Zinn, verkauft und ſich bezahlet haben laſſen ſolle. Denn es iſt daſſelbige nicht allein ſehr ſchwer, in Entgegenhaltung des ächten engliſchen Zinnes, ſondern auch gar nicht ſo lange zum Gebrauche dauerhaft, indem es gar bald blind oder unglänzend wird, und vom Scheuren oder Reinigen ſehr leicht zerbricht. Bei welchen Umſtänden ſich alſo doppelter Betrug befinden würde, indem ſich fürs erſte der Zinngieſer das Blei für wirkliches engliſches Zinn bezahlen läſſet, und ihm folglich fürs andere, weil es nicht lange brauchbar iſt, deſto eher und öfter, aufs neue viel Macherlohn wieder bezahlet werden mus. Ob nun dieſelbe auch noch, auſſer dem Blei und Regulo Antimonii, oder mit beiden zugleich, die Marcoſitam oder das Biſmutum mit dazu thue, mus man dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis ſich Gelegenheit findet, dieſen Betrug und die Verfälſchung aufs genaueſte in qualitate & quantitate ausfündig machen zu können.

Aldrovandus in Muſeo metallico und andere berühmte Auctores Metallurgiæ, die ich habe, führen zwar an, daß mit obgemeldeten Dingen, die Verfälſchung des engliſchen Zinnes geſchehen könne und zu geſchehen pflege; Sie geben aber dabei keine Anweiſung, wie man dieſe oberwehnten betrüglichen Zuſäze durch die Kunſt wieder auseinander ſezen, und von dem Zinn, und zwar ein jedes beſonders, ſepariren ſolle, um alſo das Gewicht von der Verfälſchungszuſäzen offenbaren zu können. Zwar hat ein ungenannter in einem Werkchen: Der wohlerfarne Scheidkünſtler, welches zu Nürnberg 1708. in 8vo herausgekommen iſt, auf der 249. Seite, eine Methode angegeben, wie das Zinn zu probiren, ob Zuſaz dabei, und wie viel deſſelbigen ſey. Man ſoll nemlich zwo Kugeln von gleicher Gröſſe gieſſen, eine von veritablem engliſchen, und die andere von dem vermuthlich verfälſchten Zinne; da denn die Kugel von der verfälſchten Sorte ſchwerer ſeyn würde, als jene, welches nachgewogen, und alſo, nach Proportion, der verfälſchte Zuſaz ausgerechnet werden könnte. Ich halte aber dafür, daß dieſe Probe gar zu allgemein, und zur ſpecialen Ausforſchung und überzeugung nicht zureichend ſey, und dagegen eingeworfen werden möchte, daß das Zinn aus den unterſchiedlichen Bergwerken einen Unterſchied an der Schwere habe; wiewohl dieſe Einwendung auch nicht Beſtand haben würde, indem das veritable engliſche Zinn durchgehends an der Schwere keinen Unterſchied hat, ſondern nur dasjenige Zinn, was hin und wieder aus den Bergwerken in Teutſchland, Frankreich ꝛc. erhalten worden, in Anſehung der Schwere unterſchieden, folglich auch nicht ſo gut ſey, als das engliſche Zinn.

Da ich nun weis, daß Ew. Hochedelgeb. eben dero ſtarken praxi medica, ſich auf viele curiöſe und nüzliche Wiſſenſchaften, und beſonders auf die Metallurgie geleget, auch mit dergleichen Perſonen Bekanntſchaft haben, welche die Schmelz- und Scheidekunſt der Metalle aus dem Grunde verſtehen: Ich aber auf dergleichen Sachen (auſſer was die Chymie, in ſo weit ich ſelbige ad praxin medicam zuweilen gebrauche, betrifft) mich nicht geleget habe: So habe ich dieſelbe hierdurch dienſtergebenſt erſuchen ſollen, mir desfalls entweder ſelbſt, oder durch jemand anders, mit einer ſchriftlichen ſpeciellen Anweiſung, ſo bald möglich, an die Hand zu gehen, damit man fürerſt gegenwärtigen Betrug mit der Verfälſchung in qualitate & quantitate ausfündig machen, und ins künftige quartaliter auf eine gründliche und überzeugende Art unterſuchen, folglich den unbeſchreiblich groſſen Schaden des Publici abwenden könne.

Auch wollen Ew. Hochedelgeb. belieben eine zuverläſige Nachricht einzuziehen, wie, womit und welchergeſtalt die Magiſtrate und Aelteſten der Zinngieſſer, die Verfälſchung des Zinns bei den Zinngieſſern unterſuchen laſſen, und mir ſolche zugleich zu communiciren. Ich beharre ꝛc.

M. d. 13. Jun. 1749.

M. D. Phyſ. in M.

Kurze Unterſuchung, welches Temperament das beſte, und zum langen Leben am geſchikteſten ſey?

Weil die vornehmſten Wünſche der Menſchen gemeiniglich dahin abzielen, daß ſie gerne lange am Leben bleiben, und ein recht hohes Alter erreichen wollen, und dieſerwegen ohne Zweifel viele zu wiſſen begierig ſeyn: ob ſie eine ſolche Leibes-Verfaſſung beſizen, die ihnen die Erreichung dieſes innigſten Verlangens gewähren könne? ſo hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich in gegenwärtiger Abhandlung kürzlich zeige, welche Perſonen wohl, vermöge ihres Temperaments, vor andern zu einem langen Leben geſchikt ſind.

Das Temperament nennet man im mediciniſchen Verſtande, ein gewiſſes Verhältnis der feſten und flüſſigen Theile des Cörpers gegeneinander, woraus hernach eine gewiſſe Art der Geblüts-Bewegung und aller davon herrührenden Handlungen entſtehet. Wenn man nun unterſuchen will, welches Temperament zu einem langen Leben unter andern bequem eingerichtet ſey: ſo wird man zuſehen müſſen, bei welchen Perſonen ſich ein ſolches Verhältnis der feſten und flüſigen Theile gegen einander befindet, daß davon ein langes Leben zu erwarten ſtehet. Damit aber dieſer Saz und der darunter geſuchte Endzwek deſto deutlicher erhelle: ſo finde ich nöthig, deſſelben Inhalt noch etwas genauer zu beſtimmen. Unſer Leben, Geſundheit, und alles damit im Cörper verknüpfte Gute, rühret urſprünglich von einem gehörigen und freien Umlaufe des Geblüts, und der übrigen Säfte durch den ganzen Leib, und deſſen ſämtliche Theile her. Da aber dieſer einig und alleine von dem gebührenden Verhältnis der feſten Theile des Cörpers gegen die flüſigen, und dieſer hinwiederum gegen die feſten unterhalten wird, dieſes Verhältnis aber in verſchiedenen Cörpern unterſchieden iſt: ſo folgt daher, daß auch der Umlauf des Geblüts, und das Temperament bei verſchiedenen Perſonen unterſchieden ſeyn, und dieſerhalb nothwendig eins dem andern in gewiſſen Stüken vorgezogen werden müſſe, weil ſie doch unmöglich alle in gleichem Grade vollkommen ſeyn können.

Wir wollen dieſes nach der bekandten Eintheilung der Temperamente ſelbſt betrachten, da ſichs denn am deutlichſten zeigen wird. Diejenigen, ſo ein melancholiſch Temperament beſizen, haben in Vergleichung gegen andere, ziemlich dichte und harte Fleiſchzaſern, und ein dikes Blut, woraus ein langſamer Umlauf deſſelben entſtehet. Weil nun bei zunehmenden Jahren, wie die Erfahrung bei Menſchen und Thieren ausweiſet, die feſten Theile nicht nur an ſich dichter werden, ſondern auch das Blut ſelbſt verdiket, und zum freien Fortgange durch die kleinſten Röhrgen unbequemer gemacht wird: ſo folget, daß die Melancholici, gegen andere Perſonen betrachtet, in ihrem Cörper und deſſen natürlichen Verfaſſung keinen ſo groſſen Grund zu einem langen Leben haben, als diejenigen, bei denen ſich das Gegentheil befindet. Die Choleriſchen Leute haben zarte, doch ſehr aufgeſpannte Fleiſchzaſern, die von einer groſſen zuſammenziehenden und nachlaſſenden Kraft (vis elaſtica) vor andern belebet werden: daher die Geblütsbewegung bei ihnen munter, hurtig und geſchwinde geſchiehet, und alle Handlungen etwas ſchneller zu ſeyn pflegen. Da ſie aber gleichwohl ungemein empfindlich ſind, und durch den geſchwinden Lauf des Geblüts viele Feuchtigkeiten verlieren; ſo iſt leicht zu ſchlüſſen, daß ihr Geblüte leichte dike, und ſeiner gehörigen Feuchtigkeit beraubet werden könne: daher denn vielerlei Unheil entſtehet, welches die Hofnung zu einem betagten Alter öfters ſehr zweifelhaft macht. Die phlegmatiſchen Perſonen haben ein ſehr ſchwammigtes und ſchlappes Fleiſch, kleine Adern / ſchwache Nerven und ein mit vieler wäſſerigen Feuchtigkeit angefülltes Blut. Wannenhero die feſten Theile keine hinreichende Kraft haben, die flüſſigen ohne Widerſtand fortzutreiben, und die überflüſige Feuchtigkeit gebührend abzuſondern, ſondern gar leichte der Geſundheit nachtheilige Beſchwerungen daraus erwachſen: wie denn überhaupt alle phlegmatiſche Leute träge, las und ſchwächlich zu ſeyn pflegen.

Nun ſind noch die Sanguinei übrig, deren ihre feſte Theile weder zu ſehr geſpannet, noch zu ſehr ſchlapp ſondern überaus gemäſiget ſind. Ihr Geblüte hingegen hat ſeine gehörige Flüſigkeit, und kan in die kleinſten Gefäſgen füglich eindringen: daher die ganze Circulation deſſelben recht erwünſcht, und weder zu geſchwinde, noch zu langſam von ſtatten gehet; oder kurz zu ſagen, recht nach denen von GOtt geordneten Bewegungsgeſezen eingerichtet iſt. Woraus ſich alſo zur Gnüge ergiebt, daß das ſanguiniſche Temperament an ſich betrachtet, allerdings das beſte ſey, und alſo denen, die es beſizen, eine nicht geringe Hofnung zum langen Leben gebe. Denn da bei ihnen weder das Geblüte zu leichte dike, noch die feſten Theile zu geſchwinde dicht, harte und zur Bewegung ungeſchikt werden: ſo mus nothwendig der Umlauf des Bluts und aller Säfte, der davon eigentlich unterhalten wird, deſto länger beſtehen, und folglich auch das Leben deſto länger gefriſtet werden können.

Alleine, hier könnte man mich eines Verſehens beſchuldigen und ſagen, daß man doch gleichwohl kein Temperament alleine betrachten könne; weil kein einiges vor ſich beſtünde: ſondern vielmehr jedesmal eine Vermiſchung derſelben angetroffen würde. Nun gebe ich dieſes zwar gerne zu; melde aber zugleich zur Nachricht, daß, indem von einem Temperamente alleine geredet wird, ich keineswegs deſſen Vermiſchung mit andern läugne: ſondern es vielmehr als einzeln betrachte, in ſoferne es in einer Perſon vor einem andern Temperamente die Oberhand hat, und in ſoferne daraus eine ſolche Geblütsbewegung entſtehet, die mehr z. E. einem ſangviniſchen Menſchen, als einem andern zukommt, oder eigen iſt.

Doch, damit ich nichts ſchuldig bleibe, und mich von dieſen gemachten Einwürfen vollkommen rette: ſo will ich annoch dieſe Unterſuchung hinzu thun: welches wohl unter den vermiſchten Temperamenten das beſte ſey? Nun mag man, nach dem vorhin gegebenen Unterrichte, die Temperamente zuſammen ſezen, wie man will, ſo wird doch meines Erachtens kein beſſeres, als dasjenige herausgebracht werden können, welches man ſangvineo-cholericum, oder cholerico-ſanguineum nennet. Denn die damit verſehen ſind, haben ziemlich weite Gefäſſe, darinne die Säfte frei circuliren können, etwas dichte, und vermöge ihrer Elaſticität zur Forttreibung eines flüſſigen Bluts ſehr geſchikte feſte Theile, und mithin alſo einen muntern Umlauf des Geblüts, und vermöge deſſelben ausnehmend gute Gemüths- und Leibes Kräfte. Gleichwie aber dieſes alles zu einem geſunden und langen Leben allerdings beiträgt: ſo wird man daher auch kein Bedenken tragen dürfen, zu behaupten: daß dieſes jezt beſchriebene Temperament zum langen Leben beſonders aufgelegt ſey.

Hier mögte aber wiederum nicht unbillig die überzeugende Erfahrung entgegen geſezet werden: indem nemlich die allerwenigſten Sanguinei und Sanguineo-cholerici ein hohes Alter erreichen. Alleine, daß dieſes gemeiniglich geſchieht, rührt nicht ſo wohl von ihrer natürlichen Leibesbeſchaffenheit, ſondern vielmehr von andern Urſachen her. Denn weil dergleichen Perſonen meiſtentheils zu ſchädlichen Ausſchweifungen geneigt ſind, und die heilſamen Lebensregeln nicht eben ſo beobachten, wie ſie wohl ſollten: ſo iſt nicht zu verwundern, daß andere Perſonen, die eben kein ſo glükliches Temperament von der günſtigen Natur erhalten haben, öfters mehrere Jahre erreichen, wenn ſie ſich der Mäſigkeit befleiſigen, als diejenigen, die bei ihren ſonſt herrlichen Temperamente ihren Kräften allzuviel zutrauen, und in Tag hinein leben. Wenn aber im Gegentheil die Sanguinei, und Sanguineo-cholerici ſo leben, wie ſie leben ſollen; ſo iſt es im geringſten kein Zweifel, daß ſie allerdings älter werden können, als die, ſo ein ander Temperament beſizen, wenn ſie ſchon ihre Lebensart auch ſo einrichten, wie es die Geſeze der Diät erfordern. Und überdem habe ich in dieſer Ausführung nur eigentlich darauf mein Abſehen gerichtet, in ſo ferne nemlich ein Temperament an ſich betrachtet zu einem langen Leben geſchikt ſey; keinesweges aber, was es damit vor eine Bewandnis habe, wenn es in tauſend möglichen Fällen verändert, und durch vielerlei Urſachen geſchwächet wird. Denn wenn z. E. ein ſanguiniſcher Menſch durch allzunahrhafte Speiſen und übrige Gemächlichkeit überflüſſiges Blut, wozu er ohnedem ſehr geneigt iſt, erzeuget, oder ſich an hizigem Getränke zu tode ſäuft, oder auch mit einem tödlichen Gewehr beſchädiget wird: ſo dürfte ihm ſein Temperament, und wenn es noch ſo herrlich wäre, gar wenig helfen; ohnerachtet er ein weit ausgeſtektes Lebensziel würde haben erlangen können, wenn dieſe ſchlimme und zufällige Urſachen nicht dazwiſchen gekommen wären, und ihm vor der Zeit den Lebensfaden abgeſchnitten hätten.

Es entſpringt jedoch zugleich hieraus vor diejenigen, die eben kein ſolch Temperament beſizen, als wir zum langen Leben erfordert haben, ein beſonderer Troſt, daß ſie nemlich faſt eher, als andere, dereinſt ehrwürdige Greiſſen werden können, wenn ſie ſich einer gemäſigten Diät und ordentlichen Lebensart befleiſſigen.

Anmerkungen von der Erfindung der Uhren.

Die allererſten Uhren, da ſie nichts als Sonnenweiſer geweſen, verſtehe ich eigentlich nicht allhier, denn dieſe verdienen bei nahe nicht einmal eine Machine genennet zu werden. Man ſucht aber ſonſt insgemein ihren Urſprung in Egypten, und wie Varro berichtet, ſo ſoll die erſte Sonnenuhr im erſten Puniſchen Kriege erbeutet, und aus Sicilien von dem Bürgermeiſter M. Valerio Meſſalla nach Rom gebracht, daſelbſt aber an einer Säule auf dem öffentlichen Plaz, wo Cicero ſo viele ſchöne Reden gehalten, und welcher pro Roſtris hies, ſeyn aufgeſtellet worden. Nächſt dieſem erfand Scipio Naſica die erſte Waſſeruhr im 595ſten Jahre nach der Erbauung der Stadt Rom, wiewol der vortrefliche Baumeiſter Vitruvius im 9. Buch de Archit. anmerket, daß Cteſibus von Alexandria die Waſſeruhren am erſten erfunden. Und dieſe ſind auch zu Rom noch Ciceronis Zeiten, wie aus ſeinem Buche von der Natur der Götter, und im 2. Buche ſeiner Tuſculanorum, zu ſehen, allein im Gebrauch geweſen. Wenn und von wem aber endlich die aus zähnigten Rädern und Gewichten zuſammen geſezten Uhrwerke erfunden worden, davon hat man keine Nachricht. So viel iſt gewis, daß man noch ſpäter darauf als auf die Waſſeruhren ſowol als auf die Sanduhren, welche man am erſten von dem ſchönſten und kläreſten Egiptiſchen Sande machete, gefallen ſeye, vermuthlich aber die Italiäner die Erfinder, und die Erfindung ſelbſt anfänglich ſehr einfältig geweſen, bis daß man nach und nach immer mehr hinzu gethan, und ſonderlich 1) die groſſen Uhren durch 2. Stüke verbeſſert, hernach aber 2) auf die kleinen viel künſtlichern Taſchenuhren gekommen ſeye. Jezt gedachte zwei Stüke beſtunden ſonderlich darinnen, daß man 1. nicht nur die Stund daran ſehen, ſondern auch den Lauf und die Bewegung der Planeten, der Sonne und des Monden nach denen damals angenommenen Grundſäzen des Ptolomæi vorgeſtellet, erbliken konnte. 2) Daß man an ſtatt derer Gewichte elaſtiſche Federn brauchte, um die Machine in Bewegung zu ſezen. Dieſe zwei Stüke nun an denen groſſen Uhren ſind zwar am erſten in Teutſchland an das Licht getretten, keineswegs aber von einem Teutſchen, ſondern von einem Franzoſen, erfunden worden, der zulezt einer der berühmteſten Päpſte und Beſizer des Biſchöflichen Stuhls zu Rom wurde. Und alſo haben die groſſen Uhrmacher die Ehre ſelbſt einen Papſt und Fürſten der Röm. Cathol. Kirche in dem Verzeichnis ihrer berühmten Meiſter zu haben. Dieſes iſt es, was ich mir allhier einiger maſſen zu erläutern, und vielleicht beiläufig einige hiſtoriſche Irrthümer zugleich anzumerken vorgenommen habe. Es hies derſelbe aber Gerbert, und war in Frankreich aus der Grafſchaft Auvergne, einem Theil der Provinz Lion, gebürtig. Sehr arme und geringe Eltern gaben ihm faſt am Ende des 10. Jahrhundert das Leben. GOtt hatte ihn aber mit ganz beſondern natürlichen Gaben eines zum Studiren aufgelegten Kopfes verſehen. Und eben dieſes waren die Urſachen, warum ſich dieſes armen Kinds der Abbt Gerhard zu Orillac in Auvergne an und ſelbiges noch ganz jung in ſein Cloſter aufnahm, woſelbſt er endlich ein Benedictinermönch wurde. Daſelbſt legte er ſich nun mit ſolchem Fortgang auf die Wiſſenſchaften, daß er, wie du Cheſne in dem Leben der Päpſte berichtet, nicht nur bald ſeines gleichen, ſondern auch ſeine Lehrer übertraf. Als ihn dannenhero im Cloſter niemand nichts mehr lernen, und ſeine Begierde ſättigen konnte, ſo bekam er von ſeinen Vorgeſezten die Erlaubnis zu reiſen. Denn zu ſelbiger Zeit waren recht gelehrte Leute rar, und nicht ſo leicht zuſammen in einem Lande anzutreffen. Die meiſten ſogenannten Gelehrten lagen in einer finſtern Barbarei. Einige ſcholaſtiſche Grillen waren es, worinnen ihre meiſte Kunſt beſtand. Die Mathematique und Naturkunde lagen, ſo zu reden, unter der Bank, oder wurden als die gröſten Geheimniſſe nur bei einigen gefunden, von wenigen nur ihrem Werthe nach geſchäzet, von denen meiſten Ignoranten aber ſo gar dasjenige, was man mit Hülffe dererſelben zuwege brachte, vor Zauberei und ſolche Würkungen angeſehen und ausgeſchrien, die nicht ohne teufliſche Magie bewerkſtelliget werden könnten, ſonderlich wenn dergleichen Leute ſich zugleich auf die Aſtrologie geleget hatten, worunter dazumal auch die Weiſagende hoch geachtet wurden. Ditmar in ſeinem Zeitbuche und das Chronic. Belg. ex Guidone, aus dieſen aber der gelehrte Jeſuit P. Maimbourg in Hiſtoire de la Decadence de l'empire, P. I. berichten dannenhero, daß ſich der junge Gerbert, ohne ſich durch dieſe Würkungen der Unwiſſenheit abſchreken zu laſſen, und, um alle Wiſſenſchaften zu lernen, nach Spanien gewendet, den Unterricht der Arabiſchen Gelehrten genoſſen, ſich daſelbſt ſonderlich auf die Aſtrologie und Phyſique geleget, aus Spanien nach Italien gereiſet, die Matheſin daſelbſt ſtudiret, wie auch ſonſt andere Gelegenheit aufgeſuchet habe, wo er etwas lernen können. Endlich aber kam er nach Teutſchland, woſelbſt es vor andern Ländern dazumal noch ſowohl in Sitten als Wiſſenſchaften und Künſten ſehr wüſte ausſahe, und besonders gelehrte Leute ſehr rar waren. Er wurde alſo daſelbſt durch ſeine groſſe Gelehrſamkeit als ein gelehrter Benedictinermönch gar bald vor andern bekannt und berühmt, daß ihm der andere unter den Sächſiſchen teutſchen Königen und Kayſern Otto II. die Erziehung und den Unterricht ſeines Erbprinzens, des nachmaligen Kayſers Ottonis III. anvertrauete, mit dem er ſich alſo eine zimliche Zeit zu Magdeburg aufhielte. Und hier war es, wo dieſer Gerbert am erſten diejenigen groſſen Uhrwerke erfunden, welche durch elaſtiſche Federn in Bewegung geſezet werden, und die Bewegung des Himmels und derer himmliſchen Cörper nebſt denen Tag- und Nachtſtunden vorſtellen. Daher dergleichen Uhren am erſten zu Magdeburg geſehen und verfertiget worden. Ja man hat, wo ich nicht irre, eine der älteſten noch daſelbſt auf dem Dohm. Nachmals wurde er Abbt zu Bobio im Mailändiſchen, bis daß er wieder nach Frankreich in ſein Vatterland gieng, und daſelbſt die Ehre erlangete, den andern groſſen Prinzen unter denen gecröntẽ Häuptern damaliger Zeiten zu erziehen und zu unterrichten. Dieſes war der Prinz Robert, ein Sohn des damaligen Grafens Hugonis Capeti, der bald darauf König in Frankreich und der Stamm-Vatter derer Capetingiſchen Königs-Linie, wie ebin gemeldeter Robert, dieſes ſein Nachfolger, auf dem Franzöſiſchen Thron wurde. Und ſolchergeſtalt ſind die beiden gröſten Prinzen der Chriſtenheit, die am Ende des X. und im Anfang des XI. Seculi, das Römiſche Teutſche Reich und Frankreich beherrſchet, und ſich durch viele vortrefliche Eigenſchaften berühmt gemacht haben, in denen Händen und der Schule dieſes gelehrten Mannes erzogen worden. Man hat noch Brieffe von ihm, die er ſonderlich mit dem Kaiſer Ottone III. und andern gewechſelt, woraus man ſeinen Geiſt ſowol, als auch verſchiedene Umſtände von dieſen allen, gleichwie aus dem Chronico Ditmars, eben daſſelbe erkennen kan. Die Gräfin Adelheid, als die Mutter des erſt gemeldeten Prinzen Roberts, thate dieſen gar nach Reims in die Schule der daſigen Marien-Kirche, und daſelbſt wurde derſelbe eben unter der Aufſicht und in dem Unterricht von dem gelehrten Gerbert erzogen. Ja eben daſelbſt inſinuirte ſich dieſer bei dem damaligen Erzbiſchof Adalberon dergeſtalt, daß er ihn zum Prieſter weihete, und den Entſchlus faſſete, ihm die Nachfolge auf den Erzbiſchöfl. Stuhl zuzuwenden. Es wiſſen auch alle diejenige Geſchichtſchreiber, die zu derſelben Zeit gelebet haben, nicht genug Rühmens von ſeiner Tugend, GOttesfurcht, groſſen Gelehrſamkeit und gründlichen Lehre zu machen, als deren Zeugniſſe Ciaconius in vit. Sylv. zuſammen getragen, und damit diejenigen widerleget hat, die erſt lange darnach gelebet, und dieſe Perſon, nachdem ſie unter einem andern Namen, und einem Stande, der bei ihrem geringen Herkom̃en den Neid erweken konnte, in der Welt bekañt wurde, ungemein blamiret habē. Ob nun gleich damals dieſe Abſicht, ihn zum Nachfolger in dem Erzbisthum zu Reims zu machen, nicht erreichet wurde, ſondern Arnolphus dazu gelangete, ſo wurde doch nachhero, dieſer wegen einer an dem König Hugo begangenen Verrätherei in einer zu dem Ende, wiewohl ohne des Papſt Joh. XV. Wiſſen und Willen, beruffenen Verſammlung der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, abgeſezet, und der gelehrte Abt Gerbert auf den Erzbiſchöflichen Stuhl erhoben. Der Papſt verwarf zwar dieſe Wahl, und ruhete nicht eher, als bis er wieder herunter war, der ohne ſeinen Willen abgeſezte Arnolphus aber wenigſtens nach dem Ausſpruch der Geiſtlichkeit wieder eingeſezet wurde. Denn es gelangete dennoch dieſer Abgeſezte nicht eher wieder zu ſeiner Freiheit und zu dem Erzbiſchöflichen Siz, als bis ihm eben dieſer Gerbert, als Papſt, mit der gröſten Generoſität dazu wiederum verhalf. Indeſſen muſte doch der Abbt Gerbert weichen. Er wendete ſich dannenhero aus ſeinem Vatterlande weg, und zu dem Kaiſer Otto III. als ſeinen erſten durchlauchtigſten Diſcipul, wurde aber hernach deſto beſſer verſorgt. Z Mainz empfieng ihn der Kaiſer mit Freuden, als er eben im Begrif war, dem Papſt Joh. XV. zu Hülffe und zur Aufrechthaltung derer Kaiſerl. Rechte, wegen derer Unruhen, die der Rebell Creſcentis zu Rom machete, mit einer zahlreichen Armee zu ziehen, und ſich daſelbſt crönen zu laſſen. Papſt Johan. XV. ſtarb zwar ſowol als ſein Nachfolger Joh. XVI. gar bald, und der Kaiſer wurde erſt von ſeinem Vetter Herzog Brunone, welcher unter dem Namen Gregorius V. Papſt wurde, gecrönet, von welchem Papſte man insgemein die Fabel bei den Scribenten und dem Cardinal Baronio in Annal. ſelbſt findet, daß er die 7. Churfürſten eingeſezet habe, die der P. Maimbourg. c. l. p. 105.–120. ſehr wohl widerleget. Allein dieſes iſt gegründet, daß Gerbert von dieſem Kaiſer und Papſt zum Erzbiſchofthum zu Ravenna erhoben, nach dem Tode Gregorii V. aber endlich durch Vermittelung dieſes Kaiſers zum Papſt erwählet, und Silveſter der andere genennet wurde.

Von dem Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart in Eſſen und Trinken.

Wenn wir den Zuſtand der heutigen Welt etwas genau betrachten: ſo befinden wir, daß leider! ſo viele Menſchen in ſo groſſe Verſuchungen ihrer lüſternen Kehle fallen, daß ſie oft ſelbſt nicht wiſſen, womit ſie ihren Geſchmak küzeln ſollen. Man thue nur ſeiner Selbſtliebe ein wenig Gewalt, und ſtelle eine kleine Probe an, ſo wird man balde finden, wohin uns unſere Begierden treiben, und wie dieſe bei den meiſten nicht ſowohl ab- als zunehmen. Denn wie ſehr in den neuern Zeiten der unzeitige Appetit der Menſchen geſtiegen ſey, läſt ſich daraus zur Gnüge abnehmen; weil nicht nur täglich mehr und mehr von allen Enden der Welt unzählich viele, und unſern Vorfahren ganz unbekande Speiſen zugeführet werden; ſondern auch ſolche Leute in Menge vorhanden ſind, die ſich blos darauf legen, wie ſie den Läkernmäulern ein Gnüge thun mögen. Und eben dieſes iſt auch bei dem Getränke zu merken. Denn hat nicht die verderbte Unart der Menſchen in kurzer Zeit eine ſo groſſe Menge fremder Weine bei uns eingeführet, daß wir dieſelben faſt ſelbſt nicht alle zu unterſcheiden wiſſen? Und wer weis endlich nicht, daß erſt ſeit einem Jahrhundert der Thee und Caffee Mode worden, und nunmehro ſo gemein iſt, daß man ſich deren nicht mehr als einer Arznei, ſondern gleichſam ſtatt des ordentlichen Getränkes bedienet.

Doch will ich hier keinen Sittenlehrer

abgeben; ſondern nur mit wenigen darthun, daß die anjezo, ſonderlich bei vornehmen und bemittelten übliche Lebensart in Eſſen und Trinken ſchade, und zu vielen, auch zum Theil ganz neuen Krankheiten, Anlas gebe. Sieht man nun die jezige Zubereitung der meiſten Speiſen an: ſo bemerket man, daß dieſe hauptſächlich da hinaus geht, wie man einen ſäuerlichen, etwas ſcharfen und gelinde anziehenden Geſchmak, oder, mit den Franzoſen zu reden, einen haut gout zuwege bringen wolle. Man pflegt daher nicht nur mehr Wein, Eſſig und andere ſaure Säfte, ſondern auch allerhand Zwiebelgewächſe, ziemlich viel Salz, verſchiedene Sorten von Erdſchwämmen, und was das meiſte iſt, auch viele Gewürze an die Speiſen zu thun. Es ſind daher erſt in Frankreich, und nachgehends auch in Teutſchland ſo viele Arten der Zurichtungen von kräftigen Suppen, fricassées, ragouts, Paſteten und dergleichen entſtanden, die man faſt nicht zu zählen weis, und davon unſere Vorfahren gar nichts gewuſt haben. Ja ich glaube, wenn man den alten Teutſchen einen nach heutiger Manier bereiteten Paſtetendekel vorgeſezet hätte, daß ſie denſelben eher vor eine Sturmhaube, oder vor ein Kriegsſchild würden angeſehen, als gegeſſen haben.

Alleine, nun fragt ſichs, 1) ob und 2) wie die gegenwärtige Veränderung in Speiſen ſchade? Was das erſte betrift: ſo darf man daran keinesweges zweifeln, wenn man nur erweget, wie unter den jezt angegebenen Speiſen ſolche Dinge vornemlich befindlich ſind, die ſich zur Vermiſchung unſres Geblüts, wenn ſie anders gehörig beſchaffen ſeyn ſoll, gar im geringſten nicht ſchiken, worunter z. E. vieles Salz, Säure, und allerlei Gewürze billig zu rechnen ſind. Sodann iſt es eine unter den Aerzten bekandte, und durch die Erfahrung ſattſam beſtätigte Wahrheit, daß je ſchlechter, einfältiger und ungekenſtelter die Koſt iſt, deſto beſſer ſie dem Cörper bekomme. Wir ſehen dieſes nicht nur an den gemeinen Leuten, und an denjenigen Völkern, die ſich noch wie die Schweizer, einer alten ſchlecht und rechten Lebensart bedienen, und insgemein von geſunder und ſtarker Natur zu ſeyn pflegen; ſondern es iſt auch allerdings wahrſcheinlich, daß die Väter alten Teſtaments, auſſer den vor der Sündfluth genoſſenen reinern Elementen ihr langes Leben einer einfältigen ſchlechten Lebensart zu danken gehabt haben.

Was hiernechſt die Art zu ſchaden anlangt: ſo bemerken wir, daß dergleichen Speiſen, weil ſie die Kehle ſchmeicheln, gemeiniglich in gröſſerm Ueberfluß, als andere, genoſſen werden; daher denn entweder der Magen geſchwächet; oder doch viel Blut erzeuget wird, davon hernach alle die Krankheiten und gefährliche Zufälle entſtehen können, die von der Vollblütigkeit ſonſt pflegen erreget zu werden. Doch hierbei bleibt es bei weitem nicht alleine; ſondern was das vornemſte iſt, die allzuſehr geſalzenen Speiſen pflegen das Blut mit allzuvieler Schärfe anzufüllen, und die vielen Gewürze, wenn es zumal ſolche ſind, die, wie Zimmt und Nelken ꝛc. ein hiziges Oel bei ſich führen, pflegen es allzuſtark zu erhizen und in ſchnelle Bewegung zu ſezen. Was Wunder alſo, wenn ſolche Krankheiten, die ſich auf ein hiziges und ſcharfes Blut gründen, daraus entſtehen, und heut zu Tage auch in unſerm zimlich gemäſigten climate, ſo ſehr gemein ſind, als hizige Fieber, Gicht, Podagra, Schwindſucht, Blutſtürzungen bei beiderlei Geſchlechte, ſonderlich aber das Frieſel, die güldene Ader, und die damit verknüpften Zufälle, davon man vor dieſen wenig gewuſt oder ſelten gehöret hat. Denn daß das Frieſel inſonderheit unter die neuen Krankheiten gehöre, iſt bekandt;

weil es nur etwa ſeit einem Jahrhunderten aufgekommen iſt, und daß auch die in neuern Zeiten eingeriſſene veränderte Lebensart dazu beigetragen habe, läſſt ſich nicht nur aus der vorhergehenden IX. Abhandl. füglich ſchlieſſen; ſondern ich werde auch in folgenden noch etwas davon mit beibringen. Was aber den güldnen Aderflus betrift: ſo wird man ebenfalls nicht in Abrede ſeyn können, daß er in den gegenwärtigen Zeiten viel gemeiner ſey, als vor dieſen; indem es noch viele betagte Leute giebt, die gewis verſichern, daß ſie in ihrer Jugend wenig, oder faſt gar nicht darüber hätten klagen hören, und faſt ſich ehedem jederman geſchämet hätte, auch nur davon zu ſagen.

Und hieraus iſt zugleich begreiflich, daß man jezo, allerdings mehr, als ſonſt Urſache habe, durch gehöriges Aderlaſſen dem aufwallenden Geblüte Luft zu machen, wenn man ſich nicht durch deren Unterlaſſung allerhand ſchwere Krankheiten, wie hizige Fieber, Blutſtürzungen, Schlag- und Stikflüſſe u. ſ. w. zuziehen will. Ja es läſt ſich auch zum Theil füglich daraus der Schlus machen, daß dieſe neue Lebensart, weil ſie das Blut ſehr anhäuft und erhizet, allerdings auch die Wollüſte vermehre, und alſo gewiſſer maſſen mit Urſache ſey, daß die veneriſchen Krankheiten gegenwärtig ſo ſehr im Schwange gehen.

Nun läugne ich zwar keinesweges, daß die Gewürze, und ſelbſt das gemeine Küchenſalz, in der Diät ihren groſſen Nuzen haben; indem ſie allerdings zur Verdauung der Speiſen, zu Wegnehmung des etwa davon zurük gebliebenen zähen Schleims, und zur Leibesöfnung, ſehr vieles beitragen: ſondern ich behaupte nur, daß ſie nicht eigentlich zu unſrer Leibesmiſchung und Nahrung gehören; ſondern vielmehr als ſolche Mittel anzuſehen ſind, welche die Speiſen verbeſſern, und einen guten Speiſeſaft mit bereiten helfen. Wannenhero ſie nothwendig mäſig, und zur Nothdurft gebrauchet werden müſſen; widrigenfalls allerding ſtatt des verhoften Nuzens Schade angerichtet, und das Geblüte, wie gedacht, theils in Wallung geſezet, theils aber mit vieler Schärfe angefüllet wird.

Zu mehrerer Bekräftigung deſſen will ich nur ein einig Exempel anführen, daß uns davon überzeugen kan. Pfeffer und Ingber ſind zur Verdauung die beſten Gewürze; weil ſie nicht ſo, wie die andern, ein ſehr hiziges Oel bei ſich führen, und damit das Blut in Bewegung bringen; ſondern nur vornemlich ein ſcharfes fixes Salz beſizen, welches den Magen gelinde angreift und erwärmet, den darinne vorhandenen Schleim loßweichet, und die Ausziehung eines guten Speiſeſafts befördern hilft. Dem ohnerachtet iſt gewis, daß auch dieſe ſonſt heilſame Gewürze, wenn ſie häufig gebrauchet, und mit ins Geblüte getrieben werden, daſſelbe allerdings ſcharf machen können. Denn ich weis nicht nur aus glaubwürdiger Erfahrung, daß diejenigen, die ſich ſtark daran gewöhnet, vielfältig davon ein Juken in der Haut, oder einen frieſelhaften Ausſchlag bekommen haben; ſondern man kan es auch unter andern an denen abnehmen, die Fontanelle an ſich tragen; indem dieſe gemeiniglich ein Brennen und Beiſſen an demjenigen Orte, wo das Fontanell liegt, empfinden, wenn ſie ofte oder viel Ingwer und Pfeffer gegeſſen haben. Da nun dieſe beiden Gewürze, die doch nicht ſo leichte ins Geblüte gehen, dergleichen Würkung zuwege bringen: ſo mus man noch vielmehr von den übrigen, als Zimmet, Nelken, Cardamomen, Muſcatennus und Blumen ꝛc. zugeſtehen, daß ſie das Geblüte erhizen können; weil ſie nemlich, wie man aus der Deſtillation erweiſen kan, viel hiziges Oel bei ſich haben, das nothwendig Hize im Blute verurſachen mus.

Hiernächſt iſt auch kein Zweifel, daß der allzuviele Genus der ſauren und ſäuerlichen Speiſen ſchädlich ſey: Denn ob ſie zwar den Appetit erweken, und die Verdauung befördern, auch ſonderlich den Choleriſchen Leuten nicht uneben zuſchlagen, wenn ſie zuweilen mäſig genommen werden: ſo findet man doch im Gegentheil, und zwar hauptſächlich bei phlegmatiſchen, melancholiſchen, und einer ſizſamen Lebensart ergebenen Perſonen, daß deren Ueberflus allerhand üble Folgen nach ſich ziehet; indem nemlich der Milchſaft leichte gerinnet, das Geblüte verdiket, und zur freien Circulation durch die kleinſten Gefäſgen ungeſchikt gemacht, mithin alſo nothwendig zu allen davon herrührenden Beſchwerungen der Grund geleget wird. Noch vielmehr aber kan dieſes geſchehen, wenn nach der unter den Vornehmen heute zu Tage üblichen Mode vielerlei Speiſen, die öfters, wie z. E. Milch und Säure, einander ganz zuwider ſind, über einer Mahlzeit ohne Unterſchied genoſſen werden.

Nicht minder iſt auch nicht ohne Urſache zu muthmaſſen, daß die verſchiedenen Arten der Erdſchwämme, deren man ſich jezo ungleich ſtärker, als ehedem an dem Eſſen bedienet, der Geſundheit nachtheilig ſey. Denn wir haben bekandter maſſen unzählich viele giftige Schwämme, und die Arzneigelehrten haben vorlängſt erwieſen, daß alle Arten derſelben, und alſo auch diejenigen, die wir vor unſchädlich halten, wenn ſie ſchon nicht würklich giftig ſind, dennoch etwas ſcharfes bei ſich haben. Da nun ſcharfe Sachen das Geblüte nicht nur mit Schärfe anfüllen, ſondern auch die Blutgefäſſe ſelbſt anreizen, daß ſie ſtärker in das Blut würken, und deſſen Trieb vermehren: ſo läſt ſich ebenfalls hieraus zum Theil ſchlüſſen, daß auch dadurch denen erwehnten und jezo gewöhnlichen Krankheiten, Nahrung und Unterhalt gegeben werde.

Eben dieſes gilt auch von allerhand Zwiebelgewächſen. Denn obſchon deren mäſiger Gebrauch im Herbſt und Winter bei naskaltem Wetter, und bei feuchten ſchleimigen Naturen allerdings zuträglich iſt: ſo gilt dieſes doch nicht zu andrer Jahreszeit und bei andern Temperamenten; oder wenn ſie in Uebermaſſe an Speiſen gebraucht werden. Nun läugne ich zwar nicht, daß unſre Alten die Zwiebelartigen Speiſen ebenfalls gnug mögen gegeſſen, und auf die Zeit oder die Natur wohl wenig Acht gehabt haben. Alleine, wenn ſie dieſelben gebrauchet: ſo iſt es doch nur dann und wann geſchehen; und ſie haben es für ein ganzes Gerichte gerechnet, welches ſie wohl ſchwerlich alle Tage werden aufgetragen haben; keinesweges aber dürfte erwieſen werden können, daß ſie es ſo wie wir gemacht, und alltäglich, oder zu ſagen, an alle Speiſen, zu Erhebung des Geſchmaks, die Zwiebeln ſollten gethan haben.

Auſſer dem allen aber iſt hier annoch zu bemerken, daß auch das allzuſtarke Eſſen, wozu man heute zu Tage nicht nur durch die Zubereitung, ſonderlich durch die Verſchiedenheit der Speiſen gereizet wird, ofte eine Vollblütigkeit, zuwege bringe, und zu vielen daraus entſpringenden Krankheiten den Weg bahne. Denn man darf ein paar hundert oder wenigere Jahre zurüke gehen, ſo wird man inne werden, daß auch unter den Vornehmen damals bei weiten nicht ſo viele verſchiedene Gerichte ſind aufgeſezet worden, als jezo. Denn wenn man noch die damaligen Küchenzeddel groſſer Herren betrachtet: ſo heiſt es ohngefehr: Der Fürſt will ein Gerichte Fleiſch, einen Braten, etwas Gebakenes, und einen Fiſch, wenn er zu haben; und das war fürſtlich, in der That aber auch weiſe, und nach der Geſundheit tractiret, da man hingegen die Gerichte faſt nicht zählen kan, die ein jeziger Küchenzeddel in ſich faſſet. Wer aber hiervon nähern Unterricht haben will, darf nur unter andern Wekens Beſchreibung der Stadt Dresden aufſchlagen, allwo hin und wieder die Speiſen benahmet ſind, womit man in ältern Zeiten bei hohen Beilagern und andern Solennitäten die Churfürſtliche Tafel bedienet hat; da er denn die damals übliche Lebensart, und den Unterſchied derſelben gegen die jezige, zur Gnüge erkennen wird. Wie es aber in dieſen Stüken immer nach und nach unter groſſen Herren geſtiegen iſt: ſo hat es auch unvermerkt unter andern bemittelten und vornehmen Leuten zugenommen, und man wird, wie geſagt, auch bei dieſen eine Menge verſchiedener Speiſen, und folglich auch meiſtentheils einen mehrern, und der Geſundheit ſchädlichen Genus derſelben antreffen. Denn daß ich hier nicht von unſern Bauren und andern gemeinen Leuten rede, wird jederman leicht begreifen; weil ich ſonſt etwas behaupten würde, das ganz ungegründet wäre, und bei ihnen gar nicht eintrift.

Nun iſt noch die Betrachtung der Getränke übrig, in ſoferne ſolche entweder an ſich, oder in Anſehung ihres veränderten Gebrauchs von der Diät der Alten abgehen. Daher ich auch von Bier und Brantewein, weil dieſe vor dieſen eben ſo, wie jezo Mode geweſen ſind, nichts gedenke: ich müſte denn dieſes erwehnen, daß man aus dem Branteweine jezo mehr wohl-ſchmekende Aquavite bereitet, und dadurch vielleicht viele zu mehrern Branteweintrinken verführet. Vielmehr wende ich mich zu andern Getränken, und zwar zuerſt zum Weine. Dieſer iſt zwar ſchon ſeit den Zeiten des Loths gemisbrauchet worden, und es iſt gewis, daß es auch nach ihm bis auf unſere Zeiten manche Helden im Saufen mag gegeben haben. Dem ohnerachtet aber, ſieht man doch aus allen Umſtänden, daß der Misbrauch deſſelben vor dieſen bei weiten nicht ſo gemein geweſen als jezo. Denn unſere Vorfahren, wenn wir einige wenige ausnehmen, bedienten ſich deſſen nur zur Geſundheit, oder wenn ſie alt waren, zur Stärkung, oder an hohen Feſttagen, und bei anſehnlichen Gaſtmahlen. Jezo aber lernt man gleich von Jugend auf Wein trinken, man genieſet ihn alltäglich, und ſo zu ſagen zum ordentlichen Getränke; ja man trinket auch ſo vielerlei Sorten, die vordem ganz verborgen geweſen. Mus man denn alſo nicht eingeſtehen, daß das Geblüte nicht nur mehr erhizet; ſondern auch von dem ſtärkern und geſchwindern Umlaufe ſchärfer gemacht, und alſo allerhand Unheil, inſonderheit aber das Frieſel und die güldne Ader, erreget werden könne?

Sieht man hiernächſt die warmen Getränke, wie Thee und Caffee an: ſo ſind dieſelben zwar in vielen Stüken der Geſundheit ſehr zuträglich, wenn ſie recht gebrauchet werden, weil ſie das Geblüte verdünnen und flüſig erhalten, die höchſtnöthige Ausdünſtung der Haut befördern, und folglich viele Krankheiten von uns abwenden. Da ſie aber bei ſo einer Diät genoſſen werden, die ohnedem ſchon das Blut flüchtig macht, und man ſich noch dazu, nach der heutigen ſehr ſchlimmen Mode, ohne Unterſcheid allzuhäufig genieſſet: ſo pflegen ſie bei denen, die zum Aergernis geneigt, und verſtopften Leibes ſind, oder die ſonſt viele Galle und Schärfe bei ſich haben, dieſelbe aus dem Unterleibe ins Geblüte und in die Glieder zu treiben; daher denn bei ſolchen Perſonen Gichtſchmerzen, Schwäche der Nerven, und Unreinigkeit des Bluts entſtehet, die hernach, wenn ſie in die Haut ſtärker hineingetrieben wird, und die Schweislöcher nicht genugſam eröfnet ſind, um ihr einen Durchgang zu verſtatten, allda ſizen bleibt, und endlich das Frieſel zuwege bringet.

Beſonders aber iſt der Caffee geſchikt,

dergleichen Schaden zu verurſachen. Denn er hat ein ſchweres Oel, mithin viele ſchweflichte Theile bei ſich. Wenn er nun bei Verſtopffung des Leibes ſtärker ins Geblüte gehet, oder von choleriſchen Leuten häufig getrunken wird, die ohnedem ſchon mit vielen ſchweflichten Partikeln verſehen ſind: ſo wird nothwendig ihr Blut noch mehr damit angefüllt, und wenn ſolche in denen von äuſſerlicher Erkältung zuſammengezogenen Schweislöchern der Haut ſteken bleiben, um ſo mehr dadurch das Frieſel erreget. Wie denn der ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann in einer beſondern Diſſertation mit vielen Gründen zu zeigen geſuchet hat, daß dem häufigen Gebrauche des Caffees, wenn er zumal zu ſehr gebrennet, oder zu ſtark gemacht würde, inſonderheit die Schuld mit beizumeſſen ſey, daß die Frieſelkrankheiten heute zu Tage zu ſehr um ſich griffen, davon man vor ohngefehr 80. und mehr Jahren noch nichts gewuſt hätte. Weil aber auch das in dem Caffee befindliche Oel, wenn man ihn zu ſtark röſtet, leichte widrig und ſtinkend wird, und deshalb die Nerven ſchwächet: ſo iſt kein Wunder, wenn auch hiervon allerhand Nachtheil an der Geſundheit verurſachet wird.

Die Chocolade, welche ebenfalls heute zu Tage ſehr gemein iſt, hat wegen ihrer fetten und ſchleimigen Theile eine nährende Kraft, und lindert zugleich die Schärfe; daher ſie keinesweges zu verachten iſt. Wird ſie aber von vollblütigen Perſonen oft getrunken: ſo vermehret ſie das Blut zu ſtark, und hänget ſich bei vielem Gebrauch, wegen ihrer Fettigkeit in den Falten des Magens und der Gedärme an, daß davon der gebührende Zuflus der Dauungsſäfte (ſucci ſalivales) verhindert, der Magen geſchwächet, und wohl gar das kleine Geäder verſtopfet wird; wie dieſes mit vielen Exempeln erläutert werden könte. Um ſo mehr aber pflegt dieſes zu geſchehen, wenn man ſie mit Milch bereitet, oder kein Waſſer nachtrinket. Da ſie nun auch überdem öfters mit vielen Gewürzen gemacht wird; ſo verurſacht ſie noch dazu Hize, und hilft ſolche Krankheit mit erzeugen, die davon herkommet.

Aus dieſen allen wird man nun hoffentlich zur Gnüge einſehen können, daß die in neuern Zeiten eingeriſſene Lebensart in Eſſen und Trinken nicht nur der Geſundheit allerdings ſchade; ſondern auch ſolche Krankheiten zum Theil hervor bringe, die vor dieſen, da man eine andere Diät gehalten, nicht bekandt geweſen, aber doch nicht vielfältig vorgekommen ſind. Doch iſt wohl zu merken, daß ich andere Urſachen nicht gänzlich ausſchlieſſe, wenn ich die jezige Diät beſchuldige, daß ſie allerhand Krankheiten verurſache.

Die ſcheinheilige Frau.

Decipies alios verbis vultuque benigno.
Mart.

Neulich fiel die Frage vor: Ob ein Mann unglüklicher ſey, wann er eine verliebte, oder eine zänkiſche, oder eine ſcheinheilige Frau habe? Craſt war der Meinung, die erſte ſey unter dieſen am erträglichſten, weil der Mann noch zu gewiſſen Zeiten von der gefälligen und aufgeräumten Gemüthsart ſeiner Frauen einigen Genus hätte, folglich in ſeinem Eheſtand doch manche Annehmlichkeiten, welche eine Frau von einem ſo gütigen Herzen mit ſich führte, ihm könnte empfinden machen; die ſogenannte Liebhaberinnen, fuhr er fort, ſind insgemein ſolche Weibsbilder, die nicht leicht verdrieslich werden, ſondern ſie befleiſſen ſich vielmehr, bei jedermann durch ihre Gefälligkeiten ſich angenehm zu machen, und vergnügte Stunden zu haben. Da im Gegentheil eine zänkiſche Frau, wenn ſie auch ſonſt alle gute Eigenſchaften von der Welt beſizet, doch einen ehrlichen Mann keinen Tag in Ruhe läſſet, ſondern ihn bald über dieſes, bald über jenes Sandkörnichen zur Rede ſezet, und ihn beſchuldiget, daß er ihr ſolches in Weg geleget hätte. Der Mann iſt dabei nicht Herr in ſeinem Haus, und mus ſich immer ängſtigen, wenn ohngefehr ein paar gute Freunde bei ihm zuſprechen, oder wann er ſich ſonſt eine Veränderung machen will. Hat er einmal einen guten Dienſtboten, ſo jagte ſie ihn mit ihrem ſteten Keiffen und Schelten wieder zum Haus hinaus. Bei Tiſche läſſet ihm das zankſüchtige Weib keinen Biſſen ruhig hinunter ſchluken. Ihr unaufhörliches Hadern macht ihm auch den beſten Wein zu Eſſig und Galle. Mit einem Wort, beſchlos Craſt, ein zänkiſches Weib iſt das gröſte Uebel, ſo einem Mann in der Welt zuſtoſſen kan.

Ich bin zwar ihrer Meinung, erklärte ſich darauf Organt; allein ich halte doch das Ubel noch gröſſer, wann auch die Scheinheiligkeit ſich zu der Zankſucht geſellet. Ich habe davon ein Exempel erlebet, welches ich erzehlen will:

Melton, ein Edelmann, der viel Mittel beſas, und von einem ſtillen und eingezogenen Weſen war, konnte ſich lange nicht entſchlieſſen, zu heirathen. Die Schönen ſchienen ihm allzueitel und ausſchweiffend zu ſeyn. Er liebte die Ordnung und die Ruhe. Er fürchtete ſich vor nichts mehr, als vor ſolchen Weitläufftigkeiten, davon ihm ſchier alle Haushaltungen der Verehligten traurige Beiſpiele zeigten. Sein Beichtvatter, ein andächtiger Mann, wann je einer war, ſprach ihm unterdeſſen öffters von dem Seegen und der Glükſeeligkeit des Eheſtandes. Melton hielt ihm die Erfahrung entgegen; er ſagte, daß man allzuwenig glükſelige Ehen entdekte; daß ein ehrlicher Mann allzuviel wagte, wenn er ſich entſchlöſſe, eine Frau zu nehmen, und endlich, daß er mit ſeinem Zuſtand zufrieden lebte. Ja, erinnerte der fromme Mann, ein ſolches Leben aber himmelt nicht. So mus man ſich alſo entſchlieſſen, erwiederte Oront, eine Frau zu nehmen, um durch Creuz und Leiden in den Himmel zu kommen? Ich ſage dieſes nicht, erklärte ſich der Geiſtliche, man mus ſich im Heirathen vorſehen: GOtt hat ihnen ein ſchönes Vermögen gegeben, ſie können damit ein frommes Kind glüklich machen, und zugleich mit ihr ein GOtt wohlgefälliges und vergnügtes Leben führen. Wie ein frommes Kind! unterbrach Oront. Wiſſen ſie ein ſolches? Der Geiſtliche nannte hierauf die junge Gellia. Sie war ein Exempel der Eingezogenheit und der Frömmigkeit, ſie verſäumte keine Kirche, ſie richtete die Augen darinnen nur nach der Canzel und nach dem Altar, ſonſten ſchlug ſie ſolche immer aus Blödigkeit nieder, und ſahe keinen Mannsmenſchen nicht an. Sie hatte ſich dem Cloſter gewidmet, und wenn man ihr vom Heirathen ſprach, ſo jagte die Schamhaftigkeit ihr alles Blut ins Angeſicht. Ihr Zuſtand hatte ihr die Beſcheidenheit, und ihre Verſtellung den Schein der Tugend beigelegt. Sie hatte keine Mittel, und lebte nur von der Gnade eines ihrer nahen Anverwandten. Gewiſſe Leute, die eine beſondere Freude haben, Heirathen zu machen, brachten mit Hülffe des Beichtvaters den Oront und die Gellia zuſammen. Sie wurden ein Paar. Gellia war gleich im erſten Jahr mit allerhand Fantaſien herum getrieben. Bald war ihr die Muſic zuwider, welche ihr Mann liebte. Bald erklärte ſie nach ihrer Weisheit alle Leute, die eine Karte in die Hände faſſeten, für unwiedergeborne. Im übrigen aber erklärte ſie alle Luſt für ſündlich und böſe. Ihr Mann war bei ihr nur ein natürlicher Menſch, der von der Wiedergeburt noch nichts wuſte. Wie er ſich auch aus Gefälligkeit für ſie erklärte, ſo traf er es übel. Sie liebte alle Menſchen, nur ihren Mann nicht. Er konte es ihr in nichts recht machen. Gieng er aus, ſo war er zu weltförmig: blieb er zu Haus, ſo ſtörte er ſie in ihrer Andacht. Bat er gute Freunde zu ſich, ſo waren es Weltkinder, die nur ſündliche Geſpräche führten. Sie wollte nur mit geiſtlichen und frommen Seelen umgehen, und durch ſie ihren Mann catechiſiren laſſen. Eine ſolche gezwungene Frömmigkeit vertrieb endlich alle Ruhe, alle Freude, alle Ordnung aus dem Haus. Gellia bekümmerte ſich um nichts: ſie nahm lauter andächtige Schweſtern und Brüder zu ihrem Geſinde: Dieſe hatten wieder andere Schweſtern und Brüder, denen ſie Gutes thaten. Niemand ſorgte, wo das Geld herkam. Melton liebte den Frieden, und lies ſeine Frau machen, was ſie wollte. Er wurde ein Spiel ihrer Fantaſien, und ein Märtirer einer falſchen Andacht. Sein groſſes Vermögen verſchwand, ohne daß er wuſte, wie es zugieng. Er wollte deswegen ſeiner Frauen einreden, ſich der Haushaltung beſſer anzunehmen; allein, ſie war bekehrt, und warf ihm vor, daß er nur den Mammon für ſeinen GOtt hielte. Der ehrliche Mann wuſte nicht, wie er daran war; er wollte gleichwohl auch nicht den Namen haben, daß er keine Religion hätte. Nein, er war in der That fromm; ſeine Frau misbrauchte ſeiner Gutheit: ſie verdarben beide. So grosmüthig ſie auch das Geld verachtete, ſo konte ſie doch ohne Geld nicht leben: ſie muſten alſo ihre Güter verſezen; dieſes war nicht genug: Sie borgten als gute Chriſten, und hörten auf ehrliche Leute zu ſeyn, indem ſie nicht bezahlten.

Wir haben hiebei zwei Anmerkungen zu machen, 1) Ein Frauenzimmer, welches von armen Eltern gebohren iſt, und niemahls gewohnet war, eine Haushaltung zu führen, pflegt insgemein unfähig zu ſeyn, ein groſſes Gut zu verwalten, wenn ſie durch eine reiche Heirath dazu gelanget. Sie hat keine Begriffe von der Art, wie man eine Eintheilung macht, wie man etwas verwahret, ſchonet, aufhebet, und nüzlich anwendet: ſie weis nicht, wie man die Ausgaben mit den Einnahmen vernünftig überſchlagen, die eine gegen der andern abmeſſen, und den Wohlſtand eines Hauſes beſorgen mus; ſie iſt dabei nicht hergekommen. Ihre Eltern lebten von Hand zum Mund: hatten ſie viel, ſo verthaten ſie viel; hatten ſie nichts, ſo behalfen ſie ſich, wie ſie konten. Dieſes gibt ſchlechte Haushälterinnen. 2) Die zweite Anmerkung iſt dieſe: Eine falſche Andacht, welche die Einbildung mehr mit einem geiſtlichen Hochmuth, als das Herz mit Einfalt und Demuth erfüllet, macht nichts als Unruhe, Verwirrung und Zwietracht in der menſchlichen Geſellſchaft.

GOtt iſt ein GOtt der Ordnung, und wie er alles durch Mittel regiret, ſo will er auch, daß der Menſch in allem ſeinem Betragen ſich darnach richten ſoll. Er verlangt von uns keine andere Andacht, und Frömmigkeit, als die mit dieſer Ordnung übereinſtimmet. Wer ſich einbildet, GOtt werde in Betrachtung der geiſtlichen Uebungen, denen er ſich ergiebet, und darüber er das Zeitliche verſäumet, die natürliche Folgen dieſer Verſäumnis verändern, und alſo ſeinetwegen auſſerordentlich würken, der macht ſeine geiſtliche Uebungen zu einer Art des Verdienſtes; der erwartet von GOtt, daß er ſeinetwegen den Lauf der Dinge unterbrechen und Wunder thun ſoll. Er führet GOtt in Verſuchung, und zeigt ſeinen Unglauben, indem er vermeinet glaubig zu ſeyn. Der Seegen, den wir von GOtt erwarten, ſezet Mittel voraus, die wir anwenden müſſen, etwas, das wir wollen, zu erhalten. Und wenn GOtt auch in Anſehung unſrer auſſerordentlich zu würken ſcheinet, ſo geſchiehet ſolches doch nach der beſtändigen Ordnung ſeiner Abſichten. Wir ſind auf Mittel gewieſen, und der Ordnung der Natur unterworfen. Bitten wir GOtt um etwas, ſo bitten wir zugleich um die Mittel: nicht, weil GOtt nach ſeiner Allmacht nicht ohne Mittel würken könnte, ſondern weil er nach ſeiner Ordnung nicht will.

Von merklichen Veränderungen in Krankheiten und ſo genannten critiſchen Tagen.

So wie der Menſch in natürlichem Zuſtande des Cörpers vielen merkwürdigen Veränderungen zu gewiſſen Zeiten unterworfen iſt, alſo beſonders in widernatürlichen, von deren genauen Beobachtung die Wohlfahrt des Kranken, und das Urtheil des Arztes von erwünſchten oder mislichen und tödlichem Ausgang der Krankheit mit abhanget.

Sowohl die Aelteſten als Neuere nennen *criſin* eine ſchnelle Entſcheidung, und mit auſſerordentlichen Zufällen zu gewiſſen Zeiten etweder zum Leben oder Tode des Patienten ſich äuſſerende Veränderung der Krankheit. Denn obgleich nicht nur in geringen, ſondern öfters auch ſehr gefährlichen Zufällen durch bloſe und vereinigte Kräfften der Natur, in einem dem Grad der Krankheit gemäſſen Zeitlauf, aller möglicher Widerſtand und erwartete heilſame Würkung geſchiehet: ſo iſt dennoch nach verſchiedenen Umſtänden die Bewegung in denen feſten Theilen nicht allezeit fähig, denen Urſachen der Krankheiten zu widerſtehen, ja ſelbſt der Arzt ohnerachtet aller angewanden Mühe und Sorgfalt öfters auſſer Stand geſezet, dieſelben zu heben; daß dahero kein Wunder, wann mit zunehmendem unordentlichen Triebe unvollkommene criſes, ja bald darauf gefährliche und tödliche Zufälle erfolgen.

Dergleichen notable Veränderungen ſtellen ſich nun hauptſächlich in hizigen Krankheiten nach vorhergegangenen mannigfaltigen Verwirrungen an gewiſſen beſtimmten Tagen ordentlich ein, verzögern ſich aber in langwürigen, als welche, da ſie nach und nach, doch aber auf gelindere Art abnehmen, pflegen *lyſes* genannt und oberwehnter *criſi* gemeiniglich entgegen geſezet zu werden, ohnerachtet andere nach des Bagliu und Sydenham Meinung in beiderlei Arten widernatürlicher Zufälle ebenfalls criſes zulaſſen, und in Erwegung derer langwürigen zwar eine länger daurende Aenderung, hingegen in Anſehung deren öftern Anfälle eine regulaire criſin, wahrgenommen haben.

Soll nun dadurch eine Krankheit gehoben werden, ſo erfordert ſolches eine gänzliche alteration und Wegſchaffung der nächſten Urſache, wovon dieſelbe eigentlich entſtanden. Hierzu concurriret nun die Vermehrung des Triebwerks in den feſten Theilen, oder die Kräfte der Natur, das iſt das Vermögen derer Theile des menſchlichen Cörpers zu Verrichtung aller der Structuren deſſelben conformen möglichen Bewegungen. Wie aber natürlicher Weiſe bei einer mäſigen Bewegung derſelben ein ordentlicher Umlauf des Blutes erhalten, und vermittelſt dieſes in langwüriger Krankheit mehr, als wie mit der Menge der Arzeneimittel ausgerichtet wird: ſo kan zugleich bei Verſtärkung des Drukwerkes und daher vermehrten Gegendruk des Blutes und geſchwindern Zuflus nach dem Herzen zufälliger Weiſe zum Heil des Kranken Nuzen geſchaffet werden, als dadurch die flüſſigen Theile unter ſich verändert, verdünnet, unreines abgeſondert und zum Durchbruch tüchtig gemacht, mithin verſtopfte Röhren wiederum eröfnet werden. Es iſt demnach der zureichende Grund einer ſolchen nothwendigen und merklichen Veränderung in Krankheiten nicht weiter als nur blos in denen natürlichen Kräf[illegible] des menſchlichen Cörpers, alſo [illegible] in der Direction eines mit unſer[illegible] vereinigten unſterblichen Weſens, noch viel weniger auſſer uns, in dem Lauf des Monden und Geſtirns, zu ſuchen.

Die vielfältige doch aber ordentliche Abwechſelungen, ſo in Krankheiten vorgehen, und wovon wir täglich überzeuget werden, daß durch ſelbige ohne die allergeringſte Beihülfe dann und wann die ſchwereſten hizigen Krankheiten ſelbſt gehoben werden, lehren einen Zuſchauer, ſo die Krankheit völlig einſiehet, ſelbſt die Verhaltungsregeln, zugleich aber auch die Einſicht des Schadens, der verurſachet werden kan, wenn man, ohne Abſicht auf die Krankheit, derſelben Urſache und Würkung in critiſchen Tagen, blos auf einen oder den andern Fall die Hülfsmittel einrichtet, nicht die nöthige Würkung der Natur überläſt, deren Kräfte auf die Auswürfe aller zuvor bearbeiteten Säfte durch alle nöthige Ausgänge abzielen, oder wenigſtens derſelben zu Hülfe kommt, ſondern vielmehr durch ganz contraire Mittel die nothwendige Bewegungen und die davon herrührende Veränderungen deren flüſigen Theile ſtöret, mithin den Zuſtand des Kranken entweder verwirrter, oder durch Verlängerung und Verſchlimmerung zu Zeiten gefährlicher macht.

Doch zielet dieſer Saz nicht auf denjenigen allzuheftigen Trieb, welcher eine gänzliche deſtruction unſer Machine zum Grunde hat. Denn wie überhaupt ein vernünftiger Arzt bei der Cur auf alle Bewegung, ſowohl in feſten als flüſigen Theilen eines jeglichen Cörpers, ſein Augenmerk richten mus: ſo lernet derſelbe nach vorhergelegter gründlichen theorie durch tägliche Erfahrung den Schaden und Nuzen derſelben einſehen, und beſonders aus denen Kennzeichen derer Bewegungen des natürlichen Lebens erkennen, in wie fern gewiſſe merkliche Veränderungen zu Tilgung einiger Krankheiten und derſelben Urſache nothwendig und nüzlich, oder dem menſchlichen Cörper nachtheilig, ſchädlich und tödlich ſeyn können.

Oberwehnte criſes aber äuſſern ſich in Krankheiten, nach der einmal beſtimmten Ordnung zu gewiſſen Zeiten und Tagen, und haben ihre beſondere Merkmahle, ſo aus dem Pulsſchlagen, Luftſchöpfen, Ruhe und Unruhe des Gemüths und Leibes, Schlaf, Wachſamkeit, allen natürlichen Bewegungen und Auswürfen müſſen hergeleitet werden, um zu erkennen, ob die Verarbeitung im Cörper bereits geſchehen? das iſt, ob die verdorbene überflüſige ſtokende Feuchtigkeiten, als materielle Urſachen der Krankheiten, ſo durch verſchiedene offenſtehende Gänge des Leibes abgeleitet werden müſſen, vermittelſt Verſtärkung der elaſtiſchen Kraft in feſten Theilen, von guten Säften abgeſondert, und zum Durchbruch durch die kleineſten Röhren tüchtig gemachet worden? Solchergeſtallt kommt hiermit der Begrif des Wortes, als einer gehörigen Abſonderung, wie bei dem Durchſieben zu geſchehen pfleget, völlig überein.

Hierbei iſt noch überhaupt zu erinnern, daß wenn alle Zufälle in einerlei Grade verbleiben, oder mit Zunahme derſelben ſich verſchlimmern, die Urſachen derer Krankheiten entweder zugenommen, oder wenig verändert, und alſo zur Trennung und Wegſchaffung nicht reif gemachet worden: deswegen auch zu ſolcher Zeit keine criſis erfolgen kan, vielmehr hat man bei Verſchlimmerung der Krankheiten, corruption derer Säfte, zunehmender Schwäche des Cörpers, und Erſchöpfung nöthiger Kräfte, einen gefährlichen tödlichen Ausgang, wenigſtens recidive, und in die Länge ſich ziehende beſchwerliche Zufälle zu beſorgen. So ferne aber in der gröſten Kraft der Krankheit mit auſſerordentlichen Veränderungen und neuen Anfall, der Pulsſchlag ſich verſteket, geſchwinde Bewegung in der Bruſt, mit Vermehrung der Hize und ſchmerzhaften Empfindung ſich äuſſert, zugleich eine Müdigkeit nebſt zerſchlagenem Weſen in allen Gliedern zurük läſt, auch den Kranken am Leibe und Gemüthe empfindlicher macht, und darauf ein hell-

und hochrother Urin ſich anfängt zu verändern, trübe zu werden und ein ſtarkes ſediment zu ſezen; überdem ſich mannigfaltige excretiones, als Schweiſſe, Durchfälle, Erbrechen, flieſſender Schnupfen, Auswürfe, und andere blutige Reinigung, auſſerordentlich ohne gegebene Urſache, von ſich ſelbſt einfinden: ſo erhellet, daß mit Zunahme derer Bewegungen die völlige criſis auf dem Wege, ja bereits durch gehörige evacuation gleichſam gekochter und abgeſonderter Materie würklich geſchehen ſey, die alsdann bei einer darauf folgenden Erleichterung, Abnahme des Fiebers, Zunahme natürlichen Schlafs, Appetits und der Kräfte, von angefangener Beſſerung und erwünſchten Ausgang der Krankheit einen völlig vergewiſſert.

Selbſt der Entſcheidungstage ſind nach verſchiedenem Grade hiziger Krankheiten unterſchiedlich. SYDENHAM rechnet zur Reinigung des Bluts dreihundert und ſechs und dreiſſig Stunden, wenn anders dergleichen Krankheiten ungeſtört dem Lauf der Natur überlaſſen würden. Da aber bei dem Anfall, und einige Tage darauf, entweder plözlich, oder etwas ſpäter mit getheilten Kräften, die Bewegungen zu gewiſſen Zeiten ſich zu vermehren pflegen, als ein bekanntes Mittel die ſchädlichen Urſachen und Würkungen derer Krankheiten zu tilgen: ſo kommen bereits HIPPOCRATIS und GALENI Anmerkungen mit der Erfahrung überein, daß unter die drei Hauptentſcheidungs termine der ſiebende, vierzehende und ein und zwanzigſte Tag zu zählen. Indeſſen haben ſchon in älteſten Zeiten nicht nur verſchiedene Aerzte ſolches bereits angefochten, ſondern unter den neuern finden ſich auch einige Widerſprüche. So bezeiget CAELIVS AVERLIANVS, daß ASCLEPIADES der erſtere geweſen, welcher zur Entſcheidung derer Krankheiten gar keine critiſche Tage zulaſſen wollen; dem auch CELSVS, HELMONTIVS, LANGIVS, und andere beigetretten. WALDSCHMID verwirft in hieſigen Ländern vollkommene *criſes*, und behauptet mit BAGLIV, daß, obwohl in Griechenland wegen elaſtiſcher warmer und verdünneter Luft, dergleichen in hizigen Krankheiten (die ohnedem in heiſſen Ländern gewöhnlicher) ordentlich ſich zuzutragen pflegten, ſie doch in Mitternächtigen kalten Ländern nicht erfolgten, weil in ſelbigen die Luft mit vielen feuchten unreinen und groben Theilchen angefüllet, die Säfte im Cörper mehr verdike, verunreinige und gleichſam zum Abſchäumen, wie in der criſi geſchicht, und Durchbruch ſtark verſchloſſener Gefäſſe untüchtig mache. Merken wir aber überhaupt auf die vier Zeiten, nemlich den Anfall, Zunahme, Stilleſtand und Abnahme derer Krankheiten, und die in ſelbigen vorfallende bemerkungswürdige Begebenheiten, ſtellen uns darbei zugleich mit vor, wie zu Hervorbringung gewiſſer Würkungen ſowohl in der groſſen als kleinern Welt ein determinirter Grad, Ordnung und Reihe aufeinander folgender Bewegungen erfordert werde, und ſind hauptſächlich von der Gewisheit und Würklichkeit merklicher Veränderungen zu gewiſſen Zeiten in Krankheiten nach Einſicht des HIPPOCRATIS täglich überzeuget worden: ſo fället aller Zweifel von ſich ſelbſt weg, zumalen wir nach denen verſchiedenen Graden der Krankheiten auch verſchiedene Terminen obſerviren können, in welchen die Entſcheidung derſelben geſchiehet, als da ſind heftig anfallende hizige Fieber, ſo in vier und zwanzig Stunden, oder drei bis vier Tagen ſich ſchnelle ändern, andere ſo bis den ſiebenten, neunten und vierzehnten Tag dauren; hartnäkichtere aber, die ſich zum ein und zwanzigſten, hingegen ſehr ſelten bis zu dem ſieben und zwanzigſten und ein und dreiſſigſten Tag verzögern. Die ungeleiche Tage alſo in hizigen Krankheiten, ſo beſonders müſſen beobachtet werden, ſind gemeiniglich der erſte, dritte, ſiebente, neunte, eilfte, ſiebzehnte und ein und zwanzigſte Tag.

Was nun die Tage betrift, ſo vornemlich in hizigen Krankheiten eine bevorſtehende *criſin* anzeigen ſollen, ſo werden unter die Anzeigungstage derer drei hauptcritiſchen Termine der vierte, eilfte und ſiebenzehnte gezählet. Alle criſes, die auſſer geſezter Zeit durch verſchiedene Auswürfe ſich ereigneten, wurden von Alters her nicht für heilſam, ſondern nur zufällig und unvollkommen angeſehen, und ſind deshalb bei dem HIPPOCRATE einige Stellen werkwürdig, mit welchen auch GALENVS, ſo von critiſchen Tagen weitläuftiger geſchrieben, völlig übereinkommt: Selbiger hat davon folgendes lib *de dieb. judicat. Judicatur febres quarta die, ſeptima, vndecima, decima quarta, decima ſeptima & vigeſima prima, quædam etiam trigeſima & quadrageſima.* Desgleichen Sect. II. *aphor. 23. 24. Acuti morbi in quatuordecim diebus judicantur, ſeptimæ quarta index eſt. Alterius hebdomadis octava principium eſt. Conſideranda vero eſt vndecima; hac enim quarta eſt ſecunda hebdomadis. Deinde rurſus conſideranda decima ſeptima; ipſa enim eſt quarta quidem à decima quarta, ſeptima vero ab vndecima.*

Nächſt dem ſind nach Erinnerung des HIPPOCRATIS diejenigen Tage für höchſtgefährlich allezeit anzuſehen, ſo unmittelbar vor denen critiſchen hergehen, und alſo nach denen drei Hauptzeiten, der ſechſte, dreizehnte und zwanzigſte hierunter begriffen. Ueberhaupt erkläret ſich ſelbiger Sect. II. aph. 13. folgendermaſſen: *Quibus criſis fit, nox ante exacerbationem gravis eſt: ſubſequens vero levior plerumque.* Denn da zu dieſer Zeit in der Natur des Menſchen ſich eine ſeltſame und auſſerordentliche Veränderung äuſſert, deren Kräfte auf die evacuation der präparirten Materie gerichtet: ſo iſt kein Wunder, wann dadurch in allen natürlichen Lebensbewegungen und zugleich in denen Vorſtellungen unſerer Seele die gröſte Verwirrungen zuwege gebracht werden. Geſchicht es nun, daß bei den Leidenſchaften ſchandhafter nobelſten Theile, entweder wegen widernatürlicher diſpoſition ſtokend des Blut nicht durchdringen kan, oder aber ein allzuſehr verſtärkter Trieb eine Zerreiſſung gewiſſer Blutgefäſſe nebſt Ausflus und Verſammlung des Blutes hin und wieder verurſachet: ſo mus unter dieſer Arbeit der Patiente unterliegen. Iſt aber die Materie ſo beſchaffen, daß nicht etwan, wie zu Zeiten bei maligniſchen Fiebern, durch Zurükſchlagung heimlich ſchleichender ſubtilen Materie von neuen gichteriſche Bewegungen mit Stokungen des Bluts verurſachet werden: ſo ſind zwar bei dem bevorſtehenden Durchbruch, dieſe Tage als Tirannen anzuſehen, weil gleichſam hiebei ein ordentlicher Kampf der Natur mit der Krankheit vorgehet, mit derſelben die gröſten Beſchwerden verknüpft ſind, mithin an ſelbigen die Patienten öfters in äuſſerſter Schwachheit ohne Hofnung darnieder liegen; hingegen aber die darauf folgenden Entſcheidungs-Tage deſto heilſamer, da wider Vermuthen eine Erleichterung mit augenſcheinlicher Beſſerung des Kranken erfolget.

Hieraus erhellet demnach, daß zu ſolcher Zeit ein Arzt weder zu ſicher noch zu furchtſam ſeyn müſſe, ſondern ſeine ganze Abſicht auf Beförderung der critiſchen Materie und dienlicher Beſänftigung allzuſehr ausſchweifenden Triebes richten, dabei denen Umſtehenden alle mögliche Fälle vorſtellig machen, damit bei Verſchlimmerung demſelben nichts zur Laſt könne geleget werden. Denn bekannt iſt es, daß die Ungedult und das ſehnliche Verlangen des Kranken zu Erhaltung einer dauerhaften Geſundheit, öfters denſelben auch die Umſtehenden zu Veränderung der Aerzte und Arzneimittel verführet. Hat nun in dieſem Fall der ordentliche Arzt, (als in deſſen Kräften es nicht ſtehet, die critiſchen Tage aufzuheben oder zu verkürzen) die meiſte

Vorarbeit bereits gethan, der auſſerordentliche aber iſt desfalls glüklicher, daß er gegen die Entſcheidung oder während ſelbiger ſeine Cur angetretten, ſo wird in Ermangelung nöthiger Einſicht nach dem gemeinen Begrif, dem erſten unverſchuldet alle Schuld, hingegen leztern unverdienter Weiſe das gröſte Lob beigelegt.

Doch dieſes hat auch ſeine gehörige Ausnahme, indem ſich es vielfältig zuträget, daß durch übele Diät und Anordnung undienlicher hiziger und heroiſchen Mittel, der Arzt ſelber ſchuld ſeyn kan, an Verſchlimmerung, Verwirrung und Verzögerung der Krankheit. Ob nun dieſes zwar noch zu rechter Zeit eingeſehen wird: ſo fällt es dennoch ſchwer, ja zur Zeit unmöglich, dasjenige wieder zu verändern, was bereits verdorben worden. Dahero diejenigen weit glüklicher zu ſchäzen, welche bei ſogeſtalten Sachen gar nichts gebrauchen, ſondern nebſt guter Diät den Lauf der Krankheit blos der Natur überlaſſen, als ſolche, denen zum Nachtheil die einmal beſtimmte Ordnung und Lauf der Krankheit durch undienliche und überhäufte Mittel geſtöret worden.

Philipp Adolph Böhmer.

Anmerkungen über die Spinnen.

Die auſſerordentliche Farbe und Geſtalt einer gewiſſen Art von Spinnen, welche ich einmal in dem Garten zu Toulon, unter den Blumen der Tuberoſen, welche daſelbſt in groſſer Menge waren, antraf, machte mich neugierig, dieſer Spinne, und hernach auch aller Arten derſelben, welche ich habe antreffen können, äuſſerliche Geſtalt ſorgfältig zu unterſuchen. Ich habe mich eines Vergröſſerungsglaſes bedienet, gewiſſe Theile zu entdeken, welche man mit bloſſen Augen nicht ſehen kan; und ich habe ſie gröſſer zeichnen laſſen, als ſie in der Natur ſind, damit ich ſie ſo vorſtellen könnte, wie ich ſie durch das Vergröſſerungsglas geſehen habe.

Ich werde hier nur ſechs Hauptarten dieſer Inſecten, welche ich geſehen habe, und zu welchen alle die übrigen, welche mir bekannt ſind, gerechnet werden können, beſchreiben.

Die ſechs verſchiedenen Arten ſind 1) Hausſpinne, das iſt, diejenige Spinne, welche ihr Gewebe an den Mauern und in den Winkeln der Gemächer macht; 2.) die Gartenſpinne, das iſt diejenige Spinne, welche ein rundliches, nicht gar enges Gewebe in der freien Luft macht, und den Tag über in dem Mittelpuncte dieſes Gewebes ſizet; 3) die ſchwarze Spinne in den Kellern, oder welche ſich in den Löchern alter Mauren aufhält; 4) die herumſchweifende Spinne, oder diejenige, welche ſich nicht ruhig in einem Neſte aufhält, wie die andern; 5) die Feldſpinne, welche ſehr lange Füſſe hat, und welche man gemeiniglich den Schnitter nennet, und 6) die raſende Spinne, oder die berüchtigte Tarantul.

Ich habe geglaubt, daß es dienlich ſey, anfangs eine Beſchreibung zu geben, welche überhaupt allen Arten von Spinnen zukommt, und hernach die beſondern Kennzeichen einer jeden Art derſelben, welche ich genennet habe, zu beſtimmen. Ich verſpreche hier nicht eine genaue Beſchreibung des Baues aller äuſſerlichen Theile dieſes Inſects zu geben; ich werde nur von dem Nachricht geben, was man an ihr durch das bloſſe Anſehen, und ohne Hülfe des Vergröſſerungsglaſes nicht entdeken kan.

Der ganze Cörper der Spinne kan in dem Vordertheil, in dem Hintertheil und in die Füſſe eingetheilet werden. Der Vordertheil beſtehet aus der Bruſt und dem Kopfe, und der Hindertheil iſt der Bauch. Dieſe beiden Theile hängen durch einen ſehr kleinen Ring zuſammen,

men. Bei den meiſten Spinnen iſt das Vordertheil oder der Kopf und die Bruſt mit einer harten oder ſchuppigten Rinde bedekt, und der Bauch, oder das Hintertheil, iſt ſtets mit einer biegſamen Haut überzogen. Die Füſſe hängen an der Bruſt, an, und ſind hart, wie der ganze Vordertheil. Dieſe Structur iſt von der Structur der meiſten andern kriechenden und fliegenden Inſecten unterſchieden. Zum Exempel, bei den Jungfern, und vielen andern, ſind der Bauch und die Bruſt blos durch eine Zuſammenfügung, ohne Canal, vereiniget, ohngeachtet die Bruſt mit einer harten Rinde, und der Bauch mit einer biegſamen Haut, bedekt iſt; aber ihr Kopf hängt mit der Bruſt durch einen ſehr engen Canal zuſammen. Bei den Ameiſen, Weſpen und den meiſten Fliegen hängt die Bruſt an dem Bauche durch einen Canal, und der Kopf hängt an der Bruſt durch einen andern Canal.

Alle Spinnen ſind, ſowohl auf ihren harten als weichen Theilen, mit Haaren bedekt.

Sie haben auf verſchiedenen Oertern des Kopfs viele wohlgezeichnete Augen von verſchiedener Gröſſe, verſchiedener Anzahl und verſchiedener Lage.

Dieſe Augen ſind alle ohne Augenlieder und mit einer harten, glatten und durchſichtigen Rinde bedekt.

Sie haben an dem Fördertheile des Kopfs eine Art von Klauen, oder Zangen, welche einigermaſſen denen Klauen und Füſſen der Krebſe gleich ſind, und welche Zangen mit der Stirne dieſes Thieres das ganze Fördertheil des Kopfs ausmacht. (Siehe die 1. 2. und 3. Figur.) Dieſe Zangen beſtehen aus zwei etwas platten Theilen, welche mit einer harten Rinde bedekt ſind. Sie ſind, vermittelſt einer zarten Haut, welche ihnen zur Bewegung oder zum Gelenke dienet, dieſe Zangen auf und zuſum chen, ſenkrecht an dem untern Theile der Stirne befeſtiget. Dieſe beiden Theile haben an den zweien Randen, wo ſie gegen einander ſtehen, ſehr harte Spizen. Sie dienen, den Raub anzupaken, und ihn an das Maul zu halten, welches hinter der Zange iſt, um dasjenige davon zu nehmen, was der Spinne zur Nahrung dienet.

An jedem unterſten Ende der Theile der Zangen iſt eine hakigte Klaue, welche einigermaſſen den Klauen der Kazen ähnlich iſt. Dieſe Klauen ſind gros, ſehr hart und in Gliedern eingetheilet, ſo daß ſie die Spinne von oben nach unten, und von unten nach oben bewegen kan, ohne daß ſie nöthig hat, die Theile der Zangen ſelbſt zu bewegen. Es ſcheint, als ob dieſe Klauen dienten, die Zangen unten feſt anzuſezen und den Raub zu umfaſſen, damit er ihr nicht entkomme. Denn vermittelſt dieſer Klauen macht die Oeffnung der Zangen einen auf allen Seiten geſchloſſenen Triangel, welcher auſſer dem nur zwo Seiten haben würde. (Siehe die 3. Figur). Da die Klauen Gelenke haben, ſo können ſie auch dienen, den Raub, welchen die Spinne mit der Zange hält, hoch und niedrig zu halten.

Alle Spinnen haben acht Füſſe, mit Gelenken, wie die Füſſe der Krebſe. An dem Ende eines jeden Fuſſes, zwiſchen den beiden Klauen, iſt ein Knollen wie ein etwas feuchter Schwamm, welcher demjenigen ähnlich iſt, den man an den Enden der Füſſe der Fliegen wahrnimt. Dieſer ſchwammigte Knollen dienet wahrſcheinlicher Weiſe zu eben der Abſicht, wozu das bei den Fliegen dienet, nemlich damit ſie mit den Füſſen über ſich gekehrt, an Cörpern, welche ſo polirt ſind, wie eine Spiegelſcheibe, wo ſie die Haken an den Enden ihrer Füſſe nicht brauchen können, gehen können:

aber

zu pag. 220.

Fig. 1.

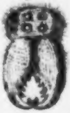


Fig. 2.

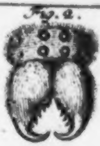


Fig. 3.

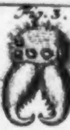


Fig. 4.

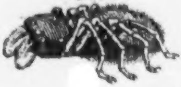


Fig. 5.

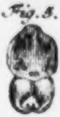


Fig. 6.

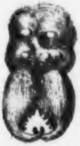


Fig. 7.

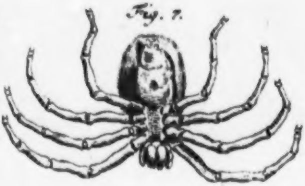


Fig. 6.

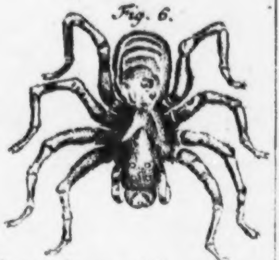


Fig. 1. Stellt die Augen und die Freßzange der Hausſpinne vor.
Fig. 2. Die Gartenſpinne, welche ſich in der Mitte ihres Gewebes in der Luft aufhält.
Fig. 3. Die ſchwarze Spinne, welche in den Löchern der alten Mauern wohnet.
Fig. 4. Die herum ſchweifende Spinne, welche ſich in keinem gewiſſen Neſte, wie die andern Spinnen aufhält und nach Fliegen und andern Insecten auf die Jagt geht.
Fig. 5. Der Kopf und die Augen der Feldſpinne, insgemein der Schnitter genannt.
Fig. 6. Die Tarantul oder die raſende Spinne.
Fig. 7. Eine umgekehrte Spinne, welche die Warze an ihrem Hintern zeiget, deren ſie ſich zum ſpinnen bedienet.

II. Theil.

aber da aus dieſen Schwämmen ein etwas klebichter Saft geht, ſo ſind ſie geſchikt genug, ſie daran anzukleben. Dieſer klebigter Saft vertroknet ſowohl bei den Spinnen als bei den Fliegen, wenn ſie alt werden, ſo, daß ſie alsdenn nicht lange am Spiegelglaſe hinauf gehen können; und ſogar, wenn eine alte Spinne oder eine alte Fliege ohngefehr in einen etwas tiefen porcellänenen Napf gefallen iſt, ſo kan ſie nicht wieder heraus, und mus vor Hunger darinne ſterben.

Faſt eben dieſes begegnet den Spinnen mit der Materie, woraus ihre Gewebe wird. Eine alte Spinne hat keine ſolche Materie mehr in ihrem Leibe, und wenn ihr Gewebe zerriſſen oder weggekommen worden, ſo kan ſie es nicht wieder herſtellen; ſie mus eine ſchwächere Spinne von ihrer Art verjagen, wenn ſie ein Neſt wieder finden will, wo ſie wohnen kan, welches ich öfters wahrgenommen habe. Vielleicht iſt der Saft an den äuſſerſten Faden der Füſſe mit dem, woraus ſie das Gewebe machen, einerlei, oder vielleicht iſt er ihm ähnlich, weil jede dieſer beiden Arten des Safts bei nahe auf einerlei Art mit dem Alter vertroknet. Wir wollen an ſeinem Orte weitläuftiger hiervon reden.

Die Spinnen haben auſſer den acht Füſſen, von welchen wir izo geredet haben, und mit welchen ſie gehen, noch zwei andere Füſſe näher bei dem Kopfe, mit welchen ſie nicht gehen, deren ſie ſich aber an ſtatt der Armen und der Hände bedienen, ihren Raub, welchen ſie mit ihren Freszangen halten, gehörig zu ſtellen und herum zu drehen, damit ſie ihn auf alle Arten und nach verſchiedenen Seiten zum Munde bringen können, welcher unmittelbar hinter ihrer Freszange iſt. Dieſes fünfte Paar Füſſe, oder dieſe Armen ſind nicht an allen Arten von Spinnen von einerlei Art. Bei einigen ſind ſie den andern Füſſen vollkommen ähnlich, und bei andern ſind ſie gänzlich von ihnen unterſchieden. Wir wollen ihren Unterſchied bemerken, wenn wir die beſondern Kennzeichen einer jeden Art von Spinnen beſchreiben werden.

Es ſind um den Hintern einer jeden Spinne vier kleine muſculöſe, gegen ihre Grundfläche breite, und gegen ihre äuſſerſten Enden zugeſpizte Warzen. (Siehe die 7te Figur.) Die Warzen haben eine freie Bewegung nach allen Seiten. Mitten zwiſchen dieſen Warzen geht der klebigte Saft, woraus der Faden wird, und womit ſie ihre Gewebe und Neſter machen, gleichſam als durch ein Zieheiſen, heraus. Dieſes Loch, woraus der Saft geht, hat einen Sphincter, wodurch es geöfnet und geſchloſſen wird, damit ſie gröbere oder dünnere Faden ſpinnen können; und wann die Spinne in der Luft an dieſem Faden hängt, ſo bleibt ſie hängen, wenn ſie das Loch ſchliest, und fällt, durch eigene Schwere, weiter hinunter, wenn ſie das Loch öffnet.

Auf folgende Art machen die Spinnen ohngefehr ihre Gewebe. Wenn eine Spinne dieſes Werk in einem Winkel eines Zimmers macht, und ſie mit leichter Mühe an alle Oerter kommen kan, wo ſie ihre Faden anmachen will, ſo thut ſie ihre vier Warzen, von welchen wir geredet haben, voneinander, und zu eben der Zeit erſcheinet an der Oeffnung des Fadenlochs ein ſehr kleiner Tropfen von dem klebigten Safte, welcher die Materie der Fäden iſt. Sie drükt dieſen kleinen Tropfen ſtark an die Wand, welcher, wegen ſeines ihm natürlichen klebichten Weſens, daran feſt hängt. Hierauf geht die Spinne von dieſem Orte weg, und läſt den erſten Faden des Gewebes, welches ſie machen will, durch das Fadenloch gehen.

Wenn ſie an den Ort der Wand, bis wohin die Gröſſe ihres Gewebes reichen ſoll, gekommen iſt, ſo drükt ſie mit ihrem Hintern das andere Ende dieſes Fadens an, welches eben ſo anklebt, wie ſie das erſte Ende angemacht hatte. Alsdenn gehet ſie ohngefehr eine halbe Linie weit von dem erſten gezogenen Faden. Sie klebet daſelbſt einen zweiten Faden, welchen ſie mit dem erſten parallel zieht. Wenn ſie an dem andern Ende des erſten Fadens angelanget iſt, ſo befeſtiget ſie den zweiten an der Wand, welches ſie, auf dieſe Art, ſo lange fortſezet, bis das Gewebe ſeine ganze Breite hat, welche ſie ihm geben will. Man könnte alle dieſe parallelen Fäden die Kette dieſes Gewebs nennen. Hierauf geht ſie Creuzweiſe über dieſe neben einander geordneten parallelen Fäden, und befeſtiget auf gleiche Weiſe das eine von den beiden Faden an der Mauer, und das andere Ende perpendicular auf den erſten Faden, welchen ſie gezogen hatte, und läſt alſo die eine Seite ihres Gewebes ganz offen, daß die Fliegen daſelbſt frei hinein kommen können, damit ſie ſie fangen kan. Man könnte dieſe Faden, welche Kreuzweiſe über die erſten parallelen Fäden, die wir die Kette genennet haben, weggehen, den Einſchlag des Gewebes nennen. Da dieſe Faden, wenn ſie nur geſponnen ſind, an allem ankleben, was ſie berühren: ſo kleben ſie Creuzweiſe übereinander an, wodurch dieſes Gewebe ſeine Feſtigkeit erhält; anſtatt daß die Feſtigkeit derer Gewebe, welche wir zu unſerm Gebrauche machen, in der Einſchiebung und Ineinanderwikelung der Fäden des Einſchlags und der Faden der Kette beſtehet; welches ein mehr vernünftmäſiges Werk iſt.

Damit die Fäden, welche creuzweiſe übereinander gehen, deſto feſter auf einander ankleben, ſo betaſtet die Spinne mit den vier Warzen ihres Hintern alle Oerter, wo ſich die Fäden creuzen, und drükt ſie von allen Seiten zuſammen, nachdem ſie einen über den andern legt. Sie macht die Fäden, welche den Rand des Gewebes ausmachen, dreifach oder vierfach, ſie feſt zu machen, und zu machen, daß ſie nicht leicht zerreiſſen.

Eine Spinne hat zwei- bis dreimal Materie, ein neues Gewebe zu machen, wenn ſie nicht das erſte mal ein allzu groſſes gemacht hat, welches die Materie zu dieſen Fäden erſchöpfen könnte. Wenn es ihr hernach an Geweben fehlt, ſo mus ſie entweder das Gewebe einer andern Spinne mit Gewalt in Beſiz nehmen, oder ein verlaſſenes Gewebe aufſuchen. Denn die jungen Spinnen verlaſſen ihre erſten Gewebe, neue zu machen, und wenn die alten Spinnen, nemlich die Hausſpinnen, keine finden, ſo müſſen ſie umkommen; denn ohne Gewebe können ſie nicht leben. Aber es gibet einige andere Arten von Spinnen, welche dieſelben nicht ſo nöthig haben.

Dieſes iſt nun von den Geweben in den Winkeln der Gemächer zu merken. Aber was die Gewebe in den Gärten, welche in freier Luft ſind, und bei welchen die Oerter, welche ſie unterſtüzen, nicht ſo gelegen ſind, daß die Spinnen leicht dahin kommen können, anlanget, ſo ſchiken ſie ſich auf folgende Art dazu an, ſie zu verfertigen. Die Spinne ſezt ſich bei ſtillem Wetter auf die Spize eines Baumzweiges oder auf einen andern Cörper in der freien Luft. Daſelbſt hält ſie ſich nur mit ſechs Füſſen feſt an, und mit den beiden hinterſten zieht ſie aus ihrem Hintern nach und nach einen Faden, zwei oder drei Ellen lang oder noch länger. Dieſen Faden läſt ſie in der Luft ſchwänken, bis ihn der Wind an etwas feſtes getrieben hat, wo er ſich alsbald durch ſeinen ihn natürlichen Leim anklebt. Die Spinne zieht zum öftern dieſen ſeidenen

denen Faden, zu erfahren, ob das Ende, welches in der Luft ſchwänket, ſich wo angehangen hat, welches ſie, indem ſie an dem Faden zieht, an dem Widerſtande deſſelben merket. Hernach ſpannet ſie ihn ein wenig, und befeſtiget ihn mit den Warzen ihres Hintern, an dem Orte, wo ſie iſt. Dieſer Faden dienet ihr zu einer Brüke oder Leiter, auf welcher ſie zu dem Orte geht, wo ſich der Faden von ohngefehr angehangen hat. Auf dieſe Art macht ſie dieſen erſten Faden doppelt, oder dreifach, oder vierfach, und dieſes nach ihrem natürlichen Triebe, oder vielmehr nach der Länge des Fadens, nach deren Beſchaffenheit ſie ihn ſtärker oder ſchwächer macht. Hierauf ſezt ſie ſich bei nahe auf die Mitte dieſes Fadens, und zieht mit ihren beiden hinterſten Füſſen aus ihrem Hintern einen neuen Faden, welchen ſie, wie den erſten, in der Luft herum ſchwänken läſt; und wenn ſie merkt, daß dieſer neue ſchwänkende Faden an einem Orte angehangen hat, ſo ſpannet ſie ihn ein wenig, und befeſtiget mit ihren Warzen das Ende, welches ſie hält, ſo perpendicular, als ſie kan, an die Mitte des erſten Fadens, und macht ihn feſt, indem ſie ihn doppelt oder dreifach macht. ſo, wie ſie den erſten Faden gemacht hatte. Dieſes thut ſie ſo oft, bis die Mitte des erſten Fadens ein Mittelpunct wird, von welchem viele Radii bis zu dem äuſſerſten Ende der andern Radiorum gehen kan. Hernach macht ſie einen neuen Faden in dem Mittelpuncte an, welchen ſie die Länge an einem von den Radiis hinziehet, und in der Mitte eines Quärfadens mit ihren Warzen befeſtiget. Auf dieſe Art macht ſie ſo viel Radios, als ſie für gut befindet. Wenn alle Radii gemacht ſind, begiebt ſie ſich in den Mittelpunct. Daſelbſt macht ſie einen neuen Faden, welchen ſie in einer Spirallinie auf den Radiis, von dem Mittelpuncte an bis ſo weit, als ſich ihre Gewebe erſtreken ſoll, auflegt und befeſtiget. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo ſezt ſie ſich in den Mittelpunct ihres Gewebes, und hat ſtets den Kopf unter ſich gekehrt; vielleicht, ſich vor der groſſen Helle des Himmels zu verbergen, weil ſie keine Augenlieder hat, ſelbige zu mäßigen; oder vielmehr, damit ſie ſich ſtüzen und mit ihrem groſſen Leibe auf der breiten Grundfläche ihrer Bruſt ruhen könne, an welcher die Füſſe befeſtiget ſind, die das ganze Thier tragen; da ſonſt, wenn ſie den Kopf über ſich hielte, der Leib, welcher ſehr gros iſt, nur an einem kleinen Faden hängen würde, mit welchem er an die Bruſt angehänget iſt, welches ihr beſchwerlich ſeyn könnte.

Die Spinne iſt nur bei Tage in dem Mittelpunct ihres Gewebes. In der Nacht, oder wenn es regnet, oder bei groſſem Winde verſtekt ſie ſich in ein kleines Behältnis, welches ſie ſich auſſen an ihrem Gewebe, unter dem Blatte eines Baumes, oder einer Pflanze, oder an einem andern Orte, welcher mit etwas dichterem bedekt iſt, als ihr Gewebe iſt, und in welchem ſie vor dem Regen ſicher ſeyn kan, gemacht hat. Sie erwählet hierzu ordentlich einen Ort gegen das erhabene Theil ihres Gewebes; ohne Zweifel deswegen, damit ſie im Falle der Noth geſchwind hinein entfliehen könne; denn die meiſten Spinnen können ſehr leicht, und viel geſchwinder aufwärts laufen, als niederwärts.

Die Spinnen erwarten Fliegen oder einige andre Inſecten, welche ſich in dieſe Gewebe verwikeln, und welche ihnen zur Nahrung dienen. Wenn die Fliege klein iſt, ſo faſſet ſie die Spinne mit ihrer Freszange, und trägt ſie in ihr Neſt, ſich davon zu nähren. Aber wenn die Fliege in Anſehung der Spinne ein wenig gros iſt, und ſelbige ſie mit ihren Flügeln und Füſſen hindern kan, ſo umwindet und umhüllet die Spinne dieſelbe mit ſehr vielen Fäden, welche ſie aus ihrem Hintern zieht, die Fliege dadurch zu binden und feſt zu halten, ſo lange, bis ſie weder die Flügel, noch die Füſſe mehr regen kan. Weit gefehlt, daß ſie alsdenn dieſe Fliege mehr einwikeln ſollte! vielmehr macht ſie die Spinne los, zerreiſt das Gewebe an dem Orte, wo die Fliege hängt, und wirft ſie heraus, und beſſert alsbald ihr zerriſſenes Gewebe aus, oder macht ein neues.

Alle Männchen bei den Spinnen ſind kleiner, als die Weibchen in ihrer Art. Dieſer Unterſchied iſt ſo gros, daß ich fünf bis ſechs Männchen von den Gartenſpinnen gegen ein Weibchen von eben dieſer Art habe legen müſſen, ehe beide gleich viel gewogen haben. Dieſes iſt bei den meiſten Inſecten was ſehr gemeines und ganz etwas anders, als bei den vierfüſigen Thieren, bei welchen die Männchen gröſſer und ſtärker ſind, als die Weibchen.

Die Spinnen von allen Arten legen Eier, mit dieſem Unterſchiede, daß einige eine groſſe Menge Eier legen, als die Gartenſpinnen, und diejenigen, welche man insgemein Schnitter nennt, andere aber ihrer wenig legen, als die Hausſpinnen, u. a. m. Sie legen ihre Eier auf einen Theil ihres Gewebes, welchen ſie in einen Ball zuſammen wikeln und in ihren Neſtern bebrüten. Wen̄ man ſie, indem ſie brüten aus ihren Neſtern jagt, ſo faſſen ſie dieſen Eierball mit ihren Freszangen, welche wir oben beſchrieben haben, und tragen ihn mit ſich fort. So bald als die Jungen ausgebrochen ſind, fangen ſie an zu ſpinnen, und ſie werden gleichſam zuſehends gros, ohne, daß ich habe entdeken können, daß ſie Nahrung zu ſich nehmen. Wenn ihnen ohngefehr eine ſehr kleine Müke in den Wurf kömmt, ſo fallen ſie auf dieſelbe, und thun, als ob ſie etwas davon genöſſen. Wenn ihnen aber ein oder zwei Tage über, oder länger, nichts vorkömmt, ſo wachſen ſie doch eben ſo gut, als wenn ſie Nahrung zu ſich genommen hätten. Nemlich ſie werden im Anfange ihres Alters jeden Tag mehr als zweimal gröſſer, ohne merklich Nahrung zu ſich zu nehmen.

Die beſondern Kennzeichen einer jeden Art Spinnen beſtehen in der verſchiedenen Lage ihrer Augen. Wir werden nicht unterlaſſen, auch andere beträchtliche Unterſuchungszeichen zu bemerken, welche aber nicht ſo gemein ſind.

Die Hausſpinne, welche die erſte Art iſt, hat acht auf ihrer Stirne oval herum geſezte Augen. Dieſe Augen ſind klein und bei nahe von einer Gröſſe. Dieſe Spinne macht ein groſſes und breites Gewebe in den Winkeln und an den Wänden der Gemächer. Ihre Arme ſind ihren Füſſen vollkommen ähnlich, ausgenommen, daß ſie ein wenig kürzer ſind, und daß ſie ſich niemals auf die Erde ſezt. Dieſe Art häutet ſich, oder verwechſelt die Haut alle Jahre, auch ſelbſt an den Füſſen, wie die Krebſe; welches ich an keiner Art von Spinnen, als an dieſer beobachtet habe. Sie lebt lange. Ich habe eben dieſelbe Spinne 4. Jahre durch geſehen. Ihr Leib wuchs nicht viel, aber ihre Füſſen wurden viel gröſſer. Dieſe Art von Spinnen bekommt zuweilen eine Krankheit, welche macht, daß ſie ſcheuslich ausſehen. Sie werden nemlich voll Schuppen, welche nicht platt übereinander liegen, ſondern wie Borſten in die Höhe ſtehen. Zwiſchen dieſen Schuppen hält ſich eine groſſe Menge kleiner Inſecten auf, welche faſt die Figur der Fliegenläuſe haben, aber viel kleiner ſind. Wenn dieſe kranke Spinne ein wenig hurtig läuft, ſo ſchüttelt und wirft ſie einen Theil dieſer Schuppen und kleinen Inſecten ab. Dieſe Krankheit iſt in unſern kalten Ländern ſelten; ich habe ſie nirgends, als in dem Königreich Neapolis, wahrgenommen. Die Spinne bleibt bei dieſem Zuſtande nicht lange auf einer Stelle, und wenn ſie eingeſperret iſt, ſo ſtirbt ſie gar bald.

Die zweite Art iſt die Gartenſpinne, welche ein groſſes rundes Gewebe in der freien Luft macht, in deſſen Mitten ſie ſich ordentlich ſtellet. Sie hat vier groſſe Augen, welche in Form eines Quadrats mitten auf der Stirne ſtehen, und zwei kleinere an jeder Seite des Kopfs. Die Weibchen von dieſer Art haben die gröſten Bäuche, welche ich an den Spinnen geſehen habe. Die Männchen ſind viel kleiner. Sie haben verſchiedene Farben. Gemeiniglich ſind ſie von toder blattgrüner Farbe, und weis und grau geſprengt. Bisweilen ſind ſie ganz weis, wie diejenigen, welche ich zu Toulon auf den Blumen der Tuberoſen gefunden habe. Ich habe ihrer auch von verſchiedener grüner Farbe gefunden. Sie ſind nicht von einer Gröſſe. Die grünen ſind die kleinſten, die weiſſen ſind gröſſer, und die grauen ſind die gröſten unter allen. Ich habe Brandwein über dieſe Art Spinnen gegoſſen: ich habe aber nicht gemerkt, daß er ſie beunruhiget hat, desgleichen auch das Scheidewaſſer und das Vitriolöl: aber von dem Terpentinöel ſind ſie den Augenblik geſtorben: Dieſes habe ich offt vorgenommen, die Neſter der jungen Spinnen von dieſer Art zu zerſtören, in welchen ihrer zuweilen hundert auf einmal ſind, und welche in wenig Tagen den ganzen Garten einnehmen und viele Pflanzen zu Schanden machen.

Die dritte Art iſt die Kellerſpinne, und die Art derjenigen, welche ihre Neſter in den alten Mauren machen. Ich habe nicht mehr, als 6. Augen an ihnen geſehen, da alle die übrige Arten acht Augen haben. Zwei von dieſen Augen ſtehen mitten auf der Stirne, und an jeder Seite des Kopfs ſind ihrer noch zwei, und alle ſechſe ſind beinahe von einer Gröſſe. Alle Spinnen von dieſer Art ſind ſchwarz und ſehr haaricht. Sie haben kurze Beine, und ſind ſtärker und böſer, und leben länger, als die meiſten andern Spinnen. Wenn man eine anfaſſet, ſo wehret ſie ſich, und beiſet in das, womit man ſie hält; und wenn man ſie durch den Bauch geſtochen hat, ſo lebt ſie zuweilen noch länger, als zweimal vier und zwanzig Stunden; da alle andere Spinnen gleich ſterben, wenn man ihnen den Bauch durchſtochen hat, und niemals ſich wehren und beiſſen, wenn man ſie angefaſſet hat. Anſtatt des Gewebs, womit die Spinnen ſonſt Fliegen fangen, ziehen dieſe blos 7. bis 8. Zoll lange Fäden, welches aus ihren Neſten wie Fäden heraus gehen, und welche um die Mauer, an das Loch herum, in welchem ſie wohnen, beveſtiget ſind. Wenn ein Inſect an dieſer Mauer geht, und an einen von dieſen Fäden antritt, ſo erſchüttert es ihm ein wenig, welches die Spinne im Loche merket, da ſie denn den Augenblik mit der gröſten Geſchwindigkeit heraus gelaufen kommt, und das Inſect mit fort trägt. Ich habe von einer Spinne dieſer Art, eine ſehr muntere Weſpe wegtragen geſehen, welche die andere Spinnen nicht anrühren, ſowohl wegen ihrer Stacheln, als wegen der harten Schuppen, mit welchen der ganze Leib der Weſpen bedekt iſt. Aber da der Fördertheil und die Füſſe der Spinne mit einer überaus harten Rinde bedekt ſind, und der Hindertheil oder der Bauch mit einem diken und ſehr dichten Leder verſehen iſt, ſo ſcheinet es, daß ſie ſich vor dem Stachel der Weſpen nicht fürchten, und da die Freszange dieſer Spinne ſehr ſtark und ſehr hart iſt, ſo können ſie damit die Schuppen der Weſpe zerbrechen.

Die vierte Art der Spinnen ſind diejenigen, welche wir die herumſchweifſende genennet haben, weil ſie nicht in ihren Neſtern ſizen bleiben, wie alle übrige Spinnen, welche ruhig warten, bis ihr Raub kommt, und ſie findet, anſtatt daß dieſe ihren Raub ſuchen gehen und ihn mit vieler Liſt und Verſchlagenheit jagen. Sie haben zwei groſſe Augen mitten auf der Stirne, zwei kleinere an den äuſſerſten Enden der Stirne zwei, eben ſo groſſe an dem Hindertheil des Kopfs, und zwei ſehr kleine zwiſchen der Stirne und dem Hintertheile des Kopfs. Die Spinnen von dieſer Art ſind von verſchiedener Gröſſe und Farbe. Ich habe weiſe, ſchwarze, rothe, graue und geſprengte geſehen. An einem Theile ihres Cörpers ſind ſie von allen andern Arten unterſchieden. Dieſes iſt das äuſſerſte Ende des fünften Paares der Füſſe, welche wir ihre Arme genennet haben, welches ein Federbüſchel iſt; an ſtatt daß ſich dieſelbe bei allen andern Spinnen mit zwo Klauen endigen, wie die andern Füſſe. Dieſes Federbüſchel hat ordentlich mit dem Leibe der Spinne einerlei Farbe, und iſt zuweilen ſo gros, als der ganze Kopf. Dieſe Spinne bedienet ſich derſelben, ſie auf die Flügel der Fliege zu werfen, welche ſie angetroffen hat, damit ſie die Bewegung derſelben hindere, welche ihr ſehr beſchwerlich ſeyn würde. weil ſie nicht die Mittel der übrigen Spinnen, ſie zu verwikeln und mit Fäden, welche ſie nicht macht, feſt zu halten, in ihrer Gewalt hat.

Die fünfte Art ſind die Feldſpinnen, welche man gemeiniglich Schnitter nennet. Das Vördertheil dieſer Art, oder der Kopf und die Bruſt, ſind horizontal platt und bei nahe durchſichtig, und mit einer ſehr zarten, glatten und weislichten Rinde bedekt, auf dem Kopfe iſt ein groſſer ſchwarzer Flek, welchen ich für das Gehirn halte, und welcher durch die durchſichtige Rinde, welche ſie bedekt, durchſchimmert Dieſe Spinne hat acht Augen, welche eine beſondere Lage untereinander haben. Zwei ſehr kleine ſtehen mitten auf der Stirne ſehr nahe beiſammen, ſo daß man beide zuſammen genommen für einen kleinen ovalen Cörper anſehen konnte. An den äuſſerſten Enden der Stirne zur Rechten und zur Linken ſind zwo kleine Beulen, und auf der Spize einer jeden dieſer Beulen ſtehen drei Augen in Form eines Kleeblats ſehr nahe beiſammen. Dieſe Augen ſind gröſſer, als die mittelſten beiden. Sie haben eine ſehr erhabene, weiſſe und durchſichtige Hornhaut, ob ſchon der Grund derſelben ſchwarz iſt, anſtatt daß die beiden Augen in der Mitten ganz und gar ſchwarz ſind. Es gehet aus einem jeden dieſer Beulen ſowohl, als aus den beiden Augen in der Mitten, ein ſehr merklicher Canal. Dieſe drei Canäle gehen in den ſchwarzen Flek, welchen ich für das Gehirn halte. Nach dem Maaſſe, als ſich dieſe Canäle von den Augen entfernen, nähern ſie ſich einander, ſo daß ſie faſt an einem Orte in das Gehirn hinein gehen. Dieſe Canäle faſſen wahrſcheinlicher Weiſe die Sehnerven in ſich, und ſind ihre Scheiden. Die Füſſe dieſer Spinnen ſind ſehr dünne und nach Proportion viel länger, als die Füſſe anderer Spinnen: aber ihre Armen ſind überaus kurz und ſehr fleiſchicht, und ſind den Füſſen im geringſten nicht ähnlich, wie bei den meiſten andern Spinnen. Ihre Füſſe ſind voll Haare, daß ſie durch das Vergröſſerungsglas wie Schreibfedern ausſehen.

Die ſechſte Art der Spiñen iſt die ſo bekannte Tarantul. Sie hat faſt das Anſehen und die Geſtalt unſerer Hausſpinnen: aber ſie iſt in allen ihren Theilen weit gröſſer und ſtärker. Ihre Füſſe und die Unterſeite ihres Bauchs ſind ſchwarz und weis geſprengt: aber die Oberſeite ihres Bauchs und ihr ganzer Fördertheil ſind ſchwarz. Ihr Kopf und ihre Bruſt ſind mit einer einzigen ſchwarzen Rinde bedekt, welche einer kleinen Schneke vollkommen ähnlich ſiehet. Die Spinnen von dieſer Art haben acht Augen, welche ganz und gar von den Augen der andern Arten von Spinnen unterſchieden ſind, ſowohl ihrer Farbe als übrigen Beſchaffenheit nach. Alle Augen der andern Spinnen ſind ſchwarz oder ſchwarzroth, und mit einer harten und durchſichtigen Rinde bedekt, und bleiben auch alſo nach dem Tode: aber dieſer ihre ſind mit einer feuchten und zarten Hornhaut bedekt, welche nach dem Tode welk und ſchlapp wird. Die Farbe deſſelben iſt etwas goldgelb, weis, glänzend und funkelnd, wie die Augen der Hunde und der Kazen, wenn man ſie im Finſtern ſieht. Viere von dieſen Augen ſtehen in Form eines Quadrats mitten auf der Stirne, und viere in einer horizontalen Linie. Dieſe leztern machen den untern Rand der Stirne unter den vier erſtern, und ſtehen unmittelbar über der Wurzel ihrer Freszange. Sie ſind an Gröſſe unterſchieden. Die vier erſtern ſind faſt gleich gros, haben ungefehr eine Linie im Durchmeſſer, und ſind ohne Vergröſſerungsglas wohl zu ſehen: aber der leztern ihr Durchmeſſer iſt nur halb ſo gros, als der erſten ihrer. Die Tarantuln ſind ſehr böſe und beiſen von freien Stüken, wenn ſie im Zorne ſind. Ich habe ihrer zu Rom geſehen; aber man fürchtet ſich daſelbſt nicht vor ihnen, weil man kein Exempel hat, daß ſie daſelbſt jemand Ungelegenheit gemacht hätten. Aber in dem Königreich Neapolis richten ſie viel Böſes an, vielleicht weil es daſelbſt wärmer iſt, als in Rom. Die Zufälle, welche diejenigen bekommen, welche von ihnen verwundet worden ſind, ſowohl als die Heilung, ſind wunderſelſam. Sie ſind von vielen Italiäniſchen und Franzöſiſchen Schriftſtellern beſchrieben worden; und obſchon die Geſchichte derſelben etwas fabelhaftes bei ſich zu haben ſcheinet, ſo iſt ſie indeſſen doch wahr und was ſehr ſonderbares. Herr Geoffroy hat uns eine Beſchreibung davon gegeben, davon in die Geſchichte der Academie von dem Jahre 1702. ein Auszug eingerüket worden, welchen wir im 3ten Theil dieſer Sammlungen mittheilen wollen.

Einige nüzliche Anmerkungen, von der Schwindſucht.

§. 1.

Weil ich hier keinesweges die Schwindſucht ordentlich abhandeln; ſondern nur einige nüzliche Anmerkungen darüber machen will: ſo wird hoffentlich niemand von mir verlangen, daß ich hier alle deren Urſachen, und die dagegen üblichen Hülfsmittel weitläuftig anführen ſoll; ſondern es wird genug ſeyn, wenn ich nur von ihrer wahren Beſchaffenheit einen deutlichen Begrif gebe, und einige heilſame Regeln beibringe, worauf es bei der Cur hauptſächlich ankommt.

§. 2.

Ehe ich aber dazu ſchreite: ſo kan ich nicht unerinnert laſſen, daß der Begrif von der Schwindſucht und Hectik gemeiniglich mit einander verwechſelt wird, vermuthlich deswegen: weil man in beiden Fällen eine Auszehrung des Cörpers wahrnimmt; Alleine, ob es ſchon an dem iſt, daß die Schwindſüchtigen an der Hectik ſterben: ſo darf man doch im Gegentheil dieſen Saz nicht umkehren, und ſagen, daß wer die Hectik hat, auch an der Schwindſucht krank ſey, oder ſeinen Geiſt daran aufgebe. Denn wenn man recht eigentlich reden, und nicht etwa eine jede Abzehrung des Leibes überhaupt die Schwindſucht nennen will: ſo iſt allerdings ein Unterſchied unter dieſer und der Hectik zu machen. Die wahre Schwindſucht ſezet nemlich im mediciniſchen Verſtande allezeit voraus, daß ſich ein würklicher Fehler an der Lunge befinde, und daß dieſelbe entweder zu ſchwach und ſchlap, oder durch verhärtete Knoten (ſcirrhoſa tubercula) verſtopft, oder gar mit einem Geſchwür verſehen, das iſt, kurz zu ſagen, verdorben ſey. Die Hectik hingegen iſt ein Fieber, welches ſich als ein Zufall endlich zu allen denjenigen Krankheiten geſellet, die ſich auf geſchwächte, verhärtete, und mit Eiter angefüllte Eingeweide, oder auf allerhand ſchlim̃e Geſchwüre gründen. Da wir nun mehrere Eingeweide, als die Lunge haben, die auf dieſe jezt beſchriebene Weiſe verlezet werden können: ſo mus ſich auch nothwendig dasjenige auszehrende Fieber, welches wir die Hectik nennen, mit weit mehreren Krankheiten vereinigen können, und alſo nicht nur blos mit der Schwindſucht, oder mit einer verderbten Lunge, verknüpft ſeyn.

§. 3.

Wir ſehen auch dieſes durch die Erfahrung ſattſam beſtätiget. Deñ die z. E. an der Verſtopfung der Leber und des Gekröſes, und der daraus entſtandenen unheilbaren Waſſerſucht, an Nierenblaſen- und Muttergeſchwüren. an Krebs, Fiſteln und andern ſchlimmen Schäden zu Grabe gehen, die ſterben alleſamt an der Hectik; indem nemlich, wenn in den übel beſchaffenen Eingeweiden die zur Nahrung und Unterhaltung der Kräfte höchſt nöthigen guten Säfte nicht mehr gebührend abgeſondert werden, der Cörper nothwendig abnehmen mus; da zumal alsdenn die innerliche Hize immer mehr und mehr überhand nimmt, und den noch übrigen guten Nahrungsſaft vollends verzehret, oder mit dem Urin, Schweis und Stuhlgang ausjaget. Die Hize aber mus ſich freilich einfinden, weil das Geblüte, wenn es durch gewiſſe verſtopfte Theile nicht frei durchgehen kan, ſich hernach in den übrigen Gefäſſen deſto ſtärker drenget und an einander reibet, oder weil es durch die beigemiſchte eitrige Materie in eine gleichſam gährende Bewegung geſezet wird. Ja, daß die Schwindſucht und Hectik nicht einerlei ſey, kan man nächſtdem auch daraus erkennen; weil vernünftige Aerzte ſelbſt behaupten, daß zu der Schwindſucht, als einer Bruſtkrankheit, zuerſt ein ſchleichendes Fieber (febris lenta) ſchlage, welches ſich endlich in die Hectik verwandele. Welches ſich aber nicht ſagen könnten, wenn ſie beides vor einerlei hielten. Es ſtekt alſo der ganze Irrthum darinne, daß man das Wort Schwindſucht, bisweilen in allzuweiten Verſtande nim̃t, und überhaupt die Auszehrung des Cörpers, die man Hectik nennet, darunter verſtehet, nicht aber beſonders, wie es doch billig ſeyn ſollte, diejenige abzehrende Bruſtbeſchwerung darunter begreifet, die von einer verdorbenen Lungen herrühret. Wollte man aber ja Schwindſucht und Hectik vor eines nehmen: ſo müſte man ſich billig um ein ander bequemes Wort bekümmern, welches die mit einer Abnahme des Leibes verknüpfte Bruſtkrankheit (phthiſis) verſtändlich anzeigte, uñ. ich ſollte meinen, das Wort Lungenſucht würde ſich dazu am beſten ſchiken.

§. 4.

Nächſtdem wird mir zu deſto beſſerer Erkänntnis der Schwindſucht erlaubt ſeyn, annoch eine kleine Anmerkung von ihrer weſentlichen Beſchaffenheit beizubringen; weil ich wahrnehme, daß man ſie ſo wenig einſiehet. Die meiſten Medici ſtehen nemlich in den Gedanken, als wenn die Schwindſucht nur blos in einen Lungengeſchwüre beſtünde, wodurch die Lunge zerfreſſen und nach und nach, unter beſtändiger Abnahme des Cörpers, verzehret würde. Alleine, ob ich, ſchon nicht in Abrede bin, daß dieſes die gemeinſte und vornehmſte Urſache der Schwindſucht ſey: ſo iſt es doch nicht die einige; ſondern es giebt noch mehrere, wie ich bereits §. 2. kürzlich angezeiget habe; jezo aber noch deutlicher erklären will. Man findet nemlich, daß bisweilen eine bloſſe Schwachheit der Lunge an der Schwindſucht, und an allen damit verknüpften übeln Zufällen Schuld iſt, und dieſe ereignet ſich ſonderlich nach vorhergegangenen langwierigen Huſten, es mag nun derſelbe erreget worden ſeyn, wovon er will, und betrift hauptſächlich diejenigen Perſonen, die wegen ihres phlegmatiſchen Temperaments mit vielen Flüſſen und Schnupfen geplaget ſind, und dieſen etwa nicht abgewartet, oder unzeitig vertrieben haben. Daher man auch bereits in den Schriften der alten Aerzte verſchiedentliche angemerket findet, daß ſie die Schwindſucht von einem lange daurenden Huſten und Catarrh, oder von Flüſſen und ſchlimmen Feuchtigkeiten, die vom Kopfe auf die Bruſt gefallen wären, hergeleitet haben.

§. 5.

Und in der That läſt ſichs auch leicht begreifen, daß ſich auf dieſe Art die wahre Schwindſucht entſpinnen könne. Denn wenn durch allzu vielen Huſten, oder durch überflüſige Feuchtigkeiten die natürliche Kraft der Lunge zu ſehr geſchwächet wird: ſo wird der freie Umlauf des Geblüts durch dieſelbe verhindert, es ſondert ſich immer mehrere Feuchtigkeit davon ab, und flieſſet auch immer mehrere, nebſt andern guten Säften beſtändig zu, die denn theils mit dem Huſten ſehr häufig ausgeworffen wird, theils aber der Lunge zur Laſt fällt, und daher zu ſchweren Odem hohlen und Engbrüſtigkeit Anlas gibt. Weil nun ſolchergeſtalt den übrigen Theilen des Leibes viele gute Nahrungsſäfte entzogen werden: ſo mus der Cörper nothwendig an Fleiſch und Kräften abnehmen, und zwar um ſo mehr; weil bei ſolchem Zuſtande die Verdauungskraft des Magens zugleich abnimmt, und daher weder ein guter Speiſeſaft erzeuget, noch auch derſelbe in der einmal geſchwächten Lunge, wie es doch billig geſchehen ſollte, in gutes nahrhaftes Blut verwandelt wird, bis endlich aus denen §. 3. angegebenen Urſachen eine ſchleichende, oder hectiſche Fieberhize dazu, kommt, den wenigen Nahrungsſaft vollends verzehret, und endlich das Garaus machet.

§. 6.

Eben ſo pflegen auch öfters verhärtete Knoten der wahre Grund der Schwindſucht zu ſeyn. Nun nehmen zwar dieſe auch diejenigen an, die nur die Lungengeſchwüre zur Urſache angeben; indem ſie meinen, daß ſolche mit der Zeit in eitrigte Materie verwandelt, und alsdenn erſt dadurch die Schwindſucht zuwege gebracht würde. Alleine unerachtet ich gar gerne zugebe, daß dergleichen Knötgen öfters zu Geſchwüren (vomica) werden: ſo halte ich doch aus gegründeten Urſachen davor, daß jemand, deſſen Lunge damit beſezt iſt, deswegen doch die wahrhafte Schwindſucht haben könne, wenn dieſe Verwandelung in Eiter ſchon nicht geſchiehet. Dergleichen ereignet ſich ſonderlich alsdenn, wenn die Schwindſüchtigen, nebſt Herzensangſt, kurzen Odem und andern gewöhnlichen Zufällen, einen immerwährenden troknen Huſten haben, welcher dadurch eigentlich erreget wird, weil die in der Lunge verborgenen Verhärtungen die empfindlichen Luftbläſgen ohne Unterlas preſſen, und in ſolche Bewegung ſezen, die den Huſten zu erregen fähig iſt, bis endlich von der heftigen Erſchütterung die Lunge ſelbſt ſchwach wird, die Feuchtigkeiten häufiger abgeſondert werden und zuflieſſen, und zulezt auch wohl ein ſchleimiger Auswurf erfolget. Da es nun bei ſo bewanden Umſtänden ebenfalls an guten Blut und Nahrungsſäften fehlen mus, und nicht minder auch ein hectiſch Fieber dazu ſchlägt: ſo iſt klar, daß man auf dieſe Art eben ſowohl die Schwindſucht haben, und daran zu Grabe gehen könne. Und was inſonderheit die Hectik betrift: ſo ſehe ich gar im geringſten nicht ab, warum ſich dieſelbe nicht ſowohl bei einer verſtopften Lunge, als bei einem Geſchwüre derſelben ſollte äuſſern können. Denn wenn ſie ſich, wie niemand läugnen wird, bei Verſtopfungen der Leber, des Gekröſes, der Mutter und ſo weiter ohne Geſchwärung einfindet: ſo kan es ja auch füglich bei der Lunge geſchehen, wenn ſie verſtopfet, oder verhärtet iſt.

§. 7.

Auſſerdem allen aber, was ich bisher zum Beweiſe meiner Meinung angeführet habe, beziehe ich mich annoch auf diejenige Erfahrung, da man nemlich Schwindſüchtige nach ihrem Tode geöfnet, und gar im geringſten kein Lungengeſchwür gefunden, ſondern nur dieſes entdeket hat, daß die Lunge ungemein ſchlapp, oder mit harten Knoten angefüllt geweſen. Wenn nun die Schwindſucht, und die nachgehends dazu kommende Hectik nur von einem Geſchwüre entſtehen könnte:

könnten: ſo würde ſich dergleichen nicht zugetragen haben.

§. 8.

Alleine, ich kan mir leicht einbilden, warum man auf ein Geſchwüre hauptſächlich gefallen iſt. Denn eines theils iſt nicht zu läugnen, daß dieſes am allermeiſten den Grund abgiebt; andern theils aber wird auch in derjenigen Art Schwindſucht, die von einer allzu ſchwachen, oder mit Knoten beſezten Lunge herkömmt, vielfältig ein ſolcher Schleim ausgeworfen, der wie Materie ausſieht; in der That aber keine iſt. Und alſo iſt man vornemlich durch den Schein betrogen worden, da man noch dazu gemeiniglich eine falſche Eiter Probe, nemlich mit dem Einwerfen deſſelben in Waſſer angeſtellet hat, da man doch am beſten die würkliche eiterigte Materie aus dem üblen und ſtinkenden Geruch erkennen kan, wenn man ſie auf brennende Kohlen wirft. Daß aber der Schleim öfters die Farbe und Art des Eiters bekömmt, rühret davon her, wenn derſelbe in der Lunge, wo er einmal abgeſondert iſt, etwas länger ſtehen bleibt, und nicht ſogleich ausgeworffen wird, da er denn von der dazu kommenden Luft und Wärme dergleichen Geſtalt annimmt, wie wir z. E. an dem Schleim aus der Naſe wahrnehmen, der ebenfalls aus dieſer Urſache öfters bei den geſündeſten eine dem Eiter ähnliche Farbe hat, deshalb aber doch von niemanden davor gehalten wird.

§. 9.

Sonſt läst ſich aus dem, was bereits geſaget worden, zugleich füglich einſehen, warum man in den Schulen der Aerzte faſt durchgehends zu lehren pflegt, daß ſich die Schwindſucht vielmals eher curiren, als erkennen laſſe. Denn wenn man einmal die Meinung von einem Geſchwür, und von einem würklich eiterigen Auswurf, feſte in Sinn gefaſſet hat: ſo kan man freilich hernach nicht einſehen, daß die Schwindſucht auf dem Wege, oder ſchon zugegen ſey, wenn ſie von einer geſchwächten, oder mit Knoten verſehenen Lunge herrühret, und keine Anzeigen eines vorhandenen Geſchwürs zum Vorſchein kommen. Da ſich aber doch dergleichen, nach §. 5. 6. 7. öfters ereignet: ſo kan ſie folglich, wenn man die Lunge in Zeiten ſtärkt, und ihre Verſtopfungen wieder eröfnet, allerdings eher curiret, als erkannt werden.

§. 10.

Doch ich ſchreite nunmehro zur Cur, und mache dabei ebenfalls einige nüzliche Anmerkungen. Die Aerzte theilen die Schwindſucht gar recht ein, in die angehende, und überhand genommene, von welcher ich hier vornemlich handeln, und einige Erinnerungen beibringen will. Jener ſteht noch zu helffen, weil man darinne füglich noch dienliche Mittel zu Wegnehmung derjenigen Urſachen anbringen kan, die daran Schuld ſeyn. Denn wenn z. E. die unzeitig vertriebene Kräze einen heftigen Huſten erreget, der nach und nach die würkliche Schwindſucht verurſachen kan, und man dieſelbe auf Zeiten wieder heraus treibet: ſo kan man deren Anwachs verhindern. Wenn ſie aber bereits tief eingewurzelt iſt: ſo läst ſich dergleichen nicht mehr thun; ſondern man mus nur ſuchen, die ſchlimſten Zufälle klüglich zu lindern, und die täglich zunehmende Entkräftung und Abnahme des Cörpers durch gute Nahrungsmittel beſtmöglichſt zu erſezen; oder kurz zu ſagen, man mus ſehen, daß man die Patienten nur noch einige Zeit am Leben erhält, und ihnen ihren ſiechen Zuſtand einiger maſſen erträglich macht. Alleine ſo wahr dieſes iſt, ſo wenig wird es gemeiniglich in acht genommen. Denn wie gemein iſt es nicht, daß man auch in derjenigē Schwindſucht, die bereits zu einem zimlichen Grad gediehen, und ſchon mit einem ſchleichenden, oder gar hectiſchen Fieber verſehen iſt, annoch ſolche Hülfsmittel in Gebrauch ziehet, die man nur im Anfange gebrauchen ſollte, wenn es noch möglich iſt, die verſtopften Gefäſſe zu eröfnen, und das ſtokende oder geronnene Geblüte zu zertheilen. Man verordnet dahero vielmals ohne alles Bedenken in Pulvern, Tränken und Eſſenzen, z. E. die Arnik, die Aronspimpinell, Alantwurzel, Gichtrübe und dergleichen. Da aber dieſe Dinge, und andere von ſolcher Art, ſehr ſcharf und hizig ſeyn, und das Fieber leicht vermehren: ſo halte ich vor rathſam, dieſelben im Fortgange der Krankheit ſehr behutſam, oder lieber gar nicht zugebrauchen. Welches ebenfalls von den ſtark angreifenden Geſundbrunnen, als dem Pirmonter-Eger- und Carsbaaderwaſſer billig zu ſagen iſt. Zwar wird ſolchergeſtalt nach der Kunſt curiret; alleine es wird auch der Kranke nach der Kunſt deſto eher zum Tode reif gemacht, und auf den Kirchhof geliefert. Es iſt auch nicht zu läugnen, wenn man in allen Krankheiten die Urſachen zu jeder Zeit recht angreiffen dürfte, daß viele Menſchen würden erhalten werden, die ſonſt ihr Leben drüber einbüſſen. So aber wiſſen erfahrne Medici mehr als zu wohl, daß ſolches nicht allemal angehet, und daß es beſſer ſey, bisweilen einen gedultigen Zuſchauer abzugeben, und mehr auf die Linderung der Krankheit zu denken, als dieſelbe durch angreifende und den Urſachen entgegen geſezte Mittel zu verſchlimmern.

§. 11.

Ferner kan man auch mit den ſonſt gelinden und dem Anſehen nach unſchädlichen Mitteln, und zwar inſonderheit mit denjenigen Pulvern, die man zu Dämpfung der ſcharfen Feuchtigkeiten, zu Verdünnung des zähen Schleims, und zu Tilgung der innerlichen Hize zu rathen pflegt, in der That den gröſten Schaden anrichten, wenn man ſie allzu häufig brauchet; und ich würde gewis dieſe Erinnerung nicht beibringen, wenn ich nicht aus vielen Exempeln überzeugt wäre, daß man dergleichen ſchlechtes Verfahren öfters vernehme. Es ſchadet aber der Ueberflus von dieſen Arzneien vornemlich deswegen, weil ſie den Magen und deſſen Verdauungskraft, die ohnedem ſchon bei Schwindſüchtigen geſchwächt iſt, noch mehr entkräften, und wenn es alſo an dem Zuflus eines guten Nahrungsſaftes fehlet, dem Cörper endlich dasjenige Mittel benommen wird, wodurch er erhalten, und die Krankheit überwunden werden ſollte. Ja es geſchicht dieſes um ſomehr, weil ſich dergleichen viele Pulver nach und nach in den Gedärmen anlegen, und die kleinſten poros, wodurch der Speiſeſaft ins Geblüt geführet werden ſollte, verſtopfen: daher man auch nach dem Tode bei Oefnung der verblichnen Cörper öfters wahrgenommen hat, daß die Gedärme mit einer aus Schleim und Pulvern zuſammen gebakenen Rinde gleichſam überzogen geweſen ſind. Und eben ſo hat man ſich auch vor dem übrigen Gebrauch der kühlenden Mandelmilchen billig zu hüten, weil dieſe ebenfalls den Magen ſchwächen, den Durchlauf erregen oder vermehren, und üble Folgen zuwege bringen.

§. 12.

Ich verachte alſo zwar dieſe jezt erwehnten Mittel nicht etwa ganz und gar, wenn ſie nemlich zu rechter Zeit und in gehöriger Maſſe gebrauchet werden: ſondern ich misbillige nur deren Misbrauch, der gewislich ſehr gemein iſt, und halte überhaupt davor, daß man gar wenige und gelinde, ſtark angreifende Dinge aber, wie §. 10. erwehnet worden, gar nicht verordnen müſſe, wenn das Uebel erſt überhand genommen hat. Wenn aber ja auſſer dem einige Medecin ſtatt findet: ſo dienen heilende Tränke aus guten Wundkräutern; inſonderheit aber iſt in allen Arten der Schwindſucht 1) auf den Magen zu ſehen, und derſelbe durch gelinde balſamiſche Sachen zu ſtärken, da denn unter andern folgendes temperirtes Magen- und Bruſt-elixir anzurathen iſt: Rec. extracti card. bened. ſcordii, myrrhæ electæ, ſalis tartari ana drachmas duas, croci drachmam ſemis, aquæ fœniculi vncias viij. M. digere & coque leni calore, filtra, davon 70-80. Tropfen eine halbe Stunde vor, oder nach dem Eſſen einzunehmen. 2) So iſt, wenn die Krankheit von Verſtopfungen in der Lunge herrühret, vor allen Geſundbrunnen das Selzerwaſſer mit Milch dienlich, und wenn eine allzugroſſe Schwachheit, noch vielmehr aber ein Geſchwür der Lunge vorhanden iſt: ſo pflegt der ſogenannte Mirrhenzuker, weil er reiniget, ſtärket und heilet, ſehr heilſam zu ſeyn, der aus 1. Quintl. guter pulveriſirter Mirrhe 3-4 Loth geſtoſſenen Zukercand beſtehet, oder alſo bereitet wird: nimm 2. Loth auserleſene Mirrhe, ſalis tartari 2. Quintl. koche beides in 1. Nöſſel flieſſendem Waſſer, da ſich denn das Gummi darinne auflöſet, das Harz aber auf dem Boden zurüke bleibet, wovon man, wenn jenes abgegoſſen worden, 1. Quintl. mit 3-4. Loth geſtosnen Zukercand zu Pulver macht, und nach Befinden täglich etliche mal, ſonderlich wenn etwas warmes getrunken wird, ein paar gute Meſſerſpizen nimmt. Es kan auch nach Beſchaffenheit der Umſtände mit etwas Schwefelblumen und Safran vermiſcht werden, und es iſt faſt das einige Mittel, womit ſich mein ehemaliger Lehrmeiſter, der ſeel. Herr Geheim. Rath Hofmann, bei ſeiner Schwachen Bruſt ſo lange erhalten hat. Das übrig gebliebene Mirrhenwaſſer aber kan man ebenfalls zum Gebrauch aufheben, und davon zuweilen ſtatt eines Magen-elixirs einen Löffel voll nehmen laſſen.

§. 13.

Da man aber bei der überhand genommenen Schwindſucht die Urſachen nicht mehr angreifen kan, ſondern es nach §. 10. am allermeiſten darauf ankommt, daß man den Cörper einigermaſſen nähret: ſo thun daher vernünftige Medici billig wohl, wenn ſie nahrhafte Sachen verordnen. Es müſſen aber dieſelben, weil der Magen nicht wohl dauet, nothwendig ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ihn nicht beſchweren, ſondern ſich leicht in einen guten Speiſeſaft verwandeln laſſen, folglich balde ins Geblüte gehen und zur Nahrung dienen, worunter bekannter maſen gute Brühen mit dienlichen Kräutern und Wurzeln abgekocht, oder die gewöhnlichen Kraftbrühen, die Suppen aus dem ſo genannten Chineſiſchen Manna, die Milch, ſüſſe Molken, Hirſchhorngallerte, allerhand leichte mehligte und ſchleimige Speiſen, wie Graupenſchleim, Habergrüze u. ſ. w. zu rechnen ſind. Inſonderheit aber pflegt der Reis wegen ſeiner nährenden Kraft gut zu thun, wenn er theils in Milch und Brühe genoſſen, theils auch ein Getränke daraus alſo bereitet wird, indem man nemlich eine Portion deſſelben mit Waſſer abkochet, hernach durch ein Tuch preſſet, und das ausgepreste Waſſer mit etwas Zukercand nach eignen Belieben vermiſchet. Denn dieſes Reiswaſſer nähret, mildert die Schärfe der Säfte, und lindert alſo zugleich den Huſten: welches ebenfalls auch eine gute und mit Waſſer gemachte Choccolade thut, wenn von derſelben bisweilen zur Abwechſelung ein paar Schälchen getrunken werden. Oder ich weis auch, daß folgende Schwindſuchts-Choccolade gut bekommen iſt, die alſo bereitet wird:

Man nimmt 1. Pfund vom beſten Reis, der, wenn er mit heiſſem Waſſer abgewaſchen, und wieder getroknet iſt, in einem Tiegel gelde bräunlich geröſtet, darauf geſtoſſen, und immer durchgeſiebet wird, bis er zu einem klaren Mehl worden.

1. Pfund mit heiſſem Waſſer abgeſchälte Mandeln, die man unter ſtetem Umrühren, über Kohlfeuer gleichfalls gelinde röſtet.

2. Pfund bräunlich geröſtet und durchgeſiebtes Rokenmehl,
2. Pfund geſtosnen feinen Zuker,
4. Loth geſtosnen Zimmet, und
1. Loth pulveriſirten Safran.

Sodann wird Reismehl, Rokenmehl, Zuker, Zimmet und Safran unter einander

ander gemenget; die Mandeln aber werden in einem Mörſel klein gerieben und geſtoſſen, und von dem Mehle werden immer nach und nach ein paar Löffel voll darunter gethan, daß ſie nicht im Mörſel anhängen, bis denn alles zuſammen gemiſcht iſt, und zum Gebrauch verwahret werden kan. Von dieſem Pulver nun nimmt man ein Loth, oder auch mehr, vermiſcht es mit einer Eidotter, thut es zuſammen in ein Nöſſel kochend Waſſer, oder Milch, und querlt es über dem Feuer wohl ab. Doch können die Mandeln auch füglich wegbleiben, und von Zimmet, damit er keine Hize macht, mag man gar wohl weniger nehmen.

§. 14.

Nächſt dem iſt bekannt, daß man überhaupt in der Schwindſucht die Eſelsmilch, auch unter den nährenden Mitteln, vor allen andern zu rathen pflegt. Alleine, ob ich ſie ſchon gewiſſer maſſen vor ungemein dienlich erachte: ſo finde ich doch nöthig zu erinnern, daß man ſie mit mehrerer Behutſamkeit, als gemeiniglich zu geſchehen pflegt, gebrauchen müſſe. Denn da ſie vor andrer Milch beſonders wäſſrig iſt: ſo ſchikt ſie ſich zwar im Anfange, die Verſtopfungen in der Lunge zu heben, die zähen Feuchtigkeiten zu erweichen und zu verdünnen, und den Leib zu öfnen; wenn es aber nicht mehr ſowohl hierauf ankommt, als daß hauptſächlich der Cörper genähret, und die viele Schärfe der Säfte gemildert werde: ſo kan ſie meines Erachtens, wenn ich ihr gleich die nährende Kraft nicht abſpreche, alsdenn füglicher wegbleiben. Ja, wenn bereits ein hectiſch Fieber zugegen iſt: ſo weis ich aus vielen Exempeln, daß ſie in der That mehr geſchadet, und die Zufälle vermehret, ſonderlich aber mehrere Durchfälle, Blattern auf der Zunge, und ſchleunigere Entkräftung, zuwege gebracht hat. Es gedenket auch daher der ſeel. Hofmann, der ſonſt ein groſſer Patron von der Eſelsmilch war, in ſeiner davon gehaltenen diſputation §. 18. non tamen omnis omnino phthiſis lacte aſinino perſanari poteſt, ſed principiis maxime obſtandum, & tum hoc auxilium in vſum eſt trahendum, quando vlcera non adeo collecta, ſi cavitas & eroſio non profundior & amplior, neque febris continua, ſine vlla intermiſſione, vel remiſſione vrget. Das iſt: alle und jede Schwindſucht kan man mit Eſelsmilch nicht curiren; ſondern man mus ſie in Zeiten gebrauchen, ehe noch die Verſtopfungen zu ſehr verhärtet, und die Geſchwüre zu gros und tief ſeyn, oder ehe noch ein beſtändig auszehrendes Fieber vorhanden iſt.

§. 15.

Nicht minder iſt auch unter den Brühen, die man von Hünern bereitet, billig nach Beſchaffenheit der Umſtände einiger Unterſchied zu machen; indem es zur Nahrung gar nicht einerlei iſt, ob ſie von alten, oder jungen Hünern gekocht ſeyn. Gemeiniglich pflegt man eine alte fette Henne dazu zu nehmen, und ſich in dem Stüke nach dem Exempel der Alten zu richten. Alleine, obgleich die älteſten und beſten Aerzte, als Meſues cap. 23. de ſimpl. purgant. Dioſcorides lib. 2. cap. 43. und viele andere mehr, die aus alten Hünern bereiteten Brühen den Kranken ſehr angeprieſen haben: ſo iſt es doch keinesweges in bloſſer Anſehung ihrer nährenden Kraft, ſondern wegen dieſer heilſamen Würkung geſchehen, daß ſie den Leib öfnen, und die zähen Feuchtigkeiten im Cörper vollends losweichen und abſpülen ſollten. Wenn man alſo im Anfange der Schwindſucht dieſe gute Abſicht erreichen will; ſo kan man dergleichen Brühen zwar füglich genieſſen laſſen. Wenn man aber vielmehr der Auszehrung dadurch zu ſteuren, und die ſcharfen Säfte zu dämpffen ſucht: ſo ſchiken ſich die Brühen von jungen Hünern, die aber doch ihr gehöriges Wachsthum erreichet haben, ungleich beſſer; da man zumal alsdenn die Leibesöfnung meiſtentheils eher mäſigen, als befördern mus. Daher auch Galenus lib. II. ſimpl. ausdrüklich meldet: die Brühe von jungen Hünern habe die Kraft, den Leib einigermaſſen anzuhalten, gleichwie ihn im Gegentheil die von alten eröfnete; und verbietet deswegen, daß man jene vor völlig geendigten Purgieren nicht geben ſolle. Daß man hierinne den Alten immer nachgeredet hat, kommt daher, weil man ſie nicht recht verſtanden, und ihre Meinung von den mediciniſchen Kräften der alten Hünerbrühen auf die Nahrung hauptſächlich gezogen hat. Der gelehrte *Primeroſius* hat in ſeinem ſchönen Tractat de vulgi erroribus in medicina im 8. Capitel des dritten Buchs eine beſondere Abhandlung von dieſen Brühen, und ſchlieſt dieſelbe endlich alſo: ex quibus patet, non ad nutriendum, ſed ad medicamentoſas vires veterem gallum vſurpari. Quare impoſterum melius facient, qui ægris ad alendum juniorum juſcula præbebunt. **Man ſieht aus allen angeführten Umſtänden, daß ſich alte Hüner zwar zu allerhand mediciniſchen Gebrauch, nicht aber ausdrüklich zur Nahrung des Cörpers ſchiken. Dahero man in Zukunft wohl thun wird, wenn man den Patienten zu ihrer Nahrung lieber Brühen von jungen Hünern nehmen läst.** Welches ich hiermit ebenfalls anrathen will.

§. 16.

Sonſt beſteht bei der Schwindſucht, wenn ſie erträglicher gemacht werden ſoll, die gröſte Klugheit eines Medici darinne mit, daß er inſonderheit den Auswurf, er ſey nun von Schleim, oder Eiter, in ſeiner Mäſigung zu erhalten, und ihn nach Befinden bald zu befördern, bald aber wieder anzuhalten weis. Denn bleibt er zurük: ſo nehmen die Beklemmungen auf der Bruſt, nebſt dem ängſtlichen Huſten zu; geht er aber zu ſtark: ſo werden in der Lunge ſo groſſe Höhlungen gemacht, welche die eindringende Luft nicht ausfüllen kan, und alſo wird das Athem hohlen ſchwer, die Kräfte gehen zugleich mit weg, und die Patienten kommen deſto geſchwinder von der Welt. Wenn alſo der Auswurf allzu ſchwer hält: ſo laſſe ich zwar die ſüſſen Säfte und ſonſt gewöhnlichen Fettigkeiten bisweilen gelten; Weil ſie aber den Magen zu ſehr ſchwächen, dürfen ſie nicht zu häufig gebrauchet werden: ſondern es iſt rathſamer, wenn man alsdenn äuſerlich die Bruſt mit einer Fettigkeit warm ſchmieren, oder eine mit warmer Milch gefüllte Blaſe auflegen läst; innerlich aber etwas Thee trinken, und von Fenchelwaſſer, worinne ein wenig ſuccus liquiritiæ mit Zukercand aufgelöſet iſt, nehmen läst; wie denn auch alsdenn, wegen des troknen und krampfsartigen Huſtens, ein temperirpulver mit einem gelinden Opiat, als der maſſa pilularum de ſtyrace, oder de cynoglossa verſezt, nicht zu verachten iſt. Geht er aber zu ſtark: ſo kan er durch einen Thee aus gelinde anziehenden Kräutern, oder durch einen Trank aus 3. Theilen Saſſafras, und 1. Theil ſüſſen Holz mit Waſſer abgekocht, oder auch durch den bekannten kühlenden Trank aus getrokneten und mit den Kernen geſtöſſenen Sauerkirſchen, ingleichen durch Schwefelblumen, Armeniſchen bolus, Chaccarille &c. mit den gewöhnlichen Pulvern vermiſcht, gemindert werden. Ja es können auch alsdenn die ſonſt üblichen Bruſtpflaſter eher ſtatt finden.

§. 17.

Endlich weis ich auch, daß Ziehpflaſter und Fontanelle, wenn ſich die Krankheit von zurükgegangenen Unreinigkeiten der Haut, von unzeitig zugeheilten Schäden u. d. gl. entſponnen hat, bisweilen gute Dienſte erwieſen haben. Wenn aber ſchon die Bruſt zu ſehr verdorben, oder die Hectik da iſt: ſo helffen ſolche

Mittel nichts, und es iſt unrecht, die Patienten ohne Urſache annoch mit beſchwerlichen Curen zu martern, und ſie alſo mit gedoppelten Ruthen zu peitſchen.

Von der unempfindlichē Ausdünſtung mit zerſchiedenen neuen, den Medicis ſowohl als einem jeden Menſchen ſeine Geſundheit zu erhalten, und wann ſie verlohren, wiederum zu erlangen, ſehr dienlichen Entdekungen.

Viele unter den Medicis bemühen ſich zur Geneſung der Krankheiten, und Erhaltung der Geſundheit, nur die in die äuſſere Sinne lauffende Feuchtigkeiten und Unreinigkeiten, wann ſie ihrer Meinung nach überflüſſig, durch Medicamenten abzuführen: Daher iſt bei ihnen des purgierens, vomierens, aderlaſſens ꝛc. kein Ende; Sie wiſſen aber nicht, daß die verhinderte Ausdünſtung unſerer Geſundheit den gröſten Schaden zuwege bringe: Daher wird dieſe von ihnen hindangeſezet, und die Krankheiten unterhalten: Das hinbeifügen, worunter Eſſen und Trinken zu verſtehen, wird oft gar zu ſtark beobachtet: Indem der Menſch, obſchon er einen Tag ohne Eſſen und Trinken zubrächte, dadurch keinen Schaden an ſeiner Geſundheit leiden würde: Da hingegen die vermittelſt der Erkältung verhinderte Ausdünſtung, gar bald Fieber, Flüſſe, Verſtopffungen und mehr andere Plagen verurſachen. Derjenige allein, der da weis, wie viel und zu welcher Zeit der Leib unempfindlicher Weiſe mehr oder weniger ausdünſte, wird auch ergründen, wie viel und zu welcher Zeit man zur Erhaltung und Herſtellung der Geſundheit, etwas zu ſich nehmen und ausleeren müſſe. Solches nun genau zu erfahren, hat ein berühmter Italiäner, Namens Sanctorius à Sanctorio, eine Art eines Seſſels und Waagſchaale erfunden, mittelſt dieſen beiden Stüken derſelbe genau wiſſen hat können, wie viel er täglich durch die Schweislöcher oder ſubtile Röhre des Leibes ausdünſtet. Nach des Timmii in Druk herausgegebenen Tractat, Tranſpiratio Sanctoriana, und nach der dabei befindlichen Abbildung in Kupffer wird, die Waagſchaale über dem Getäfer des Zimmers befeſtiget. Wann man dann durch das, was man geneuſt, zum gehörigen Gewicht gekommen, wird der äuſſerſte Theil der Wagſchale ein wenig in die Höhe gezogen, und der Stuhl gehet alsdann zugleich ein wenig hinunter, woraus man abnimmt, daß man ſo viel Eſſen und Trinken, als vonnöthen, genoſſen habe. Aber, wie viel geſunde Nahrung oder Schwere in einem jeden erfordert werde, und wie ſtark die unſichtbare Ausdünſtung in einem jeden Cörper ſeyn müſſe, ſolches wird aus dem ſo hierin verhandelt wird, gar leicht abzunehmen ſeyn. Die unempfindliche Ausdünſtung geſchiehet entweder durch die Schweislöcher des Leibes, als welcher ganz durchlöchert, und mit der an allen Oertern wie ein Fiſchernez mit Löchern verſehenen Haut umgeben iſt; Oder durch die Ein- und Ausathemung, ſo mit dem Munde geſchiehet, welche ſich in einem Tage ungefehr auf ein halb Pfund beläuft, und an den Tropffen, die ſich am Spiegel ſezen, wann man ihn vor den Mund hält, zu erkennen iſt.

Wer in einem Tage acht Pfund an Speiſe und Trank zu ſich nimmt, der verlieret ungefehr fünf Pfund durch die Ausdünſtung. Weil einige Speiſen und Getränke aber aus dichtern Theilen zuſammen geſezet ſind als andere, die meiſten Cörper auch ſehr voneinander unterſchieden ſind, als kan hievon überhaupt kein richtiger Schlus gemachet werden: Indeſſen wird es doch mehrentheils eintreffen.

Die Vielheit desjenigen, ſo durch die

unempfindliche Ausdünſtung verlohren gehet, wird bisweilen durch die verſchiedene Beſchaffenheit der Natur, Zeit, Krankheiten, Eſſen und Trinken, Gelegenheit der Länder, und anderer nicht natürlichen Dinge, verändert.

Dann wann man ſeinen Leib, des Morgens, vor und nach der natürlichen Entlaſſung wieget, ſo kan man leicht wiſſen, wie viel die Nacht über durch die Ausdünſtung und in die Sinne fallende Ausleerungen verlohren werden.

Wann das Gewicht des Leibes ungewöhnlich zunimmt, unerachtet der Menſch nicht mehr wie ſonſt iſſet und trinket, die merkliche Ausleerungen auch nicht verſtopffet ſind, iſt es ein Zeichen der verhinderten Ausdünſtung.

Wann man durchs Wägen befindet, daß die Ausdünſtung gehemmet worden, ſo finden ſich in den folgenden Tagen entweder eine ſtärkere Ausdünſtung, oder eine ungewöhnlich ſtarke ſichtbare Ausleerung auch wohl die Merkmahle der Cachexie, oder ein Fieber, ein. Das leztere wird durch die Erfahrung bekräftiget; Dann wir ſehen gemeiniglich, daß Leute, die ſehr plözlich an Schwere des Leibes zunehmen, unerachtet die ſichtbare Ausleerungen bei ihnen nicht aufhören, entweder waſſerſüchtig werden, oder wenigſtens eine ſehr böſe Beſchaffenheit des Leibes erlangen, aus welcher dieſe Krankheit gar leicht entſpringen kan.

Diker Stuhlgang und dabei ungewöhnlich viel Harnen oder ſchwizen mit weniger Ausdünſtung iſt ſchädlich, weil alsdann keine rechtſchaffene Däuung vorhanden, und die zur unſichtbären Ausdünſtung gehörige Gänge verſtopfft ſind.

Wann man gähe Oerter hinauf ſteiget, und ſich alsdann leichter als man gewohnt iſt, befindet, ſo kan ein ſolches Gewicht für die Richtſchnur der Geſundheit gehalten werden. Dieſe Leichtigkeit im Hinaufſteigen, gibt gehörige Kräfte der *muſculoſen* Zäſerlein, ordentlichen Einflus der Lebensgeiſter und einen richtigen Umlauf des Bluts zu erkennen, welche würklich alle mit einander verknüpft ſind.

Es gibt zweierlei Gattungen der unempfindlichen Ausdünſtung; Eine fällt alſobald nach dem Schlaf vor, und hiedurch werden die Kräfte vermehret; Die andere Gattung kommt, wann wir wachen: Und dieſe wird von dem ungekochten Saft erweket, verurſachet aber, daß der Leib ſamt den Kräften abnimmt: Es wird aber mehr oder weniger Heftigkeit dabei verſpüret, nachdem das Wachen mehr oder wenigere Bewegungen verurſachet.

Bei derjenigen Dünſtung, welche ein groſſes und unnüzes Gewicht aus dem Leibe bringet, fällt kein ſchwizen vor: Wann man aber im Winter in einem Tage bei die 50. Unzen dieſes unſichtbaren Dampffs ausdunſtet, ſolches erhält die Geſundheit.

Je ſubtiler die unempfindliche Ausdünſtung, fürnemlich wann kein Schweis dabei, deſto beſſer iſt ſie zur Geſundheit.

Flüſſiger Stuhlgang machet den Menſchen in Betrachtung der Menge, viel leichter, als harter und diker Abgang.

Flüſſige Speiſen ſind auch ſchwerer; Feſte hingegen leichter; Demnach iſt Brod und Fleiſch leichter, als Wein und Suppen.

Wann der Leib durch die Leibes- oder Gemüthsbewegungen am Gewicht abnimmt, vergehen ihm die Kräffte bald: Welches nicht geſchiehet, wann er nach dem Schlaf, wann die Däuung geſchehen,

hen, leichter wird. Der Verluſt ſo dem Leibe durch die Gemüthsbewegungen zugebracht wird, beſtehet in den beſten Säften, aus welchem das Abnehmen der Kräfte nothwendig entſpringen mus; Was aber im Schlaffe unſichtbarer Weiſe durch die Ausdünſtung verlohren gehet, machet den Leib zwar leichter, benimmt ihm aber nichts an ſeinen Kräften, weil die guten Säfte ſo dann zurük bleiben, und die ſchädliche Theile heraus getrieben werden.

Wann der Leib ſowohl an Kräften als Schwere abnimmt, und ſich alsdann eine Mattigkeit ſpüren läſt, ſolches pflegt bei einigen gefährlich zu ſeyn: Dann das Gewicht iſt eine Gattung der Stärke. Die Schwere iſt eine Gattung der Stärke, weil ſie anzeiget, daß das Blut in gutem Stande: Hingegen wann der Menſch leicht geworden, gibt es zu erkennen, daß das Blut nicht allein, ſondern auch die übrigen Säfte ihre gehörige Mäſſigkeit nicht haben, und alſo den Leib nicht gnugſam ernähren können, welches die Mattigkeit herfür bringt.

Wann die Natur in der Durchdünſtung verhindert wird, beginnet ſie alſobald in vielen Stüken abzunehmen; Weil die Ausdünſtung zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit ein groſſes beiträgt.

Beim Hauptwehe pflegt der Leib ſo gleich weniger auszudünſten, und ſchwerer zu werden. Die Hauptſchmerzen verurſachen durch ihre unangenehme Empfindung eine groſſe Unordnung im Umlauffe des Bluts, wie auch in der Abſonderung und Abfertigung der Lebensgeiſter, und anderer Theile, wodurch dann auch die Ausdünſtung verhindert wird.

Mit denen am Fieber darniederliegenden wird es alsdann ſo wohl ärger, wann ihre Ausdünſtung von einem unerfahrenen Medico durch zur Unzeit gebrauchte Hülfsmittel gehemmet wird, als durch die Fehler der Kranken ſelbſt. Aus dieſem Articul ſehen wir nicht undeutlich, was für grobe Irrthümer diejenige *Medici* begehen, die ihren *Patient*en faſt nichts als Purgiermittel und kühlende *Medicament*en verſchreiben, wodurch ſie die ſo nothwendige Ausdünſtung verhindern, und ihre Kranken in Lebensgefahr ſtürzen, da ſie doch ſchon längſt eines beſſern überzeuget ſeyn müſten; Aber, was thun die vorgefaſſete falſche Meinungen und der Eigenſinn nicht, wodurch mancher auch die offenbareſte und nothwendigſte Wahrheiten zu verwerffen, angetrieben wird?

Ein jeder Leibſchmerze, oder eine jede Arbeit verhindert, daß die ausdünſtende gekochte Materie nicht hindurch kommen kan; Weil die Gefäſſe durch die Pein zuſammen gezogen werden, welches die Ausdünſtung verhindert.

Jede Verkältung (wann ſie gleich noch ſo geringe) die uns des Nachts im Schlaffe überfällt, iſt an der Ausdünſtung hinderlich. Im Schlaffe iſt die Ausdünſtung am ſtärkſten; Wann man ſich aber im Bette hin und her wirfft, kom̃t die äuſſere Luft, und ziehet vermittelſt ihrer Kälte die Gefäſſe zuſammen, wodurch die Ausdünſtung zurük gehalten wird.

Das öftere herumwerffen des Leibes im Bette, iſt eine der gemeineſten Urſachen, wodurch die Ausdünſtung im Sommer verhindert wird.

Gar zu ſchwere Kleidung iſt an der Ausdünſtung hinderlich, weil ſie die Kräffte ſchwächet; Weil die zur Ausdünſtung gewidmete Röhren dadurch zuſam̃en gepreſſet werden.

Unſer Leib dünſtet nicht alle Stunden auf einerlei Weiſe aus; Indem er nach dem Eſſen innerhalb fünf Stunden ungefehr ein Pfund von der ausdünſtenden Materie los wird; Zwiſchen der fünfften und zwölfften Stunde aber, bei die drei Pfund; Und zwiſchen der zwölfften und ſechszehenden Stunde (in welcher Zeit man Gelegenheit hat, den Leib zu nähren, oder Medicamenten zu gebrauchen) kaum ein halb Pfund.

Die meiſten Leute pflegen in einem Tage ſo viel unempfindlicher Weiſe auszudünſten, als in fünffzehn Tagen nicht durch den Stuhlgang fortgehet. Die Ausdünſtung kommt durch alle, (wenigſtens weiche und flüſſige) Theile des Leibes, darum gehet ſie in ſolcher Menge ab; Da hingegen der Abgang der Gedärme nur ein Uberbleibſel weniger Pfunden, der in den Magen gebrachten feſten Speiſe iſt.

Wer des Nachts mehr als gewöhnlich ohne Schwizen und Beſchwerlichkeit ausgedünſtet hat, der kan von einer ſehr guten Geſundheit überzeuget ſeyn.

Die Leiber geſunder Männer ſo eine ſehr mäſſige Diæt gebrauchen, werden alle Monat ein bis zwei Pfund ſchwerer, als gewöhnlich: Aber bei Endigung des Monats, bekommen ſie ihr voriges Gewicht wiedrum, wie beim Frauenzimmer; Solches geſchiehet aber durch eine auſſerordentliche Würkung der Natur, entweder durch die Entlaſtung ſehr häufigen Urins, oder daß der Urin etwas trüber, wie ſonſt, ausſiehet. Daß ſich die Natur auch bei Mannsperſonen verſchiedentlich entlaſtet, iſt eine ausgemachte Sache; Indem einige zu gewiſſer Zeit durch den güldenen Aderflus, andere durch Ausſchwizung einer röthlichen Materie unter den Armen, noch andere durch faſt ſtetige Näſſe oder Schweis an den Händen und Füſſen gereiniget werden, welches man gar wohl unter die *Criſes* oder heilſame Ausleerungen der Natur rechnen kan; Zumahlen da ſolche Leute alsdann krank werden, wann ſolche Reinigungen aufhören oder unterdrüket werden.

Aeuſſerliche Urſachen, ſo die Ausdünſtung hemmen, ſind kalte, dike und feuchte Lufft: dike und zähe Speiſen, Unterlaſſung der Leibes- und Gemüthsübungen, und bei ſtarken Leuten eine gar zu ſtarke Enthaltung vom Beiſchlaffe; Weil die Schweislöcher durch die Kälte verſtopffet, und alſo der Ausflus der dünſtenden Materie gehemmet wird: Wobei noch dis kommt, daß die Würkung des Bluts alsdann vermindert, und gedachte Materie nicht in genugſamer *Quantität* bereitet wird.

Aeuſſerliche Erkältung verhindert die Ausdünſtung in ſchwachen Leibern, weil bei ſolchen die Wärme dadurch zerſtreuet wird: In ſtarken Cörpern aber wird ſie vermehret. Dann die Wärme ziehet ſich ſodann nach unten, wird verdoppelt und die Natur nachhero geſtärket, welche darauf das Gewicht der verhaltenen ausdünſtenden Materie augenbliklich verzehret, ſo daß der Leib leichter wird. Bei ſchwachen Leuten wird die Ausdünſtung durch die Kälte gehemmet, weil deren Gefäſſe und übrige feſte Theile dadurch zuſammen gezogen werden, und keine gnugſame Kräfte haben, ſich wiedrum auszudehnen: Da hingegen in ſtarken Leuten dieſe Ausdehnung und Eröffnung der Schweislöcher durch den Einflus der Lebensgeiſter wiedrum hergeſtellet wird, ſo daß ihre vorhergeſchehene Unterdrükung dadurch erſezet, und der Leib in der That leichter wird.

Was ausdünſtet, hat zwei Theile, nemlich einen leichten und einen ſchweren. Nemlich die feinſten, ſo am erſten ausdünſten, und die gröbere, welche hernach folgen.

Der ſchwere Theil flieſſet dermaſſen zuſammen, daß einige Thiere, als Wandläuſe, Läuſe und mehr dergleichen Ungezieffer daraus gezeuget werden. Daß die gröbere Ausdünſtung zur Ausbrütung des Ungezieffers Anlas geben könne, iſt wohl gewis; Auf was Art es aber geſchehe, iſt noch nicht ausgemachet, und ſchwer zu ergründen, weil es unſtreitig, daß lebendige Thiere aus neiem Saamen kommen müſſen.

Von dem ſchweren Theil der Ausdünſtung entſtehet es, daß die, ſo bei einander in einem Bette Schlaffen, ſich anſteken; Dann der leichte Theil verflieget, das ſchwereſte aber ſezet ſich feſt, und verurſachet die Anſtekung.

Bei denen die ausdünſtende Materie ihren Weg in der gröſten Sommerhize nicht ungehindert nehmen kan, ſelbigen fällt die Wärme beſchwerlich: Die aber ganz ungehindert ausdünſten können, verſpüren keine Beſchwerde davon. Dis mus allerdings folgen, weil alsdann die innere Bewegung des Bluts und der übrigen Säfte ſtärker als gewöhnlich iſt.

Wann die Alten viel ausſpeien, erhalten ſie dadurch ihr Leben; Dann weil dasjenige, ſo auf gedachte Art ausgeworffen werden mus, weder verdäuet noch aufgelöſet werden kan, darum folget die Erſtikung und der Tod darauf.

Das Alter iſt würklich eine Krankheit, wird aber lange Zeit hingehalten, wann der Leib ausdünſten kan.

Die Alten befördern ihren Tod durch den Beiſchlaff, Erkältung des Leibes, übermäſſiges Trinken, ſtarke Mahlzeiten, hefftigen Zorn, und gar zu ſtarke Leibesübungen. Weil weder das Blut noch die übrigen Säfte in ihnen kräfftig genug ſind, ſondern immer ſchwächer werden: Wobei noch dis kommt, daß ihre feſten Theile nicht biegſam, ſondern ſteif ſind.

Wann die unempfindliche Ausdünſtung gänzlich unterbrochen iſt, es möge nun an dem edelſten Theil des Leibes oder an einem der geringſten vorfallen, bringt es den Tod zuwege; Was die edlen Theile anbetrifft, ſo erweket es im Gehirn den Schlag, im Herzen das Herzklopffen, in der Leber eine übermäſſige Blutmachung, und in der Bährmutter die Erſtikung; Aber in den geringen Theilen erwekt es eine anfangende Erſterbung.

Die Feuchtigkeiten derer, ſo am Podagra laboriren, ſind ſehr dike, und werden nur durch die Verwandlung in einem Dunſt aufgelöſet.

Wann die Knie warm gehalten werden, ſo erkälten die Füſſe nicht; Man ſchläfft des Nachts wohl, hat eine ſtärkere Ausdünſtung, und läſſt weniger Urin. Weil die Gefäſſe durch die Knie ſo wohl nach oben als zu die Füſſe lauffen, wird durch die Entblöſſung der Knie der ganze Leib, fürnemlich aber die Füſſe, weil ſie am weiteſten vom Herzen entlegen ſind, dadurch erkältet.

Der Durchlauf wird durch ſolche Mittel gehoben, ſo die Ausdünſtung vermehren, dergleichen das Bad iſt. Fürnemlich wañ der Durchlauf von Erkältung entſtanden; Daher ſehen wir auch, daß die Erwärmung des Unterleibes durch reiben mit geräucherten Tüchern, und andern, die verſtopfften Gädge eröffnenden Mitteln das meiſte zur Geneſung dieſes Zufalls beitragen.

In der Waſſerſucht des Unterleibes wird das Waſſer deſſelben nicht aufgelöſet, weil ſeine Trukne und Härte die Durchdünſtung verhindern. Das auſſer ſeinen Gefäſſen befindliche Waſſer der Waſſerſüchtigen iſt alsdann kalt und zähe, ſo daß es zum Ausdünſten unbequem: Die Gefäſſe hingegen, weil ſie leer, ſind ſo zuſammen gezogen, daß ſie das Waſſer nicht annehmen können.

Wann den hizigen Feuchtigkeiten, ſo in einen Theil zuſammen gefloſſen, mit hizigen zertheilenden Mitteln begegnet wird, werden ſie eben wie durch die unempfindliche Durchdünſtung aufgelöſet. Kühlende Mittel verſtopffen die Schweislöcher, verdiken die Säfte, und hemmen alſo die Ausdünſtung, ſo daß diejenige Krankheiten, ſo von hizigen Feuchtigkeiten entſtanden, dadurch nur ſchlechter werden.

Bei Geſchwulſten iſt die Durchdünſtung dienlich, wann ſie entweder von ſelbſt, oder durch dienliche Mittel zuwege gebracht wird: Sonſt verhärten ſie, indem ſich das dünne zertheilet, das dike aber ſizen bleibet. Wann in Geſchwulſten ſolche Mittel gebrauchet werden, ſo die Schweislöcher verſchlieſſen, und alſo die Ausdünſtung verhindern, kan gar leicht (fürnemlich in drüſigen Theilen) ein *ſcyrrhus* daraus werden.

Ein mit Blut oder einer andern Feuchtigkeit angefüllter Theil, wie bei Geſchwulſten, und ſelbſt bei Seitenſtichen vorfällt, mus nicht erkältet werden, weil die entlaſtete Materie von ſelbſt kalt wird. Verkühlende Mittel auf hizige mit Blut angefüllete Geſchwülſte zu legen, iſt ſehr ſchädlich, weil dadurch die Schweislöcher noch mehr verſtopfet, und die Ausdünſtung nothwendig gehemmet werden mus: Welches dann zu harten Geſchwären, ja noch zu ärgern Schäden Anlas gibt: Auflöſende und die Schweislöcher eröffnende Mittel ſind hierinn die beſte.

Wann der an der hypochondrie Laborirenden ihre Leiber zum Ausdünſten kommen, und ſie ſich einer feuchten Lebensart bedienen, werden ſie geſund.

Cörper, ſo unempfindlicher Weiſe viel ausdünſten, werden weder purgieret noch zur Ader gelaſſen. Purgieren und Aderlaſſen ſind bei ſolchen *ſubjectis* unnöthig, weil die Ausdünſtung weit mehr wegnimmt als jene beide.

Woher kommen die Fleken in den Flekfiebern? Weil die Durchdünſtung des bösartigen Eiters verhindert wird. Die rothe Fleken entſtehen von rohen zum ausdünſten unbequemen Theilen, die ſich ihrer Grobheit halber in den Schweislöchern der Haut feſt ſezen, und gedachte *Couleur* herfürbringen.

Durch die Blähung wird ſowohl die nüzliche als unnüze Materie aus dem Leibe gebracht: Wann ſich aber die Kräfte nach dem Schlaf wiederum ſammlen, kömmt allein das Unnüze heraus. Hieraus iſt zu erſehen, daß man in allen Krankheiten am meiſten auf die unſichtbare Ausdünſtung zu ſehen habe.

Die Ausdünſtung, ſo nicht in die Sinne fällt, iſt natürlich, und zeiget die Kräfte an: Das Gegentheil aber verſpüret man von dem Schweis. Weil die geſundeſte Leute am meiſten ausdünſten, das Schwizen hingegen in einigen Krankheiten, als der Schwindſucht ꝛc. ſehr ſchädlich, ſo folget hieraus, daß jenes natürlich ſey, dis aber die Kräfte hinweg nehme; Wiewohl dennoch das durch *Medicamenten* erwekte ſchwizen in einigen Krankheiten ſehr dienlich iſt.

Wann der Leib im Sommer ungedekt lieget, wird die Durchdünſtung verhindert. Daher entſtehet ſodann eine Beſchwerung des Haupts und Abmatung des Leibes.

Nichts iſt in bösartigen Geſchwüren

ſchädli

ſchädlicher, als dasjenige, wodurch die Ausdünſtung verhindert wird, als Schmeer, Oel, Wax, ꝛc.

Wann die Ausdünſtung im Naken gehemmet iſt, alsdann wird die Empfindung des Hirnſchaalhäutleins betäubet: Wie aus dem Sphacelo (kalten Brande) desjenigen, ſo im Wind und Regen gegangen hatte, zu erſehen iſt. (Iſt ein Articul von groſſer Wichtigkeit, und verdienet wohl von denjenigen aufgemerket zu werden, die ſich gar zu viel auf ihre geſunde Leibes-Conſtitution verlaſſen, und deswegen die Entblöſſung des Nakens für nichts Schädliches halten, welches ſie aber bisweilen, wiewohl zu ſpäte, bereuen müſſen.)

Nichts iſt beſſer wieder die Fäulung als eine ſtarke Bewegung der im Leibe befindlichen Theile, ſo nicht allein durchs Einathemē, ſondern auch vermittelſt der unſichtbaren Gänge geſchehen mus.

Erkältungen zeigen in hizigen Krankheiten den Tod an: (wie am Hermocrate) Dann ſie räumen die Ausdünſtung aus dem Wege.) Darum ſind verkühlende Mittel ſehr ſchädlich, wann ſie nicht mit ſolchen Theilen, ſo die Schweislöcher eröffnen, verſezet ſind.

Aber diejenige Lebensart, die von uns nicht täglich erwogen wird, bringt uns bis auf das Alter des Philippi; Weil eine gar ſo ſorgfältige Lebensart, weil ſie mit vielen Gemüthsbewegungen verknüpfft iſt, oft mehr Schaden als Vortheil an der Geſundheit verurſachet.

Die mit der Peſt beſchmizte Sachen ſteken ſo lange an, als die nächſte und entfernte Urſachen dauren; Wann aber nur eine unter dieſen Urſachen ihre Kraft verlieret, ſo höret das Gifft auf, wie die Bewegung einer Uhr, welche, wann nur ein Zahn an den Rädern verlezet iſt, aufhöret. Er will hiemit ſagen: Daß die Anſtekung der Peſt alsdann aufhöret, wann die Ausdünſtung, wodurch ſie geſchehen mus, gebrochen oder verändert iſt.

Von der Peſt werden wir nicht durchs berühren, ſondern durch das Einathemen der mit der Peſt beſchwängerten Lufft, oder aus dem Hausgeräth kom̄enden Dampf angeſtekt; Welches auf folgende Weiſe geſchiehet: Der Lebensgeiſt wird von der Lufft angeſteket; Vom angeſtekten Lebensgeiſt gerinnet das Blut, welches, wann es nach auſſen gepreſſet wird, Peſtkohlen, ſchwarze Blattern und Beulen verurſachet: Bleibt es inwendig, ſo bringt es den Tod zuwege: Kommt es aber ganz heraus, alsdann geneſen wir davon. So lange die innere ſowohl feſte als flüſsige Theile des mit der Peſt beſchmizten, nicht vermögend ſind, die beſchädigende oder peſtilentialiſche Theile nach auſſen zu treiben, iſt noch Hoffnung der Geneſung vorhanden: Bleiben ſie aber im Blute, ſo iſt es mit dem Patienten geſchehen, weil die Kräffte durch dis im höchſten Grad bösartige Fieber ſo dann in gar kurzer Zeit übern Hauffen geworffen werden.

Die Manier, wie die Peſt zu bezwingen ſey, iſt zweierlei; Daß nemlich die Geſunde von den Kranken abgeſondert, und die angeſtekte an andere Oerter gebracht, und vertheilet werden: Bei dieſen leztern iſt wiederum zweierlei anzumerken: 1. Daß man ſie an keine ihnen verdriesliche Oerter bringe. 2. Ihr Hausgeräth nicht verbrenne.

Die, ſo ein ander Hülfsmittel gegen die Peſt vorſchlagen, als die Flucht, ſind entweder unwiſſende oder Geld-begierige Leute.

Darum ſehen wir auch, daß faſt keiner unter den Edelleuten durch Medicamenten; Hingegen viele geringe Leute ohne denſelben geneſen werden. Weil reiche Leute in Peſtzeiten ſehr um ihr Leben bekümmert ſind, indem ſie ihre Güter ungern verlieren: Darum werden ihre Lebensgeiſter durch die Furcht gar leicht übern hauffen geworffen, ſo daß ſie bei Ankunfft der Peſt, ihr zu widerſtehen, untüchtig ſind; Dahingegen geringe Leute, die nicht viel dabei zu verlieren haben, gutes Muths ſind, und den angeſtekten Ort leicht verlaſſen können, weil ſie mit dem *Bias* alles ihrige bei ſich führen: Wozu bei Reichen oder Edelleuten noch dis kommt, daß ſie durch ſtarken Gebrauch der ſo genannten *præſerv*irenden oder Peſtmittel ihr Geblüt ſo in Regung ſezen, daß es bei Ankunfft der Peſt dem Gift nicht widerſtehen kan, und die Kräfte in kurzem verlohren gehen.

Warum dauret die Peſt lange? Weil das Hausgeräth in der Peſtzeit gereinigt wird, welches nach dem von den Dieben geſtohlen und unter die Leute gebracht wird: Wann die Peſt vorbei, ſtekt es nicht weiter an: Sonſt wäre dieſe Seuche immerwährend. Weil alsdann, wann die von der Peſt Angeſtekten ſich aus der Stadt zu begeben, gezwungen werden, einige unter ihnen nicht von einander getrennet werden: Daher nimmt die Peſt überhand. Weil dem Volk nicht verbotten wird, die Kirchen zu beſuchen; Da jedoch der Gottesdienſt billig unter freiem Himmel verrichtet werden muſte. Weil ſie fremde Chirurgos erwählen, denen es am liebſten iſt, wann die Peſt ſehr hefftig wütet. Weil ſie die geſunden nicht von den Kranken abſondern und in ein anders Haus bringen. Weil ſie innerliche Mittel gebrauchen, welche jedoch alle ſchädlich ſind: Weil ſie den Kauff und Verkauff junges Federviehes verſtatten, welches von den Angeſtekten betaſtet wird, die ſodann von den Geſunden wiedrum berühret werden, und dieſen das Gift alſo mittheilen.

Schwer Waſſer, wie auch trübe und ſchwere Lufft, verwandeln die unſichtbare Ausdünſtung in eine ſcharffe wäſſerige Feuchtigkeit, welche, wann ſie behalten und nicht aufgelöſet wird, groſſen theils zu einem verdorbenen Zuſtand der Säffte Anlas gibt.

In geſunder kalter Lufft wird die Ausdünſtung ebenmäſſig gehemmet, und die Röhren des Leibes gedrüket; Es werden aber die Fiebern dadurch geſtärket, und das Gewicht des Ausdünſtenden verurſachet keine Verlezung, wird auch nicht empfunden.

In diker Luft wird die Ausdünſtung gehemmet, die Gänge werden zwar angefüllet, aber nicht dicht, die Zäſerlein verſchlappen, und werden nicht geſtärket, das Gewicht der ausdünſtenden Materie iſt ſchädlich, und man empfindet ſie. Die dike Luft verhindert die Ausdünſtung durch ihre Schwere, wodurch ſie dieſelbe zurük hält: Die Gänge werden zwar mit der ausdünſtenden Materie angefüllet, haben aber keine Kräfte heraus zu treiben, weil die Fiebern durch die feuchte Luft verſchlapffet und geſchwächet ſind.

Wann die kalte Luft auf die warme folget, ſo pflegt derjenige, ſo nicht wohl mit Kleidern verſehen, in einem Tage ungefehr zwei Pfund weniger wie ſonſt auszudünſten; wovon er aber gar keine Beſchwerung ſpüret.

Angenehme und etwas kühle Luft, ſchadet den warm gewordenen Leibern mehr als gar zu kalte Luft oder Waſſer: Dann jene machet den Leib nicht leichter wie ſonſt, ſondern verſtopffet und machet ihn lüker: Dieſe aber verſtopffet zwar, aber ſtärket auch zugleich: Und daher werden die Cörper leichter.

Schwache Leiber verwandeln die verhaltene ausdünſtende Materie am beſten im Winter, ſtarke hingegen im Sommer in Urin.

Eine Eventaile verhindert die Ausdünſtung, und machet das Haupt ſchwerer und hiziger.

Gemäſſigte Cörper ſind im Sommer ungefehr drei Pfund leichter als im Winter.

Im Sommer ſpüret man Mattigkeit des Leibes; Nicht deswegen, weil der Leib alsdann ſchwerer iſt, ſondern weil er weniger Kräfte hat.

Wir werden im Sommer von der Hize geplaget, nicht hauptſächlich wegen der Lufthize; Dann ein jeder Theil des Leibes iſt wärmer als die Sommerluft, ſondern weil es in der Sommerluft ſo kalt nicht iſt, daß die natürliche Wärme gnugſam zuſammen gehalten werden kan, welches ſodann verurſachet, daß die alſo zerſtreuete Luft, die von der Natur warme ausdünſtende Materie unempfindlicher Weiſe heraus zu treiben, unvermögend ſey; Wodurch das Verhaltene ſcharff wird, und verurſachet, daß uns die Hize ſehr plaget.

Indem die Leiber in der Sommerhize wegen dem Nacht- oder Tagesſchlaf überflüſſig ausdünſten oder ſchwizen, werden ſie dadurch leichter und von keiner Hize geplaget.

Der Herbſt iſt nicht geſund, theils weil die Ausdünſtung von der ankommenden Kälte verhindert zu werden pflegt, theils auch weil dasjenige, welches alsdann nicht hindurch kommen kan, ſcharff und beiſſend wird.

Die ungewöhnliche Schwere des Leibes mus nicht im Frühling, ſondern im Herbſt hinweggeſchaffet werden, dann iſt die darauf folgende Kälte ſchädlicher als die ſchwere.

Wer ſich im Herbſt mit warmen Kleidern rechtſchaffen gegen die Kälte waffnet, und alsdann Harn treibende Mittel gebrauchet, wird alsdann von keiner Krankheit geplaget werden, und bei vorigem Gewichte bleiben. Das erſte iſt eine nüzliche Lebensregul; Daß auch die Harn treibende Mittel dienlich zu gebrauchen ſind, hat ſeinen zureichenden Grund, weil ſie ſelbſt auf die ſubtileſte Gefäſſe würken, und das überflüſſige aus dem Leibe führen.

Die im Winter gewohnt ſind, von ſolchen Krankheiten, die aus Menge der Feuchtigkeiten entſtehen, geplaget zu werden, müſſen im Herbſt, nicht aber im Frühling gereinigt, und wiedrum zu eben demſelben Gewicht gebracht werden, das ſie im Sommer gehabt.

Wann aber die Krankheiten von böſer Beſchaffenheit der Säfte entſpringen, müſſen die Leiber im Frühling, nicht aber im Herbſte purgieret werden: Dann im Sommer wird die Bösartigkeit ſolcher Leibesbeſchaffenheit mehr geſtärket als im Winter.

Die im Anfange des Frühlings ihre warme Kleider gar zu frühzeitig verwechſeln, und ſie im Herbſt zu langſam anziehen, verfallen des Sommers gar leicht in Fieber, des Winters aber in flüſſige Krankheiten.

Gar zu kalte, feuchte oder windige Luft verhindert die Ausdünſtung: Daher ſehen wir, daß diejenige, ſo zu Hauſe bleiben, wie das Frauenzimmer zu thun pflegt, weder von Huſten, noch von Flüſſen oder Entzündung der Lunge geplaget werden. Sie müſſen ſich aber im Hauſe ſo verhalten, daß ſie von einem durch das Haus ſtreichenden Winde nicht gefaſſet werden können, welches ſonſt ſchädlicher wäre, als wann ſie in die freie Luft kämen.

Die Luft in den Städten iſt nicht ſo gut als die Landluft, weil jene diker und nicht gnugſam von den Winden durchwehet wird: Daher benimmt ſie auch den Appetit zum eſſen. Sie iſt nicht allein diker, ſondern auch feuchter als die Landluft wegen vielfältiger Ausdünſtungen, fürnemlich von kranker Menſchen *Excrement*en ꝛc. und weil die ſo nahe aneinander gebauete Häuſer den freien Durchzug der Winde verhindern.

Ein voller Leib, der nicht verdäuet, dünſtet faſt ſo viel aus, als ein nüchterner Magen, der nichts Verdäuliches in ſich faſſet.

Starke nährende Speiſen, ausgenommen Hammelfleiſch, pflegen in den Stunden zwiſchen der Abend- und Mittagsmahlzeit nicht mehr als 18. Unzen auszudünſten. (Nahrhaffte Speiſen ſind Grüze, Reis, Fleiſchſuppen ꝛc. Daß dieſe aber nach der Auſſage *Sanctorii* von der Abend- bis an die Mittagsmahlzeit nur 18. Unzen ausdünſten, kommt daher, weil die nahrhaffte Speiſen viele öhlige oder zankige Theile in ſich faſſen, welche zur Ausdünſtung nicht gar zu bequem ſind, ſondern die Auſendungen der Pulsadern oder die Nahrungsgefäſſe vielmehr anfüllen, dieſelbe erweitern, groſſen theils darinn bleiben, und folglich den Leib fetter und ſchwerer machen: Da hingegen diejenige Speiſen, worinnen viele wäſſerige Feuchtigkeit enthalten iſt, als Erd- und Baumfrüchte oder die ſo genannte Gemüſe, wegen ihrer dünnen Theile beſſer ausdünſten können.)

Gewöhnliches und dünſtiges Eſſen erhält den Leib leichte.

Blähungen ſind nichts anders als ungekochte ausdünſtende Theile. Müſſen weit gröber und roher als die Ausdünſtung ſeyn, ſonſt würden ſie mit dem übrigen durch die gewöhnlichen Wege und Schweislöcher ihren Durchgang nehmen.

Ein ſtarker Magen verzehret die Menge der Speiſen durch die unempfindliche Ausdünſtung: Ein ſchwacher Magen thut es durch die Verderbung des Nahrungsſaftes.

Wann man nicht zu Abend iſſet, ungeachtet der Mogen ledig und kein paroxyſmus vorhanden, ſo wird das Ausdünſtende zurük gehalten, und die zurük gehaltene Materie ſcharf: wodurch der Leib zu hizigen Krankheiten vorbereitet wird.

Ungekochte Speiſe machet den Leib nicht allein durch ihre Menge, ſondern auch durch ihre böſe Eigenſchaft, ſchwerer, indem ſie die Ausdünſtung hemmet.

Erdſchwämme und Schweinfleiſch eſſen iſt ſchädlich; Zum theil weil ſie nicht ausdünſten, theils weil ſie auch denen übrigen Speiſen ſo zugleich gegeſſen worden, in ihrer Ausdünſtung hinderlich ſind. Weil Schweinfleiſch nicht ſo ſaftig iſt, wie ander Fleiſch, und darum nicht viel Ausdünſtung zuwege bringen kan: Was die Erdſchwämme anbetrifft, ſelbige geben faſt gar keine Nahrung, machen derowegen das Blut ſcharf, und ſind ſchwachen Leuten ſehr ſchädlich, oder es müſſen ſaftige Speiſen dabei genoſſen werden.

Wer Schweinfleiſch und Erdſchwämme iſſet, deſſen Leib dünſtet mehrentheils ein Drittel weniger aus, als er gewohnt iſt.

Die Melonen dünſten nur ſo wenig aus, daß ſie ungefehr den vierten Theil der gewöhnlichen ausdünſtenden Materie abführen. Weil ſie gar zu verkühlend ſind, hemmen ſie die Däuung des Magens, verkühlen das Blut, und bringen einen verkehrten Umlauf deß ſelben zuwege: Und durch gedachte Verdikung der Säfte ſchleppen ſie einen Theil derſelben mit ſich, treten in Form eines Dampffes in die Blaſe, und gehen mit dem Urin fort.

Die Menge Speiſen ſchadet den müſſigen mehr als arbeitſamen Leuten; Dann in der Ruhe werden die Eingeweide durch das Gewicht der Speiſen beſchweret, und hingegen durch die Arbeit davon befreiet.

Dasjenige Gewicht der Speiſen iſt am geſündeſten, wann man ſeine Geſchäffte nach der Mahlzeit eben ſo hurtig als bei nüchternem Leibe verrichten kan. Iſt ein Zeichen, daß die Speiſen voller Säfte und leicht zu verdäuen ſind, ſo daß der Magen von ihnen nicht beſchweret wird.

Wann die Natur eines Thieres im Stande wäre, hundert Pfund an Eſſen und Trinken zu verdäuen, es bekäme aber nur 99. ſo müſte es mit der Zeit davon abſterben. Weil alsdann ſo viel nicht hiebei gefüget als abgenommen würde: Welches lezte mit der Zeit eine gar wichtige Abzehrung des Leibes zuwege bringen müſte.

Wer gegen ſeine Gewohnheit nur einmal im Tage was genieſſet, bringt ſich ſelbſt allgemählich um die Geſundheit; Er möge gleich wenig oder viel eſſen. *Sanctorius* ſchreibet nicht ohne Urſache, daß die, ſo wieder die Gewohnheit nur einmal im Tage Mahlzeit halten, ſich allmählich verderben; Dann wer ſich wenigſtens 2. mahl im Tage zu eſſen gewöhnet hat, mus nothwendig in Gefahr krank zu werden, gerathen, wann er ſeine Lebensart auf ſolche Art verändert: Weil ſowohl die feſte als flüſſige Theile dazu gewöhnt ſind, und durch ſolche Veränderung die Däuung und Ernährung des Leibes ſamt dem Umlauf des Bluts, und die Ausdünſtung in ihren Würkungen merklich geſtöret werden.

Vom Genus vielerlei Speiſen entſpringen, dreierlei Böſes; Man iſſet zu viel, die Speiſe wird wenig verdauet, auch iſt die Ausdünſtung nur gering.

Die in der Jugend gar zu unmäſig eſſen und trinken, erweitern ihren Magen zu ſtark; Daher können ſie hernacher nicht ohne groſſe Beſchwerde einer mäſſigen Lebensart genieſſen. Kommt daher, weil der Magen durch die überflüſſige Nahrungstheile zu ſtark ausgedehnet wird, ſo daß er hernach niemals wiedrum züm rechtſchaffenen Maas einer guten Däuung kommen kan.

Wer ſich ohne ſonderliche Mühe zur mäſſigen Lebensart in Eſſen und Trinken begeben will, der bediene ſich nur ſolcher Speiſe, die wenig nähren; Alsdann wird der Magen, weil er ſich ihrer geſchwind entlediget, ſeine übermäſſige Erweiterung verlieren und etwas enger werden. Dis iſt ein ſehr guter Rath, wird aber von den wenigſten angenommen, weil den meiſten der angenehme Geſchmak lieber iſt als die Geſundheit.

Wann einer nach vielem Trinken entweder ſchwitzet, oder viel Urin von ſich gibt: Solches zeiget eine groſſe Stärke der Natur oder eine wichtige Schwachheit an.

Waſſer trinken hemmet die unempfindliche Ausdünſtung, vermehret aber die ſichtbare.

Nach übermäſſiger Leibes- oder Gemüthsübung alſobald zu ſpeiſen, iſt nicht gut; Dann ein müder Leib dünſtet nicht gerne aus.

Die meiſten Leute dünſten ungefehr vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit kaum ein Pfund aus, hernach um die 9te Stunde 2. Pfund; Aber zwiſchen der neunten und 16den Stunde kaum ein Pfund.

Wann aber das ungewöhnliche Gewicht, ſo durch das ſpäte Sauffen voriges Tages verurſachet worden, weder von der Kraft der Verdäuung, noch durch die Fäulung am folgenden Tage gehoben wird, alsdann findet folgende Lebensregul ſtatt. Wer voriges Tages zu viel Wein getrunken, und ſich nicht davon wohl befindet, der ſeze am folgenden Tag wiedrum an, ſo wird ihm beſſer werden. Wann der Wein des erſten Tages wegen vieler im Leibe angetroffenen fremden und ſchleimigen Theile eine Aufwallung verurſachet, da wird die ausdünſtende Materie dadurch in ihrem Durchzug gehemmet: Welche aber folgenden Tages ihren ordentlichen Weg findet, wann die *ſpirituoſen* Theile des alsdann wiedrum getrunkenen Weins ſie heraus treibet.

Ein Moſt, der noch weniger maſſen trüb iſt, dünſtet, wann er im Magen gekochet wird, nicht allein aus, ſondern kommt auch der Ausdünſtung anderer Speiſen aus der maſſen zu Hülff: Eben ſolche Kräffte beſizen auch hizige und blähende Sachen.

Zwiebeln, Knoblauch, Hammelfleiſch, Phaſanen, und am allermeiſten der Cireniſche Saft kommen den ſchwer ausdünſtenden Speiſen am beſten zu Hülffe.

Wenige Speiſen verurſachen eine ſtärkere Ausleerung der ausdünſtenden Materie, weder die Arzneien; Als welche die ſichtbare Ausleerung zwar befördert, aber die unempfindliche Ausdünſtung ableitet. Wenig Eſſen machet ein dünn und ſcharffes Blut, worauf die leichteſte und feineſte Säfte verfliegen; Aber das purgieren (welches er hier unter den *Medicamenten* verſtehet) hindert die Ausdünſtung, und machet den Leib ſchwerer, thut aber der Natur Schaden.

Wann der Magen, weil man nicht zu Nacht geſpeiſet hat, leer geworden iſt; So kommt bei ſchleimigen Temperamenten das trokne Eſſen, z. Ex. Zwiegebakenen Brods, ſehr zu ſtatten. Der übermäſige Schleim vermenget ſich ſodann mit der troknen und lukern *Subſtanz* des Zwiebaks, ſo, daß ſowohl die Ledigkeit des Magens dadurch erſezet, als auch die überflüſige Feuchte und Schleimigkeit verbeſſert wird.

Wann alte Leute nach dem Exempel des Antiochi 3. mal im Tage ſpeiſen, iſt es ſicherer vor ihnen, als wann es nur 2. mal im Tage geſchiehet, ſo wird die Ausdünſtung dadurch ungemein verhindert.

Warum aß der Antiochus keine Fiſche in der Abendmahlzeit? weil ſie die Ausdünſtung verhindern: Nach dem Schlaf iſt die Ausdünſtung nüzlich. Wann ſie aber aufgehalten wird, bringet ſie Verluſt der Kräffte zuwege. Fiſche machen einen ſchleimigen *Chylum*, welcher die Säfte verdiket, und die Ausdünſtung zurük hält.

Durch den Saft der Cucumern wird die Kälte und Verdikung in den Adern unterhalten: Ja auch andere böſe Säffte, obſchon ſie leicht zu verdäuen ſind, verurſachen bösartige Fieber, indem ſie die Ausdünſtung verhindern. In den Cucumern iſt wenig Nahrung, ſondern vielmehr ein rauher verkühlender Saft, welcher das Blut verdiket, zum Umlauf unbequem machet, die Ausdünſtung zurük hält, und alſo zu bösartigen Fiebern Anlas gibt.

Wer mit verdrüslichem Gemüthe zu Abend iſſet, deſſen Verdäuung iſt weit ſchlechter, als wann einer geruhig und frölich iſt. Weil alsdann die Lebensgeiſter in Unordnung gerathen, wodurch die übrige Verrichtungen des Leibes ebenfalls Noth leiden, ſo daß in ſolchem Fall weder Eſſen noch Trinken Vortheil thun kan.

In einem kalten Cörper iſt der Honig nüzlich, weil er ernähret und ausdünſtet; Aber in einem hizigen Leibe ſchadet er, weil er die Galle vermehret. Iſt alſo darum ſchädlich, weil er Blähung, Erbrechen und mehr andere verkehrte Bewegungen im Leibe verurſachet: Daß aber die Galle dadurch vermehret und gezeuget werde, iſt noch nicht ausgemachet.

Nichts ſchadet der Ausdünſtung mehr, als wann man alsdann trinket, wann der Nahrungsſaft gemachet wird.

Zwei Dinge ſind der Geſundheit ſehr ſchädlich; Nemlich den Leib gar zu viel ruhen laſſen, und eſſen, ehe das vorige verdäuet iſt.

Ein Schlaffender dünſtet innerhalb 7. Stunden unvermerkt, heilſam und ohne Gewaltſamkeit zweimal ſo viel aus, als ein Wachender.

Die mit vielem Schwizen begleitete Ausdünſtung eines Schlaffenden iſt nicht ſtärker, als eine jede unempfindliche Ausdünſtung ohne Schweis. Stark Schwizen iſt ein Zeichen ſchwacher Leibes-*Conſtitution*, verhindert auch die Ausdünſtung noch viel mehr, als daß ſie dieſelbe befördern ſollte, weil ſich das Ausdünſtende mit dem Schweis vermenget.

Unruhiger Schlaf pflegt den dritten Theil der gewöhnlichen Ausdünſtung zurük zu halten. Weil durch die Unruhe die Schweislöcher verſtopffet werden, (welches die Ausdünſtung zurük hält; Zu geſchweigen, daß bisweilen auch Träume dabei ſind, die einen Menſchen ſo ſehr abmatten, als wann er wachend ſehr ſtark arbeitet.

Im ruhigen Schlaf iſt die Ausdünſtung bisweilen gröſſer, als in einer ſtarken Leibesbewegung.

Die, ſo mit entblöſſeten Hüften und Füſſen ſchlaffen, machen dadurch, daß in einer Nacht ein Pfund ausdünſtender Materie zurük bleibet. Und durch die Verkältung wird das Blut träger in ſeinem Umlauf gemachet, die Schweislöcher werden verſtopffet und die Ausdünſtungen zurük gehalten.

Gallſüchtigen Leuten, ſo zu Bette gehen, wann der Magen ganz leer iſt, wird der Bauch und das Haupt mit rohen Dünſten angefüllet: An den Schläffen ſpüren ſie ein Klopffen, das Fleiſch fällt ihnen vom Leibe, um die Arme und Hände ſpüret man Spannungen: Bisweilen läſſt ſich Herzdrüken, Schwindel und die fallende Sucht ſpüren, wie dem Diodoro begegnet iſt. *Cholerici* haben von Natur ein beweglich Blut, wann dieſe nun mit ledigem Magen zu Bette gehen, mus das Blut, weil ſein Verluſt nicht erſezet worden, nothwendig ſchärffer werden: Das dünneſte gehet verlohren, und das übrige wird zäher und zum Umlauf unbequem: Hieraus entſtehen die in gegenwärtigem Lehrſaz erzehlete Zufälle.

Von der Veränderung des Bettes entſtehet unruhiger Schlaf und wenige Ausdünſtung; Dann was man nicht gewohnt, obſchon es beſſer iſt, verlezet ſowohl den Leib als das Gemüth. Dis lehret uns die Erfahrung: Die Urſache hievon iſt, weil man in einem ungewohnten Bette das ſonſt gewöhnliche Lager verändern mus, indem ein ſolches Bette nicht ſo beſchaffen iſt, wie mans gewohnet: Wodurch der Umlauf des Bluts verändert wird, welches Unruhe, öffters Umwerffen des Leibes im Bette und darauf entſtehende verhinderte Ausdünſtung zuwege bringt.

Die in einem ungewohnten Bette ſchlaffen, träumen mehr, als wann ſie ſich des gewöhnlichen bedienten.

Die da ſchlaffen und nicht träumen,

dünſten gut aus; Hinwiederum die wohl ausdünſten und nicht träumen, ſchlaffen gut. Die nicht träumen, liegen geruhig und werffen ſich im Bette nicht herum, welches eine ungehinderte Ausdünſtung verſchaffet; Hingegen beweget ein Träumender ſeinen Leib gar oft, iſt auch gemeiniglich mit hizigen Gemüthsbewegungen beſchäftigt, wodurch die Lebensgeiſter nicht weniger in ihrem Einflus geſtöret werde.

Der Schlaf iſt ungefehr vier Stunden nach der Mahlzeit am beſten; Dann alsdann iſt die Natur mit der erſten Däuung weniger beſchäfftigt, ſtellet dasjenige wiederum her, was verlohren iſt, und kommt der Ausdünſtung beſſer zu ſtatten.

Durchs Gehnen und Ausſtreken der Glieder dünſten die Leiber in einer halben Stunde mehr aus, als ſie ſonſt in drei Stunden nur thun würden. Weil wir im Gähnen mehr Luft, als gewöhnlich iſt, einziehen, wodurch das Blut ſtärker gepreſſet, und die Ausdünſtung befördert wird.

Der Schlaff iſt im Winter dienlicher als im Sommer; Nicht darum, daß die Leiber alsdann von auſſen wärmer anzugreiffen ſind, und der Schlaff länger dauret; Sondern weil die Leiber im Winter der Würkung nach hiziger ſind, und deswegen ſehr ſtark ausdünſten, da ſie hingegen im Sommer kälter ſind. Weil wir uns des Winters warm zudeken, und alſo die Ausdünſtung beſſer befördern als im Sommer, worinn die genaue Bedekung des Leibes durch die Wärme der Luft verhindert wird: Welche aber in der Morgenröthe ſo kühl iſt, daß der gemeiniglich im Schlaffe einiger maſſen entblöſte Leib dadurch erkältet, die Schweislöcher verſtopffet werden, und die Ausdünſtung gehemmet wird.

Die Reinigkeit der Ausſprache und Hurtigkeit des Leibes nach dem Schlaff deuten an, daß der Leib in ſelbiger Nacht mehrentheils drei Pfund ausgedünſtet hat.

Im Schlaffe werden die Feuchtigkeiten zuſammen gezogen, die angebohrne Wärme wird mit der einflieſſenden vereiniget, der Durſt wird gehoben, wann die Galle die Oberhand nicht hat, aus dem Blut werden die übrige Feuchtigkeiten gezeiget, und die Leiber werden ſodann leichter.

Durch gar zu ſtarken Schlaff erkälten ſowohl die innere als äuſſere Theile; die Feuchtigkeiten verdiken, werden unbequem zur Ausdünſtung und ſchwerer.

Gallreiche Cörper werden durch gar zu ſtarken Schlaff hefftig beſchädigt, nicht deswegen, weil die Ueberbleibſel der dritten Kochung nicht ausdünſten können, ſondern, weil ſie ſehr beiſſig ſind, und das Haupt ſammt andern Eingeweiden angreiffen.

Ungewöhnliches Wachen machet die Leiber in den erſten Tagen immer ſchwerer und ſchwächer: Schwerer, weil, nachdem die ausdünſtende Unreinigkeiten, ſowohl vor ſich ſelbſt als zufälliger Weiſe ausgeleeret ſind, ein ſchwerer roher Safft zurük bleibet; Schwächer, weil daſelbſt, wo ſich Rohigkeit finden läſſt, keine nüzliche Verwandlung der Säffte geſchehen kan, und folglich die Kräffte abnehmen.

Ungewöhnlicher Mittagsſchlaff beſchädigt alle Eingeweide und ſchwächet d Ausdünſtung. Weil durch die verhinderte Bewegung des Leibes der Umlauff des Bluts träger, und dadurch die innwendige Theile geſchwächet werden, welches alles die Ausdünſtung zurük hält.

Mattigkeit nach dem Schlaff wird durch ſolche Mittel gehoben, ſo die Ausdünſtung leichter machen, als faſten, Leibesübung Wachen und Zorn. Das Theegetränk iſt in ſolchem Fall das beſte, weil dadurch das Blut verdünnet und zum Umlauff bequem gemachet wird, welches die Ausdünſtung zuwege bringet, und alles wiedrum herſtellet: Wie dann auch die Erfahrung lehret, daß durch dis Getränke öffters das hefftigſte Kopffwehe geneſen wird.

Wann der Leib ausgeſtreket wird, iſt der Schlaff ſchädlich, wird er aber zuſammen gezogen, ſo hilfft er: Weil die zuſammen gefügte Eingeweide eine leichte, die ausgedehnete hingegen, ſchwere Verdäuung verurſachen. Wann die Glieder zuſammen gezogen ſind, wird der ganze Leib dadurch erwärmet, weil die Wärme alsdann ſo leicht nicht zerſtreuet wird.

Fröliche und zornige Leute werden viel weniger durch eine lange Reiſe abgemattet, als furchtſame und traurige; Dann jene dünſten geſunder aus als dieſe.

Durch die Leibesübungen werden die Leiber leichter; Dann alle Theile, fürnemlich die Muſculn, werden dadurch vom Auswurff gereiniget. Das Ausdünſtende wird zur Ausdünſtung befördert, und die Geiſter werden alsdann verdünnet. Weil die Bewegung des Herzens und der Umlauf des Bluts dadurch ſehr angeſtrenget werden, welches einen groſſen Verluſt der feinſten Theile im Blut zuwege bringet.

Wann der Leib nach dem Abendeſſen 10. Stunden im Bette ruhet, wird er ſehr wohl ausdünſten: Wird er aber noch länger ruhen, ſo wird alſobald ſowohl die merkliche als unvermerkte Ausdünſtung vermindert werden. Weil nach ſolcher langwürigen Ausdünſtung keine Materie mehr übrig.

Es gibt zweierlei Ubungen, nemlich des Leibes und des Gemüths; Durch jene werden die Unreinigkeiten des Leibes entlaſtet. Dieſe aber thut ihre Würkung vielmehr unempfindlicher Weiſe, fürnemlich aber am Herzen und Gehirn, wo die Seele ihren Siz hat.

Gar zu groſſe Gemüthsruhe verhindert die Ausdünſtung mehr als die Leibesruhe.

Gemüthsbewegungen, wodurch die Geiſter am meiſten zur Ausdünſtung gebracht werden, ſind Zorn, Furcht, Traurigkeit ꝛc. Zorn und übermäſige Frölichkeit bringen eine hefftige Bewegung ins Blut, und treiben alſo die Lebensgeiſter häufig aus dem Leibe: Aber Furcht und Traurigkeit halten ſie zurük, ſo daß ihr Einflus gehemmet wird.

Hefftige Leibesübung nimmt das Gewicht der in die Sinnen fallenden Excrementen von einem mit Eſſen oder roher Feuchtigkeit angefülleten Cörper weniger als gewöhnlich, hinweg; Und von den unſichtbaren Excrementen faſt nichts. Weil dasjenige, welches am meiſten beweglich im Blute iſt, durch die ſtarke Arbeit hinweg getrieben wird, welches verurſachet, daß die rauhe Theile nicht verzehret werden können, und die unſichtbare Ausdünſtung zurük bleibet.

Den Leib an einem Ort, wo der Wind wehet, ſtark bewegen, iſt ſchädlich.

Das Reiten würket nur auf die Ausdünſtung der über die Lenden gelegenen Theile des Leibes: Aber unter die Arten des Reitens iſt der Zeltergang am geſundeſten, da hingegen das Traben gar ſchädlich iſt. Die über den Lenden befindliche Theile werden im Reiten mehr geſchüttelt, als diejenige, ſo unter ihnen gelegen ſind; Was aber die Arten des Reitens anbetrifft, ſo iſt der Trab, weil die Därme dadurch gar zu ſtark geſchüttelt werden, nicht ſo gut als ein leiſer Schritt und der ſo genannte Pas. Weil durch dieſe zwei lezte Gattungen die Theile des Leibes nur ganz gelinde beweget werden.

Das Fahren im Wagen iſt am ſtrengſten unter allen. Dann dadurch wird nicht allein die ungekochte Ausdünſtung heraus getrieben, ſondern es werden auch die feſten Theile des Leibes und fürnemlich die Nieren dadurch beſchädigt. Durch die gar zu ſtarke Erſchütterung beim fahren (fürnemlich auf den mit Steinen gepflaſterten Wegen) werden ſowohl die ausdünſtende als auch die feinſten Theile des Bluts heraus getrieben.

Tanzen ziehet erſt die Kräfte einwärts, und treibet ſie nach dem mit Ungeſtümm heraus, ſo daß ſowohl das Gekochte als Ungekochte verlohren gehet. Iſt von den Pohlniſchen und Baurtänzen, bei denen ſtark geſprungen wird, zu verſtehen; Dann ſowohl eine *Menuette* als andere Franzöſiſche Tänze können ohne ſtarkes Springen gar wohl verrichtet werden, und ſind demnach dem Leibe ſehr geſund.

Mäſſiges und ohne Springen geſchehendes Tanzen kommt am nächſten zum Lobe der mäſſigen Bewegung, weil es die gekochte Ausdünſtung mäſſig heraus treibet.

Die ſehr lange, wie junge Leute, gut ausſehen wollen, müſſen ſich hüten, daß ſie nicht ſchwizen, oder von Hize gar zu viel ausdünſten.

Von verhinderter Ausdünſtung werden die Häute der Augen dunkeler; daher wird das Geſicht durch ſehr kleine Oefnungen, dergleichen in kleinen Krebſen befindlich, verrichtet: Die Brillen vereinigen die Vorwürffe in einem Punct, ſo daß man dadurch nur durch einen Ort deutlich ſehen kan.

Von unmäſſigem Beiſchlaf wird die natürliche Wärme vermindert: Hieraus entſtehet dann die verminderte Ausdünſtung, welche Blähungen und Herzklopffen herfür bringt.

Von mäſſigem Beiſchlaf werden alte Leute ſchwerer und kälter; Junge Leute aber leichter und wärmer. Alte, werden deswegen ſchwerer, weil die zur Erhaltung des Lebens gehörige Theile bei ihnen zuſammen gehalten werden; Dahingegen die Wärme abnimt, weil die Lebensgeiſter durch den Beiſchlaf zum Theil verlohren gehen; Aber junge Leute werden dadurch leichter und wärmer, weil ſie zwar auch einige Lebensgeiſter im Beiſchlaf verlieren, die übrigen aber ihren Einflus um ſo viel leichter verrichten können, welches den Leib hurtiger machet.

Der von der Natur erwekte Beiſchlaf iſt nicht ſchädlich; wird er aber durch Gemüthsbewegungen erweket, ſo verlezet er das Gemüth und Gedächtnis.

Furcht und Schreken machen, daß das Leichteſte ausdünſtet und das Schwereſte zurük bleibet. Aber die Frölichkeit und Zorn treiben beiderlei heraus. Weil die erſte beide Gemüthsbewegungen die Bewegung des Bluts einiger maſſen zurük halten, darum werden deſſelben Theile nicht zerſtreuet, ſo daß nur die feine Ausdünſtung fortgehet, nicht aber das Schwere, folglich der Leib ſchwerer bleibet: Das Leztere iſt ſchon in vorigem erkläret.

Darum ſind furchtſame und traurige Leute den Verſtopffungen, Verhärtungen der Theile und der Hypochondrie unterworffen. Weil die Röhren in dergleichen Fällen leichter zuſammen gezogen werden.

Die auf der Reiſe zornig oder frölich ſind, verſpüren alsdann keine Mattigkeit: Dann ihre Leiber dünſten die dike Ausdünſtung leicht aus: welches nicht geſchichet, wenn ſie traurig oder furchtſam ſind.

Nichts machet die Ausdünſtung freier, als ein frölicher Muth. Weil der Leib alsdann in ſeinen Verrichtungen nicht gehemmet wird.

Wann die Traurigkeit lange dauret, machet ſie kalt Fleiſch; dann ſie verhindert, daß die dike und kalte Theile der ausdünſtenden Materie nicht ausdünſten können.

Die Schärffe der wegen Traurigkeit verhaltenen ausdünſtenden Materien wird durch die Frölichkeit gemächlich aus dem Wege geräumet: dann die geſunde und liebliche Feuchtigkeiten werden ſodann aufgelöſet, und hernach das Gewicht ſamt der Schärffe hinweg geſchaffet.

Zorn und Hoffnung räumen die Furcht aus dem Wege; Aber Frölichkeit verbannet die Traurigkeit: Dann die Gemüthsbewegungen laſſen ſich nicht durch Arzeneimittel ſondern durch andere Gemüths-Bewegungen überwinden: weil dasjenige was denſelben zuwider ſeyn ſoll, ihre Eigenſchaft an ſich haben mus.

Die traurig zu Bette gehen, dünſten des Nachts wenig aus: und folgendes Tages bleiben ihre Leiber ſchwerer als gewöhnlich.

Die Melancholei wird auf zweierlei weiſe überwunden; Entweder durch die freie Ausdünſtung, oder eine ſtetige Gemüthsruhe.

Wann alſobald nach dem Zorn die Gemüthsruhe folget, oder nach der Gemüthsruhe der Zorn kommt; Alsdann werden die Leiber, wann der Menſch eben ſo viel Speiſen zu ſich nimmt, als er gewohnet iſt, leichter, als wann der Zorn und die Traurigkeit allein anhielten. Was die heftige Gemüthsbewegung hat ſizen laſſen, wird durch die folgende fortgetrieben.

Wann einer ſich ohne Urſache beſſers Muths wie ſonſt zu ſeyn, verſpüret, ſolches entſpringet von der mehr geöfneten Ausdünſtung: daher auch der Leib folgendes Tages leichter verſpüret wird.

Unvermuthete Freude thut mehr Schaden als die, ſo man vorher gewuſt hat; Dann ſie beweget nicht allein die Ausdünſtung der Unreinigkeiten der dritten Däuung, ſondern auch die Ausdämpffung der Lebensgeiſter. Weil die Gefäſſe dadurch auf einmal gar zu ſtark erweitert werden, wodurch die innwendige Verrichtungen des Leibes ſo allgemählich geſchehen müſten, gehemmet werden.

Peterſilien und die übrigen eröfnende Mittel machen frölich; Aber Hülſenfrüchte, fett Fleiſch und andere verdikende und die Höhlen der Gänge anfüllende Dinge bringen Traurigkeit zuwege. Die Peterſilie verdünnet die Säfte, und eröfnet die Schweislöcher; Hingegen ſind die übrige aus diken und groben Theilen zuſammen geſezet, folglich verhindern ſie die heilſame Verrichtungen im Leibe.

Denen, die zum Zorn geneigt ſind, ſchadet die unmäſſige Übung ſehr; dann ſolcher ihre Gänge und Röhren werden ſehr ſchleimig hohl, und mit Ungeſtümm wiederum angefüllet; Darum hält Hipp. das Reiben der Theile und die Fechtſchule für ſchädlich. Weil das Verlohrne ſo bald nicht wiedrum hergeſtellet werdē kan, und ſich an deſſen Statt andere gröbere Theile wiederum einfinden.

Ohne Gemüthsbewegungen würde der Leib austruknen und im Müſſiggang vergehen: Hingegen würde das Gemüth nicht verlezet werden, unerachtet ſich der Leib nicht bewegete.

Die eine ſehr groſſe Begierde haben, etwas durchs Spiel zu gewinnen, müſſen nicht ſpielen; dann wenn ſie ſchon allezeit glüklich im Spiel wären, würden ſie doch für Freuden nicht geruhig ſchlaffen, wodurch ſie endlich die Ausdämpffung der ausdünſtenden gekochten Theile verlieren müſten.

Bei Veränderungen der Gemüthsbewegungen wird das Studiren oder Nachſinnen langer fortgeſezet, als wann keine Gemüthsbewegungen dabei wären: Dann die Ausdünſtung wird dadurch mäſiger und geſunder. Weil die Gemüthsbewegungen ein wichtig Mittel zur Veränderung ſind; Woraus das Sprüchwort entſtehet: Daß der Menſch durch die Veränderungen und verſchiedene Gemüthsbewegungen ſein Leben unterhalten müſſe.

Das Nachſinnen, ſo ohne aller Gemüthsbewegung geſchiehet, dauret kaum eine Stunde; Mit einer einzigen Gemüthsbewegung kaum 4. Stunden; Aber wann ſich Veränderungen der Gemüthsbewegungen dabei finden laſſen, wie im Würfelſpiel vorfällt (wobei die Spielende ſich bald über ihren Gewinn erfreuen, bald wiederum ihres Verluſtes halber betrübt ſind) kan es Tag und Nacht fortgeſezet werden.

Die bald traurig, bald frölich, bald zornig, bald furchtſam ſind, genieſſen einer weit geſundern Ausdünſtung als diejenige, ſo immer einerlei Gemüthsbewegung haben, obſchon ſelbige gut iſt.

Gedanken von den Sommerfäden in der Luft.

Wir ſehen jezo täglich viele weiſſe, seidenähnliche, zuſammengeſchlungene, zarte Fäden in der Luft fliegen. Es iſt dieſes eine in allen Frühlingen und Herbſten gewöhnliche Erſcheinung. Weil ſie vor dem Sommer vorhergehet und auf denſelben folget, ſo nennet der gemeine Mann dieſe Fäden den Sommer, und ſagt im Frühlinge, der Sommer komt gezogen, und im Herbſt, der Sommer ziehet weg. Ich führe dieſes nur an, dasjenige, was ich vortrage, durch bekannte Ausdrüke deutlich zu machen. Dieſe jährliche Begebenheit hat ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der Naturkündiger, ja auch des gemeinen Mannes, an ſich gezogen. Es ſind daher verſchiedene Meinungen von dem Urſprunge dieſer Fäden zum Vorſchein gekommen. Einer von denjenigen Gelehrten, welche ihre erſte Einfälle als Wahrheiten bekannt machen, hält dieſelbe für die Zinkblumen aus den Gebürgen. Ich mus dieſes etwas deutlich machen. Wenn man den Zink, welcher ein weiſes Halbmetall iſt, ſchmelzt, und, wenn er geſchmolzen iſt, ihm mit dem Feuer immer noch ſtark zuſezet, ſo fängt er endlich an zu brennen, und giebt eine überaus ſchön anzuſehende hellblaue und lichtcitrongelbe Flamme. Durch dieſes Brennen wird er in einen Kalk verwandelt, welchen man die Zinkaſche nennet. Bei dem Brennen ſteigen ſehr dichte weiſe Dämpfe, welche wie eine Menge ſehr subtiler ſeidener Fäden zuſammen hängen, in die Höhe, und bleiben auch alſo beiſammen hängen, ſowohl in den thönernen Aufſäzen, welche man Aludeln nennet, als auch unten an der Zinkaſche. Wenn man dieſe zuſammenhängende Dämpfe etwas ziehet oder bewegt, ſo bekommen ſie leicht vollends die Geſtalt der weiſſen Fäden, welche man den Sommer nennet. Nun hält erwähnter Gelehrter dieſe Fäden für nichts anders, als für die Zinkblumen; ſo nennet man die gedachten Dämpfe. Er glaubt, daß ſie von den Gebürgen, wo Schmelzhütten und Röſte ſind, aus welchen ſie in die Höhe ſteigen, herkämen. Aber wegen der Aehnlichkeit der Sommerfäden und der Zinkblumen ſind ſie einander deswegen noch nicht gleich. Man darf nur beide gegen einander halten, ſo wird man ſehen, daß die Zinkblumen viel zu zart ſind, als daß ſie durch die geringſte Bewegung in der Luft nicht voneinander getrennet werden, und die Geſtalt der Fäden völlig verlieren ſollten. Ferner wenn die Sommerfäden aus den Gebürgen kämen, ſo könnte man keine Urſache angeben, warum ſie nur im Frühlinge und Herbſte, und nicht das ganze Jahr durch, ziehen? Denn es wird daſelbſt Jahr aus, Jahr ein ge-

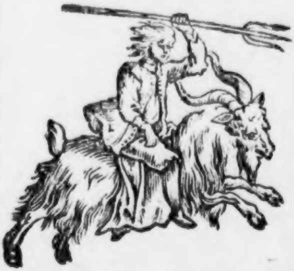
ſchmol

ſchmolzen und geröſtet. Endlich ſo wäre nicht zu begreifen, wie dieſe ſchwachen Fäden auf 30. bis 40. Meilen in der Luft fortziehen könnten, und nicht an Bäumen und Häuſern in den erſten Meilen hängen bleiben, oder ſonſt durch Wind, Regen und viele andere Zufälle, die ihnen auf ihrer langen Reiſe begegnen müſſen, zerriſſen und zerſtreuet werden ſolten? Doch ich halte es für unnöthig, dieſe wunderliche Meinung weitläuftiger zu widerlegen. Ihr ganzer Grund beruhet auf der groſſen äuſſerlichen Aehnlichkeit der Zinkblumen mit den Sommerfäden. Wenn man aber alle Säze auf ſolche Annehmlichkeit gründen will, ſo kan man auch behaupten, der Himmel wäre ein groſſer Durchſchlag; weil es, wenn es regnet, gerade ſo ausſiehet, als wenn das Waſſer durch einen Durchſchlag läuft. Andere, welche die Sache ganz zuverläſig zu wiſſen vorgeben, aber zu derjenigen unnüzen Claſſe der Naturkündiger gehören, welche ihren ganzen Vorrath phiſicaliſcher Einſicht aus lauter unrichtigen und unbeſtimmten Begriffen ausſpeculiret, niemals aber die Natur ſelbſt betrachtet, und Verſuche und Erfahrungen zum Grunde ihrer Wiſſenſchaft geleget haben, halten die Sommerfäden für geronnene klebichte Materien in und auf dem Erdboden. Es iſt wahr, wenn man aufgelöſte Harze und andere klebichte Materien mit der Fingerſpize ziehet, ſo kan man lange Fäden, wie Seide, daraus machen. Aber wo ſind denn eigentlich diejenigen klebichten Materien, woraus dieſe Fäden entſtehen? wie entſtehen ſie denn? und warum entſtehen ſie nur im Frühling und Herbſte? Alle dieſe Fragen können die Erfinder dieſer Meinung nicht beantworten; denn ſie haben keine kleibichte Materie und keine Fäden daraus entſtehen ſehen: und was ſie davon ſagen, das ſagen ſie nur, weil ſie es ſo denken, nicht aber wiſſen. Dieſe Meinung wird alſo, als eine leere Erdichtung, zu verwerfen ſeyn, wenn man dieſe Sache auf eine andere Art erklären, und auf die Erfahrung gründen kan. Eine etwas vernünftige Meinung, als die beiden vorhergehenden, iſt diejenige, nach welcher einige dieſe Fäden für Spinneneſter halten, in welchen die Spinnen, als auf Luftſchiffen, nach einem ihnen bequemen Winteraufenthalte, ſegelten. Man hat zuweilen Spinnen darinnen gefunden; und dieſes hat Anlas zu dieſer Meinung gegeben. Aber wenn es Spinnenneſter wären, ſo müſte man ſie doch auch auſſer der Luft, an Bäumen, Sträuchern, Häuſern, Wänden u. d. g. ſehen. Man findet aber nirgends dergleichen Spinnenneſter. Und wohin trügen denn die Neſter die Spinnen? Sie ziehen mit dem Winde, und dieſer würde ſie eben ſo oft in kältere, als in wärmere Gegenden, führen; des groſſen Wegs zu geſchweigen, welchen ſie nehmen müſten, wenn ſie in eine merklich wärmere Gegend kommen ſollten. Uberhaupt haben die Inſecten nicht nöthig, wie die Störche, im Winter in wärmere Länder zu ziehen, weil ſie klein genug ſind, ſich in viel tauſend überal vorhandene Löcher, Höhlen, Rizen u. d. g. zu verbergen. Die Störche würden es auch ſo machen, wenn ſie ſo klein wären, wie die Inſecten. Ob ich nun gleich die Sommerfäden nicht für Spinnenneſter halte, ſo glaube ich doch, ja ich behaupte, daß ſie von den Spinnen kommen. Im Herbſte, da die Witterung den Feld- und Gartenſpinnen zu rauh wird, kriechen ſie unruhig hin und her, und ſpinnen ſich einen Gang nach dem andern. Sie befeſtigen, wie gewöhnlich, ihre Fäden an die Blätter der Bäume und Sträucher. Dieſe aber fallen ab, und reiſſen die Fäden mit herunter; daher ſie häufig an den Bäumen herunter hängen. Bei unfreundlicher Herbſtwitterung kriechen die beſagten Spinnen nach ihren Rizen und Höhlen. So bald die Sonne hervor komt, und ſie die Wärme merken, kriechen ſie wieder hervor, fangen emſig an zu ſpinnen; durch das öftere Anfangen und Aufhören aber entſtehen ſehr viele unordentlich gezogene Fäden. Man gehe nur im Herbſt auf dem Felde über die Stoppeln, ſo werden bald die Schuh mit Spinnenfäden, wie mit weiſſer Seide, überzogen ſeyn. Man ſehe die Wände, Zäune, Geländer, Stämme an den Bäumen, und die Aeſte der Bäume und Sträuche ſelbſt an, ſo wird man alles mit Fäden von Spinnen überwebt finden. Dieſe Beobachtung mache ich täglich bei meinem Spaziergange um die Stadt, an den Linden und an den Geländern um dieſelben. Da finde ich öfters viele Spinnenfäden, welche der Wind losgewehet hat, und die ſich vereiniget haben, und vollkommen die Sommerfäden zeigen. Ich finde auch die bekannte Feld- und Gartenſpinne öfters dabei. Die im Herbſte und Frühlinge gewöhnlichen ſtarken Winde wehen natürlicher Weiſe dieſe zuſammengeſchlungene Fäden los, und führen ſie in der Luft fort, und da bekommen die Spinnengewebe den groſſen Namen des Sommers. Wie leicht können nun nicht da zuweilen die Spinnen mit fortgeführet werden? Weil die Spinnen in warmen Tagen nur ſpinnen, ſo ſiehet man dieſe Sommerfäden gemeiniglich nur an ſolchen Tagen ziehen. Im Frühlinge kommen die Spinnen wieder aus ihren Winterquartieren hervor; und daher folgt dieſe Erſcheinung auch im Frühlinge.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zweihundert Stük Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.
Er lies nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das lezte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweihunderten fehlt nicht ein einzig Stük.
Der Oheim nahm den Augenblik
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz! fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nuzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kan.

Von der Hexerei.



Es ſind die Hexen ſchon längſtens aus der Mode gekommen, und für ſie wird kein Scheiterhaufen mehr angezündet. Will man ein boshaftes Weibsbild, welches durch Kräuter und andere natürliche Mittel andern Leuten Schaden zufüget, eine Hexe nennen: ſo wird man damit keine Sünde begehen; nur verſchone man ſie mit dem Verſtändniſſe mit dem Teufel. Meine Meinung hievon habe in dem curioſen Dollmetſcher unter dem Artikel Lamicæ angegeben, für jezo will ich nun auch dasjenige, was andere ſowohl in ältern als neuern Zeiten, hievon geſchrieben, hier anführen, und dann am Ende von der ſogenannten Hexe an dem Parfüſſer Thurn, mit der daran befindlichen Abbildung, zugleich etwas in Kupfferſtich, mit einruken.

Was eigentlich die Hexerei ſey, kan man überhaupt ſo genau nicht beſchreiben, nachdem man dis Wort in verſchiedenem Verſtand gebraucht, und ſolches bald im engern, bald in weiterm Sinn genommen, wie man denn auch ſo viele Nahmen hat, womit man die Hexen beleget, die ſich aber zum theil auf die Hauptſache, ſo darunter anzudeuten, nicht ſchiket. Von den Hebräiſchen Wörtern, welche aus dem alten Teſtament hier appliciret werden, vorjezo nichts zu gedenken; ſo gebraucht man 1) das Wort lamia, welches einige vor lateiniſch, andere vor griechiſch ausgeben, wovon Geſnerus und andere ſagen, daß es eine irrdiſche Creatur, oder einen gefräſſigen Fiſch, wie auch ein Geſpenſt bedeute, und thun hinzu, daß es eine Creatur mit einem Frauen-Geſichte, und mit Pferde- oder Eſelsfüſſen ſey, dergleichen aber weder jezt, noch jemals in der Natur geweſen, ſondern nur die Kinder zu erſchreken erfunden worden: 2) ſtrix, da die Hexen in vielen Büchern ſtriges heiſſen. Eigentlich aber bedeutet ſtrix einen Nachtvogel, welcher denen Ziegen die Milch, und den jungen Kindern das Blut auszuſaugen pfleget. Es ſoll eine Art von Eulen, etwas gröſſer denn eine Amſel, doch nicht gar zu gros als ein Kukuk ſeyn, ſ. Grotium de auib. lib. 3. pag. 241. Sie ſind am Tage blind, fliegen aber des Nachts mit einem entſezlichen Geſchrei umher, ſind um Rom, in der Schweiz uñ. in der Inſel Candia zu finden. Daß man nun den Hexen dieſen verblümten Nahmen beileget, ſoll deswegen geſchehen ſeyn, weil ſie des Nachts meiſtentheils ihre teufliſche Künſte ausübten, und die jungen Kinder bezauberten, da ſie ſolche anrühreten, oder ihnen Milch aus ihren Brüſten geben, welche geſuchte Gleichheit aber etwas gezwungen iſt, indem auf ſolche Weiſe alle gottloſe Leute, die des Nachts andern Schaden zufügen, und die keine Hexenmeiſter oder Hexen ſind, ſtriges zu nennen wären: 3) pflegt man das Wort ſortilegus auf die Hexen zu ziehen, welches eigentlich einen ſolchen bedeutet, der das Glük durchs Loos erkundiget und anzeiget; da man denn wieder nicht ſehen kan, was das Werffen, oder der Gebrauch des Looſes vor eine Gemeinſchaft mit der Hexerei hat. Denn obgleich das Loos, wie es in den beſten Sachen zu ergehen pflegt, kan gemisbrauchet werden, ſo iſt es doch nicht an und vor ſich böſe, und hat auch in dem gemeinen Leben ſeinen Nuzen, wie denn deſſen Gebrauch Prov. 16. v. 33. und Actor. 1. v. 26. gedacht ward: 4) ſaga, welches eine der gewöhnlichſten Lateiniſchen Benennung der Hexen iſt, und von ſagire, d.i. etwas gleich merken, den Braten riechen, kommt, daß folglich ſaga eigentlich nichts anders bedeutet, als eine weiſe und verſchlagene Frau, damit man denn die Hexen deswegen benennet, weil ſie viele künftige Dinge vorher wiſſen könnten, ſo aber auch nicht auf die Hauptſache, oder auf das Bündnis mit dem Teuffel gehet: 5) bedienet man ſich der Worte veneficus, venefica und veneficum, welche in ihrer eigentlichen Bedeutung und Urſprung aus dem Lateiniſchen nichts mehr heiſſen, als ein Giftmiſcher, Giftmiſcherin, Giftmiſchung, und kan ſeyn, daß man dieſe Nahmen denen Hexenmeiſtern, Hexen und Hexereien darum beigeleget, weil man ſagt, daß ſie heimlich und doch plözlich einem Menſchen vergeben können. Doch es kan jemand Gift miſchen, ſolches auch aus Trieb des Satans andern zum Schaden brauchen, ohne durch ein Bündnis mit dem Satan verknüpft zu ſeyn; 6) werden hieher gezogen die Lateiniſchen Wörter: faſcinum, faſcinatio, faſcinator, faſcinatrix. Faſcinatie wird zuweilen vor Neid und Bosheit genommen, und man ſagt, daß die Hexen einer Creatur mehr, als der andern, durch ihr bitter und neidiſches Gemüth zu ſchaden trachteten, und dahin wird eine Art der Zauberei mit den Augen, wodurch verurſachet werde, daß die Kinder ganz abnehmen und ſchwinden, wenn ſie von boshaſtigen Leuten flämiſch und verwendet angeſehen würden, gerechnet; bisweilen werde auch dieſe Art der Zauberei von denen geſagt, die rothe und ungeſunde Augen haben, und von welchen man fürgibt, daß ſie damit auch andern ſchaden könnten. So bedeutet auch faſcinatio oftmals ſolche Art der Beſchwerung, welche durch Kraft etlicher zauberiſcher Worte wunderſame Dinge ausrichtet. ſ. Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereien cap. 2. §. 5. 7) das gewöhnliche Wort, ſo die Teutſchen haben, iſt Hexe, oder wie einige ſchreiben wollen, Häkſe, von deſſen Urſprung allerhand Meinungen zu finden. Einige ſagen, daß dieſes Wort von Heza, einem Nahmen einer gewiſen Königin der Amazonen, ſo die Zauberei wohl verſtanden, abſtamme. Andere glauben, daß Hexe ſo viel als Hecateia, von Hecate, welche Perſes, der Sonnen Sohn gezeuget, und die ſich auf Verfertigung und Zubereitung tödlicher Gifte geleget. So meinen auch etliche, daß der Urſprung dieſes Worts von der Hecuba, von welcher die Poeten gedichtet, daß ſie ein boshaftiges Weib geweſen, und nachgehends in einen Hund verwandelt worden, herzuleiten, welches grammatiſche Muthmaſſungen ſind, die, wenn ſie auch alle vor richtig angenommen würden, zur Sache nichts beitragen noch beweiſen, daß der Nahme Hexe die eigentliche Idee der Hexerei ausdrüke: 8) nennet man dergleichen Leute auch Unholden Gabelreiter, Milchdiebe, böſe Leute, Wettermacherinnen u. ſ. w. welches ebenfalls ſolche Benennungen ſind, die nur gewiſſe Eigenſchaften, nicht aber das Weſen ſolcher Leute ausdrüken.

Durch die eigentliche Hexerei nun, ſofern ſolches Wort in engerm Verſtand gebraucht wird, verſtehet man dasjenige Verbrechen, da ein Menſch mit dem Satan, der ſich entweder in einer viehiſchen, oder menſchlichen, oder ungeheuren, allezeit aber ſichtbarlichen Geſtalt ſehen läßt, ein Bündnis eingehet, kraft deſſen der Teuffel ſeiner Wolluſt, Geiz, und Hochmuth ein Gnüge thun, und er hingegen mit ihm fleiſchliche Unzucht treiben, an einen gewiſſen Ort, mit Hülffe des Satans, der die Zauberer durch die Luft dahin führet, erſcheinen, auch daſelbſt nebſt andern ſeinen Conſorten denſelben anbeten, tanzen und ſchwelgen, ja eben durch deſſen Beiſtand Menſchen, Vieh und Früchte durch Wettermachen, oder auf andere übernatürliche Weiſe beſchädigen, und endlich nach Verflieſſung einer beſtimmten Zeit mit Leib und Seel des Satans ſeyn, und in Ewigkeit bleiben wolle, ſ. Thomaſium de crimine magiæ §. 12. de origine ac progreſſu proceſſus inquiſitorii contra ſagas §. 4. Gottfried Wahrliebs Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 1. §. 11. Es wird auch ſonſt das Wort Hexerei, wie Wort Zauberei, im weitern Sinn genommen, daß man darunter überhaupt dasjenige Verbrechen verſtehet, wenn die Menſchen ungewöhnliche Dinge zum Schaden anderer vermittelſt abergläubiſcher Gebräuche vornehmen, ohne daß ſie in einem leiblichen Bündnis mit dem Satan ſtehen. Doch die erſte Bedeutung iſt die gewöhnlichſte, daher wir auch jezo bei derſelben bleiben, und die angegebene Definition ausführen, hierauf aber die Frage: ob dergleichen beſchriebene Hexerei zu finden? unterſuchen wollen.

Es kommt aber bei der berührten Definition die Hauptſache auf das Bündnis, ſo die Hexen mit dem Teuffel aufrichten, an, da denn die gemeine Lehre dahin gehet: Es erſchiene der Teufel in einer leiblichen, doch unterſchiedenen Geſtalt, indem er bald in Geſtalt eines Viehes, bald eines Menſchens, bald auf eine andere ungeheure Geſtalt daher käme, und würde alſo mit ihm ein Bündnis aufgerichtet, welches aber auf unterſchiedene Weiſe geſchehen könnte, ſowohl öffentlich, als privatim. Oeffentlich würde dieſer Pact in Gegenwart anderer Zauberer und Hexen in einer von dem Satan ſonſt beſtimmten Zeit aufgerichtet; privatim aber, wenn ſolches allein unter beiden Paciſcenten, ohne daß jemand anders zugegen wäre, geſchähe. Andere theilen dieſes Bündnis in ein ausdrükliches, welches entweder öffentlich oder privatim geſtiftet würde, und in ein ſtillſchweigendes, wenn man ſich nur durch Angelobung und Verſprechung dem Teuffel verbinde. Delrio in diſquiſitionibus magicis ſagt, daß dieſe Verbindung auf eine dreifache Art geſchehen könnte; einmal, wenn der Teuffel in einer leiblichen Geſtalt zugegen wäre, und das Pactum mit ihm in Gegenwart der andern Zauberer und Hexen, als Zeugen mit Beobachtung gewiſſer Solennitäten aufgerichtet würde: hernach vermittelſt einer Supplic, welche dergleichen Leute dem Teuffel überreichten, und drittens durch einen abgeordneten Zauberer, wenn ſich etwa die Perſon, welche mit dem Teuffel ein Bündnis machen will, ihn anzuſehen, oder mit ihm zu reden, ſcheuete. Hiebei gibt man für, daß der Satan denjenigen, mit welchem er ein Bündnis ſchlieſſe, gewiſſe Mahlzeichen, Beulen und Gewächſe an ihren Leibern verurſache, welche, wenn man hinein ſteche, unempfindlich wären, und kein Blut geben, von denen etliche behaupten, daß ſie bei allen, nach anderer Meinung aber nur bei denen, bei welchen ſich der Teuffel befürchtete, daß ſie dürften bundbrüchig werden, anzutreffen, davon mit mehrerm Spizel in expugnatione orci p. 232. 277. ſeqq. nachzuſehen. Die Handſchrift, welche ſie dem Satan ausfertigen müſſen, ſollen ſie ſehr oft mit ihrem eigenen Blut unterſchreiben, und die Sachen, worüber ſie ein Bündnis machen, giengen zum Theil den Teuffel, zum Theil ihre eigene Perſon an. Auf Seiten des Teuffels müſte man ſich ihm mit Leib und Seel als eigen verſchreiben, daß er nach einer gewiſſen Zeit die völlige Beſizung davon nehme, mithin dem Bund, welchen man mit GOtt in der heiligen Tauffe aufgerichtet, gänzlich abſagen; inſonderheit aber verbänden ſich die Hexen 1) mit ihm fleiſchliche Unzucht zu treiben, ſo der Teuffel wohl thun könnte, in Anſehung daß er einen Leib annehmen, oder andern den Saamen entwenden, und ſich deſſen bei der fleiſchlichen Vermiſchung bedienen könnte, welches zwar ein Punct, den auch viele, die ſonſt die Hexerei ſehr vertheidigen, in Zweiffel ziehen, ja gar läugnen, wie bald ſoll gezeiget werden: 2) an einem gewiſſen Ort mit Hülffe des Satans, der die Zauberer durch die Luft dahin führe, zu erſcheinen, auch daſelbſt nebſt andern ſeinen Conſorten denſelben anzubeten, zu tanzen und zu ſchwelgen. Dieſes geſchehe nun zuweilen wahrhaftig, daß ſie der Teuffel leiblicher Weiſe wohin führe; zuweilen aber machte er ihnen nur ein Blendwerk für, und bethöre ſie, daß ſie ſich einbildeten, als wären ſie untereinander luſtig und tanzeten. Ja Johann Bodinus hat fürgegeben, daß bisweilen die Seelen der Hexen von dem Teuffel wohin gebracht würden, und der Leib bliebe zu Hauſe. Die Zeit dieſer Hexen-Zuſammenkunft und des Hexentanzes wird mehrentheils auf Walpurgis, welches der erſte Mai iſt, geſezet, da denn einſame Oerter in einem Wald, oder auf einem Berg, oder unter der Erden darzu erwählet würden, und iſt bei uns deswegen der Bloksberg benannt; die Fuhr aber geſchähe auf Beſemen, auf Ofengabeln, Harken, Böken, und was dergleichen Weiber-Hiſtörgen mehr ſind. Auf Seiten der Zauberer aber und Hexen verbinde ſich der Satan, erſtlich ihren böſen Neigungen des Hochmuths, Geizes und der Wolluſt ein Genüge zu thun, daß er diejenigen, welche ſich mit ihm in ein Bündnis einlieſſen, bald zu groſſen Ehren, bald zu groſſem Reichthum, bald zu allem Vergnügen, in was für Fällen ſie es wolten, bringen würde; hernach lehre der Teuffel die Hexen allerhand Zauberſtükgen, ſowohl was die wahrſagende Zauberei anlange, daß ſie die bevorſtehende Ungewitter wiſſen, auch wenn was verlohren oder geſtohlen worden, denjenigen, der es gefunden oder geſtohlen habe, anzeigen könnten; daher man zu ſagen pflegt: man wolte desfalls zu einer weiſen Frau gehen; als auch, was die practiſche Zauberei betreffe, daß ſie könnten verwandeln, und andere auſſerordentliche und die menſchliche Kräfte überſteigende Dinge zum Schaden der Menſchen und unvernünfftigen Creaturen thun, dergleichen das Wettermachen, die Vergifftungen, die Lähmungen der Glieder, das Augenausſchlagen, und dergleichen wären. Dergleichen Hexenhiſtorien und Exempel in dem malleo maleficarum, Bodini dæmonomania, dem theatro de veneficis, Delrionis diſquiſitionibus magicis, Torreblancä vier Büchern de magia, Remigii dæmonolatria, und andern ſolchen Schrifften zu finden, zu geſchweigen der beſondern Nachrichten von einzeln Perſonen, wohin des Fauſts Leben gehöret, und was man bei andern Scribenten hie und da zerſtreuet antrift, davon wir bald mehrers ſagen wollen. Wer aber die allerſeltſamſten Begebenheiten der Zauberer und Hexen unter der Geſtalt eines Hexenromans leſen will, dem wird die Hiſtorie des imaginations extravagantes de Monſ. Oufle gros Vergnügen geben, woraus man viele thörigte Einbildungen und Aberglauben erkennet, und daher ſehr zu recommandiren iſt. Der Auctor ſoll der Abt Bordeloo ſeyn, und man hat von dieſem Buch auch eine teutſche Ueberſezung, die zu Danzig 1712. in 8. gedrukt iſt. Aus dem Nahmen Oufle kommt durch ein gar ungezwungenes Anagramma das Wort le fou heraus.

Nun iſt die Frage: ob es eine ſolche Hexerei gebe, wie ſie jezo beſchrieben und erkläret worden? Die gemeinſte Meinung ſpricht ja: doch ſind auch andere, die nein dazu ſagen. Bei den Juden war unter andern eine Fabel bekannt, wie ſich die Geiſter mit den Töchtern der Menſchen, Geneſ. 6. v. 2. fleiſchlicher Weiſe vermiſchet, und haben auch ſehr viele Kirchenlehrer durch die Kinder GOttes Geiſter verſtanden; unter den heidniſchen Philoſophen waren vornemlich die Phitagoräer und Platonici, welche von den Geiſtern lehreten, daß ihnen ein ſubtiler Leib zukäme, daß man mit ihnen könnte bekannt werden, und in ihre Gemeinſchaft kommen, wodurch ſie zur Ausübung der Zauberei vermittelſt allerhand abergläubiſchen Ceremonien Anlas gaben. Was man aber davon bei den Poeten und unter andern beim Ovidio findet, wie gewiſſe Menſchen in Vögel und andere Arten unvernünftiger Thiere verwandelt worden, ſolches ſind Gedichte, dabei man ſich zu verwundern, daß das Volk ſich ſolche abgeſchmakte Dinge hat bereden laſſen, und ſich eine ſo ungereimte Kraft der magiſchen Künſte einbilden können. Doch die heidniſchen Zeugnüſſe haben wohl ſo viel nicht auf ſich, und hat man dabei zu unterſuchen, was ſie vermöge ihrer Principien in der Geiſterlehre von den Zauberdingen gehalten haben, und was bisweilen einer hie und da entweder aus einer guten Intention, oder auch aus einem beſondern Affect wider den allzugroſſen eingeriſſenen Aberglauben geſagt, oder geſchrieben hat; In Anſehung deſſen vielmehr die neuern Zeiten anzuſehen ſind. Gottfried Wahrlieb, hat ohnlängſt eine Schrift unter dem Titel: deutliche Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien und des ungegründeten Hexenproceſſes ediret, darinn vieles von Wichtigkeit anzutreffen. Das erſte Capitel handelt von der Hiſtorie der gegenwärtigen Streitfrage, und worinnen ſie eigentlich beſtehe? das andere von den Beweisgründen, daß es eine ſolche Hexerei gebe, nebſt deren Widerlegung:

legung: das dritte von den Beweisgründen daß es keine ſolche Hexerei gebe: das vierte von der Richtigkeit des Hexenproceſſes: und das fünfte von der allgemeinen Schädlichkeit und zunehmenden Abſtellung des Hexenproceſſes. Der Herr Auctor nimmt darinne Thomaſiſche Lehrſäze vom Laſter der Zauberei an, hat auch eine Vertheidigung derſelben wider den Auctorem der Unterſuchung vom Kobold beigefüget, einiger andern, die Grapius in theologia recens controuerſa part. 2. cap. 3. qu. 9. p. 82. anführet, zu geſchweigen. Uebrigens hat Gabriel Naudäus apologie pour ſes grands hommes ſoupçonnés magie 1653. ediret, welche 1712. 8. wieder gedrukt, auch wie kurz vorher erwehnet, in die teutſche Sprache überſezet worden. Er gehet darinnen viele gelehrte Leute durch, welche man der Zauberei wegen beſchuldiget, als den Zoroaſtrem, Orpheum, Pithagoram, Democritum, Empedoclem, Apollonium, Raimundum Lullium, Arnoldum de Villa Nova, Petrum de Apono, Paracelſum, Henr. Cornel. Agrippam, Noſtradamum, Trithemium, Albertum Magnum und andere, die er denn entſchuldiget und zeiget, daß ſie ohne Grund in dergleichen Verdacht gerathen, führe auch dabei die Urſache an, woher ſolche falſche Beſchuldigungen kommen.

Nachdem wir dieſe hiſtoriſche Nachricht voraus geſezet, ſo wollen wir nun beider Partheien Gründe anführen, und erſtlich überhaupt ſehen, ob eine ſolche Hexerei, die auf ein ſein mit dem Satan geſchloſſenen Bündnis beruhet, ſey? hernach aber inſonderheit unterſuchen, ob die Hexen ſich mit dem Teuffel fleiſchlich vermiſchen, ihre gewiſſe Hexentänze anſtellen, ſich in andere Arten der Creaturen verwandeln können? In Anſehung des erſten, ſo führen diejenigen, welche ſtatuiren, daß es würklich dergleichen Hexen gebe, theils die heilige Schrift, theils die Erfahrung als Beweisthümer an. Denn obſchon einige noch auf eine andere Art ihre Meinung zu befeſtigen geſuchet, und unter andern vermeinet, weil der Satan als eine würkende Urſach der Zauberei vorhanden wäre, ſo könne es auch nicht an Hexereien fehlen, wie Danäus in dialogo de venefic. p. 42. ſchlieſſet, oder die Sache wäre ſo klar, daß ſie keines Beweiſes bedürffe, welches die Gedanken des Thomä Eraſti in dem dialogo de lamiis & ſtrigibus p. 51. n. 138. ſind, oder es bekräfftigten dieſes doch gleichwohl viele Kirchenvätter, als Tertullianus, Auguſtinus, Hieronimus und andere; ſo ſiehet man doch gar leicht, daß dergleichen Gründe gar keinen Stich halten. Aus der Schrift werden unterſchiedene Stellen angeführet, welche die Hexerei beweiſen ſollen, und zwar 1) aus dem Exod. Cap. 7. v. 8. 9. ſeqq. das Exempel der Aegyptiſchen Zauberer, daß, wenn die Zauberer des Pharao durch Kraft und Beiſtand des Teuffels ihre Stäbe in Schlangen, und das Waſſer in Blut haben verwandeln und Fröſche hervorbringen können, warum ſolten nicht auch die Hexen durch die Kraft und Beiſtand des Teuffels ſich ſelbſt und andere Dinge in eine fremde und andere Geſtalt verwandeln, und auch das andere, was man von ihnen ausgibt, thun können? 2) heiſſe es Exodium 22. v. 13. Die Zauberinnen ſolte man nicht leben laſſen, und Levit. 20. v. 27. Wenn ein Mann, oder Weib ein Wahrſager oder Zeichendeuter ſeyn werde, die ſolten des Todes ſterben, man ſolte ſie ſteinigen, ihr Blut ſolte auf ihnen ſeyn: wohin auch die Worte Devter. 18. v. 10. 11. 12. zu ziehen wären; woraus denn zur Gnüge abzunehmen, daß dieſes ein ſehr groſſes Verbrechen müſſe geweſen ſeyn, weil GOtt eine ſo harte Straffe darauf geſezet habe: 3) beziehen ſie ſich zum Theil auf die Hiſtorie von dem Bileam im 4ten Buch Moſe, daraus ſie erſtlich ſchlieſſen, daß er ſich gottloſer und teufliſcher

Weiſſagungen bedienet habe, und mit Worten entweder habe ſegnen oder verfluchen können; hernach machen ſie auch den Schlus daraus, es hätten die Engel durch Bileams Eſelin geredet, dannenhero könne auch der Teuffel durch einen Hund oder Kaze zu einer Hexe reden: 4) zeige die Hiſtorie mit dem Saul und dem Weibe zu Endor 1. Sam. 28. deutlich an, daß dieſes Weib eine Gemeinſchaft mit dem Teufel gehabt, denn Saul habe mit dem Samuel geredet, welcher ihm aber nicht wahrhaftig erſcheinen können, weil ſein Leib zu Rama gelegen, und die Seele ſich in der ewigen Seeligkeit befunden, gleichwohl aber, die Sache als einen groſſen Betrug des Weibes anzuſehen, wolten die hiſtoriſchen Umſtände, die dabei erzehlet würden nicht zugeben; Denn man werde ſich wohl ſo leicht nicht einbilden, wie dis alte Weib Samuels Stimme ſo ähnlich nachgemacht, daß Saul, wenn er gleich noch ſo beſtürzt geweſen, den Betrug nicht gemerket; zu dem habe ſie ja den König nicht gekannt, und ihm alſo auch kein Blendwerk machen können, das ſich auf ihn und ſeinen Zuſtand geſchiket: ja es ſey die Prophezeiung Samuels richtig eingetroffen, und habe eben deswegen von dem Weibe nicht herrühren können, weil ihr die künfftigen Zufälle nothwendig unbekannt geweſen, woraus denn vor ſich der Schlus folge, daß der Teufſel mit im Spiel geweſen, mit welchem das Weib in einer Gemeinſchaft geſtanden: 5) führet inſonderheit Torreblanca de magia lib. 2. cap. 1. die Worte Eſaiä cap. 21. v. 15. an: wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Höllen einen Verſtand gemacht, und will daraus ſchlieſſen, daß die Menſchen mit dem Teufel ein Bündnis machten, folglich wäre auch eine Hexerei, wie er denn in eben dieſem Ort aus der Verſuchung Chriſti darthun will, daß der Satan gar geneigt ſey, ſich mit den Menſchen ein Bündnis einzulaſſen, weil er ſich unterſtanden, dem HErrn Chriſto gewiſſe conditiones anzubieten, wenn er zu ihm geſagt: dis alles will ich dir geben, wo du niederfälleſt und mich anbeteſt, Matth. 4. v. 9. 6) beruffen ſich auch einige auf das Exempel des Simonis Magi, welcher Zauberei getrieben, und das Samaritiſche Volk bezaubert habe, in den Act. Cap. 8. v. 9. ingleichen 7) auf die Worte Pauli in der Epiſtel an die Galater Cap. 3. v. 1. o ihr unverſtändigen Galater! wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? woraus man zu ſchlieſſen pfleget, wenn zu den Zeiten des Apoſtels keine Hexerei wäre bekannt und gebräuchlich geweſen, ſo würde er ſich dieſer Redensart nicht bedienet haben. Was die Erfahrung betrift, da beſondere Exempel der Hexen ſind bemerket worden: ſo iſt ſolche entweder eine eigene, wenn man dergleichen ſelber erlebet, oder eine frembde, wenn uns von andern allerhand Hexenhiſtorien aufgezeichnet und erzehlet werden, folglich gründet man ſich hier auf den hiſtoriſchen Glauben, bei dem man ſowohl auf die Zeugnüſſe ſelbſt, als auf die Umſtände der erzehlten Geſchicht zu ſehen, ſo er ſeine Richtigkeit und Würkung in der hiſtoriſchen Wahrheit haben ſoll. Bei den Zeugnüſſen erinnert man, daß ſolches nicht allein ſo viele Hiſtorienſchreiber und Obrigkeitliche Perſonen, ſondern auch die Hexen ſelbſten durch ihr eigenes Bekänntnis abgeleget, und ſey gar nicht zu vermuthen, daß ſo viele Perſonen, welche weit voneinander geweſen, und ſo zu ungleicher Zeit gelebet, durchgehends miteinander wären betrogen worden, oder ſich beredet, andern Leuten einen blauen Dunſt vor Augen zu machen, welches gar nicht hätte angeben können, und wenn gleich vieler Betrug, viele falſche Einbildungen dabei untergelauffen, welches auch kein vernünftiger Mann läugnen wird, ſo könte man doch nicht ſagen, daß dieſes von allen und zu aller Zeit geſchehen ſey. Zu den Umſtänden dieſer Geſchichten wird gerechnet

rechnet a) daß die Auſſage einer Hexe von ſich mit dem übereinſtimme, was eine andere gleichfalls von ſich bekenne oder nicht, daß alſo die Hexen, ſie mögen examiniret werden, wann oder wo ſie wolten, immer einerlei Unthaten, von ſich erzehlten: b) daß ihre Ausſagen öfters mit andern unläugbar geſchehenen Dingen auf das allergenaueſte eintreffen, z. Ex. wenn Inquiſiten bekennet, daß ſie vor einem Vierteljahr jemanden eine Kuh, und einem andern etliche Wochen hernach ein Kind getödtet, und man forſche, ob ſie die Sache ſo zugetragen? ſo werde man befinden, daß es geſchehen ſey: c) daß ſie gewiſſe Mahlzeichen, Beulen und Gewächſe an ihren Leibern hätten, die, wann man hinein ſteche, unempfindlich wären, und kein Blut von ſich geben: d) daß der Satan die Hexen und Hexenmeiſter mit allerhand Präſenten beſchenke, da ſie zwar meineten, ſie hätten etwas ſehr koſtbares von Geld oder dergleichen bekommen, wenn ſie aber über eine Weile nachſehen, ſo hätten ſie Steine, Blätter, Sand oder gar Unflath aufgehoben, woraus denn zu ſchlieſſen, daß würklich ein Geiſt bei den Leuten geweſen, der ihnen ſolche Dinge gegeben, welches Argument ſonderlich Heinrich Morus in antidot. aduerſ. atheiſm. lib. 3. cap. 6. ſect. 5. urgiret: e) daß die Zauberbücher, davon man hie und da Nachricht findet, genugſam anzeigeten, wie allerdings Leute geweſen, welche daran ein Belieben gehabt, ja daß würklich eine Hexerei ſey.

Doch, es iſt auch die Gegenparthei, welche ſaget, es gebe keine ſolche beſchriebene Hexerei, zu hören. Erſtlich wendet ſie verſchiedenes wider die angebrachten Beweisgründe ein, und da dieſelbe vors erſte aus der Schrift genommen würden, ſo meinet ſie, daß daſelbſt weder in einer deutlichen Stelle, noch in einem Exempel was von der teufliſchen Zauberei und Hexerei zu finden. Denn was anlanget 1) die Aegyptiſchen Zauberer; ſo meinet unter andern Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſogenannten Hexereien cap. 7. §. 37. ſeqq. daß alles, was dieſelben gethan, vernünftig und wahrſcheinlich durch natürliche Magie, oder Practiquen und Behendigkeit, ohne einem andern Beiſtand des Teufels auſſer dem geiſtlichen in ihrem Gemüth wegen ihres böſen Endzweks, Moſi zu widerſtehen, ſey bewerkſtelliget worden, daher ſie auch præſtigiatores, das iſt Gaukler, welche durch Geſchwindigkeit wunderbare und ſeltſame Dinge ausrichten könnten, genennet würden. Er will auch weiſen, wie es zugangen, daß die Schlangen hervor gebracht worden, nemlich der Gaukler ſey gemeiniglich vorher verſehen mit einem Drat, der alſo gebeuget und gewunden wäre, daß man ihn mit dem kleinen Finger in der Hand zuſammen drüken könne, laſſe man ihn aber wieder los, ſo ſpringe er wieder auseinander, und bewege ſich recht artig auf dem Tiſche; es ſey auch ein proportionirter Schlangenkopf daran, und ſey dabei mit einer wohlgemahlten Leinwand überzogen, daß es alſo einer Schlangen vollkommen mit Augen und allen gleich ſehe, dieſes Ding nehme er in die rechte Hand zwiſchen dem kleinen Finger und dem Ballen: in der linken Hand aber nehme er einen kleinen weiſſen Steken, ſo auf dem Tiſche läge, von welchem er dem Volk weis mache, daß er damit alle ſeine Künſte mache. Hierauf erzehle er ihnen eine Hiſtorie, um ſie damit aufzuhalten, und ſpreche, er wolle wie Moſes und Aaron dieſen Steken in eine Schlange verwandeln. Bald darauf fange er an, ſich ſtark umher zu ſehen, und fremde und nichts heiſſende Worte heraus zu ſtoſſen, als ob er einen Geiſt, oder Kobold rieffe, und practicire dabei alſofort ſeinen Steken entweder in ſeinen Schoos, wenn er ſizet, oder wenn er ſtehet, in ſeinen Ermel, und laſſe alsdenn die Schlange, ſo er in der Hand hält, los, und werffe ſie hin, welche denn wegen des auseinander ſpringenden Drats und der hurtigen Bewegung ſeiner Hand eine ziemliche Eke auf dem Tiſch fortſchieſſe, worinn er ihr dann weiter helffe, indem er ſich ſtelle, als ob er ſie mit der einen Hand am Naken ergreiffen wolle, unterdeſſen ſie aber mit der andern Hand weiter fortſtoſſe und drehe, und ſie am Schwanz faſſe, da er denn mittlerweile ſo künſtlich zu ziſchen wiſſe, daß die Umſtehenden denken, es ſey die Schlange ſelbſt, ſie darauf augenbliklich aufnehme, und in ſeine Taſche practicire. Was die Verwandelung des Waſſers und Herfürbringung der Fröſche betrifft, ſo meinet Webſter, daß ſie es auch gar leicht nachmachen können, und §. 49. erinnert er noch, daß wenn der Teuffel dieſen Zauberern beigeſtanden, ſo würden ſie nicht erſtaunet ſeyn über das Wunderwerk, da aus dem Staube Läuſe wurden; denn warum hätte das der Teufel nicht auch thun können, wenn durch ſeine Kraft die vorigen Thaten geſchehen wären? ihre Gaukelkunſt würde ihnen nicht gefehlet haben, wenn dieſes nicht unverſehens und unvermuthet ihnen begegnet wäre, weil ſie ſich damals nicht darauf geſchiket, alle ihre Künſte zu machen, ſondern nur etliche wenige, worauf ſie ſich verſehen hatten; damit ſie aber ihre Ungeſchiklichkeit deſto beſſer entſchuldigen möchten, ſo hätten ſie aus Exod. 8. v. 19. geſchrien: Das iſt GOttes Finger! Der Herr Thomaſius behauptet auch de crimine magiæ §. 15. 16. daß bei dieſen Zauberern nichts teufliſches vorgegangen. Denn daß man erſtlich einwenden wolte, wenn es natürlich damit zugegangen, ſo wären Moſis Thaten keine Wunder, ſondern Werke der Natur geweſen, dieſes hieſſe nichts, indem einmal noch nicht ausgemacht ſey, was vor ein Unterſcheid zwiſchen den Wundern und zwiſchen den ordentlichen Werken der Natur ſey; hernach folge es keinesweges, die Zauberer des Aegiptiſchen Königs Pharao hätten aus verborgenen Kräften der Natur ihre Werke gethan, alſo müſten Moſis ſeine Werke auch natürlich geweſen ſeyn. Sagte man aber vors andere, wenn es durch eine künſtliche Magie geſchehen, ſo lieſſe ſichs nicht einbilden, daß es möglich ſeyn könne, durch bloſſe Hinwerffung der Stäbe aus denſelben nachmals Schlangen zu machen; ſo wüſte man ja, daß wir uns vielmal ein Ding, daß es durch Kunſt möglich ſey, nicht einbilden können, da es doch nachmals, wenn es uns gewieſen werde, ganz leicht ſey. 2) Auf die in den Büchern Moſis den Zauberern und Zauberinnen dictirte Straffe wird geantwortet, daß dieſe Stellen nicht von ſolchen Hexenmeiſtern und Hexen handelten, die mit dem Satan einen Bund gemacht, und mit ihm einen leiblichen Umgang gehabt, ſondern die Rede ſey von andern, die theils durch natürliche Künſte den Leuten ein Blendwerk gemacht, theils ſonſten ſich allerhand Gaukelei und abergläubiſche Mittel zu verbottenen Dingen bedienet, und dadurch das Volk von dem wahren GOtt und dem Vertrauen auf denſelben abtrünnig gemacht. Alſo wären ſie abgöttiſche Leute geweſen, die in der jüdiſchen Theocratie, da der HErr ſelber Regente war, damit ein ordentliches crimen læſæ majeſtatis begangen, das am Leben zu beſtraffen geweſen, ſ. Gottfried Wahrlieb in der Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 2. §. 3. 3) bei der angeführten Hiſtorie von dem Bileam wendet Webſter cap. 1. §. 51. ſeqq. ein, daß er ein wahrer Prophete geweſen, und nicht mehr geſagt, als ihm GOtt eingegeben; und obgleich dieſer Prophet in abſcheuliche Thaten und erſchrekliche Sünden verfallen, ſo könne man doch aus dem allen noch nicht ſchlieſſen, daß er ſich deswegen teufliſcher Prophezeiungen bedienet, oder daß er dasjenige, ſo er geweiſſaget, nicht aus göttlicher Offenbarung gehabt habe. Es könnten auch die Hexenpatronen von der Eſelin des Bileams keinen Schlus machen, indem GOtt groſſe Urſach dieſes Wunder zu verrichten gehabt, und hieſſe auch: der HErr habe der Eſelin den Mund aufgethan. 4) die Hiſtorie mit dem Weibe zu Endor legen ſie vor Betrügereien aus, und ſagen, daß dieſe Wahrſagerin eine Bauchrednerin ſey geweſen, und alſo ſelber können ſagen, oder durch einen andern reden laſſen, was der abergläubiſche König von dem toden Samuel zu hören vermeinet, ohne daß er den Betrug merken können. Da nun ſowohl der Grundtext als die griechiſche Ueberſezung der ſiebenzig Dollmetſcher ſich gar wohl von einer Bauchrednerin erklären laſſe, anbei die ganze Erzehlung zeige, daß Saul nur reden hören, aber nichts geſehen, ſondern blos der Wahrſagerin geglaubet, daß jemand in Samuels Geſtalt und Kleidung herauf ſteige, hiernächſt der 21. Vers anzeige, daß das Weib inzwiſchen nicht bei Saul in einem Zimmer, ſondern in einem beſondern Gemach geweſen, ſo könne dieſe Auslegung wohl ſtatt finden. Die oben berührte Umſtände ſuchen ſie auch ganz leicht zu beantworten. Denn wende man ein, a) daß das Weib Samuels Stimme nicht ſo accurat nachmachen können, ſo ſey noch nicht erwieſen, daß ſolche ſo accurat eingetroffen, und wer wiſſe, ob der erſchrokene König, der den Propheten lange nicht mehr gehöret gehabt, ſo genau darauf Achtung gegeben, oder auch eine vollkommene Gleichheit erfordert, und ſich nicht vielmehr eingebildet, er müſſe nun einen ſeiner Meinung nach göttlichern und durchdringendern Thon, der ſich durch Kunſt wohl zuwegen bringen laſſe, von ihm hören, als er in ſeinem Leben gewohnt geweſen. Zu dem ſey es ja nichts übernatürliches, daß ein Menſch andere Sprachen ſo vollkommen nachmache, daß ſie kaum zu unterſcheiden: b) ſagt man, daß die Wahrſagerin den König nicht gekannt, und ihm alſo auch kein Blendwerk machen können, das ſich auf ihn und ſeinen Zuſtand geſchiket; ſo wird geantwortet, daß ſolches nur eine Verſtellung von ihr geweſen, und ſie gar wohl gewuſt, daß es Saul ſey, der ſie um Rath frage. Denn einmal ſey nicht zu vermuthen, daß dergleichen liſtige und fürwizige Leute einen König, der ſo oft im Lande herum gereiſet, und in Perſon zu Felde gegangen, nicht ſolten geſehen haben, hernach habe ſie es aus Sauls Rede ſchlieſſen können, da er ihr verſ. 10. ſchwur, die Wahrſagerei ſolte ihr nicht zur Miſſethat gereichen, welches niemand anders als der König thun könte. So hätte ſie es ja drittens genung zu erkennen gegeben, als ſie n. 12. ſagte: Du biſt Saul, ehe noch der König oder der vermeinte Samuel ein Wort geredet, und viertens wäre Saul, weil er eines Hauptes länger, als alles Volk war, einem jeden beim erſten Anblik kenntlich geweſen: heiſt es c) daß die Prophezeiung richtig eingetroffen, und daher nicht von dem Weibe herrühren könne, weil ihr ja die künftige Begebenheiten nothwendig unbekannt geweſen, ſo begegnet man dieſem Einwurf damit, daß man ſagt, das Weib habe allerdings dieſe Sache wiſſen können. Denn daß GOtt dem Saul das Reich nehmen, und ſolches David geben würde; habe ganz Jſrael gewuſt, nachdem GOtt durch den Samuel es vorlängſt verkündigen und David bereits zum Könige ſalben laſſen. Daß die Philiſter das Heer Jſrael ſchlagen würden, habe ſie leicht daher errathen können, weil die Philiſter den Jſraeliten überlegen, dieſe unter ſich ſelbſt uneinig, der König, der ſelbſt General war, in der gröſten Angſt und Verzweifflung geweſen, auch GOtt ſchon vorher von ihm gewichen, und nun durch Rathfragung der Wahrſagerin aufs neue beleidiget. Da dieſes ſeine Richtigkeit habe, und hiernächſt Jonathans Tapfferkeit ſowohl, als Sauls gewöhnliche Bravour und gegenwärtige Deſperation bekannt waren, auch endlich vermuthet wurde, daß allenfalls David ſelber an Hinrichtung der übrigen Söhne Sauls gelegen ſeyn würde, ſo hätte es das Weib wagen, und dazu ſezen dürffen, daß Saul nebſt ſeinen Söhnen morgen umkommen würde, da denn das Wort Morgen eine unbeſtimmte künftige Zeit bedeute. Endlich ſey eben nicht alles haarklein in der heiligen Schrift aufgezeichnet, was GOtt durch ſeine Propheten jemals vorher verkündigen laſſen, und ſtehe alſo noch dahin, ob nicht auch der Untergang Sauls und aller ſeiner Söhne ſchon vorher aus einer göttlichen Offenbahrung im Lande einiger maſſen bekañt geweſen, ſ. Gottfried Wahrlieb Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien Cap. 2. §. 4. ſeqq. Webſter in der Unterſuchung der vermeinten und ſo genannten Hexereien Cap. 8. 5) auf die Worte aus dem Eſaia cap. 28. v. 15. wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Höllen einen Verſtand gemacht, antwortet Thomaſius in diſp. de origene & progreſſu proceſſus inquiſitorii contra ſagas §. 7. daß der Prophet verblümt rede, und könnten ſeine Worte weder von einem ſtillſchweigenden, noch weniger von einem ausdrüklichen Pact verſtanden werden; ſey auch noch zweiffelhaftig, ob in dem Hebräiſchen nicht vielmehr von dem Grabe geredet werde, wie der Context ausweiſe, und ſo wenig wie man einen ausdrüklichen Bund mit dem Tode daraus beweiſſen könne, ſo wenig gienge ſolches mit dem Pacto von dem Teufel an; was aber die Verſuchung Chriſti anlange, ſo ſey ja noch nicht zur Gnüge erwieſen, daß der Teufel dem HErrn Chriſto leiblicher Weiſe erſchienen ſey: 6) auf das Exempel Simonis Magi wird geantwortet, daß er keinesweges ein ſolcher Zauberer geweſen, der mit dem Teuffel einen Bund gehabt. Denn erſtlich ſagt der Text Actor 8. v. 9. er habe vorgegeben, er ſey etwas groſſes, das iſt er könne ungemeine Künſte, welches ſeine Aufſchneiderei genugſam anzeige, und ein Kennzeichen eines Betrügers ſey. Zu dem habe er nicht mehr als einige geringe Taſchenſpielerſtükchen, Beſchwerungen u. d. g. zu machen vermocht, indem er ſich verwundert, als er die Zeichen und Thaten, die da geſchahen, ſahe, ſiehe Webſter c. l. cap. 2. §. 25. 7) erkläret eben dieſer Scribent cap. 8. §. 24. die oben angeführte Worte aus der Epiſtel an die Galater cap. 3. v. 1. von der natürlichen Faſcination, wenn Leute, die eine anſtekende Krankheit haben, durch ihre Ausflüſſe anſteken, darauf Paulus ziele, und ſo viel ſagen wolle: wer hat euch mit ſeinen giftigen Meinungen angeſteket, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchen könnet? Doch man ſucht auch die Erfahrung, welche der bejahende Theil anführet, über einen Hauffen zu ſtoſſen. Denn was anlange 1) die Zeugniſſe ſelbſt, und zwar erſtlich der Hiſtorienſchreiber, ſo wären ſelbige nicht glaubwürdig, weil ſie zum Theil leichtgläubig, zum Theil intereſſiret geweſen, und müſſe man ſich verwundern, daß die Gelehrten ſolche Fabeln nachgeſchrieben. Nicht gewiſſer könne man ſich auf die Nachrichten verlaſſen, die in den Acten der geführten Hexenproceſſe vorkämen, indem dieſe ebenfalls zum Theil ſeltſame Einbildungen, zum Theil ſelbſt erdachte Unwahrheiten zum Grund hätten, womit ſich bald die Richter, bald die Inquiſiten ſelbſt, bald aber die Zeugen geholffen hätten. Wie wir gleich unten am Ende dieſes Capitels durch ein angeführtes merkwürdiges Exempel einen Beweis von der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit einiger ehmaligen Hexen-Proceſſe beibringen wollen, ſo aus der Bibliotheca magica genommen. Der Autor hievon bezeiget in dem andern Theil, daß vielmals die Executionen der Hexen nichts anderſt als eine Geldſchneiderei geweſt: Denn man confiſcirte die Güter der Verurtheileten; Und die Inquiſitores, wie D. Walch in ſeinem Philoſophiſchen Lexicon, p. 1437. davon ſchreibet, wuſten ihr Privatintereſſe dabei zu beobachten, und ja dahin zu ſehen, damit fein viel Hexen und Zauberer verbrannt werden möchten, weil es ihnen ſonſt gar wenig würde eingebracht haben, ſ. Wagſtaf von der Hexerei im 3. Capitel. Hiernächſt habe man auch manchen, welchem ein oder der andere Richter nicht gut geweſen, aus Rachgier aufopfern laſſen. Den Auſſagen der Hexen, oder Inquiſiten könnte man deswegen nicht trauen, weil ſie erſtlich unſinnige Menſchen wären, indem die Sachen, die ſie bekenneten, von keinen andern redlichen und vernünfftigen Leuten geſagt würden, daher ſie denn nothwendig Lügner ſeyn müſten, es auch unmögliche Dinge wären; und wer dergleichen auſſage, der ſey nicht geſcheut, hätten auch keinen guten Endzwek, warum ſie ſolche Sachen auſſageten: vors andere weil ſie aus keiner tüchtigen Urſach dazu angetrieben würden. Denn viele ſagten dergleichen Sachen aus, blos der Tortur und leiblicher Straffe zu entgehen, oder auch zuweilen gegentheils blos um von dem gegenwärtigen Elend eines innerlichen betrübten und elenden Lebens los zukommen. Bisweilen würden ſie auch wohl mit Gewalt, Liſt und Kunſt, in Hoffnung, Pardon und das Leben zu erhalten, genöthiget, ſolche Dinge auszuſagen, welche ihnen die Inquiſition ſelbſt, oder ihre Agenten nach ihrer gottloſen Intention unter den Fus gegeben, um dadurch eine falſche Lehre, Aberglauben und Abgötterei in Schwang zu bringen. Ja das vornehmſte Abſehen, welches der Teufel dabei habe, ſey die Gewalt und Ehre ſeines Reichs zu befördern, und hiedurch die Menſchen in Lügen und Irrthümer zu ſtürzen, und darinnen zu behalten. Drittens könnte man den Ausſagen der Hexen keinen Glauben geben, weil ſie ſolche Dinge von ſich bekenneten, die garſtig wären, keine Wahrſcheinlichkeit in ſich hielten, nicht in der Macht des Teuffels ſtünden, und deren Falſchheit unzehlich mal entdeket worden. Viertens weil die Hexen nach dem Exempel ihres Vatters, des Satans, nichts als Lügen vorbringen könnten, ſ. Webſter c. l. cap. 5. §. 9. 18. Endlich könnte man auch nicht auf die Ausſagen der Zeugen bauen. Denn es wären entweder ſolche, die gleichfalls Hexen, oder Zauberer, oder doch Candidaten dieſer ſchönen Profeſſion, die ſich zu dem Ende von dem alten würklichen Meiſtern und Meiſterinnen einnehmen laſſen, ſeyn ſollen, oder andere unbeſcholtene Leute. Die leztern könnten von einem leiblichen Umgang mit dem Satan nichts eigentliches ſagen, weil ſie nicht dabei ſeyn, wenn die Hexen ihren Sabbath hielten, und mit dem Satan einen Bund machten. Alſo komme es bei ihnen alles auf ein hören ſagen an, oder ſie zeugten von andern Dingen, die man vor Würkungen eines teufeliſchen Bunds aufgebe, von welchen aber allhier die Frage nicht ſey. Uberdem wäre ihre Zeugniſſe wegen der bekannten Suggeſtionen, damit ſie von den Richtern gleichſam geſtimmet worden, was ſie ſagen ſollten, verdächtig. Zeugten aber diejenigen, die man ſelbſt für Hexen und Zauberer halte, wider andere; ſo ſey es wider alle Vernunft, ihnen Glauben zuzuſtellen. Denn wenn man ſie für die ärgſten Böſewichter halte, die in den Striken des Erzlügners, des Teufels, gefangen liegen; ſo könne man ja nicht vermuthen, daß ſie die Wahrheit ſagen würden, ſ. Wahrliebs Vorſtellung der vermeinten Hexereien cap. 2. §. 39. 40. Auſſer dem wird auch 2) wider die oben angeführten Umſtände verſchiedenes eingewendet. Der a) Umſtand war die Gleichheit der Auſſagen der Hexen unter einander, daß was eine ſage und bekenne, das thäte auch die andere, welche Ubereinſtimmung aber geläugnet wird, oder wenn man zugebe, daß ſie accurat einerlei auſſageten, ſo geſchehe dieſes ganz natürlich, entweder aus einer verdorbenen Phantaſie, oder auch aus einer vorſezlichen Erdichtung, die ſich mehrentheils nach der gemeinen Leier richte. Der b) Umſtand war die Ubereinſtimmung der Hexenbekänntnis mit dem was würklich geſchehen, worauf der Auctor der cautionis criminalis quæſt. 38. §. 17. " die Antwort giebet warum ſolte die Inquiſiten nicht wiſſen, was ein ganzes Dorf, ja die Kinder auf der Gaſſen wiſſen, daß dem Andreas um ſelbige Zeit eine Kuh niedergegangen, daß dem Schulzen ſein Kind verdorret und geſtorben, und was ſich dergleichen im Dorf zugetragen? als ſie nun für eine Zauberin angegriffen, gefoltert, gepeiniget, und woran ſie ſich vergriffen, oder was ſie bezaubert hätte, befraget worden: ſo zeigte ſie ſolche Dinge an, welche ſie wuſte, daß ſie geſchehen wären. Iſt denn das etwas beſonders oder ein Wunder? Der c) Umſtand mit den Mahlzeichen habe auch keinen Grund. Denn viele würden fälſchlich erdichtet, andere bilde man ſich fälſchlich ein, ja wenn ſie auch ſolche an ihren Leibern hätten, ſo wären ſie doch nicht vom Teufel, als der keine Urſach haben könnte, warum er ſie zeichne, und wenn er dieſes zu thun im Stande wäre, ſo ſehe man nicht, warum es allein an den Zauberern und nicht eben ſowohl aus Bosheit andern gottloſen Menſchen, ja an den frommen ſelber geſchehen ſolte. Endlich ſey es was ganz natürliches, daß die Leute Warzen und dergleichen Gewächſe hier und dar am Leibe tragen, die keine Empfindung haben, und kein Wort von ſich geben. Was man bei dem d) Umſtand wegen der Präſenten erinnert, wären Theils Einbildungen, Theils durch die Folter ausgepreste Auſſagen, Theils Betrügereien, und e) wegen der Zauberbücher könnte man wohl zugeben, daß es würklich ſolche Bücher gebe, die keine andere verborgene Geheimnüſſe in ſich halten, noch anders zu verſtehen ſind, als daß man daraus ſoll Hexen lernen, aber es folge noch nicht, daß die Leute auch würklich haben Hexen gekonnt, confer. Wahrlieb c. l. cap. 2. §. 45. ſeqq. Wie man nun die Beweisgründe derjenigen, welche ſagen, daß Hexen wären, zu beantworten geſuchet, alſo hat man vors andere auch nicht ermangelt, durch beſondere Gründe die verneinende Meinung zu beſtärken. Erſtlich legen ſie die Idee ſowohl des Teufels, als des Bündniſſes, wodurch die Hexerei vollzogen wird, zum Grund, und ziehen aus der Beſchaffenheit beider Ideen gewiſſe Schlüſſe für ihre Meinung. Die Idee des Teufels anlangend, ſo betrachten ſie ihn einmal an und vor ſich, hernach in Relation auf das Bündnis. Der Teufel an und vor ſich betrachtet, ſagen ſie, könne 1) keine Wunder thun, welches GOtt allein zukomme, woraus denn flieſſe, daß er die Hexen und Zauberer nicht durch die Luft führen könte. Denn die Ordnung der Bewegung, die GOtt in der Natur geleget, bringe mit ſich, daß ein ſchwerer Cörper, der in einem leichten Fluido ſey, niederſenke. Da nun unſere Luft, wie ſtark ſie auch mit Dünſten angefüllet ſey, dennoch ungleich leichter, als ein Menſch, ſo könne ſie unmöglich denſelben tragen, daß er nicht niederfallen ſolte. Ferner flöſſe daraus, daß der Teufel den Hexen keine ungeſunde Speiſen ohne Schaden geben könnte, welches wieder ein Wunder wäre, und gleichwohl ſage man, daß den Hexen tode Kinder, faule Aeſer, Kröten fürgeſezt würden, die den lieblichſten Geſchmak hätten, und den Unholden ganz wohl bekämen. Drittens ſey daher zu folgern, daß der Satan die Hexen oder Zauberer in keine unvernünftige Thiere verwandeln könte: 2) könne er keine controdictoriſche und ganz unmögliche Dinge vollbringen, als wenn eine Hexe jemanden eine ganze Schüſſel voll Hechtzähne in das Gehirn ſoll gehexet haben. Eine Schüſſel voll Hechtzähne beſtehe in ſolchen Cörpern, die einen groſſen Raum nothwendig erforderten und ausfülleten, in dem Gehirn aber eines lebendigen Menſchen ſey wenig Plaz übrig: 3) könne er die Kraft und Ordnung der unſichtbaren Natur nicht hindern und aufheben, folglich kein Wetter machen, keinen Menſchen durch die Luft führen, welches auf eins mit dem erſten hinaus kommt, daß der Teufel keine Wunder thun könne, und zwar, wie ſie ſelbſt dieſe Worte verſtehen. Und wie der Teufel vor ſich zu ſolchen Dingen ohnmächtig, alſo könne man auch nicht ſagen, daß ihm GOtt die dazu nöthigen Kräfte verleihe, weil ſolches Theils mit ſeiner Gütigkeit, Theils mit ſeiner Weisheit ſtreiten würde, ja wer dieſes glaube, der würde gewis dem Reich der Finſternis eine gröſſere Macht beilegen, als es ſich gezieme, wenn gleich unſerm HerrnGOtt die Freiheit, ſie im Zaum zu halten, dabei vorbehalten würde. Werde aber vors andere der Teufel betrachtet in Relation auf das Bündnis, ſo ſey zum voraus gewis, daß niemand einen leiblichen Bund mit dem andern ſchlieſſen könne, wenn er keinen Cörper habe. Nun ſo ſey ausgemacht 1) daß der Teufel vor ſich keinen Leib habe, weil er ein Geiſt; ein Geiſt aber nach Chriſti Ausſpruch Luc. cap. 24. v. 39. nicht Fleiſch, noch Bein habe: 2) daß er auch keinen Leib annehmen könne, und zwar erſtlich keinen toden, indem er hierinnen GOtt, der die Todten auferweke, nicht in ſein Amt greiffen dürffe; die andere Meinung aber nichts als einen piam fraudem, zum Grund gehabt; hernach könne er das Bündnis auch nicht vermittelſt eines lebendigen Leibes, oder einer lebloſen Creatur ſchlieſſen. Man könne ſich indeſſen auf kein Exempel beſinnen, da ſolches gewis geſchehen, wenn man zum höchſten die Säue der Gergeſener ausnehme, von welchen man aber wegen der beſondern Erlaubnis, die der HErr JEſus den böſen Geiſtern zu dem Ende gegeben, damit ſeine Wunderthat deſto mehr bekannt und verherrlichet werden möchte, auf ihre ordentliche Kraft nicht ſchlieſſen könne. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo überſtiege es die Macht des Satans, mit ihnen etwas wunderthätiges und mehrers vorzunehmen, als die natürlichen Kräfte auch ohne ihn vermöchten, wenn ſie durch andere Urſachen in eine gleiche Bewegung geriethen, als diejenige wäre, zu welcher er ſie antreibe, wie denn auch die Gergeſeniſchen Schweine nichts anders gethan, als daß ſie ſich von der Höhe in die See geſtürzet, welches ein jedes Schwein, wenn es auf eine natürliche Art toll gemacht werde, ebenfalls thun könne. Alſo möchte der Satan in ſo viele Böke, Schweine und dergleichen fahren, als er immer wolte, ſo würde er doch dadurch nicht in den Stand kommen, mit den Menſchen zu reden, und Bündniſſe zu ſchlieſſen. Drittens könne er keinen neuen Cörper machen, daß er weder ſein unſichtbares Weſen darein verwandeln, noch einen Schöpffer abgeben, und ſich eine leibliche Geſtalt aus nichts verfertigen könne, darüber auch niemals geſtritten worden. Wolte er den Leib aus den in der Natur bereits befindlichen Cörpern zuſammen ſezen; ſo würde er entweder etwas recht feſtes, das ſich mit Händen begreiffen lieſe, oder nur eine ſubtile Geſtalt, die ſich dem Auge darſtellete, aber von der Solidität nicht wäre, daß man es fühlen könnte, herfürbringen. Das erſte lieffe ſchnurſtraks gegen Chriſti oben angeführten Ausſpruch, wie auch das andere, ſo noch über zweier Urſachen wegen nicht angienge. Denn einmal würde eine ſolche flatterichte Maſchine, die keine Solidität hätte, auch nothwendig ſtumm ſeyn, und keine Rede hervor bringen können; vors andere würden die Zauberfabeln nichts damit gewinnen, weil ſie den böſen Geiſtern keine ſolche, ſondern rechte ſolide Cörper zulegten. Doch ſie nehmen auch noch die Idee und Natur eines Bündniſſes zu Hülffe, und meinen, es ſtreite mit derſelben das fürgegebene Pactum des Satans mit dem Menſchen. Denn auf Seiten der Hexen könnte ja kein Glaube ſtatt haben, daß der

Teufel, der ein Lügner und ein Vater der Lügner ſey, und von dem ſie ohnſtreitig wiſſen müsten, daß er in dergleichen Fällen ſchon viele, die ihrer Meinung nach auch einen Contract mit ihm geſchloſſen hätten, betrogen habe, ſein Verſprechen treulich halten werde, und wenn er ſie nun gleichwohl betröge, ſo könne niemand ihren Schaden wieder gut thun, noch den Teufel ſeinen Contract zu halten zwingen, weil er nirgends zu belangen oder zu verklagen ſey, und wenn es auch mit allen Dingen ſeine Richtigkeit hätte, ſo wären ja keine Zeugen dieſes ſichtbaren Pacts da, und was man nicht mit genugſamen Zeugen beweiſen könne, ſolle man niemals glauben, zu geſchweigen, daß die vermeinten Hexen gemeiniglich ganz arm und elend wären, welche, wenn eine ſolche Hexerei wäre, vom Teufel Reichthum verlangen würden. Auf Seiten des Teufels aber hülffe ihm dergleichen Pact auch nichts, weil er ſich keine freiwillige Treue verſprechen, und daraus kein Recht erlangen könne, auch die Abführung der Menſchen von GOtt ſchon durch andere Sünden geſchehe. Auſſer dem gibt man noch für, wenn die gemeine Meinung von der Hexerei richtig ſeyn ſolte, ſo müsten noch viel gröſſere, und weit erſtaunende Würkungen ſich äuſſern, als ſie in der That geſchehen, wie davon mit mehrern Gottfried Wahrlieb in der Vorſtellung der Nichtigkeit der vermeinten Hexereien cap. 3. nachzuſehen, der alles, was desfalls zur Verneinung der Hexerei dient, zuſammen getragen hat.

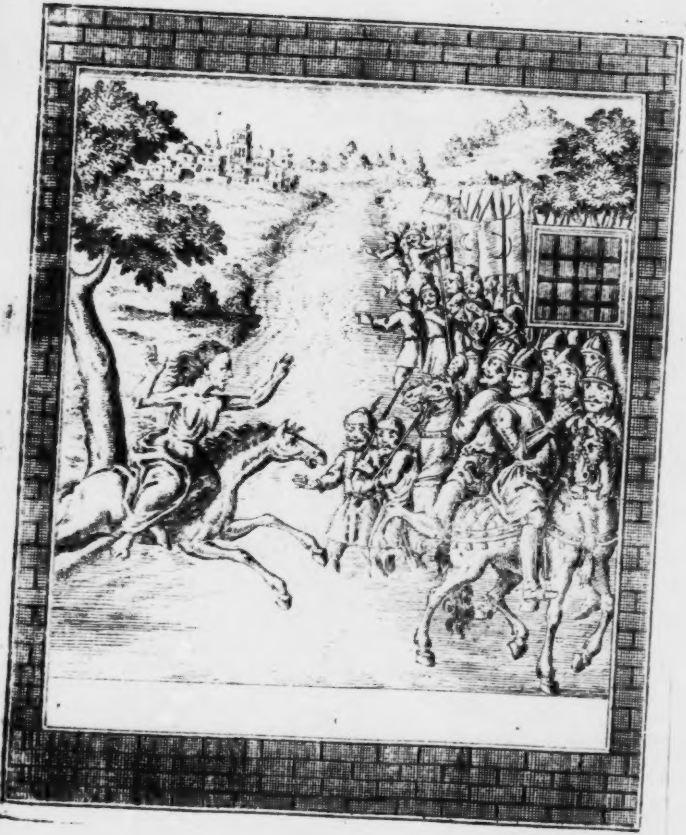
Schlüslich können wir nicht umhin, von der ſogenannden Hexe an dem Barfüſſerthor allhier zu Augſpurg eine Anmerkung zu berühren, die, weil ſie ſich ohnedem zu dieſem Capitel ſchiket, beſonders hier einen Plaz verdienet; zu beſſerer Erläuterung wollen wir nicht allein dieſe vermeinte Hexengeſchichte mit einer wahren Abzeichnung in Kupferſtiche hier begleiten, ſondern auch dasjenige anführen, was wir in denen von D. Haubers im Druk herausgegebenen Actis magicis hiervon erklärter gefunden haben, folgendergeſtalt mittheilen:

An dem Cloſter der Miñenbrüder allhier zu Augſpurg wird an einem Thurn ein Gemählde geſehen, welches eine Geſchichte vorſtellet, die zu Augſpurg durch eine mündliche Erzählung von alten Zeiten her gebracht iſt. Es ſolle nemlich dem Attila, der Hunnen König, als er mit ſeiner Armee bei Augſpurg über den Lech gehen wollen, eine Frau in fürchterlicher Geſtalt und auf einem Pferde reitend, begegnet ſeyn, und ihm mit grimmiger Stimme dreimal zugeruffen haben: Retro Attila! zurük *Attila!* zurük *Attila!* zurük *Attila!* dadurch dieſer groſſe Sieger alſo erſchroken ſeyn ſoll, daß er würklich mit ſeiner Armee zurüke gezogen.

Carolus Stengel in ſeinem *Commentario Rerum Auguſtanarum* part. 1. cap. XXIII. ſchreibet bei dem Jahr 451. " Es erzählen die beſondere Augſpurgiſche Jahrbücher, daß die Stadt zu derſelben Zeit in den Zügen des Attila, ſehr verwüſtet und das Kirchlein bei dem GOttesaker der heiligen Afræ angezündet worden, aber weiter erzählen ſie nichts. Nicolaus Olaus aber ſchreibet noch ferner: Man gebe auch vor, wie der *Attila* aus Italien zurük kommen, ſo habe ihm, als er über den Lech ſezen wollen, eine begeiſterte Frau, *mulier fanatica*, zu Pferde ſizend, dreimal mit grimmiger Stimme zugeruffen: *Retro Attila!* " Dieſe Hiſtorie, fähret Stengel fort, iſt zu unſerer Zeit abgemahlet an dem Thurn bei der Kirche der Minnenbrüder dermaligen Barfüſſerthurn.

Weil nun dieſe Frau von dem gemeinen Volk zu Augſpurg insgemein für eine Hexe gehalten wird, ſo ſuchet der Herr

Stridtbekh



Stridtbekh in dem 3. Capitel ſeiner vorgedachten Diſſertation, in dem 6. poriſma zu zeigen, daß dieſe Frau nicht wohl unter die Hexen gerechnet werden könne, ſondern vielmehr für eine ſehr zornige und böſe, oder aber eine in dem Krieg wohlerfahrne und herzhafte Frau zu halten, und unter die Amazones zu rechnen ſey.

Für eine Hexe wird dieſe Frau wohl ſehr unbillig und ohne Grund gehalten, da ſie ſo wohl in der Aufſchrift des Gemähldes, als in der Erzählung des Nicolai Olai mulier fanatica, nicht aber Saga, genennet wird. Wann dieſe Erzählung anders wahr und nicht in den neueren Zeiten erdichtet iſt, ſo zweifle ich gar nicht, daß es eine gleiche Beſchaffenheit damit habe, als mit dem Geſpenſt, welches dem Römiſchen General Druſus erſchienen, als er über die Elbe ſezen wollen.

Der Herr Stridtbekh hat ſeiner Diſſertation, an gedachtem Ort, auch noch nachfolgende Teutſche und Lateiniſche Verſe beigefüget, in welche Heupoldus dieſe Geſchichte verfaſſet hat, und die wir ebenfalls hieher ſezen wollen:

Anno quater centeſimo
Quartoque quinquageſimo,
Partum Sacræ poſt virginis
Audax, furensque fœmina
Perterrefecit Attilam
In tranſitu celeris Lici,
Ubi vires recolligit,
Ter clamat alto murmure
Fugam capeſſe, o Attila.
Res ut vides hæc integra
Hominum duorum nititur
Nempe Attilæ, atque fœminæ.
Ut nunc canam, fundamine.
Oenotrium poſtquam ſolum
Furens reliquit ultimo,
Ibat domum cum milite,
Præterque ſpem ſic accidit,
Occurrit illi percita
Oeſtro, caballo fœmina,
Clamore rumpens ſidera,
Magno terrere conſonans
Dilecte nobis Attila,
Fugam ſalutem quærito,
Omnes abominabili.
Hoc territi ſunt omine,
Velut viatoris lepus
Tranſverſa tentat limine
Sibi viator autumat,
Inſtare caſus peſſimos.

Das heiſt auf Teutſch faſt ungefähr
Vierhundert fünfzig und vier Jahr
Nach Chriſti des HErren Geburt,
Als damalen gezählet wurd.
Ein unſinnig Weib böſer Art,
Den Attilam erſchreket hat,
Als er wolt über den Lech ſezen
Bei Augſpurg ſich ſeins Leibs ergezen,
Schri ſie dreimal greulich allda:
Weich hinter ſich, o Attila.
Die ganze Hiſtoria wie du ſihſt,
Auf zwo Perſon gegründet iſt.
Den Attilam, und einem Weib,
Daven ich jezund weiter ſchreib.
Als aus dem Land Italia.
Das leztmal zog der Attila.
Nach Haus mit ſeinem ganzen Heer,
Jhm iſt damals ohn all'ſ Gefähr,
Begegnet auf einem ſtolzen Roß,
Ein raſend Weib unſinnig groß,
Die mit gar erſchreklicher Stimm
Dreimal die Wort zuſchrie ihm:
O du mein lieber Attila!
Weich hinter ſich zurük allda.
Das hielt nun, nach laut der Geſchicht,
Für ein bös Zeichen männiglich,
Als wenn noch einem dieſer Zeit
Ein Haas läuft über den Wegſcheid,
Hält mans für ein Præſagium.
Ja für ein böſe Weiſſagung.

Merkwür

Merkwürdiges Exempel und Beweisthum von der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit der ehemaligen Hexenproceſſes.

Ich habe die nachfolgende Geſchichte ſchon vor vielen Jahren in einem Buch geleſen, und dieſelbe hat mir faſt zuerſt die Augen aufgethan, die Wahrheit zu erkennen, und die erſchrekliche Ungerechtigkeit, die in dem ehemaligen Hexenproceſs vorgegangen, einzuſehen. Da ich aber damals doch noch nicht daran gedachte, dieſe Sache mit Fleis zu unterſuchen, vielweniger in einer eigenen Schrift abzuhandeln, alſo habe ich auch das Buch wieder aus der Acht gelaſſen, in welchem ich ſelbige geleſen habe.

Wie ich aber hernach durch andere Veranlaſſung auf eine umſtändliche und gründliche Unterſuchung dieſer Sache geführet wurde, ſo hätte ich zwar gerne ſolches Buch gehabt, und dieſe Geſchichte noch einmal und mit der nöthigen Sorgfalt geleſen, ich konte mich aber nicht mehr entſinnen, was es für ein Buch geweſen ſey? Nachgehends dünkte mich zwar, daß es Erasmi Francisci **ölliſcher Proteus** ſey/ darinnen ich dieſe Geſchichte geleſen habe; ich konnte aber ſolches Buch nicht zur Hand bekommen.

Nachdem ich aber ſolches Buch ohnlängſt von einem guten Freund erhalten habe, ſo habe ich ſolche Geſchichte darinnen aufgeſucht, und will ſie um ihrer Merkwürdigkeit willen hier beifügen. Sie beſtehet daſelbſt Num. XVI. pag. 108. 122. und der Autor meldet, daß ſelbige ſeines vollkommenen Erinnerns ungefehr vor 40. Jahren geſchehen ſey zu N.N. und ſeine Erzehlung lautet ferner alſo:

Einem Bügersmann daſelbſt fiel ſein Pferd bei Nacht plözlich um und verrekte: Darauf ging er hin zum Scharfrichter, und erholte ſich Raths bei demſelben, wie er doch die Teufelshexe erfahren möchte, welche ihm ſein gutes Ros hätte umbracht. Dieſer Lehrmeiſter ſagte, er ſollte einen Hanf mit Fleiſch zum Feuer ſezen, und das Fleiſch mit etwas, das ich nicht ganz ausſchreibe, beſtechen: alsdenn müſte die Trude kommen und bitten, daß er den Kopf mit Fleiſch vom Feuer wegthäte; alſo könnte er ſie dann wohl ins Geſicht faſſen und kennen.

Jener gehorchet ſolchem Rath, und bringt um Mitternacht, wie dann alle ſolche Händel von der Nacht, und keinen Kindern des Lichts anſtändig ſeynd, das Fleiſch zum Feuer. Indem ſolches anhebt zu ſieden, kom̃t eine alte erbare verwittwete Matrone, von ohngefehr 70. Jahren, dahergeſchichen, bittet, der Mann wolle den Topf mit dem Fleiſch vom Feuer abnehmen, ſie aber werde ſchon das Pferd zahlen, und ihm alſo den Schaden erſezen.

Er, der nicht anderſt ſich einbildete, als die wahre leibhafte Perſon vor ſich zu ſehen, die er ſehr wohl kante, kunte ſich nicht genug verwundern, daß eine ſolche Frau, ſo der fürnehmſten eine in der Stadt, dazu einen äuſſerlich-frommen Wandels, ehrlichen Gerüchts bei jedermann, auch in der Kirchen ein Licht der Andacht und Gottesfurcht, mit Hexerei ſich beſudelt haben ſollte. Sagte derhalben; Ob ich zwar eure Perſon, liebe be Frau, jezo hier zu ſehen, nimmermehr hätte vermuthet, als von welcher ihm wohl niemand dergleichen Gedanken machen ſollte: will ich euch doch nicht mehr quälen; weil ihr mir die Erſtattung verſprechet. Wann ihr das thut, was ihr verſprecht, und mir alſo meinen Schaden gut macht; ſo geht mich hernach eure Sache weiter nichts an; und begehre euch keine Ungelegenheit zu machen. Ich mus 40. Reichsthaler für mein Pferd haben: und wann ihr mir die Morgen gebt; ſo hab ich ſchon ein Maul, das ſchweigē kan. Sie verſichert ihn folgenden Tags zu vergnügen: er ſolle doch nur aber gleich alſofort den Haſen vom Feuer wegnehmen. Welches er thut.

Nachdem der Morgk angebrochen, kam der Mann zu ihr ins Haus, und begehrte das verſprochene Geld.

Die lies ſich ſein Anbringen höchlich befremden; nahm es auf für eine groſſe Schmach, Ehrenrühriſche Verleumdung, und Beſchimpfung, daß er das Herz genommen, nicht allein zu ihr ins Haus herein zu plazen, ſondern noch dazu eines ſolchen Handels ſie zu zeihen, für dergleichen ſie GOtt in allen Gnaden ſollte behüten. Alles Hausgeſinde ſagte, ſie könnte ihr zeugen, daß ſie keinen Tritt über ihre Hausſchwellen gethan. Daneben lies ſie ſich bedraulich vernehmen, er ſollte von dergleichen Handel ihr nur nicht zweimal ſagen, und ſehen, womit er umgienge; oder man würde ihm durch Gericht und Recht die Augen dermaſſen öffnen, daß ihns gereuen müſte: Sie ſey ein redliches Weib: GOtt ſolle ſie für ſolchen Künſten bewahren; er aber ſich zum Hauſe hinaus trollen, oder ſie werde zur Obrigkeit ſchiken, und ihn zur Straffe ziehen laſſen. Er, dem das nächtliche Bild noch immer gleichſam vor Augen ſtund, wollte ſich damit nicht abweiſen, noch wegſchreken laſſen, ſondern proteſtirte, im Fall ſie ihn nicht bezahlte, ſo müſte er es anderſt ſuchen; wiewohl ihm mit ihrem Blut nicht gedienet wäre; entſtünde Weitläuftigkeit, und eine ihrem Leben ſchändliche Blame daraus, ſo wollte er entſchuldiget ſeyn.

Aber ſie gab nichts darauf; ſondern ſchändete ihn, mit Bedrohung des Gerichts, zum Hauſe hinaus.

Alſo gieng er voller Zorn und Ungedult, graden Wegs, dem Stadtgericht zu: klagte, nebſt Erzehlung des ganzen Verlaufs, die Frau an, als eine Hexe, und Erwürgerin ſeines Pferds.

Die Schöpfen des Landtſtädtleins waren ſolche Leute, welche ſich beſſer auf den Feldbau, als auf einen ſolchen ſchweren Hexenproceſs, verſtunden: Doch gleichswohl in ihrer Einbildung, verſtändig genug, ein peinliches Halsgericht zu halten, über eine Frau, deren verſtorbener Mann ehedeſſen der fürnehmſte unter ihnen geweſen war. Daher ſie ſich auch viel zu klug dünken lieſen, als daß ſie einen wohlgegründeten Rechtsgelehrten hätten zu Rath ziehen ſollen: wie ſonſt noch wohl andere kleine Städte, in dergleichen Fällen, zu thun pflegen, ſondern lieſen, auf dieſes Anbringen des Klägers und deſſen ſchönen Beweis, zur Stunde die Frau: deren Namen ich ſowohl als den Ort, um der Nachkömmlingen willen verſchweige: gefänglich einziehen; auch, weil ſie durchaus nichts geſtehē wollē, aufs Waſſerwerfen; in der feſten Einbildung, ſolche Waſſerprobe ſey ein unbetrüglicher Spiegel, darinn man richtig erkennen könne, welche eine oder keine Trude ſey: Wie man denn dafür hält, daß die Unſchuldigen zu Grunde gehen, die Schuldigen aber oben ſchwimmen.

Wo ich mich in dieſem Stük ſonſt noch recht erinnere, ſo iſt ſie das erſte mal auf dem Grund geſunken; das andere mal aber oben geblieben: und das galt dieſen erbaren Schöpffen ſo viel, als ob der perfecteſte Juriſt erwiſen hätte, das Weib wäre eine Zauberin; alſo, daß man nicht ungeſchikt ſagen mögte, dieſe Leute hätten ihr Urtheil aus dem Waſſer geſchöpft.

Inzwiſchen wird dieſe Verfahrung, auf ihr Begehren, von etlichen Freunden, ihrem in einer fürnehmen Reichsſtadt damals lebenden Eidam zugeſchrieben: welcher nicht allein von ſeinem Handel ehrlich bemittelt, ſondern auch, von der alten, über das noch eines ziemlichen Erbes gewärtig war. Derſelbe macht ſich eilends auf, mit einem Grundgelehrten und treflich wol practicirten Juriſten (welchen ich gleichfalls gekannt, und nicht allein aus ſeinem Diſcurs, ſondern auch aus denen mir damals zum Durchleſen communicirten ſchriftlichen Acten des ganzen Verlaufs unterrichtet bin) und hält bei dem Rath des Städtleins an, man wolle doch in der Sache fein ordentlich gehen; würde alsdann ſeine Schwieger, nach rechtmäſiger Behandlung, und Gerichtlicher Erörterung der Sachen, eine Hexe erfunden, ſo wollte er ſelber den Holzſtos dazu ſpendiren.

Sie wollten ſich aber nicht weiſen laſſen; berieſen ſich auf ihre Waſſerprobe, bei welcher ſie wäre zu leicht erfunden, und oben geblieben.

Der Schachwalter widerlegte ihnen dieſen falſchen Wahn; ſagte, daß ſolche Proben weder Chriſtlich, noch in den Kaiſerl. Rechten paſirlich, noch an ſich ſelbſt gewis? ſondern betrieglich, falſch, und abergläubig.

Er erzählet dabei ein Exempel, welches er ſelbſt hatte erfahren.

Aber ſie verachteten das alles, wolten ihnen durchaus nichts einreden, noch ihr Waſſerexamen verwerffen laſſen; ſondern eilten alſofort mit der Gefangenen an die Folter; lieſen hingegen den Kerl, welcher den Hanf zum Feuer geſezt, ſamt ſeinem Rathgeber, dem Scharfrichter, ohne einigen Verweis, paſiren.

Ob derſelbige, oder ein fremder Scharfrichter, die ſtrenge Frage verrichtet habe, iſt mir entfallen, ſo viel aber noch bewuſt, daß ſie nach zweien Zügen, ſich endlich für eine Trude bekennet, doch, gleich nach der Peinigung wiederruffen, und proteſtirt habe, ihre Bekänntnis wäre falſch, und durch den unleidentlichen Schmerzen erzwungen.

Hierauf lies man ſie durch einen Geiſtlichen des Orts ermahnen, mit einer freiwilligen Bekänntnis heraus zu gehen, und ſich von dem Satan los zu wirken, damit nicht etwan bei der dritten ihr annoch bevorſtehenden Folterung, ihr, als einer vorhin Alters halben, faſt Kraftloſen Frauen, die Seele, vor der Verſöhnung mit GOtt, v. der zeitlichen in die ewige Pein führe. Da ſolle ſie, wie der Schachwalter, und auch ihr Eidam, erzähleten, anfänglich gegen dieſem Geiſtlichen der Zaubereizeihung, hart widerſprochen und geklagt haben, die groſſe Marter hätte ſie überwunden, und zu einer falſchen Ausſage genöthiget; der Geiſtliche aber demnächſt mit ſcharfer Bedrohung in ſie geſezt haben, wofern ſie nicht bald bekennete, würde ihr Meiſter Hans bald wieder auf die Haut kommen, und ihr die Zunge löſen: worauf ſie endlich geſtanden, das Pferd umgebracht zu haben; aber hernach ihrem Eidam, als derſelbe ſie, nach erhaltener Erlaubnis in Beiſeyn etlicher darzu verordneten Perſonen beſucht, und gleichfals darum gefragt, ein ganz widriges angezeigt. Und wie dieſer ihr beweglich zugeredet; ſie ſollte ihn doch nicht in vergebliche Unkoſten, noch ihre Seele, durch Hinterhaltung der Wahrheit in die ewige Verdamnis führen; ſondern GOtt zu Ehren, und ihrer armen Seele zur Erhaltung, mit der reinen Wahrheit heraus gehen; hat ſie ihm geantwortet: Sie wolle ſich lieber laſſen brennen, und ſterben, weder noch einmal ſo grauſame Pein leiden: welches ihr wiederfahren würde, wann ſie auf ihrer Unſchuld beharrete.

Hierauf reiſet ihr Eidam ſamt ſeinem Advocaten, hin zu dem Oberamtman, der ein fürnehmer hochangeſehener von Adel und Ritter, und bei ſeinem Könige in hohen Gnaden war; beſchwert ſich, gegen demſelben, über das unordentliche Verfahren des Stadtgerichts, und ſupplicirt um ein Inhibitorial, daß das Gericht möge einhalten, bis man vor die Sache recht unterſuche, und nach Ausweiſung ſowol der peinlichen Halsgerichtsordnung, als auch den beſchriebenen Rechtsbelehrungen verſtändiger und berühmter Rechtsgelehrten, behandle.

Der Oberamtmann, ſo den Advocaten, als einen guten und grundgelehrten Juriſten, der ihm ſehr wohl bekannt, hoch und werth achtete, verhies den Fortgang zu hemmen; lies auch würklich an das Stadtgericht einen Befehl ſchriftlich ergehen: welchen der Eidam des Weibs ſelber inſinuirte, und hernach wieder heimzog, an den Ort ſeiner Behauſung, als welcher nur 5. oder 6. Meilen von dannen; der eingebildeten Hofnung, der Proceſs ſollte von nun an anders eingerichtet werden.

Er war aber kaum hinweg, da würkten ſie bei dem Oberamtmann ſo viel aus, durch deſſelben Secretaire, (welcher, wie verlauten wollte, von ihnen beſchenkt worden) daß er ihnen, welche ſich höchlich damit beſchimpft achteten, wann man, beſorgter maſſen, die Sache von ihnen ab, an das Königliche Landgericht ziehen ſollte, die Gerichtliche Verfahrung wieder los gab, jedoch mit ſolchem Vorbehalt, daß ſie nicht ſollten zur Execution ſchreiten, bevor er von der Sache weitern Unterricht eingenommen hätte.

Weil er aber gleich folgenden Tages, eine Reiſe zum Könige thun muſte, und alſo einen fernen Weg ziehen: lieſen ſie dem Weibe, ſo lieber das peinliche Urtheil, als die peinliche Folterung (wie man ſagte) ausſtehen wollen, den Tod ankündigen, auch alſofort das Heil. Abendmal reichen, und gleich des dritten Tages nach des Oberamtmanns Abreiſe, ſie auf den Scheiterhaufen lebendig verbrennen.

Der Eidam gab vor, er hätte gewiſſe Nachricht, daß ſie unter der Ausführung etliche mal proteſtirt, ihre geſchehe Gewalt und Unrecht, ſie ſey unſchuldig; Aber ob ſolches gewis, kan ich nicht verſichern; ſondern nur ſoviel, daß ſelbige ungelehrte und grobe Leute ſolches proteſtiren im geringſten nicht angeſehen haben würden; wann es gleich würklich ſollte geſchehen ſeyn.

Wie der Oberamtmann bei ſeiner Rükreiſe erfährt, daß das Weib ſchon in Aſche verwandelt ſey, erſchrikt er nicht wenig; beſorgend, es dörfte am Königlichen Hofe, ſo fern der Eidam das höhere Gericht ſuchte, ihm einiger Verweis daraus entſtehen. Denn es wolte verlauten, daß er mit etlichen Edelleuten ſich damals eben luſtig gemacht, als das Stadtgericht um Relaxirung des Proceſſes gebetten: weswegen ihn, bei nüchtern Muth gereuet, was er bei berauſchtem, durch des Secretairs Antrieb, verwilliget hätte: welches ich aber gleichfalls nicht verbürge; ſondern allein dieſes, daß er ſehr darob erſchroken, als der Advocat ihm ſolches verwieſen. Doch, weil es einmal geſchehen, und ſeine Reputation dabei intereſſirt war; hat er ſich hernach des Stadtgerichts angenommen, als ſolches von dem Eidam der verbannten angefochten worden.

Dieſer verklagte die Stadt bei der Königlichen Regierung; des gänzlichen Schluſſes, alles das Seinige daran zu ſezen, daß er die Stadt um den Gerichtszwang, und um ihre Freiheit, ſeine Schwieger aber wiederum in ein ehrliches Gerücht bringen mögte: unangeſehen ſie ſchon veräſchert und verraucht war. Bei welchem Fürſaz er auch ſo feſt ſich erhärtete, daß ihn des Oberamtmans leuchtende Authorität, und groſſes Anſehen am Königlichen Hofe nicht erſchrekte.

Daraus erwuchs ein langer vieljähriger Proceſs, der gewaltig viel Geld fras: wobei viel vortrefliche Leute, und unter andern ein Königlicher Canzler, deſſen Feder zu der Zeit der berühmteſten und gelehrteſten einer war, zu Gericht geſeſſen.

Nichts deſtoweniger verzogs ſichs mit dem Beſchlus. Denn ob gleich zweimal der Stadt, (oder vielmehr, wie man vermuthete dem Oberamtmann) zur Gunſt, ein Urtheil ergieng: proteſtirte doch Kläger dagegen, und erwies, durch ſeines erſten, inzwiſchen verſtorbenen, Advocatens hinterlaſſenen ſehr geſchikten, in Rechten Grundgelehrten, und überaus beredten Sohn, daß man widerrechtlich (contra omnia jura) geurtheilet, widerlegte, vor öffentlichem Gericht, gedachten Canzler aus ſeinen eigenen gedrukten Büchern, ganz augenſcheinlich. Und als derſelbe ſich darüber entfärbend, nichts anders darauf, als dieſes ſagte: Ey! der Herr iſt noch zu jung, ſolche meine Schriften anzuziehen! antwortete der unerſchrokene junge Advocat mit einer höfflichen Reverenz: Ihre Excellenz verzeihen mir! Sie waren, als ſie dieſes geſchrieben, und in Druk gegeben, nicht älter, als ich jezo bin.

Hierauf dräuete der Canzler, mit einem Arreſt. Aber der Advocat, welcher unter ſeiner Jurisdiction nicht, ſondern aus einer fürnehmen Reichsſtadt war, lies ſich ſolches nicht abſchreken; ſondern ſagte: Wann ihre Excellenz mich in Arreſt nehmen; ſo verſichere ich, Ihro Majeſtät, der König, welcher ein gerechter Potentat iſt, werden bald hiernächſt erfahren, daß ſein Regierungscanzler zu N. N. mich darum in Arreſt genommen, weil ich aus ſeinen eigenen Schriften, und zwar mit behörigen Reſpect, meine Sache defendire.

Er fuhr folgends fort, aus unterſchiedlichen bewerthen und anſehnlichen Juriſten, deren Schriften ſein Principal, und deſſen Diener, auf den Armen hielten, das Urtheil zu widerlegen. Worüber ſich beſagter Canzler heftig alterirte.

Endlich ſprach der Gerichtspräſident, ſo ein führnehmer Gelehrter von Adel, auch Königlicher Staathalter und dieſem Advocaten, ſeines treflichen Kopfes halber, gar geneigt war, man ſolte nur abtretten, und ein wenig in Gedult ſtehen. Nachmals lies er den Advocaten allein zu ſich fordern, und verſprach ihm, daß das Urtheil von den Acten weggethan werden ſollte. Wie auch geſchahe.

Alſo gieng der Handel von neuem wieder an. Alle Rechtsvortheile, ſo zu erdenken, wurden zu beiden Seiten gebraucht: darüber ſich die Sache, von einem Jahr zum andern, verlangerte: bis der König mit Tod abgieng, und deſſen Prinz zur Regierung kam. Dieſer untergab die Sache dem geſamten Geiſtlichen Conſiſtorio. Welches endlich (exceptis excipiendis) die allbereit vor 15. oder 16. Jahren ergangene Execution gerechtfertiget. Und das war dieſes langwierigen hoch koſtbaren Proceſsſes Ende: mit welchem ſich auch des eifrigen Klägers Vermögen endigte.

Anmerkung über die vorhergehende Geſchichte.

Erſtlich iſt zu merken, daß dieſes nicht eine ungegründete und ungewiſſe Erzählung, ſondern eine wahrhaftige Geſchichte ſey, die ſich würklich zugetragen hat, und wie Franciſci zu einigen malen meldet,

det, daß ihm ſolche genau bekannt geweſen, und er dieſe Nachricht von unterſchiedenen Perſonen, die gründlich davon unterrichtet geweſen, erhalten, und die Namen des Orts und der Perſonen nur, um derſelben Ehre zu ſchonen, verſchwiegen habe, alſo iſt die Wahrheit der Geſchichte auch aus andern Gründen bekannt.

Ob aber wohl Francisci deutlich anzeiget, daß er die verurtheilte Frau unſchuldig gehalten, ſo iſt doch die Erzählung deſſelben alſo abgefaſſet, wie es ſich gebühret hätte, wann die Sache Hiſtoriſch oder Juriſtiſch hätte beſchrieben werden ſollen. Und es wird wider die Geſeze einer richtigen Hiſtoriſchen Erzählung, aber nach der Art aller Erzählungen von dergleichen Zauber- und Teufelsgeſchichte, die Erzehlung des Anklägers dabei zum Grunde geleget, und deren Richtigkeit zum voraus geſezet.

Um nun meine Leſer um ſo mehr in den Stand zu ſezen, von dieſem überaus merkwürdigen Hexenproceſs, der noch in den neuern Zeiten vorgegangen iſt, ein geſundes und gegründetes Urtheil zu fällen, ob ich wohl nicht zweifle, daß alle verſtändige Leſer bereits aus der Erzählung ſelbſt, ſo wie ſie lautet, genugſam erkennen werden, was ſie davon zu urtheilen haben, ſo will ich hier den Caſum und die ſpeciem facti alſo vortragen, wie ſie billich hätten nach den Regeln einer Hiſtoriſchen oder Juriſtiſchen Erzählung abgefaſſet werden ſollen:

Zu N. einer Stadt in N. war eine ehrbare und angeſehene Wittwe, deren Mann der erſte unter den obrigkeitlichen Perſonen der Stadt geweſen war, ſie hatte einen guten Namen bei jederman, in Anſehung ihres bürgerlichen und Chriſtenwandels. Zu dieſer kam einmal ein Bürger der Stadt, der von ihren Nachbarn war, und forderte mit Ungeſtümm, ſie ſolte ihm die 40. Thaler geben, die ſie ihm ſchuldig ſey. Die Frau verwunderte ſich hoch über dieſe Forderung, und antwortete dem Mann, ſie ſey ihm nichts ſchuldig. Er erwiderte aber, ſie ſey ja in der lezt vergangenen Nacht zu ihm gekommen, als er, um die Hexe zu erfahren, welche ihm ſein Pferd durch Zauberei getödet, ein Stük Fleiſch auf dem Feuer gehabt, und ſolches mit ††† beſtochen, da ſey ſie gekommen, und habe ihn gebäten, er ſolte doch nur den Haven von dem Feuer thun, ſie wolle ihm den Schaden erſezen, und das Pferd bezahlen, und habe ihm verſprochen, Morgen 40. Thaler dafür zu geben, die wolle er nun haben, oder ſie als eine Hexe anklagen.

Die Frau iſt von allem dieſem nichts geſtändig, und bezeuget mit ihren Hausgenoſſen, daß ſie in der verwichenen Nacht nicht aus ihrem Hauſe kommen, hält den Ankläger für einen Verläumder, und drohet ihm, ſich über ihn, wann er nicht ablieſe, bei der Obrigkeit zu beſchweren.

Weil nun dieſer ſeine Abſicht nicht erreichen und die 40. Thaler von der alten Wittwe nicht bekommen kan, ſo gehet er hin zu dem Gerichte, und klaget die Frau als eine Zauberin an, die ihm ſein Pferd tod gehexet habe.

Nun frag ich alle vernünftige und ehrliche Menſchen, und wer nur gedenken kan, ob die bisherige Erzählung einen zureichenden Grund zu einer Anklage, zumalen wider eine ſonſt untadelhafte und ehrbare Perſon, habe geben können, und ob die Richter ſolche Anklage haben annehmen ſollen? Sie haben aber ſolche nicht nur angenommen, ſondern ſie haben ſogleich die gefängliche Haft der unglükſeeligen Frau erkennet, dieſelbe alſobald auf das Waſſer ſezen, und als ſie ſolche gottloſe, unvernünftige und aberglaubiſche Probe nicht immer ausgehalten, an die Folterbank bringen laſſen.

Wann es genug iſt, und nicht mehr Beweis erfordert, eine Forderung an jemand zu machen, als zu ſagen, derſelbe ſey um Mitternacht, vermuthlich durch verſchloſſene Thüren, in eines Haus gekommen, als in ſolchem dieſe oder jene aberglaubiſche Handlung vorgenommen worden, und habe verſprochen, er wolle des folgenden Morgens, ſo oder ſo viel Reichsthaler bezahlen, und wann ſolcher Beweis einem Richter genug iſt, die beſchuldigte Perſon zur Bezahlung, oder gar zum Tode zu verurtheilen, wer wird ſeines Vermögens und ſeines Lebens ſicher ſeyn?

Und dieſes iſt nun ein Muſter eines Hexenproceſſes, und zwar in den neuern Zeiten, und in einem Evangeliſchen Lande. Nun bitte ich meine Leſer zu bedenken, wie ſolche Proceſſe in den ältern Zeiten beſchaffen geweſen ſeyn müſſen?

Geſchichte des Hanswurſtes.

Die Uberſchrift dieſer Abhandlung wird manchen von meinen Leſern und Leſerinnen kurzweilig vorkommen, und ſie werden allerlei Betrachtungen über dieſelbe anſtellen. Allein ich mus ihnen vorher melden, daß mir einerlei ſey, ob ſie ſelbige loben oder tadeln werden, ja ich kündige ihnen zugleich an, daß die gegenwärtige Abhandlung nur ein Grundris iſt. Ich halte den Hanswurſt von Geburt für einen Deutſchen, ob ich ſchon den Ort und das Jahr ſeiner Geburt nicht beſtimmen kan. Das leztere ſcheinet mir indeſſen in die älteſten Zeiten zu fallen, wie ich aus vielen alten Chroniken, worinnen ſeiner mit Ehren gedacht wird, erlernet habe. Unſere Vorfahren müſſen ein melancholiſches Temperament gehabt haben. Sie werden uns wenigſtens als ernſthafte und trokene Leute beſchrieben, die alles mit ſauren Minen angeſehen haben. Man kan ſich hierbei leicht vorſtellen, daß ſie ſchlechte Freude der Ergözlichkeiten und des Scherzes geweſen ſeyn. Sie trunken keinen Wein, der das menſchliche Herz ermuntert und frölich macht. Man hat inzwiſchen eingeſehen, daß es nöthig wäre, ihnen Ergözlichkeiten zu verſchaffen, und weil ſie ſelbſten dazu nicht aufgelegt geweſen, ſo hat man dieſe Mühe einer von Natur wizzigen und luſtigen Perſon aufgetragen, und ſie Hanswurſt genennet, die durch ihre kurzweilige Reden und ſpashafte Bezeigen zum Lachen und zur Frölichkeit ermuntern muſte. Die erſte Aufführung des Hanswurſt fand einen allgemeinen Beifall. Man hielt es nach der Zeit für nöthig, daß bei allen öffentlichen Feierlichkeiten Hanswurſt mit zugegen ſeyn muſte. Hielte eine hochlöbliche Bürgerſchaft ihren jährlichen Aufzug bei dem Anfang des ſogenannten Freiſchieſſens, ſo muſte Hanswurſt voran und Luftſpringe machen. Hielte eine Zunft ihren Aufzug, muſte Hanswurſt abermal erſcheinen. Legte man den erſten Grundſtein zu einem öffentlichen Gebäude, muſte Hanswurſt den Aufzug der Handwerksleute anführen, ja ich kan mich noch wol beſinnen, daß ich es ſelbſt mit angeſehen habe, als eine gewiſſe Stadt einen Galgen bauen lies, und den ſogenannten Bau mit einem feierlichen Aufzug der Handwerksleute eröffnete, daß Hanswurſt ſeine Rolle ganz unvergleichlich dabei ſpielte; und kurz, ich könnte aus ſo vielen Chroniken, die ich alle miteinander durchgegangen bin, eine ganze Reihe von öffentlichen Geprängen, ſo in den anſehnlichſten Städten von Deutſchland gehalten worden, anführen, aus welchen man allein ſehen würde, welch eine nothwendige Perſon der ehrliche Hanswurſt jederzeit geweſen ſey; allein ich will dieſe Sammlungen mit Anführung vieler Schriftſteller nicht anfüllen. Der Geſchmak, den man an den Hanswürſt gefunden, ward allgemein, es iſt ihm gelungen

lungen an den Hof zu kommen; ja er iſt endlich gar eine der vornehmſten Perſonen auf dem Schauplazze geworden, allein leider von demſelben in unſern eklen und eigenſinnigen Zeiten vertrieben worden. Hier werde ich ein ganzes Heer fürchterlicher Kunſtrichter mir auf den Hals laden, wenn ich behaupte, daß dem guten Hanswurſt ein groſſes Unrecht wiederfahren ſey. Allein, Geduld meine Herren! urteilen ſie nicht vor der Zeit, am Ende wird man erſt ſehen, wer von uns beiden recht behält. Zwei Dinge haben den Hanswurſt vom Schauplazze vertrieben. Eines theils ſeine Grobheit, unflätige und unanſtändige Reden, andern teils der Eigenſinn der Kunſtrichter, welche die Meinung eingeführet haben, als müſten alle Schauſpiele nach den Reglen der Griechen und Römer eingerichtet ſeyn. Was das erſte betrift, ſo mus ich ihn für unſchuldig erklären, und alle Schuld den elenden Verfaſſer ſolcher liederlichen Theaterſtükken beimeſſen. Was aber den andern anbelanget, ſo hat man hierinnen unrecht geurteilet, und dieſes mus ich jezzo beweiſen.

Eine jede Nation hat ihren beſondern Geſchmak, die Griechen und Römer unterſcheiden ſie hierinnen für den neuen Völkern. Der tiefſinnige Britte ergözzet ſich, wenn auf dem Schauplaz eine Hinrichtung vorgeſtellet wird, und er hält ein Trauerſpiel tadelswürdig, wenn dieſer Umſtand in demſelben ausgelaſſen iſt. Hat ſich nicht Voltäre ſelbſt in dieſer Zaire nach dem Geſchmakke der Engelländer gerichtet? Der ſchlaue Italiäner vergnüget ſich an der Liſt und den Betrügereien des Scapins. Der muntere Franzoſe iſt für ſeinen Harlekin eingenommen. Der ernſthafte Deutſche ward von jeher durch das kurzweilige Bezeigen des Hanswurſts zum Lachen beweget. Eine jede Nation hält ihren Geſchmak für gut und volkommen, u. ſie empfindet ein würkliches Vergnügen, wenn ſie demſelben frei nachfolgen darf. Iſt es nicht unbillig, wenn man von ganzen Völkern verlangen will, ſie ſollen ſich nach den Geſchmakke der alten Völker richten, da ſie doch von der Sache ſelbſt ganz anders denken, als die Griechen und Römer dachten. Man ſagt, es wäre nicht erlaubt, daß eine Perſon unter den Namen des Hanswurſts ſo frei mit vornehmen Perſonen auf dem Schauplaz reden ſolte, und man nennt das unnatürliche. Allein iſt nicht der Schauplaz eine Nachahmung der Natur? Iſt es nicht von jeher in Deutſchland im Gebrauch geweſen, daß hohe Herrſchaften an ihren Höfen ſolche luſtige Perſonen gehalten und beſoldet haben? Wo ſtekt alſo das unnatürliche, wenn man ſagt, der Hanswurſt ſchikke ſich nicht auf den Schauplaze? Gewis, es iſt weit unnatürlicher, wenn man jezzo einen ungeſchliffenen Laquaien auftretten und mit ſeiner Herrſchaft grobe Reden führen läſſet; als wenn man eine Perſon aufführet, die deswegen beſtellet und beſoldet wird, daß ſie eine Geſellſchaft durch ihre wizzige Einfälle beluſtigen ſol, und der man ihrer Bedienung wegen ſchon gewohnt iſt, einen freien Scherz zu gute zu halten.

Ob unter den Dünſten ſich auch Erdſtäubchen befinden.

Niemand wird ſeyn, der nicht ſollte bemerket haben, daß ein unreines Waſſer trüber iſt als ein reines. Weil nun der Staub, wenn er in die Luft getrieben wird, dieſelbe undurchſichtig machet, und ſich wie eine Wolke von der Erde erhebet: ſo wäre kein Zweifel, daß er auch in der Oberluft Scheinwolken verurſachen könnte, wenn er ſo hoch in derſelben hinankäme, und in dieſem Fall gleichſam Wolken von dem aufſteigenden Staube entſtehen würden. Ich will nicht unterſuchen, ob auf dieſe Art etwan von einem hohen Lande oder Berg ſo viel Staub könne in die Oberluft gebracht werden, daß dadurch gleichſam Wolken entſtanden wären; ſondern ich will nur ſoviel ſagen, daß der Staub darum eine

Wolke vorſtellen würde, weil er als Erde das Licht nicht ſo ungehindert durchfallen läſt, als die Luft, oder die dünnen wäſſerigen Dünſte. Daher ſiehet man die Sonnenſtäubchen auch einzeln in der Luft ſchweben, wenn man von wäſſerigten Dünſten keinen darinn erblikt. Ob nun gleich ſo viel Staub in die Oberluft vielleicht nie kommen mag, daß ſie davon ſo getrübet würde, als die Unterluft; wenigſtens der grobe Staub nicht länger da bleiben würde, als ihn etwan der Sturmwind in die Höhe treiben und tragen mögte: ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſowohl die unreinen als reinen Oerter und Gewäſſer ausdünſten und dadurch viel Erden mit den Dünſten in die Höhe kommt. Wie Salz, Schwefel, Salpeter, Harz, Kupfferwaſſer, und dergleichen Dinge mehr in der Luft und den Dünſten derſelben befunden werden: ſo iſt kein Wunder, daß auch allerlei Erdſtäubchen mit den Dünſten in die Höhe gehen. Am Schüspulfer ſiehet man, daß der Kohlenſtaub guten Theils mit dem Rauch in die Höhe gehet. Wollte jemand unter das reinſte Waſſer von der feineſten Erde miſchen, dieſelbe erſt auf einer ſcharfen Waage abwägen, hernach am gelinden Feuer das Waſſer alle ausdünſten laſſen, und die Erde hernach wieder wägen, würde ſich finden, wie viel davon mit ausgedünſtet. Und das aufgefangene reinſte Regenwaſſer ſezet, wenn es lange geſtanden, unten die grüne Erde an, wovon die Pflanzen genähret werden. Andere Gründe jezt nicht zu gedenken. Wenn aber die Dünſte mit vielen Erdſtäubchen vermiſchet ſind, iſt es natürlich, daß ſie ſelbſt undurchſichtiger ſeyn müſſen, als die Dünſte von reinem Waſſer, und deswegen auch die Luft undurchſichtiger machen müſſen, wenn ſie in groſſer Menge zuſammen kommen.

Geſezt auch dergleichen Dünſte von Erden, und andern harten Cörpern machten nicht gleich Anfangs die Luft trübe, ſondern lieſen ſie ſowohl durchſichtig, als das Regenwaſſer, darinn ſie nieder regnen: ſo könnte doch leicht durch andere hinzukommende Dünſte eine ſolche Verdikung oder auch Gehrung entſtehen, dadurch die Luft trübe werden müſte. Ich will jezt nicht gedenken des Aneinanderſtoſſen des Dünſtbläſeleins, wodurch ſie leicht in eines zuſammen flüſſen, wodurch nicht nur die Haut des Dunſtküchleins, das ganze bleibet, verdiket und undurchſichtiger wird, ſondern auch mehr von den Erd- und andern harten Theilen dran kleben und verſammlet werden müſten. Ich will mich nur auf das beziehen, was man auch bei dem Waſſer findet. Wenn man in daſſelbige ein wenig Tartaroel oder in der Luft zerlaſſenes Weinſteinſalz tropfet, ſo wird es ſobald anfangen das Waſſer trübe zu machen, wofern ſie einiges ſaures Salz darinn befindet. So viel mehr ſich darinn befindet, ſo viel trüber und wolkichter wird das Waſſer. Umgekehrt, wenn von dieſem Tartarſalz im hellen Waſſer iſt, und es kommt etwas ſaures, als gemeines Salz, Alaun, Salmiac, Salpeter ꝛc. hinzu, wird es eben wie vorhin getrübet. So können ja auch wohl in der Oberluft dergleichen verſchiedene Salze zuſammenſtoſſen, und in der Luft, welche ſowohl ein flüſiger Cörper iſt, als das Waſſer, eine Verdikung in demſelben verurſachen, dadurch ſie undurchſichtig wird, folglich dadurch auch Wolken in ihr entſtehen können. Man hat auch noch andere Arten des Urſprungs der Wolken: Denn es iſt geöltränketes Papier durchſichtiger, als es vorher war, da ſeine Zwiſchenräumlein die Lufft einnahm; und eine naſſe Leinwand iſt durchſichtiger als eine trokene: weil in beiden Fällen alsdenn ihre Zwiſchenräumlein von einer ihnen an Dichtigkeit nähern Materie eingenommen werden. Mögten alſo die Dünſte in der feinen oder erhizten Oberluft, oder auch in der unterwarts durch eine Gehrung ſehr verdünneten Luft zu hängen kommen, würde dis ihre Durchſichtigkeit zuwege bringen oder doch vermehren helffen.

Vom

Vom Thurnbau zu Babel.

Das Geſchlecht der drei Söhne des Altvaters Noah breiteten ſich in kurzer Zeit faſt auf eine unglaubliche Art aus, und dieſe ganze Menge lebte unter den unterſchiedenen Häuptern der Stämme in einer einzigen Geſellſchaft. Die Einwohner des ganzen Erdbodens lebten wie ein einziges Volk. Die Geſchichte ihrer Geſelligkeit iſt uns in der H. Schrift ungemein kurz beſchrieben. Wir ſehen, daß ſie unter ihrer Obrigkeit gelebt, und daß Nimrod ſich ein Königreich errichtet habe. Es ſcheinet wahrſcheinlich zu ſeyn, daß er durch die nüzliche Erfindung der Jagd ſein Volk ihm auf eine auſſerordentliche Art verbindlich gemacht habe. Er lehrte die ſich ausbreitenden Menſchen die wilden Thiere bekriegen, und die Waldungen ſicher machen, und ſchaffete ihnen zugleich dadurch einen neuen Vorrath von Speiſen. Die kriegeriſche Uebung der Jagd machte ihn vielleicht etwas rauh, und ſezte ihn dadurch in die Verfaſſung, bei ſeinem Stamm die patriarchaliſche Oberherrſchaft etwas abſoluter und moraliſcher zu machen, als ſie vorher war; und ſeine zu aller Arbeit, Witterung und Gefahr abgerichteten Jäger dieneten ihm, ſich bei ſeinen Unterthanen und Benachtbarten furchtbar zu machen.

Indeſſen wuchſen neben den alten täglich neue Völker heran, und ſie konten leicht abſehen, daß ihnen in kurzem eine Entfernung bevorſtund. Sie wollten derſelben vielleicht, ſo viel möglich, vorbeugen, oder doch wenigſtens das ſich dereinſt zertheilende menſchliche Geſchlecht nicht ganz aus aller geſelligen Verbindung laſſen. Sie entſchloſſen ſich daher, eine Stadt und einen groſſen Thurn zu bauen, welcher ihres Namens Gedächtnis ſtiften, und wol die Hauptſtadt der ganzen Welt ſeyn ſollte, damit bei derſelben ſich jederman ihrer gemeinſchaftlichen Ahnherren erinnern möchte. Vielleicht wollten ſich die Stammväter in derſelben ſezen, und eine gemeinſchaftliche Regierung aller Völker von da aus verwalten; es ſollten auch wohl ihre Kinder ſich nach und nach rings herum von derſelben entfernen, und ſo die Welt ganz langſam beſezen. Sie hatten daher im Sinn, einen ſehr hohen Thurn zu erbauen, der in dem weiten und ganz ebenen Lande von allen angränzenden Gegenden aus, ſo weit das menſchliche Auge reichet, geſehen werden könte. Mir deucht, daß dieſes der natürliche Verſtand der Worte Moſis ſey, der uns ſo viel ſagt: *Es hatte aber alle Welt nur einerlei Zunge und Sprache: da ſie nun gezogen gegen Morgen, funden ſie ein eben Land, im Lande Sinear, und wohneten daſelbſt; und ſprachen unter einander: Wolauf, laſſet uns Ziegel ſtreichen und brennen; und nahmen Ziegel zum Stein, und Dohn zu Kalk, und ſprachen: Wolauf, laſſet uns eine Stadt und Thurn bauen, des Spize bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen; den wir werden vielleicht zerſtreuet in alle Länder.* Es würde ihr Name in allen Ländern genennet worden ſeyn, wenn ſie von da aus die Regierung der Welt würden verwaltet haben; und auf ſolche Art würde auch die Zerſtreuung ſehr lange ſeyn hintertrieben worden. Denn, da ſie der gefürchteten Zerſtreuung, und darauf erfolgenden Vergeſſung ihres Namens zuvorkommen wollten, erhellet daraus, weil ſie die Möglichkeit der Zerſtreuung als den Bewegungsgrund dieſes Baues anführen, und weil GOtt dieſen vermutheten Zufall plözlich beförderte.

GOtt billichte dieſes Vorhaben nicht, und die Urſachen ſeiner Misbillichung, und die Weisheit ſeiner Abſichten iſt ſo ſchwer nicht zu errathen. Sie liegen alle in den weiſeſten Mitteln, die Geſelligkeit zu befördern. Da es dem erſten Anſehen nach fremde ſcheinen möchte, daß

GOtt zur Hauptabſicht gehabt, die Geſelligkeit zu befördern, und deshalb die Völker voneinander zerſtreuet habe: ſo wird es nicht überflüſig und unangenehm ſeyn, wenn wir die göttlichen Urſachen anzeigen.

Erſtlich, je länger dieſes allgemeine Band würde ausgedehnet worden ſeyn, deſto dünner hätte es werden müſſen; es wären alſo die nähern Nachbarn nicht ſo feſte miteinander vereiniget worden. Wie man es an den weit ausgedehnten Familien erſiehet, die einander je fremder werden, je weiter ſie voneinander entfernet ſind. Die allgemeine Verbindlichkeit eines jeden gegen alle, würde der beſondern Verbindlichkeit unter den Nachbarn Eintrag gethan haben, und die Menſchen würden ihre Verwandſchaft ganz aus den Augen geſezet haben, weil ſie die Gränzen derſelben nicht überſehen können. Ich werde dieſes zu beweiſen, einen Einfall des Aufſehers oder Zuſchauers borgen. Je mehr wir uns vor andern und den übrigen Menſchen unterſcheiden, je näher ſind wir mit denen vereinigt, die dieſen Unterſcheid nicht beſizen. Die Kinder eines Vaters, und die Zweige eines Anherrns, ſind alſo auf das genaueſte verbunden; darauf folgen die Einwohner eines Orts, die Kinder einer Landſchaft, die Unterthanen einer Obrigkeit, und endlich die Bewohner eines Welttheils. Wenn ein Spanier und ein Teutſcher in Paris zuſammen kommen, ſo gehen ſie einander ſo wenig an, als ein Pommer und Magdeburger in Berlin: laſſet aber den Pommer und Magdeburger, und einen Bürger aus Memel, in London ſich antreffen, ſo halten ſie ſich für Landesleute. Ein Holländer iſt ein Landsmann eines Tyrolers in Batavia. Der Teutſche und Spanier ſind Landsleute in Braſilien; und wenn ein Iroqueſe, ein Moor aus Guinea, und ein Schwede, in irgend einem Planeten zuſammen kommen ſolten, ſo würden ſie ſich als Landsleute umarmen. Ich mache den Schlus, daß die Verſchiedenheit, welche in andern Welten verſchwindet und geſellig macht, indeme ſie aufhöret, in einer, und eben der Welt zur Geſelligkeit nothwendig ſey; denn wir würden uns an einem und eben demſelben Ort nicht ſo genau verbinden, wenn wir von andern Einwohnern der Welt nicht unterſchieden wären. Meine Meinung wird vielleicht deutlicher werden, wenn ich meinen Leſer bitte, zu überlegen, ob GOtt nicht durch die Trennung eines Volks von dem andern die nähere Verbindung und eine genauere Geſelligkeit der Glieder jeglicher Völkerſchaft untereinander errichtet habe. Je weiter ſie von den andern ſich entfernen, je näher muſten ſie unter ſich zuſammen rüken: die Vereinigung eines Stammes zu einem beſondern Zwek, vereinigte ihre Gemüther veſter mit einander: ſo ward die innerliche Geſelligkeit befördert, ohne der allgemeinen hinderlich zu ſeyn, als welche durch dieſe Trennung nicht aufgehoben ward.

Zum andern, hatte der Schöpfer den Reichthum ſeines Segens, welcher für einen Welttheil viel zu gros war, in alle Gegenden der Welt reichlich ausgetheilet. Dieſe Güter ſolten zur Bequemlichkeit des Lebens dienen; derſelben aber hätten die Menſchen noch viele Jahrhunderte hintereinander entbehren müſſen, wenn ſie ſo langſam ihre Wohnungen würden ausgebreitet haben. Durch die ſchnelle Trennung bekamen aller Welt Enden Einwohner, und lernten die Güter kennen und gebrauchen, die ſie vor ſich fanden; ja ſie wurden noch überdem in den Stand geſezet, durch den Tauſch und Handel einander zu Hülfe zu kommen: welcher Umſtand die getrenneten Völker, durch allerſeitige Nothdürftigkeit, näher miteinander vereinigte, als wenn ſie bei einander geblieben wären. Es beförderte auch dieſe Zerſtreuung.

Zum dritten, die Künſte und Erfindungen, welche zum groſſen Vortheil des menſchlichen Geſchlechts gereichen, ohne deren Beihülfe die Welt ein tauſend und mehr Jahre ſich kümmerlich und mühſelig hätte behelfen müſſen.

Zum vierten, wären die bei einander gebliebenen Geſchlechter zur Erlernung der Wiſſenſchaften und Uebung der Kräfte ihrer Seele viel ſpäter, zu ihrem groſſen Schaden, gelanget. Das ganze menſchliche Geſchlecht hätte aus lauter Gliedern beſtanden, die nicht vor die Hausthür gekommen wären.

Zum fünften, iſt es bekannt, daß, je gröſſer ein Volk iſt, deſto gefährlicher auch der Aufruhr in demſelben ſey. Es fanden deswegen die Weltbezwinger für gut, Nationen zu trennen, und ſie anderswohin zu verſezen, um ſolchen Unruhen vorzukommen. Welch ein allgemeines Blutbad hätte die Menſchen aufgerieben, wenn ſie in einer genauen Verbindung ſämtlich unter einander würden geblieben ſeyn? GOtt theilete ſie alſo vätterlich, um der Ungeſelligkeit vorzubeugen. Es iſt nicht möglich, daß nicht der Ehrgeiz, die Widerſpenſtigkeit und die Trennung, Luſt, ſich zu regen, erhalten ſollte, je weiter ſich die Kinder neben einander ausbreiten, und von dem Hauptſiz entferneten. Die Aufrühriſchen muſten Luſt bekommen, und die Unterdrükten Hofnung, daß ſie mit Gewalt ſich in Freiheit ſezen könnten: welchem allem die göttliche Vorſicht zuvor kam, indem er ſie plözlich trennete. Dieſes Band ward klüger von GOtt, als von Menſchen zertheilet, und iſt deſto eher wieder zu knüpfen geweſen.

Zum ſechſten, iſt es moraliſch gewis, daß die überhandnehmende Gottloſigkeit das kleine Häuflein der Gerechten verführet, und alſo alles zu der ſchon zu ſehr augebreiteten Abgötterei verführet haben würde. Wir ſehen aus der Geſchichte vor der Sündfluth, daß die Kinder GOttes durch zu groſſe Geſelligkeit mit den Töchtern der Menſchen, und die aus dieſer zu groſſen Geſelligkeit herrührende Tyrannen auf Erden die Bosheit und Frechheit ſo allgemein machten, daß **die Erde verderbet war vor GOttes Augen, und voll Frevels.** Dieſem ſonſt unvermeidlichen Uebel zuvor zu kommen, und eine neue Sündfluth zu verhüten, trennete GOtt die Völkerſchaften, und erhielt dadurch einen doppelten Nuzen. Einmal, daß das fromme und rechtgläubige Volk von den andern abgeſondert ward; und denn, daß die böſen Völkerſchaften durch die Trennung verhindert würden, einander noch mehr zu verſchlimmern. Dieſe Abſicht GOttes erhellet deutlich aus dem Befehl, den er nachher ſeinem Volk gegeben, ſich nicht mit andern Völkern zu vereinigen, ſondern immer ein beſonderes auszumachen. Die Geſchichte lehret uns auch, daß die Jſraeliten ſo oft in Abgötterei gerathen ſind, als ſie dieſes Gebot aus den Augen geſezet hatten.

Mir deucht, daß unter dieſen Gründen wenigſtens einige ſeyn werden, die GOtt rechtfertigen, und die Nüzlichkeit der Zerſtreuung der Völker, zum Vortheil der Geſelligkeit, auſſer Streit ſezen können, um uns eine Handlung begreifflich zu machen, die das Gegentheil zu würken geſchienen.

Moſes erzehlet uns, daß alles Volk eine Sprache gehabt: welches nicht anders ſeyn konte, da die Menſchen nur eine Familie waren. GOtt verwirrete ihre Sprache, um ſie zu trennen. Ich bin gewis, daß jeder, der ſich die Mühe geben wird, alle Umſtände mit gehöriger Bedachtſamkeit zu überlegen, leicht einſehen werde, daß dieſe Verwirrung nicht die Worte, ſondern die Gedanken betroffen habe. Es würde GOtt durch wunderthätige Gewalt auf den Verſtand der Menſchen haben arbeiten müſſen, wenn er ihnen neue Worte eingegoſſen, um die alten Bilder dadurch auszudruken, und ſich Völker und Stämme einander augenbliklich, die andern alle hingegen nicht zu verſtehen. Ich bin überzeuget, daß ſie auseinander gegangen ſind, und alle eine Sprache geredet haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß dem Willen und der Abſicht GOttes gemäs, ein Misverſtand unter den vereinigten Fürſten entſtanden ſey: der Ehrgeiz, ihren Namen zu verewigen, war hinlänglich, Zwiſtigkeiten anzurichten. Vielleicht trug die Entwerfung der neuen allgemeinen Regierung, und die abgemeſſene mehrere und mindere Unterwürfigkeit von der allgemeinen Herrſchaft, das ihrige dazu bei: ſelbſt die verſchiedene Meinungen, wie man ein unzählbares, ſich täglich mehr ausbreitendes und vermehrendes Volk im Zaum halten müſſe, muſten Strittigkeiten erregen. Und es war von unſern bei dem Thurnbau zu Babel beſchäftigten Vättern ſehr klug gehandelt, daß ſie lieber bei dieſen Umſtänden ihr Vorhaben aufgaben, und eine Trennung gutwillig beſchloſſen, zu welcher ſie über lang oder kurz durch groſſe Unruhen und Blutſtürzungen würden gezwungen werden. Es iſt dieſes wohl eine wahrhafte Verwirrung der Sprache, wenn jeder wider den andern iſt, und Recht haben will. Wenn nun GOtt die Klügſten gebrauchet, die nothwendige Trennung zu beſchleunigen, und die übrigen durch eigene Uneinigkeit ſich ſo ſchon trenneten: ſo muſte auch der vorhabende Bau von ſelbſten unterbleiben. Auf dieſe Art zerſtreute ſich die Geſellſchaft, und die Geſelligkeit erhielt einen herrlichen Vortheil.

Die Schrift zeigt uns nach dieſer Geſchichte nichts, als das Geſchlechtregiſter der neuen Stifter der Königreiche. Es iſt vermuthlich, daß viele merkwürdige Handlungen übergangen ſind; denn die Schrift ſollte keine allgemeine Welthiſtorie ſeyn. Bei Durchleſung derſelben kan ich mich nicht erwehren, den patriarchaliſchen Lebenslauf unſerer Voreltern vor und nach der Sündfluth, als das Muſter der Lebensgeſchichte der meiſten Menſchen auf der Welt anzuſehen. Ich glaube, daß es manchem Prediger oder Schuldiener ſauer werden müſſe, wenn er der Leichenpredigt einen längern Lebenslauf, als dieſen, anfügen ſoll: Die Verſtorbene war 30. Jahr alt, und zeugte den und die, und lebte darnach 40. Jahr, und zeugte Söhne und Töchter, und ſtarb. Ich halte dieſen Lebenslauf für rühmlich; wenige vermeiden böſe Handlungen, die ihre Geſchichte ſchimpflich machen. Wenn es aber ein patriarchaliſches Leben iſt, nichts zu thun, als zu leben, Söhne und Töchter zu zeugen, und zu ſterben: ſo wimmelt die ganze Welt von Patriarchen. Die Geſelligen halten ſich verpflichtet, durch rühmliche Handlungen ihren Lebenslauf zu erweitern.

Ich glaube wer Vernunft und Lebenskräfte fühlt,
Thut wohl, daß er ſofort nach wahrem Lobe zielt,
Und läſſet dermaleins auf ſeinem Grabſtein leſen:
Daß er der Welt genuzt, und ſie ihm hold geweſen:

Gedanken, über eine gewiſe Erde, ob ſelbige nicht der Engliſchen Füllerde gleich kommen möchte?

Es iſt bekannt, daß die Feinigkeit der Engliſchen Tücher und Zeuge, vorderiſt der guten zarten Woll, und dann auch einer gewiſſen Erden, Füll- oder Vollerden, Terra de Fullon genannt, womit ſie ermeldte Zeuge waſchen und walken, zugeſchrieben; Leztere aber deswegen, bei Leib- und Lebensſtrafe, auſſer Lands zu verführen nicht geſtattet werde. Nun beglaubiget ſich zwar der Verfaſſer dieſes von ſelbſten, daß vielleicht in ganz Europa eine ſolche Erden, wie dieſe Engliſche Füllerde iſt, nicht werde zu finden ſeyn: Gleichwohlen aber und da man die Schäze der Natur noch lange nicht alle entdeket oder unterſuchet, iſt er der Meinung, daß es nichts ohnmögliches ſeye, wie auch anderwärts eine dieſer- wo nicht gar gleiche- doch vielleicht in etwas gleich kommende Erde zu finden, dabei aber noch das Mannœvre, oder wie eine ſolche Erden anzuwenden, ohnbewuſt ſeyn werde; anerwogen ſo viel das Erſte betrift, ohnweit einem gewiſſen Cloſter im Land ſich eine gewiſe Erden findet, die zu Waſchung der Tücher und Zeuge, ſeinem Bedunken nach, recht wohltaugentlich ſeyn mag, und davon man auf Veranlaſſen einer gewiſen höhern Inſtanz, einige wenige Anmerkung dieſen Sammlungen, mit folgendem inſeriren laſſen wollen. Es dienet alſo zu wiſſen, daß ſich bemeldte Erden auf einem Berg im Laubholz befinde, und faſt ganz weis- aber dergeſtalten beſchaffen ſeye, daß ſie theils fett- und ohne Beimiſchung eines andern Mineralis oder Cörpers, theils mit einem ſogenannten zarten Silberſand, und zwar, wie man ſonſten bei dem mediciniſchen Gebrauch redet, in ſtarker und geringer Doſi, nach der verlangenden Wahl miſciret oder durchſchoſſen iſt. Von dieſer Erden glaubet demnach der Verfaſſer dieſes, daß ſie dem geringſten Gebrauch nach, ſchon erwehnter maſſen, in einer ſogenannten Vollerden, allerdings taugen werde, maſſen er gefunden oder vielmehr die Prob machen laſſen, daß ſie zu wollen und leinenen Gezeug, wie Saiffen, gebrauchte, den Schmuz völlig heraus gezogen, anderwärts (wie nächſtens ein mehreres davon gemeldet werden ſolle,) würklich zu Walk- und Waſchung der Loden und Zeuge, auſſer Lands unter der Hand abgeholt und gebraucht werde. Was aber das andere, nemlich das Mannœuvre damit betrift, iſt er der Meinung, daß unſere Handwerksleute das Geheimnus eben noch nicht völlig beſizen oder ſich auch die Mühe geben wollen, ſelbige, wie in Engelland geſchiehet, recht zu behaupten, folglich die Tücher und Zeuge, behörig damit zu purificiren, geſtalten am Tag, annebens aber auch das übelſte bei anderen wollenen Zeugen iſt, daß ſie ſo ſchlecht von dem Schmuz gereiniget ſeyn, meiſtens blatticht und ſchmozig ausfallen, und ſo mithin auch eines theils von denen Schaben oder Motten, leichtlich wieder durchlöchert, andern theils aber ſodann die Farben in ihrer rechten Stärke und Schönheit nicht angebracht werden können. Gewis ein Fehler, der dem Commercio in dieſem Stük noch einē zimlichen Stos giebet, welcher aber durch Fleis, Mühe und Geſchiklichkeit, noch wohl gehoben werden könnte. Man glaubet, es habe die Natur oben angeführte Erden mit dem Silberſande und zwar ſecundum plus vel minus, nicht ſo bedächtlich durchzogen, wann ſolche nicht nach Beſchaffenheit der Zeuge oder des Schmuzes darinnen, in deſſen Waſch und Walkung adhibirt werden könnte oder ſolte. Allein man hat noch niemalen geſehen oder gehöret, daß die Handwerksleute disfalls eine ſonderliche Wahl angeſtellt und nach denen Gruben gegangen, ſie allemal behörig zu ſortiren, und ſofort jedes Theil abgeſondert beiführen zu laſſen; Dahero ein Hauptfehler ſogleich in prima Concoctione gleichſam entſtehen mus. Doch will man dieſer Erden vorläufig nicht allzuſehr das Wort reden. Man hat allein deswegen etwas davon dis Orts einverleiben laſſen wollen, damit, wo jemand aus eigener Erfahrung oder ſonſten von der Engliſchen Füllerde mehrere Nachricht hätte, ſelbiger es dieſen Sammlungen in der Fortſezung, mit wenigem beliebig einverleiben laſſen möchte, um befindenden Dingen nach, zum Nuzen des Publici, eine Comparaiſon zwiſchen dieſer und jener anſtellen, und ſofort weitere Communication davon thun zu können, maſſen von dieſer Erden zugleich vermuthet wird, ſie möchte neben anderm Gebrauch zu Verfertigung des feinen Porcellains (wie ehedem auch zu Dresden gefunden, und ſogleich ein Regale daraus gemacht worden,) taugentlich ſeyn.

Erklärung über den ſogenannten Schwefelregen.

Im Frühlinge findet man zuweilen nach dem Regen auf den Pfüzen und Teichen eine gelblichte ſtaubichte Materie. Weil der Schwefel auch gelb ausſiehet, ſo hält man ſie für Schwefel; und weil es allemal zuvor geregnet hat, ſo ſagt man, ſie ſey mit dem Regen herab gefallen. Dieſes ſind nicht etwa nur die Schlüſſe des Pöbels, ſondern auch vieler, die ſich weiſe dünken. Es iſt wahr, daß viel Schwefel, ſonderlich in warmen Sommertagen, in der Luft ſchwebt. Aber dieſer Schwefel iſt ſo zart, daß er niemals als ein ſichtbarer Staub erſcheinet. Der Geruch und Geſchmak dieſer Materie hat auch nicht das geringſte Kennzeichen des Schwefels. Sie mus alſo etwas anders ſeyn. Aber was iſt ſie denn? Man ſiehet zuweilen im Frühlinge groſſe gelbe Staubwolken in der Luft ziehen, welche der gemeine Mann den Heerauch nennet. Dieſer iſt nichts anders, als der Staub aus den Tannen- Fichten- und Kieferblüthen. Dieſes ſind, wie viele andere Blüthen und Blumen, voll von ſolchem Staube. Bei der geringſten Bewegung des Windes ſiehet man ihn häufig herausſtieben. Weil er ſehr leicht iſt, ſo führet ihn der Wind weiter in die Höh und oft weit von den Wäldern weg, aus welchen er kommt. Habe ich doch heuer im Sommer bei einem ſtarken Wirbelwinde vor dem Thore auf dem Weg nach ſieben Tiſchē dieſes an dem Staube im Fahrwege, der doch ſchon ſehr grob iſt, geſehen. Der Wind drehete ihn erſt lange über der Erde in einem Wirbel herum. Hernach führete er ihn immer höher und höher in die Luft; wo er ſo hoch und ſo weit, nicht anders, als eine zarte Wolke, fort zog, daß ich ihn, nachdem ich ihm eine gute Weile nachgeſehen, endlich, wegen der weitern Entfernung, aus dem Geſichte verlohr. Wenn nun an dem Orte, wo ſolche Staubwolken aus den Blüthen gedachter Bäume ziehen, ein Regen fällt, ſo ſchlägt er dieſen Staub mit zu Boden. Weil er ſehr leicht iſt, ſo bleibt er auf dem Waſſer oben ſchwimmen; und da mus er ſich Schwefel nennen laſſen.

Gedanken vom Geſinde und von böſen Herrſchafften.

Homo ſum, & nihil humani a me
- - - alienum eſſe puto. Terenz.

Ich befande mich vor wenig Tagen in einer Geſellſchaft, in welcher ich die einzige Perſon war, die noch unverheirathet war, und weder Familie noch Haushaltung hatte. In dergleichen Umſtänden mus man allemal mehrentheils die Rolle eines ſtummen Menſchen ſpielen. Indeſſen da ich die Gabe zu reden und zuzuhören beſize, ſo war ich auf alles aufmerkſam, was geſprochen wurde. Nachdeme die gewöhnliche Wetter- Geſundheits- und Kriegsdiſcourſe geendigt waren: ſo erhub ſich eine Unterredung von dem Geſinde, und die dauerte am längſten. Die Frauensperſonen inſonderheit klagten ſich einander ihre Noth, und eine jede wuſte wer weis wie viel Böſes von ihren Ehehalten zu erzehlen. Der allgemeine Ausſpruch, daß man heute zu Tag kein gutes Geſinde mehr bekommen könnte, wurde wer weis wie offt wiederholt. Ich ſtellte bei dieſem Geſpräche meine eigene Betrachtung an. Ein Bedienter iſt ſowohl ein Menſch als ich, und vielleicht habe ich es zuerſt dem bloſſen Glüke zu verdanken, daß ich kein Knecht geworden bin. Mich dünkt demnach, daß es dem Character einer edlen Geſelligkeit nicht zuwider iſt, wenn man ſeine allgemeine Menſchenliebe auch bis aufs Geſinde erſtrekt. Da ich alſo glaube, daß mir auch die Umſtände des Geſindes, eben deswegen, weil es menſchliche Umſtände ſind, angehen: ſo nahm ich in meinen Gedanken die Parthei aller Bedienten, wider ihre Herrſchafften.

Ich erinnerte mich, daß die Klagen über böſes Geſinde die allergewöhnlichſten Unterredungen ſind; und ich dachte bei mir ſelbſt, daß, wenn ich eine Unterredung der Bedienten anhören ſollte, ich ohnfehlbar Klagen über böſe Herrſchaften hören würde. Noch den Tag hatte ich das Vergnügen, zu hören, daß ich mich in meiner Muthmaſſung nicht betrogen. Als ich die Geſellſchaft verlies, und nach Hauſe gieng, ſahe ich 2. Mädigens ſtehen, die ſehr eifrig miteinander ſprachen. Gleich nahm ich einen ſehr langſamen Schritt, und da bekam ich Zeit genug, die Worte zu hören: Die Frau iſt gar zu ſchlim; es iſt kein Auskommen mit ihr; man kan ihr nichts recht machen. Ich konnte aufs richtigſte muthmaſſen, daß dieſe beide Perſonen genug zu klagen haben würden.

Als ich auf meine Stube kam, ſo hatten die Gedanken vom böſen Geſinde mein Gemüth dergeſtalt eingenommen, daß ich mich gleich entſchlos, dieſes Blat in dieſen Sammlungen auszuarbeiten. Ich will zwar das Geſinde durchaus nicht ganz vertheidigen, und ich gebe zu, daß die Herrſchaften ſehr oft Urſache haben, ſich über die Bedienten höchlich zu beſchweren. Allein, überhaupt davon zu reden, ſo ſind die Klagen über böſes Geſinde eben ſo gegründet, als die Klagen über böſe Zeiten. Die meiſten Herrſchaften beklagen ſich mit Unrecht über ihr Geſinde, und ſie ſind ſelbſt ſchuld an ihrem böſen Geſinde, weil ſie ſich ſo ungeſellig gegen daſſelbe verhalten. Ich will eine Betrachtung über dieſe Sache anſtellen, und ſonderlich einige ungeſellige Fehler der Herrſchaften anmerken, weswegen ſie unmöglich Geſinde haben können, worüber ſie keine Klage zu führen Urſache finden ſolten.

Uberhaupt habe ich vielfältig bemerkt, das die alten Herrſchaften mehr über böſes Geſinde klagen, als die jüngern, und ich habe ofte die Worte gehört: Als ich noch jung war, da hatte ich gut Geſinde, nun ich alt bin, bedürfte ich dergleichen noch eher, es wird mir aber nicht mehr ſo gut. Wenn eine Frauensperſon noch jung iſt, ſo iſt ſie freundlich, gefällig, und überſiehet ſehr leicht Kleinigkeiten. Das Alter macht natürlicher Weiſe murriſch, unfreundlich, ſtrenge und eigenſinnig. Alte Leute wollen alles nach ihrem Kopfe haben, und zwar ſo, wie es vor einem halben Jahrhundert geweſen iſt. Da nun die Bedienten mehrentheils viel jünger ſind, als daß ſie Zeiten gemäs ſeyn ſolten, die ſchon vor ihrer Geburt vergangen ſind: ſo iſt es ſehr ſchwer, daß alte Leute Bediente haben könten, mit denen ſie durchaus vergnügt ſeyn ſolten. Alte Leute klagen ja über alles Gegenwärtige, und es wäre ein Wunder, wenn das Geſinde davon ausgenommen werden ſolte. In der Jugend iſt es uns nicht verdrieslich, weitläuftige, genaue, und öftere Befehle zu ertheilen, und dadurch ſezen wir die Bedienten in Stand, völlig zu wiſſen, was wir haben wollen. Alten Leuten wird es verdrieslich, den Mund aufzuthun. Sollen ſie einen Befehl zum andernmal wiederholen, ſo ſchelten ſie gewis zugleich; und iſt es alſo kein wunder, wenn ſie ſich über das Geſinde beklagen? Allein, wo liegt die Schuld? mehrentheis und vornemlich in dem Alter der Herrſchaft. Wenn ich alſo alte Leute über böſes Geſinde klagen höre, ſo bin ich ſehr geneigt die Parthei des leztern zu nehmen. Die Ehehalten ſind gewöhnlicher Weiſe fremde Leute. Kön̄en ſie alſo wohl verbunden werden, die Schwachheiten ihrer alten Herrſchaften geduldig zu vertragen? Mich wundert es alſo nicht wann ein Bedienter bei einem alten Herrn ſchlimmer wird, als er ſeyn würde, wenn ſein Herr nicht um ſeines Alters willen ſo vielen ungeſelligen Schwachheiten unterworfen wäre.

Viele Herrſchafften glauben, daß das Geſind weit zu viel unter ſie erniedrigt ſey, als daß ſie nöthig hätten, die geſellige Tugend gegen daſſelbe auszuüben. Theils Herren ſind gegen ihrre Bedienten hart und ungeſchliffen, eigenſinnig, unbarmherzig, unfreundlich. Es ſcheinet ihnen ſchimpflich zu ſeyn, mit beſcheidenen Worten und freundlichen ſanftmüthigen Minen dem Geſinde zuzureden, Befehle zu ertheilen, und ſeine Fehler und Vergebungen zu zeigen. Nichts iſt natürlicher, als daß ein ſolches ungeſelliges Betragen die Herrſchaften veranlaſt, das Geſinde allezeit auf der ſchlimſten Seite zu betrachten, und gegen einen Fehler hundert Tugenden und gutes Verhalten nicht zu rechnen. Was halten wir von denen Leuten, die über den Mangel guter Freunde klagen? Ohne Zweifel ſind ſie ſelbſt nicht freundſchaftlich und geſellig genug. Gleichwie ein guter Freund gute Freunde macht, ſo machen auch gute Herrſchaften gutes Geſinde. Die Klagen über böſes Geſinde ſind demnach ſo viele Vorwürfe, welche ſich die Herrſchaften in der That ſelbſt machen, ob ſie gleich Recht über Recht zu haben ſich einbilden.

Es geſchiehet vielmals, daß, wenn man die Klagen der Herren über die Bedienten unterſucht, man findet, daß ſie unmögliche Dinge verlangen. Der eine giebt ſeinem Diener nur ſeine Befehle halb, und er verlanget, daß er auch das thun ſoll, was er nur gedacht hat. Heiſt dieſes nicht eben ſo viel, als verlangen, der Diener ſolle ein Herzenskündiger ſeyn? Wird ein Bedienter verſchikt, ſo ſoll er eher wieder zurük kommen als es menſchlicher Weiſe möglich iſt. Der unvernünftige Herr beklagt ſich über die Langſamkeit ſeines Dieners. Oft weis eine Frau ſelbſt nicht mehr, wie vielerlei ſie ihrer Magd befohlen hat; und ſie lermt entſezlich, daß ihre Magd nicht allgegenwärtig iſt, und 8. Hände hat, damit ſie alles verrichten könne, was ihre unſinnige Frau von ihr verlanget. Wenn manchmal dem Ehehalten eine Verrichtung unbeſtimmt aufgetragen wird, die er auf mehrere Art bewerkſtelligen kan: ſo wird er auf eine unvernünftige Art deswegen geſcholten, daß er nicht juſt die Sache ſo verrichtet, als ſie der Herr ſelbſt würde gethan haben. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alles unvernünftige der Herrſchaft von dieſer Art anführen wollte. Möchten doch alle Herrſchaften bedenken, daß kein Bedienter zu einer Sache verbunden werden könne, die unmöglich iſt, und daß ein Herr ſich in den Augen ſeiner Bedienten ſelbſt lächerlich, verächtlich und verhaſt mache, wenn er unmögliche Dinge von ihm verlangt.

Oder wenn auch ein Herr noch ſo viel Menſchenverſtand beſizt, daß er begreift, ſein Diener könne zu keinen unmöglichen Dingen verbunden werden: ſo verſiehet er es doch darinn, daß er zu ſchwere Dienſte von ihm verlangt. Je ſchwerer eine Verrichtung iſt, deſto mehr verſehen wir dabei, u. deſtoweniger können uns dieſe Verſehen zugerechnet werden. Wenn ein Bedienter etwas einfältiger iſt, oder einen ſchwächern Cörper hat, oder einmal nicht recht aufgeräumt iſt, oder ſich einmal nicht recht wohl befindet: ſo kan man von ihm vernünftiger Weiſe nicht ſo viel verlangen, als wenn er auf die entgegengeſezte Art beſchaffen iſt. Allein, bedenken dieſes wohl viele Herrſchafften? Die meiſten würden für Zorn raſen, wenn ihnen ihre Bedienten ſagten: ſie möchten heute mit ihnen ein wenig Gedult haben, ſie wären nicht recht aufgeräumt, oder ſie wären nicht recht munter. Der Herr nimmt ſich die Freiheit, wenn er nur den Schnuppen hat, ſich ins Bette zu legen, und der arme Bediente ſoll ſeine Dienſte bei einem Schnupfen eben ſo vollkommen verrichten, als wenn zwiſchen der Naſe eines Herrn und eines Bedienten ein weſentlicher Unterſchied wäre. Der Herr und ſein Diener reiſen beide. Der lezte hat nothwendig mehr auszuſtehen als der erſte, und er wird müder als ſein Herr. Dem unerachtet ſoll er in der Herberge ſeinen Herrn ſo fertig und munter bedienen, als wenn er nicht gereiſt wäre. Die Frau im Hauſe verlangt von ihren Bedienten des Abends eben ſo viel Munterkeit, als des Morgens; und es iſt abermals klar, daß ich tauſend Fälle anführen könnte, da die Herrſchaften ſo unvernünftig ſind, und deswegen auf ihre Bedienten ſchelten, weil ſie bei gar zu ſchweren Dienſten nicht ſo gut ſich verhalten, als bei leichtern.

Es iſt eine ungeſellige Unmenſchlichkeit vieler Herrſchaften, daß ſie mit den menſchlichen Schwachheiten ihrer Bedienten gar keine Gedult haben. Was kan manches Geſinde dafür, daß es nicht mehr Verſtand bekommen hat? Aus was vor Urſachen geht man mit einem Bedienten barbariſch um, weil er einfältig iſt, ein kurz Gedächtnis hat, und dergleichen? Ich mache einen billigen Unterſchied unter Fehlern, die ein Bedienter verhüten kan, und unter denen, die er nicht verhüten kan um des Mangels ſeiner Kräfte willen. Dieſe lezten mus eine Herrſchaft mit bloſſem Mitleiden betrachten. Wenn ich einen ſolchen Bedienten hätte, ſo würde ich ihm nach der eingeführten Gewohnheit den Dienſt aufſagen, aber mit aller Freundlichkeit. So lange aber als ich ihn den Regeln der Gerechtigkeit nach behalten müſe, würde ich ihn als eine Gelegenheit anſehen, meine Gedult, meine Sanftmuth, mein Mitleiden und meine Willfährigkeit zu üben, die Schwachheiten meines Nebenmenſchens gehörig zu ertragen. Alsdenn würde ich ihn in Friede ziehen laſſen, und mich ſehr hüten, ſpöttiſche und bittere Klagen über einen Menſchen zu führen, der nicht beſſer ſeyn kan, als ihn die Natur gemacht hat. Wenn man überhaupt bedenkt, wie unglüklich das Schikſaal der Bedienten überhaupt iſt, und was für ein unendlich kleiner Theil der menſchlichen Glükſeeligkeit der Lohn iſt, den das Geſinde bekommt, ſo wird man nicht verlangen, daß es ganz Engelrein und ohne Fehler ſeyn ſolle. Ich will einen Gedanken nur ganz kurz anführen, der mich allezeit geneigt macht, mit meinen Bedienten recht geſellig umzugehen. Wenn ich einen Bedienten halte, ſo koſtet er mir, alles in allem gerechnet, jährlich ohngefehr 60. Thaler; auf einge Thaler mehr oder weniger kömt es hier nicht an. Dieſes iſt alſo der Vortheil, den ich meinem Bedienten verſchaffe. Nun rechne ich zuſammen, was er mir jährlich vor Vortheile verſchaft. Täglich mus er wer weis wie viele Gänge thun. Hätte ich ihn nicht, ſo müſte ich mir meine Schuhe ſelbſt puzen; ich müſte mir mein Eſſen kochen; ich müſte mir über die Straſſe alles ſelbſt holen. Und wenn ich nur überhaupt rechne, ſo macht mich mein Bedienter viel vollkommener, als ich ihn mache. Ich bin ihm alſo mehr ſchuldig, als er mir ſchuldig iſt. Rechne ich nun noch dazu, daß es mehrentheils blos von dem Glüke herrührt, daß ich nicht ſein Bedienter bin; ſo macht mich dieſe Betrachtung vollkommen willfährig, mit allen ſeinen Schwachheiten Gedult zu tragen, und mich gegen ihn bei nahe als einen liebreichen Vatter zu verhalten.

Ich habe vielmals angemerkt, daß manche Herrſchaften noch ſo leidlich gut ſind, ſo lange das Geſinde geſund iſt. Allein, ſo bald es krank wird, verhalten ſie ſich auf eine ganz unmenſchliche Art gegen daſſelbe. Das arme kranke Geſinde wird entweder, wenn ein kranker Hund, in einen Winkel geworffen, und es mus es für eine groſſe Güte halten, wenn man alle vier und zwanzig Stunden einmal nachſieht, ob es nicht ſchon umgekommen iſt; oder es wird wol gar gleich ſeiner Dienſte entlaſſen, und ſeinem unglüklichen Schikſaal überlaſſen. Es mus ſich zu ſeinen armen Eltern und Anverwanden begeben, und ſeine eigene Noth und die Noth ſeiner Anverwandten auf eine unverſchuldete Art vermehren. Dieſes Verhalten ſehe ich als barbariſch an. Wenn ein Bedienter in meinem Dienſte krank wird, ſo ſehe ich dieſes als ein Unglük an, welches ich zu gleich mit ertragen mus; und mein menſchliches Herz macht ſich daraus eine Luſt, Barmherzigkeit an Leuten auszuüben, deren ganzes Glük von der Gutherzigkeit anderer Leute abhanget.

Weil ich jezo meine Gedanken aufſchreibe, wie ſie mir nacheinander einfallen: ſo will ich noch zulezt ein Betragen mancher Herrſchaften anführen, welches ich jederzeit verabſcheuet habe, als eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit; wenn man nemlich allen Schaden, den die Bedienten verurſachen, ihnen an ihrem Lohne abzieht. Es kan allerdings ofte gebilliget werden, wenn man dieſes thut in Abſicht auf einen ſolchen Schaden, den das Geſinde, aus einer offenbahr muthwilligen Bosheit, der Herrſchaft verurſacht. Allein, es iſt ohnfehlbar der allerſchändlichſte Geiz, und eine verabſcheuungswürdige Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit, wenn der arme Bediente alle Gefäſſe bezahlen mus, die er zerbricht. Ich müſte in der That meinen Leſern unbegreiflich wenig Einſicht in die natürliche Billigkeit und grosmüthige Freigebigkeit zutrauen, wenn ich ihnen zeigen wolte, daß dieſes Betragen geizig, filzig, niederträchtig, unbillig, und ofte höchſt ungerecht ſey.

Von Träumen, und deren Bedeutung in Anſehung des Temperaments, der Geſundheit und Krankheiten.

Es iſt von Träumen bereits vieles geſchrieben, und es hat inſonderheit der gelehrte Herr Profeſſor Stiebriz eine überaus gründliche Schrift davon denen Proben der zu Halle prüfenden Geſellſchaft vor einigen Jahren mit einrüken laſſen. Doch weil darinne nur hauptſächlich die Handlungen der Seele bei den Träumen beurtheilet werden: ſo hoffe ich nicht unrecht zu thun, wenn ich gegenwärtig auch die auf Seiten des Cörpers dabei vorgehende Veränderungen in kurze Erwegung ziehe, und dabei vornemlich unterſuche: was wohl die verſchiedenen Arten der Träume dem Cörper bedeuten? und ob ſie von dem Zuſtande deſſelben, in Anſehung der Geſundheit oder Krankheit, etwas ſicheres entdeken können? Es iſt dergleichen Betrachtung vor einen Arzt ſo fruchtlos eben nicht; weil man allerdings bisweilen von den Träumen auf das Temperament eines Menſchen, auf ſeine bevorſtehende Krankheiten, oder die darauf zu hoffende Beſſerung einiger maſſen ſchlüſſen kan; und man dürfte dahero nicht übel handeln, wenn man diejenigen Anzeigen, welche die Träume von der Beſchaffenheit unſres Cörpers zu erkennen geben, bisweilen mit zu Hülfe nehme, und ſie mit andern ſonſt gewöhnlichen Merkmahlen vereinigte; dazumal ein vorſichtiger Arzt nichts unterlaſſen mus, was zu genauer Kenntnis des menſchlichen Leibes nur irgends beitragen kan. Hat doch bereits der älteſte und beſte Arzt, Hippocrates, von den Träumen geurtheilet, und aus deren verſchiedenen Art den Zuſtand des Menſchens in geſunden und kranken Tagen zu entdeken geſuchet, wie ſein uns hinterlaſſenes Buch de inſomniis zur Gnüge ausweiſet. Warum ſolte alſo nicht noch heute zu Tage dergleichen zu thun erlaubt ſeyn, wenn man anders vernünftig dabei verfährt, und nicht etwa auf unnüze Traumdeutungen verfällt?

Wenn ich aber zuförderſt diejenigen Veränderungen, die im Cörper bei Träumen vorgehen, zeigen will, ſo ſeze ich dieſen Grundſaz voraus: daß Leib und Seele in der genaueſten Gemeinſchaft ſtehen, und daß die Vorſtellungen in der Seele mit den Bewegungen im Cörper, und dieſe hinwiederum mit jenen übereinſtimmen; oder daß Seele und Leib in ihren Handlungen ſich genau nach einander richten. Dieſes geſchieht bei wachenden Leibe; wie ſolches auf Seiten der Seele die freiwilligen Handlungen und Gemüthsaffekten; auf Seiten des Cörpers aber die mit den Vorſtellungen der Seele übereinkommende Veränderungen des Cörpers deutlich gnug zu erkennen geben. Daß aber dergleichen auch im Schlaffe geſchehe, beweiſe ich alſo. Wenn der Menſch ſchläft: ſo bemerkt man, daß ſich das Geblüte langſam und ruhig durchs Gehirne, und durch deſſen gelinde aufgeſpannte Gefäſſe beweget; daher auch alle diejenigen Dinge den Schlaf zuwege bringen, welche zu einem langſamen Umlaufe deſſelben, und zu einer ſchwachen Spannung der Gefäſſe im Gehirne beitragen. Geſchieht aber dieſes: ſo erfolgt auch eine langſame Abſonderung, und ein ſparſamer Einflus der zarten Nervenfeuchtigkeit in die Gliedmaſſen der Sinnen: daher zugleich die ihnen bei wachenden Leibe eigene Spannung nachlaſt, und ſie ſich wie man zu ſagen pflegt, ſchlieſſen, oder ihr Gebrauch einige Zeitlang aufhört. Da ſich nun die Seele nach dem Zuſtande des Cörpers; beſonders aber in ihren Empfindungen nach den Gliedmaſſen der Sinnen richtet; ſo iſt nicht zu verwundern, daß ſie ſich hernach durch keine merkliche Handlungen mehr äuſſert, wenn ihr dieſelben keine neue Materie zum Denken von auſſen mehr vorſtellen: weshalb man auch zu ſagen pflegt, daß die Seele im Schlafe von ihren Handlungen ruhe.

Hieraus folget nun, daß je ſtärker, oder ſchwächer der jezt beſagte Umlauf des Geblüts, und der Einflus des Nervenſafts in die ſinnlichen Gliedmaſſen iſt; deſto leiſer, oder tiefer auch der Schlaf ſeyn müſſe, und deſto mehr oder weniger auch die Kräfte der Seele, die mit jezt erwehnten Veränderungen im Cörper harmoniren, ſich äuſſern können. Woferne aber die Bewegung des Bluts durch das Gehirn nicht ſattſam ruhig, und deſſen zarte Fäſerlein und Gefäsgen nicht ſanfte gnug geſpannet ſeyn: ſo kan weder der Schlaf ſich recht natürlich einfinden; noch auch die Spannung der ſinnlichen Gliedmaſſen gehörig nachlaſſen. Folglich kan eine auch nur geringe Berührung derſelben eine Empfindung in der Seele erweken; und weil ſie im Schlafe mit keinen ihr von auſſen gegenwärtigen Dingen zu thun hat: ſo fällt ſie, vermöge des Geſezes der Einbildungskraft, auf abweſende, welche ehemals etwas mit der Empfindung gemein gehabt haben, und verbindet ſolche auf verſchiedene Art; woraus denn allerhand Träume entſtehen.

Es iſt alſo ein Traum in Anſehung des Cörpers ein ſolcher Zuſtand, da im Schlaffe die nicht ſanfte gnug geſpannten Hirngefäſſe, und die nicht ſattſam geſchloſſnen Gliedmaſſen der Sinne der Seele Gelegenheit zu Empfindungen geben, die hernach die vorbeſchriebene Einbildungen erregen. Und hieraus ſieht man, warum die Träume von einer etwas unruhigen Circulation des Bluts durch den Kopf zeigen, und warum der Schlaf nicht recht ſanfte und erquikend iſt, wenn man träumet: weil wenn man Schlafen ſoll, eine ruhige Bewegung des Bluts durchs Gehirn, ein langſamer Einflus des Nervenſafts in die ſinnlichen Gliedmaſſen, und eine gelinde Spannung derſelben erfordert wird; welches alles aber bei dem Träumen nicht iſt.

Doch ich gehe näher zu meinem Zwek, und betrachte: ob, und wie die Träume ſich nach den Temperamenten, und andern Verfaſſungen des Cörpers richten, und alſo von dem Zuſtande des Cörpers zeigen können. Ich verſtehe aber unter dem Temperamente im mediciniſchen Verſtande ein gewiſſes Verhältnis der feſten und flüſſigen Theile des Cörpers gegen einander, aus welchem eine gewiſſe Art der Geblütsbewegung entſtehet, mit der hernach gewiſſe Empfindungen und Neigungen in der Seele übereinſtimmen; weil ſich dieſe in ihren Handlungen nach dem Umlaufe des Geblüts, inſonderheit aber durchs Gehirn, richtet. Es folgt alſo hieraus der richtige Schlus. Da die Empfindungen in der Seele ſo beſchaffen ſind, wie das Temperament zu ſeyn pflegt: ſo müſſen auch die Träume, die ſich auf gewiſſe Empfindungen in der Seele gründen, billig ſo geartet ſeyn, wie dieſe es zulaſſen; und man kan daher gewiſſer maſſen füglich aufs Temperament zurük ſchlieſſen. Weil aber die Beſchaffenheit der Hirngefäſſe, und der Lauf des Bluts durch dieſelben, bei dem einen Träumenden nicht ſo iſt, wie bei dem andern: ſo ſind auch die Vorſtellungen unterſchieden, und alſo mus die Seele bei einem viel andere Ideen im Schlafe hervor bringen, als bei dem andern, und folglich müſſen auch verſchiedene Träume erwachſen, wie dieſes in dem folgenden durch Exempel gezeiget wird.

Jedermann ſieht aber, indem ich behaupte, daß man von den Träumen aufs Temperament ſchlüſſen könne, daß ich den Menſchen, bei dem dieſes gelten ſoll, als geſund anſehe, und von ſeinem natürlichen Zuſtande rede. Denn ſonſt kan ein Sanguineus, der das flüſſigſte Blut hat, allerdings in den Stand geſezet werden, daß er dikes Blut bekömt, und alſo ſolche Träume erfähret, die nur den melancholiſchen Leuten eigen ſind; wiewohl er alsdenn eigentlich kein sanguineus mehr zu nennen iſt.

Dieſes jezt Angeführte findet man auch in der Erfahrung würklich gegründet. Denn da bei tiefſinnigen, oder melancholiſchen Leuten das Geblüte dike und ſchwer iſt, und folglich auch im Gehirne einen tiefern Eindruk verurſacht: ſo pflegen die Träume auch ſchwer, und traurig zu ſeyn; wie den̄ dergleichen Perſonen gemeiniglich vom Tode, Begräbnis, Geſpenſtern, und allerhand traurigen oder gefährlichen Begebenheiten träumen. Entſteht ein Traum bei denenjenigen, die ein richtiges Verhältnis der feſten und flüſſigen Theile gegen einander, und folglich: einen freien und ungehinderten Umlauf des Geblüts, wie die ſangvinei haben, ſo handelt derſelbe mehr von angenehmen und luſtigen Begebenheiten, als von Muſic, Gaſtmalen, höflichen Gunſtbezeigungen, Liebesgeſchichten und dergleichen. Solche Perſonen, die vor andern ſtark geſpannte Nerven, und ein hiziges Blut haben, wie die Choleriſchen, Träumen hauptſächlich von unruhigen Dingen, als von Kriege, Kriegsgeſchrei, von Schlagen, Stechen, Hauen, Feuer und ſo weiter. Wie man hingegen von denen, die viele wäſſerige Feuchtigkeiten im Geblüte führen, will angemerkt haben, daß ihnen im Traume allerlei Bilder von Waſſer, Flüſſen, Schiffarthen, und d. gl. vorkommen. Ja, da ſich auch das Temperament mit den Jahren verändert: ſo ſehen wir daher, warum bei verſchiedenen Stufen des Alters auch verſchiedene Träume entſtehen.

Man erkennet alſo hieraus, wie uns die Betrachtung der Träume zu einiger Känntnis der Temperamente dienen könne, wenn wir nemlich fleiſſig Acht geben, von welchen Dingen ein Menſch bei geſunden Tagen ofte träumet, und dieſe Nachricht hernach mit andern Kennzeichen der Temperamente zuſammen halten und überlegen. Nun könnte hier zwar eingewendet werden, daß die angeführten, und gewiſſen Temperamenten zugeſchriebene Arten der Träume von der Seele hauptſächlich herzuleiten wären; weil dieſe z. E. bei einem melancholiſchen Menſchen gröſtentheils mit traurigen Vorſtellungen am Tage über beſchäftiget wäre, welche hernach im Traume wieder ausgewikelt würden. Ich gebe auch dieſen Einwurf zum Theil gerne zu. Doch ſehe ich dadurch meinen Saz keinesweges ganz aufgehoben: weil doch gewis iſt, daß vermöge des ſich die Seele auch in Hervorbringung der Träume nach dem Cörper, und inſonderheit nach dem Zuſtande des Gehirns richtet, auch überdem die Gemüthsbeſchaffenheit ſelbſt, ſie ſey nun traurig, oder aufgereimt, von dem Temperamente, oder der beſondern Leibesmiſchung des Menſchen herkommt. Ja man ſieht es auch unter andern daher nicht undeutlich, wenn man erweget, daß der Cörper ſelbſt zum Träumen öfters Gelegenheit gibt; indem es nicht ſelten geſchieht, daß Leute die hungrig oder durſtig ſeyn, von Eſſen und Trinken Träumen, oder daß es denen, die die Blaſe voller Urin haben, im Traume vorkömmt, als wenn ſie das heimliche Gemach beſuchten, und darüber wohl gar das Bette befeuchten: wohin auch das ſogenannte Alpdrüken, und die bei vielen mit angenehmen Träumen verknüpften Saamenergieſſungen, (pollutiones nocturnæ) gehören; weil man wahrnimmt, daß in jenem eine ſchwere Circulation des Bluts durch die Lunge; in dieſen aber ein Ueberflus des Saamens zum Traume Anlas gibt. Es iſt auch die Urſache davon leicht zu begreifen. Denn wenn in einem Theile des Cörpers eine Veränderung geſchieht, und dieſelbe bis zum Gehirn gebracht wird: ſo empfindet es die Seele; und da dieſe im Schlafe keine deutliche Vorſtellungen formiren, noch die Urſachen ſolcher Veränderungen im Cörper einſehen kan: ſo verfällt ſie auf diejenigen Bilder, welche ſich zu dieſer Empfindung ſchiken. Und was wollen wir endlich dazu ſagen, wenn uns einige Schriftſteller verſichern, daß die Aegiptier gewiſſe ſchlafmachende Dinge, und die Türken das opium in der Abſicht gebrauchen, daß ihnen angenehme Dinge im Traume vorkommen ſollen; gleichwie Lightfoot von denen Phariſäern erzehlet, daß ſie öfters zu faſten gewohnet geweſen, damit ſie angenehme Träume haben mögten. Muß man denn alſo nicht eingeſtehen, daß der Cörper ſelbſt, und deſſen beſondere Verfaſſung zu gewiſſen Arten der Träume beitragen könne?

Damit man aber die Träume, die etwa von denen des Tages über beim Wachen vorgefallenen Dingen entſtehen, deſto beſſer von denenjenigen möge unterſcheiden lernen, die von dem Temperamente beſtimmet werden; ſo kommt es hauptſächlich darauf an, daß man nicht blos von einem einigen, ſondern von oft wiederhohlten Träumen den Schlus aufs Temperament macht, und den Träumenden Acht geben läſt, ob ſich ſein Traum von den ihm am Tage vorgekommenen Sachen anfange oder nicht. Ja da auch die Veränderung der Diät unſern natürlichen Zuſtand, und den Umlauf des Geblüts verändern kan: ſo würde man daher wohl thun, wenn man die Träume nur alsdenn aufs Temperament zöge, wenn keine Unordnung in der Diät begangen worden.

Hiernächſt aber ſehe ich auch kürzlich, was die Träume von bevorſtehenden Krankheiten, und deren Ablauf zu erkennen geben. Jedermann wird mir einräumen, daß, wenn der Cörper zu Krankheiten geneigt iſt, alsdenn eine Abweichung der natürlichen Lebensbewegungen von ihren ordentlichen Regeln geſchehen müſſe; oder, daß alsdenn eine Veränderung der Geblütsbewegung vorgehe, welche nothwendig auch im Haupte ſich ereignet. Geſchicht nun dieſes: ſo wird davon der Schlaf entweder auſſerordentlich tief, wie bei Schlafſüchtigen, oder aber leiſe und unruhig, da denn im lezten Falle gar leicht Träume hervor gebracht werden. Erfolgen aber dieſe: ſo ſind ſie nothwendig anders, als bei geſunden Tagen, und richten ſich wie ſonſt, alſo auch jezo nach dem Cörper, der in einer ganz andern Verfaſſung ſtehet. Und dieſerwegen mus man auch vielfältig daraus urtheilen können, in welchem Zuſtande ſich der Cörper gegenwärtig befinde, und ob ihm etwa eine Krankheit bevorſtehe, oder wie ſolche, wenn ſie ſchon zugegen, beſchaffen ſey. Nur mus man vorher verſichert ſeyn, was der alſo Träumende vor ein Temperament hat, und zu welchen Träumen er Vermöge deſſelben geneigt iſt. Denn ſo wird man bald inne werden, ob der Traum von natürlichen, oder widernatürlichen Urſachen herrühret, und nicht etwa auf eine Krankheit ſchlüſſen, wo es nicht nöthig iſt.

Was ich jezo behauptet habe, will ich nunmehro mit einigen Exempeln erläutern: Die, ſo ein Fieber, ſonderlich aber ein hiziges bekommen wollen, oder vielmehr ſchon haben, pflegen gemeiniglich von ſolchen Dingen zu träumen, die von einer beſondern Lebhaftigkeit zeigen, dergleichen ich oben den Choleriſchen zugeeignet habe. Wenn nun ein dem Temperament nach melancholiſcher Menſch ſolche lebhafte Bilder im Traume auſſerordentlich bekommt, die in ſeiner natürlichen Verfaſſung eben nicht gegründet ſeyn: ſo kan man davon füglich auf eine ſtärkere Wallung des Bluts, oder auch wohl gar, wenn die übrigen Umſtände es zulaſſen, auf ein bevorſtehendes Fieber ſchlüſſen: es wäre denn, daß beſagte Veränderungen von andern Urſachen, als von hizigen Getränke, allzuſtarker Bewegung, und ſo weiter hergekommen wären. Choleriſche Perſonen hingegen träumen zwar bei anwandelnder, oder ſchon gegenwärtiger Hize ebenfalls von dergleichen Dingen. Da aber ihre Vorſtellungen davon jezo unweit ſtärker und heftiger ſind, als ſie vordem bei geſunden Zuſtande waren: ſo läſt ſich daraus nicht minder ihre Krankheit erkennen, und beurtheilen. Eben ſo habe ich auch angemerket, daß in krampfhaften Zuſammenziehungen der Nerven es den Leuten im Traume vorgekommen iſt, als wenn ſie fielen, flögen, oder ſchnell wegkämen, und ihnen gleichſam ſelbſt entriſſen würden; welches ſie auch äuſſerlich durch unvermuthetes Zuſammenfahren und Zuken der Glieder zu erkennen gegeben haben. Weil ſich nun nicht durch die Fieber mit einem Krampf anfangen; ſondern auch derſelbe inſonderheit alsdenn zunimmt, wenn ſie ſteigen, oder ſich brechen wollen: ſo iſt nicht zu verwundern, warum man aus dieſen Inhalte der Träume inſonderheit entdeken kan, daß jemand ein Fieber bekommen, oder daß ſich daſſelbe vermehren werde.

Nichtweniger pflegt es auch ein Zeichen der Vollblütigkeit zu ſeyn, und daß dieſe Krankheiten zuwege bringen werde, wenn man träumet, als wenn man eine groſſe Laſt tragen müſſe; oder in einem tiefen ſchwarzen Schlamme ſtäke, oder als wenn einem die Glieder gelähmet wären, und als ob man blutete: wie ich denn auch gehört habe, daß diejenigen, die zu häufigen Blutergieſſungen geneigt ſind, bald darauf wieder dieſelben bekommen haben, wenn ſie vorher geträumet, daß ſie bluteten, oder verwundet wären. Denn es iſt alsdenn eine Anzeige, daß das viele Blut an gewiſſen Orten ſchwer durchgehe, oder an die Theile, die zu Blutſtürzungen geſchikt ſind, ſtärker hingetrieben werde, und daſelbſt Veränderungen verurſache, welche bis zum Gehirne fortgepflanzet werden, und eine Empfindung erweken, die hernach zu ſolchen Träumen Anlas gibt, welche ihr gemäs ſind. Endlich wenn geſunde oder würklich melancholiſche Leute, ohne anderweite Urſachen, von ſolchen Dingen zu Träumen anfangen, die eine groſſe Gewalt anzeigen, oder ſonſt fürchterlich ſind, als von Krieg, Zank, und allerhand Ungeheuer ꝛc. ſo mus man, wenn es oft geſchieht, nicht ohne Grund in Sorgen ſtehen, daß eine Krankheit, oder bei dieſen eine Raſerei erfolgen werde; weil es ein Merkmal iſt, daß der Umlauf des Geblüts durchs Gehirn heftiger und geſchwinder wird, ſo wie er bei Fieberpatienten, oder bei raſenden zu ſeyn pflegt. Dieſe Erfahrung hat bereits Hippocrates angemerket; daher er in ſeinem Buche de inſomniis ſpricht: fluviorum tranſitus, hoſtes armati, monſtra difformia, morbum, aut in melancholicis furorem præſagiunt. Das iſt: wenn man im Traume vorbei rauſchende Waſſer höret, bewafnete Feinde und allerlei gräsliche oder ungeheure Dinge ſieht; ſo bedeutet es Krankheiten, bei melancholiſchen Perſonen aber die Raſerei.

In Krankheiten ſelbſt aber pflegen diejenigen Träume auf eine Beſſerung zu deuten, die das Gegentheil von dem in ſich faſſen, was einem vorher nach Anlas der Krankheit geträumet hat. Alſo kan es zum Exempel von einer Beſſerung zeigen, wenn ein Kranker, ſtatt der ſonſt im Traume gehabten heftigen Vorſtellungen, wieder anfängt von gelaſſenen Dingen zu Träumen, und wenn ihm die vorher ſchwarzen und fürchterlichen Bilder, nun vielmehr in weiſſer und angenehmer Kleidung erſcheinen: Doch müſſen ſich, wie billig, die andern Umſtände auch dazu räumen. Denn eines Theils hat man gewiſſere Kennzeichen der Beſſerung, die man nothwendig mit zu Rathe ziehen mus; andern Theils aber würde man ſich in ſeinem Urtheil ſehr betrügen, wenn man die übrigen Nebenumſtände vorbei laſſen wollte: indem es gar leicht geſchehen könnte, daß man etwa bei einem zur Ewigkeit bereiteten, und in der That gefährlichen Patienten, die ihm vom Prediger beigebrachten, und im Traume wieder erneuerten Vorſtellungen vom ſeeligen Zuſtande des ewigen Lebens, und der liebreichen Aufnahme der Engel, vor einen auf die Geneſung deutenden Traum hielte.

Sonſt gibt Hippocrates unter andern folgendes Merkmal der Beſſerung an: terra aut domus ſi moveri videatur, ſano quidem imbecillitatem, ægro vero ſanitatem, ſtatusque præſentis immutatio portendit. Er ſpricht: wenn man träumet, daß ſich der Fusboden, oder das Haus beweget: ſo bedeutet es einem Geſunden Krankheit, einem Kranken aber Geſundheit; oder kurz zu ſagen, eine Veränderung des gegenwärtigen Zuſtandes. Nun zweifle ich zwar nicht, daß dieſer Ausſpruch wahr ſey. Doch hat er wohl mehr Erfahrung von nöthen, und läst ſich einiger maſſen erklären, in ſo ferne nemlich das Wanken eine Vorſtellung iſt, die aus einer abwechſelnden, oder ſich verändernden Geblütsbewegung bei inſtehender Krankheit oder Beſſerung gar wohl hergeleitet werden kan.

Und ſo hätte ich denn kürzlich erwieſen, daß man die Träume allerdings mit als Kennzeichen annehmen könne, wenn man von der Menſchen Temperament, Geſundheit oder Krankheiten urtheilen will; und wenn man mir ſchon einwenden wollte, daß ſie nur unter die ungewiſſen Merkmale gehörten, aus denen man wenig nehmen könnte: ſo wird doch mein Beweis dadurch keinesweges aufgehoben. Denn 1) habe ich bereits hin und wieder erinnert, daß man ſich alleine darauf nicht verlaſſen dürfe, ſondern andere Zeichen mit zu Hülfe nehmen müſſe, 2) ſo gibt es ja auſſer den Träumen in der That ſehr viele Anzeigen von dem Zuſtande des Menſchen, die eben ſo ungewis ſeyn, wenn man ſie alleine betrachtet. Da man ſie nun dem ohnerachtet gelten läst, und auch vielmals daraus, wenn ſie gegen andere gehalten werden, einen richtigen Schlus formiren kan: ſo ſehe ich nicht ab, warum dieſes nicht auch bei den Träumen ſtatt finden ſolle. Freilich aber läugne ich nicht, daß man um mehrerer Gewisheit willen mehr Erfahrung davon anſtellen müſſe; weil man aber dieſelbe noch zur Zeit nicht hat: ſo habe ich auch dieſe Lehre in ihren völligen Zuſammenhange nicht vortragen, oder gewiſſe Regeln davon geben können.

Von der Eſelsmilch, und deren Gebrauch.

Es iſt überhaupt in jeder Milch nicht nur eine nährende Kraft, ſondern auch eine ſonderbahre und ganz ungemeine Arznei verborgen: wie nährend ſie ſey, iſt eine Sache, ſo jeden bewuſt. Das zweite aber betrefend, ſo weis man ja wie nichts die heftigſten Gifte beſſer bricht und zwingt als Milch. Daher wenn einer Gift bekommen, ihm dadurch am beſten geholfen wird, und hat ſie überdem groſſen Nuzen in vielen Krankheiten. Nun iſt zwar alle Milch als Küh- Schaaf und Ziegenmilch gut; doch iſt die Eſelsmilch die kräftigſte. In der Lungen und Schwindſucht, in langſamen und auszehrenden Fiebern, in langwürigen Huſten, in Abnehmen von Scharbok, in Milz und Mutterbeſchwehrungen, in krampfhaften Zufällen, in Geſchwüren der Eingeweide, und in andern Krankheiten, wo die Theile von einem ſcharfen Salze zernaget, iſt die Eſelsmilch, zu rechter Zeit, in gnugſamer Menge und mit gehöriger Verhaltung verordnet, was herrliches. Es hat aber bekannter maſſen alle Milch ein dreifaches Weſen, 1) den flüſſigen Theil, oder die Molken, 2) das fette öhligte Weſen, welches oben auf ſtehenden Rahm zu ſehen, und woraus man die Butter macht, 3) das grobe irrdiſche und ſchleimigte Weſen, woraus der Käſe bereitet wird. Von dieſen dreifachen Weſen nun rühret alle Kraft her: denn iſt die Milch ſehr dünne und wäſſrig, dienet ſie zu befeuchten, verdünnen, abſpielen und laxiren; iſt ſie ſchwer und hat viel käſicht und grob Weſen, verdikt und ſtopft und heilet was zuriſſen: iſt aber viel buttriges und käſichtes darinn, ſo erweicht, lindert, klebt, und nähret ſie. Demnach iſt die Frauenmilch die ſüſſeſte und zarteſte unter allen, hat viel fettigtes Weſen, gibt daher trefliche Nahrung und dienet der Menſchlichen Natur am beſten. Die Kühmilch iſt etwas fetter, hat viel irrdiſch Weſen, aber wenig Waſſer, daher ſie auch nicht ſo ſehr abſpület, doch deſto mehr lindert, mäſſiget und nähret. Die Schaafmilch iſt am dikſten und hat viel irrdiſch, käſicht, und ſchleimichtiges, ſpühlet alſo nicht ſehr ab, iſt aber treflich die verlezten und von ſcharfen Säften zerfreßne Blutgefäſſe, und Flieswaſſergänge zuzuheilen. Die Ziegenmilch hat wenig Waſſer, iſt etwas dik, gibt wenig Butter, und beſizet eine zuſammenziehende Kraft, doch ſpühlet ſie beſſer ab, als die von Kühen. Dieſe unterſchiedliche Eigenſchaften rühren nicht ſo wohl von den Futter als den verſchiedenen Cörpern derer Thiere her. Denn wenn man gleich verſchiedenen milchenden Thieren zu einer Zeit einerlei Futter gibt, laſſen ſie doch nicht einerlei Milch. Die Eſelsmilch endlich beſonders betreffend iſt ſie vor andern ſehr zart und wäſſrigt, daher ſie ſehr gut Verſtopfungen zu heben, und die klebrichten Säfte zu verdünnen, und die ſcharfen Salze zu mäſſigen: ferner hat ſie wenig käſichtes, und grobes Weſen, dringet alſo genauer durch die kleinen Adern und verdünnet beſſer, ſo dann iſt ſelbſt das darinn befindliche käſichte Weſen ſehr zart, ſie gerinnt auch mit ſauren nicht ſo leicht als Kühmilch; iſt alſo dieſe, weil nichts ſchädlicher als wenn die Milch im Magen gerinnet, zu Curen die beſte: endlich iſt ſie überaus ſüſſe, und übertrift darinn alle auſſer der Frauenmilch, und kan man daraus einen köſtlichen Zuker oder vielmehr ein dem Manna ähnliches Weſen leicht und in Menge verfertigen. Weil ſie nun ein ſüſſes Salz hat, bricht ſie die Schärfe treflich und öfnet den Leib. Demnach iſt die Eſelsmilch ſehr gut in Schwindſucht, und Lugenſucht, doch mus ſie im Anfange, ehe die Geſchwüre verhärtet, gebraucht werden, in Blutſpeien, ſchweren Othen hohlen, ſchleichenden Fiebern, in Bruſteiter, in Chiragra, Podagra und Hüftweh, (man kan auch ſtatt Eſelsmilch, wo ſie nicht zu haben, einige Tage nacheinander Ziegenmilch trinken, vorher aber gelinde laxirende Dinge als Manna von den laxirenden Roſenſirup, nebſt abſorbir-Pulvern nehmen, dabei aber mus alle andere Speis und Trank auf die Seite geſezt werden) Colic, Milzſucht und Mutterbeſchwerung, Raſerei und Melancholie, böſen Seuche und andern reiſenden Bewegungen; in ſcorbutiſchen Zufällen, als Dörrſucht, reiſſenden und krampfhaften Schmerzen in den Gliedern, Zernagungen und Verſchwürungen der äuſſern Theile; in allerhand ſchlimmen Geſchwüren, und in Auſſaz. Alten Leuten gibt ſie die beſte Nahrung, ja ſie macht munter und ſchön. Man mus ſich aber nach einer geſunden ſäugenden Eſelin umſehen, die noch nicht ſehr alt, ſondern in ihren beſten Jahren, weder zu fett, noch zu mager und in Mai Monat geworfen hat; dieſe mus nicht zu Hauſe gefüttert werden, ſondern in Grünen herum lauffen und aus einem Flus ſaufen, weil deſſen Waſſer beſſer als Brunnenwaſſer; auch mus ſie gleich den Pferden täglich geſtriegelt werden. Auch mus man der Eſelin ſolches Futter, welches ſich zu jeder Krankheit am beſten ſchikt, zu geben ſuchen. Die Cur kan zwar allezeit geſchehen, doch im Frühling und Sommer am beſten; das Milchfas mus in währenden Melken in heiſſem Waſſer ſtehen, und von daraus ſo gleich in eine Flaſche mit einem langen Halſe gegoſſen, dieſe feſt verſtopfet, daß das ätheriſche Weſen nicht mit der Wärme verfliege, und hernach nach und nach laulicht ausgetrunken werden: die Zeit zu Trinken iſt Vormittags am beſten, auch mus man erſt 4. bis 5. Stunden hernach eſſen; es kan auch wohl Nachmittags ohngefähr 4. Stunden nach der Mahlzeit, wenn die Verdauung geſchehen, halb ſo viel als Morgens getrunken werden. Die Menge des Trinkens kommt auf die Umſtände an, doch iſt nicht leicht über 3. Pf. Apothekergewicht, ſo ein gemein Maas macht, zu nehmen. Wie lange man anhalten ſoll, mus man aus der Krankheitart und Hartnäkigkeit beurtheilen. Man kan, wenn es ſich nicht gleich geben will und ſich Hofnung zeigt, 2. bis 3. Monat auch wohl länger trinken. Doch mus man, ehe die Cur angefangen wird, auf den Magen ſehen, ob er die Milch vertragen, bezwingen und wieder fortſchaffen kan, daher der Unrath vorher durch laxiren, oder durch 1-2. Gran von tartaro emetico, ſo mit dem Laxirtrank von Maña vermiſcht worden, fortgeſchaft werden mus. Ferner mus dahin geſehen werden, daß die Milch im Magen nicht gerinne, daher ſind währender Cur mit der Milch einige irrdiſche und alkaliſche Dinge, welche die Säure niederſchlagen, zu geben, nachgehends aber eine Magen- und Carminativeſſenz oder Sal-olatile oleoſum darauf zu ſezen. Wenn die Cur 6-8. Tage gewähret, mus darzwiſchen mit Manna einmal laxiret werden. Anfänglich mus man 3-4. Unzen trinken, und hernach immer höher ſteigen. Bei der Cur mus man ſich in Eſſen und Trinken in Acht nehmen und dahin ſehen, daß alles was man genieſſet dünne ſey. Daher unverdauliche Speiſen, Fleiſch, das zu viel Nahrung gibt, was Blähungen verurſacht, Sommerfrüchte und ſaure Sachen zu meiden: auch mus man ſich alles Weins und Bieres enthalten, doch kan zu weilen ein mäſſiger Trunk Ungariſchen oder ſonſt guten alten Weins nicht ſchaden. Ingleichen mus man kein geſäuert ſondern weis Brod eſſen. Hergegen iſt dieſe Cur nicht dienlich denen, die rohes Weſen im Magen haben, das Kopfſchmerzen verurſacht, wo hizige Fieber, und die Eingeweide im Unterleibe mit diken Geblüth angefüllet. Es mus auch bei den Milchtrinken der Magen weder zu kalt noch mit Säure angefüllet ſeyn, noch zu viel Hize und Galle haben: auch mus man Niemand Milch geben, wenn er lange nicht zur Ader gelaſſen, die güldene Ader und monathliche Reinigung gehemmet, oder gar aufgehöret: Demnach mus man zuvor Ader laſſen und der Unreinigkeit der Säfte durch dienliche Arznei abhelfen.

Von den Inſecten, Seidenwürmer, und von der Verwandelung der Rauben in Schmetterlinge.

Der Seidenwurm, ein koſtbarer Inſect, ſo einen groſſen Theil von den Reichthümern Italiens ausmachet, iſt das allernüzlichſte unter den Raupen, ſo vor den andern eine Stelle in dieſen Blättern, und die Aufmerkſamkeit des Leſers verdienet. Wir werden dermalen hievon ausführlich zu handeln Gelegenheit nehmen, zuvor aber ihren Lebenslauf kürzlich beſchreiben: Die Verwandelung iſt hier, was Wunderbar heiſt: Aus den Eiern der Schmetterlinge, oder Pavillions, oder wie man ſolche an andern Orten nennet, der Sommervögel, welche öfters 60. 100. und mehr ſezen, kommen, vermittelſt eines gewiſſen Grades der Wärme, kriechende Inſecten von einer walzen-förmigen Geſtalt heraus; Ihr Cörper iſt aus neun Ringen zuſammengeſezt, und ſie haben unten 14. Füſſe. Oben auf dem Rüken ſcheint eine Arterie durch die Haut, ſo ſich von Zeit zu Zeit aufſchelt, und die Stelle des Herzens vertritt. Auf jeder Seite haben ſie neun Oefnungen, die in ſo viel Lungen hineingehen. Die Raube iſt weiter nichts, als ein vermeinter Schmetterling, den viele Felle oder Häute bedeken. In der That braucht ſie nichts weiters, um zum Schmetterlinge zu werden, als daß ſie nach und nach dieſe Häute ablegt. Sie thut dieſes gleich bald nach ihrer Geburt, und nachgehends häutet ſie ſich zum viertenmale, ohngefehr von ſieben zu ſieben Tagen, bei jeder Häutung aber ſizt ſie einige Zeit, ohne ſich zu nähren und zu bewegen. Zwiſchen den Häutungen unterhält ſie ſich von Maulbeerblättern, und wächſt immer ſo; daß ihr die äuſſere Haut zu enge wird; und das iſt die Urſache, warum ſie ſolche abgelegt. Einige Tage nach der vierten Häutung, nachdeme ſie ſich genug geſättiget hat, fängt ſie an, ihre Arbeit anzutretten; nemlich zu ſpinnen. Aus ſolcher Arbeit entſtehet ein eyförmiges Geſpinſten, demſelben kriegt das Inſect wieder ein hinein, befreiet ſich von ſeiner Haut, an der die vierzehn Füſſe bleiben, und behält nichts, als das lezte Häutgen um ſich, unter welcher Geſtalt es eine Puppe genennet wird, und ſchon die Flügel, und den Anzug des Halſes vom Schmetterlinge, etwas durchſcheinen läſt. Dieſe Puppe lebt, obwol ohne Speiſe und Bewegung, in dieſem koſtbaren Behältniſſe, davon nachgehends die Seide abgewunden wird, die wir ſuchen. Indem endlich die Wärme der Luft ſich vermehret, öfnet ſie ſich ihr Gefängnis, und geht unter der Geſtalt eines Schmetterlings heraus. Die Flügel dienen ihm, um die Weibgen ſeiner Art aufzuſuchen, mit welcher Beſchäftigung er den ganzen Reſt ſeines Lebens zubringt. Darauf legen die Weibgen die Eier, von denen wir anfänglich geredet haben, und das iſt ohngefehr der Lebenslauf dieſes Inſects.

Demnach kein beſeeltes Geſchöpf in der Welt, welchem nicht die Fähigkeit, ſein Glük, ein jedes nach ſeiner Art, zu befördern, angebohren wäre. Denn die gütige Hand des Schöpfers hat in alles, was lebet, einen natürlichen Trieb geleget, nicht nur ſein Vergnügen zu befördern, ſondern auch die Mittel deſſelben anzuwenden. Alle lebendige Geſchöpfe ſind mit dieſem zur Erhaltung ihres Lebens und Geſchlechts unentbehrlichen

Triebe verſehen: die Menſchen insbeſondere aber haben auſſer demſelben noch die Vernunft. Dieſe macht ſie zu dem Genuſſe einer höhern Glükſeeligkeit fähig; ob ſie gleich, durch verkehrte Anwendung derſelben, nicht ſelten ſich unglükſeeliger machen, als die Thiere ſind, welche blos nach ihrem natürlichem Triebe leben. Indeſſen auf den Seidenwurm wieder zu kommen, ſo iſt von dieſer Art, wie verſprochen, kürzlich dieſes noch anzuführen, daß ihre Speiſe, wie Vielen bekannt ſeyn wird, aus Maulbeerblättern beſtehet, welches das einzige Laub iſt, das ihnen anſtehet, dadurch aber auch dieſe Art Inſecten koſtbar werden, weilen in der That die Koſten hierzu beträchtlich ſind. Ihr Hunger, und die Theurung der Blätter, ſteigen öfters ſo hoch, daß der Hauswirth dieſe Gäſte zum Fenſter hinauswerffen, und der gehoften Erbſchaft, ihrer Seide, entſagen mus. Deſto wichtiger iſt es, das kurze Leben dieſer Rauben zu verkürzen, und ſie zur Arbeit und zum Entſpinnen anzutreiben, weil ſie nicht eher, als in ihrem lezten Augenblike nüzlich ſind. Das Mittel, dieſen Raupen das Leben zu verkürzen, iſt, es ihnen angenehm zu machen; das ganze Geheimnis kommt darauf an, daß man ſie warm hält. Man weis, daß man durch dieſes Mittel viele Monate, ja ein Jahr erſparen kan, wie im Gegentheil die Kälte, nach Herrn Reamurs Bemerkungen, ihnen das Leben verlängert. Will man alſo, daß jede Raupe ihr Geſpenſte mache, ſo mus man ſie vor groſſe Kälte und vor groſſer Wärme hüten. Darinnen beſtehet das ganze Geheimnis, viel Seide in weniger Zeit und mit geringen Koſten zu erhalten. Ein Landmann, der von ſeiner Arbeit erhizt iſt, vermag weder bekleidet, noch blos den Grad der Wärme und Kälte, wie er an ſich ſelbſt iſt, und wie er für ſo zarte und ruhig liegende Inſecten gehört, zu beurtheilen. Man hat daher zu ſichern und richtigern Erfahrungen und einem genauern Maaſſe kommen müſſen. Dieſes iſt das Thermometer, und man mus ſich verwundern, daß ſo ſpäte daran iſt gedacht worden. Durch dieſe Beihülfe hat man befunden, daß es nöthig iſt, die Raupen von der Zeit an, da ſie ausgekrochen ſind, bis zu ihrem Einſpinnen bei nahe in einerlei Grad der Wärme zu erhalten. Die Raupen, ſo in dieſer Wärme auskriechen, werden ſehr ſchwarz ſeyn, nur ſieben Tage von einer Häutung bis zur andern zubringen, und keine von vorerwehnten Krankheiten empfinden. Alſo wird der Vortheil von ihren Geſpinſten ſo gros ſeyn, als möglich iſt, und mehr als noch einmal ſo gros, als bei der gewöhnlichen Abwartung ſeyn. Ordentlich beträgt die Nuzung der Seidenwürmer zu Alais, wenn ſie am gröſten iſt, höchſtens 45. Pf. Seide auf eine Unze Saamen. Einige kommen bis auf 50. Pfund, aber die meiſten erreichen nicht 40. Pfund. Jemand bei uns, der im erſten Jahre drei Unzen Saamen nach der gemeinen Art abgewartet, und nicht mehr als 135. Pfund Geſpinſte erhalten hatte, bekam nach dem Gebrauch des Thermometers 310. Pfund ſo 103. Pfund auf die Unze beträgt. Das zweite Jahr gaben ihm ſechs Unzen 500. Pfund die ſonſt nur würden 270. gebracht haben. Das 3te Jahr brachten 5. Unzen 415. Pfund ſtatt der ſonſt zu verhoffenden 225. Pf. u. ſ. w. Wenn man endlich alle dieſe Summen zuſammen rechnet, und die Einkünfte bei der gemeinen Abwartung aufs höchſte, nemlich 50. Pf. auf jede Unze ſezt, ſo findet man, daß die neue Art doppelt ſo viel einträget. Und dabei haben wir noch voraus geſezt, daß auch ohne das Thermometer alles glüklich von ſtatten geht, da doch viele Krankheiten ganze Zimmer voll Raupen aufräumen, welches wir in die vorige Rechnung nicht mit gezogen haben, und noch über dieſes bei kalter Jahreszeit, ſo unnüze als beträchtliche Koſten auf das Maulbeerlaub gehen, die oft den Vortheil verzehren. Wenn man alſo alles ſo gering als möglich rechnet und annimmt, daß in der Gegend um Alais ohngefehr eine Million und 200000. Pfund Seide alle Jahr vertrieben werden; ſo iſt klar, daß die neue Art in 6. Jahren wenigſtens eine Million Vortheil in weniger Zeit und mit geringern Unkoſten verſpricht. Uberlegt man, wie ſich dieſes durch die Menge der Gegenden, wo dieſe Handthierung getrieben wird, vervielfältiget, ſo wird leicht zu begreiffen ſeyn, wie viel Vortheil ein Land davon haben könne. Will man denen, ſo die Wiſſenſchaften und freien Künſte lieben, immer noch vorwerffen, daß ihr Fleis ſich nur für die Nengier, und nie für den Nuzen beſchäftiget?

So etwas Wunderbares und nüzliches nun dieſes iſt, eben ſo wunderbar kan die Verwandelung der Rauben in Schmetterlinge genannt werden: und noch wunderbarer iſt die Art, auf welche ſie ſich zu ihren Verwandelungen vorbereiten. Es werden aber die Schmetterlinge oder Pavillions nicht ſogleich unmittelbar aus Rauben, ſondern zwiſchen dem Raupen- und Schmetterlingsſtande iſt noch ein mittlerer Stand. Nachdeme ſie nemlich eine Raupe, als Raupe, drei- bis viermal gehäutet hat, ſo wirft ſie auch endlich die Haut, welche ihr die Raubengeſtalt gibt, ab, und verwandelt ſich in ein Ding, welches nicht weniger, als das Anſehen eines lebendigen Geſchöpfes hat. Es iſt eine harte, artig-geſtaltete Hülſe, die ſie umgibt, welche man eine Pupe nennet; weil viele derſelben die Geſtalt eines Windelkindes haben. In dieſem Zuſtande bleiben ſie eine, zwo bis vier Wochen, ja drei, ſechs bis zehen Monate, liegen, bis endlich aus dieſer Verwandelungshülſſe ein Papilion herauskömmt. Es ſind eigentlich zwo Hauptarten der Schmetterlinge. Ein Theil derſelden hat aufgerichtete, und ein Theil niedergelegte Flügel. Die erſtern fliegen alle am Tage, die leztern gemeiniglich und meiſtens in der Nacht herum. Daher werden die erſtern mit einem Namen, Tagvögel, und die leztern Nachtvögel genennet. Die Raupen, aus welchen die leztern werden, ſpinnen ſich, wenn die Zeit ihrer Verwandelung in Puppen heran nahet, entweder ein: das heiſt, ſie machen ein Gewebe um ſich herum, indem ſie erſtlich als Puppen liegen, oder ſie graben ſich in die Erde. Der erſtern ihre Raupen aber hangen ſich alle im freien an Bäume, Kräuter, Blätter, Pfähle, Wände u. d. g., an. Zu dem Ende machen ſie mit einem zarten Faden, welchen ſie in einer kleinen Oefnung unter dem Maule herausſpinnen, ein ganz kleines Gewebe, kehren ſich hernach um, und hängen ſich, weil es noch klebicht iſt, mit einer Spize, welche ſie über dem hinterſten Paar Füſſe oder dem Nachſchieber, herausſteken: und welche ſchon ein Theil der künftigen Verwandelungshülſe iſt, mit einwärts in die Höhe gekrummten Kopffe, an. Auf eine von dieſen beiden Arten machen ſich alle Tagvögel zu der groſſen Veränderung geſchikt, welche mit ihnen vorgehen ſoll; gleich als ob ſie wüſten, daß ſie auſſer dem diejenigen Bewegungen nicht würden machen können, welche bei ihrer Verwandelung in Puppen nöthig ſind, und daß ſie durch Wind, Wetter und Ungezieſer leicht in dem Stande ihrer äuſſerſten Schwachheit an ihrer Verwandelung gehindert werden könnten. Die Nachtvögelraupen bereiteten ſich auf eine ganz andere Art zu ihrer Verwandelung. Die meiſten derſelben bauen ſich ſelbſt ihr Begräbnis, und viele machen ſich ein ordentliches Grab in der Erde. Beide legen ſich alſo lebendig hin, und erwarten, wie es gänzlich ſcheinet, das Ende ihres Raupenſtandes, nicht anders, als ob ſie einen Begriff von der Pracht hätten, mit welcher ſie nach einer kurzen Zeit ihrer Ruhe, gleichſam als neue Geſchöpffe, erſcheinen werden. Ein chriſtlicher Redner könnte den Tod und die Auferſtehung der Frommen mit nichts natürlichem vergleichen, als mit der Verwandelung der Raupen in Schmetterlinge, oder auch der Maden in Käfer, Fliegen, Weſpen u. d. g. Der Tod iſt den Frommen kein Tod, ſondern nur ein Schlaf, eine Ruhe, nach den Beſchwerlichkeiten der Welt, ein Augenblik, in welchem ſie nur deswegen ohne Bewegung, ohne Empfindung und ohne Leben ſind, damit ſie hierauf deſto herrlicher wieder erſcheinen, in ein neues Leben und in eine neue Welt eingehen, und einer weit höhern Glükſeeligkeit genieſſen mögen. Was iſt eine Raupe? Ein kriechender, blinder, verachteter Wurm, welchen, was ihn ſieht, verfolgt, und mit ſeinem Glük und Leben nach Gefallen umgehet, ſo, daß eine Raupe unendlichen widrigen Zufällen ausgeſezet iſt, ſo lange ſie mit furchtſamen Kriechen ihr kaum empfindbares Leben erhalten mus. Hat der Menſch in der Welt ein beſſeres Schikſaal? Eine Raupe bereitet ſich mit der gröſten Sorgfalt und Emſigkeit zu dem Stande ihrer Ohnmacht, und erwartet mit Freuden das Ziel, das ihr GOtt und die Natur geſezet haben. Thut nicht ein Frommer desgleichen? Dieſer Stand ihrer Ohnmacht währet nicht ewig, ſondern verſezt ſie in den Zuſtand einer weit gröſſern Vollkommenheit. Sie erſcheinet nunmehr als eines der ſchönſten Thiere; da ſie vorher nur als auf und an der Erde ſchwach und langſam herum gekrochen; ſo iſt ſie nunmehr mit Flügeln verſehen, vermittelſt welcher ſie ſich hoch in die Luft ſchwingen und in einer Minute viel weiter kommen kan, als ſie ſonſt in ganzen Tagen nicht würde gelanget ſeyn; da ſie vorher blind geweſen, ſo iſt ſie nunmehro als ein Papilion mit hellen Augen verſehen, und hat, anbei durch Hülffe derſelben, viel tauſend angenehme Empfindungen, von welchen ſie zuvor nicht einer einzigen einmal fähig geweſen. Da ſie ſie endlich in ihrem Raupenſtande ſich mit der groben Koſt der Blätter von den Pflanzen, welche noch keine recht zubereitete und edle Nahrung in ſich enthalten; ſondern nur zu andern Abſichten, zur Erhaltung der Pflanzen und Hervorbringung der Blumen und Früchte vorhanden ſind, geſättiget, ſo bedarf ſie izo keiner Nahrung zu ihrem Wachsthume, ſondern genieſſet nur des vollkommenſten Safts der Pflanzen, des ſüſſen Nectars der Blumen, aus welchen die Bienen das Honig verfertigen, in geringer Menge zu ihrem Vergnügen, und befindet ſich überhaupt in ihrem neuen Leben in ſo glükſeeligen Umſtänden, daß ſie in ihrem Raupenſtande nicht einmal fähig war, ſich dieſelbe vorzuſtellen. In allem dieſem erblike ich das vollkommenſte Bild eines verſtorbenen und auferſtandenen Frommen. Der Fromme ſtirbt, damit er bald wieder leben möge; ſein ſchwacher, irdiſchen Körper erſcheinet in der Auferſtehung in einem ganz andern Anſehen, prächtig, vollkommen und verkläret. Als ein ſterblicher Menſch vor ſeinem Tode, war er mit Leib und Geiſt an die Erde gebunden; er konnte ſich nicht zu dem unendlichen Heere der himmliſchen Körper erheben, von deren kleinſten Theile er kaum einen Schatten gewahr wurde; ſein Geiſt war mit lauter blos ſinnlichen Gegenſtänden und mit Leidenſchaften, als mit einer dichten Wolke, umgeben, welche kaum jemals denſelben ſich zu dem Throne der Wahrheit einen Schritt erheben lies: izo aber, nach ſeiner Auferſtehung, ſchwingt ſich ſein Leib durch Millionen Welten, und überſiehet auf einmal mit ſeinen geſtärkten und erhabenen Bliken die ganze Natur, von welcher er vorher kaum den Namen wuste, ſein Geiſt aber erhebt ſich noch weiter, und dringet bis an die unermeslichen Höhe einer göttlichen Erkänntnis. Vor ſeinem Tode war er in Erforſchung der Wahrheit blind: nun aber dringet die Schärfe ſeiner Blike in den hellſten Glanz der Wahrheit. Sein Cörper iſt verklärt, geiſtig, und von ganz anderer Natur als vorher; daher empfindet er keine Begierde, durch grobe und ſchwere Speiſen und Getränke, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen; die Koſt grober und irrdiſcher Cörper, iſt keine Koſt für ſeinen himmliſch zubereiteten Leib; ihn vergnügen izo ganz andere Empfindungen, und er ſpeiſet ſich mit unausſprechlichem Vergnügen, an einer unendlichen Reihe erhabner Vorſtellungen der göttlichen Vollkommenheiten; eine Koſt, welche ſein irrdiſcher Körper weder genieſſen noch begehren konnte. Mich dünkt, dieſe angeſtellte Vergleichung kan zu einem Exempel dienen, zu was für erbaulichen Gedanken die Betrachtung der Natur Gelegenheit geben kan. Man kan aus derſelben noch mit dem groſſen Haller, welcher Naturlehre und Moral, als ein Muſter ſo wohl eines würdigen Dichters als Naturkündigers, auf das reizendeſte und lehreichſte verbindet, die wichtige Lehre ziehen;

Nach deinen Raupenſtand, und
einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die
zur Ewigkeit.

Der Eifer, in welchem ich izo bin, heist mich noch eine Anmerkung machen: Dieſe halleriſche Stelle, und ſehr viele andere, zeigen, was für Vortheile ein Dichter in ſeiner Kunſt dadurch erhält, wenn er die Natur eben ſo gut, als das menſchliche Gemüth, kennet.

Ich will wieder zu meinen Nachtvögelraupen zurük kehren. Eine jede Art von dieſem Raupengeſchlechte, welche ſich einſpinnet, macht eine andere Art von Geſpinnſte, als die andere. Einige, als die weiſſen und ſchwarzflekigten Johannes- und Stachelbeerraupen, ziehen nur etliche weitläuftige Fäden, von einem Aeſtchen und Blatte zum andern, und hängen ſo frei ſchwebend darinne. Andere machen ein weitläuftiges, geſchloſſenes, enges, oder geraumes Geſpinnſt, und liegen mitten inne; als die braunhaarichte Grasraupe, die buntköpfigte, ſchädliche Garten- und Waldraupe, und andere. Manche machen ein ſo dichtes Geſpinnſt, wie das Papier, als z. E. die Ringelraupen. Viele machen ein doppeltes Geſpinnſt, nehmlich auswendig ein weitläuftiges, und inwendig ein enges, als ebenfalls die Ringelraupen. Manche durchwirken und bekleben ihre Gewebe ſo künſtlich mit Gras, Holz, Rinde oder auch mit ihren eigenen Haaren, daß ſie ihren Gräbern dadurch ſowohl eine beſondere Schönheit, als auch Feſtigkeit, verſchaffen, als z. E. die meergrüne, gelbſtreifige, einſame Raupe auf den Obſtbäumen, die groſſe Bärenraupe, u. a. m. Die Geſchiklichkeit, mit welcher ſie dieſe ihre Geſpinnſte verfertigen, iſt überhaupt an ſich zu bewundern, in einigen aber iſt eine ganz beſondere Kunſt verborgen.

Die Abſicht der Raupengeſpinnſte, worinne ſie ſich verwandeln, iſt leicht zu errathen. In der Zeit, da ſie Puppen ſind, befinden ſie ſich völlig auſſer Stande, ihren Feinden und dem Wetter zu entgehen. Alles, was ſie zu ihrer Vertheidigung thun können, beſteht in einer Bewegung nach beiden Seiten, oder im Zirkel herum. Bei dieſem ihrem Unvermögen haben ſie nun einer Bedekung von allen Seiten unumgänglich nöthig; und hierzu verfertigen ſie ihre Geſpinnſte. In dieſen können ſie die meiſten widrigen Zufälle überwinden. Da ſie nichts weniger, als Näſſe, vertragen können; ſie würden durch den Regen faſt allezeit in ihrer Verwandlung geſtöret werden, wenn ſie nicht in ihren ſeidenen Häuſern davor ſicher wären. Andere Inſecten, ja ſelbſt andere Raupen würden ihnen nachſtellen und ſie auffreſſen.

Solcher Bedekungen haben die Tagevögelraupen, welche ſich alle in freier

Luft anhängen, nicht nöthig; weil ſie zu ihrer Verwandlung lange nicht ſo viel Zeit brauchen, als die Raupen der Nachtvögel. Ueberdieſes ſo erfordert es die Natur der Tagevögelraupen, daß ſie in freier Luft und an der Sonne hängen müſſen, wenn ihre Verwandlung glüklich von ſtatten gehen ſoll; da hingegen die Nachtvögelraupen zu eben dieſem Endzweke der Entfernung von Sonne und Wärme unumgänglich nöthig haben.

Ein Theil der Nachtvögelraupen gräbt ſich, wie ich ſchon geſagt habe, anſtatt ſich einzuſpinnen, in die Erde ein. Die Hauptabſicht iſt ebenfalls die Beſchützung vor Wetter, Vögeln und Ungeziefer; die beſondere Endurſache dabei iſt aber ohne Zweifel dieſe: daß ſie noch mehr, als jene, vor Luft und Sonne verwahret ſeyn müſſen. Das Vermögen zu ſpinnen iſt denen Raupen nicht gegeben, und ſie brauchen es auch nicht. Sie haben aber doch einer andern Verbergung nöthig; und dieſe lehret ihnen ihr natürlicher Trieb, ſich zur Zeit ihrer Verwandlung in die Erde zu graben.

Wenn nun der Papilion in der Hülſe ſeine Vollkommenheit erreichet hat, und dieſe durch Aufſpringen ihm die Thüre aus ſeinem Sarge öfnet, ſo iſt noch das Grab verſchloſſen. Bei denen, welche nur ein weitläuftiges, einfaches Geſpinnſt haben, iſt keine Schwierigkeit, durch die weiten Oefnungen den Ausgang zu finden. Diejenigen Papilione aber, die ein enges, dichtes Geſpinnſt haben, laſſen einen Tropffen eines Safts von ſich, wodurch das Geſpinnſt weich wird, und ſehr leicht nachgibt.

Bei den Papilionen, wie überhaupt bei den Inſecten, iſt ein merkwürdiger Umſtand bei ihrem Eierlegen, das Wunderbarſte. Die wenigſten Raupen freſſen von allen Bäumen und Kräutern ohne Unterſcheid. Viele Arten von Raupen freſſen nur ein einziges Kraut, und viele nur etliche. Da nun die Jungen der Inſecten ohne alle unmittelbare Vorſorge ihrer Eltern für ihr Leben ſind; ſo iſt es nöthig, daß die Raupen, ſobald ſie aus den Eiern hervorkommen, gleich die ihnen eigene Nahrung um ſich haben, und gleichſam einen gedekten Tiſch finden. Würde aber wohl dieſes ſo ſeyn, wenn die Papilionen ihre Eier ohne Unterſcheid überall hinlegten? Wovon würden Raupen, die nichts als Neſſeln oder Gras freſſen, ihren Hunger ſtillen, und ihr Leben erhalten, wenn ihr Papilion die Eier, woraus ſie hervorgekrochen ſind, auf eine Linde, oder Eiche gelegt hätte? Und wie würden diejenigen mit ihrem Schikſaal zufrieden ſeyn, welche ſich unten auf den Erdboden verbannet ſehen, da ſie doch ihr Futter nirgends, als auf Fichten oder Buchen finden können? Ehe ſie ſo entlegene Oerter ihrer Nahrung erreichten, würden ſie, als kaum ſichtbare kleine Würmchen, auf allen Schritten ihren Untergang finden. Der gütige Urheber der Natur hat auch für dieſe Würmchen geſorgt, und dem Untergang auch des kleinſten Theils der Natur, durch die weiſeſten Anſtalten vorgebauet. Er hat den Schmetterlinge befohlen, ihre Eier dahin zu legen, wo die daraus kommenden Jungen ſogleich ihre Nahrung finden. Der Pfauenauge, Tagpapilion, und andere Arten von dieſer Gattung, legen ihre Eier an die groſſen Neſſeln, gerade, als ob ſie wüſten, daß ihre künftigen Jungen nichts anders, als Neſſeln, freſſen würden. Aus gleichen Urſachen klebt der groſſe Nachtpapilion mit den blauen Pfauenaugen auf den Unterflügeln ſeine Eier an die Blätter auf den Gipfel der Linden, und der Schneeweiſſe, ſchwarzgeſprengte Nachtpapilion, mit dem citrongelben Rüken, legt ſeine Eier an das Gras unten auf der Erde.

Wer hat nun die Schmetterlinge eine ſolche unentbehrliche Vorſorge für ihre Jungen gelehret? Woher wiſſen ſie, was die Nahrung ihrer künftigen Jungen ſeyn wird, da die ihrige davon ſo ſehr unterſchieden iſt? Die Menſchen haben, bei aller ihrer Vernunft, Urſache, ſich dieſes Verfahren der Inſecten, zum Beiſpiele der Vorſorge für ihre jungen Kinder, dienen zu laſſen. Sie werden ihren Zwek, die Erhaltung der Kinder, viel ſicherer erreichen, wenn ſie ſo wie jene, der Natur folgen; wenn ſie die zarten Körper der neugebohrnen Kinder mit dem ſpeiſen, was die Natur für ſie beſtimmet und darreichet; und nicht mit ſolcher Koſt füllen, bei welcher ſie mit jedem Schlunge das ärgſte Gift zu ſich nehmen müſſen. Auch in der Wahl ihrer eigenen Koſt, können erwachſene Menſchen von den Raupen lernen. Es iſt gewis, daß verſchiedenen Menſchen verſchiedene Koſt nur zuträglich iſt. Wie wenige aber treffen auch nur die geringſte Wahl in derſelben? Können und ſollen wir nicht durch dieſelbe uns zu denjenigen guten Handlungen beſtimmen, welche bei den Thieren blos der natürliche Trieb hervor bringt?

Ehe ich weiter gehe, mus ich noch des ſeltſamen Thieres, welches ein ungeflügelter Papilion war, gedenken, von welchem ich in dem erſten Theile meiner Gedanken erwähnet habe. Es ſind nämlich bisher drei Arten von Raupen bekannt, davon nur die Männchen nach ihrer Verwandlung Flügel bekommen, die Weibchen aber nicht. Es iſt merkwürdig, daß alle dieſe dreierlei Raupen bürſtenförmige Büſchel Haare auf dem Rüken, und forn und hinten Arten von Hörnern und Schwänzen haben, welche aus Haaren beſtehen. Es gibt mehr Arten von Inſecten, davon nur die Männchen, die Weibchen aber keine Flügel haben; z. E. die Baumläuſe, welche der gemeine Mann den Mehlthau nennet. Da man an dieſen Exempeln ſieht, wie haushältig die Natur in Austheilung ihrer Gaben da iſt, wo ſie nicht angewendet werden: ſo möchte man ſich bei nahe wundern, daß ſie denjenigen gemächlichen und weichlichen Frauenzimmern Glieder und Vermögen, ſich aus ihren Zimmern zu begeben, gegeben hat, welche ſelbige entweder niemals verlaſſen, weil ihnen das Eſſen, das Trinken und die Mannsperſonen die Mühe erſparen, oder wenn ſie ſie verlaſſen, ſolches thun, ohne ihrer dazu beſtimmten Gliedmaſſen ſich zu bedienen? Ob nun gleich die gedachten ungeflügelten weiblichen Schmetterlinge nicht von ihrem Baume, oder Strauche, wo ſie einmal ſind, wegfliegen können: ſo haben ſie doch würklich ſehr kleine Spuren von Flügeln; welche man ihnen dahero in der That eigentlich nicht abſprechen kan. Auſſer ihrem Unvermögen zu fliegen ſind ſie auch ſehr ſchwerleibig und ſchwach auf den Füſſen, und können die Zeit ihres Lebens über kaum von einem Aſte zum andern kriechen. Gleichwol haben ſie als Schmetterlinge noch einige Nahrung nöthig, welche ſie auf den Eichen und Birken, wo ſich ihre Raupen gemeiniglich aufhalten, kaum antreffen. Aus dieſer, dem Männchen zwar unbekannten Abſicht aber nimmt dieſes bei der Begattung das Weibchen an ſich hangend mit ſich fort, und verrichtet an ſeiner Geliebten zugleich das Amt eines Ehegattens und eines Sänftenträgers. Durch dieſes Mittel werden auch die Eier dieſer Thiere von einem Baume auf den andern gebracht; und wenn ſie ſich deſſelben nicht längſt bedienet hätten, ſo würden in den erſten 200. Jahren nach der Schöpfung dieſe Thiergeſchlechter, mit denjenigen Bäumen, auf welchen ſich die Weibchen zuerſt befunden, untergegangen ſeyn.

Ich mus noch einer allgemeinen Eigenſchaft aller Schmetterlinge gedenken, wodurch ſie die Vermiſchung ihrer Arten und die Entſtehung neuer verhüten.

ten. So viel hunderterlei Schmetterlinge den Sommer über 8. Tag und Nacht untereinander auch herumſchwärmen, ſo verirret ſich doch niemals ein Männchen zu einem Weibchen, welches nicht von ſeiner Art iſt. Es vermiſcht ſich nicht nur kein Tagpapilion, mit einem Nachtpapilion, ſondern auch die ſo ſehr verſchiedenen und mannigfaltigen Arten dieſer beiden Hauptarten vermiſchen ſich niemals mit einander: und ſo wenig von einer Art zuweilen in einer groſſen Gegend anzutreffen ſind, ſo, daß man oft kaum einen oder zween einen Sommer über ſieht, ſo finden ſie ſelbſt ſich doch gar bald zuſammen, und fliegen bei hundert und abermal hundert andern Schmetterlingen vorbei, ehe ſie das Ihrige antreffen.

Doch bald werden meine Leſer glauben, es gibt nichts, als Schmetterlinge, unter den Inſecten, weil ich mich ſo lange dabei aufgehalten habe. Aber nicht nur die Schmetterlinge, ſondern alle Arten von Inſecten, zeigen uns eine Menge wunderbarer Wirkungen ihres natürlichen Triebes. Ich will etwas von den Weſpen gedenken. Ein Theil derſelben hat ſeine Neſter in leimenen Wänden, wo ſie ſo regelmäſſige Löcher hinein zu graben wiſſen, daß ein Menſch ſonderbarer Werkzeuge dazu benöthiget ſeyn würde. Eine Art derſelben befeſtigt an dieſe Löcher noch ſehr künſtlich von Leim zuſammengeklebte runde hohle, krumme Vorſäle, damit ihre Wohnung deſto beſſer vor andern Inſecten verwahret und verborgen ſey. Von einigen Arten ſind die künſtlichen, dem Ruſſe der Bienen ähnlichen Neſter, welche man inwendig an den Dächern der Heuböden und Scheuren findet, jedermann bekañt. Eine gewiſſe ſchwarze und gelbe Weſpe aber, welche, wegen ihres ſakähnlichen Bauches, die Sakweſpe benennet worden, beobachtet bei der Fortpflanzung ihres Geſchlechts ganz beſondere Regeln. Sie gräbt mit ihren dazu geſchikten vörderſten Füſſen eine Höhle in die Erde, wie ein Hund, welcher nach einem Hamſter gräbt. Sie beobachtet dabei alles dasjenige, was ein Menſch berbachtet, wenn er mit dazu gehörigen Werkzeugen eine Grube gräbt. Hierauf ſucht ſie eine Raupe von einer gewiſſen Art, beißt ſie in den Hals, daß ſie halb, doch nicht ganz tod da liegt, und zwar ſich regen, aber nicht davon laufen kan, auch noch etliche Tage lebt. Wenn die Weſpe dieſe Raupe in das Loch gelegt hat, legt ſie ein Ei auf die Raupe, geht alsdenn ſogleich wieder heraus, und verbaut das Loch auswendig mit Spänchen oder Stükchen Erde. Wozu dienen alle dieſe Umſtände? Kan die Weſpe nicht ihr Ei auch an einen freien Ort legen, und es von der Sonne ausbrüten laſſen, wie viele andere Inſecten thun? Dieſes wäre ihrer Natur zuwider. Die Ausbrütung ihrer Eier braucht keiner groſſen Wärme, und dieſe würde ſie im Freien vertroknen. Dawider dient nun das Loch. Die Raupe aber iſt die Speiſe der Made, welche gar bald darauf aus dem Eie herauskriecht, und hernach zur Weſpe wird. Dieſe Made kriecht allezeit da heraus, wo das Ei an der Raupe anliegt, und in die Raupe hinein, deren Saft, Eingeweide, und, wenn es nöthig iſt, Haut, ſie nach und nach verzehret. Die Weſpe beiſet die Raupe halb tod, damit ſie ihr nicht davon laufen konnte: ſie machte es aber ſo höflich, daß ſie noch einige Tage leben konnte; und dieſes deswegen, damit die Made bis zu ihrer Verwandlung friſche Nahrung haben möge.

Bei den Feldgrillen, welche man im Sommer häufig in den Saaten ſchwirren höret, iſt viel merkwürdiges zu betrachten; ich will aber nur etwas von ihrem Schwirren gedenken: Sie verrichten dieſes, wie die Heuſchreken, mit ihren Flügeln. Dieſe ſind ihre Zunge, und das Schwirren derſelben iſt ihre Sprache.

Mit dieſer ſchelten ſie auf ihre Feinde, mit dieſer ſchmeicheln ſie ihren Schönen. Ihr Schwirren klingt anders, wenn ſie zornig, und anders, wenn ſie verliebt ſind. Mann und Weib leben, wie bei den Spinnen, in einer beſtändigen Feindſchaft, in einer Trennung von Tiſch und Bette, und ſie kommen nur zuſammen, wenn ſie den Grund zu ihrer Nachkommenſchaft legen wollen. Wenn dem Männchen die Luſt hierzu ankömmt, ſo fängt es an, in ſeiner verliebten Sprache zu reden. Das Weibchen, welches nicht ſo ehrbar und ſchamhaftig iſt, als wie die Weibchen der Baumläuſe, welche ſich von ihrer Pflanze nie entfernen, ſondern die Viſiten von den geflügelten Männchen annehmen, höret dieſes in ſeiner Wohnung, es eilet herzu, und überläſt ſich der ſtolzen Zärtlichkeit ſeines unbeſtändigen Liebhabers; und ſo bald die Würkung derſelben vorbei iſt, mus es ſeinen Abſchied nehmen, wenn es nicht mit Zittern die Warnung ſeines geweſenen Gattens anhören will. Haben dieſes die Feldgrillen von unſern treuloſen Liebhabern, oder haben es dieſe von jenen gelernet?

Bei den Hummeln iſt, in Anſehung der Ernährung ihrer Jungen, auch etwas beſondres zu bemerken. Sie haben ihre Zellen, worinnen ihr Honig iſt, in Höhlen unter der Erde. In dieſelben legen ſie ihre Eier, in jede eins. Einige Arten füllen ſie mit Honig, und verſchlieſſen ſie alsdenn. Sobald nun das Junge auskriecht, findet es um und um Nahrung, und iſt in ſeine Speiſe begraben. Dieſe iſt ihm von ſeinen Aeltern ſo richtig zugetheilet worden, daß ſie gerade ſo lange reicht, als es derſelben nöthig hat. Denn ſo bald es mit dem Honige fertig iſt, iſt ſeine Verwandelungszeit da, und es friſt alſo nicht mehr. Die Hummeln von einer andern Art, nemlich die kleinen aelbleibichten, thun kein Honig in die Zellen, ſondern laſſen es aus ihrem Honigſake durch den Honigſtachel heraus auf die Runzeln ihrer jungen Maden flieſſen. Dieſe erheben alsdenn ihre Runzeln von hinten hervor nach einander, und machen durch ihre Bewegung, daß das Honig von einer Runzel zur andern hervor, und ihnen von ſich ſelbſt in das Maul flieſſet.

Wie nicht nur eine jede Pflanze ihr eigenes Inſect überhaupt, ſondern auch insbeſondere ihre eigne Laus, ſo, wie auch jedes vierfüſſige Thier, ernähret, ſo hat auch faſt eine jede Art von einem gewiſſen Inſecten geſchlechte, deſſen Weibchen über 5000. Jahre für einen unbelebten Cörper, für eine Excreſcenz, gehalten, und nur ſeit etwan 50. Jahren, für ein Thier erkannt worden. Weil dieſe Inſectenweibchen viel Aehnlichkeit mit den verſchiedenen Arten von Galläpfeln haben, ſo hat man dieſes Inſectengeſchlecht überhaupt Gallinſecten genennet. Wenn das Weibchen noch nicht zur Hälfte ſeiner Gröſſe gelanget iſt, ſo ſezt es ſich an einem Blatte oder Aeſtchen, oder an der Rinde feſt, wächſt ordentlich an, und kömmt die ganze übrige Zeit ſeines Lebens nicht wieder vom Fleke. Das Männchen iſt eine Fliege, und kehrt ſich an die lebloſe Geſtalt ſeiner Liebſten nicht. Es kennt ſie, es ſucht ſie auf, und pflanzet, durch eine dazu vorhandene Oefnung, ſein Geſchlecht mit ihm fort, aus welcher Begattung in einer Art dieſer Inſecten 4000. Eier befruchtet werden; da doch die Fliege kaum wie ein Leinkorn gros iſt. Wie ſehr iſt die gemächliche und eingezogne Auſſührung dieſer Weibchen von den unverſchämten und geilen Ausſchweifungen der Feldgrillenweibchen unterſchieden! Die Männchen beider Arten kennen den Character ihrer Weiber gar wohl. Das eine erwartet ſein Weibchen mit ruhigem Stolze, und das andere ſucht es in ſeiner Einſamkeit mühſam auf.

Von den Spinnen, ja von allen Inſecten könnte ich noch unzähliche Exempel ihres natürlichen Triebes erzehlen, wenn nicht zu dieſem Vorhaben ein ganzes Buch erfordert würde. Durch die angeführten hoffe ich ſchon meine Abſicht bei meinen Leſern erreichet zu haben. Ich will nunmehr einige Betrachtungen über die phiſikaliſchen Urſachen dieſer wunderbaren Eigenſchaft der Inſecten anſtellen. Wenn man die jezt angeführten wunderbaren Handlungen der Inſecten mit anſiehet, oder erzehlen höret, ſo geräth man, wenn man nicht gar eine Schlafmüze iſt, natürlicher Weiſe auf die Frage, wie es möglich iſt, daß dieſe Thiere, die keine Vernunft haben, ſo zwekmäſſig handeln, und die Menſchen darinne weit übertreffen können? Man antwortet: Das macht ihr natürlicher Trieb.

Das Weſentliche des natürlichen Triebes der Menſchen und der Thiere iſt einerlei. Da alſo die nächſte Abſicht des natürlichen Triebes bei den Menſchen ihr Vergnügen iſt: warum ſollte ſie eben daſſelbige nicht auch bei den Thieren ſeyn? Ich will wieder bei den Raupen und Schmetterlinge anfangen. Die Raupen freſſen gemeiniglich nur von einigen Kräutern, oder auch von einem einzigen. Ohne Zweifel ſind alle andere Kräuter ein Gift für ſie. Dieſes wiſſen die Raupen nicht, und dennoch vermeiden ſie ſelbige. Es werden alſo vielleicht für ſie unangenehme Dünſte aus allen dieſen Kräutern ausduften, welches ſie beſtändig von dem Genuſſe derſelben abhalten wird. Ein Theil der Nachtvögelraupen macht ein Geſpinſt um ſich, wenn die Zeit ihrer Verwandelung heran kömmt. Ich ſtelle mir folgende wirkende Urſache in ihnen davon vor: Wenn eine ſolche Raupe zu ihrer völligen Gröſſe gelanget iſt, und die Zeit ihrer Verwandlung heran kömmt, ſo hat ſich in dem dazu beſtimmten Eingeweide ſo viel klebichter Saft, woraus ſie ihre Faden ſpinnet, geſammlet, daß ſie die Menge deſſelben drükt und ihr Schmerzen verurſachet. Wenn nun bei dieſer Menge des Safts etwas davon unter dem Maule aus der dazu verhandenen Oefnung heraus dringt, ſo empfindet die Raupe einige Linderung ihrer Schmerzen, und fährt fort, dieſen Saft in Geſtalt eines Fadens heraus zu drüken und heraus zu ziehen. Da nun zu der Zeit beſtändig Faden unter ihrem Maule heraus gehen, ſo mus ihr unwiſſend um ſich herum ein Geſpinſt von dieſen Fäden entſtehen. Bei manchen Raupen kan es ſeyn, daß der Schmerz nach und nach, und durch Zwiſchenräume kömmt, und ſtuffenweiſe zunimmt. Da wird es denn geſchehen, daß ſich die Raupe bei dem erſten Paroxismus nur etwas krümmen, und eigentlich nur mit ganzem Leibe nach allen Seiten wenden wird; woraus ein weitläuftiges und geraumes Geſpinſt entſtehen mus. Kömmt hierauf ein ſtärkerer Paroxismus, ſo wird ſie ſich ängſtlicher und häufiger krümmen, und ſich nicht ſo weit ausſtreken, und alſo ein dichteres und engeres Geſpinſt machen, und nun in 2. Hüllen eingeſchloſſen ſeyn. Kömmt noch ein Paroxismus, ſo wird das dritte und lezte Geſpinſt daraus entſtehen. Daß das Spinnen der Raupen wohl nichts anders iſt, als ein durch Schmerzen verurſachtes Krümmen, welches entweder durch vermehrten Schmerz, oder, weil es die Raupen immer eifriger fortſezen, je mehr ſie merken, daß es ihre Schmerzen lindert, immer ſtärker wird, dieſes kan man unmittelbar aus der Wahrnehmung ihrer krümmenden Bewegungen ſchlieſſen, welche immer ſtärker werden, je näher ſie zur Verwandlung kommen. Wenn die Raupe ihr Geſpinſt fertig hat, in welchem ſie ſich verwandeln ſoll, und ihr klebichter Saft alle iſt, ſo fängt ſie doch von neuem an, ſich ſehr heftig zu krümmen und zu ſchütteln; wodurch eben die Abwerfung ihrer Raupenhaut, welche durch das vorhergehende krümmen bereits loſer gemacht worden, und die Verwandlung in die Puppe, zuwege gebracht wird. Je mehr Saft und Schmerzen eine Raupe hat, je dichter und enger wird ihr Geſpinſt werden. Von den Tagvögelraupen gilt alles dieſes ebenfalls mit gehöriger Veränderung in Anſehung ihres Geſpinſts. Wenn die Nachtvögelraupen die Schmerzen empfinden, bei welchen und durch welche ſie ihr Geſpinſt verfertigen, ſo kan es ſeyn, daß manche Arten dabei ſo ungedultig und böſe werden, daß ſie, was ihnen vorkömmt, zerbeiſſen; wobei ſie denn die abgebiſſenen Stükchen Rinde, Holz u. d. g. mit in das Gewebe einſpinnen. Daß die langhaarichten Raupen ihre Haare mit in das Gewebe einſpinnen, dieſes kan nicht anders kommen, weil ſich dieſelben hinein verwirren, und, da ſie bei alsdenn ſchlapper Haut loker werden, und von ſich ſelbſt beinahe ausfallen, darinnen hängen bleiben müſſen.

Die Tagvögelraupen hängen ſich mit dem Hintertheile an das gemachte kleine Gewebe an; ohne Zweifel, weil ſie an dieſem klebichten Weſen und Geſpinſte von ſich ſelbſt darinnen hängen bleiben müſſen. Wenn nun ihre Haut immer lokerer wird, und ſie den Gebrauch ihrer Füſſe nicht mehr haben, ſo gehen ſie von der Fläche, worauf ſie ſizen, ab, und die Raupen hängen nur alſo noch am Nachſchieber. Sie biegen alsdenn den Kopf einwärts in die Höhe; vielleicht, weil die ſich zuſammenziehende Haut ihn in die Höhe zieht, oder ſie in dieſer Stellung Linderung ihrer Verwandlungsſchmerzen verſpüren. Diejenigen Tagvögelraupen, welche quer um den Leib herum einen Faden ziehen, thun dieſes, nach dem, was ich angenommen habe, darum, weil ſie ſolche Schmerzen empfinden, zu deren Linderung ſie ſich, wie die Hipochondriſten und Coliſten, nach den Seiten krümmen müſſen.

Ein Theil der Nachtvögelraupen gräbt ſich vor ihrer Verwandlung in die Erde. Dieſe haben keinen Saft zum Spinnen, und dieſer kan ihnen alſo keine Schmerzen verurſachen. Daß ſie aber doch kurz vor ihrer Verwandlung Schmerzen empfinden müſſen, das iſt gewis zu vermuthen, wenn man bedenket, daß die Verwandlung ohne innerliche heftige Bewegungen, welche Schmerz und Hize verurſachen, nicht vor ſich gehen kan. Man ſiehet auch die Raupen, wenn ſie ſich bald in die Erde graben wollen, recht unruhig und ängſtlich herum lauffen; nicht anders, als wie die Menſchen thun, wenn ſie heftige Zahnſchmerzen haben. Bei dieſer ſchmerzhaften Unruhe nun fangen ſie an, vor Ungedult den Kopf in die Erde zu ſteken, und eine Eke hinein zu kriechen. Wenn ſie nun in der kühlen Erde, (denn wo ſie hinein kriechen, iſt ſie allemal feucht, und alſo ſehr kühl.) einige Linderung ihrer Hize und alſo auch ihrer Schmerzen merken, ſo fahren ſie fort, ſich tiefer und endlich ganz hinein zu graben. Wenn ſie nicht mehr nöthig erachten, ſich tiefer zu graben, ſo hören ſie auf, und vergnügen ſich daran, daß ſie mit ihrem Leibe, ſo viel möglich, die kühle Erde berühren und ſich abkühlen; wobei ſie denn Bewegungen in die Runde und nach den Seiten machen, woraus nothwendig eine Höhle entſtehet. Und ſo hat ſich die Raupe einen für ihren künftigen Zuſtand unentbehrlichen Aufenthalt zubereitet, indem ſie nur ihr gegenwärtiges Vergnügen zu befördern beſchäfftiget geweſen iſt.

Die Inſecten überhaupt, und beſonders die Schmetterlinge, haben auf ihrer Haut eine ſehr ſtarke Empfindung, ſo, daß ſie alle Bewegungen der Luft und alle Ausdünſtungen auf das deutlichſte empfinden und unterſcheiden können. Eine Raupe merkt es, wenn man ſich ihr mit dem Finger nähret, weil ſie ſich zurük und nach der Seite wendet. Und doch iſt ſie blind. Sie mus alſo die durch den Finger verurſachte Bewegung der Luft empfinden. Ein Schmetterling fliegt nicht fort, wenn ihn der bloſſe Wind anwehet: er thut es aber, wenn er eine durch einen ihm nachſtellenden Feind verurſachte Bewegung in der Luft merket. Dieſe und unzähliche andere Erfahrungen haben ſchon längſt beſtätiget, was ich jezo geſagt habe. Unter den vielen Ausdünſtungen, die die Schmettterlinge empfinden, ſind wahrſcheinlicher Weiſe einige, welche ſie gern leiden können. Und diejenigen Pflanzen alſo, aus welchen dieſelben ausdünſten, werden ſie ſich gern aufhalten, und ſich an ſie ſezen, wenn ſie nicht Saft aus den Blumen ſaugen und ruhen wollen.

Das Schwirren der Feldgrillen macht die zurük und an einander reibende Bewegung ihrer Flügel. Die Feldgrille mag verliebt oder zornig ſeyn, ſo empfindet ſie eine heftige Bewegung in ſich. Dieſe kan ſo ſtark ſeyn, daß die Flügelmuſkeln dadurch in Bewegung gerathen, und dieſes Zittern der Flügel verurſachen. Eine andere Bewegung aber wird die Liebe, und eine andere der Zorn hervorbringen; welches auch bei uns Menſchen die Erfahrung lehret. Daraus aber wird auch die verſchiedene Sprache des Zorns und der Liebe bei dieſem Inſecte entſtehen.

Die ordentliche Wohnung der Werle iſt unter der Erde. Jeden Schritt alſo, den ſie thut, mus ſie ſich vorher bähnen. Alle Wege, die ſie ſich bähnet, bleiben hohle Gänge. Einige von denſelben können gar leicht in einen Zirkel herum gehen, und durch das viele Herumgehen wird die Erde, welche der runde Gang umgibt, einige Feſtigkeit erlangen, und zu einem beſondern Erdenkloſſe werden. Durch denſelben wollen ſie zwar auch einen Gang graben, können aber, wegen ſeiner Feſtigkeit, nicht durchdringen, drehen ſich alſo nach allen Seiten in ſelbigem herum, woraus die runde Höle entſtehet, in welche ſie ihre Eier legen. Die Gröſſe der Honigzellen bei den Hummeln ſcheinet, wie die Gröſſe der Spinnengewebe von der Gröſſe der Hummeln herzurühren. Sie thun ſo viel Honig in dieſelben, als darinne Raum hat. Daß aber die jungen Hummeln, als Maden, gerade ſo viel bis zu ihrer Verwandelung gebrauchen, dieſes ſcheinet von der Einrichtung des Schöpfers unmittelbar herzurühren. Andere Arten von Hummeln thun ihr Honig auf die Jungen; vielleicht, weil ſie ſich bei dem Affecte, welchen ſie gegen dieſelben haben, vergeſſen, und ihn nicht an ſich halten, ſo, wie die Bienen, wenn man ſie an den Flügeln hält, vor Zorn den Honig von ſich laſſen. Die Hummelmaden wälzen ihn alsdenn durch die ihnen natürliche Bewegung zum Maule. Die Motten bauen ihre Häuſer ohne Zweifel, indem ſie ein Vergnügen daran finden, die Materien, woraus ſie beſtehen, zu zerbeiſſen, und ſich darinne herum zu wälzen. Die Männchen der Gallinſecten treibt ohne Zweifel eben die Urſache, welche ich bei den Schmetterlingen angegeben habe, an, ihre eigene, und nicht andere Weibchen aufzuſuchen.

Wir wollen es nun hier beſchlieſſen, und weiſen den Leſer auf den 1ſten Theile, pag. 236. wo wir nicht allein das Merkwürdige von den Heuſchreken- und Raubenfras, ſondern auch diejenige Mittel angezeigt haben, wie die Inſecten, ſonderheitlich die Schmetterlinge und Rauben, als ein denen Gärten- und Feldfrüchten ſehr ſchädliches Ungeziefer, wodurch öfters bei Menſchen und Vieh allerhand Seuchen entſtehen, einigermaſſen zu vertilgen ſeynd?

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ach gönne mir das Glük, mein Leben frei zu enden;
So bat ein Schmetterling in ſeines Fängers Händen.

Noch wenig Tage ſind zu fliegen mir erlaubt,
Was hilft die Grauſamkeit, die mir auch dieſes raubt?
Du weiſt, der Blumen Schmuk wird nicht durch mich verſehret,
Ein unvermiſter Saft iſt alles, was mich nähret.
Dein Flehen bringt mich nicht zu unbedachter Huld,
Sagt ihm der Gärtner drauf. Stirb jezt für alte Schuld.
Wollt ich der Raupe That dem Schmetterling vergeben,
So wird ſie hundertfach* in deinen Jungen leben.
Auch bei der Beſs'rung Schein verlangt des Böſen Tod,
Der Frevel, den er that, und mehr noch, den er droht.

Von Geſundheitsreiſen.

Davon haben die Alten ſchon viel gewuſt, daß, wenn ſie etwa krank geweſen, ſich an andere Oerter begeben: ja ſie ſtellten auch dergleichen zur Präſervation an. Es haben aber die Reiſen zuförderſt erſtlich dadurch ihren Nuzen, daß das Gemüthe durch die vielfältig vorfallende Veränderungen von ſeinen täglichen Sorgen befreiet wird: ferner geben ſelbige allerhand Vergnüglichkeiten und Ergözungen an die Hand: ſo dann iſt es nüzlich wegen der freien Luft, ſo man genieſſet. Hernach ſo trift man oftmals auf Reiſen die geſundeſten und ſchönſten Waſſer an, und beſonders endlich dienet ſelbiges auch wegen der anhaltenden Bewegung. Geſunde Oerter ſind vornemlich dieſe Gegenden 1) die bergicht oder hochliegen, und wo ein Ort gegen Nord- und Weſt frei, 2) wo eine temperirte Luft, ſo weder zu feucht, noch zu hizig, noch zu unerträglich kalt und 3) wo keine beſtändige Nebel oder düſtere Wolken, in der Nähe ſtehende Waſſer, Moräſte oder ſolche Gegenden, durch deren beſtändige Ausdünſtung die Luft unrein wird, als ſchweflichte, und wo Bergwerke, und endlich ſolche, wo keine Handthierungen, davon die Luft und Waſſer viel fremde Theile annehmen, als Flachs- und Hanfröſten, Leder bereiten, Hütten-Arbeiten, Töpfer, Theer und Kohlen brennen und dergleichen, doch müſſen die bergichten Gegenden keine Unbequemlichkeit von gar zu groſſer Kälte, heftigen Winden und üblen Waſſern haben. Und iſt überhaupt mehrentheils die Luft auf dem Lande geſünder als in den Städten: Es iſt demnach wie überhaupt als beſonders das Reiſen dienlich, wo die Leibeskräfte abzunehmen ſcheinen, und eine Krankheit ſich anſpinnen will, in angehender Schwindſucht, in Austheilung alter und ſchlimmer Schäden, in Haupt- und Nerven-Krankheiten, als fallenden Sucht, Schwindel, melancholiſchen Schwermüthigkeit, Raſerei und mehr dergleichen; gegen alle langwierige Krankheiten als malum hypochondriacum, Waſſerſucht, Fieber, Scorbut. Ferner iſt das Reiſen gut gegen allerhand Unreinigkeiten der Haut, gegen anſtekende Krankheiten, als allerhand Fieber und ſonderlich die mit Ausfahren an der Haut verknüpft, als Poken, Maſern, Flekfieber, rothe Ruhr und Peſt. Man mus aber auch, wenn man reiſen will, folgende Regeln in Obacht nehmen, wenn man von den Reiſen Nuzen haben will. Alſo mus man erſtlich ſo wohl die Beſchaffenheit des Orts, wo man ſich aufhalt, als auch deſſen, wo man hin will, genau wiſſen, wer alſo in feuchter und mehrentheils trüber und kalter Luft lebet, mus nach einer heitern und treknen

---

* Vielleicht iſt es nicht unnüze / zu erinnern / daß man dieſes keinesweges für eine poetiſche Vergröſſerung / ſondern gegentheils für einen Ausdruk der eher noch zu wenig ſagt / anzunehmen hat. Herr Lionet erzehlet eine einzige Erfahrung von einem Schmetterlinge / der ohngefehr 350. Eier geleget / aus denen allen junge Raupen gekrochen.

reiſen. 2) Mus man auf die Leibes-Conſtitution ſehen: Wer alſo hager und ausgezehrt, öftere Kopfſchmerzen und unnatürliche Hize hat, mus gemäſſigt feuchte und warme Luft nicht aber hizige ſuchen; hingegen wer fett und blutreich, Leute die bei Jahren und ſchwache Nerven haben, die zu Schlagflüſſen und Lähmung geneigt, die Heisrigkeit, Huſten und rauhe Hälſe haben, und an der Lunge nicht recht verwahret, müſſen kalte und zumal den Nordwinden freigelegene Oerter meiden. 3) Mus man auf die Gewohnheit und vorige Lebensart ſehen, darum zärtliche Perſonen, und die ein ſchwammicht weich Fleiſch haben, bei einer zärtlichen Lebensart in Anſehung der Diät erzogen, nicht in ſolche Gegenden, wo dike, ſchwere und unreine Luft auch harte Speiſen und Getränke gewöhnlich, kommen. Wer aber ſich an eine härtere Lebensart gewöhnt, mus beobachten nur daß er genugſame Feuchtigkeit von dünnen Getränke in den Leib bringe, und ſich fleiſſig bewege. Sanguiniſche und ſehr choleriſche Leute, die ſchon in einem hizigen Lande leben, müſſen nicht in ein noch hizigers, wo zumahl ſtarke Weine gebräuchlich, gehen. 4) Wer eine lange Reiſe antreten will und vollblütig iſt, mus Ader laſſen und den Leib durch gelinde Mittel einigemal reinigen, beſonders wo man dieſe Stüke ſonſt gewohnt. 5) Mus man in Anſehung der Witterung und Jahrszeit behutſam verfahren. Die gröſte Kälte und Hize taugt zu reiſen nicht; Wer bei warmen Tagen reiſet, mus ſich für die einbrechende Kälte bewahren, ingleichen mus man ſich, wenn plözlich Regen oder Wind nach vorhergehender Hize entſtehet, nach Möglichkeit der freien Luft entziehen. 6) Mus man ſich recht Zeit nehmen um auszuruhen. An dem Tage, da man ſtille liegt, ſoll man ſonderlich zum Schlafe Zeit genug nehmen; dem Leibe an übriger Pflege nichts ermangeln laſſen. Jedoch wenn man weiter reiſen will, iſt der Leib nicht mit vielen Eſſen und Trinken zu füllen. 7) Mus man auf der Reiſe, weil verſchiedentlich Eſſen und Trinken zu gebrauchen, Acht auf ſich ſelber haben, wie es mit Appetit, Verdauung und Stuhlgang beſchaffen. Es iſt gut ſeinen eigenen Wein, eine gute balſamiſche Mageneſſenz oder gut Sal volatile oleoſum, auch gegen die Verhärtung des Leibes Arzeneien bei ſich haben. Weil man auch nicht allemal ungeſunde Oerter vermeiden kan, ſo mus man ſich doch daſelbſt ſo wenig als möglich aufhalten und am allerwenigſten daſelbſt ſchlafen, müſte man aber doch in ſolcher Gegend Quartier nehmen, ſo hüte man ſich kein ſolches Zimmer zu beziehen, worauf die Luft aus der ungeſunden Gegend gerade zuziehet. Ja müſte man gar auf dem Felde zur Nacht bleiben, iſt nöthig die ganze Zeit ein zimlich ſtark brennend Feuer zu halten. Da man auch nicht allemal lange Reiſen thun kan, ſo iſt doch rathſam ſich zuweilen aus der Stadt auf das Land zu begeben: welches inſonderheit Leuten, die ihrer Verrichtungen wegen immer zu Hauſe ſteken müſſen, und Studierenden, dienlich.

Der Geizhals.

Einen groben Geizigen nennet man einen Geizhals. Vermuthlich kommt dieſes Wort von dem gierigen Federvieh, welches alles mit heiſſer Begierde hinunter ſchluket, und nicht zu erſättigen ſcheinet, wenn es auch gleich den Kropf ſchon angefüllet hat. Ein Geizhals mus nothwendig reich ſeyn, ſonſt ſchikt ſich dieſe Benennung nicht für ihn.

Die Begierde zu haben, und dasjenige, was man hat, zu vermehren, iſt ein allgemeiner menſchlicher Affect, der an und für ſich ſelbſt ſowohl gut als bös ſeyn kan. Alle Menſchen, nur die liederlichen Verſchwender ausgenommen,

ſuchen etwas vor ſich zu bringen. Wann nun dieſes auf eine anſtändige Weiſe, und durch erlaubte Mittel geſchiehet, ſo iſt dieſe Neigung etwas gutes.

Ein Geiziger liebt das Geld, um reich zu ſeyn, und ein vernünftiger um es zu genieſſen. Ohne dieſen Genus hat das Geld keinen Werth. Es iſt demnach die gröſte Thorheit, viele Güter zuſammen bringen, und ſie nur armſeelig für andere zu verwahren. Dieſes iſt eigentlich Geiz. Die Heil. Schrift nennet ihn die Wurzel alles Uebels, weil daraus die gröſte Laſter und Unordnungen entſpringen.

Es iſt keine Sünde, zu welcher ein Geiziger nicht könnte gebracht werden: und es iſt ſchier kein Verderben in der Welt, welches er nicht anſtiftet.

Die gröſten Geizhälſe ſind, in einem gewiſſen Sinn, theils groſſen Herren. Ihre Begierde immer noch mehr zu haben, iſt nicht zu erſättigen: Sie machen ſich ſogar einen Ruhm daraus, Städte und Länder wegzunehmen, und das ganze menſchliche Geſchlecht zu plündern. Der Geiz hat alſo die gröſten Laſter gezeuget und die Tirannen erhoben.

- - - Quid non mortalia pectora cogis
Auri ſacra fames ?

Nach dieſen ländersüchtigen Geizigen die nimmer genug haben, kommen ihre Bedienten und Kriegsleute, welche ihren Herrn den Raub und die Beute helfſen zujagen, und deswegen ihren Antheil davon, ſo gut ſie können, zu erhaſchen ſuchen.

Die kleinen Geizhälſe, die man insgemein für die gröſten hält, ſind viele Kaufleute. Was thun ſie nicht, um reich zu werden? Gewiſſen, Ehre, Ruhe, Gemächlichkeit, Freunde, Vatterland, alles, ſagt man, wäre ihnen feil; Allein man thut ihnen zuviel. Ihr Geiz iſt lange nicht ſo gefährlich, als der Geiz der Groſſen und Gewaltigen. Er iſt vielmehr an und für ſich ſelbſt noch für das gemeine Weſen nüzlich und vortheilhaft. Denn ohne Geiz wäre keine Handlung; die Handlung aber iſt die Ausſpenderin aller zum Leben und zur Annehmlichkeit gehörigen Güter. Sie iſt die Freundin der Völker, und das Band des geſelligen Lebens. Die Kaufleute ſuchen alſo die Reichthümer auf eine erlaubte Art. Wiſſen ſie nicht allezeit den Gebrauch davon, ſo iſt dieſes ein Fehler, den ſie mit andern Menſchen gemein haben.

Der Bauer iſt dasjenige unter den Menſchen, was der Eſel unter den Thieren iſt. Er mus alle Laſten tragen, er mus die Schäze der Natur andern in das Haus ſchleppen, ſich ſelbſt aber mit rauhem Futter begnügen. Man findet alſo unter dem armen Landvolk den wenigſten Geiz: bringt es durch ſeinen Fleis, und durch ſeine Arbeit etwas vor ſich, ſo nimmt es der Herr ihm weg. Wo ein Bauer die Woche etwas zurük leget, ſo verſäuft er ſolches andächtig auf den Feſttägen, und erſtiket im Bier und Brandewein die traurige Betrachtung ſeines Elendes.

Sagt mir nichts von theils Richtern, Beamten und andern dergleichen ehrwürdigen Perſonen: dieſelben würden keine ſo freudige Erben hinterlaſſen, wenn ſie nicht ſo viel traurige Kläger machen. Man ſagt, ſie lieſen ſich beſtechen; ich glaube es von den wenigſten, denn wo die Sache ruchbar würde, lieſen ſie Gefahr, daß man ſie abſezte; aber Geſchenke zur Beförderung der lieben Juſtiz, dieſe mögen wohl die meiſten nehmen, wenn man ihn ſolches aus bloſer Erkentlichkeit, und auf eine anſtändige Art beizubringen weis: ſie haben ihre Ehre viel zu lieb, als daß ſie geizig ſeyn ſollten. Die Gewohnheit hat gewiſſe Formalien bei den Gerichten eingeführet; dieſe bringen ihnen genug ein: die Leute, die viel Proceſs haben, ſind ohnedem ſchon halb, wo nicht ganz verdorben. Warum ſolten alſo die Rech'sgelehrten von einem Gut, das im Streit liegt, nicht ſo viel Muzen ziehen, als die Aerzte von einem Kranken, den ſie ſeiner Sünden halber unter ihre Züchtigung bekommen.

Wie machen es inzwiſchen die Künſtler und Gelehrten? O fürwahr, die Wiſſenſchafften haben ſchlechte Einkünfte. Der Geiz findet hier allzuwenig Nahrung. Wann ſie nicht eine wenig Handlung und Schacherei treiben, ſo bringen dieſe ehrliche Leute nichts vor ſich. Sie ſchreiben Bücher und machen Zuſchriften an die Groſſen, die nichts von ihrem Latein verſtehen: ſie erſinnen Lobgedichte, und erheben ſie in die Zahl der Götter. Hier gibt es Helden und Heilige genug; dem ungeachtet bleiben dieſe höfliche und ſinnreiche Gelehrte arm. Der Geiz darf ſich bei ihnen vor der Nothdurft nicht regen.

Doch es iſt noch eine Art des Geizes, der den Gelehrten gemein iſt; Dieſes iſt der Ehrgeiz. Eine Begierde, die eben ſo unerſättlich iſt, als der Geldgeiz. Ja es iſt faſt ein Geiz, wie der andere, nur mit dem Unterſcheid, daß der eine mit Wind und Einbildung ſich nähret, der andere aber etwas würkliches zu ſeinem Gegenſtand ſich erwählet. Im übrigē aber koſten ſie gleiche Mühe und gleiche Sorgen, beides um ſie zu erhalten, als ſie zu vergnügen.

Wann ein Poet ein Gedichte durch die Stirne ſchwizet, ſo iſt die beſte Vergeltung ſeiner Arbeit, die ſüſſe Vorſtellung, daß man es bewundern werde. Wann er nun das Glük hat, eine ſtarke Einbildungskraft zu beſizen, ſo iſt er im Stand ſelbſt ſeinen Geiz zu vergnügen, und durch ſolche ſchmeichelhafte Vorſtellungen ſich unendlich zu bereichern. Allein wie derjenige, der viele Güter beſizet, in ſteter Gefahr lebet, beſtohlen zu werden, ſo mus auch der ehrgeizige Gelehrte gewärtig ſeyn, daß andre ſein Vergnügen ſtören, wann ſie durch ihre Tadelſucht ihm diejenige Ehre rauben, die er ſich bei ſeinem Werk verſprochen hat. Er thut alſo beſſer, wann er mit ſeinem Ehrgeiz auch ein wenig Geldgeiz verknüpfet, damit er allenfalls nicht in Gefahr kommen möchte, Hungers und Kummers zu ſterben.

Solte ich einen rechten Geizhals abmahlen, ſo wüste ich niemand zu einer ſolchen Abſchilderung beſſer vorzuſtellen, als den Limax. Er arbeitet Tag und Nacht, und ſiehet aus, wie die Leute, von denen man ſagt, daß ſie aus den Gräbern kämen: Blas, mager, ausgezehrt und leicht wie ein Windhund. Er hat eine gezwungene Freundlichkeit, und einen ſchalkhaften Blik, um die Leute zu hintergehen. Seine Augen haben weder Feuer, noch ſonſt eine lebhafte Miſchung: ſie ſind finſter und erdig. Eine ſpize Naſe nebſt kleinen eingezogenen Lefzen mit einem rothbärtigen Kien: Sehet da ſein Ebenbild.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine luſcus-
Rem magnam præſtas, Zoile, ſine bonus eſt

ſagt Martialis.

Limax iſt ein fleiſiger Kirchengänger, ſtill, eingezogen, ehrbar, mäſig, keuſch, was ſag ich? Nein; entweder mus die Schrift ſich geirret haben, daß ſie den Geiz für die Wurzel alles Uebels angibt, oder man thut den Limax unrecht, das man ihn geizig ſchilt. Doch, ziehet ihm die Larve weg, ſo wird die Schrift recht haben. Es iſt der gröſte Heuchler; er erlaubt ſich alle Sünden, wañ ſie ihm nichts koſten, und wann er Geld ſiehet, ſo ſind ihm ſeine Götter feil. Nöthiget ihn auf ein Gaſtmal, ſo wird er ſich auf drei Tage ausfüttern. Loket ihn mit einem Geſchenke, ſo wird er alles, ja ſelbſt ſein Vaterland verrathen. Stöſſet ihm ein Armer auf, ſo erſchrikt er. Ach! ſeufzet der

Chriſtliche Mann, iſt dann keine Pollicei in dieſer Stadt, daß einem die Bettelleute ſo anlauffen.

Er klaget immer über die böſe und Nahrungsloſe Zeiten. Er ſchilt auf die Obrigkeiten, daß ſie die Misbräuche nicht abſchaffen, und keine beſſere Anſtalten machen, um wohlfeiler zu leben; und gleichwohl iſt ſein Aufwand ſo gering, daß, wo lauter ſolche Leute in einer Stadt wären, man alle Wirthshäuſer und Handwerksleute abſchaffen müſte. Er trinkt Waſſer, und iſſet keine Speiſe, als wann ſie verachtet iſt. Er ſpottet den neuen Mond, und hält ſich allein für einen vernünftigen Mann, weil er das Herz hat, das Alterthum in ſeinen Kleidern zu ehren.

Im Handeln preſſet er den Leuten die Seele aus dem Leibe: er kauffet nichts, als was man ihm unterm Preis läſſet, und darüber der Verkäuffer ſich vielmals des Teuffels verheiſſet, daß er an ihm verlieren müſte. Er hat tauſend Ränke die Leute zu vervortheilen, und zu betrügen, doch ſo, daß man ihn darüber keinen Proceſs an Hals werfen kan; dann er fürchtet ſich vor den Advocaten, wie vor den böſen Engeln, weil ſie mehr Geld für einen Bogen zu ſchreiben, als die Schuhmacher für ein paar Schuhe fordern. Das ſind abſcheuliche Leute. Er leihet Gelder aus, doch nicht anders, als auf hohe Zinſen und gegen wichtige Unterpfänder, von welchen er ſich immer etwas ausbehält. Er weis in allen Dingen den Leuten etwas abzukarchen, und rechnet mit niemand ab, ohne leichte Münze zu hohem Aufwechſel dabei zu gebrauchen; wo ihn nicht gar der Henker reizet, die Ducaten zu beſchneiden, und falſche Münze bei den Juden einzuwechſeln. Man iſt mit ihm betrogen, man mag es machen, wie man will. Er ſchämt ſich keiner Knikerei und Niederträchtigkeit; und wann er nur dem weltlichen Richter entgehen kan, ſo denkt er mit dem lieben GOtt ſchon zurecht zu kommen.

Limax iſt ledigen Standes: er fürchtet ſich vor einer Frau ärger, als vor dem Satan. Wer wolte es ihm verdenken? der Pracht und die Eitelkeiten der Weibsbilder ſind dem ehrlichen Mañ ein Greuel. Wie ſolte er ſein ſo ſauer erworbenes Gut auf reiche Stoffe, auf Spizen und auf Jubelen verſchwenden? Limax iſt ſo thöricht nicht. Das GOtt erbarm, ſpricht er, wer ſolte ſich noch mit Weib und Kind beläſtigen, da man Mühe hat, bei ſo ſchlechten Zeiten, als ein ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. Limax hat recht, die Zeiten ſind ſchlecht, denn die Geizhälſe reiſen alles zu ſich: man hat Mühe ein ehrlicher Mann zu ſeyn. Niemand wird ſolches ſchwerer, als dem Limax.

Hofmanns kurzgefaſte Diætetic vor alte Leute.

Das Alter wird gemeiniglich in 3. Theile getheilet 1) von 56. bis 63. Jahre, und wird das grünende Alter genannt, der 2) von 63. bis 70., worinn der Abgang der Kräfte ſchon merklich; das 3) 70. bis 80. und weiter, als welches man das graue oder hohe Alter heiſſet, zu welcher Zeit die Kräfte des Leibes und der Seelen gewaltig abnehmen.

Hier wird nur das hohe Alter verſtanden, indem es Leute genug gibt, von 60. und mehr Jahren, bei denen an äuſſerlichen und innerlichen Sinnen kein Mangel zu ſpühren, die noch munter ſind, mit guten Appetit eſſen, die Speiſe wohl verdauen, lange und ruhig ſchlaffen, und denen der Gebrauch äuſſerlicher Dinge, als Eſſen, Trinken und Luft, wo ſie nicht darinn fehlen, nicht ſchadet. Das ſind aber ſolche Leute, die von ihren Eltern und durch die Geburt eine ſtarke, dauerhafte und den Umlauf des Geblütes eine lange Zeit zu unterhalten geſchikte Structur der feſten Theile bekommen, ihren Leib nicht durch unmäſſiges Leben, heftige Gemüthsbewegungen, Uppigkeit und andere Lüſte geſchwächet. Daher die Gegentheiligen am meiſten auch den Krankheiten unterworffen. Wenn demnach ſolche Leute, weil überhaupt im Alter ſich ein groſſer Abgang der Kräfte befindet und alle Theile des Leibes ſo dann leiden, indem dieſer Schwachheit wahre Urſach in den feſten Theilen des Leibes zu ſuchen, ſich in acht nehmen wollen, ſo müſſen ſie folgendes merken: Zuförderſt müſſen ſie ſonderlich ſich für Sünde hüten, damit das Gewiſſen ſie nicht verunruhige und Furcht einjage, ſo gleich alles, was das Gemüth niederſchlagt, und gar ſehr bekümmert macht, meiden, ſich für unmäſſigen Zorn gar ſehr hüten, die Venus meiden, ſich für Kälte in acht nehmen, daher den Leib und ſonderlich die Füſſe vor Kälte wohl bewahren, und keine kalte Luft, fürnemlich nach dem Schlafe und Wechslung des leinen Zeuges, an ſich laſſen, ſich nicht in Nordluft oder Regen und ſtürmiſchen Wetter wagen, noch ſonderlich Winterszeit aus der Wärme gleich in die Kälte oder aus der Kälte in die Wärme gehen, in freien luftigen und geſunden Wohnungen ſich aufhalten, nicht zu viel oder zu geſchwinde eſſen, diejenigen Speiſen meiden, ſo klebricht und ſehr feſte oder grobe Nahrung geben, die langſam und ſchlimm zu verdauen, ſchwer durch die Gedärme gehen, und Blehungen verurſachen. Wohin fürnemlich gehören Eier, geſalzen, alt und hart Fleiſch, und gedörte Fiſche, Bohnen, Hirſen, Linſen, Erbſen, allerhand Art Kuchen, die aus Milch, Eier, Butter und Waizenmehl gemacht, alles fette, ingleichen alle rohe, harte und aus vielen Fäſſergen beſtehende Eswaren, als Rüben, allerhand Kohl, Möhren, Knoblauch, Zwiebeln, Rettich und aus allerhand Kräutern bereitete Salate. Ferner bringt alten Leuten nichts mehr Nachtheil als ſaure Sachen, als beſonders ſaure unreiffe Früchte, Salat, ſaure, zumal Rheinweine und alte Biere, allerlei Milch (auſſer Eſels- und Geismilch) und was daraus bereitet, demnach zuförderſt Käſe; wie auch ſüſſe eingemachte Sachen, welche um ſo ſchädlicher, wenn man zu gleicher Zeit etwas ſaures genieſſet. Wegen des Getränkes iſt noch zu bemerken, daß ſie alles, ſo den Kopf einnimmt, es ſey Wein oder Bier, meiden müſſen. Ferner müſſen ſie den Leib ſuchen offen zu halten, deswegen iſt ſich für alles, was dieſes hindert, als auſſer den ſauren Sachen, Quitten und was daraus bereitet wird, herbe rothe Weine ſonderlich Pontac und Claret Wein, gar zu alte zumal weizne Biere, zu hüten. Endlich müſſen ſich noch alte Leute für gar zu vieler Faulheit in acht nehmen. Hergegen iſt ihnen ſonderlich dienlich 1) ein frölich und freies Gemüthe 2) temperirte und reine Luft, zumal die freie Landluft und geräumige Gemächer, die einen freien Zugang von der Luft die Morgen- und Winterſonne haben, 3) die Wärme der Sonnen bevorab in Winter und Herbſt. 4) Die Veränderung der Luft beſonders im Mai und September 5) Bewegung und Leibes Ubung, nur daß der Leib nicht dadurch abgemattet werde, deswegen ein mäſſiges Spaziergehen oder Fahren 3. oder 4. Stunden vor oder nach der Mahlzeit in warmer Luft das beſte 6) das laute Leſen, 7) das Tragen in Sänften, welches zumal Schwachen ſehr zuträglich; Und damit der Oberleib bewegt werde, ſind gut muſicaliſche Inſtrumente oder ſolche Spiele, wo Arm und Hände dabei bewegt werden. Wer aber keine Gelegenheit hat den Leib zu bewegen, mus ſich den ganzen Leib, Kopf, Füſſe und Rüken reiben laſſen, welches am beſten geſchicht täglich nach geſchehener Verdauung und verrichteten Stuhlgang des Morgens im Bette oder des Abends vor Bette gehen, ſonderlich die äuſſerſten Theile und darunter die Füſſe mit einem rauhen Tuche von oben herunter ſo lange bis die Haut roth wird. Auch iſt, wo das Alter nur nicht gar zu kraftlos, das Baden dabei am untern Theile in einen hohen und hellen Gemache nicht ſchädlich, wie auch das Salben, wenn man die untern Theile und zumal das Rükgrad in der Sonne oder bei dem Ofen warm mit einen Oel oder mit Capaunen- und Hünerfett nebſt einigen Tropffen von Lavendelöl ſchmieret und gelinde reibet. Der Schlaf iſt inſonderheit alten Leuten dienlich. Doch mus er nicht kurz unterbrochen und unruhig ſeyn, noch matt machen, ſondern ſanfte, vollkommen erquikend ſeyn. Auch hat man ſich nach weichen Betten umzuſehen. Die Speiſen und Getränke der Alten betreffend, wofern ſie nicht gar zu ſehr zu Jahren, ſo ſollen ſie nicht leicht die gewöhnliche Nahrung ändern, ob ſie gleich was harte und geringe iſt: wird aber der Magen ſchwächer, mus man ſolche, die einen guten und temperirten Saft haben, leicht zu verdauen ſind, ſich in Magen nicht leicht aufhalten, noch denſelben beſchweren und verdriesliche Empfindung erweken, erwehlen. Daher iſt gut Brühe von Capaunen, Hünern und andern nahrhaften Fleiſche, ingleichen der dike Saft aus zerſtosnen Fluskrebſen ohne Waſſer mit ein wenig Wein, einigen Citronſcheiben, und Muſcatenblumen in einen verſchloſſenen Gefaſſe, ſo man in ſiedendes Waſſer ſezet, zubereitet: wie auch Brühen von groben Kleienbrode mit Waſſer, Wein, nebſt Zuker und Zimmt gemacht; ingleichen der jenige Saft, der von gebratenen Fleiſche tröpffelt. So ſind auch die Speiſen, ſo den Leib offen halten, und die ſauren Säfte im Magen und duodeno brechen, als Birn, ſüſſe Aepfel, Spaniſche Pflaumen und Hagenbuzen, die mit kleinen Roſinen, Waſſer und Wein gekocht werden, nicht gar auf die zu Seite ſezen. Des Abends müſſen Alte wenig ſpeiſen, ſonderlich wenn das Haupt ſchwach, ein feuchter Huſten ſich einfindet, und der Magen ſeine Kraft verlohren hat. Wer ſich zu Bier gewöhnt hat, mus die dünneſten oder ſo genannten halb Biere für die diken erwehlen, oder doch ſich derer, die mehr Geiſt und Annehmlichkeit haben, und alſo kein doppeltes; doch nur als einer Magenarznei mäſſig und zwar bei der Mahlzeit bedienen. Wer ſich zu Waſſer trinken gewöhnt, mus leicht und rein Waſſer nehmen, und ſelbiges mit Maſtixholz und Citronſchalen vorher abkochen laſſen, oder welches noch geſünder einen dienlichen Wein darunter gieſſen. Den Wein betreffend, ſo iſt Alten ein nicht gar zu ſtarker Wein dienlich, doch iſt ein alter Wein und Burgunder mit Waſſer temperirt nicht zu verwerfen. Gebraucht man das Waſſer zu gewöhnlichen Trank, kan man den 3. bis 4. Theil von beſagten Wein darunter gieſſen. Ferner iſt von ſtarken und zugleich ſüſſen Wein alten Leuten geſund die Oberungriſchen, ſonderlich der Tokäier unter den Franzwein der Languedoker, St. Lorenzer, der Portugieſiſche aus Porto Cale, der Florentiner, und der Steinwein. Doch müſſen ſie mäſſig gebraucht und über Tiſche nur davon öfters geſchlorft werden. Coffee, Thee und Chocolate iſt auch was reichlich getrunken dienlich, doch mus man wohl acht haben, ob der Magen viel davon vertragen kan. Da auch der Thee zuſammen zieht, iſt beſſer ſtatt deſſen Ehrenpreis, Betonien, Türkiſche Meliſſe, mit Citron- und Pomeranzenſchalen mit warmen Waſſer getrunken, aber nicht damit aufgekocht. Die Chocolate aus Waſſer mit ein paar Eier Dottern iſt gut: nur nicht zu ofte gebraucht. Der Coffee iſt auch nicht gänzlich zu verwerfen. Am beſten werden dieſe Dinge des Morgens im Bette genoſſen. Sodann iſt alten Leuten, die abgelebt und entkräftet, das Brunnen trinken zumal der ſtarken und ſalzigen als das Pirmonter und Egriſchen, der warmen Bäder als des Carlsbades und Sedlizer Brunnen nichts nüze: doch können gelindere zumal der Selter, beſonders wenn man ihn des Sommers ſtatt des ordentlichen Getränkes mit den 2. Theil des beſten Rheinweins vermiſcht, zugelaſſen werden.

den. Man kan auch zu dieſer Mixtur Citronöl Zuker hinzu thun. Aderlaſſen anlangend iſt ſelbiges, ſo lange der Magen ſtark und der Appetit gut, zumal wer eine gute Tafel hat, viel Wein trinket, und das Blut durch die güldne Ader nicht mehr fließt, nicht ſchädlich, hergegen aber nichts nüze, wo der Leib ſehr entkräftet und der Appetit nichts mehr taugt. So dann müſſen ſie beſorgen, daß der Leib gehörig offen ſey, und ſchiken ſich daher auch ſalzige ſüſſe und fette Speiſen, die laxiren, auſſer dem aber iſt Manna ſehr dienlich. Man kan ſie zu 1. bis 2. Unzen mit Eſelsmilch geben. Auch wird oft bei Alten Leuten der Stuhlgang durch abſorbirendes oder fixes Bezoar Pulver befördert. Bei Leuten aber, die phlegmatiſch und ſchwer zu bewegen ſind, nach Beſchaffenheit gelinde Pillen als die Becheriſchen und die darnach gemacht worden, gut. Will aber der Unrath nicht fort, mus man ihn durch erweichende und öhlichte Eliſtire fortſchaffen; Gehet aber der Leib zu ſtark, mus man keine Adſtringentia nehmen; ſicherer iſts ſolche Nahrung nehmen, die etwas troknet, alle ſaure ſalzige und ſcharffe Sachen gemeidet. Zur Stärkung der ſchlapp gewordenen Säfte iſt nichts beſſer als Zimmt und was daraus bereitet: auch iſt der Hofmanniſche Lebens Balſam 10. und mehr Tropffen mit 2. Tropffen Zimmtöl eingenommen, auch damit den Magen beſtrichen, ſehr gut. Endlich auch der Arzneien, die den Alten dienlich, zu gedenken, ſo mus man mit den Magenwaſſern behutſam verfahren, denn ſie erhizen oft gebraucht das Geblüt, zumal wer vollblütig.

In grünendem Alter, und wo man ſich zum Weine gewöhnt, mus man ſie gar laſſen.

Wenn man aber hinfällige Kräfte ſtärken will, iſt Ambra, Zimmet und Agtſtein das beſte. Zur naſſen Herzſtärkung iſt beſonders dienlich 2. Unzen auserleſene Mirrhen, eine halbe Unze Safran, Citron und Pomeranzenſchalen jedes 2. Unzen, anderhalb Unzen des beſten Zimmets, hierauf gieſſe man ein halb Pfund des beſten Maienblumengeiſtes und 3. Maas Ungariſchen Wein, und diſtillire es in Kolben; den liquorem, der darüber gegangen und überaus lieblich riecht und ſchmekt, verſüſſe mit etwas Roſen, Julep, gieſſe auch ein Quintlein Ambraeſſenz hinzu. Man kan zuweilen 1. oder ein paar Löffel voll davon nehmen, und ihn entweder allein brauchen oder ein Nürnberger Pfefferkuchen hinein tunken. Auch ſtärket den Magen ſehr der Hofmänniſche Lebensbalſam und Magenelexir. Mit erſtern kan man einen Oelzuker machen, ihn auch in Thee thun, äuſſerlich davon riechen oder den Wirbel, Naken und andere Theile damit beſtreichen, da er denn im Kopfſchmerzen, Schwindel und dergleichen ſehr gut iſt.

Von der Structur des Menſchen.

Das Weſen, nach welchem man ein lebendiger Menſch heiſſet, beſtehet nach Anweiſung der Heil. Schrift, aus Leib und Seele. Dieſe beide Stük, wenn ſie in ihrer Vereinigung miteinander ſtehen, machen einen Menſchen aus. Denn gleichwie der Leib an ſich ſelbſt, ohne die Seele, nichts iſt, als eine elende hinfällige Materie, welche zur Verrichtung ſolcher Werke, die von einem Menſchen können und müſſen verrichtet werden, durchaus untüchtig iſt; alſo kan auch die Seele, als ein Geiſt, ohne Zuthun eines Cörpers, in dieſer ſichtbaren Welt nichts ſehen, fühlen, hören, erkennen, gedenken, oder ausrichten. Hätte der Leib keine zum Würken geſchikte Glieder und Organa, ſo könnte die Seele weder die motus vitales, noch animales, verwalten: wäre kein Gehirn im Haupt des Menſchen, wie wolten ſie gedenken? Hätte der Leib keine Augen und Ohren, wie könnte ſie etwas ſehen und hören? Siehet man alſo, daß die Seele des Leibes zu ihrem Aufenthalt, und der Leib der Seele hier auf Erden zu ſeiner Erhaltung benöthigt iſt.

Beide, ſowohl der Leib als die Seele, haben nach der Abſicht des Schöpfers, aus dieſer beiderſeitigen Vereinigung ihren Nuzen. Die Seele hat darum den Leib zur Behauſſung bekommen, daß ſie in demſelben zur Ewigkeit ſoll bereitet werden, und der elende Leib hat von der Einwohnung der Seele dieſen Vortheil, daß er, vermittelſt ihrer Bewegung, vor der Fäulnis und Verweſung bewahret wird.

Das aber der Menſch einen höchſt verweslichen Leib an ſich trage, wird einem jeden gleich ins Gemüth einleuchten, wenn man nur die Gedanken auf dasjenige, woraus er zuſammen geſezet iſt, richtet. Die Heil. Schrift nennet es Erde, und begreifft mit dieſem Worte kürzlich alle dasjenige, woraus ſowohl die veſten, als flüſige Theile derſelben beſtehen, indem ſie dem Menſchen dis zu Gemüthe führet, und ſpricht: **Du biſt Erde und ſolt zur Erden werden.**

Mit dieſem Ausſpruch könnten wir nun zu frieden ſeyn, wo nicht die Curioſität die Naturkündiger und Chymicos getrieben hätte, die Eigenſchafft und Natur dieſer verweslichen Erde etwas genauer zu erkundigen, da ſie denn befunden haben, daß der Leib nichts anders, als die innige Vermengung einer erdichten, fetten und wäſſerichten Materie zum Grunde habe, welche Sal, Sulphur und Mercurius von ihnen genennet wird. Dabei ſie wahrgenommen, daß die feſte oder harte Theile das ſogenannte Sal, oder die Erde, die flüſige und weiche Theile aber, Fett und Waſſer, oder Sulphur und Mercurium, gleichſam vor ihre Mutter erkennen.

Nun mag man es einmal verſuchen, und ſehen was daraus werden wird, wenn man Fett und Waſſer in ein Gefäs zuſammen ſchüttet, ob man dieſe beide gar nicht zuſammen haltende Materien zu einer innigen und beſtändigen Vereinigung wird bringen können, und ob ſie nicht vielmehr, ſo bald man mit dem Rütteln, Schütteln und Bewegen derſelben innen hält, ſich gleich wieder voneinander ſepariren, und endlich gar beieinander verfaulen und verderben werden.

Wie würde es in unſerm Leib zugehen, wenn die Seele eine Viertelſtunde aufhörte, das Blut untereinander zu quirlen, und durch die ſubtilen poros der fleiſchichten Theile continuirlich durchzupreſſen und durchzutreiben? Würde nicht alles gleich ins Steken gerathen, und allerhand Schlag- und Lähmflüſſe, oder endlich gar die entſezliche Fäulnis des kalten Brands dazu ſchlagen?

Iſt nicht ſo, daß zum Exempel, bei einem hizigen Fiber, oder bei einer innerlichen, ſowohl als äuſſerlichen Inflammation, als beim Seitenſtechen, oder bei der ſogenannten Schöne, der Umlauf des Geblüts nur von ungefehr und vergebens, ſchneller und heftiger, als gewöhnlich vor ſich gehe? Spühret man nicht, daß an dem Ort der inflammation ein Theil vom Geblüt ins Steken gerathen ſey? und daß die Natur oder Seele daſelbſt deswegen das Geblüt heftiger und ſchneller durchtreibe, damit nach und nach das ſubtile, ſo ſchon corrumpirt iſt, weggewaſchen und ausgeführet, der bevorſtehende kalte Brand aber dadurch verhütet, und das übrige grobe terreſtriſche Weſen nur in einen Eiter, der nicht ſo viel Schaden, als der Brand am Leibe thun kan, verwandelt werde?

Iſt alſo die Natur wegen der innigen und beſtändigen Vermiſchung der Lebensſäfte im Cörper am meiſten beſorget, und

läſſt

läſſet ſich das nicht ſo ſehr anfechten, wenn an der äuſſerlichen Structur des Leibs etwas durch äuſſerliche Gewalt iſt verlezet worden, als ſie die Hemmung der innigen Vermiſchung des Geblüts ſich anfechten läſſet, weilen ſie verſichert iſt, daß aus jenem, ihrem Leben, keine ſo groſſe Gefahr, als aus dieſem, zuzuwachſen pfleget.

Zu dem ſo hat ſie, wie bereits oben iſt gemeldet worden, die Structur des Cörpers völlig in ihrer Gewalt, und bildet die Fäſerchen, die Haut, die Adern und Knochen ꝛc. nach ihrem Belieben, da ſie im Gegentheil mit den Säften nicht allerdings alſo verfahren kan, ſondern öffters mus geſchehen laſſen, daß die äuſſere Luft, Hize, Kälte und Feuchtigkeiten etwas daran verderben; bis ſie ſich endlich nach dem Tode gar völlig über den Cörper Meiſter machen, und ihn der Verweſung aufopffern.

Der geringe Schleim, welcher zur erſten Materie in der Zeugung gedienet hat, wäre gewis an ſich ſelbſt nicht capabel geweſen, ſo einen wohlgebildeten Leib hervorzubringen, und alles an Zahl, Gewicht und Maas an demſelben zu ordnen, wo demſelben nicht gleich in dem erſten Augenblik der Empfängnis ein verſtändiges Weſen wäre zugegeben worden, welches als ein kluger Baumeiſter das ganze Werk der Bildung in Mutterleibe dirigiret, und ſeine zukünftige Officin gleich nach ſeinem Willen, vermög der von GOtt ihm dazu verliehenen Kraft, eingerichtet und aptiret hätte.

Dahero haben berühmte und fleiſige Anatomici durch beſondere Vergröſſerungsgläſer obſerviret, daß das Gehirn, nebſt dem daraus entſtehenden Mark im Rükgrad, als der Hauptſiz der Empfindungskraft der Seele, im Mutterleibe zu allererſt gebildet werde, nachgehends aber erſt das Herz, als das punctum ſaliens, ſeinen Urſprung bekomme: Zu einer gewiſſen Anzeigung, daß die Seele gleich von Anfang bei ihrem Leibe gegenwärtig und arbeitſam ſich bezeige, und in dem Bau deſſelben bis zu Ende fortfahre.

Denn woher kämen ſonſt die ſogenannten Muttermähler an den Menſchen? Man ſagt, dieſer und der trägt ein Erdbeer, oder Kirſche, u. d. g. an ſeinem Leibe, weil ſeine Mutter, da ſie ihn unter ihrem Herzen trug, nach Erdbeeren oder Kirſchen, ꝛc. lüſtern geweſen: Der und der iſt neidiſch oder verſtohlen, weil ſeine Mutter ſo geweſen: Der und der hat ein Feuer- oder Mausmahl, weil ſeine Mutter Zeit ihres ſchwangers-ſeyn über eine Feuersbrunſt oder Maus erſchroken. Was iſt lüſtern ſeyn? Was iſt erſchreken? Sind es nicht Bewegungen, und Leidenſchaften der Seele bei der Mutter, welche ihre Einbildungskraft die Bilder der Erdbeeren, Kirſchen, Feuer, Mäuſen, ſo feſt eindrüket, daß ſie auch der Seele ihrer Frucht communiciret, und von derſelben dem zarten Leibe der Frucht, in Meinung, als ob ſolche mit zum Weſen des Menſchen gehören, angehenget werden.

Damit ich aber den Leſer nicht weiter von der Bildung und Structur abführe, ſo will ich nur von der Erzeigung ſelbſt den Anfang machen, und die Abhandlung hievon Auszugsweiſe aus der Vorrede des Doct. Weisbachs gründlichen Curen, nehmen, weilen vielleicht vielen Leſern dadurch ein geſunder Begrif von ihrem Weſen, und vielen ein Vergnügen gemacht wird. Es lautet aber alſo:

Nachdem du von deinen Eltern biſt gezeuget worden, haſt du dich, du ſeyſt auch wer du wolleſt, du trageſt Seiden und Krone, oder habeſt nur einen groben Kittel an, über 9. Monat lang zwiſchen Koth und Urin aufhalten müſſen. Es umgaben dich um und um verſchiedene Häute, in welchen du in lauter Waſſer lageſt, und doch nicht ertrinken musteſt, ſondern erſt recht anfiengeſt zu leben, ob du gleich noch nicht Odem haleteſt, und immer gröſſer und vollkommener wurdeſt, ob du gleich mit deinem Munde noch nicht aſſeſt.

Dann es ware deine Nahrung dazumal nichts anderſts, als eine ſubtiele Lympha, oder wäſſerige Feuchtigkeit, welche von deiner Nabelſchnur von deiner Mutter dir zugeſchiket, und, nachdeme du das Beſte davon erhalten, als Blut wieder zurük geführet wurde. Und ob du gleich dazumal deine Lunge noch nicht brauchteſt, ſo gieng die Circulation des Geblüts nichts deſtoweniger, doch wohl von ſtatten, maſſen das Blut durch ein gewiſſes dazumal noch offenes Loch, und einen beſondern Canal aus dem Herzen, gleich in die Aortam, oder groſſe Schlagader getrieben wurde, daß alſo die Lunge nur etwas weniges davon empfangen. Kanſt du dannenhero leicht erachten, was die Gewohnheit etlicher einfältiger Weiblein vor einen Grund habe, wenn ſie bei einer ſchwangern Frau, wenn ſie etwann ſtirbt, und jezt die Seele ausblaſen will, ſuchen den Mund offen zu behalten, damit das Kind in Mutterleibe nicht erſtike, ſondern noch lebendig erhalten werde.

Nachdem du ohngefehr 20. Wochen in dieſer Herberge geweſen, fiengeſt du an dich zu regen, und verurſachteſt deiner Mutter ſchon viel Incommoditäten. Denn des Morgens muſte ſie ſich gemeiniglich erbrechen, ihr Appetit war ſchlecht, oder zuweilen ungeſtümm, ja, nach der Mahlzeit ward ſie wieder mit Ubelſeyn geplagt; dis waren lauter Vorboten der bevorſtehenden Angſt bei einer Geburt.

Selbige hätte gleich nach dem ſiebenden Monat geſchehen können, allein, weil deine Glieder zu derſelben Zeit noch gar zu zart waren, und auch deine Haut der Hebame hätte können an den Händen kleben bleiben, ſo muſte lieber deine Mutter mit ihrer Bürde noch ganzer zwei Monate beſchweret werden, ehe du als eine unzeitige Geburt hätteſt auf die Welt kommen ſollen.

Endlich muſteſt du dich doch zum Abſchied bequemen, und einen Weg, auf dieſe ſichtbare Welt zu gelangen ſuchen; welcher dir auch gleich geöffnet ward, ſo bald du dich gewand mit dem Kopf gegen die Oefnung geneiget, und damit die Haut, in welcher du eingewikelt warſt, zerſprenget, daß das Waſſer hervorgeſprungen, und deiner Mutter ihre bevorſtehende Arbeit angedeutet hat.

Gewis, eine gefährliche Wendung, bei welcher ſchon viel Kinder ihr Leben eingebüſſet, und in ihrer Mutterleibe ihr Grab gefunden haben, indem ſich die Nabelſchnur, unter dem Wenden, um ihren Hals geſchlungen, und ſie in ihrem Blut erſtiket gehabt.

Als die Hebamme dich aufgenommen, und deinen Nabel gebunden hatte, damit du dich nicht zu tod bluten möchteſt, muſte man dir den Schleim und Unflath, ſo ſich als eine Haut um deinen ganzen Leib herum gelegt hatte, im erſten Bade abwaſchen und abreiben; denn wenn du denſelben an dir behalten hätteſt, ſo würdeſt du der allerunformlichſte Menſch von der ganzen Welt, und wie ein Baum mit einer harten, und hie und da aufgeriſſenen Rinde, umgeben ſeyn.

Inwendig in deinem Leibe ſahe es nach der Geburt nicht beſſer aus. Denn da hatte ſich in dem Gedärme aus dem Geblüt ein ſchwarz-grünlichter Schleim geſammlet, welcher Meconium genannt wird; worüber du ohnſtreitig viel Grimmen und Gichter hätteſt ausſtehen, oder wohl gar ſterben müſſen, wenn dir nicht der Schöpffer die erſte Milch in deiner Mutter Brüſten, Coloſtrum genannt, gleichſam zur Arzenei dawider verordnet, und dieſen Unrath damit fortgeſchaffet hätte, oder, wenn man dir nicht andersweit wäre zu Hülffe gekommen.

Nachdem du dieſe elende Welt mit Thränen und Weinen begrüſſet hatteſt, brachteſt du deine meiſte Zeit mit Schlaffen zu.

Ob du aber gleich dazumal ſo unvermögend wareſt, und deine Speiſe und Nahrung nicht ſuchen konteſt, ſo hatte doch der getreue Schöpfer auch hierinnen vor dich geſorget, und dir in den Brüſten deiner Mutter eine Speiſe zubereitet, die ſchon etwas gröber war, als der ſubtiele Nahrungsſafft, womit du vorher im verborgenen ernähret wurdeſt, bis du je mehr und mehr aufwuchſeſt, und auch andere Speiſen zu dir nehmen konteſt.

Hierzu hatte dir nun die gütige Natur eine Sehnſucht eingepflanzet, welche man gemeiniglich Hunger oder Appetit nennet, damit du des Eſſens und Trinkens nicht vergeſſen, ſondern ihr zum Unterhalt und Wachsthum deines Cörpers, was nöthig iſt, zu ſeiner Zeit darreichen möchteſt. Wie es ſich denn gar offt zuträgt, daß Leute überm ſtudiren, ſpielen, lieben, ꝛc. der Eſſenszeit vergeſſen, ob gleich andere, welche ſtark zu arbeiten, und folglich auch ſtark zu eſſen gewohnt geweſen, doch noch allezeit vom Hunger heftig angefochten werden, ob ſie ſich gleich der ſtarken Arbeit entzogen haben.

Sonderlich iſt dis wohl zu merken, daß die Natur, in Förderung der Speiſe, gar ordentlich verfähret, und gemeiniglich juſt zu derſelben Zeit, da der Menſch den Tag zuvor Speiſe zu ſich genommen, ihn wiederum welche zu nehmen reizet. Dabei du denn ja in deiner verfloſſenen Lebenszeit wohl hätteſt wahrnehmen können, daß du alsdenn am geſundeſten geweſen, wenn du dieſer Ordnung gefolget, und im Gegentheil dich übel befunden, wenn du im eſſen und trinken unordentlich geweſen, und zwiſchen der ordinairen Zeit dich damit überhäuffet.

Gleichwie du aber harte Speiſen nicht würdeſt hinunter bringen können, wo dir von der Natur nicht Zähne in den Mund wären geſezet worden, um ſelbige damit zu zerſchneiden und zu zermalmen, alſo würde dir der Biſſen ſo troken als Sägeſpäne im Munde bleiben, und noch weniger können hinabgeſchluket, und in Nahrung verwandelt werden, wo nicht an beiden Kinnbaken gleichſam ein Brunnen geöffnet, und die Speiſe unterm Käuen mit Speichel aus demſelben angefeuchtet würde, damit ſie deſto ſubtieler könne gemahlen, und dem Leibe deſto beſſer zu Nuze gemacht werden. Daher es denn bisweilen wohl zu geſchehen pflegt, daß heishungerigen Leuten der Mund voll Waſſer läufft, wenn ſie entweder ein wohlbereitetes Eſſen ſehen, oder nur einen appetitlichen Geruch davon in die Naſe bekommen; als wolte dieſer Saft gleichſam zum Voraus ſeine Dienſte darbieten.

Doch iſt dis der Nuzen nicht allein, den du von dem Speichel haſt, ſondern es mus derſelbe auch, nachdem er die Speiſen in den Magen durch den Schlund hinab geleitet, zur Digestion und Verdauung dienen, als welche bei geſunden Leuten meiſtentheils in 3. Stunden verrichtet wird. Denn, nachdem die Mahlzeit eingenommen iſt, ſchlieſſet ſich der Magen, und drüket ſich gleichſam feſt zuſammen, bis die Speiſen vermittelſt der fermentation, in einen Brei verwandelt worden, und pflegt man gemeiniglich nach dem Eſſen entweder ſchläferig, oder doch zum Nachſinnen und Meditiren untüchtig zu ſeyn, weil die Natur zu derſelben Zeit ihre Kräfte einwärts gekehret hat, oder, wann man ſich zum Studiren alsdann zwinget, ſo gehet unſtreitig der Verdauungskraft und folglich auch dem Wachsthum und der Geſundheit ein merkliches ab.

Daß dieſes aber nicht nur ein ſo leerer und nichts in recessu habender Gedanke ſey, ſondern daß die Natur gern zu beiden Geſchäften ihre ordentliche Zeit haben wolle, kanſt du ſonderlich an jungen ſtudirenden aber noch in Wachſen des Leibes begriffenen Purſchen wahrnehmen. Denn, wenn dieſelbe in ihrer Jugend, da die Nutrition ihres Leibs am ſtärkſten vor ſich gehen ſolte, gar zu eifrig über die Bücher ſind, und die Kräfte ihrer Seele aufs ſtudiren verwenden, ſo gehet dem Wachsthum ihres Leibs ein merkliches ab, und pflegen ſie an Statur gerne klein zu bleiben.

Es ſind aber die periodi des Wachsthums in der ſiebenden Zahl begriffen. Nach welcher der Menſch in den erſten ſieben Jahren ein Knabe, darauf denn ein Jüngling und ein Mann genannt wird, bis nach Verflieſſung ſiebenmal ſieben Jahre, die Kräfte des Leibes abnehmen, und das Alter ſich nähert.

Hier ſöllte ich nun billich von gewiſſen Reglen der Diät Meldung thun, allein, da ich unter dem Capitul Diät in dem curioſen Dollmetſcher das nöthige ſchon abgehandelt, ſo verweiſe ich den Leſer dahin, und melde hievon nur noch dieſes, daß der weiſe Hauslehrer Syrach die beſte Lebensregel gegeben hat, wenn er ſpricht: **Mein Kind, prüfe was deinem Leibe geſund iſt;** und wenn du nur die geſunde Vernunft, und dasjenige, was du bereits an dir erfahren haſt, zu rathe zieheſt, ſo kanſt du dir ſelbſt Lebensreguln machen.

Je einfältiger nun Speis und Trank iſt, je mehr wird der Menſch, zu ſeiner Geſundheit, dadurch geſtärket, je leichter wird auch ſein Hunger und Durſt geſtillet. Und ſollte man billich ein geſundes Waſſer in Weinländern nicht ſogar verachten, maſſen der Wein nur geſchaffen iſt, des Menſchen Herz zu erfreuen, ordentlich aber bei einer jeden Mahlzeit, noch einmal ſo viel ſolte von rechtswegen getrunken, als gegeſſen werden, welches aber beim Wein nicht wohl ohne Schaden geſchehen kan.

Bei der Mahlzeit las dein Gemüth von Sorgen, von Angſt und Traurigkeit, oder auch vom Sudiren ruhig, unterhalte dich dabei mit anmuthigen Geſprächen, damit die Natur die Speiſen mit guten Willen annehme. Denn zu geſchweigen, daß auf ein mit Kummer, Schmerz und Zorn ꝛc. eingenommenes Mahl, gemeiniglich Magenweh, Colic, Erbrechen, oder Durchlauf, u. d. g. zu folgen pfleget; ſo will unter andern auch der weiſe König Salomen davor warnen, wann er ſpricht: Is dein Brod mit Freuden. Ja, wann du hier neben die von deinem Schöpfer ſelbſt dir gegebene heilſame Lebensregel beobachteſt, und im Schweis deines Angeſichts dein Brod iſſeſt, nemlich, wenn du dir entweder bei deiner Arbeit, oder ſonſt eine Motion macheſt, ſo werden dir die genoſſene Speiſen ohnſtreitig wohl bekommen.

Selbige werden nun, nachdem die Dauung im Magen geſchehen, durch die andere Oefnung des Magens in den erſten Darm geführet, welcher, weil er gemeiniglich nur 12. Zoll lang iſt, das inteſtinum duodenum genannt wird, und als ein kleiner Magen an Geſtalt und Form, neben dem rechten Magen lieget, daher ihn einige auch den kleinen Magen zu nennen pflegen, zumal in demſelben die in dem groſſen Magen angefangene Dauung vollends vollführet, und der flüſige Brei von den Speiſen vollends in einen Milchſaft, welchen man chylus nennet, verwandelt wird.

Denn ſobald die verdauete Speiſen dieſe Officin erreichet haben, wird gleichſam ein neuer ſalivaliſcher Safft, welcher ſuccus pancreaticus heiſſet, mit Galle gemiſchet, durch einen beſondern Gang hineingeführet, u. demſelben zugeſellet, damit der Nahrungsſafft dadurch vollends möge bereitet, und folgends im Leibe ausgetheilet werden.

Am beſten aber kanſt du dir dis Werk der chylification einbilden, wenn du dir vor-

vorſtelleſt, wie der Apotheker eine Mandelmilch zubereiten pfleget. Denn erſtlich werden die Mandeln zerquetſcht, und mit ſattſamer Feuchtigkeit verſehen, bis ſich die Milch zeiget: Eben ſo geheſt du auch mit den Speiſen in deinem Munde zu Werke, die Zähne müſſen dieſelbe zermalmen, hierauf werden ſie mit Speichel vermengt, und dem Magen zur Verdauung anvertrauet; wenn die geſchehen, ſo wird im intestino duodeno eine Milch daraus. Gleichwie nun der Apotheker den zerquetſchten Mandelbrei nachgehends in ein filtrum ſchüttet, daß die Milch durch Fliespapier durchgeſeiget, und von den Hilſen abgeſchnitten wird; eben alſo gehets mit den verdaueten Speiſen in deinem Leibe auch zu: Denn nachdem die Natur in den kleinen Magen ihre Arbeit damit verrichtet hat, treibet ſie dieſelbe vermittelſt des motus peristaltici in die folgende Gedärme, welche gleichſam die Stelle eines filtri vertretten, den chylum oder Milchſaft von den unnüzen Hülſen Schlaken, oder excrementis ſcheiden, und jenen den Geblüte zuſchiken, dieſe aber zum Leibe durch den Maſtdarm hinaus ſchaffen.

Die Gedärme, und ſonderlich die ſogenannte dünne oder kleine, ſind, wie du gehöret haſt, das filtrum, wodurch der chylus von den nichtswürdigen Hülſen abgeſchieden wird. Zu dem End hat die Natur dieſe Gedärme an der Seite, wo ſie in der Mitte um das ſogenannte Gekrös oder mensenterium angehefftet ſind, mit ſubtielen Röhrichen verſehen, welche eben deswegen salva lactea, oder Milchadern genannt werden, weil ſie die Milch aus den verdaueten Speiſen an ſich nehmen, und ins Gekrös hineinführen, von wannen dieſelbe aufwärts in die ſogenannte Ciſterne, welche nicht anders als eine Blatter oberhalb den Nieren am Rükgrad lieget, geleitet und geſammlet, nachgehends aber durch den ductum thoracicum, oder die Milchbruſtader, immer am Rükgrad hinauf getrieben, und endlich durch ein Mundloch in die Schlüſſel- oder Achſelader gebracht und dem Geblüte einverleibet wird.

Dasjenige, ſo bei der Nutrition am meiſten zu bewundern, iſt dieſes, daß aus dem Nahrungsſaft ein jedes Theilchen an ſeinen gehörigen Ort, wo es zur Erhaltung und zum Wachsthum des Leibes nöthig iſt, hingeführet und angeleget, was aber überflüſig iſt, in Fett verwandelt, und auf künftigen Nothfall aufbehalten wird.

Aus der Achſelader wird der chylus zuſamt dem Geblüt in den aufſteigenden Aſt der groſſen Hohlader, und in derſelben dem Herzen zugeführet, von wannen er hernach mit dem Blut in dem Leibe herumgeſchiket, und vollends in Blut verwandelt wird. Die Alten hielten zwar die Leber vor diejenige Officin, in welcher Blut gemachet würde: Denn weil ſie von der Circulation des Geblüts noch nichts wuſten, ſondern glaubten, daſſelbe ſtehe in den Adern des Menſchen, wie Waſſer in einem Teich, ſtille, ſo meineten ſie, es würde demſelben in der Leber ſo die rothe Farbe angeſtrichen: Allein, nachdem Harvæus die Circulation des Geblüts erfunden, hat der berühmte Dähniſche Anatomicus Bartholinus der Leber dis Handwerk geleget, und dieſer ſo lang gerühmten Blutmacherin in einem beſondern Buch ein Grabmahl gebauet. Daher wir denn ſoviel ſchlieſſen, daß der Milchſaft oder chylus, unter dem langen Umgang und Umlauf mit dem übrigen Geblüt auch endlich roth werde: Gleichwie, wenn kurz nach dem Eſſen einem Menſchen zur Ader gelaſſen wird, man dieſen chylum von dem andern Geblüt noch unterſcheiden kan.

Es beſtehet aber die Maſſa des Geblüts eigentlich aus dreierlei Feuchtigkeiten, nemlich erſtlich aus Blut an ſich ſelbſt, 2. aus der Lympha, und 3. aus Serum.

Das Blut an ſich ſelbſt iſt das rothe Theil im Geblüt, welches gleichſam als ein ſubtieles rothes Pulver in den andern Feuchtigkeiten herum ſchwimmt. Die Lympha aber iſt der klebrichte und gallichte Saft, welcher aus dem Chylo entſtehet, und eigentlich zur Nahrung des Leibes dienet. Und das Serum iſt, kurz davon zu reden, entweder abgenuztes oder in der Nutrition abgebrauchtes Blut, oder dasjenige, ſo im Geblüt zur Nahrung nicht dienlich, ſondern nur beſchwerlich iſt, folglich als ein unnüzes, ſalzigtes, ſchleimigtes und öhlichtes Waſſer in demſelben mit herum fähret, und von der Natur nach und nach, entweder durch die unvermerkte Ausdünſtung, oder durch den Schweis, oder durch den Urin, oder als Roz und Schleim abgeſchieden und ausgeführet wird.

Denn da der Menſch täglich iſſet, und das Geblüt dadurch in ſeinem Leibe vermehret, ſo würde er, ſonderlich, da der Wachsthum deſſelben vollendet iſt, unter der Laſt ſeines eigenen Geblüts gar bald erſtiken und verderben müſſen, wo der Schöpfer nicht ſeinen Cörper mit gewiſſen Colatoriis oder Seiggefäſſen verſehen hätte, durch welche die unbrauchbare wäſſerige Feuchtigkeit könnte von der übrigen Maſſa des Geblüts abgeſchieden und ausgeführet werden. Der vielen Blutflüſſe zu geſchweigen, da die Natur wahrhaftes und annoch gutes Blut, aus einer gewiſſen Urſach und zu ihrer Erleuchterung, auswirft, als von welchen unten weitläufftiger wird zu handeln ſeyn.

Vor dieſesmal nur von den unterſchiedlichen Wegen, durch welche die Natur das unbrauchbare ſerum aus dem Geblüt auszuführen pfleget, etwas zu gedenken, ſo geſchiehet ſolches obangezeigter maſſen erſtlich durch die unvermerkte Ausdünſtung, und durch den Schweis. Denn es iſt die Haut ſo deinen Leib umgiebt, um und um mit lauter kleinen glanduln oder Drüſigen verſehen, welche dazu verordnet ſind, daß ſie das ſubtiele Waſſer vom Geblüt abſcheiden, u. durch die Schweislöchlein, unter deren jedem ſo eine kleine Drüſe lieget, ausführen ſollen.

Wenn du nun recht ſcharf ſehen könnteſt, ſo würdeſt du wahrnehmen, daß jeder Menſch, als die kleine Welt, um und um mit einem Nebel umgeben ſey, gleichwie die groſſe Welt ihren Luftcrais von lauter aus der Erde aufſteigenden Dünſten um ſich herum hat; und daß dieſer Nebel, nach dem Unterſcheid der Ausdünſtung, dik oder ſubtil, geſund oder natürlich ſey. Doch kanſt du von der Wahrheit dieſer Sache überzeuget, und einiger maſſen etwas davon inne werden, wenn du mit einem von deinen Fingern dich einem Spiegel oder einen kalten zinnern Teller näherſt, denn je näher du denſelben kommen wirſt, je mehr wird er anlauffen, und mit etwas naſſes überzogen werden; als welches nicht geſchehen würde, wenn nicht aus deinem Finger etwas ausdünſtete, und dieſe alteration an dem Teller oder Spiegel verurſachete.

Je beſſer nun dieſe unvermerkte Ausdünſtung oder transpiration von ſtatten gehet, je geſunder iſt der Menſch, und darf nur etwa eine äuſſerliche Bewegung oder Wärme dazu kommen, ſo werden die Schweislöchlein noch mehr erweitert, und dieſe ihn umgebende Dünſte in einen Schweis verwandelt, dadurch alsdann das ſerum ſchon häufiger ausgeführet wird: Ja man hat Exempel von Perſonen, bei welchen die Schweislöcher dergeſtalt ſind erweitert worden, daß nicht allein das ſubtiele Waſſer, ſondern auch die gallerichte lympha, und Galle, ja gar Blut durch dieſelbe hervorgedrungen. Doch damit bei ſothaner Eröffnung der Schweislöcher, und Herausſchaffung der innerlichen Unreinigkeiten ſich nicht von auſſen etwas ſchädliches durch dieſelbe in den Cörper einſchleichen möchte, ſo hat die ſorgfältige Natur ein jedes von dieſen poris oder Schweislöchern mit einer kleinen Schuppe bedeket, und gleichſam, als mit einem Schilde verſehen, welchen ſie, nach Gelegenheit und Erforderung der Umſtände, feſter zuziehen, und dadurch ihren Leib in Sicherheit ſtellen kan. Daher man dann ſiehet, daß bei einer rauhen Luft die Haut zuſammengezogen, und mit lauter kleinen Hügeln, ſo man eine Gänſehaut nennet, beſtreuet wird.

Die Ausdünſtung, ſo durch die Lunge geſchicht, iſt nicht von geringer Wichtigkeit, und führet ein merkliches von den überflüſig-wäſſerichten Feuchtigkeiten durch den Athem aus, als welches man im Winter aus dem feuchten Dampf, ſo nebſt dem Athem zum Munde heraus fähret, gar leicht erkennen kan, woraus einige auch Anlas bekommen haben, den Athem und die Worte zu wägen. Denn es beſtehet die Lung aus nichts, als aus lauter Bläsgen und Adern; wenn nun durch die geſchöpfte Luft die Bläsgen aufgetrieben und ausgeſpannet werden, ſo nimmt die in denſelben befindliche Luft, die durch die Adern dringende Feuchtigkeit an ſich, und führet dieſelbe mit dem Athem heraus. Der andern unvermerkten Ausdünſtungen, welche auch inwendig im Leibe, als in der Höhle der Bruſt und des Unterleibs geſchehen, als in welchen alles feucht iſt, vor dismal zu geſchweigen.

Gleichwie nun durch die unvermerkte Ausdünſtung und den Schweis das ſubtielſte von dem Sero oder der unnüzen Feuchtigkeit ausgeführet wird, das rükſtändige ſalzigte, öhlichte und ſchleimichte Weſen aber dem Leibe nicht weniger beſchwerlich fallen würde, ſo hat der weiſe Schöpfer auch zur Ausführung dieſes Unraths gewiſſe Colatoria und Seiggefäſſe verordnet.

Dem Salz- und ſchleimigten Waſſer ſind die Nieren angewieſen worden, in welchen es in Fom des Urins von dem Geblüt abgeſchieden, ſodann der Blaſe zugeſchikt, und aus derſelben, wenn der Menſch will, abgelaſſen wird. Iſt der Leib recht geſund, ſo hat der Urin eine helle citronengelbe Farbe, und pfleget nur erſt nach etlichen Tagen ſich zu brechen und zu ſezen; da im Gegentheil, nachdem der Leib mit unterſchiedlichen Malignitäten beſchweret iſt, auch der Urin eine andere Farbe und Conſiſtenz bekommt, und bald bleich, bald feurig, bald trübe ꝛc. ausſiehet, zu einem klaren Anzeig, daß die pori der Nieren, nach Beſchaffenheit der Materie, welche hindurch ſoll, enger und weiter können gemacht werden. Damit aber die Blaſe von der ſalzigten Schärfe des Urins nicht angegriffen und angefreſſen werde, ſo hat die Natur dieſelbe inwendig mit einem zähen Schleim überzogen, und dardurch vor dieſer Gefahr verwahret.

Aus dem öhlichten und dem Geblüt überläſtigen Sero wird Galle: die Pfortader ſammlet nemlich faſt aus allen Adern des Unterleibs das Blut, und führet daſſelbe durch unzehlig viele kleine Aeſte in die Leber. Indem es nun durch dieſen dichten Schwamm durchgepreſſet wird, ſcheidet ſich die Galle davon, und wird in die Gallblaſe, welche unten an der Leber über dem Magen lieget, geſammlet, aus derſelben aber, wenn der Magen voller Speis iſt, und dieſe Blaſe gegen die Leber trüket, oder wenn die Leber durch Zorn oder Gram, ꝛc. zuſammen gezogen wird, in das inteſtinum duodenum geſchüttet, und nachgehends durch den excrementis alvinis mit ausgeführet. Daher auch dieſe excrementa ihre gelbe Farbe bekommen; maſſen man wahrgenommen hat, daß dieſelbe in Krankheiten, da die Gallblaſe verſtopfft iſt, und der Galle der Ausflus verweigert wird, ganz weis wie bei Hunden ausgeworffen werden, hergegen aber, wenn zuviel Galle dazu kommt, ganz grün, oder hochgelb wie Safran fortzugehen pflegen.

Beiläuffig ſolte ich hier von der Structur der Pfortader etwas melden, und zeigen, wie dieſelbe mit Recht die Pforte vieler Krankheiten könne genennet werden; allein ich habe ſolches in dem curioſen Dollmetſcher verſpahrt, da von dem Malo Hypochondriaco und von der Milzkrankheit gehandelt worden iſt, allwo zulängliche Nachricht davon gegeben werden.,

Vielmehr mus ich noch von der Abſcheid- und Ausführung des unnüzen Schleims aus dem Geblüt anjezo etwas beifügen. Selbigem ſind eigentlich die Gedärme zum Ausflus gewidmet, daher dieſelbe auch mit vielen Drüſichen, umher beſezet ſind, damit dieſer Roz oder Schleim ſeinen Ausgang dadurch gewinnen könne. Zwar wird derſelbe auch bisweilen durch die Lung und Naſe ausgeführet, allein es findet ſich allezeit eine Incommodität mit dabei, maſſen ſothane Ausführung gemeiniglich mit Huſten und Schnuppen vergeſellſchaftet iſt, welche Unkommlichkeiten auch nicht beſſer als durch eine Purganz, da dieſem Roz der rechte Weg gezeiget wird, können gehoben werden.

Wir wollen uns demnach über die Weisheit des Schöpfers verwundern, als welche dieſen unnüzen und beſchwerlichen Schleim doch noch deinem Leib zum Beſten zu gebrauchen weis. Denn gleichwie die Blaſe inwendig mit Schleim überzogen iſt, und dadurch wider die Scharfe des Urins verwahret wird; alſo mus auch der unreine Schleim die Gedärme inwendig überkleiden und ſchlürfferich machen, damit ſie von der ſcharfen Galle nicht mögen zernaget, ſondern zu deſto beſſerer Ausführung der von den Speiſen rükſtändigen Schlaken, ſchlürfferig erhalten werden. Wie den auch dieſer Mucus die Naſſenlöcher in ſtätiger Näſſe, und alſo zum Geruch deſto tüchtiger erhält.

Immittelſt ob gleich dieſe unnüze, ja ſchädliche Feuchtigkeit, welche man mit einem Namen ſerum nennet, mit dem guten Geblüt vermenget ſind, ſo höret dieſes doch nicht auf, immer in ſeiner Circulation fortzufahren, theils, damit dieſelbe durch die ſtätige Bewegung vor der Corruption geſichert bleibe, theils auch unter währendem Umlauf einem jeden Theil ſein gehöriger Nahrungsſaft zukomme, und anbei auch das unnüze ſerum ſeinen beſtimmten Seigegefaſſen zugeführet, und zum Leibe hinausgeſchaffet werde.

Denn wenn obbemelder maſſen der chylus aus der Schlüſſelader in die Hohlader ſich ergoſſen hat, und von dannen nebſt dem übrigen Geblüt in die rechte Herzkammer iſt geliefert worden, alsdenn ziehet ſich das Herz zuſammen, und ſprizet das Blut, ſo ſich in der rechten Herzkammer befindet, durch die Lungenpulsader in die Lunge hinein.

Vor Zeiten glaubte man, das Blut ſey von Natur ſo heftig heis, daß es durch die Luft in Athemholen in der Lunge müſſe abgekühlet werden, allein heutiges Tags iſt man von dem Gegentheil überzeuget, und ſiehet aus der Erfahrung, daß das Geblüt ihm ſelbſt gelaſſen zum erkalten und gerinnen gleich bereit ſey, und folglich nöthig habe, daß es durch enge Paſſagen durchgetrieben, und dadurch dünne und warm gemacht werde. Hierzu iſt nun die Lunge überaus geſchikt; denn wenn Luft geſchöpffet, und die Lunge ausfgetrieben wird, ſo ergieſſet ſich das Blut in dieſelbe, und wird durch die unzehliche ſubtile Aederchen derſelben, vermittelſt des Triebs aus dem Herzen und der Luft in den Lungenbläsgen durchgepreſſet und durchgezwänget, daß es nothwendig warm werden mus, daher es ſich denn, nachdem dis geſchehen, und der Athem wieder herausgelaſſen wird, die Lunge aber zuſammen fället, durch die Lungen-Blutader wieder in das Herz, aber nicht in die rechte, ſondern in die linke Herzkammer zurük verfüget, und von dannen durch die groſſe Pulsader in den ganzen Leib ausgetheilet wird.

So offt als nun von neuem Blut in dieſe groſſe Pulsader aus dem Herzen eingeſprüzet wird, ſo offt ſchlaget der Puls in allen Arterien oder Pulsadern, und treibet das in denſelben ſtehende Geblüt fort durch die fleiſchichte Theile des Leibes hindurch, bis es von dannen in die Blutadern, oder venas eintritt, und in demſelben dem Herzen wiederum zugeführet wird.

Bei welchem Umlauf des Geblüts ſonderlich zwei Stük gar ſehr zu bewundern, und erſtlich, daß das Blut in den Pulsadern immer fortlauffet, und nicht wieder zurük dem Herzen zueilet; zum andern, daß es in dem Fleiſch nicht ſtehen bleibet, ſondern gleich ſeinen Weg in die Blutadern wieder findet. Jenes verhindern die Fallthürlein, oder valvulæ, womit die Pulsader am Herzen verſehen iſt, als welche gleich, ſo bald der Puls geſchehen iſt, zufallen, und das herausgeſprüzte Geblüt nicht wieder durchlaſſen. Zu dieſem aber hilft die Spannung der Zäſerchen des Fleiſches, ſonſt motus tonicus genannt, welche gleichſam dem eingeſprüzten Blut widerſtehet, und es wieder in die enge Mundlöcher der Blutadern, welche gleichſam mit Fallthürlein hie und da verſehen ſind, einpreſſet. Denn wenn dieſe herbe Ausſpannung der Zäſerchen nicht wäre, ſo würde das Geblüt zwar durch Gewalt des Pulſes immer zugeflöſſet, aber nicht wieder können zurük geführet werden, ſondern es würde ins Fleiſch als in einen Schwamm hinein geſprüzt werden, und keinen Widerſtand finden, folglich die Glieder nur auftreiben, und unformlich machen.

Bontekoe hat in ſeinem Buch von dem Leben und der Geſundheit des Menſchen determiniren wollen, wie vielmal das Geblüt in einer Stunde in dem Leibe des Menſchen umlaufe, und ſpricht, es habe der Menſch 25. Pfund Blut im Leibe, ſo oft als der Puls ſchlage, würde wenigſtens zwei Unzen Bluts aus dem Herzen herausgeſprüzet, der Puls aber ſchlage alle Stunden zweitauſendmal, folglich müſſe das Blut in jeglicher Stunde wenigſtens dreizehenmal herum lauffen, welches von einem Melancolico zu verſtehen, da er im Gegentheil bei einem Cholerico in einer Minutte in die 80. mal, folglich in einer Stunde über fünfthalbtauſendmal ſchlägt.

Dis habe ich darum anführen wollen, damit du ſeheſt, was vor ein groſſer Unterſcheid unter den Menſchen nach ihren Complexionen ſich befinde, wie man ſie dannenhero weder in der Medicin, noch in der wahren Moral, alle über einen Kamm ſcheeren, ſondern dieſen Unterſcheid wohl beobachten müſſe, wenn man die Geſundheit ihres Leibes ſowohl als ihrer Seele befördern wolle.

Es hat die Sitten-und Naturlehre, oder die Moral und Phyſic, ſonderlich in der Materie der Temperamenten ſo eine genaue Verwandſchaft miteinander, daß keiner ein guter Moraliſt ſey, und die Menſchen zur wahren Tugend, oder Chriſtlich zu reden, zur Gottſeeligkeit recht anführen kan, welcher nicht die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur recht inne hat, und hinwiederum keiner die Natur der Menſchen recht erkennen kan, wer nicht auf ihre Laſter oder Tugenden und Leidenſchaften, ſeine Augen richtet: wirſt du mir es alſo nicht vorUebel halten, wenn ich hier auch ein wenig moraliſire.

Greif nur in deinen linken Buſem, oder an deinen Puls, ſo wirſt du, wann du geſund biſt, und kein Fieber, oder ſonſt eine Krankheit am Hals haſt, ſpüren, daß dein Herz, oder dein Puls entweder ſtark und ſchnell, oder ſchnell und gelinde, oder endlich ſtark und langſam ſchläget. Dis iſt das Fundament von der Erkenntnis der Temperamenten: denn bei welchen der Puls ſtark und ſchnell ſchlägt, der iſt eines choleriſchen Temperaments, wer einen ſchnellen und gelinden hat, den hat die Natur mit einem ſanguiniſchen Temperament verſehen, und wer einen ſtarken und langſamen Puls an ſich ſpüret, der darf nur glauben, daß er ein melancholiſches Temperament beſize.

Der Puls bei einem geſunden Menſchen, denn wir reden jezt noch von keiner Krankheit, richtet ſich allezeit nach zweierlei Sachen, erſtlich, nach der diken oder dünnen Conſiſtenz des Geblüts, und zum andern, nach der Feſtigkeit der fleiſchichten Theile, durch deren poros oder ſubtile Gänge das Blut ſoll und mus hindurchgepreſſet werden. Nun merke, was ich ſage:

Iſt das Fleiſch eines Menſchen derb und feſte, ſo ſind die Gänge und pori deſſelben enge, und koſtet es viel Mühe und Gewalt, das Geblüt hindurch zu treiben, folglich mus der Puls ſtark ſeyn; iſt aber das Fleiſch weich und ſchwam̃icht, ſo ſind auch die Pori weiter, und darf der Puls nicht ſo gar groſſe Vehemenz gebrauchen, das Geblüt hindurch zu bringen.

Nun haben zwar Perſonen von choleriſchen und melancholiſchen Temperamenten beiderſeits ein derbes und dichtes Fleiſch, daher ſie alle beide gar hager ausſehen, folglich ſind die ſubtile Gänge in ihrem Fleiſch gar enge, und mus der Puls bei ihnen nothwendig ſtark ſchlagen, wenn er das Blut durch die enge poros hindurch ſprüzen will. Allein, es iſt doch zwiſchen beiden Temperamenten noch dieſer groſſe Unterſcheid, daß die Maſſa des Geblüts bei cholericis flüchtiger und ſubtiler, daher auch eher durchzutreiben iſt, als bei melancholicis, da im Gegentheil melancholici ein dikes Geblüt haben, welches groſſen Nachdruk erfordert, und doch nicht ſo leicht kan durchgepreſſet werden. Daher jene groſſe aufgelauffene Adern, und dabei eine rothe lebhafte Farbe im Geſichte zeigen, dieſe aber, nemlich die melancholici zwar auch groſſe Adern auf den Händen haben, aber doch im Geſichte bleich und ſchwärzlich ausſehen. Leute von ſanguiniſchen Temperament ſind nun in allen beiden Stüken glüklich: denn die Natur hat ihnen ein dünnes, wohl-temperirtes Geblüt, und dabei auch ein ſchwammichtes Fleiſch mit weitern poris verliehen, deswegen auch ein gar gelinder und ſanfter Puls zur Durchtreibung ihres Geblüts erfordert wird, und man daher faſt keine Adern, wohl aber eine ſchöne rothe Farbe an ihnen gewahr wird.

Ich bediene mich mit Fleis der bekannten Namen, chorlericus, ſanguineus, melancholicus, weil ſie in genauer Converſation lange angenommen und üblich ſind, ob ſie gleich noch nach der abgeſchmakten Fraze der Alten von den quatuor humoribus in den Menſchen ſchmeken. Nur darinn wirſt du mich nicht verdenken, daß ich das phlegmatiſche Temperament ausmuſtere, und glaube, es könne ſolches theils zur melancholiſchen, theils auch zur ſanguiniſchen Complexion mitgebracht werden. Ich folge in dieſem Stük den geſunden Principiis der wahren Moral-und Sittenlehre, dieſelbe weis nur von drei Hauptpaſſionen, worinn die Menſchen von Natur ſteken, und lehret, daß ſie entweder ehrgeizigt, oder geldgeizig, oder wollüſtig ſind. Wenn ich nun hierzu nehme, was der H. Apoſtel Johañes in ſeiner erſten Epiſtel ſchreibet, nemlich, daß alles, was in der verderbten Welt iſt, unter die drei Claſſen, als da iſt, Augenluſt, (bedeutet Geldgeiz) Fleiſchesluſt und hoffärtiges Weſen, könne begriffen werden, und die drei von mir benennte Temperamente dagegen halte, ſo finde ich, daß ein Cholericus von der Natur in der Paſſion des Ehrgeizes, ein Melancholicus aber

aber im Geldgeiz, und ein ſanguineus in der Wolluſt ſteke, da denn das phlegmatiſche Temperament leer ausgehet.

Biſt du eines ſanguiniſchen Temperaments, da das Geblüt aufs allerbeſte temperirt und flüſig, und anbei der Leib nach ſeiner Tinctur mit weiten poris und Gängen verſehen iſt, daß das Geblüt leicht hindurch dringen kan, und nicht eben vermittelſt eines heftigen Pulſes darf hindurch getrieben werden, ſo haſt du freilich vor andern dis Glük, daß du allezeit ein gleichgültiges, ruhiges und freudiges Gemüth haben, und in der elenden Welt am leichteſten hindurch kommen kanſt. Du haſt eine natürliche Freundlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Mildigkeit u. d. g. an dir. Denn gleichwie deiner Seele in ihrem Leibe, wenns wohl ſtehet, und du geſund biſt, alles leicht und wohl von ſtatten gehet, und ſie wegen der Circulation des Geblüts nicht eben anſtändiglich beſorget ſeyn darf, alſo iſt ſie auch in äuſſerlichen Fällen munter, friſch und freudig, und machet ihr alles leicht.

Aber ſo nimmſt du alles, und folglich auch das Chriſtenthum auf die leichte Achſel, biſt ein Hans ohne Sorge, und lebſt ſo auf ein gerade wohl hin. Du möchteſt gerne ohne Mühe und Arbeit, ohne Verläugnung dein ſelbſt, ohne Eindringen durch die enge Pforte in den Himmel kommen; die Wollüſte dieſes Lebens ſind dir zu ſüs, die möchteſt du auch gern mitnehmen, und doch hernach ſeelig werden: Begegnet dir Creuz und Widerwärtigkeit, ſo wilt du gleich aus der Haut fahren, denn dein commoder alter Adam iſt dergleichen rauhe Tractamente nicht gewohnt, dahero weiſt du nicht, wozu du greiffen ſolſt, du zitterſt und zageſt, und willt gar verzweiflen. Eben wie es auch in der Occonomie deines Leibes zu gehen pfleget. Denn du haſt von Natur den allergeſundeſten Leib, das allerſchönſte Geblüt. Weil nun die Circulation ſehr leicht und wohl von der Hand gehet, ſo wird dein Gemüth ſicher, und lenket ſich zu allerhand Wollüſten, zum überflüſigen und guten Eſſen und Trinken, bis du dir allerhand Ungemach und Krankheiten über den Hals zieheſt. Da ſiehet man denn kein Wunder, wie in deinem Leibe gleich alles über und über gehet, wie ſehr du gleich von einem geringen Unfall kanſt mitgenommen werden. Die Urſach iſt, weil dein empfindliches Gemüth ſich nicht dagegen zu faſſen, und weder Rath noch Hülffe weis, ſondern zaghaft iſt, ſich beunruhiget, und folglich nicht die rechte Bewegungen und Waffen zur Beſtürm- und Austreibung der Krankheiten erwählet und ergreiffet.

Hat dich die Natur mit einem choleriſchen Temperament begabet, und eine ſolche Relation in deinem Leibe zwiſchen dem Geblüt und den Poris der fleiſchichten Theile gemachet, daß die Pori, oder Gänge, durch welche das Geblüt hindurch mus, zwar enge ſind, hingegen das Blut mit einer zimlichen Flüs- und Feuchtigkeit verſehen iſt, ſo koſtet es der Seele, oder der Natur freilich mehr Mühe, dieſen Lebensſaft durch dis dichte Fleiſch hindurch zu preſſen. allein, ſie verläſt ſich auf ihr dünnes Geblüt, wie auch auf den ſtarken Puls. womit ſie daſſelbe gar bald zwingen, und herum bringen kan, und meinet, es ſey ihr nichts unmöglich. Daher darf ſich im Leibe nur der geringſte Unfall äuſſern, ſo iſt ſie mit einer ſtärkern und ſchnellern Bewegung des Geblüts gleich dahinter her, und ſuchet die Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, ja, wann ſie einen harten Gaſt vor ſich findet, der nicht ſo leicht pariren und weichen will. ſo ſezt ſie ihren Kopf wieder dagegen auf, und meinet, ſie ſey gleichwohl Herr im Leibe, und nimmt im Zorn die allerverwegenſte Bewegungen in gröſter Raſerei vor, als welche die Convulſiones und Gichter, wie auch die Raſerei, wozu Leute von dieſer Complexion in ihren Krankheiten und hizigen

Fiebern gar leicht geneigt ſind, ſattſam bezeugen.

Dieſes Verfahren bildet ſich nun die Seele auch im äuſſerlichen Leben alſo vor, daher iſt ein Cholericus immer activ und munter, und kan niemals müſig ſeyn, ſondern nimmt alle Arbeit gern über ſich, weil er weis, daß ihm alles wohl von ſtatten gehet, ja er machet ihm einen Ruhm und eine Freude daraus, und bildet ihm auch rechtſchaffen was damit ein. Die Hindernüſſe, ſo ihm dabei aufſtoſſen, verachtet und verlachet er, und kan nichts weniger als dieſelbe leiden, ſondern iſt kühn dabei, und wenn mans ihm zu bund machet, ſo lauft die Galle über, daß er zu verwegenen Sachen greift.

Doch vielleicht haſt du, der du dieſes lieſeſt, ein melancholiſches Temperament, ein dichtes Fleiſch mit engen Poris, und dabei auch ein dikes Geblüt, welches durch die enge Wege nicht leicht durchzubringen iſt, und daher gar bald ins Steken gerathen würde, wo der allweiſe Schöpfer deine Natur nicht mit zulänglichen Waffen dawider verſehen hätte. Zu dem Ende gehet dein Puls zwar langſam, aber ſehr ſtark und nachdrüklich mit einem wichtigen Nachſaz, dabei denn die Natur allezeit gar vorſichtig und behutſam gehet, damit ja dasjenige, was ſie fürchtet, nemlich die Stokung und Fäulnis des Geblüts nicht würklich ausbrechen, und den Leib ins Grab lieffern möge.

Ereignet ſich eine Gefahr und Krankheit, ſo iſt die Natur zwar furchtſam, aber auch deſto wachſamer, nicht ungedultig, aber auch nicht verwegen, wie bei den Cholericis, ſondern brauchet in der Stille ihre Mittel dawider, und würde ſich auch gewis am erſten davon können heraus wikeln, wenn ſie nicht ſo furchtſam wären; daher ſie denn, wenns aufs äuſſerſte kommt, vor lauter Angſt und Furcht zu unordentlichen Bewegungen, Convulſionen, Raſerey, ꝛc. greiffet, aber dadurch gleich alles auf einmal verdirbt.

Wie kan es aber bei ſogeſtalten Sachen anders ſeyn, als daß du dieſe Beſchaffenheit deiner Natur dir auch äuſſerlich muſt abmerken laſſen? Denn wie es in deinem Leibe zugehet, ſo macheſt du es auch in deinem Leben und Wandel. Iſt es nicht wahr? du biſt mistrauiſch, ſorgfältig, bedachtſam, vermutheſt immer das ärgſte, biſt meiſtens heimlich, ſtille und traurig, aber auch argwöhniſch, und kanſt es deinem Feind lange gedenken; hierneben weil du weiſſeſt, daß niemand ohne Arbeit etwas hat, ſo biſt du fleiſig, und wohl gar geizig, denn du ſprichſt, man weis nicht was man heut oder morgen noch brauchet.

Das wäre alſo ein kurzer Entwurf der Temperamente und Complexionen der Menſchen, nebſt denen daraus entſpringenden Paſſionen. Nur dis einzige noch ſoll ich dir nicht verhalten, daß ſich ſelten in einem Menſchen nur ein Temperament allein findet, ſondern daß ein jeder faſt von allen dreien eine gewiſſe Mixtur bei ſich hat, und von dem choleriſchen melancholiſchen und ſanguiniſchen etwas beſizet, daher auch die Paſſionen bei etlichen Menſchen bisweilen ſo wunderlich durcheinander lauffen, daß man nicht weis, was man aus ihnen machen ſoll. Doch wird es dir hierinn auch nicht fehlen, wenn du nur die oben von mir gegebene Zeichen der Temperamente in obacht nehmen wilſt; da du denn cholerico-melancholico-ſanguiniſche, melancholico-ſanguineo-choleriſche, ſanguineo-cholerico-melancholiſche Sachen, u. d. g. Complexionen antreffen wirſt.

Welcher Medicus nun bei der Cur ſeine Patienten auf dieſen Unterſcheid der Temperamente ſeine Augen richtet, und nach der Intention der Natur bei einem jeden Temperament Arzeneien zu verordnen weis, der iſt glüklich; denn er bietet der Natur, und die Natur beut ihm die Hand, und hilft ihr mit leichter Mühe wieder auf, indem er weis, wie er ihr helffen, und ob er die Bewegungen, ſo ſie im Cörper nicht ohne Urſach angeſtellet hat, befördern, oder mindern und hemmen ſolle. Ja, welcher Menſch ſein Temperament kennet, der wird leicht ermeſſen können, wie er ſich zu Erhaltung ſeiner Geſundheit in der Diät, im Eſſen und trinken, im ſchlaffen und wachen, ja auch in den Gemüthsbewegungen und Paßionen zu verhalten, und zu mäſigen habe.

Weil ich hier auf die Gemüthsbewegungen oder Affecten komme, ſo mus ich doch von derſelben Art und Beſchaffenheit etwas melden, und kürzlich zeigen, wie die Oeconomie des Leibes dadurch entweder verbeſſert oder verkehret werde. Denn da du jezt gehöret haſt, daß ſich die Seele mit den innern Bewegungen des Geblüts nach der Structur des Leibes richte, ſo kanſt du dir leicht einbilden, daß der Leib, weil er mit der Seele ſo genau vereiniget iſt, auch von den Affecten etwas empfinden, und einigen Vortheil oder Schaden davon haben werde.

Es ſind aber die Affecten oder Gemüthsbewegungen nichts anders, als übereilete und unzeitige Vernunftſchlüſſe der Seele, welche ſie über Dinge machet, ſo den äuſſerlichen Sinnen vorkommen, ohne vorher alle Umſtände derſelben zu prüfen, und ſattſam zu erwegen, ob dieſelbe auch ſo gut oder böſe, ſo ſchädlich oder heilſam ſey, als ſie beim erſten Augenblik, oder bei der erſten Empfindung erſcheinen.

Wenn nun die Seele keine Gemeinſchaft mit dem Leib hätte, ſo möchte ſie ſolche Schlüſſe lang und breit machen, ehe dem Leibe ein Schade oder Nuz daraus zuwachſen würde; allein ſo mus ich erſtlich zum Raiſonniren die Organa des Leibs gebrauchen, hernach kan ſie das erkannte Gute nicht erlangen, oder das vermeinte Böſe nicht abwenden, wo ſie nicht gleichfalls den Leib zu Hülffe nimmt, und vermittelſt der Bewegung in demſelben thut, was ſie in der Eil vor gut befindet. Doch thut die Seele in allen dieſen Fällen, als ein verſtändiges Weſen, nichts ohne Urſach, oder zum wenigſten meinet ſie doch Urſach dazu zu haben.

Jch will nur etliche äuſſerliche und ſchleunige Bewegungen des Leibes, welche ſo plözlich geſchehen, daß unmöglich ein langes Raiſonnement kan vorher gegangen ſeyn, und doch einen gewiſſen Zwek vor ſich haben, warum ſie von der Natur vorgenommen werden, zum Exempel anführen: Woher kommts, wenn du im Winter beim heiſſen Offen ſteheſt, und, indem du mit einem guten Freund redeſt, ohngefehr mit der Hand ans heiſſe Eiſen kommſt, daß du deine Hand ſo plözlich zurük zieheſt? ohne Zweifel daher, weil deine Seele erkennet, daß das brennende Eiſen deine Hand beſchädigen, und das Geblüt verlezen werde, deswegen ſie denn es vors rathſamſte hält, die Hand zurük zu ziehen, und ſie von der Gefahr zu entfernen. Nun merke hieraus die genaue Vereinigung deines Leibes und deiner verſtändigen Seele, als welche gewis recht genau ſeyn mus, weil dis Zurükziehen der Hand, und das Empfinden des Brennens einerlei iſt, und ſo plözlich und augenbliklich geſchicht, daß du nicht Zeit haſt, lange dich zu beſinnen und darüber zu raiſonniren, ob das Eiſen auch würklich brenne, und wenn es brennet, ob es auch deiner Hand eben ſo einen groſſen Schaden zufügen könne. Oder, wenn du auf der Gaſſen geheſt, und ohngefehr auf einen ſchlüpferichten Stein trittſt, und gleiteſt, pflegeſt du nicht alſofort entweder mit dem Leibe dich ſo zu bewegen, damit du allezeit im centro gravitatis bleibeſt, und nicht falleſt, oder, wenns zum Falliment kommt, den Arm vorzuſchlagen, damit nicht der Kopf ſchaden leide? Dis geſchicht alles ohne dein Gedenken und Raiſonniren, und doch geſchichts verſtändig und ordentlich, zur Beſchüzung deines Lebens, ja, wenn die Gefahr vorbei iſt, ſo fängſt du erſt an zu raiſonniren, was du vor einen Fall habeſt thun können, wenn du ſo und ſo gefallen wäreſt.

Eben ſo gehts nun auch mit denjenigen Gemüthsbewegungen, welche man Affecten nennet, auſſer, daß einige von denſelben ſich plözlich als andere hervor thun und ereignen.

Alſo iſt der Zorn ein plözlicher Affect, welcher die Menſchen recht übereilet, ehe ſie Zeit bekommen, ſich zu beſinnen, und ſich eines beſſern zu belehren. Daher Leute, welche dazu geneigt ſind, zu klagen pflegen, ſie würden davon recht übernommen; und wenn ſie ſich bisweilen nur ſo viel begreiffen können, daß ſie nur ein Vater Unſer lang an ſich hielten, ſo ſey es gleich vorüber, und ſähen ſie die Sache alsdenn ganz anders an, als ſie dieſelbe vorher im Affect angeſehen hätten.

Ich ſage noch einmal, wenn der Leib mit der Seele nicht in ſo einer engen Vereinigung ſtünde, ſo möchte ſich dieſe ſo lange erzürnen, oder von einem andern Affect reiten laſſen, es würde jenen nichts angehen, noch ein Unheil daraus erwachſen; allein ſo erreget die Seele den Affect des Zorns, des Schrekens, der Furcht, der Traurigkeit, der Liebe und des Haſſes, als welche beide leztere das Fundament aller Affecten ſind, nirgends anders, als in ihrem Leibe, und raſet damit in demſelben herum, daß er ohnſtreitig das meiſte davon fühlen mus.

Der Zorn iſt eigentlich eine Raſerey oder Muth wider dasjenige, ſo ſich mit Obstination, uns zu ſchaden oder zu beleidigen, rüſtet, als welches die Natur mit Gewalt zernichten, und ihr Müthlein daran kühlen will. Zu dem Ende wird das Geblüt in die äuſſere Glieder getrieben, um dieſelbe ſtark zu machen, damit der Feind recht könne angegriffen werden, als welches die plözliche Erröthung eines Zornigen anzeigt; geſchicht es nun, daß der Zornige es ſeinem Widerſacher recht eintränken kan, ſo wird er zufrieden, wo nicht, ſo kehret er dieſe Muth, gegen ſich ſelbſt, und gegen das, was er in ſeinem eigenen Leibe ihm ſchädlich und hinderlich zu ſeyn findet. Iſt er z. E. mit dem Stein beladen, ſo will die Natur denſelben mit Gewalt zum Leibe hinaus ſchaffen, welches aber ohne grauſame Schmerzen nicht geſchehen kan; und dis iſt die wahre Urſach, deswegen Leute, die mit dem Stein, oder Podagra, oder der reiſenden Gicht beſchweret ſind, recht entſezliche Schmerzen zu empfinden pflegen, wenn ſie ſich erzürnen.

Die Traurigkeit dieſer Welt würket nach Ausſage der H. Schrift den Tod; wie könnte ſie aber dieſes thun, wenn nicht auch der Leib unter dieſer Leidenſchaft der Seele zugleich mit participirte? Du betrübeſt dich, weil dir dis oder jenes Gute iſt geraubet worden, oder, weil du keine Hoffnung haſt daſſelbe zu erlangen. Darüber magſt du aber doch noch gerne deine betrübte Speculationes haben. Zu dem Ende entferneſt du dich von der Geſellſchafft anderer Leute, liebeſt die Einſamkeit, hängeſt deinen betrübten Gedanken nach, und haſt nicht Luſt etwas vor die Hand zu nehmen. Dadurch zieheſt du aber auch deinen Leib mit in Gefahr, daß die motus vitales auch mit Ekel und Widerwillen verwaltet werden, daß das Geblüt unnatürlich dike wird, und du endlich als ein Schatte vergeheſt.

So könnte ich nun alle übrige Affecten durchgehen, und zeigen, wie dieſelbe deiner Geſundheit einen unvermeidlichen Nachtheil zuziehen: allein, da wir ſolches in unſern curioſen Dollmetſcher ſchon angeführet haben, ſo übergehen wir dieſes, und melden nur noch folgendes:

Die Sinne ſind ein Gefühl, da die

äuſſerliche Dinge, vermittelſt der darzu verordneten Inſtrumente, der Seele communiciret werden, damit dieſelbe, ſonderlich zu Erhaltung ihres Leibes, ihre Meſſures darnach nehmen können. Iſt alſo bei einem jeden Stuk erſtlich das dazu verordnete Organum, oder Inſtrument, und hernach die dadurch ſich äuſſerende Empfindungskraft der Seele zu betrachten.

Ich ſage, die Sinne ſind ein Gefühl, und will dadurch keineswegs die ſchon ſo lange gebräuchliche Namen des ſehens, hörens, fühlens, des riechens und ſchmekens ausmuſtern, ſondern nur ſoviel damit anzeigen, daß alle dieſe fünf Sinne nichts anders ſeyen, als ein Gefühl, da die äuſſere Objecta die Senſoria berühren und afficiren.

Das Geſicht, oder die Kraft zu ſehen, hat von dem Schöpffer das Auge zur Officin bekommen; gleichwie nun daſſelbe überhaupt künſtlich gebauet iſt, alſo iſt es wohl der Mühe werth, daß wir es etwas eigentlicher anſehen.

Es iſt aber das Auge einer cameræ obſcuræ am füglichſten zu vergleichen; denn gleichwie ſich in einer finſtern Cammmer, durch ein kleines expreſſe dazu gemachtes Glas alles præſentiret, was drauſſen auſſerhalb dem Hauſe vorgehet: alſo fallen auch die Bilder von allen Dingen ſo dem Auge vorkommen, durch den Augapfel in die innere Höle des Auges. Gleichwie aber in einer camera obſcura ſich alles verkehrt vorſtellet, wenn nur ein einfaches Glas eingeſezet iſt; alſo würde es mit den Augen eben ſo gehen, und alles auf den Kopf ſtehen, wo dieſe finſtere Cammer nicht mit dreierlei Säften, welche alle zwiſchen unterſchiedlichen ſubtielen Häuten liegen, gleichſam als mit ſo viel Gläſern verſehen wäre, daß ſich die Objecta gerade in ihrer rechten Politur præſentiren müſten.

Doch, es würde die Seele von allen den Bildern, die ſich im Auge præſentiren, eben ſo wenig empfinden, als eine camera obſcura davon inne wird, wenn nicht aus dem Gehirn in ein jedes eine Geſichtsnerve herunter lieſſe, und die empfangene Bilder der Seelen communicirte, daß dieſelbe ihre Reflexiones darüber machen könnte.

Zum Gehör iſt das Ohr gewidmet, welches in den äuſſerlichen Umfang den Schall faſſet, damit derſelbe könne concentriret und der Seele deſto leichter vorgetragen werden. Denn, wenn der ſogenannte Flügel etwa unglüklicher Weiſe vom Ohr weggehauen iſt, ſo hat die Perſon gleich ein ſchwächeres Gehör. Dieſer in dem äuſſern Ohr gefaſte Schall, gehet folgends durch den Gang des Gehörs, welcher als eine Schneke gebauet iſt, hinauf, bis an das ſogenannte Trommelhäutlein, rühret daſſelbe und die in der Trommel enthaltene kleine Beinlein, bis er durch die Schneke, vermittelſt der Gehörsnerven, der Seele zur reiffern Uberlegung überbracht wird.

Den Sinn des Gefühls äuſſert ſich am ganzen Leibe, durch die Ausſpannung der ſubtielen Nerven, welche ſich aus dem Gehirn allenthalben ausbreiten, und das Fundament ſind von aller Empfindung, die ſich aber am meiſten an den äuſſerſten Ballen der Finger erweiſet.

Die beide übrige Sinnen, nemlich das Riechen und Schmeken, ſtehet in einer genauen Connexion miteinander, weil ſie am nechſten beiſammen wohnen, daher denn Perſonen, die keinen Geruch haben, auch gemeiniglich des Geſchmaks pflegen beraubet zu ſeyn, ja in Oberteutſchland werden dieſe Sinne alle beide unter einem Namen, nemlich, den Schmeken begriffen.

Doch ſind die Senſoria derſelben unterſchiedlich. Den die Officin des Geruchs iſt die Naſe, welche inwendig mit einem überaus empfindlich Häutlein umgeben iſt, worinn die Nerven des Geruchs ſich vertheilen, und den Geruch empfinden. Dieſes Häutlein wird durch den Schleim, ſo die glandula pituitaria aus dem Haupte herab läſſet, feucht und zum riechen tüchtig erhalten, und ſoll durch vielel ſchnupffen des Tebaks nicht ſo ſehr gereizet und mitgenommen werden; denn zugeſchweigen, daß durch dieſe böſe Gewohnheit die Naſe recht zur Cloac gemachet, und ſo viel Unreinigkeit, welche einen andern Weg gehen ſolte, dahin geleitet, und dadurch ausgeführet wird, ſo beraubet man ſich muthwilliger Weiſe des Geruchs.

Zum Geſchmak aber iſt die Zunge erſchaffen, und zu dem Ende auch oben mit viel kleinen drüſichten und runden Kügelchen verſehen, in welche ſich ohne Zweifel die Nerven endigen, und die Empfindung des Geſchmaks der Seele zuführen, und wird auch deswegen die Zunge immer mit Speichel nas gehalten, damit der Geſchmak erhalten, und nicht etwas ſchädliches in den Leib hineingebracht werde.

Mit dieſen von dem Schöpfer ſo weislich geordneten Sinnen, kan nun der Menſch zur Conſervation ſeines Leibes, und Bewahrung ſeines Herzens und Sinnes, wohl zu frieden ſeyn, und darf die Thiere, welche nach dem bekannten Knittelvers: Nos aper auditu, &c. die Menſchen in der Schärfe der Sinnen übertreffen ſollen, wenn er höret das Gras wachſen, wenn er auch die allerkleinſten Sonnenſtäublein mit ſeinen Augen beleuchten könnte: oder, wenn er mit ſeinem ſubtielen Geruch, als ein Spürhund verſehen wäre? Würde er da nicht von manchem unangenehmen Geruch, von manchem wunderlichen Anblik, und von manchem verdrüslichen Geräuſch, moleſtirt werdē?

Mediciniſcher Beweis, daß der Tod ſo bitter und ſchmerzhaft nicht ſey, als man ſich gemeiniglich einbildet.

Daß die Furcht vor dem Tode faſt alle Menſchen beherrſche, und daß kaum einige wenige, die in Vernunfft und Chriſtenthum ſehr weit gekommen ſeyn, darüber ſiegen, und ſich einiger maſſen davon losmachen können, iſt aus der Erfahrung zur Genüge bekannt. Die Alten haben bereits den Tod vor das fürchterlichſte und allerſchrökhafteſte unter allen fürchterlichen Dingen gehalten, und es geſchiehet heute zu Tage noch, daß Helden ſogar vor deſſen Annäherung erzittern; und daß die meiſten Menſchen mit Angſt und Schreken daran gedenken, und ſich immer das ſchlimſte darunter vorſtellen, auch dieſerwegen ſelten mit einiger Standhaftigkeit das Sterben anderer Menſchen anzuſehen vermögen. Ich will jezo die geiſtlichen Urſachen, die man davon vorzubringen pflegt, keinesweges unterſuchen; ſondern nur von einer natürlichen gedenken. Ich halte nemlich nicht ohne Grund davor, daß dieſe unſäglich groſſe Todesfurcht vornemlich davon mit herkomme, weil man den Tod ſelbſt als die allergröſte Angſt und Quaal anſiehet, die ein Menſch nur irgends empfinden kan, und es vielleicht daraus zu ſchlieſſen; weil die Sterbenden gemeiniglich das Antliz durch Geberden verſtellen, die Augen verdrehen, mit den Gliedern heftig zuken, gewaltiges Herzklopfen, und ſtarkes Kochen und Röcheln auf der Bruſt haben, oder noch andere Kennzeichen einer groſſen Beängſtigung äuſerlich von ſich geben. Und indem man dieſes alles bei Sterbenden beobachtet: ſo nimmt daher ohne Zweifel ein jeder Gelegenheit nicht nur den Tod vor ſeine Perſon auf das äuſerſte zu verabſcheuen, ſondern auch überhaupt die Sterbenden deswegen zu bedauren, und ſich inſonderheit über den Abſchied ſeiner Freunde und Anverwande zu betrüben.

Da aber aus einer ſo traurigen und widrigen Vorſtellung ſo viele betrübte Folgen erwachſen; ſo iſt nicht ohne Grund zu ſchlieſſen, daß es, ſowohl zur Mäſſigung der Todesfurcht, als auch zu Linderung der Betrübnis über anderer ihr

Able

Ableben, ein ſehr bequemes Mittel ſeyn würde, wenn man die Menſchen von der fürchterlichen Idee der Todesangſt einigermaſſen abziehen, und ihnen begreiflich machen könte, daß der Tod in der That nicht ſo bitter, ſchwer und ſchmerzlich, als die Krankheit ſelbſt ſey, und daß man ſich viel eher vor dieſer, als vor der lezten Todesſtunde zu ſcheuen Urſach habe. Denn wie ein geſchikter Prediger denenjenigen die Furcht vor dem Tode durch gute Vorſtellungen benehmen kan, die etwa denſelben wegen ihres elenden Zuſtandes, worein ſie nach dieſen Leben verſezt zu werden glauben, äuſerſt verabſcheuen; ſo kan es auch füglich der Medicus thun, wenn er denen, die hingegen den Tod wegen ſeiner vermeinten Bitterkeit, und wegen der Angſt, die er verurſachet, ſehr fürchten und fliehen, vernüftig das Gegentheil zeiget: welches ich auch gegenwärtig ins Werk richten will.

Die Angſt nennet man eine groſſe Beunruhigung der Seele über dasjenige, was uns vollkommener machen kan. Es iſt alſo auch die Todesangſt ohne Zweifel nichts anders, als eine in der Seele entſtandene Unruhe über den elenden Zuſtand ihres ſterbenden Cörpers. Man wird daher unterſuchen müſſen, wie weit ſolche Beunruhigung bei einem ſterbendē Menſchen ſtatt finde, oder nicht: welches hoffentlich nicht beſſer wird geſchehen köñen, als wenn man erweget, wie wir zu Empfindungen gelangen, und wie ſich die Seele alles deſſen, was in unſern Cörper vorgehet, bewuſt iſt?

Wir bemerken aber aus der Erfahrung, daß die Seele von denen im Cörper vorgehenden Veränderungen eine gleichmäſſige Vorſtellung erhält, wenn ſich die Empfindungswerkzeige, (organa ſenſoria) die ihr in dieſen Stüke zu Inſtrumenten dienen müſſen, in ordentlichen und gehörigen Zuſtande befinden; oder wenn die Nerven von einer ſubtilen flüſigen Materie, die im Gehirne vom Blute abgeſondert wird, belebt werden, und vermöge derſelben eine ſolche Spannung haben, daß ſie die ihnen eingetrukte Bewegung bis zum Gehirne, wo alle Nerven zuſammen laufen, fortführen können. Wenn aber im Gegentheil dieſe ſinnlichen Gliedmaſſen entweder geſchwächet, verlezet, oder gar verlohren werden, und gewiſſe Nerven gebunden, oder gar getrennet ſind: ſo wird auch die Seele von denen Veränderungen, die im Cörper geſchehen, nur undeutliche, oder gar keine Vorſtellungen bekommen: gleichwie man wahrnimt, daß ſie keine Empfindung vom Schalle hat, wenn das Ohr verdorben iſt, noch von dem Lichte, wenn das Auge verlezet worden, noch von dem Gefühle, wenn die Lähmung und Schlagflüſſe der Einflus des Nervenſaffts in die Nerven gehindert wird; noch vielweniger aber richtig gedenken kan, wenn das Gehirne ſelbſt leidet: weil ſie ſich nemlich in allen ihren Handlungen nach dem Zuſtande ihres Cörpers, mit dem ſie verbunden iſt, genau richte.

Doch ich ſehe nunmehro, wie ſich alles dieſes in den lezten Todeszügen, oder bei einem Sterbenden verhält. Man befindet aber, daß bei ihm der Umlauf des Geblüts, nebſt der Abſonderung der ſubtilen Nervenfeuchtigkeit immer mehr und mehr abnimt, und daß die Empfindungswerkzeuge oder die Nerven gar ſehr geſchwachet, und endlich gar verdorben werden. Da nun bei ſolchem Zuſtande dem Gehirne keine rechte Bewegung mehr von denen im Cörper vorgehenden Veranderungen mitgetheilet wird: ſo muß auch nothwendig die Seele nur undeutliche Empfindungen davon erhalten, oder ſie iſt alldann im Zuſtand dunkeler Vorſtellungen, und kan folglich weder eine lebendige Erkenntnis von dem Elende ihres ſterbenden Cörpers, noch eine groſſe Beunruhigung darüber, oder eine ſolche Angſt haben, wie man ſich gemeiniglich davon einbildet. Und ob man wohl gar füglich zugeben kan, daß die Seele alſdenn, nach der ihr beiwohnenden Kraft, vor ſich gedenket: ſo gelanget ſie doch zu keinen neuen Empfindungen vom Cörper, und denen ſich darinne ereignenden Veränderungen.

Man kan ſolches zum Theil an ſolchen Perſonen abnehmen, die würklich dem Tode nahe geweſen, und viele den Sterbenden ſonſt ähnliche Zufälle, als Ohnmachten, kalten Schweis, Zuken und Erkälten der äuſſerlichen Glieder, Röcheln auf der Bruſt und dergleichen erlitten haben; gleichwohl aber unvermuthet wieder zu ſich ſelber gekommen ſind. Denn dieſe werden von ihrem vorigen Zuſtande ſelten was anderes angeben können, als daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, wie ihnen geweſen, und daß ſie die, den umſtehenden fürchterlich geſchienene Zufälle nicht empfunden haben. Und was ſoll man von den Kindern ſagen, die bekannter maſſen überhaupt noch keine deutliche Empfindungen und Begriffe haben. Sollte man wohl unrecht thun, wenn man von ihnen ebenfalls glaubte, daß ihre Empfindungen im Tode recht ungemein ſchwach, und ihre Beängſtigungen darüber gar nicht ſonderlich ſeyn müſten? Wer weis aber nicht, daß der meiſte Theil der Menſchen in zarter Kindheit dem Tode aufgeopfert wird?

Doch, damit dieſer jezt geführte Beweis nicht zu weit hergehohlet ſcheinen möge: ſo will ich ihn auch nunmehro mit einigen Exempeln der Sterbenden erläutern und bekräftigen, welche alleſammt hinlänglich zu erkennen geben, daß der Tod ſo herbe und ſchmerzhaft eben nicht ſey, und daß die vorhergehende Krankheiten weit ſchlimmere Empfindungen, als der Tod ſelbſt, verurſachen.

Der Tod beſteht in nichts anders, als in einem gänzlichen Stillſtande aller dem Menſchen eigenen Bewegungen. Fragt man aber, wie es zugehe, daß im Tode alle Bewegungen völlig aufhören? ſo befinden wir, wenn wir Acht geben, daß die Bewegung des Herzens und der Pulsadern die lezte ſey, die wir bei einem ſterbenden Menſchen wahrnehmen, und daß mit derſelben der Trieb des Bluts, und alle übrige Bewegungen gänzlich verſchwinden. Denn durch die zuſammenziehende und nachlaſſende Kraft des Herzens und der Pulsadern, (ſyſtole & diaſtole) wird das Blut nebſt den übrigen Säften im Cörper herum getrieben, und ſo lange dieſes geſchieht, bemerken wir nicht nur in den Pulsadern von dem durch die Zuſammenziehung des Herzens hinein getriebenen Blute bei dem Anfühlen einen Puls, oder eine abwechſelnde Erweiterung von derſelben; ſondern wir verſpüren auch am Cörper eine Wärme, die von der Aneinandertreibung und fortgehenden Bewegung des Bluts zuwege gebracht wird. So bald aber dieſelbe aufhöret, ſo ſtehet das Blut ſtille; mithin hört auch der Puls und die Wärme auf, und kurz, alle übrige Bewegungen im Cörper haben ein Ende; worauf denn das ſtille ſtehende Geblüte in die Fäulnis gehet, welche vorher durch den ſteten Umlauf deſſelben verhindert wurde.

Da nun der gänzliche Stilleſtand des Bluts den Tod zuwege bringet: ſo iſt billich zu unterſuchen, was wohl vor anderweite Urſachen zu beſagtem Stilleſtande, und mithin zum Tode ſelbſt beitragen? Man findet aber bei Eröfnung der verblichenen Cörper, daß vornemlich dieſe vier folgende Haupturſachen daran ſchuld ſind, als: 1) eine Entzündung und angehende Fäulnis in gewiſſen edlen Theilen des Cörpers, oder der ſogenannte kalte Brand. 2) Eine Austrettung des Bluts und der wäsrigten Feuchtigkeiten im Gehirne, und andern edlen Eingeweiden. 3) Eine Verſtopfung der Herzenskammer und anliegenden groſſen Blutgefäſſe von einen unförmlichen zasrigten Fleiſchgewächſe, (polypus) und 4) allerhand Verſtopffungen, Verhärtungen und Geſchwüre, die hier und da theils in den Eingeweiden verborgen liegen,

gen, theils auch andere Theile des Cörpers verderben. Ich will alſo die vornehmſten Krankheiten, in denen dieſe angezeigten Urſachen des Todes vorkommen, kürzlich durchgehen, und ſehen, wie, und unter welchen Umſtänden, oder Empfindungen der Sterbenden, der Tod erzeuget werde.

Was diejenigen Krankheiten betrift, welche die erſte Urſache des Todes, nemlich eine innerliche Entzündung und kalten Brand nach ſich ziehen: ſo ſtellen ſich zuförderſt die hizigen Fieber dar; ſie mögen nun entweder vor ſich alleine beſtehen, oder von einem ſchlimmen Ausſchlag des Frieſels, der Blattern, Maſern, Fleken u. ſ. w. begleitet werden. Denn wenn die Patienten daran ſterben: ſo befindet man, daß das Blut im Magen, Gedärmen und andern Eingeweiden in den Nebenäſten der Blutgefäſſe, die natürlicher Weiſe kein Blut bei ſich führen, ſtille ſtehet; und weil es nicht wieder in Creislauf gebracht werden kan, endlich in Fäulnis geräth, die hernach alle übrige Lebensſäfte, vornemlich aber die reinſte Nervenfeuchtigkeit, in gleiches Verderben ſezet, und alle davon herrührende Bewegungen des Herzens und der Pulsadern, und mithin alſo auch den Umlauf des Bluts nach und nach aufhebet, ſo, daß endlich die Patienten in aller Gelaſſenheit, und zwar gemeiniglich in einer tödlichen Ohnmacht ihren Geiſt aufgeben. Und gewis es iſt zu verwundern, wie bei herannahenden Tode aus denen zuvor unbändigen und raſenden Leuten, geduldige und verſtändige Menſchen werden, wie die ſtärkſte Hize ſich unvermerkt verlieret, und die zuvor widernatürliche Leibesſtärke und Unruhe ſich auf einmal in eine groſſe Mattigkeit und Stille verwandelt, bis endlich der Tod ſelbſt mit unvermerkten Schritten herbei nahet. Und wenn ſich auch ſchon zulezt Gliederzuken, Röchlen, ſchweres Athemziehen und dergleichen ſchwere Zufälle mehr einfinden: ſo können doch die Sterbenden eben keine ſonderliche Empfindung davon haben; weil ihre Nerven ſchon allzuſehr geſchwächet, und zu Erregung derſelben nicht mehr geſchikt ſind.

Betrachtet man hingegen die vorhergehenden ſchlimmen Zufälle, die ſie währender Krankheit ausſtehen müſſen: ſo wird man ſie ſchwerlich ohne alle Wehmut anſehen können. Denn eine recht brennende, und faſt unerträgliche Hize ſezet die Fieberpatienten in die allergröſte Unruhe, ihr Durſt iſt unerlöſchlich, der Schlaf unruhig, abmattend, und geringe, das Athemholen ſchwer, ſchmerzhaft oder geſchwinde, das Herze iſt von dem allzuſehr ausgedehnten Blute beängſtiget, der Cörper kan in keiner Lage ſeine Ruhe finden, die Schmerzen ſind entweder ungemein heftig, oder alle Glieder von der gröſten Mattigkeit eingenommen, und gleichſam fühllos, der Kopf iſt voller ungereimten Phantaſien und Raſereien; und was noch mehr vor bedaurenswürdige Umſtände zugegen ſind. Iſt aber dieſes alles richtig; wie es denn ein jeder, der mit dergleichen Patienten umzugehen Gelegenheit hat, allerdings geſtehen mus: ſo wird man hoffentlich ſchon ſattſam überzeuget ſeyn, daß der Tod in dieſen Krankheiten bei weitem nicht ſo ſchmerzhaft und empfindlich, als die Krankheit ſelbſt ſey.

Gleiche Art und Beſchaffenheit des Todes, als ſchon iſt gezeiget worden, findet man bei denenjenigen, die an den heftigſten Schmerzen des Magens und der Gedärme, als an Colic, Magenkrampf, Stein, zurükgetretten Podagra, oder an den Nagen der Würme ihren Geiſt von ſich geben. Denn wie ſehr wimſeln, ächzen und ſchreien nicht ſolche elende Kranke nach einiger Linderung und Hülffe? bis ſie hernach, wenn es auf die lezte gehet, ganz ſtille und ruhig werden, da nemlich von der allzuſtarken krampfhaften Zuſammenziehung der nervöſen Theile das unordentlich bewegte Geblüte hier und da ſtille ſtehet, und in die Fäulnis zu gehen anfängt, worauf denn ebenfalls ein ſanfter Tod erfolget; und alſo auch hierdurch zum Theil erwieſen wird, wie die Empfindung der Krankheit die Angſt des Todes übertreffe.

Bei denen die an Schlag- und Lähmflüſſen, an der Schlafſucht, böſen Noth, Melancholie und langwierigen Raſerei ꝛc. ſterben, trift man bei Unterſuchung der verblichenen Cörper gemeiniglich eine Anhäufung, Ergieſung oder Austrettung des Geblüts und der wäſſerigen Feuchtigkeiten im Gehirne an. Weil nun dadurch nothwendig derjenige Theil des Gehirns, wo alle Nerven zuſammen lauffen, gepreſſet, und der Einflus der ſubtilen Feuchtigkeit in die übrigen Nerven des Leibes verhindert wird: ſo müſſen nicht nur die davon entſtehende Bewegungen des Herzens und der Pulsadern nach und nach aufhören, ſondern auch die Empfindung von der Krankheit und dem Tode ſehr geringe ſeyn; weil nemlich die Werkzeuge mangelhaft ſind, wodurch die Seele zu Empfindungen gelanget.

Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Patienten, ſonderlich in Schlagflüſſen und böſen Weſen, ſolche Zufälle erfahren, von denen man gewis glauben ſolte, daß ſie ihnen höchſt empfindlich ſeyn müſten. Denn man bedenke nur, wie ihnen die Adern am Halſe auflauffen, wie das Geſichte eine braunrothe Farbe bekommt, und die Muskeln deſſelben heslich verzogen werden, wie ihre Augen ſtarr, gläſern und halbgebrochen ausſehen, oder häufige Thränen vergieſſen, wie das Herz unordentlich ſchlägt, und heftig pocht, die Bruſt röchelt, und öfters ſehr in die Höhe getrieben wird; oder wie auſſer dem noch beſonders in der böſen Noth die Zähne knirſchen, der Schaum vor den Mund tritt, die Daumen aufs ſtärkſte eingezogen, und die Arme, Kopf und Beine ſamt dem ganzen Cörper auf eine recht gewaltige Weiſe hin und her geworfen werden, und was dergleichen erſtaunende Umſtände mehr ſind. Alleine man kan ſich von den Empfindungen, die ſolche elende Perſonen von allen dieſen fürchterlichen Zufällen im Tode haben müſſen, leichte einigen Begrif machen, wenn man nur diejenigen fraget, die damit jemals befallen geweſen, gleichwohl aber wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſind. Denn dieſe werden über nichts weiter, als über eine groſſe Mattigkeit klagen, die ihnen dergleichen heftige Bewegungen zurüke laſſen, und werden gewis geſtehen, daß ſie während dieſer Zufälle gleichſam in tiefen Schlafe, ohne alle Sinnen, Verſtand und Empfindung dahin gelegen haben.

Ich errinnere mich, ehedem in der Lebensbeſchreibung eines gewiſſen groſſen Gottesgelehrten geleſen zu haben, daß er ſich immer, nach ſeiner damaligen Altteutſchen Redensart bei guter Zeit einen Reutertod gewünſchet, und dadurch einen Schlagflus verſtanden hätte, denn er deßwegen vor den ſanften Tod gehalten; weil man dadurch recht geſchwinde und gleichſam im Galopp aus dieſer Welt reiſete. Und in der That iſt dieſer Wunſch ſo uneben nicht, wenn man ſonſt nur ſein Haus beſtellet, und ſich zu dieſer bedenklichen Reiſe recht gefaſt gemacht hat; indem man ſolchergeſtalt ohne Schmerzen und Empfindung einer Krankheit von der Eitelkeit dieſes Zeitlichen befreiet wird. Ohne Zweifel iſt auch dieſer Theologus, von der Wahrheit des Sazes, denn ich jezo behaupte, überzeuget geweſen, und hat, wie es auch billich iſt, geglaubet, daß die Krankheiten ſchmerzhafter und empfindlicher ſeyn, als der Tod ſelbſt, und daß man ſich vor jenen ungleich mehr zu fürchten Urſache habe; wie man denn auch in gemeinen Sprichwort ganz recht zu verſtehen gibt, daß die Bitterkeit des Todes in der Empfindung der Krankheit beſtünde, da man nemlich ſpricht: lange krank ſeyn, oder: ſich lange quälen, iſt der bittere Tod.

Die an der Schwindſucht, Engbrüſtigkeit, Waſſerſucht, hectiſchen Auszehrung, am Blutſpeien, Herzklopfen, Krebsſchaden, u. ſ. w. zu Grabe gehen, die haben gemeiniglich die beiden lezten Urſachen des Todes an ſich. Denn entweder iſt eine Verſtopfung, Verhärtung und Geſchwüre eines gewiſſen edlen Theils bei ihnen zu finden; oder es hat ſich ein unförmliches Fleiſchgewächſe, welches man polypus nennet, in dem Herzen und anliegenden groſſen Blutgefäſſen angeſezet, welches den Tod zuwege bringet. Wenn ſich nun der erſte Fall ereignet, daß eine Verſtopfung gewiſſer Eingeweide vorhanden iſt: ſo iſt ja das Blut bereits hin und wieder in ſeiner Circulation gehemmet, und kan alſo leichte in gewiſſen Theilen vollends in Stillſtand gerathen, und daſelbſt, wo es geſchiehet, den kalten Brand verurſachen, da denn eben die Art des Todes erfolget, welche ſchon beſchrieben worden. Iſt aber ein unheilbar Geſchwür entweder innerlich in der Lunge, Gebährmutter und dem Gekrös ꝛc. oder äuſſerlich an dieſen oder jenen Theile zugegen: ſo fängt ja die Fäulnis und Verweſung des Cörpers bereits im Leben an, oder es wird doch von der dem Blute beigemiſchten eitrigten Materie ein hectiſch Fieber erreget, und endlich bei völliger Entkräftung das Leben unvermerkt mit einer Ohnmacht beſchloſſen. Wenn aber im andern Falle ein unförmliches Fleiſchgewächſe, das die Blutgefäſſe verſtopffet, und den Umlauf des Geblüts aufhebet, die Urſache des Todes abgiebt: ſo pflegt derſelbe eben nicht anders, als auf dieſe Art, das iſt, ganz ſanfte zu erfolgen: daher ja Exempel genug vorhanden ſind, daß ſolche Patienten wider alles Vermuthen, und ohne einmal zu zuken, plözlich dahin ſterben, oder im Schlafe tod geblieben ſind.

Erweget man hingegen die bei der vorhergehenden Krankheit ſich ereignende Umſtände: ſo ſind ſie gewis ſo beſchaffen, daß ſie einen allerdings zum Mittleiden bewegen. Denn was kan wohl ängſtlicher erdacht werden, als wenn ein Engbrüſtiger durch tiefes Athemholen begierig nach der Luft ſchnappt, öfters ein verſtelltes und braunrothes Angeſicht bekommt, auf keiner Stelle vor Bangigkeit zu bleiben weis, aus Furcht der Erſtikung ſich nicht niederlegen kan, und mit der heftigſten Erſchütterung der Bruſt huſtet, fürchterlich keuchet und röchelt? Wenn ferner ein Waſſerſüchtiger theils eben ſolche Zufälle ausſtehen mus, theils insbeſondere eine innerliche verzehrende Hize und unſäglichen Durſt fühlet; gleichwohl aber das zu Löſchung deſſelben eingeſchüttete Getränke nicht wieder von ſich geben kan, ſondern ſchweres Harnen und Herzensangſt davon bekommt? Oder, wenn die, ſo am Blutſpeien und an der Schwindſucht darnieder liegen, heftiges Stechen und Kochen auf der Bruſt, entſezlichen Huſten und üblen Auswurf, gewaltiges Herzklopfen und Beängſtigung, Ekel vor Speiſen, abzehrende Hize und groſſen Durſt, nebſt abmattenden Schweiſſen und Durchfällen bekommen? Und was kan endlich wohl beſchwerlicher ſeyn, als wenn diejenigen, die an offenen Krebs, oder an andern ſchlimmen Geſchwüren krank liegen, nicht nur alle bei der Hectik ſonſt gewöhnliche Zufälle und viele Schmerzen ausſtehen müſſen; ſondern auch groſſen Entkräftung, Angſt, Unruhe und Mangel des Schlafs haben, und, was das meiſte iſt, wegen des ſehr garſtigen und faſt unerträglichen Geſtanks, ſowohl ihnen ſelbſt, als den Umſtehenden zur gröſten Laſt werden, auch dieſerhalb eine baldige Erlöſung von allen Uebel vielfältig wünſchen?

Und dieſes jezt angeführte, wird hoffentlich meinen angenommenen Saz zur Genüge beſtärken, daß nemlich die Krankheit in der That ängſtlicher und ſchmerzhafter, als der Tod ſelbſt ſey. Fügt ſichs aber, daß ſich keine ſonderlich beſchwärliche Zufälle bei einer Krankheit einfinden: ſo wird man doch auch ſchwerlich erweiſen können, daß die Art des darauf erfolgten Todes ſehr ängſtlich und empfindlich ſeyn ſollte; weil die Seele bei der Trennung vom Leibe zu keinen Empfindungen und Vorſtellungen vom Cörper weiter gelangen kan, und bei Sterbenden die Sinne und alle Gedanken nach und nach verſchwinden. Hierbei kan der g. L. die zwei diſſertationes, die der berühmte Herr Hofrath *Alberti* de euthanaſia & dyſthanaſia medica, vom leichten und ſchweren Tode ehedem gehalten hat, nachſehen, und dasjenige annoch daraus herholen, was er etwa ſeinem Endzweke gemäs erachtet.

Nun mögte man vielleicht meinen, daß es unrecht gethan wäre, wenn ein Arzt die Todesfurcht benehmen, und dadurch den Tod erleichtern wollte, da doch vielmehr ſeine Schuldigkeit erforderte, denſelben ganz und gar abzuwenden. Alleine, da dieſes in keines Menſchen Gewalt ſtehet, und die Nothwendigkeit zu ſterben ſchon mit uns gebohren wird: ſo ſiehet man daraus, daß man noch ſonſt auf etwas in der Arzneiwiſſenſchafft ſein Abſehen richten, und daſſelbe beſtmöglichſt ins Werk zu ſezen ſuchen müſſe. Und dieſes iſt nichts anderes, als daß man ſich bemühen mus, ſowohl die Krankheiten überhaupt, als inſonderheit diejenigen, die den Tod verurſachen können, ſo viel möglich abwenden, oder ſie doch, wenn ſie ſchon zugegen ſind, und nicht gehoben werden können, zu lindern und erträglicher zu machen. Das erſte, nemlich die Abwendung derſelben, beruhet inſonderheit auf einer guten Diät; das andere aber, ich meine ihre Linderung, kan man durch dieſe ſowohl, als durch dienliche Arzneimittel erhalten. Nur wäre hierbei zu wünſchen, daß man dieſe Wiſſenſchaft hinführo fleiſiger ſtudire, und ſich nicht blos darauf legte, wie man den Tod vertreiben wollte; weil dieſes, wie geſagt, oft ganz unmöglich iſt. Ich ſchlieſſe endlich dieſe Abhandlung mit dem ſinnreichen Spruche der Alten: Medicam facimus, non ut mortem vitemus, ſed ut eam integra ſanitate, vel tamen ſine magnis doloribus exſpectemus. Das iſt: Man braucht Arzeneien, nicht etwa den Tod dadurch abzuhalten; ſondern ihn vielmehr bei guter Geſundheit, oder doch ohne allzugroſſe Schmerzen, zu erwarten. Woraus erhellet, daß ſie eben auf die Abwendung und Linderung der Krankheiten viel gehalten haben.

Curioſe Anmerkung von denen Canarienvögeln.

Den Canarienvogel hat man von fünferlei Farben, ob ſie ſchon einerlei Species und Art ſind: Denn es gibt dunkelgelbe, ſchwarze, weiſe und gelbe, womit die Vogelverſtändige eine Farbe ausdeuten, die faſt Semmelfarb ausſiehet. Was die meiſte andere Vögel nur Stükweiſe haben, das hat dieſer Vogel, zu des Menſchen Ergözlichkeit, faſt alles zugleich: Dann will man ihm pfeiffen lehren, ſo giebt er an Geſchiklichkeit dem Stahren nicht viel nach, und iſt nicht ſo unbeſtändig, als derſelbige, obſchon auch nicht ſo beſtändig, als die Gimpl oder Amſel. Will man ihn zu den Aus- und Einfliegen gewöhnen, ſo iſt er darzu gleichſam willig, es ſey gleich daß man ihn aus dem Neſt von ſeinen Alten wegnim̃t, und zahm machet, oder daß man ihn wild laſſe; in welchem leztern Fall man die Brutzeit erwarten, und das Paar, ſo man auslaſſen will, den Winter über in der Stuben gewehnen mus, daß ſie aus dem Vogelbauer oder Käfig erſtlich aus- und einfliegen: welcher Käfig dann ein Thürlein haben mus, welches ſie hineinwärts ſelbſt aufſtoſſen können, damit es hinter ihnen zufalle, ſie ſich alſo ſelbſt zu fangen angewöhnen, und man ſie, wenn man will, wieder haben könne. Iſt nun der Frühling vorhanden, und die Vögel gepaaret, ſo läſt man erſtlich das Männlein in freie Luft, jedoch an keinem andern Ort als wo die Bäume ſind, hinausfliegen, und heket das Weiblein vor das Fenſter, welchem denn das Männlein bald zufliegen, und ſich wieder fangen wird. Man continuirt 4. 5. oder 6. Täg, und läſt es, wann es ſich anfängt, (doch ohne es in die Hand zu nehmen, damit es nicht ſcheu wird) immer wieder fliegen; endlich aber nach erſtgemelder Zeit, laſt man das Weiblein auch hinaus und alsdann das Thürlein offen ſtehen, daß ſie beſtändig aus dem Vogelhaus, auch wenn man will, aus den Zimmer aus- u. einfliegen, bis man ſie in dem Herbſt auf ofterwehnte Art wieder fänget: Jedoch mus man trachten, die Junge, die ſie drauſſen auf den Bäumen brüten, ehe zu bekommen, weil dieſelben ſich ſonſt verſtreichen und verlohren werden.

Oder will man ihn mit ander Vögeln vermiſchen, ſo kan man allerlei Baſtarden von ihm bekommen.

Er brütet den Sommer über dreimal, und legt 2. 3. auch zuweilen 4. bis 5. Eier.

Man ſagt daß ſie aus der Inſul Canarien ſind zu uns gebracht worden, dann in dieſen Landen ſind ſie nicht anzutreffen, und die man auf der angezeigte Weiſe aus läſt, verliehren ſich im Herbſt, wann der Vogelſtrich iſt, daß man ſie nicht mehr ſiehet, wofern man ſie nicht bald nach der Brutzeit im Auguſt, wieder einfängt, weil es kein Vogel iſt, der in dem Lande bleibet.

In Italien iſt ein Vogel, den man füglich zu ihnen zehlen kan, weil er eine natürliche Art von Canarienvögeln iſt. Derſelbe wird auf teutſch Hirngrill genannt, und iſt weder an Farbe noch an was andern von denen Canarienvögeln unterſchieden, auſſer daß er nicht ſo hell und ſchön ſinget, auch ein wenig kleiner iſt.

Obgleich die Farbe und Geſtalt des Canarienvogels ſchon ſo bekannt, und dahero zu beſchreiben unnöthig iſt, ſo ſind doch bis dieſe Stunde viele von ſeinen edelſten Eigenſchaften noch verborgen, und iſt viel mehrere Ergözlichkeit mit ihm zu haben, als man bishero gewohnt war. Sein Freſſen zerknirſcht er, und nimmt allerhand Körner zur Speiſe an, will aber, wann er recht friſch bleiben ſoll, beſtändig etwas grünes haben, welches im Winter nur weiſes Kraut ſeyn kan. Von ſeinem Aufenthalt iſt nichts zu erzehlen, weil er in unſern Landen nicht iſt, jedoch obſervirt man an denen vorbemelden Hirngrillen in Italien, daß ſie auf die höchſte Gipfel der Bäume und Häuſer anfallen. Aus gleicher Urſach kan ich auch von den Strich nichts melden. Die Brut aber thut er, wo man ihn fliegen läſſet, in diken Bäumen ziemlich hoch. Daß es ein Vogel ſey der Hauſenweis fliege, kan jeder Verſtändiger leicht abmerken. Daher er auch überaus begierig loket, und auf die Lok zueilet. Keine Färbung iſt an ihm zu ſpühren. Seine Singzeit dauret, ſo lang er nicht mauſet, das ganze Jahr. Zu baden pflegt er ſich im Waſſer, ſelten im Sand, und äzet ſeine Jungen aus dem Kropf. Was ſeine Speiſe ſeye, iſt im vorigen Theil dieſer Sammlungen pag. 321. gemeldet worden; doch können dieſe, ſo ihre Vögel gerne lang behalten, hierbei erinnert ſeyn, daß ſie ihnen nicht viel Haberkern, oder gar keinen, hingegen lieber toden unter den Hanf miſchen. Auch iſt zu erinnern, daß das weiſe Kraut, ſo ſie im Winter bekommen, durch das beſtändige Nagen deſſen ſie ſich angewöhnen, ob es ihnen gleich gar geſund iſt, ſie leichtlich dahin bringet, daß ſie im Frühling, wann ſie Eier legen, ihre eigene Eier freſſen lernen, welches zu vermeiden, man ſolche an das Kraut gewöhnte Vögel nicht ehe zuſammen thun mus, bis man ihnen ſatt Hünerſalben und anderes Grünes geben kan. Man kan auch zur Vorſorge, wann man ſie im Frühling einläſſet, kleine Schneeweiſe wie die Eier geformte Kieſelſteinlein ihnen vorlegen, welche ſie dann anfänglich für Kraut anſehen, und hineinbeiſſen, ſich aber bekregen, und darüber nichts ſolches Rundes mehr anzubeiſſen begehren. Mit Hänfflinge ſie zu gatten, iſt um deswillen etwas gar ſchönes, weil man dadurch erlangen kan, daß die Jungen, wann ſie nur die Strichzeit, den September und halben October über innen behalten werden, hernach den ganzen Winter über aus- und einfliegen. Es mus aber ein ſolcher Hänfling, der mit dem Canariweiblein brüten ſoll, mit lauter Rübſaat, daraus man Oel ſchlägt, geſpeiſet werden, bis er zu dem Weibchen geworfen wird, da alsdenn freilich nicht zu vermeiden iſt, daß er nicht auch Hanf bekomme. Will man in Ausfliegen anfänglich ſeine alte Vögel nicht wagen, ſo nehme man die Jungen einen Tag hernach, wenn ſie abgeflogen ſind, und laſſe ſie kühnlich in einen Garten fliegen, hänge aber ſobald einen oder beide Alten, jeden in einen beſondern Kefig oder Vogelhaus, mitten in einen Baum hinein, deke oben Bretter darüber, daß es nicht darauf regnen kan, und gebe ſolchen alten Vögeln, nebſt ihren gewöhnlichen Futter, Ameiſeneier und Hünerſalben, (daher das Vogelhaus ziemlich gros ſeyn mus,) ſo wird man bald ſehen, wie die Alten die Jungen zu ſich ruffen, und aus dem Vogelhaus äzen. Alſo laſſe man Junge und Alte 3. Tage lang Tag und Nacht drauſſen, hernach aber ſtelle man die Alten unter das Feſter, wo man haben will, daß die Jungen künftig aus- und einfliegen ſollen, ſeze darneben einen Meiſenſchlag, jedoch alſo gerichtet, daß er nicht zufallen könne, in denſelben ſtreue man Dotter, (dann die jungen Vögel haben keines Hanfs nöthig, und würden bei dem Hanf von denen jungen Sperlingen zu ſehr geplaget werden, ſo werden ſie allgemach anfangen aus dem Meiſenſchlag ſelbſt zu freſſen. Wann dieſes geſchehen, kan man die Alten wieder hinweg thun, wohin man will, die Jungen aber 4. bis 5. Wochen lang, beſtändig Tag und Nacht, von der Zeit ihres Ausflugs an gerechnet, alſo fliegen laſſen, hernach aber den Meiſenſchlag ſtellen, daß er einfalle, und ſie fange, da man ſie dann bis auf das andere Jahr zur Brutzeit innen behalten mus: So bald aber das Jahr darauf die Bäume wieder ausſchlagen, kan man ſolche Vögel kühnlich wieder in den Garten auslaſſen, da ſie dann in demſelben brüten, und ſich beſtändig an dem Fenſter, wo ſie gewohnt ſind, einfinden werden. Wären die jungen Baſtarden von Hänfling und Canarien, ſo müſſen ſie zwar dannoch, wann ſie das erſtemal 4. Wochen geflogen, eingefangen werden, man kan aber dieſe ſogleich nach Michaelis wieder fliegen, und den ganzen Winter drauſſen laſſen, doch müſſen ſie noch an keine warme Stube gewöhnet ſeyn, und profitirt man dabei dieſes, daß ſie viel ſchöner und mit denen rothen Federn an der Bruſt und auf den Kopf von Natur gezieret werden, welche ſie, wann ſie in den Vogelhäuſern aufgeſperret ſind, weder bekommen noch lange behalten. Sonſten iſt noch zu erinnern, daß ein junger Canarienvogel, den man ſeines gleichen nicht hören läſt, unvergleichlich wohl der Nachtigal nachſingen lernet, wenn man ihn, ſobald dieſelbe nach Weinachten in denen Zimmern zu ſingen anfängt, ohne einen andern Vogel darzu thun, neben derſelben, ſo lang die Nachtigal ſchläget, bis hinaus in den Mai hängen läſſet.

Anlangend die Zeit, da man einen Canarienvogel allein in ein Bauer ſezen mus, wenn man ihn abrichten will, ſo mus ſolches insgemein 8. oder 14. Tage nachhero geſchehen, da er allein freſſen kan; nicht aber wie es einige machen, die ihn gleich den erſten Tag wegnehmen, da ſie merken, daß er allein friſſet, und ihm nicht ſo viel Zeit laſſen, daß er ein wenig zu Kräften kommen kan; da ſperren ſie ihn ganz unbarmherziger Weiſe in ein ganz hölzernen Bauer ein, da hin und wieder nur einige Löcher inne ſeyn, dadurch er kaum Luft ſchöpfen kan. Weil nun dieſes arme kleine Thier mit genauer Noth Licht und faſt gar keine Luft haben kan, die doch dem Leibe faſt eben ſo viel Kräften als das Futter ſelber giebet, grämet es ſich, und nimmt ſo ſehr ab, daß er offt in wenig Tagen ſtirbet. Vierzehen Tag hernach, da der Vogel angefangen, allein zu freſſen, oder vielmehr, wenn man merket, daß er anfängt zu zwizern, wobei man ſiehet, daß es ein Hahn, und daß er nicht krank ſey, mus man ihn alſobald von denen andern abſondern, und die erſten 8. Tag in einen Bauer, mit ganz klarer Leinwand überzogen, ſezen; man hänget ihn in eine Kammer, da er keinen andern Vogel gar nicht hören kan, und denn ſpielet man ihn auf einer kleinen Flöte, die nicht gar zu hohen Thon hat, was vor: Denn ſonſt leidet der Vogel Schaden.

Wenn die vierzehen Tage vorbei, nimmt man das klare Leinentuch wieder weg, und beziehet an deſſen Stelle den Bauer mit einen grünen oder rothen zimlich dichten Tuche, oder Serge, und läſſet ihn ſtets alſo, bis er vollkommen begriffen, was man ihm vorgeſpielet hat. Einigen Canarienvögeln kan man viel eher was beibringen, als andern; denn einige laſſen ſich ſchon innerhalb zwei Monaten, andere aber kaum in einen halben Jahr hören.

Wenn man ihnen zu freſſen und zu ſauffen geben will, welches zum wenigſten auf zween Tage genug ſeyn mus, ſoll es des Abends beim Lichte geſchehen, und nicht bei Tage, damit er nicht ſchüchtern werde, und geſchwinde lernen möge, was man ihm vorpfeiffet. Was die Arien anbelanget, mus man ihn nur ein ſchön Präludium und eine wohlgeſezte Arie fürgeben, denn wenn man ihn mehr lernen wollte, confundiret er ſich. Einige bilden ſich ein, je öffter ſie ihm alle Tage vorpfeiffen, je eher er lernet, aber ſolche Leute machen ſowohl ihnen ſelbſt, als ihren Canarienvögeln groſſen Verdrus. Es iſt alſo genug, wenn man ſeinen Canarienvögeln den Tag fünf oder ſechs Lectiones giebet, wo er ſonſt nur ein wenig gelerſam iſt. Man kan allenfalls dazu nehmen ein kurz Präludium aus dem C. und einen Marſch aus eben dem Thon, weil ſich dieſer für die Vögel, wie man weis, am beſten ſchiket. Wenn nun ein Canarienvogel dieſe beide kleinen Stüke recht weis, kan man wohl zufrieden ſeyn, und darf ſich mit mehreren nicht bemühen. Will man aber hierinnen ſeinen Zwek erreichen, ſo müſſen keine bundfärbige oder gelbliche Vögel dazu genommen werden; denn die können nicht viel vertragen, ſingen auch nicht ſo helle, als die grauen. Ein grauer Canarienvogel von guter Art, oder auch mit einem weiſen Schwanz, wird viel eher begreiffen und lernen, was man ihm vorpfeiffet, als alle andere Sorten.

Ende.

Endlich iſt von denen Canarienvögeln noch dieſes zu melden, daß, wenn man einen jungen Vogel der in der beſten Sangbegierde iſt, ohngefehr zu Ende des Januarii, bei Tag an einen Ort ſtellt, wo es ſtokfinſter iſt, und dieſes etliche Tage nacheinander continuiret, bei Nacht aber allezeit eine Lampe oder anderes Licht an ſein Vogelhaus hängt, er in wenig Tagen, manchesmal auch gleich den erſten Tag bei Nacht zu ſingen anfängt, und dabei bleibt es alsdenn, ſo lang man ihm bei Tag ins finſtere zu ſtellen die Mühe nimmt. Es thun zwar dieſes auch andere Vögel, als eine junge Nachtigall im Februario, und in Martio ein junger Finke. Der Handgrif wird ſich in allen dem ein Liebhaber leichtlich ſelbſt geben, und iſt dieſe Erinnerung überflüßig. Die Art und Weiſe, wie die Canarienvögel zu tractiren, zu ziegeln und in allerhand Arten Krankheiten zu halten ſind, iſt bereits in dem 1ſten Theil dieſes Buchs, pag. 320. wie ſchon geſagt, mit einer kurzen Nachricht überhaupt von den Canarienvögeln, zur Genüge angeführet worden. Es ſolle aber jedennoch in dem künftigen Jahr herauskommenden 3ten Theil nicht allein eine ausführliche nüzliche Beſchreibung mit noch nicht bekannten Anmerkungen und Arcana ſamt einigen Kupferſtichen von denen neuinventirten und wohlfeilen Vogelhäuſern und anderm erſcheinen, ſondern man wird auch trachten, das wunderbare und nüzliche mit denen Handgriffen von denen Amſeln, Finken, Hänflingen, Lerchen, Nachtigallen, Staaren, Stieglizen und Wachteln, ſamt ihrer Eigenſchafften, Sing- und Fangzeit, kürzlich einzuruken und abzuhandeln; wobei aber den meiſten Plaz das nöthige von der Haushaltungskunſt, von Aker- Feld- Holz- Obſt- Wein- und Gartenbau, allerhand Sorten Künſten v. Blumen- Kräuter- u. fremden Gewächſen, Viehzucht und Fiſcherei, medieiniſcher Gebrauch derſelben, einnehmen wird, und zerſchiedene neugelehrte Anmerkungen und Abhandlungen, jedoch nur das nüzlichſte, aus denen Lateiniſch- Italiäniſch- Franzöſiſch. Teutſch- Holländiſch- und Engliſchen- häufig in Druk herauskommenden Büchern, ſowohl was in die Phiſic, Medicin, Botanic, Chimie, Mathematic, Aſtronomie und Baukunſt- als was in die Theologie, Philoſophie, Hiſtorie, Staatsklugheit, in die Jura, Kufmannſchaft und denen Wiſſenſchafften der Künſte einſchlagt, Auszugsweiſe mitgenommen, und dasjenige, was von uns ausgearbeitet oder zum Gebrauch des Intelligenzzettels fernes eingeſchikt wird, kürzlich zum Vergnügen und ferneren Nuzen unſerer Leſer, unter den behörigen Artikeln mit angeführt werden.

Regiſter
über die erſte beide Theile dieſer Sammlungen.

Nota: I. bedeutet den 1ſten und II. den 2ten Theil, welches noch über dis zum Unterſcheid, und Facilitirung des Aufſuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im 2ten Theil anzutreffen iſt, gedrukt worden.

A.

Aberglauben, I. 295
Aberglauben von Weidenroſen. II. 87
Abgeſchiedene Seelen, worinnen ihre Glükſeeligkeit und Unglükſeeligkeit beſtehe? II. 8
Ableiten; ſiehe Waſſer ableiten.
Abſchaffung alter Dinge. II. 39
Adamsfeigen, darinn die Figur eines Crucifix zu finden. II. 58
Addreſſe, ſ. Franzöſiſche überſchriften.
Akerbau, vom unnüzen. II. 93
Alter Leute vorgeſchriebene heilſame Diätie. II. 314
Alter in Anſehung der Ausdünſtung. II. 241
Alte Perſonen, medicinische Abhandlung zu Erfahrung ihrer Geſundheit und langem Leben. I. 265
Alraunwurzel, was ſie ſeye? die damit verknüpfte Betrügerei, und Entdekung; ſamt deren Abbildung. I. 295
Ameiſenkrieg, umſtändliche Erzählung, mit dem Abris ihres Lagers, Champ de Bataille I. 341
Ampeln, von deren Nuzen, und wie ſolche einzurichten? mit Kupffern. II. 15
Anaſarca, eine Waſſerſucht, beſondere Arten zu curiren. I. 11
Anlegung der Teiche, ſiehe Teiche.
Angſt, und deſſen Bemerkung bei dem Tode. II. 335
Appetit, der ſo unſinnige. II. 122
Apfel, daran die erſte Mutter ihr und uns den Tod an den Hals genaſcht. II. 58
Armuth, ob dieſe oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe? II. 67
Arbeit; zu dieſer ſollen auch die Juden angehalten werden. II. 144 Und Arbeit, den Müſſiggang betreffend. II. 164 Curioſe Anmerkungen. II. ibid. 169. Medicinische Abhandlung hievon, ibid. pag. 170
Armuth, deren Urſachen, II. 17
Art und Beſchaffenheit des Todes. II. 337
Aſpecten, ſiehe Calendermachen.
Atheiſten, eine poetiſche Erzehlung. II. 43
Aufſteigung der Dünſte, eine merkwürdige Betrachtung. I. 38
Ausdünſtung betreffend, wunderbare Entdekungen. I. 113
Auge, deſſen Beſchreibung. II. 333
Ausdünſtung, neue Entdekungen; und wie die Geſundheit dadurch zu erhalten? II. 237
Aufſchneiden und Windmachen, II. 185
Auspuzen der Bäume. II. 95
Aufbringung neuer Dinge. II. 39

B.

Babel, ſiehe Thurnbau.
Bauen auf dem Lande, Erinnerung. II. 104. Und ob es beſſer ſey, im Taglehn arbeiten zu laſſen, oder die Arbeit zu verdingen? I. 202
Baumſezzen. II. 95. it. ſolche auszupuzen; Solche zu düngen, ibid 96 und 98
Baze, oder Paze, woher das Wort komme? II. 95
Baurnſtande, zufällige Gedanken hievon. I. 240
Bauer, ſo dasjenige iſt, was der Eſel unter den Thieren iſt. II. 312

Bäumepflanzen *II.* 95 Wilde zu pflanzen, und dadurch nüzliche Waldungen anzulegen. *II.* 189
Bäder, wie ſie in der Raſerei gut thun? I. 333
Beamte und Richter ihren ſchändlichen Geiz. *II.* 312
Betrug der Wirthe und Weinhändler; nüzliche Entdekung I. 21
Bewegung zur Geſundheit. *I.* 226
Begierde zum Spielen, mediciniſche Betrachtung. *II.* 253
Begrabung der Toden in den Kirchen, wie ungeſund und betrübt dieſe Gewohnheit ſeye. *II.* 21
Beſprechen, ſiehe Feſtmachen.
Beſtellzeit beim Akerbau. *II.* 91
Berge, deren Erzeigung. *II.* 116
Birkenholz, deſſen Erziehung, Gebrauch und Nuzen. *II.* 195
Bliz, iſt nach der heutigen Meinung eine ſchweflichte und ſalpetriſche Ausdünſtung aus der Erde. Beweis. I. p. 48
Bleichſucht beim Frauenzimmer, woher es komme? I. 315
Blaſio, von dem Heiligen, *II.* mit Kupffern 52
Blaue Farbe, ſiehe Farbe.
Blaſe des Menſchen. *II.* 326
Böſe Herrſchafften, wegen dem Geſinde. *I.* 286
Brachfelder durch Brennen nüzlich zu machen. I. 73
Brand im Getraide, Urſache. I. 147
Brandweinswürkungen im menſchlichen Cörper. I. 178. Deſſen Nuzen und Schaden, Unterſcheid. 188. wann? und zu welchen Speiſen er getrunken werden ſolle? 190. Laſſet keine lebendige Thiere in unſern Magen aufkommen. I. 191
Bretiole, Dähniſcher Obriſter, auſſerordentliche Geſpenſtergeſchicht. I. 272
Brieſaddreſſen, ſiehe Franzöſiſche Uberſchrifften.
Bratencur. *II.* 57
Brauen, wie dabei das Holz zu ſpahren? *II.* 102
Beiſchlaf. *II.* 252
Buchenholz, deſſen Erziehung. *II.* 193

C.

CAffeé, was davon zu halten? *II.* 112
Caffeebaum, ſchädliche Thiere davon, ſamt deren Abbildung. I. 106
Calendermachen, und von dem gewöhnlichen Prognoſticiren, I. 300
Campher zu präpariren, daß er ſich im ſchlechten Waſſer auflöſet und ſich nicht wieder heraus präcipitiret. I. 82
Canarienvögel, gründliche Nachricht hievon 319. ſamt den Mitteln wider ihre Krankheiten. I. 324. Curioſe Anmerkungen hievon. *II.* 341
Compoſitionen, naſſes und leimigtes Erdreich zu verbeſſern. I. 78
Choccolade, deſſen Nuzen und Schaden. *II.* 212
Cholericus, Beſchreibung deſſen Gabe und Lehre. *II.* 327
Chylus. *II.* 323
Coloſtrum. *II.* 320
Complexionen, wie ſie vermiſcht ſeynd. *II.* 332
Critiſche Tagen in Krankheiten. *II.* 215
Crucifix, in was vor einer Frucht ſolches anzutreffen. *II.* 58
Cucummer, wie ſolche ſchaden können. II. 248
Cyriacum, dieſes Heiligen Marter, und anderer mehr. Mit zerſchiedenen Kupfern. I. 161

D.

DAmmon, ein Gedicht. II. 28
Diät, ſiehe Lebensordnung; und Sommerdiät. II. 196
Diätie vor alte Leute. II. 314
Duelliren, eine Philoſophiſche Anmerkung. I. 22
Durſtige Brüder, zumal die Teutſchen, gründliche Schuzſchrifft. I. 112
Düngung der Bäume. II. 96
Dünger-Streu- u. Moosrechen. II. 92
Durchlauchtigkeit, von deren Alter und Gebräuche, II. 162
Dünſte, unter welchen ſich auch Erdſtäubchen befinden. II. 249. Deren Aufſteigen betreffend. I. 30

E.

Ebbe und Fluth, neue Entdekung. II. 175
Eheſtand des Adams und Eva, neue Erzehlung hievon. I. 5
Ehrſucht, die falſche, eine Satire. II. 175
Eier ohne Hüner auszubrüten.
Einbildungskraft einer Henne. I. 19
Eigenſinn. I. 307
Eis; ſiehe Froſt.
Einwohner, deren zerſchiedene Arten auch in den Planeten ſeynd. II. 26
Eiscur, in verſchiedenen Krankheiten. I. 330
Eichelmoſt. II. 100
Eichbäume, Nuzen, und deren Verbeſſerung. II. 190
Electriſche Verſuche bei Pflanzen, Thiere und Menſchen. I. 10
Electricität, wie die Vollblütigkeit dadurch zu heben, und viele Krankheiten zu curiren ſeynd? I. 6. Nuzen deſſelben. I. 211. Item: durch dieſes die Lähmung zu curiren. II. 73
Elephant, ein Gedicht über die Kleinen, welche es immer den Groſſen nachmachen wollen. I. 22
Empfindliche Leute, Abſchilderung. I. 209
Entzündung der Menſchen; wie es geſchiehet? I. 50
Erde, wie ſolche ſich vom feſten Landen verlieren kan? II. 117
Erde, iſt der Urſprung der Kälte. I. 98 Welche merkwürdige Veränderung ſolche unterworfen. II. 108
Erdbeben. II. 118
Erdreich durch Brennen zu verbeſſern. I. 73
Ertrunkene wieder zu ſich zu bringen. I. 7
Erdboden, wie er ſich vergröſſere, innwendig aber hohl werde? und wie ein gänzlicher Zuſammenfall des Erdbodens zu beförchten ſeye? I. 152
Erzeigung der Steine, im menſchlichen Cörper. II. 154
Erdſchwämme, deren Genus ſchädlich. II. 210 & 246
Erkältung in der Ausdünſtung. II. 240
Erdſtäubchen, ob ſolche unter den Dünſten ſich befinden. II. 279
Eſſen, warum man nach dem Eſſen gröſſer iſt? I. 246
Eſelsmilch, und deren Cur. II. 296
Excellenz, wer der erſte geweſt, der mit dieſem Titel geprangt hat? I. 64

F.

Fahren; wie ſchädlich ſolches iſt. II. 251
Farbe, die blaue; ob ſolche einen Einflus in die Geſundheit des Leibes hat? II. 52
Falſches Geld; ſiehe Geld.
Feldbau, D. Flakwels Verbeſſerung. I. 71 nüzliche Erinnerungen. I. 251
Feldleben, verſchiedene Vorzüge. I. 240
Feuer oder Waſſer, welches nüzlicher ſeye? I. 286
Feſtmachen und Beſprechen. II. 41
Feldern, von naſſen, und die den Fluthen unterworffen ſeynd. II. 91
Feſtes Land; wie es zu Waſſer werden kan. II. 109
Feſtin, das närriſche. II. 123
Feuerheerde; ſiehe Kunſtheerde.
Freigebigkeit, Abſchilderung. II. 181
Feldſpinnen, deren Abbildung. II. 226
Feldgrillen, merkwürdige Betrachtungen. II. 305. von ihren Schwirren. ibid. 308
Fiſche, wann ſie auch nicht lebendig, ein ganzes Jahr friſch zu erhalten. I. 27
Fiſchteich zu machen. I. 77
Fiſteln, ohne Schnitt und Beizen aus dem Grunde zu heilen. II. 60
Filtrum. II. 323
Fiſcherei der Zahmen. II. 103
Fleis, ein Gedicht. II. 85
Flekfieber, wie ſolche mit Eis zu curiren? I. 338
Flüſſe, zumal kalte; wie ſolche auf eine neue Methode zu curiren? I. 339
Flachsbau. II. 98
Flüſſe, wie ſolche entſtehen? II. 114
Früchte lange Jahr zu erhalten. I. 25 u. 114
Frauenzimmer, was ſolche vor unerhörte Krankheiten auszuſtehen haben? I. 65. Und in was ſolche ſich öfters

unvermerkt ſchaden. I. 315. Anmerkung wegen ihnen v. Spielen. II. 153
Frau, die kranke, ein Gedicht. I. 316
Die ſcheinheilige. II. 213
Franzöſiſche Uberſchriften, deren ungeräumte Mode. II. 22
Froſt, von deren Nuzen. II. 45
Fürſtliche Nachtkunſt. II. 85
Fütterung des Viehes. II. 93. wie hierbei das Holz zu erſpahren? II. 102
Füllerde, die der Engliſchen gleich kommt. II. 284
Furcht des Todes zu benehmen. II. 334

G.

Galant'homme, was es ſeye? I. 121
Galgenmännle, ſiehe Alraun.
Gartenſpiñe, u. deſſen Abbildung. II. 225
Gallinſecten, deren Weibchen über 5000. Jahren für einen unbelebten Cörper gehalten worden. II. 306
Gärtnerei und Feldbau, nüzliche Erinnerungen. I. 251
Gärtner, und der Schmetterling, ein Gedicht. II. 309
Geld, was vor Unheil durch ſchlechtes in einer Republic entſtehen kan? I. 87
Geſundheit, woriñen ſolche beſtehe? I. 264
Geiſter oder Geſpenſter, mit einigen Geſpenſterhiſtorien. I. 170
Geldmännle, ſiehe Alraun.
Gewitter, und Calendermachen. I. 300
Gebrechlichkeit der Menſchen, merkwürdiger Caſus. II. 19
Gewächſen, welche eine Menſchen- und Thier-ähnliche Geſtalt oder Bildung an ſich haben. II. 57
Geiz, in Vergleichung eines Armen und Reichen. II. 70
Geſchmak mit Anmerkungen. II. 334
Gebetsformul, deren Nothwendigkeit. II. 172
Geſundheit; wie ſolche im Sommer in obacht zu nehmen? II. 196
Gewürze, deſſen Schaden. II. 209
Getränke, Betrachtung. II. 112
Gewebe; ſiehe Spinnen.
Geſchwulſten, dazu die Tranſpiration dienlich. II. 242
Geſinde, deren Nuzen, und wie ſolches zu halten? II. 286
Geſundheitsreiſen, eine Abhandlung. II. 310
Geizhals, eine Schilderei. II. 313
Gelehrten ihren Geiz. II. 313
Geburt des Menſchens, mit Anmerkungen. II. 317
Gedärme, zu was ſie dienen im Menſchen. II. 320
Gehör, Beſchreibung hievon. II. 333
Gefühl. II. 373
Geruch, deſſen Officin. II. 333
Glükwünſche bei dem Neuen Jahrs Wechſel; Misbrauch. I. 16
Glükſeeligkeit; wider die welche keinen GOtt glauben. II. 74
Gröſſer ſeyn, und kleiner werden, in einem Tag, wie es zugebe? I. 246
Grauſamkeit der ehemaligen Hexenproceſſe. II. 272
Gutſchen, eine Satire darüber. I. 3

H.

Haarkräuſeln, und dem der Geſundheit daraus erwachſenden Nachtheil. II. 65
Handlung, vieler Gefahr unterworffen. I. 5
Handwerksgebräuche, ſind mehr verderblich als nüzlich. I. 206
Hanrei, Hiſtoriſche Vertheidigung. I. 24
Hauswirthliche Geſchäfte; beſondere Vortheile. II. 88
Hausſpiane. II. 224
Hanswurſts Geſchichte. II. 278
Heideland fruchtbar zu machen. I. 141
Heiligen, ſonderheitlich den Heil. Eryacum, wie viel deren gemartert worden? ſamt zerſchiedenen Vorſtellungen in Kupffer. I. 161 und zweiter Theil. 52
Heeringe, ausführliche Nachricht hievon, und neue Entdekungen, mit Abbildung ihrer Feinden. I. 217
Herrſchaften, ſiehe böſe Herrſchaften.
Hebammen, ob dieſen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre eine Jungfer, und dieſe nicht ꝛc. II. 19

Heerde, ſiehe Kunſtheerde.
Hundsbiſs; ſiehe tollen Hundsbis.
Hectic; ſiehe Schwindſucht.
Hexe, die an dem Barfüſſer Thurn abgemahlt, und Abbildung. II. 270
Hexerei, was ſolche ſeye? nach der Heil. Schrift. II. 257. deren Bindnis ꝛc.
Hexenproceſſe, merkwürdiges Exempel. II. 259
Hize im Sommer, wie man ſich der Diät nach verhalten ſolle? II. 196
Hochmuth, in einem Gedicht einer Spinne. I. 63. Und der Hochmuth eines Reichen. II. 69. Hochmuth, eine philoſophiſche Abhandlung. II. 1
Hochzeitgebräuche der Moſcowitter. I. 115
Hoheit, die wahre, was ſie ſeye? I. 242
Hopfen, wie ſolcher vor dem Mielthau zu bewahren? I. 318
Holz erſpahren durch Oefen. I. 125. Und 2ter Theil pag. 10. und pag. 134. überhaupt. II. 101. bei dem Brauen, ibid. 102. bei der Fütterung, ibid. 102
Hochſtämmig; ſiehe Obsbäume.
Hof; ob man auch da fromm leben könne? II. 124
Hoflebens Abſchilderung. II. 125
Holzmangel, und wie demſelben abzuhelfen. II. 132
Honig, wem er geſund. II. 249
Hörnertragen, Urſprung. I. 23
Hüte, wie ſie heutiges Tags ſo verkehrt getragen werden? I. 3
Hummel, beſondere Merkwürdigkeit, in Ernährung ihrer Jungen. II. 306
Hungerscur. I. 305

J.

Jährliche Bemühungen am Neuen Jahrstag wird als eine wunderbare Verwirrung und Krankheit angeſehen. I. 3. philoſophiſche Gedanken hievon. ibid. 17
Innungen und Handwerksgebräuche, ſo abzuſchaffen, wie in Holland, Frankreich ꝛc. I. 206
Inſecten, Seidenwürmer, und von der Verwandelung der Rauben. II. 298
Joppe, die allerälteſte Stadt, und deſſen Merkwürdigkeiten. II. 131
Irrthumsvergleichung mit dem Laſter. I. 256
Juden, ob man ſolche mit gutem Gewiſſen aus einem Lande vertreiben könne? I. 102. Und ob ſolche nicht auch zu Erlernung ehrlicher Handwerker anzuhalten? II. 148
Jungfern, was ſolche öffters vor unglaublichen Zufällen wegen ihrer Zeit ausgeſezt ſeynd. I. 65. Ob denen Hebammen zu glauben, wann ſie ſagen, dieſe wäre keine Jungfer. II. 19
Jubeljahr, Beſchreibung. II. 157
Jüdin, beſonderer Caſus einer Krankheit. I. 65

K.

Kalk, mit Kalk düngen. II. 92
Kartenſpiel, beſondere Gedanken. II. 150
Kaufleute, ihren Geiz. II. 313
Kanarien, ſiehe Canarienvögel.
Kälte Urſprung, Würkung unausſprechlicher Nuzen. I. 94
Kellerſpinne, und deren Abbildung. II. 225
Kirchen, ſind gefährlich, wegen Begrabung der Toden. II. 21
Kinder, wie ſolchen durch die Schnürbrüſte ſo mancherlei Schaden zuwachſen kan? I. 316
Kleider, ſchwere, ſind ſehr ſchädlich. II. 239
Kleiderſucht der Frauen, ein Gedicht. I. 316
Kopf abhauen, und wieder auf dem Rumpf ſezen. I. 393
Krankheiten, von der Electricität zu curiren. I. 6. Eine noch unerhörte Krankheit eines Weibsbildes. I. 65. Zerſchiedene Krankheiten mit Eis zu curiren. I. 336
Kranke Frau. I. 317
Kräuſeln; ſiehe Haarkräuſerln.
Kieg; ſiehe Soldaten.
Krankheit, merkwürdige Veränderungen. II. 215. Krankheiten, durch

Träume zu erkennen. II. 290. wann es zum Sterben gehet. II. 337
Kunſtöfen. II. pag. 10. & pag. 125 mit Kupfern, beſiehe auch Kunſtöfen.
Kunſtheerde, wobei mit einigē Scheidlein Holz gekocht, gebaken und zugleich gebraten werden kan. II. 136
Kühnholz aus dem Saamen aufzubringen. I. 174
Kuhſtällen, beſondere Einrichtung. II. 105

L.

Lampen, ſiehe Ampeln.
Land; ſiehe feſtes Land.
Landhaus wirthſchafftliche Geſchäffte; ſiehe Vortheile.
Laſter einer jeden Nation. I. 109. Ob es erweislich? insbeſondere die Vergleichung des Irrthums mit dem Laſter. I. 257. Und ob die Armuth oder der Reichthum mehr zum Laſter verführe? II. 67
Lähmung, durch das Electriſiren zu curiren. II. 73
Ländersüchtige Geizige. II. 312
Leben, worinnen ſolches beſtehe? und wie ſolches lange zu erhalten? I. 264
Lebensordnung, wie ein Mann in ſeinem Alter das Leben ohne groſſe Beſchwerungen vollends beſchlieſſen kōne? I. 264
Lebensart im Eſſen und Trinken, von dem Schaden. II. 207
Leber, deſſen Amt. II. 325
Leibesarbeit. II. 164
Lindenbäume zu pflanzen. I. 76
Luſtſpiele, Commödien, ein Recept. I. 71
Lufft, die Dike, Kühle, Feuchte, Kälte, Windige, wie ſolche nuzen oder ſchaden. II. 244
Lunge im Menſchen und deren Verrichtung. II. 326

M.

Machtkunſt; ſiehe Fürſtliche Machtkunſt.
Magens Regiment. I. 61
Magie, oder weiſe Kunſt. I. 290
Mangel der Weiſen. II. 93
Magen, deſſen Amt. II. 322
Maſſa des Geblüts. II. 323
Melancoliſches Temperament. II. 330
Meerſchwein, Beſchreibung und Abbildung. I. 228
Menſes, was ſolche vor hefftige Krankheiten anrichten können? erſtaunliches Exempel. I. 65
Melonen hemmen die Dauung. II. 386
Menſchens Structur und innerliche Verfaſſung. II. 317
Meconium. II. 320
Mehlthau; wie man den Hopfen davor bewahren kan? I. 318
Misgeburt von einem Schaafe. Und deſſen Abbildung in Kupfer. I. 106
Miſtſtätten, von neuen und nüzlichen. II. 90
Milchzins bei den Schaafen. II. 96
Monatliche Zeit der Weiber. I. 60. Und Monatliche Reinigung der Männer. II. 240
Moos- und Düngerrechen. II. 92
Müller, die in Verdacht ſeynd, daß ſie das Mehl im Mahlen ſtehlen, werden vor unſchuldig geachtet. I. 114
Müſiggang in der Wirthſchaft. II. 165

N.

Nachtlampen, ſiehe Ampeln.
Nachtwächter, ſind zu Beunruhigung der Schlaffenden. I. 4
Nation, einer jeden beſonderes Laſter. I. 109
Naſſen Feldern. II. 91. Naſſen Wieſſen. II. 96
Nachtvögel und Rauben, mit deren Verwandlung in Schmetterlinge. II. 303
Neujahrswünſchungen, eine Satire, womit ſich manche 14. Tag quälen. I. 3 philoſophiſche Gedanken hievon. ib. 16
Nieſſen, was daſſelbe in und auſſer Krankheiten zu bedeuten habe? I. 281. Von deren Gewohnheit. II. 66
Nordcaper, und Heeringsfreſſer, deſſen Abbildung. I. 228
Nuzzen; ob ſolcher mehr in denen Thieren

ren als Bäumen und Früchten zu finden ? I. 107

O.

Obs, lange Jahr zu erhalten. I. 25
Obsbäume, von Hochſtämmigen in Gärten. II. 95. Von Pflanzung derſelben. 97
Oberfläche der Erde; was ſolche vor merkwürdigen Veränderungen unterworffen ? II. 108
Oel, warum es nicht gefrieret ? I. 65
Oefen, wie das Holz zu Einheizung der Stuben zu ſpahren ſeye? Allerlei Vorſchläge. I. 125. und II. p. 11. und 101
Ohr, und deſſen Gebrauch. II. 333
Ortographie, ſiehe Rechtſchreibung. II. 31

P.

Papſt, welcher die Uhren erfunden ? II. 204
Papilion ſiehe Schmetterlinge.
Pazen; ſiehe Bazen.
Peruquen, eine Satyre darüber. I. 3
Peſt, in Anſehung der Ausdünſtung. II. 249
Peterſilien macht frölich. II. 253
Pflanzen, Gedanken hievon, zumal von deren Staube während der Blüthe. I. 217
Pflanzung der Obsbäume. I. 97. Item der wilden Bäume, und wie dadurch in kurzer Zeit Waldungen anzulegen? II. 188
Plauderer, ihr natürlicher Abris. I. 132
Planeten, neue Entdekungen. II. 23
Politicus, worinnen der Entzwek eines rechtſchaffenen beſtehe? II. 121
Poeten, ihr Portrait. I. 207
Prognoſticiren, ſiehe Calendermachen.
Profeſſionen: ob ſolche denen Juden auch zu lernen? II. 140
Pulsſchlag. II. 327

Q.

Quittenbäume fruchtbar zu machen. I. 76
Quellen in den Feldern zu nuzen. I. 72

R.

Ranunkeln, eine ganze Beſchreibung, mit phiſicaliſchẽ Anmerkungen. I. 248
Rauchtabakscur. I. 23
Raubenfras, Beſchreibung, und deren Vertilgung. I. 236
Rauben, von deren Verwandlung in Schmetterlinge. II. 298
Raſerei, durch Eis zu curiren. I. 331
Religionen der Europäer. I. 3. Die übele Folgen, welche aus dem Verfall der Religion entſtehen. II. 42
Rechtſchreibung, die Teutſche. II. 31
Reichthum oder Armuth, welche beide mehr zum Laſter verführen? II. 67
Regierungsform nach einer neuen Fürſtl. Machtkunſt. II. 85
Reinigung der Wieſen. II. 95
Reinigung; ſiehe Monatliche.
Regen, deſſen verſchiedene Urſachen. II. 127
Reiten, mediciniſche Anmerkung. II. 251
Reutertod, wie ſolcher zu verſtehen? II. 338
Rhetoric, der alten Teutſchen. I. 307
Ringe zu tragen, deſſen Urſprung und Gewohnheit. II. 3
Rindvieh, und die Eintheilung des Futters. II. 99
Richtern und Beamten, und Annehmung der Geſchenke. II. 312
Römiſche Jubeljahren, Beſchreibung. II. 157
Rothmantels Beurlaubung aus der Welt mit ihren thörigten Eitelkeiten. I. 58
Rüben zum Aufwachſen zu befördern. I. 143

S.

Saamenflüſſen; wie ſolche auf eine neue Art zu curiren? I. 339
Satyren, über Thorheiten. I. 1
Sanguiniſches Temperament. II. 329
Säen, von dik- und dünnen. II. 93
Schwäger in Europa, Satyre. I. 4
Schwimmen, der Menſchen und Thiere, Unterſuchung. I. 38
Schlechtes Geld, ſiehe Geld.

Schwäzer, ihre Abſchilderung. I. 132
Schlittenfahrt, ein Gedicht. I. 160
Schickſal, ein Gedicht. I. 314
Schnürbrüſte; deren Schaden. I. 315
Schneider, der Krankheiten curiret, die kein Arzt erkannt. I. 318
Schwäche in den Gliedern, durch Eis zu curiren. I. 338
Schelten und zanken, ſiehe Zankwiz.
Schnecken, von dem Nuzen derſelben. II. 30. lindert die Schärfe, und machen das Blut balſamiſch. II. 31
Schneewaſſer, von deſſen Reinigkeit, erläuterte Merkwürdigkeit. II. 49
Schäferei, Verpachtung. II. 96. Betrügerei damit. 97
Schmetterlinge; ſiehe Rauben.
Schaafen, von deren Fütterung, Springzeit ꝛc. II. 97
Scheinheilige Frau. II. 213
Schwindſucht, deſſen Cur. II. 227
Schweinefleiſch. II. 246
Schlaf, mediciniſche Anmerkungen. II. 249
Schwefelregen, Erläuterung. II. 286
Schiavo, wie dieſes Compliment zu achten. I. 5
Seekrebs, Merkwürdigkeit. I. 215
Seefiſch, als ein Wunder der Heuſchreken, Abbildung. I. 269
Seele, beim Sterben. II. 335
Seelen der Abgeſchiedenen, ſiehe Abgeſchiedene.
Seelen- und Leibesarbeit, unmäſig. II. 170
Seidenwürmer, und von Veränderung der Rauben. II. 298
Serum beim Menſchen. II. 224
Soldaten, warum ſolchen das Heirathen zu geſtatten ſeye? I. 205
Sonnen, deren ſeynd viele. II. 27
Sommervogel, ſiehe Rauben.
Sommer; ſiehe truknen Sommer.
Soldaten, zu welchen auch die Juden genommen werden könnten. II. 147
Sommer Diät. II. 196
Sommerfäden in der Luft. II. 254
Spottſchriften, den Wiz und das Urtheil zu ſchärfen. I. 2
Spinne, ein Gedicht, den Hochmuth. I. 63
Spur der Hunde betreffend. I. 114
Spielen; ſiehe Karten.
Spinnen, merkwürdige Anmerkung. II. 219
Staatsverfaſſung der alten Teutſchen. I. 29
Structur des Menſchens. II. 317
Stubenöfen, zur Verbeſſerung. I. 125
Staube von den Pflanzen. I. 217
Standsmäſſig leben; deſſen falſche Hoheit, und verderbte Gewohnheit. I. 242
Sternen, Planeten. II. 26
Sterbende, Anmerkungen hievon. II. 335
Steine; ſiehe Erzeigung der Steine.
Ställen; ſiehe Kühſtällen.
Stadt, welches die aller älteſte geweſen? II. 130
Sumpfichtes Land zu truknen. I. 71
Stuben anzulegen im Bauen. II. 105

T.

Tabaksfeur im Rauchen. I. 23
Tabaksſchnupffen, ein gefährliches Mittel, den Menſchen einzuſchläfern und gleichſam zu töden. I. 5
Taglohn arbeiten. I. 203
Tadlerin, ein Gedicht. II. 29
Tanzapfen. II. 193
Tarantul, oder die raſende Spinne, und deren Abbildung in Kupfer. II. 226
Tagevögel. II. 303
Teutſchen, ihre alte Staatsverfaſſung. I. 29. Warum deren Cörper in Anſehung der Alten wegen ihrer Lebensart ſehr ſchwächlich ſeynd? II. 20
Teiche, wie ſolche anzulegen? II. 103
Temperament, welches das beſte? Unterſuchung. II. 200. Temperement aus dem Pulsſchlag zu erkennen. II. 227
Thiere, warum ſie von Natur ſchwimmen können? I. 38
Thonichtes Erdreich zu verbeſſern. I. 74

Thee und Caffee, was davon zu halten? II. 212
Thurnbau zu Babel. II. 281
Thonichtes Erdreich zu verbeſſern. I. 74
Thrax, ſiehe Atheiſten.
Timii Tractat von Ausdünſten. II. 237
Titelſucht. I. 244
Tod, der Gräfin Zangarini, ſo wunderbar als merkwürdig. I. 47
Todesbetrachtung, in der Muſic der Königin Eliſabeth von Engelland. I. 85
Todesbetrachtung, philoſophiſch. I. 156
Torferde zum Brennen, deren Entdekung, Nuzen und Beſchreibung. Merkwürdige Aufſuchung hievon im Wietembergiſchen. I. 168
Tod der Fliege, ein Gedicht. I. 269
Toden begraben; ſiehe Begrabung.
Tollen Hundsbis, Mittel. II. 115
Todesbetrachtungen, in Anſehung der Rauben, und deren erſtaunungswürdigen Verwandlung. II. 301
Tod, mediciniſcher Beweis, daß derſelbe ſo bitter und ſchmerzhaft nicht ſeye, als man ſich gemeiniglich einbildet. II. 334
Trauer- und Luſtſpiele, Satyre. I. 71
Trinken, *vid.* durſtige Brüder.
Trunkenheit, deren Urſache und Grad, und wie es damit zugehe? beſondere ganz neue Entdekungen hievon. I. 185
Trokene Sommer, deſſen Urſachen. II. 105
Tranſpiration, ſiehe Ausdünſtung.
Trude, ſiehe Hexe.
Träume, und deren Bedeutung in Anſehung des Temperaments, der Geſundheit und Krankheiten. II. 290
Traurigkeit, beſondere Anmerkungen. II. 332
Turnips oder weiſe Rüben nüzlich zu pflanzen. I. 143

U.

UEberſchrifften, oder Franzöſiſche Briefaddreſſen, und deren ungeräumte Mode. II. 22
Uberſchwimmungen, was ſie nach ſich ziehen? II. 112
Uhren, deren Erfindung. II. 104
Unfruchtbaren Feldern durchs Brennen zu Hülfe zu kommen. I. 75
Unſinnigen Leuten; ſiehe Raſerei.
Unterſcheidungszeichen im Deutſchen, deren richtigen Gebrauch. II. 36
Unterakern des Miſts. II. 94
Unempfindliche Ausdünſtung; ſiehe Ausdünſtung.
Urſprung der Kälte aus dem Plutarch. I. 90

V.

VAmpieren. I. 311
Vatter, der ſterbende, ein Gedicht. I. 263
Vätterlicher Unterricht an ſeinen Sohn. I. 140
Verfälſchung des Weins. I. 20
Verbrennung, innerlich bei Menſchen, nüzliche Anmerkungen. I. 54
Verbeſſerung des Feldbaues betreffend. I. 71
Vergleichung des Irrthums mit dem Laſter. I. 256
Verfall der Religion, ſiehe Religion.
Vergnügen, aus Mercure & Minerve. II. 81
Verpfachtung der Schäfereien. II. 96
Veränderung, ſiehe Oberflache.
Verkältung im Schlafe, iſt ſchädlich. II. 239
Viehes Fütterung. II. 93
Vortheile in allerhand Land- Hauswirthſchaftlichen Geſchäften. II. 88

W.

WAld und Waldanbau. II. 100
Waldungen, und deren Schwierigkeiten bei Hauswirthſchaftlicher Nuzung. I. 193. Deren anzulegen. II. 188
Waſſer ableiten, iſt ſchädlich. II. 106
Und wie Waſſer zu feſtes Land werden kan, ibid. pag. 108
Waſſerſucht, deren Art zu curiren. I. 11

Waſſersbewegung, Hiſtoriſch. I. 213 Und ob das Waſſer oder das Feuer nüzlicher ſeye? I. 286
Wäſſern der Wieſen. II. 100
Wein, deſſen Eigenſchaften, Zubereitung, Unterſchied und Güte, und Entdekung deren vielerlei Verfälſchungen, und Betrugs der Weinhändler und Wirthe. I. 20
Weingeiſt, Wein und durch anderes ſtarkes Getränke kan ein Menſch gleich wie durch einen Bliz, entzündet werden. Verſchiedene Beweis hievon. I. 50
Weiden auf eine beſondere Art zu pflanzen. I. 76. Item auf Wieſen zu pflanzen. II. 94
Weiſe Kunſt, Magie, und allerhand Nachrichten von dem ſogenannten Zauberer Peladine. I. 290
Weideroſen, und den dabei entſtehenden Aberglauben. II. 78
Welt, ob ſolche jezo ſchlimmer als zu den vorigen Zeiten ſeye? II. 122
Weſpen, wie ſie ſich vermehren.? II. 305
Witterung auf den Planeten. II. 25
Winters Nuzen, erleuterte Merkwürdigkeit. II. 45
Wirthſchafftliche Vortheile. II. 88
Wieswachs. II. 94. Deren Renigung. II. 95
Wieſen, von Verbeſſerung derſelben, wann ſie zu viel nas ſind. II. 96
Windmachen und Aufſchneiderei. II. 185
Wittwer, der betrübte. I. 207
Wilde Bäume zu pflanzen, und dadurch Waldungen anzulegen. II. 188
Wolluſt eines Reichen. II. 69
Würkung der Muſic. I. 84

Z.

Zauberei, oder vielmehr Magie, und von dem Thomas Paladine. I. 290
Zankewiz, eine Abſchilderung von denen, welchen nichts recht iſt. I. 343
Zähne, eine philoſophiſche Abhandlung. II. 29
Zeitliche Glükſeligkeit der Menſchen betreffend. I. 57
Zinn, deſſen Verfälſchung; und wie ſolches zu erkennen. II. 199
Zorn, beſondere Anmerkungen. II. 332
Zwiebel, wie ungeſund ſolche ſind? II. 112
Zufällige Gedanken vom Baurenſtande. I. 240

Der
aus dem Reiche
der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,

Dritter Band.

[illegible] Daniel [illegible] inv. et del.

E. Eichell sculps.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,
oder
auserleſene Sammlungen
von allerhand
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
Samt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen,
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

III. Theil.
(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schriften
1751.

46/69/80

Vorrede.

Vielleicht iſt es überflüſſig, dieſe zwei folgende Theile meiner auserleſenen Sammlungen mit einem neuen Compliment an den Leſer zu begleiten? Die Fortſezung derſelben rühret von dem Beifall her, welchen die zwei erſten Theile erhalten haben. Dis läſſet mich hoffen, der geneigte Leſer werde dieſen dritten und vierten Theil mit eben der Gewogenheit von mir annehmen, als Derſelbe vor etlichen Jahren den erſten und zweiten Theil aufzunehmen beliebet hat.

Ich habe bei deren Ausarbeitung eben diejenige Geſeze beobachtet, die ich mir bei denen erſtern fürgeſchrieben hatte. Nur daß die Natur- und Sittenlehre mit der Arzeneigelahrſamkeit öfters hergenommen worden, als in den vorigen; Dann es kommen nicht allein weitſchichtige phiſicaliſche und mediciniſche

Abhandlungen von mancherlei Krankheiten, ſondern auch insbeſondere viele Arzneimittel darinnen vor, die wohl ausgeführet, und einem Liebhaber der Geſundheit nicht wenig Vorſicht, Ermunterung und Nuzen ſchaffen können.

Was hingegen die Sittenlehre anbelangt; ſo erſcheint ſolche an theils Orten zimlich graus, daß ſie auch kein Mahler ſo fein abſchildern würde. Vieles iſt von des Herrn von Loens Mahlereien copiret worden. Die andern Gemählde habe nach denen durch die Erfahrung nur gar zu beſtättigten Regeln eingerichtet: Das Lehrreiche unter dem angenehmen Schein von Erzählungen und Beluſtigungen vorgeſtellt, und lieber durch zehen ſchmeichelhafte Züge einen gewinnen, als durch einen ſchwarzen Strich zehn abſchröken wollen.

Jener Mahler hatte die Hölle zu ſchildern; und bei dieſer Gelegenheit mahlte er alle ſeine Feinde hinein. Dieſes habe ich gar nicht gethan: weil es ſelten einen rühret, und gar leicht hundert erbittert und verhärtet.

Die übrige Abhandlungen aus andern Theilen der Gelehrſamkeit ſind endlich ſo beſchaffen, wie es in der Vorrede des erſten Theils dieſer auserleſenen Sammlungen von mir verſprochen worden.

Und das iſt alſo alles, was ich von dieſen gegenwärtigen fortgeſezten Theilen zu ſagen habe, ſo daß mir nichts mehr übrig bleibet, als der fernern Gewogenheit des günſtigen Leſers, unter ergebener Ausbittung einer gütigen Beurtheilung dieſer meiner Bemühungen, mich nochmalen beſtens zu empfehlen.

Augſpurg, den 3. Merz,
1751.

Der Verfaſſer.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem dritten Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Von dem Nuzen der Sauerbrunnen oder mineraliſchen Waſſern, wie ſolche mit Nuzen zu gebrauchen? In was vor Krankheiten vor welche anzurathen? Und weme ſie ſchädlich ſind? p. 1. bis 8.

Abhandlung, von der ſowohl nüzlichen, als ſchädlichen Umwechſelung der Hemde, im geſunden und kranken Zuſtande. p. 9.

Wo das Geld in der Welt bleibe? p. 14.

Von der ſo verderblichen Gewohnheit des Spielens. p. 22.

Die nakende Wahrheit, eine Poeſie, p. 24.

Die verlegene Waare, ein Gedicht. p. 24.

Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren, p. 25.

Vom Caffee-Getränke, p. 27.

Betrachtung über das Geſez des Romulus von der vätterlichen Gewalt, p. 28.

Beſonderer Nuzen der Lehre von der Fäulnis in Erklärung verſchiedener Dinge in der Haushaltung und Medicin, p. 29.

Die närriſche Ehre, p. 32.

Wehmüthige Vorſtellung des bedrängten Buchſtaben tz. pag. 35.

Vom Nuzen der Handlung und deren Glükſeligkeit, p. 36.

Oeconomiſche Vorſchläge, wie das Holz zu vermehren, und durch Anlegung neuer Stubenöfen zu menaſchiren ſeye? p. 39.

Anmerkung von dem Schimmel, p. 41.

Gedanken von dem Nuzen des Electriſirens, pag. 42.

Beſonderes Mittel wider die Motten oder Schaben in Kleidern, und wider die Kornwürmer, p. 43.

Anmerkung von dem Hin- und Herſtreichen verſchiedener geflügelter Inſecten p. 43.

Von dem friſchen und luſtigen Verhalten der Geſunden und Kranken p. 47.

Character eines Franzoſens. p. 49.

Von der Geſelligkeit im Winter. p. 52.

Vom Pfropffen der Weinſtöke p. 54.

Neue Entdekung von den wahren Urſachen der Ebbe und Fluth. p. 54.

Von der innwendigen Beſchaffenheit des Menſchen. p. 55.

Welches der ſtärkſte Affect bei dem Menſchen ſeye. p. 56.

Anmerkung von dem Blize, aus des Hrn. Maſſei phiſicaliſchen Briefen. p. 58.

Mittel vor den Stein .p. 58.

Wie es zugehe, daß man, wenn man andere gähnen ſiehet, mit zu gähnen beweget wird? p. 59.

Von der Ausbreitung der Chriſtlichen Religion. pag. 60.

Von dem Urſprung der groſſen Blumenſträuſſe nach der Mode. p. 61.

Betrachtung über das Noſce te ipſum. p. 62.

Ob es beſſer ſeye, eine Jungfrau oder Wittwe zu ehelichen? p. 64.

Beſondere Handgriffe, von Verpflegung der Spargeln. p. 67.

Anatomiſche Betrachtungen, über Beſchwehrungen, Krankheiten und dergleichen, die man ſich durch gewiſe Kleidungen und Stellungen des Leibes zuziehet. p. 69.

Anatomiſche Betrachtungen, vom Halsbinden. pag. 71.

Von den Schuhen, derer Unterſchied, Nuzen und Schaden. p. 72.

Von der beſondern ſchmerzſtillenden Kraft der peruvianiſchen Fieberrinde oder Kinkina. p. 73.

Von den alten Jungfern. p. 74.

Erörterung der Frage: Ob das Zurukhalten des Nieſens der Geſundheit zuträglich, und in gewiſen Fällen ſicher zu unternehmen ſey? p. 76.

Von dem Nuzen des friſchen Waſſers p. 77.

Von der guten Würkung der Schalen von den Haſelnüſſen, in Bewahrung vor dem Nierenſteine. p. 85.

Von dem nüzlichen Gebrauch, und ſchädlichen Misbrauche des gemeinen Salzes zur Geſundheit. p. 86.

Ein leichtes Mittel, die Feſtigkeit, Stärke und Dauerhaftigkeit des Holzes zu vermehren, durch den Herrn du Buffon. Aus den Franzöſiſchen Memoires de l' Academie royale des ſciences. p. 91.

Nachricht von einer ſichern Verwahrung der Kraut- und andern Pflanzen gegen das Abfreſſen des Wildes, der Raupen, Schneken und Erdflöhe. p. 92.

Schreiben eines Utopianers von den Sitten und Mängeln der Europäer. p. 92.

Vorſchläge, wie die ſchädlichen Sperlinge auf die leichteſte Art gefangen und ausgerottet werden mögen. p. 96.

Paul Dudleys, Eſqu. Mitglieds der Königl. Geſellſchaft, Bericht von der Klapperſchlange. p. 99.

Gedanken von der Zauberkraft, welche der Klapperſchlange zugeſchrieben wird. p. 101.

Von den Religionsſpöttern und Freigeiſtern, pag. 103.

Was man mit dem Geld machen ſoll? p. 106.

Aſtronomiſche Betrachtungen über die Cometen. p. 116.
Von den Hochzeitgebräuchen der Juden, der alten Griechen und der Türken. p. 141.
Woher eine ſo ungewohnte Witterung, gleichwie in dieſem des 1750. Jahrs kommen möge? pag. 152.
Die reiche Ernde dieſes Jahrs 1750. pag. 155.
Lezte Gedanken eines Greiſes vor ſeinem Abſchiede aus der Welt. p. 138.
Woher es komme, daß die Laſter ſo ſchwer abzulegen ſeynd? p. 156.
Betrachtung über die flieſſenden trüben Waſſer. pag. 160.
Ein merkwürdiges Exempel vom Anſteken der Poſen. Von D. Jurin, Mitglied der Königl. Engliſchen Geſellſchaft, mitgetheilt. pag. 161.
Betrachtung über das Regenwaſſer, und den Urſprung der Brunnen, nebſt einigen beſondern Anmerkungen von Anlegung der Ciſternen. p. 163.
Welches unter ſo vielen, die bewährteſten Künſte, Saamen fruchtbarer zu machen? p. 170.
Ob das Erlenlaub zu Vertreibung des Ungeziefers diene? p. 172.
Von der Gerechtigkeit des Kriegs. p. 173.
Ein verſuchtes Mittel, wie man dem Erfrieren der Bäume im Winter vorbeugen könne. p. 189.
Die Religion. p. 189.
Von Leuten, die ſich immer gerne was wünſchen. pag. 192.
Der baroniſirte Bürger. Eine Poeſie. p. 196.
Wie der beſte Mörtel zu Madras in Oſtindien gemacht wird? p. 197.
Abhandlung von der rechten Einrichtung des Getränks, ſowohl überhaupt, als inſonderheit in den Curen menſchlicher Krankheiten. p. 200.
Bericht, wie die Küchlein in der Stadt Cairo in Egypten durch Oefen ausgebrütet werden. pag. 230.
Woher das Wort, Maut, komme? p. 230.
Neuer Verſuch von der Electricität. p. 231.
Mittel wider die Schwindſucht. p. 231.
Eine groſſe Wohlthat des Schöpfers, daß der Menſch die Stunde ſeines Todes nicht weis. pag. 233.
Der ehrliche Mann, entworfen von Chriſtian Ernſt Simonetti. p. 235.
Abhandlung von der Würkung der Luft, auf und in die menſchlichen Körper. p. 237.
Von einer glüklich verrichteten chirurgiſchẽ Trepanation u. Perforation. p. 269. mit einem K.
Vorſchlag, wie der gemeine Kühnrus könnte zugerichtet werden, daß er zum Tuſchen tauge. pag. 270.
Fabel von dem Storchenneſte. p. 272.
Von der Gefälligkeit, und dem Charakter einiger Gefälligen. p. 273.
Von den Laſtern, und Rechtfertigung einer zur Beſſerung der Sitten dienlichen ſatyriſchen Schreibart, wie ſie ſich mit den Begriffen einer geſunden Morale zuſammen ſchiket? p. 277.
Von den Folgen einer ſchlimmen Kinderzucht. pag. 279.
Von den Regeln einer guten Kinderzucht p. 280.
Die verſchwenderiſche Väter. p. 286.
Das Glük der Gottloſen, nach Anleitung des 73. Pſalmens. p. 289.
Von der Haberlur. p. 290.
Zufällige Gedanken von dem Zugang junger Leute zur Geſellſchaft der Damen. p. 294.
Die Betrachtung von Armuth und Reichthum. pag. 295.
Das Pferd und der goldene Eſel. p. 296.
Entwurf, einer neuen nuzbaren Plantage. pag. 297. ſamt den Kupfern.
Explication der weiteren Fortſezung der entworfenen Plantage, mit Erklärung des Kupfers Nro. 1. und 2. p. 305.
Das Studieren. p. 307.

Von dem Nuzen der Sauerbrunnen oder mineraliſchen Waſſern, wie ſolche mit Nuzen zu gebrauchen? In was vor Krankheiten vor welche anzurathen? Und wem ſie ſchädlich ſind?

Es ſind die Geſundbrunnen und mineraliſche Waſſer ein Merkmal der Fürſehung Gottes, indem ſie alle Arzenei übertreffen, ja ſie thun alles, was man von einer Univerſal-Medicin hoffen kan. Denn ſie führen nicht nur das unreine aus dem Leibe ab, ſondern haben auch eine fürtrefliche Kraft eine Aendrung darinn zu machen; ſie beſizen nächſt dem eine anhaltende und ſtärkende Kraft, und was das fürnehmſte, ſie thun ihre Würkung ſicher und ohne den geringſten Schaden.

Das flüchtige und ſpirituöſe Weſen bei dieſem Brunnen iſt allein Urſache, warum ſelbe, wenn man ſie gleich in einer ungemeinen Menge früh Morgens, ſo kalt wie ſie aus der Quelle kommen, in den Leib trinket, doch ſelbigen nicht leicht erkälten, ſondern vielmehr erhizen, den Puls und Umtrieb des Geblüts ſtärker und geſchwinder machen, und den Leib eröfnen, daß die Feuchtigkeit durch Schweis, Urin und Stuhlgang wiederum abgehet. Das elaſtiſche Weſen dieſes Spiritus macht, daß ſich alle, auch die zärteſten Gänge des Leibes öfnen, und ſolchergeſtalt dependiret davon alles, was man irgend von heilſamen und zur Geſundheit dienlichen Kräften in dieſen Waſſern antrift. Wannenhero ſie nicht nur ſtarken und lebhaften Perſonen, ſondern auch ſehr ſchwachen bald nach überſtandenen Krankheiten, Weibern die erſt aus dem Kindbett kommen, wie auch ſchwangern, und alten Leuten ohn einzige Gefahr verordnet und gereicht werden können. Ferner haben ſie dieſes beſonders, daß ſie ſich für einem jeglichen Alter, für alle Temperamente, und ſowohl für Manns- als Weibsperſonen, ſchiken, auch zu jeder Jahreszeit ſelbſt den Winter nicht ausgenommen, ſicher und nüzlich zu gebrauchen ſind. Ja was am meiſten zu bewundern, ſo hemmen die fürnehmſten darunter die Ausführungen, wenn darinn zu viel geſchicht, und befördern ſie hinwiederum, wenn ſie nicht wohl von ſtatten gehen, wie man dieſes an dem Brechen ſo ſie machen, wenn der Magen mit gallichten Unrath erfüllet, und welches ſie auch ſtillen, wenn es übermäſig, wie z. E. bei den Milzſüchtigen, ingleichen an der monatlichen Zeit und güldnen Ader, ſo ſie beſſer als alle Arznei in Gang bringen, wenn ſie verſtopft ſind, aber auch den allzuſtarken Flus unvergleichlich hemmen, klärlich ſiehet. Uberdem flieſſen ſie auch ſchon ſo ſehr lange Zeit ohne Aufhören, und troknen niemals auch beim heiſſeſten Wetter aus; ſie führen allezeit unter einem gewiſen Maaſe einerlei Ingredientien bei ſich ſowohl der Menge als Eigenſchaft nach, und nehmen endlich weder von Mineralien und Metallen, wo was widriges und giftiges darinn verborgen, etwas an, ob gleich die unterirrdiſchen Gänge häufig damit angefüllet ſind, ſondern waſchen nur die ab, und führen die mit ſich weg, welche ſowohl den feſten als flüſſigen Theilen des Leibes heilſam und nüzlich ſind.

Die Sauerbrunnen und warme Bäder ſind meiſtentheils beiſammen, welches nicht nur die genaue Ubereinſtimmung und Gelegenheit ſolcher Brunnen, ſondern auch ſo viel lehret, daß dasjenige, ſo die Wärme verurſachet, von dem, was die übrige Eigenſchaft dieſer mineraliſchen Waſſer hervor bringt, nicht unterſchieden ſey. Die Hize nun, ſo ſich in ſelbigen befindet, kommt von einem unterirrdiſchen Feuer her, ſo ſich in der Gegend, wo dieſe Brunnen aufquellen, beſtändig erhält. Um das unterirrdiſche Feuer, wie es ſich erzeuge, zu beweiſen, bedienet man ſich folgendes Experiments; man pulveriſiret 1. Pf. Schwefel ganz zart, und vermiſcht es mit gleicher Quantität zarter Eiſenfeile, welches man nachmals mit Waſſer nur ſo viel anfeuchtet, daß es wie ein diker Brei wird. Wenn die Maſſa etwa 12. Stunden geſtanden, fängt ſie ſich an zu heben, wirft häufige Blaſen in die Höhe, verhizet ſich ſo gewaltig, daß davon das Glas in Stüken gehet. Die Farbe, ſo vorher gelb war, verändert ſich jezt und wird ganz ſchwarz, und die Materie wird von der Hize ganz hart. Nimmt man ſie aus dem Glaſe und zerſchläget ſie in viel kleine Stüke, und leget dieſe Stüklein wiederum auf ein Häuflein zuſamen in die freie Luft, ſo entſtehet bald darauf noch viel eine gröſſere Hize, und eine rechte helle Flamme, nebſt ſtarken Geruch und Schwefel. Ingleichen zeiget ſich dieſes unterirrdiſche Feuer, wenn man Schwefel und Marcaſiten, daraus Vitriol bereitet wird, an feuchter regenhafter Luft liegen läſt, ſo erhizen ſie ſich in kurzer Zeit überaus ſehr. Wenn auch ſchon der Schwefel aus ſolchen Marcaſiten ſublimiret iſt, und man das zurükgebliebene ſchwarze Weſen an freie feuchte Luft Haufenweiſe ſchüttet, ſo erhizet ſichs ſo gar ſehr, daß man es nicht mehr in der Hand leiden kan. Dergleichen man alle Tage aus dem Dorfe Altſattel 1. Meile von Carlsbad, wo Schwefel, Alaun, und Vitriol bereitet wird, wie auch zu Kommoda in Böhmen und zu Düben in Meiſſen ſehen kan. Denn an den leztern Orten gräbet man aus der Erde eine ſchwarze verbrennliche Erde, wie die Steinkohlen, in welchen ein ſchweflichtes ſaures Salz ſteket. Wenn dieſe Erde im Hauffen lieget, und von Regen durchnezet wird, erhizet ſie ſich nicht nur gar ſehr, ſondern läſt auch recht helle Flammen aufgehen. Man kan auch aus calcinirten Alaun, mit Hülfe eines verbrennlichen Zuſazes eine Materie zubereiten, die an freier Luft in kurzer Zeit von ſelbſt Feuer fängt. Hieraus ſiehet man nun deutlich, wie ſich in der Erde das Feuer entzünden und alſo die Waſſer erhizen, auch an etlichen Orten, ſonderlich in Italien Erdbeben und Brand verurſachen könne. In dieſen unterirrdiſchen Feuer nun beſtehet aller Unterſchied der warmen und kalten Geſundbrunnen. Allein daraus iſt nicht nur die Wärme, ſondern auch das ſpirituöſe flüchtige Weſen nebſt den alkaliſchen und vitrioliſchen Salze herzuleiten. Es würde hier zu weitläuftig fallen, wann wir phyſicaliter davon ausführlich handeln wollten. Es wird genug ſeyn, wann wir dem Leſer auf den 4ten Theil weiſen, wo p. 99. eine phyſicaliſche Nachricht von den Geſundbrunnen gegeben worden. Wir gehen dahero weiters:

Es würken alſo die mineraliſchen Waſſer ſowohl durch das darinn enthaltene feuchte und flüchtige, indem ſelbiges die

Schärfe aller übrigen Säfte, mit denen es ſich vereinigt, bricht, und was zu dike und zähe wieder in den Gang bringet, welches um ſo mehr bei dieſen Waſſern nuzet, je weicher und leichter ſie an und vor ſich ſelbſt ſind. Inſonderheit thut die Spirituoſität des Waſſers gute Dienſte, denn es erreget unſer Geblüt, wenn es in ſelbes gegangen, bringet es in ſtärkere Bewegung, und dringet in die kleinſten Aederlein, es wird alſo der ſo nöthige Umlauf des Geblüts befördert. Welches man bei Brunnen-trinken balde merkt, denn der Puls fängt an ſtärker und geſchwinder zugehen, der Leib empfindet eine Wärme und der Schweis ſtellet ſich ein, ja alle zur Reinigung des Leibes gehörige Theile thun das ihrige, wobei jedoch Appetit und Kräfte nicht geſchwächt, ſondern vielmehr gemehret wird. Die Alkaliſchen Salze dämpfen die Säure in dem Magen und oberſten Gedärmen, und machen das dik gewordene Blut wieder flüchtig: es hilft, daß aller Schleim in den Gedärmen, ſo ſich über derſelben inwendigen Haut angeſezt, durch welchen aller Nahrungsſaft gleichſam geſeiget werden mus, abgeweichet und ausgeführet werde, bei welcher Gelegenheit denn ſonderlich die Würmer mit abgeführet werden.

Inſonderheit nuzen mineraliſche Waſſer in langwierigen Krankheiten, weil ſie die verſchleimten Wege wieder eröfnen, die Theile flüſſig erhalten; Dasjenige was Beſchwerlichkeit verurſachet, wenn es noch Zeit, wieder verbeſſern, jeden Theil die gehörige Kraft wieder zuwege bringen, und endlich das ſchädliche aus dem Leibe ſchaffen. Es helfen alſo die Brunnen fürnemlich dem Magen, wenn man Ekel, Spannen, Drüken, Durſt und verlohrnen Appetit in anhaltenden Kopfſchmerzen, ſo aus dem Magen kommen, hat. Sie curiren die Beſchwerung der Gedärme, die Hartleibigkeit, das malum kypochondriacum, wobei Spannen und Reiſſen im Unterleibe, treiben die Blähungen fort. Von den warmen Bädern ſpührt man ſonderlich, daß ſie den Zufällen des Afterdarms ſehr wohl abhelfen. Die Brunnen helfen ferner in Verſtopfung, wenn kalte Fieber durch den unzeitigen Gebrauch der chinachinæ geſtopft worden, ehe die Urſache des Fiebers gehoben, weil daraus die Waſſerſucht oder doch die Hypochondrie entſtehet, ein Spannen und Drüken im Unterleibe, welches von den gehemten Umgange des Geblüts entſtehet; ſie präſerviren für den Stein, befördern deren Durchgänge, und verhüten den Zuwachs der Steine, dienen in Brennen und Beiſſen des Urins; corrigiren die Galle, und Gallenblaſe, wenn ſelbige mit Steinen beläſtiget, dienen in Gebrechen der Lunge und Schwindſucht, wenn lezte noch nicht zu ſehr eingewurzelt, und iſt darinn inſonderheit der Selterbrunnen mit Ziegenmilch vermiſcht wohl zu gebrauchen, ſie nuzen fernerweitig zur Reinigung des Geblütes, im Scharbok, Kräze und andern Ausfahrungen, Unreinigkeit und Schwülſten der Haut, in Heilung aller offenen Schäden, ohne daß diejenige Ungelegenheit dabei erfolgt, ſo man ſonſt, wenn dergleichen mit Pflaſtern und Salben zugeheilet ſind, wahrnimmt, in Lähmungen der Glieder, auch wenn Leute den Urin nicht wohl halten können; in Unfruchtbarkeit, woferne ſelbige aus Schwächung derer fibrarum herrühret; Hergegen dienen die mineraliſche Waſſer nicht, zuförderſt wo die Viſcera zu ſehr und zu lange verhärtet, oder im Leibe etwas zerreiſſen, und extravaſationes daher vorgegangen; Demnach helfen ſie nicht, wo etwan der Magen, die Gedärme, Leber, Lunge, Nerven, Pancreas Miſcenterium oder ein anderer Theil ſchon mit Geſchwüren und Exulceratoribus behaftet, oder die in ſelben entſtandene Verſtopfung gar zu lange ſchon gedauret und überhand genommen; wie auch Leuten, die zu Schlag, fallender Sucht, oder lang anhaltenden Kopfſchmerzen, an der einen Seite des Hauptes geneigt ſind, wo das Gedächtnis, Gebrauch der äuſerlichen Sinne und der

Verſtand plözlich verlohren worden: bei Leuten die mit den aſthmate convulſivo beladen, wobei ſich gemeiniglich im Herzen ein Polypus und in der Bruſt viel Waſſers antreffen läſt; bei Waſſerſüchtigen, da es ſo weit kommen, daß die vaſa lymphatica ſchon zerriſſen; bei der Schwindſucht, wo die Lunge ſchon zu ſehr exulceriret, in hectica oder Franzoſen, oder unreinen Saamenflus, ſtarken gonorrhœa, und ſtarken Blutflüſſen beiderlei Geſchlechts, ſo jezo in Gange oder ſo lange eingewurzelt, daß ſie von der geringſten Unordnung wieder zu Ausbruch kommen: bei der Gicht und deren Arten: als Podagra, Chiragra, Iſchiatica und dergleichen, wenn der Paroxyſmus noch wahret, oder die Perſonen gar zu alt, und Alters halber ſchwächer werden und unordentlich leben.

Um ſich nun zum rechten Gebrauch der Brunnen zu zubereiten, ſo iſt zuförderſt auf einer jeden Perſon, ſo ſelben trinken will, Beſchaffenheit ſowohl in der Zubereitung als bei dem Trinken ſelber zu ſehen. Sodann mus man für allen Dingen den Magen und Gedärme von ihrem Unrath befreien, damit nicht dieſelbe von zähen Schleim angefüllet ſind, wozu ein bequemes Laxir-Mittel, ja aber keine ſcharfe Purganz zu nehmen: und ſind dazu dienlich Salia digeſtiva und abſterſiva, oder wo dergleichen bedenklich, Manna, Rhabarbera, Senesblätter und balſamiſche Pillen, wobei wenig Aloe iſt, und können ſolche einigemal nacheinander mit guten Succeſs gebraucht werden. Und ſind inſonderheit heftige Purgier-Mittel hypochondriacis und hyſtericis ſchädlich. Wo es auch nöthig, ein gelindes Brechmittel zu nehmen, ſo kan man tartarum emeticum, davon man nur die halbe Doſis brauchet, wenn man Manna darzu nimt, und die pulveriſirte Ipecacuanha nehmen. Sodann mus man die Vollblütigkeit heben, ſo durch Aderlaſſen geſchiehet, ſo nach Befinden auch wohl wiederholet wird; nun iſt es aber einerlei, ob man zuerſt aderlaſſe oder purgiere; wo aber die Vollblütigkeit gar zu gros, iſt beſſer einige Tage vor dem Laxiren zur Ader laſſen. Nur iſt zu merken, daß man nicht beides zugleich vornehme, weil nach dem Aderlas, Magen und Gedärme einigermaſſen geſchwächt werden: darum man denn auch nicht zugleich den Tag darauf, wenn man zur Ader gelaſſen, mit dem Trinken anfange, ſondern wenigſtens 2-3. Tage warte. Auch mus man die Tranſpiration zu befördern ſuchen, dahero ſolche Zimmer nehmen, da man zur Noth einheizen und ſich darinn gegen alle ſchädliche Zufälle der Luft verwahren kan: es ſcheinet auch als wenn um deswillen die nach dem Sommer ſich neigende Frühlingszeit zu den Brunnen-Kuren am bequemſten; denn was die Waſſer betrift, bleiben ſie zu allen Zeiten kräftig, und kan man ſie, wenn man ſie gnugſam vor Kälte und andern Veränderung der Witterung verwahret, und an nöthiger Bewegung kein Mangel da iſt, auch auſſer der Zeit getrunken werden. Ferner mus man dabei ein freies Gemüth haben, und in Eſſen und Trinken mächtig ſeyn.

Den Gebrauch der Sauerbrunnen betreffend, ſo ſind, obwohl ſelbige mit den warmen Waſſern in ziemlicher Gleichheit ſtehen, doch bei ſelbigen ein und andre Umſtände genauer in Erwegung zu ziehen. Der erſte Unterſcheid iſt demnach die Kälte: nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß die warmen Waſſer, weil die Wärme jedermann zuträglich, und geſund, daher ſie billig den kalten Sauerbrunnen vorzuziehen, und dienen auch den hizigen Leuten weit nüzlicher, als die kalten, ob man gleich das Gegentheil glaubet. Um aber dem Schaden, ſo bei dem Gebrauch der Sauerbrunnen durch die Kälte entſtehen kan, vorzubeugen, ſo mus man deren Waſſer, wenn man nemlich die Flaſche in einen Keſſel mit ſiedend heis Waſſer ſezet, wo man aber die Flaſche, damit ſie nicht zerſpringe, ein gar wenig lüftet, und nur etwa eine Steknadel durch den Kork oder Blaſe ſteket, weil, wenn der Verband ganz beiſeite gethan wird, das Waſſer unkräftig, ja gar ſchädlich würde, verſchlagen trinken.

ken. Indeſſen ſind doch bei rechten Gebrauch auch die Waſſer kalt, von der Quelle weggetrunken nicht zu verachten. Denn die, ſo ſanguiniſch und choleriſch, ein hizig, gallichts und aufwallend Geblüt, groſſe Adern, geſunden Magen und Eingeweide haben, eine volle Tafel und inſonderheit des Weins gewohnt ſind, auch dabei viele Exceſſe gemacht, und ihren Appetit unordentlich gewöhnt haben, können dieſe kalte Waſſer gar wohl vertragen: wie ſie ingleichen den Hypochondriacis ſehr wohl bekommen. Hiernächſt haben auch die Sauerbrunnen vor den warmen Waſſern voraus, daß ſie eine weit anſehnlichere Menge von mineral. Spiritu bei ſich führen, daher ſie auch, wenn ſie ſich in Leibe ausgebreitet, bei empfindlichen Leuten den Kopf etwas einnehmen, daß ſie ganz ſchläfrig und faſt ſchwindlich davon werden; Hergegen thun ſie dem ohngeachtet im Unterleibe gute Würkung, ſtärken den ſchwachen Magen und Gedärme auch übrige Viſcera, ſo an einer atonia laboriren, erweken den Appetit, ſtillen den Durchlauf, und bringen allen Theilen ihren rechten tonum wieder zuwege. Noch beſſer iſts den Abend vorher, ehe man zu trinkẽ anfängt, balſamiſche Pillen zu nehmen. Die Kur wird ſodañ mit einer kleinen Quantität etwa v. 8. Gläſern angefangen, und damit nach und nach bis auf den 3ten Tag, bis auf 16-18. geſtiegen. Beim Trinken mus man nicht groſſe Gläſer auf einmal hinein ſchütten, auch weder zu langſam noch zu geſchwinde trinken. Wenn man alſo 8-9. Tage getrunken, iſt nicht undienlich 2-3 Tage dazwiſchen zu baden; Wie man aber baden ſolle? und in welchen Fällen es erſprieslich iſt? kan in dem 4ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen p. 331. nachgeſchlagen werden, (unter der Rubrik: Grundmäſſige Unterſuchung von dem vortreflichen Nuzen der gemeinen Waſſerbäder in innerlichen Krankheiten.

Wie lange man trinken ſoll: iſt nach dem Unterſcheid der Patienten einzurichten: weil aber oft nicht ein Medicus zur Stelle, ſo mus man aus dem, wie man ſich bishero auf das Trinken befunden, abnehmen, wie viel die Natur vertragen kan: Inſonderheit hat man darauf zu ſehen, wie ſchwach oder ſtark die Waſſer abgeführet haben, und ſelbſt wieder fortgegangen, auch wie die Nachtruhe beſchaffen. Iſt dieſe unruhig, mit ungewöhnlichen Phantaſien, ſchweren Träumen und Schlafloſigkeit, ſo iſt der Fortgang der Waſſer nicht wie es ſeyn ſollte, geweſen, und dahero mit dienlichen Arzneien nachzuhelfen, oder wo dieſe nicht bald anſchlagen, die ganze Kur gar einzuſtellen. Die ſo am ſtärkſten und die Brunnen gut vertragen, können 21. Tage trinken, doch ſo, daß ſie die Kur in 3. Theile theilen, und wenn ſie 7. Tage getrunken; etwa 2-3. Tage ausruhen und baden, und hernach gleich alſo wieder fortfahren.

Ferner iſt gut, dem Magen zu helfen, bei der Mahlzeit, ein guter Ungariſcher, Stein- oder alter Rheinwein dienlich vor Schlafengehend; oder nach der Digeſtion des Abends eine balſamiſche Pomeranzen-Eſſenz, aus friſchen bittern Schaalen gemacht und mit der tinctura tartari extrahiret, zu 60-80. Tropfen, ſo noch beſſer würket, wenn man darunter eine wohl ſaturirte Eſſenz von Cardobenedicten oder Tauſendgüldenkraut, auch wohl etwas von der eſſentia cacharillæ miſchet, zu gebrauchen. Weil die bittern balſamiſchen Medicamenten bei allen Waſſerkuren die beſten. Es mus überhaupt hierbei auch noch der Gebrauch der Aloe vermieden werden. Wo man Ubelkeit oder Magenbeſchwerung bekommt, iſt gut ein halben bis 1. Gran tartari emetici mit 2. Meſſerſpizen ſalis Ebſanienſis in ein Glas Waſſer miſchen, dabei den Leib warm auch wohl im Bette zu halten. An das Brechen hat man ſich nicht zu kehren, ſondern den Brunnen fortzutrinken, bis man das Waſſer bei ſich behält: ſolte aber die Ubelkeit zu lange dauren, ſo braucht man nur ein paar Löffel Zimmetwaſſer mit Quittenſaft abgezogen, oder ein Löffel voll vom balſamo embryonum zu nehmen. Bei verlohrnen Appetit mus man die Doſin der

Waſſer vermindern, oder die Sauerbrunnen verſchlagen gebrauchen. Bei Hæmorrhoidibus, zumal wenn ſie cæcæ, iſt dienlich Blutigel anzuſezen, und des Abends Hofmanniſche oder Becheriſche Pillen zu nehmen. Bei Erregung der Gicht und deren Arten, halte man ſich warm im Bette, trinke das warme Waſſer mäſig, den Sauerbrunnen verſchlagen; baden aber mus man gar nicht, findet ſich etwa eine febriſche Hize dabei, iſt beſſer einige Tage mit der Kur inne zu halten. Zur Linderung der Hize und des Schmerzens, auch die Austreibung zu befördern, iſt gut ein Bezoar, oder Præcipitir-Pulver mit etwas Zinnober vermiſcht, bisweilen genommen. Wenn ſich ein Frieſel zeiget, hält man mit Trinken an, badet aber gar nicht, welches zwar, wenn die Kur zu Ende gelauffen, wo ſich der Frieſel denn erſt geäuſert, auch nicht geſchadet hat. Des Abends bedienet man ſich bezoardiſcher Zinnoberpulver, denn auch wohl eine dünne Mandelmilch mit etwas weiſſen Mohnſaamen bereitet.

Damit auch noch zum Beſchlus wegen der Lebensordnung bei den Waſſerkuren was gedacht werde, ſo beſtehehet ſelbiges kürzlich in folgenden: Zuförderſt iſt es höchſtnothwendig, eine gute und accurate Diät zu halten. Daher oft Leute, die nicht um zu trinken, ſondern um ſich nur zu ergözen, dahin gereiſet, und aus Gefälligkeit den Brunnen mit getrunken, und ſich mehr den Wein als Waſſerkur bedienet, ſich viele und langwierige Zufälle zugezogen. Es wird demnach fernerweitig zu dieſer Lebensordnung erfordert, daß man ſtets ruhiges Gemüthes ſey: daß man alle Meditationes und Gemüthsarbeit meide: auch keine Liebesgrillen hege: die kalte und warme Luft meide: ſich derohalben, wenn ſolche Witterung einfällt, den Leib wohl verwahre, zu Haus inne halte, und in temperirter Wärme den Brunnen trinke; wie denn vornemlich die ſo baden vor dergleichen Wetter zu bewahren, daher es beſſer in der Stube in warmen zu baden, als in Bäder durch die freie Luft zu gehen; daß man nicht des Abends nach der Sonnen Untergang und zumal bis in die Mitternacht in kühler und freier Luft ſey; nicht in den Wind, zumal in Nord- und Weſtwind gehe: auch ſogar bei der Zurükreiſe ſolche Luft und Wind meide, und lieber etwas warte. Von Speiſen mus man alle harte unverdauliche Schwere und Blehung verurſachende, als rohe Obſt, ungekochte Kräuter, Kohle, Solate, alles harte, fette, alt und geräuchert Fleiſch, alle Meer und andre Fiſche, die einer compacten Subſtanz ſind, worunter auch die Krebſe gehören, alle Hülſenfrüchte, als Hirſen, Linſen, Erbſen, Bohnen, Reis, alles grobe und harte Brod, gekochte und harte Eier, Käſe, und ſonderlich viel Milch- und Mehlſpeiſen, alles ſtarke ſaure, als Eſſig, Solat ſo mit Eſſig gemacht, alle ſaure und ſonderlich junge Rhein- und Landweine, ganz neue Franzweine möglichſt meiden. Den Gebrauch derer Aquavitä und Brantenweine gänzlich unterlaſſen: ſich vor vielen Muſcaten, Zimmet und Nelken an den Speiſen in acht nehmen: hergegen ſich aller Speiſen, ſo den Leib offen halten, als Pflaumen, Prunellen, Roſinen und gekochte Borsdörfer Aepfel, ingleichen die nicht zu ſcharf, ſalzig, ſauer, hizig oder compact und harte, bedienen: hergegen aber nicht ſcrupulös in dieſen Dingen ſeyn, ſondern ſich nur vor der Ubermaas hüten; nicht zu häufig, noch begierig eſſen: das Abendeſſen gänzlich bei Seite ſezen, oder ſich doch an ein wenig Suppe, oder andre verdauliche Speiſe begnügen laſſen; wobei überhaupt zu merken, daß man die Lebensordnung weit mehr bei den kalten als warmen Waſſern beobachten müſſe. Das Getränke betreffend, ſo iſt beſſer wenig Bier, und lieber bloſſen alten Rheinwein oder guten Franzwein zu trinken. Wer viel Säure hat, als hypochondriaci und podagrici können einen reinen Ungariſchen, Languedoquer, oder andern geſunden Franzwein auch wohl Burgunder ſich zulegen.

Die Bewegung fernerweitig und den Schlaf angehend, ſo iſt die alzuſtarke Bewegung bei dem Trinken nicht gut, ſondern es mus dieſelbe mäſig, und auf der Ebene im Gehen geſchehen. Eine Stunde aber vor der Mahlzeit kan die Bewegung etwas ſtärker ſeyn. Am beſten kan dieſelbe des Abends gegen 5. oder 7. Uhr nach geſchehener Concoction bei kühler und reiner Luft angeſtellet werden. Allein bei den Baden thut man beſſer, wenn ſowohl vor- als nach demſelben der Leib ruhet. Des Nachts mus alle Unruhe vermieden werden, und man frühzeitig zu Bette gehen: der Mittagsſchlaf iſt hierbei wie überhaupt der Schlaf bei den Waſſerkuren gar nichts nüze, und macht das Mühlbad in Carlsbade nicht ſo ſchläfrig als der Brudel, und gehet deſſen Waſſer auch beſſer durch den Leib. Wer aber des Mittagsſchlaf von langer Zeit gewohnt, und es ohne Verlezung der Kräfte nicht laſſen kan, mus ſizend auf dem Stuhl ruhen, und ſich nicht niederlegen. Wenn denn endlich die Kur geendigt, mus man nicht nur auf der Reiſe, ſondern auch zu Hauſe noch 2-3. Wochen die Diät wie ſie angefangen, fortſezen: welches inſonderheit die, ſo kalte Waſſer getrunken, zu beobachten.

Weilen aber doch die Geſundbrunnen in Teutſchland ſowol warme Bäder als Säuerlinge in Anſehung der Ingredientien, als der Waſſer, und der Würkung unterſchieden; als findet der Leſer hier eine kurze Abhandlung davon in nachfolgendẽ:

Demnach die Sauerbrunnen betreffend, ſo iſt der Pyrmonter wegen ſeiner durchdringenden und fertigen Kraft oben anzuſezen. Es dienet demnach dieſes Waſſer mehr für ſtarke und fleiſchichte als zarte und ſchwache Körper, doch mögen auch ſchwache es ſicher entweder lauter und wenig auf einmal, oder mit den reinſten Brunnenwaſſer vorhero verſezt trinken. Auch wird es ſehr nüzlich mit der Helfte Milch vermiſcht, ſo ſehr gut gegen Gicht und Scharbok.

Der Egriſche Brunnen iſt zwar nicht ſo geiſtreich, aber gelinder, und würket dahero deſto ſicherer. Er iſt ſehr dienlich den klebrichten Unrath in den Magen bei Milz und Bleichſüchtigen weg zu nehmen, die Verſtopfung und angelaufne Blut Gefäſſe in die Eingeweiden zu öffnen und die diken und zähen Säfte aufzulöſen. Das daraus gekochte Bitterſalz öfnet 3-4. mal wenn man davon 1. Unze in 12. Unzen Waſſer zergehen läſt, den Leib mit groſſer Erleichtrung gleich den Sedlizer und Erbſer Salz.

Der Selter-Brunnen im Trieriſchen nicht weit von Limburg gelegen, iſt ſehr gelinder Art, daher ſchwachen und ausgezehrten Perſonen und denen, ſo einen Fehler an der Lunge haben, ſehr gut. Sein Waſſer ſchmekt nicht ſo ſcharf und ſäuerlich, prikelt auch nicht ſo auf der Zungen als andere Sauerbrunnen, ſondern hat einen etwas laugenhaften Geſchmak. Es iſt auch kein Brunnen, deſſen Waſſer ſo leicht, faul und ſtinkend wird als dieſer: daher müſſen die Flaſchen ganz gefüllet, feſte mit Kork vermacht, verpicht und wohl verwahret werden. Er treibet, weil kein Brunnen ſo viel alkaliſch Salz hat, er auch nichts von einen bittern kalkhaften Salze, noch auch was eiſenhaftes bei ſich führet, mehr durch den Urin als Stuhlgang. Daher iſt er ſehr dienlich, ſehr Schwachen, Scorbutiſchen und Schwindſüchtigen, auch mit krampfhaften Zufällen geplagten: man kan ihn ſo blos trinken: oder welches beſſer mit Eſels- oder Ziegenmilch vermiſchen. Denn will man die rohen nnd unverdaueten Säfte verdünnen, und in Gicht und Podagra das verdorbne Geblüt nebſt den unreinen Säften beſſern, auch das krampfhafte Ziehen in den Spannadrigen Theilen bändigen, iſt nichts beſſer und ſicher, als dieſes Waſſer mit Milch vermiſcht.

Den Wildunger und Sauerthaler angehend, ſo wird er zwar mehr über Tafel als zur Arznei gebraucht, und iſt unter allen Sauerbrunnen der gelindeſte: daher man ihn füglich ſtatt des ordentlichen Getränkes mit oder ohne Wein gebrauchen kan: doch, ob er wohl zu langwierigen Krankheiten und den Wuſt aus Magen und Gedärmen zu ſchaffen, nicht hinlänglich, iſt er ſehr gut reichlich getrunken, und damit eine Zeitlang angehalten, die ſcharfen Säfte in Scharbok und in Gicht zu verdünnen.

Den Schwalbacher betreffend, ſtehet ſelbiger zwiſchen den Egriſchen und Pyrmontiſchen gleichſam mitten inne, und treibet nicht nur den Harn, ſondern befördert auch den Stuhlgang: und iſt melancholiſchen und milzſüchtigen ſehr dienlich.

Was den Spaabrunnen anlangt, ſo iſt er unter allen Säuerlingen der zarteſte und leichteſte, und gleicht nicht einmal den diſtillirten Waſſer an Schwere: und iſt gut in Nieren und Blaſen-Schaden und Venus-Geſchwüren.

Der Carberbrunnen in der Wetterau im Friedbergiſchen treibet, ſowohl den Harn als Stuhlgang, und läſt hauptſächlich ſeine Kraft in der Harnröhren ſehen, daher er die Erzeugung der Steine hindert, und wo ſchon einige vorhanden, ſie von ihrer Stelle vertreibet.

Nun auch auf die warmen Bäder zu kommen, ſo hat des Carlsbad die Oberſtelle. Es hat dieſes für allen andern warmen Bädern beſonders, daß es den Leib ſtark öfnet, wenn man ihn auch noch heis trinket, da hergegen andere Feuchtigkeiten ſehr heis genommen, vielmehr den Schweis befördern: auch hindert dieſe ſtarke purgirende Kraft weder an Appetit, noch benimmt die Kräfte.

Das Aakerbad, hat in Hize und Oefnung des Leibes mit dem Carlsbade viel ähnliches: es iſt ſehr dienlich die Mängel in den äuſſerlichen Theilen zu verbeſſern und wegzunehmen. Denn es zertheilet die verdorbnen Feuchtigkeiten in den Flächſen überaus kräftig: dahero es gegen Geſchwulſt, Schmerz, Zittern, Trägheit und Lähmung der Glieder gut. Ferner hat es eine ſtärkende und anhaltende Kraft, und Stärke: es erweicht die Bänder in der Gicht, heilet die contracten Gliedmaſſen, nimmt die Unreinigkeiten und Fleken der Haut weg, und heilet dieſelben, wenn ſie von einer Schärfe angenaget und zerfreſſen, wieder zu.

Das Embſerbad ſchikt ſich für zarte und weiche Körper überaus wohl, und dringet hurtig in das innerſte der Ingeweide, verdünnet, zertheilet, und löſet die darinn ſtokende Säfte auf, und ſchaffet ſie durch die Harngänge aus: und iſt herrlich in Contractur, Krampf und Lähmungen.

Sodann das Wisbad betreffend, ob es wohl ſonſt nur äuſſerlich gebraucht worden, kan man ſich deſſen doch nüzlich, auch innerlich, weil es den Leib öfnet, bedienen.

Ingleichen giebt es auch Brunnen, die weder zu den Sauerbrunnen noch warmen Bädern gehören, ſondern beſondere Eigenſchaften und Ingredientien haben; Hieher gehören alſo zuförderſt die viel eiſenhaftes Weſen bei ſich führen, als da ſind: der Radebergiſche bei Dresden, der Lauchſtädter in Meiſſen, der Weiſſenbergiſche in Franken ꝛc. ꝛc. Dieſe Brunnen innerlich gebraucht, machen ſie keinen offnen, ſondern harten Leib, ſtärken den Magen, machen guten Appetit, und ſchiken ſich gut in ſolchen Krankheiten, wo die Eiſenarzeneien ſicher und nüzlich zu gebrauchen. Aeuſſerlich reinigen ſie ſtattlich die Geſchwüre, und heilen ſie. Und ob man gleich das Bad nur laulicht gebraucht, erwärmet es doch den ganzen Leib, und treibt den Schweis, ſonderlich wenn die Wärme des Bettes dazu kommt, heraus. Es giebt aber auch noch andre Geſundbrunnen, die weder unter die Säuerlinge noch warme Bäder, noch auch unter die Martialwaſſer gehören, ſondern von beſonderer Art ſind, und ein bittres Salz von mittler Gattung bei ſich führen. Dieſe Waſſer ſind ſehr rar, und iſt in Teutſchland kein andrer, als der Sedlizerbrunnen in Böhmen.

Endlich ſind noch Brunnen, ſo blos wegen ihres überaus reinen, leichten und zarten Waſſers hochzuſchäzen: und findet man warme und kalte von dieſer Gattung. Unter jenen gehört das Teplizerbad, mit welchen das Pfefferbad in Graubinden eine groſſe Aehnlichkeit hat. Das lezte flieſt nur von May bis in den September. Das Teplizer iſt noch leichter als ſelbſt das Regenwaſſer. Die warme Badekur iſt gut in allerhand Mangel der äuſſerlichen Theilen, und auch wenn in den ſpannadrigen Theilen des Leibes ein beſchwerlich Ziehen, Spannen, und groſſer Schmerz vorhanden, wie z. E. in der Milzſucht, Engbrüſtigkeit, Bauchgrimmen und dergleichen. Nur mus man bei ſolchen Umſtänden das Bad nicht zu heis brauchen, ſondern erſt etwas laulicht werden laſſen.

Das Schlangenbad unweit Schwalbach iſt ein rein und leichtes Waſſer gleich dem Regenwaſſer, und hilft in Matt- und Müdigkeit der Glieder, Contracturen, bei Ausſchlag und Unſauberkeit der Haut.

In Italien ſind die beſten die aquæ Piſanæ, Tetruſianæ, Nocerianæ.

Mit einem leichten und guten Brunnenwaſſer kan man die erwünſchteſten Kuren verrichten: uno es damit, wie mit den Sauerbrunnen, im trinken halten. Dis Waſſer iſt ſehr gut, vor allerhand Gebrechen; und iſt deſſen Nuzen ſchon pag. 71. zur Genüge in dieſem Theil behandelt worden.

Weil die Milch und mineraliſche Waſſer unter die vornehmſten Geſundheitsmittel gehören, als ſind ſelbige auch zuſammen mit groſſen Nuzen zu vermiſchen und zu gebrauchen. Es iſt aber dieſe Vermiſchung ſowohl nöthig als nüzlich in Anſehung der Ingredientien der Milch: davon ſchon an einem anderen Ort dieſer auserleſenen Sammlungen was gedacht; eine hinlängliche Abhandlung aber hievon in unſerm curioſen und in allen nöthigen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher, p. 344. bereits geliefert worden.

Abhand-

Abhandlung, von der ſowohl nüzlichen, als ſchädlichen Umwechſelung der Hemde, im geſunden und kranken Zuſtande

Iſt irgend etwas in dem geſunden Zuſtande des Menſchen nöthig und nüzlich: ſo iſt es gewis die Erhaltung der heilſamen Tranſpiration. Woran man hoffentlich um ſo weniger zweifeln wird, wenn man nur folgendes in einige Erwägung ziehet. Die Ausdünſtung der Haut gehöret unſtreitig unter die vornehmſten Reinigungsarten unſeres Körpers, und der unſterbliche Sanctorius in ſeinem Tractat von der unempfindlichen Ausdünſtung (davon im 2ten Theil p. 237. ein Auszug ſeiner Abhandlung geliefert worden) hat ſchon längſt erwieſen, daß dasjenige, was durch die Haut und durch andere Oefnungen unſeres Körpees in natürlichem Zuſtande wegdüftet, ungleich mehr austrägt, als alles übrige, was von uns weggehet. Nun geſchieht dieſes zwar nicht eben ſo durchgängig in dem rauhen Landesſtriche den wir bewohnen. Dem ohnerachtet aber findet man doch, daß die Ausdämpfung der Haut in Anſehung der anderen Ausleerungen in der That viel ausmacht, und daß ſie unumgänglich erfordert wird, wenn man geſund bleiben will; gleichwie ſich hingegen viele, und zum Theil gefährliche Krankheiten in uns entſpinnen, wenn man ſie nicht gebührend in acht nimmt. Nun fragt ſichs aber nicht unbillig: ob auch wohl die Verwechſelung der Hemde etwas dazu helffen, oder ſchaden könne? Ich antworte allerdings mit Ja. Denn ein Hemde kan nur einen gewiſen Theil Feuchtigkeit in ſich nehmen. Wenn man es nun bereits ſo lange getragen hat, daß es ſtark damit angefüllet iſt: ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß ſich die nachfolgende Feuchtigkeit ſchwerlich hinein ziehen, und alſo auch nicht mehr ſo frei wegdämpfen könne. Sodann liegt auch ein ſolches Hemde gemeiniglich wie ein Panzer, dichte an dem Leibe an, und drükt alſo die Haut, und mit derſelben die Schweislöcher ſtärker zuſammen; davon denn die freie Ausdünſtung nothwendig ebenfalls gehindert werden mus. Wiewohl dieſe ohne Zweifel auch davon mit abnimmt; weil die wegdämpfenden Dünſte, wenn ſie in das Hemde nicht mehr einkriechen können, ſich an daſſelbe anſezen, und es folglich immer feuchte und kühle erhalten. Da nun die auſere Feuchtigkeit den Ton der Haut und Schweislöcher mindert: (per drinc. patholog.) ſo trägt ſie auch füglich vieles zur Verminderung der Tranſpiration bei. Ja, da endlich zugleich viele ſchwefelichte und fette Theile bei uns mit weggehen, die das Hemde mit der Zeit ganz fett und ſchmierig machen: ſo mus billig auch das durch die natürliche Spannung der Haut, nebſt der Ausdünſtung derſelben nach und nach geſchwächet werden.

Da nun die Ausdünſtung gehemmet wird, wann die Hemde alzulange gebrauchet werden, und ſo beſchaffen ſind, wie ſie jezo beſchrieben habe: ſo iſt auch kein Zweifel, daß alle derjenige Schade davon entſpringen könne, der ſonſt überhaupt von der verhinderten Tranſpiration zu entſtehen pflegt. Denn weil ſich alsdenn das Blut und die übrigen Säfte unſeres Körpers ſehr anhäuffen, in ihren ordentlichen Fortgange gehindert, und mit der Zeit unreine gemacht werden: ſo kan ſich allerdings zutragen, daß Kopfwehe, Schnupfen, Huſten, Müdigkeit und Reiſſen in Gliedern, weniger und unruhiger Schlaf, Colik und Durchfälle, ſchneidender Urin, trokne innerliche Hize, krätziger Ausſchlag, oder wohl gar Fieber, Cachexie und andere Krankheiten davon ihren Urſprung nehmen. Und hieran darf man um ſo weniger zweifeln: weil man ohnedem wahrnimmt, daß ſich dergleichen Krankheiten im Frühjahre und Herbſte, wegen geſchwächter Ausdünſtung, ſehr ofte entſpinnen, die auch Sanctorius bereits genau bemerket hat. Doch ſage ich nicht, daß alle Menſchen durchgehends und alſofort, oder auf einerlei

nerlei Art davon krank werden ſollten; ſondern es kommt dabei freilich mit auf ihre eigene Leibesverfaſſung an, nach welcher immer einer vor den andern, und zwar der ſchwächere vor dem ſtarken, an der Geſundheit Schaden leidet, wenn er ſich erkältet, und die höchſtnöthige Ausdämpfung der Haut unterbrochen hat. Doch dieſes ſind nun allgemeine Beſchwerungē. Ich will aber auch einige beſondere anführen, die ſich nemlich alsdenn hauptſächlich äuſern, wenn die Tranſpiration von der unterlaſſenen Verwechſelung der Hemde zurük gehalten wird; als wovon hier eigentlich die Rede iſt. Denn ſo findet man, daß vielfältig darauf ein ſtarkes Juken in der Haut, allerhand ſcorbutiſcher Ausſchlag, ja ſelbſt die Kräze erfolget. Denn wenn die ſcharfen ſalzigen Partikeln, die durch die Schweislöcher mit weggehen ſollten, in der Haut ſizen bleiben: ſo erweiſen ſie theils eine reizende Würkung, und verurſachen ein beſchwerliches Juken, theils aber machen ſie kleine Erhöhungen, oder gar würkliche Blattern, und bringen alſo die Kräze zuwege. Denn die Erfahrung beweiſet ja zu Gnüge, daß dieſe bei denen inſonderheit gar leichte erzeuget wird, die ſich in der Wäſche nicht reinlich halten, und ſolchergeſtalt die Ausdünſtung verhindern. Vornemlich aber hat man angemerket, daß armſelige Leute aus eben dieſer Urſache gar öfters mit einer ſchlimmen Art von Ungezieſer geplaget werden, das man auf gut teutſch Läuſe nennet. Denn ob ich zwar eben nicht behaupten will, daß ſich dieſe beiſſende Thiere ohne Saamen von dem Schweiſe alleine erzeugen ſollten: ſo iſt doch kein Zweifel, daß ſie ſich in lange getragenen ſchweiſigen Hemden deſto leichter beſaamen, und vermuthlich darinne ihren rechten Unterhalt finden. Ja es läſt ſich auch nicht ohne Grunde muthmaſſen, daß in Pohlen der ſogenannte Weichſel- oder Judenzopf (plica Polonica) unter andern mit dadurch befördert wird. Denn wenn die übrigen Feuchtigkeiten, die durch die Haut fortgehen ſollten, zurüke bleiben: ſo tragen ſie nicht ſelten zum ſtärkern Wachsthume der Haare bei. Daher man auch viele glaubwürdige Exempel in denen Hiſtorienbüchern aufgezeichnet findet, daß Leute, die ihren Leib von Jugend auf der Luft blos gegeben, und gleichſam wild gelebet haben, einen ungemein ſtarken Haarwachs, ſogar auch an vielen ſonſt ungewohnten Orten des Leibes bekommen: Man hat aber auch noch andern Schaden davon, wenn man ein Hemde allzu lange auf dem Leibe trägt; Denn dieſes bekommt einen ſehr üblen Geruch, wodurch man ſich ſelbſt ſowohl, als auch andern beſchwerlich und zuwider wird. Da man nun alles dasjenige, was uns unvollkommen macht, billig vermeiden, und das hingegen beſtmöglichſt ſuchen mus, was unſere Vollkommenheit befördert: ſo mus man nothwendig auch ſorgen, einen angenehmen Dunſtkreis zu haben, welcher in dieſen Falle durch die Reinlichkeit der Wäſche am beſten erhalten wird. Ja da wir ſolchergeſtalt die um uns befindliche Luft mit vielen ſchlimmen Dünſten erfüllen, und dieſe hernach wieder in uns ziehen: ſo kan man leicht erachten, daß auch dieſes unſerer Geſundheit nicht allzu vortheilhaft ſeyn müſſe.

Uberhaupt mus man ein friſches Hemde anziehen, wenn man ſtark geſchwizet hat, damit nicht etwa die Feuchtigkeit am Leibe wieder abtroknet, und kalte Fieber, Schnupfen, Huſten, Kopfwehe, Colik, Durchfälle und dergleichen mehr zuwege bringet; weil Exempel genug vorhanden ſind, die ſolches bekräftigen. Jedoch ſo heilſam nur immer die Umwechſelung der Hemde nach ſtarken Schweiſe iſt: ſo hat man ſich doch wohl fürzuſehen, daß man ſie nicht allzu kalt anziehet, wenn zumal der Schweis von groſſer Erhizung und heftiger Bewegung iſt erreget worden. Denn es können daher nicht nur alle die vorbeſagten Zufälle, ſondern auch gefährliche Entzündungsfieber entſtehen: indem nemlich durch dergleichen äuſere Erkältung das Blut an verſchiedene Theile des Leibes ſtärker hingetrieben wird, in die erweiterten Nebengefäsgen, die ſonſt keine Blutkügelchen, ſondern nur eine wäſſrige Feuchtigkeit bei ſich führen, ſtärker eindringet, und daſelbſt zum Stillſtande gebracht würde. Ja man hat ſo gar einige Fälle, daß bei empfindlichen und blutreichen Perſonen Schlag und Lähmung darauf erfolget iſt. Man mus alſo, wenn man ſich nach vorhergegangener Erhizung umziehen will, 1) das Hemde vorher wärmen, 2) das Umkleiden nicht an keinen kalten, ſondern an einem mäſig warmen Orte vornehmen, 3) etwas Thee oder Caffee nachtrinken, oder ſonſt etwas warmes genieſſen, und auch wohl 4) einige Bewegung hernach anſtellen, damit das Blut wieder auswerts getrieben, und die Ausdünſtung von neuen befördert werde.

Wenn man aber dieſes alles an ſeinen Ort geſtellet ſeyn läſt: ſo ſchadet es doch durchgehends, man mag geſchwizt haben, oder nicht, wenn man ein Hemde anziehet, das von der Wäſche noch nicht völlig ausgetroknet iſt, oder das an einem ſehr feuchten Orte verwahrt gelegen hat. Denn es wird dadurch die höchſtnöthige Tranſpiration verhindert, und kan folglich daraus alles dasjenige Unheil erwachſen, davon oben Meldung geſchehen iſt. Ja es ſolte auch auſſerdem von Rechtswegen niemand kein Hemde zu kalt anziehen, wenn er etwa von Natur ſchwächlich und empfindlich iſt, oder wenn eine ſolche Witterung herrſchet, da die Wärme der Luft den Körper zu etwas ſtärkerer Ausdünſtung bringet, und ihn in ſolche Verfaſſung ſezet, daß ihm auch ein geringer Grad der Kälte eine widrige Empfindung verurſachen kan. Denn ob ſich zwar einige Leute ſo zu ſagen, recht was darauf zu gute thun, wenn ſie ein kalt Hemde auf den Leib bekommen, und in kurzer Zeit hernach noch wärmer werden, als ſie vorher waren; weil nemlich das Blut, wenn es erſt durch die äuſere Kälte ſtark einwärts gegangen iſt, deſto ſtärker hernach wieder nach den äuſeren Theilen heraus getrieben wird: ſo gehet doch dieſes nur bei ſtarken, arbeitſamen und geſunden Perſonen, keinesweges aber bei denen an, die zart und ſchwächlich ſind; indem ſie ſonſt vielmals allerhand der Geſundheit ſchädliche Veränderungen darauf erfahren. Daß ſich aber dieſe würklich zuweilen ereignen können, läſt ſich unter andern daraus mit abnehmen. Denn wenn z. E. empfindliches Frauenzimmer nach geendigter monatlichen Reinigung ein weiſſes und kühles Hemde anlegt: ſo fängt dieſelbe bisweilen wieder an, und es geht von neuen etwas Geblüte weg, ſo wie man hingegen mehrmalen angemerket hat, daß dieſer Blutflus entweder zu ſtark gegangen iſt, oder gar aufgehöret hat, wenn ſie ſich während deſſelben mit einem kalten Hemde bekleidet haben: welches um ſo weniger zu verwundern iſt; weil überhaupt die Erkältung dergleichen Unordnung in der Natur verurſachen kan.

Eben ſo wenig nüzet es auch, wenn man ein weis gewaſchen Hemde anziehet; das die Wäſcherin von der Seife nicht ſattſam geſäubert hat. Denn wenn die Luftlöcher mit dieſer angefüllet ſind, oder auch ihre Oberfläche davon voll klebet, und feſt an dem Leibe liegt: ſo können die feuchten Dünſte aus den Schweißlöchern der Haut entweder nicht recht ausdüſten, oder ſich doch in das Hemde nicht gehörig einziehen. Sie bleiben alſo daran hangen, und flieſſen endlich, wenn ihrer zu viele ſind, in Tropfen zuſammen, oder machen doch, daß das Hemde immer naskalt auf dem Leibe klebet, und daß mithin der richtige Fortgang der Ausdünſtung unterbrochen wird, wie ich bereits erinnert habe.

In Krankheiten hat man bei der Verwechſelung der Hemde noch unweit mehrere Behutſamkeit von nöthen, wie ich jezo mit mehrern zeigen will. Sie werden, wie bekannt, in hizige und langwierige eingetheilet. Dieſe ſind gemeiniglich ſo beſchaffen, daß man dabei auf die unſichtbare Ausdünſtung vornemlich zu ſehen hat; indem ſie allezeit gelinder ſind, wenn dieſelbe wohl von ſtatten gehet, und dieſerwegen auch im Sommer mehrentheils erträglicher, als im Winter zu ſeyn pflegen. Da nun die Tranſpiration gar ſehr leidet, wenn man die Hemde nicht zu rechter Zeit umwechſelt, ſo mus man alſo dieſes in ſolchen Krankheiten billich thun, dabei aber dasjenige wohl in acht nehmen, was bis hieher verſchiedentlich iſt erinnert worden. Denn kranke Leute ſind empfindlicher als geſunde, und können auch daher leichter allerhand Veränderungen leiden.

Es würde überflüſſig ſeyn, wenn ich hier alle langwierige Beſchwerungen weitläuftig durchgehen wolte; weil man aus demjenigen, was bereits geſagt iſt, ſelbſt leicht beurtheilen kan, in wie weit darinne die Umwechſelung der Hemde nüzlich oder ſchädlich ſey. Ich mus aber doch wenigſtens der kalten Fieber gedenken, die dem Arzte und Kranken ofte ſehr viel zu ſchaffen machen, und deshalb allerdings groſſe Aufmerkſamkeit erfordern. In dieſen endiget ſich der Paroxyſmus gemeiniglich mit einem ſtarken Schweiſſe. Will man nun das damit ſtark befeuchtete Hemde anbehalten: ſo macht man das Fieber ärger, und verhindert am guten Tage die höchſtnöthige Ausdünſtung, die ohnedem alsdenn ſchwer von ſtatten gehet, und zu Anhäufung neuer Fieber-Materie beiträgt.

Die Kräze iſt auch langwierig, und wer ſie zeitig los werden will, der thut wohl, wenn er ſich der Reinlichkeit ſowohl überhaupt, als inſonderheit in der Wäſche befleiſiget, woferne er ſie zumal von Unterlaſſung derſelben bekommen hat. Wer aber ſchon davon befreiet iſt, der hüte ſich ja, daß er nicht etwa ein Hemde anleget, das er ſchon eingeſchwärzet hatte, da er noch kräzig war. Denn er kan ſonſt von neuen damit angeſteket werden, und ich erinnere dieſes mit Fleis; weil manche ſich vor weiſer Wäſche nach gehabten Krankheiten fürchten, dadurch aber von neuen wieder krank werden; ob ſie ſchon die Urſache davon nicht einſehen, ſondern die Einbildung hegen, als wenn ihre Krankheit an ſich ſelbſt ſo hartnäkig wäre, daß ſie wieder käme.

Unter die hizigen Krankheiten rechnet man die hizigen Fieber, ſowohl überhaupt, als auch inſonderheit die ſogenannte Flusfieber. Sie mögen aber Nahmen haben wie ſie wollen: ſo findet man doch, daß die Haut in der erſten Zeit troken iſt, und daß ſich hernach um den 5ten, 7ten, 9ten, 11ten Tag u. ſ. w. ein Schweis einfindet, der gemeiniglich übel riechet, und öfters ſo ſtark iſt, daß davon das Hemde durchaus nas wird, und nicht anders ausſieht, als wenn es aus dem Waſſer gezogen wäre. Wenn aber dieſes geſchiehet: ſo iſt es ganz vernünftig, daß man eine Umwechſelung damit vornehmen müſſe, wenn es anders angehet, und man nicht haben will, daß die Näſſe am Leibe kalt werden, die heilſame Fortſezung des Schweiſes unterbrechen, und die Krankheit verſchlimmern, oder wohl gar tödlich machen ſolle.

Einige dieſer Fieber ſind aber öfters mit einem Ausſchlage an der Haut, von Frieſel, Fleken, Poken, Maſern und Neſſelſucht ꝛc. verknüpfet, und da fragt ſichs, was wohl alsdenn zu thun ſey, und ob man es ſicher wagen dürfe, eine Verwechſelung des Hemdes vorzunehmen? Ich antwote: Wenn daſſelbe ungemein nas und ſtinkend iſt: ſo iſt es nicht nur denen Umſtehenden ekelhaft u. ſchädlich, ſondern es kan auch unmöglich dem Kranken gut thun, wenn man es ihm anläſſet, und es iſt gar kein Zweifel, daß von der groſſen Feuchtigkeit, die dazu noch bei einiger Lüftung des Bettes an manchen Orten kalt wird, eben ſo leichte der Ausſchlag zurüke treten könne, als wenn man ein ander Hemde vorſichtig anziehet. Wenn man es aber ja thun will: ſo mus es in keinem kalten Zimmer geſchehen, und das Hemde ſelbſt im geringſten nicht von der Wäſche feuchte, oder kalt, ſondern durchaus troken, und vorher wohl ausgewärmet, oder mit

Wacholderbeeren, Maſtix, Agtſtein und dergleichen ausgeräuchert ſeyn; bei dem Anziehen ſelbſt aber mus man alle Weitläuftigkeit vermeiden, den Patienten nicht lange aufrecht erhalten, und ihm hernach etwas warmes zu trinken geben, damit er deſto eher wieder zum Dunſte kommt. Denn kan es geſunden Leuten ſchaden, wenn ſie ſich bei dem Umziehen der Hemde nicht wohl inacht nehmen: ſo kan es noch vielmehr in hizigen Krankheiten, und am allermeiſten alsdenn nachtheilig ſeyn, wenn Frieſel, Fleken und dergleichen damit verbunden ſind; weil nemlich die Haut dabei dermaſſen empfindlich iſt, daß der Ausſchlag von der geringſten Erkühlung verſchwindet, und davon innerliche Entzündungen, Ohnmachten, Herzensangſt, Bruſtbeklemmung und convulſiviſches Ziehen der Nerven entſtehen, oder wehl gar der Tod zuwege gebracht wird.

Wenn man ſich aber auch noch ſo gut dabei fürſehen, und alles auf das genaueſte beobachten wolte: ſo iſt es doch bisweilen nöthig, daß man aus 2. Übeln das geringſte erwehlen, und lieber das naſſe Hemde anlaſſen, als durch Umwechſelung deſſelben die Patienten in Gefahr des Lebens ſezen mus. Denn das Umziehen kan nicht füglich geſchehen, wenn der Patiente nicht wenigſtens einigermaſſen aufgerichtet, und in der Höhe gehalten wird. Iſt nun die Krankheit ſchlimmer Art, wie ſie ſonderlich im weiſen Frieſel und Flekfieber zu ſeyn pflegt, oder iſt es mit ihr aufs höchſte gekommen: (ſtatus morbi) ſo ſind die Patienten dermaſſen hinfällig und entkräftet, daß ſie augenbliklich ohnmächtig werden, und in die gefährlichſten Umſtände verfallen, oder gar unverhoft auslöſchen, wenn ſie den Kopf in die Höhe bringen, oder ſich ſonſt nur viel regen, vermuthlich deswegen: weil alsdenn die bewegende Kraft des Herzens ſehr ſchwach iſt, und folglich bei dieſer Stellung des Körpers weder das Blut genugſam nach dem Kopfe gebracht wird, noch auch die Abſonderung des Hirn- und Nervenſafts gehörig geſchehen kan. Es hat daher der ſeel. Herr Geheimde Rath Hofmann gar recht gethan, daß er in einer akademiſchen Schrift de ſitu erecto in morbis periculoſis valde noxio das Aufſizen und das Herausbringen aus dem Bette in dergleichen Krankheiten als höchſtſchädlich verbotten hat: und es iſt im mindeſten kein Zweifel, daß auch die Verwechſelung der Hemde hier wegfallen müſſe; weil es dabei, wie geſagt, ohne einige Aufrichtung der Kranken nicht abgehet.

Aber, wie ſoll man denn ſich verhalten, wenn man den Patienten doch einigermaſſen troken legen will, und ihm doch gleichwohl das Hemde, welches öfters dazu noch mit Urin und Unflate verunreiniget iſt, nicht ſicher ausziehen darf? Es iſt da kein ander Mittel, als daß man ihm, ſo viel man zukommen kan, gemächlich abwiſchet, und trokne Tücher ſanfte unterſtopfet, mithin alſo verhindert, daß das ſchmuzige Hemde, wo es am ſchlimmſten iſt, nicht unmittelbar auf den Leib kommt. Mit dem übrigen mus man warten, bis entweder der Zuſtand leidlicher wird, oder bis man das Sterbehemde anziehen kan.

Was ich jezo angeführet habe, gilt zwar von allen hizigen Krankheiten, wobei ſich Fleken, weis oder roth Frieſel, Maſern, Poken u. ſ. w. befinden. Dennoch aber mus ich noch beſonders etwas von den Blattern gedenken, und zwar, daß man hauptſächlich mit dem Umziehen der Hemde behutſam verfahren müſſe, wenn ſie im Kriechen und Schwären ſind; Denn kommen ſie erſt hervor: ſo kan auch nur eine kleine äuſerliche Veränderung bei empfindlichen Naturen ihre Austreibung hemmen, wenn dieſe zumal ohnedis mühſam und langweilig von ſtatten gehet; da man hingegen wenn ſie ſchon meiſt, oder ganz vorbei iſt, und wenn alle Umſtände leidlicher, die Patienten auch nicht mehr ſo hinfällig ſind, eher eine behutſame Umwechſelung, wenn ſie nöthig iſt, vornehmen, und allenfalls ein ſchon getragenes Hemde anziehen kan.

Doch die angegebene Fälle ſind es nicht alleine, da man die ſonſt nöthige Umtauſchung der Hemde unterlaſſen mus; ſondern es giebt noch mehrere. Dann alſo wäre es zwar in der fliegenden Gicht, in Podagra, in Bein und Armbrüchen, und in andern ſowol innerlichen, als äuſerlichen Krankheiten, wobei die Ruhe des Körpers erfordert wird, ofte ſehr nöthig, daß man die Patienten mit einem friſchen Hemde verſehe. Alleine die Umſtände geſtatten es nicht; weil im Gicht und Podagra die entſezlichſten Schmerzen dadurch leichte erreget werden, und man bei Brüchen in der erſten Zeit, wenn ſich noch kein Knorpel angeſezet hat, billig beſorgen mus, daß eine Verrükung dabei vorgehen mögte, und weil man auch in übrigen alles wieder von neuen rege macht, wenn man den Patienten in einige Bewegung bringet, wie man dieſes in der Colik, Brechen, Mutterbeſchwerung, Seitenſtechen u. ſ. w. bisweilen anmerket.

Wo das Geld in der Welt bleibe.

Schon in den vorigen Theilen haben wir von dieſem Châpitre was abgehandelt, das ſich hieher ſchiket. Gegenwärtig wollen wir ein- und anderes hievon erwehnen, was in dem vorigen nicht berührt worden. Man ſpricht voller Verwunderung: wo bleibet das viele Geld? Dieſe Frage iſt allerdings einer Aufmerkſamkeit wehrt, wenn man annimmt, daß man ſchon ſeit etlichen 1000. Jahren her Geld verfertiget hat; daß eine Münze eine Sache iſt, die nicht ſo leicht verbrauchet und abgenüzet wird, wie ein Kleid oder Geldbeutel, ſondern zum Theile ganze Jahrhunderte mit wenigem oder gar keinem merklichen Abgange ihres Gewichtes im Handel und Wandel herumlaufen kan (wiewol! wo kriegt man im gemeinen Leben viele hundert, ja nur fünfzigjährige Münzen zu ſehen?) daß die Welt ſeit etlichen 1000 Jahren nicht mehr bevölkerter, ſondern vielleicht eher entvölkerter geworden, und man alſo die Verſchwindung des Geldes nicht auf die Vertheilung unter eine gröſſere Vielheit von Menſchen geben kan; daß noch alle Tage von Fürſten, Herren und Staaten neues Geld geſchlagen und gepräget wird, und der reichen Leute bei dem allen immer eher weniger als mehr werden, wenigſtens auf keinerlei Weiſe irgendwo ein Zuwachs am Gelde verſpühret wird. Man ſolte denken, des Geldes müſte bei dieſen Umſtänden ſo viel werden, daß man es nicht mehr laſſen könnte, ja daß es zulezt ſeinen Wehrt verlöhre, wie die Kaffeebohnen, die bei der Menge, womit ſie hereingeſchleppet werden, in unſern Tagen bis auf die Nachtwächter gekommen ſind. Wo bleibet alſo das viele Geld? So ſiehet dieſe Frage aus, wenn ſie auf der Seite vorgetragen wird, wo ſie die Verwunderung der Leute erregen ſoll und wirklich erreget. Die Ausleger im gemeinen Leben und Wandel ſind hier nicht einerlei Meinung. Einige von ihnen ſagen: Die Gewaltigen reiſſen es zu ſich. Es ruhet in den Palläſten und Gewölben der Fürſten mit Haufen. Dieſer angegebene Grund dürfte wohl nicht Stich halten, wenn man ihn in genauere Uberlegung ziehen, wenigſtens den Reichthum der Fürſten nach dem Vorrathe des laufenden Gepräges am Golde und Silber abwägen wollte. Ich glaube, wir würden mit Zählung derjenigen fürſtlichen Höfe bald fertig werden, wo der Fürſt an Barſchaften reicher iſt, als ſein Unterthan, ſonderlich, wenn wir uns in den Schranken Teutſchlandes halten wollten.

Andere bringen andere Gründe vor. Sie ſagen: es gehet auf der See zu Grunde; es wird verlohren; es wird vergraben; es wird abgebrauchet u. ſ. f.

Alles dieſes iſt nicht einmal zuſammengenommen, geſchweige einzeln, zum Ab-

gange

gänge genug für den Zuwachs des Geldes, der durch das beſtändige Zuprägen entſtehet, wenn nicht eine andere Verhältnis da wäre, die uns lehrete, wo das viele Geld bleibe.

Allein es gebrauchet es keiner tiefſinnigen Ausforſchung der Urſachen, wo das viele Geld bleibet. Nach dem beſtändigen Fortfahren im Geldmünzen mus natürlicher Weiſe auch immer mehr Geld in der Welt entſtehen: das hat ſeine Richtigkeit. Und es iſt auch in der That mehr Geld vorhanden als vor dieſem; und es entſtehet alle Tage noch mehr, ohne fragen zu dürfen, wo es bleibet, nachdem der Werth von allen Dingen in der Welt ſo ſehr geſtiegen, und täglich noch mehr ſteiget.

In Vergleichung der vorigen Zeiten iſt heutiges Tages ein Tagelöhner reicher, als vormals mancher reiche Mann; ohngeachtet jener bei uns würklich arm iſt. Wir dürfen die Zeiten noch ſo gar fern nicht ſuchen, da der Tagelöhner zu ſeiner eigenen Bekoſtigung den ganzen Tag gar gern mit einem einzigen Bazen zum Lohne vorlieb nahm. Jezt empfänget er 8. Bazen und noch wohl ein mehrers. Nach dieſer einzigen Verhältniſſe verhält ſich alſo ſchon der Reichthum der vormaligen und jezigen Welt wie 1. zu 8. Nach dem Verhältniſſe des Tagelöhners mus derjenige noch ungleich reicher ſeyn, der ihm die 8 Bazen reichet, als der Tagelöhner ſelbſt. Mit dieſem ſtelle man nunmehr denjenigen in Vergleichung, der dem Tagelähner ehemals einen Groſchen reichete, um zu ſehen, wie viel Geld jezo mehr in der Welt ſeyn müſſe.

Man gehe in der Vergleichung ſo fort; ſo wird man ſich gar leicht einen Begrif hievon machen können. Man rechne nur die Häuſer, die jezo um 10. bis 20. mal theurer bezahlt werden, als zu alten Zeiten geſchehen, die noch überdas ſolider und dauerhafter gebauet worden. Zum Beweis wollen wir nur ein Exempel anführen, von dem hieſigen Weberhaus, ſo ſeiner Gröſſe und Soliditæt nach wohl heute zu Tags vor 40,000. fl. nicht alſo gebauet könnte werden. Solches haben unſere Alte vor 700. fl. erkauft; Wie folgende Reimzeilen, die in obgedachtem Weberhaus zum Andenken angemahlt ſeynd, es noch deutlicher machen:

Als man tauſend, drei hundert Jahr
Auch neun und achtzig Zehlens war
Nach der Geburt Chriſti voraus.
Erkauften wir das Weberhaus.
Von Conrad und Hanſen Ilſon die beid'
Um ſieben hundert Gulden baar u. breit.
Vier weiſt Tuch ſchenkt man der Frauen
Zum Leibkauf that uns nicht geräuen.
Der Zunftmeiſter, des Hauſes Anfang
War ein Weber, hies Ulrich Lang.
Berthold Hans Jacob Wadenloch
Und Conrad Wagner, die man hoch
Erwog an dem kauft einer Zunft
Darum ein Handwerk mit Vernunft
Jeden ein paar Hoſen verehrt
Das war damals eins Gülden werth.

In jenen Zeiten iſt vielleicht mancher, der nur einige Marke im Vermögen gehabt, für einen Capitaliſten gehalten worden, da heutiges Tages mancher Handwerksgeſell ſo viel in einer Woche verdienet.

Am deutlichſten können wir uns von der Vielheit des Geldes in Vergleichung der vorigen Zeiten überzeugen, wenn wir uns ein Kriegsheer vor Augen ſtellen. In einem ſolchen, wenn es im Felde ſtehet, koſtet jeglicher Mann durch die Bank täglich einen Reichsthaler, welches Geld täglich würklich vorhanden ſeyn und ausbezahlet werden mus. Hiezu ſind Geſchüz und die ganze Artillerie und 100. dergleichen Dinge noch nicht einmal mitgerechnet. Man nehme jezt nur eine Armee von 100,000. Mann; man laſſe ſie nur 3. Jahre im Felde ſtehen; man rechne die Summe, die es koſtet, ſie zu unterhalten. Gewis man wird erſtaunen, nicht wo das viele Geld in der Welt bleibet, ſondern wo es noch alles herkommt!

Es iſt allerdings wahr, daß vieles Geld zu Waſſer und zu Lande durch allerlei Fälle würklich verlohren gehet, ein guter Theil deſſelben im ganzen betrachtet, auch in der That abgenuzet wird. Aber welch eine Kleinigkeit machet dieſer zuſammengenommene Verluſt noch aus in Vergleichung der ganzen Berge von Gelde, die blos ein Opfer der menſchlichen Wolluſt werden. Rechnet nur diejenigen Gold- und Silbermünzen, die wir nicht mehr in der Taſche, ſondern auf der Taſche, und heutiges Tages ſchon auf allen Näthen tragen: Fraget unſere ekelen und verwähnten Mäuler, die jezt nicht mehr aus hölzernen oder irdenen, ſondern aus goldenen und ſilbernen Gefäſſen trinken und eſſen wollen; wo das viele tägliche zugeprägete Geld bleibet: rechnet nur blos die ſilbernen Thee- und Caffeetöpfe einer einzigen Stadt zuſammen! O wie viele Bürger werdet ihr finden, die bei uns blutarm, aber in Vergleichung voriger Zeiten ſehr reich zu nennen ſind. Fahret ſolchergeſtalt in der ganzen Unterſuchung eines einzigen Fürſtenhofes und einer einzigen Bauerhütte fort! ihr werdet erſtaunen, wie vieles, wie ungleich mehres Geld in der Welt iſt, ohngeachtet die Zeiten in keinem Stüke dadurch gebeſſert worden.

Es iſt unglaublich, was für eine Menge Silber (denn Gold brauchen ſie eben ſo viel nicht) von den Drathziehern und Bortenwürkern jährlich verderbet wird, nach dem faſt kein Schuhknecht mehr iſt, der nicht eine Gold- oder Silberne Galone auf ſeinem Sonntagshut, und kein Kindermädgen, die nicht eine dergleichen Spize auf ihrer Galahauben tragen will. Aus einem Loth goldener Spizen oder Borten, zumal wenn ſie nach der heutigen Art recht auf den Betrug, und nur obenhin gemacht ſind, daß die Schinnen, wenn man nur daran rührt, abſpringen, bekomme ich beim Ausbrennen kaum den vierten Theil wieder, das andere fällt ab, verreibt und verliert ſich; mithin gehen von jedem Centner Silber, der auf den Drathzug kommt, gerne 3. Viertheil zuſchanden, nebſt dem wenigen Gold, ſo man zur Färbung desjenigen Silbetdrats hinzu thun mus, aus welchem die Goldborten ꝛc. gemacht werden.

Es könnten hier noch viele andere Dinge angeführt werden, die das Geldconſumiren, wann wir uns nicht in den Schranken halten müſten; Es wird alſo genug ſeyn, nur dasjenige, was wir weitläuftig hievon aufgezeichnet finden, wegen Enge des Raumes, hier ins Kurze zu faſſen:

Da wir nun wenig Silber und Gold aus der Erde graben, und jährlich ſo viel vermünzen, ſo viel auf den Kleidern und Hüten abreiben und zu Staub machen, eben ſo viel aber in unſern Puzſchränken müſig ſtehen laſſen: So frage man nicht, wo daſſelbe hinkomme?

Wenn alſo das Geld in einer Caſſa ſich vermehren ſoll, mus man viel hinein und wenig heraus thun. Eben ſo natürlich geht es auch mit dem Reichthum der Länder zu, die kein Gold und Silber aus der Erde graben. Sie müſſen wenig Geld an andere hinaus ſchiken, und deſto mehr von andern herein ziehen. Allein da betrachte man einmal unſere teutſche Staaten. Was für Geld wird nicht alle Jahr auſſer Landes geſchikt, unſere Wollüſte in Eſſen und Trinken und unſre Eitelkeiten in Kleidern und Meublen zu unterhalten? man rechne nur den einzigen Caffee, den nun auch der Holzhaker erſt trinken mus, ehe er an ſeine Arbeit geht. Man ſchlage auf 1000. Perſonen, die Caffee trinken, eine in die andere, wöchentlich ein halb Pfund, das thut in einem Jahr 260. Centner, zweimal ſo viel Zuker dazu, ſind 520. Centner, jenen a 30. kr. und dieſen nur a 15. kr. gerechnet, beträgt 26000. fl. ſo wir nur für 1000. teutſche Caffeemäuler jährlich nach Amſterdam oder Marſeille ſchiken. Und wie bald ſollte man nicht 100,000 ſolche Creaturen in Teutſchland zuſammenzehlen, als welche zuſammen jährlich mehr denn dritthalb Million Gulden blos für dieſes allein den fremden Krämern zuſchleppen? Dörften die Türken Wein trinken, wie wir, ſie würden dem Caffee bald gute Nacht geben.

Man rechne nun nach dieſem Fus die ausländiſche Weine, deren wir ſo ſchon entübrigt bleiben könnten; die ausländiſchen Stofe und Zeuge, dafür die unſrigen nicht aufkommen können; und die vielen ausländiſchen Gewürze, deren wir zum Theil auch wohl entrathen könnten, und worunter inſonderheit auch der ausländiſche Rauch- und Schnupftobak gehöret: So wird man bald mit Händen greiffen, daß wir Teutſche es uns recht angelegen ſeyn laſſen, unſre Armuth zu befördern, und andern das Geld Millionen weis zuzutragen.

Was bringen wir aber an baaren Geld dagegen von andern zu uns herein? und was haben wir gutes, damit wir andern hinwiederum ihr Geld abloken könnten? warlich ſehr wenig! der ganze Wehrſtand trägt uns nichts; und der Lehrſtand auch nichts. Mithin fällt alles auf den Nährſtand, der ſich und die beiden andern erhalten mus.

Zum Nährſtand gehört der Kaufmann, der Handwerksmann, der Akersmann. Womit handeln unſere Kaufleute? ſind es Producta, die in unſern Landen gewachſen, die in unſern Fabriquen und Manufacturen erzeuget und verfertiget worden?

Man ſehe nur ihre Gewölber, ihre Preiszettel und Muſterkarten durch: Alles was unſer Land hervor bringt, das nennen ſie ſchlecht. Sie führen es zwar auch; allein nur für den gemeinen, geringen Mann, was ein wenig ein Herr, eine Frau oder Jungfrau iſt, die wird ſo was ſchlechtes nicht nehmen. Es mus ſein Engliſch, Franzöſiſch und Holländiſch ſeyn ꝛc. Kurz, die Anzahl deren, die unſer Gemächte an Auswertige verſchlieſſen, iſt gegen die Anzahl derer die mit Auswertigen Waaren ins Land handeln, wie eins gegen zehn. Und bis wir einen Thl. oder wenn wir en gros reden wollen, bis wir eine Million von Ausländern löſen, haben wir ihnen deren zehen gezahlt. Mit dem Handwerksmann ſteht es nicht viel beſſer. Die Lebensmittel werden immer höher geſteigert, und hingegen der Arbeitslohn bis aufs Blut herunter gepreſſet. Der Handwerker werden täglich mehr und der Arbeit immer weniger. Unſere Fabriquen ſind lange nicht in demjenigen Schwung, in welchem ſie ſtehen ſollten. Sie gehen ein, ſie ſtehen ſtill und nehmen ab, und mithin iſt auch der Verſchlus bei weiten nicht von der Erheblichkeit, von welcher er ſeyn könnte, und das meiſte fällt endlich auf den Akersmann; An dieſem hangt ſein Herr wie ein Egel, und ſaugt ihm das Blut aus allen Adern, und das Mark aus ſeinen Knochen; denn beide ſchreinen dazu gemacht zu ſeyn: wir andern haben nichts, als was wir erwerben, ſtehlen, oder ererben. M.

Alles obig-erzehlte aber ſind nur Kleinigkeiten; der berühmte Herr von Loen giebt noch weit mehr Urſachen in ſeiner 2ten Schrift von dem Geldmangel hievon an, aus welcher wir zu Ergänzung dieſer Abhandlung ein und anderes hier anzuführen vor dienlich erachten. Er ſagt: die wahrhaftige Urſache davon iſt wohl auſſer Zweifel die durchgehends im bürgerlichen Leben eingeriſſene Unordnung; da kein Menſch ſich mehr nach ſeinem Vermögen richtet, ſondern alles vom Groſſen bis zum Kleinen, ſich über ſein Ziel zu meſſen gewohnet iſt. Wir machen tauſenderlei entbehrliche Dinge zu Nothwendigkeiten oder zu einem unumgänglichen Wohlſtand. Da nun jeder, nach ſeiner Art, im Ueberflus leben will, ſo entſtehet daraus ein allgemeiner Mangel.

Betrachte ich die verſchiedene Stände überhaupt und einen jeden insbeſondere, ſo finde ich, daß alles darinnen übertrieben wird, und daß die Ordnung, die allen Dingen Maas und Ziel ſezen ſollte, durchaus fehlet. Der Land- und Feldbau iſt der ſicherſte Grund der allgemeinen Nahrung und des Ueberfluſſes, und gleichwohl wird nichts bei uns mehr vernachläſſiget. Die Bauren ſind bei nahe ſo dumm als boshaft. Die wenigſten arbeiten mit Vernunft und mit Uberlegung, ſie ſind dergeſtalt an die Armuth und an das Elend gewohnt, daß ſie keinen andern Gebrauch des Geldes wiſſen, als daß ſie, wenn ſie etwas haben, ſolches zu Ehren ihrer Feiertäge verſaufſen. Das erſte und vornehmſte Erwerbungsmittel bei uns tauget alſo nichts. Die Edelleute, die wenig Einkünfte und deſto mehr kühnen Stolz und wunderbare Einbildungen haben, würdigen die Ordnung und die Haushaltungsſorgen nicht der Mühe werth ihre Gedanken darauf zu ſchlagen. Sie borgen grosmüthig und leben prächtig, ſo lang ihr Credit währet; hernach verderben ſie hochadelich. Der Krieg und der Hof ernähren diejenigen, die noch ein wenig Herz und Lebensart beſizen. Allein ihr beſter Dienſt beſtehet darinnen, daß ſie die Bauren plagen und dem Fürſten helffen das Land verzehren. Die Handlung liegt in lezten Zügen und vermacht an manchen Ort ihre noch übrige Baarſchaften den Bankeruttiren, welche ſelten ſo weit verderben, daß ſie mehr Mangel leiden als ihre Glaubiger. Bei den Groſſen verbirget ſich der Mangel unter einen äuſſerlichen Glanz; tritt man näher, ſo entdekt man eine entlehnte Pracht mit überhäuften Schulden. Nie haben die Fürſten ihre Kammerräthe mehr geängſtiget, Geld herbeizuſchaffen. Was thun dieſe Leute nicht, wenn man ihnen freie Hände läſſet, und ihnen die Anweiſung auf die gemeine Wohlfahrt giebt? Bei Hof mus der Uberflus herrſchen, ſonſt würde die Hoheit darunter leiden. Trauriger Uberflus! der den Mangel zeuget, und die Unterthanen wie die Schwämme auspreſſet.

Betrachte ich unſere närriſche Wohlſtandsartigkeiten, und die allenthalben im gemeinen Leben eingeriſſene und noch täglich zunehmende Misbräuche, ſo wundere ich mich keineswegs, daß die Münzen fehlen. Die Mode iſt eine anſtekende Krankheit, welche die Einbildung der Menſchen erhizet, andern alles nachzumachen, und durch immer anhaltende kleine Narrheiten zu verderben. Unſere Vorfahren lebten biedermänniſch und bürgerlich. Heut zu Tag will alles einen groſſen Herrn ſpielen: was man ſonſt mit einem paar Thaler ausgerichtet, da langen heut zu Tag kaum ein paar Carolinen hin. Es iſt alſo noch Geld genug in der Welt, allein es hat dadurch ſeinen Werth verlohren, weil der Menſchen zu viel ſind, die vornehm und reich ſcheinen wollen, mithin mehr Geld brauchen zur Pracht und zur Eitelkeit, als zur nothdürſtigen Bequemlichkeit dieſes Lebens. Es iſt alſo unmöglich ſo viel Münzen zu ſchlagen, als heut zu Tag ein jeder zu ſeinen weitausſchweiffenden und ſich ſelbſt gemachten Nothwendigkeiten vonnöthen hat; zumal da ohnedem der Preis der Waaren und der Lebensmitteln ſteiget, und dargegen der Werth der Münze noch täglich fällt. Dergeſtalt, daß einer, der vor dieſem mit einem paar hundert Thaler hausgehalten, iezo kaum mit tauſend des Jahrs auskommt; wobei er ſich noch dazu ängſtigen und dem ſogenannten Wohlſtand nicht wenig auf den Fus tretten mus. Vor dieſem hatte ein Canzler oder Rath, denn von geheimen Cabinets- und Staatsräthen muſte man an unſern fürſtlichen Höfen von fünfzig Jahren noch nichts, eine Beſoldung von hundert Ducaten mit einer kleinen Hausbeſtallung: dieſes war alles was er von der Freigebigkeit und Grosmuth ſeines Fürſten erwarten konnte. Heut zu Tage brauchen dieſe Leute noch viermal ſo viel, und machen noch Schulden dazu. Vier Dienſtboten koſteten damals nicht ſo viel zu unterhalten, als heut zu Tage ein einziger Libereiträger, der ſelten zufrieden iſt, wann er nicht eine Uhrkette zwiſchen den Beinen pampeln, und eine ſilberne Tobaksdoſe in der Taſchen hat. Das Silber heiſſet ohnedem nicht viel mehr bei uns, und wenn es ſo fort gehet; ſo wird man bald alles mit Ducaten und Carolinen berechnen, und nur die Bettelleute mit Silbermünzen abfertigen müſſen.

Wolte ſich ja ein beſcheidener und ehrbarer Mann entſchlieſſen, ſeine Haushaltung

tung vernünflig und nach ſeinem Vermögen einzurichten, ſo müſte er gewärtig ſeyn, allen grosmüthigen Spöttern zu artigen Einfällen zu dienen. Man würde ihn für blödſinnig halten, weil er nicht das Herze hätte, wie andre ehrliche Leute zu verderben, und ihre Glaubiger ums Geld zu bringen: Der Geiz iſt ein ſchändliches Laſter? Solte man ſich nicht deswegen eine Ehre daraus machen, das Geld zu verachten? O fürwahr! es läſſet ſehr ſchlecht, wann vornehme Leute um ſolche Kleinigkeiten ſich bekümmern wollen.

Dieſes iſt heut zu Tag die wahre Sittenlehre derjenigen Leute, die zu leben wiſſen; Es iſt nun einmal bei ihnen ein ausgemachter Glaubens-Artikel, daß alle Leute geizig ſind, die noch ein wenig auf Ordnung und Sparſamkeit halten; da im Gegentheil nur diejenigen als groſſe Seelen betrachtet werden, die keine Ausgaben und keine Schulden ſcheuen. Ihr Aufwand giebt ihnen das Anſehen einer edlen Lebensart. Sie dürfen bei Hof erſcheinen, und auch mit der Fürſtin ſpielen; ſie ſind allenthalben angenehm, und haben ſie gleich das Unglük, daß ſie endlich ausgeſekelt werden, ſo behalten ſie doch immer ein kühnes und erhabenes Weſen. Jedermann giebt ihnen das Zeugnis, daß ſie ſich mit Ehre ruiniret hätten.

Welches Unglük für ein Land, wenn der Fürſt ſelbſt mit einer ſolchen falſchen Grosmuth angeſteket iſt. Er wird viele tauſend ins Elend und ins Verderben ſezen, um einen prächtigen Hof zu haben, und ein paar duzend Hofſchranzen zu bereichern. Alles wird bei ihm von Gold und Silber glänzen; Auf den Dörfern aber wird die Armuth und das Elend die Menſchen an den Bettelſtab bringen. Er wird einem der ihm ein Bottſchaft bringet, hundert Ducaten ſchenken; Mitlerweilen daß ſeine Exequirer einen armen Mann von Haus und Hof jagen, weil er dreiſig Albus Steuergelder ſchuldig iſt. Er wird einem unwürdigen Schmeichler ein Jahrgeld von etlichen tauſenden anweiſen, unterdeſſen daß ein alter Soldat, in ſeinen Dienſten grau worden iſt, ſein Leben im Hoſpital endigen mus. Er wird zuweilen einen ſchädlichen Dienſt mit Perlen und Juwelen vergelten, und dargegen die weiſen Rathſchläge eines ehrlichen Mannes mit Schimpf und Ungnade belohnen. Die Unterhaltung einer Buhlerin wird ihn mehr koſten, als zwei bis drei Aemter ihm eintragen. Comödie, Spiele, Muſik, Tafel, Jagd werden ihm mehr Geld wegnehmen, als die nöthige Unterhaltung der Staatsdiener und Beamten. Alles was die Erde köſtliches trägt, das wird bei Hof einem Hauffen Müſiggänger aufgetiſchet und mit üppiger Kehle verſchlukt; da man unterdeſſen an vielen Orten, den Landmann ſeine arme Hütte verlaſſen, und mit Weib und Kind und einem Stab in der Hand nach fremden Ufern wandern ſiehet, um daſelbſt eine beſſere Obrigkeit und mitleidigere Menſchen zu ſuchen.

Wollen wir den allgemeinen Wohlſtand in der bürgerlichen Geſellſchaft blühen ſehen, ſo müſſen wir unſre Lebensart nach der Alten vernünftigen Einfalt wieder einrichten, und die vielen eingebildeten Nothwendigkeiten, die aus bloſſer Eitelkeit und Hoffart ſind eingeführet worden, vermindern und abſchaffen. Der gröſte Fürſt brauchte vor dieſem kaum die Helfte ſo viel Geld zu ſeinem Aufwand als jezo würklich drauf gehet. Dieſe Helfte könnte mit vielem Nuzen rulliren; eine Million Abzug im fürſtlichen Pracht würde dem Land zehen Millionen Nuzen ſchaffen. Die Unterthanen würden nach dem Exempel des Hofs auf gleiche Weiſe ihren unnöthigen und überflüſſigen Aufwand einziehen. Der tyranniſche Wohlſtand, der bisher eine allgemeine Menſchenplage iſt, würde die ſtolze Bürger nicht mehr quälen und ſie nöthigen, über ihr Vermögen zu thun. Viele tauſend Menſchen würden weniger zu Dienſtbotten gebraucht werden, weil man ihrer müſigen Aufwartung entbehren könnet.

könnte. Dieſe müſige Hände müſten alſo arbeiten und ſich regen, wann ſie ihr Brod gewinnen wollten. Dieſes gäbe alſo einen merklichen Anwachs im Feldbau, in den Fabriken und in allerhand Künſten. Hieraus entſtünde ein Vorrath beides von rohen als gearbeiteten Waaren: dieſe würden der Handlung Stof und Gelegenheit geben, ſie zu vertreiben und umzuſchlagen. Dieſe Handlung würde nicht allein dem Geldmangel begegnen, ſondern auch noch mehr Menſchen ins Land ziehen, und die Nahrung und Arbeiter darinnen vermehren. Reichthum und Uberflus würden daraus alles in Bewegung ſezen, die Macht des Fürſtens würde mit der Glükſeligkeit des Volks zunehmen, und weiter nichts als eine gute Policei erfordern, um alles in dieſem Stand zu erhalten, mithin denen Misbräuchen und Unordnungen zu wehren, welche ſonſt der Uberflus pflegt nach ſich zu ziehen.

Einfältige und ſichere Lebensart! Wie wenig koſtet es hier Mühe, einen vernünftigen Wohlſtand zu beſorgen; da die Unordnung und die übertriebene Pracht ſo viel Verdrus, Unruhe und Misvergnügen allenthalben verurſachten. Solte man nicht ein ruhiges, gemächliches und unſchuldiges Leben einem ſo ſorgenvollen Grosthun und dem närriſchen Wahn einer eingebildeten Herrlichkeit weit vorziehen? Viele leben in der That arm, um reich zu ſcheinen. Sie glänzen von Gold und Silber, wann ſie ausgehen, und frieren zu Haus an einem kalten Ofen; mancher verſchenkt ſeine Ducaten, und behält nicht ſo viel übrig dem Bäker das Brod zu bezahlen; ein andrer verſpielt des Abends, was er den andern Morgen mus ſuchen zu borgen, und tractiret mit Champagner und Burgunder, um hernach die Cur in Waſſer zu trinken. Alle leben in Nahrungsloſen und beklemmten Umſtänden, nur um vornehmer und reicher zu ſcheinen als ſie ſind. Ich habe dergleichen grosmüthige Seelen in meinem Leben viele gekennet. Der Franzöſiſche Point d' honneur iſt bei uns Teutſchen ein wahrhaftiger Tyrann. Man wagt alles, man borgt alles, und wenn man nicht mehr borgen kan, ſo legt man ſich auf ſchändliche Practiken und Betteleien. Da hilft immer einer den andern verderben. Nur die Kaufleute allein haben hier noch ein Privilegium, daß ſie im Nothfall Bankerut machen, und mit ihren Glaubigern ſich vergleichen, ihnen für hundert zehen oder zwanzig zu bezahlen.

Was iſt hier zu thun? Wer will über alle dieſe Kleinigkeiten Geſeze und Ordnungen machen? Und was beinahe unmöglich iſt, wie will man darauf halten? Es heiſt: Minima non curat prætor. Wer will den Leuten verbieten, das Geld wegzuſchmeiſſen, zu tractiren, zu verſchenken, ſich modiſch zu kleiden, zu bauen, das Geſind vollauf zu halten, u. ihm alle Freiheit und Muthwillen zu geſtatten? Wie, wird man ſagen, darf ich nicht mit meinem Gelde machen was ich will? Mit nichten; dann es iſt dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß niemand ſeiner Güter misbrauche.

Ich will hier zum Beſchluſs nur einen beiläufigen Begrif davon geben: Es ſind Dinge, die überhaupt nichts taugen, und die deswegen durch ein allgemeines Geſeze ſolten abgeſchaffet werden: darunter gehören 1) alle geiſtlichen und weltlichen Betteleien, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen. Dann in einer wohlverfaſten Republik iſt es eine Hauptnothwendigkeit, daß die Lehrer beſoldet, die Armen verſorgt, Bettler und Müſiggänger aber zur Arbeit angewieſen werden. 2) Alle Gevatterſchaften und Kindtaufsgepränge; dann ſie heiſſen nichts und ſind durchgehends ſowohl Reichen als Armen beſchwerlich. 3) Alle Hochzeitsweitläuftigkeiten und Geſchenke; dann angehende Eheleute brauchen ihr Geld zum Anfang ihrer Haushaltung ſelbſt und es iſt dem gemeinen Weſen nichts nachtheiliger, als daß man hier junge Leute hindert, ſich zu heirathen, oder wenn ſie den ſchweren Tritt wagen, ihre Nahrung gleich in ihren Anfängen durch unnöthige Ausgaben ſchwächet. 4) Alle unnöthige Leichenpgeränge und Trauerkleidungen; denn ſie ſind nichts anders als bloſe Grimmaſſen, andre aber die ihren Nuzen davon haben, nur lachen machen: heidniſche Pfaffereien und luſtige Trauerſpiele, die denen Chriſten, welche bei Sterbfällen und Begräbniſſen ganz andere Betrachtungen haben ſolten, gar nicht geziemen. Alle Geſchenke bei Erlangung öffentlicher Ehrenämter und Würden; Dann dieſes iſt nicht allein eine groſſe Prahlerei, ſondern man macht dadurch auch andern ehrlichen Leuten ein böſes Spiel, welche die Gelder öfters darzu borgen müſſen, und Weib und Kinder, wenn der Mann kurz darauf ſtirbt, in groſſen Ehren und nothdürftigen Umſtänden hinterlaſſen. Auch giebt man ſelten dem Volk etwas, das man nicht von dem gemeinen Weſen ſich wieder bezahlen läſt. Dieſe Wechſelbriefe taugen nichts. 6) Alle Neujahrsbetteleien: Dieſe ſind theils ſchimpflich, da gleichſam eine Helfte der Stadt bei der andern Helfte betteln geht; theils ſchädlich, weil vielen Menſchen dadurch Geſchenke abgedrungen werden, die ſelbſt bedürftig ſind, oder das Geld nöthig haben. 7) Alle und jede Gattungen von Geſellſchaften, die eine durchgängige Verbindlichkeit haben, zu gewiſſen Zeiten beſtimmte Geſchenke und Tractamente zu geben: denn ob man gleich einem Reichen an und für ſich ſelbſt die Freiheit laſſen mus, mit ſeinem Geld ſich Ehre zu machen, ſo leidet doch darunter die gemeine Billigkeit, wenn man auch andre, die nicht ſo bemittelt ſind, zu gleichen Unkoſten nöthiget, dadurch wird das natürliche und geſellige Weſen unter den Menſchen mehr gehindert als befördert; und nichts als Eifferſucht, Neid, Haſs und Misgunſt erreget. 8) Alle fremde Moden und Kleidertrachten; dann ſolche ſchleppen nicht nur vieles Geld aus dem Land, ſondern verurſachen auch einen doppelten unnöthigen Aufwand in Kleidern; da man ſonſt, wenn man ſeine Kleider ſo lange träget als ſie halten, mit der Helfte Unkoſten davon kommt. Nun iſt dieſes eine unläugbare und allgemeine Grundregel, daß ein Staat um ſo viel blühender iſt, je weniger deſſen Einwohner das Geld nöthig haben, um ruhig, gemächlich und glükſelig zu leben. 9) Eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch in Anſehung der groſſen und prächtigen Gebäude, Luſtgärten und dergleichen, denn obgleich das Bauen eines der nüzlichſten Handthierungen im bürgerlichen Leben iſt, ſo mus doch darinnen Ziel und Maas gehalten werden, damit diejenigen, die ſich mit ſolchen Schäden abgeben, nicht ſich, oder doch ihre Kinder in nahrloſe Umſtände ſezen, dergeſtalt, daß manchmal Leute, die in groſſen Palläſten ſind gebohren und erzogen worden, in den Hoſpitälern und milden Stiftern ihr Leben beſchlieſſen müſſen. Die groſſen Fenſter und hohe Säle, welche Waldungen erfordern, um geheizet zu werden, ſchiken ſich nicht zum gemeinen bürgerlichen Leben! 10) Hierher gehöret auch die Geſindesordnung; denn man ſolte nicht meynen, wie viel ein böſes Geſinde und die faſt durchgehends herrſchende Misbräuche und Unordnungen zum Verderben der Haushaltungen mit beitragen; dergeſtalt, daß es kein Wunder iſt, wenn alle vernünftige junge Leute, welche alle obgenannte Umſtände überlegen, ein billiges Grauen vor dem Ehelichen und häuslichen Leben bekommen.

Man rechne nur einmal die Unkoſten, welche jährlich auf dieſe zehen Puncte verwendet werden, zuſammen; ſo wird man finden, daß ſie wenigſtens die Helfte unſrer Ausgaben ausmachen; wann wir alſo mit noch mehr Ruhe und Bequemlichkeit unſre Unkoſten auf die Helfte herunter ſezen könnten, ſo iſt kein Zweifel, der Geldmangel würde nach und nach von ſich ſelbſten ſchwinden, oder doch nur bei muthwilligen und liederlichen Verſchwendern ſich einfinden, welche hernach dieſen Mangel als eine gerechte Straffe ihrer Unordnung und ihres Vergehens, allein ſich beizumeſſen hätten. Da man im Gegentheil bei obigen Misbräuchen, weil ſie zu einem vollgütigen Gebrauch erwachſen ſind, nicht kan wie man will; mithin von ſich und ſeinen Ausgaben mit nichten Meiſter iſt, weil man in dem gemeinſchaftlichen Umgang, und der Verbindung mit andern Menſchen, mithin unter dem Zwang der Thorheiten und Misbräuche lebet. Die Laſter der Unzucht, der Völlerei und die groſſen Spiele rechne ich nicht mit zu dieſer Claſſe, denn ſolche ſind durch die Geſeze allenthalben verbotten, und in ein und andern Theilen dieſer auserleſenen Sammlungen ſchon lächerlich gemacht worden; Wir brechen dahero ab, und weiſen den G. Leſer auf die vorhergehende Theile dieſes Reeſerendarii; insbeſondere aber p. 143. des 4ten Theils, und p. 106. des 2ten Theils.

Von der ſo verderblichen Gewohnheit des Spielens.

EJn Laſter kan nimmer heßlich genug vorgeſtellet werden. Allein wenn man es gar zu arg abmahlet: ſo findet ſich niemand, der das Urbild zu der Abbildung ſeyn will. Die mehrſten Moraliſten verſehen es in dieſem Stuke. Mit aller ihrer Mühe gewinnen ſie nichts anders, als daß der Menſch, welcher allemal die beſte Meinung von ſich ſelbſt heget, vorüber gehet und ſaget: Das Bild iſt ſchön gemahlet: allein ich bin nicht getroffen.

Die Spielſucht iſt ohnſtreitig ein unleidliches und der Verfaſſung der ganzen menſchlichen Geſellſchaft offenbar widerſtrebendes Laſter. Alle vernünftige Leute haben ſolches jederzeit mit den abſcheulichſten Farben abgemahlet. Aber vergebens. Die Sache gehet uns nicht an; wir ſpielen nur zum Zeitvertreibe. Dieſes ſind beſtändig die gütigen Entſchuldigungen geblieben, womit die ſpielſüchtigen Menſchen ſich zu rechtfertigen bemühet haben.

Wir wollen demnach ihr Bild mit etwas ſchmeichelhaften Farben entwerfen. Vielleicht daß die Eigenliebe ſo weichlich iſt, und die Strafe bei der Schmeichelei verſchmerzet. Vielleicht, daß ſie ihr Bild an einigen vortheilhaften Zügen erkennet, und darüber die unanſtändigen zu verbeſſern bewogen wird. Jene Königin von Egypten, als ſie ſahe, daß ein Mahler ſie in ſehr wollüſtiger Stellung, aber zugleich in ganz ausnehmend ſchöner Geſtalt gemahlet hatte, vergab ihm den Schimpf, weil er ihr ſo wohl geſchmeichelt hatte.

Doch es fällt uns jezt eine Geſchichte ein, welche zu gegenwärtiger Abhandlung nich beſſer mit Fleis hätte gemachet werden können. Hier iſt ſie:

An dem Hofe Carls des Groſſen, war eine Gräfin, Nahmens Xiphilinde, welche theils aus Gewohnheit, theils aus Mangel anderer Ergözlichkeiten, das Spiel aufs äuſerſte liebte. Sie war von der Natur mit allen denjenigen Vorzügen begabet, welche dieſer koſtbare Zeitvertreib erfordert. Ein anſehnliches Vermögen, ſchöne Augen und wohlgemachte Hände waren nicht ihre geringſte Eigenſchaften. Sie ſpielte hoch, glüklich und mit unglaublichen Eifer. Der Kaiſer gab ſich zwar viel Mühe, die ſich immer mehr äuſernde Neigung zum Spiel auszutilgen, weil das Trinken dadurch gehemmet wurde. Allein es war alles umſonſt. Einsmals langte ein vornehmer Freiherr aus Italien an ſeinem Hofe an. Dieſer hatte das Unglük eine wichtige Summe an die

Grä

Gräfin zu verſoielen. Die Kaiſerin, welche ungern ſahe, daß die Fremden an ihrem Hofe gleichſam als in Feindes Lande leben, und denen ſtreiffenden Partheien ausgeſezet ſeyn ſollten, auch wohl wuſte, daß die Ausländer den Charakter einer ganzen Nation, ſo gar aus dem Geſchmake der Suppe, errathen könnten, mismisbilligte die Aufführung der Xiphilinde gar ſehr; und war auf Mittel bedacht, dieſem Übel zu ſteuren. Gleichwie aber das Vornehmen und die Ausführung, bei gewiſen Perſonen, nicht weit von einander entfernet zu ſeyn pflegen: alſo nahm ſie gleich des andern Tages Gelegenheit, dem Fremden, wegen ſeines Verluſtes, hinlängliche Genugthuung zu verſchaffen. Kaum waren Hände und Füſſe ſchwerer geworden; kaum hatte die ſchöne Ungedult der langen Mahlzeit ein Ende gemachet: ſo nöthigte die Kaiſerin die Gräfin und den Fremden zu ſich in ihr Cabinet, um daſelbſt die lange Weile zu verſpielen. Beide waren willig und wohl auf. Dieſer über die Ehre, jene über das theure Vergnügen. Der Fremde führet die Gräfin an der Hand. Man ſezete ſich mit groſſer Emſigkeit nieder. Die Munterkeit blizete der Xiphilinde aus den Augen. Dreimal hatte ſie ſchon zu dem Fremden geſaget: Er würde ſo höflich ſeyn und verlieren, und die groſſe Ehre bedenken. Dreimal hatte ſie ſchon beide Schultern in die Höhe gezogen, um ſich in eine bequeme Stellung zu ſezen; als der unglükliche Augenblik erſchien, worinn ihre Wangen die Röthe, ihre Augen das Feuer, und ihre Hände die Lebhaftigkeit verlieren ſolten. Ich ſpiele nicht höher als den Fiſch um einen Pfenning Scheidemünze, ſagte die Kaiſerin. Ein Pfenning Scheidemünze? Nichts hätte der Gräfin empfindlicher ſeyn können, als dieſer Ausſpruch. Das allerempfindlichſte aber war, daß ſie zu dem Befehle ſtillſchweigen muſte, und auch nicht einmal gegen den Fremden ein wenig lächeln durfte. Dieſes war die von der Kaiſerin ihr zugedachte Strafe. Acht Tage, und jedesmal drei Stunden, muſte ſie ihre Gedult mit der Scheidemünze verſuchen. Endlich aber blieb ſie unter dem allzeit fertigen Vorwande einer Kolik vom Hofe weg. Sie wurf ſich auf ein Kanape, und entfernet von Wind, Geräuſch und artigen Schwäzern, beklagte ſie ihr milzſüchtiges Verhängnis. Indeſſen muſte ein jeder der Gräfin die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie die freigebigſte Dame am ganzen Hofe war. Sie ſpielte blos um die Zeit mit Vergnügen hinzubringen. Allein ihr Vergnügen war durch die Gewohnheit verderbet, daß ſie beim Spiele keine Aufmerkſamkeit haben konte, ohne groſſe Summen zu wagen. Sie tadelte ſich ſelbſt deswegen, und wünſchte oft, ſich überwinden zu können. Allein die Gewohnheit war bei ihr zur andern Natur, und der Verſtand ein Sklave des Herzens geworden.

Der Geiſt dieſer Gräfin iſt, wie Evens Unenthaltſamkeit, auf ihre Nachkommen ziemlicher maſſen gefallen. Wir ſehen ehe tauſend von ihrer Art, als einen einzigen, der eine vorſezliche Begierde hätte, ſein Glük auf den Untergang anderer zu bauen. So unmenſchlich als dieſes Laſter iſt: ſo menſchlich iſt hingegen der Fehler, den die Nachfolger der Xiphilinde beſizen. Er verdienet ehe mitleidig gebeſſert, als geſtraffet zu werden.

Nichts iſt in der Welt gewiſer, als daß eine Begierde durch die andere unterdrüket wird. Die ſtärkere überwindet die ſchwächere. Wer in äuſſerſten Grad laſterhaft iſt, wird nimmermehr mittelmäſig fromm werden. So wie er in den Laſtern ausgeſchweiffet hat, eben ſo wird er auch in ſeiner vermeinten Frömmigkeit ausſchweiffen. Die jugendlichen Bewegungen werden gemeiniglich durch die ſtärkere Begierde der Liebe erſtiket. Weil die Liebe gar zu ſtark iſt; ſo wird ſie ſelten durch andre überwunden. Die Einſamkeit, das Reiſen, das Spiel haben ſelten Reizungen genug, um die Liebe unterdrüken zu können, wenn gleich unſre

Einbildung alle Kräfte anwendet, ſie zu verſchönern.

Es wäre alſo zu unterſuchen, ob nicht ein bequemers und die Begierden ſtärker reizendes Vergnügen, als das Spiel, könne erdacht, mithin dieſes durch jenes erſtiket werden.

Der König von Frankreich hat vor kurzer Zeit in alle groſſe Städte, wo ſtarke Beſazungen liegen, Comödianten geſendet, um in den Officiers, durch ſolche Luſtbarkeit, die Begierde zum Spiel zu dämpfen. Nach dieſem Beiſpiel, ſolte eine Landesherrſchaft ſich bemühen, ihren Unterthanen eine wohlfeile Ergözlichkeit zu verſchaffen, wodurch ſie vom Trinken, vom Spielen und andern Leib- und Gutverderbenden Anſchlägen abgezogen würden. Dieſen Endzwek noch beſſer zu erreichen; ſo ſind nicht allein Commödien und Opern, ſondern auch Concerte, Bälle, Redouten, Aſſembleen, die allgemeine Hechel, oder die ſogenannte Gränzle, und dergleichen, heutiges Tags ſo empor gekommen. Dis bringt zwar der Menſchheit wenig Ehre. Sie ſolte billig über ihren verderbten Zuſtand erröthen; Allein es will, ſo lange die Welt ſtehet, keine rechte Beſſerung erfolgen. Es iſt uns zur Natur geworden, daß wir eine Schwachheit durch die andere erſtiken müſſen. Unſere Bemühung kan alſo bei dieſer Vorausſezung einiger maſſen erlaubet werden. Sie gehet einzig und allein dahin, die gröſſern Ausſchweifungen anfangs durch geringere zu dämpfen, und nach und nach dieſelben gar zu verbannen. Eine Gewohnheit wird nicht auf einmal angenommen, und noch weniger auf einmal unterdrüket.

Wenn die Geſellſchaften aus lauter frommen, gelehrten, wizigen, feurigen, und aufgewekten Leuten beſtünden: ſo würde man mit nüzlichen Unterredungen, und angenehmen Geſchäften ſeine Zeit hinbringen können. Allein die Erfahrung mag hier vor uns reden. Es kömmt eine Zeit, da wir aufhören mit unſer eignen Perſon beſchäftiget zu ſeyn, da die Selbſtliebe unachtſam, und die Einbildungskraft müde wird, da die Dinge in der Welt ihre junge Neuigkeit verlieren, da ſich eine gewiſe geiſtloſe Einöde in unſerm Leben äuſſert, und eine heimliche lange Weile unſre Ruhe verdirbet: alsdenn ſuchen wir entweder durch Spielen, oder durch andre zu erdenkende Luſtbarkeiten dieſes Leere in unſerem Umgange auszufüllen. Glüklich iſt alsdenn derjenige, welcher in ſeiner Jugend ſo viel Thorheiten begangen, daß er ſein Alter mit Erzehlung und Bereuung derſelben verweilen kan! ſagte jener Projectmacher, als er zur Ruhe kam, und durch mühſame Unternehmungen, die ihn unruhig gemacht, ſein Vermögen im Spiel und Reiſen vollends aufgeopfert hatte.

Die nakte Wahrheit.

Die Wahrheit mag man weder ſehn noch hören,
Die Schmeichelei hält man ſtatt ihr in Ehren,
Die teuſcht den Sinn durch eine ſüſſe Liſt;
Wie kömmt es denn, daß man die Wahrheit ſcheuet,
Und ihr faſt nie das ſchuldge Recht verleihet?
Man ſchämt ſich ihr, weil ſie ſtets nakend iſt.

Die verleegne Waare.

Ein Jude, wohlgewöhnt des Tags umher zu wandeln,
Rief jüngſt: iſt hier nichts zu verhandeln?
Ja, rief die Claudia, mein ſchönes Angeſicht.
Pfui, ſchrie der Jud, ich kauf verlegne Waare nicht.

Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren.

DEr Tod auf dem Bette der Ehren iſt zu allen Zeiten und von allen Völkern hoch geſchäzzet worden. Redner und Dichter, Weltweiſen und Geſchichtſchreiber haben ſich um die Wette bemühet. denſelben zu erheben; ja der Soldatenſtand ſcheinet für allen andern Ständen ſich ebē deswegen einen Vorzug erworben zu haben, weil er mit ſo vielen Gefährlichkeiten verbunden iſt, die ein ſtandhaftes Gemüth erfordern, wenn ſich ein Menſch zu demſelben entſchlieſſen will. Die Meinung, daß mit dem Tode auf dem Bette der Ehre eine gewiſſe Ehre verknüpfet ſey, hat ſich kaum auszubreiten angefangen, als ſie ſchon den Beifal der ganzen Welt erhalten hat. Die ſo vielen tapfern Helden, welche auf dem Bette der Ehre den Lauf ihrer Heldenthaten beſchloſſen haben, errichtete Ehrenſäulen und Denkmale, ſind hiervon ein augenſcheinlicher Beweis; und die groſſe Ehrfurcht, mit welcher wir noch heutzutage die Ueberbleibſel derſelben verehren, die uns Zeit und Glük aufbewahret haben, dienen zu einem unumſtößlichen Zeugniſſe. Nicht die heutigen Zeiten ſind es allein, in welchen man den Tod auf dem Bette der Ehre mit beſondern Lobſprüchen geprieſen hat, ſondern auch die längſt verfloſſene Jahre geben uns hievon mehr als deutliche Merkmale. Ich würde mich in ein gar zu weitläuftiges Feld hinbegeben, wenn ich, daß die meiſten Völker auf dem Erdboden den Tod auf dem Bette der Ehre mit beſonderer Hochachtung angeſehen haben, zu beweiſen, die Geſchichte der alten und neuen Völker durchgehen wolte. Wie verehrungswürdig iſt er nicht bei den Hebräern geachtet worden? Was kan erhabeners geſaget werden, als wenn der groſſe jüdiſche Feldherr Judas ſeine niedergeſchlagene Brüder mit dieſen Worten zum Streit ermuntert: (1 Maccab. 9, 10.) Iſt unſere Zeit kommen, ſo wollen wir ritterlich ſterben um unſerer Brüder willen, und unſere Ehre nicht laſſen zu Schanden werden. Griechenland und Rom trieben die Hochachtung gegen dieſen Tod auf das höchſte, ſo, daß es ſchwer zu entſcheiden iſt, ob die neuen Völker in dieſem Stükke die alten übertroffen haben. Der Römer ſahe diejenigen, ſo in einem Streite für das Vaterland ihren Geiſt aufgegeben hatten, als die glükſeeligſten Menſchen an, die ſich durch ihren Tod und durch den damit verknüpften Ruhm ein immerwährendes Leben erworben. Man hieng ihnen zu Ehren Gränze auf, und erneuerte jährlich ihren Ruhm, um denſelben in einem unvergänglichen Andenken zu erhalten. Ja ſo gar Eltern erhielten, in Anſehung ihrer für das Vaterland in einem Treffen gebliebenen Söhne, gewiſſe Vorzüge und Freiheiten für andern von ihren Mitbürgern. (§. 10. I. de Adopt. pr. excuſat.) Die Lobſprüche, womit unter den Dichtern Horaz, Virgil, unter den Rednern Cicero den Tod auf dem Bette der Ehre beehret haben, will ich hier nicht anführen. Wem ſind ſie wohl unbekannt?

Soll ich wohl vermuthen, daß unſere Vorfahren gleiche Gedanken von dem Tode auf dem Bette der Ehren gehabt? Beinahe ſolte ich hieran zweiflen, wenn ich ihre wilde Lebensart betrachte, und dabei bedenke, wie gering und eingeſchränkt unter einem wilden Volk der Begrif von der Ehre ſey. Allein ich mus geſtehen, daß ich ihnen ein groſſes Unrecht anthun würde, wenn ich ihnen alle Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre abſpräche, und daß ich die Gebeine manches alten berühmten Krigeshelden, vor deſſen Schwerte ganze Legionen Römer gezittert, beleidigen würde, wenn ich ſagte, daß ſie dieſe ruhmvolle Todesart ſinnenlos angeſehen hätten. Laſſet uns in die alten Zeiten unſerer krigeriſchen Vorfahren zurüke gehen, und ihr Bezeigen in dieſem Stüke betrachten. Wir leſen von ihnen, daß ſie Kriege geführet und daß die Tapferkeit eine von ihren gröſten Tugenden geweſen. Der Geſchichtſchreiber Tacitus (de morib. Germ. c. 3.) meldet uns, daß ſie das Lob der Helden in Liedern beſungen haben, daß ſie dieſes ſo oft gethan als ſie in den Streit gehen und ein Treffen anfangen wolten, und daß ſie dieſes um deswegen gethan, damit die Gemüther zum Streit ermuntert würden. Wer wolte länger an ihrer Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre zweifeln?

Ich will mich in die Geſchichte der neuern Völker nicht einmal einlaſſen. Welche trefliche Denkmale groſſer Helden weiſet uns nicht Teutſchland auf? Wie hat nicht Frankreich ſeine groſſe Feldherren verewiget? Wie viele Proben ſeiner Hochachtung gegen den Tod auf dem Bette der Ehre hat nicht Grosbrittannien an den Tag geleget? und wie erhaben denkt nicht dieſe edle Nation von dieſer rühmlichen Todesart. Lauter Beweiſe, daß auch noch heut zu Tage die Meinung obſieget, daß mit dieſem Tode eine wirkliche Ehre verbunden ſey?

Dieſes leztere iſt dasjenige, was ich hauptſächlich zu erweiſen mir vorgenommen habe, und ich mus hier zuforderſt erinnern, daß es meine Abſicht nicht iſt, das Wort Ehre und den mit demſelben verbundenen Begrif nach den Regeln der Weltweiſen zu unterſuchen; ſondern ich will nur die Meinung von dem Tode auf dem Bette der Ehre prüfen, ob ſie gegründet ſey oder nicht.

Der Krieg, man mag ihn betrachten, wie man will, iſt einmal zu einem nothwendigen Mittel geworden, wodurch die Streitigkeiten groſſer Potentaten entſchieden werden, wenn er auch gleich als ein Uebel angeſehen wird. Er iſt deswegen nöthig, daß ſich gewiſſe Menſchen zur Erwählung des Kriegesſtandes entſchlieſſen, und indem ſie dieſen Stand erwählen, ſich zugleich beſtimmen, ihr Leben, wenn es der Umſtand erfordert, freiwillig für das Wohl des Staates aufzuopfern, und mit Freuden der Gefahr und dem Tode entgegen zu gehen. Dieſes, wenn man es recht bedenket, kan uns ſchon genug von der Wichtigkeit dieſes Entſchluſſes überführen. Hierzu werden keine Gemüther erfordert, deren Abſicht iſt, bei einer einträchtlichen Bedienung gute Tage in der Welt zu genieſſen. Man gehe von der Gefährlichkeit ab, welcher die Soldaten zu Kriegeszeiten unterworfen ſind, und richte ſein Augenmerk auf andere Beſchwerlichkeiten, die den Kriegesſtand begleiten. Wie manchen Tag mus der Soldat in der gröſten Hize, in der ſtrengſten Kälte auf dem freien Felde zubringen. Wie manche Nacht mus derſelbe ſchlaflos überſtehen, und wie kurz währet oft ſeine Ruhe, wenn ihm ſchon erlaubet wird, ſeine abgemattete Glieder in etwas zu erquiken. Bald kommen Zeiten, daß er Hunger und Durſt ertragen mus. Bald hat er einen beſchwerlichen Marſch zu überwinden. Bald überfället ihn eine andere Gefahr, und kurz, ſein Leben iſt mit den gröſten Beſchwerlichkeiten verbunden. Man erwäge, wenn man alles dieſes bedenket, ob ein hinreichender Grund, einen Menſchen zu dieſem mühſeeligen Stande zu bewegen, vorhanden ſeyn könne, wenn nicht mit eben dieſem Stande eine ganz beſondere Ehre verbunden wäre. Man bedenke endlich, wie barbariſch die Kriege unter den Menſchen geführet werden würden, wenn groſſe Mächte nicht ein ordentliches Kriegesheer auf den Beinen hielten, wenn nicht Menſchen ſich einfinden, und dieſen Stand freiwillig erwählten, und an ſtatt derſelben ganze Völker ſich aufmachten und gegen einander ſtritten. Welche Zerſtörung, welches Elend würde dieſes unter dem menſchlichen Geſchlecht nicht anrichten? Alles dieſes ſcheint mir den Saz nicht zu bekräftigen, daß diejenigen, welche ſich dem Kriegsſtande gewidmet haben, einer ganz beſonderen Hochachtung würdig ſind, da einmal die Kriege in der Welt nothwendig geworden. Haben wir bei dieſen Umſtänden nicht Urſache genug, der Vorſicht zu danken, daß ſich noch Menſchen zu dieſem Stande entſchlieſſen? Und was iſt demnach billiger, als daß wir diejenigen mit beſonderer Ehrfurcht anſehen, die, wenn wir in unſern Wohnungen in ſtolzer Ruhe leben, und die Früchte unſers Landes genieſſen, wenn wir einen Tag nach dem andern in den Städten, in dem Schoſſe der Wolluſt und Ergözlichkeiten zubringen, für uns Hiz und Kälte, Gefahr und tauſend andere Beſchwerlichkeiten ausſtehen, und endlich durch Aufopferung ihres heldenmüthigen Blutes unſere Ruhe und Wohlfahrt befeſtigen. Gewis, ſo edelmüthig ihr Bezeigen iſt; ſo viele Ehre iſt mit ihrem Tode verbunden.

Vom Caffeegetränke.

Was der Caffee eigentlich ſeye, und wie ſolcher zum Gebrauch erfunden worden? ſolches haben wir zur Genüge in unſerm curioſen Dollmetſche pag. 60. abgehandelt, und würde, hier anzuführen, dermalen überflüſſig ſeyn. Wir wollen dahero nur was Weniges von dem beſondern Gebrauch u. Nuzen des Caffees berühren: den Nuzen deſſelben anbelangend, ſo pflegt derſelbe, wegen ſeiner ölicht-ſchweflichten Theile und angenehmen Bitterkeit, den Mangel einer guten Galle zu erſezzen, und zur Bereitung eines guten Speiſeſaffts vieles beizutragē. Und weil er auch ſolchergeſtalt die Säure dämpfft: ſo bekommt er denen beſonders wohl, die dergleichen viel im Magen haben, wie den alten Leuten, oder die hypochondriſch, und mit dem Magenkrampfe beſchweret ſeyn. Nur mus man dabei ſehen, daß man nicht conſtipirt, und die Tranſpiration nicht verhindert wird, damit nicht das ſchwefichte Weſen zu ſehr mit ins Geblüt gehet, daſſelbe erhizet, oder wenn es nebſt andern ſcharfen Partikeln unter der Haut ſizen bleibt, zum Frieſel Anlas gibt; zumalen bei choleriſchen Leuten, die ohnedem ſchon mit vielen ſchweflichten Partikeln verſehen ſind. Und da ſolcher bei ſo einer Diät genoſſen wird, wo ohnedem ſchon allerhand Getränke das Blut flüchtig macht, und man ſolchen noch darzu, nach der heutigen ſehr ſchlimmen Mode, ohne Unterſchied allzuhäufig genieſſet: ſo pflegt er bei denen die zum Aergernis geneigt, und verſtopften Leibes ſind, oder die ſonſt viele Galle und Schärfe bei ſich haben, dieſelbe aus dem Unterleibe ins Geblüt und in die Glider zu treiben; Daher denn bei ſolchen Perſonen Lähmigkeit in den Gliedern, Gichtſchmerzen, Schwäche der Nerven, und Unreinigkeit des Bluts entſtehet, die hernach, wann ſie ſizzen bleibet, endlich Ausſchlag, Frieſel und ſonſt allerhand Krankheiten zuwege bringt.

Was den rechten Gebrauch anbelangt, ſo kommt zuförderſt viel auf das Röſten an, wenn er der Geſundheit recht zuträglich ſeyn ſoll: denn iſt er zu wenig geröſtet, ſo bleibt noch viel rohes dabei, das die übrige Annehmlichkeit benimmt. Iſt er aber zu ſehr und lange, und noch dazu in offenen Geſchirren gebrennt: ſo iſt das beſte und zärteſte davon geflogen, und das rukſtändige iſt widerlich, ſchwächt die Nerven, und gibt zu Herzklopffen, Beängſtigung, und Zittern der Glieder Gelegenheit. Und eben das geſchieht auch, wenn man ihn zu ſtark trinket. Ja, da der meiſte Theil des Caffees in erdigten Theilen beſtehet: ſo iſt er auch alsdann mehr ſchädlich als nüzlich, wenn man ihn nicht recht abkläret, ſondern zu dike trinket; weil er ſodann das Blut nothwendig mit ſolchen irrdenen Theilen anfüllet und verdiket, wenn er zumal von müſigen Perſonen, und in Menge getrunken wird. Daher es auch kein Wunder iſt, daß das müſige Frauenzimmer blaſs davon, und mit andern Unordnungen und Zufällen behafftet wird. Es iſt alſo nach des Hn. Profeſſor Neumanns ſeiner Chimie der rechte Gebrauch davon alſo zu machen: Man bereite ſich nicht ſtarken, ſondern dünnen, und dabei recht klaren Caffee, ſo iſt man verſichert, daß man kein ſubſtantiell-pulvericht Zeug, ſondern nur zarte ausgezogene, unſchädliche gumöſe Theile, in den Leib bekomme; Und dieſe können u. werden niemals Schaden verurſachen, wenn dieſer Trank mäſig, beſcheiden und zu ſeiner Zeit, alſo keineswegs überflüſig, zu ofte, oder zur Unzeit, gebrauchet wird.

Betrachtung über das Geſez des Romulus von der vätterlichen Gewalt

Wenn ich den Karakter dieſes groſſen Prinzens, von deſſen Geſez von der vätterlichen Gewalt zu handlen ich mir vorgenommen habe, betrachte; ſo werde ich völlig überzeugt, daß das neue Rom damals von einem Geiſte regieret worden, der an Einſicht und Klugheit faſt alle Menſchen der damaligen Welt übertroffen hat. Alle Anſtalten dieſes unvergleichlichen Königs ſind ſo beſchaffen geweſen, daß ſie nothwendig zur Erhaltung der Dauer und der Glükſeligkeit eines neugeſtifteten Staates alles beitragen muſte, ja die Folge der Zeit hat gewieſen, welche Vortheile Rom aus den löblichen Anordnungen dieſes weiſen Königs zugefloſſen ſind, und wie Rom von Jahr zu Jahr an Macht zugenommen hat, bis es endlich zu derjenigen Gröſſe gelangt, wozu der Himmel dieſen Anfangs gar kleinen Staat beſtimmet hatte. Das Geſez von der Gewalt der Vätter über die Kinder, ſo Romulus den römiſchen Bürgern gegeben, gehöret unter die vornehmſte Anordnungen dieſes erhabenen Königs. Es war hart, allein es kan ſich nicht leicht ein Staat ſo vieler gehorſammen Kinder rühmen, als eben Rom.

Worinnen die vätterliche Gewalt beſtanden, iſt bekant genug. Ein Hauptumſtand derſelben war das Recht über Leben und Tod, ſo die Väter in Anſehung ihrer Kinder hatten, und worinnen ſich die römiſche Völker für allen alten und neuen Völkern unterſcheiden; ja was dieſe Gewalt gleichſam zu einem tiraniſchen Joche, unter welchem die Kinder ſeufzen muſten, zu machen ſchien, iſt dieſes, daß dieſelbe ſo lange währte, als der Vatter lebte, er hätte dann durch eine dreimalige Verkaufung die Kinder von dieſer vätterlichen Gewalt losgelaſſen.

Der Vatter hatte über die Kinder das Recht über Leben und Tod. Dieſes Recht beſtunde in nichts anders, als in dem Richteramte, welches der Vatter über die Kinder führete. Ein Recht, ſo der Obrigkeit in Anſehung der Unterthanen zukomt, übte hier der Vatter über die Kinder aus. Die Kinder blieben, ſo lange der Vatter lebte, unter deſſen Gewalt, und gehörten unter die Claſſe derjenigen Dinge, welche die Römer unter dem Worte Familie begriffen. Dieſes, ſo hart es auch ſcheinen mag, iſt nach Beſchaffenheit der Römiſchen Geſezze ein Glük für ſie geweſen, denn auf dieſe Weiſe muſten die Kinder, ſo unter der vätterlichen Gewalt bis an des Vatters Tod geblieben, nothwendig ſeine Erben werden. Dahingegen diejenigen, welche von der vätterlichen Gewalt losgelaſſen worden, auch zugleich das Recht der Erbfolge verlohren hatten. Dieſes überzeuget mich, daß die ſogenannte Loslaſſung durch eine dreimalige Verkauffung (emancipatio) eben nicht als eine Wohlthat anzuſehen geweſen, die ein Vatter ſeinem Sohne erweiſen konnte, ob ſchon verſchiedene berühmte Rechtslehrer ſolches dafür gehalten.

Ich komme auf die Abſicht, welche Romulus bei Ertheilung der vätterlichen Gewalt gehabt hat. Dieſer groſſe Prinz ſahe nach ſeinem durchdringenden Geiſte wohl ein, daß der Flor, das Wachsthum und die Glükſeligkeit eines Staats überhaupt,

haupt, am meiſten in der Aufführung der Bürger beſtehe, und daß alles auf den Gehorſam ankomme, welchen ein Unterthan ſeinem Regenten und den Geſezzen leiſten müſſe. Er ſahe wohl ein, daß man ſchon in den zärteſten Jahren den Grund zu dieſem Bezeigen in den jungen Gemüthern der zukünftigen Bürger legen müſſe: daß alſo alles auf eine gute Auferziehung ankomme, als welche verurſachet, daß das Gemüth frühzeitig gebildet und zu der ſtrengen Beobachtung dieſes nöthigen Gehorſams angeführet werde. Er ſahe wohl ein, daß aus ungehorſamen Kindern auch mit der Zeit ungehorſame Bürger würden. Er hielt es derowegen für höchſt nöthig, daß mit der Auferziehung der Anfang gemacht werden müſte. Alles dieſes bewog ihn, denen römiſchen Vätern eine ſo groſſe Gewalt über ihre Kinder zu geben. Der Staat hatte davon den gröſten Vortheil, und man findet dabei in der römiſchen Geſchichte ſehr wenig Exempel, daß ſich die Väter dieſes ihnen verliehenen Richteramts mit Schärfe auszuuben nöthig gehabt hätten. Die Kinder wurden unter der väterlichen Gewalt von den erſten Jahren an zu einem ſtrengen Gehorſam angehalten. Ihr Herz wurde dadurch frühzeitig zu der künftigen Aufführung angewöhnet, ſo, daß ſie nachhero als Bürger gegen den Staat eben diejenige Aufführung bezeigeten, welche ſie als Kindern ihren Vätern erwieſen hatten. Nicht ohne Rührung lieſet man die Beiſpiele des groſſen Gehorſams der römiſchen Kinder gegen ihre Väter. Ein Mann, der einen gemeinen Bürger zum Vater hatte, wenn er auch gleich zu den höchſten Ehrenſtellen in der Republik gelanget, die ihn zu einem Richter über andere Bürger macheten, legte allen Glanz und Hoheit nider, wenn er ſeinen Vater erblikkete. Rom verehrete in ihm den Conſul mit der tiefſten Unterthänigkeit, und eben daſſelbe ſahe ſeinen Conſul ſich mit einer kindlichen Ehrfurcht vor ſeinem Vater bükken. (Valer. Max. Lib. V. cap. 4.) Beſchämen die Römer nicht in dieſem Stüke unſere Zeiten? Wir bringen es in dem kindlichen Gehorſam gewis heutzutage ſo weit nicht, ohnerachtet wir in dem Lichte des Evangelii wandeln, und jene in der heidniſchen Blindheit irreten.

Die klugen Chineſer, ein Volk, dem man den Ruhm einer groſſen Einſicht nicht abſprechen kan, ſehen ebenfalls auf nichts ſo ſehr als auf eine genaue Beobachtung des kindlichen Gehorſams. Ein Kind, ſo ſich dieſem Geſeze nicht unterwirft, wird als ein Ungeheuer betrachtet, welches von dem Erdboden vertilget zu werden verdienet.

Wenn man alſo die Beſchaffenheit der vätterlichen Gewalt bei den Römern mit der Abſicht des groſſen Stifters dieſes Staats genau zuſammen hält, ſo wird man mehr an derſelben zu loben und weniger zu tadeln antreffen. W.

Beſonderer Nüzen der Lehre von der Fäulnis in Erklärung verſchiedener Dinge in der Haushaltung und Medicin.

WIr bemerken, wenn ein Cörper faulet, daß die verſchiedenen Theile, woraus er zuſammen geſezt iſt, gänzlich aus ihren Zuſammenhange gebracht, oder von einander getrennet werden; womit zugleich bei den Cörpern der Thiere ein übler Geſtank verknüpft iſt, der bei ihnen von den fetten, ſchweflichten, und flüchtigen Salztheilen herrühret; dergleichen man aber bei den Kräutern und Pflanzen nicht ſo antrift: daher auch ihre Fäulnis mehr eine Gährung zu nennen iſt. Nächſtdem befindet man, daß je mehr Feuchtigkeiten in einen Cörper vorhanden ſind, deſto leichter auch die Fäulnis erreget und vollbracht werde, weil das wäſſrige Element die Auflöſung der Theile, oder deren Trennung ungemein befördern hilft, und man im Gegentheil wahrzunehmen pflegt, daß die dürren und ausgetrokneten Cörper von der Fäulnis befreiet bleiben. Endlich lehret auch die Erfahrung, daß die äuſſere Wärme der Fäulnis gar ſehr zu ſtatten komme; indem ſie die Feuchtigkeiten ausdehnet, und die verſchiedenen Theile, woraus die Cörper beſtehen, in Bewegung bringet, daß ſie ſich deſto eher von einander abſondern; daher auch die Fäulnis im Sommer viel leichter geſchicht, als im Winter, und zur Gnüge bekandt iſt, daß in den kalten Nordländern; ſonderlich aber in dem rauhen Nova Zimbla, die toden Cörper viele Jahre ohne Verweſung liegen bleiben.

Doch trette ich nunmehro näher zu meinem Zweke, und zeige kürzlich, wie man aus der Betrachtung dieſer Lehre einige nüzliche Sachen in der Haushaltung und Medicin erklären und herleiten könne; wozu mir eine ehedem von dem ſeel. Herrn Geh. Rath Hofmann gehaltene Diſſertation Gelegenheit an die Hand gibt, darinne er den Nuzen der Lehre von der Fäulnis in der Medicin, und zwar in Erkänntnis und Cur vieler menſchlichen Krankheiten gewieſen hat.

Da Feuchtigkeit und Wärme die Fäulnis befördern: ſo kan auch im Gegentheil alles dasjenige dieſelbe mindern, oder abhalten, was dieſe zwei Dinge zu hindern vermögend iſt. Weil nun die freie und kühle Luft oder auch ein trokener Wind, ingleichen das Räuchern die übrige Feuchtigkeiten wegnehmen: ſo ſieht man daraus, daß man in der Haushaltung wohl thue, wenn man das Fleiſch, ſo man zu erhalten gedenkt, von der Luft durchwehen, und vom Rauche austroknen läſt: welches freilich aber beſſer im Winter angeht; weil die Kälte die Fäulnis mit abwenden hilft. Daher auch kluge Hauswirthe gemeiniglich in den Wintermonaten einſchlachten, und das Fleiſch zu räuchern pflegen.

Hieraus kan man nun zugleich füglich erklären, woher es komme, daß bei getrokneten Fleiſche, wie z. E. an Schinken, wenn ſie eine Zeitlang liegen, der Knochen immer leichter angeht und ranzig wird, als das Fleiſch ſelber. Denn der Knochen iſt hart, und läſt die Feuchtigkeit nicht ſo leichte herausgehen und ausdämpfen; daher dieſelbe durch die Luft, oder den Rauch ſelten hinlänglich weggenommen wird; ſondern hernach, wenn ſie zurüke bleibt, den Knochen nothwendig eher angreift und verderbt, als das Fleiſch.

Man pflegt aber das Fleiſch nicht nur zu lüften und zu räuchern; ſondern auch einzuſalzen; weil das Salz allerdings auch zum Theil die Feuchtigkeiten mit wegnimmt, und an ſich ziehet, ehe noch die Luft und der Rauch ſattſam eindringen, und ſie austroknen kan. Da es aber nothwendig weniger davon annimt, wenn es ſchon viele feuchte Theile in ſich hat: ſo iſt leicht zu erachten, daß ſich das trokne Salz beſſer zum Einſalzen des Fleiſches ſchike, als das feuchte. Es troknet aber das Salz nicht alleine; ſondern es hält auch das Geſchmeis ab, und verhindert, daß keine Würmer ſo leichte ausgbrütet werden; weil alles Salz denſelben zuwider iſt. Und hierinnen beſteht der vornemſte Nuzen mit, den es bei geräucherten Sachen gewähret, den man auch allerdings gerne gelten läſt. Wer aber, wie gemeiniglich geſchieht, blos in der Abſicht ſtark ſalzet, daß er die Fäulnis dadurch abhalten will, der thut unrecht, und bedenket nicht, daß ſchon die Luft und der Rauch der Fäulnis am meiſten Einhalt thun, und daß das Salz nachgehends nur hauptſächlich deswegen zu deſto beſſerer Erhaltung des Fleiſches beiträgt; weil es die Würmer abhält; wiewohl ich nicht läugne, daß auch zu Erreichung dieſes Endzweks eine hinlängliche Portion Salz erfordert werde; wenn man zumal das Fleiſch einrökelt, und auch ohne Räuchern zu erhalten ſuchet.

Dieſes, was bisher von dem Ueberfluſſe

flusse des Salzes iſt geſaget worden, ſollte man alſo billig an denjenigen Orten in acht nehmen, wo man gewohnt iſt, das Geräucherte allzu ſtark einzuſalzen. Denn weil ſich das Salz in die Zwiſchenräume des Fleiſches zu ſtark einſezet: ſo wird dieſes nicht nur dadurch harte, und zur Verdauung ungeſchikter gemacht; ſondern es iſt auch bekandt, daß das Salz, wenn es nicht gnugſam aus dem Cörper wieder ausgeführet wird, nach und nach zur Schärfe und Unreinigkeit des Bluts, oder zum Scharbok, und allen davon herrührenden Krankheiten Anlas gibt; wie man denn dieſes an denjenigen wahrnimmt, die an der See wohnen, und unter andern mit von dem vielen Genus der ſalzigen Speiſen von dem Scorbute ſehr geplaget werden.

Da aber auch ferner das Salz, und die Luft, nebſt dem Rauche, die Feuchtigkeit austroknet; ſo ſieht man dieſerhalb zugleich, daß man dieſe Dinge zuſammen auf eine gute Art mit einander verbinden müſſe, und nicht nöthig habe, blos durch einen ſtarken Rauch, der mit groſſen Feuer gemacht wird, die Austroknung zu erhalten. Weil man nun dieſes ſonderlich in Weſtphalen gut gelernet hat: ſo iſts kein Wunder, daß man mehrentheils die Weſtphäliſchen Schinken den andern vorziehet. Und in der That iſt auch das allzuſtark, oder gleichſam ſchwarz geräucherte Fleiſch der Geſundheit ſehr ſchädlich; weil der viele Rauch es nicht nur harte, ſondern auch das daran befindliche Fett ranzig macht, welches unſrer Natur ſehr zuwider iſt, den Magen beſchweret, und Aufſtoſſen, nebſt andern Unheil verurſachet.

Damit man aber deſto beſſer einſieht, daß bei Erhaltung der Dinge auf die Wegnehmung der Feuchtigkeit das meiſte ankomme: ſo will ich noch ein ander Exempel aus der Wirthſchafts-Lehre beibringen, das zwar von den Cörpern der Thiere nicht genommen iſt; dennoch aber das vorgehende gar füglich erläutert. Es iſt nemlich bekannt, daß die in der Haushaltung erfahrne kluge Hauswirthe, allezeit bei ihren Bauweſen dahin ſehen, daß das Bauholz nicht nur gefället wird, ehe der Saft in die Bäume tritt; ſondern daß es auch nachher balde ausgehauen, und von ſeiner Schaale befreiet werde: weil ſie nemlich ſehen, daß das Holz bei weiten nicht ſo gut und dauerhaftig iſt, wenn ſie dieſe Behutſamkeit nicht beobachten, ob ſie ſchon eben nicht alle den zureichenden Grund davon wiſſen, der eigentlich dieſer iſt: In dem einen Falle, wenn nemlich der Saft ſchon eingetretten iſt, bekommt das Holz zu viele Feuchtigkeit; in dem andern aber, wenn man es in ſeiner Schaale ſo lange liegen läſt, wird die Austroknung derſelben verhindert. Da nun nach dem vorher geführten Beweiſe die Feuchtigkeit die Fäulnis befördert, und die Cörper verderbet: ſo iſt klar, daß auch dergleichen Holz nicht ſonderlich dauerhaft ſeyn müſſe.

Dieſe Lehre führt uns zugleich dahin, daß wir daraus erkennen lernen, worauf es vornemlich ankomme, wenn wir die toden Cörper einige Zeit erhalten, und vor der Fäulnis bewahren wollen: welches man ſonderlich zu wiſſen nöthig hat, wenn groſſe Herren nach ihrem Tode eine Zeitlang auf dem Paradebette liegen, oder in ihr Erbbegräbnis gebracht werden ſollen; das aber gleichwohl ſo geſchwinde nicht allezeit geſchehen kan. Nun pflegen die dazu beſtimmten Aerzte gemeiniglich herrliche und koſtbare Species, die wohl hundert und mehr Thaler zu ſtehen kommen, darzu zu verſchreiben; welches man auch in ſo weit gerne geſchehen läſt, weil es groſſe Herren wohl bezahlen können. Doch da eine gehörige Sparſamkeit ſo wohl den Vornehmen, als Geringen allerdings zuſtehet, und auch heute zu Tage nöthig iſt: ſo hat man ja wohl billig Urſache, dieſe Tugend auch in der Medicin beſtmöglichſt anzuwenden; welches auch in dem gegenwärtigen Falle gar nicht ſchwer iſt. Denn wer da weis, wie die Fäulnis abgehalten wird, und daß es dabei hauptſächlich auf die Wegnehmung der Feuchtigkeit ankommt, der ſieht leichte ein, daß man nicht nöthig habe, ſo ſehr koſtbare Sachen dazu zu gebrauchen; ſondern daß es gnug ſey, wenn man z. E. den Leib, nach ausgenommenen Eingeweiden mit Salz ausreibt, oder mit Brantewein, der die Feuchtigkeit verzehret, wohl auswäſcht, und ihn nachgehends mit einigen kräftigen Kräutern, als Meliſſe, Krauſemünze, Salbei, Polei, Roſenblättern, Chamillen- und Lavendel Blumen u. ſ. w. ausſtopft. Und zwar kan dieſes um ſo mehr zureichend ſeyn; da man ohnedem heute zu Tage keine Mumien mehr machen will, ſondern nur, wie gedacht, ſo viel zum Endzweke hat, daß der verblichene Cörper ohne Beſchwerung noch einige Zeit ſoll erhalten werden.

Nun läugne ich zwar nicht, daß man auch auf andere Art die verblichenen Cörper eine Zeitlang füglich erhalten könne. Da aber dieſelbe theils anderwärts beſchrieben, theils aber hier blos mein Abſehen iſt, daß ich zeigen will, wie man mit leichter Mühe, und ohne ſonderliche Unkoſten dazu gelangen möge: ſo wird mir es niemand leicht verargen, daß ich dieſe Materie nicht weiter ausführe. Ich habe auch dahero nur blos des Salzes und des Räucherns zu Abwendung der Fäulnis in den Cörpern der Thiere Erwehnung gethan; weil ich dabei nur eigentlich auf den diätetiſchen Nuzen mein Abſehen gerichtet; keineswegs aber zu erweiſen mir vorgeſezet habe, auf wie vielerlei Arten man auſſerdem der Fäulnis ſteuren, und das Fleiſch der Thiere, oder auch der Fiſche, die ebenfalls hieher gehören, erhalten ſolle.

Die närriſche Ehre.

Miſſerima eſt omnino ambitio honorumque contentio.

Cic. de Offic. L. 1.

Aus dem Hochmuth entſtehet die närriſche Ehre: ſie zeuget in einem ſchwachen Gehirne diejenige lächerliche Einbildung, welche den Menſchen zu den gröſten Thorheiten verleitet. Nebucadnezar, der ſtolze Beherrſcher des groſſen Babels, wolte, daß ſein Volk vor ſeiner Bildſäule niederfallen ſolte. GOtt nahm deswegen den Verſtand von ihm. Er wurde wie ein Vieh, er floh vor den vernünftigen Geſchöpfen, und fras das Gras auf den Feldern. Seſoſtris, der mächtigſte König in Egypten begieng die Narrheit und lies vier gefangene Fürſten vor ſeinen Wagen ſpannen, und ſich damit als einen hochmüthigen Gecken zum Schauſpiel ſeines Volks herum fahren. Alexander, der groſſe Länderbezwinger, fiel aus Hochmuth auf den thörigten Einfall, ſich als einen GOtt verehren zu laſſen; dieſe Narrheit machte ihn in der ganzen Welt ſo verächtlich als ſeine Heldenthaten berühmt.

Empedocles, Ariſtoteles, Zeno, ja ſelbſt der ſchmuzige Diogenes, waren von einer närriſchen Ehre angeſtekt. Dieſer leztere begieng die tollſten Ausſchweifungen, um ſich dadurch von allen Menſchen zu unterſcheiden. Wie lächerlich bekümmerte ſich nicht der berühmte Cicero, um dasjenige, was die Welt nach ſechshundert Jahren nach ſeinem Tode von ihm ſagen würde? Finden wir nicht noch heut zu Tage die meiſten Thoren unter den Gelehrten, weil ihre Einbildung, die ſie von ſich und ihren Wiſſenſchaften haben, ſie insgemein ausſchweifend macht. Man unterſtehe ſich nicht, an ihren Schriften etwas auszuſezen, ſonſt wird man ihrer Schmähſucht ſich preis geben müſſen. Wenn man den Frieden liebt, ſo mus man ja dieſen Leuten nicht widerſprechn. Sie werden dieſen Frevel zu rächen ſuchen: ſie müſſen Recht haben, wenn auch gleich die Kirche und das ganze gemeine Weſen darüber in Unruhe und ins Verderben gerathen ſolte. Dieſes bringt ihre verzweifelte Ehre ſo mit ſich.

Die närriſche Ehre ſtürzet die ganze Welt in Unordnung, ſie raſet ſowohl in den Palläſten, als in den niedrigſten Hütten. Der gröſte Lotterbube, der nichts würdigſte Schaum eines Menſchen, ſezt ſeinen Hut auf das eine Ohr, knirſcht mit den Zähnen, reibt die Hände und drohet den zu erwürgen, der ihn nicht für einen braven Kerl halten will. Er will lieber hundert tauſendmal des Teufels ſeyn, als einen Schimpf auf ſich ſizen laſſen. Man trette dem berauſchten Vieh nicht zu nahe: es ſchmeiſſet in ſeiner Wuth alles zu Boden, ſo bald es nur ſeine Ehre beleidiget glaubet. Man ſage mir doch, worinn der Ehrenpunct von ſolchen tollen Menſchen beſtehe?

Doch, was ſehe ich? Hier rauffen ſich ein paar Edelleute mit einander. Der Kampf iſt hizig: ſie brechen einander die Hälſe. Wie! warum das? Was hat Anlas zu ihrem Streit gegeben? Ein Wort, ein ungereimtes Wort, das einer von ungefähr gegen den andern heraus geſtoſſen hat, und das nicht mehr bedeutet, als der Wind, den einer mit dem Hut macht, wenn er ihn abziehet. Als ich neulich in die Stadt kam, lief das Volk häuffig zuſammen: ich hörte einen groſſen Lermen in einem Wirthshauſe, ein Burger war daſelbſt mit dem andern im Streit gerathen, weil er hochmüthig behaupten wolte, daß er beſſer mit ſeiner Flinte ſchieſſen könnte, als der andre mit ſeiner Büchſe. Ein ſo wichtiger Streit konnte nicht anders, als mit blutigen Köpfen entſchieden werden.

Ich gehe weiter: Ich komme in ein Haus, wo zwei Weibsbilder einander bei dem Eingang eines Zimmers ſich wegen des Vortritts verehren. Eine jede wolte aus Höflichkeit dasjenige der andern einräumen, was ſie ſich aus Gerechtigkeit zueignete: Beide waren ungefähr von gleichem Rang; beide gleich bedürftig und gleich hochmüthig: der Rang war hier ſo ſchwer zu entſcheiden, man hätte die Sache auf Univerſitäten ſchiken müſſen, wann ich mich nicht ins Mittel geſchlagen hätte. Ich meinte die Sache damit zu ſchlichten, indem ich der älteſten den Vortritt zuerkannte. Ich traf es ſchlecht: keine wolte die älteſte ſeyn; ich veränderte alſo hurtig meinen Spruch; nein, ſprach ich, die ſchönſte folgt der andern: raſch! ſprang die eine der andern vor, um nicht für ſo hochmüthig angeſehen zu ſeyn, daß ſie ſich für die ſchönſte hielt.

Wer entwikelt uns hier die feine Denkensart des andern Geſchlechts. Deſſen Empfindlichkeit iſt ungemein, wenn von denen Vorzügen der Schönheit geſprochen wird. Man ſchelte ein Frauenzimmer ſonſt lieber ich weis nicht was; aber dieſes Ehrenpünctgen laſſe man unberühret, wo man nicht ein groſſe Feindſchaft ſich auf den Hals laden will. Darinn aber übertrift uns dieſes zärtliche Geſchlecht noch weit: wir machen uns eine Ehre aus unſerm Hochmuth; die Schönen aber wiſſen, daß ihnen die Demuth beſſer läſt. Die Männer rächen ſich öffentlich, die Weiber heimlich. Beide ſuchen ihre Ehre in dem, was andre Leute von ihnen halten: die Männer treiben ihre Rache bis auf Blut und Morden; die Weiber aber ſind menſchlich geſinnter, ſie verabſcheuen das Blutvergieſen, und bedienen ſich gegen ihre Verächter keiner andern Waffen, als ihrer Zungen.

Das lächerlichſte bei dem Ehrenpunct iſt dieſes, daß er die Leute nöthiget, unmäſig viel von ſich ſelbſt zu halten, und dieſe Einbildung gegen andre mit Leib und Leben zu verfechten. Wenn groſſe Herren nicht tapfre Kriegeshelden ſind, wenn ſie die Wuth der Waffen hemmen, eine Belagerung aufheben, ihrem Feind in einer Schlacht weichen, ein Land mit Plündern, Raub und Mord vorbei gehen, um leutſeelig, um gerecht, um grosmüthig zu ſeyn, ſo laufft dieſes wider ihre Ehre. Hundert tauſend Menſchen jämmerlich umkommen zu laſſen und ins Elend zu ſtürzen, ſind für eine ſolche Ehre nur ein geringes Opfer. Die ganze Welt würde nicht zu viel ſeyn dieſem erſchreklichen Wahngeſpenſt ein Genüge zu leiſten, welches die Natur erzittern und die Menſchen zu reiſenden Thieren macht.

Alle andre Laſter in der Welt haben noch ihre gewiſſe Beziehung auf den Genus eines ſcheinbaren Guts. Der Geiz hat Schäze und Reichthümer; und die Wolluſt die Ergözung der Sinnen zum Endzwek: ſie fühlen beide etwas wirkliches und weſentliches; der Hochmüthige allein iſt ein bloſer Phantaſt: ſeine Glükſeeligkeit beſtehet nur in leeren Hirnbildern, in ſpaniſchen Luftſchlöſſern, in verwirrten Träumen. Mit einem Wort in der Einbildung. Er leidet deswegen alle Widerwärtigkeiten und Drangſaln des Lebens, und läſſet ſich wohl gar darüber tod ſchieſen. Kein Menſch hat alſo von dergleichen aberwizigen Einbildungen der Menſchlichkeit, und dienen zu nichts, als die Menſchen unter einander aufzureiben und ſich ſelbſt in das Verderben zu ſtürzen.

Die wenigſte Menſchen in der Welt haben einen rechten Begrif von der Ehre: ſie hafftet auf edlen und grosmüthigen Thaten: ſie gründet ſich auf Tugend, auf Weisheit, auf Wiſſenſchaften, auf Gaben des Himmels und der Natur. Kurz auf lauter ſolche Vorzüge, die den Menſchen vor andern ein Anſehen und einen Ruhm erwerben. Dieſe Ehre kan nicht durch böſe Nachreden verlezet, am allerwenigſten aber durch Rache und Blutvergieſſen gerettet werden: ſie hafftet auf unſern Thaten; ſie ziehet ihren Werth aus ſich ſelbſt; ſie fragt nicht nach der Leute Reden; ſie macht die Lügen zu Schanden; ſie braucht keiner Ehrenrettung; ſie vertheidiget ſich, wann ſie ſich nur zeiget: Muta perorat.

Das Turniren, Fluchen, Hauen, Stechen, Sengen, Brennen, Morden und dergleichen, alles dieſes iſt nicht die Eigenſchaft der wahren Ehre, ſondern eines verrukten Kopfes, den man in einer wohlbeſtellten Republik, zur allgemeinen Sicherheit, einſperren ſolte. Wahre Helden und groſſe Seelen wiſſen nichts von dergleichen Ausſchweifungen. Ihre Thaten machen ihren Ruhm, und die böſen Nachreden erhöhen denſelben, indem ſie Anlas geben, ihre Tugend deſto genauer zu unterſuchen und bekannter zu machen.

Man erzehlet von dem tapfern Admiral Ruiter folgende Begebenheit: Ein grosſprechender Franzos rühmte ſich einſt bei ihm ſeiner Heldenthaten. Er war ſo verwegen, daß er ſogar den Admiral heraus forderte, um ſeine Tapfferkeit gegen ihn auf die Probe zu ſezen: dem Admiral kam dieſes Zumuthen, als einem vernünftigen Mann, ſehr unſinnig vor. Er wollte den Franzoſen anlauffen laſſen; er beſtellte ihn in einen Garten: der Franzos erſchien zu beſtimmter Zeit. Er hatte einen groſſen Raufdegen an der Seite. Der Admiral aber war nur mit einem kleinen Hirſchfänger bewehret. Anſtatt alſo vom Leder zu ziehen, lies er ſeinem Gegner einen brennenden Lunden überreichen, und ſprach zu ihm: Sehet hier, mein Herr, die Waffen, womit wir unſern Vorzugsſtreit ausmachen wollen. Ich habe meinen Ruhm nur auf der See erlangt. Hier unter eines jeden Füſſen lieget eine Tonne Pulver. Wer unter uns das meiſte Herz hat, der zünde ſolche am erſten an. Der Franzos zog darauf zurük, und wolte ſeinen Muth nicht weiter gegen den Admiral in Verſuchung führen. Es hat alſo der Poet hier wohl recht geſagt:

Heu mihi quam vana eſt ſpes hæc & gloria famæ
Pro fama morimur heu pudor usque fame
Stet ſua per totum virtutis gloria mundum
Recte vive Deo; cætera fumus erit.

Wehmüthige Vorſtellung des bedrengten Buchſtaben ß.

Es fehlet dieſen beliebten Blättern nicht an Gelegenheit, das Geſuch derer, die einen Verluſt leiden, kundbar zu machen. Mancher iſt durch ſie zum Beſiz einer Sache gelanget, die er ſchmerzhaft vermiſſet hatte. Und mit einer gleichmaſſigen Hoffnung ſchmeichle ich mir für jezt auch.

Ich habe die Ehre zu ſagen, daß ich der nicht unbekannte Buchſtab ß. bin.

Die Gewohnheit, eine der ſtrengſten Gebieterinnen, hat mich in die deutſche Sprache eingeführet. Ich bin längſt in dem Beſitze vieler Wörter. Mein Nachdruk in der Rede iſt nicht gering; indem ich aus dreien Buchſtaben zuſammen gefüget bin, und eben ſo viel gelte, als tts.

Der Neid, ein gewöhnlicher Gefährte des Glüks, fängt in unſern Tagen an, mich heftig zu verfolgen. Ich ſoll mein t verlieren, und nur als z erſcheinen, ſo bald ich einen Mitlaut zum Nachbar bekomme. Daher hat man ſchon angefangen, Glanz, herzlich, verlezt, ꝛc. zu ſchreiben, an ſtatt Glantz, hertzlich, verletzt ꝛc.

Es iſt zwar empfindlich, ſich aus einem vieljährigen Beſize verjagt zu ſehen; doch habe ich, um nicht zankſüchtig zu ſcheinen, dieſe, mit mir vorgenommene Verſtümmlung in Geduld ertragen. Allein meine Verfolger gehen noch weiter. Sie wollen mich gar vom deutſchen Erdboden vertilget wiſſen. Der Herr Verfaſſer der neuen Zuſäze einer zu Berlin herausgekommenen deutſchen Sprachkunſt erkläret mich des Lebens unwürdig. Seine Nachahmer ſind eben ſo gegen mich geſinnet. Und das geht mir unerträglich nahe. Eine jede Creatur verabſcheuet ihren Untergang. Unter ſo ſchweren Drangſalen ſuche ich Rettung. Und deswegen wünſche ich, daß das Unrecht, ſo ich leide, der Welt kund werde. Mein Geſuch beſteht nur darinn, daß man mich doch wenigſtens zwiſchen zween Buchſtaben *allemal ungekränkt möge* ſtehen laſſen. Zu dieſer Erwartung vermeine ich Grund und Recht zu haben. Zuforderſt können in ſolchem Falle alle meine Mitlaute durch den Zuſtos der Selbſtlaute deutlich gehöret werden: Demnächſt wird dadurch in der Ausſprache eine Irrung verhütet, welche nothwendig erfolgen mus, wenn man z. E. beſizen und nicht beſitzen ſchreiben wollte. Vielleicht ſtehet die Härte der Kunſtrichter zu erweichen. Widrigen Falls werde ich genöthiget, meine Befugnis bei dem Oberappellationsgerichte der deutſchen Sprache zu L. ⸗⸗ anhängig zu machen. Und da ſoll es meinen Widerſachern, ſonderlich den Herren Niederſachſen und Schweizern, ſchwer genug fallen, ihre an mir verübte Gewaltthätigkeit zu rechtfertigen. Doch laſſe ich mich lieber in der Güte finden, worzu ich gegen Jedermann, ſo lange mir das Leben bleibt, erbötig bin.

Der unſtätte und nothleidende
Buchſtab tz.

Fürſchlag, wie das wehklagende tz in der Güte zu befriedigen ſey.

DIe Bitte, daß Implorauten wenigſtens zwiſchen zween Buchſtaben allemal eine Stelle übrig bleiben möchte, dürfte ſchwerlich ſo ſchlechterdings und ohne Einſchränkung erhöret werden. Niemand wird ſich entſchlieſſen, betzeugen, getzogen u. d. g. zu ſchreiben. Ein Unbekannter, dem gleichwol die Drangſalen dieſes Buchſtaben zu Herzen gehen, thut demnach unmasgeblich dieſe Fürſchläge:

1) Man brauche niemals ein tz, wo daſſelbe nicht zwiſchen zween Lautbuchſtaben ſich befindet.

2) Man laſſe dem tz ſeinen alten Plaz unter dieſen beiden Bedingungen, wenn es zwiſchen zween Lautbuchſtaben ſtehet, und wenn zugleich das t am Ende der erſten Sylbe gehöret wird, z. E. Satzung, Hitze, trotzen ꝛc.

3) Man werfe das tz auch zwiſchen zween Lautbuchſtaben weg, und ſchreibe nur z, wann das t am Ende der erſten Sylbe nicht gehöret wird. Z. E. bezaubern, reizen, Schweizer ꝛc.

4) Man erlaube denen, die ſich einbilden, auch hier am Ende der erſten Sylbe ein t zu hören, daß ſie es im Schreiben ausdrüken, oder ein zz dafür gebrauchen. Ja man verſtatte denen, die ein ſo gereinigtes Gehör haben, daß ſie in beiden Sylben ein tz zu hören fürgeben, die Freiheit, ihre gedoppelte Empfindung ſchriftlich zu entwerfen. Z. E. Satztzung, Geitztzes ꝛc.

Der lezte unter dieſen Fürſchlägen hat nichts anders, als Mitleiden und Erbarmen zum Grunde, (davon p. 31. in dieſem 2ten Theil ſchon Mehrers geſagt worden.)

Vom Nuzen der Handlung und der Glükſeeligkeit.

- - - - alterius ſic
Altera poſcit opem res, & conjurat amice. Horaz.

IN dem Schwediſchen Kriege, den der zwölfte Carl führte, wurde in

Polen ein Prediger aus einem Gefängnis befreiet, in welchem er von dem 32. Jahr ſeines Alters an, bis in das 62ſte, alſo 30. Jahre zugebracht hatte. Er ſas in einem tiefen Loche, über welches ein Thurm gebauet war: von demſelben lies man ihm Waſſer und Brod hinunter. Nicht der geringſte Lichtſtrahl kam zu ſeinen Augen. Er hatte keinen andern Ruheplaz, als ein von Steinen gemauertes Creuz, welches auf dem Boden lag; und die herum liegende Knochen entdekten ihm, durch das Gefühl eines Todenkopfſes, daß ſie die Uberbleibſel daſelbſt verſtorbener Menſchen wären. Er war an einem Strik hinunter gelaſſen; und da er ſeine Religion nicht verläugnen wolte, ward ihn kein Strik weiter angeboten, ihn aus ſeinem Grabe herauszuhohlen, bis ſolches endlich durch göttliche Fügung, auf Anordnung des General Pipers, geſchahe. Man brachte alſo dieſen Mann wieder an das Tageslicht, doch ganz nakend, weil ihm die Kleider vom Leibe gefaulet waren. Ich könnte viel merkwürdiges von den Gedanken dieſes ehrwürdigen Greiſes erzehlen, wenn ich nicht mich genau an meinen gegenwärtigen Zwek binden wolte. Ich will nur dasjenige anführen, was eigentlich der Titel mit ſich bringt. Es betrift nicht die fürchterliche Einſamkeit und den Mangel der menſchlichen Geſellſchaft, ſondern vielmehr eine Sache, an welche wol die wenigſten Menſchen gedacht haben.

Als man dieſen Mann etwas von den Unbequemlichkeiten, die das Tageslicht und die friſche Luft demjenigen nothwendig verurſachen, der ihrer 30. Jahre entbehren müſſen, zurecht gebracht hatte; als er auch jedermann von den Umſtänden ſeines Glüks ausführlich benachrichtiget hatte; da er nunmehro völlig ruhig geworden war: ſo bemerkte man an ihm, daß er beſtändig bei der geringſten Kleinigkeit in eine erſtaunende Verwunderung und ausnehmende Freude ausbrach, die er die 6. Jahre hindurch, die er noch zu leben hatte, ununterbrochen fortſezte. Derſelbe hat öffters, wann er bei einem guten Freund zu Gaſt geweſen, ausgeruffen: O welche Wohlthat und Bequemlichkeit iſt nicht ein Stuhl! Als er einen Löffel ergriffen, rief er aus: Was iſt dieſes nicht vor ein bequemes Werkzeug! Dieſer Alte fuhr fort und ſagte: O möchten doch die Menſchen die Wohlthaten erkennen, die ſie alle Tage unzäligmal in den geringſten Kleinigkeiten genieſſen! Sie haben ſie aber täglich. Die Gegenwart kommt dem Mangel und dem Wunſch zuvor. Ich habe 30 Jahre aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehren müſſen; da habe ich die geringſten Dinge, die zu irgend etwas dienen, ſchäzen lernen.

Ich würde dieſes Blat mit lauter ſolchen Ausruffungen erfüllen müſſen, wenn ich alles erzehlen wollte, was von ihme erzehlet wird. Indeſſen wird man doch dadurch in die gröſte Verwunderung geſezt, wenn ich erwege, wie viel hundert tauſend Menſchen in der ganzen Welt, ohne mich zu kennen, in allen Theilen des Erdbodens, vermöge der Geſelligkeit, zu meinem beſten unermüdet arbeiteten. Ich zähle in dieſer Abſicht nur die Dinge, die ich täglich um mich hatte und nuzte, und fand, daß nur die Bewohner der unentdekten Länder nicht Theil an meinen Nothwendigkeiten hätten. Spanien und Engelland nähren eine Menge Einwohner, die die Wolle und das Tuch zu einem Kleide verfertigen. In unterſchiedenen Provinzen Teutſchlands arbeiten viele an der Leinwand, die ich anziehe. Ich betrachtete meine Taſſe mit Thee gefüllt, und meine geſtopfte Pfeiffe, und ich fand da die Arbeit aller Welttheile beiſammen. Wie viel Hände machten nicht den Zuker; wie viel Chineſer bereiteten nicht das Porcellain; wie viel Bergleute brachten nicht das Zinn, aus welchem meine Kanne beſtehet, aus der Tiefe der Erde hervor? Und was vor Mühe und Gefahr brachte man nicht zu Waſſer auf theuren Schiffen den Thee, den Tobak und den Zuker hieher? Ich fieng an die Perſonen auszurechnen, die nöthig waren, bis ich meine Schaale mit Theewaſſer an den Mund ſezen könnte: allein ich fand gar bald, daß es eine Zahl von mehr als hunderttauſend ausmachen würde. Wenn ich daher einen Löffel, einen Stuhl, einen Spiegel, ein Trinkglas u. ſ. w. erblike: wie viel Hände haben ſich nicht zu meinem Beſten bemühet. Ich bin erſtaunet, wann ich erwogen, wie viel Menſchen mich kleiden. Denn die Zahl der Hände, die zu der vollſtändigen Kleidung eines Menſchen, der ſich nur reinlich anziehet, erfordert werden, überſteiget allen Glauben. Sind nicht oft in einer einzigen Schüſſel alle Gaben der entfernteſten Welttheile vereinet? Tragen nicht gemeiniglich zu einem einzigen Biſſen alle 3. Reiche der Natur das ihrige bei? Wie viel Perſonen werden nicht durch eine einzige Mahlzeit in Bewegung geſezet? Ich kan mich nicht enthalten, meinem alten Geſchäfte gemäs, der Handlung zu gedenken. Wie wohlfeil werden uns nicht, in eben dieſer Betrachtung, alle Dinge, deren wir ſo bedürftig ſind? die um ſo viel geringern Preiſes ſind, je unentbehrlicher ſie uns fallen: denn es iſt (im Vorbeigehen zu bemerken,) ein jedes Ding nach dem Maas theurer, da wir es füglich entbehren können. Ich kan eine Citrone, eine Muſcatennus um das geringſte Geld haben, und wie wenig koſtet das Salz, das doch mit ſo vieler Mühe und Arbeit bis zu mir kommt? Dieſe Sache kan ich augenbliklich haben, nicht weil ich ſie beſtellet habe, ſondern weil ich ſie brauchen kan. Man hat ſie zurecht geleget, ohne mich zu zwingen, daß ich ſie bezahle. Selbſt dieſes wenige Geld, das ich dafür ausgebe, iſt aus den finſtern Grüften der Gebürge mit ſchwerer Arbeit gehauen, mit groſſer Kunſt geläutert, und mit ausnehmender Mühe zu Münze gemacht worden. Jezt will ich eine nicht kaufmänniſche Anmerkung machen. Alle Menſchen tretten in eine ſehr nahe Verbindung mit mir, in eine viel genauere, als in welche ſie die menſchliche Geſtalt und Natur geſezet hat. Ich ſehe ſie als meine liebreichen Gehülfen und getreue Diener an, die unermüdet alle ihre Kräfte zu meinem Beſten anwenden. Dieſes bringet mich zu einer allgemeinen Hochachtung und Liebe des ganzen menſchlichen Geſchlechts, die ſo allgemein iſt, daß kein Unterſchied der Länder, der Farben, der Lebensarten, ja auch der Religionen ſie hindern kan. Ich wünſche dem Mohr, der meinen Tobak bereitet hat, den ich jezo rauche, mit recht gutem Herzen einen guten Abend. Ich finde mich geneigt, dem Chineſer gutes zu gönnen, der meine Taſſe verfertiget hat. Ich lobe den Mahometaner, der den Coffee gebauet hat. Ich preiſe den Bauer, der das Getraide unter dem Schweis ſeines Angeſichtes beſorget; und bedaure den Fleiſchhauer, der bei dem ſchlimſten Wege das Kalb ausgefraget hat, deſſen Braten den Hunger ſtillet.

Ich kan nicht begreiffen, wie es Leute geben kan, die andere verachten, ohne welche ſie nicht leben können, und nakend gehen müſten. Nichts iſt ungegründeter, als ein ſolcher Hochmuth. Stachius von Von nennet ſeinen Schneider und Barbirer eine Bürgercanaille, und danket ſeinem Schuſter nicht, wenn er ihu grüſſet. Er glaubet, daß, wenn er die Leute bezahlet, er ihnen Ehre genug erweiſe. Indeſſen iſt er ſelbſt nicht im Stande, durch ſeinen Verſtand und Geſchiklichkeit einen Kreuzer zu erwerben, nud nur ſo viel zu zählen, als erfordert wird, die Zahl der Leute zu beſtimmen, die an ſeinem Kreuzer gearbeitet haben, bis er in ſeine Hände gekommen iſt. Er bedenket nicht, daß uns ein einziger Kaufmann nüzlicher, nöthiger und unentbehrlicher ſey, als er, ſeine Frau, ſeine Kinder, und ſeine 32. Ahnen zuſammen genommen. Iſt er nicht ſelbſt ein Kaufmann? Lebet er nicht von dem Gelde, das er aus ſeinem Getraide löſet. Hat er nicht den neuen Flügel ſeines Schloſſes, und den ſchönen Springbrunnen ſeines Luſtgartens der lezten Theuerung zu danken.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mehr als ein Land zu beſehen, und die Erfahrung hat mich durchgehends belehret, daß, überhaupt zu reden, die Kaufleute die geſelligſten Menſchen ſind. Ich betrachte einen Handelsmann als eine Pulsader, welche das Geblüte forttreibet, daß es dem ganzen Cörper mitgetheilet werde. Stachius ſelbſt würde bald bei alle ſeinem Getraide nakend und zu Fuſſe gehen müſſen, wenn er nicht damit handelte, und es Kaufleute gebe, die ihm ſolches abnehmen, und ihm für ſein Geld die Bedürfniſſe lieferten. Durch den Kaufmann wird die weite und mit unwirthbaren Meeren und Gebürgen zerſchnittene Welt ein ganzes, das mit einander, nach allen ſeinen Theilen, in einem geſelligen verbindenden Wechſeleinflus ſtehet. Durch denſelben (wodurch ich aber hier Buchdruker und Buchhändler verſtehe) unterrichtet Newton die Italiäner, und Euler den Franzmann und Schweden; durch ihn lehret Socrates und Plate nach langen Jahrhunderten die ſpäte Welt; durch ihn theilet der Gelehrte ſeine Gedanken den entfernten Freunden mit. Bald hätten mich meine herumſchweifende Gedanken zu einem Lobe der Kaufleute verleitet. Ich breche von ihnen ab, um andere Dinge, die mir die obige Geſchichte mitgetheilet hat, zu ſagen.

Viele tauſend Menſchen ſtehen in dem genaueſten und unentbehrlichſten Zuſammenhange, ohne daß man ſie perſönlich kennet, oder nur einmal an ſie gedenket Dieſes iſt das geſellige Leben, deſſen Grund jn den eigenen Bedürfniſſen lieget. Wie glüklich könnte nun nicht jedermann ohne Ausnahme ſeyn, wenn er das Geſellige zu nuzen recht gelernet hätte, wenn er die Kräfte ſeines Geiſtes recht zu gebrauchen wüſte; gewis, wenn er ſie an andern recht zu ſchäzen und anzuwenden wüſte, ſo würde kein glüklicheres Leben ſeyn! Wie oft werde ich mit dem zu Anfangs erwehnten Prediger zu einer Verwunderung und Ausruf bewogen! Die geringſte freundliche Geberde, die kein Eigennuz gebildet hat, ſezet mich in Erſtaunen. Jeder Menſch wird mir ehrwürdig, der etwas geſelliges an ſich bliken läſt. Ich kan auch ſagen, daß die Beobachtung dieſer Wahrheit mich beinahe zum Freunde aller derer gemacht habe, mit welchen mich mein Beruf in einige Verbindung geſezet hat. Diejenigen ungeſelligen Gemüther, welche ein aufgeblaſenes, und troziges Herz haben, und die durch ihren exorbitanten Hochmuth und Wohlleben, ſich und andern nur Schaden thun, ſind mir genugſam erſezt durch die Geſelligkeit und Patronanz ſolcher Leute, die mit mir in keinem nothwendigen Zuſam̃enhange ſtehen.

Oeconomiſche Vorſchläge wie das Holz zu vermehren, und durch Anlegung neuer Stubenöfen zu menaſchiren ſey?

Viele neue und beſondere Geſchäffte und Zweke in öconomiſchen und politiſchen Dingen ſind ohne allen Zweifel unter denjenigen, welche zum öfftern viele wahrſcheinliche Gründe auf der einen Seiten, um ſolche vorzunehmen und zu ſuchen vor ſich, als auch wahrſcheinliche Einwürfe wider ſich haben, um ſolche entweder gar zu unterlaſſen, oder doch die Mittel und Wege ſamt der Art und Weiſe zum Zwek zu gelangen, welche ſich bei dieſem und jenem Einfall und Vornehmen anfänglich darbieten, zu verändern und zu verwerffen. Beiderlei Gründe aber gegeneinander zu halten, und das wahrſcheinlichſte zu finden, iſt nicht jedem gegeben. Und wenn man auch hernach mit einem ſehr guten Einfall

fall zur würklichen Vollſtrekung und Anwendung ſchreitet, ſo ereignet ſich endlich in denen beſondern Umſtänden, der Zeiten, derer Oerter, derer Menſchen, damit man zu thun bekommt, und derenjenigen Sachen, guten und ſchlimmen Einrichtungen, die damit verknüpfet, gleichwol aber ſchon verderbet ſind, damit übereinſtimmen, oder aber gar nicht zu vereinigen ſind, ſo vielerlei, welches entweder das Vorhaben befördern, oder aber verhindern, oder endlich die gemachte Vorſtellungen davon ganz oder zum Theil verändern, oder doch die Vollſtrekung ſelbſt ſchwer machen kan. Und dieſem allen ſind auch die Holz-Projecte und Vorſchläge, das Holz zu vermehren, und wolfeil zu machen, gleichwie alle andere Projecte, ſo nüzlich und practicable zum theil auch ſolche ſeyn mögen, gänzlich unterworffen, welche aber darum nicht in die Schanze zuſchlagen ſeynd, weilen ein zu Anfangs vielen Schwürigkeiten unterworffenes Project öffters leichter zur Ausführung gebracht worden, als man ſich eingebildet hat. Es ſind demnach ſolche vorzuſchlagen nöthig, welche nach Beſchaffenheit des Orts und der Zeit eine leichte Bewerkſtelligung in dem Erfolg eines Unternehmens zum voraus verſprechen. Ich will unter ſo vielen, welche ich ſeit deme zu handen bekommen habe, als ich von dem Mangel und Menage des Holzes, nebſt Anrichtung neuer Kunſtheerde, davon in dem 2ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen, p. 136. ſchon Meldung gethan, für dermalen nur von zweien unvorgreiflichen Vorſchlägē hier handeln; nemlich, wie das Holz durch Anlegung beſonderer Alleen zu vermehren? und bei Einheizung wolfeil- und bequemlicher Stubenöfen zu ſparen practicable ſeye? Wir wollen es kurz faſſen; zuvor aber nur die von dem Hrn. Canzler Ludewig ſeel. über den faſt aller Orten leidig eingeriſſenen Holzmangel in denen Hälliſchen wochentlichen Anzeigen 1743. ſo bitter angeführte Klage, folgender geſtalt hieher ſezen:

Es iſt der Holzmangel unter denen gar natürlichen Prophezeiungen eine nicht der geringſten. Hätte uns nicht die gütige Natur durch die ausgefundene Steinkohlen u. Torf geholffen; ſo würde wegē Mangel des Holzes u. abgehender Feurung, die in ganz Europa berühmten und ſich wegen vielhaltriger Solen ausnehmenden Salzquellen längſtens verlaſſen worden ſeyn. Nun bietet uns zwar jezo die Hoffnung zu vielen neuen Anbrüchen wieder die Hand; allein, was mag in Bergwerken nicht erſchöpffet werden? weil dieſe Neſter, wann ſie einmal ausgenommen, nicht wieder Junge nach ſich ziehen; ſo wird es folglich der Nachwelt zum beſten geſchehen, auf die Vermehrung des Holzes zu denken. Nachgehens gehen die Teutſchen Wege, wie in der Wüſt der Kinder Iſrael, Schlingen- und Schlangenweiſe gleich denen Irrwiſchen. Wie nüzlich würde es alſo ſeyn, gerade und ſchnurgleiche Wege zu erlangen, und in ſo viel Stunden von hier nach Leipzig zu reiſen, als jezo Meilen Weges dazu erfordert werden. Frankreich, Holland, auch ſelbſt verſchidene Oerter in Schweden, ſind darnach eingerichtet, aber unſer Vaterland bleibet, zu groſſer Beſchwernis der Reiſenden, bei den alten Irrwiſchen. Da auch Teutſchland einen fruchtbaren Boden hat, und ein geſchikter Gärtnermeiſter über das Erdreich ſeyn mus, ſo iſt ja jammer Schade, das ſo viele Pläze in allen Teutſchen Landen ledig ſtehen. Solten nun dieſe mit nuzbaren Pflanzen und Beartung fruchtbar gemacht werden; ſo könte wol manche Provinz an Einkünfften doppelt und mehrfach höher ſteigen. Iſt ja wohl bei keinem Dorf ein Plaz, Garten, noch Weg, wo nicht Bäume anzubringen wären? Fragt man aber nach der Urſache, warum ſolche nicht beſezet ſind, fält vom Reichen und Armen einerlei Antwort: nemlich die Bäume koſten Geld, ꝛc. ja bei Alten und Jungen heiſt es:

wer wirds erleben, das die Bäume tragen &c. Alſo hindert den Reichen der Geiz, den Armen die Armuth, den Alten die ſchlechte Hoffnung des Genuſſes, und den Jungen die Unachtſamkeit.

Es iſt demnach, auſſer denen vorhin p. 125. im erſten und p. 10. und 134. im 2ten Theil in dieſen auserleſenen Sammlungen angeführten Vorſchlägen, auch dieſer nicht zu verwerffen, wenn man die Wege mit Eich- Buch- und Aeſpenbäume, bepflanzen würde, gleichwie die Alleen in Potsdamm, Berlin, und andern Orten mehr, die von groſſem Nuzen und vieler Bequemlichkeit ſeynd: denn da behaupte ich, daß man binnen 20. bis 30. Jahren eiñe Klaffter Holz von einem Baume machen köñte, indeme der Wachsthum der Eichen, wie ganz natürlich, in denen ſogenanten Eichenalleen, um den halben Theil, geſchwinder, beſſer und vollkommener, befördert wird, als in denen Waldungen geſchihet. Wann nun dergleichen Bäume in ein ſchönes Feld, auf den Wegen und Landſtraſſen, oder um die Stadt am Graben gepflanzet würden: ſo könnten ja ſolche in einem Jahr beſſer, als in der dürren und ſandigten Heide in 2. Jahren wachſen; Wie ich dann zum Beweis einen Garten vor der Stadt anführen kan, wo in ſo wenigen Jahren Linden und dergleichen Bäume am Waſſer aufgewachſen ſeynd, welche andre Bäume von dieſer Art in denen Wäldern, die ſchon über 50. Jahr ſtehen, am Stamm und in der Groſſe weit übertreffen. Sollten nun 80tauſend Stüke um die Stadt, und nur bis an denen zu Stifftungen gehörige Dörffern zu ſtehen kommen, ſo hätte man auch künfftighin ſo viel Klaffter Holz davon zu hoffen; die dazwiſchen geſezte jungſtämmige Bäume würden ſodann deren Plaz bald wieder reichlich erſezen. Der unſtreitige Nuzen und die daraus entſtehende Bequemlichkeit wird jedermann leichtlich in die Augen fallen, ohne daß ich hier noch was zu zuſezen, noch ſolche herauszuſtreichen, nöthig habe. Nur dieſes will hier noch anmerken, daß mit dieſem auch ein anderer vor ganze Fürſtenthümer und Ländereien nüzlicher und nöthiger Vorſchlag verknüpffet iſt, indeme ſolchergeſtalt auch die Wege merklich verbeſſert werden, ſonderlich, wenn man ſein Augenmerk dahin gerichtet ſeyn läſſet, die Wege in gerader Linie zu richten, wodurch zugleich denen Reiſenden viele Meile abgekürzet, und auch der Handelſchafft Nuzen dadurch geſchafft wird.

Mein anderer Vorſchlag beſtehet in öconomiſcher Einrichtung der ſchon im 2ten Theil p. 10. und 125. abgezeichneten Kunſtöfen, davon ausführlich ſchon gehandelt, und die nüzliche Form der Oefen durch einige Kupfferſtiche mitgetheilt worden.

Anmerkung von dem Schim̃el.

DIe Natur organiſiret überall, auch ſo gar in der Fäulnis, und das Chaos oder der unförmliche Klumpen iſt ihr etwas Unleidliches, welchem ſie ſich bei dem Tode eines vorher lebenden Cörpers nur auf eine Zeitlang unterwirft; und ſie ſuchet die lebloſe Materie ſo gleich wieder in eine organiſche Verfaſſung zu bringen. Wir ſehen ſolches nicht nur daraus, da bei dem Hervorbringen ſehr vieler Gattungen von Inſecten, die faulende Materie eigentlich das rechte Neſt iſt, worinnen ſie erzeuget und aufgebracht werden, ſondern auch viele dem menſchlichen Leben ſchädliche Krankheiten von einigen Aerzten für nichts anders, als für eine wurmichte Verderbnis des Geblüts und gleichſam Lebendigwerdung der Säfte des menſchlichen Cörpers, nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit, gehalten werden; weswegen ſie den, dargegen verordneten Arzneien, jederzeit mercurialia & oleoſa oder andere, den Inſecten zuwider ſeyende Dinge mit einmiſchen. Es erhellet obiges zugleich ſogar aus derjenigen haarichten Verderbnis ſo wohl thieriſcher als vegetabiliſcher todter Cörper, welche wir den Schimmel nennen. Dem erſten Anblike nach ſcheinet dieſe Effloreſcenz von keiner beſondern Structur zu ſeyn; läst man aber dieſelbe zu ihrer rechten Reife kommen, und betrachtet ſie durch Vergröſſerungsgläſer: ſo findet man nichts anders, als kleine haarichte Zäſerchen, welche oben mit eben ſo vielen ſtäubichten Knöpſchen verſehen ſind, vollkommen auf die Art, wie die in flieſſenden oder ſtehenden Gewäſſern oder auch in den Waſſerröhren im Frühjahr ſich anſezenden grünenden filamenta, ſo von den Botanicis Algae oder Conſervæ genannt werden, und die, wie ſie, allem Anſehen nach, organiſche Cörper ſind, alſo auch gleich andern Muſcis und vollkommenern Pflanzen aus ihrem Samen erzeuget werden. Eben ſo, wie, nach der Anmerkung des Herrn *Michelii*, die Erdſchwämme aus wahrhaften Samenkörnern, und nicht, wie *Marſigli* und *Dillenius* gemeinet, blos aus faulenden andern Erdgewächſen hervor kommen. Obangeführter Schimmel iſt zwar nach Beſchaffenheit der Cörper, woran er wächſet, von verſchiedener Gröſſe und Geſtalt, aber der Structur nach ſich beſtändig ähnlich, und kan ich, bei Betrachtung obangeführter Umſtände, nicht anders ſchlieſſen, als daß die Samenkörner deſſelben in den, von Natur in ſolchem Cörper, woran er wächſet, befindlichen, Feuchtigkeiten ſchon enthalten ſeye, hernach aber durch die, von der Fäulnis erregte, Wärme erſt aufblühe; gleichwie von vollkommenern Pflanzen, als zum Exempel von dem gemeinen Wermuth bekannt iſt, daß deſſen Samen wohl oft nach 20. und mehr Jahren erſtlich aus der Erde, worinnen er gelegen, aufgehe.

Gedanken von dem Nuzen des Electriſirens.

Die mehreſten, wann ſie die wunderſamen Wirkungen des Electriſirens angeſehen haben, pflegen zu fragen, was ſolche vor einen Nuzen habe? Es mag wohl dieſe Frage bei mehrern neuen inventis (zum Exempel bei der Anziehungskraft des Magneten, als ſolche zuerſt wahrgenommen worden) gleichfalls aufgeworffen ſeyn. Ob man nun zwar nicht ſogleich jemanden auf den Fingern herzählen kan, und um einige Gedult bitten mus, bis die Sache naher unterſucht, und durch Experimenta explorirt worden ſey; ſo habe jedoch dabei feſtiglich geglaubet, daß die Würkungen der Electricität, von dem allmächtigen Schöpfer nicht vergebens in die Natur geleget, und zum allerwenigſten die Naturlehre dadurch um ein merkliches erweitert, und vieles in ein beſſeres Licht geſezet werden möge: nunmehro aber, kan aus eigener Erfahrung bekräftigen, daß die Electriſirmachine in gewiſſen Fällen dem menſchlichen Cörper einen wirklichen Nuzen zu ſchaffen vermögend ſey, welchen hierdurch bekannt zu machen, und meinen Nebenmenſchen in folgendem mitzutheilen, mich verbunden erachte:

1) Habe unter meinen Leuten einen, welcher zuweilen bei dem Electriſiren mit Hand anlegte; dieſer hatte ein knorpelicht Gewächs auf dem Gewebe des Arms, gleich hinter der Hand, welches hier zu Lande ein Ober- oder Ueberbein genennet wird, und nicht allein einen Miſſtand gab, ſondern auch einige Lähmung, und zuweilen Schmerzen verurſachte; dieſes verlohr ſich gänzlich in kurzer Zeit, ohne daß ſonſten im mindeſten etwas hierzu gebraucht worden wäre, und wir es alſo dem Electriſiren zuzuſchreiben kein Bedenken trugen.

2) Iſt ein junger Menſch, ſeiner Handthierung ein Peruquenmacher und B = = = welcher von dem vorigen vernommen, wie er ſeines Ueberbeins los worden. Dieſer hatte ein Gewächs unter dem linken Ohr am Halſe, welches in verſchiedenen Jahren nach und nach zu der Gröſſe eines halben Hünereies angewachſen war; kam dannenhero und bat, ihn, (wo möglich) durch die Electriſirmachine davon zu befreyen. Es wurde ſolch Gewächs binnen einigen Wochen etwa zu dreien malen, jedesmal etlichemal nacheinander mit

einem electriſirten Finger berühret, und hierauf hat ſich auch dieſes nach und nach ohne einige Empfindung verlohren. Wie es damit zugehe? die Art und Weiſe, wie man in allerhand Arten Krankheiten damit verfahren ſolle? Und daß auch zerſchiedene Lähmungen, wie auch Dikblütigkeit, Podagra, Kopfſchmerzen ꝛc. damit zu curiren? und daß die Kraft des Bluts, mittelſt der Electriſation, vortrefflich vor ſich gehet, und um den dritten Theil zunimmt: iſt ausführlich in unſerm aus dem Reiche der Wiſſenſchafften wohl verſuchten Referendario, oder auserleſenen Sammlungen pag. 6. im erſten Theil, und pag. 73. im zweiten Theil, abgehandelt worden. Die Kröpfe ſind hier zu Lande nicht Mode, ſonſten auch an einem Kropfichten gerne verſuchen möchte, was in dieſem Fall das Electriſiren zu wirken vermögend ſey. Der enge Raum für heute erlaubet uns nicht, hievon mehreres anzuführen. Wir haben aber noch einen Vortheil, der zur guten Haushaltung gehöret, und ſo bishero als ein Geheimnus zuruk behalten worden, den wollen wir, ſo kurz er iſt, heute auch durch dieſe Blätter dem Leſer mittheilen:

Beſonderes Mittel wider die Motten oder Schaben in Kleidern, und wider die Kornwürmer.

Es iſt eine betrübte Sache, wann die Kornböden mit Würmer angeſtekt werden, welche, wann ſie einmal überhand nehmen, in einem Jahr, mehr Schaden anrichten, als ſich in 4. Jahren wieder gewinnen läßt. Das beſte und probate Mittel dafür, welches nicht viel koſtet, und all andern vorzuziehen, iſt unſtreitig das Kühnöl: dann, wann vor 4. oder 5. Bazen dergleichen Oel genommen, und damit die Kornſchüppen beſtrichen, und das Korn geſtürzt wird; ſo kan man mit Verwunderung ſehen, wie ſich die Würmer aus dem Getraide retiriren, und ſich verlieren. Nur mus der Boden ſelber kein Strohdach haben; viel weniger das Dach mit Flügelziegeln gedekt ſeyn, weil man dieſe gerne mit Stroh und nicht mit Dachſpähnen ausfüttert, ſonſt hülft dieſes Mittel nicht. Was die Ausrottung der Motten anbelangt, ſo iſt folgendes Recept allezeit sehr probat befunden, u. niemal keine Mottē mehr geſpührt wordē.

R. Teufelsdrek 1. halb Loth.
Spiköl 1. Gran.
Kühnöl 1. gl.
Wermuth 1. gl.
Lavendelöl 1 und ein halb Gr.

Dieſe Species werdē untereinander gemiſchet, in eine ſteinerne Büchſe gethan, nach dieſen davon etwas auf ein Stükgen Löſchpapier geſchmieret, und ſolches unter das Rauchwerk oder wollene Zeuge geleget, ſo wird man augenbliklich ſehen, wie die Motten darunter liegen, und tod ſeynd.

Anmerkung von dem Hin- und Herſtreichen verſchiedener geflügelter Inſecten.

Es iſt der geſchikte Naturkündiger und Paſtor zu Dietfurt, im Pappenheimiſchen, Herr Zorn, welcher uns in ſeiner beliebten Petino-Theologia, im 1. Theile auf der 457. u. f. Seiten, den Hin- und Herſtrich ſehr vieler Arten der in Teutſchland vorkommenden Vögel umſtändlich angezeiget hat, welche bei herannahendem Ende des Sommers aus einem, ihnen eingepflanzten Triebe, von uns weg und in fremde Gegenden ziehen, im Frühjahre aber ſich nach und nach wieder bei uns einfinden. Nach verſchiedenen, desfalls angeſtellten, Beobachtungen finde ich, für mein Theil, daß dieſe Sache überall nicht nur ihren Grund habe, ſondern daß bei vielen von den geflügelten Inſecten Teutſchlands, welche in der That nichts anders, als kleine Gattungen von Vögeln ſind, eben dergleichen Hin- und Herſtreichen zur Herbſt- und Frühlingszeit obſchon nicht bei allen auf eine gleichweite Entfernung, ſich zutrage. Folglich kan es für das erſte keinen ſo gar richtigen

Grund haben, wenn einige der beſten Naturkündiger und Aerzte neuerer Zeiten die, im Herbſte offt mehr, als ſonſten, unter den Menſchen im Schwange gehenden, epidemiſchen Fieber und andere Arten von anſtekenden Krankheiten unter andern auch mit daher leiten wollen, weil die, durch die einrükende Winterkälte abſterbenden, und in die Verweſung gehenden Inſecten mit ihren unreinen Ausdünſtungen die Luft verderbten, welche hernach durch das Athemholen von den Menſchen mit eingeſchöpfet würden, ſich dem Geblüte mittheilten, und obangeführte ſchlimme Zufälle verurſachten. Die um ſolche Zeit insgemein ſich ereignende, allzuſchnelle Abwechslung von Hize und Froſt, Regen und Dürre, oder das allzulange Anhalten einer oder etlicher von dieſer Art Witterungen und andere Urſachen mögen wohl in Hervorbringung obiger Gattung Krankheiten im Gegentheil von deſto gröſſerer Kraft ſeyn. Wenigſtens beſtärken ſolches die, um ſolche Zeit mit Sorgfalt angeſtellten Bemerkungen an dem Termometro und Barometro; und es wird dieſer Saz deſto wahrſcheinlicher, da wir aus der Erfahrung der bewährteſten Aerzte vernehmen, daß ſogar in peſtilentialiſchen Fiebern die Luft oft die reinſte, und das Wetter am angenehmſten ſey; wie mir dann meines wenigen Orts unter andern einige ſehr ſchlimme constitutiones epidemicæ Dysentericæ bekannt ſind, da faſt die ganze Zeit über und vorher der Himmel ſo heiter und die Luft ſo rein geweſen, als ſonſt um dergleichen Jahrszeit in vielen Wochen nicht beobachtet worden. Am allerwenigſten habe ich zur Herbſtzeit bei den, desfalls angeſtellten, Unterſuchungen dergleichen abgeſtorbene Inſecten irgendwo in einer Menge angetroffen, daß von deren nachfolgenden Fäulnis eine ſo allgemeine Verderbnis in der Luft wahrſcheinlich hätte entſtehen können. Vielmehr, wo wir auf die beſondere und gewis die merkwürdigſten Umſtände in ſich begreiffende Beſchaffenheit und Lebensart dieſer gering ſcheinenden Thiere achtung geben: ſo finden wir, daß ihnen von dem Urheber der Natur ſchon ſo viele Sorgfalt für ihre Erhaltung eingepräget, und ſo gute Mittel darzu gegeben worden, und daß ſie ſich in ſo guter Zeit zu retten pflegen, daß die Unbequemlichkeiten des Herbſtes und Winters ihnen insgemein weniger Schaden bringen, als den Menſchen ſelbſt. Die Waſſerinſecten haben ohnedis nicht nöthig, ſich weit nach ſolchen Retiraden umzuſehen, ſondern pflegen, indem die Sonnenſtralen, in Anſehung ihrer, anfangen unkräftig zu werden, auf den Boden der Gewäſſer, worinn ſie leben, niederzuſinken, allwo ſie nicht nur ihren nöthigen Unterhalt finden, ſondern auch ſicher ſind, daß die, die Oberfläche des Waſſers bedekende Kälte und das Eis ihnen nicht ſchaden kan; gleichwie ſie hergegen, bei hernach ſich dann und wann ereignendem Sonnenſcheine, Gelegenheit bekommen, ihr inneres Feuer merklich zu ſtärken, und durch Hinaufbegebung nach der Fläche des Waſſers und Annehmung der durch das Eis concentrirten Sonnenwärme ſich zu Aushaltung des Winters tüchtiger zu machen. Denn es iſt doch einmal nicht nur aus den Anmerkungen der Naturkündiger bekannt, daß die Kälte des Winters erſtlich durch die Oberfläche unſerer Sphäre nach deren Mittelpunct eindringen müſſe, und folglich auf dem Grunde eines Fluſſes oder Teichs es noch iñer einiger maſſen warm bleibe, und ſolcher nicht leicht zufriere; ſondern es beſtärket es auch die gemeine Erfahrung, daß zum Exempel diejenigen Handwerker, welche den Winter durch nothwendig in dem Naſſen arbeiten müſſen, ſich vor dem ſo ſchädlichen Erfrieren nicht ſicherer bewahren können, als wenn ſie mit ihren geſtiefelten Füſſen ſich recht in das Waſſer hinein ſtellen, bis ihnen ſolches bis über die Knöchel gehet, eben als wie wirklich erfrorene Glieder durch nichts eher, als das Waſchen mit friſchem Waſſer, oder durch das Reiben mit Schnee, zu recht zu bringen ſind.

Was aber die geflügelten Inſecten betrift, ſo auſſer dem Waſſer ſonſt leben, ſo gehen dieſelbe; wie ich unten des mehrern darzuthun mich bemühen werde, zum Theil bei guter Zeit in wärmere Gegenden fort; ein groſſer Theil derſelben wird von den Schwalben und andern, ſich von Inſecten nährenden Vögeln weggefangen, die übrigen aber ſtürzen ſich entweder ebenfalls auf den Boden der Flüſſe und anderer Waſſer, oder vegraben und verkriechen ſich in die Erde. Wie es denn bei zu Ende gehendem Sommer nichts neues iſt, hier und da auf den Wieſen und Feldern eine oder die andere Gattung von Käfern, Heuſchreken, Erdbienen oder ander geflügelten Inſecten anzutreffen, die im Begrif ſind, ſich in die Erde einzuwühlen, oder ſowohl im Herbſt als angehenden Früling, in den Waſſern ſolche Arten von Käfern zu finden, welche ſonſten nicht gewohnet ſind, ſich allda aufzuhalten, und die eben deswegen in der äuſſerſten Fäche ihres Cörpers von der Natur mit ſo vielen ſichtbaren Luftlöchern verſehen worden, damit ſie der Gefahr des Erſtikens in ſolchem Fall deſto weniger unterworfen ſeyn. Andere, als die mehreſten Arten von zweiflügelichten oder vierflügelichten Müken, verkriechen ſich bei Zeiten in die Rizen der Bäume und Häuſer, oder in die Miſthaufen; und verſchiedene Arten von Locuſtis und Cicadis wiſſen ſich aus zuſammen geleimten Blättern der Gewächſe, die ſo mancherlei Arten Raupen und Tineæ aber aus ihrem eigenen Geſpinſte ein ſo gutes Winterkleid zu verfertigen, daß der nachfolgende Froſt ihnen um ſo weniger ſchaden kan, als aus des vortrefflichen De Reaumur und anderer Anmerkungen bekannt iſt, daß viele von dieſen nakenden Creaturen eine viel ſtärkere natürliche Wärme und Lebenskraft, als die Thiere von erſter Gröſſe und die Menſchen ſelbſt in ſich haben.

Was nun aber den, zum vorausgeſezten, Hin- und Herſtrich verſchiedener geflügelten Inſecten anlangt: ſo wird dieſe Sache nicht nur durch die, wie in vorigen Jahrhundert, alſo auch noch zu jeziger Zeit ſo viel Aufſehens verurſachenden, zahlreichen Heere der ganze Länder beſchädigenden, fremden Heuſchreken, glaublich, welche, wo ſie in einer Gegend häufig abſterben, endlich ſchon eher etwas zur Verderbnis der Luft, als unſere einheimiſche Inſecten, beitragen können; ſondern es beſtärkt ſich ſolcher Saz auch noch durch verſchiedene, an den innländiſchen geflügelten Inſecten gemachte Wahrnehmung. Zum Exempel, diejenigen weiſſen oder bunten Schmetterlinge, welche vom Herrn Linnäo Braſſicariæ genannt werden, und welche ſonſten, ſo gemein ſie ſind, doch eben an den Feldgewächſen keinen ſonderlichen Schaden thun, überfallen mannigmal wie eine Wolke, ganze Gegenden, und nachdem ſie daſelbſt ſo viele Raupen zurük gelaſſen, welche hernach in wenig Tagen allen, in ſolcher Gegend wachſenden Kohl weggefreſſen, ziehen ſich hoch in der Luft weiter fort, und erſtreken ſich oft auf viele Meilen weit. Die, den trokenen Früchten ſo ſchädlichen, Curculiones ziehen, nachdem ſie ſich aus dem Korn, worinn ſie erzeuget worden, und ihre Auswikelungen vollbracht, herausgebiſſen, im Herbſt wie ein unzehlbares Heer, ſonderlich wo die Frucht herum geſchlagen wird, von dem Boden weg, und kommen im Frühjahr wieder, oder wo ihne ſo viele Zeit gelaſſen wird, daß ſie Fruchtkörner ganz aushölen können, fliehen ſie nebſt der leeren Hülſen in einem Paar Jahren gänzlich weg, und das Publicum würde an manchen Orten denjenigen vielen Dank ſchuldig ſeyn, der ein durch öfftere Erfahrung bewährtes Mittel angeben könnte, welches dieſes ſchädliche und ſich in unglaublicher Geſchwindigkeit und Anzahl vermehrende Inſect auf einmal vertilgete, indem das Waſſer ihnen nichts ſchadet, und ſie in demſelben nicht erſauffen, ſondern ſo bald ſie wieder troken worden ſind, davon lauffen; das Baumöl aber, welches ihr wahrhaftes Gift iſt, und woven ſie, wenn man ſie nur damit auf den Rüken beſtreichet, ſogleich ſterben, ohne Verderbnis der Früchte im Groſſen nicht kan gebraucht werden. Der ſchöne rothe und unten ſchwarze Lilienkäfer, welchen Herrn Linnäus Chryſomelam Lilii nennet, und der einen Italiäner, Namens Laur. Patarol, ſo bewunderswürdig vorgekommen, daß er von demſelben eine eigene Abhandlung dem erſten Bande der valliſneriſchen Werke einverleibet, bleibet, nachdem er aus dem heslichen rothen und ſchwarzen Wurm, ſo in ziemlicher Anzahl die-Blätter der weiſen Lilien abfriſt, nach und nach entwikelt worden, zwar den Sommer durch in einem geſellſchaftlichen Leben mit 10. 12. und mehrern ſeines gleichen an dem Orte, wo er gewachſen, ſie ziehen aber hernach im Herbſt auf einmal fort, und finden ſich im Frühjahre nur einzeln oder paar weiſe an der vorigen Stelle, an den inzwiſchen aus der Erde wieder hervorkommenden Lilienblättern ein, und wo eines davonzuruk bleibet, oder mit Fleis weggenommen und verſezet wird, loket es das andere mit ſeiner ſcharfen, dem Loken eines Hahns gleichkommenden, Stimme bald wieder herbei. Von den Bienen iſt es etwas gemeines, daß die jungen Schwärme von den alten ausgeſtoſſen werden, und oft etliche Meilen weit in die benachbarte Hölzer fortziehen. Am allermehrſten aber beſtärkt ſich unſer Saz, wann man im Frühling Achtung gibt, wie ſonderlich im Maimonat, des Abends, bei bald untergehender Sonne die Luft mit einem ganzen Heere von unzehlbaren mancherlei geflügelten Inſecten angefüllet iſt, welches hoch in der Höhe herum ſchwärmet und fortziehet; und man mag noch ſo viele Jahre hin der Beobachtung dieſer kleinen Geſchöpfe obliegen: ſo werden einem jederzeit etliche fremde Gattungen vorkommen, welche nicht einheimiſch ſind, ſondern ſich verflogen haben, welches inſonderheit von dem Cerambyce des Herrn Linnäi, den Ichnevmonibus oder vierflügelichten Müken mit einem dreihaarichten Schweiſe, von der zwei oder vierflügelichten Müke, die wegen ihres kurzen Lebens Ephemera heiſſet, und noch von manchen andern zu melden iſt. Im Sommer ſiehet man nächſt dem in Pfüzen, welche von dem Plazregen an ſonſt trokenen Orten entſtanden, nach wenig Tagen erwachſene Species von dem Hydrocantharo oder der Noronecta Linnaei, oder auch andere Inſecten, ſo der Feuchtigkeit nachgeflogen und davon einen Geruch haben müſſen. Auch im Herbſt zeigen ſich ſolche Umſtände, welche unſern obigen Saz erhärten. Die geflügelten Inſecten, welche man ſonſt im Sommer leicht fangen kan, als verſchiedene Schmetterlinge und Käfer ſind alsdann ſehr ſcheu und wild, fliegen ſehr hoch in der Luft, und kommen nur einzeln herab. Inſonderheit zeiget ſich ſolches auch an den, in der Medicin und Chyrurgie ſo nüzlichen ſpanniſchen Fliegen oder Cantharidibus, als von welchen diejenigen Schriftſteller, ſo ſich deren Natur zu erforſchen am mehreſten bemühet haben, als der Pfälziſche Medicus Geiger angemerket, daß man niemals deren Eyer und Puppen in Teutſchland antreffen können, ohnerachtet ſich die erwachſenen vielfältig in groſſer Menge und paarweis an dem Fraxino und anderm Gebüſche finden laſſen, aber nach etlichen Tagen auf einmal fort ſind. Und wenn wir endlich den Grundſaz, als durch die Erfahrung beſtätiget, annehmen, daß in der oeconomia animali aller Gattungen von Thieren eine Aehnlichkeit ſey, und uns erinnern, was Olaus Magnus und andere Scribenten von den Norwegiſchen Eichhörnern angemerkt, daß ſolche nämlich bei herannahendem Winter ſich kleine Stükgen von Fichten- oder anderm Holze ausſuchen, ſolche in die offenbare See ſchleppen, ſich darauf ſezen und fortſchwimmen: ſo wird die Entweichung und Wiederkunft verſchiedener Inſecten uns deſto glaublicher vorkommen.

Der Nuzen dieſer Anmerkung iſt zwar auſſer demjenigen, was oben von dem Urſprunge der epidemiſchen Krankheiten im Herbſt angebracht worden, in dem gemeinen Leben und in der Arzneikunſt noch zur Zeit mehr philoſophiſch als practiſch, inzwiſchen beſtättiget doch dieſelbe ebenfalls dieſe Wahrheit: Daß die geringſte lebende Creatur von ihrem Urheber faſt mit einem eben ſo ſtarken natürlichen Triebe und mit ſo vieler Fähigkeit, ſich zu erhalten begabet worden, als irgend eines von den gröſten Geſchöpfen, und daß, allem Vermuthen nach, die Menſchen ſich zu ſehr ſchmeichlen, wo ſie glauben, daß der Urheber der Natur bei Hervorbringung dieſer Geſchöpfe blos auf ihren Nuzen oder Schaden geſehen, ſondern allerdings noch andere Abſichten dabei vorgewaltet.

Philipp Conrad Fabricius.

Von dem friſchen und luſtigen Verhalten der Geſunden und Kranken.

Die heiſe Luft würket in ihre Leiber 1) in Anſehung der ihr beiwohnenden Hize; denn dadurch troknet ſich äuſſerlich diejenigen Theile aus, welche natürlicher Weiſe an Feuchtigkeit keinen Mangel leiden ſollen, als die Augen, Höhle der Naſe und des Mundes; daher Entzündungen, Pſeudo polipi, aphthæ und dergleichen daſelbſt entſtehen können; ferner dorren davon die Luftröhre, deren Tunicæ und Gefäsgen aus, und das Othem holen wird beſchwerlich und empfindlich; nicht weniger iſt die heiſſe Luft Urſache, daß die dünnen Feuchtigkeiten in der Haut und äuſerlichen Theilen allzu heftig ausdämpfen, die in den innern aber befindlichen gleichſam ausgekocht und ſo verdikt werden, daß ſie nicht gut fortflieſſen können; wodurch denn gefährliche Verſtopfungen und Verſakungen in den kleinern Canälgen entſtehn, die ohne dem die ſtarke Hize merklich vermehrt und die Säffte zu deſto leichterer Fäulung diſponirt werden. 2) In Betrachtung ihrer Leichtigkeit und Verdünnung: Denn daß die warme Luft dünner und leichter ſey, als die friſche, kan man durch allerlei Verſuche erweiſen. Je leichter und dünner aber ſelbige iſt, deſto weniger drükt ſie an die Adern, und deſto mehr werden dieſe von denen in ihnen wallenden und durch die Hize ſich aufpauſenden Feuchtigkeiten ausgedehnt, daß ſie öfters gar zuplazen, und daher nicht nur äuſſerliche ſtarke Blutſtürzungen durch Naſe, Mund, und andern Orten, ſondern auch innerliche in dem ſubtilſten Geäder entſtehen, wie aus den allerlei farbigen rothen, gelben, braunen, blauen Fleken: Frieſel ꝛc zu muthmaſſen. Ferner je dünner und leichter die Luft iſt, deſto weniger Kraft gibt ſie den Lungen ſich zuſammen zuziehen, darum wird das Othemholen ſchwer und mühſam, und habe ich ſelbſt geſehen, wie zum Aſtmate geneigte Perſohnen bei geſchwüller Luft im Sommer ſo ſehr beängſtiget worden, daß ſie, wie ein Vogel unter der antlia pnevmatica, nach der Luft geſchnapt, und bei nahe haben erſtiken wollen. Das gehemmte Othemholen aber hindert auch die gehörige Circulation des Geblüts, macht Herzklopfen, Ohnmachten und dergleichen.

Hingegen friſche, das iſt 1) temperirt kühle, nicht eben Eiskalte Luft (denn dieſe verurſachet auch ihr Beſchwerlichkeiten) hat ganz andre Würkung in den kranken Cörper. Durch ihre gemäſigte Kälte kan ſie die erhizten Feuchtigkeiten ein wenig abkühlen, daß ſie nicht ſo häftig pauſen und wallen, durch einen übernatürlichen Schweis ihrer dünſten und feichtigſten Theilgen beraubt, noch von ihnen die Gefäſſe allzuſtark ausgedehnt und angegriffen werden können; daher dann die Circulation und der davon dependirende Puls ganz ordentlich von ſtatten gehn. Auch werden die Lungen davon erfriſcht, daß ſie durch ihre beſtändige Bewegung nicht zu ſehr erhizt, ausgetroknet und abgemattet werden; ja weil auch friſche Luft gemeiniglich etwas ſchwerer iſt, als die heiſſe, und mehr Vim elaſticam als dieſe hat, ſo ſtärkt ſie auch die pulmones, daß ſie die Ein und Ausothmung kräfftig verrichten, und dadurch zugleich den Umlauf des Geblütes gebührend befördern können. Alles dieſes ſind Würkungen, die man ſich bei hizigen Febricitirenden nicht beſſer wünſchen könnte; daher wenn man auch zuweilen nicht vor rathſam hielte, den Kranken die kühle Luft äuſſerſt an den Leib gehen zu laſſen, ſo würde man doch wohl thun, wenn man ſie dieſelbe einothmen lieſſe, und alſo die Zimmer (zumal bei gemäſigter Witterung) es ſey denn, daß ſie es ſelbſten ſehnlich verlangten, ſo doch ſelten geſchehen wird, nicht einheizte, weil doch der Kranke im Bette ſich ſatſam wider die äuſſerliche andringende Kälte verwahren und nach Belieben warm halten kan. Septalius und andere mehr ſind ſchon dieſer Gedanken geweſen, und man kan die aus ſeinen Schriften excerpirte Paſſage mit Vergnügen leſen in Boneti Labyr. medic. p. 69. Der unvergleichliche Herr D. Bœrhave befihlet ausdrüklich in hizigen Fiebern eine reine kühle Luft zu zulaſſen. Aphor. 743. und in ſeinem Commendario über die Aphorismos ſagt er, daß unſre Lunge eine ſolche Luft, die ſo warm iſt als unſer Blut, nicht vertragen könne, daher auch zu Amſterdam in den zu Depurirung des Zukers beſtellten Zimmer, welche immer Blut warm erhalten werden, die Leute nicht lange ausdauren mögen, ohne in Ohnmacht zu fallen. P. III. p. 303. Da nun geſunden dergleichen Luft ſo ſchädlich, was wird die flammende Hize vieler Krankenſtuben nicht erſt denen ohnedem mit übermäſiger innerlichen Erhizung geplagten Menſchen oder Patienten vor Ubels verurſachen. Comm. in aph. P. III. p. 303. Die Kranken tragen auch oft ſelbſt ein Verlangen, das Bette weg zu ſchmeiſen und ſich zu entblöſſen, ſo vornemlich von den Phreneticis (der maniacorum, welche auch im Winter Bette und Kleider zerriſſen, u. im kalten faſt ganz blos gehn wollen, zu geſchweigen) angemerkt wird, da die betäubte Vernunft die Schaamhaftigkeit auszieht, und ſich nur nach ihrer äuſſerlichen Empfindung verhält. Wenn man aber vorher ehe ſie zum phantaſiren oder Raſen gebracht werden, ihnen erlaubte, ſich nach Gemächlichkeit auf zu deken, und die von denen überflüſſigen Bedekungen befreiten Glieder ein wenig abzukühlen, ſo würden ſolche Zufälle oft auſſen bleiben. Wir fürchten uns aber um ſoviel weniger, daß eine temperirt friſche Luft, wenn ſie auch an die bloſſe Haut gelaſſen wird, böſe Folgerungen erweken ſolte, da wir ſelbſt von dem kühlen Waſchen ſo manchen guten Nuzen, auch ſo gar bei den perechiis, uns verſprechen können.

Durch friſche Luft verſtehe ich auch 2) eine freie oder von friſchen ins Zim̃er, nachdem es die Witterung verſtattet, eingelaſſene. In den Stuben der Patienten ſind meiſtens viel Leute, die ſie theils warten, theils beſuchen; dieſe geben nicht nur mit ihren warmen Ausdünſtungen eben ſo viel hizende Ofen ab, ſondern ihre Ausdampfungen vermiſchen ſich auch mit den vielerlei Ausdämpfungen des Patienten ſelber, und werden Kranken und Geſunden mit ihrem Geruche ſehr widerlich. Wenn nun das Zimmer immer verwahrt und die Fenſterladen wohl gar zugeſchloſſen bleiben, ſo werden alle dieſe Ausdämpfungen in ſolcher ſtill ſtehenden Luft deſto geſchwinder faul und dumpficht, und da ſo gar Geſunde davon können angeſtekt und malade werden, ſo kan man ſich leicht einbilden, was vor Ubels dem Kranken ſelbſt zuwachſe möge, darunter den̄ die Verzögerung ſeiner Geneſung wohl nur das geringſte ſeyn mag. Am ſchlimmſten aber iſt er daran, wenn man ihn in ſeinem Bette, dieſes aber noch dazu mit Vorhängen feſte verſchlüſſet, und ihm ſo in ſeiner eignen Atmosphæra nichts als ſeine faulenden, hizigen, anſtekenden Dünſte einzuothmen erlaubet. Man leſe hievon die Gedanken des Herrn Bœrhave Comm. in aphor P. III. p. 345. 406. So wird denn nun wohl höchſt nöthig ſeyn, durch eröffnete Fenſter eine friſche reine Luft in die Stube hinein, und durch die aufgemachten Thüren die ſtokende, ſtinkende und anſtekende hinaus zu laſſen, damit ſowohl der Patient, als die um ihn ſind, ihre Lungen von den eingeſognen Dämpfen wieder reinigen und ſich erfriſchen mögen. Da wir auch den Kranken erlauben, die Bette umzuwenden, ja dieſelben ſowohl als die Hembde und andre Wäſche fleiſig friſch abzuwechſeln, ſo geſchicht ſolches nicht blos um der dadurch zu erlangenden Kühlung willen, ſondern hauptſächlich auch, um die unter den eingeſtänkerten Bettern und vollgeſchwizten wohl parfumirten Hembden angeſammleten garſtigen Dünſte fortzuſchaffen, durch ſolche Abwechſelung neue und reine Luft an den Leib zu bringen und ſeine ganze atmosphæram zu verbeſſern.

Es mus freilich denen, die von Jugend auf zum hizigen Regimine angeführt worden, erſchröklich vorkommen, wenn ſie uns mit den Patienten ſo handthieren ſehen; und ich weis wohl, daß ſie in den Gedanken ſtehen, wenn die Kranken, ja von der Heftigkeit ihrer Unpäslichkeit nicht können unterdrüket werden, ſo müſte ſolches gewis von dem friſchen luftigen Verhalten erfolgen. Ich kan gar nicht begreiffen, woher die Furcht für der Luft unter den neuern Medicis entſtanden; vor Alters legte man die Kranken auf die Gaſſe, um etwa von den Vorübergehenden einen guten Rath zu hören, und man dachte nicht einmal daran, daß ſolches ihnen ſchaden könnte, und hat man es in der That nicht erfahren. Auch ſind mir ſonſt Exempel bekannt, da wohl gar vornehme Herren, die dem Tode näher als dem Leben geweſen, von ihren Medicis etliche Meilen weit über Land geführet, und dennoch damit nicht ins Grab geſtürzet worden. Vor einiger Zeit wurden in unſrer Nachbarſchaft zwei Brüder von der Modekrankheit auf einerlei Weiſe angegriffen; der eine wurde in einer gewiſſen Stadt aufs beſte in der Stube mit ſorgfältiger Pflegung und Medicinirung verſehen und ſtarb; den andern führte man, als einen ſchon verlohren gegebnen Menſchen, aus gewiſſen Urſachen, auf einem ſchlechten Wagen, unter freiem Himmel an einen andern abgelegenen Ort, und wider Vermuthen wurde er geſund. Selbſt in der Peſt thut das kühle und luftige Verhalten beſſer als das heiſſe, wovon Herr D. Kundmann 2. merkwürdige Exempel in ſeinen Seltenheiten der Natur und Kunſt anführet. Man nehme nun dergleichen Erfahrung und vorangeführte Beweisgründe zuſammen, ſo wird man leicht, ich will nicht blos ſagen von der Unſchuld, ſondern gar von der Nothwendigkeit des kühlen luftigen Verhaltens überzeiget werden. Ja man wird auch daraus ſchlüſſen lernen, wie nötig es auch den Geſunden ſey, ſich nicht alſo mit Pelzen und Müzen zu verwahren, daß man darunter erſtiken möchte, ſondern vielmehr von Jugend auf ſich zu gewöhnen, die Luft zu vertragen; denn jenes macht weichliche zärtliche und zu Krankheiten diſponirte Leute, dieſes aber härtet den Leib ab, daß er ohne Schaden der Geſundheit viel ausſtehen kan. Die alten Hiſtorici haben ſchon von den Macedoniern angemerkt, daß ſie harte und feſte Hirnſchädel gehabt, weil ſie ihr Haupt ganz luftig gehalten, da hingegen die Perſianer, welche den Kopf aufs ſorgfältigſte zu bedeken und zu verwahren pflegten, mit ganz weichen Craniis begabt waren.

Doch genung! Vernünftigen iſt das zulänglich, was ich geſagt, vor Unvernünftige hab ich nicht geſchrieben, und wer ſich einmal in Kopf geſezt hat, mir nicht Beifall zu geben, wird ſeinen Vorſaz nicht ändern, wenn ich auch einen groſſen Folianten mit den bündigſten Argumenten anfüllte, und alle meine und derer mit mir einſtimmigen Medicorum vielfältige Erfahrung zu Markte brächte.

Character eines Franzoſens.

Weilen ſeithero in Frankreich ein und andere Schrifften in Druk heraus gekommen, worinn der *Character* und die Aufführung der Teutſchen und der Engelländer ganz unbarmherzig [illegible] und auf *Satyriſche* Weiſe gedadelt worden: ſo hat ſolches einem Engelländer Gelegenheit gegeben, auch von dem *Character* der Franzoſen und ihren Gebräuchen was zu ſchreiben, welches erſt vor wenigen Monaten von der berühmten Gottſchedin, einer gebohrnen Kulmuſſinn, unter dem Titel: Neuer Sammlungen auserleſſener Stüke, aus Popens, Eachards, Newtons und andern Schriften, uberſezet worden; Woraus wir denn nur folgendes zu *extrahiren* veranlaſſet worden:

Die gegenwärtigen Franzoſen ſind nichts anders, als die alten Gallier in einem neuen Namen umgeſchmolzen, und ſind eben ſo unbeſonnen, halsſtarrig, und trozig, als da Julius Cäſar ſeine Commentarien ſchrieb. Ein Volk, welches man mit einer Feder gewinnen, und mit einem Strohhalme verlieren kan. Gleich Anfangs, iſt ein Franzoſe ſo vertraut mit uns, als der Schlaf, oder die Nothwendigkeit des Othemholens. Eine Stunde Geſpräch macht uns ihm theuer und werth: in der zweiten eröffnet er uns ſein Herz; in der dritten holen wir alle ſeine Geheimniſſe eben ſo treuherzig heraus, als ſein Pater Beichtvater: und alsdann mus man ihn laufen laſſen; deñ nun taugt er weiter zu nichts. Behält man ihn länger, ſo bricht er von ſelbſt. Er hat ſeine Lection aufgeſagt, und mus nun jemanden anders ſuchen gehen, dem er ſie ebenmäſig vorbethen kan. Alſo gebet ihm Abſchied: denn er iſt ein Kleid, das, wenn man es zwei Tage aneinander trägt, gar ſchändlich abgetragen ausſiht. Er denkt überaus viel Gutes von ſich, und glaubt, er beſize ſo viel Verſtand, als ihm mangelt, und mehreren als die ganze Welt zuſammen beſizt; dieſes nun nächſt ſeiner ſeichten Gemüthsart, macht ihn empfindlich und zankſüchtig, ſo, daß er über die mindeſte Sache vom Leder zieht. In einer Minute aber ſtekt er den Degen wieder ein, und wenn ihr ihm alsdann beſſere Sitten einprügelt, ſo nimmt er es mit überſchwänglicher Geduld fürlieb, und ſchreit noch Vôtre très-humble Serviteur dazu. In dieſem einzigen Falle nur iſt er dem argliſtigen B::: zu ähnlich: das Nachgeben macht ſie unverſchämt, und der Widerſtand verzagt. Denn, entweder ſie blöken die Zähne wie die Wölfe, oder ſie ſchmeichlen wie die Wachtelhunde, und das ganze Kerlchen iſt gleichwol nichts anders als eine aufgequierlete Eitelkeit in einer neualtfränkiſchen Form. An Feſttage iſt ſein Tiſch mit ungeheuren Schüſſeln voller Suppen beſezt, aber es iſt wenig Fleiſch darinnen. Ich rede hier nicht von Bauern: denn der weis nicht was Fleiſch iſt; ſondern von Herren. Ihr Rindfleiſch iſt in Schnittchen getheilet, und das, was bei ihnen für eine groſſe Schüſſel voll Eſſen gilt, das würde man bei uns für ein ſechspfennig Stük, oder für ein Scheerenſchleifers Mahlzeit halten. Die groſſe Kunſt ihrer Köche beſteht darinn, daß ſie das Fleiſch zerſezen, und ſcharfſchmekende Brühe machen; den Bauch verhungern laſſen, um den Gaumen zu küzeln: und der ſäuiſchen Gebrauch ihres Mezgerfleiſches ſchafft einem Engelländer allemal zu eſſen. Endlich ſezet man zu Tiſche und bethet ſein Gebeth in ſich ſelbſt hinein. Wenn dies geſchehen iſt, ſo fält man auf das erſte das beſte zu: denn hier wird keine Ordnung im Eſſen beobachtet, und woferu man wartet, daß einer vorlegen ſoll, ſo kan man hungrig aufſtehen. Wenn man nun aufgeſtanden iſt, und die Schmuzigkeit der Kocherei ertragen kan, die Anfangs abſcheulich iſt, bis der Hunger einen daran gewöhnet, ſo kan man ſich ſicher in eine Garniſon wagen, denn da kan einem weiter in der Welt vor nichts ekeln.

Die franzöſiſche Sprach iſt in der That ſehr gelenke und artig; ſie hat nichts rauhes an ſich, da man die ſtummen Buchſtaben verbeiſt, wodurch ſie ſehr geläufig von der Zunge fleiſt. Die Franzoſen drüken ſich mehrentheils durch Geberden aus. Der Kopf, die Hände, der Leib, die Achſeln, und Verzukungen, alles trägt zu einer Rede nach der Mode das ſeine bei; und derjenige, welcher de bonne grace franzöſiſch reden will, mus viel von einem Pikelheringe an ſich haben. Sie iſt mit einer groſſen Menge Sprüchwörter bereichert, und hilft der franzöſiſchen Sucht zum Spotten ſehr viel. Sie iſt voller Höflichkeit, wenn ſie nur dieſelbe nicht dadurch verunehret, daß ſie die Schmeicheleien bei aller Gelegenheit wegwerfen. Denn der armſte Dorfſchufliker, bekömmt alle ſeine Büklinge, ſein Eau benit de Cour, ſein Hofweihwaſſer, eben ſo gut und in eben ſo groſem Maaße, als der Prinz von Conde.

Bei allen ihren höfiſchen Fechterſtreichen, verändern ſich die Stellungen gar mannigfaltig: und man hatte aller Geduld nöthig, wenn es bei andern Völkern auch Sitte wäre: aber der Misbrauch davon iſt ſchädlich und lächerlich. Sie verkleinern auch ſelbſt ihre Complimente, da ſie den ſchlechteſten Leuten die gröſten Titel beilegen. Der Bettler nennt ſeine Söhne und Töchter Meſſieurs! Meſdames ſo gut als der König von Frankreich; u. kaum kan er den Schimpf verdauen, daß man ihn nicht für einen Herrn hält.

Seine Geſpräche laufen mehrentheils auf zwei Punkten hinaus, auf Verrath oder Zotenreiſen. Zu dem erſten beleidiget er ſeinen Prinzen, und den Hof, in dem andern, ſich ſelbſt, da er ſich aller der Weibsperſohnen rühmet, die er verunehret haben will. Närriſche Prahlhänſe ſind es, die jede Schandthat zweimal begehen, erſtlich in dem ſie ſie thun, und zum andern, wenn ſie damit prahlen. Sie meſſen andere nach ſich, und halten diejenige vor dumme Gimpel und elende klein Geiſter, die ſich nicht auf eine ſo wilte Weiſe entmannen.

Dies führt mich auf das franzöſiſche Frauenzimmer, die überhaupt eine gleichgültiges Anſehen haben. Ihre Leiber ſind gerade und ſchmal, ob aber die Natur oder Kunſt ſie ſo geſchaffen, das kan ich nicht ſagen: denn ihre Achſeln und Rüken ſind ſo breit, daß ſie kein Maas mit dem Mittel halten. Ihre Hände ſind noch der beſte Zierrath ihres Körpers, lang, weis und geſchmeidig, und wenn ihre Geſichter angenehm wären, ſo könnten ſie einem engelländiſchen Auge vieleicht erträglich vorkommen. Allein hier finde ich einen Widerſpruch, denn die Hand, die das beſte Stük des Bildes war, an den meiſten Frauensperſohnen, die wir geſehen, war mit der Kräze dermaſen überlaufen, daß man ſie für Auſſäzige hätte halten ſollen. Ihr Haar iſt ſo ſchwarz daß es ſo gar häslich wird, ihre Geſichter gleichen hierinn den Haaren, und Don Quixote hat den Titel eines Ritters von der ſchlechten Geſtalt, nie ſo verdienſtlich geführet. Dis beſtärket mich in der Meinung, daß Engelland ein Paradies für das Frauenzimmer, nicht nur in Anſehen auf ihre Vorrechte, ſondern auch ein Frauenzimmerparadies, im Anſehen auf ihre Geſtalt, wäre.

Man kan ſich keinen beſern Begrif von einer Franzöſin machen, als daß ſie unaufhörlich plappert und plaudert, welches verdrüslich, beſchwerlich und unendlich iſt: ſo daß es einem eher an Ohren, als ihr an Zunge gebrechen wird. Horazens ewiger Schwezer in der neunten Satire, iſt nur ein Kind gegen ſie, und hätte Ariſtoteles ſie gekannt, ſo hätte er viel Arbeit erſparen kannen, als er ein perpetuum Mobile ausgrübeln wollte, und hätte ihn auch von einer Kezerei befreiet, die noch dieſe Stunde ſeine Lehre beflekt, daß quicquid movetur, ab alio movetur; den ihre Zunge bewegt ſich ſelbſt, und verurſacht ſich ſelbſt die Gelegenheit zum Reden. Wenn ſie gehen, ſo gleichen ſie einer Perpendikeluhre; man darf ſie unter acht u. vierzig Stunden über einmal nicht aufziehen; denn ſo lange reicht die Kette ihres Klapperwerks zu. Es kam eine pariſiſche

Madame auf der Landgutſche mit uns von Rouan. Wir waren vierzehen Stunden beiſammen, von welcher Zeit (dis kan ich mit den Fingern auf dem Buche beſchwören) ihre Zunge uns auf eilf Stunden und ſieben und funfzig Minuten weggefreſſen. Solche unaufhörliche Schwezere ſind ſie alle; es wird ihnen eher am Othem als an Worten gebrechen; und kaum halten ſie im Grabe das Maul.

So wie ſie nun im Plaudern kein Ende finden können: ſo iſt es ihnen auch einerlei, in was für Geſellſchaft ſie reden. Fremde oder Bekannte; alles iſt ihnen gleich viel: wiewohl ihnen eigentlich niemand fremde iſt: denn in der erſten Stunde, da ſie einen ſehen, thun ſie eben ſo bekannt und vertraut, als wenn ſie bei unſerer Muter Niederkunſt geweſen wären. Einige von ihnen, glaube ich, ſind keuſch; aber aus ihrer Aufführung ſolte man es kaum ſchlüſſen. Ihr Lachen und ihre Kinderpoſſen ſind ohne Ende, und niemals fehlet es ihnen an ſchmuzigen Liedern, die ſie in allen Geſellſchaften, ohne Unterſcheid ſingen; ſo, daß man denken ſollte, die Beſcheidenheit hätte niemals was darinnen zu thun gehabt, oder wäre faſt aus dem Lande verwieſen. Mädchen und Weiber, alles iſt mit dieſer Krankheit angeſtekt; ob ſie gleich bei beiden nicht gleich arg iſt. Die Hofdamen ſollen die andern an Muthwillen wie an Hochheit des Standes übertreffen; und ich höre, daß, weñ die Beſcheidenheit der beſte Anpuz der ſchönen wäre, manche Hofdame ſehr dünne gekleidet ſeyn, oder gar nakend gehen würden.

Fünf Mahlzeiten den Tag und in der Kirche, ja gar in ihrer Männer Gegenwart zu buhlen, daß ſind ihre Jura conjugalia, ſo daß ſie Arm in Arm mit ihrem guten Frunde, über die Straſſen ziehen, oder im Felde herum ſpazieren, ohne das ſolches den mindeſten Verdacht oder Vorwurf erwekt; welches mit ihrer Beſchaffenheit zuſammen genommen, eine ſich weit erſtrekende Freiheit iſt; und gleichwohl genieſen ihrer ſowohl die verehlichten als unverehlichten Damen.

Von der Geſelligkeit im Winter

Diſſolve frigus, ligna ſuper foco
Large reponens. Horaz.

Dem Winter iſt nicht ohne gute Urſach der Gott Comus zum Gefährten gegeben; denn dieſer Vorſteher der geſellſchaftlichen Mahlzeiten und der freundſchaftlichen Zuſammenkünfte regiret alsdeñ am meiſten, wenn die Witterung die ſchönen Gegenden rauh macht, und uns zwingen, in unſern Häuſern zu bleiben. Indem alle andere Ergözungen des Gemüths und die Anehmlichkeiten der Landſchaften weg fallen: ſo bleibt uns kein anderes Vergnügen übrig, als welches uns die Geſellſchaft u. der Umgang darbietet. Die Nothwendigkeit, die uns nichts übrig läſſet, als uns an einander zu vergnügen, verbindet die Gemüther viel genauer. Die Wärme des Camins hauchet eine gewiſſe Vertraulichkeit in die Geſellſchaft, die wir zu keiner andern Jahrezeit in ſolchem Grad empfinden. Selbſt der brauſende Sturm, die ſchlafrigen Regengüſſe, der ſchneidend kalte Wind, und das Schneegeſtöber, erfüllen eine Geſellſchaft, die dieſes alles durch die angelaufenen Fenſterſcheiben wahrnimmt, mit einer heimlichen Freude, ſich im Warmen ſicher beiſammen ſehen. Da unſere Luſtbarkeiten gleichſam überall umdämmet ſind, ſo brechen ſie mit groſſer Macht durch den kleinen Raum aus, gleich einem Brunquell, der deſto ſtärker hervorſpringet, je enger die Oefnung iſt, durch welche er ſich hindurch dringen mus. Daher ſind die Winterzuſammenkünfte freudiger, munterer, vertraulicher und länger, und laſſen ſich an den Abendſtunden nicht begnügen, ſie verziehen ſich immer etwas in die Nacht.

Horaz, der geſelligſte Mañ, der je gelebet hat, hat nicht nur durch vortrefliche Gemählde des angenehmen Frühlings ſeine

Freunde zu luſtige Zuſam̃ẽkünfte vermocht, ſondern er hat ihnen auch alle Rauhigkeit des Winters vorgeſtelt, um ſie zur Geſelligkeit zu ermuntern. Er ſagt in der Ode, aus welcher der Spruch genommen iſt, der auf der Stirne dieſes Blattes ſtehet: Du ſieheſt, wie Soracte aus tiefem Schnee jezt glänzend da hervorraget. Die beſchwerten Wälder können ihre weiſſe Laſt kaum tragen, die Fluthen ſind durch den ſcharfen Froſt verharrſcht. Vertreibe die Kälte, und wirf das Holz reichlich in das Caminfeuer, hole freigebiger jezo den vieljährigen Wein, aus deinem hobiniſchen Faſſe. O Thaliarchus, las du die Götter für das übrige ſorgen! So bald ſie die Winde geſtillet haben, die das ſtrudelnde Meer durchwühlten, ſo regen ſich die Eipreſſen nicht mehr, auch nicht die bejahrten Ellern. Hüte dich, dich um den künftigen Morgen zu bekümmern, und rechne jeden Tag als einen Gewinſt, den dir nur das Schikſal geben wird.

Kan man wohl den Winter beſſer abmahlen, und triſtigere Bewegungsgründe zur angenehmen Geſelſchaft geben, als uns dieſer Dichter in dieſem Meiſterſtüke hinterlaſſen hat. Er zeiget nicht nur alle Rauhigkeiten der Witterung, ſondern er nim̃t auch von der melancholiſchẽ Schwermuth, die dem Winter eigen iſt, Gelegenheit, die Geſelligkeit zu empfehlen. Da die Witterung der Jahrszeiten einen groſſen Einflus auf unſern Körper hat, und ſelbſt auf das Gemüth würket: ſo befand der Engliſche Zuſchauer nöthig, das ſchöne Geſchlecht vor dem reizenden Mai zu warnen, und ſie enger einzuſchränken. Eben dieſes beweget mich, meine Leſer bei den langen Abenden und der traurigſten Jahreszeit, zur Freude, die eine gute Geſellſchaft darreicht, zu ermuntern. Da die andere Jahrszeiten uns mehrere Gelegenheit zur Luſt und zu der Zerſtreuung der Schwermuth darreichen; ſo müſſen wir im Winter die einzige, die uns übrig gelaſſen iſt, deſto geiziger anwenden.

Ich laſſe es den Herren Aerzten über, daß ſie uns die Urſachen erzehlen mögen, warum vom November an bis in den April mehrere Krankheiten herrſchen, und in dieſen Monaten die gröſte Zahl der Menſchen unter die Erde gebracht wird? ſie mögen die feichten Dünſte, die Preſſung der Kälte u. ſ. w. unterſuchen. Ich bin überzeuget, deß die Freude des Gemüths, die Verbannung der Schwermuth, eine die Munterkeit erhaltene Geſellſchaft meine Leſer ſo ziemlich vor die traurigen Zufälle des Winters bewahren werde. Der Winter iſt beſonders für unſern Geiſt gemacht: die luſtigen Auen, der reizende Geſang der Nachtigall, die erquikenden Zephirs, die balſamduftende Blüthen fallen im Lenz unſere Siñen mit ſolcher Gewalt an, daß wir unſere Gemüthskräfte nicht recht ſammlen und anwenden können. Der Winter läſſet uns alleine ſtehen, und da wir mit nichts als mit Geſellſchaften uns ergözen können; ſo können wir nicht nur den ganzen Werth eines freundſchaftlichen Umgangs beſſer erkennen lernen, ſondern wir werden auch durch nichts gehindert, die ganze Stärke unſers Geiſtes darinnen zu gebrauchen. Der flüchtige Calliſthenus, der alle Tage neue Veränderungen ſuchet, wird durch den Froſt figirt, und genöthiget, ſeinen Freunden ſein angenehmes Weſen ununterbrochen genieſen zu laſſen. Und der empfindliche Phormio kan einen unſchuldigen Scherz deſto mehr vertragen, je ſchlim̃er das Wetter drauſſen iſt. Die Alten haben die Nacht den Muſen geheiliget; ſie würden nicht unrecht gethan haben, wenn ſie auch den Winter dieſen Schweſtern gewidmet hätten. Iſt man wol aufgelegter zum Denken, als wenn unſere Sinne durch nichts gerühret werden? und ich wette, daß wir die beſte Stüke der Dichter ſowol dem Winter als dem Frühling zu danken haben. Es ſpricht ſich nicht beſſer, als bei einem guten Camin, und die Mäuler thauen bei einem warmen Ofen auf. Die Freude, die man empfindet, wenn der Froſt aus den Gliedern vertrieben wird, heitert die Stirne auf, und macht die ganze Geſellſchaft auf beſondere Art lebhaft. Selbſt die Unbequemlichkeit eines kurzen oder langen Weges vermehret die Wolluſt, und macht die Stube deſto beliebter; ein jeder eilet mit ſchnellen Schritten zu ſeinen Freunden, und kein kaltſinniger Gang, kein ungeſtümer Plauderer macht die Verſammlung über den Verzug murren. Dieſe Nothwendigkeit, einander im Winter zu beſuchen, macht die Beſuchung unſchuldiger, und erhebt ſie ungemein über die Höflichkeitsviſiten, die der Wohlſtand nicht ohne Zwang eingeführet hat.

Von Pfropffen der Weinſtöke.

Das Pfropfen der Weinſtöke, welches man in Ungarn, Frankreich und Italien mit guten Erfolg eingeführet hat, iſt bisher in Deutſchland, wo nicht unbekannt, doch wenig üblich geweſen. Die Erfindung iſt nicht neu. Columella beſchreibet ſie in dem 29. Cap. des 4. Buchs de re ruſtica mit allen Vortheilen. Die ganze Sache kommt in den meiſten Stüken mit dem Pfropfen der Bäume überein, die vermittelſt des Spaltes geſchiehet. Die beſte Zeit dazu iſt in dem Frühjahre, wenn Tag und Nacht einander gleich iſt. Der alte Stok, den man pfropfen will, wird nahe an der Erde, jedoch 4. quer Finger breit über dem unterſten Knoten abgeſchnitten, damit ſolcher weder durch den Spalt noch durch das Pfropfreis berühret werde. Das Reis, welches von guten zeitigen Reben abgeſchnitten wird, mus kurz ſeyn und viele Augen haben. Man ſchneidet es kegelförmig, wie bei dem Pfropfen der Bäume, und ſezet es alſo ein, daß ein Auge davon den alten Stamm berühre, und daß die Rinde des jungen Reiſes mit der Rinde des alten übereintreffe. Iſt der Stamm zu dik, ſo ſezet man zwei Reiſer neben einander und verbindet den Spalt mit Baſt. Man verſchmieret ihn oben mit zarten Leimen und Mos, man häufet die Erde gegen die Reiſer und verwahret ſolche mit aufgeſtekten Pfählen. Die Vortheile, die man von dieſer Art der Fortpflanzung erhält, ſind dieſe, daß man nicht allein bald Früchte, ſondern auch von einem einzigen Stoke eine unglaubliche Menge andere bekom̃t; ingleichen, daß man, um den Weinberg zu verbeſſern, und mit einerlei Art Trauben zu bepflanzen, die alten Stöke nicht erſt ausgraben, ſondern blos auf dieſe Weiſe pfropfen darf.

Neue Entdekung von der wahren Urſachen der Ebbe und Fluth.

Diejenige Schriften, welche neue Sachen auf das Tapet bringen, werden heutiges Tags begierig geleſen, und ſind öfters von groſſem Nuzen. Der Verfaſſer, ſo uns von dieſer Art neue Gedanken von der Ebbe und Fluth in einem Werkgen, ſo unter folgender Aufſchrift ans Licht getretten: Eponandri Napiii Betacirienſis de maris æſtu reciproco Diſſertatio &c. zu Papier bringt, iſt der Hr. Leonardus Pappini Bagnacavallo. Das Werkgen ſelbſt aber von dieſer Abhandlung iſt zu Faenza in 12. gedrukt worden. Der Gegenſtand derſelben iſt eine Sache, welche v. denen Weltweiſen bisher zwar mit ſonderlichem Fleiſſe iſt erörtert worden; allein die vielen dabei ſich zeigenden Schwierigkeiten haben noch allemal einer deutlichen Entſcheidung im Wege gelegen. Erſtgerühmter Schriftſteller waget ſich dennoch ſeine Meinung hierüber beizubringen, und er vollziehet ſolches mit ungemeiner Zierlichkeit und Deutlichkeit, ohne anderer Gelehrten Säze dadurch zu beſtreiten. Er behauptet, daß die Sonne die wahre Urſache der Fluth und Ebbe ſey, denn dieſelbe vermindere durch ihre Hize das Meerwaſſer, und weil ſie deſſen eine gröſſere Menge an jenen Orten verzehret, dahin ſie ihre Strahlen gerade richtet, ſo grabe dieſelbe nach der Oberfläche des Meers eine Furche aus, wodurch das Gleichgewicht aufgehoben wird. Hieraus erfolget nun, daß das Seitenwaſſer ſeinen Zug dahin wendet, um die entledigten Stellen auszufüllen, indem aber des Gewäſſers von beiden Seiten allda ſoviel zuſammen kommt, daß es ſich ſtemmen und aufſchwellen mus, ſo lauft es nach übermäſig hochgetriebener Häufung wieder auseinander und zurüke, bis daß in beſagter Gegend der beſchriebene Graben von neuem entſtehe, wo es ſodann wieder hinkehret. Nach vorgelegtem dieſen Lehrgebäude erkläret Herr Pappini den Unterſcheid der Fluth und Ebbe, welcher in verſchiedenen Meeren ſich ſpühren läſt, und ſagt, derſelbe rühre entweder von der verſchiedenen Geſtalt der Strände her, daran ſich das Meerwaſſer ſtieſſe, und von dort anderswo hinprallete, oder ſolcher wäre der mannigfaltigen Beſchaffenheit der Meerlager zuzuſchreiben, weil in denjenigen, die enger ſind, das Waſſer höher, als anderwärts, ſteigen müſte. Eben darum beobachtete man in der Kaſpiſchen See keine Fluth und Ebbe, weil dieſelbe mit dem groſſen Weltmeer keine Gemeinſchaft habe. Er iſt nicht in Abrede, daß zu dieſer Bewegung des Meerwaſſers auch die Winde etwas beitragen könnten, allein das ſey kein beſtändiger oder beharrender Urſprung der Fluth und Ebbe. Er läſt auch zu, daß der Mond mitwürke, zuförderſt in der Zeit des vollen Scheins, allein das wäre nur eine Neben Urſache, deren Kraft nicht vieles auf ſich hätte.

Von der innwendigen Beſchaffenheit des Menſchen.

Die Temperamenten haben überhaupt ihren Urſprung von der Beſchaffenheit der feſten Theile, ihre weitere Eintheilung aber wird von der verſchiedenen Wärme, oder Kälte hergenommen. Damit das Blut nicht allzugeſchwinde aus den Kammern des Herzens in die Schlagadern komme, ſo wird es durch einen häutigten Fortſaz der Vaveln, der Ohren des Herzens, daran verhindert. Bei der Zuſammenziehung des Herzens will man zuerſt bemerket haben, daß ſich die Spize nach dem Perpendikel aufwärts beuge. Die Röthe des Bluts kömmt von der ungleichen Fläche ſeiner Kügelchen. Durch die beigemiſchte Luft werden die Theile des Bluts loker gemacht. Bei dem Athemholen wird die Bruſt durch die Rippenmuskeln erweitert, ſie wird aber wieder enger, wenn die in den Muskeln befindliche bewegende Materie beſonders von der äuſerſten Luft wieder zuſammen gepreſt wird. Die Luft wird in der Lunge durch eben die Wege, durch welche ſie ausdünſtet, mit dem Blute vermiſcht. Das Blut, welches durch das zaſerichte Gewebe der Milz vor ſich langſam beweget wird, wird bei der Verdauung durch das aufſchwellen des Magens heraus gepreſt. Bei der Abſonderung der Säfte von dem Blute, mus man auf eine vorhergehende Zubereitung deſſelben, in den Gefäſen, auf die Geſchwindigkeit der Bewegung und den feſten, oder lokern, Bau des Theiles, ſehen, in welchem die Abſonderung geſchiehet, vornehmlich aber mus man die elektriſche Kraft der abgeſonderten Säfte, andere ihres gleichen an ſich zu ziehen, wahrnehmen. Die Gefäſe der lymphatiſchen Feuchtigkeiten haben nicht ihren Urſprung von den Schlagadern, ſondern von dem Zchwiſchenraume der Fiebern. Die Drüſen, welche über den Nieren ligen, bereiten einen ſcharffen Saft, welcher das Blut vor der Verdikung bewahret. Die Ausdünſtung der Haut geſchiehet ſo wohl durch die Gefäſe, als durch den Zwiſchenraum der Fiebern. Eben dieſer Saft, welcher durch die Ausdünſtung hinweg gehet, ſezet in dem zellichtem Weſen und in den Knochen das Mark an. Das befruchtete Ey wird aus dem Eyerſtoke losgeriſſen, und durch die Wurmförmige Bewegung der Muttertrompeten in die Mutter gebracht. Dem Kinde kan durch die Einbildungskraft der Mutter Schaden zugefüget werden, indem der Umlauf des Bluts in ſelbigem in Unordnung geräth. Der Nervenſaft wird auf eine ganz beſondere Weiſe bereitet, indem, nach der neueſten Meinung, die Schlagadern des Gehirns ſich nicht bewegen, und alſo das Blut langſam darinne fortgehet. Hierdurch aber gewinnet die magnetiſche Kraft der Säfte einen groſen Vortheil, damit die Theile des Nervenſafts ſich mit einander verbinden, durch die Gefäſe durchdringen, und in die weiche Maſſe des Gehirns, aus ſelbiger aber, ohne in Canalen ſich zu befinden, in die andern Theile flieſſen können. Doch hilft dem Fortgange derſelben eine zuſammenziehende Kraft des Gehirns. Der Nervenſaft ſelbſt aber beſtehet aus zweierlei Art Feuchtigkeiten. Die eine iſt von Empfindungstheilen zuſammen geſezt, und ſehr beweglich. In dieſer ſchwimmet die andere, welches die bewegende Materie iſt. Dieſe hat eine überaus ſtarke elaſtiſche Kraft. Dieſe leztere Materie wied durch die Nerven bis in die Muskeln geführet, in deren Fiebern ſie ſich begiebet, und durch ihre Ausdehnung die Bewegung verurſachet. Dieſe Meinungen können genug ſeyn von der übrigen Ausarbeitung einen Begriff zu machen.

Welches der ſtärkſte Affect bei dem Menſchen ſeye.

Wenn man dieſe Frage nach dem erſten Anſehen ohne reifliche Ueberlegung beantworten wolte, ſo würde man ſchwerlich richtig urteilen. Die erſten Gedanken, die uns bei einer Sache aufſtoſen, ſind nur bei wenigen richtig, die eine unverfälſchte und geübte Urtheilungskraft beſizen. Denn auſer dem betrügen ſie gar ſehr. Wer aber wächſt ſo unſchuldig auf, daß er ſich nicht in der Erkäntnis ſein ſelbſt und des Menſchen überhaupt oft irren, und den Saamen der Vorurteile unbedachtſam aufkommen laſſen ſolte.

Man ſiehet zuweilen aufgebrachte Menſchen, die eine faſt übermenſchliche Kraft bliken laſſen, und vermöge ihres Affects alles möglich machen zukönnen das Anſehen haben: Aber wie bald rauſchet die wilde Wuth dahin! Wie alſo derjenige nicht der tapferſte zu nennen iſt, der nur ein blinden Lerm zu machen, und ein Paniſchen Schreken unter die Völker zu bringen vermögend iſt, ſo doch bald wieder verſchwindet: Alſo hat man auch in Beurteilung der ſtärkeſten Gemüthsbewegung mit auf ihre Dauerhaftigkeit zu ſehen. Ich werde daher nicht die feurige Wuth, nicht den rauſchenden Zorn, nicht den unruhigen Neid, nicht die drengende Begierde in meiner Beantwortung erheben, ob ich wohl nicht in Abrede bin, daß alle dieſe Bewegungen des Gemüths, die wie alle übrigen ſo wohl tugend- als laſterhaft werden können, ſehr viel bei den Menſchen vermögen, und eine groſe, oder entweder kurze oder unglükliche Gewalt über die Herzen der Sterblichen ausüben.

Aber ein Affect, der erſt den niedergeſchlagenen und bei nahe geſunkenen Geiſt in dem ſchweren u. unvermögenden Körper des Menſchen erweket und belebet, ſodann ihn ſamt ſeiner Hütte immer mehr erhebet und vergröſſert, ja zu den wichtigſten Unternehmungen, darzu ein Menſch aufgeleget iſt, geſchikt und muthig machet; ihn auch bei der volkommenſten Heiterkeit des Geiſtes keine Gefahren zu ſcheuen, die aller gröſten Hinderniſſe beherzt zu überwinden, beides die ſanfteſten als die erſchreklichſten Empfindungen zu fühlen veranlaſſet: ein ſolcher Afect, wenn er durch das ganze Leben dauret, und allen Gliedern des menſchlichen Geſchlechts eigen und gemein iſt, kan ja wol mit Recht der ſtärkſt. unter allen menſchlichen Gemüthsbewegungen heiſſen. Ich zweifele nicht, ein ieder Menſch werde aus dieſer Beſchreibung merken, daß ich die Zierde der ganzen Geiſterwelt, die Liebe beſchrieben habe, welche auch der Menſch in ſo vollkommenem Grad beſizet, als kaum eine andere Leidenſchafft.

Jedermann empfindet dieſen natürlichen Trieb, der ſich ſo leicht erweken und unterhalten läſt, und uns ſchon in der anmuthsvollen Jugend ſo reizend iſt. Aber um in dem künftige deſto richtiger u. kürzer zuverfahren, mus ich noch hinzufügen, daß ich unter der Liebe diejenige Begierden verſtehe, durch die Glükſeligkeit eines andern ſelbſt glüklich zu leben. Wer nur ein klein Geſchäfte glüklich verwalten will, hat ſie zum Beiſtande nöthig, und kein Sprichwort verdienet einen allgemeinen Beifal, als dasjenige, ſo uns verſichert, Luſt und Liebe zu einem Dinge mache alle Mühe und Arbeit geringe. Man erwäge die erſtaunlichen Arbeiten, denen ſich oft die Liebhaber unterzogen haben, ihren Triebe ein Genüge zu thun. Es lies ſich ohne groſe Mühe aus den Geſchichten behaupten, daß kein Sieg jemals ſo viel Tapferkeit und Hoheit des Geiſtes erfordert, als die Heldenliebe. Die gröſten Helden haben oft hier ihre Schwachheit noch erkennen müſſen, und wenn ein wütender Löwe durch nichts zubändigen geweſen, ſo hat er ſich doch endlich durch den kleinen Liebesgott lenken und beſänftigen laſſen. Ja die Liebe hat oft erſt groſſe Helden geboren und auferweket, und Terebazus erwies bei Termophyli, das der ſanfteſte Trieb auch Muth zum Fechten ja zum Sterben machen könne. Schade, daß nicht alle Verliebte eine Minerva zur Begleitung haben ſollen! Kein Affect hat wohl von jeher mehr Unſinnige gemacht, als die Liebe, woraus ich die Stärke deſſelben gar deutlich zu erhärten getraue, wenn es mein Verſaz wäre, weitläuftig zu ſeyn. Aber dieſe Wirkung wird dieſem herrlichem Triebe nicht im geringſten nachtheilig ſcheinen können, wenn man alle Umſtände recht erwäget. Wenn ein Menſch ſeiner Vernunft troz bietet, wenn er entgegen geſezte Abſichten auszuführen unternimt, ſo macht er ſich derſelben unwürdig, ſo wird er unſinnig. Man kan dieſes von einem jeden Widerſpruche in unſerer Seele behaupten, die von der Liebe gar ſehr verſchieden ſind: der Zorn und die Wuth hat ſo viele unſinnig gemacht, als die Liebe: eine jede andere Begierde, welche wir zu ſtillen allzuſtarke Hinderniſſe finden, hat unzählige Menſchen um ihre Zufriedenheit gebracht. Aber ſelbſt in dieſer Unſinnigkeit iſt einiger Unterſcheid, und die Liebe hat nur die laſterhaften Verliebten unſinnig und zugleich unglüklich gemacht: den tugendhaften zeiget ſie nur die Grenzen der Menſchlichkeit, u. dis dienet mir ſelbſt zur Behauptung meines Sazzes, daß die Liebe der mächtigſte Affect ſey.

Man würde vielleicht durch einige falſche Künſte der Weltweisheit unter der Begierde ſich durch die Vollkommenheit eines andern ſelbſt volkommener zumachen, nicht allein die laſterhafte Liebe, ſondern auch die Liebe zu jrgend einer lebloſen Sache, Wiſſenſchaft oder Kunſt, ja ſo gar die Ehrbegierde u. den Geldgeiz begreifen, und ihnen an unſern Lobſprüchen Theil nehmen laſſen köñen, weñ man nit die Behutſamkeit brauchete, und theils die Begierde, theils die Glükſeligkeit genauer beſtimmete, welches aber hier zu thun weder unſer Zwek noch eine dringende Nothwendigkeit erheiſchet, da wir uns hier von jenen rauhen Spizfindigkeiten entfernen. Aber wenn auch einige Macht der Liebe zu jrgend einer Wiſſenſchaft oder lebloſen Sache beizulegen wäre, ſo begreifet man doch auch, wie ungemein weit die Begierde, ſich durch die Glükſeligkeit einer Perſon glüklich zu machen, ſtärker ſeyn müſſe.

Die Freundſchaft, eine Gattung der Liebe, hat ſchon eine ſo groſſe Kraft über die menſchlichen Gemüther zu allen Zeiten gehabt, daß man Freunde aus allerlei Völkern kennet, die für einander ihr Leben zu laſſen willig und entſchloſſen geweſen ſind. Das Band eines Pylades und Oreſtes bleibet noch immer verehrungswerth.

Die Ehre der Natur, der innern Sinnen
  Glük,
Die Freundſchaft iſt noch jezt der Tugend
  Meiſterſtük.

Es iſt wahr, daß der Freundſchaft edler Stand den weiſen Ehrfurcht einpräget: aber dem Plato ſcheinet ein Paar Verliebte gar mit einem göttlichen Glanz umgeben zu ſeyn. Dieſer groſſe und mächtige Affect erhöhet ſelbſt die Menſchlichkeit und entflammet den Geiſt, daß er wie von Gott ausbricht. Die Poeten wiſſen ſich nicht kräftiger zr ermuntern, als durch Vorſtellung einer Muſe. Und ich will noch mehr zum Lobe der Liebe ſagen, unſer göttlicher Lehrer ſelbſt weis den Inbegrif ſeiner Gebote nicht kürzer zu faſſen, als in der Ermahnung: Liebet euch unter einander: ja er verſichert es gar, daß, wo ihn ſeine Schüler nur lieben würden, ſie das Geſez würklich ſchon würden erfüllet haben. Und was läſſet ſich noch volkommener zum Preis dieſes ſtarken Affectes ſagen, als das ſich GOtt ſelbſt, wie die Offenbahrung verſichert, allein durch ſie bewegen laſſen, den Zorn über der Menſchen Miſſethaten einzuſchrenken und nach dieſem göttlichen Beiſpiel findet die Gerechtigkeit und Güte in der Liebe ihre gröſte Volkommenheit. Ein Richter, der Lob verdienen will, vermeidet durch die Nachahmung dieſes Muſters den Vorwurf des wahren Wortes, daß das gröſte Recht das gröſte Unrecht ſey.

Wenn man auch die Liebe nach dem Verhältnis unſerer körperlichen Haushaltung im mediziniſchem Felde erwäget, und ihre Macht mit der Macht der übrigen Gemüthsbewegungen vergleichet, ſo findet man alles gegründet, was bisher theils aus göttlicher, theils aus Menſchlicher Weisheit iſt vorgebracht worden. Man entferne hier, wie ſchon erinnert worden, die laſterhafte Liebe, als den Schaum der Menſchlichkeit, welche unmäſig und viehiſch wird, und einen bei dem Tulpius erſtarrend und tod zu Boden geſchmiſſen, einen andern beim Cornavius das Blut aus der Stirn getrieben, der bei ſeiner Liebſten ſchmachtend geſeſſen hat. Die Wankelmüthigkeit und die Zerſtreuung läſſet den Verliebten die Wohlthaten im geringern Mas genieſſen, welches uns die wahre, tugendhafte, zärtliche Menſchenliebe verſpricht, wenn ſie durch neue Reizungen entzündet wird. Dieſe ſezet den ganzen Körper in eine ſtolze und edle Ruhe, ſie verbreitet die Säfte durch die ganze Haushaltung des glüklichen Menſchen, ſie verſchaffet ihm allezeit einen Ueberflus an angenehmen und gegründeten Einfällen, deren er einen nach dem andern zu entwiklen und mit bequemen Worten verſtehen zu geben fähig iſt, und läſſet die natürlichen und innerlichen Bewegungen in einer nüzlichen Gleichförmigkeit fortdauren. Die Begierde, ſo in der unmäſigen Liebe darzu kōmt, verwirret dieſe Ordnung, und ſezet den Geiſt und ſeine Herberge aus dem Gleichgewichte, in welchem der Menſchen wahre Glükſeligkeit beſtehet.

Anmerkung von dem Blize aus des Herrn Maffei phiſicaliſchen Briefen, in dem Hamb. Mag. II. Band. S. 797.

Zur Sicherheit des Menſchen flieſet aus des Hrn. Maffei Siſtem, daß man ſich an einem Gewitter nächſt an der Erde, folglich in den unterſten Zimmern aufhalten und, wo möglich, auf den Boden legen ſoll, weil die Dünſte nahe am Boden nicht ſo heftig entzündet ſind. Der Bliz zu Fosdinuovo lies vierzehn Merkmale zurük, aber alle in der Dele oder in der Einfaſſung, keines aber auf dem Boden. In höhern Zimmern wird man auf dem Boden ausgeſtrekt zwar ſicherer ſeyn, als ſtehend, aber doch nicht ſo ſicher, als ganz auf der Erde. In Kellern oder andern unterirrdiſchen Gewölbern hat der Bliz (ſo viel Hr. Maffei weis) nie Schaden gethan: man mus ihn aber von den mineraliſchen Dünſten unterſcheiden, die ſich bisweilen in Bergwerken oder andern unterirrdiſchen Gegenden durch die obere Luft entzünden. Schon bei dem Seneca* und Plinius** werden unterirrdiſche Gruben für die ſicherſte Zuflucht bei Gewittern gehalten.

Mittel vor den Stein.

Der ſchwediſche Leibarzt, Linäus, bemerket in ſeiner Diſp. de generatione calculi, die in dem verwichenen Jahr zu Upſal gehalten worden, daß er blos durch den anhaltenden Gebrauch der Wermutheſſenz einen mit dem Steine behafteten Kranken, der alle Morgen einen Löffel davon genommen, nach einem halben Jahre völlig hergeſtellet habe.

Ein Mittel wider die *Haemorrhoides* aus den lehrreichen Nachrichten für einen Reiſenden. 1. Theil Seit. 220.

Wir wollen die eigene Worte des Verfaſſers anführen: „Einer von dieſen luſtigen Herren, der ein Mönch war wurde „mit der goldenen Ader geplagt, und mus „ſie ſtehend eſſen. Die Wirthin half ihn „in einer Minute durch das ihm eröffnete „Mittel. Dieſes Mittel beſtehet in Stuhlzäpfgen, die aus Melonenſchnitten gemacht,

---

* *Nat. Quæſt. L. VI. c. 1.* ** *L. II. c. 55.*

„macht, und gehörig angewendet werden. „Einige von meinen Leuten ware mit eben „der Krankheit beſchweret, und bekamen ſo „gut, als der Mönch, ohne Anſtand Linderung davon. Es iſt ein Geheimnis „der Barmherzigkeit, welches ich um ſo „viel lieber mittheile, weil es eben ſo gewis als ſchlecht iſt. In Ermanglung „der Melonen thut ein Kürbis eben die „Dienſte.

Wie es zugehe, daß man, wenn man andere gähnen ſiehet, mit zu gähnen beweget wird?

Ehe ich dieſe Frage ſelbſt entſcheide, mus ich erklären, was das Gähnen eigentlich ſeye?

Wir wollen die Erfahrung dabei zu Rathe ziehen, und ſodann weiter ſchlieſſen. Wenn wir gähnen: ſo ſchöpffen wir mit einem langſamen, gemächlichen und anhaltenden Zuge, die, auſſer uns befindliche, Luft durch die Luftröhre in unſere Lunge und Blaſen, alſo durch dieſe Handlung die Lunge auf. Wenn dieſes geſchehen: ſo laſſen wir die in uns gezogene Luft, mit eben ſo langer und anhaltender Art wieder heraus, da denn die von der Luft aufgeblaſen geweſene Lunge wieder zuſammen fällt. Indem dieſes geſchieht, wird im erſten Falle der unterſte Theil des Bruſtbeins vorwärts beweget, die Ribben bewegen ſich in die Höhe, und der Unterleib wird aufgetrieben, und im zweiten Falle geſchiehet das Gegentheil dieſer Bewegungen. Das Gähnen iſt alſo nichts anderſts, als eine Art des Athemholens. Nun iſt bekannt, daß durch das Athemholen und die, dadurch verurſachte Aufblaſung und Ausdehnung der Lunge, die darinnen befindlichen Luftbläschen ſo vorhin platt und zuſammen gefallen waren, aufgeblaſen werden und eine kugelrunde Geſtalt erlangen; daß die in der Lunge befindliche Blutgefäſſe ebenfalls dadurch mit ausgedehnet werden, und daß folglich das Blut in denſelben eben dadurch leichter fortgetrieben, und in ſeinem Umlaufe befördert wird. Da nun dieſes ſeine unzweifelte Richtigkeit hat: ſo folget eben daher nothwendig, daß durch das Gähnen eben dieſe Würkung weit ſtärker verurſachet werde, weil dadurch die Ausdehnung der Lunge länger und anhaltender bewirket wird.

Hieraus folget alſo weiter, daß bei den, von uns bei Tage vorgenommenen, Beſchäftigungen, wobei wir ſtärker Athem ſchöpfen, der Umlauf des Blutes durch die Lunge und die übrigen Theile des Leibes mehr befördert werde, und daß dieſer Umlauf des Blutes ſchwächer und langſamer geſchehe, ſo bald wir dieſe Beſchäftigungen nachlaſſen, oder uns zur Ruhe ſezen.

Es folget hieraus ferner, daß, wenn der Umlauf des Blutes auf ſolche Art ſowohl in der Lunge, als den übrigen Theilen unſers Leibes ſchwächer und langſamer wird, das Blut ſich anhäufen müſſe, wodurch die Adern nothwendig einen gröſſern Diameter oder Durchſchnitt erlangen. Indem dieſes aber geſchiehet, ſo müſſen nothwendig die, auf ſolche Art ſtark aufgetriebenen, Blutgefäſſe die, zwiſchen ihnen befindliche, Nerven mehr als vorhin drüken, und da alſo durch dieſen Druk der Nerven zweifelsfrei diejenige Empfindung entſtehet, welche wir mit dem Namen der Müdigkeit belegen: ſo folget hieraus nothwendig, daß, ſo bald das Blut in ſeinem Umlaufe durch die Lunge ſowohl, als durch die übrigen Theile des Leibes langſamer und ſchwächer wird, wir ſogleich eine Müdigkeit und Trägheit empfinden müſſen. Hieraus folget zugleich, daß Perſonen, ſo ſich nicht viel Bewegung machen, ſondern mehr ſtille ſizen, und auch diejenigen überhaupt, ſo ein träges Temperament, oder eine ſchwache Leibesbeſchaffenheit, oder ein dikes und ſchwäres Blut haben, auch ohne vorhergegangene Arbeit und Beſchäftigung, die Empfindung einer Müdigkeit erfahren, und eben daher zu gähnen genöthiget werden können. Wie denn auch die Urſache des Gähnens kurz vor Eintritt des Fiebers keine andere als eben die, durch langſameren Umlauf des Blutes verurſachete, Empfindung eines Drukes in der Bruſt iſt, ſo wir ebenfalls durch das Gähnen zu erleuchtern oder fortzuſchaffen bemühet ſind.

So bald wir alſo überhaupt dieſe Beſchwerung und Trägheit empfinden: ſo bald bringt uns ein, uns eingepflanzter Trieb, oftmals ohne daran eben zu gedenken, dahin, daß wir zu gähnen anfangen; wir erlangen dadurch, wenn wir darauf merken, eine uns angenehme Empfindung und eine merkliche Erleichterung der, vorhin empfundenen, Beſchwerlichkeit.

Denn indem das ſchwere Blut durch dieſe Handlung, wie vorhin erwieſen iſt, zu einem beſſern und hurtigern Umlauf angeſpornet wird: ſo kan es nicht anders ſeyn, es mus die vorhergegangene unangenehme Empfindung verſchwinden und einer angenehmeren Plaz machen.

Es iſt alſo daher leicht zu begreifen, warum wir, wenn wir andere gähnen ſehen, aus Erinnerung der dabei ehedem empfundenen Annehmlichkeit eben dieſelbe Bewegung ohne lange Uberlegung mitmachen, um der damit verknüpften angenehmen Empfindung, ſo wir ehedem dabei genoſſen, wieder theilhaftig zu werden.

Dieſes wären kürzlich die phiſicaliſchen Urſachen, ſo uns zum Gähnen bewegen können. Es findet ſich aber auch eine moraliſche, ſo ich nur noch im Vorbeigehen bemerken will.

Wir gähnen zuweilen, wenn wir mit einer ſchon hinlänglich erwieſenen oder gar verdrieslichen Sache zu lange unterhalten werden.

Damit nun meine gegenwärtige Abhandlung dieſem Schikſale nicht ebenfalls unterworfen ſeye, und meine Leſer durch eine weitläufigere Ausführung dieſer Materie nicht auch zum Gähnen bewegen möge: ſo will ich abbrechen, und davon nichts weiter melden.

Von der Ausbreitung der chriſtlichen Religion.

I. In America. Von den ſalzburgiſchen Emigranten, die ſich in America niedergelaſſen haben, meldet Hr. S. U. in ſeiner 13. Fortſezzung Seiner ausführlichen Nachrichten, [**] daß die Gemeine, welche noch daſelbſt im Seegen blühet, auf den Plantationen ein neues Schulhaus erbauet und der 9. Merz 1747. ihr jährliches Dankfeſt gefeiret habe, welches ſeit ihrer Ankunft das 14. iſt.

Nicht weniger ſind auch ihre leiblichen Umſtände von GOtt geſeegnet worden. Sie haben ſowohl an europäiſchen, als indianiſchen Feldfrüchten eine reichliche Ernde gehabt. Ihr Seidenbau iſt wohl von ſtatten gegangen. Sie haben im Jahr 1747. bis auf den 4. Mai 430. Pfund geliefert. Etwas beſonders iſt es, daß unter den Kindern ein übernatürlicher Appetit eingeriſſen, Erde, Leimen, Kohlen und Aſche, auch indianiſches Korn, Bohnen und Reis roh zu eſſen, davon manche erkranket und geſtorben ſind. An Dienſtbothen fehlt es ihnen ſehr. Doch meldet man aus Engelland, daß man den Entſchlus gefaſſet habe, eine Menge deutſcher Knechte dahin zu ſchiken.

II. In Aſien. a) Aus Liſſabon wird gemeldet, daß man im verwichenen Sommer 86. Miſſionarien nach dem portugieſiſchen Indien abgeſchiket, denen der Herzog Joſeph von Braganza und Erzbiſchof von Braga ein Geſchenke von mehr als 250000. Cruſaden zu einer gewiſſen Beſtimmung mit auf die Reiſe gegeben habe. b) Zu Trankebar iſt nach dem Tode des ſeel. Aarons ein gebohrner Indianer, Namens Ambroſius, zum zweiten Landprediger beſtellet worden. In dem Werke der Bekehrung iſt der Unglaube bei vielen unüberwindlich geweſen. Die eitle Furcht, der Teufel, dem ſie bisher gedienet, würde ſie töden, hat manche zurük gehalten. Einige haben ganz frei geſagt: Sie wären ſchon zu alt, ſie wolten lieber in die Hölle fahren: wo ihre Aeltern wären, da wolten ſie auch ſeyn. Ein frecher Heide hat geantwortet: Die Sonne gehe ordentlich in Oſten auf und in Weſten nieder: wenn ſie gegen Süden auf und nieder gehen würde, ſo wolte er ſich bekehren. [*] Bei dieſen diken Finſterniſſen iſt das mächtige

Licht des Evangelii ſo weit hindurch gedrungen, daß im Jahr 1747. die ſämmtliche geiſtlichen Gemeinden in dieſer Gegend mit 579. Seelen vermehret worden ſind. †

* Von den Verblendungen des Satans zur Verſtokung der Heiden wird folgendes Beiſpiel angeführet: Der Teufel habe durch einen moriſchen Heiligen dem Commendanten zu Tirutſchinapalli ſagen laſſen, daß er ihm einen groſſen Schaz, den er in dem Brunnen an dem Fus des nahgelegenen Goldberges verwahre, überliefern wolte, wenn er ihm ſo viel Menſchen opferte, daß das Blud derſelben von dem Brunnen bis an den Caweri floſſe. Der Commendant habe, um dieſes ins Werk zu richten, viele Leute auffangen laſſen, und ſie würden ohnſtreitig ein Opfer dieſes teufliſchen Frevels geworden ſeyn, woferne ihm ſeine Frau nicht davon abgerathen hätte.

c) Zu Tanſchaur haben die Römiſchcatholiſchen eine neue Schule angeleget. Ein römiſcher Catechet hat einem heidniſchen Rittmeiſter das arabiſche neue Teſtament und das indoſtaniſche Tractätgen, kurzer Inbegriff der chriſtlichen Lehre, eingehändiget. Jenes hat er geküſſet, an ſeine Augen gedrükt, auch über die Einſicht des Catecheten in die göttlichen Wahrheiten ſich ungemein verwundert. In der Buchdrukerei daſelbſt ſind nebſt der portugieſiſchen Bibel verſchiedene geiſtliche Bücher gedrukt worden.

Aus einem Verzeichnis, welches von der däniſchen Miſſion vom 5. Oct. 1748. ausgegeben worden, erhellet, daß innerhalb 42. Jahren, da das Miſſionsgeſchäfte in dieſen Landen getrieben worden, 8476. Seelen zur Gemeinde des HErrn verſamlet worden, von welchen noch 5455. Perſonen am Leben ſind.

d) Aus dem Comtoir de propaganda fide iſt vom 3. Sept. 1749. zu Petersburg die Nachricht eingelaufen, daß in der erſten Hälfte dieſes Jahres in dem caſanſchen und orenburgiſchen Gouvernement in der ruſſiſchen Tartarei an Mahomedanern und Heiden 16,179. Perſonen von dem männlichen, und 27,34. von dem weiblichen Geſchlechte zum griechiſchen Glauben bekehret und getaufet worden ſind. Seit einiger Zeit hat man auch eine Miſſion zur Fortpflanzung des chriſtlichen Glaubens zu Kamſchatka errichtet.

Hr. Juſti bemerket in ſeinen Ergözungen der vernünftigen Seele in der Lebensgeſchichte des Hrn. Stollers, daß dieſer geſchikte Seefahrer bei den Einwohnern dieſer Halbinſel nicht die geringſte Spur der chriſtlichen Religon angetroffen, als allein den Namen JEſus, bei deſſen Nennung ſie ſich ſehr tief zur Erde gebeuget, und darinnen habe ihre ganze Religion beſtanden.

III. In Europa. a) zu Londen iſt den 4. Dec. 1749. der junge africaniſche Prinz, * der von ſeinem Vater nach Europa geſchikt worden, um die Sitten der Europäer zu erlernen, nebſt ſeinem Reiſegefärthen, einem jungen Mohren, getaufet worden. Beide werden auf Koſten des Hofes unterhalten. Man hat ihnen einen beſondern Prediger gegeben, der ſie in dem Chriſtenthum noch weiter befeſtigen ſoll.

Man ſchmeichlet ſich, durch dieſe Glaubensveränderung das Chriſtenthum, oder nach dem Sinn der Engelländer zu reden, die Handlung in Africa auszubreiten.

b) Von der Bekehrung der Juden meldet Hr. Prof. Callenberg in ſeinen Relationen, ** daß in einer gewiſſen Handelsſtadt über 100. Judenfamilien Chriſtum heimlich als den wahren Meſſiam in ihren Zuſammenkünften verehren. Ein Rabbi habe in einer ſtillen Verſammlung das 53. Cap. Jeſaiä ſo erkläret, daß es an JEſu von Nazareth wirklich erfüllet ſey.

Hingegen gedenket Hr. Callenberg auch verſchiedener Hinderniſſe, welche dieſer Bekehrung im Wege ſtehen. „Manche „Juden, ſagt er, haben die Trunkenheit „unter den Chriſten, manche die vielen „Religionsſtrittigkeiten getadelt. Noch betrübter iſt es, da ein Jude zu einer vornehmen Frau geſaget: „Wir Juden haben „Chriſtum nur einmal gekreiziget, „die Chriſten aber kreuzigen ihn alle Tage.

Von dem Urſprung der groſſen Blumen Sträuſſe nach der Mode.

DEr Verfaſſer der Anno 1749 zu Berlin in Druk herausgegebenen Schrift, Petit Diſcours ſur les grand Bouquets á la mode weis von denen á la modiſchen Bouquets mehr nüzliches, als rühmliches vor eine ſtarke brüſtige Jungfer und Schweizer Nymphe, zu ſchreiben, und anzupreiſen; Derſelbe eiffert mit einer wizigen Munterkeit wider den angenommenen Gebrauch des Frauenzimmers die Bruſt mit groſſen Blumenſträuſſen zu ſchmüken. Die Art ſich mit Blumen zu ſchmüken, iſt ſehr alt u. den Völkern gemein. Kein Opfer, kein Feſt, oder feierliche Handlung ward ohne Ausſchmükung mit Kränzen, Blumen-Bändern und Blumenbüſchen begangen, und man kan dieſen Gebrauch mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit von den Zeiten der erſten Menſchen ableiten. Allein es iſt ſchwer den Zeitpunct, in welchen man angefangen hat die Blumen alſo zu binden, wie ſie unſer Frauenzimmer heutiges Tages träget, zu beſtimmen. Der Herr Verfaſſer ſuchet den Anfang dieſer ihm verhaſten Mode in den neuern Zeiten. Er glaubt nicht, daß ſie von einer ſcharfſinnigen Seele, noch von einem Frauenzimmer von Anſehn und Rang erfunden worden. Er findet ihren Urſprung in den ſchweizeriſchen Thälern und Bergen. Die Bauernimphen dieſer Gegenden haben gemeiniglich von der Natur zwo unangenehme Beſchaffenheiten zu erhalten. Die groſſe Blumenbüſche haben dasjenige vermindern und bedeken ſollen, welches ihnen die Natur zu freigebig mitgetheilet, und zugleich die daher rührende unangenehmen Düfte vertreiben ſollen. Der ſpielende Wiz des Herrn Verfaſſers beſtreitet daher, die bei den Schönen vom höheren Stande überhand genommene Mode, und macht ſie mit artigen Wendungen lächerlich.

Betrachtung über das Noſce te ipſum.

Es iſt in ſo viel hundert Büchern von der Erkäntnis ſeiner ſelbſt geſchrieben worden; man hat ſich in ſo viele auf mancherlei Art eingerichtete Betrachtungen über dieſelbe ausgelaſſen: Die meiſten von der ſich jezo recht drängender Menge der Monats- und Wochenſchriften wollen als Lehrbücher von dieſer Materie gehalten ſeyn. Die Fabel hat nicht Bilder genug ausfindig zu machen gewuſt, um das Noſce te ipſum recht lebhaft zu ſchildern; und doch ſcheint man in keinem Stüke mangelhafter unterrichtet, und weniger überführet zu ſeyn, als eben in der Lehre von der Erkänntnis ſeiner ſelbſt. Davon zeugt ja augenſcheinlich die ſchlechte Befolgung und Ausübung dieſer Lehre.

Es hat doch dieſes Stük der Sittenlehre alles an ſich, was es fürtreflich, annehmungs- und ausübungswürdig machen kan. Die Menſchen handeln ſonſt immer gerne nach dem Vorurtheile des Ehranſehens: Allein, dem guten Solon will es hier nicht gelingen; ſein Reſpect iſt ſchlecht ꝛc.

Es ſcheint ein gewiſſes Schikſaal aller derjenigen Sachen und Wahrheiten zu ſeyn, die, je erheblicher und nüzlicher ſie wegen ihrer Wichtigkeit, und je lehrreicher wegen ihres Umfanges ſind, deſto weniger geachtet, und in der Anwendung gebraucht werden. Wenn eine Lehre iſt, die allen Menſchen, ſo je gelebet haben, noch leben, und leben werden, nöthig und unentbehrlich in der Ausübung iſt, ſo glaube ich, daß es dieſe ſey: Erkenne dich ſelbſt.

Wenn ich es ſagen ſoll, ſo gehet es dieſer Lehre nicht anders, als jenen heiligen Lehren, die den Beſchlus von unſerer Seligwerdung in ſich faſſen. Was kan nüzlicher und daher nöthiger, was kan fruchtbarer und daher vortheilhafter, was kan verehrungs- und annehmungswürdiger ſeyn, als dieſe heilige Säze? Allein, wo iſt die gebührende Achtung dieſer heiligen Lehren? wo erblikt man ihre gehörige Ausübung? wer richtet ſich darnach und folget deren Vorſchriften? Und nun iſt es ja klar, warum das nothwendige Noſce te ipſum ſo wenig geachtet, und noch weniger ausgeübet wird; es iſt dieſe Lehre ja ſelbſt eine mit, die unter jenen heiligen Lehren einen groſſen Rang behauptet, ja, als eine Grundwahrheit, in gewiſſem Verſtande, angeſehen werden kan. Sie ſtehet mehr als einmal in der Bibel. Sie hat alſo mit den andern heiligen Lehren einerlei Schikſaal; die verkehrte Menſchen achten auf jene nicht viel, dieſer geht es auch ſo; man übet jene ſelten, dieſer gehet es nicht beſſer.

Vielleicht iſt dieſer Vortrag zu ernſthaft, wenn ich zuweit in das theologiſche Fach mit greife? aber, es iſt doch Wahrheit. Man denke doch nur hierbei ordentlich! man verweile ſich immer ein wenig in Betrachtungen über dieſe Materie. Und, da man ſich heut zu Tage ſo viel auf das Vernünftig ſeyn wollen zu gute thut; ſo laſſe man ſichs doch gefallen, auch bei dieſer Lehre es zu ſeyn. Erkenne dich ſelbſt! iſt ſehr vernünftig; iſt ſehr nöthig; iſt ſehr vortheilhaft.

Wer wird es denn abläugnen, daß dieſe Lehre nicht zu allen Zeiten ihre Nothwendigkeit behaupte. Aber ich glaube, daß deren Bedacht und Ausübung in unſern Tagen recht vorzüglich nothwendig ſey. Ich will es gar gerne leiden, daß man jezt immer viel von aufgeklärten Zeiten ſchwazt, und in theoretiſchen Dingen kan es ſeine Richtigkeit haben; aber in practiſchen ſcheint mir noch alles zu mangelhaft. Ein paar Worte von der Nothwendigkeit des Noſce te ipſum dünken mich nicht überflüſſig zu ſeyn; Hier ſtehen ſie. Vorläufiger Weiſe empfehle ich denenjenigen, die ein bischen Latein verſtehen, den alten ehrlichen Seneka, der in ſeinem Buche von der Zufriedenheit davon fürtrefliche Gedanken heget.

Wer ſich und ſeine eigene Kräfte nicht erkennet, der waget es auf Exempel, der gehet alle ſeine Handlungen und Unternehmungen nach vorſeyenden Beiſpielen ein; dieſes Wagen auf Exempel iſt ſehr fatal. Ein kleines Kleberden wird es deutlich machen. Entweder, man läſſet ſich ein, nach dem Exempel der meiſten, ſo iſt dis Werk für einen Menſchen von ganz gemeinen Gaben, von niedrigem Geiſte; und wenn er beſſere Gaben hat, ſo brauchet er das nicht, was ihm GOtt gegeben; er machet ſich alſo eines doppelten Vergehens ſchuldig. Einmal wendet er das ihm anvertraute Pfund, die in ihn gepflanzte Gaben, nicht gehörig und gut an, und das iſt unverantwortlich; hernach mus er leiden, daß man von ihm kein günſtiges Urtheil fället, ſondern ihn als einen blödſinnigen, oder auch als einen allzubequemlichen Menſchen hält. Oder, man läſſet ſich ein nach dem Exempel derer, die fürtreflich ſind, und für andern was vorzügliches haben; ſo iſt dieſes höchſt gefährlich, für mittelmäſſige und ſchlechtere Köpfe; daraus entſtehen mehrentheils Himpler und pfuſchermäſſige, oder gar nichts taugende Leute. Oder, man läſſet ſich ein nach dem Exempel ſeiner Aeltern und Anverwanden; dieſes kan einem jeden, er ſey beſchaffen und geartet, wie er wolle, gelingen, oder auch misgelingen. Geſchichet das erſtere, ſo hilft ihm das Exempel nichts; ja, nachdem es kömmt, kan es ihm gar, wenn das Exempel in ſeiner Art nicht edel iſt, nachtheilig ſeyn; er hätte es, wenn er nach eigenen richtigen Einſichten und tüchtig befundenen Kräften gehandelt, weiter bringen können. Geſchiehet das andere, ſo iſt es die nächſte Veranlaſſung zu einer ausſchweifenden Lebensart, oder man wird eine unnüze Laſt der Erden.

Woher mögen doch wohl die jämmerlichen Vorfälle in verſchiedenen Ständen des menſchlichen Lebens, und die kläglichen Erfolge einer unrechtmäſſigen und unvernünftig erwählten Lebensart ihren Urſprung nehmen, als aus der vernachläſſigten und hindangeſezten Lehre: Erkenne dich ſelbſt: Es gehet hier überaus leichte an, daß man ſich wegen des Gebrauchs der Folgen von dieſer oder jener Lebensart verblende, wenn man ſich vorher in Anſehung der Urſachen erſt verblendet hat. Die gemeinſte Ausflucht, die man hierbei hat, iſt dieſe, daß man ſchreiet: man wäre für dieſen oder jenen Stand, für dieſe oder jene Lebensart beſtimmet geweſen, wenn es darinnen nicht fort will; da man doch vielmehr ſeine verkehrte Wahl, und vor derſelben ſeine Vernachläſſigung der nöthigen Selbſterkänntnis anklagen ſolte. Man erwählet eine Lebensart, ohne zu unterſuchen, ob man dazu geſchikt ſey, ob man einen innerlichen und äuſſerlichen Beruf dazu habe; man erwählet ein Amt, einen Stand, ohne ſich zu kennen, ob man tüchtig und fähig, den Stand und das Amt mit Ehren führen zu können, ob man die erforderliche Geſchiklichkeit und Kräfte beſize; man thut alles, ohne ſich geprüft zu haben, man erkennet ſich ſelbſt nicht.

Man gehe einmal die Welt, und in derſelben verſchiedene Stände und Lebensarten durch, und ſehe, woher ſo viel Ungerechtigkeit, ſo viel Betrug, ſo viel Unordnung, ſo viel Klagen über Mangel des nöthigen Auskommens und des glüklichen Fortkommens entſtehen? Nicht eben daher, als ob die Menſchen eine ſo gar allgemeine Unfähigkeit zu denen Verrichtungen dieſes Lebens hätten, ſondern daher entſtehet das Elend, daß man faſt zu allen Dingen geſchikt iſt, nur allein zu dem nicht, welches man übernahm; man übernahm es doch, ohne ſich ſelbſt zu kennen, ohne ſeine Kräfte und Vermögen zu prüfen, und ſo gerieth das Uebernehmen zum Schaden. Schädliche Folgen der vernachläſſigten Selbſterkänntnis!

Sehet jenen an, der im Anſehen ſizet, und ſeine Macht misbrauchet, die Unordnungen zu unterhalten; unter deſſen Gerichtsbarkeit die Rechte ſeufzen, die Proceſſe hingehalten werden, und der dadurch die Vermaledeiungen der ihm Unterworfenen, und die Verwünſchungen der durch ihn unglüklich werdenden ſich auf ſeinen Hals ladet! Vielleicht würde dis alles nicht ſeyn, wenn er das Werk verſtünde, wenn er die Tüchtigkeit und Fähigkeit beſäſſe, die Grundſäze des Reichs, des Rechts, der Billigkeit, durchzuſchauen, und Weisheit und Klugheit genug hätte, dieſelben zum Nuzen und blühendem Wachsthume des Staates anzuwenden. Vielleicht gienge alles beſſer, wenn ſeine Einſichten vergröſſert, und ſein Sinn verändert würde; Allein ſeinethalben wird der Himmel wohl kein Wunderwerk thun, und ihm den in dieſen Sachen nöthigen Verſtand und die nöthige Weisheit gleichſam eingieſſen, oder ihn auf einmal zum geſchikteſten Manne machen. Man hätte nur vorher ſich ſelbſt und ſeine Kräfte prüfen ſollen. Durch dieſe Erkänntnis würde es ſich gezeiget haben, daß man weit ſchiklicher und glüklicher einen Schreiber, oder Rechnungsführer, oder anſtändigen Hauswirth würde abgegeben haben.

Betrachtet einmal jenen Geiſtlichen, und mit ihm zugleich ſeine Amtsführung? Solte er wol nach vorhergegangener Selbſterkänntnis, und aus der daraus erfolgten Ueberzeugung von ſeiner Tüchtigkeit in dieſen Stand gekommen ſeyn? Die Fehler, das Aergernis, und die Verwahrloſung zeugen ein anders. Vielleicht hätte er ſich beſſer zu einem Parteigänger, als zum Ordensmann geſchikt; vielleicht beſſer in die Gerichtsſtube, als auf die Canzel. Doch! wie vieles bleibt übrig, in allen Ständen, in allen Geſchäften, in allen Anſchlägen, kurz: in allen Dingen, wo wir das Noſce te ipſum aus den Augen ſezen?

Ob es beſſer ſeye eine Jungfrau oder Wittwe zu ehelichen.

Was die erſte Frage betrifft, ſo iſt bekannt, daß aus dem Alter auch eine Gleich- oder Ungleichheit entſtehen könne. Würde alſo eine Ungleichheit allerdings zwiſchen der Ehe eines 20. oder 30. Jährigen Junggeſellen und einer 50. oder 60. jährigen Wittwen zu finden ſeyn. Wäre dahero die Ehe, welche zwiſchen einer ſolchen alten und kalten Wittwe und einem jungen friſchen Geſellen ſollte geſchloſſen werden, mehr zu misrathen als zu loben. Derohalben hat auch vormals der weiſe Solon einer alten und reichen Wittwen den zugelegten jungen Mann aus den Armen geriſſen und ihn einem jungen Mägdlein beygelegt, damit die Stadt deſto beſſer vermehret würde, mithin iſt der Caſus inverſus der Natur noch viel gemäſſer. Falls aber der Geſelle und die Wittwe einander an Jahren eben nicht ungleich, ſo iſt auch an ihrem Eheſtande keine Ungleichheit zu finden. Und machet nichts, daß jener noch Junggeſell iſt, dieſe aber die Jungfrauſchaft verlohren hat. Deñ da ſie derſelben, nach der von GOtt gemachten Verordnung und von denen weltlichen Rechten gebilligten Art und Weiſe, nemlich durch den Eheſtand, iſt beraubet worden, ſo bringet ſolche verlohrne Jungfrauſchaft einer Wittwen nicht den geringſten Nachtheil; geſtalt die rechte Jungfrauſchaft und beſte Keuſchheit im Herzen vergraben lieget. Solcherwegen werden auch die Jungfern und Wittwen in denen Rechten in eine Claſſe geſezet, und wird eine Jungfrau auch Wittwe genennet.

Was die andere Frage betrifft, ſo fallen die meiſten Meinungen auf der Jungfern Seite, und zwar um deswegen, weil man meinet, daß ein Mann, der eine Wittwe heirathete, gedoppelte Mühe und Arbeit anzuwenden hätte, als erſtlich, ihr die Sitten des vorigen Mannes abzugewehnen, und dann 2. ſeine Manieren ihr wiederum beyzubringen. Da im Gegentheil ein junger Ehemann die geheirathete Jungfrau gar leicht nach ſeiner Hand gewehnen, und wie er ſelbſt wollte, ſie abrichten konnte. Es wird zum Beweis deſſen angeführet, was Ulpianus ſagt: Daß nemlich die jungen und unerfahrnen Leibeigene leichter zu gewehnen und geſchikt zu machen, als diejenigen, ſo bereits bey Jahren und ſchon gebraucht, worden. Ja andere führen hiebei das Sprichwort, wiewol etwas zu milde, an: Alte Hunde ſind übel bändig zu machen. Uberdem ſo meinen ſie, daß eine Ehe mit einer Wittwen nur lauter Zank und Streit nach ſich ziehen würde: denn wenn es nicht allemal ihr zu Kopfe gienge, würde ſie gleich dem Jungen ihren verſtorbenen Mann vorhalten und, indem ſie deſſen gehabte Qualitäten loben würde, ſtatt der Liebe lauter Verbitterung erwecken. Daß alſo Libanius ſagt: Nunquam deſunt querelæ, ſe primo marito fuiſſe cariorem. Andere halten die Heirath mit einer Wittwen für etwas gefährliches und ſagen; gleichwie man ſich für einem Graben, darinn ein Menſch umkommen, und für einem Waſſerwirbel: worinn bereits jemand das Leben gelaſſen hätte, in acht nehmen ſolle; alſo müſſe man ſich auch für einer Wittwen hüten, indem man wenig guter Tage bey ihr haben würde. Und deswegen habe der Hoheprieſter im alten Teſtament keine Wittwe heirathen dürfen. Wiewol desfals der gelahrte Philo andere Urſachen beibringet. Da auch derjenige, welcher eine Wittwe heirathete, keine neue Waaren fünde, ſich auch dabei in Gefahr vieler Verdrüslichkeiten ſezte; ſo wäre deshalben der Juriſt Bulgarus von ſeinen Schülern trefflich verlachet worden, als er nemlich den Tag vorher eine Wittwe geheirathet, und am folgenden Tage ſeinen Zuhörern das Geſez aus dem Corpore Juris: Rem non novam neque inuſitatam aggredimur, &c. zu erklären angefangen habe. Dieſem allen ſey nun wie ihm wolle, ſo bleibet jedoch ausgemacht, daß tugendhaften und ehrbaren Wittwen eben ſo wenig ihr gebührendes Lob zu entziehen ſey, als keuſchen Jungfrauen. Und gewis! wenn Erfahrung und Klugheit, (ſo doch nicht vor Jahren; kommt,) hochzuhalten und zu loben; ſo gehen vielleicht darinn die Wittwen denen Jungfern weit vor. Welches der Herr Laubmann in folgenden Verſen gar artig ausgedrüket hat:

Im Eheſtande ſoll das Alter gleiche ſeyn;
Da will die Liebe ſich mit keiner andern paaren,
Als die uns eben gleich an Alter und an Jahren.
Doch junge Leut nimmt die falſche Meinung ein,
Als dörften ſie ſich nicht mit einer Wittwe laben,
Und müſten anders nichts als eine Jungfrau haben.
Wie übel aber kommt dis veilen mancher an.
Oft weis die junge Frau die Wirthſchaft nicht zu führen;
Die Finger ſind zu zart die Arbeit anzurühren.
Man ſiehet, wie ſie nur das Fenſter drüken kan.
Für ihres Hauſes Heil wird ſie gar ſelten wachen,
Sie denkt, was ſie nicht thut, wird das Geſinde machen.
Im Sommer geht ihr Fus auf Dörfer, Gart und Wald;
Im Winter mus man ihr den ſchönſten Schlitten bringen,
Worauf die Schellen ihr viel angenehmer klingen,
Als wenn zu mancher Zeit die Kirchen-Gloke ſchallt.
Wie kan bey dieſer Luſt der gute Mann beſtehen?
Sein Glüksrad mus gewis gar bald zurüke gehen.
Dem ſchon der Weeg bekannt, der reiſet gut und wohl;
Er wird ein Irrlicht ſich nicht leicht verführen laſſen,
So weis er, wo man flieh'n und wo man weichen ſoll.
Wer einen ſolchen ſich wird zum Gefehrten wählen,
Der kan gewislich nicht den rechten Weg verfehlen.
Wer eine Wittwe nimmt, verſpühret gleiche Treu:
Denn wo der Kummer will die lieben Zwei umfangen,
So ſind die Wittwen ſchon die Straſſen durchgegangen,
Sie wiſſen, was zu thun und was zu laſſen ſey.
Wenn junge Frauen oft bei Chart- und Bretſpiel bleiben,
So ſuchen ſie die Zeit mit Arbeit zu vertreiben.
In Liebes-Sachen ſind ſie keine Schüler nicht;
Sie ſind Soldaten gleich: denn die bei vielen Siegen
Und Schlachten ſind geweſt, die werden glüklich kriegen,
Wenn der erhizte Feind in ihre Läger bricht.

Gleichwie aber ein jeder in Heiraths-Sachen ſeine eigne Freiheit hat, auch die Gemüther der Menſchen unterſchieden ſind, und dem einen dieſes einem andern jenes gefällig iſt; alſo iſt es unnöthig, hierüber lange zu diſputiren, maſſen ehrbare, tugendhaffte und anſehnliche Wittwen, wenn auch wegen der Heirath mit einer Jungfer noch ſo viel Lobes beigebracht würde, dennoch nicht ſizen bleiben, ſondern wenn ſie nur wollen, gar leicht ihren Käufer finden.

Inzwiſchen mag man hier beiläufig merken, daß keine Frau bei den heidniſchen Indianern, nach Abſterben ihres Mannes, wieder heirathen darf, ſondern ſie ſuchet alsbald, wenn er verſchieden iſt, einen einſamen Ort, da ſie ihn beweine. Die Haare werden glat abgeſchnitten, aller Schmuk hingelegt, Arm- und Kniebänder, ſo ihr vormals der Mann gab, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, und daß ſie gleichſam wie mit Ketten an ihn gebunden war, abgeriſſen, und bleibet ſie alſo Zeit ihres Lebens im Hauſe verachtet und wie eine Sclavin. Dis verdrüsliche Leben dünket ſie viel ſchwerer als der Holzhauffen, und das um ſo viel mehr, weil ihre Braminen ihnen die

Hofnung machen, weñ ſie ſich mit ihren todten Männern verbrennen lieſen, ſie auch mit ihnen in einem andern Theile der Welt wieder lebendig werden, und eine weit gröſſere Ehre und Würde als vorhin, haben könnten; ſintemal der GOtt Ram in dem Augenblik, da ſie im Feuer wären und ehe ſie den letſten Geiſt aufgeben, ihnen wundervolle Dinge offenbaren und eingieſſen würde, daß ihre Seelen, nach Durchwanderung vieler anderer Leiber, in der Ewigkeit zur höchſten Ehrenſtufe gelangen könnten. Doch darf dieſes keine Wittwe, ohne ſonderbares Urlaub des ordentlichen Gouverneurs, ſo ein Mahometaner iſt, vor ſich thun, wird auch nicht leicht zugelaſſen, es wären dann Wittwen ohne Kinder, denen man etwa vorrüken möchte; ſie hätten ihre Männer nicht lieb oder werth gehabt, und wolten aus Feigheit ihrer Landesüblichen Manier ſich entziehen. Welcher Wittwen nun der Gouverneur dieſe Selbſt-Verbrennung nicht gönnen will, bringet ihr Leben in harter Buſſe zu und in Ubung der Liebeswerke. Etliche ſezen ſich an die Heerſtraſſen, und bieten den Reiſenden gekochtes Waſſer mit Hülſenfrüchten feil, oder ſind bereit, ihnen die Tobakspfeiffen anzuſteken. Andere geloben, nichts zu eſſen, als etwa die Körner, ſo im Ochſen- oder Püffels-Miſte gefunden werden, ja viele machen noch thörichtere Händel. Wenn aber des Gouverneurs Ein- und Zurede gar nicht haften will, läſt er es endlich zu und ſagt im Zorn, ſie ſolten ſich immer zum Teufel hintrollen. Da ſind ſie frölich und guter Dinge, gehen mit Flöten, Trompeten und allerlei Muſic nach des verſtorbenen Hauſe, und begleiten von dar die Leiche bis an den Fluſs, wo ſie ſoll verbrannt werden. Alle Verwandte und gute Freunde, Eltern und Kinder wünſchen der Wittwen Glük zu bevorſtehender Herrlichkeit, die ſie nun in der andern Welt haben werde, und wegen des heroiſchen Muths, davon die ganze Freundſchaft Ehre hoffet. Sie puzet ſich wie eine Braut auf das allerſchönſte, gehet in voller Proceſſion ſo hin unter ſingen und klingen und läſſet ſich lebendig verbrennen. Wie aber dieſe Verbrennung geſchehe, iſt zu ſehen in denen Indianiſchen Reiſebeſchreibungen.

Beſondere Handgrife von Verpflegung der Spargeln.

Im Herbſte.

Gegen Allerheiligen läſſet man die Betten von allem Unkraut wol reinigen, auch die aufgeſchloſſenen Stangen oben über der Erde etwa 8. bis 10. Zoll hoch, damit man im Frühlinge ſehen könne, wo die Pflanzen liegen, abſchneiden, diejenigen, ſo zu ſchwach, oder gar nicht getrieben haben, viſitiren, dieſer ihre Stellen mit einem kleinen Stoke bemerken, jenen aber die etwa hohl und faul gewordenen Wurzeln abnehmen, eine gute Handvoll Hornſchabels, ſo bei den Kammachern zu bekommen, und denen kranken Pflanzen ein rechter Balſam iſt, darüber legen, und mit Erde wieder bedeken, ſo werden ſie ſich im folgenden Jahre merklich erholen; maſſen die Maulwürfe und Häu-Mäuſe, wann zumal das Land viel Würme hat, denen ſie ſehr nachtrachten, die Pflanzen gerne unterwühlen, letſtere ihnen auch wohl gar die Wurzel abnagen, oder daß auch bei einem ſehr trokenen Sommer die kleinen grünen Raupen, Käfer und Flöhe, ſo in der Erden die aufgeſchoſſenen Stangen zu ſehr abſchälen, wodurch der Saft zurüktritt; und ſauer wird, oder auch die Hize das Erdreich zu ſehr ausdorret, als welches alles veranlaſſen kan, daß die Pflanzen entweder abſterben, oder ins Kranken gerathen; weswegen es nöthig, daß man alle Jahr bei dieſer Gelegenheit ſolche Unterſuchung vornehme, und den Schaden remedire. Wenn das geſchehen, und der etwa abgefallene Saame von den Betten reine abgeharket iſt, läſſet man ſolche mit wohl ausgelüfteten und gerotteten Kuhmiſt, welcher zu ſolchem

chem Behuf gleich mit Anfang des Sommers angeſchaffet wird, ohngefehr ein paar Zoll hoch ganz egal überlegen, ſelbigen auch wohl ferner mit einer guten Schicht langen Pferdemiſt, theils der Wärme halber, theils aber und hauptſächlich darum bedeken, damit die Gailung aus dem Miſt, durch den Regen und das Schneewaſſer den Winter über ſich an die Wurzeln ziehen möge, als von welcher Düngung ſie eine groſſe Kraft zum neuen Trieb bekommen.

Im Frühlinge.

Mit oder gegen Eintritt des Merz läſſet man den langen Pferdemiſt von den Betten rein wieder abbringen, den kurzen Kuhmiſt aber darauf liegen, diejenigen Stellen, ſo im Herbſte mit kleinen Stöken bemerket ſind, mit andern friſchen Pflanzen nach der Manier, wie oben bei Anlegung der Betten gezeiget worden, erſezen, (welches mit 2. jährigen Pflanzen auch wol den Herbſt zuvor hat geſchehen können) auch die Stoppeln der im Herbſt abgeſchnittenen Stangen von den Köpfen der Wurzeln reine ablöſen, welches darum ſehr nöthig iſt, weil ſolche Stoppeln gerne ein Fäulnis machen, auch den neuen Keimen im Wege ſtehen, die deswegen ſich an die Seite ſezen, wodurch die Köpfe vor der Zeit ausgebreitet, vielſchüſſig, in der Mitte taub, und die Pflanzen ſelbſt ſo entkräftet werden, daß ſie zwar wol ein Haufen dünne, aber keine recht dike Stangen mehr treiben können; weswegen derjenige, der guten Spargel haben, und denſelben lange conſerviren will, wol dahin ſehen muß, daß die Köpfe der Pflanzen von ſolchen Stoppeln alle Jahr um dieſe Zeit völlig gereiniget werden.

Im Frühling.

Hiernächſt läſſet man über den auf den Betten noch ligenden kurzen Kuhmiſt, wenn er vorher ganz eben gemachet worden, ein paar Zoll hoch gute geſiebete Erde bringen, und die Betten damit abgleichen, aber ja nicht umgraben, weil dadurch gar zu leicht die neue Sproſſen, oder ein und andere Wurzel ab, oder wol gar in die Köpfe der Pflanzen ſelbſt, geſtochen werden kan, welches alles ihnen deſto ſchädlicher iſt, je mehr ſie die ſtille Ruhe lieben. Denn ich habe angemerket, daß wenn nur eine einzige Wurzel abgeſchnitten, oder auch nur aus ihrem Lager verrüket worden, ſolche Pflanze, wenigſtens daſſelbe Jahr, ungleich dünnern Spargel, als die andern unberührten getrieben. Und daher kommt es auch guten Theils mit, daß einige Pflanzen in kurzer Zeit abſtändig werden; die übrigen aber bei friſchen Wachsthum bleiben, wovon ich die wahre Urſach lange nicht ergründen können, bis ich endlich nach verſchiedenen Experimenten, auf die Spuhr kommen bin, das Umgraben darauf eingeſtellet, und ſeit dem meine Pflanzen in ihrer egalen vigueur beſtändig erhalten habe.

Von der obern Düngung iſt noch zu gedenken, daß man dazu überall keinen Pferdemiſt, er ſey kurz oder lang, auſſer nur vorherbeſagten zur Bedekung, da er dazu dienet, daß der Spargel deſto wärmer liegen, und im Frühjahre ſo viel zeitiger treiben möge, nehmen müſſe; denn ich habe es mehr als einmal verſuchet, daß, wenn ich dergleichen, auch ſo gar den ganz verrotteten, aus meinen Miſtbetten dazu gebrauchet, der Spargel dennoch einen ganz bittern, widerlichen und wäſſerigen Geſchmak, nach unten zu aber gemeiniglich hin und wieder gelbe Roſtfleken, und dazu ſo dike Haut bekommen habe, daß man ihn kaum halb gebrauchen können. Und eben ſo verhält es ſich auch mit dem Schaaf- Hüner- und Taubenmiſt, wovon doch ſo viel Rühmens gemacht wird, maſen der Geſchmak des Spargels faſt noch widerlicher, überhaupt auch ſolche Düngung ihm viel zu hizig iſt, dergleichen er gar nicht, ſondern vielmehr eine kühlende liebet; ſo auch meines Erachtens die Hauptraiſon iſt, warum keiner capable im Winter durch den Trieb des hizigen Pferdemiſtes, recht ſchmakhaften Spargel zu zeugen, welches, auf ſo vielerlei Art ich es auch verſuchet, wenigſtens mir anders nicht gelingen wollen, als daß ich zwar allemal ſchöne dike Stangen, aber von ganz bittern Geſchmak bekommen habe.

Die vorhin an Hand gegebene Manier iſt derowegen ohnſtreitig die beſte; und wird man, wenn zumal der Kuhmiſt recht troken und kurz iſt, befinden, daß der Spargel, ſo dadurch treibet, einen gar ſüſſen, angenehmen, ganz nicht wäſſerigen Geſchmak, auch eine ſo dünne Haut habe, daß man ihn von einem Ende zum andern genieſſen kan.

Uberdem generiren ſich in denen nach derſelben angelegten Betten, eine ſolche Menge von Würmen, Käfern und andern Inſecten bei weiten nicht, wie in denen, wozu man Pferdemiſt genommen. Denn ob ich wol mit allen raiſonnablen Phyſicis ſtatuire, daß die Semina omnium Inſectorum mit der Luft kommen; ſo iſt doch auch dieſes ein unumſtößliches Principium, daß ſelbige durch diejenige Materie, worinn die eigentliche Diſpoſition ſteket, hauptſächlich procreiret werden, bevorab wenn Hize und Kälte oft und plözlich abwechſeln, und zum Exempel ſolche Jahre einfallen, da die Täge zu unerträglich heis, die Nächte aber zu kalt ſind. Je mehr hizige und zur Putrefaction geneigte Düngung nun alsdenn die Gewächſe unter ſich haben, deſto ſtärker werden ihre Säfte durch die Hize der Sonne getrieben, und deſto leichter hingegen durch die kalten Dünſte der Nacht corrumpiret, ſo daß nach und nach ihre Gipfel erſtarren, ſich zuſammen ziehen, die Blätter ganz kleberig, und mithin bequem werden, ſolche Semina, oder wie man es nennet, den Mehlthau annehmen zu können; dergleichen ſich jedoch alsdann an denjenigen Gewächſen, die eine kalte Düngung haben, ſelten, wenigſtens ſo häufig nicht, findet.

Was aber auſſer dem der Pferdemiſt für eine ſtarke Diſpoſition habe, allerlei Arten von Inſecten zu procreiren, ſolches iſt nur daraus abzunehmen, daß wenn ein Roſs im harten Winter auf einen gebahnten Weeg, wo kein Schnee liget, miſtet, unter ſolchem Haufen ſich ſo fort eine ziemliche Menge der ſogenannten Roſskäfer in ihren völligen Gröſſe, und nebſt ſelbigen faſt unzehlig viel andere kleine Inſecten, ſo man aber nur durch ein Microſcopium ſiehet, lebendig befinden, da hingegen ein Kuhfladen dergleichen nicht produciret. Es hat auch der Pferdemiſt über diſes noch die ſchädliche Eigenſchaft an ſich: daß bei groſſer Dürre derſelbe unter der Erde ganz ſchimmelig und brandgelb, hernach aber, wenn der Regen wieder erfolget, ſo corroſiviſch wird, daß die Feuchtigkeit, ſo dadurch ſich an die Pflanzen ziehet, anſtatt daß ſie ihnen zum Nutriment dienen ſolte, die Köpfe derſelben angreifet, zerfriſſet und tödet. Wannenhero es allerdings ſicherer iſt, daß man lieber gar keinen, als Pferdemiſt, oben auf den Spargelbetten ligen laſſen.

Anatomiſche Betrachtungen, über Beſchwehrungen, Krankheiten

und dergleichen, die man ſich durch gewiſſe Kleidungen und Stellungen des Leibes zuzieht.

Es iſt mehr als zu bekannt, daß gewiſſe Stellungen, bei denen man nicht ſorgfältig genug auf ſich Acht gehabt, eine Menge Beſchwerungen, und ſo gar wichtige Krankheiten verurſacht haben, und daß man aus Unachtſamkeit auf die Urſache des Ubels verſchiedene Mittel nicht nur vergebens, ſondern wol mit Vergröſſerung deſſelben gebraucht.

Eine groſſe und wohlgewachſene Dame, die ich verſchiedene Jahre gekannt habe, gewöhnte ſich ſehr zu ſizen, dabei ſich ſehr nachläſſig anzukleiden, und ſtark bald nach einer, bald nach der andern Seite zu krümmen. Einige Monate darauf fieng es an, ihr ſchwer zu fallen, wenn ſie gerade aufgerichtet ſtehen ſolte, und ſie bemerkte darauf eine Art von Ungleichheit am Rükgrade. Wie ſie mich darüber zurathe zog, ſchlug ich ihr vor, wenigſtens damit die Vermehrung dieſes Ubels verhindert würde, ein Leibchen, das dazu gemacht wäre zu tragen, und an ihrem ordentlichen Stule eine gehörige Rüklehne zu gebrauchen. Sie verabſäumte meinen Rath, und der Rükgrad ward ihr nach und nach immer mehr und mehr nach beiden Seiten, wie etwa ein lateiniſches S. gebogen. Wie ſie alſo immer den Gebrauch, der ihr von mir vorgeſchlagenen Mittel, aufgeſchoben hatte, verlohr ſie endlich ein Viertheil von ihrer Höhe, und blieb nicht nur auf beiden Seiten, von der rechten gegen die linke, und von der linken gegen die rechte gebogen, ſondern ſie ward auch ſo krumm, daß die erſten falſchen Ribben der einen Seite ſich dem Kamme des Hüftbeines auf eben der Seite ungemein naherten, und die Gedärme dadurch unordentlich nach der andern Seite gedrükt wurden. Ihr Magen ſelbſten ward dadurch ſo zuſammengedrükt, daß ihr deutlich vorkam, als ob die Speiſen, ſo ſie verſchlukte, in zwo verſchiedene Hölen fielen.

Ich habe verſchiedene junge Studierende geſehen, die durch den Zwang, ſich wegen des Schreibens auf dem Knie, in den Claſſen gekrümmt zu halten, durch die Zuſammenpreſſung ſehr ſind beſchwert worden, die dieſe gezwungene und beſtändig wiederholte Stellung im Untertheile der Bruſt und den Eingeweiden des Unterleibes verurſacht, dies wiederfuhr beſonders denen, die ihres kurzen Geſichtes wegen, hiezu mehr als anderſt waren genöthigt geweſen, und verſchiedene Krankheiten der Bruſt und des Unterleibes waren die Folgen davon. Die beſten Mittel, die ihnen waren vorgeſchlagen worden, wenn ſie um Rath gefraget haben, ohne die gezwungene Stellung, ſo das Ubel verurſacht, zu erwähnen, waren einige unnüz geweſen, und andere ihnen als ob ſie es nur vermehrten, vorgekommen. Mit vielen Fragen habe ich endlich dieſe Urſache entdekt. Ich verordnete dieſe gezwungene Stellung zu unterlaſſen, und dadurch ſind einige, ohne Arzneimittel, andere durch eben die Mittel geſund worden, deren Wirkung zwar dieſe fortgeſezte Stellung verhindert hatte. Ich habe auch junge Studierende gefunden, die dem Kopfweh, Augenkrankheiten, böſen Hälſen u. ſ. f. unterworfen waren. Weder Aderlaſſen, noch andere ſonſt tüchtige Mittel, konten verhindern, daß dieſe Krankheiten ſeltener oder öfter wieder kamen. Endlich meldete mir ihr Krankenwärter, daß dieſe junge Leute meiſt die Gewohnheit hätten, die Nacht mit umgekehrten Kopfe hinter dem Kopfküſſen zu ſchlafen. Ich war ſogleich beſorgt, ſie dieſes ändern, und die, ſo auf ſie Acht hatten, darauf aufmerken zu laſſen. Dieſes hatte ſelbſt bey den Krankheiten, die durch eine lange Fortſezung dieſes Gebrauchs wie zur Gewohnheit worden waren, gute Wirkung.

Wie oft hat nicht eine Unachtſamkeit von dieſer Art, bei Abwartung gewiſſer Krankheiten verdrüsliche und ſo gar unheilbare Zufälle verurſacht, ohne daß man die Urſache davon entdeken können, und oft nach den Merkmalen einer vollkommenen Heilung? Hier iſt ein merkwürdiges Exempel: Vor länger als 20. Jahren erforderte man mich, zu unterſuchen, wie der Bruch vom Schenkel einer Frau geheilet worden, die hinkte; ob man wohl die ordentlichen Proben hatte, daß der Bruch vollkommen wol zuſammengefügt worden, und das zuſammengewachſene Bein völlig ſeine Ausmeſſungen wie das andere habe. Ich lies ſie der Länge lang hinlegen; wie man alsdenn die beiden Knieſcheiben, die Knöchel, die Ferſen und die beiden groſſen Zähen gar leicht in vollkommene Gleichheit gebracht hatte, glaubte man mir, dadurch zu beweiſen, daß der gebrochene und geheilte Schenkel mit dem andern vollkommen gleich wäre. Mir ſchien es ſelbſt anfänglich ſo: aber ich ſahe, wie einen Augenblik darauf der beſchädigte Fus gleichſam von ſelbſt über die natürliche Höhe hinauf gerükt war, und zugleich kürzer, als der andere, ſchien. Ich unterſuchte alſobald die Hüften, und fand, daß ſie ſich alsdenn in ihrer natürlichen Lage befanden, da ſie hingegen, wenn man die Füſſe gleich richtete, ſchief wurden. Ich begrif alſo, daß das Schenkelbein durch das unordentliche Zuſammenwachſen des Bruches, ſeine natürliche Länge verlohren, und daß man ſich mit der gewöhnlichen Art die Knieſcheibe, Knöchel, Zähen u. ſ. f. mit einander zu vergleichen, betrogen, weil man ſich nur darauf verlaſſen, ohne auf die Hüften zu merken. Dieſes geſchieht deſto leichter, weil der Beſchädigte, wie man das gebrochene Bein zieht, es mit dem andern zu vergleichen, aus Furcht vor den Schmerzen ſelbſt ſein Bein nach der Handthierung des Wundarztes richtet, aber weil er ſolches ohne Uberlegen thut, nicht erinnert, daß er zu gleicher Zeit die Hüfte auf dieſer Seite herunter zieht. Seitdem ich dieſes beobachtet, habe ich ſolches bei verſchiedenen Gelegenheiten erinnert, und auch ſchon anderswo erwähnet.

Anatomiſche Betrachtungen, vom Halsbinden.

Gewiſſe Kleidungen verdienen nicht weniger Aufmerkſamkeit. Unſere Vorfahren haben ſchon ihre Bemerkungen über die übelen Wirkungen, der mit Fiſchbein ausgeſteiften Läze bei dem Frauenzimmer, und über die vielmals betrübten Folgen, ſo dieſes auſſerordentliche Einzwängen bei den Eingeweiden des Unterleibes hat, mitgetheilt, als davon wir im 1ſten Band dieſer Sammlungen, p. 315. ſchon zur Genüge gehandelt. Es gehen ſelbige oft ſo weit, daß die Frucht ſchwangerer Frauen dadurch leidet. Seit verſchiedenen Jahren habe ich beobachtet, daß ein allzufeſtes Zubinden der Halsbinde, der Hemden u. ſ. f. die einzige und unmittelbare Urſache von Kopfwehen, Augenkrankheiten, böſen Hälſen, Betäubungen, Swindel, Anwandlungen von Ohnmachten Naſenbluten u. ſ. w. geweſen. Weil man dieſe Urſache nicht bemerkt, hatte man oft verſchiedene Mittel ohne guten Erfolg angewandt, und ich habe dergleichen Zufällen oft und manchmal, wie in einem Augenblike abgeholfen. Ich habe nur dieſe Feſſeln aufmachen laſſen, die das Blut, ſo von den Halspulsadern, ohne Verhinderung äuſſerlich und innerlich in den Kopf war ausgetheilt worden, aufgehalten hatte, durch die Blutadern zurüke zu kommen.

Herr, Cruger, Generaldirector der Wundarznei in Dännemark und Norwegen, erzählte mir, wie er mich zu Paris von dieſem Umſtande reden hörte, ein Capitain in dieſem Lande wäre auf den Einfall gerathen, daß ſeine Soldaten alle die Halsbänden, und die Kniebänder über dem Knie ſehr feſt binden müſſen, damit ſie roth und von ſtarken Maden ausſehen, und ſie ſtarkes und geſundes Anſehen bekämen. Sie wären aber nach einer gewiſſen Zeit faſt alle in eine beſondere Krankheit gefallen, und verſchiedene, des Gebrauchs von allerlei innerlichen und äuſſerlichen Mitteln ohngeachtet, wie an einer ſcorbutiſchen Fäulung geſtorben, davon man auch derer, die man nach dem Tode geöfnet, ihre innerlichen Gliedmaſſen angeſtekt gefunden. Dieſes gab mir Gelegenheit, eine Art von Fieber zu bemerken, die von dem ſchmerzhaften Zuſammenpreſſen eines äuſſerlichen Theiles des Leibes ſelbſt des allerkleinſten verurſacht wird, es mag nun ſolches durch Binden, Falten, Ungleichheiten, Härte und Stöſſe ꝛc. geſchehen. Ich bin darneben auf die Gedanken gerathen, daß eben dieſes den Thieren, z. E. Schaafen, Lämmern u. ſ. f. durch die beſtändigen Erſchütterungen und Stöſſe der Karren, auf denen man ſie führt, überhaupt und ins beſondere. durch das ſehr ſcharfe Binden ihrer Füſſe wiederfahren kan. Man ſieht daher die Füſſe nach ihrem Tode noch ſehr aufgeſchwellen, und bisweilen blau. Man könnte ſogar auf die Gedanken gerathen, dieſes beſtändige Erſchüttern und heftige Binden veränderte die Maſſe des Blutes in dieſen Thieren, und machte te ihr Fleiſch ungeſunder, als anderer ihres, die nicht ſo gemartert worden.

Von den Schuhen deren Unterſchied, Nuzen und Schäden.

In meiner Abhandlung der Anatomie habe ich gezeiget, daß die Knochen des Fuſſes von Natur verſchiedene ſehr freie Bewegungen haben, die ſich durch die üblen Arten von Schuhen ordentlich verlieren. Die hohen Schuhe des Frauenzimmers verändern die natürliche Beſchaffenheit dieſer Knochen ganz und gar, und machen die Füſſe auſſerordentlich gebogen, und wie gewölbt, ſo gar, daß ſie ſicht nicht wieder flach ausſtreken können, weil dadurch eine ſolche widernatürliche Unordnung, wie in den Wirbelknochen der Buklichten verurſacht wird. Dieſe hohen Schuhe machen, daß das Ferſenbein, an welches die groſſe Sehne, ſo Achilles genennt wird, ſich mit ſeinem hinterſten Ende beſtändig erhöhen, und der Vordertheil vom Fuſſe ſich viel tiefer, als natürlicher Weiſe, befindet. Die Muskeln alſo, die den hintern Fus bedeken, und das Untertheil des Fuſſes, vermittelſt der Sehne, ſo dahinein geht, ausſtreken, befinden ſich beſtändig in einer widernatürlichen Verkürzung, und die vordern Muskeln, die den Fus nach vorne zu beugen ſollen, werden gezwungener Weiſe verlängert. Leute, die dergleichen Schuhe tragen, können nur mit groſſer Schwierigkeit einen Berg herabſteigen, im Hinaufſteigen aber dienen ihnen die hohen Schuhe gewiſſer maſſen als flache Stufen, weil der Hintertheil des Fuſſes alsdenn mehr erhoben iſt. Es wird ihnen ferner beſchwerlich, lange Zeit auch auf einem ebenen Weege zu gehen, beſonders geſchwinde. Aus eben dem Grunde köñen ſie nicht ſo-frei, wie andere, mit niedrigen Abſäzen ſpringen, denn wie man weis, ſo geſchieht der Sprung bei den Menſchen, wie bey den Thieren und Vögeln auf die Art, daß das hinterſte hervorragende Ende des Ferſenknochens ſich, vermittelſt der Muskeln, deren ſtarke Sehne daran befeſtigt iſt, jähling erhebt. Die niedrigen Schuhe verurſachen dergleichen nicht, ſondern erleichtern Gegentheils alle Arten und Bewegungen, wie die Laufer, Sänftenträger, Feldarbeiter u. ſ. f. zulänglich erweiſen. Die gemeinſten Pantoffeln verhindern, ihrer Schwere und Unbiegſamkeit ohngeachtet, die Muskeln, ſo zur Bewegung der Füſſe dienen, in ihrer freien Wirkung nicht ſo ſehr, weil auſſer dem, daß ſie niedrige Abſäze haben, ihr Vordertheil oben rund gemacht iſt, welches gewiſſer maſſen den Mangel der abgewechſelten Biegung erſezt, wenn ein Fus auf den Zehen ruht, da der andere beim Gehen in der Luft iſt Die Sohlen der Barfüſſer erſezen dieſen Fehler noch beſſer, weil ſie, auſſer dem Abſaze, auch vorne einen eben ſo hohen Unterſaz haben, der gleich unter dem Gelenke des Mittelfuſſes mit den Zähen liegt: Der Vordertheil der Sohle, ſo auf dieſe Art in der Luft iſt, verſtattet ſolchergeſtalt der Spize des Fuſſes, ſich der Höhung der Ferſe gemäs zu erniedrigen. Die Schuhe des gemeinen Volkes mit Holzſohlen, haben nicht ſo viel Bequemlichkeit, und ſind noch den Muskeln des Achilles ſehr nachtheilig: Denn weil ſie weder biegſam, noch auf vor erwehnte Manier gemacht ſind, machen ſie den Vordertheil des natürlichen Hebels, den der Fus vorſtellt, länger, als natürlich, und daher müſſen dieſe Muskeln mehr Kraft anwenden, den ganzen Körper auf der Spize dieſer unbiegſamen Schuhe zu erheben. Denn es iſt bekannt, daß bei Erhebung des Leibes auf der Spize des Fuſſes, der Fus einen Hebel von der andern Art vorſtellt, weil die Laſt des ganzen Cörpers zwiſchen der Wirkung dieſer Muskeln und der Erde, ſo ihn trägt, iſt, und ſo fort.

Die hohen Abſäze thun noch einen andern Schaden. Nicht nur die Muskeln der Achillesſehnen, die zur Ausdehnung des Fuſſes beſtimmt ſind, ſondern auch die Vordermuskeln, die die Zähen ausdehnen ſollen, befinden ſich alsdenn in einer gezwungenen Verkürzung, und nebſt den Vorderbeugern des Fuſſes werden auch die Hintermuſkeln, die zur Beugung der Zähen, dienen widernatürlich verlängert. Dieſe beſtändige Zuſammenpreſſung der einen und Ausſpannung der andern mus nothwendig bald oder ſpät ihren Gefäſſen, die Blut und Flußwaſſer führen, und ihren Nerven Beſchwerungen von verſchiedener Wichtigkeit verurſachen, welches ſich, vermittelſt der Verbindung dieſer Gefäſſe und Nerven mit andern, auf entfernte Theile, ſelbſt auf Eingeweide des Unterleibes erſtreken kan. Wenn man die hieraus entſpringende Zufälle alſo ganz andern Urſachen zuſchreibt, kan man Mittel dabei anwenden, die nicht nur unnüze, ſondern auch zufälliger Weiſe gefährlich und ſchädlich ſind, wie es denen vorhin gemeldten Soldaten ergangen. Es iſt wahr, dieſe gezwungene Verkürzung von einer Seite und Ausſpannung von der andern wird mit der Zeit wie natürlich, daß die, ſo ſich daran gewöhnt haben, faſt nicht ohne Unbequemlichkeit in niedrigen Schuhen gehen können: aber dem ohngeachtet können hieraus gewiſſe übele Zufälle entſtehen, die damit nichts gemein zu haben ſcheinen.

Von der beſondern ſchmerzſtillenden Kraft der peruvianiſchen Fieberrinde oder Kinkina.

Es iſt die vortrefliche Wirkung dieſer Rinde, in allerlei Gattungen von abwechſelnden Fiebern, heut zu Tage ſo bündig dargethan, und auſſer allem Zweifel geſezt worden, daß derjenige eine vergebliche Arbeit unternehmen würde, welcher ſich ſolche noch weiter auszuführen einige Mühe geben wollte. Nicht weniger iſt der beſondere Nuzen dieſer Rinde ſelbſt in Hemmung des kalten Brandes durch neue Beobachtungen entdeket worden. Und ob ich ſchon für mein Theil in derjenigen Art des Brandes, den man in ſchlimmen epidemiſchen Conſtitutionen der Maſern, zu weilen bei Kindern wahrnimmt, da nebſt Anfaulung der Kinnladen, ſich äuſerlich im Angeſicht an den Wangen ein ſchwarzer erſtorbener Flecken zeiget, welcher ſich beſtändig weiter ausbreitet, und endlich den Tod bringt, von dem Gebrauche dieſer Rinde eben keine ſonderliche Wirkung geſpühret; ſo beſcheide mich doch ganz wohl, daß etliche wenige einerlei Erfahrungen, und dasjenige, was etwa wegen beſonderer Umſtände dem einen nicht geglükt, einer, durch wiederholte Bemerkung beſtätigten Wahrheit nicht gleich nachtheilig ſeyn könne.

Wenn aber jemand dieſer Rinde zugleich eine antiſpasmodiſche Kraft zuſchreiben will: ſo kan ich nicht läugnen, daß ich desfalls mit ihm völlig einerlei Meinung hege. Ich habe ſolche nicht nur in denjenigen periodiſchen Augenentzündungen, welche von dem bekannten engliſchen Arzte, Morton, in ſeiner Pyretologie angeführt werden, nach vergeblich gebrauchten andern Mitteln, gegen die heftigen Schmerzen, mit guter Wirkung verordnet, ſondern auch in verſchiedenen Arten von Rheumatiſmis, heftigſten Zahnweh und Hemicranien, nach vorhergegangenen evacuantibus, zu einem halben Quint auf einmal, und dieſe doſin etliche mal wiederholet, mit erwünſchtem Nuzen nehmen laſſen, und ich ſehe alſo dieſelbe in den mehreſten periodiſchen Schmerzen für diejenige Arznei an, welche man den opiatis mit dem wahren Heil der Kranken, ſubſtituiren könne. Zumal, wo zugleich der belobte liquor anodynus mineralis Hofmanni fleiſig darzwiſchen gebraucht wird. Der Grund hiervon ſcheinet mir in nichts anderm, als in der, mit aller krampfmäſigen und ſchmerzhaften Zuſammenziehung der Theile jedesmal vergeſellſchafteten allzugroſſen Schlafigkeit einiger Faſern derſelben zu ſuchen zu ſeyn, deren durch die Fieberrinde wieder hergeſtellte toniſche Kraft dann dem ſpasmodiſchen Leiden der übrigen bald ein Ende macht.

Von den alten Jungfern.

Es ſind wohl niemals mehr Hochzeiten auf einen Tag gehalten worden, als da die ehloſen Einwohner der neuerbauten Stadt Rom das Sabiniſche Frauenzimmer geraubet haben, welches die vom Romulus angeſtellten Ritterſpiele anzuſchauen, dahin gekommen waren. So oft ich dieſe merkwürdige Geſchicht geleſen habe, oder ſo oft mir dieſelbe eingefallen iſt, habe ich mich allezeit herzlich gefreuet: Man kan ſich leicht einbilden, daß unter der groſſen Anzahl der geraubten Sabinerinnen, ſo manches ehrliches Kind geweſen ſeyn wird, welches ſich ſeinem Räuber nicht ſonderlich wird widerſezet haben. Wie manches liebe Mädgen wird nicht bei dieſer Gelegenheit an einen Mann gekommen ſeyn, und alſo ein Glük erlanget haben, deſſen es ſich in ſeiner Heimat aus Verzweifelung ſchon begeben gehabt? Ich ſtelle mir nemlich die uralte Stadt der Sabiner eben ſo vor, als unſre Stadt, wo es allezeit ſehr viel verſtändige Jungfern gibt, die ſich genöthiget ſehen, den grosmüthigen Entſchlus zu faſſen, vermöge deſſen ſie eine ewige Einſamkeit dem Eheſtande vorziehen.

In der heiligen Hiſtorie finde ich auch einen ſo glüklichen Tag vor das Frauenzimmer. Der ganze Stamm Benjamin war in einem verderblichen Kriege bis auf 600. Mann ausgerottet worden; ſo daß auch nicht ein einziges Weibesbild aus ihrem Stamme am Leben geblieben war. Die andern Stämme hatten ſich verſchworen, denenſelben ihre Töchter nicht zu Weibern zu geben: und doch wollte man den ganzen Stamm Benjamin nicht zu Grunde gehen laſſen. Zu allem Glüke hatten die Bürger zu Jabes ſich an dem übrigen Volke ſo verſündiget, daß man es vor gut befand, alles, was in derſelben männlich war, nebſt den verheiratheten Weibern auszurotten, und nur das ledige Frauenzimmer denen Benjaminitern zum Beſten zu erhalten. Man fand daſelbſt ein Anzahl von 400. Dirnen, und dieſe alle waren ſo glüklich auf einmal mit Männern verſorget zu werden. Da aber noch 200. Mannsperſonen übrig waren, denen es an Weibern fehlte, ſo erlaubte man es ihnen noch eben ſo viel Jungfern, die zu Siloh an einem Jahresfeſte verſammlet waren, und zum Tanze hinaus giengen, zu rauben. Dieſes geſchah auch wirklich: indem die junge Freier aus den Weinbergen unvermuthet heraus fielen; wo ſie ſich zu dem Ende verſteket hatten, und ſich ſo gut, als möglich war, mit Bräuten verſorgten.

Fürwahr, unter 600. Jungfrauen werden wenigſtens ein paar hundert geweſen ſeyn, die ſich eben nicht die gewiſeſte Hofnung auf eine Heirath mehr machen können. Und wiewol es nicht zu vermuthen iſt, daß die galanten Herren Benjaminiter eben zuerſt nach denen älteſten gegriffen haben werden; ſo wird doch wohl mancher unverhofft eine in den Arm bekommen haben. Denn mich dünkt, ich ſehe im Geiſte, wie bei dem über dieſem Raub entſtandenen Schreken diejenigen Dirnen immer am langſamſten fliehen, die ihrer verſtändigen Jahre halber ſichs für eine Schande halten, wie die Kinder davon zu lauffen: zumal da dieſe Gravität ihnen zu ſo merklichen Vortheilen gereichen ſollte. Allem Anſehen nach würde wohl meine Correſpondentin, von der ich folgendes Schreiben erhalten habe, eine von den langſamſten mit geweſen ſeyn, wenn ſie zu dieſer Zeit gelebet hätte. Meine Leſer werden ſelber ein Urtheil darüber fällen können, wenn ſie ihren beweglichen Brief werden geleſen haben.

Mein Herr!

Ich habe mir noch immer die Zeit her mit der Hofnung geſchmeichelt, daß ich aus euren Schriften auch in meiner Angelegenheit einen Troſt erlangen würde. Allein vergebens! Wie mag es doch immer kommen, daß ihr noch nicht ein einzig mal der alten Jungfern, und der unbilligen Verachtung, darinne ſie leben müſſen, gedacht habt? Ich lebte vergnügt in meiner Jugend, da ich in dem 30. jährigen Krieg um meinen Vatter kame; und ſpottete der alten Jungfern nicht weniger. Ich bildete mir ein, daß alle, die damit geſtraft würden, nothwendig groſſe Sünderinnen geweſen ſeyn müſſen. Und ſehet, nunmehro befinde ich mich ſelbſten darinnen.

Meine ſeelige Eltern haben mir zwar keine Tonnen Goldes, doch aber ein ſolches Vermögen hinterlaſſen, daß ich gemächlich davon leben kan. Eine Schönheit, ich ſcheue mich nicht, dieſes, zubekennen: Eine Schönheit, ſage ich, bin ich nicht: Doch wenn mich mein Spiegel nicht betrüget, ſo bin ich auch kein Scheuſal, vor deſſen Geſtalt ſich die Mannsperſonen fürchten müſten. So bin ich mir auch von meiner Jugend an keiner begangenen Thorheit bewuſt, dadurch ſo manches Frauenzimmer ſich einen böſen Namen verurſachet. Jederman ſpricht gutes von mir: Jederman hält mich vor ein ernſthaftes und verſtändiges Frauenzimmer, und wenn die Leute, ſonderlich aber Mannsperſonen mit mir reden, ſo geſchieht es jedesmal mit einer Ehrerbietung, die mir faſt zur Laſt wird. Ja ich glaube ſchier, daß eben dieſe meine Ernſthaftigkeit, die ich von Jugend auf bezeiget habe, und die ſtrenge Beobachtung der Regeln, welche Tugend und Wohlſtand fürſchreiben, die Haupturſache ſey, warum ich mich jezo in dieſem verdrüslichen Zuſtande ſehen mus. Laſterhafte Mannsperſonen haben ſich niemals unterſtanden, meinen Umgang zu ſuchen, und diejenigen, an welchen unter ihrem Geſchlechte noch was gutes iſt, ſchäzen zwar die Tugend und guten Sitten an den Unſrigen hoch: ſie laſſen ſich aber deswegen, wenn nicht andere ſinnliche Umſtände dazu kommen, nicht ſo gleich Heirathgedanken in den Sinn kommen. Inzwiſchen habe ich mich freilich meines Theils niemals Männerſüchtig oder Ehebegierig angeſtellet. Die Schamhaftigkeit, welche der eingeführten Art nach von einem Frauenzimmer in dieſem Stüke erfordert wird, verbot mir ein ſolches. Soll ich aber allhier frei die Warheit bekennen; ſo iſt es niemals mein rechter Ernſt geweſen, ledig zu ſterben. Ich habe auch Fleiſch und Blut, wie andre Menſchen; ob ich ſchon bisher viel zu mächtig darüber geweſen bin, als daß ich mich desfalls im geringſten blos gegeben hätte. Und ob ich gleich jederzeit den ledigen Stand dem ehelichen mit einer angemaſten Freimüthigkeit vorgezogen; ſo habe ich doch in der That mit Schmerzen auf eine anſtändige Heirath gewartet. Jezo aber erfüllt das zornige Schikſal zu meiner nicht geringen Beſtürzung dasjenige, was mein Mund geſprochen: nicht aber dasjenige, was mein Herz dabei gedacht.

Wenn ich mich nicht bemühen möchte, durch Leſung guter und erbaulicher Bücher, meinen Verſtand aufzuklären, und die Dinge dieſer Welt nach ihrer wahren Beſchaffenheit einzuſehen: ſo würde mir mein dermaliger einſamer Zuſtand noch viel beſchwerlicher fallen. So aber kan ich mich endlich noch faſſen; denn ich habe gelernet, in Dingen, die man nicht ändern kan, geduldig zu ſeyn. Doch eine einzige ſpröde Mine, die mir eine Mannsperſon macht, wirft alle meine Klugheit über einen Hauffen; indem ſie mich auf den Verdacht bringet, ſie ſey ein Vorwurf meines Alters. Ich kan mich nicht enthalten, Feuer roth zu werden, wenn irgends in Geſellſchaften der alten Jungfern gedacht wird. Und was ſpüre ich nicht vor Bangigkeit, wenn man ohngefehr von Heirathen junger Leute ſpricht? Ja überhaupt, jede wohlgerathene Ehe, die ich rühmen höre, erweket mir eine Betrübnis: Nicht daß ich ſolche dem neuen Paare misgönnen ſollte; dafür bewahre mich der Himmel! ſondern weil dergleichen Vergnügen mir in dieſer Zeitlichkeit nicht auch zu Theil geworden.

Gönnet mir derowegen einigen Troſt. Ich lebe der angenehmſten Hofnung, ihr werdet dieſe Materie eheſtens ausführen, und ich bin ſchon zum voraus eines vielfältigen Nuzens vor andre, und eines kräftigen Troſtes vor mich verſichert. Inzwiſchen bin ich mit unveränderter Hochachtung Eure

ganz ergebene
Verecunde Gernmännin.

Erörterung der Frage: Ob das Zurükhalten des Nieſens der Geſundheit zuträglich, und in gewiſen Fällen ſicher zu unternehmen ſey.

Daß das Nieſen vornehmlich in einer ſtarken Inſpiration der Luft, und nachmaliger heftigen Ausſtoſſung derſelben aus der Lunge und Bruſt, durch Mund und Naſe, beſtehe, auch bei demſelben die, zum Athemholen dienende, fleiſchigte und nervoſe Theile des menſchlichen Leibes faſt convulſiwiſch beweget werden, iſt aus der mediciniſchen Naturlehre bekannt. Man erkennet nicht weniger durch die Erfahrung, daß bei dieſer heftigen Erſchütterung der membranae pituitariae und der, zu derſelben laufenden, zarten Geruchsnerven bei einem geſunden Menſchen nicht nur der Kopf jedesmal leichter und zum Denken geſchikter werde, ſondern auch in verſchiedenen Arten der Krankheiten, als Schlafſucht, Ohnmachten, Stokſchnupfen, etliche Gattungen von Kopfweh und Defluxionen, dieſer Zufall, er mag nun von ſelbſt erfolgen, oder durch das Einſchnupfen reizender Dinge erreget werden, ſehr guten Nuzen ſchaffe. Es hat auch der ehemals und noch jeztberühmte Joh. Moriz Hofmann/ von Altorf, am erſten und ſehr geſchikt erwieſen, daß die Uebereinſtimmung der gedachten membranae pituitariae mit dem Werkzeuge des Athemholens, und folglich das ſich zutragende Nieſen, auf den Gebrauch der Schnupfarzneien, in unſerm Cörper in nichts anderm, als in dem Zuſammenhange des Urſprungs des ſogenannten, zwiſchen den Rippen laufenden, Nervenpaars mit dem fünften Paare der Hauptnerven und der, von dieſen nach den Augenhölen, und durch eines von den innern Löchern derſelben zu den Geruchsnerven laufenden, Aeſtchen zu ſuchen ſey. Inzwiſchen finden ſich doch oft Umſtände bei Krankheiten, als zum Exempel in vorhergegangenen Blutſtürzungen aus der Lunge, Vorbotten der Schlagflüſſe der blutreichen Perſonen, in ſchweren Verwundungen innerer Theile, in Brüchen und dergleichen, da die, mit dem Nieſen verknüpfte, heftige Erſchütterung, mehr ſchädlich als dienlich iſt; und alsdann entſtehet allerdings die Frage: Ob bei einer oft nicht willkürlichen Reizung zum Nieſen es rathſam ſey, deſſen Ausbruch vorſäzlich zu verhindern?

Was demnach die gewaltſame Zurükhaltung des Athems betrift, welche einige in Gewohnheit haben, bei ſchon halb angefangenem Nieſen vorzunehmen: ſo wird ſolche wohl kein Medicus nicht billigen, weil dadurch eine innerliche Zerſprengung der Blutgefäſſe, oder ein völliger Ausbruch von convulſiviſchen Bewegungen in dazu geneigten Cörpern nothwendig mehr mus befördert, als verhindert werden. Die andere Art aber, welcher ſich einige bedienen, blos bei verſpürten erſten Anzeigen eines bevorſtehenden Nieſens, durch Zuſammendrükung des Zwiſchenraums zwiſchen beiden Augen, ohne ſich ſonſt einen Zwang anzuthun, daſſelbe zu verhindern, hat zwar weniger zu bedeuten, kan aber doch gleichermaſſen ohne alle innere Bewegung in der Bruſt nicht wohl von ſtatten gehen. Es beſtehet der Grund dieſer letſtern Begebenheit ebenfalls in etlichen kleinen Aeſten der Geruchsnerven, ſo wie man an dem Skelette zum Theil deutlich ſehen kan, die beide oſſa naſi durchbohren, und ſich ſodann in den Deken derſelben verlieren. Dieſer ihre Zuſammendrükung machet den übrigen obangeführten Nerven, womit ſie eine beſondere Gemeinſchaft haben, eine ſo contraire Eindrükung und Beſtimmung der, darinn enthaltenen, ſubtilen Feuchtigkeit, daß das Nieſen nicht kan zu Stande kommen. Aus allem dieſem erhellet, daß die oben formirte Frage niemals anders, als verneinend könne entſchieden werden, indem eine dritte Art, das Nieſen zu verhindern, nicht wohl begreiflich iſt.

F.

Von dem Nuzen des friſchen Waſſers.

DIe Welt hatte ſchon bei zwei tauſend Jahre geſtanden, und ihre Einwohner waren zu einem weit höhern Alter, als ihre Nachkommen, gelanget, als ſie doch noch nichts anders, als Waſſer und ein wenig Milch getrunken. Nachdem Noah gelehret den Wein, und die Aegyptier, wie man glaubt, das Bier zu machen und zu trinken, ſo verliebten ſich die Leute gar bald in dieſe die Zunge küzelnden Getränke, daß ihrer viele das Waſſer trinken gar drüber verlernten. Sie wurden wohl gewahr, daß ihr Alter immer kürzer und der kränklichen Zufälle ihrer Leiber immer mehr wurden; aber das noch jezt bei den Bachusbrüdern beliebte Sprichwort: **Ich trinke was mir ſchmekt, und leide was ich kan;** gar zeitlich aufkommen, und die Wolluſt eines zärtlichen Geſchmaks überwog bei vielen die ſchmerzhaften Empfindungen eines durch jene verderbten Cörpers. Sie konnten ſich nicht überwinden dem Geſchmak wehe zu thun. Man bemühte ſich wohl gar den täglichen Gebrauch des Weins und Biers auch andern anzupreiſen, und deren Tugenden und Kräfte den beſten Arzneimitteln gleich zu ſezen: Ja man gieng noch weiter, und trachtete auch demjenigen, was man bisher vor unſchuldig und geſund befunden, dieſen Ruhm ſtreitig zu machen, und das Waſſertrinken als was ſchädliches auszuſchreien. Der eine behauptete, daß er ſich damit erkältete und das natürliche Feuer auslöſchte, und der andere verſicherte, daß ihm ſolches den Magen ſchwächte, und die Verdauung verhinderte. Die verwöhnten Jungen lieſſen ſich gerne dasjenige bereden, was ſie wünſchten wahr zu ſeyn, und furchtſamen Gemüthern konnte ein unverſchämtes Vorgeben leicht Sorge und Zweifel erweken. So legte der wollüſtige Geſchmak der Menſchen zuerſt den Grund zu Schwächung des Credits, in welchem das Waſſer von Anfang der Welt geſtanden. Die Gewinnſucht vereinigte ſich alsdenn mit der Wolluſt, und ſo war es kein Wunder, wenn das Waſſer endlich um ſein Anſehn gebracht, und deſſen Gebrauch denjenigen verleitet wurde, welche Wein und Bier zu bezahlen hatten. Es fanden ſich bald Leute, welche wohl einſahen, wie viel dabei zu verdienen wäre, wenn der angenehme Rebenſaft von lekerhaften Zungen fleiſig gekoſtet würde, und ganze Städte und Gemeinen zogen davon einen groſſen Profit, wenn man allerlei köſtliche Biere verſchenkte, und die Menſchen beredte, ſich deſſelben ſtatt des bisher üblichen umſonſt zu habenden Waſſers zum Trinken zu bedienen. Mancher Arzt trug ſelber zu dieſen ſo gekünſtelten Getränken ein groſſes Belieben, und wir ſind nur allzugeneigt, auch andern dasjenige anzupreiſen, was wir ſelber lieben: Zugeſchweigen, daß bei dem Wein- und Biertrinken die Mediciniſche Praxis augenſcheinlich zunehmen muſte, da es hingegen wenig vor dieſelbe abzuwerfen pflegt, wenn die Menſchen bei der ohne Geld zu habenden Univerſalmedicin, dem ſchlechten Waſſer, verbleiben ſollten. Was aber Gewinnſucht und Wolluſt noch nicht vollenden konnten, das brachten die Kunſt und die Thorheit der Menſchen vollends zu Stande. Die Kunſt hat allezeit getrachtet über die Natur den Vorzug zu erhalten, und die Thorheit lies ſich leicht überreden, daß die Werke der Kunſt weit fürtreflicher als die Werke der Natur ſeyn müſten, weil dieſe ſo zu reden von ſich ſelbſt ohne Mühe hervorkamen, jene aber durch die mühſamſte Arbeit und tiefes Nachſinnen muſten zum Vorſchein gebracht werden. Die erſten Medicamente in der Welt waren insgeſamt bloſſe Werke der Natur: Etliche gemeine Kräuter, wenige unanſehnliche Wurzeln und Früchte füllten die erſten Apotheken, und man wuſte von keinen andern deſtillirten Wäſſern, Eſſenzen, Tincturen und Spiritibus, als welche vom Himmel träufelten oder in den Bächen floſſen. Aber das waren viel zu ſchlechte Sachen vor erhabne, und durch ihre Kunſt aufgeblaſene Geiſter; man ſann alſo Tag und Nacht darauf, wie man die gemeinen Mittel durch künſtliche præparationes anſehnlich zu machen, durch die Tortur des Feuers verändern, und ihre Kräfte durch die mühſamſten Chimiſchen Proceſſe erhöhen möchte; und damit die thörichten Gemüther der Leichtgläubigen deſto eher zum Beifall gereizt würden, ſo legte man dieſen gekünſtelten Productis die allerherrlichſten auch wohl gar von himmliſchen Dingen entlehnte Benennungen bei. Wer dieſelben nicht bewunderte, wurde als ein Einfältiger verlacht, und welcher Arzt ſich ihrer nicht in ſeinen Curen bediente, bekam den verächtlichen Namen eines Unwiſſenden, eines Kräuterſupplers, eines Waſſerdoctors. Bei ſolcher Gelegenheit wurde nicht nur manchem ehrlichen Arzte bei denen nach dem äuſſerlichen Schein urtheilenden Menſchen, welche den gröſten Haufen in der Welt ausmachen, ſein Anſehn, ſondern auch damit zugleich der Muth benommen, gemeine Mittel, und beſonders das ſchlechte friſche Waſſer bei ſeinen Patienten anzuwenden; Sie ſchikten ſich in die Zeit und allgemeine Mode, und lieſſen alſo zu, daß der Gebrauch des Waſſers bei Heilung der Krankheiten ins Vergeſſen gerieth, ja endlich gar zum Wunder wurde, ſo daß ſich die Leute bekreuzigten, wenn man den Kranken anrieth, in hiezigen Fiebern gemeines friſches Waſſer ſo viel ihnen beliebig zu trinken, oder die preshaften Glieder ungeſcheut in kühlem Waſſer zu waſchen und zu baden. Doch es iſt wohl kein Jahrhundert anzutreffen, in welchem das Waſſer und ſein Ruhm ſich mehr wieder empor geſchwungen, als dasjenige, in welchem wir leben. Ich mag jezt nicht anführen, was vor berühmte Medici in Frankreich und Engelland geweſen, welche unſern Landsleuten zuerſt wieder einen Appetit zum Waſſer erwekt haben. Der ſeel. Herr Doctor Schwerdtner in Jauer hat mir dieſe Mühe erſpahrt, die beſten Schriften der Engelländer und Franzoſen von Kräften des friſchen Waſſers in der Medicin geſammlet, ſolches genau überſezet und unter dem Titul: *Medicina vere univerſalis*, in ſechs Theilen zum Druke befördert.

Dieſes artige, recht gründlich geſchriebene und durch die Erfahrung bekräftigte Werkgen hat ſo gemeinen Beifall ſowohl in Engelland, als Frankreich gefunden, daß es nur allein in Engelland wohl 8. mal aufgelegt, und 5. mal in Schleſien unter dem Titel Pſychroluſia veteri renovata, nachgedrukt werden. Und Anno 1738. und 43. kame es vermehrter zu Schweidniz, und 1745. zu Breslau, unter dem Titel: Les Amuſement des Eaux ſimples, wieder in Druk, aus welch leztern ich auch das merkwürdigſte ausgezogen, und gegenwärtigen Blättern nach und nach einzuverleiben um ſo viel weniger kein Bedenken getragen, weil ich ſelbſten aus der Erfahrung reden, und den herrlichen Nuzen vom Gebrauche des friſchen Waſſers nie genug erheben und anpreiſen kan. Es würde zu weitläuftig fallen, von den fürnehmſten Eigenſchaften des Waſſers jezo eine Unterſuchung anzuſtellen, welches aber in dem 4ten Theil dieſer auserleſendem Sammlungen abzuhandlen vorbehalten wird. Wir wollen dannenhero für dermalen nur von der einzudringenden = aufzuquellenden = aufzulöſenden und zertheilenden Kraft des friſchen Waſſers, und deſſen Nuzen was Weniges gedenken; Und zwar 1) von der eindringenden Kraft in viele Körper, als durch welche unſere ſehr dünne Luft nicht kan: denn das ſimple Waſſer kräucht ſo gar in die dichten Körper einiger Metalle, wie derſelben vom Waſſer verurſachte Roſt ſattſam bezeuget; woraus erhellet, daß es ſehr dünne und ſubtil ſeyn mus. Das Kalte aber iſt noch dünner, als das warme, denn erſtlich verfliegen durch die Wärme die ſubtilſten Theilgen deſſelben, und dann lehret die Erfahrung, daß das kalte würklich durch ſolche enge Räumgen gehe, welche das heiſſe nicht paſſiren kan, wovon in des hochberühmten Herrn D. Bœrhave Elementis Chemiæ, Edit. Lugd. Bat. p. 561. ein klares Exempel zu leſen. Zu ſeiner eindringenden Kraft verhilft aber auch vieles die Schwere. Das Gold iſt der ſchwerſte Cörper, ſo uns bekannt iſt, und die Luft eine der leichteſten. Da nun aber das Waſſer etwan nur 20. mal leichter als Gold, und was mehr denn 2. mal weniger als ein Marmor, hingegen 850. mal mehr wiegt als die Luft, ſo gehört es ſchon zu den ſchwerern Cörpern in der Natur, unter welchen es die meiſten flüſſigen Sachen, e. g. Wein, Bier, Oehl, ꝛc. ja gar manche feſte harte Dinge, als Holz, Bimſtein ꝛc. übertrift. Dieſe ſeine ziemliche Schwere iſt Urſache, daß die ins Bad ſteigenden anfänglich einige Bangigkeit und Beklemmung empfinden, und auch däſtern um das Haupt werden, indem die Laſt des den ganzen Leib umgebenden Waſſers das Blut ſo wohl von den äuſſern Theilen gegen die innern, als auch vornemlich gegen den herausragenden Kopf ſtärker als gewöhnlich antreibet, da denn wegen weniger Reſiſtenz der Luft das Gleichgewichte deſſelben aufgehoben, und die allzu häufig angefüllten Theile einwärts gedrukt werden. Und da es ungemein ſubtil, wie oben ſchon erwieſen worden, ſo kan es ſich deſto füglicher in die mit viel leichtern Luft erfüllten Zwiſchenräumungen der Cörper hinein ſchleichen, und zwar beſſer, als einige andre ſonſt bekannte flüſſige Materie, wie vor angeführter Herr D. Bœrhave angemerket, Elem. Chem. p. 557. Daher iſt es nun auch unter allen flüſſigen Cörpern am geſchikteſten, ſich in die ſubtilſten Aedergen, Zäſergen und Nerven des menſchlichen Leibes, ja gar in die kaum durchs Vergröſſerungsglas ſichtbaren Gefäsgen und Fibres der Haare, Nägel und Beine hinein zu begeben, und darinnen zu bewegen. Und da dieſe insgeſamt beſtändig einen Zugang von flüſſigen Sachen vonnöthen haben, wenn ſie nicht austroknen und zuſammen fallen ſollen, ſo iſt das Waſſer dasjenige, deſſen wir uns am füglichſten zu Anfüllung unſers Cörpers und Erhaltung ſeines natürlichen Zuſtandes, ja bei jungen Leuten auch zum Wachsthum, vor andern bedienen können und ſollen, und zwar nicht blos ſeiner Dünnigkeit und durchdringenden Kraft wegen, ſondern auch aus künftig anzuführenden Urſachen:

Dann es quellt einige Cörper auf, nicht nur weil es in dieſelben hinein dringen kan, ſondern auch weil es feuchte iſt, wie an dem Schwamme, Striken, Saiten, Holz, Leder, Brod, ꝛc. augenſcheinlich zu ſehen. Eben dieſes aber, ob gleich nicht ſo gar merklich, wie bei jenen, verrichtet es auch in unſerm Leibe, und da es nicht nur, erſt bemelder maſſen, innerhalb der Canälgen ſelbſt, ſondern auch in den zwiſchen Räumgen ihrer Häutgen und Zäſerlein ſich aufhält und an ihre Theile anhängt, ſo macht es durch ſeine Benezung, daß ſie nicht welk oder ſpröde, ſondern geſchmeidig, gebiegig und zu der ihnen zu zumuthenden oder von Natur zukommenden Bewegung und Ausdehnung geſchikt erhalten werden. Da es hiebei auch die Eigenſchaft beſizet, daß es ganz gelinde, (weil es keinen Geruch und Geſchmak an ihm ſelber hat) und zwar mehr als andere Feuchtigkeiten, darneben aber auch unveränderlich iſt, ſo wird es auch die aufzuquellenden zarten und empfindlichſten Theilgen auf keine Weiſe angreifen, äzen, reizen und verlezen, denn es wird nicht faul, ſtinkend, ſauer, ſalzig, äzend ꝛc. gleichwie Wein, Bier, welches ſich merklich verändern und vornemlich zu Eſig machen läſſet; Waſſer aber, ſo recht rein, kan weder vom Feuer, durch hundertmal wiederholte Deſtillation, noch von der heftigſten Kälte (in der es zwar gefrieret, aber wenn es wieder aufgethauet worden, noch immer Waſſer iſt und bleibet,) eine weſentliche Veränderung leidet.

Eine ganz beſonders nüzliche auflöſende Kraft des Waſſers iſts ferner, daß es viele Sachen auflöſet, zertheilet, verdünnet und flüſſig machet, welches von ſeinen eben beſchriebnen Eigenſchaften herrührt. Dieſe Würkung aber verrichtet es unmittelbarer Weiſe vor ſich allein, ohne andre Beihülfe. Es darf in einige Dinge nur eindringen, ſo kan es ſchon durch ſeine Schwere und innerliche Bewegung derſelben zuſammenhängenden Theile von einander abſondern, daß ſie in ganz ſubtile Stüken zerfahren, als Thon, Brod ꝛc. oder ihr Beſtand dünner und flüſſiger wird, als Milch, ungeronnen Blut, Eierdotter, Gummi, Gallert ꝛc. Einige Sachen zertheilt und verdünnet es nicht blos allein, ſondern löſet ſie auch ſo intim auf, daß ſie mit dem Waſſer gleichſam ein Weſen auszumachen ſcheinen, und ſeine Durchſichtigkeit und Farbe ganz nicht verändern, wie am Zuker und mancherlei Arten von Salzen erhellet. Uberhaupt aber thut es ſolches alles weit beſſer als andere flüſſige Sachen, Bier, Wein, Brandtwein, Oel, Milch ꝛc. welche einige vom Waſſer aufzulöſende Cörper theils gar nicht angreifen, theils weit ſchwerer und langſamer gewältigen. Mittelbarer Weiſe, durch Beiſtand oder Vermiſchung fremder Cörper. Einige Dinge werden vom Waſſer vermittelſt der durchs kochen mit ihm vereinigten feurigen

Theile

Theilgen zur Auflöſung gebracht, andre werden vermittelſt der Bewegung andrer ziemlich ausgeſaugt und zertheilet, als Obſt, Kräuter und das Fleiſch ſelbſt, wenn ſie vorher mit den Zähnen zermalmet, und auch im Magen durch deſſen Druk und Zuſammenziehung unter einander angetrieben worden.

Deſſen izt angeführte dreierlei Kräfte heiſſen uns den Schlus machen, daß es allen übrigen Liquidis zu der Menſchen ordentlichen Trank ſich ſchike. Ob wohl etwann der Wein ihm an Kraft die Speiſen aufzulöſen und verdauen zu helfen nicht gar viel nachgeben möchte, und er, mäſſig gebraucht, eine gute Stärkung abgibt, auch ſonſten mancherlei Würkungen beſizt: ſo iſt er doch an ihm ſelbſten ein ſcharfes, angreifendes, Hize und Trunkenheit machendes Weſen, welches ohne groſſen Schaden nicht ſo häufig darf genoſſen werden; als von einem gewöhnlichen Getränke, (das da die aus unſerm Cörper ausdampfenden und durch andre Abführungen ihm in groſſer Menge abgehenden Feuchtigkeiten wieder zulänglich erſezen ſoll) erfordert wird. Denn er würde in ſolcher Quantität und ganz allein genoſſen, unſer ganz Geblüte über die maſſen erhizen und wallend machen, wie die glüenden und zum Theil küpfrigen Geſichter der Bacchus-Brüder bezeugen, er würde unſre Lebensgeiſter in allzugroſſe Bewegung und Unruhe ſezen und gar zerſtreuen, die Nerven angreifen, Gliederſchmerz und Zittern, ja noch mehrere böſe Zufälle verurſachen, welche diejenigen nur allzu zeitlich erfahren, die ſich den Rebenſaft gar zu wohl ſchmeken laſſen, denen aber die vernünftigern und behutſamern Einwohner der Weinländer zuvor kommen, indem ſie ihn mit vielem Waſſer, als einem die Schärfe und Hize lindernden Fluido, vermiſchen oder begleiten.

Mit dem Biere iſt es nicht beſſer beſchaffen, was daſſelbe etwann noch vor gute Würkungen in unſerm Leibe ausüben könnte, als denſelben anzufeuchten und die Speiſen aufzulöſen, das hat es ohnedem meiſtens von dem ſeinen gröſten Theil ausmachenden Waſſer, doch ſo, daß, weil es von denen mit ihm in Menge vereinigten Particulis des Malzes ſchon ziemlich ſaturiret iſt, es nicht mehr viel von andern Dingen ausſaugen, und, da es über dis weit diker und klebrichter iſt als das bloſſe Waſſer, es nicht ſo gut als dieſes in die allerſubtilſten Materien eindringen kan. Es iſt wohl wahr, daß das Bier viel Nahrung gibt, aber manche Leiber auch nur allzuſehr aufſchwemmet, zu viel und zu ſtarke Säfte zeuget; denen wieder Luft zu machen nicht wenige ſich an das Aderlaſſen gewöhnen. Weſſen Küche nun ſo beſtellt iſt, daß er ſich nach Belieben ſatt eſſen kan, der hat nicht erſt nöthig ſich am Biere zu erholen. Denjenigen zwar, die Tag und Nacht ſich ſchänden und plaken, (unter welchen viel ehrliche Handwerks- Kriegs und Landleute, und die noch dazu nicht viel Schmalz auf den Zähnen haben,) ſey das Molz und ein Schlükgen Gaudium geſegnet, womit ſie luſtig und warm für der Stirne werden, auf den Türkiſchen Bluthund, Vieh, Eiſen Holz und Stroh weidlich zudreſchen, ihren Mann wehren und einiger maſſen ihres Elends vergeſſen mögen. Unmöglich kan ihr diker Leim in die vaſa capillaria unſerer Machine laufen, circuliren und durch gehörig Ausdampffung verrauchen: Hingegen mus er viel Unbequemlichkeiten nach ſich ziehen, welches diejenigen leicht begreifen, denen die Beſchaffenheit unſers Cörpers und die Verrichtungen ſeiner Theile bekannt iſt, ob es ſchon einigen nicht in den Kopf will, die blos den Geſchmak zu ihrem Geſundheitsrathe machen.

Alle dieſe Ungelegenheiten aber, ſo wir vom Bier und Wein bei deſſen häufigen Gebrauch zu befürchten haben, ſind vom ſchlechten Waſſer keinesweges zu beſorgen, denn es iſt viel zu gelinde, als daß es unſre Glieder angreifen, oder unſre Lebensgeiſter beunruhigen ſollte, und viel zu ſubtil, als daß es die geringe Verſtopfung auch in den allerzärteſten Gefäsgen machen könte. Durch ſeine Dünnigkeit u. Flüſſigkeit befördert es zwar den Umlauf des Geblüts, aber es macht denſelben nicht übermäſſig und heftig, wie Wein und Brandtwein, viel weniger ſchwer, wie die diken hefichten Getränke.

Zwar finden ſich bei dem Waſſertrinken, beſonders bei denen Anfängern, etliche Umſtände, welche manchem Bedenken zu machen pflegen. Nemlich einige beklagen ſich, daß ihnen das friſche Waſſer Magenbeſchwer verurſache und gar den Magen ſchwäche. Nun iſt nicht zu läugnen, daß in mancher Menſchen Magen ſich öfters ein Wuſt von allerlei ſchleimichten, ſcharfen, ſalzigen, irdenen und andern mit einander vermiſchten Dingen befinde. Das Bier, als ein mit leimichten Theilgen geſättigtes Getränke, ſchweift ſolchen ſchleimichten in einander verpakten Unrath nicht recht ab, ſondern unterhält und vermehret ihn wohl gar, und ſo lange dieſes Zeug in ſeiner Vermiſchung bleibt, ſo überkleiſtert es gleichſam den Magen, und macht ihn gegen die im Eſſen oder Trinken eingenommenen Dinge einiger maſen unempfindlich. Das Waſſer aber, als ein reiner ſehr ſubtiler Cörper, löſet das im Magen befindliche vermiſchte ſchleimichte Weſen auf, und ſchweift es von ſeinen Wänden ab, und wenn alſo das ſcharfe vom Schleim abgeſondert worden, ſo kan es die nunmehr nakt und blos gewordenen ſehr empfindlichen Häute des Magens ein wenig angreifen und reizen, und eben daher geſchiehet es auch, daß alles, was man geneuſt, es ſey Speiſe oder Trank, dem Magen eine bisher ungewöhnliche Empfindung, die oft beſchwerlich iſt, verurſacht, und auch ſo gar das ſonſt ſo gelinde Waſſer, ſollte es auch nur blos von ſeiner Käte herrühren, ihm eine unangenehme Fühlung erweket. Allein dieſes ereignet ſich überhaupt nur bei wenigen Menſchen, und noch dazu nur im Anfange, (zugeſchweigen daß es nicht ſelten nur meiſt in der Embildung beſtehe,) wenn ſie aber eine Zeitlang continuiren, ſo wird durch das fleiſige Trinken nicht nur das Geblüte von allem ſcharfen Weſen gereiniget, daß es nicht mehr den Magen angreifen kan, ſondern es wird auch in kurzem aus dem Magen aller beſchwerliche Unrath durch die untern Gänge vermöge des Waſſers ausgefeget und der Magen ſelbſten ſo abgehärtet, daß ihn die zuvor empfindlichen Sachen nicht mehr reizen und beunruhigen, auch die Kälte der genoſſenen Getränke keinen Verdrus machet. Andre fürchten ſich mit dem Waſſer den Magen zu ſchwächen, aber es iſt nur die bloſe Furcht, in der That aber geſchieht es ganz anders als ſie beſorgen: Denn wann man nachfragt, ob ſie beim Waſſertrinken auch noch guten Appetit zum Eſſen behielten, ſo werden ſie meiſtens geſtehen müſſen, daß ſie das bei gröſſern Hunger als beim Biere hätten, und eine ſtärkere Mahlzeit verrichteten; womit ſie nun ſich ſelbſt widerlegen, ſintemal ein geſchwächter Magen ehe Abgang als Vermehrung des Appetits natürlicher Weiſe nach ſich ziehen mus. Gleichwie wir ſolches in unſerm curioſen und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher, pag. 182. ausführlich bewieſen haben.

Weil nun das Waſſer ſeiner Natur nach ungemein gelinde iſt, ſo werden wir ihm auch nicht die Kraft abſprechen mögen, allerlei ſcharfe und äzende Sachen, welche es nur zertheilen, aufſlöſen, und verdünnen kan, zu lindern und ihre angreifende Gewalt zu dämpfen. Ein kleiner Löffel voll Scheidewaſſer würde, ſo blos genommen, unſern Mund, Gaumen, Schlund, Magen und Gedärme ganz roh beiſſen, entzünden, groſſen Schmerz und Schaden erweken: Wenn man denſelben aber unter einige Quart Waſſer miſcht, iſt davon kein ſonderlicher Verdrus zu empfinden; wie man denn auch in hizigen Krankheiten den Spiritum Salis und Vitrioli in vieles Waſſer träufelt, und damit einen erfriſchenden Trank zubereitet. Es werden aber zuweilen entweder von auſſenher unterſchiedliche ſcharfe äzende Dinge in unſern Cörper eingenommen, oder es entſtehen auch von innerlichen Urſachen bei einigen Maladien öfters im Leibe ebenfalls ſehr beiſſende Säfte, welche Entzündungen, Zerfreſſungen der Gefäſſe, tobende Colicam [*] oder entſezliche Durchfälle, (da zuweilen die ganzen Gedärme ſich inwendig abſchälen,) und folglich auch mancherlei heftige Schmerzen, verurſachen. Es mag nun aber ſolche Schärfe in einer ſauren, oder alcaliniſchen, oder zehen, gallichten, Feuchtigkeit beſtehen, ſo mindert doch dieſelbe nichts beſſer, als friſch Waſſer: Denn wenn es nur häufig getrunken wird, ſo macht die Diluition, daß, weil die äzenden Dinge ausgebreitet und zertheilet werden, und alſo nicht viel davon beiſammen an einem Orte ſich anhängen können, ihre angreifende Gewalt nachgeben mus; es dämpft dabei durch ſeine Kälte alle Entzündung, ſchweift rein aus und dienet mit ſeiner Menge und Flüſſigkeit, daß die ſcharfen Säfte zugleich mit ihm durch den Stuhlgang, Urin, Schweis oder Brechen aus dem Leibe fortgejagt, und hingegen durch ſeine Mildigkeit unſer Geblüte ſelbſten milde, zu fernerer Zeugung der äzenden Materie ungeſchikt, die verlezten Theile aber zur Heilung fähig gemacht werden, welches alles zuſammen ſonſt mit andern als wäſſerigen Getränken alleine nicht bewerkſtelliget wird.

Hiebei, glaube ich, werde ſichs gar wohl ſchiken 2. Vorurtheile zu widerlegen, nemlich daß das Nacht und nüchterne Waſſertrinken ſchädlich ſey; u. dann, daß es ungeſund ſey aufs friſche Obſt zu trinken.

Wenn die Menſchen des Nachts in ihrer Ruhe liegen, ſo werden diejenigen Ausleerungen (Excretiones) der überflüſigen Feuchtigkeiten, welche den Tag über durch die freiwillige Bewegung mancherlei Werkzeuge des Leibes, beſonders der Sinnen befördert werden, ziemlich gehemmt; das aus den Augen ſich in den Thränen Punct einſaugende wäſſerige Weſen bleibt mehr im Auge zurüke, ſtokt, wird ſcharf und entzündend, daher viel Leute des Morgens ſchwürende, zugeleimte auch gar rothe Augen zu haben pflegen; die Schleimigkeiten der Naſe bleiben zurüke, werden durch die Stokung und eingezogne Luft verdikt, vertroknet, und machen alſo Beſchwerlichkeit; der Speichel flieſt nicht ſo ſtark in Mund, und daher wird der Gaumen und Zunge dürre; zumal, wenn man mit ofnem Munde ſchläft, und was auch in Mund ausſikert, wird nicht ausgeworfen, ſondern bleibt zurüke, und durch das Stilleſtehen und durch die Wärmde des Mundes wird es bald faulend und übelriechend, und verurſacht einen verdrüslichen Geſchmak, und gibt ſelbſt zur Mundfaule Gelegenheit. Selbſt der Urin wird einiger maſſen zurüke gehalten, oder man empfindet doch den Trieb zu deſſen Weglaſſung nicht ſo des Nachts, als wenn man wachend iſt, und daher wird er durch die lange Verweilung in der Blaſe und durch den Mangel der Zugieſung lin-

---

[*] Von der Colica iſt die gemeine Meinung, daß dieſelbe von Erkältung herkomme, und daher ſucht man ihr innerlich mit hizigen Eſſentiis carminativis und äuſerlich mit Auflegung der bekannten Wärmſteine oder warmer Umſchläge zu begegnen. Aber man macht gemeiniglich nur Ubel ärger. Denn man bedenkt nicht, daß meiſtentheils die Colica von einer hizigen Schärfe entſtehe, oder ſo ſie auch von Erkältung verurſachet worden, dennoch ſo wohl als in äuſerlichen erkälteten Gliedern eine Art von Entzündung dazu komme, welche von erhizenden Dingen nur immer vermehret werden mus, da man ſie hingegen mit kühlenden meiſtens leicht dämpfen kan. Die alten Medici haben ſolches ſchon ſattſam erkannt, ob es gleich viel neuere ihnen nachzuthun ein unnöthiges Bedenken tragen. Trallianus bezeugt ſelbſt, er habe ſich in beſagter Krankheit bei ſeinen Patienten, welche noch Kräfte und die zum Leben nöthigen Theile unverlezt gehabt, des kalten Waſſers bedienet, und dadurch nicht nur die Schmerzen, ſondern auch die ganze Krankheit gehoben, daß ſie nicht mehr wieder gekommen. Beſonders wären auch nochmals diejenigen von dieſer Maladie gänzlich befreit geblieben, welche ſich forthin des Weins und ſcharfer Sachen enthalten und beim friſchen Waſſertrinken und kühlenden Speiſen geblieben wären.

dernder Feuchtigkeiten mehr laugenhaft, hizig, ſalzig und ſcharf, greift alſo die Blaſe an, gibt Gelegenheit zu Zeugung oder Vermehrung des Steins und andrer dergleichen Zufälle. Allen dieſen Zufällen und Ungemächlichkeiten kan leicht durch das nächtliche Waſſertrinken geſteuret, und durch das nüchterne Trinken bald früh Morgens abgeholfen werden: Denn, da das Waſſer alle Schärfe lindert, ſo wird es auch in gehöriger Menge des Nachts getrunken, verhütet, daß unſere Feuchtigkeiten nicht ſcharf und laugenhaft werden können, oder wann es geſchehn, doch alles ſcharfe, ſalzige, zehe, ſtokende, vertroknete, faulende, ſtinkende Weſen, mildern, anfeuchten, zertheilen, fortſchaffen und verbeſſern, es ſey nun befindlich in welchem Theile des Cörpers es wolle. Mit dem Stein behaftete, Podagriſche ſcorbutiſche Leute und die Säugammen ſollten ſich dieſe Lehre wohl zu nuze machen; auch Landwirthe können daraus lernen, wie ſie die Morgenmilch der Thiere ſo ſchmakhaft als die andre machen könnten, wenn ſie das Vieh eine Stunde vorher, ehe ſie es melken laſſen, wohl friſch zu trinken verordneten.

Aber ich komme nun auch zum andern Puncte, nemlich, daß es nicht undienlich ſey, auf friſch Obſt kalt Waſſer zu trinken. Bei allem friſchen und reifen Obſte iſt eine gewiſe Schärfe wahrzunehmen, welche ſelbſt die aus Stahl und Eiſen bereiteten Meſſer augenbliklich angreift und ſchwarz machet. Sie iſt zwar öfters eine trefliche Medicin und gleichſam ein Gegengift wider alle alcaliniſche, faule, gallhafte und hizige Säfte, die nicht ſelten in kranken Leibern zu finden, und thut in einigen mit innerlicher Entzündung begleiteten Zufällen, auch nur durch ihre Erfriſchung, gute Dienſte, wie denn ſchon mancher an Kirſchen, Aepffel und dergleichen ſich geſund gegeſſen, oder doch wenigſtens in der Krankheit ſich Linderung geſchaft hat, davon ich ein Exempel meines vor etlichen Monats an der Hectic geſtorbenen Vaters, welcher, als er ſchon Sprach und Gehör-los, und gleichſam im Sterben ware, durch Genieſſung geſchabter Aepffel wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und auf eine ſolche Art ihme noch einige Zeit das Leben gefriſtet worden, zum Beweis anführen kan. Allein es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie vielen Geſunden eine Urſache zur Krankheit werden, denn indem die äzende Feuchtigkeit des Obſtes leicht in eine den Magen und Gedärme reizende und beizende Jährung geräth, ſo können üble Folgerungen daraus entſtehen. Dieſen vorzubeugen iſt nöthig, daß diejenigen, ſo ſich friſcher Früchte bedienen, dabei zugleich etwas gebrauchen, was ihre Schärfe mildern und unterbrechen kan. Præcipitantia zwar und Temperantia richten wenig aus, dienen auch dem Magen nicht; aber das, nach dem Exempel der Portugiſen, Spanier und Franzoſen, friſch darauf getrunkne Waſſer lindert des Obſtes angreifendes Weſen, führt es ab, ohne zu befürchtende Ungelegenheit.

Die meiſten nun werden mir endlich wohl zugeben, daß friſch Waſſer geſünder ſey als Bier, wenn man nemlich immer einerlei und recht gutes reines Waſſer haben könnte; da aber Reiſende, beſonders auch die Soldaten, oft an Oerter kommen, wo nur ſchlecht und unrein Waſſer, welches entweder mit Salpeter, Kalk Erde und dergleichen vermiſcht, oder auch gar ſolches, welches faul und voll Würme ſey, anzutreffen iſt, ſo werden ſie meinen, es ſey zuträglicher ſich an den Wein, oder ans Bier, zu halten. Allein wo ſchlecht Waſſer iſt, da fällt auch kein gut oder geſundes Bier, denn die Kochung und Jährung benimmt wohl dem Waſſer einige grobe Unreinigkeit, aber nicht alle mit demſelben intim vermiſchten Ingredientien, zu geſchweigen, daß in den meiſten Wirthshäuſern mehrmalē ſchlechters Bier als ſchlecht Waſſer zu finden. Der Fäulnis und den Würmern widerſteht das Salz oder die Säure; und wann man alſo in das Waſſer, ſo faul und würmicht iſt, ein wenig Salz, oder was Citronenſaft, oder Eſſig gieſſet, ſo præcipitirt ſich das Faule, die Würmer ſterben und fallen auf den Boden, (welches auch geſchicht, wann man das Waſſer einmal aufkochen, und dann wieder abkühlen läſſet,) und ſo wird das Waſſer gut und rein.* Und diejenige, welche ſich vorſtellen, daß ſie vom Waſſertrinken ihre Fettigkeit oder Geſichtsfarbe verliehren, dörffen ſich auch nichts beförchten. Geſezt auch, daß wir ein wenig magrer und bläſſer dabei würden, ſo wäre dieſer Verluſt nichts zu rechnen, gegen die innerliche Verbeſſerung der Geſundheit, ſo wir dafür erhalten, zumal ohnedem noch nicht ausgemacht iſt, ob ein diker Wanſt und blünſchickt pauſebäkicht Geſichte ſchöner als ein geſchlanker Leib und hagres Angeſicht ſey, und ob die ſogenannte Bauerfarbe der rothen Wangen, oder die den Adelichen wehrtgeſchäzte weiſe Couleur der Haut den Vorzug verdiene. Doch überhaupt von der Sache zu reden, ſo kenne ich ſo viel Waſſertrinker, welche dabei recht wohl bei Leib bleiben u. eine blühende geſunde Farbe behalten; und ich weis nicht, welch vernünftiger Menſch nicht mit einem ſolchen Wechſel zufrieden ſeyn ſollte. Von dem äuſſerlichen Gebrauch des friſchen Waſſers kan was Mehrers ſowohl in dieſem, als in dem 4ten Theil dieſer Sammlungen nachgeſchlagen werden.

Von der guten Wirkung der Schalen von den Haſelnüſſen, in Bewahrung vor dem Nierenſteine.

Es iſt unter den Medicis eine ausgemachte Sache, daß der theure Preis der Arzneien den innern Werth derſelben nicht erhöhen könne, ſondern daß geringe und, dem Anſehen nach, faſt nichtswürdige Dinge in Hebung verſchiedener Krankheiten, oft von mehrerm Nuzen ſeyn, als die koſtbarſten ausländiſchen Mittel. Aus dieſer Urſach pflegen erfahrne Aerzte die ſogenannten Hausmittel ihren Kranken nie zu verbieten, doch ſo, daß deren Gebrauch unter ihrer Anordnung und mit derſelben Vorwiſſen jedesmal vorgenommen werde. Zu dieſer Gattung von Hülfsmitteln gehören nun auch die Haſelnusſchalen, wenn ſie zu Pulver gemacht und, mit etwas Zuker vermiſcht, täglich zu etlichen Meſſerſpizen voll genommen werden. Es ſind mir verſchiedene Perſonen bekannt, welche, nach überſtandenem Paroxyſmo, in welchem freilich die gewöhnlichen Nitrata und Demulcentia das Beſte thun müſſen, obiges Pulver eine geraume Zeit gebraucht haben, und dadurch von allen fernern Anfällen dieſer Steinplage völlig ſind befreiet worden, ob ihnen ſchon der, etwas rauhe, Geſchmak dieſer Arznei anfänglich fremd und widrig vorgekommen. Betrachte ich dieſe Wirkung etwas genauer; ſo finde ich ſolche nicht nur der übrigen Analogie einer vernünftigen Curart nicht zuwider, da bekanntlich der glükliche Crato von Kraftheim, ſchon zu ſeiner Zeit den herrlichen Nuzen der Haſelnüſſe ſelbſt gegen den Nierenſtein nicht genug erheben können; ſondern es kan auch die, von einigen neuern Aerzten in ſolcher Krankheit ſo ſehr angerühmte, Wurzel des rubi und pruni ſilveſtris, oder unſerer teutſchen Brombeeren und Schleen und die berufene Steinarznei der Mademoiſelle Stephens groſſen theils ebenfalls keine andere, als eine ſolche gelind zuſammenziehende Kraft ihrer Natur nach äuſern. Es werden durch dieſes Pulver die, in dieſer Krankheit immer etwas zu ſehr erweiterte, kleine Haarpulsadern und die Röhrchen des Bellini in den Nieren in ſo fern wieder zuſammen gezogen, daß ſie von dem klebrigten Theile des Geblüts nicht mehr ſo viel, ſondern nur das Wäſſerigte und Salzigte durchlaſſen, und alſo die neue Anſezung der Steine in dem Beken der Nieren verhindern. Denn daß jene die wahre Materie von dergleichen Steinen und

---

* Dieſes practiciret man fleiſig in Ungarn, wo ſo viel Soldaten, beſonders Teutſche, die der Biere gewohnt ſind, von den ſtarken mineraliſchen Waſſern ſterben.

nicht allemal eine wirkliche Verſchwörung der Nieren in ſolchem Fall mit dabei ſey, werden diejenigen gern zugeben, welche betrachten, daß ein wirkliches Geſchwür nicht leicht ohne ein langſames und verzehrendes Fieber allein, dieſes aber bei ſolchen Patienten oft um ſo weniger zu vermuthen ſey, je friſcher viele derſelben, nach fortgegangenen ſolchen Steinen und nach überſtandenem Sturm, wenigſtens eine geraume Zeit lang zu ſeyn pflegen.

F.

Von dem nüzlichen Gebrauch, und ſchädlichen Misbrauche des gemeinen Salzes zur Geſundheit.

§. 1.

Wie wir allenthalben, wo wir nur hinſehen, deutliche Spuren der Vorſorge GOttes vor ſeine erſchaffene Creaturen antreffen: ſo finden wir dieſelben auch inſonderheit darinne, wenn wir das gemeine Küchenſalz betrachten. Denn da in demſelben ſowohl zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit, als auch zu faſt unzähligen Kunſt- und Haushaltungsgeſchäften ein ganz unbeſchreiblicher, und faſt allgemeiner Nuzen verborgen ligt; ſo hat auch der gütigſte Schöpfer ſo weislich davor geſorget, daß es allenthalben, wo nicht unmittelbar, doch durch Handel und Wandel bequem zu haben iſt, und entweder aus den Salzquellen, oder aus dem Meerwaſſer, oder aus der Erde reichlich erhalten werden kan; wie denn zur Gnüge bekannt iſt, daß nicht nur an ſehr vielen Orten unſeres geſeegneten Teutſchlandes aus den ergiebigen Salzquellen ein gemeines Salz gekochet, ſondern auch in Spanien, Frankreich, Portugall ꝛc. aus dem Meerwaſſer dergleichen bereitet, und endlich in Polen, Oberungarn, Siebenbürgen, Rusland, und in der Tartarei ꝛc. daſſelbe aus der Erde in groſſem Ueberflus gegraben, und ſowohl den Innwohnern beſagter Länder zum Gebrauche gegeben, als auch in auswärtige, und damit nicht verſehene Länder, häufig geführet wird.

§. 2. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich hier die allgemeine Nothwendigkeit, und den vielfältigen Nuzen des Salzes in allen vorkommenden Fällen umſtändlich beſchreiben und darthun wollte. So viel aber kan ich doch nicht unerinnert laſſen, daß daſſelbe, indem es die allermeiſten Speiſen ſchmakhaft macht, und ihnen den Ekel, den ſie ſonſt erregen würden, benimmt, nicht nur das allerbeſte Gewürze abgibt, ſondern daß es auch zu Erhaltung ſehr vieler in der Haushaltung nöthigen, und leicht ins Verderben gehenden Nahrungsmittel, als des Fleiſches, der Fiſche, Butter, Käſe und verſchiedener wäſſerigen Gartenfrüchte recht ungemein dienlich iſt; wie man dieſes unter andern an den eingeſalzenen und geräucherten Fleiſche und Fiſchen, an den Salzgurken, eingemachten Bohnen, ſauer Kraut u. ſ. w. zur Gnüge inne wird. Doch ich ſeze jezo, wie geſagt, den vielfältigen Nuzen, den das Salz hier und da gewähren kan, bei Seite, und zeige nur kürzlich, wie daſſelbe bei dem rechten Gebrauche der Geſundheit des Menſchen ungemein zuträglich, bei dem Misbrauch aber im Gegentheil nicht wenig ſchädlich ſey.

§. 3. Was zuförderſt den herrlichen Nuzen des Salzes in Anſehung der Geſundheit anlanget: ſo wird man mir hoffentlich gerne zugeſtehen, daß unſer Cörper, weil er aus ſo verſchiedenen, und an ſich ſchon zur Trennung und Verweſung ſehr geneigten Theilen beſtehet, der Fäulnis gar leicht unterworfen ſey, und daß dieſe einig und alleine durch den beſtändigen und ununterbrochenen Umlauf des Geblüts, und der davon abgeſchiedenen Säfte von uns abgewendet werde. Da nun das Salz, wenn es mittelſt der Speiſen in unſern Cörper gebracht wird, wegen ſeiner Schärfe, die empfindlichen Fäſergen, woraus die Gefäſſe zuſammen geſezt ſind, gelinde prikelt und anreizet, daß ſie mehrere Kraft zu Forttreibung des Geblüts anwenden: ſo wird dadurch folglich der Umlauf deſſelben ungemein befördert, und mithin auch die Geſundheit fürtreflich erhalten.

§. 4. Eben ſo beſizt auch das Salz, wenn es mäſig, und als ein Gewürze genoſſen wird, die heilſame Eigenſchaft, daß es den Schleim im Blute, der an deſſen Verdikung und verhinderten Fortgange ſchuld ſeyn kan, zertheilet, und alſo auch in ſo ferne die zum Leben und der Geſundheit höchſt nöthige Circulation unterhält. Inſonderheit aber löſet es auch, als ein Mittelſalz den im Magen befindlichē Schleim, der die Dauung ſamt dem Appetite ſchwächet, nach und nach gelinde ab, und vermehret nicht nur die Kraft des Magens, mit welcher er in die eingenommenen Speiſen zu würken pflegt; ſondern hilft auch ſelbſt bie Auflöſung derſelben erleichtern. Daher man mit allen Rechte davon behaupten kan, daß es den Appetit ſtärket und vermehret, die Verdauung der Speiſen befördert, und mithin alſo auch zu einem guten Speiſeſafte, woraus hernach ein gut Geblüte wird, nicht wenig beiträgt. Es iſt auch dieſerwegen nicht ohne Grund davor zu halten, daß *Nicol. Myrepſas Alexandrinus* de compoſit. medicamentor. Sect. II. de ſalibus recht geurtheilet habe, da er uns berichtet, daß das bekannte ſal Sacerdotale, welches ehedem zu Zeiten des Elias gegen die Schwachheit des Magens, des Geſichts, und gegen allerhand Flüſſe von den Prieſtern iſt gebrauchet worden, eigentlich nichts anders, als das mit einigen Gewürzen vermiſchte gemeine Salz geweſen ſey. Ja da das Salz den Magen ſtärket: ſo läſt ſich auch daraus leichte begreifen, warum z. E. diejenigen, die an kalten Fiebern lange krank gelegen haben, ſich nicht ſelten an denen mit Meerſalzen gepökelten Heringen wieder geſund gegeſſen haben, und warum ſowohl dieſe, als andere etwas ſalzige Speiſen den verlohrnen Appetit wieder erweken, wenn man ihn in einer Krankheit, oder auch ſonſt durch Uebernehmen in Eſſen und Trinken verlohrē hat.

§. 5. Da aber ferner bei einer muntern Geblütsbewegung, die nach §. 4. durchs Küchenſalz zugleich erhalten wird, nicht nur überhaupt alle Abſonderungen der unreinen und ſchäglichen Säfte in uns beſſer von ſtatten gehen; ſondern auch das Salz an ſich die Kraft hat, die Leibesöfnung und den Abgang des Urins zu befördern; ſo läſt ſich daraus um ſo mehr abnehmen, wie ungemein daſſelbe auch in dieſen Stüke unſerer Geſundheit zu ſtatten komme, da es den Cörper von ſeinen überflüſſigen, ſcharfen und zähen Feuchtigkeiten befreien hilft. Und ſolchergeſtalt, da das Salz und die darmit bereitete Speiſen den Leib öfnen, ſo darf man ſich keinesweges wundern, warum das ſauer Kraut, und die Salzgurken, auch denenjenigen noch zimlich wohl bekommen, die ſonſt wegen Schwachheit des Magens wenig oder gar kein Gemüſe vertragen können, und bei denen ſo zu ſagen, faſt alles zu lauter Blehungen wird. Denn eben deswegen, weil dieſes Gemüſe mit dem Stuhlgange bald wieder fortgeht, verurſachet es keine allzu groſſe Beſchwerung, und weil dadurch zugleich die Gedärme gelinde gereizet und geſtärket werden: ſo erhalten ſie auch mehrere Kraft, die Blehungen fortzutreiben.

§. 6. Da nun das gemeine Salz auch inſonderheit die herrliche Tugend hat, daß es den Cörper von ſeinen unnüzen Theilen reiniget, (§. 5.) ſo iſt ihm auch daher mit allem Rechte die ſonderbare Würkung zuzuſchreiben, daß es vor ſolchen Krankheiten, die von einem Ueberflus, Unreinigkeit und Verderbnis des Bluts und der Säfte herrühren, ein groſſes Verwahrungsmittel abgebe, und alſo z. E. allerhand ſchlimme Fieber, Frieſel, Scorbut, Kräze, Gicht, Bleich- und Waſſerſucht, ꝛc. unter andern glüklich mit abwenden helfe. Und dieſes iſt auch in der Erfahrung würklich gegründet; indem man vorlängſt wahrgenommen hat, daß alle diejenigen, die ſich des Salzes an den Speiſen allzu wenig bedienen, gemeiniglich in die jezt erzehlten und andere dergleichen Krankheiten verfallen, die von vielen, zähen und unreinen Feuchtigkeiten eigentlich ihren Urſprung haben.

§. 7. Doch wenn das Salz recht gut bekommen, und dergleichen heilſame Würkungen verrichten ſoll: ſo mus es zuförderſt von guter Art ſeyn; indem nicht zu läugnen iſt, daß auch die gemeinen Salze der Güte nach ſehr von einander unterſchieden ſeyn, nachdem ſie nemlich mehr oder weniger erdigte, kalkigte, ſchweflichte oder andere mineraliſche Theile bei ſich führen. Es mag aber das Salz entweder aus dem Meerwaſſer bereitet, oder aus der Erde gegraben, oder auch aus dem Quellwaſſer geſotten ſeyn: ſo hält man doch überhaupt allezeit das reine, und von ſeinen beigemiſchten Theilen beſtmöglichſt geſauberte vor das beſte, und erwählet unter den Brunnenſalzen dasjenige vornemlich zum Gebrauche, welches recht weis und reine ausſieht, ſchöne Criſtallen hat, und gehörig ſcharf iſt; dergleichen in Halle in groſſer Menge geſotten wird. Doch pflegt man beſonders ein wohlgereinigtes Meer- und Brunnenſalz dem gegrabenen Steinſalze deswegen gemeiniglich vorzuziehen, und der Geſundheit am zuträglichſten zu achten; weil man es etwas gelinder, als dieſes zu ſeyn glaubet. Iſt es nun noch überdem recht reine, und von ſeinen nicht dazu gehörigen Zuſäzen hinlänglich befreiet: ſo gereicht es um ſo mehr zur Geſundheit; weil es nicht ſo lange und feſte an den Fleiſchzaſern unſers Cörpers hangen bleibt; ſondern durch den Stuhlgang und Urin balde wieder weggeht, und folglich nicht ſo leichte zum Scorbut und andern damit verknüpften Krankheiten Anlas gibt.

§. 8. Indem ich aber dem Salze, und denen damit zugerichteten Speiſen ſo viele herrliche Eigenſchaften in Erhaltung und Beförderung der Geſundheit beilege: ſo wird jederman hoffentlich leicht einſehen, daß ich vor 8. Tagen nur von dem rechten und mäſigen Gebrauche des Salzes geredet habe. Deñ ſo heilſam derſelbe nur im̃er iſt: ſo ſchädlich und nachtheilig hingegen wird der Misbrauch deſſelben befunden; welcher eigentlich darinne beſtehet, wenn man nemlich mit den Speiſen mehr Salz zu ſich nimmt, als durch die von der Natur geordneten Abführungswege füglich wieder fortgehen kan, welches doch gleichwohl aus dieſer Urſache billig geſchehen ſollte; weil das Salz zur Vermiſchung unſerer Säfte eigentlich gar nicht gehöret. Inſonderheit aber pflegt das überflüſſige Salzeſſen denenjenigen übel zu bekommen, die trokner Natur und ſchon bei Jahren ſind, dikes und zähes Blat haben, ſich wenig bewegen, in einer kaltfeuchten Luft leben, keine gehörige Ausdünſtung der Haut haben, und nicht gnug von einem dünnen Getränke trinken. Denn bei denen wird durch die ſalzige Nahrung das Geblüte nicht nur immer zäher und zum Fortgange durch die kleinſten Gefäsgen der Eingeweide ungeſchikter gemacht; ſondern es bleiben auch viele Salztheilgen hin und wieder in den engen Zwiſchenraumen des Cörpers ſizen, und greifen nach und nach die zarten Fleiſchzäſerchen mit ihrer Schärfe an; daher endlich Scharbok, Frieſel, Kräze, Juken der Haut, Gichtſchmerzen, Cachexie und Waſſerſucht, allerhand Geſchwüre, Stein, Strangurie, und andere Krankheiten mehr entſtehen. Und bei ſo bewanden Umſtänden iſt es auch gar nicht zu verwundern, warum theils in manchen Ländern, wie in Niederſachſen und an den Seeorten, theils auch in manchen Familien, wo das viele Salzeſſen eine böſe eingeriſſene Gewohnheit iſt, alle dieſe jezt beſchriebene Krankheiten vielfältig erzeuget, unterhalten, und auf Kindeskinder fortgepflanzet werden.

§. 9. Was ich in dem vorigen § ſo von den Perſonen geſaget habe, denen der Misbrauch des Salzes vornemlich ſchadet, das will ich jezo etwas mehr erläutern. Ich ſage aber zuförderſt mit Fleis, daß das Solz troknen, hagern, und Choleriſchen Perſonen nicht wohl zuſchlägt, wenn ſie ſich deſſen allzu ſtark bedienen. Denn ſie haben ohnedem ſchon wegen ihrer gröſſern Empfindlichkeit der Nerven einen ſtärkern Trieb in den Adern, und deshalb eine heftigere Geblütsbewegung, als andere, die alſo bei ihnen eher gemäſiget, als verſtärket werden mus; weil ſich ſonſt ſo viele ſchweflichte und ſalzige Theile im Blute auswikeln, und daſſelbe verunreinigen. Da nun aber das Salz die empfindlichen Zaſern unſers Cörpers reizet, und den Umlauf des Geblüts vermehret: (§. 3.) ſo iſt auch kein Zweifel, daß es zu Vermehrung der Hize und Schärfe im Blute was beitragen köñe, und zwar um ſo mehr, wenn etwa andere Urſachen noch dazu kommen, die deſſen freien Abgang verhindern.

§. 10. Nechſtdem behaupte ich nicht ohne Urſache, daß der ſtarke Genus des Salzes und geſalzener Speiſen inſonderheit auch alten Leuten ſchädlich ſey. Denn es iſt bekannt, daß ſich bei ihnen nach und nach die kleinſten Röhrgen in denen zur Reinigung des Cörpers von der Natur beſtimmten Eingeweiden verſchlieſſen, und daß deshalb viele unreine und ſcharfe Partikeln im Cörper zurük gehalten werden, die zur Unreinigkeit ihres Bluts beitragen, daher man auch überhaupt zu ſagen pflegt, daß ſie ſcorbutiſch Geblüte hatten. Iſt aber dieſes: ſo läſt ſich füglich einſehen, daß auch das Salz, wenn er zumal häufig genoſſen wird, nicht allemal gnugſam bei ihnen wieder abgehe, und dadurch ihr Geblüte leicht noch mehr verunreiniget werde. Ja aus eben dieſen Grunde iſt gar nicht ſchwer zu beweiſen, daß das viele Salzeſſen zugleich das Alter, und die damit verknüpfte Leibesſchwachheit beſchleunige und vermehre. Denn iſt es an dem, wie niemand läugnen kan, daß dadurch die Unreinigkeit des Bluts zunimmt: ſo iſt auch kein Zweifel, daß es das Alter und deſſen Zufälle vermehren könne; weil wir aus der täglichen Erfahrung wahrnehmen, daß je ſchlechter unſer Blut iſt, und je weniger gute und reine Säfte in uns abgeſondert werden, deſto mehr wir auch am Leibe und Kräften abnehmen, und deſto eher wir alt und unvermögend werden. Freilich aber iſt leicht zu begreifen, daß alles dieſes viel eher geſchieht, wenn das Sizleben, weniges Trinken und andere dergleichen Dinge mit dem Schaden des Salzeſſens vereiniget werden; wie ich denn auch hierbei die übrigen Urſachen keinesweges ausſchlieſe.

§. 11. Ferner pflegt auch das viele Salzeſſen denenjenigen übel zu bekommen, die keine rechte Bewegung, und ein dikes zähes Blut haben. Denn bei dieſen circuliret ſich daſſelbe ohnedem langſam und ſchwer, und die unnüzen Theile werden ſchwer davon abgeſondert, das iſt: die excretiones gehen nicht recht von ſtatten; und folglich mus auch das Salz nicht gehörig wieder abgehen können, und die Säfte allerdings mit mehrerer Schärfe anfüllen. Denn das Salz verdünnet zwar das Blut, (§. 4.). und reiniget den Cörper; (§. 5.) doch nur alsdenn, wenn es nicht im Blute zurüke bleibt, und wenn die Abführungswege offen ſind, daß es durch dieſelben wieder fortgehen, und ſeine reinigende Kraft erweiſen kan. Es iſt daher kein Wunder, daß die Handwerker, die viel ſizen, und dabei viel geſalzenes eſſen, wie die Schneider und Leineweber, ſehr öfters mit kräzigten Ausſchlage aus dieſer Urſache beſchweret werden.

§. 12. Inſonderheit aber kan denen das Salz nicht viel nüze ſeyn, die wenig, oder doch kein recht dünnes Getränke dabei trinken, oder die in einer feuchten und kalten Luft leben. Denn die ſubtilen Salztheile werden in uns bekannter maſſen durch die Ausdünſtung der Haut, und die gröbern, durch den Urin abgeſchieden, und aus dem Cörper ausgeworfen. Da aber dieſes nicht gehörig geſchieht, wenn unſere Schweislöcher von der äuſerlichen kaltfeuchten Luft verſchloſſen ſind, und wenn wir nicht gnug von einem dünnen Getränke zu uns nehmen: ſo kan alſo auch das Salz nicht gebührend in uns wieder ausgeführet werden, und mithin zu denen beſchriebenen Krankheiten Anlas geben, wenn es im Cörper ſizen bleibt; wie man denn auch dieſerwegen Frieſel, Gicht und Stein von dem vielen Salzeſſen unter andern mit Recht herleitet.

§. 13. Hiernechſt kan ich nicht umhin, annoch einer beſondern Würkung des Salzes zu gedenken, die der G. L. ſelbſt nach eignen Gefallen unter die guten oder böſen Eigenſchaften deſſelben ſezen mag. Man befindet nemlich, daß es die Luſt zum Beiſchlafe erreget. Denn was die Mannsperſonen betrift: ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß die mittelſt des Salzes in Körper gebrachte Schärfe ihre empfindliche Geburtstheile ſtimuliren könne; indem nicht nur zur Gnüge bekannt iſt, daß man denen Unvermögenden verſchiedene ſcharfe Sachen, als weiſen Pfeffer, Jngber und dergleichen mit Nuzen anräth, ſondern auch die Erfahrung lehret, daß ſcorbutiſche und podagriſche Leute, deren Säfte mit vieler Schärfe angefüllet ſeyn, zum Beiſchlafe groſſe Luſt haben. Bei den Frauenzimmern aber, wenn ſie bei ihren vielen Stilleſizen und wenigen Trinken viele Schärfe von dem Salze ins Blut bekommen, läſt ſichs auch leichte begreifen, daß ſolchergeſtalt zugleich diejenige Feuchtigkeit, die ſich bei ihnen in der Mutterſcheide abſondert, ſchärfer und angreifender wird, und ſie daher ſtärker zur Venusluſt reizet.

§. 14. Hieraus laſſen ſich nun füglich die bekannten gemeinen Sprüchwörter erklären, nach denen man zu ſagen pflegt: *Salz mache verliebt, oder verliebte Leute äſſen gerne Salz.* Dann das erſte flieſet unmittelbar aus dem vorhergehenden §o, und hat gewiſer maſſen ſeinen guten Grund. Das andere aber mag auch nicht wohl geläugnet werden; weil nemlich bekannt iſt, daß die Menſchen nach ihren verſchiedenen Temperamenten auch einen verſchiedenen Appetit haben, und daß inſonderheit die ſangviniſchen und choleriſchen Leute, die man gemeiniglich, und zwar nicht uneben, vor verliebt hält, vor andern die ſcharfen und ſalzigen Speiſen gerne eſſen.

§. 15. Doch gnug von dem diätetiſchen Gebrauche des Salzes. Nunmehro will ich auch etwas von dem mediciniſchen Nuzen deſſelben beibringen, und zwar keinesweges etwa von denenjenigen Medicamenten, die man daraus durch die Chymie bereiten kan, weitläuftig reden; ſondern nur kürzlich durch einige Exempel zeigen, daß das bloſe Salz an ſich, ſowohl innerlich, als äuſerlich, als ein bewährtes Hausmittel könne gebrauchet werden. Nun habe ich zwar bereits oben §. 4. erwieſen, daß es ein herrliches diätetiſches Schleimlöſendes Mittel ſey, und als ein Gewürze an Speiſen den Magen fürtreflich ſtärke und deſſen Dauung befördere. Es iſt aber auch nicht zu läugnen, daß es eine würkliche Medicin abgeben könne, wenn man es nemlich nicht ſowohl, wie gewöhnlich, am Eſſen genieſet, als vielmehr ein paar Quentl. oder auch mehr davon auf einmal in Waſſer aufgelöſet einnimmt, oder ſo viel Soole trinket, die dieſe Quantität Salz in ſich enthält. Denn alsdenn thut es nicht nur bei ſtarker Verſchleimung des Magens eine heilſame Würkung, ſondern pflegt auch den Leib zu öfnen, und theils ein gutes Laxans abzugeben, theils aber auch die Würmer abzutreiben; und zwar dieſes inſonderheit, wenn es, wie einige gemeine Salze, etwas bitteres bei ſich führet. Und in dieſen Stük berufe ich mich auf die bei uns bekannte Erfahrung, da nemlich die hieſige Soole, woraus das Salz geſotten wird, vielfältig von gemeinen Leuten zum Laxiren und Abtreiben der Würmer mit guten Nuzen gebrauchet wird.

§. 16. Aeuſerlich gibt es nicht minder eine herrliche Medicin in verſchiedenen Krankheiten ab. Denn alſo thut es z. E.

in dem Rothlauf, in geſchwollenen Drüſen des Halſes, und in andern äuſerlichen Geſchwulſten, eine ſehr gute Würkung, wenn es warm gemacht, zwiſchen Tücher geſchlagen und fleiſſig troken aufgelegt wird, da es denn den leidenden Theil, weil es lange heis bleibt, in gehöriger Wärme und Ausdünſtung erhält, und die Geſchwulſt zertheilen hilft; wiewol es auch wohl ſeyn kan, daß es dieſen Effect zum Theil mit ſeiner Schärfe erweiſet, in ſo ferne ſich nemlich etwas davon durch den Schweis auflöſet, eine gelinde Prikelung in der Haut verurſacht, und ſolchergeſtalt die Zertheilung der Geſchwulſt befördert: welches aber in der Roſe billig wegfallen mus. Und eben ſo weis man auch, daß man vielmals ſehr guten Nuzen geſchaffet hat, wenn das warme Salz bei gelähmten, und mit Mutterplage beſchwerten Perſonen auf die Fusſolen iſt gebunden worden.

§. 17. Gleichergeſtalt pflegt das Salz öfters gut zu thun, und eine reinigende Kraft zu erweiſen, wenn man in der Mundfäule das blutende Zahnfleiſch bisweilen damit reibet; wie es denn auch nicht ſelten unter die kühlenden Hauptumſchläge deswegen mit Nuzen gemiſchet wird, daß es ihre kühlende Kraft vermehren ſoll. Ja ich habe ſelbſt öfters, wenn man eben nichts anders bei der Hand gehabt hat, mit guten Erfolg verordnet, daß man in Kopfwehe und Hize eine Brodſcheibe mit etwas Salz beſtreuen, hernach mit Citronſafte, oder Weineſſig befeuchten, und über die Stirne binden ſolle. Und hieher rechne ich auch den äuſerlichen Gebrauch des Salzes in ſchlafſüchtigen Zufällen; da man nemlich, um die Empfindung der Patienten einiger maſſen zu vermehren, ihre Fusſolen mit Eſſig und Salz ſtark zu reiben pflegt.

§. 18. Paracelſus in ſeinen Büchern p. m. 1012. und 1036. räth mit vielen Lobeserhebungen warme Salzbäder in ſchleimigen Flüſſen, in allerhand Geſchwülſten der Flüſſe von Podagra und Waſſerſucht, ingleichen in allerlei kräzigten Ausſchlägen zu gebrauchen, und ſagt ausdrüklich, daß dadurch die übrigen und ſchlimmen Feuchtigkeiten verzehret würden. Und gewis, ſo viel man wahrſcheinlich ſchlieſſen kan: ſo kan man keinesweges in Abrede ſeyn, daß nicht die geſalzenen Bäder einigen Nuzen in den gedachten Krankheiten gewähren ſollten. Denn weil ſie den Trieb des Bluts in den Adern, nebſt der Ausdünſtung der Haut vermehren, ſo können ſie auch allerdings die Geſchwulſt mindern; und da ſie wegen ihrer Schärfe die an der Haut ſizende Unreinigkeiten wegbeizen: ſo mag es auch folglich gar wohl geſchehen, daß ſie in der Raude und Kräze gut thun, wenn nur anders der Cörper vorher gehörig gereiniget, die Vollblütigkeit gemindert, und ſonſt das nöthige dabei beobachtet wird.

Ein leichtes Mittel, die Feſtigkeit, Stärke und Dauerhaftigkeit

des Holzes zu vermehren, durch den Herrn du Buffon. Aus den franzöſiſchen Memoires de l'Academie royale des ſciences.

Es iſt hierzu weiter nichts nöthig, als daß man den Baum zu der Zeit, da der Saft in die Höhe treibet, von oben bis unten abſchäle und ihn alſo unten gänzlich austroknen laſſe, ehe man ihn fället. Dieſe Arbeit erfordert nur geringe Koſten: und man wird ſehen, was für herrliche Vortheile daraus erwachſen. Dieſe Erfindung iſt nicht neu. Vitruvius hat bereits in ſeiner Baukunſt dieſes Vorſchlags gedacht und Herr Doctor Plot verſichert in ſeiner natürlichen Geſchichte, daß man in Engelland um Stafford herum die groſſen Baume, wenn der Saft eintritt, abſchäle, ſie hernach bis in den folgenden Winter troknen laſſe und alsdenn fälle. Er bemerket zugleich aus einer langen Erfahrung, daß dieſes Holz weit harter, veſter, ſchwerer und ſtärker ſey, als das Holz von ſolchen Bäumen, die in ihrer Rinde gefället worden.

Nachricht von einer ſichern Verwahrung der Kraut- und andern Pflanzen gegen das Abfreſſen des Wildes, der Raupen, Schneken und Erdflöhe.

Dieſes Mittel kan man deſto ſicherer anwenden, da es nicht nur oft und vielfältig verſucht, ſondern auch allezeit gut befunden worden. Man mus dieſem Uebel ſogleich bei dem Pflanzen zuvorkommen. Daher nehme man auf 1. Aker Feld, den man bepflanzen will, 4. Loth Teufelsdrek und laſſe ihn in einem Röſſeltöpfen mit Miſtjauche angefüllet, ſo lange kochen, bis er zergangen iſt. Man ſchütte alsdenn in einem groſſen Gefaſe noch eine halb. Waſſerkanne voll Miſtjauche dazu, rühre ſolches wohl untereinander, und tauche alsdenn die Pflanzen, ehe man ſie ſezet, darinnen ein, ſo daß ſie über und über ſtark benezet werden. Man wird alsdenn mit Verwunderung ſehen, wie ſehr das Wild dergleichen Pflanzen fliehen wird. Man hat auch nicht zu befürchten, daß das Kraut einen übeln Geſchmak davon bekomme, ſondern der böſe Geruch wird nach und nach von der Luft und Sonne ausgezogen. Die Raupen und Schneken aber, ingleichen die Erdflöhe, ſo die kleinen Pflänzgen wegfreſſen, kan man am leichteſten durch folgendes Mittel vertreiben: Man nehme einen Eimer voll Waſſer aus der Miſtgrube und thue darein Teufelsdrek für 6. Pf. Waid für 3. Pf. Knoblauch für 3. Pf. geſtoſene Lorbeere für 3. Pf. Hollunderblätter, oder das Aeuſſerſte am Hollunder 1. Hand voll, Ebiſchwurzeln eine Hand voll, und laſſe ſolches dreimal 24. Stunden darinnen weichen. Mit dieſem Waſſer beſprenge man durch einen Wiſch von Rokenſtroh das Kraut und die kleinen Pflänzgen, die von dieſem Ungezieſer beſchädiget worden.

Die Herrn Verfaſſer der öconomiſchen Nachrichten fügen dieſer Nachricht noch ein anderes und von ihnen ſehr oft verſuchtes Mittel wider die Raupen im Kraute bei. Man beſäe den Rand des Akers / worauf Kraut gepflanzet werden ſoll / um und um mit Hanfe ; ſo wird man mit Verwunderung erfahren / daß / wenn gleich die ganze Nachbarſchaft Raupen in ihrem Kraute hat / das mit dieſer Schuzwehre umgebene Feld davon befreiet bleibe.

Schreiben eines Utopianers von den Sitten und Mängeln der Europäer.

Nachdem es in dem geheimen Rath, unter dem Vorſiz deiner Ehrwürdigen Perſon, war beſchloſſen worden, daß ich zum andernmal eine Reiſe nach denen von uns ſo weit entfernten Ländern der ſogenannten Chriſten unternehmen, und weiter bis in die Oſtwerts gelegene Gegenden mich wagen ſollte, ſo begab ich mich zu Amauroto, auf dem groſſen Flus Anydir, unter Seegel. Ich bediente mich eines gewiſen Krauts, welches mich den ganzen Weg über die See in ſtetem Schlummer erhielt, alſo daß ich die ungeſtümme Meereswellen nicht anders empfand als ein Kind, welches durch das ſanfte Schukeln ſeiner Wiege eingeſchläfert wird.

So bald war ich nicht auf den Brittaniſchen Seeküſten glüklich an Land geſtoſen, ſo verfügte ich mich mit meinen Sklaven, der mir die mit Gold und Kleinodien angefüllte Küſte nachtrug, in die Hauptſtadt dieſer groſſen Inſel. Meine Freunde, da ſie meine Schäze ſahen, empfiengen mich dieſesmal weit liebreicher; als bei meiner erſten Reiſe, und ich war vergnügt mir durch etwas ſo geringes ihre Freundſchaft zu erwerben. Die Nachrichten, welche ich deiner Weisheit vor drei Jahren von dieſen Völkern gegeben habe, werden deinem Gedächtnis noch gegenwärtig ſeyn. Nach einem kurzen Aufenthalt begab ich mich von da weiter in die feſte Länder, und befinde mich jezo unter einem Volk, welches vo[illegible]r alten Freiheit, die es vormals gen[illegible]n, die Freien genennet wird. Nun aber haben ſie davon nichts mehr als den Namen. Sie ſind faſt alleſamt Leibeigene von denen Mächtigen im Lande, welche mit ihnen machen was ſie wollen. Sie ſtellen ſich deswegen auch viel ſclaviſcher als die Britten, und grüſſen einen ſchönen Rok mit vielen Verbeugungen: der Mann, der ſolchen trägt, mag ſeyn wer er will; ſo knechtiſch ſind ſie in Betrachtung alles deſſen, was nur den Schein von einem Herren hat.

Die Hauptſtadt dieſer Länder iſt ziemlich gros und volkreich. Ihr Name iſt Pharothoruntum: ihre Lage iſt ſehr angenehm, die Sprache der Einwohner aber iſt wegen ihrer überaus harten Mundart ſchier von keinem Fremden nachzuſprechen: ſie ziehen den Thon tief aus der Gurgel herauf, und ſpeien einem gleichſam, mit einer groſſen Oefnung des Mundes, die ganze Wörter ins Geſicht. Die Stadt liegt auf einem fruchtbaren Boden, an einem ſchifreichen Strohm, worauf man gemächlich von hier, ohne ein Land zu berühren, bis nach Utopia ſchiffen kan. Allein die Leute wiſſen hier nichts von dieſer glükſeligen Inſel; auſſer einigen Gelehrten, welche davon die Beſchreibung des ehmaligen Brittiſchen Canzlers, Thomas Morus geleſen haben. Doch auch dieſe halten es nur für ein bloſes Mährgen; denn ſie können es ſich nicht einbilden, daß es ſolche Narren in der Welt gäben, die das Gold und Silber nicht achten.

Der Akerbau, als Quelle aller wahren Schäze und Reichthümer, wird von dieſen Geld- und Goldgierigen Menſchen für ſehr gering gehalten: Die Leute, die ſolche treiben, ſind die ärmſten im ganzen Lande; ſie werden mit unſäglichen Beſchwerden und Geld-Expreſſungen das ganze Jahr durch mitgenommen. Man ſiehet deswegen hin und wieder ganze Stüke Länder öde und ungebauet liegen, oder denen wilden Thieren Preis geben, an welchen die Fürſten insgemein mehr Freude, als an dem Wohlſeyn ihrer Unterthanen haben.

So hoch erhaben auch in dieſen Ländern die Fürſten ſind, ſo wollte ich doch lieber ein gemeiner Mann ſeyn. Ihre Hoheit erlaubet ihnen nicht wie andre Menſchen zu leben; die Ehrerbietung, die ſie von ihren Unterthanen fordern, ſezet ſie in ſteten Zwang. So viel ſie auch einzunehmen haben, ſo leben ſie doch immer in Sorgen noch mehr aufzubringen, weil ihr Pracht und ihre Verſchwendung weder Ziel noch Maas haben. Sie ſind alſo bei allem ihrem Ueberflus in einem ſteten Mangel: ſie reizen ihre Begierden durch unzehlige Vorwürfe, und ſind voller Unruhe mitten unter allem Genus. Die meiſten ſind mit einer gewiſen Krankheit behaftet, welche man die lange Weile nennet. Hier ſollteſt du, weiſer Fürſt! dir es nicht einbilden können, was nicht bei dieſen Völkern täglich vorgenommen wird, um ihren Fürſten die Lange Weile zu vertreiben, damit ſie nicht an dieſer uns unbekannten Schwachheit ſterben mögten. Dieſes Uebel entſtehet aus Mangel genugſamer Beſchäftigung; denn es ſind gar wenig Geſchäfte, die man für einen Fürſten anſtändig hält. Einige, welche mehr Geiſt und Lebhaftigkeit haben als andre, halten ſich zu ihrem Zeitvertreib eine Menge Soldaten, deren ſie täglich eine gewiſe Anzahl vor ihrem Haus, oder im Feld herum trillen, und allerlei luſtige Bewegungen machen laſſen, darüber mancher, der nicht ſchiklich genug dabei ſich geberdet, eine gute Tracht Prügel bekommt. Ich kan nicht läugnen, daß mir dieſes Schauſpiel, die Prügel ausgenommen, ſehr artig geſchienen. Allein, das ſchlimmſte von dieſer Kurzweil iſt, daß der Fürſt, wenn er ſo viele in Waſſen geübte Männer hat, nicht ſelten dadurch gereizet wird, mit ſolchen in ſeiner Nachbarn Länder zu fallen; dann dadurch erlangt er den Namen eines Helden. Dieſe Soldaten ſchiken ſich gut zum Würgen und Mezeln; ſie ſind nicht ſo mitleidig als wir Utopianer: ſie fürchten ſich auch wenig vor dem Tod; denn ſie haben nichts als ein mühſeliges Leben zu verlieren; wir lieben im Gegentheil unſeres gleichen, und wiſſen die Vortheile dieſes Lebens beſſer zu gebrauchen. Unter den Chriſten aber kan ein Fürſt wohl tauſend Menſchen leiden ſehen, um ſich ein einziges Vergnügen zu verſchaffen.

Von den Fürſten komm ich auf die Einwohner dieſer Stadt: ſie nähren ſich meiſtentheils von der Kaufmannsſchaft, die hier mit gutem Fortgang getrieben wird; oder ſie ſind Handwerksleute. Dem Kaufmann iſt es gemeiniglich um nichts als um das Geld zu thun, deſſen ſich ſeine Erben zu erfreuen haben, dann ſie ſelbſt genieſen es ſelten: ſie handeln in alle Theile der Welt. Ich fürchte nur ſie mögten einmal durch ihre Schiffahrt unſer glükſeliges Eiland entdeken, und auch mit uns einen Handel aufrichten wellen; wobei wir unfehlbar verlieren würden: indem wir gegen unſer nichtswürdiges Gold und Silber, das wir ihnen wohl laſſen könnten, ſo viele böſe Sitten eintauſchen dürften, daß ganz Utopia dadurch könnte verunreiniget werden. Denn der Menſch hat die Neigung zum Böſen in ſich; daß ſie aber bei uns nicht ausbricht, wie bei denen Europäern, ſolches kommt daher, daß wir denen Laſtern bei uns nicht den freien Lauf laſſen, ſondern durch gute Anſtalten, alle Gelegenheit darzu ſorgfältigſt ſuchen aus dem Weg zu räumen; damit das Gute ſtets die Oberhand behalten, und in allen unſern Geſchlechtern und Haushaltungen beſtändig herrſchen möge. Da im Gegentheil die Laſter und böſe Sitten bei den Europäern durch die Gewohnheit gleichſam zur Natur werden; denn obgleich ihre Geſeze bei nahe ſo gut ſind, wie die Unſrigen, ſo helfen ſie ihnen doch nichts; weil ſie ſich daraus mehr Ehre machen, ſolche zu übertretten, als zu beobachten. Z. E. Ihr Geſeze verbieten die Selbſtrache, und gleichwohl wird, derjeni[illegible] der nur um eines ſchlüpfrigen Worts [illegible]alben den andern nicht vor die Klinge fordert, für einen verzagten Menſchen gehalten, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat; Ein Soldat, ein Edelmann darf keinen Schimpf auf ſich laſſen, ſollte es ihm auch tauſend Leben koſten: ſo grosmüthig iſt bei ihnen der Trieb wider ihre eigne Geſeze zu handeln. Falſchheit, Betrug und Lügen ſchänden bei uns die Menſchheit. Bei den Chriſten aber macht man ſich ſo wenig daraus, daß man denjenigen für einen klugen und wizigen Kopf hält, der den andern mit ſchlauer Liſt hintergehen kan. Es gibt andere Völker, die nechſt an den Chriſten, nach dem Orient zu wohnen, welche deswegen, wenn ſie einen recht ſehr ſchelten wollen, von ihm zu ſagen pflegen: Er lügt, er betrügt wie ein Chriſt.

Ich mus dabei auch die groſſe Freiheit der Handwerksleute hier zu Lande bewundern; die meiſten arbeiten ſelber nicht, ſondern laſſen ſchier alles durch ihre Lehrlinge thun; dieſe mögen nun die Arbeit gut oder ſchlecht machen, ſo wird doch gleichwol eine wie die andere bezahlt. Ja, man mus ihnen ſo gar auch die Mühe bezahlen, wenn ſie einem etwas verderben; dieſes bringen ihre Handwerksgebräuche ſo mit ſich.

Auſſer dieſen beiden Gewerben gibt es hier eine groſſe Menge Müſiggänger und Bettler, die theils wie das wilde Vieh, theils wie die Schatten auf den Gräbern herum wandern: Jene berſten ſchier vom Ueberflus, und dieſe verkamen hingegen aus Mangel. Fürwahr ſchlechte Ordnungen für ein Volk, welches die Liebe des Nächſten für eine Hauptpflicht ihrer Religion angibet. O ſelige Utopianer! wie dank ich dem Herrn der Sonnen, daß er uns die Triebe der Menſchlichkeit ge-

laſ

laſſen, und uns untereinander durch das Band einer geheiligten Liebe verknüpfet hält!

Es herſchet hier in allen Dingen ein gewiſer Gebrauch, den man die Mode nennet. Dieſer gibt einer jeden Sache ihren Werth, und macht daß auch was abgeſchmakt iſt, für artig gehalten wird. Man lebt und ſtirbt nach der Mode, und viele würden noch nicht geſtorben ſeyn, wenn ſie nicht zu ſehr nach der Mode gelebet hätten. Wenn jemand hier zu Land hundert Jahr alt wird, ſo iſt dieſes ein Wunder, welches man zum Andenken in die Tagbücher aufzeichnet. Armſelige Europäer! bei uns wird es eben für einen ſo auſſerordentlichen Zufall gehalten, wenn einer vor hundert Jahren ſtirbt.

Wundre dich nicht, Ehrwürdiger Greis, daß Menſchen, die ein ſo verdorbenes Geblüt und ſo wenig Geſundheit haben, auch wunderlich, zänkiſch und eigenſinnig ſind. Eine Menge Rechtsgelehrten nähren ſich allein von ihren Streitigkeiten, welche ſonſt mit leichter Mühe nach der Vernunft und natürlichen Billigkeit, konnten entſchieden werden; damit aber iſt weder denen Rechtsgelehrten noch denen Streitenden gedienet; denn dieſe wollen hadern und jene dabei ihr Brod verdienen: Sie haben viel tauſend Rechtsbücher, damit, wo das eine nicht gilt, das andere kan angeführt werden. Vor Gericht werden insgemein erſtlich drei bis viermal Schriften gewechſelt, bevor der Richter ſich die Mühe gibet darauf eine Antwort zu geben. Dieſe entſcheidet wohl die Art des Streits, aber den Streit nicht ſelbſt: Hat man die Formalien, wie ſie das Ding nennen, in einer Gerichtsſtube durchgegangen, ſo ſchleppet man den Proceſs vor einen andern Richterſtuhl, und fängt ſolchen wieder von fornen an. Dieſes Spiel währet ſo lang als die Streitende Geld haben, ihre Sachwalter und Gerichtsſporteln zu bezahlen. Sterben und verderben ſie darüber, ſo hat der Proceſs wohl einen Anſtand, aber kein Ende; Denn wo die Erben ihn fortſezen wollen, ſo kan ſie nichts daran hindern, als der Mangel an Geld. So eine unendliche Wiſſenſchaft iſt in dieſen Ländern die Rechtsgelehrheit.

Doch dieſe Wiſſenſchaft iſt es nicht allein, welche die Europäer unter einander verwirret, ihre Religion ſelbſt mus dazu dienen. So verſtändlich auch ihre meiſte Glaubenslehren ſind, indem ſie ſich auf die vernünftige Natur gründen; ſo vertiefen ſich nichts deſtoweniger ihre ſogenannte Geiſtlichen dermaſen in allerhand geheimen und unerforſchlichen Fragen, daß ſie darüber ſtets mit einander zanken und diſputiren; dann es will hier immer einer klüger und gelehrter ſeyn als der andere. Dieſer Streit wird öfters mit ſolcher Hize und Wuth getrieben, daß daraus ſchon mehrmalen ganze Empörungen der Völker und entſezliche Blutvergieſungen entſtanden ſind. Es werden hier jährlich eine Menge Bücher gedrukt. Wer nur ein wenig ein Gefühl von ſeiner Gelehrſamkeit hat, der läſſet ſeine Schriften heraus geben, und vor dieſelbe ſein zierliches Ebenbild in Kupfer ſtechen, damit der Leſer vor ihm eine Ehrfurcht bekommen, und ſich nicht unterſtehen möge, ſeinen Lehrſäzen zu widerſprechen. Du wirſt denken, weiſer Fürſt, wo man dann mit allen dieſen Büchern hinkäme? Allein die Einwohner dieſer Länder bedienen ſich des gedrukten Papiers zu mancherlei Gebrauch; und es mus ſchon ein gar feines Buch ſeyn, das von hundert Menſchen gekauft, und von zwanzig geleſen wird.

Es findet ſich auch unter den Chriſten ein eignes und abgeſondertes Volk, das man die Mauſchen nennet: ſie rühmen ſich noch von denen alten Hebräern abzuſtammen, mithin das älteſte Volk auf dem Erdboden zu ſeyn. Ein garſtiges unflätiges Volk, dem die Chriſten alle Schmach und alle Drangſalen erweiſen, weil ſie vorgeben, der Mauſchen ihre Vorfahren hätten vor 1700. Jahren ihren Heiland gecreuziget. Gewis eine weit hergeſuchte Rache! wenn man ſie fraget, ob denn ihr Heiland ein ſo rachgieriger Mann geweſen ſey; ſo berichten ſie von ihm ganz das Gegentheil und ſagen: er hätte ihnen befohlen, auch ihre Feinde zu lieben, und ja niemand nichts zu leid zu thun, noch Böſes mit Böſem zu vergelten. So ſehr lauffen der Chriſten Lehren und Thaten wider einander. Sie vergönnen kaum den armen Mauſchen einen moraſtigen Winkel zu ihrem Aufenthalt: alle ehrliche Hanthierung iſt ihnen verboten: ſie müſſen ſich deswegen meiſtentheils vom Betrug, und vom Diebſtahl nähren: treiben ſie aber dieſes Handwerk zu verwegen, ſo müſſen ſie Zeugen von der ſtrengen Gerechtigkeit der Chriſten abgeben, und kommen dem Scharfrichter in die Hände. Wär es nicht beſſer, man tractirete ſie wie bei uns die Sklaven, und lies ſie wacker arbeiten? doch ſo, daß man ihnen dabei weiter keine Drangſal zufügte, noch ihnen das Leben, das ſie von eben dem Schöpfer haben wie wir, nicht unerträglich machte.

Sonſt ſind in dieſen Ländern die meiſte groſſe Städte, ſo viel ich derſelben im Durchreiſen beobachtet habe, nicht wohl gebauet; die Menſchen wohnen darinnen wie auf einem Klumpen zuſammen; gleichſam, als ob die Welt nicht gros genug wär, ihnen einen räumlichen Plaz, in einer freien und ſchönen Luft, zu ihrem Aufenthalt zu vergönnen: ſie haben weder abflieſende Canäle, noch breite Straſen, noch luſtige Spaziergänge, noch wohl angeordnete Gebäude, noch ſonſt andere Bequemlichkeiten, welche uns die Natur pflegt an Handen zu geben. Die meiſten Häuſer in denen groſſen Städten gehen oben ſpiz zuſammen, ſind hoch wie die Thürme, und hangen wohl gar einige Werkſchuh nach der Straſen über; alſo, daß man fürchten ſollte, ſie müſſen einem oben über den Kopf zuſammen fallen. Von hin und wieder kaum den Rand der Fenſter. Die Leute ſizen ſich einander drei bis viermal über den Köpfen, und laſſen einer dem andern ſeinen nachbarlichen Unflat im Ueberflus zukommen; wobei eine Utopiſche Naſe, die an den lieblichſten Geruch der herrlichſten Balſamen und Kräuter gewohnet iſt, unnatürlich viel leiden mus.

Vorſchläge, wie die ſchädlichen Sperlinge auf die leichteſte Art gefangen und ausgerottet werden mögen.

Es gibt in Teutſchland dreierlei Arten der Sperlinge, als:

1) Hausſperlinge, welche ſich in Städten, Dorfern, und wo ſonſten Menſchen ſind, auch auf den Feldern aufhalten, und hier zum Unterſchied der gleich zu erwehnenden Art, Hausſperlinge benamet werden, ob ſie gleich in groſſer Menge auf den, von Häuſern nicht zu ſehr entfernten, Feldern anzutreffen.

2) Feldſperlinge, ſo ſich im Felde und Gebüſchen, auch nahe um die Dörfer, aufzuhalten pflegen.

3) Rohrſperlinge, deren Aufenthalt an Waſſern, Teichen, Moräſten und ſumpfigten Orten iſt.

Unter dieſen ſind die erſten den Garten- und Feldfrüchten am ſchädlichſten. Sie halten ſich Winter und Sommer an allen Orten, wo Felder ſind und Menſchen wohnen, mithin auch in den Städten und Gebäuden, auf. Sie brüten jedes Frühjahr wenigſtens dreimal Junge aus, deren in jeder Horſt 4. bis 7. ausgebracht werden, und die ſich alſo ungemein ſtark vermehren. Ihre Nahrung für ſich und ihre Jungen beſteht im April und Mai, ſo lange die Saatzeit wahret, in allerhand Korn, und Feldfrüchten. Im Monat Junius und Julius nehren ſich die Alten, nebſt den Jungen, von verſchiedenen Indenen Inſecten, beſonders Maikäfern, grünen Kohl- und Baumraupen, auch verſchiedenen Arten Fliegen. Mit dem Ende des Julii fallen ſolche in die Gärten, und nähren ſich von allerhand ſaamentragenden Gartengewächſen, auch Baumfrüchten. Im Auguſt, September und October thun ſolche der Gerſte, dem Haber, Weizen und Roken, den gröſſeſten Schaden, ſolchergeſtalt, daß oft die nächſten Früchte an den Dörfern ganz verdorben werden. Des Winters ſuchen ſie ihre Nahrung in und auſſer den Scheuren, und auf den Kornböden; daher gewis iſt, daß ſich dieſe Vögel das ganze Jahr hindurch nur 2. Monate von Inſecten, und 10. Monate von Feld- und Gartenfrüchten, ernähren, und alſo bei einem vermehrten Ueberfluſſe groſſen Schaden zu thun vermögend ſind.

Die zweite und dritte Art Sperlinge ernähret ſich vom Rohr- und andern Kräuterſaamen, thun alſo keinen ſonderlichen Schaden.

Die erſte Sorte, oder die Hausſperlinge, werden, nach den verſchiedenen Jahrszeiten, auf verſchiedene Art weggefangen. Im Winter und Frühjahre fangen ſich ſolche ſelbſt in den Reuſen, wovon zwo Sorten, in dem Abriſſe mit A. und B. bezeichnet, allhier beigefüget ſind. Es werden dieſe Reuſen in die, gemeiniglich mit Gatterwerk zugemachte, in die Kornböden und andere Gebäude gehende, Luken, oder Dachfenſter, feſt genagelt, daß die Seite 1. auſſer, und die Seite 2. in das Gebäude reichet. Wenn dieſelben auf den Teller a. kommen, ſo kippet ſolcher nieder, daß der Sperling ins Gebäude fliegen mus, und ſtellet ſich der Fang von ſelbſten wieder auf. Weil nun die folgenden Vögel nichts davon gewahr werden: So fänget ſich einer nach dem andern weg. Die Böden müſſen, auſſer dieſen Reuſen, überal zu ſeyn, daß die gefangenen Sperlinge darinn bleiben chennez, noch beſſer aber in einen, vor einer geöfneten Luke ſtehenden, Garnſak gejaget, und tod gemacht werden. Es iſt auch ein ſolcher Garnſak bei dem folgenden Fange angebracht. Der Kaſten B. wird auf obbeſchriebene Art in den Luken alſo und dermaſſen befeſtiget, daß die Sperlinge das, auf dem Boden liegende, Korn durch die Oefnung 3. ſehen, auch hinein fliegen können. Wenn dieſelben ſodann zurük wollen: So fliegen ſie allein nach den lichten Gattern, und verfehlen des Eingangs ſowohl dieſerhalb, als weil ſie nicht in gerader Linie auffliegen können, müſſen alſo ſolchergeſtalt in dem Gebäude bleiben. Wollte ſich aber jemand die Mühe geben, in ſolcher Zeit, da die Sperlinge die Kornböden am meiſten ſuchen, darauf zu warten: So kan vor eine oder zwo offenen Luken ein kleines, mit einer Rollſtange verſehenes Nez, wie in dem Abriſſe C. angebracht, aufgeſtellet, und wenn eine Anzahl hinein geflogen, daſſelbe durch einen Bindfaden abgezogen, mithin können alle im Gebäude ſeyende Sperlinge wie vorige, gefangen werden.

Der Abris C. ſtellet eine Strohhütte vor, welche 12. Fus lang, 8. Fus breit und hoch, von Stangen aufgebauet, und mit dünnem Stroh, bis auf beide Oefnungen, zugebunden, und in eines jeden, oder etlicher, Bauren Hofe in einem Dorfe, ohne ſonderliche Mühe und Koſten, angebracht werden kan. In dieſer Hütte werden etliche Baumzweige angebunden, und zwiſchen ſolche unausgedroſchenes Haberſtroh, beſonders im Winter, gelegt. Man läßt die Sperlinge alsdann etliche Tage aus- und einfliegen, bis ſich eine ganze Menge dahin gewehnet, nachhero werden die beiden Rollſtangen, wie das Modell ergibt, aufgeſtellet, und, wenn viele Vögel darinn ſind, jene los gelaſſen, da denn dieſe mit einander in den vorgelegten Garnſak fliegen, und ge-

Sperlinge ausfliegen, und die jungen Hüner, auch Tauben, unter beſagten Hütten gefütert werden, auf obbeſchriebene Art gebrauchen. Wobei noch zu merken, daß etliche lebendige Sperlinge, als die ſo genannten Läufer auf den Vogelheerden, in der Hütte angebunden, und mit Korn gefütert werden müſſen, nach welcher Loken, oder Schreien, die andern ohne Scheu fliegen, und um ſo eher zu fangen ſind.

In der Brützeit dieſer Vögel, welche im Martio angehet, und bis Ende des Julii dauret, werden an den Bauerhäuſern, und wo ſichs ſonſten thun läſſet, neben den Fenſterluken, auch andern Oefnungen, zu welchen man mit der Hand kommen kan, von Thon nach den Schwalbenneſtern geformte, mit einer Oefnung verſehene, und gebrannte, Töpfe gehänget, in ſolche wird etwas, mit Stroh und Federn vermengtes, Heu geſteckt, worinn die Sperlinge des Frühjahrs brüten, des Nachts hingegen mit den Alten und Jungen, wenn nur die Oefnung mit Heu zugeſtopft wird, weggefangen werden; wodurch an verſchiedenen Orten dieſe Vögel ganz ausgerottet ſind. Es iſt auch von dieſen Töpfen ein Abris ſub D. beigefügt.

Im Auguſt, September und October-Monat wird zwar der Akermann, wegen häufiger Arbeit im Felde, ſich vorbeſchriebener Art, die Sperlinge zu fangen, nicht füglich bedienen können. Weil es aber an den meiſten Orten alte, abgelebte, und gebrechliche Leute gibt, die keiner ſchweren Arbeit mehr obliegen können: So würden die Gemeinden für ſich etwas Nüzliches thun, wenn ſie dergleichen Leuten für jeden Sperling ein Pfenning Fangegeld reichen, auch durch dieſelben den Sperlingsfang fortſezen lieſſen; und alsdann konnten ſolche, auch in den Auguſt- September- und Octobermonaten, wenn die Sperlinge in die Felder fallen, dieſe Felddiebe, in den nahe ſtehenden Dorn-

zwar, Feuersgefahr zu verhüten, auſſer den Gebäuden zur nöthigen Dike eingekocht; einige abgeſchälte ellenlange Ruthen werden damit umwunden, und auf beſagte Dornheken feſt geſteket. Nicht weniger können ſolche, zu Ende des Septembers und Octobers, mit Vogelheerdswänden, die platt auf die Erde, nahe bei den Dörfern, an Dornheken, Gärten, und dergleichen geſchlagen ſind, häufig gefangen werden, wenn ſie einige Tage auf dem Heerdplaze angekörnet, und dahin gewöhnet ſind. Doch mus derjenige, welcher ſich dieſer Art des Fanges bedienen will, etliche lebendige Sperlinge im Vogelbauern zum Loken gebrauchen, auch ein paar auf dem Heerdplaze als Läufer anbinden. Dieſer lezt beſchriebene Sperlingsfang wird in einem gewiſſen Lande mit gutem Nuzen gebraucht.

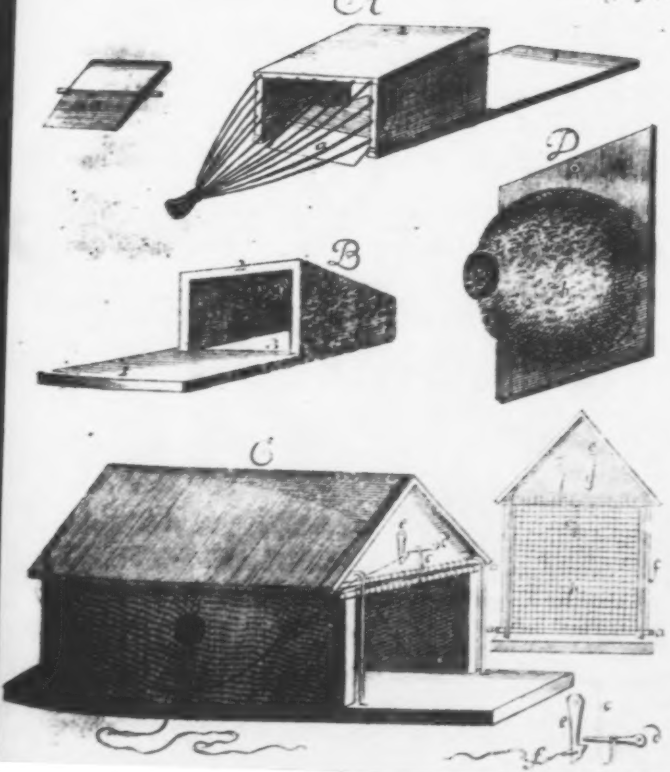
Erklärung.

I. Wie die Rollſtangen im Modelle C. aufzuſtellen, und ins Groſſe zu machen ſey.

Die Stangen a. a. werden, ſamt dem Neze b. in die Höhe gerollt, und der inwendige Faden c. wird unter dem Neze oder den Stangen, worauf es ruhet, durchgezogen, und oben an das gleiche Stellholz d. gehänget, der Hake e. hingegen, woran die Abzugslinie f. beveſtiget, vorgerüket, damit das gleiche Stellholz d. welches die Stange a. trägt, hierauf bis zum Abziehen ruhen kan. An die Abzugslinie f. wird im Groſſen eine längere Linie, accurat in die Mitte g. gebunden, und durch einen Pfahl, welcher etwa 12. Fus nach dem rechten Winkel von der Strohhütte abſteht, durchgezogen, darauf an etwas Gefälliges, zu Abziehung beider Rollſtangen angebunden.

Die groſſen Stangen a. a. können von Holze gemacht, und zu beiden Seiten mit Stein oder Holz beſchweret werden, daß-

ad pag. 98.


A
2
9
B
2
1
3
D
4
C
e
f
c
d
g
h
e
f
c
d
f

ob ein Nez oder grobes Linnen an den Stangen feſt gemacht wird.

Zu beiden Seiten beſagter Hütte wird h. ein rund geſtrikter Garnſak gemacht, an deſſen äuſerſten Spize ein Stok gebunden, und am Hauſe oder der Hütte feſt gemacht wird, welcher den Garnſak offen hält, alſo, daß die gefangene Vögel aus der Hütte, welches gleich geſchieht, hinein fliegen, und heraus genommen werden können; über die beiden Stangen wird eine kleine Abdachung von Stroh gebunden, daß der Regen abläuft, und dieſelben im Verborgenen liegen. Uebrigens mus dieſe Hütte, zu Abhaltung des Horn- und Schweinviehes, auſſen herum, oder nur von beiden Seiten, mit Riken zugemacht, oder in Gärten mit Zäunen umgeben, aufgebauet werden.

II. Wie die Schwalbenneſter von den Töpfern zu verfertigen, und zum nüzlichen Gebrauche einzurichten ſeyn.

Das, von Thon verfertigte, Blat a. iſt 6. Zoll lang, 6. Zoll breit, und 1. und ein halben Zoll dike; und das, auf einer Töpferſcheibe halb rund gedrehete, Schwalbenneſt b. wird an das Blat a. feſt geſchmiert, auswendig aber wie ein ordentliches Schwalbenneſt rauch formirt, die Oefnung bei c. gelaſſen, und auf ſolche Art tüchtig gebrennt. Alsdann wird dergleichen Neſt mit derjenigen Sorte Erde, womit die Schwalben an jedem Orte bauen, wann dieſe zuvor mit Waſſer weich gemacht, gehörig überſtrichen, und in demſelben, obgedachter maſſen, Heu, Stroh und Federn, des Brütens wegen, geſtopft.

Paul Dudleys, Eſqu. Mitglieds der Königl. Geſellſchaft, Bericht, von der Klapperſchlange.

(Phil. Tranſ. 376. N. IV. Artikel)

ſchreklichſte aller Schlangen und ihr Oberhaupt angeſehen. Ihr tödliches Gift macht ſie ohnſtreitig ſo ſchreklich, und die Klapper iſt das Merkmal davon. So viel iſt gewis, daß ſich Menſchen und Vieh mehr vor ihr, als vor einiger andern Schlange fürchten, und da die gemeine Schlange dem Menſchen ausweicht, ſo geht ihm dieſe nie aus dem Wege.

Man unterſcheidet drei Arten von ihnen mit ihren Farben, die gelbicht grün, dunkel aſchfarben, und ſchwarz ſatinfarben ſind.

Ihr Auge hat ſo was beſonders und ſchrekliches, daß man ſie nicht ſteif anſehen kan. Man ſollte denken, ſie wäre von einem böſen Geiſte beſeſſen.

Die Klapperſchlange kriecht mit ihrem Kopfe hart am Boden, und bewegt ſich ſehr langſam, daß ihr ein Menſch leicht aus dem Wege gehen kan: dieſes iſt als ein Beweis Göttlicher Güte, zu Erhaltung Menſchen und Viehes anzuſehen. Wenn ſie Schaden zu thun hüpft oder ſpringt, ſo kömmt ſie damit nicht weiter, als ſo weit ſie ſich gerade ausſtreken kan, den ſie bringt bei ihrem Sprunge nicht den ganzen Leib von ſeinem Orte, wie andere Thiere, und man iſt alſo auſſer Gefahr vor ihr, wenn man ſich weiter, als ihre Länge beträgt, von ihr entfernt befindet. Sie können auch in ihren ordentlichen Bewegung keinen Schaden thun, ſondern müſſen ſich erſtlich zuſammenwikeln, und alsdann ausſtreken, welches aber beides von ihnen in einem Augenblike geſchieht.

Wenn ſie ruhen, oder ſchlafen, ſind ſie zuſammengerollt, und man bemerket, daß ſie ungemein ſchläfrig ſind.

Unſere Leute ſchrieben das Geräuſche, das ſie macht, erſtlich einigen kleinen Knochen, oder harten und loſen Knoten in ihrem Schwanze zu, entdekten aber bald, daß ſie ſich geirrt hatten, und der Schwanz gehen, ohngefehr wie ein Krebsſchwanz, zuſammengeſezt iſt: dieſes Menſchen und Vieh ſo ſchrekliche Geräuſche wird von ihnen durch das Aneinanderſtoſen der Gelenke erregt. Bei ſchönem heitern Wetter iſt es am ſtärkſten, denn beim Regen machen ſie gar keines, daher die Indianer bei Regenwetter in den Wäldern nicht reiſen, aus Furcht, den Schlangen ohngewarnt nahe zu kommen. Noch einen Umſtand hat man bemerkt, nemlich: wenn eine einzige Schlange überrumpelt wird, und klappert, ſo thun ſolches alle mit, die ſich in der Nähe befinden.

Von ihrer bezaubernden Kraft habe ich viel Geſchichte gehöret, für die ich nicht ſtehen mag; ſo viel haben mich verſchiedene Engelländer und Indianer verſichert, daß eine Klapperſchlange Eichhörnchen und Vögel von Bäumen herunter in ihren Rachen zaubern könnte. Ein glaubwürdiger Mann hat mir vor kurzem berichtet: er habe im Walde ein Eichhörnchen ſehr ängſtlich und mit einem kläglichen Geſchrei von einem Aſte zum andern ſpringen ſehen, bis es endlich den Baum herunter und hinter einen Stok gelaufen. Er ſah, was ihm wiederfahren ware, und entdekte eine groſſe Schlange, von der es war verſchlungen worden.

Ich lege dieſer Erzehlung deſto mehr Glauben bei; weil mein Bruder im Walde eine ſolche Schlange geöfnet, und zwei Eichhörnchen in ihrem Bauche gefunden hat, von denen beiden der Kopf voran gekehrt war. Zu dieſer Bezauberung machen ſie ein rauhes Getöſe mit ihrem Munde; und klappern gelinde mit ihren Schwänzen, wobei ihr Auge ſtets auf den Raub gerichtet iſt.

Ihre ordentliche Nahrung ſind Kröten, Fröſche, Graſepferde und ander Ungeziefer, beſonders Erdmäuſe. Die Klapperſchlange dienet wiederum den wilden Schweinen, und ſelbſt unſern zahmen,

Sie bringen ihre Jungen lebendig, und ordentlich deren zwölfe, im Junius zur Welt. Einer von meinen Freunden auf dem Lande beobachtete die Natur und Fortpflanzungsart der Klapperſchlangen, und hat mir davon folgende Nachricht ertheilt; Um die Mitte des Maies, da die Klapperſchlangen zuerſt hervorkommen, öfnete er eine von ſelbigen, und fand in der Mutter zwölf kleine Kugeln, ſo gros als gemeine Schnellkäulchen (common Marble) und an Farbe wie ein Eierdotter. Nach drei oder vier Tagen öfnete er eine andere, und ſah alsdann deutlich einen weiſen Flecken im Mittel der gelben Kugel. Noch nach drei oder vier Tagen, ſchnit er die dritte auf, und entdekte den Kopf einer Schlange, und wenig Tage darauf ſah er drei Viertheil von einer Schlange gebildet, und in einem Knaul zuſammen gerollt. Gegen das Ende des Junius tödete er eine alte, und nahm aus ihr vollkommene lebendige Schlangen, ſechs Zoll lang, heraus. Im September, da die Alten ihre Jungen zu ſich nehmen und zu ihren Löchern führen, ſind ſie noch nicht einen Fus lang. Sie paaren ſich im Auguſt, und ſind da am gefährlichſten.

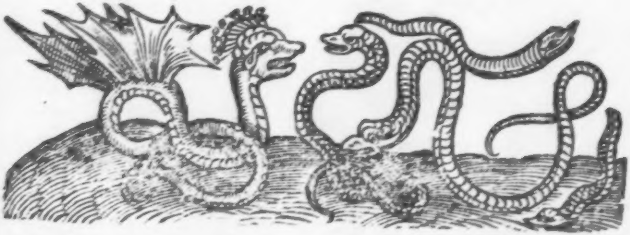
Was andere Schlangen oder giftige Thiere zu thun vermögend ſind, weis ich nicht; aber das bin ich verſichert, daß die Klapperſchlange ihren Gift nicht von ſich ſprüzt, und wenn die Haut nicht durchriſſen, oder eine Wunde mit ihrem Zahne gemacht wird, ſo thut ihr Gift keinen Schaden. Mein Freund verſicherte mich, er habe dieſes auf folgende Art verſucht: Er nahm den Kolben von ſeiner Flinte, und legte ihn auf vier oder fünf ſolcher Schlangen; ſie biſſen darein, und lieſſen verſchiedene Tropfen ihres Giftes darauf, die er mit ſeiner Hand ohne Schaden abwiſchte.

Unſere Leute haben für die Verlezung der Klapperſchlange allerlei Hülfsmittel: unter andern bedienen ſie ſich ſtark der ſo genannten Blutwurzel, die ihren Namen res Saftes Farbe hat. Sie wächſt in unſern Wäldern häufig; die Wurzel wird von ihnen zerquetſcht, und auf den gebiſſenen Ort gebunden, die weitere Ausbreitung des Giftes zu hindern: zu gleicher Zeit ſchröpfen ſie an dieſem Plaze, es wird auch etwas von der Wurzel in Waſſer geſotten, das die verwundete Perſon trinkt.

Ordentlich ſind ſie 3. bis 5. Fus lang, und haben nicht über zwanzig Klappern. Doch hat mich ein glaubwürdiger Mann verſichert, es ſey von ihm vor einigen Jahren eine getödet worden, die zwiſchen 70. und 80. Klappern gehabt, und auf dem Leibe mit grauen Haaren wie mit Borſten hier und da beſezt geweſen: ſie war 5. und ein halben Fus völlig lang, und ſo ſtark, als das dike Bein eines Mannes.

Sie häuten ſich alle Jahre, manchmal im Junius, und kehren beim Abziehen das Inwendige heraus. Man hat auch bemerket daß ihre Haut nicht nur den Leib, ſondern auch Kopf und Augen bedekt.

Ordentlich ſteken ſie in groſſer Anzahl zwiſchen den Felſen beiſammen; um die Mitte des Septembers verbergen ſie ſich, und kommen erſt um die Mitte des Maies hervor, da unſere Jäger, indem ſie in die Sonne kriechen, auf ſie lauren, und ſie hundertweiſe töden; von welchen hier eine Abbildung folget, darunter eine ihr ſogenannter Schlangenkönig ſeyn ſolle:



Gedanken von der Zauberkraft, welche der Klapperſchlange zugeſchrieben wird.

(Aus dem erſten Artikel der 439. Num. der philoſophiſchen Transactionen ausgezogen.)

OB man wohl nicht befürchten darf, daß die Leſer im Ernſte eine ſolche Zauberkraft glauben werden, ſo ſcheint es doch nicht undienlich, des Herrn Sloane Gedanken hievon mitzutheilen, weil vielleicht manche eher geneigt ſeyn möchten, eine Begebenheit, die ihnen nicht gleich begreiflich iſt, zu läugnen, als dieſe Kraft für zaubermäſig zu erkennen. Herrn Sloane Erklärung iſt ſehr natürlich und einfach. Das ganze Geheimnis kömmt, ſeinen Gedanken nach, darauf an: Wenn eins der kleinen Thiere, welche dieſer

Schlangen Raub ſind, von ihr überfallen wird, ſo beiſt ſie ſolches: Das Gift verſtattet dem Thiere ein klein Stük Weges fortzuwandern, oder einem Vogel auf den nächſten Baum hinauf zu fliegen, da denn die Schlange es ſehr aufmerkſam betrachtet, bis es tod hernieder fällt, alsdenn es mit ihrem Speichel überſtreichet und verſchlingt. Labat in ſeinen Nouveaux voyages aux Isles de l'Amerique, T. III. p. 96. und 106. berichtet ebenfalls, die Schlangen pflegten ſich, nachdem ſie ihren Raub gebiſſen hätten, zurük zu ziehen, damit ihnen kein Schade geſchähe, und wenn er tod wäre, ihn mit ihrem Speichel zu bedeken, und alsdenn zu verſchlingen.

Herr Sloane führt, zu Beſtätigung ſeines Gedankens, mit einer Erzehlung des Oberſten Beverlei in ſeiner Geſchichte von Virginien, 2. Auflage, Lond. 1722., S. 260. Seite) als eines Augenzeugens folgendes an: Er befand ſich mit noch 2. andern in Geſellſchaft in einem Garten. Einer traf auf dem Wege einen mehr als halb erwachſenen Haſen an, der ſtille ſizē blieb, ob er wohl ganz nahe bei ſelbigem vorbei gieng: Er gab dem Haſen einen Hieb mit einer Peitſche, worauf ſolcher etwa 10. Fus fortlief, und ſich wieder ſezte. Er gieng eben den Weg zurük, und entdekte unweit des Plazes, wo er den Haſen gehauen hatte, eine Klapperſchlange. Er machte ſich darauf etwa 20. Ellen nach einer Heke zu, einen Stok, zu Tödung der Schlange, zu holen, und fand bei ſeiner Rükkunft die Schlange zuſammen gerollt, an eben dem Orte, von dem er den Haſen verjagt hatte. Er ſah ſich bei dieſer Gelegenheit wieder nach dem Haſen um, und entdekte ſolchen etwa 10. Fus von der Schlange, an eben dem Orte, wo er nach empfangenem Hiebe war liegen geblieben. Der Haſe lag nun auf der Erde, hob ſich bisweilen auf ſeine Vorderfüſe, und arbeitete, als ob er ſein Leben retten, oder gerne fort wollte, konnte aber nie die Hinterläufte vom Boden erheben, ſondern fiel allezeit wieder platt auf die Seite, und ſtöhnte gewaltig. Der Zuſchauer rufte ſeine andern beiden Geſellſchafter dazu, und ob ſie wohl der Schlange alle drei auf 15. Fus nahe kamen, alles vollkommen zu überſehen, ſo bekümmerte ſich doch die Schlange nicht im geringſten um ſie, daß ſie nicht einen Blik nach ihnen ſchikte. Sie blieben da wohl eine halbe Stunde ſtehen, ohne daß ſich die Schlange im geringſten änderte, der Haſe aber erhob ſich oft, und fiel wieder auf die Seite, bis er endlich eine Zeit lang als tod lag. Alsdenn ſtrekte ſich die Schlange aus ihrem Ringel aus, und kroch ſachte auf den Haſen zu, da ihre Farben zu der Zeit zehnmal prächtiger und glänzender waren, als ſonſt. Indem ſich die Schlange fortbewegte, ſtrebte der Haſe noch einmal ſich zu erheben, worauf die Schlange innen hielt, und der Länge nach ausgeſtrekt liegen blieb, bis der Haſe wieder eine kurze Zeit lang ſtille gelegen hatte, da ſie wieder vorrükte, bis ſie die hintern Theile des Haſens erreichte, die bei dieſer ganzen Begebenheit gegen die Schlange waren gekehrt geweſen. Sie beſahe da den Haſen über und über, indem ſie einen Theil ihres Leibes über ſolchen erhob, gieng alsdenn herum zu dem Kopfe und der Naſe des Haſens, nachgehends zu den Ohren, nahm die Ohren eins nach dem andern in ihren Rachen, und arbeitete mit jedem beſonders, wie etwa, wenn ein Menſch Oblate in den Mund nimmt, ſie zu benezen; darauf gieng ſie wieder zur Naſe, nahm ſein Geſichte in den Rachen, und ſchob die Lippen bald nach der Seite des Mundes, bald nach der andern. Die Schultern hielte ſie eine lange Weile auf; ſie dehnte und zog den Haſen oft der ganzen Länge nach aus, und dehnte alsdenn erſt eine Seite ihres Rachens, nachdem die andere aus, bis ſie zulezt den ganzen Körper in die Kehle bekam. Alsdenn giengen die Zuſchauer auf ſie los. Beverlei nahm ſeine Hutſchnur, und machte eine Schlinge daraus, die er ihr um den Hals legte. Sie ward davon ſehr raſend, aber man verſicherte ſich ihrer, ſtekte ſie in einen Sak, und ſchafte ſie zu Pferde fünf Meilen fort, in der Abſicht, ſie weiter zu ſchiken. Weil aber ſolches zu Waſſer geſchehen ſollte, wollte der Beſizer des Bootes ſie nicht lebendig einnehmen, aus Furcht, ſie möchte ſich losmachen, und ſeine Sklaven beſchädigen. Alſo ward ſie den folgenden Morgen getödet, und der Haaſe aus ihrem Bauche genommen, nachdem er etwa 18. Stunden darinn gelegen hatte: An ſeinem Kopfe hatte ſich die Verdauung ſchon angefangen, und die Haare waren abgefallen.

Von den Religions-Spöttern und Freigeiſter.

Ich gieng geſtern Abends mit meinem ſehr werthen Freunde dem Gottesgelehrten, in dem diken Walde ſpazieren, der nahe an meinem Aufenthalt liegt, und die Wahrheit zu ſagen, mich zu allererſt auf den Einfall gebracht hat, auch in meinen Geſchäften einige Aehnlichkeit mit den alten Teutſchen zu ſuchen, denen mich dieſer Wohnplaz gewiſſer maſen ähnlich machte. Die Dunkelheit und Stille der Dämtung und der Waldungen, der ehrwürdige Anblik der alten bemooſten Eichen, die ſchon ſo viele Beſizer überlebt hatten, und endlich die Einſamkeit ſelbſt machte unſere Empfindung ziemlich ernſthaft. Ich bemerkte das Vergnügen meines alten Freundes, als wir in einen langen Gang eintraten, deſſen Oefnung der weiten Ferne halber ganz niedrig auf der Erden zu ligen ſchien, und ich ihm den Ort zeigte, wo man unter gewiſen ungeheuergroſſen übereinander gelegten Steinen allerhand Stüke von Urnen und Menſchengebeine gefunden hatte. Ich kan wohl ſagen, ſezte ich hinzu, daß ich niemals in dieſe Gegend komme, ohn mich an die Abſcheulichkeiten zu erinnern, die unſre Vorfahren in eben dieſen Wäldern getrieben haben. Die Bilder ihrer alten Opferprieſter und Hayne voller Menſchenblut und Aberglauben ſchweben mir immer vor Augen, wenn ich allhier ſo allein herum gehe; und ich kan mich nicht entbrechen die Verwüſtung der menſchlichen Natur auf das lebhafteſte zu vieler tauſend vernünftiger Geſchöpfe einem Heſus oder Theutates zu empfehlen, oder aus den Eingeweiden der Sterbenden die Zukunft zu erforſchen ſuchte.

Es iſt wahr, erſezte der Gottesgelehrte, der Aberglaube der alten Zeiten verurſacht uns ein Grauſen: ich weis aber nicht was der Unglaube der ſpätern Zeiten in rechtſchafnen Gemüthern verurſachen ſoll. Die grauſame Andacht der alten Teutſchen bei den heiligen Eichen, bei den Irmenſäulen und den Bildern des Thuiſſons verdienen ein wahres Mitleiden, weil ſie auſſer dem unglüklichen Irrthum, der dabei zum Grunde ligt, zugleich von einer ſehr tiefen und innigen Ehrfurcht gegen ihre eingebildeten Gottheiten zeuget. Sie ſchonten ſo gar des Menſchenbluts nicht, wenn es den Gottesdienſt betraf, und das allerſchwerſte Opfer, ſo den Göttern jemals gebracht werden, war vielleicht dieſe Verläugnung der Menſchlichkeit ſelber. Ich glaube daher mit Ueberzeugung, daß in den Augen des allwiſſenden und allgütigſten Richters unſrer Abſichten und Thaten der irrende Eifer dieſer Unglükſeligen weniger abſcheulich iſt, als die vorſäzliche Ruchloſigkeit der Freigeiſter, die ihrer eignen Ueberzeugung troz bieten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte dieſe Worte mit einer gewiſen unruhigen Bewegung ausſprach, deren ich ſonſt in ſeinen Ausdrüken nicht gewohnt war. Er merkte meine Neugier, und fuhr alſo fort:

Es iſt unbegreiflich, woher zur Schändung unſrer Vernunft und unſres Geſchlechts die Neigung gewiſe Leute eingenommen hat, in der Geringſchäzung aller Religion Ehre zu ſuchen. Ein Menſch der in Kleinigkeiten ungereimt urtheilt, oder dem Augenſcheine und der Erfahrung widerſpricht, wird verächtlich; wer aber bei allem dem ſo nur heilig und ehrwürdig unter den Menſchen genennt zu werden verdienet, nicht nur eine nachläſ-

zügelloſe Begierde zu ſpotten, und den gewiſeſten Wahrheiten zu widerſprechen bekennet, der gewinnet Achtung. Leute die ihre Ehrfurcht auf dieſe Seite lenken, gleichen gewiſermaſen den Soldaten, von denen man glaubt, daß ſie ſich feſte machen können. Die wichtigſten, erhabenſten und rührendſten Wahrheiten verlieren die Kraft an ihnen; und die einzige Seite, wobei man ſie noch faſſen kan, iſt, daß ſie auf eine überlegene Stärke der Vernunft Anſpruch machen. Dis iſt die einzige Blöſe, die ſie der Wahrheit und dem rechtſchafnen Weſen geben. Es könnte daher ſcheinen, man müſſe ein groſſer Philoſoph ſeyn, um mit ihnen auszukommen. Es iſt aber nur nöthig, um ihre Achtung zu gewinnen, und Erlaubnis zum Reden, zu erhalten. In Abſicht auf die Ueberzeugung und Widerlegung eines Freigeiſts ſelber, kan es in der That gleichviel ſeyn, was man iſt; denn ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen gefunden, der einen gründlichen Vortrag zu faſſen im Stande geweſen wäre. Ich läugne hiermit die Nothwendigkeit der Weltweisheit zu dieſem Geſchäfte nicht. Ich behaupte ſie vielmehr von ganzem Herzen, und laſſe diejenige unwiſſenden Gottesgelehrten ſich ſelbſt verantworten, denen mit Grunde vorwirft, daß ſie ein unentbehrliches, und von GOtt ſelbſt ihnen anbefohlnes Mittel, die Religion ſo vernünftig als möglich zu machen verſäumen, oder gar verwerfen. Ja! ich behaupte zur Beſchimpfung vieler meines Ordens, daß unphiloſophiſche und faule Vertheidiger des Glaubens, mit ihren Gründen und Beiſpielen unter wizigen und üppigen Leuten vielleicht eben ſo viel Freigeiſter machen, als ſie mit allen ihren Nuzanwendungen jedesmal Kezer bekehren. Dis alles aber gibt den Religionsſpöttern nicht die allergeringſte Ausflucht. Es kommt auf die Klarheit, Gewisheit und Wichtigkeit der Wahrheiten ſelbſt an die ſie verfolgen, und nicht auf Perſonen und Umſtände. Wenn es unläugbar iſt, daß ohne eine offenbare haftig glükſelig ſeyn kan; wenn es untrügliche Kennzeichen einer wahren offenbarten Religion gibt, die aus ihrer Natur genommen, und der gemeinen Vernnnft begreiflich ſind; wenn dieſe Kennzeichen mit der gröſten Unläugbarkeit dem heiligen Buche zukommen, welches wir für eine Göttliche Offenbarung halten; ja, wenn es endlich bei eben dieſem Buche einen ſo kurzen Weg gibt, daß ſelbſt die Einfältigen nicht irren können, nämlich übernatürliche Göttliche Empfindungen, davon ein jeder, der Zweifler ſelbſt, wenn er Redlichkeit des Herzens mitbringt, die Probe machen kan; ſo mus es nothwendig von der äuſerſten Zerrüttung der Vernunft, und von einer unergründlichen Leichtſinnigkeit oder Bosheit des menſchlichen Herzens zeugen, wenn wir dieſe Gewisheit beſtreiten, und dieſe Empfindungen ſelbſt erſtiken können.

Ich bezeugte mein Vergnügen über dieſe kurzgefaste Einleitung in die ganze Religion, davon jeder Unterſaz durch eine Menge der allervortreflichſten Schriften unſrer, und der vorigen Zeiten erwieſen worden iſt. Freilich! ſezte ich hinzu, wäre es ſehr zu wünſchen, daß man den Beſtreitern der Offenbarung wenigſtens alle Ausflucht abzuſchneiden, dieſe genaue Uebereinſtimmung der Vernunft und des Glaubens, die ſchon Leibniz vor ſeiner Theodicee dargethan hat, bei allen einzelnen Theilen und Abhandlungen unſrer Religion ſo viel als möglich, triebe. Selbſt die Lehrſtühle der Kirchen ſollten den Gebrauch dieſer doppelten Rüſtung nicht gering ſchäzen. Wird eine Göttliche Warheit dadurch entweiht, wenn ich ſie erſtlich deswegen annehme, weil ſie das allwiſſende und untrüglichſte Weſen offenbaret hat, und zweitens weil ſie an ſich ſelbſt höchſtvernünftig iſt? oder geht die Kraft einer Pflicht dadurch verlohren, wenn ich mich zu einer Sache verbunden erachte, erſtlich, weil ſie vernünftig und meiner Natur und Glükſeligkeit gemäs iſt, geber ſie mir aus Liebe und Vorſorge für mein Beſtes auferlegt hat? Wird nicht vielmehr mein Beifall durch die Zahl der Beweiſe, und meine Verbindlichkeit durch die Vielheit und Gröſſe der Bewegungsgründe ſtärker? Auf dieſe Weiſe wird die Wiſſenſchaft und die Ausübung ſo liebenswürdig als unſre Glükſeligkeit ſelbſt. Die Religion erhebt ſich über alle Einwendungen, und ſteigt, wenn die Empfindung der übernatürlichen Kraft des Göttlichen Wortes dazu kömmt, zu der unüberwindlichen Gewisheit, die auf Wiſſen, Glauben und Erfahren zugleich beruht. Die geſamte Natur unſerer Seele wird der Warheit aufgeopfert, und die edelſte Kraft derſelben, die Vernunft dem Schöpfer geheiligt. Man mus es als ein Merkmal der wahren Religion überhaupt annehmen, daß ſie in keinem einzigen Stüke der geſunden Vernunft widerſpricht; hieraus erwächſt die Ruhe und Ueberzeugung des Verſtandes bei den Warheiten deſſelben. Man mus es als ein Merkmal einer offenbarten Religion annehmen, daß ſie Geheimniſſe, das iſt, Warheiten die über die Schranken der Vernunft gehen, haben mus, denn warum wäre ſonſt eine Offenbarung nöthig geweſen? Hieraus erwächſet die beſcheidene und demüthige Unterwerfung der Vernunft unter den Glauben. Man mus endlich aus der Kenntnis ſeines eignen Herzens ſeine natürliche Unglükſeligkeit, und Bedürfnis einer übernatürlichen Kraft zur Erkenntnis und Ausübung der Religion wahrnehmen; hieraus erwächſet die wahre Achtung und Ehrfurcht gegen dieſelbe, und eine willige Folgſamkeit gegen ihre heilige Gebote. Ich glaube nach dieſen Grundſäzen kan man ſehr fromm, ohne Kölerglauben, und ſehr vernünftig ohne Freigeiſterei ſeyn.

Es mus freilich Leuten an dem Vorſaze beides zu ſeyn fehlen, wenn ſie die Andacht nicht mit der Freiheit zu denken reimen können. Wenn die Freiheit des Willens überhaupt in dem Vermögen re Freiheit zu denken, in nichts anderm beſtehen, als in der Fertigkeit ſeine Gedanken und Urtheile aus deutlichen, folglich wahren und gewiſen Einſichten zu beſtimmen. Nichts iſt daher ungereimter und läſterlicher, als wenn gewiſe Köpfe glauben, ſie denken frei, wenn ſie verworren, aus Vorurtheilen und Affecten, irrig und nach Einfällen denken. Dis iſt vielmehr warhaftig knechtiſch und niederträchtig gedacht. Alle mögliche Verſchwendungen des Wizes, der Scherze und der Schreibart reichen nicht zu, dis pöbelhafte zu verſteken. Die Deutlichkeit, die Warheit, die Gewisheit, die Ordnung und die moraliſche Tugend ſind die Vorrechte der wahren Freiheit zu denken; und ſie hat allenthalben ſtatt, wo dieſe Stüke Plaz finden. Sie herrſcht in den natürlichen Wiſſenſchaften, die dieſen Namen mit Recht verdienen, und ſie wird von der wahren Religion nie ausgeſchloſſen. Das Wort GOttes ſelbſt befielt ſie uns, ſo oft es uns für Irrthum, Wahn, Vorurtheilen und Laſtern warnet, und uns forſchen, wiſſen, nachdenken, glauben, erfahren und rechtſchaffen ſeyn heiſſet. Ja! je gröſſer der Umfang von Warheiten in der Religion iſt, je deutlicher ſie erklärt, je untrüglicher und vielfältiger ſie bewieſen, und je lebendiger ſie zur Ausübung der Tugend können erfahren werden, je mehr wird die Freiheit zu denken durch die wahre Religion ſelbſt befördert. So iſt der Glaube der allerreinſte und erhabenſte Gebrauch der Vernunft. Er gibt dem endlichen Verſtande der Geſchöpfe die gröſte Aehnlichkeit mit dem allervollkommenſten Geiſte, vor deſſen allſehenden Augen die Dunkelheit, die Irrthümer und die Laſter fliehen. Keine Art zu denken iſt freier, als die ſich nach dieſem allerhöchſten Beiſpiele richtet; und keine hingegen unglüklicher, als die davon abweichet. Doch ſchwache und übelgeartete Köpfe machen es in den Wiſſenſchaften und der Religion wie der Pöbel und die Aufrührer in den bürgerlichen Staaten; ſeze; und jene ſezen die Freiheit zu denken in der Erlaubnis alles zu denken und zu ſagen was ihnen einfällt. Ich will alſo die Uebergelegenheit dieſer ſtarken Geiſter nicht unterſuchen; ich behaupte nur, daß ihre Stärke nicht in der Vernunft iſt.

Was man mit dem Geld machen ſoll.

an einen guten Freund!

Mein Herr,

Nach den gemeinen Regeln des Wohlſtands müſte ich Ihnen über den Sterbfall ihres alten Oheims das Leid klagen. Allein, wie kan ich ſolches thun und aufrichtig ſeyn? Der ehrliche Mann war längſt ſich und der Welt zur Laſt; Ich find alſo bei dieſem Tod niemand zu beklagen. Der Verſtorbene konnte ſein Geld nicht mit in die andere Welt nehmen. Er hinterläſt es Ihnen. Dieſer Umſtand hat nichts trauriges. Sie wären nur alsdann zu beklagen, wann ſie nicht wüſten, was ſie mit dem Geld machen ſollten. Es iſt dieſes in der That eine Wiſſenſchaft die ich niemand zutraue, als Leuten die ſo viel Vernunft haben, wie Sie. Es wird ihnen zwar die Verwaltung eines ſo groſen Guts mehr Müh und Sorge machen, als ſie bisher gehabt haben; Allein ich rathe ihnen deswegen doch nicht, wie es einige alte Weltweiſen zu machen pflegten, die das Geld aus einer allzugroſſen Neigung zur Gemächlichkeit und Ruhe von ſich gaben. Nein, ich bilde mir ein, den Werth des Geldes beſſer zu kennen. Ich weis wie viel ſich dadurch in dieſer Welt zuwegen bringen kan. Ich habe darüber unlängſt meine Gedanken zu Papier gebracht. Ich will ihnen ſolche mittheilen:

Es ſcheinet ein ſeltſames Unternehmen zu ſeyn, den Leuten zu zeigen, was ſie mit dem Geld machen ſollen. Wer nur genug hätte, wird mancher denken, um das Ausgeben, wolt ich mich nicht bekümmern. Allein, die Kunſt das Geld wohl auszugeben, iſt gröſſer, als die Kunſt ſolches zu erwerben: Dieſe iſt mehr ein Werk des Glüks, jene aber zeuget von unſerm Verſtand und von unſern Gemüthsgaben. Ja, es iſt gewis, daß gar wenig Menſchen den rechten Gebrauch des Geldes kennen, indem ſie ſolches nur zu ihrem und anderer Menſchen Verderben anwenden.

Man ſagt die Güter dieſer Welt ſeyen nicht recht ausgetheilet: Allein dieſe Frage lauft in die weiſe Abſichten GOttes, welche ſich jederzeit bei uns rechtfertigen würden, wann wir im Stand wären, ſolche einzuſehen und zu prüfen. Der Weiſe iſt leicht zu befriedigen, der Praſſer aber wird immer darben, und der Geizige wird nie genug haben.

Das Geld ſtiftet viel Böſes in der Welt: durch das Geld haben ſich alle Laſter ausgebreitet und Millionen Menſchen verdammt. Das Geld hat die Tirannei eingeführet und das menſchliche Geſchlecht um ſeine Freiheit gebracht. Durch das Geld kan man alles zwingen, alles erlangen, alles zu Boden ſtürzen, ja die Tugend ſelbſt zum Fall bringen.

Das Geld macht die Laſter ſinnreich, es erfindet neue Vorwürfe zur Luſt, und überwindet öfters die gröſten Hindernüſſe die ſich den Begierden entgegen ſezen. Der Hochmüthige unternimmt mit dem Geld alles, was zu ſeiner Erhebung die- Verwirrung: Das Ende ſeiner ſtolzen Ausſchläge iſt ſein eigenes Verderben. Der Wollüſtige überlaſſet ſich ſeinen böſen Neigungen. Er ſuchet ſich zu vergnügen, und findet immer neue Leidenſchaften: der Genus reizet ſeine Empfindlichkeit und macht ihm ein deſto ſchärferes Gefühl zu den gröſten Schmerzen. Der Geizige genüſſet nie ſeines Guts: er verwahret ſolches mit Sorge und Gram; er iſt unerſättlich im Gewinn, ſcharfſinnig im Betrug; und in Verzweifelung, wann er etwas verlieret. Armſeliger Reichthum! wer ſollte dich wohl verlangen, wenn man ſich durch dich nur unglüklich macht? Das Geld iſt überaus ſchwer zu verwalten: Es ziehet uns in allerhand Weitläuftigkeiten und verdriesliche Geſchäfte; da gibt es Proceſſe, Klagen, Abrechnungen, Streitigkeiten, Gezänke, Dieberei, Betrug, böſes Geſinde, Betteleien, Gevatterſchaften, Zuſpruch von allerlei Leute: der eine will dieſes, der andere jenes; embarras de richeſſes, embarras par tout. Welche Zerſtreuungen, welche Sorgen, welche Angelegenheiten für einen Menſchen, der die Ruhe und die Wiſſenſchaften liebet? Einige alte Weltweiſen ſanden deswegen das Geld, welches man ihnen zum Geſchenk übermachte, wieder zurük. Sie betrachteten den Reichthum, als die gröſte Hindernüs in der Philoſophie. Socrates machte dadurch ſeine Frau toll, daß er die Verehrungen, die man ihm beſtändig ins Haus ſande, nicht annehmen wolte. Es ſchien ihr thöricht, daß ein Weiſer grosmüthig that, der doch nichts hatte. Anaxagoras gab alles weg, damit ihn nichts an ſeinem Studiren hindern ſollte. Xenocrates ſchlug die groſſe Geldſummen aus, die ihm Alexander überbringen lies; er ſagte Alexander hätte mehr Leute zu ernähren als er, und brauchte alſo das Geld nöthiger. Crates gab ſein Geld einem Kaufmann aufzuheben, mit dem Beding, ſolches ſeinen Kindern, im Fall ſie keinen Wiz und Verſtand haben würden, zuzunicht nöthig, und könnte es ſodann der Kaufmann unter ſeine Mitbürger nach ſeinem Gutdünken austheilen. Seneca hat vieles von der Verachtung der Reichthümer geſchrieben; allein er war nicht ſo aufrichtig wie Crates: er ſchalt auf das Geld als ein Uebel, und häufte ſolches auf einander als ein Gut: Er ſprach, es ſey klüger groſſe Güter zu vermeiden, als zu ſammlen; er lehrte alſo andern eine Klugheit, die er ſelbſt nicht ausübte, und machte es wie die Leute die niemals mehr auf den Geiz ſchelten, als wann ſie von andern haben wollen.

Die Cyniſche Weltweiſen wehlten eine freiwillige Armuth, um den Geiſt von den Sorgen und Angelegenheiten der falſchen Güter frei zu machen: ſie ſahen wie viel Unruh, wie viel Geſchäfte, und wie viel Verdrus die Verwaltung groſſer Güter nach ſich zog: ſie betrachteten alſo das Geld als ein Uebel; hätten ſie zu unſern Zeiten gelebt, ſo wären ſie Capuciner worden. Sie hätten ſodann mit mehrerm Wohlſtand arm ſeyn, und doch im Ueberflus leben können.

Ich bin kein Cynicus; ich rühme mich aber auch nicht in der Kunſt das Geld wohl auszugeben ſehr weit gekommen zu ſeyn: ſie iſt ſchwerer als man meinet.

Einen bloſen Verwalter des Geldes abzugeben, Küſten und Käſten damit zu füllen, und ſolches gegen alle Bettler, Schmeichler, Schmarozer, Betrüger und Diebe, als ſo viel Partheigänger zu verwahren; ſolches dünket mich fürwahr eine ſchlechte Freude zu ſeyn. Es kommt alſo darauf an, daß man wiſſe, was man damit machen ſoll. Laſſet uns hier den Nuzen und vernünftigen Gebrauch des Geldes ein wenig umſtändlich unterſuchen.

I.

Ein vergnügter Muth iſt allen andern

hung auf uns ſelbſt gut nennen. Laſſet uns ſehen, wie weit uns das Geld darzu kan behülflich ſeyn. Zu einem vergnügten Muth wird erſtlich ein gutes Gewiſſen erfordert. Unter einem guten Gewiſſen aber verſteh ich einen unſchuldigen aufrichtigen Wandel, vor GOtt und Menſchen, wobei man ſich keiner Verbrechen noch groben Laſter, noch ſonſt einiger böſen Abſichten bewuſt iſt. Ob nun wohl das Geld an und für ſich ſelbſt nichts zu einem guten Gewiſſen mit beiträgt, ſo iſt doch insgemein die Armuth ein Fallſtrik und eine Verleitung zu vielem Böſen; deswegen bat dorten der Weiſe, daß ihm GOtt weder Reichthum noch Armuth geben mögte, Sprichw. 30. v. 8. Weil er bei dem einen ſich überheben, bei dem andern aber an GOtt und an ſeinem Nächſten ſich vergreifen und untreu werden dürfte. Noth und Mangel hat manchen verleitet etwas zu thun, das er in andern Umſtanden nicht würde gethan haben, und die Tugend vertheidiget ſich insgemein mit ſchwachen Kräften, wann ihre Armuth mit goldenen Wafen angegriffen wird.

Zweitens erfordert ein vergnügter Muth auch einen geſunden Leib. Es lacht ſich nicht gut bei Leiden und Schmerzen. So bald werden nicht die Gänge unſeres Geblüts mit Schleim und groben Säften angefüllt, ſo lauft das Uhrwerk unſeres Cörpers auch nicht richtig mehr. Der Puls geht langſam, die Glieder ſind gleichſam mit Blei beſchweret, das Gehirn iſt mit Dünſten umnebelt; Alle Munterkeit, alle Freude, alle Anmuth des Lebens ſind hin. Der geringſte Zufall ſchreket uns; alles iſt uns empfindlich: kommen nun erſtlich wirkliche Krankheiten, Fieber, Gicht und andere Schmerzen, ſo ligt die Seel mit ſamt dem Cörper im Leiden. Bei allen dieſen traurigen Umſtänden iſt das Geld ein vortrefliches Hülfemittel. Man kan, wenn man das Geld hat, eine ſolche Lebensart erwählen, wobei unſre Geſundheit am wenigſten Gefahr laufet.

ſowohl die bequemlichte Wohnung als die geſundeſte Speiſen erwählen. Man kan bei ſeiner Arbeit des Leibes und ſeiner Kräfte ſchonen. Man kan im Sommer der Garten- und der Landluſt, und im Winter einer ſchönen warmen Stuben und einer angenehmen Geſellſchaft in der Stadt genieſen. Mit einem Wort, man kan ſeines Leibes ſo pflegen, daß er nicht leicht erkranket oder hypochondriſch werde. Kommt es aber, daß Zeit und Zufall ihn darnieder legen, ſo kan man, wenn man Geld hat, demſelben ſo warten und begegnen, daß, wo das Uebel dadurch nicht gehoben, doch wenigſtens ſehr gelindert wird.

Ein ehrliches Auskommen iſt das dritte Mittel zu einem vergnügten Muth. Ich verſtehe darunter ein ſolches Vermögen, das hinlänglich, iſt ein ehrbares, reinliches und gemächliches Leben zu führen. Ein ehrliches Auskommen bedeket die Nothdurft, und läſſet auch etwas zur Luſt, zur Ehre und zum Wohlſtand übrig. Es iſt der Mittelſtand zwiſchen dem Mangel und dem Ueberflus. Es wird eben nicht dazu erfordert, das man Kutſch und Pferde halte, daß man täglich ſeine Kleider verändere, und alle närriſche neue Moden nachmache; noch daß man aus Silber ſpeiſe und ſeine Tafel mit den niedlichſten Speiſen beſezen laſſe. Nein, alle dieſe Dinge ſind öfters nur Strafen des Hochmuths, und machen einem mehr Sorge und Verdrus, als ſie eine wahre Freude erweken. Man kan ſich viel vergnügter mit wenig Pomp und Hoffart gütlich thun. Es iſt eine Regel der Klugheit ſich allezeit mehr ſicher, als hoch zu ſezen.

Ein ſauberes und gemächliches Zimmer, eine nette Kleidung, eine einzige Perſon zu nothdürftiger Bedienung, mit ein paar wohl zugerichteten Speiſen ohne künſtliches Gemengſel aus der Franzöſiſchen Küche. Dieſes halt ich auch ſelbſt für eine ledige Standsperſon, die für ſich lebet, für eine anſtändige Lebensart. Und wer Glük zu beſchweren, wenn er gleich noch ſo hoch gebohren wäre.

Man kan nicht ſagen, daß man deswegen reich, prächtig und herrlich lebe; allein man iſt doch eben ſowohl über den Stand des Pöbels erhoben, wenn man gleich nicht alle glänzende Vortheile eines groſſen Glükes und einer hohen Geburt zeiget. Man kan dabei unvergleichlich vergnügter ſeyn, als wenn ein groſſer Reichthum die Begierden aufſchwellet, und das Gemüth mit unendlichen Sorgen erfüllet.

Die Freiheit iſt das vierte Mittel zu einem vergnügten Muth. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß es viele Menſchen geben, die bei dem Verluſt derſelben, doch einen vergnügten Muth haben; Allein, dieſes findet ſich insgemein nur bei ſolchen Leuten, welche von Jugend auf nur zur Knechtſchaft ſind gebohren und erzogen worden, und welche alſo den überaus groſſen Werth der Freiheit nie gekannt haben. Andere hingegen, welche von wohlhabenden Eltern herkommen, und in einem Stand zu leben gewohnet ſind, darinn ſie das Joch der Dienſtbarkeit nie gefühlet haben, die betrachten die Freiheit als ein unſchäzbares Gut, deſſen Verluſt bei ihnen nichts anders als den gröſten Kummer nach ſich ziehen kan.

Es finden ſich zwar unzehlich viele Menſchen, die aus einem wunderlichen Ehrgeiz, da ſie als eigne Herren und freigebohrne Menſchen leben könnten, ſich ſelbſten zu Sklaven der Fürſten machen, oder ſich in die mühſeligſte Kriegsdienſte begeben. Viele ſtehen auch in dem ſeltſamen Wahn, ſie müſten ihrer vornehmen Geburt halben ſich zu ſolchen Dingen bequemen, weil ſie ſonſt nicht Mittel genug hätten, ſich Standesmäſig aufzuführen. Dieſes Standsmäſig aber will bei ihnen ſo viel ſagen, daß man Figur machen, ſich koſtbar kleiden, viele Bedienten halten, vollauf zehren, und mit einem Wort, wären, ſo würden ſie nicht ſo alber denken; inzwiſchen haftet uns gleichwol dieſe Narrheit wie im Geblüt. Wir haben ſolche gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen; und ein Menſch mus ſchon zu einem hohen Grad eines vernünftigen Wizes gelanget ſeyn, der ſolcher Thorheiten ſich entſchlagen kan.

II.

Der andere Gebrauch des Geldes beziehet ſich auf den Nuzen, welchen andere von unſern Ausgaben haben. Alſo bringen die Reichen dem gemeinen Weſen die gröſte Vortheile. Sie vermehren durch ihren Beiſchus und durch ihre vielerlei Ausgaben die öffentlichen Gefälle. Sie helffen die Macht des Staats erhöhen, und befördern die Glükſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft, indem ſie vielen Leuten Arbeit und Nahrung verſchaffen. In gemeinen Nothfallen ſchieſen ſie mit ſchwerer Hand die Gelder, welche zur Rettung des Staats erfordert werden. Die milde Stiftungen, die Kirchen, die Schulen, die Armen- und Waiſenhäuſer beſtehen durch ihre Freigebigkeit und Sorgfalt. Sie verwenden ſo viel auf Künſte und Wiſſenſchaften, auf Handlungen und Seefahrten, auf Landgüter, Luſtgärten, Gebäude und dergleichen. Sehet da abermal einen vortreflichen Gebrauch des Geldes, welcher die Reichen ergözet, und die Bedürftigen nähret.

Ein tugendhafter Reicher, hat ferner die beſte Mittel ſeinen Freunden, ſeinen Nachbarn, und überhaupt andern Menſchen, die ſeines Beiſtandes und ſeiner Hülfe vonnöthen haben, viele Liebe und Gutthaten zu erweiſen. Arme und Nothleidende genieſſen deſſen Mildthätigkeit auf mancherlei Art. Es iſt einem edlen Gemüthe eine ſüſſe Empfindung andre Menſchen ſich durch Freundſchaft und Wohlthaten zu verbinden. Dieſe grosmüthige Freude aber können ſich Leute, die von keinem Vermögen ſind, auch nicht das Geld einem freigebigen Reichen? Wie viel Freundſchaft, Hochachtung und Segen kan er ſich damit nicht zuwege bringen? Wie viele erhabene und preiswürdige Handlungen kan er nicht unternehmen? O wie ſchön iſt es hier, ſich denen Regungen der Menſchenliebe und eines guten Herzens zu überlaſſen, und in dem Vergnügen das man andern macht, ſein eignes zu finden.

Ich weis den Einwurf, den man hierauf machen kan. Man wird ſagen, ein freigebiger und grosmüthiger Reicher würde bald dadurch den Grund ſeines Vermögens erſchöpfen; mithin ſeiner wirkſamen Tugend ſelbſt ein Ziel ſtecken. Allein, wann ein reicher vernünftig iſt, ſo wird er ſchon ſeine Einkünfte und ſeine Ausgaben klüglich gegen einander abzumeſſen, und alles nach Zeit und Gelegenheit ordentlich einzurichten wiſſen. Dieſes gehöret zum wenigſten mit zu der Kunſt, das Geld zu verwalten und vernünftig auszugeben.

Ich habe alſo hiermit gewieſen, welche Ausgaben für ſchädlich, und welche im Gegentheil für nöthig, nüzlich und für lobenswürdig zu halten ſind.

III.

Nun komm ich auf denjenigen Gebrauch des Gelds, der zur Annehmlichkeit, zur Freude und zur Ergözlichkeit des menſchlichen Lebens dienet. Dieſer iſt eigentlich diejenige Bewegurſach, die bei uns das Verlangen nach Geld und Güter erweket. Denn um die Nothdurft zu beſtreiten, werden keine Reichthümer erfordert: Ein ehrliches Auskommen, wie wir oben gewieſen, iſt darzu genug. Die übrigen Ausgaben gehören mehr zu den Pflichten des geſelligen Lebens, und ſind alſo darinn von denenjenigen, die blos auf unſre Beluſtigung abzielen, unterſchieden.

Dieſe Beluſtigungen ſind nun von mancherlei Art. Die edelſte und vortreflichſte unſer Gemüth haben, unſre Erkenntniſſe vermehren, und unſer Herz mit erhabenen und der Weisheit gemäſen Neigungen anfüllen. Daß auch der Körper, wann er durch die Vernunft geleitet wird, ſeiner Art nach, viele an ſich ſelbſt unſchuldige Ergözlichkeiten mit zu genieſſen hat, ſolches iſt nicht zu läugnen; wie aber Leib und Geiſt zuſammen das Leben des Menſchen ausmachen; alſo mus auch in Anſehung der leiblichen Luſt, der Geiſt davon niemals getrennet werden, wo ſie anderſt nicht eine bloſe viehiſche Luſt ſeyn ſoll. Die geiſtliche Luſt aber brauchet im Gegentheil die cörperliche Empfindung nicht nothwendig: ſondern findet auch ohne derſelben ihr Vergnügen; wie wir ſolches ſattſam verſpüren, wann der Leib krank darnieder ligt; das Gemüth aber dem ohngeacht doch zuweilen empor gezogen, und öfter eines hohen Grades der Freude und des Vergnügens fähig wird.

Ich ſehe hier alſo ein weites Feld offen, wo einem ehender das Geld, als die Gelegenheit ſolches wohl auszugeben, ermanglen dürfte, wenn man auch gleich noch ſo reich ſeyn ſollte. Wie viel reizende Vorwürfe ſtellen ſich nicht hier meinen Augen dar? Allein, wie viel Behutſamkeit iſt hier nicht auch zu gebrauchen, wenn man nicht will betrogen werden, und für eine vermeinte Luſt viel tauſend Unluſt erkaufen? Hier wünſchte ich eine lebhafte Schilderei von den wahren und falſchen Gütern zu geben. Hier wünſcht ich alle Merkmale, woran beide zu erkennen ſind, deutlich vor Augen zu ſtellen, damit wir uns von keinem unächten Glanz möchten blenden oder verführen laſſen.

Ich rechne alle diejenige Sachen unter die falſche Güter des Glüks, welche uns zu viel Sorgen machen, welche unſer Gemüth in Zwang ſezen, welche nie ohne Laſter können genoſſen und ohne groſſe Gefahr erhalten werden; und endlich, wel-

hin die ruhige Freude unſeres Herzens mehr zerſtreuen als zuſammen halten; dergleichen falſche Güter ſind alle übertriebene Eitelkeiten, die unſern Hochmuth reizen, ohne ihn jemals zu vergnügen. Sie gründen ſich auf eine eingebildete Hoheit unſeres Standes, unſerer Würden, unſerer Titel und andrer dergleichen Vorzügen. Wir meinen, daß wir verbunden wären, ihnen zu Ehren einen groſſen Staat zu führen, viele unnüze Bedienten zu halten, und uns mit lauter nichtswürdigen Kleinigkeiten zu ſchleppen. Welche Thorheit!

Wer glüklich und vergnügt leben will, der mus ſich durchaus nicht in Kopf ſezen, einen groſſen Herrn in der Welt zu ſpielen. Er mus ſich der Ordnung, der Ruhe, der Weisheit und eines unſchuldigen Wandels befleiſen. Er mus das Geld vernünftig gebrauchen, die Laſter und Thorheiten meiden, und nur allein ſolche Güter ſich zu erwerben trachten, die ſeinem Gemüth einen ſteten Anwachs von Vergnügen geben, mithin ſeinen Zuſtand wirklich verbeſſern können. Er mus ſich dabei ſo viel als möglich, aller Weitläuftigkeiten entſchlagen: ſich nie auſſer ſich ſelber ſuchen und kein niederträchtiger Sklave von anderer Leute Reden und Urtheilen ſeyn. Er mus den thörichten Pracht und den falſchen Schein der Hoheit meiden. Der äuſerliche Glanz in Aufzügen, Geſchirren, Kleidern und dergleichen, iſt, wann er übertrieben wird, nur ein Schauſpiel für den Pöbel. Weiſe Leute werden davon eben ſo wenig gerühret als Solon von dem Pracht des Cröſus. Es iſt wahr daß man dieſe Art zu denken von jungen Leuten nicht vermuthen darf. Allein, Vernunft, Erfahrung und Zeit lernen uns endlich dieſes comiſche Flitterwerk erkennen und gering achten. Wenn man wiſſen will, wie viel Verdrus und Leiden damit gepaaret iſt, ſo gehe man nur nach Hof, und betrachte daſelbſt als ein vernünftiger Mann, die oftmals recht kindiſche Angenen; daß uns kein gleicher Wohlſtand plaget, alle dergleichen Narrheiten und Poſſereien mitzumachen. Worzu man öfters das Geld borgen, und ſich ſtets, ſo wohl vor dem Fall ſeiner einmal gezeigten Hoheit als vor der Unhöflichkeit ſeiner Glaubiger fürchten mus.

Ich verwerfe aber darum keineswegs die ſchöne Kleider, die ausgezierte Zimmer, die prächtige Gebäude, die Luſtreiche Gärten; die künſtliche Arbeiten, die reich beſezte Tafeln und dergleichen ſchimmernd ins Auge fallende Dinge; Ich weis daß ſolche mit zum Wohlſtand einer hohen u. reichen Perſon gehören, und daß durch dieſe Mittel die Schäze der reichen zu einem allgemeinen Genus in der Welt ausgetheilet, Künſte und Wiſſenſchaften befördert und die Menſchen aufgemuntert werden, durch Fleis und Arbeit gegen Nahrungsmangel und Armuth ſich zu ſchüzen. Alleine darinn beſtehet die rechte Kunſt, daß man ſich alle dieſe Dinge völlig unterwürfig macht, ohne ihnen den geringſten Einflus auf unſre Gemüthsruhe zu geſtatten, und ohne mit der eingebildeten Nothwendigkeit ſolcher nichts bedeutenden Dingen, ſein Vergnügen zu verknüpfen. Ein Weiſer mus ſie ſowohl beſizen als entbehren können. Er mus darinn weder zu viel, noch zu wenig thun. Er mus den Wohlſtand beobachten, und doch dabei keinen Hochmuth zeigen. Es iſt ſowohl eine Niederträchtigkeit für einen Reichen äuſerlich nichts erhabenes und grosmüthiges zu zeigen, als es für einen bedürftigen Menſchen lächerlich und thörigt läſt, wenn er denen Reichen deswegen alles will nachmachen, weil er ſich einbildet eben ſo vortreflich und vornehm zu ſeyn. Ich ſage hier nichts von denen tollen Windmachern, die alles was ſie nur können zuſammen borgen, oder ſonſt, ſollte es auch vom Altar ſeyn, weg plündern, um eine groſſe Figur zu machen.

Einem Reichen iſt es alſo nicht allein

ſen darzu verbunden, einen ſolchen Aufwand zu machen, wie es ſein Vermögen mit ſich bringet: Dann es iſt dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß das Geld nicht ſtill liege, noch an einem Ort ſich zu viel auf einander häuſe; ſondern daß es beſtändig fort, aus einer Hand in die andre komme, und durch dieſen ſteten Umlauf die allgemeine Nahrung befördere. Allein Religion, Vernunft, und Klugheit ſchreiben hier einem jeden nach ſeinen Umſtänden die nöthige Gränzen vor.

Ich halte nur denjenigen Reichen für glüklich, der ſein Vergnügen vornemlich in der Weisheit ſuchet, und einen Geſchmak an den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften hat. Ein ſolcher allein iſt im Stand durch ſein Geld die Güter dieſes ſonſt an und für ſich ſelbſt elenden Lebens, nach den weiſen Abſichten des gütigen Schöpfers, recht zu genieſſen. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften läſſet nicht leicht eine andere gegen ſich aufkommen. Selbſt der Hof mit allem ſeinem verführiſchen Glanz und Pracht, hat für ſie nichts reizendes, noch angenehmes, als in ſo weit die Künſte und Wiſſenſchaften an demſelben unterhalten und genähret werden.

Gibt einem GOtt ſo viel Geld und Güter, daß man ſein eigner Herr ſeyn kan, ſo halt ich auch nicht allein für erlaubt, ſondern auch für gut, daß man für ſich die Freiheit wehle, und von allen Hof- und Staatsämter ſich entfernet halte. Es ſey dann, man werde durch die allgemeine Pflicht, ſeinem Vaterland zu dienen, bei gewiſen Gelegenheiten darzu aufgefordert; Es gehet aber heut zu Tage in der Welt ganz anders zu: man ſucht Dienſte im gemeinen Weſen, um dadurch ſein Auskommen zu finden, oder ſein Glük zu machen. Man mag dem Dienſt gewachſen ſeyn, oder nicht; dieſes iſt keine Frage mehr; Genug der Mann braucht einen Dienſt, um davon zu leben; der Dienſt mag inzwiſchen ſehen, wo er einen Mann nünftiger reicher, der weder bei Hof den Groſen ſchmeicheln darf, um ein Knecht zu werden; noch im bürgerlichen Leben ein Amt ſuchen mus, um auf Unkoſten des gemeinen Weſens erhalten zu werden.

Hat aber ja ein reicher Luſt, um Rang und Titul zu dienen, ſo braucht er keine weitere Verdienſte, um andern vorgezogen zu werden. Zu dieſen Windmacheriſchen Zeiten gilt einer der Geld hat und ſich damit ein Anſehen zu geben weis, weit mehr als alle arme Tugenden und Wiſſenſchaften. Ja unſre meiſte groſſe Herren haben es ſo weit gebracht, daß man ihnen guten theils nur um die bloſe Ehre zu dienen pflegt, und ſich es wohl gar für ein Glük ſchäzen mus, für ſie ſich tod ſchieſen zu laſſen; dieſes bringt heut zu Tag die Mode der Meinungen ſo mit ſich. Allein, es iſt eine ganze Narrheit. Ein Reicher hat ſchon dadurch, daß er reich iſt, Geſchäfte genug, wenn er anders ſein Gut wohl und ordentlich verwalten will.

IV.

Ein Reicher kan ſich ferner denjenigen Ort in der Welt zu ſeinem Aufenthalt erwehlen, der ihm zu ſeinen Abſichten am bequemſten ſcheinet. Ich bin allerdings der Meinung des berühmten Hrn. von S. Evremond, welcher dafür hält, das kluge und geiſtreiche Leute, die Künſte und Wiſſenſchaften lieben, ſich nothwendig die Hauptſtadt eines Landes zu ihrem ordentlichen Aufenthalt wehlen ſollten. Ich betrachte die Welt als das gröſte Buch, worinn wir die meiſte Dinge zu lernen haben. Dieſes groſſe Buch findet ſich nirgend vollſtändiger als in ſolchen Hauptſtädten, wo einem ſtets allerhand Völker und Menſchen vor Augen kommen; und wo man täglich, als auf einem offenen Schauplaz, neue Auftritt und neue Begebenheiten ſiehet, die ein Weiſer ſich zu Nuz machen und daraus Gelegenheit nehmen kan, ſowohl ſich als andre Menſchen zu erkennen. Daß die Erkenntnis mit zu den Grundlehren der wahren Weisheit gehöre, ſolches iſt eine ausgemachte Sache. Nur mus man an einem ſolchen Ort allzu weitläuftige Bekandſchaften und Verbindungen mit allerhand Leuten, ſo viel es möglich iſt, zu vermeiden trachten; denn man wird durch ſie nicht allein in vielerlei nichtswürdige Kleinigkeiten, ſondern auch in manche unnüze Geſellſchaften und Zerſtreuungen, wo nicht gar zuweilen auch in allerhand verdriesliche Händel und Beſchwerlichkeiten mit eingeflochten. Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß man ſich mit keinen müſigen und verdächtigen Leuten in die geringſte Gemeinſchaft einlaſſen müſſe. Denn, man mus ſich entweder ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe greichförmig ſtellen, oder ihrer unfehlbaren Verachtung ſich ausſezen. Das erſte würde einem ehrlichen Mann unanſtändig ſeyn, das andere aber demſelben Gefahr bringen, dann es ſind keine ſchädlichere Leute als die Müſſiggänger, welche, da ſie nichts Gutes zu thun wiſſen, auf Böſes denken.

Einem ſolchen verhaßten Zwang kan man nirgend beſſer entgehen, als in einer groſſen volkreichen Stadt, wo die wenigſte Menſchen einander ſich kennen, und wo man die Wahl hat, aus vielen diejenige nur zum Umgang ſich auszuwehlen, die einem anſtändig ſind. Solches läſſet ſich aber an mittelmäſigen und kleinen Orten nicht wohl thun, weil man alſobald in die Bekandſchaft des ganzen Orts und aller herumliegenden vornehmen Leuten, denen insgemein die Zeit ſehr lang fällt, mit eingezogen wird; dergeſtalt daß man ſich öfters ihres Umgans, ſie ſeyen auch wie ſie ſeyen, mit guter Art nicht entſchlagen kan. In einer groſſen und Volkreichen Stadt aber kan man leben wie man will. Man iſt nirgend beſſer verborgen als in der Menge, und findet nirgend auch mehr Gelegenheit allerhand Menſchen zu ſehen und kennen zu lernen, ohne doch genöthiget zu ſeyn, mit ihnen einen beſondern Umgang zu pflegen. Begegnet einem ja der viele drieslich zu werden, ſo kan man ſich eine Zeitlang auf das Land begeben: Es ſey, man habe daſelbſt einen guten Freund, oder ein uns eigenthümliches Gut. Kom̃t man wieder in die Stadt, ſo iſt einem darinn auch alles wieder neu, und es beruht ſodann allein auf unſerm Gutbefinden, unſere vorige Bekanndſchaften fortzuſezen, oder zu verändern, oder gar einzuziehen.

Das Landleben hat etwas überaus angenehmes und reizendes für einen Weltweiſen. Es denkt ſich gar zu ſchön in dem weiten Raum eines offenen Luftkreiſes, bei dem Glanz eines klaren, oder mit Licht und Schatten vermengten Himmels; wo breite Ströme flieſen, oder ſanfte Bäche rauſchen; wo ein weit ausgeſpanntes Feld mit unzehligen Vorwürfen in das Auge ſpielet, oder ein grünes Gebüſch und dunkler Wald unſer Gemüth in eine ſüſſe Stille loket, mithin die zuvor in der Mannigfaltigkeit zerſtreute Sinnen, voller Anmuth wieder zuſammen ziehet, und gleichſam ruhen läſſet.

Allein, alle dieſe Annehmlichkeiten, alle dieſe Veränderungen geben uns nur ein unvollkommenes Vergnügen, wenn man nicht auch im Gegenſaz den Umgang der Welt und das Geräuſch des ſtädtiſchen Lebens kennet, und eines gegen das andere zu rechter Zeit verwechſeln kan.

V.

Noch hat ein vernünftiger Reicher auch dieſen Vortheil, daß er die groſſe Welt ſelbſt in Augenſchein nehmen, die vornehmſte Reiche und Länder in Europa mit Gemächlichkeit beſuchen und alles mit in Augenſchein nehmen kan, was darinn beſonders merkwürdiges zu ſehen und zu betrachten iſt. Er kan zuweilen ſeine Luſtreiſen an die benachbarte Höfe thun. Er kan als ein Liebhaber der raren Alterthümer ganz Italien durchwandern: Er kan in Paris, in London, in Holland, in Teutſchland die berühmte-

der Höfe bei Crönungen, Vermählungen, Carnevals-Luſtbarkeiten und andern dergleichen Feſten mit beiwohnen. Er kan als ein Weiſer alles mit anſehen, auch ſogar von dem jämmerlichen Trauerſpiel der Menſchen, nemlich vom Krieg einen Zuſchauer abgeben, und ſich alles dabei zu Nuz machen. Nur iſt ihm nicht zu rathen, daß er zu lange von Haus bleibe, dann ein reicher hat ein wichtiges Amt zu verwalten, wann er anders ſeine Sachen ſtets in guter Ordnung halten und ruhig leben will.

VI.

Dieſes wär überhaupt diejenige Einrichtung, die ſich ein reicher zur Erlangung eines ruhigen und vergnügten Lebens machen könnte; was aber die Beluſtigungen und andere Sachen betrift, die derſelbe blos zu ſeiner Freude und zu ſeiner Gemüthsergözlichkeit ſich vorzüglich vor andern anſchaffen und genieſſen kan; darüber wollen wir noch eine kurze Unterſuchung anſtellen: Alle unmäſige, unordentliche und verbottene Luſt iſt deswegen zu vermeiden, weil ſie entweder an und vor ſich ſelbſt ſchädlich und ſchändlich, oder auch, weil ſie verboten iſt, und deswegen unumgänglich Verdrus, Schimpf und Strafe nach ſich ziehet. Ein verſtändiger Mann findet in ſolchen Dingen keine Luſt: Er liebet die Ordnung, und meidet alles was Schaden und Schande bringet. Unter denen anſtändigſten Beluſtigungen eines vernünftigen Reichen iſt 1) Kutſche und Pferde um fleiſig ins Feld und in die Wälder ſpazieren zu fahren, 2) ein ſchöner Luſtgarten mit einer Maierei von allerhand Vieh, 3) die Muſic, 4) die Baukunſt, 5) die Geſellſchaften, 6) die Schauſpiele, 7) die Naturſeltenheiten und Kunſtſachen, als Mahlerei, Kupferſtiche, rare Münzen, ſchöne Bücher und dergleichen. Dieſe meiſte Beluſtigungen aber ſind öfters mit ſo vielerlei Unruh und Misvergnügen begleitet, daß ſie einem darüber ganz verleiden; zumal ſchen mehr oder weniger unterworfen iſt. Wer ſeine Luſt im Bauen, in Luſtgärten, in der Menge von allerhand Vieh, in einem groſſen Schweif von Bedienten, in weitläuftigen Geſellſchaften, groſſen Tractamenten, auſerordentlichen Kleiderpracht und dergleichen ſuchet, der wird wenigſtens dabei ſo viel Verdrus als Freude finden. Die angenehmſte und ſicherſte Beluſtigungen ſind diejenigen, die keiner ſolchen Unruh und Gefahr nicht unterworfen ſind, die ihren ſtärkſten Einflus ins Gemüth haben, und die uns allein auch ohne andrer Menſchen Beiſtand und Hülfe vergnügen können. Dergleichen ſind die Betrachtungen der Natur, die Muſic, die Kunſtcabineter und die Bücher.

Die Sammlung eines ſchönen Bücherſchazes, nebſt verſchiedenen Natur- und Kunſtſachen, Mahlereien, Kupferſtichen, Münzen, Alterthümer und dergleichen, iſt demnach eine von den ruhigſten und würdigſten Ergözlichkeiten, deren ein Reicher, welcher die Künſte und Wiſſenſchaften liebt, ſich erfreuen kan. Er allein kan ſich auf dieſe Art mit ſeinem Geld ein Vergnügen machen, ohne daß er deswegen im mindeſten aus ſeiner Ruhe und Ordnung geſezet, oder in vielerlei Weitläuftigkeiten und Bekandſchaften verwikelt wird. Er hat dabei nicht die geringſte Gefahr etwas von ſeiner Ehre, von ſeinem Anſehen, oder von ſeiner Aufrichtigkeit zu verlieren. Er reizet durch keinen übertriebenen Pracht die Eiferſucht ſtolzer und hochmüthigen Menſchen, die nicht leiden können, wann andere ſich hervorthun, oder im Puzen und in der Aufführung ſich etwas vor ihnen heraus nehmen. Denn ein Hochmüthiger, wenn er auch noch ſo bedürftig iſt, bildet ſich doch immer mehr ein als andre Menſchen zu ſeyn.

Ein vernünftiger reicher ärgert eben ſo wenig andre Leute, durch üppige Ausſchweifungen, und läſſet gleichwol ſein Geld und Gut anderen Menſchen mit genieſſen. Er liebt die Künſte und Wiſſenſchaften, und befördert ſolche durch ſeinen grosmüthigen Aufwand. Er vermehret die Erkenntnüſſe ſeines Verſtandes, und bereitet ſein Gemüth zu den erhabenſten Tugenden. Er gebraucht ſein Gut, unendliche Güter damit zu erwerben, und indem er die Abwege, wohin die Reichthümer verleiten, vernünftig vermeidet: ſuchet er auf den Spuren der Weisheit einer wahren Glükſeligkeit nachzutrachten. Bei einer ſo ſtillen Luſt, die ſeinen Geiſt von allen Ausſchweifungen und Thorheiten zurük hält, kan er ſeine Tage in ruhiger Zufriedenheit verſchlieſen und getroſt einer glükſeligen Ewigkeit entgegen ſehen. Er hat zugleich das Vergnügen eine Menge Leute zu beſchäftigen, ohne daß er ſich ſolche ſelbſt über den Hals ziehet. Die Gelehrten, die Kaufleute, die Künſtler, die Handwerker, alle genieſen etwas von ſeinem Ueberflus. Er hat dabei auch Gelegenheit der Armuth viel Gutes zu thun, und manchem nothdürftigen Arbeiter etwas zu verdienen zu geben. Er wird ferner dadurch verhindert, ſein Geld zu einer ſtolzen Erhebung über ſeine Mitbürger anzuwenden und ein Tirann der Menſchen zu werden. Denn der Reichthum gibt einem ich weis nicht was für einen ſeltſamen Hochmuth, daß man ſich für edler und vortreflicher als andre Menſchen ſchäzt. Weil aber gleichwohl das Geld allein nicht hinlänglich iſt, einen groſſen Herrn zu agiren, ſo kaufet man ſich Titel, Land und Leute, damit man deſto mehr arme Creaturen unter ſich beugen ſehen und ſeine Herrſchaft auslaſſen könne.

Ein vernünftiger Reicher hat im übrigen auch noch darauf mit zu ſehen, daß er alle ſeine Handlungen gegen einander wohl abpaſſe, damit ſie wohl zuſammen hängen und mit einander eine Aehnlichkeit haben: Dergeſtalt, daß er nicht in einer Sache zu viel und in der andern zu wenig thue. Nichts zeiget mehr die Ordnung eines geſezten Geiſtes, als dieſe Gleichförmigkeit in allen unſeren Handlungen: Das Schöne, das Gute, das Erhabene wird dadurch in das rechte Licht geſezt. Nicht anders wie die Figuren auf einer ſchönen Schilderei, welche durch die richtige Verhaltung der Theile die Geſchiklichkeit des Meiſters im Ganzen zeigen, und den gröſten Werth des Gemähldes ausmachen.

Noch eins: Soll einer, der reich iſt und die Wiſſenſchaften liebt, auch heirathen? Warum nicht? wird mancher ſagen; er kan Weib und Kind und ſo viel andre Leute am beſten ernähren und glüklich machen. Dieſes iſt wohl gut. Was hat er aber vor Vortheile davon? Der Weiſe kommt insgemein ſobald er heirathet um ſeine Ruhe, und der Reiche um ſein Geld. Die Schikſale der Verelichten ſind unvermeidlich: Sorgen, Verdrus, Weitläuftigkeiten, Geſinde, Kinder, Krankheiten, Gezänke: Kurz, alle Widerwärtigkeiten des Lebens begleiten auch ſchier die beſten Ehen. Was ſoll man von den unglüklichen und ſchlimmen ſagen: Sie ſind die Hölle ſelbſt. Man mus es alſo in der Weisheit ſehr weit gebracht haben, wenn uns alle dieſe Dinge in unſrer Gemüthsruhe nicht ſtören ſollen, oder man mus eine ſo würdige Frau beſizen, die uns durch ihren liebreichen Umgang, und durch ihre gute Gemüthsart, alle dieſe Widerwärtigkeiten erträglich zu machen, mithin die Sorgen eines weitläuftigen Hausweſens klüglich von uns zu entfernen weis. Wer eine ſolche Frau bekommen kan, der ſoll ſie nehmen. Alles, was man hier thut, iſt, daß man bei einem ſo wichtigen Geſchäfte, mehr auf eine edle Erziehung und auf ein gutes Herz, als auf andre äuſſerliche Umſtände ſiehet. Die beſte Frau taugt nichts, wann ſie keine Gottesfurcht hat und im Grund ihres Gemüths nicht gut und liebreich iſt. Die Franzoſen nennen ſolches einen Eſprit doux & paiſible. Eine zänkiſche Frau iſt für einen vernünftigen Mann ein jämmerliches Hauscreuz. Eine Verſchwenderin ſtürzt alles in Unordnung, und eine leichtfertige ziehet nichts als Schande, Fluch und Verderben nach ſich. Es iſt alſo in der That ein gefährlich Ding, ein Weib zu nehmen. Ich rathe auch dem gröſten Weltweiſen, nicht es hierinn dem Socrates nachzumachen, der wiſſentlich eine böſe Frau ſoll genommen haben, weil er glaubte, daß, wo er dieſes Uebel ertragen lernte, ihn ſo leicht auf der Welt nichts mehr anfechten könnte. Der Italiäner hat recht, wann er ſagt: é meglio eſſer ſolo che mal accompagnato. Wer alſo ein Weib nehmen ſoll und mus, und dabei vermögend iſt, der nehm die beſte die er bekommen kan. Sagt man nicht für das Geld könnte man alles haben? Hier iſt es in der That noch eine groſſe Frage. Es iſt und bleibt ein gewagter Handel. Alle menſchliche Vorſichtigkeit iſt hier nicht zulänglich. N'entreprennez pas de la choiſir, mais priez Dieu, qu'il vous la donne, ſagt ein gewiſer Schriftſteller, der das Buch Conſeils de la Sageſſe geſchrieben hat. **Ein tugendhaft Weib,** ſpricht Sirach 26, 13. **iſt eine edle Gabe, wer ſolche bekommt, der lebet noch eins ſo lange: Sie wird aber nur dem gegeben, der GOtt fürchtet.**

Aſtronomiſche Betrachtungen über die Cometen.

GRoſſe Männer, die wir Aſtronomos, oder Sternenkundige heiſſen, haben an dem Erdklumpen, den wir bewohnen, und der eiteln Seelen, ſo ausnehmend vorkommt, daß ſie ſein Weſen nicht genug aus dem Sinn laſſen können, zu ihrer Betrachtung nicht genug gehabt. Sie haben ſich zu den Sternen geſchwungen, und nachdem ſie viele und lange Erfahrungen mit vielem Nachdenken überleget, dieſelben in drei Claſſen eingetheilet, in Fixſterne / in Planeten und Cometen. Die Fixſterne bleiben an einem Ort, und verändern ihre Stelle nicht, als wären ſie an dem Himmel angenagelt. Die Planeten oder Irrſterne ſchweifen an dem Himmel herum. Die Cometen bleiben zwar auch nicht an einem Ort: ſie können aber an dem langen Schweif, den ſie insgemein haben, gar leicht von den Planeten unterſchieden werden.

Unter den Fixſternen iſt uns Erdbürgern die Sonne am nächſten und bekannteſten. Und weil wir ſie etwas genauer kennen müſſen, wenn wir das übrige verſtehen wollen: ſo will ich das vornehmſte wiederholen, ſo man von dieſem Weltkörper in Erfahrung gebracht hat.

Man kan nach einer gewiſen Art, welche in vielen mathematiſchen Schriften gelehret wird, Brennſpiegel und Brenngläſer ſchleifen. Dieſe genannte Inſtrumenta haben die Tugend, daß ſie die Sonnenſtralen ſammlen, und auf einen Punct werfen; wodurch erſtaunende Dinge verrichtet werden können. Archimedes ſoll durch ſeine Brennſpiegel die Schiffe der Römer in Brand geſteket haben, als ſie lange vor Chriſti Geburt die Stadt Siracuſa in Sicilien belagerten. In einem Buche, deſſen Namen mir entfallen, habe geleſen, daß in England ein Brennſpiegel anzutreffen, welcher einen groſſen Hund in einem Augenblik zu Pulver verbrennen könne: wenn man denſelben nur durch die geſammleten Stralen ſpringen lieſſe. Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn. Aber dis iſt bekannt, daß der Herr von Tſchirnhauſen in Teutſchland die gröſten Brennſpiegel verfertiget hat, wodurch man alle Metalle faſt in einem Augenblik, und ſogar Diamanten, ſchmelzen, und andere Cörper in Glas verwandeln kan. Es werden dieſe Tſchirnhauſiſche Spiegel

gen Jahren wurde einer davon in Holland für 10000. Thlr. verkaufet. Die löbliche Univerſität zu Halle beſizet ein Brennglas, ſo Tſchirnhauſen verfertiget hat. Wie aber dieſe koſtbare Inſtrumenta nur für reiche Naturforſcher gehören: ſo haben andere Glasſchleifer auch für geringere Leute geſorget. Man kan für wenig Groſchen ein kleines Brennglas kaufen, und einige Verſuche damit anſtellen. Da nun die Brennſpiegel und Brenngläſer weiter nichts zur Sache beitragen, als daß ſie die Sonnenſtralen ſammlen: ſo müſſen die Sonnenſtralen ſelbſt dergleichen Wirkung haben, wann ihnen eine Sache ſo nahe gebracht würde. Alſo brennet die Sonne, und zwar noch ſtärker als ein ander Feuer. Da ſie auch ein Licht iſt, und den angenehmen Tag nicht nur auf Erden, ſondern auch in allen Planeten ausbreitet: dieſes aber die Eigenſchaften des Feuers ſind: ſo ſchlieſſen wir, daß die Sonne ſelbſt ein Feuer ſey.

Seit dem man angefangen, die Sonne durch Ferngläſer zu betrachten: ſo hat man Dinge an ihr erbliket, welche von der Welt Grundlegung an, dem menſchlichen Geſchlecht verborgen geblieben ſind. Im Jahr 1611. hat man zu allererſt in der Sonne Fleken bemerket, welches hernach faſt alle Jahre geſchehen iſt. Ich ſelbſt habe deren drei an der Sonne im Jahr 1739. erbliket, wovon der gröſte einer Bohne ähnlich ſchien. Es iſt nicht nöthig eine weitläuftige Hiſtorie von dieſen Fleken zu ſchreiben: ſondern ich begnüge mich, einen gedoppelten Nuzen anzuführen, welchen wir dieſer Anmerkung zu danken haben. Wir wiſſen daher, daß ſich die Sonne faſt in 27. Tagen um ihre eigene Axe unaufhörlich von Abend gegen Morgen bewege, und daß folglich dieſelbe die Geſtalt einer Kugel habe.

Es iſt für Männer, welche die Ausmeſſungskunſt, oder Geometrie verſtehen, eine leichte Sache, die Entfernung ſtimmen: ob man gleich zu keinem kommen kan, weil etwa ein Flus dazwiſchen flieſet. Unerfahrne Menſchen würden ein ſolches Unternehmen für Hexerei anſehen: aber verſtändige wiſſen, daß die Sache gewis iſt, und täglich, zu groſſem Nuzen der Menſchen, zu geſchehen pflege. Wie würde man, z. E. Veſtungen belagern, und Bomben in dieſelben werfen können: wenn man die Entfernung nicht genau ausrechnen könnte? Der belagerte Feind iſt ſo unhöflich, daß er diejenigen ſogleich darnieder ſchieſſen würde, welche ſich mit der Meſſchnur ſeinen Mauren nähern wollten. Dergleichen gewiſe Gründe hat man auch am Himmel gebraucht, und wichtige Wahrheiten entdeket. Wer aus dem Calender weis, daß die Aſtronomi nicht nur an der Sonnen und dem Mond Finſterniſſen beſtimmen: ſondern ſogar an den Monden des Jupiters und Saturnus, welche ſelbſt noch kein ſterbliches Auge geſehen, indem ſie nur durch gute Tubos erbliket werden; Wer ferner weis, daß dieſe aſtronomiſche Ausrechnungen pünctlich zutreffen: der wird ja wohl ſeine Unwiſſenheit nicht über die Einſicht ſolcher Männer ſezen. Wenn nun etwas von der Gröſſe und der Entfernung himmliſcher Körper angeführet wird; ſo werden Leute vom Verſtand, ſo nicht ſtudiret haben, ſchwerlich ſagen: Wer weis obs wahr iſt, wer iſt da geweſen, und hat alles gemeſſen? Gelehrte aber wiſſen die Art der Ausrechnung, ſie wiſſen den Grad der Gewisheit, und werden mir ſolchen Einwurf nicht machen. Daher unterſtehe ich mich die Gröſſe der Sonnen, nach den Ausrechnungen der gelehrteſten Männer, anzuführen. Es verhält ſich die Erde zur Sonne, wie 1. zu 3000000. oder die Sonne iſt drei tauſendmal mal tauſend gröſſer, als unſere ganze Erde. Die Entfernung der Erde von der Sonnen, beträget wenigſtens 33758. halbe Erddiameter. Da nun ein halber Erddiameter, als die groſſe Weltelle 860. teutſche Meilen ausmacht: ſo iſt die ganze Entfernung in teutſchen Meilen leicht zu finden, und man kan begreifen, daß eine Canonenkugel über 25. Jahr zubringen müſte, wenn ſie in gleicher Bewegung von der Sonne auf unſere Erde fliegen ſollte.

Es iſt alſo die Sonne ein runder Feuerballen, welcher drei Millionmal gröſſer als die Erde iſt, ſich ohne Aufhören um ſeine Axe faſt in 27. Tagen beweget, und unſere Erde, nebſt einer guten Anzahl anderer Monden, mit Licht und Wärme zur Gnüge verſorget.

Dis wiſſen wir heut zu Tage gewis von der Sonne. Ob ſie noch andere Abſichten der unendlichen Gottheit erfülle, kan mehr vermuthet, als erwieſen werden. Die alten Magier in Perſien hielten ſie für den Thron GOttes. Einige Engländer wollen ſie zur Hölle machen, ſo mir nicht wahrſcheinlich iſt. Vielleicht iſt ſie der beglükte Aufenthalt, den Aſträa erwehlet, nachdem ſie aus Verdrus über unſere Abſcheulichkeiten die Erde verlaſſen hat. Vielleicht iſt ſie der Siz der wahren Frömmigkeit, allwo ſie allein pranget: weil das Licht alles offenbaret, und die Heuchelei als einen Nebel vertreibet. Vielleicht iſt ſie das Vaterland unſterblicher Geiſter, welche ſich von der Finſternis entfernen, damit ſie die wahre Tugend im Licht ehren mögen. Es ſey aber die Sonne, was ſie iſt: wir Erdbürger ſind ihr unendlich verbunden. Wenn ſie uns den Zuflus ihres Lichts und ihrer Wärme entziehen wollte: ſo würden wir vielleicht eben ſo bald die Seele ausblaſen, als ein Vogel, welchen man unter die Gloke der Luftpumpe ſezet, und ihm das Luftſchöpfen auf eine thätliche Weiſe verbietet. So genau iſt unſer Leben mit der Sonne verbunden. Ein Freund, den ich nunmehr in der Aſchen ehren mus, hat mir eine Begebenheit erzehlet, welche ich zum Vergnügen meiner Leſer wiederholen darf: Er hat auf ſeinen Reiſen einen blindgebornen Edelmann von guter Familie in Pommern geſprochen, welcher, das Geſicht ausgenommen, mit allen Gütern reichlich begabet war, womit die Natur den Geiſt und den Leib, und das Glük die äuſerlichen

Umſtände vollkommen und angenehm zu machen pfleget. Ja, die Natur hatte den Mangel des Geſichts bei dieſem Blinden, mit mehrern Geiſteskräften erſezet, daher er alle Theile der Gelehrſamkeit aus mündlicher Unterredung gefaſſet. Mein Freund wurde theils durch Verwunderung, theils durch Mitleiden gerühret, und fragte ihn, ob er ſich in ſeine Umſtände mit Gelaſſenheit ſchiken könnte, oder ob er ſich nicht öfters das Geſicht wünſchete? Zum beſtändigen Gebrauch nicht war die Antwort. Ich höre ſo viel von der Eitelkeit und Thorheit, ſo auf Erden vorgehet, daß ich mich glüklich ſchäze, daß ich ſie nicht mit anſehen darf. Doch wünſchte ich mir das Geſicht auf etliche Augenblike, um nur einmal die Sonne anzuſehen, von welcher ich ſo erſtaunende Dinge höre. Hätte ich dis Glük: ſo wollte ich den Schöpfer vielleicht eben ſo feurig loben, als die Sonne brennet, und hernach meine Augen wieder mit Vergnügen zu ſchlieſſen. Es iſt ein betrübtes Merkmal der menſchlichen Unempfindlichkeit, daß man dergleichen Rede nur von einem Blinden gehöret hat, und daß wir Sehende den Schöpfer ſo wenig über ſeine unendliche Güte loben und preiſen. Wir haben in unſerm curioſen, und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher davon hin und wieder gehandelt; es würde dahero dem Leſer nur verdrüslich fallen, hierinn weitläuftig zu ſeyn.

Da die Planeten aber ſich nicht in gleicher Zeit um die Sonne bewegen: ſondern z. E. die Erde faſt dreiſig mal herum komt, ehe Saturnus ſeinen Lauf einmal endiget: ſo ſcheinet es uns, als wenn die obern Planeten manchmal ſtill ſtünden, oder gar rükgängig würden. Aus eben dieſem Grunde läſſet ſich beurtheilen, warum Venus manchmal vor der Sonne hergehet, und den Morgenſtern: oder derſelben folget, und daher Abendſtern genannt wird; dergleichen auch Mercurius thut.

Seitdem man die Planeten durch Ferngläſer betrachtet hat: ſo hat man nicht nur an dem meiſten eine Veränderung des Lichts, wie an dem Mond, wahrgenommen; ſondern auch groſſe Berge, Seen und Meere bemerket. Um den Mond hat ſich ein Luftcreiß gezeiget, welcher manchmal ſehr mit Dünſten erfüllet, öfters heiter und klar iſt. Ja, Aſtronomi haben bei einer Sonnenfinſternis den Bliz auf ihm durchs Fernglas erblikt. Es müſſen alſo auf dem Mond, und ſtarker Vermuthung nach, auch auf allen übrigen Planeten, Veränderungen der Witterung anzutreffen ſeyn. Es regnet, ſchneiet, thauet auf ihnen; und nach Gelegenheit iſt ein heitrer Sonnenſchein zu verſpüren. Davon in unſerm, aus dem Reiche der Wiſſenſchaften wohlverſuchten Referendario, p. 23. des 2ten Theils, beſondere Anmerkungen von neuen Entdekungen der Planeten anzutreffen, welche dieſe Sache verſtändlicher machen.

Unſere Erde iſt alſo ein Planet. Sie beſtehet in Abſicht auf ihre Oberfläche, aus Land und Meeren, und iſt mit vielen Bergen und Flüſſen gezieret. Es wechſeln Tag und Nacht, und die vier Jahrszeiten auf derſelben. Es ſteigen Dünſte auf, und fallen durch Thau, Nebel und Regen wieder herunter, wobei es öfters entſezlich donnert. Dieſe Umſtände befördern die Fruchtbarkeit. Die Erde kleidet ſich grün, bunt und ſchön. Und indem ſie mit Gewächſen erfüllet iſt: ſo wird ſie ein bequemer Aufenthalt, nicht nur für eine unzehlbare Menge Thiere, ſondern auch für tauſend Millionen Menſchen. Der Mond und die übrigen Planeten ſind ſolche Kugeln wie unſere Erde. Sie haben Berge, Flüſſe und Meere. Es thauet, regnet und donnert auf ihnen. Tag und Nacht, und die Jahrszeiten, wechſeln auf ihnen ab. Bei ſo vieler Veranlaſſung zur Fruchtbarkeit werden die übrigen Planetenkörper nicht unempfindlich ſeyn: ſondern, wie ſie guten Theils die Erde an der Gröſſe übertreffen, ſich noch herrlicher mit Laub, Gras und guten Gewächſen ſchmüken. Es wäre Schade, wenn ſo reiche Ernden jährlich verlohren giengen, und nicht genuzet würden; davon im 2ten Theil des gedachten Referendarii p. 23. ſchöne Gedanken anzutreffen. Wir wollen alſo ohne Kummer ſeyn. Können wir nicht Creaturen; auf allen Planeten gewis vermuthen: da auf der Erde dergleichen ſind, und auf den übrigen die Vorſicht GOttes alle nöthige Anſtalt zu ihrer Verpflegung und Gemächlichkeit gemacht hat?

Demnach verdienet unſere Erde, welche unter die Planeten geſezet worden, eine beſondere kleine Abhandlung: weil uns gar zu viel an dieſem unſern Sandpunct gelegen iſt. Es kan auch nichts von den Cometen vorgetragen werden, ſo zu unſerm Zwek dienet, wenn man ſich nicht vorher über einige Dinge mit der Erde verglichen hat. Daß die Erde rund ſey, kan ohne Beweis angenommen werden: indem dieſe Lehre ſogar in den Hütten der geringſten im Volk eingedrungen iſt, und ſich Beifall verſchaffet hat. Und daß ſelbige ſich herum drehet, ſolches iſt in unſerm Dollmetſcher, p. 680. und p. 430. wie auch in dem ſchon angeführten Referendario pag. 24. des 2ten Theils bewieſen worden; Und wäre es lächerlich, wenn unſere Erde verlangen wollte, daß ſich Sonne, Mond und Sterne, die groſſen himmliſchen Körper, in einem unermeslichen Raum, ſollten in 24. Stunden herum ſchwingen, nur damit unſere gemächliche Mütter, auf einem Stülchen ſizend, ſie beſchauen mögte. Dergleichen Begehren iſt der Erde ehemals von den meiſten Menſchen angedichtet worden, und noch heut zu Tage bereden ſich Leute von blöden Verſtand, daß ſich die Sonne und der Himmel herum drehe: weil es ihnen alſo vorkommt. Ich hoffe, daß ſich keiner zu dieſer Geſellſchaft ſchlagen werde. Auf die heilige Schrift mus ſich wenigſtens niemand berufen, wenn in ſolcher die Redensarten vorkommen: Sonne, ſtehe ſtill! und dergleichen. Es reden alle erfahrne Aſtronomi alſo: ob ſie gleich die Redensart anderſt verſtehen. Wer von allen verſtanden ſeyn will, mus wie alle ſprechen. Ich ſeze daher mit allen Himmelskundigen, welche auſſer der gezeigten Ungereimtheit noch wichtige Gründe haben, daß ſich die Erde in 24. Stunden um ihre Axe drehe, wodurch es uns ſcheinet, als wenn ſich der Himmel herum geſchwungen hätte, und woher die Abwechſelung des Tages und der Nacht verurſacht wird.

Auſſer dieſer 24. ſtündigen Bewegung der Erden, nach welcher ſie ſich um ihre Axe wendet, haben Sternenkundige noch eine andere entdekt, und erwieſen, daß ſie ſich in Jahresfriſt um die Sonne, gleich den übrigen Planeten, ſchwinget. Wenn man dieſe jährliche Bewegung nicht annimmt, ſo kan man viele Erſcheinungen des Himmels nicht erklären. Man weis zum Exempel nicht, woher es komme, daß Saturnus bald vor ſich, bald rükwärts gehet, und manchmal gar ſtille ſtehet. Hingegen macht es der Umſchwung der Erden verſtändlich. Der Herr Whiſton vermuthet, daß in den Schöpfungstagen die erſte Bewegung noch nicht geweſen: ſondern Tag und Nacht durch den Umſchwung um die Sonne entſtanden ſind. Es wären alſo durch die paradiſiſchen Tage, wenn es heiſſet: alſo ward aus Abend und Morgen der erſte Tag, ꝛc. Jahre zu verſtehen. Die geſchwinde Bewegung um die Axe in 24. Stunden ſoll, nach der Meinung dieſes Gelehrten, durch den Stos eines Cometen eingeführet worden ſeyn, wodurch der gerechte GOtt nach dem Fall das Paradis verderbet hätte.

Damit aber die Vermuthung, daß die paradiſiſchen Tage Jahre geweſen, etwas mehr Stärke bekomme, indem ſie uns im Fortgang nüzlich ſeyn kan: ſo mus ich hierbei mit einflieſen laſſen, daß der Herr Whiſton ſagt, Himmel, bedeutet ſowohl den Weltbau, als den Dunſtcreis unſerer Erden, ꝛc. Wie man nun bei andern Wörtern, ſo mehrere Bedeutungen haben, an einem jeden Ort überleget, welche ſich zum Zuſammenhang der Sache ſchikt: ſo will Whiſton, daß man auch hier verfahren ſolle. Und nach dieſer Anmerkung meinet er Erlaubnis zu haben, eine gedoppelte Schöpfung zu lehren. Er lehret nemlich eine allgemeine, wobei unſere Erde dem Stof nach auch mit hervor gebracht worden: ferner eine beſondere, wodurch unſere Erde, wer weis wie lange Zeit hernach, in den 6. Schöpfungstagen die gegenwärtige Geſtalt erhalten habe. Von der erſten und allgemeinen Schöpfung handeln die beiden erſten Verſe, welche alſo umſchrieben werden können: GOtt hat Himmel und Erde hervorgebracht. Die Umſtände, welche dabei zu bemerken ſeyn mögten, gehen das menſchliche Geſchlecht nicht an, daher ſie ihm auch nicht gemeldet werden dürfen. Wie aber die ganze Welt der Betrachtung vernünftiger Perſonen überlaſſen wird, und der groſſe GOtt ſichs wohl gefallen läſſet, wenn ſie einiges durch das Anſchauen und durch Schlüſſe heraus bringen und erkennen: ſo werde ich von der Erden etliche Säze bekannt machen, welche durch das Nachſinnen nicht erreichet, ſondern nur durch den Glauben gemerket werden können. Die Erde iſt durch eine merkwürdige Verwandelung gegangen. Sie war vor ihrer ſechstägigen Zubereitung wüſte und leer: wurde aber hernach in einen beſſern Stand geſezet. Um aber die andere Schöpfung, oder Vollbereitung der Erden deutlich zu machen: ſo hält Whiſton die Beſchaffenheit der Erden, wie ſie Moſes beſchreibet, mit demjenigen zuſammen, was die neuere Aſtronomi von den Cometen entdekt hat, und findet die gröſte Übereinſtimmung. Er nennet daher das Chaos, oder die wüſte Erde einen Cometen, welcher aber durch die Macht und Güte GOttes in den Zuſtand eines Planeten verſezet worden. Dis ſtellet er alſo vor: Nachdem der Erde eine ordentliche Stelle unter dem Planetenchor angewieſen worden, und ſie ſich umgeſchwungen: ſo würde man auf derſelben den Wechſel des Lichts und der Finſternis bemerket haben; weil die Sonne längſt vorhanden war. Erſter Tag. Der neue Planet hat ſich abermal ordentlich um die Sonne geſchwungen, wodurch die vielen Dünſte gröſtentheils darnieder geſchlagen worden, welche ſich als Waſſer in die Klüfte geſenket haben. Anderer Tag. Die Erde, welche hier und da troken geworden, lies Gewächſe aus dem Saamen hervor wachſen, welchen Gott in ſie geleget. Es iſt ganz natürlich und leicht zu begreiffen, daß ſolches in einem Umſchwung um die Sonne, oder in einem Jahr geſchehen. Dritter Tag. Durch die Sonnenſtralen wurde die Dunſtkugel der Erden nach und nach ſo ſehr gereiniget und erhellet, daß wenn jemand auf Erden geweſen wäre, er am vierten Tag bemerket haben würde, daß Sonne, Mond und Sterne am Himmel ſtünden. Vierter Tag. Am fünften und ſechſten Tage iſt endlich die Erde wunderthätiger Weiſe mit Einwohnern von GOtt verſehen worden. Wer nachdenkt, wird leichtlich finden, daß ſich der jährliche Umſchwung zu ſo groſſen Veränderungen beſſer, als der kurze Tag ſchikt. Die heilige Schrift nennet ſonſten auch oft Tage, und verſtehet Jahre. Daher man Whiſtons Meinung für eine gute Vermuthung anſehen kan. Hiervon kan Whiſton in der Vorrede zu ſeiner Theorie, und der berühmte Herr Profeſſor Gottſched in ſeiner Philoſophie p. 324. weiter nachgeſehen werden.

Unſere Erde iſt mit vielen Gewäſſern an Flüſſen, Seen und Meeren ſtark vermiſchet, wie es die Erfahrung lehret. Die Landcharte zeigt uns viel Gewäſſer: aber die Vernunft entdeket noch mehreres durch Schlüſſe. Ich will dieſe Erkenntnis durch einige Anmerkungen befördern. Einſtens wurde zu Sues am rothen Meer eine groſſe Fiſcherei angeſtellet, wozu der türkiſche Baſſa eingeladen worden iſt. In dem Nez befand ſich, nebſt einer groſſen Menge Fiſche, ein Delphin von ungeheurer Gröſſe, welcher dem Baſſa geſchenkt wurde. Der Baſſa war mitleidig. Er lies in Eil ein meſſinges Band, mit der Aufſchrift machen:

Amad Abdalla, Baſſa zu Sues hat mir mein Leben und dis Band geſchenkt. Im Jahr der Hegira 720.

Und nachdem er den Delphin ſolches anſchmieden laſſen, ſo wurde er ins rothe Meer geworfen, da er denn nicht lange ſäumete den Abgrund zu ſuchen. In eben dieſem Jahr haben die Fiſcher zu Damiate am Mittelländiſchen Meer einen groſſen Delphin gefangen, und oberwehntes Halsband an ihm gefunden. Man las den Namen eines bekannten und noch lebenden Befehlshaber mit Erſtaunen, und ſchikte ihm das Band, ſo er für ſein Geſchenk erkannte. Dieſe Begebenheit hat der Arabiſche Geſchichtſchreiber, Abulhaſſen, der Vergeſſenheit entriſſen. In Aſien iſt das Caſpiſche Meer, welches niemals ſonderlich zunimmt: ob ſich gleich groſſe Ströme drein ergieſſen und es keinen Ausflus hat. Die Gelehrten haben ſich lange Zeit gemartert, die Urſachen zu ergründen. Endlich iſt es dem Perſer Paradia in ſeinem Buch vom Caſpiſchen Meer gelungen. Er hat bemerket, daß die Caſpiſche See manchmal auf eine kurze Zeit aufſchwelle, und daß jedesmal zu ſolcher Zeit auf dem ſchwarzen Meer ein groſſer Sturm geweſen. Wenn hingegen die Winde auf dem Caſpiſchen Meer ſtark wehen: ſo würde auf dem Pontus Euxinus ein groſſer Anwachs des Gewäſſers verſpüret. Auch hat er beobachtet, daß ſodenn auf dem Perſiſchen Meerbuſen ſich ein fürchterlicher Euripus oder Meerſtrudel zeiget, welcher ſonſt nicht wahrgenommen wird. Paradia ſchlieſſet ſehr vernünftig, daß dieſe Meere durch unterirrdiſche Gänge zuſammenhangen, und erkläret aus ſolchem Saz dieſe Begebenheiten. Wenn nemlich der Wind ſtark auf dem Caſpiſchen Meer bläſet, und das Waſſer getrieben wird: ſo ſchieſſet es in den Pontus Euxinus, und vermehret deſſen Vorrath an Gewäſſern; hingegen bekommt es einen neuen Zuflus aus dem Perſiſchen Meerbuſen durch den Meerſtrudel, welcher ſich nur in dieſem Fall, und ſonſten niemals zeiget. Aus dem Schweizergebirgen flieſſen groſſe Ströme. Die Rhonne, die Donau, der Rhein und andere. Kircher ſezet alſo ein groſſes Hydrophylacium oder Waſſerbehältnis unter die Alpen: dergleichen er auch in allen Welttheilen findet. l. c. p. 70. Man kan ſich dieſe Sache, wenn alle Umſtände zuſammen genommen werden, nicht anders vorſtellen, als daß in der Erde eine groſſe Menge Waſſer verborgen ſeye, durch deſſen Hülfe ſo groſſe Meere zuſammen hangen. Nimmt man hierzu die Hiſtorie der Erdbeben; und erweget, daß an dem Ort der eingefallenen Städte, Seen entſtanden, und daß hie und da Flüſſe entſprungen ſind; auch die Erfahrung der Bergleute, welche faſt aller Orten endlich Waſſer entdeken: ſo mus man auf die, ſonder Zweifel gegründete Gedanken gerathen, daß in der Erde weit mehr Gewäſſer, als auf ihrer Oberfläche, anzutreffen ſey.

Moſes ſchreibt in dem zehnten Vers ſeines erſten Capitels, daß GOtt den Zuſammenflus des Gewäſſers, Meere genant habe. Da nun des Gewäſſers in der Erde eine gröſſere Menge iſt, als über derſelben, wie ich vermuthe, ſo wird das unterirrdiſche Waſſer dieſen Namen auch am meiſten verdienen. Es iſt auch ſonſten der Billigkeit gemäs, daß man vor der Sündflut nicht gar zu prächtig von den Waſſern auf der Erden rede und ſchreibe. Vielleicht iſt deſſen viel weniger vorhanden geweſen, als mancher denken ſollte. Es wird von dem Moſes als etwas merkwürdiges angeführet, daß der HErr noch nicht hätte regnen laſſen. Cap. 2., v. 6. Es iſt gar nichts beſonders, wenn dergleichen in etlichen Tagen nicht geſchicht. Aber wenn einige Jahre ohne Regen hingehen ſollten: ſo mögte es leichter verdienen in die Jahrbücher geſchrieben zu werden. Wie nun dieſe Nachricht die obige Vermuthung von Schöpfungsjahren beſtärket: ſo gibt ſie zugleich einen Grund an, warum man vor der Sündflut keine groſſe Weltmeere auf der Erdfläche; ſondern nur Seen, Ströme und Flüſſe zur Bequemlichkeit der Menſchen ſezen müſſe. Wären groſſe Weltmeere geweſen: ſo würden die heiſſen Sonnenſtralen nicht unterlaſſen haben, ſo viel Waſſer aufzulöſen und empor zu ziehen, daß Wolken und Regen, wenigſtens an einigen Oertern entſtanden wären. Aber die Schrift ſagt, die irrdiſchen Dünſte hätten nur einen Thau verurſachen können: weil ſie nemlich zu Wolken und Regen nicht hinreichend waren. Denn nach der Sündflut wird erſt der Regenbogen, als eine nie geſehene Sache angeführet.

Auf der Erde befinden ſich die Berge. Sie ſind eine Zierde der Erden, und verſchaffen ihr Vortheile. Man findet ſie in des Herrn geheimen Rath Wolfens Ab[illegible]. Ich bin aber nur bekümmert ihre muthmasliche Höhe zu beſtimmen. Ricciolus hat in ſeinem Almageſto novo pag. 594. aus glaubwürdigen Anmerkungen der Maltheſiſchen Ritter gezeiget, daß der Berg Pico, auf der Inſel Teneriffa, 60. Italieniſche Meilen auf dem Meer geſehen werde, und hat daraus geſchloſſen, daß ſeine Höhe, nach der Perpendicular-Linie, 2. teutſche Meilen, und zwar nach Abzug der Refraction, betrage. Ich behaupte nicht, daß Pico der höchſte Berg auf Erden ſey: aber dis mögte wohl wahrſcheinlich ſeyn, daß es Berge gebe, ſo zwo Meilen hoch ſind. Doch bin ich bereit eines jeden Meinung von der Höhe der Berge anzunehmen, wenn ſie mit beſſern Gründen unterſtüzet iſt.

Unter den Bergen ſind einige beſonders merkwürdig, weil ſie Feuer ſpeien. Der geſchikte Naturforſcher, Pater Kircher, gibt in ſeinem Mundo ſubterraneo p. 179. ein ſtarkes Verzeichnis von ſolchen Bergen, welche ſich in allen Welttheilen finden. Ich will nur den Etna heraus nehmen, und mit wenigen beſchreiben. Etna iſt nach des Clavius Ausrechnung achzig bis hundert tauſend Schritte hoch. Die unterſte Gegend iſt mit Weinſtöken und fruchtbaren Bäumen, und die mittelſte mit Wald gezieret: hingegen iſt der Gipfel kahl, und mit ewigen Schnee, Aſchen und ausgebraunten Steinen bedekt. Der feuerſpeiende Schlund hat zwölf tauſend Schritt im Umfang, und die Tiefe kan kein Aug ausmeſſen. In der Tiefe brennet eine unbeſchreibliche Glut, und macht ein Gepraſſel als wenn alle Donnerwetter beiſammen wären. Wenige Menſchen haben die Dreiſtigkeit dis Schauſpiel der Natur in der Nähe zu betrachten: und wer ſich auch ohne Schaden genähert, wird doch durch den Schwefel und Salpeterdampf bald vertrieben. Zu gewiſen Zeiten treibt dieſer Berg eine entſezliche Menge Steine und Feuerflammen heraus, welche ganze Gegenden verwüſten. Kircher meint, man könne aus dieſen feuerſpeienden Bergen eben ſo gewis auf unterirrdiſche groſſe Pyrophylacia, oder Feuerbehältniſſe ſchlieſſen: als man aus einem rauchenden Schorſtein wahrnimmt, daß Feuer in einer Küche ſeyn müſſe. Der Geruch und andere Merkmale geben zu erkennen, daß dis Feuer ſeine Nahrung von unterirrdiſchen Schwefel, Salpeter und dergleichen Materie haben müſſe: und die ewige Dauer bezeuget, daß dieſe Materien in der Erden in groſſer Menge vorhanden ſeyn.

Man nimmt 3. Theile Salpeter, 2. Theile Saltartari, und ein Theil Schwefel, und zerſtöſet es zu Staub: ſo hat man Knallpulver. Streuet man eine Meſſerſpize voll dieſes Pulvers in einen Löffel, und läſſet es über einigen Kolen ſchmelzen: ſo wird es mit einem ſtarken Knall in Dampf in die Höhe fahren, und dasjenige! ſo man oben drauf gelegt, erſchüttern. In der Erde treffen wir die gemeldeten Materialien häufig an; es iſt auch Feuer genug in derſelben ſolche Dinge aufzulöſen. Sollte nicht manchmal eine unterirrdiſche Entzündung entſtehen, und unſere Oberfläche mit Krachen erſchüttern? Es geſchicht, leider! und wir nennen dieſe betrübte Begebenheiten Erdbeben. In Italien werden ſie oft verſpüret. Vor etwa 12. Jahren wurde ein Theil von Teutſchland gelinde beweget: und iſt merkwürdig, daß der ſeiner Höhe wegen berühmte Thurm zu Strasburg durch den erſten Stos um etwas aus ſeiner Stelle geruket, durch den andern aber wieder an ſeinen Ort geſezet worden iſt, ohne ſonſten einen Schaden erlitten zu haben. Indem aber die Natur mit uns Teutſchen mehr geſcherzet, als uns ihren Ernſt gezeiget hat, und die jezt lebenden folglich keine eigene Erfahrung haben: ſo will ich meinem geneigten Leſer eine Erzehlung aus dem gelehrten Werk des Kirchers, und aus Miſſons Briefen von Italien, mittheilen: Der Pater Kircher beſchreibet in der Vorrede zu ſeinem Mundus ſubterraneus das groſſe Erdbeben, welches im Jahr 1638. in Calabrien 14. Tag gewütet, und ihn bei nahe mit in den Abgrund verſenket hat. Es war dieſer groſſe Mann dem Cardinal von Heſſen als Beichtvatter dazumal zugeordnet, und hatte in deſſen Verrichtungen eine Reiſe nach Sicilien und Maltha zu thun. Er bediente ſich der Gelegenheit viele Seltenheiten der Natur zu betrachten, und reiſete am 24. Merz von Meſſina aus, um ſich nach verrichteten Geſchäften wieder nach Rom zu begeben. Nachdem er ſich eine Zeitlang zur See befunden, und den Berg Etna und Strongilus von fernen betrachtete: ſo wurde er gewahr, daß dieſe Berge zugleich eine ſolche Menge Dampf ausſtieſſen, daß dadurch alle herumliegende Gegenden und ganz Sicilien bedeket wurde. In den Tiefen und Klüften der Erden wurde ein erſchrekliches Brüllen vernommen, das Waſſer fieng an aufzuſchwellen, als wenn es kochte, und der Schwefelgeſtank war höchſt beſchwerlich. Kircher ſagete es ſeinen Reiſegefährten und den Schifleuten, daß er ein Erdbeben vermuthete. Sie ländeten bei der Stadt Tropäa, und der Pater begab ſich ins Jeſuiter-Collegium. Kaum war er zur Thür eingetretten, als plözlich ein Getös als vieler rennenden Wagen, und ſogleich darauf ein ſo gewaltiges Beben vernommen wurde, daß das Collegium und die ganze Stadt in einer Wagſchale auf und nieder zu ſteigen ſchiene. Die Erde bewegte ſich ſo heftig, daß der Pater nicht ſtehen konte, ſondern auf ſein Angeſicht fiel. O! ſchreibt er, wie abgeſchmakt kam mir in dieſer Erſtarrung alle Freude der Welt vor! Ehre, Würde, Macht, Gelahrheit und alle Luſt ſchien mir ein Nebel, eine Waſſerblaſe, oder ein vom Wind getriebener Strohhalm zu ſeyn. Die Ewigkeit öfnete ihre Pforten, und ich hatte keine andere Zuflucht, als die Erbarmung meines Schöpfers. Ziegel, Wände und Mauren fielen mit Gepraſſel. Endlich muſte er ſich doch, wie einige andere, erholen, und ſich auf die Flucht machen, welche er zu ſeinem Schif nahm. Er kam auf dem ungeſtümen und kochenden Meer des andern Tages nach Rochetta. Er und ſeine Begleiter waren nicht lange ans Land, und in ein Haus getretten, als die Erde aufs neue bebete, da die erſchrokene Geſellſchaft wieder zum Waſſer eilen muſte. Und weil ſie allda auch in lauter Todesangſt ſchwebte, ſo ländete ſie bei Lopiz, und wollte am Ufer des Meers ihr ferner Schikſal erwarten. Hier hatten ſie die ehemals berühmte Stadt St. Euphemia und den Berg Strongilus im Geſicht. In kurzen vernahmen ſie einen unterirrdiſchen Schall, als wenn es von weiten donnerte, welcher immer zunahm. Als ſich das Donnern unter ihrer Gegend befand: ſo bebete die Erde abermal ſo gewaltig, daß ſich ein jeder an den Stauden anhalten muſte, um nicht zerſchmettert zu werden. Sie merkten, daß Strongilus ſo viel Feuer auswarf, als wenn Berge aufſtiegen. Da auch dieſer Sturm vorüber war: ſo wurde bemerket, daß die Stadt St. Euphemia mit Dampf umgeben war. Derſelbe zertheilete ſich bald, und die

Geſellſchaft ſahe mit Erſtarren, daß die ganze Stadt in Abgrund verſunken ſey, und eine ſtinkende See hinter ſich gelaſſen habe. Durch dis Erdbeben iſt die Napolitaniſche Küſte 200. Italieniſche Meilen lang, faſt gänzlich umgeſtürzet worden. Einige haben bemerket, daß dazumal ein Comet nahe an dem Mond ſich befunden habe. Die Sache wird begreiflicher, wann der geneigte Leſer ſich die Mühe geben wird, in dieſen auserleſenen Sammlungen, pag. 118. des 2ten Theils, die Abhandlung von der merkwürdigen Veränderung unſerer Oberfläche nachzuſchlagen, wo ſehr merkwürdige Exempel und Beweisgründe wegen des Obigen zu finden.

Da die Erde alſo beinahe Kugelrund iſt, ſo hat ſie ein Centrum oder einen Mittelpunct, welcher von allen Puncten der Kugelfläche gleichweit abſtehet. Die Erde, und auch die übrigen Planeten, beſchreiben alſo um die Sonne eine gewiſe Bahn, in welcher ſie durch das Gleichgewicht der entfernenden und anziehenden Kraft erhalten werden. Ich weis, daß mirs kein Menſch verdenken wird, wenn ich dieſe beiden Eigenſchaften die Himmelskräfte nenne. Man ſiehet aber auch, daß es etwas ganz merkwürdiges ſeyn würde, weñ des Himmelkräfte ſolten beweget werden: indem dadurch der Planet aus ſeiner ordentlichen Bahn weichen würde, bei welchem die Veränderung vorgienge.

Kircher gibt in ſeinem oft belobten Buch ein artiges Experiment an. Man ſoll eine Schüſſel voll Waſſer nehmen, worinnen Kuchenſalz und Salpeter aufgelöſet werden, und ſolche an das Mondenlicht ſezen: wobei der groſſe Mann verſichert, daß man nach einiger Zeit eine Anzahl Bläschen werde aufſteigen ſehen. Weil nun ſolches Aufſteigen nur unter dem Mond geſchicht: ſo ſchreibet ers dem Mond und ſeiner anziehenden Kraft zu. An den groſſen Weltmeeren trägt ſichs täglich zu, daß das Waſſer 6. Stunden anläuft, welches Flut genannt wird: und hernach wieder 6. Stunden abflieſet, und Ebbe macht. Es iſt angemerket worden, daß die Flut, wenn ſie gros iſt, das Waſſer 16. und noch mehr Schuh erhöhe. Weil die Erfahrung bezeuget, daß die Flut alle Tage eine Stunde ſpäter kommt, daß ſie im Vollmond und Neumond am gröſten, daß ſie ſich genau darnach richtet, ob der Mond Erdnah oder Erdfern; weil ſich allezeit an dem Ort die Flut befindet, wo der Mond iſt: ſo hat der groſſe Newton kein Bedenken getragen, ſolche Veränderung der anziehenden Kraft des Mondes zuzuſchreiben, welche durch den Abſtand von der Sonne entweder vermehret oder verringert wird. Alle Naturkundige, ſo viel ich weis, haben heut zu Tage die Erklärung des Newtons angenommen. Der Mond ziehet alſo das Meerwaſſer über 16. Schuh in die Höhe: und es iſt kein Zweifel, daß nicht die Erde an dem Mond dergleichen Veränderungen hervor bringen ſollte.

Graveſand erweiſet durch Obſervationen, daß der Jupiter den Saturnus merklich an ſich ziehe und aus ſeiner Bahn treibe, wenn ſie in ihrem Lauf zuſammen kommen. Vid. Phyſices Elementa mathematica, experimentis confirmata pag. 148. 167. Es wird dergleichen Anziehen auch bei allen übrigen Planeten und ihren Trabanten bemerket: welches aber ihrer Maſe und Entfernung nach verſchieden iſt. Es ziehen alſo die himmliſchen Körper einander an, wodurch nicht nur Veränderungen auf der Oberfläche erfolgen; ſondern es kan ſogar ein groſſer Körper dadurch in ſeiner Bahn merklich verunruhiget werden; doch wird eine gewiſſe und eingeſchrenkte Entfernung erfordert.

Die gröſten Planeten, Saturnus und Jupiter, ſtehen ſo weit ab von unſerer Erde, daß wohl ihre anziehende Kraft wenig verſpüret wird, wenn ſie von einander entfernet ſind. Aber da gleichwol die Sonne den Zug des Mondes auf der Erden vermehret, wenn ſie mit ihm verbunden: ſo könnten vielleicht auch die vereinigten Kräfte des Saturnus und Jupiters noch etwas ausrichten; davon allererſt

erſt obgedachter maſſen die Würkung des Monds, in Hervorbringung der Ebben und Flut, alls einer der kleinſten Planeten, zum Beweis dienen mag.

Nach meiner gegenwärtigen Abſicht gedenke ich genug von der Erde und den himmliſchen Körpern angeführet zu haben. Anfangsweiſe will ich nur noch der Bewegung der himmliſchen Körper gedenken, und die Art und Weiſe zu erklären ſuchen. Es iſt ein von den Mathematicis genugſam erwieſenes Geſez der Natur, daß ein Körper ſo lang in ſeiner Bewegung, und zwar nach der Wendung als er den Stoß erhalten, verharre, bis er durch einen andern ihm entgegen ſtehenden gehindert wird vid. Krügers Naturlehre pag. 18. Wenn alſo eine Canonenkugel gerade empor geſchoſſen wird, ſo würde ſie ſich in einer geraden Linie ins unendliche von der Erde entfernen; wenn nicht Luft und andere Hinderniſſe ſie in ihrem Lauf ſtöreten, und ſie wieder zurük brächten. Unterdeſſen wollen uns einige Engelländer verſichern, daß ſie eine Canonenkugel emper geſchoſſen, welche nicht wieder gekommen wäre. Wenn dis Experiment ſeine Richtigkeit hat: ſo mag der Himmel wiſſen, wo ſich dieſe Kugel befinden möge. Weiter iſt aus der Erfahrung bekannt, daß die Luft auf hohen Bergen ſehr dünne iſt, und auf dem Gipfel des Berges Teneriffa kaum annoch zum Athemholen gebraucht werden könne. Es iſt kein Zweifel, daß ſie immer dünner wird, bis die ſubtile Himmelsluft anfängt. Von dieſer Himmelsluft iſt durch Schlüſſe bekannt, daß ſie ſo dünne und ſubtil ſeyn müſſe, daß ſie der Bewegung der himmliſchen Körper keine Hinderniſſen machen könne. Wenn wir nun ſezen, daß der allmächtige GOtt bei der Schöpfung der Sonne einen Stos gegeben, daß ſie ſich um ihre Axe mit Behendigkeit bewegen müſſen: ſo ſezet ſie ſolche Bewegung in Ewigkeit fort, weil keine Hinderniſſe vorhanden ſind. Die Planeten ſind in ihrem Wirkungskreis, und werden durch ihre Kraft, vielleicht durch die Stralen mit herum getrieben: welches deſto bequemer angehet, da ſie an ſich leicht ſind. Es erhellet hieraus ferner, daß die Sonne in dem ihr angewieſenen Himmelsraum en Chef commandire: und wenn noch einige neue Sterne in ihr Revier kommen ſollten, dieſelben auch von Abend gegen Morgen, der Sonnenwendung gemäs herum laufen müſten. Es mögte alſo wohl ein Verſehen ſeyn, wenn jemand vorgeben wollte, daß er einen neuen Stern näher als Saturnus bemerket, welcher ſich von einem Weltpol zum andern durch den ganzen Himmel beweget hatte.

Die dritte Art der Sterne, welche ſich ſelten ſehen läſt, und daher allezeit mit Bewunderung erbliket wird, nennet man Cometen.

Weil die vielen Namen das Gedächtnis ohne Noth beſchweren: ſo haben die neueren Cometenfreunde nur drei Claſſen gemacht, und ſie eingetheilet, 1) in crinitos, 2) caudatos, 3) barbatos. Man könnte unſerer Mutterſprache zu Ehren die Cometen Wunderſterne nennen, und ſie nach ihrer Geſtalt in haarförmige, bartförmige, und ſchwanzförmige eintheilen.

Alle Wunderſterne, ſo man jemals geſehen, haben ſich in 24. Stunden von Morgen gegen Abend in einem circulo diurno um die Erde zu bewegen geſchienen: gleich wie dieſer Schein an allen übrigen Sternen bemerket wird. Wolken, Feuerzeichen, und dergleichen Luftgeſchichte, bewegen ſich auch: aber geſchichts um die ganze Erde? geſchichts in 24. Stunden? und wenn eine leuchtende Materie jemals dergleichen gethan, kan ſie 30. 40. 50. mal und Regelmäſig dieſe Reiſe widerholen? Ich weis, daß dis niemand behaupten wird: aber eben ſo wenig wird man den Cometen für eine Ausdünſtung der Erden, ſo ſich in unſerer Atmosphäre befindet, mit dem Ariſtoteles halten können. Sternenkundige haben noch einen andern Grund, warum der Comet ſich nicht in unſerm Dunſtcreis aufhalten könne. Er müſte allezeit eine gröſſere Paralaxis als der Mond haben, welches nicht bemerket wird. Es befinden ſich alſo die Cometen gemeiniglich in dem weiten Himmelsraum, worinen ſich die Planeten bewegen.

Auſſer der 24. ſtündigen ſcheinbaren Bewegung, hat man an allen Cometen noch eine andere wahrgenommen. Sie haben ſich faſt alle von Abend gegen Morgen regelmäſig nach Art der Planeten durch mehrere Sternenbilder geſchwungen. Daher haben erfahrne Aſtronomi, Sturm, Petit, Hevelius, Caſſini und andere, ihren Lauf zum voraus beſtimmen können, wenn ſie die Cometen nur etlich Nächte obſerviret hatten. vid. Sturm. phyſica electiva Tom. II. p. 663. Man ſollte alſo faſt den Gedanken fahren laſſen, daß ſie wie die Irrwiſche aufs ungewiſe in dem Himmel herum vagiren, und vielmehr vermuthen, daß ſie von der Sonne getrieben würden.

An dem Cometen im Jahr 80. und 81. des verfloſſenen Jahrhunderts hat man angemerket, daß er auf eine Zeit rükgängig geworden. Dergleichen wird auch von viel vorhergehenden Wunderſternen berichtet. vid. Sturmii Phyſ. Tom. II. pag. 667. Es iſt dis eine Begebenheit, die wir auch an den Planeten gemerket haben: und es iſt auſſer Streit die beſte Art, wenn man ſie auf eben dieſe Weiſe erkläret, als bei jenen geſchehen iſt.

Der Comet beſtehet aus einem Stern, und einem langen Schweif. Von dieſem lezten hat Petrus Apianus, ein berühmter Mathematicus des Kaiſers CARL des Vten, zuerſt angemerket, daß er allezeit der Sonne gegenüber ſtehe, als wollte er ſich hinter dem Stern vor den Sonnenſtralen verbergen. Apianus hat dieſen Umſtand zu ſeiner Zeit an fünf Cometen beobachtet: und hernach hat ſich niemals ein Comet der Welt anders gezeiget. vid. Sturm. p. 658.

Es iſt an mehrern Cometen, und inſonderheit Anno 1680. angemerket worden, daß ſie anfänglich vor der Sonne hergegangen, und des Morgens ſichtbar geweſen, und daß ſie hierauf, nachdem ſie eine Zeitlang in den Sonnenſtralen verborgen geblieben, der untergehenden Sonne des Abends gefolget ſind. vid. Sturm. p. 548. Weil der Schweif allezeit von der Sonne abſtehet: ſo hat er des Morgens eher müſſen hervor kommen; hingegen hat man den Stern vor dem Schweif erbliken müſſen, als er des Abends ſichtbar wurde. Die vielen Obſervationes, ſo man von dieſem Cometen hat, bezeugen, daß dis geſchehen iſt. Es kan alſo ein einziger Comet alle oben angeführte Namen erhalten. Gehet er vor der Sonne her, ſo heiſſet er barbatus, der bartförmigt. Folget er derſelben, ſo iſt er caudatus, ſchwanzförmig. Stünde er 180. Grad von der Sonne ab, ſo daß er in der Morgengegend aufgienge, wenn die Sonne untergehet: ſo hat er wohl einen Schweif, aber wir ſehen ihn nicht, und heiſſen ihn crinitus, haarförmig. Dieſe Obſervation ſezet uns in den Stand, daß wir ſogleich ſagen können, von welcher Art ein Comet ſeyn müſſe, wenn wir die Zeit ſeiner Erſcheinung wiſſen, ſolten wir ihn gleich noch nicht geſehen haben.

Weil eben dieſelben Cometen bald vor, bald hinter der Sonnen geſehen worden: ſo mus eine Bewegung in ihnen vorgefallen ſeyn. Es ſtehet uns aber frei nachzudenken, ob wir eine gerade oder krumme Linie uns einbilden wollen. Wenn ſich der Comet in einer geraden Linie vor der Sonne vorbei geſchwungen: ſo würde er ſehr wider den Reſpect gehandelt haben, welchen ihr doch die allergröſten Planeten erweiſen. Es iſt kein Planet, auch nicht einmal der entfernte Saturnus, welcher dem Wink der Sonnen zuwider ſeyn ſollte. Alle wenden ſich, wie ſie ſich drehet. Und ein Comet, er mag nun ſeyn wer er wolle, ſo iſt er doch kein Jupiter, oder Saturnus, ſollte ungebeuget vor der Sonne hinſchleichen? Sie würde ihn gewis auf eine thätliche Weiſe belehren, daß in ihrem Reich ſich alles in runden Wirbeln ſchwänken müſſe. Ich meines Orts traue es dem Cometen gar nicht zu. Ich glaube, er werde es wie Venus und Mercurius machen, wenn er bald vor der Sonne, bald nach ihr gehen will, damit er der neugierigen Erde ſeinen Bart und ſeinen Schweif zeigen könne.

Der verewigte Newton hat die Obſervationes, welche Ponthäus und Galletius zu Rom, der Pater Ango zu Fleſche in Frankreich, ein ungenannter zu Boſton in Neuengelland, ein geſchikter Mann zu Cambrigde, Montenarus zu Padua, und Flamſteed zu Londen über den Cometen 1680. angeſtellet haben, mit den ſeinigen verglichen, und das Stük der Cometenbahn herausgeſchrieben hat. Nach der Ausrechnung dieſes groſſen Mannes, welchen die ganze Welt für ihren Lehrmeiſter in der Theorie der Cometen erkennen muß, iſt der Comet viel naher zur Sonne dazumal gekommen, als ihr Mercurius iſt. Nemlich wenn die 34000. halbe Erddiameter, als der Abſtand der Erde von der Sonnen, in tauſend Theile getheilet würden: ſo hat ſich der Comet in ſeiner kleinſten Entfernung bis auf 6. das iſt 204. halbe Erddiameter, oder 184040. teutſche Meilen genähert. Er zeiget hieraus, daß die Hize auf dem Cometen 28000. mal ſtärker, als auf unſerer Erde in heiſſen Sommertagen, müſſe geweſen ſeyn. Und endlich erweiſet er wahrſcheinlich, daß wenn unſere Erde ſo nah gekommen wäre, ſo würde die Glut und Hize auf ihm 2000. mal ein glüendes Eiſen übertroffen, und ſich viele hundert Jahre erhalten haben. vid. Principia philoſ. mathematica p. 494. nach der Londenſchen Edition 1686.

Da der Comet eine ſolche erſtaunende Hize der Sonnen, welche kaum beſchrieben werden kan, ausſtehet, und gleichwohl von der Sonne nicht zertheilet und zerſtreuet wird, ſondern gröſſer und ſchöner aus den Sonnenſtralen hervor komt: ſo iſt er kein corpus vaporoſum, eine Dampfkugel und Himmelswolke, wie Hevelius gemeinet hat: indem die Sonne dergleichen Dünſte zertheilet. Iſt er aber ein veſter Körper, und hat er auch einen den Planeten faſt gleichförmigen Lauf, warum wollten wir ihn mit dem Newton und allen groſſen Aſtronomis nicht für einen Stern halten, der den Planeten ähnlich iſt? vid. Neuton. princ. p. 498.

Wenn demnach ein Wunderſtern die Erde eine Zeitlang geſchreket, oder in Verwunderung geſezet hat, und wieder verſchwendet: ſo müſſen wirs nicht ſo übel deuten, als wenn er gleich einem Nebel wieder zerſtäubet wäre. Er entzeucht ſich nur unſern Augen durch ſeine Entfernung, indem er ſeine Reiſe nach der Bahn fortſezet, welche ihm der Schöpfer angewieſen hat. Man weis dieſen Saz auch aus der Erfahrung: weil der Comet durch das Fernglas noch einige Tage geſehen wird, wenn man ihn mit bloſen Augen nicht mehr erreichen kan.

Der Comet im Jahr 1680. und 1681. hat die jährliche Laufbahn der Erden zweimal durchſchnitten, nemlich ſowol als er ein Morgencomet war, und ſich zur Sonne näherte, als da er wieder wegeilete. Es beſtätigen dieſen Saz nicht nur die Obſervationes der Engelländer: ſondern auch vieler Teutſchen und anderer Gelehrten. Es leuchtet auch die Möglichkeit einem jeden in die Augen, wer bedenket, daß der Comet näher als Mercurius zur Sonne gegangen, und ſich darauf weiter als Saturnus entfernet habe: weil die Erdbahn ſich zwiſchen dieſen beiden befindet. Die ehemaligen Cometen ſind zwar nicht ſo genau bemerket worden: doch kan man die Durchſchneidung der Erdbahn mit guten Grund öfters vermuthen; weil viele der Sonnen näher gekommen, als die Erde iſt. Es haben demnach die Cometen, welche ſich in einer krummen Linie um die Sonne bewegen, und die Erdbahn durchſchneiden, beinahe einen halben Zirkel um die Sonne gezogen.

Eine zweitauſendjährige Erfahrung belehret uns, daß ſich kein Wunderſtern über ein halb Jahr ſehen läſt. vid. Ricciolus p. 24. Joſephus gedenket zwar im 17. Capitel ſeines VII. Buchs vom jüdiſchen Krieg eines Cometen, welcher vor der Zerſtörung Jeruſalems ein ganzes Jahr über der unglüklichen Stadt geſtanden: vielleicht mögten aber einige noch zweifeln, ob auch die erſchrokene Judenſchaft recht geſehen habe? Es mag aber ein Comet geweſen ſeyn. Und alſo bleibet die längſte Zeit ein Jahr, in welcher ſich jemals ein Comet hat ſehen laſſen: gleichwie die meiſten nur etliche Monate ſichtbar ſeyn.

Der Comet hält ſo lange er ſichtbar iſt, eine krumme Bahn. Er ſchwingt ſich aufs allerlängſte in einem Jahr, insgemein in wenig Monaten halb um die Sonne. Da er aber, vermöge der Erfahrung, in eben ſo viel Zeit nicht wieder zurük kommt: ſo mus er entweder gar zerſtäuben, oder ſich von unſerer Sonne verlieren, oder ſich in einer ſehr eccentriſchen Figur bewegen, wozu er eine längere Zeit gebraucht. Indem er aber keine Himmelswolke, ſondern ein beſtändiger Weltkörper wie ein Planet iſt: ſo fällt die Vermuthung vom Zerſtäuren weg. Da er ſich in dem Wirkungscreis der Sonne findet, und von derſelben getrieben wird: ſo mus er eine Schwere zur Sonne haben. Man kan daher wohl eben ſo wenig vermuthen, daß ſich der Comet aus dem Wirkungscreis der Sonne verlieren mögte: als man beſorgen darf, daß ein von der Erde in die Höh geworfner Stein, davon fliehen und nimmer wiederkommen werde. Es bleibt alſo die lezte Art übrig. Man kan nicht anders gedenken, als daß ſich der Comet bei der Sonne faſt nach einem halben Cirkel beweget, hierauf in einer wenig gebogenen Linie aufſteiget, ſich oben wieder ſchwänket, und aufs neue zur Sonne eilet. Dergleichen länglich runde Figuren werden Ellipſen und Parabeln genannt: und man darf um ſo viel weniger zweifeln, daß ſich der Wunderſtern in dergleichen bewege, da es ſogar alle Planeten thun; nur daß die Ellipſes dieſer lezten nicht ſo ſehr eccentriſch ſind. Man darf auch nach dem Schlus von der Aehnlichkeit eine elliptiſche Laufbahn bei allen Cometen ſtatuiren: ob gleich, aus Mangel hinreichender Obſervationen, die Gründe davon nur bei einigen bekannt ſind.

Da ſich die Cometen ihre meiſte Zeit über dem Creis des Saturnus aufhalten; hernach aber näher zur Sonne kommen als die Erde, ja öfters als Mercurius: ſo mus der Comet die Fläche der Erdbahn nothwendig zweimal durchſchneiden, nemlich ſowol wenn er ſich der Sonne nähert, als wenn er dieſelbe verläſſet. Ja, es haben Cometen die Erdbahn ſelbſt durchſchnitten, wie von dem Anno 1680. bemerket worden. Und da ſich die Erde in Jahresfriſt durch alle Puncte ihrer Bahn beweget: ſo geſchichts nicht nur, daß einmal der Comet näher zur Erden, als das anderemal kommt; ſondern es iſt auch möglich, daß die beiden Körper, wenigſtens was ihre Dunſtkreiſe betrift, aneinander ſtoſſen. Es iſt leicht zu glauben, daß von einer ſolchen Berührung ſehr betrübte Folgen auf unſerer Erde herſtammen würden: daher man GOtt zu danken, daß er einen ſolchen Zuſammenhang und Lauf erwehlet, nach welchen ſich der vorberührte Anſtos des Cometen an die Erde gar ſehr ſelten zutragen kan.

Indem der Comet ſich nicht nur von Abend gegen Morgen beweget; ſondern auch vermöge der Erdbewegung manchmal rükgängig wird; auſſerdem aber eine nördliche und ſüdliche Breite bekommt, indem er ſich von der Erdbahn entfernet: ſo kan man ſich bei ihm eine ſcheinbare Bewegung gegen alle vier Weltgegenden vorſtellen. Es ſind auch alle vier Wendungen durch viele Obſervationes beſtärket: doch mit der Einſchränkung, daß eine jede Art der Wendung und des Laufs, nicht durch den ganzen Himmel, ſondern nur durch einige Grade oder auch Sternbilder gedauret habe.

Es iſt der Comet ein Weltkörper wie ein Planet. Da er nun der Sonne öfters näher komt als alle Planeten: ſo müſſen ſonder Zweifel durch die ſtarke Sonnenhize allerhand Ausdünſtungen auf ihm erzeuget werden. Man bemerket die Dünſte auch ſowol durch das Fernglas, als mit bloſen Augen. Inſonderheit iſt ſein Schweif ein deutlicher Zeuge. Einige Gelehrte haben gemeinet, es wäre der Schwanz nichts anders, als ein Lichtſtrahl, welcher durch den durchſichtigen Cometen, als durch ein Brennglas gefallen. Newton aber ſpricht p. 499. es wäre dis ein Einfall ſolcher Leute, welche nichts von der Optik verſtünden. Es müſte der Comet durchſichtig ſeyn, welches wider den Begrif iſt, den wir von ihm haben. Es war dieſe durchſichtige Meinung ehemals beliebt: aber heut zu Tage iſt ſie bei Himmelskundigen unſichtbar worden. Sodenn werden die Stralen nicht von der Himmelsluft, ſondern von einem Körper in derſelben reflectiret. Nimt man den Schweif für eine von den Cometen aufſteigende Dampfſäule an: ſo läſſet ſich alles erklären. Die leichteſten Dünſte werden von dem Cometen durch die Sonne abgetrieben: daher wird er gegen das Ende immer dünner, und man kan ſogar öfters die Sterne durch ihn ſehen. Der Schweif war Anno 1681. ungleich gröſſer, als der Comet von der Sonne kam, als da er vorher des Morgens zu ihr gieng: indem er anfänglich auf etliche Grade, hernach aber über 60. ſich erſtreket hat. Es iſt dieſe Verſchiedenheit öfters bemerket worden, und läſſet ſich durch die neue Erhizung, ſo von der Sonne herſtammet, erklären.

Weil ſich der Comet der Erde ſo ſehr nähern kan, daß er ſie wol gar anſtöſet: ſo iſts kein Wunder, wenn die Hiſtorie meldet, daß er ſie mit ſeinem Schweif berühret habe. Es iſt dis nach dem Zeugnis des Petrus Apianus im Jahr 1472. und nach dem Bericht Auguſtinus und vieler anderen, im Jahr 400. geſchehen, wobei die Menſchen den aus dem Schweif ſteigenden Schwefelgeſtank mit Erſtarren gerochen haben. vid. Ricciolus p. 6.

Der Comet im Jahr 1680. iſt von der Sonne 2000. mal mehr als ein Eiſen glüet, erhizet worden, vermuthlich iſt es einigen andern Cometen auch alſo ergangen. Hieraus läſſet ſich, wie mich dünkt, der verſchiedene Anblik erklären. Er ſiehet hell und weis wie Silber aus, wenn er zur Sonne gehet. Komt er zurük: ſo hat er zwar einen unermeslichen Schweif, er ſelbſt aber glänzet nicht, ſondern hat ein betrübtes Anſehen. Man vermuthet nicht unbillig, daß ihn der neue Brand, worein er gerathen, mit Rauch und Dampf bedeket. Nach einiger Zeit leuchtet er als ein Stern, der ſein eigenes Licht hat. Die Flamme iſt durchgebrochen, und hat den Rauch überwunden. Gleichwie ein Haus, das in Brand geräth, erſtlich raucht und dampft, und nur manchmal die Flamme zeiget, endlich aber, nachdem es durch die Glut völlig übermeiſtert iſt, lichterloh brennet, und durch ſeinen hellen Schein die ganze Stadt erſchrekt; ſo mags auf dem Cometen zugehen.

Ich vermuthe, daß ſich eine Materie, welche der Glut widerſtehet, und ſich gar nicht in Brand ſteken läſſet, beſſer ſchiket den Cometen ſcheinbar zu zertheilen. Und welche Materie iſt dis? Das Waſſer. Vielleicht gibts groſſe untercometiſche Waſſerbehältniſſe, dergleichen wir in unſerer Erde haben. Wird der Comet entzündet: ſo wird des Cometen Waſſer aufgelöſet, und ſteigt aus ſeinen Klüften mit Gewalt hervor. Der dike Dampf ſiehet ſchwarz aus, und der wäſſerige Grund brennt nicht an, bis er völlig leer iſt. Daher ſcheint zwiſchen einigen Theilen des Kerns eine groſſe Kluft beveſtiget zu ſeyn. Verlieret der Comet ſeine groſſe Hize, oder wird er bei ſeiner weiten Entfernung gar kalt: ſo fällt das Waſſer, ſo vermöge ſeiner Schwere zum Cometen nicht im Himmel zerſtreut werden kan, wieder auf den

Kern, und nimt ſeine vorige Tiefen aufs neue ein. Die Vermuthung vom Waſſer auf dem Cometen wird auch daher beſtärket: weil der Comet eine Art von Planeten iſt, auf welchen man das Waſſer nicht mit Diogenes Laterne ſuchen darf. Und wie, wenn unſere Erde vor 6000. Jahren, und alſo vorher, als ſie durch die vom Moſe beſchriebene Schöpfung in gegenwärtigen Stand verſezet worden, ſelbſt ein Comet geweſen wäre? würden wir nach der Aehnlichkeit nicht auf dem Cometen Waſſer erkennen müſſen, damit er wenn ſeine beſtimte Zeit komt, gleichfalls ein bewohnter Planet werden könne? Whiſton in ſeiner Theorie, und mit ihm der berühmte Herr Profeſſor Gottſched erklären die Schöpfung alſo, und ſezen die Schrift und Vernunft in eine ſchöne Ubereinſtimmung: welches Unternehmen nur diejenigen ärgern kan, welche übel zufrieden ſind, daß noch Vernunft auf der Welt übrig geblieben iſt.

Die Menſchen haben lange Zeit geglaubet, daß die Cometen viel wirketen, und noch mehr bedeuteten. Heut zu Tage lachen einige, wenn man ihnen etwas von der Wirkung der Cometen ſagt. Es iſt alſo eine Unterſuchung, welche der Mühe werth iſt, wenn man dieſe Sache ins Licht ſezet. Ich hoffe ſolches nunmehro thun zu können. Ich halte dafür, daß der Comet etwas bedeute, wenn er etwas wirken könne. Er bedeutet nemlich dasjenige, was er wirken kan. Wenn die ſiegende Armee vor einer Veſtung ſich ſehen läſſet, und ſolche brennet; wenn ſie die Laufgräben eröfnet, wenn ſie Cathaunen und Mörſer anführen läſſet: ſo bedeutet ſolches etwas. Solten ſtarke Geiſter in den Ringmauren einer ſolchen Stadt ſeyn, welche zweifeln und leugnen: ſo werden ſie doch bald durch einen Regen feuriger Kugeln, durch angezündete Gebäude, durch fallende Mauren und durchlöcherte Wälle zum Beifall gebracht. Es kan unterdeſſen ſeyn, daß alle dieſe ſchrekende Wirkungen nachbleiben. Die Stadt erkennet entweder ihr Unvermögen einen gewaltſamen Angrif auszuhalten; oder ſie wird durch die Königliche Gnade, zur freiwilligen Ubergabe gereizet; oder es komt ſonſt eine Abſicht dazu: ſo ruhen Canonen und Musketen. Aber können wir deswegen ſagen, daß die Ankunft eines ſolchen Heers nichts bedeute? Ich habe alſo nur zu erweiſen, daß der Comet wirken könne: und ich getraue noch betrübtere Folgen auf Erden anzuzeigen, ſo von dem Cometen abſtammen, als eine Stadt erfähret, wenn ſie feindlich umringt und beſchoſſen wird.

Der Comet kan uns viel näher kommen, als der Mond iſt, und alſo auch zwiſchen unſerer Erden und dem Mond hindurch ſeinen Lauf nehmen. Iſt dis alſo, woran kein Himmelskundiger zweifelt: ſo kan er auch eine Mondfinſternus machen, indem er ein veſter und undurchſichtiger Körper iſt. Dergleichen Verfinſterung iſt im Jahr 1450. geſchehen. vid. Georg. Phranza hiſt. libr. V. c. 21. und aus ihm Ricciolus p. 7. l. c. Kan er den Mond verfinſtern, ſo kan er ihn auch mit ſeinem Dunſtcreis und Schweif umhüllen, wovon er auf eine Zeit, der Farbe nach, in Blut würde verwandelt werden: indem es einem jeden bekannt iſt, daß der Mond roth ausſiehet, wenn er durch viele Dünſte geſehen wird. Wer es nicht weis, der gebe einigemal acht, wenn der Mond auf und unter gehet.

Auf gleiche Weiſe kan man ſich die Möglichkeit vorſtellen, daß die Sonne durch einen Cometen uns bedeket, und daher verfinſtert werden möge. Zwar kan ich kein Exempel aus der Profanhiſtorie anführen: doch gibt das Evangelium eines an die Hand. Matth. 27, 45. Und von der ſechſten Stunde ward eine Finſternis über das ganze Land, bis zu der neunten Stunde.

Vom Himmel kommen wir zur Erde, um die möglichen Wirkungen eines Cometen auf derſelben zu betrachten. Ich mache den Anfang von Uberſchwemmungen, und erweiſe ſie folgender Geſtalt. Der Mond macht auf der Erden Ebbe und Flut, und erhebet die Oberfläche des Meers über 16. Schuhe. Die übrigen himmliſchen Körper haben eben die anziehende oder magnetiſche Kraft. Der Comet iſt ein veſter Weltkörper wie ein Planet, und hat daher auch eine anziehende Kraft. Er kan gröſſer ſeyn als der Mond. Der Erde näher kommen als der Mond. Sich geſchwinder bewegen als der Mond, welche Eigenſchaften ſeine Kraft vermehren, und ihn in den Stand ſezen, nicht nur leichte Ergieſſungen anzurichten: ſondern ſogar alles unterirdiſche Gewäſſer der Erden heraus zu treiben, und auf ihre Oberfläche zu werfen. Ich rede nur von der Möglichkeit, welche zur Gnüge erhellet. Die Hiſtorie gibt hundert Exempel an die Hand, daß Uberſchwemmungen bei der Gegenwart groſſer Cometen ſich geäuſſert haben. vid. Ricciolus. Da die Möglichkeit a priori, oder aus Gründen dargethan worden: ſo trage kein Bedenken viele Uberſchwemmungen als Wirkungen des Cometen anzunehmen. Im Fortgang wird ſichs auſſer allen Zweifel ſezen laſſen, daß die allgemeine Sündflut daher ihren Urſprung genommen habe.

In der Erde iſt ein groſſer Vorrath verbrennlicher Materie, und ſolcher Dünſte, welche ſich leicht entzünden. Wenn dergleichen Sachen in groſſer Menge in Brand gerathen: ſo entſtehen Erſchütterungen, Erdbeben, und die ofnen Berge ſpeien Feuer. In der Erde iſt auch beſtändig Feuer, welches durch die ſtark bewegte Luft angeblaſen, und weiter getrieben werden kan, ſo daß es ſehr um ſich greift. Kan nun ein naher Comet ſtarke Wirkungen an den Gewäſſern auslaſſen: ſo iſt es ihm noch leichter, einen auſſerordentlichen Zug, oder eine ſtarke Bewegung in der Luft zu verurſachen. Die bewegte Luft bläſt das Feuer an. Die entzündete Materie breitet ſich aus, und verurſachet Erdbeben, womit mehrentheils in Italien das Wüten des Etna, Veſuvius und Strongilus verbunden iſt. Daß hiermit die Erfahrung übereinſtimme, will ich nur mit einem Duzend Exempeln beſtättigen: es können aber deren mehr gefunden werden.

1) Nach dem Bericht Ariſtotelis iſt ein groſſer Comet am Himmel geſtanden, als die beiden Städte, Bura und Helice in Achaja, durch ein Erdbeben verſunken ſind. 2) Im 7. Jahr Veſpaſianus hat Veſuvius gebrennet, und die Erde alſo gebebet, daß etliche Städte in Cypern eingefallen, und ein Comet hat geleuchtet. 3) Als Attila nach Italien gieng, war ein Comet und Erdbeben. 4) Im Jahre 1211. verſchüttete das Erdbeben viele tauſend Menſchen in Burgund. 5) 1298. war an vielen Oertern ein ſo ſtarkes Erdbeben, dergleichen man ſich nicht erinnern konte. 6) 1456. war ein ſtarkes Erdbeben. 7) 1500. hat Veſuvius viele Flammen geſpien, und die Erde gebebet. 8) 1527. geſchahe dergleichen in Portugall. 9) 1531. hat Veſuvius gebrant, und die Erde gebebet. 10) 1533. war ein Erdbeben in Sicilien und Calabrien. 11) 1538. hat Veſuvius und die Erde getobet. 12) 1569. wurde Ferrara durch ein Erdbeben erſchrekt, und das Meer iſt ausgetretten.

Bei allen dieſen erſchreklichen Begebenheiten ſind groſſe Cometen vorhanden geweſen. vid. Ricciolus, auch Garcäi Meteorologia. Ich ergreife dieſe Gelegenheit eine allgemeine Anmerkung über die Erdbeben zu machen. Da nichts ohne hinreichenden Grund: ſo müſſen auch jederzeit die Erdbeben dergleichen haben. Nun befindet ſich zwar beſtändig der Stof dazu in der Erden, nemlich die Salpeter und Schwefelmaterien. Es iſt aber dis nicht die nächſte Urſach: indem ſonſt die Erde immer beben müſte. Es wird eine groſſe Entzündung erfordert. Will man die Ebbe und Flut angeben, oder die Winde auf unſerer Oberfläche nennen: ſo müſten

ſten einige Berge immer Feuer ſpeien, und die Erde gleichfalls beſtändig beben; weil dieſe Urſachen theils täglich, theils mehrmalen im Jahr vorhanden ſind. Daß Conjunctionen Erdbeben machen können, habe ich oben nicht aus aſtrologiſchen Muthmaſungen: ſondern Newtoniſchen Gründen gezeiget. Gegenwärtig ſehen wir ein gleiches von den Cometen. Solte es denn ſogar unrecht ſeyn, wenn man überhaupt dieſe Himmelsbegebenheiten, als die vornehmſten Urſachen der Erſchütterung unſerer Erdfläche angäbe? Man könte einwenden, daß Erdbeben auch auſſer den Conjunctionen, und wenn kein Comet am Himmel iſt, verſpüret würden. Aber woher weis man das lezte? Kan er nicht bei Tage über dem Horizont ſeyn? Poſſidonius, der gelehrte Freund des Cicero, hat einen am Tage bei einer Sonnenfinſternis bemerket, welcher ohne dieſen Umſtand unbekant geblieben ſeyn würde. Vid. Seneca libr. VII. quæſt. nat. cap. 20. Vielleicht iſt die Urſach dieſer Entzündungen, weil bei den groſſen Conjunctionen, und bei der Erſcheinung eines Cometen die Luft nach einer Centrallinie durch die anziehende Kraft beweget wird: da die ordentliche Winde faſt mit der Erdfläche parallel gehen, und in den Klüften der Erden keine ſonderliche Wirkung haben. Ich gebe dis für nichts anders, als für einen Gedanken aus, der weiter geprüfet werden mus.

Uberſchwemmungen und Erdbeben verheeren die Länder, daß ſie ihre hinreichende Menge Früchte nicht geben können. Da nun dergleichen von den Cometen gewirket werden können: ſo vermag auch der Comet Hunger und theure Zeit an einigen Orten zu wirken.

Auf Uberſchwemmungen, Hunger und dergleichen kan Peſtilenz folgen. Wir können aber auch noch aus einem andern Grund der Cometen von der Urſach dieſer böſen Plage nicht gänzlich frei ſprechen. Der Comet kan uns ſo nahe kommen, daß er unſere Erde berühret. Sein Schweif beſtehet aus Schwefeldünſten. Und dergleichen ſind der Geſundheit ſehr zuwider. Man ziehe die Erfahrung zu rathe. Meine Meinung iſt aber keinesweges, die Peſtilenz jedesmal auf die Rechnung des Cometen zu ſchreiben. Es geſchicht nur, wenn er uns nahe genug kommt. Vielleicht iſt ein Comet derjenige Abgeordnete geweſen, ſo durch ſeinen Dampf ſiebenzig tauſend in Iſrael getödet, und welchen David geſehen hat. 2. Sam. 24, 15. ſeqq. Wenn nun einmal die ganze Erde durch die Dampfſäule des Cometen wandlen ſolte, welches geſchehen kan, und von allen Himmelskundigen zugeſtanden wird: ſo mögte ſolcher Durchgang wol die allerbetrübteſten Folgen haben, und ein Zerſtören anrichten, dergleichen ſeit der Sündflut nicht vorgegangen iſt.

Dis, was ich vorgetragen, gehet auf die Cometen, ſo zu unſerer Sonne gehören. Da aber noch eine unbeſtimmliche Zahl anderer Sonnen vorhanden, und der Grund der Aehnlichkeit erlaubet, dasjenige, ſo wir bei unſerer finden, auch bei den übrigen zu vermuthen: ſo können ſie auch ihre Cometen in groſſer Anzahl haben. Siehet man ja manchmal Cometen, welche ſich nicht um unſere Sonne ſchwingen, und ſo klein bleiben, daß ihr Schweif kaum einer Spanne lang wird. Nach aller Vermuthung ſind dis Cometen, welche zu dieſem oder jenem Fixſtern gehören. Die Erde iſt, nach ſehr verſtändiger Leute Meinung, ein Comet geweſen, und die heilige Schrift gebraucht ſolche Ausdrüke, daß man ſchlieſſen mus, ſie werde wieder ein Comet werden. Da das Sonnenheer unendlich iſt, oder doch ſeine Anzahl den Sand am Ufer des Meers an Menge übertrift, ſo können der Cometen leicht ſo viel unter den groſſen Werken GOttes ſeyn, als Menſchen auf Erden leben. Das menſchliche Geſchlecht bleibt nicht eine Minute, wie es war Es gehen alle Pulsſchläge einige ab, und andere kommen hinzu. Da nun, aus dem

Exempel unſerer Erde zu ſchlieſſen, die Cometen auch ihre Abwechſelung haben: ſo könte es gleichergeſtalt wohl ſeyn, daß täglich neue Erden aus betrübten Cometen, und hingegen wieder Cometen aus ſolchen Planetenkörpern entſtünden, welche ihren ordentlichen Lauf vollendet hätten. Wenn dis in völliges Licht geſezet werden könte: ſo möchte es vielleicht eine Erklärung der Worte des Heilandes ſeyn, wenn er Joh. 5., 17. ſpricht: Mein Vater wirket bis hieher, und ich wirke auch.

Wir glauben nunmehro genug geſagt zu haben, von den Cometen, und ihrer Würkung in Betref auf unſern Planeten. Man wird ſich auch nunmehro einen Begrif machen können, wie dadurch unſer Erd-Planet in ſein voriges Nichts, woraus er kam, verwandelt, und wie der jüngſte Tag alſo entſtehen kan. Der geneigte Leſer wird hievon in dem 4ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen, eine beſondere Abhandlung finden, von der Sündfluth und der jezig ſo veränderten Welt ſowohl als von dem Vorſpiel des jüngſten Gerichts, welche beide Capitel in einer Abhandlung von p. 114. bis 172. gedachten Theils mit Fleis zuſammen geſezt worden.

Dieſes Capitel der Cometen aber, beſchlieſſen wir mit einer bei Gelegenheit des An. 1744. erſchienenen Cometens in einem dazumal von uns in Druk heraus gegebenen Quartſchrift von Whiſtons Meinung angehängter Poeſie, welche ein kurzer Begrif iſt, von dem was wir oben weitläuftig gemeldet haben:

Whiſton.

Gebt auf den Himmel acht! Wie? Völker! ſtuzt ihr nicht?
Hilf Himmel, was iſt dis? Ein ſeltſames Geſicht
Schrekt die beſtürzte Nacht und die erblaßte Ferne;
Ein dunkels Schwanzgeſtirn verdekt die leichte Sterne,
Und raubt uns Muth und Herz. Bebt Völker, bebt und zagt!
Gewis ein Unglük iſts, ſo uns vorher geſagt,
So uns gezeiget wird, noch eh es unſerm Scheitel
Mit ſchnellen Schlägen trift. Ihr Thronen, wie ſo eitel?
Ach zittert, zittert doch! wer weis, wie bald ein Schlag
Auch den gewölbten Schmuk der Cronen trennen mag!
Ihr Unterthanen zagt, bleibt gleich eu'r König leben,
Wird doch ein ſcharfes Schwerd des Zeichens Deutung geben,
Ein Schwerd, das allbereit auf eure Köpfe ſtakt,
Und in das warme Blut der ſichern Adern dringt.
Folgt dis nicht, ey! ſo wird die Furchen ſchmaler Seegen
Den harten Bettelſtab euch in die Hände legen.
Geht, ruft und fordert Brod, verſorgt den dürren Leib,
Verkauft ihn aber auch, verkaufet Kind und Weib;
Und trift dis noch nicht ein, ſo will ich es beſchwören,
Die angeſtekte Luft wird Seuch und Peſt gebähren;
Sie ſaugt den Körper aus, und wirft euch in das Grab,
Kind, Vatter, Mutter, Freund ihr alle müſt hinab!
Wie, Völker! bebt ihr nicht? kan euch ein grauſes Schreken
Ihr harten Bürger nicht den kalten Körper deken?
Ja ja, ihr ſinkt, ihr ſtarrt. ; ; ; !
Halt hiziger Prophet!
Was überredet dich, daß dieſes ein Comet
Die Länder lehren ſoll? was hat dich überführet,

Nicht wahr, weil dis ſich nur in ſeltner Zeit gebühret?
O nein, dis nicht allein: ſein äuſſerlich Geſicht,
Sein ganzes Weſen lehrt, daß man denſelben nicht
Als was gewöhnliches mit ſchnellem Blik betrachten,
Nein, nein man ſoll ihn ſo, ſo ſoll man ſelben achten,
Als wie ers würklich iſt, als Bothe vieler Noth,
Als Herold vieler Pein, die GOttes Eifer droht ⸗ ⸗ ⸗
Jedoch auch als ein Ding, ſo die Natur erzeuget,
In dem ſich gar kein Grund des künft'gen Glüks ereiget.
Denn, lieber! zeige doch, wo hat ihn GOtt erſehen,
Daß bald, wenn er erſcheint, was groſes ſoll geſchehen?
Stüzt ſich die Zuverſicht auf einen Regenbogen,
Denn, als die erſte Welt in hohen Waſſerwogen,
In GOttes Zorn erſäuft, bald hie bald derthin ſchwam,
Die kleine Archenwelt zum Zeichen überkam:
So wies auch ſelben GOtt mit ausgeſtrekten Händen,
Den, hies es, will ich dir ſtatt meiner Huld verpfänden.
Der ſoll ein Zeichen ſeyn, daß GOtt des Zorns gereut,
Und daß ins künftige nur der Erden Fruchtbarkeit,
Und nicht ihr Untergang aus dieſen Waſſern flieſe,
Und daß der Regen euch zum Seegen werden müſſe.
Hier aber ſchweigt die Schrift, kein Blat macht dieſen Stern
Zur Drohung und zum Wink des eifervollen HERRN
Vielmehr ruft er uns zu: Laß keine Himmelszeichen
Die Bruſt, die mir vertraut, zur feigen Furcht erweichen.
Ahmt nicht den Heiden nach, die niemals mich erkannt
Die einen morſchen Stamm zu ihrem GOTT ernannt.
Und wie, hat ein Comet die Lüfte ſtets durchſtrichen,
Wenn ein verlebter Prinz nach Menſchenart verblichen?
Schwang denn zu keiner Zeit der Krieg die heiſſe Hand
Er hätte denn vorher die Lüfte angebrannt,
Und ſolch ein Schrekenbild zur Warnung aufgeſteket,
Eh er die blut'ge Fauſt auf unſern Hals geſtreket?
Schlag jedes Jahrbuch nach, und forſch, ob allezeit
Des Glükes Aenderung erſt ein Comet gedränt?
Durchblättre ferner auch die Sternverſtänd'ge Schriften,
Hat unſer ſtilles Land, hat die verſchonten Triften
Stets ein gemeines Leid beſtort, entblöst, gedrükt,
Wenn man ein Schwanzgeſtirn in hoher Luft erblikt?
Bemüh dich, wie du willt, die Fälle ſpätſter Zeiten,
Als Folgen eines Sterns gezwungen auszudeuten;
Sprich, ſtirbt ein groſſer Prinz nach dreiſig Jahre Friſt:
Nun ſeht ob der Comet umſonſt erſchienen iſt!
Ein kluger lacht hiezu, ohn dich zu widerlegen,
Weil ja dein Urtheil auch dem Kinder[illegible]z entgegen.
Geſteh [illegible]tch es nur, es wäre ungereimt,
Was deine Phantaſie von den Cometen träumt.
Die Weisheit GOttes ſtimmt doch nicht mit dir zuſammen

Die wahrlich niemals nicht dergleichen ſeltne Flammen
So weit entfernen wird, daß die geblende Welt,
Auf welche ſie den Pfeil gerechter Rache hält,
Und die ſie noch dadurch zur Buſſe ruffen wolte,
Nicht einmal dieſen Wink in Obacht nehmen ſolte.
Denn wer, erzehl es doch, wer merket wohl darauf?
Das meiſte Schwanzgeſtirn vollführt den ſtillen Lauf,
Der allerwenigſte ſieht es die Lüfte trennen,
Wie iſt es alſo denn ein Hauptprophet zu nennen?
GOtt würde, wolte Er vom Eifer ſeiner Hand,
Dem ſchon geſchwungnen Bliz, durch ſelb'ge einem Land;
Durch ſelb'ge einer Stadt, die ſeine Rechte haſſen,
Und ihm zum Zorn gereizt, vorhero pred'gen laſſen,
Sie in der freien Luft, in unſrer Dünſte Creis,
Und, daß ſich Land und Stadt nicht zu entſchuldgen weis,
Recht über ihrem Kopf als ſtumme Pred'ger ſtellen;
So könnte man noch wohl hievon das Urtheil fällen:
GOTT warne uns voraus; wie dorten Solyma
Dergleichen über ſich erſchreklich ſchweben ſah,
Eh es der Römer Schwerd zu Grund und Boden kehrte,
Und Tempel und Altar ein fräſig Feuer nährte.
Jezt aber, da wir klar an den Cometen ſeh'n,
Daß ſich dieſelben nicht durch unſern Luftcreis dreh'n,
Da man gar die Natur derſelben weis zu ſagen,
So hat man ſich nicht mehr mit leerer Furcht zu plagen.
Was iſt denn ein Comet, Wie hält er ſeinen Lauf?
Hier habe, der du frägſt, hier habe dieſes auf:
Der Einſicht ſchwache Kraft der ſonſt nicht dummen Alten
Hat ihn vor vielerlei, doch ohne Grund, gehalten.
Der Eine ſagte dis, es wäre ein Comet,
Ein fetter Dünſteſchwarm, der aus der Erden geht,
Der ſich in unſrer Luft in einem Klumpen hebet,
Und wenn er ſich entzündt gleich einem Jrrlicht ſchwebet,
Das endlich wieder ſtirbt, ſo bald ſein Stof verzehrt,
Und in ſein vorigs Nichts, woraus es kam, zerfährt.
Bei dieſer Meinung blieb' noch mancher Neue ſtehen,
Doch lies man ihn nicht mehr durch unſern Dunſtcreis gehen.
Er wurde auch nicht mehr von Dünſten unſrer Welt,
Als ſonſt im Alterthum, nur einzig hergeſtellt,
Die Sterne allzumal, die in der Nähe rollen,
Die muſten den Tribut zu ſeinem Weſen zollen.
Wo nicht, ſo würde doch die Himmelsluft verdikt,
Und zu gewiſſer Zeit in ſolchen Ball gedrukt,
So man die Reinigung der obern Lüfte nannte,
Und dieſes dann und wann für noth zu ſeyn erkannte.
Allein die Meinung trügt. Die Alten wuſten nicht,
Das niemals ein Comet durch unſern Dunſtcreis bricht,
Wie Tycho allererſt die ſteifen Gegner lehrte,

Caſſini blieb hierbei, ja was noch mehr, er ſtörte
Der Schranken engen Raum, den nach der Monden Welt
Dem bärtigen Geſtirn ein bloſſer Schein geſtellt.
Jezt mus ſie ſelbſt Saturn vorüber ſehen ſtreichen,
Wenn manche nicht einmal den fernen Creis erreichen,
Wo unſre Sonne herſcht. Und daher gehts nicht an,
Daß noch der ſchwache Wahn der Alten fuſſen kän.
Die neuern Meinungen ſteh'n ebenfalls im Beben
Sie ſind zu weit geſucht, noch mehr, ſie widerſtreben
Der feinen Himmelsluft. Thut man nicht allzuviel,
Wenn man ein Weſen kränkt, das zärtlich, rein, ſubtil,
Ein Weſen, welches auch dem Strahl geſchwänzter Sterne,
So ſchwach, ſo klein er iſt, auch in der gröſten Ferne
Den Lauf befördern hilft, den Durchgang leichter macht,
Wenn man, dis ſage ich, durch eine dunkle Nacht
Geſchwärzten diken Rauchs, und ohne Noth, beſchmüzet,
Ja gar es geht nicht an! ſo viel ihr euch beſchüzet,
So wiſſet ihr doch auch der Sonnen ſtrenge Kraft,
Die jede Dünſte trennt und auseinander ſchaft,
Zumal, wenn ſie ſich ihr ſo nah zu gehn erkühnen,
Als neulich ein Comet in Newtons Glas geſchienen.
Am beſten wenn man ſie vor ſolche Körper hält,
Die, als des Schöpfers Hand dis Ganze hergeſtellt,
Beinah aus gleichem Zeug ihr erſtes Seyn empfangen,
Darinn wir jezo ſehn die Irrgeſtirne prangen,
Selbſt Jupiter iſt blas vor dem geworfnen Licht,
Das aus dem groſſen Kopf von ihrer vielen bricht.
Die Kugelrunde Form, das ordentliche Reiſen,
Mus ihnen ihren Rang bei den Planeten weiſen.
Sie irren, und durchgeh'n den langgeſtrekten Creis,
Beſuchen uns und flieh'n. Des Wizes ſchwacher Fleis
Berechnet auch ſo gar ſchon die verſchiednen Zeiten
Des Laufs, der Wiederkunft und andrer Seltenheiten.
Doch trift man noch nicht gleich bei jeder Rechnung ein;
So lange Blik und Glas die Mitgefehrten ſeyn,
So lange weis man es gewis vorher zu ſehen,
Wie weit in ihrer Bahn die Schwanzgeſtirne gehen.
Verbergen ſie ſich nun, ſo hört die Kunſt, den Lauf,
Ich meine ganz gewis, vorher zu ſagen, auf.
Doch ſieht man ſie genau ein andre Bahn beſchreiben,
Den man den Thierkreis nennt, drum die Cometen bleiben.
Ein ungeheurer Raum, der an die Schranken gränzt,
Worinnen Syrius mit muntern Stralen glänzt,
Weit über den Saturn, gibt ihnen Plaz und Wege.
Die Sonne macht ſie hell und ihre Körper rege.
Ein dunſt'ger Schatten folgt den lichten Kugeln nach,
Und wächſt und mindert ſich, nachdem ſie allgemach
Der Sonnen näher geh'n und ihre Herrſchaft fliehen;

Im erſten Fall ſieht man ſie lange Schweiffe ziehen;
Und in dem andern Fall, ſtellt ſich ein langer Haar,
Gleich einem groſſen Bart, den ſteiffen Augen dar;
Der in der Ferne ſich denn ebenfalls verlieret,
Wenn ihn der Sonnenſtral nicht mehr ſo heftig rühret.
Zu der Zeit ſehn ſie ſo, wie and're Irrſtern aus,
Bis man ſie gar nicht ſieht bis ſie ins ferne Haus
Des undurchdrungnen Raums mit mattern Stralen dringen,
Und nach beſchloſſner Bahn ſich wieder zu uns ſchwingen.
Was hindert es mein Freund, daß uns nicht dieſer Schein
Des Schwanzgeſtirns vielmehr ein Aufbott könte ſeyn?
Die Herzen, welche GOtt nicht Sinnes iſt zu ſchreken,
Zu ſeinem Lob und Ruhm zur Freude zu erweken.
Ihr Völker, danket GOtt, der uns den Blik verklärt,
Daß uns kein Schreken mehr, die ſtarke Bruſt beſchwert.
Ihr Völker neiget euch, und ehrt mit frommen Schweigen
Den HErrn, dem nur allein Kraft, Macht und Weisheit eigen,
Der dis Geſtirn gebaut, der dieſe Welten ſchuf,
Zu einem Aufenthalt, zum Nuzen, zum Behuf,
Der Wunder ſeiner Hand, und (ſchweigt erhizte Köpfe,
Und widerſprecht mir nicht) vernünftiger Geſchöpfe.

Lezte Gedanken eines Greiſes vor ſeinem Abſchiede aus der Welt.

Ich weis den wenigen Reſt meiner Lebenstage nicht beſſer zuzubringen, als wenn ich meine vergangene Zeit überdenke, und mein Gemüht mit ſtillen und erbaulichen Betrachtungen unterhalte. In den 80. Jahren, welche ich als ein Einwohner der Erde auf dieſem groſſen Weltkörper zugebracht / habe ich Gutes und Böſes kennen und von einander unterſcheiden gelernet. Ich bin völlig überzeuget worden, daß man nicht mit eben der Unempfindlichkeit aus der Welt gehet, mit welcher man dieſelbe zuerſt erbliket, und daß der Weg, ſo uns aus derſelben wieder herausführet, weit ſchwerer zu betreten ſey, als derjenige, der uns zuerſt in die Welt führet. Allein ich habe ſchon ſeit geraumer Zeit her mein Gemüth von allen den Bekümmerniſſen und Sorgen glüklich befreiet, welche den meiſten Menſchen den Weg, der uns durch die finſtre Thäler des Todes leitet, ſo fürchterlich, ſchwer und verhaſt machen. Ich ſehe die Pforten der Ewigkeit, vor welchen ich ſtehe, und durch welche ich auf den erſten Wink meines Schöpfers zu gehen bereit bin, mit der gröſten Gelaſſenheit an, und ſuche mir nur noch die wenigen Augenblike, die mir zum Leben vergönnet ſind, zu Nuzen zu machen. Ich empfinde in meinem Gemühte ein Vergnügen, von dem ich aber ſagen mus, daß es ſich beſſer empfinden als beſchreiben läſſet, und dieſes beſiehet in einem ruhigen Alter. Ich bin völlich überzeuget, daß das Alter weit mehrere Vorzüge bei ſich führet, als die Jugend. Die erſten Jahre der Menſchen ſind einem Traume ähnlich.

lich. Die verſchiedenen Leidenſchaften, welche ſich in der Jugendzeit in unſerm Gemühte regen, ſtellen unſerer Einbildungskraft lauter verwirrete Bilder vor. Sie beſchäftigen uns mit eiteln Wünſchen; dieſes oder jenes zu beſizen. Bald entzündet unſer Gemüth der Trieb nach Ehre, bald nimt uns das Verlangen nach dem Beſize eines angenehmen Vergnügens ein, und ſtellet uns tauſenderlei Bilder der Wolluſt und der Ergezlichkeit vor, die wir gerne hätten. Bald martert uns die Sehnſucht nach Gütern und Schäzen: und auf dieſe Weiſe bringet der Menſch ſeine beſten Jahre mit leeren Beſchäftigungen zu, und läſt ſich von ſeiner Einbildungskraft regieren. Gelanget er endlich in das Alter, ſo erwacht die Seele auf einmal, und dann erkennet er erſt, daß der weiſe Mann ganz recht hat, wenn er ſaget: es iſt alles eitel. Ich bin von dieſen Leidenſchaften eben ſowol wie andere Sterbliche eingenommen geweſen. Aber ich danke dem gütigen Himmel, daß er mir ſo viele Zeit und Erkenntnis verliehen hat, die Eitelkeit derſelben genau einzuſehen. Mich trieb eine unerſätliche Begierde, in meinen jüngern Jahren hohe Ehrenſtellen zu erreichen, an. Es hat der Vorſicht gefallen, mich von einer Ehrenſtufe auf die andere zu erheben, und mir ein ſolches Amt anzuvertrauen, welches mir bei allen meinen Mitbürgern, bei hohen und niedern Anſehen und Ehrfurcht erworben hatte. Ich vermeinete damals der glüklichſte Menſch zu ſeyn. Allein die Ehre verblendete meine Augen, daß ich die damit verbundene Bürden und Beſchwerlichkeiten nicht genau genug betrachten konte. Der Vorſahl meines Zimmers iſt täglich ein Sammelplaz von hülfeſuchenden Leuten geweſen. Mancher Verdrus verdarb mir meine Mahlzeiten, und manches misliches Geſchäfte verurſachete mir ſchlafloſe Nächte. Das Amt, welches ich bekleidete, iſt ſo beſchaffen geweſen, daß ein jeder, der etwas ſuchete, ſeine Bitte an mich muſte ergehen laſſen, wobei ich doch nicht immer einem jeden nach ſeinem Wunſche befriedigen konte. Dieſes verſchaffete mir eines theils eine Menge Schmeichler, auf der andern Seite erwekte es mir ein groſſes Heer von Neidern, Feinden und Läſterern. Dort wurde ich gelobet, hier getadelt. Mein Gewiſſen ſaget mir, daß ich keinem Unrecht gethan habe. Jezo, da ich durch die Niederlegung aller meiner Bedienungen mich aus dieſen Zerſtreuungen gleichſam als aus einem Sturme errettet habe, lebe ich weit ruhiger. Man heget gegen mein Alter alle Ehrfurcht. Meine ärgſten Neider ſind meine beſten Freunde geworden. Man machet ſich meine Erfahrung zu Nuzen, und bedienet ſich meines Unterrichts. Meine Erkentnis iſt ſelbſt durch ſo manche Widerwärtigkeiten geſtärket worden, ſo, daß ich mit gröſſerer Gemühtsfreudigkeit meine Aemter niedergeleget, als ich mich erinnere ſie angetreten zu haben. Die Befreiung von ſo vielen Sorgen machet mir den Weg nach meinem baldigen Grabe noch eins ſo leichte.

Mit dem Triebe der Wolluſt iſt es mir eben ſo gegangen. Ich verfiel in verſchiedene Thorheiten, deren Eitelkeit leichter zu beſchreiben als zu vermeiden iſt; zumalen wenn unſere Glüksumſtände ſo in der Welt beſchaffen ſind, daß man in den jüngeren Jahren gewiſſer Sorgen und deſto mehr gemächlichere Tage hat. Welche Thorheit habe ich nicht mancher Schönheit zu gefallen in meiner Jugend begangen, die jezo mit eben ſo grauen Haren pranget als ich! was konte nicht ein günſtiger Blik mein Gemüht in Freude ſezen, und von welchem Zorn wurde es nicht eingenommen, wenn die Schöne, die ich anbetete, von ungefehr einen andern freundlicher als mich angeſehen hatte. Dem Himmel ſey Dank! daß ich von allem dieſem nichts mehr empfinde. Indeſſen bin ich doch der Jugend nicht zuwider. Sie verehret mich als ihren Vater. Mein munteres Weſen gefällt ihr, und faſt jedermänniglich hegen eine ſolche Ehrfurcht gegen meine graue Hare, die alle Gunſtbezeugungen und alle Gewogenheit übertrift, ſo ich in meinen jüngern Jahren von andern empfangen hatte.

Nach groſſen Gütern und Schäzen habe ich in der Welt niemals geſtrebet. Der Himmel hatte mir ſo vieles Einkommen beſcheret, daß ich meinem Stande gemäs leben, und andern darmit dienen konte. Nichts wurde aber übertrieben, zum Präjudiz der Meinigen. Ich habe immer dafür gehalten, daß die Geldbegierde, dieſe ſo gefährliche Leidenſchaft, des Alters gefährlichſte Feindin ſey. Es kan auch in der That nicht anders ſeyn, weil ſie mit beſtändigen Sorgen verbunden iſt. Nichts ſcheinet mir beſchwerlicher zu ſeyn, als ein Sorgenvolles Alter. Gewis, ich kan mich kaum des Lachens enthalten, wenn Leute von meinem Alter noch um die Erwerbung irdiſcher Güter beſorget ſind, da ſie alle Augenblike ihren Tod erwarten, und wenn ſich derſelbe einfindet, alles hinterlaſſen müſſen. Diejenige aber ſind gar zu belachen, die durch übertriebenen Stolz und Hochmuth, und durch eine affenhafte Liebkoſung einer verlarſten Delila mit allerhand Wollüſten in ihrem beſten Alter ſich in vollem Gallop in das Verderben ſtürzen, und durch unordentliche Begierden ſich und anderen das Leben ſauer machen, ꝛc. welche freilich von keinem wahren Vergnügen nichts wiſſen, ſondern mit ihrem herannahenden Tode noch das Geſpötte treiben, und aus Deſperation alles verächtlich tractiren, wann gleich das Innwendige in einer ſteten Furcht ſchwebet. Dis alles mus das Alter beſchwerlich und paradox machen. Ich bin in meinem Alter von dergleichen Leidenſchaften weit entfernt, und lebe, ohne anderen ein Aergernis zu geben, ruhig und vergnügt. Dann hier habe ich alles, was mein Alter mir angenehm machen kan. Die Morgenſtunden ſind dem Gartenbau gewidmet. Ich ſäe, ich pflanze, ich beſchneide die Bäume, und beſtelle meinen Garten ſelbſt. Die Arbeit ſtärket meinen Körper, und erhält meine Geſundheit. Die Nachmittagsſtunden bringe ich in Geſellſchaft guter Freunde zu, die mich in meiner Einſamkeit beſuchen; und die Abendzeit iſt dem Leſen erbaulicher Bücher beſtimmet. Bei dieſen Umſtänden erwarte ich mein Ende ohne Schreken und mit einer ſtandhaften Gemüthsverfaſſung.

Ich mag alſo das menſchliche Leben durch alle ſeine verſchiedene Zeitpuncte betrachten, wie ich nur immer will, ſo finde ich, daß das Alter, wenn man es anderſt recht nuzen will, der ruhigſte und glüklichſte unter allen ſey, und daß man da erſt anfängt ein Menſch zu werden, wenn man zu den Jahren gelanget iſt, da man bald aufhöret ein Menſch zu ſeyn. Doch was iſt daran gelegen. So kurz auch der Reſt des Alters iſt, ſo iſt er doch deſto angenehmer. Der Tod ſcheinet uns in dem Alter lange nicht mehr ſo fürchterlich, als er in den erſten Jugendjahren unſeren Augen ſich darſtellet. Wir betrachten ihn nunmehro aus einem ganz andern Geſichtspuncte, und werden überführet, daß es der Ordnung des Schöpfers gemäs ſey, daß wir den auf der Welt in Beſiz gehabten Winkel verlaſſen, und andern überlaſſen müſſen. Glükſelig, wer in dem lezten Augenblike des Alters denſelben ohne Furcht und Zittern verlaſſen kan!

E.

Von den Hochzeitgebräuchen der Juden, der alten Griechen und der Türken.

CAPUT. I.

Es iſt wol eine ausgemachte Sache, daß auch die Erzväter und ſämtliche Juden im alten Teſtamente, da ſie noch GOttes geheiligtes Volk und ſein Eigenthum geweſen, einige Solennitäten bei ihren Heirathen gebrauchet haben. Die Vornehmſten aber, ſo viel aus heiliger Schrift bekant, haben darin beſtanden, daß die Eltern des Freiers um die Braut haben laſſen werben und anhalten. Denn ſo liſet man, daß Abraham durch ſeinen Knecht um die Rebecca, für ſeinen Sohne habe werben laſſen. Imgleichen, daß Jacob ſelbſt um die Rahel habe Anſuchung gethan. Alſo hat auch Hemor für ſeinen Sohn Sichem um die Dina geworben. Wann nun von der einen Seite die Anwerbung geſchehen und von der andern die Verſprechuug erfolget war, ſo wurde ein köſtlich Mahl angeſtellet, und darauf führte der Bräutigam die Braut nach Hauſe.

Nun iſt wol nicht zu leugnen, daß dazumalen bei der Zuführung der Braut zu dem Bräutigam, und bei dem angeſtellten Mahle, die Hochzeiter in ſonderbarer köſtlicher Kleidung haben erſcheinen müſſen, wie zu ſehen aus Eſai. cap. 61. v. 11. Wohin auch dorten Chriſtus zu zielen ſcheinet, wenn er ſpricht: Freund, wie biſt du herein kommen und haſt kein hochzeitlich Kleid an? Auch halten gelehrte Männer gänzlich dafür, daß vormals bei dem Iſraelitiſchen Volk der Gebrauch geweſen, daß Braut und Bräutigam an dem Tage ihrer Hochzeit eine Krone getragen. Und wollen ſie dieſes unter andern daher behaupten, daß dort im Hohen Liede Salomonis ſtehet: Gehet heraus und ſchauet an, ihr Töchter Zion, den König Salomo in der Krone, damit ihn ſeine Mutter gekrönet hat am Tage ſeiner Hochzeit ꝛc. Wohin auch gehöret, was von dieſem Hochzeitſchmuke im III. Buch der Maccabäer cap. 4 v. 6. 7. 8. geleſen wird, nemlich: Die jungen Weiberlein, ſo neulich in den Stand der H. Ehe getreten waren, muſten für Freude Traurigkeit haben, ſtreueten Aſchen auf ihr wohlriechendes Haupthaar, wurden ungehaubet geführet, und an ſtatt des Brautliedes führeten ſie einen Jammergeſang. Und ihre Männer wurden in ihrer blühenden Jugend, an ſtatt der Kränze, mit Striken um die Hälſe gebunden, daß ſie die übrigen Hochzeittage in Traurigkeit endeten, ꝛc. Ja es will jener, Moſes Barcepha, in ſeinem Buche vom Paradiſe behaupten, daß bei der allererſten Hochzeit unſerer Stammeltern der Bräutigam Adam ſeine zugeführte Braut Evam mit einem Kranze von grünem Graſe bekrönet habe.

Was die heutigen Juden belanget, ſo haben ſolche einen weit wunderbarern Gebrauch. Dann nach Verordnung ihres Talmuds verheirathen die Söhne ſich nicht eher, bis ſie 18. Jahr, und die Töchter, bis ſie 12. Jahr und einen Tag alt ſind. Ehe und bevor aber die Hochzeit-Ceremonien angehen, ſendet der Bräutigam ſonderbare Männer aus, welche von einer Parthei zu der andern lauffen und fragen: wie viel dieſer ſeinem Sohne, und jener ſeiner Tochter zum Brautſchaze mitgeben wolle? Wann ſie es nun endlich ſo weit gebracht, daß die Braut den Bräutigam zu heirathen gewillet iſt, ſo nehmen ſie etliche Juden zu Zeugen, imgleichen ſowol des Bräutigams als der Braut Eltern, oder, in Entſtehung dieſer, einige von ihren nächſten Anverwanden, greiffen darauf an die Zirfel ihrer Mäntel, welches gleichſam als ein Eid angeſehen und gehalten wird, dahero ſie auch, was ſie vorher abgeredet und einander gelobet, ſteif und feſt zu halten pflegen. Hiernächſt machen ſie eine Beſchreibung, darin zugleich enthalten, daß, wenn etwa einer von dem andern etwas unglimpfliches und ſchändliches hören würde, der ſchuldige dem unſchuldigen Theile eine benante Summe Geldes geben und alsdenn wieder frei ſeyn ſolle, und auf andere Wege ſich vereheligen möge. Wann nun ſolchergeſtalt die Verlobung richtig, wünſchen die Freunde den Verlobten Glük ſagende: *Maſal, tobb.* bona fortuna! da denn die jungen Juden die in den Händen habende irdene Töpfe wider die Erde in Stüken werfen, in der Meinung, daß ſolches ein Zeichen aller Proſperität und Uberfluſſes ſey. Wann dieſes verrichtet, gehen ſie wieder nach Hauſe, da denn einer an der Thür ſtehet und jeglichem ein Glas mit ſüſſem Weine zu trinken reichet.

Iſt der Hochzeittag benennet, ſo mus 8. Tage vorher, ſowol Bräutigam als Braut zu Hauſe bleiben, und dürfen binnen ſolcher Zeit gar nicht ausgehen; mitlerweile aber finden ſich zu dem Bräutigam allerhand gute Freunde, ſo ihm mit allerlei Kurzweil die Zeit paſſiren. Den Tag vor der Hochzeit mus ſich die Braut in kaltem Waſſer baden, und wenn ſie dieſes nicht gethan, darf ſie, wann ſie nachhero ſchon getrauet iſt, nicht bei dem Bräutigam ſchlaffen. An dem Hochzeittage wird die Braut auf das Herrlichſte von ihren Anverwandinnen ausgepuzet. Sie ſezen ſie in ein beſonder Gemach auf einen köſtlichen Stuhl, ſie kämmen ihr das Haar und theilen ſolches in zierliche Loken; ſie ſezen ihr eine trefliche Haube auf und bedeken ihr Angeſicht mit einem Tuche, als wenn ſie gleichſam aus Scham und Ehrerbietung den Bräutigam nicht anſehen möge, nach dem Exempel der Rebecca. Unter dieſer Auspuzung ſpringen, tanzen und ſingen die Weiber immer fort, und meinen, daß GOtt dadurch ein groſſer Wohlgefalle geſchehe. Maſen die Rabbinen, damit ſie dieſes den Leuten einbilden, vorgeben, daß GOtt, wie die Eva Braut geweſen, ihr ſelbſt die Haare gepuzet und mit ihr im Paradiſe geſungen und getanzet habe. Braut und Bräutigam ſenden einander Gürtel zu, und mus derſelbe, welchen die Braut dem Bräutigam ſchiket, mit ſilbernen; der aber, welchen der Bräutigam der Braut verehret, mit güldenen Bukeln beſchlagen ſeyn. Wann die Copulation alsdann ſoll vor ſich gehen, ſo haben 4. junge Juden einen Himmel von Atlas oder Dammaſt auf 4. Stangen an den Plaz oder in den Garten getragen, woſelbſt die Heiraths-Solennitäten geſchehen ſollen: maſen ihre Zuſammengebung gemeiniglich unter freiem Himmel geſchicht. Und dis darum, daß ſie ſich mehren ſollen wie die Sternen am Himmel. Da denn der Bräutigam von der einen Seiten, und die Braut von der andern, unter Begleitung Männer und Weiber, Junggeſellen und Jungfern, mit groſſem Jubelgeſchrei und Froloken herzu geführet werden. So bald das Prautpaar unter vorgemeldeten Himmel ſich begeben, ſo ſchreien die Anweſende aus dem 118. Pſalm: Baruch habba! oder *Geſegnet ſey, der da kommt im Namen des HErrn.* Der Bräutigam gehet ſodann einmal um die Braut herum und umfaſſet ſie, das Volk aber ſtreuet Weizen oder Getreide auf die Braut, mit dem Zuruf: Pru urefu! ſeyd fruchtbar und mehret euch; auch ziehen ſie die Worte des 147. Pſalm. verſ. 14. dazu an: *Er ſchaffet deinen Gränzen Friede, und ſättiget dich mit dem beſten Weizen.* Doch hüten ſie ſich, daß dieſes Getreide nicht auf einen unſaubern Ort falle, noch mit Füſſen zertreten werde, weilen ſie ſolches vor unglüklich halten. Die Braut mus hierauf dreimal um den Bräutigam gehen und ihn umfangen, zu welchem ſie die Worte Jeremiä XXXI. 22. *Das Weib wird den Mann umfangen*, ſchändlich misbrauchen. Hiernechſt ſtellen ſie die Braut dem Bräutigam an ſeine rechte Seiten, ſie müſſen aber beide die Geſichter gegen Mittag kehren, weilen ſolches Fruchtbarkeit bedeuten ſoll, indem die Rabbinen im Talmud geſchrieben, daß wenn einer ſein Bette alſo ſezete, daß er das Geſicht gegen Mittag kehre, ſo werde er viel Kinder bekommen. Darauf kommt der Rabbi an ſie, nimmt das haarene Tuch, welches ſie Talles nennen, dem Bräutigam um den Hals weg, und breitet es auf der Braut Haupt, nach den Worten Ezechielis XVI. 8. *Ich breitete meinen Geren über dich, und bedekte deine Scham.* Er nimt auch ein Glas mit Weine zur Hand, liſet den Segen der Verlöbnis, und danket GOtt, daß dieſe Perſonen mit einander verlobet. Da er denn etwas von dem Weine verſucht und das übrige Braut und Bräutigam zu trinken gibt, Wenn die Braut eine Jungfer iſt, ſo gibt man ihr ein enges Glas: iſt ſie aber eine Wittwe, ſo mus ſie ein weites nehmen.

Darauf empfänget der Rabbi einen güldenen Ring ohne Steine von dem Bräutigam, welchen er etlichen zeiget und ſie fraget; ob er auch gut und des Geldes werth ſey, ſo der Bräutigam dafür gegeben? ſteket ihn damit der Braut an ihren andern Finger, dabei ſagend: Siehe! durch dieſen Ring biſt du nach dem Geſez Moſis und Jſraels vermählet. Er liſet hiernechſt mit lauter und vernehmlicher Stimme den Heiraths-Contract ab; danket dabei GOtt für den Eheſegen und daß

Braut und Bräutigam einander genommen haben. Nimt alsdenn noch ein Glas voll Wein, und wenn der Bräutigam daraus getrunken, ſo wirft er mit allen Kräften das Glas auf die Erde, daß es in viele Stüke zerſpringet; und dieſes, wie einige wollen, zum Gedächtnis der Zerſtörung Jeruſalem. Andere aber, auch unter denen Juden, geben vor, daß Braut und Bräutigam bei der Zerbrechlichkeit des Glaſes ſich ihrer menſchlichen Schwachheit und Zerbrechlichkeit auch mitten in der Freude erinnern ſollen. An etlichen Orten ſtreuet man dieſen Neugetrauten Aſchen auf das Haupt; und dieſes zum Andenken des verbranten Tempels zu Jeruſalem. Aus welchen Urſachen auch der Bräutigam eine ſchwarze Kappe, ſo ſie Matron nennen, auf dem Haupte trägt. Die Braut hat gleichfalls ihr Haupt mit einer ſchwarzen Deke bedeket, dadurch zu zeigen, daß ſie auch bei ihrer gröſten Frölichkeit, wegen Zerſtörung des Tempels, betrübet wären.

Wann ſie nun ſolchergeſtalt getrauet, ſo führet man ſie in den Hochzeitſaal, allwo ſie ſich ſezen. Der Bräutigam fänget an ein langes Gebet zu ſingen. Indeſſen wird der Braut ein Ey nebſt einem jungen Huhne vorgelegt. Der Bräutigam præſentiret ihr ein Stüklein von dieſem Huhne, und alsdenn fahren alle Gäſte zu, greifen nach dem übrigen und zerreiſſen ſolches. Wer nun das meiſte davon ertappen kan, der wird vor den beſten in der ganzen Geſellſchaft gehalten. Derohalben reiſſet immer einer den andern mit groſſem Geſchrei ſein Stük aus den Händen, um dadurch den Neuverehelichten eine Luſt zu machen. Das Ey aber, welches nicht geſotten iſt, wirft man einem ins Geſichte, und werden die Chriſten, welche etwa ihren Ceremonien zuſehen, damit auch gar nicht verſchonet. Dieſes Ey wird um deswegen vor die Braut gelegt, daß ſie ſich einbilden ſoll, eben ſo leicht Kinder zu gebähren, als die Henne ein Ey legt. Nach dieſem wird ein herrlich Mahl gehalten. Nach geendigter Mahlzeit faſſet der Vornehmſte den Bräutigam bei der Hand. Dieſer nimmt wieder einen andern; ſelbiger ſeinen Nachbar; der, denjenigen, ſo ihm an näheſten ſteht: Und dieſes gehet ſo fort, bis keiner mehr übrig iſt. Da ſie dann in ſo langer Reihe anheben zu tanzen. Auf gleiche Art machen es auch die Weiber und tanzen in gleicher Reihe daber.

Dieſe Hochzeit aber währet öfters ganzer 8. Tage, und verbietet man, dabei Chriſten einzuladen; Maſen die Juden in der irrigen Meinung ſind, es fliehen die guten Engel von ihnen, wenn ſie die Chriſten ſehen, und ſtelleten ſich alsdenn an deren Stadt die böſen ein. Den Tag nach geendigter Hochzeit gehen die Neugetrauten in die Schule, allwo das Geſez geleſen wird und der junge Mann reichlich Almoſen zu geben verſprechen mus. Wann dieſes geſchehen, nehmen ſie von einander Abſchied und gehen nach Hauſe.

CAPUT. II.

DJe alten Griechen hatten die Gewohnheit, daß, wenn nach der Verlobung Braut und Bräutigam Hochzeit machen wolten, ſie die Braut an dem beſtimten Hochzeittage auf einen Wagen zu des Bräutigams Hauſe führeten; da dann ein Jüngling, welcher an ſtatt des Fuhrmanns war, mit einer brennenden Fakel vor den Wagen hergieng, und wenn ſie zum Hauſe des Bräutigams gekommen, wurde die Achſe des Wagens vor derſelben Thür verbrannt. Anzuzeigen, daß nunmehro die Braut nicht wiederum zurük in ihrer Eltern Haus fahren dürſte, ſondern ungetrennet bei ihrem Manne Fus halten müſſe. Indem aber die Braut auf das Haus zufuhr, gieng ein Knabe mit Dornen und Eichenlaube umgeben, vor ihr her und ſchrie:

> Dem Ubel bin ich nun entrunen,
> Und habe lauter Glük gewonnen.

Vor der Hausthür præſentirte er ihr einen Korb mit Brod, (wodurch das Gute angezeiget wurde, wie im Gegentheil die Dornen und das Eichenlaub das Böſe abmaleten,) und wenn ſie zum Hauſe eingieng, wurden ihr Welſche Nüſſe entgegen gebracht, welche die beigehende Knaben, unter Ausruffung lauter Glüks, ausſtreueten. Dieſen fügte nachgehends Solon hinbei, daß denen Neugetrauten Quittenäpfel muſten gegeben werden. Anzuzeigen, daß, gleichwie ſolche Frucht ſehr geſund und angenehm ſey, auch die Eheleute ſich mit einander friedlich, freundlich und frölich begehen ſolten.

Sie pflegen auch hiernächſt auf ſolchen Hochzeittagen das Bildnis des Mercurii neben dem Bilde der Venus aufzuhenken. Anzeigende, daß die Ewigkeit der Ehe auch mit guten Worten müſſe geſuchet werden.

Die Sycioner hatten die Gewonheit, daß Braut und Bräutigam einander einen Schuh zuſchikten, durch welchen, wenn er dem andern Theile gefiel und er ihn annahm, die Ehe geſtiftet wurde.

Die Megarenſer, wenn ſie ihre Neuverlobte bis zu dem Tempel begleitet hatten, trieben ſie dieſelben von der Kirchthür bis zu dem Altar mit Schlägen immer vor ſich hin. Und haben damit andeuten wollen, daß niemand zu Ehren und Freuden gelangen könne er habe denn vorhero erſt Mühe und Beſchwernis geduldig ausgeſtanden.

Die Athenienſer umbunden der Braut Haupt mit einer goldgelben Binde, Flammeum genannt, und wann ſie dieſelbe mit Datteln und Corinthen beſtreuet hatten, wurde ſie dem Bräutigam zugeführet. Indeſſen hatte dieſer die Thür ſeines Hauſes mit vieler Wolle umgeben, auch Lorbeerzweige umher geſteket. Wann nun die Braut nahe ankam, muſte ſie die Thürpfoſten berühren und mit Oele und Schweinsfette beſtreichen, welches die Peſt verhüten ſolte. Da denn die Gäſte ihre Ehegözen um Segen anrieffen, und hielten darauf das angeſtellte Hochzeitmahl. Indem aber die Gäſte allerhand köſtliche Speiſen vor ſich hatten, muſte die Braut mit dem Bräutigam allerlei bitters und ſüſſes eſſen, als weiſſen Senf, Pfefferkörner, Mohnmus, Honig und Milch; Anzudeuten, daß ſie hinkünftig Süs und Bitters mit einander ausſtehen müsten. Den Tag nach der Hochzeit ſchikten der Braut Eltern und die Hochzeitgäſte den neuen Eheleuten mancherlei Vorrath und Geſchenke, vor welchen ein Jüngling in einem weiſſen Kleide, eine brennende Kerze in der Hand tragend, einhergieng, dem andere, welche die Geſchenke öffentlich trugen, nachfolgeten. Man trug dieſen Jünglingen auch Fakeln vor, welche hernach in dem Hochzeithauſe der Braut Mutter halten muſte. Anzuzeigen, daß die Liebe zwiſchen den neuen Eheleuten ſolte rechtſchaffen, hizig und brünſtig, und nicht kalt und erloſchen ſeyn, und daß ſie einander nicht blos und zum Scheine lieben muſten.

Da aber vor jezo ganz Griechenland theils in der Türken, theils in der Venetianer Händen und Botmäſigkeit und der Griechiſche Staat verändert iſt; alſo ſind auch die vormals üblich geweſene Hochzeit-Ceremonien gänzlich geändert, bevorab da die Einwohner nunmehro anders Glaubens worden, und den Namen der Griechiſchen Chriſten erlanget haben. Und weilen ihre Religion, was die Ceremonien betrift, mit denen Römiſchen Lehrſäzen in vielen übereinkomt; ſo werden ſie auch nunmehro gleichfalls, was die Capitulations-Ceremonien erlanget, ſolche gebrauchen. Doch lieſet man inſonderheit von ihren heutigen Hochzeit-Ceremonien Salomon Schwieger in ſeiner Reiſebeſchreibung lib. 2. cap. 63. von einem Griechen, welcher 1578. folgender geſtalt Hochzeit gehalten: Die Hochzeit war angeſtellet gegen Abend, da verſammleten ſich des Bräutigams Freundſchaft und Geladene, ſonderlich aber die Mannsperſonen, in des Bräutigams Behauſung, in einem weiten, feinen Gemache, die waren ordentlich nach einander auf niedrigen langen Bänken, wie in den Schulen, herum geſezet. Im Hineingehen wurden die Gäſte mit Nardenwaſſer aus einem Glaskölblein ins Angeſicht geſprizet, wie man in unſern Landen den Gäſten zu Liebe ein Rauchwerk machet, damit ſie ehrlich empfangen werden. Im Gemach fand ich einen Gaukler, einen Juden, wie ſie ſich dann gewöhnlich in dergleichen Werken ihres Geſezes neben der Finanz jeziger Zeit üben, der machte den Gäſten eine Freude und Ergözlichkeit mit Feuer ausſpeien, mit behenden Luftſtreichen eines bloſſen Säbels, mit Springen und ſonſten üppigen Geberden und Leibesbewegungen, damit waren bei 2. Stunden hingebracht, bis ſich indeſſen die Gäſte allgemach verſamleten. Es wurde auch Zuker-Confect aufgetragen, davon ein jeder ſeines Gefallens mochte nehmen, daſſelbe alſo eſſen, oder ins Wiſchtüchlein knüpfen und mit ſich heimtragen. Endlich brachen die Geladenen ſamtlich auf, begleiteten den Bräutigam zu Fus in der Braut Behauſung, und ſezten ſich alle im Gemache ordentlich herum. Daſelbſt ſtunden der Braut köſtliche Kleidung, Geſchmeide und Kleinodien in Körben mit Leder überzogen; dann ſie haben ſonſt keine andere Truhen oder Kaſten. Welche Kleider eines theils an einer Schnur an der Wand herum aufgehenket waren, als Hemder, Schleier, Wiſchtüchlein, Weiberhoſen ꝛc. eines theils aber waren ſie aus dem Korbe genommen von der Braut Vater, der zeigte ſie den Gäſten, und nennete jedes mit Namen, als nemlich: Einen Attlaſſen Leibrok. Mehr, einen violfärben Sammeten Uberrok; mehr, einen weiſſen Atlas, einen blauen Damast ꝛc. mit Vermeldung dabei, was ein jedes Kleid koſtete, damit legte ers beiſeits auf einen Haufen, und wurden dieſelben, ſeinem Anzeigen und Schäzen nach, alsbald von einem Schreiber aufgezeichnet. Folgends brachte der Braut Vater 400. Thaler, welche er dem Bräutigam in den Schos ſchüttete. Darauf ward der Kram wieder eingelegt in die Körbe. Und nachdem man eine gute Weile verzog bis die Lichter angezündet wurden, da ward die Braut hinein in das Gemach geführet, von einem alten Müterlein. Die Braut war dermaſſen gezieret und geſchmüket, daß ſie mit der Kleidung wohl hatte mögen einer Gräfin oder Fürſtin gleichen. Der Unterrok war ein ſchön gülden Stük, der Uberrok ein brauner oder dunkelrother Sammet, an den Enden herum mit güldenen Boſammetborten eingefaſt. Auf dem Haupte war eine güldene Krone von löthigem Golde mit ſchönen Edelgeſteinen verſezt, und ein ſchön lang gülden falſch Haar; am Halſe mit ſchönen gülden Halsbanden und an Händen mit Armbänden, an Ohren mit Ohrengehenken, als Perlen und eingefaſſeten Steinen behenget, am Angeſichte mit dem Anſtrich gemalet, daß die Helena aus Griechenland nicht wol möchte ſchöner geweſen ſeyn, die nicht allein von Anſtrich, ſondern auch von Natur eine ſchöne Geſtalt gehabt. Als nun, wie gemeldet, dieſe Griechiſche Venus in ihrem Schmuke ins Gemach trat, alsbald kam der Patriarch, der trat vor dem Bräutigam und Braut, die ſchrenkten beide die kleinen Finger übereinander, das hatte eine Geſtalt einer Haften, oder zweier Gleich [illegible] einer Ketten, vielleicht zu bedeuten, daß dieſe beide ſolten zuſammen geheftet, und wie mit einer Ketten verbunden ſeyn und ungetrennet bleiben. Der Bräutigam hatte auf ſeinem Hut ein Schienen eines Fingers breit, und, wie mich bedünkt, mit braunem Leder überzogen. Er hatte einen Attlaſſen

violen

violenblauen Leibrok, und einen Uberrok von ſchwarzem Engliſchen Tuche an. Uber ſie beide war ein rother Taffet gedeket; der Patriarch aber ſo vor ihnen ſtund, las aus einem Buche bei einer viertel Stunde in ſein Griechiſch gar behende, welches ich nicht vernehmen mochte, dann allein etliche Worte, ſonderlich da vielmal das Wort Segen wiederholet wurde; dann vor dem Geräuſch und Getöſe des Volks kunt man es ſchwerlich verſtehen, aber ſo viel ich mich hernach erkundigte, hat er nach der Schrift ihnen fürgehalten, wie der Eheſtand eine Göttliche und heilige Stiftung ſey, derhalben ſich auch gebühre, in ſolchem heiligen Stande ein heilig gottſelig Leben zu führen. Nach ſolchem war die Ehe beſtättiget und ſchied der Patriarch von dannen; Die Braut ward zu dem Frauenzimmer, und die Geladenen in ein Haus nahe dabei geführet in ein gar weit Gemach, da ſezten ſie ſich an lange dazu verordnete Tiſche, ein Theil aber auf den Boden, nach Orientaliſcher Gewonheit, da trug man Speis und Trank auf nach Nothdurft. Neben den Eſſen gieng das Gaukelſpiel in aller Macht an, wie oben gemeldet, mit Springen, Singen, und muſte der Mereskentanz auch dabei ſeyn, mit etlichen leichtfertigen und geilhaftigen Geberden, ſo faſt ſchändlich anzuſehen. Die Griechen ſoffen tapfer, daß ſie recht darüber fielen; aber ich habe nicht geſehen, daß jemand mit Hochzeitverehrung den Bräutigam verehret hätte, ein jeder hat auf ſeinen Pfenning gezechet, und währet ſolche Schwelgerei etwa 5. oder 8. Tage. Nachdem ſie des ſüſſen Weins voll waren, fiengen ſie ihre Griechiſche Tripudia oder Terpudia an. Da ſchränken ſie die Arme über einander, machen einen Ring, gehen alſo im Ringe herum, mit den Füſſen hart trettend und ſtampfend. Einer ſingt vor, welchem die andern alle nachfolgen.

Die Braut ſizet zwar an der Tafel, darf aber nichts eſſen, weilen es wider den Gebrauch. Jedoch hat ſie allbereit zuvor in ihrer Kammer geſpeiſet. Die Gäſte aber greiffen luſtig zu, und laſſen ſich es wol bekommen. Die Schüſſeln werden nicht von der Tafel genommen, ſo lange die Mahlzeit währet, ſondern immer andere friſche Speiſen aufgetragen, und werden die nachkommende Schüſſeln immer auf die vorigen geſezet: daß alſo nach und nach 7. oder 8. Schüſſeln auf einander zu ſtehen kommen, bis ſie endlich zu einer ſolchen Höhe ſteigen, daß diejenigen, ſo an einem Ende der Tafel ſizen, die andern nicht mehr ſehen können.

Dieſe Mahlzeit währte 5. Stunden nach Mitternacht; denn ſie halten dafür, es wolle ſich nicht geziemen, wenn ſie eine Adeliche Braut das erſtemal, ehe der Tag anbricht, zu Bette führen ſolten. Das übrige in der Nacht wurde zugebracht in Zuſchauung etlicher jüdiſcher Gaukeler. Endlich wie der Tag anbrach, fiengen ſie einen Tanz an auf ihre Art, dabei ſie einander die Hände nicht berühren. Wie ſolcher zu Ende, führete eine aus der Freundſchaft, ſo die Braut vermittelſt eines Schweistüchleins an der Hand hatte, ſie in ihre Schlafkammer, und ſo bald dieſes geſchehen, nahmen die Gäſte Uhrlaub und begaben ſich nach Hauſe. Hatte alſo ſolchergeſtalt das Hochzeitfeſt ein Ende.

Hiernächſt aber ſind noch 2. Stüke, ſo zu den Hochzeitgebräuchen gehören, zu bemerken; 1. Daß die Braut an dem Hochzeittage nicht nach der gewöhnlichen Landesart gekleidet iſt, ſondern einen Habit anträget, ſo vor Alters zu Pera gebräuchlich geweſen, welcher ſchön, wolgemacht, ſehr weit und mit vielen Falten rings um verſehen iſt. Man ſezet ihr dabei eine Krone auf das Haupt, ſo koſtbar, als dieſelbe zu bekommen iſt. Unter dieſer Krone ſiehet man etwas, wie eine Peruque von güldenen Faden gewirket, ſo bis auf die Achſeln hänget und dieſelben bedeket. Unter dieſer Peruque aber die ſehr glänzet, erbliket man dennoch auch ihr eigenes

Haar, welches auf ihre Art mit Perlen, Gold und Edelgeſteinen gezieret iſt.

Das ander, ſo ihren Hochzeitbräuchen gleichfalls angehörig, iſt dieſes: Wenn der Prieſter die Braut fraget: Ob ſie den Gegenwärtigen zu ihrem Ehegemahle begehre? gibt ſie ihm keine Antwort, ob gleich der Bräutigam ſein Jawort von ſich gegeben und der Prieſter gleich noch mehr fragte, ſondern eine Frau, die hinter der Braut ſtehet, ſchläget zu dem Ende ihr mit der Hand ans Haupt, damit ſie mit dem Kopfe niken, und alſo darein willigen möge. Und wird dieſes alſo angenommen, als wenn ſie ja geſaget, indem die Schamhaftigkeit nicht zugibt, daß ſie öffentlich ja ſaget. Darauf ſie alſo zuſammen gegeben werden.

CAPUT. III.

Wann ein Türk heirathen will, ſo kommen deſſen näheſten Freunde und der Jungfern, auf welche er ein Abſehen hat, Freunde zuſammen, um wegen des Brautſchazes einig zu werden, welchen der Bräutigam daſelbſt der Braut geben mus. Dann bei den Türken geben die Väter ihren Töchtern niemals einen Mahl- oder Brautſchaz mit, ſondern der Bräutigam mus ihr eine gewiſe Summa verſchreiben, welche hernach die Frau, wenn der Mann vor ihr ſtirbt, als ein ihr verordnetes Leibgedinge, zu ſich nimt und genieſſet. Stirbt aber die Frau eher und läſſet Kinder nach, ſo können ſolche den Vater zur Auszahlung ihres Müterlichen Leibgedings oder Brautſchazes anhalten. Wann ſie nun wegen des Brautſchazes einig, ſo ſchiket der Bräutigam der Braut Vater denſelbiger baar, damit ein Theil davon an Kleidung und Mobilien möge angewendet werden. Das übrige aber und zwar das meiſte bleibet unter der Braut Händen, oder wird einem ihrer näheſten Anverwanden aufzuheben gegeben. Die Unkoſten aber zu der Hochzeit geben gemeiniglich der Braut Väter her, um davon mehr Ehre zu haben.

Hierauf wird der Hochzeittag anberaumet, da inzwiſchen der Bräutigam einen von ſeinen beſten Freunden erwehlet, welcher auf die Hochzeit Anſtalt machen und zuſchiken mus. Solcher wird Sagois genennet. Die Braut hat ganzer 8. Tage zuvor, ehe die Hochzeit angehet, ihr Geſichte bedeket, und darf ſie niemand von des Bräutigams Anverwanden alsdenn ſehen. Vier Tage aber vor der Hochzeit begibt ſich der Bräutigam, in Begleitung ſeines Sagois, zu denenjenigen Freunden, die er zu ſeiner Hochzeit einladen will, und bittet ſie alsdenn ordentlich. Dieſe gebetene Gäſte ſchiken einen Tag vor der Vereheligung ihre Geſchenke dem Brautpaar zu.

Den Abend vor der Hochzeit, (von andern wird der erſte Tag in der Hochzeit dazu benennet) wird die Braut mit groſſem Gepränge von ihren Freundinnen und Verwandinnen, welche hohe brennende Wachslichter vor ſich hertragen laſſen, zum Bade geführet, woſelbſt ſie zwei oder drei Weiber an ihrem ganzen Leibe, abwaſchen, da denn nach ihrer Wiederkunft, der Braut Schmuk, Kleider und was ihr nöthig iſt, auf das fleiſigſte zubereitet wird, und färbet man alsdenn auch der Braut ihre Haare, ihre Nägel, ihre inwendige Hände, ihre Füſſe und Ferſen mit einem Pulver, welches Elcana genennet wird, ganz roth. Des folgenden Tages ſendet der Bräutigam die vorher aufgeſezte und von beiden Theilen beliebte

liebte Heirath-Notul zu dem Prieſter, Cadius genennet, nebſt einem anſehnlichen Geſchenke und Zeugnis, daß er die Eheſteuer abgeführet habe. Begehret eine Verfertigung eines Ehebriefes, welcher ihm alsdenn zugeſtellet wird.

Sobald ſolcher erlanget, reitet der Brautführer oder Sagois, ſamt den übrigen Hochzeitgäſten vor der Braut Thür, und zwar unter Begleitung allerhand Muſicaliſcher Inſtrumenten, welche durch einander erklingen, da ſie denn in der Braut Hauſe herrlich bewirthet und tractiret werden. Hernacher begehren ſie die Braut, welche der Vater ſelbſt herzu bringet und dem Brautführer überreichet, der läßt ſie dann auf ein Pferd ſezen und führet ſie dem Bräutigam in ſein Haus. Vor ihme gehet her eine Muſic von Trompeten und Paukeu, alle Anverwande und Eingeladene folgen nach, mit Pferden, und Wagen, worauf zugleich der Braut Hausrath, Schmuk und Mitgabe, ſo ihr ihre Eltern gegeben, nachgeführet wird.

Die Braut reitet unter einem Himmel mit verdektem Angeſicht, mit einer von der zarteſten Baumwolle gemachten Deke umgeben, und einen Schirmhut auf dem Kopfe tragend. Ihre Dienerinnen und Mägde gehen ihr zur Seite mit Geheule und Klage ihre Jungfrauſchaft beweinend Die Braut aber grüſſet alle, die ihr auf der Gaſſe begegnen mit Neigung des Haupts, welches ſonſt denen Weibern gar nicht, als allein an dieſem Hochzeittage erlaubet iſt.

Wann ſie nun vor des Bräutigams Thür kommen, wird die Braut, ſamt bei ſich habenden Mobilien, von den Pferden gehoben, von dem Bräutigam empfangen und ſamt allem Weibesvolke in ein abſonderlich Gemach gebracht. Worauf dann geſpeiſet wird, doch ſo, daß die Männer von den Weibern abgeſondert ſeyn. Darnächſt gehet der Tanz an, wiewol die Männer nicht mit Weibern tanzen, indem der Eifer ihnen ſolches nicht zuläſſet, weilen ſie befürchten, daß es eine Anleitung zu unziemlicher Liebe ſey. Die Weibsbilder haben ihre beſondere Muſicam, in jeder Hand zwei Hölzlein, ſolche regieren ſie mit Greiffen und Klappern, und gaukeln mit aller Macht; ihrer 2. oder 3. treten gegen einander mit leichtfertiger Bewegung des Leibes, und ſingen ſchandbare Buhlenlieder. Und wenn ſich die Gäſte wieder hinweg begeben, ſo nimt der Sagois die Braut bei der Hand und führet ſie zu dem Bräutigam in die Kammer. Weilen es aber bei denen Türken für eine Schande und Zeichen groſſer Unkeuſchheit gehalten wird, wenn ein Weib zu ſchlaffen willig und von ſich ſelbſt bereit wäre: Als mus die Braut, um ſolchen Argwohn zu vermeiden, ſich etwas wegern, und alſo mit Gewalt ſich in des Bräutigams Schlafkammer bringen laſſen. Der Bräutigam nimt bei ihrer Ankunft zu erſt ihr das Tuch ab, welches ſie vor dem Geſichte hat, hernach auch die übrigen Kleider, er trift aber allemal eine Wegerung an, wenn er ihr die Unterhoſen ausziehen will. Den folgenden Tag fraget der Brautführer den Bräutigam allerhand kurzweilige Sachen, und die junge Frau gehet mit einigen Weibern abermal zum Bade; von dar kommt ſie wiederum in ihres Mannes Haus zurük und wird von den Gäſten die Hochzeit beſchloſſen.

Dieſe Ceremonien aber ſind nur bei Verehligungen vornehmer Türken üblich, dann die geringern machen nicht viel Weſens und ziehen die Sache nur in die Kürze. Doch iſt bei dem Ehſtande der Türken zu merken, daß ein Türk nur 4. rechte Weiber nehmen darf, wiewol ſie daneben ſo viel Kebsweiber ſich zulegen oder ſo viel von ihren Sklavinnen ehelichen können, als viel ſie derer zu ernehren wiſſen. Die Sklavinnen aber werden frei, ſobald ſie mit dem Manne ein Kind gezeuget, und darf er dieſelben alſo nicht weiter verkaufſen. Es eifern aber die ehelichen Weiber ſich gar nicht, wann der Mann ſich gleich zu denen Sklavinnen legt, wenn ſie nur alle Woche einmal in des Mannes Ehebette einen Plaz finden. Bleibet er eine Woche gar allein und äuſſert ſich aller fräulichen Gemeinſchaft, ſo fordert ſie ihr Recht auf den Donnerſtag nechſtfolgender Wochen. Verhindert aber ihre Höflich- und Schamhaftigkeit ſolche Forderung, ſo wiſſen ſie ſchon andere Gelegenheit, ihren ſchnöden Willen zu büſſen. Es heirathet aber ein Türk nicht nur diejenigen, welche gar keine Verwandſchaft mit ihm haben, ſondern auch ſeine gar nahen Blutsverwandinnen, damit, wie ihr Alcoran ſagen ſoll, die eheliche Liebe, wegen angebohrner Blutfreundſchaft, deſto gröſſer werde. Doch berichtet der Herr Thevenot ein anders, und ſagt, daß kein Türk ſeine Anverwandin heirathe, wenn ſie nicht über acht Grad aus der Freundſchaft wäre. Dieſes iſt jedoch gewis, daß zuweilen ein Türk drei Schweſtern, eine nach der andern, zu Weibern nimt; aber er mus von der Aelteſten anfangen und ſo fortfahren. Denn wenn er erſt die jüngſte heirathet, kan er nach deren Tode die Aeltere nicht bekommen. Auch iſt denen Türken erlaubet, bis auf das vierte mal ihre rechtmäſigen Eheweiber zu verſtoſſen, und wann der Zorn gegen dieſelbe fürüber, ſie wieder anzunehmen. Thut ein Mann ſein Weib ohne Urſache von ſich, ſo mus er ihr das verſprochene Leibgedinge geben; hat er aber Recht dazu, ſo darf er ihr nichts entrichten. Das verſtoſſene Weib kan ſich an keiner andern wieder verheirathen, es ſeyn dann 4. Monat nach der Verſtoſſung verfloſſen, damit man erfahre, ob ſie auch ſchwanger ſey. Befindet ſie ſich dann alſo, ſo mus der Mann, welcher ſie verſtoſſen, erſt ihre Niederkunft erwarten und die Kinder ernähren.

Ubrigens werden die Weiber bei denen Türken ſehr eingezogen gehalten, daß ſie auch nicht einſt bei dem ordentlichen Gottesdienſte in den Kirchen erſcheinen, ſondern nur vor den Thüren liegen und beten dürfen; oder aber ſie ſind ſolchergeſtalt von den Männern abgeſondert, daß keines den andern ſehen kan.

Doch aber müſſen auch fürnehme Reichsräthe und hohe Kriegs-Officier ihren Weibern aufwarten, wie ein Knecht ſeinem Herrn, wiewol aus einer wichtigen Urſache. Denn dieſe werden gemeiniglich mit einer jungen Sultanin oder Kaiſerlichen Tochter verlobet, welche einen ſolchen Bräutigam nicht anders annimmt, als ihren Diener, und ſind allezeit Herren, ja öfters Tyranninnen gegen ſie. Geſtalten der Sultan ſelbſt, wenn er einen hochangeſehenen Baſſa mit Manier abzuſezen oder gar zu ſtürzen trachtet, denſelben entweder eine von ſeinen Töchtern, oder Schweſtern, oder ſonſt nahen Anverwandinnen vermählet, unter dem Scheine, als erwieſe er ihm damit eine groſſe Gnade, da doch, ſo bald ſolches geſchehen, ein ſolcher an ſtatt eines mächtigen Herrn, der armſeligſte Sklave wird. Ob ihm nun zwar ſolches bewuſt, ſo darf er es doch nicht abſchlagen, damit es nicht das Anſehen habe, als achtete er der angebotenen Gnade nicht.

Ehe nun dieſe hohe Vermählung geſchicht, ſo mus er ſich erklären, ihr ſich ganz und gar zu ergeben, und, da ſonſt andere Türken viel Weiber nehmen, kein Frauenzimmer mehr anzuſehen. Iſt er irgend zuvor mit einer andern verheirathet, ſo mus er ſie, er liebe ſie ſo ſehr, wie er wolle, von ſich ſchiken, damit es ſeiner Sultanin keine Eiferſucht erweke. Wenn ſie vor der Hochzeit Geld, Edelgeſteine oder ſonſten koſtbare Sachen von ihm begehrt, mus er es ihr mit lachendem Munde und freundlichem Angeſichte bringen, welches bei den Türken Aghitliek genennet wird. Uber das gibt er ihr noch einen anſehnlichen Brautſchaz. Wenn nun derſelbe in Gegenwart des Richters diſpenſiret iſt, ſo führet ein verſchnittener Mohr den neuen Verheirateten, unter dem Scheine einer dankbarlichen Erkäntnis, in der Braut Kammer. Wann er nun hinein komt, ſo pfleget die Sultanin einen Dolch zu entblöſſen, und ihn mit rauhen Worten zu fragen; wer ihn ſo kühne mache, daß er in ihre Kammer gehen dürfe? Worauf er ihr ſehr demüthig antwortet und ihr das Emnuri badeshair, oder des Grostürken Siegel vorweiſet, als welcher den Heiraths-Contract bekräftiget. Darnechſt ſtehet ſie auf, gehet ihm entgegen und ſtellet ſich etwas freundlicher. So bald dieſes geſchehen, nimt ein Verſchnittener des Baſſa Pantoffeln und ſtellet ſie unter die Thür des Gemachs; damit zu erweiſen, daß er willig und wol empfangen worden. Der Bräutigam neiget ſich wiederum ſehr demüthig vor ihr nieder, gehet 2. Schritte zurük, hält eine kurze Oration und bezeuget ihr dadurch, wie gar hoch er ſie halte, und wie glüklich er ſich ſchäze, ſolcher Ehre theilhaftig zu werden. Nach gehaltener Rede bleibet er ſtille ſtehen, redet kein Wort mehr und hält die Hände in demüthiger Poſitur ſo lange kreuzweis über der Bruſt zuſammen geſchlagen, bis die Sultanin ihm befiehlet, Waſſer herbei zu bringen; welchem Befehl er alſobald nachkomt und eine dazu hingeſezte Kanne nimt. Dieſelbe gibt er ihr kniend, und wenn ſie ſolche angenommen, hebet ſie ein rothes mit Gold und ſilbernen Blumen geſtiktes Tuch auf, welches ihr über das Geſichte herab gehangen und trinket. Alſobald bringen darauf ihre Kammerjungfern einen kleinen niedrigen Tiſch, worauf 2. gebratene Tauben und candirter Zuker, in Form einer Torten auf einem Teller lieget; Da denn der Bräutigam ſeine Braut zu einer Mahlzeit ladet, welches ſie nicht thut, bis man ihr andere Verehrungen gethan, welche zu dem Ende in einer Nebenkammer bereit ſtehen. Sobald ſie dieſelbe ſiehet, wird ſie beſänftiget, ſezet ſich an den Tiſch und nimt einen Schenkel von der Taube, welche der Baſſa zerleget. Wenn ſie nun ein wenig davon gegeſſen hat, ſteket ſie ihm ein Stük von dem candirten Zuker in den Mund und gehet damit wieder an ihre vorige Stelle; Da denn alle Diener, und wer in der Kammer iſt, weggehen müſſen, daß ſie alſo bei einer Stunden lang allein in der Kammer bleiben, damit ſie frei mit einander umgehen können. Wenn dieſe Zeit aus iſt, laden ſie ihre Freunde mit allerhand muſicaliſchen Inſtrumenten in die Nebenkammer, darin ſie die Nacht mit Singen und Kurzweil zubringen. Morgens frühe, wenn die Sultanin dieſer Zeitvertreibung müde iſt, gehet ſie in ihre Kammer und leget ſich ſchlafen. Sie hat ſich aber kaum niedergelegt, ſo thut es ein Verſchnittener dem Bräutigam heimlich zu wiſſen, welcher ſo lange unten vor dem Bette kniet, hernach allgemach die Deke aufhebet und ſich alſo in ihre Armé eindringet. Des Morgens kommen ſeine Freunde und ruffen ihn ins Bad; da ihm ſeine Gemahlin allerhand weis leinen Zeug, deſſen man ſich der Orten gebraucht, verehret. Wann alle dieſe Ceremonien vorüber, werden ſie viel vertraulicher gegen einander, als ſie zuvor geweſen. Bei den Leuten aber ſtellet ſich die Sultanin allezeit etwas unwillig gegen ihn, und träget ihren Hiniarra oder Dolch an der Seiten, als ein Zeichen der Superioritæt, und fordert von ihme ſo viele Geſchenke, daß ſie endlich ſeinen ganzen Schaz erſchöpfet.

Wenn der Türkiſche Kaiſer eine Frau nimt, mus er ihr ſo viel Güter geben, als ihr Stand und Qualität erfordert. Und ſothanes Gut wird nicht Morgengabe, ſondern pachmalak, das iſt, Geld für ihre Schuhe genant. Dieſes Geld träget ein zimliches aus. Denn auſſer denen Kleidern und Kleinodien, die er ihr verehret, mus ſie eine prächtige jährliche Rente haben von fünfhundert tauſend Kronen. Weswegen ſelten ein Türkiſcher Kaiſer eine rechte Ehefrau nach Türkiſchen Ceremonien heirathet, welche faſt in nichts anders, denn in Vermachung einer ſolchen jährlichen Einkunft beſtehen, ſondern ſich nur mit Kebsweibern und

Con

Concubinen behilft: Darunter dennoch gleichwol eine die fürnehmſte und in der That ſeine oberſte Gemahlin iſt, ohnangeſehen ſie den Titel und das Einkommen einer Kaiſerin nicht hat. Denn wäre bei ihnen der Gebrauch, daß der Sultan ſich verheitathete, und die Vermählete einen verſchwenderiſchen Fürſten fünde, ſo dürften die meiſten Einkünfte des Reichs in Erhaltung des weiblichen Uberfluſſes zerrinnen.

Der Grostürken Töchter aber werden gemeiniglich in ihrem 4. oder 5. Jahre einem fürnehmen Baſſa oder Beglerbeg mit allen Hochzeit-Solennitäten verehliget, und mus derſelbe für ihre Auferziehung von Stund an ſorgen. Und kan eine ſolche Tochter, ehe ſie zu ihren mannbaren Jahren kommt und beilegen darf, öfters wol 5. Männer gehabt haben und dennoch Jungfer ſeyn.

Woher eine ſo ungewohnte Witterung, gleichwie in dieſem des 1750. Jahrs kommen möge?

Die ſo auſſerordentliche Hize, die nach einem lang anhaltenden froſtigen Wetter und vielem Regen, in dem vorigen Monat Juli, zumal den 27. und 28ſten faſt auf den höchſten Grad geſtiegen, und der in dieſem Monat darauf wieder eingefallene Froſt und Regen veranlaſſet mich, v. der in dieſem Jahr ſo veränderten Witterung die daherrührenden Urſachen in dieſen Blättern kürzlich zu bemerken. Gleich zu Anfang dieſes Jahrs hat ſich eine ſonſt nie gewöhnliche angenehme Frühlings-Witterung eingeſtellt. Und die erſten und ſonſt angenehmſten Sommertage verwandelten ſich in ſolche, die man ſonſt nur in der Mitten oder gar zu Ende des Herbſtes erwartet. Wenn der Wind ſchon vorlängſt über die Stoppeln gewehet, pflegte er nicht kälter zu ſeyn, als er jezo iſt, auch kaum ſo lange nach einander anzuhalten, als er die vorige Tage angehalten. Morgen, Mittag und Abend war öfters einerlei, und kaum von der Helligkeit geweſen, welche der Himmel bei heiterem Wetter zu haben pfleget, wenn die Sonne ſchon eine halbe Stunde untergegangen geweſen. Es wird denen, die unſere Zeitungen leſen, noch wohl in friſchem Angedenken ſchweben, was die Menge des Regens vor Schaden gethan, wie das in der Niederung ſtehende Getreide, ſonderlich Haber und ander Sommergetreide überſchwommen und im Grund verderbet; Heu und Gras auf den Wieſen verſunken und verfaulet, vieles Vieh auch Menſchen auf den Wieſen ertrunken; die Acker und Dämme hin und wieder ausgeriſſen und beſchädiget; und Häuſer theils durch das Grundwaſſer, theils durch Einregnen Noth leiden, theils gar umgeriſſen und weggeſchwommen ſind. Und was hat nicht der Hagel vor Jammer und Schröken angerichtet, da durch ſo gros erzeugte Schloſſen Menſchen und Vieh erſchlagen, und die Frucht auf dem Feld an ſo manchen Orten Schaden gelitten? Zu Ende des Julii hat die Sommerhize darauf auſſerordentliche Würkungen gethan, indeme durch die faſt auf 67. Grad geſtiegene Hize, welche in dem bekanden heiſſen Sommer An. 1728. nicht ſo gros war, an vielen Orten Menſchen und Vieh verſchmachten muſte. In hieſigen Gegenden ware ſolche zwar um etliche Grad geringer, würde aber dem ungeachtet unerträglich geweſt ſeyn, wann nicht ein kühler Oſtwind dabei gewehet hätte. Nun aber haben wir bei dem Zunehmen des Hundstäge, die da am heiſſeſten ſeyn ſollen, wieder ſolche froſtige Witterung, daß man durch eingeheizte Stuben ſich die Hundstäge erträglich machen muſte. Nichts fället mir dabei bedenklicher, als woher doch ſo ungewohnte Witterung kommen möge?

Ich ſeze zum Grund, daß das anhaltende Regenwetter keine andere wirkende Urſachen hat, als die wirkende Urſachen des Regens. Es wirket aber den Regen alles dasjenige, was da macht, daß die Dünſte aus den Wolken Tropfenweiſe herunter fallen müſſen. Immaſſen die Frage doch nur handelt von dem bei uns gewöhnlichen Regen, nicht aber von dergleichen Waſſergüſſen, die man in dem heiſſen Weltſtriche oft ſtatt des Regens hat, da das Waſſer wie aus Gefäſſen mit Hauffen ausgeſchüttet wird, und diejenigen, ſo ein ſolcher Gus trift, in Gefahr ſind zu erſauffen. Zu den Urſachen des Regens pflegen gerechnet zu werden die Winde, welche die Wolken ſo zuſammen treiben, daß dadurch Tropfen zuſammen flieſſen. Man ſiehet leicht, daß man dazu nicht nehmen wird ſolche Winde, die nach einer Welt Gegend fortgehen: Weil man da wenig Urſache finden mögte des Zuſammentreibens und Aneinanderſtoſſens der Wolken. Vielmehr werden dazu ſolche Winde erfordert, die einander ſchnurſtraks, oder doch ſchief in einem ſpizigen Winkel begegnen, und ſo die Wolken ſo ſie führen, zuſammen wehen. Die Materie aber, die wir in unſerm curioſen und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher angeführt haben, ſind die Dünſte, die von der Erde durch die Würkung der Sonnen in die Höhe geſtiegen, woraus Wolken werden, wann ſich ſelbe zuſammen ziehen, und gleichſam als Dünſte wieder herunter fallen; indeme ſie aber herunter fallen, und noch andere antreffen, mit denen ſie ſich vereinigen, ſo verwandeln ſie ſich in Tröpflein, die, nachdeme noch mehrere dazu kommen, verſtärkt und ſchwerer werden können, welches ſodann in dieſem Fall, ein Plazregen, in jenem Fall aber ein Landregen genennet wird. Ich habe einen Trog ungefehr 9. Schuh lang und zwei Schuh breit, und ſo viel tief, mit Erden gefüllt, mit zerſchiedenen Sommergewächſen. Bei heiſſen Sommertägen habe ich zu Begieſſung deſſelben 3. Centner Waſſer in einem Tag gebraucht, als ſonſt in vierzehen Tagen, wann die Sonne verborgen geblieben, nicht gebraucht worden, ſo folglich in die Höhe gegangen, und durch die Sonne ausgedruknet worden. Wie viel tauſend Millionen Centner können nun nicht bei heiſſem Sonnenſchein nur auf einem Diſtrict des Erdbodens in etlichen Stunden ausgezogen oder ausgedroknet, und durch Ausduftung und Dünſte, als die Materie des Regens, in die Höhe ſteigen? Wenn alſo viele Dünſte beiſammen, und durch zerſchiedene Winde auf einander in Wolken getrieben werden, die Luft aber leichter und die Dünſte ſchwerer ſind; ſo gibet es nicht allein deſto öfters und ſtärker Regen ab, je ſchwerer die Dünſte ſeynd, ſondern es pflegen auch durch eine andere Zuſammenſtoſung der Wolken auf ſolche Art gar Wolkenbrüche erkläret zu werden, da nemlich die oberen Wolken auf die untern herab fallen, und durch das Zuſammenſtoſſen eine Menge Regen verurſachen ſolle.

Das wir aber öfters dabei ſo froſtig Wetter gehabt haben? läſſet ſich aus folgender Frage erklären: Ob der Regen auch aus Schnee entſtehe?

Weil es auf den Bergen geſchneiet hat zu der Zeit, da es in den Thälern geregnet, in den Ländern, wo groſſe Berge befindlich ſind: ſo iſt die Vermuthung ſehr natürlich geweſen, daß der meiſte Regen wohl aus Schnee herkommen möge, und die Dünſte, welche in der obern Luft gefroren geweſen, im Niederfallen durch die warme Luft oder aufſteigende warme Dünſte erſt in Regentropfen zergehen. Zuweilen fallet auch Schnee und Regen untereinander, wenn die untere Luft ſo warm nicht iſt, daß ſie allen Schnee, der herabfället, ſchmelzen kan. Weil dis der Erfahrung gemäs iſt, läst es ſich mit Fuge nicht in Zweifel ziehen. Doch wird nur in einigen Fällen, da die Erfahrung es lehret, der Regen von gefrornen Dünſten herzuleiten ſeyn. Denn in vielen Fällen ſind die Wolken, welche unten regnen, wenn ſie an hohe Berge ſtoſſen, dort gar kein Schnee, ſondern ſolche nezende Nebel, wie die auf dem platten Lande fallende dike Nebel zu ſeyn pflegen. Da von denen, die auf hohen Bergen geweſen ſind, zu der Zeit, da ſie nicht mehr mit Schnee bedeket ſind, die Erzehlungen übereinſtimmen, daß ſie durch die Wolken nicht anders, als durch einen feucht und naßmachenden Nebel durchgegangen ſind, dieweil es unten geregnet hat: ſo ſolte man faſt auf die Gedanken kommen, daß die Dünſte etwan ſo lange auf den Bergen Schnee wären, welche unten Regen ſind, als der noch auf den Bergen liegende Schnee ꝛc. die Luft über ihnen ſehr erkälten hilft. Doch wird damit gar nicht geleugnet, daß nicht in den Hundstagen annoch dergleichen geſchehen könne, weil auf einigen Gebirgen derſelbe oft das ganze Jahr über nicht zerſchmelzet. Vielweniger wird dadurch geleugnet, daß die höhere Luft weit kälter ſey als die untere, und alſo die ſehr hoch gehenden Wolken allerdings gefrorne Dünſte führen können, wovon der Hagel Beweiſes genug iſt, anderer Beweiſe jezo nicht zu gedenken. Jedoch wenn man ſagen wolte, ob der Regen erſt Schnee geweſen, würde die Höhe der Wolken vorher müſſen gemeſſen, und verſchiedene andere Lehrſäze erſt dargethan werden, die in denen Fällen zu gebrauchen wären, wo die Erfahrung davon nicht den Beweis an die Hand gäbe. Endlich würde ſo nichts mehr beantwortet, als was der Regen vorher geweſen, nicht aber, warum er jezt falle?

Näher alſo zur Sache zu kommen, ſo lehret die tägliche Erfahrung im Kochen und Abziehen, daß die Dünſte alsdenn ſich ſammlen, zu Tropfen werden und herab fallen, wenn von unten immerfort mehrere in die Höhe ſteigen, dieſelben aber oben an andere anſtoſſen, mit ihnen alſo zuſammen flüſſen und einen ſo ſchweren Tropfen ausmachen, der durch ſeine Schwere herunter fallen mus. Denn ſolcher geſtalt hängen ſich die Tropfen von den Dünſten an die Dekel der Töpfe, an die Köpfe der Blaſen, an die Helme der Kolben und an alle Gläſer, die oben ledig und vermacht ſind, ſie mögen nun über einem Feuer oder an der Sonnen dazu gebracht werden, daß die in ihnen enthaltene Feuchtigkeiten ausdunſten können. Es dunſtet aber ſowohl die Erde, als hauptſächlich die vielen Waſſer und Meere auf derſelben täglich eine groſſe Menge aus, und die Dünſte ſteigen in der Luft in die Höhe, wie allen bekant iſt. Wenn nun oben eine groſſe Menge von Dünſten, oder viele dike Wolken vorhanden ſind, und es kommen dann noch immer mehr Dünſte von unten hinan, ſo müſſen dieſelben hin und her an andere, durch welche ſie hinaufſteigen anſtoſſen, nach Art der Feuchtigkeiten mit denſelben zuſammen rinnen, jene Dünſte alſo immer dikhäutiger und endlich ſo ſchwer werden, daß die untere Luft ſie nicht mehr tragen kan, ſondern ſie herunter fallen laſſen mus. Die Dünſte nemlich beſtehen aus kleinen hohlen Kügelchen oder Bläſechen von Feuchtigkeit, die mit einer ſehr feinen Luft angefüllet ſind. Dadurch ſind ſie ſo viel ausgedehnet, daß ſie leichter als die Luft geworden, und in ihr in die Höhe ſteigen, bis ſie in eine Gegend kommen, da ſie gleiches Gewicht mit der Luft haben, in der bleiben ſie ſchweben, und werden mit ihr beweget. Wenn ſie nun unterwegens unmittelbar an andere anſtoſſen, durch welche ſie in die Höhe zu ſteigen haben, gehet es ihnen wie zween Tröpſchen, die wenn ſie unmittelbar an einander kommen, in einen Tropfen zuſammen flüſſen und vereinigt werden. So wird dann das ſchwächere Bläſechen zerriſſen, dehnet ſich um das ſtärkere aus und verdiket es dadurch nicht allein, ſondern macht es auch ſchwerer, als es vorhin war. Wenn aber in einem flüſſigen Körper ein ander Körper geſchwebet hat, der nun ſchwerer wird, als er vorher geweſen war, ſo ſinkt er in demſelben nieder. Daher wenn auf gedachte Art die Dünſte ſchwerer werden, als daß ſie die Luft mehr tragen kan, ſo müſſen ſie Tropfenweiſe herunter fallen, oder es mus regnen.

Weiter erhellet aus der Erfahrung, daß die Dünſte durch die Kälte verdiket werden, und in Tröpfchen zuſammen flüſſen. Dis iſt ſo bekannt, daß man ſich nur auf das Schwizen oder Beſchlagen der Fenſter beruffen darf, um einen jeden zu überzeugen. Wann nemlich im Winter eingeheizet iſt, oder nur die Luft im Hauſe voll Dünſte, und wärmer iſt als drauſſen, ſo werden die Dünſte in der Stube, ꝛc. nicht etwan oben an dem Boden, da es eben ſo warm iſt, ſondern an den Fenſtern, welche kalt ſind, geſammlet und lauffen da zuſammen, frieren auch wol zu Eis. Man ſiehet leicht, daß durch die Kälte die Luft dichter wird, oder einen engern Raum als vorhin einnimmt, welches die Verſuche lehren. Hiedurch werden auch die Dünſte in der Luft dichter aneinander gebracht, ſtoſſen daher aneinander, und gerinnen deſto eher in Tröpfchen, je mehr ſie ſelbſt ſchon vorher durch die Kälte zuſammen gedrüket, auch diker und ſchwerer, als ſie in der Wärme waren, geworden ſind, und je mehr ihrer nach und nach zuſammen kommen, oder auch, wenn ſchon genug vorhanden ſind, je gröſſer die Kälte wird. Dis Mittel, die Dünſte bald zuſammen zu bringen, hat die Kunſt der Natur abgeborget, wenn ſie, wo etwas abzuziehen iſt durch die von der Wärme empor getriebenen Dünſte, den obern Theil des Abziehe-Gefäſſes mit kalten und naſſen Tüchern beleget, auch die Röhren gar durch kaltes Waſſer leitet, damit dadurch das Abgezogene deſto eher geſammlet und abgekühlet werde. Da nun dieſem allen ungeachtet, die Ernde heuer ſo geſegnet; ſo hat ſolches zu folgender Abhandlung Anlas gegeben:

Die reiche Ernde dieſes Jahrs

An. 1750.

Illa ſeges demum votis reſpondet avari
Agricolæ - - - - - -
Illius immenſæ ruperunt horrea meſſes.
Virg. Georg. I. v. 47.

Dis iſt eine Staats-Relation, woran dem gröſten Politico ſo viel, als dem gemeinen Landmann gelegen iſt. Der Landſtand iſt in Republiken der Hauptſtand, durch ihn kommen erſt Handwerksleute und Kaufleute in die Höhe; und wenn der erſte eine reiche Ernde hält, ſo werden die andere auch auf gutes Glük ſäen dörfen; und wenn dieſe 3. Stände geſeegnet ſind, ſo vereinigt ſich erſt das wahre Wohl, der rechte Schaz, der eigentliche und beſte Modus collectandi in den Caſſen der Groſſen. Unbegreifliche weiſeſte Haushaltung unſers Schöpfers! Ein Jahr, in welchem ſeine Hand der Gerechtigkeit die Ungewitter ausſchikte, Flammen ausſtreuete, die Ströme übergos, die Erde erzitternd machte, und wo der Finger ſeiner Macht mit Gerichten drohete, welche die Saat alles menſchlichen Fleiſſes verzehren ſollten; iſt das Jahr der Freude, des Seegens, des Ueberfluſſes, der ſich über den ganzen Erdboden ausgebreitet, den wir nicht einmal aufbehalten können, und den von uns abzuholen, wir ſelbſten unſern leidenden Mitbürgern der Welt, denen der Schöpffer die Ernde zerſtreuet, anbiethen. Verborgene Abſichten der Göttlichen Vorſehung in der Welt! Dorten iſt ein ganzer Strich Landes um ſeine Saat gekommen; dort muſte der Schnitter das Getraide in den Boden geſchlagen ſehen; dort kauft man im Vorrath ein, daß man einer Theurung vorbeuge; Und hier und da drükt der Seegen ein Land, macht die Scheunen zu enge, und gibt Brod allen Menſchen, ſo, daß wenn auch der Vorrath auf 3. Jahre für uns aufgeſperret wird, das, was wir überflüſig haben, und andern geben, für ſie derjenige Vorrath iſt, den ſie bei der Saat von dem Herrn der Ernde ſich als eine Wohlthat erbetten. Alle Art des Getraides, Korn, Waizen, Gerſten und Haber, ſo ſonſt nicht gleich viel in der Menge gedeihet, iſt gleich gros, gleich ergiebig, gleich allgemein aufgewachſen. Jede Art trug ihren Kern in doppelter Schwehre, und, damit wir Wunder ſehen mögen, ſo ſtunden Halmen vor unſern Augen, deren Aehren zu 16mal vervielfältigt waren, zum Zeichen, wie GOtt vervielfältige gegen Menſchen, die dem Mangel vorbeugen wollen. Das Vieh findet ſein Futter und Lager reichlich, und ſättiget ſich, daß es uns zur ſchmakhafteſten Speiſe werde, daß es uns Milch, Butter Käſe, und ſeine Haut in gröſſerer Menge gebe, als wir bei deſſen hier und dort geäuſſertem Fall daran Mangel und Theurung gelitten. Aller Orten herrſchet der Ueberflus an Getraide. Keiner iſt vergeſſen worden, wenn er auch vor ſeinen Augen Stoppeln geſehen. Glükliche Oeconomie in allen Staaten, die aus dieſem Füllhorn der Güte ihre Schäze nehmen! Die Wohlfeile iſt der Geiſt der Commercien. Eſſen und Trinken im Ueberflus macht Manufacturen und Waaren wohlfeiler, und das Getraide wird zum Silber, das uns andere in die Hände geben, wenn wir es ihnen nur verkauffen wollen. Die Conſumption, das Band aller Stände, iſt erleichtert; und der Landmann ſiehet ſeinen Schweis, den GOtt geſeegnet, in dem groſſen Körper des Landes circuliren. Die Vorſicht ſchüttet die Böden auf, daß ſie von dieſem Schaz lange mittheile, um bei einem Miswachs noch von dem Seegen zu leben, der uns in vorigen Jahren übrig geblieben; Sie treibet aber damit nicht Wucher. Sie hält den Seegen zu Rath; ſie geizet aber damit nicht. Und gleichwohl achtet man dieſes Ueberfluſſes gar nicht bisweilen. Manche Rentcammer iſt verlegen, ihre Gülten nicht ſo hoch an den Mann zu bringen, daß auf ihren Speichern ſo viele pro Cento wachſen können; Und ſie ſiehet nicht, daß ihr ſteuerbarer Unterthan dadurch zu Kräften kommt, ſeine künftige Saat zu beſtellen, ſeine Gülten reichlich abzuführen, und in 4. Jahren ohne Abgang ſeine Gebühren zu entrichten, die mehrentheils unterblieben, wenn die Cammer durch Korn Geld löſet, und der Landmann kein Geld hat, das Korn zu kauffen, das zu ſeinen Gülten nöthig iſt. Möchte doch unſere Neubegierde, die ſo gerne die Dinge entwikelt, welche uns eine Furcht erweken, auch die Arten aller Stände, die dermalige Zeit, die Criſin in allen Gegenden der Welt, die Politik der Menſchen, die Lands-Oeconomie in die Höhe zu richten, bei dieſer reichen Ernde, ſtille betrachten! Ich denke, wie der Engelländer, Thomſon:

Fürſt der Erde! Menſch! für den ſich
  dieſe ganze Schöpffung ſchmükt
Haupt und Herz und Mund von allem,
  was man auf der Welt erblikt;
Denke nach, erhebe dich, ſey zum Danke
  immer fertig;
GOtt iſt überall gefühlt, allenthalben
  gegenwärtig,
Der den Ueberflus uns ſchenket, und
  des Sommers reiche Pracht,
Für das Wohl von ganzen Ländern, als
  das feinſte Gold gemacht;
Ewger Urſtand aller Dinge! HErr und
  Vatter der Natur!
Alles zeiget, und verbirgt Dich! Und
  der Menſch vergiſt der Spur?

Woher es komme, daß die Laſter ſo ſchwer abzulegen ſeynd.

SO oft ich bishero nachgedacht, woher es doch komme, daß es ſo ſchwer ſey, gewiſe Laſter abzulegen, und an ihrer Stelle was tugendhaftes zu verrichten, ſo oft bin ich in meinem Nachſinnen auf die Gewohnheit gerathen. Ich habe gefunden, daß alle Schwierigkeiten die ſich in Veränderung unſerer Lebensart ereignen, blos von ihr herrühren. Sie iſt eigentlich nichts anders, als eine Fertigkeit gewiſſe Handlungen, die man ſchon ſehr oft wiederholet hat, bei allen vorfallenden Gelegenheiten aus-

zu

zuüben. Sie erſtreket ſich derowegen ſo wohl auf böſe, als auf gute Verrichtungen; man kan ſo wohl eine Tugend, als ein Laſter aus Gewohnheit ins Werk richten: aber es gehöret zu beiden eine lange Ubung, und oftmalige Wiederholung desjenigen, deſſen man gewohnt werden ſoll. Und da es ſowohl in den Gliedmaſſen des Leibes, als in den Würkungen der Seelen Gewohnheiten gibet: ſo ſieht ein jeder, daß in beiden Fällen keine Gewohnheit auf einmal entſtehe. Es gehöret überal viel Zeit dazu, ehe man einer Sache gewohnt werden kan.

Wie kommt es, daß wir in unſern Häuſern, darinnen wir gebohren und erzogen ſind, oder doch viel Jahre gewohnt haben, auch bei ſtokfinſterer Nacht alle Zimmer und Thüren, Tiſche, Stühle und Bette, ja auch andre Dinge öfters ſo gut finden können, als wenn es Licht wäre? Ich habe eine alte Frau geſehen, die, ob ſie gleich ſtokblind war, dennoch alles im Hauſe verrichten konte. Sie gieng aus einem Zimmer ins andere, ohne mit den Händen zu tappen. Sie ſtund von ihrem Stuhle auf, und gieng in ſchnurgerader Linie nach dem Orte wohin ſie wolte. Hätte man ſie gefraget, wie viel Schritte ihre Stube lang ſey? ſo würde ſie es nicht gewüſt haben: Doch habe ich ſie niemals einen Tritt zu wenig, oder zu viel, thun geſehen; wenn ſie nach dem Fenſter, oder nach der Thüre gieng. Sie ſtrekte die Hand zu rechter Zeit aus, und verfehlte niemals deſſen, was allezeit ſeinen gewiſſen Ort behielte. Woher kam das? Ohne Zweifel, weil ſie alles dieſes ſchon unzehlichemal gethan hatte. Ihre Gliedmaſſen hatten eine ſolche Fertigkeit in ihren Bewegungen erhalten, daß ſie nicht mehr nöthig hatten, durch eine beſondere Aufmerkſamkeit der Seelen gelenket und regieret zu werden. Eben ſo wie die Seiltänzer es endlich ſo weit bringen, daß ihre Füſſe auch in den höchſten Luftſpringen nicht mehr des Seiles verfehlen: oder wie jener Künſtler, der ſubtile Sandkörner in gewiſer Weite durch ein Nadelöhr werffen konte; von dem man erzehlet, daß es ihm endlich ſchwehrer geworden vorbeizuwerffen, als eine ſo kleine Oefnung genau zu treffen.

Woher kommt es, daß gewiſe Leute, ſonderlich Weibsperſonen, bisweilen im Kopfe die weitläuftigſten Rechnungen hinausbringen können? Sie müſſen bisweilen alle Arten die Zahlen zu vergröſſern und zu verkleinern etlichemal nacheinander vornehmen, und ein andrer würde ganze Seiten vollſchreiben, um die gegebene Frage zu beantworten. Sie aber ſind augenbliklich damit fertig; Und haben alle Operationen vollbracht, ehe der andre weis, mit welcher Rechnungsart er den Anfang machen ſoll. Auch dieſes komt nirgend anders her, als aus der Gewohnheit. Dergleichen Leute haben oft was auszurechnen gehabt: und doch hat es ſich nicht thun laſſen, allezeit ein Schreibezeug bei der Hand zu haben. Die lange Ubung, und öftere Wiederholung hat ihren Gedanken eine Fertigkeit zuwege gebracht, dasjenige ohne Mühe zu thun, was andern ſehr ſchwer, ja unmöglich zu ſeyn ſcheinet. Nunmehro ſind ſie es gewohnt; und es iſt nicht möglich, daß ſie dieſe Gewohnheit ſo bald verlieren ſolten: es wäre dann, daß ſie in vielen Jahren keine einzige Rechnung mehr vorzunehmen hätten.

Wollen wir uns dieſe Betrachtung in moraliſchen Dingen zu Nuze machen: ſo ſehen wir wohl, woher es komme, daß dem einen die Tugend, und dem andern das Laſter ſo leicht auszuüben iſt; und daß es beiden ſchwer fällt ihre Lebensart zu ändern. Herr Neidhard hört von dem allergeringſten Dinge reden, welches ſonſt keinen andern Mangel hat, als dieſen, daß es nicht von ihm ſelbſt herkommt: ſogleich kriegt er den Krampf in die Naſe; die Baken werden ihm nach den Ohren gezogen; die Lippen dehnen ſich theils in die Höhe, theils herunter; er blöſet die Zähne, und ſtöſſet einen behenden Laut aus dem Munde. Ein jeder verſtehet wol, daß ich ſein ſpöttiſches Naſerümpfen, und höhniſches Gelächter abmahlen will. Wie komt es aber, daß er ſo oft, ſo leicht, und aus ſo geringen Urſachen dazu gebracht wird? Es iſt ſeine Gewohnheit. Und woher entſtehet dieſe? Sowol ſeine Seele, als die Gliedmaſſen ſeines Leibes haben die dazu gehörigen Bewegungen ſchon ſo oft gehabt, daß ſie ſich überaus leicht wieder in dieſelben Falten rüken. Man ſieht es an den Liniamenten ſeines Geſichts, daß Neidhard ein Spötter iſt; und wer ſeine Seele ſehen könte: der würde deutliche Spuren ſeiner höniſchen Urtheile von allen Dingen darinnen antreffen.

Nun iſt es zwar gewis, daß viele von denen, die böſe Gewohnheiten an ſich haben, ſich ſelber mit gutem Bedachte daran gewöhnet: allein die meiſten haben ſie der ſorgloſen Auferziehung ihrer Eltern zu verdanken. Dieſe ſolten ja mit dem gröſſeſten Fleiſe darauf ſehen, daß ihre Kinder keiner böſen Sache gewohnt würden. Sie ſolten Achtung geben, daß ſie keine einzige laſterhafte Handlung vornehmen möchten; geſchweige denn verſtatten, daß ſie durch eine oftmalige Wiederholung eine Fertigkeit darinnen erlangen ſolten. Man hat vorlängſt geſagt, die Herzen junger Kinder wären ein zartes Wachs, dem man mit leichter Mühe allerlei Bilder eindrüken könne. Nichts iſt ſo gewis als dieſer Saz: wenn man nur hinzu ſezet, daß dieſes zarte Wachs ſich in zunehmendẽ Jahren in einen harten Stein verwandele, aus welchem man die einmal eingedrukten Bilder entweder gar nicht; oder doch nicht ohne unglaubliche Mühe austilgen kan. Wie wenig aber die allermeiſten Eltern dieſes bei

ihres

ihrer Kinderzucht vor Augen haben: lehret die tägliche Erfahrung. Wir ſind weit von den Zeiten der alten Römer; aber faſt gar nicht von ihren böſen Sitten entfernet: zum wenigſten was dieſen Punct anbetrift. So ſchreibt Quintilian, wenn er dieſe Unachtſamkeit der Eltern komt, wodurch ſie ihre Kinder ſelbſt verwahrloſen:

> Wolte GOtt, ſpricht er, daß wir unſere Kinder nicht ſelbſt verwahrloſen möchten. In der Kindheit verzärteln wir ſie gleich mit lauter Lekerbislein. Die gelinde Auferziehung, die man ein väterliches Nachſehen nennet, ſchwächet ihre Leibes- und Seelenkräfte. Nach was für Dingen wird diejenige nicht in erwachſenen Jahren ſtreben, der ſchon in Purpur gewindelt worden? Ein Kind kan kaum etliche Worte ſprechen; und fordert ſchon allerhand koſtbare Speiſen. Ihren Geſchmak haben wir früher unterrichtet, als ihre Zungen. Auf den ſanfteſten Betten erwachſen ſie; und dafern ſie ja die Erde betretten: ſo trägt man ſie doch noch von beiden Seiten auf den Händen. Wir freuen uns, wenn ſie unverſchämte Dinge reden. Worte, die man an den üppigſten Orten nicht dulden würde, belohnen wir ihnen mit einem lächelnden Kuſſe. Und das iſt kein Wunder: wir haben ſie darinnen unterrichtet; von uns haben ſie gehöret. Sie ſehen ja unſre Liebhaber, und Beiſchläfferinnen. Bei unſern Gaſtmahlen werden ja die ſchändlichſten Geſänge gehöret, und ſolche Dinge geſehen die man aus Schamhaftigkeit nicht ſagen darf. Daraus entſtehet allmählich die Gewohnheit; hernach gar eine Natur. Und dieſes lernen die armen Kinder, ehe ſie wiſſen, daß es Laſter ſind.

Ich könte von dieſer Materie noch verſchiedenes aus des berühmten Joh. Loken Tractate von der Kinderzucht anführen: wenn dieſes herrliche Büchlein nicht bereits ins Teutſche überſezet wäre, und alſo von einem jeden geleſen werden könte. Ich will dieſes noch anmerken, welches zeiget, was für Schwierigkeiten es gibt: wenn man böſe und tiefeingewurzelte Gewohnheiten ablegen mus.

Dion, ein naher Verwander und Staatsminiſter des Siracuſaniſchen Tyrannen Dyoniſius, hatte ſich gewiſer Urſachen halber aus Sicilien entfernet, ſeine Familie aber bei Hofe gelaſſen. Der König, welcher ſich einer Beleidigung wegen an ihm rächen wolte, wuſte dieſes auf keine bequemere Weiſe zu thun, als durch ſeinen hinterlaſſenen Sohn. Dieſen ſuchte er auf eine unordentliche Lebensart zu einem vollkommenen Böſewicht zu machen. Er verſchafte ihm derowegen ein tägliches Wohlleben. Die gottloſeſten Buben gab er ihm zu vertrauten Cameraden; ja ohngeachtet der Knabe noch kein mannbares Alter hatte: ſo muſten die unzüchtigſten Weibesbilder ihn zur Uppigkeit und Wolluſt verführen. Dieſes daurete eine zimliche Zeitlang alſo, bis Dion ſein Vater endlich wieder nach Hauſe kam. Man kan leicht denken, wie dieſem vernünftigen und tugendhaften Staatsmanne die ſchändliche Verwahrloſung ſeines Kindes, wird zu Herzen gegangen ſeyn? Er erwies auch ſeinen Verdrus darüber in der That: indem er alles mögliche that, ſeinen boshaft verwehnten Sohn wieder zurechte zu bringen. Da die Güte nichts ausrichten konte: gebraucht er ſich der Schärfe. Er ſezte ihm einen rechtſchaffenen Hofmeiſter: er verſchlos ihn in ein beſonderes Zimmer, um ihn von aller böſen Geſellſchaft abzuhalten: er entzog ihm alle Mitiel zur Wolluſt und Völlerei, und dachte ihn durch die ſtrenge Zucht wieder zu ändern. Allein was vor Gewalt hat die böſe Gewohnheit nicht! der junge Menſch war in den Laſtern bereits ſo ſehr erſoffen, daß ihm der jezige Zwang weit unerträglicher, als der Tod ſelber ſchien. Er öfnet derowegen ſein Fenſter, und ſtürzet ſich etliche Stokwerke hoch herunter. Er bricht den Hals, und ſein Tod lehret überaus deutlich, welch eine grauſame Tirannin eine böſe Gewohnheit ſeye.

Betrachtung über die flieſſenden trüben Waſſer.

Nachdem die Nacht, vor dem 19. Auguſt. in hieſiger Gegend ein Regen gefallen, und es vermuthlich anderer Orten ſtärker geregnet hatte, ſo war der Lech ſelbigen Tag über zimlich angewachſen und trübe.

Um nun zu erfahren, wie viel das Waſſer dermalen Schlamm bei ſich geführet, und was derſelbige Schlamm, wenn ihn der Flus wiederum wo fallen läſſet, vor einen Raum einnehmen könte; ſo ſchöpfte man den 21. Aug. ein Gefäs voll davon, nämlich 10. Pfund 6. Loth 2. Quentgen, und den folgenden Tag, als den 22. Aug an der Maas auch wieder ſo viel als zuvor, und lies jedes beſonders ſich ſezen.

Wie nun das Waſſer nach Verflus einiger Tage abgeneigt, und der zu Boden gefallene Schlamm, welcher, der Farbe nach, wie Leimen ausſahe, an der Sonne völlig ausgetroknet war, ſo fand ſich von ſelbigem eine fette Erde; in dem erſten 4. Loth 2. ein halb Quentgen, und in dem andern 2. Quentgen.

Es war alſo zuſammen in 20. Pfund 13. Loth Waſſer, 5. Loth ein halb Quentgen troken gewogener Letten.

Beides nun auf ein Maas zu reduciren, ſo machte ich aus gedachtem Letten, nachdem ich ihn wieder zerrieben und angefeuchtet, einen Würfel, und bearbeitete ſelbigen, da er troken worden, den Fus in 12. Zoll getheilet, auf das genaueſte 1. Zoll lang, 1. Zoll breit und ein Zoll dik, da denn das Gewichte deſſelben ſich befand 1. Loth 3. und ein 4. fünftel Quent.

Es wird alſo ein Cub. Fus oder 1728. Cub Zoll. 96. Pfund 21. Loth ſchwer ſeyn Der Cub. Fus Waſſer aber, wiegt gleich 50. Pfund, daher zu einem Fus Letten, nach dem erſten Verſuche allein genommen 138, und nach beiden zuſammen, 247. Fus Waſſer erforderlich ſeyn werden.

Nun iſt der Lech hier in der Stadt kaum 2. Ellen breit und 2. tief, und man weis aus andern Verſuchen, daß durch eine Oeffnung 1. Zoll breit, und 12. Zoll hoch, in einer Stunde 1295. cubiſche Fus laufen.

Nehme ich nun, daß das Waſſer nur eine Stunde ſo trübe geblieben, als es geweſen, wie zum erſtenmale davon geſchöpft worden, und daß es auch nur 1. Fus hoch über das Wehr gegangen, da es öfters 2, 3, bis 4. Fus hoch gehet, ſo ſind in einer Stunde 5780880. cubiſche Fus weggelauſen, welche 41890. cubiſche Fus Schlamm oder Letten mit weggeführet, wovon eine Fläche 204. Fus ins Gevierte 1. Fus hoch bedekt werden können.

Nehme ich aber beide Verſuche zuſammen, da, aus 20. Pfund 13. Loth Waſſer, 5. Loth und ein halb Quintgen Letten gekommen, und rechne, das Waſſer hätte 24. Stunden alſo gedauert, ſo ſind während der Zeit weggelaufen 138741120. cubiſche Fus, welche an Letten bei ſich geführet 561705. cubiſche Fus, wovon eine Quadratflache, deren Seite 749. Fus lang, 1. Fus hoch bedekt werden kan.

Kan nun der Lech mit einemmal ſo viel Schlamm und Letten mit wegführen, wie viel wird ſie nicht das ganze Jahr durch, da ſie ſo vielmal anwächſt und dike wird, mit fortſchleppen? Was werden nicht andere Flüſſe in etlichen Jahrhunderten thun, gegen welche der Lech nur wie ein

Bach zu rechnen? Und wo wird der Schlamm, der auf die Art weggeführet wird, zulezt hinkommen? Geht es nicht alles ins Meer, und wird nicht der Grund deſſelben, wo das Waſſer allen Schlamm fallen läſt, davon nach und nach ausgefüllet werden?

Ich weis wol, die Flüſſe laſſen unterwegens, ehe ſie dahin kommen, vieles fallen, beſonders wenn ſie groſſe Flächen antreffen, wo ſich das Waſſer ausbreiten kan, und dem Zuge des Strohmes nicht ſo ſehr unterworfen iſt; ſie nehmen aber auch davor, indem ſie weiter gehen und gröſſer werden, wieder an andern Orten um ſo viel mehr mit, welches ſie zulezt doch ins Meer führen.

So thun ſie es nun alle Jahre, obſchon einmal ſtärker, auch zu Zeiten aus einer Gegend mehr, als aus der andern, woher auch der Schlamm, den ſie mitführen, einmal anderer Art und Farbe iſt, als das andere, wie denn hier in dem Lech ſelbiger zuweilen braun, zuweilen röthlich gefunden wird, auch daher diejenigen, die an ſolchen Flüſſen wohnen, mehrentheils wiſſen, wo es geregnet hat, und aus welcher Gegend das Waſſer komt.

Daher entſtehen dermalen in dem Meere, ohne Zweifel verſchiedene Strata, und eben ſo, hält man davor, ſind auch die entſtanden, die jezo bei einigen Bergwerken 100. und mehr Lachter tief verſunken werden; nach dem, daß viel trübe Waſſer mit einemmale dahin komt, nach dem wird eine Lage ſtark oder ſchwach; und nach dem die Art des Schlammes iſt, den das Waſſer dahin führet, auch nach dem der Ort, wo er zu Boden fällt, mehr oder weniger von der Mündung entfernet iſt, nach dem wird auch die Art und Natur der Lage.

Dieſes gibt eine nähere Erläuterung von der Abhandlung, welche wir vor einem Jahr in dieſen Blättern kürzlich bemerkt, und nachgehends in unſerm aus dem Reiche der Wiſſenſchaften wohl verſuchten Referendario oder auserleſenen Sammlungen ꝛc. im 2ten Theil, pag. 108. weitläuftig angeführt haben, unter dem Capitel: Von den merkwürdigen Veränderungen, welche nach und nach die Oberfläche unſerer Erde unterworfen.

Ein merkwürdiges Exempel vom Anſteken der Poken. Von Dr. Jurin, Mitglied der Königl. Engliſchen Geſellſchaft mitgetheilt.

(Aus den Philoſoph. Tranſact. 373. N. 5. Art.)

Ein junger Menſch befand ſich an der Art Poken krank, die man die zuſamenhängende, oder die mittlere zwiſchen den einzelnen und zuſammenflieſſenden Poken heiſt. Mittwochs, den 3. des Weinmonats, 1742. verfiel er bei Nachtzeit in eine Raſerei, und kam, des Widerſtandes zwoer Wärterinnen, die ſich bei ihm befanden, ohngeachtet, aus dem Bette: Er faste eine von den Wärterinnen mit ſeinem nakten Arme beim Halſe, und drükte ſie mit der Stirne gegen ſeine bloſe Bruſt, die damals mit reifenden Poken bedekt war, in welcher Stellung er ſie einige Zeit hielt. Sie erhizte ſich, indem ſie mit ihm rang, und wie ſie ſich von ihm losris, empfand ſie, daß er einige Blattern auf ihrer Stirne zerquetſchte. Das Weib war etwa 40. Jahr alt, ſonſten munter, lebhaft und blutreich; Sie meldete mir, daß ſie in ihrem ſiebenden oder achten Jahre die Poken ſehr ſtark gehabt hätte, davon ich aber kein Merkmal mehr in ihrem Geſichte ſahe. Den Freitag morgens fiengen ſich an Poken auf ihrer Stirne zu zeigen, und derſelben Zahl wuchs nach und nach, bis zwiſchen 50. und 60; Sie bekam gleichfalls eine geringe Zahl Blattern auf dem Naken und an der Seite des Halſes, wo ſie der Kranke mit den bloſſen Armen umfaſt hatte, aber ſie meldete mir, daß ſonſt an ihrem ganzen Leibe keine wären. Der untere Theil ihres Geſichtes war völlig rein, und die auf der Stirne zeigten ſich hauptſächlich auf ihrem mittlern und am meiſten hervorragenden Theile, der gegen des Kranken Bruſt war gedrukt worden. Sie erhoben ſich nach und nach, und kamen auf eben die Art zur Reife, wie bei den mittlern Poken gewöhnlich iſt, mit groſſer Entzündung und Aufſchwellen der Stirne und des anliegenden Theils vom Geſichte, beſonders der Augenbraunen, wo ein kleiner Klumpen Blattern ſas; ſo, daß Dienſtags, den 9ten des Weinmonats, ihr recht Auge ganz zugeſchloſſen, und das Linke faſt in eben den Umſtänden war. Alle dieſe Zeit über hatte ſie indes kein Fieber, keine Unpäslichkeit, oder andere Zufälle der Poken, auſſer dieſen Ausbruch und die Entzündung dabei. Die Nacht lies ſie ſich ein blaſenziehendes Mittel auf den Naken ſezen, worauf ſie das Auge den folgenden Tag wieder offen hatte. Dieſer war der ſechſte nach dem Ausbruche, und die Blattern fiengen an, ſich abzuſchälen. Die Schuppen hatten das Anſehen und die Dauer der gelindern, mittlern Poken. Bis dahin beſuchte ich ſie täglich, wie auch oft nach dieſem, und beſonders Montags, den 22. des Weinmonats, den 18. Tag nach Ausbruch der Blattern; Sie hatte damals noch immer einige Blattern auf der Stirne.

Hierbei iſt merkwürdig, 1) daß dieſes Weib, das doch ſchon die Poken gehabt hatte, durch ein unmittelbares und genaues Andrüken der Pokenmaterie an ihre Haut, wobei ſie ſich erhizt hatte, ſolche von neuem bekam: dieſes ſcheint zu beweiſen, daß dergleichen Andrüken vermögender iſt, anzuſteken, als die bloſſen Ausdünſtungen aus dem Leibe des Kranken, die in den Geſunden eingeſogen werden; denn daß ſie auf die leztere Art nicht angeſtekt worden, erhellet daraus, weil die Poken nur da erſchienen ſind, wo dergleichen Andrüken und Berührung geſchehen war. Daraus wird ſehr wahrſcheinlich, daß jemand, der die Poken ſchon gehabt hat, wie der Mann, dem Herr Tanner im St. Thomashoſpital Blattern inoculirte, ſie durch das Platterpelzen in einem geringen Grade wieder bekommen kan, da durch das Blatterpelzen die pokenartige Materie noch genauer zum Blute und den Säften gebracht wird, als durch die bloſe Berührung der unverlezten Haut.

Zweitens, da dieſes Weib nicht durch den ganzen Körper angeſtekt worden, wie daraus erhellet, weil ſie weder Fieber noch Unpäslichkeit empfunden, und die Poken nur an den Orten, wo eine unmittelbare Berührung vorgegangen war, ausgebrochen ſind, ſo lies ſich daraus keine Folgerung ziehen, daß jemand die Poken das zweitemal mit allen Zufällen und einem allgemeinen Ausbruche der Blattern bekommen könte, ſondern es wird vielmehr das Gegentheil wahrſcheinlich.

Drittens, iſt die Zeit, in welcher ſich dieſe Anſtekung vermittelſt Ausbruchs der Blattern entdekte, von der Zeit, die man bei dem Blatterpelzen wahrnimt, ſehr unterſchieden: Jene zeigten ſich ohngefehr in anderthalben Tage, und in dem lezzern Falle brechen die Poken ordentlich den zehnten Tag, oder doch nicht über einen Tag früher oder ſpäter aus, wie aus Hr. D. Nettletons ſorgfältigen und lehrreichen Beobachtungen erhellet. Man kan dieſen Unterſchied im Voraus ſchlieſſen, weil in einem Falle nur die Theile, wo eine unmittelbare Berührung vorgeht, angeſtekt werden, im andern aber die Materie durch die ganze Maſſe des Blutes in alle Theile des Körpers ausgebreitet werden mus.

Betrachtungen über das Regenwaſſer, und den Urſprung der Brunnen, nebſt einigen beſondern Anmerkungen von Anlegung der Ciſternen.

Vom Herrn de la Hire.

Die Erkenntnis alles deſſen, was zu dem Waſſer und ſeinem Gebrauche, ſowol zu den Nothwendigkeiten des Lebens, als zur Zierde der Palläſte und Gärten gehöret, iſt jederzeit für ein nothwendiges Stük der menſchlichen Wiſſenſchaft gehalten worden. Man hat ſich ungemeine Mühe gegeben, ſehr kleine Flüſſe in den Stand zu ſezen, daß ſie groſſe Schiffe tragen; und vermittelſt derſelben weit von einander liegende Meere zu vereinigen. Man hat reiche Quellen durch groſſe Umſchweife und hohe Waſſerleitungen, an die Orte geführet, denen ſie die Natur verſaget hatte. Man hat endlich viele Maſchinen, das Waſſer zu heben und bis auf hohe Berge zu tragen, erfunden, damit es unter tauſend verſchiedenen Figuren, mit übernatürlichen Bewegungen vertheilet werden, und ein wunderwürdiges Schauſpiel werden möge. Das war für die meiſten Menſchen genug. Allein die Wisbegierde derer, welche die Geheimniſſe der Natur erforſchen wollen, war dadurch noch nicht geſättiget. Man muſte ſich auch um den Urſprung ſo reicher Quellen bekümmern, die man auf der ganzen Erde, ja auch auf hohen Felſen antrift; und dieſes hat den alten und neuen Weltweiſen ſo viele Beſchäftigung gemacht.

Wir haben zwo Hauptmeinungen von dem Urſprunge der Brunnen und Quellen. Jede iſt auf Erfahrungen gegründet, die, wie es ſcheint, keinem Zweifel unterworfen ſind. Denn daß viele Brunnen von dem Regen und dem auf den Bergen geſchmolzenen Schnee entſtehen, iſt offenbar. Wie kan aber der Regen und Schnee, der auf ſteilen und hohen Felſen und in ſehr heiſſen Ländern gar ſelten iſt, die reichen und beſtändigen Brunnen mit Waſſer verſorgen, die man in denſelben an verſchiedenen Orten ſiehet?

Das iſt der ſtärkſte Einwurf derer, die nicht der Meinung ſind, daß der Regen die Brunnen mache. Sie räumen zu dieſem Ende nur unterirdiſche Hölen ein, darinn ſich, wie in Kolben, die Dünſte des

Waſſers, das unter der Erde iſt, durch die Kälte auf der Fläche der Erde dichte und Waſſer werden.

Herr Mariotte, der die Meinung derer, ſo den Regen für die Urſache halten, angenommen, hat eine gar genaue und beſondere Unterſuchung der Regen- und Schneewaſſers angeſtellet, das auf ein Stük Landes fällt, welches der Seine ihr Waſſer geben müſte. Seine Berechnung zeiget ihm, daß deſſen viel mehr ſey, als zur Unterhaltung des Fluſſes in ſeinem mittlern Zuſtande ein ganzes Jahr hindurch nöthig iſt.

Als ich des Engländers, Herrn Plot, Abhandlung von dem Urſprunge der Brunnen, die im Jahr 1685. gedrukt worden, mit Aufmerkſamkeit las, machte ich dabei verſchiedene Anmerkungen, die ich damals in den Verſammlungen der Academie las, und fieng an, vor mich ſelbſt durch Verſuche zu erlernen, was das Regen- und Schneewaſſer den Brunnen und Flüſſen lieffern könne. Zuförderſt unterſuchte ich, wie viel Regenwaſſer in Jahresfriſt fiele. Davon habe ich der Academie am Ende jedes Jahres die Aufſäze vorgelegt. Daraus iſt zu ſehen, daß die Höhe des Regenwaſſers, das auf dem Königlichen Obſervatorio, darauf ich obſerviret habe, fällt, in einem mittlern Jahre 19. bis 20. Zoll betrage, faſt eben ſo viel, als Herr Mariotte angenommen hatte.

Weil ich aber doch noch daran zweifelte, ob man auf dieſe Menge Waſſers bei dem Urſprunge der Brunnen rechnen könne, ſo machte ich folgende Verſuche, um davon gewis zu werden.

Ich erwählte einen Ort auf der untern Fläche des Obſervatorii, und lies im Jahr 1688. einen bleiernen Keſſel von 4. Fus in der Fläche, 8. Fus tief eingraben. Dieſer Keſſel hatte einen Rand, 6. Zoll hoch, und war gegen einen ſeiner Winkel etwas abhangend. An denſelben hatte ich eine bleierne Röhre, 12. Fus lang, löthen laſſen, die gleichfalls ſehr ſchräge gieng, und mit der Spize in einen kleinen Keller reichte. Dieſer Keſſel ſtund von der Mauer des Kellers ab, damit er mit deſto mehr Erde umgeben werden konnte, die der ähnlich war, damit er angefüllet ward, und damit dieſe von der Nähe der Mauer nicht troken werden möchte. In dieſen bleiernen Keſſel oder Kaſten legte ich auf die Stelle der Oefnung, die in die Röhre gieng, etliche Kieſelſteine von verſchiedener Gröſſe; damit ſich die Oefnung nicht verſtopfte, wenn die Erde mit dem Erdboden gleich, alſo 8. Fus hoch, drüber geſchüttet würde. Dieſer Erdboden iſt von mittler Natur zwiſchen dem Sande und friſcher Erde. Das Waſſer kan alſo gar leicht durchdringen, und die äuſſere Fläche iſt mit der andern Erde horizontal gleich.

Ich dachte, daß, wenn das Regenwaſſer und der geſchmolzene Schnee ſo tief in die Erde dringen, bis ſie eine Torf- oder Thonerde antreffen, die ſie nicht durchläſt, wie die ſagen, welche der erſten Meinung, von dem Urſprunge der Brunnen, Beifall geben, ſo müſte in meinem bleiernen Kaſten, den ich eingegraben, eben das geſchehen, und endlich müſte ich doch eine Art von einem Quell haben, der durch die Röhre in den Keller liefe.

Allein ich glaubte nicht, daß dieſes geſchehen könnte; darum machte ich zu gleicher Zeit noch eine andere Maſchine zu ſolchem Verſuche fertig, die nur 8. Zoll tief in der Erde ſtand. Es war ein Kaſten von 64. Zoll in der Fläche, und die Ränder waren 8. Zoll hoch. Ich hatte einen Ort für ihn erwehlet, da ihn weder Sonne noch Wind traf, und alle Kräuter, die auf der Erde über dieſem Kaſten wuchſen, ſorgfältig ausgerottet; damit alles Waſſer, das auf die Erde fiele, ohne Hinderung bis auf den Boden dringen, und von da durch ein kleines Loch in eine Röhre, aus dieſer aber in ein Gefäſſe fallen konte. Dieſer Kaſten war der Luft nicht ausgeſezt; ſondern in einen andern ſehr groſſen eingeſezt; dieſer aber unten und auf allen Seiten mit eben der Erde angefüllet, die in dem kleinen war, damit dieſe nicht von der Luft troken werden möchte.

Bei dieſem kleinen Kaſten nun bemerkte ich, daß vom 12. Junius bis zum 19. Februar. das Waſſer durch die Röhre im Boden des kleinen Kaſten nicht hinausgelauffen war, und daß es an dem lezten Tage nur geſchah, weil eine groſſe Menge Schnee auf der Erde lag, und ſchmolze. Seit der Zeit war die Erde in dieſem kleinen Gefäſſe immer ſehr feuchte. Das Waſſer aber fieng nur erſt einige Stunden nachher, wenn es geregnet hatte, an zu laufen, und hörte auf, wenn das, was gefallen war, ſich erſchöpft hatte. Denn es blieb noch immer eine gewiſe Menge in der Erde, und dieſes flos nicht heraus, wenn nicht neues oben auf die Erde dazu gekommen war

Ein Jahr darauf wiederholte ich dieſen Verſuch mit dem kleinen Kaſten, allein ich ſezte ihn 16. Zoll tief in die Erde; alſo noch einmal ſo tief, als das erſtemal. Ich litte gleichfalls kein Kraut auf der Erde, und er ſtand wiederum von Sonne und Wind frei. Es gieng faſt eben ſo dabei zu. wie das vorigemal; nur, daß wenn es in zimlich langer Zeit nicht regnete, die Erde ein wenig troken ward, und ein kleiner Regen, der nachher dazu kam, ſie nicht ſo ſtark anfeuchtete, daß auch zum Durchflieſſen Waſſer übrig blieb.

Darauf pflanzte ich einige Kräuter auf die Erde über den Kaſten. Nachdem aber die Pflanzen etwas ſtark geworden, ſo lief nicht nur nach dem Regen kein Waſſer mehr durch die Röhre; ſondern aller gefallene Regen reichte auch nicht einmal mehr zu, die Pflanzen zu nähren. Sie wurden welk und vertrokneten, wenn man ſie nicht von Zeit zu Zeit begos.

Es fiel mir jezo ein, ich wollte die Ausdünſtung des Waſſers durch die Blätter der Pflanzen,. wenn ſie an der Sonne und im Winde ſtehen, meſſen. Den 30. Junius, um halb 6. Uhr morgens, ſezte ich in eine Phiole mit einem engen Halſe, in die ich ein Pfund Waſſer, genau gewogen, gegoſſen, zwei mittelmäſig groſſe Feigenblätter, die zuſammen 5. Drachmas und 48. Gran wogen, mit den Spizen der Stengel in das Waſſer. Die Blätter waren friſch und ſteif, als ich ſie abbrach. Nachher ſtellete ich die Phiole mit den Blättern in die Sonne, die gar helle und heis war, an einen Ort, da etwas Wind hintraf. Den Hals der Phiole, den die Stengel der Blätter nicht anfüllten, verſtopfete ich feſt mit Papier, damit das Waſſer nicht durch dieſe Oefnung ausdünſten konnte.

Um 11 Uhr Vormittag wog ich alles mit einander, und befand eine Verminderung der Schwere von 2. Drachmis, die Luft und Sonne vom Waſſer durch das Blat an ſich gezogen hatte. Dieſer Verluſt des Waſſers kan nicht anders erſezet werden, wenn das Blat an dem Baume ſtehet, als durch die Feuchtigkeit der Erde, die durch die Wurzeln gehet.

Ich habe nachdem noch allerlei andere Verſuche mit Pflanzen gemacht, und allemal eine gar groſſe Zerſtreuung der Feuchtigkeit befunden. Nachdem ich vollends die Fläche der Blätter gemeſſen, und betrachtet, wie viel ſie meiſtens Erde bedeken, habe ich urtheilen müſſen, der Regen, ſonderlich im Sommer, ob er gleich alsdenn ſehr ſtark iſt, reiche doch nicht zu, ohne andere Hülfe die Blätter zu nähren. Die Nachtluft ſelbſt gibt den groſſen Bäumen, und den Pflanzen ſelbſt eine groſſe Menge Feuchtigkeit, die man auch faſt immer gegen den Aufgang der Sonne auf den Blättern ſtehen ſiehet. Dieſe dringet bis zu den Wurzeln, und kan einen Theil des Tages lang die Pflanzen erhalten. Dieſe Feuchtigkeit, aber allein konnte zu ihrer Nahrung nicht genug ſeyn, wenn ſie nicht deren auch einige aus der Erde ſelbſt und aus dem Regen, der darauf fällt, an ſich zögen, wie ich bei meinen bereits vorgetragenen Verſuchen bemerket habe.

Alle dieſe Verſuche haben mir zu erkennen gegeben, daß das Regenwaſſer, das auf Erde fällt, darauf allemal Kräuter und Blumen ſtehen, nicht zween Fus tief in dieſelbe dringen kan, wofern es nicht in ſandigen und ſteinigen Orten geſammlet worden, die es leichte durchlaſſen. Aus dieſen beſondern Fällen aber kan man nicht eine allgemeine Folge ziehen. Ein Exempel iſt an dem Felſen de la Sainte Baulme, in Provence, zu ſehen. Der Fels iſt voller Rizen und Spalten: Es wachſen auch keine Kräuter darauf. Daher dringet der Regen 67. Toiſen tief in die Grotte unter der Oberfläche dieſes Felſen in wenig Stunden, und macht eine ſchöne Ciſterne, die, wenn ſie voll wäre, endlich einen Brunnen machen würde. Wenn man auf ſolchen Felſen eine genugſame Menge Schnee bei der bloſſen Sonnenhize des Sommers ſchmelzet, ſo bemerket man, daß aus einigen Brunnen etliche Stunden lang an einem Tage, ja auch, wenn die Sonne nur zu verſchiedenen Stunden auf den Schnee trift, vielmals eine groſſe Menge Waſſer aus den Brunnen fliest, weil in den übrigen Stunden der Schnee auf der Spize des Felſens im Schatten ligt, und nicht leicht ſchmelzen kan. Das iſt ohne Zweifel die Urſache davon, daß, wie man ſagt, in der Mitte der Erde Brunnen wären, die eine Ebbe und Fluth hätten, wie das Meer.

Alſo habe ich aus dieſen Verſuchen ſchon ſo viel gelernet, ich dürfte nicht erwarten wollen, daß das Regen- und Schneewaſſer durch die Erde über den bleiernen Keſſel, den ich in der Erde unten am Obſervatorio eingegraben, 8. Fus tief dringen ſolle. Es iſt auch in 15. Jahren nicht ein einziger Tropfen Waſſer durch die Röhre gelauffen.

Man ſiehet alſo hieraus, daß nur gar wenige Brunnen aus Regen und Schnee entſtehen können; und man nothwendig auf andere Urſachen kommen müſſe, wenn man erklären will, wie es zugehe, daß an hohen Orten, und bei einer kleinen Tiefe Erde, wie der Quell Rungis bei Paris iſt, ſo reiche Quellen entſtehen können; die man den Grotten oder unterirrdiſchen Kolben, vermittelſt derer die geſammleten Dünſte verdichtet und zu Waſſer werden ſollen, nicht zuſchreiben kan. Denn in dieſen Gegenden ſind keine Felſen, wie ich wahrgenommen, als ich etliche Brunnen daſelbſt graben lies. Denn die Erde iſt nur etwas höher, das Waſſer der Oberfläche der Erde gar nahe, und ſtehet höher, als der Ort, wo man nachher das Waſſer geſammlet hat. Dieſer Quell gibt ohngefehr 50. Zoll Waſſer; er flieſſet immer, und hat wenige Veränderung. Das ganze Stük der Erde, daraus er kommen kan, iſt nicht gros genug, mit dem Regenwaſſer, da es ſammlet, wenn auch nichts davon wegdunſtete, oder anders angewendet würde, den ganzen Quell waſſerreich genug zu machen. Und über dieſes wird es immer gebauet, und iſt mit Kräutern und Korn bedeket. Einige Thäler liegen in der Nähe. In denen mus man ſehr tief graben, ehe man Waſſet findet.

Man hat geglaubet, dieſe Arten von Quellen, vermittelſt natürlicher Röhren und Canäle erklären zu können, die das Waſſer aus einem kleinen hohen Fluſſe führten; und die, ob ſie gleich durch hohe und tiefe Oerter, ja gar unter einigen Flüſſen weggiengen, dennoch ſo wohl verwahret wären, daß unterwegens kein Waſſer herausflöſe, ſondern alles an den Ort hinkäme, da es aus der Erde herausdringen ſoll. Wenn aber auch ſolche unterirrdiſche Oerter zu finden ſeyn möchten, ſo bin ich doch gewis verſichert, daß ſie nur ſo abhängig wären, als es brauchte, das Waſſer zwiſchen der Erde auf einen Boden von Torf oder Thon zu führen; Daß man ſich aber natürliche, hohe und niedrige Röhren einbildet, das iſt alles, was die Kunſt in einem kleinen Garten thun kan: und noch iſt es daſelbſt oft nöthig, dieſe Canäle wieder auszubeſſern.

Mich dünket, man könne noch einen wichtigen Einwurf gegen dieſe Hypotheſe machen. Denn, wenn dieſe groſſen hohen Quellen ihren Urſprung aus einigen Flüſſen haben, ſo müſſen ja dieſe Flüſſe ihr Waſſer aus andern, noch höhern Quellen nehmen. Denn das Regenwaſſer, und das vom geſchmolzenen Schnee an Orten, die einen feſten Grund haben, kan nur kleine Bächlein machen, die kurze Zeit dauern, und den Flüſſen bei ihrem beſtändigen Verluſt an Waſſer deſſen nicht genug geben können. Die groſſen Sammlungen von Waſſer, als z. E. die Seeen, die gemeiniglich bei dem Urſprunge kleiner Flüſſe ſind, beweiſen nichts für den angegebenen Urſprung der Flüſſe. Denn wir haben aus vielen Verſuchen erkannt, daß aus einem weiten, mit Waſſer angefüllten Gefäſſe, an freier Luft viel mehr ausdünſtet, als vom Himmel fallen kan.

Alſo bleibet nur ein einziges Mittel übrig, zu erklären, wie dieſe überflüſſigen Quellen in der Erde entſtehen können; und dennoch ſind noch viele Schwierigkeiten dabei vorhanden. Man mus ſich einbilden, daß eine groſſe Menge Dünſte durch die Erde gehe, und daß dieſelben aus den Waſſern aufſteigen, die darinn mit den nächſten Flüſſen oder dem Meere gleich hoch ſtehen; daß dieſe Dünſte deſto leichter durchgehen, je leichter der Erdboden durchdrungen werden kan, wie man dieſes im Winter, bei Eröfnung einiger tiefen Keller, wahrnimmt. Die kleinen Theile dieſer Dünſte können ſich vereinigen, entweder, wenn ſie an die Kälte der Oberfläche der Erde kommen, oder, wenn ſie einen Boden antreffen, der ſchon ſelbſt mit Waſſer angefüllet iſt, mit dem ſie ſich vereinigen; oder endlich, wenn ſie eine Materie finden, die ſie feſte machen kan. Wie wir ſehen, daß das Salz, wenn es an der Luft ſtehet, die Waſſertheilchen, die in derſelben umher fliegen, an ſich behält. Alsdenn flieſſet das Waſſer, welches immer ſtärker wird, wenn es einen feſten Grund findet, der es halten kan, zwiſchen der Erde auf dieſem Grund fort, bis es auf der Oberfläche der Erde, wo dieſer Grund zu Ende gehet, heraus, oder wieder in einen tiefern Ort in der Erde zurükfähret, wenn in dem Torf oder Thon, der es hält, einige Oefnungen ſind. Das iſt alles, was ich in dieſem Falle als das wahrſcheinlichſte finde: Und noch müſſen dieſe Dünſte beſondere Röhren und Gänge haben, durch die ſie gehen, und durch die das Waſſer, das ſie machen, nicht heraus kan.

Ich habe aus der Erfahrung wiſſen wollen, was man von der Art, die Dünſte des Waſſers, wenn ſie ſich in der Erde an Steine, die mit einigen Salzen angefüllet wären, hiengen, dichte zu machen, hoffen könnte. Denn dieſes war ein neuer Gedanke, der mir einfiel, um zu erklären, wie ſich das Waſſer von den Dünſten in der Erde ſammlen könnte.

Ich ſezte in einen Keller in der Tiefe des Bezirks des Obſervatorii ein gläſernes Gefäſſe, und befeſtigte an ſeinen Rand ein Stüklein Leinwand, das ich in Waſſer getauchet, darinn ich Sal Tartari aufgelöſet. Dieſes Salz erwählte ich, weil ich es für das geſchikteſte hielt, die Dünſte an ſich zu ziehen, und zu erhalten. Der Ort ſcheint ſehr feucht zu ſeyn, ſonderlich im Sommer. Einige Zeit nachher fand ich auf dem Boden des Gefäſſes eine zimliche Menge Feuchtigkeit, die nichts anders als das Waſſer von den Dünſten der Luft war. Daſſelbe hatte ſich an das Stüke Leinwand angeſezt, und daſſelbe angefüllet. Das übrige war, weil es immer mehr ward, in das Gefäſſe hinein gelaufen. Ich würde den Verſuch weiter getrieben haben, um zu ſehen, ob immer mehr Waſſer in das Gefäſſe gefallen wäre, und ob das Salz in der Leinwand durch das davon abflieſſende Waſſer gänzlich heraus gezogen worden wäre; ob es gleich bei dem allen wohl geſchehen kan, daß Steine, deren Salz geſchikt iſt, die Dünſte feſt zu machen, ihr Salz immer behalten, und noch dazu neues annehmen könnten. Man gieng aber in meiner Abweſenheit in den Keller, zerbrach das Gefäſſe, und mein Verſuch ward unterbrochen.

Ich rede hier nicht von einigen beſondern und auſſerordentlichen Brunnen, die ſich, wie man ſaget, am Ufer des Meers und auf hohen Felſen finden, und eine Ebbe und Fluth, wie das Meer, daneben aber doch gar ſüſſes Waſſer haben. Ich habe mechaniſch erkläret, wie es zugehen könne, indem ich unterirrdiſche Waſſerbehälter angenommen; die etwas höher waren, als der wagerechte Stand des Meeres, und dabei vorausgeſezet, die Höhle, darinn dieſe Behälter ſind, habe vermittelſt einiger Canäle mit dem Meere Gemeinſchaft. Alsdenn nämlich mus das ſteigende Meer die Luft, die in dieſer Höhle iſt, zuſammendrüken, welche das Waſſer im Behälter drüket, und es nöthiget, heraus zu dringen, ja auch wohl durch einige Gänge und Spalten in den Felſen bis an die Fläche der Erde zu ſteigen; allwo es einen Brunnen macht, der nach und nach kleiner werden mus, nachdem ſich das Meer zurük ziehet, und die zuſammengedrükte Luft, die es zu ſteigen nöthigte, in ihren erſten Zuſtand kömmt. Wenn man aber nur ein weniges von der Mechanik weis, und die Wirkungen flüſſiger Körper verſtehet, ſo wird es nicht an Mitteln fehlen, nicht nur die Wunder, die man in der Natur in dieſem Stüke ſiehet, ſondern auch alles zu erklären, was man ſich einbilden könnte.

Dieſes ſey genug von dem Urſprunge der Brunnen. Nun mus ich noch einige beſondere Anmerkungen erklären, die ich bei dieſer Gelegenheit über den Nuzen gemacht, den man vom Regenwaſſer haben kan. Der gröſte Vortheil vom Regenwaſſer beſtehet darinn, daß man es in Behälter unter der Erde, die man Ciſternen nennet, ſammlet; darinn es ſich, wenn es durch Flusſand geſeiget und gereiniget iſt, viele Jahre, ohne zu verderben, erhalten wird. Dieſes Waſſer iſt insgemein das beſte unter allem, das man brauchen kan; es ſey zum Trinken, oder zum Waſchen und zum Färben; weil es mit keinem Salze der Erde vermiſchet iſt, wie faſt alles Brunnenwaſſer, auch dasjenige, was man für das beſte hält, ſo gemiſchet iſt. Die Ciſternen ſind von ungemeinem Nuzen, an Orten, wo kein Quellwaſſer iſt; oder auch, wenn alles Brunnenwaſſer nichts tauget. Es iſt hier nicht der Ort davon zu reden, wie Ciſternen angeleget werden müſſen, noch was man dazu für Materialien brauchen ſolle; denn es kömmt nur darauf an, daß man einen Ort hat, der das Waſſer recht hält, und daß die Steine und der Märtel dem Waſſer, währender Zeit es daſelbſt ſtehet, keine übele Beſchaffenheit mittheilen können.

Diejenigen, ſo in ihren Ciſternen gern gutes Waſſer haben wollen, nehmen ſich ſehr in Acht, daß nicht Waſſer von geſchmolzenem Schnee oder vom Regen der mit Sturm fällt, hinein komme. Das Waſſer vom geſchmolzenen Schnee ſchlieſſet man deswegen aus, nicht, wie ich glaube, weil man ſich einbildet, es ſey mit den Theilchen des Schnees einiges Salz vermiſcht, und darinn verſchloſſen; ſondern deshalben, weil der Schnee einige Tage, ja zuweilen wohl ganze Monate, auf den Dächern liegen bleibet, und daſelbſt von dem Unrath der Vögel, und ſelbſt von dem langen Aufenthalt auf den unſaubern Dachziegeln unrein wird. Daher wollte ich rathen, daß, wenn es zu regnen anfängt, das erſte Waſſer, das vom Dache flieſſet, und damit das Dach abgewaſchen und von dem Staube des trokenen Kothes auf den Gaſſen gereiniget worden, nicht in die Ciſternen gefangen würde, ſondern nur das, was darnach fällt.

Noch eine wichtige Anmerkung bei dem Waſſer, das nicht in Ciſternen kommen mus, habe ich nur von ohngefehr zu machen, Anlas bekommen. Seit einigen Jahren habe ich das Regenwaſſer, das auf dem Obſervatorio gefallen, vermittelſt des Gefäſſes, deſſen ich mich bediene, die Menge deſſen, was das Jahr hindurch vom Regen fällt, zu meſſen, aufgefangen. Dieſes Gefäſſe iſt von ſtark verzinntem Bleche, in der Fläche von 4. Fus, und mit 6. Zoll hohen Rändern. Unten hat es ein Loch, das in eine an den einen Winkel angelöthete Röhre gehet, und das Waſſer aus der gegen dieſes Loch ſchrägen Unterfläche durch die Röhre in ein anderes Gefäſſe führet, darinn ich es meſſe, und erkenne, wie viel gefallen iſt. Ich wuſch und ſauberte beide Gefäſſe am Anfange eines Regens, der ſtark zu werden ſchien, ſo hurtig, als es mir möglich war, und gos nachher das Waſſer in ganz reine gläſerne Flaſchen, um es aufzubehalten. Ich koſtete es, und wunderte mich nicht wenig, als ich es von ſehr ſchlechtem Geſchmake und räucherig befand. Dieſes lezte befremdete mich inſonderheit. Denn ich hatte ſchon oft anderes Waſſer, das auf eben dieſe Art geſammlet war, gekoſtet, und das hatte nicht ſo geſchmeket. Ich ſahe nichts, das dem Regen dieſer Geſchmak nach Rauche hätte geben können. Denn der Ort, wo ich es ſammle, lieget ſehr hoch, und iſt unbedekt, auch ſind alle Feuermauren weit davon entfernet. Endlich aber bedachte ich, daß dieſer Regen mit einem Nordwinde gekommen war, welches nicht gar gewöhnlich iſt: denn bei ſolchem Winde regnet es ſelten: und da die Stadt dem Obſervatorio gegen Norden zu lieget, ſo hatte ſich der Rauch der Schornſteine mit dem Regen vermiſchet, und dieſes war die wahre Urſache des üblen Geruchs deſſelben, und des geſammleten Waſſers. Denn man weis aus vielen Erfahrungen, daß das Waſſer den Geruch vom Rauche ſehr leicht annimmt. Ich ward auch nach einiger Zeit noch gewiſſer davon. Denn das Regenwaſſer, ſo mit Süd- oder auch Südweſtwind gefallen, und von mir auch geſammlet war, hatte nichts ähnliches von dem vorigen Geſchmak. Das kömmt daher; weil gegen Mittag des Obſervatorii groſſe und weite Felder liegen.

Daraus ſchlos ich alſo, man müſſe auch alles Regenwaſſer aus den Ciſternen verweiſen, das mit Winden kömmt, die durch Oerter gehen, die mit üblem Geruche angeſtekt ſind, als Kothſchleuſſen, Schindanger ꝛc. ja, des Rauchs wegen, auch durch groſſe Städte; wie ich bemerket. Denn die Ausdünſtungen und der böſe Duft, der ſich mit dem Waſſer vermiſchet, das in die Ciſternen fällt, mus notwendig daſſelbe verderben, das zu anderer Zeit hinein gekommen iſt.

Weil man endlich bei allen Verſuchen und Proben, die man gemacht, nicht zweifeln kan, daß das Regenwaſſer, dem durch den Flusſand der Schlamm und Erdgeruch, den es hatte, benommen iſt, das beſte und geſundeſte von allem ſey, das man gebrauchen kan, ſo habe ich überdacht, wie man in allen Häuſern Ciſternen anlegen könne, die denen, ſo darinn wohnen, Waſſers genug gäben.

Erſtlich iſt gewis, daß ein gewöhnliches Haus, das in der Fläche 40. Toiſen hat, die mit dem Dache bedekt ſind, jährlich 2160. Cubikfus Waſſer haben kan, wenn man nur annimmt, daß es 18. Zoll hoch regnet, welches die kleinſte Höhe iſt, die ich beobachtet habe. Dieſe 2160. Cubikfus aber machen 75600. Pinten Waſſer, 35. Pinten auf einen Fus gerechnet; welches das richtige Maas für ein pariſer Pinte iſt. Dividiret man nun die Zahl dieſer Pinten mit den 365. Tagen des Jahres, ſo kommen 200. Pinten auf den Tag. Wenn alſo in einem Hauſe, wie ich es angenommen, auch 25. Perſonen wären, ſo könnte doch jede 8. Pinten Waſſer täglich verthun, welches mehr als einen gemeinen Eimer machet, und zu allem Gebrauch im menſchlichen Leben, mehr als genug iſt.

Es bleibt alſo nur übrig von dem Orte, da, und von der Art, wie in jedem Hauſe ſolche Ciſterne angeleget werden könnte, Bericht zu geben. Man ſiehet in vielen Städten in Flandern, die gegen die See zu liegen, und da alles Brunnenwaſſer ſalzig und bitter iſt, weil der Boden nur aus leichtem Sande beſtehet, durch den ſich das Seewaſſer nicht reiniget, daß man ſich zu ſeinem Gebrauche eigene Ciſternen hält. Dieſe Ciſternen aber ſind in der Erde, und nichts als kleine Keller, in denen ſich, wie man glaubt, das Waſſer beſſer halten ſoll, als an der Luft. Es iſt wahr, daß das Waſſer, ſonderlich aber das Regenwaſſer, des Leimes und Schlammes wegen, damit es angefüllet iſt, und den es nicht gänzlich zurük läſſet, wenn es auch durch den Sand gehet, ſich an der Luft nicht hält; daß es vielmehr verdirbt, und ſich eine Art von grünem Felle darauf ſezet, das es ganz und gar bedekt. Alſo wollte ich den Vorſchlag thun, man möchte in jedem Hauſe einen Ort dazu zurechte machen, deſſen Boden über dem Pflaſter etwan 6. Fus hoch erhaben ſey. Dieſer Ort müste höchſtens nur der 40ſte oder 50ſte Theil der ganzen Fläche des Hauſes ſeyn, welches in unſerm Exempel etwan eine Toiſe betragen würde. Man könnte dieſen Plaz mit Recht diken Mauren, 8. bis 10. Fus hoch, umgeben, und mit einem guten Gewölbe verſehen. In dieſen Plaz wollte ich einen bleiernen Waſſerſtänder ſezen, der alles Regenwaſſer, nachdem es durch den Sand gegangen, faſſete. Man brauchte dazu nur noch eine ſehr kleine, aber recht dike Thüre, die mit einer Strohdeke verhangen wäre, damit der Froſt nicht in das Waſſer dringen möge. Solchergeſtalt könnte man in Küchen und Waſchhäuſer, Badſtuben und Giesfäſſer recht gutes Waſſer ohne Mühe vertheilen. Wäre das Waſſer wohl verſchloſſen, ſo würde es nicht ſo leicht verderben, als unter der Erde, und niemals frieren. Die geringe Höhe des Bodens über dem allgemeinen Fusboden, würde auch die Vertheilung des Waſſers in alle untere Oerter des Hauſes bequem machen. Dieſer Ständer könnte an einem Ort angebracht werden, da er mit ſeiner Feuchtigkeit nicht mehr Beſchwerde machte; als die Behälter von Brunnenwaſſer, die in vielen Häuſern anzutreffen ſind.

Seitdem habe ich das Regenwaſſer, das ich zu verſchiedenen Zeiten geſammlet, und in gläſernen Flaſchen aufbehalten hatte, probiret. Einiges hatte einen gar ſchlechten Geſchmak; ich kan aber nicht ſagen, ob es daſſelbe geweſen, das gleich anfangs nach Rauch roch, als ich es in die Flaſche gos. Anderes war von recht gutem und angenehmen Geſchmak. Es ſchmekte gar nicht mehr nach der Erde, wie doch faſt alles Regenwaſſer thut: und vielleicht hatte es ſchon einen gewiſſen Schlamm abgelegt, der ſich meiſtens auf dem Boden des Gefäſſes zeiget, darinn man das Regenwaſſer eine Zeitlang ſtehen läſſet.

Ich will noch eine Anmerkung beifügen, die ich von dem Brunnenwaſſer gemacht, das an der Seite der Hügel bei Montmartre gegen Norden zu angetroffen wird. Dieſes Waſſer iſt ſehr klar, und angenehm zu trinken. Wenn man aber Fleiſch und Kräuter zu einer Suppe damit kochet, ſo iſt die Brühe ſehr bitter. Dieſes kan man nicht der Natur der Kräuter die an dem Orte wachſen, zuſchreiben; denn wenn man ſie mit Regenwaſſer kochet, ſo wird die Brühe ſehr wohlſchmekend, und iſt gar nicht bitter.

Welches unter ſo vielen, die bewährteſten Künſte, Saamen fruchtbarer zu machen?

A.

Die beſte Art iſt wol, daß man das Korn oder den Saamen, ehe man ihn ſäet, eine gewiſſe

Zeit in einer fruchtbar machenden Lauge einweichet, ſo aus gewiſſen Salien und Waſſern zubereitet wird, wozu aber kein Miſt kommen mus; denn obwohl der Miſt wegen des wenigen guten, ſo in demſelben verborgen, auch das Wachsthum befördert, ſo verurſachet er doch zugleich, daß das Getraide nicht ſo ſchmakhaft wird, auch nicht ſo geſund und zur Nahrung dienlich iſt; das Korn wird auch eher vom Wurm gefreſſen. Alle andere Früchte und Kuchenſpeiſen, ſo auf den gemiſteten Aekern gewachſen ſind, halten ſich nicht ſo lange, als andere; folglich mus auch das Bier von ſolcher Gerſte eher ſauer werden. Ich will ein Mittel, den Saamen ohne dieſe nachtheilige Folgen, fruchtbar zu machen, hieher ſezen, welches ich unter denjenigen, ſo mir bekannt ſind, für das beſte halte.

Man ſammlet Regenwaſſer im Merz in ein Gefäs, das ungefehr wie ein Ochshoofd gros iſt, und ſezt einen Tiegel mit 5. Pfund Salpeter in das Gefäs, doch ſo, daß kein Waſſer darein kömmt, und läſt ihn beſtändig darinn ſtehen. In dieſes geſammlete Regenwaſſer thut man 12. Pfund Spaniſches Salz, und, in Ermangelung deſſen, nitrum fixum, durch Kohlen bereitet, und rühret es fleiſſig um, daß alles wohl aufgelöſet wird. Im Monat October, und zwar im zunehmenden Monde, ſammlet man folgendes: Waſſerpfeffer von der Gattung, ſo man perſicaria urens oder hydropiper nennet, und die an feuchten Orten, nemlich bei den Weihern, Lachen und Pfühlen wächſt, ferner Bonenſtroh und gemeines Weiherrohr / arundinem vulgarem paluſtrem, von jedem ein gutes Theil; und dieſes brennet man zu Aſche. Die Aſche thut man, nebſt etwas Kalk, ungefehr einer Schaufel voll, in einen Zuber von 3. Eimer Waſſer, geust das obige präparirte Merzwaſſer darüber, ſo, daß der Zuber über die Hälfte voll wird, rühret es 6. Tage lang, alle Tage einmal, wohl unter einander, und läſt es ſich wohl ſezen. Alsdann kan das Klare abgezapfet werden, ſo man wohl zugemacht verwahren mus. In dieſem Waſſer nun weichet man das Korn, ſo man ſäen will, 24. Stunden ein, und truknet es hernach im Schatten: ſo iſt es zum Säen bereitet.

Es wird dadurch die wachſende Kraft in allerhand Saamen ſo vermehret, daß ein Korn 30. bis 60. Aehren bringet; wann man aber das, daraus gewachſene Korn das andere Jahr wieder ſo tractiret: ſo bringet es noch ein weit Mehrers.

Der Aker mus aber zur rechten Zeit nach LandesGebühr geakert und bereitet, aber nicht gedünget werden. Was ſonſten dieſes obige Waſſer bei den Gartenſaamen, wie auch bei jungen Bäumen, bei Wein- und Roſenſtöken, auch andern Erdgewächſen und Blumen für Nuzen ſchaffe, wird ein curieuſer Liebhaber mit vieler Verwunderung und groſſem Vergnügen erfahren.

Giebel.

B.

Ich will nur etliche Mittel, welche hin und wieder in benachbarten Ländern, und vornemlich dieſes Jahr ſo gar in ſandigtem und ſchlechtem Erdreiche bewährt erfunden worden, nebſt einigen Auctoribus, die am gründlichſten davon geſchrieben, anmerken. Einige von dieſen Mitteln zeigt uns Palyſſi in ſeinen Moyens pour devenir riche, worinn er den Salpeter nebſt andern Arten aufs höchſte dazu anpreiſet; welchem J. B. von Rohr in ſeinem Hauswirthſchaftbuche und in ſeiner Haushaltungsbibliothek billig an die Seite zu ſezen; denn es ſind unter den vielen, von ihm angeführten Künſten, wenige, ſo nach ſicherem Bericht, nicht groſſen Nuzen geſchaft hätten. Von der guten Wirkung des Salpeters kan auch D. Klaunig in der 67. Obſervat. der III. Cent. der Ephemerid. Acad. Nat. Curioſ. nachgeſehen werden. Childrei in ſeiner hiſtor. natur. von England; Vallemont in den Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt: Monconys in II. Tom. Itiner. Anglic. Sainct Romain. in der Science naturelle haben viele Mittel, wodurch, wie mir wiſſend, die Vervielfältigung des Getraides an vielen Orten zuwege gebracht worden, mitgetheilet. Unter allen aber behält Hr. Chriſt. von Wolf in ſeiner Vermehrungskunſt des Getraides, den Vorzug. S. den 5. Verſuch der Schleſiſchen Naturgeſchichte S. 1407. Auſſer jezt erwehnten hat jemand der ſich I. P. L. Philo-Chimicum & Medicinæ Practicum nennet, in ſeinem ſorgfältigen Hausvater, wie die Aeker ohne Miſt zu düngen, daß ſie dennoch ihre vollkommene Früchte geben, imgleichen wie das Korn zu präſerviren, daß es nicht wurmig, lebendig oder fliegend werde, ſehr artig und wahrſcheinlich gehandelt.

M. O. J. W.

Ob das Erlenlaub zu Vertreibung des Ungeziefers diene?

In einem Fürſtenthume hat man ſolches faſt durchgehends bisher gebrauchet und vollkommen bewährt befunden. Es wird aber ſolcher geſtalt damit verfahren: Bevor das Getraide eingeführet wird, leget man auf den Boden der Scheuer, wo es zu liegen kömmt, eine Schicht Erlenlaub, darüber her wird wieder etwas Stroh gebreitet und das Laub damit bedeket, und darauf kömmt ſodann das Getraidt zu liegen. An den Seiten und Wänden herum werden eine ziemliche Anzahl Erlenbüſche geſtekt. Es können die Razen und Mäuſe den Geruch des Erlenlaubs auf keine Weiſe vertragen, ſondern ſie begeben ſich von den Oertern, wo ſolches emploirt wird, gänzlich hinweg, und wird man bei Ausräumung des Getraides befinden, daß keine Aehre von dieſem Ungezieſer angefreſſen oder verlezet worden.

L. D. v. H.

Von der Gerechtigkeit des Kiegs.

DEr Krieg iſt unter allen menſchlichen Handlungen der ſchreklichſte. Die Natur hat darüber ein billiches Grauſen, weil dadurch ihre ganze Ordnung geſtöret, und ihr Erhaltungstrieb zernichtet wird: alles was einem vorkommt, verheeren und verwüſten: Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Schlagen, Würgen, Menſchen ſchlachten, die man nie geſehen hat, die uns niemals nichts zu Leid gethan haben; Sich ſelbſt aber aller Gefahr und allen Schmerzen ausſezen. Welche Raſerei! Welche Thorheit. Doch ſo unnatürlich und ſo abſcheulich der Krieg auch immer ſeyn mag, ſo iſt er gleichwol öfters ein nöthiges und unvermeidliches Ubel. Die Gewalt läſſet ſich nicht wol anders als mit Gewalt vertreiben. Es ſind gewiſſe Umſtände, ſagt der unvergleichliche Verfaſſer des Antimachiavels: wo man mit gewafneter Hand die Freiheit des Volks, die man mit Ungerechtigkeit unterdrüken will, vertheidigen mus; wo man mus trachten mit Gewalt dasjenige zu erhalten, wozu die Unbilligkeit in der Güte ſich nicht verſtehen will; wo alſo die Potentaten die Sache ihres Volks dem Ausſchlag der Waffen überlaſſen müſſen.

Wehe aber den Ländern, deſſen Fürſten einen ſo blutigen Rechtshandel nicht wegen der Sache ihres Volks führen, wie obiger Verfaſſer ſagt, ſondern, welche aus einer grauſamen Herſchſucht und aus einer unerſättlichen Begierde noch immer mächtiger zu werden, einen jämmerlichen Krieg anfangen. Solche Fürſten ſind gleichſam die Scharfrichter des menſchlichen Geſchlechts, oder wie ſich Attila, jener barbariſche König der Hunnen, nennen lies, eine Geiſel GOttes. Tirannen: die ſich aus ſolchen Dingen eine Ehre machen, welche alle Miſſethaten an Abſcheulichkeit und Schande übertreffen. Hier beſtielet nicht ein armſeliger Dieb durch einen künſtlichen Grif einem reichern den Säkel: Hier plündert nicht ein aus Mangel der Noth getriebener Räuber einem Wandersmann ſein kleines Gepäke. Hier ſtöſſet nicht ein durch Zorn erhizter Kämpfer den andern zu Boden: Nein; Hier beſtielet man aus unerſättlichem Geiz ganze Länder. Hier ſtürzet man aus Raſerei ein ſchon vorhin verarmtes Volk ins äuſſerſte Elend. Hier würget man aus einer tollen Heldenſucht die Menſchen mit ganzen Legionen: Hier werden die edelſten und geſundeſten Glieder des Staats zu aufgethürmten Hauffen unglükſeliger Leichen.

Furorne cæcus, an rapit vis acrior?
- - - An culpa?

Charron ſagt, daß die Kunſt uns einander zu würgen und zu verderben ganz der Natur entgegen lief, und von einer Abweſenheit der Sinnen herrührte. Welche Narrheit! Welche Raſerei! Einen ſolchen Lermen und ſo viel Volk leiden zu machen, aller Gefahr entgegen lauffen, ſo viel Hunger, ſo viel Drangſal auszuſtehen, um den Tod zu erlangen, den man allenthalben findet. . . Welche Unſinnigkeit, ſich ſeiner Glieder berauben und verwunden zu laſſen, und hernach durch Brand und Eiſen ſich wieder heilen zu laſſen, welches tauſendmal ſchmerzhafter iſt als der Tod ſelbſt: Sich für einen Menſchen aufzuopfern und ins Verderben zu ſtürzen, den man nie geſehen hat, der ſich gar nichts um uns bekümmert und nicht an einen denkt; ſondern der auf unſern getödeten oder verwundeten Körper ſteiget, um deſto gröſſer zu ſcheinen und deſto weiter um ſich zu ſehen.

Wenn die Monarchen, ſagt obangezogener Schriftſteller, allen Jammer, den eine Kriegserklärung nach ſich ziehet, in einer lebhaften Schilderei vor ſich könnten abgemahlet ſehen, ſo würden ſie darüber weit empfindlicher ſeyn. Ihre Einbildung iſt nicht ſtark genug, ein ſo groſſes Ubel, davon ſie keine zulängliche Begriffe haben, ſo wie es wirklich iſt, ſich vorzuſtellen; denn ihr hoher Stand ſezet ſie niemals in ſolche Umſtände, ſolches zu erfahren; Wie ſollten ſie diejenige ſchweren Auflagen fühlen, unter welchen das Volk zu Boden ſinket? Wie ſollten ſie eine Empfindung haben von dem Abgang der anwachſenden Landesjugend, welche der Werber entführet? Was wiſſen ſie von denen anſtekenden Seuchen, welche ganze Heere aufreiben? Was wiſſen ſie von dem entſezlichen Würgen der Schlachten und den noch viel blutigern Belagerungen? Wie können ſie ſich eine Vorſtellung von denen Verwundeten machen, deren einige durch die feindliche Waffen ſich derjenigen Gliedmaſſen beraubet ſehen, die ſie zu ihrer nothdürftigen Lebſucht unentbehrlich vonnöthen haben? Sie vernehmen nicht das traurige Wimmern derjenigen Waiſen, die durch den Tod ihres Vaters, die ganze Stüze ihrer Wohlfart, verlohren haben? Sie erkennen nicht, wie viele Menſchen der Tod wegraffet, die dem Staat hätten nüzlich ſeyn konnen. Die Fürſten, die deswegen nur auf der Welt ſind, daß ſie die Glükſeligkeit anderer Menſchen befördern ſollten, müſten billig zuvor alle dieſe Umſtände erwegen, bevor ſie, aus kleinen nichtswürdigen Urſachen, die keinen andern Grund als in ihrem Hochmuth haben, die Menſchen allem, was nur abſcheulich iſt, ausſezen. Diejenigen Fürſten, welche ihre Unterthanen wie Sklaven halten, wagen ſie ohne Mitleiden, und ſehen ſie umkommen, ohne ſie zu bedauren. Diejenigen Fürſten aber, welche die Menſchen wie ihres gleichen und ihr Volk wie einen Körper betrachten, davon ſie die Seele ausmachen, die pflegen mit dem Blut ſparſam umzugehen.

Wir wollen dieſer lebhaften Schilderei vom Krieg eine andere an die Seite ſezen; ſie iſt ebenfalls von einem der beſten Meiſter unſrer Zeiten.

Welches Unheil ziehet nicht der Krieg nach ſich, ſagt der berühmte Herr von Fenelon in ſeinem Telemach, welche blinde Raſerei beherrſchet nicht hier die ſterbliche Menſchen? Sie haben ſo wenig Tage in dieſer Welt zu leben: Dieſe Tage ſind ſchon elendig genug. Warum beſchleunigen ſie doch einen ſo nahen Tod; Warum erfüllen ſie doch den Jam̃er eines ſo kurzen Lebens mit allem was nur abſcheulich iſt? Die Menſchen ſind alle zuſammen verſchwiſtert, und dennoch zerreiſſen ſie einander. Die wilden Thiere ſind weniger grauſam. Die Löwen kriegen nicht gegen Löwen, noch die Tyger gegen Tyger, ſie greiffen nur andere Thiere an. Der Menſch allem thut nur dasjenige bei ſeiner Vernunft, was Thiere ohne Vernunft niemals gethan haben. Wozu dienen aber dieſe Kriege? Iſt dann nicht Land genug in der Welt, um einen jeden Menſchen davon ſo viel mitzutheilen als er bauen könnte? Wie viele Länder gibt es nicht, die noch unbewohnet ſind? Das menſchliche Geſchlecht kan ſolche nicht ausfüllen. Wie! ein falſches Bild der Ehre, der Name eines Uberwinders, reizet den Fürſten und entzündet das Kriegsfeuer in den gröſten Reichen? Alſo macht ein einziger Menſch, den der Zorn des Himmels in die Welt hat laſſen gebohren werden, ſo viele andere Menſchen unglükſelig; um ſeinen Stolz und ſeine Ehre zu vergnügen, mus alles niedergeriſſen werden, alles im Blut ſchwimmen, alles im Rauch aufgehen; und was dem Schwerd und den Flammen entrinnet, durch eine noch grauſamere Hungersnoth umkommen. Solchergeſtalt macht ein einziger Menſch das ganze menſchliche Geſchlecht zu einem Spielwerk, und ſtürzet alles zuſammen in Graus und Jammer zu ſeiner Luſt, zu ſeiner Ehre! O entſezliche Ehre! Kan man auch dergleichen Menſchen genugſam verabſcheuen und verachten, welche dergeſtalt ſtatt alle Menſchlichkeit vergeſſen haben? Nein, nein, ihr ſeyd nichts weniger als Halbgötter, ihr ſeyd nicht einmal Menſchen. Die folgende Zeiten, bei denen ihr euch wolt bewundern machen, werden euer Gedächtnis verfluchen. O ihr Könige, ſoltet ihr euch nicht wohl bedenken, ehe ihr euch in einen Krieg einlaſſet? Ein Krieg mus gerecht ſeyn. Doch, dieſes iſt nicht genug; er mus auch nöthig ſeyn. Das Blut eines Volks mus nicht vergoſſen werden, als in der äuſſerſten Gefahr, zur Rettung eben dieſes Volkes; allein die ſchmeichelhafte Rathſchläge, die Einbildung einer falſchen Hoheit, die ſtolze Eiferſucht, die unermeſſene Begierde zu fremden Gütern, welche ſich unter allerlei ſcheinbaren Vorwand verſteket: und endlich die verführiſche Bündniſſe mit andern Potentaten: Dieſe ſind es, welche die Könige unvermerkt in ſolche Kriege verwikeln, die ſie unglüklich machen, die ſie verleiten, ohne Noth, alles auf das Spiel zu ſezen, und die ihren eignen Unterthanen ſo verderblich ſind als ihren Feinden.

Es gibt wohl wenige groſſe Herren, die dergleichen Uberlegungen machen, wann ſie einen Krieg anfangen. Die meiſten betrachten das menſchliche Geſchlecht wie ihr Erbgut, das ihnen eigenthümlich zugehöret, und womit ſie nach eignem Gefallen, wie mit ihren Pferden und Jagdhunden, ſchalten und walten mögen. Ja, ſollte man die Wahrheit ſagen, ſo ſchonen ſie derſelben öfters noch mehr als ihrer armen Unterthanen. Laſſet uns aber auch nicht ungerecht urtheilen: Alles Ubel kommt nicht von den Fürſten. Es gibt gute, es gibt böſe; Laſſet uns vielmehr den Krieg als eine Strafe GOttes betrachten, womit er die böſe Welt heimſuchet; indem er ſeinen Würgengel unter die Menſchen ausſendet, den Schreken, das Verderben und den Tod unter ſie zu bringen. Hier gilt weder Rath noch menſchliche Klugheit, ein ſo trauriges Schikſal von unſern Gränzen abzuhalten, wann die Gerechtigkeit GOttes, wie vormals bei den Iſraeliten, mit gräslichen Strafen ausbricht.

Ein weiſer und gütiger Fürſt, der das wahre Aufnehmen ſeiner Länder kennet, wird niemals einen Krieg anfangen; ſo lang noch irgend ein Mittel ausfündig zu machen iſt, den Frieden zu erhalten. Er wird viel lieber ein und anderes in ſeinen Gerechtſamen nachlaſſen und bequemere Zeiten abwarten, um ſolche gelten zu machen. Denn es geſchiehet oft, daß die Unkoſten des Kriegs ſich weit höher belaufen, als die ganze Anforderung werth iſt. Der Krieg, ſagt mehrgemelder Tractat gegen den Machiavel, iſt ein Mittel in dem äuſſerſten Nothfall: Man mus ſolches niemals ergreiffen, als in ſolchen Umſtänden, wo alles andere nicht mehr verfangen will. Man mus ſich wohl prüfen, ob man darzu durch einen heimlichen Betrug des Hochmuths, oder durch eine gründliche und unumgängliche Nothwendigkeit bewogen wird.

Der Krieg iſt alſo nur gerecht im Nothfall, wann alle glimpfliche Mitteln und gütliche Handlungen nichts verfangen wollen: Er iſt nur gerecht, wann er zur Beſchüzung des Volks, zur Vertheidigung der Gerechtigkeit und zur Wiederherſtellung des Friedens als eine Nothwehr geführet wird. Dieſes iſt die wahre und einzige Beſchaffenheit eines ehrlichen und rechtmäſigen Kriegs; nach welcher ſich alle und jede Fragen von der Gerechtigkeit der Waffen am leichteſten entſcheiden laſſen. Man wird vielleicht denken, daß es auf dieſe Weiſe wenige gerechte Kriege gebe: Solte man dabei die Geſchichte der vergangenen Zeiten und die Erfahrung der heutigen Welt, nebſt verſchiedenen bisher heraus gekommenen Kriegserklärungen mit zu Rath ziehen, ſo dörfte er darüber vielleicht eine nähere Uberzeugung bekommen.

Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum;
Vicinæ ruptis inter ſe legibus urbes
Arma ferunt, ſævit toto Mars impius orbe.

Weil aber dasjenige gleichwol kein Ehrenſtand mag genennet werden, worinnen ſich die Menſchen als Werkzeuge der Ungerechtigkeit gebrauchen laſſen, ſo wird es nöthig ſeyn, bei dieſer Gelegenheit kürzlich zu unterſuchen, welcherlei Kriege entweder ihrer Art nach an und für ſich ſelbſt ungerecht ſind, oder zufälliger Weiſe ungerecht werden können. Man kan ſolche ungefehr in ſieben Claſſen eintheilen: 1) In Religionskriege. 2) In Kriege um fremde Länder zu erobern. 3) In Kriege die man führet, um ſich zu rächen. 4) In Bundeskriege, darein man ſich andern zu Gefallen verwikelt. 5) In Kriege, die man führet eines Nachbarn allzuſehr anwachſende Macht zu ſchwächen. 6) In Kriege wegen einer unausgemachten Erbfolge. 7) Und endlich in bürgerliche und einheimiſche Kriege.

1) Es ſind keine unſinnigere Kriege als die Religionskriege. Unter dem Wort Religion verſtehet man eine Erkänntnis von GOtt und Göttlichen Dingen, welche insgemein mit einer äuſſerlichen Verehrung verknüpfet iſt. Dieſe Religion wird durch die Unterweiſung gewiſſer Leute fortgepflanzet, welche wir Geiſtliche nennen. Dieſe Geiſtliche aber vermengen öfters mit der Warheit ihre eigne Säze und Vorurtheile; ſie ſtreiten und zanken darüber mit einander, die wiederum ihre eigene Säze und Vorurtheile haben; und dieſes iſt die erſte Art der Glaubenskriege, welche, wo ſie nur unter den Geiſtlichen blieben, hier keiner Ahndung würdig wären. Allein, dieſe geiſtliche Zänkereien ſind voller Unbeſcheidenheit: ſie kom̃en von der Schule auf die Canzel, und werben daſelbſt ihre Anhänger. Von da kommen ſie nach Hof, und ſchleichen unter dem Mantel des Beichtvaters mit in das Cabinet. Der Fürſt iſt froh, wann ihm dieſer ſein Seelſorger unter der Bedingung der Rechtglaubigkeit, den Himmel aufſchlieſſet; Er läſſet ſich deſſen Lehren gefallen, ohne ſie weiter zu unterſuchen. Der Hof glaubet eben ſo gemächlich wie der Fürſt; und alſo wird der Glaube des Beichtvaters zu einem allgemeinen Wohlſtand. Man befielet den Leuten im ganzen Lande nicht anders zu denken und zu lehren. Diejenigen aber, ſo die Verwegenheit haben, dieſer Verordnung ſich zu widerſezen, die betrachtet man als Irrglaubige und als Kezer: Man unterſagt ihnen ihren öffentlichen Gottesdienſt: man ſperret ihre Schulen: man belegt ſie mit allerhand Strafen. Dieſe wollen ſo ſchlechterdings in einer Sache nichts nachgeben, davon ſie glauben, daß ihre Seligkeit abhieng: ſie behaupten demnach, der Fürſt könne nicht über ihre Gewiſſen herrſchen, und verlangen alſo, daß man ihnen ihre Religionsfreiheit ungekränket laſſen ſoll. Dieſem Frevel zu ſteuren, wird in dem Rath der regierenden Geiſtlichkeit beſchloſſen, die Kezer auszurotten; denn, ſagt ſie, GOtt will es ſo haben. Der Fürſt hat das Herz nicht, ſolchen Leuten zu widerſprechen, denen GOtt ſeinen Willen offenbaret. Er läſſet ſie machen. Damit gehet es aufs Bekehren los. Die Dragoner werden mit zu Hülfe genommen. Die Irrglaubigen widerſezen ſich der Gewalt. Einige Groſſen ſchlagen ſich auf ihre Seite, und bedienen ſich dieſer geiſtlichen Händel zu ihren weltlichen Abſichten.

Sehet hier einen Religionskrieg, welcher grauſamer, unſinniger und abſcheulicher iſt, als alle andere Kriege in der Welt. Der gemeine Mann bildet ſich hier feſt ein, er thäte GOtt einen gar groſſen Dienſt daran, wann er fein arg und unchriſtlich mit den Kezern umgienge. Da iſt keine Art des Mitleidens, da iſt keine Barmherzigkeit, wo man die Menſchen des Glaubens halber würget. Man leſe nur die Geſchichte von denen jämmerlichen Kriegen, welche vor dieſem zwiſchen den Arianern und Orthodoxen; und in näheren Zeiten zwiſchen den Römiſchgeſinnten und Proteſtirenden in Böhmen, Ungarn, Savoyen, Braband, Engelland und Frankreich gewütet haben. Wer nur eine menſchliche Seele hat, dem wird darü-

ber

der die Haut ſchauren. Es waren gleichſam Kennzeichen eines heiligen Eifers, wenn man in dieſen tollen Kriegen die Menſchen auf das ſinnreichſte martern, und durch die Empfindung aller möglichſten Schmerzen langſam zu tode quälen konnte.

Heu! primæ ſcelerum cauſæ mortalibus ægris,
Naturam neſcire Dei.

Wenn dieſes die Eigenſchaft der Chriſtlichen Religion alſo mit ſich brächte, ſo müſte man bekennen, daß ſie die heilloſeſte und böſeſte unter allen wäre: indem ſie zu nichts anders diente, als einen Menſchen gegen den andern aufzubringen, und ſie alleſamt durch ein gräsliches Blutbad endlich von dem Erdboden zu vertilgen: Chriſtus unſer Geſezgeber hat uns ganz anders unterrichtet. Die Hauptſumma aller ſeiner Lehren iſt die Liebe: aus derſelben flieſſen, als aus einer Göttlichen Quelle, alle andere Tugenden, welche ſowol von der Glükſeligkeit dieſes als jenes Lebens führen. Hier findet man nichts als Sanftmuth, Demuth, Barmherzigkeit, Mitleiden, Gedult, Verträglichkeit, brüderliche Liebe, gemeine Liebe, Gutthätigkeit und dergleichen. Dieſes ſind die heiligen Bande, womit Chriſtus, als der Fürſt des Friedens, die Glaubigen zuſammen hält, und die Unglaubigen vertragen lernet. Hier gilt weder Zwang noch Gewalt. Dieſer Glaube iſt alſo ein pures Göttliches Werk, da der Geiſt lebendig macht, und diejenigen treibet, welche GOttes Kinder ſind. Hier mus man das Unkraut mit dem Waizen aufwachſen laſſen bis zur Erude.

Weder der Fürſt noch der Kriegsmann, haben demnach nicht die geringſte Ehre von einem ſolchen Glaubens- oder Religionskrieg. Alle andere Kriege laſſen ſich noch einigermaſſen vor der ehrbaren Welt mit gewiſſen Staats- und Rechtsurſachen bemänteln; allein ein Religionskrieg hat auch nicht einmal den Schein von einer vernünftigen, oder gerechten Handlung. Es iſt nichts thörichter, als wenn man alle Menſchen zwingen will, in ihren unterſchiedenen Begriffen nach einerlei Art zu denken: ſie können deswegen doch gehorſamen, wenn ſie gleich nicht in ihren Meinungen übereinſtimmen. Ein Fürſt wird durch einen Religionskrieg zebenmal ehender Land und Leut verderben, als einen einzigen Menſchen von der Warheit ſeines Glaubens überzeugen.

Hier ſind beſonders die Worte des nie genug geprieſenen Tractats gegen den Machiavel ſehr merkwürdig: Was die Religionskriege betrift, ſo ſind ſolche entweder einheimiſch oder frembd. Sie ſind im erſten Fall faſt allezeit eine Folge von dem Mangel der Klugheit eines Fürſten, der zur Unzeit einer Seite mehr als der andern beiſtehet, und in Anſehung des äuſſerlichen Gottesdienſtes der einen zu viel und der andern zu wenig einräumet, und der insonderheit den Streitfragen der ſeinen Parthei gegen die andere ein Gewicht gibt, welches nichts zu ſagen hätte, wann der Fürſt ſich nicht damit vermengte, die aber, ſo bald er ſich derſelben annimmt, ein groſſes Aufſehen machen. Das bürgerliche Regiment mit Nachdruk zu unterſtüzen; einem jeden die Gewiſſensfreiheit geſtatten und ſich ſtets als ein König, niemals aber als ein Pfaff aufzuführen; dieſes iſt das ſicherſte Mittel einen Staat gegen dergleichen Ungewitter zu verwahren. In fremde oder ausheimiſche Religionskriege ſich zu mengen, iſt der höchſte Grad der Ungerechtigkeit und närriſchen Wahnſucht.

2. So vernünftig und gottlos die Religionskriege ſind, ſo ungerecht ſind auch diejenigen Kriege, die keinen andern Endzwek haben, als fremde Länder zu erobern. Was man bei uns Eroberungen nennet, iſt nichts anders als der höchſte

Gipfel der Tyrannei und der verruchteſte Greuel der Menſchen. Es iſt eine ſchnöde unſinnige und abſcheuliche That; wenn ein Fürſt darinnen ſeine Ehre ſucht, ſeine Macht auf Unkoſten ſeiner Nachbarn auszubreiten.

Dieſer falſche Heldengeiſt hat zu allen Zeiten in der Welt das gröſte Unheil und die jämmerlichſten Zerrüttungen angerichtet. Die Begierden der Menſchen haben die Eigenſchaft, daß ſie immer ſtärker werden, je mehr man ſie nähret. Die Macht entzündet ihre Wuth, und der Uberflus macht ſie raſend: ihr Verlangen nach entfernten Gütern iſt gröſſer, als die Freude bei dem Genuß der Gegenwärtigen. Je mehr ſie Schäze und Vorwürfe haben, je unruhiger werden ſie nach andern, die ſie nicht haben. Ein ehrſüchtiger Fürſt ſtellet ſich ſeine Glükſeligkeit in ſeiner Gröſſe vor. Je mehr er ſich darinnen gefällt, deſto gröſſer ſucht er zu werden. Dieſe Welt iſt zu klein den weiten Raum ſeiner Begierden auszufüllen; und wenn auch GOtt ihm zu Gefallen eine neue Welt ſchaffen ſollte, ſo würde ihm doch darinnen noch Kummer genug übrig bleiben, wenn er ihn darinnen nicht auch herrſchen lieſe.

Orbis non ſufficit unus.

Seſoſtris, Cyrus, Darius, Xerxes, Alexander der Groſſe, waren in den alten Zeiten diejenigen Weltbezwinger, welche ſich ein Recht anmaſſeten, die Länder ihrer Nachbarn anzufallen, und ſolche ihrer Bottmäſigkeit zu unterwerffen; ihre unmäſige Begierde zu herrſchen war davon die eigentliche Bewegurſache. Die andere, welche ſie vorſchüzten, waren blos zur Rettung des Wohlſtandes: dann die Gerechtigkeit der Natur lehret alle vernünftige Menſchen, daß es unrecht ſey, einen ohne Urſache mit Krieg zu überziehen: ſie bewieſen alſo mehr, als ſie beweiſen wolten; denn da ihre angeführten Urſachen nicht zulänglich waren, dergleichen Feindſeligkeiten zu rechtfertigen, ſo gaben ſie ſich dadurch ſelbſt Schuld, daß ſie ungerecht handelten. Ludwig der Vierzehende war auch nicht wenig von dieſer Heldenſucht angeſteket: Er bereuete aber ſolche auf ſeinem Todbette, und gab deswegen dem noch jezt regierenden Könige die nachdenkliche Lehre; darinnen nicht ſein Nachfolger zu werden, ſondern einen friedfertigen König abzugeben: Liebſter Prinz! ſoll er zu ihm geſagt haben, Ihr werdet ein groſſer König werden; allein eure ganze Glükſeligkeit beruhet darauf, daß ihr euch dem Willen GOttes unterwerffet, und euer Volk ſuchet glüklich zu machen. Meidet deswegen den Krieg, er ſtürzet ſolches ins Verderben. Folget nicht darinnen meinem Exempel, ſondern ſeyd ein friedliebender Fürſt.

Wenn man die meiſten ſogenannten Manifeſte genau prüfet, welche heut zu Tage zur Rechtfertigung derjenigen Kriege heraus kommen, womit unſere Chriſtliche Staaten einander überziehen; ſo wird man erkennen, daß es guten theils nur bloſſe Ehrenrettungen ſind, den Schein der Gerechtigkeit beizubehalten. Weiter nichts. Aller Krieg iſt ungerecht, wann er unnöthig iſt. Ein Krieg aber iſt unnöthig, wenn der Streit durch andere Mitteln als durch Waffen kan gehoben werden. Hierzu findet ſich leicht Rath, wenn man ihn annehmen will. Allein wie gerne ſiehet hier nicht der Mächtigere, wenn der Schwächere etwas gegen ihn verſiehet? Weil er dadurch einen Vorwand bekommt, deſſen Länder mit Heeresmacht zu überziehen, und ſich gewiſſer Oerter, die ihm gelegen ſind, zu ſeiner Genugthuung auszuhalten. Wiewol, wer Eroberungen machen will, der wartet damit nicht allemal ſo lang, bis ihm darzu von dem andern Anlas gegeben wird. Wer ſich nichts daraus macht ungerecht zu ſeyn, der hat eben ſo wenig Anſtand eine falſche Urſache zu erfinden. Wie oft und vielmal muſte hier nicht ſogar die Religion zum Vorwand des Kriegs dienen, wenn man keine andere Urſache wuſte? Dieſen ſchönen Grund hatten ehedeſſen die ſogenannte Kreuzzüge nach dem gelobten Land, welche die damals tumm irrende Chriſtenheit über etliche Millionen Seelen koſtete, ohne daß dadurch etwas weiters ausgerichtet wurde, als daß wir noch ad honores etliche Biſchöffe in terris infideliam haben; die, wenn ſie ſonſt nichts als die Einnahmen von dieſen Stiftungen hätten, ſo arm als die Apoſteln ſelbſt ſeyn würden. Es war damals den Fürſten nicht ſowol um die Religion, als um die Länder der Unglaubigen zu thun. Man ſahe ſolches aus denen Streitigkeiten, die gar bald unter ihnen ſelbſt, wegen der eroberten Pläze, ſich hervor thaten; Hingegen waren die Spanier und Portugieſen in Eroberung von America deſto glüklicher; dann hier hatten ſie es mit wilden Menſchen zu thun, die weder den Krieg noch die Religion verſtunden: dieſe durften ſie nur ohne weitere Umſtände todſchlagen, und damit ihre Schäze und ihre Länder in Beſiz nehmē.

Seit dem die Fürſten und Gewaltigen die Länder und Völker als ihr Eigenthum betrachten, mus man ſich nicht wundern, daß ſie mit einander Kriege führen. Wer die Macht in Händen hat, der bildet ſich ein, er dörfte alles thun was er könnte, die Macht iſt bei ihm was bei andern das Recht iſt: ſie macht den Unterſcheid zwiſchen einem Helden und einem Straſſenräuber: zwiſchen dem Beil des Scharfrichters und zwiſchen dem Lorbeerkranz eines Uberwinders. Eines mus man hier von den Eroberungsgeiſtern noch anmerken: Sie ſind ſelten ſo glüklich geweſen, ihrer ungerechten Beute mit Ruhe zu genieſſen; ſie haben insgemein ein Ende mit Schreken genommen: ihre Länder ſind nach ihrem Tod ein Raub der Feinde worden. Was die Unſchuld der Menſchen nicht hat verändern können, das hat die Gerechtigkeit des Himmels gerochen.

3. Die Kriege, um ſich an einem fremden Staat wegen einer empfangenen Beleidigung zu rächen, haben mit den Eroberungskriegen eine ſtarke Verwandſchaft; denn man ſucht durch dieſes Mittel, wo nicht Land und Leute, doch gemeiniglich ſtattliche Geldſummen zum Abtrag des erlittenen Schimpfs oder Schadens zu erhalten. Ob und wie weit dieſe bella punitiva oder Strafkriege erlaubet ſeyen? ſolches erhellet aus denen Umſtänden des Verbrechens, welches man zu ahnden ſucht.

Verſchiedene unſerer Rechtsgelehrten wollen dieſe Redensart nicht in dem Sinn, wie wir ſolche hier gebrauchen, gelten laſſen. Sie ſagen, das Wort Strafe beziehe ſich auf einen richterlichen Ausſpruch. Ein fremdes Volk aber, darüber man nicht Richter wäre, und dem man nichts zu befehlen hätte, könnte man nicht zur Rechenſchaft und folglich auch nicht zur Strafe ziehen. Dieſes aber ſind unnöthige Subtilitäten; denn einer der ſich an dem andern wegen einer Beleidigung rächet, der beſtraffet ihn dieſer Beleidigung halber: er mag ihm zu befehlen haben oder nicht. Rache und Strafe iſt alſo hier einerlei; denn das Wort Strafe beziehet ſich nicht allein active auf einen Richter, ſondern auch paſſive auf etwas das man leidet.

Die Rache iſt an und für ſich ſelbſt kein Affect, welcher groſſen Gemüthern anſtändig iſt, weil ſie über alle Beleidigungen erhaben ſind. Der Eifer ſich zu rächen, hat ehender etwas überaus kleines, und wird immer einem erzürnten Weibe ehe, als einem tapfern Mann zu gut gehalten.

- - - Quippe minuti
Semper & infirmi animi exiguique
voluptas

Ultio; continuo ſic collige quod vindicta
Nemo magis gaudet quam fœmina.

Ja derjenige, welcher ſich rächet, begehet insgemein mehr Ubel und mehr Ungerechtigkeit als der Beleidiger ſelbſt. Iniquior eſt qui ſe ulciſcitur eo, qui prior nocuit, ſagt Max. Tyrius. Schiket ſich nun die Rache für keinen grosmüthigen und gerechten Mann überhaupt, ſo ſchiket ſie ſich auch nicht für einen Fürſten, welcher nichts thun und unternehmen ſoll, als was mit der Weisheit und mit der Gerechtigkeit genau überein kommt. Nichts übertreibet mehr die Feindſeligkeiten der Menſchen, als die Wuth ſich zu rächen: da folget immer eine Ungerechtigkeit aus der andern: eine Rache ziehet die andere nach ſich: und man höret nicht auf mit Raub und Brand und Mord gegen einander zu wüten, bis alles aufgerieben und kein Gegenſtand mehr vorhanden iſt, die Rache zur Beleidigung und die Beleidigung zur Rache zu entzünden.

Ich ſage nicht, daß man eine empfangene Beleidigung gar nicht ahnden ſoll. Die Bosheit, der Frevel und die Laſter würden allzuweit gehen, wo man ihnen nicht Gewalt und Strafe entgegen ſtellte; allein dieſe ſind darinn von der Rache unterſchieden: ſie bleiben in denen Schranken eines geheiligten Recht; die Rache aber wird durch Wuth und Grauſamkeit abſcheulich, und ſchmeiſſet den Unſchuldigen mit ſamt dem Schuldigen zu Boden.

. . . Cæde nocentum
Se nimis ulciſcens extitit ipſe nocens.

Ein weiſer Fürſt ahndet eine Beleidigung mit Majeſtät, ohne Zorn, ohne Wuth. Er ſuchet eine Genugthuung, nicht für ſich, ſondern für die Gerechtigkeit, für ſeine Würde, für ſeine Hoheit; Er ſuchet ſolche nicht aus Vortheil und Eigennuz, ſondern zu ſeiner Sicherheit. Erlangt er dieſe, ſo hat die Ahndung der empfangenen Beleidigung ein Ende: Verlezt ihn ein Unterthan, oder ein Bedienter eines fremden Staats, ſo iſt es ihm genug, wenn derſelbe deswegen von ſeiner Obrigkeit gezüchtiget; oder ihm ausgeliefert wird. Eines ſolchen Verſehens halber gleich zuzufahren, und ganze Städte und Länder darüber zu verwüſten, iſt barbariſch; die Ahndung überſteiget hier die Mäſigung einer billigen Strafe. Man ſiehet dabei nur die Rache eines gewaltigen Königes; aber nicht die Kennzeichen der Grosmuth und der Gerechtigkeit, welche die nothwendigſten Tugenden der Majeſtät ſeyn müſſen.

. . . Diis proximus ille eſt.
Quem ratio non ira movet, qui facta rependens,
Conſilio punire poteſt.

So war die Rache, welche Carl der V. wider die Stadt Rom im Jahr 1527. vornehmen lies, abſcheulich. Der Pabſt war dabei mit ſeinen Cardinälen und Prälaten in der Engelsburg in guter Sicherheit; die Stadt aber wurde der Grauſamkeit und Wuth eines wilden und zaumloſen Heers Preis gegeben, welches allen Greuel und Schandthaten ausübete, und über 20,000. Familien deswegen ins Elend ſtürzte, weil der Pabſt damals nach ſeiner Politik für gemäſſer hielt, der Parthei von Frankreich beizupflichten. Dieſe That der Kaiſerlichen Völker machte Carl dem Fünften ſo wenig Ehre, daß er ſie ſelbſt misbilligte.

Ein muthwilliger Holländer lies im Jahr 1671. eine Münze prägen, worauf ein runder Käs, mit einer darüber ſtehenden Sonne, als dem Sinnbild des Königs von Frankreich vorgeſtellet war, mit der Unterſchrift: Sonn ſtehe ſtill. So platt und ſo weit hergeholet auch dieſe Erfindung war, ſo ſuchte doch Ludwig der XIV. ſowol dieſer als anderer Spöttereien wegen, die Holländer zu züchtigen; er kündigte ihnen deswegen, den Krieg an, da es dann wenig fehlte, die Franzoſen hätten ſich im Jahr 1672. Meiſter von ganz Holland gemacht. Millionen Menſchen muſten alſo über den lächerlichen Einfall eines Fantaſten leiden; Die Gedenkmünze, welche Frankreich bei dieſer Gelegenheit ſchlagen lies, ſtellte eine abgezogene Löwenhaut vor, ſamt den ſieben Pfeilen der vereinigten Provinzen. Man ſiehet ferner darauf ein niedergeſchlagenes Weibsbild mit einer Kuhe und einem Fiſchergarn mit den Worten: Ultor Regum.

Die Genueſer muſtē im Jahr 1684. ebenfalls die Rache dieſes mächtigen Königs empfinden; weil ſie beſchuldiget wurden, daß ſie es heimlich mit Spanien zuhielten. Dieſe prächtige Stadt wurde deswegen von der Franzöſiſchen Flotte grauſam mit Feuer geängſtiget, und viele der ſchönſten Palläſte in der Vorſtadt in die Aſche geleget. Worauf die Franzoſen eine Denkmünze prägen lieſſen, da man den Jupiter mit Donnerkeilen vorgeſtellet ſiehet, mit der Umſchrift: Fibrata in ſuperbos fulmina.

Wie glüklich, wie gros wäre nicht Carl der Zwölfte geweſen, wenn er ſich in der Rache hätte zu mäſigen gewuſt; und, nachdem er die Dänen geſchlagen, den Sächſiſchen Auguſt überwunden, und die Ruſſen vor ſich her in die Flucht getrieben, den ihm angebottenen Frieden nicht ſo hochmüthig ausgeſchlagen hätte? Allein ſein Eigenſinn war unüberwindlich, und in ſeiner Rachgier lies er ſich eben ſo wenig einreden. Es war ihm nicht genug, daß er ſeine Feinde ſo weit gebracht hatte, daß ſie um Frieden baten; er wolte ſie auch vernichtigen, von Land und Reich verjagen, und ihr Gedächtnis bei der Nachwelt zu Schanden machen. Wie konnte es anders ſeyn, er muſte bei ſolchen ausſchweiffenden Anſchägen, ſelbſt das Opfer einer unſinnigen Rache werden.

Si vela tendas nimium, navis mergitur,
Sed ſi relaxes, rurſus vehitur tutius:
Odit DEus nimis vehementes impetus,
Odere cives: gratior eſt moderatio.

4. Unter die Art von ungerechten Kriegen gehören auch nicht ſelten die Bundeskriege, in welche man durch andere ſich einziehen läſſet. In ſofern dergleichen Bündniſſe zur Wohlfahrt und Sicherheit eines Staats, ohne Nachtheil eines dritten, geſchloſſen werden, haben dieſelbe nichts unbilliges. Man kan auch ſodann ſich nicht entbrechen, ſeinem Bundsgenoſſen, im Fall derſelbe mit Kriegsmacht überzogen wird, den ihm verſprochenen Beiſtand zu leiſten. Allein die Mode Bündniſſe zu ſchlieſſen, iſt heut zu Tage in Europa ein ſeltſamer Anlas zu vielen wunderlichen Verwikelungen und ungerechten Kriegen. Man iſt nie leichtſinniger geweſen, ſich damit einzulaſſen und ſolche auch wieder aufzuheben.

Qui cito, qui temerè ſpondet, ſe multa daturum,
Quæ male promiſit, turpius illa negat.

Man treibet mit denſelben nur ein politiſches Spiel. Treu und Glauben, Wort und Zuſagen, haben faſt weiter keine rechtliche Verpflichtung, als man für gut findet ihnen einzuräumen. Unſere heutige Staatsklugheit erlaubet deswegen auch nicht, ſich auf dergleichen Bündniſſe mehr, als es des andern Vortheil mit ſich bringt, zu verlaſſen. Die beſondere Abſichten der Höfe, welche nur allein ihren eignen Vortheil beaugen, ſind hier die künſtliche Ausleger derjenigen Bedingungen, in welchen man ſich verbindet. Ein geringer Zufall dienet oft zu einem wichtigen Vorwand, Bund und Zuſage zu brechen, und es fehlet ſodann wenig, daß man es nicht macht wie Cleomenes, welcher mit ſeinen Feinden einen Stillſtand auf dreiſig Tage geſchloſſen hatte, hernach aber des Nachts ſie überfiel, mit dem Vorgeben: der Vergleich wäre auf 30. Tage und nicht auf 30. Nächte gemacht worden.

Ja es lauffen ohnedem viele unſerer Bündniſſe dergeſtalt verwirrt unter einander, und wider einander, daß es zuweilen nicht möglich iſt, ihnen allen nach dem Buchſtaben ein Genügen zu thun. Man ſiehet deswegen, daß zuweilen ein Staat zweien in Krieg verwikelten Potentaten zugleich ſeinen Beiſtand ſchuldig iſt; und daß er ſolchen deswegen entweder beiden verweigern, oder beiden angedeihen laſſen mus. Wir ſehen zu unſern Zeiten mächtige Völker, die für ſich mit einander Friede haben, und die gleichwol doch gegen einander heftige Kriege führen. Dieſes ſcheinet ein Räthſel zu ſeyn, und unſre Nachkommen werden Mühe haben, eine Sache zu begreiffen, die ſich ſelbſten widerſpricht, und die doch wahr iſt, weil ſie geſchiehet.

Alſo kan man durch Bündniſſe in allerhand Kriege verwikelt werden. Entweder man überziehet einen Freund, der uns nicht beleidiget hat, um einem Bundsverwanden beizuſtehen; oder man bekriegt einen Bundsverwanden ſelbſt, weil wir uns auch mit ſeinem Feind verbunden, und das Bündnis mit dieſem leztern uns nüzlicher ſcheinet, als mit jenem. Stehet man einer böſen Sache bei, ſo macht man ſich der Ungerechtigkeit mit theilhaftig. Schlieſſet man aber die Bündniſſe nur unter einer gewiſſen Bedingung, ſich alsdann nur einander beizuſtehen, wenn man einen gerechten Krieg zu führen gezwungen wird, ſo iſt dieſe Gerechtigkeit des Kriegs noch der Vorwurf eines langwierigen Gezänks zwiſchen den Staatsgelehrten. Inzwiſchen verändern ſich die Auftritte. Es kommen andere Perſonen auf den Schauplaz: und man fraget nicht mehr, was man thun ſoll, wenn neue Umſtände das nicht mehr erfordern, was für drei oder vier Jahren wäre nöthig geweſen.

Es gibt ferner auch Bündniſſe, welche kleine Staaten mit groſſen machen, wie bei dem Eſopo die Thiere mit dem Löwen. Wenn es nun hier zum Ausgang des Kriegs kommt, ſo behält der Mächtige für ſich dieſe Vortheile allein, und läſſet ſeine Helffer, wegen der Kriegskoſten ſich mit einander vergleichen. Der Macedoniſche Philippus fieng es noch feiner an: er ſtunde mit den Thebanern und Lacedemoniern in Bündnis; und da es unter beiden zum Krieg kam, wuſte er unter ihnen die Zwietracht ſo künſtlich zu unterhalten, daß er nachgehends eines Griechiſchen Staats nach dem andern ſich bemächtigte. Divide & impera, ſagt der kluge Machiavel.

5. Ich komme auf die fünfte Frage: Ob man nemlich, ohne Beleidigung der Gerechtigkeit, wider einen benachbarten Staat einen Krieg anzetteln und ihn deswegen feindſelig überfallen könne, weil deſſen allzuſehr anwachſende Macht uns Nachtheil und Schaden, wo nicht gar das Verderben drohet. Die Staatsklugheit erfordert, daß man ſich in Zeiten allem demjenigen zu widerſezen ſucht, was auch nur von weitem unſern Wohlſtand untergraben und ſinkend machē kan; allein die Gerechtigkeit leidet nicht, daß man ſich darzu anderer Mitteln bediene, als ſolcher, die ihren Regeln gemäs ſind.

Es iſt nach dem Völkerrecht, wie einige meinen, keineswegs erlaubt, einen Staat deswegen mit Krieg zu überziehen, weil er beginnt allzumächtig zu werden, und uns Gefahr zu drohen. Es kan ſolches wohl in Uberlegung genommen werden, als eine Sache die nüzlich, nicht aber die gerecht iſt. Wie man alſo aus andern Urſachen einen Krieg anfängt, alſo kan man auch dieſe mit in Uberlegung nehmen; allein deswegen jemand Gewalt zu thun, wenn man ſich vor ſeiner Gewalt zu fürchten hat, dieſes verabſcheuet das Recht und Billigkeit. Dieſes zeitliche Leben iſt ſo beſchaffen, daß darinnen keine völlige Sicherheit zu hoffen iſt. Man mus aber in Anſehung einer ſo ungewiſſen Gefahr von der Göttlichen Vorſehung und von einer unſchadhaften Gewährleiſtung, und nicht von der Gewalt, Schuz und Sicherheit erwarten.

So lange uns der Mächtigere nicht beeinträchtiget, noch würklich Unrecht thut, ſo lange wäre es eben ſo unbillig denſelben ſeiner Macht halben anzugreiffen, als wenn in einer Republik die Geringern deswegen die Reicheren plündern wollten, weil ſie in Furchten ſtünden, von ihnen unterdrükt zu werden.

Die Eiferſucht unter gleich mächtigen Staaten, derer jeder gern der Ueberwichtigſte ſeyn will, gibt ebenmäſſig Anlas zu dergleichen Kriegen. So lagen in Griechenland die Athenienſer und die Spartaner ſich, einander in den Haaren. So ſtritten Rom und Carthago miteinander um die Oberherrſchaft der Welt, bis eines das andere überwunden und zerſtöret hatte. So war Mithridates der Römer geſchworner Feind: weil er ihre überwiegende Macht nicht vertragen konnte; und ſo ſahe man bisher auch einen beſtändigen Krieg zwiſchen den beiden gröſten Häuſſern in Europa, Bourbon und Oeſterreich. Wer davon die Geſchichte liſet, der wird ſich wundern müſſen, wie fein es Frankreich ſeit mehr als zweihundert Jahren geſpielet hat, die Oeſterreichiſche Macht zu zergliedern. Was hat es nicht gethan, die meiſten Europäiſche Staaten dawider aufzubringen, um ihnen den Anwachs dieſes Hauſes verdächtig zu machen? Wo mit der Gewalt der Waffen nichts auszurichten war, da machte man Wiz und Klugheit geltend. Der Franzöſiſche Hof kennet den Zuſtand aller Europäiſchen Höfe: Er weis an denſelben alles durch ſeine Geſanden und heimliche Agenten, zu ſeinem Vortheil und nach ſeinen Abſichten einzufädeln. Dieſem ſchikt er Geld, jenem ein Weib: andere bezwingt er durch Drohungen und Gewalt, andere mit Höflichkeit und Verſprechungen. Iſt der Fürſt andächtig, ſo gewinnet man den Beichtvater: Iſt er galant, ſo ſendet man ihm alle neue Moden: liebt er eine gute Tafel, ſo ſtehen ihm die lekerſten Weine und beſten Köche zu Dienſten. Kurz eine ſolche Aufmerkſamkeit auf alles, auch auf die kleinſten Dinge, beſchäftiget die Klugheit eines Volks, welches ſich die Thorheiten ſeiner Nachbarn vortreflich weis zu Nuzen zu machen. Auf dieſe Art hat faſt Frankreich bisher in Europa die Obermacht gewonnen.

6. Eine ſechſte Art von ungerechten Kriegen ſind auch öfters diejenigen, welche wegen einer Erbfolge geführet werden. Lebten wir nach dem Recht der Natur in einer vernünftigen Freiheit, ſo würden wir nichts von ſolchen Erbfolgen der Reiche und Länder wiſſen. Der Fürſt würde für den Staat und der Staat nicht für den Fürſten ſeyn. Ein geheiligtes Recht müſte ſowol den Fürſten als das Volk binden. Diejenigen, die regierten, müſten den Geſezen ſowol unterworffen ſeyn, als diejenigen, die regiert würden. Beide müſten die Macht dieſer Geſeze über ſich erkennen. Sie müſten nur die Wohlfart des Staats zum Endzwek haben, und keiner andern Freiheit genieſſen als die ſolche befördern, mit nichten aber dieſelbe ſtöhren könnte. Die Kunſt zu regieren würde das nechſte Recht zur Krone ſeyn. Man würde darzu nur Helden und weiſe Leute gebrauchen; wie die alten Teutſchen, welche zu ihren Herzogen oder Heerführern die vortreflichſten und tapferſten Männern wehleten.

> Mente qui prudente pollet, is Magiſtratum gerit.

Würden die Regenten gebohren, ſo müſten ſie auch die Tapferkeit und die Weisheit,

heit, die zum Regiment erfordert wird, mit auf die Welt bringen: Haben ſie ſolche nicht, ſo beſiehlt ihnen die Vernunft, ſich keiner Laſt zu unterziehen, deren ſie nicht gewachſen ſind. Solte man wohl mit Gewalt und Blutvergieſſen in ein Amt ſich eindringen, welches man nicht im Stand iſt zu verwalten? Die Menſchen gehören nicht zu den Patrimonialgütern, deren eigenthümlichen Beſiz man einem andern, wie das groſſe und kleine Vieh auf den Maierhöfen übertragen kan. Wo haben jemalen vernünftige Völker darzu ihre freiwillige und ungezwungene Einwilligung gegeben, dieſem oder jenem König, dergeſtalt, ohne alle Bedingung eigen zu ſeyn, daß auch deſſen Kinder, mündig oder unmündig, närriſch oder klug, bös oder gut, ihrer und aller ihrer Nachkommen unwiderſprechliche Herren und Eigenthümer ſeyn ſollen: So gar, daß man mit ihnen, wie mit andern Gütern, Kauf und Handel treiben, ſolche ſeinen Erben vermachen, oder einer Fürſtlichen Tochter zum Brautſchaz mitgeben könnte? Wer erkennet wohl hier ein natürliches Recht? Grotius, Puffendorf und andere dergleichen Ausleger der Natur? Allein wie künſtlich, wie verſchlungen, wie verfänglich erklären ſie ſich nicht darüber? Die Sprache der Natur iſt nicht ſo gelehrt: ſie ſpricht einfältig, ſie ſpricht durch Empfindungen, ſie unterrichtet durch ihren allgemeinen Geiſt, und überzeuget ohne Künſte. Hat die Natur gewolt, daß wir vernünftige Geſchöpfe ſeyn ſollen; ſo hat ſie auch gewolt, daß wir als ſolche unſere Glükſeligkeit beſorgen ſollen; Wie können wir aber ſolche beſorgen, wenn wir uns der freiwilligen Gefahr unterwerffen, von einem böſen und untauglichen Regenten abzuhangen; und es ſeinem Gutdünken zu überlaſſen, ob er uns will als vernünftige Menſchen halten, oder mit den Zugochſen und Poſtpferden einerlei Schikſal erleben laſſen. Nichts widerſtrebet mehr der Menſchlichkeit, ſagt der Herr von Fenelon, als eine unumſchränkte und eigenmächtige Gewalt, die unſre Könige ſich anmaſſen. Nicht anders als ob alles nur für ſie geſchaffen wäre. Anderer Menſchen Gut und Ehre und Leben dünket ihnen nur ein bloſes Spiel zu ſeyn. Nichts bezeichnet mehr ein barbariſches Weſen, als eine ſolche Regierungsform.

Dem ohngeachtet, ſo wolte doch das Volk Iſrael Könige haben; und GOtt hat ihm ſolche auch gewähret. Wie wohl ſie damit gefahren, lehren die geiſtliche Geſchichtbücher. Alſo hat es auch GOtt gefallen, die Verfaſſung der heutigen Welt ſo einzurichten, daß darinnen viele erbliche Reiche und freimächtige Fürſtenthümer, durch lang hergebrachte Beſizungen und Verabredungen der Völker ſtatt gefunden haben; dergeſtalt, daß alle die darinnen befindliche Einwohner gehalten ſind, dieſer einmal eingeführten Ordnung ſich ohne Widerſpenſtigkeit zu unterwerffen: ihre durch das Erbrecht ihnen angeſtammte Fürſten mit Unterthänigkeit zu erkennen; mithin denenſelben treu, hold und gewärtig zu ſeyn.

Wo nun dergleichen erbliche Reiche einmal alſo feſtgeſtellet und eingeführet ſind, da kan es auch gewiſſer maſſen einem Fürſten nicht verdacht werden, wenn er ſolche gegen andere, die ihn darum bringen wollen, mit gewafneter Hand zu behaupten trachtet. Will aber derſelbe dadurch die Gerechtigkeit nicht verlezen, ſo mus er 1) dabei Land und Leute verſchonen, und ſeine Waffen nur gegen gewafnete Männer führen. 2) Mus er niemand zur Huldigung zwingen; dann ein gezwungener Eid iſt etwas gottloſes und ungerechtes; eine gottloſe und ungerechte Handlung aber iſt nicht verbindlich. 3) Eben ſo wenig kan er diejenigen als Untreue und Meyneidige beſtraffen, welche durch den Lauf der Waffen dem Gegentheil zu ſchwören ſind gezwungen worden. Noth und Zwang leiden keine Geſeze, und folglich auch keine Straffen. Alle dergleichen Eidſchwüre haben in ihrem natürlichen

Sinn ohnedem keine andere Verbindlichkeit, als demjenigen, der uns ſchwören macht, ſo lange treu und gehorſam zu ſeyn, als er im Stand ſeyn wird, uns zu beſchüzen; dann es iſt hier ein pactum mutuum, welches eine Bedingung zum Grund ſezet. Wo nun dieſe Bedingung in Anſehung des Beſchüzers nicht erfüllet wird, da nimmt auch die Verbindlichkeit der Huldigungseyde ein Ende.

Wie ungerecht müſſen alſo die armen Unterthanen in denen im Anſpruch liegenden Ländern nicht leiden, wenn ſie, durch den Fortgang der unglükſeligen Kriege, bald mit allerhand Gewaltätigkeiten und Brandſchazungen beängſtiget; bald durch unauftreibliche Summen zur Fortſezung der Waffen ausgemergelt; bald durch andere harte Beſchwerden und Drangſale elendig ins Verderben geſtürzet werden. Gleich als ob ſie ſchuld daran wären, daß zwei hochgeborne Menſchen ſich um ihr Land und um ihre Güter zanken; dann es iſt gewis; ſie allein müſſen die Proceſs-Unkoſten tragen; und das Opfer von hundert tauſend unſchuldigen Menſchen, die darüber geſchlachtet werden, iſt öfters kaum zulänglich dem Uberwinder das Recht zum Thron zu beſtättigen.

Ich finde keine Idee in der menſchlichen Seele, welche hiebei die mindeſte Begriffe von Recht und Billigkeit ſich machen könnte. Denn alle Menſchen, die in einem ſolchen Krieg um ihre Ruhe, um ihre Güter, ja um ihr Leib und Leben gebracht werden, die verlieren ſolche nicht zum Beſten des Staats, noch zum Heil der bürgerlichen Geſellſchaft, noch ſonſt aus einer anſcheinenden gerechten Urſache: ſondern blos zur Erhöhung eines einzigen Menſchen, deſſen unerſättliche Herrſchſucht öfters dem ſchon zuvor gepreſten Volk noch das übrige durch Pracht und Uppigkeit raubet, was ihm die Wuth des Kriegs gelaſſen hat. Wie mögen ſich doch in der Vernünftigen Welt noch gelehrte Leute finden, welche dergleichen Handlungen als Vorzugsrechte der Groſſen, als Jura Majeſtatica, zu vertheidigen übernehmen? Sie vergeben dadurch dem menſchlichen Geſchlecht ihre heiligſten Rechte. Furcht, Ehrgeiz und Gewinnſucht, machen ſie zu Advocaten eines Tyrannen, und zu Verräthern des Volks. Dann die Fürſten ſind eigentlich nichts anders als die erſten und vornehmſten Glieder des Staats, welche das Volk ſchüzen und nach Recht und Billigkeit regieren ſollen. Wie mögen ſie doch, um dieſes Richteramt zu erlangen, ſo jämmerliche Kriege führen, und ſo viele unſchuldige Menſchen auf die Schlachtbank liefern?

. . . O fragilis damnoſa ſuperbia ſcepti!
O furor! o nimium dominandi cœca libido!

Es gibt im übrigen, in Anſehung der Erbfolgen, wo ſolche eingeführet ſind, noch glimpflichere Mitteln, als der Krieg, die darüber entſtehende Streitigkeiten zu entſcheiden: Wir haben im teutſchen Reich eine weiſe Verfaſſung, vermög deren keinem Stand des Reichs erlaubet iſt, durch Rügung ſeiner eigenen Gerechtſamen, die gemeine Ruhe und den Landfrieden zu ſtören; die Reichsgrundgeſeze weiſen ihn dahin an, ſeine Sachen vor den Kaiſer und das Reich zu bringen, und darüber eines rechtlichen Urtheils gewärtig zu ſeyn. Gehet es damit gleich zuweilen etwas langſam her, ſo ſchaden doch hundert ſolche Rechtsſtreite nicht ſo viel als ein einziger Krieg.

Wo nun eine ſolche Verfaſſung, wie bei uns im teutſchen Reich, unter freimächtigen Staaten, nicht eingeführet iſt, da können dergleichen Streitigkeiten füglich durch Vermittelung anderer Staaten durch Schiedsrichter geſchlichtet und beigeleget werden. Dieſes Mittel iſt zu allen Zeiten üblich geweſen. Am natürlichſten ſolte das Volk ſelbſt in einer Sache ſprechen, welche ihre eigne Wohlfart betrift: Wie ſolches Recht kürzlich noch die Schweden, in Anſehung ihres neuerwählten Thronfolgers, glüklich ausgeübet haben. Allenfalls könnten auch die Zweikämpfe, wo es ja ſolte und müſte gekämpfet ſeyn, hier noch einigen Nuzen haben; wie man dann vor alten Zeiten ſchon durch dergleichen einzele Gefechte das unnöthige Blutvergieſſen und den Umſturz der Länder zu verhüten ſuchte. Man findet auch in denen Geſchichten viele Exempeln von Chriſtlichen Potentaten, die aus gleicher Abſicht ihre Feinde zum Zweikampf haben ausfordern laſſen. So forderte im Jahr 700. der Longobardiſche König Cunibert den Herzog von Friaul Alachis; im Jahr 708. Edmund König von Engelland, Channut den Groſſen, König in Dannemark: im Jahr 1283. Petrus von Arragonien, Carolum von Anjou: im Jahr 1408. der Böhmiſche Georg Podiebrad den Ungariſchen König Matthiam Corvinum: im Jahr 1528. Kaiſer Carl der Fünfte den König Franciſcum I. in Frankreich: im Jahr 1611. der König von Dännemark Chriſtian der Vierte, Carl den IX. König in Schweden: Und endlich 1674. Carl Ludwig, Churfürſt von Pfalz den Franzöſiſchen Marſchall von Turenne zum Zweikampf heraus.

Bei Anführung dieſer Durchlauchtigen Exempel habe ich keinen andern Endzwek, als dem Leſer darzuthun, daß auch ſelbſt groſſe Könige und Fürſten obige Geſeze eingeſtanden haben: indem ſie von ſich ſelbſt und aus eigner Uberzeugung erkannten, daß es ungerecht und grauſam ſey, um ihrer eignen Streitigkeiten halber, ganze Städte und Länder zu verwüſten, und ſo viele unſchuldige Menſchen wie das Vieh zu ſchlachten. Die Worte Carls des Fünften, wie ſolche ein Franzöſiſcher Geſchichtſchreiber anführet, ſind hier beſonders merkwürdig: Es iſt viel vernünftiger, ſagt er, daß ſie ihre Händel gegen einander durch einen Zweikampf ausmachten, als daß ſie damit die ganze Chriſtenheit in Waffen bringen, und das Blut ſo vieler unſchuldigen Menſchen vergieſſen ſolten, denen ihre Streitigkeiten nichts angiengen. Kein Volk iſt heut zu Tag eifriger für ſeinen König, und unbilliger gegen ſich ſelbſt als die Franzoſen. Ihr König mag unternehmen was er will, ſo ſind ſie bereit Leib und Leben für ihn aufzuopfern. So waren ihre Vorfahren nicht: ſie zogen zwar mit zu Feld; ſobald ſie aber ſich in der Feinde Gegenwart ſahen, ſo lieſſen ſie ihrer Vernunft Raum, und riethen ihren Königen zum Vergleich, oder, daß ſie ihren Streit durch einen Zweikampf entſcheiden ſolten. Wolten ihre Könige, ſprachen ſie, mit andern Händel anfangen, ſo möchten ſie ſolche auch unter ſich ausmachen; denn es wäre weder recht noch billig, noch dem alten Herkommen gemäs, ihrer eignen Angelegenheiten halber die gemeine Wohlfart zu Grund zu richten.

Endlich ſo gehören auch die bürgerlichen und einheimiſchen Kriege mit unter die Zahl der ungerechten Kriege. Solche ſind nach den verſchiedenen Staatsverfaſſungen auch verſchieden. In einer Monarchie äuſſern ſich ſolche 1) Wenn die vornehmſten Herren und Stände ſich wieder ihren König empören, und gegen ihn zu Felde ziehen. Wie ſolches in Frankreich zu Zeiten der Ligiſten und der Prinzen geſchahe. 2) Wann das Volk überhaupt aufrühriſch wird. Von dieſer Art war der Hußitenkrieg in Böhmen, der Hugenottenkrieg in Frankreich, der Krieg der Misvergnügten in Ungarn ꝛc. In Republiken werden dergleichen Kriege entweder zwiſchen dem Magiſtrat und dem Volk, oder zwiſchen den vornehmſten Geſchlechtern allein geführet: Jene wegen gewiſer Beleidigungen und Gerechtſamen, welche das Volk hergeſtellet wiſſen will; dieſe aber, weil ſie ſich des Regiments und ihrer Vorzüge halber unter einander nicht vergleichen können. Alſo war zu Rom immer Streit zwiſchen dem Römiſchen Volk; bis die 3 gröſte Männer in Rom, Antonius, Pompejus und Cäſar, durch ihre Herſchſucht der Republik ein Ende machten.

In Anſehung des Adels iſt es ein Frevel und ſtafbarer Eingrif in der Majeſtätsrechte, wenn er mit Vorbeigehung des hochrichterlichen Amts oder Oberhaupts ſeine Streitigkeiten unter einander mit dem Degen auszumachen, und durch ſolches eigenmächtige Fauſtrecht den Landfrieden zu ſtöhren, mithin allerhand Unordnungen und Feindſeligkeiten dadurch zu veranlaſſen ſucht. Wozu diente der König und deſſen höchſte Gewalt, wo jeder ſein eigner Richter ſeyn und mit dem Schwerd drein ſchlagen wolte?

In Anſehung der Empörung des Volks gegen ihre Regenten, mus man einen Unterſcheid machen, zwiſchen einem Regenten von abſoluter Gewalt, und zwiſchen einem andern, deſſen Macht durch gewiſſe vorher bedungene Geſeze eingeſchränket iſt. Im erſten Fall ſind die Hände dem Volk gebunden; und werden diejenigen als Aufrührer geſtraft, welche ihrem angebohrnen Landesherrn den Gehorſam verſagen und ſeinen Abſichten ſich widerſezen. Müſſen hier die Unterthanen gleich noch ſo viel Unrecht und Drangſal von einem böſen Fürſten leiden, ſo ſtehen ihnen doch keine andere Wege offen, als daß ſie ſuchen, denſelben durch vernünftige Vorſtellungen und Bitten und Flehen zu erweichen. Hilft dieſes nicht, ſo müſſen ſie die Sache GOtt befehlen, das üble Regiment als eine gemeine Landplage ſo lange gedultig tragen, bis es GOtt gefallen wird, ſie von der Wuth der Tyrannei zu befreien. Wiewol ich nicht läugnen kan, daß eine ſolche abſolute Gewalt, wo ſie zur völligen Unterdrükung des Volks und aller Gerechtigkeit ausſchweiffen ſolte, nach dem Recht der Natur nimmer unter vernünftigen Menſchen ſtatt finden kan. Will man ſich aber derſelben widerſezen, ſo mus man ſolche Mäſſigung und ſolche Klugheit gebrauchen: daß die Cur nicht gefährlicher wird, als der Schaden iſt, den man heilen will.

Der grauſame Nero fand niemand, der ihn auf ſein Begehren umbringen wolte, weil die Römer es für unerlaubt hielten, die Hand an einen Kaiſer zu legen. Im andern Fall aber, da ein Fürſt die höchſte Gewalt nur unter gewiſen Bedingungen von dem Volk empfangen hat, da iſt auch das Volk befugt, ihn, wo er darwider handelt, zur Rechenſchaft zu fordern, und nach Masgebung der Landgeſeze, die gemeine Freiheit und Gerechtſame zu ſchüzen. So wehlten ſich vormals die Arragonier ihren König. Wir, ſprachen ſie, die wir ſo gut ſind als du: wir machen dich zu unſerm König; daß du unſere Geſeze und Freiheiten handhabeſt: anders nicht.

Es iſt merkwürdig, was der Ritter Temple zu Carl dem II. ſagte: nemlich, daß ein König von Engelland, welcher es mit ſeinem Volk hielte, der gröſte König in der Welt wäre; wenn er aber mehr ſeyn wolte, ſo wäre er gar nichts. Gegen einen ſo ehrlichen Mann gibt es immer hundert Schmeichler an den Höfen, welche wie Anaxerxes ſprachen, der den Alexander über den ſchändlichen Mord, welchen er an Clyto verübet, mit dieſen Worten tröſtete: Du biſt König, du kanſt thun was du wilſt: Alles iſt gerecht und gut, ſo bald es dir gefällt. Für welche Höflichkeit aber Alexander ſich ſchlecht bedankte.

Die Umſtände des im vorigen Jahrhundert in Engelland mit Carl Stuart vorgegangenen Blut-Proceſſes, ſind überaus merkwürdig. Er hatte wider die Reichsgrundgeſeze und wider alle darüber von Seiten des Parlaments an ihn gelangte Vorſtellungen, einige ſehr nachtheilige Veränderungen in der Regierung vorgenommen, welche alleſamt deutlich dahin zieleten, das Volk um ſeine Freiheit zu bringen, und ſich zu einem freimächtigen König zu machen. Da er ſich nun darinnen auf keine Weiſe wolte rathen laſſen, griffen die Engelländer zu den Waffen, ſtieſſen ihn vom Thron, hielten Blutgericht über ihn, und lieſſen ihm den Kopf herunter ſchlagen. Dieſe That machte alle hohe Häupter beſtürzt. Man betrachtete die Engelländer als Aufwiegeler und als Königsmörder. Der gelehrte Salmatius war hier gleichſam das Sprachrohr der Fürſten: Er ſchrieb eine Schuzſchrift für den unglüklichen König. Er fand aber an dem ſcharfſinnigen Milton einen ſo ſtarken Vertheidiger des Engliſchen Volks, daß auch diejenigen ſelbſt, die es nicht mit ihm hielten, davon urtheileten: er hätte eine üble Sache gut; Salmaſius aber eine gute Sache übel vertheidiget.

Wir gehen in dieſen Betrachtungen noch weiter, weil ſie uns zu ſehr von unſerm Hauptzwek abführen, welcher iſt, den Soldaten diejenigen unumgängliche Pflichten zu zeigen, zu welchen ſie von der Ehre, als ihrer allgemeinen Grundregel, angewieſen werden. Wann wir demnach allhier von ungerechten Kriegen das nöthige angemerket haben, ſo entſtehet daraus für ſie die Frage: ob auch ein redlicher Mann, ohne Beflekung ſeiner Ehre, in einem ſolchen ungerechten Krieg dienen könne?

Wir müſſen in Beantwortung dieſer Frage eben denjenigen Unterſcheid beobachten, welchen wir zwiſchen einem eigenmächtigen Regenten und zwiſchen einem freien Staat voraus geſezet haben. Diejenigen, welche unter dem Scepter eines abſoluten Monarchen leben, die ſind entſchuldiget, wann ſie demſelben gleich in einem ungerechten Kriege dienen;

. . Ad auctores redit
Sceleris coacta culpa.

Dann ſie können, als bloſſe Unterthanen, von der Gerechtigkeit gewiſſer Handlungen und Unternehmungen ihres Herrn nicht urtheilen; weil ſie die Urſachen und den Zuſammenhang davon nicht wiſſen. Magiſtratus de privatis, Principes de Magiſtratibus, Deus de Principibus judicat. Der Fürſt befiehlt, die Staatsdiener rathen, die Unterthanen gehorſamen.

Doch ſo weit auch hier die harten Pflichten des Gehorſams gehen, ſo haben ſie doch ihre vorgeſezte Schranken. Es ſind Fälle, da wir GOtt mehr gehorſamen müſſen, als den Menſchen. Es ſind Umſtände, da unſere Ehre und unſer Gewiſſen durchaus keinen Gehorſam geſtatten. Kein Bubenſtük ſchikt ſich für einen ehrlichen Mann. Iſt ein Soldat überzeugt, daß ihn der Fürſt zu einer offenbaren böſen und unanſtändigen That gebrauchen will, ſo mus er, GOtt zu Ehren und ſein Gewiſſen zu retten, ſich deswegen entſchuldigen, und lieber alles dran ſezen, als ſich darzu entſchlieſſen. Alſo wird kein ehrliebender Menſch ſich, was man ihm auch darüber für Vergeltungen verſprechen ſolte, zu Verräthereien und dergleichen Sachen gebrauchen laſſen. Er wird auch eben ſo viel Bedenken tragen, einen Spionen, Freibeuter, Mordbrenner, oder Meuchelmörder abzugeben. Von unſerm Dienſt haben wir unſerm Herrn, von unſerer Ehre uns ſelbſt, von unſerm Gewiſſen aber GOtt allein Rechenſchft zu geben.

Lebet aber ein Kriegsmann in einem freien Staat, wo die Geſeze über den Regenten ſind, und die Wohlfart des Volkes mehr als alle Hoheit gilt: da darf, da kan man ſchon etwas mehrers reden: da werden die Sachen nicht ſo geheim, als in der Fürſten Cabinetten abgehandelt: da darf die Regierung keinen Krieg anfangen, das Volk mus davon Erkenntnis und Wiſſenſchaft haben; und da ſoll ſich folglich kein ehrlicher Mann entſchlieſſen, wiſſentlich einer böſen und ungerechten Sache zu dienen. Die Ehre gründet ſich auf die Gerechtigkeit; alle Ungerechtigkeit aber iſt ſchändlich, und macht einen Menſchen ehrlos. Weg mit ſolchen Kriegen, die ſich auf nichts als Herſchſucht, Geiz, Unordnung und Meyneid gründen!

Noch was Wichtigeres hievon iſt im 4ten Theil unter dem Artikel Heldenmuth zu finden.

Ein verſuchtes Mittel, wie man dem Erfrieren der Bäume im Winter vorbeugen könne.

Das Erfrieren der Bäume geſchiehet alſo: Wenn die waſſerichte Feuchtigkeit, die in den Bäumen iſt, zu Eiſe wird; ſo mus ſie nothwendig, wie die Erfahrung lehret, einen gröſſern Raum einnehmen. Sind nun die Gefäſſe des Baums ſo enge und nicht ſo ſtark, daß ſie der Gewalt des Eiſes widerſtehen können; ſo werden ſie zerriſſen und der Baum erſtirbt. Kiefern und Tannenbäume pflegen nicht leicht zu erfrieren, weil ſie viel fette und ölichte Theile haben: Dahingegen die Nusbäume und alle Bäume die viele Blätter haben, von dem Froſte deſto leichter beſchädiget werden. Herr Hales hat gezeiget, daß ein Baum mit ſeinen vollen Blättern zwanzig bis dreiſig mal mehr Waſſer in ſich ſauge, als einer, der ohne Blätter iſt. Folglich tragen die Blätter ſehr vieles zu dem Erfrieren der Bäume bei. Dieſen Schaden zu verhüten, darf man nur der Natur mit eben den Mitteln zu Hülfe kommen, die ſie ſelbſt gebrauchet, und die Blätter etwas frühzeitiger, als ſie ſonſt abzufallen pflegen, von dem Baume abnehmen, wobei man die Vorſicht brauchen mus; daß man, weder die Knoſpen beſchädige, noch alle Blätter auf einmal abpflüke, damit der Baum nicht aus andern Urſachen verderbe.

Die Religion.

Wir müſſen die Religion anſehen, als wie die Seele des Lebens. Sie iſt das erſte, was den Menſchen einnimmt, wenn er gebohren wird; ſie iſt auch das lezte, was ihn verläſt, wenn er ſtirbt.

Es iſt was rares, daß man ihr ſein Lebenlang diejenige Hochachtung unausgeſezt gebe, die man ihr ſchuldig iſt; Was rares, daß man ſie nicht als etwas beſchwerliches auf die Seite ſeze, oder wohl gar ſo mit ihr umgehe, wie gewiſſe Leute thun, die man zwar zuweilen vor Augen ſehen mus, die uns aber zum Ekel werden würden, wenn wir ſie immer ſolten vor uns ſehen müſſen.

Und hie rede ich von einem gewiſſen Widerſtreben gegen die Grundregeln der Religion, welches ſie ganz augenſcheinlich zu Grunde richtet, und bei welchem es unmöglich ſcheinet, daß ſie ſich in den Herzen, die doch allein ihr wahres Reich ſind, erhalten ſolte. Denn die Religion hört ſogleich auf, das zu ſeyn, was ſie iſt, ſo bald man ſie nicht mehr liebet. Indes ſind es doch diejenigen, die ſolchergeſtalt mit der Religion umgehen, ſie ſind noch diejenigen nicht, die ihr das meiſte Unrecht anthun. Sie mus noch weit gröſſere Schmach von ſolchen Leuten ausſtehen, die da verwegen genung ſind, ſie zu verachten; thöricht genung, ſie zu bekämpfen, und auf eine recht gezwungene Weiſe raſend genung, ſich zu rühmen, ſie hätten gar keine Religion.

So abſcheulich dieſe Ausſchweifſungen ſind; ſo werden ſie doch in einer gewiſſen Welt geduldet, und zwar ſo leicht geduldet, daß man es vor hundert Jahren nicht einmal würde geglaubet haben.

Man hat zu allen Zeiten wieder ein und andern Punct der Religion verſtoſſen. Man hat ſich Unordnungen erlaubt, welche ſie verdammte. Diejenigen ſelbſt, die da Gutes thaten, thaten auch Böſes, und glaubten, ſie könten eins durchs andre vergüten. Höchſt irriger Weiſe gründeten ſie ſich auf eine gewiſe Art von Gleichgewichte, welches man ſich blos nur darum ausgeſonnen hatte, daß man ſich das Joch der Tugend erleichtern möchte.

Sie künſtelten alſo blos nach ihrem Kopfe an einer Regel, die eben darum keinen menſchlichen Ausleger dulden kan, weil ſie ihren Urſprung nur von GOtt empfangen hat. Ein unendliches Weſen iſt der Urheber davon. Beides iſt ihm gleich genau bekannt: ſowol die Kräfte derer, die dieſe Regel annehmen; als auch die Natur derjenigen Geſeze, welche ſie ausmachen.

Ich erſtaune allezeit darüber, daß man ſich zu einer ſo aufgeklärten Zeit, eine Art von Vergnügen machen kan, ſich in den allerwichtigſten Angelegenheiten zu verblenden: und daß man ſich eben ſo weit, als die Vernunft vollkommener worden, auch von demjenigen entfernet was doch ihr einziger und fürnehmſter Zwek ſeyn ſolte.

Wenn ich die beſten Schriftſteller aus Rom und Griechenland leſe, die etwan zu denjenigen Zeiten geſchrieben haben, da ihre Völker noch durch die Wunder, die ſie überal thaten, die Augen der ganzen Welt auf ſich zogen; Wenn ich die beſten Schriftſteller von dieſer Art leſe: ſo finde ich, daß ſie nie anders als mit Ehrerbietigkeit von ihrer Religion und von ihren Göttern geredet haben. Und indes, was hätten ſie gleichwol nicht vor wichtige Urſache gehabt, jene recht handgreifliche Mährlein zu verachten, aus welchen ihre ganze Theologie beſtand.

Nimmt man diejenigen Schriften aus, welche die Religion ſelbſt zum Gegenſtande haben; ſo haben wir wohl wenig Bücher, die mit dem, was die Alten in dieſem Stüke geſchrieben haben, in gleichem Paare gehen könnten.

Die Staatskunſt dieſer alten Zeiten ſchien beſorgt zu ſeyn, man möchte wohl gar die guten Sitten mit weg werffen, wenn man alle Religionsgedanken weg würffe. Die allgemeine Zerrüttung, welche Frechheit und Gottloſigkeit ſodenn würde angerichtet haben, ſchien ihnen weit fürchterlicher zu ſeyn, als dergleichen Irrthümer, welche die Laſter misbilligten, und die Tugend aufrecht hielten. Ich gebe es zu ihre Elyſeiſchen Felder und ihre Hölle waren nichts als Gedichte. Allein dieſe Gedichte machten doch, daß man ſich vor Straffen fürchtete, und auf Belohnungen hofte. Furcht und Hofnung aber ſind die wahren Handleiter aller Völker.

Die Religion war die Beſchüzerin der Könige. Hätte Numa nicht das noch zarte Reich von Rom, durch die Religionsgeſeze unterſtüzet, die er einführte; nimmermehr würde er dieſes kriegeriſche Volk gezähmet haben. Nie würde auch Rom ſeine Macht bis an die Enden der Erde haben ausbreiten können.

Sieht man nun dagegen die Werke unſrer heutigen Schriftſteller an; ſo mus man auf die Gedanken fallen, es ſey uns heut zu Tage eben ſo viel daran gelegen, alle Gründe der Religion zu untergraben, als jenen Alten dran gelegen war, alle Gründe der Ihrigen in Sicherheit zu ſtellen. Ein ſo widerſinniſches Weſen, mus uns auch deſto wunderlicher vorkommen, da ja gewis kein einziger Deiſte, noch irgend ein Materialiſte, noch ein Atheiſte iſt, dem nicht angſt und bange werden ſolte, wenn er alle Leute ſo denken ſähe, wie ſich.

Man mag die Menſchen auch noch ſo wenig kennen, ſo mus man ſich doch entſezen, wenn man an die abſcheuliche Zerrüttung denket, welche die Abſchaffung der Religion anrichten würde. Unter allen Nationen, iſt diejenige allemal am fruchtbareſten an Aufruhr und Empörung, deren Religion keine feſte und beſtimte Einrichtung hat, und die, in dem ſie ohne Unterſcheid alle Religionen zuläſt, in der That auf gewiſe Weiſe bekennet, daß ſie gar keine habe.

Die erſte Verwirrung, welche dem alten Rom den Weg zum Untergange bahnete, das war die Ankunft aller der fremden Gözen, welche die Römer in ſo gar groſſer Menge unter ſich einführeten, daß es auch viel leichter war einen Gözen bei ihnen anzutreffen, als einen Menſchen. Aber eben dieſe Menge ward auch unvermerkt die Urſache, daß man öffentlich anfieng, gar keine GOttheit zu glauben.

Da nun dieſer Zaum der Religion einmal zerriſſen war, der ſonſt der ſtärkſte unter allen iſt; ſo war nun auch kein Damm mehr übrig, den man der Ehrſucht, der Gewaltthätigkeit, dem Eigennuze hätte vorbauen können. Alle Arten von Leidenſchaften fielen ſodann über dieſes groſſe Reich her, welches ſonſt alle andre Reiche verſchlungen hatte. Und endlich ſtürzten ſie daſſelbe, nach vielfachen Erſchütterungen, und wiederholten Stöſſen, in einen ſolchen Abgrund, daß unſere erſtaunenden Augen, wenn ſie dieſes Reich noch jezo ſuchen wollen, daſſelbe ſonſt nirgends mehr als nur noch in den Geſchichtsbüchern anzutreffen.

War nun ſchon der Verluſt einer handgreiflich falſchen Religion, die Haupturſache von dem Untergange jener Herren der Welt: Was ſollen wir jezo wohl nicht von jenem Geiſte der Feindſeligkeit wider die Religion fürchten, den wir ſo ſtark anwachſen ſehen? Was würde wohl aus uns werden, wenn er fortfahren ſolte, ſich noch immer weiter auszubreiten? Und dennoch, mein lieber Ariſte/ man mag das Bild noch ſo fürchterlich machen, was man davon entwerffen kan, ſo drükt es doch den elenden Zuſtand noch lange nicht aus, den wir zu gewarten haben würden, im Falle uns das Unglük aufgehoben wäre, dis Bild wahrhaftig eintreffen zu ſehen.

Alles was ich Ihnen durch dieſe Unterhaltung von einer Sache beizubringen ſuche, die ſo vielmal der Innhalt unſerer Geſpräche geweſen, das beſtehet nun darinne, daß wenn man es auch durch die heutige Fertigkeit, übel von der Religion zureden, ſo weit gebracht habe, daß man eine Sprache vor ſchön hält, derer ſich unſre Väter geſchämt haben würden; ſo ſey es doch wenigſtens was unmögliches, nichs thörichtes und ungereimtes mehr an ihr zu finden.

Die Empfindung von Religion iſt was allgemeines. Wer keine hat, der iſt ein ſchädlicher Menſch; ja ich wolte auch wohl gar ſagen, er iſt ein verachtungswürdiger Menſch. Er verdienet nicht, daß ihm ein einziger Menſch traue. Nehmen ſie ſich ja, mein lieber Ariſte/ nehmen ſie ſich vornemlich vor ſolchen Leuten in Acht, die ihre Ehre darinn ſuchen, keine Religion zu haben. Ein ſolcher Umgang würde wenigſtens ihrem guten Namen ſchaden, wenn er auch ihrer Aufführung nicht ſchaden könte. Man mus auf gewiſe Weiſe alle Meinungen ſolcher Leute mit verantworten helffen, mit welchen man Umgang hat.

Auch nur die Welt ſelbſt hält es ſchon vor ausgemacht genung, daß der kein rechtſchafner ehrlicher Mann ſeyn könne, der keine Religion hat.

V. L.

Von Leuten, die ſich immer gerne was wünſchen.

Ich halte keine Art von Leuten vor unſeliger, als die ohn Unterlas was zu wünſchen haben. Ach hätte ich doch nur dieſes, ach hätte ich doch nur jenes; oder, wenn ich es doch ſo weit gebracht hätte, als dieſer oder der, ſo wolte ich mich glüklich ſchäzen! Das iſt die gemeine Sprache aller derer, die zu dieſer Gattung gehören. Ihr täglicher Seufzer iſt reicher, und vornehmer zu ſeyn, als ſie ſind, oder doch nur in andern Umſtänden zu leben, als ſie ſich würklich befinden. Sie ſuchen auch ihrem Misvergnügen einen guten Schein zu geben. Wenn ich das Geld dieſes Geizhalſes hätte, heiſt es, o wie herrlich wolte ichs anwenden! Wenn ich dieſes jungen Verſchwenders Erbſchaft in Händen hätte, o wie fleiſig wolte ich ſtudiren! Wann ich dieſes vornehmen Mannes Ehrenamt und Stelle hätte, o wie viel Gutes wolte ich darinnen dem gemeinen Weſen ſtiften!

Herr Nimmerſatt iſt ein ſolcher ewiger Wünſcher. Nichts von demjenigen gefällt ihm, was er ſelbſt hat und beſizet: Nur was andern zu Theil wird, das, das möchte er ſo gerne haben, als er das Leben hat. Die Vorſehung hat ihm nichts recht gemacht. Er wünſchet ſich immer andre Gaben der Seelen, andre Gliedmaſſen des Leibes, ein andres Glük, andre Freunde, eine andre Vaterſtadt, ja was das thörichteſte iſt, auch ſogar andre Eltern. Man wundre ſich nicht, daß ich auch der Leibes- und Seelenbeſchaffenheit erwehne; Da doch die Selbſtliebe jederman zu überreden ſcheinet, ſeine Seele ſey die klügſte, und ſein Leib der geſchikteſte von der ganzen Welt. Es iſt in der That nicht anders. Er klaget über ſein Gedächtnis, weil er ſo leicht was vergiſſet; Er klagt über ſein Geſichte, über ſeinen Magen und über ſeinen kränklichen Leib. Und es iſt faſt kein Menſch in der Stadt, mit welchem Herr Nimmerſatt nicht ſehr gerne tauſchen möchte; wenn es ſich nur thun lieſe.

Fraget ihr, ob er denn ſo gar von allem Glüke und guten Eigenſchaften entblöſſet ſey? So mus ich mit Nein antworten. Er iſt ein Menſch, dem GOtt viel mehr Gutes, als vielen tauſend andern, verliehen hat. Er erkennet es aber nicht. Er vergleichet ſich immer mit andern, die ſeiner Einbildung nach glüklicher ſind, als er. Hier ſieht er ihre geringſte Vortheile durch eine Brille, und ihre dabei befindliche Beſchwerden durch ein verkehrtes Fernglas an. Daher kommts, daß ihm jene ſehr gros, dieſe aber ganz klein vorkommen; oder wohl gar unſichtbar werden. Er glaubt immer, andre Leute ſeyn glüklicher, als er; ob ſie es gleich, ſeiner Meinung nach, nicht werth ſind. Das Glük iſt, ſeiner Redensart nach, blind. Es gehet die Würdigſten ganz unvermuthet vorbei, und überhäuft hingegen die gröſten Thoren mit den gröſſeſten Gütern. Hierüber murret ſein unvergnügtes Herz. Mit dieſen Gedanken martert ſich Nimmerſatt Tag und Nacht. Wenn er des Morgens aufſtehet, ſo wünſcht er ſich ein paar Cammerdiener, die ihn ankleiden ſolten. Wenn er ausgehet, eine Schwimmerkutſche: Wenn es Mittag iſt, eine herrliche Fürſtentafel; Nachmittage einen angenehmen Zeitvertreib; und des Abends eine prächtige Schlafkammer. Kurz, alle ſeine Gedanken, die er den Tag über hat, ſind nichts anders, als eine Kette von unzehlichen Wünſchen.

Es beſuchte ihn leztlich ein guter Freund, den ich ſeiner tugendhaften Gemüthsbeſchaffenheit halber, Gutherz nennen will. Sie redeten anfänglich von verſchiedenen Dingen bis ſie ſchlüſſig wurden, einen kleinen Spaziergang anzuſtellen. Kaum traten ſie zum Hauſe heraus, als ihnen der einzige Sohn des reichen Trax begegnete. Er ſas in einer Kutſche, und die davorgeſpannten Hengſte hatten ſo viel Feuer und Muth, daß ihnen der junge Herr im Wagen, nebſt dem hinten aufſtehenden Diener, faſt gar keine empfindliche Schwere zu verurſachen ſchien. Sie trabeten ſo ſchnell über die Straſſe, daß die Funken unter den Rädern aus den Steinen fuhren, und ehe man dem Wagen recht nachſehen konte, war er ſchon etliche Gaſſen lang vorbei. Seht doch! Gutherz/ ſprach Nimmerſatt, ſeht doch, ich bitte euch um GOttes willen, dieſen jungen Menſchen an! Wie ſo? verſezte jener, es iſt der einzige Sohn eines unſrer vornehmſten Kaufleute; kennet ihr ihn nicht? Was werde ich ihn nicht kennen, erwiderte dieſer; aber was meint ihr? iſt er eines ſolchen Glükes wohl würdig, als er vor ſo vielen tauſenden beſizet? Der Müſiggänger weis von keiner Arbeit. Von Jugend auf iſt er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach iſt er mit vollen Beuteln und offenen Wechſelbriefen durch alle polite Provinzien von Europa gereiſet. Jezo iſt er zurüke gekommen. Sogleich hat er vor Geld alle Titel, die er ſich nur gewünſchet, erlangt, und nunmehro heirathet er auch eines der artigſten Frauenzimmer, die wir bei uns haben. Was dünket euch wohl davon?

Herr Gutherz hörte dieſe Rede mit Gelaſſenheit aus; doch als er aufhörete, und ihm ſteif ins Geſichte ſahe, um ſeine Meinung darüber zu vernehmen; wuſte er nicht, was er ihm antworten ſolte. Ich weis nicht, mein Freund, ſagte er deswegen, was ihr eigentlich haben wollet. Erkläret alſo eure Gedanken etwas beſſer. Nimmerſatt ward faſt ungedultig über dieſe vermeinte Einfalt ſeines Gefehrten; Darum fieng er mit einer etwas ungeſtümern Sprache an: Begreiffet ihr denn nicht, daß andre ehrliche Leute dieſer überaus glükſeligen Umſtände weit würdiger wären, als der junge Trax? Womit hat er ſich in der Welt hervor gethan? Womit verdienet ers, daß ihm jezo alles Reverenze macht? Was hat er vor ein Recht in vergüldeten Kutſchen zu fahren, da andre ſeines gleichen zu Fuſſe gehen? Ja, daß ich es rund heraus ſage, warum hättet ihr, oder ich ſelbſt nicht eben die Geſchiklichkeit, ein ſolches Anſehen zu machen? Genug, genug, gab Herr Gutherz zur Antwort: nun verſtehe ich ſchon, was ihr meinet. Ihr ſeyd misvergnügt, daß ihr nicht an ſeiner Stelle ſizet: Denn was mich anbetrift, ſo glaube ich nicht, daß es euer Ernſt iſt, mir dieſe Umſtände des jungen Trax anzuwünſchen. Ihr ſelber wünſchet euch ſein Glük, und hierinnen ſeyd ihr ſehr von mir unterſcheiden. Ja ich glaube, das ihr etwas unbedachtſam geredet habt, wenn ihr auf ihn ſo ſehr losgezogen.

Geſezt, Trax wäre nichts beſſer als wir: Geſezt, er hätte nichts gelernet, womit er ſein Brod verdienen könte, wenn er an unſrer Stelle wäre: Genug, daß ihn die Vorſehung in alle dieſe Umſtände geſezet hat, die vor ihn ſo vortheilhaftig ſind. Ihr werdet ja wiſſen und glauben, daß die Schikung eines vollkommen weiſen Weſens die Welt regieret. Iſt dieſes gewis, wie es denn wahrhaftig iſt; ſo kommt ja nichts von ungefehr. Alles was ihr und Trax beſizet; alles was euch, mir und allen übrigen Menſchen begegnet, das iſt uns ſo zugedacht. Wolt ihr nun wider den allerhöchſten Geiſt murren, der dieſes ſo, und nicht anders, vor gut befunden hat? Glaubet nicht, daß es euch nüzlich ſeyn würde, wenn ihr ſelbſt in den Umſtänden dieſes jungen Herrn wäret. Wäre dieſes; gewis, derjenige der allezeit das Gute gern austheilet, und ſeine Geſchöpfe ſo glüklich macht, als es ihm möglich iſt; würde euch dieſes eingebildete Glük nicht verſagt haben. Könt ihr es gleich nicht zuvor ſehen, was euch bei einer ſolchen Lebensart vor Beſchwerden würden betroffen haben, die eure gewünſchte Glükſeligkeit gänzlich gehindert hätten: Was iſt es Wunder? Wie viel Dinge ſind nicht ſchon geſchehen, die ihr nicht zuvor geſehen? GOtt ſieht weiter als ein Menſch. Euer Zuſtand iſt ſo bequem vor euch; als der Zuſtand dieſes reichen Junkers vor ihn iſt. Gebet nur auf das Gute acht, ſo ihr würklich beſizet. O wie vieles werdet ihr antreffen, welches auch euch, ohn euer Verdienſt wiederfahren iſt. Genieſſet deſſelben mit einer ruhigen Zufriedenheit; und quälet euch nicht mit vergeblichen Wünſchen. Erkennet die Güte deſſen, der euch ſo viel Gutes ertheilet hat; Laſſet aber ſeiner Vorſehung die Freiheit, einem jeden zu geben ſo viel ſie will.

Wenn ich ſelber ein ſo misvergnügtes Herz durch gute Vorſtellungen zurechte bringen ſolte, ſo wüſte ich mich keiner beſſern Gründe zu bedienen, als derjenigen, die Herr Gutherz ſeinem Freunde vorgetragen. In der That wiſſen diejenigen, die ſo wie Nimmerſatt geſinnet ſind, nicht was ihnen zuträglich oder gut iſt. Sie wünſchen ſich, wie Midas, daß alles, was ſie anrühren, zu Golde werden möge. Wenn es nun geſchieht, was ſie wünſchen; ſo ſehen ſie allererſt, daß ſie Hunger ſterben müſſen, wo nicht ihr thörichter Wunſch bald widerruffen wird. Durch dieſe Fabel haben die klugen Alten das unbeſonnene Verfahren der Misvergnügten abgeſchildert; und in der That vollkommen getroffen. Alle diejenigen, die ſich wünſchen, was ſie nicht haben, auch nach ihren Umſtänden nicht erlangen können: die wollen klüger ſeyn als der Herr über alles. Zum wenigſten meynen ſie, er ſey nicht gütig genung gegen ſie, da doch der allerunglüklichſte Menſch unter der Sonnen, noch weit mehr gutes aus ſeiner Hand empfängt als er verdienet.

Epictetus der bekannte Griechiſche Weltweiſe ſchreibet in ſeinem güldenen Handbuche im dreizehnden Capitel: Verlange nicht, daß alles, was geſchiehet, nach deinem Wunſche geſchehen ſolle; ſondern wenn du klug biſt, ſo wolle vielmehr, daß alles ſo geſchehe, wie es würklich geſchiehet. Konte nun ein weiſer Mann: durch die bloſe Vernunft eine ſo herrliche Vorſchrift geben; da er doch gewis lange nicht ſo gut von der weiſen Regierung GOttes über die Welt unterrichtet war als wir Chriſten: Was ſolten wir nicht thun, die wir ein grösſeres Licht haben? Jch enthalte mich der Gründe, die eigentlich vor die GOttesgelehrten gehören. Jch will nur noch mit dreien Worten zeigen, wie unvernünftig diejenigen an ſich ſelbſt handeln, die ſich faſt jeden Augenblik Dinge wünſchen, die ſie doch, ihrem eigenen Begriffe und Geſtändniſſe nach, niemals erlangen werden.

Niemand iſt glüklich, als wer ein beſtändiges Vergnüge empfindet. Niemand empfindet ein beſtändiges Vergnügen, als wer an ſich wahrnimmt, daß er täglich an Seelen- Leibes- und Glüksgütern mehr und mehr zunimmt, und alſo von einer Vollkommenheit zur andern ungehindert fortſchreitet. Daß dieſes die wahre Quelle eines rechtſchaffenen Vergnügens ſey, iſt leicht zu begreiffen. Denn weil wir uns ſelbſt natürlicher Weiſe alles gutes gönnen; ſo erfreuen wir uns über nichts ſo ſehr, als wenn uns daſſelbe wirklich zu Theil wird. Wie kan nun derjenige dieſe Freude, und dieſes beſtändige Vergnügen empfinden, der auf diejenigen Güter, deren er täglich theilhaftig wird, nicht acht hat; der es nicht mit Aufmerkſamkeit erweget, was ihm nach den Umſtänden, darinnen er ſich befindet, nach und nach vor Erkenntnis, Klugheit, Vernunft, Tugend, Geſundheit, Schönheit, Stärke, Ehre und Vermögen zu Theil geworden. Dieſes thut aber ein ſolcher Nimmerſatt nicht. Auf das Gute was er beſizet, ſiehet er nicht; folglich empfindet er auch das Vergnügen nicht, ſo ihm daraus entſtehen könte. Er ſieht nur auf das Glük andrer Leute, welches er nicht erlangen kan; weil es ſich nach dem Zuſammenhange aller Dinge, vor ihn nicht ſchiket. Darüber quälet er ſich nun. Er macht ſich ſein Leben ohne Noth verdrüslich. Denn jeder vergeblicher Wunsch, den er thut, iſt eine neue Marter vor ihn; und jedes fremde Gut, ſo er ſelbſt nicht haben kan, geht ihm als ein zweiſchneidig Schwerd durch die Seele. O wenn ſich doch dieſe Midasbrüder nicht ſelbſt ins Unglük ſtürzen möchten!

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein groſſer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiethriſchen Geberden
Der Groſſen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürſten umzugehen;
Bald wünſcht er ſich das Glük, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewis, wo er mehr Anſehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,
Lies ſich, zu alles Volks Entzüken,
In Läufern und Heiduken bliken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedekte ſich, und ſein Gefolg mit Gold,
Und brüſtete ſich mehr in ſeiner Staatscaroſſe,
Als die daran geſpannten Roſſe.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Gek, der ihn gebükt um ſeine Gnade bat,
Und alles, was ſein Stolz begonnte,
Recht unverſchämt bewundern konnte,
Der kam ſo gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm as, ihn lobt, und ihn beſtahl,

Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverſtand,
Um Millionen durchzubringen?
Unſichrer iſt kein Schaz, als in des Jünglings Hand,
Den Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen.
Der Herr Baron vergas bei ſeinem groſſen Schaz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Saz,
Daß Aeltern ihre Kinder haſſen,
Woſern ſie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlaſſen.

Wie der beſte Mörtel zu Madras in Oſtindien gemacht wird:

(Aus den Philoſ. Transactionen, 422. N. 3. Art.)

MAn nehme fünfzehen Scheffel friſchen Grubenſand, der wohl geſiebt iſt, und thue dazu eben ſo viel Steinkalk: dieſes laſſe man mit Waſſer auf die gewöhnliche Art durchnezt, zwene oder drei Tage beiſammen liegen.

Alsdenn löſe man 20. Pf. Jaggery (welches unreiner Zuker oder dike Zukerhefen ſind,) in Waſſer auf, und ſprenge dieſes Waſſer über den Mörtel, ſtampfe es unter einander, bis alles wohl vermengt iſt, und laſſe es alsdenn auf einem Hauffen liegen.

Weiter ſiede man einen Viertelsſcheffel Gramm/ (welches eine Art Feldfrüchte, wie ⸗ ⸗ ⸗ (a Tare) oder das Mittel zwiſchen dieſen und der Erbſe iſt) zu einer Gallerte, und drüke ſolches durch groben Cannefas durch: die Feuchtigkeit, die ſich ausdrükt, hebe man auf.

Man nehme auch einen Viertelsſcheffel Mirobolanen (eine Art Pflaumen) und koche ſie gleichfalls zu einer Gallerte, hebe auch dieſes Waſſer ebenfalls auf: Wenn man ein Gefäs hat, das gros genug iſt, kan man alle drei, das Jaggerywaſſer, das Grammwaſſer und das Mirobolanerwaſſer zuſammen thun. Die Indianer thun ordentlich ein wenig feinen Kalk hinein, damit ihre Arbeiter es nicht trinken.

Wenn der Mörtel geſtampft iſt, und zu troken wird, ſo beſprengt man ihn mit dieſer Feuchtigkeit, da er denn ungemein gut zu Verbindung der Ziegel und Steine wird; der Arbeiter hat allezeit etwas ſolcher Feuchtigkeit bei der Hand, ſeine Ziegel damit zu benezen, und wenn ſie zu dike wird, verdünnt er ſie mit friſchem Waſſer.

Man merke auch, daß der Mörtel nicht nur wohl geſtampft und vermengt, ſondern auch wohl aufgetragen werden mus, daß jeder Ziegel, oder jedes Stüke Ziegel, mit dem Mörtel eingeſezt, und jede Lüke damit ausgefüllt wird, obwohl nicht ſo dike als der Engliſche Mörtel: Uber jede Schicht Ziegel wird auch etwas davon ſehr dünne aufgetragen. Hat die Arbeit einige Zeit geruhet, wenn es auch nur ſo lange gewährt hätte, als das Frühſtük oder das Mittagsmahl gedauert hat, ſo fange man nicht eher wieder an, bis der Mörtel, vermittelſt eines Löffels, mit dieſer Feuchtigkeit von neuem benezt worden iſt, und lege alsdenn erſt friſchen Mörtel auf. Denn ob dieſer Mörtel gleich ſo durchnezt iſt, troknet er doch viel eher, als jemand, der ihn nicht unter Händen gehabt hat, ſich einbilden ſolte, beſonders in heiſſem Wetter.

Zu ſtarker Arbeit wird eben der Mörtel folgender maſſen noch verbeſſert:

Man nehme groben Hanf, und winde ſolchen loker in Bündel, ſo dike als ein Mannsfinger, (in Engelland bedient man ſich Ochſenhaare ſtatt dieſes Hanfes) alsdenn ſchneide man in die Stüken, etwa einen Zoll lang, und wikele ihn wieder auf, daß er loker ligt: alsdenn ſtreue man ihn leichte über den andern Mörtel, der zu gleicher Zeit mus umgewand, und folglich dieſe Materie mit hinein getrieben werden. Man mus Arbeiter halten, die ihn in einem Troge beſtändig ſtampfen, und alles wohl untereinander mengen, bis der Hanf mit dem Mörtel vollkommen verbunden iſt. Weil es ſehr ſchnell troknet, mus man es fleiſig mit vorerwähnten Jaggery-Gramm- und Mirobolanenwaſſer befeuchten, dazu man auch ſchlecht Waſſer nehmen kan: Wenn es ſo durchfeuchtet und geſtampft iſt, wird es ſich wohl untereinander mengen, und damit bauen ſie (ob es wohl bei den gemeinen Hausmauern nicht gewöhnlich iſt,) wenn der Bau ſehr ſtark werden ſoll, z. E. den Kirchenthurn zu Madras, an dem gebaut wurde, wie ich mich zulezt dort befand. Auch machen ſie einige Zierrathen, als Säulen, Bogen oder Bildwerke, die ſie in Gärten aufſezen, auf dieſe Art.

Zu den gemeinen Gebäuden in Madras, wo die Regenzeit nicht über drei Monate im Jahre anhält, und bisweilen noch von kürzerer Dauer iſt, legen ſie ordentlich die gemeine Ziegelarbeit in leimichten Thon, und überſtreichen ſie auf beiden Seiten mit dieſem Mörtel, der noch kan verbeſſert werden. So viel von dem Mörtel zum bauen.

Wenn man den Mörtel vorbeſchriebener maſſen zubereitet hat, mus man etwas davon abſondern, und zu jedem halben Scheffel das Weiſſe aus fünf oder ſechs Eiern und 4. Unzen Ghee (oder ordentliche ungeſalzene Butter,) nebſt einer Kanne Buttermilch thun, auch ſolches alles wohl unter einander rühren: Mit dieſem vermenge man ein wenig von dem Mörtel, bis er alle Ghee, Buttermilch und Eiweis eingeſogen hat: das übrige mache man mit ſchlechten friſchen Waſſer gelinde, menge es ſo alles unter einander, und laſſe es eine Kelle voll auf einmal auf einem Steine, vermittelſt einer ſteinernen Walze, zermalmen, auf eben die Art, wie die Chokelate ordentlich in Engelland gemacht oder zertrieben wird: dieſes laſſe man in einem Troge bis zum Gebrauche ſtehen. Wenn man ſich deſſelben bedient, und es zu troken ſeyn ſolte, ſo beneze man es mit ein wenig Waſſer oder vorerwähnter Feuchtigkeit. Dis iſt der andere Uberzug, beim Ubertünchen.

Man merke/ wenn der erſte beim Tünchen iſt aufgetragen worden, ſo mus ſolcher mit einer Kelle, oder einem glatten Steine wohl überrieben, und mit Griesſande, der, nachdem es die Umſtände erfordern, mit Waſſer oder vorerwehnter Feuchtigkeit benezt iſt, beſtreut werden, darauf man ihn denn wieder harte drukt. Wenn dieſes halb troken iſt, nehme man vorerwehntes Mengſel zum feinen Tünchen, und wenn er ganz troken iſt, trage man den Firnis zum Weiſſen auf. Soll es aber bald troken werden, mus man den Chinamſaft mit einem Pinſel aufſtreichen.

Die beſte Art des Firniſſes zum Weiſſen wird folgendergeſtalt gemacht: Man nehme eine Gollone Toddy, eine Pinte Buttermilch und ſo viel feinen Chinam, oder Kalk, als genug iſt, es zu färben; man thue darunter etwas von vorerwehntem Chinamſafte/ und überſtreiche damit gelinde, wenn alles eingetroknet iſt, wiederhole man ſolches. Eine ſolche Tünche iſt dauerhafter, als manche weiche Steine, und hält das Wetter in Indien beſſer aus, als alle Ziegel, die ſie daſelbſt verfertigen.

Zu einigem von dem feinen Chinam, das viel üble Witterung und Regen aushalten ſoll, nehmen ſie ſtatt der Ghee Senföl, bisweilen kochen ſie auch die Rinde des Mangobaums und andere anhaltende Rinden, auch Aloes, die hier in Menge am Seeufer wachſen; zu allem feinem Chinam aber, das zu dem auswendigen Tünchen dienen ſoll, nehmen ſie Buttermilch, die hier Toyre heiſt. Zur Arbeit, die inwendig bleibt, brauchen ſie ſehr dünn und ſchwach-gemachten Leim, ſtatt des Kleiſters zum Ueberweiſſen, und thun manchmal ein wenig Gummi dazu.

Zu merken. Da einige der erwähnten Sachen in Engelland nicht zu haben ſind, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, etliche hier zu erwähnen, die, meinen Gedanken nach, von eben der Beſchaffenheit ſind.

Was alle anhaltende Rinden betrift, halte ich Eichenrinde ſo gut, als einige andere.

Statt Aloes können Terpenthin/ oder Rinde und Aeſte des wilden

Pflaumenbaums dienen. Ob der Terpenthin gleich nicht ſo ſtark iſt, kan er doch, in gröſſerer Menge gebraucht, zu eben der Abſicht dienen.

Es gibt eine Art von Aloes Hepatica/die oft ſehr wohlfeil iſt. Statt der Mirobolanen kan Saft von wilden Pflaumen, und ſtatt des Jaggery unreiner Zuker, oder Zukerhefen, gebraucht werden. Statt des Toddy, welches eine Art von Palmwein iſt, wird der Birkenſaft zimlich dienen.

Anmerkung. In China und andern Orten, machen ſie den Mörtel mit Blute von allerlei Arten Thiere ein, aber man ſagt, die vorerzehlten Ingredientien bänden eben ſowol, und thäten vollkommen ſo gute Dienſte, ohne dem Mörtel eine ſo dunkle Farbe zu geben, wie das Blut.

Man hält in Indien dafür, vorerwähntes Tünchwerk übertreffe alles, was bei uns die Stoccaturarbeiter brauchen, und ich habe ein Zimmer mit ſolchem Mörtel ausgetüncht geſehen, der dem beſten Täfelwerke an Glätte und Schönheit gleich kam.

J. P.

Abhandlung von der rechten Einrichtung des Getränks ſowohl überhaupt, als inſonderheit in den Curen menſchlicher Krankheiten.

§. 1.

So wenig wir ohne Speiſen leben können, eben ſo wenig mögen wir auch ohne Getränke, oder flüſſige Dinge beſtehen. Dieſes lehret einem jeden nur blos die Empfindung des Durſtes, wer ſolches nur irgends erfahren hat; oder wenn ja dieſe Erfahrung fehlet, der darf nur an die in der Wüſten ehedem ſchmachtenden Iſraeliten denken, wie die ſich aus innigſt bewegter Seele nach einem erquikenden Trunk ſehneten, und durch ihr anhaltendes Bitten um Waſſer ihrem Heerführer, Moſen, faſt ſeine eigne Säfte ausgeſauget hätten. Man hat es auch daher als ein beſonderes und recht überzeugendes Merkmal der Göttlichen Vorſorge anzuſehen, daß er alle Oerter der Welt, wo Menſchen und Thiere ihren Aufenthalt finden, mit einigen Vorrath und Feuchtigkeiten verſehen; ja, ſogar, wo würklich quellende Waſſer und Flüſſe fehlen, andere Mittel dargereichet hat, deren ſie ſich zu eben dem Ende bedienen können. Zum Beweiſe deſſen ſtellen uns zwar die Naturgeſchichte überflüſſige Exempel vor Augen; beſonders aber hat Happelius gar artig erwieſen, daß an vielen Orten; inſonderheit aber auf Ferre, einer von den Canariſchen Inſuln, wo es nimmer regnet, auch ſonſten kein ſüſſes Waſſer zu bekommen iſt, ingleichen in Braſilien neben dem Hafen Allerheiligen, an dürren und Waſſer-loſen Orten, der Mangel des Getränks durch Saftreiche Bäume erſezet werde: wie er denn von gedachten Braſilianiſchen Waſſerbaume unter andern alſo redet: Der Baum iſt ſehr gros, und hat breite Aeſte. Seine Zweige haben tiefe Löcher, welche Sommer und Winter über voll ſind, eines klaren und wohlſchmekenden Waſſers, ſo nimmer überflüſſet, auch niemals abnimmt, vielweniger verſeihet, ſo daß wohl 500. Perſonen auf einmal drunter ſizen, und ſich ſatt trinken können. Alleine dieſes alles iſt noch nicht hinlänglich, uns von der Nothwendigkeit des Trinkens zur Erhaltung der Geſundheit zu überführen: deshalb ich noch folgendes davon gedenken will: ohnerachtet dieſer Erweis einigen Zech-

Brüdern ganz unnüze und überflüſsig vorkommen mögte.

§. 2.

Es iſt eine nicht nur unter den Naturkündigern ausgemachte; ſondern auch faſt allgemein bekannte Sache, daß uns die Speiſen eigentlich zur Nahrung dienen, und den Abgang, welchen wir unaufhörlich auf vielfältige Art an uns bemerken, wiederum erſezen müſſen. Dem ohngeachtet aber würde dieſes keinesweges füglich geſchehen können, wenn die Speiſen, die wir zu uns nehmen, nicht gebührend verdauet, und die nährenden Theile derſelben zu allen Puncten des Körpers hingebracht werden könnten. Da aber in den Speiſen ſelbſt nicht allemal ſo viel Feuchtigkeit vorhanden, als zu ihrer gehörigen Verdauung, und zu Austheilung des Nahrungsſafts erfordert wird: ſo mus man dieſelbe billig erſezen: welches durch ein gnugſam dünnes Getränke am füglichſten geſchehen kan. Und obwohl daſſelbe ebenfalls bisweilen eine nährende Kraft hat: ſo wird doch dieſe von dem Getränke eigentlich nicht erfordert; ſondern es kan ſolches alsdenn in ſo ferne ſchon unter die Nahrungsmittel mit gezehlet werden. Es iſt artig, was davon Valleſius lib. I. cap. 10. de method. med. ſaget: Potus per ſe duo uſus ſunt. vehere alimentum, & ſolari ſitim; quem tenuem & fluxilem eſſe decet, ut deducat alimenta, Alere vero, non eſt potus per ſe, etſi aliquibus accidit potabilibus, non qua talibus. Nam, quæ alunt, fami occurrunt potius, quam ſiti, aut non huic ſoli. " Das Getränke hat an ſich " zweierlei Nuzen. Es löſchet nemlich " den Durſt, und hilft auch den Nah- " rungsſaft im Körper austheilen, und " wenn es dieſes verrichten ſoll: ſo mus " es dünne und flüchtig ſeyn. Daß aber " ein Getränke zugleich nähret, das thut " es nicht als Getränke; weil nährende " Dinge vielmehr vor den Hunger, als " vor den Durſt helffen, oder doch ſo- " dann dieſen nicht alleine ſtillen.

§. 3.

Wenn man noch weiter gehet: ſo erhellet die Nothwendigkeit des Trinkens zum Leben und der Geſundheit noch viel deutlicher. Denn erwäget man, woraus unſere ſo künſtliche Maſchine zuſam̃en geſezt iſt, ſo findet man, daß ſie aus veſten und flüſsigen Theilen beſtehet, und daß dieſe allezeit den gröſten Theil ausmachen, auch ſelbſt unſer Geblüte dreimal mehr Feuchtigkeit als veſtes Weſen in ſich enthält. Da nun die Erhaltung des Lebens und der Geſundheit einig und alleine einen freien ungehinderten, und gemäſsigten Umlauf des Geblüts, und aller Säfte durch den ganzen Leib zum Grunde hat; dieſer Umlauf aber theils von der Würkung der feſten Theile in die flüſsigen, theils von der gehörigen Flüſsigkeit des Bluts und der Säfte ſelbſt, und von der daraus entſpringenden Gegenbewegung unterhalten wird: ſo folget, daß ſowohl die veſten Theile mit einer zur Bewegung bequemen Geſchiklichkeit, die ſie von den wäsrigen Theilen erhalten, verſehen ſeyn, als auch das Blut ſelbſt gnugſame Feuchtigkeit bei ſich haben müſſe, damit es durch alle, und ſogar auch durch die kleinſten Gefäsgen unſers Leibes fortflieſſen, dieſelben hinlänglich anfüllen, und alſo ihre Lebenshandlungen unterhalten könne: widrigenfalls allerdings entweder von langſamer Bewegung und Stokung des Bluts allerhand Krankheiten; oder von deſſen gänzlich aufgehobenen Umlaufe der Tod endlich ſelbſt entſtehen mus.

§. 4.

Da aber auch ein erwünſchter Geſundheitszuſtand hauptſächlich mit einer behörigen Abſonderung des unnüzen von den reinen und guten Säften durch die dazu verordneten Abführungswege zuzuſchreiben iſt: ſo entdeket ſich in dieſem Falle der Nuze und die Nothwendigkeit des Getränks ebenfalls zur Gnüge. Denn ſollen die nach ausgezognen Nahrungsſafte von den Speiſen zurük gebliebene unnüzen Theile aus dem Körper durch den Stuhlgang ausgeführet werden: ſo iſt allerdings gnugſame Feuchtigkeit vonnöthen, damit nicht die in Gedärmen befindliche natürliche Wärme gedachten Unrath austroknet, und eine mit Schaden der Geſundheit verknüpfte Leibesverſtopfung zuwege bringet. Sollen die unreinen salzigten, und zum Theil ſchweflichten Theile von dem Geblüte nicht nur gehörig abgeſondert; ſondern auch durch den Urin und Schweis ausgeführet werden: ſo wird hoffentlich ein jeder leicht begreiffen, daß dazu ebenfalls eine gehörige Flüſſigkeit und Bewegung des Bluts erfordert werde, welche durch das Getränke zum beſten erhalten wird.

§. 5.

Ja, da endlich, wie bisher gezeiget worden, ein dünnes Getränke zu einem freien und ordentlichen Umlaufe des Bluts und der Säfte, und zur gebührenden Reinigung des Körpers von ſeinem Unrathe das vornehmſte beiträgt: ſo iſt kein Zweifel, daß es auch alles übrige, was davon herrühret, nach Wunſche befördern hilft. Denn ſo haben alsdenn die Glieder ihre rechte Bewegungskraft, die Seele thut ihre gehörige Handlungen, und kurz zu ſagen, es gehet alles nach der von GOtt beſtimmten Ordnung im Körper gebührend von ſtatten.

§. 6.

Hieraus flieſſet nun von ſelbſt, daß das Getränke, ſo wir zu uns nehmen: 1) dünne ſeyn müſſe; weil es eigentlich nicht zur Nahrung beiträgt: es ſey denn, daß es, wie bei armen Leuten wegen ihrer ſchlechten Speiſen, die Nahrung mit verrichten müſſe. (§. 2.) 2) Daß wir eine gnugſame Menge deſſelben zu uns nehmen müſſen, wann wir davon erwarten wollen, was wir allererſt erfordert haben. Was nun das erſte betrift: ſo iſt unſtreitig das Waſſer, das die wenigſten gröbern Theile bei ſich führet, zu Erhaltung beſagten Endzweks am geſchikteſten. Freilich aber iſt in dieſem Falle billig eins dem andern vorzuziehen, und man hat bis dato diejenigen Waſſer am beſten befunden, die recht klar, reine, und leichte ſeyn, und wenig irrdiſches bei ſich führen, dergleichen man balde erkennen kan, wenn man mit der Waſſerwage, oder durch Deſtilliren, Abrauchen, und Beimiſchung verſchiedener Dinge eine Probe damit anſtellet: wie dieſes hin und wieder von andern ſchon iſt beſchrieben worden, und alſo hier zu wiederholen überflüſſig ſeyn würde. Es haben ſich daher des Waſſers nicht nur die Väter alten Teſtaments mit dem gröſten Nuzen und zu Verlängerung ihres Lebens zum Getränke bedienet; ſondern wir ſehen auch noch bis dieſe Stunde viele Waſſertrinker, die bei deſſen Genus vor andern eine dauerhafte Geſundheit genieſſen, und nicht nur beſondere Lebhaftigkeit, weiſſe Zähne, und guten Appetit; ſondern auch eine gute Verdauungskraft haben; weil das Waſſer am bequemſten iſt, die Speiſen aufzulöſen, und aus demſelben die nüzlichen, und zur Nahrung dienlichen Theile auszuziehen. Dahero der ſeel. Geh. Rath Hofmann kein Bedenken getragen, in ſeinem von Waſſer geſchriebenen ſehr gelehrten Tractat frei zu bekennen, und mit bündigen Gründen zu erweiſen, daß wenn auf der Welt noch irgends ein allgemeines Hülfsmittel, oder eine Univerſal-Medicin zu hoffen ſtünde, ſolche am erſten und beſten von einem reinen und guten Waſſer erlanget werden könne; weil daſſelbe wegen ſeines zarten und flüchtigen Weſens alle Theile des Leibes durchdringet, die im Blute befindlichen ſalzigten und hizigen Theile mäſiget, die erdichten und ſchleimichten verdünnet, und vermöge ſeiner Kälte auch die feſten Theile des Körpers gewiſſer maſſen ſtärket, davon in dieſem Theil als auch im vorhergehenden ausführlich gehandelt worden.

§. 7.

Wie ſchlechtes Waſſer zu verbeſſern?

Da aber nicht aller Orten ein reines, klares und von irrdenen Theilen ſattſam geſäubertes Waſſer angetroffen wird; man auch nicht allemal ein gutes unter freien Himmel aufgefangenes Regenwaſſer bekommen kan, welches ſonſt wegen ſeiner Leichtigkeit, und da es gleichſam ein natürlich deſtillirtes Waſſer vorſtellet, das beſte iſt: ſo mus man freilich, zumal an ſumpfigten Orten dahin bedacht ſeyn, wie man daſſelbe verbeſſern, und den dadurch zu befürchtenden Nachtheil abwenden wolle, welches nach Beſchaffenheit der Umſtände nicht beſſer, als durch Vermiſchung mit Wein, Brantewein, Citron- und Pomeranzenſaft, ingleichem durchs Abkochen, mit und ohne Zimmet oder Citronſchale, durch Zuthuung eines geröſtetē Stük Brods, oder auch durch eine Deſtillation geſchehen kan, dergleichen die Schifleute durch beſondre dazu verfertigte Inſtrumente auf offenbarer See zu thun pflegen.

§. 8.

Vom Biertrinken.

Aus eben dem Grunde, weil die Waſſer nicht aller Orten von guter Art ſind, nachgehends aber auch aus Einführung unnöthiger Gewohnheit iſt es geſchehen, daß man in den Nördlichen Gegenden, und wo kein ſonderlicher Wein wächſet, aus Gerſte, Weizen, und andern Früchten eine Art von Getränke, welches man Bier nennet, mit Waſſer durch das Kochen bereitet hat, deſſen Nuzen oder Schaden man nach der oben §. 6. von rechter Beſchaffenheit des Getränks gegebenen Regul leicht wird urtheilen können. Denn je mehr nahrhafte und gröbere Theile es vermöge ſeiner Ingredientien bei ſich führet, deſto weniger kan es nothwendig zur Flüſſigkeit und Verdünnung des Bluts beitragen. Vornemlich aber hat man bei den Bieren auf das Waſſer zu ſehen, daraus ſie gebrauet werden. Denn iſt ſolches an ſich leichte und rein geweſen, ſo pflegt auch das Bier leichter, und der Geſundheit zuträglicher zu ſeyn; weil durch dergleichen Waſſer nicht nur die Kraft aus den dazu genommenen Früchten beſſer herausgezogen wird; ſondern auch die Gährung beſſer von ſtatten gehet, welche allerdings höchſt nöthig iſt; weil ſonſt die nicht gnugſam ausgegohrnen und von den Heffen befreiten Biere vieles Unheil im Leibe, als Aufblehung der Gedärme, Durchfall, Colik, kalte Piſſe, und dergleichen verurſachen.

§. 9.

Uberhaupt iſt bekannt, daß man die Biere in weiſſe und braune einzutheilen pflegt, und daß dieſe nicht nur eher klar werden, als jene; ſondern ſich auch, wegen des bei ſich habenden Hopfens, länger halten, und nicht ſo leichte ſauren. Beide aber beſtehen aus Waſſer, welches das meiſte ausmacht, aus etwas Spiritus, und aus klebrig=harzigen und ſchleimigen Theilen. Nachdeme nun das Verhältnis dieſer Beſtandtheile in einem Biere beſchaffen iſt: ſo iſt auch daſſelbe entweder ſtärker, oder ſchwächer, und pflegt daher mehr, oder weniger zu nähren. Woraus denn zugleich der Unterſchied der Biere entſtehet, der gewis ungemein gros iſt. Wie denn hieher auch die mit gewiſſen Kräutern und Gewürzen angemachte Biere zu rechnen ſind, die man nach dem Nuzen und Schaden dieſer beigemiſchten Dinge hauptſächlich beurtheilen mus; weil in der That öfters ſchädliche Kräuter dazu genommen werden.

§. 10.

Eigenſchaften eines guten Bieres.

Da aber hier nicht ſowol überhaupt von den Bieren; ſondern vielmehr von denenjenigen die Rede iſt, die ein tägliches Getränke abgeben können: ſo fragt ſichs billig, wie ein Bier beſchaffen ſeyn müſſe, wenn es dazu dienen, und den Vortheil an der Geſundheit zuwege bringen ſoll, den ich §. 3. ſeqq. beſchrieben habe? Worauf zur Antwort dienet, daß die Kennzeichen eines guten Bieres dieſe ſind: wenn es dünne und leichte iſt, keine Blähungen verurſachet, und durch den Urin wohl abgehet, nicht leichte ſauer wird, und den Kopf nicht ſo gleich einnim̃t oder berauſchet. Denn iſt es zu fett und ſtark: ſo nähret es zu ſehr, und ſchikt ſich alſo vor ſolche Leute gar nicht, die ſonſt ſchon gute Speiſen genieſſen, und es nicht wieder ausarbeiten können; daher es bei ihnen auch gerne nach und nach Verſtopfungen des kleinen Geäders in den edlen Eingeweidē verurſachet; blähet es den Leib auf, und geht nicht wohl durch den Urin wieder fort: ſo legt es den Grund zur Hypochondrie, und Stein; wird es leichte ſauer: ſo zieht es die kleinſten Röhrgen zuſammen, ſchwächet die Verdauung des Magens und hinterläſt viele ſchädliche ſaure Cruditäten; wenn es aber endlich leichte berauſchet: ſo betäuſelt und ſchwächet es den Kopf zu ſehr, und gibt mit der Zeit zu allerhand Zufällen an demſelben Anlas. Wie denn überhaupt bekannt iſt, daß die Bierrauſche länger, als andere anhalten, und eine mehrere Schwachheit des Körpers zurük laſſen, vermuthlich deswegen; weil die klebrigt ſchleimigen Theile etwas ſchwer aus dem Körper wieder wegdämpfen können.

§. 11.

Nun mögte man vielleicht von mir fordern, daß ich die verſchiedenen Sorten der Biere, und deren rechten Gebrauch genauer beſtimmen ſolte. Da aber dieſes bereits viele vor mir gethan haben; und ich auch hier keinesweges den beſondern Gebrauch aller und jeder Getränke in allen vorkommenden Fällen darthun will; ſo laſſe es billig bei Seite geſezet, und glaube, es werde immittelſt gnug ſeyn, daß ich doch wenigſtens die wahren Eigenſchaften eines geſunden Getränkes überhaupt angezeiget habe. Wie ich denn auch deshalb von dem Weine, der ohnedem nicht eigentlich unter die ordentlichen Getränke gehöret, keine beſondere Unterſuchung anſtelle; ſondern mich vielmehr zu meinem Hauptzweke wende, und aus

Ver=

Vernunft und Erfahrung zu erweiſen ſuche: daß man bei den Curen der menſchlichen Krankheiten vor allen Dingen auf die Beſchaffenheit des Getränkes ſehen, und daſſelbe nach den Urſachen und Umſtänden der Krankheit wohl einrichten müſſe. Und dieſe Abhandlung ſcheint um ſo nöthiger und nüzlicher zu ſeyn; weil man ohnedem leider! dieſes höchſt nöthige Stük der Cur gemeiniglich aus den Augen läſt: oder nur als ein Nebenwerk anſiehet.

§. 12.

Nuzen des Getränks in hizigen Fiebern überhaupt.

Wenn ich aber dieſes erweiſen will: ſo werde es hoffentlich nicht beſſer thun können, als wenn ich die vornehmſten Krankheiten kürzlich durchgehe, und ihre Urſachen unterſuche, auf deren Wegräumung doch alle Curen eigentlich gerichtet werden müſſen. Man pflegt aber bekannter maſſen die Krankheiten in hizige und heftige, und ſodann auch in langwierige und anhaltende einzutheilen; daher ich jede beſonders betrachten, und von den hizigen zuerſt reden will. In dieſen findet man eine heftige und ſchnelle Geblütsbewegung, wodurch die Feuchtigkeiten unſers Körpers gar ſehr verzehret werden. Derowegen man nothwendig ſuchen mus, dieſen ſtarken und geſchwinden Trieb des Bluts beſtmöglichſt zu mäſigen, und die verlohrne Feuchtigkeit zu erſezen, mithin alſo zugleich das Blut und die Säfte in ihrer Flüſſigkeit zu erhalten: welches, wie jedermann leicht erachten wird, durch ein ſattſam dünnes Getränke am allerbeſten geſchehen kan.

§. 13.

Ja wir wiſſen endlich, daß die Fieber ſelbſt öfters ein gutes Hülfsmittel wider allerhand Krankheiten des menſchlichen Leibes ſind. Welches Hippocrates und andere weiſe Aerzte dadurch haben anzeigen wollen, da ſie behauptet, daß die Natur ſelbſt vielfältig in Krankheiten den beſten Arzt abgebe; indem nemlich durch die vermehrte Geblütsbewegung die hier und da im Körper verborgenen Verſtopfungen der kleinſten Gefäsgen glüklich gehoben, und das zähe oder überflüſſige Blut verdünnet, und verzehret wird. Wenn aber dieſes erfolgen ſoll: ſo mus man billig in dem Falle der Natur zu Hülfe kommen, und durch ſattſames Trinken die von der Hize ausgetrokneten Feuchtigkeiten nicht nur wieder erſezen; ſondern auch dadurch zugleich die zu ſtark geſpannten Häutgen der kleinſten Gefäſſe befeuchten und beugſamer machen, damit das Blut deſto beſſer in dieſelben eindringen, und die Eröfnung bewerkſtelligen könne. Man hat auch dahero vorlängſt in allen Arten der hizigen Fieber wahrgenommen, daß diejenigen Patienten, die viel trinken, viel eher und leichter, als andere, die ſolches nicht thun, von ihrer Krankheit befreiet werden.

§. 14.

Wie das Getränke beſchaffen ſeyn müſſe.

Nun fragt ſichs aber, wie das Getränke eigentlich beſchaffen ſeyn müſſe, wenn es den jezt beſchriebenen herrlichen Nuzen gewähren ſoll? Ich antworte: da es hauptſächlich darauf ankommt, daß die übrige Hize dadurch gedämpfet, und die Flüſſigkeit des Bluts erhalten werden ſoll: ſo ſieht man ohne Mühe daraus, daß man weder hizige, noch nahrhafte ſchwere Getränke

tränke dazu nehmen müſſe. Und die Wahrheit zu ſagen: ſo iſt in dieſer Abſicht ein bloſes reines und leichtes Waſſer billig allen andern Getränken weit vorzuziehen. Da es aber gleichwol nicht alle Patienten vertragen können; oder ſich doch nicht dazu verſtehen wollen: ſo thut man allerdings wohl, wenn man daſſelbe womit abkochet, und es ſonderlich mit Gerſte, Scorzonerwurzel, und geraſpelten Hirſchhorne zu einer Ptiſane macht, die ſchon von den älteſten Zeiten her bekannt geweſen, und mit dem gröſten Nuzen gebrauchet worden iſt; weil ſie nicht nur das Blut befeuchtet und flüſſig hält; ſondern auch mit ihren ſchleimigen Weſen die von der Hize erzeugte Schärfe deſſelben, einiger maſſen lindert.

§. 15.

Doch da ſich öfters verſchiedene Umſtände und Zufälle einfinden, denen man billig zugleich mit entgegen gehen mus: ſo verfährt man in der That vernünftig, wenn man beſagte Ptiſane mit ſolchen Dingen verſezet, die ſich zu den beſondern Umſtänden ſchiken. Denn alſo kan man zum Exempel in Bruſtfiebern etwas Feigen, Süsholz, Fenchel, oder Stern-Anis dazu thun, und in hizigen Gallenfiebern, zu Dämpfung der ſcharffen Galle, etwas gereinigten Salpeter, ſüſſen Salpetergeiſt, und Citronſaft, oder den daraus bereiteten ſäuerlichen Syrup damit vermiſchen; oder auch, wenn der Leib zugleich geöfnet, und der gallige Unrath durch den Stuhlgang gelinde ausgeführet werden ſoll, die Tamarinden damit abkochen. Und wer weis nicht, daß auch das mit friſchen Citronen abgekochte Waſſer (decoctum citri e toto) das Mynſicht in ſeinem armamentario beſchreibet: eine ausnehmend kühlende Kraft habe, und daß dergleichen ſäuerliche Getränke in bösartigen hizigen Krankheiten, ſonderlich gute Dienſte thun; weil ſie der zu beſorgenden Fäulnis, und ſchädlichen Trennung der im Blute befindlichen Beſtandtheile kräftig widerſtehen: wie man denn auch dieſerwegen die mit Vitriolgeiſt gemachten ſäuerlichen tincturas florum bellidis, roſarum &c. und den clyſſum antimonii ſulphuratum, der zugleich den Leib offen erhält, mit ſehr guten Nuzen in das Getränke zu tröpfeln pflegt.

§. 16.

Urſachen der kalten Fiebern.

Betrachtet man nun die langwierige Krankheiten: ſo findet man ebenfalls, daß das Getränke, wenn es wohl eingerichtet iſt, zu einer glüklichen Cur ein groſſes beitrage. Die kalten abwechſelnden Fieber gründen ſich, wie die meiſten dreitägigen, hauptſächlich auf ſchleimige, und ſcharfe gallichte Unreinigkeiten, die in dem Magen, und ſonderlich dem darauf folgenden Gedärme (duodenum) ihren Siz haben, und den darüber gehenden Speiſeſaft mit gleicher Verderbnis anfüllen, daß er hernach, wenn er ins Geblüte komt, demſelben neue Fiebermaterie zuführet. Oder wir ſehen auch in täglichen und viertägigen Fiebern, daß viele dike und zähe Feuchtigkeiten, und davon entſtandene Verſtopfungen der kleinſten Röhrgen in den Eingeweiden zum Grunde ligen. Uberhaupt aber beſtehen dieſe Fieber in einer krampfhaften Zuſammenziehung der Nerven und Blutgefäſſe, wodurch ein Fieberfroſt erreget, und das Blut von auſſen einwerts getrieben; nachgehends aber von der Gegenbewegung des Herzens und der groſſen Pulsadern wieder nach den äuſſern Theilen geſtoſſen, und eine Hize zuwege gebracht wird.

§. 17.

Nuzen des Getränks, weñ ſie von Schleim u. Galle entſtehen.

Will man nun die Cur vernünftig anſtellen; ſo mus man allerdings bemühet ſeyn, die zähen und ſcharfen gallichten Feuchtigkeiten, welche ſich an die Häutgen des Magens und des erſten Gedärmes anſezen, und den Einflus des zum Appetit und zur Verdauung höchſt nöthigen Magenſafts verhindern, beſtmöglichſt zu temperiren, loszuweichen und abzuſpülen: welches in der That nicht beſſer vollbracht wird, als wenn man hinlängliche dünne Feuchtigkeiten zu ſich nimmt, dergleichen nicht ſowol ſtarke nährende Biere, als vielmehr ein reines gutes Waſſer darreichen kan. Ja iſt auch das Blut, wie bei vielen Choleriſchen Leuten, die das dreitägige Fieber von Aergernis bekommen haben, von den ſchweflichten Theilen der Galle allzu ſehr erhizet; ſo iſt gleichfalls kein beſſer Mittel dieſelben zu dämpfen, und durch bequeme Wege auszuführen, als das jezt beſagte Getränke, oder auch die ſäuerliche Molken. Da aber inſonderheit in der Fieberhize die Natur beſchäftiget iſt, die ſchädliche Fiebermaterie durch den Schweis, Urin u. ſ. w. aus dem Körper wegzuſchaffen; und zur Gnüge bekannt iſt, daß je beſſer dieſes geſchieht, deſto eher auch die Hize und das Fieber ſelbſt endlich vorüber gehet: ſo hat man auch in dieſem Falle billig groſſe Urſache, ſich um ein rechtes Getränke zu bekümmern; weil dadurch das Geblüte verdünnet, und in ſeinem Fortgange befördert wird, daß es deſto beſſer nach denen von der Natur geſezten Abführungswegen hingehen, und daſelbſt ſeine unreinen Theile von ſich laſſen kan.

§. 18.

Wenn allzu dike und zähe Feuchtigkeiten am Fieber ſchuld ſind, und wohl gar ſchon hier und da einige Gefäsgen verſtopfet haben: ſo iſt ein dünnes Getränke nicht minder nüzlich und heilſam; weil es am geſchikteſten iſt, die zähen Säfte aufzulöſen, und die feſten Theilgen des Bluts aus einander zu treiben; und zwar um ſo mehr, wenn es noch überdem mit einer eröfnenden und zertheilenden Kraft verſehen iſt. Daher alsdenn in dem Fieber ſelbſt die aus den eröfnenden Wurzeln bereitete Tränke, ingleichen das Selters- Toennſteiner- und Wildungerwaſſer; auſſer demſelben aber auch ſtärkere, und mit allerhand auflöſenden Salzen begabte Geſundbrunnen ſehr zuträglich zu ſeyn pflegen. Welches man unter andern daraus erkennen kan; weil Exempel gnug vorhanden ſind, daß die hartnäkigſten Fieber an denen Geſundbrunnen ſehr zuträglich zu ſeyn pflegen. Welches man unter andern daraus erkennen kan; weil Exempel gnug vorhanden ſind, daß die hartnäkigſten Fieber an denen Geſundbrun-

nen endlich glüklich ſind curiret, oder auch die ſchlimmen Zufälle verhütet worden, die ſich nicht ſelten einzufinden pflegen, wenn man ſie zur Unzeit geſtopfet hat. Wiewol ich weiter davon jezo nichts gedenken will; weil dieſe Waſſer ſo dann nicht ſowol ein bloſſes Getränke, ſondern vielmehr eine Art der Medicin abgegeben haben; woraus man aber immittelſt dennoch ſo viel einſiehet, daß die flüſſigen Sachen bei der Cur dieſer Fieber viel vermögen.

§. 19.

Getränke verkürzt den Paroxyſmum.

Ja, da die Fieber eigentlich in einer krampfartigen Spannung der Nerven und Blutgefäſſe beſtehen; (§. 16.) welche auch im Anfange der Hize nicht gleich nachläſt: ſo kan der Paroxyſmus nicht beſſer gebrochen werden, als wenn dieſelbe beſtmöglichſt gelindert wird; da denn hernach das Geblüte ſich freier auswerts bewegen, und einen heilſamen Schweis hervor bringen kan. Da aber die Feuchtigkeiten die Kraft haben, die Fleiſchzaſern unſers Körpers zu erweichen und ſchlaf zu machen: ſo können ſie auch folglich dazu dienen, daß der Fieberkrampf nachläſt, und der Paroxyſmus eher zu Ende gehet. Daher diejenigen Patienten allerdings ſehr wohl thun, die in der Hize fleiſig trinken; wenn ſie nur dieſes dabei beobachten, daß ſie den Magen nicht zu ſehr überſchütten, ſondern ofte, und wenig auf einmahl von einem dünnen Getränke zu ſich nehmen.

§. 20.

Man bemerket ſodann, daß die Langwierigkeit der abwechſelnden Fieber bei vielen inſonderheit davon mit herrühren, daß an dem ſogenannten guten Tage die Unreinigkeiten durch die Haut und ſonſt nicht gebührend weggehen. Denn weil nach allen ſtarken Bewegungen in unſerm Körper eine proportionirte Schwachheit nachfolget: ſo ereignet ſich ſolches auch bei den Fiebern. Daher geht der Puls ſchwach, das Geblüte, wenn es zumal dike iſt, beweget ſich langſam durch die Adern, und mithin geht auch die höchſtnöthige Abſonderung des im Körper verhaltenen Unraths nicht recht von ſtatten, und kurz zu ſagen, es ſammlet ſich wieder neue Materie, die dem Fieber Nahrung und Unterhalt gibt. Wenn man nun dieſes verhindern will: ſo iſt in der That kein beſſerer Rath, als daß man durch ein dünnes Getränke, inſonderheit aber bei trägen und ſchwachen Perſonen, oder bei kühlen und feuchten Wetter, durch warme Feuchtigkeiten, den ſchweren Lauf des diken Bluts befördert; wozu unter andern ein guter Kräuterthee, aus Meliſſe, Ehrenpreis, Cardebenedicten, Hollunderblüthen, etwas ſüſſen Holz, und Saſſafrasrinde dienen kan.

§. 21.

Getränke von Fleiſchbrühen; zumal in ſchleichenden Fiebern.

Sonderlich aber pflegt ſodann auſſer andern, der Selterbrunnen mit Milch, ingleichen die ſäuerliche und ſüſſe Molken gut zu thun; oder wenn man zuweilen frühe dünne Fleiſchbrühen, die nicht fett, noch ſehr geſalzen, und mit eröfnenden friſchen Kräutern und Wurzeln, als mit Lactuk, Sauerampf, Kerbel, Endivien,

divien, Spargel, Haber-Zuker Hindläuft- Peterſilien- Paſtinakwurzeln, Sellerie, und friſch geſtoſſenen Krebſen abgekocht, wie auch wohl mit etwas Citron- oder Pomeranzenſaft vermiſcht ſind, ſtatt eines andern Getränkes genieſſet. Sintemal dieſelben nicht nur die verſtopften Gänge eröfnen; ſondern auch zugleich einiger maſſen die von der ſchleichenden Hize erzeugten Schärfe der Säfte temperiren, und der zunehmenden Auszehrung des Körpers durch ihre nährende Kraft Einhalt thun. Daher ſie auch alleſamt im Anfange der Hectik, wenn noch einige Hülfe zu hoffen ſtehet, mit den gröſten Nuzen gebrauchet werden können.

§. 22.

Einrichtung des Getränks in der Hectik.

In Hectiſchen Fiebern, wenn ſie erſt überhand genommen haben, darf man zwar an keine wirkliche Cur denken. Dem ohnerachtet aber kan man einige Linderung verſchaffen, und die ſchlimmen Zufälle erträglicher machen: welches gleichwol lobenswürdig genug iſt; dennoch aber auf keine Weiſe beſſer, als durch ein gutes Getränke ins Werk gerichtet werden kan. Denn weil die faſt beſtändige Hize die gute Nahrungsſäfte verzehret, und die Kräfte ungemein ſchwächet: ſo mus man nothwendig ſuchen, theils durch nährende, theils aber auch durch kühlende Getränke dem abgematteten Körper zu Hülfe zu kommen. Hierunter mus nun billig gerechnet werden die Milch, ſowol mit als ohne Waſſer vermiſcht, der abgekochte Hirſchhorn- und Citronentrank; oder wenn man eine Portion Hirſchhorn-Gallerte in der gewöhnlichen Ptiſane auflöſet, oder aus dieſer mit abgekochten und ſamt den Kernen klein geſtoſſenen Sauerkirſchen einen angenehmen und etwas ſäuerlichen Trank bereitet. Wohin auch endlich billig das ſogenannte Brodwaſſer gehöret, das alſo gemacht wird, wenn man nemlich auf zwei Pfund klein geriebenes ſchwarzes Rokenbrod, oder noch beſſer auf Pompurnikel, und ein wenig friſche Citronſchaale, drei Maas Waſſer gieſſet, und in einer Blaſe über deſtilliret; nachgehends aber davon ſowohl des Morgens warm, als die übrige Zeit des Tages kalt trinket.

§. 23.

Getränke in Blutflüſſen ſtillen die Aufwalung des Bluts.

Unterſucht man ferner, wie es mit den Curen der Blutergieſſungen ſtehet: ſo wird man ebenfalls inne, daß dieſelben den gröſten Theil ihres guten Ausſchlages dem Getränke mit zu danken haben. Man bemerket aber, wenn ſich eine Blutſtürzung ereignet, daß das Geblüte in groſſer Wallung iſt, und ſeinen Trieb nach denenjenigen Theilen ſtark hinrichtet, aus welchen es hervor bricht. Man hat daher zuförderſt Urſache zu ſorgen, daß dieſe heftige Geblütsbewegung in Zeiten geſtillet werde: deshalb man auch verſchiedene niederſchlagende Pulver und ſäuerliche Dinge mit guten Nuzen zu rathen pflegt. Alleine, da jene bei allzuoften Gebrauche endlich den Magen ſchwächen; dieſe aber nach und nach das Geblüte verdiken: ſo kan man dieſen ſich ereignenden Schwierigkeiten nicht beſſer abhelfliche Maſe geben, als wenn man zugleich durch ein kühlendes leichtes Getränke zu ſtatten kommt, unter denen allen ein reines friſches Waſſer mit Recht den Vorzug verdienet; wie denn verſchiedene Exempel vorhanden ſind, daß die gefährlichſten Blutergieſſungen öfters nicht eher haben können geſtillet werden, als wenn man ſich ans Waſſertrinken gewöhnet hat. Es erweiſet aber das Waſſer nicht nur an ſich ſelbſt die beſten Dienſte; ſondern man thut auch nicht übel, wenn man zuweilen im Nothfalle, auch andere kühlende Dinge, als Salpeter, Vitriolgeiſt, und Klatſchroſenſaft ꝛc. damit vermiſchet, oder einige male glühenden Stahl darinne ablöſchet, und es dadurch zugleich mit einer ſtärkenden Kraft verſieht; oder es auch, wenn Schärfe im Blute vorhanden iſt, mit Mandeln und andern ölichten Saamen zu einer Milch macht. Wobei endlich die Molken und gelinde Geſundbrunnen keinesweges auszuſchlieſſen ſeyn.

§. 24.

Hiernächſt ſo gründen ſich die Blutflüſſe hauptſächlich auf eine unordentliche Circulation des Bluts, wodurch nemlich mehr Blut an einen Ort hingetrieben wird, als hinkommen ſollte, bis es endlich gar daſelbſt ſeinen Durchbruch ſuchet und findet. Dieſer unrichtige Umlauf des Geblüts aber entſtehet entweder von Verſtopfung einiger Blutgefäſſe, oder von einem in gewiſſen Theilen unſres Leibes vorhandenen Krampfe, wie dieſes ſich leichte erweiſen läſt. Denn wenn das Blut durch einige verſchloſſene Gefäſſe nicht durchflieſſen kan: ſo gehet es hernach, wie wir aus der Hydraulik wiſſen, mit deſto ſtärkerer Kraft nach andern Gefäſſen, und zerreiſſet endlich dieſelben, wenn ſie dem andringenden Blute nicht gnugſam widerſtehen können: welches gleichfalls auch nothwendig geſchehen mus, wenn die Adern an gewiſſen Orten von Krampfe zuſammen gezogen ſind. Da nun aber ein dünnes Getränke ſowohl zu Eröfnung der verſtopften Röhrgen, als zu Linderung des Krampfs beſonders dienlich iſt: (§. 18. 19.) ſo erkennet man folglich daraus, daß es zur glüklichen Cur dieſer Krankheiten allerdings viel beitrage. Und weil auch dieſelben, wenn ſie lange währen, oder ofte wieder kommen, gemeiniglich von einigen Verſtopfungen der kleinſten Röhrgen in der Lunge, Mutter, dem Unterleibe u. ſ. w. unterhalten werden: ſo darf man ſich alſo nicht wundern, warum alsdenn einige mineraliſche Waſſer, wenn ſie unter gehöriger Diät getrunken werden, fürtreflich zuſchlagen.

§. 25.

Findet man endlich nöthig, dieſen gefährlichen Blutſtürzungen durch ſtärkende Mittel auf eine ſichere Art Einhalt zu thun: ſo verfähret man ebenfalls weiſe, wenn man zu ſeiner Zeit durchs Trinken ihre ſtopfende Kraft in etwas zu mäſigen ſuchet. Ja man kan ſelbſt auch mittelſt des Getränkes die Blutſtillung am beſten verrichten, wenn man nemlich theils einen guten Thee, aus heilſamen und gelinde anziehende Wundkräutern bereitet, theils auch zum ordentlichen Getränke einen ſtärkenden Trank brauchen läſt, zu welchen man Chinawurzel, rothen und gelben Sandel, Maſtixholz, Eichenmiſpel und dergleichen nehmen; beides aber nach den beſondern Umſtänden, und nach Beſchaffenheit der Blutflüſſe ſelbſt einrichten kan; indem freilich einige Dinge ſich beſſer im Blutſpeien, andere aber beſſer in Blutharnen u. ſ. w. ſchiken. Und eben ſolche Getränke pflegt man auch nach bereits geſtillten Blutſtürzungen in der Abſicht zu gebrauchen, damit nicht nur die zerriſſenen Blutgefäſſe ihre verlohrne Kraft wieder bekommen; ſondern auch ein neuer Anfall dadurch abgewendet werde.

§. 26.

Getränke lindert den allgemeinen Krampf.

Sieht man auf die krampfhaften Krankheiten: ſo wird man bei ihrer Cur von dem Nuzen des Getränks das ebenfalls geſtehen müſſen, was ich bisher behauptet habe. Nun gründen ſich zwar dieſe Krankheiten in der That auf einerlei Urſachen: weil ſie nemlich alleſamt von einem krampfhaften Zuſammenziehen der Nerven und nervichten Theilen herrühren: ſie bekommen aber dennoch verſchiedene Benennungen, nachdem nemlich der Krampf entweder allgemein iſt, oder nur gewiſe Theile des Körpers einnimmt. Was die erſte Art betrift: ſo rechnet man hierunter vornemlich die böſe Noth, und das convulſiviſche Ziehen der Glieder. Wenn man nun dieſen üblen Zufällen abhelffen will: ſo mus man zuförderſt dieſen allgemeinen Krampf zu lindern ſuchen; welche Abſicht man durch verſchiedene krampflindernde Mittel erhalten kan: worunter aber nach §. 19. vornemlich ein dünnes und flüſſiges Getränke mit gehöret; weil ſolches auſſer ſeinen andern guten Tugenden, die unvergleichliche Kraft hat, die widernatürliche Spannung der feſten Theile unſres Körpers zu beſänftigen. Da aber dieſer Krampf eigentlich deswegen den ganzen Körper einnimmt; weil theils ein häufiges, theis aber ein ſcharfes und hiziges Blut ſtärker nach dem Kopfe hingehet, und daſelbſt die Nervenhäute drüket und angreift: ſo ſieht man daraus, daß die flüſſigen Dinge; weil ſie das Blut verdünnen, und deſſen Schärfe und Hize mäſigen, vor allen andern mit gebrauchet werden müſſen. Man pflegt auch daher entweder bloſſes reines Waſſer mit guten Erfolg zu verordnen, oder daſſelbe mit ſolchen Dingen abkochen zu laſſen, die, wie die Sarſaparille-China-Pöonien-Hindläuftwurzel; oder wie das geraſpelte Hirſchhorn, wegen ihres ſchleimigen Weſens, die ſcharfen Theilgen des Bluts und der Säfte zu temperiren vermögend ſind.

§. 27.

Wenn aber dieſen allen ein Gnüge geſchehen iſt: ſo mus man auch die nach dem Krampf zurük gebliebene Schwachheit des Haupts, und der Nerven beſtmöglichſt zu verbeſſern ſuchen; da denn zu Erreichung dieſes heilſamen Zweks; auſſer andern ſtärkenden Mitteln, ein bequemes Getränke inſonderheit mit geſchikt iſt. Sintemal die Erfahrung ſehr ofte gewieſen, hat, daß in dieſen heftigen Krankheiten ein recht gutes friſches Brunnen- oder Regenwaſſer, wenn es ſtatt andern Getränks iſt getrunken worden, die zuverläſige Hülfe gewähret, und die neuen Anfälle derſelben beſſer, als alle übrige durch die Kunſt bereitete Mittel abgewendet hat.

§. 28.

Getränke helffen in Krampf, der gewiſſe Theile einnimmt.

Diejenigen krampfartigen Krankheiten, ſo nur gewiſe Theile des Leibes einnehmen, wie die Hypochondrie, Mutterbeſchwerung, Bruſtkeuchen, Huſten, Brechen, Schluken, Durchfälle, u. ſ. f. beweiſen ebenfalls zur Genüge, daß ſie von einem wohl eingerichteten Getränke am beſten gelindert, und gehoben werden. Denn eines theils hilft daſſelbe, wie bereits verſchiedene male iſt angeführet worden, den Krampf lindern; andern theils aber auch die wahren Urſachen deſſelben wegnehmen; worunter vornemlich dieſe gehöret, daß ſich das Geblüte, wenn es zumal dike und ſchleimig iſt, durch die leidenden Theile nicht ordentlich circuliret. Denn alſo beobachtet man dieſes unter andern vornemlich an der Hypochondrie und Muterplage, wo die Bewegung des Bluts durch den Magen, Gedärme, Leber und andere Eingeweide des Unterleibes, ingleichem bei dem weiblichen Geſchlechte durch die Mutter, ſehr ungleich und verhindert iſt; daher es auch geſchiehet, daß dieſe beide Krankheiten zu den meiſten übrigen langwierigen Beſchwerungen den Grund legen. Was iſt aber wohl bei ſo bewanden Umſtänden beſſer geſchikt und vermögend, das zähe Blut zu verdünnen, und wieder in beſſern Lauf zu bringen, als ein dünnes und flüſſiges Getränke; dergleichen ich vorhin vorgeſchlagen habe? Und es iſt auch um ſo weniger daran zu zweifeln; weil wir ſehen, daß eben ſowohl in dieſen, als in andern bereits angezeigten Krankheiten, allerlei Geſundbrunnen, und zwar vor allen andern das Carlsbaad, bis dato die herrlichſte Würkung erwieſen haben.

§. 29.

Nun verwerffe ich zwar damit weder andere dienliche Arzeneien, noch auch die übrigen diätetiſchen Hülfsmittel; gleichwohl aber trage ich kein Bedenken zu behaupten, daß ein gutes Getränke ein wahrhaftig Hauptſtük bei der Cur dieſer Krankheiten abgebe, und daß derjenige glüklich zu nennen ſey, der das rechte gefunden hat, welches nemlich die ſchlechte Verdauung des Magens befördert, und keine Aufblähung der Gedärme verurſachet, welche ohnedem ſchon die Patienten überaus ſehr beunruhiget, und bei ihnen ſowohl von den meiſten Bieren, als von andern ſonſt unſchuldigen Getränken gar leichte erreget wird.

§. 30.

Fernerer Beweis des vorigen.

Mit der Engbrüſtigkeit, u. dem krampfhaften troknen Huſten hat es gleiche Bewandnis. Denn wem iſt unbekannt, daß darinne die Habergrüze, der Selterbrunnen mit Milch, die ſüſſe Molken, ein guter Bruſtthee, oder eine Priſane mit ſüſſen Holz, Klatſchroſen und Fenchel bereitet, ſehr gut bekomme; weil ſie nemlich alleſamt die zuſammen gezogen und zu ſehr ausgetrokneten Luftbläsgen der Lunge befeuchten und ſchlapper machen. Das Brechen, da es von verſchiedenen im Magen befindlichen unreinen Feuchtigkeiten, und von allerlei andern Urſachen herrühret, erfordert auch verſchiedene darauf eingerichtete Getränke; die ich aber hier nicht weitläuftig benennen, ſondern zum Beweiſe meines Sazes nur ſo viel gedenken will, daß es öfters, wenn es bei Choleriſchen Leuten, von hiziger Galle nach vorher gegangenen Aergernis entſtanden iſt, durch bloſſes kaltes Waſſertrinken glüklich iſt gehoben worden; wie man denn auch Exempel weis, daß ein glühender, und mit einigen kräftigen Gewürzen angemachter Wein, oder wenn man Wein und Waſſer getrunken hat, ſowohl das von Schwachheit des Magens entſtandene ſchleimige Brechen; als auch das davon zurük gebliebene ſehr beſchwerliche Würgen, nach Wunſch geſtillet hat.

§. 31.

In Schluken; ſonderlich aber im Durchlauf, und ſelbſt in der rothen Ruhr, beruhet nicht minder vieles auf dem Getränke, und es mus ſo beſchaffen ſeyn, daß es die angreiffende Schärfe dämpfet, und den Krampf lindert. Daher pflegt man auch diejenigen Tränke mit dem gröſten Nuzen zu verordnen, die einige Gallerte und Fettigkeit, oder ſonſt ein ſchleimiges Weſen bei ſich haben, als die abgekochten Brühen von Fleiſch und Kälberfüſſen, den Trank von Hirſchhorn, Reis und Graupen, und bei denen, die keine übrige Säure im Magen haben, eine gute Milch, wenn ſie zumal abgeſotten, oder mit Waſſer vermiſcht iſt. Will man aber endlich anhalten, und die geſchwächten Gedärme wieder ſtärken: ſo weis man, daß auſſer andern Mitteln z. E. das Stahlwaſſer gut thut; ingleichem wenn ärmere ein gutes Magenſtärkendes braunes Bier, reichere aber einen reinen alten Wein, und zwar unter den rothen Weinen inſonderheit einen guten Pontak, mit gnugſamen Waſſer vermenget trinken.

§. 32.

Nuzen und Einrichtung des Getränks in Kopfwehe, Colik rc.

Geht man noch etwas weiter, ſo findet man, daß die in den Nervenhäutgen vorgehende Veränderungen, welche den Schmerz verurſachen, entweder von vielen ſtokenden Blute zuwege gebracht werden, wie man an der von verſtopfter güldnen Ader entſtandenen Colik und Magenkrampfe wahrnimmt; oder, daß ſie, wie in der Gicht und andern davon herrührenden Krankheiten, von einer mit Schärfe angefüllten ſchleimigen Feuchtigkeit (ſerum acre) herkommen. In beiden Fällen aber mus nothwendig ein dünnes Getränke ungemein zuträglich ſeyn; weil es nicht nur das ſtokende Blut zertheilet, und wieder in ſeinen ordentlichen Gang bringet; ſondern auch die ſcharfen ſalzigen Theile einwikelt, abſpühlet, und durch die gehörigen

Gänge ausführen hilft. Man weis dahero, daß ſowohl kalte als warme Getränke in Kopfwehe, Magenkrampfe, und andern Leibſchmerzen die Cur nicht wenig erleichtern, und daß ſonderlich in dieſen leztern, wenn ſie von einem freſſenden Gift veranlaſſet werden, die in zimlicher Menge getrunkene Milch und Fettigkeiten am beſten vom Tode erretten.

§. 33.

Nuzen bei Abwendung des Steins und Podagra.

Vor allen andern aber kan man die unvergleichliche Würkung des Getränks in Nieren- und Blaſenſteine, im Podagra und allen Arten der Gicht recht offenbar erkennen. Denn wenn irgend etwas vermögend iſt, dieſe peinliche Krankheiten abzuwenden zu lindern, oder zu vertreiben: ſo iſt es ein bequemes Getränke; indem ſolches vornemlich in die Harngänge würket, und aus denſelben die groben tartariſche und ſalzig-ſchleimigen Unreinigkeiten ausführet, welche an Stein und Podagra Schuld ſeyn; maſſen doch ausgemacht iſt, daß alle dieſe Krankheiten von einerlei materiellen Urſache eigentlich herkommen. Es dienen alſo zu erwünſchter Abwendung derſelben, unter den Bieren alle diejenigen, die gelinde auf den Urin treiben, wie z. E. der bekannte Dukſtein, und das Löbejinerbier zu thun pflegt. Unter den ſchlechten Waſſern aber ſind die weichen, und leichten, die nicht viele irrdiſche Theile bei ſich führen; und unter den mineraliſchen, wo nicht zum beſtändigen, doch zum öftern Gebrauche, das Selter-Spa-Wildunger-und Carlsbaadwaſſer, beſonders zuträglich. Und wer will endlich zweifeln, daß die aus eröfnenden Wurzeln, und andern Urintreibenden Ingredientien beſtehende Tränke, ingleichem die Molken, und die aus Ehrenpreis, Peterſilie, Kerbel, Schaafgarbe, ſüſſen Holz, Jüdenkirſchen, Fenchel, Möhrenſaamen und dergleichen bereitete Kräuterthee, in eben dieſer Abſicht ſehr nüzlich ſeyn; ja in den Steinſchmerzen ſelbſt den Abgang des Grieſes und Steins befördern helffen, wenn vorher die vom Krampfe zuſammen gezogenen Harngänge (vretheres) durch innerliche und äuſſerliche Mittel gehörig ſind erweitert worden.

§. 34.

Sollen aber hingegen in der Cur ſelbſt die Schmerzen geſtillet werden: ſo dienen nicht nur die gewöhnlichen Mandelmilchen; ſondern es ſchaffen auch die aus der Althee- Scorzoner- Hindläufts- Engelſüswurzel und dem ſüſſen Holz ꝛc. gemachte Tränke die beſte Linderung; oder ſie helffen doch die Würkung der übrigen Arzeneien fürtreflich befördern; weil ſie die heilſamen Kräfte derſelben im Körper deſto beſſer austheilen, und an ihre beſtimmte Orte hinbringen. Und dieſes gilt auch auſſer dem Steine, Gicht und Podagra, eben ſowohl von dem höchſt beſchwerlichen Blaſenkrampfe, der durch dergleichen milde Getränke gleichfalls gute Beſſerung erhält.

§. 35.

Nuzen in Krankheiten von Schwachheit der Nerven.

Doch ich wende mich nunmehro zu den Krankheiten, die von einer Schwachheit der Nerven, und anderer feſten Theile des Körpers herkommen. Unter welche ich zuförderſt die Lähmungen der Glieder (paralyſis) rechne, in denen man billig ſuchen mus, die von dem ſtekenden Blute häufig abgeſchiedene, und auf dem Gehirne, Rükenmark und denen davon abſtammenden Nerven ſizende ſchleimige Feuchtigkeit zu zertheilen und auszutroknen, damit ſolchergeſtalt den geſchwächten Nerven, ſo viel möglich, ihre vorige Kraft, und dem ſubtilen Nervenſafte ſein gebührender Einflus in dieſelben wieder verſchaffet werde. Dieſes aber kan, wie die Erfahrung lehret, keinesweges durch bloſſe Medicamente, ſondern vornemlich mit durch ein bequemes Getränke geſchehen, dergleichen die Holztränke aus Saſſafras- Sandel- Franzoſenholz ꝛc. zu ſeyn pflegen; welche nicht minder auch in andern Nervenkrankheiten, wie im ſchwarzen Staare, Taubheit und ſchweren Gehöre, einen fürtreflichen Nuzen erweiſen: weil hier ebenfalls eine ſtokende Feuchtigkeit vorhanden iſt, die theils die Geſichtsnerven drüket, und den natürlichen Einflus des Nervenſafts in dieſelben verhindert, theils auch die Nervenhäutgen des Ohres zu ſehr ſchlaff, und zur Empfindung des Schalles untüchtig macht: wie man denn überhaupt auch wahrnimmt, daß dieſe Zufälle bei feuchten und aufgedunſtenen Leuten am längſten anhalten.

§. 36.

Nuzen im Schwindel.

Der Schwindel iſt, wie andere Beſchwerungen des Haupts entweder eine ſelbſtändige Krankheit, und entſteht von einer würklichen Schwachheit des Gehirns, und der Geſichtsnerven; oder er iſt nur ein Zufall der Hypochondrie, da nemlich durch Krampf und Blehungen im Unterleibe das Blut häufiger aufwärts ſteiget, und eine Ausdehnung derjenigen Pulsadern verurſachet, durch welche es ſonſt nach dem Kopfe hingetrieben wird. (carotides). Weil nun dieſe an den Augennerven liegen, ſo werden dieſelben gepreſſet, und es geſchieht darinne eine unordentliche Bewegung des Nervenſafts, mit welcher eine Verwirrung der äuſſerlich umſtehenden Sachen verbunden iſt, und es den Patienten nicht anderſt vorkommt, als wenn alles im Creiſe mit ihnen umgienge. Iſt nun das erſte; ſo iſt vor ſich klar und ausgemacht, daß man allerdings Urſache habe, auf die Getränke zu ſehen; weil ſich alsdenn diejenigen, die den Kopf einnehmen, und das Gehirne ſamt den Nerven noch mehr ſchwächen, wie z. E. ſtarke gehopfte Biere thun, gar nicht dazu ſchiken; ſondern es müſſen leichte und ſtärkende ſeyn, wie ein reines Waſſer, oder ein aus ſtärkenden Hauptkräutern bereiteter Thee iſt. Liegt aber im Gegentheil die Hypochondrie zum Grunde: ſo wird hoffentlich niemand, der den §. 28. einräumt, in Zweifel ziehen, daß alsdenn ebenfalls vieles aufs Getränke ankomme, und daß ſelbiges ſo beſchaffen ſeyn müſſe, wie ich daſelbſt gelehret habe.

§. 37.

Nuzen in Melancholie und Raſerei.

Unter der Zahl der Kopfkrankheiten ſtellen ſich nunmehro auch die Melancholie und Raſerei dar, welche beide von einer Schwachheit der Hirngefäſſe, von einem diken ſchwarzen Blute, und von einem ſtärkern Triebe deſſelben nach dem Haupte herkommen. Iſt aber dem alſo: ſo iſt auch ganz gewis, daß der gröſte Theil einer glüklichen Cur auf der rechten Einrichtung des Getränks beruhe. Denn alſo mus daſſelbe 1) den Kopf keinesweges ſchwächen, ſondern vielmehr ſtärken, 2) mus es ſattſam flüſſig ſeyn, damit es die erdigten und ſchweren Theile des Bluts von einander ſondern, und zu deſſen Verdünnung dienen könne, 3) mus es auch nicht hizig, ſondern kühlend ſeyn, damit es nicht noch mehrere Aufwallung des Bluts verurſachet, und deſſen Trieb nach dem Kopfe vermehret. Und alle dieſe Kräfte ſind in einem guten reinen Waſſer enthalten, ſo daß alle übrige ſonſt hoch-geprieſene Hülfsmittel wenig, oder gar nichts ausrichten, wenn man nicht daſſelbe, oder auch einige Geſundbrunnen, die eben ſowohl eine heilſame Würkung haben, mit zu Hülffe nimmt. Will man aber auch einen abgekochten Trank gebrauchen: ſo kan folgende kühlende Ptiſane zum Exempel dienen: Rec. raſuræ C. C. rad. Scorzoner. ana unciam unam ſemis, cremor. tartari drachmas tres. Coque in aquæ commun: menſuris IV. adde ſyrupi acetoſitat. Citri uncias duas. Um ſo mehr aber iſt dieſes alles zu beobachten nöthig; wenn dieſe Krankheiten, wie es ofte geſchiehet, von der Milzſucht und Muterplage entſtehen. So wenig ſich nun in dieſen allen Getränke ohne Unterſchied ſchiken (§. 28.) eben ſo wenig mögen auch dieſelben in denenjenigen kränklichen Zufällen ſtatt finden, die davon ihren Urſprung haben.

§. 38.

Nuzen in Krankheiten von verſtopften Eingeweiden.

Von einigen Fiebern, daran eine Verſtopfung, oder ſonſt eine üble Beſchaffenheit der edelſten Eingeweide ſchuld iſt, habe ich zwar bereits gehandelt. Es ſind aber noch verſchiedene andere Krankheiten übrig, die eben dieſe Urſachen zum Grunde haben, und annoch einige Betrachtung verdienen. Hierunter zehle ich nun die gelbe und ſchwarze Sucht, das von vielen in der Lunge geſamleten Schleim entſtandene Keuchen, wie auch die Cacherie, Wind- und

Waſſerſucht; in welchen allen die vorhandenen Verſtopfungen der Lunge, Leber, Milze und des Gekröſes nothwendig eröfnet werden müſſen. Da nun aber die flüſſigen Dinge inſonderheit vermögend ſind, die kleinſten Röhrgen von dem darinne anhangenden, oder eingepfropften zähen Schleim zu befreien: ſo erhellet daraus deutlich, wie heilſam in dieſen Falle ein dünnes Getränke ſeyn müſſe, wenn es zumal mit ſolchen Dingen verſezt iſt, die eine Schleim zertheilende Kraft haben. Daher man überhaupt in dieſen Krankheiten die mit eröfnenden Kräutern und Wurzeln gemachte Tränke, wie auch die meiſten mineraliſchen Waſſer, als das Carlsbaad, den Egriſchen- Pyrmonter- Schwalbacher- und Selterbrunnen ꝛc. mit dem gröſten Nuzen zu rathen pflegt; indem dieſelben, auſſer ihren ſubtilen wäſſerigen Elemente, zugleich allerhand gute Schleimlöſende Salze bei ſich führen. Um ſo mehr aber ſind dieſe feuchte Mittel nöthig und heilſam; weil ſie zugleich die Unreinigkeiten durch den Stuhlgang und Urin fürtreflich ausführen, die doch gleichwohl bei ſolchen Patienten gemeiniglich ſehr ſparſam abgehen, oder gar bisweilen auf einige Zeitlang zurük gehalten werden.

§. 39.

Nuzen in der gelben Sucht und Keuchen.

Beſonders aber hat die Erfahrung bisher erwieſen, daß in der gelben Sucht diejenigen Tränke gut gethan haben, die aus den fünf eröfnenden Wurzeln, aus der Rhabarber, Curcuma, Färberröthe, Tauſendgülden- und Leberkraut, gelben Violen, Fenchel, und tartaro tartariſato mit Waſſer bereitet werden. In dem ſchleimigen Keuchen hingegen, da man ſich beſonders bemühen mus, den zähen Schleim in der Lunge zu zertheilen, und zum Auswurf geſchikt zu machen, dient unter andern auch ein Trank, der aus einen Maas Waſſer, aus Weineſſig und Honig, von jeden 3. Loth, und aus einer Unze ſauren Meerzwiebelſaft beſtehet, davon man, obgleich nicht beſtändig, dennoch aber des Tages etliche mal ein gut Theeſchälgen voll zu ſich nehmen kan.

§. 40.

Nuzen in der Cacherie Wind- und Waſſerſucht

In der Cacherie, Wind- und Waſſerſucht ſind diejenigen Getränke vor andern heilſam, die aus eröfnenden und zugleich ſtärkenden Ingredientien bereitet werden; wie ich denn weis, daß folgender Trank z. E. gut bekommen iſt, wozu man annoch nach Gefallen etwas Pimpinellwurzel und Ingber thun kan. Rec. rad. ſarſaparill. uncias IV. quinque aperientium ana unciam unam, raſuræ ligni ſantali rubri, citrini ana uncias duas, baccar. junip, cort. I. ſaſſafras ana unciam ſemis, ſem. fœniculi drachmas duas. M. C. C. D, S. Species, davon drei

Loth in drei bis vier Maas Waſſer zu kochen. Und da man in dieſen Krankheiten vornemlich ſuchen mus, den Abgang des Urins zu befördern, und mittelſt denſelben das angelaufene Waſſer auszuführen: ſo thut man wohl, wenn man in dieſer Abſicht von Bieren den Dukſtein, ſonſt aber den Selterbruñen mit etwas Rhein- oder Moſelwein vermiſcht trinken läst, oder bisweilen unter ein Maas des gewöhnlichen Getränkes den vierten Theil von beſagten Wein und ein Quentlein eines eröfnenden Salzes thut, wozu das Carlsbaader Salz am bequemſten iſt; weil es den Leib zugleich offen erhält. Ja ich weis auch, daß das mit Klettenwurzel und Kannenkraut abgekochte Waſſer, oder auch dieſer jezt folgende Trank von herrlicher Würkung geweſen iſt: Rec. cremor. tartari unciam unam, lap. cancr. unciam dimidiam, nitri purif. drachmas duas. M. C. Que & ſolve in aquæ commun: menſura una ſemis, Colaturæ adde: vini boni Moſellani, vel Rhenani menſuram unam & dimidiam, wovon des Tages über der vierte Theil zu trinken. Freilich aber finden dergleichen Getränke nur alsdenn ſtatt, wenn noch Hofnung zur Beſſerung vorhanden, und nicht etwa ſchon ein hektiſch Fieber zugegen iſt; widrigenfalls ſodann diejenigen in Gebrauch müſſen gezogen werden, die ich §. 19. angegeben habe.

§. 41.

Nuzen in Krankheitẽ von unreinẽ Säften.

Sieht man auf die Krankheiten, die von unreinen und verdorbenen Säften, oder zum Theil von übler Beſchaffenheit der Drüſen herkommen, als der Scorbut, die Kräze, Franzoſenſeuche, der weiſſe Flus, und das Frieſel ꝛc. ſo iſt vollends gewis und ausgemacht, daß die Cur derſelben durch ein gebührendes Getränke hauptſächlich vollführet werde. Denn dieſes iſt vor allen andern geſchikt, den Drüſenſchleim zu erweichen, die davon verſtopften kleinſten Röhrgen zu eröfnen, und die groben ſcharfen Salze abzuſpühlen, und durch die dazu beſtimmten Werkzeuge auszuführen. Daher überhaupt alle flüſſige Sachen, und die ſchlechten ſowol, als mineraliſchen Waſſer, die Wurzeltränke, Molken, und auch einiger maſſen die dünnen Biere ꝛc. den beſten Nuzen bringen; oder doch ſo viel helffen, daß die übrigen ſonſt dienlichen Mittel deſto beſſer anſchlagen.

§. 42.

Nuzen in Kräze und Scorbut.

Was aber die Kräze und den Scorbut insbeſondere betrift: ſo iſt bekannt, daß die Tränke aus der China- Scorzoner- Knoten- Bardenwurzel, Saſſafras- und Wachholderholz ꝛc. mit Waſſer bereitet, und die Molken, die beſte Linderung und

Hülfe verſchaffen, ſonderlich wenn dieſe mit dem ausgepreſten Safte der friſchen, und gegen den Scorbut dienlichen Kräuter, als des Löffelkrauts, Erdrauchs, Brunnenkreſſe und Bachbungen eine Zeitlang unter gehörigen Verhalten getrunken werden. Ja da überhaupt die Geſundbrunnen in dieſen Krankheiten ſehr zuträglich ſeyn: ſo helffen ſie bisweilen noch ungleich beſſer, wenn zu deſto beſſerer Dämpfung der in den Säften befindlichen Schärfe wenigſtens die halbe Cur derſelben mit guter Küh- oder Eſelsmilch vermiſcht gebrauchet wird. Will endlich jemand die Curen mit eröfnenden Brühen, deren §. 18. Erwehnung geſchehen iſt, oder die bekannte Vipercur hieher rechnen: ſo thut er nicht unrecht; ohnerachtet noch zu zweifeln iſt, ob von dieſer leztern ſo viel gutes zu erwarten ſtehet, als man insgemein davon zu rühmen pflegt. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt und bleibts doch gewis, daß die flüſſigen Dinge in gedachten Krankheiten das vornehmſte ausmachen. Denn wie das ſcharfe Salzwaſſer durch ſattſame Beimiſchung eines ſüſſen Waſſers am allerbeſten temperiret wird; eben ſo geſchieht es auch in unſern Körper. Und es iſt daher nicht nur lächerlich, ſondern auch ſchädlich, wenn einige Aerzte nach dem Schlendrian die Reinigung des Bluts und der Säfte blos durch wenige Tropfen einer Harntreibenden, oder Schweis befördernden Eſſenz bewerkſtelligen wollen: indem dadurch gemeiniglich das Blut noch ſtärker erhizet, und mehrere Schärfe in demſelben erzeuget wird.

§. 43.

Nuzen in Frieſel und Ausſchlag des Geſichts.

Das Frieſel, weil es eine groſſe Aehnlichkeit mit dem Scorbute hat; erfordert zum Theil eben ſolche Getränke, wie ich jezo beſchrieben habe; inſonderheit aber hat man bis dato wahrgenommen, daß wenn es zugegen iſt, eine Ptiſane, oder ein andrer gelinder Wurzeltrank ſehr gut thut; auſſerdem aber zu Linderung und Abſcheidung der ſcharffen Frieſelmaterie, der vor belobte Selterbrunnen mit Milch am beſten bekommt. Und eben ſo pflegt auch in andern ſcorbutiſchen Ausſchlägen, wie z. E. im Ausfahren des Geſichts, das bloſſe kalte Waſſer, der bekannte Habertrank, die Molken, oder auch dieſes Getränke dienlich zu ſeyn, wenn man nemlich eine Portion cremor tartari in Waſſer kocht, und zulezt, zum angenehmen Geſchmake, etwas Zuker, friſche Citronſchaale, oder einige Tropfen Cedroöl auf Zuker getröpfſelt darzu thut.

§. 44.

Nuzen in der Franzoſenſeuche u. geſchwollenen Drüſen.

In der Franzoſenſeuche mus die gelieferte und anfreſſende lymphatiſche Feuchtigkeit, die in den Drüſen und kleinſten Gefäsgen feſte ſizet, wohl abſpühlet, und durch den Schweis, Urin oder Speichel aus dem Körper gebracht werden. Zu welchem Ende die Tränke aus den Saſſafras- und Franzoſenholze, ingleichen aus der China-Sarſaparill- oder auch wohl Pimpinell- und Liebſtökelwurzel unvergleichlich ſind, und nebſt wenigen andern dienlichen Arzeneien nicht nur dieſe ſcheusliche Krankheit, ehe ſie noch eingeriſſen iſt, glüklich curiren; ſondern auch die Speicur mit dem Queckſilber, wenn dieſelbe anzuſtellen nöthig iſt, fürtreflich erleichtern. Und eben ſo heilſam ſind ſie auch in allerhand Geſchwulſten der Drüſen des Gemächts, des Halſes, und hinter den Ohren, ja ſelbſt auch im Krebs; weil nemlich dieſe Beſchwerungen eben ſolche Urſachen zum Grunde haben.

§. 45.

Nuzen in dem weiſſen Fluſſe und Saamenflüſſen.

In dem weiſſen Fluſſe der Weiber ſowohl, als in den langwierigen Saamenflüſſen des männlichen Geſchlechts, dienen die gegen die Blutſtürzungen §. 25. verſchriebenen Tränke; und weil in dem erſten ein unrichtiger und verhinderter Umlauf des Bluts durch die Mutter vorhanden iſt, der vor allen Dingen befördert werden mus: ſo iſt klar, daß auch andere dünne und eröfnende Getränke hier ſtatt finden, wenn ſie zumal mit auf den Urin treiben, und durch denſelben die ſchleimige Feuchtigkeiten gelinde abführen; wie der Selterbrunnen, oder dieſer Trank thut, wenn er eine Zeitlang ſtatt des ordentlichen Getränks gebrauchet wird: Rec. rad. chinæ uncias duas, rad. pareiræ brav. unc. unam, raſur. I. ſaſſafras c. corr. unciam ſemis. M. C. D. S. Species davon 3. Loth in drei Maas Waſſer zu kochen. Oder es pflegt auch die bloſſe radix pareir. bravæ nüzlich zu ſeyn, wenn man ein paar Quentl. davon in einen Nöſſel Waſſer aufſiedet, und wie Thee davon trinket.

§. 46.

Biere, warum ſie ſelten in Curen ſtatt finden.

Da ich bisher von der rechten Einrichtung des Getränks in den meiſten Krankheiten des menſchlichen Leibes gehandelt habe: ſo wird man finden, daß ich bei der Cur derſelben denen Bieren nicht ſonderlich viel zutraue: und zwar mit Recht: weil nicht nur ſehr wenige darunter die §. 8. erzehlte Eigenſchaften haben, und entweder zu fett, und nahrhaft, oder zu ſtark und hizig ſeyn; ſondern weil ſie auch mit Hefen angemacht ſind, und deshalb gar leichte, wenn ſie ſchon gnugſam ausgegohren haben, einige Gährung im Leibe erregen, und mithin alſo die Krankheiten verſchlimmern, oder doch ihren ordentlichen Verlauf ſtöhren.

§. 47.

§. 47.

Und faſt eben ſo mus man von den übrigen durch die Kunſt bereiteten Tränken urtheilen. Denn geſezt auch, daß ſie bisweilen den Magen ſchwächen; ſo kan man doch theils einige Gewürze am Ende des Kochens hinzu thun, theils aber auch in langwierigen Krankheiten mit Magenſtärkenden Arzeneien zu Hülfe kommen, oder etwas Wein über der Mahlzeit dabei trinken laſſen. Nechſtdem aber wird man befinden, daß an der Verdünnung und Reinigung des Bluts gemeiniglich unweit mehr gelegen iſt, als wenn der Magen etwas geſchwächet wird. Ja es iſt vielmehr gewis, daß dieſer dennoch hernach ſtärker wird, wenn das Geblüte nebſt den übrigen Säften, ſeine gehörige Vermiſchung und Circulation wieder bekommt; weil dieſe zu einem guten Magen vornemlich erfordert wird. Denn widrigenfalls, wenn man ſich an die Schwächung des Magens alleine kehren wolte, dürfte man faſt gar keine Geſundbrunnen brauchen, bei denen doch, weil ſie in zimlicher Menge getrunken werden müſſen: der Magen gemeiniglich im Anfange Noth leidet. Wer weis aber nicht, daß ſie dem ohnerachtet die allerherrlichſte Würkung thun, und daß die Patienten einige Zeit nach deren Gebrauch recht guten Appetit und eine beſſere Dauungskraft bekommen.

§. 48.

In wie weit Biere in Krankheiten zu geſtatten.

Doch damit man ſieht, daß ich das Bier keinesweges gar verwerfe: ſo will ich von deſſen Gebrauch in Krankheiten noch etwas gedenken, und ſodann zeigen, daß einige Biere in gewiſſen Arten derſelben beſonders zuträglich ſeyn. Ich laſſe alſo das Bier allerdings gelten; wenn es ſo beſchaffen iſt, als es die Urſachen einer Krankheit erfordern; weil es ſonſt, wenn es zu dike iſt, die Verdünnung des Bluts wenig befördern, oder wenn es zu hizig iſt; eine ſchlechte Kühlung abgeben würde. Hiernächſt kommt auch dabei vieles auf die Gewohnheit an. Denn wenn das Biertrinken erſt zur andern Natur geworden iſt, oder ſich die Leute in ihren ganzen Leben über daran gewöhnet haben: ſo läſt ſich nicht allemal wohl eine Aenderung damit vornehmen, wenn man nicht allerhand ſchlimme Zufälle, als Erbrechen, Magenkrampf, Leibesverſtopfung und dergleichen mehr zuwege bringen will. Und hierbei fällt mir der ſeel. Geh. Rath Hofmann ein, der, ob er wohl ein groſſer Freund von Waſſer, Geſundbrunnen und andern mediciniſchen Tränken war, dennoch allezeit verſicherte, daß er in ſeinem ganzen Leben niemals dergleichen hätte vertragen können. In dem Falle aber, wenn in einigen Krankheiten das Bier nicht gar kan abgeſchaffet werden, mus man doch dieſe Vorſicht dabei gebrauchen, daß man alsdenn, wenn es nöthig iſt, ſtatt eines hizigen ſtarken Bieres, ein dünnes und leichtes verordnet, oder andere kühlende und dünne Getränke mit unter nehmen läſt.

§. 49.

Nuzen in Beförderung der Monatszeit.

Daß einige Biere in gewiſſen Krankheiten ſehr nüzlich, und andern Getränken faſt vorzuziehen ſeyn, läſt ſich bereits aus dem abnehmen, was ich §. 33. von dem Dukſtein und Löbejüner angeführet habe, und von dieſen berichtet auch der ſeel. Geh. Rath Hofmann in ſeiner von Waſſer gehaltenen Diſputation, daß diejenigen, die es ordentlich trinken, ſelten oder gar nicht mit dem Stein und Podagra beladen wären. Eben ſo habe ich auch mehr als einmal wahrgenommen, daß die monatliche Reinigung bei Frauenzimmer weder durch decocta, noch durch Geſundbrunnen und andere Mittel hat können hergeſtellet werden; ſondern das gute braune und bittere Biere, wie Zerbſter, Merſeburger und dergleichen die beſte Hülfe geleiſtet. Nun kan die gute Würkung unmöglich davon hergeleitet werden, daß ſie das Blut ſolten flüſſiger gemacht haben; weil man dieſes durch andere Getränke viel leichter verrichten könnte. Dahero vielmehr zu glauben ſteht, daß ſie deswegen geholffen, weil ſie den ſchwachen Magen geſtärket, und mit ihrer Bitterkeit den Mangel einer guten balſamiſchen Galle erſezet haben, daß hernach ein beſſrer Speiſeſaft, (chylus) und mithin auch ein beſſer Geblüte hat können erzeuget werden; welches ohnedem gemeiniglich bei ſolchen Perſonen, weil es ihm an den nöthigen ſchweflichten Theilen fehlet, mit vielen wäſſerigen Schleim angefüllt zu ſeyn pflegt. Es iſt auch dieſerhalb keinesweges zu verwundern, daß einige aus Engelland zu uns gebrachte, oder auch anderwärts nachgemachte Biere, deren ſich die Dames bisweilen gegen die Zeit des innſtehenden Monatsfluſſes bedienen, aus eben dieſer Urſache eine gelinde treibende, und der Natur zuträgliche Kraft erweiſen: wiewohl dieſelbe auch ohne Zweifel mit von andern darinne befindlichen Zuſäzen herkommt; weil man ohnedem in Engelland ſehr im Gebrauche hat, allerhand Kräuterbiere zu machen, und dieſelben ſtatt anderer Medicin zu brauchen. Und hieraus läſt ſich auch leichte begreiffen, in wie weit ſolche Biere überhaupt in der Cachexie dienlich ſeyn; indem in derſelben auf die Verbeſſerung des Magens und des ſchleimigen Geblüts ebenfalls viel ankommt.

§. 50.

Nuzen in Magenſchwachheiten und Durchfällen.

Ferner, da wir viele Biere haben, die man mit allerhand Gewürzen und balſamiſchen Dingen zu verbeſſern und kräftiger zu machen pflegt: ſo kan man dieſelben füglich auch zu der Zeit in Krankheiten gebrauchen, wenn der Magen ſoll erwärmet und geſtärket werden; welches inſonderheit bei einigen alten Leuten, oder am Ende der Krankheiten,

ten, ingleichen in Durchfällen, die von Schwachheit des Magens und der Gedärme herrühren, ſehr nöthig und nüzlich iſt. Und was dieſe leztern ins beſondere angehet, ſo ſind mir verſchiedene Exempel bekannt, daß ſie nicht eher gänzlich nachgelaſſen haben, als bis man das Getränke verändert, und ſtatt eines dünnen Tranks, oder leichten Bieres, ein ſtärkeres, und zwar vornemlich ein braunes und bitteres getrunken hat.

§. 51.

Nuzen in Huſten.

Da aber ſodann die Kraft der Biere von den beigemiſchten und zu ihrer Verbeſſernng abzielenden Ingredientien hauptſächlich herkommt: ſo mus auch nothwendig nach verſchiedener Beſchaffenheit derſelben annoch vieles andere Gute dadurch können erhalten werden, welches ich jezo nicht eben mit vielen Exempeln, ſondern nur mit der bekannten Braunſchweiger Mumme erläutern will, dieweil ſie unter andern mit Alantwurzel bereitet wird, auſſer ihrer Magenſtärkenden Würkung, annoch dieſe erweiſet, daß ſie in langwierigen Huſten gut thut, wenn ſie bisweilen, und zwar ſonderlich Abends vor Schlafengehen, unter ein ander dünnes Getränke gemiſchet, oder alleine zu ein bis zwei Spizgläſern voll genommen wird.

§. 52.

Nuze in der Schwindſucht und Blutſpeien.

Endlich kan ich auch nicht unerinnert laſſen, daß man das weiſe und braune Bier bisweilen zu einigen mediciniſchen Getränken mit groſſen Nuzen gebraucht, und viel beſſer befindet, als wenn man Waſſer dazu nimmt; wie man inſonderheit in dem Blutſpeien und der Schwindſucht wahrnimmt. Denn wenn die zerriſſenen Lungengefäſſe wieder zuſammen gezogen, und geheilet werden ſollen: ſo werden in der That die gewöhnlichen Bruſt- und Wundkräuter, wenn das Fieber nicht entgegen iſt, am allerbeſten mit Biere bereitet, vermuthlich deswegen; weil daſſelbe, wegen ſeiner klebricht ſchleimigen Theile, die Heilung deſto eher befördern hilft. Doch gnug hiervon.

§. 53.

Erinnerung wegen des Weins.

Den diätetiſchen Gebrauch des Weins zur Geſundheit habe ich zwar oben §. 11. mit Fleis vorbei gelaſſen, welches auſſer der daſelbſt angeführten Urſache, auch deswegen geſchehen iſt; weil man bei den heute zu Tage eingeriſſenen Misbrauche deſſelben mit den beſten Lebensregeln wenig ausrichtet, ſondern vielmehr dahin ſehen mus, wie man den davon zu befürchtenden Schaden klüglich verhüten wolle, welches ich auch ehedem in einer gewiſſen Abhandlung, die den Proben einer prüfenden Geſellſchaft eingerüket iſt, gewieſen habe. Dem ohnerachtet aber kan ich doch nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit von dem nüzlichen Gebrauche des Weins in Abwendung und Cur einiger Krankheiten etwas zu gedenken; weil nach unſerer jezigen Lebensart allerdings zu wiſſen nöthig iſt, welche Sorte unter den üblichſten Weinen ſich vor dieſen oder jenen Patienten am beſten ſchike, und ſeine Beſſerung befördern helffe, wenn ſie in gehörigen Maaſe getrunken wird.

§. 54.

Eigenſchaften der Weine.

Daß die Weine einen Spiritus, Waſſer, ölich-klebrigte, und Weinſteinſalzige Theilgen bei ſich haben, und daß aus der verſchiedenen Vermiſchung dieſer Beſtandtheile verſchiedene Arten der Weine entſtehen, iſt durch viele damit angeſtellte Proben von dem **Herrn Geh. Rath Hofmann**, von dem **Herrn Prof. Neumann** zu Berlin, und von andern bereits ſattſam erwieſen. Da ſich aber nicht eben alle und jede Weine zum Arzneigebrauche ſchiken: ſo werde ich in folgenden, wo ich allgemein rede, unter den ſüſſen und weiſſen, den Ungariſchen, Spaniſchen- und Franzwein; ingleichen den Palm- und Maderaſee; unter den ſäuerlichen weiſſen, den Rhein-Stein-Moſel-Franken-Nekarwein; unter den rothen aber den Burgunder, Pontak, vin d'eremitage, de grave und cote rotie begreifen. Wobei überhaupt zu merken iſt: daß die rothen nicht nur etwas mehr anziehen oder anhalten, als die weiſſen; ſondern daß auch die ſäuerlichen weiſen Weine, auſſer ihren ſpirituöſen Weſen vornemlich mit ihren Weinſteinſalze (tartarus) würken, und deshalb ſtärker auf den Urin treiben, oder gar lariren; die ſüſſen aber hingegen vermöge ihrer klebrigt-ſchleimigen Theile, eine mehrere nährende und lindernde Kraft erweiſen. Freilich aber verſtehe ich dieſes eigentlich von guten, reinen, und unverfälſchten Weinen; weil ſonſt z. E. bekannt iſt, daß ein ſchlechter Rhein oder Frankenwein die tartariſchen Unreinigkeiten nicht ſowohl, wie geſagt worden, durch den Urin ausführet, als vielmehr vermehret, und daher zu Stein und Podagra eher den Grund legt, als daß er davor helffen ſolte. Davon in dem 2ten Theile dieſer auserleſenen Sammlungen das Mehrere entdeket und erkläret worden. Doch ich will nun meinem Zweke näher tretten, und dieſe Lehre auf einige Krankheiten, und derer Cur anwenden.

§. 55.

Nuzen des Rheinweins in Flekfiebern u. der Peſt.

Unter die hizigen u. anſtekenden Krankheiten gehören vornemlich die Flekfieber, und die Peſt ſelbſt. Wenn man ſich nun davor verwahren will: ſo ſind die ſäuerlichen Weine, und unter dieſen ein guter aufrichtiger Rheinwein am allerbeſten; weil derſelbe die Kräfte ungemein ſtärkt, die Circulation des Bluts; nebſt der davon abhangenden Reinigung des Körpers, fürtreflich unterhält, die Dauung des Magens befördert, und wegen ſeines ſäuerlichen Weſens der Faulnis der Säfte kräftig widerſtehet: welches doch alles zu glüklicher Abwendung dieſer gefährlichen Krankheiten unumgänglich nöthig iſt. Ja in den Flekfiebern ſelbſt, wenn die Natur die Unreinigkeiten nach der Haut hintreibt, und durch einen heilſamen Schweis ausführen will; gleichwohl aber dazu nicht vermögend gnug iſt, pflegt dieſer Wein, da er zugleich ſtärket, in der That beſſer zu ſeyn, als alle ſonſt berühmte Gifteſſenzen, wenn man ihn entweder alleine bisweilen zu einem Löffel voll, oder mit Waſſer vermiſcht gibt. Wie er denn auch in Poken und Maſern zum Austreiben keinesweges ganz zu verwerffen iſt, wenn er anders zur rechten Zeit, nemlich alsdenn gereichet wird, wenn die ſtarke Wallung des Bluts (tempus ebullitionis) aufhöret; und die Natur ſelbſt zwar beſchäftiget iſt, die giftige Materie an der Haut abzuſondern, dennoch aber nicht Kräfte gnug hat, ſolches gebührend ins Werk zu richten. Ja er findet ſogar auch in andern hizigen Fiebern ſtatt, wenn erſt der Puls weicher und gelinder ſchlägt, und die Schweislöcher offen ſind, da er denn nicht nur ungemein erquiket; ſondern auch den Schweis nach Wunſche befördert. Und wer will endlich zweifeln, daß er auch nach dieſen überſtandenen Krankheiten eine unvergleichliche Stärkung abgebe.

§. 56.

Nuzen in Ohnmachten und Magenſchwachheiten.

Und eben das gilt auch von den Ohnmachten; in denen ein Trunk guter alter Rheinwein billig alle andere Herzſtärkungen weit übertrift; wie er denn auch in Schwachheit des Magens fürtreflich bekömt; weil er denſelben ſtärket, die Dauung befördert, und den verlohrnen Appetit, wegen ſeiner ſubtilen Säure, wieder erweket. Wiewohl alsdenn auch andere gute ſäuerliche Weine nicht auszuſchlieſſen ſeyn. Nur hat es zuweilen damit einige Ausnahme, wenn die Hypochondrie zugegen iſt, oder wenn man dem Magen bei alten Perſonen zu Hülfe kommen will. Denn in dem Falle wird dadurch die vorhin ſchon vorhandene Säure nur noch ſtärker vermehret; und man thut daher beſſer, wenn man einen ſüslichen Wein davor trinken läſt, wie der Ungariſche, der Sect, ein alter Franzwein, oder der Burgunder iſt, welcher unter den rothen Weinen die wenigſte Säure bei ſich führet.

§. 57.

Nuzen in der Cachexie, Gelbensucht, Waſſerſucht.

In Verſtopfungen der Leber, Milze, des Gekröſes, und denen davon herrührenden Krankheiten, als der Cachexie, Gelbenſucht, Waſſerſucht ꝛc. erweiſen die ſäuerlichen Weine, und zwar ſonderlich der Rhein- Moſel- Stein- Franken- und Nekarwein, vor andern einen herrlichen Nuzen; welches auch billig alsdenn geſaget werden mus, wenn man diejenigen Krankheiten, die ſich auf Unreinigkeit des Bluts und der Säfte gründen, geſchikt abwenden will, worunter vornemlich Scorbut, Stein, Gicht und Podagra gehören. Denn wenn dieſe Weine gut und aufrichtig, und von mittlern Alter ſeyn, ſo beſizen ſie ein zartes, und durch die ſpirituöſen Theile ſattſam gebrochenes Weinſteinſalz, vermöge deſſen ſie die ſcharfen ſalzigen und ſchleimigen Partikeln, die ſonſt zu dieſen Krankheiten Anlas geben, ſowohl durch den Schweis und Stuhlgang, als insbeſondere durch den Urin ausführen. Und obſchon viele von dem Genuſſe derſelben in beſagte Beſchwerungen verfallen: ſo geſchieht es doch nur bei ihrem Misbrauche, und keineswegs bei dem rechten Gebrauche; ſintemal aus der Erfahrung bekannt iſt, daß vielmehr im Gegentheil die ſüſſen Weine dazu beitragen; weil ſie hizig ſeyn, ſtark ins Geblüte gehen, und die Vollblütigkeit vermehren. Ja es finden auch die angezeigten ſäuerlichen Weine billig nach überſtandenen Paroxyſmo ſtatt, in ſo ferne ſie nicht nur ſtärken, ſondern auch neue Anfälle verhüten. Doch kan ich nicht läugnen, daß einigen Leuten von dieſer Art die ſüſſen beſſer bekommen; welches aber von ihrer beſondern Natur herkömmt, und ſelten geſchieht.

§. 58.

Nuzen in Krankheiten der Bruſt und Harngänge.

So herrlich aber die ſäuerlichen Weine ſind: ſo können ſie doch von Leuten, die den Huſten und die Schwindſucht haben, nicht wohl vertragen werden; indem ihre zarte durchdringende Säure die Lunge ſehr angreift, und zum Huſten reizet. Und eben das befindet man im Magenkrampfe und in denen Krankheiten, wo die Nieren, Blaſe und übrige Harngänge von den durchgegangenen Steinen verwundet, oder gar mit einem Geſchwüre verſehen ſeyn, da nemlich ein guter Ungariſcher und Spaniſcher Wein, oder Sect, und unter den ſäuerlichen, ein aufrichtiger Steinwein am zuträglichſten iſt.

§. 59.

Nuzen in Verblutungen und andern Flüßen.

In Blutflüſſen iſt zwar das Weintrinken, weil es das Blut in Aufwallung bringt, meiſtentheils mehr ſchädlich, als nüzlich. Dem ohnerachtet aber findet es gar wohl ſtatt, wenn ſie lange währen, und der Magen nicht nur ſoll geſtärket, ſondern auch das Blut ſelbſt geſtillet werden. In dem Falle aber dienen beſonders die rothen Weine, wenn man ſie mit Waſſer vermiſchet, oder ſonſt ein bequemes Getränke dabei genieſſet (§. 25.) Und eben ſo pflegen ſie auch in andern Flüſſen, wie im weiſſen Fluſſe, im Durchlaufe und langwierigen Dripper ꝛc. ſehr gut zu thun, wenn man nöthig findet, dieſelben zu mäſigen oder anzuhalten, wie dieſes ſchon §. 51. iſt erinnert worden.

§. 60.

Nuzen in Lähmungen.

In Lähmungen der Glieder hat man ſich vor allen jungen, gährenden und geſchwefelten Weinen beſonders inacht zu nehmen; dagegen aber iſt ein guter Ungariſcher- und alter Rheinwein zur Stärkung am geſchikteſten. Sonſt aber gibt es eben nicht viele Krankheiten, da das Weintrinken recht ſtatt fände, und ich mag ſie auch jezo nicht weitläufig durchgehen; weil ein jeder ſchon überhaupt aus dem §. 55. erkennen kan, welche Weine ſich vor dieſen oder jenen Patienten, vermöge ihrer Eigenſchaften, am beſten ſchiken.

§. 61.

Allgemeiner Nuzen des Thee u. Caffee.

Nun weis ich zwar wohl, daß es noch verſchiedene durch die Kunſt bereitete Getränke, wie z. E. den Meth, oder die von Obſt gemachten Weine gibt. Da ſie aber hier zu Lande nicht gebräuchlich ſind: ſo übergehe ſie lieber mit Stillſchweigen, und gedenke nur noch etwas weniges von dem Thee und Caffee, als denen heute zu Tage ſehr zur Mode gewordenen warmen Getränken, die in der That, wenn ſie vernünftig gebrauchet werden, theils die Geſundheit mit erhalten, theils auch viele Krankheiten curiren helffen: indem ſie den Schleim im Magen und dem Geblüte auflöſen, und dieſes in ſeiner Flüſſigkeit erhalten, die groben Salze abwaſchen, und die vornehmſten Reinigungsarten unſers Körpers, ich meyne die Ausdünſtung der Haut, und den Abgang des Urins fürtreflich befördern; mithin alſo die Verſtopfungen der Eingeweide verhindern und wegnehmen, das Geblüte unvergleichlich reinigen, und folglich in allen denenjenigen Krankheiten ſehr heilſam ſeyn, die ſich, wie der Stein, Scorbut, Gicht, Podagra, Kräze, Engbrüſtigkeit, Cacherie, Waſſerſucht, Flüſſe und dergleichen mehr, auf dike und unreine Säfte gründen.

§. 72.

Vornehmſte Würkung des Thee, wo ſie herzuleiten?

Da aber das Theetrinken, von welchen ich hier zuerſt reden will, einen ſo herrlichen Nuzen erweiſen ſoll: ſo iſt allerdings zu glauben, daß die vorzüglichſte Würkung deſſelben nicht ſowohl von dem Thee ſelbſt, als vielmehr von der Menge des warmen Waſſers herzuleiten ſey, und daß die davon ausgezogene Kraft nur hauptſächlich das Waſſer verbeſſere, und zum Trinken bequemer mache. Daher man auch allezeit wohl thut, wenn man nicht nur ein gutes leichtes Waſſer dazu nimmt; ſondern auch dieſe Vorſicht dabei gebrauchet, daß man daſſelbe nicht allzu lange kochen, und ſeine zarten Lufttheilgen davon verfliegen läſt. Doch bin ich keinesweges ganz in Abrede, daß man nicht auch gute Arzneikräfte mit dem warmen Waſſer ſolte vereinigen, und es als Thee gebrauchen können. Wie denn in dieſer Abſicht nach der unterſchiedenen Art der Krankheiten verſchiedene heilſame Kräuter ſtatt des ordentlichen ausländiſchen Thees mit heiſſen Waſſer können aufgegoſſen und ausgezogen werden; dergleichẽ in Hauptkrankheiten die Meliſſe, Betonica, Baſilicum, in Bruſtbeſchwerungen der Ehrenpreis, Yſop, Salbei, Scabioſe und andere Wundkräuter, in Stein- und Nierenkrankheiten der Gundermann, Kerbel, Peterſilie, Fenchel und Möhrenſaamen, in Verblutungen die Schaafgarbe und andere anhaltende Kräuter, in der Colik die Chamillenblumen, in Scorbut und Kräze der Erdrauch und Fieberklee, im Wehethun, und wo das geronnene Blut zu zertheilen iſt, die Arnike u. ſ. w. zu ſeyn pflegt, wie ich dieſes ſchon vorher hin und wieder angezeiget habe.

§. 63.

Rechter Gebrauch des Thees.

Die Beſtandtheile des gewöhnlichen Indianiſchen Thees kan man in der Chymie des Herrn Prof. Neumanns nachleſen. Doch damit ich etwas genauer rede: ſo will ich nur einer Haupteigenſchaft deſſelben Erwehnung thun. Man befindet nemlich, daß ſowohl der grüne Thee, als der Theeboy, der von jenen nur in Anſehung der Zubereitung unterſchieden iſt, etwas anziehendes bei ſich habe, wie man inſonderheit an der Dintenhaften Farbe erkennet, wenn etwas von einer Tinctur des Eiſen-Vitriols darum gethan wird. Iſt aber dem alſo: ſo darf man ſich nicht wundern, warum nicht allen Leuten, wenn ſie zumal empfindlich ſeyn, das Theetrinken bekommt, und warum es bei Kindern ofte geſchieht, daß ſie ſich gar darnach brechen. Da aber dieſe anziehende Kraft durchs Kochen, oder wenn man zu viel Thee nimmt, nothwendig ungleich ſtärker ausgezogen wird: ſo erhellet alſo daraus, daß man unrecht thut, wenn man ihn kochen läſt, oder wenn man ihn allzuſtark macht. Vornemlich aber müſſen ſich diejenigen davor inacht nehmen, die ohnedem ſchon zum Magenkrampfe geneigt, oder damit befallen ſind.

§. 64.

§. 64.

Schaden des Theetrinkens. Ausserdem aber kan auch der Thee schädlich seyn, wenn er nemlich nicht wie sichs gehöret, warm, sondern nur lau getrunken wird. Denn solchergestalt verursachet er Blehungen, und macht den Magen und die Gedärme schlapp: wie er denn auch denen nicht allzu wohl bekömmt, die viele Säure und gallichte Schärfe im Unterleibe haben, welche hernach dadurch flüchtiger gemacht, und mit ins Geblüte getrieben; mithin also zur Unreinigkeit desselben der Grund geleget wird. Und eben dieses geschieht auch, wenn man die Ausdünstung bei diesen warmen Getränke verhindert, und wenn die nach der Haut getriebene unreine Partikeln durch die Schweislöcher nicht gehörig ausdämpfen können. Ja selbst das überflüssige Theetrinken, wenn das häufig eingeschüttete Wasser durch den Urin nicht sattsam wieder abgehet, kan bei aufgedunstenen und dem Sizleben ergebenen Personen die Wassersucht, oder einen übermäsigen Harnflus (diabetes) zuwege bringen, wie man dieses schon mehrmal angemerket hat.

§. 65.

Nuzen des Caffees. Was den besondern Gebrauch und Nuzen des Caffees anlanget, so pflegt derselbe, wegen seiner ölich-schweflichten Theile und angenehmen Bitterkeit den Mangel einer guten Galle zu ersezen, und zur Bereitung eines guten Speisesafts beizutragen. Und weil er auch solchergestalt die Säure dämpft: so bekömmt er denen besonders wohl, die dergleichen viel im Magen haben, wie den alten Leuten, oder die hypochondrisch, und mit dem Magenkrampfe beschweret seyn. Nur mus man den Leib dabei offen halten, und sehen, daß die Transpiration nicht verhindert wird, damit nicht das schweflichte Wesen zu sehr mit ins Geblüte geht, dasselbe erhizet, oder wenn es nebst andern scharfen Partikeln unter der Haut sizen bleibt, zum Friesel Anlas gibt.

§. 66.

Wenn er aber der Gesundheit recht zuträglich seyn soll: so kommt zuförderst viel auf das Rösten an. Denn ist er zu wenig geröstet: so bleibt noch viel rohes dabei, das die übrige Annehmlichkeit benimmt. Ist er aber zu sehr und lange, und noch dazu in ofnen Geschirren gebrennet: so ist das beste und zärteste davon geflogen, und das rükständige ist widerlich und rauchrig, schwächt die Nerven, und gibt zu Herzklopfen, Beängstigung, und Zittern der Glieder Gelegenheit; und eben das geschieht auch, wenn man ihn zu stark gemacht trinket, da denn ebenfalls viele empyrevmatische Theile, die auch in gelinde gerösteten Caffee enthalten sind, ausgezogen werden. Ja da der meiste Theil des Caffees in erdigten Theilen bestehet; so ist er auch alsdenn mehr schädlich, als nüzlich, wenn man ihn nicht recht abkläret, sondern zu dike trinket; weil er sodann das Blut nothwendig mit solchen irrdenen Theilen anfüllet und verdiket, wenn er zumal von müssigen Personen, und in Menge getrunken wird. Daher es auch kein Wunder iſt, daß das müſſige Frauenzimmer blaſs davon wird, und in Unordnung der monatlichen Reinigung, oder in den davon herrührenden wejſſen Flüſſen verfällt. Zum Beweis deſſen, und wie derſelbe ſchädlich oder nüzlich ſeyn kan? beliebe der Leſer in dem 2ten Buch p. 212. nachzuſchlagen, da was Mehreres hievon angemerkt worden.

Bericht, wie die Küchlein in der Stadt Cairo in Egypten durch Ofen ausgebrütet werden.

Die Häuſer, welche dazu beſonders erbauet ſind, haben einen langen Gang, an deſſen beiden Seiten 14. Oefen neben einander gebauet ſind. Der untere Boden und die Seidenwände dieſer Oefen ſtehen auf dem freien Felde und ſind von Ziegeln aufgemauert, die nur an der Sonne getroknet ſind. Ueber dieſen untern Oefen ſind wieder eben ſo viel gewölbte Oefen von Ziegeln aufgemauert, die durch einige Löcher mit den untern und durch Kapfenſter an den Seiten mit allen übrigen Oefen Gemeinſchaft haben. Jeder von dieſen Oefen hat zween,; drei bis vier Feuerheerde, auf welchen das Feuer lieget, welches ſowohl dieſe als die untern erwärmet. In der Mitte des Januars fängt man an die Oefen zu heizen, wozu man jeden Morgen hundert Pfund Kamels-oder Büffelsmiſt und eben ſo viel jede Nacht gebrauchet und damit bis um die Helfte des Hornung anhält. Wenn alsdenn die Oefen ſo heis worden ſind, daß man an dem Manerwerk keine Hand leiden kan; ſo leget man die Eyer zum Ausbrüten zuerſt in die untern Oefen zu ſieben bis acht tauſend Stük auf Matten in zwo Schichten übereinander. Das Feuer wird in dem obern Ofen, um den untern zu erwärmen, alſo eingerichtet. Am erſten Tage wird am ſtärkſten eingeheizet, am andern etwas gelinder, am vierten ſtärker als am dritten, ꝛc. Auf ſolche Art wird mit der Feuerung abgewechſelt, weil ſonſt die Eyer zerſpringen würden. Man gibt dabei fleiſig acht, daß die Eyer nicht wärmer werden, als es das Augenlied vertragen kan, wenn man ein ſolches Ey daran hält. Nach vierzehen Tagen werden die Eyer in die obern Oefen gebracht, wo ſie alle vier und zwanzig Stunden viermal umgekehret werden. Wenn die Küchlein aus der Schale gekrochen ſind, welches in ein und zwanzig bis zwei und zwanzig Tagen geſchiehet; werden ſie wieder in die untern Oefen gebracht. Dieſe werden mit Matten bedekt, worunter Kleien liegen, damit die Küchlein deſto beſſer abgetroknet werden. Den Tag darauf werden ſie abgeholet und mit Schrotmehl gefüttert. Der berühmte Franzöſiſche Naturforſcher, Herr Reaumur hat von der Ausbrütung der Eyer verſchiedene ähnliche Verſuche mitgetheilet; Davon wir ſchon in den vorigen Theilen dieſer auserleſenen Sammlungen Meldung gethan.

Woher das Wort, Maut, komme?

WEm bei den Belehnungen die Muthſcheine oder Zettel bekannt ſind, und weis, daß dieſe eine recognition bedeuten, der ſollte faſt auf die Gedanken kommen, ob ſtammete das Wort, Maut, von muthen her. . Wenn ich aber bedenke, daß der Maut vornemlich von den naſſen Sachen, als Wein, Bier u. d. g. ehedem entrichtet worden, und aber ex medio aevo bekannt iſt, daß *matum* oder *madum*, an ſtatt madidum, etwas Naſſes, Flieſſendes und Erweichendes bedeutet: (Siehe *Iſidor.* in gloſſ. und *Voſſium* de vitiis ſermonis lat. barbar. p. 499. edit. Amſtel.) ſo wollte ich wohl das Wort Maut hiervon ableiten. Daß es nachgehends auch von andern Gütern und Waaren gebraucht worden, darinn hat es mit vielen andern Worten ein gleiches

Schikſaal. Wer alte Exempel von Entrichtung des Mauts zu leſen verlanget, kan die ſchöne Sammlung von Kaiſers Friderici III. diplomatibus in *Schilteri* ſcript. rer. Germ. nachſchlagen. C. D.

Neuer Verſuch von der Electricität.

Ein Franzöſiſcher Naturforſcher, Monſieur de Sauvages, hat einige electriſche Verſuche, die er mit Gelähmten angeſtellet, durch den Druk bekannt gemacht. Er hat den Kranken einige Tage nacheinander, jeden Tag eine halbe oder Viertelſtunde lang, electriſiret. Nach drei oder vier Tagen hat er einige Perſonen zugleich electriſiret, ſo, daß ihre Körper durch den Schlag eines herausgelokten electriſchen Funkens erſchüttert. Dieſes hat er des Tags einigemal wiederholet. Die Wirkung dieſer Operation kommt darauf an, daß durch das Electriſiren die Kraft in der Bewegung des Nervenſafts, welche bei Gelähmten ſehr verdiket iſt, und ſehr träge durch die Nerven lauft, vermehret wird, ſo, daß er die Poros in den Wurzeln der Nerven eröfnet und ſich mit Gewalt einen Weg machet, wodurch die Flüſſigkeit des Nervenſafts wiederhergeſtellet, und die Lähmung gehoben wird. Dieſe Theorie hat der Hr. de Sauvages mit ſieben Proben beſtärket. Drei gelähmte Perſonen, wovon zwei über ſiebenzig Jahr alt waren, hat er völlig, die übrigen aber gröſtentheils wieder hergeſtellet. Nächſtdem verſichert er, daß er an keinem Kranken die geringſte ſchlimme Würkung von der Electricität wahrgenommen habe, ungeachtet man ſie in unzählig vielen Fällen gebrauchet, ausgenommen bei Schwindſüchtigen, die ſchon lange mit dieſer Krankheit behaftet geweſen. Denn bei dieſen beſchleuniget ſie die Zeitigung der Geſchwüre, mithin den Tod.

Mittel, wider die Schwindſucht.

Die Herren Aerzte ſind gemeiniglich nicht gut auf diejenige Arzeneien zu ſprechen, die man Hausmittel zu nennen pfleget. Es iſt wahr, daß der Fleis und die Kunſt des beſten Arztes öfters zu Schanden wird, wo man von ſeiner vorgeſchriebenen Diät auf das bloſe Anrathen eines alten wolerfahrnen Mütterchen abweichet, und die verordnete Medicin durch allerlei Quakſalbereien und Schmirereien entweder unterbricht, oder auch gar vermiſchet.

Allein mancher Arzt will nur deswegen von keinem Hausmittel das geringſte hören, weil es entweder ſeiner Narung Abbruch tuht; oder weil er glaubet, es wären ſolche der Ehre ſeiner Kunſt zuwider; oder weil er geſehen, daß 10. Hausmittel entweder nichts geholfen, oder wol gar die Krankheit verſchlimmert. Hieraus machet er den Schlus, daß auch das 11te 12te und alle übrige Hausmittel zu verwerfen wären. Hierin gehet er zu weit. Das Hausmittel iſt und bleibet auch eine Arzenei, oder eine förmliche Medizin. Sie wird nur deswegen ein Hausmittel genennet, weil ſie von uns ſelbſt im Hauſe, und nicht auf dem koſtbaren Tiſche der Herren Apotheker zu rechte gemachet wird. Die Natur iſt allemal geneigt, bereit und dazu gemachet, ſich ſelbſt zu helfen. Sie brauchet nur in den Fällen, wo ſie ſtille ſtehet, oder verkehrt läuft, durch ein gewiſſes Hülfsmittel oder Werkzeug wieder in die rechte Bewegung oder in den gehörigen Lauf geſezzet zu werden. Dieſes Hülfsmittel mag Hausmittel oder Medizin heiſſen; es mag in dem Laboratorio des Herrn Doktors, oder von der Köchin auf dem Herde zubereitet werden; genug, wenn es hilft, und meine Geſundheit wieder herſtellet.

Es wäre zu wünſchen, daß es patriotiſche Aerzte gäbe, die ſich eben ſo ſehr auf die Wiſſenſchaft der Hausmittel legeten, als auf die Fertigkeit, auf einem Beine 100. Rezepte verſcheiben, und 1000. Tinkturen von der Apotheke verordnen zu können.

Aber die ehrliche Männer, die ſich auf jene Wiſſenſchaft legen, können für den leztern nicht aufkommen. Sie werden für Pedanten und Quakſalber ausgeſchrien, ſobald ſie Hausmittel verordnen, und keine Wurzeln aus Arabia, Konchi, China und aus der Gegend vom Helleſpont verſchreiben. Ich glaube daß durch die einfältigen Hausmittel eben ſo viel methodiſche Kuren angeſtellet werden können, als methodiſche Lieſerungen von der Apotheke geſchehen. Wir reden zu einer andern Zeit davon weiter.

Folgendes Recept ſol wider die Schwindſucht dienen. Dieſe und das leidige Podagran ſind Dinge, bei denen den Herren Aerzten gar nicht wol zu Muthe wird, wenn ſie davon anheben hören. Aber je ſchlimmer und unheilbarer dieſe Krankheiten ſind, deſto mehr Urſache hat man, diejenigen Arzeneien bekant und gemein zu machen, welche dagegen als dienſam ausgegeben werden. Gegenwärtiges Mittel wider die Schwindſucht rühert von einer vornehmen Perſon her, deren weſentlicher Charakter eine ächte Menſchenliebe iſt. Selbige verſichert, daß ſie nicht nur ſelbſt mit der Schwindſucht im höchſten Grade behaftet geweſen, und blos durch dieſes einzige wieder hergeſtellet worden, ſondern auch nach der Zeit an unterſchiedlichen andern eine gleiche Probe der Geneſung von dieſer Krankheit damit gemachet habe. Aus Liebe zu ſeinem leidenden Nächſten wünſchet dieſer Freund, daß gedachtes Mittel dem Publico hiedurch bekant gemacht werden möge. Das Rezept beſtehet, wie es mitgetheilet worden, unverändert in folgenden:

Mittel wider die Schwindſucht.

Nehmet einen neuen glaſirten Topf, in welchen 3. Maas gehen, nebſt einem Dekkel dazu, der wohl ſchlieſſet. Tuht dieſen Topf und Dekkel 24. Stunden lang in kaltes Waſſer, damit der Erdengeruch herausgehe. Gieſſet darauf 3. Maas ſtarkes braunes Bier hinein, und tuht dazu eine kleine Hand vol Ehrenpreis, wenn er friſch iſt; und eine groſſe Hand vol, wenn er dürre iſt. (z. E. im Winter)

Alsdann verklebe den Dekkel mit Mehl und Waſſer, daß kein Dunſt herausgehe.

Laſſet das Bier mit dem Ehrenpreiſe bei einem mittelmäſigen Feuer ſo lange kochen, bis ein Drittel davon eingekochet iſt.

NB. Damit man wiſſe, wie lang es kochen müſſe, ſo merket man das erſtemal die Zeit, da es ans Feuer geſezzet worden. Uber eine Stunde öfnet man den Topf wieder, und ſiehet zu, ob der 3te Theil eingekochet ſei. Iſt es nicht, mus man ſich die Mühe geben, den Dekkel noch einmal zu verkleben, und über eine halbe oder Viertelſtunde abermals nachſehen, und ſo lange damit fortfahren, bis man die Zeit lernet, die zum Kochen erfordert wird.

Wenn der 3te Theil eingekochet iſt, nimt man den Topf vom Feuer, und ſezzet ihn an einen kühlen Ort. Man mus aber, weil der Dekkel alsdan nicht mehr verklebet wird, eine oder 2. Servietten darüber dekken, damit das Bier nicht verrauche.

Gebrauche dieſes Mittel auf folgende Art:

Des Morgens eine Stunde ehe man aufzuſtehen gewohnet iſt, wird etwas mehr als ein Viertelmas mit einem reinen Glaſe, welches juſt ſo viel hält, von dem Biere aus dem Topfe geſchöpfet. Dieſes gieſſet man in einen reinen Topf, oder in ein Krüggelchen, oder in einen Napf, und läſſet es auf Kohlen ganz heis werden, nicht aber ſieden.

Alsdan tränket man es im Bette ſo heis, als man es nur leiden kan, aus einem Becher, oder ſtarkem Glaſe, ſo viel möglich, auf einmal hinunter. Hierauf bleibet man noch eine Stunde im Bette liegen, und hält ſich warm: denn man pfleget auf den Trank ein wenig zu duften.

Wenn die Stunde meiſt vorbei iſt, nimt man eine Suppe zu ſich, welche man alle Tage verändern kan. Es iſt gut, ſolche im

Bette zu eſſen, weil man noch eine halbe Stunde darauf duſten kan.

Thee oder Kaffe iſt des Morgens verbotten.

Alsdan kan man aufſtehen, ſeine Geſchäfte tuhn, das Mittagmahl zu ſich nehmen, des Nachmittags Kaffe trinken, welcher Nachmittags der Kur nüzlich iſt, (nicht aber Thee, als welcher ihr zuwider), und im Sommer darauf ſpazieren gehen.

Des Abends wird eine leichte Mahlzeit, und zwar frühe, gehalten; und wann man zu Bette gehet, trinket man wieder ein Viertelmaas, oder ein wenig darüber von dem Biere auf dieſelbige Art, wie des Morgens.

NB. Wann der Topf ſo weit ledig, daß man nicht mehr ſchöpfen kan, ſo neiget man ihn, und gieſſet das Bier heraus. Aber man mus behutſam ſeyn, daß die Blätter, oder das Dikke nicht mit heraus laufen.

Wenn man merket, daß nur noch einmal zu trinken in dem Topfe iſt, ſo kochet man den Trank von neuem in demſelbigen Topfe, und auf eben dieſelbige Art.

Um den 7ten Tag werden zu dem Biere 2. bis 3. Kerner Sternanis, in der Mitte von einander geſchnitten, hinein gethan. Wenn die Bruſt ſehr ſchwach iſt, kan dieſes öfter geſchehen.

Dieſe Kur wird 14. Tage, 3. bis 4. Wochen fortgeſezzet, ſonderlich im Maimonate, da der Ehrenpreis friſch iſt, auch im Auguſt. Sie kan alle Jahre zum Präſervativ wiederholet werden.

Man kan bei dieſer Kur zwar eſſen und trinken was man ſonſt gewöhnt iſt; doch mus auch folgende Diät dabei beobachtet werden:

Diät bei dieſer Kur.

Die Stükke, davon man ſich enthalten mus, ſind geſalzene, gepäkelte, ſaure und Milchſpeiſen. Inſonderheit ſind gute Bouillons vom Kalbfleiſche oder Hünern ſehr zuträglich.

Des Abens mus man wenig, und frühe, als um 6. oder 7. Uhr eſſen. Sonderlich iſt des Abends allerhand Brei, nur kein Milchbrei, dienlich; fürnemlich der ſo genante Rokkenbrei vom groben Rokkenmehle, mit ein wenig Butter darüber. Dieſen Brei kan man bei der Kur nicht zu ofte eſſen. Roſinen, ſowol groſſe als kleine ſind ſehr dienlich, ſonderlich des Abends zur Nachtkoſt.

Vom Getränke kan man trinken, was man gewohnet iſt, nur nicht ſcharfe Weine, als neue Rheinwein, oder geſchwefelten Franzwein. Die erſprieslichſten Getränke dabei ſind gutes Braunbier, Ptiſane, alter Rheinwein, und rother Franzwein, der nicht ſehr herbe iſt.

Eine groſſe Wohlthat des Schöpffers, daß der Menſch die Stunde ſeines Todes nicht weis.

Es iſt überal eine groſſe und weſentliche Vollkommenheit des Menſchen, daß ihn der weiſe Schöpffer nur mit ſo kurzſichtigen Augen erſchaffen, die gar nicht in die Ferne der künftigen Zeiten ſchauen können, es ſey denn, daß er aus ein oder andern Begebenheiten in der Welt durch Verſtand und Erfahrung muhtmaslicher Weiſe ſchlieſſe, was für ein Ausgang und was für Würkungen daraus entſtehen werden. Ubrigens ſind ihm, wie künftige Dinge überhaupt, alſo auch ſeine künftigen Schikſale ganz unbekannt: und dieſer Mangel an Einſicht und Erkenntnis des Menſchen gehöret unter ſeine gröſte Güter, und unter die vornehmſten Wohlthaten GOttes.

Dieſe Welt iſt nun einmal ſo, daß das Ubel nicht davon zu trennen iſt. Der Menſch aber iſt von Natur ſo gemachet, daß er ſich immer das Beſte vorſtellet und wünſchet. Sein beſtändiger Trieb iſt, glükſelig zu ſeyn. Die Hofnung immer zu mehrern oder zu neuen Glükſeligkeiten zu gelangen, iſt die gröſte Nahrung ſeines Lebens. Ein Armer machet ſich die Hofnung, reich zu werden, oder in beſſere Umſtände zu kommen. Ein Kranker hoffet bald wieder geſund zu ſeyn. Ein Gefangener, der auf ewig verurtheilet iſt, läſſet dennoch die Hofnung nicht fahren, die Freiheit einmal wieder zu erlangen. Der Streitende hoffet auf den Sieg. Der Geizige hoffet auf den baldigen Ubergang der nahrloſen Zeiten, wie er ſpricht, das iſt: auf eine Zeit, da ſeine Capitalien mehr Zinſe tragen, und ſeine Früchte auf dem Boden theuer werden. Der Jüngling hoffet alt zu werden. Der Alte hoffet lange zu leben. Mit einem Worte: ein jeder hoffet; und die Hofnung, daß es einmal beſſer um uns ſtehen werde, machet, daß wir das vergangene Ubel vergeſſen, und das gegenwärtige leichter ertragen.

Wie würde es aber mit uns ausſehen, wenn wir das künftige Ubel, das uns begegnen wird, vorher wüſten; die vornehmſte Stüze unſers Lebens, die Hofnung, würde mit uns umfallen. Schwermuth, Verdrüslichkeit, Leid, Kummer und wohl gar die Verzweifelung würde ihre Stelle einnehmen, und unſer Leben würde nichts als eine beſtändige Marter ſeyn.

Ich will mich jezt nicht darüber einlaſſen, daß auſſerdem eine ganz widerſprechende Welt daraus entſtehen würde, wenn der Menſch ſeine künftigen Begebenheiten wüſte. Er würde dem Schikſale trozen, und tauſend Dinge unterfangen, woraus gröſſere Ubel und Verwirrungen für ihn entſtehen würden, als aus demjenigen, was über ihn verhänget war. Wenn ich z. E. vorher wüſte, daß ein Gewitter entſtehen, und mir mein Haus anzünden würde, würde ich alsdann wohl darinn wohnen bleiben? Ich würde ausziehen, und dieſem Ubel würde ein neues, nemlich die marterhafte Sorge hinzu kommen, wo ich bleiben, wo ich ein neues Haus wieder bekommen ſolte, u. ſ. f.

In allen dieſen wird man gern mit mir einig ſeyn. Aber man wird ſagen: "Es wäre doch gut, wenn der Menſch von allen ſeinen künftigen Schikſalen nur dis einzige, ſeine Todesſtunde, vorher wüſte. Dieſen Gefallen hätte der liebe GOtt dem Menſchen ja leicht erzeigen können; er wäre ja die höchſte Güte; wie vieles aber wäre dem Menſchen an dieſem Zeitpuncte gelegen? dieſer wäre ja das Zünglein, welches den Ausſchlag gäbe von unſerm ewigen Wohl und Wehe. Es könnte ſich alsdenn ein jeder darnach einrichten, und ſein Haus beſtellen. Der gütige Schöpffer würde dadurch verhütet haben, daß nicht leicht ein Menſch verdammet würde u. ſ. f.

Thörichter und ſchwacher Menſch, der du ſo denken kanſt! welche Wolthat iſt gröſſer als dieſe, daß der weiſe Schöpfer dem Menſchen die Stunde ſeines Todes verborgen? Ich will deſſen nicht gedenken, daß er darüber eine gewiſſe angenehme Empfindung, ein gewiſſes Gut, nemlich die Hofnung länger zu leben einbüſſen würde, wenn er die Stunde des Todes wüſte: denn dieſes iſt noch das wenigſte. Sondern es ſind wichtigere Umſtände, welche dieſe Unwiſſenheit des Menſchen zu einer groſſen Wohlthat für ihn machen. Was behielte der Menſch, der zur Thorheit und Eitelkeit und Sünde ſo geneigte Menſch, für Bewegungsgründe zur Tugend, wenn er den Termin ſeines Lebens vorher wüſte? würde er nicht denken: du haſt nun bis in 50, 60, 70, 80, 90ſte Jahr Zeit, dreiſt und ſicher zu ſündigen; den lezten Tag, oder die lezte Stunde ſolſt du zur Bekehrung anwenden. Welch eine zerrüttete menſchliche Geſellſchaft, welch eine Republik, welch eine Welt würde daraus entſtehen?

Und wie ſollen doch die Begriffe zuſammen beſtehen: Menſch ſeyn, und die Stunde ſeines Todes vorher wiſſen? würde dieſes nicht eben ſo viel heiſſen, als: Creatur und GOtt zugleich ſeyn? oder es müſte GOtt dem Menſchen dieſes Vermögen wenigſtens durch ein Wunderwerk oder eine übernatürliche Kraft mittheilen.

Nein, bethörte Menſchen! rechnet es unter eure Güter, daß ihr in ſo manchem Stüke, und auch in der Nachricht von einer Todesſtunde ſo unwiſſend ſeyd. Ihr wiſſet, daß ihr ſterben müſſet. Darum richtet euren Lebenswandel ſo ein, daß ihr allemal freudig ſterben könnet. Die Freudigkeit allemal ſterben zu können, ſezet ein gutes Gewiſſen, ein Herz voller Glauben und Liebe, und alles dasjenige voraus, was auf der Welt eure Gemüthsruhe unterhält, und ein Vorſchmak von demjenigen iſt, was ihr ewig zu gewarten habet.

Der ehrliche Mann, entworfen von Chriſtian Ernſt Simonetti.

(So hier auf Verlangen eingerukt wordē:)

Der Grund der Ehrlichkeit iſt die Menſchenliebe, dieſe erläutert der Herr Verfaſſer nach ihrer Entſtehungsart und natürlichen Nothwendigkeit. Der Innhalt derer hiervon handelnden Abſäze iſt, nach der Anzeige des Herrn Verfaſſers, folgender:

§. 1. In dem Menſchen herrſchen vergnügte und verdrüsliche Triebe, welche die angenehmen Empfindungen hervor bringen.

2. Der Menſch beſizt eine natürliche Neigung zu dem Guten und Abneigung von dem Böſen.

3. Der Menſch hat einen natürlichen Trieb, ſich fortdauernd glükſeelig und nie unglükſelig zu ſehen.

4. Der Menſch beſizt einen natürlich-angenehmen Trieb, ſich zu erhalten, und nicht zu zernichten.

5. Der Menſch hat einen natürlichen Trieb, ſich ſelbſt zu lieben.

6. Der ſeinen Untergang befördert, handelt wider die Selbſtliebe auf eine un-

natürliche Art. Hierbei zeigt der Herr Verfaſſer die Unmenſchlichkeit der Selbſtmörder.

7. Ein Menſch kan ſich ohne Weisheit und Klugheit nicht recht lieben, und beſizt einen natürlichen Trieb, die Werkzeuge ſeiner Glükſeligkeit, wie ſich ſelbſt, zu lieben.

8. Der Menſch hat von Natur ein Gefühl der Menſchheit; und wer menſchlich und unmenſchlich handelt.

9. Der Menſch hat einen natürlichen Trieb, andere Menſchen zu lieben, wozu ihn die Menſchheit reizet.

10. Was die Menſchenliebe iſt? nemlich die reizende angenehme Empfindung, ſich an der Glükſeligkeit ſeines Nebenmenſchen zu beluſtigen.

11. Viele ſpielen mit den Worten Menſchheit und Menſchenliebe, um andre zu berüken.

12. Hobbes Meinung von dem natürlichen Triebe, den andern zu beſtreiten, wird vorgetragen. Es entdekt derſelbe 3. Urſachen ſeiner kriegeriſchen Natur. 1) das Verlangen, vor andern etwas zu haben. 2) Die Vertheidigung. 3) Die Ehre. Alle drei Urſachen widerlegt Herr Simonetti.

13. Hobbes Meinung wird unterſucht, und widerlegt, in Anſehung der erſten Urſache.

14. Die Widerlegung wird fortgeſezt, wegen der andern Urſache.

15. Gundlings Vertheidigung des Hobbes wird geprüft.

16. Hobbes wird ferner widerlegt in Anſehung der dritten Urſache ſeiner kriegeriſchen Natur.

17. Die Gründe, welche Hobbes für ſeine Meinung von der Erfahrung genommen, werden geprüft und verworfen.

18. Hierauf folgt die oben angeführte Beſchreibung der Ehrlichkeit und des ehrlichen Mannes. Dieſen Begrif der Ehrlichkeit deſto genauer zu beſtimmen, führet der Verfaſſer einige Arten der Ehrlichkeit an, und erklärt dieſelben.

So zeigt er in den folgenden Abſäzen:

19. Was das Wort ehrlich bedeutet, wenn man es dem Namen, der Geburt und dem Geſchlechte beileget.

20. Die Ehrlichkeit theilet ſich in die äuſſerliche und innerliche. Was zu der äuſſerlichen gehöret, und wie ſie beide unterſchieden ſeyn.

21. Das Geſez der Natur beſtimmet durch die Vernunft den ehrlichen Mann.

22. Das Sinnliche kan den ehrlichen Mann wohl munter, eifrig, lebhaft, aber niemals wirklich machen.

Nunmehro kömmt der Herr Verfaſſer auf die Eigenſchaften des ehrlichen Mannes, welche er aus der gegebenen Beſchreibung deſſelben erweiſet:

23. Der ehrliche Mann iſt tugendhaft, ohne Zwang und eitle Abſichten.

24. Der ehrliche Mann gehet mit ſeinen Nebenmenſchen aufrichtig in Worten, Geberden und Werken um.

25. Der ehrliche Mann iſt in allem gewiſſenhaft, gerecht und billig.

26. Der ehrliche Mann iſt geſellig und eingezogen, nachdem die äuſſerlichen Umſtände ſind, darinnen er ſich befindet.

27. Der ehrliche Mann iſt gütig, mitleidig, barmherzig und verſöhnlich.

28. Der ehrliche Mann iſt ſehr empfindlich, und wird leicht böſe, aber auch bald wieder gut.

29. Der ehrliche Mann wird leicht betrogen, und keiner eher, als der ehrliche Mann.

30. Der ehrliche Mann iſt in ſeinem Unglüke unerſchroken, muthig, ſtandhaftig, und findet in ſeiner Ehrlichkeit und Unſchuld die ſtärkſten Mittel, die ihn beſchüzen und rechtfertigen.

31. Der ehrliche Mann bleibet in ſeinem Glüke ein ehrlicher Mann, und verfällt niemals in den Misbrauch der Glüksgüter.

32. Der ehrliche Mann iſt ein vernünftiger Menſch.

33. In dem Beſchluſſe der ganzen Abhandlung zeigt der Herr Verfaſſer die Nüzlichkeit dieſer Betrachtung des ehrlichen Mannes. Es wird nemlich hierdurch eine Vorſchrift zur Erlangung und Ausübung der Ehrlichkeit gegeben, zugleich auch manchem Betrüger, welcher ſich einen honnet homme nennt, der Schafspelz ausgezogen. Es gibt der Herr Verfaſſer dieſen Entwurf des ehrlichen Mannes nicht für ein vollſtändiges Gemälde aus, welches er aber vielleicht noch künftig verfertigen werde. Er hat für dieſesmal den ehrlichen Mann nur als Menſch betrachtet, und das vorzügliche und angenehme Sittenbild deſſelben entworffen. Es hat ſich aber der geſchikte und fleiſige Herr Verfaſſer, wenn GOtt Leben, Kräfte und Gnade verleihet, vorgenommen, den ehrlichen Mann auch ſo, wie er im gemeinſchaftlichen Leben handelt, zu betrachten, und, wie er ſeinen Dienſt GOtt widmet, zu erwägen. Wir erwarten dieſe gelehrte Abhandlungen mit gröſter Begierde, indem wir glauben, es werden dieſelben mit eben ſo groſſer Einſicht und Munterkeit aufgeſezet werden, als die gegenwärtige. Es werden dieſe Bilder des ehrlichen Mannes dem ehrlichen Herrn Simonetti deſto leichter zu entwerfen ſeyn: da er an ſeinem werthen Freunde, dem Herrn Hofrath Ayrer, (welchem er gegenwärtige Abhandlung gewidmet hat) und an ſeiner eignen Perſon, ein vortrefliches Urbild des ehrlichen Mannes findet.

Abhandlung von der Würkung der Luft, auf und in die menſchlichen Körper.

(Aus dem Engliſchen überſezt.)

Es iſt die Materie bisher von den Aerzten noch nicht genugſam unterſucht worden. Die Philoſophen, Mathematici, Chymici, und diejenigen, welche den Land- und Gartenbau unterſuchet, haben die Würkungen der Luft auf die verſchiedenen Gegenſtände ihrer Künſte weit genauer nachgeforſcht, als die Aerzte, welche ſich gemeiniglich mit der Unterſuchung ſolcher Dinge beſchäftigen, die lange nicht ſo wichtig und ſo nothwendig ſind. Man ſpüret den Eigenſchaften einer Arzenei mit der gröſten Sorgfalt nach, die doch ſelten genommen wird, und niemand bekümmert ſich um die Würkungen einer Subſtanz, die wir täglich in uns ziehen, und in der wir leben. Die gröſten Männer, deren Name bei den Aerzten heilig iſt, haben mit vielem Fleiſe auf die Würkung der Luft in der Oeconomie der Krankheiten Acht gegeben. In einer Rede, die der Herr Arbuthnot vor einigen Jahren vor dem Collegio der Aerzte gehalten, gab er den Rath, ein Journal von dem Wetter und den herrſchenden Krankheiten zu verfertigen, als wodurch man inſonderheit der Nachkommenſchaft ſehr nuzen werde. Die nachfolgende Abhandlung des Herrn Arbuthnot wird ebenfalls ein groſſes dazu beitragen können. Es ſind lauter Erfahrungen, ſo darinnen vorkommen, und worauf er ſein Urtheil blos gründet. Dieſem gelehrten Manne haben wir nun folgende Abhandlung zu danken:

Das I. Hauptſtük.

Von dem, was in der Luft enthalten iſt.

DJe Luft iſt dasjenige flüſſige Weſen, welches die Erde umgibt, auf welcher wir leben und Athem holen. Sie iſt nicht ſichtbar. Denn was wir in einem Lichtſtrale ſehen, der durch eine kleine Oeſnung in ein Zimmer gelaſſen wird, iſt nicht Luft, ſondern Staub; es ſind nur andere in der Luft ſchwimmende Körper. Die Luft wird von dem Gefühl empfunden, indem ſie ſich beweget, und den Körpern, die in ihr beweget werden, widerſtehet.

Die Luft iſt das vornehmſte Werkzeug der Natur in allen ihren Würkungen, auf und in der Oberfläche der Erden, ausgenommen die magnetiſche Kraft und die Schwere. Kein Gewächs, kein Thier, es mag im Waſſer oder auf Erden leben, kan ohne Luft hervor gebracht werden, leben, oder wachſen. In einem luftleeren Raume können weder Eyer ausgebrütet werden, noch Pflanzen wachſen. Waſſer, das von der Luft gereiniget iſt, kan den Wachsthum der Pflanzen nicht befördern, wenigſtens geſchiehet es ſehr langſam, und noch dazu vermittelſt einiger Luft, die im Waſſer zurük geblieben iſt. Die Luft iſt das vornehmſte Werkzeug in der Erzeugung der Foſſilien. Alle natürliche ſowohl als künſtliche Arbeit, ſo an denſelben geſchiehet, kommt auf die Luft an. Ohne die Hülfe der Luft höret das Feuer und die Hize auf. Mit einem Worte, die Luft iſt das vornehmſte Werkzeug zur Zeugung zum Wachsthum, zur Auflöſung und zur Verderbung aller irrdiſchen Körper. Sie vermiſchet ſich mit demjenigen, woraus alle flüſſige und dichte Körper zuſammen geſezet werden, in groſſer Quantität, welche alle Luft zeugen, oder von ſich geben. Eine Eiche enthält den dritten Theil ihres Gewichtes an Luft. Erbſen enthalten eben ſo viel. Oelichte und klebrichte Subſtanzen geben entweder nicht ſo viel, oder laſſen die Luft auch nicht ſo leicht fahren. Antimonium gibt ohngefehr 28mal ſo viel als ſein Gewicht. Scharfe Spiritus geben bei Auflöſung der Metalle eine groſſe Menge. Thieriſche Körper ſind ſtärker, als andere, mit Luft erfüllet. Blut gibt 33mal ſo viel Luft, als es Raum einnimmt, und dichte thierichte Körper geben mehr Luft, als flüſſige. Ein menſchlicher Calculus oder Stein gibt 645. mal ſo viel Luft, als er gros iſt; wovon aber unten ein mehreres vorkommen wird. Jezt wollen wir nur kürzlich die hauptſächlichſten Dinge erzehlen, die in dieſem wunderbaren flüſſigen Weſen enthalten ſind. Die Luft, ſo nahe an der Oberfläche der Erde iſt, worauf alle Thiere leben und Athem holen, enthält die Ausdünſtungen, Ausflüſſe, und alles, was von den Körpern auf der Fläche der Erden abgerieben wird, wenn dieſe Dinge ſo klein und leicht ſind, daß ſie in der Luft ſchwimmen können. Hieraus folget deutlich, daß die in der Luft enthaltene Dinge an verſchiedenen Oertern der Oberfläche der Erde auch unterſchieden ſeyn müſſen.

Die Luft enthält Waſſer, welches täglich ausdünſtet, und täglich aus der Luft herab fällt. Waſſer, welches offen in die Luft geſezt wird, dünſtet in 13. Tagen einen Zoll aus. Erde dünſtet in der Hize des Sommers innerhalb 40. Tagen gleichfalls einen Zoll aus. Das Waſſer, wenn die Luft damit beſchweret iſt, fällt zurük, und in Regen und Thau auf die Erde, welches nach einer Bemerkung, die auf dieſem Theile der Erdkugel angeſtellet worden, in einem Jahre ohngefehr 22. Zoll Regen und 3 ein halben Zoll Thau ausmachet. Der Thau fällt hauptſächlich, wenn die Sonne unter dem Horizonte iſt, und bei nahe gedoppelt ſo ſtark im Winter, als in den Sommernächten. Es iſt alſo klar, daß beſtändig eine groſſe Menge Waſſer in der Luft ſchwimmet. Verſchiedene andere Verſuche bezeugen auch eben daſſelbe.

Die Luft iſt vielleicht am meiſten mit Waſſer beladen, wenn ſie klar iſt. Denn wenn die Luft am ſchwerſten iſt: ſo ſteigen die Dünſte am höchſten. Wenn ſie aber am höchſten ſind: ſo ſind ſie um ſo viel gereinigter, und werden beſſer mit den Lufttheilgen vermiſchet. Sie ſteigen wenigſtens ſo hoch, als die Gipfſel der höchſten Berge, welches aus den Wolken und dem Schnee erhellet, ſo man allda ſiehet, wo die Dünſte öfters Quellen verurſachen. Wenn die wäſſerichten Dünſte ſich ein wenig ſchwerer, als die Luft, bewegen: ſo ſammlen ſie ſich in Dampf oder Wolken, und wenn die Schwere derſelben von der Luft nicht länger kan unterſtüzet werden; ſo fallen ſie in einem dünnen Regen herunter. Wenn nun dieſe Theilgen von gröſeren Höhen herab fallen: ſo vereinigen ſie ſich, und machen groſſe Regentropfen; und wenn ſie durch die äuſſerſte Kälte der Luft erfrieren: ſo machen ſie Schnee und Hagel. Wiewohl, es hat die Zeugungsart dieſer Früchte der Luft mit meiner gegenwärtigen Materie keine Verbindung. Wenn vermittelſt der Schwere der Luft die Dünſte am höchſten ſteigen, und am genaueſten mit der Luft vermiſcht ſind: ſo kan die niedrige Gegend, darinn wir Athem holen, in Abſicht auf die menſchlichen Körper troken genennet werden.

Der Thau iſt gleichfalls ein Theil, den die Luft enthält. Der Thau iſt nicht blos Waſſer, ſondern ein Zuſammenſaz aller wäſſerichten, flüchtigen, öligten, ſalzigten Dünſte, die von der Erde aufſteigen, welche man, ſo lange ſie die Sonne beweget, nicht ſehen kan, die aber, ſo bald die Luft kühle wird, ſichtbar werden. Weil die Luft ein dünner Körper iſt: ſo wird ſie viel eher kühle, als die Erde, welche auch noch, wenn die Sonne untergegangen, fortfähret, dieſe Subſtanz auszuſchwizen, und durch die Kälte der Nacht fällt ein groſſer Theil davon in Geſtalt des Waſſers wieder herunter. Man kan allezeit, wenn kein Wind iſt, gleichſam einen Rok von dieſem Dunſte nahe an der Fläche der Erden bemerken. Der Thau iſt eine Sammlung aller der Subſtanzen, die von einem gewiſſen Stüke Erde ausdunſten, und iſt alſo nach dem Unterſchied der Orte ſehr verſchieden, welches auch (wie der gelehrte Boerhave bemerket) die Urſache iſt, daß die Chymici wegen der Theile, ſo der Thau in ſich hält, niemals übereinſtimmen, weil ihre Verſuche mit dem Thau an verſchiedenen Oertern angeſtellet worden; daher denn auch die darinn enthaltene Theile unterſchiedlich ſind. An einigen Orten enthält er gar ſehr flüchtige und plazende Theilgen, ſo daß auch bei der Deſtillation das Glas darüber zerbrochen iſt; an andern Orten iſt das Glas dadurch mit den Farben des Regenbogens dergeſtalt bemalet worden, daß man ſie nicht wieder hat heraus bringen können. Es kan alſo vielleicht die genaue Unterſuchung des Thaues von einem jeden Orte das beſte Mittel ſeyn, alle die Theile, ſo ein Boden enthält, ausfündig zu machen, die die Hize der Sonne erreichen kan.

Die Luft enthält gleichfalls die wäſſerichten Ausdünſtungen, nebſt dem riechenden und volatiliſchen Geiſte der Pflanzen. Der Geruch vom Gewürze wird ſehr weit von den Ländern empfunden, wo es wächſet. Dieſe Ausdünſtugen der Pflanzen müſſen im Sommer ſehr ſtark ſeyn. Nach den Verſuchen des ſinnreichen und fleiſigen Herrn Hales dunſtet.

Ein Weinſtok in einem Tage	$\frac{1}{191}$	eines Zolles die ganze Fläche aus.
Eine Sonnenblume	$\frac{1}{165}$	
Ein Kohlkopf	$\frac{1}{188}$	
Ein Apfelbaum.	$\frac{1}{104}$	

Dieſes macht $\frac{1}{161}$ eines Zolles in einem Tage, oder einen ganzen Zoll in 161. Tagen, ſo lange nemlich der Sommer währet. Nach einem Verſuche deſſelben ſinnreichen Mannes, dunſtet ein Hopfengarten auf einem Morgen Landes ſo viel aus, als den ganzen Morgen bedeken könnte, einen Zoll in 101. Tagen. Ein Zoll dieſer ausdünſtenden wäſſerichten Subſtanz, die in der Luft verdünnet wird, würde alſo eine vegetabiliſche Atmoſphäre (wie man es nennen mögte) von 71. Fus hoch ausmachen. Im Sommer iſt die Erde ganz mit Pflanzen bedekt. Sogar das Gras ſtellet der Sonne eine groſſe Fläche blos, und es fehlet demſelben nicht an Ausdünſtung. Die Hize, ſo von einer Ausdünſtung der Pflanzen entſtehet, iſt an einem heiſſen Tage nahe bei einem Kornfelde ſehr empfindlich. Blos aus dieſer einzelnen Urſache, nämlich der Ausdünſtung der Gewächſe, mus die Luft des Sommers von der Winterluft ganz unterſchieden ſeyn. Der Geruch einiger Pflanzen hat bei vielen Leuten ganz merkliche Würkungen. Die Oele, Salze, Saamen, und was ſich unvermerkt von den Gewächſen abreibet, ſchwimmet in der Luft. Daß Pflanzen an einigen Oertern hervor kommen, wo ſie nicht eigentlich zu Hauſe gehören, hat die Weltweiſen ſehr beunruhiget. Vielleicht kan man aus den beiden Arten der Hervorbringung der Pflanzen, nemlich aus dem Saamen und aus dem Stengel, die Urſache davon angeben; beide können in der Luft ſchwimmen. Da die Gröſſe des Stengels, aus welchem die Pflanze hervor gebracht wird, nicht eigentlich beſtimmet iſt; ſollte denn das, was unvermerkt von einer Pflanze abgerieben worden, nicht ſolche Würkung haben kōñen? Doch dieſes erinnere ich nur beiläufig.

Erde iſt auch ein Theil, ſo die Luft in ſich enthält. Erde, die zu Aſche gemacht worden, ſtieget in die Luft. Die Aſche der brennenden Berge wird, wenn ſie Feuer ſpeien, weit weggeführet.

Salz von allerlei Art gehöret gleichfalls zu den Theilgen, ſo die Luft in ſich faſſet. Figirtes ausgegrabenes Salz kan digeriret, volatiliſch gemacht werden, und in der Luft ausdunſten. Vitriolſteine müſſen an die Luft geleget werden, wenn ſie Vitriol hervor bringen ſollen. Wenn man das Salz vom Alaun abreibet: ſo bekommt er in der Luft wieder friſches. Man kan an den meiſten Orten von allen Wänden nitröſes Salz bekommen. Die Luft gibt das Salz entweder als ein Ingrediens her, oder bringet es als ein würkendes Weſen hervor. An einigen Orten zerfriſt die Luft die Ziegelſteine. Es ſind gleichergeſtalt in der Luft die Theilgen von allen Mineralien. Gold, als das ſchwerſte davon, kan flüchtig gemacht werden, und Quekſilber gleichfalls. Aller Rauch, ſo von natürlichem oder künſtlichem Feuer erreget wird, verſchwindet in der Luft. Die vergifteten Ausdünſtungen der Bergwerke haben dieſelbe Würkung, als beim Diſtilliren. Aller Rauch vom Küchenfeuer und alle Ausdünſtung von gährenden Flüſſigkeiten verſchwindet in der Luft, und gehöret zu den Theilgen, die in demjenigen Weſen enthalten ſind, darinn wir Athem holen.

Noch eine andere Art von Dingen, ſo die Luft füllen, iſt die ausdünſtende Materie der Thiere. Die Ausdünſtung eines Menſchen beträgt ohngefehr das 34ſte Theil eines Zolles innerhalb 24. Stunden über die ganze Fläche des Körpers, und folglich in 34 Tagen einen Zoll. Die Oberfläche der Haut eines Menſchen von mittelmäſiger Gröſſe beläuft ſich ohngefehr auf 15. Quadratfus. Es würde folglich die Fläche der Häute von 2904. ſolcher Menſchen einen Morgen Landes bedeken, und die ausgedünſtete Materie würde dieſen Morgen Landes in 34. Tagen einen Zoll tief bedeken, die, wenn ſie in der Luft verdünnet würde, über dem Morgen eine Atmoſphär von den Ausdünſtungen ihrer Körper, die beinahe 71. Fus hoch wäre, ausmachen müste. Die groſſe Menge von thieriſchen Ausdünſtungen, die in der Luft ſind, läſſet ſich ferner daraus abnehmen, daß alle Excremente und aller Aeſer der Thiere in der Luft verſchwinden, welches bei denen, die verbrannt werden, bald, bei denen, die man blos hinwirft, etwas ſpäter, und bei denen, die man begräbt; erſt mit der Länge der Zeit geſchiehet. Alle Theile der Aeſer verſchwinden doch endlich in der Luft, und vielleicht wird nur etwas weniges von den Knochen zu Erde. Eyer von Inſecten ſchwimmen in der Luft. Fleiſch, ſo man an einem Faden an einem Orte aufgehänget, wo keine Fliege hinkommen konnte, iſt mit Maden angefüllet worden. Raupen und andere Inſecten, die die Blätter der Bäume ſo geſchwinde verzehren, werden vielleicht aus den Eyern ſolcher Würmer hervor gebracht, die in der Luft ſchwimmen. Zum wenigſten ſiehet man doch nicht leicht ein, wie ſie in den Pflanzen ſelbſt ihren Aufenthalt finden können. In Africa fallen Regen, die den Körpern der Menſchen eine ſcharfe Empfindung verurſachen, und man findet, daß die Tropfen derſelben Inſecten in ſich halten. Vielleicht ſind Inſecten in der Luft, die das menſchliche Auge nicht ſehen kan. Man kan in den Theilen eines Zimmers, die von den Sonnenſtralen erleuchtet ſind, bemerken, daß die Fliegen bisweilen wie Habichte gleichſam als auf einen Raub ſchieſſen.

Aus vielen Theilen der Erde ſteiget Schwefel in groſſer Menge in die Höhe. In Bergwerken findet ſich ſtinkender, öligter und entzündbarer Rauch. Wenn dieſe ſchwefelichten Ausdünſtungen mit einigen Salzen oder metalliſchen Theilgen verknüpffet ſind: ſo verurſachen ſie ein Plazen, und alle Würkungen des Schiespulvers, durch Erdbeben, durch Donner ꝛc. Man hat Exempel, daß nach dem Donner ſchwefeligte brennende Regengüſſe gefallen. Wie wir vor 3. Jahren allhier in Augſpurg erfahren haben. Einige von dieſen ſchwefeligten Dünſten ſcheinen durch eine von ſich werffende Bewegung ſehr hoch zu ſteigen, wie ſolches denn auch in einem luftleeren Raume mit groſſer Geſchwindigkeit geſchiehet.

Die Luft, ſo der Oberfläche der Erden am nächſten, iſt mit allen dergleichen Theilgen von verſchiedener Art, und noch vielen andern, die ſich unmöglich erzehlen laſſen, angefüllet; und dennoch hat der weiſe Urheber der Natur dieſe ſo verſchiedene Vermiſchung dergeſtalt eingerichtet, daß er ſie den Thieren, ſo darinn leben,

ben, einige wenige ungefähre Zufälle ausgenommen, heilſam gemacht. Vielleicht wäre auch eine reine Luft, ohne dieſe darinn enthaltenen Theilgen, zur Unterhaltung der Thiere und Gewächſe unbequem. Um dieſes Element heilſam zu machen, hat es der weiſe Urheber der Natur ſo geordnet, daß die ganze Maaſe deſſelben mit dieſen Theilgen niemals überladen wird. Zum Exempel, da die menſchlichen Körper ſo gebauet ſind, daß ſie keine Ubermaaſe, von was für Art dieſelbe auch ſeyn mag, als gar zu groſſe Trokenheit, oder gar zu groſſe Flüſſigkeit, ertragen können: ſo findet ſich ein beſtändiger Umlauf des Waſſers in der Luft, und die Luft eines jeden Ortes enthält beinahe dieſelbe Quantität davon. Die Würkung der Sonne, oder ihre äuſſerſte Kraft auf dieſelbe Fläche Landes und Waſſers, und die Hize der Erdfläche innerhalb des Jahres iſt einander ſehr gleichförmig, und folglich iſt die Quantität der Ausdünſtung einerlei. Die Luft hat eine Kraft, blos eine gewiſe Quantität von dieſem Waſſer einzuſaugen und zu erhalten, und die Summe dieſer Quantität, die von der Luft über die ganze Fläche der Erde in Regen, Schnee oder Hagel herab fällt, iſt dieſelbe, obgleich durch zufällige Urſachen der Winde und Hemmung der Wolken, durch groſſe Reihen Gebirge mehr von ſolchen Dünſten an einen Ort hingeführet werden, und allda herab fallen, als an einen andern. Dieſes Waſſer wird wiederum durch ſeine natürliche Schwere in Strömen in die See und andere Waſſerbehältniſſe geführet, von da es wiederum ausdünſtet. Es wird blos ſo viel davon zurük gelaſſen, als zur Nahrung der Gewächſe und Thiere zureichend iſt. Die Feuchtigkeit dieſer Körper dünſtet wiederum aus, und dieſer Umlauf wird beſtändig beibehalten. Es bleibt nur blos ein Zweifel übrig. Nemlich, da die dichten Theile der Thiere, der Gewächſe, und vielleicht auch der Foſſilien, meiſtentheils aus wäſſerichten Flüſſigkeiten hervor gebracht werden; eine gewiſe Quantität aber von dieſen dichten Theilen durch die gemeinen Kräfte der Natur ſich nicht wieder in Waſſer verwandeln laſſen: ob daher nicht die dichten Körper der Erde vor den flüſſigen den Vorzug bekommen, indem die erſten zu- die andern aber abnehmen? Eine gleiche Einrichtung findet ſich bei den andern Dingen, die in der Luft enthalten ſind. Die ausdünſtende Materie der Gewächſe und Thiere, die Oele, Salze und Schwefel fallen wieder herab, und kommen wieder zu den Körpern, die auf oder nahe an der Fläche der Erden ſind.

Die Natur bedienet ſich aller möglichen Wege, dieſe aus ſo heterogeniſchen Theilen beſtehende Flüſſigkeit in einem heilſamen Zuſtande zu erhalten. Ihre Theile werden durch die Hize digeriret und verdünnet; ſie werden durch die Winde umgetrieben und beſtändig beweget, als welche die Luft von verſchiedenen Gegenden mit einander vermiſchen? es finden Gährungen unter ihnen Statt, auf welche heftige Bewegungen und Zerplazungen vermittelſt des Blizens und Donnerns folgen, welches ſich durch Vermiſchung gleicher Ingredientien in chymiſchen Verſuchen nachahmen läst. In dieſen Stürmen werden die überflüſſigen und ſchädlichen ſchweſelichten Theilgen verzehret. Man hat Erempel, daß einige Oerter durch Erdbeben und Überſchwemmungen bewohnbar geworden, die es vorhin nicht geweſen. Die Ausdünſtung der Erde wird wechſelsweiſe gehemmet und wieder hergeſtellet. Das Gefrieren der überflusßgen Waſſergüſſe, und viele andere Würkungen, die der Kunſt unbekannt ſind, verurſachen eine groſſe Verſchiedenheit von Würkungen. Die Luft iſt das Werkzeug zu allen dieſen Operationen, wenn ſie durch die Kunſt verrichtet werden, dieſe Körper von unterſchiedenen Arten würken in der Luft ſelbſt auf mancherlei unbegreifliche Weiſe auf einander. Viele Verſuche und Bemerkungen beweiſen die abwechſelnde Würkung der in der Luft ſchwimmenden Körper auf einander, wenn ſie ſich einer dem andern nähern. Einige chymiſche Proceſſe gehen in einer Art Luſt gut von ſtatten, und werden hingegen in einer andern Art umſonſt verſucht.

Ob die Natur gleich den ganzen Haufen dieſer Flüſſigkeit in einem heilſamen Zuſtande erhält: ſo mus es doch nothwendig geſchehen, daß die Luft beſonderer Gegenden, Jahrszeiten und Oerter in Anſehung des Verhältniſſes der Vermiſchung der gedachten Theile gar ſehr von einander unterſchieden iſt. Dergleichen Luft mus nun durch ſolchen Überflus oder Mangel verſchiedene Würkungen auf die menſchlichen Körper haben. Gar zu groſſe Feuchtigkeit verurſachet denſelben eine Art von Krankheiten, und gar zu groſſe Trokenheit eine andere: denn die Kräfte der merſchlichen Körper ſind eingeſchränkt, und können nichts, das die Maaſe überſchreitet, ausſtehen. Eine Luft, die mit Ausdünſtungen von Thieren, inſonderheit von ſolchen, die gefaulet, angefüllet geweſen, hat oft peſtilenzialiſche Fieber erreget, wovon man viele Exempel hat, dahin auch das gehöret, deſſen Ambroſius Pareus 1562. gedenket, da dergleichen Krankheit durch Aeſer erreget worden, die man in eine Grube geworffen. Eben dergleichen ſind auch von einer groſſen Menge toder Heuſchreken oder von toden Wallfiſchen verurſachet worden. Die Ausdünſtungen einer groſſen Menge verdorbener Gewächſe haben in ihrer Nachbarſchaft dieſelben Würkungen hervor gebracht. Die Ausflüſſe aus den Körpern lebendiger Menſchen ſind ſehr verderblich. Das Waſſer, worinn ſich Menſchen baden, ſtinket wie ein Aas, wenn man es aufbehält. Nach dem

Vori=

Vorigen würden weniger als 3000. Menſchen, die ſich in dem Umfange eines Morgen Landes aufhalten, von ihren eigenen Ausdünſtungen eine Atmoſphär von 71. Fus hoch ausmachen, die in einem Augenblike eine Peſt verurſachen würde, wenn die Winde ſie nicht wegführten. Hieraus läſt ſich herleiten, daß bei Erbauung neuer Städte die erſte Abſicht dahin gehen mus, ſie ſo einzurichten; daß ſie offen und luftig ſind, und wohl durchwehet werden können. Vor anſtekenden Krankheiten iſt öfters ungemein ſtilles Wetter vorher gegangen. Aus dieſer Urſache erreget die Luft in den Gefängniſſen öfters tödliche Krankheitē. Das Schifsvolk wird in den Häven krank, das doch auf der offenbaren See geſund bleiben würde. Diejenigen, ſo die Aufſicht über Krankenhäuſer haben, müſſen hauptſächlich dafür ſorgen, daß die Luft in denſelben einen freien Durchzug haben könne. Da die faulenden Theile der Aeſer, nach dem obigen, obgleich langſam, in die Luft geführet werden: ſo fragt ſichs, ob dieſes nicht zu einem Grunde dienen könne, daß in Kirchen keine Begräbniſſe ſeyn ſollen, und ob es nicht gut wäre, daß alle Begräbnisörter auſſerhalb der Städte in die freie Luft verleget würden? Wir haben davon in dem 2ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen p. 21. gehandelt. Nach dem obigen iſt die Sommerluft von der Luft des Winters gar ſehr unterſchieden. Im Sommer iſt die Luft oft mit der ausdünſtenden Materie der Gewächſe angefüllet; die eine Menge flüchtiger Spiritus und Oele hat, die vielleicht die Geiſter küzeln und ermuntern. Die Ausdünſtung von gewiſſen Pflanzen iſt einigen Leuten gar zu ſtark, und ſie können den Geruch derſelben nicht leiden.

Aus den Anmerkungen des Vorigen folget, daß die Luft groſſer Städte von der Landluft gar ſehr unterſchieden iſt. In den Städten findet ſich mehr von der ausdünſtenden Materie der Thiere, die niemals gänzlich weggewähet wird. Es ſind in denſelben mehr Ausdünſtugen von dem Küchenfeuer. Die Erde kan darinnen nicht ſo ſtark ausdünſten, weil ſie gepflaſtert iſt, und folglich iſt die Würkung dieſer Ausdünſtungen, ſie mögen ſchädlich oder heilſam ſeyn, in beiden Fällen geringer. Obgleich die Landluft vermittelſt der Winde in die Städte gebracht wird: ſo ſind doch niemals ſo viele Ausdünſtungen der Gewächſe in den Städten, als auf dem Lande.

Von allen Theilgen, die die Luft enthält, ſind den menſchlichen Körpern keine ſchädlicher, als die ſchwefelichten. Der Dampf von Holzkohlen erſtiket in einem Augenblike. Wenn nun die ſchwefelichſten Ausdünſtungen gar zu überflüſſig ſind: ſo ſezet die Natur ſie durch den Bliz in Feuer. Einige Leute werden, ehe ein Donnerwetter oder Sturm kommt, von der Luft empfindlich gerühret.

rühret. In heiſſen Ländern wird das Schreken, ſo die Gewitter mit ſich führen, durch den Nuzen verringert, denn die Einwohner davon genieſſen. Es gibt ſchwefelichte Dünſte, welche die Gewächſe anzünden, und das Gras dem darauf weidenden Viehe ungeſund machen. Bergleute werden oft von dieſen Dünſten beſchädiget. Die Anmerkungen, ſo über einige von den Bergwerken zu Derbyſchire gemacht worden, beſchreiben vier Arten von dieſen Dünſten. Die erſte nennen die Bergleute die gemeine Art. Man wird ſie zuerſt daran gewahr, daß die Flamme der Lichter rund wird, und abnimmt. Die Würkungen derſelben in menſchlichen Körpern ſind Ohnmachten, Convulſionen und Erſtiken. Die andere Art nennen ſie Erbſenblütedampf. Die Bergleute halten dafür, es ſeyn die Ausdünſtungen einer Pflanze, die tiefer wächſet, als der Boden iſt. Die dritte iſt die ſchädlichſte. Die Bergleute ſagen, ſie ſehen ganz oben an dem Boden derjenigen Gänge, die von der Hauptgrube abgehen, ein rundes Ding, ſo gros als ein gemeiner Ballon, ſo mit einem Felle oder einer Haut umgeben iſt. Wenn dieſelbe durch einen Zufall zerbrochen wird: ſo zerſtreuet ſich die Materie, und erſtiket alle, die zugegen ſind. Die Bergleute, die eben keine feine Philoſophen ſind, glauben, es ſeyn dieſes die Ausdünſtungen ihrer eignen Leiber. Es iſt ſolches auch nicht unmöglich, und das Oel dieſer Ausdünſtungen kan vielleicht das Fell oder die Haut verurſachen. Die vierte Art iſt der donnernde Dampf, der ſeiner Natur und Würkung nach dem Schiespulver, oder der Materie, die den Donner hervor bringet, gleichet. Wenn dieſer Dampf ſich entzündet: ſo tödet er mit einem Plazen, wie der Donner und das Schiespulver. Die Mittel der Bergleute dawider ſind dieſelben, deren ſich die Natur in gleichen Fällen bedienet. Sie ſuchen mit der äuſſern Luft Gemeinſchaft zu erhalten. Sie machen Löcher in den Bergwerken, bringen durch künſtliche Winde und Blasbälge einen Durchzug zuwege, und ſezen dieſe ſchwefelichte Dünſte in Feuer. Und wenn ſolches geſchehen; ſo können ſie wieder in ihrer Arbeit fortfahren. Es finden ſich gleichfalls in tiefen Brunnen ſchwefelichte Dünſte, die ſich von einem Lichte entzünden. In einigen iſt der Schwefel mit ſale ammoniaco verbunden, welcher nicht knallet. Der Schwefel ſelbſt iſt der Lunge eben nicht ſchädlich. Die Ausdünſtungen eines ſchwefelichten Bodens in der freien Luft wird als eben ſo geſund angeprieſen, wie der Luft um der Stadt Neapolis. Man mus aber dabei bedenken, daß dieſe Ausdünſtungen, die ſich in der freien und offenen Luft finden, nicht ſo überflüſſig, und vielleicht mit andern ſchädlichen Salzen unvermiſcht ſind, die ſich aber bei den obgedachten häufig finden. Aus dem folgenden Theile dieſer Abhandlung wird erhellen, daß der Schwefel der Luft die Elaſticität benimmt.

Metalliſche ſcharfe Salze, die von gewiſſen Stüken Erde ausdünſten, und ihrer Schwere wegen nur zu einer gewiſſen Höhe hinan ſteigen, ſind äuſſerſt ſchädlich, wenn ſie mit dem Athem angezogen werden. Sie ziehen die Bläsgen zuſammen, oder machen das Blut den Augenblik in den ganz feinen Aedergen gerinnend, die längſt den Flächen der Lungenbläsgen hinkriechen, welche ſehr dünne Häute haben, und von der äuſſerlichen Luft unmittelbar berühret werden. So iſt der tödliche Dampf in der Grotto del Cane nahe bei Neapolis beſchaffen.

Einige haben geglaubet, die Peſt käme von unſichtbaren Inſecten. Dieſes kömmt mit vielen Dingen überein, die man in dem Fortgange oder der Fortpflanzungsart dieſer Krankheit gewahr wird; es kan aber hergegen mit vielen andern nicht zuſammen geräumet werden. Dieſes ſind einige wenige Folgerungen, die mir zuerſt eingefallen, die ſich auf die gegenwärtige Materie beziehen, und die aus der Betrachtung von denen in der Luft enthaltenen Theilgen hergeleitet ſind. Da die Luft ein aus vielen von einander unterſchiedenen Theilgen beſtehender Körper iſt: ſo könnten noch viele andere von gleicher Art gemacht werden, welches aber die Kürze dieſes Verſuchs nicht verſtatten will. Ich ſchreite zur Betrachtung der Eigenſchaften der Luft.

Das II. Hauptſtük.

Von den Eigenſchaften der Luft.

Die erſte Eigenſchaft der Luft iſt die Flüſſigkeit, welche durch keine bisher noch bekannte Kraft der Kunſt oder Natur kan aufgehoben werden. Sie behält ihre Flüſſigkeit auch in einer Kälte, die 44. Grade ſtärker iſt, als eine natürliche Kälte. Von dem Funkeln, welches **Boerhaave** in der Luft, die von den Sonnenſtrahlen erleuchtet war, bemerkte, glaubte derſelbe zwar anfänglich, daß es von einer Erfrierung in der Luft herrührte; er hat aber nachgehends entdeket, daß es von wäſſerichten Theilgen entſtanden, die in der Luft geſchwommen. Keine Verdichtung, Gährung, noch Gerinnung von Vermiſchungen hat jemals da, wo ſich Luft befindet, die Flüſſigkeit derſelben aufgehoben, welche Eigenſchaft einem Elemente ſchlechterdings nöthig iſt, worinn Pflanzen und Thiere wachſen. Kein Gewächs und kein Thier kan ſeine Fäſergen in ihrer natürlichen Geſtalt anderswo ausbreiten, als in einer Flüſſigkeit, die der Verlängerung ſeiner Fäſergen auf gleiche Art widerſtehet. Der Druk der Dunſtkugel hält die Fäſergen ſowohl der Gewächſe, als auch der Thiere, in gewiſe Gränzen ihres Wachsthums. Da ſie allezeit flüſſig

ſig iſt: ſo iſt ihr Druk auf jeden Theil der Flächen derſelben gleichen. Wenn man alſo einem menſchlichen Geſchöpfe die gehörige Geſtalt geben will, wornach die Natur ſich beſtrebet: ſo mus es von dem Druke aller harten Körper ſo frei, als möglich, gehalten werden. Weil menſchliche Geſchöpfe den gröſten Theil ihres Lebens ſich auf den Füſſen befinden, welche nur einen kleinern Theil der äuſſern Fläche des ganzen Körpers ausmachen: ſo erhalten ſie eine beſſere Geſtalt, und die Füſſe, ſo den Druk des ganzen Körpers aushalten, bekommen Schwielen. Wenn ein menſchliches Geſchöpf allezeit läge: ſo würde es ſeine ordentliche Geſtalt nicht bekommen. Einſchränkung durch Schnüren oder enge Kleider mus die natürliche Geſtalt verderben oder verändern. Wie ſolches in dem 1ſten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen p. 315. ausführlich bewieſen worden. Weil das Waſſer eine weit dichtere Flüſſigkeit iſt, als die Luft: ſo läſt es Körper weit gröſſerer Thiere zu, trägt ſie, und hält ſie zuſammen, als die Luft.

Die Theilgen der Luft laſſen ſich durch kein Vergröſſerungsglas erkennen, ob ſie gleich gröſſer ſeyn mögen, als die Theilgen des Lichts. Sie reflectiren das Licht nicht in ſichtbaren Winkeln.

Ohngeachtet der Kleine der Lufttheilgen gehen doch verſchiedene Flüſſigkeiten, ſo dichter ſind, als die Luft, da herdurch, wo die Luft nicht durchkommen kan. Oel dringet durch Leder, welches die Luft abhält.

Eine andere Eigenſchaft der Luft iſt dieſe, daß ſie ſchlüpfrig iſt, oder durch die kleinſte Gewalt kan getheilet werden; vermittelſt dieſer Eigenſchaft bewegen ſich die Thiere in derſelben, ohne ſonderlichen Widerſtand. Wenn man Verſuche von der Geſchwindigkeit der Bewegung der Vögel und Fiſche hätte: ſo könnte man das Verhältnis ihrer Kraft beſtimmen. Vögel und Fiſche bewegen ſich durch ihre beiderſeitige Elemente auf einerlei Weiſe. Die Fiſche ſind die Vögel des Waſſers. Fiſche gehen durch ein Element, welches 800mal dichter iſt, als die Luft. Aus dieſer Urſache müſſen ſie auch eine Kraft anwenden, die dem ſtärkern Widerſtande des Medii gemäs iſt. An der andern Seite wird ein groſſer Theil der Kraft der Vögel angewand, ihre Körper in einem weit dünnen Medio zu unterſtüzen; dahingegen die Fiſche mit dem Waſſer, darinn ſie ſchwimmen, ein gleiches Gewichte haben. Es hat aber auch die Luft einen gewiſen Grad der Zähigkeit, vermittelſt welcher die Theile einander anziehen, wie ſolcher aus der ſpäriſchen Figur der Waſſerblaſen erhellet, die ſich einander anziehen, und zuſammen laufen. Zu gleicher Zeit ſcheinen auch die Theilgen der Luft, vermöge ihrer Elaſticität, in andern Umſtänden eine Kraft des Abreibens oder Voneinanderfliehens zu beſizen. Die beiden Eigenſchaften können wohl mit einander beſtehen, wie man am Lichte ſiehet.

Der Widerſtand der Luft iſt ſehr merklich in Körpern; die geſchwinde durch ſie beweget werden, oder wenn ſie ſich geſchwinde gegen die Körper beweget. Der Widerſtand im erſten Falle nimmt in einem gedoppelten Verhältniſſe gegen die Geſchwindigkeit des ſich bewegenden Körpers zu, das iſt, der Widerſtand iſt 100 mal ſo gros, wenn die Geſchwindigkeit nur 10mal iſt. Wenn alſo leichte Körper mit groſſer Geſchwindigkeit beweget werden: ſo wirft ſie der Widerſtand der Luft in eine andere Richtung wieder zurük.

Da die Luft flüſſig und ſchwer iſt: ſo drüket ſie auf die äuſſere Fläche eines menſchlichen Körpers mit eben demſelben Gewichte, als eine Säule von Mercur, deren Baſis der äuſſern Fläche eines menſchlichen Körpers gleich iſt, und deren Höhe des Barometers etwa eines mittelmäſig groſſen Menſchen, mit einem Gewichte von 32,000 Pfund; und da es möglich iſt, daß die Luft ihr Gewicht um 1. Zehentheil verändert: ſo mus ein ſolcher menſchlicher Körper zu verſchiedenen Zeiten mit 3200. Pfund mehr oder weniger gedrüket werden; und wenn die Höhe des Mercurs nur auf einen Zoll verändert wird: ſo macht der Unterſchied über 1000. Pfund aus. Dergleichen Veränderungen haben beides auf flüſſige und dichte Körper ſtarke Würkungen. Da aber das Gegengewicht zwiſchen der Luft inn- und auſſerhalb des Körpers, durch die freie Gemeinſchaft, ſo zwiſchen ihnen iſt, gar geſchwinde erſezet wird: ſo leidet man dergleichen Veränderungen, ohne einige empfindliche Unbequemlichkeit.

Die Luft iſt ein flüſſiges Weſen, ſo beſtändig beweget wird. Man kan in dem Theile einer Stube, ſo von einem Sonnenſtrahle, der durch ein kleines Loch hinein kommt, ſehen, daß die Körper, ſo in der Luft ſchwimmen, in beſtändiger Bewegung ſind. Wenn man durch Teloſcopia ſiehet: ſo bemerket man eine beſtändige wellenförmige Bewegung. Dieſe Wallungen der Luft würken auf kleine und zarte Körper, wiewohl nicht ſo ſehr, daß ihre Figur dadurch verändert würde. Wenn die Luft in Körper dringet, oder aus denſelben heraus gehet: ſo theilt ſie ſich anfänglich nicht in ihre kleinſte Theilgen, ſondern ſammlet ſich in Blaſen. Und die Natur der Luft iſt ſo beſchaffen, daß die kleinſte Quantität davon, vermittelſt ihrer Elaſticität, die Kraft der ganzen Atmoſphär hat. Wenn Luftblaſen in den Hölungen der Gefäſſe menſchlicher Körper entſtehen: ſo müſſen ſie erſtaunliche Würkungen hervor bringen.

Die Luft iſt ferner von der Beſchaffenheit, daß ſie ſich zuſammendrüken läst, und iſt elaſtiſch. Sie kan in Räume zuſammengedrüket werden, die mit den auf ihnen liegenden Gewichten ein abwechſelndes Verhältnis haben, und ſie breitet ſich wiederum aus, nachdem die drükende Kraft weggeräumet wird. Haben die drukenden Gewichte ein Verhältnis, als 1, 2, 3: ſo haben die Räume, darinn die Luft zuſammengedrükt iſt, ein Verhältnis, als 1, ein halb, 1. Viertel, folglich nim̃t die Dichte der Luft in richtigem Verhältniſſe mit den drukenden Gewichten zu. Je näher man alſo bei der Fläche der Erde iſt, deſto dichter iſt die Luft, wegen der gröſſern Höhe der Säule der darauf liegenden Luft. Kömmt man höher: ſo breitet ſich die Luft vermittelſt ihrer elaſtiſchen Kraft aus, und wird dünner, indem allda ſo viel von der darauf liegenden Laſt weniger iſt. Wenn die ganze Luft von gleicher Dichte wäre: ſo würde die Höhe der Atmoſphär nicht über 5. Meilen ausmachen, und wenn man 900. Fus hoch geſtiegen; ſo würde der Mercur einen Zoll ſinken, u. ſ. w. Ich würde den erſtern nur dasjenige wiederholen, was ſie ſchon wiſſen, und mich vergeblich bemühen, die andern dasjenige zu lehren, was ſie nicht begreiffen können.

Aus der verſchiedenen Dichte der Luft in höhern oder niedrigen Gegenden entſtehen eben dieſelben Würkungen auf die Einwohner dieſer Länder, als die aus den obgedachten Veränderungen der Schwere der Luft herrühren.

Die Elaſticität der Luft iſt eine Kraft, die ihrer Schwere gleich kommt. Die kleinſte Luftblaſe hält vermittelſt ihrer Elaſticität der ganzen Atmoſphär von gleicher Dichte das Gegengewicht. Vermittelſt dieſer beiden Eigenſchaften, der Schwere und der Elaſticität, und der Veränderungen derſelben bringet die Luft groſſe Würkungen auf die menſchlichen Körper hervor. Hierdurch geſchiehet das Athemholen, hierdurch wird das Gleichgewicht zwiſchen der äuſſerlichen Luft, und der, ſo ſich innerhalb der Gefäſſe der Körpers befindet, erhalten.

Wahre Luft verlieret ihre Elaſticität niemals, ob ſie gleich dieſelbe blos alsdann ausläſſet, wenn ſie durch ihre Elaſticität in eine Maaſe geſammlet iſt. Sie dringet in die Räume der Säfte, die nicht genugſam mit Luft geſättiget ſind, und da bleibet ſie in ihren kleinſten Theilen, gleichſam als in einem befeſtigten Zuſtande, vertheilet. Wenn ſie aber durch Hize ausgedehnet, oder der darauf liegende Druk weggenommen wird: ſo ſammlet ſie ſich in gröſſeren Maaſen, und äuſſert ihre Elaſticität nach dem Verhältniſſe der Verminderung des daraus liegenden Drukes.

Die flüſſigen und dichten Theile der Thiere enthalten nach Proportion mehr Luft, als einige andere Subſtanzen. Hirſchhorn gibt ein

Siebentheil ſeiner ganzen Subſtanz, oder 234mal ſo viel als ſeine Gröſſe in der Luft. Ein menſchlicher Stein kan durch Feuer faſt ganz ausdunſten. Die flüſſigen Theile der Thiere enthalten nicht ſo viel Luft, als die dichten; doch enthalten ſie mehr Luft; als alle andere wäſſerichte Flüſſigkeiten. Blut enthält 1 Sieben und zwanzigſttheil ſeines Gewichts in der Luft, und 33mal ſo viel als ſeine Gröſſe, dahingegen 54. Zoll Brunnenwaſſer nur 1. Zoll Luft gibt.

Eine gedoppelt dichte Luft hat auch eine gedoppelte Kraft. Denn wenn Luft von einer gewiſen Dichte den Mercur in dem Barometer 28. Zoll in die Höhe treibet: ſo treibet ein gleicher Raum, der mit gedoppelt dichter Luft angefüllet wird, den Mercur auf 56. Zoll. Hize vermehret die Elaſticität der Luft.

Die Hize kochendes Waſſers vermehret die elaſtiſche Kraft der Luft ein Drittheil, wenn die Luft verſchloſſen iſt, oder dehnet ſie in einem Raum aus, der um 1 Drittheil gröſſer iſt, wenn ſie Freiheit hat. Iſt die Luft noch einmal ſo dicht: ſo würket derſelbe Grad Hize mit einer gedoppelten Kraft auf ſie. Kälte vermehret gleichfalls die Elaſticität der Luft, indem ſie ihre Dichte oder ihr Gewicht vermehret, womit ihre elaſtiſche Kraft ein Verhältnis hat.

Aus dem, was bisher von der Elaſticität der Luft geſaget iſt, welche auch die kleineſte Maaſe derſelben hat, und zwar ſo, daß ſie fähig iſt, dem Druk der ganzen umher liegenden Atmoſphär zu widerſtehen, kan man die groſſe Kraft der heiſſen und elaſtiſchen Luft in den Hölungen des menſchlichen Leibes einſehen. Ob aber Luftblaſen in den Gefäsgen der menſchlichen Körper können erzeuget werden? das will ich eben nicht gänzlich beſtimmen. Man hat indeſſen groſſe Wahrſcheinlichkeit, daß Luftblaſen in Röhren dringen können, die allerlei Flüſſigkeiten ſelbſt denen Röhren zubringen, die Waſſer führen, und ihre Würkungen ſind bekannt genug. Es iſt gleichfalls gewis, und man weis es aus häufiger Erfahrung, daß ſich an den äuſſerſten Theilen des Körpers Schmerzen finden, die von Blähungen herzurühren ſcheinen, und ich habe oft wahrgenommen, daß, wenn dieſe Theile gerieben worden, eine groſſe Menge Winde aus dem Magen durch den Mund hervorgegeben worden, wornach der Kranke ſich gebeſſert. Die Luft iſt nicht an den Geſezen der Circulation gebunden. Sie bricht aus, wo ſie ein Luftloch findet. Die Kraft einer Luftblaſe iſt ſtark genug, eine Spannung und einen Schmerz zu erregen, wie ſolches aus dem, was ſchon geſaget worden, erhellet.

Es iſt gleichfalls wahrſcheinlich, daß durch eine heiſſe und elaſtiſche

Luft Spasmi und Convulſionen oder verſchloſſene Dünſte erreget werden können. Die Zufälle der Thiere in einem luftleeren Recipienten ſind Convulſionen. Sobald als ſolche Thiere, durch alle in ihnen befindliche Oefnungen, die Luft in ſo weit von ſich gegeben haben, daß die Luft, ſo noch in ihren Gefäſſen iſt, der dünnern Luft, ſo ſie umgibt, das Gleichgewicht hält, ſchienen ſie ſich einen Augenblik wieder zu erholen, bis ſie durch eine neue Ausſaugung der Luft wieder in den vorhin gemerkten Zuſtand gerathen. Einige zärtliche Perſonen pflegen bei einem plözlichen Fallen des Mercurs in dem Barometer ohnmächtig zu werden, welches ſie in eben den Zuſtand als die Thiere bei der erſten Ausſaugung der Luftpumpe ſezet.

Menſchliche Creaturen können in einer Luft von verſchiedener Dichte leben. Die Luft kan an einem Orte 1 Sechzehntheil an der Dichte oder Schwere unterſchieden ſeyn, ſo viel verändert ſich die Höhe des Mercurs. Was aber noch mehr iſt, menſchliche Creaturen können ſo gar in einer Luft leben, da die Veränderung ihrer Dichte noch einmal ſo ſtark iſt. Nemlich unten in den Bergwerken, wo der Mercur auf 32. Zoll ſtehet, und oben auf den Spizen der höheſten Berge, allwo, wenn ihre perpendiculaire Höhe 3 Meilen ausmachet, der Mercur nicht viel über 16. Zoll ſtehen mus.

Obgleich Menſchen einen ſolchen Unterſchied des Druks ausſtehen können, indem bei der gemeinen Veränderung der Schwere der Luft an demſelben Orte, der Unterſchied des Druks auf einen Körper von ordentlicher Gröſſe 3600. Pfund, und der Unterſchied der Höhe unten in den Bergwerken, und oben auf der Spize der Gebirge 18,000. Pfund ausmachet: ſo mus doch ein ſolcher Unterſchied des Druks auch eine groſſe Veränderung in der Spannung der Fibern, und der Ausdehnung der flüſſigen Theile eines menſchlichen Körpers verurſachen. Bei einem ſchwereren Gewichte der Luft werden die Fibern ſtark gepreſſet, und die Flüſſigkeiten werden dichter. Und wenn, wie ich vorhin bemerket, keine freie Gemeinſchaft zwiſchen der äuſſern Luft, und der, ſo in den thieriſchen Flüſſigkeiten enthalten iſt, wäre: ſo würden dieſe Veränderungen unerträglich ſeyn. Der Menſch würde in eben denſelben Zuſtand gerathen, als ein Thier in der Luftpumpe, wann die Luft halb heraus geſogen worden, das Blut würde aufkochen, und ſich, nachdem ſich der Druk der äuſſerſten Luft verminderte, ausdehnen. Allem dieſem aber wird durch die geſchwinde Austreibung und Zulaſſung der Luft aus und in den Körper vorgebeuget.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Verminderung der Kraft des Drukes der äuſſerſten Luft, wenn die Fibern geſpannet werden, eine Schwäche in der Bewegung der Muskeln verurſachen mus, welches die Urſache iſt, warum einige Leute geglaubet, ſie hätten einen kürzern Athem, wenn ſie auf die Gipfel der Erde hinauf ſtiegen; die wahre Urſache aber iſt die Verminderung des Druks der Luft auf die Muskeln, die einen auch bei einer geringern Bemühung auſſer Athem ſezet, und vielleicht kan auch das Ubergewichte der Luft in der Bruſt einige Würkung haben.

Der Druk der Luft auf die Lunge iſt nicht ſo ſtark, als er von einigen berechnet worden. Er hat aber doch beſtändig einige Stärke, und die Veränderung 1 Zehntheil ſeiner Kraft auf die Lunge mus einigen Unterſchied in der Sauberung des Bluts, wenn es durch die Lunge gehet, verurſachen, als welche das Hauptwerkzeug zu der Hervorbringung des Bluts iſt. Die Veränderung des Druks der Luft in ihrer Schwere und Elaſticität mus gleichmäſige oſcillirende Bewegungen in den flüſſigen und dichten Theilen der menſchlichen Körper hervor bringen. Und wenn die Ausflüſſe ſtark und häufig ſind: ſo müſſen ſolche groſſe Bewegungen der flüſſigen und dichten Theile groſſe Veränderungen in den menſchlichen Körpern würken. Weswegen man aber gar nicht nöthig hat, zu verborgenen Eigenſchaften der Luft ſeine Zuflucht zu nehmen. Es iſt eine Art von Tortur, deren man ſich (wo ich mich recht beſinne) bei der Inquiſition bedienet. Man läſſet nemlich den Körper ſehr ſtark ſchwizen, und deket ihn alsdann plözlich auf, welches die heftigſten Schmerzen und fieberhafte Zufälle zuwege bringet. Weil die Berührung der Luft nur ſanft und gelinde iſt: ſo ſchadet ſolches den animaliſchen Fibern nur wenig. Wenn aber die Fibern wechſelsweiſe ſtark gepreſſet und wieder losgelaſſen werden: ſo kan ſolches Veränderungen hervor bringen, die dieſer Tortur ähnlich ſind. Und dergleichen Veränderungen laſſen ſich nicht nur durch die Abwechſelungen der Schwere und Elaſticität der Luft; ſondern auch durch ihre Hize, Kälte, Feuchte und Trokene verurſachen, als wovon ich in dem Folgenden handeln werde.

Das III. Hauptſtük.

Von den zufälligen Eigenſchaften der Luft.

Ich nenne die Flüsſigkeit, Schwere, Elaſticität ꝛc. weſentliche Eigenſchaften der Luft, weil ſie in ihrer ganzen Maaſe, und in einem jeden Theile derſelben ihren beſtändigen Siz haben. Hize, Kälte, Trokene und Feuchte, nenne ich lieber zufällige Eigenſchaften, weil ſie, wenn man es in dem gewöhnlichen Verſtande nimmt, veränderlich ſind, und weder dem Ganzen, noch dem Theilen beſtändig anhangen.

Die Luft mus vermittelſt dieſer veränderlichen Eigenſchaften der Hize, Kälte, Trokene und Feuchte nothwendig eine groſſe Menge Veränderungen in den menſchlichen Körper zuwege bringen.

Man ſtelle ſich vor, daß eine beſtändig warme Flüsſigkeiten, wie das menſchliche Blut iſt, in einer dünnen und biegſamen Maſchine von Röhren, zu welchen die äuſſerliche Luft durch unzähliche Gänge kan zugelaſſen werden, eingeſchloſſen ſey. Man ſtelle ſich ferner vor, daß dieſe Maſchine mit ſeiner eingeſchloſſenen Feuchtigkeit, ſo durch unzähliche Gänge heis heraus dünſtet und rauſchet, ſeine Lage verändere, ſich bald inn- bald auſſerhalb Hauſes befinde, der kalten, heiſſen, trokenen, naſſen Luft, und der ganzen Menge Veränderungen, ſo in dieſem Elemente vorgehen, blos geſtellet werde. Es machen alsdann die Veränderungen, ſo dieſer Maſchine wiederfahren, noch nicht den zwanzigſten Theil von denenjenigen aus, welche den menſchlichen Körpern begegnen. Dieſe werden auſſer den würklichen Einflus der umher befindlichen Luft durch die Veränderungen noch von einer ſchmerzhaften oder angenehmen Empfindung gerühret, deren Vermeidung oder Genus aber nicht allemal in ihrer Macht ſtehet.

Ein gewiſer Grad Hize, der noch nicht ſtark genug iſt, dichte thieriſche Theilgen aufzutroknen, oder zu verderben, macht die Fiebern länger und ſchlaffer. Daher kommt die Empfindung der Mattigkeit und Schwachheit an einem heiſſen Tage. Die vorhin gedachte Würkung, daß die Fiebern durch die Hize ſchlaff und die Flüſſigkeiten ausgedehnet werden, kan man deutlich ſehen und fühlen: denn in heiſſen Wetter ſchwellen die äuſſerlichen Theile der menſchlichen Leiber, und ſind diker als in kaltem. Man hat verſchiedene Verſuche, die eben daſſelbe beweiſen; es iſt aber unnöthig, ſie allhie zu berühren.

Sehr heiſe Luft iſt fähig, thieriſche Subſtanzen zu einem Stande der Fäulung zu bringen, und iſt inſonderheit der Lunge ſchädlich. Das Blut iſt kälter in den Venen, als in den Arterien, und läuft in den rechten Ventriculum des Herzens zurük, wo es durch eine friſche Vermiſchung mit dem Chylo noch kälter gemacht wird, welcher kälter iſt, als Blut; allein wenn es wieder durch die Lunge lauft: wird es dermaſſen erhizet, daß es an zu ſchäumen fangt. Die äuſſere Fläche der Lungengefäſſe iſt der äuſſerlichen Luft blos geſtellet, welche einen freien Zugang zu denſelben hat. Die Abkühlung durch eine kalte Luft iſt der eine Gebrauch der Luft beim Athemholen, wiewohl nicht der hauptſächlichſte. Wenn aber dieſe äuſſerliche Luft um viele Grade heiſſer iſt, als die Subſtanz der Lunge, ſo müſſen dadurch nothwendig beides die dichten und flüſſigen Theile verderbet werden und verfaulen. Und dieſes wird durch einen Verſuch wahr befunden. Denn in eines Zukerbekers Trokenkammers, wo die Luft 146, oder 54 mal heiſſer als ein menſchlicher Körper war, ſtarb ein Sperling in 2, und ein Hund in 28. Minuten. Davon in den vorhergehenden Theilen ausführlich gehandelt worden.

Man hat einige Verſuche, welche anzuzeigen ſcheinen, daß Luft, die auf einem gewiſen Grad und zwar noch ſtärker als ſiedend Waſſer erhizet und abgekühlet worden, und dabei alle ihre gemeinen Eigenſchaften der Schwere und Elaſticität behält, etwas verlieret, ſo daß ſie zur Reſpiration unbequem gemacht wird. Ich ſollte aber mit dem ſinnreichen Herrn Hales wohl glauben, daß in den gemachten Verſuchen die Luft durch die giftigen Dünſte der Körper, wodurch ſie beim Erhizen gegangen, angeſteket worden. Denn Luft, die durch heiſſes Glas gegangen war, hat kein Thier getödet, wie die that, welche durch Holzkolen gegangen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo iſt gewis, daß Luft, die durch ſchwefelhafte Strahlen von Lichtern, oder thieriſchen Körpern erhizet worden, einen Theil ihrer Elaſticität verlieret, und zu animaliſchen Verrichtungen ungeſchikt wird, wie zum Exempel die Luft, darinn vornehme Leute einen groſſen Theil ihrer Zeit zubringen. Doch hievon nachgehends ein mehrers.

Eine andre groſſe Würkung der Luft auf menſchliche Körper iſt dieſe, daß nach den Graden derſelben die Quantität der Ausdünſtung merklich und unmerklich eingerichtet wird. Aus gehaltenen Tagebüchern erhellet, daß die Ausdünſtung in Engelland allen andern Excretionen kaum gleich kommt, und daß die Ausdünſtung des Sommers beinahe gedoppelt ſo ſtark ſey, als des Winters; da hingegen die Ausdünſtung der Luft in Padua das ganze Jahr herdurch ſich gegen alle andre Excretionen wie 5 zu 3 verhält. In heiſſern Ländern iſt das Verhältnis vielleicht noch gröſſer. Dis mus nach verſchiedenen Himmelsgegenden einen groſſen Unterſcheid der Beſchaffenheit menſchlicher Körper und Krankheiten verurſachen. Da der wäſſerichte Theil des Bluts durch Schweis, oder in die Sinne fallende Ausdünſtung weggeführet wird, welches in heiſſen Ländern viel ſtärker geſchiehet, als in kalten und gemäſigten; ſo mus dadurch das Craſſamentum, oder die rothe Maaſe des Bluts deſto mehr zunehmen; und ein Arzt, der ſeine Wiſſenſchaft in ſolchen Ländern getrieben, hat mich verſichert, daß das Blut allda, wenn es durch Aderlaſſen abgezapfet worden, gemeiniglich ſchwarz und dicht iſt. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß die Menge Gewürze, deren ſich die Einwohner heiſſer Länder bedienen, ihnen keinen Schaden verurſachet. Ich habe aber auch hinwiederum erwogen, daß die Natur weiſe iſt, und dieſe einheimiſche Pflanzen nicht würde hervorgebracht haben, wenn ſie nicht nüzlich u. nöthig wären, und zwar vielleicht das Blut zu verdünnen, welches durch die groſſe Quantität einer ſichtbaren Ausdünſtung ſeiner Flüſſigkeit beraubet wird, und die volatiliſchen und ölichten Theile wieder zu erſezen, die dem Blute beides durch merkliche und unmerkliche Ausdünſtung abgehen.

Ich möchte gleichfalls wohl bemerken, daß die würkliche Quantität einer animaliſchen Flüſſigkeit, ſo durch die Ausdünſtung weggeführet wird, niemals gewogen werden kan. Denn da es klar iſt, daß die äuſſerliche Luft in die Poros des Körpers dringet, und zuweilen von dem Thiere eingeſogen und verſchluket wird: ſo iſt die Quantität der ausdünſtenden Materie blos die Differenz von dem, was über die ordentliche Quantität der Luft eingeſogen wird. Ein mehreres davon in dem folgenden Theile dieſes Capitels.

Winde machen die Luft nicht durch ihre Bewegung kalt, ſondern dadurch, daß ſie die Luft kälterer Gegenden mit ſich bringen. Das Thermometer wird durch keine Winde, noch durch das ſtarke Blaſen eines Blaſebalges verändert, wenn nicht durch Eis, oder einen andern Körper, der kälter, als die Luft iſt, geblaſen wird. Ein ſolches Blaſen verurſachet, daß das Thermometer fället. Die reiſſende Bewegung groſſer Stürme beweget und erhizet die Luft vielmehr. Allein Winde kühlen thieriſche Körper ab, indem ſie die heiſſen Ausdünſtungen wegtreiben, die ſie umgeben. Man ſeze, die Hize eines thieriſchen Körpers ſey 90, und die Hize der Luft 48. Grad: ſo wird der thieriſche Körper dadurch, daß der heiſſe Dunſt weggetrieben wird, mit einer Atmoſphär von 48. umgeben, da denn mehr als die Helfte ſeiner natürlichen Hize innerhalb einer Stunde weggenommen wird. Wenn man alſo nach ſtarken Leibesübungen in einer kalten Luft bleibet, ſo kan ſolches eine Urſache groſſer Krankheiten und inſonderheit dererjenigen werden, welche die Lunge angreifen, als Entzündungen, Engbrüſtigkeit, Flüſſe. Da dieſe Veränderung ihrer Atmoſphär, wie geſagt, bei jeder Secunde geſchiehet; ſo iſt es eben ſo gut, als wenn zu einer jeden ſolchen Zeit ein kaltes Kleid angezogen würde.

Da nun an der andern Seite menſchliche Körper durch eine Luft können abgekühlet werden, die kälter iſt als ihre eigene Miſchung, welches vielleicht hiedurch noch eher, als durch ſonſt ein andres Mittel geſchehen kan: ſo kan die äuſſerliche Luft zur Mäſigung einer fieberhaften Hize mit groſſem Nuzen angewendet werden, und zwar ſo, daß es mit Sicherheit geſchehen kan. Dis iſt aus der Erfahrung bei entzündenden Krankheiten, z. E. bei den Kinderblattern, bekannt. Keine innerliche genommene Feuchtigkeit kan das menſchliche Geblüt ſo bald kühlen, als eine kalte Luft. Kochendes Waſſer kan durch kalte Luft gar bald wieder zu ſeiner eignen Temperatur gebracht werden. Wenn zwo Flüſſigkeiten von gleicher Dichte, und ungleichen Graden Hize in gleichen Quantitäten vermiſchet worden; ſo wird dadurch die Hize des Ganzen den Augenblik auf die Helfte herunter gebracht. Eine nicht ſo dichte Flüſſigkeit, als Luft, brauchet länger Zeit, dieſe Würkung hervor zu bringen, und die Luft kühlet das Blut durch ihre Berührung oder Zulaſſung zu der äuſſerlichen Fläche der Haut, oder der Lunge. Es entſtehet ein unſäglicher Schade daraus, wenn man die Luft in dem Zimmer einer fieberhaften Perſon zu heis hält; denn der Patient wird dadurch des Vortheils beraubet, durch kalte Luft ſich von den üblen Würkungen der animaliſchen Dünſte zu erholen, die die Luft verderben und ihre Elaſticität aufheben, wie aus dem, was ich nachhero ſagen werde, erhellen wird. Es iſt aus der Erfahrung bekannt, daß Patienten in Fiebern ſich nach der kalten Luft ſehnen, und ihre äuſſerſten Kräfte anwenden, an dieſelbe zu gelangen, wenn ſie auch nur blos desfalls aus dem Bette kommen. Ich bin der Meinung, es ſey eines der Hauptſtüke eines guten Verhaltens bei entzündenden Krankheiten, wenn die Luft in dem Zimmer eines Patienten oft verneuert und abgekühlet wird, wenn man derſelben durch Oefnung der Thür, der Bettvorhänge, und in einigen Fällen auch der Fenſter einen freien Zutritt gibt, oder ſie auch durch Röhren herein läſt, und dadurch die heiſſe Atmoſphär und den Patienten verändert, ſo daß dadurch die Abſicht eine gehörige Quantität von Perſpiration beizubehalten, erreichet werde. Durch eine ängſtliche Sorgfalt einfältiger Ammen in dieſem Stüke wird die Krankheit heftiger, langwieriger und gefährlicher. Dieſer Irrthum iſt aber noch weit gefährlicher bei ſtarken, gedrungenen und ſchweren, als bei ſchwachen Körpern; denn die Hize wird nach Verhältniſſe der Dichte der Körper beibehalten.

Die Würkungen der kalten Luft können aus demjenigen, was von der heiſſen Luft geſagt iſt, geſchloſſen werden. Da die Kälte eine Beraubung, oder eine Erniedrigung gewiſer Stuffenhize iſt: ſo verurſachet ſie auch eine gleichmäſige Verminderung der Hize, oder der gegenſeitigen Eigenſchaften. Kalte Luft iſt die unmittelbare Urſache des Frierens. Es fänget zuerſt in der Luft an, indem die wäſſerichten Theilchen in derſelben gefrieren. Die Würkungen dieſer Kälte reichen bisweilen nicht ſo weit als bis an die Oberfläche der Erde, ſo daß das Waſſer auf derſelben frieren ſollte; wie im Sommer der Hagel und dergleichen Ungewitter, als derjenige zum Exempel, der 1672. in Sommerſetshire und Oxfordshire fiel, und den Gewächſen ſo ſchädlich war, wobei ſich aber auf der Erde kein Froſt fand. In Fahrenheits Thermometer fängt das Frieren bei 32. an. Nimmt es zu, ſo fällt der Spiritus Vini bis 0, welchen Grad thieriſche Körper kaum aushalten können. Ein künſtliches Frieren bringt den Spiritus noch tiefer herunter. Pflanzen können gröſſere Graden von Kälte aushalten, als Thiere, und dennoch leiden dieſelben bisweilen durch die Winterkälte gar ſehr, wie zum Exempel 1685. und 1750. in einigen Ländern geſchahe. Dis kommt aber daher, weil menſchliche Geſchöpfe wider die rauhe Luft Schuz zu finden wiſſen.

Die Kälte verdiket die Luft nach dem Verhältniſſe ihrer Grade. Sie ziehet die animaliſchen Fiebern und Flüſſigkeiten

zuſameinerlei und gemäſiget. Es gibt eine gewiſe Weite, in welcher die natürliche Hize der Erde durch die äuſſerliche Luft nicht kan verändert werden. Ein ſolcher Grad des Froſtes, der animaliſche Flüsſigkeiten nicht gefrieren läst, kan eine unmerkliche Perſpiration befördern. Flüsſigkeiten verlieren ihre flüchtigen Theile in froſtigen Wetter ſtärker, als in heiſſem, wenn die wäſſerigten Theile verdichtet werden, fliegen die flüchtigen davon. Riechende Sachen verlieren nichts durch die Kälte, es werden blos, wie ich vorhin geſagt habe, einige von den gröbern Salzen in der Perſpiration zurük behalten.

Die heftigſte Hize und die heftigſte Kälte verderben animaliſche Subſtanzen, und bringen ſie zu einem gangränöſen Zuſtande mit dieſem Unterſcheide, daß die Kälte, welche Erſterbungen in lebendigen Körpern verurſachet, die Toden für die Fäulung bewahret. Denn dieſe Veränderung hervor zu bringen, mus Hize und Bewegung in den animaliſchen Säften mit dem Stechen der Kälte zuſammen kommen. An einem toden Körper können wir keine Blaſe verurſachen.

Die Abwechſelungen der Hize und Kälte, und die beſtändige abwechſelnde Bewegungen (motiones oſcillantes) des Zuſammenziehens und Ausdehnens, ſo dadurch verurſachet werden, ſind zur Oeconomie der Thiere und Pflanzen nothwendig, ſie können aber beide die äuſſerſten Grade derſelben nicht aushalten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt ſeit der Schöpfung beſtändig einerlei Grad von Hize um die Erde geweſen. Die Urſachen, ſo dieſelbe hervor bringen, ſind einerlei. Thiere und Pflanzen ſind hervor gebracht worden, und beſtändig nach einerlei Art gewachſen. Dis iſt ein Zeichen, daß die Hize auf eine gleichförmige Weiſe gewürket habe, und daß die Quantität derſelben auf der Oberfläche der Erden beſtändig einerlei geweſen ſey. Es kan dieſelbe zwar an beſondern Oertern vergröſſert werden; allein wenn die Nahrung, ſo dieſelbe verurſachet, verzehret iſt: ſo wird der übrigen Materie keine Hize mehr mitgetheilet. Es ſcheinet ſich keine Urſache zur Vermehrung der Hize auf dem Körper der Erden zu finden, es mögte denn durch die Annäherung eines Kometen geſchehen. Die Fleken, die an der Fläche der Sonnen erſcheinen und wiederum verſchwinden, können keine groſſe Veränderungen verurſachen. Hievon iſt was mehreres in dem 2ten Theil zu finden.

Das IV. Hauptſtük.

Von der Beſchaffenheit der Luft in verſchiedenen Lagen, Gegenden und Jahrszeiten.

DA wir in den vorhergehenden Hauptſtüken von dem, was die Luft in ſich enthält, von ihren weſentlichen und zufälligen Eigenſchaften und von ihren Würkungen überhaupt etwas geſagt haben; ſo müſſen wir uns auch um die Eigenſchaften derſelben bekümmern, die von dem Orte und der Zeit herrühren, welche nicht blos aus Muthmaſſungen, ſondern aus überzeugenden Gründen, aus dem, was vorhin geſaget worden, hergeleitet werden können. Es iſt augenſcheinlich, daß dasjenige, was in der Luft enthalten iſt, nach der Beſchaffenheit der Oberfläche der Erde oder des Waſſers, wo es heraus dünſtet, unterſchieden ſeyn müſſe; und dieſer Unterſchied würde auf einer jeden Stelle der Erdkugel beſtändig ſeyn, wenn nicht der ganze Haufen der Luft als ein flüsſiges Weſen eine Gemeinſchaft mit einander hätte, und wenn die Theile derſelben nicht durch die Bewegung der Winde und durch andere dem weiſen Urheber der Natur beliebige Arten hin und her getrieben und vermiſchet würden. Doch iſt die Miſchung nicht ſo vollkommen, daß ſie nicht einen Unterſchied in der Natur der Luft zurük laſſen ſolte, denn die Einwohner von einerlei Striche Landes, wo die Ausdünſtundünſtungen beſtändig und allezeit mit der Luft vermiſcht ſind, empfinden könnten. Der Thau iſt eine Ausdünſtung der Erde, ſo wieder zurük kömmt, und auf dieſelbe ausgegoſſen wird. Folglich ſcheinet die Natur des Thaues eines jeden Orts, und was derſelbe in ſich enthält, das beſte Merkzeichen der Ausdünſtungen des Bodens eines ſolchen Orts zu ſeyn. Durch chymiſche Verſuche erhellet, daß der Thau verſchiedene Dinge enthält, nachdem nemlich der Ort und der Boden wäſſerig, ſalſalzig, fettig, ſaliniſch und mineraliſch iſt; der Unterſchied deſſelben beſtehet blos in der Quantität der Hize: dadurch er entweder von der Sonne, oder innwendig von der Erde erreget wird. Die Eigenſchaften der Luft, ſo vom Orte herrühren, ſind dauerhafter bei ruhigem als bei windigem Wetter. Dis erhellet aus den Nebeln, welche eine Folge ſolcher ſtillen Witterungen ſind. Die Luft behält daher die jeztgedachten Eigenſchaften länger in Minen, Grotten und Gruben, welche nicht durchwehet werden, und länger in Thälern, als auf den Spizen der Berge.

Die Ausdünſtungen groſſer Flächen Waſſer, als zum Exempel der See, ſind kaum etwas anders, als Waſſer, indem die Sonne weder auf den Grund würket, noch das Salz heraus ziehet. Winde erregen etwas vom Salz durch den Schaum, wie man ſolches aus der Erfahrung in groſſen Stürmen weis. Fenſterriegel und Eiſen nehmen Roſt an, wenn ſie der Seeluft blos geſtellet ſind. Dieſes Salz iſt der menſchlichen Natur nicht undienlich. Die groſſe Maaſe der Ausdünſtungen aber iſt friſches Waſſer, und wenn nicht beſtändige Winde die Deke der Dünſte abweheten, welche die See umgibt; ſo bin ich der Meinung, daß die Seeluft den menſchlichen Körpern unerträglich ſeyn würde.

Die Dinge, ſo die Luft enthält, müſſen im Froſt und in gelindem Wetter ſehr unterſchieden ſeyn. Groſſe Fröſte verſtopfen die Ausdünſtung der Erde, und berauben folglich die Luft der Ingredientien dieſer Ausdünſtungen. Dem zufolge hat man durch Erfahrung gefunden, wenn ſchädliche Ausdünſtungen in der Luft geweſen, woraus vielleicht anſtekende Seuchen hätten entſtehen können, daß ſolche durch Froſt gehemmet worden. Der Froſt ſcheidet durch das Gefrieren das Waſſer von der Luft. Wenn hingegen bei Thauwetter die Ausdünſtung der Erde wieder hergeſtellet und häufiger wird; ſo ſind dergleichen Witterungen öfters ungeſund. Eine ſolche Bewandnis hatte es vor der lezten Peſt in London. Es war ein harter Winter, dem ein plözliches Thauwetter folgte. Es war eine groſſe Menge Waſſer auf der Erde, ſo mit Hize begleitet ward. Eine ſolche Luft muſte nothwendig groſſe Krankheiten hervor bringen, indem die Menſchen nicht anders, als in einem naſſen Keller bei einem groſſen Feuer, lebten. Die Sommerluft iſt gar ſehr von der Luft des Winters unterſchieden, indem ſie mit der ausgedunſteten Materie der Pflanzen erfüllet iſt. Regen müſſen, nach einer groſſen Dürre, gewiſſermaſſen eben dieſelbe Würkung, als Thauwetter nach groſſen Fröſten haben. Die Stadtluft iſt von der Landluft aus vielen Urſachen unterſchieden.

Die Dinge in der Luft eines jeden Orts ſind, nach der Lage deſſelben, und zwar in Anſehung der daran liegenden Oerter, von welchen die Luft durch die Winde hergebracht, unterſchieden. Ein hoher, trokener, und natürlich geſunder Boden, der an einem niedrigen Marſchgrund lieget, mus nothwendig ungeſund werden, wenn die Winde über die Marſchländer wehen. Uber dieſes ſo ziehet ein hoher Grund die Ausdünſtungen an ſich, wenn ſie von niedrigem Erdreich in die Höhe ſteigen. Wenn man eine Lage eines Ortes erwählen will, ſo mus man nicht nur auf die Beſchaffenheit des Bodens, auf welchen man bauet, ſondern auch auf die Beſchaffenheit desjenigen ſehen, der daneben lieget.

Ein reicher fruchtbarer Boden, der einen Uberflus an vielerlei activen, flüchtigen und ſchmierigten Theilgen hat, und wobei ſich ein zimlicher Grad Hize findet, mus nothwendig anſtekende Seuchen in den menſchlichen Körpern hervor bringen. Dergleichen ſind fruchtbare Wieſengründe an den Geſtaden der Flüſſe, welche, nebſt der anwachſenden Hize des Frühlings, Fieber, und inſonderheit abwechſelnde Fieber zuwege bringen. Solche fruchtbare Gründe in ſehr heiſſen Gegenden ſind höchſt ungeſund, wie man ſolches in den Reiſebeſchreibungen findet. Da hingegen iſt ein kieſigter Boden an dem Ufer eines laufenden Stroms gemeiniglich heilſam.

Gebürgigte Oerter haben einen Ueberflus an wäſſerigten Ausdünſtungen. Hügel und Wälder ziehen Dünſte an, und verſtopfen die Durchwehung der Winde. Kalkigte und kieſigte hohe Erdreiche aber, die keine unſchädliche Ausdünſtung haben, auch nicht nahe an niedrigen und Marſchgründen liegen, ſind gemeiniglich heilſam.

Beides die öbern Ausdünſtungen der Erde und die Ausdünſtungen der Mineralien, welche tiefer liegen, wirken auf die Luft, wie aus der Erfahrung bekannt iſt. Leute, die über einen Boden gehen, wo viele Minen ſind, empfinden verlezende Dünſte. Die Averni in Ungarn töden, Thiere, und auch Vögel, die darüber fliegen. Der Herr Boyle iſt der Meinung, daß mehrere Oerter an Mineralien, und inſonderheit an Marcaſite einen Uberflus haben; als man meinet. Mineralien müſſen nothwendig auf die Luft würken, zumal da ſie ſelbſt in die Subſtanz der Pflanzen dringen, deren ſehr wenig ſind, die nicht Eiſen in ſich haben. Die aufſteigende Dämpfe der Minen in Devonshire haben alle Pflanzen, als Gras, Farrenkraut u. d. gl. verſenget. Alle mineraliſche Dünſte ſind nicht unheilſam. Der Herr Boyle führet Exempel an von einigen, die einen ſüſſen und erfriſchenden Geſchmak von ſich geben, wie in einem Bergwerke in Ungarn, welches ein Erz hervor bringet, das Rothgülden Erz genennet wird, deſſen Dunſt ſo erfriſchend iſt, daß die Leute in der Gegend, wo es zu finden iſt, ſpaziren gehen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Leute die mit Zinn umgehen, ſind nicht ungeſunder, und haben auch kein kürzer Leben, als andere Menſchen. Der Kalkſtein wird für heilſam gehalten. Er iſt warm, zerſchmelzet gar bald den Schnee, und verurſachet vortreflich und heilſames Gras. Herr Boyle hat aus einer weiſſen Erde einen reichen volatiliſchen Spiritus heraus gezogen. Es gibt gewiſe Mittel, wodurch man entdeken kan, was für Arten von Dünſten in der Luft ſind, und es könnte bisweilen von nicht geringen Nuzen ſeyn, dieſelben zu verſuchen.

Die Mittel, welche Herr Boyle anräth, um zu entdeken, was für Salze die Luft enthält, beſtehen darinn, daß man ſolche Körper, auf welche dergleichen Salze würken, der freien Luft blos ſtelle. Gefärbte Seide von beſondern Farben z. E. wird von nitröſen Salzen ſchmuzig. Sachen, die aus Schwefel bereitet ſind, werden von vitrioliſchen Salzen ſchwarz. Es läßt ſich verſuchen, was für Veränderungen weiſſem Leinen, darinn weder Seife noch Lauge iſt, von Dünſten oder vom Thau widerfahren. Es können Verſuche mit entfärbten, oder ſolchen Körpern angeſtellet werden, worauf verſchiedene Spiritus ſonſt ihre Würkungen gehabt haben. Spiritus Nitri auf Kupfer verurſachet ein blaſſes Blau, Spiritus Salis ein Grün, Urinſpiritus ein tiefes Blau. An einigen Oertern, als z. E. in Amſterdam, werden ſilberne und zinnene Schüslen und Teller bald ſchmuzig. Die Kupferbergwerke in Schweden haben auf das Silber, ſo ihnen

nen nahe iſt, ihre Würkung, und machen es ſchwarz. An einigen Oertern verfaulet das Hausgeräthe, und das Metall roſtet. Ich glaube aber, es ſey kein beſſer Mittel, die Luft an einem jeden Orte zu beurtheilen, als vermittelſt des Waſſers, welches nothwendig die Salze, Schwefel und andere Mineralien an ſich nehmen mus, durch welche es flieſſet. Wenn es nun von allen Geſchmake dieſer Subſtanzen frei iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es mit dem Erdboden eine gleiche Bewandnis hat. Schwefelichſte Dünſte, die vermittelſt einer unterirrdiſchen Hize aufſteigen, machen das Waſſer der Quellen weis, und ſind gewiſe Vorbotten eines Erdbebens. Und ich glaube, es laſſe ſich der Schlus machen, wo das Waſſer gut iſt, da ſey auch die Luft gut. Schwefel in der Luft kan durch den Geruch empfunden werden, wie man ſolches bei feuerſpeienden Bergen und Stürmen gewahr wird. Schwefelichte Luft kan durch ein Licht angezündet werden.

Feuchtigkeit in der Luft wird durch Hygroſcopia entdeket. Und eine Luft die von Natur feucht iſt, verräth ſich ſelbſt durch ihre Würkungen auf Hausgeräth, zinnerne Gefäſſe und verſchiedene andere Körper, und daß bisweilen in ſolchem Grade bei Thauwettern nach einem groſſen Froſte, daß Treppen, Tafelungen, Gemählde und anderes Hausgeräth ganz naſs davon werden.

Die Hize der Luft beruhet gewiſermaſſen auf der Beſchaffenheit und der Miſchung der Oberfläche der Erde, welche die Hize an einigen Orten beſſer, als an anderen, zurük behält. Schwarze Erde verſchluket die Sonnenſtrahlen. Man lege eine weiſe und eine ſchwarze marmorne Kugel an einem klaren und heiſſen Tage an die Sonnenſtrahlen. Die weiſe wird ganz kalt bleiben, da hingegen die ſchwarze eine Hize bekömmt, davon ein Ey weich geſotten werden kan. Sandigter Boden, der die Sonnenſtrahlen allenthalben zuruk wirft, erhizet die Luft, iſt den Augen ſchädlich, und iſt wegen der Hize des Sandes den Füſſen unerträglich. Die Hize der Inſel Ormus, welche jenſeits des Windezirkels des Krebſes lieget, iſt wegen der Zurükwerfung der Sonnenſtrahlen von den weiſen Salzgebürgen, zu gewiſen Zeiten des Tages ſo unerträglich, daß die Einwohner gezwungen ſind, ſich ins Waſſer zu tauchen.

Heiſſe Dünſte, die von der Oberfläche der Erde aufſteigen, erhizen die daran ſtoſſende Luft. Die Hize beſonderer Tage rühret öfters von der Zurükwerfung und Brechung der Sonnenſtrahlen von den Wolken, nach dem cadoptriſchen und dioptriſchen Regeln, her. Der gröſſeſte Grad Hize wird durch Reiben hervor gebracht. Die Theile, ſo durch das Reiben des Feuerſteins an den Stahl abgeſchabt werden, ſind Glas, welches die äuſſerſte Würkung der Hize der Brenngläſer, und noch geſchwinder als dieſelbe iſt. Und es iſt möglich, daß die gröſten Gradenhize in der Luft, als Stürme und Donner, durch das Zuſammenſtoſſen und den Fall eiſigter Körper in der Luft verurſachet werden.

Die Hize nimmt mit den aus der Oberfläche der Erde herrührenden Würkungen ab, und iſt ſchwächer auf den Spizen der Berge, als in Thälern, weil die Luft, die eine ſehr dünne Flüſſigkeit iſt, die Hize nur eine kurze Zeit zurük behält. Der Einfall der Sonnenſtrahlen verurſachet nicht die geringſte dauerhafte Hize in der Luft. Die Luft in einer kleinen Entfernung von dem foco eines Brennglaſes, das Metall zu Glas machet, iſt nicht heiſſer als andere Luft. Die Hize, welche in der Luft durch die Sonnenſtrahlen erreget wird, verlöſchet den Augenblik durch Auffangen derſelben. In einem Gewächshauſe werden die Theile, die von den reflectirten Sonnenſtrahlen nicht berühret worden, eher kalt, als die äuſſerliche-Luft. Dichte Körper behalten die Hize, ſo durch die Sonnenſtrahlen erreget worden, länger, je dichter ſie ſind, die Luft aber behält ſie nicht einen Augenblik, wie z. E. auf den Spizen der Berge, wo ſie der Hize und der Zurükwerfung von der Oberfläche der Erde beraubet iſt. Mitten in dem hizigen Erdſtriche auf der Inſel Ceylon wird die Luft, je höher man gehet, immer kälter. Die Spizen der Berge ſind in ſehr heiſſen Ländern mit Schnee bedeket. Wenn man von dem rothen Meer in Aethiopien in die Höhe kömmt, ſo wird die Luft immer gemäſigter, bis ſie auf den Spizen der Berge unerträglicher, als die Hize in den Thälern, wird. Von der heiſſen Luft, und nicht von der Würkung der Sonne, kommt es her, das das Eis ſchmelzet. Die Hize der Sonnen hat an einem klaren kalten Tage auf eine Fläche Eis nur eine geringe Würkung. Joſeph von Acoſta ſaget uns, daß auf einem ſehr hohen Berge in Peru die Luft beim erſten Anblaſen tödlich ſey, und durch ihre Kälte von toden Körpern die Verweſung abhalte. Er berichtet uns, daß er auf der Spize eines Berges in Peru, der vielleicht der höchſte in der Welt ſey, nebſt ſeinen Geſehrten ein Erbrechen bekommen, wobei ſie die Galle von ſich gegeben, welches vielleicht von der Dünne ſowohl, als auch der Kälte der Luft hergerühret.

Weil die Luft in höhern Gegenden kälter iſt, ſo ſcheinet die Kälte allda anzufangen, und bis an die Oberfläche der Erde herunter zu ſteigen. Sie würket auf das Waſſer zuerſt auf den Höhen, welches bei der äuſſerſten Kälte in 24. Stunden 3. Zoll tief frieret. Daß die Anſezung des Froſtes durch nitröſe Theilgen in der Luft verurſachet werde, läſt ſich nicht wol behaupten. Nitröſe Dünſte haben in Hervorbringung der Kälte keine gröſſere Würkung, als die Dünſte von andern ſalzigten Flüſſigkeiten. Spiritus Nitri löſet Eis auf. Kurz, es iſt dieſes den Verſuchen zuwider, in welchen Nitrum das Eis viel eher auflöſet, als hervor bringet.

Was die Feuchtigkeit und Trokenheit anbetrift, in ſo ferne ſolche auf die menſchlichen Körper würket; ſo iſt dieſelbe in der Gegend der Luft zu betrachten, in welcher wir leben und Athem holen. Wo eine Wolke iſt, da iſt feuchte Luft, oder etwas, das dem Gefühle des menſchlichen Körpers ſo vorkommt. Iſt ſie aber ſo hoch, daß man nicht an ſie reichet: ſo wird der Körper auch nicht gerühret.

In trokenem Wetter iſt das Waſſer in der Luft innerlich mit derſelben vermiſchet; und da die Dünſte höher ſind, ſo haben die menſchlichen Körper keine Empfindung der Feuchtigkeit. Allein wenn wäſſerichte Dünſte haufenweiſe aufſteigen oder herunter fallen; alsden empfinden menſchliche Körper dieſelben, und ſie werden wahrſcheinlicher Weiſe mit der Luft eingeſogen, welche dem Gefühle feuchter vorkommt, wenn das Waſſer herunter fällt, als wenn es in die Höhe ſteiget. Auch iſt die Luft feuchter, wenn das Waſſer in kleinen, als wenn es in groſſen Tropfen, wenn es in feinen Staubregen, als wenn es in groſſen Plazregen herab fällt. Die Würkungen der Feuchtigkeit ſind den menſchlichen Körpern empfindlicher vor groſſen Regengüſſen, als nach denſelben.

Feuchte Luft dringet durch die Poros der dichten Körper, und, wie vorhin bemerket worden, ziehen menſchliche Körper die Feuchtigkeit mit der Luft ein. Vielleicht iſt auch eine gehörige Quantität derſelben zu dem vollkommenen Zuſtande ſowohl der flüſſigen als veſten Theile nothwendig. Schafleder nimmt die Feuchtigkeit der Luft in groſſer Menge an. Auch Knochen ziehen die Feuchtigkeit an ſich. Die Räude unter den Schaafen wird durch eine gar zu groſſe Feuchtigkeit der Luft verurſachet. Vermittelſt Hygroſcopien, und inſonderheit ſolcher, die von Schwämmen gemacht ſind, können verſchiedene nüzliche Anmerkungen in Anſehung der Witterungen und deren Einfluß in die menſchlichen Körper angeſtellet werden. Durch Hygroſcopien hat man bemerket, daß Winde öfters die Feuchtigkeit der Luft vermindern, indem ſie die Dünſte wegblaſen, daher ſie die Luft austroknen, und ſo verurſachen ſie gleichfalls, daß die Quantität der Ausdünſtungen zunimmt, indem ſie den Uberzug von Dünſten, welche eine Fläche Waſſer bekleidet, wegblaſen, und einen neuen an deſſen Stelle entſtehen laſſen.

Feuchtigkeit vermehret das Gewichte und die Gröſſe aller Pflanzen, und macht, wie man bemerket hat, alle einfache Fibern ſowohl an Pflanzen als Thieren ſchlaff; folglich können von einer feuchten Luft alle Krankheiten verurſachet werden, die von ſchlaffen Fibern herrühren, und ſo müſten auch die Krankheiten und Naturen der Menſchen in feuchten Ländern und Witterungen beſchaffen ſeyn. Eine ſehr trokene Luft hingegen ſauget alle Feuchtigkeit aus thieriſchen Körpern heraus. Hize macht ſchlaff, noch weit ſtärker aber, wenn ſie mit Feuchtigkeit verknüpffet iſt.

Das V. Hauptſtük.

Vom Gebrauch und den Würkungen der Luft beim Athemholen.

Um dieſe Unterſuchung zur möglichſten Deutlichkeit zu bringen, müſſen wir uns nach demjenigen richten, was wir durch Verſuche und Bemerkungen ſehen. Alle Thiere leben in der Luft, oder im Waſſer, oder bisweilen in dem einen und bisweilen in dem andern dieſer beiden Elemente. Sie können daher Luftthiere, oder Waſſerthiere, oder Amphibia genennet werden. Alle Thiere haben ein gewiſſes Werkzeug, vermittelſt deſſen ſie von der Flüſigkeit, darinn ſie leben, eins ums andere etwas einziehen und zuruktreiben. Die Luftthiere ziehen Luft, und die Waſſerthiere Waſſer dadurch ein. Bei den Luftthieren heiſt dieſes Werkzeug die Lunge, bei den Fiſchen aber die Blaſe. Fiſche, die bisweilen Luft ſchöpfen, und nicht allezeit unter Waſſer leben können, als die von der Wallfiſche Art, haben Lungen, und keine Blaſen.

Kein Thier, welches einmal dieſer abwechſelnden Bewegung der Lunge oder Blaſe gewohnt iſt, kan ohne Fortſezung derſelben eine Zeitlang leben.

Die Luft iſt zu dem Leben eines jeden ſowohl Waſſer- als Luftthieres ſo nothwendig, daß ohne dieſelbe das Leben in mehr oder weniger Zeit, nachdem nämlich der Bau ihrer Körper beſchaffen iſt, aufhören mus.

Wenn Fiſche in die Luftpumpe gebracht werden, und man die Luft aus ihrem Waſſer herausziehet: ſo ſchwellen ſie, werfen Luftblaſen aus, ſchwimmen auf ihren Rüken und ſterben endlich. Wenn aber, ehe ſie völlig tod ſind, friſche Luft wieder hinzu gelaſſen wird, ſo verſchwinden alle dieſe Zufälle, und ſie erholen ſich wieder. Einige Fiſche, als Karpfen, Schleie, Aale, leben länger in der Luft, als in Waſſer ohne Luft. Einige von der Schnekenart und den Schaalenfiſchen leben lange in einem luftleeren Recipienten. Eine Ende hält in einem luftleeren Recipienten länger aus, als eine Henne. Ein Otter kan zwei ein halbe Stund darinn leben, und ein Froſch eben ſo lang. Eine Schlange hält 10. Stunden aus. Wenn einige von dieſen Thieren ſcheinen, als ob ſie todt wären; ſo leben ſie doch wieder auf, ſo bald als friſche Luft hinzu gelaſſen wird. Kein Thier aber lebt wieder auf, das in einem vollkommenen luftleeren Raum geweſen.

Junge Thiere leben länger in der Luftpumpe, als ältere. Eine junge Kaze länger als eine alte, ſo wie eine Frucht in Mutterleibe, oder die eben erſt aus demſelbigen herausgekommen iſt, ohne Luft leben kan, ehe ſie Athem geſchöpfet.

Wie kein Thier ohne Luft leben kan; ſo kan es auch nicht lange leben, wenn es eine und dieſelbe Luft durch den Athem an ſich ziehen ſoll. Ein Stübchen Luft kan einen Menſchen nicht eine Minute lang unterhalten. Nach einem Verſuche des Hrn. Hales kan er in einer Luft von 74. Cubikzoll keine halbe Minute ohne Unruhe leben, und keine ganze Minute darinn ſeyn, ohne in Gefahr zu erſtiken. Wenn ein Menſch auch mit einer gehörigen Quantität Luft eingeſchloſſen würde, die folglich nicht nur durch die Ausdünſtung der Lunge, ſondern auch des ganzen Körpers, würde verderbt werden, ſo würde auch dieſe Quantität Luft ihn nicht einmal ſo lange erhalten köñen.

Die Lunge iſt das Hauptwerkzeug, wodurch das Blut gemacht wird. Sie wirket gleichſam auf die Art einer Preſſe, indem ſie das Blut und den Chilus durch die abwechſelnde Ausdehnung zuſammenſtöſet und vermiſchet, welches ohne Zulaſſung und Austreibung friſcher Luft nicht geſchehen kan. Eine Frucht, in welcher das Blut, ſo ſchon in der Mutter zubereitet worden, umläuft, hat eines ſolchen Werkzeugs nicht nöthig; allein ſo bald als das Thier der Zubereitung des Blutes, die in ſeinem eigenen Körper geſchieht, betarf, ſo bald bedarf es auch des Gebrauchs der Lunge. So bald alſo ein neugebohrnes Kind der Luft blos geſtellet, und aus den gemeinſchaftlichen Einwiklungen heraus iſt; ſo mus die geringſte Bewegung der Bruſt und des Zwerkfells den Umfang der Bruſthöle verändern, auf deren Erweiterung die Luft durch die Luftröhre in die Höle der Lunge hineingehet, die aus einer Häufung von Luftblaſen beſtehet, welche ſich durch die Zulaſſung der Luft ausdehnen, durch die Austreibung derſelben aber zuſammenziehen. Der ganze Mechaniſmus gleichet der Wirkung eines Paars Blaſebälge. Durch dieſe Ausdehnung der Lunge werden die Lungengefäſe entwikelt; es wird ein neuer Weg für das Blut, von dem rechten ventriculo des Herzens durch die Lungenader geöffnet, und das Foramen ouale, wodurch das Blut von einem ventriculo zum andern gieng, wird durch eine Valvel verſchloſſen, und verlieret ſich allmählig. Durch dieſen Mechaniſmus fähret das Blut, ſo in den rechten ventriculum des Herzens zurükflüſt, fort, durch die Lunge umzulaufen, ſo lange als das Athemholen, oder die abwechſelnde Bewegung der Ausdehnung und Zuſammenziehung der Luft wahret. Wenn aber dieſe aufhöret; ſo mus auch der Umlauf durch die Lunge, der mit dem Athemholen anfangt, zugleich mit demſelben aufhören, und das Blut wird alsdann in Quantität der Helfte des ganzen Körpers ſeines Durchganges durch das foramen ouale beraubet, und bei ſolcher Verſtopfung mus das Thier ſterben. Wenn alſo ein Thier der Luft gänzlich beraubt iſt, daß es nicht Athem holen kan, wie in einem luftleeren Recipienten, ſo mus es ſterben.

Der Inhalt einer völlig gewachſenen Menſchenlunge, oder die Summe des Inhalts aller Luftblaſen, iſt zum wenigſten 220 Cubikzoll; denn ſo viel Luft kan bei einer Anziehung zugelaſſen werden, welches aus einem Verſuche des gelehrten und aufmerkſamen Doct. Jurius erhellet. Die Quantität der Luft, ſo durch eine gemeine Anziehung zugelaſſen wird, iſt bei verſchiedenen Körpern und Zeiten unterſchiedlich, ſie erſtreket ſich aber kaum auf 40. Zoll. Die Oberfläche der Gefäſe einer menſchlichen Lunge iſt viel gröſer, als die ganze Fläche der Haut; wie ſolches der Herr Hales abgemeſſen und berechnet.

Das Blut der Lunge iſt wärmer, als das Blut in der Oberfläche der Haut; die Haut der Gefäſe iſt ſehr dünn, und ſie ſind der äuſerlichen Luft blos geſtellet, und doch iſt die Perſpiration von der Lunge nicht halb ſo ſtark, als die Perſpiration von der Haut. Was iſt die Urſache von dieſem geringen Verhältniſſe; Wird die Luft verſchlungen; Den̄ die Quantität der Perſpiration iſt der Unterſchied zwiſchen der verſchlungenen Luft, und der zubereiteten Feuchtigkeit. Es laſſen ſich viel Dinge für und wider das Hineintreten der Luft in die Blutgefäſe der Lunge in der Reſpiration ſagen. 1) Aus dem welken Zuſtande der Lungen der Thiere, die in einem Luftleeren Raume ſterben, ſcheinet es deutlich zu ſeyn, daß die Lunge ſich nicht ausdehnet, wenn die Luft herausgeſogen wird, folglich wird die Luft aus den Blutgefäſen der Lunge herausgeſogen, oder entwiſchet durch dieſelben, denn wenn ſie zurük behalten würde, ſo würde ſie dieſelbe ausdehnen und aufſchwellen. Wenn die Luft einen freien Ausgang durch die Häute der Lungengefäſe hat, ſo kan ſie auch einen freien Eingang haben. Verſuche hingegen, Luft in die Blutgefäſe der Lunge mit Gewalt durch die Luftröhre hineinzubringen, ſind nicht gerathen, und die Lungen der Thiere, die im luftleeren Raume geſtorben, ſind nachgehends in der Luftpumpe oft geſchwollen. Es können Dinge an einem lebendigen Thiere geſchehen, die bei einem Toden nicht angehen. Die Luft gehet durch eine jede Membran, wenn ſie feucht iſt. Die geſchwinde Wiederherſtellung des Gleichgewichts der Luft inn- und auſerhalb der menſchlichen Körper, zeiget, daß eine freie Gemeinſchaft ſey. Und es iſt wahrſcheinlich, daß ſich ſolches in der Lunge eben ſo, als in allen andern Theilen des Körpers, finde.

Nach obigem wird die Luft gar bald durch die Dünſte der Lunge verderbt, ſo daß ſie zur Reſpiration ungeſchikt gemacht wird. Dies mus von verſchiedenen Urſachen herrühren. Die Grobheit der Dünſte hindert den Eingang der feinern Theile der Luft in die Blaſen, welche ſo klein ſind, daß man ſie kaum durch ein Mikroſcopium ſehen kan. Wen̄ ſich das geringſte Salz in einiger Art von Dünſten findet; ſo mus ſolches die Blaſen zuſammenziehen, und vielleicht greift auch die damit angefüllte Luft die Lunge durch ihre Hize an. Ein andere Urſäche iſt die Unterbrechung der Elaſticität der Luft durch ſchwefelichte Dünſte. Thieriſche Dünſte ſind ſchwefelicht, und dahero auch entzündbar. Die Empfindung die wir haben, wenn wir die Luft an uns ziehen, die ſchon mit unſerm eignen Athem angefüllet iſt, iſt der Empfindung nach einer ſtarken Exſpiration gleich, und die Lunge fühlet, da ſie ſehr gefallen iſt, daß die Luft durch den Verluſt der Elaſticität nicht in ſie hineingehet, wodurch ſie ſonſt in jeden leeren Raum dringet. Wenn wir 20. Inſpirationen für eine Minute und 20. Cubikzoll Luft für jede Inſpiration zugeben, ſo macht dieſes 24000. Cubikzoll Luft in einer Stunde. Etwas von der elaſtiſchen Kraft der Luft verlieret ſich bei jeder Inſpiration durch die ſchwefelichten Dünſte, ſo ſich in den Luftblaſen aufhalten. Wenn man nun ſezet, daß eben dieſelbe Luft ſo viel von ihrer Elaſticität, daß ſie zum Athemholen ungeſchikt werden.

Der Herr Hales hat das beſte Mittel ausfündig gemacht, der unmittelbaren Erſtikung von ungeſunder Luft zuvorzukommen, und einen Menſchen fähig zu machen, im Fall der Noth länger darinn auszuhalten. Es beſtehet darinn, daß man durch wollene Binden Athem holet, welche dieſe Dünſte an ſich ziehen. Dieſes kömmt auch mit der Erfahrung überein; denn dieſe Binden werden durch die Dünſte, welche ſie annehmen, ſchwerer. Salze ziehen gleichfalls ſchwefelichte Dünſte ſtark in ſich. Er verknüpfte alſo dieſe beide Dinge mit einander, und wenn er ſeine Binden in eine Auflöſung von Seeſalz, Sal tartari, oder weiſſen Weineſſig tunkte, ſo konnte er in dieſer diken

Luft noch länger Athem holen. Ausdünſtungen von Weineſſig werden als Mittel wider die Peſt angeſehen; und eben dieſelbe Urſache findet ſich bei den Salzen, indem ſie die ſchädlichen Theile einſaugen. In Salzgruben leben ſehr viele Leute in vollkommener Geſundheit, die niemals die Luft über der Erden an ſich ziehen. Es ſcheinet gleichfalls aus dieſem Experiment zu folgen, daß ein Zimmer, ſo mit Wollenzeugen bezogen iſt, geſund ſeyn mus, indem ſie die Dünſte von Thieren, vom Feuer, von den Lichtern, nebſt andern ſchädlichen Dünſten, in ſich ziehen.

Frauenzimmer und andere zärtliche Leute bringen einen groſſen Theil ihrer Zeit in Zimmer zu, die ſo feſte ſind, daß ſie ſehr wenig äuſſerliche Luft zulaſſen, auſſer wenn die Thüren und Fenſter geöfnet werden. Die Luft des Zimmers wird von den Ausdünſtungen der Thiere und der Lichter gar ſehr angefüllet. Es fragt ſich daher, ob nicht einige von ihren Nervenkrankheiten aus dieſer Urſache entſtehen? Feuer und Lichter greiffen die Luft an; ein mittelmäſſiges Licht thut ſolches eben ſo ſtark, als ein Menſch. Sie werden auch gar bald von ſchwefelhaften Dünſten, und durch die Aufhebung der Elaſticität der Luft ausgelöſchet. Feuer, das bei kalter Luft angezündet wird, brennet daher am friſcheſten, am allerfriſcheſten aber in ſcharfem Froſte. Hize ſchwächet, indem es den Flus der Luft ſchwächet, und die Stärke des Feuers. Das Licht der Sonnen kan ein Feuer auslöſchen; und ein kleines Feuer brennet nicht bei einem groſſen. Das Feuer ſcheinet durch die abwechſelnde Würkung des Schwefels und der Luft auf einander zu entſtehen; denn Salz, Waſſer und Erde ſind nicht entzündbar. Es findet ſich etwas ähnliches von dieſem in den Menſchen. Luft, die in ihrem Fluſſe geſchwächet iſt, iſt nicht ſo geſchikt zum Athemholen, noch auch vielleicht zu einigen andern thieriſchen Endzweken. Wir finden durch die Erfahrung, daß Aſthmatici die Luft heiſſer Stuben und Städte, wo viel Feurung verbrannt wird, nicht ſo wohl ertragen können, als im Sommer, wenn man nicht ſo viel Feurung verbrauchet.

Was die Kraft oder den Druk der auswärtigen Luft auf die Lunge betrift, ſo iſt derſelbe nicht ſo ſtark, als einige ihn berechnet haben, deren Rechnungen aber durch den Herrn D. Jurin auf einen richtigen Fus gebracht worden, der den Druk der Luft auf die Lunge nicht ſtärker angibt, als den Fall des Thaues. Die Kraft eines Schmidblaſebalges treibet den Mercur in die Höhe. Ein Blaſebalg hat nur eine Luftblaſe, und eine menſchliche Lunge Millionen, und erfordert eine gröſſere Kraft, die Luft durch einen Raum von 220. Cubikzoll, der in Millionen kleiner Flächergen abgetheilet iſt, aus- und einzutreiben, als durch ein einziges Fach, welches 220 Cubikzoll hält. Das Reiben in dem erſten Falle mus ſehr ſtark ſeyn. Die Ausdehnung der Lunge durch das Athemholen iſt zum Umlauf des Geblüts durch die Lunge nöthig. Dieſer Umlauf iſt, nachdem ſich dieſe Ausdehnung verhält, bequemer; was hingegen den Umlauf durch die Lunge aufhält, mus auch die Ausdehnung hindern, woraus deutlich erhellet, daß das Athemholen einen Einflus auf den Puls, in Anſehung ſeiner Geſchwindigkeit, ſeiner Stärke, ſeines harten und ſanften Schlagens, haben müſſe. Ob es auch in Anſehung der Zeit ein gewiſes Verhältnis habe, davon mus ich die Entſcheidung noch künftigen Bemerkungen überlaſſen. So viel als ich bemerket habe, verhält ſich das Schlagen eines natürlichen Pulſes zu dem Athemholen ungefehr wie 10. zu 3. Ich führe dieſes nur blos als eine Sache an, die eine weitere Unterſuchung verdienet. Wenn die Lunge gar zu voll oder gar zu ledig iſt, ſo verurſachet beides einen geſchwinden Puls. Das Zunehmen des Pulsſchlagens bei Thieren, die durch den Verluſt des Blutes ſterben, iſt ein ſehr merkwürdiges Experiment des Herrn Hales. Eine geringere Quantität laufet mit gröſſerer Mühe durch die Lunge, in welchem Falle das Herz gleich als ein freiwillig wirkendes Ding verfähret, und kan, wenn ſich weniger Gewicht der Flüſſigkeit findet, die, vermittelſt des Pumpens, durch Röhren getrieben werden ſoll, ſeine Schläge verdoppeln. Die Verſuche und Berechnungen der Kraft des Herzens, das Blut wegzutreiben, beſtimmen nicht die eigentliche Kraft deſſelben, ſondern nur die, welche ſich bei einem gewiſen Umſtande zeiget. Das Herz gebraucht verſchiedene Grade von Kraft, den Umlauf des Geblüts im Gange und das Leben des Thieres zu erhalten, welche ſich nach der Quantität des Widerſtandes richten.

Die Urſachen eines mangelhaften Athemholens ſind vielerlei. Alles, was einen Grad der Unbeweglichkeit in der Bruſt verurſachet, als Steifigkeit in der Bewegung der Rippen oder Knörpel, und was folglich die Quantität der Ausdehnung verringert, nach deren Verhältnis auch eine kleinere Quantität Luft in die Lunge dringen mus; Erfüllungen, wovon ſie auch herrühren mögen, ſelbſt von Winden in dem Unterleibe, welche auf das Zwerchfell drüken, widerſezen ſich ſeiner Zuſammenziehung, wodurch die Ausdehnung der Bruſt befördert wird; die fernern Urſachen der Engbrüſtigkeit ſind Anfüllungen oder Verſtopfungen der Lungengefäſſe; Feuchtigkeit von aller Art in den Hölungen der Luftblaſen; Zuſammenziehung ihrer Fiebern von allem ſalzichten Stechen. Da dieſe Urſachen die Höhlungen der Luftblaſen kleiner machen; ſo müſſen ſie auch die Quantität der Luft, die eingezogen wird, verringern. Hieher gehören auch alle entzündende und ſtechende Urſachen, welche die Bewegung der Muskeln, Membranen und anderer Werkzeuge des Athemholens, in Unordnung bringen. Dieſe ſind Hinderniſſe des Athemholens, indem ſie ein völliges Athemholen, ſchwer machen. Endlich ſolche Urſachen, die von den Eigenſchaften der Luft herrühren, als ſchwefelichte Dünſte, oder zu groſſe Hize, die ihre Elaſticität ſtöhren, oder ſie zu grob machen, in die Luftblaſen hinein zu gehen. Wäſſerichte Dünſte müſſen, wenn nur die geringſte Quantität Waſſer in die Luftröhre kömmt, den Augenblik durch Huſten wieder zurük getrieben werden. Scharfe mineraliſche Dünſte, welche die Fibern in den bronchiis gleich zuſammen ziehen, und das Blut gerinnen machen, und noch viele andere Dinge, die zu weitläuftig zu erzehlen ſeyn würden, die ſich aber vielleicht alle unter die oberwähnten Hauptſtüke bringen laſſen.

Das mangelhafte Athemholen mus auch ein unvollkommenes Geblüte verurſachen. Das Blut von Aſthmaticis iſt klebricht, und unvollkommen gemiſcht, indem es durch die Würkung der Lunge nicht genugſam verdüñet worden, und da es unvollkoñen gemiſcht iſt, ſo läßt ſich der wäſſerichte Theil gar leicht von dem kugelförmichten abſondern; denn eine langſame Bewegung nähert ſich dem Stande der Ruhe, in welcher das ſerum gänzlich von dem craſſamento abgeſondert wird. Der nächſte Gebrauch der Luft im Athemholen, um die Stimme und Rede hervor zu bringen, das Saugen oder die Annehmung der Nahrung zu verrichten, die Excremente auszutreiben ꝛc. kühlet das Blut in der Lunge ab, und zwar nach demjenigen, was oben ſchon bemerket worden. Thiere können keine Luft an ſich ziehen, die wärmer iſt, als die natürliche Hize ihres Körpers, denn ſolche Luft bringet ihre Flüſſigkeiten in den Stand der Fäulung. Wenn ein Menſch dieſer Erfriſchung durch kalte Luft auf einen Augenblik, durch Anhaltung ſeines Athems beraubet wird: ſo wird er nach Proportion heis; die ganze Maaſe des Geblüts läuft in 10. Minuten durch die Lunge; das Blut bewegt ſich in den kleinen Gefäſſen der Lunge 43 mal geſchwinder, als in den feinſten Aederchen oder allen andern Theilen des Körpers; das Reiben in der Lunge iſt gröſſer, als in einem der andern Eingeweide, indem die Lunge als eine Preſſe würket, und das Blut beſtändig knetet, oder ſtöſſet; das Reiben des Blutes durch die Oberflächen der feinen Gefäſſe, wodurch es flieſſet, iſt cæteris paribus in umgekehrter Verhältnis der Durchmeſſer; allein durch dieſes Reiben wird das Blut aufgehalten, und die kleinen Gefäſſe werden voller, welches zu vielen Endzwecken der Natur dienet. Ohne dieſe Erfriſchung durch kalte Luft würde das Blut in der Lunge gar ſehr heis werden.

Die Lunge kalter Thiere, als Schlangen, Fröſche u. ſ. w. beſtehen aus gröſſern und nicht ſo zahlreichen Luftblaſen, als die Lungen der warmen Thiere, aus dieſer Urſache iſt in dieſen das Reiben an der Lungen ſtärker, das Blut wärmer, die Perſpiration gröſſer, und folglich eine öftere Erſezung durch Nahrung nothwendig. Schlangen kongen lange ohne Nahrung leben. Ein Grad Hize mehr, als das Element hat, worinnen ſie leben, iſt für alle Thiere nothwendig. Das Blut der Fiſche hat einen Grad Wärme mehr, als das Waſſer, worinnen ſie leben. Ein gewiſſer Grad Hize iſt nöthig, das Blut vom Gerinnen abzuhalten, und gar zu groſſe Hize macht wirklich gerinnen; die Hize eines Menſchen iſt dem Grad des Gerinnens ſehr nahe. Dieſe Hize des Bluts aber kommt nicht blos von den ſalzichten Theilen her, die darinn ſind; denn Fiſche haben mehr Salz und Oel in ihrem Blute, als Landthiere. Die Hize des Geblüts iſt die Würkung der Bewegung und Reibung der elaſtiſchen Theilchen, und iſt aus dieſer Urſache gröſſer in der Lunge, als in einem andern Werkzeuge; kein Zweifel aber iſt, daß die ſalzigen und ölichten Theile, woraus das Blut beſtehet, es fähiger machet, die Hize durch die Bewegung anzunehmen, als eine bloſe wäſſerigte Flüſſigkeit.

Da die Lunge aus einem ſich erweiternden und zarten Gewebe beſtehet, deren Oberfläche ſich weiters ausdehnet, als die Oberfläche der ganzen Haut, wenn ſie der äuſſerlichen Luft blos geſtellet wird, und auch von einer viel heiſern Miſchung iſt; ſo mus ſie, in Anſehung der Eigenſchaften der äuſerlichen Luft, ſehr empfindlich ſeyn, und durch dieſelben, als durch ein äuſerliches Anrühren, angegriffen werden. Es kömmt daher ſehr viel darauf an, was Leute von zarten Lungen für eine Luft wählen. Denn was erſtlich die Feuchtigkeit derſelben anbetrift; ſo mus die geringſte Quantität davon einen Huſten zuwege bringen. Was hiernächſt die heiſe Luft anlanget, ſo kan die Lunge keine heiſere Luft vertragen als die animaliſchen Flüſſigkeiten ſind. Hize und Feuchtigkeit zuſammen verurſachen Fäulung. Schwindſüchtige Leute ſterben oft an einem heiſen Tage. Allein dieſe beiden Eigenſchaften bleiben ſelten lange in der Luft zuſammen. Man ſollte gleichfalls in Betrachtung ziehen, daß gehizte Stuben, wenn die Dünſte aus denſelben nicht können hinausgelaſſen werden, der Lunge gefährlich ſind. Hingegen Luft, die ſehr kalt iſt, kan durch ihre Berührung das Blut durch die dünnen Häute der Gefäſe verdiken und gerinnen machen, ſo daß ſolches Entzündungen verurſacht, die hier im Winter und in vielen Ländern nach kalten Winden regieren. Wir haben die Wirkungen einiger kalten und feuchten Ausdünſtungen an zwei epidemiſchen Catharrfiebern geſehen. Trokene und eben nicht gar zu heiſe Luft mus für die Lunge gut ſeyn; daher finden ſich in Ländern, wo die Luft dieſe Eigenſchaften hat, ſehr wenig Lungenkrankheiten.

Auſer dieſen empfindlichen und veränderlichen Eigenſchaften der Luft können auch ſalzichte Ausdünſtungen ſeyn, welche die Lunge noch ſtärker angreifen müſſen, indem ſie nicht nur die Luftblaſen zuſammenziehen, ſondern auch die dichten Theile aufreiſſen, und die flüſige gerinnen machen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich in Britanien viele dergleichen Ausdünſtungen finden, denn es hat dieſes Land einen Uberflus an mineraliſchen Waſſern, und wie das Waſſer iſt, ſo iſt auch die Luft. Die Luft in Holland iſt für zarte Lungen ſchon beſſer, als die in Engelland, ob ſie gleich nothwendiger Weiſe feuchter ſeyn mus. Sie iſt aber von mineraliſchen Dünſten frei, wovon ſich keine in dem ganzen Lande findet. Da die Lunge das Hauptwerkzeug iſt, wodurch das Blut gemacht wird; ſo mus eine gute Luft der andern Verdäuung ſehr beförderlich ſeyn, und wir fühlen öfters die Wirkungen guter Luft ſowohl in Magen- als auch in Bruſtkrankheiten. Kurz, die Luft hat einen ſo groſen Einflus beides in die dichten und flüſige Theile des menſchlichen Körpers, daß man aus der Erfahrung ſiehet, daß Leute ſich in einer Art von Luft und Wetter ſehr ſchlecht, in einer andern aber vollkommen gut befinden; die Urſache hievon läſt ſich gar leicht von einem jeden entdecken, der die Phyſiologie der Luft verſtehet, und die Natur des Patienten kennet, und blos aus dieſer einzigen Urſache mus man die Natur und die Wirkungen der Luft wohl kennen lernen, indem die Wahl derſelben öfters einen nothwendigen Theil des Raths für den Patienten ausmacht.

In dem 4ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen werden wir von dem Einfluſſe der Luft in die menſchlichen Conſtitution und Krankheiten ausführlich reden.

Von einer glüklich verrichteten chirurgiſchen Trepanation und Perforation.

DEr geſchikte Regimensfeldſcherer bei dem löbl. Infanterie-Regiment Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen und Marggrafen Carls, Herr Piſtor, verdienet das Lob, welches aus der Seltenheit dieſer Cur erwächſet.

Ein Grenadier von obgedachten Regiment hatte, als er unvermuthet von einem furore melancholico überfallen wurde, dem Grobſchmidgeſellen Nonnenberg, mit einer ſtumpfen Holzaxt rükwärts zweimal den Kopf von einander geſpalten, dergeſtalt, daß nicht nur alle integumenta, nebſt dem oſſe frontis und bregmatis längs der ſutura frontali & ſagittali ſchräge 5. Zoll von einander gehauen; ſondern auch der ſinus longitudinalis ſuperior duræ matris mit aufgehauen, ingleichen die Lamina externæ duræ matris dermaſſen zerriſſen und meurtriſirt worden, daß den 13ten und 17ten Tag nach der empfangenen Bleſſur der ſinus longitudinalis ſuperior duræ matris an zwei unterſchiedenen Stellen durch die erfolgte heftige Supparation aufſprung, und zu dreienmalen eine heftige Hæmorrhagia entſtund; dem allen unerachtet iſt nicht allein die Hæmorrhagia ſiſtirt worden, ſondern es haben ſich auch die ſämtlichen drei Oefnungen, obgleich die zwei leztern rund wie eine Erbſe in ſinu waren, wieder vereinigen und zuheilen laſſen. Die vielen Splitter vom fronte und bregmate waren zwiſchen der ſuperficie interna cranii & duræ matris mit Gewalt herunter geſchoben, die fiſſura ungefehr in der Mitte vom pregmate gieng von der ſutura ſagittali bis ad punctum oſſificationis huius oſſis, und von da bis ad ſuturam coronalem, ſo, daß auch die ganze Portion vom bregmate wakelte. Die zweite Bleſſur war am Occipite, und nebſt allen integumentis, eine Portion vom oſſe occipitis, in der Gröſſe eines Reichsthalers, in der Gegend des lobi poſterioris cerebri & cerbelli ſepariret und abgehauen, ſo, daß die dura mater, und ſinus lateralis dexter ganz frei lagen. Dieſe abgehauene Portion hieng noch an einigen fibris oſſeis feſt, welche der Herr Regimentsfeldſcherer ſo bald, als möglich, ſeparirte, und die häufigen Splitter heraus nahm, auch die ſcharfen Winkel egal und glatt machte, damit die dura mater, hauptſächlich, in der Gegend des Cerebelli, nicht weiter irritiret und comprimiret werden möchte. Wegen der förderen erſten Bleſſur, ſahe ſich der Herr Piſtor genöthiget, weil der Patient aller Sinnen beraubet und paralydiſch lag, ſelbigen in drei Tagen 6 mal zu trepaniren und 5 mal zu perforiren, um die abgehauene und unter die laminam internam cranii geſchobene groſſe Splitter, deren der gröſte, ſo duram matram mit comprimirte, einen guten Zoll lang, und einen halben Zoll breit war, heraus zu bekommen. Die andern fünf und ſechzig Splitter, welche nach ued nach heraus genommen worden, ſind nach Proportion des erſtern, kleiner. So bald der erſte Splitter nach der dritten Trepanation heraus genommen wurde, lies der Patient das erſte Wort: Ach GOtt! von ſich hören, da er zuvor in 9. Tagen keinen Laut von ſich gegeben hatte, auch von einem Toden blos dadurch noch unterſchieden war, daß er ein wenig Athem ſchöpfte. Nach der ſechſten Trepanation fand ſich in der Hand die erſte Bewegung, und in der Folge die mehrere Bewegung und das Gefühl wieder. Dieſe, allen Obſervationen nach, höchſtgefährliche und abſolut letale Verlezung iſt demnach durch die Geſchiklichkeit des Hrn. Piſtors glüklich curiret worden, ſo, daß der Patient ſchon ſeit einiger Zeit wieder ausgehet, auch gut iſſet, trinkt und ſchläſt.

Vorſchlag, wie der gemeine Kühnrus könnte zugerichtet werden, daß er zum Tuſchen tauge.

DIe Zurichtung der Dinte hält man in Sina vor eine groſſe und ſonderbare Kunſt, wie Neuhof berichtet in ſeiner Siniſchen Reisbeſchreibung p. 264. Man machet ſie daſelbſt aus einer ſchwarz-harzichten Erde, oder wie andere dafür halten, aus dem Rus und Rauch von Baumöl. Weil die Sinenſer alle andere Nationen und Völker im Schreiben mit ſchönen zierlichen Figuren übertreffen, ſo werden bei denſelben diejenige hoch gehalten, welche dergleichen Dinte verfertigen.

Anfänglich machen ſie dieſe Farbe in harte lange vierekigte Stüklein, reibē ſie zum Gebrauch auf einer glatten marmorſteinenen Scheiben, thun ein wenig Waſſer hinzu, bis ſie ihre Schreibpinſel, ſo von Haaſenhaar gemacht ſind, darein eintauchen können.

Man kan bei den Farbenhändlern heut zu Tag genug ſogenannte Sineſiſche Dinte bekommen, entweder in länglich ſchmalen Täfelein ohngefehr zwei Zoll lang und einen breit, oder auch in runden Küchlein mit ihren Characteren bezeichnet. Vielleicht iſt ſie aber nicht weit her. Die Holländer ſuchen ſie zimlich nachzumachen. Der Unterſcheid iſt daran zu erkennen, daß die Holländiſche graulicht-ſchwarz und meiſt aus blatten Stüken beſtehet, da hingegen die rechte Sineſiſche ſchön glänzendſchwarz und in Fingersdiken Stüken kommt, wie Pomet in ſeiner Franzöſiſchen Materialkammer P. III. ſchreibet.

Wie bequem dieſe ſchwarze Dinte auf Reiſen, und auf was Art ſelbige die Mahler brauchen? das zeiget das artige Tractätlein l'Art de laver, oder die Kunſt zu tuſchen, 8. 1746. desgleichen Abr. Boſſens Anweiſung zur Radier- und Ezkunſt.

Wer aber ein Liebhaber vom Mahlen und beſonders vom Tuſchen iſt, der wird wohl wiſſen, was ein rechtes Täfelein von dem Sineſiſchen Tuſch koſtet. Ich laſſe ihn in ſeinem Werth. Kauft man ſchlechten, ſo iſt er oft in der That ſo ſchlecht, daß man mit aller Mühe doch keine rechte Farbe wegen ſeiner Härtigkeit herab bringen kan. Aus dieſer Urſache probirte ich einige Zeit vielerlei Recepten, um eine dergleichen Farbe zuwege zu bringen, z. E. ich nahm ſchwarzgebrannte Bohnen, Indigo, Fiſchſchwärze. Ein ander mal gebrannte Endivien- Nusſchaalen- Pferſich- und Apricoſenkern, die in einem Ziegelofen gebrannt worden mit halb Feigenwaſſer und Milch angerührt; unter allen aber fand ich den folgenden Kühnrus am beſten:

Der Kühnrus führet von ſeinem Urſprung her ein ölichtes Weſen bei ſich, und weil er überdas ſehr leicht iſt, ſo braucht es bekannter Maſſen viele Mühe, bis man ihn mit dem Waſſer vereiniget, und zulezt kan man ihn doch nicht als eine Waſſerfarbe auf das Papier gebrauchen.

Mithin nehme guten reinen Kühnrus ſo viel als beliebig iſt; laſſe eine Ofenſchaufel glüend werden; ſchütte ihn darauf; halte ſie ſofort über die Glut, ſo wird ſich das ölichte Weſen entzünden, und im Kühnrus gleich denen Fünklein in abgebranntem Papier zeigen. Laſſe alles wohl abrauchen, und ſchütte den Rus auf eine eiſerne Blatten oder Stein zum erkalten.

Wilt du nun davon eine Art von Tuſch machen, ſo verfertige zuvor eine gute Quantität recht zähes Gummiwaſſer; bringe den Rus auf einen Mahlerreibſtein; gieſſe nach und nach während dem Reiben von obigem Waſſer hinzu, daß die Farbe allezeit ſo dik bleibet, daß ſie noch wohl gerieben kan werden. Je länger man reibet, je beſſer iſt es. Iſt dir das Arbeiten bald verleidet, ſo thue etwas Ochſengalle noch hinzu, und reibe ſie ebenfalls wohl ein (man kan dieſe recht rein in der Apothek haben,) welche aber zuvor in Gummiwaſſer aufgelöſt wird. Dieſe Farbe kan man hernach in Muſcheln bringen, in runde Küglein oder ſonſt beliebige Formen gieſſen und eindrüken, und darinn troknen laſſen.

Mit dieſem Kühnrus laſſet ſich recht gut tuſchen; er übertrift alle andere Dinten an Schwärze; läſt den Augenblik, wenn er mit einem naſſen Pinſel berühret wird, die Farbe gehen, und ruſt doch nicht; er laſt ſich verlohren hinaus ziehen und verwachſen, wie der beſte Tuſch. Vielleicht iſt es möglich, ſolchen zu verbeſſern, wenn man von den oben erzehlten Stüken etwas im Reiben darunter miſchet.

Anmerkung.

Von Bereitung der trokenen Indianiſchen oder Chineſiſchen Dinte gibt uns Hr. du Halde in Beſchreibung des Chineſiſchen Reichs, allbereit eine Nachricht; und glaubt, daß ſelbige von Lampenſchwarz mit Leim gemacht werde. Weilen aber dieſes Lampen-ſchwarz in genugſamer Quantität zu erhalten, allzu viel erfordern würde, ſo kan man gar wohl unſern Kühnrus dazu anwenden. Dieſer iſt aber alſo, wie man ihn zu Kauf findet, ſowohl übelriechend als fett. Das erſtere iſt unangenehm, das 2te verhindert, daß er das Waſſer nicht annehmen will, und das Papier, worauf damit geſchrieben oder gemahlt worden, durchſchlägt und wird flekend.

Deswegen wohl nöthig, daß man demſelben, ſowohl den üblen Geruch, als auch die Fettigkeit benehme. Der Herr N. hat zwar wohl gerathen, daß man ſelbigen auf einer glüend-heiſſen Schaufel alſo bereiten könne. Doch wo die Schaufel nicht heis genug, ſo thut ſelbige auch den Effect nicht, iſt ſie aber ein wenig zu heis, ſo verliert man zu viel von der Farbe, und läſt ſich die Sache nicht ſowohl in dem groſſen als kleinen in Ubung bringen. Dahero wohl beſſer, daß man 1. bis 2. Pf. Kühnrus in einem erdenen unglaſirten Hafen etwas eingedrukt, mit einem Dekel bedekt, und mit gutem Leim, welcher nicht ſpringt, wohl verkleibet, gelind glühen läſſet. Wann der Kühnrus wieder kalt worden, reibet man ihn auf einnem Farbſtein mit Zugieſſung Bier oder Waſſers zart ab, und läſſet ſelbigen auf einem Papier wieder troken werden. Wann ſolches geſchehen, ſo ſtöst man den Kühnrus aufs neue mit eingeweichten Tragant und Dintengummi, oder ſtarken Leim in einem Mörſel wieder zu einem veſten Teig oder Maſſa an, drükt dieſe Maſſa in beliebige Formen oder Mödel, läſſet ſelbige bei gelinder Wärme troknen, und behält ſie zum Gebrauch.

Fabel von dem Storchenneſte.

EIn junger Storch, der in dem Neſte lag,
Und wenig noch von dieſer Welt geſehen,
Lies einen Blik an einem ſchönen Tag
Zum erſten mal auch in die Ferne gehen.
Er ſchaute bald den blauen Himmel an;
Doch, als er kaum dis groſſe Werk erbliket,
So rief er: Ach! Es iſt mit mir gethan.
Wir werden bald, ſo viel wir ſind, erdrüket.
Schaut, welche Laſt auf unſern Köpfſen ſchwebt!
Wie leicht kan ſie auf uns doch niederſtürmen!
Auf, Brüder, auf! Wir haben ausgelebt,
Wo wir uns nicht mit einem Dekel ſchirmen.
Die Menſchen ſind doch keine Narren nicht.
Seht, wie ſo ſchön ſie ihre Neſter deken,
Um, wenn einmal das blaue Weſen bricht,
Sich unverlezt darunter zu verſteken!
Der Rath gefiel. Sie griffen auf ihr Haus;
Und wollten es mit einem Dache zieren.
Bald riſſen ſie die beſten Reiſer aus,
Den ſchönen Bau nach Würden aufzuführen.
Wie ſehr doch wird das arme Neſt verheert.
Ein Jeder wollt in ſeinem Reiſe wühlen.
Doch, als ſie es zu lange durchgeſtört,
So musten ſie der Thorheit Strafe fühlen.
Das Neſt zerbrach. Der Stifter fiel zu Tod.
Die Ubrigen, mit banger Furcht umgeben,
Erwehrten ſich mit ungemeiner Noth,
Und blieben noch an einer Eke kleben.
Zulezte kam der Vater auch herzu,
Der, als er kaum das Elend angehöret,
Voll Kummers ſprach: Du armer Hauſſe, du!
Welch tolles Wahn hat deinen Sinn bethöret?
Ach ſtünde nur dein eingeriſſnes Haus
So feſte noch, als wie des Himmels Mauren!
So dörft ich nicht in dieſem harten Straus
Um einen Sohn und einer Wohnung trauern.
Armſelige! der Meiſter dieſer Welt
Verſorget ihn mit allzu guten Stüzen.
Drum fällt er nicht. Doch, wahrlich, wenn er fällt,
Mag weder Dach noch Feſtung Jemand ſchüzen.

⁂ ⁂

⁂

So ſucht und findet noch ein mancher ſeine Noth;
Er künſtelt ſie ſich ſelbſt, auch eh ſie ihn bedroht;
Und meynt, mit ſeinem Fleis der Fürſicht Hand zu bieten.
Wie ruhig würden gros und klein
In ihrem Stand und Neſte ſeyn,
Wenn ſie ſich weniger bemühten,
Und ſich nicht immer ſelbſt beriethen!

Von der Gefälligkeit, und dem Charakter einiger Gefälligen.

Das Beſtreben, ſich jedem vorkommenden Menſchen, ſo viel die Tugend erlaubt, gefällig zu erweiſen, iſt nicht nur löblich und nüzlich, ſondern auch unentbehrlich nothwendig, und als ein weſendliches Stük der Geſelligkeit anzuſehen. Es iſt dieſes nebſt Verſtand und Tugend die Seele und das Leben des Umgangs. Sondert man nun das gefällige Weſen aus Gemächlichkeit, oder nach eigenem Gutdünken, beim Umgange ab, und wird es nicht in gehörigen Schranken beobachtet: ſo fält zugleich das Angenehme des geſellſchaftlichen Lebens hinweg, und ſelbſt Tugend und Verſtand verlieren dadurch zu gleicher Zeit nicht ein kleines Theil von ihrem Glanz, ja ihr Band. Denn Gefälligkeit macht den Verſtand angenehmer, und verbindet die Tugend mit dem Verſtand, und macht ſie beliebt. Gefälligkeit iſt, ſo zu reden, der Saft, in welchem das Ernſthafte des Verſtandes und das Bitterſcheinende der Tugend ſich beliebt und einſchleichend macht. So bekannt und angenehm nun gleich dieſer Saz zu ſeyn ſcheinet, indem man wol ſchwerlich eine Perſon unter der Sonnen antreffen wird, welche hierinnen widerſprechen, und nicht ein Prätendent oder Prätendentin vom gefälligen Weſen abgeben ſolte: ſo findet man doch unter dieſen, theils ſolche Perſonen, die unter dem Vorwande, ſich gefällig zu machen, die allerniederträchtigſten Handlungen begehen; da ſie entweder Vernunft und Gewiſſen verleugnen, um ſich nach einem jeden thörichten und laſterhaften Menſchen zu bequemen, oder aber den Mantel nach dem Wind hängen; alſo daß ſie jederman, der ihnen vorkomt, nach dem Munde reden, allerlei Geſtalten an ſich nehmen, und je nach dem die Veränderung der Perſon ſich zuträgt, auch eine Veränderung der Meinungen und Sitten an ſich erbliken laſſen. Anderntheils findet man auch ſolche, welche in einem beſtändigen Erwarten der Gefälligkeit ſtehen, die nur ihr Wohlgefallen bezeigen, wenn ſie das angenehme Weſen bei andern wahrnehmen: niemals aber bereit und willig ſind, noch ſich die geringſte Mühe geben, es an ihrem Theile hinwiederum zu leiſten: vielmehr fahren ſie hoch her, und halten ſich für berechtiget, jederman durch ihr grobes Verhalten ungeſcheut zu beleidigen; indem, nach ihrem Bekentnis, ihr angebornes natürliches und freies, man ſolte ſagen freches Weſen, eine ſolche ungezwungene Ceremonie nicht an ſich nehmen könte.

Dieſe zwei Gattungen von Menſchen gehören zu den äuſſerſten Dingen, und ſchiken ſich ſo wenig zum geſelligen Leben, daß ſie mit Recht niemal hier in Betrachtung kommen müſſen. Ich gehe demnach zu einer dritten Art von Perſonen über, nemlich zu ſolchen, die man in weiterem Verſtande eben nicht ungeſellig nennen kan, welche den guten Willen und die Ehrbegirde haben ſich angenehm zu erzeigen; die aber durch ihre Lebensart und ſchlechte Aufführung dahin gebracht ſind, daß ſie die rechte Art, Weiſe und Mittel verfehlen, folglich ſich mit groſſer Mühe und ihren guten Meinungen höchſt misfällig machen. Ich werde dieſes in Folgenden durch ein Exempel ſuchen deutlich zu geben:

Herr Ehrlich iſt, nach ſeiner guten Seite betrachtet, ein vortreflicher Mann: er beſizet einen groſſen Geiſt, und ein gutes Herz. Allein, er gehöret zu den Veränderlichen und Nachläſſigen. Heute ſiehet man ihn freundſchaftlich, munter, lebhaft, wizig und geſprächig; morgen trift man ihn eigenſinnig, murriſch, kaltſinnig und lau an: welche geſtern ſeine beſte Freunde waren, denen kehrt er jezt den Rüken zu; er hält ſie ſeines Anſchauens und der Unterredung unwürdig; ihre Geſpräche dünket ihm zu gezwungen und einfältig. Wird er angeredet, ſo wird querfelden geantwortet, und zwar mit ſolchem Ton, wobei er verſichert iſt, daß er nicht öfter oder weiter in ſeinem übel aufgeräumten Zuſtande beunruhiget werden wird. Da nun dieſes Betragen des Herrn Ehrlichs nicht ſowol aus Unbeſtändigkeit oder Mangel des geſezten Weſens, ſondern aus einer menſchlichen Ungleichheit des Gemüths herrühren mag: ſo ſind doch wenige Menſchen ſo ſcharfſichtig und grosmüthig, daß ſie dieſes einſehen, und dergleichen Begegnungen mit kaltem Blut annehmen ſolten. Es iſt alſo Jammer und Schade, daß Herr Ehrlich nicht einigermaſſen die Regeln des äuſſerlichen Wohlſtandes beobachtet: und in ſolchem Fall bin ich gewis verſichert, daß er bei ſeinen übrigen ſeltenen und herrlichen Eigenſchaften die allernüzlichſte und angenehmſte Geſellſchaft ſeyn würde; da auſſer dem bei allen ſeinen Vorzügen er dennoch das Unglük hat, daß ſich viele von ihm beleidigt zu ſeyn halten; folglich iſt ſein nachläſſig und kaltſinnigſcheinendes Betragen hinlänglich genug, daß er ſich misfällig machen kan.

Herr Gern kommt ſehr fleiſſig, und mit dem Vorſaz, ſich gefällig zu machen, in Geſellſchaft; aber niemals hat jemand ſeinen Zwek weniger erreicht als dieſer Herr. Er kehret die mehreſte Zeit mit höchſtem Verdrus und Widerwillen aller Anweſenden zurük; jeder ſiehet ihn gleich anfangs mit ſolchen Augen an, welche ihm zu verſtehen geben, ob er noch nicht fort wolle; und ſo bald er ſich zur Stubenthüre wendet, machen ſie ihm ſämtlich ein Creuz hinten nach, und wünſchen ihm glükliche Reiſe, weil, ſo lange als er gegenwärtig iſt, keine Seele zu Worten kommen kan. Er hat ſein Gehirn und Gedächtnis mit lauter alten Hiſtörchen und Prozeſſen angefüllt: weil er nun dieſes täglich und ſtündlich zu wiederholen pflegt, ſo iſt er auch im Stande zu allen Stunden des Tages, ſeinen guten Schaz hervor zubringen. Er gehet zu dem Ende mit brennendem Verlangen, andern einen luſtigen Tag und ſich angenehm zu machen, in Geſellſchaft. Wenn er nun ſich kaum niedergeſezet, ſo hebt er ſeinen Spruch mit heiterem Geſichte und freudigen Geberden von vorne an, fähret ſo lange in der beſten Ordnung, unter kleinem abwechſelnden eigenem Gelächter, fort, bis ihm von ohngefehr ein anderer in die Rede fält, und ihm einige Einwendung machen will. An ſtatt nun, daß er vorhin allein das gröſte Vergnügen bei ſeinen Erzehlungen empfunden, ſo verändert ſich jezt augenbliklich die Scene; er wird ſtum und misvergnügt, er ſieht den Tag als verlohren und verdorben an: und da er zuerſt den Anweſenden Verdrus und Langeweile verurſachet, ſo fält er nunmehro in eine zweite Unannehmlichkeit. Er macht ſolche Geberden und Geſichtszüge, deß das bloſe Anſchauen ſeines Antlizes Ekel und Widrigkeit zuwege bringen mus. Er runzelt die Stirne in tauſend Falten, wirft ergrimmte und wilte Blike um ſich, verzieht den Mund, oder beiſſet ihn ein, knirſchet mit den Zähnen, ſchleudert den einen Fus über das andere Knie, und endlich ſteht er voller Unmuth reiſſend und ſchmeiſend auf, und läuft, indem er mit polternder Stimme die Worte geſagt: Ich will nicht ihr Narr ſeyn, aus der Geſellſchaft hinweg. Zu Hauſe beklagt er ſich über die Ungeſchliffenheit der Menſchen, und wie die Geſellſchaften bei jezigen Zeiten ſo ſehr verdorben wären, daß nichts mit ihnen anzufangen ſey, und wie er beſtändig an ſtatt lebhafte, verſtändige und aufgewekte, eitel Sauertöpfe, dumme und ſchläfrige Köpf anträfe; es würde ihm aller Umgang balde verleidet werden. Indeſſen wagt er doch den andern Tag einen neuen Verſuch, fängt da wider an, wo ers geſtern gelaſſen, und endigt auch ſo wieder.

Herr Compan hat mit dem erſten dieſes gemein, daß er ein geſelliger Menſch ſeyn, und beim Umgange ununterbrochen das Wort führen will; doch mit dem Unterſchid, daß er nicht etwan alte, ſondern ſpannagelneue Sachen zu Unterhaltung der Geſellſchaft vorzubringen weis. Die geheimſten Conſilia oder Rathſchläge, welche in den königlichen Kabinettern vorgehen, ſind ihm nicht unbekant. Er verſteht die Staatsklugheit; er weis beſondere Familienumſtände, ihre Einkünfte und Ausgaben ſehr genau und punktuel. Er iſt ein Kenner der Näherei, Puz und Schmuks des Frauenzimmers. Hierzu komt noch die Erkenntnis von ſeiner eignen Wiſſenſchaften und Verdienſten, und überhaupt iſt nichts ſo hoch, oder niedrig, welches er ſich nicht auf allen Seiten bekannt gemacht haben ſolte. Da er nun ein ſo weites Feld von Materien vor ſich hat, wie ſolte es ihm dann am Stoff zu Geſprächen mangeln? Er unterläſt demnach nicht, denen Anweſenden die Langeweile auf eine einnehmende und zeitkürzende Art, nach ſeiner Meinung, zu vertreiben. Sein Vortrag iſt munter und lebhaft, indem er nicht, wie andere, mit dem Munde allein redet, ſondern ſeine meiſte Beredſamkeit in allen Gliedern des Leibes lieget. Er redet nicht, wie ſich viele angewöhnet, mit einer oder zweien Perſonen in Geſellſchaft allein; vielmehr, da ſein Zwek iſt, allen Menſchen nüzlich und lehrreich zu ſeyn, ſo läſſet er ſich auch alle, ſolte die Geſellſchaft auch noch ſo ſtark ſeyn, Theil daran haben. Er iſt demnach in beſtändiger Bewegung und Herrumdrehung des Leibes begriffen, und jedes Wort wird mit einem angenehmen Blik von Perſon zu Perſon begleitet; um einer jeden zu zeigen, daß es auch ihr gelte, und auch ſich ſelbſt von ihrer gehörigen Aufmerkſamkeit und gutem Aufnehmen zu überzeigen. Er redet nicht zu laut, ſondern annehmlich, langſam, lächelnd und beſtändig: und zwar alſo, daß, da er die Unwiſſenheit und das Unvermögen anderer einſiehet, er daher eine ewige Stille und Aufmerkſamkeit fordert. Bei dieſem allen hat Herr Compan das Unglük, daß er ſich, gleich dem erſten, höchſt zuwider macht. Denn da ein jeder Geſellſchafter nicht eben deswegen allein Umgang ſuchet, um nur einen Zuhörer oder ſtummen Bewunderer eines ſich Beliebtmachenwollenden abzugeben, ſondern dann und wann auch an ſeinem Theil ein Wörtgen mit beitragen will: ſo iſt auch dieſer Herr denen, die reden können, und nicht ſtumm geboren oder vom Schlage an den Zungen gelähmet ſind, eine ſehr widerwärtige Geſellſchaft.

Die Frau Immerda und ihre fünf Töchter trift man nicht ſelten bei allen Zuſammenkünften an; und ungeachtet ſie 30., 40. und mehrere Jahre bei einander gehauſet und gewohnet, und noch jezo wohnen; ſo iſt doch nichts gewöhnlicher, als daß ſie ihre brennende Beredſamkeit nur unter ſich ſelbſt verſchwenden, daß ein Fremder wol ſchwören ſolte, dieſe gute Leute hätten ſich in vielen verlaufenen Jahren nicht einmal geſehen. Sie betrachten alle andre, auſſer ſich, als Abweſende; daher nehmen ſie ſich allerlei Freiheiten, unter ſich viele beſondere Fälle recht lächerlich zu machen, in der Hofnung, durch ihre eingebildeten wohlangebrachten Satiren einander angenehm und gefällig zu ſeyn. Wolte man ihren Schärz und Geſpräche eigentlich beſtimmen, ſo müſte man ſich mit einem tönenden Erz oder klingenden Schelle vergleichen, indem ſie nichts als einen Klang von Worten in ſich enthalten: wobei, der da redet, und der da zuhöret, weniger als nichts denken kan. Es iſt ein Miſchmaſch von den allernichtswürdigſten Kleinigkeiten, und wenn ſie alle ſechſe geſunde Lunge haben, und nicht mit der Schwindſucht behaftet ſind; ſo höret man auch beſtändig 6. Tone der Stimme auf einmal, und zwar mit einem ſolchem Schall, daß auch Vorrübergehende aus Neugier vor ihren oder auch fremden Häuſern öfters ſtille ſtehen.

Die Materie der misfälligen Geſellſchafter iſt von ſo weitem Umfange, daß ich unter dieſer Rubrik faſt eine Legion von Menſchen anführen könnte, wenn mir nicht die Gedult der Leſer Grenzen ſezten. Denn hieher gehörten die Uberklugen und Widerſprecher, die nicht leicht das lezte Wort andern überlaſſen; die Argwöhniſchen, die jedes Wort für einen Stich auf ſich halten; die Allzuvorſichtigen, welche in ſich und andere ein Mistrauen ſezen; die Ungezogenen und Familiairen, welche bei allem ihrem Thun und Laſſen ihr grobes Weſen verrathen, u. ſ. w. Uberhaupt alle diejenigen, welche die Schranken des äuſſerlichen Wohlſtandes nicht in Betrachtung ziehen. Es läſt ſich hieraus ganz natürlich das Gegentheil ſchlieſſen; nemlich: daß zum gefälligen Weſen die Beſcheidenheit insbeſondere erfordert werde, welche die Geſellſchafter in einem gewiſſen Gleichgewicht erhält: daß man weder in gleichgültigem oder hochmüthigem Bezeigen, noch durch Niederträchtigkeit ausſchweife: daß man jedem mit einer Art von Ehrerbietung zuvor komme; daß man ſich niemals vor ſich allein, ſondern im Zuſammenhange der übrigen betrachte, auch ſich ein jeder insbeſondere in etwas nach der ſchwachen Seite des andern bequeme und herunterlaſſe: daß man ſich, ſo viel wie möglich, in einer beſtändigen Gleichheit und Gegenwart des Gemüths finden laſſe, u. ſ. w. Wird man dieſes wenige, bei einem guten ehrlichen Herzen, in Ubung bringen: ſo wird ein jeder erfahren, daß auch die Gefälligkeit ihre Verehrer und Ausüber belohne.

Von den Laſtern, und Rechtfertigung einer zu Beſſerung der Sitten dienliche ſatyriſche Schreibart, wie ſie ſich mit den Begriffen einer geſunden Morale zuſammen ſchiket?

DJe Laſter ſind ihrem Weſen nach was abſcheuliches; Deñ, wer ſie mit einem erleuchteten Gemüthe betrachtet, der findet, daß ſie die Quelle alles Unglüks ſind, ſo unter dem menſchlichen Geſchlechte herrſchet. Dieſes allein ſolte einem jeden, der ſich vor vernünftig gehalten wiſſen wollte, bewegen, ein Liebhaber der Tugend zu werden; ſo wie wir alle Liebhaber der Glükſeligkeit ſeyn. Doch ſiehet man, daß unzehliche Menſchen das abſcheuliche Weſen der Laſter nicht wahrnehmen. Der Verſtand des groſſen Hauffens iſt nicht durchdringend genug, eine Wahrheit einzuſehen, die nicht in die Sinne fällt, ſondern nur durch Schlüſſe und gründliche Einſicht in dem Erfolg der Handlungen begriffen wird: Daher dient ihnen auch dieſe innerliche Abſcheulichkeit der böſen Handlungen nicht zum Bewegungsgrunde, dieſelben zu unterlaſſen. Nichts hat eine Kraft den Willen zu lenken, als ein Urtheil, welches vorher im Verſtande von der Natur einer Handlung gefället worden. Halten nun die meiſten Menſchen nicht davor, daß das Laſter was abſcheuliches ſey; ſo werden ſie auch nicht bemühet ſeyn, ſich vor der Ausübung deſſelben zu hüten.

Es gibt noch andere Bewegungsgründe, dadurch ſich die Menſchen von tadelhaften Sitten abhalten laſſen. Wie mancher unterläſt das Freſſen und Sauffen und andere Arten der Wolluſt, nicht weil ſie an ſich ſelbſten was ſchändliches ſind; ſondern weil gar zu viel Ausgaben dazu gehören. Wie viele ſind geſchworne Feinde des Geizes und der unermüdeten Eſelsarbeit, die zum Gewerbe groſſer Güter gehöret; nicht weil es was unvernünftiges iſt, ſeine Geſundheit vor etliche hundert Thaler hinzugeben: ſondern weil es ihrer Gemächlichkeit zuwider iſt. Und wie gros iſt endlich nicht die Anzahl derer, die ſich gewiſer Laſter nur darum enthalten, weil es in ihrem Stande, in ihrem Alter, an dem Orte, wo ſie leben, und unter denen Perſonen, mit welchen ſie umgehen, ſchimpflich und ſchändlich ſeyn würde, dergleichen zu begehen.

Es fraget ſich nun, ob ein Sittenlehrer ſich der lezten Art von Bewegungsgründen bedienen könne, um die Menſchen zu beſſern? Ich weis nicht, was andere darauf antworten möchten; ich aber will es weder ſchlechterdings bejahen, noch verneinen. Es iſt wahr, daß die Pflanze einer rechtſchaffenen Tugend auf keinem ſo ſeichten Grunde gepflanzet werden kan, als dieſe lezteren Vorſtellungen ſeyn. Ein Laſter mit dem andern dämpfen, das heist die Leute nicht tugendhaft machen. Wer aus des Harlequins Maske in einem Scarmuzhabit kriechet, der höret darum nicht auf eine luſtige Perſon vorzuſtellen. Und was wäre das vor ein Rath, wenn man die Schellen von der Narrenkappe abzunehmen anmahnen möchte, an ihrer Stelle aber einen Fuchsſchwanz an dieſelbe zu heften bewegen wolte. Die Tugend gründet ſich auf einen wahren Begrif von dem, was gut oder böſe iſt. Wer dieſen Begrif einmal erlanget hat, wird alle Laſter auf einmal verabſcheuen. So iſt dann die Vorſtellung von der Schönheit des Guten und der Heslichkeit des Böſen der beſte Bewegungsgrund, deſſen ſich ein philoſopiſcher Moraliſt in Beförderung der rechtſchaffenen Tugend mit Vortheil bedienen kan.

Andern Theils aber iſt es nicht zu läugnen, daß man auch durch andere Vorſtellungen die Menſchen, wo nicht tugendhaft machen, doch zum wenigſten viel böſes hindern kan. Es iſt ſehr gut, daß die Laſter untereinander ſo einſtimmig nicht ſind, als die Tugenden. Denn um wie viel tauſendmal ärger würde es nicht in der Welt zugehen, wenn diejenigen, ſo jezo nur einer einzigen Gattung böſer Handlungen ergeben ſind, allen Arten derſelben zugleich zugethan ſeyn möchten? Nun aber iſt dieſes nicht möglich, ihr Reich iſt uneins, und eine böſe Begierde hindert den Ausbruch der andern. Die Laſter ſind der menſchlichen Geſellſchaft nicht alle gleich ſchädlich. Das eine verurſachet mehr Unheil in der Welt als das andere unterdrüket, wenn nur das lezte nicht ſo ſchädlich iſt als das erſte. Der übermäſige Pracht in der Hofſtaat iſt ſowohl ein Laſter an einem Fürſten, als die unzeitige Herſchſucht: und die Verſchwendung in Gebäuden iſt eben ſo wenig was rühmliches, als der Blutdurſt eines Tyrannen: Doch glaube ich, wer einen **Alexander** zu jenem, und ein **Nero** oder **Domitian** zu dieſem hätte bewegen können: ſo daß der erſte niemals auſſer Macedonien gezogen, die leztern aber kein Todesurtheile gefället hätten: der hätte vielen tauſenden das Leben erhalten, und alſo dem menſchlichen Geſchlechte viel gutes geſtiftet.

Vor allen Dingen iſt die Ehre und Schande ein ſolcher äuſſerlicher Bewegungsgrund, den man mit Nuzen in der Sittenlehre brauchen kan. Es wäre ſehr gut, wenn man im Stande wäre zu zeigen, daß alle Tugend Ruhm, alle Laſter aber Schimpf zuwege brächten. Wie glüklich wäre ein Land, oder eine Stadt, wo dieſes allezeit richtig einträffe? Denn da alle Menſchen einen gewiſſen Trieb zur Ehre, und einen Abſcheu vor der Schande haben, ſo würde man bald keine bürgerliche Straffen mehr nöthig haben, die Ubelthäter im Zaume zu halten. Die öffentlichen Urtheile von der Unvollkommenheit der Laſterhaften, die Verlachung ihrer Thorheit, und die Verachtung ihrer Perſonen, ſo lange ſie ſich nicht änderten, würden mehr ausrichten als Schwerd, Galgen und Rad, und alle Marter der Henkerknechte. In der That mus ſich alle wahre Ehre auf die Tugend gründen: Dieſe allein iſt es, die einem Menſchen einen rechtſchaffenen Ruhm zuwege bringen kan. Alles andere Lob iſt eine unächte Münze, die nur bei Unverſtändigen gilt. Aus dieſem Grunde haben auch die beſten Philoſophen davor gehalten, daß man nicht nöthig habe, die uns allen eingepflanzte Ehrliebe zu erſtiken. Sie haben gerathen, man ſolle ſich derſelben in Fortpflanzung der wahren Tugend zu Nuze machen, und ſich ihrer als eines Sporns bedienen, die Menſchen zum Guten zu lenken. Dieſes geſchiehet, wenn man ehrliebenden Gemüthern zeiget, daß die wahre Ehre nichts anders ſey, als das Urtheil vernünftiger Leute von unſerer Vollkommenheit. Daneben aber darthut, daß die Tugend die gröſſeſte Vollkommenheit des Menſchen ausmache.

Auf ſolche Weiſe werden unſere Leſer leicht ſchlieſſen können, was von der ſatyriſchen Schreibart zu halten ſey, und ob ſie ſich mit den Begriffen einer geſunden Morale zuſammen ſchike. Eine vernünftige Satyre läſt ſich angelegen ſeyn, die Laſter als auslachenswürdig vorzuſtellen, und die Liebhaber derſelben zu Spotte zu machen. Dieſe Abſicht iſt ja ohne Zweifel ſehr löblich, denn darum bemühet ſich der Verfaſſer ſolcher Schriften die Laſterhaften dem Gelächter der ganzen Welt zu unterwerffen? Darum daß ſie ſich ihrer Thorheit ſchämen, und ihre böſe Handlungen unterlaſſen ſollen. Die richtigen Begriffe von tugendhaften und laſterhaften Handlungen ſeze ich zum voraus, denn wenn der Satyricus entweder aus Unverſtand oder aus Bosheit das Löbliche lächerlich machen wolte; ſo würde er vor einen Feind der Tugenden anzuſehen, u. als ein ſchädlicher Scribent zu beſtraffen ſeyn.

Nach dieſer Regel haben wir bisher unſere Blätter einzurichten geſuchet; ſo oft hier und dar etliche ſatyriſche Stellen mit untergelauffen ſind. Ob nun dieſes Nuzen ſchaffen könne; oder nicht? das laſſen wir von Vernünftigen beurtheilen: Die Superklugen mögen ſo lange ſie wollen, uns ſelbſt vor Spötter ausſchreien. Wir haben zwar in den vorigen Theilen von einigen im Schwang gehenden Laſtern zerſchiedene ſatyriſche Abhandlungen geliefert, und über den Geſchmak der Satyren oder ſinnreichen Spottſchriften im 1ſten Theil, p. 1, Betrachtungen angeſtellt, ſo daß es überflüſſig zu ſeyn ſcheinen würde, wann wir hier noch was zuſezen wollten. Allein wir müſſen nun zeigen, wie ſolche von der ſchlechten Kinderzucht herrühre? Daß viele von denen, die böſe Gewohnheiten an ſich haben, ſich ſelber mit gutem Bedachte daran gewöhnet; Und daß ſolche es meiſtens der ſorgloſen Auferziehung ihrer Eltern zu verdanken haben, dahero eben die ſo mannigfaltige Gewohnheitslaſtern herrühren. Solches haben wir ſchon in denen vorigen Theilen dieſer auserleſenen Sammlungen ausführlich berührt. Es iſt alſo nur noch nöthig, eine Abhandlung zu liefern

1) Von den Folgen einer ſchlimmen Kinderzucht.

Was vor ein Unheil entſteht nicht oft dem gemeinen Weſen, ja dem ganzen Vaterlande, aus einer böſen Kinderzucht? Eine wollüſtige Aggrippina erziehet ſich an ihrem liebſten Schoskinde Nero ein giftige Otter, die ſie ſelbſt um das Leben bringet: und durch tauſend tyranniſche Thaten verdienet, eine Geiſel des menſchlichen Geſchlechts genennet zu werden. Wie manches verzährtelte Söhngen wächſt nicht ſeinen unvorſichtigen Eltern zu Kopfe, und beſtraft ſie nachmals durch ſeine Unart, wegen ihrer nachläſigen Auferziehung. Ein Knäbgen, welches in ſeinem andern und dritten Jahre, mit ſeidenen und ſametnen Kleidungen, ja in Gold- und Silberſtüken einher gegangen; eine Feder auf dem Hute und einen Degen an der Seite getragen: wird gemeiniglich das Herzeleid ſeiner thörichten Eltern, wenn es heran wächſt. Man hat ihm in der Kindheit allezeit den Willen gelaſſen, und in der Jugend nicht weniger nachgegeben; Wenn es aber männlich geworden, iſt es vermögend, ſich die Freiheit mit Gewalt zu nehmen. Gewiſe Gattungen des Unkrautes laſſen ſich ſchwerlich ausrotten, wo ſie einmal überhand genommen haben: Und wie will man Leuten, die Wolluſt, den Eigenſinn, den Stolz, die Grauſamkeit, die Rachgier, die Läſterungen, den Ungehorſam, ja die Verachtung menſchlicher und Göttlicher Geſäze aus dem Sinne bringen: indem dieſe Unart von der zärteſten Kindheit an gepflanzet, und durch eine nie unterbrochene Gewohnheit befeſtiget worden. Man wird eher einen Mohren weis baden, als dieſe Laſter aus einem Herzen jäten, darinnen ſie von ſo langer Zeit her gewurzelt hatten. Wohl derowegen dem Kinde, welches von vernünftigen Eltern wohl erzogen wird!

2) Von den Regeln einer guten Kinderzucht.

Kein Anblik rührt mich empfindlicher, als wenn ich ſehe, daß ein Kind von guter Art und groſſer Fähigkeit, unter der Aufſicht unvernünftiger Eltern verwahrloſet wird. Eine jede vernünftige Creatur bringt den Saamen zu vielem Guten und Böſen mit ſich ans Licht: und obwohl man nicht ſagen kan, daß ſie zu beiden ganz gleichgültig ſey, weil ſich das Böſe viel leichter lernet, als das Gute: ſo iſt es doch gewis, daß ſie zum Guten nicht ganz und gar ungeſchikt ſey. Den Augenblik, da wir gebohren werden, wiſſen unſre Seelen noch von ſich ſelber nichts. Die Sinne machen den allererſten Eindruk in die leeren Tafeln unſers Gemüthes, und legen den Grund zu allem unſerm künftigen Erkänntniſſe. Die Seele erſtaunet gleichſam, wenn ſich die Augen zum erſtenmale öfnen, und in ihr die bis dahin unbekannten Begriffe von Licht und Farben erweken. Sie erſtaunet, wenn ſie zum erſtenmal einen Schall in den Ohren vernimmt, dadurch ſie die Vorſtellungen von mancherlei angenehmen und widrigen Thönen bekommt. Sie erſtaunet, wenn ihr durch den Geruch und Geſchmak allerhand neue, theils beluſtigende, theils verdrüsliche Empfindungen erreget werden.

Ja das Gefühl ſelber verurſachet ihr viel ungewöhnliche Eindrükungen; indem der zarte Körper nunmehro in freier Luft, und aus der Berührung andrer Körper tauſend Zufälle erdulden mus, davon er in Mutterleibe nichts empfinden können.

Ich beſchreibe dieſen erſten Zuſtand unſrer Seelen mit Fleis etwas umſtändlich, um denen, die demſelben noch niemals nachgedacht haben, dadurch zu Hülfe zu kommen. Durch die Geburt wird ein menſchlicher Körper aus einer Pflanze ein Thier; und die Seele erwachet gleichſam aus einem tiefen Schlafe, darinnen ſie vorhin begraben war. Da es bis dahin ſtokfinſter in ihr geweſen; ſo wird es nunmehr, durch den Gebrauch der Sinnen, in ihr auf einmal Licht. Und iſt gleich dieſes Licht, im Abſehen auf den künftigen Gebrauch des Verſtandes, nur noch vor eine ſchwache Morgendemmerung zu halten: ſo iſt es doch den ungeübten Kräften einer ſo zarten Seele viel zu lebhaft, als daß ſie ſolches ohne einige Blendung ertragen könnte. Neugebohrne Kinder ſchlaffen die meiſte Zeit. Ihr Gemüthe thut nur zuweilen einen kleinen Blik in die Welt; und gewöhnet ſich allmählich den ſtarken Eindruk der Sinnen zu ertragen. In einem Vierteljahre kommt es ohngefehr damit zum Stande. Alsdann fängt es an, die vorkommenden Sachen zu unterſcheiden. Es wird aufmerkſam auf die Mannigfaltigkeit der empfindlichen Dinge. Es bemerket endlich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit; die Verknüpffung und Widerwärtigkeit gewiſer Begriffe. Endlich gibt es auch auf die Wörter acht, womit die Erwachſenen ihm zureden, und die vorfallenden Dingen benennen. Es lernet dieſelben erſtlich verſtehen: hernach lallend nachahmen: endlich auch verſtändlich ausſprechen. Und dann geht allererſt der Gebrauch ihrer Vernunft recht an. Sie fangen an deutlich zu urtheilen; Sie ſchlieſſen eins aus dem andern, und werden alſo zu würklichen Menſchen: da ſie vorher den allerunvernünftigſten Creaturen weit ähnlicher waren, als vernünftigen Geſchöpfen.

In dieſer Morgenröthe unſers Lebens iſt, meines Erachtens, von unzehlichen Eigenſchaften unſers Gemüthes und Körpers der Grund zu ſuchen. Hier formirt ſich diejenige Beſchaffenheit unſers Weſens, welche man das Naturell zu nennen pflegt. Hier leget man den Grund zu allen Gemüthsneigungen und Begierden; zu Geſundheit und Krankheit; zu Tugenden und Laſtern. Die Seele weis ſich noch ſelbſt nicht zu helffen: Darum läſt ſie ſich ganz durch äuſſerliche Dinge lenken, die vermittelſt der Sinne in ſie würken. Der Körper iſt zart und ſchwach, darum empfindet er die allergeringſten Veränderungen der Luft, der Speiſe, des Tranks, und andrer Dinge, die ihn berühren. Aus vielmaligen Empfindungen entſtehet eine

Fertigkeit zu empfinden; und aus öfters wiederholten Bewegungen eine Gewohnheit der Gliedmaſſen. Und hieraus flieſſen die ſogenannten angebohrnen Fehler und Schwachheiten. Meines Erachtens iſt uns nichts angebohren, als eine groſſe Schwachheit des Verſtandes; ein Mangel alles Erkänntniſſes; eine Unwiſſenheit aller Wahrheiten, und eine Fähigkeit, leichter falſche als wahre Begriffe zu faſſen; leichter übel als gut urtheilen zu lernen; leichter unrichtige als richtige Schlüſſe zu machen. Wenn ſich alſo in anwachſenden Jahren mehr Böſes als Gutes an uns bliken läſt; ſo rührt ſolches alles von der erſten Auferziehung her: das iſt von den Fertigkeiten, die wir in den zärteſten Jahren erlanget, und von den Gewohnheiten, die ſchon vor dem Gebrauch der Vernunft in uns Wurzel gefaſſet haben. Ein jeder ſiehet hieraus wohl, daß ein Kind ſelber am wenigſten; diejenigen aber am meiſten daran Schuld haben, die es aus Unverſtand oder Unfürſichtigkeit in diejenige Verderbnis ſtürzen, daraus es ſich oftmals ſeine ganze Lebenszeit nicht wieder reiſſen kan.

Sehen wir indeſſen, wie nachläſſig mit dieſen armen Creaturen umgegangen wird; ja, wie ſorgfältig man gleichſam iſt, die zärteſten Kinder zu verderben: ſo hat man Urſache ſich zu verwundern, wie es darunter noch bisweilen wohlgeartete Gemüther geben könne, die ſich leicht zum Guten ziehen laſſen. Man vertrauet das höchſt wichtige Werk der erſten Auferziehung den unverſtändigſten und laſterhafteſten Perſonen an. Die Ammen ſind mehrentheils die wohllüſtigſten; und die Kindermumen die einfältigſten Weibsbilder. Dieſe gehen mit uns nach ihrem unverſtändigen Eigenſinne um. Sie küzelen unſere Sinnen zu viel; ſie ſtraffen, ſie ſchmeichlen uns auch zur Unzeit: Wenn wir wachen ſollten, zwingen ſie uns zum Schlaffen; und wenn es uns gut wäre zu faſten, ſo füllen ſie uns mit den lekerhafteſten Speiſen an. Was thut ein thörichte Wärterin nicht, ein weinendes Kind zu ſtillen? Was vor närriſches Zeug ſchwazet man uns nicht vor? Mit was vor ungereimten Poſſen erfüllet man uns nicht die Gedanken? Ja, wenn das alles keinen Eindruk im Gemüthe machte! wenn unſre Herzen nicht wächſern wären, alle Bilder anzunehmen, die ihnen zuerſt eingepräget werden! wenn wir in früher Kindheit Gutes und Böſes zu unterſcheiden, und uns vor dem lezten zu hüten wüſten! Nun aber müſſen wir mit uns handeln und umgehen laſſen, wie es das unbedachtſame Geſindel gut befindet. Wir werden verdorben und verwahrloſet, ehe man ſichs einbildet, daß wir fähig ſind, verderbet und verwahrloſet zu werden.

Welche Redensart iſt gemeiner, denn dieſe: Es iſt ein Kind; es verſtehts noch nicht? Aber welche Redensart iſt uns auch ſchädlicher, als eben dieſe? Darum eben, weil wir noch Kinder ſind, und es noch nicht verſtehen, ſollte man am allerbehutſamſten mit uns umgehen. Weil wir noch ſelbſt nicht vor uns ſorgen können: ſollten andere deſto ſorgfältiger für uns ſeyn. Weil wir noch nicht durch die Vernunft regieret werden können: ſollte man auf unſere Sinne beſſer acht haben, und ihren Gebrauch ſo einrichten, daß er eine Vorbereitung zum Verſtande und zur Tugend, nicht aber eine Hindernis derſelben würde. Wann uns in der Kindheit das Böſe einmal, als was angenehmes, eingepräget worden: ſo werden wir es ſchwerlich wieder ausrotten. Und wenn uns das Gute einmal, als was verdrüsliches, ins Herz gedrüket iſt: ſo würden wir alle Mühe vergebens anwenden, unſern Abſcheu davor zu dämpffen.

Ich will nur etlicher Dinge erwehnen, die ich an jungen Kindern ſehr tief eingewurzelt gefunden habe. Das erſte iſt die Rachgier. Das geringſte, was einem gewiſen Knaben böſes widerfuhr, brachte ihn in Harniſch, und er ruhete nicht ehe, bis er ſich gerächet hatte. Er drohete nicht nur Vater und Muter, wenn ſie ihm nicht ſeinen Willen erfülleten; Er ſchlug nicht nur ſeine Brüder und Schweſtern über die geringſte Beleidigung: ſondern zerbrach und zerſchlug oft ſeine Spielſachen in kleine Stüken, wenn ſie nicht nach ſeinem Sinne ſtehen oder liegen wolten. Das Meſſer, womit er ſich etwa geſchnitten hatte, warf er mit Ungeſtüm zur Erden, und trat es mit Füſſen. Ja ſogar wenn er fiel, und ſich Beulen an den Kopf ſchlug, war er nicht eher zu ſtillen, als bis man eine Ruthe nahm, und damit auf die Stelle peitſchete, wo er gefallen war; um dieſelbe, dem Scheine nach, zu beſtraffen.

Allein woher kam dieſe Begierde, ſich auf eine ſo unvernünftige Weiſe zu rächen? Nirgends anders her, als von einer thörichten Amme. Dieſe hatte ihm die Hand geführet jemanden zu drohen, ehe das Kind gewuſt hatte, was Beleidigung wäre. Sie hatte ihm Schimpf und Schmähworte beigebracht, und ihm die Ruthe in die Hand gegeben, z. E. das Licht zu peitſchen, darinnen es ſich den Finger verbrannt hatte.

Das andre iſt die Eitelkeit. Ein Mädgen von 2. Jahren hat zuweilen ſo viel Einbildung auf ihren Puz und ihre Schönheit, als eine erwachſene Perſon. Es ſieht überaus gern in den Spiegel; es hört ſich gern ein ſchönes Kind, ein allerliebſtes Kind nennen: Aber es wird böſe, wenn man ſagt, es ſey ein hesliches oder garſtiges Mädgen. Wenn es ſeine beſte Kleidung an hat, kennet es ſich faſt ſelber nicht, und kommt wie ein Pfau daher gezogen. Wie geht das zu? Hat das Kind ſeine Laſter mit auf die Welt gebracht? Mit nichten. Die Wärterin iſt eine Närrin geweſen. Dieſe hat dem unſchuldigen

Kinde die Eitelkeit in den Kopf gebracht. Sie hat es in währendem Ankleiden und nach vollendetem Putze ſehr gelobet. Sie hat allezeit von ſchönen Kleidungen, neuen Hauben, von allerhand andern Kleinigkeiten, als von herrlichen Dingen geredet. Sie hat das Kind vor den Spiegel geſtellet, und ihm befohlen zu ſehen: ob dis oder jenes nicht ſchön laſſe? Sie hat endlich demſelben ſo viel von Schönheit und Heslichkeit vorgeſchwazet, daß es zu ſeinem eigenen Schaden endlich ihre Thorheiten begreiffen gelernet.

Das dritte iſt der Eigenſinn. Wie manches Kind ſchreiet ſich faſt den Hals ab; wenn es nicht alſofort ſeinen Willen kriegt. Sobald ihm etwas in dem Sinn kommt, ſo mus mans ihm geben; ſonſt wird es auf keine Weiſe zu befriedigen ſeyn. Auch dieſes Laſter kommt aus einer böſen Gewohnheit. Hätte man ihm ſeine erſte Begierde nicht erfüllet; Hätte man zum erſten und andern mal das Herz gehabt, ſein Geſchrei entweder auszuhören, oder mit Drohungen und Straffen zu dämpfen: So würde es ſo weit nicht kommen ſeyn. So aber hat man das Kind nicht wollen weinen laſſen. **Gebet ihm/** hat es geheiſſen. **Gebet ihm alles was es haben will/ damit es nur** ſtille werde. Dadurch iſt es der Sache ſo gewohnt worden, daß es nunmehro eine Nothwendigkeit zu ſeyn ſcheinet, ſeine unordentlichſten Begierden zu erfüllen.

Um nun dieſem und dergleichen anderm Unweſen mehr vorzukommen, wäre wohl kein beſſer Mittel; als wenn erſtlich alle Eltern die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur wohl erkennen, und ſonderlich begreiffen möchten, wie viel an der Auferziehung ihrer Kinder, ſchon in ihren erſten zwei Jahren, gelegen iſt. Zum andern wäre es zu wünſchen, daß die Mütter ihre Kinder ſelbſt nähren, nicht aber den unverſtändigen Weibern in die Hände liefern möchten. So wenig kluge Mütter es geben mag: ſo iſt doch auch mittelmäſigen allezeit mehr zu trauen, als übel geſitteten Ammen. Wenn dieſer Anſchlag, nach der bei uns eingeführten Zärtlichkeit, verworffen würde: So müſte doch zum allerwenigſten in der Wahl der Wärterinnen und Säugammen eine beſondere Sorgfalt angewendet werden. Hievon kan ich keine beſſere Regeln haben, als vor vielen hundert Jahren ein Griechiſches Frauenzimmer, **Muſa**, einer von ihren Freundinnen, in gleichem Falle ertheitet hat. Dieſe war eine Tochter des Weltweiſen **Pythagoras**, und der gelehrten **Theano**/ von welcher neulich ein Schreiben mitgetheilet worden. Ich weis, daß ſolches meinen Leſern nicht unangenehm geweſen: alſo mache ich mir jezo eine gleiche Hofnung. Ja ich ſchmeichle mir, das man vor Mutter und Tochter deſto mehr Hochachtung bekommen werde. Vor jene, weil ſie an ihrem eigenen Kinde eine Probe derjenigen

Regeln abgelegt, die ſie andern vorgeſchrieben: vor dieſe aber, weil ſie ſo löblich in die Fusſtapfen ihrer klugen und philoſophiſchen Mutter getretten.

Muja wünſchet der Phillis alles Wohlergehen.

Nachdem du eine Mutter etlicher Kinder geworden biſt, gebe ich dir folgende Erinnerungen:

Wähle dir eine ſolche Amme, die ſich in allen Stüken dazu ſchiket; inſonderheit aber ein reinliches und ehrbares Weib; ja ein ſolches, ſo weder dem Sauffen noch dem Schlafe ergeben iſt. Denn ſolche Weiber werden von jedermann vor die geſchikteſten gehalten, ein Kind zu erziehen, ohne ihm ein niederträchtliches Exempel zu geben. Sorge, daß ihre Milch allezeit geſund ſey, und daß ſie ſich in währender Zeit von ihrem Manne gänzlich enthalte. Auf dieſe Dinge mus man ſehr ſcharf halten; ſintemal die Wahl einer Amme, und ihre Art, mit uns umzugehen, einen ſehr augenſcheinlichen und weſentlichen Einflus in unſer ganzes Leben hat. Eine gute Amme wird alles zu rechter Zeit zu thun wiſſen. Sie wird dem Kind die Bruſt, Brei, oder ſonſt ein Gemüſe, nicht überflüſſig geben, auch nicht ſo oft, als es ſchreiet. ſondern mit einer beſonderen Fürſichtigkeit; angeſehen dieſes ſehr viel zu ſeiner Geſundheit beiträgt. Will ſie es auch nicht allzeit ſchlaffen laſſen, wenn es will; ſondern nur, wenn ſie meynet, daß es der natürlichen Ruhe bedürftig ſey: ſo wird dieſes gleichfalls ſeine Geſundheit ſtärken. Laſs deine Amme kein zorniges Weibsbild ſeyn: ſie mus in ihrer Sprache nicht ſtammeln, es mus ihr auch nicht gleichgültig ſeyn, wenn oder was ſie iſſet; ſondern ſie mus mäſig und nüchtern in ihren Mahlzeiten ſeyn. Ferner, wenn es möglich iſt, mus ſie eine Griechin und nicht eine Ausländerin ſeyn. Die beſte Zeit, ein Kind ſchlafen zu legen, iſt, wenn es ſich an Milch recht geſättiget hat: Denn die Ruhe iſt alsdenn nicht nur den Kindern angenehm; ſondern auch die Verdauung geſchieht ſo am leichteſten.

Mus dem Kinde noch ſonſt was, auſſer der Milch, gegeben werden, ſo ſey es von der ſchlechteſten Art Speiſen. Wein mus man ihm gar nicht geben; denn er iſt ihm zu ſtark und zu hizig: doch wenn es ja Wein haben ſoll, ſo mus es ihn ſehr ſelten bekommen, und zwar nur ſolchen, der der Natur der Milch am nechſten kommt. Der Leib deſſelben mus nicht gar zu oft gewaſchen werden: denn je ſeltener man es badet, und je ſorgfältiger man die Bäder zubereitet: deſto beſſer iſt es. Gehet die Amme mit ihm aus, ſo mus es in einer mäſigen Luft, die weder zu kalt noch zu warm iſt, geſchehen: wie denn auch das Haus weder an einem gar zu freien, noch gar zu enge eingeſchloſſenen Orte ſtehen mus. Das Waſſer, ſo man bei ihm brauchet, mus weder zu kalt noch zu warm ſeyn: Gleichergeſtalt mus auch ſein Windelband, und was es ſonſt vor Kleider bedarf, von einer mittlern Gattung; das iſt, weder ſehr grob noch ganz klar; doch allezeit ſeinem Körpergen gerecht ſeyn. Die Natur erfordert in allen dieſen Dingen eine gewiſe Einfalt und Geſchiklichkeit, aber nicht eine Weichlichkeit und Pracht.

Wir werden in dem 4ten Theil uns Mühe geben, aus guten in fremder Sprache geſchriebenen Schriften, zumalen von einem berühmten gottſeligen Cardinal, eine ſolche gute Anleitung zur Auferziehung der Kinder zu liefferen, die noch in wenig Händen ſeyn wird. Von denen jezo im Schwang gehenden Laſtern ſelbſten aber haben wir in dem erſten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen, p. 132. 307. und 343. in dem 2ten Theil, p. 1. 177. 185. und 311. in dem 3ten Theil, p. 32. u. 103. und in dem 4ten Theil, p. 9. u. 24. zerſchiedene nüzliche Abhandlungen mitgetheilt, die zu Beförderung einer guten Kinderzucht, wohl verdienen geleſen zu werden.

Die verſchwenderiſche Väter.

Nächſt dem Triebe der Selbſterhaltung und der Fortpflanzung des Geſchlechts, iſt den lebendigen Geſchöpfen kein ſtärkerer Trieb von der Natur eingeprägt, als die Erhaltung und Verſorgung der Ihrigen. In der Thieriſchen Welt, die keine Vernunft zum Führer hat, bringen dieſe drei Triebe faſt alles allein in Bewegung; denn wir ſehen ein Vieh durch nichts in ſtärkere Leidenſchaften gerathen, als wenn es darauf ankomt, ſein Leben zu beſchüzen, ſein Geſchlecht zu vermehren, und ſeine Jungen zu verſorgen. Das kleinſte Gewürm, deſſen Leben uns ſonſt kaum merklich wird, zeigt eine bewundernswürdige Lebhaſtigkeit, ſo bald es von einem dieſer Züge gereizt wird; alle Emſigkeit, Hize und Wuth der gröſſeren Arten iſt hieraus herzuleiten, ja alles was wir von Nachahmungen des Wizes und Verſtandes bei den Thieren bemerken, bekommt hiervon ſeine Stärke. Die Fliege und die Spinne ſowohl, als der Biber und Elephant, ſuchen mit einer unglaublichen Schlauigkeit und Wahl die Mittel ihr Leben zu erhalten, vertheidigen ſich bis zur Verzweiflung, werden durch die Jahrszeiten an die Fortpflanzung erinnert, und warten ihrer Brut und zarten Nachkommenſchaft mit unglaublicher Sorgfalt und Treue. Man will bemerkt haben, daß dieſer Triebe überhaupt bei den Thieren, vielleicht weil ſie keine Vernunft und Freiheit haben, weit einförmiger und ſtandhafter ſind, als bei den Menſchen. Nach dieſer Anmerkung konnte es unter den Thieren unmöglich Selbſtmörder, und unnatürliche Eltern geben, und man mus dieſes nur für Gattungen von Menſchen halten. Ich will jezt bei der einzigen Erfahrung ſtehen bleiben, daß die thieriſchen Eltern ihren Jungen mit ausnehmender Treue die Verſorgung gewähren, bis dieſe derſelben nicht mehr nöthig haben; ja daß ſie ſogar dieſe Verſorgung über die ordentliche Zeit hinaus ziehen, wenn Schwachheit oder Zwang die eigene Nahrung der Jungen verſpätet; denn man ſiehet ſehr oft, daß die alten einen jungen Vogel der im Keſich eingeſperret iſt, von neuen Futter bringen, nachdem ſie ihn ſchon einmal aus ihrer Koſt geſtoſſen hatten. Es wäre zu wünſchen, daß unſer Geſchlecht hierinn nicht oftmals den Thieren nachzuſezen ſeyn möchte.

In menſchlichen Eltern ſolte dieſer Naturlehrtrieb durch die Vernunft deutlich gemacht und in Pflichten verwandelt werden, ohne deswegen das geringſte von ſeiner Stärke zu verlieren. Denn wenn dieſe ſich als Gevollmächtigte des groſſen Vaters und Erhalters aller Dinge zur Hervorbringung und Verſorgung ihrer Nebenmenſchen anzuſehen haben, ſo ſind ſie nach eben dieſem Amte, ſowohl zur aufrichtigſten und zärtlichſten Liebe, als zur möglichſten Weisheit und Vorſicht gegen die Ihrigen verbunden. Dis leztere mus ihre Wohlthaten ſonderlich auf die Folgezeit ausbreiten, und ein Vater iſt daher allerdings verpflichtet, die Seinigen auch was das Vermögen und gute Auskommen betrift auf die Zukunft, ſoviel er kan, zu verſorgen.

Es gibt Leute die nicht viel beſſer leben, heirathen, Eltern werden und ſterben, als ſie gebohren worden ſind; das heiſt, die dis alles ohne alle Gedanken und Uberlegung thun: Dieſe ſieht man ihrem armen Nachkommen ſelten die Hauptſtüke einer wahren Verſorgung, nemlich die gute Erziehung und einen ehrlichen Namen hinterlaſſen, und eben ſo ſelten ſind ſie klug genug, denſelben ein gutes Auskommen zu erwerben, oder es nur, wenn es ſchon einmal da iſt, zu erhalten. Der berühmte Schwelger Midas erbte nicht viel weniger als eine Tonne Goldes: er ſchien ſie aber zu keinem andern Ende ererbt zu haben, als um der Welt zu zeigen, wie unnüz und ſchädlich der Reichthum in den Händen eines Thoren iſt. Er baute, ſpielte, trank und handelte mit Pferden und Rittergütern. Seine Frau ward plözlich zu einer Gemahlin, und ſeine kleine bürgerliche Nachkommenſchaft zu einer jungen Herrſchaft. Die Söhne lernten jagen, Weine auskoſten und fluchen, die Töchter aber in Caroſſen fahren, befehlen und nichts thun. Dis Schauſpiel währte noch keine zehen Jahre bis zur Cataſtrophe. Alsdenn war Midas für ſeine Perſon von den Spaniſchen und Engliſchen Pferden bis auf die ordentlichen Landhengſte, und von dem Tokayer auf den guten aufrichtigen Kornbrandwein herunter. In ſeinem Ritterſize regnete es ein, die ausländiſchen Thiere und Canarienheken waren verfroren, die Bedienten für Hunger davon gelauffen, und die getreuen Jagdhunde erholten ſich kaum an einigen wenigen Capaunen, die ſie ſich ſelbſt fiengen. Midas ſtarb plözlich ehe ihn auch die Aerzte verlieſſen, und man kan ſagen, daß dis die einzige Begebenheit ſeines Lebens geweſen, die zu rechter Zeit geſchehen zu ſeyn ſcheint. Meine Kinder betreffend, ſagte er ſterbend, die mögen es ſich auch einmal ſo ſauer in der Welt werden laſſen, als ich. Dieſe Unglükſeligen aber hatten dieſe Gelegenheit ſichs ſauer werden zu laſſen, gar nicht. Der älteſte Sohn der vollkommen ſo ungeſchikt als ein würklicher junger Herr ward, ward mit groſſer Noth nach einigen Jahren ein ſolcher Aufwärter, als er in ſeiner Kindheit ſelbſt gehabt hatte; über die Töchter aber, die noch mit einigen Erbzinſen und Kirchſtühlen ausgeſtattet wurden, erbarmten ſich einige geweſene Informatores und Pachters des weiland Hochwohlgebohrnen Herrn Midas.

Dieſe unglükliche Sorgloſigkeit nun, wodurch Väter zu Unholden und Verwüſtern ihres eigenen Geſchlechts werden, hat zwar nicht allemal eben dieſe Geſtalt; ſie mag aber entſpringen aus welchen Quellen ſie will: ſo glaube ich werden folgende Betrachtungen allen Eltern, welche die Natur nicht verläugnen, dagegen wafnen können.

Erſtlich iſt den Eltern die Beſorgung der ganzen Glükſeligkeit ihrer Kinder anvertraut, und wie ſie dieſelben durch eine gute Erziehung, gottesfürchtig, weiſe und zufrieden machen müſſen, ſo ſind ſie verbunden, ſie durch Erwerbung und Erhaltung eines guten Vermögens glüklich zu machen. Man mus die Welt ſehr ſchlecht kennen, wenn man nicht weis, daß zeitliche Güter Mittel zum äuſſerlichen Wohlſtande ſind, daß ſie nur durch den Misbrauch ſchädlich werden, und daß ſie erſt in Vergleichung und im Widerſpruche mit höhern Gütern zu verachten ſind; man mus aber auch die Vorſchriften der Moral ſehr ſchlecht verſtehen, wenn man glauben kan, daß durch dieſe Pflicht den Eltern Eigennuz, Geiz, Ränke, ängſtliche Sorgen oder gar ein Mistrauen gegen die Vorſehung des Höchſten auferlegt werde. Ein redlicher Fleis, Sparſamkeit, Unſchuld, Gelaſſenheit, ja ſelbſt Wohlthun, Freigebigkeit, und ein wahres Vertrauen auf die Vorſehung GOttes erbauet die Häuſer und Geſchlechter viel ſicherer. Ja da alle Pflichten die Einſchränkung haben: So viel als möglich iſt, ſo bleibt ſelbſt die Armuth aller rechtſchaffenen Eltern, die den Ihrigen auſſer einer vortreflichen Erziehung, nichts als ihren Seegen und den Ruhm und das Beiſpiel ihrer Tugend hinterlaſſen können, unſchuldig und liebenswürdig; Eine willkührliche und verſchuldete Verſäumnis aber iſt um ſo vielmehr wider die Natur und Gewiſſen, je mehr die Eltern dadurch alle Mühſeligkeiten des Lebens ihren Nachkommen vervielfältigen. Dieſe Vorſtellung würkt auf die Menſchlichkeit und Barmherzigkeit der Eltern. Wenn der Verſchwender Momentan, der den Seinigen nicht nur nichts erwirbt, ſondern ihnen auch das ihrige durchbringt, bedenken möchte, daß dieſe Unſchuldigen vielleicht einmal Dürftigkeit, Froſt und Blöſſe, oder welches noch ſchwerer iſt, die Herrſchſucht, Unbeſonnenheit und Grauſamkeit der Menſchen erdulden werden, weil ihr Vater in Seiden und Sammet geht, weil er die Lekerbiſſen aller Jahrszeiten verſchlingt, und ſo viele Bedienten als Stühle um ſeine Tafel her ſtehen hat; ſo würde vielleicht die Erbarmung dasjenige bei ihm ausrichten, was die Liebe allein nicht ausrichten konnte. Wenn die Donna Olympia, die kleinen Pantoffel ungeſtikt trägt, in die Zukunft ſähe, wo vielleicht ihre armſeligen verlaſſenen Töchter mit Verfertigung einer ſolchen Arbeit als ihre Muter in den Koth tritt, ihr dürftiges Brod anwerben werden, ſo würde ſie die Empfindungen einer Mutter erlernen, und ihre Kinder ihren Bändern und Pantoffeln verziehen. Ich weis daß auch arme und verlaſſene Menſchen glüklich werden; ich weis aber auch daß es ihnen meiſtentheils ſehr ſchwer wird. Sie müſſen ſich durch unzehliche Bedrängniſſe, Sorgen und Verachtungen hindurch drängen, die nach dem heutigen Laufe der Welt, der Tugend ſelbſt in der Armuth nicht ſchonen; und wenn ihr Glük die Göttliche Vorſehung verherrlichet, ſo rechtfertigt es die Sorgloſigkeit der Menſchen nicht, die daſſelbe ſo viel an ihnen war, verwahrloſet hätten. Der Verfall vom Glük in die Noth des Lebens iſt überdem weit empfindlicher, als eine beſtändige und gleichförmige Noth. Wie bedaurenswürdig ſind daher die Wittwen und Waiſen die mit dem Verlurſt eines Mannes und Vaters zugleich dieſen betrübten Wechſel erfahren müſſen, und wie grauſam handeln die Väter, welche an ſolchen betrübten Wechſel ſchuld ſind?

Zweitens ſind Eltern dieſe Verſorgung der Ihrigen dem Vaterlande und der bürgerlichen Geſellſchaft ſchuldig, deren Glieder ſie ſind. So wenig ein Menſch für ſich allein gebohren iſt, ſo wenig ſind es die Kinder allein für die Eltern. Sie tretten in die allgemeine Verbindlichkeiten ihres Geſchlechts ein, und die Erziehung ſowohl, als die Beſorgung ihres äuſſern Wohlſtandes ſoll dahin abzielen, ſie zum Dienſte der Welt brauchbar zu machen. Denn wie unläugbar iſt es nicht, daß die Dürftigkeit viele tauſend vortrefliche Köpfe zurük wirft und ſie dem gemeinen Weſen entziehet? Man findet allemal daß die Werke die ſchönſten ſind, die von dem ungezwungenen Naturell des Werkmeiſters herrühren. Dieſemnach könnte man ſagen, daß mancher Vater der Welt vielleicht an eben dem Sohn, der jezt ein ſchlechter Kaufmann iſt, einen vortreflichen Gelehrten würde erzogen haben, wenn er ihm ein Vermögen gelaſſen hätte, ſeinem Geiſte den vollen Sprung zu geben; und daß aus eben dem Grunde mancher Gelehrter, der jezt alle ſeine Fähigkeit nur zum Brodverdienen brauchen mus, ſie zum unglaublichen Beſten der Wiſſenſchaften würde gebraucht haben, wenn er bei Erfindung einer Wahrheit nicht immer zugleich an die Erfindung eines Mittageſſens oder eines neuen Kleides hätte denken dürfen. Das gemeine Weſen ſelbſt wird alſo von Eltern beleidigt, die ihr Geſchlecht zu Grunde richten, und daſſelbe an ſtatt es dem Staate brauchbar zu machen, vielmehr dem Staate als eine Laſt aufbürden. Denn iſt die Nachkommenſchaft des wollüſtigen Wilibalds für etwas anders anzuſehen, der in aller erſinnlichen Uppigkeit ſein Leben beſchloſſen, auf dem Todenbette aber ſeine verarmten Kindern allen Freitiſchen, Jungfernſtifteren und Stipendien gleichſam gemacht hat? Die Armuth iſt ein würdiger Gegenſtand unſerer Barmherzigkeit und Menſchenliebe; ſie iſt aber kein Vortheil eines Staats. Ein Stifter eines tugendhaften und redlichen Hauſes verewigt daher ſeine Wohlthaten an ſeinen ſpäteſten Nachkommen und Mitbürgen doppelt, wenn er die Seinen im Wohlſtande hinterläſt, und ihnen nebſt den väterlichen Grundſäzen der Unſchuld, Grosmuth und Ehre auch das Vermögen wohl zu thun, und das Anſehen ſeines Namens zu erhalten, vererbet.

Dis führet mich auf den Dritten Bewegungsgrund, der ſich von der Selbſtliebe hernehmen läſt. Es mus das niederträchtigſte Gemüth von der Welt ſeyn, den Ruhm und die Schande nach dem Tode gleichgültig iſt, und dem es nicht einfällt, daß kein Adel ächter iſt, als die Ehre vortreflicher Voreltern an vortreflichen Kindern, daß aber auch kein ſichtbares Denkmal zur Schande eines Vaters ſeyn könne, als eine verwahrloste Nachkommenſchaft.

Zu dem allen mag man endlich noch die Rechenſchaft ſezen, welche alle Eltern vor dem groſſen Weſen deſſen Bevollmächtigte ſie hier ſeyn ſollen, nach ihrem ganzen Charakter dereinſt werden abzulegen haben. Ich will ein Schreiben beifügen, welches dieſe Betrachtungen veranlaſt hat.

Mein Herr!

Eine Sorge die mir alle Freude des Lebens vergället, veranlaſt mich zu dieſem Schreiben. Ich bin eine Muter vieler unverſorgten Kinder deren Vater ſich ihnen ſchon bei ſeinem Leben ſo viel an ihm iſt, entziehet. Er iſt ein Mann in einem anſehnlichen und beträglichen Amte, welches aber mit meinem Vermögen zu ſeinem genommen, zu demjenigen was er einen ſchönen Aufwand nennt bei weiten nicht hinreicht. ſeine Lebensart iſt, daß er des Vormittags ſeinem Amt abwartet, alsdenn mit mir ſpeiſet, und darauf in einem ordentlichen Hauſe ſeinem Vergnügen nachgeht, bis ihn gegen Mitternacht ein ſehr ordentlicher kleiner Rauſch nach Hauſe zu kehren nöthigt. Ich Unglükſelige mus alſo auſſer der ganzen Laſt des Hausweſens und der Erziehung meiner Kinder, die mir allein überlaſſen wird, mich noch in der Einſamkeit mit den erſchröklichen Vorſtellungen quälen, daß das Unſerige allgemach zu Grunde gehet, und ſein oder mein Tod unſere armen Kinder einmal auf das allergewiſeſte an den Bettelſtab bringen wird. O mein GOtt! iſt es möglich, daß man ſein Vergnügen auf Unkoſten ſeines eigenen Geblüts führen kan? Ich wolte gerne ſchweigen, wenn ſein ſchöner Aufwand täglich bei einem Thaler bliebe, ich wolte es an mir wieder erſparen. Aber mein werther Herr! man trinkt auſſer dem Hauſe den beſten Rheinwein, man wagt groſſe Spiele, und verwettet Abendeſſen von Schnepfen und Auſtern, ohne dabei an ein armes Geſchlecht zu gedenken, welches ſich kaum ſo lange erhalten wird, bis die Unordnung und Schwelgerei ihm einen unbarmherzigen Vater wird geraubet haben. O daß wir um ſein Leben nur nicht ſchon jezt umſonſt bäten, indem er es ſelbſt aufopfert. Meine Noth iſt die Noth vieler vieler Weiber, deren Männer bei den hohen Landes-Collegium, Stiftern und Rathshäuſern in ſo guten und anſehnlichen Dienſten ſtehen. Ich mus den Meinigen alle Zeitungen und kurzweilige Schriften, die nur zu kauff kommen, in das Weinhaus ſchiken. Ich wünſchte daher mein Herr! ihr ſchreibet uns betrübten Weibern zu gefallen ein Blat. Ich inſonderheit verbleibe

Euer ergebene

Sophonisbe.

Das Glük der Gotloſen,

nach Anleitung

des 73. Pſalmens.

Iſts denn umſonſt, das ich in Unſchuld lebe,
Umſonſt, daß ich Beleidern vergebe,
Umſonſt, daß ich, will mich die Laſt ermüden,
Sie trag in Frieden?
Der Böſe lacht: es ſteht ſein trozend Glüke
Auf ſicherm Grund gelungner Bubenſtüke,
Und laſterhaft umlobert ſeine Jugend
Der Lohn der Tugend.
Die Kühnheit geht für ſeinen frechen Schritten
Gebieteriſch her: ſtolz, daß er nie geglitten,
Scheut er kein Eis, und wagts, auf ſteilen Höhen
Schlüpfrig zu gehen.

Er iſt, O HErr, der Liebling Deiner Güte,
Und ſie mißkennt ſein undankbar Gemüthe:
Sein Hochmut glaubt, die milden Gnadengaben
Verdient zu haben:
Indeſſen, da Dein Knecht nach den Geſezen
Unſträflich lebt; aus Furcht, ſie zu verlezen,
Ins öde flieht; verborgne Opfer ſchlachtet,
Die er verachtet.
Und dannoch ſtürzt Dein ausgegoßner Seegen
Auf ihn herab, gleich einem Abendregen,
Der Felder nezt; den Durſt der Aehren ſtillet:
Der Trauben füllet:
Und doch blüht er, wie von Aurorens Zähren
Beträufelt ſich erwachte Roſen nähren,
Und lieblicher als dann in lauen Lüften
Balſame düften.
Je mehr ich forſch; je tiefer wird mein Kummer:
Umſonſt vergißt der Mitternächte Schlummer
Mein wachend Aug; den ſtrachlenden Gedanken
Beſtimmſt Du Schranken.
Dann, wie ein Thier, mus ich vor Dir mich biegen:
Du ſchreibſt, o Herr, Dein unbegreiflich Fügen
Mit feurigen, doch mir unlesbarn Lettern
Auf ewigen Blättern.
Allein Du ſendſt von Deinem heilgen Lichte
Mir einen Stral, daß er mich unterrichte;
Noch zweifelnd, noch erſtaunt ſeh ich behende
Der Böſen Ende.
Wie, wenn das Eis auf hohen Bergen ſchmelzet,
Ein Frühlingsſtrohm ſich ſchwer herunter wälzet,
Und fallend brauſt, doch endlich trokne Spuren
Verläſt den Fluren:
So ſinken ſie; ſo ſtürzen ſie hernieder;
So ſingen ſie, noch fallend, Trauerlieder;
So wirfſt du ſie, bis auf ihr Angedenken,
Ins Nichts verſenken!
Und dann wird Dich erſt der Gerechte kennen;
Dann wird er Dich erſt heilig, heilig nennen;
Dann löſeſt Du von Deiner Schlüſſe Riegel
Das feſte Siegel:
Dann ſchwingt ſein Geiſt ſein zitterndes Gefieder,
Und legt vor Dir die Lobgeſänge nieder,
Und dann ſtimmt er mit in die hohe Töne
Der Himmelsſöhne:
Und dann wirſt Du, umglänzt von eignem Lichte,
Mit göttlichem, huldreichem Angeſichte
Auf ihn, auf ihn, als den Geliebten bliken,
Und ihn erquiken:
Und dann geht er in den gewölbten Fernen
Mit Pracht einher; ſteht zwiſchen Morgenſternen
Anbetend ſtill; ſein majeſtätiſch Funkeln
Wird ſie verdunkeln.

Von der Haberkur.

Obwohlen Galenus 1. de alim. fac. cap. 14. und Oribaſius lib. collect. cap. 14. den Haber mehr unter das Viehfutter zehlet, wird doch auch eine Grüze und Mehl daraus gemacht, welche auch in die Kuchen der Menſchen kommen, und gute nährende Müſſe, wann ſie wohl gekochet und geſchmälzt, davon bereitet werden. Und mus der Haber vor Zeiten mehr zur Speiſe ſeyn beliebet worden, als jezo, weil Plinius H. N. lib. 18. c. 17. ſchreibet, daß die Teutſche kein ander Gemüſe geeſſen, als Haberbrei, worvon ſie auch ſo leibig wurden, wie man noch an denen Kindern im Algöw, Turgöw und mitlern Schwaben, ſo mit Haberbrei oder ſonſt einfacher Speis auferzogen werden, ſiehet.

Und iſt ohne einige Widerrede wahr, daß viel Krankheiten aus denen allerlei, auch manchmalen widerwärtigen Speiſen und Delicateſſe oder Fricaſie entſpringen.

Und damit auch dieſer Nuzen vor die Hausmütern eingeſchaltet werde, ſo iſt zu wiſſen, daß man das Lagerobs den Winter durch vor der Fäulung in dem Haber bewahren und friſch erhalten könne.

Im Haberſtroh gebadet, thut wohl denen, welche am Griesſtein und Harnwinde leiden, und ſtärket die abgemattete Glieder, machet auch die Haar gelb, oft darmit genezt.

Nach des Hipp. Tod iſt dieſer Getrank wieder in die Ungewohnheit kommen, bis bei wenig Jahren ihn hervor gezogen der berühmte Medicus, D. Johannes de S. Catharina, und nur vor ſich ſelbſten als ein unvergleichlich Arcanum behalten, wie er dann durch deſſen Kraft ſein Leben, als uns der weltberühmte Engliſche Medicus Rich. Lovverus glaubwürdig berichtet, auf 120. Jahr gebracht.

So viel man aber aus dem Hippocrate vernehmen kan, hat er nur von friſchem Haber ein Decoctum gemacht, und zu trinken befohlen. Doctor de S. Catharina aber that die Cichorienwurz darzu, und verſüſte das Decoctum mit Zuker. Doctor Richardus Lovverus aber, damit es auch diene in Krankheiten, wo aufwallende Hizen ſich zeigen, fügete bei die Salpeterküchlein.

Dieweilen aber dieſe mit Schwefel præparirt, wie gemeiniglich geſchiehet, ein ſal ſalſum compoſitum, welches im Leib nicht viel Nuzen mehr bringet, habe ich das Nitrum Antimoniat. ſubſtituiret, welches nicht nur in febribus intermittentibus, ſondern auch continuis und mali moris, auch andern Krankheiten, wo die Patienten mit einer aufwallenden Hize und Plogoſi gequälet werden, treflich Nuzen bringet; ich aber, damit dieſer Getrank angenehm in ſeinen Würkungen und Gebrauch wäre, habe das rothe Sandelholz darzugethan, wie hiermit folget:

I. Die Zubereitung.

Nimm 12. Hand-voll friſche wilde Wegwartwurz, roth Sandel 5. Loth, nitri antimoniati ein Loth, Brunnenwaſſer 12. Maas; ſiede alles mit einander bis auf den halben Theil, laſs etlich mal durch ein Tuch lauffen, verſüſſe es mit weiſſem Zuker, und ſeze es in Keller wohl zugedeket, ſo iſt dieſer Getrank zum Trinken fertig.

1. Allhier iſt aber wohl zu merken, daß der Haber durch viel Waſſer müſſe gewaſchen werden, ſonſten bleibet der Getrank immer trübe.

2. Er mus auch friſch ſeyn, und nicht übel riechen, ſonſt benimmt er alle Anmuth im Trinken.

3. Wird im Sieden auch Fleis anzuwenden erfordert, damit der Getrank ſeine ſchöne Röthe behalte, und nicht, wie es zum öftern geſchiehet, blau werde, und kan zum Ende des Siedens eingeworffen werden.

4. Wird dieſe Ptiſana in ſteinern Geſchirren wohl zugedekt an einem kalten Ort aufbehalten und niemalen gerüttelt, man kan auch wohl andere Species nach erheiſchender Noth, darzu thun.

Es iſt auch gar nöthig angemerket worden, von einem Plaſtonymo über den Habergetrank, daß man auch ſelbigen vor dem Sieden gerben könte; iſt wohl erinnert und geſchiehet, wann man die Mühle erhebet, heiſſet ſonſt bei uns und auch anderswo trennlen, grob ſchroten, gröſſen, und wie ich das oben geredet, brechen, dann da fället aller Staub davon, und kommt auch die Kraft beſſer heraus.

II. Deſſen Würkung und Nuzen.

Es dienet dieſes Getränk in heftigen langwierigen Kopfſchmerzen, ſie mögen herkommen, von Verſtopfung des Leibs, oder Auffſteigen der Muter, oder von Unverdaulichkeit der Speiſen im Magen, Blähung im Leib, ſo meiſtens von Schwachheiten der Gedärme herkommen.

Sie iſt auch dienlich in Augenmängeln, von unterſchiedlichen Urſachen. In Zahnſchmerzen, Ohrenwehe, Flüſſen und böſem Kopf.

Es iſt dieſer Getrank in allerlei Fiebern, hizigen und kalten, ſehr nuzlich, und bei männern, als Frauen, auch an kleinen Kindern bewähret erfunden.

Er verbeſſert auch das faulmachende fermentum, ſo es in das Geblüt eingedrungen, und bösartige Fieber erreget hat; es zertheilet und treibet aus die Unreinigkeit und Schleim der Lymphæ, die Schärfe des Seri benimmt, und der fiebriſchen Hize wehret. Iſt vortreflich in auszehrenden Krankheiten, Huſten, Lungenentzündungen, Schwindſucht, Engbrüſtigkeit, Herzklopfen, Seitenſtechen ꝛc.

Dieſer Getrank iſt auch vor diejenige, ſo eine hizige Leber, und rothe kupferichte Angeſichter haben, auch vor Kräze bei Jungen und Alten. Item, vor die rothe Flecken, die um ſich freſſen, auch den Haarwurm und Erbgrind, wie auch böſe giftige Raude der Halbauſſäzigen, und allerhand andere Zufälle der Haut.

Was dieſe Kur vor kräftige Würkung habe in Reiſſen und Schmerzen der Glieder, in paroxyſmis convulſivis, im Krampf der Kinder, inſonderheit an der Gicht in Händen und Füſſen, wiſſen diejenige gar wohl, ſo dieſe Kur mit Beiſtand GOttes durchgebracht und zuruk gelegt: ich weis Leute, welche in Scharbokiſchen Gichtſchmerzen dieſe Kur, weil der Schmerzen ſich ſchon oft eingefunden, bis auf einen Monat continuiret.

Item, in Engbrüſtigkeit, kurzem Athem, Huſten von Flüſſen, oder vom Magen, und andern Bruſtbeſchwerungen, und in allerhand Blutauswerffen, was auch nur deſſen Urſach ſeyn mag, iſt dieſes ein herrlich Mittel, und oftmal bewährt befunden, wo nur fleiſig darmit angehalten, und nicht bald ausgeſezt wird.

In Sand- und Steinbeſchwerung, ſowohl von Nieren- als Blaſenſtein, erweichet dieſer Getrank die verſtopfte Harngänge, mildert den ſcharfen Harn, gibt gute Linderung in denen Paroxyſmis des Grieſſes, befördert den Urin, und manchmahlen zermalmet es den Stein.

In der Darmſucht, Schwermüthigkeit oder Traurigkeit von der Milz, ſie mag entſtehen von Verſtopfung des Gekröſſes, Magen oder Gebährmuter, dann durch dieſe wird das Flüswaſſer ſauer, dik und ſcharf die Geiſter aber in ihren Ideis wunderlich geſtaltet, welche durch die Haberkur in ſeine Richtigkeit geſezt wird, nemlich das Saure verſüst, und die Verſtopfung geöfnet.

Wo ſich viel ſaurer Tartariſcher Feuchtigkeit, wegen verhinderter unempfindlicher Durchwähung in der Haut des Leibes geſammlet, friſt es nach und nach um ſich, und gibt, wie ſchon oben gedacht, Rauden und kleine flieſſende Geſchwärlein, welche dieſe Haberkur aus dem Fundament curirt, und ſchon oftmal nach Wunſch gethan hat, wie dann der berühmte Paracelſus, welcher in Heilung offener Schäden ſehr glüklich war, in einem Manuſcripto eines Habergetranks ſelbſt gedenket, dienlich in ſolchen Zuſtänden.

Dieſer Getrank corrigirt auch die hizige und gallichte Theile im Geblüt, daraus viel Unheil im Leib entſtehet, worunter auch das Rothlauffen, die Halsbräune, Colica, von Schärfe der Gallen, ꝛc. zu zehlen.

Es kan auch dieſe Ptiſana gar füglich von alten Leuten gebraucht werden, Schlagflüſſe zu verhüten, oder ſo je die gute Hand GOttes einen gerühret, und ein Glied entweder zitternd oder gar gelähmt worden, es wird durch GOttes Seegen und dieſer Ptiſana zurecht kommen, wie dann Doctor R. Lovverus ſelbſten ein Exempel erzehlet von einer vornehmen Frauen, ſo mit männiglicher Verwunderung wieder geneſen.

III. Deſſen rechter Gebrauch.

Wer dieſes Getranks bedarf, kan alle Tag durch das ganze Jahr, auch im Winter in warmen Stuben, ſichs bedienen. Sonſten iſt er gut im Frühling und Herbſt zu nehmen, wann Tag und Nacht gleich iſt.

Aber in den Hundstagen zu trinken, da die gröſſeſte Hize, und man keine andere Arznei, wegen beſorgender Gefahr, ſo daher entſtehen konnte, gebraucht, thut er unglaublichere Kuren als ſonſt in keiner Zeit des Jahrs, und erneuert alle menſchliche Kräften ungemein, wie dann oben belobter Doctor de S. Catharina durch Tugend dieſer Arznei auf dieſe Zeit zu brauchen erfunden, das 120. Jahr erreicht.

Sie machet nicht dünnleibig, wie es etliche gern haben wollen, und nicht wahrnehmen, daß alle purgirende Arzneien ein Gift bei ſich haben, und daher die Natur ſchwächen, und allmählich gar übern Hauffen werfſen; ſondern ſie reiniget genugſam die innerliche Theil des Leibs durch den Harn, Ausſpürzen und Naſenſchneuzen ohne einige Empfindlichkeit und Schmerzen, ſo, daß man kaum einige Bewegung fühlet, und an ſtatt daß ſie den Leib ſchwächen ſollte, ſtärket ſie denſelbigen, macht das Gemüth frölich, bringet guten Schlaf, und den beſten Appetit, wie oben ſchon etlich mal Erwehnung gethan.

So aber der Leib voller böſer Feuchtigkeit und verſtopft wäre, können vorhero die Pilulæ Polychreſtæ, ehe dieſe Ptiſana zu trinken angefangen, genommen werden.

Man trinket aber dieſe Ptiſanam Morgens nüchtern, 3. Stund vor der Mittagsmahlzeit, und Abends, 3. Stund vor dem Nachteſſen, jedesmal ein Quärtlin, kalt oder warm, wiewohl ich ſonderlich des Morgens, um des Magens willen, zum Gewärmten rathe.

In währender Zeit, da die Arznei gebraucht wird, darf man ſich nicht ſo zärtlich tractiren mit Speiſen, ſondern wie gewöhnlich, jedoch iſt alle Ubermas im Eſſen und Trinken höchſt ſchädlich, und zu ſtraffen.

Und dieſes wäre, was man von Würkung dieſer vortreflichen Ptiſanæ angemerket und erinnern wollen, mehrere Nachricht wird ein jederman, der ſie vernünftig gebrauchet, und weiter unterſuchen mag, geben können.

Zufällige Gedanken von dem Zugang junger Leute zur Geſellſchaft der Damen.

Es iſt überhaupt ſehr zu beklagen; daß unſere Landesleute, die Teutſchen bei dem Umgange unſers Geſchlechtes mit dem Frauenzimmer ſo argwöhniſch und mistrauiſch ſind. Es dürften ſich zwo ledige Perſonen beiderlei Geſchlechtes nur ein oder zweimal begegnet ſeyn, oder geſprochen haben, ſo ſaget man gleich: ſie wollten ſich einander heirathen; oder ſie hätten ein Liebesverſtändnis mit einander aufgerichtet. Auf Univerſitäten gehet das Ding vollends gar zu weit. Wenn da ein Student zu Abend ſpät in ein Haus gehet, und man ſiehet ihn früh Morgens von ohngefehr wieder heraus kommen, ſo meinen die Leute gleich, er ſey die ganze Nacht da geweſen.

Nun will ich zwar nicht allemal beſtreiten, daß dergleichen nicht bisweilen geſchehe. Ubrigens aber und im Ernſte von der Sache zu reden, ſo däucht mich, daß man den Geſezen des Umgangs in dieſem Stüke gar zu enge Schranken geſezet habe.

Ich bin gut und Bürge dafür, daß in dem freien und öffentlichen Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte die wenigſten Unzuläſigkeiten vorgehen. Ich rede von Perſonen, die dieſen Namen verdienen: denn auſſerdem höret gleich der ganze Begrif des Umgangs auf.

Die Geſellſchaftlichkeit iſt einer der vornehmſten Triebe unſerer Natur; und wer kan ſich wundern, daß dieſer Trieb in dem jüngern Alter am ſtärkſten ſey?

Je mehr dieſem Triebe Thor und Mauren vorgeſezet werden, je begieriger und ſinnreicher wird ſowohl Kleon als Luzinde, ſolche zu überſteigen, und das koſtbare Geſchenk des Lebens, den Umgang, auf eine unzuläſſige, wenigſtens gefährliche Weiſe zu genieſſen, daß ſie vorhin bei wenigerer Strenge zu ihrer Beſſerung und zu ihrem Vortheile genieſſen konnten.

Daß man auf einigen Univerſitäten gleich übel davon ſpricht, ſobald ledige Perſonen einige Bekanntſchaft mit einander haben, oder ſich nur einmal nach Hauſe begleiten, rühret entweder davon her, daß der Student den andern in dem Genuſſe ſeines Gutes aus gleichem Triebe ſofort beneidet, und mit ſchelem und eiferſüchtigen Blike es anſiehet, wenn Kleon an der Seite der artigen Luzinde gehet: oder aber es rühret daher, daß diejenigen, die für ihnen zu dem öffentlichen Umgange mit Frauenzimmer berechtiget ſind, demjenigen gar zu nahe kommen, was man haſeliren nennet.

Das erſtere beſtättiget meine Meinung. Die Eiferſucht, und ihre Tochter, die Verfolgung würde nicht ſo groſſe Wirkung für die Ehre beiderlei Geſchlechts thun, wenn junge Leute, ſowohl die Söhne als die Töchter unſers Vaterlandes, mehr berechtiget würden, mit einander umzugehen. Was wir täglich genieſſen oder haben können, erweket kein ſo groſſes Verlangen, als dasjenige, worzu zu gelangen nur ſchwer und mühſam fällt.

Ich billige daher die Moden derjenigen hohen Schulen vollkommen, wo jungen Leuten der Zugang in die Geſellſchaft der Damen ſowohl frei ſtehet, als zu dem Umgange mit ihren Lehrern und guten Freunden. Wie mancher würde nach Beſchaffenheit unſers jezigen Jahrhunderts ſelbſt in den Geſchäften des gemeinen Weſens weit brauchbarer ſeyn, wenn er ein wenig mehr durch die Schulen des artigen Frauenzimmers gegangen wäre?

Ich lobe deswegen den Rath ihrer Freunde, und ihren Entſchlus, ſelbigem nachzuleben. Die artige Lucilie wird nicht ſo ſtrenge ſeyn, Ihnen allen Zutritt zu verſagen. Sie wird ihnen vielmehr manche gute Lehre, oder wenigſtens Gelegenheit geben, manche Lehre aus dem Umgange mit ihr zu ziehen.

Die Betrachtung von Armuth und Reichthum.

Ich kan es nicht ſattſam mit Worten ausdrüken, wie ſehr es mich jammert, wenn ich ſehe, daß Verſtand, Tugend und Geſchiklichkeit bei Unverſtändigen gar nicht geachtet werden; daferne ſie nicht mit Gold und Silber verbrämet einher gehen. Ich ſage mit Bedacht bei Unverſtändigen. Die wahren und vernünftigen Kenner deſſen, was Liebens- und Lobenswürdig iſt, wiſſen freilich die rechtſchaffenen Verdienſte in ihrem gebührenden Werthe zu halten. Sie verachten mit gutem Rechte einen jeden Thoren,

> Der für ein jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
> Ein Pfund des eiteln Glüks und ſchnöden Goldes zehlt.

Allein je kleiner die Anzahl dieſer Vernünftigen iſt, deſto gröſſer iſt die Menge derjenigen, die den ganzen Werth eines Menſchen nach ſeinem vollen oder leeren Beutel beurtheilen. Ich beſchwöre alle meine Leſer, ob nicht, wann in Geſellſchaften etwa von einem Unbekannten die Rede iſt, die allererſte Frage deſſen, der ſich um ſeine Umſtände bekümmert, dieſe ſey: Hat er denn Geld? oder: Wie hoch beläuft ſich das Seinige? Nicht nur Männer laſſen ſich auf eine ſo niederträchtige Art gegen einander vernehmen: ſondern auch das weibliche Geſchlecht hat ſich durch dieſen Strom dahin reiſſen laſſen. Die Sache iſt ſo gemein, daß ich kein Exempel anführen darf, die Sache zu beſtättigen. Wehe nun demjenigen, dem das Glük ſeine Gunſt in dieſem Stüke verſaget hat! Wehe dem, der nicht einen reichen Vater hat, und blos durch ſeine eigene Geſchiklichkeit in der Welt fortzukommen ſuchet! Man verlachet ſein Begehren: Man ſchäzet ihn kaum des Anſehens würdig, und ſpottet ſein in allen Geſellſchaften. Was iſt indeſſen wohl gewöhnlicher, als was Heräus in ſeiner Beſchreibung der Lappländer ſaget:

Daß Tugend betteln geht, der Thor in Kutſchen ſizt,
Weit ſtolzer, als ſein Roſs, das ſie mit Koth beſprizt.

Die Quelle alles dieſes Unweſens ſtekt in dem falſchen Urtheile, daß man durch Geld und Gut alles erlangen; oder glüklich werden könne; ohne Geld aber nothwendig darben und unglüklich werden müſſe. Dieſer Wahn iſt ſo ungegründet, daß ſelbſt diejenigen, ſo darinnen ſteken, ihn nicht lange vor wahr halten können; wenn ſie ſich nur ein wenig in der Welt umſehen wollen. Man ſehe doch unſre reichſten Kaufleute, Gelehrten und andere an, und ſage mir: ob dieſelben nicht von geringem, oder wohl gar keinem Vermögen geweſen, als ſie angefangen, durch eigene Verdienſte ihr Glük zu machen? ſo ſehr dieſes zu ihrem Lobe gereichet, ſo kräftig widerlegt es die Thorheit dererjenigen, die immer Geld! Geld! ſchreien. Geſchiklichkeit iſt allzeit Geldes und Goldes werth, und trägt ihre Zinſen weit richtiger ab, als alle Capitale und liegende Gründe. Wie ſeltſam iſt es hingegen, daß reiche Erben, die von ihren fleiſigen Vätern und Anverwanden erworbenen Reichthümer im Weſen erhalten; ich will nicht ſagen vermehren. Es iſt bereits ein Sprüchwort worden, daß das groſſe Vermögen ſelten auf den dritten Erben komme. Wir wollen hier nicht weitläufig werden, ſondern zu Ausführung dieſes Capitels den Beſchlus machen mit folgender Fabel.

Das Pferd und der goldene Eſel.

Es traf von ohngefehr ein fremder Wandersmann
Im Reiſen, einen Gaul und einen Eſel an.
Der lezte war ſehr ſchön geſchmüket,
Das Sattelzeug gar reich geſtiket,
Kaum hatte der vergülde Zaum,
Der ihm nicht nöthig war, im trägen Maule Raum.
Ein Scharlach überſchlug die ſeltnen Koſtbarkeiten,
Die unſern Reiſenden um deſto mehr erfreuten:
Inſonderheit da auch des ſchlaffen Halſes Haar
Mit Bändern ausſtaffirt und ſchön verſchnitten war.
Der Gaul hingegen war ganz ſchlecht,
Das eiſerne Gebis war ſeinem Maule recht,
Geſchwindigkeit und Muth und Jugend,
Das war ſein ganzer Schmuk und ſeine ganze Tugend;
Denn ſonſten ſah man überall
Kein herrliches Gewand, kein köſtliches Metall.

Was that der Wandersmann mit den gefundnen Thieren?
Er dachte ſie aus Geiz zwar beide zu entführen;
Doch ſah er auf den Eſel mehr,
Und achtete das Pferd nicht ſehr.
Indeſſen zieht er fort, und kommt an einen Wald,
Darinnen ein Geſchrei verwegner Räuber ſchallt.
Aus Furcht ergreift er einen Steken,
Und ſucht ſein reiches Thier dardurch zur Flucht zu weken.
Er droht, er ſchreit und ſchlägt. Umſonſt! der Eſel ſteht,
Und als der Räuber Heer ihm immer näher geht,
Mus er zulezt aus Noth den Faulen gar verlaſſen,
Und ſeines Roſſes Zügel faſſen.
Kaum ſchwang er ſich hinauf, ſo ſchos es als ein Pfeil,
Und trug mit ungemeiner Eil,
Den Wanderer den Räubern aus dem Rachen.
Hier fieng er endlich an ſich ſelber auszulachen,
Und ſprach zulezt: Fürwahr! iſt doch das ärmſte Pferd,
Mehr als ein güldner Eſel werth.

Entwurf, einer neuen nuzbaren Plantage.

DIeſes Seculum wird beſonders merkwürdig, in Erfindung und Anbauung mehrerer Ländereien. Engelland, Preuſſen und Dännemark haben uns hievon ſchon viele Beiſpiele gegeben. Und es ſcheinet, daß auch andere Staaten heutiges Tages ſich ſolches zu Nuzen machen wollen, indeme es einen beſondern Scopum hat. Es hat ſeithero nur an einer beſſern Einrichtung gefehlet, wo ein dergleichen Anlegung nicht ſo viel Koſten und Gefahr ausgeſezet iſt, gleichwie die gemeine Klage der meiſten Coloniſten ſolches ſattſam bezeiget. Dieſes hat dem ſo berühmten Ingenieur-Hauptmann, Hrn. **Johann Wilhelm Gerhard v. Brahm**, demnach Anlas gegeben, ſolche Inconvenienzien durch dieſen ſeinen neu-inventirten Plan zu heben, und aus dem Wege zu raumen; und anbei zu erweiſen, daß auch eine ſolche Plantage ſo gar in Grafſchaften, wo ein Flus, und nur eine Meile breites Land iſt, mit Nuzen anzurichten wäre. Ja, auch denen Colonien, die denen Raubereien der Wilden ausgeſezet ſeynd, gibt dieſer Plan einen bequemen Schirm ab, wodurch ſie ſich, ohne koſtbare Mauren aufzuführen, genugſam ſicher ſtellen. Die Klagen derer im Americaniſchen Georgien angeſezte Coloniſten haben ihn am meiſten bewogen, dieſen Plantage-Entwurf zu inventiren, als deren ihre Wohnungen zu enge, und folglich ihre ſonſt gute Situation durch allerhand Krankheiten ihnẽ ſchädlich; Und auch wegen denen entlegenen Waiden, Waldungen ꝛc. die Nation der Wilden ihnen unerträglich wird, und was dergleichen Beſchwerniſſen mehr, die hier zu weitläuftig fallen würden, alle anzuführen. Dieſem nun, wie auch allen denen, die ebene Länder haben, hat er zu Gefallen, und dem Nächſten zum Beſten, folgenden Plan heraus gegeben, ſamt dieſen zweien Kupfferen, die er gezeichnet und ſelbſt geſtochen, welche durch nachſtehende Erklärung von ihme alſo erläutert worden:

Erklärung.

Es begreift dieſe General-Plan der projectirten Haupt-Plantage überhaupt, nebſt Kirchen, Amtswohnungen, Gemeinhäuſeren, Fabriquen, Mühlen, Weiheren, Schwemmen, Wieſen, Angeren, Weiden, 112. particulaire (Bauren) Plantagen und 120. Tagwerkerhütten: wie folgender maſſen, als

1) Ein Centri-Quadrat beſtehend aus einer Hauptkirchen, ſamt Kirchhof, 4. Filial-Kirchen, 4. Oberamts- und 8. Unteramtswohnungen.

2) Einen Wildanger Nr. 3. mit Waſſergräben Nr. 2. u. 4. eingefaſt.

3) Drei Plantationstheile, nemlich einen innern ſub Nr. 10. mitleren ſub Nr. 18. und äuſſeren ſub Nr. 27. der innere beſtehet aus einem Bauhof, Nr. 6. Lagerhof, Nr. 7. Armen- und Waiſenhaus, Nr. 8. Lazaret, Nr. 9. 16. particulaire Plantagen jeden ſub Nr. 10. und 4. Gemeinwieſen ſub Nr. 12, dann 4. Schwemmen oder Tränken Nr. 11. Der mitlere Theil begreift eine Metall-Fabrique Nr. 14. eine Seiden- Woll- und Leinen-Fabrique Nr. 15. eine Leder- und Holz-Fabrique Nr. 16. dann ein Preuhaus, Fleiſchbank und Bekerſtatt Nr. 17. 4. Schwemmen innerhalb denen Fabriquen, 4. Gemeinwieſen, Nr. 29. 64. particulaire Plantagen, ſub Nr. 27. und 59. Tagwerkerhütten ſub Nr. 28. und der äuſſere enthält 4. Fiſchweier, ſub Nr. 29. 64. particulaire Plantagen ſub Nr. 27. und 56. Tagwerkerhütten Nr. 27.

4) Einem Viehanger, Nr. 23. mit Waſſergräben Nr. 22. und 24. eingefaſt liegend zwiſchen dem mitleren und äuſſeren Plantationstheil.

5 und leztens) Zwei Canäle, die beide mit Schleuſſen verſehen, deren einer Lit. L. das Waſſer aus dem Flus, der andere aber Lit. K. wieder in den Flus führet; an welchen Canälen die Mahl- Stampf- Seeg- und andere Mühlen appliciret ſind.

Dieſer Plan iſt anzuſehen nach dem Maasſtab einer halben Engliſchen Meile. NB. Die Engliſche Meile aber halt 32 dreiviertels Minuten und 28. Schuh, 8. Zoll: an Schuhen allein 5454. Rheinländiſche Schuh; dieſem ſind um der Proportionirungs willen dem geneigten Liebhaber zu mehrerer Einſicht noch zwei Maasſtäbe zugeſezet, als einen von einem Viertel einer Teutſchen Meile, NB. die Teutſche Meile aber halt 120. Minuten, und an Schuhen 20, 000. Rheinländiſche Schuh; den anderen aber von einem Viertel einer Holländiſchen Meile, NB. die Holländiſche Meile begreift 144. Minuten, oder 24, 000. Rheinländiſche Schuh. Alſo kan man auf jeden Maasſtab alle Längen und Breiten erforſchen, wie viel nemlich eine jede Diſtance nach der Engliſchen, Teutſchen oder Holländiſchen Meile austrage. Der äuſſerſten Seiten einer dieſer Haupt-Plantage iſt lang 18, 648. Rheinländiſche Schuh, ſo viel als 3. Engliſche Meilen 13 und zweidrittels Minuten und 24. Schuh, 8. Zoll. Nach der Teutſchen Meilen Maasſtab eine halbe Meil, $51\frac{7}{8}$ Minuten und 17. Schuh, 4. Zoll. Nach der Holländiſchen aber eine halbe Meil, $39\frac{7}{8}$ Minuten und 17. Schuh, 4. Zoll. Die ganze Plantation begreift en quarré einen Diſtrict Landes von 7, 056 Morgen, deſſen Radix oder Seite 84. quarré Morgen Länge ausmacht. Der Morgen aber iſt ein Quadrat, beſtehend aus 49, 284. Quadrat-Schuh, deſſen Radix 222. Schuh iſt. Derlei Morgens beſizet jeder Baurenhof 44; als 4. Morgen Garten Lit. a. auf deſſen Plaine der Hof auch liegt; Der Hof iſt ein quarré, enthält 8, 496. Quadrat-Schuh, deſſen Radix oder Seite 32. Quadrat-Schuh betragt. Hinter dem Garten hat er ein Hausfeld Lit. b. 4. Morgen gros, hinter dieſem Feld fangt die Plantage an, abgetheilet in 2. Zelten, jede à 16, zuſammen 32. Morgen Lands begreiffend. Leztlich hat der Baurenhof auf der Gemeinwieſen 4. Morgen Grasboden. Der Tagwerker aber hat nur 8. Morgen Lands, davon 4. Morgen zum Garten Lit. d. gehören, auf deſſen Plaine ſeine Hütte ſtehet. Die Hütte iſt ein Rectangulum, enthält 4, 248. Quadrat-Schuh, deſſen Länge 92, die Tieffe aber 46. Schuh hat. Hinter dem Garten hat er ein Hausfeld Lit. c. 4. Morgen gros, an welchem eine Zelte ſeines benachbarten Baurenhofs ſtehet. Nun betragt ſich die ganze Plantage eines jeden Baurenhofs, ſamt Garten, Hausfeld und Wieſen auf 2, 168, 496. Quadrat-Schuh; dahingegen die 50. Morgen, die einem jeden angeſeſſenen zu Ebenezer zugetheilet worden, mit ſamt der Wohnung, welche ein Rectangulum 90. Schuh lang und 60. tief, 5, 400. Quadrat-Schuh begreiffend, 2, 165, 400. Quadrat-Schuh ausmachen. Die Ebenezeriſche Morgen ſind auch Rectangula à 240. Schuh lang, und 180. breit, 43, 200. Schuh Innhalts; alſo iſt jeder Ebenezeriſche Morgen 6, 084. Quadrat-Schuh kleiner, als einer der Meinigen. Wann ich nun eine Ebenezeriſche particulaire Plantage gegen eine der Meinigen proportionire: als 2, 165, 400. Quadrat-Schuh von 2, 168, 496. decortire, ſo findet ſichs, daß eine der Meinigen particulaire Plantagen um 3, 096. Quadrat-Schuh gröſſer iſt, als eine der jezigen Ebenezeriſchen; welchen Uberflus ich jedem Baurenhof zuſeze, und alſo einen geräumigen Hof bekomme, der um 3, 096. Quadrat-Schuh gröſſer iſt als ein der jezigen NeuEbenezeriſchen; wie es dann weiter die Particulaire-Plans von Baurenhof- und Tagwerkers hütten zu Genügen geben werden. Nun ſind im Plan 12. Gemeinwieſen angedeutet, deren die 4. innere, und 4. mitlere, jede à 64, zuſammen 512. Morgen; die 4. äuſſere aber, jede à 100. mit einander 400. Morgen inne haben: Summa ſummarum aber aller Wieſen iſt 912. Morgen. Wann ich nun jedem Baurenhof ſeine 4. in toto 448. Morgen davon abſchneide, ſo bleiben noch 464. Morgen Wieſen denen Dieneren an GOttes Wort, Ober- und Unterbeamten, Armen- und Waiſenhaus, Lazaret, Fabriques, Preuhaus, Fleiſchbank, Bekerei und Mühlen, dann denen Tagwerkeren jeden (nachdeme ihme zu Erhaltung ſeines Viehes nöthig ſeyn will) einzutheilen übrig. Denen Tagwerkeren habe darumen keine Plantagen, ſondern nur 4. Morgen Garten, und 4. Morgen Hausfeld zugetheilet, weilen ſie an dieſem ihren jährlichen Nahrungsunterhalt anzubauen genug haben, geſtaltſamen ihnen kein Negotium gebühret, dann ſie ſind lediglich darzu, denen Bauren unter die Armen zu greiffen, wovor ſie ihren Taglohn haben, daß ſie ohne zu negotiren ihnen dannoch ein Stuk Geld ad Caſſam legen können; wie nothwendig nun einer Gemeinde die Tagwerker ſind, laſſe ich einem jeden Oeconomo ſelbſten beurtheilen, ich meines Orts halte davor, daß ein Dorf eher ohne Knechte, als ohne Tagwerker beſtehen könne; darum wäre ſehr nöthig, die künftig ankommende Coloniſten durchs Loos in zwei Theil zu theilen, dem einen Plantagen, dem andern aber als Tagwerker 8. Morgen Landes auszuſteken, weilen aber dieſes die Liebhaber vielleicht abhalten mögte ſolcher Orten hinzuziehen; ſo kan ins künftige dem älteſten Baurenſohn die Plantage nebſt dem Hof, dem 2ten, und (wo er mehrere hat) denen übrigen allen ſo lange nur Tagwerkerhütten gegeben werden, bis die nöthige Anzahl der Tagwerkeren erfüllet iſt. Nun hat meine Hauptplantage nicht mehr, als 4. Eingänge Lit. i. einen von Oſten, den andern von Süden, den dritten von Weſten und den vierten von Norden, welches Bruken ſind, die über den lebendigen die ganze Hauptplantage umgebenden Waſſergraben geführet ſind, und alle Abend aufgezogen werden; Der Graben wird mittelſt dem Canal (welcher das Waſſer aus dem Flus führet, und mit einer Schleuſen verſehen iſt) mit Waſſer unterhalten, aus dieſem Graben werden die Seen (Fiſchweiher) Gräben des Viehangers, der Graben Nr. 13, ſo den innern von dem mitlern Plantations-Theil ſepariret, die 4. Tränken oder Schwemmen des mitlern, und die 4. Tränken oder Schwemmen des innern Plantations-Theils; Leztlich die Gräben des Wildangers durch die gehörigen Communications-Gräben Lit. F. & C. mit flieſſendem Waſſer angeloſſen, welches durch den anderen, das Waſſer in den Flus leitenden, ebenfalls mit einer Schleuſen verwahrten Canal wieder abgeführet wird. Die 4. Bruken können nächtlicher Weile mit 24. das iſt, jede mit 6. Tagwerkern ohne groſſer Beſchwernus der Gemeine beſezet, von 4. zu 4. Stunden eine jede Seite durch 2. Mann recognoſciret, und die böſe räuberiſche Leute ohne Gewalt und Gegenwehr leicht abgehalten werden; Das Wild wird ſichs ohnehin nicht gelüſten laſſen, durchs Waſſer zu ſezen, ſolte es aber als v. g. von denen Hirſchen dannoch geſchehen, ſo darf man nur ihre Wechſel obſerviren, des Abends da anſtehen, und ſie niederſchieſſen oder auffangen, und in den Wildanger ſezen. Nun liegt bei mir ein Hof und eine Hütte von der anderen 352. Schuh, oder 58. Klafter 4. Schuh, welches ich erachte, eine hinlängliche Diſtance zu ſeyn, um zu verhüten, das bei entſtehendem Brand oder graſſirender Seuche das Ubel nicht leichsterdings weiter reiſſen kan. Zum Wildanger hab ich jenen Ort ausgeſehen, welcher zwiſchen dem Centri-Quadrat, und dem innerſten Plantationstheil lieget, mit Waſſergräben eingefaſt iſt, und einen ſchönen Anger formiret, wohinein man Wild ſezen und ziehen kan, um die dahin kommende Herren Commiſſarien zur Viſitationszeit, und andere Vornehme zu regaliren; wovon auch die geiſtliche Lehrer, Ober- und Unterbeamte ihr Deputat haben, der Uberflus aber der Gemeine um einen billichen Preis zugelaſſen wird. Zum Viehanger aber erwähle ich jenes Spatium, welches das äuſere und mitlere Plantationstheil unterſcheidet, und mit 2. Gräben eingeſchloſſen iſt; Ein jedes Viertel dieſes Angers wird in 7 Theil eingetheilet, und mit Parces (Geländer) ſepariret; daß alſo das Rindvieh täglich in eine friſche Parce kan getrieben und eingeſchloſſen werden, alſo ohne Hüter den Tag über waiden kan; und ohne mindeſter Gefahr etwas zu verlieren, jedes Stük ſtündlich zu haben iſt. Ein jedes Viertel der gänzlichen Plantation hat darinnen 105. 1 V. Q. M. und 12113. Q. S. beſtehend aus 7 Parces Viehweide gemeinſchaftlich, das Vieh wird täglich in eine beſondere Parce getrieben, hat alſo eine jede Parce 7. Täg ruh, ein friſches Gräſel hervor zu bringen, das halb Abgefreſſene höher zu ſchieben, und das Niedergetrettene wieder aufzurichten, der hinterlaſſene Firch aber ſoll gleich mit Rechen auseinander gebreitet werden, damit die ganze Parke von deſſen Salz profitire, und kein Gräſel bedekt bleibe, wodurch anſonſt des Graſes nur weniger würde. Ein jeder Bauer ſchlieſt ſeine Plantage mit Obſt- oder Maulbeerbäumen ein, und leget an jeden Baum 2. oder 4. Reben; ziehet ſolche an denen Bäumen hinauf, und wo ihre Schüſſe 14. 15. oder mehr Schuh lang werden, ſo werden ſie in einer Höhe von 4. 5. oder mehr Schuhen an die Bäume geheftet, die übrige Länge aber von 2. Bäumen gegen einander gezogen, und als ausgeſpannte Strike zuſammen gebunden; wie ich in Italien geſehen. An dieſen ausgedehnten Reben wachſen die beſten Trauben, dann die Sonne kan ihre Beeren in freier Luft wohl umgeben und auskochen, die Bäume machen ihnen durch ihre (auch faſt unvermerkliche) doch beſtändige Bewegung ein wenig Refrigirung, und verhinderen die allzu vehemente Hize, die durch ihr ſtarkes und zur Zeit des Löwens (nachdeme ein Land nahe an dem *Æquatore* lieget) faſt perpendiculaires herabfallen, auf der Erden ein ſtarkes Zurukprellen verurſachet, welches dann um denen Gegenden, wo ſich Körper befinden, ein ſehr confuſe, unordentliche, contraire und verzehrende Bewegung, folglich (wo die Körper Früchte ſind) die eine Diät und temperirte Auskochung prætentiren, ſolchen ſtatt deſſen ein Verbrennen verurſachet; die Kälte und Froſt kan ihnen auch ſo leicht nicht ſchaden, weil ſie von denen Bäumen bedeket ſind. Wo nun ein Bauer um ſeine Plantage von 20. zu 20. Schuh einen Baum mit Reben auf ſeine Gränzranſen anlegen wird, ſo kan er (auſſer denen, ſo er etwa um und in ſeinen Garten ſezet) 333. Stuk Bäume haben, ohne einen beſonderen Obſt- oder Weingarten anlegen zu dörfen, der anſonſten (aus ſo viel Bäumen beſtehend, mit ſolchem ihrem Raum, als einem Quadrat von 400. Quadrat-Schuhen zu einem jeden Baum (auſſer denen auf der äuſſerſten Umfangslinie ſtehenden) erforderliches Spatium) $2\frac{17}{36}$ Morgen Lands und 66. Quadrat-Zoll gros ſeyn müſte. Der Nuzen dieſer Einfaſſung iſt vielfach, 1) macht ſie den Augen einen angenehmen Proſpect, 2) gibt ſie denen armen Arbeitern in heiſſen Tägen Schatten, um ihre Mahlzeiten unter denen Bäumen in der Kühle halten zu können; 3) hat man den Genuſs und Nuzen von Wein, Zweben, Obſt und Maulbeerblättern vor die Seidenwürm, wann derlei Plantage nicht in allzu kalte zum Seidenbau nicht geſchikte Länder angeleget werden. Was machte anſonſten Italien zu einem ſo angenehmen Land, (als deſſen Schönheit ihme von manchen Fremden den Titul eines irrdiſchen Paradiſes erſchmeichelt hatte) wann dieſe Einrichtungen darinnen nicht wären? Ob nun wohl im Anfang die Mühe etwas gros, ſo nimmt ſie doch von Jahr zu Jahr ab, und bedarf à Proportion der erſteren, nur einer wenigen Arbeit, welche aber der Seegen GOttes durch die jährliche Ernde wohl belohnet: Solchermaſſen könnten ſie in Ebenezer ihre wilden Reben gebrauchen, welche durch das Verſezen und jährliche Pflegen endlich zu zahmen, geſchlachten und ergiebigen Weinſtöken mittels GOttes Seegen zu bringen wären: die ſich auch von Jahr zu Jahr mit Zunehmung des Stoks reichlich vermehren würden. Bei dieſem Project geben die Waſſergräben einen groſſen Nuzen, 1) ſchlieſſen und garantiren ſie die ganze Hauptplantage vor vielen Ungemach böſer Leuten, wilden Beſtien und Ungezieſer ꝛc. 2) Befeuchten ſie die Landſchaften als die Particulair-Plantagen, Wieſen, Gärten, Vieh- und Wildangers. 3) Wo eine Dürre einfallen ſollte, könnte man mit Schöpfrädern (die durch das Waſſer umgetrieben werden) Waſſer aus denen Gräben ſchöpffen, und durch verſchiedene Rinnen auf die Wieſen, und Plantationen, auch Gärten und Hausfelderen leiten, beſonders aber die Reisfelder beſtändig unter Waſſer halten, das dem Reis ſehr ſchädliche Unkraut zu verhüten; wie ich dann dergleichen Schöpfräder in Tyrol faſt aller Orten angetroffen. 4) Kan man das Vieh zur Erndezeit mit Einführen menagiren, und das Getraid füglicher auf Fahrzeugen bis vor die Hausthür bringen. 5) Fourniren ſie bei auskommenden Feuer gleich Waſſer zur Hand. 6) Kan man in denen Fabriquen allerhand Maſchinentreiber machen. Enfin der Vortheile kan man mit der Zeit mehrere haben, als auf ſolche Blätter (wie dieſes) können aufgezeichnet werden. Ich geſchweige des groſſen Nuzens, den man mit der Fiſcherei noch haben kan. Mit dieſem achte ich nun die 5. erſten Beſchwerungspuncten in etwa gehoben zu haben. Nun will ich alle erſtbenennte Glieder meines Generalplans nochmalen recapituliren, mit ſeinen Numern oder alphabetiſchen Caractere nach der Ordnung aufziehen, eines ieden Aream berechnen, in eine Hauptſumm zuſammen werffen, und zeigen, wie auch kein Schuh breit Landes ohne zu Nuzen übergeblieben, ſondern die 7056. Morgen der gänzlichen Haupt-Plantage Inhalt wohl angebracht worden. Weilen aber das Center-Quadrat allzu klein, und die viele Numeri ſolches nur confundirten, ſo will ichs vor diesmal nur überhaupt nehmen, die vollſtändige Erklärung aber auf einen beſonderen Particular-Plan vom Centri-Quadrat beifügen, bei welchem die kurzangeführte Explication dem Leſer einen deutlichen Begrif machen wird. Aus was vor Gliedern ſolches aber hauptſächlich beſtehe, wird der Anfang dieſer Abhandlung einen jeden zweifelsohne ſchon zu Genügen erläuteret haben; damit mich aber der geneigte Leſer nicht bei meinem Wort nehmen könne, als der ich in meinem Vorbericht von denen Kirchengebäuden, und deſſen Ordnungen (als welche in dem Centri-Quadrat das Merkwürdigſte enthalten) den Anfang zu machen verſprochen, ſo will ich als ein Homme de parole & d'honneur den Anfang dieſes, als die ganze Einrichtung des Centri-Quadrats (ſo viel es nur hier thunlich) weitläuftiger machen; und alſo im Centro anfangen, welches ſich befindet in der Cathedrali, dieſe heist die Zionskirche, Urſach deſſen, weilen von Zion das Geſez *Jeſ. 2. v. 3.* und der ſchöne Glanz GOttes *Pſalm 50. v. 2.* durch das Evangelium (beſchrieben von denen 4. Evangeliſten) ausgegangen, und darum nenne ich die 4. Filialen mit denen 4. Nahmen: Die erſte Matthäus- die andere Marcus- die dritte Lucas- und die vierte Johannes-Kirche, welche 4. Kirchen zuſammen ſo gros ſind, als die Zionskirche allein. An Sonntägen ſoll man von der leiblichen Arbeit nach Göttlicher Verordnung in heiligen Betrachtungen und GOttes Lob ruhen, wozu ſich dann, beſonders an einem ordentlichen Ort Fremde von entfernten Orten, und zwar zu verſchiedenen Zeiten einfinden, dann ihre Entfernung verurſachet, daß ſie zum Theil früh und zum Theil ſpät kommen, und alſo auch wieder abgehen; ohne ſich an die gewiſe Stunden eines einzelen Kirchendienſts binden zu können, darum zertheile ich ſolchen in eine groſſe, und vier kleine Kirchen, von Frühe 6. bis Abends 6. Uhr; alſo zwar, daß, wann der Dienſt in einer aufhöret, ſolcher gleich in einer anderen wieder anfange, ohne Auſſezung (auſſer zweier Stunden von 12. bis 2.) daß alſo niemand gezwungen werde, ohne geiſtlichen Troſt wieder abzureiſen. Nun könnten wohl dieſe Verrichtungen in einer einzelen Kirchen geſchehen, weilen aber manchmal inſonders beim Früh- und Abend-Kirchendienſt der Leute wenig wären, ſo möchte es ihnen ſowohl, als denen Lehreren, beſonders Winterszeit, allzu unerträglich fallen in einer groſſen Kirche 2. Stunden zu beharren, zudeme auch die Leute bei Reparirung einer einzelen Kirchen, der Zeit über ohne Kirchen ſeyn müſten; doch ſtehets in jedes Belieben die Zionskirche allein anzulegen, und die Pläze der Filialkirchen zu Gärten vor die Unterbeamten zu appliciren. Inzwiſchen will ich doch bei 5. Kirchen verbleiben und derer Ordnungen angeben, um auf mein ferners à propos zu gelangen. Es wird demnach an Sonntägen von 6. bis 8. Uhr Morgens in einer Filial mit GOtt danken und Predigen der Anfang gemacht; von 8. bis 10. dauret der Dienſt mit GOtt loben und ſeine Wege lehren in der 2ten Filial. Von 10. bis 12. iſt der Dienſt in der Zionskirche, da wird mit GOttes Lob und Verkündigung ſeines Wortes zum Tiſch des HErrn gegangen. Von 2. Nachmittag bis 4. Uhr werden in der 3ten Filial die Kinder und Unwiſſende in des HErrn Lehr und Wege informirt, hienächſt auch GOtt gelobet. Der Beſchlus geſchicht von 4. bis 6. in der 4ten Filial mit einer Abendpredig und Dankſagung. Die geiſtliche Vorſteher (deren an der Zahl 3) verrichten alternative ihr Amt in der Zionskirche und Filialen, als der Dienſt von 6. bis 8. in der Oſtlichen Früh, und von 2. bis 4. in der Weſtlichen Filial Nachmittags verricht einer; dann von 8. bis 10. in der andern Oſtlichen, und von 4. bis 6. in der andern Weſtlichen verſiehet der andere; der dritte aber (doch mit Handreichung des erſten) bedienet die Zionskirche von 10. bis 12., in welcher Zeit der Zweite ſich zu Haus gefaßt haltet, etwa aufſtoſende Amtsgeſchäfte, als bei Kranken rc. zu verrichten, zu dieſen 5. Kirchen ſind 4. Kirchendiener, deren jeglicher vor beſtändig eine gewiſe Filial Morgens und, und eine Abends zu verſehen hat, und die wochentlich zum Dienſt der Zionskirchen aber umwechſeln,

2. von dieſen 4. ſind auf dem Chor, un
die zwei andere beſorgen die übrigen Ki
chenverrichtungen. Dieſe 4. theilen auc
die Information der Jugend unter ſich
als einer gibt Information im Lateiniſche
der andere in der Muſik, der dritte in
ſtruirt im Rechnen und Schreiben, de
vierte aber gibt Unterricht in der Littera
tur. Weilen nun die Lehre des HErr
wie die Sonne vom Aufgang gegen Nie
dergang gehet *Pſalm. 19. v. 7.* und ſeine
Apoſtelen und Jüngeren ſolche fortzu
pflanzen anbefohlen worden, die 1750
Jahr aber ziemlich langſam der Sonne
nachgeruket worden, da ſie doch vermö
alligirten Pſalms ſo lange fortgepflanz
werden ſoll, bis ſie wiederum an ihren
Ort (wo ſie ausgegangen) gekommen
und ihren Zodiacum auf der Erden, wi
die Sonne am Firmament durchgeloſſen
darum ordne ich blos zu deſſen öftere
Erinnerung, deren geiſtlichen Herre
Vorſteheren ihre Wohnungen gegen A
bend, als den Fortpflanzungsweeg de
Evangelii, nemlich zwiſchen zwei Weſt
lichen Filialen; zu ihrer Rechten un
Linken aber die zwei Kirchendiener,
die den Chordienſt verſehen, lateiniſch
und muſicaliſche Information geben. Di
zwei andere Kirchendiener aber logiren
einer gegen Mittag neben der einen We
lichen Filial, der andere gegen Norden
neben der andern Weſtlichen Filial. De
Friedensbeamten placire ich gegen Mor
gen, deſſen ganze Bemühung ſoll dahin
gehen, das Hadern und Klagen zwiſche
Chriſt und Chriſten abzuſtellen, bei denen
jedoch kommenden Klagen aber die Ge
rechtigkeit ohne Anſehen der Perſon alſo
handhaben, damit ihn nicht der Aufgang
Göttlicher Raache (wie die aufgehende
Sonne) ſchnell überfalle; rechter Hand
neben ihm wohnet der Forſter, linker
Hand der Amtſchreiber, gegen Mittag
hat ſeine Wohnung der Factor, welcher
das Negotium beſorget; der erinnere ſich,
daß er ſeine Handlung mit gröſter Aufrichtigkeit
(gleich wie der Tag am Mittag, da er am klärſten) treiben ſoll; ne-

ben ihme linker Hand logiren die 4. Amtsdiener; rechter Hand aber der ſchon vorbenennte vorlezte Kirchendiener. Gegen Abend wohnet der Medicus, ſamt dem Apotheker und Chirurgo; die ſeyen beſtändig eingedenk, daß ſie ſowohl bei Mitternacht, als Tage der Gemeine mit ihrer Hülf prompt und ohne Verzug beiſpringen, auch beſtändig in ſolcher Nüchterkeit des Tages ſeyn müſſen, als ein Menſch, der zu Mitternacht vom Schlafe aufgewekt von keinem Rauſch geſchwächet ſeyn kan; neben dieſen rechter Hand iſt eine Wohnung vor 2. Bader, linker Hand aber der leztere erwehnte Kirchendiener. Um die Zionskirche iſt ein groſſer freier Plaz, den man zum Kirchhof choiſiret. Nun begreift dieſes Cent. Quad. überhaupt 13. 2 Viertels Quadrat-Morgen und 3790. Quadrat-Schuh.

Nr. 1. iſt ein Spatium 35. Schuh breit, dienet zur Straſſen ums Centri-Quadrat, begreift 2. 1 Viert. Quadrat-Morgen und 8531. Quadrat-Schuh.

Summa des Centri-Quadrats 16. Quadrat-Morgen.

Nr. 2. iſt ein Waſſergraben 20. Schuh breit, enthält 1. 1 Viert. Quad. M. und 11035. Quad. S.

Nr. 3. iſt der Wildanger ſeines Inhalts 43. 2 Viert. Q. M. und 8758. Q. S.

Nr. 4. ein Waſſergraben 20. Schuh breit 2. 3 Viert. Q. M. und 4849. Q. S.

Summa des Wildangers ſamt den Gräben 48. Quad. M.

Nr. 5. Gaſſen des innern Theils der Plantage 35. Schuh breit, 5. Q. M. und 2220. Q. S.

Nr. 6. der Bauhof hat 9. Q. M.

Nr. 7. das Lagerhaus vor die Waaren, als Getraid ꝛc. zum Verkauf aufzuſchütten, 9. Q. M.

Nr. 8. Waiſen- und Armenhaus 9. Q. M.

Nr. 9 Lazaret 9. Q. S.

Nr. 10. ſind 16. Baurenhöf ſamt ihren Plantagen, beſtehend aus 2. Zelten, jede à 16 M. Lit. a) weilen aber die Straſſen und Gaſſen von denen Bauren- und Tagwerkergärten und Felderen genommen werden, als wird jeder Garten verringert, iſt alſo der Hof (Lit. a.) ſamt Garten 3. 2 Viert. Quad. M. und 9102. Quad. S. Das Hausfeld aber (Lit. b.) machet 4. Morgen; Hof, Garten, Hausfeld und die zwei Zelten zuſammen 39. 2. Viert. Q. M. und 9102. Q. S. betragen alſo die Baurenhöf alle 16. insgeſamt 634. 3. Viert. Quad. M. und 10101. Q. S.

Nr. 11. ſind 4. Viehſchwemmen oder Tränken, jede à 7. Morgen 28. Q. M.

Nr. 12. 4. Gemeinwieſen, jede à 64. Morgen 256. Q. M. NB. darzu ſind aber die Einfasgräben (Lit. c.) mitgerechnet.

Summa des innern Plantationstheils 960. Quad. M.

Nr. 13. ein Graben 20. Schuh breit, welcher den innerſten Plantationstheil von dem mitleren ſepariret, wird aber von denen Feldern mitlern Plantationstheils genommen, und von darumen nicht berechnet.

Nr. 14. iſt eine Metall-Fabrique, beſtehend aus Geſchmeidmacheren, Gürtleren, Rothgieſſeren, Kupfer- und Waffenſchmieden, Trathziehern, Flaſchnern, Zinngieſern, Glaſer und Schloſſern, begreift (ſamt der Schwemme die 5. Morgen, und Garten der 7. Morgen halt) 14. 3 Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 15. iſt eine Seiden-Woll-und Leinen-Fabrique, beſtehet aus Seidenwebern, Tuch-und Zeugmachern, Stümpfwürkern, Schneidern und Leinenwebern, begreift wie die Metall-Fabrique 14. 3. Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 16. iſt ein Leder- und Holz-Fabrique, beſtehend aus Roth-und Weisgerberen, Kirſchnern, Seklern, Riemern, Sattlern, Schuſtern; dann Drechſelern, Kiſtlern und Küfnrn, gleichfalls 14. 3. Viert. Q. M. und 670. Q. S.

Nr. 17. das Preuhaus, wobei zugleich die Bekerei und Fleiſchbank, begreift, wie eine Fabrique. 14. 3 Viert. Quad. Morgen und 670. Q. S. NB. eine jede Fabrique, wie ingleichen das Preuhauß hat ihren Inſpector, der auch zugleich eine offene Schenk halten, und Frembde übernachten darf.

Nr. 18. ſind 32. Baurenhöf ſamt ihren Plantagen gleicher Art conditionirt, wie die Nr. 10. begreiffen insgeſamt jeder à 39. 2. Viert. Q. M. und 9102. Q. S. zuſammen 1259. 3 Viert. Q. M. und 7881. Q. S.

Nr. 19. ſind 64. Tagwerkerhütten, jede Hütte (Lit. d.) ſamt ihrem Garten machet 3. 2. V. Quad. M. und 9102. Q. S. das hinter dem Garten liegende Feld (Lit. e.) aber 4. Morgen, ein jeder alſo hat 7. 2. Viert. Quad. M. und 9102. Q. S., die machen insgeſamt 491. 3. Viert. Q. M. und 7441. Quad. S. NB. unter dieſen Tagwerkern ſind 4. Hufſchmied und 4. Wagner. 16. von ihnen gehören zu denen 16. Höfen inneren Plantationstheils, 8. gehören zu denen 8. Höfen, die in dem äuſſerſten Plantationstheile links und rechts an denen Seen (oder Fiſchweihern) an liegen, die übrige 32. aber zu jenen Baurenhöfen, denen ſie mit Garten und Feld von der Seite gegen die 4. Haupt-Paſſagen (Lit. h.) ſowohl im mitleren als äuſſeren Plantationstheil angränzen.

Nr. 20. ſind 4. Gemeinwieſen, jede à 64. Morgen 256. Quad. M. NB. hierzu ſind aber die Einfasgräben mitgerechnet.

Nr. 21. Straſſen des mitleren Plantationstheils 35. Schuh breit, 35. Quad. M. und 10640. Q. S.

Summa des mitleren Plantationstheils 2112. Quad. M.

Nr. 22. iſt der innere Waſſergraben des Viehangers 20. Schuh breit, macht 20. Q. M. und 10480. Q. S.

Nr. 23. iſt der Viehanger, begreift 421. 3 V. Q. M. und 11489. Q. S.

Nr. 24. iſt der äuſſere Graben des Viehangers auch 20. Schuh breit, enthält 21. 3. Viert. Q. M. und 2673. Q. S.

Summa des Viehangers, ſamt denen Gräben 464. Quad. M.

Nr. 25. iſt die Straſe des äuſſerſten Plantationstheils 35. Schuh, hält 37. 3 Viert. Q. M. und 9229. Q. S.

Nr. 26. ſind 4. Seen oder Fiſchweiher, jeder à 12. Quad. M. und 1275. Q. S. zuſammen 48. Q. M. und 5100. Q. S.

Nr. 27. ſind 64. Baurenhöf, ſamt ihren Plantagen, jeder conditionirt, wie die ſub. Nr. 10. & 18. 2539. 3. Viert. Q. M. und 3441. Quad. S.

Nr. 28. ſind 56. Tagwerkerhütten ſamt ihren Gärten und Feldern, wie die in dem mitleren Plantationstheil qualificirt, jeder à 7. 2 V. Q. M. und 9102. Q. S., zuſammen 430. Q. M. und 6872. Q. S.

Nr. 29. ſind 4. Gemeinwieſen, jede à 100. Morgen, machen zuſammen 400. Q. M.

Summa des äuſſerſten Plantationstheils 3456. Quad. M.

Summa ſummarum 7056. Q. M.

Lit. f. ſind Communications-Gräben breit 40. Schuh.

Lit. g. ſind Feldwege 20. Schuh breit.

Lit. h. ſind die Haupt-Paſſagen 40. Schuh breit.

Lit. i. ſind Aufzugbrücken über den Hauptgraben.

Lit. k. iſt ein Canal mit einer Schleuſen verwahrt, 100. Schuh breit, das Waſſer aus der Haupt-Plantation wieder in Flus zu führen; an dieſen ſind Mühlen appliciret.

Lit. l. iſt der Canal, der das Waſſer in die Plantation leitet, 100. Schuh breit, ebenfalls mit einer Schleuſen verſehen, an den auch Mühlen angeleget ſind.

Um Ruten dieſer Plantage läſſet man lauter Waldungen anfliegen, und kan mit der Zeit längſt dem Graben Schmelz-Glas-Salitter-Schwefel-Ziegel- und Taarhütten, auch Kalchöfens, jedoch in guten Diſtanzen! von einander längſt dem Hauptgraben angeleget, und mit beſonderen Gräben wieder eingefaſt werden. Der mit dem Hauptgraben communiciret. Das Spatium (was nun bei Anſetzung derlei Plantage zwiſchen dem Flus und der Plantagen Hauptgraben liegen bleibet) gehöret lediglich zur Schaaf- und ſ. v. Schweinweide. NB. Die Schaaf treibet man Sommerszeit Abends auf die Prachfelder, und ſchlaget alle Nacht neue Parcen, bis die Felder überdunget ſind. Mit dieſem verhoffe dem geneigten Leſer eine Haupt-Ideé von meiner gänzlichen Plantage zu Genügen gemacht zu haben, was aber daran noch ermangeln ſollte, wird der andere Plan, worinnen die ganze Haupt-Plantage zergliedert worden, im Groſſen mit mehrerem Vergnügen erſezen, an welchen nicht minderer Fleis als am jezo bereits geendigten ſehr mühſamen General-Plan erfahret worden.

* * *

Explication der weiteren Fortſezung der entworfenen Plantage, mit Erklårung der beiden Particulair-Plans Nro. 1. und Nro. 2.

Ich ſchreite demnach fort, und lege, meinem Verſprechen gemås, dem geneigten Leſer das erſte, und zwar Hauptglied meiner entworfenē Plantage nach einem gröſſeren Maasſtab vor Augen in zweien Plans ſub Nris. 1. und 2. begreifend das Centri-Quadrat, und Wildanger, nebſt denen anliegenden Gemeinhåuſern, als: Armen- und Weiſenhauſe, dann denen 16. Baurenhöfen, innern Plantations-Theils. Der Plan Nr. 1. zeiget alles erſtbenamſte in ſeiner Laage in Grund beiſammen; Der andere Nr. 2. aber nur ein Sechstel der Anlage, nebſt dem Aufzug des halben Plans N. 1. nach einem ums alterum tantum den in Nr. 1. angezeigten überſteigenden Maasſtab, damit ja alle Kleinigkeiten aus dem Weg gerâumet werden, dem Auge alles genau darzuſtellen. Im Plan Nr. 1. zeiget Lit. A. die halbe Laage der Zionskirchen an.

Im Plan Nr. 2. iſt ſolche mit ihren 4. Thůrnen, 8. Stiegen, Dachkuppel, Galeries de Pourtour, Fenſter und Thůren in Grund und Aufzug halb angedeutet, die Urſach, warum ich der Kirchen 4. Thůrne gebe, werde ich bei dem nåchſtfolgenden Particulair-Plan von der Kirchen und Kirchhof, in Grund und Profil, der darzu nöthigen Explication einverleiben, weilen dorten von nichts, als von der Kirchen allein ſoll gehandelt werden. Lit. B. Nr. 1. iſt die Lage der Matthæus, C. der Marcus, D. der Lucas, und E. der Johannes Filial, welche aber auch, als Plåze zu Gårten nach Gutachten eines Plantatoris denen Unterbeamten mögen angewieſen, am beſten aber vor Schulen können employret werden, beſonders in einem.

Solchen Lande, wo Univerſitåten rar, oder die ſubſiſtirenden allzu entfernet ſind, da mag wohl auf dieſen 4. Plåzen eine in 4. Theil zergliedertes Palæſtra aufgeführet werden, die Jugend darinne in Sprachen, Wiſſenſchaften, und leiblichen Ubungen zu unterweiſen: als zum Exempel, im erſten Lit. B. in Sprachen Arithmethica und Muſik, im zweiten C. in Theologia und Jurisprudentia, im dritten D. in der Medicin, Botanique und Matheſi, im dritten E. aber in Reuten, Fechten, und andern nůzlichen Leibesůbungen.

Lit. F. Nr. 1. iſt die Wohnung des Friedensbeamten, nebſt ſeinem Garten, deſſen Hålfte Nr. 2. deutlicher in Grund und Aufzug angezeiget.

Lit. G. Nr. 1. iſt die Wohnung der Geiſtlichen Lehrern, eben alſo qualificiret, wie des Friedensbeamten Wohnung.

Lit. H. Nr. 1. iſt abermal ein dem Friedensbeamten gleiches Gebåu vor den Medicum, Chirurgum in Grund und Aufzug anzuſehen.

Lit. I. Nr. 1. zeiget wieder eine ſolche Wohnung, an und vor den Negotianten.

Lit. K. Nr. 1 iſt die Wohnung und Garten vor den Forſter.

Lit. L. Nr. 1. ein gleiche, vor den Amts- und Bauſchreiber, welcher ſich Nr. 2. diſtricter in Grund und Aufzug exprimiret.

Lit. M. N. O. P. N. 1. ſind eben wie Lit L. conditionirte Wohnungen vor die Kirchendieners, die zugleich als Magiſtri in der Palæſtra ihren Dienſt leiſten.

Lit. Q. Nr. 1. & Nr. 2. iſt eine Wohnung nach der Einrichtung, wie Nr. L. &c. vor 2. Bader.

Lit. R. Nr. 1. iſt abermal eine ſolche Wohnung vor 4. Amtsdiener, die auch zugleich Bothendienſt verrichten müſſen.

Lit. S. Nr. 1. iſt ein in 4. Theil durch einen lebendigen Zaun von der Kirchen, Gärten und Wohnungen ſeparirter Kirchhof, deren jeder 96. zuſammen 384. gevierte Gräber in ſich faſſet. Jedes Grab iſt ein quarrer, und hat 144. Quadrat-Schuh Grundfläche videatur Nr. 2.

Lit. T. Nr. 1. ſind Communications-Gaſſen in dem Centri-Quadrat, wie Nr. 2. beſſer zu erkennen giebet.

Lit. U. Nr. 1. ſind Communications-Brüken aus denen Plantagen ins Centri-Quadrat, wie Nr. 2. deutlicher zu erſehen.

Lit. W. Nr. 1. ſind Communications-Brüken in die Wildängers, wie Nr. 2. nachzuſehen.

Lit. X. Nr. 1. iſt das Lagerhaus deſſen Aufzug in Nr. 2. zu betrachten.

Lit. Y. Nr. 1. iſt das Waiſen- und Armenhaus, eben alſo aufgeführet, wie das Lagerhaus.

Lit. Z. Nr. 1. iſt der Bauhof und L. a. Nr. 1. das Lazaret beide conditionirt, wie X. und Y.

Lit. b. Nr. 1. ſind die 16. Baurenhöf nebſt 2. Stüker, jedes Gartens Rechts und Links anzuſehen, ihre Conſtruction iſt in der Lage und Aufzug nachzuſehen, im Plan Nr. 2.

Lit. c. Nr. 1. iſt eine Communications-Brüke, von denen Südiſchen zu denen Oſtiſchen Höfen.

Lit. d. Nr. 1. iſt eine Communications-Brüke, von denen Nordiſchen zu denen Weſtiſchen, und

Lit. e. Nr. 1. iſt eine Communications-Brüke von denen Weſtiſchen zu denen Südiſchen Höfen.

Lit f. ſind Creuzſtraſſen, führende in das Centri-Quadrat, und die äuſſere Plantations-Theile, wie auch in die 16. Höfe innern Plantations-Theils, uti Nr. 2.

Da nun die Glieder des Centri-Quadrats in der Erklärung meines General-Plans, nicht particulariter berechnet, ſondern nur ſummariſch angeſezet worden, als will ich deren Jnnhalt zum Beſchlus noch hinzu fügen.

Die Zionskirche Lit. A. hat im Grund 1. Morgen Landes.

Der in 4. Theil getheilte Kirchhof Lit. S. hat 3. Morgen, das in 4. Theil Lit. B. C. D. E. verſezte Palæſtra hat 1. Morgen NB. davon aber kommt ein halber Morgen und 8906. Quadrat-Schuh zum Weg, der um das Centri-Quadrat führet.

Die Oberamts-Wohnungen F. G. H. I. haben zuſammen ſamt Gärten 8. Morgen Landes, davon aber gehen ab zum Weg 1. Morgen und 7964. Quadrat-Schuh.

Die 8. Unteramts-Wohnungen, haber ſamt Garten zuſammen 3. Morgen Landes, davon aber wird zum Hauptweg um das Centriquadrat abgerechnet 1. halben Morgen und 3982. Quadrat-Schuh.

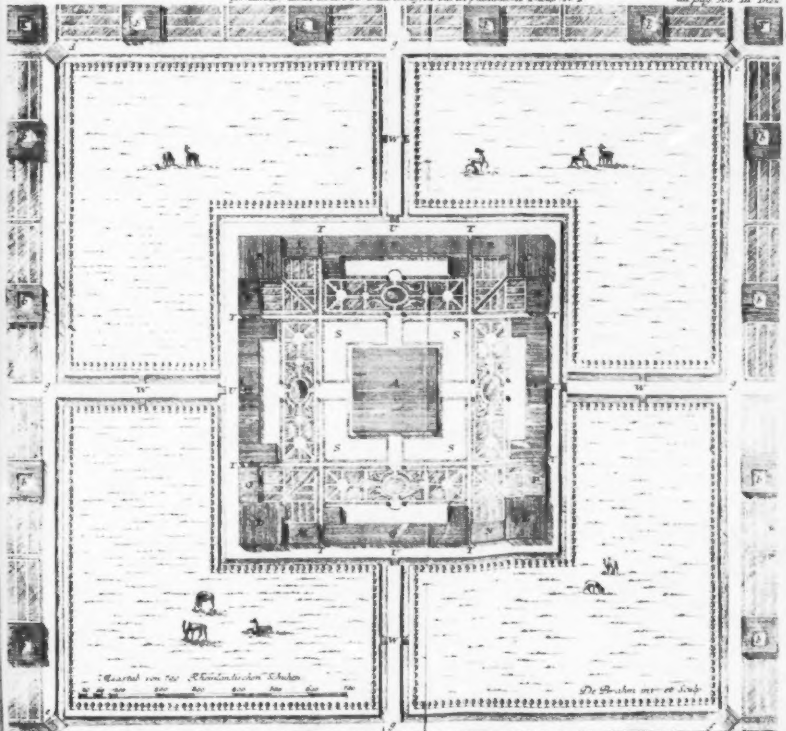
Summa der Kirchen Palæſtræ, und Wohnungen 13. und 1. halben Morgen Landes, und 3790. Quadrat-Schuh.

Summa des Hauptwegs), nebſt Centri-Quadrat 2. und 1 Viertel Morgen Landes, und 8531. Quadrat-Schuh.

Summa Summarum 16. Morgen Landes, bis an den Graben der das Centri-Quadrat von den Wildanger ſepariret.

Das

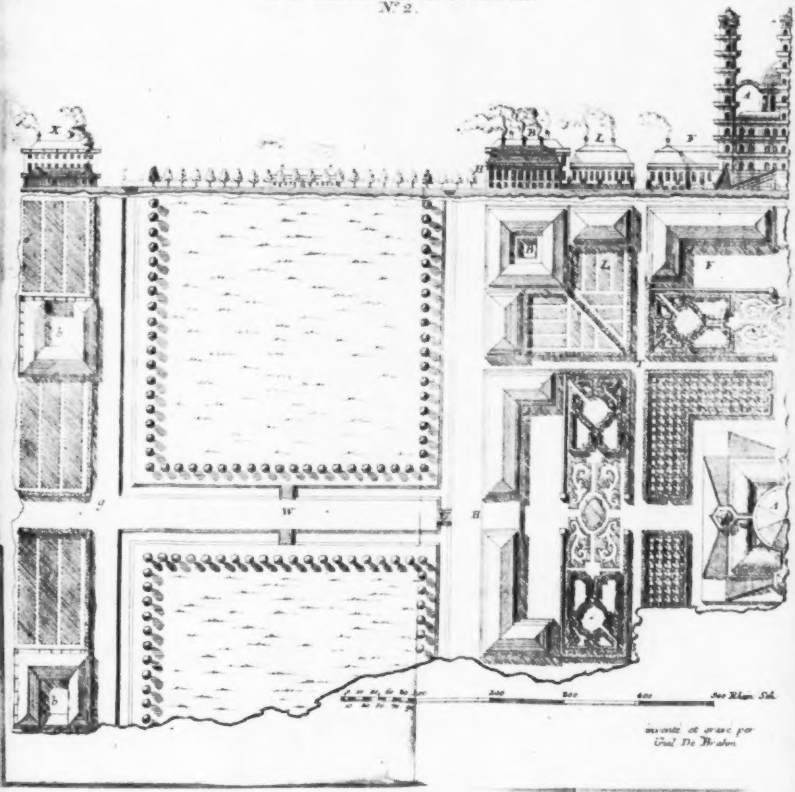
Entworfener plane des centri quadrats und Wildlangers nebst denen anliegenten Gemeinhäusern als Armen und Waisenhäuser, Lazarets, Bauhöfe und Lagerhäuser, dann denen 16 Bauernhöfen ihrem plantations Theils N°1 ad pag 306 III Theil



T
U
T
S
S
A
S
S
W
W
W
W
Maasstab von 700 Rheinländischen Schuhen
50 100 200 300 400 500 600 700
De Brahm inv. et Sculp.

ad pag. 300
III Theil.

Aufzug des halben Centri-Quadrats
nebst einem Sechstel des Grund Plans
N° 2.


X
B
L
F
A
H
B
L
F
b
g
W
H
A
b
500 Rhein. Sch.

inventé et gravé par
Guil. De Brahm

Das Studieren.

Ciccro hat ſchon geſagt, und du weiſt es, mein Freund! das Studieren ſchikt ſich vor alle Zeiten und Alter: es vermehret alle Freuden, und lindert alle Plagen. Wenn unſer Glük nicht allezeit von demſelben abhängt, ſo trägt es doch aufs wenigſte etwas dazu bei: oft führet dieſe Kentnis alle Handlungen eines Mannes, und wir ſind ihm allen Ruhm und allen Pracht ſchuldig, die unſern Stand begleitē.

Kein Verſtand iſt ſo gros, den nicht das Studieren um vieles vermehret: ohne daſſelbe würde unſer Geiſt nichts vollkommenes zeugen: Es ſezt einen groſſen Unterſcheid unter die Menſchen.

Der Krieg ſelbſten iſt dem Studieren nicht entgegen. Die gröſten Feldherrn, die Rom und Griechenland gezählt, haben ihren Geiſt durch die Wiſſenſchaften gezieret. Sie waren Schiedrichter im Kriege, an der Spize ihrer Armeen; und im Schooſe des Friedens beurtheilten ſie die Werke des Wizes und des Geſchmaks.

Wir bewundern noch heut zu Tage, die Nachrichten von den Kriegen Cäſars: unſere Nation hat vortrefliche Muſter von dieſer Art. Der beſte Kriegsmann hat noch allzeit nöthig zu lernen. Der groſſe Prinz von Conde ſagte, das ſeye ein Meiſterſtuk, einen Sieg gewinnen, an dem die Wiſſenſchaft nicht weniger Theil habe, als die Tapferkeit.

Die ſchönſten Thaten hangen oft nur von einer Stunde ab: aber man mus vor dieſer Stunde, wenn ſie ſo herrlich ſeyn ſoll, eine Reihe Tagen den ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet haben, die dieſelbe zeugen. Der geſchikteſte Staatsmann, oder Bevollmächtigte kan die Abſichten der Fürſten nicht errathen, er kennt die Laage ihrer Staaten, ihre Verbindungen, ihre Verhältniſſe gegen einander, und die Geſchichte ihres Landes nicht: er wandelt in der Finſternis, wo die ſchönen Wiſſenſchaften ihm nicht vorleuchten.

Es ſchiket ſich nicht vor jedermann, gelehrt zu ſeyn. Man verknüpfet vielleicht mit Unrecht, mit dieſem Titel eine Untüchtigkeit, und Abneigung andere Stellen zu bekleiden, die der Geſellſchaft oft nothwendiger ſind, als die Gelehrtheit ſelbſten. Doch ſteht es jedermann an, zu ſtudieren und nachzudenken; weil es jedermann anſteht, etwas zu wiſſen, und man nicht weis, was man nicht gelernet hat.

Du wirſt liebenswürdige Leute finden, die liebreich ſind, und die, wie man zu ſagen pflegt, weder ſchreiben noch leſen können; aber derſelben ſind wenig, und ſie gefallen uns nicht lange. Wenn ihnen ein Unglük begegnet, ſo ſind ſie ohne Hülfe, ſie ſeufzen vergeblich. Was iſt ihr Schikſaal, wenn ſie alt werden? Sie ſchleppen abgelebte Körper in Geſellſchaften, die ſie nicht mehr achten; die zürnen, wenn ſie den Wiz in Bosheit verkehrt ſehen, der, weil er keiner Freude mehr fähig iſt, ſich eine Luſt macht, andere zu beiſſen, und zu verleumden, die beſſer ſind. Und wenn ſie auch nur langweilig wären; ſo ſollte dieſer elende Zuſtand genugſam ſeyn, die Unwiſſenheit verhaſt zu machen, in der ſie leben wollen.

Wir glauben, Männer ſeyen nicht blos beſtimmt, zu gefallen; man fordert weſentlichere Eigenſchaften von ihnen; alles, was uns einem Weibe gleich macht, erniedrigt uns. Die Weiber lieben auch dieſe nicht am meiſten: ſie nehmen Theil an dem Ruhm, der ihren Lieblingen zukömmt: ſie finden einen Gefallen an ihren Verdienſten, und die Hochachtung, die andere vor dieſelben haben, ſchmeichelt ſie; ſie finden bei ihnen eine Hülfe, die ſie nöthig haben, und welcher ſie ihr Stand unterwirſt. Uberdis thun wir einen Eingrif in ihre rechtmäſige und natürliche Rechte; nur ihnen ſtehet es zu, ſich zu berühmen, alles gethan zu haben, wenn es ihnen gelungen hat, zu gefallen.

Wenn ich von dem Studiern rede, ſo ſchränke ich daſſelbe nicht in das Kenntnis ein, welches die verſchiedenen Stände des Bürgerlichen Lebens von uns fordern; dieſes iſt verſchieden und nothwendig; es iſt weſentlich, und kan auf keine Weiſe erſezt werden. Das Lächerliche derer, die alles wiſſen, auſſer dem, daß ſie wiſſen ſolten, iſt gröſſer und ſchädlicher, als derer, die, weil ſie nur eine Sache verſtehen, allzeit davon reden, und allen Leuten dardurch beſchwerlich fallen.

Durch das Studieren verſtehe ich dasjenige, das allen Leuten anſtehet, von welchem Stande und Alter ſie ſeyn mögen; durch das man ſich von den ernſthafteſten Beſchäftigungen erholet; das unſere Reden angenehm machet; das unſern Geiſt, unſern Character, und unſere Sitten zieret; daß uns mit den goldenen Zeiten der Römer und der Griechen bekannt macht; daß uns die groſſen Männer aller Völker als Beiſpiele vorſtellet; daß uns die verſchiedenen Gaben des Geiſtes prüfen, und beurtheilen läſt; das uns endlich den Trieb zu groſſen und rühmlichen Dingen einpflanzt, der zwar den natürlichen Verſtande ſeinen Urſprung zu danken hat, ſeine Vollkommenheit aber den ſchönen Wiſſenſchaften allein ſchuldig iſt.

Dieſes iſt die Wiſſenſchaft, welche die Welt mit allem zu geſellen weis; die ſie liebet, die man darf bliken laſſen: die übrigen mus man vor ihr auf eine gewiſe Art verbergen. Sie fliehet den Gram der Gelehrten; auch iſt es ſelten, daß kein Stolz damit verknüpft iſt. Die Anführung vieler Stellen ermüdet die Zuhörer, oder ſchlagt ſie nieder.

Die Beſcheidenheit begleitet die Wiſſenſchaft, von der ich rede, ſie iſt ein ſicheres Kennzeichen derſelben: ſie gleichet derjenigen gar nicht, mit welcher Pedanten prangen, die ohne Annehmlichkeit allem widerſprechen; die ihre Machtſprüche nicht begründen, und bei denen junge Leute einen gewiſen entſcheidenden Thon ſich angewöhnen, mit dem die Welt Mitleiden tragen wird, bis ſie Zeit gehabt, den Schulſtaub abzuſchütteln, der ſie deket, und ſie hindert zu erkennen, wie man zuerſt mus zweifeln können, um einſten ſicher zu urtheilen.

Man läſt keinem die Urtheile zu, die auf Stolz und Eigenliebe gegründet ſind: es ſtehet jungen Leuten noch weniger an, zu entſcheiden. Die Lehrjünger des Pythagoras dorften 5. Jahre lang nicht redē.

Gute Lehren verbeſſern unzählige Mängel, die keine Verwandſchaft mit ihnen zu haben ſcheinen. Man lernet nicht blos, um etwas zu wiſſen, ſondern um ſich zu beſſern: man gelanget dahin, wenn man gern will. Es iſt kein Nuzen, den man nicht in den Büchern finde.

Verlaſſe dich, auf den Weiſen, den ich angeführt habe; ich überlaſſe dich ihm. Seine eigene Erfahrung lehrte ihn von allem richtig urtheilen; du kanſt nicht beſſer thun, um glüklich zu ſeyn, als ſeinen Lehren folgen: Et cognovi, quod nihil eſſet melius, niſi lætari & facere bene in vita ſua.

E N D E.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,
oder
auserleſene Sammlungen
von allerhand
vermiſchten Schriften und Verſuchen

aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-Sachen,
Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen.

welches
in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen.
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

IV. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schriften
1752.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Innhalt

derer Schriften, welche in dem vierten Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Von den Pflichten gegen unſern Leib, pag. 1.
Ob das kalte Waſſer die böſen Säfte zurük treibe? p. 6.
Wenn und warum die Krebs ihre Schalen, und die Schlangen und Raupen ihre Haut ablegen? p. 8.
Warum die Gartenbäume nicht ſo dauerhaftig als die wilden? p. 8.
Von dem Selbſtmord. p. 9.
Heilſame Vorſchläge, wie ſich die Menſchen vor einem laſterhaften Misvergnügen über gegenwärtiges Leben bewahren können. p. 11.
Vom Urſprung des Namens Schulfuchs, Pedant. p. 14.
Die Misbräuche. p. 16.
Abſchilderung des Müßiggangs, mit moraliſchen, phiſicaliſchen und mediciniſchen Anmerkungen. p. 24.
Vom Nuzen der Buchdrukerei, wie auch des Buchhandels zum geſelligen Leben. p. 26.
Beweis, daß man in der Arzeneiwiſſenſchaft vieles von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet habe. p. 28.
Abbildung eines vollkommenen Mannes, nach Anleitung der von dem Hrn. von S. Evremond entworfenen Idée de la femme, qui ne ſe trouve point, & qui ne ſe trouvera jamais. pag. 34.
Der vernünftige Soldat. p. 39.
Mittel die Kornwürmer zu vertreiben. p. 39.
Beſchreibung einer auſſerordentlichen und beſondern Misgeburt. p. 45.
Der Löwe. In einer Poeſie. p. 49.
Nachricht von Goldproben. p. 50.
Auszug aus einer Abhandlung des Monſ. Reaumeaux von denen Mitteln, das Getraide eine lange Zeit gut zu erhalten. pag. 52.
Von dem Theerwaſſer, als einem vor die Kinderblattern ausgegebenen Verwahrungsmittel pag. 55.
Vortheil ſchlechter Geſellſchaften. p. 59.
Abhandlung von den Krankheiten aus Unterlaſſung der Reinlichkeit. p. 63.
Moraliſche Todesbetrachtung. p. 71.
Von einigen Vortheilen bei dem Hopfenbau. pag. 77.
Schilderung eines eingebildeten Klugen. p. 78.
Von dem Misbrauch der Ehrenwörter, die man Titel nennet. p. 81.
Unterſchied der alten und neuen teutſchen Rechtſchreibung. p. 87.
Von den liſtigen Verſtellungen des weiblichen Geſchlechts, in einer Geſchichte einer Pariſiſchen Kupplerin. p. 90.
Beſondere Obſervation, daß ſich in dem Blute derer mehreſten Thiere Eiſen befinde. p. 96.
Unſchäzbares Arcanum, die Zähne von Jugend auf, bis ins hohe Alter, zu erhalten, auch bei vorfallenden Mängeln oder Schmerzen vollkommen zu curiren, ohne jemals einen Zahn ausnehmen zu laſſen. p. 97.
Einige Anmerkungen über die Nattern, von C. J. Sprengel, D. der Arzeneikunſt, M. der Königl. Geſellſchaft. p. 98.
Phiſicaliſche Nachricht von den Geſundbrunnen überhaupt. p. 99.
Von der Sündfluth, und der jzzig ſo veränderten Welt. p. 114.
Eine Newtoniſche Abhandlung von dem Vorſpiel des jüngſten Gerichts. p. 129.
Ein kurzer Begrif, von der Kunſt ein Real Gelehrter zu werden. p. 145.
Von der Kunſt zu trinken. p. 149.
Grundfeſte der wahren Staatskunſt. p. 156.
Beſchreibung, wie die Steinkohlen in einem dazu beſonders verfertigten Ofen manipuliret, oder von ihrer Wildnis, um ſie zu vieler Arbeit beſſer gebrauchen zu können, befreiet werden müſſen. p. 159.
Das Lob der Bankeruttirer. p. 161.
Gedanken und Anmerkungen vom Landwirthſchaftlichen Bauweſen. p. 166.
Über die Sitten der heutigen Welt, nebſt einigen Anmerkungen. p. 173.
Betrachtung von erblichen Krankheiten. p. 177.
Wie ſich Eltern, die geſunde Kinder wünſchen und verlangen, zu verhalten haben, und vor der Empfängnis derſelben ſich zubereiten mögen? p. 181.
Von der Ungerechtigkeit einer abſoluten Gewalt. pag. 185.
Melſon, der betrügliche Dollmetſcher. p. 193.
Abhandlung von der verſchiedenen Würkung der Arzeneien, in Anſehung ihres verſchiedenen Gebrauchs. p. 193.

Einen veſten Leim zu machen, der ſich im Waſſer nicht auflöſet. p. 224.
Anmerkungen über den giftigen und tödlichen Dampf der Schmiedekohlen. p. 225.
Zufällige Gedanken über das menſchliche Leben. pag. 227.
Vortheile des Todes im geſelligen Leben. p. 230.
Der, in einen Baukünſtler verwandelte ſchlechte Arzt. p. 234.
De jure condendi capellas, und von dem Urſprunge der Worte Capelle und Caplan. p. 235.
Von der betrachtungswürdigen Maſchine der Augen, in Abſicht auf die Seele, mit Beweis einer Hiſtorie eines Blinden. p. 235.
Was von dem Mittagsſchlaf zu halten. p. 238.
Von den blinden Heſſen. p. 239.
Kurzer Entwurf, wie eine Stadt ſowohl nach den Regeln der Kunſt, als nach der Bequemlichkeit und Geſundheit der Einwohner könnte auferbauet werden. p. 240. mit einem Kupfer.
Vorſchlag, die teutſche Sprach auf einen gewiſſen Grund zu ſezen, und in Teutſchland übereinſtimmung zu machen. p. 246.
Ob es gut ſey, daß Soldaten ein Schikſal glauben. p. 249.
Von einem merkwürdigen chirurgiſchen Caſu, eines vermittelſt einer Surve in die Luftröhre verſchlukten, durch die Operation der Tracheotomie aber glüklich heraus genommenen Beines. p. 251. mit einem Kupfer.
Die Verlaugnung. p. 261.
Von der vernünftigen und abergläubiſchen Beobachtung des Calenders bei dem Mediciniren. p. 265.
Betrachtung über die Urſachen des Erdbebens, welche in der Königl. Geſellſchaft den 5. April 1750. verleſen worden, von Stephan Hales, D. der Theologie und Mitgliede der Königl. Academie. p. 274.
Auszug aus den Betrachtungen über wiederholte Verſuche einer neuen Art Feuersbrünſte zu löſchen. p. 280.
Der neue Druide, oder Unterricht zur Wartung junger Eichen; auf die Naturlehre gegründet, durch lange Erfahrung bekräftigt, und überzeugend vorgetragen, auch umſtändlicher ausgeführt, als was man bisher von ihrer Zucht gelehret hat. Durch Jacob Wheeler. p. 281.
Beweis, daß es keine wahre Ehre ſeye, wenn man von den meiſten Leuten gelobet wird. pag. 291.
Von dem Nuzen des Umgangs und der wahren Geſelligkeit. p. 295.
Die Unglükſeligkeit eines in Unehren erzeugten Kindes in einem Brief. p. 297.
Mittel wider die leidige Viehſeuche. p. 299.
Abhandlung von allerhand Sorten Moſt. p. 300.
Neue Abſchilderung der Trunkenheit. p. 308.
Charon und Mercur. In einer Poeſie. p. 312.
Von des teutſchen Handels Anwachs und Abnahme. p. 313.
Schuzſchrift von einem ehrlichen Hageſtolze, und derer welche ſich nicht beweiben. p. 316.
Nachricht von einem ſehr gelehrten Geiſtlichen, der mit zwo Zungen gebohren worden, der Königl. Academie mitgetheilt durch Cromwell Mortimer, M. D. und Secret. der Königl. Academie. p. 320.
Nachricht von Verſuchen, Saamen in Moos zu pflanzen, die neulich von dem Herren Charles Bonnet von Geneve, einem Mitgliede der Königl. Academie, angeſtellet worden. pag. 321.
Auszug eines Schreibens, das Gehör der Fiſche betreffend p. 321.
Von dem Schaden des Kalkdunſtes, in neugeweißten Zimmern, und deſſen ſorgfältigen Verhütung. p. 325.
Grundmäſige Unterſuchung von dem vortreflichen Nuzen der gemeinen Waſſerbäder, in innerlichen Krankheiten. p. 331.

Kurzer Philoſophiſcher Auszug
von den Pflichten gegen unſern Leib,
Aus der Sittenlehre
eines der vortrefflichſten Weltweiſen
unſerer Zeiten.

Orandum eſt ut mens ſana, in corpore ſano.

Viele der heidniſchen Weltweiſen haben ſehr ausſchweiffende Gedanken von dem Leben der Pflege des Leibes gehabt. Weil ſie den Cörper für nichts höhers als ein Gefängnis hielten, deſſen Bande ſie nicht zu zeitig brechen könnten, ſo war die Verachtung und Gewalthätigkeit gegen denſelben, in ihren Augen eine Pflicht, oder wenigſtens eine Nothwehr: und ſelbſt die Ubungen ihrer Sittenlehre, die ſie teleſtiſch nennten, hatten die Abſondrung von der Materie und dem Leibe auf eine zimlich grobe Art zum Zweke. Das Luſtigſte bei einer Narrheit iſt allemal, wenn ſie mit Gründen beſchüzt und mit einer philoſophiſchen Mine geſagt wird. Auch meine ungelehrten

Leſer können daher leichtlich erachten, was für ein Anſehen ein ganzes Lehrgebäude dieſer Art haben muſte.

Die gereinigte Weltweisheit und Religion hat dieſen Theil der Pflicht viel heller aufgeklärt, und eben dadurch unſre Empfindungen von uns ſelbſt weit menſchlicher gemacht. Das erſte Grundgeſez aller unſrer Thaten, nemlich das Gebot der Vernunft unſer Beſtes zu befördern, macht uns für das Beſte unſrer ganzen Perſon, für die Wohlfahrt unſres Geiſtes und Leibs zugleich beſorgt. Die höhre Weltweisheit lehrt ihre Liebhaber die natürliche Nothwendigkeit, die ein jedes endliches denkendes Weſen in eine gewiſſe materielle Wohnung einſchliest; der Augenſchein aber, nebſt der Naturlehre und Zergliederungskunſt zeigt uns allen deutlich, daß wir dieſe vortreffliche und bequeme Wohnung unſers unſterblichen Geiſtes aus der Hand des Allweiſen und Allmächtigen ſelbſt empfangen haben müſſen. Wir ſuchen daher die Volkommenheit dieſes Leibes mit Recht, und ſezen dieſelbe in ſeiner Ubereinſtimmung mit der Seele, und in der Harmonie aller ſeiner Gliedmaſen untereinander zu dieſem Zweke. Unſer Cörper verdient daher um ſo viel bequemer für uns genannt zu werden, zu je mehreren und je beſſern gemeinſchaftlichen Handlungen er mit ſeiner Seele übereinſtimmt, je natürlicher und leichter ihm dieſe Ubereinſtimmung wird, und je allgemeiner ſie ſich durch alle ſeine Theile erſtreket. Man ſiehet hier gleich die Verſchiedenheit der Urtheile des Philoſophen, des Pöbels und ich möchte hinzu ſezen, der artigen Welt. Climene wird zu der Vollkommenheit ihres netten Cörpers zu allererſt den ſchönen Anſtrich, die ſanfte Miſchung des Weiſſen und des Rothen, nebſt der ſchulrechten Stellung ſich wünſchen: das Volk aber, welches einen langen Mann und einen groſen Mann für einerlei hält, wird noch einen andern Maasſtab vorſchreiben.

Aus dem Obigen folgt nun ſchon die Pflicht der möglichſten Erhaltung unſres Lebens, und Vermeidung aller ihm drohenden Gefahren. Wir wiſſen daß durch den Tod dieſes künſtliche Wohnhaus unſres Geiſtes zerrüttet wird, daß die Ubereinſtimmung ſeiner Veränderungen mit den Veränderungen ſeiner Seele unterbrochen, und der Cörper ſelbſt alſo alles Wohlſtandes eines menſchlichen Cörpers mit dem Leben zugleich beraubt wird. Wir lieben alſo die Quelle alles Wohlſtandes des Cörpers, wenn wir das Leben lieben. Wollte man hier auch nicht einmal der höheren Verbindlichkeiten gedenken, die von dem moraliſchen Zuſtande des Menſchen, und ſeinem Verhältniſſe gegen das höchſte Weſen

ſen hergenommen werden, ſo iſt der grobe und feine Selbſtmord, nebſt der Verwahrloſung des Leibes doch ſchon unerlaubt. Der Tod iſt ein Übel, welches wir nur als weiſe Leute ertragen müſſen, wenn es die Natur, oder eine überlegene Gewalt gebeut; und das Leben ein Gut, welches wir nur verläugnen, das heiſt auf Befehl höhrer Pflichten gegen ein noch gröſres Gut vertauſchen dürfen. Dies iſt keine Verachtung zu nennen. Wir ſollen keine Verſchwender unſers Lebens, aber auch keine irrdiſche und niederträchtige Zärtlinge ſeyn, die nicht weiter denken, als auf den Beſiz der Handvoll Jahre, die uns auf Erden zugedacht ſind. Der Tod iſt um ſo viel ſchreklicher, je unzeitiger er iſt, das heiſt, je weniger wir die Zweke dieſes Lebens erreicht haben; und wir ſterben um ſo viel getroſter, je mehr wir überzeugt ſind, daß wir dieſen Zweken ein Genüge gethan haben, oder daß wir lebensſatt ſind.

Der Genus des Lebens erfordert die Geſundheit des Leibes, oder die Fertigkeit aller ſeiner Theile zu denen ihnen zukommenden natürlichen Verrichtungen, welches die Vollſtändigkeit dieſer Theile in ſich faſſet. Wir begreifen alſo die Verbindlichkeit, für unſere Geſundheit zu ſorgen, alle Gegentheile derſelben, nemlich die Krankheiten zu verhüten, und gewiſſer maſſen unſere eigne Aerzte zu ſeyn. Eine der Geſundheit gemäſſe Lebensart nennen die Aerzte die Diät, und den Inbegrif der Regeln dazu die Diätetic. Es diente alſo zum unausſprechlichen Nuzen der menſchlichen Geſellſchaft, wenn ein jeder Menſch eine Art von Diätetic lernte, die er nach ſeinen eignen Erfahrungen, für ſich beſonders eingerichtet hätte. Man wird mir zutrauen, daß ich hierdurch den eingebildeten kränklichen Herrn Gottfried Schwach nicht rechtfertige, der mediciniſche Bücher lieſet, um ſich alle Krankheiten einzubilden, die er lieſet; der ſich die Speiſen und den Schlaf abwiegt, und aus groſer Aengſtlichkeit für ſein Leben gar nicht Zeit hat, daſſelbe zu genieſſen. Ich ſuchte nur meinen Nebenmenſchen eine allgemeine Kenntnis von den Regeln einer guten Diät, und eine genaue Beobachtung ihrer eignen Natur anzupreiſen. Ein fröliches Herz, geſunde Nahrung, gehörige Wärme, Ruhe, Bewegung und Reinigung, dies ſind ſchon Hauptſtüke genug, die wir zur Pflege unſers gebrechlichen Cörpers zu beobachten haben, und deren Grade und beſten Gebrauch uns die Aufmerkſamkeit auf unſere eigne Empfindungen ſchon ziemlich lehren kan.

Ein höhrer Grad der Geſundheit gibt die Lebhaftigkeit und Munterkeit des Cörpers; ſo wie hingegen ein geringer Grad derſelben, der ſchon der Krankheit ähnlich iſt, die Schwächlichkeit des Leibes ausmacht. Wir ſehen daß wir dieſe fliehen, und jene durch eine gute Diät, und alle andre Mittel ſuchen müſſen. Mich dünkt die alten Völker waren hierinn geſchikter und ſorgfältiger als wir. Cicero ſagt an einem Orte ausdrüklich, die Aerzte gäben einem nur die Geſundheit, die Alipten aber die Lebhaftigkeit, die Stärke und die rothe Farbe. Wenn man aus den Alterthümern den ganzen Inbegrif desjenigen ſo die Lateiner corpus curare nennen, einſieht, und ſich dabei alles des Badens, Salbens, Reibens, Bewegens, Tragens u. ſ. w. erinnert, ſo ſie darunter verſtehen, der wird mir vielleicht Recht geben. Ich bemerke nur noch, daß, weil es Schwächlichkeiten gibt, die unheilbar und angeerbt ſind, oder wenigſtens mit unſrer Wahl und Freiheit nicht die geringſte Verbindung haben, eine philoſophiſche und chriſtliche Gleichmüthigkeit dagegen die beſte Cur iſt.

Die Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, mit welcher unſer Cörper ſeine Handlungen vollzieht, macht die Geſchiklichkeit deſſelben aus; die Fertigkeit, groſe und ſchwehre Handlungen durch ſeine Kräfte zu bewerkſtelligen, iſt die Stärke deſſelben; und die Vollkommenheit des ganzen Leibes endlich, in ſo fern ſie den Augen merklich wird, iſt die Schönheit. Geſchiklichkeit, Stärke und Schönheit ſind alſo wahre Güter des Leibes, und verdienen unſre Aufmerkſamkeit. Der Inbegrif derjenigen Handlungen, wodurch die Geſchiklichkeit und Stärke des Leibes befördert wird, heiſſen eigentlich Leibesübungen, und man begreiſt auch dazu unſre Verbindlichkeit. Das Ubermaas in der Beſtrebung nach dieſen Vollkommenheiten, kan indeſſen oft gröſſere Pflichten hindern, und an bei uns lächerlich werden. Ob alſo Herr Jobſt ein Candidat des heiligen Predigamts ſich um die Stärke eines Klopffechters; und Herr Schnell ein Sachwalter, ſich um die Biegſamkeit eines Sailtänzers bewerben dürfe, läſt ſich hieraus beurtheilen. In den meiſten Umſtänden des Leibes wird es zulänglich ſeyn, die Ungeſchiklichkeiten des Leibes zu verhüten, welches eine neue Lehre für die fetten und ſchwerfälligen Menſchen abgibt. Die Schönheit hat faſt die wenigſten Pflichten, denn ſie hangt am wenigſten von unſrer Wahl ab. Die gehörige Schäzung, Erhaltung und Erhebung einer ſchönen Geſichtsfarbe, oder eines ſchönen Wuchſes, iſt vielleicht alles was man fordern kan.

Die Dauer des Lebens und der Geſundheit erfordert den Gebrauch mehrerer Cörper, die dem unſrigen durch die Verdauung ſeinen Nahrungsſaft geben; dieſe nennen wir zuſammen genommen Nahrungsmittel. Die Aerzte bemerken,

ken, daß der Nahrungsſaft dem ganzen Cörper das Wachsthum gebe, und daß eine der vornehmſten Behutſamkeiten bei der Pflege des Leibes dahin gehen müſſe, daß dieſer Nahrungsſaft aus geſunden Speiſen, auf gehörige Art bereitet werde, daß daher alles ſchwer zu verdauende, und alles die Verdauung hindernde zu verhüten ſey. Doch die Mäſſigung und Tugend bei dem Gebrauch der Nahrungsmittel gehört eigentlicher, in die Sittenlehre.

Aus der Beobachtung der gehörigen Grade beim Gebrauch der Nahrungsmittel, erwächſt die Mäſigkeit. Die Sorge für die Geſundheit und Munterkeit des Leibes verpflichtet uns zu dieſer Tugend, und zu Vermeidung aller ihrer Gegentheile. Dieſe ſind die Ubermaas in der Speiſe, die Gefräſigkeit, im ſtarken Getränke, die Trunkenheit, und in beiden, wenn hauptſächlich die ſinnliche Wolluſt des Geſchmaks uns hinreist, die Schwelgerei. Die Anmerkung iſt hierbei nöthig, daß die Beurtheilung dieſer Laſter in einzelnen Fällen nicht nach einerlei Maasſtabe geſchehen kan. Milo der Kunſtabler kan ohne unmäſſig zu ſeyn vielleicht zweimal ſo viel trinken, als der kleine Rechenmeiſter Herr Detri, der bei dem dritten Glaſe ſchon unmäſſig wird, weil er billig nur eins trinken ſolte. Eben ſo iſt das Faſten, oder die längre Enthaltung von den Nahrungsmitteln, als ein Gegenmittel, der Unmäſſigkeit nicht in einerlei Grade, vielen unbedingt vorzuſchreiben.

Die Cörper zuſammen genommen, mit welchen wir den unſrigen zunächſt zu umgeben pflegen, nennen wir die Kleidung. Die Geſundheit, die Erhaltung der natürlichen Wärme, und die Bequemlichkeit bei den Bewegungen des Leibes, iſt daher wol das nächſte, ſo bei den Kleidern in Betrachtung kommt. Der Geſchmak hat die Verzierungen und die Moden hinzugeſezt. Die Ausſchweifung in der Menge und Koſtbarkeit der Kleider, wird den Namen der Uppigkeit verdienen. Meine Leſer werden von ſelbſt ſehen, daß dieſe kein Werk der Natur iſt, ſondern daß ſie eine künſtlichere, aber auch thörichtere Erfinderin haben mus.

Geſchäfte ſind Handlungen dabei wir Zweke haben. Wenn ſie alſo von merklichen Bewegungen des Leibes begleitet werden, ſo iſt klar, daß ihre Stärke und Dauer das Gemüth und den Leib zugleich ermüden; und daß hingegen eine weislich gemäſigte Unterhaltung derſelben die Munterkeit des Geiſtes, und die Lebhaftigkeit des Cörpers befördre. Die Geſchäfte ſelbſt alſo, wenn ſie wol geordnet werden, dienen der Geſundheit: und wir ſind aus dieſen Gründen ſo wol zur Geſchäftigkeit, als zur weislich gemäſigten

Ruhe, ja ſelbſt zu derjenigen Ruhe aller unſerer äuſern Empfindungen, die wir den Schlaf nennen, verbunden. Die ſchöne Siebenſchläferinn Niobe, die von 32. Jahren 19. Jahr verſchlafen, und in ihrem ganzen Leben die Morgenröthe noch nicht geſehen hat. Herr Stephan Nachteule, der Algebraiſt, der eine Zahl aufzulöſen drei Nächte nach einander auf dem Grosvaterſtul ſizen bleibt: Frau Hilaria Nichts die Müſiggängerin, und Meiſter Aſinius Kummer, der ſich aus Nahrungsſorgen vor dem vierzigſten Jahre krumm gearbeit hat, finden hier alle auf einmal ihre Lehre.

Ob das kalte Waſſer die böſen Säfte zurük treibe.

Nichts hält die Patienten vom friſchen Waſchen ab, als die Furcht, daß ſie die durch die Haut, vermöge der Ausdämpfung, oder des Schweiſſes oder gewiſſer Ausſchläge (als der Kräze, Blattern, Frieſel, Anſprings ꝛc.) von der Natur auszutreibenden böſen Feuchtigkeiten nicht nur hieran verhindern, ſondern gar wieder zurüke in die innern viel edlern aber deſto gefährlichern Theile treiben und alſo Ubel ärger machen möchten. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die an die Haut geſchmierten fetten und ölichten Dinge die Ausdämpffung abhalten, weil die Schweislöcher dadurch verſtopft werden, die in ihnen aber befindliche Säfte ſolche Fettigkeiten nicht auflöſen und alſo auch dieſelben von den Poris nicht abſchweifen, noch durch dieſelben füglich ausdünſten können, woron viel ſchlimmes entſteht. Ferner iſt auch
gewis, daß durch eben dergleichen Sal
ben die an der Haut ſich endigenden und
öfnenden Canäle, durch welche die ma-
teria morbifica ausgefegt werden ſoll,
wenn ſie bereits von deren Schärfe zerriſ
ſen und daher mancherlei Ausſchläge ent
ſtanden ſind, alſo verkleiſtert werden,
daß weil ſie ihre Feichtigkeiten nicht meh
an die Haut auslaſſen können, die vorhi
gewordenen Blattern, Finnen, Gründ
ꝛc. geſchwinde dürre werden und abfal
len, die aber nicht mehr heraus können
den ſchädlichen Säfte im Leibe zurük blei
ben müſſen, da ſie denn freilich ſich leich
durch einen andern geſuchten Weg in ſo
che Theile begeben können, in welche
ſie viel Unheil anzurichten fähig ſind, wi
denn von ſolchen Einſchmierungen bal
Blind- oder Taubheit, bald Athemſteken
Seitenſtechen, Bruſtentzündung (wo
von mir, da dieſe Blätter das erſtema
unter der Preſſe waren, noch zwei notabl
Exempel vorgekommen ſind) bald ein
Epilepſie oder Lähmigkeit ꝛc. ganz offe
barlich ſind verurſacht worden, ob zwa
einige Naturen ſo hart und unempfind
lich ſeyn mögen, daß ihnen dieſes ange
thane Unrecht eben keinen ſonderliche
Schaden zufüget. Es iſt aber eine aus
gemachte Sache, daß auf dieſe Weiſe da
friſche Waſſer nichts zurüke halten od
treiben kan, ſondern daſſelbe vielmeh
wie ſchon vorhin deutlich erwieſen wo
den, die Poros und Canäle, wenn
auch von allerlei Unreinigkeit verſtop
ſeyn ſolten, reinige und aufſchlüſſe, d
mit ſie die Feuchtigkeiten, ſie ſeyn gu
oder ſchädliche, ohne Hindernis von ſi
laſſen können. Darum wenn es die vo
vielen befürchtete ſchlimme Würkung h
ben ſolte, ſo müſte ſie von ſeiner zuſa
menziehenden Kraft herrühren, durch w
che die durch die Haut ausführenden G
fäsgen alſo conſtringirt würden, daß
die materiam morbificam, ſo etwan
ihren Ausgang durch Schweis oder Au
ſchlag nehmen wolte, nicht ausſchütt
könnten, ſondern dieſelbe wieder mit ſ

zurü

zurüke und wer weis wo in Leib hinein führen müſten. Allein dieſe Furcht iſt unnöthig, wenn wir bedenken, wie dieſe Zuſammenziehung der abführenden Canälgen nicht ſo heftig ſey, daß dieſelben ganz und gar nichts mehr könnten durchlaſſen: Alsdenn dauret ſie auch nicht lange, ſondern wenn das kalte Waſſer wieder von der Haut weg iſt, ſo läſt ſie allmählich nach, und die gepreſten Theile reſtituiren ſich gemählich; ja von der Conſtringirung der Haut und der Gefäsgen werden dieſe leztre gar in ihrer Kraft die in ſich habenden Feuchtigkeiten auszudrüken geſtärket. Bedenken wir hierbei vollends das Cap. VI. ſattſam erwieſene Vermögen des friſchen Waſſers in Erwärmung erkälteter Glieder, ſo ſehen wir ganz deutlich, wie dieſes dem von ihm beſorgten Zurüktreiben völlig widerſpreche: Denn ob zwar anfänglich, wenn man das Waſſer an den Leib bringet, es durch ſeine Schwere und Kälte die Haut etwas abkühlet, die Adern drüken und das Geblüt ein wenig von den äuſſerlichen Theilen abhält, ſo wird man doch in weniger Zeit wahrnehmen, daß das erſtlich kalt gewordene Glied, zumal wann man ſich beim Baden wol bewegt und die gewaſchenen Theile ein wenig anreibet, wieder warm, ja meiſtentheils wärmer werde als es vor dem Waſchen oder Baden geweſen: Denn man ſiehet ja, beſonders in einem was kalten Zimmer, wie das kalt gewaſchne Haupt, oder Schenkel oder Armen anfangen zu rauchen und alſo die Tranſpiration befördert werde, ja daß, wenn man ſich bald aufs Waſchen oder Baden ins Bette gelegt, gemeiniglich ein ziemlicher Schweis ſich einfindet. Dieſes bezeuget nun unſtreitig, daß das durch die äuſſerliche Zuſammenziehung inwendig angehäufte Geblüte nunmehro (wie ein gehemmter Flus nach weggenommener Schuzwehre) mit deſto gröſrer Gewalt durch ſeine Arterien den gewöhnlichen Gang gegen die äuſſerlichen Theile nehme, und ſich theils in und unter der Haut ausbreite, theils aber ſich durch dieſelbe heraus arbeite, da denn vermöge ſolcher vermehrten Ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten ausdämpfung auch zugleich diejenigen Säfte, welche die Natur bei mancherlei Krankheiten auszuwerfen intendiret, können füglich fortgeſchafft werden, zumal wenn man dabei fleiſſig trinket, und alſo damit die zurük und inwärts hinein dringenden Feuchtigkeiten wieder nöthigt, ihren Marſch dahin zu nehmen, wo ſie her gekommen ſind und guten Raam finden. Hieraus erhellet nun, daß das kalte Waſchen den Ausflus der böſen Feuchtigkeit eher befördre als hindre; und wir können auch darthun, daß es ſo gar den aus andern Urſachen billig beſorgenden Zurükflus derſelben gegen das Innere des Leibes zu hintertreiben geſchikt ſey, beſonders, wo Grinde nnd Schurffen an der Haut zugegen ſind. Dieſe Ausſchläge zeugen, daß an der Haut in den zerriſſenen und zerfreſſenen Mündungen der Pororum und Vaſorum eine ausgetrettene ſcharfe, zehe Feuchtigkeit anzutrefen, welche immer heraus ſikert und an der Luft verdikt und ausgetroknet wird. Unter dieſen äuſſerlich groſſen Grinden und Schurffen bleiben die böſen Säfte zwar ſtokend, doch noch flüſſig, und weil überall an der Haut einſaugende Gefäsgen gefunden werden, ſo können dieſelben das ſubtilſte von der extravaſirten Materie einnehmen, und es wieder dem übrigen Geblüte communiciren, dadurch denn ſolches aufs neue verunreinigt, und alſo die Urſache des Ubels unterhalten und die Cur verzögert wird. Wenn man aber die Grinde und Schurffen fleiſſig mit Waſſer aufeuchtet, ſo werden ſie erweichet, daß ſie entweder abgehen oder doch die hinter ihnen ſtokenden Feuchtigkeiten Luft bekommen heraus zu brechen, da ſie denn vom Waſſer abgeſpühlt werden, daß ſie nicht in die Vaſa reſorbentia ſich ein- und durch dieſelben weiter zu den inwendigen Theilen fortſchleichen.

Wenn

Wenn und warum die Krebs ihre Schalen, und die Schlangen und Raupen ihre Haut ablegen?

Das geſchiehet meiſtentheils im Frühling, da die Natur alles verjüngert und verneuret. Doch nicht alle Jahr, wie Schonckius in Sachſii Gammarol. p. 468. dafür hält. Denn er meint, daß nur die alten Krebs ihre Schalen verliehren, und nicht die Jungen. Von den Schlangen ſchreibt Cardanus de ſubtilitate, Lib. IX. daß die Ablegung ihrer Haut herkomme von dem lang erlittenen Hunger, dadurch die Haut vertrokne und alſo abfiele. Aber das iſt noch nicht genug; weil auch die Thiere, ſo an feuchten Orten leben, und ein feuchtes Temperament haben, ihre Haut ablegen, und andere thun dergleichen nicht, die doch trukner Natur ſind; Darum hält Senguerdius Exercit. IX. dafür, daß man die Urſache davon vielmehr ſehen müſſe in der Zunehmung des Leibes, und Ungeſchiklichkeit der Haut, welche ſo beſchaffen wäre, daß ſie ſich nicht weiter ausdehnen lieſſe, da doch der zunehmende Leib einen gröſſern Raum erfordere. Denn erſtlich ſagt er, wann dieſe Thiere gebohren werden, oder wenn ſie die Haut verändern, ſo hätten ſie eine weite ſchlaffe Haut, welche nicht gröſſer wuchſe, ſondern nur nach des innerlichen Leibes Wachsthum ſich ausdehnete, wie an den Seidenwürmern zu ſehen, hernach, wenn ſie ſich ſo weit ausdehnete, als ihre Gröſſe zulieſe, der Leib aber mehr und mehr zunehme, ſo bräche die Haut und wüchſe eine neue darunter, daher ſähe man, was die Urſache ſeye, daß die Raupen auf den Köpfen ein Flekgen hätten, wenn ſie die Haut verändern ſolten. Nemlich das wäre die neue Haut, die darunter hervor käme, und die alte wäre geborſten. Fr. Baco Sylv. Cent. I. obſ. 732. p. 434. gibt 2. andere Urſachen, theils weil dieſe Thiere viel Materie hätten, daraus die Haut wuchſe, theils weil die Haut ſo weit wäre, und dem Fleiſch nicht glatt anläge. Wie nun bei andern Thieren die neue Hörner die alten, und die neuen Federn die alten abſtieſſen, alſo ſtieſſe auch bey dieſen die neue Haut oder Schalen die alte hinweg. Toſſius de origine proceſſu Idololat. Lib. IV. cap. 53. p. 1487. erkläret dieſes ganz anders, und meinet, daß es keine rechte Haut ſey, die die Schlangen abſtreiffen, ſondern lauter Unrath, der ſich um ſie herum geſezt und angedorret, ſeit der Zeit, daß ſie in ihren Löchern gelegen und gefaulenzet. Lieſſe aber wie eine Haut, weil dieſer Unrath hart um den Schlangenleib angebaken. Wenn ſie nun aus ihren Löchern kröchen, ſo ſuchten ſie einen engen Ort, da ſie ſolchen Unrath abſtreiffen könten. Und das ſehen die Leute für eine rechte Haut an. Ob dem alſo, wie es wol glaublich ſcheinet, ſtehet aus der Erfahrung zu erlernen. Die meiſten halten es ſonſt für eine rechte Haut, und meinen, daß dieſelbe aus der balſamiſchen Materie, die in den Thieren ſey generiret werde, wie beym Quercetano in Phyſiolog. Zoolod. cap. IV. p. 830. Locutelli in Theatro Arcari p. 277. Sachſio in Gammarol. cap. XX. p. 453. und andern zu ſehen.

Warum die Gartenbäume nicht ſo dauerhafftig als die Wilden.

Wir ſehen es, daß eine Eiche oder Fichtenbaum viel länger dauret als ein Apfel- Birn- oder Pflaumenbaum, alſo daß dieſes keines Beweiſes bedarf. Nur die Urſache iſt zu erörtern, woher dieſes komme, dabei denn dieſes zu wiſſen, daß das Leben eines Baums in ſeinem Safte beſtehe, wenn der weg iſt, ſo wird er alt, und verdorret, das lange und kurze Leben aber beſtehet in des Safts Beſchaffenheit, denn iſt der Saft dik, ölich und zähe, ſo kan auch der Baum eine gute Zeit davon leben, iſt er aber wäſſericht und dünne, ſo kan er nicht gar zu alt werden. Die Urſache iſt, weil jener mehr den verzehrenden Dingen kan wiederſtehen als dieſer. Dahero ſchlagen auch jener Art Bäumen langſamer aus, und verliehren ihre Blätter ſpäter als dieſe. Denn aus dem langſamen Ausſchlagen kan man ſchlieſſen, daß ihr Saft beſtändiger, und ſich nicht ſo leicht zerſtreuen laſſe als dieſer ihrer. Man kan es auch an den guten Bäumen ſehen, unter welchen die Johannesbeeren viel eher ausſchlagen, als die Kirſchbäume, aber dieſe gehen in der Dauer jenen weit für.

Abſchilderung dererjenigen Leidenſchaften, die das Leben der Menſchen verkürzen.

Von dem Selbſtmord.

WEnn ich die Gemüthsfaſſungen unterſuche die den Selbſtmord, hervor bringen können, ſo iſt vielleicht eine natürliche Schwermuth und Tiefſinnigkeit unter allen noch die unſchuldigſte; Leute dieſer Art ſehen die Welt in einer immerwährenden Dämmerung. Ihre Seele leidet von der Unbequemlichkeit ihrer Wohnung, und der ängſtliche Umlauf ihrer ſchwarzen Säfte, beklemet alle ihre Gedanken. Die ſchönen Morgen und die Frühlinge ſcheinen ihnen umſonſt. Ein diker Nebel verfinſtert die ganze Schöpfung, und ihr Herz verſchliest ſich auf ewig der Ruhe, der Frölichkeit, der Hofnung und dem erleichternden Scherze. In dieſem Zuſtande darf eine Sorge ſie beunruhigen, eine Noth des Lebens ſie trefen, oder nur ein Wunſch ihnen misrathen, ſo ſcheint das ganze Leben ihnen nicht mehr der Mühe werth. Der Grund ihres Herzens wird aufrühriſch, und bricht in die unholde Schwermuth und Verwirrung aus, die ſich nur verhalten hat. Ihre Wuth iſt der Paroxiſmus einer Krankheit, und ihre Entſchlieſſungen gleichen den Geſprächen eines Mondſüchtigen. Die Welt iſt menſchlich genug, dieſe Unglükſeeligen zu bedauren, und in jener Welt finden ſie einen Richter, der bey der höchſten Gerechtigkeit zugleich allwiſſend und barmherzig iſt.

Eine zweite Gattung geben die Selbſtmörder aus Grundſezen ab. Die Lehrgebäude dieſer Unglükſeeligen beruhen auf verkehrten Meinungen von ihrer eigenen Natur. Wenn die eine Secte derſelben, die unter den wizigſten Völkern des heidniſchen Alterthums herrſchte, der Seele eine chimäriſche Hoheit und Abhängigkeit gab, und den Leib dagegen als ein armſeeliges Sclavenhaus betrachtete, auf deſſen Zerſtöhrung der Zuwachs unſerer Freiheit und Tugend beruhte; ſo erniedrigen die heutigen Freigeiſter insgemein die Seele, verwandeln dieſelbe in einen Haufen Materie, die durch die Trennung vom Leibe verfliegt, und gewähren dem Selbſtmorde die lezte Zuflucht aus der Noth dieſes Lebens in eine völlige Vernichtung. Es zeugt von einem ſehr ſchlechten Fortgange der Vernunft und Wiſſenſchaft, von einer vorſezlichen Verachtung des göttlichen Wortes, und von einer verworffenen Niederträchtigkeit des Herzens, daß man noch in unſern Zeiten ſo zu denken im Stande iſt. Je deutlicher und gewiſſer aber die Wahrheiten von einem künftigen Leben und von den natürlichen und willkührlichen Strafen oder Belohnungen unſerer Werke, durch die Vernunft und Offenbahrung erkannt werden, je leichter iſt die Grundloſigkeit dieſes Syſtems einzuſehen, und je bedaurenswürdiger iſt das Schikſal derer die es annehmen. Wenn unſer Cörper ein wundervolles Kunſtſtük eines allweiſen und allmächtigen Weſens iſt, welches durch eben die gütige Hand die es erbauet hat, zu den weiſeſten und erhabenſten Zweken erhalten wird; wenn die Gründung und Zeitigung unſerer Einſicht, Tugend und Glükſeeligkeit an dis zeitliche Leben gebunden iſt, und die guten oder böſen Folgen deſſelben uns in der Ewigkeit erwarten, ſo iſt nichts entſezlicher in der ganzen Natur als der Anblik eines Rebellen der dis Werk des Allmächtigen in ſeiner eignen Natur zerſtöhrt, den Fortgang ſeiner Erkenntnis, der Tugend und Glükſeeligkeit auf ewig abſchneidet, und ſich, um einigen betrübten Augenbliken zu entgehen, dem Tode, der Rache und Verzweiflung in die Arme wirft. Keine Wuth iſt unmenſchlicher, denn keine betrift uns ſelbſt näher, keine Zagheit iſt niederträchtiger, denn keine entſagt gröſſeren Hoffnungen. Selbſt unter den Heiden kam der Selbſtmord nie in den Character eines wahren Helden, und wann ich mich in alle die Empfindungen eines Cato oder Prutus einlaſſe, ſo finde ich im Grunde nichts als die Zierereien eines feigen und ungeſchikten Groſſprechers. Muth, Klugheit, ein gutes Gewiſſen und die überlegene Stärke eines wahrhaftig groſſen Geiſtes hat tauſendmal den Sieger entwafnet, und dem Tugendhaften mitten im Unglük eine gewiſſe Höhe über den Zufall und alle Gewalt der Menſchen gegeben. Socrates, Porus und Regulus ſind erlauchte Beiſpiele dieſer Art. Sie hatten einen Vorrath von Tugenden und Entſchlieſſungen den ſie dem Unglük, der Ubermacht ihrer Feinde und dem Tode ſelbſt entgegen ſezen konten! ein wenig Gifft oder Eiſen hätte ſie in kurzem des Anbliks ihrer ſiegenden Feinde, ja zum Theil der gewiſſen Beſchimpffung und Marter überheben können; wodurch aber ſolte ſich die gründliche Tugend unterſcheiden, wenn ſie ſich bis zu einer Ausflucht herab lieſſe, die jedem Niederträchtigen und verzweifelten offen ſteht? Ich habe die Todesbereitung des Cato allemal auf einer Seite betrachtet, die vielleicht neu iſt. Er las, ſagt man, ehe er ſich erſtach, den Paedon des Plato von der Unſterblichkeit der Seelen, das heist, er ſuchte Gründe zu einer That die er ſchon beſchloſſen hatte. Man kan behaupten, daß dis immer die Lehrart der Selbſtmörder iſt. Wenn das Laſter und die Unbändigkeit ihres Herzens ſie zur Verzweiflung zwingt, ſo fordern ſi den Reſt ihrer Vernunft auf, dieſelbe zu rechtfertigen. Wie es nun einem Kriege den man beſchloſſen hat, nie an einer Deduction fehlt, ſo iſt es auch ſehr begreiflich, daß es der Bosheit und dem Leichtſinn nie an Freigeiſterei, und einem zaghaften oder trozigen Herzen nie am Stoiziſmus fehlen werde.

Meine Leſer werden von ſelbſt einſehen, daß gegen dieſe unglükliche Gemüthsfaſſung das einzige Hülfsmittel von der ſorgfältigen Aufklärung und Gründung unſerer Erkenntnis, und von der Aufrichrigkeit unſeres Herzens zu erwerben ſteht. Ein Menſch legt den Grund zu der Verwahrloſung ſeiner ganzen Natur, wenn er die Warheit verabſaumt, und die Vernunft ſolte daher hauptſachlich in einer deutlichen und zuſammenhängenden Einſicht derjenigen Grundwarheiten beſtehen, ohne welche wir nie glükſeelig ſind. Wie weit aber mus dieſe Vernunft verfallen, wenn man unter tauſend mühſamen Unterſuchungen davon das Leben voll iſt, nur die Frage von der Unſterblichkeit, von den Strafen und Belohnungen jenes Lebens, von den Verbindlichkeiten unſerer Natur und von der Göttlichkeit unſeres Glaubens entſcheiden läst; ich will nicht ſagen, wenn man alle dieſe Warheiten läugnet. Iſt es Wunder da ein Menſch ohne dieſe Uberzeugung ei Raub der Verzweiflung und des Tod wird, und iſt dieſe Gefahr hingegen möglich, wenn man davon gewis iſt, daß de Schlus dieſes Lebens uns weder vernichten, noch der Bottmäſigkeit des Allmächtigen entziehen kan, und daß der Selbſtmord, indem er uns von einem geringen Ubel befreit, uns dafür der Quaal de Gewiſſens, und der Rache des Allmächtigen auf ewig übergibt? Dieſe Gewisheit iſt leicht zu erhalten, wenn man aufrichtig iſt; die Kraft der Vernunft un des göttlichen Worts aber findet vielleich weniger Widerſtand, an der Blödigkei unſeres Verſtandes als an den Unarte unſers Herzens.

Endlic

Endlich gibt es Zwiſchenzeiten im Leben, daſelbſt die deutlichſte Erkenntnis durch die Leidenſchaften verfinſtert, und der Menſch einem Ohngefehr übergeben zu ſeyn ſcheinet. Die Gefahr iſt in dieſer Verwirrung doppelt, dann man iſt geneigt, Widerſinniſch zu wählen, und eine ſchlechte Wahl mit Ungeſtümm zu verfolgen. Keine Art zu denken aber iſt aufgelegter einen Menſchen vollkommen zu verderben. Sorge, Furcht, Liebe, Wuth, Verzweiflung, alle an ſich gefährliche Begierden dürfen nur noch einen Schritt thun, um nach der Redensart der Schrift eine Traurigkeit der Welt zu werden, die den Tod würkt. Tauſend Selbſtmörder haben in dieſem Schwindel Warheit, Tugend und Natur vergeſſen, und ſich erſt wieder beſonnen, wenn der tödliche Stos ſchon geſchehen war. Sie haben einer Kleinigkeit und Thorheit ihr Leben aufgeopfert, und dieſe Kleinigkeit und Thorheit erkañt, ehe ſie noch gänzlich ſtarben. Man mus einem vernünftigen Weſen auf dieſe Art die Augen gleichſam verbinden, wenn man begreifen will, wie es ſich eines Spieles, einer Buhlerin, einer Erbſchaft oder eines Tituls halber in das Grab ſtürzen, und überhaupt eines zeitlichen Guts wegen, geſezt auch, daß es ächt und wichtig wäre, ſich ſelbſt ewig unglüklich machen kan. Alle Schäze dieſer kurzen und flüchtigen Zeit, ſind ſowol als die Sorgen und Schmerzen dieſes Lebens unendlich klein und unerheblich, wenn man ſie gegen die Glükſeeligkeiten und Qualen jener Welt berechnet. Wenn daher Vernunft, Glaube und Hofnung die Widerwärtigkeiten der Zeit überſieht, und die Vergnügungen derſelben verläugnet; ſo erligen die Sclaven der Leidenſchaften und des Unglaubens unter der gegenwärtigen Noth und verläugnen in der Sättigung ihrer ſtürmiſchen Begierden ein unſterbliches Glüke. Wuth und Selbſtmord gibt ihnen ein gewiſſes finſtres Vergnügen, welches allemal den Fortgang der Begierde begleitet; dieſes Vergnügen aber iſt, ihren Feinden, der Welt und GOTT zum Troze den Willen zu haben, indem ſie ſich das Leben nehmen.

Heilſame Vorſchläge, wie ſich die Menſchen vor einem laſterhaften Misvergnügen über gegenwärtiges Leben bewahren können?

So fürchterlich der Vorſaz ſeyn mag, die Tage unſers Hierſeyns zu verkürzen; ſo unedel und kindiſch iſt oft der Wunſch dieſelben zu vervielfältigen. Das gegenwärtige Leben mit allen den erhabenen Zweken, die den Werth deſſelben ausmachen, erſchöpft dennoch die ganze Beſtimmung unſerer Natur bei weitem nicht. Die Abſichten der ewigen Vorſehung gehen mit uns ſo weit, als unſere Unſterblichkeit, und die Möglichkeit neuer Verbeſſerungen unſers inneren und äuſſeren Zuſtandes reichen. Der handelt niederträchtig, der nicht die erhabenſten Zweke zu ſeinem Augenmerk machet; und der denkt kindiſch, der geringerer Vortheile nicht vergeſſen kan, wo es auf die Vollendung einer ewig daurenden Glükſeeligkeit ankommt.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, die Gründe nach der Zahl zu unterſuchen, wodurch das gegenwärtige Leben uns ſo unſchäzbar und der Verluſt deſſelben ſo unerträglich wird. Es läuft alles dahin aus, daß wir nach Grundſäzen leben, die mit der Ehre unſerer Natur nicht beſtehen können; daß wir das Sichtbare und Gegenwärtige, dem Unſichtbaren und Zukünftigen vorziehen; daß wir ein dürftiges, mühſeeliges und hinfälliges Leben für den Zwek unſers Daſeyns und für die ganze Glükſeeligkeit halten, die für uns bereitet iſt. Demjenigen der den ganzen Entwurf ſeiner Beſtimmungen und Veränderungen niemals unterſucht und aus Uberzeugung genehmigt hat, kan man es ſo gar nicht einmal verdenken, wenn er dis Leben uneingeſchränkt liebt, und vor dem Verluſt deſſelben troſtlos erzittert.

Man bringt ſeine Hochachtung für die gegenwärtige Welt nicht anders in die rechten Schranken, als wenn uns die zukünftige rühret und tröſtet. Doch dis gehört zu den Anfangsgründen der Kunſt zu ſterben, und ich bin nicht Willens, meine Leſer damit zu unterhalten.

Es gibt eine Anhänglichkeit an das gegenwärtige Leben die aus ſo edlen Gründen herrührt, daß ſie heroiſch und alles Ruhmes würdig ſeyn würde, wenn ſie nicht übertrieben wäre. Es ſind gar nicht die Leute deren Leben keines edlen Todes werth iſt, die entweder als Trunkene oder als Wahnwizige die Schranken ihres Lebens durchtaumeln, und entweder als Verzweifelte oder als Narren ſterben. Menſchen, die beim Beſchlus ihrer Jahre nicht ſagen können, daß ſie gelebt haben, ſondern nur daß ſie geweſen ſind, äuſſern in ihrer Furcht vor dem Tode blos die Gegenwehr eines Thieres, welches ſeinen Untergang vor Augen ſieht. Die Anhänglichkeit dieſer Unglükſeeligen iſt eine Schande der Menſchlichkeit, und ihr Tod die Strafe eines thieriſchen Lebens. Aber auch in edlen Herzen regt ſich die Liebe zum Leben, und Seelen höherer Art ſchaudern bei dem Anblik des Todes. Sie kennen den Werth ihres Daſeyns, und fühlen die Ehre ihrer Natur. In ihren Empfindungen rein und erhaben, in ihren Grundſäzen weiſe und tugendhaft, in ihren Entſchlieſſungen patriotiſch und grosmüthig, leben ſie zum Segen der Welt. Gütigkeit und Menſchenliebe füllen ihr beglüktes Leben aus, und ihr Blut wallt für Ungedult ihren Mitbürgern wol zu thun. Mit einer edlen Unerſättlichkeit häufen ſie Entwürfe mit Entwürffen an, dazu ein unausdenkliches Alter nicht hinreichen würde, ſie mit Nachdruk auszuführen. Und, mitten in dieſen Veranſtaltungen, Geſchäften und Vorſäzen ſchlägt die Stunde da ſie die Welt verlaſſen ſollen.

Ich kan dieſe ganze Beſchreibung nicht nachdrüklicher und rührender beſchlieſſen als mit dem lezten Theil der Lebensbeſchreibung eines Röm. Monarchens, deſſen Name noch jezo eine Lobrede guter Fürſten iſt. Titus, der den Tag für verlohren hielt, welchen er nicht durch eine Handlung der Grosmuth und Menſchenliebe merkwürdig gemacht hatte; der von den lebhafteſten Empfindungen der Gütigkeit ſo beherrſcht wurde, daß er ſtatt eines Todesurtheils über ſeine Feinde den heroiſchen Schwur that, daß er eher ſelbſt umkommen als andern den Untergang beſtimmen wolte: Titus, der von einem freien und zum herrſchen gebohrnen Volk, die Luſt des menſchlichen Geſchlechts genannt wurde, ſtuhnd in der Blüthe ſeiner heiteren Tage und ſchien gröſſer durch ſeine Vorſäze die er zum Heil der Welt noch ausführen wolte, als durch die unſterblichen Verdienſte, die er bereits erworben hatte. Auf einmal umgeben ihn die fürchterlichſten Vorbedeutungen ſeines nahen Todes. In dem er dem Himmel ſeine Gelübde bezahlen will, ſo entflicht das Opferthier wütend von den Stufen des Altars; und ein röchlender Donner, der ſich zu ſeiner Linken am heitern Himmel hören läſſt, ſcheint im Namen der Götter das Todesurtheil über ihn ausſprechen. Dieſe Vorſtellungen erfüllten ſein gütiges Herz mit einer Art von Verzweiflung, daran dieſe Tugend ſelbſt gearbeitet zu haben ſcheint. Nachdem er bei dem Beſchlus der Schauſpiele, welchen er ſelbſt beigewohnt, im Angeſicht des ganzen Volks ſtrohmweiſe Thranen vergoſſen hatte, ſo geht er ſchwermüthig aus Rom. Er war kaum an dem Ort ſeines erſten Nachtlagers angekommen, als er ſchon in ein Fieber fiel und den Tod im Anzuge ſahe. Man trug ihn in einer Sänfte, darinn Einſamkeit und Dunkel ſeinem Gram Vorſchub thaten. Titus ſchlägt die Deke ſeines Tragſeſſels zurük, ſieht mit halbſtarren Augen den Himmel an, und bricht unter hundert Seufzern in die Klage aus: Daß ihm das Leben unverdienter Weiſe entriſſen werde; indem er ſich keiner einzigen That erinnere,

nere, die er bereuen dürfe, eine einige ausgenommen. Er ſtarb, und erfüllete die Welt mit Wehklagen, und mit einem ſo einträchtigen Trauren, als ob ein einiges Geſchlecht ſeinen Vater begrübe. Niemals gewis, hat die Verzweiflung ſchön geſchienen, als nur bei dem Verluſt eines ſo ſchönen Lebens. Wie glüklich würden wir uns ſchäzen, wenn die Troſtgründe, die wir wider die Verkürzung eines edlen Lebens nunmehr anweiſen wollen, einer ſo ſchönen Traurigkeit gewachſen wären.

Einmal: Da die Abſicht meines Aufenthalts auf Erden ohnfehlbar dahin geht, daß ich zuförderſt mich ſelbſt und alsdenn auch meine Nebengeſchöpfe glükſeelig zu machen ſuche: ſo ſehe ich gar wol ein, daß es mir gleichgültig ſeyn müſſe, wie lange oder wie kurz mein Leben auf dieſer gegenwärtigen Welt daure. Ich würde nur alsdenn zu beklagen ſeyn, wenn meine eigene Glükſeeligkeit nothwendig eine lange Reihe von Jahren erforderte, und wenn die Verbeſſerungen meiner Natur von der Zeit abhiengen. Nur alsdenn würde der Anblik eines frühen Todes mich troſtlos machen, wenn das Wachsthum meines Geiſtes an die Auswiklung meines Leibes ſchlechterdings gebunden wäre, und wenn die Jahre, die meinen Cörper bilden, auch meinem Herzen die Geſtalt gäben. Aber nein, ich bin über Zeit und Unglük erhaben, und die die Veränderungen meines Geiſtes ſind geſchwinder als die Flucht der Augenblike. Warheit und Tugend binden ſich an die Zahl meiner Monden nicht, und machen mich in jedem Alter, nach meiner Fähigkeit glükſeelig. Ich weis es, daß ich die Glükſeeligkeit meiner Nebengeſchöpfen befördern ſoll: Aber ich ſehe zugleich überzeugend ein, daß nichts als der aufrichtige Vorſaz es zu bewerkſtelligen, in meiner Gewalt ſtehe. Ich bin zu ohnmächtig mir die Gelegenheiten dazu zu veranſtalten, und meine Stellung in der Welt ſo zu verändern, daß ich in die allgemeine Glükſeeligkeit nach dem Wunſch meines Herzens einflieſſen kan. Folglich habe ich das meinige gethan, wenn ich Menſchenliebe und allgemeine Gütigkeit in meinem Herzen angebauet habe, geſezt auch, daß ſie der Welt niemals ſichtbar geworden wären. Ich ſterbe alſo ſchon unſchuldig und zufrieden, wenn ich mich ſelbſt glükſeelig gemacht und die Wohlfahrt meiner Mitbürger aufrichtig gewünſchet habe.

Zweitens: Vernunft und Religion überzeugen mich, daß kein Tod er ſei ſo frühzeitig als er wolle, das Wachsthum meines Geiſtes und meiner Glükſeeligkeit unterbreche. Solte ich wol Urſach zu klagen finden, daß ich den Schauplaz meiner Veränderungen vertauſche, ohne im geringſten etwas dabei zu verlieren? Ich bleibe der, der ich hier geweſen, und mein innerer Zuſtand erfährt keinen Wechſel. Selbſt meine äuſſeren Verhältniſſe, weit gefehlt, daß ſie eine nachtheilige Veränderung erfahren ſolten; ſo habe ich vielmehr Hofnung, daß ſie in der zukünftigen Welt auf das vortheilhafteſte für mich eingerichtet ſeyn werden. Die Warheit die ich hier in der Dämmerung erblikt, ſoll mir dort aufgedekt vor Augen ligen; und die unerfüllten Vorſäze die ich hinüber bringe, finden ohne Zweifel ihre Gelegenheit in der Stadt GOttes. Wie ſicher und glüklich werden da meine erſten Verſuche ſeyn, die Glükſeeligkeit meiner Mitbürger zu befördern, und die Pflichten der allgemeinen Gütigkeit thätig zu erfüllen!

Drittens: Da die Welt in allen ihren Scenen, unter der genaueſten Aufſicht und Anordnung des ewigen und allgemeinen Beherrſchers aller Dinge ſtehet; ſo überlaſſe ich es ſeiner Einrichtung ohne Bedenken, für welchen Auftritt der Weſen er mich eigentlich aufgehoben habe. Könte die Zeit mit den unendlichen Jahren v. Ewigkeit im geringſten in Vergleichung kommen; ſo würde ich mit mehrerm Rechte ſagen können, daß Greiſe mehr als ich, für die gegenwärtige Welt beſtimmet worden. Mein Leben gehört für den folgenden Aufzug, den mir mein Tod eröfnet. Es iſt gleich viel für mich, in welchem Aufzuge meine Rolle begrifen iſt; genug wenn ich ſie gut ſpiele. Die Welt verliert dabei eben ſo wenig; denn alle Scenen derſelben ſtehen in der genaueſten Verbindung, und die Übereinſtimmung aller, bringt die allgemeine Vollkommenheit zu Stande.

Viertens: Da ich es mit einem OberHErrn zu thun habe, der ein Vater der Welt und auch eines jedweden ſeiner Unthanen iſt; ſo überzeuge ich mich, daß er es nicht allein dem allgemeinen Beſten der Welt, ſondern auch meiner eigenen beſondern Glükſeeligkeit zuträglich gefunden habe, meinen Aufenthalt auf Erden zu verkürzen. Es iſt mir nicht erlaubt in die Gründe ſeiner heiligen Rathſchlüſſe zu dringen; aber das ſehe ich überzeugend ein, daß er die allerwichtigſten und liebreichſten Urſachen gehabt haben könne, meinen Tod zu beſchleunigen. Vielleicht ſahe er eine unglükſeelige Stunde voraus, da ich meiner Unſchuld vergeſſen, und meinen Untergang finden würde. Vielleicht überwog die gegenwärtige Aufrichtigkeit meines Herzens, mein bevorſtehendes Vergehen, von mir zu entfernen. Vielleicht erforderte es die Vollkommenheit des Ganzen, daß ich bei einem längern Leben in Verſuchungen und Verlegenheiten gerathen müſſe, die meiner Glükſeeligkeit nachtheilig ſeyn würden. Ich bin es überzeugt, daß oft eine frühe Tugend, einen frühen Tod zu ihrer Belohnung, und eine vermehrte Ruchloſigkeit ein ſpätes aber verdroſſenes und unglükliches Alter zur Strafe erhalten könne. Vielleicht bewahrt mich mein früher Hingang für Anbliken voll Grauſens und Schrekens, die mir unerträglich geweſen ſeyn würden. Alle dieſe Gründe zuſammen genommen, wafnen mich überflüſſig wider die Schreken eines frühen Todes, und es kommt mir vor, daß ich entweder kindiſch oder unedel handeln würde, wenn ich die Welt mit Unzufriedenheit oder aufrühriſchen Klagen verlaſſen wolte. Meine gröſte Tugend iſt, nach dem allervollkommenſten Willen des groſſen und weiſeſten Beherrſchers der Welt mit Gelaſſenheit zu leben und mit Unterwerffung zu ſterben. So erfülle ich die Abſichten meines Daſeyns, und ſchike mich in den entzükend ſchönen Plan der allgemeinen Vollkommenheit, der eigentlich einmal meinen Werth beſtimmen, und meinen Ruhm entſcheiden wird.

Vom Urſprunge des Namens Schulfuchs, Petant.

Man könte zwar eben ſo vieles von der Schulfüchſerei des Hofes, des Kriegesſtandes, des Frauenzimmers und ſo weiters, ſchreiben und ſagen, als man bisher von der Schulfüchſerei der Gelehrten geſchrieben und geſaget hat: denn alles, was man in den Eigenſchaften und Handlungen der Gelehrten unter dieſem Namen begreifet, das findet man in ſeiner Art eben ſo häufig am Hofe, im Kriege u. ſ. w., als man es bei den Gelehrten antrift. Die Gelehrten haben aber desfals das Unglük gehabt, dieſen Namen bisher vorzüglich zu führen, weil ſie den vornehmſten und beträchtlichſten Stand in der ganzen Welt ausmachen. Man hat deswegen ihre Fehler und Schwachheiten zu allererſt aufgedeket; jederman vermuthet unter dem Namen eines Gelehrten das gröſte, ſo er ſich vorſtellen kan. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ihre Mängel auch zu allererſt in die Augen leuchten. Wenn ich eben geſaget, daß die Gelehrten den allervornehmſten und anſehnlichſten Orden in der Welt vorſtellen, ſo verſtehe ich nicht die äuſſerlichen Vorzüge darunter, die an den bügerlichen Rang gebunden ſind: denn dieſer iſt öfters mehr durch ein blindes Schikſal, als nach den Verdienſten ausgetheilet. Sondern ich verſtehe den innerlichen Werth, den ein jeder dem Stande der Gelehrten beileget.

Ein Regent, den Cronen und Scepter ſchmüken, und der auf der Welt die höchſte Ehre hat, weil keiner, wenigſtens in ſeinem Lande höher und vornehmer iſt, als er, machet ſich dennoch eine Ehre daraus, wenn er ſelbſt das Verdienſt der Wiſſenſchaften beſizet.

Lieſebergen, ein Stuzer am Hofe, ſchilt auf die Petanten, nemlich die Gelehrten, aus allen Leibeskräften, und ſpottet ihrer bei aller Gelegenheit: weil dis die vertiefelten Kerls ſind, die die Schuld haben, daß von Lieſetchen bisweilen etwas mehr erfordert wird, als einen ſteifen Reverenz zu machen; eine Geſundheit nach den beſten Nürnbergiſchen oder Augsburgiſchen Geſundheitskarten auszutrinken; ein Frauenzimmer an die Hand zu nehmen und herumzuführen u. ſ. f. Aber es ſolte ſich bei allen dem nur einer unterſtehen, ihm den Namen ſtreitig zu machen, daß er ſelbſt nicht ſtudiret hätte, d. i. auf Univerſitäten geweſen wäre, mein Lieſebetchen würde das hizige und kalte Fieber in einem Augenblike bekommen.

Koriander hat Rang, Geld und Uberflus. Aber dennoch bedauret er, daß er kein Gelehrter ſei.

Sind dieſes nicht Beweiſe genug für den vornehmen Orden der Gelehrten? Es iſt alſo kein Wunder, daß eine gewiſe Nation von Leuten, die nicht weis, was ein Gelehrter iſt, und worunter viele ſelbſt von denen gehören, die auf Univerſitäten geweſen ſind (denn ſtudiret haben, kan ich nicht ſagen) eine Gelegenheit mit Freuden ergreifen, wodurch ſie jene nach ihrer Meinung beſchimpfen können, die klüger ſind, als ſie. Das Wort Schulfüchs und Petant mus hier alle Augenblik herhalten.

Von dem Urſprunge dieſes Wortes finde eine artige Nachricht in des Paulini geiſt- und weltlichen Merkwürdigkeiten. Dieſer meldet uns in dem Kap. vom Urſprunge der Schulfüchſe, zweibeinigten Haſen, und academiſchen Schafkäſe p. 179. (I. Th.) folgendes:

"Die hohe Schule Jena hat manches Sprichwort in die Welt gepflanzet, derer ich für dismal nur 3 anführen will, und zwar erſtlich von den Schulfüchſen. M. Caſp. Arnurus, auf teutſch Lämmerzahl von Ilmenau gebürtig, Prof. Log. & Ethices, ein frommer gelehrter Mann, der mehr im Gehirne hatte, als ihm eben forne an der Pfanne herausgukete, dabei aber ein blödes Thier, ſo immer ſorgete, der Himmel möchte berſten, und ihm auf die Platte fallen. Nun trug dieſer ſchlecht und recht einen Mantel mit Fuchsbälgen gefüttert; damit wanderte er nach dem Katheder. Die Studenten, ſo dergleichen Habits nicht gewohnt waren, ſonſt auch des guten Manns Wiz und Verſtand, wie gemeiniglich, nur nach dem äuſerlichen Scheine abmaſen, und ihn alſo nicht für voll achteten, gaben ihm den Namen eines Schulfuchſes, welches Wort durch ganz Teutſchland ausgeſtreuet, wiewol der zehente kaum den eigentlichen Urſprung weis, und ſo ferner.

Hiernächſt liefert Hr. Paulini auch die Nachricht von den zweibeinigten Haſen, und academiſchen Schafkäſen. Von dem Worte Philiſter finde ich nichts bei ihm: da ſonſt bekannt iſt, oder wenigſtens dafür gehalten wird, daß die Herren Bürger auf Univerſitäten dieſen leidigen Namen ebenfalls demſelbigen Orte zu danken haben, wo das Wort Schulfuchs nach Hrn. Paullni Zeugniſſe entſtanden iſt. Wo man das lateiniſche oder franzöſiſche Pedant hin rechnen ſollen, darüber haben ſich die Gelehrten ſelbſt lange geſtritten (S. Heider. Orat. I. de vulpec. Scholatt.) Der groſſe Göttingiſche Polyhiſtor, Hr. D. Heumann, hat uns den Urſprung deſſelben zuerſt entdeket, und zwar mit ſolcher Wahrſcheinlichkeit, die wol für eine Gewisheit gelten kan. S. deſſen Epiſt. de tit. petantæ ad B. Stoll. Poec. T. II. L. I. p. 80.

p. 80. Er leitet dieſe Benennung her von einem gelehrten und berühmten Italiäniſchen Grammatico, dem Pedanus. Wie man von dem Orbilio mehrere Orbilios gemachet, ſo haben die Franzoſen von dem Pedano auch andere Pedanos genennet, die mit jenem eine Gleichheit der Sitten u. ſ. w. gehabt; wie ſie denn auch zuerſt geſchrieben: un pedan. Hieraus haben ſie nachher Pedant gemachet.

Die Misbräuche.

DIe Klagen über die herrſchende Misbräuche ſind allgemein: niemand aber hat das Herz ſich ihnen entgegen zu ſezen, da doch ein jeder auf gewiſſe Art darunter leiden mus. Brächten es die Geſeze ſo mit ſich, daß man gewiſſe Thorheiten mitmachen müſte, ſo könte man kein redlicher Burger ſeyn, ohne einen Thoren mit abzugeben. Allein, GOTT Lob! dergleichen Geſez haben wir nicht.

Der Gebrauch macht unterdeſſen den Wohlſtand. Wer dieſen nicht beobachdet, iſt nicht klug, der weis nicht zu leben. Dieſes ſind ſtarke Beweggründe, ich mus es bekennen, alle Narrheiten in der Welt mitzumachen.

Ein Weiſer, ſpricht die Vernunſt, der den Werth der Tugend kennet, verachtet den Beifall der Thoren. Er liebt das Gute nicht, weil es gelobt wird, ſondern, weil es gut iſt. Was aber gut iſt, das hat die Art der Glükſeeligkeit; deswegen iſt die Weisheit ſtets mit dem Guten beſchäftiget: ſie richtet ihre Handlungen nicht nach dem Wahn der Menſchen, ſondern nach dem wahren Werth einer jeden Sache ſelbſt. Die Probe von der Richtigkeit ihrer Schlüſſe bezeiget ſich an unſerem Herzen durch die Empfindung einer wahren und beſtändigen Zufriedenheit.

Alle im Schwang gehende Misbräuche, haben etwas thörigtes: ſie ſezen uns in einen unnöthigen Zwang, ſie zerſtreuen unſre Sinnen, ſie beſchäftigen uns mit unzehligen nichtswürdigen Kleinigkeiten, und ſtöhren durch die Menge ihrer eitlen Vorwürffe die Zufriedenheit unſeres Gemüths.

Laſt uns demnach hier kürzlich unterſuchen 1) was eigentlich Misbräuche ſind, 2) wie und auf was Weiſe ihnen könte begegnet werden.

I.

Unter dem Wort Misbrauch verſteh ich alle diejenige Handlungen, da man gewiſſe Gebräuche die ein allgemeiner Wohlſtand eingeführet hat, dergeſtalt übermachet, daß einem dadurch allerhand Weitläufigkeiten, Schaden und Verdrus zuwachſen: ſie ſind freiwillige Handlungen, und darinn von den Pflichten unterſchieden, daß uns zu dieſen gewiſſe Geſeze verbinden.

Die Mode, wie man das närriſche Ding nennet, hat die Misbräuche auf die Welt gebracht: ſie äuſſern ſich in dem ganzen menſchlichen Leben auf verſchiedene Weiſe, vornemlich in Eſſen, Trinken, Kleidern, Ceremonien und andern dergleichen Umſtänden, wo der menſchliche Hochmuth ſich zu zeigen Gelegenheit findet.

Der Misbrauch im Eſſen und Trinken iſt zu unſern Tagen ſehr weit geſtiegen. Alle Vertraulichkeit und Freundſchaft ſcheinet dabei aufgehoben zu ſeyn. Es iſt wahr, das ſchändliche Laſter der Trunkenheit, darüber das fromme Alterthum ſo billiche Klagen geführet, iſt nun ziemlich auſſer der Mode gekommen: man würde es für etwas grobes und ungeſchliffenes halten, wenn einer bei einer ſo delicaten Lebensart ſich beſauffen, oder ſeine Gäſte darzu nöthigen würde: dieſe ſchweiniſche Aufführung iſt nur noch unter hem Pöbel anzutreffen: unſere durch zärtliche Speiſen und warme Getränke verderbene Mägen haben uns zu einem Laſter untüchtig gemacht, welches ſonſt die Vernunſt ſchwerlich allein würde aus der Ubung gebracht haben. Allein, ſtatt dieſer gezwungenen Mäſſigkeit im Trinken, herrſchet im Gegentheil die gröſte Schwelgerei in der Art Tafel zu halten, und allerhand Speiſen aufzutiſchen. Alles hat ſich hier in ein künſtliches Gemengſel von ſeltſamen Gerüchten verwandelt. Die Gäſte werden mehr zu Zeugen einer verſchwenderiſchen Pracht, als zum Genus einiger ſchmakhaften Speiſen eingeladen. Die Kunſt, die ich ſonſt allenthalben verehre, iſt hier ſo übel angebracht, daß ſie uns ſchier um Geſundheit, Leib und Leben bringt. Seneca ſagte ſchon zu ſeiner Zeit, daß die vielerlei Speiſen auch vielerlei Krankheiten verurſachten. Die Folgen davon waren nicht minder unglüklich für den Staat: dieſer wurde mit krank: Die mächtige Römer, die grosmüthige Bezwinger der Welt, wurden nicht ſo bald durch ihre Wollüſte verzärtelt, ſo machte ſie auch dieſe Verzärtlung weichlich, furchtſam, und niederträchtig: ſie wurden von ihren Kaiſern, und dieſe wiederum von barbariſchen Völkern aufgerieben. Wir haben vor dieſem ihren Tugenden nachgeahmet; was können wir uns für ein Schikſal verſprechen, da wir ihren Laſtern folgen?

Wie unſchuldig, wie vergnügt kamen vor Zeiten gute Freunde zuſammen! Es ſtöhrte deswegen keiner den andern in ſeinen Geſchäften; ſah einer, daß der andere zu thun hatte, ſo gieng er wieder weg. Man nahm ſich einander nichts leicht für übel; man as miteinander, à la fortune du beau, wie es die Franzoſen nennen: Dieſes geſchah ohne Gepränge, ohne Weitläuſtigkeit, mit wenig Koſten ohne Uberflus; keine Frau verzog leicht darüber das Geſicht, wenn etwa ein Gaſt von ungefähr ſich meldete. Die Bande der menſchlichen Geſellſchaft wurden durch ſolche Vertraulichkeit noch immer ſtärker, und in dem man ohne Zwang und ohne Ungemächlichkeit beiſammen ſeyn konte, ſo empfand man auch dasjenige Vergnügen, welches das geſellige Weſen ſchenket, und welches uns heut zu Tag ſchier unbekannt iſt. Alle unſere Geſellſchaften und Zuſammenkünfte ſind abgezirkelt. Man macht die Anſtalten darzu viele Tage voraus: Man erſchrikt, wenn jemand unangemeld ins Haus tritt: Man ängſtiget ſich über ein Stäubgen, daß der Beſen verſchonet hat, oder über einen Fleken, den niemand wahrnimmt. Man bittet ſehr um Verzeihung, daß man nicht völlig angekleidet, friſiret und geſchmieret iſt; nicht anders, als ob man ein groſes Verbrechen begieng, daß man ſich nicht vortreflicher antreffen lies, als einem Stand, Glük und Natur gemacht haben.

Doch die Zeit kommt, da man ſich in der Geſellſchaft zeiget: Welcher Zwang! Alle Worte, alle Minen, alle Gebehrden, alles iſt hier abgemeſſen: Man ſezt ſich in einen Zirkel, man betrachtet ſich einander von oben bis unten. Das ſonſt geſchwäzige Volk, unterhält ſich ſo lang mit einigen Crimaſſen, bis das Spiel beginnet anzufangen. Wann dieſes zu Ende iſt, ſo gehet man in eben ſolchem Gepränge wieder von einander, wie man zuſammen gekommen iſt.

Einmsalen wurd ich in einer ſolchen Zuſammenkunft ein paar alten Damen zu theil: Sie ſpielten ſcharf, und ſahen mich für lauter baar Geld an; ich hätte mich gern mit 1. paar Ducaten losgeſpielet; allein ſo gut wurd es mir damalen nicht. Die Zimmer waren krell geheizt: Alle Fenſter und Thüren wol verwahrt: ich ſchöpfte vergebens nach friſcher Luft. Mit einem Wort: ich wurde recht warm gehalten. Verlohr eine von meinen Damen ein Spiel, ſo hatte ich nicht recht geſpielt; ich muſte darüber die Wirkung ihres Zorns empfinden, die Scharfſinnigkeit ihrer Urtheile bewundern, und um Vergebung bitten. Dieſes war nicht genug: Eine von dieſen klugen Spielerinnen bediente ſich beſtändig eines Fernglaſes, und indem ſie that, als ob ſie damit anders wohin ſehen wolte, druk ke ſie das eine Auge zu, und ſchikte das andere mit einem ſchnellen Blik in ihres Nächſten Charte auf Kundſchaft. Das ſchlimſte bei dieſen verjährten Geſichtern war dieſes, daß das Spiel kein Ende nehmen wolte. Dieſe Luſt war allem Anſehen nach die einzige, die ihnen der Wohlſtand ihrer Jahre noch zu erlauben ſchien. Armſeliger Zeitvertreib! dacht ich bei mir ſelbſt, ſind dieſes die Annehmlichkeiten der Geſellſchaft, ſo will ich mich derſelben gerne entziehen.

Man nenne mich einen Eigenſinnigen, einen Grillenfanger, einen Menſchenfeind: Man thut mir recht: Ich finde die Menſchen abgeſchmakt: was kan mir gleichgültiger ſeyn, als was ſie von mir halten, da ich ſo wenig von ihnen halte. So ſprach, ſo urtheilte ich damals bei mir ſelbſt, als mich meine Höflichkeit ſo viel Zeit und ſo viel Gedult koſtete, um die Ehre zu haben mit zwei alten vornehmen Damen zu ſpielen.

Dieſer Unmuth daurete bei mir doch nicht lange. Ich kam zu andern artigen Leuten, und wurde wieder geſellig. Ich ſah, daß man ein kleines Spiel wol mitmachen konte, ohne dabei einer ſo groſen Gedult vonnöthen zu haben. Allein unſern ganzen Umgang in ein bloſes Spiel zu verwandeln, iſt eine ſchlechte Kurzweil für Leute, die keinen Mangel an Verſtand und Empfindung haben.

Was die Art ſich zu kleiden betriſt, ſo kan man die Menſchen überhaupt darum nicht ſchelten, daß ſie dabei, nebſt der Nothdurft und Bequemlichkeit, auch auf die Zierde und Wohlanſtändigkeit des Leibes bedacht ſind. Dann ob wol dieſe Geſliſſenheit ſich zierlich und nett zu kleiden auf unſre Eitelkeit ſich gründet, ſo iſt ſie darum doch nicht allezeit etwas Böſes; denn wer die Eitelkeit den Menſchen verbieten wolte, der müſte ihm auch verbieten zu leben. Ich bin kein Vertheidiger derjenigen allzuweit getriebenen Sittenlehre, die alles was eitel iſt zur Sünde macht. Ich weis, daß es der Jugend nichts benimmt, wenn man dasjenige was ſchön und reinlich iſt auch in den Kleidern liebet; Allein man mus darinn die Regeln der Ehrbarkeit beobachten, und ſich dabei mit keinem närriſchen Stolz über ſeinen Stand und über ſein Vermögen heraus ſezen.

Inſonderheit ſind die ausſchweiſende und ſtets veränderende Moden in Anſehung der Kleidertracht, ein recht närriſcher und ſchädlicher Misbrauch. Dieſe Moden ſchleppen einen in unendliche Weitläuftigkeiten, wenn man ſich einmal mit ihnen eingelaſſen hat. Will man es aber halb mit der Vernunft und halb mit der Mode halten, ſo wird man dadurch weder der einen noch der andern es recht machen. Eine halbe Gefälligkeit in Anſehung der Misbräuche iſt mehr ein ganzer Beifall, als ein halber Widerſpruch. Ein Frauenzimmer, welches z. E. einen Reifrok von 8. Elen breit trägt, unterſtüzet dadurch die Mode derjenigen die darzu 12. Elen brauchen; ſo ungeheuer und närriſch auch dieſe Maſchine an einem menſchlichen Cörper läſt; ſo hat doch gleichwol in Anſehung derjenigen die 4. Elen weniger darzu brauchet, 4. Grad mehr Vernunft. Wolte man aber dieſe lächerliche Tracht abbringen, ſo müſte man ſolche weder mit ſechs noch mit acht Elen nachahmen.

So trugen vor ungefähr 20. Jahren, die Mannsleute groſe aufgeſtürzte Aufſchläg einer ganzen Pariſer Elen breit. Als anfänglich dieſe Tracht aus Paris kam, ſezten die Schneider in Sachſen derſelben noch ein paar Zoll hinzu, dergeſtalt, daß die Aufſchläge, wie die Flügel der gemahlten Cherubinen, an den Schultern hiengen. Als nun damit die Gläſer und Schüſſeln bei Tiſche in Gefahr ſtunden, entweder umgeſtoſſen oder verwiſcht zu werden, ſo machte man ſie wieder kleiner, und paſte ſie glatt an. Dieſe Mode aber währte nicht lang: Sie lies zu ſchlecht: Man ſchnitt alſo die Aufſchlä ge wieder auf, und läſt nun ſolche zum Troz der Gläſer und Schüſſeln noch weiter herunter hängen als zuvor.

Dieſe Modenveränderung herrſchet in allen Dingen, und verurſacht einen nicht geringen Schaden in den Haushaltungen, z. E. in dem Silbergeſchirr, welches man immer nach der Mode wieder neu herum ſchmelzen, und bald kraus, bald glatt, bald durchbrochen, bald erhaben, bald gebunden, bald oval, bald wieder auf eine andere Art arbeiten läſſet. Vor Alters machte man ſich eine Ehre daraus, dergleichen Geſchirr von ſeinen Vorfahren aufzuweiſen und damit zu brangen. Heut zu Tag ſchikt man aus einer bloſen Modenarrheit, das alte, von ſeinen Eltern geerbte, und öfters auf das künſtlichſte ausgearbeitete Silberwerk in die Münze, und kauft dafür ein neues, welches, wenn es ein paarmal gebraucht iſt, nicht ſelten bei einem Juden verſezt wird.

Noch alberer, und eben ſo ſchädlich ſind diejenige Misbräuche, die man bei Gelegenheit der Kindtaufen, Hochzeitē, Leichenbegängnuſſen und dergleichen, als einen Wohlſtand zu beobachten pflegt. Seit dem die Menſchen die Aufrichtigkeit verlohren haben, treiben ſie alles auf den bloſen Schein, und auf ein äuſerlich verſtelltes Weſen. Dieſes gibt im bürgerlichen Leben Anlas zum Pracht und zur Hoffart; im geiſtlichen Leben aber, zur Heuchelei und zur Scheinheilichkeit. Wir übermachen es in allen äuſſerlichen Geprängen, und laſſen es lieber an dem nöthigen und nüzlichen ermangeln, um, wie wir Teutſche ſprechen, einen groſen Wind zu machen. Hier hat ein ehrlicher Mann zu thun, daß er mit Ehren durch die Welt kommt. Ich ſage nicht, daß er ſich als ein wirklich ehrlicher Mann ſich betrage, Treu und Zuſag halte, niemand beleidige noch unrecht thue, den Seinigen wol vorſtehe, und zugleich als ein wahrer Patriot mit auf die Wohlfahrt des gemeinen Weſens denke: Dieſes ſind nur Kleinigkeiten, die kaum ins Auge fallen, und davon man eben ſo wenig ſpricht; Es ſind weit andere Dinge, die uns das Anſehen der Welt, und den Beifall der Menſchen erwerben. Hier mus alles glänzen und in die Augen fallen: Palläſte, Zimmer, Geſchirr, Leibdiener, Pferd und Wagen, Titel, Würden, Wappen, Ahnen, geborgt oder eigen, wer nur das Herz hat ſie zu führen; Sehet, das bringt Ehre, und gibt einen Rang vor allen armen Tugenden und Wiſſenſchaften.

Wolte man aller Misbräuche hier erwehnen, ſo müſte man ein eigenes Buch darüber ſchreiben, und doch würde man kaum damit fertig werden. Theils ſind durch eine lange Gewonheit privilegirt worden; Theils ziehen ihren Urſprung von der Cleriſei und von alten Weibern, die ſolche zu ihrem Nuzen erfunden haben. Theils haben wir ſolche denen eitelſten und hochmüthigſten Leuten zu danken. Alleſammt aber, rühren dieſelbe von einer närriſchen Nachahmung her, da immer einer es dem andern ſucht nach zu machen, ja in gewiſen Fällen aus Ehrgeiz noch vorzuthun. Je weniger man ſich hier den Gewonheiten widerſezet, je ſtarker werden ſie in ihren Fortgängen, dergeſtalt, daß wo die Obrigkeit nicht ſelbſt eine Ordnung in ſolchen Fällen gemacht hätte, welche den Wolſtand des gemeinen Weſens betrefen, ſo wären die Misbräuche zu einer ſolchen Weitläuftigkeit gedichen, daß endlich lauter Unordnung daraus entſtanden wären.

Bei allem dem aber iſt zu verwundern, daß man noch nicht die unverſchämte Betteleien bei den Kindtaufen abgeſchaft hat. Ich will nicht ſagen, wie wenig die dabei übliche Ceremonien mit den einfältigen Gebräuchen der erſten Kirchen übereinſtimmen. Es iſt löblich, daß man damit ſo andächtig und chriſtlich zu Werke gehet, als möglich. Allein, was ſollen dabei die Gevatterleute? ſie ſollen verſprechen, ſich des jungen Taufpaten in Ermangelung der Eltern anzunehmen, und ſolches, ſo ſehr unartig es immer mag erzogen ſeyn, zum Chriſtenthum und zum Catechiſmo anhalten? Sind dieſes nicht liebe Kirchenförmelgen? Es iſt ja bekannt daß die wenigſte Gevaterleute ſich eines Taufkindes auf obige Weiſe annehmen können: Zumal wann ſie eines andern Glaubens ſind, oder an andern Orten wohnen, oder auch mit ſich und den Ihrigen genung zu thun haben

Ein gewiſſer Cavalier, der dieſen Misbrauch nicht leiden konte, pflegte ſeine Kinder ſelbſt zu heben, oder ſand einen ſeiner Bedienten mit ſeiner Kutſchen an eine Kirche, und lies den erſten den beſten Bettler zu Gevattern bitten. Ein wolhabender Burger in Fr. hatte über etliche 40. Taufpaten, denen er jährlich auf den Neujahrstag, nach der Gewonheit deſſelbigen Orts, Geſchenke zu ſchiken pflegte. Die Frau erkaufte ſolche mit Seufzen: Der Mann aber tröſtete ſie damit, daß ſie ſolches thun müſten, weil ſonſt die Leute ſagen möchten: ſie wären verdorben. O du guter Mann! verſezte das bekümmerte Weib: Verdirbſt du dann nicht, wann es die Leute nicht ſagen? Du brauchſt darzu nicht mehr als noch ein paar Duzend Gevatterſchaften.

Sind dieſes nicht tolle und abſchaffungswürdige Misbräuche? Ja, ſagt man die Kinder wollen doch einen chriſtlichen Namen haben. Ich habe nichts dargegen: Man geb ihnen zehen, wann einer nicht genug iſt; Zu Taufzeugen aber wären ja die nächſte Freunde und Nachbarn genug, wenn man dabei nicht andere Abſichten hätte, und durch das Heben gern etwas erheben wolte.

Ich erinnere mich hier noch eines andern Misbrauchs, der zwar von einer andern Art, doch eben ſo wenig aufrichtig iſt. Solcher betrift die falſche Titel-Erhebungen und Verdemühigungen, deren wir uns beſonders im Brief ſchreiben bedienen. Man verſichert darinn diejenige Perſonen an die man ſchreibet, ſo vieler Ehrfurcht, Hochachtung, und Freundſchaft, da man doch ſolche entweder gar nicht, oder doch gar ſelten, in dem Grad wie man es vorgibt, zu haben pflegt. Man unterſchreibet ſich ohne Unterſcheid gehorſamſter und ergebenſter Diener. Will nun ein ehrlicher Mann hier die Worte gelten laſſen, was ſie gelten, ſo mus er einen halben Quaker abgeben, und ſich derſelben enthalten; oder er mus ihnen einen andern Sinn beilegen, und ſie für nichts bedeutende tode Buchſtaben halten, denen die ausſchweifende Höflichkeit unſrer Zeit alle Bedeutung benommen hat; nicht anders als weñ man vor einem den Hut abziehet, oder eine Verbeugung macht. Ob dieſe leztere Auslegung zulänglich ſey, und ob wir uns damit ſo ſchlechterdings entſchuldigen können, daß wir alle dieſe Maskeraden ſo mit ſpielen, das mögen unſere Caſuiſten entſcheiden. Weit lieber wär es mir, wann man dieſe aus Italien und Frankreich gekommene Höflichkeiten, dieſen eitlen Völkern alleine überlies, und als Teutſche und des H. Römiſchen Reichs Bürger, die alte Römiſche Schreibart auch bei uns einführte, die gewis ſo vernünftig und ſo artig war, daß man keine beſſere Muſter der Schreibart uns vorlegen kan. Da hies es unter den gröſten Leuten: Cicero Attico. Plinius Trajano; Und unten: *Vale.*

Die Heiden ſind alſo viel aufrichtiger geweſen als wir. Wie dann von dem Epaminonda geſagt wird, daß er dergeſtalt die Warheit geliebet hätte, daß er ſolche auch aus Scherz nicht einmal hätte verſtellen können.

Doch dieſes ſey genung: Laßt uns zur andern Betrachtung ſchreiten, und eine kleine Unterſuchung anſtellen, wie, und auf was Weiſe die Misbräuche konten abgeſchaffet werden?

II.

Die Hofnung der Beſſerung unſerer Zeiten und Sitten, beruhet vornemlich auf dem edlen Entſchlus einiger grosmüthigen Seelen, welche das Herz haben dem gemeinen Wahn zu widerſprechen, und eine Lebensart zu erwehlen, nicht wie der thörichte Gebrauch uns ſolche vorſchreibet, ſondern wie es der wahre Wohlſtand und eine von Vorurtheilen gereinigte Vernunft von uns erfordert.

Es iſt zu verwundern, daß da in der Welt ſchon ſo viele Ordens-Geſellſchaften ſind aufgerichtet worden, noch niemand den Einfall gehabt hat, eine Geſellſchaft zu Abſtellung der Misbräuche einzuführen. Unſer eigner Vortheil ſolte uns darzu bereden, wenn wir auch auf den gemeinen Nuzen nicht denken wolten. Denn alle Misbräuche, wie wir ſolches im vorhergehenden geſehen, haben einen heimlichen Zwang, und nähren dabei einen gewiſſen Verdrus; Alle Menſchen ſind nach ihrer Art damit geplagt, und die wenige, die davon einen Nuzen haben, ſind kaum eine Ausnahme von der Regel.

Will man damit ſo lang zuſehen, bis eine vernünftige Policei denen verderblichen Misbräuchen Maas und Ziel ſezet, ſo weis man aus langwieriger Erfahrung, daß es der Obrigkeit ihre Sache nicht iſt, mit ſo vielerlei Kleinigkeiten ſich abzugeben: Sie ſind damit zufrieden, wenn ſie nur denen Ausbrüchen der gröbſten Laſter begegnen und die daher rührende Verbrechen, durch ihr richterliches Strafamt, in die Ahndung nehmen können.

Laſſet uns demnach die edle Kühnheit faſſen, einer närriſchen Mode, welche die alberſte und oft ſchädlichſte Dinge zu einem Wohlſtand macht, uns herzhaft zu widerſezen. Laſſet uns dagegen eine Lebensart unter uns einführen, die ſo angenehm als vernünftig, und ſo leicht als tugendhaft ſey. Warum ſolten wir uns nicht mehr Ehre daraus machen, durch etwas guts uns auszuzeichnen, als etwas thörichtes mitzumachen.

Allein was werden die Leute ſagen? Dieſes iſt der gemeine Einwurf. Ich mus bekennen, daß in vielen Stüken die Auszeichnung etwas lächerliches hat, und daß wir deswegen anderer Menſchen Urtheil mit nichten verächtlich halten ſollen.

Wir müſſen in vielen Umſtänden des Lebens, uns nach den überhaupt angenommenen Meinungen richten, und nicht zur Zeit einen Klügling abgeben wollen. Wo aber viele vernünftige Leute mit einander übereinſtimmen, da kan man ſicher den Meinungen eines leichtſinnigen Volkes entgegen handeln, und zur Noth ſich ihren nichts bedeutenden Urtheilen Preis geben; Dann dieſen iſt man ohnedem unterworfen. Man mache es wie man wolle, ſo kan man es doch niemals nicht allen Leuten recht machen.

Die Vernunft aber hat deswegen doch noch immer ihren ſtarken Anhang unter den Menſchen, die wenigſte können derſelben ihren Beifall verſagen. Nur mus man damit behutſam zu Werk gehen, und indem man einigen Thorheiten ſich widerſezet, nicht auf andere verfallen, die noch lächerlicher ſind.

Alſo gibt es gewiſſe Leute, die durch ihre Auszeichnungen ſich mit Fleis denen Spöttereien der Welt ausſezen, um deſto frömmer und andächtiger zu ſcheinen: Sie ſeufzen, wenn andre lachen, und lachen wenn andre ſeufzen: Sie lehren den Reichen die Verachtung der zeitlichen Güter, und helfen ihnen ſolche andächtig mit durchbringen. Die Sorgen der Nahrung beſchweren ſie nicht, denn ſie nehmen allenthalben vorlieb mit dem was ſie finden. Sie kleiden ſich ſchlecht und bekümmern ſich um keine Moden. Sie verachten andere, und halten ſich deſto höher. Sie gehen müſſig, um an den Seelen zu arbeiten, dann dieſes iſt, wie ſie ſagen, ihr Beruf.

Dieſe Leute haben wol das Herz ſich auszuzeichnen, allein ſie beleidigen dadurch die Vernunft, und machen das Gute ſelbſt verdächtig, indem ſie der Religion ein wunderliches und zweideutiges Anſehen geben, und ihr diejenige Aufrichtigkeit benehmen, die ſie verehrungswürdig macht.

Man mus alſo nicht gewiſſe Thorheit unterlaſſen, und dargegen andere einführen. Man mus ſo wol auf gute Ordnung und gute Sitten halten, als ſich über die kindiſche Kleinigkeiten eines eingebildeten Wohlſtandes empor ſezen. Man mus nicht minder ein guter Bürger als ein guter Chriſt ſeyn, und die Andacht nicht zum Nachtheil der menſchlichen Geſellſchaft misbrauchen.

Eine Geſellſchaft von einigen vernünftigen Leuten, welche ein gewiſſes Anſehen, und dabei den Ruhm haben, daß ſie wol zu leben wiſſen, ſolte ſich zur Aufhebung der Misbräuche am beſten ſchiken. Denn wo dieſe es unter ſich mit einander verabredeten, gewiſſe Gebräuche und Kleidungsarten zu unterlaſſen, ſo würden ſie dadurch auch andere zu einer vernünftigen Nachahmung bewegen; Mithin, durch ihr Exempel dem bisher in vielen Stüken zu einem Ubelſtand gewordenen Wohlſtand, einen ganz andern Schwung geben.

Nichts kan die Misbräuche verhaſter machen, als wenn die darauf gehende Unkoſten denenjenigen beſchwerlich fallen, die ſolche mit zu machen pflegen. Ich kenne Leute von einem hohen Rang, die jährlich über 10. bis 20. tauſend Thaler Einkünfte haben, und die ſich nichts deſto weniger ſtets mit Nahrungsſorgen grämen. Eine gewiſſe vornehme Gräfin, ängſtigte ſich auf dieſe Weiſe Tag und Nacht über ihr Auskommen, und gleichwol hatte ihr Gemahl über 50. tauſend Thaler jährlich einzunehmen; Allein er hielt ſo prächtig Hof, daß ihm beinahe noch einmal ſo viel drauf gieng: Er muſte alſo Schulden machen; und die gute Gräfin ſah im Voraus dem traurigen Schikſal entgegen, daß ihre Kinder dermaleins hochgräflich arm ſeyn würden. Ich bin verſichert, daß eine ſolche Dame am erſten ihr Wort darzu geben ſolte, um diejenige Misbräuche abzuſchafen, welche ſo wol die groſen als kleinen Häuſer ruiniren.

Unzehlich viel Männer, die durch den Puz und Eitelkeiten ihrer Frauen in ihrem Aufkommen gehindert werden, ſolten ſich als unfehlbare Mitgliedere einer ſolchen Geſellſchaft angeben. Ja die meiſte vornehme Leute, die ein unerträglicher Wohlſtand ſtets mit unnöthigen Viſiten, Ceremonien, Grimaſſen und hunderterlei dergleichen nichtwürdigen Kleinigkeiten zu peinigen pflegt; und die ſowol in ihren Geſchäften, als in ihrer häuslichen Ordnung und Ruhe dadurch geſtöret werden; die würden vieles darum geben, wann alle dieſe vermeinte Höflichkeiten, und unartige Artigkeiten nach Utopia könten verwieſen werden.

Ich ſage hier nichts von den Misbräuchen, die im Regiment, in der Kirche und in allen Ständen ins beſondere herrſchen. Wer wolte ſich damit abgeben? Denn wie uns der Eigennuz die Abſchafung der Misbräuche im gemeinen Leben leicht und angenehm machen könte, ſo würde hingegen derſelbe allen dergleichen Abſichten, bei den verſchiedenen Ständen, unüberwindliche Hindernüſſe in Weg legen. Denn alle ihre Misbräuche gründen ſich auf gewiſſe Vortheile, die ſich niemand gerne wird nehmen laſſen.

Ich begnüge mich alſo damit, denen artigſten und belebteſten Leuten nur ſolche Warheiten hier empfindlich zu machen, die zur Beförderung ihres eignen Vergnügens dienen; Indem ich ihnen rathe alle diejenige Misbräuche abzuſtellen, welche ihnen ihre Lebensart ſchwer, unbequemlich und unangenehm machen.

Es ſolte allerdings ein ſchönes und löbliches Werk für einen groſen Landesfürſten ſeyn, wann er eine eigene Ordensgeſellſchaft, zu Abſtellung der im gemeinen Weſen herrſchenden Misbräuchen errichten würde, und ſelbſt davon der Stifter und das Haupt abgeben wolte; Denn die Misbräuche verurſachen in einem Land groſen Schaden. Man darf zu deſſen Beweis nur die einzige Franzöſiſche Modenaffereien anführen. Was aber einem Land ſchädlich iſt, das iſt auch einem Fürſten ſchädlich. Ich bin verſichert, eine ſolche Ordensgeſellſchaft ſolte von einem ausnehmenden Nuzen ſeyn.

Zum Ordenszeichen könte man ein gewiſſes hieroglyphiſches Sinnbild, zum Exempel, eine rund gekrümte Schlange, mit einem Dreiek in der Mitten erwählen; und dadurch die Richtigkeit der Vernunft, und den Zuſammenhang der Weisheit in dem Leben eines klugen Menſchen anzudeuten. Man könte den Orden nach einer üblich Franzöſiſchen Benennung l'Ordre du Bonſens, oder den Orden der Vernunft betiteln; Wie man dann dergleichen neuere Orden verſchiedene hat, die alleſammt doch keinen weitern Nuzen im gemeinen Weſen haben, als daß ſie ein Knopfloch, woran ſie mit einem Bändgen hängen, zu zieren pflegen, dergleichen ſind z. E. die kleine Orden de la Fidelité, du Merite, de la Generoſité, de la Noble paſſion, de la Sincerité &c.

Man müſte es aber bei dieſem neu zu ſtiftenden Orden, nicht wie allhier, bei dem bloſen Ehrenzeichen bewenden laſſen, ſondern es müſten ſich auch die Glieder deſſelben ernſtlich beſtreben, denen Sazungen und Statuten des Ordens gemäs ſich aufzuführen.

Dieſen Orden müſten nicht allein das männliche Geſchlecht führen, ſondern es müſten inſonderheit die Damen auch damit beehret werden; Dann dieſes in Beobachtung des heiligen Wohlſtandes ſo eifrige Geſchlecht, hat (wann ich es anders ſagen darf, ohne einen Krieg mit ihnen zu bekommen,) eben dadurch die meiſte Misbräuche aufgebracht. Weil ſie aber zugleich darunter auch das meiſte leiden müſſen, ohneracht unſere Unachtſamkeit öfters ſo gros iſt, daß wir ihnen kaum die Ehre erweiſen, alle Artigkeiten, die ſie in Zwang ſezen, zu bemerken; So ſolte derjenige bei ihnen billig einen Dank verdienen, der es dahin bringen könte, daß der Wohlſtand für ſie nicht mehr ſo peinlich wär. Denn ich ſeze voraus, daß man bei Abſchafung der Misbräuche, auch auf ihre Gemächlichkeit mit ſehen, und ihnen die Freiheit laſſen würde, ſich ſo gemächlich und vernünftig zu kleiden, als ſie immer wolten. Die Franzöſiſche Modenſchneider, als die Henker ihrer zarten Leiber, würde man ins Stokhaus verweiſen, und die verzweifelte Haarfriſirer, welche mit ihrem Sängen und Brennen die arme Köpfe ſo jämmerlich handthieren, würden gleichen Lohn bekommen. Unſere Küchen, Haushaltungen und Viſitten, die uns bisher in ſo manchen Zwang, und in ſo viele unnöthige Koſten geſezt haben, würden allem Vermuthen nach auch einen andern Wohlſtand bekommen. Die Verliebten würden einander ehlichen können, ohne ſich vor den grauſamen Weitläuftigkeiten und Unkoſten zu fürchten, die den Stand neuer Verlobten zu ängſtigen pflegen. Die Toden würden gemächlich in die Erde kommen, ohne zu guter Lezt durch allerhand Crimaſſen den Lebendigen noch beſchwerlich zu ſeyn. Die Ankunft der Neugebornen, würden eben ſo wenig Lermen machen, als der Abſchied der Verſtorbenen. Man würde Mittel finden, einem Kind die heilige Tauf zu geben, wenn auch gleich die Eltern zu blöde wären, ein paar Gevattersleute darzu zu erbetteln. Den Geiſtlichen würde es auch nicht mehr ſo übel laſſen, wann ſie weniger um ihren Rang, um ihre Titel, und um ihre Einkünfte bekümmert wären. Die Franzoſen würden ihre leichte Waaren und ſilberne Lümpergen,

pergen, die Teutſchen aber, ihre baare Münzen, behalten. Man würde eine Kleidungsart erwählen, die der Natur ſo viel Ehre machen ſolte, als ſie den menſchlichen Cörpern bequem ſeyn könte.

Mit einem Wort, wir würden einer ſolchen Ordens-Geſellſchaft, welche ſich bemühen wolte, die gemeine Misbräuche abzuſchaffen, unendlich viel Vortheile und Annehmlichkeiten zu danken haben.

Abſchilderung des Müſſiggangs, mit moraliſchen, phiſicaliſchen und mediciniſchen Anmerkungen.

Vitanda eſt improba Siren Deſidia.

Es kan wol nicht leicht eine verächtlichere Sache auf der ganzen Welt ſeyn, als ein ſchläfriger, müſiger Menſch. Wir ſind zur Thätigkeit und Würkſamkeit erſchaffen, mit Kräften verſehen, und in eine Welt geſezet worden, die uns zu Geſchäften Anlas gibt; und das Daſeyn iſt daher faſt kein Leben zu nennen, wenn es nicht aus einer Reihe von edlen und nüzlichen Handlungen beſtehet. Mein Nachbar, der ehrbare und namhafte Herr Peter Kamm, ein Perükenmacher, dient unſerer ganzen Straſſen, die meiſt aus fleiſſigen und arbeitſamen Leuten beſtehet, zu einem groſſen Aergerniſſe. Er gleicht den alten Teutſchen auf der ſchlechteſten Seite, ohne die Güte zu haben. Er jagt nicht, er kriegt nicht, er faullenzt und ſchläft nur. Er hat ſo viel Geld ererbt und erheurathet, daß er ſeit geraumer Zeit keine Handthierung mehr treibt, ſondern von ſeinen Renten lebt, das heiſt, iſſet und trinket. Er iſt ein ſehr groſer Mann, in ſeinen beſten Jahren, mit einem diken Bauche, und kirſchbraunen Angeſicht. Seit zehen Jahren, iſt er regelmäſſig um 9. Uhr aufgeſtanden und zu Bette gegangen, und hat dazwiſchen täglich zwei Stunden nach Tiſche geſchlafen. Ich konte anfänglich nicht begreifen, was er alle Morgen machte, wann er ſich mit vielen Stöhnen aus dem Bette geholfen, und am Fenſter in der friſchen Luft viermal gegähnt und ſich geräuſpert hatte. Es war eine Art von zerriſſner Melodie mit oftmaligen viertelſtündigen Unterbrechungen. Endlich ſahe ich, daß er würklich ein Geſangbuch, ein Glas mit Brandwein und einige Schnitte Kümmelbrod vor ſich hatte, und daß die ſeltſamen Pauſen im Liede daher rührten, weil er dazwiſchen as und trank. Die Länge ſeiner Morgenandacht war alſo zugleich ein Zeichen ſeiner guten Geſundheit. Sie daurt oft bis nach zehen Uhr, da er ſich mit der Tobakspfeife in den Grosvaterſtuhl ſezt, das Mittagmahl zu erwarten, nach deſſen Einnehmung er ſich dahin zurük begibt, Athem holet, ſchläft, einige Kannen alt Bier trinkt, und Tobac raucht, bis es im Sommer kühle wird, da er ſich im Hemdeärmeln auf den Stein vor ſeiner Hausthür ſezt, mit einem paar erſchreklich groſen Augen, die vorbeigehenden ſtarr anſieht, und Tobac ſchmaucht bis er wieder zu Bette geht. Ich kan nicht längnen, ich bin recht ſorgfältig geweſen zu erfahren, ob denn dis Geſchöpf ſich gar auf der Welt nichts zu thun machte. Ich habe gefragt, ob er nicht etwa Blumenſtöke begöſe, oder Vögel fütterte, oder mit einer Kaze ſpielte, oder Zeitungen läſe, und mit ſeinen Nachbarn oder Gevattern von Staatsſachen ſpräche. Er thut aber von dem allen gar nichts. Ich habe einen Bären zwiſchen vier Mauren eingeſperrt geſehen, der doch den ganzen Tag unaufhörlich auf zween Tazen an den Wänden herum gieng, um zu thun zu haben. Dieſer Menſch thut nicht einmal ſo viel, und ich kan ihn daher nicht höher achten, als etwa einen groſſen Kürbis, deſſen Leben nur im Wachsthum beſtehet.

Die Geſchäftigkeit läſt ſich von dem Leben in der ganzen Natur ſo wenig abſondern, daß ſie vielmehr das erſte Triebrad

rad derſelben abgibt. Die Kräfte der Cörper und einfachen Weſen ſind in ſo weit tod und abgeſtorben als die Beſtrebung und der Hang zu würken, nebſt dem Daſeyn der ihnen eignen Handlungen aufhört; ſo wie hingegen die Menge, die Gröſe und der Adel dieſer Handlungen, die Gröſe und Vortreflichkeit des Lebens und der Kraft beweiſet. Der Tod hat in allen ſeinen Bedeutungen etwas ödes und ſchrökliches, und das Leben hingegen den beſtändigen Nebenbegrif einer gewiſſen Zulänglichkeit, Munterkeit und Freude. In dem Verſtande lebt die ganze Schöpfung. Alle Kräfte derſelben würken zur Ordnung und Schönheit des Ganzen, zur Glükſeeligkeit der Geſchöpfe und zur Ehre des Schöpfers. Nur die freigeſchafne Creatur macht hiervon eine unglükliche Ausnahm. Sie erniedriget ihr Leben durch Müſſiggang oder Kleinigkeiten; die indeſſen die fühlloſe Materie von dem Weltkörper an, bis auf die Ameiſe, ein jedes in ſeiner Sphäre würkſam iſt; da die Thiere, die Pflanzen und Metalle ſich in ihrer Ordnung lebendig und thätig erzeigen. Ich weis daher nicht wie ich einen Menſchen nennen ſoll, der gar nichts von demjenigen thut, um deſſentwillen er eigentlich ein Menſch iſt. Er iſt gewiſſermaſſen an ſich ein Selbſtmörder, und an der übrigen Welt ein Betrüger. Da ich indeſſen bemerke, daß es unter ſehr vornehmen und beguterten Leuten viele ſolcher Kürbiſſe gibt, als mein Nachbar der Perükenmacher; ſo glaube ich daß folgende Betrachtungen nicht unkräftig ſeyn möchten, vielleicht einige derſelben wieder in lebendige Menſchen zu verwandeln.

Erſtlich ſchwächt der Müſſiggang und die Unthätigkeit unſre Natur ofenbar, wogegen der Fleis und eine edle Arbeitſamkeit dieſelbe erhöhet. Man darf die Stärke der Ubung und der Gewonheit nebſt dem gewöhnlichen Wege des Abnehmens, des Vergeſſens und Verfalls nur ein wenig kennen, um dis zu begreifen. Je mehrere und je gröſſere Handlungen wir würklich vornehmen, je mehrere und je gröſſere werden uns möglich, je gröſſer wird folglich unſer Vermögen unſere Kraft, und unſere Natur. Der Fleis und die Ubung gibt daher die Leichtigkeit, die Geſchwindigkeit und das Vergnügen bei dem Fortgange unſrer Handlungen, wodurch ſie uns wie natürlich werden. Je weniger wir hingegen würklich thun, je mehr wird uns mit der Zeit ſchwer, unmöglich und verdrüslich, je mehr verfällt alſo unſer Vermögen, unſere Kraft und Natur. Wer kennet nicht vortrefliche Köpfe, die durch Fleis und Bemühung aus dem unterſten Pöbel aufgeſtanden ſind; geweſene Gelehrte, die durch Verſäumnis Bauren worden; und Gemüther von der edelſten Anlage, die ſich faſt in Thiere verwandelt haben? So belohnt ſich ein vernünftiger Fleis ſelber, und die Unthätigkeit und Faulheit iſt die Rächerin ihrer eigenen Thorheiten.

Zweitens wolte ich alle abgeſtorbene Menſchen zu erwägen bitten, daß ſich ihr künftiger Zuſtand nach dem Gegenwärtigen wird richten müſſen, und daß der Müſſiggang ihnen alle vortheilhafte Folgen ihres Daſeyns abſchneidet. Wie es einer der vortreflichſten Bewegungsgründe zur geſchäftigen und unermüdeten Tugend iſt, daß keine unſerer Thaten unfruchtbar ſeyn kan, ſondern daß die Folgen derſelben ihr gleichen, und ins unendliche fortlaufen, ſo mus es hingegen eine unausſprechlich troſtloſe Ausſicht für einen Müſſiggänger ſeyn, wenn er ſich ſein künftiges Daſeyn als eine groſe ungeheure Wüſte vorſtellt, die aus ſeinem ganzen Leben keinen Vortheil gezogen hat; die mit keinen Belohnungen nüzlicher Hanglungen und redlicher Abſichten angefüllt iſt, ſondern vielmehr den öden und ungebahnten Gegenden gleichet, in welchen ſelbſt die Stille und Einſamkeit ein Grauſen verurſacht. Es ſcheint gleichviel zu ſeyn, ob ein ſolcher Menſch gar nicht gelebt hätte, wenn man ihn in Abſicht auf ſeine künftige Glükſeeligkeit, auf das Wohlwollen ſeiner Nebenmenſchen, und auf das Andenken ſeines Namens betrachtet. Ein unbeklagter Tod beſchliest ſein unnüzes Leben. Die Dankbarkeit, die Sehnſucht und die Ehre weis von dem Grabe eines Müſſiggängers nichts; und eben der träge Staub, der ſeinen Cörper bedekt, verſchüttet ſein Gedächtnis.

Doch es wäre noch ein Glük für ihn, wenn ſein künftiger Zuſtand nichts ſchreklicherers, als den Mangel und die Beraubung zu fürchten hätte. Ich mus Drittens hinzufügen, daß, weil keine ſeiner Kräffte ſelbſtändig, und ſein Eigenthum, ſondern vielmehr nur ein Darlehen geweſen, eine Rechenſchaft und Unterſuchung unausbleiblich auf ihn warten mus, die ihn nicht unbeſtraft laſſen kan. Cicero vergleicht das Leben mit einem Poſten, dahin wir als Soldaten, von einer höheren Macht geſtellt worden. Die Gleichniſſe von dem anvertrauten Pfunde und der abzulegenden Rechnung, ſo die Schrift braucht, ſind noch ſtärker: Die ganze Sache aber wird dadurch wichtig, ja erſchröklich, daß der Höchſte Eigenthümer und Lebensherr nicht nur allwiſſend, ſondern auch allmächtig und gerecht iſt.

Vom Nuzen der Buchdrukerei, wie auch des Buchhandels zum geſelligen Leben.

Sit bona librorum - - -
Copia.

DIe Geſelligkeit iſt eine ſo vortrefliche Tugend, daß ſie nicht nur unendlich viele Tugenden als ihre Theile in ſich faſſt; ſondern daß man auch alle Tugenden ohne Ausnahme, und folglich auch alle Laſter, aus dem Geſichtspuncte der Geſelligkeit betrachten kan. Ja was noch mehr iſt, alle Lebensarten, die der Tugend nicht widerſprechen, alle dem menſchlichen Geſchlechte nüzliche Künſte und Profeſſionen ſind der Geſelligkeit gemäs, und erhalten dadurch eine neue Schäzbarkeit, wenn man ſie aus der Geſelligkeit herleitet und betrachtet. Ich unterredete mich neulich in der Leipziger Oſtermeſſe mit einem Manne, der ein wahrer Geſelliger iſt, und der ſich durch den Druk und Verlag vieler vortreflicher und nüzlicher Schriften um die Gelehrſamkeit ſchon ſehr verdient gemacht hat. Unſer Geſpräch kam unvermerkt auf den Buchhandel, und er wolte meine Gedanken über die Frage wiſſen, ob ein Verleger ungeſellig ſey, wenn er einen Gelehrten, der ihm den Verlag einer Schrift anbietet, in ſeinen gelehrten Wehen und Kindesnöthen ſtecken laſt? Dadurch gerieth ich auf den Einfall, den ich jezo ausführen will. Die Buchdrukerkunſt iſt ſchon auf eine mannigfaltige Art gelobt worden; ich will ſie aber dieſesmal im Verhältnis gegen die Geſelligkeit betrachten.

Zuerſt iſt offenbar ein Buchdruker und Verleger nüzlicher und angenehmer Schriften die Geſelligkeit bei andern, nemlich dem Verfaſſer einer Schrift und ſeinen Leſern, ganz ungemein befördere. Ein Gelehrter von Profeſſion, der ſein Amt emſig und treulich verrichtet, mus die meiſte Zeit ſeines Lebens auſer der Geſellſchaft mit ſeinen Nebenbürgern verbrauchen. In dem er die Wiſſenſchaften unterſucht, mus er in der Einſamkeit leben, und ſich in ſeine Studierſtube einſchlieſſen. Er könte des Tages hundert Gelegenheiten haben, geſellige Tugenden auszuüben; allein, er mus dieſelben vorbeiſtreichen laſſen, weil er zu ſtudieren verbunden iſt. Wenn er nun keine Bücher verfertigte, ſo würde dieſe Lebensart ſündhaft und der Geſelligkeit zuwider ſeyn. Ein ſolcher Gelehrter würde als ein miſanthropiſcher Einſidler zu betrachten ſeyn, welcher aus Ungeſchiklichkeit, oder aus Faulheit, oder aus Bosheit ungeſellig, Die Geſellſchaften der Menſchen fliehet, und ſich völlig in den engen Bezirk ſeines eigenen Seyns, wie eine Schneke in ihr eigen Haus, verſchliest. Wenn aber ein Gelehrter mitten in ſeiner ſtillen Einſamkeit eine Schrift ausarbeitet, in welcher er Warheit und Tugend auf eine angenehme Art vorträgt, einſchärft und beliebt macht; ſo iſt er mitten in ſeiner Entfernung von dem Umgange der Menſchen geſelliger, als tauſend andere, die beſtändig mit ihren Nebenmenſchen umgehen. Ich kan ja kein beſſerer Geſellſchafter ſeyn, als wenn ich vielen andern Leuten diene. Kan ich aber wol jemanden beſſer dienen, als wenn ich ihn zur Erkänntnis der Warheit bringe? als wenn ich ihn tugendhaft mache? als wenn ich ihn ergöze? Ich mag noch ſo geſellig ſeyn, ſo kan ich doch unmöglich mit ſehr vielen Leuten einen geſelligen perſonlichen Umgang pflegen. Wenn ich aber ein nüzliches Buch ſchreibe, ſo gehe ich mit vielhunderten lehrreich, erbaulich und angenehm um, auch ſo gar mit ſolchen, mit denen ich unmöglich der Entfernung der Oerter wegen perſonlich umgehen könte. Es iſt alſo augenſcheinlich, daß ein Schriftſteller viel gelliger ſeyn kan, als ein anderer, wenn nur ſeine Schrift vielen in die Hände gebracht wird. Nun thut dieſes der Buchdruker und Verleger. Ein vernünftiger Schriftſteller, der ein wahrer Menſchenfreund iſt, wird alſo dieſe Leute ungemein hoch ſchäzen, weil er durch ihren Dienſt den Pflichten der Geſelligkeit auf eine ſo ausnehmende und reizende Art ein Genügen leiſten kan. Wenn ich eine Schrift verfertiget, und ich kan ohne Eitelkeit annehmen, daß dieſelbe lehrreich, erbaulich und angenehm ſey; ſo werde ich entzükt, wenn ich gedenke, daß einige hundert meiner Nebenmenſchen mein Buch leſen, und groſe Vortheile erlangen. Dieſes Vergnügen halte ich für meine ſchönſte Belohnung meiner Arbeit, und ich bin deswegen auch meinem Buchdruker und Verleger verbunden.

Auf eine ähnliche Art befördert der Buchdruker und Verleger eines nüzlichen Werks die Geſelligkeit bei den Leſern. Hundert Leſer würden einen Gelehrten weder geſehen noch geſprochen haben, und folglich würden ſie niemals Gelegenheit gehabt haben, die geſelligen Pflichten gegen ihn auszuüben. Wenn ſie aber die Schrift eines Gelehrten in die Hände bekommen, und dieſelbe mit Nuzen und Vergnügen leſen, ſo lernen ſie ihn kennen, fangen an ihn zu lieben, befördern ſein Beſtes, zum allerwenigſten durch die rühmlichen Urtheile, die ſie von ihm fällen. Ein Gelehrter, der viele nüzliche Bücher geſchrieben hat, kan viele hundert Meilen in der Welt herum reiſen, allerwegen findet er Bekannte und Freunde, allerwegen bemühet man ſich mit ihm zu reden, allerwegen erweiſet man ihm tauſend kleine Gefälligkeiten. An vielen Orten berathſchlagt man ſich, wie man ihn glüklich machen könne; kurz, es iſt wahr, was die Alten ſagen: Artem quævis alit terra. Der Buchdruker und Verleger kan hier abermals ſich die Ehre zuſchreiben, daß er er eine Mittelsperſon ſey, wodurch Leute, die dem Orte nach ſehr weit von einander entfernet ſind, in eine genaue geſellige Verbindung, gleichſam als in der unſichtbaren Kirche, geſezt werden.

Zum andern, iſt die ganze Profeſſion eines Buchdrukers und Buchhändlers ungemein geſellig. Ich will nicht einmal weitläuftig ausführen, daß ein ſolcher Mann Handel und Wandel befördert. Wie viel Bürger in der Republic bekommen nicht durch ihn Brod und Nahrung? Der Papiermüller, der Schriftgieſſer, der Buchbinder, und ich weis ſelbſt nicht, wie viele andere Handwerker. Man nehme den Verleger aus der Republic weg; hundert Menſchen werden nicht wiſſen, wie ſie ſich ernähren ſollen. Ich will nur ſagen, daß er den Gelehrten einen unendlichen Liebesdienſt erweiſt. Die Verdienſte eines groſen Gelehrten um die gelehrte Welt, um die freien Künſte und Wiſſenſchaften, ſein Ruhm, ſein Glük und ſeine Beförderung, ja wol gar ſein tägliches Brod und ſeine Bequemlichkeit, ſammt dem unausſprechlichen Vergnügen über ſeine gelehrten Kinder, ſind insgeſamt Vortheile, zu deren Erlangung ein Buchdruker und Verleger das Seine beiträgt. Mus man nun denjenigen geſellig nennen, der andern groſe und wichtige Dienſte leiſtet, ſo kan ein Buchdruker und Verleger, wenn er anders nicht aus bloſem Intereſſe ſeine Profeſſion treibt, und wenn er edel und tugendhaft genug geſinnt iſt, aus den wahren und grosmüthigen Bewegungsgründen der Geſelligkeit angetrieben werden, den Gelehrten zu dienen, und nüzliche Schriften zu verlegen. Ein arbeitſamer Kaufmann wird ſchon für geſellig und zwar mit Recht gehalten, weil er ſeinen Nebenmenſchen alle Nothdurft, Bequemlichkeit und Ergözlichkeit des Cörpers verſchaft. Wie vielmehr mus alſo ein Kaufmann geſellig ſeyn, welcher andern Menſchen mit den Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Ergözlichkeiten der Seele verſorgt? Der Verlag oder Buchhandel iſt eine Kaufmannſchaft in der Geiſterwelt, und für dieſelbe; und iſt alſo auf doppelte Art nüzlich.

Beweis, daß man in der Arzneiwiſſenſchaft vieles von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet habe.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wolte, daß die Medicin in den ältern Zeiten ſo beſchaffen geweſen wäre, wie ſie jezo iſt. Nein: ſie hat, wie andere Wiſſenſchaften einen ganz geringen Anfang gehabt: und ſie beſtund erſt, wie uns Celſus berichtet, nur in einer bloſen Kenntnis einiger wenigen Kräuter, bis hernach die Menſchen von ihrer eignen Noth gedrungen worden, immer mehrere Heilmittel zu ſuchen, und ſich nicht nur eifriger darauf geleget; ſondern auch vielfältig zufälliger Weiſe theils von den Thieren, theils von ſchlechten Leuten dergleichen erlernet haben. Und dieſes leztere hat ſich inſonderheit der Altvatter unſerer Medicin, Hippocrates, wol zu Nuze gemacht, welcher ſeine Erfahrung, auſſer ſeiner eignen groſen Aufmerſamkeit, vornemlich dadurch ſehr bereichert hat, daß er fleiſſig aufgezeichnet, was e hier und da von Krankheiten und deren Cur gehöret, und was man davon in dem Tempel des Aeſculapius an die dazu beſtimmten Säulen geſchrieben hatte. Und was hat man auch unter der ſonſt üblichen Ausſezung der Todencörper an di Scheidewege anders geſuchet, als daß man dadurch hat erfahren wollen, an welchen Krankheiten ſie geſtorben, und was man dawider gebrauchet? Nun iſ zwar hier mein Abſehen nicht, die verſchiedenen Arten zu zeigen, wie die Arznei-Wiſſenſchaft nach und nach geſtiegen, und zu ihrer gegenwärtigen Gröſe gediehen ſey: dieſes aber kan ich doch bei dieſer Gelegenheit nicht unberühret laſſen, daß dieſelbe in Anſehung ihres Wachsthums, ſo wol den Thieren, als vielen ſchlechten Leuten, ſehr vieles zu danken habe. Welche Betrachtung uns vielleicht dazu dienen kan, daß wir uns hinführo des Lernens auch bei den geringſten nicht ſchämen, wenn wir anders etwas nüzliche von ihnen erfahren können.

Wenn wir zuförderſt die Thiere betrachten: ſo gibt es allerdings ſehr viele Hülfsmittel, die wir von ihnen gelernet, oder aber bei ihnen geſehen, und nachgehends als heilſam bei den Menſchen ſelbſt in Gebrauch gezogen haben. Denn alſo gehöret zuförderſt das Aderlaſſen hieher, welches wir nach dem Berichte einiger Hiſtorienſchreiber, zuerſt dem Elephanten ſollen abgelernet haben, der wenn ihm die Laſt ſeines ungeheuren Cörpers zu ſchwer wird, ins Schilf gehet, ſeine Adern an deſſen Spizen aufrizet, und ſich ſolcher geſtalt von einem Theil ſeines überflüſſigen Bluts entledigen ſoll. Und eben ſo ſagt man auch, daß uns ein gewiſſe Vogel, Ibis genannt, zu den Clyſtiren

Anlas gegeben habe: weil derſelbe, wenn er zu viel gefreſſen hat, oder auch ſonſt, ſalziges Seewaſſer eingeſauget, und ſich damit, vermöge ſeines langen ſpizigen Schnabels, gleichſam clyſtiret.

Die Kenntnis der vornemſten Wundkräuter haben wir von den Hirſchen und Bären überkommen, die, wenn ſie mit einem tödlichen Geſchos verwundet ſeyn, gewiſſe heilſame Kräuter ausſuchen, ſolche in ihre Wunden ſtopfen, und ſich damit heilen. Und ob man ſchon nachgehends nach der Aehnlichkeit mag geſchloſſen, und mehrere davon ausgeleſen haben, als ſie uns zuerſt gelehret: ſo haben ſie uns doch ohne Zweifel die erſte Gelegenheit dazu gegeben, und eine Spur gezeiget, der wir leichte haben nachgehen können.

So haben uns auch ferner die Hunde durch ihr Beleken der Wunden und Geſchwüre gelehret, daß der Speichel heilſam ſey, und eine zertheilende und reinigende Kraft habe: daher man vermuthlich Gelegenheit genommen hat, auch bei den Menſchen, z. E. in böſen Augen, oder wenn man ſich geſtoſſen, ſich deſſen äuſſerlich zu bedienen. Und wer weis nicht, daß wir gleicher geſtalt an den Pferden abgemerket haben, daß Knoblauch und Teufelskoth gegen die Würmer helfen, und daß wir dieſelbe nunmehro auch bei den Menſchen in dergleichen Fällen mit guten Nuzen gebrauchen?

Auf gleiche Weiſe hat man einſehen lernen, daß die friſch ausgepreſten Säfte verſchiedener Kräuter, ja das Gras und die Graswurzel ſelbſt, eine trefliche Kraft haben, die angehenden Verſtopfungen der Eingeweide zu heben, und die darinne ſtokenden zähen Feuchtigkeiten zu zertheilen. Denn da, wie uns Sylvius und Boerhave berichten, die Kühe und Schaafe von dem ſchlechten Winterfutter, gemeiniglich verſtopfte Lebern, oder auch wol Steine darinne bekommen, und ſolche hernachmals, wenn ſie im Frühjahre und Sommer Gras und friſche Kräuter freſſen, wieder verlieren: ſo hat man daher nicht ohne Grund geſchloſſen, daß auch bei den Menſchen eine heilſame Würkung davon in denjenigen Krankheiten zu erwarten ſtehe, die ſich, wie die gelbe Sucht, Cachexie und Waſſerſucht, auf Verſtopfungen der Eingeweide gründen.

Vor allen andern aber kan man an dem Gebrauch der Elendsklaue in der Böſennoth wahrnehmen, daß man in Curen der menſchlichen Krankheiten den Thieren vielfältig nachgeahmet, und von denſelben allerhand Arzneimittel erlernet habe. Denn da man geſehen, daß das Elendthier zuweilen mit einer gewiſſen Krankheit befallen wird, die dem böſen Weſen zimlich nahe kommt, und daß dieſelbe in kurzem nachläßt, weñ es ſich mit ſeinen Klauen hinter den Ohren reibet: ſo hat man dieſe erfolgte Beſſerung von der Klaue ſelbſt hergeleitet, und dieſe hernach auch den Menſchen gegeben, die mit der Böſennoth befallen worden. Und obgleich der dabei angebrachte Schlus leider! ſehr ſchlecht iſt; und überhaupt auch dieſen Medicamente gemeiniglich mehr zugeſchrieben wird, als wol billich ſeyn ſolte: ſo erkennet man doch immittelſt daraus, daß dasjenige in der That gegründet ſey, was ich hier zu erweiſen ſuche.

Endlich hat man auch in dem Stüke von den Thieren vieles erfahren, daß man einige Mittel, die man vor ſchädlich, oder gar vor giftig gehalten, an ihnen zuerſt probiret, und aus der erfolgten Würkung hernach beſchloſſen hat, was man ſich davon bei den Menſchen zu verſprechen habe. Und ohnerachtet einige, wie die bittern Mandeln und Krähenaugen, die blindgebornen Thiere würklich töden, und es alſo ſcheinen möchte, daß man in Beſtimmung der mediciniſchen Kräfte von den Thieren auf die Menſchen gar nicht wol folgern dürfe: ſo gilt dieſes doch nicht von allen, ſondern nur von einigen Dingen; indem zur Gnüge bekand iſt, daß diejenigen Gifte, die eine ſubtile angreifende Schärfe, wie das Rattenpulver, (Arſenicum) bei ſich haben, bei den Hunden, Kazen und andern dergleichen Thieren eben ſo wol, als bei den Menſchen, den heftigen Krampf und tödliche Entzündungen der edelſten Eingeweide zuwege zu bringen pflegen.

Doch, wenn wir auch ſogar die verſchiedenen Hülfsmittel ganz bei Seite ſezen: ſo haben die Thiere annoch äuſerdem vieles zu deſto beſſerer Kenntnis des Menſchen ſo wol im geſunden, als kranken Zuſtande beigetragen. Ich führe hier zum Beweiſe zuforderſt dieſes an, daß man nemlich in den ältern Zeiten, ehe die Anatomie mehr empor gekommen iſt, ſich meiſtentheils mit der Zergliederung der Thiere beholfen, und aus deren Betrachtung vieles erlernet hat, was ſonſt noch lange Zeit würde verborgen geblieben ſeyn. Denn wer nur irgends in den Schriften der Alten einiger maſſen bewandert iſt, und einige Wiſſenſchaft hat, wie die Zergliederungskunſt nach und nach geſtiegen iſt, der wird ſattſam überzeuget ſeyn, daß man anfänglich nicht nur von der Lage und Beſchafenheit, ſondern auch von dem Nuzen und Gebrauch der Theile in Thieren auf die Menſchen geſchloſſen, und darauf die Erkäntnis des menſchlichen Cörpers am meiſten gegründet habe; wie dieſes unter andern aus des Galeni Büchern de adminiſtrationibus anatomicis, de facultatibus naturalibus, de uſu partium &c. hinlänglich zu erſehen. Ja man hat auch aus dem Unterſchiede, den man zwiſchen den Theilen des Menſchen und der Thiere bemerket, deſto füglicher hernach die vollkommnere Structur des menſchlichen Leibes, und den rechten Endzwek derſelben einzuſehen vermocht.

Vornemlich aber hat man bei Erklärung der in uns vorgehenden natürlichen Handlungen ſehr vieles von den Thieren erlernet; weil man nemlich dieſe lebendig hat aufſchneiden dürfen, dergleichen im Gegentheil bei den Menſchen nicht wol angegangen iſt; ohnerachtet einige wenige, wie Eraſiſtratus und Herophilus, und nach ihnen Carpus und Veſalius, dieſe grauſame und faſt unmenſchliche Zergliederungsart würklich unternommen haben. Da ſich aber dennoch wie geſaget, dieſes am beſten mit den Thieren hat thun laſſen: ſo iſt es daher nicht zu verwundern, daß man durch fleiſſige Eröfnung derſelben die Bewegung des Herzens, und der Pulsadern, das Athemholen, den Umlauf des Geblüts, die elaſtiſche Kraft der Fleiſchzaſern, Nerven und nervigter Häutgen, den Weg des Milchſafts, und den Nuzen der Milze durch künſtliches Ausſchneiden derſelben &c. am bequemſten entdeket hat; welches man bei todten Cörpern alleine, und bei der ſeltnen Gelegenheit die noch lebenden Menſchen zu zerlegen, bei weitem nicht ſo gut würde eingeſehen haben. Wer aber hiervon noch weiter überführet werden will, der kan mit leichter Mühe den ungemeinen Nuzen in Erwegung ziehen, den die Zootomie in Beförderung der Arzneigelahrheit zu allen Zeiten erwieſen hat, da er denn Überzeugung gnug bekommen wird.

Hieher gehören annoch viele andere Schlüſſe, die man von den Thieren auf die Menſchen zu machen pflegt, worunter ich z. E. nur dieſes einigen gedenken will. Wenn die Frage von der Erzeugung der Milch entſtehet: ſo ſieht man dabei unter andern auf die Kühe, oder andere melkende Thiere; und weil man bemerket, daß bei ihnen die Milch von fetter Weide nicht nur ſehr häufig zuflieſſet; ſondern daß auch dieſelbe wol 6. bis 8. Maas täglich ausmachet: ſo urtheilet man daraus nicht ohne Grund, daß ſie nicht blos von dem Geblüte abgeſondert werde, ſondern daß der aus den Speiſen ausgezogene Milchſaft vornemlich dazu beitrage; da man zumal wahrnimmt, daß auch bei den Weibern bald nach genoſſenen Eſſen und Trinken, die Milch ſtark in die Brüſte einſchieſſet. Ob ich nun ſchon nicht in Abrede bin, daß man dieſes auch aus andern Umſtänden füglich erweiſen könne: ſo erhellet doch daraus wenigſtens ſo viel, daß man aus genauer Betrachtung der Thiere verſchiedene Veränderungen im menſchlichen Cörper erklären und herleiten könne.

Nicht weniger hat man auch bis dato in der Lehre von den Krankheiten ſehr vieles von den Thieren hergeholet. Denn alſo iſt zur Genüge bekand, daß man wegen Erzeugung der Waſſerſucht allerhand Verſuche mit den Thieren angeſtellet, und daraus bewieſen hat, daß dieſe Krankheit von dem verhinderten Fortgange des Bluts durch die Blutadern eigentlich herrühre; wie dieſes inſonderheit Bartholin gezeiget, der bei Hunden die vaſa cruralia gebunden, und ſolchergeſtalt durch die Kunſt eine Waſſerſucht zuwege gebracht hat. Und wer weis nicht, daß man auf eben dieſe Art, nemlich durch Unterbinden der Nerven erwieſen hat, worinne eigentlich die Lähmungen der Klieder beſtehen, und daß man auch durch verſchiedene mit dem Gehien der lebendigen Thiere vorgenommene Verſuche erkläret hat, worauf es bei tödlichen Hauptverlezungen vornemlich ankomme. Wohin endlich auch dieſes gehöret, daß man zugleich an den Thieren mit abgenommen hat, wie die Steine im Cörper erzeuget werden, und zwar, daß allezeit eine feſte Materie zum Grunde liege, woran ſich ſodann nach und nach immer mehre ſchleimigte und erdigte Theile anſezen, und zur Vergröſſerung des Steins beitragen.

Doch ich mag jezo eben keine mehrere Exempel zu Feſtſezung meines Beweiſes, beibringen; weil ein jeder, wenn er ſich nur ein wenig umſieht, allenthalben dergleichen antrift. Vielmehr will ich nun auch kürklich darthun, daß man in der Arznei gelahrheit ebenfalls ſehr vieles von den gemeinen Leuten erlernet habe, und noch jezo lernen müſſe. Hier ſtelle ich nun vor allen andern die ſogenannten Hausmittel zum Beiſpiele dar, deren ſich der gemeine Mann in Krankheiten mehrentheils bedienet, und von deren Würkung er alſo auch die beſte Erfahrung erlangen kan. Da nun aber gute Hausmittel, wenn ſie vernünftig gebrauchet werden, in der That den allerherrlichſten Nuzen erweiſen, und auch deshalb vielen gekünſtelten Arzneien billig vorzuziehen ſeynd; weil ſie mehrere Aehnlichkeit mit unſerm Blut und Säften haben: ſo ſieht man daraus, wie viel nüzliches man in dieſem Falle von den gemeinen Leuten erfahren könne, wenn man von ihnen die Kraft und den Gebrauch beſagter Mittel erlernet.

Den ſonderbaren Nuzen der Hausmittel vor jezo weitläuftig zu erweiſen, würde überflüſſig ſeyn; indem der ſeelige Herr geheimde Rath Hofmann bereits vor langer Zeit in einer beſondern Abhandlung gründlich gezeiget hat, daß man durch eine gute Diät, und durch wenige gute Hausmittel die meiſten Krankheiten des menſchlichen Leibes glüklich abwenden, davon der gen. Leſer in unſerem curioſen u. in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher p. 171. ausführlichen Bericht finden wird. Wer aber damit noch nicht zufrieden iſt, der darf nur im gemeinen Leben ein wenig aufmerkſam ſeyn; da er denn vielfältig erfahren wird, daß durch ganz ſchlechte Mittel nicht ſelten die hartnäkigſten Krankheiten nach Wunſche gehoben werden, bei denen die allerbeſten und durch die Kunſt bereiteten Arzneien vorher nichts haben verfangen wollen: wie denn z. E. zur Gnüge bekand iſt, daß kalte Fieber durch Eßig, Pfeffer, und durch ausgepreſten Säfte von Raute und Fieberklee ꝛc. oder daß ofne Schenkel durch Kalkwaſſer und aufgelegten ſüſſen Quarkkäſe, und ſo weiter, von den gemeinen Leuten ſehr ofte curiret werden.

Hierbei erinnere ich mich, daß der ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann denen neu angehenden Medicis zur guten Lehre öfters zu erzehlen pflegte: daß ohnweit Minden, allwo Er ehedem als Land-Phyſicus geſtanden, eine gewiſſe Bauerfrau geweſen wäre, die vielen ſchwindſüchtigen, hypochondriſchen und cachectiſchen Perſonen, welche andere Aerzte ſchon verlohren gehalten, glüklich wieder zu rechte geholfen, oder ihnen doch groſe Linderung verſchaffet hätte. Ohnerachtet nun die daſigẽ Medici ihr ſehr zuwider geweſẽ wären, und ausdrüklich darauf gedrungen hätten, daß man dieſem unwiſſenden Weibe das fernere Curiren gänzlich verbieten möchte: ſo hätte er es doch deswegẽ mit gutem Gewiſſen nicht thun können; weil er vernom̃en, daß ſie mit einem bloſen Tranke dieſe herrliche Curen verrichtete, der aus lauter heilſamen Bruſt- u. Wundkräutern in Waſſer oder Bier abgeſotten, und mit etwas Honig verſüſſet beſtunde, und den ſie in zimlicher Menge trinken lieſe. Ja er hätte vielmehr ſelbſt die gute Lehre daraus gezogen, daß es in dergleichen langwierigen Krankheiten gar nicht auf viele Pulver und Tropfen; ſondern hauptſächlich auf die Eröfnung der etwa vorhandenen Verſtopfungen, durch gnugſame Feuchtigkeiten ankäme: daher er auch dieſe Methode beſtändig hernach beibehalten hätte.

Geſezt aber, daß dem allen ſo iſt: ſo fragt ſichs doch billich, wie der Medicus eine hinlängliche Wiſſenſchaft und Käntnis dienlicher Hausmittel erlangen ſolle, da er gleichwol in ſeinen Lehrſchulen gemeiniglich nur ſo viel lernet, wie die Curen nach der Kunſt, durch weit her geholte Mittel angeſtellet werden müſſen? Ich antworte: er thut bei ſo bewanden Umſtänden allerdings wol, wenn er die ſchlechten Mittel geringer Leute nicht verachtet; ſondern ſie gelaſſen anhöret, und diejenigen darunter zuläſt, oder ſelbſt in Gebrauch zieht, von denen er ſich nach den Grundlehren der Medicin einigen Nuzen verſprechen kan. Will er dabei zugleich nachleſen, was hier und da davon geſchreben iſt; wie denn Pauli medicina ſtercoraria, und des berühmten Herrn Juſtizrath Carls Armenapotheke billich hieher zu rechnen ſind: ſo wird er zwar vieles nüzliche daraus erlernen, dennoch aber befinden, daß er auſer dem noch vielmehr erfahren könne, wenn er den gemeinen Leuten, oder überhaupt denenjenigen fleiſſig Gehör gibt, die von der Medicin ſonſt keine Profeſſion machen, und ſo von den Aerzten, wie die Laien von den Geiſtlichen unterſchieden ſind.

Nun läugne ich zwar nicht, daß auch der gemeine Mann die ihm etwa bewusten Hülfsmittel nicht ſowol blos von andern ſeinesgleichen; ſondern ſelbſt erſt von den Aerzten erfahren habe. Da aber gleichwol ein Medicus nicht alle mögliche Mittel wiſſen kan: ſo verfahrt er dennoch weiſe, wenn er ſich darinne belehren läſt. Und unerachtet auch überdem hier eingewendet werden könte, daß mit den meiſten Hausmitteln der gröſte Schade angerichtet würde, und daß man ſich dieſerhalb nicht ſonderlich darnach ſehnen dürfte: ſo ligt doch dieſes nur an dem ungerechten Gebrauche, den hernach ein verſtändiger Arzt, wenn er gründlich ſtudiret hat, gar leichte beſſer einrichten kan, da er zumal dadurch Gelegenheit erhält, den einmal verurſachten Schaden zu andrer Zeit deſto vorſichtiger zu verhüten.

Sonſt kan man auſer den ſogenannten Hausmitteln auch noch viele andere erfahren, die wider gewiſſe Krankheiten beſonders gut ſeyn pflegen, wenn man nemlich im gemeinen Leben fleiſſig nachfragt, was dieſem oder jenem gefehlet, und was ihm am beſten geholfen habe. Denn wer z. E. am Steine oder Podagra krank gelegen hat, der kan einem gewis am beſten ſagen, was ihm gut, oder ſchlecht bekommen iſt, und kan alſo dem Arzte theils unbekande Mittel lernen, theils ihm aber auch von dem gehörigen Gebrauche derſelben guten Unterricht geben. Ja, wir ſehen auch, daß verſtändige Matronen in Weiber- und Kinderkrankheiten den

Arzt in vielen Stüken belehren; weil ſie nemlich Gelegenheit gehabt haben, ſowol an ſich ſelbſt, als auch an den ihrigen, manches genauer zu bemerken, als er ſelbſt hat thun können. Daher auch vorlängſt das Sprichwort aufgekommen iſt: **Guter Weiberrath iſt nicht allzeit zu verwerfen.** Und in der That hat es ja Frauenzimmer gegeben, und gibt auch noch einige, die ſich recht viele Erfahrung in mediciniſchen Sachen, und ſonderlich in der Beurtheilung und Cur gewiſſer Krankheiten erworben, mithin alſo zur Verbeſſerung der Medicin allerdings gewiſſer maſſen was beigetragen haben. Wovon unter andern die ehedem in Leipzig gehaltene diſſertation de feminis ex arte medica claris nachgeleſen werden kan.

Und überdem hat man auch in Erkänntnis der Krankheiten, und derer dabei vorgehenden Abwechſelungen, dem weiblichen Geſchlechte ſo wol, als auch andern Leuten deswegen vieles zu danken; weil ſie ſonderlich geſchikt ſind, auf dergleichen Dinge wol Acht zu geben, und ſich dieſelben zimlich lebhaft vorzuſtellen. Denn ſie haben ſich meiſtentheils nur an ſinnliche Begriffe gewöhnet; und können alſo die bei Kranken vorkommende Veränderungen, die eigentlich in die Sinne fallen, am beſten einſehen und unterſcheiden; welches nicht eben allemal ein jeder Medicus, wenn er zumal viel mit abſtracten Dingen umgehet, zu thun vermögend iſt. Daher man auch diejenigen vor die beſten Aerzte zu halten pflegt, die zwar in ihrer Wiſſenſchaft, in ſo weit ſie auf richtigen Vernunftſchlüſſen beruhet, gehörig gegründet ſind, zugleich aber auch die Erfahrungskunſt wol verſtehen; und ſich alſo die Umſtände und Zufälle der Krankheiten recht ſinnlich vorſtellen, und ſie hernachmals nach ihren erlernten Grundſäzen vernünftig beurtheilen können.

Damit ich aber dieſes deſto beſſer beweiſe: ſo beziehe ich mich deshalb auf diejenigen Exempel, die uns faſt täglich im gemeinen Leben vorkommen. Denn ſo weis man, daß die Krankenwärter oder andere Perſonen, wenn ſie öfters bei Patienten von einerlei Art ſind, vielmals mit zimlicher Gewisheit ſagen können, wie dieſe oder jene Krankheit beſchaffen iſt, wozu ſie ausſchlagen werde, ob z. E. Frieſel oder Fleken dahinter ſteken, was ſie vor einen Ausgang gewinnen werde, und ſo weiter. Denn wenn man von dieſen Umſtänden urtheilen ſoll; ſo pflegt man verſchiedene Kennzeichen dazu zuerwählen, und ſie von dem Urin, von der Geſtalt und Farbe des Geſichts, von dem Schweiſſe und deſſen Geruch, und von dem Bezeigen des Patienten in und auſer dem Schlafe ꝛc. herzunehmen. Da aber dieſes alles ſinnliche Dinge ſind: ſo iſt kein Wunder, daß Leute, die damit beſtändig umgehen, ſich auch deutlichere Vorſtellungen davon machen, und gewiſſere Merkmahle daraus nehmen können, ſo daß im geringſten nicht zu zweifeln iſt, daß man von gemeinen Leuten auch in dieſem Falle bis dato vieles erlernet habe, und noch erlernen könne.

Da man nun ſuchen mus, auf alle nur erſinnliche Art ſeine Wiſſenſchenſchaft zu vermehren: ſo iſt es auch billig, wenn man ſich keinesweges ſchämet oder verdrieſſen läst, auch von den Thieren und ſchlechten Leuten dasjenige zur Lehre anzunehmen, was nur irgends einigen Nuzen gewähren kan; dergleichen aber, wie ich bisher erwieſen habe, ſehr vieles iſt. Nur mus freilich ein vernünftiger Arzt die nöthige Behutſamkeit dabei gebrauchen, und zuſehen, daß er ſich nicht etwa in den Verdacht der Unwiſſenheit ſezet; weil man ohnedem gewohnt iſt, vieles an den Aerzten auch ohne Urſache zu tadeln.

Abbildung eines vollkommenen Mannes nach Anleitung der von dem Herrn von S. Evremond entworfenen Idée de la femme, qui ne ſe trouve point, et qui ne ſe trouvera jamais.

Die äuſerliche Geſichtsbildung eines Menſchen iſt eine verborgne Schrifft der Natur, ſie hat allerdings ihre gewiſſe Beziehung auf den ganzen Menſchen. Wenn wir dieſe Sprache verſtünden, ſo könten wir viele Geheimniſſe leſen. Wer entziefert uns die verwirrte Zahl in einen Brief, ohne darzu den Schlüſſel zu haben? Wer wolte ſagen dieſe Zahlen hätten nichts zu bedeuten?

Die ganze Natur hat einen wundervollen Zuſammenhang: das mindeſte Stäubgen reget ſich nicht ohne Urſache, dieſe Urſache aber hat wieder eine andre Urſache, die auf ſie wirket und einflieſet. Alſo beweget das Waſſer die Luft, und dieſe hinwiederum das Waſſer; beide aber beweget das elementariſche Feuer, in welchem gleichſam der erſte Stos zu allen Bewegungstrieben ſcheinet verborgen zu ſeyn. Nichts entſtehet von ungefehr: eines folget immer aus dem andern; dieſe Aufeinanderfolgung der einzelen Theile macht die Haltung und den Zuſammenhang im Ganzen. Die allerkleinſte Dinge, die kaum unſer Auge faſſet, ſind in dieſer Ordnung dergeſtalt mit eingeflochten, daß ſie in Anſehung ihrer eine gleiche Bewegungsurſache nöthig haben.

Dieſer wundervolle Zuſammenhang aller Dinge, da eines auf das andere wirket, auf daſſelbe folget, und die Urſache von der Entſtehung eines andern iſt, bringet uns überhaupt einen Begrif von der Gröſe des göttlichen Verſtandes bei, der alles nach gewiſſen Regeln beſtimmet, und ſowol in den kleinſten als in den gröſten Dingen, ſeine Weisheit und ſeine Güte offenbaret.

Die Geſtalt des Melintes bekräftige alles, was wir hier von dem Zuſammenhang der Dinge geſagt haben. Die Augen, deren blizender Mittelpunct mit einem klar durchwirkten Stern umzogen und mehr feurige als wäſſerige Theilgen haben, zeigen eine der glüklichſten Vermiſchung der Elementen. Ihre Stralen ſind voller Geiſt und Leben; ihre Blik ſind reizend und holdſeelig, und die zart Deke, welche ſich über dieſelbe aufſchlägt läſſet uns in denſelben alle Bewegungen die in ſeinem Herzen vorgehen, deutlich beobachten. Hier ſpricht die Demuth, der Eifer und das Mitleiden: hier lachet di Freude, die Hofnung und die Liebe Kurz, man kan mit Warheit ſagen, daß dem Melintes die Tugend und der Verſtand aus den Augen leuchtet.

Auf ſeiner Stirne lieſet man eben ſowol, als auf ſeinen Lippen und Wangen, eine gewiſſe Sprache, die man verſtehet, ja gar, die man fühlet, ohne daß man ſolche in Buchſtaben und Wörter verſezen darf. Hier ſpricht der Geiſt, und entdeket uns mehr, als der Mund ſelbſt, wenn er uns ſeine Gedanken und Empfindungen offenbaren will.

Alle Züge in ſeinem Angeſicht zeigen eine ſo feine und ordentliche Bildung, daß der geſchikteſte Mahler ſie nicht vollkommener entwerffen könte. Es leuchtet daraus ein ſo edles und grosmüthiges Weſen, daß man von ihm eingenommen wird, auch wenn man ihn nur ſiehet.

Melintes iſt nicht weniger auch wol gewachſen: alle ſeine Gliedmaſen ſind gegen einander in einer vollkommenen Verhältnis. Er iſt ſchlank von Leibe, ſtark, gelenkſam und zu allen Leibesübungen überaus geſchikt. Seine Geberden ſind natürlich, ſeine Stellungen ungezwungen, und alles, was er thut, begleitet eine gewiſſe Anſtändigkeit, die gleichſam ſeinen Handlungen einen neuen Werth beileget.

Von der äuſerlichen Geſtalt ſeines Leibes, komme ich auf die innerliche Beſchaffenheit ſeines Gemüths. Dieſe hat nichts verborgenes, nichts zweideutiges. Melintes zeigt ſich in allen Dingen gleich redlich, gleich tugendhaft: Sein Verſtand macht ihn nicht allein das Gute erkennen, ſondern ſein Herz läſſet ihn wirklich auch ſolches empfinden. Die Tugend iſt bei ihm ihre ſelbſteigne Belohnung, und ſeine gröſte Glükſeeligkeit beſtehet in dem ſteten Vergnügen ſolche auszuüben. Kein ſchnödes Laſter, keine übertriebne Luſt, keine unordentliche Begierden ſtöhren die Ruhe dieſes Weiſen. Er lebet mit ſeinem Zuſtand zufrieden: der Genus des Guten macht bei ihm den Werth der Güter aus. Auſer dieſem Genus dünken ihm alle Schäze und Reichthümer dieſer Welt gering, und unſres Beſtrebens unwürdig zu ſeyn.

Es iſt ſchier eine gemeine Schrafe der Reichen, daß ſie dasjenige, was ſie beſizzen, am wenigſten genieſen. Harpax ſiehet keine Schäze in andrer Leute Händen, die er nicht mit gierigen Augen und einem ſeufzenden Herzen betrachtet. Er möchte gern alles haben, und alles verſchlieſen. Er entziehet dadurch den Genus nicht nur andern, ſondern ſich ſelbſt. Er beſizet einen ſchönen Pallaſt, und wohnet in einem Winkel. Er hat den prächtigſten Hausrath; in ſeiner Stube aber ſiehet man nichts als Rechentiſche und Schränke. Er hat die beſten Weine, er trinkt ſie aber nicht ehender, als bis ſie anfangen ſauer zu werden. Und alſo genieſet Harpax nicht ſein eigen Gut, ſondern verwahret ſolches mit ängſtlichen Sorgen für lachende Erben. Melintes hoher Geiſt weis nichts von einer ſo niederträchtigen Neigung: er gönnet gern andern ihren Reichthum und freuet ſich, wenn es ihnen wol gehet. Er hält es für eine Schuldigkeit, ſeine jährliche Einkünfte zum Beſten des gemeinen Weſens auszuüben. Er verwendet ſolche auf Künſte und Wiſſenſchaften, er gönnet ſeinen Uberflus denen Handwerkern und Arbeitsleuten; er hat eine Freude ihnen etwas verdienen zu laſſen; aber übernehmen dörfen ſie ihn nicht, denn er haſſet das Unrecht. Er will, daß ein jeder, der mit ihm zu thun hat, redlich und gewiſſenhaft handeln ſoll. Er weis, daß keine Leute dem gemeinen Weſen ſchädlicher ſind, als ſolche, die keine Ehre und kein Gewiſſen haben.

Alle ſeine Ausgaben ſind ordentlich eingetheilet. Er ſucht ſich mit lauter ſolchen Dingen zu beluſtigen, welche Kunſt und Wiz und Schönheit beleben. Er liebet in allem die Reinlichkeit, und ein ſinnreiches artiges Weſen. Sein Hausgeräth, ſeine Kleider, ſeine Kunſtſachen, ſeine Kutſchen und Pferde, ſeine Art Tafel zu halten; Alles hat ein gewiſſes Weſen, das gefällt, das rühret und das nicht ſowol prächtig als reizend und ſchön iſt.

Viele, die nicht die menſchliche Laſter und Tugenden zu unterſcheiden wiſſen, halten den Melintes für hochmüthig. Sie nennen dasjenige einen Ehrgeiz, was bei ihm die Würkung eines guten Gemüths und eines erhabnen Geiſtes iſt: ſie ſagen, der äuſerliche Glanz könte keinen andern Urſprung haben, als die Liebe der Eitelkeit: ſie wollen, man ſoll den Uberflus an die Armen geben, und ſelbſt armſelig leben. Allein dieſe Leute wiſſen nicht, daß es ein groſes Uebel in der menſchlichen Geſellſchaft iſt, wenn man viele Arme hat. Dieſe Armuth wird durch nichts mehr genähret, als durch Scheinheiligkeit und Müſſiggang. Arbeit und Ordnung im Gegentheil, ſind die beſten Mitteln, der einreiſſenden Armuth und ſchändlichen Bettelei zu ſteuren. Nichts aber unterhält den Fleis und die Arbeitſamkeit der Menſchen beſſer, als wann ein jeder einen ſolchen Aufwand macht, wie es ſein Vermögen mit ſich bringet. Der Arme mus ſparſam leben, und arbeiten, ſo wird er nie kein Bettler werden; und der reiche mus nach Masgebung ſeines Vermögens ſeine Ausgaben einrichten, ſo werden das durch die Armen Mittel finden, ſich zu nähren. Wären keine Geizhälſe, keine Müſſiggänger, und keine Verſchwender, ſo gebe es auch keine Armen.

Ein Menſch mus in der Welt durch andere leben. Die Armen und Nothdürftigen müſten im Elend ſchmachten, wann die Reichen und Begüterten ihnen nichts von ihrem Uiberflus wolten zuflieſen laſſen. Solten ſie aber ſolches thun, ohne ihnen Arbeit zu geben, ſo wäre dieſes dem gemeinen Weſen noch viel ſchädlicher. Wie ſolten aber alle Menſchen Arbeit bekommen, wann nicht Künſte und Wiſſenſchaften befördert würden; und was ſolte die Reichen bewegen, Geld und Güter zu verwalten, wann ſie nicht dadurch gewiſſe Vorzüge zu genieſſen hätten? Die Natur iſt zwar mit wenigem zufrieden; allein ſie leidet auch einen unendlichen Zuſaz von Annehmlichkeiten. Gibt man dem Armen Brod, ſo gebe man ihm auch Arbeit, damit es ihm gedeihe; das iſt löblich. Man laſſe aber auch dem Reichen die Vortheile ſeines Guts genieſen; das iſt billich.

Der freigebige Melintes läſſet es an nichts ermangeln, was ſeinem Nebenmenſchen zur Aufnahme, und zur Nahrung dienen kan. Er gibt vielen Leuten etwas zu ſchaffen, die mehr ſeiner Hülfe bedürfen, als er ihrer Arbeit vonnöthen hat. Er thut nichts lieber, als ihnen, was ſie verdienet haben, bezahlen; und indem er darinn ſein Vergnügen ſucht, andern etwas von ſeinen Gütern mitzutheilen, ſo gebraucht er zugleich alle nur mögliche Vorſichtigkeit, ſich ſtets in dem Stand zu erhalten, um andern nüzlich, und niemanden beſchwerlich zu ſeyn. Nichts wird deswegen bei ihm liederlich verwahrloſet; nichts aus Uppigkeit verdorben; nichts aus Leichtſinnigkeit verſchwendet; und nichts aus Geiz zurük behalten. Er verzehret zwar jährlich die Einkünfte, ſo ſeine Ländereien ihm auswerffen, die Ländereien aber an und für ſich ſelbſt, ſucht er nicht nur weislich zu erhalten, ſondern auch ſo viel möglich, noch immer mehr und mehr zu verbeſſern. Viele meinen, da er ſonſt ein ſo trefflicher Naturkündiger iſt, er müſſe den Stein der Weiſen beſizen; denn man ſiehet gleichſam mit ſeinen Ausgaben ſeine Einkünfte wachſen; allein, wenn man betrachtet, wie klug er ſeine Sachen einrichtet, wie fleiſſig er dieſelben beſorget, wie vorſichtig er damit umgehet, und welche Ordnung er in allen Dingen beobachtet, ſo ſiehet man, daß die Sachen ganz natürlich zugehen, und daß GOttes Seegen in ſolche Mittel bei ihm mit einflieſet, welche ſich auf ſeine Geſeze gründen. So hält Melintes Haus. Seine Sitten ſind eben ſo ordentlich. Er liebt zwar alle erlaubte Veränderungen und Ergözlichkeiten; allein ſein Verſtand mus immerdar an denſelben den meiſten Antheil haben. Wo andere Menſchen ihre gröſte Luſt ſuchen, da hört insgemein die Seinige auf; Was ihn ergözen ſoll, mus ihm nicht nur gegenwärtig ein Vergnügen geben, ſondern auch dem Künftigen nicht ſchaden. Es mus nichts alberes, nichts unflätiges, nichts ausſchweiffendes, ſondern etwas artiges, etwas angenehmes, und würklich etwas Gutes ſeyn.

Sein Umgang iſt ſo leutſelig und rührend, daß man ihn niemals verläſt, ohne neue und lebhafte Eindrüke von ihm in ſeinem Gemüth zu behalten. Er weis in ſeinen Geſprächen unſre Gedanken ſo geſchikt auszuſchlieſen, und ihnen zu begegnen, daß man ungleich mehr Verſtand bei ihm als bei andern Leuten hat, deren albere Reden uns öfters mit alber machen. Sein Wandel iſt unſchuldig, ſo ehrbar, ſo ordentlich; ſeine Sitten ſind ſo gleichförmig, ſo natürlich, ſo angenehm, ſo aufrichtig; und ſein ganzes Weſen begleitet eine ſo hohe Weisheit, daß auch der Neid ſelbſt mit allen ſeinen ſinnreichen Einfällen nichts an ihm lächerlich oder verdächtig zu machen weis. Ja es iſt allerdings ein Kennzeichen von einem ſehr übelbeſtellten Gemüth, wenn man für ihn nicht eine vollkommene Hochachtung

achtung empfindet. Da man im Gegentheil ſich und ſeine Handlungen nicht beſſer rechtfertiget, als wenn man ein Beiſpiel von dem Melintes darüber anführen kan.

Man glaube inzwiſchen nicht, daß alle dieſe Tugenden und Vollkommenheiten ein zuſammengeſeztes Gebaude von einem langwierigen Fleis, und einer ſtrengen Sittenlehre; noch vielweniger, daß es bloſe Gaben der Natur ſeyen, die mit dem Melintes wären gebohren worden; Wer ſo urtheilet, der kennet nicht die gefahrliche Abfälle, wohin öfters die bloſe Weltweisheit führet. Wir müſſen hier unſre Abhänglichkeit von einem hohern Weſen erkennen. Von GOtt kommt Erkenntnis und Warheit; Er allein leidet uns zum Guten, und läſſet uns wandeln auf dem Pfad der Frommen. Hier iſt das Geheimnis, wodurch Melintes alle ſeine herrliche Gaben und vortrefliche Eigenſchaften erlanget. Es ſolte billich dieſes den Chriſten kein Geheimnis ſeyn; Allein, da wir leider meiſtentheils noch ſo weit davon entfernet ſind; ſo mus wol folgen, daß wir entweder ſolches nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen; dann es iſt an und für ſich ſelbſt ein einfältiges Ding, um darzu zu gelangen. Es iſt der Glaube, der uns von Jugend auf gelehret wird, und der bei uns eben ſo wenig fruchtet, als ob wir von ihm nichts wüſten. Melintes hat davon den rechten Aufſchlus bekommen, und deſſen Kraft empfunden. Er iſt durch ein demüthiges und aufrichtiges Weſen, welches ihm das Leere und Mangelhafte aller menſchlichen Tugenden hat einſehen lernen, zu dieſer groſen Gnade gelanget.

In Anſehung der Religion hält es Melintes nur allein mit dem allgemeinen chriſtlichen Glauben, nach der Einführung des Stifters; Er verachtet aber deswegen mit nichten die äuſerliche Kirche: er erkennet bei ihren vielen Mängeln und Gebrechen, ihre Nothwendigkeit und ihren Nuzen. Alle Pläze und Häuſer ſind würdige Tempel ſeiner Andacht. Er findet allenthalben reizende Vorwürfe, GOttes Allmacht, Güte und Weisheit zu loben, zu verehren und zu verherrlichen. Er weis nichts von Aberglauben und gottesdienſtlichen Werken. Der beſte Gottesdienſt, ſpricht er, iſt der Glaube, und die Aufrichkeit, zu thun, was der HErr will. Mehr fordert GOtt nicht von uns armen Menſchen. Die Trennungen und Zwieſpalten, welche die Chriſten durch das ſtets fortwährende Gezänke ihrer Geiſtlichen unter ſich nähren, ſind ſchröckliche Gerichte, die wir uns durch unſern Unglauben und unſern Hochmuth zuziehen.

Melintes will, daß man nach dem Hauptgeſeze unſers Heilandes, welches die Liebe iſt, ſich einander dulden und einer des andern Fehler und Irrthümer ertragen ſoll. Im übrigen bezeiget er ſeinen Glauben durch ſeine Werke; Er iſt demüthig, gedultig, grosmüthig, liebreich, mildthätig, aufrichtig, mäſſig; liebet Recht und Warheit, und GOtt in allem was gut iſt.

Die Kräfte des Verſtandes zeigen ſich bei dem Melintes in gleicher Vortreflichkeit: ſie dienen nicht allein, die Empfindungen und Erkänntniſſe ſeiner Seelen deutlich an den Tag zu geben, ſondern ſie ſind auch fähig in die Verborgenheiten der Menſchen und der Natur einzudringen, und ſolche mit einer lebhafften Scharfſinnigkeit zu entwickeln. Die Wiſſenſchaften koſten ihm nichts: er findet die Züge davon in ſeinem eigenen Verſtand eingegraben, und er braucht weiter nichts als Wörter, um ſie zu erklären. Eine Warheit bringt ihn auf die Spur einer andern; er entdeket in einer Reihe vieler Folgen, eine Menge von Warheiten, die er auf das geſchikteſte miteinander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weis. Er beſizet die Kunſt zu denken, ſo vollkommen, daß er niemals einen Zwang ſpüret, einen Beweisgrund oder einen Vernunftſchlus zu finden,

den, wo er ihn nöthig hat. Sein Gehirn iſt gleichſam eine Schazkammer aller nur möglichen Vorſtellungen und Bilder, welche nie durch unordentliche Bewegungen der Nervengeiſter, oder durch allzuheftige Leidenſchaften, verwirret werden. Mäſſigkeit, Gelaſſenheit und Demuth ſind die Mittel, den Verſtand in ſeiner natürlichen Kraft und Munterkeit zu erhalten. Es iſt gewis, daß unſere Unordnungen das Geblüt und unſre Affecten entzünden, und daß dadurch auch der beſte Verſtand in ſeiner Wirkſamkeit geſtöret, und öfters, wie in auſſerordentlichen Gemüthsbewegungen, gar unbrauchbar wird.

Aus der deutlichen Vorſtellung, die der Verſtand des Melintes fähig iſt, ſich von allen Vorwürfen zu machen, flieſet deſſen ungemeine Beredſamkeit: ſeine Reden, ſeine Aufſäze, ſeine Schriften führen die Deutlichkeit und die Uberzeugung mit ſich; alles ſchmeket darinn nach einem ſcharfen Wiz, nach erhabnen Gedanken, nach edlen Empfindungen: Er zeichnet, er mahlt, er ſchildert alle Sachen ſo natürlich und lebhaft, daß man ſich ſolche, als ob ſie gegenwärtig wären, vorſtellen kan. Er ſchreibet eben ſo leicht, als er denket, ja er hat Mühe die Feder ſo hurtig zu führen, als ihm die Gedanken einſchieſſen.

Niemahls hat man bei einem Menſchen einen lebhaftern Begriff, und eine bündigere Art zu ſchlieſen wahrgenommen. Melintes hat dabei ſich ſeine Erfahrung in allen Vorfällen dermaſſen zu Nuzen gemacht, daß ihm wenig Sachen, die einem in der Welt vorzukommen pflegen, fremde ſcheinen. Er kennet die Menſchen, ihre Leidenſchaften, ihre Art zu denken, ihre heimliche Bewegurſachen; ja es iſt als ob er ihnen aus den Augen leſen könte, was ſie leiden, was ſie für Anſchläge machen, und was ſie vor ihm am meiſten zu verbergen ſuchen.

Weil er ſelbſt niemals nichts Böſes denkt noch vor hat, ſo braucht er keine politiſche Klugheit ſich zu verſtellen. Seine Aufrichtigkeit ſich ſo zu zeigen, wie er iſt, macht ihm allezeit Ehre; und da er jederman liebet, jederman wol begegnet, und jederman ſich gefällig zu erweiſen trachtet; ſo müſte man ſich ſehr wundern, wie er doch Feinde haben könte, wenn man nicht wüſte, daß die Böſen keine andre Urſache des Haſſes nöthig haben, als wenn man gut iſt.

So genau er die Laſter der Menſchen kennet, und ſo empfindlich ihn auch ihre Bosheit rühret, ſo ſucht er doch immer alles zum Beſten zu deuten, oder zu entſchuldigen; niemals aber wird er von jemand übel ſprechen: es ſey dann, daß er ein Zeugnis der Warheit geben ſoll, jemanden für böſe Menſchen zu warnen. Man trauet ſeinen Worten ohne Handſchrift und ohne Eidſchwur. Wenn er mit jemanden einen Handel vorhat, ſo überlegt er ſo genau des andern Nuzen, als ſeinen eignen. Er handelt lieber gar nicht, wann er ſiehet, daß der andere dadurch Schaden leiden mus. Er iſt ein Feind aller Zänkereien, und ſuchet, ſo viel an ihm iſt, Frieden zu halten, mit jederman. Wenn man ihn beleidiget, ſo ſucht er ſolches zu vergeſſen; und wenn er ja ſich rächet, ſo geſchiehet es durch eine gewiſſe Unachtſamkeit, welche denen die ihm übel wollen, das Vergnügen berauben ihm Verdrus zu machen. Er bezeiget eine gleiche Kaltſinnigkeit in Anſehung deſſen, was die Leute von ihm reden. Es iſt kein beſſres Mittel, ſagt er, die böſe Nachrede zu widerlegen, als nichts böſes thun. Weil er nun auch zugleich allen Schein des Böſen behutſam zu vermeiden ſucht, ſo haften auf ihm weder Lügen noch Stachelreden.

Bei einer ſo ruhigen und vergnügten Lebensart iſt Melintes in allen Zufällen gefaſſt. Sein Herz achtet die zeitliche Dinge nicht höher, als ihre Flüchtigkeit, und ihr geringer Werth es vtrdienet. Er betrachtet dieſes gegenwärtige Leben als einen

nen Durchgang in das Zukünftige. Alle Güter dieſer Welt gebrauchet er als Mittel zu den himmliſchen zu gelangen. Er will nichts als was GOtt will; weil nun alle Begebenheiten, die uns vorkommen, deſſen Willen zu erkennen geben, ſo unterwirft er ſich denenſelben mit Demuth und Gelaſſenheit. Der Glaube und die tiefe Ergebenheit, ſeinen eignen Willen dem Willen GOttes zu unterwerfen, erfüllet ſein Herz mit ſtetem Troſt. Der Tod komme wann er will, ſo iſt er ihm nicht zuwider; und ſein Leben daure, ſo lang es wolle, ſo iſt es ihm angenehm.

Der vernünftige Soldat.

Summos poſſe viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria craſſoque ſub aëre naſci.

Tiron macht zwar von dem Degen ſein Handwerk; er weis aber die Feder nicht minder geſchikt zu führen. Er hat etwas groſes und edelmüthiges in ſeinem Weſen; man ehret ihn wenn man ihn ſiehet; u. man mus ihn hochſchäzen, wenn man ihn nur ein wenig hat kennen lernen. Die Natur hat ihn geadelt, und nicht der Stammbaum ſeiner Vätter. Seine Tugenden ſind ſeine Ahnen, und ſein Wohlverhalten macht ihn rittermäſſig. Er hat eine gründliche Vernunft, einen hurtigen Begrif, eine lebhafte Beredſamkeit, eine reiche Erfindungskraft und ein glükliches Gedächtnis. Er hat ſo viel Wiz und Scharfſinnigkeit, daß er nothwendig einen Verächter der kleinen Geiſter und einen Spötter der herrſchenden Thorheiten abgeben mus. Er hat die muthwilligſte Einfällen von der Welt, und verſteht die Kunſt, die Menſchen nach dem Leben abzuſchilderen. Er kan ihre Worte, ihre Geberden und alle ihre Minen nachahmen. Er macht eine ganze Geſellſchaft lachen, er ſelbſt aber ſiehet dabei ſo ernſthaft aus, als ob er eine Predigt hielt. Die Erfahrung hat ihn klug, und ſein widriges Schikſal weiſe gemacht. Sein Muth hat ihn über alles erhoben: ſein Glük aber iſt allzumittelmäſſig und weit unter ſeinen Verdienſten geblieben. Er hat ungefehr ein paar hundert müſſige Soldaten unter ſeinem Befehl, die er ſtets durch ein duzend Prügelvögte mus in Ordnung zu halten ſuchen. Er hat eine ſolche Gewalt über ſie, daß er ſie wie ein Zaubrer nach ſeinem Wink bewegen kan. Es koſtet ihm mehr nicht als ein Wort, eine raſche Handlung bei ihnen zu verurſachen, und ſolche auch wieder mit einem Wort zu hemmen. Er iſt ſo ernſthaft, daß man ihn fürchten mus; ſo bald aber befiehlt ihm nicht der Wohlſtand höflich zu ſeyn, ſo kan er jederman durch einen freundlichen Blik einnehmen. Er iſt ſo leutſeelig als ſtreng; dieſe beiden Eigenſchaften äuſern ſich bei ihm, nachdem es Zeit und Umſtände von ihm erfordern. Er bezeigt durch ſein Beiſpiel, daß man ein guter Soldat ſeyn kan, ohne ſeinen Muth durch Wildheit, Wut und Fluchen an den Tag zu legen. Er hält dafür, ein rechtſchaffner Kriegsbefehlshaber müſte ſelbſt die gröſte Exempel von der Gerechtigkeit und der wahren Ehre geben, weil darinnen ſein ganzes Geſchäfte beſtehet, beide zu erhalten und zu beſchüzen.

Mittel die Kornwürmer zu vertreiben.

DAß es höchſt nöthig ſey, bei Ländern und groſen Städten, allezeit einen Vorrath von Früchten oder Korn aufzubehalten, iſt eine ausgemachte Sache.

Aber, obwolen dieſe Vorſicht an denen mehreſten Orten angewendet wird, und man faſt in allen Städten Kornhäuſer und Fruchtböden antrift, ſo hat man doch auch die Ungelegenheit, daß ſich zu dieſem Vorrath, öfters ungebetene Gäſte finden, welche dasjenige, was ſie nicht verzehren, verderben; und das ärgſte iſt, daß wo ein Fruchtkaſten einsmalen mit dieſen ſchädlichen Creaturen angeſteket worden, daß man derſelben nicht mehr los werden, oder ſolche vertreiben kan.

Dieſer ſchädlichen Thierlein ſind vornemlich zweierlei Arten bei uns bekannt, und macht man den Unterſcheid gemeiniglich mit Benennung des ſchwarzen und weiſen Wurms. Unſere Landesleute nennen ſelbige, beſonders die ſchwarzen, Korn-Vögel.

Die ſchwarze Kornwürmer ſind kleine Käfer, werden von denen Lateinern Curculiones oder Gurguliones, von denen Holländern Klander, Engelländern Calender genennt. Sie haben ſechs Füſſe und laufen damit ſehr ſchnell. Ihr Maul iſt als eine beſondere Kneipzange formirt, mit welchem ſie nagen, und die Fruchtkörner anbeiſen und aushöhlen, daß nichts als die äuſere Haut überbleibet. Sie kriechen von auſſen an denen Wänden, auf die Fruchtböden, kommen in dem ganzen Haus herum, ja gar in die Betten, und zwiken die Schlaſende.

Finden ſie kein Korn, ſo ſezen ſie ſich in Mehl, in Reis, gerollten Gerſte ꝛc. Ja ſie ſind auch Näſcher, und kommen an den Zuker, Confect und dergleichen.

Bleiben alſo nicht an einem Ort beſtändig, und wann der Nachbar dieſerlei Gäſte in ſeinem Hauſe hat, ſo mus man allerdings beſorgt ſeyn, daß man von dieſem ſchädlichen Inſect auch eine unangenehme Viſite bekomme. Dann ſie kriechen, wie vorgemeldet, von unten an denen Häuſern hinauf, und dieſes beſonders im Frühjahr, daß dahero einige glauben, ſie hätten ihre Winterherberge in der Erde.

Sie ſind fruchtbar und vermehren ſich bald in groſer Anzahl. Sie entſtehen nicht, wie einige gelaubt haben, und noch glauben, durch Fäulung oder generationem æquivocam; ſondern durch Begattung des Männ- und Weibleins.

Dieſes leztere, wann die Zeit ſeiner Fortpflanzung herbei kommt, ſuchet ein weiches Körnlein, beiſet mit ſeiner Freſſzange ein Loch in daſſelbe, und leget darein nicht mehr als ein, ſelten aber auch zwei Eier, und dieſes macht es, mit fünf oder ſechs Körnern etlich Tag nacheinander.

Dieſe Eilein ſind nicht gröſſer als ein kleines Sand- oder Mohnſaamenkorn. Aus jedem derſelben kommt in ſieben Tagen eine kleine Made oder Wurm, welcher ſich zuſammen krümmt, und nicht in dem Stande iſt fortzukriechen. Dieſes hat er auch um ſo weniger nöthig, als er vor etliche Tage Speiſe genung in ſeinem Neſt findet; und dieſes iſt die Urſache, daß der Kornwurm nicht mehr, als ein, oder höchſtens zwei Eier in ein Korn ſezet; denn wo deren mehr wären, hätten ſie nicht Nahrung genung.

Nach einigen Tagen verändert ſich dieſe Made oder Wurm in eine Puppe, gleichwie andere Inſecten; aus dieſer kommt nach vierzehen Tagen ein brauner Käfer, wie oben beſchrieben worden.

Der weiſſe Kornwurm iſt eine Art kleiner Maden, ein ſchädlich und gefräſiges Thierlein, welches die Holländer deswegen den Wolf nennen.

Sie haben ſechs Füſſe, und in dem Fortkriechen ſchleppen ſie zugleich einen Faden als Spinnengewebe nach, womit ſie ſich aller Orten anhängen, und gegen das Herabfallen verſichern. Dieſen Faden zieht der Wurm aus dem Maul, andere glauben aus einem beſondern Röhrlein nächſt an demſelben. Er iſt mit einer braunrothen Zange an dem Kopf bewaffnet, womit er nicht allein das Korn anbeiſet, ſondern dieſer ſchädliche Wurm ſezet ſich auch in die Balken des Hauſes, durchnaget Schachteln, Bücher und alles was ihm vorkommt.

Zu Ende des Sommers kan man dieſe Thierlein in groſer Menge an denen Wänden

den kriechen ſehen, indem ſelbige einen Ort zu ihrer Verwandlung ſuchen.

Sie verlaſſen deswegen zu erſt gemelder Zeit ihre Nahrung, das Korn, und verbergen ſich in die Spalten derer Balken, zwiſchen die Schindeln und Ziegel der Dächer; ja wo ſie ſonſten keine geſchikte Gelegenheit finden, machen ſie durch Hülfe ihres Gebiſes oder Freszange ſich ſelbſten ein Neſt, bedeken ſich mit ihrem eigenen Geſpünſte, und verwandeln ſich wie andere Raupen zu Puppen.

Dieſe Puppen bleiben den ganzen Winter, ohne ſich zu bewegen, ligen; aber im April oder Maymonat, wann es anfänget warm zu werden, ſo kommt ein geflügelter Wurm oder Motte heraus, auf deren ſilberfarben Flügeln kleine ſchwarze Fleken zu ſehen.

In dieſem Stand thun ſie keinen Schaden, denn ſie eſſen nichts; aber ſie paaren ſich, und leget das Weiblein ſodann Eier, und zwar jedes ſezig bis ſiebenzig.

Sie haben an dem hindern Theil des Leibes einen beſondern Stachel, welcher ein Röhrlein formirt; mit dieſem können ſie in die Schrunden oder Spalten des Korns kommen, und ihre Eier daſelbſt ablegen und verbergen.

Ohngefehr nach ſechzehen Tagen gehet die Plage an. Denn die aus den Eiern hervor kommende Würmlein, beiſſen ſich durch, leeren das Körnlein, worinn ſie gebrütet, aus, hängen vermittelſt ihres Geſpünſtes ein anderes daran, und wann ſie mit dieſem fertig das dritte, und ſo fortan. Sie überziehen den ganzen Fruchthaufen, als mit einem Spinnengewebe; und weil dieſes Ungeziefer ſich ſo häufig mehret, (denn, wie oben gedacht, aus einem ſechzig bis ſiebenzig gezeuget werden,) als iſt leichtlich zu erachten, was in kurzem vor ein groſer Schade daraus entſtehen könne.

Man hat gegen beiderlei Art dieſer Kornfeinde, allerhand Mittel erdacht, und viele Vorſchläge und Verſuche gemacht, wie mit bittern Kräutern, Heringslak, Vitriol und Salzwaſſer, Knoblauch, ꝛc. dieſe Diebe zu vertreiben wären; Es hat aber nicht aller Orten, oder doch ſehr wenig gefruchtet: oder wo man es zu ſtark gemacht, hat das Korn einen üblen Geruch und Geſchmak davon angenommen.

Die Königlich- und Churfürſtliche Cammer zu Hannover hat den 22. Januarii 1747. einen beſondern Unterricht, wie dieſem ſchädlichen Ungeziefer zu begegnen, publiciren laſſen, von welchem, ob derſelbe zwar allbereits von den Herren Hamburgern in ihre Sammlungen oder Magazin gebracht worden, unſern Landesleuten zu gut, hier in der Kürze, das Nöthigſte bekannt machen wollen.

Es wird erſtlich eine beſondere Conſtruction derer Luftlöcher auf denen Fruchtböden angegeben, nach welcher Angebung diejenige, welche man auf unſern Fruchtböden hat, viel zu hoch ſind, deswegen kan die Luft die Früchte nicht beſtreichen. Dieſer ſollen nur einen Fus, höchſtens einen und ein halben über dem Boden, worauf die Früchte ligen, ſtehen, und nur einen Fus hoch und breit im Lichte ſeyn.

Die zu dieſen Luftlöchern gehörige Läden werden nicht an der Seite, ſondern oben an dem Querholz oder Schedel des Luftlochs angeſchlagen, und mit einem eiſernen oder andern Stänglein hinauswärts aufgeſperret, daß ſie die Geſtalt eines herab hängenden Daches haben, und dadurch ſowol das Einfallen des Regen und Schnees verhindern, und demnach genugſame und zwar kühle Luft auf den Boden bringen. Das Licht aber mus man durch kleine Fenſter, welche man hier und da nach Nothdurft machet, hereinbringen, und denen Vögeln, den Eingang, durch einige vor die Läden geſtellte Gitter oder Garne verwehren.

Auf denen Fruchtböden, welche unter denen Dächern ligen, kan man ebenfalls dergleichen Luftlöcher anbringen, und wo das Dach genug überſchieſſet, kan ſolches zwiſchen denen Sparren geſchehen, wo man alsdann keine Klappen nöthig hat, ſondern nur Gitter oder Garne vorſezen darf. Wann man dergleichen Kornhäuſer neu anleget, ſind die gebrochene Dächer dazu ſehr vortheilhaftig, und kan man ſolchergeſtalten beſtändig kühle und friſche Luft auf denen Kornböden haben.

Nach oben belobtem Unterricht, ſoll ferner vom erſten April an bis Ausgang des Septembers, alle Wochen zweimal, in denen übrigen Monaten aber wochentlich nur einmal, die Frucht gewendet oder umgeſchlagen, und die Böden rein gefeget oder gekehret werden.

Iſt die Frucht würklich von dem ſchwarzen Wurm angeſteckt, ſo wird dieſelbe von weiterm Verderben bewahret, wann man ſolche durch die Rolle laufen läſſet. Dergleichen Machinen hat man auch hier zu Land hin und wieder auf denen Fruchtböden, wodurch das Korn von dem Staub und Spreu gereiniget wird.

Die zur Seiten herausfallende leichte ausgefreſſene Körner, und die hinten hervor fliegende Spreu, werden mit denen ebenfalls ausgeworfenen Würmern oder Kornvögeln, ſorgfältig zuſammen gekehret, leztere in einen Zuber Waſſer geſchüttet, und die Käferlein verhindert, daß ſie nicht herausſchwimmen, bis ſie tod ſind.

Die ausgehohlte Früchte und Spreuer kan man noch vor die Schweine nuzen.

Das alſo gereinigte Korn läſſet man zwei oder drei Wochen ligen; doch ſolle daſſelbe alle Tage umgeſtochen werden. Denn das Umſtechen incommodirt dieſe Kornwürmer oder Käfer ſo ſehr, daß ſie weglaufen, und viele tod gefunden werden. Und darf man nur in Obacht nehmen, nach welcher Seite dieſe Käfer ſich ziehen, ſo kan man ſelbige zuſammen kehren, und alſo in kurzer Zeit völlig vertilgen.

Es befördert aber die Ausrottung dieſes ſchädlichen Ungeziefers gar ſehr: wann man die Seitenwände auf denen Kornböden etwan zwei oder drei Fus hoch rings herum weis anſtreichen läſſet, ſo wird man die ſchwarze Käfer deſto eher gewahr, kan ſie abkehren, vertretten, oder dem Feuer übergeben.

So mus man auch zu Anfang des Frühjahrs, im Martio oder folgenden April, beſonders wann es warme Täge gibet, darauf ſehen, daß dieſe Käfer oder Kornvögel, welche ſich im Herbſt oder vor dem Winter in die Mauren vornen, oder gar herab in die Erde gezogen haben, nicht wieder an denen Wänden oder Mauren hinauf kriechen, und das weitere Hinaufſteigen verhindern.

Oder wo es die Gelegenheit erlaubet, und das Kornmagazin frei ſtehet, ziehet man mit Theer, Wagenſchmier oder Terpentin einen drei bis vier Zoll breiten Strich um das ganze Gebäude herum, ſo bleiben die Käferlein daran hängen, und vergeſſen das Hinaufſteigen; was noch echappirt, wird durch fleiſſiges Wenden oder Umſchlagen des Getreides, völlig vertrieben.

Dieſes Mittel ſolle an dem Kornmagazin zu Berlin, welches vor dem Spandauer Thor ſtehet, guten Nuzen geſchaffet haben.

Mit dem weiſen Kornwurm hat es eine andere Beſchaffenheit; denn er dringet nicht ſo tief in die Fruchthaufen. Dahero darf man von demſelben nur die oberſte Haut, welche als mit Spinnengewebe überzogen, etwan eine Queerhand hoch, abnehmen, das an einander hängende Getraid auf einen beſondern Ort ausbreiten, mit ſtumpf abgehauenen Beſen von Birkenreiſern ſtark zerreiben, und alsdann über die Rolle oder Fruchtmühle laufen laſſen. Wird die Frucht dadurch nicht zum erſten mal rein, ſo repetirt man den

Proces wie erſt gemeldet. So fället alles unreine ab, und das Korn wird wiederum Kaufmannsgut.

Wäre aber der ganze Hauf alſo angeſtekt, ſo daß alles zuſammen hänget, ſo mus man das Getraide, wie erſt gemeldet, tractiren, zuvor wol mit dem abgehakten ſtumpfen Beſen zerreiben, und die Rolle paſſiren laſſen.

Wo dieſes in Zeiten geſchiehet, iſt der Abgang nicht gar ſonderlich gros, und man glaubt, auf dieſe Art, und durch Anlegung lüftiger Getraidkäſten, die Früchte in gutem Stand zu erhalten, und die angeſtekte zu reinigen.

Es iſt auch kein Zweifel, daß alles vorangeführte, bei fleiſſiger Aufſicht ſeinen Nuzen habe; doch kan nicht geläugnet werden, daß es bei groſem Getraidvorrath wegen der vielen Leute, die man darzu nöthig hat, koſtbar fällt, und wo man des ſchädlichen Ungeziefers will los ſeyn, öfters wiederholet werden müſſe; dahero wir auch die Erfindung, welche Monſieur Hales, Doctor Theologiæ und würdiges Mitglied der Königl. Engliſchen Societät der Wiſſenſchaften zu London, in dem vor etlichen Jahren heraus gegebenen Tractatlein, Inſtructions pour les Mariniers, beſchreibet, ſchon in dem vorigen Theil, dieſer auserleſenen Sammlungen eingerükt haben: Es iſt ſelbige, wo man ſie mit Vorſichtigkeit anbringet, ohnfehlbar, und werden zugleich die Ratten und Mäuſe dadurch vertrieben.

Eben dieſer Proceſs wird auch von Monſieur Des landes in den Recueil de differents Traités de Phyſique & d' Hiſtoire naturelle gelobet, und Herr Baker in Beſchryving van de beſte en nieuvvſte Microſcopen, aus welchem wir die Hiſtorie derer Kornwürmer genommen, gedenket ebenfalls davon.

Es iſt zwar die Erfahrung, daß man alle Inſecten, ja alle Thiere mit Schwefelrauch erſtiken oder töden könne, ſchon alt; aber man iſt noch nicht darauf gefallen, daß auch im Groſen die Sache zu practiciren. Monſieur Hales aber thut Verſchläge ganze Fruchtböden zu durchſchwefeln, und alſo alles Ungeziefer dadurch zu töden. Es ſolle aber folgender geſtalten damit verfahren werden:

Wann die Fruchtböden nur mit Brettern beleget, und unter denenſelben Kammern oder dergleichen Böden befindlich, ſo will er, daß man in dieſe Löcher machen ſolle: damit aber das Korn nicht durchfalle, und doch der Schwefeldampf durch paſſiren kan, müſſen die Löcher mit grober Leinwand, oder mit einem Blech, welches als ein Durchſchlag durchlöchert iſt, bedeket werden. Und dieſe Löcher müſſen vornemlich unter denen Fruchthäufen, und deren nach Beſchafenheit des Vorraths, mehr oder weniger, ſeyn.

Hat man aber die Gelegenheit, und es kan ohne ſonderlichen Schaden oder Mühe geſchehen, ſo wird der Bretterboden gar aufgehoben, und an deſſen Stelle ſtarke Latten, und auf dieſe grobe Tücher gelegt, folglich das angeſtekte Getraid darauf geſchlagen, doch ſo, daß es nicht gar zu hoch auf einander lige.

Man könte auch ein Stük Boden mit dünnen vielmalen durchbohrten Brettern, als die Malzdarren, belegen, und alſo dem Schwefeldampf den Weg in die Frucht bereiten.

Unter dieſem Boden, und zwar unter dem Fruchthaufen, leget man eine Art von einem Feuerherd an. Dieſes thut ein Haufen Sand, einen Fus hoch, mit Bachſteinen überleget.

Oder man darf nur einen groſen Kaſten oder Küſte mit naſſem Sand anfüllen, und ſo fert den Topf, worinn der Schwefel brennen ſolle, darein ſezen.

Wäre der Boden von einem Ipsgus, oder mit Steinen belegt, ſo könnte man das

Getraide zu Haufen ſchlagen, doch nicht höher, als wie oben gedacht worden, einen Fus hoch, und es alſo antragen, daß auf zwölf Fus in das Gevierte ein dergleichen Topf mit Schwefel komme. Dieſer mus aber ebenfalls zu Vermeidung Feuersgefahr in eine Küſte oder Keſſel, worinnen naſſer Sand, geſtellet werden. Dieſe Schwefelnäpfe ſollen nicht allzunahe an der Wand ſtehen, und wann zwei, drei oder mehr Böden über einander mit Früchten ligen, ſo darf man doch nur auf denen unterſten die Schwefeltöpfe anſteken; doch müſſen die Böden auf oben gemelde Weiſe durchlöchert oder bereitet werden, daß der Schwefdampf ſich durch, und in das Getraid ziehen könne.

Dahero auch das beſte, daß man bei denen mit Stein belegten oder von Jps gegoſſenen Böden, hin und her etliche Stein aufhebe, oder Löcher mache, welche nach der Operation mit geringem Koſten und Mühe können zugemacht werden.

Zu dieſer Schweflung iſt am dienlichſten, daß man gegoſſene eiſerne Töpfe bis ſechs oder acht Zoll weit, und eben ſo tief nehme, oder man laſſet dergleichen ſtarke Näpfe von guter Erde, welche nicht ſpringet, machen.

In dieſe Töpfe ſtellet man zwei oder drei Dachte von gelind zuſammen gerollter alter Leinwand in gewiſſer Weite von einander, und gieſſet ſodann den in einer eiſernen Pfanne geſchmolzenen Schwefel darein, und bringet dieſe Töpfe ſodann an ihren Ort.

Will man den Schwefel oder die Dachte anzünden, ſo müſſen zuvor alle Läden, Fenſter und Thüren zugemacht werden: deswegen auch noch dieſe Vorſicht nöthig, daß etliche Perſonen die Dachte oder den Schwefel anzünden, und ſich alſobald retiriren, dann ſie ſonſten von dem Schwefeldampf erſtiken könnten.

Ehe man dieſe Räucherung vornimmt, thut man wol, daß man das Getraid mit der Schaufel umſchläget, damit die Würmer beunruhiget werden, hervor kriechen, und alſobald von dem Dampf erſtiken.

Und auf dieſe Art wird in wenig Stunden alles, was von lebendigen Thieren, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ſich auf den Kornböden und in dem Korn findet, getödet.

Nach 24. Stunden oder zwei Tagen, kan man etliche Läden, von auſſen an denen Böden öfnen, oder auch durch die Thüren verſuchen, ob der Schwefeldampf ſich geſezet, und man alſo ohne Gefahr auf die Böden kommen dörfe. Da man dann nach etlichen Tagen das Korn umſtechen, und über die Rolle oder oben beſchriebene Machine laufen laſſen kan, ſo werden alle Würme und Käfer nebſt dem Angefreſſenen wegfallen, und das Getraid wird völlig gereiniget.

Dieſe Schweflung bringet dem Korn keinen üblen Geſchmak. Es töder aber die wachſende Kraft, und kan ſolches nimmer zu dem Ausſäen gebraucht werden. So tauget auch die alſo geſchwefelte Gerſte nicht zum Malz, denn ſie wachſet auch nicht. Daß alſo dieſe Operation nicht auf ſolchen Böden, wo Korn zum Saamen ligt, vorgenommen werden darf.

Wo der Vorrath von Früchten nicht gar zu gros, kan ohne weniger Feuersgefahr zu beſorgen, das Korn von denen Würmern gereiniget werden, wann man dergleichen Oefen, als die Bierbräuer zum Malzdörren haben, gebraucht, und unten, anſtatt des Holzes, dergleichen Schwefeltöpfe einſezt, die Darre aber oben mit Brettern zudeket.

Ja es verdient, daß man an an einem offenen Ort einen dergleichen Dörrofen anlegte; dieſes kan aber auf dem Land viel füglicher als in denen Städten geſchehen. Doch wo man alle Vorſicht wegen des Feuers gebraucht, ſo iſt allezeit beſſer, daß man die Frucht auf denen Böden ſchwefle, ſo wird der Boden ſelbſt von allem Ungeziefer, auch Ratten, Mäuſen und Fledermäuſen geſaubert, und kan alſo auf einmal eine groſe Menge Früchte, auf etlich über einander ligenden Böden von denen Würmern gereiniget und errettet werden.

Die Würmer, ſowol der ſchwarze als der weiſe, greifen ſelten das alte recht trokene Korn an. Dahero wo man einen naſſen Sommer gehabt, oder die Früchte nicht troken eingebracht worden; ſo ſind ſolche allezeit dem Angrif der Würmer mehr unterworffen.

Dieſes aber kan verhindert werden, man wann die Früchte öfters umſchläget, und daß man etliche kleine Töpfe mit Lampen, in welche anſtatt des Fettes oder Oels gelber Schwefel gegoſſen worden, in eine Schüſſel oder Beken mit Waſſer zwiſchen die Fruchthaufen ſtellet, und den Schwefel anzünden. Dieſes hält alle Kornwürmer ab, und vertreibet zugleich die Ratten und Mäuſe, beſonders wo es von Zeit zu Zeit wiederholet wird.

Wann man dieſe Schweflung auch ſonſten zu Reinigung alter Gewölbe, Keller, Gefängniſſe und Lazarethen gebrauchen will, ſo wird man guten Effect davon finden.

Es müſſen aber, nachdem der Schwefeldampf 24. oder mehr Stunden darinn geweſen, alle Luftlöcher geöfnet werden, damit der Dampf ſich wieder hinausziehe, weil ſonſten diejenige, welche hinein kommen, ſich der Gefahr des Erſtikens unterwerfen.

Die beſte Frucht zum aufbehalten oder aufſchütten, iſt diejenige, welche in trokenen Jahren oder in heiſſen Ländern gewachſen. Will man alſo Magazine oder Vorrathshäuſer aufrichten, ſo mus man vor gute, reife und trokene Frucht beſorget ſeyn. Kan man dieſe nicht allezeit haben, ſo mus man jene nicht zu hoch aufſchütten, fleiſſig rühren oder umſchlagen, und wo man Früchte abgibet, ſoll man lieber die neue in naſſen Jahren gewachſene fort ſchafen, und hingegen die Abgab mit andern in heiſſem Sommer geſammleten, wieder erſezen.

Tübingen,

Beſchreibung einer auſſerordentlichen und beſonderen Misgeburt.

Von E. F. B.

WIr haben zwar eine groſe Menge von Beſchreibungen der Misgeburten, welche ſich an vielen Orten zugetragen, und die gewis auch aufgezeichnet und beſchrieben zu werden, verdienten; allein ich zweifle faſt, ob unter dieſer ſo groſen Menge eine ſo merkwürdig, als dieſe, deren Beſchreibung folget, geweſen ſeye.

Den 20. Oct. 1744. wurde in dem Dorf Reiſten, Bebenhäuſer Amts, folgende Misgeburt männlichen Geſchlechtes, zur Welt gebracht, und hernach in Gegenwart des Phyſici, Herrn Prof. Bakmeiſters und des Chirurgi Jurati legaliter unterſuchet und zergliedert.

Was den Leib dieſes Kindes und deſſen Glieder anbetrift, ſo ware dem erſten Anblik nach nichts auſſerordentliches daran zu ſehen; indem dieſelbe ihre gehörige Gröſe, Anzahl und Geſtalt bekommen; auch ſowol die vollkoñen ausgewachſene Nägel an denen Händen und Füſſen, als die Haare auf dem Kopf genugſam zeigten, daß dieſes Kind ſeine Vollkommenheit erlanget habe.

Damit ich aber dasjenige, was dieſes Kind zu einer Misgeburt gemacht, beſchreibe, ſo ware erſtens der Mangel des ganzen Halſes, alſo daß das Kinn auf der Bruſt aufgelegen, und faſt angewachſen zu ſeyn ſchiene, ſo daß weder von hinten noch von fornen einige Anzeige von dem Hals zu ſehen ware. Auſſer dieſem ware auch der Kopf ſo ſehr zurük und hinterwärts gebogen, daß die äuſſere Flache des Stirnbeines nicht in dem Geſicht, ſondern in der Höhe ſtunde, indem dieſes Bein denjenigen Ort, wo ſonſten die Seitenbeine zu ſtehen pflegen, eingenommen; mithin ware die Fontanella erſt da zu ſehen, wo ſonſten gewönlicher Weiſe das hintere Hauptbein mit denen Seitenbeinen durch die Suturam Lambdoideam vereiniget wird. Der hintere Theil des Hauptes, ware ſo weit zurük und eingebogen, daß man ihn anſtatt derer Halswirbelbeine ſahe.

Ferners kamen die Werkzeuge der äuſſerlichen Sinnen, mit der gehörigen Ordnung, auch nicht überein. Anſtatt der Stirne ſahe man von vornen nichts, als eine, in der Mitte zwar etwas erhabene, ſonſten aber breit gedrukte Naſe, alſo daß der obere Theil der Naſe, oder deren Wurzel, in dem oberſten Theil des Geſichts, und auf beeden Seiten die Augen ſehr weit hervor ſtunden, ſo daß ſie oben gleichſam zwei kleine Hörner vorſtellten. Nach Ausſage der Hebammen waren die Augen Anfangs nach der Geburt offen, die wir aber hernach ganz zugeſchloſſen gefunden. Der Mund nahme den gewöhnlichen Plaz der Naſe ein, und die Ohrläpplein, welche auch gröſer als ſonſt waren, lagen auf denen Achſeln, weil der Hals fehlte, auf.

Die Fontanella, welche ganz mit Haaren umgeben ware, hatte von dem zuſammen geronnenen Blut eine von Himmelblau und grün vermiſchte Farbe bekommen; ja man ſahe auch noch würklich Blut heraus ſchweiſen, und etwan ſechs Querfinger lang von der Fontanella an, einen Strich von obgemelder Farbe, daß auch die äuſſere Glieder und das Tuch, worein das Kind eingewikelt worden, von dem Blut beſprizet geweſen. Das Blut iſt gleich nach der Geburt, wie die Hebamme gemeldet, aus dieſer Gegend heraus gefloſſen.

Dieſe bishero beſchriebene Stüke, welche in der That ſehenswürdig, beobachtete man äuſſerlich; allein, wie oben angeführet worden, ſo ware die innerliche Beſchaffenheit dieſes Kindes noch viel Verwunderungswürdiger, welches gleich hernach auch angeführet werden ſolle.

Was die Urſache der ſo auſſerordentlichen Geſtalt dieſes Kindes, und Beſchaffenheit der wiedernatürlichen Lage derer inneren Theile anbetrift; ſo glaube ich faſt, daß man ſolche in denen äuſſeren und veſten Theilen ſuchen könne; indem, da man die Zuſammenfügung oder Gelenke des hintern Hauptbeines unterſuchte, daſſelbe nicht mit dem Atlante oder erſtem Halswirbelbein, noch ſonſten einem andern verbunden geweſen, denn es ware kein einiges Wirbelbein weder des Halſes, noch des Rüken, noch der Lenden zu finden, ſondern das heilige Bein, welches eine ganz ungewonte Gröſe hatte, dienete anſtatt des ganzen Rukrads. Der hindere Theil des Hauptes alſo wurde an demjenigen Ort mit dem heiligen Bein vereiniget; an welchem ſonſten bei natürlich gewachſenen das lezte Lendenwirbelbein mit gedachtem Bein zuſammen hangt; und zwar dergeſtalten, daß das ganze Haupt ohne Bewegung war, auch nicht mit Gewalt konte beweget werden. Ubrigens hatte dieſes ſogenannte groſe oder heilige Bein ſeine gewöhnliche Geſtalt und gehörige Abſäze, fehlete ihm auch nichts, es ware aber viel gröſer und länger als ſonſten gewönlich, ſo daß auf jeder Seite zwölf Rippen heraus giengen, und nur unten an der Spize, wo das Os coccygis (Schwanzbeinlein) anfänget,

mit

Fig.I.

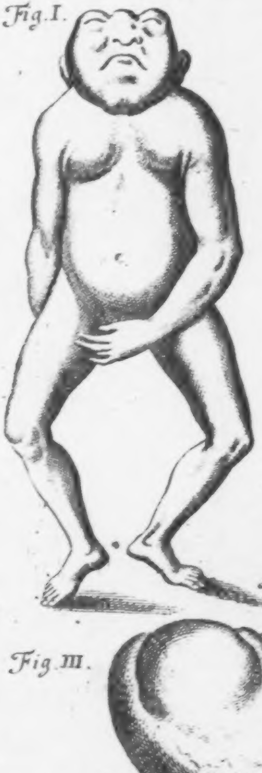


Fig.II

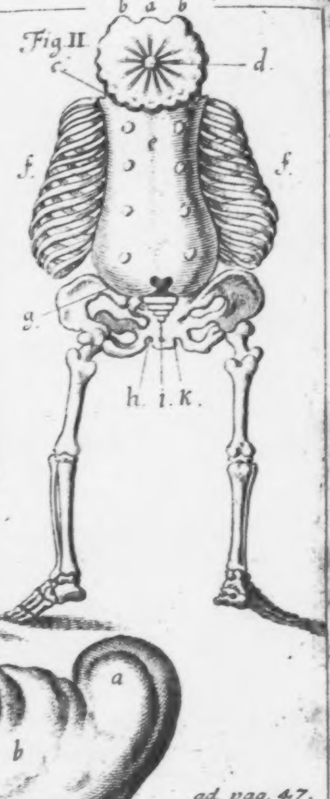
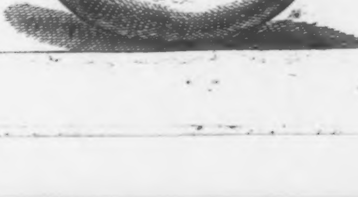

b a b
c
d
e
f.
f.
g.
h. i. K.

Fig.III.



ad pag. 47.
IV. Theil.

mit denen ungenannten Beinen verbunden ware. Lezteren, nemlich den ungenannten Beinen, fehlete ſonſten im geringſten nichts; obſchon dieſelbe mit dem heiligen Bein eine nicht ſehr tiefe Höhlung oder Beken, wie es natürlicher Weiſe ſeyn ſollen, ausmachten.

Die Erklärung derer Figuren.

Fig. I. Zeiget die Geſtalt dieſer Misgeburt von vornen an.
Fig. II. Zeiget die hintere Geſtalt an; davon
- a. Die Wurzel oder den obern Theil der Naſe bedeutet.
- b. Die, wie zwei kleine Hörner hervorragende Augen.
- c. Die Fontanelle und den gleich einer mittelmäſſigen Haſelnus groſſen Eindruk.
- d. Die Vereinigung des hintern Hauptbeins mit dem heiligen Bein.
- e. Das heilige Bein ſelbſten.
- f. Die auf jeder Seiten herausgehende 12. Rippen.
- g. Die Vereinigung derer ungenannten Beinen.
- h. Die Vereinigung derer ungenannten Beine mit dem zwiſchenligenden Knorpel.
- i. Das Schwanzbeinlein.
- k. Den Knorpel ſelbſten.

Fig. III. Stellet die doppelte Leber vor, und zwar
- a. Den in der Bruſt noch über dem Zwerchfell gelegenen Theil der Leber.
- b. Den in dem untern Leib gelegenen Theil der Leber.

Was die innerliche Beſchaffenheit des Kindes anbelanget, ſo war bei der vorgenommenen Zergliederung folgendes am merkwürdigſten; Dann nachdeme die äuſſerliche Bedekungen des Kopfes ſammt dem Hirnſchalenhäutlein zuerſt auf- und abgelöſet wurde, ſo entdekte man einen zimlich tiefen Eindruk oder Höhle in derjenigen Gegend, wo gemeiniglich das Stirnbein an die Seitenbeine durch die Kranznath befeſtiget wird, woſelbſt, wie erſt oben geſagt worden, die Fontanella eine von Himmelblau und grün vermiſchte Farbe bekommen. Dieſe Eindrükung ware ſo tief, daß man eine mittelmäſige Haſelnus hätte hinein legen können. Wir fielen bei dieſer Entdekung auf die Gedanken, ob dieſes Kind etwan nicht durch Gewalt und Vorſaz, weilen es unehlich erzeuget worden, ſolchen Schaden empfangen habe. Zu dem Ende wurde die beeidigte Hebamme gefragt, ob das Kind nach der Geburt noch einige Zeit gelebet habe oder nicht? welche dieſe Frage zwar bejahete, aber vorgab, daß das Kind nach der Geburt nur noch ein paar mal Athem geholet habe, und denn gleich darauf verſchieden ſeye. Was aber dieſen Eindruk in dem Kopf betreffe, ſo müſſe ſolcher nur von der ſchweren Geburt hergekommen ſeyn.

Nach dieſem wurde die Hirnſchaale ſelbſten eröfnet, deren Höhle mit denen Hirnhäutlein zwar umgeben, aber unter dieſen weder Gehirn, noch ſonſten etwas demſelben ähnliches gefunden; ſondern die Beine, welche die Hirnſchaale formiren, lagen zu unſerer allergröſten Verwunderung ganz allein darunter.

Nachdeme man alſo die Theile des Hauptes unterſuchet, wurde mit der Bruſt continuirt, die Knorpel derer Rippen entzwei geſchnitten, und das Bruſtbein aufgehoben. Allhier fanden wir, was ſich niemand vermuthet hätte.

Das Mittelfell theilte zwar die Bruſt wie gewöhnlich in zwei gleiche Höhlen; dieſe aber enthielten ſolche Theile in ſich, welche man wol weder geſucht hatte, noch vermuthen konnte: Dann in der rechten Höhle lage das Herz mit dem Herzfell umgeben, unmittelbar auf dem Zwerchfell, und zwar alſo, daß der unterſte Theil oder die Spize des Herzens gegen das Mittelfell gerichtet, und die rechte Seiten des Herzens in dem Herzfell auf denen Rippen aufgelegen, die linke Herzkammer aber einen Theil der Lungen berühret hat. Doch kame das Herz in Anſehung der Geſtalt, Gröſe, und anderer Beſchaffenheit mit dem natürlichen Zuſtand überein.

Die Lunge füllte den übrigen Theil dieſer rechten Höhle in der Bruſt völlig an, als welche gleich unter dem untern Kinnbaken angefangen, und unter dem Herzen bis an das Zwerchfell ſich erſtreket. Wobei inſonderheit merkwürdig, daß der Anfang der Luftröhre nicht durch die Luftröhre ſelbſten mit ihren Zweigen verknüpfet, ſondern die fünf Knorpeln, woraus der Anfang der Luftröhre beſtehet, unmittelbar mit der Lungen vereiniget waren.

An dem äuſerſten Rand ware ein Theil der Lunge mit der Rippenhaut, dem Mittel- und Herzfell zuſammen gewachſen, daß man auch mit dem ſchärfeſten Meſſer, ohne etwas zu verlezen, dieſelbe nicht davon trennen konnte. Doch ware die Lunge ſo wol in Anſehung der natürlichen Farbe, als auch ſonſten geſund; und iſt dieſes dabei zu bewundern, daß nur ein einiger Lungenflügel zu ſehen geweſen, der zwar, durch die an dem Rand befindliche leichte Einſchnitte mehrere und beſondere Abtheilungen zu zeigen ſcheinte, aus welchen einer unter dem Mittelfell von der rechten zu der linken Höhle der Bruſt gienge; da hingegen von der linken, zu der rechten Seite ein wiewol kleiner Theil derer Gedärme, welche in der linken Seiten der Bruſt lagen, herüber getretten, wovon dieſer Theil, nachdem er gleichſam einen halben Circul beſchrieben, gerade in die linke Seite der Bruſt zurük gekehret. Die linke Seite der Bruſt enthielte ſolche Theile in ſich, denen ſonſten die weiſe Vorſicht des Schöpfers den untern Leib, als einen gewöhnlichen Plaz und Stelle angewieſen; denn der Magen lag unten in der Bruſt, noch über dem Zwerchfell, und deſſen obere Oeffnung gienge mit dem Grund hinaufwärts, die untere aber hinunterwärts. Von dieſem lezteren an, breiteten ſich die kleine Gedärme gleichſam in einem verlängerten Circul gegen der Höhe aus, von welchen der Zwölffinger Darm, oder Duodenum, mit Galle angefüllt, und von derſelben gefärbet war. Die kleine Gedärme nahmen den untern Theil der linken Bruſt bis an das Schlüſſelbein, faſt gänzlich ein. Weiter unten ſahe man gleichfalls noch über dem Zwerchfell, das Milz, und waren dieſe Theile an der Geſtalt, Farbe und anderer Beſchaffenheit vollkommen natürlich.

Die Leber wurde theils von der Bruſt, theils aber von dem untern Leib beſchloſſen, daß wir alſo dieſelbe füglich in den obern und untern Theil unterſcheiden können. Der obere gienge unter denen Rippen rechter Seits hervor, und bedekte einen Theil des Zwerchfelles. Dieſe Helfte ware allein genommen ſchon an ſich ſelbſten gros genug, daß man ſie als die ganze Leber anſehen konnte. Wer hätte alſo glauben oder vermuthen ſollen, was der untere Leib oder der Saccus Peritonæi enthalte? Nachdem man aber im Begrif ware, den obern Theil der Leber heraus zu nehmen, ſo entdekte man erſt linker Seits der Bruſt, die Gemeinſchaft derer oberen Theile mit denen in dem untern Leib befindlichen, und zwar durch eine ganz beſondere Oeffnung des Zwerchfelles, wo ſolches ſonſten mit denen falſchen Rippen pflegt verbunden zu ſeyn. Dieſe beſondere und ungewöhnliche Oefnung des Zwerchfelles verurſachte, daß man mit deſto gröſſerer Begierde weitere Unterſuchung fortſezte, und die Eröfnung des untern Leibes vornahme; worauf ſich denn zuerſt der andere Theil der Leber, welcher noch viermal gröſer, als der obere Theil über dem Zwerchfell ware, unſern Augen vorſtellete.

lete. Dieſer leztere Theil der Leber breitete ſich nicht nur von der linken bis zu der rechten Weiche, ſondern auch bis in die Gegend des untern Schmeerbauches aus.

An dieſer auſerordentlich groſen Leber lage die Gallenblaſe, welche zwar gros genug, aber leer geweſen, gleichwie auch die dike Gedärme; der Maſtdarm aber war mit dem ſogenannten Meconio angefüllt. Die kleine oder dünne, ſowol als dike Gedärme wurden in Anſehung der Lange oder Gröſe des Kindes viel zu gros erfunden.

Die Nieren ſammt denen Nebennieren, oder Renibus Succenturiatis, deßgleichen die Harnblaſe hatten weder wegen der Lage noch der Geſtalt und Farbe etwas auſſerordentliches. Das übrige läſſet ſich aus der vorhin erwehnten Explication beurtheilen.

Der Löwe.

In einer Poeſie.

Ihr Räthe, merkt in dieſem Jahre,
Merkt, was die treue Fabel ſchreibt,
Der Clio Schweſter, die das wahre
Auch dieſem Mährgen einverleibt.
Daß ſie den Hochmuth nicht verleze,
Nimmt ſie den Schein der Einfalt an,
Obgleich die Weisheit ihrer Säze
Orakel übertrefen kan.

Es herrſchte, Stolz auf Stand und Ahnen,
Der groſe Sultan Leopard,
Der, ſtark durch Reich und Unterthanen,
Durch Bundsgenoſſen ſtärker ward.
Ihm huldigten die ſchwächern Thiere,
Vaſalliſch und mit banger Pflicht;
Das Wollenvieh und Hirſch und Stiere
Gehörten vor ſein Halsgericht.

Dem Löwen ward ein Prinz gebohren.
Der Ruf erſcholl im Augenblik.
Es ward auch keine Zeit verlohren;
Man ſchikt Geſanden und wünſcht Glük,
Das Schreken mächtiger Regenten,
Der Vater, ſtarb, nicht ſehr betagt.
Man übte ſich in Complimenten,
Man ſchikt Geſanden, lobt und klagt.

Der Sultan läſt den Brandfuchs kommen,
Denn dieſer Schalk war ſein Vizir.
Du weiſt, ſpricht er, was wir vernommen:
Der Löw iſt tod: was fürchten wir?
Der Waiſe mus ſich ſchon bequemen,
Und ihn beklag ich in der That:
Uns kan er auch kein Ziklein nehmen;
Er hüte das nur, was er hat.

Herr, ſagt der Fuchs, ſpart eure Güte
Für andre Waiſen, als für ihn.
Ihr zieht wol nicht in ſein Gebiete,
Er kan, vielleicht, in eures ziehn.
Entſchmeichelt euch dem nahen Rachen,
Macht ihn zum nachbarlichen Freund.
Wollt ihr ihn nicht zum Freunde machen.
So eilt, und ſchwächet dieſen Feind.

Zwar bin ich kein Aſpectenmeſſer,
Allein ich wittre Zank und Krieg,
Und unſre bärtgen Menſchenfreſſer
Verhindern nicht des Löwen Sieg.
Ihm iſt das Glük der Waffen eigen,
Nie wird er, eingeſchläfert, ruhn,
Und, wann ſich ſeine Rotten zeigen,
Ach! ſo behalten wir kein Huhn.

Der Sultan hält die Furcht für eitel
Und, ſo wie Mupf die Lehrer hört,
Vernimmt er Worte, krazt die Scheitel,
Jähnt und entſchlummert unbekehrt.
Bald aber zeigt die ſchnelle Strafe
Die Folgen groſer Sicherheit.
Der Löwe wekt ihn aus dem Schlafe:
Er kömmt, und mit ihm Muth und Streit.

Man meldet das den Bundsgenoſſen,
Macht Lärm und ſchreit verwirrungvoll.
Lang iſt der Divan unentſchloſſen,
Wie man den Einfall hemmen ſoll.

Man fragt den Fuchs. Wie ſehr gewöhnen
Wir uns zur blinden Zuverſicht!
Spricht er. Laßt uns den Feind verſöhnen,
Und fremder Hülfe trauet nicht.

Thun viele Helfer Wunderwerke?
O nein. Der Löwe hat nur drei:
Den Muth, die Wachſamkeit, die Stärke,
Und ſiegreich ſtehn ihm dieſe bei.
Gebt ihm, daß er nicht mehr entführe,
Ein Schaaf, ein Reh, ein feiſtes Rind:
Kurz, eines der geringern Thiere,
Die unſerm Reich entbehrlich ſind.

Sein Vorſchlag wird verzagt befunden:
Der Reichsrath dachte nicht wie er.
Man rüſtet ſich, wird überwunden
Und macht ſich Krieg und Frieden ſchwer.
Dis lehrt uns eine Warheit faſſen,
Die Regel der Regierungskunſt:
Wollt ihr den Löwen wachſen laſſen,
So ſuchet zeitig ſeine Gunſt.

Nachricht von Goldproben.

Es wird vielleicht manchem wunderlich vorkommen, daß in einer Materie, wovon Schriften in Menge vorhanden ſind, noch jemand ſich unterſtehe eine Erinnerung zu thun, oder eine Feder anzuſezen: Allein wenn man erwäget, daß einestheils viele ſolcher Schriften aus einem Buch ins andere geſchrieben und gedrukt, und dadurch in manchen Stellen ſehr undeutlich und mit Drukfehlern angehäufet ſind; anderntheils die darinne befindlichen richtigen Sachen durch Länge der Zeit zum theil aus der Obſervanz koñen, und von einigen dererjenigen, welche der Kunſt Meiſter ſeyn ſolten, ſo unachtſam, ja wol gar in groſer Unwiſſenheit zu Werke gegangen werde; dennoch aber an der Richtigkeit der Sache ſelbſt, dem gemeinen Weſen viel gelegen iſt: ſo wäre zu wünſchen, daß ein Mittel beliebet werden möchte, wodurch dem Ubel abgeholfen, und unter denen artis peritis eine genauere Ubereinſtimmung hergeſtellet werden, und bevor man zum Meſſen ſchritte, man ſich erſt über der Ehle vergleichen könte. Daß aber hierinne der Fehler ſteke, iſt daraus klar genug, daß ſo gar in einigen Kreiſen des Röm. Reichs, der Hinterhalt vom Scheidewaſſer, vulgo die Waſſerſchwere (welche nichts anders als etwas vom Scheidewaſſer beim Golde zurük gelaſſenes Silber iſt) nicht abgezogen, folglich die Proben angegeben werden, wie ſolche aus Feuer und Waſſer, auf der Wage ſich ergeben; Dannenhero ſelbige nach Unterſcheid der Stärke oder Schwäche des Scheidewaſſers nothwendig ſehr ungleich ausfallen müſſen; wie mir denn Exempel bekannt ſind, daß in einer namhaften Reichsſtadt ein geſchworner Wardein, mehrmalen wol 4. bis 5. Gren in ſeinen Proben geſchlägelt hat; welches aber bei jezigen Zeiten um ſo weniger zu bewundern, da bereits im vorigen Seculo, als die obern Kreiſe ſo groſen Fleis auf die Unterſuchung derer Münzen, durch öftere Haltung derer Probationstage gewendet, ſolche dennoch zuweilen fruchtlos abgelaufen, weilen die Wardeins ſich über dem Gehalt nicht vereinigen können, und ſeit ſolcher Zeit die Sache an vielen Orten noch mehr in Verfall gerathen iſt.

Zwar weis ich wol, daß noch an vielen Orten erfahrne Männer ſind, deren keinem ich hierdurch zu nahe treten will; es werden aber dieſe ſelbſten geſtehen, daß wenn bei denen Goldproben auf obige Art zu Werke gegangen, und auf den Hinterhalt des Scheidewaſſers nicht reflectiret wird, ohnmöglich etwas Ganzes oder Richtiges zum Vorſchein kommen könne; Weilen aber die Entſcheidung dieſer Frage keinem Theologo oder Juriſten ꝛc. angemuthet werden mag, ſondern man ſich bei denen der Probierkunſt Erfahrnen Raths erholen mus, dieſe deñoch theils von einerlei Gehalt ſo gar ungleich lautende Probierſcheine ausſtellen, ſo möchte wol nöthig ſeyn, daß an manchem Ort der Probierer erſt ſelbſt beſſer probiret, und denn nach Befinden zum Probieren zugelaſſen würde. Wenn auch ein oder ein anderer, der auf ſeinen Scheinen die Achtelsgren anzugeben weis, ſeine gemachte Probe wiederholen, und ſo denn das Ausbringen gewiſſenhaft angeben ſolte: ſo möchten vielleicht die Subtilitäten zum Theil wegfallen, weilen das Theilen auf der Probierwage mit ſo kleinem Gewicht ſeine enge Gränzen hat, ob es ſich ſchon auf dem Papier mit Zahlen ins Unendliche thun läſſet. Die Hauptſache aber kommet auf eine richtige Gegenprobe an. Ob nun zwar die meiſten Probirer ſolche etwa ein mal (wenn ſie nemlich neues Scheidewaſſer bekommen) machen; ſo iſt doch dabei der Unterſcheid, daß einer darzu Scheidegold nimmt, der andere ſein Gold etwa einmal durchs Antimonium gieſſet, und es ſodenn vor fein hält; wovor aber dieſes gemeiniglich ſo wenig als das vorige paſſiren kan, weilen (den Unterſcheid des Antimonii zugeſchweigen) darinnen ſo vielerlei Umſtände zu betrachten vorfallen, daß entweder ſelten oder gar niemalen das Gold von einem mal durchs Antimonium zu gieſſen, fein werden kan; damit man aber dieſes auf den Fingern nachzehlen könne, will ich es mit einem Exempel erläutern. Ich nehme etwa eine Mark Rheiniſch Gold, oder wie ſolches an denen ſogenannten Carolinen à 18. Karat 6. bis 7. Gren iſt, und will daſſelbe durchs Antimonium fein machen, nehme deſſen darzu 4. Mark, ſeze es zuſammen in einem Tiegel vor dem Gebläs, oder in einem Windofen ein, ſchmelze und gieſſe es 5. bis 6. mal nach einander in den gewärmten und mit Fett geſchmierten Giesbukel, ſchlage jedes mal den gefallenen König davon ab, welche zuſammen (geſezten Falls) eine Mark oder etwas wenigers mehr wiegen, und mit 4. höchſtens 5. Loth gutem Salpeter (wenn ſolcher nach und nach im Flus darauf geworfen wird) fein gemacht werden können, bei gedachten Königen iſt alſo noch præter propter 4. Loth oder 6. Karat vom Antimonio; die übrigen Schlaken möchten etwa noch drei und ein halb Mark höchſtens wiegen, ſo machet jenes bei dem Golde noch befindliche den 15ten Theil von der ganzen Maſſa derer Schlaken aus, folglich mus auch der 15te Theil von dem bei ſolchem Golde befindlich geweſenen Silber à 3. Karat 6. Gren (wenn auch die Sache mit dem Durchgieſſen zum allerbeſten von ſtatten gegangen wäre) noch würklich ſeyn, welches gleichwol auf dieſe 18. Karat 6. Gren, drei Gren, und alſo in der ganzen Mark, faſt 4. Gren Silber beträget, mithin bei weitem kein Gold iſt, welches man zu einer Gegenprobe gebrauchen kan.

Ich will ein paar Einwürfen begegnen, welche vielleicht einer oder anderer machen möchte. 1) Könte jemand einwenden, man ſolte den zuerſt gefallenen König allein fein oder ſchmeidig machen, und das daraus erhaltene Gold zur Gegenprobe gebrauchen. Antw. So wenig die folgende Könige ohne Antimonium ſind, ſo wenig iſt auch der erſte frei davon, folglich auch nicht ohne Silber, als welches durch die ganze Maſſa ausgebreitet, und weder durchs Verpuffen, noch Verblaſen, von dem Golde zu bringen iſt. 2) Man könne Gold zum Durchgieſſen nehmen, welches beſſer an Gehalt ſey. Antw. auch dieſes will jemanden, der rechte Gewisheit haben will, dennoch nicht befriedigen; und ſo auch Holländiſche Ducaten zum Durchgieſſen genommen würden, ſo kan aus der Proportion, welche der oder die Könige gegen das Gold und die Schlaken an Gewicht haben, augenſcheinlich demonſtriret werden, daß dennoch von denen bei denen Holländiſchen Ducaten befindlichen 5. Gren Silber, ein Drittel oder ein Viertel Gren nach Proportion der Mark bei dem Golde bleibe, und wer hierauf acht geben will, und den Silbergehalt ſeines durchzugieſſenden Goldes weis, kan allemal durch Gewicht und Rechnung den Gehalt des durchgegoſſenen Goldes, auf ein halb Gren vor der Probe wiſſen. Der beſte und ſicherſte Weg aber, um recht fein Gold zur Gegenprobe zu erlangen, iſt, daß man nach Kunkels Manier (im Laboratorio Chymico) das laminirte Gold, im aqua Regis durch mähliche Zuwerffung Salmiacs über gelinder Wärme auflöſe, die klare Solution behutſam abgieſſe, welche hernach durch gemeinen in warmem Waſſer ſolvirten und filtrirten Vitriol, im groſſen Zukerglas durch deſſen Zugieſſung ſo lange präcipitiret wird, bis das fernere Zugieſſen des ſolvirten Vitriols die Solution nicht mehr trübe macht, und man ſein Gold alle auf dem Boden des Glaſes ligend hat, daß denn ferner im Porcellainen Geſchirr mit heiſſem Waſſer etlichemal abgeſüſſet, getroknet, und mit Salpeter im Tiegel zuſammen geſchmelzen werden kan, als wobei ſo wenig einiger Verluſt, als etwas von fremdem Metall bei dem Golde noch zu beſorgen iſt. Wenn nun deſſen wie gewöhnlich eingewogen, und mit Scheideſilber auf die Quart geſchiket, und neben der zu machenden Goldprobe cupelliret wird, ſo können hernach die Körner im Laminiren, zum Unterſcheid eins rund das andere länglich gemacht, auch wol (ſo man viel Proben zu machen hat) mit einem Körner an einem Ende mit 1, 2, 3, 4. und mehr Puncten oder Grüblein gezeichnet, und ſolche auswendig gerollet, hernach die Röllchens zuſammen in einem Kölbgen geſcheiden, abgeſüſſet, im Goldtiegelein aufgeglüet, und ſodenn die Gegenprobe ſtatt des Gewichts gebrauchet, und die andern Röllchens dagegen aufgezogen, und der richtige Gehalt zuverläſſig angegeben werden, weilen faſt nicht möglich iſt, daß auf dieſe Weiſe ein Fehler vorgehen könne, da das Scheidewaſſer (es mag ſolches ſtark oder ſchwach ſeyn) bei einer Probe ſo viel als bei der andern laſſen mus, wenn nur bei allem, ſonderlich aber beim Ein- und Auswiegen, gehörige Behutſamkeit vorgekehret wird.

Auszug aus einer Abhandlung des Monſ. Reneaume von de nen Mitteln, das Getreide ein lange Zeit gut zu erhalten, welche i Herrn Fontanelle ſeiner Hiſtoire d l'Academie Royale des Sciences be findlich, ſo 1709. in med. 12. zu Amſterdam heraus gekommen.

DEr Herr Reneaume zeiget darinne
wie das Getreide eine lange Zeit gu
beizubehalten ſeyn. Die Gelegenheit z
dieſer artigen Unterſuchung hat demſe
ben ſein Bruder gegeben, welcher ihm e
was von ſehr altem Korne überſend
hat, ſo ehemals der Herzog von Eſpe
non unter Henrico IV. Könige in Fran
reich in der Citadelle zu Mez aufſchütte
laſſen; welches auch ſeit 1578. dergeſta
gut verblieben, daß man dem König i
Frankreich, und dem Regenten der Pr
vinz, bei ihren Durchzügen davon b
Brod auf die Tafel legen können. D
nun dieſes etwas ſehr ſeltſames iſt, un
die Dauerhaftigkeit des Getreides an
von den liſtigſten Kornjuden kaum etlic
Jahr kan erhalten werden; ſo hat d
Herr Reneaume es vor würdig erachte
dabei ſeine ſcharfſinnige Muthmaſſunge
an den Tag zu legen.

Uberhaupt bemerket er, daß die Erha
tung alles Getreides auf zwei Dinge a
komme; nemlich daſſelbe wol zu trokn
und reinlich zu halten. Dannenhero e
fordert er von einem ſorgfältigen Hau
halter, 1) ein gelegenes Kornhaus, de
ſen Oefnung nach Morgen oder Mitte
nacht zugemachet ſeyn müſte, damit d
feuchten und warmen Winde nicht dari
ne eine Unordnung verurſachen könne
2.) Gute Dielen, die abſonderlich
Vertreibung des Ungezifers mit geko
ten und wilden Cucumern zu beſtreiche
3.) Ei

3.) Eine fleisſige Umarbeitung der aufgeſchütteten Haufen, welche die erſten 6. Monate alle 15. Tage einmal geſchehen müſſe, damit die aus demſelben aufſteigende hizige Ausdünſtungen durch die Luft abgeführet werden. 4.) Eine gute Kruſte oder Bedekung über daſſelbige, dabei er denn ſonderlich diejenige nachzumachen anrathet, welche zu Chalons gebräuchlich ſey. Man ſchüttet nemlich allda ſehr groſe Haufen von wol gereinigtem Korne auf, die man mit ungelöſchtem Kalke drei Zoll hoch beſtreuet, und hernachmals befeuchtet; worauf denn der Kalk, der ſich mit dem Korne genau vereiniget, eine Kruſte machet, und verſchaffet, daß das eben gelegte Korn ausſchlägt, und einen Stengel anderthalb Schuh hoch hervor bringet, der aber bei anbrechendem Winter abfället. Darunter nun, ſagt er, verbleibet das Korn viele Jahre in ſeiner beſtändigen Kraft.

Weil aber nebſt dieſer Sorgfalt die Gelegenheit des Orts, die Beſchafenheit der Sonne, und der Unterſcheid der Luft viel zu dieſer Beibehaltung thun kan, ſo zeiget er, daß dieſes alles bey der Citadell, zu Mez eingetroffen, und man ſich dahero über die groſe Dauerhaftigkeit des daſelbſt ligenden Kornes nicht zu verwundern, ſintemal der Ort hoch gelegen; die Luft reine, und vor den ſchädlichen Winden verwahret ſey.

Er handelt hierauf von der Nuzbarkeit dieſer Vorſichtigkeit, und machet dieſelbe ſo gros, daß er die damals in Frankreich geweſene Hungersnoth blos aus derſelben Unterlaſſung entſtanden zu ſeyn vorgibt. Dabei bemerket er, daß Frankreich am Getreide zum wenigſten dreimal mehr hervorbringe, als es zum Unterhalt ſeiner Einwohner brauche: daher es auch in den nicht allzu fruchtbaren Jahren, die Seinigen zu verſorgen, vermögend ſey, wenn nur nicht von dem aufgeſchütteten Getreide jährlich ſo viel auf den Böden umkomme.

Damit er aber alles aus natürlichen Urſachen deutlich darthun möchte, ſo ſezet er zuvoraus, daß man in Beibehaltung des Getreides, ſich müſſe angelegen ſeyn laſſen, die Bewegung der Vegetation in demſelben zu mäſigen, und ihre Principia gleichſam im Zaume zu halten, damit ſie ihre thätige Kraft zu bezeigen nicht Gelegenheit bekämen. Er ſezt aber dabei voraus, daß in einem jeden Saamenkorne die ganze Pflanze ſchon in ſeiner Schaale bereitet ligt, und verſtehet alſo durch die Vegetation die Bewegung und Ordnung derer Säfte, die durch die Gefäſſe (vaſa) der ſchon in dem Saamen organiſirten Pflanze laufen, und zu ihrer Auswürkung und Wachsthum dienen. Indem aber der Herr Reneaume begierig geweſen, zu entdeken, ob die Vegetation auch in dem überſendeten Korne zu finden, ſo hat er unterſchiedliches davon in die Erde vergraben. Darauf er nach drei Wochen einiges davon aufgelaufen, einiges aber unverändert davon angetroffen. Nach 6. Wochen aber hat er bei nochmaliger Nachſuchung kein Körngen mehr wahrnehmen können, ob er gleich dieſelbe in zimlicher Menge ausgeſtreuet hatte: Daraus macht er nun den Schluß, daß alles alte Korn zum Säen untüchtig ſey, ja wenn es auch gleich aufgehe, ſo ſey dieſes doch eine Misgeburt der Natur, die wegen ermangelnder Kraft zu ihrer Reiffe nicht gelangen werde.

Doch will er des Herrn Moriſſons Vorgeben nicht beifallen, welcher in ſeinen Präludiis Botanicis behaupten wollen, daß kein Saamenkorn nach 10. Jahren, wenige aber nach dem 5ten ihre Vegetation behielten. Denn er merket an, daß doch eines länger als das andere dauren könne, nachdem deſſen Weſen von leichtern oder fettern Theilgen beſtehet, oder nachdem es weniger und mehr in ſeine Hülſen eingeſchloſſen iſt. Zum wenigſten hält er vor rathſamer, daß man hierinnen nichts gewiſſes ausmache, als daß man hernachmals auf eine ohngefähr geſchehene Formirung ſich beruffe, die durch die Zuſammenkunft des Salzes, des Oeles und anderer Chymiſchen Principiorum vorgehe, wenn auch etliche 100. Jahr gelegenes Korn, dennoch ausgeſchlagen hat: wie ſelbſt Moriſſon berichtet, daß er eine Art von Eryſimus unter den Ruinen, der abgebranten Stadt London 1660. 8. Monat nach dem Brande geſehen, die ſo häufig hervor geſproſſet, daß man ſie abmeihen können, obgleich dieſer Ort etliche 1000. Jahr mit Häuſern bedeket geweſen; weswegen er in dieſem Fall davor hält, daß der Saame in der Erde verborgen gelegen, und alſobald hervor gebrochen ſey, als er von der Luft einigen Eindruk erhalten.

Es wird endlich nicht unangenehm ſeyn, ſeine Gedanken von der ganzen Vegetation der Pflanzen zu leſen, die er in einer ſcharfſinnigen Kürze vorträgt.

Wir wollen daher einen kurzen Begriff davon hieher ſezen. In einer jeden Pflanze ligt ſeinen Gedanken nach ein Germen, die erſten Blätter oder Zweige, und dann die Schaale oder Hülſe. Durch das Germen verſtehet er die Pflanze oder Wurzel, ſo mit einander verknüpfet ſind, und die einen kurzen Abris von der Pflanze in ſich tragen: Dieſe Theile ligen an der Spize des Korns, und zeiget ſich unter ihnen die Plantula am allererſten. Die erſten Zweige nehmen, nach ſeiner Meinung den gröſten Theil des Umfangs an dem Korne ein, und ſind in den Pflanzen dasjenige, was die Placenta uterina bei der menſchlichen Zeugung iſt, indem ſie eine zubereitete Nahrung in ſich halten, durch welche die Pflanze in ihrem Zuſtande ſo lange unterhalten wird, bis ſie ſich anders woher ernähren, und ihren Saft aus der Erden ziehen kan. Endlich ſind gewiſſe Häut
gen oder Tunicä vorhanden, die alle
mit einer artigen Bedekung umſchlieſſen
welches ihm die Schaalen zu ſeyn vor
kom̃en. Hierauf findet er in dem Germ
ne wiederum unterſchiedene Vaſa, welch
allbereits zubereitet, und in dem Stand
ſind, ſich zu eröfnen, und die Nahrun
anzunehmen, die ihm die erſten Zweig
alsdenn geben, wenn ſie ſich wegen de
Feuchtigkeit oder aus Antriebe der Luf
ausbreiten; wie ſich denn die Vaſa, ve
möge der Theilgen, die ſie in ſich halten
ausdehnen können, ſo bald ſie in eine Be
wegung gebracht werden. Die Häutge
aber oder Tunicä, die alles umgeben, ha
ben zwar einige Härte, wenn ſie troke
gemacht worden, allein ſie geben ſich doc
von einander, wenn ſie auf eine gewiſ
Maaſſe ausgedehnet werden. Alle dieſ
Theile, deren Structur ſich auf eine
einzigen Endzwek, nemlich die Vegeta
tion, beziehet, halten viel von einer ölic
ten, fetten und balſamiſchen Feuchtig
keit in ſich, und ſonderlich die vaſa ge
minis. Und eben daher ſcheinet dem Au
teri alle vis vegetativa zu kommen. Den
dieſe Materie dienet, die Fäſergen (f
bras) aus welchen die vaſa germinis beſte
hen, in ihrer Biegſamkeit oder Flexibi
lität zu erhalten, damit ſie ſowol de
Nahrung einen Zugang verſtatten, a
auch den Eindruk der thätigen Theile, ſ
auch darinne enthalten ſind, auffange
können. Es bildet ſich aber der Auto
dieſe thätige Theile alſo ein, daß ſie di
von der Luft empfangene Bewegunge
den übrigen Theilen communiciren, un
alſo die Plantulam aus ihrem Volumin
gleichſam auswürken können; wie er den
auch denen harten Theilen der Plantulä e
ne Elaſticität beigelegt, kraft deren ſ
ſich, ſo gleich bewegen können, ſo bal
ſie die Feuchtigkeit weich machet, ode
dasjenige hinweg nimmt, ſo ſie zuſamme
hält. Es wird aber die Schaale von der
Germine durch ein Ausblaſen abgeſon
dert, ſo diejenige Feuchtigkeit herv
bringt

bringt, die in den erſten Zweigen liget, welches ihm auch als eine Würkung einer verborgenen Elaſticität ſcheinet, ſintemal die thätigen Theile in dem Mehle durch den Durchgang der Luft dünne gemacht würden; und da ſie ſich vor der durch die Feuchtigkeit geſchehenen Diſſolution nicht bewegten, ſo würden ſie nach dieſer in ihren natürlichen Zuſtand verſezet, in welchem ſie ſehr beweglich wären, und zur Vollziehung der Germination ſich in diejenige Canäle einzudringen pflegten, welche ihnen keinen Widerſtand thaten. Sonſt beweiſet er, daß ſolche thätige Theilgen würklich verhanden, mit dem aus Korn gebrannten Bier und Brantewein; gleichwie ihm hingegen das leimichte und zähe Waſſer, welches man in denen Fabriquen des Kraftmehls ſiehet, zu einem Beweis der balſamiſchen und ölichten Theile dienet. Und alſo machet er den Schlus, daß Luft und Feuchtigkeit diejenigen Sachen ſind, davon einig und allein die Erhaltung des Korns herrühret. Denn wenn dieſe hinein kommen, ſo machen ſie groſe Unordnung, weil die Körner zur Auswikelung ihres Germinis und zum Wachsthum des Pflänzgens allezeit arbeiten. Hingegen wo die Feuchtigkeit heraus kömmt, ſo gehet ſogleich das Beſte von den thätigen Theilen hinweg, und das übrige bleibet in den ölichten Theilen eingeſchloſſen, welche ſich nach und nach ſezen und austroknen. Dahero er auch die Unfruchtbarkeit in dem Korne deutlich beweiſet; Denn wenn ſich die vaſa germinis ſezen, ſo verlieren ihre fibræ die gehörige Biegſamkeit, und werden zu fernerer Ausbreitung und Wachsthum untüchtig: Darauf ſich denn die Seitentheilgen der vaſorum dergeſtalt zuſammen ziehen, daß ſie eher zerreiſſen, als einen Saft durch ſich dringen laſſen.

Von dem Theerwaſſer, als einem vor die Kinderblattern ausgegebenen Verwahrungsmittel.

Das Theerwaſſer iſt in unſern Zeiten ſo beruffen, daß man es eine Zeit her vor ein faſt allgemeines Geneſungsmittel gehalten, und damit bei nahe alle mögliche Krankheiten, ja den Tod ſelbſt zu vertreiben geſuchet hat; wie ſolches aus denen darvon heraus gegebenen Schriften zur Genüge erhellet. Nun will ich zwar die Kraft und Tugend dieſes Waſſers hier keinesweges unterſuchen und beurtheilen; ſondern ſie vielmehr an ihren Ort geſtellet ſeyn laſſen. Dennoch aber kan ich nicht umhin einer beſondern Würkung zu gedenken, und davon eine kurze Unterſuchung anzuſtellen, welche man demſelben nicht ſo wol ganz neulichſt; ſondern bereits vor 10. Jahren zugeſchrieben, und es vor ein Präſervativ vor die Kinderblattern ausgegeben hat.

Es haben uns aber ſo wol von der Zubereitungsart, als von dem Gebrauch und Nuzen des Theerwaſſers die ZeitungsBlätter ehedem folgenden Bericht ertheilet, den ich zuförderſt hier anführen will. Charlestown im ſüdlichen Carolina vom 9. Octob. 1738. Die Kinderblattern haben dismal ſo ſtark gewütet, daß nicht nur ſehr viele Menſchen davon befallen, ſondern gar hinweggeraft worden, Doch haben einige Perſonen ſich eines Präſervativs dargegen bedienet, und iſt nicht ein einziger damit behaftet geweſen. Solches Mittel beſtehet im Gebrauche des, auf folgende Weiſe zugerichteten Theerwaſſers: man nimmt nemlich etwa ein halb Stübgen Theer, welches für 6. Perſonen zureichet, und gieſſet des Abends ohngefehr 5. Röſel Waſſer darauf. Wenn alles wol unter einander gerühret, läſt mans ſinken, und klar werden, gieſt des andern Morgens dis klare Waſſer ab, und trinket nüchtern davon irgend 1. Röſel, fährt damit 5. Tage fort, und ſchüttet mitlerweile allemal ſo viel friſch Waſſer wieder darzu, als abgetrunken. Nach Ablauf der 5. Tage reichet 1. halb Röſel täglich auf 2. Wochen, und alsdenn täglich auch blos 1. Viertel Röſel, ſo lange die Seuche herumgehet, zu. Vor Verflieſung von 2. Monaten brauchts keines friſchen Theers.

Wenn ich nun unterſuchen will, ob und wie dieſe neue Art, die Poken abzuwenden, nüzlich ſeyn könne, ſo werde nothwendig von den Poken ſelbſt etwas vorausſezen müſſen. Der Urſprung derſelben hat viele Aerzte bisher zweifelhaft gemacht, und ſie zu vielen Meinungen verleitet, deren viele zwar von einer guten Einbildungskraft zeugen; in der Warheit ſelbſt aber keinesweges gegründet ſind. Ich übergehe ſelbige anjezt mit Stillſchweigen; weil ſie zu meinem Zweke nicht gehören, und will gegenwärtig aus zureichendem Grunde dieſe Meinung als wahr annehmen, daß die Kinder die Materie zun Blattern ſelbſt dem Nahrungsſafte in Mutterleibe zu danken haben. Denn da doch die Blatern heute zu Tage ein allgemeines Ubel ſeyn, und alſo billich auch allgemeine Urſachen zum Grunde haben müſſen; man aber gleichwol, auſſer der Zeugung, keine allgemeinere füglich angeben kan: ſo iſt allerdings wahrſcheinlich, daß ſelbſt im Mutterleibe der Grund dazu geleget werde, da es zumal aus folgenden Umſtänden zugleich begreiflich iſt. Weil währender Schwangerſchaft, ſowol wegen der Vollblütigkeit, und dem dadurch verurſachten langſamen Umlauf des Geblüts, als auch wegen verhinderter Reinigung des Cörpers ſich viele Unreinigkeiten bei den Weibern anhäufen, und dem Kinde mitgetheilet werden: ſo läſt ſich leicht ſchlüſſen, daß in dieſen noch vor der Geburt ein Zunder zu künftigen Unfällen geleget werde köñe: indem das Blut und die Säfte mit ſol chen Theilen verſehen werden, die zu ihre natürlichen Vermiſchung nicht gehören und die folglich ſolche Veränderunge im Cörper hervorbringen müſſen, welch nicht erfolgen würden, wenn dergleiche unnüze Theile nicht zugegen wären Um ſo mehr aber ſcheinet das jezt ange führte der Warheit gemäs zu ſeyn; wei man aus der Erfahrung gelernet hat, da kränkliche Weiber, oder die in ihre Schwangerſchaft die Diät nicht beobach tet und viele Unreinigkeiten geſammle haben, gemeiniglich ſolche Kinder zu Welt bringen, die vor andern von de Blaterkrankheit ſtark angegriffen, un mitgenommen werden.

Da man nun die Pokenmaterie be reits im Mutterleibe erhalten ſoll: ſ fragt ſichs nicht unbillig, ob ſich dieſelb wol ſo viele Jahre im Leibe verberge könne, ehe ſie zum Ausbruch gelanget weil doch viele erſt erwachſen die Blatter bekommen? Worauf ich alſo antworte daß dieſes, wie man aus der Erfahrun auch bei andern Krankheiten wahrnimmt allerdings füglich geſchehen könne; ma ſen ja nicht unbekannt iſt, daß z. E. ei veneriſches Gift ofte ſehr lange bei eine angeſtekten Perſon verborgen ligen könne ehe es die ſonſt gewöhnlichen Zufälle ve urſachet. Fragt man aber, wie es [illegible] gehe: ſo urtheilen diejenigen, meine Erachtens nicht unrecht davon, welch davor halten, daß es deswegen geſche he; weil dergleichen anſtekendes Gi nicht ſo wol in dem Blute ſelbſt, als vie mehr in andern zähen und fetten Säfte unſers Cörpers ſeinen Siz und Aufen halt hat; indem es freilich ſonſt dur die ſtäte Circulation viel ehender aus de Blute ausgewikelt werden würde: w dieſes der ſeel. Herr geheimde Rath Ho mann in ſeiner med ſyſtemat. cap. d variolis & de lue venerea §. X. XI. un der ſeel. Boerhaave in ſeiner diatriba d lue vener. mit vielen Gründen erwieſe

Rech

Nechſtdem aber läſt ſichs auch füglich alſo erklären: Die Pokenmaterie mus nothwendig ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie nur unter gewiſſen Umſtänden ihre Würkung erweiſet. Iſt ſie nun noch nicht zu ihrer gehörigen Kraft zuwürken gediehen, und noch nicht ſo beſchaffen, daß ſie von dem Geblüte oder denjenigen Säften, mit denen ſie verbunden iſt, losgeriſſen, und nach den äuſſerlichen Theilen der Haut getrieben werden kan: ſo folget, daß ſie nicht eher, als bis ſolches geſchiehet, ihre Würkung äuſſert. Man findet auch dannenhero, daß gemeiniglich gewiſſe Gelegenheitsurſachen vorhergehen, welche die Poken zur Würklichkeit bringen helfen. Hierunter gehört nun abſonderlich, nebſt einer unordentlichen Lebensart, eine ungeſunde, und veränderliche Luft, bei welcher theils, wann ſie zu warm iſt, viele Unreinigkeiten im Cörper erzeuget und geſammlet, theils aber hernach, wenn ſie zu kalt iſt, darinne zurük gehalten werden, und gar leichte in dem Blut und Säften eine ſolche Bewegung erregen, welche vermögend iſt, die Verbindung ihrer Theile zu trennen, und folglich auch die Pokenmaterie aus ihnen auszuwikeln: welches inſonderheit auch die ſchlimmen Ausdünſtungen derjenigen zu thun pflegen, die ſchon an Poken krank ligen; indem dieſe, wie alle übrige Seuchen, ihr Gift gerne weiter fortpflanzen.

Wer nun die Blattern verhindern, oder wenigſtens ſo viel fruchten will, daß ſie gelinderer Art ſeyn ſollen, der mus allerdings dahin ſehen, daß er nicht nur die lezten gedachten Urſachen; ſondern auch alle andere Dinge abwendet, oder wegnimmt, welche das Geblüte in eine gebährende und der Fäulnus ähnliche Bewegung ſezen können. Nun ſind bisher zu dieſem Endzwek, auſſer der Vermeidung der Pokenpatienten, die ſäuerlichen, und ſogenannten balſamiſchen Medicamenten am dienlichſten befunden worden, welche theils, vermöge ihres zarten flüchtigen Oels, theils auch in Anſehung ihres ſcharfen harzigen Weſens, nicht nur die feſten Theile ſtärken; ſondern auch die flüſſigen in ihrem natürlichen Umlaufe befördern, die etwa vorhandenen Unreinigkeiten durch die darzu verordneten Abführungswege ausführen, und mithin die davon zu beſorgende ſchädliche Geblütsbewegung abwenden. Da man nun ohnlängſt, wie gedacht, ein neues Präſervativ vor die Blatern, nemlich das Theerwaſſer erfunden haben will: ſo iſt nichts mehr übrig, als daß ich kürzlich unterſuche, ob deſſelben Art zu würken ſo beſchaffen ſey, wie ich ſie jezo erfordert habe.

Das Theer wird in unſern Landen, aus Fichten- und Dannenholze ausgebrannt, und iſt nichts anders, als ein flüſſiges Harz, das daraus vermöge des Feuers ausgetrieben wird. Weil ich nun auch erwieſen, oder aus der glaubwürdigſten Erfahrung angenommen habe, daß die mit harzigten, ſchwefelichten Theilen verſehene Medicamente unter diejenigen gehören, welche die Blattern abwenden können: ſo darf man kein Bedenken tragen, auch dieſes zum Theile vom Theere und dem daraus bereiteten Waſſer zu behaupten, da zumal die Erfahrung gezeiget hat, daß diejenigen, die ſich deſſelben auch in anderer Abſicht bisher bedienet, eine vermehrte Ausdünſtung, und ſtärkern Abgang des Urins davon angemerket haben, zum ſichern Zeugnis: daß dadurch viele Unreinigkeiten aus dem Cörper fortgetrieben werden, die ſonſt demſelben Schaden verurſachen, und das Geblüte in eine unordentliche Bewegung bringen könten.

Doch, damit ich etwas genauer rede: ſo halte ich davor, daß die ſcharfen Salz-Theilgen, welche das Theer, als ein grobes Harz vermuthlich bei ſich führet, in ihm etwas mehr ausgewikelt ſind, und ſich nebſt andern ſchweflichten und zarten erdigten Partikelgen von dem aufgegoſſenen Waſſer deſto leichter auflöſen laſſen, bis ſie endlich durch öfteres Aufgieſſen nach und nach abnehmen. Man befindet dieſes auch bei andern gröbern Harzen, wie z. E. bei dem gemeinen Terpentin, den man daher zu waſchen, und dadurch von ſeiner Schärfe zu ſäubern pflegt. Iſt aber dieſes: ſo iſt auch kein Zweifel, daß das Theewaſſer die empfindlichen Zaſern des Cörpers gelinde reizen, den Trieb des Bluts, und die davon herrührende Abſonderung der Unreinigkeiten befördern, und mithin eben den Nuzen gewähren könne, den ich vorhin angezeiget habe. Ja ich will auch endlich nicht in Abrede ſeyn, daß gewiſſer maſſen das im Theer befindliche ſäuerliche Weſen etwas zum Guten beitragen könne, in ſo ferne es die innere Bewegung des Bluts einiger maſſen bindet.

Gleichwie aber alle Mittel nur unter gewiſſen Bedingungen helfen, und kein einziges ſo allgemein iſt, das nicht einiger Einſchränkung bedürfe, ſo gehet es auch mit dem gegenwärtigen; Denn alſo dürfte daſſelbe 1) gar nicht, oder doch wenig Nuzen ſchafen, wenn das Geblüte, und die Säfte ſchon allzuſehr in Gährung ſind, und keine balſamica mehr vertragen können. 2) Scheint es ſich auch beſſer vor ſtarke, und gemeine Leute, als vor zärtliche, zu ſchiken: weil jene eher und leichter gröbere balſamica, wie das Theerwaſſer iſt, gebrauchen können. 3) So iſt auch noch die Frage, ob man in allen Stüken von dem im Südlichen Carolina befindlichen Theere auf unſeres hier zu Lande ſchlüſen dürfe; indem es gar wol ſeyn kan, daß jenes aus ſolchem Holze bereitet wird, welches ein zärteres Harz bei ſich führet. Immittelſt iſt und bleibet doch dieſes gewis, daß auch unſer Theer unter beſagten Umſtänden ganz ſicher, und mit Nuzen gebraucht werden könne. Wiewol dieſes einige annoch dabei auszuſezen iſt, daß es viele widrige ölichte Theile bei ſich hat, welche unſrer Natur, und zwar ſonderlich bei ſchwächlichen Leuten, gar ſehr zuwider ſind: daher ich auch weis, daß viele nach Gebrauch des Theerwaſſers ein Erbrechen bekommen haben, und genöthiget worden, daſſelbe auszuſezen.

Es läſt ſich aber aus dem, was bis dato angeführet worden, nicht ohne Grund ſchlüſſen, daß ebenfalls auch derjenige Trank, den man von den jungen Tannen- und Fichtenknoſpen bereitet, (decoctum ſummitatum pini) ſowol in Anſehung der Blattern, als auch in andern Fällen, da man jezo das Theerwaſſer zu rathen pflegt, gute Dienſte erweiſen könne. Denn einestheils hat er eben ſolche balſamiſche Theile, wie das Theerwaſſer bei ſich; anderntheils aber dürften dieſelben ohne Zweifel ungleich zärter, und bei weitem nicht ſo widrig ſeyn. Man hat auch daher beſagten Trank bereits von langen Zeiten her wider den Scorbut, und alle diejenigen Krankheiten mit gutem Nuzen gebrauchet, die ſich auf Unreinigkeit des Bluts und der Säfte gründen, und es iſt kein Wunder, daß man ihn jezo faſt gar zu vergeſſen ſcheinet; weil das Theerwaſſer, wie alle neue Hülfsmittel, einen ſtärkern Beifall findet.

Da ich oben die ſäuerlichen Dinge mit unter die Pokenpräſervative gezehlet habe: ſo will ich von dieſen noch etwas weniges gedenken: Es iſt nemlich bekannt, daß man ehedem ſonderlich in Heſſen, einen gewiſſen ſauren mineraliſchen Spiritus zur Verwahrung vor den Blatern ausgegeben, und damit vieles Geld erworben hat; dergleichen auch ein andrer Medicus, nemlich D. Straus gethan, welcher eben ſo ein Mittel wider die Poken beſizen wolte, das man es auch dieſer wegen arcanum Strauſſii hies, und von ihm alſo bereitet wurde: Er nahm ſolutionem nitri & reguli antimonii calcinati, und gos ſpiritum Vitrioli darauf, da denn etwas zu Boden fiel, und ein ſäuerlicher liquor zurüke blieb, den er mit floribus poeoniæ färbte, und zu einem Löffel voll ſowol zu Verhütung der Poken, als auch ganz im Anfange derſelben mit guten Nuzen nehmen lies. Es iſt auch kein Zweifel, daß dieſe und andere Medicamente von dergleichen Art etwas dienliches leiſten können; weil ſie nicht nur die ſchnelle Würkung des anſtekenden Gifts, und die davon zu beſorgende Fäulnis der Säfte hemmen, ſondern auch zugleich die im Anfange der Blatterkrankheit gewöhnliche ſtarke Erhizung des Bluts bei vollblütigen und Choleriſchen Perſonen einiger maſſen dämpfen. Daß man aber von ſolchen Medicamenten behaupten wolte, daß ſie gewis und allezeit helfen, und die Krankheit, wo nicht abwenden, doch glüklich heben ſolten, iſt weder in der Vernunft noch Erfahrung gegründet: welches ebenfalls von dem Theerwaſſer geſaget werden kan.

Vortheil ſchlechter Geſellſchaften.

Dem Menſchen iſt nichts natürlicher, und keine Neigung weſentlicher, als die Geſelligkeit; hingegen auch nichts unnatürlicher und widerwärtiger, als ein Menſch, der ein Timon ein Menſchenfeind iſt, und der ſeine Tage in finſterer Einſamkeit zubringen kan. Weil aber nicht alle Geſellſchaft angenehm und vortheilhaft iſt: ſo wird Vorſicht, Verſtand und Tugend erfordert, wenn eine gute Wahl mit Unterſchied getroffen werden, und der Umgang nuzbar und angenehm, nicht aber verdrieslich und verderblich ſeyn ſoll; in Betrachtung, daß nichts mehrern Einflus in die Meinungen, Sitten und Handlungen der Menſchen hat, als die Geſellſchaft, oder der Umgang, welchen ſie erwählen: ja der Grund, warum böſe Exempel gute Sitten verderben, und im Gegentheil, gute Exempel ſchlechte Sitten ausbeſſern, iſt in nichts anders, als in dem Triebe zum Umgange zu ſuchen. Wer nur einigermaſſen auf das Thun und Laſſen der Menſchen achtung gibt, der wird anmerken, daß ſich die Gemüther nach der Geſellſchaft, welche ſie haben, bilden; und daß das Gute oder Böſe, welches man an andern wahrnimmt, ſich nach und nach in unſern Geiſt eindrükt und ihm eigen wird.

Es iſt alſo, nach meiner Meinung, das alte Sprüchwort, welches uns lehret, daß man die Menſchen nach ihrem Umgang oder Geſellſchaft erkennen lernen ſolle, nicht übel erſonnen. Ich beziehe mich in dieſem allen auf eines jeden Erfahrung; es äuſſert ſich auch ſolches von den erſten Jahren unſers Lebens an. Denn ſo findet man, daß wenn Kinder in ihrer zarteſten Jugend in ſchlechte Hände gerathen, oder nur blos der Aufſicht des Geſindes überlaſſen werden, ſie gemeiniglich niedrige, dunkle, pöbelhafte Begriffe und Meinungen annehmen, und abergläubiſch, niederträchtig und gemein werden, welches ſich mehrentheils durch ihre ganze Lebenszeit in allen ihren Handlungen an den Tag leget, juſt nach dem Muſter, welches ſie vor ſich gehabt haben. Es iſt demnach die verdorbene Geſellſchaft nicht eine kleine Urſach der üblen Erziehung.

So nachtheilich und ſchädlich nun eine ſchlechte Geſellſchaft iſt; ſo erwünſcht, vortheilhaft und angenehm iſt dagegen eine, die mit Verſtand ausgewählt iſt. Daher mit allem Recht ein guter Umgang unter die zeitlichen Glükſeeligkeiten obenan zurechnen iſt: denn, iſt etwas, das die Sorgen und Mühſeeligkeiten dieſes Lebens erleichtern, verſüſſen, erträglich, und den Geiſt eines Menſchen munter, heiter, zärtlich und vergnügt machen kan; ſo iſt es gewis eine gute Geſellſchaft. Ich nehme mir gegenwärtig nicht vor, allen Nuzen eines guten Umgangs zu beſchreiben: das wenige, was ich hier erwehnet, kan hinlänglich ſeyn, den guten Umgang beliebt, und den ſchlechten verhaßt zu machen. Ich gehe zu einer andern Sache, nemlich zu dem Nuzen, den man auch aus einer ſchlechten Geſellſchaft ziehen kan. Da der Umgang natürlich, angenehm, ja dem Menſchen nothwendig iſt; ſo kan ich um ſoviel dreuſter von mir bekennen, daß ich in dieſem Puncte ſehr menſchlich geſinnet bin, und zwar dergeſtalt, daß ich alle Gelegenheit, die mir dazu vorfält, mit Vergnügen ergreife, zumal da ich in der Meinung ſtehe, daß in gewiſſem Verſtande alle Geſellſchaft nüzlich werden kan. Ich ſage wolbedächtlich, in gewiſſem Verſtande; indem dazu gehöret, daß man in einer ſolchen Gemüthsverfaſſung ſtehe, da man Herr über ſeine Sinne und Affecten iſt; daß man nicht alles blindlings annehme, noch zu eilfertig ſey, ſo gleich eines jeden Fusſtapfen nachzufolgen: denn eine ſolche Eilfertigkeit iſt meiſtens Urſach, daß der Zwek der Geſelligkeit verloren gehet, und die Menſchen zu tadelhaften Handlungen mit fortgeriſſen werden. Allein eine kleine Achtſamkeit, ein ſtilles Nachdenken, ſezen alle Dinge in ihr rechtes Licht. Ich habe mir daher angewöhnet, wie überhaupt. als insbeſondere auf die Charactere derer Perſonen, mit welchen ich umgehe, ein Augenmerk zu haben. Und jezo werde ich mich bemühen, von einigen derſelben eine kleine Abſchilderung zu machen, um den Saz zu bekräftigẽ, daß man auch aus einem ſchlechten Umgange Nuzen ziehen könne. Ich betrachte nemlich jeden Menſchen wie er würklich iſt, und wie er ihm ſelber zu ſeyn vorkommt, und ich finde oft eine luſtreiche Abſtechung oder Contraſt, wenn ich das Urtheil eines jeden von ſich mit ſeiner Perſon zuſammenhalte.

Delia iſt eine Frau von vornehmem Stande; ſie beſizet viele Vollkommenheiten, Einſicht, und groſe Erfahrung. Nach dieſen Eigenſchaften könte ſie ſich um alle Welt verdient machen; allein, ihre groſe Beſcheidenheit, und das Mistrauen, welches ſie auf ihre eigenen Kräfte ſezet, ſind Urſach, daß ſie ihre Aufſicht, Herrſchaft, Rath und Wohlmeinen nur auf die wenigſten Menſchen, das iſt auf ihre Bekannten und guten Freunde einſchrenket. Um aber ihren vortreflichen Character einigermaſſen noch deutlicher zu machen; ſo mus ich zu ihrem Ruhme ihr Beifall geben, daß ſie die allerbeſte Wirthin von der Welt iſt: ſie hat nicht nur ein öconomiſches Werk eigenhändig geſchrieben; ſondern in ihrem eigenen Hauſe herrſchet auch die ſchönſte Ordnung und Einrichtung. Ihr Hausweſen iſt ſo enge zuſammen gezogen, mehr als es jemals bei andern iſt thunlich geweſen. Sie hat wenig Geſinde, und zwar dieſes noch mit andern zur Helfte gemein; ſie haſſet alle Verſchwendung im Eſſen und Trinken, auch allen Überflus: daß ihr auch bei ihrem groſſen Vermögen niemand mit dem geringſten Schein der Warheit wird Schuld geben können, daß ſie ihren Cörper am niedlichſten weidete. Nein, Kohl und Rüben, und die am ſchlechteſten zugerichteten Speiſen ſind ihr am liebſten. Sie iſt eine Feindin des Kleiderprachts, um den Schein zu vermeiden, als ob ſie es andern gleich oder zuvor thun wolte. Sie iſt verheirathet, ſie iſt arbeitſam; um den Müſiggang zu vermeiden, ſchämet ſie ſich nicht grobe Handarbeit zu thun; Ob nun gleich ihr Hausweſen auf die beſte Art eingefädelt, und ihre Tage dem Augenſchein nach mit Arbeit angefüllet ſind: ſo laſſet ſie doch die Liebe des Nächſten hierbei nicht allein ruhen; ſondern ihr geſchäftiger und arbeitſamer Geiſt hat noch Zeit und Maſſe genug, auf das Beſte ihrer Freunde und Bekannten ein wachſames Auge zu haben. Zu dieſem Ende unterläſt ſie nicht, aus derer Leute Geſinde nach ihrer Herrſchaft Thun und Laſſen Punct vor Punct auszuforſchen, damit ſie es nach der Länge und Breite wol überlegen, und in der Geſellſchaft auf die allerangenehmſte Art lehrreich, mit untermengten Wirthſchaftslehren, wieder an rechten Mann bringen könne. Ihr Hauptwort unter ihrer Moral iſt, Menage, Menage; welches ſie oftmals zu wiederholen pflegt, damit es ihren verlangten Eindruk deſto eher erhalten möge. Es bleibt aber bei ihr nicht allein bei guten Lehren, oder leeren Worten;

ten; ſondern ſie greift dabei auch gleich zum Werke, und machet in ihrer Bekannten Häuſern die vortreflichſte Einrichtung; ſie ordnet ihr Eſſen und Trinken, und daß ich mit wenigem viel ſage, ſo entgehet die geringſte Kleinigkeit ihrer Vorſorge nicht. Nur ſchade daß die menſchlichen Kräfte ſo ſehr umſchrenket ſind, wie weit würde ſie es nicht bringen?

Frau Delia iſt nicht nur eine gute Wirthin, ſondern auch in allen ihren übrigen Eigenſchaften beliebt und nachahmungswürdig. Im Umgange zeigt ſie ſehr viel Wiz und Beredſamkeit; weil aber nicht alle, die mit ihr in Geſellſchaft zu ſeyn die Ehre haben, mit ihr gleichen Verſtand beſizen; ſo ſcheinen denen mehreſten, um ihres ſchlechten Geſchmaks willen, ihre Geſpräche verworren und ohne Zuſammenhang zu ſeyn. Bei dieſem allen iſt ſie auch vorſichtig, und wird ſich niemalen über anderer vorgebrachte Materien anders als mit einem ſanften Krunks, kleinen Lächeln, oder aber Zuſammendrehung des Schnupftuches, erklären oder einlaſſen; weil ſie beſtändig die Regel vor Augen hat: Traue, ſchaue, wem. Sie iſt behutſam, und wird niemanden bei ihrem Beſuche ſchwerlich fallen; ſie laſſet bei demſelben alles vorgeſezte bei ſich vorüber gehen, und erwählet gemeiniglich nur troken Käſe und Brod, weil ſie ſich nach ihrem zarten Gewiſſen bei andern nicht zu genieſſen getrauet, was ſie in ihrem eigenen Hauſe für ihr Geld bezahlen könte. Sie iſt aufrichtig: nach Befinden der Umſtände ſagt ſie denen Leuten, ſo ihr vorkommen, bald frei und ungezwungen, wie ſie nicht alles mitmachen müsten, und wie ſie gegen ihrem Reichthum zu rechnen nur Bettler wären. Allein, bei ihrem groſſen Vermögen iſt doch an ihr Lobens werth, daß ſie, wider den gemeinen Lauf der Welt, nicht trozig noch übermüthig iſt. Man wird ſie öfters ächzen, winſeln, ſeufzen und klagen hören über Dinge, die vielleicht noch kommen können, und fein bei Zeiten die Koſten zu überſchlagen. Sie iſt dienſtfertig: Juden und Wechslern iſt ihr Geld ohne Anſehen der Perſon bereit; wie kan man ihr abes verdenken, wenn ſie zur Gegenerkenntlichkeit etwas mehr als gewöhnlichen Zins fordert und annimt? Damit ſie aber diejenigen, welchen ſie Dienſte leiſtet, vor allen Dingen vor dem ſchädlichſten Laſter, nemlich der Undankbarkeit, verwahren möge; ſo gibt ſie ſich die Mühe, es ihnen, ſo oft ſie ihr zu Geſichte kommen und in allen Geſellſchaften, wiederum friſch und neu ins Gedächtnis zu bringen. Und damit ſie auch andere zur Nachfolge reize: ſo hält ſie es nicht für rathſam, ihr Licht unter einen Scheffel zu ſezen, und mit ihrem Guten ſolchergeſtalt verborgen zu bleiben; ſondern ſie findet für gut, es Freunden und Feinden auf dem Finger herzuerzählen; worinnen ihr auch ihr trefliches Gedächtnis gut zu ſtatten kommt. Sie hat ein gutes, zärtliches und freundſchaftliches Herz; weil aber ein ſolches Herz natürlicher Weiſe gleiche Gegenſtände erfodert, ſo iſt die Schuld bei dieſen zu ſuchen, wenn ſie beſtändig abändern und neue Freunde erwählen mus: jedoch erzeigen ihr diejenigen von der niedrigſten Sorte die beſtändigſte Treue und Ergebenheit; wie weislich handelt ſie demnach nicht, wenn ſie dieſe vor allen andern ſuchet, und ſie Vornehmern vorzieht? Sie iſt leutſeelig: da ſie aber von Natur rothe und trübe Augen hat, ſo laſtern viele, daß man ihr den Kummer, den Gram, die Sorgen, die Unruh und das Misvergnügen an den Augen abſehen könte. Sie iſt eine abgeſagte Feindin von allen Arten der Läſterungen; und ob ſie gleich die üblen Nachreden herzlich gern anhöret, ſo geſchiehet es doch nur zu dem Zwek, daß ſie es ihren guten Freunden, um ſie zu einem behutſamen Wandel aufzumuntern, unter die Augen ſagen kan; auch damit ſie deſto vorſichtiger werden mögen, ſo hänget ſie ihren Erzehlungen gemeiniglich dieſen wolbedächtlichen Ausdruk mit groſen mitleidigen Geberden mit an, daß dieſes das Wenigſte ſey von dem, was von ihnen Ubels geſprochen werde. Und endlich ſo iſt ſie chriſtlich: ſie gibt Kirchen, und Armen, reichlich; wie mir denn zum Exempel bekannt iſt, daß ſie lezthin zu Erbauung einer Kirche in einer gewiſſen groſen Stadt auf einmal vier gute Groſchen geſchenket hat; ingleichem einem Prediger, dem unter anderem alle ſeine Kleidung im Feuer aufgegangen war, ſchikte ſie ungefodert ein paar Schuhe, welche ihr Mann kaum fünf Vierteljahre getragen hatte. Dieſes alles thut ſie blos in der Hofnung, daß ein Trunk Waſſers nicht unvergolten bleiben wird.

Frau Iſabella iſt eine verheirathete Frau in ihren beſten Jahren; ſie hat keine Kinder, iſt aber die beſte Frau und die angenehmſte Geſellſchaft. Ihren Mann, der ein wenig flüchtig, und der zum Umlaufen und zu andern Ausſchweifungen geneigt iſt, hat ſie zum ſittſamſten Mann von der Welt gemacht, und zwar alſo, daß er ſich jezo gutwillig und meiſtentheils allein zu Hauſe aufhält, und anſtatt ſeiner flüchtigen Lebensart, ſeinen Zeitvertreib an Hausgeſchäften findet; ſeiner liebenswürdigen Frauen weiſe Lehren und Beſtrafungen nimmt er begierig und mit aller Folgſamkeit an, und mit offenen ſtarr- auf ſie gerichteten Bliken hat er gelernet, ſich nach ihrem Augenwink zu richten, daß er nunmehro durch ihre Anführung immer vollkommener, weiſer und geſezter wird. Iſt nun Frau Iſabella eine ſo gute Frau; ſo iſt es eine unausbleibliche Folge, daß ſie auch eine nuzbare und angenehme Geſellſchaft ſeyn muß. Man wird niemals weder inn noch auſſer ihrem Hauſe Umgang mit ihr gehabt haben, da man ſich nicht deſſen mit Vergnügen wieder erinnern, noch eine Begierde empfinden ſolte, ihn wieder von neuen zu ſuchen. Ihr ganzes Weſen iſt munter, lebhaft, wizig und lehrreich. Wie artig ſtehet es ihr nicht zu, wenn ſie eine ganze Geſellſchaft durch ein angenehmes weit erſchallendes Gelächter aufmuntert und gleichſam auffordert! Wie aufgewekt und einnehmend ſind nicht ihre zweideutigen Wortſpiele, die ſie ungezwungen und ohne Erröthen auch ſelbſt den Mannsperſonen zu errathen vorzubringen weis! Wie wizig und lehrreich ſind nicht ihre Anmerkungen bei allen vorkommenden Fällen! Niemals hat jemand öfter und zu bequemerer Zeit ein wolausgeſprochenes Aber hinzuſezen können, als dieſe Frau Iſabella; und ohnerachtet ſie ſehr wortreich iſt, ſo hindert doch dieſes ihre übrige nöthige Aufmerkſamkeit ſo gar nicht, daß das geringſte, was rund um ihr herum gehet, ihren nachläſſig ſcheinenden Augen entgehen ſolte. Sie kan ſich auf ihr Augenmaas ſo vollkommen verlaſſen, daß, wenn auch die Geſellſchaft 16. bis 20. Perſonen ſtark ſeyn ſolte, ſie auf einen einzigen Blik abwiegen kan, ob die Wirthin im Vorlegen oder Coffee-Einſchenken eine durchgängige Gleichheit beobachtet. Auch in Kleinigkeiten beſizet ſie vor vielen eine beſondere Gabe zum voraus; zum Exempel, im Vorbeigehen der Leute kan ſie durch ein unvermerktes leiſes Anfühlen der Kleider oder Spizen ſogleich wiſſen, von was für einem Werth oder Sorte die Sache ſind. Insbeſondere aber hat ſie einen durchdringen Verſtand, welcher ſo gar die innerſten Gedanken der Menſchen ein und durchſehen kan, daher kommt es, daß ſie die Vorſicht gebrauchet, ſich keinem einzigen Menſchen anzuvertrauen oder Freundſchaft zu machen, weil ſie nach ihrer Erkenntnis des menſchlichen Herzens und aus Erfahrung gewis weis, daß es weder Tugend noch wahre Freundſchaft in der Welt gibt. Sie iſt der Meinung, es ſey die gröſte Dummheit, wenn man beſtändig das Herz auf der Zunge habe; hingegen könne man den Verſtand nicht mehr ſchärfen, üben und zeigen, als wenn man beſtändig eine fremde Perſon zu ſpielen wüste; man müſſe ſich niemals vergeſſen, ſondern ſich befleisſigen, mehr freundſchaftlich und tugendhaft zu ſcheinen, als würklich zu ſeyn. Bei allen dieſen Vorzügen und guten Eigenſchaften nun iſt es billich und recht, daß man ihrem Verlangen gemäs ſich bezeuget, ſie das Wort allein führen läst, und ihr eine ununterbrochene Aufmerſamkeit und Folgſamkeit leiſtet. Wie lehrreich ſind alſo nicht dieſe beide angeführten Exempel. Ich behaupte alſo, daß alle Geſellſchaft angenehm und nüzlich ſeyn kan. Denn ich finde, daß die verdrieslichſten Perſonen uns Gelegenheit geben, das Verdriesliche kennen zu lernen und zu meiden. Wenn ich alſo jemanden antreffe, der eine ſchlechte Geſellſchaft abgibt, ſo lerne ich mich beſſern; ja zum öftern wird die angedrohete Langeweile in einen guten Zeitvertreib verwandelt. Da es nun nach der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Leute wahrſcheinlich iſt, daß man zehen ſchlechte Geſellſchaften gegen eine gute antrift; ſo iſt es kein geringer Vortheil, wenn man auch jene ſich zu Nuze machen kan. Ich bin überzeugt, daß wenn wir dieſe Stärke erhalten haben, es nicht ſo ſchwer mehr werden ſolte, durch eine gewiſſe Klugheit im Betragen ſolche ſchlechte Geſellſchafter nach und nach, wo nicht zu beſſern, doch entweder erträglicher zu machen, oder von unſerm Umgange abzubringen. Ein vernünftiger und tugendhafter Menſch hat eine gewiſſe Obermacht über alle verkehrte Gemüther, die ihm in allen Zuſammenzünften eine Art von Herrſchaft ertheilt; und der iſt mit Recht weiſe zu nennen, der ſich dieſes Eindruks dazu gebrauchen kan, ſowol aus der elendeſten Geſellſchaft Nuzen zu ziehen, als auch dieſelbe zu verbeſſern. Da es Menſchen gibt, die ſo böſe ſind, daß ſie alles verderben, und aus der beſten Handlung, wie die Spinnen aus der Roſe Gift machen; ſo müſſen die Tugendhaften im Gegentheil alles Böſe zum Guten anzuwenden ſuchen. Welchen Vortheil würde nicht insbeſondere das geſellſchaftliche Leben haben, welches bisher zur Ausbreitung der Untugend und Thorheit auſſerordentliche Dienſte gethan hat.

Abhandlung von den Krankheiten aus Unterlaſſung der Reinlichkeit.

Wir finden, daß wolgeſittete Völker zu allen Zeiten die Reinlichkeit mit der gröſten Sorgfalt beobachtet haben. Zu geſchweigen der heiligſten Geſeze der Jüden, durch welche die Reinlichkeit, ſo in warmen Ländern beſonders nöthig iſt, aufs fleisſigſte erhalten worden. Daß ſich die Jüden von altersher durch öfteres Abwaſchen reinigen, auch ihre Hütten von aller Unſauberkeit ſaubern müſſen, iſt aus der heiligen Schrift bekannt. Wieviel die Römer auf dieſe Dinge gewendet, bezeugen, auſſer den älteſten Schriften, die wundergroſen Gebäude der öffentlichen Bäder, deren Rudera noch heutiges Tages alle in die gröſte Verwunderung ſezen. Von den Türken hat Busbek berichtet, daß ſie die Unſauberkeit des Leibes, als das greulichſte Laſter, ja weit mehr, als die Unreinigkeit des Gemüths, verabſcheuen, und ſich deswegen öfters waſchen. Andrer Exempel, ſowol der älteſten, als neuern Völker, zugeſchweigen.

Dieſe Liebe zur Reinlichkeit gehöret zu den wolanſtändigen Sitten. Damit wir aber unſerm Zweke näher kommen, ſo ſagen wir, daß die Reinlichkeit deswegen das gröſte Lob verdiene, weil ſie, ſowol zu Erhaltung, als Erſezung der Geſundheit, ſehr vieles beitrage. Es iſt bekannt, daß das Wohl der Geſundheit am meiſten durch recht geordneten, und nach Beſchaffenheit des Körpers woleingerichteten, Gebrauch der nicht natürlichen Dinge, wie ſie die Geſundheitsgelehrten nennen, erhalten werde. Dieſe ſind, die Luft, Lebensart im Eſſen und Trinken, der Schlaf, die Abſonderung verſchiedener und unnüzer Dinge, die Bewegung des Leibes, und endlich die Affecten. Wir ſind aber mit Carteſius, und andern, der völligen Meinung, daß hierzu gar füglich auch die Reinlichkeit könne gerechnet werden. Denn, wenn dieſe allein fehlet, haben weder Luft, Nahrung, und alle übrige Dinge, ihren heilſamen Nuzen, ſondern können eher den gröſten Schaden anrichten.

Es iſt allen bekannt, daß die lebendigen Geſchöpfe insgeſammt durch Einziehen der Luft erhalten werden. Doch dienet die Luft nicht als ein flüßiger, durchſichtiger Körper, und der mit der gröſten Behendigkeit bewegt wird, dem Menſchen zum Leben, ſondern vornemlich damit, weil ſie ſich mit vielen ſubtilen Theilgen, die aus erdigt- und wäſſrigten Körpern aufſteigen, vermenget, uns umgibet und anwallet, welches wir die Atmoſphäre nennen, die mit den vermiſchten und auf verſchiedne Art beweglichen Theilgen, bald unſern Körpern den heilſamſten Nuzen, bald den gröſten Schaden, verurſachen kan. Am ſchädlichſten iſt die Luft, weñ ſie mit Dünſten von ſumpfigten Oertern, faulenden Gewächſen, verfaulten Thieren und Inſecten, angeſteket iſt, desgleichen nach ſtarkem Uberſchwemmen, wo die ausgetretenen Wäſſer zu ſtehen angefangen, daß ſie ſehr oft die grauſamſten Krankheiten, graſſirende bösartige Fieber, ja in Gegenden, die mehr der Sonnenhize ausgeſezet ſind, die Peſt verurſachet. Welches der grundgelehrte Lanciſius, ein päbſtlicher Leib-Medicus, in einer beſondern Schrift ſehr vollſtändig erwieſen hat. Auch wird die Luft, welche ſonſt durch die Gegend und Güte des Himmels noch ſo rein und geſund iſt, öfters mit andern Dingen verunreiniget. In volkreichen Städten iſt die Luft, weil ſie faul und mit vielen Dünſten angefüllet, ſehr ungeſund, woraus denn die meiſten und giftigſten Krankheiten entſtehen, und öfters die gröſten Städte in kurzer Zeit ausſterben. (Wem dieſes unglaublich ſcheinen möchte, den können die betrübten Geſchichte von Conſtantinopel, Rom, Venedig, Smyrnen, Alexandrien, und den meiſten Meerpläzen, ſattſam überzeugen. Es hat wol eher die Peſt in Calro ſo grauſam gewütet, daß innerhalb 7. Monat 500000. Menſchen umgekommen; und daß ſie aus nichts anders, als dem ſtarken Uberſchwemmen des Nilfluſſes, wenn das Waſſer auf der Erden ſtehen bleibet, entſtehe, und die Luft mit diken und giftigen Dünſten angefüllet werde, hat der berühmte Dapper in der Beſchreibung von Africa ſehr wol angemerket. Und es iſt merkwürdig, daß, wenn an angeführten Orten die Peſt nicht regieret, doch peſtilentialiſche Krankheiten und bösartige Fieber, mit Brechen grüner Galle, gemeiniglich graſſiren, wie wir von Alexandrien wiſſen, wo die Urſache den faulen Wäſſern, wenn ſie unter den Häuſern ſtehen bleiben, zugeſchrieben wird.) Dargegen iſt die Luft auf dem Lande und im Gebürge ſo heilſam, daß pur durch deren Hülfe oftmals groſe deſperate Krankheiten gehoben werden.

Die alſo das gemeine Beſte beſorgen, und ſolchen Ubeln, ſo aus der groſen Menge Einwohner in Städten herkommen, vorbeugen wollen, haben zu veranſtalten, daß die Straſſen ſtets reinlich gehalten werden. Denn die Gaſſen, ſo voller Schlam̃ und Koth der Thiere ſind, machen nicht nur ein übles Anſehen und widerwärtigen Geruch, ſondern drohen auch der Geſundheit die gröſſeſte Gefahr und Schaden, indem wir die üblen aufſteigenden Dünſte in uns ziehen müſſen. Das gröſte Unheil aber ſcheinet hieraus zu kommen, wenn dergleichen zuſammengeführter Unrath im Sommer durch die Sonnenhize aufgelöſet, und durch innere Bewegung der Fäulnis in die Höhe getrieben wird. Denn dieſe Dünſte, ſo ihrer Natur nach feuchte, faul und dike ſind, ſchwächen die Lunge, erregen Catarrhe und andere Bruſtbeſchwerungen, und entkräften den Körper, weil deſſen Ausduſtung verhindert wird, auf eine ausnehmende Art, ja nehmen ihn noch weiter ein, und bringen mit ihrem anſtekenden und giftigen Weſen Schwindſucht, ja die allerſchlimmſten Fieber, und andere ſchädliche Krankheiten, zuwege. Dahero lies der Röm. König, Tarquinius Superbus, zur gemeinen Wohlfahrt und Geſundheit der Einwohner in Rom, (*) hierinnen ſehr löblich veranſtalten, daß dieſe Stadt geſunde und reine Luft durch heimliche Gänge erhielte; durch welche unterirdiſche Schleuſen, was nur jezo unſre Gaſſen unrein machen kan, von ſieben zuſammgeführten Bächen mit einem ſchnellen Abfall des Waſſers in die Tieber geleitet wurde. So wird auch der König in Frankreich, Ludwig der XIV. von Lanciſius mit vielem Ruhm erhoben, durch deſſen Veranſtaltung auch noch jezo die ſchlammichten Straſſen in Paris, wovon ſonſt dieſe Stadt den Namen herzuleiten ſcheinet, ſtets gereiniget werden. Ob die Gaſſen, mit Ziegel- oder Kieſelſteinen gepflaſtert, in Anſehung der Geſundheit, dienlicher ſind, wie gedachter Lanciſius zu erweiſen ſich bemühet, wollen wir jezt nicht unterſuchen. Weit gröſſern Nuzen zur Geſundheit verſpricht dieſe Anmerkung, die durch tägliche Erfahrung beſtärket wird, daß die Stuben in kothigten und engen Gaſſen vor andern ungeſund ſind, und wenn wegen hoher Gebäude die alte Luft durch die Winde nicht wol ausgetrieben werden kan, welche Häuſer und Gaſſen dahero deſto reiner ſollen gehalten werden.

Es ſind aber nicht nur Städte von dieſem Unflath zu reinigen, ſondern es ſollen auch ſolche Werkſtätte, die öfters eine widrige und ſchädliche Dunſt von ſich geben, zu keinem Nachtheil der Geſundheit in Städten geduldet werden. Vor Zeiten bei den Römern hatten übelriechende Waaren, und dergleichen Werkſtätte, wegen dieſer Urſache, ihren Plaz an der Tieber, welche Gegend ſie dahero den Jüden, da ſie überwunden waren, und allen ihren Feinden, anzubauen überlieſen. Dergleichen Handwerker waren die Gerber, wie Artemidorus, und über dieſes die Poeten, Juvenal und Martial, bezeugen; die, indem ſie auf verſchiedene Art Häute arbeiten, und beſonders, wenn welche aus der Schwize kommen, und gehölt werden, die ganze Gegend mit dem widrigſten Geruch erfüllen. Dahin wieſen ſie auch die Walker, die, wenn ſie wüllne Kleider, vermittelſt Schwefeldampfes und faulenden Harns, reinigten, alles mit dem greulichſten Geſtank anſteckten. Zu unſern Zeiten könnten wir mit Rammazzini die Fiſchhändler und Häringskrämer, Mezger, und die aus Gedärmen Saiten verfertigen, wie auch Käſe- und Oelhändler, und alle diejenigen, darzu rechnen, deren Werkſtätte und Läden die Luft mit Geſtank erfüllen, und den Menſchen an der Geſundheit ſchaden können. Es wären gewis auch dieſe Werkſtätte zu verſezen, worinnen aus Inſchlit, das öfters alt iſt, und, wenn es kochet, abſcheulich riechet, Seiffe geſotten, und Lich-

---

(*) Was vor dieſem Rom erfahren, kan zu unſerer Zeit die Stadt Peſaro beweiſen, da die wenigſten derer Einwohner, wegen der diken und ungeſunden Luft, zuvor kaum das 50. Jahr erreichten, werden ſie jezo weit älter, nachdem der Pabſt Clemens XI. die Stadt von den ſtehenden Wäſſern und anderm Unflath, auf Anrathung des gedachten Lanciſius, der ſich hierdurch um dieſelbe nicht wenig verdient gemacht, reinigen laſſen.

Lichter gezogen werden. Denn dieſe Ausdünſtungen verurſachen denen, die es nicht gewohnt ſind, Beſchwerung des Magens, Ohnmacht, Brechen, Keichen, ja bei Weibsperſonen die grauſamſten hyſteriſchen Zufälle, dergleichen Exempel Bartholinus in Act. Haffn. erzehlet. Scharfe, und wegen fetter Theilgen ſtinkende, Seifenſiederlauge, (desgleichen alte Gerber- und Kürſchnerbeize,) wenn ſie lange in einer Anzucht ſtehet, gibt durch entſtehende innere Fäulung ſo einen abſcheulichen Geſtank von ſich, der allen unerträglich iſt; ja, wenn Cloake von dergleichen Wuſt lange nicht gereiniget, und ſie eröfnet werden, ſo kan dieſer flüchtige Dunſt, indem er ſich in der Luft zu ſtark ausbreitet, und ihr die Kraft, oder Elaſticität, beraubet, die Arbeiter, welche ſie mit Mund und Naſe auffangen, in eine geſchwinde Erſtikung und Lebensgefahr bringen, dergleichen trauriges Exempel man vor kurzer Zeit in Leipzig gehabt hat.

Alle Ausdünſtungen aber ſind, wie bekannt, weit ſchädlicher, wenn ſie nicht im Freien verfliegen, ſondern mit ſchwerer und fauler Luft in Häuſern und Zimmern eingeſchloſſen bleiben. Nichts deſtoweniger iſt wol hierauf zu ſehen, daß damit die Reinlichkeit beſtehe, und alle unreine Dünſte öfters vertrieben werden. Es iſt aber dieſes nicht genug, wenn der Unrath allein weggeſchaffet wird, ſondern es iſt auch oft der Luft durch offene Thüren und Fenſter ein freier Durchgang zu verſtatten. Dieſes iſt auch in Kellern zu thun, weil ſonſt der aufſteigende Schwaden vermögend iſt, einen Menſchen gleich zu erſticken. Die Bergleute bedienen ſich, wo faule Wetter ſind, und die ihnen am meiſten ſchaden, eines Luftlochs mit vielem Nuzen; welches diejenigen beſonders merken ſollen, die in engen und niedrigen, wie auch von Licht und Luft entlegenen, Schlafgemächern, oder Alcoven, ſchlaffen.(*) Denn, was dieſe unreine Ausdünſte vor Schaden anrichte, werden wir am deutlichſten gewahr, wenn eine Krankheit graſiret, und welche am meiſten durch das geringſte Volk herkommen, deren dürftige Umſtände gemeiniglich auch die Unſauberkeit begleitet. Denen Chirurgis in groſen Lazarethen, wo die Luft von dem Ausdunſten, und dergleichen, ſo vieler Kranken, wie auch durch eiternde Schwäre und Schäden angeſtecket wird, iſt bekannt, daß alle Wunden viel eher zu faulen anfangen, als an andern Orten, wo reinere Luft hinzu kan. Keinem aber drohet dergleichen unheilſame Luft mehr Gefahr, als denen, ſo am Kopf verwundet ſind, welches ſchon Corteſius und Sylvaticus angemerket, und mit öfterer Erfahrung der Wundärzte bekräftiget wird. Deswegen gehet auch in einem Siechhauſe, wo viele Kranke ſind, die Cur ſelten wol von ſtatten, weil dieſe Luft, wenn die eingebogene Hirnſchaale trepaniret wird, die Haut und Gehirn heftig angreiffet. Wenn aber unreine Luft den Verwundeten ſo ſehr ſchädlich iſt, muß ſie nothwendig auch die, ſo an andern Krankheiten ligen, anfallen. Es tadelt Franciſcus Valeriola die Aerzte gewis nicht ohne Urſache, ſo weder die Luft aus dem Zimmer, wo der Patiente ligt, austreiben laſſen, noch ſelbiger durch offene Fenſter neuen Eingang verſtatten wollen. Das läugnen wir nicht, daß dieſes in einigen Krankheiten, und deren Curen nicht wol, ohne den Patienten in Gefahr zu ſezen, geſchehen könne; wenn aber, ſowol die Krankheit, als die Beſchaffenheit der Luft, zulaſſen, oder der Patient in ein anderes und nahes Zimmer gebracht werden kan, ſo ſoll kein Medicus dieſe Reinigung und Verbeſſe-

---

(*) Daß auch in warmen Zimmern zu ſchlafen der Geſundheit ſchädlich ſey, hat Herr Hofrath in einem Pr. de ſomno in cubiculis percalefactis 1741. erwieſen.

rung der Luft verabſaumen. (Der Hr. Hofrath Platner hat anderswo erinnert, daß in hizigen Fiebern, wo das nicht wol angehet, friſche Blätter in die Stube geſtreuet, angeſprenget, oder Mayen, und dergleichen Zweige, in Waſſer geſezt werden können.)

Wir können auch nicht den Ort vorbei laſſen, der vor andern der unſauberſte kan genennet werden. Die Häuſer ſind höchſt ungeſund, in welchen ein übler Geruch aus heimlichen Gemächern iſt. Denn die faulen und angreiffenden Dünſte, wovon küpferne und ſilberne Gefäſſe ganz ſchwarz anlaufen, fallen ſowol die Lunge, als andere Theile des Körpers an, und verurſachen den gröſten Schaden. Merkwürdig iſt, was Ramazzini von denen, ſo Cloake reinigen müſſen, angemerket hat, daß ſie nicht ohne die gröſte Beſchwerlichkeit darinnen verweilen können, weil die flüchtige Dunſt die Augen, ſolche zarte Werkzeuge, ſo ſehr angreifet, daß ſie anfangen, roth, und in wenig Stunden entzündet, zu werden. Derowegen müſſen diejenigen, denen das Wohl ihrer Geſundheit lieb und angelegen iſt, in Häuſern wohnen, wo die Luft durchziehen, oder durch Luftlöcher, welche aus Gruben und heimlichen Gemächern die unreinen Ausdünſte vertheilen, dringen kan, oder aber müſſen die Luft mit Feuer und angezündeten Gewürzhölzern und Räuchern verbeſſern, wenn ſie nicht Mattigkeiten des Leibes, Bruſtbeſchwerungen, Trieffen der Augen, und andern Unpäslichkeiten, unterworffen ſeyn wollen.

Nichts ſcheinet der Reinlichkeit mehr entgegen zu ſeyn, als wenn die Speiſen und Getränke nicht rein genug zugerichtet, und in ſolchen Gefäſſen aufgetragen werden, die einem gleich bei dem erſten Anblik den Appetit erweken, welches ſchon Horaz vortreflich beſtraffet. Jeder weis, was der Ekel vor Gewalt in uns habe, welcher vor ſich allein zuweilen die gröſten Unruhen in der Haushaltung unſers Körpers erweken kan. Man wird niemals von einer Speiſe, die mit Ekel genommen wird, gute Nahrung erhalten. Es geſchicht öfters, daß Leute, die ſehr delicat ſind, entweder damit bald ſatt gemacht werden, oder aus ungewohntem Ekel Brechen, Magenbeſchwerung, und Fieber, bekommen. Es fehlet auch nicht an Exempeln, mit welchen man erweiſen kan, daß eine unappetitliche Speiſe vielen tödlich worden.

Zur Lebensart gehören auch geſunde Waſſer. Am ſchädlichſten ſind die ſtehenden und faulen, ſo Schlamm bei ſich führen, und, wenn ſie gekocht werden, ſich ſezen, oder an die Gefäſſe anlegen, ſie mögen entweder getrunken, oder Fleiſch und Zukoſt zu kochen, oder zum Bierbrauen, genommen werden. In den Schriften des Hippocrates, der mit gröſtem Fleis den Unterſchied der Waſſer erforſchet hat, finden wir, daß die, ſo dergleichen Waſſer trinken, vor der Zeit alt werden. Er erzehlet auch ein langes Regiſter von Krankheiten, die dergleichen Waſſertrinker überfallen. Deswegen iſt wol darauf zu ſehen, daß wir rein Waſſer zu unſerm Gebrauch haben mögen, beſonders zu unſrer Zeit, wo die warmen Getränke, Thee und Coffee, ſogar gemein werden. Denn, obwol ein garſtiges Waſſer durch Kochen verbeſſert wird, ſo ſcheinet es doch, dadurch nicht ſo rein zu werden, daß es der Geſundheit zuträglich wäre. Am beſten iſt das Springbrunnen- und Röhrwaſſer, welches durch den Druk und Lauf ſtets auseinander getrieben wird. Weit ſchlechter iſt das, ſo man aus einem ſtillen Bach, oder Brunnen, ſchöpfet. Noch ſchädlicher iſt das Waſſer aus Ziehbrunnen, die nicht oft gepumpet werden; oder, welches, wenn die Brunnen nahe bei Cloaken und Miſthaufen ſtehen, einen fremden und höchſtwidrigen Geſchmak annimmt. Daß auch das Schnee- und Eiszapfenwaſſer ſehr ungeſund ſey, erfahren zuweilen diejenigen, die mit der gröſten Annehmlichkeit den Wein im Winter damit vermiſchen, Schnee und Eis trinken, und, wie Plinius redet, dasjenige zur Wolluſt brauchen, was ſonſt Gebürge leiden müſſen. Das verurſachet aber den gröſten Schaden, wenn gefrohene Waſſer im Frühjahre zerflieſſen, ſich mit Unrath und Gaſſenſchlamm vermengen, und in die Brunnentrieſen, woraus alsdenn zu trinken und anderm Gebrauch geſchöpfet wird. Deswegen ſind unreine Waſſer gänzlich zu verwerfen, welche den Magen angreiffen, Unverdaulichkeit und Würmer zeugen, den Leib entweder öfnen oder ſtopfen, die Ausdünſtung und den Urin verhindern, und ſo viel zuwege bringen, daß die, ſo dergleichen Waſſer trinken, entweder mit Fehler der Haut incommodiret, oder ausgezehret, und endlich unterdrüket werden. Die bei einer Armee geweſen, wiſſen wol, daß die giftigſten Feldkrankheiten, wodurch zuweilen ganze Heere die meiſte Niederlage erleiden, von ungeſunden und unreinen Waſſern ſehr ofte entſpringen.

Daß auch die Kleidung nicht wenig zur Geſundheit beitrage, haben andere und die vortreflichſten Männer erwieſen. Die Alten, welche ſich mehr der wollenen Kleider bedienten, lieſſen dieſe öfters auswaſchen und reinigen, welches die Walker, wovon wir oben gedacht, verrichteten. Die älteſten Völker hatten ſolche Kleider, die in Oel getauchet waren, wie wir aus dem Hippocrates verſtehen, der im Winter reine Kleider, im Sommer aber mit Oel genezte, zu tragen angerathen. Es hat ihn aber Galen mit Recht widerleget, und bewieſen, daß ſolche ölichte Kleider gänzlich vor unſauber zu halten, die kein Freund der Reinlichkeit, am wenigſten aber im Sommer, tragen könne. Zu unſerer Zeit kan das leinene Zeug, ſo wir anziehen, beſſer, als das wüllene, gewaſchen werden, und dergleichen öftere Veränderung iſt dem Menſchen ungemein heilſam. Denn der Körper, welcher ſowol Dünſte von ſich gibt, als Dünſte in ſich nimmt, reſorbiret wiederum aus ſchmuziger und ſchweisſiger Wäſche die Unreinigkeiten, ſo er beſtändig austreibet, vermenget ſie mit den Säften, und leget den Grund zu den gefährlichſten Krankheiten. Zu geſchweigen, daß durch Unterlaſſung dieſer Reinlichkeit die unmerkliche Ausdünſtung, an welcher das gröſte Theil der Geſundheit hanget, verhindert wird; Denn dieſe Secretion, ſo die ſtärkſte iſt, gehet durch die ganze Oberfläche des Körpers von ſtatten, und treibet von Speiſe und Trank beinahe den dritten Theil, wie Sanctorius meinet, durch Ausdünſten hinweg, und ſolches ausführlich in dieſem unſerem Referendario, pag. 237. im 2ten Theil beſchrieben worden; und wol verdient geleſen zu werden. Alle, die von anſteckenden giftigen Krankheiten geſchrieben, geben den Rath, daß diejenigen, ſo den Anfall davon verhüten, und die Geſundheit beſchüzen wollen, die Hemden und Deken ſehr oft verändern ſollen. In den Curen der Galanteriekrankheiten, und der Kräze, iſt durch Erfahrung klar, daß dieſe Ubel von Grund aus nicht können gehoben werden, wo nicht hierbei die Reinlichkeit ſehr fleiſſig angewendet wird, welche Krankheiten auch, und über dieſes viele andere, durch unreine Wäſche und Kleider zu andern können gebracht werden. Das öftere Waſchen ſcheinet zu unſern Zeiten bei unreinlichen Profeſſionen, ja allen überhaupt, deſtonöthiger zu ſeyn, weil die Bäder, deren ſich die Alten bedienten, und die ermüdeten Glieder erquikten, nicht ſo ſehr, wenigſtens in unſern Gegenden, im Gebrauch ſind.

Wir werden weder von unſerer Abſicht, noch von der Warheit, abgehen, wenn wir den Geſtank, die Peſt des Geruchs, zu den Krankheiten zehlen. Leute, die ein übler Geruch anmeldet, ſind unangenehm, und bei Tiſche, als auch in Geſellſchaft, nicht wol zu leiden. Der Geſtank von Menſchen iſt zu der Art eines Geruchs zu rechnen, welchen Theophraſt den heftigſten und ſchädlichſten nennet. Einigen ſtinket der ganze Körper, wie den Ozolern, welches Volk daher auch den Namen bekommen; oder wie den Lemniſchen Weibern, die ſich, nachdem Zeugnis des Antigonus, etwas dergleichen durch Zauberkünſte zugezogen, damit die Männer von ihnen abſtehen möchten. Andere incommodiret ein widriger Achſelſchweis, wie ehemals den Rufus Catullus. Es fehlet auch nicht an ſolchen, die mit einem Naſengeſchwür, oder mit den Füſſen, einer fremden Naſe ſehr beſchwerlich fallen. Ob nun wol dieſe Ubel aus verſchiedenen Urſachen entſtehen, durch üble Beſchaffenheit des Leibes, der Lebensart, der Luft, und wenn der Körper ſtark ausdünſtet, wie nicht weniger von unmäſſiger Liebe, oder geheimen Begierden; und ob es zwar nicht ſicher, einen ſolchen beſchwerlichen Auswurf mit äuſſerlichen Dingen zu vertreiben, ſo halten wir doch mit dem Mercurialis dafür, daß dergleichen unſauberes Weſen, ſo bei allen den Geruch verderbet, aus gänzlicher Unterlaſſung der Reinlichkeit erzeuget, verſtärket, und unterhalten werde. Denn es iſt gewis, daß dieſe Fehler durch Pflege des Leibes, reine Wäſche, und Bäder, weit glüklicher, als durch allerhand andere Künſte, verbeſſert werden.

Ferner kan das Küſſen derer gewis nicht ohne Beſchwerlichkeit der Naſe geſchehen,

> - - - neceſſe eſt
> has offendere baſiationes,
> quæ ſe tam bene vindicare poſſunt.

Welche uns mit einem ſchädlichen Athem anhauchen, und öfters mit einem ſehr unreinen Kus empfangen. Dieſes Ubel hat verſchiedene Quellen. Zuweilen weichet der gute Athem aus Nüchternheit, oder heimlichen Kummer; andere verräth das geſtriſte Getränke; einige haben Halsgeſchwüre, die wegen der Fäulung übel riechen, oder von einer ausländiſchen Reiſe zeugen. Noch andere ſind mit groſen Milzen verſehen, denn dieſe haben, nach Vorgeben des Hippocrates und Celſus, ein übles Zahnfleiſch, und riecht ihnen aus dem Munde. Auch haben alle, die an einem Fieber liegen, einen widerwärtigen Athem, weswegen der Geſchichtsſchreiber Thucydides, in der vortreflichen Beſchreibung der Atheniensiſchen Peſt, unter andere Zufälle der anfallenden Krankheit auch zehlet einen unleidlichen und ſtinkenden Athem. An die nicht zugedenken, welchen aus Geſchwüren der Eingeweide ein widerwärtiger Geruch aufſteiget, oder denen der Magen ſchwach iſt. Denn dieſen allen ſind Hülfsmittel erfunden, obſchon diejenige das Ubel damit nicht wenig vertreiben, wenn ſie den Mund öfters ausſpülen, und die Zunge und Gaumen von dem angelegten Unrath reinigen. Doch ſind derer gemeiniglich mehr, ſo die Reinlichkeit der Füſſe eher, als des Mundes und der Zähne, beſorgen, von der Apulejus ſagt: Daß einem geſezten und ehrbaren Mann nichts beſſers anſtehe. Die Unterlaſſung aber dieſer Reinlichkeit bringet der ganzen Oeconomie des Körpers einen unwiederbringlichen Schaden zuwege, indem die Zähne hohl, brandigt, ſchwarz werden, und ausfallen, denen es endlich gehet, wie der Aelia bei dem Martial,

> Si memini fuerunt tibi quatuor, Aelia, dentes,
> Exſpuit una duos tuſſis, & una duos.
> Jam ſecura potes totis tuſſire diebus:
> Nihil iſtic, quod agat, tertia tuſſis habet.

Es iſt allen bekannt, daß mit den Zähnen die Speiſe gekäuet, verdünnet, ermürbet, und alsdenn zu Unterhaltung des Körpers angewendet werden. Wenn aber die Zähne ausfallen, oder angefreſſen und wakelnd werden, wird die Speiſe im Mund nicht wol präpariret, welche ſo grob in ſich genommen, ſehr ſchwer von dem Magen und den andern Eingeweiden bezwungen, und eine ſolche Crudidät zugezogen wird, wodurch die Eingeweide geſchwächet, und die Säfte verderbet werden. Indem wir käuen, wird der ſich an Zähnen, Zunge, und Gaumen, häufig angelegte Unrath mit den Speiſen ſehr genau vermiſchet, welche denn einen unreinen Nahrungsſaft und verderbtes Geblüte machen, mithin einen Grund zu künftigen Krankheiten legen.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit andern Theilen des Körpers, worinnen eine gewiſſe Schönheit beſtehet. Ein ordentlich gekämmtes, krauſes, oder in Loken gelegtes Haar iſt jedem eine groſſe Zierde und Wohanſtändigkeit; dargegen iſt ein confuſer und ſtraubigter Kopf allen ein rechter Abſcheu. Hieraus werden die häslichſten Krankheiten, der Grind, Schuppen, übelriechende und trieffende Kopfſchäden, und die Läuſeſucht. Es iſt auch nicht ſicher, Sachen zu brauchen, welche zurüktreiben, oder die Schäden heilen, da die Erfahrung lehret, daß die beſchwerlichſten Kopf- und Augenſchmerzen, ja die fallende Sucht, aus verkehrter Cur entſtanden. Weswegen die Reinlichkeit vor allen am beſten anzuwenden, worinnen auch Celſus mit uns einig iſt, welcher erinnert, daß dieſes weit mehr Nuzen habe, den Grind zuweilen mit Kämmen reinigen, als gänzlich zu vertreiben. Und iſt gewis alle Cur vergebens, wo nicht dieſe Beihülffe der Reinlichkeit gebrauchet wird.

Das Frauenzimmer, welches um die Zärtlichkeit der Haut, und Schönheit des Geſichts, die gröſte Mühe anwendet, pfleget ſich zuweilen nicht wenig mit mancherlei Dingen zu verunreinigen. Denn, was kan der Reinlichkeit wol mehr entgegen ſtehen, als wenn ein geſchminktes Geſicht durch einen unverhoften Schweis, der über die Stirne gleichſam rinnet, verrathen, und in den Wangen ſoviel Weiſſe entdeket wird, daß ſie eher vor eine feuchte Wand anzuſehen?

Sic quæ nigrior eſt cadente moro,
Ceruſſata ſibi placet Lycoris,

Es iſt dieſes nicht ſo anzunehmen, als wenn man dem Frauenzimmer ihren Puz und Schmuk gar verbieten wollte, welches, wie wir leſen, ſich auch Celſus nicht unterſtanden hat; ſondern wir halten es hier mit dem Martial, der dieſe Dinge in ihrer Würde läst, und ſeine Gedanken alſo ausdrüket:

Splendida ſit nolo, ſordida nolo cutis.

Derowegen ſind wir der Meinung, daß das ganze Schminken, und die Künſte, ſo ſich die Königin Cleopatra bedienet haben ſoll, und in einem beſondern Buch beſchrieben ſind, wenn es anders wahr iſt, was hiervon geſagt wird, weit niederträchtiger ſey, als die Bemühung derer, welche durch die Reinlichkeit ihre Jahre gleichſam verbeſſern.

(quæ munditiis annorum damna rependunt.)

Es iſt bekannt genug, daß bei denen, die ſich eine falſche Schönheit zuwege bringen, die Haut eher zu runzeln anfange. Denn eine geſchminkte Haut dünſtet nicht, wie es ſich gehöret, aus, daher kommen dergleichen ſo ſehr gemeine und verhaßte Fehler, Finnen, Schwindfleken, Sommerſproſſen. Man hat ſonſt bemerket, daß denen, ſo ihre Wangen mit der bekannten rothen Farbe, dem Zinnober, erhöhen, endlich die Augen häslich zu trieffen angefangen, indem der darinnen verſtekte Mercurius in die Thränen- und andere Drüſen, welche die Zergliederer glandulas Meibomianas nennen, gedrungen, deren Gänge erweitert, und dem Cupido hierdurch einen ſolchen Streich verſezet hat, daß ſolche Perſonen mit einem beſchwerlichen Schwären und Thränen

nen der Augenlieder ihren Verluſt ſtets beweinen müſſen.

So iſt auch nicht wenig an einer reinen Naſe gelegen. Es iſt durch weiſe Vorſicht geſchehen, daß die Naſe in der Mitten des Haupts geſezt worden, damit, weil alle riechende Theile in die Höhe ſteigen, eine deſto reinere und lautere Feuchtigkeit an die Werkzeuge des Haupts, ſo den Sinnen am ſtärkſten dienen müſſen, und die allerzärteſte Structur haben, dringen könne. Denn die Dike und ſchleimichte Feuchtigkeit wird in dem Häutgen abgeſondert, welches inwendig die Naſenlöcher und die innern Höhlen der Beine umkleidet, welcher Auswurf zu Bewahrung der Geruchsnerven ungemein dienlich iſt. Wenn aber die Feuchtigkeit in gedachten Schleimhäutgen (membrana Schneideriana) ſtoket, müſſen der Kopf, und beſonders die Augen, die beſchwerlichſten Krankheiten erdulden, die, wenn ſie öftre Verdunklung und andere Zufälle erlitten, endlich gar blöde werden. Es iſt mehr unverhoft bemerket worden, daß das aus unterlaſſener Reinlichkeit der Naſen entſtandene Augentriefen bei Kindern, durch anbefohlene öftere Reinigung derſelben, weit beſſer, als durch andere Mittel, gehoben worden. Dahero iſt es, wenn die Naſe ſtets feuchte Wetter hat, wie des Kaiſers Claudius, ſowol der Schönheit, als den Sitten und der Geſundheit, zuwider.

Was wir von dem ſchädlichē Ausdämpfſen des ſtinkenden Inſchlit u. Oels geſagt, gehet auch diejenigen an, ſo des Nachts ſtudiren. Denn die übeln Dünſte von Lichtern und Kerzen, weñ ſie in engen Studierſtuben nicht durch die Luft vertheilet werden können, ziehen öfters ſchwachen Körpern das gröſte Ubel zu, und ſolche Krankheiten, womit Gelehrte gemeiniglich überfallen werden, verdorbenen Appetit, Mattigkeit, Hypochondrie, Engbrüſtigkeit, u. andere, die noch heftiger ſind, und mehrentheils Recidive haben. Dergleichen Dampf iſt den Nerven (welche die Werkzeuge der Sinnen zu ſeyn ſcheinen,) höchſtſchädlich; und Plinius hat ſchon aus dem Ariſtoteles angemerket, daß der Dampf von ausgelöſchten Lichtern oftmals eine Urſache zu abortiren ſey. Die Schriften der Gelehrten werden nichts deſtoweniger ſtark genug nach Oele riechen, wenn ſie ſich auch, zur Beſchüzung ihrer Geſundheit, reines und friſches Oels, das nicht dämpfſet, oder eines Wachslichts, welches vor allen am bequemſten iſt, bedienten,

Hic tibi nocturnos præſtabit cereus ignis,
Subducta eſt puero namque lucerna tuo.

Es verdienet hier auch die Reinigung der Ohren angemerket zu werden, weil öfters, wenn ſie unterlaſſen wird, ſchweres Gehör, ja, wie Exempel vorhanden, die Taubheit entſtehet, und wo dieſer Fehler gar bald, wenn dieſes die Urſache iſt, durch die Reinlichkeit kan gehoben werden. Man kan endlich hiervon einen allgemeinen Saz in der Geſundheitslehre abfaſſen: *Alle Wege und Werkzeuge, ſo der Natur zum Auswurf dienen, ſollen ſtets reinlich gehalten werden.*

Moraliſche Todesbetrachtung.

improviſa lethi
Vis rapuit rapietque gentes.

DEn allermeiſten Menſchen iſt der Anblik des Todes ſo ſchrekhaft und ſo fürchterlich, daß ſie alles anwenden, um denſelben von ſich zu entfernen. Gleichwie ein Menſch, der mit einer ſorgenloſen Dreiſtigkeit durch einen Wald gehet, und auf eine Schlange trit; ein banges Entſezen bemeiſtert ſich in einem Augenblike aller ſeiner Sinne, und er verſucht ſein äuſſerſtes, ſich durch die Flucht zu retten. Der blaſſe Schreken und die tödliche Furcht folgen ihm auf dem Fuſſe nach. Alle Menſchen wiſſen, daß ſie auf einem Wege wandeln, der ſich in den Abgründen des Todes verliert. Hier iſt kein Nebenweg möglich, der uns vor der Thüre des Grabes vorbei führen könte. Wenn er in den ewigen Büchern der unwandelbaren Vorſehung beſtimmte Augenblik herannahet, ſo werden wir von dem Tode verſchlungen. Man ſolte denken, daß die Nothwendigkeit zu ſterben, die Menſchen angewöhnen werde, dieſem ihrem unvermeidlichen Schikſale mit wenigerem Entſezen ſich zu unterwerfen. Allein, man iſt ſehr geneigt, die Stunde des Todes jederzeit noch weit hinaus zu ſezen. Ob wir gleich wiſſen, daß ganze Völker durch den Tod ausgerottet worden, und ob wir gleich täglich gewahr werden, daß ohne Unterſchied des Standes, des Alters und der Verdienſte, unſere Reiſegefährten einer nach dem andern um und neben uns unſichtbar werden; ſo ſind wir doch thöricht genug uns einzubilden, daß bei uns eine Ausnahme werde gemacht werden. Wir gehen beſtändig mit Entwürfen ſchwanger, welche niemals werden ausgeführet werden, weil unſer fataler Augenblik, zwiſchen dem Vorſaze und der Vollziehung deſſelben, in der Mitte ligt. Unſere ganze Natur entſezt ſich daher, wenn wir an den Tod denken, und die meiſten müſſen gar nicht an dieſes lezte Ubel denken, wenn ſie vergnügt leben wollen.

Ich bin ſehr weit davon entfernt, es für eine wahre Tugend und Tapferkeit zu halten, wenn jemand ſeinen Tod mit einer vollkommenen Gleichgültigkeit betrachtet, und ohne die allergeringſte Empfindung der Furcht. Eine ſolche Unempfindlichkeit kan nur aus einer Leichtſinnigkeit und barbariſchen Rauhigkeit des Gemüths herrühren. Die wahre Tugend mus die Menſchlichkeit zieren, niemals aber unterdrüken. Ob man gleich von dem groſſen Perſiſchen Monarchen Xerxes nicht viel Gutes zu erzehlen weis, ſo hat doch die Hiſtorie, zu ſeinem unſterblichen Ruhme, ſein zärtliches Mitleiden mit dem Tode ſeiner Nebenmenſchen angemerkt. Als er ſein erſtaunliches Kriegsheer, dergleichen die Welt nur einmal geſehen hat, gemuſtert hatte, ſo lies er daſſelbe ſich lagern. Er trat auf einen Hügel, und betrachtete mit einer ſtillen und ſchwermüthigen Aufmerkſamkeit ſeine Griegsvölker, deren Lager er nicht ganz überſehen konte. Endlich fieng er an zu weinen. Man fragte ihn um die Urſach ſeiner Thränen, und er antwortete zur Ehre der Menſchheit: Es jammerte ihn, daß von dieſen Millionen Menſchen, deren ein jeder in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehe, über hundert Jahr kein einziger mehr vorhanden ſeyn werde. Ich will niemanden zumuthen, daß er ohne alle Furcht dem Tode in die Augen ſehe. Ich wolte nur wünſchen, daß man ſich mit dem Anblike des Todes beſſer bekannt machen, und daß man ſich denſelben mehr auf der angenehmen Seite vorſtellen möchte. Ich an meinem Theile bin ein ſo groſſer Freund von einer angenehm ſchwermüthigen Betrachtung des Todes, daß ich ofte mit einer vergnügenden Traurigkeit auf einem Kirchhofe herum gehe, und die Hügel mit einem angenehmen Schauer betrete, unter welchen die vermoderten Uberbleibſel meiner Nebenmenſchen in einer finſtern Stille ruhen und allmälig verweſen. Ich vertiefe mich in dieſer Stellung gemeiniglich in eine Betrachtung des, die mir ſeit langer Zeit natürlich geworden, nemlich daß ich vielleicht in einer kurzen Zeit den Schauplaz dieſer Welt verlaſſen werde. Die Hütte meiner Seele, mein ſchwacher und zerbrechlicher Körper, wird unter dem rohen Klumpen der Materie verſcharrt und mit demſelben vermengt werden, und ich werde dem ohnerachtet viel gewinnen. Hierauf betrachte ich alle Vortheile, die mir mein Tod bringen wird, und ich geſtehe es, daß ich ofte in eine ſolche Gemüthsfaſſung gerathe, in welcher ich glaube, den Augenblik ohne ängſtliche Unruhe ſterben zu können. Ich verlaſſe den Gottesaker mit der Empfindung eines gewiſen Neides, und menge mich, um meine Pflicht zu erfüllen, wieder in die Tumulte dieſer Welt, nicht ohne Verlangen, bald eines Glüks theilhaftig zu werden, das man nur erlangen kan, wenn man den Körper der Vermoderung übergeben hat.

Weil ich eben jezo in dieſe meine angenehme Schwermuth gerathen bin, ſo will ich meinen Leſern meine heutigen Betrachtungen mittheilen, die ich noch niemals angeſtellt habe. Ich ſahe heute eine Leiche zu Grabe tragen, und ich gerieth alſobald in eine Betrachtung des Todes, in Abſicht auf das geſellige Leben. Es ſchien mir anfänglich, als wenn man denſelben in dieſer Abſicht nicht als etwas Gutes anſehen könnte. Ich ſoll ſterben; das waren meine erſten Gedanken: und ich ſoll aus den Armen meiner liebſten Freunde geriſſen werden. Wie viel Vergnügen genieſe ich nicht jezo in der Geſellſchaft meiner wahren Freunde? und der Tod ſoll mir dieſes alles mit einemmale rauben? Mein Vater iſt aus dieſer Zeitlichkeit ſchon abgefordert worden; Und ich ſelbſt ſolle in den Umarmungē meiner Frau nicht mehr ein entzükendes Vergnügen genieſen? Mein Tod ſoll die Bandē der Freundſchaft zertreñen? Meine Bekandē und zärtlichſten Freunde werden von mir entfernt. Ich werde aus der Geſellſchaft der Menſchen vertilgt. Ach, daß ich ein Menſch geworden, und ein zärtliches Herz empfangen habe! Wie ſchmerzhaft wird nicht meine Trennung von dir, mein Freund, ſeyn, den ich wie mich ſelbſt liebe! Meine ſchon gebrochenen Augen werden noch einē ſchmachtenden Blik auf dich werfen. Und ich ſoll dich nicht wieder ſehen? Ich ſoll, von dir getreñt, dein Andenken noch erhalten, und ſ ſ ſ doch ich unterbrach mich hier ſelbſt, und ich fieng an zu begreifen, daß der Tod, ſelbſt in Abſicht auf das geſellige Leben, ungemeine Vortheile mit ſich führe. Ich ſtelle mir dieſes Leben nur als den Vorbereitungszuſtand, auch in Abſicht auf die Geſelligkeit, vor, und ich habe mich überzeugt, daß das geſellſchaftliche Leben der Menſchen ewig zu keiner Vollkommenheit kommen würde, wenn alle Menſchen, ſo wie ſie jezo ſind, ewig leben ſolten.

Hier in dieſer Welt bin ich unter einen Haufen Menſchen gemengt, deren die wenigſten nicht einmal mittelmäſſig gute Geſellſchafter ſind. Die allermeiſten ſind entweder ofenbare oder verborgene Feinde der Geſelligkeit. Viele Böſewichter machen ihr tägliches Geſchäfte daraus, durch Betrug, Liſt und Feindſeligkeit, die allgemeinen Bande des geſellſchaftlichen Lebens, zu zerreiſſen. Ich mus mich beſtändig hüten, von dieſen Ruchloſen nicht unterdrukt zu werden. Die meiſten fröhnen als Leibeigene ihren viehiſchen und unmenſchlichen Leidenſchaften, und man müſte die Menſchheit unterdruken, wenn man mit dieſen Unmenſchen geſellig umgehen wolte. Jener ſieht nur auf ſeinen eigenen Nuzen, und er iſt ſo wenig dienſtfertig, freundlich, gefällig, daß er mich vielmehr ohne Barmherzigkeit verläſt, wenn er ſeine eigennüzigen Abſichten nicht durch meine Dienſte erreichen kan. Dieſer verleumdet und verſpottet mich bei aller Gelegenheit. Er iſt ſo weit entfernt, mir meine Fehler zu vergeben, daß er mir vielmehr viele andichtet, um mich nur zu kränken. Ich erwähle mir einen Freund, der nach meinem treuherzigen Urtheile ein wahrer Freund iſt; ich erfahre aber, daß er ein Verräther iſt, und mich unter einem guten Scheine hat ſicher machen wollen, um mich völlig zu Grunde zu richten. Kurz, wenn man das menſchliche Geſchlecht nach dem gröſten Haufen beurtheilen ſoll, ſo iſt es eine Rotte geiziger, hochmüthiger, betrügeriſcher, eigennüziger Leute, welche alle wider einander ſtreiten. Mit wie vielem Vergnügen erwarte ich nicht meinen Tod! Dieſer glükſelige Augenblik wird mich aus dieſem elenden Haufen herausreiſſen, und mich in eine Geſellſchaft verſezen, die von allen Böſewichtern abgeſondert iſt. Der Tod trennt die wahrhaftig Geſelligen von den Ungeſelligen auf ewig. Dort in jenen Feldern des Lichts, weis man weder von der Feindſchaft, noch von dem gelben Neide, noch von der Bosheit, noch von dem magern Geize. Die groſſen Seelen, die Einwohner des Paradiſes, ſind über dasjenige unendlich erhoben, was durch die Bande der Geſellſchaft zerriſſen werden können. Sie haben insgeſammt einerlei gute und edle Abſichten; und da alle ihre Handlungen auf Warheit und Tugend ge-

gegründet ſind, ſo herrſcht unter ihnen Friede, Eintracht, Liebe, Gefälligkeit, und alle Tugenden, wodurch das geſellige Leben ewig und ohne Ekel angenehm werden kan. Verliere ich alſo durch den Tod etwas, in Abſicht auf das geſellige Leben? Ich gewinne vielmehr unendlich viel. Hier mus ich es für ein unſchäzbares und ſeltenes Glük halten, wenn ich einen oder den andern wahren Freund bekom̃e; dort wird ein jeder, der mir zu Geſichte kom̃t, mein Freund ſeyn, der eine mehr, der andere weniger.

Ich ſelbſt kan in dieſem gegenwärtigen Leben nicht geſellig genug werden. Ich bin ein Menſch, und habe alſo viele Fehler an mir, welche theils der Unwiſſenheit und Ubereilung, theils einem verdammten Vorſaze ihren unſeligen Urſprung zu dankē habē. Bald bin ich nicht freundlich und gefällig genug; bald hätte ich meinen Freunden beſſer dienen können, als ich gethan habe. Manchmal bin ich eigenſinnig und empfindlich. Die Tadelſucht verführt mich ofte, auf die Fehler anderer mehr achtung zu geben, als es die Geſelligkeit erlaubt. Ofte regt ſich in mir der Menſchenhaſs, und eine unordentliche Eigenliebe. Wenn meine wahren Freunde nicht mit mir Gedult hätten, wenn ſie nicht meine Fehler überſehen, und mir meine Verbrechen vergeben: ſo würde ich keinen einzigen wahren Freund in der Welt haben, und, welches noch ärger iſt, ich würde mir dieſes Unglük ſelbſt zurechnen müſſen. Ich freue mich daher auf meinen Tod. Wenn ich ſterbe, ſo werde ich mit meinem Körper alle meine Sünden ablegen, und dieſe unſelige Laſt meiner Seele der Verweſung und einer ewigen Vergeſſenheit übergeben. Alsdenn werde ich mit allen geſelligen Tugenden ohne Tadel ausgeſchmükt ſeyn. Jedermann, der mich wird kennen lernen, wird meine Freundſchaft ſuchen, und ſie als ein angenehmes Glük betrachten. Ich werde in jener Welt keinem einzigen meiner Freunde beſchwerlich und verdrieslich fallen, und ich werde keinem einzigen nur einmal Gelegenheit geben, mit mir misvergnügt zu ſeyn. Eine ewige unwandelbare Freundſchaft wird unter uns herrſchen. Nicht einmal das Mistrauen und der Argwohn wird mehr ſtatt finden.

Wenn ich im Tode meine beſten Freunde zurüklaſſe, ſo verliere ich gar nichts, ich werde nur eine kurze Zeit von ihnen getrennt. Sie müſſen auch ſterben. Ich, der ich vor ihnen zu meiner Vollkommenheit gelanget, werde ihre Ankunft in der Ewigkeit mit einer ruhigen Sehnſucht erwarten; und wenn ſie endlich in meine Umarmungen laufen werden, ſo werden wir uns um ſo viel mehr vergnügen, je mehr eine kurze Abweſenheit die Zärtlichkeit der Freundſchaft vermehret. Stirbt mein Freund eher als ich, ſo habe ich einen neuen Grund, meinem Tod mit Vergnügen entgegen zu gehen. Er iſt ja das Mittel, einen Umgang wieder in einer unbegreiflich gröſſern Vollkommenheit anzufangen, der mir in dieſer Welt ſchon ſo angenehm geweſen iſt. Ich will alſo meine Freunde, die vor mir ſterben, beweinen, ja ich will ihnen den lezten Liebesdienſt in dieſer Welt leiſten, und Thränen um ſie vergieſſen. Allein, ich will dieſes mit der Gemüthsfaſſung thun, mit welcher man von einem Wegreiſenden zärtlich Abſchied nimmt, den man balde wieder zu umarmen hoft.

Ich bin veſt überzeugt, daß dieſe Betrachtungen den Tod verſüſſen können. Wer ein zärtliches Herz beſizt, der weis, wie ſtark der tödliche Verdrus iſt, wenn man durch den Tod von einem liebenswürdigen Vater, von einer zärtlichen Mutter, von einer lieben Frau, von einem Bruder u. ſ. w. getrennt wird. Viele Menſchen würden ruhiger ſterben, wenn ſie völlige Einſidler wären. Allein, wenn ich in meiner gegenwärtigen Gemüthsfaſſung ſterben ſolte, oder in derſelben den Tod meines Vaters, meines Freundes, oder irgend eines andern, mit dem mich die Bande einer erwünſchten Geſellſchaft verknüpfen, vernehmen ſolte; ſo hoffe ich, daß meine Thränen nicht ohne Beruhigung flieſſen würden, es müſte denn der Menſch den Weltweiſen überwältigen.

Ich will dieſes Blatt mit einer vortreflichen Stelle aus dem Cicero beſchlieſſen, in welcher er dem alten Cato folgende Worte in den Mund legt: Es gefällt mir nicht, das Leben zu beweinen, welches viele, und noch dazu gelehrte Leute gethan haben. Es reuet mich nicht, daß ich gelebt habe, weil ich ſo gelebt habe, daß ich nicht glaube vergebens geboren zu ſeyn. Ich gehe aus dieſem Leben heraus, als aus einem Gaſthauſe, nicht aber als aus einer Wohnung, denn die Natur hat uns dieſes Leben nicht als eine beſtändige Wohnung, ſondern als einen kurzen Aufenthalt verliehen. O vortreflicher Tag! an welchem ich zu jener göttlichen Verſammlung der Seelen reiſen werde, und an welchem ich aus dieſem Hauſen, aus dieſer Rotte mich wegbegeben werde! Denn ich werde nicht nur zu jenen groſſen Männern, von denen ich vorhero geredet habe, gelangen, ſondern auch zu meinem Sohn Cato, welcher der beſte Sohn und der beſte Mann war, deſſen Leichnam ich verbrannt habe, da es ſich doch vielmehr geziemt hätte, daß er mir dieſen lezten Liebesdienſt erwieſen hätte. Seine Seele, die mich nicht verlaſſen hat, ſondern nach mir zurük geſehen, iſt gewislich an den Ort gelanget, wohin ſie geſehen hat, daß ich auch kommen mus. Dieſen betrübten Zufall ſchien ich ſtandhaft zu ertragen, nicht etwa weil ich gleichgültig war, ſondern ich tröſtete mich ſelbſt, und glaubte, daß unſere Entfernung nicht lange dauren werde.

Von einigen Vortheilen bei dem Hopfenbau.

Bier zu brauen iſt zwar ſchon in den älteſten Zeiten in Teutſchland und andern Ländern gegen Mitternacht gebräuchlich geweſen; doch kan man nicht behaupten, daß man ſchon damals einigen Hopfen darzu genommen hätte. Als man aber hernachmals mit dem wilden Hopfen Proben gemacht, und daraus einen herrlichen Nuzen geſpüret, ſo iſt man dadurch bewogen worden, an vielen Orten ordentliche Hopfengärte anzulegen, und durch eine ordentliche Wartung ſeine Kräfte zu vermehren, weil man endlich durch die Erfahrung inne worden, daß der Hopfen des Bieres Kraft und Stärke beiſammen halte, und durch ſeine ſchneidende und anziehende Kraft verhüte, daß die Feuchtigkeiten und Liquores, denen er untergemiſchet wird, nicht leichtlich verfaulen oder verderben. Wie man bei jeder Sache einige kleine Vortheile hat, die nicht allen und jeden bekannt ſeyn, ſo will hier nur etliche wenige vom Hopfen, wie ich ſolche von einigen Liebhabern davon erfahren, melden, um andere dadurch aufzumuntern, daß ſie mit vielen wichtigeren nachfolgen.

1) Man ſoll ſo bald als man in die Erde kan, die alten Stöke gehörig ausſchneiden, damit junge Keime ausſchlagen, denn der Froſt ſoll ihm nichts ſchaden. Mit dem Düngen aber ſoll man alſo verfahren, man ſoll nemlich wie in den Weinbergen ein paar Schritte von einander Gruben machen, und ſolche wo möglich mit Schweinemiſte füllen, ſo werden die Wurzeln von dem Hopfen in ſolche lauffen, und beſtändig Nahrung und mehr Feuchtigkeiten als ſonſten haben. Der gröſte Vortheil aber wäre dieſer davon, daß man auf dieſe Art in 3. Jahren nur einmal düngen dürfte. Auf und um den Hopfen ſoll man gar keinen Dünger, ſondern nur etwas gute Erde nehmen. Weil ich jezo ſelbſten keine Gelegenheit habe, damit eine Probe zu machen, ſo will einige Liebhaber von dem Hopfenbau hierdurch erſuchen, einige kleine Verſuche auf die Art anzuſtellen, und wie ſolche abgelauffen, in dieſen Sammlungen gütigſt Nachricht davon zu geben. Zum wenigſten kan ſo viel mit Warheit verſichern, daß ein gewiſſer Bürger in einem kleinen Städtgen, deſſen Vater beſtändig ein Hopfenarbeiter geweſen, faſt alle Jahre ſich eine reichliche Hopfenernde dadurch zuwegen bringet, und man ſeinen Hopfen vor andern ſeinen Nachbaren in der Güte und Gröſſe ganz merklich unterſcheiden kan, ohngeachtet der Boden daſelbſt von ſchlechter Beſchaffenheit iſt.

2) Es iſt ein Fehler, wenn man, wie an vielen Orten gebräuchlich iſt, allzu lange Stangen zum Hopfen nimmt, denn dadurch bekommet man zwar längere Reben und viel Blätter, deſtoweniger aber Hopfen, dahero ſoll man in dem allerbeſten Boden die Stangen 6. Ellen, im mittelmäſigem aber kaum 5. Ellen lang nehmen, auch wenn die Reben ein wenig länger als die Stangen ſeyn, mit einer Spiesruthe oben die Spizen abſchmeiſſen, ſo wird er nicht weiter in die Höhe wachſen, und deſto mehr Hopfen tragen.

3) Aus eben dieſer Urſache ſoll man ein paar Ellen hoch die unterſten Blätter abbrechen, ſo wird man mehr und ſchönern Hopfen bekommen, wie ſolches manche aus der Erfahrung bezeugen können.

4) Wenn aber ein Hopfengarten lange Jahre genuzet worden, ſo daß immer alle Jahre hin und wieder viele Pflanzen abſteben und verfaulen, ſo wird man

am beſten thun, daß man ihn ganz und gar umakert, und eine Frucht heraus nimmet, im Herbſte aber, damit ſich die Feuchtigkeiten hinein ziehen, dieſen Plaz wieder umakert, und im Frühjahre darauf den Hopfen von neuem ordentlich anleget. Man wird aber allezeit wohl thun, wenn man neuen Hopfen anleget, daß man Bömiſch Gelege darzu nimmet. Es iſt daſelbſt ſonderlich der Sazerkreis deswegen bekannt, wo er in groſer Menge erbauet, und alsdenn ſo wol in Ober- als Niederſachſen mit vielem Nuzen ausgeführet wird. Man findet auch feinen Hopfen im Pilſenerkreiſe, wo der beſte um Glattau wachſen ſoll. Die Güte aber vom Hopfen kan man erkennen, 1) wenn fein viel gelb Mehl in den Köpfen iſt, 2) wenn er, da man ihn in den Händen reibet, einen ſtarken Geruch von ſich gibet, 3) wenn er ſich fein klebricht und fett angreift.

Schilderung eines eingebildeten Klugen.

WAhre Klugheit iſt ohnſtreitig eines der ſchäzbarſten Güter menſchlicher Beſizungen. Sie iſt mehr als Geſchike, Kunſt und Wiſſenſchaft. Eine jede Fertigkeit hat zwar ihren Werth: aber ſo bald als ſie der gehörigen Beſtimmung verfehlet; ſo bald verlieret ſie ihre Schönheit. So wenig wahre Klugheit ohne das Wiſſen beſtehen kan; ſo wenig ſind doch Vielwiſſende klug zu nennen, wenn ſie reden, da ſie ſchweigen ſollen; oder ſchweigen, wenn ſie reden ſollen. Es leidet es der Menſchen Schwachheit gar zu gern, daß ſich ihrer viele klug zu ſeyn einbilden. Ein ſolcher Träumer thut lieber zu viel als zu wenig. Man wird ihn deswegen nicht ſowol eines Mangels der Klugheit, als vielmehr eines Uberfluſſes der Thorheit beſchuldigen können. Den Grund ſeiner Einbildung mus man in ſeinen vermeinten Vorzügen für andern ſuchen. Darnach harmoniret er ſein ganzes Thun und Reden, und darnach will ich ihn jezo ſchildern.

Ein ſich Klugdünkender verſäumet keinen Zeitpunct, ſich mit Ausleerung ſeiner phantaſtiſchen Begriffe des Verſtandes zu blähen. In Ermangelung anderer begehet er die Schwachheit, ſich lebloſen Creaturen entdeken zu wollen. Es würden ſich, ihm zuzuhören, noch manche Ohren finden, wenn er ſie nur nicht durch ſein Getöſe entweder betäubete, oder durch ſeine Aufſchneidereien ungedultig machte. Unter Perſonen, welche er vor ſich hat, machet er wenig Unterſcheid. Zu Hohen und Niedern ſpricht er mit gleichem Thone, mit gleicher Mine, mit gleichen Worten. Er brüſtet ſich da noch am meiſten, wo er glaubet am meiſten bewundert werden zu können. Er iſt im Stande viel zu reden, wenn er auch wenig weis. Es iſt ihm nicht zu verdrieslich, eine Sach zehenmal zu wiederholen; darum kan es ihm niemals an Stoffe zu reden fehlen. Sein Geſpräche iſt mehrentheils ein Gewäſche, alles läuft da hinaus, daß man ſeine Geſchiklichkeit bewundern ſoll. Der Innhalt ſeiner Rede iſt mehrentheils er ſelbſt; und wenn er auch von andern ein Wörtgen zu ſprechen ſich die Mühe gibet: ſo thut er es doch blos um ſeinetwillen. Er machet allezeit zu reden den Anfang; und er mus auch allezeit das lezte Wort haben. Sein erſtes Wort heiſſet gemeiniglich ich; und das andere, höret zu. In Diſputen iſt er allemal Vorſizer und Urtelsſprecher. Er erlaubet nicht, daß ein anderer in ſeine Rede viel Wort einſchalte. Wenn man ja ſaget, ſo ſaget man genug: wenn man aber mehr Worte machet, ſo will er gleich ungedultig werden, daß man ihn nicht an die Reihe zu reden kommen laſſen will. Hat man ſich einmal im Reden mit ihm eingelaſſen, ſo kan man ſeiner ohne Gewalt nicht wieder los werden. Das iſt bei ihm ein Laſter, welches uns ſeine Perſon oft unerträglich machet.

Ein blos Klugſeyntwollender findet an jedem etwas zu tadeln, und ſeines Tadelns wird gar kein Ende. Selbſt ſeine klügere Frau kan ſich deſſen nicht erwehren. Die Alten bewundert er nur in der Einfalt. Den Nachkommen wünſchet, und den mit ihm lebenden ſtellet er ſich bis zum unnachahmlichen Muſter vor. Er beklaget, daß er nicht Methuſalems Alter erreichen könne, ſonſt wolte er der Welt noch alle verborgene Schäze hervorbringen. Er dünket ſich nicht zu geringe zu ſeyn, ſich mit Fürſten und Königen in Vergleichung zu ſezen: und wenn er ſich weit über ſie gemeſſen hat, ſo ſpricht er endlich: Wenn ich an ihrer Stelle wäre/ ſo wolte ich es beſſer machen.

Kleinigkeiten, die ein Zukluger thut, preiſet er als Wunderwerke, und jedermann mus es wiſſen daß er ſie gethan hat. Höret er, daß ſich ein anderer in Künſten hervorgethan habe, ſo ſpricht er deſſen Verrichtungen entweder den Namen der Kunſt ab, oder er meldet zugleich, daß er ſie ſchon längſt meiſterlicher ausgeübet habe. Wenn er ſich noch ſo ſehr dabei zu mäſigen gedenket, ſo ſpricht er: ich will mich eben nicht rühmen. Alleine er beſizet doch Dreiſtigkeit genug, ſeine vermeinte Künſte herauszupoſaunen.

Ein Uberkluger iſt niemanden herzlich gut. Er findet an jedem etwas, das ihn ſeiner Liebe unwürdig machet. Seine Freundſchaft iſt daher nicht die zärtlichſte und beſtändigſte. Er glaubet Urſache genug zu haben, ſie aufzuheben, wenn er ſiehet, daß man nicht zu allem gleich ja ſagen will. Der iſt ſein ärgſter Feind, der ſich über ihn zu erheben ſuchet. Er hat ein rechtes Freudgen, wenn er ihn durch Grubegraben ein wenig erniedrigen kan. Dadurch läſſet er ſich aber in den gröſten Harniſch bringen, wenn man zu ihm ſaget: er verſtünde etwas nicht. In dieſem Affecte beſinnet er ſich nicht lange, die unhöflichſten Schimpfwörter auszuſtoſſen. Er wird aber gleich wieder gut, wenn man ihm nur eine merkliche Schmeichelei davor zu machen pfleget. Dieſes wäre bei ihm faſt noch das beſte, wenn er nur nicht eben ſo leicht wieder auf die andere Seite zu bringen wäre.

Einem Superklugen iſt nichts zu hoch, zu gros, zu ſchwer; er unterfänget ſich alles, auch das, was unmöglich iſt und ſcheinet. Weiſet ihm die Erfahrung, daß er ſich in Ausführung einer Sache ſehr betrogen hat; ſo glaubet er doch was Groſes gethan zu haben, wenn er ſich nur im Wollen nicht habe feig finden laſſen.

Eines eingebildeten Klugen Kleidung iſt modiſch, doch ſonderlich. Gemeine Titel ſind ihm verhaſt. Er erwählet ſich was hoch und neu klinget. Der Titel **Vorgezogener** möchte ihm unter allen noch der beſte ſcheinen. Seine Geſellſchaft iſt ſeinen Abſichten gemäs erwählet. Die Vornehmen ſind ihm die Liebſten, wenn ſie ihn gleich bald wieder Abtrit nehmen laſſen. In Beſorgung ſeines Glükes iſt er unermüdet. Er ſchämet ſich nicht, es mit Gewalt herauszufordern, wenn es ihm nicht bitweiſe hat folgen wollen.

Ein phantaſtiſcher Kluger ſpielet eine wunderliche Perſon. Wenn man über ſeine Thorheit lachet; ſo bildet er ſich ein, als wenn man über ſeine Vorzüge eine Freude bezeuge. Er läſſet ſich deswegen dadurch anfeuern, ſich immer mehr lächerlich zu machen. Auf Schmeicheleien kan er ſich was rechtes z
gute thun. Durch ſolche kan ma
ſein Innerſtes aufſchlieſen, und vo
ihm erhalten, was man verlange

Wer Gedult hat, ein ſolche
Närrchen um und neben ſich zu h
ben, dem kan die Zeit nicht lang b
ihm werden. Er wird ihm beſtän
dig zu verändertem Vergnügen G
legenheit geben. So viel als
Worte aus ſeinem Munde höret,
viel wird er auch neue lächerliche Un
gereimtheiten daraus entdeken.
darf ihm nur zu einer beliebige
rühmlich ſcheinenden Handlung G
legenheit machen; ſo wird er wahr
nehmen, mit wie vielen lächerliche
Poſituren er ſie zu bewerkſtellige
ſuchet. Man ſtelle ſich einmal vo
wie lächerlich das ausſehen mu
wenn ſich ein kleiner Poet **Akrin**
in ein groſes vierekigtes Bild a
mahlen läſſet. Wenn ſich **Mene**
ſtratus rühmet, daß er auf eine
Ameiſe geritten wäre, welche ih
abgeworfen, und mit einem Fu
verwundet hätte; wer ſolte ſich h
bei des Lachens enthalten können
Solte das nicht zum Zeitvertrei
dienen, wenn ſich ein **Herron** ſe
ner Kunſt, daß er durch ein Nade
öhr habe ſpringen können; ein D
mas ſeiner Leichtigkeit, daß er a
einer Spinnewebe habe tanzen kö
nen; und ein **Marculus** ſeiner G
ſchiklichkeit, daß er mit ſeinem Kop
ein Loch durch ein Sonnenſtäubge
habe bohren können, berühmet?

Lache

Lachen, Verachtung, Spot und Geringſchäzigkeit ſind die würkliche Beute eines eingebildeten Klugen, welche er ſtatt der vermeinten Bewunderung ſeiner beſondern Fähigkeiten erobert. Solte er auch bei dem einen noch wol angeſchrieben ſtehen; ſo iſt doch ein anderer nicht der Meinung. Alexander/ gros von Thaten, klein von Perſon, und mittelmäſſig von eingebildeter Klugheit, verurſachet noch immer ein Lächeln, daß er in Perſien alle Thüren gröſſer brechen, und die Krippen in den Pferdeſtällen erhöhen laſſen, um die Nachkommen überreden zu wollen, daß die Griechen alle groſe Rieſen geweſen wären.

Ich bin den Klüglingen noch viel zu gut, als daß ich ihnen ihre Gerngröſe noch länger verkleinern wolte. Aus dieſer kurzen Schilderung wird man ſie leicht nach ihrem ganzen Lebenslaufe vollends beurtheilen können. Wer von einem eingebildeten Klugen ein natürliches Konterfei beſizen will, der mus einen Zinzendorfiſchen Phantaſten in Lebensgröſe geſehen haben.

Von der Titulomanie, oder von dem Misbrauch der Ehrenwörter, die man Titel nennet.

Ich fand mich vor einigen Tagen in der Kirche bei einer überaus groſen Verſammlung. Alle Stühle krachten von der Menge des auf einander eindrängenden Volks: Die Thöne der Trauer-Muſik verlohren ſich in dieſem ſchwirrenden Geräuſch, und die Sänger klagten daß das Metall ihrer Stimme, ſich ganz in die Kleider und Reifröke verkrochen hätte. Ein dunkel unter einander ſchallendes Getös erfüllte den ganzen Kirchenhimmel, und brumte gleichſam darunter den Baſs. Auf einmal wurde alles ſtill und der Herr Doctor N. zeigte ſich auf dem Predigſtuhl. Ich ſpizete meine Ohren, und gedachte für die viele Stöſe die ich erdulden muste, etwas rechts zu hören. Der Tod des Fürſtens war die Urſache dieſer auſſerordentlichen Verſammlung: die Zuhörer hielten ſich theils nur bei der Geſchiklichkeit des Redners auf, theils aber wurden durch die bewegliche Vorſtellung des fürſtlichen Abſchieds aus dieſer Zeitlichkeit dermaſſen gerühret, daß ſie darüber ihrer zärtlichen Empfindlichkeit den Ausbruch lieſſen und den Tod eines Herrn beweineten, den das ganze Land längſt mit Seufzen ſchien erbetten zu haben.

Ich hätte mich gern wieder zum Tempel hinaus gemacht: Die Menge der Menſchen aber war zu gros, man konte nicht durchkommen; ich muste mir alſo gefallen laſſen das Ende dieſes eitlen Kirchengepränges abzuwarten. Ich hofte immer, es würde doch auch noch etwas kommen das erbauen könte; Allein vergebens: der geiſtliche Redner hatte ſich einmal auf denen Höhen ſeiner Beredſamkeit verſtiegen, er konte zu der Niedrigkeit der chriſtlichen Lehren nicht wieder herunter kommen. Die halbe Predigt beſtund aus Lobſprüchen und Erhebungsworten. In dem Gebet ſelbſt wurde gleichſam das höchſte Weſen von den Titeln und Vorzügen des verſtorbenen Fürſten benachrichtiget, um demſelben auch ſeinen gebührenden Rang in der Ewigkeit anzuweiſen; Ich dachte bei mir ſelbſt: der im Himmel wohnet lachet, und der Herr ſpottet ihr; Denn alle unſere Hoheiten und Durchläuchtigkeiten ſind in ſeinen Augen nur wie ein Sonnenſtäubgen, ſo das Schnauben ſeiner Naſen verwehet; oder wie die kleinſte Würmer, die der Fus zerquetſchet:

Dieſes waren ſo meine Gedanken, als endlich die Thüren ſich öfneten, und die Menſchen ſich durch dieſelbe wie eine Flut durchwelzten. Ich gieng nach Haus und wühlte in meiner Bücherei unter einer Menge Leichpredigten, um zu ſehen, wie die Titulaturen von Tag zu Tag geſtiegen waren. Ich fand nicht weit davon ein kleines Tractätgen ligen, welches ſchon beinahe vor hundert Jahren unter folgendem Titul war heraus gekommen. Der ungeiſtliche Geiſtliche Fuchsſchwanz; oder politiſcher, unvorgreiflicher Diſcours; auch in göttlicher Schrift gegründetes Bedenken, über die bisher in der Kirchen GOttes verübte ungeiſtliche Fuchsſchwänzerei und Misbräuche, indem der Kirchendiener in der geiſtlichen Vorbitte vor die Obrigkeit, aus ſonderlichem Ehrgeiz und Hoffart, ſich groſer Ehrentitel freventlich brauchet, und deswegen als ein ſtinkender Greuel vor GOtt billich abzuſchafen ſeyen; der Warheit zum Beſten aus chriſtlicher Freiheit männiglichen zu Nuz durch den Druk mitgetheilet im Jahr Chriſti 1652.

Ich verwunderte mich bei Durchleſung dieſer wol verfaßten Schrift, daß vor ſo langer Zeit ſchon dieſe Thorheit im Schwang geweſen ſey, und daß man ohngeacht vernünftige Leute ſolche eingeſehen, dieſelbe doch nicht abgeſchaft hatte. Ich ſehe nicht wie ſich hier ein gewiſſenhafter frommer Prediger entſchuldigen kan, in dieſem Stük einer blinden Gewonheit zu folgen. Ich weis zwar, daß es viele redliche Geiſtliche geben, die bisher ohne Niederträchtigkeit und ohne Arges dabei zu denken, dieſem Gebrauch unachtſam nachgeſehen haben, indem ſie die gewönliche Titel ihrer Regenten mit in ihre Predigten und Gebeter haben einflieſſen laſſen; allein, da man bei dem Fortgang dieſes heilloſen Misbrauchs ſo weit gekommen, daß man darinn bis auf die ärgerlichſte und Gottsläſterliche Redensarten ausſchweifet, ſo iſt ja wol hohe Zeit, dieſem unter uns einreiſſenden wahren Heidenthum die nöthige Gränzen vorzuziehen.

Wenn wir bedächten, wie viel Unheil dieſes thörichte Titelgepräng in der menſchlichen Geſellſchaft nach ſich zöge, ſo würde man ſo leichtſinnig einer ſo unglüklichen Gewonheit nicht nachſehen. Was iſt mehr ſchuld daß ſich ein Menſch über den andern erhebet, und ihn endlich gar, wann er die Macht in Händen bekommt, auf eine tyranniſche Art unterdruket, als der Hochmuth? was kan aber dieſem Hochmuth mehr Unterhaltung und Nahrung geben, als die aufgeblaſene Titel und ſklaviſche Verdemüthigungen, womit man die Groſen dieſer Welt verehret? Mus man durch ſolche unwürdige Schmeicheleien denen Ausſchweiffungen des menſchlichen Hochmuths noch das Wort reden, und dasjenige erheben was uns ins Verderben ſtürzet? Wir machen es eben ſo wie die Kinder Iſrael. Die Gerechtigkeit, die Einfalt, die Unſchuld, die Freiheit haben nichts, das unſern Hochmuth reizet. Es iſt kein rechter Pracht, es ſind keine glänzende Aufzüge, es ſind keine ungemeſſene Verſchwendungen, als wo die Groſen mit unbeſchränkter Macht herrſchen; deswegen wollen wir Fürſten und Könige haben, die Allerdurchlauchtigſt, Grosmächtigſt und Unüberwindlichſt heiſſen; und ſolten ſie uns auch mit ihrem eiſernen Scepter wie die Töpfe zerſchmeiſen. In welche verwerfliche Niederträchtigkeit verfallen nicht unſere knechtiſche Gemüther?

Kluge und geſittete Völker haben dergleichen Thorheiten nie unter ſich dulden könnten. Die Lacedemonier lachten über den Alexander, als er befahl, ihn für einen Gott zu halten: weil Alexander, ſagten ſie, ein Gott ſeyn will, ſo ſey er einer: Eben als wenn ſie geſprochen hätten, weil Alexander ein Narr ſeyn will, ſo ſey er einer. Man weis wie ſehr die klugen Römer derjenigen geſpottet, die ſich groſer Titel anmaſſeten, und welchen Abſcheu ſie insbeſondere vor dem Königsnamen bezeugten. So lang als bei ihnen dieſe grosmüthige Verachtung gegen alle gezwungene Hoheit herrſchte, und der bloſe Name eines Römiſchen Burgers mehr galt, als alle ſchwülſtige Titel der Orientaliſchen Könige, welche ſie für ſo gering hielten, daß auch ein Cato es für verkleinerlich achtete, einem ſolchen ſeine Tochter zu geben; ſo lang war auch Rom im Flor, und die halbe Welt ſchmiegte ſich unter der Bottmäſſigkeit dieſes mächtigen Reichs; Allein da die Römer anfiengen prächtig, wollüſtig, und niederträchtig zu werden, und ihre Feldherrn, oder Imperatores, aus blöder Schmeichelei, begunten mit groſen Titeln und herrlichen Aufzügen zu verehren, ja endlich gar zu vergöttern, da war es um Rom gethan; und die Tyrannen, die es ſtürzten, wurden endlich ſelbſt unter deſſen Schutt und Aſche begraben.

Die ungeſitteſte und dumſte Völker bedienen ſich insgemein der meiſten und gröſten Titel: Die Barbaren, die Hunnen, die Saracenen, die vormals wie eine wilde Flut den gröſten Theil von Europa überſchwemmet hatten, waren in dieſer Art des Hochmuths überaus ſinnreich. Wir finden davon noch feine Muſter in der Conſtantinopolitaniſchen Canzlei. Man leſe nur die abgeſchmakte Titel des Grosſultans, darunter inſonderheit derjenige merkwürdig iſt, mit welchem im Jahr 1562 bei der Wahl und Crönung des Kaiſers Maximilians, des Türkiſchen Geſandens Credenz-Brief ausgezieret war. Es verdienet derſelbe hier allerdings eine Stelle: Ich bin der Herr aller Herren, lauten die Wort, des Auf- und Niedergangs, der Gewaltigſte zu thun und zu laſſen. Ein Herr von Griechenland, Perſien, Arabien, ein Herr alles deſſen was nur möglich zu regieren iſt. Ein Held dieſer Zeit: Ein Ris der weiten Welt, des weiſen und ſchwarzen Meers, der heiligen Stadt Mecha mit GOttes Schein umgeben; der Stadt Modena, der heiligen reinen Stadt Jeruſalem. Ein Herr des herrlichen Königreichs Egypten, des Landes Jonien, der Stadt Senaum, des heiligen Gotteshauſes Babylon und Baſſio, und Lechſan; Auch Medachen. Ein Stuhl und Seſſel des groſen Königreichs Nieſthirien, ein Herr der Inſeln Algier, und der Stadt Arziumſchon und des Vopſaks; auch des Landes der Tartaren, Meſopotamier, Meder, Georgianer, von Morea und Anatolia in Aſia, Caramannia, Walachey, Moldau, und des ganzen Ungerlands, auch noch vielmehr anſehnlicher Herrſchaften und gewaltiger Länder, deren ich ein gebietender Kaiſer und Herr bin: Der groſe Kaiſer Soldan Semlin, das bin ich, mit der Hülfe des groſen GOttes; welcher GOtt mir den Zügel des Zaums in meine Crone und Macht gegeben; auch die Stärke und Gewalt veſte Städte und Schlöſſer aufzuthun, in die Kraft meiner Händ überantwortet und geſezet hat. In der weiten Welt nichts ausgenommen: Ein Herr der Länder des Orients von dem Land Tſchina, bis zu Ende der Länder von Africa, der mich mit der Schärfe meines Schwerds einen ſtreitbaren Helden gnädiglich gemacht hat. In Summa meiner gewaltigen Herrſchaften iſt das geringſte Schlos und die Veſtung Cäſarien, und das kleinſte meiner mächtigen Erbſchaften iſt das Kaiſerthum Alexandri des Groſen. Mit mir iſt die Stärke der Welt; Auch die Kraft des ganzen Firmaments.

Solte man auch wol denken, daß nur noch ein wenig geſunder Wiz bei ſolchen Völkern ſey, die ſich einer ſolchen Schreibart bedienen? Man wird ſagen: O wir ſind Gottlob noch weit von dergleichen Thorheiten entfernet! Nicht ſo weit, mein Freund, als du wol meineſt. Wir gebrauchen uns gewiſſer Titel, die, wo ſie nicht ſo unſinnig als die Muſulmanniſche, doch alle närriſch genug für Menſchen lauten, die Vernunft haben wollen. Was ſag ich? Gebrauchen nicht ſchon unſere elende Scribenten, wann ſie von gecrönten Häuptern reden, die unſinnige, wo nicht gar Gottesläſterliche Redensart: Der Allerhöchſte Monarch? wie weit iſt dieſe Titulatur von der Türkiſchen, Herr aller Herrn, noch unterſchieden? Nur noch einen Sprung, ſagte unlängſt ein gewiſſer Rath bei Hof, ſo werden unſere Allerhöchſte und unüberwindlichſte Monarchen auch Allmächtig heiſſen.

Doctor Luther, den doch ſonſten die Proteſtanten wie billich in Ehren halten, hat einen ganz andern Stylum curiæ gehabt, als ſeine heutige Nachfolger. Er hielt den würdigſten Fürſten ſeiner Zeit, der gewis ein rechter groſer Herr war, ich meine dem Churfürſten von Sachſen, eine ganz andere Leichpredigt, als unſere Herrn Geiſtlichen heut zu Tage denen Fürſten und Herrn zu halten pflegen.

Ich will, ſagt er, den Churfürſten Hanſen zu Sachſen, unſern lieben Landes-Herren, nicht ſo gar rein machen, wiewol er ein ſehr frommer/ freundlicher Mann geweſen, ohn allen Falſch, indem ich noch nie mein Lebetage einigen Zorn/ Stolz noch Neid geſpüret.

Ey lieber! wenn ein Dorfpfarrherr heut zu Tage ſeinem Junkern eine ſolche Leichpredigt halten und ihn einen frommen, freundlichen Mann, ohne Falſch nennen wolte; würde derſelbe nicht ein ſchlechtes Gratial von den Hochwohlgebornen gnädigen Erben zu gewarten haben? Ich übergehe die Titel deren ſich dieſer groſe Mann gegen andere Könige, Fürſten und Herrn bedienet; Zumal, wann er dem Herzog Georgen von Sachſen zumuthet ein Kännlein Bier mit ihm zu trinken, damit er ſich nicht über ihn erzörnen möchte. Gewis man könte von dieſem ehrlichen Mann ein ganzes Titulaturbuch in Druk geben, und dadurch allein unſern heutigen lutheriſchen Lehrern beweiſen, daß ſie auch hierinn nichts weniger als gut lutheriſch ſich bezeugen.

Will man dargegen einwenden und ſagen die Zeiten hätten ſich geändert, die Menſchen aber wären höflicher und geſitteter worden; ſo möchte man wol darauf antworten, ſie hätten dieſe Höflichkeit in der Schule des Satans gelernet, damit ſie deſto geſchiktere Unterthanen in ſeinem Reich abgeben konnten; denn ſein Reich iſt ein Reich des Hochmuths und der Lügen, wohin ſonder Zweifel alle dergleichen närriſche Titel und heilloſe Complimenten mit gehören.

Einige groſe Fürſten haben die Narrheit der Titel würklich erkannt und deswegen auch befohlen, in den Kirchengebettern ihrer nicht anders als unter dem Namen eines lieben gnädigen Landesherrn zu gedenken; nach Ausweiſung der bekannten Litanei:

Auch laſs dir HErr befohlen ſeyn,
Unſern Landsherrn den Diener dein.

Sehr artig erinnerte deswegen Rudolph Auguſt, Herzog von Braunſchweig, ſeinen Beichtvater auf ſeinem Todbette, daß er ihn nicht mehr Durchläuchtigkeit nennen, ſondern dergleichen Complimenten bei Seiten ſezen möchte; und als dieſer dem ohngeachtet damit fortfuhr und ſich der Redensart bediente: Deus fortificabit Serenitatem veſtram, gab der Fürſt chriſtlich heilig darauf zur Antwort: Paupertatem meam.

Verſchiedene unſerer gröſten Kaiſer bezeugten über dergleichen unzeitige Höflichkeiten ihrer Geiſtlichen ein gleichmäſſiges Misfallen, und erinnerten ſich dabei mit Beſcheidenheit, daß ſie nichts als bloſe ſterbliche Menſchen wären. Der Kaiſer Leopold konte ſo gar auf ſeinem Sterbebette den Titul Majeſtät nicht mehr vertragen, ſondern erſuchte ſeinen Beichtvater ihn nur ſchlecht weg Leopold zu heiſſen. Es iſt auch bekannt, daß unſer vor kurzer Zeit neuerwähltes Oberhaupt, unſer nunmehro würdiger Kaiſer, nichts weniger als das lächerliche Gepräng und närriſche Titelweſen leiden kan.

In der That wenn man die Sache genau betrachtet, ſo begreift das Wort Fürſt, König, Kaiſer ſchon alle menſchliche Hoheit in ſich; dargegen ſind unſere prächtige Titel und Ehrenwörter in denen Augen vernünftiger Leute nichts anders als ein kindiſches Flitterwerk; oder die gemahlte Lampen um eine brennende Kerze. Mit einem Wort, ſie ſind nichts als traurige Merkmahle eines unſinnigen Hochmuths.

Die Könige von Frankreich und Engelland weichen darum nicht andern Königen, ob man ſie gleich ſchlechtweg: Herr, oder wie es in ihrer Sprache lautet: Sire, oder Sir betitelt. Was können, was wollen ſie mehr als Herrn ſo vieler Völker und Länder ſeyn?

Wir halten die Franzoſen und Engelländer für kluge Völker. Wir bewundern den aufgeraumten Wiz der erſten und die gründliche Vernunft der andern: ſie haben keine ſo närriſche Titel wie wir: in ihrer Sprache iſt alles natürlich, höflich, ungezwungen: ſie verhalten ſich gegen ihre Fürſten und Könige, als Leute die eine gewiſſe Freiheit beſizen, das Gute zu loben und das Böſe zu ſchelten. Wie! daß wir ihnen nicht auch in dieſen guten Eigenſchaften nachahmen? Wie! daß wir nie lernen die wahre Verdienſte von der bloſen Zufälligkeit des Glükes und einer falſchen Hoheit unterſcheiden? Wie lange wollen wir noch die Scharfſinnigkeit unſeres Verſtandes in lauter Ausſchweiffungen zeigen? Wären die Titel vernünftig, ſo müſten ſie ein Entwurf derjenigen Würden und Verdienſten ſeyn, die man an vortreflichen Leuten zu verehren pflegt; ſie müſten ihren Grund in der Sache ſelbſt haben: ſie müſten ſich zu den Eigenſchaften und Umſtänden derjenigen Perſonen ſchiken, denen ſolche zugeeignet werden; allein die meiſten Titel übertreffen ſchier alle Wahrſcheinlichkeit, und zeigen anſtatt der menſchlichen Tugenden und Vortreflichkeiten die Verrükung ihrer Sinnen und ihre äuſſerſte Thorheit.

Laſt uns noch mit wenigem unterſuchen, wie unſchuldig vor dieſem die Titel geweſen, und wie ſeltſam und ſchnell ſie zu unſern Zeiten geſtiegen ſind. Vor Alters hies eines Königs Tochter die Königliche Mayd, puella regia, hernach Jungfrau, alsdann Fräulein, und endlich nach dem verdorbenen lateiniſchen Wort Principeſſa, Princeſſin. Heut zu Tag will kein armes Dienſtmenſch mehr Mayd oder Magd heiſſen.

Gehen wir nun auf 30. bis 40. Jahre zurük, ſo wird man ſich nicht genug verwundern können, wie ſehr binnen einer ſo kurzen Zeit die Titel allenthalben mit dem närriſchen Hochmuth der Menſchen zugenommen haben.

Die Worte Edel und Veſt, womit man vor dieſem nur den ächten, alten, wahren Adel verehret, werden heut zu Tage den gemeinſten Leuten im Bürgerſtand gegeben. Die Hochedlen und Groſsachtbaren findet man in denen Crambuden, wo Häringe und Stokfiſch verkauſet werden. Groſe Handelsleute, wann ſie Kutſch und Pferd und Liebereidiener halten, ſind Hochedelgeboren, ſie mögen herkommen, woher ſie wollen; hat aber die Kaiſerl. Canzlei ihren Geſchlechts-Namen fornen mit denen drei Buchſtaben von vermehret, ſo heiſſen ſie Hochwohlgeboren und Ihr Gnaden, troz allen Stifts und Turniermäſſigen Edelleuten. Wo ſollen nun unſer Altadeliche, Freiherrliche und Gräfliche Häuſer, die Land und Leute unter ſich haben, ihre gebührende Titel hernehmen? ſie müſſen nothwendig in die Fürſtliche und Altgräfliche Häuſer einen Einfall nach dem andern wagen, und ihre eigene Titel ihren Rathen und Beamten überlaſſen. Und ſo rutſchen wir alleſammt für hundert tauſend Thorheit und Ubermuth biß gar in die Ottomanniſche Canzlei, und müſſen nothdringlich unſere gekrönte Häupter Allerhöchſte Majeſtäten, und endlich gar allmächtige Monarchen betiteln.

Kommt man in die Republiken auf die Rathshäuſer, die aus bürgerlichen Mitteln beſezet werden, ſo findet man da mehr hochwohlgebohrne Excellenzen, als bei denen gröſten Höfen würkliche Staatsminiſter und Generalen. Ja es fehlet in gewiſſen groſen Städten wenig mehr, ſo werden ſich einige unverſtändige Rathsglieder gar einbilden, ſie ſeyen die Herrſchaften ihres Staats, und die Bürger wären ihre Unterthanen. Sie ſind auf gemeine Koſten nie freigebiger als wenn man ſie gnädig ſchilt.

Doch dieſes iſt noch alles nichts gegen die Rang- und Titelſucht, die in denen Kirchen und Schulen raſet. Die Frommen, die Geiſtlichen, die Andachtigen, die Beſcheidenen hat alle der Henker geholet. Kein Prieſter läſt ſich mehr ſo ſchelten, und der geringſte Dorfcaplan gibt es nicht wohlfeiler mehr als Wohl-Ehrwürden. Ein Pfarrherr in einer Stadt, wenn ein groſes D. bei ſeinem Namen ſtehet, wird gewis keinen Candidaten befördern der ihm nicht die Hochwürden gibt. Ein Diaconus, oder Adjunctus, kan auch nicht wol weniger als Hoch-Ehrwürdig heiſſen. Gehet man von da auf hohe Schulen, hilf GOtt! was kommen einem da für Excellenzen, Magnificenzen und Claritäten entgegen: Hier gibt es lauter Leute im Superlativo: Alles heiſſet hier Reverendiſſimus, Clariſſimus, celeberrimus, doctiſſimus, ampliſſimus, nobiliſſimus, præſtantiſſimus, experientiſſimus, humaniſſimus &c. Da iſt die rechte wahre Schulfüchſerei auf dem Thron: da iſt kein Monarch ſo eiferſüchtig auf ſeinen Rang und auf ſeine Titel, als hier ein Regente in der Schule, der 20. biß 30. Knaben unter ſeinem Scepter ſich beugen ſiehet. Da findet man die rechte Nugæ curialium; doch man gönne dieſe magere Ehre denen armen dürftigen Gelehrten, denn wo man ihnen ihren Rang und ihre Titel nehmen wolte, ſo würde man ihnen wenig mehr als ihr Leben laſſen.

Trauriger Hochmuth! Kein Menſch iſt mehr mit ſeinem Stand zu frieden: man macht ſich tauſend Kummer und Sorgen noch immer höher aufzuſteigen; man bedenket nicht, daß wir ſolche noch immer dadurch vermehren, je höher der Poſten iſt, auf welchem wir der Welt zur Schau ausgeſezet werden: Wir opfern dieſer Narrheit unſere Ruhe, unſere Freiheit, ja alle unſere Leibes- und Gemüthskräfte auf; wir werden immer noch unglüklicher, je gröſer und vornehmer wir ſeyn wollen. Nichts macht uns mehr zu ſchaffen als der närriſche Hochmuth.

Unter ſo vielen Misbräuchen, welche die Ordnung im gemeinen Weſen ſtöhren, iſt dieſe Narrheit der Titel keine der geringſten: ſie nahret die Ehrſucht, und erhält die Tyrannei auf dem Thron: ſie macht daß ſich die Menſchen mehr um Dunſt und Wind als um die würkliche weſentliche Güter bemühen, die ſowol den Wohlſtand des Staats überhaupt, als denenjenigen eines jeden Hauſes insbeſondere befördern. Wolte nun darinn eine weiſe Obrigkeit ein kluges Einſehen haben, und den thörichten Ausſchweifungen der Titeln, Maas und Ziel ſezen, ſo müste ſie erſtlich durch ihr beſcheidenes und vernünftiges Weſen andern Menſchen ein Nachahmungswürdiges Exempel geben, mithin ſelbſt alle hochgezwungene und ſchwülſtige Titulaturen vermeiden. Es iſt eine Art der Tyrannei, und eine Unterdrukung der gemeinen bürgerlichen Freiheit, wann ein Regent, oder eine Obrigkeit ſich ſolcher Titel anmaſſet, die eine abſolute Gewalt und unumſchränkte Herrſchaft über diejenige die unter ihrem Regiment ſtehen, andeuten. Sie ſollen ſich erinnern, daß alle Könige, Fürſten und Obrigkeiten, wie ein gewiſſer groſer Herr ſelbſten ſagt, nur des gemeinen Weſens Vorſteher und Amtleute ſind, folglich ſolten ſie ſich weder mit Worten noch Werken mehr heraus nehmen als ihnen gebüret. Nach ihrem vernünftigen Betragen würde ſich auch ein jeder Ehrliebender Bürger richten, und in keinem Wege dem Fürſten, oder den Häuptern eines Staats ſich unterſtehen in etwas vorzugreiffen, noch mit groſen und ungebührlichen Titeln zu pralen. Der Kleine machts immer dem Groſen, und der Geringere dem Vornehmern nach: Sollen jene nicht folgen, ſo müſſen es ihnen dieſe nicht vorthun; Im übrigen wäre leicht eine Policei-Ordnung einzuführen, und einem jeden Stand ſeine Ehre und ſeine Würde; und nach dieſem ſein Rang und ſeine Titel, ordentlich zu beſtimmen; mit beigefügter ernſtlichen Bedrohung, die Ubertreter davon mit gebührender Strafe anzuſehen. Ein paar nachdrükliche Exempel von Beſchimpfungen und Geldbuſen, würden hierin den Frevel und den Ubermuth bald zur nöthigen Beſcheidenheit und Demuth anweiſen.

Hier dürfte wol mancher denken, was macht ſich doch der ehrliche Mann mit den Titeln ſo viel zu ſchaffen. Es ſind ja nur bloſe Worte, die weiter nichts heiſſen, als daß man ſich einander verehret und mit Demuth zuvor kommt. Wenn dieſes wär ſo möchte man meinetwegen die Comödie ſo weit treiben als es der Schauplaz dieſer Welt nur immer vergönnen wolte; Allein die Sache iſt von den ſchlimſten Folgen: denen Groſen ſezt ſie die deſpotiſche Herrſchaft in Kopf: ſie macht, daß ſie ſich einbilden es ſey Gnade, wenn ſie einem Recht wiederfahren lieſen, und Güte, wenn ſie einem nicht alles nehmen, was ihnen die Gewalt erlaubt. Bei Geringen aber will ein jeder ſich nach ſeinem Rang und ſeinen Titeln, das iſt ſtandsmäſig aufführen, und ſolte er zehenmal darüber verderben und zu Grund gehen.

Unterſchied der alten und neuern teutſchen Rechtſchreibung.

Die Teutſchen haben jederzeit vor andern Völkern darinn einen Vorzug geſucht, daß ſie gerade zugegangen ſind. So wie ihr Herz war, ſo war ihr Mund; und ſo lange ſie ſich dieſer Aufrichtigkeit befliſſen, haben ſie Gallien erobert, Brittannien unter den Fus gebracht, in Italien ſich ausgebreitet, und ſolche Thaten verrichtet, daß wir heut zu Tage uns nicht ſatſam darüber verwundern können. Ich weis nicht, ob wir dadurch gebeſſert worden, daß wir mit den Kleidern und Geberden fremder Nationen, auch ihre Laſter und ihre Heuchelei angenommen haben. Vor Zeiten konte man unſern Vätern mehr trauen, wenn ſie ihre Daumen aufrichteten, und ihre Hände worauf gaben, als man ſich heutiges Tages auf Briefe und Siegel verlaſſen kan. Was würde jener Teutſche ſagen, der ehemals einen liſtigen und zweizüngigen Römer die Zunge aus dem Rachen ſchnitte, als der tapfere Arminius den Quintilius Varus erlegt, wenn er ein Democritus werden, und unſere Sitten in Betrachtung ziehen ſolte?

So aufrichtig der alten Teutſchen ihr Mund war, ſo einfach und ungekünſtelt war auch ihre Schreibart. Sie ſezten nicht leicht in ihre Briefe Buchſtaben, deren Laut nicht gehöret wurde. Sie meinten, es ſey überflüſſig, z. E. deswegen den Namen Stad mit einem dt zu ſchreiben, weil man in plurali ſage: die Städte; ſie wolten auch nicht das Wort, ich will, mit einem doppelten ll ſchreiben, weil man ſage: der Wille oder das Wollen.

Gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, als die oberſächſiſche Sprache die niederſächſiſche, ob dieſe gleich älter iſt, und eben ſo ſchöne Ausdrüke hat, als jene, verdrengete, und jene in die öffentlichen Briefe eingeführet wurde, meinten die Verfaſſer derſelben, ſie hätten Papier genug, das ſie vollſchmieren müſten. Sie brachten alſo eine wunderliche Schreibart an, und häuften die Buchſtaben dergeſtalt auf einander, daß einem davor ekeln möchte. Ich will, um dieſen Unterſchied zu zeigen, jezo drei Urkunden ans Licht bringen, welche aus den erſten Handſchriften aufs genaueſte abgeſchrieben ſind, und die Leſer dabei urtheilen laſſen, ob die alte oder neuere Schreibart den Vorzug verdiene.

Die erſte lautet alſo: Ek her *Borchert van der aſſeborg* ridder genomt de lochte doe witlik unde bekenne in duſſeme opene breue de beſegelt is met minen ingeſeghel. dat ek in de ere des almachtigen Godes unde to ſalicheit allen criſten zelen. ſunderliken hern *Borcherdes van der aſſeborg* unde *Konegund van Warberge* ſiner eliken husvrowen miner leuen momen. den god gnade, oren kindern und alle den de ut oren slechten vorſtoruen mogen. hebbe geſundert enen altar unde ene cappellen to *Hachem* in de ere aller hilligen apoſtelen. unde ſunderliken in de ere ſunte *Niclawes* des hilligen bichtigers. de en houet patrone dar to is unde ſin ſchol. unde hebbe deſulue capellen begiftiget unde begauet met ener houe landes unde buten *Hachen* unde met ener haluen houe landes unde enen haluen kothoue dede liggen in unde buten dem dorpe *Volteſſen* unde met ses morgen landes uppe den velden to *Hachen Gilſen* unde *Volteſſen*. dede alle geweſt weren *Konegund* miner leuen momen. unde alle gevriget unde geegnet ſin to der capellen ergenomt, unde hern Johanne den preſter to *Eueſſen*. de de beſitter van der ergenomten cappellen ſin ſchol. ene houe landes de de ligget uppe den velde to *Hachem*. dauan me den ergenomten preſter alle jar geuen ſchol enen guden vulwichtigen rinſchen gulden unde der cappellen to *Hachen* den veerden del enes rinſchen guldens. dauan der kerken to *Eueſſem* jarlikes geuen werden ſchol en punt waſſes. vortmer hebbe ek den ergenomten preſter geegenet ene houe landes de de ligget uppe den velden to *Gilſem* to *Hachem* unde to *groten Weferlingen*. dauan me den preſter ergenomt geuen ſchol den veerden del enes rinſchen guldens unde twelf pennige. unde de beſitter der cappellen ſchol alle jar veer memorien don ene in der weken to paſchen. de andere in der weken to pinxten. de dridde in der weken wen michahelis is. unde de veerde in den veer hilligen dagen der gebort uſes heren godes. unde deſſe begenkniſſe ſchollen ſchen to troſte des ergenomten hern *Borcherdes* unde *Konegund* ſiner eliken husvrowen. unde al der de ut oren slechten vorſtoruen mogen. ok ſchol he orer unde miner unde miner eliken husvrowen denken in alle ſinen beden. ok hebbe ek met guden willen gefeſtiget. dat ek unde mine liues eruen de ergenomte goder bi der capellen willen laten. unde weret dat de ergenomte her Johån van dodes wegen afginge dat got lange vriſte. ſo ſcholl unde wil ek unde mine eruen dat god dat hir bouen geſcreuen unde to der cappellen geuen is. unde dar to noch mochte gegeuen werden. der capellen laten unde den preſter ſin god nicht entuernen noch vorſetten. ſundern et ſchol eweliken bi der capellen bliuen. unde ek unde mine eruen willet unde ſchollet den preſter. den wi mit der kerken to *Emeſſen* belenen. ok belenen met der cappellen to *Hachen*. beſonder loue ek. dat ek uſen hern den biſcop des ſtichtes to Haluerſtat wel auſpreken. dat he ſine confirmacie ſchol geuen ouer duſſe vorgeſcreuene ding. unde dat ek unde mine nakomen de ſtede vaſt unde unuerbroken holden ſchollen unde willen. hebbe ek minen broder *Borchard van der Aſſeborg* domhern to Haluerſtat gebeden an duſſe fundacie ſin ingeſeghel to hangen. unde ek her *Borchard van der aſſeborg* domher to Haluerſtat bekenne dat ek min ingeſeghel by erbenomten mines broders ingeſeghel witliken hebbe hangen laten an duſſen breu. de gegeuen is na godes bort druttein hundert jar darna in den dre unde dertrigſten jare am dage Petri unde Pauli der hilligen apoſtelen.

Die zwote Urkunde iſt alſo verfaſſet: In deme namen unſers hern Criſti amen. wante de ding dede jegenwordig ſin alle dotlik und vorgenklich ſin. ſo is des wol noit dat me de dinge. dedde ewiglich ſchullen bliuen mit ſchrift der breue und handveſten ſtedichliken in aller lude herte veſte. hir umme ſchal witlig ſin allen luden de nu ſyn und noch tokomde ſyn de deſſen bref ſehn und heren leſen. dat wy her *Bartelt von Veltem* Ridder *Ludolf* und *Albrecht* unſe Sone knapen mit rikem rade ganzes fulbordes alle unſer eruen lutterliken dorch god und unſer aller zele heyl hebben gegeuen in deſſem breue ganz und alle fryheit mit eygenſchop vullekomeleker dryger morgen landes der eglig morgen beſundern lyt in alle dren velden up unſer veltmarke to *Veltem* ſancto *Remigio* und ſynem godeshuſe to *Veltem* des he houet here is. nu und iommer to beſittende ſunder ende. ok ſo ſchullen weten alle zalige kriſtine lude dat deſuluen dre morgen landes mit allem rechte van *Vredeken von Veltem* unde von *Aleke ſin eelike husfravve* mit fulborde orer eruen openbarliken hebben vorkoft vor dre mark lodiges ſuluers cyns verdink. wy de enen ganz und wol betalet ſyn. deme hilgen hern ſancto *Remigio* und ſinen godeshuſe to *Veltem* to fromen und nut mit frede ſunder anſprake al orer rechten eruen ledig und loes to brukende iummer und ewigliken. Tughe duſſer kopinge ſin. her *Ian von Halle* parplichtig preſther to *Veltem* Betheke Berman Hennigk Muller aldermanne des godeshuſes to *Veltem* und andere vrome lude gnoch den man mach wol truwe und ere gelouen. Deſſe bref is geſchreuen tho *Lucken* und gegeuen to *Veltem* na der jar tal unſes hern goddes duſent Jar drehundert Jar in dem ver und viftigeſten Jare des Sonnauendes in ſinte Nicolai des hilgen Biſchoppes.

Der dritte Brief ſieht alſo aus: Ich *Jobſt vonn Steinbergk Henninges ſelygern Sohenn.* bekenn unnd thue kundt in unnd midt dieſem brieffe gegen allermenniglich das ich Heinrichen Stroſteualt alſſ den eltiſtenn midt zubehuoff ſeines Brudern Curden unnd ihrenn man leibes Erbenn belehenet habe, unnd belehne ſie jegenwertigenn mit hande unnd munde, Auch in kraft unnd macht dieſes brieffes zu einem rechten Erbmanlehne mit einer wieſenn hinder der *Obe*, unnd einem hopfenberge bei *Oſterem* belegenn zu ſambt den halben fleichs zehenten zu *Oſterem* unnd *Bodenburgk* dar ſie berede anno 34. von *Aſhen von Steinbergk* ſeligern mede vorſchen ſeinn, unnd ich will ihnen dieſes guedes unnd lehens bekennige her unnd wehre weſenn, wohr unnd wen ihnen des nodt unnd behouff iſt, unnd das von mir geheiſchet wirnt, deſſ in Urkunde habe ich an dieſenn brieff mein angebornes Pitzſchafft wiſſentlich thun hangen, unnd denſelben midt eigenen handenn unnterſchriben. geſchehenn Montags ꝛc. ꝛc.

Jobſt vonn *Steinbergk* Henniges
Seliger Sohn mein Eigen
hand.

Ob man nun gleich in den neuern Zeiten die lezte monſtröſe Schreibart abgeſchafft hat: ſo ſcheint es doch, daß man die noch gebräuchliche Verdoppelung der Buchſtaben, deren Laut nicht gehöret wird, mit nichts, als mit einer eingeführten Gewonheit, rechtfertigen könne. Ob aber dieſe Gewonheit nicht deswegen zu tadeln ſey, weil ſie fremden Nationen die Erlernung der teutſchen Sprache nur ſchwer macht, das überlaſſe ich andern zu beurtheilen. Wenigſtens iſt mir bekannt, daß, als ein gewiſſer Franzoſe das gedrukte Wort, komm, ausſprechen ſolte, er bei dem leztern *m*, davon er glaubte, daß es ebenfalls ausgeſprochen werden müſte, nur ein Gemurmel machte, und da er das m in einen Laut zu bringen nicht vermögend war, über die teutſche Sprache entſezlich zu fluchen anfieng. (Von der jezo unter den Gelehrten meiſt üblichen Rechtſchreibung iſt in dem 2. Theil dieſer auserleſenen Sammlungen p. 31. ein kurze Anweiſung anzutreffen.)

Von den liſtigen Verſtellungen des weiblichen Geſchlechts, in einer Geſchichte einer Pariſiſchen Kupplerin.

MAn hat zu allen Zeiten ſehr viel von den Verſtellungen des weiblichen Geſchlechts geſprochen. Es iſt faſt kein Hiſtorienſchreiber zu finden, der nicht zum wenigſten etliche Exempel davon aufgezeichnet hätte. Die heiligen Bücher ſelbſt gedenken einer liſtigen Delila, die durch ihre verfluchte Künſte einen unüberwindlichen Helden bezwungen. Und ich beſinne mich, daß Cleopatra, die neulich von unſerer Calliſte im Reiche der Toden redend aufgeführet worden, faſt verdiene für eine Meiſterin in dieſer Verſtellungskunſt gehalten zu werden. Man leſe nur das Trauerſpiel Lohenſteins, welches ihren Namen führet: ſo wird man davon genugſam überführet werden: Indeſſen iſt mir bisher noch keine Betrügerei einer verſchmizten Weibesperſon vorgekommen, die mich in ein ſolches Erſtaunen geſezet, als diejenige, ſo ich dieſer Tage in einer gewiſſen Reiſebeſchreibung geleſen. Ich überſezte ſie ſogleich, wiewol mit einiger Freiheit in meine Mutterſprache, und beſchlos, ſolche in dieſen Sammlungen mitzutheilen, dabei aber einige moraliſche Betrachtungen anzuſtellen.

Ein Pariſiſcher Parlamentsrath, fuhr eines Tages durch eine abgelegene Straſſe dieſer überaus weitläuftigen Stadt, in welcher Straſſen ihrer entfernten Lage halber, ſehr wenige Leute ihrem Gewerbe nachzugehen hatten. Er mochte kaum in die Helfte derſelben gekommen ſeyn: als er von weitem ein junges und wohlgekleidetes Frauenzimmer gewahr wurde. Er hörte ihr klägliches Geſchrei. Er ſahe, daß ſie die Arme bald von einander warf, bald über dem Haupte zuſammen ſchlug. Er bemerkte, daß ſie die Augen, ſo ihr voller Waſſer ſtunden, bald gen Himmel, bald wieder zur Erden richtete. Kurz zu ſagen, daß ſie alle Merkmale einer wahrhaften Verzweif lung an ſich bliken lies. Das Raſſeln der Räder an ſeiner Kutſche, und das Getöſe, ſo die Pferde mit ihren Füſſen auf dem Pflaſter erwekten, verurſachte, daß ſich dieſe Wehklagende umſahe, ein wenig ſtille ſtund, die Thränen von ihren Wangen wiſchete, und ſodann ihren Weg mit langſamen Schritten fortſezete. Der Parlamentsrath hatte ſie kaum eingeholet: als er dem Kutſcher ſtille zu halten befahl, und dieſe Unglükliche nach der Urſache ihrer Betrübnis zu fragen anfieng. Was fehlt ihr meine Jungfer? war ſeine Anrede. Ich ſehe ſie ganz voller Thränen. Iſt ihr in ihrer Familie irgend was ſchmerzliches begegnet; oder fehlt ihr ſonſt was? Sie ſage es nur frei heraus. Sie iſt zu allem Glüke in gute Hände gerathen. Viele würden ſich ihr Unglük zu Nuzen machen wiſſen: bei mir hat ſie nichts zu beſorgen. Ich bin ein ehrlicher Mann: ich habe Gottlob das Vermögen ihr zu helfen, und an meinem guten Willen fehlt es auch nicht. Sie ſage nur, womit ich ihr dienen kan.

Wiewol das erwehnte Frauenzimmer nur ſechzehen oder ſiebenzehen Jahre alt zu ſeyn ſchien: ſo wuſte ſie ſich doch augenbliklich zu faſſen, und ſich ganz ernſthaft anzuſtellen. Sie ſagte mit einer ſittſamen Geſichtsſtellung, ſie ſey ihm für ſein gütiges Anerbieten ſehr verbunden: ihr fehle gar nichts; und darum ſey es vergebens, daß er ihr ſeinen Beiſtand verſprochen hätte. Sie verlange auch nichts mehr von ihm, als daß er ſie ungehindert ihre Straſſe wolle gehen laſſen. Dieſer artige Herr war damit nicht zu frieden: er fuhr fort ſein Mitleiden auf eine liebreiche Art zu bezeugen, und vergas nichts, wodurch er in ihr ein Vertrauen gegen ſich zu erweken hofte. Nach vielem Anhalten, und unzehlichen Verſicherungen, ſchien ſie endlich nachzugeben; ſie fieng an ihre Noth zu klagen, und ihr Schmerz ward dabei von neuem rege; ſo gar, daß ſie ſich auch vor Wehmuth der Thränen nicht mehr enthalten konnte. Ach ja, mein unbekannter Gönner! ſagte ſie mit unterbrochener Stimme; Sie haben vollkommen recht: ich Elende bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Mein Gemüth iſt halb verzweifelt: ich lauffe unaufhörlich durch die

Straſſen, und es fehlt nicht viel, daß ich mir nicht was leides thue. Ich bin die einzige Tochter meines ſeeligen Vaters, der mich ſo lieb gehabt, daß er mich auch faſt angebetet hatte. Was er mir an den Augen abſehen konnte, das that er mit dem groſeſten Vergnügen, und ich habe ihn niemals was gebeten, welches er mir abgeſchlagen hätte. Er war noch in ſeinen beſten Kräften: als ihn GOtt vor einem Jahre zu ſich nahm; da war es ihm ſchwerer mich zu verlaſſen, als ſein eigenes Leben zu verlieren. Dieſe zärtliche Liebe bewog ihn kurz vor ſeinem Ende, mich ſeiner Frauen, die er nach meiner Mutter geheurathet, auf das nachdrüklichſte anzubefehlen. Sie muste ihm und mir ſelber die Hand geben, und faſt eidlich verſprechen, mich allezeit mütterlich zu lieben. Sie that dieſes alles ganz willig, ſie umhalſete mich in ſeiner Gegenwart etliche mal, und bekräftigte ihr liebreiches Verſprechen mit einem Strome von heiſſen Thränen. Aber ach! GOtt ſey es geklaget, wie es mir Unglükſeeligin nach der Zeit ergangen. Kaum hatte der liebe Mann ſeine Augen geſchloſſen: als dieſe grauſame Stiefmutter anfieng mich ihre Tyrannei empfinden zu laſſen. Nunmehro vergeht kein Augenblik vorbei: daß ſie mich nicht mit den ärgſten Schimpfworten und Drohungen martert. Ja vom Drohen kommt es nicht ſelten zu Schlägen: und heute hat ſie mich, nach einem ſehr harten Tractamente gar zum Hauſe herausgeſtoſſen. Ach ich Unglükſeelige! Ich verlaſſene Waiſe! O daß mein Vater nicht mehr lebet, der gewis im Grabe keine Ruhe haben würde: wenn er wüßte, daß es mir ſo elend gienge. Hie lieſſen ihr nun die Zähren mit ſolcher Heftigkeit über das Angeſicht, und ſie begleitete dieſelbe mit ſo vielem Kluchzen, und kläglichen Geberden; daß ſich ein Stein über ſie hätte erbarmen mögen.

Mein liebes Kind! gab der Parlamentsrath zur Antwort: das iſt ein gewaltſames und unbilliches Verfahren. Ich beklage ſie herzlich. Sie ſeze ſich zu mir in den Wagen: ich will ſie zu ihrer Frau Mutter bringen, und ſie entweder miteinander vereinigen; oder doch zum wenigſten die Urſache einer ſo gefährlichen Uneinigkeit erfahren. Er hatte ſehr viel Mühe, ehe er ſie bewegen konte, ſeinen Vorſchlag anzunehmen. Der Zorn ihrer Stiefmutter machte, daß ſie zitterte und bebete: und ſie wollte ſich anfänglich durchaus nicht wagen derſelben vor die Augen zu kommen. Doch endlich entſchlos ſie ſich dazu: ſie ſtieg in die Kutſche und man fuhr nach ihrer Anweiſung fort, bis vor die Wohnung ihrer vorgegebenen Stiefmutter. Das Haus dieſer Wittwe ſahe zimlich gut aus, und war durch eine ſtarke Mauer, welche den Vorhof umgab, von der öfentlichen Straſſe abgeſondert. Sie ſtiegen aus, und der Parlamentsrath

rath fragte einen Bedienten, ob es ſeiner Frauen gelegen wäre, ein paar Wort mit ihr zu ſprechen. Er ward in einen wohltapezierten Saal genöthiget, darinnen er ihre Ankunſt erwarten ſolte. Sie kam auch in der That, und wie entſezte er ſich: als er einer ungefehr vierzig jährigen Frauen anſichtig wurde, die wohlgewachſen, ſchön, von geſchiktem Leibe, und einer angenehmen Geſichtsbildung war: ja die mehr einer vornehmen Dame, als gemeinen Bürgerfrauen ähnlich ſahe. Nach einigen Complimenten erzehlte er auf das umſtändlichſte alles, was zwiſchen ihm und ihrer Tochter vorgegangen war. Er ſtellete ihr darauf die übeln Folgen vor, die dergleichen Begebenheiten nach ſich ziehen könnten. Und als er ſie um Vergebung gebeten, daß er ſich die Freiheit genommen, ſich in ihre häusliche Angelegenheiten zu miſchen: erſuchte er ſie ſehr höflich, ihm die Urſachen ihrer Uneinigkeit zu entdeken. Die Frau bedankte ſich für die gegen ihrer Familie bezeugte Güte, und hub an die Aufführung ihrer Tochter ſo ſchwarz abzumahlen, als ihr immer möglich war. Sie wolte von derſelben, und ihrer Wiederannehmung weder hören noch wiſſen; bis ſie doch endlich in Betrachtung eines ſo anſehnlichen Schiedmannes dieſelbe vor ſich kommen lieſſe. Die Vorſtellungen, ſo er hier abermal gegen beide thate, fruchteten indeſſen ſo viel, daß die Tochter wieder zu Gnaden angenommen wurde: und er ruhete nicht eher, bis ſie ſich einander verſprechen muſten, die Tochter zwar ins künftige gehorſamer zu ſeyn, die Mutter hingegen etwas mehr durch die Finger zu ſehen, und ſich ſo zu verhalten, als eine zärtliche Mutter gegen ihre leibliche Kinder zu thun pfleget.

Wie vergnügt war nicht der Parlamentsrath dabei? und wie herzlich freuete ſich der mitleidige Mann, daß er an dieſer Vereinigung ein ſo gutes Werk geſtiftet hätte! Die Tochter muſte ihren Abtrit nehmen, und die Mutter fieng nochmals an die groſe Verbindlichkeit zu bezeugen, die ſie ihm für dieſe ſonderbare Güte ſchuldig wäre. Sie bat ihn innſtändigſt um die Erlaubnis, mit ſeiner Eheliebſtin Bekanntſchaft zu machen, als wodurch ſie Gelegenheit haben würde, ſich zuweilen ſeiner heilſamen Anſchläge zu bedienen. Ja ſie trieb endlich ihre Gefälligkeit ſo hoch, daß ſie ihn erſuchte, ihr zu Mittage die Ehre ſeiner Geſellſchaft zu gönnen, und mit ihr zu ſpeiſen. Der Tiſch ſeye ſchon gedeket, und da ſie eben Gäſte bei ſich haben würde: ſo fände ſie ſich im Stande, demſelben drei oder vier gute Schüſſeln vorzuſezen. Dieſes Compliment brachte ſie mit einer ſo redlichen und lieblichen Mine hervor, daß es ihm nicht möglich war, ihrer Einladung eine abſchlägige Antwort zu geben. Er befahl ſeinem Kutſcher zu Hauſe zu melden, daß man auf ihn nicht warten dürfe, und innerhalb zwei Stunden ſolle er wieder da ſeyn, ihn abzuholen. Hierauf verlies ihn die Wirthin mit ſeiner Genehmhaltung: weil ſie ihrem Vorgeben nach, noch einige Anſtalten zu machen hätte: er aber ſpazierte indeſſen in dem Zimmer auf und nieder, und erwartete ihre Zurükkunft.

Nachdem er drei oder viermal hin und her gegangen war: geſchahe es, daß er im Umwenden von ungefehr an den Teppich fühlte, womit die Mauren des Gemachs behangen waré. Er bemerkte dabei, daß die Wand hinter demſelben hohl ſeyn müſſe, und ſeine Neugierigkeit trieb ihn dieſen Ort genauer zu beſehen. Es kamen auf eben dieſer Stelle zween Teppiche mit ihren Enden zuſammen, ſo, daß der eine etwa eine halbe Elle über den andern reichete. Er hub den oberſten auf, um zu ſehen was dahinten wäre: allein man kan leicht denken, was ihn vor ein heftiges Schreken überfallen: als er einen ganz nakten und blutigen Menſchenkörper gewahr wurde, der vermuthlich nicht lange zuvor ermordet, und auf das Stroh, eines in dieſer Mauer gemachten Bettes, hingeworfen war. Er lies vor Entſezen den Teppich aus den zitternden Händen fallen, und da ihn dieſer ſchrökliche Anblik belehrete, in was für ein Haus er gerathen wäre, und was ihm auch begegnen könte: ſprang er als ein Bliz aus dem Zimmer, und lief voller Beſtürzung zum Hauſe heraus. Er war ſchon mitten im Vorhofe, ehe ihn jemand im Hauſe gewahr wurde. Man rief ihm auf das freundlichſte nach: man bat ihn, er möchte ſich die Zeit nicht lang werden laſſen: die Frau werde gleich wieder bei ihm ſeyn: es ſey alles fertig die Mahlzeit anzufangen, und was dergleichen Dinge mehr waren. Allein vergebens: das alles war viel zu ſchwach unſern Parlamentsrath aufzuhalten. Er verdoppelte ſeine Schritte, und rufte ihnen rükwärts zu: es ſey ihm was nothwendiges eingefallen, welches keinen Verzug verſtattete; er wolle augenbliklich wieder kommen, und die Mahlzeit gar nicht aufhalten, oder bei ſeiner Wiederkunft ſchon genug finden: wenn ſie gleich den Anfang im Speiſen zu machen beliebeten. Indeſſen kommt er an das äuſſerſte Hofthor, und ſiehe! als er hinaus trit: ſtehen ſchon vier groſe und baumſtarke Böſewichter da, welche ohne Zweifel beſtellet waren, ihm eine blutige Mahlzeit anzurichten und dadurch ſeine gutmeinende Bemühung zu belohnen. Aber es war zu ſpat: der ehrliche Mann war ihren Klauen entgangen. Die verwegene Kupplerin war in ihrer mörderiſchen Hofnung betrogen, und die junge Hure, ſo ausgelehret ſie war, hatte ihre Rolle vergeblich geſpielet.

Indem ich dieſes ſchreibe, kommet unſere Calliſte von einem Beſuch zu mir, und erzehlet mir eine Begebenheit von der Variable, welcher wir faſt keinen bequemen Plaz in unſern Blättern, als hie anweiſen können. Ich will zwar nicht ſagen, daß die Variable ſchon in einerlei Claſſe der Buhlerſchule mit obigen ſize: allein wer auch nur die niedrigſte Stuffe eines Laſters betreten, der hat kein ander Mittel von der höchſten entfernet zu bleiben, als daß er ſtille ſtehe, und zurüke gehe. Vielleicht hat unſere Vorſtellung dieſe Würkung bei derſelben zu ihrem eigenen Beſten. Variable hatte durch ihre Künſte einen gewiſſen jungen Menſchen, der ſich Beſſarion nennete, dergeſtalt eingenommen, daß er ohne dieſelbe nicht leben konte: doch ſuchte derſelbe den Zwek ſeiner Liebe nicht auf verbotnen Wegen zu erhalten. Er entdekte ſeine Abſicht ihrer Mutter: dieſe lies ſich deſſen Antrag gefallen, und verſprach ihm, ohne Zweifel aus Verlangen ihre flatternde Tochter an einen Mann zu binden, dieſelbe zur Ehe. Wie erfreuet war der verliebte Beſſarion über dies vermeinte Glüke! Allein, du irreteſt, betrogener Liebhaber! Deine Variable verſtellte ſich, und liebte dich nicht redlich. Du wareſt nicht lange von ihr entfernet: ſo räumete ſie ihr unbeſtändiges Herz einem andern ein, und thate, als wolte ſie von ihrem Beſſarion nichts wiſſen; ob ſie gleich ſeiner Flamme durch verliebte Briefe noch kurz vorhero Nahrung zugeſchiket. Aber was ſie an dieſem verübte, das widerfuhr ihr ebenfalls. Der neue Liebhaber wird der unruhigen Variable bald überdrüſig: er ergreift die zum Brechen gegebene Gelegenheit mit beiden Händen: er lies ſie ſizen, und zoge davon. Beſſarion der ſeiner unglüklichen Liebe halber faſt verzweiflen wolte, reitet um ſich die Grillen zu vertreiben auf die Jagd. Er gehet in ſeinen bekümmerten Gedanken mit dem geladenen Gewehr ſo unvorſichtig um, daß er ſich ſelbſt den Arm durchſchieſſet. Die Wunde iſt gefährlich; man will ſie ihm verbinden: er aber will es nicht zulaſſen. Er freuet ſich, daß er auf ſolche Weiſe ſein jämmerliches Leben bald endigen werde. Er verblutet ſich allmählich, und gibt unter tauſendmaliger Widerholung des Namens ſeiner vergeblich geliebten Variable den Geiſt auf. Variable die noch über die Unbeſtändigkeit ihres leztern Liebhabers in Unruh iſt, erfähret dieſen Unglüksfall. Und wer wolte ſich verwundern: wenn ſie darüber in die tiefſte Traurigkeit gerathen wäre? Doch die Leichtſinnigkeit wirket noch mehr, als die Aufrichkeit. Sie ſtellet ſich ungeberdiger, als eine halbraſende, und läſt zween Tage lang eine ſo tieffe Traurigkeit an ſich erbliken, als die getreueſte Seele bei dem Grabe ihres Bräutigams nicht thun kan. Allein dieſes iſt nichts, als eine bloſe Verſtellung. Acht und vierzig Stunden ſind ihr ſchon zu lang ihren Schalk zu verbergen. Sie höret plözlich auf zu trauren, und wird des folgenden Tags ſo vergnügt, als wäre ihr von dem unglükſeeligen Beſſarion nicht das geringſte zu Ohren kommen. Wie hätte ſich eine warhafte Betrübnis ſo leichte aus dem Sinn ſchlagen laſſen? Oder wer verfället in verzweiffelnde Geberden, der alles Unglük mit ſtandhaftem Muth zu ertragen geübet iſt? Ich habe bei dieſen beiden Geſchichten bishero nichts weiters gethan, als dieſelbe ſo erzehlet, wie mir die Glaubwürdigkeit befiehlet. Solle nun nicht blos die Neugierigkeit meiner Leſer gekuzelt; ſondern ein beſſerer Nuzen erhalten werden: ſo werde ich nicht verdrieslich fallen; wenn ich bei der erſtern mit dem Finger auf eine unerhörte Bosheit zweier argliſtigen und verwegenen Weibsſtüken weiſe; und die andere eine Abbildung eines leichtſinnigen und brauſenden Gemüthes nenne. Derjenige müſte fürwahr ſehr unfruchtbar an Gedanken ſeyn, deme nicht aus beiden Begebenheiten eine Menge nüzliche Lehren einfallen ſolte. Wenn würde ich aber zu Ende kommen: wenn ich alle diejenigen Betrachtungen herſchreiben wolte, die man dabei anſtellen kan. Die Enge des Raums erlaubet mir nur einige Schlüſſe daraus zu machen, die ich meinen Leſerinnen zu weiterer Erwegung mittheile.

1. Abgelegene Häuſer, und einſame Gaſſen ſind, zumal in groſen Städten, gemeiniglich der Aufenthalt verdächtiger Einwohner. Wer ſeine Ehre und Leben lieb hat, der meidet ſie nicht weniger, als die Mördergruben.

2. Eine unzeitige und übereilte Barmherzigkeit bekommet ſo ihren rechten Namen: Wenn ſie ohne behörige Erwegung der Umſtände ganz fremden und unbekanden Leuten, auſſer augenſcheinlicher Noth und überflüſſig erzeiget wird. Sie verdienet keine Stelle unter den wahren Tugenden, und hat manche wollüſtige Weichherzigkeit in leichtvermeidliche Gefahr und Schaden gebracht.

3. Das Geſez der allgemeinen Liebe verbindet uns nicht: wenn deſſen Beobachtung uns in gröſſere Gefahr und Schaden ſtürzet, als der Nuzen iſt, den wir einem andern damit ſchaffen.

4. Die Redlichkeit mus man nicht aus den Minen; ſondern aus einer langwierigen Würkung beurtheilen: unter einem gütigen Geſichte ſtekt bisweilen ein boshaftiges Gemüthe.

5. Ein freundliches Geſichte eines Frauenzimmers iſt öfters eine Hülſe eines giftigen Wurms: und ein kluger hält unter 1000. angenehmen Geberden derſelben nicht 10. für unbetrüglich.

6. Wer ſich ohne Noth in fremde Händel miſchet: der iſt nicht zu beklagen; wenn er ſchlechten Lohn davon träget.

7. Ein Unſchuldiger verdirbet nicht leicht im Unglüke.

8. Je mehr ein Menſch im Winſeln und Jammern ausſchweifet: je gröſern Verdacht einer ſchlechten Tugend gibt derſelbe. Wahre Tugend iſt im Glük und Unglük gleichmüthig: Leichtſinnigkeit verfällt von einem Ende aufs andere.

9. Eine unbeſtändige oder treuloſe Liebe iſt keine Liebe, und hat unfehlbar zu gewarten, daß ihr gleiches mit gleichem vergolten werde.

Beſondere Obſervation, daß ſich in dem Blute derer mehreſten Thiere Eiſen befinde.

ES hat der beſonders um das Berg- und Schmelzwerk wohlverdiente Churſächſiſche Bergrath, und Medicus zu Freiberg, der verſtorbene Herr D. Henkel, in einem ſchönen Tractat, betitult: Flora Saturnizans, die Verwandſchaft des Mineral-Reichs, mit dem vegetabiliſchen oder derer Gewächſe, deutlich bewieſen. Dieſes haben auch andere durch Experimenta beſtättiget und dargethan, daß in jeder Holz- und Kräuteraſche Eiſentheile, welche der Magnet an ſich ziehet, ſich finden.

So hat auch der, wegen ſeiner groſen Gelehrſamkeit und Erfahrung in Chimiſchen Sachen, berühmte D. Joachim Becher, aus jedem Letten oder Thonerde, mit Zuſezung einer vegetabiliſchen oder animaliſchen Fettigkeit, Eiſen hervor gebracht, ſo daß es nicht allein ſcheinet, ſondern auch gewis iſt, daß faſt in allen Dingen ſich würklich Eiſen, oder doch ein ſolches Weſen, woraus durch Zuſezung der Fettigkeit oder derer Sachen eigen Oeles, Eiſen könne hervor gebracht werden.

Aber wer hätte wol glauben ſollen, daß das Mineral-Reich auch mit dem animaliſchen verwand ſeye. Es findet ſich Eiſen in aller Thiere Blut, doch in einem mehr, in dem andern weniger. Das Blut und Fleiſch derer Menſchen hat die gröſeſte Quantität, denn folgen die vierfüſſige Thiere. Die dritte Claſſe machen die Fiſche, und die vierte die Vögel oder Federvieh.

Will man die Probe machen, ſo müſſen die Theile derer Thiere zu Aſchen verbrannt werden; da ſich dann äuſſert, daß in denen Beinen und in dem Fett gar kein Eiſen, in dem Fleiſch wenig, aber in dem Blut das mehreſte gefunden werde. So ſind auch dieſe Eiſentheile nicht in dem Sero, ſondern in denen rothen Kügelein, welche dem Blut die Farbe und Conſiſtenz geben. Herr Menghini ſuchte auszurechnen, wie viel Eiſen in dieſem oder jenem Thier möchte zu finden ſeyn: Da ſich dann ergeben, daß in zwei Unzen des rothen vom Geblüt eines Menſchen 20. Gran Aſche, welche dem Magnet folget, ſeye. Alſo daß, wann man auf einen erwachſenen Menſchen 25. Pfund Blut rechnet, wovon bei denen mehreſten Thieren der halbe Theil rothes iſt; ſo werde man 70. Scrupel oder 3. Unzen weniger 2. Scrupel, das iſt bei nahe 6. Loth Eiſenſtaub, welcher dem Magnet folget, oder von demſelben herausgezogen wird, finden. Und ob man zwar fragen möchte, ob dann dieſes eben alles Eiſen ſeye, was der Magnet an ſich ziehet? ſo kan man antworten: Daß wenigſtens bishero ſonſten nichts bekannt worden, ſo dem Magnet folget, als das Eiſen. Man glaubt, dieſe Eiſentheile helffen zur Wärme des Geblütes, indem ſelbige durch das Anſtoſſen oder Anreiben eine Hize oder Wärme, gleichwie man alle Tage an dem Eiſen ſiehet, erregen könten: Welches ich will dahin geſtellet ſeyn laſſen, ohnerachtet es warhaftig iſt, daß das Eiſen durch Bewegung und durch Anreiben ſich erhize, ſo, daß man auch durch etliche wenige mit beſonderem Vortheil angebrachte Hammerſtreiche ein kleines Eiſenſtänglein faſt glüendheis machen könne.

Unſchäzbares Arcanum, die Zähne von Jugend auf, bis ins hohe Alter, zu erhalten, auch bei vorfallenden Mängeln oder Schmerzen vollkommen zu curiren, ohne jemals einen Zahn ausnehmen zu laſſen.

Nimm Raute 1. Theil und Salbei 2. Theile; zuſammen 1. gute Hand voll, (in Ermanglung grüner, nur dürre,) hierüber 1. halbe Maas Waſſers gegoſſen, und bei gelindem Feuer allmälich ſieden laſſen,

Dieſes Waſſer wird ſodann an einen trokenen und warmen Ort geſezt, und zum Gebrauche jedesmal ein wenig warm gemacht. Es kan 14. Tage und länger dauren.

Mit dieſem Waſſer wird der Mund, nebſt den Zähnen, die Woche über 2. oder 3. mal ausgewaſchen, indeme man ſelbiges einige Zeit über gelinde warm in dem Munde hält, nachgehends die Zähne mit dem Finger wol abreibet.

Es præſerviret zugleich den ganzen Mund und das Zahnfleiſch wider alle Fäulnis und Scorbut, erhält die Zähne veſt im Munde und præcaviret vor Flüſſen und Zahnſchmerzen.

Wobei zu beobachten:

1) Daß man jedesmal, nach genoſſener Speiſe, die Zähne vermittelſt eines Zahnſtochers von einer Feder oder Beine, und keinesweges von Golde, Silber, Meſſing, oder Eiſen, wol ſäubere, hernach mit einer Serviette über die Zähne gelinde hergefahren, und Morgends, Mittags und Abends den Mund und die Zähne mit reinem Waſſer wol gerieben und ausgeſpühlt.

2) Daß man ſich all- und jeder Gattungen von Zahnpulvern gänzlich enthalte, ausgenommen gebranten Brods, mit ein wenig Maſtir vermiſcht, oder des diken Caffees, der in dem Caffeetopfe am Boden ſich ſezet; wordurch die Zähne ſauber und glänzend gemacht, auch mit der Zeit vom angelegten Weinſteine befreiet werden.

3) Daß man bei entſtandenen Zahnſchmerzen, von welcherlei Gattung ſolche gleich ſeyn mögen, ſich einige Tage über obbeſchriebenen Waſſers fleiſſig und oft bediene, ſelbiges jedesmal auf der ſchmerzhaften Seite einige Zeitlang warm in dem Munde haltend, und ſodann wieder auswerffend. Man continuiret hiermit, bis das Malum aus dem Grunde gehoben, obgleich der Schmerze ſchon des erſten Tages gewichen wäre.

4) Waklende Zähne werden mit den Fingern fein gerade, veſt und ſtark wieder in das Zahnfleiſch eingedrukt, und darneben immer dieſes warme Waſſer, wie vor berichtet, fleiſſig gebraucht. Mit wiedereindrüken eines Zahnes mus zuweilen 2. 3. auch 4. Wochen continuiret werden.

Bei ſorgfältiger Beobachtung deſſen allem hat man keine Zahnbrecher vonnöthen, ſondern erhält ein ſchön und gutes Gebis, bis in das graue Alter.

Einige Anmerkungen über die Nattern, von C. J. Sprengel, D. der Arzneikunſt, M. der K. Geſellſ.

Zu Mailand traf ich einen Natterfänger an, der ſelten ohne 60. oder mehr lebendige Nattern war, die in einem Kaſten, der oben offen war, auf dem Rüken trug, und nachdem man ſie gebrauchen wollte, lebendig oder tod verkaufte. Wie er einſtens eine trächtige Natter gefangen hatte, meldete er mir ſolches, daß ich ſehen ſolte, wie ſie mit ihrem Raube umgehen würde. Wir gaben ihr darauf einige Mäuſe, immer eine auf einmal. Unter allen Nattern, deren wol über 60. waren, bekümmerte ſich keine einzige um die Maus, bis die erwähnte trächtige, und die Maus einander entdekten: Die Maus erſchrak, die Natter aber erhob ihren Kopf, und machte mit dem Halſe einen vollkommenen Bogen, wobei ihr Maul offen war, die Zunge ſpielte, die Augen voll Feuer und der Schwanz aufgerichtet waren. Die Maus ſchien ſich von ihrem Schreken bald wieder zu erholen, und machte eine oder ein paar, manchmal auch mehr Wendungen ſehr ſchnell um die Natter herum, wobei ſie dann und wann quikte; endlich aber lief ſie ſehr ſchnell in den Rachen der Natter und ſank nach und nach ihren Schlund hinunter. Dieſe ganze Zeit über bewegte ſich die Natter nicht von der Stelle, ſondern lag in einem Kreiſe.

Man mus bemerken, daß keine Natter, die man eingeſperrt hält, friſt, als wenn ſie trächtig iſt.

Ich ſahe eben dergleichen zu Brüſſel, wo ein Soldat eine groſe trächtige Natter gefangen hatte. Das Haus, wo ich und meine Geſellſchaft ſich aufhielten, war unweit des Fiſchmarktes, und mein Wirth hatte eine Saue mit fünf Ferkelchen von 9. oder 10. Tagen. Wir lieſſen eines von den Ferkeln von der Natter in den Schwanz beiſſen, und hieben den Schwanz nach vier Minuten ab: das Ferkel ſchiene krank und ſchwindelnd, und der übriggebliebene Theil des Schwanzes ſchwoll auf, ich glaube aber, das Bluten half ihm, denn den Morgen darauf befand es ſich wieder wohl. Eben das geſchah einem andern Ferkel, das wir in den Vorderfus beiſſen lieſſen, und ſieben Minuten nach dem Biſſe, den Fus ihm, etwa zweene Zoll über dem Biſſe abhieben. Nach dieſen beiden nahmen wir die andern drei, und lieſſen ſie an verſchiedene Oerter beiſſen; zwei ſtarben die Nacht, und das dritte, dem wir etwa 5. oder 6. Minuten darauf 10. Gran Tartari Emetici gegeben hatten, kam davon.

Ich verſuchte ſolches nachgehends bei Hunden, die von Nattern waren gebiſſen worden, und fand, daß dieſes Brechmittel ihnen allen half.

Phyſicaliſche Nachricht von den Geſundbrunnen überhaupt.

DAs reineſte und klareſte Waſſer, worinn auch das ſcharfſichtigſte Auge keine vom Waſſer unterſchiedene Theile zu entdeken im Stande iſt, iſt der Fäulnis unterworffen, und mit unendlichen verſchiedenen Körperchen unter mancherlei Verhältnis vermiſcht. So verſchieden das Waſſer iſt, ſo verſchieden ſind auch deſſelben Wirkungen. Denn gleichwie ſich in allen Dingen, die die Natur hervorbringt, und die alſo nicht bloſe Geburten menſchlicher Einbildungskraft ſind, ein wunderbarer Unterſchied äuſſert, ſo äuſſert ſolcher ſich auch hier. Es iſt von den Weltweiſen auf das ſcharfſinnigſte bewieſen worden, daß in den allerkleinſten Theilen der Körper, die man ſich einbilden kan, ſie mögen einander gleich ſo ähnlich ſcheinen, wie ſie immer wollen, einiger Unterſchied ſey. Dieſes findet ein aufmerkſamer Uberleger, natürlicher Dinge durch die Erfahrung zimlich bekräftiget, ſo weit ſein blödes Geſicht die kleinen Theile zu unterſcheiden im Stande iſt.

Im Regen- Schnee- Quell- Flus- und Seewaſſer findet man nicht allein in Anſehung verſchiedener aufgelösten Theile der Körper einen Unterſchied, es iſt auch ein jedes der Schwere nach unterſchieden. Und wenn man die verſchiedene Salzquellen und Geſundbrunnen betrachtet; ſo ſiehet man, wie bemühet die Natur ſey, was ſie in ihrem Schoſſe hat, mit dem Waſſer auf mancherlei Art zu vereinigen: obgleich Boyle dem ungeachtet nicht einmal mit gewaffneten Augen ſelbige vom gemeinen Waſſer zu unterſcheiden im Stande geweſen.

Die weiſeſte Vorſorge des allerhöchſten Weſens leitet mit dieſem Element nicht allein die Theile, die zum Wachsthum und zur Erhaltung ſowol lebendiger als lebloſer Dinge nöthig ſind, an verſchiedene Oerter, ſondern ſie hat auch einige mit ſo unvergleichlichen Kräften angefüllet, daß ſie menſchliche Krankheiten und langwierige Schwachheiten zu beſiegen vermögend ſind.

Das Gerüchte erzehlet uns von vielen Geſundbrunnen mit allgemeinem Beifall Dinge, die wir Urſache haben zu bewundern, und in beſondere Betrachtung zu ziehen; und dieſes um ſo viel mehr, da die Aerzte ſelbſt die natürlichen Kräfte ſolcher Waſſer erkennen und einmüthig erheben. Faſt in allen Ländern gibt es dergleichen Waſſerſchäze. Inſonderheit iſt Teutſchland, Ungarn, Frankreich und Engelland mit ſo vielen herrlichen Quellen verſehen, deren Eigenſchaften und Wirkungen die Naturforſcher Gelegenheit gehabt zu unterſuchen, daß es mühſam ſeyn würde, auch nur alle Namen ſolcher Quellen mitzutheilen. Was die angeſtellten Unterſuchungen derſelben betrift, ſo hat es anfänglich faſt ſo viel verſchiedene Meinungen von denen in dieſen Quellen aufgelösten Materien und derſelben Erzeugung gegeben, ſo viel verſchiedene Unterſuchungen angeſtellet worden.

Hievon mögen theils die Schwierigkeit der Sache ſelbſt, theils der würkliche Unterſchied der Quellen, theils die verſchiedene Art, dieſelben zu unterſuchen, theils die aus unvollkommenen und unbedachtſamen Unterſuchungen aus unvorſichtiger Uebereilung gemachte Schlüſſe Urſache geweſen ſeyn. Uber dieſes lezte beklagt ſich ſchon Boyle in einem in Form eines Brieſes An. 1683. ausgegebenen Tractat, worinn er eine Hiſtorie der mineraliſchen Waſſer und ſeine angeſtellten Verſuche mittheilet. Es hat faſt alles, was in der Natur iſt, in den mineralichen Waſſern ſeyn müſſen, z. E. ein wahrer Salpeter, ein grobes Vitriol, Alaun, Schwefel, Arſenicum, ein ammoniacaliſches Salz, Bergharz, Kreide, ein fetter Letten, worinn Eiſentheile befindlich, ingleichen Bergkryſtall, Marmor, Bimſtein, Markaſit, Blut, und Magnetſtein.

Einige Quellen haben ihre Kräften aus den Wurzeln der nahe an den Quellen ſich befindende Gewächſe herleiten müſſen. Die ſich übereilende Einbildungskraft hat ſolchen Waſſern noch mehr zu tragen gegeben, z. E. Spiesglas, ein grobes Eiſen, Zinn, Kupfer, Silber, Blei, Queckſilber und gar Gold.

Diejenigen, denen wir eine genauere Unterſuchung beſagter Quellen zu danken haben, verſtehen unter ſolchen alles aus der Erden hervorquellende Waſſer, welches dem Geſchmak und der Würkung nach von dem gemeinen reinen Waſſer, den Salzquellen und dem Seewaſſer gänzlich unterſchieden, worinn theils reine Laugenſalze, theils irrdiſche Theile, bisweilen auch Mittelſalze ſich befinden, in welchem man ſehr oft nebſt den Laugen und Mittelſalzen einen ſehr ſubtilen Eiſenkalk antrift, imgleichen viel Luft und faſt durchgehends eine mit den kräftigſten Geiſtern angefüllte Materie, die ſich durch den Geruch und einen ſcharfen Geſchmak, imgleichen, wenn man ein ſolches Waſſer bewegt ausgieſt, oder aber mit ſaurem Wein vermiſcht, durch Bläslein und Dünſte zu erkennen gibt. Das ſind nun diejenigen Theile, mit welchen die Quellen verſehen, denen die Aerzte mit Recht den Namen der Geſundbrunnen glauben beilegen zu können.

Von ſolchen iſt hauptſächlich dieſer Hauptunterſchied zu merken, daß einige Quellen kalt, andere warm, ja bisweilen ſo heis ſind, daß man das aus ſelbigen geſchöpfte Waſſer eine Zeitlang in der freien Luft mus ſtehen laſſen, ehe man es ohne Schaden gebrauchen kan. Wenn man ins Carlsbad nur 3. oder 4. mal was gefiedertes eintauchet, ſoll es die Federn verlieren, und vom Aachener Bad ſchreibet Eduard Brown in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß man deſſen Waſſer 12. Stunden müſte ſtehen laſſen, wenn man ſich deſſelben bedienen wolte. Faſt aller Orten, wo es Geſundbrunnen gibt, trift man die kalten Quellen nicht weit von den warmen Bädern, und dieſe nicht weit von jenen an; daher ſie auch in Anſehung ihrer Grundtheile nicht viel von einander unterſchieden. Auſſer dem Unterſchied, den die Geſundbrunnen in Anſehung der Wärme und Kälte haben, gibt es auch einige Quellen, welche ihr mineraliſches Waſſer nicht beſtändig geben, ſondern zuweilen zu flieſſen aufhören, nach einer gewiſſen Zeit hingegen ihre mittlerweile geſammlete Waſſerſchäze wieder mittheilen.

Nachdem wir durch die gegebene Umſchreibung der Geſundwaſſer unſere Betrachtungen gehörig eingeſchränket, und den Hauptunterſchied der Quellen, ſo weit zu unſerm Zwek dienlich, bemerket, ſo wollen wir mit möglichſter Aufmerkſamkeit zuſehen, mit wie groſem Ernſt und Eifer fleiſſige Naturforſcher die in ſelbigen ſchwimmende Theile beſonders darzuſtellen ſich bemühet, oder aber nur aus den Würkungen auf die Gegenwart geſchloſſen, und wie weit es ihnen darinn gelungen. Wir wollen erwegen, wie ſelbige ſich die Erzeugung ſolcher Waſſer vorgeſtellet, und endlich wollen wir die vornehmſten Eigenſchaften und Würkungen, die ſich auf angezeigte weſentliche Theile gründen, und den Nuzen derſelben betrachten.

Schon im Jahre 1667. hat du Clos bei der Pariſiſchen Academie, die zuſammen mit der Engliſchen durch ihr Exempel andere zu ſorgfältiger Unterſuchung natürlicher Würkungen anzuſpornen, zugleich viele Brunnen mit Ernſt und Eifer zu unterſuchen angefangen. Ihm folgten Burlet, Chomel, Lemery, Boulduc; mit ähnlichem Fleiſſe lieſſen ſich auch Boyle, Liſter und Slare in Engelland die Sache gleichfalls angelegen ſeyn, imgleichen Stahl und Hofmann in Teutſchland.

Man hat aus ſelbigen, wie wir oben geſehen, inſonderheit viel Laugenſalz und einen ſubtilen vitrioliſchen Geiſt, bisweilen auch Mittelſalze herausgebracht, imgleichen viel Luft und eine ſubtile eiſenhaltige Materie. In einigen hat ſich zugleich die Gegenwart einer Art eines Bergharzes geäuſſert. Was die Luft und inſonderheit die ſubtile eiſenhaltige Materie betrift; ſo iſt es ganz gewis, daß man es nicht allein in den kalten Brunnen, ſondern zugleich in vielen warmen Quellen antrift. Boulduc unterſuchte die Paſſiſche mineraliſche Quellen, und fand, daß zerſtoſſene Galläpfel dem aus ſelbigen geſchöpften Waſſer eine rothe oder violette Farbe gaben; wie ſolches allezeit geſchiehet, wenn man ſie in eine flüßige Materie thut, in welcher Eiſenvitriol aufgelöſet iſt. Der Geſchmak ſelbſt gab ein Zeugnis von der Gegenwart des Eiſens. Dieſer Geſchmak verlohr ſich bei warmer Witterung; im kalten Wetter hingegen oder an einem kalten Orte in wol zugemachten Gefäſſen veränderte ſich das Waſſer in vielen Monaten nicht. Er merkte aber doch endlich, daß ſich etwas zu Boden geſezet hatte, und daß der eiſenhafte penetrante Geſchmak zugleich gänzlich aufgehöret. Wenn er eine Bouteille Waſſer in die Sonne ſezte, da gieng dieſe Veränderung noch eher vor ſich, und dieſes geſchahe noch eher, wenn er das Waſſer evaporirte oder diſtillirte, er mochte ſich gleich eines ſo geringern Feuers bedienen, als er immer wollte. Währender Evaporation war das Waſſer trübe, es ſtieg eine Menge Luftblaſen in die Höhe, welche, ſo bald ſie die Oberfläche erreichten, ſich verloren, und eine Materie, daraus endlich ein dünnes Häutlein wurde, zurük lieſſen. So lange die Blaſen in die Höhe giengen, ſo lange hatte das Paſſiſche Waſſer einen eiſenhaften Geſchmak, und gab zugleich eine Tinctur mit zerſtoſſenen Galläpfeln; ſo bald aber die Blaſen aufhörten, ſo bald hörte auch dieſes mit auf, das Waſſer ward hell und klar, nachdem ſich etwas zu Boden geſezet hatte.

Boulduc ſezte das Waſſer in einen luftleeren Raum, da dehnete ſich die im Waſſer eingeſchloſſene Luft aus, indem ihr von auſſen nichts widerſtund. Es zeigten ſich groſe Blaſen, und es lies nicht anders, als wenn das Waſſer in vollem Sieden wäre. Er nahm das Waſſer nach einer Viertelſtunde aus dem luftleeren Raume wieder heraus, machte das Glas mit Sorgfalt zu, ſezte es an einen kalten Ort, und merkte an, daß das Waſſer bald darauf anfieng trübe zu werden, und daß ſich etwas zu Boden ſezte; doch dauerte es wol beinahe 3. Tage bis ſich alles zu Boden geſezt hatte, da denn der eiſenhafte Geſchmak zugleich vergangen war. Er konte aber von der Gegenwart des Eiſens auch auf dieſe Art noch nicht den vollkommenſten Grad der phyſicaliſchen Gewisheit haben, ob er gleich von der Menge der Luft in den mineraliſchen Waſſern überzeuget wurde.

Endlich nahm er eine Diſtillation vor, und brachte ſo viel zuwege, daß die ſchweren irdiſchen Salz- und andere Theile zurük blieben. Diejenige Materie, ſo in dem Gefäſe, als die ſchwereſte, die unterſte Stelle einnahm, ſonderte er von der übrigen ab, und löſete ſolche in allen ſauren mineraliſchen Geiſtern auf, welches ein neues Kennzeichen war, daß es ein metalliſcher Körper ſeyn müſte. So bald er zu den Geiſtern, darinn die Materie aufgelöſet war, noch zerſtoſſene Galläpfel hinzuthat, ſo bald entſtund eine Tinctur, als wenn in ſelbigen Eiſenfeil wäre aufgelöſet worden. Wenn er die abgeſonderte Materie über geſchmolzen Salpeter warf, that es eben die Würkung, die ſonſten Eiſenfeil in ähnlichen Umſtänden zu thun pfleget. Da er endlich die Materie in einer zugedekten Scherbe ohne Zuſaz geſchmelzet, und auf dieſe Art alles Salz, ſo etwa noch der Materie anhängen möchte, abgeſondert hatte, hieng die Materie auch dem Magnetſtein an, und alſo zeigte ſich vollkommen die Natur des Eiſens. Auf ähnliche Art ſonderte Boulduc das Eiſen aus den Bourboniſchen und Vichiſchen Bädern. Hofmann, der den Pyrmonter-Bruñen unterſuchet, verſichert, daß zerſtoſſene Galläpfel, Theeblätter und Granatenblüthe deſſen Waſſer anfänglich blau, darauf purpurroth und endlich ſchwarz färbten, und daß, wenn man ſpiritum vitrioli hin-

ein

eingöſe, die Farbe ſich verlöre. Er ſchreibet dem Waſſer zugleich einen vitrioliſchen Geſchmak zu. Das gelinde Egriſche Brunnenwaſſer ſoll, nach ſeinem Bericht, durch Galläpfel nur eine Purpurfarbe bekommen. Das Schwalbacher- Spa- und Carber-Brunnenwaſſer in der Wetterau ſollen einen gelben Bodenſaz, die beiden erſten von zerſtoſſenen Galläpfeln zugleich eine purpurfarbene Tinctur, das lezte aber nur eine blaue geben. Alle kurz berührte Waſſer ſollen zugleich den Stuhlgang ſchwarz färben, welches die Aerzte als einen neuen Beweis anführen, daß in ſelbigen ein ſubtiles Eiſen ſich befinden müſſe. Wenn man bedenket, daß Boulduc aus den Paſſiſchen Waſſern, die auch nur eine rothe und violette Farbe durch zerſtoſſene Galläpfel bekommen, ein wahres Eiſen hervorgebracht; ſo iſt es zimlich wahrſcheinlich, daß man auch aus allen obbeſchriebenen Quellen ein Eiſen hätte zum Vorſchein bringen können, wenn man die Unterſuchung auf ähnliche Art fortgeſezet hätte. Auch im Carls- und Emſerbade ſoll man was eiſenhaftiges antreffen. Ob nun gleich in verſchiedenen Sauerbrunnen und warmen Bädern Merkmale von einem eiſenhaften Weſen gefunden werden; ſo ſoll es doch auch andere geben, darinn ſich nichts von Eiſen zeigen ſoll, wie zum Exempel das Selter Brunnenwaſſer, das keine Tinctur mit Galläpfeln, auch keinen gelben Bodenſaz geben ſoll, auſſer daß es, wenn man zergangen Weinſteinſalz hinzugöſſe, milchfarbicht würde, ohne daß ſich etwas zu Boden ſezte. Bei dem Tönſteiner und Wildunger Brunnen ſoll man ein ähnliches wahrnehmen; auſſer daß ſich nach Vermiſchung mit zergangenem Weinſteinſalz zugleich eine kalkhafte Materie abſondern ſoll. So wird auch das Aachenerbad von zerſtoſſenen Galläpfeln im geringſten nicht geändert. Vieler andern zu geſchweigen. Es gibt endlich auch ſolche Geſundbrunnen, die nur ein eiſenhaftes Weſen bei ſich führen, und in welchen man nichts weiter entdeken kan. Zerſtoſſene Galläpfel geben ſolchen Waſſern eine purpurrothe und bisweilen eine ſchwarze Farbe. Man pfleget in den Gefäſſen, worinn man ein ſolches Waſſer aufbehält, nach einigen Wochen einen gelben Bodenſaz anzutreffen, welchen man durch die Calcination in einen warhaftigen Crocum Martis ſoll verwandeln können. Zu dieſen Brunnen rechnet man den Lauchſtädter in Meiſſen, den Radebergiſchen bei Dresden, den Bebraiſchen in Thüringen, den Freiwalder in der Mark, den Weiſenburgiſchen in Franken. Aus dem, was angeführt, ſehen wir, daß das Eiſen aus denen Brunnen, in welchen es ſich befindet, nicht auf eine ſolche Art abgeſondert worden, daß man deſſen Verhältnis zu den übrigen Theilen beſtimmet hätte, welche vielleicht deswegen, weil ſie ſehr klein, ſich nicht angeben läſt. Was die Luft betrift, ſo hält ſich dieſe in allen flüſſigen Materien häufig auf, abſonderlich aber in den mineraliſchen Waſſern, aber doch auch in einigen mehr, als in andern. Wie ſie ſich in den Paſſiſchen Quellen geäuſſert, haben wir geſehen. Von dem Pyrmonter-Waſſer verſichert Hofmann, daß es mit dieſer elaſtiſchen Materie ſo reichlich verſehen, daß es im Stande ſey, eine zugemachte Flaſche zu zerſprengen, wenn es nur ein wenig warm gemacht würde. Von dem Carberwaſſer in der Wetterau ſchreibet er, daß es, wenn es geſchüttelt und die Oeffnung der Bouteille mit einem Daumen zugehalten würde, nach abgeſeztem Daumen mit ſtarkem Geräuſch 8. bis 10. Schritte weit herausſprize, ſo auch von vielen andern Quellen.

Sobald Boulduc gewis war, daß in den Paſſiſchen mineraliſchen Waſſern ein ſubtiles Eiſen befindlich, muſte er als ein ſcharfſinniger Naturforſcher darauf denken, wie es möglich wäre, daß ein Eiſen von ſolchem Waſſer könnte aufgelöſet werden. So viel ſahe er, daß nach einer vorhergegangenen Bewegung die Eiſentheile von dem Waſſer abgeſondert worden; die Bewegung möchte nun entweder durch die Wärme, oder auch durch die Ausdehnung der in dem Waſſer eingeſchloſſenen Luft in einem luftleeren Raume entſtehen. Er wuste dabei, daß das Eiſen nur von einem ſauren Spiritu könne aufgelöſet werden. Hierauf kam er nun auf die Gedanken, zu unterſuchen, ob ſich auch ein dergleichen ſaurer Geiſt von den mineraliſchen Waſſern abſondern lieſſe. Es war ihm bekannt, daß viele Gelehrte ſolches glaubten, inzwiſchen ihren Glauben nur darauf gründeten, daß ſie in den mineraliſchen Waſſern einen vitrioliſchen, und bisweilen einen weinſäuerlichen Geſchmak wahrgenommen, oder aber, daß ſie, nachdem ſie in die mineraliſchen Waſſer Gallapfel geſtreuet, bemerket, daß ſelbige eine Farbe bekommen, welches ſie für ein Merkmahl nicht allein von der Gegenwart des Eiſens, ſondern auch eines mit einem Eiſen vereinigten Vitriolſpiritus oder eines Vitriolſalzes gehalten. Er wuste, daß ſie dieſen Vitriolſpiritum dabei für ſo flüchtig hielten, daß er ſich durch alle chymiſche Künſte nicht auffangen lieſſe. Ob ihm nun gleich nicht verborgen war, daß ſie ihren chymiſchen Glauben auf chymiſche Verſuche gründeten, indem ſie öfters die mineralichen Waſſer eine Weile an einem warmen Orte pflegten ſtehen zu laſſen. Da ſich ſelbige durch zerſtoſſene Galläpfel nicht mehr verändern lieſſen, ſo lies er ſich doch nichts anfechten; er bemühete ſich, den ſauren vitrioliſchen Geiſt von dem Paßiſchen Waſſer würklich abzuſondern. Zu dieſer Arbeit wurde er aufgemuntert, da er nicht allein ſelbſt viele Anzeigungen von der Gegenwart deſſelben hatte, ſondern ſogleich wuste, daß ſein Vorgänger du Clos denſelben aus einem gewiſſen Brunnen durch die Deſtillation ſchon verlängſt hervorgebracht, und daß Stahl ausdrüklich behauptet hatte, es lieſſe ſich derſelbe aus den mineralichen Waſſern ſcheiden. Er konnte ſich nicht einbilden, daß der Vitriolſpiritus währender Deſtillation gänzlich verloren gehen könnte, und meynte, es müßte ſich in der nach der Deſtillation zurükgebliebenen Materie, wovon er das Eiſen, wie oben gemeldet, abgeſondert, noch ein ſolcher Spiritus finden. Er löſete alſo von der Materie im Waſſer ſo viel auf, als ſich auflöſen lies, gos, was ſich aufgelöſet hatte, von dem übrigen ab, und evaporirte davon das Waſſer; das zurükgebliebene Salz deſtillirte er ohne allen Zuſaz, und freuete ſich herzlich, da er bei einem gelinden Feuer einen Nebel herauf ſteigen ſahe, der ſich allgemach an die innere Fläche des Halſes der Vorlage anſezte, und endlich in Geſtalt fetter Streifen herabflos. Da er die Deſtillation fortſezte, gieng auch ein wahrer mineraliſcher Schwefel in die Höhe, und ſezte ſich an den Hals der Vorlage an. Wie dieſer Schwefel währender Deſtillation habe erzeuget werden können, werden wir unten an ſeinem Orte ſehen. Der auf beſchriebene Art von den mineraliſchen Waſſern abgeſonderte Spiritus hatte einen ſäuerlichen Geſchmak, einen kräftigen und penetranten Geruch nach abgebranntem Schwefel. Es war alſo ein ſehr flüchtiger Schwefelſpiritus. Boulduc glaubte, daß die Natur im Stande wäre, in ihrem unterirdiſchen Laboratorio dieſen Geiſt mit dem Eiſen zu verbinden, und ein Vitriol darzuſtellen, desgleichen die Natur nicht nachmachen könnte. Er hatte dabei das Vertrauen, daß viele andere mineraliſche Waſſer ebenfalls einen ſolchen Spiritum beſizen müsten. Herr Seip hat aus 3. Pfunden vom Pyrmonter Brunnenſalze 6. Loth von einem flüchtigen Vitriolſpiritus, und ein Quintgen vom ordentlichen Schwefel bekommen. Du Clos hielte verlängſt dafür, daß man die Würkungen der mineraliſchen Waſſer hauptſächlich einem ſolchen Geiſte zuſchreiben müste. So bald als man in Schweden 1574. den erſten Geſundbrunnen entdeckte, und ein Schwediſcher Arzt, Namens Hiörna, Gelegenheit bekam, die Natur deſſelben und anderer Brunnen zu erforſchen, behauptete er in einem herausgebenen Tractat, daß die meiſten Waſſer einen ſauren flüchtigen Geiſt bei ſich führeten, den er mit einer vom Helmontio entlehnten Benennung gas belegte, der ſich bisweilen offenbar durch einen penetranten und prikelnden Geruch zu erkennen gäbe, wie zum Exempel im Schwalbacher- Spa- Pyrmonter- und Egriſchenwaſſer, und andern mehr. Ob nun gleich dieſer Spiritus in den meiſten Brunnen angetroffen wird; ſo bleibet er doch mit ſelbigem in einem Gefäſſe auſſer der Quelle lange nicht vereiniget. In den Quellen ſelbſt hingegen verſpüret man ordentlich keine Abnahme der Kräfte. Es gibt alſo einen ſubtilen ſauren Vitriolgeiſt in den Geſundbrunnen, und einige Quellen haben eine ſo merkliche Säure, daß Varenius in ſeiner Geographia generali ſchreibt, daß im ſchwefelreichen Königreich Sicilien eine Quelle ſey, aus welcher man ſich des Waſſers anſtatt des Eßigs ſoll bedienen können. Die beſchriebene Art, den flüchtigen vitrioliſchen Geiſt aus den mineraliſchen Waſſern abzuſondern, überzeugte den Herrn Boulduc, daß der ſaure Geiſt eben nicht gänzlich durch die erſte Deſtillation verlohren gegangen war. Doch mus ſich von ſelbigem etwas verlieren; denn durch hydroſtatiſche Verſuche hat man gefunden, daß die mineraliſchen Waſſer, wenn ſie eine Weile in freier Luft an einem warmen Orte ſtehen, nicht mehr die vorige Art der Schwere haben, ſondern von ſchwererer Art ſind, als friſches aus eben denſelben Quellen geſchöpftes Waſſer. Dieſes zeiget an, daß viele Theile von leichterer Art flüchtig worden. Doch alles dieſes konnte nicht hinlänglich ſeyn, den Herrn Boulduc zu überführen, daß der ſaure Geiſt gänzlich davon flöhe, da er denſelben würklich abgeſondert hatte. Inzwiſchen wollte er den zureichenden Grund wiſſen, warum dieſer ſaure Spiritus in dem Paſſiſchen Waſſer das Eiſen verlaſſe, und ſich mit einer andern Materie vereinige. Er wuste, daß ein ſaurer Spiritus beſtändig eine metalliſche Subſtanz verläst, wenn er ſich mit Laugenſalzen vereinigen kan, wie denn dieſes der natürliche und ordentliche Weg iſt, deſſen ſich die Naturforſcher bedienen, eine metalliſche Subſtanz von einem ſauren Spiritu zu ſcheiden. Wenn man z. E. zum aufgelösten Vitriol Weinſteinſalz hinzuthut, oder aber ein anderes Laugenſalz; ſo entſtehet ein Wallen, die metalliſchen Theile vom Vitriol fallen zu Boden, der ſaure Geiſt des Vitriols vereiniget ſich mit dem Weinſteinſalz, und der vitrioliſche Geſchmak äuſſert ſich nicht mehr. Eben ein ſolches Wallen bemerkte Boulduc in den Paſſiſchen Waſſern, ſo bald eine äuſſerliche Bewegung durch Wärme, oder ſonſt die verſchiedenen Theile in denenſelben an einander ſtieſſen. Solches nahm er als ein offenbares Merkmal an, daß die laugenhaften und ſauren Salze in einander würkten. Die Folge, da das Eiſen zu Boden fiel, und der vitrioliſche Geſchmak gänzlich aufhörete, bewis die Sache ebenfalls.

Anfänglich konnten ſichs die Naturforſcher nicht einbilden, daß ein Laugenſalz in den mineraliſchen Waſſern ſtatt finden könnte; weil ſie daſſelbe ſonſt durch ein gewaltſames Feuer bereiten musten, indem ſie die Pflanzen zu Aſchen verbrannten, und aus der Lauge dieſer Aſche das Salz hervor bringen musten. Sie konnten nicht begreifen, wie die Natur im mineralichen Reiche dergleichen Salze hätte verfertigen können. Du Clos und viele andere mit ihm getraueten ſich alſo nicht, das ſolchem ähnliche Salz mit dem Namen eines Laugenſalzes zu belegen, ſondern nennte es das Nitrum oder Natrum der Alten. Liſter nannte es ein kalkichtes Nitrum, Sie ſtimmten darinn überein, daß ſie es nicht für einen wahren Salpeter hielten, ſondern für eine gewiſſe Materie, die mit einem laugenhaften Salze eine groſſe Aehnlichkeit hätte. Die neuern ſtehen im geringſten nicht bei ſich an, in den meiſten Geſundbrunnen ein wahres Laugenſalz zu ſuchen, und demſelben die alleredelſten Würkungen in dem menſchlichen Körper beizulegen. Sie evaporiren oder deſtilliren die mineraliſchen Waſſer, die zurükgebliebene Materie laugen ſie durch deſtillirtes Waſſer aus, kochen die Lauge ein, ſezen alsdenn das Gefäs an einen kalten Ort, und finden, daß ſich meiſtentheils Kryſtallen anſchieſſen. Wenn ſie auf dieſes Salz einen laugenhaften Spiritum, als den Urin, und Hirſchhornſpiritum, imgleichen ein zergangenes Weinſteinſalz, oder auch aufgelöſete Potaſche gieſſen, nehmen ſie keine Veränderung wahr. Ja nicht einmal, wenn ſie ſolche flüſſige Materien in friſche mineraliſche Waſſer tröpflen.

Dieſes zeiget an, daß in dem Salz und in dem Waſſer keine oder wenig Säure ſich befinde. So bald man aber einen ſauren Spiritum, und bei einigen, die ſonderlich viel Laugenſalz in ſich haben, nur etwas vom Rheinwein eingieſſet, ſo bald entſtehet ein heftiges Wallen, und endlich, wenn das Sieden aufhöret, ein Mittelſalz. In einigen Geſundbrunnen machet die Natur ſelbſt ein ſolches Mittelſalz, ſo mit Glaubers ſogenanntem wunderbaren Salz, dem Tartaro Vitriolato, oder auch dem engliſchen Salze, bisweilen mit dem Meerſalze übereinkommt. Nachdem Boulduc auf oben beſchriebene Art die irdiſche Salz- und andere Theile von den mineraliſchen Waſſern geſchieden, hatte ſo viel davon aufgelöſet, als ſich davon auflöſen lies, darauf von dem aufgelöſten die Feuchtigkeit wieder evaporiret, und daſſelbe in Kryſtallen anſchieſſen laſſen, und endlich aus den Kryſtallen, wie wir oben geſehen, den ſauren vitrioliſchen Spiritum deſtilliret; ſo löſete er, was in der Retorte zurük geblieben, im Waſſer noch einmal auf, evaporirte die Feuchtigkeit, und lies ſichs darauf in Kryſtallen anſchieſſen. Dieſe Kryſtallen ſtellten ein wahres Glauberiſches Salz dar, nach dem Geſchmak und äuſſerlichem Anſehen. Weil nun ferner Boulduc nicht unbekannt war, daß aus einem Vitriolöhl und Meerſalz das Glauberiſche Salz durch die Kunſt ſich hervorbringen läſt; ſo muthmaſſete er deswegen, es möchte auch in den Paſſiſchen Waſſern, wie du Clos von verſchiedenen andern Geſundbruñen verſichert, würklich ein Meerſalz anzutreffen ſeyn. Es verrieth ſich ihm ein ſolches glüklich auf folgende Art:

Er ſtürzte im Scheidewaſſer aufgelöſtes Silber in den Paſſiſchen Waſſern zu Boden, (indem er von dem aufgelöſten Silber einen Tropfen nach dem andern in eine Portion mineraliſcher Waſſer eintröpfelte) und ſammlete eine Menge von ſolchem zu Boden geſtürzten Silberkalke, vermiſchte ſelbigen mit gleiviel Zinnober, und deſtillirte die Materie in einer Phiole. Der Schwefel muſte ſich nothwendig von dem Zinnober trennen, und dem Silberkalk anhangen, das Salz hingegen, welches ſich an das untergeſtürzte Silber angeſezet hatte, vereinigte ſich mit dem Quekſilber, der in dem Zinnober befindlich, ſezte ſich oben an den Hals der Phiole an, und war nichts anders, als ein wahrhaftiger Mercurius ſublimatus. Da nun dieſer ohne Küchen- oder Seeſalz nicht kan gemacht werden; ſo ſchlos er, daß ſich an das Silber ein ſolches Salz angeſezet hätte. Weil nun das Silber [illegible] dem Scheidewaſſer durch die mine[illegible]ſchen Waſſer war abgeſondert worden, ſchlos er weiter, daß ſich aus den mineraliſchen Waſſern an das Silber etwas vom Meerſalz angeſezet hätte. Es verrieth ſich ihm in den Bourboniſchen Waſſern eben auch dieſes Salz. Er brachte endlich gar die Kryſtallen von einem wahren Meerſalze würklich aus dieſem Quellwaſſer hervor. Von dem Pyrmonterbrunnen ſchreibet Hofmann, daß er daraus, nach angeſtellter Evaporation, eine Materie heraus gebracht, die, nach hinzugetröpfeltem Vitriolöhl, alſofort einen ſubtilen Dampf von ſich gegeben, der heftig in der Naſen gekizelt, eben wie es zu geſchehen pflegt, wenn man gemeines Salz mit Vitriolöhl vermiſcht. Eben dergleichen geſchahe auch mit dem Tönſteiner Brunnenſalz, nachdem er einige Tropfen von dem ſtärkeſten Vitriolöl hinzugetröpfelt. Wenn man 2. Pfund von dem Wisbade verrauchen läßt, ſoll ein halb Quintlein trokene Materie zurük bleiben, welche in glüenden Kohlen praſſeln, von wenigen Tropfen eines Vitriolöls in eine heftige Wallung gerathen, und einen durchdringenden Dampf, eben als wenn man gemeines Salz und Vitriolöl miteinander vermiſcht, von ſich hauchen ſoll. Liſter und viele andere haben in verſchiedenen Brunnen etwas von einem gemeinen Salze gefunden. Daß die Paßiſchen Waſſer ein Mittelſalz geben, von der Art, als des Glaubers wunderbares Salz, haben wir geſehen. Eben ein ſolches geben auch die Bourboniſchen Quellen, und die Egriſchen Brunnen in Teutſchland, imgleichen die laulichte Quelle im Carlsbade, der Mühlbrunn genannt. So gibt es noch viele andere Brunnen, die mit dergleichen Salz verſehen. Hiebei wollen wir nicht unbetrachtet übergehen, wie Boulduc dem Zweifel derjenigen begegnet, die oben beſchriebene Art, die Salze aus den mineraliſchen Waſſern abzuſondern, deswegen getadelt, weil man nicht vergewiſſert ſeyn könnte, ob dergleichen Salze, die man hervorbringt, ſich würklich in den mineraliſchen Waſſern befänden, oder ob ſie nicht durch ein heftiges Feuer während der chymiſchen Operation erzeuget würden. Er lies eine Menge Waſſers aus den warmen Bourboniſchen Quellen gefrieren, ſchlug das Eis in Stüken, und fand in der Mitte klares Waſſer, ſo einen ſehr laugenhaften Geſchmak hatte. Da dieſe Lauge davon flos, nahm ſie ganz vollkommen formirte Kryſtallen mit ſich, die eine vollkommene Aehnlichkeit mit den Kryſtallen hatten, die durchs Feuer aus eben dieſem Quellwaſſer waren hervorgebracht worden, auſſer daß ſie kleiner waren.

Ob man nun gleich bisweilen dergleichen Mittelſalze, wie im vorhergehenden beſchrieben, in den Geſundbrunnen antrifft, ſo geſchiehet das doch nicht ordentlich. Ordentlich aber ſoll man ein fixes Laugenſalz ohne Säure in denſelben antreffen, und zwar in den warmen Bädern mehr, als in den kalten Brunnen. Von dieſem Salz trift man in den beſten Geſundbrunnen in Anſehung der übrigen Grundtheile am meiſten an. Hofmann hat im Carlsbade nach Abrauchung des Waſſers aus 2. Quintlein rükſtändiger Materie 1. Scrupel Laugenſalz bekommen. Aus dem Bolliſchen Brunnen im Herzogthum Würtenberg und aus dem Emſer Bade in der Wetterau ſoll man eben ſo viel Laugenſalz ziehen. Von dem Aachenerbad ſoll 1. Pfund Waſſer 20. Gran Laugenſalz geben. Aus den Bourboniſchen Bädern in Frankreich hat Chomel aus einem Pfund Waſſer 20. Gran Laugenſalz bekommen. So ſollen auch die Töplizer- und Hirſchbergerbäder aus 6. Maas Waſſer ein Quintgen Laugenſalz geben. Der Selterbrunnen gibt aus 2. Apothekerpfunden 2. Scrupel Laugenſalz. Der Sauerthaler gibt aus eben ſo viel Pfunden 16. Gran Laugenſalz, die Wildungiſchen aber nur 4. Gran. Sonſten wallen unterſchiedene andere Waſſer, wenn ſie mit ſauren Sachen vermiſcht worden, auf, und zeigen alſo ſchon hierdurch an, daß ſie ein dem ſauren Salz entgegen geſeztes Laugenſalz bei ſich führen, wie zum Exempel das Pyrmonter- Spa- und Schwalbacherwaſſer, der Gerbersweiliſche und Greisbachiſche Brunnen im Elſas, der Landſteniſche in der Pfalz nicht weit von Andernach; der Brudelsbrunnen, das Wildbad im Herzogthum Würtenberg; der Uberlinger, imgleichen der Göppinger in Schwaben; die Paßiſchen Waſſer und Bourboniſchen Bäder ꝛc.

Auſſer dem, daß dieſes Salz, wenn es mit ſauren Spiritibus verſezt wird, ein Mittelſalz macht, gibt es, wenn es mit ammoniacaliſchem Salz vermiſcht wird, einen penetranten urinöſen Geruch; ſtürzet aus einer Vitriolſolution das Eiſen zu Boden; zergehet in der freien Luft, und wird flüßig, wie ein Weinſteinſalz; kan keine Milch gerinnen machen, die Milch mag kalt oder warm ſeyn, ſondern löſet eine geronnene Milch vielmehr auf, und erhält ſolche eine Zeitlang flüßig. Dieſes Laugenſalz in den mineraliſchen Waſſern iſt fixer Natur, und verflieget nicht im Feuer. Es gibt bisweilen auch ein flüchtiges Laugenſalz in den mineraliſchen Waſſern, und ſonderlich den kalten; denn wenn man das aus einigen Quellen geſchöpfte Waſſer alſobald mit ſauren Sachen vermiſcht, ſo entſtehet gleich ein Wallen und Brauſen. Läst man es aber eine Weile ſtehen, oder macht, daß durch Kochen die flüchtige Salze verfliegen, ſo geſchieht dieſes nicht mehr, ob man gleich nicht nach vollbrachter Evaporation im Grunde des Gefäſſes noch eine laugenhafte Erde antrift. Dieſe laugenhafte Erde trift man aber nicht allein in den Quellen an, in welchen ein flüchtiges Laugenſalz ſich befindet, ſondern auch in vielen andern. Bisweilen iſt ſie ungemein weis und zart. Eine ſolche pflegen die Chymici zu brennen, und bekommen daraus eine Materie, die im Waſſer einen Sod macht, wie der beſte ungelöſchte Kalk. Einige Geſundbrunnen ſind weder mit einem ſubtilen Eiſen, noch mit Laugenſalzen, noch auch mit ſubtilen vitrioliſchen Geiſtern verſehen, ſondern führen nur ein bitteres Salz mittlerer Gattung, und ſonſt trift man in ſelbigen nichts an, wovon man ſich groſſe Würkungen im menſchlichen Leibe verſprechen könnte. Es ſollen aber ſelbige ſehr rar ſeyn. Hofmann hat aus dem Sedlizerbrunnen dergleichen Salz herausgebracht, welches er aus einem kalkhaften Weſen und ſauren Salz zuſammen geſezt zu ſeyn glaubet. Andere ſollen nebſt dem kalkhaften Salze ein wenig von gemeinem Salz bei ſich führen, als der Razeburger Brunnen.

Endlich wollen wir unterſuchen, in wiefern ein mineraliſcher Schwefel in den mineraliſchen Waſſern ſich aufhalten könne. Daß Herr Seip einen mineraliſchen Schwefel bekommen, indem er den ſauren vitrioliſchen Spiritum von dem Pyrmonter-Brunnenwaſſer abſondern wollen, imgleichen auch Boulduc, das haben wir oben geſehen. An und vor ſich kan nach der Chymicorum Meinung ein würklich aufgelöſter mineraliſcher Schwefel in den mineraliſchen Waſſern ſich nicht finden. Oben aber kan er wol ſtükweiſe oder in Geſtalt einer ſubtilen Haut ſchwimmen. Das, was ſolche, berühretes zu glauben, überredet, iſt, daß im Fall eine dergleichen Auflöſung vorgienge, der ſogenannte hepar ſulphuris entſtehen, und ſich durch den Geruch verfaulter Eier verrathen würde, welches aber nicht geſchieht. Boulduc fand in den Paßiſchen Waſſern ein Bergharz, oder eine aus Bergharz und Meerſalz vermiſchte Materie; denn wenn er auf ſelbige ein Vitriolöl gos, verflog der penetrante Geiſt des gemeinen Salzes merklich. Er war bemühet, von dem Meerſalze dieſes Bergharz zu ſcheiden. Er gos alſo zu der Materie eine gewiſſe Portion Vitriolöl, und deſtillirte dieſes. Das ſaure hinzugegoſſene Vitriolöl vereinigte ſich leicht mit der laugenhaften Erde des Meerſalzes, und ſtellete das wunderbare Glauberiſche Salz dar. Der entbundene Spiritus des Meerſalzes gieng in die Vorlage über. Ein Theil von dem Vitriolöl vereinigte ſich mit der verbrennlichen Materie des Bergharzes, und formirte einen mineraliſchen Schwefel, welcher ſich oben in den Hals der Retorte anſezte. Hieraus kan man begreifen, wie bisweilen aus den mineraliſchen Waſſern in der Deſtillation ein würklicher mineraliſcher Schwefel ſich erzeugen könne, wenn ſich in den mineraliſchen Waſſern ein ſubtiler Bergharz und ein ſubtiler vitrioliſcher Geiſt befindet.

Nachdem wir nun die Hauptgrundtheile der Geſundbrunnen betrachtet, und den Herren Chymicis zugeſehen, wie ſie aus den mineraliſchen Waſſern die würkſamen Theile zum Vorſchein bringen, oder ſonſt derſelben Gegenwart beweiſen, als zum Exempel, einen flüchtigen vitrioliſchen Geiſt, viel Luft, fixe und flüchtige Laugenſalze, ein ſubtiles Eiſen, bisweilen einige Mittelſalze, Bergharz und ſubtile, irdiſche und kalkhafte Theilchen, ſo wird es nunmehro Zeit ſeyn, daß wir zuſehen, wie dieſe mineraliſche Waſſer in der Erden erzeuget werden. Vor allen Dingen iſt zuerſt in aufmerkſame Betrachtung zu ziehen, die Erzeugung der groſen Hize bei einigen Brunnen. Daß die Natur in ihren unterirdiſchen Behältniſſen in der Erden ein Feuer habe, welches unſer Küchenfeuer an Heftigkeit übertrift, zeiget der Sicilianiſche Aetna, der Neapolitaniſche Veſuvius, ingleichen der im kalten Island wütende Hecla, und viele andere feuerſpeiende Berge. Die benannten ſind inzwiſchen die ofenbarſten und nächſten Zeugen, daß die Natur in der Erden viel von dergleichen Materie ſammle, wodurch ſie zuweilen durch Erdbeben und durch Auswerfung vieler Flammen und ſchweren Körper ein ſchrekenvolles Spiel erregen kan. Lemery zeigte, daß man der Natur dieſes Spiel nachmachen könnte. Er machte aus 50. Pfund ſubtil zergoſſenem Schwefel und eben ſo viel reinem Eiſenfeil vermittelſt reines Waſſers einen diken Taig, legte ſelbigen in einen Topf, dekte den Topf mit Leinwand zu, und verſcharrte ihn 1. Fus tief in die Erde. Nach 8. Stunden ohngefehr fieng ſich die Erde an in die Höhe zu begeben und zu berſten. Es fuhr aus den Rizen ein ſchweflichter Dampf und endlich eine Flamme heraus. Nachdem die Flamme aufgehöret, nahm er eine rund um die Rizen ausgeſtreuete gelbe und ſchwarze Materie wahr. Hätte er mehr Materie genommen, würde er es der Natur noch beſſer nachgemacht haben. Die in der Materie eingeſchloſſene Luft muste durch die von auſſen eindringende Wärme ausgedehnt, und die Materie in Bewegung geſezt werden. Das Eiſen muste an den Schwefel anſtoſſen. Die Säure im Schwefel, welche ein vollkommenes Vitriolöl iſt, muste, wie ordentlich geſchiehet, das Eiſen auflöſen, und eine Hize erregen. Durch dieſe Hize muste die eingeſchloſſene Luft noch mehr ausgedehnet, die Erde alſo aus einander getrieben, und durch den Zuflus der kalten Luft die verbrennliche Materie des Schwefels angezündet werden, und alſo durch die Rize in Geſtalt einer Flamme heraus fahren.

Lemery glaubte, daß die Natur in den feuerſpeyenden Bergen einer ähnlichen Materie ſich bedienete. Dieſes glaubte er um ſo viel eher, weil er wuſte, daß man, nachdem derſelben ſchrekhafte Würkungen aufhörten, würklich viel Schwefel um den Bergen auf der Oberfläche der Erde anträfe, in den Rizen der Erde aber, wo die Flamme herausgefahren, eine Materie, die den Eiſenſchlaken, die ſich in den Schmiedehütten von dem Eiſen ſcheiden, ähnlich wäre, ſich befinde. Da nun auf dieſe Art klar iſt, daß unter der Erde auch in den kälteſten Weltgegendē, wie z. E. in Jsland, ein Feuer kan erzenget werden; ſo iſt nicht unbegreiflich, daß auch an den Orten, wo es warme Quellen gibt, dergleichen unterirrdiſche Hize entſtehen könne, wodurch die mineraliſchen Waſſer können gekocht, und erhizet werden; und dieſes um ſo viel mehr, je offenbarere Anzeigungen man würklich davon hat. Hofmann, der öfters im Carlsbade geweſen, und ohne allen Zweifel auf alles genau Achtung gegeben, was er vermeynet, zur Erforſchung der Natur der Geſundbrunnen etwas beizutragen, verſichert, daß die Erde im Carlsbade ſo warm wäre, daß die Leute gezwungen würden, ihre Keller auſſer der Stadt in Bergen anzulegen, und daß auf der Straſſe wegen der Wärme der Schnee im Winter ſehr bald ſchmelze. Ja auch auſſer der Stadt ſoll es Stellen geben, wo der Schnee leichte ausdauet. In dem ganzen Elbogiſchen Diſtrict gibt es, nach des Jeſuiten Bogislaf Balbini Bericht in ſeinen Sammlungen zur Hiſtorie des Königreichs Böhmen, eine groſſe Menge Steinkohlen, und bei Falkenau ſoll ein Berg gelegen ſeyn, unter dem es beſtändig brennen ſoll. Wann man das Ohr an die Erde hält, ſoll man ein ſtarkes Brauſen und Rauſchen vom Wind und Feuer hören. Wenn ſich das Wetter merklich ändert, ſoll der Berg Nacht und Tag ganz helle brennen. Hofmann verſichert, daß man ſchon vor 200. Jahren nicht weit vom Carlsbade Vitriolwerke angelegt gehabt. Jm Aachenerbad trift man würklich mineraliſchen Schwefel oben ſchwimmend an, und in der Gegend herum eine groſſe Menge Galmei. An allen übrigen Orten, wo es warme Bäder gibt, ſoll es zugleich Schwefel und Eiſenkieſe in groſer Menge geben, oder auch Steinkohlen und Bergharz. Erweget man dieſes, und vergleichet es mit dem, was von dem feuerſpeienden Bergen da geweſen; ſo iſt leicht zu erachten, daß ſolche Materien, wenn Waſſer durch ſelbige durchdringet, in eine innerliche Bewegung gerathen und ſich erhizen müſſen. Flieſſet nun nicht weit von dergleichen erhizten Materien eine Quelle, ſo mus nothwendig ſelbige von der ſich ausbreitenden Hize gekochet werden, und auf dieſe Art müſſen die warmen Bäder entſtehen. Die Naturforſcher ſehen aus den Naturgeſchichten alſo ſehr wol, daß die Natur diejenigen Oerter, wo es mineraliſche Quellen gibt, mit Schwefel und Eiſenhaltigen Materien oder auch Bergharzen und Steinkohlen verſehen; ſie können aber nicht ſo leicht begreifen, wie ſich ein flüchtiges und fixes Laugenſalz in der Erden erzeugen könne. Daß die Natur, die ſonſt eine Liebhaberin von beſtändigen Verwandlungen iſt, aus ſo viel 1000. Millionen in und über der Erden faulenden und in die Aſche gelegten Pflanzen, Thieren, Würmern und Ungezieſer ein flüchtiges und fixes Laugenſalz ſcheiden, und in einer lokern, kalkichten, trokenen und eiſenhaltigen Erde, worinn ſie keine Pflanzen findet, denen ſolche Salze zur Nahrung dienen könnten, ſam̃len, und durch eine durchflieſſende Waſſerader auflöſen könne, kommt ihnen gar nicht wahrſcheinlich vor, weil ſie weder ein flüchtiges noch fixes Laugenſalz in der Erde durch die aufmerkſamſte Betrachtung wahrnehmen können.

Zwar machen die ſüſſeſten Flüſſe, in welchen man nichts ſalziges ſchmeken, oder aus denſelben ſonſt zum Vorſchein bringen kan, die See ſalzig; aber doch auch dieſes will nicht hinlangen, die berührte Art der Erzeugung der Laugenſalze in der Erden wahrſcheinlich und beliebt zu machen. Inzwiſchen zeiget ſich doch würklich, wie wir oben geſehen, in den mineraliſchen Waſſern bald nur ein flüchtiges, bald nur ein fixes Laugenſalz. An den Oertern, wo es mineraliſche Quellen gibt, findet man aber nur eine kalkhafte, fette, leimichte, ſchwefel- und eiſenhaltige Erde. Einige geben ſich alſo ſo groſe Mühe, aus etlichen von dieſen Grundtheilen die Erzeugung der Salze begreiflich zu machen. Sie ſagen, daß durch einen ſauren Schwefeldampf eine kalkichte Erde in ein wahres Laugenſalz könne verwandelt werden; wie ſie denn würklich aus Kreide, Kalk, Gips und anderer laugenhaften Erde, nach geſchehener Verſezung mit ſauren Geiſtern, ein Laugenſalz darſteſtellen, das alle diejenigen Proben aushält, die man in dem aus den mineraliſchen Waſſern abgeſonderten wahrnimmt. Sie geben alſo vor, daß, wenn eine laugenhafte Erde von einem geringen Vorrath der ſubtilſten ſauren ſchwefelichten Dünſte durchdrungen würde, aus ſolcher ein flüchtiges Salz würde. Wenn hingegen die eiſen- und ſchwefelhaftigen Materien ſich aufs äuſſerſte erhizten, ſtiegen auch gröbere Dünſte in die Höhe, und vereinigten ſich genauer mit einer laugenhaften Erde, und auf dieſe Art müſte ein fixes Laugenſalz in die Quellen kommen. Andere Chymici aber merken wol, daß keine vollkommene Gewisheit in der Sache ſey, weil jene aus einer kalkichten Erde mit einem ſauren Spiritu ohne Zuthuung einer Menge Holzkohlen das fixe Laugenſalz nicht machen können. Sie glauben alſo, daß ein würklich Laugenſalz in der Erden ſich befinde, und das kommt ihnen um ſo viel wahrſcheinlicher vor, weil ſie aus den Naturgeſchichten wiſſen, daß man ſolches Salz in Egypten habe, welches man Natron nennet, und daß die Einwohner zu Smyrna und Epheſus aus einem dergleichen mineraliſchen Laugenſalz ihre Seife zu machen pflegten. Inzwiſchen finden ſie es eben auch nicht an den Orten, wo es Quellen gibt, ſie mögen ſo ſorgfältig ſuchen, wie ſie immer wollen, in ſo groſer Menge, daß ſie es aus der Erden auslaugen könnten. Ja, wenn ſie es gleich fänden, ſo müſten ſie doch noch ein flüchtiges Laugenſalz ſuchen. Es gibt noch andere Chymicos, die das fixe Laugenſalz aus dem flüchtigen und einer kalkhaften Erde zuſammen geſezt zu ſeyn vermeynen. Auf dieſe Gedanken gerathen ſie, weil ſie aus eben den Pflanzen, aus deren Aſche ſie ein fixes Laugenſalz ziehen, währender Fäulnis einen flüchtigen laugenhaftigen Spiritum, nach der Fäulnis hingegen nicht ein Stäubchen von einem fixen Laugenſalz hervorbringen können. Sie ſchlieſſen alſo hieraus, daß das fixe Salz nothwendig aus dem flüchtigen und einer andern Materie zuſammengeſezt ſeyn müſſe. Weil ſie nun, indem ſie das fixe Laugenſalz öfters auflöſen, wahrnehmen, daß ſich von ſelbigem eine ſubtile Erde ſcheidet; ſo urtheilen ſie, daß nur eine ſubtile Erde ſich mit dem flüchtigen Salz vereinigen müſſe, wenn ein fixes Salz entſtehen ſoll. Geſezt nun, daß ſich ein fixes Salz durch eine genaue Vereinigung mit einem flüchtigen erzeugen lieſſe; ſo haben ſie nichts deſto weniger den Knoten noch aufzulöſen, wie ein ſolches, in die Erde komme, da es ſelbigen unwahrſcheinlich vorkommt, daß die in und auf der Erden faulende Pflanzen, Thiere, Würmer, Ungeziefer ꝛc. dazu was beitragen können.

Aus dieſem, was wir angeführet, ſiehet der geneigte Leſer, daß die Art von der Erzeugung der Laugenſalze in den mineraliſchen Waſſern noch Zweifeln unterworfen, die man vielleicht mit der Zeit glüklich auflöſen wird.

Die Erzeugung der ſauren vitrioliſchen Geiſter in den mineraliſchen Waſſern können ſich die Herren Chymici ſchon leichter vorſtellen. Sie finden an den Orten, wo es mineraliſche Quellen gibt, eine eiſen- und ſchwefelhaltige Materie, Bergharze, Steinkohlen ꝛc. ſie wiſſen, daß die Materien, wenn ſie durchs Waſſer vereiniget werden, ſich erhizen, weil die in dem Schwefel befindliche Säure dadurch, daß ſie das Eiſen angreift und aufloͤſet, eine Hize verurſachet, wodurch der verbrennliche Theil des Schwefels ebenfalls in eine Bewegung kommt. Sie wiſſen, daß aus einem im Vitriolſpiritus aufgeloͤſten Eiſen nach einer kurzen Evaporation ein Vitriolſalz entſtehet. Es kommt ihnen deswegen ſehr begreiflich vor, daß aus einem ſubtilen Eiſen in der Erde und einem ſubtilen Schwefelſpiritus gleichfalls ein Vitriol entſtehen koͤnne, der wegen der viel fetten Theile, die ihm anhiengen, nicht von einem ſchlechten Waſſer, wol aber von einer Lauge, wie die mineraliſchen Waſſer, waͤren, konnte aufgeloͤſet werden. Weil aber auch die anhaͤngende Fettigkeit ſehr ſubtil waͤre; ſo koͤnte ſie durch eine geringe Bewegung von dem ſubtilen Vitriol geſchieden werden, worauf die Laugenſalze in die Vitriolſaͤure wuͤrken, ein Wallen verurſachen, und ſich mit derſelbigen vereinigen koͤnnten, da denn die ſubtile eiſenhaltige Materie zu Boden fallen muͤſte; inzwiſchen wuͤrde auch eine Menge ſaurer fluͤchtiger Geiſter mit der ſich ausdehnenden und herausfahrenden Luft fluͤchtig.

Von der kalkhaften ſubtilen Erde, die man in den mineraliſchen Waſſern wahrnimmt, meynen die Naturforſcher, daß dieſelbe, weil ſie mit ſelbigen aufgeloͤſet, oder aber durch das ſich bewegende Waſſer, ohne daß ſie aufgeloͤſet worden, nur zertheilet und fortgeriſſen wuͤrde. Im Carlsbade ſoll ſich an den Rinnen und Canaͤlen eine kalkhafte Erde anſezen, und innerhalb 24. Stunden ſoll ſich alles, was man hinein leget, z. E. Stroh, Holz, Eierſchalen, Blaͤtter von Baͤumen, Thon und dergleichen, mit einer ſteinichten Rinde uͤberziehen, ſo man auch in vielen andern Geſundbrunnen wahrnimmt.

Nunmehro iſt es Zeit, daß wir kuͤrzlich die vornehmſten Wuͤrkungen und Eigenſchaften dieſer Waſſer erzehlen. Weil die Laugenſalze in den meiſten die Oberhand haben; ſo hat man nicht Urſache, ſich daruͤber zu verwundern, daß aus einem aufgeloͤſten Vitriol durch die mineraliſchen Waſſer die eiſenhaltige Theile herunter geſtuͤrzt werden, weil die Vitriolſaͤure ihrer Natur nach ſich lieber mit den Laugenſalzen vereiniget, und die irdiſchen eiſenhaltigen Theile fahren laͤſt. Ein durch Laugenſalze aufgeloͤſter gemeiner Schwefel kan durch keine mineraliſche Waſſer, wie durch ſaure Sachen, von den Laugenſalzen geſchieden werden.

Durch die meiſten mineraliſchen Waſſer gerinnet weder eine kalte noch warme Milch, ja eine geronnene wird oft durch ſelbige wieder aufgeloͤſet, eine ſuͤſſe hingegen lange fluͤſſig erhalten; ein dunkelblauer Violenſyrop wird durch Zugieſſung ſolcher Waſſer gruͤnlicht, da er durch ſaure Sachen roth wird. Wenn man dieſelben mit Laugenſteigern und Laugen vermiſcht, z. E. mit dem Urin- und Hirſchhorngeiſte, imgleichen mit zergangenem Weinſteinſalz und aufgeloͤſter Potaſche, entſtehet im geringſten kein Wallen und Sieden, auſſer daß bei Eintroͤpfelung des zergangenen Weinſteinſalzes, oder eines andern ſcharfen Laugenſalzes, ſich einige irrdiſche eiſenhaltige Theile zu Boden ſezen. Weil durch die Bewegung die fetten Theile von dem ſubtilen Vitriol abgeſtoſſen wuͤrden, und alſo der ſaure Vitriolgeiſt ſich mit dem Laugenſalzen vereinigen muͤſte. So bald man aber Eſſig, einen Vitriol- Salz- oder Salpeterſpiritum, ja disweilen nur Rheinwein in ſolche Waſſer eingieſſet, entſtehet ein ſtarkes Wallen, weil die ſauren und Laugenſalze in einander wuͤrken. Wegen des vitrioliſchen in den Waſſern enthaltenen fluͤchtigen Geiſtes ſteiget oͤfters ein ſaurer Geruch in die Naſe, der dem Geruch eines Ameiſenſpiritus aͤhnlich iſt. Was fuͤr Wuͤrkungen ſich mit den zerſtoſſenen Gallaͤpfeln aͤuſſern, haben wir ſchon oben beruͤhret. Wir erwaͤgen nur noch dieſes, daß man angemerket,

gemerket, die Tinktur, die ſolche Waſſer mit zerſtoſſenen Galläpfeln gäben, ſey bei kaltem Wetter ſtärker, als bei warmen Wetter, und daß ſich die tingirende Kraft bei warmer Witterung nicht ſo leicht verliere, zumal wenn die Gefäſſe wol vermacht werden.

Die meiſten warmen Quellen haben wegen der ſchweren Salze die Eigenſchaft, daß ſie ihre Wärme nicht ſobald verlieren; denn wenn man mit dem aus ſelbigem geſchöpften Waſſer gemeines Waſſer von gleicher Wärme ſtehen läſt, ſo iſt das gemeine Waſſer ſchon kalt, wenn dieſes noch laulicht iſt. Ja es geſchiehet dieſes, wenn das gemeine Waſſer gleich ſiedend heis iſt. Wegen der vielen fetten Theile, die man in einigen Waſſern antrift, werden die ſilberne Gefäſſe, die man in dergleichen Waſſer eintauchet, braun gefärbet, und bisweilen ganz übergüldet. Dieſes ſiehet man an dem Aachenerwaſſer. Man hat aber eben nicht Urſache zu glauben, daß dieſe färbende Materie ein Schwefel ſey, zumal da die Wundärzte angemerket, daß ihre ſilberne Inſtrumenten, wenn ſie damit gewiſſe eiterhafte Materien berührten, ebenfalls übergüldet würden. Man darf aber zugleich nicht zweifeln, daß nicht aus einer ſolchen Materie, vermöge der Vereinigung mit einem Vitriolgeiſte, ein gemeiner wahrer Schwefel, wie aus allen übrigen Fettigkeiten, entſtehen könne; weil man würklich wahrnimmt, daß die ſich ſelbſt gelaſſene Natur einen dergleichen Schwefel bei einigen Quellen hervorbringt, wie z. E. in den Aachenerquellen.

Was den Nuzen der Geſundbrunnen in der Arzeneikunſt betrift, ſo glauben die Aerzte, daß ſolche Waſſer wegen des luftigen vitrioliſchen Geiſtes den Umlauf des Geblüts erleichtern und befördern. Sie verſichern, daß die Erfahrung es beſtätige, und daß diejenigen, die dergleichen Waſſer trinken, kurz darauf einen ſtärkern und geſchwindern Puls hätten, womit eine Wärme verknüpft wäre; es erfolgte darauf ein Schweis; alle natürliche Feuchtigkeiten würdem im Leibe würkſamer, und ſchaffeten mit einem glüklichen Erfolge alle Unreinigkeiten aus dem Leibe z die Laugenſalze vereinigten ſich mit der ſchädlichen Säure in dem Magen und in den Gedärmen, öffneten die Milchwege, wenn ſie durch einen zähen Schleim verſtopfet wären, flöſſen mit dem Nahrungsſaft ins Geblüt, machten daſſelbe, wenn es dik und zähe geworden, wieder flüſſig; die Mittelſalze hätten einen ähnlichen Nuzen, ja die Laugenſalze würden, wenn ſie ſich in dem Leibe mit einer ſchädlichen Säure vermiſchten, Mittelſalz, und beförderten den Stuhlgang wie die Mittelſalze ungemein; durch die ſubtile Eiſentheilchen würden die Gedärme ſtark gemacht, und die ſchlapp gewordene Fäſerchen gleichſam wieder geſtimmet und aufgeſpannet; die laugenhafte Erde könne keine Verſtopfungen verurſachen, wenn die mineraliſchen Waſſer zugleich mit den andern edlern und ſubtilern Grundtheilen verſehen wären; dieneten inzwiſchen ebenfalls dazu, daß ſie die Säure aus dem Leibe an ſich zögen, welche folglich ſammt dieſen irrdiſchen Theilgen aus dem Leibe durch die natürlichen Wege herausgeſchafet würden; die warmen Quellen ſollen nur zum äuſſerlichen Gebrauch dienen, wegen ihrer gröbern Grundtheile. Aus allem dieſem beurtheilen ſie, in wieweit ein Brunnen in einem beſondern Falle zu rathe zu ziehen. Ja viele haben ſich auch unternommen, nachdem einige Grundtheile bekannt worden, die mineraliſche Waſſer nachzumachen. Boyle hat Eiſenfeil in Weineſſig digeriret, und dadurch etwas den mineraliſchen Waſſern ähnlich hervorbringen wollen, welches aber wegen der Abweſenheit eines Laugenſalzes als eines Hauptgrundtheils der vollkommenſten Quellen, von den Aerzten in keine ſonderliche Betrachtung gezogen wird. Da man angefangen, die Waſſer zu verſühren, und mit ſelbigen einen Handel zu treiben, dabei geſehen, daß die meiſten Waſſer im Verführen ihre Kräfte verlöhren, hat man mit noch mehrerer Sorgfalt darauf gedacht. Diejenigen, die es ihren Kräften zugetrauet, das Kunſtſtük der Natur entweder vollkommen abgeſehen zu haben, oder aber ſich eingebildet, anſtatt dieſer Arzneien noch beſſere und bequemere an die Hand zu geben, haben die zu hohe Hochachtung für die mineraliſchen Waſſer für was aberglaubiſches gehalten. Man hat ein wenig Eiſenvitriol im Waſſer abgelöſet, hernach ein wenig von einem Vitriol oder Schwefel Spiritu dazu gegoſſen. Man hat weiter im Vitriol oder Schwefel-Spiritu Eiſen aufgelöſet, einige Tropffen in leichtes reines Waſſer getröpffelt, noch einige Tropffen vom Vitriolgeiſte, und etwas von Glaubers wunderbarem Salze hinzugethan, und verſichert, daß dieſe Vermiſchungen denen vollkommenen Sauerbrunnen noch näher kämen. Andere, da ſie ſehen, daß der chymiſche Wiz noch nicht hinlänglich ſey, in den gemachten mineraliſchen Waſſern das ſaure Weſen mit den Laugenſalzen ſo zu erhalten, daß ſie nicht anfiengen in einander zu würken, und alſo die künſtliche Geburt im Augenblik aufhören müste, zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollte, ſagen, daß man ſelbige nicht nachmachen könne, wenn man gleich ſo glüklich wäre, ſo könne die Kunſt die Grundtheile nicht ſubtil genug und ſo würkſam machen, wie ſie die Natur machet. Man ſchäzet dieſe Geburt der Natur ſo hoch, daß man verſichert, man würde ſich beſſer rathen, wenn man ſich des Waſſers bei den Quellen ſelbſt bediente, damit man die Arzenei von Natur ſelbſt, als der erſten Hand ſich könne reichen laſſen. Daß aber diejenigen Geſundbrunnen, die entweder nur ein Mittelſalz, oder ein ſubtiles Eiſen, oder aber ein kalthaftes Salz nebſt einem gemeinen Salze in ſich enthalten, ſich nachmachen laſſen, iſt eben nicht unwahrſcheinlich.

Von der Sündſluth, und der jezig ſo veränderten Welt.

§. 1.

ES belehret uns die Erfahrung dererjenigen, ſo entweder Brunnen, oder bei den Bergwerken Schachte graben, daß die Rinde unſerer Erde aus verſchiedenen Lagen beſtehet; ſo wie ſolches in dem erſten Band, oder vielmehr II. Theil dieſer unſerer auserleſenen Sam̃lungen in der Abhandlung von der merkwürdigen Veränderung der Oberfläche unſerer Erde zur Genüge angeführet worden, welches den Leſer überweiſen wird, daß ſolches von groſſen Uberſchwemmungen herrühret.

§. 2.

Ovidius erzehlet in ſeinem erſten Buch der Verwandelungen ſehr umſtändlich, wie ehemals die ganze Erde in Waſſer untergangen, wobei nur **Deucalion** und ſein Weib Pyrrha wären erhalten worden. Nun iſt zwar bekannt, daß zu den Zeiten **Deucalions** / welcher etwa zu gleicher Zeit mit dem **Moſes** gelebet hat, keine allgemeine Sündflut, ſondern nur eine Uberſchwemmung Theſſaliens geweſen: es erhellet aber doch dis hieraus, daß man zu Ovidius Zeiten etwas von einer allgemeinen Uberſchwemmung gewust habe, und daß von dem Poeten die Zeiten und Umſtände verwechſelt worden ſind. Es iſt dis kein Wunder. Sachen, die vor ſo vielen hundert, ja mehreren Jahren geſchehen, und nur durch die Erzehlung fortgepflanzet worden ſind, haben leicht vermiſcht werden können. Auſſer dem Ovidius ſind noch viele Stellen bei alten Geſchichtſchreibern anzutreffen, welche alle einer allgemeinen Erdüberſchwemmung Meldung thun, deren man viele in des berühmten **Herrn Profeſſor Hollmanns** überzeugenden Vortrag von GOtt und der Schrift findet. Wie nun die Beſchaffenheit der Rinde unſerer Erden nach pag. 112. unſerer auſſerleſenen Sammlungen II. Theils die Vermuthung erreget, daß ehemals eine groſſe Veränderung auf der Oberfläche unſerer Erden durch eine oder mehrere Uberſchwemmungen müſſe verurſachet worden ſeyn: alſo wird dieſelbe durch die Nachrichten: ſo die älteſten Bücher geben, nicht wenig beſtärket.

§. 3.

Der heilige Geſchichtſchreiber **Moſes** ſezet im 7. Capitel ſeines erſten Buchs dieſe Vermuthung auſſer Zweifel. Er berichtet, daß GOtt im 1656. Jahr, nachdem die Erde in gegenwärtigen Zuſtand verſezet worden, eine Uberſchwemmung über dieſelbe habe kommen laſſen, welche 15. Ellen hoch über die Berge gegangen wäre. Er führet im 5. 7. Vers des 6. Capitels die Urſach an, welche GOtt bewogen hätte, eine ſolche Verwüſtung anzurichten, nemlich das Land von frevelhaften Sündern zu reinigen: daher auch dieſe Uberſchwemmung die Sündflut genannt wird. Weil Moſes von den Gewäſſern der Sündflut ſchreibt, daß ſie über die Berge gegangen: ſo will er ſonder Zweifel ſagen, daß ſie ſich über die ganze Oberfläche der Erden erſtreket habe. Vermöge der Flüſſigkeit des Waſſers iſt es nicht möglich daſſelbe aufzuthürmen. Daher das Gewäſſer die ganze Erde umgeben haben mus, um über die höchſten Berge ſteigen zu können. Die Nachricht, daß ſich Noah zu ſeiner Erhaltung ein groſes Schif bauen müſſen, zeiget ebenfalls an, daß Moſes eine allgemeine Sündflut beſchreiben wolle. Er würde uns ſonſten nur ſagen dürfen, daß dieſer andere Stammvater des menſchlichen Geſchlechts den Befehl erhalten, ſich in ein ander Land zu begeben, wo er bewahret worden. Und worzu wären die Thiere, und ſogar die Vögel im Kaſten nöthig geweſen: wenn in andern Gegenden einige hätten übrig bleiben können?

§. 4.

Wider dieſe Allgemeinheit der Sündflut iſt mir ein Zweifel gemacht worden. Wenn die Erde dazumal nicht ganz bevölkert geweſen; wie der berühmte **Herr Doctor Lange**/ in ſeinem moſaiſchen Licht und Recht pag. 114. n. 8. lehret, die Sündflut aber die Sünder von der Erden vertilgen ſolte: ſo kan man ſie nicht für allgemein annehmen; weil GOtt nichts ohne hinreichenden Grund thut. Um dieſen Zweifel zu heben könte ich ſagen, daß die Ausrottung der Sünder nicht die einige Abſicht der Uberſchwemmung geweſen ſey. Die Menſchen brachten ihr Leben vor der Sündflut faſt bis auf tauſend Jahre; nach derſelben ſpricht Moſes in ſeinem Liede: **Unſer Leben währet 70. Jahr/ wenns hoch kommt, ſo ſinds 80. Jahr.** Weil nichts von ohngefehr geſchicht: ſo mus die Abſicht GOttes geweſen ſeyn, die Erde in ſoferne zu verderben, daß der Menſch ſein Leben nicht mehr ſo hoch bringen, und die Majeſtät GOttes viele hundert Jahre beleidigen könne. Und hierzu war eine Veränderung der geſammten Oberfläche der Erden nöthig. Welcher Streit, welcher Krieg, welches Blutvergieſſen, würde nicht entſtehen, wenn noch eine glükliche Inſel übrig wäre, worauf man ſein Leben ſo hoch bringen könnte, als vor der Sündflut geſchehen? Die Heruler, die Gothen, die Longobarden haben vor tauſend und mehr Jahren, ihre kalten Wohnungen in Norden verlaſſen, um in Italien gute Früchte zu eſſen, und ſüſſen Wein zu trinken: welche Creuzzüge würden geſchehen, wenn ein Winkel der Erden eine Art der Unſterblichkeit zur Belohnung für tapfere Sieger aufbehielte! Aber ich will mich dieſer Ausflucht nicht bedienen. Ich kan den Grund, den man wieder meinen Saz gebraucht, wie ich hoffe, gänzlich aus dem Wege räumen, und zeigen, daß die Erde vor der Sündfluth ſtark bewohnt geweſen ſeyn müſſe. Um dieſes wahrſcheinlich zu machen, nehme ich den Saz an, welchen der **Herr Probſt Süsmilch**, in dem gelehrten Buch, ſo ich oben angeführet, und welches den Titel hat: **Göttliche Ordnung bei der Geburt und dem Tod der Menſchen ꝛc.** auſſer Zweifel ſezet, daß ſich nemlich das menſchliche Geſchlecht noch heut zu Tage in hundert Jahren verdoppele. Nun ſeze man uns mit den Menſchen vor der Sündflut in eine Vergleichung. Unſer Leben erſtreket ſich ſelten über 70. bis 80. Jahre. Aber wie viele ſind deren, welche dis Ziel erreichen? Die Menſchen vor der Sündflut erreichten bei nahe tauſend Jahre. Wir ſind kränklich, ſo die Fortpflanzung öfters hindert: aber jene waren ſehr geſund, welches man an ihrem langen Leben abnehmen kan. Es daurete dazumal das Leben und die Erzeugung der Kinder zehnmal ſo lange als heute zu Tage. Da nun alſo von einer Ehe vielmehr Kinder fielen, als anjezo; und indem z. E. der Sohn Kinder gezeuget, ſolcher annoch von dem Vater, dem Grosvater, dem Urgrosvater, dem Aeltervater, ꝛc. geſchahe: ſo kan man ſich vorſtellen, daß die Verdoppelung viel geſchwinder vor ſich gegangen. Kan nun die Verdoppelung anjezo in 100. Jahren geſchehen, wenn gleich Krieg und Peſtilenz, nur nicht auf auſſerordentliche Weiſe, mit unterlaufen: ſo werden vielleicht wenige etwas zu erinnern haben, wenn ich ſage, daß damal die Verdoppelung viermal ſo geſchwind, und alſo in 25. Jahren, habe geſchehen können. Ich mus hierbei annehmen, daß Adam von der Schöpfung bis aufs fünfzigſte Jahr der Welt 6. Kinder erzeuget habe. Rechnet man die erſten Eltern dazu, ſo iſt die Verdoppelung zweimal geſchehen. Bis aufs hundertſte Jahr müſten wieder zwo Verdoppelungen geſchehen ſeyn, und die Anzahl der Menſchen würde ſich 32. belaufen. Eine ſolche Vermehrung iſt gewis nicht unbegreiflich: weil man noch jezo viele Exempel davon antreffen kan. Es wird auch Adam ſeinen Kindern den Befehl GOttes, Seyd fruchtbar und mehret euch/ bekannt gemacht, und ſie werden ſich darnach geachtet haben. Wenn man nun nach dieſer Proportion bis auf 1650. als zu den Zeiten der Sündflut fortgehet: ſo bekommt man eine progreſſionem geometricam von 66. terminis, oder man kan ſich die Verdoppelung 66. mal vorſtellen. Wer nachrechnet, wird finden, daß das lezte Geſchlecht vor der Sündflut, nach dieſer Art zu rechnen, ſich etwa auf 737. Trillionen belauſen müſte. Nimmt man die vorigen Geſchlechter von 5. bis 600. Jahren, welche alle noch haben leben können, darzu: ſo möchte wol eine Quadrillion heraus kommen. So möglich dieſe Art der Vermehrung iſt: ſo unbegreiflich iſt hernach die Summe, ſo heraus kommt. Kaum würde dieſe Zahl auf dem Erdboden haben ſtehen können. Ich will daher nachgeben, und ſezen, daß die Verdoppelung alle 40. Jahre geſchehen. Solten nicht im 80. Jahr nach der Schöpfung 8. Menſchen auf der Erden geweſen ſeyn? und werden die Kinder Adams ſich nicht nach dem Exempel ihres Vaters gerichtet haben? Nach dieſer Art müſſen im Jahr 1640. ſchon 4. Billionen Menſchen auf Erden geweſen ſeyn: welches wieder zu viel iſt. Alſo will ich ſo viel nachgeben, als nur auf der Welt möglich iſt. Der groſſen und überwigenden Vortheile ungeachtet, ſo die erſte Welt vor der unſrigen in Abſicht auf die Vermehrung gehabt hat, will ich nur annehmen, daß die Verdoppelung in 50. Jahren geſchehen ſey: wogegen ſich nicht das geringſte wahrſcheinliche einwenden läſſet, indem dergleichen bei nahe noch jezo in einigen Königlich Preuſiſchen Provinzen geſchicht. Nach dieſem Saz erhalten wir 33. Verdoppelungen vor der Sündflut. Folglich haben gelebet

Im Anfang ſ ſ ſ ſ	2. Perſonen.
Im 50ſten Jahr der Welt	4. Perſonen.
Im Jahr 100. ſ ſ ſ	8. Perſonen.
Im Jahr 1000. ſ ſ ſ	2. Millionen
Im Jahr 1550. ſ ſ	4000. Millionen

Im Jahr 1600. ⸗ ⸗ 8000. Millionen
Im Jahr 1650. ⸗ ⸗ 16000. Millionen.

Thut man zu dieſen 16000. Millionen nur die Lebenden von 100. Jahren, da doch deren weit mehrere übrig geweſen: ſo hat man 28000,000,000: 28. tauſend Millionen: Und ſo viel haben ohne Zweifel gelebet. Wenn nun anjezo auf der Erden tauſend Millionen Menſchen leben: ſo ſind deren zur Zeit der Sündflut 28mal mehr vorhanden geweſen, und die Uberſchwemmung muſte allgemein ſeyn, da das Land von Sündern gereiniget werden ſolte. Hierbei mus ich noch eine Anmerkung machen. Wenn die ganze Erde, in ſo ferne ſie leer von Waſſern iſt, wie Frankreich bewohnt wäre: ſo möchten etwa 6. bis 8000. Millionen Menſchen auf ihr Plaz, Nahrung und Bequemlichkeit finden; wie ſolches der Herr Conſiſtorialrath Süsmilch in dem angeführten Buch erweiſet. Es ſind aber 28000. Millionen Menſchen, und alſo wenigſtens dreimal ſo viel als jezo verſorgt werden können, zur Zeit der Sündflut auf der Erden geweſen. Wo haben ſolche Plaz gehabt? Dis iſt die groſe Anzahl Menſchen, für welche ich geſorgt habe, indem ich in dieſen Blättern ſchon bewieſen habe, daß in der alten Welt keine Weltmeere geweſen ſind. Wie nun ſolche Anmerkung ihnen Raum verſchaffet: ſo wird die gröſſere Fruchtbarkeit das Ihrige zur Verpflegung beigetragen haben.

§. 5

Nach der Beſchreibung Moſis iſt die Uberſchwemmung allgemein geweſen. Die Vernunft, in ſo ferne ſie die Göttlichkeit der Schrift, und daher ſtammende Gewisheit der moſaiſchen Schrifften erkennet, findet hieran nichts auszuſezen. Es ſind die Gedanken unerleuchteter Seelen, welche dieſem Saz widerſprechen: und ſolche wollen wir gefangen nehmen, Um aber von der Sache beſſer urtheilen zu können, ſo iſt es billich, daß von den Gewäſſern, wie ſie Moſes beſchreibet, nur mit wenig Worten eine Vorſtellung mache. Das Gewäſſer gienge über die höchſten Berge. Und das Gewäſſer nahm überhand, und wuchs ſo ſehr auf Erden; daß alle hohe Berge unter dem ganzen Himmel bedeket wurden. 1 B. Moſ. 7, 19. Nun iſt bekannt, daß die Höhe des Pico, auf der Inſel Teneriffa, etwa zwo teutſche Meilen ſey, nach der Centrallinie zu rechnen. Nach derſelben müſſen wir uns in Gedanken eine Rinde oder Einfaſſung von Waſſern vorſtellen, welche unſere Erde umgeben, und allenthalben 2. teutſche Meilen dik geweſen. Will man den körperlichen Inhalt dieſes Gewäſſers finden: ſo verlangere man den Durchmeſſer unſerer Erden um 4. Meilen, und ſuche hieraus den Innhalt der Kugel. Ziehet man von dieſer Summe den eigentlichen Innhalt der Erde ab: ſo bleibet das Gewäſſer übrig. Ich habe nach dieſer Art an Cubicſchuhen gefunden

‴ ″ ′

290 968 623 333 333 333 333.

Das iſt ſehr viel über 290. Trillionen Cubicſchuhe. Es iſt dis eine ſehr groſe Zahl. Man mus billich die Gedanken von Uberſchwemmungen eines platten Landes fahren laſſen, wenn man richtig von der Sündflut gedenken will. So kan zum Exempel die Uberſchwemmung, welche 1717. Oſtfriesland und einige andere Länder betroffen hat, gar nicht angeführet werden, wenn man die Art und Möglichkeit der Sündflut vorſtellet. Das Meer darf durch einen ſtarken Wind, oder durch eine auſſerordentliche Flut, wenig Ellen über ſeine gewöhnliche Höhe aufſchwellen: ſo tritt es aus, und beſchädiget eine niedrige Küſte. Aber hier gieng das Waſſer, nach Moſis Bericht, auch über Länder, welche am weiteſten von der See entfernet waren. Es gieng über die Hütten der Armen, und über die Schlöſſer der Fürſten. Es bedekte endlich alle Berge. So wenig ſich die Säulen des Hercules, Gibraltar und Zeuta, heut zu Tage für Uberſchwemmungen fürchten, ob ſie gleich an dem Meer ligen: ſo ſind ſie dazumal doch vollkommen mit eingetaucht worden. Man ſiehet hieraus, daß es keine geringe Sache ſey, ſo viel Waſſer herbei zu ſchaffen: doch wird ſichs zeigen, daß ſie möglich ſey.

§. 6.

Einige Gottesgelehrten haben allen Schwierigkeiten auf einmal durch ein Wunderk abzuhelfen geſucht. Sie meynen, daß der allmächtige GOTT, welcher durch ſein Wort Himmel und Erden erſchaffen habe, durch eben daſſelbe Wort ſo viel Gewäſſer aus nichts hätte hervor bringen können, als zur Sündflut nöthig geweſen iſt. Man kan dis nicht läugnen. Allein, da weder die heilige Schrift dieſe Begebenheit ein Wunderwerk nennet; noch dieſelbe vor der Hand über die Kraft der Natur zu ſezen iſt: ſo halte dafür, daß man ſich nicht übereilen müſſe. Die gewöhnlichſte Erklärung der Sündflut nimmt ihre Zuflucht zu den Waſſern, welche theils in den Wolken, theils in der Erde vorhanden ſind. Sturm hat ausgerechnet, daß in der Erde gar wol ſo viel Waſſer ſeyn könne, als zur Sündflut nöthig geweſen ſeyn mag. Was in dem III. Theil dieſer obangeführten auserleſenen Sammlungen, pag. 119. von den unterirdiſchen Gewäſſern angeführet worden: ſo finde ich keine Gründe, aus welchen ich in ſo ferne dieſer Meinung die Möglichkeit abſprechen könnte. In der Erden iſt alſo Waſſer genug zur Sündflut, und die Wolken kan man als eine Zulage anſehen. Will man ſich nun die Sündflut vorſtellen: ſo ſeze man 1) daß es ſtark geregnet habe, 2) daß die Winde gewehet, und das Meer auf die Erde getrieben, 3) daß ſtarke Erdbeben geweſen. Es ſind dis lauter natürliche Begebenheiten, und man erkläret dadurch die Sündflut aus natürlichen Urſachen. Aber ich habe doch viele Bedenklichkeiten zu eröffnen:

1) **Daß es ſtark geregnet habe**, iſt eine Warheit. Aber woher kam ſolcher Regen? Es iſt erweislich, daß vor der Sündflut die Urſachen, welche heut zu Tage Regen bringen, nicht vorhanden geweſen ſind, indeme kein See noch Weltmeer ware. Doch werde ich bald zeigen können, woher der Regen gekommen: aber diejenigen, welche ihn aus heut zu Tage bekannten Urſachen herleiten, ſcheinen keinen Grund zu haben. Jedoch wenn ich auch auf eine kurze Zeit zugebe, daß es damals aus natürlichen Urſachen, und nach der Beſchafenheit unſerer Erde, habe regnen können: wird man auch viel gewinnen? Weis man Exempel, daß es einmal auf der ganzen Erde geregnet? Kan man ſich die Möglichkeit vorſtellen? Würden nicht die Meere, Seen und Flüſſe vorher zimlich erſchöpfet werden, ehe ſo viele Wolken entſtehen könnten, daß ſie die ganze Erde umgeben, und zu einem vierzig tägigen Regen das Waſſer herbei ſchafen könten? Thomas Burnet hat in ſeiner Theoria telluris ſacra, oder heiligen Erdbetrachtung aus gelehrten Anmerkungen über den Regen gezeiget, daß der gröſeſte Plazregen nicht 40. Tage, ſondern 40. Jahre hätte dauren müſſen, um die gehörige Menge des Gewäſſers zu liefern: ob er ſolche gleich ſehr geringe annimmt.

2) Die Winde haben das Meer auf die Erde getrieben. Hierbei habe drei nöthige Puncte anzumerken. Erſtlich ſind nach meinem obigen Vortrag vor der Sündflut keine Weltmeere geweſen. Wer ſie annimmt, der mus dieſen Schlus behaupten: wie die Erdfläche nach der Sündflut, alſo war er vor derſelben. Nun aber gibts anjezo Weltmeere. Ich vermuthe aber, daß der Vorſaz nicht allgemein befunden werden möchte. Die Flüſſe des Paradieſes zeigen deutlich an, daß die Oberfläche der Erden durch die Sündflut viele Veränderungen erlitten habe. Zum andern mus ich bekennen, daß mir der angegebene Austrit des Meers, im Fall man ohne Grund daſſelbe annehmen will, der Erzehlung Moſis zu widerſprechen ſcheine. Dieſer göttliche Geſchichtſchreiber meldet im erſten Buch Cap. 7, 11. daß die Brunnen des groſen Abgrunds wären aufgeſpaltet worden, damit das Waſſer habe hervorbrechen können. Soll das groſe Weltmeer die groſe Tiefe ſeyn? wie können denn ſeine Brunnen geſpaltet werden? Da es anjezo faſt die Helfte der Erdfläche einnimmt: ſo iſt ja ſein Brunn ſo gros, daß er nicht erſt darf geöfnet werden. Wenn man den Moſes vernünftig verſtehet: ſo wird man das Ergieſſen des Meers nicht mit ihm vergleichen können. Leztens iſt anzumerken, daß dieſe ganze Sache unbegreiflich iſt. Man ſeze, daß ein Wind das Meer auf das Land getrieben habe: ſo wird folgen, daß die Gegend des Weltmeers leer geworden. Nun läſſet ſich das Waſſer nicht aufthürmen, wie es bekannt iſt. Was hat denn das Waſſer abgehalten, daß es nicht wieder zurük getretten? Ein Wunderwerk? Burnet hat die Tiefe des Meers, nach den Anmerkungen der Seefahrer, mit den Waſſern der Sündflut verglichen, und herausgebracht, daß wenigſtens noch acht Weltmeere, auſſer demjenigen ſo wir haben, nöthig geweſen wären: ob er gleich die Höhe der Sündflut ſehr gering angenommen hat. In der angeführten Theorie, p. m. 6. Wenn man nun erweget, daß der Wind nicht einmal alles Meerwaſſer auf die trokene Erde treiben, und faſt ein halbes Jahr auf derſelben erhalten könne: ſo wird man ihn um ſo viel mehr frei ſprechen, indem man zugeben mus, daß das Meer nicht hinreichend geweſen iſt. Ich traue es ihm nicht zu, daß er etwa 8. Oceans auf die Erde geworfen habe, da auf der Oberfläche nur einer vorhanden iſt. Solte ſich der Wind dieſer That rühmen: ſo dürfte ich glauben, daß er Wind mache.

3) Nehmen einige ihre Zuflucht zu dem Erdbeben, welches aber von gar keiner Wahrſcheinlichkeit iſt.

§. 7.

Vielmehr haben diejenige das rechte Ziel getroffen, welche die Urſache von einer Überſchwemmung oder der Sündflut der allzuſtarken Annäherung eines Cometen angeben. Wir haben zwar eine Beſchreibung in unſerem curioſen und in allen Wiſſenſchaften nuzlichen Dollmetſcher, hiervon gegeben, und die habende Würkungen auf unſerm Erd-Planeten, mit zulänglichen Beweisgründen beſchrieben; alleine, der geneigte Leſer findet hievon noch was mehreres in dem 3ten Theil dieſer auſſerleſenen Sam̃lungen pag. 117. angezeiget, welches, um dieſes wol zu verſtehen, vorhero nachgeſchlagen werden mus: dann eben der Herr Wilhelm Whiſton, der ſehr gelehrte engelliſche Mañ, dem wir dieſes von der neuen Entdekung des Cometen zu danken haben, hat die Sündflut der Annäherung eines Cometens zugeſchrieben. Er war ein öffentlicher Lehrer auf der Univerſität zu Cambridge, und muſte ſein Amt wegen einiger Säze von der heiligen Dreieinigkeit niederlegen: doch hat er die Hochachtung aller groſen Männer in Engelland unverrükt behalten. Hat er in dem Artikel von der heiligen Dreieinigkeit etwas unrichtiges vorgetragen: ſo laſſen wir ihm ſeine Irrthümer. Wenn er aber von der Sündflut nüzliche Warheiten entdeket hat: ſo iſt es billich, daß wir ſie mit Dank annehmen, und uns an das Sprichwort erinnern, daß kein Menſch ſo böſe ſey, welcher nicht etwas Gutes an ſich habe. Es hatte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der oben oft angeführte Thomas Burnet ſeine heilige Erdbetrachtung herausgegeben, und dadurch den Whiſton veranlaſſet, der Sache ebenfalls nachzudenken. Nach der Scharfſinnigkeit, womit Herr Whiſton begabet iſt, entdekte er die Nichtigkeit des Burnetiſchen Erdbebens ſehr bald, und ſeine groſe Erkenntnis in der Aſtronomie, nebſt den neuen Entdekungen, welche Newton und Halley dazumal von den Cometen gemacht hatten, ſezten ihn in den Stand, etwas gründlichers der Welt zu lehren. Er hat es in einem engliſchen Buch gethan, welches unter dem Titel: *A new theorie of Aerth*, oder neue Erdbetrachtung 1696. heraus gekommen iſt. Man hat eine teutſche Überſezung davon, welche aber ſo ſchlecht gerathen iſt, daß ſich ein gelehrter Mann durch eine beſſere in Teutſchland verbinden würde. Übrigens iſt der berühmte Herr Profeſſor Gottſched in Leipzig, der erſte in Teutſchland geweſen, welcher Whiſtons Lehre von der Sündflut öffentlich als eine Warheit vorgetragen hat, welches man in dem erſten Theil ſeiner beliebten Philoſophie findet. Der Herr Magiſter Krüger hat in ſeiner Naturlehre ein gleiches gethan. Vielleicht haben auch andere Gelehrten den Whiſtoniſchen Saz in Schriften behauptet: wenigſtens iſt er rechtſchaffenen Gelehrten ſchon lange bekannt, und von ihnen zum Theil in der Stille gebillichet worden. Ich werde dieſen groſen und gelehrten Männern folgen, nicht weil ſie es geſagt und geſchrieben: ſondern weil ſie die Warheit gelehret haben.

§. 8.

Ich behaupte, daß es möglich ſey, daß die Sündflut durch die Annäherung eines Cometen entſtanden: und mus daher zeigen, daß theils durch einen Cometen das unterirrdiſche Gewäſſer der Erden auf ihre Oberfläche gebracht: theils durch eben denſelben ein gewaltiger Regen habe verurſacht werden können. Ich erweiſe es ſtükweis.

§. 9.

Ein Comet kan das unterirrdiſche Gewäſſer auf die Oberfläche der Erden werfen. Wenn es Cometen gibt, welche 16 mal gröſer als der Mond ſind, dergleichen ſchon bemerket worden, oder welche gar die Erde der Gröſe nach übertreffen: ſo mus auch ihre Kraft um ſo viel gröſer ſeyn. Ein geſchwinder bewegter Körper hat mehrere Kraft, als ein langſamer. Es können Cometen ſeyn, welche geſchwinder laufen als Mond und Erde: ſolche haben ebenfalls eine gröſere Kraft. Indem aber der Mond das Meerwaſſer über 16. Schuhe in die Höhe ziehet: was würde ein gröſerer und ſich geſchwinder bewegender Comet thun, wenn er ſo nahe käme, als der Mond? Ich kan aber ſezen, daß der Comet der Erden ſo nahe gekommen, daß dieſe durch ſeinen Dunſtcreis gehen müſſen. Wie ſtark mus in dieſen Umſtänden ſeine Würkung geweſen ſeyn? wird er nicht alles unterirrdiſche Gewäſſer rege gemacht, und da es nicht ſogleich folgen können, die Brunnen des groſen Abgrunds geſpaltet, und das Waſſer rings herum auf die Oberfläche getrieben haben, da die tägliche Umdrehung der Erden dazu kam? Es ſind dis mögliche Dinge, gleichwie ſie auch ſchon erwieſen worden in dem beſagten III. Theil der auserleſenen Sammlungen pag. 120.

§. 10.

Wenn man aus einer Tonne eine flüſſige Materie, Waſſer, Bier, ꝛc. herausläſſet:

läſſet: ſo dringt die Luft hinein, und er, füllet den leeren Plaz. Es iſt dieſe Erfahrung in der Wirthſchaft bekannt genug. Wenn nun ein gewaltiger Comet durch ſeinen Zug das Waſſer aus der Erden gleichſam heraus geplumpet hätte: beſ. III. Theil p. 111. ſo würde ſogleich die Laſt an deſſen ſtatt eingetreten ſeyn, vermuthlich eine vermiſchte Luft aus den Dunſtcreiſen des Cometen und der Erden.

§. 11.

Gleichwie es möglich iſt, daß ein Comet das Waſſer des groſen Abgrundes heraus auf die Erdfläche getrieben: ſo hat es auch geſchehen können, daß derſelbe, indem er ſich ſchief an der Erde vorbei beweget, und dieſe ſich ſelbſt, gewöhnlicher maſſen, gedrehet, einige Lagen der Erdrinder verſchoben, und alſo die kurz vorher geſpaltene Brunnen wiederum verſtopfet habe. Daß ſolches bei einer ſchiefen Bewegung möglich ſey, und daß ein Himmelskörper einige Erdlagen verſchieben könne, wenn er nahe genug kommt, ſolches wird ſchwerlich geläugnet werden: weil ein Himmelskörper den andern gänzlich aus ſeiner Bahn treiben kan.

§. 12.

Wenn das Waſſer durch einen Cometen heraus getrieben; ſogleich darauf aber die Erdlagen bei der Oeffnung der Brunnen verſchoben worden: ſo hat das Gewäſſer eine Zeitlang auf der Erdfläche verweilen können; da unterdeſſen die irrdiſchen Klüfte mit Luft angefüllet waren, wie oben erwieſen.

§. 13.

Jndem ich aber nur von der Möglichkeit rede: ſo mus ich geſtehen, daß, wenn ein Comet das Geſchäft, wovon die Frage iſt, würklich verrichtet hätte, ſolches ohne gewaltige Erſchütterungen der Erden nicht geſchehen ſeyn würde. Die Erde bebet ſchon, wenn ein Comet noch ziemlich entfernet iſt. Sihe im III. Theil p. 127.

§. 14.

Bei der Sündflut iſt, nach Moſis Bericht, ein 40. tägiger allgemeiner Regen geweſen. Ein 40. tägiger allgemeiner Regen iſt nach jeziger Beſchaffenheit der Erden ſchwer zu begreifen, noch ſchwerer aber nach den Umſtänden vor der Sündflut: weil vermuthlich dazumal keiner ſtatt hatte, in ſo ferne er aus Dünſten des irrdiſchen Gewäſſers entſtehet. Jch leite ihn alſo aus den Cometen her. Es iſt bekannt, daß, wenn man des Winters einheizet, die Fenſter ſchwizen. Das Glas iſt kalt, die warmen Dünſte legen ſich an demſelben an, und verurſachen die Näſſe, ſo bemerket wird. Dergleichen Erfahrungen hat man viel, und man ſiehet daraus, daß ſich die warmen Dünſte gegen den kalten Ort bewegen. Der Herr M. Krüger hat dieſen Saz in ſeiner Naturlehre weiter ausgeführet. p. 454. Nun iſt oben gezeiget worden, daß der Comet beſtändig ſehr erhizet ſey, und manchmal gar glüe. Es müſſen alſo die vielen Dünſte, womit er umgeben iſt, ziemlich warm ſeyn. Wenn der Comet unſerer Erden ſo nahe gekommen, daß dieſe durch ſeinen Dunſtcreis wandern müſſen: ſo ſind die warmen Cometendünſte in groſer Menge in den kalten Dunſtcreis unſerer Erden, nach obiger Erfahrung, eingedrungen, haben ſich mit unſerer Luft vermiſchet, und den langen Regen verurſachet. Der einige Zweifel, welcher wider dieſe Vorſtellung gemacht werden kan, gründet ſich auf den Begriff der Schwere. Jndem nemlich ein jeder Theil eines Himmelskörpers einen Trieb zu ſeinem Mittelpunct hat, und ſich vermöge deſſen nicht von dem Ball entfernet, zu dem er gehöret: ſo möchte man gedenken, daß der cometiſche Dunſt nicht in unſere Luft verſchüttet werden könne. Allein, diejenigen, ſo dieſen Zweifel machen können, werden auch im Stande ſeyn, folgende Umſtände zu überdenken. Der Begriff von der Schwere gründet ſich auf die Erfahrung, und wir haben nur Erfahrungen von der Erden, in ſo ferne ſie ſich auſſer einer Berührung mit Himmelskörpern befindet. Hier aber wird eine ſtarke Berührung angenommen. Würde es nicht ungereimt ſeyn, wenn man ſagte: wie ſich ein Himmelskörper auſſer einer Berührung befindet, eben ſo befindet er ſich auch, wenn ihm ein anderer begegnet, oder ſtark berühret? Da Jupiter und Saturnus, bei der Conjunction aus ihrer Bahn weichen, wie vielmehr müſſen bei einer Berührung andere Vorfälle bemerket werden.

§. 15.

Aus dieſer Möglichkeit, daß der Regen bei der Sündflut aus einem Cometen herzuleiten ſey, folget daß wenn die Sache alſo geſchehen, der Regen warm oder heis geweſen ſeyn müſſe. Wer zweifelt, der halte ſeine Hand über ſiedendes Waſſer: er wird bemerken, daß der Dampf heis ſey. Man hat aber nicht nöthig bei dieſem Saz der Fiſche wegen beſorgt zu ſeyn. Denn da nach der Meinung, die ich als möglich vorſtelle, daß das allermeiſte Sündflutwaſſer aus der kalten Erden gekommen: ſo hätte das warme Cometenwaſſer ſelbiges auf der Fläche zwar laulicht, aber nicht bis auf den Grund warm machen können.

§. 16.

Das Regenwaſſer kan man ſonſten in der Haushaltung nüzlich gebrauchen: aber dieſes, ſo aus dem Cometen, gezeigtermaſſen, hat herunter regnen können, würde ganz unbrauchbar geweſen ſeyn. Vermuthlich wäre es mit irdiſchen ſchwefelichten, und andern mineraliſchen Theilchen gar ſehr vermiſchet geweſen: gleichwie auch das Waſſer, ſo bei einem Erdbeben aus der Erden komt, nicht rein und lauter iſt. Man hat wider mich eingewendet, daß man zwar das Waſſer auf dem Cometen nicht läugne: aber man hielte es doch von anderer Natur, als das Irdiſche. Weil ich nun meinen Herren Gegnern in billichen Dingen gern nachgebe: ſo habe ich dieſen Saz ſelbſt vorbringen wollen. Wenn ich nur hinreichendes Waſſer zur Sündflut zeigen kan: ſo bin ich zufrieden; es mag übrigens trübe, rauchend, und ungeſund ſeyn. Wenn ich die Würklichkeit der cometiſchen Sündflut erweiſen kan: ſo gibt dis trübe und ungeſunde Waſſer, ſo auf die Erde gekommen, einen Grund an, woraus man von dem ſo ſehr geänderten Lebensziel der Menſchen urtheilen kan.

§. 17.

Auch dis mus ich zugeben, daß, wenn die Erde in den Dunſtcreis eines Cometen gerathen ſeyn ſolte, auf derſelben eine egyptiſche Finſternis würde bemerket worden ſeyn. Es iſt wahr, daß durch den Schwanz des Cometen, auch durch die äuſſerſten Cirkel ſeines Dunſtcreiſes die Sterne geſehen werden können, weil ſich in dieſen Gegenden ein dünner Rauch aufhält: aber wir haben die Erde zu tief in den Dunſtcreis hinein geführet, wo es ohnmöglich allezeit heiter ſeyn kan.

§. 18.

Wenn ein Comet bei ſeinem Hingang zur Sonne die beiden erwieſenen Würkungen hat auslaſſen können: ſo iſt es auch möglich, daß er dergleichen bei ſeiner Rükkunft zum zweitenmal vorgenommen, und die erſte Noth vermehret habe. Der Comet hätte in einem andern Punct die Erdbahn durchſchnitten, und die Erde wäre unterdeſſen zu jenem gerüket, indem er ſich um die Sonne geſchwungen. Wenn dieſes geſchehen, ſo wäre der Comet aufs neue von der Sonne erhizet geweſen, und würde mehr als noch einmal ſo gros erſchienen ſeyn.

§. 19.

Wie nun der Unterricht Moſis von der Sündſlut aus der Cometentheorie erkläret werden kan: ſo läſſet ſich auch die Wiederherſtellung der Erden aus eben dieſer Lehre verſtehen. Moſes ſchreibt im Anfang des 8ten Capitels: Da gedachte GOtt an Noah, und an alle Thiere, und an alles Vieh, das mit ihm in dem Kaſten war, und lies Wind auf die Erden kommen, und die Waſſer fielen. Der Wind hat alſo Waſſer vertrieben. Ich habe Schrifterklärer über dieſen Vers nachgeſchlagen, und gefunden, daß ſie bald mit der Sache fertig werden. Wenns geregnet hat, ſo iſt das Erdreich naſs: wehet aber ein Wind, ſo wirds wieder troken. So ſoll ſichs, nach ihrer Meinung, auch hier zugetragen haben. Allein die guten Männer, welche alſo philoſophiren, bedenken nicht, daß ſie eine Sündſlut, und keine Regenpfizen vor ſich haben. Kan denn der Wind die caſpiſche See austroknen, oder die Mittelländiſche? oder gar das groſe Weltmeer? Die Sündſlut war noch weit gröſer. Der ganze Erdboden war zwo Meilen tief, oder damit ich recht wenig ſage, eine halbe teutſche Meile mit Waſſer eingefaſſet: und ſo tief iſt das Weltmeer an wenig Oertern. Wo ſoll denn der Wind das Waſſer hintreiben? Hat er eine vernichtende Kraft? das ſey ferne! Ich will die Sache auf eine andere Art zeigen. Die Luft war in den Erdklüften verſchloſſen worden, als der Comet das Waſſer herausgezogen. GOtt lies den Wind wieder heraus; Alſo überſeze ich Moſis Worte: daher muste das Waſſer, durch eben die Oeffnungen, woher der Wind gekommen, vermöge ſeiner Schwere wieder in die geraumte Wohnung niederſinken, und ſich von der Oberfläche verlaufen. Ich ſeze hierbei keine Wunderwerke. Es kan der Comet bei ſeiner Rükkehr die Klüfte wieder eröffnet haben: oder die Luft, welche durch die unterirdiſche Hize ausgedehnet worden, hat ſich durch ein Erdbeben den freien Ausgang verſchaffet.

§. 20.

Da ein Comet, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, die Sündſlut durch ſeine Gewalt gebracht hat: ſo iſt es billich, daß man die Arche Noah in Sicherheit ſeze. Whiſton beweiſet daher mit vieler Gelahrtheit, daß das Gebürge Ararat der Berg Caucaſus geweſen. Ich aber nehme der Kürze wegen nur an, daß die Arche auf der nördlichen Seite des Erdbodens ſich befunden: und der Comet der Erden auf der ſüdlichen Gegend am nächſten gekommen. Auf dieſe Art bleibet ſie unverſehret. Whiſton folgert aus dieſem möglichen Saz die Urſach, warum man keine hiſtoriſche Urkunden habe, welche die Annäherung des Cometen bekräftigen könten. Noah und die Seinigen befanden ſich auf der nördlichen Seite, und konten den Cometen nicht bemerken, welcher ſich auf der Mittagsſeite genähert. Die übrigen Menſchen aber ſind alle im Waſſer geſtorben. Es zeiget alſo Whiſton deutlich an, daß er aus keinen alten Nachrichten ſeine Lehre geſchöpfet habe. Da aber gleichwol der Comet der Erden ſo nahe gekommen, als noch keiner gethan: ſo vermuthete ich, daß ihn Noah, ſowol als er ſich der Erden genähert, als da er weg gieng, geſehen haben müste. Ich traute es ferner dem ſehr erfahrnen und vernünftigen Noah zu, daß er durch Muthmaſſungen und Schlüſſe etwas erkannt haben möchte, da die Sündſlut ſo genau mit dem ungewöhnlichen und ſo nahe gekommenen Stern übereingeſtimmet hat. Endlich gedachte ich, daß Noah dieſe Sache, wenn er etwas davon erkannt, ſonder Zweifel auf die Nachkommenſchaft fortgepflanzet haben würde. Und weil noch Bücher vorhanden, worinnen ſehr alte

Traditiones und Nachrichten ſtehen: ſo hielte es der Mühe werth, ein wenig in ſolchen zu blättern.

§. 21.

Das jüdiſche Volk hat das allerälteſte Buch, die heilige Schrift altes Teſtaments, von welchen wir Chriſten es erhalten haben. Man mus die Treue der Juden rühmen, daß ſie gute Bewahrer dieſes Göttlichen Buchs geweſen ſind. Dieſe Redlichkeit verdienet doch ſo viel Vertrauen, daß man nicht alles verwerfen mus, was von den Juden herſtammet. Wenn uns nun die Juden etwas von alten Geſchichten erzehlen, und es kommt mit allen Umſtänden, ſo man a priori, oder durch Schlüſſe erkannt hat, überein: ſo halte es für unbillich, daß man ſie des Betrugs beſchuldige. Erzehlen ſie aber Fabeln, ſo mus man ſie für dasjenige halten, was ſie ſind. Nun iſt bekannt, daß bei den Juden viele alte Traditiones oder Nachrichten anzutreffen. Die heiligen Apoſtel haben ſich auch ſelbſt derſelben bedienet. Man kan in Hammons Erklärung des Neuen Teſtaments viele Proben finden. Ich führe nur eine an: 2 Tim. 3, 8. werden die egyptiſchen Zauberer Jannes und Hambres genannt, welche Namen in den Büchern Moſis nicht zu finden: ſondern in einer chaldäiſchen Überſezung der Schrift, worein ſie aus alten Nachrichten geſezet worden. Wie nun die heiligen Apoſtel die jüdiſchen Nachrichten nüzlich gebrauchen können: alſo ſtehet uns frei ein gleiches zu thun.

§. 22.

Die Juden haben alte Nachrichten auſſer der Schrift gehabt, welche ſie in ihren Schulen mündlich fortgepflanzet. Weil ſie aber nach der Zerſtörung Jeruſalems in alle Welt zerſtreuet wurden, und ihrer koſtbaren Urkunden halber in Sorgen ſtunden: ſo faſten ſie den Schlus, auch dasjenige in Schriften zu verfaſſen, was ſie bisher mündlich weiter gebracht hatten. Die Säze, womit ſie einen Zaun um das Geſez Moſis gemacht hatten, ſchienen der erſten Sorgfalt werth zu ſeyn. Rabbi Juda Hakkadoſch, der Heilige, hat 150. Jahr nach Chriſti Geburt dis Werk zu Tiberias übernommen, und die Miſchna verfertiget. In dieſer mus man alſo nur Lehrſäze, aber keine Hiſtorien ſuchen. Fünfzig Jahr hernach hat Rabbi Jochanan auch die Gemara zu Stande gebracht, welche allerlei Geſchichte, Fabeln und Streitigkeiten in ſich faſſet. Beide Werke machen den Talmud aus. Es ſchiene aber dieſe Gemara den babyloniſchen Jüden nicht hinreichend, daher Rabbi Aſe im 4ten, und Rabbi Abina im 5ten Jahrhundert, eine neue Sammlung anſtelleten, welche der babyloniſche Talmud genannt wird. Mein Werk iſt es nicht, dieſe hebräiſche Tröſter zu unterſuchen, zuſammen zu halten, und über dem Vorzug einen Spruch zu thun. Da aber unterdeſſen die ganze Judenſchaft die lezte Gemara vorziehet: ſo glaube ich dismal was der gröſte Haufe glaubet, und gönne ihr auch den Vorzug.

§. 23.

Indem in der Gemara, oder dem gröſern Theil des Talmuds, hiſtoriſche alte Erzehlungen anzutreſen; dasjenige aber, ſo mündlich fortgepflanzet wird, ſich leicht mit Zuſäzen vermiſchet; ſo kan es ſeyn, daß einige Mährlein im Talmud ſtehen. Ich gehe weiter und gebe zu, daß der Talmud unzehlbare recht vollſtändige Fabeln in ſich faſſe.

§. 24.

Weil aber im Talmud auch Warheiten anzutreſen: ſo mus man es mit ihm halten, wie es Virgilius mit den Schriften des Ennius gemacht hat. Er ſuchte ſich das Beſte aus. Mich dünkt, wenn die Talmudiſten von einer ſcharfſinnigen phyſicaliſchen Sache, dergleichen Dinge ſonſt über ihren Horizont ſind, eben ſo beſchreiben, als man ſie durch Schlüſſe entdekt hat: ſo kan man ihnen glauben. Ich habe vermuthet, daß von der Sündflut Nachrichten vorhanden ſeyn möchten. Ich habe geſucht, und gefunden. Im Tractat, Roſch Haſchſchana treffe ich pag. m. 11. folgendes an: Durch hizige Dinge haben die Menſchen der erſten Welt geſündiget, und durch hizige Dinge ſind ſie geſtraft worden. Durch hizige Laſter haben ſie geſündiget, daher ſind ſie durch das heiſſe Waſſer der Sündflut getödet worden. Auf dem folgenden Blat des angeführten Tractats finde ich dieſe Nachricht: Weil die Menſchen ihre Thaten und Werke geändert haben, und von dem wahren GOTT abgewichen: ſo hat GOTT ſein Schöpfungswerk auch geändert, und hat, welches ſonſt nicht zu geſchehen pflegt, zur Zeit der Sündflut zwene Sterne von der Art ſo man Kima nennet, auf die Erde geworfen, und hat dadurch die Sündflut gebracht. Man ſiehet ſchon aus der ganzen Rede, welcherlei Sterne unter dem Wort Kima verſtanden werden müſſen. Der allergeſchikteſte und berühmteſte Ausleger des Talmuds, Rabbi Salomo Jizchaki, macht es aber noch klärer. Er merket in ſeiner Erklärung an, daß die Alten durch Kima die geſchwänzten Sterne verſtanden hätten. Deutlicher konte er ſich nicht herauslaſſen: denn das Wort Comet, iſt den Jüden ſo unbekannt, als unſere übrigen Kunſtwörter. Geſchwänzte Sterne ſind Cometen, und dergleichen haben nach dem Bericht der Gemara, die Sündflut gebracht. Man erwege ferner, daß der Talmud berichtet, 1) es wäre den Menſchen ſo vorgekommen, als wenn GOTT ſein Werk geändert hätte. Das es zwene Cometen geweſen. §. 18. Daß das Waſſer warm oder heis geweſen. §. 15. Wird man ſich vorſtellen können, daß Jüden, welche in der wahren Lehre von Cometen ſo unerfahren, als das übrige menſchliche Geſchlecht, waren, daß ſolche Juden vor mehr als tauſend Jahren hätten träumen können, wie es die Theorie des Newtons erfordert? Ich weis gewis, daß vernünftige Leſer viel leichter mit mir vermuthen, daß uns die Gemara eine Noachiſche Nachricht aufbehalten: als daß ſie die Gemariſten einer Erdichtung beſchuldigen werden, welche alle Rabbinen zuſammen genommen, nicht einmal recht verſtehen.

§. 25.

Ich habe alſo die Whiſtoniſche Lehre von der Sündflut durch die älteſte Tradition beſtättiget, welches Whiſton für eine unmögliche Sache gehalten hat. Ich bekenne, daß mir dieſe Entdekung einiges Vergnügen gebracht habe: aber dasjenige war weit gröſer, ſo ich über einem andern Fund empfunden habe, worzu die talmudiſche Stelle Gelegenheit gegeben. Ich wuſte nunmehr, daß die alten Juden durch das Wort Kima, eine Art Sterne verſtünden, welche in ihrem Lauf die Erde berühren konten, und daß ſolches, nach der Auslegung des gröſſeſten Rabbinen, des Raſchi, geſchwänzte Sterne wären, welches eine ſo gute Erklärung der Cometen iſt, als man nur von gelehrten Sternenkundigen erwarten kan. Als ich mir die hebraiſchen Wörter der Bibel bekannt gemacht: ſo habe ich auf diejenigen wenig Sorgfalt gewendet, worüber die Ausleger ſtreitig ſind. Es iſt dis ein Fehler, und ich bin ſo aufrichtig, daß ich ihn geſtehe. Ich war alſo ungewis, ob das Wort Kima in der Schrift vorkommen möchte oder nicht. Die Sache ſchiene mir der Unterſuchung werth: zumal ich nur ein hebräiſches Lexicon zur Hand nehmen durfte. Ich ergrif den guten Buxdorf, und fand, daß das Wort Kima, dreimal in der heiligen Schrift vorkäme; Hiob 9, 9.

cap. 38. 31. Amos 5, 8. Die lezte Stelle war die erſte, ſo ich aufſchlug. Und ſiehe, welches Glük war mir aufgehoben! Die angeführte Stelle ſezte mich in den Stand die Whiſtoniſche Lehre von der Sündflut für eine Göttliche Warheit zu erkennen. Ich habe das Vertrauen zu vernünftigen Leſern, daß ſie die Nachricht, ſo ich in folgendem Abſchnitt mittheile, ohne Vorurtheile betrachten, und wie ſie ſich durch ihre Deutlichkeit Beifall verſchaffet, mit Verwunderung, und Dank gegen GOtt, annehmen werden.

§. 26.

Der Prophet Amos ermahnet im 5ten Capitel im 6. v. das Volk zur Buſſe, und führet in dem angezogenen Ort folgenden Grund an: Denn der Jehova iſts, welcher den Cometen oder Wunderſtern geſchaffen, und durch ihn ehemals den Morgen in ſchwarze Finſternis verkehret, den Mittag aber wie die Nacht verdunkelt hat. Er iſts, welcher durch ſolchen Stern das unterirdiſche Gewäſſer der Erden auf ihre Oberfläche getrieben, und alſo die Sündflut ergeben laſſen. Dis Zeugnis iſt ſo beſchaffen, daß es allen Zweifel auf ewig heben kan, woferne ſich die Richtigkeit meiner Überſezung darthun laſſet. Und dis hoffe ich alſo zu bewerkſtelligen, daß kein vernünftiger Gelehrter ein Bedenken tragen wird, meine Erklärung anzunehmen.

§. 27.

Da ich alſo gezeiget habe, daß eine allgemeine Sündflut geweſen, welche eine Urſach gehabt haben mus; daß die gewöhnlichen Erklärungen insgeſammt unmöglich, hingegen des Herrn Whiſtons Saz, daß ein Comet die Urſach geweſen, möglich iſt, und dadurch ſehr wahrſcheinlich wird; daß ſolcher durchgehends mit dem Bericht des heiligen Geſchichtſchreibers übereinſtimmet; daß ſolcher durch die allerälteſte Tradition oder Nachricht der Juden beſtärket wird; daß ſolcher Saz endlich das ausdrükliche Zeugnis eines Propheten, welcher aus Göttlicher Eingebung geſchrieben, vor ſich hat: ſo wird mirs kein vernünftiger Chriſt übel deuten, wenn ich die Meynung des Herrn Whiſtons für eine heilige und gewiſſe Warheit erkläre; gleichwie ich mich verſichert halte, daß ichs nicht allein ſeyn werde.

§. 28.

Einige haben ganz zweifelmüthig gefraget, warum denn Moſes die Sache verſchwiegen hätte? wenns wahr wäre, ſprechen ſie, daß der Comet die Sündflut gebracht: ſo würde es Moſes gewis aufgeſchrieben haben. Ich gebe zur Antwort, daß in der erſten Welt vieles geſchehen, ſo Moſes nicht beſchrieben hat: und man daher vom Stillſchweigen dieſes heiligen Mannes keinen Grund hernehmen könne, eine Sache zu läugnen, welche aus andern Gründen gewis iſt. Aber er hat doch nichts von der Sache, und der Zweifel dauret bei einigen fort. Wir wollen ihn ſelbſt fragen. Höre, groſer Prophet, warum haſt du uns bei der Sündflut nichts vom Cometen gemeldet? Moſes antwortet zwar nichts: aber ein jeder kan die Antwort leicht vermuthen, welche er geben müste. Ich habe nicht alles geſchrieben, was ich gewust: ſondern nur dasjenige, ſo mir vom heiligen Geiſt zu ſolchem Zweck eingegeben worden iſt. Sollen wir weiter gehen, und auch den heiligen Geiſt zu Rede ſezen: da er uns die Sache durch den Propheten Amos doch endlich bekannt gemacht hat?

§. 29.

Endlich hat mir ein gelehrter Freund noch einen Grund entgegen geſezet, mit deſſen Beantwortung ich ſchlieſſen will. Er meinete, daß die Erde bei einer ſo nahen

hen Bewegung entweder ganz vernichtet, oder doch unbeſchreiblich beſchädiget, und ſehr geändert worden ſeyn müſte. Was nun das erſte betrift: ſo kan ich es daher nicht zugeben, weil ich den Cometen bei der Sündflut nicht ſo nahe an die Erde führe, daß er mit ſeinem veſten Körper an dieſelbe ſtoſſen möge. Ich habe auch nicht einmal determiniret, wie nahe er gekommen ſeyn möchte: ſondern mich begnüget, ihn in eine ſolche Entfernung zu bringen, daß er die Sündflut verurſachen können. Wenn er nur dieſe Abſicht ausführen ſoll: ſo kan er zimlich entfernet bleiben. Wenn die Ausrechnung der gelehrten Herren Academiſten zu Petersburg ihre Richtigkeit hat: §. 9 ſo möchte der im Merz erſchienene Comet Kraft genug gehabt haben eine Sündflut zu machen, wenn er uns nur ſo nahe, als der Mond iſt, gekommen wäre. Im übrigen mus ich zugeſtehen, daß der Comet einige Veränderung an der Erdfläche habe veranlaſſen können. Wir haben vor der Sündflut keine Meere auf der Erden finden können; aber jezo iſt die Erdfläche faſt halb damit bedeket. Soll ich meine Meynung ſagen: ſo ſind die groſen Weltmeere Uberbleibſel von dem Cometen, welcher in der Eile ſeine abgeladene Waſſerlaſt nicht wieder auf ſich nehmen, und mit fortbringen können. Whiſton ſucht zu erweiſen, pag. 1283. daß die Erde aus ihrer Bahn alſo getrieben worden, daß ſich dieſe vergröſert, und das Jahr mit 10. Tagen vermehret habe. Ich will es aber, der Kürze wegen, nur zugeben, daß ſolches habe geſchehen können, auch vermuthlich geſchehen ſey. Es ſcheinet die Veränderung der Entfernung unſerer Erden von der Sonne eine Verbindung mit den vermehrten Gewäſſern zu haben. Es iſt aus der neuern Aſtronomie bekannt, daß der Grund der Bewegung und Entfernung der Himmelskörper auf ihrer Schwere zur Sonne beruhe: gleichwie es mit dieſer auf die Vielheit der Materie ankommt. Die kleinſten Planetenkörper ſtehen am nächſten bei der Sonne, und die entferneten ſind viel gröſer. Wenn nun die Erde eine groſe Laſt neuer Materie an Waſſern bekommen: ſo möchte ſich die Veränderung ihres Abſtands von der Sonne vielleicht begreifen laſſen. Zum wenigſten ſind dieſe Betrachtungen hinreichend, den mir gemachten Einwurf zu heben.

§. 30.

Da ich den Cometen als die Urſach der allgemeinen Sündflut alſo gedenke vorgeſtellet zu haben, daß Leute von Verſtand ſich bei dieſer Lehre völlig werden beruhigen können: ſo ſchlieſſe mit der Anmerkung, daß man dieſen Boten, unter andern Abſichten, für einen Diener der Göttlichen Gerechtigkeit halten müſſe. Er hat das allgemeine Gericht einmal an der Erden und ihren Einwohnern ausgeübet. Er iſt im Stande dergleichen ferner zu thun. Er wird es auch zu ſeiner Zeit verrichten, wie ich bald zeigen werde. Unterdeſſen ſage ich nicht, wie einige mir ſolches haben beimeſſen wollen, daß wenn GOTT die Welt ſtrafen wolle, er ſich nothwendig der Cometen bedienen müſſe. Dis wäre eine Frechheit, wenn man den unendlichen GOtt an ein einziges Mittel binden wolte. Aber dis iſt freilich meine Meinung, daß GOtt den Cometen für das beſte Mittel bei der Sündflut angeſehen haben müſſe, weil er ſich deſſen bedienet hat: und daß er ſich ferner deſſelben bedienen werde, im Fall aus ſeinem untrieglichen Wort zu erweiſen ſtehet, daß er ſolches geſagt habe. Wie wir nun bei Erblikung eines Regenbogens uns der Göttlichen Erbarmung zu erinnern haben: ſo iſt es ſehr billich, daß man ſich bei einem Cometen theils die groſe Unart der elenden Erdbürger, theils den Ernſt des Allmächtigen wieder unſere Bosheit vorſtelle. Wer vernünftig iſt, wird ohne mein Erinnern aus einer ſolchen Betrachtung Gelegenheit zu heilſamen Entſchlieſſungen nehmen.

Ein

Ein Newtoniſche Abhandlung von dem Vorſpiel des jüngſten Gerichts.

§. 1.

Durch das Vorſpiel des jüngſten Gerichts verſtehe ich die groſe, und uns vielleicht in kurzem bevorſtehende Weltbegebenheit, da, nach der weiſen Einrichtung des Allmächtigen, ſich einige Cometen in ihrem erſtaunend geſchwinden Lauf der Erden nähern, dieſelbe mit ihrem Schweif umhüllen, gräſsliche Erdbeben, erſchröklichſtes Brauſen des Meers, und das Toben der feuerſpeienden Berge erregen, ſie ſelbſt aber aus ihrer bisherigen Bahn treiben werden: damit das menſchliche Geſchlecht durch ein Schreken, dergleichen ſeit der Sündflut nicht geweſen, an das Daſeyn des lebendigen GOttes erinnert, zum Theil, zur wahren Verehrung dieſes höchſten Weſens erweket, zum Theil, in ſoferne ſie ungewinnlich ſind, vertilget werde, alles zu dem Ende, auf daß unſer Erdball, welcher faſt ſechs tauſend Jahre ein Tummelplaz der Laſter geweſen, zu einem Heiligthum des HERRN gereiniget werden möge. Was ich hier kurz zuſammen gezogen, will ich umſtändlicher vortragen, und aus der Sternenkunde die Möglichkeit: aus der Schrift aber die Würklichkeit erweiſen.

§. 2.

Das jezt beſchriebene Vorſpiel des jüngſten Gerichts iſt nach aſtronomiſchen Gründen, und nach der neuen und wahren Lehre von den Cometen möglich. Denn

1) Kan es nach dem Lauf der Cometen geſchehen, daß ein ſolcher Körper unſere Erde gar anſtöſſet, wie in dem III. Theil dieſer Sammlungen p. 130. zu erſehen. Ich ſchlieſſe daraus, daß es eben ſo leicht ſey, daß unſere Erde durch ſeinen Schweif einmal wandeln möge: als ſie bei der Sündflut durch ſeinen Dunſtcreis ſich hat ſchwingen können. Der Cometenſchweif beſtehet aus Schwefeldampf: gleichwie der ungemein groſe Dunſtcreis aus wäſſerichten Theilchen beſtehet, Indem ich alſo hier die Erde nicht durch die mit wäſſerichten Dünſten angefüllte Atmosphäre des Cometen; ſondern durch ſeinen Schweif, ſo aus Rauch und Schwefeldampf beſtehet, führe: ſo fällt damit ein Einwurf hin, welcher etliche mal vorgebracht worden. Man meynet nemlich, wenn es geſchehe, daß die Erde durch den Schweif des Cometen gienge, daß ſogleich wieder eine Sündflut erfolgen müste: wider welche uns doch ein Göttlicher Ausſpruch in Sicherheit geſezet hätte. 1 B. Moſ. 9, 15. Dieſes wol zu verſtehen, ſo iſt nöthig, daß die Abhandlung vom Cometen geleſen werde.

2) Daß der Comet in genugſamer Annäherung Erdbeben verurſachen könne: ſolches iſt gezeiget worden: gleichwie aus eben ſolchem Abſchnitt erhellet, daß mit ſolcher Erſchütterung ſich das Toben der feuerſpeienden Berge insgemein vereinige. Wenn ſich nun mit der Dampfſäule des Cometen, worein die Erde gerathen, die aus allen Vulcanen ausgeſtoſſene Rauchwolken verbinden; ſo möchte es heiſſen: ſiehe, Finſternis bedekt das Erdreich, und Dunkel die Völker!

3) Indem er Ebbe und Flut durch ſeinen Zug vermehret: ſo kan er verurſachen, daß das Meer und die Waſſerwogen brauſen, ja gar austretten, und die Länder überſchwemmen. Man darf ſich auf das Göttliche Verſprechen 1 B. Moſ. 9, 15. hier nicht berufen: weil ſolches nur von einer allgemeinen Sündflut handelt. Beſondere Uberſchwemmungen der Länder ſind bisher öfters geſchehen, und werden auch aufs Künftige nicht nachbleiben.

4) Daß ein groſer Comet die Erde aus

ihrer gewöhnlichen Bahn zu treiben vermöge, iſt wol auſſer Zweifel: da Jupiter in einer entſezlichen Entfernung den Saturnus in ſeinem Lauf ſtören kan.

5) Die Menſchen werden durch Erdbeben und Erſchütterungen in das gröſte Erſtarren verſezet. Bei dem Vorſpiel des jüngſten Gerichts können Erdbeben, das Wüten der Vulcanen, das Brauſen und Toben des Meers, der hölliſche Schwefelgeſtank des Cometenſchweifes, und alſo alles, was in der Natur am fürchterlichſten iſt, zuſammen kommen. Es iſt daher kein Zweifel, daß nicht das ganze menſchliche Geſchlecht zittern, beben und zagen ſolte, wenn dis Schreken des HERRN auf ſie fallen würde. Und gleichwie die äuſſerſte Gefahr ſolche Leute zur Ehrfurcht gegen GOTT erweken kan, welche ſonſten in Vorurtheilen, und Lüſten der Jugend begraben ligen, als ich bei dem Pater Kircher, dem Joſeph Ciaborri, und andern, indem Capitel des Cometens im 3ten Theil dieſer auserleſenen Sammlung angemerket; Alſo ſtehet gewis zu vermuthen, daß Millionen ſchlafende Sünder durch ein ſolches Vorſpiel aufgeweket, und ihre Zuflucht einzig zur Erbarmung des Schöpfers zu nehmen, genöthiget werden möchten. Wohin ſolte ſich die geſcheuchte und zerſtörte Heerde ſonſt wenden, wenn ihr in der gröſten Erſtarrung, welche der menſchliche Wiz ſich vorſtellen kan, alle Freude der Welt, Ehre, Würde, Macht, Gelahrtheit und Luſt, wie ein Nebel, wie eine Waſſerblaſe, wie ein vom Wind getriebener Strohhalm ſcheinet, und die Ewigkeit ihre grauſen Thore öfnet? Es kan unterdeſſen gar wol ſeyn, daß ſich viele, ja Millionen Menſchen ſtark machen, und bei einer ſolchen ausnehmenden Veranlaſſung zur Beſſerung unempfindlich bleiben. Man müste die Welt, oder vielmehr das äuſſerſte Verderben ihrer Einwohner wenig kennen, wenn man hieran zweifeln wolte. Ich habe in einem Hiſtorienbuch mit Erſtaunen geleſen, daß zu Jamaica in Weſtindien bei einem erſchreklichen Erdbeben eine böſe Brut ſich beſoffen, die verlaſſenen Häuſer geplündert, und andere Schande getrieben habe, und zwar in der Stunde, da die meiſten Einwohner vor Schreken entſeelet: viele aber von ihrer eigenen Bande durch den geöfneten Schlund der Erde verſchlungen wurden. So weit ſind unſere Erdbürger gröſtentheils in den Wuſt der Laſter verſunken!

6) Das Erdbeben pflegt oft viele Menſchen zu töden. Wenn alles, was ich bisher vom Vorſpiel des jüngſten Gerichts angeführet, zuſammen kame: ſo möchte das menſchliche Geſchlecht noch vielmehr einen merklichen Abgang empfinden. Da nun bei dieſer nachdrüklichen Veranlaſſung zur Beſſerung noch unzehlbare Sclaven der Bosheit vorhanden ſeyn können: ſo iſt es möglich, daß eben dieſe, und keine andere, in den Todesſtaub geſtreket werden. Ich rede nur von der Möglichkeit, welche ſich durch die Unendlichkeit des Göttlichen Verſtandes begreifen läſſet: und halte es nicht vor nöthig, mich vor der Zeit auf Wunderwerke zu berufen. Wenn man ehedem geſagt hätte, daß Jeruſalem zerſtöret, und alle Einwohner theils getödet, theils in alle Welt verkauft; hingegen die Verehrer des Meſſias erhalten werden ſolten: ſo würden vielleicht eingeſchränkte Geiſter die Sache verworfen, oder ein Wunderwerk gehoffet haben. Aber die Sache geſchahe, und zwar ohne Wunderwerk. Die Nachfolger des Heilandes folgten der Erinnerung ihres groſen Lehrers. Sie verlieſſen Jeruſalem, und begaben ſich auf dem Libanon in den Fleken Pella. Hier lobeten ſie in der Stille und im guten Frieden die Erbarmung desjenigen, welcher ſie durch einen heilſamen Unterricht wider alle Gefahr in Sicherheit geſezet hatte.

7) Wenn dis alles geſchähe, wie die Möglichkeit gezeiget worden; wenn der Erdkreis von ſeinen Frevlern befreiet; wenn die übrigen Sterblichen zur Verehrung des Höchſten gebracht worden wären: ſo würde man ſagen können, daß die Erde, welche bei der Schöpfung zu einem Heiligthum GOttes beſtimmet geweſen, wiederum ſey gereiniget worden. Es iſt dis, wie mirs vorkommt, eine reizende Vorſtellung: und ich bin gewiß, daß alles, was warhaftig vernünftig iſt, ihre Würklichkeit mit mir wünſchet. Wie angenehm würde unſere Lebenszeit ſeyn, wenn wir uns durch eine wahre Verehrung GOttes ſeines Gnadeneinfluſſes täglich fähiger machten! Und wie lieblich ſolte der Aufenthalt uns auf Erden vorkommen, wenn keine tugendliebende Seele weiter klagen dürfte: *wehe mir, daß ich ein Fremdling in Meſech bin, und mus wohnen unter den Hütten Kedar!* Die heilige Schrift verſpricht dieſe Würklichkeit alſo, daß kein gegründeter Zweifel übrig bleibet.

§. 3.

Ich habe nunmehro die Würklichkeit von dem beſchriebenen Vorſpiel des jüngſten Gerichts zu erweiſen, worzu ich mich der Ausſprüche der heiligen Schrift bedienen mus. So wenig dieſes Wort und auch die Sache bisher bekannt geweſen: ſo viel ſind der Zeugniſſe davon in heiliger Schrift. Faſt alle Propheten, und ſehr viele Pſalmen, ingleichem die Schriften neues Teſtaments lehren dieſe groſe und noch künftige Weltbegebenheit. Daß ſie aber bisher, in ſo viel hundert Jahren von den Auslegern faſt gar nicht bemerket worden: ſolches hat ſeinen hinreichenden Grund. So viel ich einſehe, hat noch kein einziger GOttesgelehrter, welcher groſe Schrifterklärungen geſchrieben, die Lehre von den Cometen verſtanden: und ohne dieſelbe läſſet ſich von den Ausſprüchen, ſo ich anzuführen habe, nichts vernunftmäſiges ſagen. Ich werde aber die Fehler, ſo hierinnen begangen worden, keinem Schrifterklärer ſonderlich zur Laſt legen: weil ich verſichert bin, daß nach einem weiſen Rathſchlus GOttes dieſe Sache faſt bis zum Gebrauch verborgen bleiben ſollen, damit nicht ein Theil ihrer Kraft, ſo zu reden, vor der Zeit verrauchen möchte. Indem ich aber die Beweisgründe der Schrift anführen mus: ſo werde ich nur einige der vornehmſten gebrauchen, und erfahrnen Schriftforſchern noch eine ſtarke Nachleſe übrig laſſen.

§. 4.

Matthäus ertheilet uns aus dem Munde des Heilandes einen ſehr umſtändlichen Bericht, welcher einem jeden deutlich vorkom̃en wird, wer ihn vernünftig überleget. Ich verſtehe das 24. und 25. Capitel dieſes Evangeliſten. Nach dem 1. Vers, bewundern die Jünger die Schönheit des Tempels, welcher ſo wol wegen ſeiner Materien und Steine, als in Abſicht auf die angebrachte Baukunſt unvergleichlich war. Der Heiland nim̃t, nach dem Bericht des 2. v., daher Gelegenheit ſeinen Schülern eine ſehr ernſthafte Nachricht zu ertheilen. *Wahrlich ich ſage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde.* Die Jünger waren dazumal noch lange nicht vollkommen. Sie hatten vom Tempel und der jüdiſchen Einrichtung annoch gar zu vortheilhafte Begriffe. Apoſtelgeſch. 1, 6. Man kan glauben, daß ihnen bei einer ſolchen Nachricht alles, was ſchreklich iſt, werde eingefallen ſeyn. Aus einer Begierde nach fernerem Unterricht legen ſie dem groſen Propheten, nach dem 3. Vers, drei Fragen vor.

1) Sage uns, wenn wird das geſchehen?
2) Welches wird das Zeichen ſeyn deiner Zukunft?

3) Wie wird das Ende der Welt beſchaffen ſeyn.

Der liebreiche Immanuel hat ihre Begierde geſtillet: JEſus aber antwortete. Die Jünger haben die höchſt wichtige Antwort gehöret, und wir können ſie leſen. Wollen wir ſie aber verſtehen: ſo dürfen wir nur die drei Fragen immer vor den Augen behalten. Dieſe Spur wird uns ſicherer leiten, als die Anmerkungen vieler Ausleger, welche die Rede des Heilandes nur auf die Zerſtörung Jeruſalems, und auf den jüngſten Tag gezogen haben: worüber ſie in eine ſolche Verwirrung gerathen müſſen, daß ſie nicht einmal mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn ſcheinen. Ich merke daher an, daß ſich die ganze Stelle vom 4. bis zum 28. v. auf die Zerſtörung Jeruſalems beziehe, und alſo die erſte Frage beantworte. Es iſt auch klar, daß im 25. Cap. vom 31. bis zum 46. Vers, vom Ende der Welt, und der darauf folgenden Belohnung aller zeitlichen Handlungen geredet werde. Folglich iſt die andere Frage übrig: Welches wird denn das Zeichen ſeiner Zukunft ſeyn? Es wird nebſt den Umſtanden, welche dabei vorkommen, vom 29. Vers des 24. bis zum 31. Vers des 25. Capitels gemeldet. Inſonderheit iſt der 29. Vers merkwürdig, welchen ich anführen, erklären, und von den ungereimten Mißdeutungen befreien will.

Bald aber, nach der Trübſal derſelben Zeit, werden Sonn und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden ſich bewegen.

Erklärung.

1) Wenn man den Heiland nicht beſchuldigen will, daß er eine Frage ſeiner Jünger mit Stillſchweigen übergangen; oder, daß er auf eine ungeſchikte Weiſe zweimal vom jüngſten Tag geredet: ſo mus man dieſen Vortrag von einer Weltbegebenheit verſtehen, welche von dem jüngſten Gericht unterſchieden, auch noch künftig iſt; weil ſie bisher noch nicht bemerket worden. Unter den Auslegern habe ich inſonderheit den ſeligen Freiherrn von Canſtein gefunden, welcher dieſes eingeſehen: wie aus ſeiner Harmonie erhellet. Doch hat er ſich nicht deutlich erklären wollen, oder können.

2) Bald nach der Trübſal derſelben Zeit, welche Jeruſalem betroffen. Der Vater der Ewigkeiten hat eine andere Zeitrechnung, als wir Menſchen, deren Leben wie ein Strom dahin rauſcht. Bei GOTT ſind tauſend Jahre, wie ein Tag. Nach dieſer Art die Zeit zu beſtimmen darf man ſich nicht wundern, daß ſchon faſt zwei tauſend Jahre verfloſſen ſind. Es wird dieſe Begebenheit doch bald kommen. Daß aber der Heiland nach ſeinem, und nicht nach unſerm Begriff von der Zeit geredet, ſolches ſehe ich für eine Spur der höchſten Weisheit an. Das im 29. und 30. Vers aufgeſtellete Schrekbild ſolte zu allen Zeiten in der Chriſtenheit eine Ermunterung zur Gottſeligkeit abgeben. Würde aber dieſer Zwek erhalten worden ſeyn, wenn der Heiland geſaget hätte, nach viel hundert Jahren ſoll es geſchehen? Dieſe wichtige Vorſtellung würde eben ſo kraftlos bis gegenwärtige Stunde geweſen ſeyn; als ſie vielleicht Nuzen geſchaffet, da das Wort bald, viele Menſchen durch ſo viele Secula aufmerkſam gemachet hat.

3) Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren. Da man ohne Noth von der eigentlichen Bedeutung der Wörter nicht abgehen ſoll, hier ſich aber keine Noth, kein Widerſpruch und nichts ungereimtes bei derſelben findet: ſo verſtehe ich durch die Sonne den Weltkörper, welcher uns erleuchet und wärmet, und durch den Mond den Trabanten unſerer Erde. An dieſen Körpern ſind die ordentlichen Verfinſterungen ſehr gewönlich, und ſo bekannt, daß ſie vorher ausgerechnet, und durch den Calender vorher geſaget werden. Dieſe Finſterniſſe

verſezen niemand in ein Schreken, den allerunerfahrenſten Pöbel ausgenommen. Es kan alſo die Rede von ſolchen ordentlichen Finſterniſſen nicht ſeyn. Auſſerordentliche Finſterniſſe werden durch Cometen verurſachet, und ſchreken die Welt. vid. pag. 131. der auserleſenen Sammlungen III. Theils. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß dergleichen hier verſtanden werden: weil der Comet das bequemſte Mittel darzu iſt, und ſogleich vom Heiland angeführet wird.

4) **Die Sterne werden vom Himmel fallen.** Ich wiederhole, daß man nicht von der eigentlichen Bedeutung abgehen müſſe: weil gar keine Noth vorhanden iſt. Sollen wir Sterne verſtehen, und ſind dieſelben mancherlei Art: ſo mus unſere erſte Hauptregel zeigen, welche Sterne zu verſtehen ſind. Die Bedeutung eines Worts mus aus der Verbindung mit andern beſtimmet werden. p. 37. talia ſunt objecta &c. Es wird aber von ihnen geſagt, daß ſie vom Himmel fallen, womit die alten Völker den geſchwinden Lauf der Sterne, bekannter maſſen, ausdruken. Welche Sterne können ſich aus der unermeslichen Himmelshöhe gegen die Erde bewegen? Die Fixſterne ſind Sonnen, und müſſen ihren eigenen Planeten dienen. Es würde eine unedle Verrichtung für ſie ſeyn, wenn ſie ihre vielen und groſen Planeten in Finſternis und Kälte laſſen ſolten, um ſich ein Geſchäft mit unſerm Erdfall zu machen. Sie ſind auch viel zu gros. Ich ſeze nur, daß ein Fixſtern tauſendmal tauſend gröſer als die Erde ſey: wie geht es an, daß etliche gegen die Erde, oder auf ſie fallen? Die Planeten werden von der Sonne getrieben, und können ohne Wunderwerke der Erde ſich nicht mehr nähern, als ſie bisher gethan haben. Zur Zeit aber ſind noch keine Wunderwerke nöthig. Cometen können ſich der Erde vollkommen nähern, und ſo zu reden, auf ſie fallen: gleich wie bei der Sündflut geſchehen. Wie ſie nun alſo auch die Verfinſterung verurſachen können: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie verſtanden werden müſſen. Es ſtehet nicht im Evangelio alle Sterne: ſondern Sterne. Der Heiland hat alſo den Auslegern ſo viel Vernunft zugetrauet, daß ſie diejenigen verſtehen würden, auf welche ſich die Prädicata und Ausſprüche ſchiken. Auſſerdem geſtehen es alle vernünftige Ausleger, daß Jeſaias im 13. Capitel v. 9. 10. von dieſer betrübnisvollen Zeit rede. Dieſer Prophet nennet aber die Sterne mit ſo viel Worten Keſilem, Cometen oder Wunderſterne. pag. 126. im III. Theil dieſer auserleſenen Sammlungen.

5) **Die Kräfte der Himmel werden ſich bewegen.** Die Himmelskräfte ſind die vires centripetæ und centrifugæ der Planeten, oder diejenigen Kräfte, wodurch ſie in ihrer Bahn erhalten werden. Sollen dieſe beweget werden: ſo folget, daß die Erde aus ihrer bisherigen Bahn getrieben werden müſſe. Daß der Comet dis verrichten könne, daran wird kein Sternkündiger zweifeln: gleichwie es muthmaslich auch bei der Sündflut geſchehen iſt. Dieſe Erklärung iſt der Eigenſchaft der Worte, dem Zuſammenhang der Rede, den Parallelſtellen der Schrift gemäs: daher ich ſie für die wahre Meynung des Heilandes halte.

§. 5.

Die Jünger des HERRN ſind der Spur ihres groſen Lehrers gefolget, und haben dieſe Lehre auch vorgetragen. Petrus hat ſolches am erſten Pfingſtfeſt in der Chriſtenheit gethan. Im 2. Capitel der Apoſtelgeſchicht findet man ſeine Rede woraus ich folgendes nach dem Grundtext anführe: Vers 19. 20.

Ich wil oben im Himmel Wunderdinge zeigen, welche auf der Erde viel bedeuten ſollen. Blut, Feuer und Dampfſäulen. Die Sonne ſoll verfinſtert, und der Mond in Blutfarbe verkehret werden, ehe der groſe und glanzreiche Tag des HErrn kommt.

Erklärung.

1) Dieſe Worte ſind aus dem Propheten Joel Cap. 3, 4. genommen: daher ich den im Griechiſchen etwas undeutlichen Ausdruk, welcher im Teutſchen durch Rauchdampf gegeben worden, nach dem hebräiſchen Text durch Dampfſäulen überſezet, mich auch ſonſt in der Erklärung nach ſolchem Propheten gerichtet habe.

2) Dieſe Prophezeiung mus noch erſt recht erfüllet werden. Man ſiehet leicht daß die Sache ein Zeichen zu dem groſen und herrlichen Tag des HERRN ſeyn ſoll. Nimmt man an, daß ſie ſchon geſchehen: ſo wird man ſich gewis in Ewigkeit nicht ſattſam verwundern können, daß ſolches ohne Würkung geblieben, nicht bemerket worden, und der groſe Tag nicht erfolget iſt. Es ſoll auch bei dieſer Gelegenheit der Geiſt GOttes über alles Fleiſch ausgegoſſen werden: v. 17. welches zum wenigſten ſo viel bedeutet, daß die Einwohner der Erden fromm, und Verehrer der Göttlichen Majeſtät werden ſollen. Dieſes ich noch niemals in einem Land, vielweniger in allen Landen geſchehen.

3) Es zeiget die Verbindung des 6ten und der folgenden Verſe mit den vorhergehenden, daß der rükſtändige Theil des Capitels beim Joel nur eine weitere Erklärung der erſten Verſe ſey. Da nun das leztere noch nicht erfüllet iſt; auch ohnmöglich auf den jüngſten Tag gedeutet werden kan, weil nach der Trübſal ein beglükter Zuſtand auf Erden folgen ſoll: ſo bleibt nichts mehr, als das Vorſpiel des jüngſten Gerichts übrig, worauf ſie gezogen werden können; welches auch die Ausdrüke von der Verfinſterung der Sonne und des Monds anzeigen.

4) Gehet dieſe Weiſſagung auf das Vorſpiel des jüngſten Gerichts: ſo iſt alles deutlich. Der HERR ſpricht: Ich will am Himmel den Menſchen zum Schreken zeigen Feuer, das iſt brennende Cometen; Blut, welche durch ihre düſtere und dike Dampfkugel blutroth ausſehen; Dampfſäulen, ſie werden mit ihrem Schweif die Erde umhüllen. Die Sonne ſoll verfinſtert werden, nicht durch den Mond, denn da wäre es nichts beſonders; ſondern durch eben dieſe Cometen: und der Mond in Blutfarbe verwandelt werden, welches geſchicht, wenn er in die Cometendünſte verwikelt wird. Der gelehrte Kimchi erkläret dieſe Röthe mit Recht von einer unvollkommenen Finſternis. Wenn die Finſternis vollkommen iſt, ſchreibt er über dieſen Ort, ſo ſiehet der Mond ſchwarz aus, und verſchwindet: wenn ſie aber unvollkommen iſt, ſo iſt der Mond roth wie Blut.

5) Dieſer Spruch iſt inſonderheit der Dampfſäule wegen merkwürdig. Denn da ſolche mit unter die Wunderbegenheiten, womit GOTT den Erdcreis ſchreken will, geſezet wird: ſo mus nicht ſo wol deren Erblikung, welches nichts ſonderliches iſt, ſondern eine ſtarke Berührung verſtanden werden. Wenn die Erde durch eine ſolche ſtinkende und giftige Dampfſäule wandlen mus: ſo werden gewis die Menſchen erſtarren, als wenn Gefahr der Höllen vorhanden iſt.

6) Der groſe und herrliche Tag, wozu durch dieſe Weltbegebenheit das Zeichen gegeben wird, iſt ſo wol kein anderer als derjenige, wovon es im 97. Pſalm heiſſet: Der HERR iſt König, des freuet ſich der Erdcreis. Gewis ein ſchöner Tag, wenn einmal die Einwohner der Erden insgeſammt ihre Schuldigkeit in acht nehmen, und den König des Himmels ehren werden!

7) Nach dieſer Vorſtellung bleibt man bei dem Wortverſtand, und die Rede bekommt einen deutlichen Zuſammenhang, welches ein Merkmahl der Wahrheit iſt.

§. 6.

Petrus und Paulus, zwene treue Gefährten in ihrem Leben, ſind auch in der Ausbreitung der Lehre vom Vorſpiel des jüngſten Gerichts mit einander einig. So ſchreibt der lezte von dieſer Sache, Hebr. 12. 26.

> **Der HERR verheiſſet und ſpricht: noch einmal will ich bewegen, nicht allein die Erde: ſondern auch den Himmel.**

Anmerkungen.

1) Es iſt dis einer von den Sprüchen, worüber mancher Ausleger mit vielen Worten nichts geſagt hat. Himmel und Erde ſoll beweget werden. Dis hat ihnen Gelegenheit gegeben, eine vielfache Erfüllung zu zeigen. Bei der Geburt, dem Leben, Tod und der Auferſtehung Chriſti ſoll alles geſchehen ſeyn. Sie führen an, daß der Himmel iſt beweget worden, da Chriſtus geboren wurde, und die Engel herunter fuhren. Der Himmel iſt beweget worden, wenn die Engel zum HErrn getretten, und ihm gedienet haben. Der Himmel iſt beweget worden, da bei Chriſti Leiden ein Engel gekommen, und ihn geſtärket hat. Der Himmel iſt beweget worden bei ſeiner Auferſtehung, wo auch Engel waren. Was die Erde betrift, ſo bemerken ſie ein Erdbeben bei dem Tod, und ein anderes bei der Auferſtehung des HERRN. Hierauf deuten ſie es auf die Einwohner in gutem und böſen Verſtand. Zu jenem gehöret das Bemühen der Apoſtel, der Lehrer, und aller Redlichen, welche ſich der himmliſchen Warheit wegen ſehr beweget haben: zu dieſem, das Toben der Völker wider Chriſtum, ſeine Lehre und Nachfolger. So oft und auf ſo mancherlei Art iſt der Himmel und die Erde beweget worden! Ich habe nur ein einziges Wort wider dieſe Gedanken. Noch Einmal will ich bewegen. Die von den Auslegern erzehlten Bewegungen ſind mehrmalen geſchehen, und laſſen ſich alſo hier nicht anbringen.

2) Der Apoſtel führet dieſe Bewegung noch als künftig an, welches einen jeden der Augenſchein lehret. Es mus daher Paulus als ein Erklärer des Propheten Haggai, aus welchem dieſe Prophezeiung genommen iſt, angeſehen werden.

3) Das Hebräiſche Wort im Propheten, und die Vergleichung mit dem Erdbeben bei der Geſezgebung in dem Brief an die Hebräer, zeigen deutlich an, daß von einer würklichen und natürlichen Bewegung die Rede ſey: wie der Herr Doctor Lange, an beiden Stellen ſeines Lichts und Rechts wol erinnert und ausgeführet, auch mit Recht anmerket, daß dieſes die Begebenheit ſey, wovon der Heiland beim Matthäo redet, §. 4. Was heiſt denn nun bewegen? ſeinen Ort verändern. Gleichwie bei der Geſezgebung die Erde gebebet, und alſo in etwas ihren Ort verändert hat: ſo ſoll noch einmal nicht die Erde allein, ſondern auch ihr Himmel ſeinen Ort verändern. Soll dis geſchehen: ſo mus die Erde aus ihrer Bahn kommen, oder der Himmel Kräfte müſſen beweget werden. Weil es nur einmal geſchicht, ſo iſt von nichts anders die Rede, als vom Vorſpiel des jüngſten Gerichts.

4) Es iſt oben §. 1. angenommen worden, daß durch dis Vorſpiel die Furcht des HErrn unter den Einwohnern unſers Erdfalls hergeſtellet werden ſolle, welches ich bald weiter zeigen will. Da die Erde bei der Sündflut wahrſcheinlich aus ihrer Bahn getrieben, von der Sonne weiter entfernet worden, und dadurch, nebſt andern darzu gekommenen Veränderungen, gar ſehr viel von ihrer erſten Vortreflichkeit verlohren hat, welches man aus dem abgekürzten Lebensalter der Menſchen abnimmt; die Erde aber wiederum von ſehr vernünftigen und wahren Verehrern GOttes bewohnet werden ſoll: ſo iſt nicht muthmaslich, daß ſie noch weiter von ihrem Quell des Lichts und der Wärme abgeſondert,

ſondert, und noch mehr verſchlimmert werden möge. Es bleibt alſo die Annäherung zur Sonne übrig: weil Seitenwendungen, bekannter maſſen, ohnedem täglich und jährlich geſchehen. Bekäme ſie dabei die Richtung, daß ſie immer mit dem Aequator parallel liefe: ſo würde ihr die gröſere Hize mehr zuträglich als ſchädlich ſeyn, und ſie könte eines immerwährenden angenehmen Frühlings genieſſen.

Ver ibi perpetuum cæli clementia ſervat,

Würde auch das groſe Weltmeer durch einen glüenden Cometen ausgetroknet und angezogen; wie denn ſolches die Offenbarung Johannis nicht undeutlich zu verſtehen gibt: Cap. 21, 1. auch die Veränderung des Orts nicht ohne Grund muthmaſſen läſſet, davon zur Genüge bei der Abhandlung des im III. Theil der auserleſenen Sammlung gehandlet worden, ſo würde die Erde ſo verneuet, viel geſünder, und das Lebensziel der übriggebliebenen Menſchen länger werden. Die Bewegung der Erde und ihres Luftereiſes hat ihre Richtigkeit: das übrige ſind meine Muthmaſſungen, welchen ich ſo viel Beifall ausbitte, als ſie Wahrſcheinlichkeit haben.

§. 7.

Endlich berufe ich mich auf die Offenbahrung Johannis, und führe aus dem 6ten Capitel den 12. bis 17ten Vers an: Und ich ſahe, daß es das ſechſte Siegel aufthät, und ſiehe, da ward ein groſes Erdbeben. Und die Sonne ward ſchwarz, wie ein Härenſak, und der Mond ward wie Blut. Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde; gleich wie ein Feigenbaum ſeine Feigen abwirft, wenn er vom groſen Winde beweget wird. Und der Himmel entwich, wie ein eingewikelt Buch, und alle Berge und Inſuln wurden beweget aus ihren Oertern. Und die Könige auf Erden, und die Oberſten, und die Reichen, und die Hauptleute, und die Gewaltigen, und alle Knechte, und alle Freien, verborgen ſich in den Klüften und Felſen an den Bergen, und ſprachen zu den Bergen und Felſen: fallet auf uns, und verberget uns vor dem Angeſicht des, der auf dem Stuhl ſizet, und vor dem Zorn des Lammes. Denn es iſt kommen der groſe Tag ſeines Zorns, und wer kan beſtehen.

Erläuterung.

1) Gleichwie in der Schrift verſiegeln ſo viel als verdekt vortragen heiſſet: Dan. 8, 26. ſo wird das Siegelaufthun das Gegentheil, und die Offenbahrung groſer und verborgener Sachen anzeigen.

2) Ob die vorhergehende fünf Entſiegelungen ſchon geſchehen oder nicht: ſolches iſt hier nicht nöthig zu unterſuchen. Das lezte iſt übrigens meine Meynung. Daß aber das ſechste Siegel noch aufgethan werden müſſe: ſolches bekennen alle vernünftige Ausleger und Bibelleſer auf der ganzen Welt.

3) Iſt dieſe groſe Weltbegebenheit noch künftig: ſo iſt es keine andere, als wovon die Propheten im alten Teſtament oft gelehret, und welche auch der Heiland vorgetragen hat. §. 4. Hier ſoll der Himmel, nemlich die Erde mit ihrem Luftereis entweichen, welches nur Einmal geſchehen kan. §. 6. Alle Worte und gebrauchten Redensarten bezeugen ein gleiches.

4) Wenn dieſer Ausſpruch auf das Vorſpiel des jüngſten Gerichts gehet, welches niemand verneinen wird: ſo haben wir einen Schlüſſel zur Erklärung. Die Sonne wird ſchwarz, weil ein Comet davor getreten. Der Mond wie Blut, weil er in den Dampf dieſes Himmelskörpers gerathen. Sterne fallen auf oder gegen die Erde: nemlich Cometen, oder Wunderſterne, auf welche ſich das Prädicat ſchikt. Sie fallen mit Gewalt, als wenn der Wind unreife Feigen abreiſſet. Im gelobten Land iſt der Feigenbaum

einer der gemeineſten, daher das Gleichnis von ihm genommen iſt. Der Himmel, das iſt, der Dunſtcreis der Erden, und ſie auch ſelbſt, §. 6. entwich wie ein eingewikelt Buch. Die Alten haben ihre Bücher über einen runden Stab zuſammen gerollet. Da ſie gröſtentheils aus Pergament beſtunden: ſo rolleten ſie ſich alsbald in runden Creiſen wieder zuſammen, wenn man ſie aufmachte, und wieder aus der Hand lies.

5) Da bisher lauter Würkungen der Cometen bemerket worden, welche der Erde näher, als der Mond iſt, kommen, indem dieſer verdunkelt werden ſoll; nahe Cometen aber machen, daß die Erde zittert: ſo begreift man, warum die Offenbarung ſpricht: und ſiehe, da ward ein groſes Erdbeben. Es werden alſo gewaltige Erdbeben bei dieſer Begebenheit verſpüret werden.

6) Durch dieſe gewaltigen Erſchütterungen werden auf der Erdfläche manche Veränderungen an den Bergen und Inſeln vorgehen. Vielleicht werden die Weltmeere weggenommen, §. 6. und die Inſeln zum veſten Land geſchlagen.

7) Das Schreken der Menſchen über dieſe Begebenheiten wird ſo gros ſeyn, daß auch alle Könige und Fürſten, die erhabenſten Seelen, welche ſonſten das Praſſeln der Carthaunen und Carcaſſen ohne Gemüthsbewegung anhören, in das äuſſerſte Erſtarren verſezet werden ſollen. Es iſt alſo eine eitle Vermuthung, daß die Sterne Obrigkeiten ſeyn werden. Die Obrigkeiten fallen nicht: ſondern ſie erſchreken mit andern über das Fallen der Sterne.

8) Da auch alle Knechte und Freie, und alle Geſchlechte der Erden heulen, und ſich zu verbergen ſuchen werden; die Lehrer aber ohnſtreitig unter ſie gehören: ſo iſt ebenfalls handgreiflich, daß die fallende Sterne keine Lehrer ſeyn werden. Rechtſchaffene Lehrer gehören unter die nüzlichſten Perſonen des menſchlichen Geſchlechts. Sie verdienen die Hochachtung aller Vernünftigen. Hieran haben ſie Ehre genug, wenn man ſie gleich nicht für apocalyptiſche Sterne hält. Ich halte daher diejenigen für kleine Lichter, welche ſich betrüben, daß man dis, ihnen nicht gebührende Prädicat, ihnen entziehet.

§. 8.

Ich habe oben bei der Sündflut aus der untrüglichen und vernünftig erklärten Offenbahrung GOttes dargethan, daß ſich zu ſeiner Zeit einige Cometen nicht auf einmal, ſondern nach und nach, der Erde alſo nähern werden, daß ſie dieſelbe mit ihren Dampfſäulen umhüllen und plagen, die Sonne und den Mond auſſerordentlich verfinſtern, §. 4. auf der Erden gewaltige Fluten und Überſchwemmungen erregen, §. 5. Erdbeben und das Toben der feuerſpeienden Berge verurſachen, §. 7. und endlich unſere Erde, ſamt ihrem ganzen Luftcreis aus ihrer Bahn treiben werden. §. 4. und 6. Hierinnen beſtehet das Weſen der groſen Weltbegenheit, welche ich ein Vorſpiel des jüngſten Gerichts genannt habe. §. 1. Es iſt alſo dieſelbe nicht nur möglich: §. 2. ſondern es ſtehet auch die Würklichkeit ohnfehlbar zu erwarten. Die Würkungen, ſo ich dieſem Vorſpiel zugeſchrieben, werden ſich ebenfalls zeigen laſſen.

§. 9.

Malachias hat uns folgendes Wort, ſo der HERR zu ihm geredet hatte, aufbehalten. Siehe, es kommt ein Tag, der brennen ſoll wie ein Ofen: da werden alle Verächter und Gottloſe Stroh ſeyn, und der künftige Tag wird ſie anzünden, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig übrig laſſen. Cap. 4, 1.

Anmerkungen.

1) Dieſer Ausſpruch iſt noch nicht er-

füllet: welches mir ein jeder der um ſich ſiebet, und die Erdbürger betrachtet, zugeſtehen wird.

2) Er gehet auch nicht auf den jüngſten Tag: weil an ſolchem die Erde aus dem Planetenchor wird verſtoſſen, und mit dem Bann geſchlagen werden. Hier will aber GOTT die Verächter ausrotten, und die Bereitwilligen bekehren, damit er nicht nöthig habe die ganze Erde mit dem Bann zu ſchlagen. v. 6.

3) Welches wird nun der Tag ſeyn, da GOTT dis thun wird? der groſe und glanzreiche Tag, v. 5. von welchem aus dem 5. §. bekannt, daß es das Vorſpiel des jüngſten Gerichts ſey.

4) Es werden alſo die muthwilligen Verächter der göttlichen Majeſtät zu ſolcher Zeit getödet, und die Erde von ihren Frevlern gereiniget werden. Wie gros die Anzahl ſolcher Elenden ſeyn werde, läſſet ſich nicht beſtimmen. Einige Gleichniſſe, ſo der Heiland vorgetragen, da er uns den höchſtwichtigen Unterricht von dieſem Vorſpiel gegeben, laſſen uns faſt muthmaſſen, daß die Helfte der Chriſtenheit aus dem Sündenſchlaf aufgewekket, die andere aber in ihrer Unempfindlichkeit von dem Verderben übereilet, und dahin geriſſen werden möge. Matth. 24, 41. 42. Cap. 25, 1 : 13.

§. 10.

Wer den 23. Vers des 24. Capitels Jeſaias mit den bisher vorgetragenen Lehren der Schrift vergleichet, wird leicht erkennen, daß daſelbſt, und in unterſchiedenen folgenden Capiteln vom Vorſpiel des jüngſten Gerichts gehandelt werde. Ich merke hier den 16. Vers des 26. Capitels an. HERR, wenn Trübſal da iſt, ſo ſuchet man dich; wenn du ſie züchtigeſt, ſo rufen ſie ängſtiglich. Es werden alſo die übrigen Menſchen nachdrüklich durch das Schrekken des HERRN veranlaſſet werden, ſich ernſtlich zu GOTT zu wenden, und ihn zu ſuchen. **Wer aber den Namen des HERRN anrufen wird, ſoll errettet werden.** Joel 3, 5. Dieſe Verheiſſung gehet auf die Zeit des Vorſpiels. Ich zeige hierdurch, daß die Cometen durch die Trübſal die Menſchen bewegen werden, ſich nach der Vorſchrift des göttlichen Worts zu beſſern. Folglich iſt der Spruch, ſie haben Moſen und die Propheten, nicht wider mich zu gebrauchen, Man verwirft weder Moſen, noch die Propheten, noch die Schriften der Apoſtel: ſondern man ſagt, daß die Menſchen, welche dieſe Schriften haben, auch genöthiget werden ſollen nach demſelben zu leben.

§. 11.

Bei dem §. 4. angeführtem Hauptort im Evangeliſten Matthäus wird des Zeichens des Menſchenſohns Erwehnung gethan. Im 30. v. Alsdenn wird erſcheinen das Zeichen des Menſchenſohns im Himmel. Wenn irgend über einer Sache die Meynungen der GOttesgelehrten getrennet ſind, und keine einen ſonderlichen Grund hat: ſo iſt es bei dieſem Zeichen. Einige meinen, es würde ſich ein Creuz am Himmel zeigen: entweder ſelbſt dasjenige, woran der Heiland für uns gelitten hat; oder ein helles Wolkenkreuz, wie dem Conſtantinus erſchienen ſeyn ſoll. Es wird nur geſaget: aber nicht erwieſen. Andere halten dafür, es werde der Glanz der Wolken, und die Menge der himmliſchen Heerſchaaren ſeyn, welche den HERRN begleiten würden. Aber man mus bedenken, daß hier noch nicht die Rede vom jüngſten Tage iſt, da der HERR mit viel tauſend heiligen Engeln zum Gericht kom̃en wird. Matth. 25, 31. Noch andere ſehen Chriſtum für das Zeichen an, und berufen ſich auf das 12. Capitel v. 39. wo Jonas unter dem Zeichen Jonä verſtanden wird. Und auch dieſen kan ich nicht Recht geben: weil ſie keine Gründe haben. Ein Zeichen iſt eine Sache, wobei wir uns an eine andere erinnern: folglich kommen dabei zwo Ideen vor, die bezeichnende und bezeichnete. Soll Chriſtus ein Zeichen ſeiner ſelbſt ſeyn? dis iſt wider den Begriff des Zeichens. Das Exempel des Jonas ſchikt ſich auch gar nicht hieher. Denn Jonas war nicht ein Zeichen des Propheten Jonas oder ſeiner ſelbſt: ſondern des Erlöſers, inſonderheit ſeines Tods und ſeiner Auferſtehung. Vielleicht kan ich nunmehr einen beſſern Begrif von dem Zeichen des Menſchenſohns geben.

§. 12.

Es iſt aus dem 5. §. bekannt, daß GOtt ſeinem Volk gewiſſe Wunderbegebenheiten am Himmel verſprochen, wobei ſie den Gebrauch des herrlichen Tages bemerken würden, da Chriſtus ſeine Feinde auf Erden unter ſich bringen, und von dem ganzen Erdcreis für den HErrn und Geſalbten erkannt werden ſolte. Dieſe Begebenheiten am Himmel, wovon Joel geweiſſaget, ſind alſo Zeichen, nicht natürliche wie der Rauch vom Feuer iſt: ſondern willkührliche, wie man ſich bei dem Regenbogen der Gnade GOttes verſichert. Gleichwie nun das gemeldete Blut, Feuer und Rauchdampf, die Sonnenfinſternis und die Verdunkelung des Monden insgeſammt von einerlei Urſach, den Cometen, abſtammen, und alſo in einer Verbindung ſtehen: alſo kan man auch alles zuſammen nehmen, und wenn man ſich zumal kurz erklären will, ein Zeichen nennen. Es hat daher ſchon die Kirche GOttes im alten Teſtament etwas vom Zeichen des Menſchenſohns, oder des Mesſias gewust. Nun finden wir in den Schriften der Evangeliſten etlichemale, daß die Phariſäer und Schriftgelehrten den Heiland angetreten, und ob er gleich die gröſten Wunderwerke auf Erden gethan, immer ein Zeichen vom Himmel verlanget haben. Matth. 12, 38. Cap. 16, 1. Marc. 8, 11. Sie wollen ein Zeichen vom Himmel ſehen, woraus ſie erkennen möchten, daß er der Mesſias ſey: folglich verlangen ſie das Zeichen des Menſchenſohns. Wenn man dis Begehren obenhin anſiehet: ſo ſcheinet es abgeſchmakt. Betrachtet man es aber in der gezeigten Verbindung, und erinnert ſich, daß die Kirche altes Teſtaments etwas vom Zeichen des Menſchenſohns gewust habe: ſo läst ſich begreifen, warum die Juden das Zeichen vom Himmel verlanget haben. Allein man mus dem ohngeachtet geſtehen, daß es ihnen wie den Halbgelehrten ergangen, welche buchſtabiren aber nicht leſen gelernet haben. Sie haben verabſäumet aus den Propheten zu lernen, daß dis Zeichen nicht vor des Mesſias Ankunft zum Leiden: ſondern vor ſeinem herrlichen Reich auf Erden hergehen ſolle. Daß ſie ein Zeichen des Mesſias am Himmel geglaubet, war recht: daß ſie es zur Unzeit forderten, ſolches war ein jüdiſcher Unverſtand. Der Heiland aber war auf die Welt gekommen, nicht den Unverſtand der Juden zu unterhalten: ſondern die Rathſchlüſſe der Ewigkeit zu erfüllen. Er konte alſo in das Begehren der Juden nicht willigen. Matth. 16, 4. Dieſe böſe und ehebrecheriſche Art ſucht ein Zeichen, und es ſoll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn dasjenige, ſo der Prophet Jonas vorſtellet. Wir müſſen hierbei bemerken, daß der Heiland manchmal etwas verneinet: ſo aber nicht auf die Sache ſelbſt, ſondern nur auf die Zeit gehet. Joh. 2, 4. Es kan alſo dieſe Antwort alſo verſtanden werden: jezo ſoll es ihr nicht gegeben werden. Die Jünger fragen endlich ſelbſt den HERRN um das Zeichen ſeiner Zukunft. So viel die Phariſäer wusten, konte ihnen auch bekannt ſeyn. Weil aber jene in ihrem Urtheil gefehlet hatten: ſo wolten ſie lieber den Unterricht JEſU von der ganzen Beſchaffenheit anhören. Sie frageten: Wie wird das Zeichen deiner Zukunft beſchaffen ſeyn? Auf dieſe Frage wird die groſe Weltbegebenheit vorgetragen. Ich will Frage und Antwort zuſammen ſezen. Frage der Jünger: welches wird, o Meßias! dein Zeichen vom Himmel ſeyn? Antwort: einige Wunderſterne werden ſich aus der unermeslichen Himmelshöhe gegen die Erde bewegen, ꝛc. Welches iſt nun das Zeichen des Menſchenſohns? Iſt es nicht ſelbſt das Vorſpiel des jüngſten Gerichts in ſeinem ganzen Zuſammenhang? Der HERR ſchlieſt daher ſeinen Vortrag davon alſo: alsdenn wird ja endlich das Zeichen zum Vorſchein kommen, welches bisher zur Unzeit iſt verlanget worden.

§. 13.

Das Jüdiſche Volk iſt bisher viele hundert Jahre in der Eitelkeit ſeines Sinnes dahingegangen, ohne daß ſich die Chriſten ſonderlich bemühet hätten, ſie zurecht zu weiſen. Ich wolte dieſe Nachläſſigkeit meinen Glaubensbrüdern der vergangenen Zeiten nicht zur Laſt legen: wenn nur eines nicht geſchehen wäre. Wir Chriſten haben durch unſer gottloſes und heidniſches Leben, durch unſere groſe Unwiſſenheit, und durch viele Unbarmherzigkeiten, welche wir an den Juden ausgeübet, gemacht, daß der Name unſers Immanuels unter dieſem Volk ſtinkend geworden. Solten die Juden groſe Begriffe von unſerer Religion bekommen, da ſie ſehen, daß der gröſte Hauſe derer, ſo Chriſti Namen führen, ein Zuſammenflus unartiger Leute iſt, welcher mit dem alten Heidenthum über dem Vorzug in Greueln und Abſcheulichkeit täglich ſtreitet? Können ſie ſich, da ſie keinen Unterricht haben, an unſerm Exempel erbauen? Ich wünſchte, daß dieſes bald geſchehen möchte. Unterdeſſen mus man GOTT preiſen, welcher den berühmten Herrn D. Callenberg in Halle erwecket hat, ſich theils durch herauskommende Schriften, theils durch Verſendung einiger getreuen und geſchikten Lehrer, mit aller Mühe zu beſtreben, damit dem zwar verblendetem, aber GOtt noch werthem Volk, eine Erkenntnis beigebracht werden möchte. Es ſprach vor einiger Zeit ein Jude mit mir von der Bemühung des Herrn D. Callenbergs, und meinete, der gute Mann möchte ſich nur nicht ſo viel Mühe geben: weil alles vergeblich wäre. Wir nehmen das Chriſtenthum doch nicht an, und die Überläufer ſind ſchlechte Leute. Wo iſt der Nuzen, den er ſchaffet? Ich hielte ihm ein Gleichnis vor. Wenn ein Jude der Umſtände unſers Erdbodens vollkommen unkundig wäre, und im Frühjahr die Bemühung des Landmanns zum erſtenmal ſehe, wie derſelbe allerhand Getraide ſo geſchäftig in die ſchwarze und tode Erde ſcharret: ſolte er die Leute nicht für unklug halten, welche ſich ſo vergebliche Mühe machten, und brauchbare Sachen in den Koth ſtreueten? Der Hebräer gab zu verſtehen, daß er dieſes vermuthete. Wie, fuhr ich fort, würde ein ſolcher blinder Jude nicht beſchämet werden, wenn er bald hernach die Körner hervorkeimen, Halme und Aehren treiben ſahe, und endlich bemerkte, daß die Mühe der Landleute durch eine reiche Ernde vergolten worden wäre? So wirds mit dieſer Saat des Göttlichen Worts auch gehen. Sind den Juden nicht ſchon manche Warheiten durch die ausgeſtreuten Bücher bekannt worden? Dis wird nicht vergeblich ſeyn. Der Jude verſezte weiter nichts dagegen. Was meine gegenwärtige Abſicht betrift: ſo iſt bekannt, daß die Juden nunmehr durch dis Bemühen das neue Teſtament unter ſich haben. Sie erſehen unter andern daraus, daß der Chriſten Meßias wieder kommen wolle, (auf welche Art laſſe ich unbeſtimmet,) daß vor ſeiner Ankunft unmittelbar ſein groſes Zeichen hergehen werde. Dis wiſſen ſie zum Theil, und werden es noch weiter lernen.

§. 14.

Die Juden warten noch auf den Meſſias, und ſezen in ihrem Talmud, daß höchſt merkwürdige Wunderbegebenheitē kurz vor ſeiner Ankunft geſchehen würden. Es ſind nemlich die Begriffe und Vorſtellungen der Alten auf ſie fortgepflanzet worden. Ich vermuthe, daß man im Talmud weitläuftige Beſchreibungen vom Zeichen des Meſſias, welches am Himmel geſchehen ſoll, antreffen möchte. Weil es aber mein Werk nicht iſt, dis ungeheure und ſchwere Buch durch zu ſtudiren: ſo will ich nur das Zeugnis anführen, ſo mir am erſten in die Augen gefallen. In dem Abſchnitt Chelek des gemariſchen Tractats Sanhedrin, im 11. Capitel, eröfnet Rabbi Jochanan ſeine Meinung von der Zukunft des Meſſias, mit allgemeinem Beifall der Juden:

> Wenn der Sohn David, oder der herrliche Meſſias kommen wird, da werden auf der Erden wenig Schüler der wahren Weisheit und fromme Menſchen ſeyn. Den übrigen insgeſammt ſtehet ein ſtrenges Schikſal bevor. Ihre Augen werden durch Betrübnis, Traurigkeit und Jammer verzehret werden. Angſt und Herzeleid wird ſo geſchwind auf einander folgen, daß wenn eine Noth vorbei iſt, die andere ſchon in Bereitſchaft ſtehet ſich einzuſtellen.

Es erhellet aus dieſer angeführten Stelle, daß die Juden hier keine Tradition haben, welche ſich auf die Warheit der Schrift gründet. Es iſt ein Unglük für ſie, daß ſie den Meſſias bisher verachtet haben. Allein darinn haben ſie recht, wenn ſie glauben, daß der Heiland mit ſeinem Reich bei der gröſten Trübſal, ſo man ſich vorſtellen kan, herein brechen werde. Wenn nun das Vorſpiel des jüngſten Gerichts ſie und alle Völker ſchreken wird: ſo werden ſie den Meſſias gewis erwarten. Kommt nun keiner, wie denn kein anderer kommen kan; erinnern ſie ſich, oder werden erinnert, daß der Heiland der Chriſten dieſe groſe Weltbegebenheit viel deutlicher, als ſie im alten Teſtament ſtehet, und eben alſo, als ſie erfolget, vorher verkündiget, und angezeiget habe, daß ſolche das Signal ſey, wodurch alle Völker erweket werden ſollen: ſo werden ſie gewis eine hinreichende Veranlaſſung zur Bekehrung haben; wobei ihnen die Erkänntnis, welche man ihnen bisher beizubringen geſucht hat, und ferner trachten wird, ſehr zu ſtatten kommen wird. Es werden alſo die Juden ihre Augen endlich auf den zurükwerfen, und ſich mit Sehnſucht nach ihm umſehen, welchen ihre Väter durchſtochen haben. Joh. 19, 37. Zach. 12, 10.

§. 15.

Die ſpäte Bekehrung der Juden wird ſehr aufrichtig und ernſtlich ſeyn. Zach. 12, 10. Sie werden über demjenigen, welchen ihre Väter durchſtochen haben, klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und werden ſich um ihn betrüben, wie man ſich betrübet um ein erſtes Kind. Sie werden alſo ihre lange Verſäumnis durch gröſern Fleis einzubringen, und ſich dem Erlöſer gefällig zu machen trachten.

§. 16.

Wenn das Haus Jacob zu ſeinem Geſalbten wird bekehret ſeyn; §. 14. wenn die übrigen Völker den Ruf der ſtarken Poſaune in das Ohr und in die Herzen werden dringen laſſen; wenn ſich die Chriſtenheit zum lebendigen Glauben an ihren Erlöſer, und zur wahren Verehrung deſſelben wird erweket haben: ſo werden die Religionsſtreitigkeiten geſchlichtet, der Kirchenfriede hergeſtellet, und die oft verſuchte Union zu Stande gebracht werden. Es iſt nemlich ohnmöglich, daß diejenigen mit einander zanken könnten, welche Chriſtum warhaftig erkennen, und in ſeiner Liebe ein Herz und eine Seele ſind. Vermuthlich wird aus dieſer Vereinigung eine Freude flieſſen, als dorten entſtand, da ſich Joſeph ſeinen Brüdern zu erkeñen gab.

§. 17.

Indem nun alſo nach dem Worte GOttes durch das Vorſpiel des jüngſten Gerichts die Rotte der ungewinnlichen Gottloſen getödet; §. 9. und die übrigen Menſchen zur wahren Furcht GOttes erwekket werden ſollen: ſo kan ich wol nunmehro ſezen, daß die Erde als ein Heiligthum GOttes wiederum werde gereiniget werden.

§. 18.

Es iſt leicht muthmaslich, daß GOtt ſolche groſe Anſtalten nicht um einiger wenigen Jahre wegen machen werde, und daß der jüngſte Tag nicht unmittelbar auf dis Vorſpiel folgen könne. Wie lange ſoll denn der beglükte Zuſtand auf Erden, und das herrliche Reich dauren? Es würde eine ſehr verwegene Frage ſeyn, wenn die heilige Schrift nicht ſelbſt zur Vermuthung Gelegenheit gegeben hätte. In der Offenbahrung Johannis heiſſet es: ſie lebten und regiereten mit Chriſto tauſend Jahre. cap. 20, 4. Nimmt man dieſe Offenbahrung nach den Worten: ſo müste der beglükte Zuſtand tauſend Jahre wären. Allein, es iſt in allen Sprachen gebräuchlich, eine groſe Anzahl durch tauſend auszudrüken: ohne darauf zu ſehen, ob ſie mehr oder etwas weniger ausmache. Ich laſſe mich daher in die Weitläuftigkeiten vom tauſendjährigen Reich nicht ein: die gegründete Hofnung beſſerer Zeiten aber wird keiner läugnen, welcher die Bibel vernünftig zu leſen pfleget.

§. 19.

Es ſind die Lehren, welche ich bisher vorgetragen habe, von groſer Wichtigkeit: am allermeiſten, weil das Vorſpiel des jüngſten Gerichts mit ſeinen groſen Folgen añoch künftig iſt. Ich weis gewis daß ich mir das ganze menſchliche Geſchlecht verbinden würde, wenn ich die eigentliche Zeit angeben könnte, wenn dieſe groſe Weltbegebenheit zu erwarten ſtünde. Ich geſtehe aber, daß ich dieſes ſo wenig als ein anderer kan. Weil aber doch in der heiligen Schrift einige Gelegenheit zu Muthmaſſungen gegeben worden: ſo ſehe ich nicht ein, warum man ſolche nicht zu weiterer Prüfung vortragen könnte. Wie viele Conjecturen trift man nicht in den Schriften der Gelehrten an. Ein ſtreitiger Punct der Zeitrechnung, eine dunkele Lesart in einem Poeten, eine alte Fabel und deren Bedeutung ſind wichtig genug, daß gelehrte Männer ihre Gedanken darüber mittheilen, und niemand verdenket es ihnen. Solte ich beſorgen, daß verſtändige Leute mir es übel deuten würden, wenn ich über dieſe höchſtwichtige Sache einiges zu weiterer Unterſuchung vortrage? Von vernünftigen Männern habe ich nichts zu fürchten. Für diejenigen aber, ſo in Vorurtheilen ſtehen, will ich vorher einige Erinnerungen machen, und ſie, ſo viel möglich iſt, für Ausſchweifungen zu bewahren trachten.

1) Die heiligen Väter des alten Teſtaments ſind ſo neugierig geweſen, daß ſie geforſchet, auf welche und welcherlei Zeit der heilige Geiſt die Zukunft Chriſti deutete. 1 Petri 1, 11. Wollen wir die ehrwürdige Aſche dieſer Heiligen beunruhigen, und ſolche Seelen eines Vorwizes beſchuldigen, welche mit Licht und Glanz vor dem Thron des Lammes umgeben ſind, und uns in unſerer benebelten Dunkelheit mit Erbarmen herumtappen ſehen? Ich weis nicht, wie glüklich ſie in ihrer Unterſuchung geweſen ſind: aber dis iſt klar, daß der Apoſtel des HERRN dieſe ihre Beſchäftigung nicht zu ihrer Schande: ſondern zu ihrem Lob anführet. Was gedenket ihr, beſorgliche Seelen, wird es uns zu einem Vorwurf gereichen, daß wir bei dieſer Weltbegebenheit, welche der Geburt Chriſti ihrer Wichtigkeit wegen nahe an die Seite geſezt zu werden verdienet, ein wenig nach der Zeit forſchen? Ihr werdet ſagen, daß erleuchtete, vernünftige und fromme

Leute, wie Petrus, es nicht thun können. Es iſt gut. Was die Vernunft gedenket, redet, thut, mus nicht die Regel unſers Verhaltens ſeyn.

2) Hat der Heiland denen, ſo den Daniel leſen, nicht alle Aufmerkſamkeit anbefohlen? Matth. 24, 15. Es wird uns alſo wol keine Schande ſeyn, wenn wir ſeiner Erinnerung folgen.

§. 20.

Es iſt alſo möglich, daß dis Vorſpiel vor der Thür und näher iſt, als es ein Sterblicher vermuthen ſolte. Dieſen Saz wird mir kein GOttesgelehrter abſtreiten. Es iſt ja bekannt, was bisher vom jüngſten Tag hier und da gelehret worden. Es ſtehet das Lied: *Es iſt gewislich an der Zeit,* rc. in denen Evangeliſchen Geſangbüchern, und wird mit Erbauung geſungen. Wenn es erlaubt iſt alſo zu lehren, und alſo zu ſingen: ſo weis ich nicht, wer mirs verdenken könne, wenn ich vom Vorſpiel des jüngſten Tages, welches viele hundert Jahr vorher gehen ſoll, ſchreibe, daß es bald hereinbrechen könne. Am allermeiſten wird dieſe Möglichkeit durch das Wort des HERRN beſtärket. Matth. 24, 37. *Gleichwie es zu der Zeit Noäh war, alſo wird auch ſeyn die Zukunft des Menſchenſohns mit ſeinem Zeichen und Vorſpiel.* Wie war es denn zur Zeit des Noah? Der Heiland hätte viele und abſcheuliche Laſter erzehlen können: aber er begnügt ſich nur mit der Sorgloſigkeit und der wenigen Achtung, welche die Menſchen für die heilſamen Erinnerungen der wahren Weisheit hatten. v. 38. *Sie aſſen, ſie trunken, ſie freieten und lieſſen ſich freien, bis an den Tag, da Noah zu der Arche eingieng. Und ſie achtetens nicht, bis die Sündflut kam, und nahm ſie alle dahin.* Ich könnte hier auch ein weitläuftiges Regiſter der Laſter herſezen, welche mitten in der Chriſtenheit ganz ungeſcheut ausgeübet werden. Aber ich will ebenfalls nur der Sorgloſigkeit, des wenigen Eifers in der Furcht GOttes, und der Schlafſucht, wenn wir unſere Seligkeit mit Furcht und Zittern ſchaffen ſollen, Erwehnung thun. Iſt es nicht eine Abſchilderung der Chriſten eben ſowol als anderer Völker: ſie eſſen, ſie trinken, ſie freien und laſſen ſich freien, ſie denken an das Vergängliche, und vergeſſen der Ewigkeit?

§. 21.

Es iſt nicht nur möglich, daß das Vorſpiel nahe ſey: ſondern es ſcheinet auch wahrſcheinlich nahe zu ſeyn. Ich will die hieher gehörige Stelle der Schrift erklären, und zur Beurtheilung übergeben. Dan. 8, 14.

Es ſind zwei tauſend drei hundert Tage, von Abend gegen Morgen zu rechnen, ſo wird das Heiligthum wieder geweihet werden.

Anmerkungen.

1) Daniel hat in einem prophetiſchen Geſicht viele Zerſtörungen und Elend erbliket, welche das heilige Land und auch andere betreffen würden. Er wurde darüber betrübet: aber der HERR lies ihn aufrichten, indem er ihm die Nachricht gab, daß ſolches Elend insgeſammt ſein beſtimmtes Ende hätte.

2) Die Zeit, wenn ſolches Elend geendiget werden ſolte, wird durch 2300. *Ereb Boker* ausgedrukt. Der ſelige L ⸗ ⸗ hat ſie im teutſchen Tage genannt. Da aber in heiliger Schrift zweierlei Tage vorkommen. gemeine von 24. Stunden, und prophetiſche, ſo Jahre ſind, welches denen nicht unbekannt iſt, welche den Grundtext verſtehen: ſo theilen ſich die Meinungen über dem *Ereb Boker*. Es wird ſich aber ſogleich zeigen laſſen, ob man Tage oder Jahre verſtehen müſſe.

3) Wenn ein vernünftiger Menſch eine Zeit beſtimmet: ſo ſezet er einen Punct,

bei welchem man anfangen müſſe. Iſt ſolcher Punct nicht ausdrüklich genannt: ſo iſt es die Zeit, da man von einer Sache redet. Wenn ich zum Exempel ſeze, es iſt im 1742. Jahr, da ich dieſes ſchreibe: ſo wird die Geburt Chriſti nach der gemeinen Rechnung angenommen, und man hat einen Zeitpunct, von welchem man die 1742. Jahre zu rechnen anfangen mus. Sage ich aber, es ſind noch vier Wochen, oder über vier Wochen, will ich dieſe Schuldforderung zahlen: ſo wird jederman den Tag, an welchem ich ſolches rede, für den terminum a quo, oder für den Anfang ſolcher vier Wochen nehmen. Es würde gewis für eine Verſpottung aufgenommen werden, wenn ich nach Ablauf ſolcher Zeit ſagen wolte: ich will die Forderung nach vier Wochen bezahlen, aber ich verſtehe es alſo, daß dieſe vier Wochen von Johannistag im Jahr 1777. zu zehlen angefangen werden müſſen. Iſt nun dieſe Anmerkung deutlich, und der Art zu reden unter vernünftigen Leuten gemäs: ſo wird man eine Regel haben, nach welcher man den Ausſpruch Daniels verſtehen möge.

4) Daniel hatte im dritten Jahr des Königs Belſazer die Offenbahrung von 2300. Tagen. cap. 8, 1. Es wird kein Zeitpunct beſtimmet, von welchem man zu rechnen anfangen müſſe. Alſo lehret die Vernunft einen jeden, daß der Anfang ſolcher Zeit eben der Tag oder das Jahr ſey, da der Engel geſprochen: es ſind noch 2300. Ereb Boker. Verſtehet man nun Tage von 24. Stunden: ſo würden 6. Jahre und etliche Monate heraus kommen, und ſich im 10ten Jahr des Königs Belſazer endigen. In dieſem Jahr aber iſt gar nichts veränderliches vorgegangen; und wer den Spruch auf ſolches deuten will, der wird zugleich geſtehen, daß die Prophezeihung nicht eingetroffen habe. Die gemeine Schaar der Ausleger weis dieſe Zahl wol zu finden. Sie ſpricht: einige hundert Jahre nach Daniels Zeiten kam Antiochius Epiphanes, verwüſtete das gelobte Land, und entheiligte den Tempel. Nach ſeinem Tod wurde er vom Judas Maccabäus wieder gereiniget. Das mag faſt 6. Jahre hernach geweſen ſeyn. Und dis ſind die 2300. Tage. Ich will einem jeden das Vergnügen gönnen, welcher bei dieſer Meinung Ruhe finden kan. Nur wäre gut, wenn man auch gezeiget hätte, wie der Spruch Daniels bei dieſer Meinung mit der Vernunft zuſammen gereimet werden könnte. Man legt in der That dem Engel folgende Rede in den Mund: ſey getroſt, Daniel, nach 2300. Tagen ſoll das Elend ein Ende haben, du ſolſt aber nicht wiſſen, wo ſie angehen werden. Was hat der Heilige mit dieſer Rede geſagt? heiſt das eine Zeit beſtimmet?

5) Da ſich die Tage nicht ſchiken: ſo haben viele chriſtliche und jüdiſche Lehrer Jahre verſtanden, welches auch gar füglich angehet. Daß aber einige Juden von der Sündflut, oder dem Ausgang aus Egypten ſolche Jahre anfangen, wie der groſe Rabbi Salomo Jizchaki thut: ſolches geſchicht ohne einigen hinreichenden Grund.

6) Nimmt man Jahre, und fängt ſie vom dritten Jahr Belſazers an, da die Offenbahrung geſchehen: ſo thut man was nach der bibliſchen und prophetiſchen Schreibart geſchehen kan; maſſen dieſe unter Tagen oft Jahre verſtehet. Man hat nicht Urſach ſich mit der Unfüglichkeit zu plagen, ſo n. 2. gezeiget worden. Man vereiniget den 14. v. mit dem 17. und 26. v. dieſes Capitels, da ausdrüklich der Zeit des Endes gedacht wird.

§. 22.

Da ich den Grund angezeiget, aus welchen man vielleicht etwas muthmaſſen möchte: ſo will ich nach ſolchem die Sache noch etwas umſtändlicher nach der Zeitrechnung vorſtellen. Ich mus aber zum voraus ſezen, daß ich die Zeitrechnung

nung des Sethus Calviſius, welche in allen Calendern ſtehet, nicht gebrauchen: ſondern mich nach dem Uſſerius richten werde; wie denn die ganze gelehrte Welt dieſem groſen Mann mit Recht beipflichtet. Ich gebe alſo folgendes zu überlegen:

1) Belſazer, welcher auch Nabonidus heiſt, kam zur Regierung im Jahr der Welt 3449. Dis findet man beim Uſſerius p.78. ſeq. und in des Herrn Inſpector Freiers Hiſtorie p. 185.

2) Daniel erhielt die Offenbahrung, daß das Heiligthum gereiniget werden ſolte im dritten Jahr des Belſazers, cap. 8, 1. und alſo im Jahr der Welt 3482.

3) Da nun das Jahr der Welt 3482. der Zeitpunct iſt, von welchem man die 2300. Jahre zu rechnen anfangen ſoll: ſo kommt heraus das Jahr der Welt 5782.

4) Von dieſem Jahre nun, wenn meine obige Erklärung richtig iſt, ſpricht der Prophet, daß die Erde ſchon geheiliget ſeyn ſoll. Nicht iſt die Meinung, als wenn im ſelbigen Jahr die groſe Begebenheit angehen werde: ſondern ſie ſoll, nach dem Innhalt des hebräiſchen Ausdruks, vorbei ſeyn.

5) Der Heiland iſt im 4000ten Jahr der Welt geboren worden. vid. Herrn Inſpector Freiers Univerſalhiſtorie p. 380. Von dieſer Zeit an ſind verfloſſen 1746. oder nach genauerer Rechnung 1750. Jahre: weil nemlich Dyoniſius das Jahr der Geburt Chriſti unrecht angeſezet hat, wie bekannt iſt. Rechnet man 4000. und 1750. zuſammen: ſo erhellet, daß wir jezo im Jahr der Welt 5750. leben.

6) Da nun im Jahr der Welt 5782. das Vorſpiel des jüngſten Gerichts ſchon geſchehen ſeyn ſoll; wir aber jezo in dem 5750ſten Jahr leben: ſo wäre gewis die Zeit kurz zu unſerer Ermunterung, in Buſſe, Glauben und Heiligkeit dahin zu trachten, daß wir unter denen ſeyn könnten, welche bei dem Einbruch der gröſten Noth ihre Häupter aufheben, darum, daß ſich ihre Erlöſung nahet. Luc. 21,28.

§. 23.

Weil die Lehre vom Vorſpiel des jüngſten Gerichts auf eben die aſtronomiſchen Gründe gebauet iſt, als der Saz von der Sündflut; in der Schrift aber eine ganze Wolke von Zeugen vor ſich hat: ſo haltet ſolche Hr. Rector Heyn für gewis, (aus deſſen gedrukten Schriften ich dieſe Abhandlung ſowol, als die von den Cometen und der Sündflut,) hergenommen habe. Was übrigens die Zeit betrift: ſo wird ein jeder die Sache überlegen; und, weil es auf eine vernünftige Erklärung ankommt, der Vernunft mehr, als irgend einer angenommen Meinung Plaz geben.

Ein kurzer Begrif, von der Kunſt, ein Real-Gelehrter zu werden.

Ich rede von Gelehrten, und ich verſtehe unter dieſem Namen Perſonen, welche durch das Studiren die Wiſſenſchaft ſich und andere glüklich zu machen erlernet haben. Nachdem nun die Perſonen, welche ſtudiret haben, dieſe Wiſſenſchaft nur dem Namen nach oder in der That beſizen, nach dem nenne ich ſie entweder Nominal-Gelehrte oder Real-Gelehrte. Ich erinnere mich zwar, daß die Weltweiſen ehemals in Nominaliſten und Realiſten ſind eingetheilet worden. Allein ich habe die Ehre Ihnen zu verſichern, daß ich meine Eintheilung der Gelehrten von jenen nicht erborget habe; denn ich bekümmere mich um die Alten und ihre Grillen im geringſten nicht. Damit Sie aber wiſſen mögen, was ich mit einer jeden Benennung haben will; ſo will ich mich darüber zu erklären ſuchen. Ein Nominaliſte iſt ein Gelehrter, der zwar viel weis, aber weder ſich noch andere glüklich machet. Hingegen ein Real-Gelehrter iſt ein ſolcher, der bei ſeiner leichten Wiſſenſchaft doch ſich und andere glüklich zu machen ſuchet. Sie werden mich beſſer verſtehen, wenn ich Ihnen ein paar ſolcher Gelehrten abſchildere. Titius iſt ein gelehrter Mann. Er iſt damit nicht zufrieden, daß er das Compendium ſeiner Wiſſenſchaft inne hat; ſondern er denket noch emſig nach, und unterſuchet die Warheit mit dem gröſeſten Fleiſſe. Er kennet bei nahe alle Bücher, die in ſeiner Wiſſenſchafft geſchrieben ſind, auch ſo gar diejenigen, ſo nur entfernteter Weiſe dazu gehören. Er hat eine trefliche Erkenntnis ſowol in der allgemeinen Welt- als auch in der gelehrten Geſchichte. Tag und Nacht klebt er an ſeinen Büchern und an ſeinem Schreibetiſche. Wenn er einen Thaler Geld regen kan, ſo mus er Bücher dafür haben. Und wenn er einmal einen alten Tröſter bekommt, welchen ich den Käſeweibern gern überlieſe, ſo hat er eine gröſere Freude, als wenn ich 99. Schok Erbſen einernte. Dabei aber leget er keinen Pfennig Geld zurüke, und ſuchet alſo weder ſeine Frau noch ſeine Kinder glüklich zu machen. Seinen Körper richtet er durch die viele Arbeit ſo hin, daß ihm weder Eſſen noch Trinken mehr ſchmeket. Was meynen Sie; verſtehet dieſer wol die Kunſt ſich und andere glüklich zu machen? Nein! warlich nicht. Sagen Sie mir ſelbſt, worinn beſtehet ſeine Glükſeligkeit? Darinn, daß er weis, daß dieſer oder jener dis oder das gewuſt hat; daß er weis, daß dieſes wahr oder jenes falſch iſt. Gewis, dis iſt eine bloſſe Glükſeligkeit in der Einbildung. Mit aller dieſer Wiſſenſchaft verzehret er ſich und das Seinige, und wenn er ſtirbt, ſo läſſet er ſeiner Frau Bücher und Kinder, aber kein Geld. Es iſt leicht zu beſtimmen, zu welcher Claſſe der Gelehrten Titius gehöret. Er iſt ein Nominaliſte. Ich ſeze dieſem den Herrn Stax entgegen. Dieſer iſt ganz anders geſinnet. Er hat auch ſtudiret; denn er iſt zwei ganzer Jahre auf hohen Schulen geweſen. Er hat auch ſo viel gelernet, daß er mit Fallen und Aufſtehen das Examen aushalten konte, welchem er ſich, um eine Bedienung zu erlangen, nothwendig unterwerfen muſte. In dem Amte, welches er bekleidet, führet er ſich ganz anders auf als Titius. Er genieſſet mit vielem Vergnügen des Ranges und der Einkünfte, welche mit ſeiner Stelle verbunden ſind. Aber um die Gelehrſamkeit bekümmert er ſich nun nicht mehr. Allem ſeinen Fleis wendet er auf ſeine Haushaltung, mit dem emſigen Bemühen, ſo viel Geld, als möglich iſt, zurük zu legen. Bei denen Büchern ſiehet man ihn nicht; es ſey denn, daß er in ſeine Regiſter die Einnahme und Ausgabe eintrage. Sonſt durchſtreichet er ſeine Aeker, Bodens, Ställe und Scheuren. Hiedurch machet er ſich in der That glüklich. Er bewahret ſich vor der verdrieslichen Milzbeſchwerung, und ſezet durch die kluge Sammlung wichtiger Capitale ſowol ſich als die Seinen in den Genus wärklicher Güter. Dieſen nun nenne ich einen Realiſten oder Real-Gelehrten. Wenn ich mich nicht ſehr irre, wie ich mich denn nicht leicht zu irren pflege, ſo iſt dieſer Unterſcheid der Gelehrten in der Sache ſelbſt gegründet. Titius und Stax ſind beide Gelehrte, aber mit dem Unterſcheide, daß jener den Namen, nicht aber das Weſen eines Gelehrten, nemlich die Wiſſenſchafft und den Beſiz der Glükſeligkeit hat. Dieſer hingegen hat den Namen und die Glükſeligkeit. Daher habe ich auch gegründete Urſache, dieſen einen Realiſten oder Real-Gelehrten, jenen aber einen Nominaliſten oder Nominal-Gelehrten zu nennen.

Nun will ich Ihnen auch die Kunſt lehren, wie man ein ſolcher Realgelehrter werden kan.

Die Anlage dazu mus gleich auf Schulen gemachet werden. Ein künftiger Realiſt darf da durchaus kein Griechiſch oder Hebräiſch lernen. Um Vernunftlehre, Geſchichtskunde und Alterthümer brauchet er ſich auch nicht zu bekümmern. Dis bringet nichts ein. Aber im Schreiben und Rechnen mus er ſich gut üben; dis kan er gar nicht entbehren. So viel Latein mus er auch faſſen, daß er zur Noth ein Buch leſen kan; und die Franzöſiſche Sprache kan er ans dem Gebrauche zu erlernen ſuchen. Wenn er mit der Erlernung dieſer Stüke im 10ten Jahre anfänget, und damit bis in das 18te fortfähret, ſo kan er, wenn er nur einen mittelmäſſigen Kopf hat, dis alles in der Schule lernen, ohne daß er die Zeit zu Hauſe damit verderben darf. Die Stunden, die ihm auſſer der Schule übrig ſind, mus er anwenden, daß er entweder in ſeines Vaters Hauſe, oder bei ſeinem Wirthe die Vortheile der Haushaltung lerne. Dabei wird es ihm ſehr zuträglich ſeyn, wenn er fleiſſig mit den Dienern, Köchinnen, Knechten und Mägden umgehet. Es glaubet es kein Menſch, wieviel man bei dergleichen Leuten ſiehet, das einem in ſeiner künftigen Haushaltung zur Lehre und Warnung dienen kan.

Auf höhern Schulen mus ein künftiger Realgelehrter allein auf ſeinen Vortheil ſehen. Er darf weder Weltweisheit noch andere brodloſe Künſte treiben, ſondern einzig und allein ſein Brodſtudium. Das kan er bequem in 2. Jahren endigen; ja es können, wenn er fleiſſig iſt, wol anderthalb Jahre hinreichen. Iſt er damit fertig, ſo mus er wieder nach Hauſe eilen, und ſo viel, als ihm möglich iſt, Geld zu verdienen ſuchen, bis er etwa Gelegenheit bekommt, in ein Amt zu gelangen.

Ein Realgelehrter weis, daß gute Bedienungen die eigentlichen Schaupläze ſind, auf welchen er ſeine Gelehrſamkeit zeigen kan. Daher mus er ſich auch alle Mühe geben, eine ſolche zu erlangen. Alle Mittel, durch welche er ſeinen Zwek erreichen kan, ſind ihm erlaubt. Er darf Geld geben, lügen, läſtern, und alles thun, wodurch er ſich glüklich machen kan. Nur vor einem hat er ſich zu hüten. Um in ein Amt zu kommen, mus er ſich ja kein armes Mägden, wenn es auch noch ſo tugendhaft wäre, aufheften laſſen. Aus allen andern Mitteln darf er ſich kein Gewiſſen machen. Er thut nichts, als was das Recht der Natur und ſein Stand fordert; denn er ſuchet glüklich zu werden, und ſich in den Stund zu ſezen, auch eine Frau und Kinder zu Mitgenoſſen der Güter zu machen.

Iſt ein Realgelehrter befördert, ſo hat er nichts mehr zu thun, als daß er ſich nur als einen Gelehrten aufführe. Das ſoll ſo viel ſagen, daß er ſich bemühe, ſich und andere glüklich zu machen. Um dieſen Zwek zu erreichen, mus er zwar dem Amte welches er bekleidet, Genüge zu thun ſuchen; denn widrigenfalls könnte er abgeſezt werden, oder ſonſt Schaden leiden. Aber auſſer dieſen Verrichtungen hat er nicht mehr nöthig, ſich um die Wiſſenſchaften zu bekümmern. Ein Prediger kan ſeine gute Poſtille reuten, ein Rechtsgelehrter ſeinem Schlendriane folgen, oder ein kräftiges Ja mit einer gelehrten Mine ſagen, und ein Arzt kan ſeine Tropfen diſtilliren, ſeine Pulver reiben und ſeine Pillen drechſeln, damit ſind ſie alle drei fertig. Weil aber in dieſem Zeitpuncte ein Realiſte ſeine Gelehrſamkeit fürnemlich zur Ausübung bringen mus, ſo will ich das fürnehmſte, ſo er zu beobachten hat, in Regeln vortragen.

Die 1ſte Regel. Wenn ein Realgelehrter ein Amt oder ſonſt ſeinen gewiſſen Siz hat, ſo darf er ſich um kein Studiren, keine Bücher, keine gelehrte Zeitungen oder Monatsſchriften bekümmern,

mern, ſondern ſich nur bemühen, ſich und die Seinigen glüklich zu machen. Ach mein Herr! es iſt nicht zu beſchreiben, was die Nominalgelehrtē in dergleichē Sachen vor Geld verſchwenden. Da reicht nicht etwann ein halber Rthlr. zu, welchen ich jährlich vor die politiſchen Zeitungen bezahle: da gehen viele Thaler drauf. Ich habe einen Vetter, der in einem Amte von mittelmäſſigen Einkünften ſtehet, der hat jährlich 25. Rthlr. zu Büchern und dergleichen unnüzen Hausrathe ausgeſezet. Ich weis aber gewis, daß er damit noch lange nicht auskommt. Geſezt aber, daß er nur jährlich 25. Rthlr. auf dergleichen Art durchbringet; ſo iſt dieſes doch ſchon genug. Wenn er dieſes Geld zu einem Capitälchen machte, und die Intereſſen jährlich dazu ſchlüge, ſo könte er nach und nach ſchon ein Vermögen zuſammen bringen, und ſich und die Seinigen glüklich machen; aber ſo gehet alles für Bücher drauf. Wenn er nun aber ſtirbet, was gilt denn der Plunder? Darum Schade für alle Bücher! ich lobe mir bares Geld, gute Wechſel und tüchtige Schuldverſchreibungen.

Die 2te Regel. Ein guter Realiſt mus ſo viel als ihm möglich iſt, die Geſellſchaft meiden. Ich habe zwar genug gehöret, daß die Geſellſchaft der Gelehrten ein Mittel ſey zu der Gelehrſamkeit zu gelangen; allein das iſt ein verdamter Grundſaz, der koſtet den Nominalgelehrten ein gutes Stük Geld. Ich möchte mich zu tod ärgern, daß Leute, die Gelehrte ſeyn wollen, ſolche Mittel zu Erlangung der Gelehrſamkeit vorſchlagen, die juſt der wahren Gelehrſamkeit zuwider ſind. Was für Aufwand an Kaffee, Zuker, Wein und Tobak erfordert dieſes Mittel? Darum weg damit! ihr eingebildeten Gelehrten laſſet eure Mittel zur Gelehrſamkeit fahren, und ſammlet das Geld, ſo ihr auf ſie gewendet, ſo werdet ihr gröſſere Gelehrte werden, als ihr bei allen euren Grillen ſeyd.

Weil aber die Nominaliſten, mit ihrer eingebildeten Weisheit unverſtändige Leute gegen die Realiſten einnehmen, und denenſelben alſo auch wol ſchädlich ſeyn können; ſo gibt dieſes Anlas zu der

3ten Regel. Sie lautet alſo: Ein Realgelehrter mus ſich ſo viel als möglich iſt hüten, daß er mit keinem Nominalgelehrten in eine genaue Verbindung komme. Hieraus folget denn, daß er ſeine Töchter an keine ſolche Gelehrte verheurathen dürfe. Ein Nominalgelehrter darf auch keinem Realiſten zu einem Amte, wenn er auch gleich könnte, beförderlich ſeyn; denn man hat, um oben angeführter Urſache willen, allen Fleis anzuwenden, ſich dergleichen gefährliche Leute vom Leibe abzuhalten. Weil es aber nicht allezeit in unſerm Vermögen ſtehet, aller Nominaliſten müſſig zu gehen, ſo erfordert doch wenigſtens die jeztgemeldete Regel, ſich denenſelben ſo viel als möglich iſt zu entziehen. Geſezt, ich wäre ein Mitglied eines Collegii, in welchem auch Nominalgelehrte wären; man wäre in einer wichtigen Sache ſtreitig, und ich ſolte mich zu einer Meynung bekeñen; was wäre da zu thun? Ich würde den Schnupfen kriegen, verreiſen, oder ſonſt eine Schulkrankheit vorwenden, damit ich nicht nöthig hätte, in der Verſammlung zu erſcheinen: alsdañ müſten mich ja die Nominaliſten in meinen Würden laſſen, und dürften mich nicht beſchuldigen, daß ich die Sache nicht verſtünde.

Da aber doch ein Realiſte kein ſchlechter Hauswirth iſt, ſondern ein Gelehrter; ſo mus er ſich doch auch durch etwas vorzügliches von jenen zu unterſcheiden ſuchen. Dis kan leicht geſchehen. Sie werden die Art gleich aus der

4ten Regel lernen; ſie heiſſet alſo: Ein Realgelehrter mus zur Bezeugung ſeiner Gelehrſamkeit, von wiſſenſchaftlichen Dingen, ob er ſie gleich nicht verſtehet, mit einer gelehrten Mine und einem entſcheidenden Tone ſprechen; er mus ſeine

Worte mit den nachdrüklichſten Betheurungen bekräftigen, und mit unter allerlei lateiniſche Redensarten oder franzöſiſche Worte fliegen laſſen. Glauben Sie mir, mein Herr! wenn ein Realgelehrter dieſe Regel recht anzuwenden weis, ſo wird unter hundert Bauren nicht einer ſeyn, der nicht mit einem Fluche erhärten ſolte, ein Mann, der ſo rede, müſſe nothwendig alle Wiſſenſchaften gefreſſen habē.

Von der Kunſt zu trinken.

Nunc eſt bibendum.

Ich will jezo von einem geſelligen Geſchäfte handeln, welches ſo häufig gemisbrauchet wird, daß es deswegen einen allgemeinen ſehr ſchlimmen Begrif wider ſich erweket hat. Ich ſtehe in den Gedanken, daß die Neuigkeit und Wichtigkeit der Sache die Aufmerkſamkeit meiner Leſer auch in dieſem Blat unterhalten werde. Die edle, die vortrefliche und ſo wenigen bekan̄te Kunſt zu trinken iſt eines eigenen Bogens in dieſem Referendario wol würdig. Ich ſtehe in der feſten Uberredung, daß ein guter Trunk, (ich meine nicht einen ſtarken Trunk,) mehr Nuzen habe, als den Durſt zu löſchen, und über dieſes ſo wol den Geſchmak ergöze, als auch vornemlich eine gewiſſe Munterkeit ertheile, die das Leben in die Geſellſchaft bringt. Unſere geſellige Sittenlehre iſt nicht ſo ſtrenge, daß ſie es zur Sünde mache, wenn uns ein Trunk ſchmekt, und wenn man deswegen trinkt, um aufgeräumt zu werden. Wir haben die heilige Schrift auf unſerer Seite, welche nicht nur den Wein preiſet, weil er des Menſchen Herz erfreuet, ſondern auch befiehlet, den Betrübten dadurch die Freude wieder zu geben, und, einem ſchwachen Magen zu gefallen, nicht bloſes Waſſer zu trinken.

Die Erfahrung überzeuget uns, daß der Trunk ein allgemeines Verbindungsmittel der Geſellſchaften ſey, indem von den Zimmern der Schlöſſer an bis zu den Dorfhütten überall dergleichen Zuſammenkünfte angeſtellet werden, darinnen man trinkt; und es dürften ſehr wenige Perſonen in dem ganzen heiligen Römiſchen Reiche angetroffen werden, die nicht den Trunk unter eine der allgemeineſten ſo wol, als Hauptergözlichkeiten zehleten, und mit uns ſagen würden:

> Vollkommene Luſt hat zu Gefährten den Wein.
>
> Telamon.

Da das Trinken ſo allgemein gemein geübt wird, ſo iſt es moraliſch nothwendig, daß es dem ſtärkſten Misbrauch und Misverſtand unterworfen ſey. Denn es ſind wenig Menſchen, die den Werth der Dinge recht verſtehen, und die beſten Sachen recht zu gebrauchen wiſſen, oder die ihre Sinnlichkeit recht mäſigen können. Es iſt auch kein Wunder, daß die Eiferer gegen die Thorheit und Laſter ſo wenig Maas halten, als die meiſten Trinker, und zu weit gehen, und gar zu leicht eine jede Geſellſchaft, darinnen vor jeder Perſon

ſon eine Flaſche Wein ſtehet, für Säufer halten. Wir bitten dieſe Herren, mit welchen wir gegen die Säufer gemeine Sache machen, nicht ſo gleich die Stirne in Runzeln zu legen, wenn wir, die wir geſellig ſind, uns unter die Anführung des Epicurers begeben, ohne uns unter diejenigen von ſeinen Anhängern zu mengen, die ſeine weiſe Lehren ſo übel verſtanden, und noch übler angewendet haben. Es ſolte billich niemanden unbekannt ſeyn, daß Epicurus nicht ſo ſchlimm war, als man ihn beſchreibt. Dieſer Erzvater der geſelligen lehrete uns die Freude, die eitele Freude, zu der wir erſchaffen ſind, ohne die Uppigkeit, Wolluſt und Unmäſigkeit zu empfehlen. Er verlachte die unmenſchlichen Säze der Stoiker, die dem Menſchen die Empfindung, Sinnlichkeit und Gemüthsbewegungen rauben wollten. Epicurus erkannte die menſchliche Natur beſſer, und als ein weiſer Arzt ſuchte er die Kräfte derſelben zum zum rechten Gebrauch anzuführen; dahingegen die Stoiker dem Arzt im Moliere gleicheten, welcher die Krankheit mit der Seele aus dem Körper jagte. Wenn wir nun ſagen, daß der Wein beſſer ſchmeke als Waſſer, wenn wir gebieten, ihn zur Freude und Frölichkeit anzuwenden, wenn wir ihn gerne trinken: ſo glauben wir nicht nur was höchſt unſchuldiges, ſondern auch was ſehr pflichtmäſiges zu begehen. Doch ich habe vielleicht weniger von Seiten der zu ſtrengen Sittenlehrer zu befürchten, als von Seiten der naſſen Brüder, die gar zu leicht allen möglichen Vorwand ergreifen, eine böſe Gewonheit zu rechtfertigen, die ſo ſchändlich iſt, daß ſie alles möglichen Vorwands höchſtbedürftig iſt. Die Kunſt zu trinken iſt nicht die Kunſt zu ſaufen; und ein Becher der Frölichkeit iſt kein Taumelkelch, ſo wenig als die Freude und der Rauſch einerlei und eben dieſelben Sachen ſind. Diejenigen, die ihre wenige menſchliche Vernunft um des Geſchmaks willen verläugnen, ſind kaum werth, daß wir ihrer gedenken. Wer die Kunſt zu fechten lehret, hat nichts mit den Straſſenräubern und Mördern gemein, und die Arzenei iſt ſehr von dem Vergiften unterſchieden.

Die ganze Kunſt zu trinken beſtehet in der güldenen Mittelmäſſigkeit; wer dieſe übet, iſt ein rechter weiſer Trinker. Ein alter griechiſcher Weiſer, der berühmte Socrates, dieſer würdige Trinker, ſagte, indem er eine Schale Wein in der Hand hielt, die Geſellſchaft ſolte trinken, ſo wie die Pflanzen den Regen nöthig hätten. Ein mäſſiger Regen erquikte ſie und vermehrete ihre Stärke, Farbe, und Wachsthum; da hingegen ein übermäſſiger Regen ſie ſchwächete und drükete, daß ihre Blätter unordentlich hiengen, und ſie ſelbſt hin und her wanken müſten. Als er hiemit die ganze hohe und zugleich leichte Kunſt zu trinken in wenig Worten gelehret hatte: ſchritte er zu dem übenden

Theil, trank ſeine Schale aus, und lies ſich eine neue einſchenken.

Freude gehöret nur für ſolche Menſchen, die ſo glüklich ſind, daß ſie die ſeltene Kunſt zu denken verſtehen, und daher ein Vergnügen recht genieſſen können. Wie ſinnreich haben nicht die Alten dieſes durch Bilder entworfen. Vor dem Wagen, auf welchem der mit Reben gekränzte jugendliche Bachus mit einer gefüllten Schale in der Hand fähret, reitet ein betrunkener Silen auf einem Eſel, den man halten mus, wenn er nicht den Hals brechen ſoll: den Wagen des Bachus ziehet ein gebändigter Löwe und zamer Tieger. Wir müſſen dem Erfinder dieſer Vorſtellung eine beſondere Stärke in der Sittenlehre, den feinſten Wiz, und eine groſe Kenntnis des menſchlichen Herzens, nebſt einer ausnehmenden Wiſſenſchaft in der Bilderlehre zueignen. Das Gemählde dieſes Bachus ſtellet alle gute und übele Würkungen des Weins vor.

Die Erfahrung lehret, daß ein mäſiger und frölicher Trunk die Jugend erhalte, und Troz dem Alter bis in die ſpäten Jahre verlängere; er macht das Alter jugendlich. Wenn ein nüchterner Menſch widerwillig und zornig iſt, ſo verringert jedes Glas ſeinen Unwillen; er wird leutſelig, gütig und geſprächig. Sehet hier den gebändigten Löwen und gezämten Tieger. Unſere natürliche Beſchaffenheit iſt bei dem kalten Blut zu vielerlei Verrichtungen nicht aufgelegt, ſie gebraucht eine kleine Hülſe, eine kleine Anfeuerung, welche ihr zwei oder drei Spizgläſer voll guten Weins ertheilen; alsdenn kommt das träge Geblüt in einen regeren Umlauf, unſer Körper wird hurtiger und geſchikter. Und weil von der Verfaſſung des Leibes vielerlei Vorſtellungen der Seele abhangen; ſo verurſacht die edle und gemäſigte Würkungen des Weins, daß ſolche Vorurtheile, die uns vermöge des Körpers eigen ſind, wegfallen. Der Träge wird hurtig, der Bedenkliche entſchloſſen, der Argwöhniſche vertraulich, der Verdrüsliche ruhig, der Traurige gelaſſen, der Verzagte herzhaft und der Blöde dreiſt. Unſere ehrliche Altväter verſtunden dieſes recht gut; daher rühmt ſie Tacitus, wenn er von ihnen ſagt, daß ſie Rath gehalten hätten, wenn ſie ſich nicht hätten verſtellen können, und daß ſie zur That geſchritten wären, wenn ſie vor dem Irrthum wären geſichert geweſen. Alles dieſes ſind geſeegnete Würkungen des Rebenſafts, und eines jeden andern guten Getränks, wenn die rechte Maſſe beobachtet wird. Ein Arzt der menſchlichen Geſellſchaft, gleichwie die Lehrer der Weisheit ſeynd, der den Wein und den Menſchen kennt, wird viele Gelegenheit finden, ein oder zwei Spizgläſer voll Wein zu verſchreiben, ja nachdem das dike Geblüt ſoll verdünnet, oder die Galle aus der Geſellſchaft gebracht werden. Wir werden in dieſen und ſolchen Fällen den Wein ſo gut empfehlen, als die meiſten und gröſten Aerzte der Brunnen für nöthig erkennen.

Wolt ihr befreit von Krankheit ſeyn,
So trinket Wein.
Verlacht des Arzts zu geizigs Nein.
Vermahnt, ihr ernſten Sitten-Lehrer
Durch Wein zur Tugend eure Hörer,
Vor Sucht und Laſter iſt kein Mittel allgemein,
Als: trinket Wein.

Der Wein hat tauſend kleine Nebenwürkungen, und gibt viele artige Dinge an die Hand, die ohne den Wein, zum groſen Nachtheil der Geſelligkeit, unterbleiben müſſen. Jeder wird ſich auf dergleichen Vorfallenheiten zu beſinnen wiſſen.

Ich an meinem Theil preiſe die Gewonheit, nach welcher ein Mann, der Magiſter werden will, die ganze Facultät mit Wein bewirthet: denn alle Schulfüchſereien entweichen bei dieſem Saft, und wie manchmal kommt dem neuen Magiſter eine zu rechter Zeit wolangebrachte Geſundheit ſehr zu ſtatten.

Bis hieher habe ich das Bild des triumphirenden und jugendlichen Bachus betrachtet; aber der theure Silen, dieſer ehrliche Greis, der ſo viele Brüder hat, erinnert mich auch ſeiner zu gedenken. Seine abentheuerliche boksfüſige Geſtalt, ſein langöhrichtes und gehörntes Geſicht, ſeine Ritterſchaft auf einem Eſel, und ſein Taumeln, möchte ich nicht zu erſt entworfen haben, wenigſtens in der jezigen Zeit nicht, weil ich ſonſt den Namen eines Läſterers und Pasquillanten dürfte erhalten haben. Da ich aber nunmehr meine Anmerkungen auf Rechnung der Alten ſchreiben kan: ſo werde ich, da mir ein Glas Wein Muth gemacht hat, mit einiger Freiheit, die einem Trinker wol anſteht, die Säufer angreifen, die uns Trinkern ſo groſen Eintrag thun. Dieſe Herren dürfen keine Gnade hoffen, da ſie uns das ganze Spiel verderben, und den Wein durch Saufen den Trinkern faſt zu theuer machen. Und warum ſolte ich Leute verſchonen, die ſich ſelbſt nicht verſchonen, die das edelſte, was ſie beſizen, die Vernunft, ihrem Geſchmake und einer wilden Empfindung aufopfern? Dieſe Herren ſind nicht von einerlei Gattung; das Laſter der Trunkenheit iſt ſehr reich an Abänderungen, und ich werde meiner Feder den vollen Lauf laſſen, alle Fehler deutlich zu ſchildern.

Claudius Pantagruel hat eine ſolche Gewonheit im Trinken erlangt, daß er täglich zu ſeinem ordentlichen Maſſe 16. Maas gutes und ſtarkes Bier gebraucht; dieſes iſt ſein häuslicher Trunk. Denn wenn er bei andern zum Trunke gehet, bricht er ſich von den 4. Bouteillen, deren jede 4mäſig iſt, nicht ein Glas ab. Der Trunk iſt ſein höchſtes Gut, und nach ſeinem Wunſch müſte kein Vormittag in der Welt ſeyn, weil man ihm von Jugend auf nicht verſtattet hat, vom Thee an Bier zu trinken. Es liebt wol kein Menſch die Geſellſchaft ſtärker als er; wie er aber die Welt für eine Bierſchenke hält, ſo iſt der Trunk der Bewegungsgrund ſeiner Geſelligkeit. Seine Erkenntnis beſtimmet ſeine Sprache, denn man höret ihn auſſer den Nöthigungen zum Trunk nur wenige und nichtswürdige Sachen reden. Wenn man aus ſeinem Leben das Einſchenken und Austrinken wegnimmt, ſo bleibt auſſer dem Tobaks-

rau

rauchen, Eſſen, Aus- und Anziehen und Schlafen nichts übrig. Niemals iſt ein Menſch leichter zu befriedigen, als er; denn eine plumpenmäſige Bouteille beſchäftiget ihn einzig, und er kan ganze halbe Täg ſtilleſchweigend in der gröſten Geſellſchaft ſizen, wenn es ihm am Vorrathe des Trunkes nicht mangelt, bis endlich die lahme Zunge gelöſet wird, und etliche undeutliche Worte herſtammlet. Ich habe ihn einſtens in einem groſen Seelenkampfe geſehen, da zum Unglük ein kleinerers Trinkglas vor ihn geſezet wurde; er war eine halbe Viertelſtunde im Streit: (dieſes war für ihn eine erſtaunungswürdige Enthaltung,) ob er trinken wolte oder nicht, doch endlich nahm die Menſchenliebe die Oberhand, und er trank. Er mag hingehen wo er will, ſo gehet er zu Biere, ohne in ein Wirthshaus zu kommen, und ſein erſtes was er bringt oder fodert, iſt ein volles Glas. Wenn aus der Sprache alle Saufwörter, und aus der Natur aller übermäſiger Trunk weggenommen würde, ſo würde er in kurzer Zeit ſtumm und bald darauf tod ſeyn. Er achtet einen Menſchen nach der Menge des Trunks, den er von ihm erhält, und nach der Aufmerkſamkeit die ſein Wirth auf das leere Glas hat, und die Bewirthung preiſet er, von welcher er ſinnlos nach Hauſe gebracht wird.

Camilluskoſter würde ſich um aller Welt Gut willen Amtshalber nicht volltrinken. Volltrinken heiſſet nach ſeinem Begrif ſich von Sinnen ſaufen. Den halben Rauſch verabſcheuet er blos um des Namens willen; daher nennet er ihn einen Trunk der Frölichkeit, das poculum hilaritatis. Er hat eine vortrefliche Übung darinn. Er iſt hochmüthig und blöde, es gehet ihm nie beſſer von ſtatten, als nach einer guten Doſis Brandewein, Bier oder Wein, dabei ſiehet man ihn nie ſinnlos; denn bis dahin läſſet er es ſo leicht nicht kommen, ohnerachtet er bisweilen ofte übereilet wird. Er hebet mit Koſten an, und kennet alle Ergözlichkeit des Geſchmaks. Er iſt frei und luſtig von Natur, ſo bald aber der edle Wein in ihm wirket, wird er gerühret: alsdenn fallen ihm die Sittenlehren ein, die er des Sonntags vergeſſen hatte: er danket ſeinem GOTT für das viele Gute, das er ihm erwieſen. Dieſes Gute erzählet er von Stük zu Stük, und es bleibet nichts von ſeinen lobenswürdigen Eigenſchaften zurük. Wenn zu der Zeit des ſtolzen Phariſäers Brandewein wäre im Gebrauch geweſen, ſo würde ich aus Camilluskoſters Exempel ſchlieſſen, daß er ein halb Nöſſel gegen die böſe Luft zu ſich genommen hätte, um den groſen Berg des Tempels deſto ſicherer zu erſteigen. Bei dieſen Rührungen ſeiner Seele kan es nicht fehlen, daß er nicht oft den Abweſenden und Anweſenden ihre Fehler treuherzig und dürre unter die Augen ſagen ſolte. Ich habe gemerkt, daß er von der Religion, zu der er ſich bekennet, und die er lehren ſoll, nach der Maas des Trunks, den er zu ſich genommen hat, überzeuget iſt. Und da er ſich veſt in die Claſſe der Schriftverfaſſer ſezet, ſo werden die Schrift- und Religionsſpötter dahin zu ſehen haben, daß der Brauer, Brandeweinsbrenner und Weinſchenke ihn mit ſchlechter Waare verſehen, wenn ſie gegen ihm beſtehen wollen. Diejenigen aber, die die Heimlichkeiten anderer Perſonen zu wiſſen verlangen, müſſen einen gegentheiligen Wunſch thun. Denn ſo verſchwiegen Camilluskoſter iſt, ſo geneigt iſt er doch zur vertraulichen Entdekung der Dinge, die nicht alle Welt wiſſen ſoll. Die vortreflichſte Würkung des Weins bei ihm iſt, daß er alsdenn die ganze Welt für ſehr gut hält. Wenn er früh bedauret, daß ſeine Verdienſte nicht genug erkannt werden, (denn ſo lange eine vornehme Stelle übrig iſt, die er nicht bekleidet, ſo lange bedauret er die ſchlechte Einſicht der Menſchen,) ſo ſiehet er Nachmittag gar wol ein, daß ſeine Verdienſte Verehrer genung haben. Denn da er zu dieſer Zeit im Stande iſt, ſeinen ganzen Werth recht zu fühlen, und beſonders geneigt iſt ein gutes Zutrauen zu der ganzen Welt zu haben, ſo fehlet es ihm nicht an Entſchuldigungen, die die Welt wiederum ſchuldfrei machen. Ich wünſchte, daß ſeine Gutherzigkeit mit ihm aufſtünde, denn des Morgens läugnet er gemeiniglich, was er geſagt hat, und was ihm das Gedächtnis auf einer Seite nimmt, erſezt es ihm auf der andern Seite reichlich: indem er viele Dinge gehört hat, die kein Menſch zu ſagen gedacht hatte. In dieſer Beſchaffenheit ſeines halben Rauſches findet man ihn nie zu Hauſe, denn ſein Trieb ſich mitzutheilen treibet ihn alsdenn an alle Orte hin, auch an ſolche, welche er zu jeder anderer Zeit würde gemieden haben. Wehe ſeiner Frau oder ſeinem Geſinde zu dieſer Zeit; denn da er von ſeiner Wichtigkeit und von ſeinem Werthe eingenommen iſt, ſo findet er ſich ſehr leicht von dieſen unverſtändigen Leuten beleidiget.

Johann der Unternehmer, der ſich zu Zeiten Jean des entomeurs nennt, und ſein Geſchlecht von dem Bruder Jean des entomeurs, den Rabelais berühmt gemacht hat, erzehlet, hält die Mittelſtraſſe. Er trinkt ſo lange bis er luſtig iſt, er trinkt ſich nie voll: denn er hat einen guten Magen und keinen ſchwachen Kopf, er kan ſo viel Bouteillen ausleeren, als Perſonen in der Geſellſchaft ſind, und alsdeñ geben ihm die regierenden Herren, die Freunde und die Schönen Gelegenheit, die Dekelgläſer hervorzubringen. Bei dem allen bleibet er bei Verſtande, und der Wein hat keine andere Würkung bei ihm, als daß ſein Wiz ermuntert wird, Zweideutigkeiten, Wortſpiele und endlich kleine Zötlein vorzubringen, auf welche die Groſen folgen. Er wird in den Stand der Unſchuld verſezet, nennet alles bei dem rechten teutſchen Namen, und verſaget ſich nichts, ſo daß man allerlei neues von ihm höret. Es iſt nur Schade, daß Johann der Unternehmer nicht luſtig ſeyn kan, ohne gewiſſe Scherze vorzubringen, die den Wohlſtand, die Hochachtung und die Ehrerbietigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht beleidigen. Mich deucht, das Bild des boksfüſigen Silen ſey durch dieſe Beiſpiele genug erläutert. Wir wollen nun die Kunſt zu trinken nach ihren Regeln und Geſezen vortragen, ſo wie ſie unter uns geübet wird:

1) Niemand kan recht kunſtmäſig trinken, der nicht die Freude und das aufgeräumte Weſen ſuchet, und nicht Verſtand genug beſizet, Freude von der Tollheit zu unterſcheiden.

2) Ein rechter Trinker mus ein groſer Kenner und Liebhaber der geſunden Vernunft ſeyn, und ſie ſo hoch achten, daß er ſeiner Sinnlichkeit nichts einräumet, bei dem er nicht den vollen Gebrauch ſeines Verſtandes behalte.

3) Ein rechter Trinker mus ein Denker ſeyn, das iſt, ein Menſch, der nicht nur denken kan, ſondern auch jederzeit würklich denkt, und daher alles meidet, was ihn auſſer den Stand ſezet, gut zu denken. Dieſer Artikel iſt um ſo viel weſentlicher, da das Trinken eine geſellige Ubung iſt, und kein Menſch geſellig ſeyn kan, der kein Liebhaber des Denkens iſt.

4) Die Kunſt geſprächig, und zwar angenehm geſprächig zu ſeyn, rührt von der Kunſt zu denken her, und wird durch die Kunſt zu trinken befördert. Daher iſt ein ächter Trinker geſprächig, und trinkt um des Geſprächs willen, nicht aber ſpricht er um des Trunks willen; er wird alſo mehr ſprechen als trinken, und nicht mehr trinken, als zum guten Geſpräch gehört.

5) Ein rechter Trinker hat einen guten phyſicaliſchen Geſchmak, daher trinkt er gern einen Trunk, der gut ſchmekt, und

dieſer Geſchmak iſt ihm ſo werth, daß er nur ſo viel trinkt, als er vollkommen ſchmeken kan. Dieſes bewahret ihn, daß der Wirth nicht den böſen Gebrauch, der zu Cana in Galiläa im Schwange gieng, einführet, und dem Betrunkenen, weil er nicht ſchmeken kan, auf den guten Wein einen ſchlechten Magenkrazer vorſezet.

6) Es ſoll kein Geſelliger jemanden zum trinken nöthigen, ſondern jeder Gaſt hat die Freiheit, ſo viel zu trinken, als er will. Daher wird hiemit unterſagt, die groſen Gläſer ganz voll zu gieſſen, und jeder Gaſt zeiget dem Bedienten mit dem Finger am Glaſe die Höhe, wie weit der Wein reichen ſoll.

7) Damit aber die alte und löbliche Mode, Geſundheiten aufzubringen, nicht Abbruch leide, ſo wird ein rechter Trinker gleich vom Anfang kleine Portiones zu ſich nehmen, damit er mit einem Maas Wein, oder aufs höchſte anderthalb, 6. Stunden vollbringen könne. Wer mehr gibt und mehr zu ſich nimmt, binnen 6. Stunden, ſoll 14. Tage aus der Geſellſchaft der Trinker verbannet werden.

8) Wenn nicht neue Gäſte dazu kommen, ſoll der Wirth ſeinen Gäſten, denen er den Mittag über Wein gegeben, auf den Abend keinen mehr vorſezen.

9) Die Standgeſundheiten nach der Mahlzeit werden aufs höchſte bis auf die dreie eingeſchränkt, und dabei nur allein die Spizgläſer erlaubt.

10) Die des Abends trinken, müſſen im Stande ſeyn, bei finſterer Nacht ohne Laterne nach Hauſe zu gehen, und im Gehen noch die Sterne zehlen können. Wer bei dem Abſchied ſtrauchelt, mus bei ſeiner Ehre verſichern, daß der Trunk nicht daran ſchuld ſey.

11) Wer mehr als einerlei Wein gibt, ſoll auf 12. Perſonen ein Maas eintheilen, damit man im Stande ſey, den Wein recht zu koſten.

12) Wer einen guten Wein hat, ſoll ihn für die aufheben, die die Kunſt zu trinken verſtehen, und den geringern denen andern vorſezen.

13) Die Spizgläſer müſſen nur an zwei drittheil vollgefüllet werden, und in einer Viertelſtunde trinkt man zum höchſten 3. ſolche Spizgläſer aus.

14) Die Trinker müſſen lauter muntere, angenehme und lehrreiche Geſpräche führen, die mit wizigen Scherzen gewürzt ſeyn.

15) Wer dabei ein gutes Lied aus dem Hagedorn und Gleim, oder eigenem Kopfe ſingen kan, ſoll aus einem bekränzten Glaſe trinken, oder es ſoll ihm in Ermangelung der Kränze das ſchönſte Frauenzimmer einſchenken.

16) Diejenigen, welche keinen Wein haben, müſſen ſich auf einen guten Trunk Braun- oder Weisbier befleiſſigen, der ſo verdünnet ſey, daß er den Durſt löſche, und den Kopf nicht beſchwere.

17) Die Geſellſchaft der Trinker trinkt bis zur Frölichkeit, und nach dem 1ſten und 2ten Geſez, und gehet alsdenn voll Freude auseinander.

18) Wer in der Frölichkeit einen Trunk mehr thut, den warnet der Beiſizer, indem er den Mittelfinger nebſt dem Zeigefinger auf des andern Hand leget.

19) Wer dieſe Regeln übertrit, wird aus der Geſellſchaft der geſelligen Trinker verbannet; wer ſie hält, der trinkt, nachdem er dieſes geleſen, das erſte Glas Wein auf die Geſundheit der Geſelligen, das andere auf die Geſundheit der weiſen Trinker, und das dritte auf die Geſundheit deſſen, der dieſe Geſeze mit neuen vermehret.

Unter die Trinker dürfen ſich die Moſcowiter nicht zehlen. Wir nennen jezo nicht die Herren Ruſſen mit dieſem Namen, ſondern wir bezeichnen damit die Brandeweinsbrüder und Schweſtern. Dieſes ſtarke Getränk iſt lediglich eine Arzenei. Dieſe trinkt man nicht, ſondern man nimmt ſie in ſehr kleiner Doſe ein. Was man für die böſe Luſt, oder einen fetten Schöpſenbraten genieſt, kan nicht als ein Mittel der Freude angeſehen werden. Wir bedauren die ſchwachen Magen, die alle Mittage und Abend, wie auch alle Morgen ein gut Glas Brandewein nöthig haben, und wünſchen ihnen baldige Beſſerung. Denn ſo lange ſie in dieſen Umſtänden ſind, ſind ſie nicht tüchtig Mitglieder der geſelligen und Trinker zu werden.

Grundveſte der wahren Staatskunſt.

Homines hominum cauſa ſunt generati, ut ipſe inter ſe aliis prodeſſe poſſent.

Mein Herr!

Ich kan nicht läugnen, daß ich mich nicht ein wenig über die Vorſchläge geärgert habe, womit man das Steuerweſen und die Cammergefälle bei Ihnen einzurichten ſuchet: Dieſe Vorſchläge die darzu dienen ſollen, den Fürſten zu bereichern, ſind vielmehr darzu ausgeſonnen, erſtlich das gemeine Volk, hernach den Adel und endlich den Fürſten ſelbſt zu ruiniren, denn deſſen ganze Macht ſtüzet ſich auf die Wohlfahrt ſeiner Länder.

Geſezt, ein Fürſt habe weder GOtt noch Menſchen Rechenſchaft von ſeinem Thun zu geben, ſo würde ihn doch, wenn er ſich ſelbſt darum bekümmern wolte, der bloſe Eigennuz antreiben, eine andere Haushaltung zu führen, als bishero die Gewonheit an unſern meiſten Höfen eingeführet hat. Will aber ein Fürſt ſeine Einkünfte vermehren, ſo mus er trachten ſein Land wol zu bevölkern. Hierinnen beſtehet die ganze fürſtliche Machtkunſt. Dann wo viel Volk iſt, da ſind viele Abgaben; da ſind viele Erwerbungs- und Nahrungsmitteln, da werden der Feldbau, und die Handwerker, die Künſte, die Fabriken empor gebracht; dieſe bringen natürlicher Weiſe eine Handlung und Kaufmannſchaft zuwegen. Wo dieſe iſt, da vermehren ſich die öffentliche Gefälle mit den allgemeinen Nahrungsmitteln des Volks. Dieſe Mitteln ſich zu nähren und fortzubringen mus das Volk in Sicherheit und Ruhe gebrauchen können. Hierzu wird erfordert 1) eine vernünftige Freiheit: 2) eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit; und 3) eine gute Policei. Wo dieſe drei Stüke in einem Lande gehandhabet werden, da findet ſich beides Volk und Nahrung im Überflus. Dieſes iſt meine ganze Staatskunſt.

Ich ſeze demnach zum Exempel, ein Staat beſtünde ungefähr aus hundert tauſend Haushaltungen, groſe und kleine unter einander gerechnet. Ich ſeze, dieſe brächten jährlich, dem Fürſten und Herrn, vermöge ihrer nothdürftigen Abgaben, nach dem Fus der ordentlichen Steuergefälle, ohngefehr zwei Millionen Gulden ein. Dieſes betrüg auf eine jede Haushaltung, eine in die andere gerechnet, zwanzig Gulden. Ich ſeze ferner: der Fürſt erpreſſe über dieſe ordentliche Gefälle, durch allerhand elende Erfindungen und Cameralſtreiche, noch einmal ſo viel. So beliefen ſich ſeine Einkünfte auf 4. Millionen, dieſe ziehet er von Unterthanen, welche gröſtentheils arm, ausgeſogen und in elenden Umſtänden ſind; dann die viele und ſchwere Auflagen drüken das Volk zu Boden und verhindern alle mögliche Mitteln, die ſie anwenden könnten, ſich zu bereichern, oder etwas vor ſich zu bringen. Ihr Aufwand kan ſodann nicht anders als ſehr gering und nur nach der äuſſerſten Nothdurft eingerichtet ſeyn. Wenig Aufwand macht wenig Abgaben, und dieſe gleichen noch mehr einer traurigen Plünderung, als einer zur Erhaltung des gemeinen Weſens abzielenden Landesſteuer. Dann wo nicht viel iſt, da kan der Fürſt auch nicht viel erheben.

Iſt ſeze nun im Gegentheil, daß in einem ſolchen Land, anſtatt der hundert tauſend Familien, noch zehenmal ſo viele wären: dieſe würden unfehlbar in kurzer Zeit ſich in einem Land einfinden, wo die Freiheit, die Gerechtigkeit und eine gute Policei, wie es ſeyn ſolte, gehandhabet würde: folglich hätte der Fürſt, anſtatt der zwei Millionen, nach dem Fus der ordentlichen Steuergefälle, zwanzig Millionen einzunehmen, und dieſes ohne alle Zwangsmitteln und grauſame Erpreſſungen.

Nachdem nun die Einwohner in ihren Nahrungsgeſchäften etwas vor ſich bringen und gewinnen würden, nachdem würde auch der Aufwand bei ihnen ſtärker ſeyn; die Handlung würde dadurch empor kommen, und die Einkünfte würden mit der leichteſten Art von der Welt noch immer mehr und mehr zunehmen.

Man ſiehet hieraus, wie ſehr unſere Fürſten ihrem eigenen Intereſſe zuwider handeln, wann ſie durch böſe Rathſchläge, oder durch ihre eigene Begierden ſich verleiten laſſen, das Volk, daß ſie ſchüzen und glüklich machen ſolten, ſelbſt zu unterdruken und ins Verderben zu ſtürzen. Geſezt auch, die Unterthanen wären ſeine Sklaven und gehörten ihm ſo eigenthümlich zu, als das Rindvieh auf ſeinen Maiereien, ſo würde ihn doch allezeit ſein eigener Vortheil dahin anweiſen, ihrer weislich zu ſchonen und ſie wol verpflegen zu laſſen. Ein Landmann der ſeine Heerden, ſein Zugvieh und ſeine Schäfereien verwahrloſet, thut ſich ohnſtreitig ſelbſt den gröſten Schaden: Wie können ihm ſeine Ochſen und Pferde das Feld bauen, wann er ihnen die nöthige Fütterung entziehet, und ſich wenig darum bekümmert, ob ſie krepiren oder ihr

Leben und ihre Kräfte zu ſeinem Nuzen anwenden.

Man betrachte nur unſere arme Bauren: Kan man weniger Sorgfalt für ihre Geſundheit, für ihre Nahrung und für ihre Erhaltung ſpüren laſſen? Hält man ſie nicht an einigen Orten zur Verachtung des Schöpfers und zur Schande der Natur, noch ärger als das liebe dumme Vieh. Ja, man würde ſie noch glüklich ſchäzen, wenn ſie nur ſo gut als die fürſtlichen Pferde und Jagdhunde unterhalten würden.

Es iſt ein groſes Unheil für ein Land, wann die Fürſten das Elend ihrer Unterthanen nicht wiſſen. Man ſucht ſie von einer ſo traurigen Sache abzulenken; man gebraucht alle Behutſamkeit, ihnen ihr wahres Intereſſe zu verbergen. Man ſucht ihnen tauſenderlei Luſt und Kurzweil zu verſchaffen, um ihnen keine verdriesliche Gedanken zu verurſachen. Sie ſind alſo nur Fürſten zum Schein; ihre Beamten regieren. Es wäre zwar dem gemeinen Weſen wenig daran gelegen, ob der Fürſt oder ſeine Räthe das Regiment führten. Es kommt darauf an, daß ſolches nur vernünftig und glüklich beſorgt werde. Es gibt öfters unverſtändige Fürſten, deren Regierung dennoch glüklich iſt, weil ſie kluge Räthe haben; da man im Gegentheil öfters tapfere Kriegshelden und wizige Fürſten findet, welche Land und Leute ruiniren, weil ſie ihren Begierden und groſen Unternehmungen zur Unzeit alles aufzuopfern pflegen und zu dem Ende weder Geld noch Unterthanen ſchonen.

Weder der Staat noch das bürgerliche Leben kan beſtehen, wo man nicht die Geſeze der Ordnung beobachtet, und alle Unternehmungen nach der Möglichkeit der darzu erforderlichen Mitteln einrichtet. Eines würket hier auf das andere. Keine Anſchläge können ohne Geld in der Welt ausgeführet werden, und dennoch waget man öfters die gröſten Dinge und ſezt wol gar Land und Leute mit auf das Spiel; bevor man noch ſeine Kräfte erwogen und einen vernünftigen Uberſchlag gemacht hat, wo man das Geld darzu hernehmen will. Wir führen Kriege, wir werben Trouppen an, wir ſtellen ſie ins Feld und laſſen ſie hernach entweder Hunger leiden, oder wie die Räuber hauſen. Unſere Rathſchläge müſſen ſich blos allein nach den Höfen richten, die das Geld darzu hergeben. Der Geldmangel ſchreibt uns Geſeze vor. Wir ſind wie eine Uhr, deren Räderwerk ſich nicht ſelber treibt, ſondern ſeine Bewegung von einer fremden Urſache bekommt.

Alles kommt in einem Staat hauptſächlich darauf an, daß 1) die Policei wol beſorget, 2) daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabet werde; und 3) daß die Geiſtlichkeit unter dem Vorwand den reinen chriſtchen Glauben zu halten, die Menſchen nicht durch ihre Zänkereien unter einander verwirren. Dieſe drei Stüke ſind von gleicher Wichtigkeit: Fehlt es an Policei, ſo ſiehet man die Leute verderben; fehlt es an Verwaltung der Juſtiz, ſo iſt niemand in dem Beſiz des Seinigen geſichert: fehlt es am geiſtlichen Frieden, ſo erlangen die Menſchen durch die Streitigkeiten ihrer Kirchenlehrer ein Recht ſich einander chriſtlich zu haſſen und zu verfolgen; wo aber Zank und Zwietracht herrſchet, wird die Grundfeſte der gemeinen Ruhe und die Glükſeeligkeit der bürgerlichen Geſellſchaft untergraben, und wo man dem Ubel nicht noch in Zeiten begegnet, gar zu Boden geriſſen.

Der ganze Grund einer fürſtlichen Machtkunſt beſtehet alſo kürzlich darinnen, daß der Fürſt ſein Land auf alle Art und Weiſe zu bevölkern ſuche, daß er des Volkes Freiheit und Wohlfart ſchüze, daß er auf gute Policei und Recht und Gerechtigkeit mit allem Ernſt halte: allem Unfrieden und Zänkereien vorbeuge, und alle diejenigen ernſtlich beſtrafe, die das gemeine Weſen durch ihre Streithändel zu beeinträchtigen und zu verwirren ſuchen.

Durch dieſe und dergleichen Anſtalten werden ſich des Fürſten Einkommen vermehren, und die Glükſeligkeit des Volks wird die Macht des Fürſtens erhöhen.

Hier ſehen Sie, mein Herr, den kurzen Innhalt meiner ganzen Staatkunſt, davon ich ihnen bald die Ausarbeitung überſenden werde. Bis dahin empfehle ich mich zu geneigtem Angedenken und verharre unveränderlich

Mein Herr,

Auf meinem Landgut, den
13. Aug. 1749.

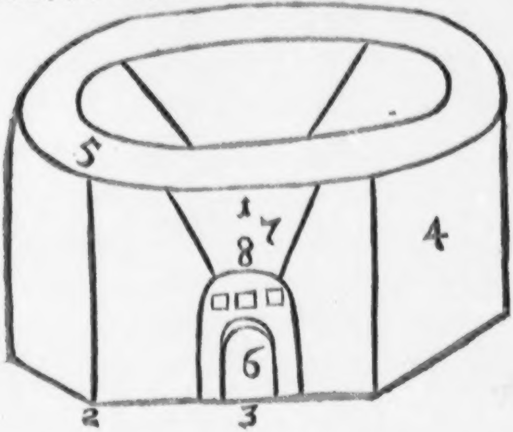
Dero gehorſamſter und
ergebenſter Diener.

Beſchreibung wie die Steinkohlen in einem dazu beſonders verfertigten Ofen manipuliret, oder von ihrer Wildnis, um ſie zu vieler Arbeit beſſer gebrauchen zu können, befreiet werden müſſen.

Es iſt uns dieſe Beſchreibung von einer Standesperſon aus Böhmen zuſammt nachſtehender Zeichnung des Ofens überſendet worden. Wir theilen ſolches mit, und bitten uns des verſtändigen Leſers Gedanken darüber bei Gelegenheit aus. Es heiſt demnach: Die Kohlen, ſo man Anfangs in den Ofen auf den eiſernen Roſt leget, müſſen ziemlich gros genommen werden, damit, wenn ſelbige durch die Flammen ergriffen worden, nicht ehender zuſammen fallen. Denn ſonſten würde der obrige Theil derer Steinkohlen in der Ausbrennung gehemmet werden. Alsdann leget man die übrigen Kohlen in mittelmäſſiger Gröſe eine auf die andere, nicht aber nach der Breite, ſondern auf der ſpizigen oder ſcharfen Seite, und zwar darum, damit die Flammen durch und durch penetriren können. Dieſe Einlegung oder Auffezung derer Kohlen ſezet man ſo lange fort, bis der Ofen gänzlich angefüllet worden. Alsdenn werden ſie mit feuchten Kohllöſch 1. Zoll dik bedeket (da man denn zu 2 Fas Steinkohlen ein Scheitel Holz benöthiget iſt) ſo iſt es zum anzünden bereitet. Wenn nun das Holz in dem Ofenloch verbrennet, ſo wird ſich das Flammenfeuer nach 3. verlaufenen Stunden auf der Kohllöſch himmelblau, roth und gelblich ſehen laſſen, und wenn dieſe Feuerfarb erſchienen, ſo mus nach einer Stunde der untere Regiſter gänzlich, aber ganz ſachte heraus gezogen, und die auf dem Roſt ligenden Steinkohlen (ſo ausgebrennet ſeynd) heraus genommen werden. Solte man ſehen, daß die Flammen mit groſer Gewalt über den Ofen heraus gehen, ſo müſſen auch die andern 2 Regiſter gezogen, und die Kohlen ſucceſſive herausgenommen werden. Durch dieſe Manipulation wird die Wildnis derer Steinkohlen innerhalb 12 bis 14 Stunden vertrieben, und dieſelben zum Gebrauch zubereitet.

Beſchreibung des ganzen Ofens.

1) Die Höhe des Ofens von der Erde 6 Schuh 10 Zoll. 2) Halber Grundfeſt 2 und ein halben Schuh. 3) Die vordere auswendige Seite 7. Schuh 9. Zoll breit. 4) Die auswendige Seite des Ofens 9. Schuh 4. Zoll. 5) Die Mauerſeite 1. Schuh 7. Zoll. 6) Die untere Weite des Lochs 2 Schuh 10 Zoll. 7.) Die obere Weite 4 und ein halben Schuh. 8) Die Höhe des ganzen Ofenlochs 2 Schuh 8 Zoll.



Das Lob der Bankeruttirer.

Damnoſa quid non imminuit dies?
Ætas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem.

Mein Herr,

SJe ſchreiben mir, daß man ſich zu ⸗ ⸗ ⸗ nicht wenig ärgerte, über die vielen Banquerutten, welche daſelbſt ſeit kurzer Zeit ausgebrochen wären, und daß man deshalben mit allem Ernſt darauf bedacht wäre, dieſem Unheil durch ernſtliche Geſeze und beſſere Policei vorzubeugen. Wie mag doch die liebe Obrigkeit ſich mit dergleichen Dingen aufhalten? Würde es nicht traurig in einer Republik ausſehen, wenn man daraus die Misbräuche und Unordnungen verbannen wolte?

Nichts befördert mehr den Umlauf des Geldes als eine weit ſich erſtrekende Verſchwendung. Ich betrachte einen Kaufmann, der einen ſchönen Aufwand macht, und doch dabei nichts weiter auf das Spiel ſezet, als andrer Leute Geld, wie einen ſehr artigen Mann. Er verſchaft vielen guten Leuten einen ehrlichen Unterhalt, welche andern Menſchen zur Luſt und zur Freude leben, und welche ſonſt ohne ſie in dem Elend verderben müſten.

Beglükte Zeit, da oft ein geringer Menſch, der die Handlung verſtehet, ſich alle diejenigen Vortheile zuwegen bringen kan, welche ſonſt nur Leute von dem erſten Rang ſich verſchaffen können. Dieſes iſt ein unläugbarer Beweis, daß die Wiſſenſchaften noch immer höher ſteigen, und daß ein verſchmizter Kaufmann es endlich noch ſo weit bringen dürfte, daß er wird Figur machen können, ohne einen Heller zu haben, der ihm eigen ſey.

Sie werden mir hierauf ſagen, daß dieſer Kaufman Bankerutt ſpiele, daß er die Welt betrüge, und ſeine Glaubiger hinter das Licht führe; allein, laſſen Sie ſich dieſes nicht anfechten. Es iſt ſo böſe nicht gemeint: Er entläſtiget nur aus Mitleiden diejenige ihres Geldes, die nicht ſo viel Wiz haben, als er, ſolches wol auszugeben, und dadurch den Umlauf der Münzen zu befördern.

Laßt uns alſo etwas glimpflicher von dieſen artigen Leuten urtheilen, welche durch ihre Geſchiklichkeit die ſchönen Thaler, ehe ſie in den Küſten der Geizhälſe verroſten: in den Umlauf zu bringen wiſſen, als wovon dieſe gar nichts verſtehen.

Betrachtet den armen Alpin: Ich ſehe ihn niemals ohne Mitleiden an; Sein Körper iſt mager und ausgezehrt: Ein wenig Haut bedeket kaum die eingefallene Baken ſeines Angeſichts. Die Augen ligen gleichſam in zwei tiefen Hölen vor dem Schein des Lichtes verborgen. Er gehet niemals aus, ohne ſeinen ganzen Kleider-Vorrath auf dem Leib zu tragen. Er ſpeiſet aus einer magern Küche; er arbeitet ohne Unterlas, nur um ſeine arme Nothdurft zu gewinnen. Der Körper eines Staats würde bald milzſüchtig werden, wenn er viele ſolche Glieder hatte. Fraget ihr: Wer iſt dann Alpin? Er iſt ein Mann von Verdienſten, ein Mann von Wiſſenſchaften, ein ſehr gelehrter Advocat; Allein ein Advocat, der aufrichtig und chriſtlich geſinnet iſt, der ſich ein Gewiſſen macht, eine böſe Sache zu übernehmen. Der arme Mann! wenn er klug wäre, würde er die Handlung lernen, und bald eine andere Figur machen.

Sehet dort den freundlichen Clitander: Sehet wie geſchäftig er iſt, ein paar Juden oder Landkrämer bei ſeinem Gewölbe aufzuhalten: Er ruft ihnen zu, er bietet ihnen ſeine Waare an; Die Augen gehen ihm munter im Kopf herum. Seine haſtigkeit iſt unvergleichlich: So viele Worte, ſo viel Reverenzen. Er verſpricht ſeine Waaren unter den Preis zu geben, nur um die Ehre zu haben, Kundſchaft zu machen. Er ſchwöret mit der beſten Art von der Welt. Wie beredſam, wie höflich, wie demüthig iſt er nicht. Allein, wartet noch ein wenig. Bald wird dieſer geſchmeidige, dieſer demüthige Menſch ſeinen Kram aufgeben: Bald wird der Uberflus in ſeinem Hauſe herrſchen, bald wird man an ſeiner Tafel die rareſten Lekerbiſſen, und dabei die beſten Weine trinken; ja, es wird nicht lange mehr anſtehen, ſo wird dieſe kleine Creatur dem vornehmſten Edelmann in der Stadt nichts mehr nachgeben. Homuncio quantus ex nihilo fieres.

Ich erinnere mich allhier des Lyſias, der unlängſt geſtorben iſt. Niemals hat ein Menſch ſeinen Lebenslauf glüklicher vollendet. Er fieng eine groſe Handlung an, und hatte nichts. Er gewann den Eintritt in ein gutes Haus, und erhielte daraus die Tochter zum Weibe. Seine Handlung wurde immer noch anſehnlicher: Die Waaren wurden ihm von allen Orten angebotten. Vermögende Leute, die nicht wuſten, wo ſie ihre Gelder ſicher unterbringen ſolten, baten ihn einige Summen gegen ſehr mittelmäſſige Zinſen zu übernehmen. Er befreiete ſie grosmuthig ihrer Sorgfalt; er nahm ihr Geld, und bezahlete damit ſeine Schulden. Alles gieng nach Wunſch. Die gute Frau, welche täglich die liebliche Thöne der klingenden Münzen hörte, verblendete der groſe Seegen. Sie glaubte, ſie dürfte ſich nun ferner nichts verſagen: Silbergeſchirr, Jubelen, reiche Stoffe, ſchöne Mobilien, Kutſchen und Pferde, eine niedliche Tafel, allerhand Luſtbarkeiten und Veränderungen: nichts ermangelte, um ſie zu vergnügen.

Die Handlung ihres Mannes bekam unterdeſſen einen Stos. Das Glük iſt zuweilen eigenſinnig; Lyſias machte Bankerutt. Dieſe Widerwärtigkeit aber fiel nur auf die einfältigen Leute, die ihm ihr Geld anvertrauet hatten. Lyſias blieb deswegen doch ein ehrlicher Mann, denn er gab ihnen ſein Wort, daß er ſie bezahlen wolte; allein, er konte es nicht halten. Der Tod verhinderte ſolches. Seine Frau hielte ſich nach deſſen Abſterben an ihre Rechte: Dieſe Rechte gründen ſich auf gewiſſe Privilegia, welche vordem ein ſehr galanter Mann, Namens Vellejus, zum Beſten des Frauenzimmers errichtet hatte. Vermöge deſſen forderte ſie nicht allein aus den baaren Mitteln ihr eingebrachtes Heurathsgut wieder zurük, welches ſie nach der Regel: in favorabilibus, auf das ſinnreichſte auszudehnen wuſte, ſondern ſie wird auch die meiſte Güter und Geräthſchaften, das Silbergeſchirr, die Jubelen, den Sparhafen und dergleichen kleine Erwerbungen vor ſich behalten; Alles dieſes in billicher Betrachtung, daß ſie ihre Sorgen und ihren Verſtand in ihrer Haushaltung darzu mit hat anzuwenden gewuſt, um ihrem ſeligen Mann Ehre zu machen. Die Glaubiger werden es demnach für ein groſes Glük achten müſſen, wenn ſie noch 9. bis 10. vom hundert aus der gemeinen Maſſa ziehen.

Sehet hier, wie viel es in der Welt auf den Verſtand ankommt. Ein Mann, der fünf tauſend Thaler weis zuſammen zu bringen, der ſchwinget ſich damit empor, und macht in ſeiner Aufführung auch den erſten Edelmann zu ſchanden. Es iſt nicht mehr die liebe alte Zeit, da unſere blödſinnige Vorfahren nicht das Herz hatten, ſich ihres Glükes zu bedienen. Die Handlung blieb bei einer ſo vorſichtigen Sparſamkeit in einer langweiligen und traurigen Verachtung. Ein ſchwarzes Mäntelgen, ein ſchlechter Rok, ein kleiner Halskragen, ſtarke wollene Strümpfe, Schuhe, darauf man länger als ein Jahr gieng: Sehet da ihren ganzen Staat! Sie wohneten in ſchlechten Häuſern: Ihr ganzer Prunk beſtunde aus einigen ſauber gebohnten Stühlen von Nusbaumholz, mit tüchernen Kiſſen: Aus Vorhängen von feinem Raſch, aus einigen groſen Schränken mit ein wenig Porcellan und Schildereien: Das war alles. Sie behielten dabei ihre Prunk- oder Kindbetterſtuben ſo ſauber und reinlich, daß ſie ſich faſt niemalen, als auf die hohe Feſttäge hinein wagten, um ſolche nicht zu beſchmuzen. Zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt war ihnen ein kleines Schreibſtübgen gros genug. Im Winter ſezten ſie ſich mit Weib und Kindern und Geſind zuſammen in eine Stube, um das Holz und die Lichter zu ſparen. O dumme Einfalt. Heut zu Tage ſind die Menſchen klüger worden. Ein Mann, der kaum ſo viel Eigenthümliches hat, als er ſchuldig iſt, dabei aber die Handlung verſteht, der wohnet in einem Pallaſt, ſeine Mobilien ſind prächtig, ſeine Kleider reich und koſtbar, ſeine Mahlzeiten verſchwenderiſch. Er fähret mit Kutſchen und Pferden, und unterhält viele Bedienten; Kurz, er macht einen Staat troz, einem groſen Herrn. Wie gehet das zu? Er borgt und entkommet der Gefahr, und dieſe geborgte Gelder lauffen in der Handlung herum. Handelt er glüklich, ſo borgt er immer noch mehr, und breitet damit ſeine Handlung dergeſtalt aus, daß man ein paar Zeilen, darunter er ſeinen Namen zeichnet, für baares Geld annimmt. Dieſe Zettelgen ſind leicht geſchrieben. Handelt er aber unglüklich, ſo ſpielt er Bankerutt.

Dieſes will an und für ſich ſelbſt nicht viel ſagen. Er erdultet nur eine kurze Zeit üblen Nachreden böſer Mäuler, die ſeine Haushaltung und ſeine Aufführung bei guter Gelegenheit durchhecheln: Ein Ubel das noch weit erträglicher iſt, als wenn ein ſtolzer Dichter erleben mus, daß man ſeine Verſe verachtet, wie Oronte im Miſantrope bei dem Molliere. Im Gegentheil iſt ſein Vortheil deſto gröſer, je gröſer ſein Bankerutt iſt, deswegen wird auch ein wiziger Kaufmann niemal keinen kleinen oder mittelmäſſigen Bankerutt ſpielen; dann derſelbe hat in der That ein wenig etwas ſchimpfliches, und zeigt von dem kleinen Umfang eines ſchlechten Geiſtes, der nicht fähig iſt, ſich in groſe Sachen einzulaſſen.

Beginnen ſeine Sachen ſchlimm zu werden, und das Glük bedrohet ihn mit dem Abgang ſeines Credits, ſo weis ein geſchikter Mann wie er ſolchen begegnen ſoll: Er thut, nach der mercantiliſchen Politic, noch einmal ſo gros. Er legt ſich Kutſchen und Pferde zu; er baut, er tractirt, er geht nach Hof und läſſet ſich mit Titeln und Würden verſehen; dann dieſe koſten nicht viel. Alsdann ſo kan und mag er, dem Glük zum Poſſen handeln, borgen, praſſen, ſchmauſſen und hauſſen wie er will. Einem ſo angeſehenen und vornehmen Mann werden wenig Leute den Credit verſagen. Nein, für wahr man iſt noch froh, wann er die Gütigkeit hat, und einem das Geld gegen vier von hundert abnimmt: In der Handlung machte er damit zehen, zwanzig und mehr, und dieſes öfters mit einem doppelten Umſchlag in einem Jahr. Schlägt es aber fehl, mislingen ihm ein paar Unternehmungen, laufen einige Wechſelbriefe ohne Zahlung zurük, ſo thut er darum nicht kleinmüthig. Er meldet ſich bei der Obrigkeit um einen Salvum conductum. Dieſe iſt viel zu höflich einem vornehmen Mann ſolchen zu verſagen. Es heiſt: ein kleines Falliment. Es ſind ein paar Schiffe zu Grunde gegangen; man hat ſich ein wenig verſtekt, oder iſt ſonſt unglüklich geweſen. Dieſes kan einem jeden ehrlichen Mann begegnen. Kurz, man denkt nichts Arges; man höret nur auf zu zahlen. Machen es doch viele groſe Herren auch ſo. Man kan deswegen doch keinen angeſehenen Mann, wie einen geringen Lumpen, bei dem Kopf nehmen und ihn einſteken. Andere Kaufleute wollen mit ſolchen Standesperſonen nichts zu thun haben; ſie wiſſen, daß es hochadelich läſſet, Schulden zu machen und nicht zu bezahlen. Sie können ſich in eine ſo edle Art zu denken nicht ſchiken. Sie laſſen es ſich blutſauer werden, um etwas zu erwerben, und als ehrliche Leute ſich und die ihrigen fortzubringen. Hätten ſie mehr Geiſt, ſo würden ſie nicht ſo einfältig ſeyn; ſondern ihr Glük beſſer zu machen wiſſen. Sie würden keine ſo blöde Furcht vor der Zahlwoche haben, noch vor einem bloſen Wechſelbrief erzittern. Laſſet uns ſehen, wie es der Bankeruttirer macht.

Er ſuchet ſich mit ſeinen Glaubigern zu ſezen. Iſt der Bankerutt gros, ſo gewinnet er dadurch ein neues Anſehen, wann er ſeinen Vergleich auf eine grosmüthige Art zu machen ſich ſelbſt erbietet. Er zahlt die Helfte auf zwölf Terminen. Dieſes iſt fürwahr ehrlich, und geſchiehet ſelten. Der Bankeruttirer komt dabei nicht zu kurz. Er zahlet, wann er zum Exempel 200. tauſend Thaler ſchuldig iſt 100. tauſend. Geſezt auch 50. tauſend Thaler wären drauf gegangen, um ſich in ſolchen Ehrenſtand und in ſolches Anſehen zu ſezen, und dabei ſich luſtig zu machen; ſo blieben doch noch 50. tauſend als ein wolerworbenes Capital übrig, welches er mit der beſten Art von der Welt und durch ſeinen verſchmizten Kopf errungen hat. Iſt er ſo glüklich und hat ein artiges Weib, welche dabei das Ihrige gethan; ſo wird es ihr an reichem Schmuk und Silberwerk und andern ſchönen Sachen nicht fehlen. Niemand wird ſo unbelebt ſeyn, und ihr ſolche Dinge abfordern, wenn gleich der Mann einen Stürzeboller gemacht.

Wo iſt nun in der Welt ein beſſeres und leichteres Mittel ſich zu bereichern, und ſich gleichſam aus dem Staub empor zu heben, als ein ehrlicher Bankerutt? Mit Geld kan man alles ausrichten; für Geld kan man alles haben. Das Geld iſt die Triebfeder von allen Sachen: Der allgemeine Geiſt; der Hauptſchlüſſel zu allen Dingen. Man kan nicht beſſer denken und ſchöner reden: Darum ermahnet auch jener Poet nicht unrecht

O cives, cives, quærenda pecunia primum
Virtus poſt nummos.

Eben derſelbe drukt obige Meinung in Sat. III. l. 2. noch beſſer in folgenden Worten aus:

- - Omnis enim res
Virtus, famâ, decus, divina humanaque pulchris
Divitiis parent, quas qui conſtruxerit, ille
Clarus erit, fortis, juſtus, ſapiens etiam & rex
Et quid quid volet.

Es gilt alſo gleich, wie man darzu gelangen kan. Der Beſiz allein ſchüzet ſchon genug; doch mus man nothwendig dabei ſo viel haben, daß man ſich zu rechter Zeit damit gewiſſe Freunde zu machen, die einen gegen die Unhöflichkeiten einer unerlebten Juſtiz im Fall der Noth ſchüzen können.

Die Kriegsdienſte ſind der gröſten Gefahr unterworfen. Ein Soldat mus Leib und Leben wagen. Er mus die gröſten Strapazen und Mühſeligkeiten ausſtehen. Er hat immer den Tod zu fürchten und darf ſichs doch nicht einmal merken laſſen, daß er ihn fürchtet. Entkommt er dieſer Gefahr, ſo überfällt ihn das Alter ehe ihn noch das Glük erhebet. Er wird darüber ſteif, baufällig, muthlos, verdrieslich und hat weiter keinen Genus mehr von dieſem Leben, als daß ihm er-

erlaubet iſt, hochmüthig zu befehlen, vornehm zu leben und arm zu ſterben.

Welches Glük iſt doch den armen Gelehrten beſchieden. Iſt einer ein Arzt, ſo mus er ſein ganzes Glük von dem Jammer und Leiden anderer Menſchen erwarten. Er lauft von einem Hoſpital in das andere, und handthieret alles, was die Natur betrübtes und abſcheuliches hat. Iſt er ein Richter oder Sachverwalter, ſo iſt er zwar noch in zimlich guten Umſtänden; allein er wird doch allezeit, wenn er nicht des T · · ſeyn will, gegen die Kaufleute nur eine ſchlechte Figur machen. Was die Herren Geiſtlichen betrift, ſo ſind dieſelben noch am beſten daran. Wer unter ihnen ein feines Gedächtnis und eine gute Stimme hat, der kommt leicht auf die Canzel und iſt Lebenslang ernährt. Die Kirche iſt fürwahr eine gute Mutter, die ihre Kinder warm hält; allein er mus kein Freidenker ſeyn: er mus ſich lehrſam erzeigen und weislich aller Kezerei ſich entſchlagen.

Ein Hofmann hat zwar dem Anſehen nach auch kein unangenehmes Leben; allein, der Schein iſt hier über die Maſſen betrüglich: Er iſt ein Sklave ſeines Fürſtens. Er thut niemals was er will, und ſelten was er ſoll. Steht er in Gnaden, ſo umgeben ihn lauter Freunde, die heimlich ſeine Feinde ſind. Sie ſchmeicheln ſeinem Glük und verfolgen ſeine Perſon. Sie helfen ihn erheben, um ihn fallend zu machen. Glänzend von auſſen, arm im Beutel und öfters über und über voll Schulden.

Nun iſt noch ein guter Land-Edelmann übrig; allein, was für ein betrübtes Leben iſt nicht das Landleben? Trauriger Aufenthalt der Menſchenfeinde und einſamen Grillenfänger, die nicht wiſſen was Luſtbarkeiten, Tänze, Spielen, Comödien, Muſiken, Liebeshändel und dergleichen Kurzweile ſind:

Ombre ſolinghe & taciturni horrori.

Einſame Schatten und grausvolle Stillen, wo man ſich fürchtet zu ſterben, und doch verdrieslich iſt zu leben.

Kurz, man mag ſich hinwenden wohin man will, ſo wird man finden, daß keine Leute in der Welt beſſer ihr Glük zu machen wiſſen als die Bankeruttirer. Laſſet uns, mein Herr, durch keine verdriesliche Sittenlehren die Grundſäze eines ſo ſchönen Lebens ſtören. Warum ſolten wir die Aufführung der Menſchen ſo altväteriſch machen und dergeſtalt wieder einſchränken wollen, daß keine luſtige Ausſchweiffungen und keine galante Leute mehr ſich finden ſolten, die das Geld zum Beſten des gemeinen Weſens verſchwenden und den ſo nöthigen Umlauf befördern.

Es läſſet ſich mit eignem Geld nicht ſowol als mit fremdem handeln. Einer der bei guten Mitteln und von wolhabenden Eltern herkommen iſt, der hafftet insgemein zu ſtark an ſeinem Erbgut. Er kan ſich nicht entſchlieſſen, ſolches grosmüthig und leichtſinnig zu wagen. Er macht allerlei verdriesliche Ausrechnungen, wie er ſeine Capitalien beiſammen erhalten, und auf gute ſichere Unterpfänder ausleihen will. Dieſes macht der Handlung keinen Muth; da ſezt es ſchlechte Unternehmungen; da bleibet alles matt, leblos, eingeſchränkt und langweilig. Es ſezt dabei keine ſo glükliche Umſtürzungen, welche verhindern, daß Leute, die von keinem Stand und Herkommen ſind, ſich nicht bis zu den Ahnen der alten Geſchlechter empor ſchwingen: denn wie bei ihnen die Gelder roulliren, ſo roulliret auch bei ihnen das Glük. Ihre Grosväter ſind arm geweſen: Ihre Väter haben etwas gewonnen: Sie fahren mit Kutſchen und Pferden. Ihre Kinder werden wieder zu Fus gehen und ihre Enkeln alſo in den Stand ihrer Voreltern hergeſtellet werden. Ich bin

Mein Herr,

N · · · ·

Dero gehorſamſter und
ergebenſter Diener.

Gedanken und Anmerkungen vom Landwirthſchafftlichen Bauweſen.

DAs Bauen wird überhaupt zur Nothdurft und Bequemlichkeit des leiblichen Lebens, und ſo wol bei der Krieges- Hof- Stadt- und Landwirthſchaft einzelner Wirthe zu vielen wirthſchaftlichen Verrichtungen, Geſchäfften, Mitteln und Zweken erfordert. Und daher mus in dieſen Werken theils auf eine der Sache und Abſicht gemäſſe Feſtigkeit, Zierde und Annehmlichkeit, theils auf eine, ſowol allgemeine als beſondere, und zu der Abſicht des Gebäudes, oder dem Haupt- und Nebenzweken eines Wirths, in dieſen und jenen Umſtänden nöthige Nuzbarkeit und Bequemlichkeit geſehen, und die geſchiklichſte mit andern Bauwerken ſowol, als andern Wirthſchaffts-Geſchäfften übereinſtimmende, oder recht abgepaſte innerliche und äuſſerliche Einrichtung geſuchet werden; Denn es iſt einem jeden verſtändigen Wirth bekannt, wie vieler Verluſt, Erwerb und Gewinn von der recht bequemen oder auch unrechten Einrichtung der dazu unentbehrlichen Gebäude abhängen, und wie viel leichter, nüzlicher, wohlfeiler, vortheilhafter und geſchwinder, oder ſchwerer, ſchädlicher und theurer, die Arbeit und Verrichtung bei dieſer und jener Handthierung geſchehen könne, wenn die dazu nöthigen Bauwerke recht oder übel abgepaſſet und im Stande erhalten werden oder nicht.

Siehet man aber auf das Policeiweſen, und einestheils auf die dazu gehörigen öffentlichen Gebäude, anderntheils aber auf die Aufſicht, welche das Policeiweſen auf den rechten Anbau, und die Erhaltung der Privat-Gebäude zur Nothdurft und Bequemlichkeit, ja ſo gar auf die darinne mitbeſtehende äuſſerliche Schönheit, Anmuth und Zierde eines ganzen Landes haben mus; ſo kommen wiederum allerhand wirthſchaftliche und policeimäſſige Betrachtungen und Maximen vor, darnach ſich die Anwendung der mathemathiſch-practiſchen Wiſſenſchaft der Baukunſt richten mus; Denn ich will nur ein Stük des Landwirthſchaftlichen Bauweſens, nemlich von gemeinen Privat-Gebäuden etwas berühren, und werden wir uns noch darzu nur durch die vornehmſten einſchränken laſſen. Eben dieſes Stük aber iſt es auch, worzu mir zugleich die Anmerkungen und Gedanken, anderer erfahrnen Landhauswirthe, welche das Bauen wirthſchaftlich verſtehen, als einen Beitrag, um dieſe Bauanmerkungen deſto vollſtändiger und zulänglicher zu machen, künftig ausbitten. Daß ich aber hier inſonderheit das gemeine Landwirthſchaftliche Bauweſen nenne, beziehet ſich auf die bekannte Eintheilung der Landwirthſchaftlichen Geſchäfte in die gemeinen, nemlich welche nun ſchon von langen Zeiten her von den meiſten Landwirthen getrieben werden, und in die künſtlichere, oder ungemeinere und ſchwerere, dahin die Berg- und Hüttengeſchäfte ſonderlich gehören, und wobei ein ganz beſonders künſtliches nicht aber ſchon bekanntes Landwirthſchaftliches Bauweſen vorfält.

Wenn wir uns nun die gemeinen Landwirthſchaftlichen Privat-Gebäude, theils alle zuſammen, und theils aber auch ſtükweis vorſtellen wollen, ſo iſt es nicht beſſer als daß wir ein vollſtändiges Landgut betrachten, und auf ſeine damit theils in der Nähe, theils in der Ferne vereinigten Wirthſchafts-Gebäude acht haben. Denn ein aus ſolchen Gebäuden, und den damit zum Aker- Garten- Wieſen- Trifft- und Weidbau, wie auch zum Holz- und Forſtweſen, und endlich zur Vieh-Nahrung dienlichen und proportionirlichen vereinigten Stüken, beſtehendes ganzes beträchtliches Object, vieler Landwirthſchaftlichen Geſchäfte, verſchiedener Beſchäftigten heiſt ein vollſtändiges Landgut. Die Stüke heiſſen Pertinenzien, und ſind entweder weſentlich oder zufällig. Beiderlei ſind mit Gebäuden proportionirlich, oder in einer gewiſſen Zuſammenſtimmung, zu den Zweken der Geſchäfte vereiniget, wodurch wir von der rohen Natur viele zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit und zum Uberflus oder Reichthum dienliche Güter für uns und andere erzielen, gewinnen, erlangen, zubereiten, in acht nehmen, bewahren, und zu jezt gedachten Zweken anwenden wollen. Die Gebäude müſſen alſo überhaupt aus dazu dienlichen Stüken beſtehen. in dieſen aber inſonderheit zu dem Gebrauch eines jeden, mit den Abſichten und Zweken, derſelben zuſammen ſtimmen. Je beſſer dieſe Zuſammenſtimmung hergeſtellet iſt, und je weniger Ausnahmen dabei zugelaſſen werden, deſto vollkommener iſt ein Landgut.

Die Gebäude eines Landgutes ſind in Anſehung ihrer allgemeinen Beſchaffenheit, und ihres beſondern Zweks auch gar leicht zu unterſcheiden, in unentbehrliche und nüzliche, blos nüzliche, jedoch entbehrliche, in nüzliche, und blos zur Zierde oder Luſt dienliche, und endlich in ſchädliche Gebäude. Die Erzehlung der vornehmſten Arten, oder Stüke ſolcher Gebäude, und die Betrachtungen ſelbſt aber werden dieſe Eintheilung erklären, woferne nicht ein jeder dieſelbe ſchon von ſelbſt verſtehet. Indeſſen ſo iſt doch dieſelbe der Grund, nach welchem man dieſe wichtige Ausgabe, entweder vornehmen, beſchleunigen oder aufſchieben, oder gar unterlaſſen, oder doch ſehr wenig daraufwenden, item nach und nach oder auf einmal ihren Anbau vornehmen mus und kan. Daran wird hoffentlich niemand zweifeln, wenn man nur an die allgemeinen und bekannten Re-

Regeln der Wirthſchaft von der Ausgabe dabei denken will. Ich werde mich alſo dabei nicht aufhalten. Allein das wird nicht unnöthig ſeyn, wenn ich noch ein kleines Verzeichnis von den Gebäuden eines ſolchen Landgutes allhier anhienge, hernach aber

I. Einige allgemeine Bauanmerkungen und

II. Die beſondern von jeder Art kürzlich vortrage.

Ich glaube man werde wenige Gebäude mehr nennen können, die bei einem vollſtändigen Landgut vorfallen, als folgendes Verzeichnis enthält. Nemlich

A. Hauptgebäude.

1) Die herrſchaftlichen Wohngebäude.
2) Die Verwalters- Schreibers- und Hofmeiſter- oder Maierwohnungen, dabei denn Geſindeſtuben, Ofen, Baköfen, Waſchſtuben, Kuchen vorkommen.
3) Die Gerichtsſtube, das Archiv oder die Regiſtratur.
4) Die Heu- und Getreide-Scheunen, Futterboden und Cammern.
5) Die Pferde- und Fohlenſtälle, ſamt den Gebäuden zur Stuterei.
6) Die Horn- Geis- und milchend- Vieh- und Kälberſtälle.
7) Die Hüner- Gänſe- und Entenſtälle.
8) Die Schweineſtälle und Koven.
9) Die Taubenhäuſer.
10) Die Schüttboden und Vorraths-Cammern.
11) Die Keller und Gewölber.
12) Der Hof und ſonderlich der Miſthof.
13) Die Schuppen- Wagen- und Geſchirrſcheunen und Holzboden.
14) Das Brau- Malz- und Darrhaus.
15) Die Brunnengebäude und Vieh-Tränken.
16) Der Umfang mit Mauern, Wall, Graben.
17) Pförtnerei, Thore, Ein- und Durchfahrten, Triftwege, Cloaken, Abzüge und Gefängniſſe.

B. Nebengebäude.

18) Die Schäferei.
19) Die Zehendſcheunen.
20) Die Gartenhäuſer.
21) Ziegelhütten.
22) Salpeterhütten.
23) Bienenhäuſer.
24) Bakhäuſer.
25) Frohnhäuſer.
26) Die Zoll- und Geleitshäuſer.
27) Fiſchhäuſer.
28) Die Mühlengebäude.

Fehlt von dieſen ein und ander Gebäude bei einem Landgute, oder iſt die beſondere Abſicht, deſſelben nicht von ſo groſer Wichtigkeit, ſo kan man ſolches entweder entbehren, oder mit andern, ſo ſich am beſten dazu ſchiken, in ein Dach und Fach zuſammen ziehen, zumal Gebäude unter verſchiedenen Dächern und Fächern den Anfall der Feinde, der Gebäude mehr und von mehr Seiten her ausgeſezet, ja meiſtentheils koſtbarer zu erhalten ſind. Es iſt aber dieſes ſchon bekannt, und eine Regel der Menage im Bauweſen, wo möglich derer abgeſonderten Gebäude wenig, jedoch aber auch zur Nothdurft, und zum beträchtlichen Nuzen keinen Mangel daran zu haben, damit man die Reparatur, die Erhaltung in baulichem Weſen, oder gar den neuen Anbau erſpare. Pfarr- und Schulhäuſer auf dem Lande, Schenken, Krüge und Gaſthöfe, Wege und dergleichen, müſſen oft von ihnen gebauet werden. Allein es wird wenig beſonders dabei noch zu erinnern ſeyn, wenn man die angeführten, mit Bau-Anmerkungen durchgegangen hat.

Viele Wirthe ſind in der ungegründeten, oder doch übel verſtandenen Meinung, es ſey ſehr wirthſchaftlich, ſich für dem Bauen zu hüten. In den Zeiten, da man das filzigte und thörichte Verfahren eines Geizhalſes, und die vernünftige Wirthſchaftlichkeit, die ſich auf der einen Seite auch durch eine kluge Sparſamkeit in der Ausgabe äuſſert, für einerlei hielt, ein guter Wirth und ein Geizhals oder Kniker aber oft mit einander verwirret wurden, hörte man gar oft das alte Reimgen, und ſahe es an verfallenen Gebäuden, der Landgüter, Vorwerke und Cammergüter auch glüklich genug ausgeübet:

Die alten Häuſer ſoll man ſtüzen,
Die alten Thaler aber nüzen.

Es war nun eben bisweilen auch nicht ſonderlich, wie man die durch das unterlaſſene Bauen und Beſſern, und durch ruinirte und geſtüzte Gebäude eine Zeitlang, oder nur bei dieſer Ausgabe erſparten Thaler nüzete; Denn es ſtak insgemein hinter dieſem Vorwand eine thörichte Geldliebe, oder eine andere liederliche Wirthſaft, ſo die Thaler ſonſt entführte, oder ſie musten endlich gedoppelt und dreifach heraus geholet werden, oder ihre Einnahme muste wegen unbrauchbarer Gebäude, und des Schadens bei den Geſchäften ſelbſt nach und nach ſehr abnehmen, oder der gröſte Schaden traf endlich die armen Nachkommen: Daher ſind jezo verſtändige Hauswirthe ganz anderer Meinung, und wer es recht überleget, wird vielmehr dieſen Saz begreifen. *Ein guter Wirth mus immer bauen.* Die Nothwendigkeit, die Bequemlichkeit und Nuzbarkeit derer Haushaltungsgeſchäfte, bei einem Landgute, erfordern gute Gebäude, die Feinde der Gebäude ſind hingegen auf dem Lande vieler Urſachen wegen in ihren Anfällen an den Gebäuden viel heftiger, viel mehrere mit einander verbunden, und ſtürmen unter weniger Hinderniſſen als in Städten auf ſie los.

Man erwege nur, wie das Wetter, der Regen, Schnee, Hagel, Wind, Waſſerfluthen und Güſſe viel leichter die Gebäude auf dem Lande faſſen, und ſchadhaft oder gar ſehr baufällig machen und ſtöhren können, ſo wird dieſe Anmerkung nicht geläugnet werden. Ein im freien auf dem Lande ſtehendes oder doch nur mit ſehr leichten und niedrigen Häuſergen umgebenes Gebäude, iſt auch der Wuth dieſer Feinde viel beſtändiger, als ein Haus in einer an einander gebaueten Gaſſenreihe in Städten und unter andern Häuſern von gleicher Beſchafenheit ausgeſezet; Und wenn ſeine Stelle, ſein Stand nach den Wetter- und Wind-Gegenden, ſonderlich eines Orts beſonders, und ſeine Lage nach der Höhe und Tiefe des Plazes, nicht klüglich ausgeſuchet worden, oder wol gar nicht recht bequem, wegen der wirthſchaftlichen Geſchäfte, wozu das Gebäude gewidmet iſt, erwählet oder genommen werden können, ſo wird man das ſchlimme Verhältnis dieſer Dinge zu den Gebäuden auf dem Lande noch mehr erfahren, und die Nothwendigkeit, immer zu bauen, leicht begreifen. Die Umſtände auf dem Lande, die Art und Menge der Leute, ſo in ſolchen Gebäuden zu thun haben, das nothwendige Daſeyn vieles leicht feuerfangenden Zeugs, verſchiedene nächtliche Zufälle in der Wirthſchaft, ſonderlich bei der Viehzucht, die gewiſſer maſſen viel ſchlafere Policei-Anſtalten auf dem Lande, und die viel mehrere Schwierigkeit, die aus der Weitläuftigkeit der Gebäude, und aus ihrer oft nothwendigen, ja nuzbaren Entfernung von einander bei der Privat-Aufſicht eines Hauswirths entſtehet, ſind lauter Dinge, welche dem Gebäudefeinde, dem Feuer auf dem Lande viele Vortheile einräumen. Die meiſten landwirthſchaftlichen Geſchäfte ſind auch an und für ſich ihrer Natur nach mit einem harten und ſtarken Gebrauch der Kräfte, der Dinge, mit Näſſe, Dünſten und Unſtat, mit erſchütternden Stoſſen, Schlagen, Stampffen, Angrif ꝛc. verknüpffet, und machen alſo, daß die Behältniſſe und Gebäude, darinnen ſie vorgenommen werden, viel eher ja faſt immer verwohnet, und hier und da wandelbar, in und durch ihren Gebrauch aber, wenn er auch ganz wirthſchaftlich und pfleglich iſt, vergeringert und ſchadhaft werden: Ja das mannigfaltige Vieh und deſſen verſchiedene Unart, thut auch an den Gebäuden und Wänden Schaden: kom̃t man vollends der unwirthſchaftliche und unpflegliche Gebrauch darzu, welchen der Hausvater mit aller ſeiner Aufſicht bei ſo vielen dummen, groben, plumpen, nachläſigen, ſorgloſen und auch wol boshaftigen Geſinde und Leuten, unter der Menge und Weite der Gebäude eines Landgutes nicht völlig verhindern kan; ſo wird man wiederum erkennen, warum ſich ſolche Gebäude immer verſchlimmern, und gar nicht lange in vollkommenem Stande bleiben können, wenn ſie auch ganz neu erbauet wären, und wenn man bei dem Bau auch alle dieſe viel ärgern Feinde der Gebäude auf dem Lande beſtändig vor Augen gehabt, oder auch haben können, und ſich mit der gröſten Vorſichtigkeit durch alle mögliche Veſtigkeit und andere Vortheile wider ſie im Voraus und von weitem ſchon in gute Verfaſſung bei ihrer erſten Anlage und ihrer Einrichtung geſezet, und wenn man auch das ſchönſte Bauzeug angebracht, und alles dabei gethan hätte, (als welches ſich ohnedem ſchon verſtehet); Wie vielmehr aber wird dieſes alles nicht geſchehen bei alten Gebäuden, wobei vieles verſehen worden, oder den das Alterthum ſchon ihre Veſtigkeit und Dauerhaftigkeit, wo nicht eben bei den oft ſehr veſten alten Mauren, dennoch bei andern Stüken ſehr gebrochen hat, und die man nicht eben gleich einreiſſen, und von neuem wiederum aufbauen kan? Was thut auch auf dem Lande nach dem Unterſchied der Lagen und der Baupläze der Wurm nicht, und die aus vielen Umſtänden leichter entſtehende Fäulnis vor Schaden? und wie ſo beſchwerlich ſind uns nicht öfters die nachbarlichen Gebäude und derſelben Einrichtung, ingleichem die auf dem Lande ſehr oft auf den Gebäuden haftenden Dienſtbarkeiten? Alle dieſe Umſtände tragen alſo auf dem Lande eine beſtändige mehr oder wenigere groſe, mittelmäſſige oder kleinere, eine dem Gebrauche des Gebäudes mehr oder weniger entgegen ſtehende, eine bald koſtbare, bald leichtere, bald dringende bald aber auch einen Aufſchub verſtattende Beſchädigung und Verringerung der Gebäude in ihren äuſſerlichen und innerlichen Theilen, in den Stüken ihrer Veſtigkeit zum Tragen, Verwahren und Bedeken, zur Reinlichkeit und Geſundheit ꝛc. Will der Hauswirth nun nicht in ſeinen Hauswirthſchaftlichen Geſchäften Hindernis oder Verluſt haben, und will er nicht auf viel andere Weiſe groſen Schaden leiden, ſo mus er beſtändig bei einem ſolchen vollſtändigen Landgute bauen.

Man mus mich aber recht verſtehen: Manche groſe Herren bauen auch immer, das iſt, was ſie heute bauen, reiſſen ſie morgen wieder ein. Jch habe einen Prinzen gekennet, der bauete ein Luſtſchlos. Er bauete ſeit 16. Jahren immer daran. Als es meiſt fertig war, kunte man das ganze Gebäude etwan 20000. Rthlr. ſchäzen, und als ein Werk von 4. Jahren anſehen. Allein es hatte auf erſt gedachte Weiſe über 100,000. Rthlr. gekoſtet, und war noch nicht ſicher, daß ein anderer Einfall alles wieder änderte, die Koſten aber noch vielmehr vergröſern möchte. Viele reiche Privatleute, Landjunker ꝛc. äffen darinnen auch zum öftern nach, ihre unbeſtändigen Einfälle, der Mangel genugſamer Überlegung, ehe man bauet, die Unwiſſenheit im Bauweſen, ihre Eitelkeit, und viele andere Urſachen verleiten ſie darzu. Und ein ſolcher Baugeiſt ſchikt ſich freilich nicht zur guten Wirtſchaft bei dem Bauweſen. Wenn man daher dieſes Verfahren eines groſſen Prinzens nicht auf einer andern Seite, inſonderheit aber da anſiehet, daß ſolche Bauherren vielen Leuten was zu verdienen geben, und Geld unter ihre Unterthanen ausſäen; ſo läſt ſich vieles auch in Anſehung der Cameral-Wirtſchaft dabei erinnern. Ich übergehe andere Ausſchweiffungen des Baugeiſtes, wovon öfters auch Landwirthe bezaubert ſind, und welcher ſie verleitet, immer, und zwar ſonderlich ſehr gerne neue Gebäude aufzurichten. Es iſt nur Schande, daß ihnen dabei der Nuzen, und eine vermeintliche Unentbehrlichkeit des Gebäudes zum Vorwand dienen, ihre ausſchweiffende und der Wirthſchaft nachtheilige Bauluſt aber, oder ihre übertriebene Liebe zur Bequemlichkeit, zur Veränderung, Luſt, Pracht und anderer Dinge, die ſich zur guten Landwirthſchaft ſehr ſchlecht, wenigſtens aber nicht vor einen Landwirth, als einen ſolchen, ſchiken, verkleiſtern und verdeken müſſen. Dieſen nun kan man in dieſem Verſtande wünſchen, daß ſie gewiſer maſſen an der § antec angeführten Meinung einen beſſern Geſchmak bekommen möchten. Auſſer dem aber verſtehe ich den Saz: Ein guter Hauswirth auf dem Lande mus immer bauen, von einem vorſichtigen, der Wirthſchaft nöthigen und nüzlichen, ſonderlich aber ſich aufeinander beziehenden Bauen, wodurch dieſe groſſe Ausgabe, ſo viel möglich verringert, oder allenfalls mit Rath, und ohne der Wirthſchaft Tort zuthun, beſtritten werden kan.

Ich will nemlich ſo viel ſagen, nach den Umſtänden der Landgebäude, mus ein Wirth bauen, und

I) dieſelben im baulichen Weſen zu erhalten, und alſo kleine oder ſo genannte modicas Refectiones beſtändig anbringen, dadurch aber

II) mäſigere, jedoch gröſſere Reparaturen, ſo lange als es möglich zu verhüten ſuchen. Woferne ſie aber vorgenommen werden müſſen und können, ſo mus er eben dadurch

III) wiederum ſehr koſtbare und wichtige Reparaturen zu vermeiden, und ebenfalls endlich auch durch dieſe beizeiten

IV) ganze und neue Hauptbaue abzuwenden, oder doch auf ſeine gute Gelegenheit, und bis dahin aufzuſchieben trachten, daß er ſich nach und nach, und ohne es, ſo zu ſagen, zu fühlen, immer beſſer zubereitet habe. Alsdenn aber

V) mus er einen und andern neuen, und zwar den unentbehrlichſten, und denjenigen am erſten vornehmen, welcher keinen Aufſchub leidet, ja endlich auch

VI) an dieſen alles dasjenige am erſten herzuſtellen trachten, was am nöthigſten und ohne Schaden nicht nach und nach auszubauen iſt. Dieſes aber ebenfalls

VII) vollends mit Rath zu Stande bringen.

Ich verhoffe dieſe wirthſchaftliche Bauregel deutlich gefaſſet zu haben, damit man erkenne, wie verſchiedentlich das Bauen ſey, und wie es zuſammen hängen, dasjenige aber, welches weniger koſtet, allezeit getrieben werden müſſe, um dasjenige, welches mehr und endlich viel koſtet, entweder zu verhüten, oder doch ſo lange aufzuſchieben, bis man nach und nach mit guter Gelegenheit, und ohne daß eine allzu groſſe und plözliche Bau-Ausgabe die Wirtſchaft derangiret, Geld, Bauzeug- und Baugeräthe ꝛc. angeſchaffet, und ſich in zulängliche Bereitſchaft geſezet hat, ſolchen nicht nur anzufangen, ſondern auch in einer ſo kurzen Zeit, als möglich, und mit noch mancher Menage, entweder völlig oder doch ſo weit in Stand zu ſezen, daß das Gebäude, zu den unentbehrlichſten Abſichten gebrauchet, das Nebenwerk aber davon mit Zeit und Rath vollends ausgeführet werden könne. Man wird auch leicht erkennen, daß man auf dieſe Weiſe nicht leicht in diejenigen Fehler verfalle und komme, welche das Bauweſen ſo läſtig, und der übrigen Wirthſchaft ſo beſchwerlich, ja das Bauen ſelbſt ſchädlich, oder oft unnüze machen. Denn 1) wird man hierdurch verhüten, daß aus einem Aufwande, der anfänglich mit etlichen Groſchen, oder 1, 2, 3. Rthlr. beſtritten werden können, nicht eine Bauausgabe von 10, 20, 30, 40, 50. ja 100. Rthlr. und aus einer, die mit 100. Rthlr. zu verrichten, vor der Zeit; oder zu ungelegener Zeit, oder doch plözlich und mit Übereilung ein Bau von etlichen 100. Rthlr. ja ein und mehr 1000. Rthlr. entſtehe. Und ob ich gleich wol weis, daß 2tens gewiſe Unglüksfälle den Gebäuden, z. E. Feuer, Wind, Sturm ꝛc. öſters, unvermuthet ſolchen Schaden zufügen, daß entweder groſſe Reparaturen, oder gar ein neuer Hauptbau vorgenommen werden mus, in ſolchen Fällen aber dieſe Regel ihren Abfall leiden möchte; ſo bin ich doch verſichert, daß auch in dieſen Fällen die Gröſſe des Bauens vermieden werden könne, wenn man nur zur Erhaltung im baulichen Weſen, zu modicis Refectionibus und zu Reparaturen nicht nur dasjenige, was ſchadhaft iſt, ſondern auch dasjenige rechnet, was zwar nicht wirklich ſchadhaftig, doch aber ſo beſchaffen iſt, daß es den unvermutheten Anfall ſolcher Gebäude-Feinde wenig oder gar nicht aushalten, und alſo leicht ſchadhaft werden, und ſo gar zum Ruin des ganzen Gebäudes in ſolchen plözlichen Unglüksfällen Anlas geben kan. Denn, wer z. E. zwar ganze und unſchadhafte, jedoch nicht Feuerfeſte Schorſteine; oder hölzerne Wände und Bleichen, und andere im Feuer gefährliche Umſtände ꝛc. beizeiten wegſchaffet, und alſo das Gebäude in Zeiten durch dieſe und andere geringe Ausgaben verbeſſert, der darf nicht ſo gleich befürchten, daß eine etwan entſtehende Feuerflamme daſſelbe anſteken oder verzehren, und ihn zwingen werde, einen neuen Hauptbau plözlich vorzunehmen. Es iſt aber mit der rechten Ausübung dieſer Anmerkung noch verſchiedenes unumgänglich verbunden, wenn man ſie recht verſtehen und brauchen will.

Denn ein guter Hauswirth mus dieſer Regel zufolge auch genöthiget ſeyn I) wenigſtens alle Jahre einmal und zwar am beſten nach der Ernde alle Stüke und Winkel ſeiner Gebäude mit Zuziehung verſtändiger Augen und Hände durchzugehen und zu unterſuchen.

1) Was ſchadhaft iſt.
2) Was? und in welcher Zeit es ſchadhaft werden möchte.
3) Was? und wie es auf allerhand Unglüksfälle in feſten Stand zu ſezen, und alſo auch das unſchadhafte, jedoch aber undauerhafte in Zeiten zu verbeſſern ſey.

Und weil ſich auch allerhand Verſchlimmerungen und Schäden an Gebäuden verbergen, und nur zufällig bei dieſem und jenem Gebrauch, oder aber ſonſt z. E. im Regen, ſich ein Mangel an dem Dache entdeken kan, ſo wird ein fleiſiger Hauswirth

II) Zu aller Zeit auch gelegenheitlich die ſich ereignenden Schäden an ſeinen Gebäuden ſorgfältig und ſo gleich aufſuchen und bemerken.

III) Endlich aber auch, ſonderlich dieſe Unterſuchung bei einem wichtigen Anfall eines Gebäude-Feindes, ſo fort anſtellen, um zu erfahren, ob und was vor Schaden er gethan habe. Und ich brau-

chte

che nicht zu erinnern, daß man hiernächſt dasjenige, was man alſo findet, genau beſchreiben, aber doch wiſſen, und ein Anſchlag von den Koſten, wenn es auf dieſe oder auf eine andere Art gebeſſert, oder repariret werden ſoll, ſo fort gemachet, alsdenn aber entweder ſogleich, wenn der Schaden durch einigen Aufſchub ſchlimmer werden dörfte, oder doch zur gelegenen Bauzeit im Jahre zur Reparatur oder Verbeſſerung geſchritten werden müſſe.

Zufolge dieſer Regel, wird ein guter Hauswirth auch auf alle Weiſe dahin bedacht ſeyn, ſich von Jahren zu Jahren und ohne ſich Tort zu thun, wenn er ſein Vieh und Leute, ja ſeine Zeit dazu füglich brauchen kan, mit wenigern Koſten und beſſerer Güte in Vorrath von allen ſolchen Bau-Materialien zu ſezen, die ſich halten, oder auch ihrer Güte nach durch die Länge der Zeit beſſer probiren laſſen, ja nach einiger Zeit, wenn ſie gehauen, gebrochen, gebrannt, gelöſchet, gegraben ꝛc. worden, noch beſſer werden, ihm weit entlegen, bisweilen gar nicht, oder doch nicht in ſolcher Güte, in ſolcher Menge und Auswahl, und nicht ohne ſehr ſchweres Geld, welches man ſonderlich in der Noth und auf den Ploz anwenden mus, zu haben ſind. Wer daher bei einem weitläuftigen Landgute, ein ſeines Bau-Magazin anlegen, und zugleich zu deſſen deſto beſſerer Unterhaltung mit Bau-Materialien einen kleinen Nebenhandel oder Verkehr nach Gelegenheit der Umſtände treiben kan, der wird ſich bei dieſen Abſichten des Bauweſens noch beſſer befinden, und Gelegenheit haben, vielleicht zum öftern, entweder ſehr wolfeil zu bauen, oder eben nicht nöthig zu haben, daß es von der eigentlichen Einnahme ſines Gutes viel in den jährlichen Ausgabe-Etat für das Bauweſen bringe. Ja er kan ſolchergeſtalt ſein nach und nach zum Bauweſen bei ſeinem Gute im Ausgabe-Etat ausgeworffenes Geld in dieſen Handel ſteken, und ſich daſelbſt vermehren laſſen, alsdenn aber auf den Fall groſſer Reparaturen oder wichliger Hauptbaue, ohne viele Beſchwerde, in bequemer Bereitſchaft ſeyn.

Uber die Sitten der heutigen Welt, nebſt einigen Anmerkungen.

WIr haben vielerlei Mode, welche ſich zu unſerm Verderben eingeſchlichen haben; Und welche dieſelbe nicht wenig lebhaft macht, iſt die ſogenannte Galanterie. Es iſt wahr, daß dieſe Neigung wenig mehr von den ernſthaften Sitten unſerer alten teutſchen Vorfahren zeiget, welche mehr Eifer hatten den Bachus als die Venus zu verehren. O wenn dieſe ehrliche Leute wieder in die Welt zuruk kehren ſolten, ſie würden uns alle für Baſtarte halten. Ein paar Flaſchen Wein, die unſre Grosväter kaum ein wenig in guten Laun brachten, werfen uns Weichlinge zu Boden. Man trinket nichts als Thee und Caffee mit einigen nichtswürdigen ſüſſen Getränken, welche den Magen verderben. Es iſt dieſes eben wol eine Schwelgerei. Wäre es nicht beſſer ſich darzu des Weins als des Waſſers zu bedienen? Wenn dieſe Mode ſo fort währet, ſo wird man wohl thun, daß man die Weinſtöke aushaken läſſet, und dagegen die Indianiſche Kräuter und Gewächſe ziehet; oder alles mit Zwergbäumen von Franzöſiſchen Obſt bepflanzen läſſet, denn dieſes wird am beſten bezahlet.

Wir ſind faſt um dem Frauenzimmer zu gefallen, ſelbſt Weiber worden. Man ſiehet wenig Unterſcheid mehr unter dem Haarpuz eines verliebten Paris und einer wollüſtigen Helene. Die Geiſter arbeiten ſich durch die Augen durch, und wenn die erſte Bekandſchaft auf dieſe Art gemacht iſt, ſo verwandeln ſie ſich in bloſe Sinnlichkeiten. Selbſt die ſchon bejahrte Schönen laſſen bei dieſer Gelegenheit ihre Jugend wieder heraus fordern, und ſind eben ſo zärtlich, als verliebt.

Es würde manchem ehrlichen Mann ein wenig albern laſſen, wann er ſich über die Ehre, die man ſeinem Weibe erzeiget, beklagen wolte; und das arme Weib würde ſich nicht wenig grämen, wenn ſie auf der Wahl nicht ſo viele Reizungen hätte, ſich einen Liebhaber zuwegen zu bringen. Der Adel wird ſich hier ſtark vermehren; wenn er anderſt nach den Vätern geachtet wird.

Ich kenne einen ſehr gelehrten Mann, welcher vorgibt, die Welt werde nicht viel mehr über zwanzig Jahr ſtehen; wenn man das gewis wüſte, ſo könte man in vielen Stüken ſich darnach richten. Mir kommt die Sache ſehr glaublich vor. Nicht daß ich darüber einige Geſichter oder Offenbarungen gehabt hätte. Nein, ich ſchike mich gar nicht zu den verborgenen Wiſſenſchaften: die Geiſter haben mich nie mit ihrem Zuſpruch beehret; meine Träume ſind alle ſehr natürlich, und ich verſtehe mich ſo wenig auf den Lauf der Planeten und der Geſtirne, daß ich Ihnen darüber meine Unwiſſenheit geſtehe, ohne meiner Demuth dabei zu nahe zu tretten.

Die Anmerkungen des prophetiſchen Weltweiſens ſind dieſe: Wann ich, ſpricht er, den Lauf der Welt betrachte, und darinnen wahrnehme, daß alle Dinge ſo weit getrieben werden, als ſie nur gehen können, ſo vermeine ich hier eine phyſicaliſche Nothwendigkeit zu entdeken, daß ſie wieder nach der erſten Ordnung ihrer Beſtimmung hergeſtellet, oder daß ſie endlich einander ſelbſt in der Unordnung ſich aufreiben müſſen. Weil nun die Herſtellung der erſten Ordnung in der gegenwärtigen Verfaſſung der Welt nicht zu hoffen iſt, und die Unordnungen auf das höchſte ſteigen, ſo ſcheinet das lezte unvermeidlich. GOtt allein, der Macht hat zu thun was er will, kan ſolches hindern; Allein, es iſt nicht zu vermuthen, daß er es wolle, indem er ja ſelbſt das Ende der Welt durch ſeine Propheten hat vorher verkündigen laſſen. Sehen wir nicht groſſe Veränderungen vor uns? und wenn wir das Abnehmen der menſchlichen Lebenskräfte, und die öftere Abweichungen in dem Reich der Natur, welche ſich ſeit einiger Zeit geäuſſert haben, nachdenkend erwegen, ſo können wir daraus faſt ſicher ſchlieſſen, daß das Ende der

Welt nicht gar ferne mehr ſeyn müſſe.

Unſere Weltkugel war im Anfang mit allem reichlich angefüllet, was Geſchöpfe unſrer Natur vergnügen konnte; die Erde gab ihnen die vortreflichſten Früchte, ohne daß ſie ſich deswegen bemühen durften. Die Menſchen wurden dabei etliche hundert bis tauſend Jahre alt. Die Thiere waren ihnen unterthan. Es waren damals weder Sturmwinde noch Ungewitter; weder Hize noch Froſt. Eine gemäſigte Luft erfüllte unſre ganze Hemisphere. Man lebte vergnügt, und brauchte weder Fürſten noch Prieſter, noch Advocaten, noch Aerzte.

So war die Welt in ihrem erſten Alter beſchaffen; in dem zweiten begunte ſie ſich ſchon ſtark auszuarten. Die Heftigkeit der Begierden ſezte alles in Unordnung. Ein Menſch ſuchte den andern zu unterdruken. Die Kunſt zu rauben und zu plündern machte denjenigen Ehre, die ſich darinnen hervor thaten. Sie wurden dadurch gros und edel. Die Leutſeligkeit, die Gerechtigkeit und die Ordnung; als die einzigen Stüzen der menſchlichen Geſellſchaft wurden durch die Gewalt der Rieſen oder Tirannen niedergeriſſen. Man verknüpfte ſogar mit gewiſen Titeln, ſo unſinnig ſie auch lauten, allerhand Rechte und Freiheiten, welche dem gemeinen Weſen zum Schaden gereichen. Ja wie viele hochgeborne Seelen borgen nicht heut zu Tag ihren ganzen Staat, und halten es für nöthiger ſich gros aufzuführen als zu bezahlen.

So vortreflich auf dieſe Art die Menſchen in ihrer Einbildung wurden, ſo klein, ſo ſchwach, ſo armſelig findet man ſie in der That. Unterſucht man ihr körperliches Gebäude, ſo gibt dieſe Maſchine ihr hinfälliges und verdorbenes Weſen mehr als zu viel zu erkennen. Alles verkündiget an derſelben einen nahen Einſturz. Stets zärtlich, ſtets kränklich, ſtets muthlos; und doch zugleich ſtolz; eigenſinnig, trozig, verwegen, grauſam. Unſer Geblüt iſt verdorben, unſere Säfte ſind in Unordnung, und unſere Glieder ſchwankend und kraftlos, wann wir ihnen nur ein wenig eine ſtarke Bewegung oder Arbeit zumuthen. Wir haben nichts mehr von unſern alten teutſchen Vorfahren, welche Tacitus beſchreibet; daß ſie einen dauerhaften Leib, ſtarke Nerfen, ein drohendes Geſicht, und noch mehr Tapferkeit gehabt hätten.

Wir ſehen noch in unſern Zeug- und Rüſthäuſern alte Lanzen und Schwerder, welche unſere Vorfahren, ohngeachtet, daß ſie noch darzu in einem ſchweren Harniſch ſtaken, mit beſonderer Geſchiklichkeit zu hanthiren wuſten. Wir, ihre kleine unnüze Nachkommen, können ſolche kaum mit unſern beiden Händen empor heben. Wir ſind gleich den Pygmeen gegen dieſe alte Athleten von welchen Lucretius ſchreibet:

Et genus humanum multo fuit illud in arvis,
Durius ut decuit tellus quod dura creaſſet
Et majoribus & ſolidis magis oſſibus intus
Fundatum & validis aptum per viſcera nervis
Nec facile ex æſtu, nec frigore quod caperetur
Nec novitate cibi, nec labi corporis ulla.

Ich war vor einigen Tagen in der Franzöſiſchen Comödie. Man hatte in Ermangelung der Oefen, einige Kaſten mit Bakſteinen ausgefüttert in die Mitte geſtellet, und ſolche mit glüenden Kolen angefüllet. Die Erfindung war gut. Man kam dahin mit einem verfrornen Geſicht und mit zitternden Gliedern. Alles nahete ſich dieſen Feuerkaſten, und man hätte ſagen ſollen, dieſe Leute zögen ihre Lebenskräfte allein von den angebrannten Kolen; Gleichwol war keine Kälte: es gieng auſſerhalb nur eine ſcharfe Luft.

Unſere Soldaten werden mehr durch körperliche Schwachheiten, als durch ihre Feinde überwunden. Unſern Bauersleuten iſt ihr Feldbau ſo mühſelig, daß ſie faſt den Schatten auf den Gräbern ähnlich ſehen. Streichen unſre Jahre gegen die fünfzig hin, ſo fangen wir ſchon an baufällig zu werden, da doch in dieſem Alter beides die Kräfte der Vernunft, als des Leibes in ihrer Vollkommenheit ſeyn ſolten. Es iſt nicht anders, die Natur ſelbſt verlieret nach und nach ihre Stärke: ſie zeiget ſich geneigt ihre Bande zu trennen, und in ihr voriges Chaos zurük zu kehren.

Selbſt der Verſtand des Menſchen hat ſchon vieles von derjenigen Stärke verlohren, welche man in den Schriften der alten Poeten und Weltweiſen entdeket. Unſere heutige ſogenannte ſchöne Geiſter mögen auch darwider proteſtiren wie ſie wollen. Wir haben keine Chaldaiſche, Aegyptiſche und Perſianiſche Weiſen mehr: und wenn ſich alle unſre Dichter zu tode reimen, ſo bringen ſie doch keine Gedichte, wie Homerus, Heſiodus, Virgilius und Horatius zur Welt. Dieſes hat auch Cicero ſchon zu ſeiner Zeit eingeſehen. Homines, ſagt er: qui priſcis illis ſeculis extiterunt, quo propriores, naſcenti mundo erant, eo ingenio ac mente fuere beatiores.

Und geſezt, wie ich es zugebe: es finden ſich hier und da noch geſchikte Köpfe und kluge Leute, ſo ſind ihrer doch ſo gar wenig, daß ſie gleichſam keine Zahl gegen die Menge der Thoren ausmachen. Die ganze Welt iſt faſt ein Spital, wo man hinkomt, höret man nichts als Klagen. Alles iſt misvergnügt und in Unordnung.

Wer nicht am Leibe leidet, der leidet doch an der Einbildung. Viele leiden an beiden zugleich und der iſt unter den Thoren faſt noch der glüklichſte, der die Einbildungskräfte zu ſeinem Vergnügen anwendet, und ſich dasjenige einbildet zu ſeyn, was er ſeyn will.

Ich habe, ſeit dem ich angefangen die Alten zu leſen, vieles von der Bewunderung für die Neueren verlorẽ. Alles, was man von jenen liſet, iſt nett, ſcharfſinnig, nachdrüklich und ſchön geſchrieben. Heut zu Tage kauft man wohl hundert Bücher, darunter das beſte dem geringſten von jenen nicht beikommt. Es iſt wahr, daß das leztere Jahrhundert zimlich fruchtbar an gelehrten und groſſen Leuten war; Allein, es ſcheinet, als ob die Natur zu guter Lezt noch einmal alle ihre Kräfte zuſammen genommen hätte, um mit Ehren zu ſcheiden. Nicht anders wie ein Schmachtender auf ſeinem Krankenbette, der alle ſeine übrige Lebensgeiſter zuſammen raft, um ſein Teſtament zu machen, und darauf ſtirbt.

Was Treu und Glauben anlangt, ſo hat dieſe Sittenlehre in der Welt nie weniger zu bedeuten gehabt, als heut zu Tage; und von der Religion, welche allein das ganze Menſchengeſchlecht in eine gute Verfaſſung bringen könnte, würde man eben ſo wenig wiſſen; wann nicht der Meinungseifer und die Zänkereien der Gelehrten, einen noch daran erinnerten, daß man wenigſtens eine haben ſolte. Im Kirchengehen und in einigen Ceremonien beſtehet unſer ganzes Chriſtenthum; ſonſt ſind wir nicht ein Haar beſſer, als andere Unglaubigen auch.

Betrachtung von erblichen Krankheiten.

Dieſe Krankheiten werden Morbi, Mala oder Affectus hæreditarii, auf- und angeerbte, und von denen Eltern, auch wohl Gros- und Urgroseltern abſtammende Krankheiten genennet. Unter dieſen mus nun das allgemeine Seel- und Leib-verderbliche Ubel, ich meine die Erbſünde, billig den erſten Rang haben, als welche allen und jeden Menſchen gemein iſt, und ihnen von der Empfängnis an, bis in den Tod, beſtändig anklebet: Sie iſt ein ſolches Verderben der Seelen, da ſie, durch Verluſt des Göttlichen Ebenbildes, zu allen nüzlichen, ſowol geiſt- als leiblichen Verrichtungen und Bewegungen, untüchtig und ungeſchikt gebohren wird. Wäre der Menſch im Stande der Unſchuld und ohne Erbſünde geblieben, ſo würde deſſen Seele und Natur, ſo viel Licht, Weisheit und Kräfte behalten haben, daß ſie ihre Wohnung nicht allein dauerhaft und ohne Fehl würde gebauet und zubereitet, ſondern dieſelbe auch, nemlich den ganzen Leib, vor allen kränklichen Zufällen bewahret haben. Es würde der Menſch nichts ſchädliches gegeſſen und getrunken haben; die Weisheit würde ſo gros geweſen ſeyn, daß er alles Schädliche weit im Voraus würde erkannt und geſehen haben, und daher ſich nicht bewegen laſſen, ſolches zu genieſſen; und ſo ja etwas, auf unvermeidliche Art, ſich in den Leib und deſſen Säfte eingeſchlichen, welches dem Leibe Schaden bringen können, ſo würde das innerliche Licht und Weisheit der Seelen ſo vermögend geweſen ſeyn, ſolch Böſes, ganz unvermerkt, wiederum auszuſchaffen. So aber iſt die Erbſünde ein Urſprung alles Seelen- und Leibesverderbens: durch dieſe Sünde iſt der Tod und deſſen Vorbotten, die Krankheiten, in die Welt kommen. Sie klebte zwar der Seelen hauptſächlich an, und wird auch mit und in derſelben fortgepflanzet, welches aus der Art und Weiſe der Empfängnis ſich gar begreiflich machet; und David im 51. Pſalm bekräftiget dieſes als eine Wahrheit: Siehe! ich bin aus ſündigen Saamen gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen. Indeſſen aber, weil die Seele oder Natur des Menſchen dadurch verdorben, und des mehreſten Lichts der Weisheit und anderer Kräfte und Vermögens beraubet werden, ſo kan ſie nunmehro auch in denen Verrichtungen, welche zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit dienen, nicht hinlängliche Kräfte, Verſtand und Willen anwenden, ſondern begehet gar oft, aus angebohrner und durch die Auferziehung noch mehr verdorbener Unart, ſolche Fehler und Irrthümer, die dem Leibe ſchädlich und der Geſundheit ſchnurſtraks entgegen ſeyn. Wie es nun gewis, daß die durch die Erbſünde verfinſterte Natur eine Urſache vieler neu entſtehenden Krankheiten iſt, alſo iſt es auch gewis, daß ſie viele kränkliche Zufälle und Gebrechen, als erblich fortgepflanzet. Vor der Sündflut, da die Menſchen noch von geringer und einfältigen Koſt lebeten, konnten die Krankheiten überhaupt nicht, vielweniger die erblichen Krankheiten, gemein ſeyn. Daher erlangten auch die frommen Altväter ein ſo hohes Alter, welches ſich bei einigen faſt auf tauſend Jahre erſtrekte; Da aber durch die Sündflut die geſundeſte Erde verſchwemmet, die verdorbene aber die Luft mit ſchädlichen Ausdünſtungen erfüllet, die Begierden der Menſchen immer mehr und mehr auf ſchädliche Dinge verfallen, und viele Urſachen zu Krankheiten von auſſen, ja wohl gar, durch Göttliche Straffen, in den Menſchen gekommen; ſo hat auch das Alter der Menſchen nach und nach abgenommen, daß es nunmehro etwas ganz erbliches und gemeines iſt, daß ein Menſch ſehr ſelten das hundertſte Jahr erreichen kan. Wenn ich denn aus Prophetiſchen Geiſte herflieſſenden Fluch, mit welchem David im 2. Buch Samuel. Cap. 3. v. 29. das Haus Joab beleget, da er wünſchet: Es falle das unſchuldig vergoſſene Blut Abners auf den Kopf Joab und ſeines Vaters ganzes Haus, und müſſe nicht aufhören im Hauſe Joab der einen Eiterflus und Auſſaz habe, und am Stabe gehe, nemlich wegen Lähmigkeit, Blindheit und andern Gebrechen, wohl erwäge; ſo komme nicht unbillig auf die Gedanken, daß auch viele erbliche Krankheiten durch Göttliche Straffen fortgepflanzet worden, angeſehen der eifrige GOtt die Sünden ins tauſende Glied zu ſtraffen drohet.

Ob nun zwar die erbliche Krankheiten durch das ganze menſchliche Alter betrachtungswürdig ſeyn, angeſehen ſie ſich in jedem Alter äuſern; ſo gehören ihrer doch gar viele eigentlich in das kindliche Alter, und finden ihren Plaz unter denen Kinderkrankheiten. Wird demnach nicht undienlich ſeyn, wenn hier einigen Unterſcheid ſeze und dieſelbe betrachte: 1) Als Krankheiten und Gebrechen, die ſchon durch viele Jahrhundert in gewiſen Familien gemein und bekannt geweſen. Und 2) als ſolche die denen Kindern von ihren Eltern neu angeerbet werden.

Unter die 1te Claſſe ſind zu rechnen viele Nævi materni, Muttermähler, Kopf- Bruſt- Bauch- und Gliederkrankheiten, Flüſſe, böſe Schenkel u. d. gl. Will man hiervon die Urſache eigentlich unterſuchen, ſo kan man ſie wohl in nichts anders finden, als in einer der Natur angeerbten Gewonheit zu gewiſſen Zeiten und Jahren, ſolche Bewegungen vorzunehmen, daraus dergleichen Gebrechen folgen.

Herr *Lic.* Stöller vom Wachsthum P. I. p. 43. heget gleiche Meinung, wenn er ſaget: " daß der Hauptgrund der erblichen Diſpoſition zu einem groſſen Wachsthum, mehr auf der Seele und in dero zu gewiſſer Zeit angeſtellten Bewegungen, als auf dem Leibe ſelbſt beruhe." Ich kenne eine Familie ins 3te Glied mit böſen Schenkeln, welche beim Grosvater, Vater und Sohne, bei jedem erſtlich nach dem 40ſten Jahre ihren Anfang genommen, ob ſie gleich vorher ganz geſund gelebt; daber beim Abſterben des Vaters ein gemeiner Mann die Frage aufwarf: welcher unter denen Söhnen wird doch nun das böſe Bein erben? Auch bemerke hierbei noch, daß obwol einige dieſer Kinder noch in geſunden Stande ihrer Eltern gezeuget worden, ſie dannoch hernach in anberegten Jahren in eben dieſe Beſchwerung der Eltern verfallen. Von einem an einem Beine lahmen Manne erzehlete mir deſſen alte Mutter, daß er bis ins 5te Jahr ein gerades Kind geweſen, in ſelbigen Jahre aber, ohne einige offenbare Urſache, lahm und hinkend worden. Deſſen Tochter war ein hurtiges und geſundes Kind, im fünften Jahre aber fieng ſie an, an dem nemlichen Beine, ohne Urſache, zu hinken, und ehe zwei Jahr vergiengen, hatten ſich die Flekſen an der Wade ſolchergeſtalt zuſammen gezogen, daß ihr Fus des Vaters ſeinem in allem gleich und ähnlich war: es wurden keine Heilungsmittel geſchonet, aber alle vergeblich angewendet; wie lange nun wohl dieſer Fehler in dieſen Familien geweſen, iſt nicht wohl zu ergründen. Borellus aber hat in ſeinen Anmerkungen eine Begebenheit, da ein Bauer in ſeinem 15. Jahre durch einen Stos das Knie verrenket und auf lebenslang lahm geblieben: darauf habe er zwei Söhne gezeuget, welche in den erſten Jahren ganz gerade einhergegangen, nach und nach aber auf eben dieſe Art wie der Vater, im 15ten Jahre lahm worden. Bei ſehr vielen Kindern habe wahrgenommen, daß ſie ſogar im Gang, Minen und andern Stellungen ihren Eltern gleich geworden, ob ihnen gleich ihre Eltern in der Kindheit verſtorben und ſie daher keine Gelegenheit gehabt, ſolches von ihren Eltern zu lernen oder im Umgang, von ihnen abzuſehen. Riverius in Inſtit. Med. hat disfalls nachdenklich geſchrieben: " In dem Saamen der Väter, Grosväter und Urgrosväter ligt zuweilen eine Facultas oder Vermögen verborgen, welche deren Gliedmaſſen eingedrükt worden, daher geſchiehet es zuweilen, daß dieſes in denen Enkeln erwekt oder aufgereget werde, und ſie denen Groseltern oder andern Blutsverwanden gleich und ähnlich werden, und ſodann meinet man, daß dieſe Kraft ſich bis ins vierte Glied erſtreken könne.

Auf ſolche Art iſt auch die bekannte Engelländiſche Krankheit ein erbliches Ubel, und zwar, aus meiner vielfältigen Erfahrung ſo gewis, daß unter hundert Exempeln ſelten eins fehlet, da ich nicht die Merkmale an denen Eltern und Groseltern von ſolcherlei Kindern hätte finden können. Die meiſten ſolche Kinder werden ohne Mangel gebohren, und fangen erſtlich nach einem Jahre an in dieſe Krankheit zu verfallen. Bei einigen aber habe auch gleich nach der Geburt Merkmale davon gefunden, und daher denen Eltern im Voraus geſagt, daß ſie mit der Zeit in dieſes Ubel verfallen würden. Die Herren Breslauer im Febr. 1721. p. 190. ſchreiben in dieſer Sache nachdenklich: " So iſt gleichfalls wahr, daß einige Weiber eine uns nicht genugſam bekannte Beſchaffenheit haben, vermöge deren dieſelbige vor andern gewohnt ſeyn, Zwillinge zu haben. Und dieſe Proprietas wird auch in die Kinder eingepflanzet, alſo, daß ſie zu ihrer Zeit, gleichfalls oft Zwillinge tragen." Ich könnte dergleichen Exempel noch viele anführen, es mag aber hierbei vor dismal ſein Bewenden haben. Die ganze Sache kommt darauf an, daß, wie die Natur der Eltern in gewiſſen Jahren die Gewonheit gehabt, durch Motus vitales gewiſſe Krankheiten hervor zu bringen, ſo behält auch die Natur derer von ihnen abſtammenden Kindern die Gewonheit und Ordnung, wenn ſie nicht durch beſondere Lebensart, und andere Zufälle daran verhindert wird.

Unter die andere Claſſe derer erblichen Krankheiten gehören diejenige Beſchwerungen, welche denen Kindern von ihren kränklichen, weichlichen, lüſtern und ordentlich lebenden Eltern, zur Zeit der Empfängnis oder in Mutterleibe, zugebracht werden: und dieſe beſtehen in ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, in Mutermählern von Einbildung und Lüſternheit der Mutter, von Schreken, in kräzigten und auch wohl Franzöſiſchen Ausfahren, böſen Weſen, Flüſſen u. d. gl. welches angebohrne Mängel oder mit auf die Welt gebrachte Krankheiten, Vitia connata, mögen genennet werden.

Die nach der erſten Claſſe bemerkte erbliche Krankheiten können zum Theil nicht wohl verhütet und vermieden werden. In ſolcher Abſicht hatte vor einiger Zeit ein gewiſſer von Podagra hart angefochtener vornehmer Herr, welchen man nach ſeinem 40ſten Jahre zum Heirathen bereden wollte, den einiger maſſen löblichen Entſchlus, ſagend: warum ſoll ich heirathen? Ich habe das Podagra von meinem Vater geerbet, und ſolches viel frühzeitiger, als mein Vater bekommen; wollte ich nun in dieſen meinen kränklichen Stande heirathen, ſo würde ich erſtlich meiner Frauen zur Laſt werden, und hernach, wenn wir Kinder zeugeten, ſo würde es gewis ſeyn, daß ſie dieſes Ubel mit auf die Welt bringen, und in ihrer Jugend ſchon, zu allen löblichen Verrichtungen untüchtig ſeyn würden. Die in der zweiten Claſſe berührte Krankheiten aber können durch Vorſichtigkeit vielmals vermieden werden. Wer aber ſonſten von erblichen Krankheiten und Gebrechen etwas gründliches zu leſen verlanget, kan ſolches in zweien von denen berühmteſten Männern unſerer Zeit, nemlich Hofmanns und Stahlens heraus gegebenen Diſputationen finden, davon die 1ſte 1699. und die andere 1706. in Halle gedrukt worden. Die erſte unterſuchet die erbliche Krankheiten nach ihren Urſprung, und die andere führet den Titul, de hæreditaria diſpoſitione ad varios affectus: oder wie der Menſch aus angebohrner oder erblicher Beſchaffenheit zu allerhand Krankheiten geneigt ſey. Eine zimliche Liſte von ſolchen erblichen Krankheiten aus allerhand Anmerkungen hat auch Dr. Schurigen in ſpermatologia p. 194. zuſammen getragen, welche beſtehen in Hinken, Lähmigkeit, Brüchen, Rothlauf, Kopfwehe, Steinen in der Lunge, Durchfällen, Melancholie, Raſerei, böſen Weſen, ſchweren Schlingen, Urinverſtopfung, lahmen Händen, Kopfwakeln, Staar, Blindheit, Taubheit u. d. gl.

Herr Hofrath *Alberti* in der Diſputation de Corporum diſpoſitione ad Morbos §. 18. theilet die langwierige Beſchwerungen, welche von Eltern, als erblich herrühreten, in 2. Claſſen, nemlich, daß ſie beſtünden, entweder in Krampf, oder Zuſammenziehen, oder in Schlafigkeit deren veſten Theile. Zu der erſten Claſſe gehörete das viele Bluten, Lungenblutſtürze und daraus folgende Schwindſucht, die Unordnung der Monatzeit, Schlagflüſſe im Alter, Bösweſen, Hypochondrie, Mutterbeſchwerung, Verſtopfung des Leibes, Tiefſinnigkeit, Podagra, und allzu groſſe Empfindlichkeit. Zur 2ten Claſſe aber zehlet er Verſtopfung und Verhärtung der Eingeweide, Schwäche des Gehirns, Schlag, halben Schlag, Paralyſin oder gelähmte Glieder, Raſereien, blöde Vernunft, Staar, in der Lunge heftige Huſten, Geſchwüre, Schwindſucht, im Unterleibe Cachexie, Waſſerſucht, Steinbeſchwerungen. Und wer alle Begebenheiten von erblichen Krankheiten zuſammen tragen wollte, der könnte Gelegenheit finden, mehr als einen Folianten davon zu ſchreiben.

Ehe aber dieſe Betrachtung ſchlieſſe, finde noch zu erinnern, daß ſolcherlei erbliche Mängel nicht allemal von denen Eltern auf die Kinder ſtammen, ſondern zuweilen in einen Grad der Zeugung ſtill und verborgen bleiben, und ſich erſtlich in denen Kindeskindern wieder hervor thun: ſolches können die von Rejes Q. 54. p. m. 677. angeführte Begebenheiten erweislich machen, da nemlich eine weiſſe Frau mit einem Mohren eine weiſſe Tochter gezeuget, und dieſe hernach an einen weiſſen Mann verheirathete Tochter, wieder Mohren zur Welt gebracht. Dieſer Auctor führet erſtlich aus dem Plinio und Ariſtotele 2. Exempel, hernach aber auch ſeine eigene Erfahrung von einem Apotheker an. Ein neu Exempel findet ſich in dem Commercio litter. Norimb. 1731. Specim. XX. p. 154. da eine Enkelin von ihrer Grosmuter, Müterlicher Seite das Blutharnen geerbet, an deren Eltern davon nichts, ſondern andere Unordnungen von Blutungen gemerket worden. Eine Anmerkung, da das Podagra die Kinder verſchonet und hergegen auf die Kindeskinder gekommen, wird in denen Büchneriſchen Miſcellaneis 1728. Menſ. Junii p. 1102. aus Heuchero angeführet.

Man mus aber auch in Anſehung derer erblichen Krankheiten nicht auf die Gedanken kommen, als ob ſolche Gebrechen ſich nothwendig auf alle Kinder fortpflanzen müſten. Nein! ſondern es können einige Kinder geſund bleiben, nachdem ſie mehr oder weniger von der Natur des Vaters oder der Muter an ſich haben: ſolchergeſtalt ſind mir 4. vernünftige, wohl hörende und redende Kinder von einer tauben und ſtummen Muter, die darzu im Verſtande ſehr verrükt war, bekannt; wie ſichs aber in ihrer Fortpflanzung verhalten wird, mus die Zeit lehren. Riedlinus in Millenar. Obſ. p. 295. bemerket, daß ein Vater ohne Hände vollkommen gerade Kinder gezeuget; Ja ſo gar führet D. Preus. in Ephem. N. C. Cent. III. p. 39. einen Fall an, da eine mit Franzoſen behaftete Muter, ein geſund und reines Kind zur Welt gebracht. Von der Engelländiſchen Krankheit habe bemerket, daß in einer Familie zuweilen 7. bis 8. Kindern nur eines die Krankheit erblich bekommen, die andern aber alle leer ausgegangen, und daß ein Rachiticus verſchiedene gerade Kinder gezeuget, hergegen aber dieſe Krankheit wieder an denen Kindeskindern geſehen. Hingegen fällt mir noch eine ſonſt honorable Familie bei, darinnen ich Stoknarren bis in das vierte Glied kenne: ja, da ich einſt einen ſolchen einfältigen Menſchen aus einer andern Stadt in einem Bade antraf und mich deſſen Familie erkundigte; ſo wurde eröfnet, daß er eben aus dieſer Familie wäre, und noch mehrere Blutsverwande an dem Orte zur Geſellſchaft hätte.

Ich komme nochmals auf die Gewisheit, daß Kinder mit Leib und Seele von denen Eltern abſtammen, die Seele ſich den Leib, als ihre Wohnung und Werkzeug zu denen Menſchlichen Handlungen baue und bilde, in ſolcher Würkung und Bildung aber vielfältig geſtöhret werde, und ſowol aus angebornen Mängeln, als auch aus zufälligen Urſachen, die ihr die Eltern oder andere in den Weg legen, irren, mithin allerlei kränkliche Diſpoſitiones und Fehler des Leibes würken oder den Grund darzu legen kan: ſo nehme aus dieſem Uberlegen Gelegenheit zu betrachten.

Wie ſich Eltern, die geſunde Kinder wünſchen und verlangen, zu verhalten haben, und vor der Empfängnis derſelben ſich zubereiten mögen?

DAß dieſes kein vergeblicher Vorſchlag oder leeres Hirngeſpenſte ſey, bezeuge mit einem An. 1736. Herrn Dr.

Tralles heraus gegebenen Tractat, welcher den Titul führet; Entwurf einer vernünftigen Vorſorge redlicher Mütter vor das Leben und Geſundheit ihrer noch ungebornen Kinder, welcher Tractat durchgängig viel nüzliches enthält. Welcher Mann aber aus ſeinem Eheſtande geſunde und gerade Kinder ſich wünſchet, der ſorge vor allen Dingen, daß er ſich an eine geſunde und wohl gewachſene Frau verheirathe, in deren Familie wenig ungeſtalte, ungeſunde und gebrechliche Leute zu finden. Denn dauerhafte Naturen und hohes Alter ſind in vielen Familien was erbliches, und hergegen finden ſich viele Familien, da ſelten eine Perſon ihr Alter auf 30. bis 40. Jahre bringet. Ich bezeugte einsmals einem Cavallier, wie die Engelländiſche Krankheit mehr in Familien von altem Herkommen, als unter gemeinen Bauersleuten bekannt wäre; darauf ſagte er: wenn es uns Edelleute nicht zur Schande gerechnet würde, wenn wir ſtarke und geſunde Bauermädgen heiratheten, ſo würden wir auch mehrere ſtark und dauerhafte Kinder zeugen. Inſonderheit haben Eheleute dahin zu ſehen, daß ſowol Mann als Weib, die zum Heirathen reife und tüchtige Jahre habe. Das: Seyd fruchtbar und mehret euch, iſt zwar dem Menſchlichen Geſchlechte ſolchergeſtalt angebohren, daß man in der zarten Kindheit ſchon Merkmale einer beſondern Liebe von einem Geſchlechte zu dem andern warnimmt, und nach zurük gelegtem kindlichen Alter würde das Beiliegen ſchon was gemeines ſeyn, wenn nicht GOtt der HERR durch die Ordnung und Stiftung des Eheſtandes, dieſen Liſten und Begierden einen Zaum angeleget hätte. In dem Stande der Unſchuld, da die Begierden nicht würden ausgeſchweifet haben, wäre dergleichen Einſchränkung nicht nöthig geweſen. Dem Ubel aber nach dem Sündenfall vorzukommen, daß junge Leute, durch zu frühzeitigen Beiſchlaf, ſich nicht verderben und das Leben verkürzen möchten, hat GOtt den Eheſtand geſtiftet, und darbei denen Eltern die Aufſicht gelaſſen, daß ſie ihre Kinder nicht zu frühzeitig in den Eheſtand tretten laſſen, ſonſten würde es manchmal geſchehen, daß Kinder, wie bei einigen Indianiſchen Völkern anfiengen Kinder zu zeugen, aber auch kein hohes Alter erreichten, angeſehen Plinius bezeuget, daß dergleichen Völker im 8ten Jahre ſchon Kinder zeugten, aber auch ſelten das 28. Jahr erlebten.

An Exempeln fehlet es nicht, daß Mädgen von 5. 6. und 9 Jahren ſchwanger worden, und auch zum Theil glüklich gebohren: davon bei Caſpar à Rejes pag. 1167. und bei Schurigen in Spermatol. p. 185. Embryol. p.592. Parthenol. p. 135. Cynæcol, p. 89. eine zimliche Anzahl zuſammen getragen, zu finden. Ein mehrers aber wird in der Folge dieſer auserleſenen Sammlungen unter einem beſondern Titul von ſchwangern Kindern gelegenheitlich vorgebracht werden.

Wie es aber unläugbar, daß die von gar zu jungen, oder auch gar zu alten Eltern erzeugte Kinder von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit zu ſeyn pflegen: alſo haben angehende Eheleute billig dahin zu ſehen, daß ſie ſich in einem ſolchen Alter zuſammen verheirathen, darinnen ſie vollkommene Kräfte beſizen, und ſich nicht leicht ſelbſten ruiniren, und ihren Nachkommen, aus ihren verdorbenen Kräften, kränkliche Leiber von übler Beſchaffenheit auferben. Von ſchwächlichen Kindern, welche von bejahreten Eltern gebohren worden, führet mehr belobter D. Schurigen in Embryol p. 599. wieder viele Hiſtorien an, welche nicht auſſer Acht zu laſſen: und obgleich zuweilen eine, die das Gegentheil behauptet, aufgeführet werden könnte, wie z. E. in denen Bresl. Samml. 1725. menſ. Oct. p. 459. von Friedberg gemeldet wird, daß eine 52. jährige Frau von einem 77. jährigen Manne ein ſolch ſtarkes Kind gebohren, welches die Gröſſe gehabt, als ob es ein halb Jahr alt geweſen; ſo hat man doch ſolches billig, als was rares und auſſerordentliches anzuſehen, und von ſo raren Exempeln keinen Schlus oder Beweis zu nehmen, die allgemeine Erfahrung damit zu widerlegen.

Groſſe, robuſte und wohlgewachſene Leute werden nicht allein in den heutigen Zeiten äſtimiret und denen kleinern vorgezogen: man hat auch ſchon in dem Alterthum darauf geſehen, daß groſſe gezeuget und kleine vermieden werden möchten, worauf ſonderlich im Heirathen geſehen worden.

Noch vor dem Antritt des Eheſtandes haben ſich junge Mannsleute überhaupt vor zu frühzeitigen Beiſchlaf zu hüten, angeſehen durch Verſchwendung des Saamens die Kräfte entgehen, und die Zeugungsglieder ſchlapf und einen guten Saamen zu zeugen untüchtig gemacht werden. Daher es denn gar oft ſich zuträgt, daß dergleichen junge Leute in Beſudelung, in Abnehmen und Auszehrung verfallen: Mir ſind dergleichen Begebenheiten nicht wenige bekannt, und iſt bedaurenswürdig, was oft ſehr unſchuldige Weiber darunter leiden müſſen; es bleibt das anſtekende Gift dieſer Seuche zuweilen viele Jahre verborgen und äuſſert ſich hernach erſt im Eheſtande. Mir ſind Weiber bekannt, welche wohl 7. 8. Kinder dieſer Urſache halber entweder zu frühzeitig und tod gebohren, oder ſie doch nach der ordentlichen Geburt bald verlohren haben. Man ſollte billig allen jungen Leuten die Abſchilderung der Franzöſiſchen Krankheit, welche Pechlini Lib, I. Obſ. 72. im Oratoriſchen Latein entworfen, bekannt machen, und ſie in Lazarethe, wo Franzöſiſche Leute curiret werden, gehen laſſen; ſo zweifelte nicht, es würde manchen die Abſcheulichkeit, dieſer ſo viele vornehme Familien und Geſchlechter ruinirenden Krankheit, ſo zu Gemüthe gehen, daß er ſich bedenken würde, dem küzelnden Fleiſche zu gefallen, ſich in ſo groſſe Gefahr und abſcheulich Verderben zu ſtürzen.

Das reife und tüchtige Alter zum dauerhaften Kinderzeugen iſt bei einem Manne von 24. bis 50. und bei einem Weibe von 18. bis 40. Jahren. Es können zwar weidliche Männer, wie Boas beſchrieben wird, im 80ſten Jahre zuweilen noch Kinder zeugen: die mehreſten aber, wenn ſie ſich dem 60ſten nähern, werden hierzu untüchtig, und was alsdenn aus ihren Lenden kommt, wird mehrentheils ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit ſeyn. Wenn Stöller vom Wachsthum der Menſchen P. I. p. 49. die Urſache verſuchet, warum die alten Teutſchen robuſte und ſtarke Leute geweſen: ſo ſezt er unter andern auch dieſe, daß ſie ſich nicht jung verheirathet hätten, und p. 50. "Je länger
" ſie ledig blieben, je gröſſere Ehre hat-
" ten ſie davon; da ihnen im Gegentheil
" vor die gröſte Schande gerechnet wur-
" de, wenn ſich jemand vor dem 20ſten
" Jahre nur vom Heirathen traumen
" laſſen."

In Abſicht auf die Fortpflanzung des Geſchlechts, haben auch diejenige, welche ſich verheirathen wollen, dahin zu ſehen, daß ſie nicht von gar ungleichem Alter zuſammen kommen, dabei die Empfängnis zuweilen nicht ſo leicht folget: dann zu geſchweigen, daß bei ungleichem Alter zum öftern das beſte Feuer der Liebe fehlet. Uberhaupt aber haben ſowol jung, als alt Verheirathete ihren Beiſchlaf zu mäſigen, damit die Sammlung und Zeugung des Saamens wohl zeitig, geiſtreich und fruchtbar werden könne. Herr Prof. Heumann in ſeinem politiſchen Philoſopho gibt deshalben einen wohl ausgeſonnenen Unterricht: Es ſoll nemlich ein Neuverheiratheter denken, daß eine Tugend ſey, welche Continentia, Mäſigung hieſſe. Denn die Wolluſt des Beiſchlafs würde durch öfteres Wiederholen nicht gedämpfet, ſondern vermehret, und wer gleich vom Anfang denen Lüſten den Zaum ſchieſſen laſſe, mache ſich nur eine geile Frau, und bringe ſich dadurch entweder um ſeine Leibeskräfte, oder verurſache, daß die Frau ſich bald nach Subſtituten umſehe.

he. Ich will über dieſes ſagen, daß eine zu geil gemachte Frau zur Empfängnis ganz untüchtig gemacht werde, welches die Exempel der allgemeinen Huren bezeugen: denn je öfter dieſe ſich brauchen laſlaſſen, je weniger bekommen ſie Kinder; leben ſie hergegen moderat, wie es denn bisweilen geſchiehet, daß ſie nach etlich jähriger Hurerei noch geheirathet werden, und ſich zu ihrem Manne allein halten, ſo bekommen ſie noch Kinder, da ſie zuvor unfruchtbar geweſen.

In der Trunkenheit ſollte billig aller Beiſchlaf vermieden werden, weil zu fürchten, daß dieſes Laſter dem Kinde vom Anbeginn angehänget werden möchte; daher ſagt Galenus: daß auf ſolche Art der Anfang und Urſprung der Menſchen in dem Saamen ſchon vitiös und mangelhaft, und wäre nicht zu verwundern, warum ſo viele mit böſen Weſen Behaftete gebohren würden. Da Diogenes einen närriſchen Jüngling ſahe, ſprach er: Pater ebrius te genuit: i. e. Dich hat dein Vater in der Trunkenheit gezeuget. Wie nun die Trunkenheit denen Kindern viel Ubeles, nemlich ein hiziges, zorniges oder auch wohl dummes Naturell auferben kan: ſo können es auch andere Gemüthsneigungen thun, z. E. Zorn, Betrübnis, Schreken u. d. gl. Wie oft werden nicht Zank und Streit, die mit Kummer, Eiferſucht und Betrübnis verknüpft geweſen, zwiſchen Eheleuten im Cammergericht verglichen und beigeleget? und wird ſelten bedacht, daß die auf ſolchen Vergleich folgende Empfängnis vitiös und mangelhaft werden könnte.

Leute, welche dem Studiren und tiefen Nachſinnen allzu ſehr ergeben ſind, ſollten billig zu der Zeit, da ſie Kinder zu zeugen ſich vorgenommen, ſich Feiertage machen, und von aller Gemüthsentkräftung und Gedächtnis Arbeit ruhen, ſo würden ſie Kinder zeugen, die zur Gelehrſamkeit geneigt wären; wenn aber durch allzu tiefes Nachdenken den Saamen alle lebhafte und geiſtige Kräfte entnommen werden, ſo können auch von dem gelehrteſten Vatter nichts als dumme Köpfe oder ſonſt am Leibe ſchwächliche Kinder abſtammen, bevorab, wenn der Vater ſich ſolchergeſtalt übernimmt, daß ihm von vielen Stydiren Farbe und Kräfte entgehen.

Eheleute, die den Vorſaz haben geſunde Kinder zu zeugen, haben einigermaſſen auf die Diät zu ſehen, und ſich vor ſtark riechenden Speiſen zu hüten: z. E. vor Knoblauch, Zwiebeln, Merettig, Safran: denn zu geſchweigen, daß ſolche Speiſen das Geblüt treiben, und die Empfängnis leicht fruchtlos machen.

Arbeitſame Leute zeugen alſo geſunde und dauerhafte Kinder und manchmal mehrere, als ſie ernähren können, daher ſie denn auch in dieſem Werke ſich wenig um die Rathſchläge der Aerzte bekümmern; bei weichlich erzogenen, bemittelten und Arbeitſcheuenden Leuten, wird der Aerzte Beiſtand mehr zu Hülfe geruffen, und öfters von ihnen verlanget, eine etliche Jahre daurende Unfruchtbarkeit durch Arzeneien zu heben, die doch mehrentheils durch eine ſchädliche Vollblütigkeit pfleget unterhalten zu werden. Dieſe Vollblütigkeit kan nun ſowol auf Seiten des Vaters, als der Mutter eine Hindernis im Kinderzeugen abgeben: und wenn man dieſe genung vor Augen hat, ſo kan auch deren Verminderung einen ſtarken Vorſchub zur Empfängnis abgeben, und ſolches zwar durch hinlängliches Aderlaſſen.

Im übrigen aber halte bei jungen Eheleuten das Mittel, welches der junge Tobias Tob. Cap. VIII. 4. 5. an die Hand gibt, vor das kräftigſte, geſunde und wohlgeartete Kinder zu zeugen, wenn er ſagt: "Sara! ſtehe auf und laſs uns GOtt bitten, Heute und Morgen, denn dieſe drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zuſammen halten, als Eheleute; Denn wir ſind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht, ſolchen Stand anzufahen, wie die Heiden die GOtt verachten.

Von

Von der Ungerechtigkeit einer abſoluten Gewalt.

Der obrigkeitliche Stand hat keinen andern Endzwek als die Glükſeligkeit des ganzen Volks. Auſſer dieſem Endzwek brauchet man keine Obrigkeit: Dieſe Glükſeligkeit kan nicht erlanget werden, als vermittelſt der Ordnung. Dieſe Ordnung wird am meiſten durch diejenigen geſtöret, welche ſie trachten ſollen zu erhalten. Ja man kan kühnlich ſagen, daß die Tyrannei und die Untüchtigkeit der Regierenden an denen meiſten Unordnungen Schuld ſey, welche in der menſchlichen Geſellſchafft herrſchen. Ein Staat unterwirfft ſich allezeit der gröſten Gefahr, wann er einem Fürſten die völlige Herrſchafft mit einer unumbeſchränkten Gewalt einräumet. Dieſe unbeſchränkte Gewalt aber iſt allezeit etwas ungerechtes, man mag ſie betrachten auf welcher Seiten man will.

Es kan keiner den Namen eines rechtmäſigen Regenten führen, er erkenne dann ein Geſez über ſich: Die menſchliche Geſellſchafft kan durch nichts anders als durch die unzertrennliche Bande der Gerechtigkeit erhalten werden; dieſe Gerechtigkeit gibt allen Menſchen ihre gewiſſe Verhaltungsregeln: ſie verbindet einen jeden insbeſondere, und alleſamt überhaupt.

Kein Menſch hat das Recht mit ſich ſelbſt, nach eignem Willkühr, gegen die Ordnung der Natur zu ſchalten und zu walten. Er ſtehet mit allen Geſchöpffen unter der Botmäſigkeit des einzigen groſſen Schöpffers; Wie er durch ſeine Macht ihn hervorgebracht, ſo hat er auch allein das Recht mit ihm zu machen was er will. Kein Menſch hat ein ſolches Recht über ſich ſelbſt: kein Menſch kan alſo ein ſolches Recht einem andern übertragen. Was alſo ein Fürſt hierinn ſich gewaltthätiger Weiſe über andere Menſchen anmaſſet, das wird bei ihme nimmer zu keinem Recht, ſondern es iſt und bleibet ein frevelhafter Eingrif in die Rechte GOttes.

Es iſt zu verwundern, wie die Franzoſen, als ein ſonſt kluges Volk, eine ganz abſolute Gewalt über ſich ertragen können: ſie laſſen ſich von einem Könige beherrſchen, der zum Grund aller ſeiner Handlungen und Befehle nichts weiter anzuführen pfleget, als, Car tel eſt Nôtre plaiſir: Das iſt Unſer Gefallen, ſo wollen Wir es haben. Es iſt bei ihnen nicht mehr um die Zeit, da ſie ihre Könige, unter der Bedingung wählten, daß ſie die Geſeze handhaben, und die gemeine Freiheit ſchüzen ſolten; ſondern um des Monarchens Ambitions-willen müſſen ſie Gut und Blut aufopffern.

Redet immer ihr Staats- und Rechtsgelehrten, wie es die Fürſten gerne hören; beweiſet aus euren weithergeſuchten Lehrſäzen, daß ihnen Land und Leut, ſamt der Unterthanen Gut und Blut, Erb und eigen ſeyen; kein vernünftiger würde euch glauben, wenn nicht ſo viele Soldaten wären, die ihm ſolches durch gewaltige Argumenten zu beweiſen fertig ſtünden. Hier kan man alſo wohl ſagen: Gewalt geht vor Recht: aber Gewalt gibt kein Recht; Denn die Gerechtigkeit iſt eine Würkung der Vernunft, die den Ruheſtand der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt und eines jeden ins beſondere zu befördern ſuchet.

Ein Potentat iſt zwar ſelten ſo bös, als ihn ſeine Diener und Räthe machen: Dieſe erlauben ihm alles, damit ſie ſich bei ihm einſchmeicheln, und von dem allgemeinen Raub ihren Antheil mit genieſſen mögen. Ich habe in meinem Leben viele Fürſten gekannt, und darunter gar wenige, die im Grunde böſe waren. Es ſey, daß ihr Temperament nicht ſo ſchlimm war, oder daß ſie weit ſorgfältiger als andere Menſchen ſind erzogen worden; So viel iſt gewis, daß ſie, ſo bald ſie zur Regierung kamen, durch böſe Rathſchläge waren verdorben worden; und daß ſie eben ſo leicht hätten gut werden können, wo ſie redliche Leute um ſich gehabt hätten. Ja, ein böſer Fürſt ſelbſt, wie könnte er ſo viel Böſes thun, wann er nicht böſe Menſchen bei ſich hätte, die bereit wären, in allem ſeinen Willen zu vollziehen, und ſeiner Macht zu ihrem Vortheil zu misbrauchen. Die gefährlichſte Leute geſellen ſich jederzeit zu denjenigen, welche die Macht haben, ihre Bubenſtüke mit Wohlthaten zu vergelten. Unſere meiſte Höfe ſind alſo eine Schule der feinſten Betrügereien, wo öffters Land und Leute auf das Spiel geſezet werden, und der Fürſt ſelbſt am meiſten betrogen wird.

Es iſt gewis, das unſere meiſte Fürſten die abſcheuliche Bedrängniſſe und Grauſamkeit nicht wiſſen, welche unter ihrem Namen vorgehen. Will der Fürſt Geld, Soldaten, eine Wildbahn und dergleichen haben, ſo mus derjenige, der bei ihm ſich in Gunſt bringen will, darnach trachten, wie er ihm dieſe Dinge ſchaffen mögte. Der Fürſt fragt nicht nach der Art und Weiſe, wie und wann, und was es koſtet, ihn zu vergnügen; er kennet nur den Eifer und die Treu ſeiner Bedienten, die ihn zu vergnügen ſuchen; er belohnet ſie mit auſerordentlichen Wohlthaten, und macht öffters dadurch ſolche Leute am gröſten, die am erſten verdienten, als die nichtswürdigſten Seelen aus der Geſellſchafft der Menſchen verbannt zu werden. So macht immer ein groſſer Tirann noch andere Tirannen, welche wieder eine Menge, zwar kleinere, aber doch unbarmherziger Tirannen unter ſich haben. Es darf nur einigen vornehmen und angeſehene Familien in ſeinem Lande groſe Titel und Güter einräumen, ſo ſind ſie zu ſeinen Dinſten und helfen ihm das Land, ohne weiteres Bedenken, verderben. Ein jeder iſt zu frieden, wann er nur wieder Leute unter ſich hat, die ihn nach ſeiner Art ehren und fürchten müſſen. Jeder empfindet auf dieſe Weiſe die Süſigkeit zu herrſchen und zu befehlen; Ja die Herrſchſucht der Menſchen geht ſo weit, daß, wenn mancher keine Geſchöpfe ſeines gleichen unter ſeiner Gewalt hat, die er hudeln und trillen kan, ſo hält er ſich ein paar Hunde, die auf ſeinen Wink gehorſamen müſſen, und die er zum Zeichen ſeiner Macht kan prügeln, wann er will. Dieſes giebt ihm eben einen ſo ſanfften Eindruk von ſeiner Hochheit, als wenn die Bauren einen neuen Edelmann, gnädigen Herr nennen.

Sehet hier den unſeligen Zuſammenhang der allgemeinen Herrſchſucht, und woher es kommt, daß ſich ſolche bei ſo vielen Völkern beſtändig auf dem Thron erhält. Zu Abſtellung eines vor die menſchliche Geſellſchafft ſo grund-verderblichen Ubels, werden tapffere, gerechte und grosmüthige Seelen erfordert; Allein, wo ſind dieſe? Finden ſich welche, ſo haben ſie keine Macht; und haben ſie diſe, wie leicht verliehrt ſich ihr Anhang, wenn der Tirann drohet oder liebkoſet, würget oder Güter austheilet? Wer fürchtet ſich nicht vor Gefängnis, Büttel und Blutgerüſten? Was iſt gefährlicher als Empörung in einem Lande anzufangen? wie viel unſchuldige Leute ſezt man dadurch in Gefahr? Wie viel wird darunter das Chriſtenthum verlezet, welches uns gebeut Unrecht zu dulden und zu leiden, nicht Böſes mit Böſem zu vergelten, ſich ſelbſt nicht zu rächen? Wie ſchwer iſt die Mäſigung desjenigen Rechts zu treffen, welches uns erlaubet, gegen Gefahr und ungerechte Gewalt uns zu ſchüzen und zu vertheidigen? Mit Aufruhr, Verſchwörungen und Bündniſſen wird öffters das Ubel mehr vergröſſert, als gehoben. Die Geſchichten ſind voll von ſolchen Exempeln. Selten lauft es damit ſo gut ab, als wie mit den Schweizern und Niederländern. Gleichwohl iſt groſſen und edlen Gemüthern nichts unleidentlicher als die Wut eines Tirannen zu dulden, der voll Unbarmherzigkeit und Leichtſinn nur blos zu ſeiner Luſt, oder ſeine Ehrſucht zu vergnügen, ein ganzes Volk ins Elend ſturzet. Dagegen waffnen ſich alle Regungen einer wahren Menſchen Liebe. Cato hatte als ein groſſer Geiſt davon würdige Empfindunggen, da er ſich denen hochmüthigen

Anſchlägen des Cäſars widerſezete. Wo findet man aber zu unſern Zeiten dergleichen grosmüthige uneigennüzige Seelen?

Der Stand eines Fürſten iſt alſo nur in ſo weit zu verehren, als er die Geſeze beobachtet, und ſein Volk beſchüzet. Die Freiheit iſt ein natürliches Gut; man kan keinen mit Recht eines ſo groſen Guts berauben; es ſey dann er handele wider die Geſeze, und misbrauche ſolche zum Schaden anderer Menſchen. Unſchuldige ehrliche Leute kan man mit einer ſolchen Strafe nicht belegen. Vielweniger kan man die Freiheit eines ganzen Volks zum Opffer eines einzigen hochmüthigen Menſchen machen, und ihme ſolche zur Ausführung ſeiner herrſchſüchtigen Begirde hingeben.

Die Eigenſchafft eines Fürſten beſtehet nicht darinn, daß er ſeine Hoheit zur Unterdrükung ſeines Volks misbrauchet, daß er alle ſeine Begirden zu vergnügen ſucht, daß er in aller Uppigkeit und Wohlluſt lebet, daß er mit einem unmäſigen und Land verderblichen Pracht, Hof hält, und wenn ſeine Einkünffte dazu nicht hinlänglich ſind, Land und Leute verſezet; oder dieſes bis auf Mark und Knochen ausſaugt. Mit nichten: Dieſes ſind lauter Eigenſchafften eines Tirannen. Ein Fürſt mus ſeiner Unterthanen Schuzherr und Vater ſeyn: er mus ihr wahres Heil und Wohlſein zu befördern trachten, und ehender ſelbſt an ſeinen Einkünfften leiden, als dem geringſten ſeiner Unterthanen etwas mit Unrecht entziehen. Dieſes iſt wahrhafftig gros, fürſtlich und erhaben. Es iſt im Gegentheil allezeit ein gar elender und barmherzіger Staat, wenn ein Fürſt ſeine eigene Unterthanen plündert, um gros zu thun; Gewis, hier dienet der glänzende Pracht ihm mehr zur Schande als zur Ehre.

Kein Volk in der Welt denket und redet freier wider ein deſpotiſches Regiment als die Franzoſen, und gleichwohl ſind ſie freiwillige Sclaven von ihrem König; wenn es heiſt: Mes amis, mes Enfans, c'eſt pour le ſervice du Roi, ſo geben ſie alles was man ihnen abfordert; wenn man ihnen nur ſo viel läſſet, daß ſie tanzen, ſingen und ein Priſe Tobak nehmen können. Die Groſſen im Lande, welche ſich gegen die übertriebene Macht und Regierung regen könten, werden insgemein nach Hof gelokt, damit ſie dann daſelbſt lahme Füſſe und ſteiffe Glieder bekommen. Man ſpielet ihnen Opern, Comödien, Maskeraden, und macht ſie alſo hierinn der Vorzüge der Hoheit theilhafftig. Iſt aber dieſer oder jener etwas unartig und bezeigt ſich misvergnügt, oder redet ein wenig zu viel gegen die Regierung, ſo bekommt er ein Lettre de cachet, in die Provinz, oder in die

Baſtille ſich zu begeben; da kan er für ſeine Unhöflichkeit eine Weile büſſen, bis er lernet klüger werden.

Keine Nation hat beſſere und vernünftigere Begriffe von dem Amt und der wahren Hoheit eines Königs als die Engelländer: ſie beehren mit der Crone einen Prinzen aus ihrem königlichen Haus: Er iſt ihr Oberhaupt: er hat aber als ein ſolches nicht mehr Macht als ihm die Geſeze einräumem; hält er ſich mit ſeinem Volk, ſo iſt er einer der mächtigſten und reicheſten Potentaten in der Welt. Denn dieſes giebt ihm Geld genug, und unterhält überdem noch ſeine ganze Familie recht königlich; allein er mus ihre Geſeze beobachten, er mus ihrer Freiheit nicht zu nahe tretten. Er iſt ein König für das Volk und nicht für ſich. Er theilet mit ihm alle Glükſeligkeit, alle Ehre, alle Vortheile: Man trennet eines nicht von dem andern, ohne dem ganzen Staatskörper wehe zu thun.

Die Verfaſſung des teutſchen Reichs gründet ſich ebenmäſig auf einen glüklichen Zuſammenhang des Haupts und der Glieder; allein, darinn iſt der Fehler, wenn ich es ſagen darf, daß viele unſere vornehmſten Glieder öfters ihrer Macht misbrauchen, und ihre arme Unterthanen gar wenig mehr von derjenigen Freiheit genieſſen laſſen, die ihnen von Rechts wegen gebühret. Die Reichsfürſten druken den Reichsadel, und ſuchen ihn endlich gar zu unterdruken, wie ſolches ſchon an vielen Orten geſchehen iſt; da dieſer jenen, wolte er Ruhe haben, diejenige Güter, die in des Fürſten Länder lagen, öffters ſelbſt zur Lehen anbiethen muſte, daher kommen die Feuda oblata.

Vor 180. Jahren ſezte es deswegen im Reich groſſe Bewegungen, denn als der Reichsadel merkte, daß man ihn hin u. wieder unterzuſteken, und um ſeine Reichsfreiheit zu bringen ſuchte, begunte ſich derſelbe allenthalben, beſonders in Franken, mit groſſer Hefftigkeit zu regen. Alleine, Grumpach, einer deſſen vornehmſten Häupter, ein kühner und tapfferer Mann, verſah es, daß er nicht ſuchte den Kaiſerl. Hof auf der Ritterſchafft Seiten zu bringen; und dieſer verſah es wiederum, daß er ſich mehr der Fürſten als der Ritterſchafft annahm; und ſo gar, daß Margraf Albrecht und Herzog Joh. Friederich von Schaſen darüber in die Reichsacht kamen, weil ſie dem Grumpach und der Ritterſchafft beiſtunden. Worüber ſchier in ganz Teutſchland ein abſcheulicher Krieg entſtanden wär. Es ſey nun daß dieſe beide Fürſten und der ihm zugethane Adel damahls die Sachen zu weit getrieben haben; ſo viel iſt gewis, daß man am Kaiſerl. Hof klüger gehandelt hätte, wo man ſich des Reichsadels und der kleinen Reichsſtände mehr angenommen hätte, dann ſo wären die Groſen dem Kaiſer nicht ſo leicht zum Kopff gewachſen, und das Reich hätte beſſer das Anſehen eines freien Staats erhalten; da jezo die Macht der Fürſten alles Paaren treibt u. ſ. w.

Das Jus de non appellando, welches unſre höchſte Fürſten Häuſer nach und nach erlanget, hat ihnen über ihre Unterthanen völlig eine unumſchrenkte Gewalt gegeben, alſo daß dieſe nicht mehr des Reichs, ſondern ihrer Fürſten eigene Unterthanen ſind, damit ſie nun machen können was ſie wollen. So ſiehet es heut zu Tag um die teutſche Freiheit aus; Es herrſcht bei uns ein gewiſſer Deſpotiſmus im groſſen und im kleinen; und kommt man gleich klagend darüber bei denen hohen Reichs Gerichten ein, ſo findet doch daſelbſt das Recht keine Hülffe, weil man ihm die Macht entgegen ſtellet. Proces und Unkoſten gehen verlohren, wo der Kleine mit dem Groſen rechtet.

Mich rühren noch immer einige Exempel, die ich in der Sächſiſchen Hiſtorie geleſen habe: da gewiſſe fromme Fürſten aus dieſem vortrefflichen Hauſe auf ihrem Todbette noch befahlen, ihren Unterthanen denjenigen Schaden zu vergüten, den ſie ihnen durch die Jagdluſt verurſachet haben. Ein ſolche Gewiſſenszärtlichkeit findet man heut zu Tag bei wenig groſſen mehr.

Das bürgerliche, oder democratiſche Regiment iſt von der monarchiſchen darinn unterſchiedee, daß anſtatt eines Haupts viele Häupter zugleich regieren. Zu allen Zeiten hielt man unter vernünfftigen Völkern dafür, daß es beſſer ſey vielen Weiſen, als einem alleine zu gehorſamen; allein wo an ſtatt der Weiſen ein unbändiger Pöbel herrſchet, da iſt keine wahre Freiheit, ſondern eine wilde zamloſe Frechheit, die alles in Unordnung und Verwirrung ſezet. Man ſiehet davon das Beiſpiel in einigen Reichsſtädten, wo keine Policei deswegen möglich iſt, weil der Pöbel ſich zu viel heraus nimmt, und der Handwerksmann ſeine Handwerksgebräuche höher achtet als alle Geſeze. Hier iſt das gemeine Volk ein eben ſo ſchädlicher Tirann als ein Fürſt, der ſeine Macht zum Verderben ſeines Volkes misbrauchet. Die Schweizer ſind hierinnen weit glüklicher: wenigſtens waren ſie ſolches noch vor 25. Jahren, da ich meine Reiſe. that. man beobachtet unter ihnen eine durchgehends gute Pollicei, die Juſtiz wurde ſchnell verwaltet, ſie hielten ſehr vernünfftig auf ihre alte Tracht; Spizen, Gold und Silber dorffte niemand tragen;

Der Adel hatte nirgend keine Vorzüge im Regiment, man ehrte ihn zwar wenn er Verdienſte hatte, nicht aber wegen ſeiner bloſen Geburt. Der General von Erlach machte ſich eine Ehre daraus, zu Bern, in ſeinem Vaterland mit andern gemeinen Burgers Leuten auf einer Bank im Rath zu ſizen, ohne ſich vor ihnen das mindeſte wegen ſeiner Familie heraus zu nehmen.

Der Ehrgeiz iſt ein Laſter, das ſich am wenigſten zu einer democratiſchen Regierungsart ſchiket. Es kan zwar keine Obrigkeit beſtehen, wo man für ſie und ihr führendes Amt nicht die gebührende Achtung und Ehrerbietnng heget; ſie iſt gleichſam wie ein Hausvater in ſeiner Familie: ſo wenig es denen Kindern und Geſinde geziemet, ſich ungehorſam und widerſpneſtig gegen denſelben zu bezeigen oder denſelben wohl gar mit Schimpff- und Scheltworten anzugehen; eben ſo wenig geziemet es ſich auch, wenn ein Bürger gegen ſeine ihm vorgeſezte Obrigkeit ſich ungehorſam und aufrühriſch geberden wolte. Ein rechtſchaffener Magiſtrat ſoll im Gegentheil auch keine andere Titel und Hoheit affectiren, als redlichen und rechtſchaffene Patrioten zukommt: Die Namen Landes Väter, Vorſteher der Gemeine, Schultheiſſen, Burgermeiſter, Rathmänner, Zunfftmeiſter, Beiſizer und dergleichen, ſchiken ſich für eine bürgerliche Obrigkeit am beſten. Es iſt allezeit eine Sache von gefährlichen Folgen, wenn obrigkeitlichen Perſonen, aus närriſchem Hochmuth, ſich zu viel herausnehmen, ſich ſtolz und aufgeblaſen gebehrden, ihre Bürger verächtlich halten, ihnen hoffärtig und hart begegnen, ja wohl gar ſich gegen ſie ſo anlaſſen, als ob ſie nicht ihre Mitbürger, ſondern ihre würkliche Unterthanen wären. Dieſes giebt in einem gemeinen Weſen nimmer kein gutes Blut, und macht allerhand böſe Leidenſchafften in denen Gemüthern, welche endlich in Meuterei, Aufruhr und Empörungen ausſchlagen, wodurch die Republiken zu Grund gerichtet werden.

Ein kluger Magiſtrat weis wie er ſein Anſehen mit Glimpff und Leutſeligkeit erhalten ſoll: Er beſcheidet ſich gerne, daß er ſein obrigkeitliches Amt nur im Namen des Volks führet; daß er nicht mehr Macht habe als dieſes für gut findet ihm zu übertragen; daß er in Anſehung ſeines Standes nicht mehr iſt als ein anderer Bürger auch; daß ihm ſeine Würde wohl einen höhern Rang, aber nicht mehr Recht giebt; daß die Schwächung der bürgerlichen Freiheiten und Gerechtſamen auch ihm und den Seinigen zum Nachtheil gereichen; daß nur wahre Verdienſte und Tugenden adeln, und niemand deswegen wahrhafftig gros iſt, weil er ſich viel einbildet.

Die gröſte Ehre eines Magiſtrats beſtehet darinn, daß er ſein Amt treu und redlich verſihet, die Freiheit und Geſeze ſorgfältigſt handhabet, Ordnung, Ruhe, Fried und Sicherheit zu erhalten trachtet, und überhaupt das Heil und Wohlſein des gemeinen Weſens mit gleichem Eiffer als ſein eignes zu beſördern trachtet. Dadurch verdienet er allein den Namen eines würdigen Magiſtrats und eines redlichen Patrioten: Ja er kan durch ſeine Grosmuth und Tapfferkeit, womit et ſich einer allgemeinen Gefahr und eindringenden Noth widerſezet, mit mehr Recht den Ruhm eines Helden erlangen, als mancher frecher Fürſt, der durch ſeine im Lohn gedungene Kriegsleute Menſchen würgen läſſet, und darinn einen groſſen Ruhm ſuchet, keine Menſchlichkeit zu haben.

Weil es aber eine ſehr wichtige Sache iſt, die gemeine Einnahmen und Gefälle wohl zu verwalten, ſo iſt es unumgänglich nöthig, daß darüber ordentlich Rechnung gehalten wird, und daß nichts davon in die Sekel derjenigen die ſolche verwalten bei Seiten geſchoben, oder zu ganz unnüzen Ausgaben verbraſſet werde; denn was die Obrigkeit und Beamten ausgeben, iſt der Bürger Geld, und der Endzwek warum ihnen ſolches anvertrauet wird, iſt die Erhaltung des Staats. Die Griechen und die Römer hielten ebenfalls dieſe Weiſe, und als Pericles nicht wolte Rechnung thun, erklärten ſie ihn für einen Feind des Vaterlands. Hätten die Römer es auch ſo gemacht, und hätten die groſſe Banden bei ſich nicht überhand nehmen laſſen, welche die gemeine Gefälle dazu brauchten, um ſich mächtig zu machen, ſo würde das ſtolze Rom nicht ſo bald ſeinen Untergang geſehen haben. Cinna, Marius, Silla, Craſſus, Pompejus, Antonius, Ceſar, verthaten einer nach dem andern die Schäze der Republik, um einen Anhang zu gewinnen, und die Häupter eines Staats zu werden, den ſie hätten beſchüzen ſollen. So lange die Engelländer den Schlüſſel zu der Caſſe der gemeinen Gefällen behalten, und dem König die Macht verſagen, die Hand in ihre Sekel zu ſteken, ſo lang ſind ſie in ihrer Freiheit geſichert. Erhält aber einer ihrer Monarchen, wie ſchon viele darnach getrachtet haben, einmahl hier den Eingriff, ſo darf er nur einige Groſen beſtechen und ein Heer gewaffneter Soldaten hurtig auf die Beine ſtellen, ſo iſt es um die Freiheit gethan. Dann wer Geld und Soldaten hat, der kan unternehmen was er will: Er hat die Gewalt und iſt Herr im Land. Die Holländer furchten ſich deswegen ſo ſehr für dem Haus Oranien, und wollen keinen Prinzen mehr aus demſelben die Oberfeldherrn Stelle anvertrauen, weil er, als ein ſolcher die Kriegsmacht unter ſich hat; durch die hohe Verbindungen aber der Durchlauchtigſten Häuſer von Europa, ſowohl, als wegen eigner Macht und Reichthümer, einem auf ſeine Freiheit eifferſichtigen Volk verdächtig werden könte.

Die Engelländer und Holländer halten in Friedenszeiten nur wenig, die Schweizer aber gar keine Soldaten: dagegen bekommen jene im Fall der Noth für ihr Geld ſo viel Soldaten als ſie brauchen; dieſe aber, ziehen in gemeiner Gefahr ſelbſt zu Felde. Glükſelige Völker! die ſich auf dieſe Weiſe dem Joch der Tirannei ſo muthig entzogen, und dadurch ſich das edleſte Kleinod, nemlich die Freiheit, erhalten haben.

In groſen Städten dienen die Soldaten zur Beſchüzung der Wäll und Mauren, und zur Erhaltung gemeiner Policei und Sicherheit. Man kan ſolche nach der heutigen Verfaſſung der Europäiſchen Staaten nicht wohl entbehren. Die Burger Wachen ſind hierzu nicht dienlich, dann der Soldatenſtand erfordert erfahrne Leut im Kriegsweſen und eine ſtrenge Ordnung; darzu ſchiken ſich weder unſre Handwerksleute noch Taglöhner: Jene verſäumen auch dadurch mehr in ihren Nahrungsgeſchäfften, werden müſig, liederlich, und fallen in allerhand Laſter, welche der Müsiggang und die Gelegenheit eines unordentlichen Lebens nach ſich ziehet, wodurch dem gemeinen Weſen vieles Unheil zuwächſet. Man kan dieſen Leuten auch deswegen nicht wohl einen wichtigen Poſten anvertrauen, oder ſonſt ſolche Geſchäffte auftragen, die zur nothwendigen Beſchüzung und Erhaltung der gemeinen Sicherheit dienen. Anderer Unordnungen zu geſchweigen, deren noch mehr daraus entſtehen können.

v. L.

Melſon,

Der betrügliche Dollmetſcher.

Der Dollmetſch, welcher oft mehr Sprachen als er wuste,
Vor ſeiner Königin ſogleich erklären muste;
Der ſchlaue Melſon fand durch ſeine Munterkeit
Den Rath, den nur der Wiz verleiht.
Einſt kömmt aus Indien ein ſchwarzer Abgeſander,
Erſcheinet vor dem Thron und fängt den Vortrag an,
Den er nicht überſezen kan;
Denn keine Sprache war dem Melſon unbekannter.
Doch hilft die Liſt ihm aus. Ihm winkt die Königin.
Er nähert ſich und ſpricht: Dis iſt der Rede Sinn:
Grosmächtigſte, Dein Ruhm dringt bis in unſre Gränzen.
Nur Dich verehrt ein jeder Theil der Welt.
Wo ſolte nicht, in Marmor aufgeſtellt,
Dein Bild und Lob den ſpätſten Enkeln glänzen?
Es iſt dir Brama hold. Zur Ehre ſchuf er Dich.
Dein Anblik, wie Dein Geiſt, iſt mehr als Königlich.
Dis hörte Tavernier, der ſich im Saal befand.
Des Fremden Sprache war ihm ganz genau bekannt.
Er hatte, wie man weis, von ſeinen vielen Reiſen
Mehr als ein Stammbuch aufzuweiſen.
Er ſagte: Königin! was Melſon jezo ſpricht,
Das redet der Geſande nicht.
Wer wird, ſprach Melſon drauf, den Miſchmaſch wiſſen wollen?
Mir ligt die Pflicht der Ehrfurcht ob.
Die Königin verdient das Lob:
Und hat ers nicht geſagt; ſo hätt ers ſagen ſollen.

Abhandlung von der verſchiedenen Würkung der Arzeneien,

in Anſehung ihres verſchiedenen Gebrauchs.

§. 1.

Die Arzeneien ſind eigentlich die Werkzeuge, wodurch ein Arzt die Krankheiten abwenden, und wieder curiren ſoll; und alſo mus er ſie billich genau kennen, und recht zu gebrauchen wiſſen. Alleine ſo nöthig dieſes iſt, ſo wenig bemüht man ſich gemeiniglich, dieſe heilſame Wiſſenſchaft recht zu erlernen, und ſich in derſelben immer feſter zu gründen; ſondern es ſtehen vielmehr ſehr viele in dem irrigen Wahne, daß ſie genug gelernet, und alle lehrreiche Quellen ſo zu ſagen erſchöpfet hätten, wenn ſie z. E. wiſſen, daß Aloe und Rhabarber laxiret, die Fieberrinde die kalten Fieber ſtopfet, die Pomeranzenſchale den Magen ſtärket, und die Blehungen zertheilet, u. ſ. w. da doch dieſes in der That das wenigſte iſt, was wir wiſſen ſollen; ſondern zu einer gründlichen Wiſſenſchaft noch weit mehr erfordert wird. Ich will jezo nicht gedenken, wenn eine Cur glüklich von ſtatten gehen ſoll, daß man die Beſtandtheile der Medicamente beſtmöglichſt inne haben, und ihre Art zu würken verſtehen müſſe; ich mag auch nicht anführen, daß man die Arzeneien, weil ſie an ſich keine gewiſe und unfehlbare Kraft zu würken beſizen, allezeit nach den beſonderen Umſtänden der Patienten wohl einrichten müſſe; wie ich dieſes bereits in einer diſſertation de ſpecialiſſima medendi methodo gezeiget habe; ſondern ich will nur in gegenwärtiger Abhandlung dieſes inſonderheit dartuun, daß die Würkung der Arzeneien vielfältig von der Art ihres Gebrauchs verändert, oder beſtimmet werde, und daß es dabei ungemein viel darauf ankomme, in welcher Doſi, Form und Zubereitung, mit was vor Zuſazen, und zu welcher Zeit ein Medicament gegeben werde. Ich will dahero nicht nur einige dienliche Exempel beibringen, die ſolches deutlich erläutern; ſondern auch Gelegenheit nehmen, um mehrern Nuzens willen hier und da etwas von dem rechten Gebrauche einiger Medicamente zu erinnern; weil doch derſelbe den guten Ausſchlag einer Cur vornemlich befördert, gleichwol aber ſelten ſo eingerichtet wird, wie es billig ſeyn ſollte.

§. 2.

Aloe, wie ſie verſchiedentlich würket.

Die Aloe iſt eins von den älteſten Purgir- und Laxir-Mitteln, und wird auch noch heute zu Tage viel gebrauchet, und faſt in den meiſten Pillen zum Grunde geleget. Es iſt aber artig, was man bei ihren Gebrauche wahrnimmt: daß ſie nemlich, wenn ſie in geringer Portion, als zu 10. bis 15. Gran, ſonderlich von Choleriſchen Perſonen genommen wird, ſtärker durch den Stuhlgang würket, als wenn man ſie zu einem Skrupel, oder zu einem halben Quentl. gibt. Dieſes ſcheint zwar anfänglich wunderlich; weil man meinen ſolte, daß ein gröſſere Doſis derſelben auch mehrmal ofnen Leib machen müſte; Alleine es läſt ſich ohnmasgeblich alſo erklären: Es iſt bekant, daß die Aloe wegen ihres hizigen Harzes gemeiniglich Wallung im Blute machet, und nicht nur leichte Blutflüſſe erreget, ſondern auch nach vollendeter Operation gerne einige Trokenheit der Gedärme, und eine Hartleibigkeit zurüke läſt. Wenn ſie nun in ſtarker Doſi gebraucht wird: ſo troknet das darinne befindliche hizige Weſen auf der einen Seite die Gedärme mehr aus, als ſie auf der andern Seite zu Forttreibung ihres Unraths gereizet werden; und alſo mus nothwendig das Laxiren nicht ſo viel und ofte erfolgen, als wenn man eine kleinere Doſin von der Aloe gibt, in welcher nach Proportion auch wenigere erhizende Theile enthalten ſind. Daß aber dieſe beſondere Würkung davon hauptſächlich herzuleiten ſey, kan man unter andern daraus abnehmen; weil ſich dieſelbe bei Leuten, die Choleriſch ſind, und ohnedem ſchon drokene Gedärme und hiziges Blut haben, am meiſten äuſſert. Dieſe Anmerkung aber hat inſonderheit dieſen herrlichen Nuzen, daß man daraus lernet, wie man die Aloe recht gebrauchen, und in welcher Doſi man ſie ſowol alleine, als mit andern Sachen vermiſcht geben müſſe, wenn man von ihrer Würkung gewis verſichert ſeyn will.

§. 3.

Man pflegt aber die Aloe auch zu reinigen, und ſie durch das Abrauchen von ihren hizigen Theilen zu befreien. Da nun in dieſen nach §. 2. eigentlich die Urſache ligt, warum ſie innerliche Hize und andere Veränderungen im Körper hervor bringet: ſo iſt klar, daß die gereinigte Aloe beſſer bekomme, als wenn ſie rohe iſt; wie denn auch die Erfahrung bereis ſattſam gelehret hat, daß man von dem gummöſen Extracte derſelben ohne Schaden wol noch einmal ſo viel, als von ihren reſinöſen hizigen Theile vertragen könne. Dieſe Methode aber, die Aloe zu reinigen, und ſie alſo in Pillen zu gebrauchen, haben wir vornemlich dem groſſen Chymico, Becher, zu danken, der eine gewiſe Art balſamiſcher Pillen eingeführet, und zu denſelben nicht nur die gereinigte Aloe genommen; ſondern auch dieſelbe in ungleich geringerer Doſi, als man ehedem zu thun gewohnt geweſen iſt, mit verſchiedenen bittern Extracten und balſamiſchen Harzen verſezet hat. Und das ſind eigentlich die weltbekannten Becheriſchen Pillen, die noch jezo in ſo groſſen Rufe ſtehen, und von den gröſten Aerzten unſerer Zeiten, nemlich von dem ſeel. Herrn Hofrath Stahl, und Herrn Geh. Rath Hofmann, ſind nachgeahmet und ſehr angerühmet worden; weil ſie aus der angeführten Urſache billig einen Vorzug vor andern aloetiſchen Pillen verdienen, zu denen man entweder rohe, oder viele Aloe zu nehmen pflegt; ſintemal bekannt iſt, daß ſonſt in den meiſten alten Pillen-Maſſen die Aloe die Helfte, und noch drüber, von den Ingredientien ausgemacht hat.

§. 4.

So nüzlich und heilſam aber dieſe jezt beſchriebene balſamiſche Pillen ſind: ſo können ſie doch, wie alle andere Medicamente Schaden bringen, wenn man ſie ohne Noth allzu ofte, und zu häufig gebrauchet; Denn durch den öftern Gebrauch derſelben bekömmt man doch endlich nach und nach viele erhizende aloetiſche Partikeln in den Leib, und dieſe ſind allerdings vermögend, das Geblüte in ſchnellere Bewegung zu ſezen, und zu denen davon herrührenden Beſchwerungen beizutragen, und zwar um ſo mehr, da ohnedem heute zu Tage unſre Diät ſo beſchaffen iſt, daß ſie wegen der vielen hizigen Weine, und der vielen gewürzten Speiſen, an ſich ſchon das Blut wallend macht. Es iſt daher nicht ohne Grund davor zu halten, daß die Urſache, warum jezo ſo ſehr viele Perſonen, ohne irgend einige natürliche Geneigtheit, einen auſſerordentlichen Trieb zur güldnen Ader, und zu vielen andern davon entſpringenden Beſchwerden bekommen, unter andern mit in dem eingeriſſenen Misbrauche dieſer aloetiſchen, obgleich verbeſſerten balſamiſchen Pillen, zu ſuchen ſey, weil die Aloe ohnedem dieſes als etwas beſonderes voraus hat, daß ſie das Blut nach dem Maſtdarme hintreibet..

§. 5.

Rhabarber, wie ſie verſchiedentlich würket.

Die Rhabarber gibt der Aloe, und denen daraus bereiteten Medicamenten an Kraft und Tugend im geringſten nichts nach. Alleine ihre Würkung pflegt ebenfalls ſehr verändert zu ſeyn, nachdeme ſie nemlich in Pulver, Eſſenz, Tinctur, Extracte, oder mit warmen Waſſer abgeſotten, gegeben wird. Das bloſe Pulver an ſich beſizet die gute Eigenſchaft, daß es gelinde abführet, und die Gedärme von ihren Unflate reiniget, dabei aber auch zugleich ſtärket und anhält; daher man es mit groſſen Nuzen in Durchfällen, und ſelbſt in der rothen Ruhr zu verordnen pflegt. Wer aber hingegen eben dieſe zwiefach heilſame Würkung in gleichen Grade von den übrigen daraus bereiteten Mitteln, wie von der Eſſenz, Tinctur, u. ſ. w. erwarten will, der betrügt ſich ſehr, und wird zeitig gnug inne, daß die laxirende ſowol, als ſtärkende Kraft in allen Zubereitungen der Rhabarber viel ſchwächer ſey. Denn durchs Feuer werden die flüchtigen Theile, in welchen die laxirende Kraft eigentlich enthalten iſt, gröſtentheils weggejaget, die anhaltende Würkung aber, mus in der Tinctur, oder dem Extracte ebenfalls viel geringer ſeyn; weil ſie in den erdigten Theilen des Pulvers verborgen ligt, die aber mehrentheils davon abgeſchieden ſind. Ferner ſo macht, wie die angeſtellten Unterſuchungen ausweiſen, das gummöſe Weſen das meiſte in der Rhabarber aus, und alſo erweiſet auch das mit Waſſer verfertigte Extract, oder die mittelſt des Waſſers und Weinſteinſalzes bereitete Tinctur die beſten Dienſte, die, wenn ſie ſchon nicht allemal ſonderlich laxiren, dennoch den Leib in ſeiner Oefnung erhalten; dergleichen man ſich hingegen von der Eſſenz nicht ſo gut zu verſprechen hat.

§. 6.

Wenn man nun dieſes alles weis und verſtehet: ſo iſt man auch von dem rechten Gebrauche der Rhabarber wohl unterrichtet, und wird folglich, wenn man nicht nur zu laxiren, ſondern auch zu ſtärken gedenket, das Pulver allen andern præparatis, und ſelbſt auch dem infuſo vorziehen, zu welchem man ohnedem, wenn es auch nur laxiren ſoll, noch einmal ſo viel Rhabarber nehmen mus, als ſonſt gewöhnlich iſt. Wer mehreres hiervon wiſſen will, der kan Neumanns Chymie, oder auch eine vor ohngefehr drei Jahren in Erfurth gehaltene Diſſertation de analyſi vera indole & egregia virtute rhabarbari veri nachleſen, die ich eigentlich ausgearbeitet habe, und wobei ſich der nunmehr verſtorbene Canditat, weil er in der Chymie, und Apothekerkunſt wohlerfahren war, ſelbſt die Mühe genommen hat, die Beſtandtheile der Rhabarber, nach der von dem Herrn Profeſſor Neumann angegebenen Methode, genau zu unterſuchen.

§. 7

Die nach dem Gebrauch unterſchiedener Würkung der Sennesblätter.

Die Sennesblätter beſizen zwar eine laxirende und gelinde purgirende Kraft, die aber verſchieden zu ſeyn pflegt, und bald ſtärker, bald aber wieder ſchwächer iſt; oder auch gar nicht erfolget, wenn man ſie auf verſchiedene Art in Gebrauch ziehet. Das Pulver davon macht gerne Bauchkneipen, welches eben ſowol geſchiehet, wenn die Blätter gekocht werden. Denn das purgirende Weſen iſt wie in der Rhabarber flüchtig, und wird alſo durchs Kochen meiſt verjaget, ſo daß das wenige, ſo etwa davon zurüke bleibet, die Gedärme zwar reizet, und zum Stuhlgange antreibet, dennoch aber nicht vermögend gnug iſt, denſelben zuwege zu bringen; ſondern nur ſtarke Blehungen verurſachet, das iſt: movet, ſed non promovet. Und hieraus läſt ſich zugleich einſehen, daß man dem ausgezogenen Sennes-Extracte eben ſo wenig zutrauen dürfe; weil es ſeine purgirende Kraft durchs Kochen faſt ganz und gar verlohren hat. Wer alſo die Sennesblätter recht gebrauchen will, der thut am beſten, wenn er ihre Kraft mit heiſſen Waſſer ausziehet, und auch wohl ein

Mittelſalz hinzu ſezet, dabei aber ſich wohl vorſieht, daß er ſie ja nicht zum Kochen kommen, und das beſte davon wegrauchen läſt. Und wenn dieſes in acht genommen wird, ſo laxiren ſie ohne Beſchwerung, und heben öfters die hartnäkigſten Leibesverſtopfungen.

§. 8.

Würkung der Manna.

Die Manna hat wegen ihrer ſüſſen Salztheile gleichfalls eine laxirende Kraft, und gehöret billich unter die ſicherſten Laxirmittel. Sie wird aber am bequemſten in einem Tränkgen gebrauchet, und zu dem Ende in heiſſen Waſſer mit einem Digeſtiv-Salze aufgelöſet, da ſie denn vielfältig die langwierigen Leibesverſtopfungen, die ſich auf vielen verhärteten Unrath der Gedärme gründen; viel beſſer hebet, als alle andere Medicamente. Denn ſie erweichet ſolchergeſtalt zugleich den verhärteten Unflat, welches hingegen die troknen Mittel, wie die Pulver und Pillen, nicht thun. Wer aber dieſen Nuzen verlanget, der ſieht wohl, daß es auf die Art des Gebrauchs vornemlich ankomme, und es ſteht billig zu glauben, daß die beſchriebene Würkung bei weiten ſo nicht erfolgen würde, wann man das Manna troken eſſen wolte; wie man denn auch dieſerhalb wahrgenommen hat, daß die Operation deſſelben vielmals beſſer geweſen iſt, wenn man fleiſig warmes Getränke, wie Caffee, nachgetrunken hat. Sonderlich aber pflegt die Manna denenjenigen, die eine rauhe Bruſt, und viele ſcharfe Säfte haben, vor andern Laxirmitteln ſehr gut zu bekommen; weil ſie nemlich nicht ſo, wie andere Purganzen ſtark angreift, und die ſcharfen Feuchtigkeiten zugleich temperiret: daher ſie auch denen Schwindſüchtigen, und die mit Scharbok, Gicht und Podagra befallen ſind, inſonderheit wohl zuſchlägt.

§. 9.

So ſicher und heilſam aber die Manna zum laxiren iſt, ſo iſt ſie doch vielen Leuten zu ſüſſe und ekelhaft. Man thut alſo nicht unrecht, wenn man daraus mit cremore tartari, **oder Tamarinden ein ſüsſäuerliches Tränkgen macht, und zulezt zum angenehmen Geſchmake etwas Citronöl dazu thut, oder wenn man daſſelbe alſo bereitet, wie es der Herr Geh.** Rath Hofmann dem Kaiſer, Carl dem Sechſten, glorwürdigſten Gedächtnis, ehedem im Carlsbade gerathen hat: Rec. cremor. tartari drachmas duas. Coque & ſolue in libra una aquæ communis ad medietatem. Adde mannæ elect. encias tres. Clarificetur albumine cui, addendo ſimul ſuccum pomi citri ſucculenti: denuo fiat parua ebullitio. Coletur denique ſubfrigide per linteum album, cui flavede receos cort. citri indita eſt, aliquoties, denec fiat potio clara.

§. 10.

Andern hingegen, die wie die hypochondriſchen und hyſteriſchen Perſonen, ohnedem ſchon viele Blehungen in den Gedärmen haben, verurſachet ein Mannatränkgen leichte noch mehrere Winde und Unruhe im Unterleibe. Um nun ſolches zu verhüten, ſo weis ich, daß man wohl gethan hat, wenn man etwas Pomeranzen-Eſſenz, oder Zimmetwaſſer hinzu gethan,

than, oder es auch mit Weine genommen hat. Aus dieſen allen aber erhellet immittelſt deutlich gnug, daß es allerdings an dem ſey, daß ſich die Würkung dieſes Medicaments nach deſſen beſondern Gebrauche richte.

§. 11.

Würkung der Jalappe nach den verſchiedenen Gebrauch.

Die weiſe und ſchwarze Jalappe, (mechocanna alba & nigra) würkt an ſich bekannter maſſen hauptſächlich mit ihren harzigen Theilen, die man auch ſichtbar, und in zimlicher Menge daraus ſcheiden kan. Sonderlich aber pflegt man aus der Jalappe ein Harz zu bereiten, und zum Purgiren in Gebrauch zu ziehen. Weil aber daſſelbe von unſerm Magenſafte nicht füglich kan aufgelöſet werden, und folglich lange im Magen liegen bleibet: ſo entſteht gemeiniglich ſtarkes Bauchgrimmen davon, welches empfindliche Perſonen nicht wenig angreiſt. Dieſe ſchädliche Würkung aber kan man durch den veränderten Gebrauch leichte verhüten, oder verbeſſern, wenn man nemlich dieſe reſinam mit Mandeln abreibet, oder ihr noch etwas Zuker zuſezet, und ſie dadurch zur wäſſerigen Auflöſung geſchikter macht, oder wenn man auch ein Mittelſalz, als den cremor tartari, und tartarum vitriolatum damit vermiſchet, und ſie z. E. in dieſen Pulver gibt: Rec. reſinæ jalappæ cum ſex granis amygd. dulc. præparatæ grana tria, cremor. tartari ſcrupulum unum, cinnabaris gr. i. M. f. pulvis. Wozu man auch etwas von dem elæoſaccharo citri thun kan. Denn auf ſolche Art wird verhindert, daß ſich dieſes purgirende Harz in den Falten des Magens nicht zu ſehr anklebt, und Leibſchmerzen zuwege bringt. Wiewol dabei auch darauf viel mit ankömt, daß man die daraus bereitete Purganz, mit keinen warmen Getränke nehmen läst; weil ſich ſonſt das Harz wieder präcipitiret: welches nicht minder auch alsdenn gilt, wenn man die in Brantewein, aufgelöſete reſinam, oder eſſentiam jalappæ gibet. Am allerklügſten aber thut man, wenn man dieſe und andere dergleichen Purgiermittel nicht ohne Noth, ſondern nur bei ſehr ſtarken Naturen, bei Leuten die grobe Koſt genieſſen, und in einigen Krankheiten, wie die Waſſerſucht iſt, gebrauchet, da man nemlich mit gelindern Mitteln nicht zum Zweke kommen kan.

§. 12.

Damit man aber deſto mehr überzeuget werde, daß bei der Würkung der Purganzen überhaupt viel darauf beruhe, wie ſie nemlich bereitet, mit was vor Zuſätzen, oder in welcher Form, und zu welcher Zeit ſie gegeben werden: ſo will ich bei dieſer Gelegenheit noch etwas davon beibringen. Und zwar, was erſtlich die Form betriſt, ſo iſt ſattſam bekannt, daß die ſtärkſten purgirenden Arzeneien, wie das elaterium, ſcammonium, das Nieswurzel-Extract, die gummi gutta, und trochiſci alhandal &c. wenn ſie anders nach §. 11. gegebenen Erinnerung ſtatt finden, am bequemſten in Pillen gebrauchet werden. Denn ohnerachtet durch dieſe vornemlich der ſehr häſliche Geſchmak und widrige Geruch einiger maſſen verdeket wird: ſo gewähren ſie doch auch dieſen Nuzen, daß die darinne befindlichen Purganzen nicht zu ſtark auf einmal angreiffen; weil doch einige Zeit erfordert wird, ehe die Pillen ſchmelzen. Was aber die Zuſäze anlanget: ſo kan dadurch die allzu heftige Würkung ebenfalls zum Theil gemäſiget werden, wenn man nemlich ſolche Dinge, die ſie in etwas hemmen, als Safran, Bibergeil, Eiſen-Vitriol, und Zinnober ꝛc. dazu thut; wie denn dieſer lezte auch nur deshalb dienen kan, in ſo ferne er zu langſamer Auflöſung der Pillen beiträgt. Wenn man aber auch dieſes alles ſchon beobachtet: ſo beruhet dennoch vieles noch darauf, ob man nemlich die Pillen gros oder klein macht; ſintemal die kleinen eher zergehen, und alſo geſchwinder und ſtärker würken, als die groſſen. Daher es auch nicht uneben iſt, daß man in Holland, wo man ſich inſonderheit ſtarker Purgiermittel bedienet, faſt gemeiniglich groſſe Pillen verfertiget.

§. 13.

Auſſerdem bemerket man auch, daß die Doſis ſelbſt die Würkung gar ſehr verſchieden macht; und es iſt beſonders, daß ſtarke Purganzen in groſſer Doſi entweder Brechen machen, oder nur wenigen Stulgang erregen, und zwar dieſes deswegen; weil ſie krampfhafter weiſe würken, und alſo die Gedärme ſo ſehr zuſammen ziehen, daß der Abgang des Unflats nicht recht erfolgen kan. Welche Urſache jedoch leider! ſehr wenige einſehen, ſondern in den irrigen Gedanken ſtehen, als wenn die gegebene Purganz nicht ſtark gnug geweſen wäre, und daher entweder eine neue daraufſezen, oder ſie zu andrer Zeit noch ſtärker einrichten; da ſie doch, wie man aus allen Umſtänden ſieht, eigentlich deswegen nicht viel gethan hat, weil ſie zu ſtark geweſen iſt. Nicht minder thut es auch ſehr viel, ob man ſie auf einmal, oder getheilt nimmt. Denn in dem letſtern Falle iſt die Würkung allzeit etwas gelinder, und man pflegt daher, um mehrer Sicherheit willen, öfters dieſe Vorſorge anzuwenden, daß man Abends vor Schlafengehen die eine Helfte, des Morgens darauf aber die andere davon nehmen läßt; da man zumal dieſen Nuzen davon hat, daß wenn die erſte Helfte ſchon ſtark operiret, man von der andern nur ſo viel kan brauchen laſſen, als etwa nöthig iſt. Ja es iſt kein Zweifel, daß eine Purganz, wenn ſie nemlich des Morgens Frühe, da der Magen leer iſt, genommen wird, allemal mehr thut, als wenn man ſich ihrer vor Schlafenlegen, das iſt, einige Stunden nach dem Abendeſſen bedienet. Wer wird alſo läugnen, daß die Würkung der Arzeneien, und inſonderheit der Laxir- und Purgirmittel, von der verſchiedenen Art ihres Gebrauchs mit abhange?

§. 14.

Was ich jezo bewieſen habe, findet man auch bei den Brechmitteln, davon ich nur die gewöhnlichſten anführen will. Der tartarus emeticus wird, wie bewuſt, entweder aus dem vitro antimonii, oder aus dem croco metallorum gemacht. Der erſte würkt ſtärker, der andere gelinder, und alſo iſt beider ihre Würkung in Anſehung der Zubereitungsart unterſchieden. Man nehme aber welchen man wolle, wiewol der gelinde beſſer iſt: ſo wird er doch allezeit ſicherer, leichter und ohne ſo groſſe Beſchwerung würken, wenn er vorher in Brühe, oder vielmehr in einem kräftigen und ſtärkenden deſtillirten Waſſer aufgelöſet iſt, welches ohne Zweifel davon herrühret; weil er alsdenn wegen ſeiner mineraliſchen Schwere, nicht ſo lange an einem Fleke im Magen unaufgelöſet liegen bleibt, und folglich auch nicht die empfindliche Nervenhaut ſo heftig zum Krampfe reizet. Gibt man ihn aber im Pulver, ſo wird er füglich mit einem abſorbente, oder Digeſtiv-Salze gegeben; weil dadurch die Säure gedämpfet, und der Schleim im Magen deſto ehr zertheilet, mithin alſo die Operation erleichtert wird.

§. 15.

Würkung der Ipecacuanna.

Die Ipecacuanna iſt heute zu Tage das beſte Brechmittel; und weil ſie aus ſalzig-harzigen, und balſamiſch-erdigten Theilen beſtehet: ſo erwekt ſie nicht nur Brechen und Stuhlgang, ſondern ſtärkt auch die Gedärme, wenn ſie in Pulver gegeben wird. Sie wird daher mit den gröſten Nuzen in der rothen Ruhr gebrauchet, indem ſie nach vorher abgeführten Unreinigkeiten, wegen ihrer ſtärkenden Kraft den Stuhlgang anhält. Wenn ſie aber dieſen Nuzen gewähren ſoll, ſo thut man am beſten, wenn man ſie ganz alleine ohne einigen Zuſaz verordnet; es ſey denn, daß man ihr, wie einige pflegen, annoch etwas weniges von dem deſtillirten Muſcatennus, oder Krauſemünzenöl beimiſchen, und ihr dadurch eine mehrere ſtärkende Kraft zuwege bringen wolte. Eine andere Bewandnis hingegen hat es damit, wenn man ſie in andern Fällen, wie z. E. in kalten Fiebern, oder in Verſtopfungen der Leber und des Gekröſes verſchreibet, und eben keine ausdrüklich ſtärkende Kraft von ihr verlanget. Denn da thut man wohl, wenn man ihr, zu deſto beſſerer Zertheilung des Schleims, ein Mittelſalz, oder wo viele Säure vorhannen iſt, zu Dämpfung derſelben, etwas ſal tartari zuſezet; weil man nemlich angemerket hat, daß ſie ſolchergeſtalt viel leichter und beſſer ihre Würkung verrichtet.

§. 16.

Endlich aber kan man auch, wenn man anders damit verfähret, und dieſe Wurzel in einer andern Geſtalt zum Gebrauche ziehet, gar verhindern, daß ſie kein Brechen mehr erreget, wenn man ſie nemlich mit Weine ausziehen läſt, oder mit Waſſer aufkocht, oder auch eine Eſſenz daraus bereitet. Denn alsdenn erweiſet ſie vielmehr eine reſolvirende Kraft, und man pflegt unter andern das mit Waſſer daraus bereitete infuſum in der Cachexie und Waſſerſucht, oder in Verſtopfung des Gekröſes zu geben; wie es denn in dieſem Falle ſowol der ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann, als auch der gelehrte Herr Hofrath Heiſter, in rhachitide bei Kindern verordnet. Kurz: man ſieht daraus, daß auch die Würkung der Ipecacuanna nicht einerlei bleibt, wenn man ſie verſchiedentlich gebrauchet.

§. 17.

Diaphoretiſches Spiesglas verändert die Kraft der Purganzen und Vomitive.

Da ich bisher von den Purgir- und Brechmitteln gehandelt habe: ſo kan ich nicht unterlaſſen, annoch kürzlich durch ein beſonderes Exempel zu erweiſen, daß ihre Würkung durch einige Zuſäze entweder vermehret, oder vermindert, oder kurz zu ſagen verändert werden könne. Man hat nemlich wahrgenommen, daß das diaphoretiſche Spiesglas, (antimonium diaphoreticum) wenn es mit dem tartaro emetico verſezet wird, deſſen Kraft in Erregung des Brechens einiger maſſen ſchwächet, hingegen aber die purgirende Kraft vermehret, wenn es mit Purganzen vermiſchet wird. Dieſes leztere bemerket man an den bekannten Purgirpulver, welches ſich von dem Grafen von Warwik herſchreibet, (pulvis cornachinus) worinne das Scammonium das vornemſte ausmachet, und durch das damit verſezte diaphoretiſche Spiesglas in ſeiner purgirenden Kraft ſoll befördert werden. Ich will jezo nicht unterſuchen, ob und wie weit dieſe Erfahrung Grund habe. Vermuthlich aber rührt dieſe jezt beſchriebene verſchiedene Würkung des Spiesglaſes davon her, daß nemlich daſſelbe die allzukleine Doſin des tartari emetici in etwas ausbreitet, und alſo verhindert, daß er nicht ſo ſchwer an einem Theile des Magens anligt, und ihn ſo heftig zu Krampf und Brechen reizet; welches er gerne zu thun pflegt, wenn man ihn entweder alleine, oder mit ſolchen Dingen vermiſchet eingibt, die wie die Salze, leichte zerſchmelzen, und ſeine Vermiſchung fahren laſſen. In dem andern Falle aber kan es gar wohl angehen, daß das gemeldte Spiesglas das Purgiren vermehret; weil es als ein zarter Kalk die im Magen und den Gedärmen befindliche Säure, welche doch gemeiniglich das Purgiren einiger maſſen ſchwächet, in ſich ziehet und dämpfet; wiewol ich nicht gänzlich läugnen will, daß nicht auch bisweilen einige rükſtändige Uberbleibſel der reguliniſchen Subſtanz dazu beitragen könten.

§. 18.

Die Betrachtung des diaphoretiſchen Spiesglaſes führet mich nun zu den Schweistreibenden Mitteln, mit denen es zum Theil eben die Bewandnis hat, daß ſich nemlich ihre Würkung nach ihrer verſchiedenen Zurichtung, und Art des Gebrauchs richtet. Und zwar, was das zu Beförderung der Ausdünſtung in den mehreſten Krankheiten gewöhnliche diaphoretiſche Spiesglas betrift: ſo dürfen wenige ſeyn, die nicht daſſelbe faſt durchgehends und in allen Fällen vor unſchädlich halten ſolten. Dem ohnerachtet aber hat doch die Erfahrung bis hieher gewieſen, daß es bei ſehr empfindlichen Perſonen, noch vielmehr aber bei zarten Kindern Beängſtigungen, Ekel und wohl gar Erbrechen zuwege gebracht hat, wenn es bei der Zubereitung nicht recht iſt abgewaſchen, und von ſeinen ſcharfen Partikeln befreiet worden. Und dieſerwegen hat man allerdings Urſache, auf die rechte Verfertigung dieſes Medicaments zu ſehen, damit man nicht bisweilen übel ärger machet. Denn wenn z. E. in Frieſel, oder in andern bösartigen Fiebern die unreine Materie entweder nicht gnug an der Haut ausgetrieben wird, oder von derſelben zurüke tritt: ſo pflegen gemeiniglich eben die vorhin gedachten Zufälle zu entſtehen; die aber freilich alsdenn deſto eher erreget, oder doch vermehret werden müſſen, wenn man das nicht ſattſam gereinigte diaphoretiſche Spiesglas gibt.

§. 19.

Würkung der Schwiz-Medicamente nach ihren Gebrauch.

Bei andern Schweistreibenden Arzeneien beruhet ebenfalls vieles auf ihren Gebrauche. Denn ſollen ſie gehörig würken: ſo thut man der Zeit nach freilich am beſten, wenn man ſie Abends vor Schlafengehen, oder des Morgens frühe nehmen läſt, da nemlich die Schweislöcher an ſich ſchon mehr geöfnet ſind, und alſo dem Ausbruche der Feuchtigkeiten nicht widerſtehen. Und eben deshalb mus man ja in Krankheiten auf gewiſe Tage, oder auf die rechte Zeit ſehen, wenn man was zu ſchwizen verordnen will. Denn widrigenfalls vermehrt man entweder die innerliche Hize, oder bringt gar keinen Schweis zuwege; weil derſelbe durch die vom Krampfe annoch zuſammen gezogenen Schweislöcher nicht füglich durchkommen kan. Ja wenn man auch dieſes alles ganz bei Seite ſezet: So pflegt doch die Ausdünſtung der Haut, oder das Schwizen allemal beſſer von ſtatten zu gehen, wenn man ſich äuſſerlich dabei nicht nur im Bette, und in mäſiger Wärme erhält; ſondern auch gnugſame warme Feuchtigkeiten, als Thee und Caffee zu ſich nimmt: wie denn dieſe alleine öfters hinlänglich ſind, den Schweis zu befördern. Man thut auch dahero wohl, wenn man dergleichen warme Getränke ſowohl bei den ſchweistreibenden Arzeneien überhaupt, als inſonderheit alsdenn in Gebrauch ziehet, wenn man ſie nemlich ſolchen Perſonen gibt, die dikes Blut und wenig Feuchtigkeit bei ſich haben; bei denen es ohnedem wunderlich heraus kommt, wenn man ihre wenigen flüſſigen Theile durch den Schweis vollends wegjagen will.

§. 20.

Würkung der Harntreibenden Arzeneien in Anſehung des Gebrauchs.

Mit den Harntreibenden Mitteln verhält es ſich faſt eben ſo, daß ſich nemlich ihre Würkung auf ihren Gebrauch beziehet. Da es ihrer aber ſo ſehr verſchiedene gibt: ſo will ich zuförderſt dererjenigen Erwehnung thun, die vermöge ihres flüchtigen und hizigen Oels, oder vermöge ihres balſamiſchen Harzes würken, wie der Terpenthin, der Wachholderbaum, und die daraus bereiteten Medicamente, der Agtſtein und Maſtix, der weiſſe Indianiſche Balſam de Coparva und de Meccha &c. zu thun pflegen. Denn von dieſen allen iſt zur Gnüge bekannt, daß ſie theils die ſchwachen Harngänge ſtärken, theils aber das Blut in ſtärkere Bewegung bringen, und nach den Nieren hintreiben, und alſo den Abgang des Urins ziemlich ſtark befördern. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo iſt doch hinwiederum nicht zu läugnen, daß eben dieſe Mittel, wenn ſie zu andrer Zeit, und unter andern Umſtänden gebrauchet werden, eine ganz andere Würkung thun, und entweder eine heilende und reinigende oder auch eine zertheilende Kraft erweiſen. Denn alſo weis man, daß man ſie, wiewol in geringerer Doſi, mit guten Nuzen unter die ſogenannten Bruſtbalſame miſchet, die man in ſchwindſüchtigen Lungengeſchwüren verordnet, oder daß man ſie zu ſolchen Medicamenten ſezet, die man in andern innerlichen Geſchwüren der Mutter, des Maſtdarmes u. ſ. w. gebrauchet; da ſie denn nicht ſowol den Urin treiben, als vielmehr zur Reinigung der Geſchwüre. von der eitrigten Materie ſehr vieles beitragen. Und wer will ihnen auch die zertheilende Kraft abſprechen, die ſich in Catarrhen, und allerhand Arten von Flüſſen, als im Dripper, und dem weiſſen Fluſſe der Weiber zu erkennen gibt, da ſie nemlich die zähe, ſchleimige Materie losweichen, verdünnen, und hernach zugleich durch den Urin ausführen.

§. 21.

Und eben dieſes ſieht man auch bei andern Harntreibenden Mitteln, die wie die Weinſtein- und Spiesglas-Tincturen mit einer ſubtilen Schärfe würken; Denn dieſe, wenn ſie in anderer Abſicht, in kleinerer Doſi, oder in anderer Vermiſchung gegeben werden, erweiſen vielfältig eine ganz andere Tugend und Würkung. Man rechnet ſie alſo gewiſer maſſen unter die Magenſtärkenden Arzeneien, oder man verſezet ſie doch darmit, wenn nemlich ein guter Appetit, und eine gute Verdauung deswegen fehlet; weil der Magen mit vielen Schleim angefüllet iſt, und dadurch der Zuflus der Dauungsſäfte verhindert wird. Denn in ſolchem Falle wird ein Theil von beſagten Tincturen mit 2. bis 3. Theilen einer guten Magen-Eſſenz füglich vermiſchet, und eine kurze Zeit vor, oder nach der Mahlzeit gegeben, da ſie denn nicht ſowol den Urin treiben, als vielmehr eine Schleimzertheilende und Magenſtärkende Würkung thun. Nicht minder werden ſie auch in allerlei Arten der Flüſſe, und in vielen langwierigen Krankheiten, die ſich, wie die Cachexie, auf Verſchleimung und angehende Verſtopfungen der Eingeweide gründen, ſehr nüzlich gebrauchet; wie ſie denn z. E. feuchten Huſten, und wo ſonſt die Lunge mit zähen Schleim angefüllet iſt, mit andern reſolvirenden Bruſt-Eſſenzen heilſam verſezet werden.

§. 22.

Würkung der Kellerwürmer ꝛc.

Auſſerdem aber kan man dieſe Schleimlöſende Kraft auch an andern Harntreibenden Mitteln, und zwar inſonderheit an den Kellerwürmern (millepedes) mehr als zu deutlich erkennen; indem dieſelben wegen ihrer bei ſich führenden ſcharfen Salztheile in demjenigen Bruſtkeuchen ſehr guten Nuzen ſchaffen, welches von Verſchleimung der Luftbläsgen und kleinſten Lungengefäſſe herkömt, und gerne zur Waſſerſucht ausſchlägt. (aſthma hydropicum) Man pflegt ſie daher in ſolchen Falle theils in Pulver zu geben, theils aber friſch ausgepreſt, oder mit Wein infundirt zu gebrauchen; oder ich weis auch, daß ſie gute Dienſte geleiſtet haben, wenn man ſie in folgenden Pillen verordnet, und mit andern reſolvirenden Dingen vermiſchet; dabei aber denen Patienten zugleich gnugſame dünne und warme Feuchtigkeiten zu trinken gegeben hat: Rec. gummi ammoniaci cum oxymel ſquillit. depurat. benzoes, myrrhæ elect. millepedum aa drachmam unam, nitri purif. croci ana drachmam dimidiam, camphoræ gr. VIII. M. f. cum balſamo Peruv. l. a. pilulæ ex ſcrupulo uno no. XX. D. S. Bruſtpillen 20. auf einmal. Und wer weis endlich nicht, daß auch andere zu Beförderung des Urins ſonſt dienliche Sachen, wie z. E. die fünf eröfnenden Wurzeln, und die Zwiebelgewächſe, in Verſtopfung der Leber, des Gekröſes,

kröſes, und in denen davon herrührenden Krankheiten, als in der gelben Sucht, Hypochondrie, Waſſerſucht und dergleichen, eine Schleimzertheilende und eröfnende Würkung verrichten.

§. 23.

Würkung der ſalzigen *diureticorum*.

Die Mittelſalze, als der tartarus vitriolatus, das arcanum duplicatum, der Salpeter, die terra foliata tartari, und andere, die aus den Geſundbrunnen bereitet werden, gehören billig, wenn man ſie in mäſiger Doſi braucht, unter die diuretiſchen Mittel. Nimmt man aber ein, zwei Quentl. oder mehr davon: ſo erweiſen ſie vielmehr eine laxirende Kraft. Und eben ſo wird ja auch die Würkung der ſtärkſten diureticorum gemindert, wenn man ſie mit einem Zuſaze von opio gebrauchet, wie ich unten mit mehrern zeigen werde. Ja ſelbſt das Getränke pflegt ihre Würkung zu ändern; indem man nemlich wahrnimmt, daß ſie entweder weniger thun, oder daß unter ihnen die hizigen und ſcharfen, leichte ein beſchwerliches Schneiden in Harnröhre verurſachen, wenn man wenig dabei trinket, oder ein dikes Bier genieſſet.

§. 24.

Würkung der Speicheltreibenden Medicamente.

Sieht man auf die Medicamente, die durch den Speichel die Unreinigkeiten aus dem Körper ausführen: ſo bemerket man ebenfalls, daß ihre Würkung nach der verſchiedenen Art ihrer Zurichtung und des Gebrauchs unterſchieden iſt. Inſonderheit pflegt man dem Queckſilber die Eigenſchaft zuzuſchreiben, daß es den Speichelflus erregen könne. Alleine es iſt mehr als zu bekannt, daß ſolches nur unter gewiſſen Umſtänden geſchehe. Denn wird das lebendige Queckſilber mit Waſſer abgekocht: ſo bekömmt dieſes die Kraft die Würmer abzutreiben. Wird es nur ſo blos getrunken: ſo würket es hauptſächlich mit ſeiner Schwere, und thut dahier in Verwikelung der Gedärme, oder in dem miſerere gut; geht aber im übrigen ohne anderweite Würkung balde wieder durch den Stuhlgang ab. Wird es hingegen mit Terpenthin und Fett zu einer Salbe gemacht, und äuſſerlich an die Gelenke geſchmieret: ſo befördert es die Salivation, welche gleichfalls erfolget, wenn es mit Zuker, oder mit einem abſorbente zu einem Pulver abgeriben, und innerlich gegeben wird. Vermenget man es aber mit Schwefel: ſo wird es dadurch gleichſam gebunden, und erweiſet nur vornemlich eine Kraft, die zähe und ſtokende Lympham zu zertheilen, und flüſſig zu machen, daß ſie hernach füglicher ausgeführet werden kan, wie man dieſes an dem Zinnober, und dem æthiopi minerali & antimoniali wahrnimmt. Ja es iſt bekannt, daß man auch Schweis-treibende Medicamente daraus präpariren kan, wie ſolches der mercurius diaphoreticus jovial. und die panacæa mercurialis ausweiſet.

§. 25.

Rechte Bereitung und Gebrauch des *Mercurii dulcis.*

Was andere Zubereitungen des Quekſilbers betrift: ſo würde es überflüſſig ſeyn, wenn ich dieſelben hier weitläuftig durchgehen wollte: daher ich nur der gewöhnlichſten und brauchbareſten gedenken will. Hierunter zehle ich nun inſonderheit den verſüſten Mercurius, (mercurius dulcis) der, wenn er innerlich ſoll genommen werden, zuförderſt wohl bereitet ſeyn mus; widrigenfalls er zu angreifend iſt, und öfters heftige Zufälle erreget. Er wird, wie bekannt, aus dem Sublimat gemacht, indem man ihm eine gewiſſe Portion lebendiges Quekſilber zuſezet. Da man aber nicht allezeit genau beſtimmen kan, wie viel er zu ſeiner Verſüſſung nöthig hat; ſo thut man beſſer, wenn man ſo viel damit vermiſchet, als er in ſich nehmen will. Iſt er aber auf ſolche Art wohl zugerichtet, und wird in gnugſamer Quantität gegeben; ſo bringt er ohne groſſe Beſchwerung den Speichelflus zuwege. Wiewol es auch hierbei viel auf die Form ankommt, in welcher er gebraucht wird; indem er allezeit geſchwinder würket, wenn man ihn in Pulver mit einem abſorbente verſezet gibt, oder in einer Lattwerge nehmen läſt; da er hingegen zwar ſeine Operation in Pillen langſamer thut, dennoch aber in denſelben bisweilen ſicherer zu gebrauchen iſt, wenn nemlich Mund, Naſe und Gaumen bereits ſehr angefreſſen ſind. Denn die Erfahrung hat bisher einige male gewieſen, daß er in bloſſen Pulver öfters auf einmal eine allzuſtarke Auflöſung in den angefreſſenen Theilen verurſachet, und alſo das Ubel verſchlimmert hat. Wannenhero man auch in ſolchem Falle das äuſſerliche Schmieren mit der vorerwehnten Salbe dem innerlichen Gebrauche des Quekſilbers nicht ohne Urſache vorzuziehen pflegt. Ja man weis endlich auch, daß der Speichelflus viel leichter und beſſer von ſtatten geht, wenn man mit Holztränken zu Hülfe kommt, oder den Körper durch erweichende Bäder vorher gehörig dazu bereitet hat; oder wenn man auch die Speicur zu einer gemäſſigten Jahreszeit, nemlich im Frühjahre, oder im Ausgange des Sommers anſtellet. Denn daß man denen Franzöſiſchen Aerzten das Lob beimiſt, als wenn ſie dieſe Cur glüklicher, als die Teutſchen verrichten könnten, iſt nicht ſowol allezeit ihrer gröſſern Geſchiklichkeit, als vielmehr ihrer beſſern Luft, worinne ſie leben, zuzuſchreiben.

§. 26.

Doch ohnerachtet der verſüſte Mercurius eigentlich eine ſalivirende Kraft hat: ſo wird doch dieſelbe zum Theil verändert, wenn man ihn in kleiner Doſi in Gebrauch ziehet, da er denn nur den zähen Schleim in Bewegung bringet, und zum Auswurfe

ſe geſchikt macht. Er gibt daher ein unvergleichliches Mittel in denjenigen Krankheiten ab, die von einer zähen und verdorbenen Lympha herkommen, und hilft nicht nur, nebſt guten Blutreinigenden Tränken, die hartnäkigſten Verſtopfungen der Drüſen des Halſes, Gemäches u. ſ. w. erweichen; ſondern auch das ſchlimme eytrige Gift in kräzigen Ausſchlage und böſen Geſchwüren fürtreflich tilgen und ausführen; oder er erweiſet auch, eben ſo wie der æthiops mineralis, die herrlichſten Dienſte, wenn man im Anfange der Venus-Seuche, oder in den Uberbleibſel derſelben, den Körper gelinde, und ohne Salivation reinigen will. Es iſt dahero nichts neues, daß man ihn alsdenn in dieſer Abſicht nur zu wenigen Granen gibt, und auch wohl die Doſin nach und nach vergröſſert; ſo gleich aber wieder damit inne hält oder abwerts ſteiget, wenn man merkt, daß ſich ein Speichelflus ereignen will. Ja es iſt nicht minder bekannt, daß er auch in zurük getriebener Kräze, wenn man die ſtokenden Feuchtigkeiten wieder beweglich machen, und verbeſſern will, mit Nuzen zu einigen Granen gegeben wird; ingleichen, daß man ihn mit den Purgir- und Laxirmitteln deswegen verſezet, da mit er ihre Kraft einiger maſſen befördert, und den Schleim deſto beſſer ausführen hilft. Woraus man alſo allerdings ſieht, daß der veränderte Gebrauch deſſelben eine veränderte Würkung mit ſich bringt.

§. 27.

Würkung der Spiesglas-Medicamente.

Unter die Medicamente, welche die zähe Lympham reſolviren, die davon verſtopften kleinſten Röhrgen eröfnen, und die Unreinigkeiten durch den Schweis austreiben, rechnet man vornemlich das Spiesglas, und einige daraus verfertigte Arzeneien. Alleine, wie ungemein ſehr pflegt nicht auch hier die Würkung in Anſehung der Zubereitung und des Gebrauchs unterſchieden zu ſeyn? Denn das Spiesglas an ſich wird in Pulver, oder nach Kunkels Manier in Morſällen in der Kräze, Scorbut, Gicht, und in denen damit verknüpften Krankheiten, als eine gute Blutreinigung ganz ſicher gegeben; weil die darinne befindliche reguliniſch-arſenicaliſche Subſtanz mit dem Schwefel noch unmittelbar und veſte verbunden iſt, und alſo nicht frei würken kan. Eine ganz andere, und zwar heftige Würkung hingegen thut es, wenn es zu einem Glas geſchmolzen, oder in einen regulum verwandelt, und der ſchwefelichte Theil durchs Feuer davon gejaget wird; ſintemal es alsdenn Brechen, und Purgiren zu erregen vermögend iſt. Noch anders aber würkt es, wenn es auf andere Weiſe zugerichtet, und z. E. mit Eſſig, oder wie in der ſogenannten panacæa conerdingiana, mit dem aufgelöſten Weinſteine, ein Schwefel daraus präcipitiret wird. Denn derſelbe pflegt den zähen Schleim unvergleichlich zu zertheilen, ſonderlich aber die geſchwächten Lungengefäſſe zu reizen und zu ſtärken; daher er in Stekflüſſen mit guten Nuzen gerathen wird. Doch wenn dieſer Effect erfolgen ſoll: ſo mus er nur zu 1-2-3. Granen gegeben werden; weil er ſonſt, wenn man höher damit ſteigt, leicht groſſe Beängſtigung, Ubelkeit und Erbrechen verurſachet.

§. 28.

Würkung der *incidentium*, und *carminativorum*.

Die Mittel, die den Schleim (incidentia) im Magen und den Gedärmen auflöſen, operiren gleichergeſtalt nach Beſchaffenheit ihres Gebrauchs. Man zehlet ſie inſonderheit mit unter diejenigen Arzeneien, die den Magen ſtärken, und die Blehungen zertheilen, in ſo ferne nemlich den Schleim, der theils an der üblen Dauung ſchuld iſt, theils aber die Materie zu Winden abgibt, losweichen, und den Magen ſamt den Gedärmen nach und nach davon befreien. Sie würken zwar, wie der Ingber, Pfeffer, Galgant, und Calmus, ingleichen, wie die Zittwer-Arons-und Pimpinellwurzel ꝛc. hauptſächlich mit ihren reſinöſen und ſalzigen Theilen; ich will aber doch gegenwärtig, wegen ihres ähnlichen Gebrauchs, auch andere Magenſtärkende und Windzertheilende Mittel (carminativa) mit hieher rechnen, die eigentlich, wie die Citron- und Pomeranzenſchaalen, wie der Kümmel, Fenchel, Anis, und wie die meiſten Gewürze, durch ein erwärmendes und ſtärkendes Oel ihre Würkung verrichten, und vermittelſt deſſen ebenfalls den feſtſizenden Schleim theils in Bewegung bringen und verdünnen, theils aber auch die dadurch geſchwächten Gedärme wieder ſtärken, und ſie zu Forttreibung der Winde geſchikter machen. Sie werden faſt alleſamt entweder in der Eſſenz, oder in Pulver gegeben. Wenn ſich aber würklich der Fall ereignet, daß der Magen und die Gedärme deswegen ſchwach und von Blehungen ausgedehnet ſind; weil ſich vieler zäher Schleim darinne angeſezet hat: ſo iſt es in der That gewis und der Erfahrung gemäs, daß ſie in Pulver öfters ungleich beſſer und kräftiger würken, als weñ ſie in der Eſſenz verordnet werden, und zwar vermuthlich aus dieſer Urſache: weil ſie alsdenn nicht ſo geſchwinde verrauchen, ſondern länger widerhalten, die empfindlichen Häute des Magens und der Gedärme ſtärker prikeln, und dieſelben folglich zu Losſchüttelung des anhangenden Schleims kräftiger anreizen. Wenn dahero z. E. ein Patiente nach einer überſtandenen Krankheit vor der Zeit den Magen mit vielen Eſſen überladen, oder wenn ſonſt jemand, wegen geſammleter Cruditäten den Appetit, und eine gute Dauung verlohren hat: ſo werden ſie in Pulvern gewis allezeit ehender helffen, wie man dieſes an den bekannten Magenpulvern, dergleichen das Birkmanniſche iſt, zur Gnüge wahrnim̃t.

§. 29.

Inſonderheit aber kan man die Wahrheit dieſes jezt angeführten Sazes alsdenn mehr als zu deutlich einſehen, wenn die Aufblehung des Unterleibes ſehr ſtark iſt, und man deshalb wohl gar eine Windſucht zu beſorgen hat; wie dieſes ſich leichte ereignen kan, wenn nemlich die Gedärme dermaſſen ſtark mit zähen Schleime überzogen ſind, daß die feuchſten Dünſte durch ihre Zwiſchenraume wenig oder gar nicht wegdämpfen können, ſondern zurük gehalten werden, und alſo nothwendig ſtarkes Aufblehen verurſachen müſſen. Ob ich nun zwar nicht in Abrede bin, daß bei ſolchen Zuſtande die Blehungs-Eſſenzen, und die ſonſt gewöhnlichen Windzertheilenden Tränkgen guten Nuzen ſchaffen können: ſo trage ich dennoch kein Bedenken zu behaupten, daß ſie alsdenn ſelten alleine zureichend ſeyn, ſondern daß man beſſer thut, wenn man die dawider dienlichen Hülfsmittel in Pulvern verordnet. Und zwar weis ich, daß vornemlich dieſe Pulver gut bekommen ſind: Rec. Pulv. pomorum aurantiorum immaturorum, tartari vitriolati ana drachmam unam, nitri purif. gr. XVIII. cort. caſcarillæ gr. VI. M. f. pulvis, divid. in ſex p. æ. D. S. Pulver, davon täglich 2. bis dreimal eine Doſis in Waſſer und Wein, oder in aqua meliſſæ, zedoar. menthæ &c. zu nehmen. Oder: Rec. flaved. cort. aurant. drachmam unam ſemis, ſem. aniſi, fœniculi ana drachmam unam, cardamomi drachmam dimid. ſacchari ad p. O. M. f. pulv. D. S. Magenſtarkend Pulver zu einen Theelöffel zu nehmen.

§. 30.

Würkung des *gummi ammoniaci.*

Unter die Mittel, die den Schleim auflöſen, gehöret nechſtdem inſonderheit mit das gummi ammoniacum, welches man als eine ſehr heilſame Arznei in dem Bruſtkeuchen zu verſchreiben pflegt, wenn man den in der Lunge feſtſizenden Schleim zur Auflöſung bringen, und die damit angefüllten und verſtopften Luftröhren davon befreien will. Wer weis aber nicht, daß es dieſe Würkung am beſten verrichtet, wenn es nemlich in der Eſſenz, oder lieber nach des ſeel. D. Brunners Methode in einem Tränkgen auf dieſe Art verſchrieben, und bei ſtarker Engbrüſtigkeit Löffelweiſe gegeben wird: Rec. gummi ammon. in aceto ſquillit. ſoluti drachmam unam, aquæ fœniculi, hyſſopi ana unicas duas, ſyrupi de eryſimo Lobelii drachmas duas. M. D. In Pillen hingegen iſt ihm zwar ſeine Schleimlöſende Kraft, mittelſt deren es auch den Leib öfnet, keinesweges abzuſprechen; und man pflegt es auch daher nicht ohne Nuzen mit unter die Bruſtpillen zu nehmen. Wenn aber ſchleunige Hülfe geleiſtet werden ſoll: ſo iſt es doch bei weiten nicht ſo kräftig, als wenn es aufgelöſet gebrauchet wird; ohnerachtet es ſolchergeſtalt, die Wahrheit zu ſagen, nicht allzu bequem zu nehmen iſt, indem es ſich leichte präcipitiret, und im Halſe und Schlunde gerne anhenget.

§. 31.

Würkung der Meerzwiebel.

Eben dergleichen reſolvirende Kraft erweiſen die Meerzwiebel, wodurch bisher ſehr viele recht zur Verwunderung von der Gefahr der Erſtikung glüklich ſind befreiet worden. Wenn ſie aber dieſen heilſamen Effect, und zwar zur Zeit der Noth, ſchleunig thun ſoll: ſo wird ſie nach des ſeel Herrn Hofrath Stahls Methode, am beſten in Pulver mit der radice vincetoxici präpariret und gebrauchet, wie dieſes der bekannte pulvis ſquillæ compoſitus ausweiſet; oder ſie wird alſo verordnet: Rec.

rad. vincetoxici grana XII. nitri purif. gr. V. pulv. ſquillæ præp. gr. tria M. f. pulvis. Wird ſie hingegen als ein Pulver in Pillen gegeben: ſo hilft ſie vielmehr die laxirende Kraft derſelben befördern, oder ſie erweiſet doch eine viel gelindere und langſamere Würkung in Anſehung der Engbrüſtigkeit: wie ſie denn auch in Clyſtieren, wenn ſie denſelben beigemiſchet wird, eine blos ſtimulirende Kraft hat. Es gibt nechſtdem noch andere Zubereitungen der Meerzwiebel, als den daraus verfertigten Eſſig und Saft, (oxymel ſquilliticum) welche zwar bei erwachſenen ebenfalls, doch nicht ſo ſtark, den Schleim auf der Bruſt ablöſen; da ſie hingegen, ſonderlich was den Saft betrift, bei Kindern ſattſam operiren, und ihnen nicht nur in Stikflüſſen eben ſo gut, als das Pulver bei Erwachſenen zuſchlagen, ſondern auch wohl Brechen verurſachen; welches ſie aber bei groſſen Leuten nicht leichte thun, es ſey denn, daß ſie in zimlich ſtarker Doſi genommen würden. Und in dem Falle, wenn ſie nemlich in mäſiger Doſi gebrauchet werden, erweiſen ſie nicht eben blos in ſchleimigen Keuchen und Huſten, ſondern überhaupt in allen Krankheiten, die von zähen Schleime, und denen daher rührenden Verſtopfungen entſtehen, als in der Cachexie und Waſſerſucht, eine Schleimzertheilende heilſame Würkung. Bei Kindern aber wird das oxymel füglich mit der Helfte des ſyrupi cichorei cum rhabarbaro vermiſchet, da es denn theils deſſen laxirende Kraft vermehret, theils auch dabei an ſich ſeine reſolvirende Würkung erweiſet.

§. 32.

Würkung der abſorbentium

Die abſorbentia, worunter ich hier vornemlich die präparirten Krebsſteine, Perlmutter, Auſtermuſchel und Eyerſchaalen ꝛc. rechne, haben ebenfalls in Betrachtung ihres verſchiedenen Gebrauchs einen verſchiedenen Nuzen. Denn werden ſie an ſich denenjenigen Leuten gegeben, die Säure und Schärfe im Magen haben; ſo nehmen ſie dieſelbe in ſich, und dämpfen ſie; daher ſie auch mit Recht unter diejenigen Mittel gezehlet werden, welche die ſauren und ſcharfen Säfte unſers Körpers verbeſſern. Indem ſie aber die Säure in ſich ziehen; ſo werden ſie als alcaliſche Körper, vermittelſt derſelben zum Theil in ein Salz verwandelt, welches eine reſolvirende Kraft hat, und auf den Urin treibet. Wie nun dieſes in dem Leibe geſchieht: ſo pflegt es ſich auch auſſer demſelben zu ereignen, wenn man ſie nemlich vorher mit einer Säure ablöſchet, ehe man ſie eingibt. Denn alsdenn ſind ſie nicht weiter zu Verſüſſung der im Leibe befindlichen ſauren Säfte geſchikt, ſondern ſie thun eben das, was ſie zu thun pflegen, wenn ſie erſt als bloſe abſorbentia genommen werden, hernach aber im Magen eine Säure antreffen, und mit derſelben verbrauſen, das iſt: ſie reſolviren, und löſen den Schleim ab. Und dieſerhalben werden ſie auch mit Nuzen in kalten Fiebern, Entzündungen, und zu Beförderung des Urins und Schweiſſes gebrauchet. Man präpariret ſie aber mit Citronſafte, mit der Weinſtein-Säure, oder auch mit deſtillirten Eſſig. Alleine dieſe Zubereitung verändert dennoch, welches man kaum glauben ſollte, einiger maſſen ihre Würkung; indem man will wahrgenommen haben, daß wenn die Ablöſchung mit Eſſig geſchehen iſt, ſie ungleich ſtärker reſolviren, und daher in Seitenſtechen (pleuritis) und in der Lungenentzündung (peripnevmonia) denjenigen vorzuziehen ſeyn, die mit einer andern Säure ſind gedämpfet worden. Es läſt ſich auch gewiſer maſſen wohl hören; weil eine ſtärkere Säure ſie ohne Zweifel mehr angreift, und ſie ſubtiler und durchdringender macht. Ja ich weis, daß der ſeel. Herr Geh. Rath Hofmann die Krebsſteine, oder Muſchelſchaalen mit einem noch ſtärkern acido, als mit dem ſpiritu nitri aufgelöſet, und daraus ein Urintreibendes Mittel bereitet hat, das zu ſeiner Zeit in Verſezung des Urins, wie auch in der Cachexie und Waſſerſucht, mit guten Nuzen zu gebrauchen iſt.

§. 33.

Würkung der damit bereiteten Mixturen.

Hierbei kan ich nicht umhin, noch etwas von dem Gebrauche dieſer abſorbentium in Tränken, oder ſogenannten Mixturen zu gedenken, deren man ſich in allerhand hizigen Fiebern zu bedienen pflegt. Man ſezet ihnen, wenn die Fieber giftiger und ſchlimmer Art ſeyn, ſäuerliche Dinge, als den Citronſaft, und den daraus bereiteten Syrup zu, und zwar in der Abſicht, daß ſie der Fäulnis ſollen widerſtehen helffen. Es iſt auch dieſe Art zu curiren in der That ſehr nüzlich und heilſam. Alleine ſie wird ſelten erfüllet, wenn man die Mixturen nach der gemeinen Gewohnheit in Apotheken zubereitet, und z. E. den Citron-Syrup, oder andere ſäuerliche Dinge mit den abſorbentibus, oder mit denen diaphoreticis fixis, die jenen faſt in dieſen Stüke gleich kommen, unmittelbar abreibet, und ſie hernach mit den deſtillirten Waſſern, die man ebenfalls dazu nimmt, vermiſchet. Denn auf ſolche Weiſe werden ja die ſäuerlichen Dinge verſüſſet, weil ihre Säure durch die beigemiſchten terrea alcalina gedämpft wird, und folglich können ſie auch nicht mehr ſo würken, als wenn ſie vor ſich alleine gegeben, oder doch beſonders mit den Waſſern meliret würden. Die abſorbentia aber und die diaphoretica bleiben ſolchergeſtalt, nach Masgebung des vorigen ſi, auch nicht mehr, was ſie ſind; ſondern ſie bekommen eine gelinde ſtimulirende Kraft, die ob ſie ſchon zu mancher Zeit in Fiebern gar wohl zu ſtatten kommt, dennoch nicht durchgehends zuträglich iſt, wenn nemlich ohnedis ſchon eine ſubtile Schärfe und Frieſel, Blattern, Maſern, u. ſ. w. auf den Nerven ligt, und dieſelben zum Krampfe reizet, auch deshalb etwa ſchon ein öfteres Drengen zum Urinlaſſen, ein Zuken der Glieder, und Zuſammenfahren im Schlafe verurſachet. Denn wenn ſolchergeſtalt bereits alles im Körper rege und empfindlich iſt, ſo können dieſe dem Anſehen nach unſchädliche Mittel, allerdings die Zufälle vermehren, und übel ärger machen.

§. 34.

Würkung der ſtärkenden Mittel.

Was von der verſchiedenen Würkung der Arzeneien, in ſoweit ſolche von ihren verſchiedenen Gebrauche abhanget, bishero vielfältig iſt erwieſen worden, trift auch bei den ſtärkenden Mitteln ein, deren man ſich z. E. in der Milzſucht, Cachexie, Blutflüſſen, kalten Fiebern, und in dem weiſſen Fluſſe der Weiber, zu bedienen pflegt, und worunter die Eiſen-Medicamente, die Caſcarill- und Fieberrinde, die Tormentill-Wurzel, und andere mehr gerechnet werden. Sieht man nun die Art ihres Gebrauchs an: ſo iſt bekannt, daß in Anſehung ihres entweder guten, oder ſchlimmen Effects überhaupt viel darauf ankomme, unter welchen Umſtänden ſie gegeben werden, und daß man gewiſe Regeln dabei inacht nehmen müſſe, die ihre heilſame Würkung gar ſehr befördern. Denn alſo thut man wohl, wenn man nach geſchehenen Aderlaſſen bei vollblütigen Perſonen, nicht nur 1) vorher den Unterleib wohl reiniget, damit nicht etwa der darinne geſammlete Unrath zugleich mit geſtopfet und angehalten wird; ſondern wenn man auch bisweilen Laxir-Mittel dazwiſchen gebrauchet, um dadurch die anziehende und ſtopfende Würkung in etwas zu mäſigen. 2) Iſt rathſam, daß man ein ſattſam dünnes Getränke dabei trinken, 3) keine harte und unverdauliche Speiſen, ſondern vielmehr weiche Koſt, und fleiſig dünne Brühen, die mit eröfnenden Kräutern und Wurzeln abgekocht ſind, genieſſen läſt, und endlich 4) anräth, daß der Leib gehörig beweget werde. Denn widrigenfalls, wenn man dieſe Dinge nicht beobachtet, kommt ſelten eine gute Cur heraus, und man ſieht alſo mehr als zu deutlich, daß der Gebrauch die Würkung nicht wenig verändere.

§. 35.

Würkung der Eiſen-Medicamente.

Ferner hat man bis dato angemerket, daß die vorbeſagten ſtärkenden Mittel meiſtentheils ſtärker anhalten und ſtopfen, wenn man ſie in ihrer Subſtanz, oder in Pulver gibt, und daß ſie dahero ſicherer in Tincturen, Extracten, oder in *infuſo* verordnet werden. Denn alſo weis man zuförderſt von dem Eiſen, daß die daraus bereiteten *tincturæ martis* eine gelindere anziehende Kraft haben, und daß dieſe ſelbſt auch unter ſich von einander unterſchieden ſeyn, nachdem ſie nemlich verſchiedentlich bereitet werden; wie man denn die tincturam vitrioli martis Ludovici, Zwælferi, die tincturam martis cydoninatam, und elleboratam, vor allen andern aber die aus den floribus ſalis ammoniaci martialibus gemachte Tinctur nicht ohne Urſache vor die beſten hält. Bei den crocis martis aber kommt es nicht minder auf die Art ihrer Zubereitung an, welche ihren Effect auch gar ſehr verändert; und man findet, daß derjenige crocus, der ohne Feuer bereitet wird, da man nemlich Eiſen mit Waſſer beſprenget, es an der Sonne troknet, und den crocum anſchieſſen läſt, am ſicherſten iſt; oder daß auch der crocus martis antimoniatus Stahlii ſtatt aller andern dienen könne, wenn man nemlich, wie er ſelbſt meldet, den ſubtilſten und geſchwemmten als einen crocum martis aperitivum, den etwas gröbern aber, als einen adſtringentem gebrauchet. Damit aber aller Schade von dieſen crocis, wenn man nemlich eine ordentliche Cur auf eine Zeitlang damit anſtellen will, deſto gewiſſer verhütet werde, ſo thut man wohl, wenn man ſolche Dinge damit vermiſchet, die ihre anhaltende Kraft einiger maſſen unterbrechen, wie dieſes die Arons- und Pimpinell-Wurzel, das Carlsbader-Salz und dergleichen zu thun pflegen.

§. 36.

Würkung der Caſcarille und China-Rinde.

Eben ſo verhält ſichs mit der Tormentille, und inſonderheit mit der Caſcarill- und China-Rinde. Denn will man ſie in Blutſtürzungen, oder in kalten Fiebern gebrauchen, und doch nicht zu ſtark auf einmal ſtopfen: ſo bereitet man mit dem Weinſteinſalze und Waſſer, oder mit Weine ein infuſum daraus, und läſt es des Tages etlichemal Löffelweiſe nehmen. Oder man pflegt auch das daraus mit Waſſer ausgezogene Extract zu erwälen, und es ſowol denen ſtärkenden Pulvern beizumiſchen, als auch mit einem wäſſerigen menſtruo ein Elixir davon zu verfertigen, und es als ein ſtärkendes Viſceral- oder Fieber-Elixir einzugeben. Werden hingegen dieſe ſtärkende Rinden als ein Pulver genommen: ſo erweiſen ſie, wegen ihrer erdigten Theile, eine mehrere anhaltende Kraft, und ſind daher, wenn ſolche erfordert wird, denen übrigen Zubereitungsarten billig vorzuziehen; wie denn z. E. die Caſcarille allerdings in Pulver beſſer thut, als wenn ſie in infuſo, oder auch in einer Eſſenz in Gebrauch gezogen wird, wenn man nemlich damit die Durchfälle und Ruhren zu ſtillen gedenket.

§. 37.

Anmerkung von der China in kalten Fiebern.

Und dieſe Betrachtung führt mich zugleich auf eine nuzliche Anmerkung von dem Gebrauch der China-Rinde in kalten Fiebern. Sie wird bekannter maſſen zu Stillung derſelben gebrauchet, und wenn man ſie zur gehörigen Zeit nehmen läſt, und die übrigen nöthigen Cautelen dabei beobachtet: ſo lehret die Erfahrung, daß ſie ein ſicheres Fiebermittel abgibt. Gleichwol aber hat man doch wahrgenommen, daß ſie bisweilen geſchadet, wenn man auch ſchon alle nöthige Behutſamkeit dabei angewendet hat. Fragt man nun, wie dieſes zugehe? ſo antworte ich: es gibt einige Aerzte, die wenig von dieſem Medicamente halten, und ſich ſo zu ſagen, davor fürchten. Wenn ſie aber doch endlich den Muth faſſen, es ihren Patienten zu verordnen: ſo thun ſie es mit Zittern und Zagen, und denken es recht gut zu machen, oder recht ſicher zu gehen, indem ſie es in ſehr weniger Doſi geben. Allein eben deswegen, weil ſie ſo verfahren, vergehen ſie ſich, und indem ſie alſo ſchädliche Folgen zu verhüten gedenken, verurſachen ſie welche. Denn es iſt kein Zweifel, daß die China vornemlich mit ihren bittern balſamiſchen Weſen ihre heilſame Würkung verrichtet, und vermittelſt deſſelben, wenn ſie in Pulver gegeben wird, hauptſächlich verhindert, daß die erdigten Theile, die kleinſten Gefäsgen nicht ſo ſehr zuſammen ziehen, und eine ſchädliche Verſtopfung in denſelben verurſachen. Da nun aber in einer kleinen Portion China auch nur ſehr wenig von dem bittern balſamiſchen Weſen enthalten iſt: ſo iſt daſſelbe alſo nicht zureichend, ſeine eröfnende balſamiſche Kraft ſattſam zu erweiſen, und die ſtopfende Würkung der erdigten Theile zu mindern; ſondern dieſelben müſſen freilich eher Schaden bringen, als es geſchehen würde, wenn ſie mit mehrern balſamiſchen Theilen vermiſchet wären.

§. 38.

Würkung und Gebrauch der Wundkräuter.

Die ſogenannten Wundkräuter, (herbæ traumaticæ) deren man ſich wegen ihrer anziehenden Kraft in Blutergieſſungen und allerhand Verlezungen zu bedienen pflegt, werden äuſſerlich in Umſchlägen mit Waſſer oder Wein abgeſotten, innerlich aber wie ein Thee am beſten gebrauchet, da ſie hingegen in einer andern Form wenig Nuzen bringen, und z. E. bei ihrer Deſtillation, wenn ſie zumal mit Brantewein angeſtellet wird, wenig kräftiges von ſich geben oder mit überſteigen laſſen, weil nemlich ihre wirkende Kraft in keinem flüchtigen, ſondern vielmehr in einem fixen irrenden Weſen beſtehet. Es iſt auch daher das berühmte Wundwaſſer der Franzoſen (eau d'arquebuſade) wenn es mit Brantewein bereitet iſt, keinesweges von ſo guter

Würkung, als wenn es mit Rheinwein, in balneo Mariæ verfertiget wird. Sonſt können andere Kräuter, die entweder eine reſolvirende oder ſtärkende Kraft beſizen, auch würklich eine adſtringirende bekommen, wenn man die flüchtigen Partikeln derſelben durch ſtarkes Kochen davon fliegen läſt, und ſolchergeſtalt macht, daß ihre gröbern irdiſchen Theile ausgewikelt werden. Woraus man alſo leichte einſicht, daß diejenigen ihrem Zweke ganz zuwider handeln, welche die aus reſolvirenden, oder flüchtigen Oeltheilen beſtehende und zuſammen gemiſchte Kräuter allzu lange mit Waſſer aufkochen laſſen, und dieſes mithin anziehend machen, wenn ſie ſich deſſen als eines reſolvirenden Thees bedienen wollen.

§. 39.

Würkung der Herzſtärkenden Mittel.

Zu denen ſtärkenden Mitteln gehören auch die Herzſtärkenden, die man in Ohnmachten und groſſer Entkräftung zu geben pflegt. Man zehlet darunter die mit einem zarten und hizigen Oele verſehene Kräuter, Blumen, und Gewürze, wie die Meliſſe und Roſen, die Citron- und Pomeranzenfrüchte, den Zimmet, Cardamomen, u. ſ. m. Ohnerachtet nun eine würklich ſtärkende Kraft in dergleichen Dingen enthalten ligt: ſo kommt doch ungemein viel darauf an, wie ſie eigentlich gebrauchet werden, und man würde daher ſehr wenig im Nothfall bei gefährlichen Schwachheiten ausrichten, wenn man z. E. die Meliſſen und Roſenblätter als einen Thee zur Stärkung wollte trinken laſſen. Nein; ſondern es iſt der Vernunft und Erfahrung gemäs, daß dieſe ſehr langſam dadurch würde erhalten werden, und daß im Gegentheil die damit abgezogenen kräftigen Waſſer und Spiritus viel geſchwinder helffen, und dasjenige verrichten, was man dadurch zu erhalten gedenket.

§. 40.

Würkung der Citrone, als einer Stärkung in hizigen Fiebern.

Eben ſo iſt es auch mit den Citronen, deren ſtärkende Kraft zwar hauptſächlich in der gelben Schaale, und in dem darinne befindlichen kräftigen Oele ligt, dennoch aber auch von dem ſauren Safte bisweilen mit herzuleiten iſt, in ſoferne derſelbe die innerliche und den Körper ſehr abmattende Hize dämpfet, und der Fäulnis widerſtehet. Wenn dahero in hizigen und bösartigen Fiebern, wie die Flus- und Flekfieber ſeyn, eine ſichere Stärkung erfordert wird: ſo kan dieſelbe vor allen andern und am bequemſten durch ein Citronenmus erhalten werden, welches bereitet wird, wenn man nemlich die ganze Citrone zu einem Muſſe reibet, die Kernen nebſt der weiſſen Schaale davon abſondert, und es mit Zuker verſüſſet, oder auch wohl etwas ſchwarz Kirſchwaſſer, und einige Tropfen

Cedro-Oel dazu thut: wovon hernach bisweilen ein Theelöffel voll genommen, oder etwas mit dem Getränke vermiſchet wird. Und gewis man ſollte nicht meinen, daß dieſes an ſich geringe Mittel eine ſo gute Stärkung in gedachten Fiebern abgäbe, als es würklich thut, da es zumal den Hals zugleich vor der Entzündung verwahret, und den groſſen Durſt löſchet, der ofte nicht wenig zur Entkräftung beiträgt.

§. 41.

Würkung des Zimmets.

Der Zimmet gibt endlich ebenfalls die beſte Stärkung ab. Nur mus er eben nicht ſo blos an ſich genommen werden; ſondern das daraus deſtillirte fürtrefliche Oel, wenn es, wie im Zelliſchen Pulver, mit Zuker abgerieben, und als ein elæoſaccharum gegeben wird, ſtärkt die geſchwächte Natur ganz unvergleichlich; welches nicht minder auch das davon abgezogene Waſſer thut, wenn man anders nur gehörige Maaſſe dabei gebrauchet, und nicht zu viel und ofte davon nimmt. Denn ſonſt wird durch die vermehrte Doſin auch ſelbſt der Effect verändert, und indem man dadurch das Blut in Wallung bringt: ſo wird der Körper davon eher geſchwächet, als geſtärket. Faſt alles dieſes gilt auch von den übrigen Stärkungsmitteln, und das angeführte kan genug ſeyn, uns zu überzeugen, daß ſich auch ihre Würkung nach ihrem Gebrauche richte.

§. 42.

Würkung des rothen Opii.

Bei denenjenigen Mitteln hingegen, welche eine ſchwächende Kraft beſizen, und vermöge derſelben die allzu heftigen Bewegungen der Nerven und nervigten Theile, nebſt den davon herrührenden Schmerzen zu beſänftigen pflegen, nimmt man eben ſo gut wahr, daß ihre Würkung durch ihre Zubereitung und die Art ihres Gebrauchs beſtimmet, und darnach verändert werde. Unter dieſe Mittel rechnet man vornemlich das Opium, welches an ſich rohe gebraucht gar übel bekommt, und nicht ſowol einen lindernden, als vielmehr Schlafmachenden, betäuſelnden und Sinnen beraubenden Effect thut. Und dieſen verrichtet es, wie man aus allen Umſtänden abnehmen kan, mit ſeinen zarten und widrigen Dünſten, die mit dem Kolendampfe in verſchloſnen Gemächern, oder mit den ſchädlichen Ausdämpfungen von Bier und Weine überein kommen, und wenn ſie mit dem Geblüte vermiſchet werden, daſſelbe ſehr ausdehnen, mithin alſo auch die zuſammenziehende Kraft des Herzens und der Blutgefäſſe ſchwächen, und alſo verurſachen, daß ſich das Blut ſehr ſchwer und langſam circuliret. Wenn nun auch dergleichen im Gehirne geſchicht: ſo mus nothwendig ein Schlaf, oder eine Betäuſelung des Haupts erfolgen; weil aus mediciniſchen Gründen bekannt iſt, daß dieſe eigentlich zu entſtehen pflegen, wenn ſich das Blut langſam durch den Kopf beweget, und in den ausgedehnten Hirngefäſſen ſtoket. Dieſes jezt beſchriebene, und mit ſo ſchlim̃en Eigenſchaften begabte dunſtige Weſen des Opii iſt zwar in ſeiner ganzen Vermiſchung enthalten, dennoch aber in denen darinne befindlichen zarten und flüchtigen Theilen, in Vergleich der gröbern, auch zärter und flüchtiger, und kan ſowol ſchädlicher und ſchnell würkender gemacht, als auch gar davon geſchieden und weggejaget werden; da es aber, wenn dieſes geſchieht, kein Opium mehr bleibt.

§. 43.

Was Wunder alſo, daß man bei ſolchen Umſtänden ſich bemühet hat, die üble Würkung des Opii zu mäſigen, und daſſelbe alſo zu verbeſſern, daß es eine dem Körper zuträglichere Würkung bekömmt. Dieſes hat man bis dato auf zweierlei Art, nemlich theils mit dem bloſſen Opio an ſich und ohne alle mitwürkende Zuſäze, theils aber durch dieſelben zu erhalten geſucht. Was die Verbeſſerung des Opii an ſich betrift: ſo ſind die Arten faſt nicht zu zählen, wie man das gefährliche darinne zu dämpfen, oder davon zu bringen ſich bearbeitet hat. Denn ein jeder hat nach denen darinne befundenen, oder vielmehr vermeinten Beſtandtheilen geurtheilet, und wer alſo das ſchädliche in einem ſauren Salze vermuthet, der hat es mit Alcaliſchen Salzen verbeſſert; wer es in einem flüchtigen Salze geſuchet, hat es mit allerhand ſauren Dingen zu reinigen geglaubet; wer es aber in einem ſtinkenden zarten Schwefel geſezet, hat ſolchen durchs Feuer davon zu treiben gedacht, u. ſ. w. Doch wenn man auch dieſe Meinungen bei Seite ſezet: ſo haben doch auſſerdem annoch viele den Gebrauch des Opii dadurch ſicherer machen wollen, daß ſie allerhand Eſſenzen, Spiritus und abgezogene Waſſer daraus bereitet, und ſowohl reſinöſe, als gummöſe Extracte daraus verfertiget haben. (Denn daß reſinöſe, gummöſe, und auch einige genau damit verknüpfte ſaliniſche Theile, auſſer den irdenen in dem Opio enthalten ſeyn, iſt durch Experimente bereits ſattſam erwieſen.) Alleine man hat leider! befunden, daß das Opium, wenn man zumal die Spiritus davon überzogen hat, da es in würklicher Gährung geweſen, nur deſto flüchtiger und durchdringender iſt gemacht worden, und daß hingegen die reſinöſen Extracte am gefährlichſten gewürket, die gummöſen aber eben nicht ſonderlich beſſer geweſen ſeyn; weil man die ſchlimmen Dünſte nicht genugſam davon weggejaget hat.

§. 44.

Unter den gewöhnlichſten Extracten hält man nicht ohne Urſache das laudanum cydoniatum noch vor das beſte, wenn man es zumal nach des Langelotts Methode verfertiget, und durch gnugſame Digeſtion und Gährung das gefährliche Weſen des Opii davon weggedämpfet hat. Inſonderheit aber preiſet der in der Chimie ſehr erfahrne Herr Profeſſor Neumann in ſeinen prælectionibus chymicis eine gewiſe, und in Engelland ſehr übliche Verbeſſerung des Opii an, die zwar der Langelottiſchen zimlich nahe kommt; dennoch aber derſelben von ihm ſelbſt deswegen hauptſächlich vorgezogen wird; weil man darinne bei der Auflöſung mit Ausſcheidung der reſinöſen Theile, und mit der Gährung langſamer, und überhaupt behutſamer verfähret. Ich werde hoffentlich, damit man ſie gleich vor Augen hat, und deſto beſſer beurtheilen kan, nicht unrecht thun, wenn ich ſie hier kürzlich im Auszuge beibringe.

§. 45.

Beſchreibung des ſicherſten *extracti opii* nach Neumanns Methode.

Sie verhält ſich aber alſo: "Man nimmt das reinſte Opium, und löſet es entweder in Quittenſaft, oder auch nur in bloſſen Waſſer kalt auf. Wenn ſich nichts mehr auflöſen will, ſo läſt man es eine Weile ſtehen, und nimmt immer das oben aufſchwimmende ab, worinne ohnedem etwas von allerheftigten ligt. Hernach kläret und cöliret man die Solution, da ſich denn auch das unreine und zugleich reſinöſe dadurch abſcheidet. Man nimmt hierauf die reine Solution, thut ſo viel Zuker darzu, daß davon die fermentation befördert wird, und wenn dieſer aufgelöſet, und alles untereinander gerühret iſt; wird es an einen gelinden warmen Ort geſtellet, und nur vor hereinfallenden Staube zugedekt, aber nicht veſte vermacht, da es denn in fermentation geräth. Erſtlich läſt man es, ſo lange es will, von ſelbſten ausgähren; welches aber ja nicht in einem verſchloſſenen Zimmer geſchehen mus, hernach rührt man es wohl um, und ſtellt es wieder hin: ſo pflegt es wohl wieder anzufangen zu fermentiren. Und mit dieſen Umſchütteln und ſteten Erhalten an einem gelinden warmen Orte fährt man ſo lange fort, als es ſich nur im mindeſten beweget, oder zu einer längern Gährung Mine macht. Ob es aber völlig ausgegohren hat, kan man daraus abnehmen, wenn man etwas in ein Glas thut, ſolches feſte verſtopft, und an einen dergleichen warmen Ort hinſtellet, da es denn entweder das Glas zerſprenget, oder es ſich doch wenigſtens, im Fall es noch nicht ausgegohren hätte, dadurch zeigen wird, wenn nach aufgemachten Korke noch Luft und Dunſt heraus fähret. Hat es aber ganz zu Ende gegohren: ſo wird das klare; wo nicht filtrirte, doch durchgeſeihte, zur Extract-Conſiſtenz abgerauchet, welches extractum opii ſchon ein zimlich gutes præparatum iſt. Wer es aber noch ſicherer, gelinder und beſſer haben will, der ſolvire es von neuen mit vielem Waſſer, gieſſe es in einen breiten irdenen Tiegel, oder eiſernen flachen Keſſel, und koche es mit ſtarken Sieden eine Zeit lang: ſo wird noch ein weit mehreres, wo nicht alles, von dem etwa noch dabei ſeyenden betaumelnden Weſen nach und nach weggehen. Man kan es alsdenn verrauchen laſſen, und im balneo zur Extract-Conſiſtenz, oder auch in eine etwas flüſſigere Form bringen, und nach Befinden des Effects zu einer andern Zeit eine zweimalige Kochung anſtellen; indem das Böſe durchaus nicht mit einmal los- und davon gehet. Sonſt hätte man auch das fermentiren nicht nöthig; ſondern könnte es gleich eine gute Zeit lang kochen.

„ Mit wiederholten Kochen aber
„ wird es zulezt gar deſtruiret.

§. 46.

Nach der Vorſchrift des diſpenſatorii Würtembergici, welches ſehr wohl gerathen iſt, wird die Zubereitung des Opii, unter dem Titul des extracti oder opii cydoniati, faſt auf gleiche Weiſe vorgenommen; nur daß die Gährung nicht allzu genau angeſtellet, und nach Vollendung derſelben das Extract nicht erſt noch gekocht wird, ſo wie es Herr Neumann verlanget. Und in der That ſo iſt auch dieſe Neumanniſche Zubereitung des Opii ohne Zweifel die beſte; weil ſowol durch die kalte wäſſerige Solution, und durch die allmählige, langwierige und auf einige Monate lang daurende Gährung, als auch durch die Colirung, und das nachfolgende Kochen, das reſinöſe und böſe ſchädliche Weſen von dem Opio glüklich geſchieden wird. Doch ich mag nichts weiter davon gedenken; weil man ſchon hinlänglich daraus ſieht, daß die verſchiedene Zubereitung auch bei dieſem Medicamente den Effect ſowol ſicherer, als gefährlicher machen könne. Wiewol ich deswegen etwas weitläuftiger davon gehandelt habe; weil theils das Opium ſo ein Mittel iſt, welches leichte den gröſten Schaden anrichten kan, und alſo wohl werth ſcheinet, daß man es genau kennen, und recht ſicher gebrauchen lernet, theils aber auch, damit ich meinem §o 1. gethanen Verſprechen einiges Gnüge thun, und von dem beſondern Gebrauche der Medicamente bisweilen etwas nüzliches mit beibringen mögte.

§. 47.

Ich wende mich nun zu derjenigen Verbeſſerung des Opii, die durch verſchiedene Zuſäze geſchieht, und die ſich eigentlich, wenn ſie anders vernünftig heraus kommen ſoll, darauf gründet. Man befindet nemlich, daß die Würkung des Opii darinne beſtehet, daß es mit ſeinen widrigen Dämpfen die natürliche Kraft der Nerven und Blutgefäſſe ungemein ſchwächet, und den Umlauf des Geblüts hemmet, ja endlich wohl gar aufhebet. Wenn man nun dieſes verhindern will: ſo muß man dem Opio billig ſolche Dinge beimiſchen, welche die ſchwachen Bewegungen des Bluts und der Nerven wieder befördern, oder verſtärken, und alſo dasjenige auf der einen Seite einiger maſſen wieder erſezen, was das Opium auf der andern Seite allzu ſehr ſchwächet; da denn aus dieſen zweien, der Würkung nach ganz verſchiedenen Mitteln, gleichſam ein neues hervorgebracht wird, welches auf eine ſichere Art eine lindernde Kraft erweiſet, wenn es nemlich zu rechter Zeit, und unter gehörigen Umſtänden gebrauchet wird. Da nun inſonderheit die purgirenden, Schweistreibenden, balſamiſchen und gewürzhaften, wie auch die Urinbefördernden Mittel in unſern Körper ſtärkere Bewegungen zu erregen vermögend ſind: ſo hat man alſo daher Gelegenheit genommen, dieſelben vornemlich zu Verbeſſerung des Opii zu erwehlen, und man hat bis dato z. E. durch Zuthuung verſchiedener Purganzen die Wildeganſiſchen und Starkiſchen Pillen, durch Beimiſchung einiger balſamiſchen, und vor die Bruſt dienlichen Sachen die pilulas de ſtyrace, durch Zuſaz einiger Schweistreibenden alexipharmacorum, den ſowol gemeinen, als himmliſchen Theriak, und das diascordium Fracaſtorii, &c. durch Zuthuung ein und anderer Gewürze und ſtarkenden Sachen, als des Weins, das laudanum liquidum Sydenhami, und endlich, da man Harntreibende Medicamente, wie die Weinſtein- und Spiesglas-Tincturen damit vereiniget hat, tincturas nephriticas, oder auch durch Zumiſchung der terebinthinæ Venetæ, oder des balſami de Copaiva, folgende Pillen, heraus gebracht, die in Steinbeſchwerungen dienlich ſeyn ſollen: Rec. cinnabaris præp. drachmam ſemis, ſuccini præp. ſcrupulum unum, laudani opiati grana X.

balſ. de Copaiva. S. terebinth. Ven. q. ſ. M. f. pilulæ pondere grani unius. D. ſ. Pillen zu 5. bis. 10. Stuk.

§. 48.

Und wer wolte endlich alle die durch verſchiedene Zuſäze unternommene Verbeſſerungen des Opii anführen. Sie mögen aber Namen haben, wie ſie wollen; ſo müſſen doch die Zuſäze, wenn man anders was Gutes damit ausrichten will, ſo beſchaffen ſeyn, wie ich vorhin geſaget habe, nemlich daß ſie die ſchwächende Würkung des Opii durch ihre ſtärkende Kraft beſtmöglichſt mindern können. Daher man auch im Gegentheil diejenigen correctiones billig vor ſchlecht halten mus, worinne dieſes nicht inacht genommen wird, und wo noch dazu andere Schlafmachende, und die Nerven ſchwächende Dinge, als der Bilſenſaft, und Saame, der Bibergeil, und Safran mit dem Opio verſezet werden; wie man dieſes in der maſſa pilularum de cynogloſſa findet, die, wenn ſie nach der gemeinen Art bereitet iſt, allerdings unter die ſchlechtern correctiones opii gehöret.

§. 49.

Ohnerachtet man nun bei allen dieſen jezt erzehlten Verbeſſerungen des Opii dieſes zum Zweke hat, daß man nemlich ihren Gebrauch ſicherer machen will; und es dahero ſcheinen mögte, daß es einerlei ſey, ob man ſich des einen, oder des andern opiati bediente; und dadurch die heftigen krampfhaften Bewegungen der Nerven in vorkommenden Fallen zu beſänftigen ſuchte: ſo findet man doch, daß ihr Effect einiger maſſen unterſchieden iſt, und daß das eine in gewiſſen Krankheiten beſſer thut, als das andere. Denn alſo hat man bisher wahrgenommen, daß die pilulæ de ſtyrace, wenn ſie zumal mit einem purgante, als mit der maſſa pilularum aloephanginarum, oder de ſuccino Cratonis verſezet werden, in heftigen Huſten am beſten bekommen, und daß ſowol der gemeine, als der himmliſche Theriak in Brechen, Bauchflüſſen, Colik, und Schluken ꝛc. das diaſcordium Fracaſtorei aber in Blutflüſſen und hizigen Fiebern; weil ſie die Ausdünſtung der Haut, die ohnedem in dieſen Krankheiten unterbrochen iſt, befördern, bequemer als andere opiata ſtatt finden, ingleichen daß die Wildeganſiſchen und Starkiſchen Pillen, entweder an ſich alleine, oder mit zwei Theilen des extracti panchymagogi Crollii vermiſcht, in ſo ferne ſie nemlich den Leib zugleich öfnen, in der Windſucht und Verſtopfungs-Colik, beſonders gut thun. Und obwol einige Aerzte dieſen Unterſchied wenig achten; ſo glaube ich doch, es wird beſſer ſeyn, alles mit zureichenden Grunde, ſo viel möglich, auch hierinne zu thun, als ohne denſelben zu handeln.

§. 50.

Verſchiedene Würkung der Bibergeil Arzneien.

Daß der Bibergeil, und die daraus bereiteten Medicamente den Krampf lindern, und ſonderlich denen Weibsperſonen gegen die Mutterplage zuträglich ſeyn, iſt zur Gnüge bekannt. Wer weis aber auch nicht, daß dadurch öfters übel ärger gemacht, und die Krankheit vermehret wird, wenn man ſolchen Leuten dergleichen Medicin eingibt, die keine übelriechende Dinge, wie der Bibergeil iſt, vertragen können, und denen auch daher die vorerwehnten Pillen nicht allzu wohl zu rathen ſind? Ferner geſchieht es, daß die caſtorina in der ſogenannten Mutter-Colik, und in andern Bauchgrimmen, das von verſchloſſenen Winden unterhalten wird, nicht ſelten eine heilſame Kraft haben, die Blehungen fortzutreiben, (vis carminativa) die man doch ſonſt eigentlich denen ſtärkenden Mitteln zuzueignen pflegt. Sie thun aber dieſes, in ſo ferne ſie den Krampf ſtillen, der die Gedärme zuſammen ziehet, und den Abgang der Blehungen verhindert, eben ſo wie das Opium die Ausdünſtung der Haut befördert, wenn nemlich die von Krampfe zugeſchloſſenen Schweislöcher dieſelbe zurüke hält. Wovon des ſeel. D. Etmüllers Diſſertation de virtute opii diaphoretica nachgeleſen zu werden verdienet.

§. 51.

Würkung des Safrans.

Daß der Safran eine Kraft beſizet, den Krampf und Schmerz zu ſtillen; wenn er mäſig genommen wird, iſt eine bekannte Sache, ſo wie er hingegen in reichlicher Doſi ſchlaff macht, und groſſen Schaden erwekt. Ja man hat Exempel, daß der bloſſe ausdämpfende Geruch deſſelben, in verſchloſſenen Zimmern, ſo wie von Opio, die Menſchen zum tiefen Schlaf gebracht, oder wohl gar getödet hat, zum ſichern Merkmale, daß deſſen verſchiedener Gebrauch eine veränderte Würkung hervor bringet. Er wird aurum vegetabile genennet, theils weil er dem mineraliſchen Golde an Farbe ähnlich iſt, theils aber weil er ſich wie dieſes, ungemein ſtark austheilen läſt; indem man mit einem einzigen Grane deſſelben eine groſſe Quantität Waſſer färben, und mit einem Safrangeruche verſehen kan. Es ligt aber ſeine, nach Beſchaffenheit des Gebrauchs, unterſchiedene, ſowol beruhigende, als Schlafmachende Kraft in ſeinem zart ausdünſtenden und ſehr theilbaren Weſen, welches mit denen darinnen befindlichen zarten ölichten Theilen verknüpfet iſt, und ſich daraus abnehmen läſt; weil es durch länge der Zeit, wenn der Safran offen ligt, nach und nach abnimmt, und davon fliegt, oder auch durch Kochen in offenen Gefäſſen gar davon geſchieden werden kan. Man bedienet ſich des Safrans in Pulver, in Extracte, und in der Eſſenz, die ſowol mit Spiritus, als mit Waſſer bereitet wird, und wie geſagt, wenn er in gehöriger Doſi gebrauchet wird: ſo lindert er den Krampf und die Schmerzen auf eine ſehr heilſame Art. Denn wie alle vaporoſa, wenn ſie in gröſſern Grade die Nerven und Blutgefäſſe ausdehnen, und die Circulation des Bluts anhalten, eine Schlafmachende gefährliche Würkung thun: ſo beſänftigen ſie auch im Gegentheil die Schmerzen auf eine ſichere Weiſe, wenn ſie die von Krampfe zuſammen gezogenen Gefäſſe und Nervenhäutgen in geringern Grade erweitern und ſchlaff machen.

§. 52.

Was die beſondern Tugenden anlanget, die man von dem Safran zu rühmen pfleget: ſo wird er der Bruſt inſonderheit zuträglich gehalten, in ſo ferne er den Kramf der Bruſtnerven und Lungengefäſ ſe mäſiget, und die davon entſpringende krampfartige Bruſtkrankheiten, als troknen convulſiviſchen Huſten und Engbrüſtigkeit mindert. Man verordnet ihn auch daher in verhinderten Auswurfe des Bruſtſchleims; und in der That ſo wird auch derſelbe, wenn er nemlich mit ſeiner eingreiffenden Schärfe einen Krampf verurſachet, und davon zurüke gehalten wird, durch den Gebrauch des Safrans fürtreflich gemildert, und zum Auflöſen gebracht. Doch dieſer heilſame Effect erfolget hingegen keinesweges; ſondern der Auswurf wird vielmehr gehemmet, wenn die Materie, die ausgeworffen werden ſoll, ſehr zähe iſt, und wegen Schwachheit der Lunge nicht ausgeworffen werden kan.

§. 53.

Nechſtdem ſagt man gemeiniglich von dem Safran, daß er innerlich gebraucht das Geblüte in einige Wallung ſeze, und er wird daher aus dieſen Grunde zu Beförderung der Monatszeit der güldnen Ader, und des fluxus lochiorum, als ein treibendes Mittel angerathen. Nun läugne ich zwar dieſe ihm beigelegte Würkung im geringſten nicht; weil ich ſonſt der untrüglichen Erfahrung widerſprechen würde. Das iſt aber eine andere Frage, die billig noch weiter zu unterſuchen iſt: ob nemlich der Safran dieſen treibenden Effect mit ſeinem erhizenden Weſen verrichtet, oder nicht? Denn ohne Zweifel müſte dieſes in dem weſentlichen Oele deſſelben (oleum eſſentiale) enthalten ſeyn; welches aber deshalb nicht wahrſcheinlich heraus kommt; weil ſolches nur in ſehr geringer Portion darinne befindlich iſt, und kaum von einer groſſen Quantität Safran erlanget, und dargeſtellet werden kan. Von den reſinöſen und reizenden Theilen aber mag die erwehnte treibende Kraft auch nicht füglich hergeleitet werden; weil derſelben nach Proportion ebenfalls nur wenige im Safrane ſind, indem ſich davon mehr und beſſer mit Waſſer, als mit Spiritus ausziehen läst. Es mus ſolche alſo billig anders worinne geſuchet werden, und ich halte nicht ohne Urſache bevor, daß man einen unrechten Schlus macht, wenn man deswegen dieſen Medicamente eine erhizende Kraft zuſchreibt, weil es die Blutflüſſe zu erregen vermögend iſt. Denn es iſt zwar an dem, daß hizige Dinge das Geblüte rege machen, und durch die dazu geſchikten Wege fortreiben. Man darf aber dieſen Saz nicht umkehren, und ſagen; daß alles dasjenige, was den Abgang des Geblüts befördert, hizig ſey, wie diejenigen vorgeben, die aus dieſen Grunde den Safran vor hizig halten.

§. 54.

Wenn ich alſo meine unmasgebliche Meinung davon ſagen ſoll: ſo glaube ich, daß die treibende Würkung des Safrans von ſeinen ſubtilen Ausdämpfungen, womit er den Krampf zu lindern pflegt, urſprünglich herrühret. Denn wenn man die vorbeſagten Blutflüſſe anſieht: ſo kömt die Zurükhaltung derſelben, in ſo weit ſie von den Blutgefäſſen dependiret, entweder davon her, daß dieſelben zu ſchwach, ſchlaff und unvermögend ſeyn, das darinne gehäufte Blut fortzutreiben und heraus zu ſtoſſen; oder daß ſie vom Krampfe zuſammen gezogen ſind, und dem andringenden Geblüte keinen gehörigen Durchgang verſtatten. Iſt nun dieſes leztere, daß nemlich ein in den Blutgefäſſen vorhandener Krampf ſchuld iſt: ſo können krampflindernde Mittel, worunter auch der Safran gehöret, denſelben allerdings wegnehmen, und alſo dazu beitragen, daß das Geblüte, weil es keinen weitern Widerſtand findet, von ſelbſt hernach durchbricht, und fortgehet. Daß aber dieſe meine Meinung nicht ungegründet ſey, lehret die tägliche Erfahrung, da es nemlich ofte geſchieht, daß ſowol die Monatszeit, und güldne Ader, als auch der Abgang des Geblüts nach der Geburt, von Mutterbeſchwerung, Hypochondrie, Leibſchmerzen und Aergernis, die alleſamt krampfhafter Weiſe würken, entweder gänzlich zurüke bleibt, oder doch gemindert, und unordentlich gemacht wird. Und ſolchergeſtalt hat es mit dem Safran eben die Bewandnis, wie mit dem Opio, wenn es die Ausdünſtung der Haut nach §o 50. befördert. Denn ſo wenig man dieſen deshalb eine würklich erhizende und treibende Kraft zuſchreiben kan; eben ſo wenig kan man auch dieſelbe, eigentlich zu reden, dem Safran beimeſſen, wenn man an ihm bemerket, daß er den Abgang der vornehmſten Blutflüſſe befördert.

§. 55.

Man ſieht alſo hieraus, worauf es bei dem Gebrauche des Safrans, als eines treibenden Medicaments, in den beſagten Fallen vornemlich ankommt; und ich glaube gewis, wenn er zu der Zeit genommen wird, da eben kein Krampf im Körper vorhanden iſt, daß er die Blutflüſſe eher verhindern und ſtopfen, als befördern werde, daß alſo mithin an der Verſchiedenheit ſeines Effects in Anſehung des Gebrauchs im geringſten nicht zu zweifeln iſt. Sonſt begehen auch meines Erachtens diejenigen einen Irrthum in der Urſache, die demſelben aus eben dem Grunde, weil er das Blut treibet, eine zertheilende, oder incidirende Kraft beimeſſen. Denn, wer ſieht nicht daß man hier ebenfalls dieſen übereilten und falſchen Schlus macht? weil die incidentia die verſtopften Blutflüſſe wieder herſtellen, und der Safran dieſes auch thut, ſo hat er folglich eine reſolvirende Kraft. Alleine wo ſteht es denn geſchrieben, daß die zertheilende Mittel nur alleine dieſe Würkung thun ſollen, und mit welchem Rechte will man alſo auf den Safran folgern, und ihn in die Claſſe der würklichen incidentium ſezen? Doch endlich, wie einige geglaubet, der Safran die Traurigkeit benehmen, und vergnügt machen ſoll, iſt grundfalſch, und läſt ſich aus dem, was §o 51. von ſeinen würkenden Theilen iſt geſaget worden, leichte begreifen; indem dasjenige, was träge, ſchläferig und tumm macht, uns unmöglich luſtig machen kan; es müſte denn in ſoweit ſtatt finden, als der Safran den Krampf lindert, und die davon verhaltene Blutflüſſe nicht nur befördert, ſondern auch die daher entſtandenen Krankheiten curiren hilft. Da nun, wenn dieſes geſchicht, die Patienten nothwendig munterer und vergnügter werden: ſo geht es alſo noch wohl an, daß man ihm in dieſen Verſtande eine erquikende und frölich machende Kraft zuſchreibet. Doch gnug hiervon: ich müſte denn von der lindernden Würkung des Safrans in äuſſerlichen Umſchlägen noch was gedenken; welches aber zur Gnüge bekannt iſt, und keiner weitläuftigen Auslegung bedarf.

§. 56.

Antiſpasmodiſche Würkung des Salpeters.

Unter die ſicherſten antiſpasmodiſchen Mittel rechnet man heute zu Tage billig den gereinigten Salpeter. Denn er hat viele ſubtile Luft in ſich, und kan alſo die von Krampfe zuſammen gezogene Theile durch ſeine ausdehnende Kraft ſchlaffer machen; wiewol es kein Zweifel iſt, daß er dieſe ſeine Krampflindernde Würkung auch in ſo weit verrichtet; weil er kühlet. Denn indem er dieſes thut: ſo mindert er nicht nur die ſtarke innere Bewegung des Bluts, wodurch ſonſt immer mehr angreifende und zum Krampf reizende Schärfe in demſelben erzeuget wird; ſondern er befördert auch, wenn die innerliche Hize gedämpfet iſt, die höchſtnöthige Ausdünſtung der Haut, welche vorher nicht erfolgen konnte, ſo lange die Hize daurete, und die Schweislöcher von derſelben verſchloſſen waren. Da aber bekannt iſt, daß bei der Tranſpiration die krampfartige Spannung der Haut und Blutgefäſſe nachläst: ſo iſt kein Wunder, daß der Salpeter auch wegen ſeiner Kühlung ein antiſpasmodiſch Mittel abgibt. Und deshalb thut er zugleich in den gefährlichſten Entzündungsfiebern, wenn er zumal mit Campfer verſezt wird, ungemein gute Dienſte; weil doch, ſo lange die ſtarke Spannung der kleinſten Blutgefäſſe in den entzündeten Theilen währet, ohnmöglich eine Zertheilung des ſtille ſtehenden Bluts erfolgen kan. Sezt man aber auch dieſe Fieber bei Seite; indem ihre Cur mit dem Salpeter auch anders erkläret werden kan: ſo befindet man, daß dieſer in den mehreſten krampfhaften Krankheiten, wenn er anders eine heilſame und krampfſtillende Würkung thun ſoll, nur auf einmal in kleiner Doſi gegeben, und lieber wiederholet werden müſſe. Denn in gröſſerer Doſi würkt er ſonſt mit ſeinen Salztheilen, und kan alſo vielmehr ſtimuliren, und die empfindlichen Nervenhäutgen ſtärker prikeln, und reizen, wie davon bereits §. 23. wiewol unter andern Umſtänden und in anderer Abſicht, Erwehnung geſchehen iſt.

§. 57.

Verſchiedene Würkung des Salpetergeiſtes und *liquor. anodyni.*

Der verſüste Salpetergeiſt, und der liquor anodynus Hofmanni, haben zwar eigentlich eine Kraft, die Schmerzen auf eine ſichere und gelinde Art zu ſtillen, und die widernatürliche Spannung der Nerven in allerhand krampfhaften Krankheiten zu beſänftigen. Dennoch aber erweiſen ſie auch in andern Fällen, wiewol aus eben der Urſache, eine dem erſten Anſehen nach ganz andere Würkung. Nemlich ſie bringen unter andern in gröſſerer Doſi die Tranſpiration zuwege, in ſo ferne ſie theils das krampfigte Weſen in der Haut, daß dieſelbe verhindert, heilſamlich wegnehmen, theils aber auch weil ſie flüchtige Spiritus ſeyn, denen man eine gelinde Schweistreibende Kraft keinesweges abſprechen kan. Und eben ſo können ſie auch, zu anderer Zeitl, wenn ſie nebſt einen bequemen gnugſamen Getränke, in Verhaltung des Urins und Steins gebraucht werden, den Abgang deſſelben befördern, und zu Harntreibenden Mitteln werden; und zwar dieſes eben darum: weil ſie den in Harngängen vorhandenen Krampf, der an dieſer Verhaltung ſchuld iſt, beruhigen. Ja, wer weis nicht, daß ſie zugleich die Blehungen zertheilen und forttreiben, und alſo carminativa abgeben; da ſie, als ſpirituöſe Mittel die Dünſte in den Gedärmen nicht nur ausdehnen und rege machen; ſondern ihnen auch hernach, wegen ihrer beruhigenden Kraft, durch die relaxirten Gedärme einen freien Ausgang verſchaffen?

§. 58.

§. 58.

Würkung der Arzneien von Thieren.

Endlich werden von den Thieren, wiewol mehr aus Aberglauben, als aus wahrer Uberzeugung viele Sachen hergeholet, denen man eine beruhigende Eigenſchaft, und mittelſt derſelben eine faſt gewiſſe Würkung in der Epilepſie und convulſiviſchen Krankheiten zuſchreibet. Ob ich nun ſchon dieſes von einigen Mitteln dieſer Art nicht ganz in Abrede ſeyn will: ſo iſt doch ſo viel gewis, daß ſehr viel darauf beruhe, wie und auf was Art man ſie zurichtet, und in Gebrauch ziehet. Denn es wird kein Vernünftiger läugnen, daß man gar nicht von allen Præparatis derer aus dem Thierreiche genommenen Hülfsmittel eine antiſpasmodiſche Würkung behaupten könne; ſondern daß ſolche gar groſſen Abfall leide, nachdem man nemlich die Theile der Thiere, entweder nur blos an ſich eingibt, oder ſie kochet und brennet, oder ein flüchtiges Salz und ſtinkendes Oel daraus bereitet, oder auch dieſes leztere durch oftmaliges Ubertreiben rectificiret und reiniget; wie man an dem ſogenannten oleo animali Dippelii wahrnimmt, daß wenn es zu der Zeit, oder bei derjenigen Verfaſſung der Patienten gegeben wird, da die Schweislöcher offen ſind, in epileptiſchen Zufällen keinesweges zu verachten iſt.

§. 59.

Mein Abſehen iſt jezo nicht, alle Medicamente nach der Reihe durchzugehen, und ihre verſchiedene Würkungen zu unterſuchen; weil ich dieſes Gel. GOTT! einmal zu andrer Zeit thun werde. Da ich aber doch bis hieher die vornemſten und gebräuchlichſten betrachtet habe: ſo hoffe ich wenigſtens, man werde daraus ſchon ſattſam überzeuget ſeyn, daß die Würkungen der Arzeneien gar ſehr verſchieden zu ſeyn pflegen, wenn man ſie entweder verſchiedentlich zubereitet, oder in veränderter Doſi, und zu anderer Zeit eingibt, oder ſie auch überhaupt auf verſchiedene Art in Gebrauch ziehet.

C. F. D.

Einen veſten Leim zu machen, der ſich im Waſſer nicht auflöſet.

Auſſer dem gemeinen Leim, Hauſenblaſe und Hornleim, pfleget man ſich auch eines mit Bleiweis und Mennige vermiſchten Leinölfirniſſes zu bedienen, um allerhand Sachen von Glas, Stein und Bretern zuſammen zu fügen. Mit Eierweis und ungelöſchten Kalk werden zerbrochene ſteinerne Gefäſſe zuſammen geleimet. Arabiſch Gummi, in ſtarken Weingeiſt aufgelöſet, iſt auch gut, zerbrochenes Glas zu verbinden. Jedoch alle dieſe Arten von Leim werden durch folgende Erfindung übertroffen: Man zerſchneidet reine friſche und ſüſſe Käſe in dünne Scheiben, nachdem man vorher die äuſſerſte Rinde abgenommen. Man rühret denſelben in kochenden Waſſer ſo lange mit einem Kochlöffel um, bis er zu einem zähen Schleim wird, der ſich nicht mit dem Waſſer vermiſchet. Wenn nun der Käſe auf dieſe Weiſe verſchiedenemal in heiſſen Waſſer, welches immer friſch aufgegoſſen werden mus, umgearbeitet worden; ſo ſchöpft man ſolchen mit dem Löffel auf einen warm gemachten Reibeſtein und reibet denſelben mit ungelöſchten Kalk ab, bis er recht klebricht wird. Dieſer Leim iſt von ſehr beträchtlichen Nuzen. Zerbrochener Marmor und ſteinerne Gefäſſe werden damit ſo nett zuſammen gefüget, daß man es kaum wahrnehmen kan. Hölzerne Gefäſſe, die geborſten ſind, können damit ſo veſte zuſammen geleimet werden, daß ſie Waſſer tragen, weil dieſer Leim durch das Waſſer nicht aufgelöſet wird. Doch mus er vorher wohl getroknet ſeyn; welches in zwei bis dreimal vier und zwanzig Stunden geſchiehet.

Dieſer Leim iſt um ſo viel vorzüglicher, weil der Käſe, wie Herr Boerhaave mehr als einmal verſuchet, in keinem Scheidewaſſer oder Menſtruo aufgelöſet werden kan. Wir müſſen hierbei eines beſondern Leims gedenken, womit die Lappländer ihre Bogen zuſammen leimen, womit ſie Eichhörner ſchieſſen. Der Bogen wird aus zweierlei Holze gemacht, von Birken, welche biegſam, und von Dorn, der ſteif und hart iſt, und beide Theile werden in die Länge mit einem Leim zuſammen gefüget, den ſie auf folgende Art bereiten: Sie ziehen die Haut von groſſen Pörſchen ab, die ſie nachher troknen und alsdenn im kalten Waſſer einweichen, daß man die Schuppen abſchaben kan, welche weggeworffen werden. Vier bis fünf Stüke ſolcher Pörſchenhäute nehmen ſie zuſammen, wikeln ſie in eine Blaſe, oder in weiche Birkenrinde ein. Dieſe eingewikelten Fiſchhäute legen ſie in einen Topf mit kochenden Waſſer und einen Stein oben darauf, daß ſie immer unten im Waſſer bleiben, und laſſen ſie eine Stunde lang ordentlich kochen. Doch müſſen dieſe Fiſchhäute ſo ſorgfältig eingewikelt werden, daß ſie das heiſſe Waſſer nicht berühren kan. Hernach nehmen ſie ſolche aus der Blaſe heraus, wenn ſie weich und klebricht ſind, und leimen ihre Bogen damit, welche ſo feſte werden, daß eher das Holz, als der Leim, der ſie zuſammen hält, verlezet wird.

Anmerkungen über den giftigen und tödlichen Dampf derer Schmiedekohlen.

Es kan alles Gift überhaupt in zwei Claſſen nach ſeinen Wirkungen eingetheilet werden, deren eine, worunter das Arſenicum, Sublimat und dergleichen gehören, verrichtet ſeine Schädlichkeit durch Corroſion, oder Zerbeiſſung derer Eingeweide, woraus eine ſchnelle Inflammation und der Tod erfolgen mus. In die andere Claſſe gehöret das Opium und andere Narcotica, und deren Schädlichkeit beſtehet darinnen, daß ſie in den Körpern alle Säfte verdiken, zäh machen, und gleichſam zuſammen leimen, daß ſolche nach geringerer oder gröſſerer Doſi, entweder ſchwerlich oder gar nicht mehr circuliren können. Gleichwie nun dieſe leztere Arten von Gift natürlicher Weiſe, vor den erſteren geweſen und älter ſind als die durch Kunſt bereitete; alſo mögen in alten Zeiten einige, welche ſich vor Vergiftung gefürchtet, nach und nach ihre Natur ſolchergeſtalt hieran gewöhnet haben, daß es ihnen nicht mehr ſchaden können; wie man denn verſichern will, daß viele Türken öfters vom Opio etwas im Munde tragen, und daran käuen ſollen, ohne ſich übel darauf zu befinden. Ob nun gleich das Opium vor Zeiten von vielen Medicis wegen ſeiner Schmerzſtillenden Kraft ſehr gerühmet und öfters gebrauchet worden, ſo recommendiren doch heutiges Tages erfahrne und gewiſſenhafte Medici, daß hierbei jedes-mal groſſe Vorſichtigkeit nöthig ſeye; indeme ſelbiges die Natur gleichſam trunken, dumm und ſchläfferig mache, daß ſie von allen heilſamen Bewegungen ab- und den Körper in einer Unempfindlichkeit laſſe, und wenn die Natur ſich endlich mit Mühe durchgearbeitet, die Schmerzen deſto heftiger wieder kommen deſto länger anhalten, und bei wiederholtem Gebrauch der ſtillenden Arzneien es am Ende doch gemeiniglich übel ablauffe; wohin auch einige das Caſtoreum mit rechnen, daß ſolches zwar ein Remedium famoſum genennet werde, in der That aber ein Fumoſum ſey, welches den Kopf benebele, und die Spiritus vitales träge mache. Nunmehro wende mich zu dem giftigen Dunſt der Schmiedekohlen, wovon durch viele Exempel verſichert wird, daß ſolcher in verſchloſſenen Orten, Menſchen und Vieh ums Leben gebracht habe; daß aber dieſes nicht durch eine Art der Erſtikung geſchehen ſey, wie insgemin geglaubet, und die Erſtikung von friſchem fermentirenden Wein und Bier ꝛc. dabei zum Gleichnis angeführet wird, ſtehet dadurch leichtlich zu erweiſen, daß bei dieſen ein Menſch, wenn er in einen ſolchen Keller kommet, alſobald verſpühret, daß ihm durch die Spirituoſität der Othem benommen, und er dadurch genöthiget wird, in der gröſſeſten Eile ſich zurük zu begeben, und freie Luft zu ſuchen, bei jenem aber wird man dieſes niemalen wahrnehmen, und allezeit die Lunge voller Luft ziehen können, ob ſich gleich erſt hernach deſſen Schädlichkeit bei einem der nicht durch die Gewohnheit bei einer robuſten Natur hierzu gehärtet, wie die Schmiede und andere, ſo ſtets darbei arbeiten müſſen, und die Türken bei ihrem Opio) mit verurſachtem hefftigem Kopffweh und Zittern der Glieder äuſſert; woraus von ſelbſt folget, daß der Kohlendunſt mit dem Opio in eine Claſſe gehöre, und auf eben die Art wie dieſes den lebendigen Körpern tödlich werden könne, nt, da er die Säfte verdiket, zäh und zur Circulation untüchtig, mithin den Schlaf immer tieffer und feſter macht, ſo, daß wenn nicht durch ſonderbare Schikung GOttes etwas darzwiſchen kommet, der Schlaf den Schlaffenden ſeinem Bruder, dem Tod überantwortet. Wer daran zweiffelt, ob der Dampf einen zähen Schleim mache, der nehme eine angezündete Tabakspfeiffe, wikele ein Schnupfftuch um den Tabakspfeiffenkopff, und blaſe den Dampf durch die Röhre in eine Bouteille, verſtopffe ſolche, und ſeze ſie hin, ſo wird er folgendes Tages den zähen Schleim finden, und hiervon kommet es, daß bei den mehreſten das Tabakrauchen nur nach und nach gelernet wird, ſchwache Naturen aber ſolchen gar nicht vertragen können. Daß aber die Schmiedekohlen, nicht allezeit gleich giftig ſind, wird von den wenigſten wahrgenommen, woran es liege: es rühret aber dieſes von nichts anders als von der wenigern oder mehrern darinnen befindlichen Feuchtigkeit her, weilen dieſe gleichſam das Vehiculum iſt, womit das narcotiſch Gift (das ſonſten ſpirituel iſt) körperlich gemacht wird, daß es deſto bequemer und tieffer in die lebendigen Körper eindringen, behängen bleiben und Schaden verurſachen kan. Wer dieſes nicht glauben wollte, könnte nur wohl angeglüete Schmiedekohlen, oder auch Kohlen aus einem Bakofen, mit Waſſer löſchen, und denn wieder Feuer damit in einer Köhlpfanne anglimmen laſſen, ſo wird er des ſchädlichen Dunſtes genugſam und handgreiflich überführet werden: thut man aber wohl angeglüete Kohlen in einen groſſen eiſernen Hafen, der mit einer Stürze oder Dekel geheb geſchloſſen werden kan; ſo verlöſchen ſelbige, und können hernach ohne Schaden der Geſundheit wieder gebraucht werden. Viele, welche ſich der Schmiedekohlen in der Haushaltung bedienen, legen ſelbige (ob ſie ſchon vom Regen naſs ſeyn mögen) in feuchte Keller, und denn ſind und bleiben ſie vom Anfang bis zum Ende gedoppelt giftig; Dannenhero viel rathſamer, daß man 1) ſorge die Kohlen, wo möglich troken ein, und unter Dach zu bekommen; 2) ſolche auf eine trokene luftige Kammer oder Boden zu legen, ſo wird kaum die halbe Gefahr, als ſonſten dabei ſeyn; welches zu Vermeidung des Schadens an der Geſundheit, hiedurch wohlmeinend mitgetheilet wird von Experto crede Ruperto.

Zufällige Gedanken über das menſchliche Leben.

Wir befinden uns, ehe wir noch durch die Geburt den Schauplaz dieſer Welt betretten, in einer Unempfindlichkeit, welche derjenigen gleich ſeyn wird, in die wir nach dem Tode dem Leibe nach verfallen werden. Von der Geburtsſtunde an bis zu dem lezten Augenblik unſers Todes wandeln wir in einem Zwiſchenraume, welchen man das Leben nennet, und dieſer beſtehet in einer immerwährenden Abwechſelung von Luſt und Verdruſſe, Glüke und Unglüke, Betrübniſſe und Freude. In den erſten zehen Jahren unſers Lebens haben wir noch dunkele Begriffe von den Dingen, ſo um uns ſind. In den darauf folgenden fangen wir erſt an zu empfinden, daß wir eine Fähigkeit beſizen, groſſe Dinge zu begreiffen, und dereinſt nüzliche Mitglieder des gemeinen Weſens zu werden. Aber dieſer angenehme Zeitpunkt iſt leider einer ſteten Flüchtigkeit unterworfen, und man hat die wenigſte Begierde, zu einer ſolchen Zeit etwas zu faſſen und zu begreiffen, in welcher man die gröſte Fähigkeit darzu beſizet. In dem zwanzigſten Jahre wiſſen wir nicht einmal richtig zu denken, und in unſerer Mutterſprache uns vollkommen auszudruken. Laſſet uns den Fall ſezen, daß in einem Hauſe zu einer Stunde die Frau im Hauſe mit einem Kinde darnider käme, die Kaze Junge brächte, das Huhn ſein Ey ausbrütete: Wir werden alsdann mit Erſtaunen gewahr werden, wie nach einer kurzen Zeit von einem Monate das junge Huhn ſeine Kräfte vollkommen zu gebrauchen weis, die jungen Kazen die luſtigſten und poſſirlichſten Sprünge machen, das Kind hingegen noch eben ſo dumm ſeyn wird, als es vor vier Wochen geweſen, da es auf die Welt gekommen iſt. Sollte nicht die Schuld von dieſer Unfähigkeit in den Werkzeugen unſers Körpers gegründet ſeyn? Je älter wir werden, deſto gröſſer wird unſer Verlangen zur Glükſeligkeit. Wir ſezen den Eheſtand zum Ziele unſers Vergnügens, als mit welchem daſſelbe, wie wir denken, ſeinen Anfang nehmen werde. Eine Mannsperſon, ſo lange ſie noch im ledigen Stande lebet, ſcheinet mir ein recht verdrüsliches Geſchöpfe zu ſeyn. Es mag ein noch unverheiratheter junger Menſch Gelehrſamkeit beſizen, ein Hofmann, Soldat oder Kaufmann ſeyn, ſo wird das ſchöne Geſchlecht mit Recht doch immer an ihm etwas zu tadeln wiſſen, und von ihm ſagen, daß er noch nicht alles, was ein vollkommener Umgang erfordert, beſize. Kurz, er führet in ſeiner Einſamkeit ein recht rohes und melancholiſches Leben, ſein ganzes Weſen iſt noch nicht gebildet. Seine Aufführung im Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte verfällt entweder auf das lächerliche, oder iſt verdrüslich. Selten kommt es, daß ſie gefällt. Um von dieſen Vorwürfen ſich zu befreien, räth man ihm, ſich in ein eheliches Bündnis einzulaſſen. Er ſelbſt empfindet ein heimliches Sehnen und Verlangen nach dieſem angenehmen Stande bei ſich. Das Schikſal zeiget ihm eine Schöne, deren liebliche Bildung ihm gefällt. Er wird in dieſelbe verliebet; er entdeket ihr anfangs auf eine heimliche Weiſe die Regungen ſeines Herzens;

endlich waget er es, der Schönen ſeine Empfindungen deutlicher zu erklären. Er thut ſeinen verliebten Antrag; er thut ihn nicht umſonſt, und wird erhöret. Beide werden bald darauf mit einander eins, ihre reine Liebe mit dem feſten Bande der Ehe zu krönen. Die Eltern, die von ferne den zärtlichen Umgang beider Verliebten bishero angeſehen, geben ihre Einſtimmung darzu. Man machet alle Anſtalt zu der Hochzeit. Der Hochzeittag erſcheinet. Das ganze Haus wird auf das prächtigſte aufgepuzet. Man verſiehet die Tafel mit den koſtbareſten Speiſen und köſtlichſten Getränken. Die ganze Verwandſchaft und alle gute Freunde werden, um das Vergnügen zu vermehren, mit eingeladen. Sie erſcheinen. Scherz und Frölichkeit beleben ihre Geſichter. Die Braut, ſtolzer als eine Königin, geſchmükter als eine Göttin, tritt in voller Majeſtät einher. Die Trauung wird verrichtet. Man gehet zur Tafel. Scherz und Lachen werden verdoppelt. Muſik und Wein erhalten die Frölichkeit der Hochzeitgäſte in immer gleicher Stärke. Man tanzet, und endlich begleitet man das neue Ehepaar zur Ruhe. Einige Tage werden noch mit gleichem Vergnügen hingebracht. Die junge Frau nimmt endlich von ihren Eltern einen zärtlichen Abſchied, und der Vater gibt ſeinem neuen Schwiegerſohne einen beträchtlichen Brautſchaz mit, um ihm die Bürden des Eheſtandes dadurch zu erleichtern.

Unſer Ehepaar lebet in einem ungeſtörten Vergnügen, (denn dieſes trift doch nicht bei allen Ehen ein) mit einander. Ein unverhofter Tod verurſachet endlich eine ſchmerzhafte Trennung. Das ganze Haus geräth in die äuſſerſte Beſtürzung. An allen Orten deſſelben erſchallet ein klägliches Weinen und Wehklagen. Alle Zimmer werden mit ſchwarzem Tuche behänget. Eltern, Verwande und Freunde kommen in Flor verhüllet zuſammen, und bezeigen dem erblaſſeten Leichnam unter Vergieſſung vieler Thränen die lezte Hochachtung. Vier Wochen werden in der tiefeſten Traurigkeit hingebracht. Man ſuchet indeſſen alle Troſtgründe hervor, den betrübten Witwer zu ermuntern. Nach vier Wochen nimmt die Betrübnis allmählig wieder ab. Die Verwande kommen wieder zuſammen. Allein ihre Blike entdeken dem noch traurenden Witwer ein noch heimliches Mistrauen, ſo ſie gegen ihn hegen. Man ſpricht nicht mehr vom Troſte im Elende, und von Mitteln gegen die Traurigkeit. Man ſpricht von Beſtellung der Vormünder für die noch unmündige Waiſen, oder von Herausgebung des Brautſchazes, und von Erbfolgerechte; man geräth darüber in Zank und Streit, und nimmt mit der gröſten Feindſchaft Abſchied von einander.

So iſt der Stand beſchaffen, welchen der Menſch als den Sammelplaz alles Vergnügens anſiehet. Allein die übrigen Zeitpunkte unſers Lebens ſind nicht viel beſſer. In den Jahren, in welchen man noch Munterkeit und Lebhaftigkeit beſizet, was groſſes zu verrichten, verhindert uns oftmals der äuſſerliche Mangel an dieſem und jenem. Kommt das Alter, ſo wird man vollends ungeſchikt, was wichtiges zu leiſten, und lebet ſich ſelbſt zum Verdruſſe. Schade, daß der Menſch ſeine Lebensumſtände nicht ſo einrichten kan, als er es gerne wünſchet. Ich wenigſtens, würde das Meinige ſo eingerichtet haben, daß es mit lauter Vergnügen und Anmuth wäre verbunden geweſen. Von meinem dreizehenden Jahre an bis in mein vierundzwanzigſtes wäre ich ein Frauenzimmer geworden: hernachmals würde ich zu dem männlichen Geſchlechte übergegangen ſeyn: ich hätte dabei eine beträchtliche Bedienung erhalten müſſen, und dann wäre ich ein ehrenvoller Auctor geworden. Gewis, ich mag das menſchliche Leben betrachten, wie ich nur immer will, ſo fällt mir immer die Frage ein, ob es ſich auch der Mühe belohnet, daß man ein Menſch geworden iſt? Laſſet uns dieſe Frage unerörtert auf ihrem Werthe und Unwerthe beruhen. Glükſelig! wer für ſich allein in ſeiner ſtillen Einſamkeit, ohne den Reizungen der Ehre, der Wolluſt, und des Reichthumes, Gehör zu geben, die Tage ſeines Lebens mit Zufriedenheit hinzubringen weis,

Der frei vom Joche der Geſchäfte
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend macht.

v. Haller.

Vortheile des Todes im geſelligen Leben.

Die alten Egyptier hatten bei ihren vornehmſten geſellſchaftlichen Zuſammenkünften die Gewohnheit, daß ſie von jemand, der dazu beſtellet war, einen Sarg mit dem Bilde eines toden Menſchen, oder wie andere ſagen, eine würkliche Leiche hinein bringen, und in der Geſellſchaft herum tragen lieſen, wobei dieſe Worte ganz laute und vernehmlich wiederholet wurden: Siehe dieſen an, und ſey frölich; denn ſo, wie dieſer iſt, wirſt du auch ſeyn, wenn du tod biſt. So ſehr dieſe Vorſtellung des Todes in den folgenden Zeiten, und bei andern Völkern zur Reizung der Uppigkeit iſt gemisbrauchet worden; ſo iſt mir dennoch immer merkwürdig geweſen, daß dieſes Volk bei ſo finſtern Zeiten ſo ſtark, und ſo weiſe geweſen iſt, mitten aus dem der Natur Erſchreklichſten, neue Gründe zur geſelligen Freude herzunehmen. Und in dieſem Stük ſind ſie allerdinds nachahmungswürdig. Wir, die wir erleuchteter ſind, denn ſowol die Vernunft, als Offenbarung, und dieſe leztere in dem gewiſſeſten Lichte die Unſterblichkeit unſerer Geiſter zeiget, und uns Waffen genug an die Hand gibt, alle Furcht und Schreken dieſes unerbittlichen Zerſtörers des menſchlichen Geſchlechts zu überwinden, haben weit herrlichere Gründe, aus dem Tode angenehme Wahrheiten hervor zu holen. Es iſt eine allgemeine Wahrheit, daß die Natur uns vor jedes Ubel mit einem hinlänglichen Mittel verſiehet. Da nun der Tod in unſerer Natur gegründet iſt, und aus der Zerſtörlichkeit unſers Leibes nothwendig kommen mus, ſo finden wir uns mit einem Verſtande ausgerüſtet, der, wenn er recht angewendet wird, uns nicht nur den Tod verächtlich macht, ſondern

dern auch eben aus dem Tode Gelegenheit nimmt, uns Bewegungsgründe und Arten an die Hand zu geben, wie wir ſo vergnügt leben ſollen und können, als es uns nur möglich iſt, eben darum, weil wir ſterben müſſen.

Jch bin nicht geſonnen, meinen Leſern eine lange Predigt vom Tode vorzulegen. Jch will ihn gegenwärtig nicht betrachten als eine Trennung der Seele von ihrem Körper, ſondern die Erklärung des Geſelligen iſt dieſe: **Der Tod iſt die Trennung unſerer Perſonen aus der Geſellſchaft.** Dieſes wird uns gute Anmerkungen zum Beſten des geſelligen Lebens an die Hand geben, und zwar auf einer andern Seite betrachtet, als es ſchon in einem der vorhergehenden Stüke geſchehen iſt. Jch mag dieſe Trennung betrachten, auf welcher Seite ich will, ſo finde ich ſie der Geſelligkeit vortheilhaftig.

Ein immerwährendes Leben würde, bei der mit der Beſchaffenheit des Körpers nothwendig verknüpften Gebrechlichkeit und Unbequemlichkeit des hohen Alters, uns einander ungemein beſchwerlich machen. Die täglich dazu kommende Jugend würde uns ſo, wie wir ihr, widerwärtig und verächtlich werden; und wir würden ſelbſt gar bald einen ekelhaften Überdrus gegen einander verſpüren, der ohnedem den Alten ſo natürlich iſt. Unſere abnehmende Kräfte würden nicht mehr hinlänglich ſeyn, uns die zum annehmlichen Leben ſo unentbehrlichen Veränderungen, die nur von der jugendlichen und männlichen Munterkeit entſtehen, zu verſchaffen; und das Gähnen, welches die Langeweile begleitet, und aus dem Mangel der Lebhaftigkeit entſtehet, würde den Plaz munterer Unterredungen und geiſtreicher Einfälle unausbleiblich einnehmen. Jm Gegentheil entreiſt uns der Tod allen dieſen Unbequemlichkeiten, er nimmt die Perſonen, welche unnüz, zu viel und überlei werden, weg, und macht vor andere Raum, die das Leben der Geſellſchaft beſtändig unterhalten, und durch neue Geſichter das Vergnügen erneuern.

Die neu Auftretenden löſen, zu groſſem Vortheil des geſelligen Lebens, die Alten ab, indem die neue Miſchung der Temperamente neue Arten von Ausübung der Tugenden uns bekannt machen, und durch tauſend abändernde Kleinigkeiten der Geſellſchaft neue Einſichten und Empfindungen mittheilen. Daher kan ich mit dem gröſten Recht ſagen, daß der Tod das Band der Geſellſchaft im eigentlichen Verſtande genennet werden müſſe, und es veſter verknüpfe, durch die Trennung einiger Perſonen aus derſelben. Denn nach dem Sprüchwort: **Gleich und gleich geſellet ſich gerne,** würden die ewigen Alten eine beſondere Verſammlung vor ſich anſtellen, und in einer beſtändigen Entfernung von der jüngern Welt leben; dieſe hingegen würden ſich nur unter einander ergözen, und ſich weder mit den Vorhergehenden, noch mit den Nachkömmlingen geſellig zuſammen ſchlieſſen. Alſo würde eine allgemeine Geſelligkeit der verſchiedenen Alter unter einander, in einer Welt, die von unſterblichen Menſchen bewohnet würde, etwas unmögliches ſeyn; da im Gegentheil nunmehr der Tod, wie er zulezt alle gleich macht, alſo auch die Gemüther der Menſchen vom verſchiedenen Alter zu mehrerer Geſelligkeit neiget, indem er diejenigen entfernet, deren Schwachheiten des Alters die Geſelligkeit hindern würden.

Es möchte zwar ein Liebhaber des Lebens das, *wenn wir nicht ſtürben!* noch mit einem andern *wenn* vermehren, und ſagen, *wenn wir die Beſchwerlichkeiten des Alters nicht fühlten!* Dem aber dienet zur Antwort, daß wir in dieſer Welt leben, und nicht in einer andern, und daß der Geſellige, ſo wie er ſelbſt ſterblich iſt, nur für ſterbliche Menſchen ſchreibe, die allerſeits den Beſchwerlichkeiten des hohen Alters, vermöge einer natürlichen Nothwendigkeit, unterworſen ſind. Ich werde dieſen Fragern in jener Welt antworten, wo wir ewig leben, ohne alt zu werden. Eine wichtigere und ſchwerere Einwendung wird von dem frühern Tode angenehmer und der Geſellſchaft nüzlicher Perſonen hergenommen: ſollten uns aber die traurigen Vorſtellungen davon nicht im Gegentheil vielmehr antreiben, uns durch das geſellige Leben ſolcher Perſonen recht zu bedienen; und ſie ſo viel zu nuzen, als es nur möglich iſt? Sollte dieſes uns nicht ſelbſt antreiben, alle unſere Kräfte der Geſellſchaft darzubieten, und ſo viel Gutes zu würken, als wir können.

> Fugit interea, fugit irreparabile tempus.
> Indeſſen flieht, ſie flieht, die unwiederbringliche Zeit.

Je kürzer wir, der Vermuthung nach, zuſammen ſind, je enger ſollen wir uns zuſammen thun und an einander fügen, aus vielerlei Urſachen. Denn eines theils benimmt der Morgen uns oft durch unſern oder des andern Tod die Gelegenheit und Zeit zu einer geſelligen Handlung, die wir heute noch recht gut hätten verrichten können. Wie viele ſchieben ihre gute geſelligen Thaten, ich weis nicht, aus was vor allerlei Gründen, bis zu einer Zeit aus, die ihrer Meinung nach bequemer iſt, aber vielleicht nicht kommen wird. Ich kenne Leute, die ihren Freunden ihre Gewogenheit durch ihren lezten Willen zu erkennen geben wollen, die ſolches bald dieſem, bald jenem von ihren Bekannten, und nach der Reihe ihren Kindern, je nachdem ſie dieſes mal der Tochter, das andre male dem Sohne gewogner ſind, nicht undeutlich merken laſſen. Die guten Herren, oder guten Mütter, vergeſſen aber das vornehmſte: ſie machen kein Teſtament, und niemand wird ihres guten Willens froh. Eben ſo kommen mir diejenigen vor, die immer eine künftige Zeit erwarten. Die fleiſige Betrachtung des Todes würde auf dieſe verzögernde Gemüther eine vortrefliche Würkung thun, und die geſelligen Handlungen auf dieſe Art beſchleunigen, daß wir der Geſelligkeit uns deſto mehr erfreuen könnten. Es gibt Fälle, die dieſes deutlicher machen. Ich habe einen Freund gekannt, nach deſſen Tode einige von ſeinen Umſtänden bekannt wurden, die uns rühreten. Wir konnten alle mit einander nicht umhin, bei aller Hochachtung, die wir beſtändig für ihn unterhalten, ſein Zaudern zu misbilligen, mit welchem er den Gebrauch unſerer geſellſchaftlichen Hülfe aufgeſchoben hatte.

Es gibt Kleinigkeiten, die in dem Verſtande ſolche ſind, weil ſie ohne die geringſte Beſchwerlichkeit geleiſtet werden können, an ſich ſelbſt aber ſind ſie von der gröſten Wichtigkeit. Ich meyne einen guten Rath, eine tiefe Einſicht, eine uns ſehr nüzliche Empfehlung an andere, eine Vermittelung u. ſ. w. Dieſes ſtirbt uns oft mit dem Tode eines Freundes ab. Wie ſehr bedauren wir nicht alsdenn unſere Langſamkeit? Ein, wer das gedacht hätte! ſtellt nichts wieder her. An Seiten des Sterbenden iſt es höchſt tadelswürdig, wenn er gewiſe Nachrichten mit in die Erde nimmt, die er längſt hätte ertheilen ſollen, und nur verſpart hatte, ohne Vorſaz, ſie gänzlich zu hinterhalten. An Seiten der Überbliebenen findet ſich die gerechte Strafe ihrer Saumſeligkeit in der Reue, dem Verdrus und dem Schaden. Ich will daher, daß ein jeder den andern ſo ſchnell nuzen ſoll, als es möglich iſt, und daß niemand die Gelegenheit, einigen Nuzen zu ſtiften, einen einzigen Augenblik anſtehen laſſe. Denn ehe wir es gedenken, ſo tritt der Tod dazwiſchen, und begräbt in einer ewigen Stille alles, was wir andern Gutes thun, alles, was wir zu unſerm Beſten gebrauchen konnten. Würde nicht das geſellige Leben lebendiger werden, wenn wir bei unſerm ſo ungewiſen Ende uns des Todes erinnerten? Und da das wahre Leben, nach der Menge der guten Handlungen, die wir ausgeübt haben,

Zu

gerechnet wird, und nicht nach der Zahl der Jahre, ſo wünſche ich eine öftere, ja tägliche Todesbetrachtung, und bediene mich mit einer Aenderung der Worte des Verfaſſers des Buchs der Weisheit: Der Geſellige, ob er gleich früh abſcheidet, hat er doch ein hohes Alter erreicht. Denn das Alter iſt ehrlich, nicht das lange lebet, und viel Jahre hat, ſondern darinn viel geſellige Pflichten verrichtet worden ſind. Geſelligkeit unter den Menſchen iſt das rechte graue Haar, und ein geſelliges Leben iſt das rechte Alter. Er iſt bald vollkommen worden, und hat viele Jahre erfüllet. Der Kaiſer unter den Geſelligen, **Titus**, bedachte dieſes, und ſtrich daher jeden Tag ſeines Lebens aus, an welchem er eine geſellige Tugend ausgeübt zu haben, ſich nicht erinnern konnte. Er ſagte von ſolchem Tage: Hunc diem perdidi. Dieſen Tag habe ich verlohren. Bei ihm war leben und geſellig ſeyn einerlei. Was vor Gedanken kan man nicht hiebei über ſeinen eigenen und anderer Lebenslauf anſtellen? Greiſe von 90. Jahren haben nach dieſer Rechnung gar nicht, oder nur wenige Stunden gelebt, ja ich kenne einige, deren ihr Verhältnis gegen das Leben ich gar nicht auszudruken weis. Timon, deſſen Lebenslauf lezt ſo prächtig von der Canzel erſchallete, hat 84. Jahr gelebt, und ſo viel Ubels der Geſellſchaft angethan, daß, wenn er Methuſalems Alter erreicht hatte, ohne mehr Ubels zu thun, er noch kaum als ein todgebohrnes Kind zu betrachten ſeyn würde.

O möchte doch ein jeder ſo viel Ehre beſizen, und ſo viel edlen Hochmuth haben, dieſe Abſicht, der Geſellſchaft nüzlich zu ſeyn, zur Richtſchnur ſeines Lebens und aller ſeiner Handlungen zu ſezen! Was ſoll uns vor allen Dingen dieſe Welt mehr am Herzen liegen, als daß wir den Menſchen, mit welchen wir leben, beliebt, nüzlich, ja unentbehrlich werden? Es iſt wahr, wir müſſen ſterben, aber der Tod eines Geſelligen gehet nur ſeine Geſtalt und ſeinen ſichtbaren Theil an. Er iſt nach ſeiner Beerdigung nur ein Abweſender. Es iſt uns gleich, ob er in America oder in der Ewigkeit iſt. Denn wir reden von ihm, er würkt durch ſein unter uns geführtes Leben noch beſtändig auf uns; wir nuzen ihn nach ſeinem Tode noch immer, und öfters beſſer, als bei ſeinem Leben. Wie nüzlich ſind nicht alſo die Vorſtellungen des Todes, indem ſie uns anreizen eine geſellige Unſterblichkeit zu erlangen!

Mich deucht, die traurigen Empfindungen tugendhafter Seelen, die Thränen freundſchaftlicher Gemüther, das Vermiſſen, welches alle Bekannten fühlen, ſey die herrlichſte Lobrede. Wie bald iſt die Gelegenheit, ſie zu verdienen, dahin, das Leben fliehet ſchnell.

Das Leben rollt mit ſchnellem Drehen,
Gleich einem Wagenrad dahin!
Was werden wir in kurzem ſeyn?
Nichts, als ein Staub verweſter
Knochen

Anacreon.

Wenn ich die Meiſterſtüke der Empfindungen über den Verluſt geliebter Perſonen leſe, ſo werde ich in den Gedanken bekräftiget, daß der Tod und die Trennung, die er ſtiftet, durch die Betrachtungen, die darüber angeſtellet werden können, dem geſelligen Leben noch andere groſſe Vortheile verſchaffen.

Wenn wir die ſchnelle Veränderlichkeit erwegen, wie ſollten wir die Empfindlichkeit gegen einen Menſchen ernähren können, der vielleicht Morgen nicht mehr iſt, oder uns Morgen nebſt dem Unrecht, das er uns angethan hat, bedauret! Ich bin ein Augenzeuge von den heftigſten Schmerzen geweſen, den **Pudeus** an den Tag legete, als er den Tod eines Freundes erfuhr, den er eine eben nicht ungerechte Empfindlichkeit hatte merken laſſen. Er war mit einem kurzen Abſchied, der ſein Misvergnügen an den Tag legete, von ihm gegangen. Den Tag darauf hörete er die Nachricht, daß ein Schlagflus ihm einen Freund entriſſen hätte, der jäh, aber ehrlich war, der morgen bereuete, was er heute gethan hatte, und nie fehlete, es wieder einzubringen. Pudens ſagte mir mit weinenden Augen, indem er die Hände rang: der, der arme Freund ward von mir übel angelaſſen; ich kannte ihn, ich wuſte, daß er es nicht böſe meinte, ich gieng verdrüslich von ihm, und nun iſt er nicht mehr! Ach ich wollte tauſend Thaler darum geben, daß ich meine thörichte Empfindlichkeit gebändiget hätte! wie ſehr ward der Kummer des Pudens nicht vermehret, als eben die genaueſten Umſtände dieſes Todes einliefen. Sein Freund ſtand in der Nacht auf, und forderte Licht, er fieng an zu ſchreiben, aber die Feder fiel ihm aus der Hand; er ergrif ſie wieder, und lies das Papier fallen; er holte es wieder, ſchrieb einige Buchſtaben, und plözlich ſank er ſelber, vom Schlag gerühret zur Erde. Seine Bedienten brachten ihn zu Bette, er ſtammlete undeutliche Worte, unter welchen man nichts, als den Namen Pudens verſtehen konnte. Er zwang ſich, ihn deutlich auszuſprechen, und es war ſein leztes Wort. Die Zeilen des angefangenen Briefes enthielten nur dieſe wenige in ſich: **Mein lieber Pudens, du biſt böſe auf mich, ich habe nur ⸗ ⸗ .** Wenn ich den Jammer ausdruken ſollte, den ich an dem guten Pudens ſahe, ſo müſte mir ein Geſchikterer ſeine Hand leihen. Ich tröſtete ihn, ſo gut ich konnte, denn ich konnte es nicht recht, weil ich zu ſehr gerühret war; ich gieng mit Thränen in den Augen von ihm, mit dem veſten Vorſaz, durch Betrachtung des Todes mich recht geſellig zu machen, und ſo zu leben, daß weder mein unvermutheter Tod einem andern, noch das ſchnelle Abſterben eines Bekannten mir, in dieſem Stük die geringſte Unruhe machen möge.

Es wird auch dieſe Todesbetrachtung, uns alles das zu thun veranlaſſen, was wir bei unſerm oder anderer Tode gethan zu haben wünſchen werden. Wie zärtlich wird nicht das Herz durch den Tod geliebter Perſonen gerühret? Wir ſezen an allem unſerm Verhalten gegen die Abgeſtorbenen viel aus, wir haben ſie nicht genug geliebt, und ihnen nicht zärtlich genug begegnet.

Ich darf aus meiner Erfahrung verſichern, daß das Abſterben würdiger Männer und wahren Gönner unſere Herzen noch freundſchaftlicher mache, als ſie ohne dieſe Erfahrung waren, die ſie durch den Tod eines ſolchen erhalten. Indem wir den Abgeſtorbenen ſchäzen, und ſeinen Verluſt bedauren, erlangen wir unvermerkt eine gröſſere Fertigkeit mit denen, die uns übrig bleiben, noch geſelliger zu leben.

Der, in einen Baukünſtler verwandelte, ſchlechte Art.

Ein wohlbeſchwazter Arzt war zu Florenz bekannt,
Der manchen nach der Kunſt in jene Welt geſandt:
Die Stadt wurd öd und wüſt durch ſeine Meiſterſtüke.
Ein Waiſe fordert hier den Vater ihm zurüke;
Ein Bruder weinet dort um ſeines Bruders Mord;
Den ſchikt er leer von Blut, den voll von Pillen fort.
Den Huſten konnt er ſchnell in einen Stekflus kehren.
Dies währte, bis man ihn zulezt der Stadt verwies.
Ein Freund, den er allein noch unvergiftet lies,
(Es war ein reicher Abt vom Baugeiſt ſtark gerühret)
Nahm ihn noch in ſein Haus, das prächtig aufgeführet.
Da dekte bei dem Arzt ſich ſein Verborgnes auf.

Er ſprach, wie ein Vitruv, von Säulen,
Stamm und Knauf;
Verwarf am groſſen Saal die ſchlechten Saulgeſtelle;
Des Eingangs finſterm Raum beſchied
er Licht und Helle;
Die Treppe fand er ſchön, doch nicht
am rechten Ort.
Sein Freund begreifts, und ruft dem
Mäurer alſofort.
Er kömmt, er hört und ſieht, und beſſert die Gebrechen.
Um endlich die Geſchicht mit kurzem
abzubrechen;
Der Leutvergifter hieng ſein Handwerk
an die Wand,
Und nahm für den Galen das Richtſcheit in die Hand.
Da übt er ſich ſo lang im neugewählten Orden,
Bis aus dem ſchlechten Arzt ein guter
Mäurer worden.

De jure condendi capellas und von dem Urſprung der Worte Capelle und Caplan.

Zu Halle wurde dieſes Jahrs von Hr. M. Johann Philipp Carrach eine Inaugural-Diſputation vertheidiget:

In dem erſten Theil wird die Materie hiſtoriſch abgehandelt, und gezeiget, daß, wie man im Pabſtthum darauf gefallen iſt, den Knochen der Heiligen eine beſondere Verehrung zu erweiſen, man dergleichen auch gegen ihre Kleider beobachtet hat; welche Ehre dann auch im vierten Jahrhundert die Kappe des heiligen Martins wiederfahren iſt, und Gelegenheit zu der Benennung gegeben hat.

Dieſer Martin war Biſchof zu Tours in Frankreich, und von ſeiner Kleidung, Capa oder Capella genannt, hat das Wort Capelle ſeinen Urſprung genommen. Seine Kappe kam an den Königl. Hof, und genos daſelbſt viele Ehre; es muſten die Eide darüber abgelegt werden, die Könige nahmen ſie mit, wann ſie verreiſeten oder zu Feld gezogen; ſie verrichteten ihr Gebet an dem Ort, wo ſie aufbehalten ward, ſie beſtelleten gewiſe geiſtliche Perſonen darüber, denen zugleich die Beſorgung des Gottesdienſtes aufgetragen und der Name Capellanus gegeben war. Als ſich aber die Anzahl der Hofſtädte vermehrte, und man in den Schlöſſern abſonderliche Bethäuſer anlegte, gleichwol nicht überall die Kappe des heiligen Martins ſeyn konnte, ſo erachtete man dieſem Mangel am füglichſten ſo abzuhelffen, daß die Bedeutung des Wortes Capella erweitert wurde; Daher denn die Worte Capelle und Caplan ihren Urſprung genommen.

Von der betrachtungswürdigen Maſchine der Augen, in Abſicht auf die Seele, mit Beweis einer Hiſtorie eines Blinden.

Indem andere mit Erzehlungen beſchäftiget ſind, welche die Vortheile groſſer Herren, den Frieden der Völker, und die Veränderungen des Staates betreffen, ſo halte ich dafür, (ob dieſes gleich ſehr wichtige Vorwürfe ſind) daß der Inhalt meiner Abhandlungen bisweilen auf Gegenſtände von einer höhern Betrachtung gerichtet ſeyn müſſe. Die langſamen Tritte der Vorſehung und Natur, und die wunderbaren Begebenheiten, welche in einem Augenblike gewirket werden, ſind es, welche ſo, wie ſie unſern Augen und unſerer Betrachtung vorkommen, der Welt mitgetheilet werden ſollen. Solche Dinge ſind nicht mit einem Aufſehen und Geräuſche vergeſellſchaftet, und ziehen derowegen die Augen des unachtſamen Theiles der Menſchen ſelten an ſich; aber ſie ſind zu gleicher Zeit ſehr geſchikt, die Menſchenliebe zu üben, der Einbildung zu gefallen, und die Urtheilskraft zu verbeſſern. Es wird derowegen nicht unnüzlich ſeyn, verſchiedene Umſtände zu erzehlen, die bei einer neulichen Kur ſind zu bemerken geweſen: Sie ward verrichtet an einem jungen Herrn, welcher blind gebohren war, und welcher neulich am 29. Junius, durch die Operation eines Augenarztes in einem Alter von 20. Jahren ſein Geſicht empfieng. Dieſes trug ſich zu nicht weiter von der Stadt, und das Werk ward folgendermaſſen veranſtaltet.

Nachdem Herr Grant/ der Augenarzt, die Augen dieſes Patienten betrachtet, und ſeine Freunde und Anverwanden, wie auch unter andern den Prediger des Ortes, den ehrwürdigen Herrn Caswel überzeuget hatte; es wäre höchſt wahrſcheinlich, daß er die Hinterniſſe wegräumen würde, welche dem Gebrauche ſeines Geſichtes im Wege ſtünden: ſo verſammleten ſich bei dieſer Gelegenheit alle Bekannte, welche einige Hochachtung für dieſen jungen Herrn hatten, oder welche die Neubegierde beſaſſen, gegenwärtig zu ſeyn, wenn jemand bei völligem Alter und Verſtande einen neuen Sinn bekommen würde. Weil nun der Herr Caswel beſonders neugierig war; ſo bat er die ganze Geſellſchaft, im Falle die Blindheit ſollte gehoben werden, ein genaues Stillſchweigen zu beobachten: Sie möchten doch den Patienten ſeine eigene Betrachtungen machen laſſen, ohne ihn durch etwas zu lenken, welches er durch ſeine übrige Sinnen erkennete, und ohne ihm den Vortheil zu verſchaffen, ſeine Freunde durch ihre Stimmen zu entdeken. Unter verſchiedenen andern waren ſeine Mutter, ſeine Brüder, ſeine Schweſtern, und ein junges Frauenzimmer, welches er liebete, gegenwärtig. Die Operation wurde mit groſſer Wiſſenſchaft und Fertigkeit verrichtet. So bald der Patient eine Dämmerung des Lichtes empfand, ſo ſchien er bei dieſer Handlung in eine ſolche Entzükung zu gerathen, daß es das Anſehen hatte, als wenn er für Beſtürzung, Freude und Bewunderung in eine Ohnmacht fallen würde. Der Wundarzt ſtund vor ihm mit ſeinem Werkzeuge in der Hand. Der junge Herr betrachtete ihn vom Haupte bis zum Fuſſe. Nach dieſem betrachtete er ſich eben ſo ſorgfältig, und ſchiene jenen mit ſich ſelbſt zu vergleichen, und zu bemerken, daß ihrer beider Hände, bis auf das Inſtrument, welches er für einen Theil von jenes Hand hielte, einander dem Anſehen nach vollkommen gleich wären. Als er aber in dieſer Beſtürzung einige Zeit verharret war: ſo konnte ſeine Mutter den Bewegungen von ſo verſchiedenen Leidenſchaften, welche ſie überfielen, nicht länger ertragen, ſondern ſie fiel ihm um den Hals und ſchrie: O mein Sohn! mein Sohn! Der junge Menſch erkennete ihre Stimme, und konnte nichts mehr ſagen, als: Ach! ſeyd ihr meine Mutter? und fiel in Ohnmacht. Die ganze Geſellſchaft, wie man ſich leicht einbilden kan, war ſehr liebreich beſchäftiget, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Das junge Frauenzimmer aber, welches von ihm wieder geliebet wurde, ſchrie unter allen am heftigſten.

Dieſe Stimme ſchien eine plözliche Würkung bei ihm zu haben, indem er wieder zu ſich ſelbſt kam, und eine doppelte Neubegierde bezeigete, ſie zu betrachten, ſo wie ſie ſprach, und ihn rief, bis er zulezt alſo ausbrach: Was iſt mir geſchehen? Wohin werde ich geführet? Iſt alles dieſes um mich her, dasjenige, davon ich ſo oft gehöret habe? Iſt dieſes Licht? Heiſſet dieſes ſehen? Waret ihr allezeit ſo glüklich, wenn ihr ſagetet, daß ihr erfreuet wäret, einander zu ſehen? Wo iſt Thomas, welcher mich zu leiten pflegete? Aber ich kan nun, wie mich deucht, ohne ihn ſchon wohin gehen. Er machte Mine, als wenn er ſich bewegen wolte, aber es ſchien ihn jedes Ding um ihn herum furchtſam zu machen. Als ſie ſein Unvermögen ſahen, ſagten ſie ihm: er müſte ſich noch von dem Diener leiten laſſen, bis er eine genauere Bekanntſchaft mit ſeiner neuen Exiſtenz erhielte. Der Knabe ward alſo vorgefordert, und ihm vorgeſtellet. Der Herr Caswel fragete ihn, zu was für einer Art der Dinge er den Thomas gerechnet, ehe er ihn geſehen hätte. Er antwortete: Er hätte geglaubet, daß an jenem nicht ſo viel, als an ihm ſelbſt gelegen wäre; aber er hätte ihn doch für ein Geſchöpffe von gleicher Art mit ſich gehalten. Das Gerüchte von dieſer plözlichen Veränderung machete, daß die ganze Nachbarſchaft an dem Orte, wo er war, hinzu drang. Als er ſahe, daß der Haufen dichter wurde, ſo bat er den Herrn Caswel, ihm zu ſagen, wie viele hier in allen zu ſehen wären. Dieſer Herr lächelte, und antwortete ihm, daß es ihm ſehr zuträglich ſeyn würde, zu ſeinem vorigen Zuſtande wieder zuruk zu kehren, und ſeine Augen wieder bedeken zu laſſen, bis ſie eine Stärke erlanget hätten. Denn er würde ſich noch gar wohl erinnern, daß er ſtuffenweiſe und nach und nach zu der Stärke gelanget wäre, welche er gegenwärtig durch ſeine Fertigkeit, zu geben und ſich zu bewegen, bezeigete. Gleiche Bewandnis hätte es auch mit ſeinen Augen. Dieſe, ſagete Herr Caswel, würden das Vermögen zur Fortſezung des wunderbaren Entzükens, darinn er ſich jezo befände, verlieren, es ſey denn, daß er ſich gefallen lieſe, den Gebrauch derſelbigen ſo lange bei Seite zu ſezen, bis ſie ſtark genug wären, das Licht ohne ſo viele Empfindung zu ertragen, als er, wie ihm bewuſt wäre, jezo ausſtehen müſte. Er ward endlich mit vielem Widerwillen überredet, ſeine Augen verbinden zu laſſen. In dieſem Zuſtande verwahrete man ihn in einem dunkeln Zimmer, bis es Zeit ware, ſeinen Augen ihre Gegenſtände ohne fernere Vorſicht empfinden zu laſſen. Währender Zeit dieſer Dunkelheit bejammerte er ſich ſelbſt auf die allerängſtlichſte Weiſe, und beſchuldigte alle ſeine Freunde, indem er ſich beklagete, daß ſie einige Zauberei an ihm verübet, und ſich magiſcher Künſte bedienet hätten, um ihn durch die Meinung zu betrügen, als wenn er dasjenige genoſſen hätte, welches ſie das Geſicht nenneten. Er fügte noch hinzu, daß die Eindrüke, welche damals in ſeine Seele hinein gelaſſen wären, ihn gewis unſinnig machen würden, wenn er nicht wieder in den damaligen Zuſtand käme. Zu einer andern Zeit bemühete er ſich, die Perſonen zu nennen, welche er unter dem Haufen geſehen hatte, nachdem ihm der Stahr war geſtochen worden, und unternahm ſich, mit verwirreten und ſelbſt gemachten Ausdrüken von dem zu reden, was er in der kurzen Zeit bemerket hatte. Am 6ten dieſes Monates aber wurde es für rathſam gehalten, ſein Haupt zu entbinden; und das junge Frauenzimmer, welches er liebete, ward dem zufolge unterrichtet, ſeine Augen zu eröfnen, um ſo wol ſich ſelbſt bei dieſen Umſtänden ihm angenehm zu machen, als auch durch die Uberredung einer Stimme, welche ſo viel Gewalt, als die ihrige, über ihn hatte, ſeine Entzükungen zu mäſigen. Als dis geliebte Frauenzimmer anfieng, die Binden von ſeinen Augen abzunehmen: ſo ſprach ſie folgendes zu ihm:

"Mein Herr Wilhelm! ich nehme jezo die Binde ab; ob ich gleich für Furcht zittere, wenn ich bedenke, was ich thue. Ob ich euch gleich von meiner erſten Kindheit an, ſo blind als ihr waret, geliebet habe, und ob ihr gleich bisher eine ſo ſtarke Liebe für mich geheget habet: ſo werdet ihr doch finden, daß es ein ſolches Ding, als die Schönheit iſt, giebet, welches euch mit tauſend Leidenſchaften, von welcher ihr jezo frei ſeyd, beſtriken und euch mir auf ewig entreiſſen kan. Ehe ich mich aber dieſer Gefahr ausſeze: ſo erzehlet mir doch, auf welche Art eure Liebe gegen mich, die ihr allezeit bekannt habet, in euer Herz gekommen ſey, da ihr gewöhnlicher Zugang durch die Augen geſchiehet?

Der junge Mann antwortete: "Theure Lidia, wenn ich durch mein Geſicht die ſanften Unruhen verlieren ſoll, welche ich allezeit gefühlet habe, ſo oft ich eure Stimme hörete; wenn ich nicht die Tritte derjenigen, die ich liebe, unterſcheiden ſoll, ſo oft ſie ſich nähert; ſondern wenn ich vielmehr dis ſüſſe und öftere Vergnügen mit einer ſolchen Beſtürzung, als ich ſeit kurzen kenne, da ich neulich ſahe, verwechſeln ſoll; oder wenn mir ſonſten etwas begegnen kan, welches mir die Empfindung entreiſſen ſollte, die ich von dem habe, was mir zu der Zeit am vergnüglichſten ſchien, (welches, wie mich deucht, eure Erſcheinung war:) ſo reiſſet die Augen aus, ehe ſie mich verleiten, gegen euch undankbar zu ſeyn! oder mich ſelbſt zu verderben. Ich wünſchete ſie vor dem nur, um euch zu ſehen; reiſſet ſie aus, wenn ſie machen ſollten, daß ich eurer vergäſſe!

Was von dem Mittagsſchlaf zu halten?

Das Schlafen nach dem Mittagseſſen iſt heut zu Tage ſehr Mode worden, ohne daß diejenige hauptſächlich ſich darum bekümmeren, ob es ihnen an der Geſundheit zuträglich ſeye, oder nicht? Mein Entzwek iſt hier nicht, daß ich das Mittagſchlafen abſolut verwerffe. Nein! ich ſuche vielmehr in gewiſſen Umſtänden und in einem gewiſſen Alter zu vertheidigen, in welchem es der Geſundheit zuträglich ſeyn mag. Diejenige handlen wider ſich ſelbſt, und thun ihrer Geſundheit und Gemüthskräfften allerdings groſſen Schaden, die noch zu jung ſeynd, und dieſe Wolluſt gleichſam zu einer Gewohnheit machen; Denn es iſt zu merken, daß der Schlaf nur alsdenn zuträglich ſey, wenn keine Lebensgeiſter mehr vorhanden wären, um die menſchlichen Handlungen, wozu unſer Körper aufgelegt iſt, zu verrichten. Bei einer ſolchen Beſchaffenheit des Körpers, als Leute von 30. 40. 50. Jahren hätten, und bei einem ſolchem Alter, würden Lebensgeiſter genug vorhauden ſeyn, wenn wir auch täglich noch ein oder zwei Stunden länger beſchäftiget wären, als wir ordentlicher Weiſe ſind. Geſezt aber auch wir wolten uns recht wohl tuhn, ſo könten wir füglich zwei Theile wachen und ein Theil ſchlaffen, ohne daß die Geſundheit den geringſten Abbruch litte. Ja wenn wir die durch den Schlaf erhaltene Lebensgeiſter nicht wieder durch unſere Glieder gehen und ſchnel durchwandern lieſen, ſo wäre gar zu beſorgen, daß wir alzuträge und ungeſchikt, und endlich krank werden würden; wie etwan eine Uhr, die weder oft genug gereinigt, noch im Gang erhalten würde, endlich zu einer regelmäſſigen Bewegung unfähig würde. Nun aber dürfte man freilich dieſes weder von allen Menſchen überhaupt, noch von allen vom obigen Alter ſagen, die ſich bereits eine Unpäslichkeit u. Schwachheit des Körpers zugezogen hätten: denn da leide dieſe Regel allerdings ihre Ausnahme. Noch weniger aber dürfte man von einem Kinde, oder einem alten Manne dergleichen behaupten, was ich bis hieher an Leuten von ſolchem Alter angeführet hätte. Beide zeugten auf einmal nicht ſo viel Lebensgeiſter, als zu Verrichtung unſerer Handlungen zulänglich wären, welches auch von ſchwächlichen Perſonen müſſe verſtanden werden. Wie ich alſo einen kranken Magen nicht dürfe überladen laſſen, ungeachtet der Körper viel Nahrung brauche, und zu dem Ende wol zuweilen viermal täglich ein wenig Speiſe nehme; müſſe man bei alten Leuten, bei Kindern und ſchwächlichen Perſonen allerdings billig zugeben, daß ſie auch Nachmittags aufs neue Lebensgeiſter durch den Schlaf holen möchten, die andere entweder zur Nachtzeit oder mitten in ihrer Arbeit zubereiteten.

Von den blinden Heſſen.

Es ſind nach und nach viele wunderliche Sprichwörter entſtanden, die auch öfters von einem höchſt unangenehmen Inhalte ſind, und man iſt doch kaum im Stande, den eigentlichen und wahren Urſprung derſelben

ben zu beſtimmen. Es iſt faſt kein Volk unter der Sonne, welches hierin verſchonet geblieben. Wem iſt der Ausſpruch unbekant: Er gehet durch wie ein Holländer, welches die meiſten von ihrer Furchtſamkeit erklären; aber weit beſſer verſtehen wir es von ihrem groſſen Muthe und unerſchrokkenem Weſen, da ſie wie der Bliz durch alle Hinderniſſe dringen.* Wie oft werden nicht von dem guten Heſſenlande die Verſe angeſtimmet:

Im Lande zu Heſſen
Hats groſſe Berge und nichts zu freſſen,
Groſſe Krüge und ſaure Wein.
Wer wolte gerne im Lande zu Heſſen ſeyn?

Allein die Erfahrung widerlegt dieſen Knittelreim am beſten, ſo daß ſelbſt der groſſe Kaiſ. General Tilly, welcher im dreiſſigjährigen Kriege Heſſenland ſtark genug durchwanderte, bekennen müſſen, daß ein Ueberfluß nicht nur von allen nothwendigen Dingen, ſondern auch von ſolchen, die nur Vergnügen und Beluſtigung erwekken können, in den geſegneten Heſſiſchen Gegenden anzutreffen. Ganz alberen iſt es, wenn man, die ehrliche Heſſen aufzuziehen, ſelbige blinde Heſſen betitelt. Denn nicht zu gedenken, daß dieſelbe ihre ſcharfſichtigkeit in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Welt hinlänglich gezeiget; ſo iſt nur dis anzumerken, daß in dieſem vermeinten Schimpfworte die gröſte Ehre ſtekke. Catti punctim caeſimque hoſtem feriunt. Die Heſſen ſchlagen blindlings drein, ſie ſcheuen keinen Feind, ſie vertheidigen den Ruhm ihrer alten Tapferkeit bis auf den gegenwärtigen Tag. Unter dem in allen Stükken groſſen Landgrafen, dem Durchlauchtigſten CARL, ſind hierin Proben genug abgelegt. Wir wollen nur eine Münze beſchreiben, welche auf dem glüklichen Entſaz der Veſtung Rheinfels in der Form eines Speciesthalers gepräget worden. Auf der rechten Seite iſt die Veſtung Rheinfels abgebildet, mit der Uberſchrift: Strenæ Gallicæ, und unten ſtehen die Worte: Rheinfels fruſtra obſeſſ. liberat. die 2. Ian. 1693. Auf der andern Seite ſtellet ſich der Rheinfluß dar, mit dem Worte: Rhenus. Hierüber ſtehen zwo Säulen, zwiſchen welchen ein alter ehrwürdiger Deutſcher ſizzet, dabei lieſet man: Non vltra Habet & Germania metas. Die Umſchrift iſt: Arx Rheinfels Haſſorum virtute fugiente Tallardo ſeruatur.

Kurzer Entwurf, wie eine Stadt ſowohl nach den Regeln der Kunſt, als nach der Bequemlichkeit und Geſundheit der Einwohner könnte auferbauet werden.

(Nach dem Franzöſiſchen des Verfaſſers.)

Die mehreſte groſſe Städte ſuchen ihren Urſprung in einem finſtern Alterthum: ihr Anfang war klein; Man erbauete ein Schlos mit etlichen Ställen und Gebäuden, man fügte darzu in die Quer

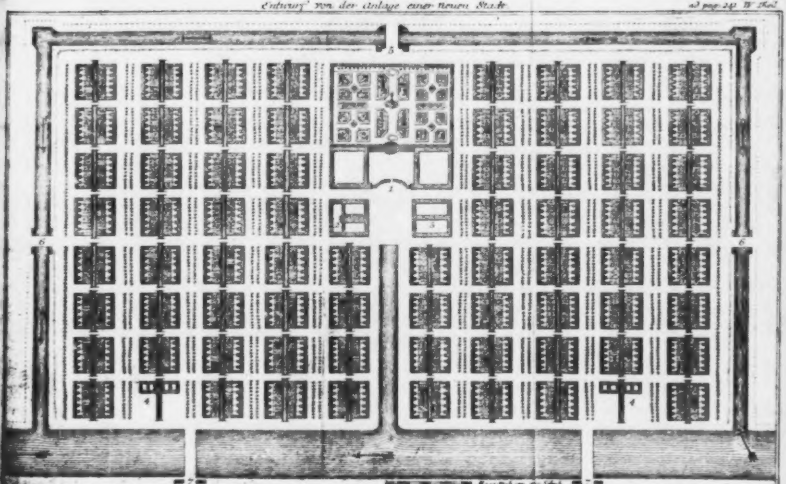
und

---

* Welches wenigſtens noch in vorigem Seculo zugetroffen.

Entwurf von der Anlage einer Neuen Stadt

ad pag. 241 IV. Theil



as Schloß 2. Haupt Kirche nebst dem Collegio 3 Zeughaus 4 Zwey Marcktplaze mit dem Rathhauße und andern öffentl. Gebauden
5 Schloß Thor 6 Haupt Thor 7 Waßer Thor

und in die Länge einige Scheuren und Meiereien. Einige Häuſer für die Pachter, und noch andere für die nöthige Handwerker kamen darzu: Die Anzahl dieſer Wohnungen wuchs nach und nach; Man umſtelte ſie mit einem Zaun; hernach zog man Mauren und endlich auch Gräben darum. Man richtete darinnen Krahmläden, Gaſthöfe und Magazinen auf: Ein jeder ſuchte hier ſeinen Plaz ſo gut zu benuzen, als er konnte, und beſezte ihn mit Gebäuden. Man erbaute Kirchen, Schulhäuſer, Hoſpitäler und Palläſte. Sehet hier den Urſprung und Anwachs der groſſen Städte. Man dachte dabei an keine abgemeſſene Ordnung, noch gerade Linien. Es gaben Winkel, Krümmen und Zic Zac wo man hinſah. Die Straſſen liefen in die Häuſer und Höfe herum, die alle ohne die geringſte Eintheilung unter einander lagen. Nachdem die Pläze begunten koſtbar zu werden und man nicht mehr Seitswärts bauen konnte, ſezte man ein Gebäude auf das andere, lies ſolche der Straſſen nach einige Schuhe überhängen, und benahm dem Nachbarn Licht und Luft. Die Städte bekamen damit ein ſcheusliches Anſehen, die Straſſen wurden unrein, die Wohnungen feucht, dunkel und ungeſund. Wann ein Feuer in einem Haus auskam, ſo giengen die daran ſtoſſende Nachbarshäuſer mit im Feuer auf. Mit einer einzigen Bombe konnte man oft eine halbe Stadt in die Aſche legen. Ja, ganze Städte brannten öfters auf einmal weg.

Solchem Unheil zu begegnen und die Häuſer in einer Stadt ſowohl gemächlich, als ſchön, geſund und ſicher vor Feuersbrünſte zu erbauen, könnte ein groſſer Fürſt, zu Verherrlichung ſeiner Pracht, zur Zierde ſeines Landes, und zum Beſten des gemeinen Weſens, nichts gröſſers und würdigers unternehmen, als eine neue Stadt auf folgende Art zu bauen.

1.)

Müſte darzu eine gute Landeslage, und wo es anders möglich, an einem Schifreichen Strohm, ausgeſucht werden: Wo ein fruchtbarer Boden, eine anmuthige Gegend, und eine geſunde Himmelsgegend ſich findet. Man müſte dabei trachten, eine gewiſe Fläche zu gewinnen, die nach der Seite des Strohms etwas abhängig wär, damit auf ſolche Weiſe die Waſſerleitungen und Canäle ihren natürlichen Ablauf in den Strohm haben können.

2.)

Das Land daherum müſte von einem ſchönen und weiten Umfang ſeyn, und keine ſtillſtehende Gewäſſer, Sümpfe noch Moräſte haben. Es müſte ſich nach dem Aufgang der Sonnen hinziehen, um die reine Luft und die kühle Winde von dieſer Seiten zu empfangen, und im Gegentheil gegen die Sudweſtlichen Stürmen mit hohen Gebürgen bedeket ſeyn.

3.)

Die ganze Stadt müſte ſo eingetheilet werden, daß man darinn durchgehends in allen derſelben Gegenden, eine ſolche friſche und angenehme Luft genieſſen könte, wie man ſolche auf dem Land zu genieſſen hat; dergeſtalt, daß man im geringſten nichts von den unreinen Dünſten und Unflätereien ſeiner Nachbarn verſpüren müſte.

4.)

Alle Straſſen müſſen ſchnurgerad nach der Linie gezogen werden: Sie müſſen alle von gleicher Breite, und dieſe wenigſtens von 100. Werkſchuh ſeyn, damit in jeder Straſſen, ein Spaziergang, mit einer auf jeder Seite beſezten Reihe Bäume gemächlich könnte angebracht werden: dieſe Bäume aber müſten ſehr hochſtämmig ſeyn, unten ausgeräumt und über die Häuſer hinaus gezogen werden, damit ſie derſelben Ausſicht nicht hinderlich ſeyn könnten. Die Querſtraſſen aber müſten nur halb ſo breit ſeyn, weil darinn keine Bäume geſezt würden.

5.)

Die Anlage der Stadt könnte, nach Beſchaffenheit des Bodens und eines Fluſſes, ein Quadrat, oder ein längliches Oval vorſtellen: wobei hauptſächlich auf den natürlichen Ablauf der Canäle und die Höhe des Ufers müſte geſehen werden; damit die Stadt keiner Überſchwemmung unterworfen ſeyn mögte.

6.)

Jn der Hauptſtraſſe müſte ſich ein groſſer Canal zu 50. und mehr Werkſchuh breit befinden: dieſer Canal könnte ebenfalls auf jeder Seiten mit einer Reihe Bäume beſezet werden. Folglich muſte dieſe Hauptſtraſſe auf jeder Seiten wenigſtens noch 50. Schuh in der Breite haben. Dieſer Hauptcanal gieng nur bis in die Mitte der Stadt, wo auf dem Hauptplaz entweder das Rathhaus, oder auch ein Fürſtlicher Pallaſt könnte aufgeführet, und von hinten ein gleich groſſer Garten angeleget werden.

7.)

Alle Canäle kämen quer durch die Stadt: zwiſchen denen Straſſen, von hinten auf die Gärten, dergeſtalt daß in einem Vierek, welches ein Quartier der Stadt ausmacht, der Canal mitten durchflöſſe, wie der beiliegende Plan ſolches am deutlichſten vor Augen ſtellen wird.

8.)

Die Häuſer müſten alle in gleicher Höhe erbauet, und mehr nicht als 2 Stokwerk hoch aufgeführet werden. Zwei Flügel, die nach dem Hof und nach dem Garten zuführeten, könnten den Vornehmen zu Stallungen, Küchen, Kammern, Geſindsſtuben ꝛc. den Geringen aber zu kleinen Wohnungen, Gewölbern und andern nothdürftigen Bequemlichkeiten dienen.

9.)

Ein jedes Haus könnte ſo eingerichtet werden, daß darinnen zehen und mehr geringe Haushaltungen Plaz finden könnten. Dargegen die Häuſer von vornehmen und beguterten Leuten von gleicher Gröſſe wären, damit ſie ſowohl zu groſſen als kleinen Haushaltungen Raum haben mögten.

10.)

Denen ganz groſſen Häuſern und Palläſten, die zu 3. Stokwerk mit einer prächtigen Baukunſt, nach eines jeden Willkühr, mögten aufgeführet werden, könnten ihre Stelle in der Hauptſtraſſe, nechſt dem groſſen Canal, oder längſt dem Flus angewieſen werden.

11.)

Jn den andern vornehmſten Straſſen, wo keine Handwerker, ſondern wohlhabende und angeſehene Leute wohneten, könnten alle Häuſſer vornen her von Stein, auf romaniſche Art, mit Säulen, und einem Gang längſt der Straſſen her, aufgeführet werden. Das Dachwerk könnte eine Art einer Altane oder platte Forme zeigen und mit Bildſäulen, Blumentöpfſen, und Pomeranzenbäumen beſezet werden.

12.)

Jn andern Straſſen aber, wo Handwerker und andre gemeine Leute ihre Wohnungen hätten, könnten die Häuſer nur ſchlechtweg und nach eines jeden Vermögen erbauet werden; nur daß ſie von auſſen her die Regeln der Ordnung wie die andere zu beobachten hätten.

13.)

Ein jedes Haus, wie bereits erinnert worden, müſte ſo eingetheilet werden, daß es allenfalls ſowohl für eine oder zwei vornehme, als vor zehen und mehr geringe Haushaltungen dienen könnte: was aber die Kramläden und Kaufmañsgewölber betrift, ſo ſchiken ſich ſolche nirgends beſſer, als auf einen von den Hauptpläzen der Stadt, wo der Markt gehalten wird. Daſelbſt könnten die groſſen Kaufmannshäuſer ein Stokwerk höher, gleich denen in der Hauptſtraſſe, von unten aber rings herum mit einem Bogenwerk, oder einer Arcade, wie in Turin und in Bern aufgeführet werden.

14.)

Ein jedes Haus könnte ungefehr 80. Schuh breit ſeyn; die Flügel daran nach dem Hof könnten 15. Schuh in die Breite, und 40. in die Länge haben, ſo bleiben noch 50. Schuh zum Hof übrig, der Garten mögte 2. mal ſo gros als der Hof und das Haus ſeyn, ſo würden Vornehme darinnen Raum genug finden, ſolchen zu ihrer Luſt, die Geringen aber zu allerhand Nothdurft zu gebrauchen. Jedes Haus wäre von dem andern durch eine Brandmauer abzuſondern.

15.)

Was die öffentliche Gebäude betrift, ſo müſſen ſolche in den verſchiedenen Quartieren der Stadt, auf gewiſe darzu abgeſtochene Pläze, wo ſie ſich am beſten hinſchiken, aufgeführet werden; und zwar könnte man die Eintheilung der Hauptpläze ſo machen, daß nebſt dem Hauptplaz noch 2. oder 4. andere, nach Maasgebung der Anlage und Gröſſe der Stadt, könnten gemacht, und mit Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden gezieret werden.

16.)

Die Thürne, die man zu dieſen Gebäuden fügen könnte, müſten nicht über 30. Schuh höher, als das Dachwerk ſeyn, auch nicht oben ſpiz, ſondern mit einer Altane verſehen werden; dann die Art ſpize und hohe Thürne zu bauen iſt abgeſchmakt, gothiſch und barbariſch.

17.)

Diejenige, die dem Feldbau, der Viehzucht und der Gärtnerei obliegen, könnten die Vorſtädte bewohnen: Ihre Häuſer, Höfe, Ställe und Scheuren müſten in einer gewiſen Ferne von einander liegen, dabei mit Mauren wohl verſehen und mit Ziegeln gedekt ſeyn.

18.)

Eben dieſe Vorſichtigkeit müſte man in Anſehung der Frucht- und Kaufmanns-Magazinen gebrauchen: beſonders wo viel Holz und brennbare Waaren aufbehalten werden.

19.)

Hierbei könnten nun die groſſe Unkoſten zur Erbauung und Erhaltung koſtbarer Veſtungswerke erſparet werden. Man dörfte um eine ſolche Stadt weiter nichts als einen bloſen Graben ziehen, darinn einen Theil der Canäle abflieſſen laſſen, und ſie auf ſolche Weiſe in den nechſt vorbei flieſſenden Strohm leiten. Ein kleiner Wall mit Bäumen und mit einigen Canonen bepflanzet, wär genug, um allenfalls gegen einen Uberfall zur Schuzwehr zu dienen. Es iſt gewis daß ein feindliches Heer, welches eine Stadt von einem ſo groſſen Umfang belagern wolte, weit weniger davor ausrichten würde, als vor einer eng zuſammen geſchraubten und mit lauter hohen Häuſern angefüllten Stadt, welche gar bald mit Bomben zu zwingen iſt, weil alles dadurch in Feuer und Flammen kan geſezet werden.

Es müſte auch ein auſſerordentlich groſſes Heer ſeyn, eine Stadt von einem ſo weitläuftigen Bezirk einzuſchlieſſen; da im Gegentheil eine Stadt, die in die Luft gebauet iſt, und enge Straſſen hat, leicht kan umſezet werden.

Die Erfahrung lehret uns auch mehr als zu viel, daß die kleine, enge Gaſſen, die mit hohen Gebäuden beſezet ſind, und die dunkle und feuchte Wohnungen, welche niemals die Sonne mit ihren Strahlen beleuchtet, allerhand Ubel den menſchlichen Körpern verurſachen. Die Einwohner derſelben, ſind faſt meiſtentheils kränklich, blas von Farbe und von übler Leibesbeſchaffenheit. Man findet nirgend mehr Leute welche mit der Gicht, mit der Milzſucht und mit böſen Flüſſen geplaget ſind. Man ſiehet im Gegentheil, daß die Leute, die auf dem Lande wohnen und einer friſchen reinen Luft genieſſen, noch eins ſo geſund und ſtark ſind: ſie haben dabei einen guten Muth, und ein aufgeraumtes munteres Weſen, daraus guten Theils die Glükſeligkeit des menſchlichen Lebens beſtehet.

Was die andere Frage betrift, wie und auf was Art eine alte übelgebaute Stadt könnte zuſammen geriſſen, und eine neue nach obbemelder Art auf ihre Stelle geſezet werden; ſo dürfte ein ſolcher Entwurf wohl den ſüſſen Träumen des Epicurs, oder den Bezauberungen der Medea gleichen. Wer wolte ſich, wird ein Vernünftiger ſagen, mit ſolchen Chimäern abgeben? Doch Träume, Bezauberungen und Chimäern wie ihr wolt, ſo iſt deswegen die Sache doch nicht ganz unmöglich. Man darf darum nicht dem Exempel eines wilden Neronis folgen, der in einer Nacht die Stadt Rom in Feuer und Flammen ſezen lies, um ſich eine Vorſtellung von der Zerſtörung der Stadt Troja zu machen und die Illiade des Homeri dabei zu leſen. Hernach aber die abgebrannte Stadt darauf deſto prächtiger wieder aufbauen zu laſſen.

1.)

Ein groſſer Fürſt, der jährlich eine halbe Million und mehr auf Schauſpiele und Jagden verwendet, darf nur dieſes Geld, oder eine gleiche Summa darzu anwenden, ein gewiſes übelgebautes Quartier der Stadt den Bürgern abzukauffen, und mitlerweile ein anders dargegen aufzuführen.

Dieſes neue Quartier müſte nach dem vorgemachten Plan der ganzen Stadt eingerichtet, mit breiten Straſſen durchſchnitten, und mit ſolchen Häuſern beſezet werden, wie ſie ſich für die Leute; die ſolches Quartier bewohnen ſollten, am beſten ſchiken.

2.)

Die Pläze müſten entweder leer wieder verkauft werden, damit diejenigen die ſich ſelbſt ihr Haus bauen wolten die innere Einrichtung deſſelben nach ihrem Wohlgefallen machen könnten; oder wo die Pläze ſo bald keine Käuffer finden ſollten, würde dem ungeacht der leere Raum mit Gebäuden beſezt; doch dieſe nur roh, in Dach und Fach, ohne Thüren, ohne Fenſter und ohne andere Ausſtaffirungen, damit hernach ſolche die Käuffer könnten machen laſſen wie ſie wollten.

3.)

Holz, Sand, Kalk und Steine müſten denenjenigen, welche auf ihre Koſten bauen wollten, umſonſt verabfolget werden, damit das Bauweſen deſto leichter von ſtatten gehen und die Bürger ſich durch allzu ſchwere Koſten nicht ruiniren mögten. Die edelſte Ausgaben eines Fürſtens ſind allezeit diejenige, die zum gemeinen beſten verwendet werden. Solches ſind angelegte Capitalien, die den gröſten Nuzen abwerffen.

4.)

Die Gebäude müſten alle gleich, nach einerlei Riſs aufgeführet, und zu dem Ende gewiſe Baumeiſter beſtellet werden, um ſolche zu reguliren und darüber die Aufſicht zu haben.

5.)

Die Materialien, Fenſter, Oefen, Holz- und Eiſenwerk von den alten abgeriſſenen Häuſern, behielten die Eigenthümer; die abgebrochene Steine ausgenommen, welche auf dem Plaz müſſen liegen bleiben, damit man ſich derſelben zu den neuen Gebäuden bedienen könnte.

6.)

Die Werkleute und Baumeiſter müſten in Zeiten zu einer ſo groſſen Unternehmung herbei geſchaft werden, damit kein Aufenthalt noch Hindernus ſich äuſſern mögte; Alſo würde wenigſtens alle drei Jahr ein anſehnliches Quartier der Stadt mit neuen Gebäuden können in die Höh gebracht werden. Ja, weiſe und kluge Anſtalten würden hier fähig ſeyn Wunder zu thun.

7.)

Wo groſſe Pläze, breite Straſſen und prächtige Gebäude ſind, da müſte man ſuchen ſolche künſtlich mit in den allgemeinen Plan zu bringen. Damit man nicht nöthig hätte ſchöne und dauerhafte Gebäude niederzureiſſen. Wie dann überhaupt der ganze Vorſchlag eine alte Stadt neu zu bauen, nur dahin zu deuten iſt, daß man diejenige Häuſer und Quartiere, welche die Stadt verunzieren und ungeſund machen, abbrechen und verändern möge; koſtbare und gute Gebäude aber nur der bloſen Regularität wegen abzureiſſen, wär eine Eigenſinnigkeit im Schönen, die man mit Recht eine Thorheit nennen könnte.

8.)

Alle Maiereien, Ställe und Scheuren, ingleichen die hölzerne Magazinen, worinnen Wahren aufbehalten werden, die leicht Feuer fangen, müſten durchaus in der Stadt keine Stelle haben, ſondern alleſamt in die Vorſtädte verwieſen werden, da ſie in einer gewiſſen Entfernung, ein Bau von dem andern, wie oben gemeld, müſten geſezet werden, um dadurch ſo viel möglich zu verhindern, daß kein Brand überhand nehmen könte.

Eine ſolche Haupt- oder Reſidenz-Stadt würde nicht allein dem ganzen Land zu einer beſondern Zierde dienen, ſondern auch noch ihren vielfältigen beſondern Nuzen haben. Alſo würden z. E. die Gelder, die auf Häuſer angeleget werden, noch eins ſo ſicher ſtehen, da ſie auf maſſiven und der Feuersgefahr nicht leicht unterworffenen Gebäuden hafteten; da im Gegentheil bishero nicht wenig Summen ſind verlohren gangen: die man auf ſchlecht gebaute Häuſer geſchoſſen hatte, welche dem Wind, dem Wetter und der Feuersgefahr auf allen Seiten ausgeſezet waren. Die groſſe Feuersbrünſte, wodurch Londen, Coppenhagen, Stokholm, Frankfurt am Mayn, Reutlingen und andere dergleichen Städte mehr, ſind mitgenommen worden, können uns hier zu nachrichtlichen Exempeln dienen. Alle Häuſer nach vorgemelden Plan würden das am Grund gewinnen, was ſie in der Höhe verlieren. Die Einwohner würden noch einmal ſo friſch und ſo geſund in dieſen gemächlichen und luſtigen Wohnungen ſeyn; ſie würden um eben dasjenige Geld, was ſie meiſtens in dunkeln und feuchten Winkeln, oder mit nicht geringer Lebensgefahr, auf den aufgethürmten Stokwerken, verwohnen, die gemeiniglich nur eine elende hölzerne Stiege zuſammen hängt, die ſchönſte Bequemlichkeit finden: Sie würden Höfe, Gärten und Waſſer haben. Sie würden allenthalben mit Bäumen und Grünigkeiten umgeben ſeyn. Die Strahlen der Sonne und eine reine Luft würden die Häuſer durchſtreichen, und den Moder und die ſchädliche Feuchtigkeiten daraus vertreiben. In heiſſen Sommertagen würde man eine angenehme Kühlung unter den ſchattigten Bäumen finden, womit allenthalben die Straſſen und die Gärten beſezet wären. Kurz, an ſtatt daß andere Menſchen bisher in den groſſen Städten meiſt in dunkeln Winkeln, und gleichſam in Gefängnüſſen leben, ſo würden die Einwohner einer ſolchen neuen Stadt alleſamt wie in einem Paradiſe wohnen. O wie viel gemeinſchaftliche Glükſeligkeit können ſich nicht einander die Menſchen verſchaffen, wenn ſie vernünftig handelten und ſich einander liebten!

Dieſer Vorſchlag wird mancher ſagen, läſſet wohl gut auf dem Papier, allein es wird nicht ſo leicht ſeyn, ſolchen auch ins Werk zu ſezen. Ich gebe zu daß er nicht leicht iſt; alleine es iſt am Tage, daß groſſe Herren noch weit ſchwehrere Dinge, unternommen und ſolche doch zu Stand gebracht haben. Wann ich gedenke wie der verſtorbene König in Preuſſen, binnen einer Zeit von zehen Jahren, 50. tauſend auserleſene Männer auf die Beine geſtellt, die alle wie gezirkelt, gleicher Gröſſe und dabei auf eine verwundernswürdige Art exerciret waren, ſo dünket mich dieſe Unternehmung noch viel gröſſer und beſchwerlicher zu ſeyn, als eine neue Stadt nach obigem Plan zu erbauen. Ich bin nicht in Abrede daß der Nuzen eines ſolchen Kriegsheeres auf gewiſe Art für wichtiger zu halten ſey; allein der Nuzen wär allhier, wo nicht eben ſo wichtig, doch noch weit ſicherer: viel tauſend Werkleute würden dadurch in Bewegung gebracht; Dieſe würden den Umlauf des Geldes, ſowohl als diejenige die da baueten, ſehr merklich beförderen, und der Fürſt würde durch das einzige Mittel der Acciſe in zehen Jahren ſein ausgelegtes Geld wieder bekommen, und dabei die ſchönſte Stadt in der Welt haben. Die Natur hat dem Menſchen nichts verſagt als was Fleis und Vernunft nicht unternehmen wollen. Tantæ molis erat romanam condere gentem.

Vorſchlag, die teutſche Sprach auf einen gewiſen Grund zu ſezen, und in Teutchland übereinſtimmig zu machen.

UNſere Vorfahren ſchrieben ihre gelehrte Werke in Latein. Chriſtian Thomaſius, ein Mann, der nach ſeinem freien Geiſt ſich in den Wiſſenſchaften einen eignen Weg bahnte, erwies unſerer Mutterſprach die Ehre, nicht nur ſeine beſte Schriften darinn abzufaſſen, ſondern auch ſeinen Schülern teutſche Lesſtunden zu halten.

Nach ihm gab unſer noch lebender groſſer Weltweiſe, der Herr geheime Rath von Wolf, dadurch der teutſchen Sprach ihr gröſtes Gewicht, daß er die ſchwerſte und dunkelſte Kunſtwörter, wo nicht durch einen gleichen Ausdruk, doch mit einer zulänglichen Umſchreibung teutſch überſezte.

Unſere meiſten Gelehrten ſind dieſen beiden berühmten Männern nachgefolget, dergeſtalt, daß man in Teutſchland nun würklich angefangen hat, rein teutſch zu ſchreiben. Allein, man iſt über verſchiedene Redensarten und Wortfügungen; ingleichen über die Rechtſchreibung an und für ſich ſelbſt noch nicht ganz einig. An einem Ort ſchreibt man ſo, an einem andern Ort wieder anders. Wie iſt hier der Sache zu rathen?

Die Ober- und Niederſachſen mit ihren Nachbarn haben ſich unſtreitig um die teutſche Sprach bisher am meiſten verdient gemacht, und die drei hohe Höfe zu Berlin, Dresden und Hannover haben beſtändig eine Menge Staatsdiener und gelehrte Leute unterhalten, welche durch ihre geſchikte Federn die Reinigkeit der teutſchen Sprache vor andern befördert haben.

Da nun auch, ſeit einiger Zeit, zwei teutſche Geſellſchaften, die eine zu Leipzig, und die andere zu Jena ſich hervor gethan, welche durch ihre mannigfaltige und löbliche Bemühungen vieles zur Ausbeſſerung unſerer Sprache mit beigetragen, und durch ihre herausgegebene Schriften manche vortrefliche Köpfe bekannt gemacht haben; ſo ſolte man billig eine gegründete Hofnung faſſen, es werde endlich unſere teutſche Sprache durch den Fleis und durch das Anſehen ſo vieler geſchikter Männer auf gewiſſe Grundregeln können geſezet werden.

Weil es aber gleichwohl dieſen ſonſt würdigen Geſellſchaften, an dem Beifall anderer Gelehrten mangelt, welche ſich auſſer Sachſen und deſſen Nachbarſchaft aufhalten; ſo wär noch eine Unternehmung zu wagen, dieſe in andern Provinzen von Teutſchland lebende Gelehrten gleichfalls mit übereinſtimmig zu machen.

Mich dünket, es ſollte ſich dieſes am füglichſten thun laſſen, wann obgedachte beide löbliche Geſellſchaften, unter Veranſtaltung ihrer beiderſeits ruhmwürdigſten Vorſteher, ſich zuſammen dahin vereinigten, ein allgemeines teutſches Wörterbuch, mit denen dahin gehörigen Sprachregeln zu verfaſſen, und ſolches alsdann mit einem breiten Rand, daß man etwas beſchreiben könnte, druken zu laſſen.

So bald dieſes Wörterbuch zu Stand gebracht wär, müſte ſolches ſofort an alle diejenige berühmte Leute in Teutſchland verſchiket werden, welche durch ihre nette und reine Schreibart ſich einen Beifall erworben haben: ſie mögen nun Oeſterreicher, Baiern, Franken, Schwaben, Schweizer, Rheinländer, Weſtphälinger, oder ſonſt aus einer andern Gegend in Teutſchland ſeyn. Denn die Rechtſchreibung und Geltung der Wörter iſt eben diejenige Sache, darüber man die Meinung aller berühmten und gelehrten Teutſchen einholen ſoll.

Dieſe würden auf ein geziemendes Erſuchen, wann man ihnen das neue Wörterbuch nur geheftet, ohne Entgeld ſollte einhändigen laſſen, ſich allem Vermuthen nach, ſelbſt daraus eine Freude machen, diejenige Wörter, die ſie anders zu ſchreiben pflegen, am Rande anzumerken und kürzlich ihre Gründe mit beizufügen, warum ſie dieſelbe ſo und nicht anders ſchrieben. In einer Jahresfriſt könnten dieſe Anmerkungen von denen auswärtigen Gelehrten, durch die an ihren Orten ſich aufhaltende Buchhändler, oder durch andere Gelegenheit, wieder an die obgedachte beide Geſellſchaften zurük geſendet werden.

Hierauf können durch die Vorſteher obgedachter beiden Geſellſchaften, die unter ihnen befindliche geſchikteſte Mitglieder ernennet werden, die eingeſande Anmerkungen auf das gründlichſte zu unterſuchen, und darüber nach reiflicher Erwegung, ohne Leichtſinnigkeit und ohne Partheilichkeit, die eigentliche Geltung der Wörter zu beſtimmen, mithin auf ſolche Weiſe, der Rechtſchreibung der teutſchen Sprach, den ſo längſt gewünſchten Schlus zu geben.

Hierbei könnte man ſich auch derjenigen Anleitung zu einer üblichen teutſchen Schreibart, welche Herr Hofrath Glafey herausgegeben; imgleichen der vor einem Jahr zu Marburg zum Vorſchein gekommenen nüzlichen Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juriſtiſchen Schreibart ohne Zweifel mit vielem Nuzen als einer guten Vorarbeit bedienen.

In Anſehung derjenigen Wörter und Schreibarten, welche eine allgemeine Beiſtimmung der Gelehrten bereits hätte gültig gemacht, oder auch wegen gewiſen Kleinigkeiten, worüber nichts erhebliches wäre erinnert worden, da brauchte es keiner weiteren Erinnerung. Damit man die Sachen nicht ohne Noth überhäuffen und dadurch ihrem ſo nöthigen Fortgang ſelbſt verhinderlich fallen mögte. Schöne Redensarten und beſondere Ausdrüke könnten mit Beifügung der vornehmſten Schriftſteller, die ſich derſelben bedienet haben, dem ganzen Werk das Gewicht und den Nachdruk geben.

Ich weis zwar, daß die Höfe ſich das Recht allein anmaſſen wollen, den Werth der Sprachen zu entſcheiden; Allein die Sprachen gehören zu den Wiſſenſchaften, und die Gelehrten allein ſind die Sprachmeiſter in der Welt. Diejenige, die alſo unter ihnen am meiſten gelten, die ſind auch darüber die unwiderſprechlichſte Schiedsrichter. Müſſen doch die gröſte Fürſten und Monarchen ſelbſt gewärtig ſeyn, was die Gelehrten von ihnen und ihren Thaten urtheilen und auf die Nachwelt bringen; Wie vielmehr wird es auf ſie ankommen, wie ſie die Wörter handthieren wollen. Die Höfe ſind alſo bei dieſem Geſchäfte gar nicht zu gebrauchen. Der Kaiſerliche müſte ſonſt den Vorzug haben, und dieſes wär eben das Mittel, die Sache, wie es bisher geſchehen iſt, immerfort unmöglich zu machen.

Wer ſoll aber, wird mancher fragen, von allen dieſen Bemühungen und Bücherverſendungen die Unkoſten tragen? Ich meyne, es ſolte alles dem Verleger doppelt und doppelt eingebracht werden; denn ein vollſtändiges teutſches Wörterbuch mit Critiken, Exempeln und Anmerkungen, welches er ſodann, unter nöthigen Freiheiten, allein heraus zu geben, das Recht haben würde, und welches, meines Erachtens, nicht viel geringer, als das Dictionaire de l' Academie francoiſe werden dürfte; ein ſolches Buch, das alle Gelehrten, alle Schulen, und wenn es recht hergieng, auch alle Buchdrukereien nothwendig haben mü-

ſſen

ſten, wår allein genug, den Unternehmer zu einem reichen Mann zumachen. Sollte er die Unternehmung allenfalls nicht allein auf ſeinen eignen Beutel wagen wollen, ſo würden ſich genug Liebhaber der teutſchen Sprach finden, die ihm darauf mit einem billigen Vorſchus an die Hand geben ſollten.

Ob es gut ſey, daß Soldaten ein Schikſal glauben.

DIe Gefährlichkeiten, welchen die Kriegsleute unterworfen ſind, die Art des Todes, welche viele von denſelben erreichen, hat nicht nur verſchiedene in der Meinung geſtärket, es ſey allerdings ein unvermeidliches Schikſal mit dem Soldatenſtande verbunden, das da verurſache, daß ſo viele und nicht mehrere, dieſe und keine andere, heute und an keinem andern Tage, durch ihren Tod den Verluſt eines Ttreffens anſehnlich machen, oder den Sieg erwerben müſten. Eines der weitläufigſten Reiche, die Ottomanniſche Pforte, laſſet dieſe Meinung nicht nur unter ihrem zahlreichen Kriegsheere herrſchen, ſondern ſie hat ſie gar zu einem ihrer vornehmſten Religionsſäze gemachet. Der Stifter dieſes mächtigen Reiches, Mahomet, hätte ſeine neue Unterthanen nicht beſſer nach ſeinem Willen lenken können, als eben dadurch, daß er dieſe Lehre von dem Schikſale als eine unumſtösliche Wahrheit unter ſie ausgebreitet hat. Man hat dahero Gelegenheit genommen, dieſes Schikſal das Mahometaniſche Schikſal zu nennen, und es hat nicht an Leuten gefehlet, die es Chriſtlichen Potentaten bei ihren Kriegesleuten einzuführen, angerathen haben.

Betrachtet man dieſe Meinung auf der einen Seite; ſo ſcheinet dieſelbe ſehr vortheilhaft zu ſeyn; betrachtet man ſie aber auf der andern; ſo wird ſich ihre Schwäche bald entdeken, und man wird finden, daß ſie die gefährlichſte Folgen nach ſich ziehe. Sie ſcheinet den Soldaten kühn und beherzt zu machen, daß er unerſchroken in den Streit gehet, Gefahr und Tod verachtet. Denn dieſes leztere iſt es hauptſächlich, was ihn am meiſten quälet, wenn er ſich an denjenigen Ort begeben ſoll, wo er weis, daß zwiſchen ſeinem Leben und Tode nur eine Kugel oder ein Schwerdſtreich den Unterſchied ausmache. Der ſchlechte Unterricht, den derſelbe oft von ſeinem zukünftigen Zuſtande hat, machet ihn verwirret, und am erſten zu derjenigen Zeit verzagt, in welcher er ſeinen Muth am meiſten zeigen ſoll. Ob ich ſchon die Zagheit bei einem Kriegsmanne tadeln mus; ſo kan ich deswegen doch die Furcht vor dem Tode nicht ſchelten. Es iſt dieſelbe ſo natürlich als der Menſchlichkeit gemäs; ſie kan alſo auch bei einem Soldaten Statt haben, und ich weis nicht, ob ich denjenigen als wahrhaftig gros loben ſoll, von dem es heiſſet:

> Er ſchäzt ein tödlich Blei, als wie
> ein Freudenſchieſſen,
> Und ſieht mit gleichem Aug ſein Blut
> und fremdes ſchieſſen.
>
> H.

Nur wird dieſe Furcht nicht bei allen gleich angetroffen. Einige wiſſen derſelben ſtandhaft zu begegnen, und ſie beherzt zu überwinden: andere hingegen verfallen in eine Kleinmüthigkeit: und bei dieſen iſt dieſelbe eben ſo ſchädlich als unanſtändig. Bei dem gemeinen Manne wird ſie mehr als bei andern verſpüret, und wenn er von derſelben überfallen wird, iſt ſein Gemüthe nicht mehr im Stande nachzudenken; daß dieſe Gefährlichkeit, die er vor Augen ſiehet, mit dem Stande, den er ſich erwählet hat, verbunden iſt, und daß er ſich aus freien Willen in dieſen Stand begeben habe. Um allen üblen Folgen, ſo aus der Furcht entſtehen können, vorzubeugen, ſcheinet es, daß man ſehr weislich handeln würde, wenn man den Soldaten die Lehre von dem unvermeidlichen Schikſale feſt in das Gemüthe prägete, wenn man ihn auf den Glauben führete: Daß er zu dieſer und keiner andern Todesart beſtimmet ſey, daß es alſo einerlei ſey, ob ſein im Treffen gebliebener Bruder dem Treffen mit beigewohnet hätte oder nicht, ob er mit in die Laufgräben gegangen, oder ruhig in ſeinem Zelte liegen geblieben wäre, indem er dem ohnerachtet an dieſem Tage hätte ſterben müſſen. Man hat dahero, um die Soldaten in dieſer Meinung zu beſtärken, mit dieſem Schikſale die treflichſten Belohnungen verbunden. Man hat ſie auf gut türkiſch verſichert, daß ſie bereits in ihrem Leben einen gegründeten Anſpruch auf das Himmelreich hätten. Dichter und Redner muſten dahero den Tod im Kriege als den ſchönſten und rühmlichſten beſchreiben. Es ſcheinet auch, daß der Soldat, wenn er von dieſer Meinung eingenommen iſt, den Tod verachten, oder doch wenigſtens die Furcht vor demſelben verlieren müſte. Da nun an der Unerſchrokenheit der Kriegsleute ſo vieles gelegen iſt, da oftmals von ihrem Muthe der glükliche Ausgang eines Treffens, und von ihrer Zagheit deſſelben Verluſt abhänget; ſo ſind die Vertheidiger dieſer Meinung auf die Gedanken gekommen, daß man die Kriegsleute dabei laſſen müſſe, weil man eben ſo wie von der Ehre von dieſem Schikſale ſagen könne:

Du führeſt die geharniſchten Schaaren
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden ins gewiſe Grab.
L. D.

So iſt dieſe Meinung beſchaffen, wenn man ſelbige auf ihrer vortheilhaften Seite betrachtet. Erlaube man mir, daß ich nun auch die ſchlimmen Folgen derſelben erzehlen darf, als aus welchen man erſt beurtheilen wird, ob ſie einem Soldaten anzupreiſen ſey? Mich deucht, ich ſage ganz recht, wenn ich behaupte, daß ſelbige offenbar mit den Säzen der heiligen Religion ſtreite. Die Religion heiſſet uns in allen Fällen ein aufrichtiges und ungeheucheltes Vertrauen auf den Höchſten ſezen. Wir werden von ihr verſichert, daß unſer Leben und unſer Tod ganz allein auf ſeinem allweiſen Schluſſe beruhe. So nöthig die Beobachtung der Religionspflichten allen allen Menſchen iſt; deſto mehr mus ſich ein Soldat dieſelbe angelegen ſeyn laſſen, als bei dem ſich tauſend Fälle ereignen, in welchen ihn ſein Amt von dieſer Betrachtung abziehet. Wird der Soldat, der dieſes tyranniſche Schikſal glaubet, wohl zu dem Höchſten ein wahrhaftes Vertrauen haben können? Wird er wohl bedenken, daß derjenige, ſo ihn getroſt in die Gefahr gehen heiſſen, ihn auch aus derſelben wieder retten kan? Wird er jemals hoffen, daß der Ewige alle ſchlimme Zufalle von ihm abwenden werde? Doch ich will mich hierbei nicht länger aufhalten; es iſt dieſer Saz von andern verehrungswürdigen Männern ſchon genugſam widerleget worden.

Ich finde noch mehrere Urſachen, die mich überführen, daß es nicht gut ſey, dem Soldaten die Meinung von dem Schikſale beizubringen. Ich habe ſchon geſaget, daß diejenigen, ſo das Gegentheil behaupten, hauptſächlich vorgeben, es mache dieſe Meinung den Soldaten kühn und beherzt; allein ich getraue mir mit beſſerem Rechte darzuthun, daß es ihn vielmehr zag, feig und kleinmüthig mache. Der gröſte Theil eines Kriegesheeres beſtehet aus Leuten, die man gemeiniglich mit dem Namen des Pöbels beleget; und von dieſen haben die meiſten keinen richtigen Begrif von Tod und Leben. Sie richten ihr Augenmerk nur auf das Aeuſerliche, und die Sinnlichkeit hat in ihren Gemüthern mehr Würkungen, als bei denen, welche ihre Vernunft zu gebrauchen wiſſen, und bei verdrüslichen Umſtänden, Meiſter über ihre Leidenſchaften bleiben. Daher iſt es kein Wunder, daß Gefahr, Gefangenſchaft, Verwundung, Tod, ihnen weit gefährlicher, als andern, vorkommen müſſen, die bei dem Anblike dieſer Dinge ihre Vernunft zu Rathe ziehen, und ſich in die Fälle des menſchlichen Lebens zu ſchiken wiſſen. Der Soldat, der in der Meinung ſtehet, daß das Schikſal ihn zu einem traurigen Ende beſtimmet habe, mus allerdings kleinmüthig werden. Dieſes Schikſal wird ihm die fürchterlichſten Bilder erweken, und ſeine Einbildungskraft wird ihm den Tod als unerträglich vorſtellen. Es wird ihn mit Entſezen, Furcht und Grauſen quälen: es wird ihn an ſeine Pflicht zu gedenken, hindern: es wird ihm den guten Muth, und die Hofnung rauben, und ihn zum Sklaven der Traurigkeit machen. Weder der Befehl ſeines Anführers, noch die Ermahnungen ſeiner Vorgeſezten werden ſeine Bangigkeit mindern. Er wird mit zitternden Händen ſeine Waffen ergreiffen, und mit furchtſamen Schritten den Ort betretten, auf welchem er Siegeskränze erwerben ſoll. Wie laſſen ihn die Umſtände wohl erwägen, daß mit der Art ſeines Todes eine Ehre verbunden ſey? Nach ſeinem Urtheile mus ihm die Erhaltung des Lebens beſſer gefallen, als alle Vorſtellungen von Ehre und Ruhm. Ich weis nicht ob die Meinung von dem Schikſale dieſe Vorſtellungen heben kan. Giebet er ja demſelben Glauben, und ſtehet er würklich in der Meinung, das Schikſal werde beſchloſſen haben, daß er in dieſem Treffen bleiben ſoll, ſo wird er nach ſeiner Einſicht ſchlieſſen: Will das Schikſal haben, daß ich heute ſterben ſoll, da mich mein Feldherr in den Streit führet, ſo wird es einerlei ſeyn, ob ich mich meiner Pflicht gemäs bezeige, oder nur einen bloſſen Zuſchauer bei dem Treffen abgebe; ob ich dem Feind beherzt entgegen gehe, oder ob ich die Waffen niederlege und vor demſelben fliehe; denn ich werde doch ſterben müſſen. Wie wenig kan ſich bei einer ſolchen Gemüthsverfaſſung ein Feldherr auf die Standhaftigkeit ſeiner Soldaten verlaſſen; ja geſezt, dieſe Meinung brächte ihm einen ſtandhaften Muth bei; ſo iſt doch zu befürchten, daß ſie ihn zu weit treiben, und in Verzweiflung ſezen werde. Er wird alsdann wider die Befehle ſeiner Vorgeſezten unbedachtſamer Weiſe in den Tod rennen, und auf eine unnüzliche Art ſein Leben dem Feinde aufopfern. Er wird auf das leichteſte ſeinen Tod zu erhalten ſuchen. Zu welchen Unordnungen kan dieſes nicht Anlas geben? Und wie viel kan ein ſolches verwegenes Bezeigen nicht zu dem unglüklichen Ausgange eines Treffens beitragen? Die Tapferkeit, die Tugend ſich unerſchroken in der Gefahr zu erweiſen, wird alsdann zu einer Raſerei; und dieſe hat öfters eben ſo viel Unheil geſtiftet, als die Zaghaftigkeit immer ſtiften kan. Verhindert dieſe den Soldaten ſeinen Pflichten eine Genüge zu thun, die geſchworne Treue zu beobachten; ſo machet jene, daß ſeine Thaten zu dem Nuzen des Vaterlandes nichts beitragen.

Ich übergehe andere Unordnungen, wozu dieſe Meinung den Soldaten verführen kan. Sie wird ihn zu tauſend Laſtern verleiten. Rauben, plündern, Morden und andere grobe Verbrechen zu begehen, würde ihm nicht ſchwer fallen: denn er würde alles dieſes mit dem Schikſale rechtfertigen, ja Belohnungen und Straffen würden unnüze Dinge heiſſen. Der Menſch, ſo von dieſer Meinung eingenommen iſt, folget jederzeit dem Triebe ſeines Vergnügens. Er hält es nicht der Mühe wehrt zu ſeyn, etwas zu thun, oder ſich um etwas zu bekümmern, weil doch alles nothwendig folgen mus, und jeder Erfolg dem Schikſale beizumeſſen iſt.

Nichts kan auch ſo leicht den Aberglauben unterhalten, als eben dieſe Meinung von dem Schikſale; und kan wohl einem Soldaten etwas mehr, als dieſer, ſchädlich ſeyn? Einige Umſtände, ſo ſich an ſolchen Tagen zugetragen haben, an welchem ein Sieg erfochten, oder ein Treffen verlohren worden, haben den gemeinen Mann, der ohnedem eine groſſe Geſchiklichkeit beſizet, aus natürlichen Begebenheiten übernatürliche Dinge zu ſchlieſſen, öfters auf den Glauben gebracht, daß auch künftighin der Tag, da die Begebenheit geſchehen, ein Tag des Glüks oder des Unglüks ſeyn werde. Er verfällt auf Schlüſſe.

> Die Aberglauben dekt, Vernunft nicht hemmen kan. E. D.

Die Geſchichte des Alterthums geben davon genugſame Beiſpiele. Eine Sonnenfinſternis, oder eine andere natürliche Begebenheit, hat öfters den gröſten Feldherrn gezwungen, das Glük und den gewiſen Sieg, ſo er an einem ſolchen Tage bereits in Händen hatte, wieder fahren zu laſſen, und einem ganzen Heere weit mehr Furcht eingejaget, als die ungeheure Macht eines anrükenden Feindes jemals verurſachen kan.

Man wird mir Beifall geben, wenn ich behaupte, daß dieſe Meinung das rechte Mittel nicht ſey, den Soldaten beherzt, tapfer und ſtandhaft zu machen. Man wird weit mehr bei ihm ausrichten, wenn man ihm auf eine liebreiche Art ſeine Pflichten vorſtellet, wenn man ihn ermahnet, daß er jezo zu GOtt ſein Vertrauen nehmen ſoll, daß dieſer über ihn wache, daß er ihn aus der Gefahr erretten werde. Man erinnere ihn, daß er ſich jezo in einer Zeit befinde, in welcher er dem Fürſten ſeine Treue, dem Vaterlande ſeine Liebe und ſeinen Eifer, ſeinem Vorgeſezten ſeine Bereitwilligkeit zeigen könne. Man führe ihm die groſſe Schande zu Gemüthe, ſo ihm eine ſchimpfliche Zaghaftigkeit gebieret. Man erkläre ihm das groſſe Verbrechen, ſo er durch eine vorſezliche Verſäumnis ſeiner Pflichten gegen GOtt, gegen den Fürſten, gegen das Vaterland begehe; alles dieſes wird in ſeinem Gemüthe mehr Eindruk haben, als der Glaube von einem ſolchen Schikſale.

Müſte ich nicht befürchten, daß dieſe Zeilen das Ziel eines Schreibens überſchreiten möchten; ſo würde es mir leicht fallen, aus den Geſchichten eine Menge von Beiſpielen anzuführen, und zu zeigen, wie ſehr dieſes Schikſal manchen betrogen habe, und wie weit der Aberglaube gegangen ſey. Was könnte lächerlicher zu vernehmen ſeyn, als wenn man von dem tapfern Römiſchen Feldherrn Paul Aemil lieſet, wie er, als ihm ſeine Tochter erzehlete, es wäre ihr Hund Perſa geſtorben, daraus den Schlus gemachet, daß er nunmehro den Macedoniſchen König Perſeus überwinden werde. Wie manches Unglük haben ſich nicht die Türken, die man auf eine unverdiente Art dieſes Schikſals halber zu erheben pfleget, eben dieſes Schikſals wegen zugezogen. Es verleitet ſie ſo weit, daß ſie die Pflichten für ihre Selbſterhaltung darüber vergeſſen. Es machet, daß ſie lieber in einem von der Peſt angeſtekten Orte alle Gefährlichkeit aushalten, als aus Vorſicht für ihr Leben, ſich aus demſelben begeben wollen. Ja mit wie vielem Schreken gedenken ſie nicht an den Tag, von welchen ihnen ihr Schikſal ſaget, daß Conſtantinopel an demſelben von einer Chriſtlichen Macht würde erobert werden.

Von einem merkwürdigen chirurgiſchen Caſu eines vermittelſt einer Suppe in die Luftröhre verſchlukten durch die Operation der Tracheotomie aber glüklich herausgenommenen Beins.

WIr haben heutiges Tages keine Urſache über den Mangel der Arznei-Gelehrten noch der Chirurgie-Erfahrnen zu klagen. Es ſind derer bald ſo viel, als es zu Zeiten Patienten hat. An Schriften und Büchern fehlet es auch nicht, die häufig von beiden Theilen dieſer Wiſſenſchaft heraus
kom-

kommen; Allein, es ſind wenige, die was beſonderes ans Licht geben. Das meiſte könnte man entbehren: Viele haben was geſchrieben, denen es ſelbſt noch an einer gründlichen Praxin gefehlet. Andere haben aufgewärmte Sachen zu Markte gebracht, um dadurch ihren Namen berühmt zu machen, oder wenigſtens damit was zu gewinnen. Man kan hieraus leicht ſchlüſſen, daß dieſen beiden, die genugſame Praxin und ein geſchiklicher Vortrag, abgegangen. Beides zuſammen macht und bleibt berühmt, und iſt und wird nüzlich; Man bedenke nur was die Anmerkungen, die man ſich bei ſeinem Patienten macht, vor überaus groſſen Nuzen habe; Und wie höchſt rühmlich es iſt, wann von denen in der Praxin ſo mancherlei vorkommenden Krankheits-Umſtänden, geſchikte Abhandlungen verfertiget, und uns und unſern Nachkommen, zum allgemeinen Nuzen, des nothleidenden Nächſtens deſto beſſerer Hülfe aber, dergleichen alle durch den Druk bekannt gemacht werden? Fürwahr, keine Kunſt könnte ſich jeziger Zeit in ſo groſſer Aufnahm zeigen, wann nicht die Liebhaber derſelben durch Anmerkungen zu beſſerem Nachſinnen gekommen wären. Sie ſeynd der Grund der Erfahrung, und beſonders demjenigen, der an des Menſchen Leib zu arbeiten hat, ſo nothwendig, daß auch der gröſte Theil ſeiner und ſeines Nächſten Wohlfahrt darauf beruhet. Ich will hier nur der Chirurgie gedenken, weilen es einen chirurgiſchen Fall betrift. Wie unvergleichlichen Fortgang hat nicht dieſelbe durch Anmerkungen von Jahren zu Jahren genommen? und in welche Zierde und Vollkommenheit iſt ſie nicht durch das aus den Anmerkungen entſtandene Nachſinnen gekommen? Zu geſchweigen ihres eigentlichen Urſprungs, den ſie einzig und allein denen Anmerkungen zu danken hat. Gegenwärtiger Caſus verdienet dahero um ſo viel mehr, unſern auserleſenen Sammlungen angemerkt zu werden, weil ſolcher von unſerem in dem Wiſſen und in der Erfahrung wohl gegründeten und ſehr geſchikten Chirurgo auf dem allhieſigen Pilgerhaus zu Augsburg, Hr. Johann Michael Engel, der folgende Operation ſo glüklich verrichtet hat, ſelbſt aufgezeichnet, und von ihme im vergangenen Jahr in Druk heraus gegeben worden; (a) Wir haben folgendes daraus anzuführen für dienlich erachtet:

1750.

Matthias Krurrel, ein Webers Geſell, alt 26. Jahr, gebürtig von Markgerems, an der Landleriſchen Gränz, anjezo aber anſäſſig in Trandorf, nicht weit von Maria Ranna in Unter-Oeſterreich, aus der Brandhofferiſchen Herrſchaft, nahm eine aus Liebe und Wohlthat ihme gereichte Suppe zu ſich, unvermerkt aber, aus allzu groſſer Begierde ſich zu ſättigen, ſchleichte ein Bein mit hinunter, und blieb ihm im Hals ſteken. Dem Menſchen blieb ſogleich der

---

(a) Und zwar in Form eines Sendſchreiben, an Hr. Dr. Georg Schmid, berühmten und fleiſſigen Med. Practicum.

Athem aus, er wurde blau und ſchwarz, und kam in gröſte Gefahr des Erſtikens, man rüttelte und ſchüttelte ihn, und ſchlug ihn nach dem gemeinen Gebrauch heftig in Ruken, er ſelbſten auch, ſo viel er noch im Stand war, langte ſich in Hals, und erwekte dadurch ein Erbrechen, und in dem Augenblik bekam er mehrere Luft, daß er ſich wiederum etwas erhohlen konnte; es war ihm aber nicht wohl dabei, die Reſpiration blieb ſchwer, und ob er gleich eſſen und trinken konnte, merkte er doch noch den Broken im Hals, er ſuchte zwar hin und wieder Hülfe, man langte ihm in Hals, um ſolches hinab zu ſtoſſen, man ſprizte ihn, ſed incaſſum. In ſolchen Umſtänden betrug ſich der Patient 9. Tag, da er dann auf das Pilger-(Kranken) Haus gebracht wurde.* Den 10ten Tag fand ich ihn bei meinem Beſuch mit einem keuchenden Aſthmate, und er erzehlte mir all obiges. Hier war nun nicht ſchwer zu errathen, wo es fehlete, und wie nicht anders, als durch den Kehlſchnitt zu helffen wäre, um den darinn ſtekenden Feind heraus zu nehmen. Zu dem Ende ſuchte Gelegenheit des Hocherfahrnen Hn. D. Joſeph Ignati von Bingen, welcher nomine Dero Hocherfahrnen Herrn Vaters, Herrn Dr. Johann Rudolph von Bingen, auf gedachtem Pilgerhaus vicariren, Hochvernünftigen Rath und Gutachten darüber zu vernehmen, welcher auch des andern Tags, ſo der 11te war, daß der Patient das Bein verſchlukt, beim Beſuch des Patienten, denſelben ohne Fieber, und noch bei guten Kräften befand, und dahero die Operation in allwege billigte, daß auch reſolvirte ſolche in wenig Stunden drauf vorzunehmen. Ich trug nun hier im geringſten kein Bedenken, bei ſolcher ſeltenen und allhier keines Erinnerens geſchehenen Operation, um Kunſtverſtändige Aſſiſtenten mich umzuſehen, und erſuchte dahero den in Anatomicis & Chirurgicis berühmt und erfahrnen Herrn Dr. Johann Andreas Deiſch, wie auch meinen Collegam auf dem Pilgerhaus, Herrn Georg Friederich Paul, worzu noch Herr Chirurgus Brand kam, wie auch der Herr Kammerdiener und Chirurgus Tit. Sr. Excellenz des Kaiſerlichen Geheimden Raths, Herrn Grafen von Oſtein, welchen wohlgedachter Herr Dr. von Bingen mit ſich brachten; Worauf dann S. D. F. die Operation folgends vorgenommen wurde. Nachdem der Patient in gehörige Situation liegend gebracht, und der Ort, wo die Luftröhre zu öfnen, etwan zwei Finger breit unter dem Cartilagine Thyroidea, oder dem ſogenannten Adamsapfel, darzu auserſehen ward, wurde die Haut erhaben, und 3. gute Finger breit incidirt, worauf meine Abſicht war, die Muſculos ſterno-Thyroideos zu Entdekung der Luftröhre ordentlich zu ſepariren, es fiel aber dieſe Arbeit

we-

---

* War der 5. Novembr.

Fig. V.

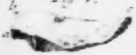


Fig. III.

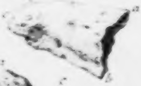


Fig. I.

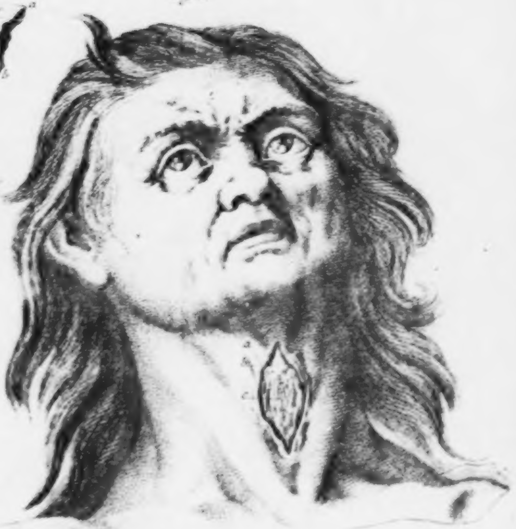


Fig. II.

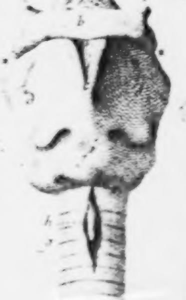
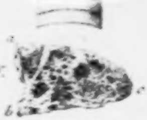


Fig. IV.



p. 254. 4 fig.

wegen des Blutens allzu beſchwerlich und langweilig, dahero war nöthig gedachte Muſculos ohne Bedenken und längeres Verweilen, der Länge nach, nebſt dreien cartilaginöſen Ringe ſicher und auf einmal zu durchſchneiden, worauf die mit dem Blut aus der Wunde vermiſchte Luft ziemlich ungeſtümm heraus ſtrudelte, ich brachte alsbald das Zänglein in die geöfnete Luftröhre, und bekam zwar das Bein zu faſſen, aber es war faſt unbeweglich; Herr Dr. Deiſch verſuchten es ebenfalls, aber es wollte auch nicht gehen, indem derſelbe aber um ein ſtärkeres Zänglein umſahe, brachte Herr Brand ſeinen Zeigfinger in die Wunde, und fand nöthig, wegen der von niemand ſich vermutheten Gröſſe deſſelben, derer cartilaginöſen Ringe noch etliche abwärts zu zerſchneiden, ſo auch von ihme geſchehen, worauf das Bein, da zugleich ein Huſten dazu kam, und er oben auf den Cricoideam Cartilaginem mit dem Finger drukte, hervorſprang, daß es konnte heraus genommen werden. Die Wunde wurde hierauf mit langen Heftpflaſtern, Plumaceaux, Bauſch und Binden verſehen, wie gehörig, und das Bluten, welches aus einigen zerzerſchnittenen arteriolis hervorſprizte, lies ſogleich nach. Dem Patienten wurde die Ruhe befohlen, und eine dünne Diät angeordnet. Das Huſten hielte noch ſelbigen Tag und die drauf folgende Nacht an, wegen des in die Luftröhre eingedrungenen Geblüts, und die Luft pfif jedesmal ziemlich, auch durch die Bandage durch, den 2ten und 3ten Tag war alles ſtill und ruhig, auſſer daß ſich in dieſer Zeit eine febris vulneraria äuſſerte, ſo aber durch dienlich verordnete Mittel des Hocherfahrnen Herrn Medici ſich bald wiederum verlohren. Den 4ten aber in der Nacht bekam der Patient einen ſo heftigen Huſten, daß auch die Luft ſo ſtark als am Anfang durch die Wunde und Bandage heraus gedrungen, ich verſah ihn Tags darauf mit friſchen Heftpflaſteren und guter Bandage, und obſchon der Huſten dann und wann wieder kam, ſo merkte doch der Patient, daß die Luft immer nach und nach weniger, und am 7ten gar nicht mehr geſpüret wurde. Den 8. 9. und 10. gut. Den 11. da den Patienten wiederum mit neuen Heftpflaſteren verſehen, fande die Wunde in der Mitte über eines guten Fingers breit zu und geſchloſſen, welches mir alle Hofnung zur bald-völligen guten Heilung machte. Den 12. aber verſpürte der Patient, durch ein von ſelbſt entſtandenes Küzlen in der Naſen, einen Nieſer, den er zwar mit Reibung der Naſen zu verhindern ſuchte, aber nur um ſo länger aufhielte, daß er hernach deſto heftiger losgebrochen, welches dann der Wunde, beſonders in der Luftröhre, ſo wehe gethan, daß die Luft aufs neue durch die unterſte Oefnung derſelben ziemlich ſtark hervor gedrungen, es blieb aber bei dieſem mal, und lies ſich fernerhin keine Luft mehr ſpühren. Indeſſen meldete ſich bei dem Patienten ein Niſus alvum deponendi an, den er nicht bewerkſtelligen konnte/ ohnerachtet doch die angeordnete Diæt mollis & humida geweſen; mehr belobter Herr Dr. von Bingen, ordinirten ſogleich, damit Dejectio nicht Laborioſa werden möchte, ein gelindes Laxans nebſt einem Clyſtir, ſo auch ſowohl effectuiret, und uns einer neuen Sorge überhoben. Im übrigen gieng es mit der Heilung ohne die geringſte Suppuration und ferneren Accidentien ganz gut von ſtatten, daß auch den 17. die Wunde völlig geſchloſſen war, und zwar ſo ſchön, daß die Narbe mit einem Meſſerruken konte bedeket werden, gleichwohl wurde mit der Bandage noch eine Zeit lang fortgefahren, damit die Haut, die ſich zu geſchwinderer Heilung anlies, als ich wohl von der Luftröhre vermuthen konnte, ſich beſſer mit derſelben, vermittelſt der darunter liegenden fleiſchlichen Theilen agglutiniren, und zu einer feſteren Narben verwachſen möchte. Endlich, da auch dieſes gut zu ſeyn geglaubet, iſt die Bandage weggelaſſen worden, und der Patient konnte in wenig Zeit drauf, völlig reſtituiret, das Pilgerhaus friſch und geſund verlaſſen.

Anmerkungen.

Dieſes wäre alſo der Verlauf unſers Caſus. Ob nun ſelbiger von verſtändigen Aerzten wegen Gröſſe des verſchlukten Beins, und der daher gehabten mühſamen Operation vor einen der rareſten, der jemals zur Tracheotomie hat Anlas gegeben, oder wenigſtens vor merkwürdig wird gehalten werden? ſtehet zu erwarten. Aufs allerwenigſte verdienet er doch als ein rarum Contingens unter denen ſeltenen Chirurgiſchen Obſervationen aufgezeichnet zu ſtehen. An ſich ſelbſten iſt es zwar öfters geſchehen, daß Perſonen widernatürlich etwas in die Luftröhre verſchlukt, ſo ihnen auch durch die Operation glüklich heraus geſchnitten worden, wie davon Hr. Hofrath Heiſter in ſeinen inſtitut. Chirurgic. * ein Exempel hat von einem Mann, den er an einem Stuk einer gekochten Morgel (fruſtum Boletti cocti) glüklich operiret, und gleiches von Dr. Rau mit einer Bohne meldet; ingleichem erzehlet Verduk ** von einem Chirurgo, der einem Patienten ebenfalls ein kleines Bein aus der Luftröhre geſchnitten, anderer Exempel nicht zugedenken, doch unterſcheidet ſich unſer Caſus um vieles vor anderen darinnen, daß das Bein ziemlich gros und ſcharffekigt geweſen, und doch den Patienten weder gleich erſtiket, noch ihme innerhalb denen 11. Tägen tödliche accidentien verurſachet. Deswegen dann auch ein und anderes um ſo mehres dabei anzumerken, daß ich wünſchte das Vermögen zu haben, nur das wenigſte davon berühren zu können; doch will einen kleinen Verſuch thun. Es ſollte zwar vorgängig nicht undienlich ſeyn, vor diejenigen, die der Anatomie unerfahren; und dieſes etwa aus Neubegierde leſen möchten, eine kurze Anatomiſche Beſchreibung aller derer zum Schluken und der Reſpiration nöthigen Theilen zu geben, und wie es zugehe, daß Speis und Trank über die offen ſtehende und mit einem elaſtiſchen Deklein verſehene Luftröhre hinüber, und durch den hinten dran hangenden Schlund in den Magen giengen, um ſich einigermaſſen vorſtellen zu können, wie es doch möglich geweſen, daß ein ſolch ziemliches Stuk Knochen in die Luftröhre hat ein-

---

* edit. Amſtel. in Cap. C II. de Bronchotom. pag. 721

** In ſeinen Chirurgiſchen Schriften Part. II. p. m. 154.

bringen können; Allein ſie würden ſich doch keinen genugſamen Begrif davon machen können, wann nicht auch eine figürliche Abbildung aller ſolcher Theilen dabei wäre, beides aber wäre dies Orts zu weitläufig geworden. Anatomie-Verſtändige wiſſen ſich ſchon in die Verwunderung zu ſchiken, wie es damit hat zugehen können, und Anfänger in der Anatomie können ſich deſſen hinlänglichen Raths in allen Anatomiſchen und Phyſiologiſchen Büchern [*] erholen. Indeſſen iſt leicht zu erachten, daß es bei unſerm Patienten einen harten Stand abgeſezt, bis er ſich dies groſſen Beins erwehret, und ſolches mit ſo vieler Mühe, und durch das dazu gekommene Erbrechen endlich dahin gewürget, wo ihm noch etwas Luft zu holen übrig geblieben, damit er nicht ſo plözlich erſtiket. Man bedenke nur die Beſchwerlichkeit, die man von einem kleinen Bröklin Brods, oder ſonſten etwas, oder auch nur von einem Tröpflein Feuchtigkeit, ſo ohngefehr unterm Speiſen oder Trinken durch Lachen oder ſchnellem Reden in die Luftröhre, oder wie man nach dem Captu vulgari zu ſagen pfleget: in den unrechten Hals kommt, ausſtehen mus, mit wie viel Mühe, Huſten, Zwängen und Würgen mus nicht ſolches wiederum heraus geräuſpert werden, und ſollte auch der Athem darüber ausbleiben; wie viel gröſſer iſt alſo nicht die Angſt und Beſchwerlichkeit bei einem ſo ziemlichen Stuk Bein geweſen, welches er 11. Tage in ſeiner Gurgel herum getragen. Es war ein beſonderes Glük vor den Patienten, daß das Bein flach und nur mit ſeinem ſpizigen Theil [**] in die aſperam arteriam eingedrungen, mit ſeinem breiteren aber, der um gar weniges ſchmähler als die Glottis, oder Oefnung der Luftröhre, und dahero nicht ohne groſſe Gewalt hinunter gewürget worden, in Larynge ſteken blieb, dann alſo kunte doch, obwohlen beſchwerlich, noch einige Reſpiration geſchehen, und die Irritation in Larynge war auch wegen des gröſſeren Raums daſelbſt nicht ſo gros, als wann es ganz und gar in die aſperam arteriam eingedrungen, und daſelbſt mit ſeinen ſcharfen Eken [***] die Membranam nerveo-Muſcularem beſtändig gedrukt, gereizet und endlich inflammiret, mithin dem Patienten einen kürzeren Proceſs ſeines Lebens gemacht hätte. Doch war er, ohnerachtet alles deſſen, gleichwohlen in nicht viel beſſeren Umſtänden, und hatte weiter nichts zu ſeinem Vortheil, als die Zeit, ſo ihm zu Rettung ſeines Lebens zur Operation übrig geblieben, er würde eben ſowohl, wenn dieſe nicht geſchehen wäre, dem Tod zu Theil geworden ſeye, als auf eine andere Art; und das entweder ſchnell und plözlich, wann nemlich das Bein, das eben nicht ſo gar Nagel-feſt geſtekt, [****] ſondern wie aus dem abwechſelnden Aſthmate abzunehmen geweſt, gleichſam in Larynge fluctuirte, ohngefehr im Huſten oder einer andern Bewegung eine andere Situation angenommen, und auf einmal die Paſſage der Luft geſperret hatte; wie dann dergleichen kurz vor der Operation faſt geſchehen, da er, als man ihn in das angeordnete Bett bringen wollte, bei nahe erſtikt wäre; Oder aber es hätte ihn die ſchwere und mühſame Reſpiration wo er nicht wäre operiret worden, nach und nach aufgerieben. Dann wie die freie und natürliche Reſpiration, die ſonſten vor eine der vornehmſten und nothwendigſten Verrichtungen des animaliſchen Lebens gehalten, und mit dem Leben ſelbſten ſo genau verwand, daß auch

---

[*] Præt. al. vid. D. D. Behri Phyſiol. cap. VI. de aliment. aſſumpt. manducat & deglut. p. m. 198. ut & cap. X. de reſpirat p. m. 375. ingleichem de deglut. celeber. Boerhavij inſtitut. med. §. 70. ſeqq. p. m. 28. & §. 601. ſeqq. de reſpir. p. m. 264.

[**] Lit. c. figur. III. & IV. [***] Lit. a. b. fig. III. & IV.

[****] Es ſeye hier nicht contradictoriſch zu verſtehen, gegen dem, was oben bei der Operation gemeld, daß das Bein beim Herausnehmen faſt unbeweglich geweſen, es beziehet ſich jenes nur auf die noch zu klein geweſene Wunde der Luftröhre, als in Anſehung deren es zum Herausnehmen nicht zu bewegen geweſen.

der Odem und das Leben öfters eines vor das andere genommen wird, eigentlich nichts anders iſt, als ein [*] ungehindertes Einziehen der Luft in die Lungen und aller ihrer Bläsgen, woraus ſie beſtehet, und den Nuzen hat, ſie gehörig auszudehnen, damit alle Theile des Geblüts deſto genauer können vereiniget und vermiſchet, auch der Chylus deſto beſſer in Blut verwandelt werden; alſo iſt ein beſchwerliches oder zum Theil gehindertes Athemholen das Gegentheil, da alle erwehnte Lungenbläsgen aus Mangel gnugſamer Luft nicht gehörig können aufgeblaſen werden, wovon der Schaden erfolget, daß das hinein getriebene Geblüth nicht frei genug durch die Lungengefäſſe circuliret, ſondern ſich daſelbſten, wie auch in der rechten Herzkammer anhäuffet, und Aengſten und Bangigkeiten verurſachet, welches dann, wann es anhält, die Functiones naturales nach und nach ſtöhret, und den Tod gleichſam ganz ſchleichend herbei ziehet.

Die Operation an ſich ſelbſten iſt eben nicht die ſchwereſte, noch viel weniger, wann ſie vorſichtig gemacht wird, gefährlich, ob ſie ſchon hier mühſam und conſiderable genug war, wegen der groſſen Oefnung der Luftröhre, die um der Gröſſe des Beins willen auf zweimal muſte gemacht werden; dann niemand vermuthete ſich deſſen Gröſſe, ſonſten die Operation um etlich Minuten ehender wäre fertig geweſen. Anbei iſt ſie von vortreflichem Nuzen, und wegen ihrer geſchwinden Hülfe ohnſtreitig vor eine der vornehmſten Operationen zu halten, durch welche ein Menſch, der zum Erſtiken iſt, ſchnell aus augenſcheinlicher Todesgefahr kan errettet, und beim Leben erhalten werden, welches deutlich an unſerem Patienten zu bemerken geweſen; dann kaum wurde die Luftröhre geöfnet, ſo empfand er ſchon in der Reſpiration eine Erleichterung, da er doch vorhero immer, auch noch unter der Operation erſtiken wollte, geſchweige dann, als das Bein heraus genommen, und er endlich vollkommen hergeſtellet worden.

Es haben ſchon in denen älteſten Zeiten die Araber und Griechen die Operation der Tracheotomie behandelt, ſie hat ihnen aber, ohne damals gnugſam gehabte Einſicht und Entſcheidung der Krankheitsurſachen, oder aber, da ſie an denen Patienten allzuſpät vorgenommen worden, öfters fehl geſchlagen, und dahero wurde ſie von einigen vor grauſam gehalten, und aus Furcht wiederum abgeſchaft. In folgenden Zeiten aber, da man durch Anmerken und fleiſſiges Nachſinnen ſie in der rechten Krankheit, und auch zu gehöriger Zeit anzubringen gelernet, und in denen zu verlezenden Theilen des Halſes, in Anſehung der Heilung, keine Schwürigkeit mehr gefunden, ſo wurde ſie wiederum hervor geſucht, und bishero als eine ganz ſichere Operation ohne alle Gefahr verrichtet. Obwohlen aber dieſelbe allemal einen Patienten præſupponiret, der ſchwer athmet, und in Gefahr des Erſtikens iſt, ſo iſt ſie doch nicht in allen Fällen, und ganz und gar ohne Unterſchied derer Patienten vorzunehmen, ſondern ſie beziehet ſich eigentlich nur auf folgende: Wann nemlich, wie bei unſerem Patienten, widernatürlich etwas in die Luftröhre gekommen, oder aber, wie in der wahren Bräune, Cynanche, wann beſonders die Muſculi ary-arytenoides & Thyro-arytenoides, nebſt den übrigen Theilen des Rachens dergeſtalt verſchwollen und inflammiret ſeynd; daß die Reſpiration bis zum Erſtiken ſchwer iſt, oder aber bei friſch Ertrunkenen, wann man ſelbige wiederum lebendig machen will, in welchem Fall ſie von dem Roſtokiſchen Medico Herrn Dr. Georg Detharding in einem heraus gegebenen Sendſchreiben: de Methodo ſubveniendi ſubmerſis per

---

[*] Vid. Scharſchmids Medicin. & Chirurg. Nachrichten p. III. p. 278. & part. I. p. 19.

Laryngotomiam [*] an unſern allhier abgelebten ſeel. Herrn Dr. Luc. Schrækium, ſchon vor 36. Jahren, von guter Würkung gemuthmaſſet und vorgeſchlagen worden. Weilen aber bei denen Ertrunkenen das rechte Tempo zu dieſer Operation wohl mus getroffen werden, ehe nemlich noch das Geblüt ſeine Flüßigkeit verlohren, und auch die feſten Theile noch nicht ſo ſchlaff geworden, eine Bewegung durch das Einblaſen oder Herauslaſſen der Luft [**] aus der Lungen wiederum anzunehmen, anderer Umſtänden nicht zu gedenken, ſo iſt dieſelbe ſelten von ſolcher præciſen und ſchönen Würkung, als wohl bei ſolchen Patienten, denen widernatürlich etwas in der Luftröhre ſtekt. Und ſo iſt es auch bei der Bräune beſchaffen, dieſe gibt zwar beinahe die mehreſte Gelegenheit zu dieſer Operation, es iſt aber zu bedauren, daß man ſie nicht zeitlich genug anſtellen darf, oder dergleichen Patienten wenige ſich dazu reſolviren, ſondern (wie mir dergleichen zwei Exempel bekannt) viele lieber dahin ſterben wollen, als ſich nur eine ganz kleine Oefnung in die Luftröhre machen zu laſſen, ſo doch noch lange nicht ſo förchterlich, als wo man ein ſo groſſes Bein, oder andere Sachen heraus ſchneiden mus, wie hier bei unſerem Patienten, und doch glüklich, geſchehen.

So leicht und ſicher alſo dieſe Operation nach ihrer rechten Veranſtaltung und gehörigen Vorſichtigkeit kan verrichtet werden; ſo leicht und gerne geſchiehet auch die Heilung der Wunde. Wie dann bei denen Autoribus viele Exempel verhanden, welche von guter und glüklicher Heilung der verlezten Luftröhre melden; doch daß ein oder der andere Cur-Vortheil dabei nicht mus aus der Acht gelaſſen werden. Bei unſerem Patienten vermuthete man ſich, ohnerachtet der groſſen Luftröhrwunde, ebenfalls einer guten Heilung, und ſie lies ſich auch ganz gut an; beinahe aber hätten die Accidentien des Huſtens und Nieſſens, und auch einigermaſſen die Hartleibigkeit, wann ſie öfters gekommen wären, oder angehalten hätten, darinnen fatal ſeyn, und wenigſtens, wenn die Wunde der Haut nicht gleich anfänglich weit genug wäre gemacht worden, oder die Heftpflaſter dieſelbe ganz und gar bedekt hätten, vielleicht ein beſchwerliches Emphyſema verurſachen, und die gute Heilung hindern können. Man bedenke nur der beiden Erſteren ihre heftige Gewalt, mit welcher Force wird nicht bei dem Huſten [*] die Luft auf einmal, vermittelſt einer convulſiviſchen Conſtriction derer die Expiration würkenden Theilen, durch den Mund weggetrieben, und was vor ein heftiger Schall eines Huſtens entſtehet nicht durch das Anprallen derſelben an den Laryn-

---

[*] Laryngotomia, Bronchotomia & Tracheotomia iſt alles einerlei, doch kommt dieſer Operation der Nahme Tracheotomia am eigentlichenſten zu, weilen weder an der Larynge noch an denen Bronchiis, ſondern an der Trachea ſelbiſten dieſelbe gemachet wird.

[**] Oben belobter Herr Dr. Detharding hatte bei ſeinem Vorſchlag die Meinung, daß die Ertrinkende bei Herannäherung der Lebensgefahr tief Athem holeten, und alſo mit voller Luft in der Lungen erſtikten, dahero müſte der überflüſſig geſchöpften Luft durch die Operation ein Ausgang gemachet werden, welches auch, was das erſtere betrift, mag gegründet ſeyn, wie ſolches erſt vor wenig Wochen bei einer gerichtlichen Section einer ertrunkenen Weibsperſon wahrgenommen, als deren Lungen dicht mit Luft angefüllt geweſen, und bei einer aus gewiſſen Urſachen vorgenommenen Waſſerprob auf dem Waſſer geſchwommen. Doch kan auch gar wohl das Gegentheil ſeyn, daß nemlich die Ertrunkenen in der Exſpiration geſtorben, und alſo in ihren Lungen zu wenig Luft haben, deswegen Herr Hofrath Heiſter in ſeiner Chirurgie p. m. 619. und Herr Dr. Junker in ſeinem Conſpect. Chir. p. m. 721. vielmehr das Einblaſen der Luft durch ein Röhrlein angerathen, damit der entweder verſtekten Luft dadurch ein Trieb gegeben, oder wo die Lungen leer, denenſelben durch das Einblaſſen eine Bewegung beigebracht werde; doch ſezt alles ſolches, wie gedacht, die rechte Zeit und auch noch rechte Beſchaffenheit des Geblüths und derer feſten Theilen, vornemlich der Lungen, zum voraus, ſonſten iſt und bleibet es eine vergebene Arbeit.

[*] vid. Scharſchmid L. c. p. I. p. 307.

gem! Die Urſach deſſen iſt eigentlich eine Reizung der Membranæ Bronchialis, ſo die ganze Luftröhre inwendig bekleidet. Dieſes reizende Weſen war nun hier nichts anders, als das, währender Operation, in die geöfnete Luftröhre eingedrungene Geblüth, welches gedachte Membranam Bronchialem, beſtändig gekrikelt, und dieſe gewaltſame Bewegung erweket hat, welche, wann ſie angehalten, die Luft beſtändig durch die Wunde heraus getrieben, und die heilende Theile an ihrer Ruhe geſtöhret hätte, da aber ſolches nach und nach, und zwar zum Beſten, bald ausgeworffen wurde, lies auch dieſe gewaltſame Bewegung des Huſtens bald wiederum nach. Gleichen Nachtheil hätte auch das Nieſſen thun könen, dann ſolches ebenfalls ein * ſchnelles und widerwilliges Ausſtoſſen der eingezogenen Luft durch Mund und Naſe iſt, mit heftiger Erſchütterung der Bruſt und des Zwergfells, daher entſtehend, wann die innere Höhlungen der Naſen und alle Gänge des untern beinernen Haupttheils überziehende Membrana Pituitaria, durch verſchiedene, gemeiniglich (nicht allezeit) von auſſen in die Naſe gekommene ſcharfen Theilgen gereizet, und in eine zitterende Bewegung gebracht wird, deme allemal ein tieffes Athemholen vorhergehet, worauf die alſo eingezogene Luft mit Gewalt und ſtarkem Geräuſch durch Mund und Naſe auf einmal losbricht. War es dann nun nicht möglich geweſen, daß die alſo gewaltſam ausgeſtoſſene Luft, ſowohl beim Huſten als Nieſſen den kürzern Weg geſuchet, und faſt ſo ſtark durch die kaum ſich ſchlieſſende Wunde der Luftröhre, als durch den Mund losgebrochen, und die Heilung langwierig machen können? Ich meyne allerdings, Ja! Alvus adſtricta wäre faſt auch in Anſehung der guten Heilung ganz mal à propos gekommen, die Gewalt die der Patient ob ſiccitatem ejus hätte anwenden müſſen, hätte ebenfals gar leichtlichen die Wunde aufs neue aufreiſſen und derangiren können.

Ohnerachtet alles deſſen iſt doch dieſelbe gut von ſtatten gegangen, nur daß den Verband wohl beſorgen muſte. Dieſer beſtund nun darinnen: Auf die, mit den Finger zuſammen gebrachte Wunde, legte ohnmittelbar ein Plumaceau, über dieſes zwei ſtarke und ziemlich weit um den Hals reichende Heftpflaſter, über dieſe wiederum ein gröſſeres Plumaceau, endlich ſtatt des Pflaſters eine 6fache kleinere Compreſſe, und leztlich eine dergleichen längere, und dieſes alles befeſtigte mit einer auf zwei Köpfen gerollten Binde, die vornen applicirte. Täglich begoſſe die beiden Plumaceaux mit einer Mixtur ex Part. III. Arquebuſaden Waſſer und p. l. der Tinct. Balſamicæ, doch nicht gar zu naſs, damit nichts davon in die Luftröhre lauffen und ein beſchwerliches Hüſtlen erweken möchte, und die Compreſſen feuchtete mit einem dienlichen Spiritu an. Die Heftpflaſter wurden nie geändert, als wann ſie wolten nachlaſſen. An die vereinigende Binde, Bandage uniſſent, dachte gar wohl, allein, da ich durch die Heftpflaſter die Wunde genugſam zuſammen gezogen befunden, und ſonſten nur drauf zu ſehen hatte, daß auch die Labia der Haut, die geſchienen, ſich ehender zu ſchlieſſen, als die Wande der Luftröhre, möchten gelinde an dieſelbe angehalten werden, ſo habe dieſe Binde vor hinlänglich genug gehalten. Mit dem Kopf durfte der Patient nicht vorwärts gebogen liegen, ſondern mehr hinterwärts, doch nicht gezwungen, damit der Hals in etwas geſpannt, und die zerſchnittene cartilagineeſe Ringe der Luftröhre ſich genauer mit einander berühren, und deſto ehender mit der äuſern Wunde verwachſen möchten, und in ſolcher Situation geſchahe dem Patienten nicht nur gar nicht wehe, er konnte frei reſpiriren, und ohne ſonderliche Beſchwerde, und mit weniger Beihülfe eſſen und trinken, ſondern die Heilung erfolgte auch in Zeit von 17. Tagen mit einer ſo ſchön geſchloſſenen Narben, als man nur immer wünſchen mögen.

Er⸗

---

* vid. D. D. Daniels Beyträge zur Medicin. Gelehrſamkeit, III. Abhandlung p. 25. ſeq. ingl. Scharſchmid l. c. P. & p. ibid.

Erklärung des Kupfers.

Figur. I. Stellet vor den Schnitt der Haut, und wie die Wunde anzuſehen geweſen, als man zur Separation der Muſculen, die Haut auf beide Seiten wegzog.

a. Der ſogenannte Adamsapfel oder Schildförmige Knorpel, unter der Haut, Cartilago Thyroides ſ. ſcuti formis.

b. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides ſ. Annularis, etwas entblöſet.

c. Der Schnitt in die kaum zu ſehende Luftröhre.

Fig. II. Zeiget in natürlicher Gröſſe den Kopf der Luftröhre, Larynx, mit dem mitlern Theil des Zungenbeins, dem Kehldeklein und 9 knorplichten Ringen der Luftröhre ſelbſten.

a. Das Keldeklein, Epiglottis, welches ſich bei Vrſchlukung der Speiſen niederbegibt, und die Oefnung der Luftröhre, Glottidem, bedeket, damit nicht ſo leicht etwas in ſelbige fallen könne.

b. Das Zungenbein, os hyoides, und zwar nur deſſen mitlerer Theil,

•• die Hörner, Cornua, aber deſſelben gehen hinerwärts.

c. c. Zwei Apophyſes des Zungen-Beins, die bald beinern, bald knorplicht, und von einigen die kleinen Hörner genennet, aber nicht bei allen Subjectis angetroffen werden.

d. d. Der Schildförmige Knorpel, Cartilago Thyroides ſ. ſcuti formis, an welchem in der Mitte

e. Die Hervorragung, ſo der Adams-Apfel, pomum Adami, geneñet wird.

f. Der Ringförmige Knorpel, Cartilago Cricoides ſ. annularis.

g. Die Luftröhre, Aſpera arteria, ſ. Trachea. ſo gemeiniglich aus 18 bis 20. halb-ringförmigen Knorpeln beſtehet, deren ſind in der Operation 6. zerſchnitten worden.

h. Das Bein, wie es mit ſeinem ſpizigern Theil in der Luftröhre ſtekt, mit ſeinem breitern aber oben in Larynge und zwar in der Gegend des Cartilaginis Cricoideæ.

Fig. III. Das Bein, ſo ein Stuk von einer Rippen iſt, nach ſeiner auswendigen glatten Fläche, in natürlicher Gröſſe.

a. b. Die zwei ſcharffen eken des breitern theils, welcher in dem Kopf der Luftröhre geſtekt, und nicht ſo leichtlich hinunter in die Luftröhre fallen können.

c. Der ſpizige Theil deſſelben, welcher in der Luftröhre war, und in Fig. II. lit. h. hervorraget.

Fig. IV. Eben daſſelbe von der innern Seiten, wie es innwendig Spongios anzuſehen.

a. b. c. wie Figur III.

Fig. V. Das Bein noch einmal und zwar in profil, um deſſen Krüme und Dike zu ſehen. Das Gewicht davon war accurat ein halb Quentgen.

a. b. c. wie bei den andern Figuren.

Die Verlaugnung.

Dieſes Stük von der Verläugnung iſt aus der Feder eines ehrwürdigen Geiſtlichen gefloſſen. Dieſe Nachricht wird zureichen, deſſelben geſezten und verſtändigen Gemüthern zu empfehlen.

Die Tugend hat unter den Menſchen keinen gefährlicheren Feind, als das unglükliche Vorurtheil, nach welchem man ſie für eine Laſt und für einen Zwang eines Geſezgebers anſieht. Man meynt, wie man nunmehr gottesfürchtig, liebreich und vernünftig ſeyn müſſe, weil Geſeze dazu vorhanden wären. Wenn die Welt die Tugend ſich unter dieſem Bilde vorſtellt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie die Tugend haſſet; denn ſie glaubt eine Beſchwerde zu haſſen. Dieſer unſelige Irrthum macht die Menſchen gegen ihr eignes Wohl rebelliſch, und das einzige Mittel zur Glükſeligkeit ihnen zuwider. Man kan daher zum Beſten unſeres Geſchlechts keine naturlichere und nöthigere Empfehlung für die ganze Sittenlehre erdenken, als den allgemeinen Beweis, daß die Pflichten derſelben nicht nur vernünftig und billig, ſondern in der That nichts anders als nothwendige Regeln unſerer eigenen Vollkommenheit, als Wegweiſer zu unſerer wahren Wohlfahrt abgeben. Wenn wir gewis und lebendig einſehen, daß wir keine einzige Vorſchrift der Vernunft und Religion verabſäumen, ohne uns ſelbſt zu ſchaden, ſo werden wir auch begreiffen, daß freiwillig irren und ſündigen eben ſo viel ſey, als in unſer Eingeweide wüten; und daß ein Geſezgeber, der uns durch Drohungen und Verheiſſungen davon zurük ruft, einem gütigen Arzte gleiche, der uns eine gute Diät vorſchreibt. So führt uns die Selbſtliebe, dieſes erſte Triebrad unſerer ganzen Natur zur Tugend, und es leuchtet ſonnenklar in die Augen, daß man rechtſchaffen ſeyn müſſe, um vergnügt zu ſeyn. Alle Begriffe von den Sittengeſezen, Pflichten und Tugenden, die ſich auf dieſe Grundſäze nicht zurük führen laſſen, verkehren die Natur der Dinge; ſie mahlen das höchſte Weſen ſtörriſch und herrſchſüchtig, und das menſchliche Geſchlecht ſklaviſch und unterwürfig ab, da ſie die Herrſchaft GOttes ſelbſt als die gröſte Wohlthat für uns, und unſerem Gehorſam, als die kräftigſte Beſorgung unſer eigenen Wohlfahrt abbilden ſollten. Dis würde den Abſichten des heiligen Stifters unſerer Religion gemäs ſeyn, der von der Seligmachung ſeiner Bekenner den Namen führt, und ſein Joch ſanft und ſeine Laſt leicht neñet.

Unter allen Pflichten gibt es vielleicht keine, wogegen ſich die Thorheit der Menſchen heftiger ſträubt, als die Pflicht der Verläugnung. Dieſe ſcheint unſerer Natur auf der allerempfindlichſten Seiten Gewalt zu thun; denn was ſcheint härter zu ſeyn, als Güter zu verlaſſen, die uns gefallen, und die wir lieben? Heiſt dis nicht uns ein Joch auferlegen, welches wir nur vuf Gehorſam ertragen müſſen, und dabei alle unſere Einſicht ſchweigen mus? Es ſcheinet vielleicht ſo, aber dieſer Schein iſt auch alles. Von der Pflicht ſelbſt läſt ſich ſehr klar erweiſen, daß ſie eine wahrhafte Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht ſey.

Eigentlich und genau zu reden, ſollte man die Verläugnung auch durch eine Verlaſſung kleinerer Güter; zu gewiſer Erhaltung gröſſerer, und durch eine Erduldung geringerer Ubel zu gewiſer Verhütung gröſſerer, erklaren. Hierdurch würde man zuvorderſt dem gemeinen Begriffe der Menſchen von dieſer Sache begegnen, der oft ſo unbeſtimmt iſt, als der Begrif vom Creuze. Man hört manchen Ruchloſen und unbeſonnenen, der durch ſeine Schuld in Noth gerathen iſt, ſich damit tröſten, daß die tugendhaften Creuz haben; eben ſo rechnet es mancher Trunkenbold und Ungerechter der Religion ſehr hoch an, daß er, wie er glaubt, die Ausbrüche der Trunkenheit und Gewaltthätigkeit verläugnet. Beides aber iſt eigentlich keine Verläugnung zu nennen; denn weder der Trunkenbold noch der Räuber verläſt ein Gut, ſondern vielmehr ein öffentliches Ubel und Unheil. Seine Anhänglichkeit an ſeine Laſter, die er ſo hoch anrechnen will, iſt aus der überwiegenden Verderbnis ſeiner Einſichten und Begierden zu erklaren, und wenn es ihm ſauer wird tugendhaft zu ſeyn, ſo iſt dis eine neue Folge ſeiner Untugend. Weil es indeſſen nunmehr der urſprüngliche Zuſtand unſerer Natur iſt, daß wir Scheingüter lieben, und daher unſerem Vergnügen oft Gewalt thun müſſen, um wahre Güter zu lieben, ſo läugne ich nicht, daß auch dieſe Aufopfferung falſcher und betrüglicher Vergnügungen zuweilen uneigentlich eine Verläugnung genannt wird.

Das erſte Stük der Verläugnung im ſcharffen Verſtande iſt, daß man in derſelben wahre Güter verläſt, und wahre

Ubel

Uebel erduldet. Man hat bei dieſer Tugend ſchon ſelbſt den Nebenbegrif einer erhabnen und heroiſchen Gemüthsart; denn wer verdient dis Lob mehr als ein Mann, der ſein Glük, ſeine Vergnügungen, ſeine Freunde, ja ſelbſt ſein Leben ſtandhaft und mit Freuden verläſt, der die ſchmerzhafteſten Empfindungen der Beraubung, der Qualen, ja des Todes ſelbſt gelaſſen und muthig erduldet? Wie? iſt es möglich, daß irgend eine gründliche und erhabne Tugend auf Irrthum beruhe? wird dieſer Grosmüthige, dieſer Held in der Verläugnung dieſen Namen damit verdienen, daß er Thorheiten, viehiſche Begierden und Laſter liebt, und ſie mit groſſer Mühe gegen die Wahrheit, Mäſigkeit und Tugend vertauſchet? Dieſer Triumph iſt zu klein und zu unwürdig. Es ſolte ſich dis bei unſerer Natur ſchon von ſelbſt verſtehen. Es ſolte billich gar kein Zwang für ein vernünftiges Weſen ſeyn, das Böſe fahren zu laſſen, und das Gute zu lieben. Die Ehre der Verläugnung beruhet alſo vielmehr darinn, daß wir mit Grunde Dinge für gut, angenehm und liebenswürdig halten, und dieſelben gleichwohl höherer Betrachtungen halber verlaſſen; daß wir mit Recht Dinge an ſich für ſchädlich, unangenehm ja tödlich halten, und ſie gleichwohl höherer Betrachtungen und Hofnungen halber erdulden. Die höheren Grade dieſer Tugend, in welchen eigentlich das Heroiſche liegt, erwachſen aus der Gröſſe, Annehmlichkeit, und langen Genieſſung der Güter, die wir fahren laſſen, und aus der Gröſſe und Schreklichkeit der Ubel, die wir erdulden. So ſehen wir dem grosmüthigen Biſchof Acaſes von Amida in der Perſiſchen Geſchichte mit Bewegung zu, wie er das geſamte Gold und Silber ſeiner Diöces zu Verpflegung einiger tauſend armer Feinde aufwendet, die ſonſt als Kriegsgefangene hätten verſchmachten müſſen: Die Gemüthsfaſſung eines Märtyrers aber, der aus Wohl das Liebſte ſo er auf der Welt hat, verläſt, und das Schröklichſte ſo der menſchlichen Natur begegnen kan, übernimmt, ſezet uns gar in Erſtaunen.

Das zweite Stük der obigen Erklärung enthält die Schäzung und Ausmeſſung der Güter, die wir in der Verläugnung verlaſſen, und der Ubel, die wir in derſelben übernehmen ſollen. Die Tugend von der ich rede, würde augenſcheinlich gegen die Natur ſeyn, wenn ſie uns ohne weitere Bedingung ein würkliches Gut, als Vergnügen, Freiheit und Leben fliehen, und ein wahres Ubel als Schmerzen, Mangel und Verderben ſuchen hieſſe. Sie würde ſich beſſer unter die Befehle eines Tyrannen, der nur blinden Gehorſam fordert, als in die Geſeztafel des allerweiſeſten und gütigſten Geſezgebers ſchiken, der von ſeinen vernünftigen Geſchöpfen Liebe und Gehorſam aus Uberzeugung fordert. Vielmehr müſſen auch hier überwiegende Bewegungsgründe zu finden ſeyn, die unſerer Freiheit zu ſtatten kommen, und ohne welche uns GOtt ſelbſt keine Wahl zumuthet. Dieſe Bewegungsgründe aber ſind bei der Verlaſſung eines Guts a) weil dis Gut kleiner als ein anderes uns bevorſtehendes Gut iſt, b) weil es den Beſiz dieſes gröſſeren Gutes bei uns findet, und c) weil wir deutlich und gewis von ihn einſehen, daß es in Abſicht unſerer dieſe Hinderung verurſache. Eben ſo ſind bei Ubernehmung eines Ubels die Bewegungsgründe a) weil dis Ubel kleiner iſt als ein anderes uns bevorſtehendes, b) weil es dis gröſſere bevorſtehende Ubel in Abſicht unſerer aufhebt und hindert, und c) weil wir von demſelben dis gewis wiſſen. Die Verläugnung iſt alſo nichts anders als der vernünftigſte Gebrauch unſerer Freiheit. Sie heiſt uns nie kein Gut verlaſſen, ohne ein beſſers an deſſelben Stelle zu ſezen. Der Verluſt den ſie uns auferlegt, iſt ein Tauſch mit Wucher. Sie heiſt uns ein Gut miſſen, das wir lieben, ja das unſere Liebe verdient. Um unſere Sehnſucht aber zu tröſten, heiſt ſie uns dis Gut verleugen. Sie ſtellt es neben ein anders, welches ungleich gröſſerer und liebenswürdiger iſt, welches unſere vernünftige Begierde ſtärker, als jedes erregen mus, welches auf uns wartet, uns aber nie zu theil werden kan, wenn wir nicht das Kleinere fahren laſſen. Sie zeiget uns endlich deutlich und überführend, daß hier unſer bisher geliebtes Gut nicht nur klein und verächtlich gegen ein anderes ſey, welches auf uns wartet, ſondern daß er ſo gar den Beſiz dieſes gröſſeren und vortreflicheren Gutes hindere. In dieſer Geſtalt vertritt die Verläugnung die Stelle einer getreuen Vormünderin, die unſere Wahl auf das Beſte lenkt, die unſere Kleinigkeiten gleichſam umſezt, und gröſſere Stüke dafür einkauft. Auf der andern Seite heiſt ſie uns ein Ubel erdulden, um aber den Unwillen darüber zu mindern, heiſt ſie es uns verleugen. Sie zeigt uns ein weit gröſſeres Ubel welches uns treffen müſte, ſo aber durch die Erduldung dieſes geringen Ubels gehindert wird. Sie überführet uns endlich, daß wahrhaftig dieſe Erduldung gegen den künftigen Genus gering zu achten ſey, ja daß ſie ein gewiſes Mittel zu Verhütung des weit gröſſeren und ſonſt unvermeidlichen Ubels abgebe. In dieſer Geſtalt vertritt ſie die Stelle eines vernünftigen Arztes, der uns den Schmerz, ja die Abhauung eines Gliedes anbefiehlt, um die Zerrüttung unſers ganzen Körpers zu verhindern. Dis ſind die Ausſprüche der Vernunft von der Verläugnung; enthalten ſie nun andere Grundſäze als die Lehren der heiligen Schrift, die da behaupten, daß dieſe Trübſal die da zeitlich und leicht iſt, eine groſſe und über alle Maaſe wichtige Herrlichkeit ſchaffet, die uns dis Sichtbare mit dem Unſichtbaren, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchen heiſſen, die uns befehlen Vater, Brüder, Weib, Kind; uns ſelbſt und unſer Leben, in dem Verfolg des höchſten Guts zu verläugnen, und mit Aufopferung der ganzen Welt die Glükſeligkeit jenes Lebens zu ſuchen? Ja! lehren nicht die Beiſpiele aller Tugendhaften eben dis? Warum gebärdet ſich der Weiſe und der Chriſt bei dem Anblik des Todes anders als der Thor und Unglaubige? Warum ſiehet er mit gelaſſenem Auge auf die geliebte Welt, auf die Thränen ſeiner Freunde, ja ſelbſt auf den ſterbenden Reſt dieſes vertrauten Leibes, den er verlaſſen ſoll, zurüke? Warum erduldet er die tödlichen Schmerzen ſeiner ſinkenden Natur mit Gleichmüthigkeit? Weil ihm die Zukunft mit voller Gewisheit Güter zeigt, die alle Güter dieſes Lebens unendlich überſteigen, und die er ohne Verlaſſung dieſer Welt, und ohne Erduldung der lezten Schmerzen nicht genieſſen kan.

Zwei Hauptregeln zur Ausübung dieſer Tugend flieſſen von ſelbſt aus dem Obigen, erſtlich wir müſſen deutlich und gewis wiſſen, daß ein Gut ſo wir verläugnen wollen, uns an dem Beſiz eines gröſſeren wahrhaftig hindere, und zweitens daß ein Ubel, ſo wir erdulden wollen, uns von einem Gröſſeren wahrhaftig befreie.

Die Achtloſigkeit gegen die erſte Regel hat Widerſprüche zwiſchen Gütern erſonnen, die bei einander ſtehen können. Sie hat die Tugend zur Einſiedlerin und Menſchenfeindin, und das rechtſchaffene Weſen mürriſch, grob und milzſüchtig machen wollen; denn wer weis nicht, daß gewiſe trübſelige Menſchen von einer gänzlichen Verläugnung ſolcher Dinge ſprechen, deren Genus in ſehr vielen Fällen mit dem Genus des höchſten Guts beſtehen kan? Die Verabſäumung der zweiten Regel aber hat die Tugend und Religion mancher Unſeligen gar zur Folterbank gemacht.

Endlich werde ich nach allen dieſen Betrachtungen, die, wie ich hoffe, nicht ungegründet ſind, meinen Leſern zu beweiſen nicht nöthig haben, daß dieſer Theil unſerer Sittenlehre und Religion höchſt vernünftig iſt: denn was iſt der Vernunft und Freiheit gemäſſer als ein gröſſeres Gut einem geringeren, und die Erdulgung eines weit gröſſeren vorzuziehen?

hen? Jch werde nicht erſt darthun dürfſen, daß die Ruhe des Lebens von der Verläugnung abhänge, denn worinn beſteht die Ruhe dieſes Lebens anders, als in dem Genus ſo groſſer Güter, und in der Erduldung ſo kleiner Ubel als möglich iſt? Jch werde endlich als von ſelbſt klar annehmen können, daß die Gebot des höchſten Geſezgebers die uns zu dieſer Tugend verpflichten, wahrhaftige Gnadenzeichen und Wohlthaten für unſer armes Geſchlecht ſind; denn was iſt grosmüthiger als die Menſchen zu ihrer eigenen Wohlfahrt, und zwar zu dem höchſten Gute jedesmal am meiſten zu verpflichten; ja ſie ſind nicht nur dazu zu verpflichtē, ſondern ihnen auch zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten, übernatürliche und göttliche Kräfte anzubieten? Kan die Tugend zugleich der Geſezgeber der Tugend liebenswürdiger gedacht werden:

Wie eines Säuglings ſchwache Tritte
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall bei jedem Schritte
An dieſem weichen Zwange hängt,
So ſchlieſt den Sterblichen zum Heile
Des Schöpfers Huldreich Ja und Nein
Ihr Leben in die ſanften Seile
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Von der vernünftigen und abergläubiſchen Beobachtung des Calenders bei dem Mediciniren.

DEr gemeinſte Mann weis es, was der Calender iſt, und wer wollte die Gelehrten erſt weitläuftig davon unterrichten? Denn es iſt bekannt genug, daß unſere gewöhnliche Calender nichts anders ſind, als Nachrichten von der Eintheilung der Zeit, von den dabei vorkommenden Himmelsbegebenheiten, und wahrſcheinlich angegebenen Witterungen. Woraus ſich denn ergibt, daß man von den Calendern eine zwiefache Betrachtung, nemlich eine aſtronomiſche und aſtrologiſche, anſtellen könne. Die aſtronomiſche Betrachtung geſchieht, wenn man die Tage nach ihrer Länge und Kürze, die Jahrszeiten nach den verſchiedenen Graden der Kälte und Wärme, und nach denen damit verknüpften Witterungen, die übrigen Himmelsbegebenheiten aber nach der verſchiedenen Bewegung der Planeten beobachtet, oder aus dem Calender zu erkennen ſich bemühet. Wer aber aſtrologiſch davon urtheilet, der unterſuchet, was alle dieſe Dinge überhaupt, inſonderheit aber was der Lauf der Planeten vor eine Bedeutung, und in unſere Erde ſowohl, als in die Körper auf derſelben, ja in den Menſchen ſelbſt, vor einen Einflus haben. Und dieſes thun nicht nur diejenigen, die daraus auf der Menſchen Glük und Unglük, Geſundheit und Krankheit, oder auf die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erdgewächſe gewiſe Deutungen machen, ſondern es geſchieht auch von denen, die bei den Arzneien und deren Gebrauch auf den Calender, und die darinne beſchriebene Tage, Himmelszeichen und Witterungen deswegen Acht geben; weil ſie ihnen eine gewiſſe Kraft beilegen, die Würkungen der Medicamente, und der Curen überhaupt zu beſtimmen. Einige thun es aus gewiſſen Gründen, und handeln alſo vernünftig; einige aber thun es aus vorgefaſten Meinungen, und inſonderheit aus Aberglauben, weil ſie ein ungegründetes Vertrauen auf das Geſtirn ſezen, und einen Einflus deſſelben in die Unterwelt nach ihrer Phantaſie annehmen, der doch erdichtet iſt, und den ſie nicht beweiſen können. Jch will alſo in dieſer Abhandlung kürzlich zeigen, wenn man vernünftige Urſache habe, bei dem Mediciniren, das iſt, bei Anwendung und Gebrauch der Hülfsmittel, auf den Calender Acht zu haben, und wenn man ſich hingegen abergläubiſcher Weiſe daran bindet. Und zu dem Ende will ich die merkwürdigſten Zeiteintheilungen und Himmelsbegebenheiten, die in dem Calender angegeben werden, durchgehen und ſehen, in wie ferne ſie in der Medicin zu beobachten ſind, oder nicht. Doch wird hoffentlich niemand von mir fordern, daß ich dabei alle diejenigen Säze, die ich hin und wieder als Gründe aus andern Wiſſenſchaften annehme, erſt weitläuftig erklären und beweiſen ſolle: ſondern man wird mir erlauben, ſie als gegründet voraus zu ſezen; weil ich ſonſt alleine damit ein groſſes Buch anfüllen müſte.

Zuförderſt bieten ſich die vier Jahrszeiten zur Betrachtung dar, die ein vernünftiger Arzt bei ſeinen verhabenden Curen allerdings beobachten mus. Man theilt ſie bekanntermaſſen in Frühling und Sommer, in Herbſt und Winter ein, und jede davon hat ihre beſondere Witterungen, die von der Bewegung der Erde, die ſie in einer gewiſſen Zeit um die Sonne verrichtet, eigentlich herrühren. Man nennt ſie die beſtändigen Witterungen der Jahrszeiten; weil ſie alle Jahre einerlei ſind, ob ſie ſchon ihren Graden nach nicht alle Jahre einander gleich kommen, ſondern es vielmals geſchieht, daß z. E. der Frühling in dem einen Jahr frühzeitiger warm iſt, als im andern; weil ſich nemlich das Wetter im Anfange des Frühlings nach dem vorhergehenden Zuſtande des Winters, und das im Anfange des Herbſtes nach der vorhergegangener Beſchaffenheit des Sommers richtet. Wir müſſen auch billig noch heute zu Tage dieſe Witterungen nicht aus der Acht laſſen, wenn wir die davon abhangende Krankheiten nicht nur verhüten, ſondern ſie auch nebſt andern, die nicht davon herkommen, durch Gebrauch dienlicher Mittel curiren wollen, wie ſolches in folgenden aus verſchiedenen Exempeln erhellen wird.

Wir haben aber nicht nur beſtändige, ſondern auch veränderliche Witterungen, die nemlich nicht ein Jahr wie das andere ſind, oder die ſich nicht zu eben der Zeit wieder einſtellen. Ihre Urſache rühret hauptſächlich von der in ihrer Schwere und ausdehnenden Kraft veränderlichen Luft her. Denn ohne dieſelbe kan weder Wind noch Regen, weder Thau noch Nebel, und weder Schnee noch Hagel entſtehen, welche doch gleichwohl die veränderlichen Witterungen ausmachen. Da nun dieſe mittelſt der veränderlichen Luft nothwendig eben ſowohl, als die beſtändigen Witterungen einen ungemein groſſen Einflus in unſern Körper haben: ſo können ſie uns allerdings auch eben ſowohl geſund, oder krank machen; und es iſt dahero billig, daß man ſie gleichfalls wohl beobachtet, und fleiſige Anmerkungen davon anſtellet. Denn überhaupt alle Witterungen haben eine genaue Verknüpfung mit einander, das iſt, ihr folgender Zuſtand iſt in dem vorhergehenden gegründet. Wenn man nun dieſen wohl bemerket: ſo iſt man vielmals im Stande, aus dem gegenwärtigen Wetter auf das künftige, und auf die davon zu erwartende Veränderungen im Körper zu ſchlüſſen, und man kan öfters viele davon zu beſorgende Krankheiten in Zeiten abwenden, ſo wie wir z. E. die ſchädlichen Ruhren und Durchfälle nicht ſelten voraus ſehen, und uns gegen dieſelben wafnen können, wenn der Sommer heis geweſen iſt, und ſich der Herbſt mit kalten Nordwinden anfängt. Wiewohl hierbei zu wünſchen wäre, daß man aus ſorgfältiger Beobachtung des Wetters bereits mehrere und gewiſere Regeln von der folgenden Witterung gemacht hätte; weil dieſes in vielen Stüken, und ſonderlich in Anwendung der Medicin, einen herrlichen Nuzen haben würde. Indeſſen aber mus man doch thun, was man kan, und mus wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit ſuchen, wenn man noch keine völlige Gewisheit erhalten kan.

Da nun nicht zu läugnen iſt, daß verſchiedene Jahrszeiten, und die ſowohl beſtändigen, als veränderlichen Witterungen derſelben, allerdings auch verſchiedene Krankheiten hervor bringen: ſo will ich nunmehro etwas genauer zeigen, daß bei den Curen derſelben von Rechtswegen darauf geſehen werden müſſe. Denn eines theils lernt man daraus die Eigenſchaften und wahren Urſachen beſagter Krankheiten genauer erkennen, andern theils aber zu Wegräumung derſelben bequemere Mittel erfinden und anwenden. Ja es iſt vielmals unumgänglich nöthig, dieſen Urſprung der Krankheiten zu wiſſen; weil man ſonſt entweder die rechten Hülfsmittel nicht verordnet, oder ſolche gebrauchet, welche die Krankheit verſchlimmern, oder wohl gar den Tod nach ſich ziehen. Zum Beiſpiele können die von ungleicher Witterung entſtandene Flusfieber dienen, die ſich vielfältig mit Blähungen, einiger Leibesverſtopfung und Ubelkeit anheben. Wenn nun ein Arzt, ohne darauf zu ſehen, daß dieſes alles von verhinderter Ausdünſtung herkommt, eine Purganz verordnet: ſo richtet er nicht ſelten dadurch den gröſten Schaden an. Er zieht nemlich die Feuchtigkeiten ſolchergeſtalt noch mehr von der Haut ab, er bringt die Natur in Unordnung, und beraubt ſie desjenigen Mittels, ich meyne die Tranſpiration, wodurch ſie ſich helfen ſollte, und verurſachet bei empfindlichen und Blutreichen Patienten, wohl darzu noch gefährliche Durchfälle und Entzündungen der Gedärme. Eben ſo verhält ſichs mit dem Aderlaſſen, welches in denen von der Witterung entſtandenen Epidemiſchen Fiebern ſehr behutſam anzuſtellen iſt, in würklichen Flusfiebern aber gemeiniglich mehr zur Verhütung, als zur Cur derſelben ſtatt findet; weil dadurch die höchſtnöthige Ausdünſtung der Haut, und die Abſonderung der ſchleimigen Feuchtigkeiten durch die dazu beſtimmten Wege gar leichte unterbrochen wird.

Wenn aber auch keine von den Jahrszeiten und der darinne herrſchenden Witterung zuwege gebrachte Krankheiten zu curiren ſind: ſo hat man doch vielfältig Urſache zu bedenken, ob ſich etwas von den Witterungskrankheiten mit einmiſchet; oder man mus auch öfters die Verordnung der Arzeneien zu einer Jahrszeit anders einrichten, als zur andern. Denn wenn jemand z. E. das Blutſpeien aus der Lunge im Winter bekommt: ſo darf man bei weiten nicht alle die Mittel gebrauchen, die im ſpäten Frühlinge, oder ſelbſt im Sommer ſtatt finden, wie dieſes unter andern aus der bekannten Molkenkur erhellet, die zwar in dieſer Krankheit ſowohl, als in andern Bruſtbeſchwerungen erſpriesliche Dienſte thut; gleichwohl aber mehr im Sommer, als im Winter, ja auch nicht einmal füglich in kühlen Sommertagen mit Nuzen gerathen werden kan. Und wer weis nicht, daß man auch bei groſſer Hize mit hizigen und angreifenden Medicamenten ſehr behutſam verfahren, zur Winterzeit aber kühlende Sachen ſparſamer brauchen müſſe; wie ſolches nur blos die gewöhnlichen Laxirſalze ausweiſen, die alsdenn auch denenjenigen nicht allemal wohl bekommen, die doch ſonſt dazu gewöhnet ſind.

Ja einige Krankheiten ſind ſo geartet, daß ſie nicht eher und beſſer, als nur zu gewiſen Jahrszeiten gehoben werden können, und wenn man dieſe nicht inacht nimmt: ſo pflegt entweder die Cur nichts zu helfen, oder gar ſchädlich zu ſeyn. Hierunter rechne ich zuförderſt den Scharbok, die Cachexie, Hypochondrie, einige hartnäkige kalte Fieber, und andere langwierige Krankheiten, die ſich auf allerhand Stokungen des Bluts und daher rührende Verſtopfungen der Eingeweide, oder auf üble Beſchaffenheit der Nerven gründen, und alleſamt am bequemſten im Frühjahre und Sommer curiret werden; weil alsdenn die Luft zur Verdünnung und Reinigung des Bluts, wie nicht weniger zu deſto beſſerer Spannung der Nerven an ſich ſchon viel beiträgt, und alſo den guten Effect der Medicamente befördert, da hingegen der Herbſt und Winter dieſe Krankheiten nicht nur erzeugen helffen, ſondern ſie auch unterhalten, und vermehren, und folglich ihre Beſſerung ſchwerer machen. Und dieſes wiſſen einige Aerzte zu ihrem Vortheile recht gut zu beobachten; indem ſie im Frühlinge und Sommer manche Patienten in die Cur nehmen, und auch glüklich curiren, die ſie zu anderer Zeit gerne andern würden überlaſſen haben. Nun meyne ich eben nicht, daß man im Herbſt und Winter gar keine Arzenei gebrauchen, und die Patienten hülflos laſſen ſolle; weil dieſes vielmals gar nicht angehen würde: ſondern ich zeige nur an, daß man alsdenn, wenn es nicht die Noth erfordert, blos einige Linderung verſchaffen, und die würkliche Cur bis zu einer bequemern Zeit, nemlich bis aufs Frühjahr und den Sommer ausſezen müſſe. Ja dieſes iſt bisweilen um ſo nöthiger; weil einige Mittel, die zu Hebung beſagter Krankheiten am zuträglichſten ſeyn, ſelten eher, als zu der Zeit ſtatt finden: wie man dieſes mit Recht von den Blutreinigenden Tränken, ingleichen von den Bädern und Geſundbrunnen ſagen kan, deren Gebrauch ſich entweder in kalten Jahrszeiten gar nicht ſchiket, oder doch wenig Nuzen ſchaffet; weil es an genugſamer Bewegung, gehöriger Tranſpiration, und nöthiger Gemüthsveränderung fehlet.

Da ich aber aus gegründeten Urſachen anrathe, daß ein Arzt in ſeinen Curen die verſchiedenen Jahrszeiten und deren Witterungen inacht nehmen, und ſich vernünftig darnach richten ſolle: ſo iſt meine Meinung keinesweges, daß er in dem Stüke blos denen geſchriebenen Calendern trauen, und ſich auf die darinne gegebene Weiſſagungen von künftigen Winde und Wetter verlaſſen ſolle. Denn wenn er das thäte: ſo würde er abergläubiſch handeln, oder er würde auf etwas ſein Vertrauen ſezen, was ungewis und eitel iſt, und auf bloſſen Muthmaſſungen beruhet. Das ſey aber ferne! Vielmehr mus er ſelbſt die Beſchaffenheit der Jahrszeiten und ihre Witterungen genau beobachten; er mus zu dem Ende die verſchiedenen Grade der Schwere, der Kälte und Wärme, ingleichem der Näſſe und Trokenheit der Luft, ſorgfältig bemerken, er mus acht geben, aus welchen Gegenden die Winde wehen, und was darauf vor Wetterveränderungen erfolgen, und dieſes alles mus er in ein Tagbuch ordentlich eintragen, woraus er denn hernach viele nüzliche Schlüſſe auf der Menſchen Geſundheitszuſtand, und auf die Einrichtung der vorzunehmenden Curen machen kan.

Unter die in dem Calender befindlichen Zeiteintheilungen gehören hiernächſt inſonderheit diejenigen, da Tag und Nacht gleich ſind, (æquinoctia) welches jährlich zweimal, nemlich im Frühlinge und Herbſte geſchiehet. Daß nun bereits die älteſten Aerzte bei ihren Curen darauf geſehen haben, und daß auch noch die neuern, wenn ſie vernünftig ſind, ihr Abſehen darauf richten, iſt eine bekannte Sache. Nur fragt ſichs, ob und wie weit ſie darzu Grund haben oder nicht? Dieſe Frage aber kan nicht beſſer beantwortet werden, als wenn man unterſuchet, was vor Veränderungen in Luft und Wetter bei den æquinoctiis vorgehen, und was ſolche vor einen Einflus in unſern Körper haben? Man bemerket aber, daß alsdenn die Witterungen mehrentheils ſehr abwechſelnd ſind, und daß alſo auch die Luft ſehr ungleich, das iſt bald kalt, bald warm, bald aber wieder feuchte oder troken ꝛc. iſt. Wenn nun die Wärme unſer Blut ausdehnet, verdünnet, und in ſtärkere Bewegung bringet; die ſchleunig nachfolgende Kälte der Luft aber unſere Gefäſſe wieder zuſammen ziehet, das Blut verdiket, und in ſeinem freien Fortgange hindert; ſo kan es nicht fehlen, es müſſen davon nothwendig allerlei Unordnungen in unſern Körper erwachſen. ſo bemerkte man, daß alsdenn bei empfindlichen Perſonen gar leicht krampfhafte Bewegungen der Nerven und Blutgefäſſe entſtehen, welche hernach theils allerhand Nervenkrankheiten zuwege bringen, theils aber das Blut an verſchiedene Theile des Leibes ſtärker hintreiben, und allerlei Blutflüſſe erregen; daher auch um die Zeit der Blutſchlag, (apoplexia ſanguinea) das Naſenbluten, und der güldne Aderflus beſonders gemein ſind. Vornemlich aber pflegt ſich dergleichen bei vollblütigen Leuten, und überhaupt am allermeiſten im Frühjahre zu ereignen; weil man den Winter über, wegen ſtärkern Appetits und wegen Mangel der Bewegung, mehrentheils überflüßig Blut geſamlet hat.

Siehet man ferner die abwechſelnde Feuchtigkeit und Trokenheit der Luft an: ſo bringet dieſelbe nicht minder vielerlei Veränderungen in unſern Körper zuwege. Denn iſt ſie auſſerordentlich feuchte: ſo werden unſere feſten Theile zu ſchlaf; iſt ſie aber zu troken: ſo werden ſie ſtärker geſpannet, und in beiden Fällen wird die gebührende Circulation des Bluts nicht wenig verändert, und bald geſchwächet, bald wieder vermehret. Da nun bei einer ungleichen Austheilung des Bluts die gehörige Abſonderung der übrigen und unreinen Feuchtigkeiten nicht recht geſchehen kan, und inſonderheit die höchſtnöthige Ausdünſtung der Haut gar ofte unterbrochen wird: ſo iſt kein Wunder, daß im Frühlinge ſowohl, als im Herbſte allerhand ſolche Krankheiten, die ſich auf die ſchädliche Zurükhaltung der unnüzen Feuchtigkeiten gründen, als Flus- und Flekfieber, Huſten, Schnupfen, Gliederreiſſen, und andere Arten von Flüſſen, gar ſehr gewöhnlich ſind, und daß auch alsdenn ſchwindſüchtige, und von langen Krankheiten ausgemergelte Leute meiſtentheils zu Grabe gehen: welches ſich jedoch mehr in einem, als in dem andern Jahre zuträgt, nachdem nemlich die Witterung darinne ſehr veränderlich zu ſeyn pflegt. Mehreres kan davon in des ſeeligen Herrn Geh. Rath Hofmanns diſſertation de temporibus anni inſalubribus nachgeleſen werden.

Es iſt alſo bei ſo bewanden Umſtänden allerdings löblich, daß vorſichtige Aerzte davor ſorgen, wie ſie den Krankheiten, die ſich ſonderlich bei zu- und abnehmenden Tagen entſpinnen, klüglich vorbauen wollen. Dieſes geſchieht nun durch gehörige Beobachtung und Beförderung der Ausdünſtung, und bei vollblütigen Perſonen durch Aderlaſſen, als wodurch man die ſchädlichen Stokungen des Bluts hauptſächlich verhüten kan, wenn es anders in Zeiten, und zwar in einem warmen Frühjahre vielmals noch vor dem æquinoctio vorgenommen wird; weil man die ſchlimmen Folgen nicht erſt erwarten darf, wenn man ſie abzuwenden gedenket. Nächſtdem thut man auch bei einigen Perſonen, wo man wegen des im Winter gehabten ſtarken Appetits, oder wegen der bei heiſſen Sommertagen erzeugten ſcharfen Säfte, vielen Unrath im Unterleibe vermuthet, allerdings wohl, wenn man auf deſſen gehörige Abführung bedacht iſt, und dadurch verhindert, daß nicht einige Unreinigkeiten mit ins Geblüte gehen, und deſſen natürliche Miſchung verderben, oder daß nicht die Gedärme ſelbſt dadurch gereizet und angegriffen werden. Daher man auch von langen Zeiten her gewohnt iſt, zu den Frühlings- und Herbſtcuren laxirende Mittel zu verordnen. Da aber, wie ich oben gewieſen habe, bei vollblütigen und zum Krampf geneigten Perſonen ſich ſehr öfters allerhand krampfhafte Zufälle, und ſowohl Stokungen, als Ergieſſungen des Bluts ereignen: ſo macht daraus ein vorſichtiger Arzt billig den vernünftigen Schlus, daß er in dieſer Abſicht überhaupt keine heftig würkende Purganzen, am wenigſten aber bei blutreichen Perſonen vor dem Aderlaſſen verſchreiben dürfe, damit er nicht ſelbſt dadurch zu heftigen Bewegungen im Körper Anlas gebe, und mehreres Unheil anrichte.

Hieraus läſt ſich nun zugleich die gebührende Einrichtung der Frühlings- und Herbſtcuren füglich beurtheilen, wenn man nemlich Krankheiten dadurch verhüten will. Wozu annoch im Frühlinge die gehörige Verdünnung des im Winter über geſammleten diken Bluts durch Bewegung, durch blutreinigende Tränke, Molken, oder wohl eingerichtete Brunnencuren ꝛc. billig zu rechnen iſt.

Die bisherige Betrachtung führt mich nun zu derjenigen Zeitänderung, da man im Sommer den längſten, und im Winter den kürzeſten Tag zählt; (ſolſtitia) Und es iſt bekannt, daß man davon ebenfalls vielen Aberglauben heget, und dieſen Tagen eine ſonderbare Würkung in unſern Körper beimiſſet, die man doch keineswegs erweiſen kan. Denn der längſte Tag fällt im Anfang des Sommers, und man befindet, daß alsdenn wegen der warmen Luft, die Säfte unſeres Körpers verdünnet werden, und daß die Tranſpiration ſehr gut von ſtatten gehet. Es ſind daher alte, ſchwächliche, und zu Flüſſen geneigte Perſonen, die nicht viel Kälte vertragen können, alsdenn gemeiniglich am munterſten, und die hartnäkigſten kalten Fieber, die den Winter über und das ganze Frühjahr hindurch gedauret haben, nehmen nicht nur mehrentheils ihren Abſchied, ſondern es werden auch viele andere langwierige Beſchwerungen, wie die Hypochondrie, Gicht, und Podagra ꝛc. zu der Zeit ſeltener angemerket, und entweder glüklich gehoben, oder doch ſehr merklich gelindert; auſſer daß einige Patienten, wie z. E. diejenigen, die hizige Fieber haben, wegen der zunehmenden Wärme, oft mehr ausſtehen und ſchlimmer daran ſind, oder daß ſchwindſüchtige und hectiſche Leute, die das Frühjahr zur Noth noch überſtanden haben, ungleich mehr abgemattet werden, und wohl gar die Welt verlaſſen. So wenig man nun blos dem längſten Tage eine warme Luft zuſchreiben kan, eben ſo wenig kan man ihm auch dieſe jezt beſchriebene Würkungen in unſern Körper alleine beimeſſen, ſondern dieſe müſſen überhaupt von der Zeit, da die Tage lang und warm ſind, hergeleitet werden.

Eben dieſes gilt auch von dem kürzeſten Tage im Jahre, der im Anfange des Winters fällt. Weil nun die Sonne mit ihrer erwärmenden Kraft alsdenn am weiteſten von uns entfernet iſt: ſo genieſſen wir eine kalte und dike Luft, und unſere Natur iſt ſodann am ſchwächſten. Es müſſen daher auch viele kranke und ſchwache Leute, oder die, ſo hizige Fieber bekommen, zu der Zeit ins Gras beiſſen. Dieſes geſchiehet aber keinesweges blos an dem kürzeſten Tage, ſondern eben ſowohl auch vor, und nach demſelben, und es kommt dabei hauptſächlich mit auf die Witterung an; die aber nicht alle Jahre einerlei iſt, und zu mancher Jahrszeit ſchlechter, als um das Winter-ſolſtitium ſeyn kan; wie ich denn hier und oben überhaupt nur von denenjenigen Veränderungen rede, die ſich in unſern Körpern bei den ſolſtitiis meiſtentheils zutragen, nicht aber eben nothwendig erfolgen müſſen.

Doch ich gehe weiter zu den Hundstägen, die man alſo zu nennen pflegt; weil man es nun einmal als ein Zeichen der gröſten Hize im Sommer angenommen hat, wenn Sirius mit der Sonne auf- und untergehet. Nun machen zwar dieſe Tage den meiſten Theil des Sommers aus. Doch, da man ſie mehrentheils beſonders betrachtet, und das Mediciniren in denſelben verdächtig hält, weil die Hize alsdenn am gröſten iſt, und unſere Leiber ſehr abmattet: ſo will ich jezo inſonderheit etwas davon gedenken, und die Frage unterſuchen: ob in den Hundstagen zu mediciniren erlaubt ſey? Hierauf antworte ich nun, daß es in der That ſehr ungereimt ſeyn würde, wenn man den Gebrauch der Arzeneien z. E. in dem Falle unterlaſſen, oder weiter hinaus ſezen wollte, da es die dringende Noth in hizigen Krankheiten erfordert; weil alsdenn der Patiente vor dem Ende der Hundstage gewis dahin ſterben würde. Man hat auch dieſerhalb unzähliche Exempel der gröſten Aerzte vor ſich, die zu der Zeit, wenn es nöthig geweſen iſt, ſowohl zur Ader gelaſſen, als auch andere Geneſungsmittel mit dem gröſten Nuzen in Krankheiten

ten gebrauchet haben. Nächſtdem iſt zwar ſo viel gewis, daß man in dieſen Tagen keinesweges alle und jede, ſondern nur ſolche Mittel gebrauchen dürfe, die wegen der Hize ſicher ſtatt finden. Daß man aber gar keine Curen vornehmen ſolle, daß iſt der Erfahrung zuwider, nach welcher man weis, daß zu ſolcher Zeit die Geſundbrunnen, Molken, Ptiſanen und andere zur Abkühlung und Verdünnung des Bluts dienliche Sachen mit Nuzen in Gebrauch gezogen werden. Wiewohl ich eben nicht rathen möchte, daß man alle diejenige Curen, die man ohne Noth, nur blos aus Vorſorge vor die Geſundheit anſtellen will, bis auf die Hundstage verſchieben ſolle, da ſie zu einer andern Zeit viel bequemern Plaz finden.

Da man aber vornemlich das Purgiren in den Hundstagen verbietet, und vor ſchädlich erkläret; ſo iſt es wohl billig zu unterſuchen, in wie weit man darinne Recht habe, oder nicht? Man gründet ſich deshalb auf den Lehrſaz des Hippocrates, der in ſeinem vierten Buche, und deſſen 5ten aphorismo enthalten iſt, und alſo lautet: ſub cane & ante canem difficiles ſunt medicationes d. i. in den Hundstagen, und kurz vorher läſt ſichs nicht gut Arznei brauchen. Unter der Arznei aber wird hier vornemlich das Purgiren verſtanden. Nun hat zwar dieſer groſſe Mann an ſeinem Theile allerdings Recht, daß er das Purgiren vor ſchwer oder bedenklich hält; weil er nicht nur in einer ungemein heiſſen Weltgegend wohnte, wo die Körper von der Hize nicht wenig geſchwächet wurden, ſondern weil man auch damals ziemlich heftige Mittel, wie z. E. die Nieswurzel iſt, dazu nehmen muſte. Alleine, wir Teutſche leben ja in keinem ſo heiſſen Lande, wie Hippocrates, und alſo bindet uns auch ſein Lehrſaz nicht ſo genau, wie die Inwohner der mittäglichen Länder. Und zu dem ſind auch weder die Hundstage, noch die Tage in denſelben alle Jahre gleich heis, ſondern öfters mehr als zu kühle, daß man ſich alſo vor der übermäſigen Hize nicht allemal fürchten darf, und füglich einen gemäſigten Tag zum Purgiren erwählen kan. Ja man bedient ſich auch keiner ſo ſcharfen und ſtark angreiffenden Purganzen mehr, ſondern man hat ſichere und gelinde, von denen man eben keine Entzündung der Gedärme zu beſorgen Urſache hat. Wer eine ausführliche Abhandlung von dem Arzneigebrauch in den Hundstagen leſen will, der kan ſie in den mediciniſchen und chirurgiſchen Nachrichten des gelehrten Herrn Profeſſor Schaarſchmids finden.

Nun will ich den Mond und deſſen Abwechſelungen betrachten, und ſehen, was davon in Anſehung des Medicinirens zu halten ſey? Die gröſten Naturkündiger neuerer Zeiten haben erwieſen; daß der Mond gegen unſere Erde eine anziehende Kraft erweiſe, und daß ſich dieſe inſonderheit äuſere, wenn er neu und voll, und uns alſo am nähſten iſt. Mittelſt dieſer Kraft meynt man, daß er das Waſſer auf unſern Erdboden an ſich ziehe, und man ſchlüſt daher nicht ohne Grund, daß Ebbe und Fluth davon herkommen; wie darüber unſeres gelehrten Herrn Prof. Krügers Naturlehre §. 637. 650. nachgeleſen werden kan. Iſt aber dieſes: ſo iſt noch viel weniger zu zweifeln, daß er die um unſern Erdboden befindliche Luft an ſich ziehen könne. Dieſe verliert alſo dadurch ihr Gleichgewicht, und es entſtehen Winde, die uns entweder die in der Luft vorhandenen Dünſte zuführen, oder zertheilen; da denn leichte im erſten Falle Regen, in dem andern aber gut Wetter erfolget. Und kurz zu ſagen, es gehen deswegen im Neu- und Vollmonde die meiſte Wetterveränderungen vor; daher auch die Hauswirthe auf dieſe Mondwechſelungen ſehr genau acht geben, und das Wetter, wornach ſie ſich in ihren Akerbaue und andern häuslichen Handthierungen richten, daraus vornemlich zu beurtheilen pflegen

Weil nun aus angezeigten Urſachen

mehren

mehrentheils um den Neu- und Vollmond eine Aenderung der Luft und des Wetters geſchiehet: ſo mus auch alsdenn eine Veränderung in unſern Körper vorgehen, und inſonderheit mus das Athemholen, die natürliche Spannung unſerer Haut, Nerven und Blutgefäſſe, und folglich die Circulation des Bluts ſelbſt nicht wenig geändert werden: ja man kan auch gewiſer maſſen gar wohl ſagen, daß die Feuchtigkeiten in uns zu der Zeit ab- und zunehmen, nachdem nemlich die Abſonderung derſelben, die ſich nach dem Umlaufe des Geblüts richtet, entweder ſtark oder ſchwach von ſtatten gehet. Und in Betracht deſſen kan man allerdings dem Monde eine Würkung in unſern Körper zugeſtehen, die aber nicht unmittelbar von ihm herrühret, ſondern von der Luft und Witterung zuwege gebracht wird, in ſo ferne ſolche von ihm eine Veränderung leidet. Mehr kan man nicht davon beweiſen: daher auch die allzu groſſe Herrſchaft, die unſere Alten dem Monde zugeſchrieben haben, gröſtentheils auf Muthmaſſungen und ungewiſen Gründen beruhet.

Nechſtdem will man angemerkt haben, daß ſich die böſe Noth ſowohl, als andere Haupt- und Nervenkrankheiten mit ihren Anfällen nach den Mondveränderungen richten. Nun iſt es zwar an dem, daß ſie periodiſch ſind, und zu gewiſen Zeiten wiederkehren; man weis auch, daß ſie ſich vornemlich im Neu- oder Vollmonde äuſern, ohne Zweifel deswegen; weil ſodann die gröſten Abwechſelungen in der Luft und Witterung vorgehen, die gar wohl vermögend ſind, allerlei Veränderungen in unſern Körpern hervor zu bringen, und folglich auch die heftigſten Bewegungen der Nerven von neuen zu erregen.

Sonſt ſtehen einige in den Gedanken, daß man zur Präſervation, oder zur Verhütung der Krankheiten, in dem abnehmenden Monde am beſten purgiren könne, und zwar aus eben dieſer Urſache: weil alsdenn die feſten Theile unſeres Körpers, und alſo auch die Gedärme eine kräftigere Spannung hätten, mittelſt welcher ſie die Würkung der Purgirmittel beſſer vertragen könnten. Wer iſt aber Bürge davor, daß allemal, und in jeden Jahre, die Winde, Luft und Witterung bei dem abnehmenden Monde ſo beſchaffen ſind, daß die bewegende Kraft der veſten Theile, und beſonders auch der Gedärme, dadurch geſtärket würde, und wie will man alſo daraus ſchlieſſen, daß alsdenn die Reinigung des Leibes durch den Stuhlgang allezeit beſſer bekommen ſolle; als bei einem andern Mondwechſel? Ja, das lieſe ſich noch einiger maſſen hören, wenn nur nicht gar einige die Meinung hegten, als wenn ſich die Unreinigkeiten nicht ſo balde wieder ſamleten, wenn man im lezten Viertel purgirte. Alleine, man verſuche es nur, und purgire im abnehmenden Monde; überlade ſich aber darauf mit vielen Eſſen und Trinken; ſo wird man balde inne werden, ob ſich wieder vieler Unrath in den Gedärmen ſamlet oder nicht. Ich denke aber immer, er wird ſich mehr wieder anhäuffen, als wenn man im zunehmenden Monne purgiret, und mäſig darauf gelebet hätte.

Sollte man denn aber nicht bei dem Aderlaſſen auf den abnehmenden Mond zu ſehen haben? Meine Leſer können dieſe Frage ſelbſt leicht entſcheiden, wenn ich ihnen folgendes davon zu bedenken gebe. Durch das Aderlaſſe ſucht man entweder künftigen Krankheiten vorzubauen, oder die ſchon gegenwärtigen zu heben. In dieſen leztem Falle läſt ſich die Hülfe nicht allemal aufſchieben, und am wenigſten geht es in hizigen Fiebern, in Entzündungen, Schlagflüſſen, Blutſtürzungen, und äuſſerlichen Quetſchungen des Leibes an, welche alleſamt eine ſchleunige Hülfe erfordern, wenn der Menſch daran geneſen ſoll. Es bleibt alſo nur vornemlich der erſte Fall, und bei demſelben die Entſcheidung der Frage übrig: ob man nicht am beſten thue, wenn man theils in einigen langwierigen Krankheiten, theils aber zur Präſervation das Aderlaſſen bei dem Abnehmen des Monds vornimmt? Hier findet man aber keine gewiſe Gründe, die einen dazu bewegen könnten. Denn erſtlich wird niemand behaupten, daß die langwierigen Beſchwerungen allezeit ſo beſchaffen wären, daß ſie eben bei dem abnehmenden Mondlichte das Aderlaſſen erforderten. Zur Abwendung der Krankheiten aber kan dieſe Zeit deshalb nicht allemal am bequemſten ſeyn; weil es ſich nemlich fügen kan, daß alsdenn die verdrüslichſte Witterung herrſchet, und alſo das Aderlaſſen mehr Schaden, als Nuzen bringet. Wiewohl es in ſoweit zur Präſervation nicht zu widerrathen iſt, wenn man angenehm Wetter bemerket, und es den übrigen Umſtänden nach zuträglich findet, indem es zuweilen geſchieht, daß ſich bei manchen Menſchen gegen das neue Licht ein und andere Zufälle zu äuſern pflegen, die man in dem vorhergehenden lezten Viertel durch zeitiges Aderlaſſen zu verhüten ſuchen mus.

Sollte aber gar jemand noch, wie ſonſt in dem Wahne ſtehen, als wenn ſich das Blut nicht ſo balde wieder einfände und anhäufte, wenn man es zu der beſagten Zeit abzapfte: ſo kan dieſes zwar bei denenjenigen eingeräumet werden, die darauf entweder wenig, oder ſchlecht eſſen und trinken; keinesweges aber kan es von denen gelten, die gute nahrhafte Speiſen, und noch dazu in vollen Maaſe genieſſen. In dieſem Falle aber käme die nachfolgende Verminderung des Bluts von der Art der Beköſtigung, und gar nicht von dem Monde her. Ja, wenn man auch auſſerdem die verſchiedenen Abſichten bedenket, die durch das Blutlaſſen erreichet werden ſollen: ſo ſieht man ebenfalls ohne Mühe ein, daß es mit der allzugenauen Beobachtung des Mondes auf eine erdichtete Sage, und auf Aberglauben hinaus läuft. Denn man ſucht ja durch die Oefnung einer Ader dem Blute nicht alleine Luft zu machen, und deſſen Uberflus zu mindern, ſondern man will es auch, wie z. E. in Beförderung der güldnen Ader und Monatszeit der Weiber abwerts leiten, oder den ſtarken Trieb deſſelben, wie in Blutſtürzungen, von den leidenden Theilen abziehen: daher man auch mit Unterſchiede entweder an Armen oder Füſſen die Ader zu öfnen pflegt. Wie ſoll und kan aber die Beſchaffenheit des Mondes zu Erreichung dieſes verſchiedenen Zweks etwas erhebliches beitragen?

Mit dem Schröpfen hat es gleiche Bewandnis, und es wird niemand, wenn er nicht etwa ſeine Erfahrungen davon mit Vorurtheilen angeſtellet hat, erweiſen können, daß daſſelbe in dem abnehmenden Monde, oder gegen das neue Licht, beſſere Würkung, als zu anderer Zeit thun ſollte; es müſte denn in dem Falle ſeyn, da man kränkliche Zufälle in Zeiten dadurch abzuwenden gedächte, die ſonſt erfolgen würden, wenn es um dieſe erwehnte Zeit nicht geſchähe.

Nicht minger gibt es auch noch heute zu Tage einige Menſchen, die in vielen Stüken, und inſonderheit bei ihren vorhabenden Curen ſehr genau auf die Planeten ſehen, und aus ihren Aſpecten, oder Zuſammenkunft gewiſe Deutungen auf den Menſchen, und auf deſſen ſowohl geſunden, als kränklichen Leibeszuſtand machen.

Noch einfältiger haben aber vor dieſem diejenigen gehandelt, die nicht nur einige Planeten an ſich ſchon dem Menſchen entweder nüzlich oder ſchädlich gehalten, ſondern ihnen auch eine beſondere Herrſchaft über verſchiedene Glieder des Leibes, und über die daran befindliche Krankheitē an der Leber, und die hizigen Fieber, Saturnus die Schwindſucht, Hectik ꝛc. u. ſ. w. regieren und verurſachen ſollen. Alleine, es iſt der Mühe nicht einmal werth, dieſes albere Vorgeben zu widerlegen, und man mus recht erſtaunen, daß es ſo thörichte Leute gegeben hat, die unſäglich viele Mühe angewendet haben, dieſen eingebildeten Einflus der Planeten in den menſchlichen Körper recht aus zu ſtudiren, und genau zu beſtimmen, da doch aus aller dieſer Wiſſenſchaft, wenn ſie auch gegründet wäre, ganz und gar kein Nuze in der Medicin heraus kommt, indem doch niemand auf der Welt mit aller ſeiner Klugheit und Kunſt im Stande wäre, dieſen ſchädlichen Einflus zu hindern, wenn er ihn gleich noch ſo gut einſähe.

Sonſt pflegen auch einige abergläubiſche Verehrer des Calenders eine ſorgfältige Wahl der Tage bei ihren Curen anzuſtellen. Sie nehmen daher diejenigen genau inacht, die zum Purgiren und Aderlaſſen als beſonders heilſam bezeichnet ſind, und begehen alſo durch dieſe Tagewählerei eine nicht geringe Einfalt und Thorheit. Es ſind ja alle Tage des HErrn, und wer kan wohl ſagen, daß GOtt auf einige derſelben einen Seegen, auf andere aber einen Fluch geſezet habe? Und zudem lachen vernünftige Calenderſchreiber ſelbſt darüber, daß man ihnen ſo blindlings trauet, und gewiſen Tagen, die ſie der Gewohnheit nach beſonders angemerket haben, und davon ſie ſelbſt nichts gegründetes angeben können, ganz ausnehmende Kräfte in den Menſchen und deſſen Geſundheit zuſchreibet. Es iſt mir erſt geſtern ein Calender von einem beſondern lächerlichen Titel zu Geſichte kommen, in deſſen erſten Anblik im Durchblättern ich ohngefehr 5. Calenderzeichen in einer Reihe beobachte, als gut Schröpfſen, Aderlaſſen, gut Holz fällen, Nägel abſchneiden und gut Arzeneien. Da ich nun näher nachſehe; ſo waren ſolche Zeichen am Heil. Oſter-Sonntag ausgeſezet. Ein jeder ſiehet hieraus die Ungereimtheit von ſelbſten. Wer wird am H. Oſtern Holz fällen? Es hält alſo ein anderer kluger Menſch eben ſo wenig darauf, und ſucht vielmehr bei dem Mediciniren dahin zu ſehen, ob ſeine Umſtände, darinne er ſich befindet, oder die Krankheit, womit er befallen iſt, den Gebrauch dieſes oder jenes Heilmittels erlauben, oder nicht. Zu dem Aderlaſſen aber erwählet er einen heitern Tag, den aber unmöglich jemand ein Jahr voraus beſtimmen kan. Und was würden auch vor ungereimte Curen heraus kommen, wenn man z. E. in Fiebern mit der Arzenei immer ausſezen, und zu ihrem Gebrauche nur blos die in dem Calender angezeigten guten Tage ausleſen wollte.

Betrachtungen über die Urſachen des Erdbebens, welche in der Königl. Geſellſchaft den 5. April 1750. verleſen worden,

von Stephan Hales, D. der Theologie und Mitgliede der Königlichen Academie.

DA die neulichen Erdbeben in London und einigen andern Theilen Engellands die Aufmerkſamkeit der Menſchen rege gemacht, die Urſachen derſelben, beides in Anſehung der Religion und der Natur, zu betrachten; dieſelben aber in Abſicht auf die Religion von dem Biſchof von London in ſeinem vortreflichen Hirtenbriefe an die Geiſtlichkeit und das Volk von London und Weſtmünſter, welcher mit ſo allgemeinem Beifalle iſt aufgenommen worden, ſchon in Erwägung gezogen ſind: ſo will ich allhier eine kurze Nachricht von demjenigen geben, was mir eine wahrſcheinliche natürliche Urſache derſelben zu ſeyn vorkömmt. Zuerſt aber mus ich einem Einwurfe einiger ernſthaften und es wohlmeynenden Leute begegnen, die ſich an allen Bemühungen, eine natürliche Urſache vom Erdbeben anzugeben, zu ärgern fähig ſind: denn da ſich ſolches in dieſen nördlichern Gegenden der Welt nur ſelten zuträget; ſo wird es um ſo vielmehr für die Würkung eines Wunderwerks angeſehen. Man ſollte aber billig erwägen, daß der ordentliche Lauf der Natur eben ſowohl durch die göttliche Würkung regieret wird, als die auſſerordentlichen und wunderbaren Begebenheiten. GOtt verändert bisweilen die Ordnung der Natur, aus der Abſicht, den Menſchen wegen ſeines Ungehorſams und ſeiner Thorheiten zu züchtigen, indem ein natürliches Ubel von ihm gnädiglich zu einem moraliſchen Gute beſtimmet wird. Alle Begebenheiten ſind unter ſeiner Regierung, und vollziehen ſeinen Willen. An der andern Seite giebt es einige, die ſich ſehr wenig aus dem Erdbeben machen, weil natürliche Urſachen davon angegeben werden können. Allein die Hand GOttes mus in dieſen Dingen nicht überſehen werden, unter deſſen Regierung alle natürliche würkende Dinge, inſonderheit ſolche ſeltene und ungewöhnliche Begebenheiten, als Erdbeben, ihre Würkung äuſern. GOtt gebrauchet alle Creaturen zu Werkzeugen ſeines Willens, natürliche und moraliſche würkende Dinge ſtehen alle unter ſeiner Regierung. Wenn er ein Volk mit theurer Zeit beleget, iſt ſolches deswegen weniger die Hand GOttes, weil uns die natürlichen Urſachen davon, nämlich groſſe Dürre und unfreundliche Witterungen, bekannt ſind? Feuer, Hagel, Schnee, und Dampf, und Sturmwinde richten ſein Wort aus, Pſ. 148. v. 8. Angeſtekte Luft, peſtilenzialiſche Krankheiten, und Erdbeben ſtehen, ungeachtet ſie durch natürliche Urſachen erreget werden, unter dem göttlichen Einfluſſe. Er ordnet und regieret nicht nur die Würkungen der Natur; ſondern hat auch ſeinen Einflus in die Handlungen der moraliſchen würkenden Dinge. Er lenket die Herzen der Regierer der Völker, wie es ihm gefällt, ſo, daß ſie oft die Menſchen, durch die ſtrenge Geiſel, und das groſſe Unglük der menſchlichen Natur, den Krieg, züchtigen. Erdbeben müſſen daher nicht mit verächtlichen Augen angeſehen werden; auch müſſen wir uns aus dieſer Urſache nicht ermuntern, ohne alle Sorge in einem gottloſen Wandel fortzufahren. Wenn uns gleich keine Nationalgerichte überfallen, ſo kan es doch gar bald geſchehen; daß wir in ſchwerere Beſtraffungen unſers künftigen Zuſtandes fallen. Weil nicht bald geſchieht ein Urtheil über die böſen Werke, dadurch wird des Menſchen Herz voll Böſes zu thun. Ob ein Sünder hundertmal Böſes thut, ſo weis ich doch, daß es wohl gehen wird denen, die GOtt fürchten, die ſein Angeſicht ſchauen, Pred. Sal. 8. v. 11, 12, 13. Es wird nicht undienlich ſeyn, bei dieſer Gelegenheit einer beſtändigen und ununterbrochenen Plage zu gedenken, an welcher wir zugleich mit vielen andern Nationen gelitten haben, und, allem Anſehen nach, noch leiden werden. Eine Plage, die unter allen die gröſſeſte iſt, welche jemals die unglüklichen Menſchen überfallen. Sie iſt die verderblichſte vor allen andern, nicht nur in Anſehung des Lebens, ſondern auch der Sitten der Menſchen. Sie iſt beides ein natürliches und ein moraliſches Ubel. Ich meyne dadurch fermentirte und diſtillirte ſpirituöſe Getränke von allerlei Art. Wenn GOtt der Allmächtige jährlich ſo viele Menſchen durch Erdbeben verderbte, als jährlich durch diſtillirte ſtarke Getränke verderbet werden, welches wahrſcheinlicher Weiſe über eine Million Menſchen in der ganzen Welt ausmachet, was würde ſolches nicht für einen groſſen Schreken und für Beſtürzung allenthalben verurſachen! Aber leider! mit was vor einer Unempfindlichkeit, mit welcher Ruhe, ja ſogar mit welchem Wohlgefallen wird dieſes entſezliche, ſowol natürliche, als moraliſche Uebel bei uns angenommen und ſogar unterhalten? Es gehet ſo weit, daß es nunmehr durch ein gerechtes Gericht zum Fluche und zur Strafe der Welt, und zwar von der gröſten Art, ſo jemals das menſchliche Geſchlecht betroffen, geworden iſt. Dieſem ungeachtet bezaubert und bethöret dieſe einnehmende Sirene die Völker dermaſſen, daß ſie ihren betrübten Einflus weit und breit fortpflanzet, jährlich immer gröſſere Verheerung, ſowohl im Leben, als als auch in den Sitten der Menſchen, anrichtet, und ſogar das menſchliche Geſchlecht ſehr erniedriget. Was das Erdbeben ſelbſt, und inſonderheit dasjenige anbetrift, welches den 8. Merz, 1750. in London ungefehr 20. Minuten vor 6. Uhr des Morgens geſpühret worden; ſo wachte ich damals in meinem Bette, das im unterſten Stoke meines Hauſes ſtund, welches nahe bei der St. Martinskirche in London lieget. Ich merkte gar eigentlich, daß ſich das Bette erhob, und folglich muſte ſich die Erde auch erheben. Es war ein dumpfiges dringendes Geräuſche im Hauſe, welches ſich in einem lauten Knalle, wie von einer kleinen Canone, endigte. Die ganze Dauer vom Anfange des Erdbebens bis zum Ende, war 3. bis 4. Secunden. Die Soldaten, ſo ſich zu St. James Park auf der Wache befunnden, und andere Leute, welche ſchon aufgeſtanden waren, ſahen eine ſchwärzliche Wolke, mit einem ziemlichen Blize, kurz vorher, ehe das Erdbeben anfieng. Es war auch ſehr geruhiges Wetter. Und in der Geſchichte der Erdbeben wird bemerket, daß ſie gemeiniglich bei geruhigem Wetter mit einer ſchwarzen Wolke ihren Anfang nehmen. Und wenn die Luft vor einem Erdbeben auch klar iſt; ſo finden ſich alsdenn doch öfters Zeichen von einer Menge entzündbarer ſchwefelichter Materie in der Luft, als ignes fatui, oder Irrlichter und Meteora, welche fallende Sterne genennet werden. Nun habe ich ſchon vor vielen Jahren in dem Anhange zu meinen ſtatiſchen Verſuchen Experim. 3. S. 280. die Würkung gezeiget, welche die Vermiſchung einer reinen und einer ſchwefelhaften Luft auf einander hat. Nämlich, man ſeze ein gläſernes Gefäs, ſo ungefehr zwei Quartier hält, und einen Hals hat, der etwa 20. Zoll lang, und 2. Zoll weit iſt, mit dem Munde niederwärts gekehret, in einen Eimer mit Waſſer. Darunter thue man in einem dazu bequemen gläſernen Gefäs mit einem langen engen Halſe eine Miſchung von Scheidewaſſer und geſtoſſenen Pyrite, nämlich dem Steine, wovon der Vitriol gemacht wird; ſo entſtehet ein ſtarkes Fermentum, welches das Glas mit röthlichen ſchwefelichten Dünſten erfüllet, welche, da ſie mehr Luft erzeugen als verderben, verurſachen, daß das Waſſer, womit der ganze Hals des gläſernen Gefäſſes angefüllet war, gar ſehr herunter fällt. Wenn die röthliche ſchwefelichte Luft in dem oberſten Theile klar iſt, nachdem es zwei oder drei Stunden geſtanden, und alsdenn der Mund des umgekehrten Glaſes aus dem Waſſer gehoben wird, ſo, daß man das Waſſer in dem Halſe des Glaſes herausfallen läſſet; ſo dringet, wenn man annimmt, daß dieſes ein halbes Nöſſel ausmachet, eine gleiche Quantität friſcher Luft in den Hals des Gefäſſes, welches den Augenblik ins Waſſer mus getunket werden. Auf die Vermiſchung der friſchen mit der nunmehr klaren ſchwefelichten Luft, entſtehet den Augenblik eine heftige Bewegung zwiſchen den beiden Arten Luft, und ſie werden anſtatt durchſichtig und klar zu ſeyn, in einen röthlichen dunkeln Dunſt verwandelt, der die Farbe derjenigen Dünſte hat, welche verſchiedene Abende vor den leztern Erdbeben geſehen worden. Während der Efferveſcenz wird eine Quantität Luft, die beinahe der friſch hereingelaſſenen Luft gleich iſt, verderbet, welches daraus erhellet, daß das Waſſer in dem Halſe des Glaſes faſt eben ſo hoch ſteiget, als vorhin. Und wenn, nachdem die Efferveſcenz der vermiſchten Luft, vorbei iſt, und dieſelbe wieder klar geworden, friſche Luft, wie vorhin, zugelaſſen wird, ſo wird es wieder röthlich und unruhig, und verdirbt die neu zugelaſſene Luft, wie vorhin, und ſolches nach verſchiedenen wiederholten Zulaſſungen der Luft. Allein nach jeder neuen Zulaſſung friſcher Luft, wird die verderbte Quantität immer weniger, bis nichts mehr verderbet wird. Es iſt einerlei, wenn es auch verſchiedene Wochen nach einander geſtanden, wenn indeſſen nur nicht gar zu viele friſche Luft zugelaſſen worden. Nun habe ich gefunden, daß die Summe der ſo verderbten friſchen Luft

bei

beinahe der erſten Quantität ſchwefelhafter Luft in dem umgekehrten Glaſe gleich geweſen.

Da wir in dieſem Verſuche einen völligen Beweis von der ſtarken Bewegung und Aufwallung haben, die von der Vermiſchung der friſchen Luft mit ſolcher Luft entſtehet, die mit ſchwefelhaften Dünſten angefüllet iſt, welche aus verſchiedenen mineraliſchen Dingen, und inſonderheit aus den Pyriten hervor gebracht werden, daran die Erde einen Ueberflus hat; können wir denn nicht mit Grunde ſchlieſſen, daß die beſchwerliche Hize, welche wir in einer ſchwühlen Luft, wie man es zu nennen pflegt, empfinden, von der innerlichen Bewegung zwiſchen der Luft und den ſchwefelhaften Dünſten, die aus der Erde aufſteigen, verurſachet werde? welche Aufwallung ſogleich aufhöret, ſobald dieſe Dünſte gleichmäſig und einformig mit der Luft vermiſchet werden, wie ſolches auch in den Aufwallungen und Gährungen anderer Flüſſigkeiten geſchiehet. Die gemeine Anmerkung, daß das Blizen die Luft kühle, ſcheinet alſo auf gutem Grunde zu ruhen; indem ſolches die äuſſerſte und lezte Bemühung dieſer Aufwallung iſt.

Können wir hieraus nicht auch mit guter Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen, daß die erſte Entzündung des Blizes durch die plözliche Vermiſchung der reinen heitern Luft über den Wolken mit den ſchwefelhaften Dünſten, welche bisweilen in Menge dichte unter den Wolken in die Höhe ſteigen, zuwege gebracht werde, indem die fürchterlichſten Donner gemeiniglich alsdenn ſind, wenn die Luft ganz ſchwarz von Wolken iſt, und weil es ſelten ohne Wolken doñert? Die Wolken dienen in dieſem Falle, wie das obgedachte umgekehrte Glas zu einer Theilung zwiſchen der reinen und der ſchwefelhaften Luft, welche beide Arten Luft alſo, nach ihrer plözlichen Vermiſchung, durch den Zwiſchenraum der Wolken, gleich den beiden Arten Luft in dem Glaſe, eine heftigere Aufwallung verurſachen müſſen, als wenn dieſe beide Arten Luft, ohne Zwiſchenkunft der Wolken, dadurch allmählich von der Erde hinauf, und die kalte heitere Luft von oben herunter geſtiegen wäre. Und obgleich kein heller Lichtſtrahl in dem Glaſe zu ſehen iſt; ſo kan doch, wenn eine ſolche plözliche Aufwallung unter einer groſſen Menge dergleichen Dünſte in der freien Luft aufſteiget, dieſelbe nicht unwahrſcheinlich eine ſolche reiſſende Geſchwindigkeit bekommen, daß ſie die ſchwefelhaften Dünſte entzündet, und daher helle wird.

Und weil mit den Würkungen, die der Bliz, wie bemerket iſt, auf die Lungen der Thiere hat, als welche er oft tödet, indem er die Elaſticität der Luft ihnen hemmet, ingleichem, daß er die Fenſter von auſſen zu zerbricht, indem er die Elaſticität der Luft an der auswendigen Seite derſelben aufhebet; weil, ſage ich, es hieraus wahrſcheinlich iſt, daß die ſchwefelhaften Dünſte einen groſſen Theil der elaſtiſchen Luft verderben, ſo müſſen dadurch groſſe Bewegungen und Erſchütterungen in der Luft verurſachet werden, wenn ſie in dieſe ausgeleerten Oerter dringet, welches ſie denn nothwendig mit groſſer Geſchwindigkeit thun mus. D. Papin hat die Geſchwindigkeit ausgerechnet, mit welcher die Luft in einen ausgeleerten Recipienten dringet, wenn ſie durch den ganzen Druk der Atmoſphär getrieben wird, und hat gefunden, daß ſolches in einer Secunde 1305. Fus ausmache, welches 889. Meilen in einer Stunde austrägt, und beinahe eine 18 mal gröſſere Geſchwindigkeit iſt, als die Geſchwindigkeit der ſtärkſten Stürme, welche auf 50 Meilen in einer Stunde berechnet wird. Hieraus ſehen wir, daß ein heftiger Orcan erreget werden kan, wenn an irgend einem Orte in Vergleichung des Ganzen nur ein kleiner Theil der Elaſticität der Luft verderbet wird. Es iſt alſo kein Wunder, daß ſolche gewaltſame Bewegungen der Luft, Orcane und Donner wetter, zumal in den wärmern Gegenden hervor bringen, wo beides die ſchwefelhaften und wäſſerichten Dünſte viel höher und in gröſſerer Menge erreget werden, und alſo gewaltſamere Würkungen haben.

Herr von Buffon erwähnet in ſeiner Naturgeſchichte und Theorie der Erde ſchwarzer dunkler Wolken in der Luft nahe bei dem ungeſtümmen Vorgebirge der guten Hofnung, ingleichem in dem Meere bei Guinea, welche die Schifleute das Ochſenauge nennen, und die öfters Vorbotten entſezlicher Stürme und Orcane ſind. Daher zu vermuthen iſt, daß ſie groſſe Sammlungen ſchwefelhafter Dünſte ſind, die, wenn ſie plözlich einen groſſen Theil der elaſtiſchen Luft verderben, machen, daß die umher befindliche Luft mit groſſer Gewalt in den leeren Raum hinein dringen, und dadurch Ungewitter und Orcane verurſachet. Und bei der Küſte von Guinea hat man oft drei oder vier von dieſen Orcanen in einem Tage, davon die Vorbotten allezeit ſolche ſchwarze ſchwefelichte Wolken bei einer heitern und klaren Luft, und ſtillen See ſind, die aber auf einmal bei dem Plazen dieſer ſchwefelichten Wolken an zu wüten fänget. und in Jamaica hat man niemals ein Erdbeben gehabt, wenn ſo viel Wind da geweſen iſt, der dieſe ſchwefelichten Dünſte hat zertheilen können.

Eben ſo finden wir bei den lezteren Erdbeben in London, und in den Nachrichten von vielen andern Erdbeben, daß ehe ſie kommen, gemeiniglich eine geruhige Luft mit einer ſchwarzen ſchwefelichten Wolke iſt, welche Wolke, allem Anſehen nach, gleich einem Nebel würde zerſtreuet werden, wenn Wind dabei wäre, und die Zerſtreuung würde dem Erdbeben vorbeugen, welches, allem Anſehen nach, durch das knallende Blizen dieſer ſchwefelhaften Wolke verurſachet wird, indem ſolches nicht nur der Erde näher iſt, als ein gemeines Blizen, ſondern auch zu einer Zeit geſchiehet, wenn ſchwefelhafte Dünſte in gröſſerer Menge als gewöhnlich von der Erde aufſteigen, welches oft durch ein lange anhaltendes heiſſes und trokenes Wetter verurſachet wird. Bei welchen mit einander verknüpften Umſtänden die aufſteigenden ſchwefelhaften Dünſte in der Erde, allem Anſehen nach, Feuer fangen, und daher ein Erdblizen verurſachen, welches zuerſt, wie man glaubet, auf der Oberfläche derſelben, in keiner groſſen Tiefe, entzündet wird, deſſen Plazen die unmittelbare Urſache eines Erdbeben iſt.

Zwar beſcheide ich mich, es könne unwahrſcheinlich ſcheinen, daß die aufſteigende ſchwefelichte Dünſte in der Erde ſolcher Geſtalt ſollten angezündet werden; allein da ſie beſtändig durch die poros der Erde zu vielen guten und nüzlichen Endzweken mehr oder weniger aufſteigen, ſo iſt es deutlich, daß Plaz genug zu ihrem Durchgange iſt; über dieſes haben, wie Herr von Buffon ſagt, Naturkundige perpendiculaire und ſchiefe Spalten in allen Arten von Lagen der Erde nicht nur zwiſchen Felſen, ſondern auch in allen Arten von Erde bemerket, die nicht umgegraben worden, wie man ſolches wahrnehmen kan, wenn man die Erde nur einigermaſſen tief öfnet. Dieſe Spalten nun werden durch das Troknen verſchiedener Horizontallagen Erde verurſachet, und ſind alſo in langen troknen heiſſen Witterungen viel weiter, welche die gewöhnlichen vorbereitenden Vorläufer des Erdbebens ſind, und das Plazen der ſchwefelichten Dünſte kan dieſelben vermuthlich noch weiter machen.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß ſelbſt feuerſpeiende Berge nach Borelli und anderer Naturkundigen Meinung ſich zuerſt an ihrer Oberfläche und Spize, und nicht durch die Aufwallung der Piriten und ſchwefelhaften Dünſte in den Hölen und in den niedrigern Theilen des Berges zu entzünden anfangen. Der Hr. von Buffon ſagt, Erdbeben finden ſich allda viel häufiger, wo feuerſpeiende Berge ſind, indem ſich allda der gröſte Ueberflus ſchwefelhaftiger Materie findet; allein, ob ſie gleich lange brennen, ſo verbreiten ſie ſich doch eben nicht weit. Die andern Arten von Erdbeben aber, welche durch keinen feuerſpeienden Berg verurſachet werden, greifen oft ſehr weit um ſich. Dieſe ſind gegen Oſten und Weſten viel länger, als ſie gegen Norden und Süden breit ſind, und erſchüttern eine Zone Erde an unterſchiedenen Theilen ihres Laufs mit verſchiedentlichen Graden von Gewalt, nachdem ſie nehmlich verſchiedene Quantitäten plazender ſchwefelhafter Materie an verſchiedenen Orten antreffen. Von dieſer Art Erdbeben bemerket man, daß ſie fortdauren, und daß ſie ſich Zeit nehmen, ſich in groſſe Weiten, zuweilen auf Tauſenden von Meilen zu erſtreken. Sie ſind augenblikliche Zerplazungen an jedem Orte nahe an der Oberfläche der Erde, und bringen daher nicht Berge oder Inſeln nahe bei andern Inſeln zuwege, als feuerſpeiende Berge bisweilen thun.

Das Erdbeben, welches ſich den 8ten Merz zu London äuſſerte, bewegte ſich, wie man glaubte, von Oſten gegen Weſten. Der Herr von Buffon gedenket eines Erdbebens zu Smyrna im Jahre 1688. welches ſich von Weſten gegen Oſten beweget, und in dem Erdbeben zu London war es an der Oſtlichen Seite. Man bemerkte daher auch, daß die röthlichen Bogen in der Luft, welche verſchiedene Tage vor dieſem Erdbeben geſehen worden, in Oſten entſtanden, und nach Weſten fortgegangen. Nach dem Erdbeben zu Smyrna ward bemerket, daß die Schlosmauren, welche von Oſten gegen Weſten giengen, herumgeworffen waren, da hingegen die von Norden gegen Süden beſtehen blieben, und daß die Häuſer auf den Felſen feſter, als die Häuſer auf der Erde geſtanden. Man hat zu Boulogne in Italien bemerket, daß das Waſſer des Tages vor einem Erdbeben unrein geworden, welches zweifels ohne durch das Aufſteigen einer groſſen Menge ſchwefelhafter Dünſte durch die Erde verurſachet werden.

Was das hole rummelnde Geräuſche anbetrift, welches gemeiniglich bei Erdbeben gehöret wird, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſolches durch die groſſe Bewegung verurſachet werde, in welche die elektriſche ätheriſche Flüſſigkeit durch einen ſo ſtarken Stos eines groſſen Haufens Erde geſezet wird. Denn kan die geringe Bewegung eines kleinen ſich herumwälzenden Glaſes dieſe Materie zur Geſchwindigkeit des Blizes, und zwar mit ſolcher Kraft bringen, daß ein Thier dadurch kan getödet werden, in eine wie viel gröſſere Bewegung iſt ſie denn wohl nicht durch die plazende Kraft eines Erdbebens zu ſezen? Man hat bemerket, daß der Knall einer Canone in St. James Park das Fenſterglas des Schazhauſes elektriſire. Und was es noch wahrſcheinlicher machet, iſt die Aehnlichkeit, die ſich in andern Stüken dazwiſchen findet: denn gleichwie der elektriſche Stral mit der Geſchwindigkeit des Blizes, längſt den dichteſten Körpern, als Eiſen u. ſ. w. hinfähret, und wie ich geſehen habe, daß er blos an der unregelmäſſigen Vergöldung des Leders hingefahren; ſo bemerket man, daß ſolche dichte Körper Begleiter des Luftblizes ſind, der Eichen zerſpaltet, und wovon man weis, daß er fortgelaufen und einen eiſernen Drath einer Gloke an zwo Seiten eines Zimmers zerſchmolzen u. ſ. w. Und eben ſo hat man in dem groſſen Erdbeben zu Jamaica bemerket, daß auf den felſichten Bergen das fürchterlichſte Geheule geweſen. Und in dem lezten Erdbeben vom 8. Merz zu London ſchien es, als wenn das ſtärkſte Knallen nahe an groſſen ſteinernen Gebäuden, und Kirchen mit hohen Spizen gehöret würde. Ich, der ich in Duke's Court, nahe bei St. Martinskirche lag, und die ganze Zeit des Erdbebens wachte, hörte deutlich oben in der Luft ein lautes Knallen, wie von einer kleinen Canone, welches mich auf die Muthmaſſung brachte, das Geräuſche entſtünde von dem Herabdringen und der plözlichen Ausdehnung des elektriſchen Fluidi auf der Spize des S. Martinsthurms, wo alle elektriſche Ausdünſtungen, welche den gröſſern Körper des Thurms hinanſtiegen, und durch die Anziehung ſtark verdichtet, und an der Spize des Thurms beſchleuniget worden, bei ihrem Herabdringen ein ſo lautes ausdehnendes Knallen verurſachet.

Auszug aus den Betrachtungen über wiederholte Verſuche einer neuen Art Feuersbrünſte zu löſchen.

Das Gerüchte, ſo vor etlichen Jahren ſich überal ausgebreitet hatte, man habe ein beſonder Geheimnis erfunden, Feuersbrünſte zu löſchen, hatte den Herrn Reaumür und andere Mitglieder der Königl. Academie veranlaſſet, dergleichen Verſuchen ſelbſt beizubringen und ſie genau zu unterſuchen. Gemeldeter Herr von Reaumür hat folgende Betrachtungen darüber mitgetheilet, wodurch ſowohl das vorgegebene Geheimnis eigentlich endekt, als auch die Nuzbarkeit dieſer Erfindung durch gute Einſchränkungen ſehr wahrſcheinlich gemacht und gerühmet worden.

Herr le Blanc lies in dem Vorhofe des Invalidenhauſes eine Hütte von Brettern bauen, welche vierekig, die Seiten 18. Fus, die Höhe bis an das Dach 10. Fus, das Dach ſelbſt 5. Fus hoch geweſen. Im Dach waren 6. Oefnungen, und zwei andere an jeder Seite der Hütte. Einige Bretter waren mit Pech beſchmieret und an den Oefnungen wurden gedörrte Seile aufgehängt. Inwendig an die Wände waren Scheiterholz angelehnet. Die, ſo dieſen Verſuch machen ſollten, hatten in einen kleinen Verſchlag zwei hölzerne Tonnen gebracht, die 22. Zoll und einen halben in der Höhe und 13. im Durchmeſſer hatten. Das Feuer wurde mit Fakeln angezündet, da die Flammen zum Dach heraus brachen, hörte man einen groſſen Knall, und die Flamme war aus. Man hatte vorher das weſentlichſte dieſem Geheimnis in ein gerümtes gewiſes Pulver geſezt. Die Neugierigkeit der gelehrten Zuſchauer machte ſich ſogleich mit den Uberbleibſel von einer blechernen Büchſe, die auf dem Boden lagen, zu ſchaffen. Sie rieben die Finger daran; dieſe wurden ſchwarz und rochen nach gemeinem Schiespulver. Eben dieſe Stüke der blechernen Büchſe zeigten, daß nicht die ganze Tonne voll Pulver geweſen. Herr Geoffroy hatte die Muthmaſſung, das übrige von der Tonne ſey mit Aſche gefüllt geweſen, welche durch den Schlag allenthalben herum geworffen werde, und zum Erſtiken der Flamme viel beitrüge. Allein, bei einem zweiten Verſuche, das Feuer in einem Keller zu löſchen, kam man noch mehr hinter das Geheimnis. Das Fas war nicht recht gebunden, es drang hie und da Waſſer durch. Das Kunſtſtük iſt ſinnreich, man hat alle Arten das Feuer zu löſchen zuſammen und in einer Zeit zugleich wirken laſſen. So viel als ſich errathen lieſe, nahm eine chilindriſche Büchſe von weiſſem Plech den Mittelpunct der Tonne ein. Die Büchſe hat nicht wohl über 2. Pfund Pulver halten können, wohl aber weniger. Ihr Durchmeſſer war faſt von 4. Zoll. Die Büchſe hat einen langen Hals, wie eine Bouteille; der Hals geht bis auf einen Boden der Tonne, und iſt das Zündloch zum Pulver. In der Tonne iſt übrigens gemeines Waſſer. Dis Geheimnis wird dadurch nicht unnüze, weil alle Würkung davon eigentlich nur darinn beſtehet, daß das Feuer erſtiket wird. Es bleiben unzählige Umſtände, wo es ungemein nüzlich ſeyn kan. Iſt die Flamme erſt gedämpft, ſo können Sprizen und Eimer mit beſſern Erfolg wirken. In allen Fällen, wo das Waſſer ſelten iſt, kan man mit wenigen auf dieſe Art mehr ausrichten, als bisher mit vielen. Hat das Feuer eine Scheuer voll Stroh oder Heu ergriffen, ſo kan dieſe neue Erfindung den Brand gleich dämpfen. Bei Materialiſten in groſſen Städten, wo Oel, Brandewein u. d. gl. in Kellern liegt, müſſen dieſe Tonnen vortrefliche Dienſte thun. Man kan oft leichter ein Fas in einen Keller bringen, als alle Löcher verſtopfen, wodurch ſonſt das Feuer auslöſcht, ſo doch nur bei ſolchen Dingen angehet, welche Kolen geben. Man kan mehr Tonnen hintereinander brauchen, wenn der Brand ſehr ſtark iſt; und um keinen Schaden für die Gewölbe befürchten zu müſſen, könnte man anſtatt eines groſſen Faſſes, mehrere kleine nehmen. Hr. Geoffroy erklärt dieſe Würkung alſo: Es geſchieht eine groſſe Bewegung der Luft, die das Feuer durch Blaſen und Zerſtreuung der Flamme löſchen kan. Die plözliche Verdünnung der Luft verurſacht einen leeren Raum, worinn die Flamme aufhöret. Das Waſſer wird in unzählige kleine Strahlen getheilet. Die brennenden Flächen werden auf einmal an allen ihren Theilen angegriffen. Sonderlich wird ſich bei dem Anfang einer Feuersbrunſt der Vortheil von dieſer Erfindung erwarten laſſen.

Der neue Druide, oder Unterricht zur Wartung junger Eichen; auf die Naturlehre gegründet, durch lange Erfahrung bekräftigt, und überzeugend vorgetragen, auch umſtändlicher ausgeführt, als was man bisher von ihrer Zucht gelehret hat. Durch Jacob Wheeler.

OB die Engelländer gleich wegen des Schifbaues eine beſondere Urſache haben, die Eichen in Betrachtung zu ziehen, ſo iſt doch alles, was die Bäume und Waldungen betrift, und darunter auch das Eichenholz, wegen deſſelben vielfältigen Gebrauches, auſſer Engelland ebenfalls ſo wichtig, daß eine Nachricht von dieſem Werke nicht unnüze ſeyn kan: Und es braucht einen Auszug deſto nöthiger, weil der Verfaſſer ſeine Lehren in der blumenreichen, ja oft ſchwülſtigen Schreibart, die ſchwerlich allen Engeliſchen Holzgerechten verſtändlich ſeyn dürfte, vorgetragen, und oft unter nicht allzunöthigen Ausſchweifungen verſtekt hat. Seine Abſicht kömmt darauf an, zu zeigen, wie man zu erhalten vermögend iſt, daß die jungen Eichen ordentlich und regelmäſig wachſen; daß die unordentlichen Bewegungen des Saftes in denſelben verbeſſert werden, und daß ſelbſt die ſchon erwachſenen Fehler der älteren ſich einigermaſſen ändern laſſen. Man hat dieſes bisher bei den Eichen nicht zu bewerkſtelligen gewuſt, oder nach ſeinem Ausdruke; die Eiche hat weniger, als andere Arten der wilden Bäume, dem äuſſerlichen Anſehen nach, die königliche Herrſchaft des Menſchen, über ihre gewöhnliche Art zu wachſen, erkannt: Den Nuzen dieſes Unternehmens zeigt der Verfaſſer daher, weil der Preis der zum Schiffbaue nöthigen Eichen ſtark geſtiegen iſt; Man bedient ſich zwar auch derer aus Neuengelland, aber ſie haben von den Eichen des europäiſchen Engellands mehr das Anſehen, als das Weſen. Die Seeleute wiſſen es, ob ſie es aus guten Urſachen den Beſizern britaniſcher Wälder eben nicht bekannt machen. In den königlichen Schiffen werden die neuengelländiſchen Eichen nur unter Waſſer gebraucht, wo keine Canonkugeln hinkommen, in Weſtindien aber dauren ſie gar nicht, da ſie den Würmen ſo ſehr unterworfen ſind. Ein Schif aus britaniſchem Holze, das ſchon zehen Jahr alt iſt, hält die beſten ganz neuen von den neuengelländiſchen aus.

Ehe der Verfaſſer anfängt, die Auferziehung, die er bei den jungen Prinzen der Wälder zu gebrauchen vorſchlägt, zu erzählen, ſo erwehnt er erſtlich, was bisher dabei für Fehler begangen worden. Er rühmt Herrn Evelyns nüzliche Bemühungen, ſogar, daß er ſagt, es bleibe nicht viel mehr übrig, als einige wenige Verſehen deſſelben zu verbeſſern. Dergleichen fällt auch hier vor. Hr. Evelyn befiehlt, die erſten hervortreibenden Aeſte einer jungen Eiche abzuhauen, wodurch ſie künftig eine anſehnliche Höhe erhalten ſoll. Herr Evelyn hat hierinne vermuthlich dem Herrn Lawſon, und vielleicht dem Gebrauche ſeiner Zeiten nachgefolgt. Man hat geſchloſſen, daß das bei den Eichen gute Dienſte thun müſſe, was bei Eſpen, Ahornen u. d. gl. vortheilhaft befunden worden: doch der Verfaſſer vergleicht die Eiche mit eroberten Völkern, welche ſich wegen der ihnen angethanen Gewalt durch öftere Empörungen rächen. Er hat Herrn Evelyns Vorſchriften gefolgt: aber an den verhauenen Pläzen ſind immer neue Aeſtchen, wie Köpfe einer Hydra hervor gekommen.

Herr Cook, ein gründlicher und vernünftiger Schriftſteller und Gärtner bei dem damaligen Grafen von Eſſex, glaubte, die Zeit ſey nur vom Hn. Evelyn nicht recht gewählt, und wenn ſolches zeitig im Sommer geſchähe, nachdem der ſchnelle Flus des Saftes im Frühlinge ſich in völlig ausgetriebene Blätter verbreitet hätte, würde das, was im Stande zurük bliebe, an den verhauenen Pläzen keine merkliche Aeſte hervor zu treiben vermögend ſeyn; allein er geſteht ſelbſt, daß ihn ſein Schlus betrogen.

Herr Wheeler machte endlich folgende Uberlegungen, wegen deſſen, was aus Abhauung der Aeſte entſtehen kan: Wenn die Aeſte bei der Eiche plözlich abgehauen werden, ſo wird der gewöhnliche Lauf des Saftes, ſo zu reden, unverhoft zurük gehalten, und wie er ziemlich hoch ſchon in ſolchen hinan iſt, und nicht wieder zurük in die Wurzeln kan, auch immer mehr zuflieſt; ſo hat er weder Zeit noch Kraft genug, die engen Gefäſſe im Obertheile des Baums ſo zu erweitern, daß ſie ihn einnehmen könnten, es iſt alſo ſehr natürlich, daß er ſich Luft machet, ſo gut er kan, und alſo Seitenſchöslinge treibt: und wenn dieſes nicht erfolgt, ſo kan der Baum berſten, oder eine Verſtokung des Saftes entſtehen. Dem Verfaſſer ſchien alſo dieſe Art, den Baum ſeiner Aeſte zu berauben, zu gewaltſam und plözlich, daher er auf eine gelindere bedacht war. Er ſuchte alſo, durch eine entkräftende, auszehrende Wegſchaffung der Aeſte, dem Baume, der ſie gezeugt hatte, ihren Verluſt faſt unempfindlich zu machen. Es kömmt nemlich darauf an, daß er einen Theil der Aeſte ihrer Rinde beraubt. Die beſte Zeit zu dieſer Verrichtung iſt der Theil des Frühlings, da die Rinde ſich gut abſchälen läſt. Es iſt aber zu bemerken, daß der Saft in jungen Eichen nicht ſo zeitig treibt, als in alten. In den erſten hat der Verfaſſer oft gefunden, daß er bis in den Sommer und bis zur Erndezeit, etwa nach einem Regenguſſe, ja bei warmer und feuchter Witterung wohl bis Michaelis getrieben hat. Dieſe Länge der Zeit iſt für diejenigen vortheilhaft, die viel Eichen ziehen wollen.

Seine Art iſt alſo, die Rinde von dem Aſte, hart an dem Stamme, wegzunehmen, und zwar, wohl noch härter am Stamme auf der untern, als auf der obern Seite, wovon die Urſache jemanden, der ſolches mit Aufmerkſamkeit verrichtet, leicht in die Augen fallen wird. Er durchſchneidet alſo hart am Stam̃e rings herum, mit einem krummen Meſſer, die Rinde ganz durch, bis auf das Holz. Er thut einen andern ſolchen Schnitt rings um den Aſt, in einiger Entfernung von den vorigen, die ſich nach der Gröſſe des Aſtes richtet; zwiſchen dieſen beiden Zirkelſchnitten ſchlizt er die Rinde längſt des Aſtes auf, die ſich alsdenn durch einen gelinden Druk des Daumens leicht ſpalten und abziehen läſt. Aeſte, die etwa ſo ſtark als eines Mannes Zeigefinger, oder etwas ſchwächer ſind, beraubt er der Rinde auf dritthalb Zoll, d. i. er nimmt dritthalb Zoll, vom Stamme angerechnet, von der Rinde hinweg. Die etwa die Stärke eines Peitſchenſtieles haben, verlieren etwas mehr, und denen, die ſo ſtark ſind, als die Sproſſen einer Leiter, werden wenigſtens vier Zoll Rinde genommen. Stärkere Aeſte unternimmt er nicht leichte, wegzuſchaffen, ob er es wohl auf eben dieſe Art für möglich hält. Die kleinſten ſolchergeſtalt ihrer Rinde beraubten Aeſte ſterben ordentlich im Anfange des zweiten Jahres ab, und manche zeigen ihren herannahenden Tod bald in dem erſten: die gröſſern halten ſich ein wenig länger, und die gröſten leben, aber doch ſelten, bis ins dritte Jahr; ſie leben, aber ſie wachſen weder an Länge, noch Stärke, nur treiben ſie Blätter, aber auch in geringer Anzahl, aus ſchon zuvor vorhanden geweſenen Knoſpen. Die trokne oder feuchte, hizige oder gelinde Witterung u. d. g. beſchleunigen oder verzögern ihr Verderben. Das mus man aber inacht nehmen, daß ſich die Rinde gut abſchälen läſt, denn wenn etwas davon an den Holzäſten bleibt, ſo mus man entweder die Operation das folgende Jahr wiederholen, oder ſie ſchmachten eine lange Weile, ehe ſie gänzlich abſterben. Der Verfaſſer erzehlt hier nur ſeine Erfahrungen, da vielleicht zu andern Zeiten und unter andern Umſtänden der Erfolg etwas anders ſeyn kan. Wie er auch mehr practiſche, als gelehrte Kenntnis beſizt, ſo erinnert er wegen der folgenden Schlüſſe, daß er ſolche nur für ſeine eigene Muthmaſſungen ausgebe, wie man ſich gegentheils auf die Richtigkeit der Erfahrungen, die er anführt, verlaſſen darf.

Die erſte von dieſen Erfahrungen iſt, daß ſich nach verrichteter Schälung des Aſtes ein Ring von Rinde an dem Stamme, am Ende des Aſtes, welchem die Rinde weggenommen worden, erzeugt. Der Verfaſſer leitet den Urſprung deſſelben von dem Safte her, der ſonſt zwiſchen dem Stamme und deſſen Rinde in den Aſt gegangen iſt, und nun, da er nicht weiter fort kan, von dem Stamme einen ſolchen Ring machet. Hierdurch hilft die Natur dem Baume ohngefehr eben ſo, wie ſie verwundeten Thieren hilft. Dieſer Saft dient wie ein Balſam, die äuſſere Wunde zu heilen, er drükt und ſchlieſt ſie zuſammen, und wenn die Zeit kömmt, daß man den abgeſtorbenen Aſt wegzuſägen oder zu hauen für gut befindet, ſo bedeken die inneren Seiten des Ringes die dadurch verurſachte Oefnungen faſt um die Hälfte geſchwinder, als dergleichen Wunde wäre zugedekt worden, wenn man ſie durch eilfertige Abhauung des noch grünen Aſtes verurſachet hätte.

Von dem übrigen Safte, der ſonſt in den Aſt gegangen wäre, und den Ring nicht mit erzeugen hilft, vermuthet der Verfaſſer, daß er die Menge desjenigen vergröſſere, der in die nächſt höhern Aeſte ſteigt, wie aus derſelben auſſerordentlichen Wachsthum alsdenn erhellet; ein Theil findet auch wohl noch eine Zeitlang Wege durch das innere Holz des geſchälten Aſtes.

Damit gleichwohl nicht etwa der verhinderte Abgang des Saftes in den verſchmachtenden Aſt, dem Baume ſchädlich ſey, ſo ſchlizt der Verfaſſer mit der Spize eines ſtarken Meſſers, die Rinde an dem Stamme, über und unter dem Orte, wo der Aſt geſchält worden, in drei oder vier gleich groſſe Abtheilungen. Dadurch entladet ſich der Baum des überflüſſigen Saftes, und wendet ſolchen zu äuſſerlicher Verſtärkung des Stammes an, indem ſich der äuſſere Ring des dichten Holzes vergröſſert. Alſo ſagt der Verfaſſer, iſt alles inwendig ruhig ⸗ die allzugroſſe Verdünnung wird gehindert ⸗ zu ſtarke Aufwallung verkühlen ⸗ ihre gewöhnlichen Würkungen werden zurüke gehalten ⸗ und die Natur erfüllt des Abſchälens Endzwek zugleich mit ihrem eigenen. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Solche Strichelchen, wie in dieſem Abſaze enthalten ſind, befinden ſich überall; Ich kan nicht ſagen, was den Verfaſſer bewogen, ſeiner Schrift ein ſo ängſtliches Anſehen zu geben, als ob man die lezte Scene in einem ſterbenden Cato läſe, oder der Verfaſſer und ſeine Leſer engbrüſtig wäre.

In dem dritten Capitel erzehlet der Verfaſſer, wie er unterſucht habe, ob die ſolchergeſtalt durch Schälen ihrer Aeſte beraubten Bäume in die Dike mehr als andere zunähmen. Er hat zu dieſer Beobachtung ſechs junge Eichen, von gleicher Gröſſe, und ſo nahe beiſammen, als er ſie finden können, erwählt; alle dieſe hat er einen Tag mit einer Leine, die ſich nicht ausdehnen lies, aufs genaueſte umgürtet; beide Enden übereinander gelegt, von einem Bedienten halten laſſen, bis er ſolche mit Dinte bezeichnet, und alsdenn an dem Orte, wo die Umgürtung geſchehen war, einen kleinen Nagel in die Rinde des Baums eingeſchlagen, damit er ſie an ſolchem Orte allemal wiederholen könnte. Der Ort, wo er die Bäume umgürtet, iſt ohngefehr 6. Fus über der Erde geweſen. Nach Ablauf eines Jahres waren zwo von den Eichen, an denen man die Rinde aufgeſchlizt hatte, ſtärker im Umfange geworden, als zwo, denen ſolches nicht wiederfahren war. Zwiſchen einer aufgeſchlizten, und einer andern fand der Verfaſſer nur wenigen Unterſchied, und bei Fortſezung des Verſuchs hatte die geſchlizte allemal den Vorzug. Das Wachsthum des Baums in die Runde kan man indes nicht aus der Summe des Innhalts aller Schlize zuſammen gerechnet beſtimmen, Es iſt bald gröſſer, bald kleiner. Die Witterung kan hier viel verändern. Das Aufſchlizen der Rinde tödet zwar ſelten Spröslinge, die ſchon heraus getrieben ſind, aber es ſchwächt und kränket ſie. Der Verfaſſer hat bei Abſchälung der Aeſte die Rinde rings um den Stamm herum in drei oder vier gleiche Theile, durch Schlize von zehn Fus, und meiſt noch länger, zerſchnitten. Daß die Bäume ſolchergeſtalt ſtärker werden, iſt ihrem Wachsthume in die Höhe gar nicht hinderlich. Der Saft, der ſonſt in die Aſche gegangen wäre, wird nun angewand, den Gipfel höher zu treiben. Der Verfaſſer hat nie mehr, als drei Aeſte das erſtemal an einem Baume geſchält; und nicht eher, als den dritten Frühling darauf dieſe Verrichtung an andern Aeſten eben deſſelben Baums, auch nie an mehreren, als noch an zweien wiederholt, und alsdenn meiſt drei Jahr geruht, bis er die höhern Aeſte geſchält. Von der Zahl, dem Stande und andern Beſchaffenheiten der Aeſte, die zum Schälen zu verdammen ſind, ſchreibt er keine Regeln vor. Es iſt nicht gut, alle Aeſte nach der Ordnung, wie ſie hervor geſchoſſen ſind, zu ſchälen, ſondern man mus die ſtärkſten zuerſt nehmen, und einige ſchwächere, über und unter den geſchälten laſſen, damit ſolche den Baum auf einige Zeit von dem zu ſtark zuſchieſſenden Safte entledigen. Auch wenn die Zeit an eben dem Baume mehr Aeſte zu ſchälen das erſtemal wiederkömmt, nimmt er dieſe kleinen Aeſte noch nicht weg, ſondern läſt ſie noch länger, den Saft aufzuhalten; damit ſolcher die Stärke des Baums vergröſſert, der ſonſt für ſeine Höhe zu ſchlank werden könnte. Er läſt ſie alſo nicht eher alle verſchmachten, bis er dazu gehörige Urſache findet, worinnen ein wenig Aufmerkſamkeit mehr unterrichten kan, als alle geſchriebene Regeln. Zu ihrer Zeit müſſen die gröſten von dieſen vormals kleinen, durch Beraubung ihrer Rinde, und die andern nach einer Art, die das nächſtfolgende Capitel lehret, hingerichtet werden: Er nimmt Gelegenheit, innerhalb den vorerwehnten 3. Jahren, die meiſten dieſer Aeſte, und was etwa für Schöslinge ſind heraus getrieben worden, zu zerſtören. Findet er, daß eine junge Eiche an ihrem Gipfel zweene Schöslinge nach Art einer Gabel treibt, ſo fängt er an, einen wegzuſchaffen, und läſt indes einen von den niedrigen Aeſten ſtehen.

Der Verfaſſer erzehlt auch aufrichtig, was für widrige Zufälle ihm begegnet ſind. Im Frühjahre 1742. folgten auf einen ſtrengen Winter kalte Winde, ohne daß eine angenehme Wärme die Eichen im geringſten zum Wachsthume angereizet hätte. Der Saft, der zu günſtigen Zeiten den Winter über dann und wann in ſie geſtiegen war, (denn derſelbe iſt bei dem geringſten Sonnenſcheine nicht völlig ruhig) hing ohne einige Würkſamkeit ſtille. So blieb es bis in die Mitte des nächſtfolgenden Sommers. Ein wenig vor demſelben = (Hier überfält den Verfaſſer wieder ſeine Engbrüſtigkeit) erfolgten ſtarke Regengüſſe, und nach ſolchen kam Sonnenſchein. Die bisher vor Froſte ſtarren Gefäſſe konuten alsdenn die Menge des verdünnten Saftes nicht enthalten, und noch vielweniger den Zuflus, den ihnen die feuchte und erwärmte Erde zuſchikte, einnehmen: daher trieben des Verfaſſers junge Eichen, an denen er die Aeſte geſchält hatte, neue Schöslinge aus: aber eben dieſes wiederfuhr andern ungeſchälten. Der Verfaſſer bemerkt dabei, daß nach Hales Erfahrungen und Schlüſſen die Erde in einer ziemlichen Tiefe, Tag und Nacht, Sommer und Winter, einerlei Wärme habe. Nun drüke die jählinge Kälte der Morgen- und Abendluft, bei einem Oſt- oder Nordwinde, nebſt dem Wachsthume des Gewichtes der Atmosphäre faſt allen Saft, der noch nicht im Holz verdiket iſt, von dem Gipfel nieder; aus der Wurzel aber ſteige, vermöge des vorigen, immer eben die Menge Saftes in die Höhe; aus dieſer Menge einander begegnenden Saftes erfolge, daß der Baum entweder berſten, oder neue Aeſte austreiben müſſe.

Ein anderer Zufall iſt dem Verfaſſer viel Jahre nach dieſem begegnet. Die Eichen hatten im Frühlinge Schöslinge, wenigſtens ſechs Zoll lang getrieben; das äuſſere dieſer Schöslinge ward, nebſt den jungen Blättern, bei einem ſcharfen Nachtfroſte ſo ſchwarz als Dinte, und darauf erfolgten, eben wie vorhin, kleinen Seitenſchöslinge. Solche Zufälle wären ein groſſes Übel geweſen, wenn man kein ander Mittel gehabt hätte, die Zweige, die durch den Froſt nicht völlig getödet waren, wegzuſchaffen, als ſie abzuhauen; denn da die hervortreibenden Aeſtchen, lebhaft, und zum Abſchälen zu klein waren, ſo muſte der Verfaſſer auf neue Mittel ſinnen, wie er ſie los werden wolte. Er lies von einem Bohrer die Schraube wegfeilen, und dem Reſte die Geſtalt eines Meiſels geben; dieſen Meiſel trieb er durch die Rinde des Baums, erſt über dem Schöslinge, alsdenn unter ſolchem hinein, um das Würzelchen des Schöslings ſelbſt auszuheben. Dieſes Verfahren iſt langweilig, und geht nur bei den kleinſten Zweigen an, daher der Verfaſſer es bei Seite gelegt hat, wie Herr Homberg ſein Unternehmen, aus Quekſilber Gold zu machen, weil ſolches die Koſten nicht tragen würde.

Der Verfaſſer zeigt alſo im 4. Cap. einen kürzern Weg, die hervorkeimenden Sprôslinge zu töden. Er zerquetſcht ſie mit einem Hammer. Sind die Eichen zu hoch, daß man die Oerter, wo dieſes vorzunehmen iſt, von der Erde erreichen könnte, ſo thut ſolches ſowohl, als die vorbeſchriebenen Operationen an den Aeſten und Rinden, ein Junge, den man an einer Leiter hinaufſteigen läſt. Es geſchieht vermittelſt eines kleinen Handhammers wie die Schmiede brauchen: Das Zerquetſchen wirkt eben ſo viel als das Abſchälen, und noch mehr, weil bei dieſem das Holz nicht zerbrökelt wird; Aus dieſer Urſache mus auch das Aufſchlizen der Rinde, wenn man die Aeſtchen zerquetſchet hat, ſtärker geſchehen, als wenn man ſie geſchält hat: Man iſt auch nicht verbunden, jeden Schliz in einem fort zu führen, ſondern man kan verſchiedene kürzere Schlize hier und dort etwa in einer gewiſen Ordnung einen unter den andern machen.

Nachdem der Verfaſſer über Nachricht von der Art- Nuzen- und Urſachen, dieſer Arbeit- und eine zureichende Kenntnis von den phyſikaliſchen Würkungen des Zerquetſchens- Abſchalens- und Rindeſchlizens gegeben hat: So unterrichtet er ſeinen Leſer ferner, welche Eichen ſich hiedurch am beſten ziehen laſſen, und welche die gröſte Geſchiklichkeit und Aufmerkſamkeit erfodern.

Die Eichen, bei denen man ſich die beſte Hofnung machen kan, ſind diejenigen, deren Rinde in Vergleichung mit andern kan glatt und weis genennet werden, oder ſilberfarben und ziemlich dünne iſt, dabei nur eine mäſige Bedekung von Moos hat, und mit dem Holze nicht allzu feſte zuſammenhängt. Zur Geſundheit der Eiche gehöret, daß die Theile zunächſt unter der Rinde ſich von dem Zufluſſe des Saftes ausdehnen, und neue Jahrringe anſehen laſſen, daß der Saft ohngehindert aufſteigen und den Gipfel erhöhen kan, ohne daß er die Seitenſpröslinge zu treiben denöthiget wird. Ein Anzeichen von einem ſolchen geſunden Zuſtande iſt, wenn ihre obern Aeſte ſehr aufgerichtet, und auch die niedrigen dem ſenkrechten Stande näher, als dem wagrechten ſind, beſonders nachdem ſie der Winter von ihrer Blätter Laſt faſt befreiet hat, auch wenn ſie an ſich ſelbſt gerade und nicht gekrümmt und gewunden wachſen. Doch kan eine Eiche mit allen dieſen guten Anzeigen immer klein bleiben, z. E. wenn ſie aus einem alten Stoke ausgeſchlagen iſt: denn ſobald ſie alsdenn die Gröſſe erreicht hat, zu welcher die alten Wurzeln ſie bringen können, ſteht ſie ſtill, weil die Wurzeln oft ſo alt ſind, daß ſie ſich nicht weiter in die Erde fortſtreken können.

Wenig Hofnung darf man ſich von ſolchen Eichen machen, deren Rinde runzlich, voll tiefer Riſſe, ſchwarz iſt, davon die Schöslinge des lezten Jahres, auch nach einer naſſen Witterung ſehr kurz ſind, und da die Rinde an dem Holze feſt anhängt und ſich nicht wohl abſchälen läſt. Der Saft, welcher den ganzen Winter über geſammlet worden; reicht alsdenn nicht zu, die Theile des Holzes und der Rinde ſo ſchlüpfrig zu machen, als die Natur und die Menſchen es fodern. Man findet nur zu viel ſolcher Eichen, entweder in ſchwachem Boden, oder wenn ſie aus den Stöken, vorerwähntermaſſen ausſchlagen, und ſie erhalten wohl eine Höhe zu 8. zu 10. Fus, ehe ſie an ihren Stillſtand kommen. Manche Bäume treiben auch über und über zu viel Aeſtchen aus, daß man ſie nicht von einer zulänglichen Anzahl auf einmal befreien kan.

Der Verfaſſer erinnert alsdenn, man ſolle bei verkauftem Holze nicht verſtatten, daß die Holzhauer nicht nach ihrem Belieben dieſe Bäume fällen, und andere ſtehen laſſen. Ein Holzgerechter könne in Begleitung eines Jungen, der einen Topf Theer u. d. gl. trage, den Wald durchgehen, und die Bäume, die ſtehen bleiben ſollen, rings herum etwa eine Elle hoch bezeichnen. Ferner erwähnt er, man könne an allen Bäumen im Frühjahr und mitten im Sommer die Rinde ſicher aufſchlizen, wenn ſich die Rinde zu der Zeit, da man die Schöslinge zerquetſcht, die Rinde ſich mit einem ſtarken Meſſer aufſchlizen lieſſe. Geht es aber damit nicht an, ſo mus man eine Böttcherart, aber kein Beil nehmen, und alsdenn nicht zu weit in den Frühling hinein warten, denn ſonſt ſpringen bei gar zu groſſer Wärme von der Bewegung des Saftes die Schlize zu weit auf, und entblöſſen das Holz für Wind und Regen. Hat der die Schlize machen ſoll, eine wankende Hand, ſo kan er ſich eines Werkzeuges bedienen. das an jedem Ende der Klinge einen Grif hat, damit durch einen ungleichen Schnitt das Holz nicht verlezt wird.

Es giebt Eichen, die oben unproportionirlich dünner werden als unten, weil die Sonne oder troknende Winde, die Rinde oben zu enge zuſammen getrieben haben, dieſen kan vielleicht durch Aufſchlizen der Rinde an den obern Theilen geholfen werden, wie auch ſolchen, die zufälliger Weiſe auf einer Seite platt, nämlich nicht völlig rings herum zirkelrund ſind, welches der Verfaſſer daher leitet, weil die Rinde an das Holz auf der plättern Seite zu feſte anhängt. Er hat aber keinen von beiden Fällen ſelbſt unter Händen gehabt, ob er wohl einen Verſuch mit jungen Bäumen gemacht hat, die nicht ſtärker als ſeine Fauſt waren, er hat ihre Rinde ohngefehr vier Fus hoch vom Grunde, ſechsmal ringsherum aufgeſchlizt, und ſolches ein Jahr ums andere in den Zwiſchenräumen wiederholet, worauf ihre Stämme eine auſſerordentliche Stärke erhalten haben. Daß man die Aeſte durchs Zerquetſchen am ſicherſten wegſchaffen könne, beweist der Verfaſſer aus dem Beiſpiele verſchiedener Kräuter, und ſelbſt des Graſes, die eher wieder wachſen, wenn ſie ſcharf abgeſchnitten, als wenn ſie abgequetſchet oder zertretten worden. Wegen des Vortheils, der bei dem Aufſchlizen der Rinde iſt, beruft er ſich auf die bekannte Art einen gekrümmten Baum gerade zu machen, da man auf der hohlen Seite die Rinde aufſchlizt, und dadurch nach des Verfaſſers Gedanken, dem Baume Gelegenheit gibt, die Höhlung mit Holze auszufüllen.

Man kan ſich eben der Vorſchläge des Verfaſſers bedienen, groſſe Baumäſte zu Zimmerholze von einem Baume abzuſondern; Man ſchält ſie zur gehörigen Zeit, auf 18. Zoll lang, oder noch weiter; und läſt ſie in ſolchen Umſtänden, ein oder zwei Jahre am Baume, damit ſich ein recht ſtarker Ring von Rinde erzeugt: Beim Abſägen mus man nicht zu eilfertig ſeyn, damit nicht zugleich durch ein jählinges Abreiſſen Splitter aus dem Baume geriſſen werden, wo nachgehends Regen und d. gl. durch die Höhlungen in den Baum dringen. Nachgehends ebnet man die ofne Wunde mit einem Meiſel, und höhlet ſie mit einem Meiſel an den Rindenringe inwendig aus damit ſich ſolcher deſto leichter ausbreiten, und die Wunde verſchlieſſen kan, die übrigens auch mit einem Pflaſter aus Talg, Wachs und Harz, an einem troknen Tage vermittelſt eines Pinſels warm aufgetragen, oder was der Beſizer ſonſt für dienlich findet, zu bedeken iſt. Aeſte, die von ſtarken Winden losgeriſſen ſind, oder ſterben wollen, ſollten eben ſo gewartet werden.

Der Verfaſſer bedient ſich erwähnter Materie zum Pflaſter, bei ſtarken Aeſten (denn ſchwache haben es nicht nöthig,) vermengt es aber mit Oel oder Spek, daß es wie Butter wird, und ohne geſchmelzt zu werden, ſich mit dem Daumen aufſtreichen läſt. Dadurch ſchüzt er den Baum vor den troknenden Winden und Regen, die eben ſo ſchädlich ſind, als eine troknende Sonne. Die Knoten, welche nach abgehauenen Aeſten im Stamme bleiben, und wenn das Holz nachgehends verarbeitet wird, durch ihr Herausfallen ſen Aſtlöcher verurſachen, verwachſen ſich mit dem Holze, wenn nach des Verfaſſers Art verfahren wird. Er zeigt dieſes ſowohl daraus, weil der Saft, den ſie ſonſt in ſich nahmen und in die Aeſte ſchikten, jezo zu ihrer eigenen Erweiterung und Verbindung mit dem Stamme dienen kan, als auch weil ſonſt viel mehr Aſtlöcher entſtehen müſten, da wenig Bäume ſeyn werden, die in ihrer Jugend nicht durch allerlei Zufälle, Aeſte verlohren hatten, derer Knoten alſo nothwendig müſſen verwachſen ſeyn: Endlich hat der Verfaſſer verſchiedene junge Eichen, die er vorbeſchriebenermaſſen abgewartet gehabt, mit einem Meiſel an den Oertern, wo ihnen die Aeſte genommen worden, geöfnet, und die Knoten allezeit verwachſen befunden.

Im fünften Capitel merkt der Verfaſſer an, daß hohe Bäume in gröſſerer Anzahl auf einem Aker ſtehen können, und dem Graſe, Korne, und Unterholze, weniger hinderlich fallen, als Bäume, die ſich weit ausbreiten und niedrige Aeſte haben; bei dieſen lezten wird der Saft angewand, Feuerholz zu zeugen, welches gegen die Nuzung, die jener Stämme geben, keine Verhältnis hat.

Der Verfaſſer giebt noch etwas an, dadurch ſich der Werth der Stämme vermehren läſt, wenn man ſie nämlich ſo gekrümmt zu ziehen weis, wie ſie zu verſchiedentlichem Gebrauche in der Schifbaukunſt, und auch bei andern Gebäuden erfodert werden. Er führt aus dem Hn. Yarrington an, daß man dieſes in Oldenburg in Teutſchland thue, und ſo gezogene Eichen vermittelſt der nächſten Flüſſe nach Holland flöſſe: Man hat in Engelland ſolches dadurch zu erhalten geſucht, daß man die Gipfel junger Eichen, ſo gekrümmt, wie ſie wachſen ſollten, an was feſtes gebunden, aber bei ſtarken Winden haben die Seile durch die Rinde bis ſelbſt ins Holz durchgerieben, und wo das nicht erfolgt iſt, hat die Natur, die beim Wachſen der Pflanzen ſtets eine ſenkrechte Lage ſucht, neue gerade in die Höhe gehende Schößlinge aus dem Obertheile des Buges heraus getrieben, und dies deſto mehr, da der aufſteigende Saft, durch das Binden, in ſeinem Fortgange gehindert wird. Wie daher dieſes Verfahren bald auſſer Gebrauch gekommen iſt, ſo hat ein anderes noch ſchlimmeres nicht lange Beifall gefunden. Man band nemlich ein Seil mit einem Gewichte an die Gipfel der Bäume, ſolche zu beugen, und der Wind, der mit dieſem Seile frei ſpielte, verurſachte, daß es deſto eher durchrieb. Der Verfaſſer ſchlägt vor, ſie unten zu beugen, und ſolches nur mit ſolchen, die nicht ſtärker ſind, als ein Mannsdaumen, vorzunehmen. Solche gebogne Stämme werden wegen des Gebrauchs zum Schifbaue theurer verkauft, als andere, obwohl ihr Werth in Engelland nicht mehr ſo gros iſt, als er ſonſt war, ſeit dem man die Kunſt, das Holz mit Feuer zum Schifbaue zu krümmen, erfunden hat.

In der Folge bemerket der Verfaſſer, daß diejenigen ſehr übel thun, die ihre Eichen zu dichte beiſammen wachſen laſſen, und ſie dadurch Luft, Wärme, und zulängliche Nahrung einander ſelbſt zu benehmen nöthigen. Von der Unbeſtändigkeit des Wetters in Engelland, und den unordentlichen Abwechſelungen der Wärme und Kälte, leitet der Verfaſſer her, daß die Eichen ſich in zu viele Aeſte ausbreiten, und nicht ſo häufig, wie in den nordlichen Gegenden des feſten Landes, zu einer geraden Höhe gelangen. Gegentheils giebt er den britanniſchen Eichen einen beſondern Vorzug wegen ihrer Härte: Es ſey bekannt, ſagt er, daß eine ſechspfündige Stükkugel durch ein Bret eines britanniſchen Schifs gehe, und nur eine Oefnung nach ſich darinne laſſe, die nicht gros genug ſey, ein Ey durchzuſteken. Eben die Dauerhaftigkeit gegen die Stükkugeln, zeige das Eichenholz bei Feſtungswerken auf dem Lande.

Nachdem der Verfaſſer im ſechſten Capitel den Engelländern die Beſorgung der Eichen nachdrüklich angeprieſen hat, ſo bemerkt er, daß gleichwohl mit aller Sorgfalt nicht in jedem Boden groſſe Eichen zu ziehen wären. Wenn die tiefern Schichten des Erdreichs aus troknem ſcharfen Gries, Sand, Felſen, unvermengten Kalke beſtehen, oder ſchwer hart und an nährenden Theilchen arm ſind, hat man ſich nichts zu verſprechen. Gegentheils iſt das dienlichſte Erdreich, wo ſich vier Fus tief, oder beſſer noch tiefer gelinder Thon, fette Erde oder Mergel befindet. Die Näſſe dringt leichte hinein, und hält ſich lange genug darinne auf, die Troknen Pflanzen den Sommer und ſelbſt den Herbſt über zu tränken, und man findet in Engelland genug ſolche Ländereien, deren Oberfläche ſonſt zu Gras und Korn eben nicht beſonders tauglich und alſo ſonſt in keinem hohen Werth iſt.

Zum Unterholze in neugepflanzten Wäldern ſchlägt er Haſeln vor, weil ſolche nicht hoch wachſen, den groſſen Bäumen hinderlich zu fallen, und doch zu mancherlei Gebrauche dienlich ſind.

Der Verfaſſer beſchreibt, wie die Eichen zu ſähen ſind, folgender Geſtalt: Man mache in dem Aker, den man dazu beſtimmen will, Furchen, wie für Weizen oder Bohnen, und beſähe ihn etwa im Weinmonate mit Haſelnüſſen oder Bohnen, wenn der Eigenthümer nicht lieber Weizen haben will. Zugleich ſamle man zur gehörigen Zeit mehr Eicheln, als man nöthig hat, von hohen Stämmen lieber, als von ſolchen, die ausgeſcheidelt worden ſind, und lege ſolche ſogleich in Sand, daß Sand und Eicheln ſchichtweiſe mit einander abwechſeln, und an einen Ort, da ihnen die Mäuſe keinen Schaden thun können. Sobald die Herbſtregen gefallen ſind, ohngefehr vor Anfang des Novembers, mache man auf jeden Aker 30. Höhlen, jede 6 Fus weit, und von mittelmäſiger Tiefe ſind. Die ausgegrabene Erde wirft man wieder hinein, und vermengt ſie mit Strohe, dadurch wird ſie ohngefehr einen Fus höher als das übrige Erdreich, und die Wurzeln der hineinzuſetzenden Eichen finden ſie lokerer, und erreichen zu gehöriger Zeit die Fläche des anliegenden Bodens, wo die beſte Nahrung für ſie liegt, bekommen auch die Feuchtigkeit des Sommerregens häufiger und kräftiger, als wenn ſolche zu ihnen tiefer ins Erdreich dringen ſollte. Im Mittel einer jeden ſo ausgefüllten Höhle: nachdem ſich die Erde etwas geſezt hat, macht man eine kleinere, ohngefehr von der Gröſſe eines Scheffels, und breitet, was daraus ausgeworfen wird, auf das herumliegende Erdreich aus. Dieſe kleinere Höhlung wird ſogleich mit wohlzugerichteter Gartenrede u. d. gl. nicht aber mit Koth und Unrath, die folgende Weyhnachten, da die Feldmäuſe, nach des Verfaſſers Gedanken, ihren Wintervorrath eingetragen haben, nimmt man die Eicheln aus dem Orte, wo man ſie verwahrt hat, und pflanzt ein halbes Duzend von denen, die das meiſte verſprechen, etwa drei Zoll tief, innerhalb der kleinen Höhlen, worauf man die Erde gelinde wieder über ſie drukt. Die Haſelnüſſe, oder Bohnen, oder Weizen, die in dem Umfange dieſer Höhlen, zerſtört werden, kommen in keine Betrachtung. Das Stroh braucht der Verfaſſer, nicht dem Erdreiche einige Fruchtbarkeit zu geben, ſondern nur es lokerer zu machen. Einige ziehen Eichenpflanzen den Eicheln zu ſähen vor, weil bei ſelbigen nichts wegen der Mäuſe zu befürchten iſt. Sie hauen ſolche, nach Verlauf zweier Jahre, bis an den Boden ab, und ziehen nur alsdenn die beſten Schößlinge gros. Zulezt meldet der Verfaſſer, daß er nach der abgegebenen Art nicht nur geſunde und unverlezte Eichen ſondern auch ſolche, bei denen ſehr viel widriges zu ſeyn ſchiene, zu einer anſehnlichen Höhe gezogen. Er hat es mit ſolchen vorgenommen, die aus Wäldern einige Meilen her verpflanzt geweſen und denen, welches bei den meiſten Baumverſtändigen als was wichtiges bei der Eiche angeſehen wird, die Herzwurzeln abgeſchnitten waren; man hatte dieſelben auch in keinen beſſern, als ordentlichen Holzboden verpflanzt, und weil man ſie erſt zum Ausſcheideln ziehen wollte, ſie oben gabelförmig ausgegipfelt, und zugleich ihren ſenkrechten Stamm glatt abgehauen, und folglich alle gerade aufſteigende Gefäſſe in ſelbigen auf immer zerſtört: ſtatt deſſelben hatte man 3 oder 4 horizontale Seitenäſte, jeden etwa einen Fus lang auf jedem Gipfel ſtehen laſſen, ſolche nur zu Feuerholze zu ziehen. Nachdem ſie auf dieſe Art zwei Jahre gewachſen waren, verſuchte der Verfaſſer, ob er ſie zu geraden und einfachen Stämmen wieder ziehen könnte, es gelang ihm auch ſowohl mit dieſen dreiſigen, mit einem halben Duzende junger Eichen, deren Gipfel vom Vieh abgenagt waren.

In einem Poſtſcript hat der Verfaſſer nochmals den Engelländern die Eichenzucht angeprieſen. Die bei ſeinem Werke befindlichen Kupfer, auſſer dem Titelkupfer, ſind 1) die Vorſtellung eines Eichenbaums mit etlichen Aeſten, an denen ſeine Vorſchriften abgeſchildert ſind, man ſieht nämlich die Aeſte, von denen die Rinde abgeſchält iſt, die Rindenringe, die Aeſten, die man mus ſtehen laſſen, u. ſ. w. Des Verfaſſers Vorſchriften ſind ſo deutlich, daß dieſe Figur mehr zur Zierrath dienlich, als zum Verſtande nöthig iſt. Die zweite Zeichnung iſt dem Dr. Grew abgeborgt, und ſtellt einen Ausſchnitt aus einem querdurchgeſchnittenen Eichenaſte durch das Vergröſſerungsglas betrachtet vor, da ſich Rinde, Holz, Mark u. ſ. w. mit ihren Theilen und Gefäſſen deutlich zeigen, ohngefehr wie die Abſchilderung eines ſolchen Durchſchnittes von einem Eſchbaume in dem von Hrn. Segnern in Göttingen herausgegebenen Gebrauche der Weltbetrachtung des Hrn. Nieuwezt, auf der 13. Tafel, 2. Fig. zu finden, und daſelbſt in der 24. Betrachtung, 21. §. erklärt iſt.

Wie weit die Gedanken des Verfaſſers gegründet, und durch Erfahrungen zu bekräftigen ſind, läſt ſich hier nicht ausmachen, ſondern erfordert weitläuftigere Unterſuchungen, daher es genug ſeyn wird, ſolche erzehlt zu haben. Doch kan man, zum Beweiſe, daß des Verfaſſers Gedanken in Teutſchland ſchon längſt einigermaſſen bekannt geweſen, folgende Stelle aus des Herrn von Carlowiz Anweiſung zur wilden Baumzucht, 2. Th. 8. Cap. 17. §. dienen: " Einige pflegen
" das Bauholz, ſo ſie fällen wollen, ei-
" nige Zeit zuvor unten am Stamm zu
" ſchälen, damit es allgemach austrukne,
" und deſto eher dürre werde. Allein die
" meiſte Meinung geht dahin, daß der-
" gleichen Holz ehe wandelbar wird, als
" das ungeſchälte. Denn die Natur
" oder Saft greift es an, und weil er
" dem Baume nichts helfen kan, ſo cor-
" rumpirt er ihn vielmehr, gleichwie zu
" ſehen an dem winddürren Holze, wel-
" ches geringe Bauholz, wie auch ſchlech-
" te und ſo zu ſagen, nur halbe Kohlen
" giebet." Man ſieht leicht, daß ſich dieſes aus unſers Verfaſſers Grundſaze beantworten läſt, und es ein Unterſchied iſt, einen ganzen Stamm, oder einen Aſt, abſterben zu laſſen.

A. G. R.

Beweis daß es keine wahre Ehre ſeye, wenn man von den meiſten Leuten gelobt wird.

DIe Ehrbegierde iſt eine faſt allgemeine Leidenſchaft der Menſchen: auch die laſterhafteſten Perſonen, die ſich nicht ſcheuen, ihre Schandthaten öffentlich auszuüben und öffentlich zu bekennen, wollen doch manchmal für ehrbar angeſehen werden, und verlangen noch überdieſes ein Zeugnis ihrer guten Aufführung. Jeder Menſch hat einen gewiſſen Grad der Eigenliebe, und aus dieſer folget die Ehrbegierde: ohngeachtet wir alſo nicht behaupten, daß dieſe Begierde jederzeit aus einer ächten Quelle herflieſe; ſo müſſen wir doch zugeſtehen, daß jedermann, wenigſtens einigermaſſen, einer Ehre würdig ſeye, und alſo auch für ſich berechtiget halten dürfe, nach derſelben zu ſtreben.

Es beſtehet aber die Ehre, nach welcher wir alle trachten, in einem Urtheil anderer Leute von unſern Vollkommenheiten. Es iſt eine gar zu bekannte Sache, daß die Vollkommenheiten entweder wahre, oder nur ſcheinbare ſind. Eine wahre Ehre mus alſo in dem Urtheil der Leute von unſern wahren Vollkom̃enheiten beſtehen. Doch dieſes iſt nicht genug: die Vollkommenheiten ſind auch, wie der Weltweiſe ſagt, entweder phyſiſch oder moraliſch. Man nennet diejenigen Vollkommenheiten phyſiſch, die wir erlangt haben ohne unſere freie Wahl und Willen dabei zu gebrauchen; zu dieſen Gütern kommen wir meiſtentheils unſchuldig; wir ſollen uns alſo ihres Beſizes wegen eben ſo wenig eine Ehre anmaſſen, als wir es andern zur Laſt legen können, daß ſie nicht ſo adelich, ſo ſchön, ſo reich, ſo glüklich ſind, als wir. Was hat wohl ein Prinz dazu beigetragen, daß er aus einem fürſtlichen Bette gezeuget worden? oder würde ſich wohl Pluſidor durch ſeinen ſeichten Verſtand das Vermögen erworben haben, das ihm ſein Vater hinterlaſſen hat? Von den moraliſchen Vollkommenheiten aber haben wir uns mehr zuzuſchreiben: wir erlangen ſie durch unſern eignen und freien Willen, und andere können nur ſehr entfernter Weiſe zu dieſen unſern Vollkommenheiten etwas beitragen. Wahre Tugenden, eine vorzügliche Gelehrſamkeit, eine Fertigkeit in nüzlichen Künſten, dem Vaterland geleiſtete Dienſte, ſind ſolche Eigenſchaften, welche wir haben und aufzeigen müſſen, wo wir einer wahren Ehre fähig ſeyn wollen.

Endlich mus die wahre Ehre ein Urtheil vernünftiger Perſonen ſeyn. Würde das wohl eine Ehre heiſſen, wenn der niedrigſte Pöbel, ein unverſtändiger und boshafter Schmeichler, unſere Vollkommenheiten herausſtreichen, ein vernünftiger Verehrer der Tugend aber zu unſerm Ruhme ſchweigen, oder unſere Vollkommenheiten gar nicht kennen würde?

Nun wird es leichte erwieſen werden, daß es gar keine, geſchweige eine wahre Ehre ſeye, wenn man von den meiſten Leuten, und insbeſondere heut zu Tage, gelobt wird. Wir ſezen zum voraus, daß die meiſten Menſchen die wahren Vollkommenheiten nicht kennen, und daß die meiſten Menſchen laſterhaft ſind. Denn es wird uns jedermann zugeben,

ben, daß der Haufe der Klugen und Tugendhaften der kleinſte in der würklichen und vielleicht auch in den meiſten möglichen Welten ſeye. Iſt dieſes richtig, und wir werden von den meiſten Menſchen gelobt, ſo werden wir von unverſtändigen und laſterhaften gelobt; dieſe können nicht loben, oder deutlicher zu ſagen, ihr Lob iſt keine wahre Ehre. Sie handeln aus Vorurtheilen; und weil ſie die Tugend nicht kennen, ſo loben ſie uns entweder vom Hörenſagen, oder aus dem äuſerlichen Scheine, der ihre zur Erkenntnis der Tugend ſtumpfe Sinnen verblendet hat. Vernünftige Perſonen gehen mit ihrem Lobe ſehr behutſam und ſparſam um: ſie loben alsdenn erſt, wenn ſie von den rühmlichen Eigenſchaften einer Perſon recht merklich überzeugt worden; und weil ſie dieſer Uberzeugung ohngeachtet, doch manchmal betrogen werden, ſo denken ſie das Lob eines Mannes öfters, als daß ſie es ſagen.

Es iſt überdieſes gefährlich von den mehreſten Leuten gelobt zu werden. Denn da die meiſten Menſchen laſterhaft ſind, ſo kan ein anderer, der uns nicht kennet, leicht glauben, wir gehören ſelbſt unter die Zahl dieſer Leute, eben weil wir von ihnen gelobt werden. Denn wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, ſo wiſſen wir, daß die Tugend gewöhnlicher Weiſe nicht gelobt, ſondern verachtet, ja gar verfolget werde, und daß der Wiz der Böſen niemals geſchäftiger ſeye, als wenn es auf die Verleumdung der Redlichen ankommt. Wo alſo in Abſicht auf die Perſonen, die uns loben, eine wahre Ehre entſtehen ſoll, ſo mus der Tugendhafte wiederum den Tugendhaften, der Gelehrte den Gelehrten, der Held den Helden loben; und geſezt, daß auch dieſes geſchehe, ſo werden wir einen Menſchen doch deswegen noch nicht ehren, wenn wir ihn nicht ſelbſt kennen. Denn z. E. der Gelehrte lobt öfters einen andern, nicht weil er von ſeiner gründlichen Wiſſenſchaft überzeugt iſt, ſondern, weil er in gewiſen Dingen einerlei Meinung mit ihm hat, weil er ein Anverwandter oder guter Freund von ihm iſt, oder weil ſich der gelobte das Lob durch Geſchenke, Verſprechen, Dedicationen und dergleichen erkauft hat. Im Gegentheil treibt einen andern Gelehrten öfters der Brodneid an, ſeinen Collegen die wahre und ein ſchuldiges Lob zu verſagen, und ihn, wenn er allenfalls ſeine Lehrſäze nicht hat, zu verfolgen oder wenigſtens zu verkezern.

Ein neuer Grund, warum man das Lob der meiſten Menſchen nicht für eine Ehre halten darf, iſt dieſer: es iſt zur Mode worden, nicht die moraliſchen, ſondern blos die phyſiſchen Eigenſchaften zu loben. Ein reicher Stuzer, der die Kunſt des Kleiderwechſels vollkommen verſtehet, det, und der ſich die Geſchiklichkeit ſeines Schneiders in etwas zu Nuz zu machen weis, erhält das Lob, daß er ein artiger, **galanter und vollkommener Herr** ſey: da hingegen ein andrer ehrlicher Mann, der die Weſtenveränderung nicht in ſeiner Gewalt hat, oder vielleicht noch die Perüke nach der im vorigen Jahr abgekommene Mode accommodiren läſſet, ein **ſchlechter Menſch** genennet wird. Mit einem Wort; es iſt Mode, nicht mehr die Menſchen und ihre löblichen Eigenſchaften, ſondern ihre Perükenmacher, Wäſcherinnen, Schuſter und Schneider zu loben und zu bewundern.

Oder wenn man ja die moraliſchen Eigenſchaften noch loben höret, ſo ſind es nicht die wahren, ſondern die ſcheinbaren. **Herr Wagenſtolz**/ der fleiſig in die Kirche fährt, um ſeinen neuen Wagen, ſein neues Kleid, oder ſonſt eine neue Mode zu zeigen, wird ein andächtiger und gottesfürchtiger Mann genennet. **Frau Geizin** theilt nach der Verordnung ihres ſeeligen Mannes alle Wochen einen Gulden unter die Armen aus, und weil ſie vorgibt, daß ſolches aus ihrem Beutel und eignem Triebe ihres Herzens geſchehe, ſo wird ſie in der ganzen Stadt eine gutthätige Frau genennet, ohngeachtet ſie mit Zittern an den Freitag gedenket, der ihr alleine mehr wegnimmt als ſie die ganze Woche verzehret. **Madame Fremdliebin** erwirbt ſich durch ihren ſpröden und ſtädtiſchen Hochmuth die Ehrfurcht aller Einwohner; ſie wird für eine keuſche und ehrbare Dame ausgegeben, und wir glauben es ſo lange, bis uns ohngefehr ein paar Düzend Fremde verſichern, daß ſie Zeit ihres Aufenthalts bei uns die Ehre gehabt hätten, die artige Unkeuſchheit dieſer Frauen kennen zu lernen. Gleicherweiſe hält man die Jungfer **Dummin** für die allereingezogenſte geſitteſte, ehrbarſte und frömmſte Schöne, weil ſie noch niemals auf einer Hochzeit geweſen, vielweniger ein Menuet getanzet hat, in Geſellſchaften aber, ſo wenig, als in Moden ſich der ſogenannten Welt gleichgeſtellet, ſondern auf eine muntere und ſcherzhafte Rede eines artigen jungen Menſchen, den man verliebt nennt, mit nichts, als mit einem undeutlichen **Ja und Nein** zu antworten weis. Das arme Kind aber, die Jungfer **Ehrlichin**, mus ſich ſchon ſeit einigen Jahren mit dem Charakter einer gemeinen Schönen belegen laſſen, weil ſie manchmal den jungen Herren von ohngefehr und Noth gezwungen geſtattet, ſie am Arme nach Hauſe zu führen, und weil man ſogar hat wiſſen wollen, daß ihr neulich, und zwar ſehr ſpat in der Nacht (ohne Zweifel ſchon nach 9. Uhr) bei einer Begleitung wäre die Hand geküst worden; welche Aufführung ſträflich genug iſt, wenn man auch nicht wüſte, daß ſie ſchon in ihrem 15ten Jahre gerne getanzt, geſungen, oder in neuen wizigen und artigen Schriften geleſen habe.

Jedoch damit wir ernſtlich von dieſer wichtigen Sache reden, ſo wollen wir folgende Regeln geben:

1) Wer ſich um eine wahre Ehre bekümmert, der bemühe ſich, daß er von den wenigſten Leuten gelobt wird.

2) Wer gar von niemanden ſolte gelobt werden, laſſe ſich hievon nicht anfechten, er kan doch ein redlicher Mañ ſeyn; doch wollen wir auch dieſes nicht läugnen, daß derjenige, der von niemanden gelobt wird, öfters ein verdrüslicher Menſchenfeind ſeye.

3) Wer von den meiſten Leuten getadelt wird, der ſchmeichle ſich, daß er unter die Redlichen gehöre.

4) Wer einer wahren Ehre theilhaftig werden will, der ſuche getadelt zu werden.

5) Wer gar von niemanden getadelt wird, den könnte man faſt für einen Heichler, oder Schmeichler halten: doch vielleicht iſt der Menſch noch nicht gebohren worden, den niemand getadelt hat.

Von dem Nuzen des Umgangs und der wahren Geſelligkeit.

Ich betrachte die Erdkugel als einen Plaz, der den vernünftigen Beiwohnern deſſelben zu einer geſellſchaftlichen Verſammlung beſtimmet iſt. Die Menſchen, die zu einer Zeit mit einander leben, ſtehen in einem gewiſen Verhältniſſe gegen einander, und die Bedürfniſſe ſamt den Bequemlichkeiten unſerer Natur fordern, daß wir uns näher zuſammen thun. Selbſt die Thiere halten eine Gattung von Geſellſchaft unter einander, und der Verſtand, den wir für ihnen voraus haben, macht uns zu einer weit vortreflichern Verbindung untereinander geſchikt, dadurch ein jeder einzelner Menſch, als ein Glied einer Kette, zu dem gemeinen Weſen das Seinige beiträget, und beitragen mus, wenn er anders ſeiner ſelbſt froh werden will. Denn warum hat die göttliche Vorſehung nicht einem jeden Menſchen eine eigene Erde eingeräumet, und warum hat ſie uns nicht in eine kleine und ausgeſuchte Geſellſchaft geſezet? Will ſie nicht, daß wir mit allen unſern Nebenmenſchen in Verbindung treten, und gewiſe geſellſchaftliche Pflichten gemeinſchaftlich beobachten ſollen? Wenn ich alſo einen jeden aus dieſem Augenpuncte anſehe, ſo fodere ich von ihm, daß er ſoll geſellig ſeyn; Ich verſtehe unter einem geſelligen Menſchen, einen ſolchen, der ſich in ſeiner innern und äuſſern Einrichtung nicht als einen einzelen Menſchen, ſondern im beſtändigen Zuſammenhange mit ſeinen Nebenmenſchen betrachtet, und ſich daher in ſeinen Handlungen ſo zu verhalten beſtrebet, daß er zu dem allgemeinen

Wohl ſo viel möglich beitrage, um des allgemeinen Wohls insbeſondere theilhaftig zu werden. Dieſer kurze Saz hält, nebſt dem ganzen Inbegrif aller zeitlichen Glükſeligkeiten, auch die Mittel, ſolche auf die beſte Art zu erlangen, und eine ſehr ſtarke Foderung an ein jedes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft in ſich. Er zeiget uns, was wir zu meiden haben, oder die Laſter, die der Geſelligkeit widerſprechen, und lehret uns die geſellſchaftlichen Tugenden, welche von einem weitern Umfang ſind / als man wohl bei dem erſten Anſehen denken ſollte. Sie begreifſen kluge Mäſigung, die Beſcheidenheit, Verſchwiegenheit, das Mitleiden, die Gedult, Nachſicht, Vertraulichkeit, Behutſamkeit, und hundert andere Tugenden, in ſich. Durch dieſe wird ein jeder für ſich ausgearbeitet, und als ein tüchtiger Theil dem Ganzen eingefüget und zugepaſſet. Die Weisheit führet uns auf den uns gehörigen Plaz, ohne daß uns äuſſerliche Dinge verblenden, und tauſend Abwege uns an einen unrechten Ort bringen, und die Klugheit lehret uns, alle Umſtände zu dem gehörigen Nuzen anzuwenden. Es gehören unzehlbare Kleinigkeiten zu dem geſelligen Leben, und es kömmt öfters auf eine derſelben die Wohlfahrt einer langen Reihe Jahre an. Dieſe Kleinigkeiten werden in den Lehrgebäuden, in die Sitten und den Umgang in Ordnung bringen, als Dinge vergeſſen, die ſich von ſelbſt verſtehen, und doch gemeiniglich, als unerheblich, nie betrachtet werden. Wir ſehen täglich Perſonen vor uns, die unangenehm, oder angenehm im Umgange ſind. Sollen wir nicht genauer unterſuchen, was dieſes angenehme oder unangenehme verurſache; Uberhaupt finden wir, daß ein gutes Herz, ein guter Kopf nebſt einem gefälligen Weſen, uns in der Geſellſchaft beliebt mache. Es gehören auch alle Dinge, die das gute Herz, den Wiz und die Gefälligkeit betreffen, in dieſes Capitel.

Das Lob eines artigen, brauchbaren und umgänglichen Menſchen iſt viel zu wichtig, als daß wir nicht darnach ſtreben ſollten. Was iſt ſchmeichelnder, als ein ſolcher Zuſtand, da wir allen, die mit uns in einigem Zuſammenhange ſtehen, angenehm ſind, und da wir in der Abweſenheit ſogleich vermiſſet werden?

Wir kommen nicht ordentlich zuſammen, ſondern nach unſerem Triebe; es vergehet aber kein Tag, da nicht einige von uns beiſammen ſind. So ſehr wir die Ordnung lieben, ſo ſehr iſt uns der Zwang verhaßt. Wir kennen uns, und achten uns unter einander hoch. Es ſind Perſonen unter uns, die ihren Verſtand geübet haben, und die Welt kennen, die auch im Zuſammenhange mit Leuten vom hohen und niedrigen Rang ſtehen; daher fehlet es uns nie an Veränderung, und an nüzlichen Sachen, von welchen wir uns unterhalten können, und an der angenehmſten Art, mit welcher wir uns ergözen. Sobald wir einander ſehen, entrunzeln ſich die Stirnen. Die Ankunft eines einzigen erfüllet die Geſellſchaft mit neuer Freundlichkeit, und bringet eine Heiterkeit mit ſich, vor der die ſchwarzen Sorgen, der langweilige Uberdrus und der finſtere Gram entfliehen. Wir finden ſo viel Vergnügen an einander, daß unſere Menſchenliebe uns beweget, jedermann dergleichen zu wünſchen. Unſer Umgang macht den Sommer noch einmal ſo ſchön, und verkürzet den traurigen Winter. Die Vertraulichkeit verbindet uns, und die Freude belebet uns. Wo wir beiſammen ſind, da herrſchet die Eintracht, und die Stunden verſchwinden wie Augenblike. Wir gehen aus einander mit der Begierde, je eher je lieber wieder zuſammen zu kommen, und unſer Beiſpiel hat das ſtörrige Herz mürriſcher Eltern zu ihren Kindern geneigt, und den Kindern ihre Pflicht gegen die Eltern beliebter gemacht. Kaltſinnige und zänkiſche Ehegatten haben durch unſere Vermittelung einander ihre Herzen gegeben, die ſie vor dem Altar zurük gehalten hatten. Manche Thoren haben ſich angefangen zu ſchämen, und die Furchtſamen ſind beſcheiden und dreiſt geworden. Viele haben die Freundſchaft durch die Empfindung kennen gelernet, die ihnen vorher nur dem Namen nach bekannt war. Nachbaren haben ihre Zwietracht vergeſſen, und das Geſinde iſt getreu geworden, um in den Dienſten einer geſelligen Herrſchaft zu bleiben, die mit demſelben leutſelig umgieng, und ihnen neben dem Lohn auch ein freundlich Geſichte gab. Wir haben durch die beſondere freundliche Geſelligkeit uns in den Stand geſezet, die Geſellſchaften zu verbeſſern. Es wird uns niemand einer Prahlerei und des Eigenlobes beſchuldigen, der da erkennet, daß ein beſtändiger Umgang tugendhafter Perſonen, deren Character zwar verſchieden iſt, aber zum geſelligen Leben ſich ſchiket, und durch die Verſchiedenheit das meiſte zum allgemeinen Vergnügen beiträget, ſolche und mehr geſegnete Würkungen vorzubringen im Stande ſey. Wir lieben allerſeits die Tugend, und haben gelehrte, erfahrne und wizige Perſonen unter uns. Ich für meinen Theil, ſchreibe mir, nichts mehr, als die Tugendliebe zu; alſo fällt das Eigenlob weg.

Die Unglükſeligkeit eines in Unehren erzeugten Kindes.

Von dieſem will ich folgengen Brief mittheilen, ſo von einem ſolchen Kind an jemand dergleichen in die Schweiz geſchrieben worden.

Mein Herr!

Es iſt ein Verdienſt eurer Blätter, daß ſie den Klagen der Bedrängten Raum geben, und denſelben oft dahin einen Zutritt verſchaffen, wo ihnen ſonſt keiner offen ſtehet. Wenn jemand eurer Correſpondenten dieſes Beiſtandes nöthig gehabt hat, ſo bin ichs; denn ob es gleich viele giebt, die mit mir einerlei Schikſaal haben, ſo gläube ich doch nicht, daß viele dagegen eben ſo empfindlich ſind. Was ſoll ich euch lange aufhalten Mein Herr! Ich bin einer von den unglükſeligen Menſchen, die, wenn ſie nicht ohne Eltern in die Welt gekommen ſind, doch wenigſtens dieſe Eltern nicht nennen dörften. Ich bin alſo ein Sohn, aber wie bejammernswürdig iſt dieſer Titel, da ich weder des Beiſtandes noch des Vergnügens genieſen kan, welches derſelbe allen übrigen Geſchöpfen giebt! Menſchen und Thiere um mich her erwachſen unter den ſüſſen Empfindungen der Natur und der kindlichen Liebe; in mir aber erweken dieſe Beiſpiele nur eine ſchwermüthige Misgunſt. Seit dem ich mich meiner zu erinnern weis, habe ich bei einer armen Waſcherin gelebt, die mir wenig Gutes hätte erzeigen können, wenn ich auch ihr Kind geweſen wäre; aber mein lieber HErr! ich war noch nicht einmal das Kind dieſer armen Waſcherin. Sie erzog mich für ein geringes Koſtgeld, und ihr ganzer Verdienſt um mich war, daß ſie mich bei ſich duldete, und mir zu eſſen gab. Wenn ſie mit dem Anbruch des Tages auf die Arbeit ausgieng, ſo ſtellte ſie mich in ein kleines Fas, wo ich für dem Fallen ſicher war, und ſezte mir Brod und Waſſer daneben. Auf dieſe Art habe ich viele Tage zugebracht, und manche halbe Nächte mehr ſtehend als liegend geſchlaffen: dem ohnerachtet, war vielleicht dieſer Theil meines Lebens noch der vergnügteſte. Ich fieng nicht ſo bald an nachzudenken, als ich mich zu ſchämen anfieng, denn ich hörte die Vorwürfe wegen meiner Abkunft ſo oft als meinen eigenen Namen. Meine Mutter, ſagte man, war fremd, und gleich nach meiner Geburt geſtorben; mein Unterhalt aber wurde von lauter guten Leuten beſorgt, die mich nichts angiengen. Ich wurde als ich etwas heran wuchs, wöchentlich einmal in das Haus eines unverheiratheten vornehmen Herrn geſchikt, um Waſche zu holen, da es ſich denn oftmals fügte, daß er mich antraf, und mir etwas Geld an meine Wirthin zu beſtellen gab. In meinem vierzehenden Jahre kam ich in ſein Haus als ein kleiner Küchenjunge, und bei eben dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ich in dieſem Hauſe vielleicht eher, als ich ſelbſt wuſte, geweſen war. Ohne das geringſte mehr als Leſen und Schreiben gelernt zu haben, ward ich endlich ſein Laquai, und ſtehe nun ſeit ſechs Jahren hinter ihm auf die Kutſche. Ich werde regelmäſig um Mitternacht, wenn ich ihn betrunken ins Bette bringe, geprügelt oder mit Füſſen geſtoſſen, und mus täglich Briefe beſtellen, und Zuſammenkünfte veranſtalten, die aller Wahrſcheinlichkeit nach, nichts als die Hervorbringung eben ſolcher Unglükſeligen als ich ſelbſt bin, zur Abſicht haben. Der Himmel weis den Abſcheu und die Quaal am beſten, womit ich dieſen verworfnen Zuſtand ertrage. Ein alter Gärtner, den ich für den einzigen rechtſchafnen Mann in dieſem Hauſe halte, gewann mich lieb, und fragte mich einsmals, warum ich ſo tiefſinnig herum gienge und weinte? Dieſer Zufall ſtiftete eine Vertraulichkeit unter uns, und gab mir Entdekungen, davon von mir noch das Herz blutet. Ich habe deine unglükliche Mutter wohl gekannt, ſagte er, du guter Jacob! du haſt das redliche Gemüthe wohl von ihr ererbt, das ich an dir wahrnehme. Ich zitterte bei jedem dieſer Worte, und alle meine Empfindungen verwirren ſich noch jezo, wenn ich daran gedenke. Ich weis nicht genug, die Unglükſelige ewig zu beweinen, die mich gebohren hat, und den Unmenſchen zu verabſcheuen, dem ich ein geſchändetes und jammervolles Leben zu danken habe. Sagt mir von den Trieben des Bluts und der Natur nichts, Mein Herr! Ich kenne ſie nicht. Ich fühle lauter finſtere und erſchrekliche Regungen, ſo oft ich ihn anſehe. Mein Innwendiges bewegt ſich und verläugnet dieſen Urſprung. Ich werde dieſes Haus verlaſſen, wenn ich auch den Lohn würklich einbüſſen ſoll, den man mir als einem nichtswürdigen aufgezogenen Bettelkinde nicht ſchuldig zu ſeyn glaubt. Euch aber Mein Herr! beſchwöre ich, entdeket allen dieſen grauſamen Vätern, die Empfindungen, die ich ſelbſt kaum auszudruken weis. Saget ihnen, daß die Laſter und Abſcheulichkeiten, in welchen ſie uns erzeugen, tauſend eben ſo entſezliche Folgen haben, als ein Mord, indem ſie uns den Genus der erſten und entbehrlichſten Wohlthat entziehen, welche die Natur allen Geſchöpfen gewähret, nemlich den Genus der väterlichen Liebe und Vorſorge. Saget ihnen, daß ſie die heiligſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerreiſſen, indem ſie die Triebe des gemeinſchaftlichen Blutes in einen gegenſeitigen Haſs und Abſcheu verkehren; und daß ſie, indem ſie unſere Mütter für Schaam und Reue ſterben laſſen, uns, ihre erbarmungswürdige Nachkommen in die entſezliche Nothwendigkeit verſezen, das Leben als eine Quaal und Schande zu verachten, und die Urheber deſſelben anzuklagen. Saget ihnen die einzige Genugthuung, die ſie der Welt und uns für ihre Ausſchweiffungen geben können, müſſe darinn beſtehen, daß ſie uns durch Erziehung und Vorſorge wieder geben, was ſie uns durch die Geburt genommen haben; daß ſie uns tugendhafter machen als ſie ſelbſt geweſen ſind, und daß ſie unſer Leben wenigſtens für dem Elende und Kummer ſichern, wenn ſie es nicht von der Schande befreien können. O! mit wie einer plözlichen Wiederkehr des Herzens würde ich denjenigen lieben lernen, der mir bisher mehr fürchterlich geweſen iſt! Ich mache auf die Vorzüge keinen Anſpruch, die mir ein ſolcher Vater geben könnte; ich wünſche mir nur einen Winkel, wo ich unbekannt leben, und der Welt die unglüklichen Geſichtszüge entziehen könte, die mich demjenigen ähnlich machen, auf deſſen Kutſche ich ſtehe. Ich leſe nebſt euren Blättern jezt den Hageſtolze, den ich unter meines Herrn Büchern gefunden habe, und von ſeiner finſtern und ſchwermüthigen Art zu denken erfüllt, unterſchreibe ich mich

Euer unglükſeligſter Leſer
Jacob Baſtard.

Mittel wider die leidige Viehſeuche.

Wir haben von Zeit zu Zeit zerſchiedene Krankheiten u. Suchten des Viehes angemerkt: aber bisher noch keines in dieſen Sammlungen angeführt; Wir werden dahero öfters auch von dieſem Chapitre was melden. Es ſind zwar nur Empirica, und die Ausführung nach dem Grunde und Urſachen dieſes groſſen wirtſchaftlichen Ubels fehlet. Dieſe Urſachen ſind aber auch bisher, und zwar nach unſerer wenigen Meinung nur darum ſo vielen einander widerſprechenden Gedanken unterworffen geweſen, weil die Medicina Zoologica noch nicht ſonderlich excoliret iſt. Bei ſo geſtalten Sachen aber müſſen wir uns noch immer, wie im Anfange bei der Arzeneikunſt, welche die Krankheiten der Menſchen angehet, mit allerhand blos empiriſchen Mitteln behelffen; und dahero wird es nüzlich ſeyn, ſolche Recepte einſtweilen dem armen, und ſonderlich einfältigen Landwirth zu gute zu ſammlen. Wir heben dannenhero auch jezo dergleichen Mittel allhier zum beliebigen Gebrauch auf. Es beſtehet ſolches im folgenden:

Auf ein jedes Stük Vieh nimmt man zwei oder drei Quartiere Rokenkleie, oder bei deren Ermangelung ſo viel Weizenkleie. Dieſe ſezt man mit ſechs oder acht Quartier gut und flieſſendem Waſſer über das Feuer, und das läſſet man ſo lange kochen, bis der dritte Theil deſſelben eingekochet iſt. Darauf nimmt man es von dem Feuer ab, und ringet es durch ein reines Tuch. Zu dieſer abgeſottenen Suppe kommt ein halbes Pfund Venetiſche Seiffe. Damit ſezet man es wieder auf glühende Kohlen, doch ohne es kochen zu laſſen, bis man durch fleiſiges Umrühren verſpühret, daß die Seiffe ganz geſchmolzen iſt, davon denn die Suppe ziemlich zähe wird: alsdenn laſſe man dieſelbe ſich ein wenig abkühlen, bis ſie nicht mehr als Milch-warm iſt, und dieſe Portion giebt man dem Stük Vieh, wo möglich, auf einmal mit einem Horn ein. Hierauf läſſet man das Vieh ſich ein wenig bewegen, und fähret fort, demſelben dieſen Trank jeden Tag einmal zu geben, bis man merkliche Beſſerung ſiehet, welche ſich insgemein nach dem Gebrauch einer oder zwei Portionen zeiget. Uber dieſes kan man auch nach Belieben drei Stunden hernach, nachdem das Vieh das obige eingenommen hat, jedem Stük ein Pulver, von ein und einem halben Drachma Jalappa-Wurzel, und zwar in einem Spizglas voll Kornbrantewein, eingeben.

Abhandlung von allerhand Sorten Moſt.

(Uberſezt aus dem Schweizer-Merkur.)

Zu derjenigen Jahrzeit, da man den Birnmoſt verfertigte, habe ich viele Perſonen Verlangen tragen ſehen, daß ſie von demjenigen unterrichtet würden, was die Erfahrung hiebei zu beobachten veranlaſſet. Ich liefere ſie hiermit um deſto lieber: weil ſie einer groſſen Anzahl, die ſie noch nicht weis, und überhaupt dem Lande, ſo wir bewohnen, nüzlich ſeyn können. Dieſes Land, eines der ſchönſten in Europa, iſt wegen der Temperatur ſeiner Himmelsgegend, der guten Eigenſchaft ſeines Erdreichs und der verſchiedenen Lage ſeiner Hügel zu Hervorbringung aller Arten von Früchten ſehr geſchikt. Unſere vornehmſten Weinberge bringen nach der Meinung der beſten Kenner, auch ſo gar der Fremden, vortrefliche Weine hervor. Unſere rothen Weine kommen zwar dem Burgunder nicht bei; aber wir haben deren etliche wenige, welche, wenn man ſie zu ihrer Zeit trinkt, einer delicaten Tafel Ehre bringen, und diejenigen, ſo von guten Jahren ſind, gehen bisweilen mit den auserleſenſten Weinen dieſer Gattung in gleichem Paar. Unſer Land hat vornemlich an weiſſen Weinen einen Uberfluß, und es iſt Schade, daß ſie nicht beſſer und allgemeiner in fremden Landen bekannt ſind. Es giebt wenig Tiſchweine, ſo von einem angenehmern und heilſamern Gebrauch ſind. Wir haben einige, die von einer reizenden Delicateſſe, Geſchmak und Leichtigkeit ſind. Dieſe Weine gelangen insgemein nach Verlauf 3. oder 4. Jahre zu ihrer erſten Reife. Die aber, ſo man 8. oder 10. Jahre aufbehält, wofern ſolches nur in Flaſchen geſchieht, werden gleich von den 3. oder 4. erſten Jahren an, allezeit beſſer. Sie nehmen alsdenn mit einem ſchönen vergüldeten Auge eine kleine Bitterkeit (amertume de Cherés: an, welche mit einer fetten Eigenſchaft verſehen iſt, die blos anzeiget, daß ſie alle ihre Säure vertrieben haben. Es giebt auch noch einige von 18. Jahren, der ſich erhalten hat, welches ſeine Güte zur Gnüge anzeiget.

Es ſcheint, daß bei ſolchen Weinen und Weinbergen von etlichen Meilen, welche überflüſſig Frucht bringen, man nicht Birnmoſt zu machen gedenken ſollte, welcher nur für diejenigen Länder aufbehalten zu ſeyn ſcheinet, welchen die Natur verweigert hat, Weine von ihrem Gewächſe zu haben. Vielleicht würde man befürchten, daß die Menge dieſes Safts dem Verkaufe der Weine, womit dieſes Land ſich zu gewiſen Zeiten überhäuft finden würde, zum Nachtheil gereichen möchte.

Doch es ſoll die Gunſt, ſo man zu einer Art des Unterhaltes heget, nicht machen, daß man eine andere darüber völlig verabſäumt. Die Früchte ſind ſeit einiger Zeit in dieſen Landen von allerhand Gattung in Uberflus. Es ſind wenig Arten vielleicht auch wohl gar keine, die unſere Nachbarn hoch ſchäzen, welche ſich nicht darinnen befinden. Wir haben über dieſes verſchiedene alte Früchte im Lande, und die ohne Zweifel unſerm Erdreiche beſonders eigen ſind, deren man eine beträchtliche Menge ſammlet. Wie können diejenigen, welche groſſe Baumgärten und viele Frucht-tragende Bäume, die ſich durch ihr ganz Eigenthum zu erſtreken haben, ſo häufigen Vorrath in ihre Behältniſſe bringen? Es wird in vielen Häuſern ſo wenig davon verzehrt, und der meiſte Theil auch von den beſten Früchten ſind ſo gemein worden; daß der Werth, welchen man daraus zieht, einen jeden andern, der nicht ein beſonderer Liebhaber davon iſt, abſchreken möchte, ſie zu bauen, wenn nicht ein neues Hülfsmittel obſchwebte.

Es haben eine Menge Leute ihre Felder gar zu weit von den Städten liegen, als daß ſie Früchte dahin bringen laſſen könnten, die öfters gar zu zärtlich ſind, daß ſie die Fuhr ohne groſſe Sorgfalt nicht zulaſſen; oder gar zu wenig gelten, und die Koſten nicht einbringen, ſo man darauf wenden müſte. Was ſoll man mit dieſer überflüſſigen Menge Früchte machen? Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man ſie wird verderben laſſen, ohne einigen Nuzen daraus zu ziehen, blos denjenigen zum Vortheile, welche Weine mehr, als vonnöthen iſt, haben: eben ſo wenig wird man wohlangelegte Baumgärten verderben. Ein jeder macht es hierinnen nach ſeinem Kopfe, und was iſt auſſerdem natürlicher, als daß diejenigen, welche in Oertern wohnen, die von Weinbergen entfernet ſind, durch etwas anders zu erſezen trachten, was ihnen hierinnen fehlet? Und wäre es nicht klug gehandelt, wenn man aus ſeinem eignen Grund und Boden einen angenehmen Saft erzöge, welcher gewiſer maſſen ſtatt des Weines dienen könnte, den man ſo theuer erkauft, und deſſen man bei dieſem Falle eine geringere Quantität brauchte? In dieſen Oertern mus man nothwendig einen gemeinern Saft haben, und wäre es auch nur zum Gebrauch des Pöbels oder des Geſindes. Selbſt diejenigen, welche Weine haben, befinden ſich wohl dabei zu den Jahren, darinnen wegen gewiſer Zufälle, welchen die Weinberge unterworffen ſind, es am Weine mangelt. Alsdann würde der Birnmoſt ein ſehr groſſes Hülfsmittel ſeyn. Füget man zu dieſem noch eine Urſache hinzu, welche gewiſlich ſtarken Eindruk in ſie haben würde, daß in denjenigen Jahren, worinnen man nur eine ſehr kleine Quantität Weines ſammlet, welcher ohne Zweifel theuer ſeyn wird, es der Billigkeit gemäs iſt, daß man dasjenige nicht mit ſcheelen Augen anſehe, was dem Pöbel zur Erleichterung dienet. Uberdis wird der Birnmoſt geſchwinde genug verzehret, ſo daß er den Verkauf der Weine nicht hindert, und wenn ſie im Uberfluſſe vorhanden ſind, ſo wird man abſonderlich in Landern, wo es Weinberge giebt, gar nicht auf die Gedanken gerathen, Moſt vom Obſte zu machen, welcher kaum die Früchte nebſt der Mühe und den Gefäſſen eintragen würde. Man kan ſich auch wegen der Quantität beruhigen; es wird deſſen niemals ſo viel gemacht werden, daß man in einem ſolchen Lande, als das unſrige iſt, darüber Argwohn haben könnte. Der Antheil, welchen eine groſſe Anzahl daran nimmt, wird hierinnen gnugſamen Einhalt thun, und ob es ſchon faſt nur unter dem groben Pöbel ſtarke Säufer giebt, ſo wird doch der Wein ohnfehlbar allezeit den Vorzug haben.

Es iſt alſo dieſes eine ſowohl angenehme als nüzliche Sache. Einer Anzahl von Leuten wird es nicht zuwider ſeyn, daß ſie wiſſen, wie die Fremden damit umgehen, wenn ſie aus dieſem Moſte, welchen wir verachten, einen Saft zubereiten, welcher würdig iſt, daß er aufgetragen werde; denn auf eben denjenigen Tiſchen, wo der Burgunder, Champagner und Cheres ſich zeigen, trinkt man den Aepſelmoſt mit Vergnügen.

Ich könnte eine ſehr natürliche Betrachtung hinzufügen, welche darinn beſtehet, daß man die Normänner nicht getadelt hat, daß ſie den Birnmoſt in ihrer Provinz verbeſſert haben, obſchon allerhand Arten Weine in dem übrigen Theile des Königreiches wachſen, welche ſogar noch hinreichend ſind, bei den Fremden ein groſſes Gewerbe daraus zu machen.

Und wäre es endlich auch nur der Veränderung und des Vergnügens wegen; ſo hoffe ich doch, daß man ſolche Anmerkungen über dieſe Materie, die nicht allein aus der Erfahrung, ſondern auch aus den beſten Büchern vom Akerbau hergenommen ſind, welche, da ſie noch nicht überſezt ſind, nur von wenig Perſonen geleſen werden können, ohne Widerwillen leſen wird, zu geſchweigen, daß der (Cidre) Birnmoſt ſchon ziemlich allgemein in dieſen Landen bekannt iſt, ſo daß dieſes nichts neues mehr ſeyn kan. Es ſind nur noch die Mittel anzuzeigen, dasjenige beſſer und mit mehrerem Fortgange zu bewerkſtelligen, was man ſchon ſeit langer Zeit gethan hat

Es machen viel Leute in dieſen Gegenden Birnmoſt, allein meiſtentheils zu ſolcher Zeit, da die Früchte unreif ſind, vor ihrer Reiſe von den Winden abgeſchüttelt, oder zu unrechter Zeit eingeſammlet werden, welches ihnen eine ſchädliche Säure giebt. Man thut ihn in die allerſchlimmſten Fäſſer, denn man würdigt ſie öſters nicht an einen geſchikten Ort zu thun. Einige machen ſie blos aus wilden Früchten andere nur aus Birnen, deren Saft gelb, ſchwer und dichte. Einige machen ſie ab, oder halten ihre Fäſſer übel angefüllt. Selbſt diejenigen, welche ihn mit einiger Sorgfalt zubereiten, können ihn nicht zu ihrem Gebrauche aufheben. Mit einem Worte, man weis insgemein nicht die Art ihn zu verfertigen; oder wie man mit ihm umgehen ſoll, um einen guten und geſunden Saft daraus zu machen, welcher der Erhaltung fähig iſt. Man wird auf andere Gedanken gebracht werden, je weiter man dieſe Anmerkungen leſen wird.

Es kan uns ziemlich gleichgültig ſeyn, ob wir wiſſen, daß die Alten Birnmoſt machten oder nicht; aber es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß ſie den Gebrauch deſſelben gekannt, wenn man ihre Geſchiklichkeit in allen Theilen der Oekonomie anſiehet. Die Gemüthsbeſchaffenheiten der Römer in der alten Republik waren: die Einfältigkeit, die Sparſamkeit und die Luſt zur Arbeit.

Der Akerbau wurde damals ſehr hoch geſchäzt. Zu den Zeiten (wie Plinius artig redet) da ſiegreiche Hände den Pflug hielten, und da die Erde ſtolz war, daß ſie durch eine mit Lorbeern beladene Schaar angebauet, und durch einen Akersmann zubereitet wurde, welcher über die Nationen geſieget, war nicht zu vermuthen, daß man etwas von allem demjenigen unterlies, was die Geſchiklichkeit eines klugen Hausvaters anzeigen konnte.

Ob wir ſchon eine Anzahl vortreflicher Werke von dieſer Nation verlohren haben, ſo iſt uns doch noch ſo viel übrig: als zureichend iſt, uns zu überzeugen, daß die öconomiſche Wiſſenſchaft eben ſo hoch, und vielleicht noch weiter gebracht worden, als ſie es zu unſern Zeiten iſt. Die ſchöngen Köpfe dieſer Zeiten hielten ſie nicht für unwürdig, ihrer Theorie ihre Fähigkeit zu widmen, gleichwie die gröſten Männer die Ausübung derſelben nicht verachteten. Die Wecke, ſo uns vom Cato dem Ältern, vom Virgil, Varro, dem Naturforſcher Plinius, dem Columella, Palladius übrig, ſind alle mit vortreflichen Rathſchlägen von der Natur des Erdreichs, von der Art es fruchtbar zu machen, von dem Akerbaue, den Viehheerden, der Baumzucht angefüllt, und überdies finden wir darinnen beſondere Abhandlungen, die bis auf eine grübelnde Sorgfalt getrieben ſind. Man könnte Beweiſe anführen, daß viele Zierrathen, davon unſere heutigen Gärtner die Erfinder geweſen zu ſeyn glauben, nur wieder erneuert worden ſind, nachdem ſie unter der Barbarei des mittlern Zeitalters gleichſam begraben gelegen.

Den Birnmoſt anbetreffend, ſo macht Cato in ſeiner Abhandlung de re ruſtica, einen Unterſchied zwiſchen ſementinis pomis und muſteis pomis, und dieſe muſtea poma bedeuten nicht allein gezogene Früchte, ſondern auch diejenigen Früchte, von welchen dieſer Moſt, oder dieſe Feuchtigkeit gemacht werden kan, welcher wir den Namen Birnmoſt gegeben haben.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo haben wir doch unter den heutigen Völkern den Normännern die Entdekung deſſelben, oder wenigſtens den öftern Gebrauch dieſer Feuchtigkeit zu danken. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß er von ihnen nach Engelland gekommen. Da die Lage der Oerter und die Temperatur des Climatis ihnen nicht erlaubte, Wein von ihrem Erdreiche zu hoffen: ſo geriethen ſie auf die Gedanken, ihre Aepfelbäume zu vermehren, und den Saft zu verbeſſern, welchen ſie aus ihren Früchten bekämen, die ſie bald in groſſem Uberfluſſe hatten. Daher gaben ſie Acht, welche Früchte einen geſundern, und zur Erhaltung geſchiktern Saft gäben: und durch wiederholte Erfahrung haben ſie es dahin gebracht, daß ſie einen vortreflichen Moſt machen, mit welchem ſie Gewerbe treiben.

Der Birnmoſt iſt gar nicht undienlich, ſondern vielmehr herzſtärkend, er macht das Herz und den Magen friſch, mäſtet, befeuchtet und löſchet den Durſt ſehr. So reden die Kenner von ihm. Wenn man zu viel Moſt zu ſich genommen, ſo wird man trunkner als vom Weine, und dieſes deswegen, weil er heftiger und länger in den Fäſſern fermentiret. Daher iſt es gut, ſie anfangs wohl anzufüllen und offen zu laſſen, darauf, nach den erſten 8. oder 14. Tagen ſeiner Lage, loker zu verſtopfen, damit man dem Moſte Zeit laſſe auszudunſten, wenn er ſein Feuer ausſtößt. So bald er völlig ſtille ſeyn wird, wird man ihn, wie den Wein, verſtopffen können.

Birn-Aepfelmoſt iſt die allgemeine Benennung aller Feuchtigkeit, welche von Aepfeln oder Birnen gemacht wird; aber man bedient ſich der Worte Birnmoſt und Aepfelmoſt in der Normandie, um denjenigen Saft anzuzeigen, welcher von Birnen oder Aepfeln ohne Miſchung gemacht iſt. Der Apfel iſt herzſtärkender und angenehmer, und will verwahrt ſeyn, wenn er, wie man ſagt, maulrecht ſeyn ſoll. Die Birne iſt ſüſſer, aber von einer abgeſchmakten Süſſigkeit, ſchwer, dike, lange Zeit trübe, wird es auch gar leicht wieder, und hält ſich nicht lange. Sie iſt geſchikter Weinbeermus oder gekochten Wein, als Wein zum Trinken, abzugeben, wo man ſie anders nicht vermengt, wie man hernach ſehen wird.

Wenn der Cidre gut iſt, ſo mus er klar, von einer ſchönen Goldfarbe, von einem angenehmen Geruch, und von einem ſüſſen und küzelndem Geſchmak ſeyn.

Wenn die Normänner Cidre machen, der ſich halten ſoll, ſo erwählen ſie gewiſe Aepfel, welche in ihren Feldern und Gärten hervorkommen, und vielleicht ihrem Lande eigen ſind. Dieſe Aepfel ſind von einer lebhaften Farbe, von einem rauhen und ſauren Geſchmake, ſie machen einen beiſſenden, ſtarken, und ſich lange haltenden Saft. Derjenige, ſo aus delicaten und wohlſchmekenden Aepfeln gemacht wird, verliert ſeine Stärke viel eher, und verdirbt leicht. Die Normänner machen inzwiſchen eine Miſchung von Birnen und Aepfeln; aber insgemein beſteht er aus den allerſuſſeſten oder ſauerſten Aepfeln, die nicht gemiſcht werden. Ihre Aufmerkſamkeit bei der Miſchung geht dahin, diejenigen zuſammen zu thun, welche in ihren Eigenſchaften am meiſten mit einander übereinkommen, daher ſammlet man alle diejenigen, welche von ſich ſelbſt fallen, oder welche man mit groſſen Stangen zu ihrer Jahrszeit abſchüttelt, das iſt, wenn ſie zur Sammlung taugen, welches gemeiniglich am Ende des Septembers, oder Anfange des Octobers, mehr oder weniger, nach Beſchaffenheit des Climatis und der Jahrszeiten, geſchieht. Man erwählt einen ſchönen Tag zu dieſer Sammlung. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo hängt man die Früchte in verſchiedenen Haufen in die Luft; Man trägt ſie nachgehends auf den Boden; allwo man ſie zu ihrer Reiſe kommen läſt. Einige halten ſich bis Oſtern. Man macht ſo viel Apfel- und Birnmoſt, als man Früchte hat, welche klar gerieben werden können. Siehe La Nouvelle Maiſon Ruſtique, Theil III. Buch VI. Cap. 15. die Pariſer Edition 1721., in zwei ſtarken Voluminibus, in 4to.

Ich werde einen nöthigen Umſtand hinzuſezen, welchen ich von einem Normanne ſelbſt erfahren; dieſer beſteht darinnen: daß man den Aepfel- und Birnmoſt ja nicht von ſeiner Hefen abgieſſen ſoll, ſo lange man ihn in Fäſſern läſſet; dieſer kleineUnflath, oder dieſe Hefen nähret ihn, und erhält ihn bei ſeiner Farbe. Man verkauft und führet ihn auf dieſe Art aus, er wird hernach bis im Frühlinge dünne, da man ihn wenigſtens, ehe noch groſſe Hize einfällt, in Flaſchen thun kan, in welchem Falle man ihn wenige Tage vorher durchſeiget, wenn man ihn von einer vollkommenen Lauterkeit haben will. Wenn man ihn von ſeiner Hefen abläſt, um ihn in ein ander Fas zu gieſſen, ſo fängt er gar bald an roth oder ſchwärzlich zu werden, und ſeine Annehmlichkeit und Kraft zu verlieren, wie ich ſelbſt erfahren habe.

Was ich vom Gebrauche der Franzoſen angeführt habe, wird mit der Engelländer ihrem verglichen werden können, von welchen ich gleich reden will, und welche nach ihrem durchdringenden Verſtande und gewöhnlichem Fleiſe ihre Unterſuchungen weiter fortſezen, und das, was ſie dabei angemerket, mit wiederholten Erfahrungen unterſtüzen.

Zween gelehrte Engelländer, ſo von beſondern Verdienſten ſind, haben noch auſſer einigen andern Gelehrten dieſer Nation, und zwar beide als wahre Philoſophen, an der Baumzucht und Gärtnerei gearbeitet. Der eine iſt Herr Bradlei, Doct. und Prof. der Botanik auf der Univerſität zu Cambridge und Mitglied der Königl Societät zu London: Er hat ein Werk heraus gegeben, ſo den Titel führet: Nevv improvements of Planting and gardening both philoſophical and practical &c. London 1731. Der andere iſt Herr John Lawrence, Rector zu Yelvertoſt, in der Grafſchaft Northampton, von welchem wir einen vortreflichen Tractat in zwei Theilen haben, davon der erſte den Titel führet: The Clergyman's récreation ſhevving the pleaſure and profit of the art of gardening, in welchem er das Vergnügen und die Vortheile zeigt, welche von der Kunſt die Bäume und Garten zu cultiviren, entſpringen. Der andere iſt betitelt: The Gentle man's recreation, the art of gardening improved &c. worinnen er durch neue Entdekungen, und ganz friſche Erfahrungen, die Anwendung der Regeln, ſo er in ſeinem erſten Theile gegeben hat, vollkommener macht.

In dieſen zwei Werken ſind die richtigſte Beurtheilung und die Erfahrung beſtändig mit einander verbunden, und aus denſelben

ben werde ich viele angeneme Sachen nehmen, ſo ich an das Licht bringen will.

Die Engelländer legen ſich überhaupt ſehr auf die Baumzucht. In Engelland (ſagte Herr Bradlei) iſt kein Dorf, welches nicht mit geſchikten und erfahrnen Künſtlern im Uberfluſſe verſehen wäre. Die erſte Aufmerkſamkeit eines Mannes, welcher bauet, iſt, einen wohl angelegten Baumgarten, welcher von guter Erde iſt, nahe bei ſeiner Wohnung zu haben. Wenn ſich ein Dienſtbot verheirathet, ſo verſieht er ſich mit einem oder zween Aker Feldes, um daſelbſt ein kleines Haus, und einen Baumgarten zu haben. Dieſes iſt alle ſein Einkommen. Ebenderſelbe Schriftſteller merket an, daß dieſe Baumgärten, welche die Wohnungen umgeben, auſſer dem Nuzen und Vergnügen ſo ſie verſchaffen, vieles zu der Geſundheit beitragen, indem ſie die Luft gelinder machen und reinigen, vor ſtürmiſchen Winden bewahren, und bei groſſer Hize Schatten werfen, der Menge Vögel (ſpricht er) nicht zu gedenken, ſo man daſelbſt ohne Aufhören ſingen hört, und welche man alſo ohne Mühe da behält. Auch iſt die Grafſchaft Hereford, welche wegen ihrer Bäume berühmt iſt, ſolches nicht weniger wegen des langen Lebens ihrer Einwohner. Er ſchreibet anderswo den Uberflus und die Güte der Früchte, welche man in dieſer Provinz ſammlet, der Sorgfalt zu, die Baumgärten auch vor den Winden Nord und Nordoſt zu verwahren, ſo, daß auſſer den Baumgärten, welche insgemein die Wohnungen bedeken, eben dieſe Baumgärten auf der Seite, wo ihnen die Winde beſchwerlich ſind, noch mit Ulmen umgeben; und ſo gar die Dörfer zu allgemeinem Schuze damit umringet ſind. Herr Bradlei drükt ſich in einem Briefe an Herrn Hartlib, wegen der Schönheiten, welche dieſe beſtändige Cultur dem Lande, davon er redet, giebt, alſo aus: Unſere Baumgärten ſind die allerſchönſten, nüzlichſten und angenehmſten Gebüſche, welche dem irrdiſchen Paradiſe am meiſten beikommen, das von der Hand Gottes ſelbſt gebildet worden.

Die Geſundheit, das Vergnügen, und der Nuzen ſind ſehr ſtarken Bewegugsgründe, wenn ſie auch nicht beiſammen ſtehen, noch mehr aber, wenn ſie alle beiſammen ſind. Man kan urtheilen, was für eine Menge Birn- und Aepfemoſt man in einem Lande macht, welches von Früchten, und beſonders von vortreflichen Früchten ſo angefüllet iſt. Auch iſt er daſelbſt im Uberfluſſe zu haben, und man legt ſich darauf ihn ſo gut zu machen, als nur möglich iſt. Man iſt bemüht die Gattungen von Früchten zu erkennen, mit welchen es am beſten angeht, ſie zu rechter Zeit zu ſammeln, ihnen den rechten Grad der Fermentation zu geben, ehe ſie geprest werden, und den Wein auf eine gewiſe Art zu warten, aus der man eine Kunſt und ein Geheimnis macht, welches bisweilen darinnen beſteht, daß man den Birn- und Aepfelmoſt auf friſche Heſen von Spaniſchem und Canarienwein gieſſet.

In Engelland macht man, wie in der Normandie, gemeiniglich von Aepfeln den beſten Moſt, und Herr Bradlei redet alſo davon in ſeinem Briefe an Hrn. Hartlib. " Der Aepfelmoſt iſt ſüſſe wie ſchwacher Wein mit Zuker vermiſcht, bis die Hize einfällt: aber von der Zeit, iſt er windig, wenn er hernach mit Aepfelmoſt vermiſcht wird, ſo thut er eine ſehr gute Würkung. Von gewiſen Birnen kan man den Saft aufſpinnen, und einige Leute thun ihn darunter, um ihm eine Molkenfarbe zu geben. Die Birne Weiſepferdebirne (Whiteorſe-pear) genant, macht einen guten Wein, und diejenige, ſo blos auf dem Erdreiche Bosbury wächſt, giebt einen ſtarken, lebhaften und hellfärbigten Wein, welcher zween oder drei Sommer, ja in guten Kellern, und wenn er in gute Fäſſer gelegt wird, viele Jahrē dauret. Es iſt zu merken, daß dieſe lezte Birne ſo rau iſt, daß ſie auch die Schweine nicht freſſen mögen. Die Birne Gennetmoyle genannt, ſo in Heken wächſt, giebſt den beſten Moſt. Man mus ſie am Baume Farbe bekommen laſſen, hernach läſt man dieſe Frucht 14. Tage oder drei Wochen in einem Haufen zum Fuſe der Bäume liegen. Dieſelbe giebt den feinſten und am meiſten riechenden Moſt," Er bemerket überhaupt, daß die allerſauerſte Frucht, wenn ſie alſo in Haufen geleget wird, einen ſehr guten Saft hervorbringt. Nur die von den Pippins alleine, giebt, wenn ſie reif ſind, und nicht mit denjenigen, ſo die Winde abſchlagen, geſammlet oder vermiſcht, hernach in Hauffen gar zeitig werden, einen der geſundeſten, am meiſten herzſtärkenden und ſchmakhafteſten Säfte. Ubrigens iſt dieſes das ordentliche Getränke in der Grafſchaft Hereford.

Ob uns ſchon der Name dieſer Engliſchen Früchte nicht bekannt iſt, ſo können wir uns doch dieſer Anmerkungen mit ein wenig Erfahrung bedienen, entweder zur Miſchung der ſäuerſten Früchte mit den ſüſſeſten, oder zum Nuzen dieſer Gattung wilder Aepfel, ſo ziemlich gros und gefärbt iſt, welche wir im Lande haben, und vielleicht eben dieſenige ſeyn kan, welche der Verfaſſer beſchrieben hat.

Was die wilden Birn-und Aepfelbäume anbelangt, ſo ſind verſchiedene Dinge, welche ſie uns anpreiſen.

1. Der Nuzen von der Vermengung ihrer Früchte mit ſüſſern Früchten, um vortreflichen Moſt zu machen.

2. Der Uberflus, in welchem ſie hervorkommen; denn wir ſehen ſie faſt alle Jahre mit Früchten beladen, auch zu der Zeit, da alle gute Gattungen fehlen. Es geſchieht ordentlicherweiſe in einer ſo groſſen Menge, daß, wenn mehrere wären, man nicht wüſte, wo man ſie hinthun ſollte. Man ſieht einige, ſo auf allen Seiten ſich unter ihrer Bürde krümmen; und bemerket hier im Vorbeigehen, daß, ohngeachtet dieſer Quantität, die Bäume niemals unter ihrer Laſt zerbrechen; weil ſie etwan nicht, wie die andern fruchttragenden Bäume, unterſtüzet werden, welches die Lebhaftigkeit und Dauer ihres Holzes gar wohl zu erkennen gibt. Die Tiſcher und andere Künſtler, ſo ſich darauf verſtehen, wiſſen wohl einen Unterſchied darinnen zu machen.

3. Die auſſerordentliche Dauer dieſer Bäume; William Lawſon, der Verfaſſer eines kleinen Tractats von den Baum- und andern Gärten, welcher in Engelland 1626. herauskam, verſicherte, daß ein Aepfelbaum, der weder gepfropft noch umgepflanzet worden, tauſend Jahre dauren kan. Von dieſem Schriftſteller hielt man dafür, daß er ein Menſch von ſehr groſſem Verſtande und der erſte geweſen ſey, welcher die wahren Gründe von der Cultur der Bäume nebſt beſondern angenehmen Umſtänden herausgegeben habe, welche er durch die Erfahrung ſelbſt beſtätiget.

Inzwiſchen will ich etwas anführen, welches den häufigen Uberflus, und die erſtaunliche Dauer wilder Fruchtbäume gleichergeſtalt gewis macht. Herr Bradley giebt es für eine gewiſe Wahrheit aus, weil er ſelbſt denjenigen geſehen hatte, welcher die Probe damit gemacht. Herr Thomas Taylor, ſein Anverwander, hatte auf einem ſeiner Felder einen ſolchen Apfelbaum, aus deſſen Frucht man ein Jahr fünf groſſe Muids von Aepfelmoſt machte. Das Muid hat 64. Gallons und das Gallon 4. pariſer Pinten. Daß alſo 5. Muids 1280. Pintes hervor bringen werden, welches gewis wunderbar iſt. Die Einwohner des Kirchſprengels geben für gewis aus, daß man gewohnt iſt, in den gemeinen Jahren 4 Muids oder 1024 Pintes Birnmoſt von der Frucht dieſes Baumes zu nehmen. Dieſer Baum hat eine Menge erhabener Stämme, die ſehr dik und mit breitem Laubwerke verſehen ſind. Man ſieht wohl, daß viele Jahrhunderte dazu nöthig geweſen, wenn man einen Baum von ſolcher Weide ziehen wollen. Herr Tailor ein Greis von 80 Jahren, und welcher von ſehr gutem Gedächtniſſe iſt, bekannte, daß er in ſeinem Leben nicht das geringſte Wachsthum noch die kleinſte Veränderung daran bemerket. Dieſer Apfelbaum befand ſich in einer Weide, welche nach aller Wahrſcheinlichkeit niemals einige Cultur noch Verbeſſerung gehabt, welche ſein Wachsthum beſchleunigen könnte. Viele tauſend Perſonen giengen aus Neugierigkeit hin, dieſen wunderbaren Baum zu betrachten, und man konnte eben diejenigen Sachen wahrnehmen, ſo Herr Bradley erzehlet.

Gabriel Platt, ein gelehrter Engelländer, welcher eine Art von Experimentalphyſik über die Pflanzen bekannt gemacht hat; ſagt, daß er ſolche wilde Birn oder Apfelbäume geſehen hätte, die nahe bei der Erde wären abgehauen worden, und hernach viele neue Zweige mit einer groſſen Lebhaftigkeit heraus getrieben hätten. Die älteſten Greiſe hatten ihn verſichert, daß ſie niemals eine Veränderung weder gute noch böſe an vielen dieſer wilden Fruchtbäume entdeket hätten.

Ich werde nur noch eine Vorſichtigkeit zu dem, was ich geſagt habe, hinzufügen; die auf die Vollkommenheit des Moſtes, der von Birnen oder Aepfeln gemacht wird, zielet, und welche Herr Bradlei in dem andern Capitel ſeines Werkes anzeiget, da er von der Erzeugung der Pflanzen redet. Diejenigen, ſagt er, welche eine anſehnliche Menge Birnmoſt machen wollen, müſſen einen Baumgarten von einer einzigen Art Aepfeln haben, der von allen andern Baumgärten, wo Aepfelbäume drinnen ſind, entfernet iſt, und dieſes aus zwo Urſachen, davon die eine jederman verſteht, nämlich die Vermiſchung unterſchiedenen Zeiten reif werden, eine ungleiche Säure hervorbringen, welche den Moſt zu verderben im Stande iſt. Die andere, ſo die Entfernung von allen andern Baumgärten, hauptſächlich die von Aepfelbäumen ſind, betrift, kan nur allein von Phyſicis wohl eingeſehen werden. Damit nämlich die Vermiſchung des verſchiedenen Saamenſtaubes, wenn die Bäume in der Blüthe ſind, vermieden werde, welche Vermiſchung nach geraumer Zeit die Gattung verändern und ſo gar neue und wunderliche Gattungen hervorbringen kan. Aus dieſem Grunde räth er denjehigen, welche neue Wälder pflanzen, nicht Baumkörner von hohem Stamme der kleinen Gattung zuzuwerfen, und diejenigen davon entfernet zu halten, deren Saamenſtaub die Schönheit der Gattungen verändern könnte, welche groſſe Stämme geben ſollen. Dieſe Sorgfalt iſt eben ſo nüzlich, ſagt Hert Bradlei, als diejenige, ſo man für die Stuttereien, ſpaniſchen Hunde und andere Thiere trägt.

Eine Anzahl von Erfahrungen, ſo bei andern Pflanzen gemacht worden, machen ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Rath nicht ohne Grund ſey, und unter andern diejenigen, welche der Schriftſteller mit Haſelſtauden gemacht. Nehmet, ſagt er, die mählichten Fäden oder Blüten von allen andern entfernet iſt, ehe ſie ihren Saamenſtaub ausgeſtreuet haben, der Baum wird ganz gewis keine Haſelnus tragen. Wenn ihr hernach friſche Haſelzweige von einer andern Gattung nehmet, ſo mit Blüten beladen ſind, und den Baum, welchen ihr ſo beſchnitten habt, drei oder vier Morgen hinter einander damit beſtreuet, ſo wird er Frucht bringen und die Gattung wird ſich unvermerkt ändern, beſonders wenn ihr euch Mühe gebt, es einige Jahre durch zu wiederholen.

Durch die Vermiſchung des Saamenſtaubes haben ſich die Aurikeln in England ſo ſehr verändert, welches man daraus ſieht, weil die, ſo von einerlei Gattung ſind und von den andern abgeſondert werden, ſich gänzlich nicht verändern.

Da eben dieſe Saamenveränderung bei den Nelken von einem ſorgfältigen Engelländer, Namens Herr Thomas Fairchild d'Hoxton, vorgenommen worden, ſo brachte ſie eine völlig neue und bis dahin unbekannte Nelke hervor. Die Urſache der Blüthen an den Früchten iſt, nach den Regeln der Phyſik, einerlei. Es ſind Erkenntnisgründe, die allen Gattungen der Blüthen gemein ſind, aber ſich an einigen mehr als an den andern empfinden laſſen, nach Proportion der Kleinigkeit oder Gröſſe der Pflanzen.

Woraus man ſchlieſſen kan, daß eben die Vermiſchung des Saamenſtaubes unter fruchttragenden Bäumen von eben der Art die Gattung der Frucht verändern und folglich die Winterfrüchte frühzeitiger machen könnte.

Neue Abſchilderung der Trunkenheit.

Unter den gemeinen Leuten glaubt man einen Nix, eine von den unſinnigſten Erdichtungen, welche jemals von der ungereimten und ausſchweifenden Einbildungskraft abergläubiſcher Leute ausgebrütet worden. Man glaubt, daß dieſer Nix öfters den Wöchnerinnen ihre Kinder wegnehme, und an deren ſtatt ein Nixkind hinlege, welches man auch einen Wechſelbalg zu nennen pflegt. Sooft demnach ein kleines Kind auſſerordentlich dike iſt, oder gar zu viel iſt u. trinkt, oder ſonſt etwas an ſich zu haben pflegt, welches wider den ordentlichen Lauf der menſchlichen Natur bei jüngſtgebohrnen Kindern zu ſeyn ſcheint; ſo ofte hält man es für ein ausgetauſchtes Kind, oder für einen Wechſelbalg.

Wenn wir die Menſchen nach ihrem moraliſchen Verhalten beurtheilen, ſo finden wir eine gewiſe Art von Leuten, deren rechte Benennung uns die angeführte Fabel von dem Nixe an die Hand giebt. Denn da ſie zwar wie Menſchen geſtaltet ſind, die gewöhnliche menſchliche Natur aber nicht an ſich bliken laſſen; ſo verdienen ſie den Namen der Menſchen ſehr wenig, und man mus ſie für Wechſelbälge anſehen. Wir rechnen dahin alle diejenigen, welche in den Laſtern gar zu gewaltig ausſchweifen. Alle Menſchen haben freilich ihre Fehler, und kein Menſch iſt von allen Laſtern frei. Allein die allermeiſten Menſchen halten ſich doch in der Ausübung ihrer Laſter in gewiſen Schranken, und üben dieſelben entweder heimlich, oder doch mit einer gewiſen Feinigkeit und Anſtändigkeit aus. Ein ſolch laſterhafter Menſch führt ſich doch noch dergeſtalt auf, daß mitten durch ihre Laſter die menſchliche Natur durchſcheint, wie etwa die Sonne durch die trübe Luft. Diejenigen Menſchen aber, welche ein Laſter gar zu ausſchweifend ausüben, verfinſtern die ganze menſchliche Natur; und da das Laſter überhaupt derſelben zuwider iſt, ſo ſind es in der That Unmenſchen, und man mus ſie, um die menſchliche Natur zu ſchonen und bei Ehren zu erhalten, Wechſelbälge nennen.

Wir könnten hier verſchiedene Beiſpiele anführen, wir wollen aber für dieſes mal bei den Säufern ſtehen bleiben, und zeigen, wie unmenſchlich dieſes Laſter ſey. Selbſt die Säufer pflegen ſich nach ausgeſchlafenem Rauſche zu rühmen, daß ſie beſtialiſch getrunken; und uns dünkt, daß kein Ausdruk ſich beſſer zu dieſer Sache ſchike. Dieſes Laſter verdient auch deswegen angemerkt zu werden, weil die Teutſchen des Saufens wegen unter vielen

Völkern in einem üblen und verächtlichen Rufe ſtehen, und man hat überhaupt angemerkt, daß die Helden im Trinken immer in gröſſerer Anzahl unter denen Völkern in Europa angetroffen werden, welche dem Norden näher ſind.

Dieſes viehiſche Laſter äuſſert ſich auf verſchiedene Weiſe, entſteht aus verſchiedenen Quellen, und hat bei verſchiedenen Perſonen verſchiedene ſehr unmenſchliche Würkungen. Wenn ein Menſch über ein Getränke geräth, es ſey nun in Geſellſchaften, oder auſſer denſelben, und er hat gar nicht den Vorſaz ſich voll zu trinken; wenn etwa ganz unſchuldige Urſachen ihm Gelegenheit geben, ohne daß er es ſelbſt merkt, zu viel zu trinken; und wenn er alſo ganz unvermerkt in die Völlerei geräth, ſo wollen wir ihn zwar nicht ganz entſchuldigen: allein man würde ohne Zweifel zu hart urtheilen, wenn man ihn unter die unmenſchlichen Wechſelbälge rechnen wollte.

Unter dem gemeinen Manne, und allen denenjenigen, die niederträchtig und pöbelhaft denken und handeln, iſt eine Art des Saufens gewöhnlich, welche gar zu viehiſch iſt, als daß man ſie mit Anſtändigkeit ausführlich abſchildern könnte. Man verſammlet ſich in den ſchlechteſten Wirtshäuſern, man trinkt ſo viel ſchlechtes Getränke durch einander, bis man raſend wird, bis man die Natur zwingt, dasjenige wieder von ſich zu ſtoſſen, womit man ſie überladen will, und bis man ſo erſchreklich lermt, daß alle Vorübergehende ein ſolches Haus für ein Tollhaus halten müſſen. Der gemeine Mann lobt auch kein Getränke, als welches den Kopf angreift, und es daurt ihn allemal ſein Geld, wenn er dafür keinen ſchweren Kopf mit nach Hauſe trägt. Wir würden uns geſchämt haben, dieſer Art des Saufens Erwehnung zu thun, wenn uns nicht die gewis ſehr betrübte Erfahrung lehrte, daß es unter denenjenigen, die ſich dem Studiren widmen, ſolche viehiſche Leute gäbe, die ſich dieſer Art des Saufens ganz und gar ergeben. Iſt es möglich, daß ein Menſch, welcher durch die Erlernung der Wiſſenſchaften ſich über den Pöbel erheben will, ſich in ein ſchlechtes Wirthshaus neben einem Kutſcherknecht hinſezen, und mit Bier, Tobak und Brantewein ſich in einem ſo hohen Grade erniedrigen kan, daß er ein völliger Unmenſch wird? Nicht viel beſſer handeln diejenigen, welche ſich auf ihren Stuben verſamlen, eine groſſe Menge ſchlechten Getränkes anſchaffen, einander zwingen, bei verſchiedenen Gelegenheiten eine gewiſe Anzahl von Gläſern auszuleeren, und ſich von allen Sinnen ſaufen. Das Viehiſche, das niederträchtige, das Elende iſt in dieſer Art des Saufens ſo handgreiflich, daß es keines Beweiſes bedarf. Und wer es nicht einſehen kan, der iſt ohnfehlbar ſelbſt dieſem viehiſchen Laſter ergeben, und alſo iſt es nicht zu verwundern, daß ein Vieh keines menſchlichen Begrifs und keiner menſchlichen Beurtheilung fähig iſt.

Unter den vornehmern und reichern Leuten geht es nicht viel beſſer zu, und das vornehme Saufen ſcheint nur deswegen nicht pöbelhaft zu ſeyn, weil der Pöbel nicht reich genug iſt, um ſich in Champagner und Burgunder zu einem Vieh zu ſaufen. Wenn ein vornehmer Mann des Wohlſtandes wegen genöthiget iſt, einen Schmaus zu geben, ſo ſezt er ſeine Ehre darin, daß er Wein im Uberfluſſe ſeinen Gäſten vorſezt. Er würde ſichs für eine groſſe Schande halten, wenn ſeine Gäſte nicht berauſcht würden, und er würde auch in der That ſehr getadelt werden. Man hat ein gewiſes Zwangsmittel erfunden, welches auf einem lächerlichen Begriffe von der Ehre beruhet, indem man nemlich das Geſundheitstrinken eingeführet hat. Ein jeder Gaſt mus eine jede ausgebrachte Geſundheit mittrinken, und da iſt es nicht etwa erlaubt, ſo viel zu trinken als man will, ſondern das Glas mus ausgeleert ſeyn; und um allen Unterſchleifen in dieſem Puncte vorzubeugen, hat man die Pocale eingeführt. Geiſter aus einer andern Sphäre würden es für eine lächerliche Erdichtung halten, wenn man ihnen erzehlte, daß es vernünftige Weiſen gäbe, welche darin eine Ehre ſezen, daß man, wenn man einem andern Geſundheit und Vergnügen wünſcht, ſich zum Narren und zum Viehe macht, und ſich um die Geſundheit ſeiner Seele und ſeines Leibes bringt.

Auſſer denen, die aus Ehre ſauffen, giebt es Leute, welche als epicuriſche Schweine blos des guten Geſchmaks wegen trinken, und um ſich einmal recht zu vergnügen und luſtig zu machen. Andere haben etwa den Kopf voller verdrieslichen Grillen, und ſuchen dieſelben durch eine Sündfluth von Bier oder Wein auf eine Zeitlang aus ihrer Seele wegzuſchwemmen. Daher kommt es, daß Leute, die tief in Schulden ſteken, oder welche eine böſe Frau haben, oder welche Hahnreye ſind, oder die ſonſt voller traurigen Gedanken ſind, ſich aufs Saufen legen. Mancher ſucht auch wohl weiter nichts, als die Ehre zu erlangen, daß man von ihm ſage, er könne entſezlich viel trinken. Am allerlächerlichſten aber handeln wohl diejenigen, welche ſich auf ihre eigene Hand ganz in der Stille volltrinken, ſich alsdenn auf den erſten den beſten Ort hinwerfen, und den Rauſch ausſchlafen.

Doch wir wollen nicht weiter in der Beſchreibung dieſes Laſters fortgehen: ſondern, um dem Hauptzweke dieſer Abhandlung ein Genüge zu leiſten, das Unmenſchliche in dieſem Laſter zeigen, welches ſich auf eine ſo verſchiedene Weiſe in demſelben hervorthut, man mag nun entweder auf die Bewegungsgründe deſſelben ſehen, oder auf ſeine ſchädlichen Würkungen, oder auf die Ausübung dieſes Laſters ſelbſt.

Das Trinken iſt uns Menſchen ſo unentbehrlich als das Athemholen, und wir haben demnach auch in unſerer Natur den Trieb zu trinken, oder den Durſt. Wer alſo menſchlich trinken will, der mus nur ſo viel trinken, als die Abſichten erfordern, weswegen uns die Natur den Durſt gegeben hat. Da es nun eine unwiderſprechliche Sache iſt, daß wir nicht würden leben und geſund ſeyn können, wenn wir nicht trinken: ſo mus ein jeder menſchlicher Trinker nur ſo viel trinken, als ſeine Geſundheit und die Erhaltung ſeines Lebens erfodert. Der Säufer kan dieſen Zwek unmöglich haben, denn er trinkt mehr als derſelbe erfodert; und was noch mehr iſt, ſo ſchadet er dadurch über kurz oder lang ſeiner Geſundheit, und verkürzt ſein Leben. Das Sauffen iſt demnach den Abſichten der menſchlichen Natur vollkommen zuwider, und alſo ein unmenſchliches Laſter.

Die gütige Natur giebt uns nicht blos die Nothdurft, ſondern ſie will uns auch vergnügen auf alle mögliche Weiſe. Daher hat ſie in Speiſe und Trank ſo viele Süſſigkeiten gelegt, und deswegen hat ſie in den Wein eine herzerfreuende Kraft gelegt. Wer menſchlich trinken will, der mus auch des Wohlſchmaks wegen trinken; und er kan auch trinken, um frölich zu werden, wenn er nur, alles dieſes Vergnügens ohnerachtet, ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft mächtig bleibt. Der Säufer ſucht zwar auch ſich zu vergnügen: allein indem er ſelbſt durchs Saufen ſein Bewuſtſeyn vermindert, ſo ſchmekt er in der Völlerei nicht mehr, was er trinkt, verurſacht ſich Ueblichkeiten und verſchiedene Schmerzen. Er iſt demnach ein Narr, indem er ſeine Abſicht ſelber hindert, und handelt abermals unmenſchlich, indem er einem der reizenſten Zweke der menſchlichen Natur, nemlich dem heitern Vergnügen, zuwider handelt.

Wir wollen jezo der Verſchwendung des Eigenthums, welche mit dem Saufen nothwendig verbunden iſt, keine Erwehnung thun. Wir wollen nur anmerken, daß das Saufen dem edelſten Theile der menſchlichen Natur zuwider iſt. Ein jeder weis, daß ein beſoffener Menſch in ſeiner Beſoffenheit nicht recht hören und ſehen kan, daß er nicht einmal ſeiner Sinne mächtig iſt, geſchweige denn, daß er ſeine Vernunft und Freiheit zu der Zeit in ſeiner Gewalt haben ſolte. Ein beſoffener Menſch hat gar keinen Gebrauch der Vernunft und Freiheit; er iſt zu der Zeit ungeſchikt, irgends eine vernünftige und tugendhafte Handlung vorzunehmen, und man kan mit einem Hunde mehr edles und nüzliches ausrichten, als mit einem beſoffenen Menſchen zu der Zeit ſeiner Beſoffenheit. Unſere Natur hat uns zur Vernunft berufen, und vermittelſt derſelben zu der Ausübung der Tugend. Ein Säufer widerſteht dieſem Berufe, und ſtürzt ſich durch die Ausübung ſeines Laſters in den abſcheulichſten Zuſtand: indem er nicht nur nichts menſchliches und vernünftiges thut, ſondern ſich auch dazu unvermögend macht, und nicht einmal im Stande bleibt, die Wohlanſtändigkeit der Sitten, die kleinſte aller Tugenden, zu beobachten. Dazu kommt noch, daß ein Menſch, welcher ein Trunkenbold wird, nach und nach alle Kräfte ſeiner Seele, wie die Kräfte ſeines Körpers, ſchwächt, brutal und viehiſch wird, und endlich in den Stunden ſeiner Nüchternheit dem ohnerachtet noch dämiſch im Kopfe bleibt. Kein Laſter ſcheint der menſchlichen Natur ſo ſehr zu ſchaden, als welches den Gebrauch der Vernunft ſchwächt und hindert. Ein Dieb und Straſſenräuber mus ofte einen groſſen Grad ſeiner Vernunft und übrigen Seelenkräfte anwenden, wenn er ſein Laſter ausüben will; und es iſt ganz gewis, daß ein ſolcher Böſewicht ſich an ſeiner eigenen Natur lange nicht ſo ſehr verſündiget, als der Säufer. Jener wird gehangen um der öffentlichen Sicherheit willen, und dieſen überläſt man ſeinem eigenen Schikſale.

Wir wollen noch hinzu fügen, daß ein beſoffener Menſch zu allen Laſtern geneigt iſt. Es verhält ſich dieſes zwar bei verſchiedenen Säufern auf eine verſchiedene Art. Und ob man gleich ſagen kan, daß es einige Säufer giebt, welche, wenn ſie betrunken werden, einſchlafen, und nichts Böſes mehr vornehmen: ſo mus man doch geſtehen, daß die meiſten Betrunkenen die entſezlichſten Bosheiten auszuüben im Stande ſind. Ein Betrunkener iſt mehrentheils zugleich ein Schläger, ein Zänker, ein Grober, ein Mörder, ein Hurer, ein Unzüchtiger, ein Unflätiger, ein Unverſchämter, ein Unbedachtſamer; und damit wir alles kurz faſſen, die Beſoffenheit krönt ihren Sieg, den ſie über die menſchliche Natur erhalten hat, dadurch, daß ſie den Beſoffenen zu vielen Laſtern zwingt, welche insgeſamt der menſchlichen Natur zuwider ſind.

Einige Moraliſten ſuchen zwar den Trunkenbold durch die Vorſtellung zu beſchämen, daß kein Vich ſich vollſaufe. Allein vielleicht würde ein Trunkenbold darauf eben das antworten, was eine Maitreſſe einem Hofprediger antwortete, welcher ihr vorhielt, daß kein Vich in der Wolluſt ſo ausſchweiſe; nemlich: eben deswegen, weil ſie ein Menſch und kein Vieh ſey, ſey ſie ſo wollüſtig. Allein, das iſt eben zu bedauren, daß die Vernunft die Menſchen zufälliger Weiſe verleitet, in den Trieben der Natur auszuſchweiſen, und man könte einem ſolchen Trunkenſolde antworten: daß er ſich durch ſeine Vernunft unvernünftig mache.

Charon und Mercur.

Der Fuhrmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war ſehr reich. In vier,
fünf tauſend Jahren
Kan ſich ein Fuhrmann leicht was ſparen

Zumal ein Mann, wie er, der kein Geſinde hält,
Der weder ist, noch trinkt, nicht ſpielt, noch auswärts gehet,
Und keinen Rok gebraucht, ſeit er im Amte ſtehet.
Es faste dieſer Charon den Entſchlus,
Sich in Elyſien ein Grundſtük anzukauffen,
Wozu man gut Geld haben mus.
Hingegen war ſein Sold in Kupfer eingelauffen.
Einſt, da er auf dem Styx nach friſchen Seelen fuhr:
So wand er ſich zu dem Mercur,
Und bat ihn, einen Theil von den erworbnen Schäzen
Auf unſrer Oberwelt in Silber umzuſezen.
Der GOtt des Wuchers und der Diebe
That es dem Charon auch zu Liebe.
Er nahm das Kupfer an, und wande ſeinen Flug
Nach andern Gränzen hin, woſelbſt er einſt bei Nachte
Den Scheidemünzen Wuſt in die Gewölber trug,
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon brachte.
Seit der ſchlimmen Nacht hat ſich das Kupfergeld,
Nebſt ſchlechten Bazen eingefunden;
Die Drittelſtüke ſind bei nah verſchwunden,
Und wuchern in der Unterwelt.

Von des Teutſchen Handels Anwachs und Abnahme.

IN Teutſchland waren Anfangs, auſſer an den Römiſchen Grenzen, keine, oder doch wenige Kaufleute. Man lebte vom Wilde, der Viehzucht und dem Getraide, welches das Land hervor brachte, kleidete ſich in die Häute der Thiere, grub das zur Bewafnung nöthige Eiſen aus der Erde, und bedurfte alſo fremder Waaren nicht. Gold und Silber hatte nur an den Orten einigen Werth, wo die Nachbarſchaft Anlas gab mit den Römern zu handeln. S. Tacitum de M. G. c. 5. 17. 25. 43. Dieſer ihre Staats-Abſichten verſtatteten es nicht, fremden ſtreitbaren Völkern Lekerbislein zuführen zu laſſen, und ſie dadurch zu reizen, die Länder anzufallen, worin dergleichen zu finden war. S. L. 2. 4. & ult. C. de Commerciis & mercatoribus, L. 1. C. quæ res exportari non poſſunt; welches gleichwohl endlich geſchehen, dadurch aber auch Handel und Wandel nicht befördert, ſondern die Kaufleute dem Raube der Soldaten ausgeſtellet worden. Die Einführung des Chriſtenthums hat die Teutſchen zu einem gemächlichern Leben gewehnet. Ihre Geiſtliche Lehrer waren Fremde, welche nicht der Lehrlinge rauhe Lebensart, ſondern dieſe die ihrige annahmen. Durch die Vereinigung mit dem groſſen Fränkiſchen Reiche lernete man nicht nur Frankreich und Italien beſſer kennen, ſondern erhielt auch die Gelegenheit, die Früchte dieſer Länder, woran die Teutſchen Geſchmak fanden, und manches, ſo zur Bequemlichkeit und Zierde gereichet, aus ſelbigen zu überkommen. Ausländiſche Waaren wurden ihnen von Fremden zugebracht. Die Kaufleute ſind demnach gröſtentheils Ausländer geweſen, welche ihren Handel dergeſtalt trieben, wie es heutiges Tages von den Europäern in andern Welttheilen geſchiehet. Es meldet auch Lambertus Schafnaburgenſis beim Piſtorio pag. 200. daß die Königl. Beſazung zu Harzburg der Stadt Goslar inſonderheit dadurch geſchadet habe, daß ſie fremde Kaufleute gehindert, ihre Waaren gewöhnlicher maſſen dahin zu bringen. Dieſe Leute begaben ſich fürnemlich an die Oerter, wo vieles Volk zuſammen kam, und da ſich ſelbiges an hohen Feſttagen bei den Biſchöflichen Kirchen und berühmten Clöſtern häufig einfand, ſo wurde daſelbſt der ſtärkſte Handel getrieben, welcher der Geiſtlichkeit keinen geringen Vortheil brachte. Sie konnte ſolchergeſtalt ihren Uberflus bei den Kaufleuten und Käufern wohl unterbringen, und die benöthigten Waaren ohne viele Mühe und Koſten erlangen. Deswegen beförderte ſelbige den Kaufhandel nach äuſſerſtem Vermögen. Viele Kaufleute lieſen ſich bei den Kirchen häuslich nieder, und dieſen brachten die Biſchöffe und Aebte vortheilhafte Kaiſerl. Privilegien aus. Die Könige waren auch ihres eigenen Vortheils halber geneigt, den Handel zu befördern, ohne welchen ſie vieler auslädiſcher Waaren entbehren muſten, und der mittelſt der Zölle ihre Ihre Einkünſte mehrete. Es verordnete Kaiſer Carl der Groſſe beim Baluzio Capitular. Tom I. p. 273: Negotiatores quoque volumus ut ex mandato noſtrum patrocinium habeant in regno noſtro legitime. Et ſi aliquo loco injuſta affligantur oppreſſione reclament ſe ad nos vel noſtros judices, & plenam jubebimus juſtitiam fieri. Dieſer Königl. Schuz war vermuthlich die Urſache, warum man die bloſe Mittheilung der Gerichtbarkeit nicht für hinlänglich hielt, die Kaufleute der ordentlichen Obrigkeit unterwürfig zu machen, ſondern dazu ein beſonderes Privilegium erforderte. Inſonderheit ſuchte man in den, den Königen unmittelbar unterworfenen Städten, den Handel in Aufnahme zu bringen, und es wurde als eine Gnade angeſehen, wenn andere Kaufleute ein gleiches Recht mit den Inſtitoribus regalium urbium erhielten. S. Lindenbrog. in Privilegiis Archiecclesiæ Hamburgenſis n. 17. Vor andern Orten blühete der Handel im XI. und XII. Jahrhunderte zu Utrecht, Cölln, Mainz, Dortmund, Bardewik, Lübek, Bremen und Hamburg. In der Vita Meinvverci beim Leibniz rer. Brunſuic. T. I. p. 518. n. 4. heiſt es: Ad hujus inferioris Germaniæ Septentrionalem tractum Trajectenſis Diœceſis eſt terminis, locus navium & vectigalium commeatibus quæſtuoſus. Im XIII. Jahrhunderte nahm der Teutſchen Handel ungemein zu. Dieſelbe verſahen das gänze Norden mit allen benöthigten ausländiſchen Waaren, deſſen Einwohner zu Zeiten Hunger litten, wenn ſie aus Teutſchland nicht Korn, Bier Brod und andere Lebensmittel erhielten. Die Gewürze brachte man aus Indien nach Venedig, und von da nach Teutſchland. In Italien fanden ſich viele Seiden- und Tuchmacher, auch andere Fabricanten, deren Waaren den Teutſchen verkauffet, und von ihnen zum Theil in die Nordiſchen Reiche verführet wurden. Von ſolchen Waaren hatten die Lübeker und Hamburger zu Braunſchweig eine groſſe Niederlage. Es iſt zu unſern Zeiten von vernünftigen Leuten wohl eingeſehen, daß Engelland den Handel in fremde Reiche nicht behaupten kan, wann es keine Sorgfalt darauf richtet, deren jezige Verfaſſung zu erhalten, und ſich auſſer Landes in ein ſolches Anſehen ſezet, daß ihm niemand leicht die Freiheit der Handlung entziehen mag. S. die Unterſuchung des wahren Intereſſe von Engelland, in Anſehung des feſten Landes, p. 21. 30. 38. Dieſes begriffen auch die Teutſchen Handelsleute gar wohl. Sie errichteten daher den berühmten Hanſeatiſchen Bund, mittelſt deſſen ſich ſehr viele anſehnliche Städte vereinigten, und in den Stand ſezten, nicht nur auf dem feſten Lande der Handelſchaft zu verſichern, ſondern überdem die Herrſchaft der Oſtſee zu behaupten, und den Nordiſchen Reichen nicht ſelten Geſeze vorzuſchreiben, auch in andern Ländern ein groſſes Anſehen und herrliche Vorrechte zu erwerben. Dieſes gieng ſo weit, daß König Philipp IV. von Frankreich An. 1293. den Städten Lübek, Wisby, Riga, Campen, Wismar, Roſtok, Stralſund und Elbingen ein Privilegium dahin ertheilte, daß keine Güter aus Engelland, Schottland und Irrland in Frankreich geführet werden, obbenante Städte aber in den Häven dieſes Königreichs allenthalben frei handeln mögten, ohne daß man etwas auſſer dem gewöhnlichen Zolle von ihnen fordern ſollte. S. Willebrands Vorbereitung zu der Hanſiſchen Chronic. p. 17. und die Hanſiſche Chronic. P. II. p. 6. 14. Im XIV. und XV. Jahrhunderte daurete das Anſehen des Hanſeatiſchen Bundes und der Teutſchen blühender Handel. Beſagter Bund erhielt von den Nordiſchen Königen anſehnliche Privilegia, führte mit ihnen anſehnliche Kriege, und endigte ſie gröſtentheils vortheilhaft. In Oberteutſchland fieng ſonderlich Nürnberg an ein ſtarkes Gewerbe mit fremden Völkern zu treiben. S. Hofmann beim Rerum Bambergensium, p. 184 In den Niederlanden kamen die Tuchmachereien in groſſe Aufnahme. Es fehlete auch ſonſt in Teutſchland daran nicht, und wurde allda ein ſtarker Handel mit Leinwand getrieben. Im XV. Jahrhunderte hatte man aber ſchon Urſache den Engliſchen und Holländiſchen Handel zu beneiden. Deswegen wurde An. 1421. von dem Preuſſiſchen Hochmeiſter bedungen, daß weil die Engelländer, Holländer und Schotten, welche in den Städten liegen, dem Kaufmanne groſſen Schaden gethan hatten, die Hanſeeſtädte dagegen anordnen mögten, was ihnen gut deuchte. Es ſtöhrten auch An. 1422. die Städte Lübek, Hamburg, Roſtok und Wismar der Holländer Heringsfang in Schonen, welchen ihnen der König von Dännemark erlaubet, und Anno 1425. wurde durch eine Hanſeatiſche Verordnung feſtgeſtellet, daß niemand, bei Verluſt der Ladung, Niederländiſche Schiffer nach Liefland befrachten ſolle. S. Willeprand d. l. Part. I. pag. 86. 206. und Köhlers Handlung der Hanſeatiſchen Geſchichte daſelbſt p. 205. Man hat jedoch mit Engelland in Freundſchaft zu leben geſuchet, und durch den Vertrag von 1474. beiderſeitigen Angehörigen und Unterthanen den freien Handel bedungen. S. Rymers Acta Anglicana Tom. V. Part. III. p. 36. Im XVI Jahrhundert thaten die Niederländer den Handel der Teutſchen groſſen Abbruch. Da ein Weg nach Indien zu Waſſer gefunden worden, ſo durfte man die Indiſche Waaren nicht mehr zu Lande kommen laſſen. Sie wurden nach Liſſabon gebracht, woher die Holländer ſolche holeten, und in fremde Lande, bevorab aber in die Nordiſchen Reiche, verführeten, dadurch aber den Hanſeeſtädten empfindlichen Schaden zufügten, weil ſie der geringern Transportkoſten halber wolfeiler als ſelbige verkauffen konnten. Dieſe waren deswegen darauf bedacht, ihnen den Sund zu ſperren, und in der Hofnung, es dahin zu bringen, leiſteten ſie König Friedrich von Dännemark wider den ſeines Reichs entſezten König Chriſtiern, deſſen Parthei die Holländer hielten, ſtarke Hülfe, und trugen nicht wenig dazu bei, daß er auf dem Throne erhalten wurde. Es hatte Guſtavus Waſe denen Lübekern und Danzigern fürnemlich vieles zu danken, deswegen ertheilte er denenſelben Anno 1523. ein Privilegium dahin, daß keine fremde Nation auſſer ihnen und den Oeſterſchen Städten, denen ſie es verſtatten wollten, zu Stokholm, Calmar und anderswo im Reiche handeln ſollten. Der hievon erwartete Vortheil war aber nicht gros. Lübek gerieth Anno 1563. mit Schweden in einen ſchweren Krieg, und König Friedrich der II. von Dännemark weigerte ſich Anno 1574. die angemaſſeten Gerechtigkeiten und Freiheiten der Städte zu beſtätigen. Die Engliſchen Kaufleute ſuchte man durch Kaiſerl. Mandata aus Teutſchland zu vertreiben, weswegen aber den Hanſeeſtädten der Handel in Engelland verbotten wurde. Nach Italien müſſen dieſelbe keine ſonderliche Schiffahrt gehabt haben, weil diejenige neu und ungewöhnlich genannt wird, welche Anno 1590. nach Livorno wegen der daſelbſtigen groſſen Theurung des Weizens und Rokens geſchahe. S. Willebrands Hanſiſche Chronic. P. I. p. 136. 143. 145. 148. 156. 157. 158. und Köhlers Sammlung der Hanſiſchen Geſchichte pag. 264. Im XVII. Jahrhunderte gerieth der Teutſchen Handel ſo vielmehr in Abnahme, je mehr der Engelländer, Holländer und Franzoſen Kaufmannſchaft zunahm. Die Holländer bemächtigten ſich faſt alles desjenigen, was die Spanier in Oſtindien hatten, inſonderheit der Molukiſchen Inſuln, und wurden alſo Meiſter von dem Handel mit Specereien. Jedoch nicht nur ſie, ſondern auch die Engelländer und Franzoſen fuhren nach beiden Indien, holeten Waaren daher, und ſezten die ihrigen allda mit Vortheile ab. Jene brachten ſie ferner in ganz Europa zu Kaufe, und verſahen auch die Nordiſchen Reiche damit. Ein gleiches geſchahe mit ihren Manufacturen. Unſer Silber hatte, ſo lange man auſſer Teutſchland wenig von Silberbergwerken wuſte, einen hohen Werth; Verlohr denſelben aber, nachdem Europa aus Weſtindien eine ſo groſſe Menge dieſes Metalls erhielt. Die mehreſten verlieſen den Hanſeatiſchen Bund, und zwar erſtlich deswegen, weil er ihren Landesherren ein Dorn in Augen war, maſſen die Bürger ſich auf die mächtige Bundsverwande verlaſſende, der Landes-Obrigkeit den ſchuldigen Gehorſam vielfältig verſagten, welche, da ſtarke Mauren ſie, nach Erfindung des Pulvers, nicht mehr unüberwindlich machten, die Fürſten mehr fürchten muſten, als ſie vorhin gethan. Man konnte auch zweitens mit allen zuſammengeſezten Kräften das Monopolium in Norden nicht behaupten, und muſte ſich damit begnügen, die Producten zu verſenden, welcher Handel mit keinen Flotten und Kriegsvölkern behauptet werden dörfte. Nachdem endlich drittens der feſtgeſtellte Landfriede dem Kaufmanne hinlängliche Sicherheit verſchaffete, ſo gebrauchte er keines Bündniſſes wider diejenigen, welche die Straſſen unſicher machten, daher dem Hanſeatiſchen Bunde, wie Köhler d. l. pag. 243. ſchreibet, die mehreſten deswegen entſagten, weil ſie geringen Vortheil für ſchwere Koſten zu erwarten hatten. Nach dieſen Zeiten haben zwar einige teutſche Städte einen vortheilhaften Handel zu treiben fortgefahren, welches inſonderheit von den Lübekern, Bremern, Hamburgern, Frankfurtern und Leipzigern geſchiehet. Sie handeln aber mehr mit fremden als innländiſchen Waaren. Die Manufacturen, welche zu neuern Zeiten an einigen Orten in Teutſchland eingeführet worden, veranlaſſen, daß man weniger fremde Waaren aus Engelland und Holland zu uns bringet. Sie ſind aber nicht ſo weit getrieben, daß durch eine Ausfuhr in fremde Lande andern Nationen ſonderbarer Abbruch geſchehen könnte. Uberhaupt verlieret Teutſchland bei dem Handel, weil es mehr ausländiſche Waaren verbrauchet, als innländiſche daraus verführet werden. Dieſes Ubel ſtünde zu mindern, wenn man keine rohe Materialien andern Völkern verabfolgen lieſe, welche ſie verarbeiten, und uns ſodann wieder zubringen. Noch beſſer wäre es, wenn wir uns der ausländiſchen Lekerbiſlein und Galanterien begäben, Sollte es aber woll dahin zu bringen ſeyn, daß man anſtatt des Weins Bier trünke, und ſich anſtatt der Seide in Wolle und Leinwand kleidete, Honig für Zuker gebrauchte, nur mit innländiſchen Kräutern die Speiſen würzete, und was dergleichen mehr. Wenn auch dieſe Veränderung der Lebensart nicht in den mehreſten teutſchen Landen geſchiehet, ſo wächſet dem ganzen Reiche kein beträchtlicher Vortheil daher zu, mithin müſten nicht einige Regenten, ſondern die, welche vornehm thun, ſich entſchlieſſen, dem gemeinen Beſten ihre Leidenſchaften aufzuopfern, und ſchlechter zu eſſen, zu trinken, ungekünſtelt Leben, und ſich zu kleiden, als wie unſere Alte gethan, damit der Handel in Aufnahme kommen, mehr Geld in dem Land und in Coffern bleibe, und uns fremde Kaufleute nicht ferner nöthigen können, ihnen Dinge, welche zu entrathen ſind, ſo theuer zu bezahlen, als es denenſelben gefällig, ſie zu ſchäzen.

D. G. S.

Schuzſchrift
von einem ehrlichen Hageſtolze, und derer welche ſich nicht beweiben.

Die Frage: ob das geſellſchaftliche Leben dem einſamen

ſamen vorzuziehen ſey? iſt meines Wiſſens noch nicht hinlänglich entſchieden worden. Ich weis es wohl, was die Weltweiſen für Gründe angeben, wenn ſie jenem den Vorzug für dieſem zueignen. Man behauptet, das geſellſchaftliche Leben mache uns zu vernünftigen Menſchen; da hingegen die Einſamkeit das Gemüthe ſcheu, niederträchtig und zu einem angenehmen Umgange ungeſchikt mache. Dieſes iſt die Urſache, warum die meiſten Menſchen, ſo bald ſie nur ihren Unterhalt in der Welt erhalten, und ihr Glük einigermaſſen befeſtiget ſehen, ſo gleich zu dem Ehſtande als der angenemſten, lieblichſten und zärtlichſten geſellſchaftlichen Verbindung ſchreiten. Und in der That! ſo mus ich diejenigen glüklich ſchäzen, die in einer zufriedenen Ehe dasjenige Glük gefunden haben, welches ſie ſchon verhoffeten, ehe ſie noch in dieſen Stand getretten ſind. Eine zärtliche Ehgattin, die mit uns Glük und Vergnügen theilet, die durch ihre Leutſelig- und Gefälligkeit, durch ihr reizendes und anmuthiges Weſen, die Liebe, ſo wir gegen ſie hegen, täglich in unſerem Gemüthe erneuert; Liebenswürdige Kinder, welche uns durch ihre unſchuldsvolle Kindheit tauſenderlei Ergözungen verſchaffen, und was ſage ich mehr: unzählige andere Arten von Vergnügungen, die ein angenehmes Eheband in ſich enthält, ſind geſchikt genug, auch bei den gröſten Widerwärtigkeiten uns das Leben dennoch vergnügt und angenehm zu machen. Man weis ſich noch eins ſo leicht in die ünglükliche Fälle und widerwärtigen Begebenheiten, ſo uns betreffen können, zu ſchiken, wenn wir jemand um uns haben, der uns mit Troſte unterhält, und durch liebreiche Vorſtellungen bei gutem Muthe zu erhalten weis: zumal wenn es eine ſolche Perſon iſt, von der wir verſichert ſind, daß ſie uns mit wahrer Liebe und Treue zugethan ſey, welches wir uns von einer treuen Ehegattin allerdings verſprechen können. Wenn ich alſo dieſe Glükſeligkeit des ehelichen Lebens überlebe, und dagegen ein ehloſes und einſames Leben in Betrachtung ziehe, ſo ſcheinet dieſes gegen jenes ungemein traurig und fürchterlich, ja gewiſermaſſen unnatürlich zu ſeyn. Man lebet für ſich allein, man hat niemand, dem man ſich ſicher anvertrauen könne; man ſcheuet ſich in hundert Fällen für ſeinen beſten Freunden; in widrigen Umſtänden iſt man ſich ſelbſt allein überlaſſen; man mus in ſeinem eigenen Gemüthe Troſt ſuchen, und wo nimmt man denſelben her, wenn das Gemüth von ſo vielen traurigen Vorſtellungen ganz umnebelt iſt? Der weiſe Sittenlehrer Sirach hat allerdings recht, wenn er ſaget: **ein Freund kommt zum andern in der Noth, aber Mann und Weib vielmehr.** Natürlicher Weiſe kön̄en keine treuere Freunde erfunden werden, als Ehegatten, die ſich rechtſchaffen lieben. Und wie wenig zu ſeinem Vortheile findet ein Hageſtolze in dem gegründeten Ausſpruche des obigen Sittenpredigers: ein freundliches Weib erfreuet ſeinen Mann; und wenn es vernünftig mit ihm umgehet/ erfriſchet es ihm ſein Herz! Ja, was noch das gröſte Ubel zu ſeyn ſcheinet: man ſtirbt im ledigen Stande endlich dahin, ohne den Endzwek ſeines Schöpfers erfüllet zu haben, und ohne von jemand bedauret und beweinet zu werden.

Dis ſind die Gegenwürfe, welche man einem Hageſtolze, und der an dem eheloſen Leben ein Vergnügen hat, mit Recht zu machen gewohnt iſt. Und dahero iſt ſowohl dieſer Name bei der alten als neueren Welt iederzeit ſehr verhaſt, wenigſtens ſehr verdächtig geweſen; und es iſt bekannt genug, welche ſcharfe Geſeze bei den meiſten Völkern gegen Leute von meiner Art gemachet worden ſind. Es mögte alſo dieſer fürchterliche Name vielleicht fähig ſeyn, mir den Beifall zu benehmen, welchen ich bei Ihnen zu erhalten verhoffe. Ich habe mich dahero genöthiget geſehen, nur mit wenigem etwas zu meiner Rechtfertigung anzuführen.

Ich gehöre nicht unter diejenigen Hageſtolzen, welche einen natürlichen Abſcheu und Haſs gegen das eheliche Leben haben, und einen Stand aus Eigenſinne fliehen, welchen ſein Stifter für allen andern mit ſeinem Seegen begnadiget hat. Ich erkenne die Glükſeligkeiten des ehelichen Lebens vollkommen; ob ich ſie ſchon niemals empfunden habe. Die Neigung zu den Wiſſenſchaften, und viele Widerwärtigkeiten, die mich in meinem Leben betroffen haben, ſind die einzigen Urſachen, weswegen ich den Stand, in welchem ich mich dermalen befinde, zu verlaſſen mich noch nicht entſchlieſſen kan. Der weiſen Vorſicht des Himmels hat es gefallen, mich nach vielen theils widrigen theils angenehmen Begebenheiten dasjenige Alter erleben zu laſſen, in welchem ich mich jezo befinde. Ich will hier meine Leſer mit der Widerholung meiner Schikſale nicht ermüden. Ich will nur ſo viel ſagen, daß ich nach einer langen Reihe von verſchiedenen Unglüksfällen, ſo ich ausgeſtanden habe, endlich in meine gegenwärtige glükliche Umſtände verſezet worden bin: und meine jezige Lebensart überzeuget mich vollkommen, daß ein ruhiges und angenehmes Leben einem unruhigen obgleich glanz- und ehrenvollen Leben weit vorzuziehen ſey. Ich befinde mich nunmehro in einem ſolchen Alter, in welchem man nach dem Laufe der Natur nach gerade auf den Abſchied von der Welt bedacht ſeyn mus. GOtt lob! ich finde mein Gemüth zu dieſer Reiſe vollkommen bereitet. Aus dieſer kurzen Beſchreibung meiner Lebensumſtände wird man ſehen, daß ich nicht zu den murriſchen und eigenſinnigen Hageſtolzen gehöre, die bei einem ruhigen und bequemlichen Leben öfters in ihren beſten Tagen, in der Blühte ihrer Jahre das zärtliche Band der Ehe lieber fliehen, als aus dem Umgange mit einer liebenswürdigen Gemahlin ein Vergnügen ſuchen wollen. Es wird nicht an ſolchen fehlen, die mir gegen dieſes, was ich eben geſaget habe, genug Einwürfe zu machen wiſſen. Man wird mich auf die Beiſpiele ſo vieler unglüklichen Ehen; auf die übele Zucht, auf die Treuloſigkeit, auf die ſchlechte Haushaltung ſo manniger böſen Weiber; auf das Exempel ſolcher Männer, die eben dadurch auch auf allerhand Abwege gerathen; auf die Laſter und Beſchwerlichkeiten, die auch von dem vergnügteſten Eheſtande nicht zu trennen ſind, und, wer weis, auf was alles ſonſt noch verweiſen. Allein alle Gründe, die man immer vorbringen wird, ſind in meinen Augen viel zu ſchwach, einen Abſcheue gegen das eheliche Leben in mir zu erweken.

Meine Lebenszeit iſt von mir im Dienſte groſſer Prinzen und faſt mit beſtändigen Reiſen hingebracht. Ich habe jederzeit dafür gehalten, daß, wenn man einmal ſich in den Dienſt eines Prinzen begeben hat, man auch verbunden ſey, ſeine eigene Bequemlichkeit, Luſt und Vergnügung demſelben nachzuſezen, wenn man als ein vollkommener Weltbürger ſeine Pflichten genau erfüllen will. Dieſer Eifer, mit welchem ich jederzeit meine Sachen auszurichten geſuchet habe, hat mir alle Gefährlichkeiten, denen ich auf meinen Reiſen bei beſtändigen Verſchikungen unterworfen geweſen, erleichtert. Er hat gemachet, daß keine Vorſtellung von einer bequemlichen Lebensart in meinem Gemüthe Plaz gefunden hat. In dieſem Eifer habe ich noch einen guten Theil der Jugendjahre zurük gelegt. Er hat mich durch das männliche Alter begleitet, und ich bin endlich in denſelben zu einem angehenden Greiſe geworden. Wer wolte noch von mir verlangen, daß ich mich verheirathen ſolte? und geſezt! die Verbindlichkeit zu dem Eheſtande wäre ſo ſtrenge, daß man ſich ohnmöglich davon losmachen könnte, da ſie es doch nicht iſt; ſo glaube ich doch, daß bei mir eine Ausnahme ſtatt finden müſte. Solte ich mich mit einer angenehmen Schöne von 18. bis 20. Jahren verheirathen? Gewis dieſes hieſſe mit Rechte die thörigſte Handlung! Welches Vergnügen würde dieſes gute Kind in dem Umgange mit einem alten Manne finden, der die Artigkeiten der galanten Welt, und das verliebte Bezeigen der jungen Herren nicht mehr verſtehet, und nunmehro darzu ungeſchikt iſt. Und geſezt: ich verſtünde die Kunſt, einer jungen Schöne zu gefallen vollkommen, ſo würde die Ausübung derſelben mir dennoch übel anſtehen. In meinen Augen iſt nichts lächerlichers, als ein verliebter Greis. Sie verdienet einen Bräutigam von ihren Jahren. Soll ich mich mit einer Perſon von meinem Alter vermählen? ſo würde der Hauptendzwek von dem Eheſtande ſchlecht erfüllet werden: zu geſchweigen, daß es noch immer zweifelhaft iſt, ob eine Perſon, die dem Grabe eben ſo nahe iſt, als ich bin, mir noch Vergnügen zu verſchaffen fähig ſey. Bei dieſen Umſtänden wird ein jeder leicht einſehen, daß, wenn ich den Charakter eines vernünftigen Mannes anders mit in das Grab nehmen will, mir nichts beſſers, als ein ehrlicher Hageſtolze zu bleiben, angerathen werden kan.

Man wird mir aber dennoch vorwerfen, daß ich auf dieſe Weiſe mit einer gewiſen Unruhe und einem innerlichen Gemüthskummer einſt dahin ſterben müſte, indem ich ohne von Leibeserben beweinet zu werden, in die Gruft verſenket werden würde, und meine etwaige Verlaſſenſchaft in fremde Hände überliefern müſte. Man wird ſagen; ich könne mir durch eiHeirath eine ganze Familie zu Freunden machen, und dadurch tauſend Gemächlichkeiten verſchaffen u. d. m. So wichtig dieſe Vorwürfe zu ſeyn ſcheinen, ſo wenig können ſie meine Zufriedenheit des Gemüthes ſtören. Aus meiner langen Erfahrung bin ich genug belehret werden, daß man bei dem Glüke, ſich durch eine Heirath eine ganze Familie zu Freunden zu machen, allemal das Unglük hat, ſich eben dadurch zehn andere zu Feinden zu machen. Es iſt einmal der Ordnung des Schöpfers gemäs, daß heute eine Familie untergehet, und morgen eine andere wieder entſtehet. Welch eine Ehre für mich! daß, da ich der lezte von meinem Geſchlechte bin, mein Haus wenigſtens mit mir nicht mit Schanden untergehet! Was kan bei der entſezlichen Menge von Menſchen, bei einer ſo groſſen Anzahl von Familien in der Welt, der Untergang eines Hauſes wohl für Schaden verurſachen? Solte wohl derſelbe auch verſpühret werden? oder daß menſchliche Geſchlecht einen merklichen Abgang dadarch erleiden? dieſes wird niemand behaupten können? Wie viele vornehme und andere Perſonen ſind ihres Gelübdes wegen verbunden, ein eheloſes Leben zu führen! und dennoch leben ſie vergnügt. Wenn ich die Anzahl dieſer Leute beſtimmen könte, ſo würde man darüber erſtaunen. Ich füge dieſen noch die Menge derer hinzu, die der Krieg der Welt entziehet, von denen die meiſten ein ehloſes Leben führen: und da unter den mächtigen Kriegsheeren der Potentaten und Prinzen in der Welt nicht der dritte Theil der Soldaten im Ehſtande lebet, ſo kan ich wohl muthmaſen, daß nicht mehr als die Halbſcheid von Menſchen verheirathet iſt, und kaum die Halbſcheid, wenn ich alle diejenigen zu den Obigen rechne, die verheirathet ſeyn könnten, aber nicht verheirathet ſind: und dennoch wimmelt es an allen Orten voll Menſchenkindern. Dieſer Umſtand ſezet mich in Ruhe, und verſichert mich, daß der Schade kaum zu nennen werth ſey, den ein Hageſtolze verurſachet.

Endlich: ſo verhindert uns ja ein ehloſes Leben nicht, ſich ſeinen Mitbürgern nüzlich zu machen, und dem gemeinen Weſen zu dienen! ja es iſt uns vielmehr dazu beförderlich, indem er uns für tauſend Zerſtreuungen bewahret, in welche uns öfters eine noch ſo gut gerathene Ehe hineinziehet. Ein Mann, der mit mir ein gleiches Schikſal hat, wird mit Vergnügen die Einſamkeit erwählen, und ſich in derſelben ſeinen Mitbürgern nüzlich zu machen ſuchen. Er ſiehet dieſelbe als einen ſichern Haven an, in welchem er nach ſo vielen ausgeſtandenen Widerwärtigkeiten des Lebens ungeſtöhret ruhen und den Reſt ſeiner Tage mit Vergnügen beſchlieſſen kan. Ich ſage dieſes nicht in der Abſicht, um bei den jungen Einwohnern unſerer Stadt eine Luſt zum ehloſen Leben zu erweken. Die Annehmlichkeiten des Ehſtandes werden jederzeit ſo anlokend bleiben, daß ſich eine Menge von Candidaten einfinden wird, die dieſe Pflicht des menſchlichen Geſchlechtes ohne Zwang erfüllen werden. Ich ſchreibe es nur in der Abſicht, um mich von den Vorwürfen zu befreien, die meiner Perſon gemachet werden könnten. Habe ich gleich von der Glükſeligkeit der Verheiratheten keine Begriffe, ſo würde ich doch ſündigen, wenn ich andere von dem Heirathen abrathen wolte. Ein jeder folge ſeiner Neigung, in ſo ferne ſie von der Vernunft gebilliget wird. Ich glaube, daß ich die Meinige hinlänglich gerechfertiget habe.

v. L.

Nachricht von einem ſehr gelehrten Geiſtlichen, der mit zwo Zungen gebohren worden, der Königl. Akademie mitgetheilt, durch Cromwell Mortimer, M. D. und Secret. der Königl. Akademie.

JN einer geſchriebenen Nachricht von dem Leben des ehrwürdigen Herrn Henry Wharton, Capellans des Erzbiſchofs Sancroft, ſo er ſelbſt verfertiget, habe ich folgende Stelle angetroffen:

> Mihi quidem ex vtero materno exeunti duplex erat lingua, vtraque ejusdem figuræ & magnitudinis; inferiorem exſcindendam eſſe clamarunt mulieres obſtetrices. Verum id noluit mater puerpera. Pietati ejus obſecundauit fortuna. Lingua enim inferior paulatim emarcuit, & in exiguam piſoque haud majorem lingulam, quæ hodienum manet, contracta eſt. Lingua interim ſuperior ad juſtam crevit magnitudinem, quamplurimis longis profundisque ſulcis diſtincta, an vulneribus lacerata dicam? quæ parellelo ſitu poſita vna cum lingua creverunt, neque vnquam coitura eſſe videntur.

Nach-

Nachricht von Verſuchen, Saamen in Moos zu pflanzen,

die neulich von dem Herrn Charles Bonnet von Geneve, einem Mitgliede der Königl. Akademie angeſtellet worden.

HErr Bonnet hatte Luſt einen Verſuch anzuſtellen, ob Pflanzen auch wachſen würden, wenn er ſie blos in Moos ſezte, anſtatt ſie in die Erde zu pflanzen. In dieſer Abſicht füllte er verſchiedene Gartentöpfe mit Moos, und drükte den Moos mehr oder weniger zuſammen, nachdem er glaubte, daß die verſchiedenen Pflanzen, die er hineinzuſehen Willens war, einen dichtern oder lokern Boden erforderten. Er ſäete hierauf in dem Mooſe Weizen, Gerſte, Haber und Erbſen, und fand:

1) Daß alle auf die Art geſäete Körner ſpäter zur Reife kamen als andre, die zu gleicher Zeit in gedüngte Erde geſäet worden.

2) Daß die Halme dieſer Körner durchgehends länger waren, als die, ſo aus der Erde wuchſen.

3) Daß aus den in Moos geſäeten Körnern mehr Halme kamen, als aus denen in der Erde.

4) Daß dieſe Körner mehrere Frucht brachten als die andern.

5) Daß die Körner, ſo von denen geſammlet worden, die in Moos gepflanzt geweſen, ſowohl in Moos, als auch in Erde gleich gut gewachſen.

Herr Bonnet hat auch verſchiedene Arten Nelken, Gänſeblumen, Tuberoſen Tulpen, Hyacinthen, Jonquillen und Narciſſen in Moos gepflanzet, welche alle eben ſo gut als andere von derſelben Art, die in gedüngte Erde geſezet worden, aufgekommen.

Wein, den er in Moos gepflanzt, iſt in kurzer Zeit gröſſer geworden, als anderer, den er zu gleicher Zeit in Erde geſezet.

Auszug eines Schreibens, das Gehör der Fiſche betreffend.

(Aus den Philoſophical Transact. N. 486)

Mein Herr,

DA es auf ihr Verlangen geſchehen, daß ich mich entſchloſſen habe, Verſuche und Anmerkungen über die Natur und Eigenſchaft der Fiſche anzuſtellen, und, wenn es möglich, zu entdeken, ob ſie das Geräuſche und die Bewegungen der Körper, gleich den Landthieren, durch das Gehör empfinden, oder ob ihnen vielmehr, weil ſie dieſes Sinnes beraubet ſind, derſelbe durch die Geſchwindigkeit ihres Geſichts und Gefühls erſezet werde: ſo will ich ihnen jezo die Art und Weiſe vor Augen legen, deren ich mich bedienet, zu einer Art einer Gewisheit in dieſer zweifelhaften Sache zu gelangen, und ich werde meine Zeit für ſehr wohl angewand halten, wenn ich ihnen einiges Genüge leiſten kan.

Obgleich die Fiſche nicht mit Werkzeugen des Gehörs verſehen ſind, die denen gleich wären, welche zu dieſem Endzweke in andern Thieren dienen, ſo würde es doch gar zu kühn ſeyn, ohne Verſuche zu behaupten, daß ſie durch anderswohin gelegte Werkzeuge, deren Lage und Bau uns aus Mangel einer gehörigen Unterſuchung unbekannt iſt, nicht zu hören fähig ſind.

Um alſo im Stande zu ſeyn, aus wirklich geſchehenen Dingen zu urtheilen, ohne durch das geringſte Vorurtheil in Anſehung deſſen verleitet zu werden, was für oder wider die Fähigkeit zu hören geſchrieben worden; ſo habe ich faſt drei Jahre lang mit verſchiedenen Arten von Fiſchen beſtändig Verſuche angeſtellt. Z. E. mit Barſchen, Stinzen, Gründlingen ꝛc. die ich zu dem Ende in gläſernen Gefäſen gehalten habe. Ich habe ſowol zu den Zeiten, wenn ich ſie fütterte, als auch ſonſt, durch verſchiedene Arten vom Geräuſche, als Pfeifen, Schreien, den Schall unterſchiedener muſikaliſcher Inſtrumente, und andere Mittel, darauf ich mich nur beſinnen können, zu entdeken geſuchet, ob ſie mit dem Sinne des Gehöres begabet wären; allein ich habe niemals merken können, daß ſie das geringſte von allem dieſem empfunden hätten.

Es mögen aber die Fiſche hören können, oder nicht, ſo iſt es gewis, daß ihre Sinne des Geſichts und Gefühls ſehr geſchwinde ſind: und ich glaube, durch die äuſerſte Empfindlichkeit dieſer beiden, laſſen ſich die meiſten Nachrichten erklären, welche aus den Schriftſtellern als Beweisthümer ihres Gehörs angebracht werden; daß ſie z. E. kommen, wenn ſie bei ihrem Namen geruffen werden, wie Plutarch von der Lamprete des Marcus Craſſus erzehlet; daß ſie ſich heerdenweiſe verſammeln, wenn ſie zur Fütterung geruffen werden, wie Herr Bradlei uns berichtet, daß er ſolches von Karpen in dem Teiche eines gewiſen Herrn Eden zu Rotterdam geſehen, und daß ſie vor dem Geſchreie und Lärmen fliehen, welches die Seeleute machen, wenn ſie dieſelben erſchreken wollen, wie Wolfgangus von den Delphinen ſchreibet. Können wir aber nicht eben ſo vernünftig glauben, daß dieſe Delphine vor den Seeleuten, ihren Schiffen und Böten, vielmehr wegen der Heftigkeit der Handlungen, die mit ſolchem Schreien gemeiniglich verknüpfet ſind, als blos wegen des Geräuſches fliehen, welches ſie machen? Und iſt es in Anſehung der andern Fälle nicht wahrſcheinlicher, daß die Fiſche in Teichen, entweder durch ihr Geſicht, oder Gefühl, die Annäherung ihrer Wohlthäter entdeken, deren Ankunft ſie zu erwarten gewohnt ſind, als daß ſie ihre Stimmen, die ſie ruffen, hören ſolten?

Ich habe öfters mit dem Nagel meines Daumes an den Rand des Glaſes geſchlagen, worinn ich zween Fiſche hatte; da denn der Schlag nicht härter, als der Schlag des Pulſes war: und dieſes verurſachte, daß ſie den Augenblik von dem Boden des Glaſes an den Rand deſſelben in die Höhe kamen, ob ich gleich verſichert bin, daß ſie mich nicht geſehen. Allein wenn ich dieſelbe Bewegungen machte, ohne das Glas zu berühren, oder wenn ich ein hundertmal ſtärkeres Geräuſche, als das Schlagen mit meinem Nagel, in einer kleinen Entfernung von dem Glaſe verurſachte, ſo konnte ich nicht merken, daß ſie im geringſten dadurch gerühret wurden, welches, wenn es in gehörige Erwägung gezogen wird, meinem Bedünken nach, zu einem Beweiſe der Taubheit, oder des Mangels des Gehörs, wenigſtens an dieſer Art von Fiſchen, dienen kan, und daß der zarte Sinn des Gefühls ihnen, wenn es ihnen an andern Sinnen fehlet, die Bewegungen der Körper empfindlich machet.

Ich bin in der That oft durch Verſuche überzeuget worden, daß ihr Gefühl ſehr ſcharf, und vielleicht viel ſchärfer, als in andern Thieren, ſey. Dieſes hat mich zu glauben bewogen, daß ihre Flosfedern vielleicht die Werkzeuge ſeyn mögen, durch welche ſie die geringſten Bewegungen in dem Medio, worinn ſie ſich aufhalten, unmittelbar zu empfinden fähig ſind. Curiöſe Perſonen, welche die Flosfedern der Fiſche durch das Vergröſſerungsglas betrachtet, haben gefunden, daß dieſelben aus unendlich feinen Gefäſſen, Arterien, Venen, Muskeln und häutigen Fäſerchen zuſammengeſezet ſind, deren Bau viel zärter zu ſeyn ſcheinet, als für ſolche Theile nöthig iſt, die nur als Ruder zu dienen ſcheinen, den Fiſch fort zu bringen. Dieſes müſſen ſie indeſſen doch nur als eine bloſe Muthmaſſung anſehen, wozu es an nothwendigen Beweiſen mangelt.

Wenn ich zu andern Zeiten oben an dem Glaſe mit einem Schlüſſel ſchlug, ſo war der Streich oder das Zittern heftiger, und alsdenn lieſen die Fiſche ihre hinterſten Flosfedern in einem Augenblike niederſchieſſen, und blieben unbeweglich auf dem Boden des Glaſes liegen. Die plözliche Erſcheinung meiner Hand, oben an dem Glaſe pflegte dieſelbe Würkung hervorzubringen, allein ein Geräuſche, das nahe bei ihnen gemacht ward, ſchien ihnen keine Unruhe zu verurſachen.

Dieſe Verſuche habe ich oft, ſowohl in Gegenwart verſchiedener meiner Bekannten, als auch allein für mich ſelbſt, wiederholet, und habe ſelten gefunden, daß ſie viel von einander unterſchieden geweſen. Allein von Fiſchen, die erſt neulich aus Teichen oder Flüſſen genommen ſind, mus man nicht erwarten, daß ſie alles das thun, was ich hier berichte. Denn ſie werden gleich den Vögeln, die erſt eben auf dem Felde gefangen, und in Bauern geſezt ſind, ganz verwirrt gemacht, wenn ſich ihnen etwas nähert, und ſie bemühen ſich beſtändig, ihre Freiheit wieder zu erhalten.

Wenn die Augen der Fiſche genau unterſuchet werden, wenn ſie in einem gläſernen Gefäſſe ſchwimmen; ſo kan man ſehen, daß die *Cornea* oder ſchwarze *Uvea* ihrer Augen ſich bisweilen hervorwärts, bisweilen zurük begiebt, ſo wie ſich nemlich ihr Geſicht nach nahen oder entfernten Dingen durch ein gröber oder feineres Medium richtet: denn die Form ihrer Augen verändert ſich, wie die Gelegenheit es erfordert, damit ſie die Dinge unterſcheiden können; und ihre Augen haben ſo groſſe Freiheit in ihren Kreiſen, daß ſie fähig ſind, dieſelben allenthalben, aufwärts, niederwärts, und an beiden Seiten, beinahe in der Weite des vierten Theils eines Zirkels, hinzurichten, wodurch ihnen der Mangel der Bewegung ihres Halſes völlig erſezet wird, und welches ſie fähig macht, ihre optiſche Arte in einem Augenblike nach jedem Dinge, das ſie ſehen wollen, hinzurichten.

Diejenigen, welche es gewohnt ſind, mit Fliegen zu fiſchen, können bezeugen, daß das Geſicht der Fiſche faſt unglaublich geſchwinde und genau ſey: denn es iſt nichts ungewöhnliches zu ſehen, daß ein Fiſch in einem Augenblike 20. oder 30. Ellen nach einer Fliege ſchieſſet, die ihnen an dem Ende einer langen Linie zugeworfen wird, und daß er ſie fänget, ehe ſie das Waſſer noch einmal recht erreichet. Es ſind vielleicht wenig andere Creaturen fähig, ſo kleine Dinge, in einer ſo groſſen Entfernung, wenigſtens ſo vollkommen entſcheiden, als dieſe thun: denn wenn auch eine durch Kunſt gemachte Fliege von einer natürlichen, die ſie vorſtellen ſoll, an Farbe, Geſtalt und Gröſſe ſo wenig, als möglich, unterſchieden iſt; ſo wird ſich kein einziger Fiſch an dieſelbe machen.

Dieſe Exempel von dem vortreflichen Gefühl und Geſichte der Fiſche, nebſt ihrem Mangel an Werkzeugen, wovon man gewis wiſſen könnte, daß ſie ihnen zum Hören dienten, imgleichen der Mangel zureichender Begebenheiten, um zu beweiſen, daß ſie hören, bringen es, wie ich glaube, zur höchſten Wahrſcheinlichkeit, daß ſie würklich dieſes Sinnes beraubet ſind, und daß ſie, der gegenſeitigen Meinung einiger Schriftſteller ungeachtet, deſſelben nicht nöthig haben. Da ſie auch in einem Elemente leben, in welchem Landthiere nur eine ſehr kurze Zeit bleiben können, ſo iſt es daher wohl unmöglich, daß man eine vollkommene Gewisheit davon erreichen könne.

Um aber zu entdeken, was Landthiere, oder was Fiſche, wenn ſie ſolche Werkzeuge des Gehörs, als die Landthiere, hätten, würden thun können; ſo habe ich mich vorigen Sommer durch Verſuche ausfündig zu machen bemühet:

1) Ob ein Schall, der in der freien Luft gemacht wird, von einem unter Waſſer getauchten Landthiere gehöret werden köne, oder nicht?

2) Ob und auf was Weiſe ein Schall, ſo unter dem Waſſer gemacht wird, von einem in freier Luft ſich befindenden Landthiere könne gehöret werden? Und

3) Ob und auf was Weiſe, ein unter dem Waſſer verurſachter Schall von einem ſich gleichfals unter dem Waſſer befindenden Landthiere könne gehöret werden?

Meiner erſten Frage ein Genüge zu thun: ob ein Schall, ſo in der offenen Luft erreget wird, von einem Landthiere unter dem Waſſer könne gehöret werden? ſo lies ich drei Leute, die ſich nakend ausgezogen hatten, zu gleicher Zeit untertauchen, und ohngefähr zween Fus tief unter Waſſer bleiben. In dieſer Stellung rief ich ihnen ſo laut zu, als ich nur immer konnte. Wie ſie wieder in die Höhe kamen; ſo wiederholeten ſie meine Worte, ſagten aber, ich hätte ſehr ſachte geſprochẽ.

Ich lies dieſelben Perſonen hernach ungefehr 12. Fus tief unter das Waſſer tauchen, und eine Flinte über ſie losſchieſſen, wovon ſie ſagten, daß ſie alle gehöret hätten; allein der Schall wäre kaum merklich geweſen.

Meine andere Frage betreffend, ob und auf was Weiſe und Schall, ſo unter dem Waſſer gemacht wird, in der freien Luft könne gehöret werden: ſo lies ich einen jungen Menſchen einige Fus tief untertauchen, wobei er ſich bemüſten muſte, laut zu ſchreien. Ich konnte ihn auch hören, aber nur ſehr ſchwach. Weil ich aber glaubte, daß ihm das Waſſer im Munde am Schreien hinderlich wäre; ſo nahm ich eine Handgranate und warf dieſelbe auf einen Ort im Fluſſe, der ungefehr 9. Fus tief war. Sie brannte beinahe 10. Secunden unter dem Waſſer, und als ſie losgieng, gab ſie einen ſo heftigen Schlag, und machte eine ſolche Erſchütterung, daß ein ganzes Gebäude, ſo etliche Ellen von dem Orte ſtund, wo der Schlag geſchahe, davon zitterte; eine Würkung, die weit ſtärker war, als man von ſo wenigem Pulver hätte erwarten ſollen.

Meine dritte Frage, ob und auf was Weiſe ein Schall, der unter dem Waſſer gemacht wird, von einem Landthiere, ſo gleichfalls unter dem Waſſer iſt, könne gehöret werden, beantworte ich dadurch, daß ich einen jungen Menſchen, mit einer Gloke in der Hand, untertauchen lies, und er verſicherte mich, daß er das Klingen derſelben in allen Tiefen unter dem Waſſer, und zwar mit wenigem oder gar keinem Unterſchiede von dem Klingen in freier Luft gehöret. Er verſicherte mich gleichfalls, daß er das Geräuſche und Hereindringen des Waſſers ganz deutlich vernom̃en, welches ungefehr 20. Fus von ihm heftig durch eine Art von Schleuſe ſtürzte. Wenn dieſe Verſuche und Anmerkungen einige Aufmerkſamkeit verdienen, ſo werde ich glauben, daß ich meine Zeit nicht übel angewendet habe. Doch Sie können verſichert ſeyn, daß ich in allen Fällen bin ꝛc.

Norwich, den 7 Nov.
1749.

W. Arderon.

Von dem Schaden des Kalk-Dunſtes, in neu geweisten Zimmern, und deſſen ſorgfältigen Verhütung.

§. 1.

ES giebt vielerlei Dämpfe, die unſerer Geſundheit ungemein nachtheilig ſind, wenn wir ſie in unſere Körper einziehen. Dieſes beweiſet nicht nur der höchſt ſchädliche Kohlendampf, davon leider! bis dato ſehr viele betrübte Exempel am Tage liegen; ſondern es erfahren es auch diejenigen an ihrem Theile zur Gnüge, die mit Verrauchung des Queckſilbers, Scheidewaſſers und Schwefels umgehen, ingleichen die Bergleute, die in den Bleigruben arbeiten, und mit Schmelzung oder Reinigung der Metalle zu thun haben, oder auch die Töpfer, welche bei dem Glaſuren der irrdenen Gefäſſe mit Silberglätt, viele unnüze Dämpfe einſchluken müſſen. Dann wer weis nicht, daß alle dergleichen Perſonen theils Engbrüſtigkeit und Colik, theils aber ſtarkes Zittern, Reiſſen und Lähmung der Glieder bekommen, und daß inſonderheit die Bergleute mit einer recht kläglichen Krankheit befallen werden, die man die Hüttenkaze nennet, und die ihnen ſo viel zu ſchaffen macht, daß ſie nicht ſelten ihr Leben darüber einbüſſen müſſen. Doch, ſo ſchädlich auch immer die von dieſen jezt erzehlten Dingen aufſteigende Dämpfe zu ſeyn pflegen: ſo getraue ich mir doch zu beweiſen, daß die ſubtilen Ausdünſtungen, die von dem Kalke in den neu geweisten Wohnzimmern und Schlafkammern weggehen, eine eben ſo ſchlimme, und der Geſundheit ſchädliche Würkung erweiſen. Ich will ſie daher in der gegenwärtigen Abhandlung kürzlich beſchreiben, und zugleich die Urſachen davon unterſuchen, ſodann aber die nöthigen Mittel anzeigen, wodurch man den daraus zu beſorgenden Schaden theils klüglich verhüten und abwenden, theils aber denſelben, wenn er ſchon zugegen iſt, auf eine gute Art wieder verbeſſern köñe.

§. 2.

Beſtandtheile des Kalks, mit denen er würket.

Das Weiſſen wird mit gelöſchten lebendigen Kalk verrichtet, der alſo genennet wird; weil er mit dem Waſſer eine Bewegung macht, die man ſonſt gemeiniglich vor ein Zeichen des Lebens zu halten pflegt. Da ich nun von dem Schaden ſeiner Ausdünſtungen reden will: ſo mus ich zuförderſt einige Gründe davon voraus ſezen. Es beſteht aber der lebendige Kalk, wie die damit angeſtellten chymiſchen Verſuche ausweiſen, 1) aus einer ſehr zarten alcaliſchen Salzerde, oder aus einer zarten Erde, worinne ein Salz ſtekt; daher ſie ſich auch dem Waſſer mittheilet, 2) aus einer gröbern Erde, die ſich in dem Waſſer nicht auflöſet, ſondern darinne zurüke bleibet. In der erſten liegt die vornehmſte würkende Kraft, und dieſe erdigt ſaliniſchen Theile ſind ſo flüchtig, daß ſie ſich, wenn Waſſer dazu kommt, ungemein leichte erheben, und in der Luft und Wärme verfliegen, wie man an dem Kalkwaſſer ſieht, welches mit gehörigem Feuer ganz weggehet. Kurz: Sie machen gleichſam die Seele des Kalks aus, davon ſeine vornehmſte Würkungen herkommen, und ſie ſind es auch ohne Zweifel, die, wenn der Kalk gelöſcht, und zum Abweiſſen gebraucht iſt, noch immer im Anfange davon weggehen, und nicht nur in neuen Zimmern, ſo lange ſie noch feuchte ſind, unangenehm riechen, ſondern auch dem Menſchen ſo groſſen Schaden zuziehen. Daß ſie aber laugenhaft oder alcaliſch ſeyn müſſen, das läſt ſich, auſſer dem vorhergegangenen Brennen des Kalks, inſonderheit aus demjenigen abnehmen, was bei dem Löſchen wegrauchet, welches den Violenſaft grün färbet, das aufgelöſete ſublimirte Queckſilber Pomeranzengelbe zu Boden ſchlägt, und auch den aufgelöſeten Schwefel in etwas präcipitiret; welches ſonſt bloſe Eigenſchaften alcaliſcher Körper zu ſeyn pflegen, wie hiervon des Herrn Profeſſor Neumanns Chymie pag. 1531. ſeq. nachzuleſen. Da nun das im Kalke befindliche erdigt ſaliniſche Weſen nicht nur alcaliſch, ſondern auch ungemein ſcharf iſt; weil ſonſt der Kalk die Haare vom Leder nicht herunter beizen würde: ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man die ſchlimmen Würkungen, die er in unſern Körpern zuwege bringet, davon eigentlich herleiten müſſe; und ich will nunmehro einige derſelben erzehlen, und zuſehen, ob ſie ſich wohl füglich daraus erklären laſſen.

§. 3.

Der Kalkdunſt verurſachet Engbrüſtigkeit.

Der gewöhnlichſte Schade, den die Kalkdünſte dem Menſchen in friſch geweisten Zimmern verurſachen, iſt die Engbrüſtigkeit, welche im gemeinen Leben, wenn man anders darauf acht giebt, ſehr ofte vorkommt. Denn weil die Ausdünſtungen des Kalks ſehr ſcharf ſind: ſo ziehen ſie vermuthlich die Luftbläsgen, und empfindlichen Bruſtnerven, ſamt denen daraus zum Theil abſtammenden Häuten der Blutgefäſſe zuſammen, und verhindert nicht nur das Einathmen der Luft, ſondern auch die freie Bewegung des Bluts durch die Lunge; daher denn nothwendig kurzer Odem, oder ein Bruſtkeuchen entſtehen mus. Es kan aber daſſelbe eben ſowohl dadurch erwecket werden, wenn man die Luft nicht gehörig wieder ausathmen kan. Der ſeel. Herr Geheimde Rath Hofmann führet davon in ſeiner Med. Syſtemat. Tom. IV. Part. III. Sect. II. Cap. 2. obſerv. X. ein merkwürdiges Exempel an, das ſich nach ſeinem vornehmſten Innhalte alſo verhält: Ein Mann von 50. Jahren verfiel in eine groſſe Engbrüſtigkeit, die zwar beſtändig anhielt, doch aber bei feuchten Wetter gelinder wurde, als wenn es kalt und troken war. Die Urſache davon ſchrieb er dem zu, daß er ehemals in einer neu geweisten Kammer geſchlaffen hätte; weil gleich von der Zeit an ſeine Krankheit angegangen wäre. Er brauchte von vielen Aerzten viele Arzeneien; aber ohne Effect, bis er endlich oben abnahm, unten aber ſchwolle, und an der Hectik verſtarb. Als man den verblichenen Leichnam öfnete, fand man die Leber ſehr gros, und die Lunge dermaſſen ſtark ausgedehnet und aufgeblaſen, daß ſie die ganze Höhle der Bruſt ausfüllete; das Herzfell (pericardium) war voller Waſſer, und die Gedärme ſahe man hin und wieder entzündet.

§. 4.

Die Ausdünſtungen des Kalks können Steckflüſſe verurſachen.

Kan nun der von dem Kalk ausdämpfende ſubtile Dunſt die Lunge zuſammen ziehen, und die Circulation des Bluts durch dieſelbe aus der einen Herzenskammer in die andere hemmen: ſo iſt es auch wohl möglich, daß er ſolche bei einigen gar aufheben könne, wenn ſie zumal ſehr vollblütig ſeyn, und etwa ohnedem ſchon einen ſchweren Umlauf des Bluts und kurzen Odem haben, oder wenn ſie ſehr empfindliche Bruſt-Nerven beſizen, und ſich in neu geweisten, und dazu noch verſchloſſenen Wohnungen, die allezeit ſchädlicher ſeyn, über die Zeit aufhalten. Höret aber die Bewegung des Bluts in der Lunge auf: ſo hat auch das zum Leben unumgänglich nöthige Athenhohlen ein Ende, und die Menſchen bekommen Stükflüſſe, oder ſie erſtiken. Daher es auch verſchiedene Fälle giebt, daß man ſo wohl erwachſene Leute, als insonderheit Kinder, an der Erſtikung tod gefunden hat, wenn ſie in neuen Kammern geſchlafen haben. Doch will ich nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht auch ein Stekflus auf dieſe Art ſollte erzeugen können, wenn nemlich auf die von dem ſcharfen Kalkdampfe erregte heftige Zuſammenziehung der Bruſt-Nerven und empfindlichen Lungenbläsgen eine ſo groſſe Schwäche erfolget, daß davon die beſagten nervöſen Theile gleichſam gelähmet werden, und die Bewegung der Lunge nicht länger unterhalten können: daher denn das Athemhohlen notwendig aufhören, und das Leben ſelbſt wegfallen mus.

§. 5.

Die Ausdünſtungen des Kalks verurſachen [illegible]e Hälſe.

Nechſtdem haben auch die eingeſogenen Kalkdünſte vielmals zu böſen Hälſen Anlas gegeben, wenn man ſie zumal mit ofnen Munde im Schlafe aufgefangen hat. Und es iſt keinesweges zu verwundern; weil ſie vermuthlich mit ihrer durchdringenden Schärfe die Speicheldrüſen zuſammen gezogen, und den freien Abflus der Feuchtigkeiten zurüke gehalten haben, die denn hernach geſtoket, mit der Zeit ſchärfer geworden, und eine leichte wäſſrige Entzündung (inflammatio ſuperficialis ſeroſa) im Halſe verurſachet. Ja das gienge noch wohl hin; Wenn man nur nicht Exempel hätte, daß auch ſogar gefährliche Blutentzündungen, oder die Halsbräune (angina) dadurch wäre zuwege gebracht worden. Es rechnet daher der ſeel. Herr Geheimde Rath Hofmann in ſeiner Med. Syſtemat. Tom. IV. Part. I. Sect. II. Cap. IV. de angina die Kalkdünſte mit Recht unter die Urſachen der ſchlimmen Krankheit, und ſagt, daß die Erfahrung ſolches bei Leuten von allerlei Alter beſtätigte. Auſſerdem aber führet er auch in der §. 3. angezeigten Stelle ein merkwürdiges Exempel an, das er ſelbſt erlebet hat, da nemlich drei Kinder unter 10. Jahren, weil ſie in einer neu geweisten Kammer geſchlaffen, würklich mit der Bräune befallen worden, und in wenigen Tagen geſtorben ſind. Dergleichen ebenfalls Tulpius obſerv. Lib. III. obſerv. XLI. von einem Kinde erzehlet.

§. 6.

Heiſerkeit und trokner Huſten.

Nicht minder kan auch eine Heiſerkeit von dieſen ſchädlichen Dämpfen entſtehen, wenn ſie nemlich die zarten Drüſen in der Luftröhre zuſammen ziehen, und die Abſonderung derjenigen Feuchtigkeit verhindern, welche zu ihrer Befeuchtung dienen, und ſie zu Bildung der Töne geſchikt machen ſoll. Ich ſelbſt habe jemanden gekennet, der auf ſolche Art heiſch geworden iſt, und ſeine Heiſerkeit zeitlebens behalten, endlich aber ein Bruſtkeuchen, und eine hectiſche Auszehrung bekommen hat. Und bei ſo bewanden Umſtänden darf man ſich um ſo weniger wundern, daß auch ein trokner Huſten davon kan erreget werden, in ſo ferne nemlich die flüchtige Schärfe dieſer Dünſte die empfindliche Luftröhre und Lungenbläsgen angreiſet, und ſie zum Krampfe reizet.

§. 7.

Die Schwindſucht.

Ja es iſt nicht minder ganz begreiflich, daß ſo gar die Schwindſucht darauf erfolgen könne; Denn wenn der Huſten ſehr heftig iſt, und lange anhält: ſo wird die Lunge endlich allzuſehr geſchwächet, oder mit harten Knötgen und Verſtopfungen beſezet. In beiden Fällen aber iſt die Schwindſucht entweder ſchon da; oder kommt doch balde nach. Denn iſt die Lunge zu ſchlapp: ſo flieſſen endlich alle Feuchtigkeiten des Körpers, und auch diejenigen, die zu ſeiner Nahrung dienen ſollten, allda zuſammen

men, und werden nach und nach mit dem Huſten ausgeworfen, bis mit der Zeit der Körper ausgezehret, entkräftet, und zu Fortſezung der nöthigen Lebens-Bewegungen ganz untüchtig wird. Befinden ſich aber Verſtopfungen und verhärtete Knoten in der Lunge: ſo reizen ſie ohne Unterlas zum Huſten, und bringen endlich dadurch Entkräftung, innerliche Hize und die Hectik zuwege; oder ſie faſſen Eiter, und verwandeln ſich in ein würklich Geſchwüre, das man aber in dieſen Eingeweide ſehr ſchwerlich zur Heilung bringen kan, bis hernach die eitrige Materie, wenn ſie mit ins Blut geführet wird, ein hectiſch Fieber erreget, und das Garaus machet. Kurz: alles dasjenige, was den freien Umlauf des Geblüts durch die Lunge verhindert, das kan auch zur Schwindſucht beitragen. Da nun dieſes die kalkigten Ausdünſtungen thun können: ſo iſt auch kein Zweifel, daß ſie die Schwindſucht zu erregen vermögend ſind.

§. 8.

- - Kopfwehe u. Schnupfen. Ferner hat auch die Erfahrung bis hieher ſattſam gewieſen, daß der Kalkdunſt groſſes Kopfwehe und Schnupfen verurſachen könne, welches faſt die gemeinſten und erſten Beſchwerungen ſind, die davon, inſonderheit bei ſchwachen und empfidlichen Perſonen bemerket werden. Und was iſt es Wunder? Pflegt man doch dergleichen von andern ſcharfriechenden Dingen ebenfalls wahrzunehmen; weil ſie nemlich theils eine küzelnde Bewegung in der Naſe, theils aber in der empfindlichen Haut derſelben ein würkliches Zuſammenziehen, und dadurch zugleich eine krampfhafte Spannung in den Nerven des Haupts erregen, die hernach zum Kopfwehe Anlas giebt. Das von den ſcharfen Kalkdämpfſen verurſachte Nieſſen kan davon ſattſam Zeuge ſeyn, welches ofte ungemein ſtark iſt, und wohl gar bisweilen hat geſtillet werden müſſen. Weil nun dadurch der Zuflus des Bluts nach dem Kopfe vermehret wird, ſo kan davon ſchon alleine ein Kopfſchmerz entſtehen; wiewohl ſich dieſer auch davon einfindet, wenn ſich von dem ſtokenden Blute die übrige Feuchtigkeit ſtark abſondert, und ein Schnupfſen erfolget, der aber etwa nicht recht, oder nicht zeitig genug in Flus kömmt. Doch gebe ich hierbei gerne zu, daß der vermehrte Trieb des Blutes nach dem Haupte, ſamt denen davon abhangenden Zufällen, nicht nur bloß von dem erregten Nieſſen, ſongern auch eben ſowohl von verhinderter Ausdünſtung und äuſerlicher Erkältung mit herrühren könne, welche die von neu geweiſten Wänden mit wegdunſtende Feuchtigkeit zuwege bringet, wenn wir zumal auſſerdem feuchte Witterung haben.

§. 9.

Unter die Flüſſe rechne ich - - triefende
aber inſonderheit mit die ro- und rothe Au-
then triefenden Augen, die gen.
man, wie von andern ſcharfen Dünſten, alſo auch von denen, die der Kalk von ſich hauchet, gar leichte bekommen kan. Denn die überaus zarten Drüsgen der Augenlieder ſind ſehr empfindlich. Wenn ſie nun von den flüchtig ſcharfen Kalktheilgen angegriſſen werden: ſo ziehen ſich ihre ſubtilen nervöſen Häutgen krampfhafter Weiſe zuſammen, und verhindern, daß das zugefloſſene Blut durch die Blutadern nicht füglich wieder zurük gehen kan. Es werden alſo, weil ſich ſodann häufigere Feuchtigkeit abſondert, die Drüſengänge ſelbſt ungleich mehr erweitert, und geben überflüſſiges Waſſer von ſich. Hierzu mus aber nothwendig hernach eine Röthe der Augenlieder kommen, welche theils von dem verhinderten Rükgange des Bluts, theils auch davon zuwege gebracht wird, wenn die einmal abgeſonderte Feuchtigkeit nicht frei allezeit wieder abflieſſet, ſondern daſelbſt ſtoket, und ſolchergeſtalt mit der Zeit mehrere Schärfe annimmt, und einen beiſſenden Schmerz verurſachet; wiewol ſich freilich dergleichen inſonderheit bei ſolchen Körpern zuträgt, die an

ſich ſchon ein ſcharfes ſcorbutiſches Blut haben.

§. 10.

-- Schwindel und Ohrenbrauſen.

Ich will nicht einmal gedenken, daß man zugleich Schwindel und Ohrenbrauſen in neuen Wohnſtuben davon tragen könne. Denn wenn man erwäget, daß alsdenn die Ausdünſtung der Haut leicht unterbrochen, und das Blut nach den oberen Theilen ſtärker hingetrieben wird, und ſeinen wäſſrigen Theil von ſich läſt: §. 8. ſo wird man um ſo weniger zweifeln, daß dieſe Beſchwerungen bei zarten und Blutreichen Leuten gar wohl daher können erweket werden. Wiewohl was darf man erſt die Möglichkeit ſuchen, da uns bereits die Erfahrung von der Würklichkeit überführet, und ſattſam bekräftiget, daß man drehend und tämiſch im Kopfe wird, oder daß es einem vor die Ohren fällt, wenn man ſich in neu geweisten Gemächern, ehe die Kalkdämpfe daraus verflogen ſind, lange aufhält. Ja da dieſes öfters ſchlimme Vorbotten von nachfolgenden Schlag- und Lähmflüſſen zu ſeyn pflegen: ſo läſt ſich zugleich ohne Mühe einſehen, wie es zugehe, daß man ſich dieſelben durch dieſe ſchädliche Dünſte ebenfalls zuziehen könne; wiewohl ich freilich andere Urſachen dabei nicht ganz ausſchlieſſe, auch allerdings davor halte, daß ſchon im Körper eine gewiſſe Geneigtheit dazu vorhanden ſeyn müſſe; die man aber nicht bei einem Menſchen, wie bei dem andern antrift

§. 11.

-- Ubelkeit, Erbrechen, Kolik und Durchlauf, ꝛc.

Es können aber auch die von dem Kalk wegdüftende ſcharfe Dämpfe, Ubelkeit, Erbrechen, Kolik, Durchlauf, Beängſtigung und viele andere heftige Zufälle zuwege bringen, die man ſonſt dem Gifte zuzuſchreiben pflegt. Dieſes kan ſich ereignen, wenn ſie mit dem Odem eingeſogen, und mittelſt des Schlundes in den Magen und die Gedärme gebracht werden, ſo wie man weis, daß es die Bleidämpfe thun, wenn man ſie mit hinunter ſchluket. Ja es giebt auch Exempel, daß ſich der ſchädliche Geruch in die Speiſen gezogen, und mittelſt derſelben im Magen und Gedärmen dergleichen ſchädliche Würkungen geäuſſert hat. **Tulpius** erzehlet an dem angeführten Orte ein merkwürdiges Exempel von dieſer Art, welches ich hier beizubringen nicht unterlaſſen kan. Er berichtet nemlich: Ein vornehmer Mann, wurde nebſt ſeiner Frau und Kindern, als ſie des Abends zuſammen herrlich geſpeiſet hatten, auf einmal mit ſtarken Schwindel, Brennen im Halſe, groſſen Ekel, Erbrechen, Leibſchmerzen, kurzen Odem, Herzensangſt, Zittern in Gliedern u. ſ. w. befallen, ſo das man nicht anderſt meinte, ſie müſten Gift bekommen haben. Man verfiel daher auf allerhand Argwohn; die Magd, von der man glaubte, daß ſie was giftiges an die Speiſen müſte gethan haben, wurde in Ketten und Banden geſezet; man ſtellte genaue Proben und Unterſuchungen an, ob man kein Rattenpulver, oder Sublimat in den Schüſſeln und Ueberbleibſeln der Speiſen entdeken könte; alleine man konte im geringſten nichts finden, bis man endlich nach langem Hin- und Herdenken auf die wahre Urſache dieſer heftigen Veranderungen ſelbſt fiel, welche dieſe war: daß man die Speiſen, die zum Nacheſſen dienen ſollten, einige Zeit vor ihrem Gebrauch in eine Stube geſtellet hatte, die kaum mit Kalk überzogen war, da man denn ſchlos, daß ſich der üble Geruch davon müſte darein gezogen haben: und vielleicht kan auch wohl ſelbſt etwas Kalk darunter gekommen ſeyn. Immittelſt muſte doch ein Kind das Leben darüber einbüſſen, und bei den übrigen Perſonen half ſich die Natur durch Brechen, oder Durchfälle, und ſie wurden endlich durch Gebrauch dienlicher Mittel nach und nach wieder zurechte gebracht.

§. 12.

- - Convulſiones, Reiſen u. Zittern in Gliedern und Contracturen; Wie auch Seitenſtechen.

Betrachtet man nun dieſes alles genau: ſo wird man zugleich füglich einſehen, warum zarte Kinder convulſiviſche Bewegungen, erwachſene Leute aber Zittern und Reiſſen in Gliedern, ſchädliche Zuſammenziehungen der Nerven, und Contracturen bekommen können, wenn ſich die von dem Kalk ausdämpfende flüchtige Schärfe auf die Nerven ſezet. Und ob zwar dieſes nicht eben ſo gleich bei geſunden Perſonen geſchicht, wenn ſie ſich in neu geweisten Gemächern verweilen: ſo kan es doch denen widerfahren, die bereits zu Nervenkrankheiten geneigt, oder ſchon damit behaftet ſind. Vornemlich aber begegnet es denen nicht ſelten, die Kalkgruben halten, oder ſonſt viel mit dem Kalke handthieren müſſen; wiewohl es dabei ebenfalls auf die Naturen, und einige andere Umſtände mit ankommt. Ja ich kenne noch jezo einen gewiſen Mann, der davon faſt alle Frühjahre und Herbſte heftiges Seitenſtechen (pleuritis) bekom̃t, und viel daran ausſtehen mus: welches man aus demjenigen füglich erklären kan, was §o 3. ſeq. iſt geſaget worden.

§. 13.

- - Kräze und kalte Fieber.

Daß ſonſt bisweilen auch ein Jukken in der Haut und ein kräzigter Ausſchlag von den Kalkdünſten entſtehet, kan ſich auf zweierlei Art zutragen, und zwar theils, wenn ſich die ſcharfen Partikeln in die Haut ziehen, theils aber rührt es von den feuchten Ausdünſtungen der neu beſtrichenen Zimmer und Kalkgruben her, welche die Tranſpiration verhindern, wenn zumal feuchte Witterung, innerliche Unreinigkeit des Bluts und andere Dinge dazu kommen. Und eben ſo iſt es möglich, daß wir mit kalten Fiebern befallen werden, wenn wir uns in einer mit Kalkdünſten erfüllten Atmoſphäre aufhalten. Denn ſcharfe Dünſte können freilich einen Fieberkrampf erregen, und die feuchte Luft kan aus eben der Urſache, die ich jezo gemeldet habe, vieles dazu beitragen.

§. 14.

Einige Bedingungen, unter welchen die Kalkdünſte vornemlich ſchaden.

Das wären alſo die vornemſten Beſchwerungen, die man von den Ausdünſtungen des Kalks zu befürchten hat, und es wird hoffentlich niemand zweifeln, daß ſie demjenigen Schaden völlig beikommen, oder ihn wohl gar übertreffen, den man von andern böſen Dämpfen im gemeinen Leben beſorgen mus. Doch iſt meine Meinung keinesweges, daß ſich die erzehlten ſchlimmen Würkungen alle zugleich auf einmal, oder bei jedermann, und allezeit einfinden ſollten. Ich halte vielmehr davor, daß allerdings bisweilen noch ein und andere Umſtände erfordert werden, wenn ein merklicher Schade an der Geſundheit von dem Kalkdunſte entſtehen ſoll. Auſſerdem aber pflegt derſelbe alsdenn am meiſten nachtheilig zu ſeyn, wenn die neu geweisten Gemächer zugehalten werden, und man alſo verhindert, daß ſie die Luft nicht durchſtreichen, und die darinne ausgeſtreuten Dünſte zertheilen kan: welches ſich ebenfalls ereignet, wenn das Weiſſen nur allererſt geſchehen iſt, und die Wände noch ſehr feuchte ſind; weil die Feuchtigkeit eigentlich die ſcharfen Partikeln des Kalks auflöſet, und ſie hin und wieder ausbreitet, oder recht würkſam macht. Da nun die Zimmer beſonders bei feuchter Witterung und im ſpäten Herbſte ſchwer austroknen: ſo können ſie auch alsdenn länger einen üblen Geruch behalten, und damit Schaden anrichten; oder man bemerket auch, daß dieſer alsdenn am gröſten iſt, wenn das Austroknen ſchnell vergehet, und die feuchten Dünſte entweder von der äuſern Wärme oder von dem Einheizen in ſtarke Bewegung gebracht werden. Und daher kommt es auch vermuthlich, daß diejenigen, die Kalkgruben haben, den Kalkgeruch im Frühjahre, da die angehende Wärme die Feuchtigkeiten zu mehrerer Ausdämpfung bringet, am ſchädlichſten halten, und ſelbſt geſtehen, daß es ihnen den Hals recht zuzöge, wenn ſie in die mit Kalkdunſt verſehene Luft kämen.

§. 15.

Einige allgemeine Verwahrungsmittel.

Fragt man nun, wie man den ungemein groſſen Schaden des Kalkdunſtes klüglich verhüten ſolle? ſo wird man hoffentlich leichte, und ohne Mühe einſehen, daß das beſte Verwahrungsmittel darinne beſtehe, wenn man die neu geweisten Stuben oder Kammern beſtmöglichſt vermeidet, und ſie nicht eher beziehet, als bis ſie völlig ausgetroknet ſeyn. Und damit man dieſes deſto eher beſchleunigen möge: ſo thut man wohl, wenn man ſie von der Luft, durch die geöfneten Fenſter und Thüren, wohl durchwehen läſt, und ſie nicht nur heizet, und ſich ihrer alsdenn gänzlich enthält, ſondern ſie auch mit Wachholderbeeren, Maſtix, Agtſtein, und andern harzigen Sachen wohl ausräuchern läſt. Wer aber dieſes alles gethan hat, und dem ohnerachtet etwa beſorget, daß noch einige ſchädliche Dämpfe zurüke ſeyn mögten, der kan ſich alsdenn warm halten, fleiſig warme Getränke trinken, und ſonderlich des Morgens frühe ein fett geſtrichenes Butterbrod eſſen; weil dieſes verhindert, daß die Schärfe, wenn ſie ſich ja in den Hals einziehet, nicht ſo ſehr angreiffen kan. Welches ebenfalls denenjenigen zu rathen iſt, die ſonſt mit dem Kalke viel zu thun haben; wiewohl ſie billig auch dahin ſehen müſſen, daß ſie, ſo viel möglich, in freier Luft damit handthieren. Dann daß viele von ihnen ohne merkliches Nachtheil davon kommen, das haben ſie ohne Zweifel theils dieſer Vorſicht, theils aber der Gewohnheit, und dieſen Umſtande mit zu danken, daß ſie nicht viel dabei ſtille ſizen, ſondern brav arbeiten, und die eingezogenen Dünſte wieder aus dem Körper wegtreiben.

§. 16.

Wenn man aber recht ſicher gehen will, da es zumal die Umſtände nicht bei jedermann erlauben, daß er ſein Wohn- oder Schlafgemach lange entrathen kan: ſo will ich ihm noch einen beſondern guten Rath geben, welcher darinne beſtehet, daß er unter den Kalk, den man zum Abweiſſen braucht, eine Portion Milch miſchen läſt. Nun thun dieſes zwar einige in der Abſicht, damit der Kalk nicht zu ſehr von den Wänden abfärben ſoll: es iſt aber kein Zweifel, daß auch zugleich durch die Fettigkeit der Milch ſeine beiſſende Schärfe einigermaſſen gedämpfet werde. Inſonderheit aber kan man dieſen heilſamen Endzwek dadurch erreichen, wenn man Weinesſig nimmt, und ihn auf Kohlfeuer in neugeweisten Zimmern nach und nach verrauchen läſt. Denn weil die flüchtigen Partikeln des Kalks ungemein ſcharf und alcaliſch ſind; (§. 2.) die Säure aber dieſelben bindet, und in ihrer Würkung hindert: ſo ſieht man mit leichter Mühe ein, daß der Esſig, wenn er auf dieſe Art gebraucht wird, das zuverläſigſte Verwahrungsmittel ſey. Ich habe auch bereits viele gute Proben davon geſehen, und rede alſo aus der Erfahrung, welche ohnedem allezeit den beſten Beweis abgiebt. Iſt aber jemand vornehm, oder meinet, daß ihm der Esſig alleine zu ſchlecht ſey: ſo kan er einige Gewürze dazu thun. Ich verſichere aber aufrichtig; was jener nicht thut, das wird man mit dieſen noch vielweniger ausrichten.

Grundmäſige Unterſuchung
von dem
vortreflichen Nuzen
der
gemeinen Waſſerbäder,
in innerlichen Krankheiten.

§ 1.

WEnn man alle Arten der Medicamente und Hülfsmittel durchgehet, wird man auſſer denen Bädern nicht leicht ein einziges finden, das bei dem Alterthum, ja faſt bei allen

Völkern, ſo ſtark gebraucht worden, und in ſo groſſem Anſehen geweſen. Bei den Aegyptiern, Griechen, Römern waren die Bäder allezeit in ſehr hohem Werth, und weil ſie vielfältig angemerket, daß dieſelbe zu Erhaltung der Geſundheit ſo herrlichen Nuzen thaten, ſo iſt endlich, wie ſchier insgemein zu geſchehen pfleget, ein groſſer Misbrauch eingeriſſen, daß man faſt blos zur Uppigkeit und Wolluſt ſich deren zu bedienen angefangen. Die Römer und Griechen haben ſehr koſtbare und prächtige Badeſtellen aufführen laſſen, wie ſolches aus verſchiedenen Scribenten erhellet.

§. 2.

Proben, daraus ein gut, rein Waſſer zu erkennen.

Vor allen Dingen wird nöthig ſeyn zu erörtern, und darzuthun, was wir durch ſchlechtes, reines und ſüſſes Waſſer, das in Bädern ſo herrlichen Nuzen ſchaffen ſoll, eigentlich wollen verſtanden haben. Kurzen und deutlichen Bericht hievon zu geben, ſo nennen wir ſchlechtes, reines und ſüſſes Waſſer dasjenige, welches nachgeſezte Proben ausſteht: Und 1) keinen Geruch und Geſchmak nach etwas hat. 2) Wenn es eingekocht iſt, nichts ſchmakhaftes zurüke laſt. 3) Sehr leicht iſt, und dem Regen- oder deſtillirten Waſſer am Gewichte gleich kommt, welches man durch die Waſſerwaage am allerbeſten ausforſchen kan. 4) Das nach Vermiſchung des an der Luft verfloſſenen Weinſteinſalzes, der Silber-Solution, oder eines andern metalliſchen und mineraliſchen Liquoris mit demſelben ſich weder an der Farbe verändert, noch auch was Erd- oder Kalkhaftiges an den Boden des Glaſes niederſchlägt. 5) Das ſehr geſchwinde warm wird, und deswegen die Hülſenfrüchte, als Erbſen, Linſen, Bohnen und dergleichen, wie nicht weniger alter Thiere Fleiſch leicht weich kochet. 6) Das die Unreinigkeit aus dem Leinwandzeug mit leichter Mühe auswäſcht. 7) Das die Kraft aus dem Thee und andern Kräutern, wenn es ſiedendheis darüber gegoſſen wird, vollkommen heraus ziehet und in ſich nimmt.

§. 3

Was vor Waſſer man zu Bädern gebrauchen ſoll.

Ferner fragt ſichs: Welches Waſſer die Proben halte, und alſo am dienlichſten zu ſolchen Bädern ſey? hierunter behält nun billig den Preis das Regenwaſſer, ſonderlich wenn es unter freiem Himmel auf dem Feld in ſteinernen Gefäſſen geſammlet wird, denn von denen Dächern und hölzernen Geſchirren nimt es gar bald einen Geſchmak an ſich. Dieſem ſtehet zur Seite das flieſſende Waſſer, welches jenem zimlicher maſen gleich komt, ſonderlich wenn die Ströhme von einem ſtarken Plazregen angelauffen ſind. Einige ſammlen früh Morgens vor der Sonne Aufgang den Mayenthau in reinen Tüchern auf, und brauchen ihn zu dem Ende, welches faſt einerlei Effect mit dem Regenwaſſer hat. Hieher gehöret auch gutes Bornwaſſer, welches an einigen Orten, ſo rein, lauter und klar gefunden wird, daß es dem beſten Regenwaſſer wenig nachgibt. Gewis dergleichen Born-Quellen ſind bei einer Stadt eine höchſt-nuzbare Sache, und mit groſſem Golde nicht zu bezahlen. Was die gütige Natur vor wunderſame Kräffte zu Erhaltung und Wiederbringung der Geſundheit in ein ſchlechtes, reines Waſſer geleget, kan mit Worten nicht genugſam heraus geſtrichen werden. Es dringet in die kleinſte Gefäsgen und ſubtilſte Gänge unſers Cörpers hinein, löſet den hier und da veſte anſizenden, zähen, diken Schleim vortreflich auf, ſchluket die ſalzige Unreinigkeiten in ſich, und führet ſie durch die von der Natur darzu verordnete Emunctoria mit ſich aus dem Leibe heraus. Uberdas erweichet es die äuſſerlich verhärtete Theile, zertheilet die Geſchwulſten, eröfnet die Ausdünſtungsröhrgen der Haut, und macht, daß die Circulation des Geblüts durch alle Theile des Leibes frei und ohngehindert geſchehen kan, und eben darum hat man eines ſonderbaren Effects in ſehr vielen Krankheiten ſich davon zu verſichern. Ja wenn ich die teutſche Wahrheit bekennen ſoll, ſo iſt die herrliche Kraft und Würkung, die gewiſſe warme Bäder, oder Geſundbrunnen in Wegnehmung ſehr hartnäkigter Krankheiten beſizen, faſt einzig und allein der Subtilität und Reinigkeit des Waſſers zuzuſchreiben.

§. 4.

Wie ſchlimmes Waſſer zu verbeſſern ſey?

Demnach folget hieraus unwiderſtreitig, daß man durch gemeine Bäder aus ſchlechtem, reinen Waſſer, wenn ſie nach gehöriger Methode, zu rechter Zeit und bei erheiſchenden Umſtänden gebraucht werden, könne eben den Effect erhalten, den man ſonſt von natürlichen warmen Badern, die ſehr wenig oder gar nichts von metalliſchen oder mineraliſchen Ingredientien in ihrem Buſen hegen, ſich verſprechen darf, wie ſolches auch viele gründliche und mit Fleis gemachte Anmerkungen genugſam bezeugen und bekräftigen. Weil man aber nicht allezeit Regenwaſſes im Uberflus haben kan, auch nicht aller Orten gute Brunnen, oder Flüſſe anzutreffen ſind, deren man ſich hiezu bedienen könnte, ſo wird vonnöthen ſeyn, daß man ſich auf die Verbeſſerung des ſchlimmen Waſſers verſtehe, und ihm die Härtigkeit, ſo viel möglich zu benehmen ſuche, bevor man daſſelbe

ſelbe zum Gebrauch in Bädern anwendet. Dieſes geſchieht nun meiner Meinung nach am beſten und bequemſten durch Zuthun eines alcaliſchen Salzes, wozu ſich das Weinſteinſalz und Pottaſche füglich gebrauchen läſt. Nächſt dem recommendiren wir auch Waizenkleien, gemein Chamillenkraut, oder deſſen Blumen, Leinſaamen, Erbſen- und Haberſtroh. Dardurch verliert das Waſſer ſeine Härtigkeit, wird ſubtiler und milder, daß es hernach deſto tieffer in die Subſtance der veſten Theile eintringen, und ſeine erwünſchte gute Würkung viel eher thun kan. Die eigentliche Würkung der warmen Bäder in den menſchlichen Körpern iſt beſonders in dem curioſen Dollmetſcher abgehandelt worden, ſo nachzuſchlagen der Mühe wohl werth iſt.

§. 5.

Uber dieſes macht auch die Feuchtigkeit der Bäder eine groſſe Alteration, denn obwohlen der Körper, ſo lang man im Bade ſizt, äuſſerlich von der Schwere des Waſſers comprimirt wird, ſo werden doch immittelſt durch die Näſſe und gemäſigte Wärme deſſelben die Fibræ der äuſſerlichen Leibesfläche ziemlich erweichet, daß nachgehends, wenn man aus dem Bad gegangen, eine groſſe Relaxation derſelben erfolget, und deswegen das Geblüte wieder von innen heraus in die äuſſere Theile tritt, daher es geſchiehet, wenn man ſich alsbald darauf ins Bette legt, daß ein ſtarker Schweis ſich anmeldet, welcher dem Leib wohl bekommt, und ſehr heilſam iſt.

§. 6.

In allen morbis Spasmodicis ſind gemeine Waſſerbäder unvergleichlich.

Nun ſchreiten wir zu unſerem vorhabenden Zwek, und wollen zeigen, was die Bäder aus reinem Waſſer in innerlichen Krankheiten vor herrlichen Nuzen haben, davon einige Medici gar wenig halten. Allein wenn wir betrachten, daß bloſſe Fusbäder in innerlichen Krankheiten, zumal ſolche, die in der Bruſt und im Kopf ihren Siz haben, als da iſt Hauptweh, Schwindel, trokene Huſten, Herzklopffen, Augenweh und dergleichen, einen unvergleichlichen Effect thun können, ſo hat man ſich deſtoweniger zu verwundern, wenn wir ein gleiches unſere Bädern zuſchreiben wollen, bevorab wenn man mit dem Leib tief im Waſſer ſizt. Wir haben angemerkt, daß dergleichen Bäder überhaupt von ungemeiner Nuzbarkeit ſind, in allen denen Krankheiten, wo ſich heftige Spaſmi anmelden, die hier und da Stokungen des Geblüts verurſachen, wo das Blut die äuſſerliche Theile verläſt, und inwendig ſich anhäuffet, welches man daraus ſchlieſſen kan, wenn äuſſerlich alles kalt iſt, der Leib keine Oefnung hat, und die freie Ausdünſtung durch die Haut gehemmet wird. Wenn in ſolchem Fall vermöge eines Bades der Spaſmus geleget, und die Röhrgen der Haut wieder eröfnet werden, ſo kan das Geblüte nicht allein wieder frei und ungehindert durch die äuſſere Theile paſſiren, ſondern es wird auch die ſo nöthige Transſpiratio befördert, und eine groſſe Menge Unraths, und ſchädlicher Feuchtigkeit durch die Haut ausgeleeret, daher der rechte Gebrauch dieſer Bäder in allen Unreinigkeiten des Geblüts zuverläſige Hülffe thun kan. Denn die ſcharfe Materie, welche ſich auf die nerveuſe und membraneuſe Theile geſezt hat, und daſelbſt grauſame Schmerzen, Krampf, ja wohl gar Geſchwühre verurſachet, findet auf ſolche Weiſe, durch die eröfnete Röhrgen der Haut ihren Ausgang.

§. 7.

Bäder ſind in der Veneriſchen Seuche zu recommendiren.

Die Franzoſenkur wird ſelten glüklich ohne dabei gebrauchte Bäder ablauffen. Denn wer ſolche Patienten viele unter Händen gehabt hat, dem kan nicht unbekannt ſeyn, wie wenig zuverläſiges mit denen gewöhnlichen Tränken und Mercurial-Arzneien auszurichten iſt, wenn ein Medicus nicht zugleich auch ſolche Mittel gebrauchet, welche das Geblüte von Grund aus zu reinigen capable ſind. Wir könnten viele Caſus erzehlen, da zwar nach dem Gebrauch der Speicheltreibenden und Schweismachenden Mercurial-Mittel, der Purganzen und Schweisgetränke die grauſame Zufälle ſich vermindert haben, aber nicht lange darnach, haben ſie ſich wider alles Vermuthen wieder angemeldet, aus keiner andern Urſache, als daß das Veneriſche Gift nicht gänzlich ausgetilget worden, ſondern noch etwas davon in dem Geblüte zurük geblieben, welches denn nach und nach ſich wiederum vermehret, und die Tragœdie von neuem angefangen. Nach der Zeit hat man nebſt den Blutreinigenden Holz- und Rindentränken, und Gebrauch der Mercurial-Medizamente der Bäder ordentlicher Weiſe dazwiſchen ſich bedienet, wovon denn die Cur ſo wohl gelungen, daß das Malum ganz und gar weggeblieben.

§. 8.

Vortreflichkeit der Bäder in Scorbutiſcher Unreinigkeit des Geblüts.

Die Scorbutiſche Unreinigkeit des Geblüts und der Säfte, welche in denen Gliedmaſſen oft ſehr beſchwerliche und höchſt empfindliche Schmerzen verurſachet, zu verbeſſern und wegzunehmen, iſt nichts beſſers, nichts vortreflichers und nüzlichers, als dergleichen Bäder, wenn ſie mit genugſamer Vorſichtigkeit und gehöriger Sorgfalt gebraucht werden. Was natürliche Bäder und Geſundbrunnen, deren man ſich ſo wohl äuſſerlich, als innerlich bedienet, desfalls auszurichten vermögen, wiſſen diejenige gar wohl, ſo von derſelben Kraft und Würkung aus der Erfahrung eine gute Erkäntnis haben. Wo man aber ſolche nicht haben kan, mus man diluirender Tränke, die zugleich gelinde eröfnen und Schweis machen, ſich bedienen, und zuweilen ein Hausbad nach gehöriger Methode dazwiſchen gebrauchen, dardurch man dieſen Endzwek gleichfalls erhalten kan. Es iſt billig zu bewundern, was oft vor Unflat, und garſtiges Zeug im Baden aus der Haut ſchwizt, und in das Waſſer ſich ſezt. Zu Bekräftigung dieſes wollen wir einige Anmerkungen mit beifügen. Merkwürdig iſt, was in den Geſchichten der Leopoldiſchen Societät erzehlet wird von einem Weib, die mit grauſamen Lendenſchmerzen öfters geplagt geweſen. Nachdem ſie nun viele Mittel vergeblich gebraucht, hat ſie endlich der gemeinen Waſſerbäder ſich bedienet, welches ihr ungemein wohl zugeſchlagen. Auf dem Waſſer, welches curieuſe war, iſt eine dike, fette Materie geſchwommen, die man mit einem Löffel abnehmen können. Ferner wird gemeldet, von einem Hypochondriaco, welcher etlichemal ein Bad gebraucht, daß das Waſſer endlich zu ſtinken angefangen, und über demſelben eine ſchwärzliche dike Materie geſchwommen, welche täglich ſchärffer worden, ſo daß man alle Tag andere Kräuter dazu nehmen müſſen, bis endlich der Patient glüklich geneſen.

§. 9.

Bäder ſind in der Melancholie nicht zu verwerffen.

Weil Bäder das im Haupte ſtokende Geblüte in ſeinen ordentlichen Gang bringen, und von da nach dem Unterleibe ableiten, ſo pflegt es daher zu geſchehen, daß ſie in allen Krankheiten erwünſchte Hülfe thun, ſo in dem Kopf und Obertheil des Leibes ihren Siz und Herberge haben. Wider die Melancholie, ſo entweder mit einer tieffen Traurigkeit, oder würklichen Raſerei verknüpft iſt, wird man wohl kein beſſers Mittel finden, als gemeine Waſſerbäder. Dieſe Krankheit pfleget gern bei denen ſich einzuniſteln, die mit dem malo hypochondriaco behaftet ſind, da die nervoſe Theile des Unterleibes von heftigen Spaſmis ſehr mitgenommen werden, davon auch ſelbſt die äuſſerliche Haut nicht befreiet iſt, und das dike unreine Geblüte mit aller Macht nach dem Haupt getrieben wird. Wenn nun das Geblüte in den Gefäſſen des Gehirns ſich ſtark angehäuffet hat, und daſelbſt ſtoket, ſo verfällt ein Menſch in tiefſinnige Gedanken, Traurigkeit, Schreken, Furcht, und macht ſich allerhand närriſche Einbildungen. Geſchieht es aber bei einigen Perſonen, daß das im Gehirn ſtokende Geblüte einen ſchnellen Durchbruch gewinnt, und daſelbſt gleichſam ein Fieber anzünd, ſo entſtehet eine würkliche Raſerei, welche manchmal ſo heftig iſt, daß man die Patienten mus an Ketten legen, damit ſie andern Leuten keinen Schaden zufügen können. Unterſuchen wir die Raiſon dieſes ſo herrlichen Effects der Bäder in der Melancholie und Unſinnigkeit, ſo iſt wohl keine andere, als daß dadurch die Spaſmi in dem Unterleib gehoben, und die Schweisgänge der äuſſerlichen Haut eröfnet werden, daß alſo das Geblüte überall hin, und ſonderlich nach denen äuſſerlichen Theilen des Leibes, ſeine freie Circulation wieder bekommt, und die Stokung deſſelben in dem Haupt auf ſolche Art verhindert wird. Mir ſind viele Exempel bekannt von Perſonen hieſigen Orts, die lange Zeit unſinnig und raſend geweſen, und dieſes Mittel nebſt oft wiederholtem Blutlaſſen, und Gebrauch diluirender und mit Salpeter vermiſchten Medicamente wieder völlig zu ihrem vorigen Verſtand gekommen. Wir haben ſolche Cur-Methode auch auswärtigen Medicis recommendirt, welche dieſelbe gleichfalls ſehr dienlich und heilſam befunden haben.

§. 10.

Nuzen der Bäder in der Epilepſie, oder fallenden Seuche. In Kopfſchmerzen, Schwindel, und Wahnſinnigkeit, wie auch in Krankheiten der Augen.

Zwar iſt der Gebrauch der Bäder auch in andern Hauptkrankheiten nicht zu verachten, weil ſie das Geblüt vom Kopfe abziehen, und in freie Circulation bringen. Alſo haben wir aus der Erfahrung, daß in der fallenden Seuche bei Weibsperſonen, welche von Verhaltung der Monatlichen Reinigung hergekommen, Bäder ſehr gut gethan. Trallianus rathet ebenfalls derſelben Gebrauch in dieſer Krankheit an, doch erinnert er dabei, daß man nicht alle Tage und immer an einander, ſondren nur zwei oder dreimal in der Wochen, auch mehr vor als nach dem Eſſen derſelben ſich bedienen ſoll, man hat ſich aber vorzuſehen, daß man dieſes Mittel bei inſtehendem Paroxyſmo nicht anrathe, weil wegen Drükung der untern Theile von der Schwere des Waſſers die von der Wärme allzuſehr expandirte Säfte nach dem bereits geſchwächten Haupt tretten, daß hernach der Paroxyſmus nicht allein eher kommt, ſondern auch viel heftiger wird, welches man nicht zu befürchten hat zu der Zeit, wenn der Paroxyſmus nicht zu vermuthen iſt. Wir erinnern uns auch, daß ſie in grauſamen Kopfſchmerzen, Schwindel und Gemüthsrükung, wenn ſolche von Verſtopfungen der Viſcerum und heftigen Spaſmis im Unterleibe ihren Urſprung hergenommen haben, ſehr erſprieslich und heilſam geweſen, weil ſie nicht allein die Säfte von oben herunter leiten, ſondern auch die grauſame Spaſmos, wovon die Maladien entſpringen, mildern, ſtillen und legen. In Krankheiten der Augen, obſchwebenden Fleken, ſcharfen Flüſſen, ja ſelbſt in derſelben Entzündung, welche gern pflegt wieder zu kommen, iſt nebſt gelinde laxirenden, verdünnenden und Schweiſtreibenden Mitteln wohl nichts kräftigers, als Bäder aus reinem Waſſer. Hieher beziehet ſich, was Hippocrates ſaget: Die Schmerzen der Augen benehmen Wein und Bäder.

§. 11.

Im Malo Hypochondriaco bekommen Bäder ungemein wohl.

Es iſt keine Krankheit, darinn man mehr Hülfe und Soulagement von Bädern ſpühren wird, als das ſogenannte Malum Hypochondriacum, welches ein höchſtbeſchwerlicher und heut zu Tage ſehr gemeiner Affect iſt, bei dem ſich allerhand ſchlimme Zufälle hervor thun, die manchmal einen Menſchen lange Jahre und faſt ohne Aufhören quälen, ſo daß dem Medico ſelbſt Zeit und Weile lange wird, weil es mit ſeiner Medicin ſo gar wenig ausrichten kan, indem noch keine Arznei erfunden worden, ſo dieſe Krankheit völlig zu heben capable wäre. Wenn wir aber die Wahrheit bekennen ſollen, ſo müſſen wir geſtehen, und die Erfahrung wird uns auch ſelbſt hierinnen beypflichten, daß kein vortreflichers und beſſeres Mittel dieſe Krankheit entweder zu mildern, oder, wo ſie noch nicht eingewurzelt hat, gänzlich zu heben gefunden werde, als der rechtmäſige Gebrauch warmer Bäder und Sauerbrunnen, nur ſcheint hiebei dieſe Erinnerung nöthig zu ſeyn, daß man ſich bemühe, zum Baden rein, ſubtil und leicht Waſſer zu nehmen. Zum Trinken iſt das mineraliſche Waſſer in ſolchen Umſtänden ganz gut, weil es nebſt dem eröfnenden Salze auch eine grobe Erde und adſtringirendes, martialiſches Element bei ſich führet: Aber zum Baden äuſſerlich iſt es nicht ſo nüzlich und erſprieslich, als ſchlecht, rein und leicht Waſſer, das nicht eben viel mineraliſche Ingredientien in ſeinem Buſen hegt. Eben dieſe herliche Würkung haben unſere Bäder auch im Malo Hyſterico, oder der ſogenannten Mutterbeſchwehrung bei Frauensleuten, darinn ſie öftermals das beſte Soulagement und Erleichterung geben, und alſo billig hoch zu halten ſind.

§. 12.

Warum im Malo Hypochondriaco u. Hyſterico Bäder ſo gute Dienſte thun.

Wollen wir die Urſache unterſuchen, warum Bäder in Malo Hypochondriaco und Hyſterico, ſo überaus guten Effect von ſich ſpühren laſſen, ſo dürfen wir dieſelbe nicht weit herholen. Denn betrachten wir die eigentliche Art und Beſchaffenheit dieſes Affects, die Urſache und Erzeugung der ſo manigfaltigen Zufälle, werden wir nicht anders ſchlüſſen können, als daß dieſe Krankheit ihren Hauptſiz und Reſidenz in dem groſſen Speiscanal, nemlich im Magen und daran hangenden Gedärmen habe, deren nerveuſe und membraneuſe Häute ihre zum Leben und Geſundheit ſo höchſtnöthige Bewegung, welche man den motum periſtalticum nennet, nicht mehr recht fortzuſezen capable ſind, und von heftigen Spaſmis faſt unaufhörlich touchiret werden. Wenn abſonderlich der Maſtdarm Krampfsweiſe zuſammen gezogen wird, ſo bleibet nicht allein der geſammlete Unrath von Speiſen, der ſeinen gehörigen Abgang haben ſollte, im Leib zurüke, ſondern es entſpinnen ſich auch grauſame Blähungen, welche, weil ſie unten nicht durchbrechen können, ſich aufwärts wenden, und die dünne Därmer ſamt dem Magen heftig ausſpannen, dardurch per conſenſum alle nerveuſe und membraneuſe Theile mit angegriffen, geſpannet und gezogen werden, und folglich in dem ganzen Körper alles in Unordnung und Verwirrung gebracht wird. Wenn dieſe Maladie noch nicht tief eingewurzelt hat, und die Viſcera dabei nicht verdorben ſind, ſo kan man mit tüchtigen Medicamenten eher durchtringen, und was Gutes ausrichten. Wo aber bereits auch die Viſcera, ſonderlich das Pancreas, die Leber, Milze und das Gekröſe verſtopft, verhärtet oder ſonſt ſchadhaft worden, und die Subſtance der Darmheute ſehr zerfreſſen, verderbt und wund iſt, ſo geht es mit der Cur ſchwer her. Solche Patienten ſind zwar auf allerhand Medicamente recht erpicht, und thun wie raſend darnach, ziehen auch verſchiedene Medicos zu rathe, doch öfters zu ihrem ſelbſt eigenen Schaden, weil durch verkehrte Curen und Vielheit der Medicamente das Ubel mehr zu, als abnimmt, ja wohl gar zuweilen erſt unheilbar gemacht wird. Ein jeder geſcheider Medicus kan hieraus ſattſamlich ſchlieſſen, warum der Gebrauch der Bäder in dieſem Affect ſo ſehr gerühmet und angeprieſen werde. Nemlich es iſt unter allen Arten der

Hülfsmittel kein einziges zu finden, das ſo kräftig den Magen und die Gedärme ſtärket, die Spasmos und krampfhafte ſchmerzliche Ziehungen mindert und ſtillet, und den Motum periſtalticum in ſeinen natürlichen Stand bringen, mithin die Circulation des Geblüts durch den Unterleib in richtige Verfaſſung ſtellen kan, als eben der Gebrauch warmer Bäder, wenn man derſelbigen auf gehörige Art und Weiſe ſich bedienet.

§. 13.

Cautel, welche bei der reiſſenden Colik vor dem Gebrauch eines Bades zu obſerviren.

Von dieſer ſo unvergleichlichen Krampf- und Schmerzſtillenden Kraft, damit gemeine Waſſerbäder von der Natur begabet ſind, dependiret auch derſelbigen herrlicher Nuzen in vielen andern Krankheiten, die mit heftigen Spaſmis des Unterleibes verknüpft ſind, oder davon herrühren. In der reiſſenden Colik, im Bauchgrimmen und grauſamen Schmerzen der Gedärme, in heftigem Krampf und Schmerzen vom Nierenſtein, damit insgemein eine ſtarke Verhaltung des Urins und Stuhlgangs vergeſellſchaftet iſt, findt man nichts beſſers und kräftigers, als ſolche warme Bäder. Wasanlangt die reiſſende Colik, ſo von der Stokung des Geblüts ihren Urſprung her hat, ſo wird folgende Cautel allhier müſſen beobachtet werden, daß man nicht eher zum Gebrauch eines Bades ſchreite, man habe den vorhero der Vollblütigkeit durch eine Aderläſe geſteuret.

§. 14.

In Schmerzen von Nierenſtein geben Bäder ſonderbares Soulagement.

Benebenſt geben ſie denjenigen ſonderbares Soulagement, die entſezliche Schmerzen vom Nierenſtein ausſtehen müſſen. Dann wenn ein Stein aus den Nieren weichet, der wegen ſeiner Gröſſe die enge Gänge nach der Blaſe, welche man uretheres heiſſet, nicht paſſiren kan, ſo bleibet er allda ſteken, und verurſacht eine ſtarke Spannung und Entzündung, davon denn unſägliche Schmerzen erwachſen, daß auch alle nerveuſe Theile des Leibes davon part nehmen. In ſolchem Fall finden wir nichts rathſamers, als den Patienten in ein mäſig warmes Bad zu ſezen, weil dardurch die Gänge erweichet und erweitert werden, und die heftige Spaſmi ſich legen, daß zuweilen in kurzer Zeit ſich nicht allein die Schmerzen lindern, ſondern auch der Stein durch die nunmehro erweichte und erweiterte Gänge deſto leichter abgehen, und ausgeworffen werden kan. Dieſes Mittel iſt ſo wohl zu neuern, als uralten Zeiten bei denen Medicis in hohem Anſehen und ſtarken Gebrauch geweſen.

§. 15.

Cautelen, welche bei dem Gebrauch der Bäder überhaupt in acht zu nehmen.

Zum Beſchlus wollen wir kürzlich noch einige nüzliche Cautelen, die bei dem Gebrauch der Bäder zu beobachten ſind, mit beifügen. Erſtlich müſſen dergleichen Waſſerbäder niemals übermäſig warm zugelaſſen werden, ſondern die Hize derſelben ſoll temperirt ſeyn, weil man ſonſt leicht in Ohnmacht, fieberiſche Hize und andere ſchlimme Zufälle gerathen kan. Zum andern bei vollblütigen und cachochymiſchen Perſonen, deren Adern mit dieſem unreinem Geblüte angefüllet ſind, mus man allezeit erſt eine Aderläſe fürnehmen, und den Leib durch gute Laxirmittel von denen groben Unreinigkeiten befreien, ehe man zum würklichen Gebrauch der Bäder ſchreitet. Zum dritten iſt nöthig, die bequemſte Zeit zum Baden zu erwählen. Am beſten bedienet man ſich deſſelben früh Morgens, nach dem Schlaf, wenn die Dauung geſchehen und der Magen leer, inſonderheit wenn man zuvor den Leib gelinde laxirt hat. Zum vierten mus man im Bade nicht allzulange verharren, damit die Leibeskräfte keinen Abbruch leiden mögen. Zum fünften nach dem Bad mus man ſich in das Bette legen, damit man von der Kälte nicht Schaden nehme, und einen guten Schweis abwarten. Man kan dabei zu Beförderung des Schweiſſes ſich einer warmen Brühe, oder Kräuterthees bedienen, welches nicht ohne Nuzen iſt.

Regiſter
über den dritten und vierten Theil dieſer Sammlungen.

Nota: III. bedeutet den dritten, und IV. den vierten Theil, welches noch über dis zum Unterſchied, und Facilitirung des Auffſuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im vierten Theil anzutreffen iſt, gedrukt worden

A.

Aachnerbad, III. 8
Abſorbenzmittel Würkung. *IV.* 209
Abſchied eines Greiſes aus der Welt, lezte Gedanken. III. 138
Abſolute Gewalt, von deren Ungerechtigkeit, *IV.* 185
Affect, welches der ſtärkſte in dem Menſchen iſt, III. 56
Alleen, zum Nuzen der Reiſenden, und Vermehrung des Holzes anzulegen. III. 40
Alte Jungfrauen, eine beſondere Abhandlung, III. 74
Aloe, wie ſie verſchiedentlich würket. *IV.* 194
Armuth und Reichthum, beſondere Betrachtung. III. 295
Arzneiwiſſenſchaft iſt guten theils von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet worden. *IV.* 28
Arzeneien, von deren verſchiedenen Würkung. *IV.* 193
Augen, eine beſondere Anmerkung. *IV.* 235. die triefende, kommen öftere von neu geweiſeten Zimmern her. *IV.* 329
Ausdünſtung der Erde betreffend in Bewirkung der Luft. III. 243
Ausdünſtungen der Lichter und des Oels, wie es dem Menſchen ſchaden kan? *IV.* 71
Ausſchlag, was für ein Getränke dafür nüzlich? III. 219

B.

Bankeruttirer, ihr Lob. *IV.* 161
Bauholz ſolle gefället werden, ehe der Saft in die Bäume tritt; und warum? III. 31
Bauweſen; Landwirthſchaftl. Anmerkungen hievon. *IV.* 166
Bäder vom gemeinen Waſſer, und deren Nuzen. *IV.* 331
Bäume, vor dem Erfrieren ſicher zu ſtellen. III. 189
Bequemlichkeit, wie ſolche zu ſchäzen iſt? III. 37
Beleidigte Majeſtät. III. 180
Bibergailarzenei. III. 219
Bier, mit Vergleichung des friſchen Waſſers. III. 81. Mediciniſche Abhandlung. III. 203. Eigenſchaft deſſelben. III. 204. u. 221.
Blähungen, Reiſſen. III. 3
Blattern; dafür das Theerwaſſer angerühmet wird. *IV.* 57
Bliz, neue Anmerkung. III. 58
Blumenſträuſe, deren Urſprung. III. 61
Braut, fremde Manieren. III. 141
Brennſpiegel, wie die Schiffe damit in Brand zu ſteken? III. 117
Brunnen; ſiehe Geſundbrunnen.
Buchdrukerkunſt, von deſſen Nuzen zum geſelligen Leben. *IV.* 26
Buchdruker und Buchhandler, in Betrachtung der Handlung, und davon abhangenden Glükſeligkeit. III. 35
Buchhandel nuzet zum geſelligen Leben. *IV.* 26. und III. 38.
Bücher, deren Menge. III. 98
Bürger, der baroniſirte. III. 194
Bürgerliche Kriege. III. 176
Bürgerliche Leben, wie es verbeſſert werden kan? III. 20
Bundeskriege. III. 161

C.

Caffee, auf welche Art durch ſelbigen viel Millionen Geldes auſſer Teutſchland gezogen wird? III. 16

Caffeegetränke, deſſen Beſchaffenheit, Gebrauch, Nuzen. III. 27. 227. und 229
Cacheſie, was dafür dienlich? III. 217
Calenders abergläubiſche Beobachtung. IV. - 265
Capelle und Caplan, deſſen Urſprung. IV. 235
Caſcarille; ſiehe Chinarinde.
Character eines Franzoſen und vollſtändiges Portrait. III. 49
Chinarinde, Würkung. IV. 212
Ciſternen, wie ſolche zu verbeſſern? III. 168
Citrone, Würkung. IV. 214
Colik, was am ſicherſten dafür zu gebrauchen? III. 83. Und welches Getränk? 213
Cometen, eine Aſtronomiſche Betrachtung hievon. III. 116
Contracturen; ſiehe Convulſionen.
Convulſionen, welche vom Kohlendunſt und neugeweiſten Zimmern herkommen. IV. 330

D.

DAmen Geſellſchaft, und Zugang junger Leute. III. 299
Dienſtbotten, der vielen, iſt ein Misbrauch. III. 19
Drüken im Magen. III. 3

E.

EBbe und Fluth; neue Entdekung von der wahren Urſache. III. 54
Edelleute, von ihrer verderblichen Lebensart. III. 18
Egriſche Sauerbrunnen. III. 7
Ehrenwörter Misbrauch. IV. 81
Ehrliche Mann, neuer Entwurf hievon. III. 235
Ehre die närriſche, mit Beſchreibung deren ſchädlichen Ausſchweifungen. III. 33
Eichen, wie die junge zu warten? IV. 281
Einbildiſchen Klugen. IV. 78
Einheimiſche Kriege. III. 176
Eiſen befindet ſich in dem Blut der meiſten Thiere. IV. 97
Eiſen Medicamenta Würkung. IV. 216
Ekel, Drüken im Magen. III. 3
Electriſiren, eine neue Art, zu Beförderung der Heilungskunſt. III. 42. neue Verſuch hievon. 230
Ende der Welt, wie es beſchaffen seyn wird? IV. 132
Engbrüſtigkeit vom Kalkdunſt. IV. 326
Erdbeben, wie ſolche jezuweilen entſtehen? III. 123. Neue Betrachtung. IV. 274
Erde, als unſer Planet und Erdpunkt, beſondere Aſtronomiſche Abhandlung. III. 120
Erdflöhe zu vertreiben. III. 92
Erfrieren der Bäume vorzubeugen. III. 189
Erlenlaub dient zur Vertreibung des Ungeziefers. III. 172
Ernde des Jahrs 1750. III. 155
Erſchaffung der Welt, wie es nach Whiſtons Meinung damit zugegangen seyn ſolle. III. 120
Euphemia, die Stadt in Calabrien, wie ſolche durch ein Erdbeben untergangen? III. 124

F.

FAllite, oder Bankeruttirer, eine ſatyriſche Abhandlung. IV. 160
Fäulnis, eine beſondere Abhandlung hievon, zum Nuzen der Haushaltungskunſt. III. 29
Fieberrinde; ſiehe Peruvianiſche Fieberrinde.
Finſternis kan durch einen Cometen entſtehen. III. 131
Fiſche, ihr Gehör betreffend, eine phyſicaliſche Abhandlung. IV. 321
Fleiſchbrühe, als ein Getränk, in welchen Fällen es nüzlich? III. 268
Franzos, deſſen lächerlicher Character. III. 49
Freigebigkeit, wie ſie beſchaffen, wenn

solche

ſolche in dem gemeinen Leben Nuzen bringen ſolle? *IV.* 35
Feuersbrünſte auf eine neue Art zu löſchen. *IV.* 280
Freigeiſter und Religionsſpötter. III. 103
Frieſel, welches Getränk dafür dienlich? III. 219
Fürſten dieſer Erden ſind öfters das Verderben der Völker. III. 179
Fürſtliche Grosmuth, des Landes Verderben. III. 19

G.

Gartenbäume, warum ſolche nicht ſo dauerhaft, als die wilden? *IV.* 8
Gähnen, wie es zugehe? III. 59
Gebrauch der Sauerbrunnen. III. 4
Gefälligkeit, und deren Character. III. 273
Gehör der Fiſche betreffend. *IV.* 321
Gehorſam der Kinder zu der Römer Zeiten, und deren Glükſeligkeit. III. 28
Gelbe Sucht. III. 217
Geld, eine Abhandlung; wo es in der Welt bleibe? III. 14. was man damit machen ſolle? III. 106
Gelehrt, real, ein kurzer Begrif. *IV.* 145
Gerechtigkeit des Krieges. III. 173
Gericht, das jüngſte. *IV.* 129
Geſelligkeit im Winter. III. 53
Geſellſchaften, von den gefälligen und misfälligen. III. 276. deren Misbräuche. III. 417. Vortheil der ſchlechten. *IV.* 59
Geſundbrunnen, deren Unterſchied, Nuzen, Gebrauch ꝛc. III. 1. Eine phyſicaliſche Nachricht. *IV.* 99
Geſundheit trinken; ſiehe Trinken.
Getränk, die rechte Einrichtung darinn zu treffen. III. 200
Getreide lange Zeit gut zu erhalten. *IV.* 52
Gewalt, von der abſoluten. *IV.* 185
Gewohnheitsſpielen, eine Abhandlung. III. 22
Glük der Gottloſen, eine Poeſie. III. 289
Goldener Eſel und das Pferd, eine Poeſie. III. 296
Goldproben, Nachricht hievon. *IV.* 50
Griechen Hochzeitgebräuche. III. 144
Grosmuth, die verderbliche. III. 19
Güldene Ader, ein Mittel dafür. III. 58
Gummi Ammoniaci Würkung. *IV.* 208
Gutherz. III. 194

H.

Haares Zierde, wie es der Geſundheit dienlich. *IV.* 70
Haberkur, deſſen Zubereitung, Würkung und Nuzen, und deſſen rechter Gebrauch. III. 290
Hæmorrhöides, ein Mittel dafür. III. 58
Handlung, deren Nuzen und Glükſeeligkeit. III. 36
Hagenſtolz, Schuzſchrift für die, welche ſich nicht beweiben. *IV.* 316
Halsbinden, wie ſolche ſchaden, und was daraus vor Übel entſtehen kan? III. 71
Handlung der Teutſchen Anwachs und Abnahme. *IV.* 313
Harntreibende Arzeneien. *IV.* 203
Harpax, Anmerkung. *IV.* 35
Haſelnüsſchaalen ſind von einer vortreflichen Würkung wider den Nierenſtein. III. 85
Hausmittel, deren Herkunft und Nuzen. *IV.* 31
Häuſer, woher es komme, daß ſolche jezo ſo theuer ſind. III. 15. die ungeſunde. III. 96
Hectici; was für ein Getränk ihnen zu rathen iſt? III. 209
Heirathen, in Erwählung der Jungfrauen oder Wittwen. III. 64
Heldentod auf dem Bette der Ehren, eine Abhandlung. III. 26
Hemder, von deren Umwechſelung, wie ſolche ſchaden oder nuzen kan? III. 9
Herzſtärkende Mittel, Würkung. *IV.* 214
Heſſen, von den blinden. *IV.* 239
Hizige Krankheiten, und was bei Umwechſelung der Hemder dabei in Obacht zu nehmen? III. 12

Hochmuth, in einer beſondern Abhandlung, was man mit dem Geld machen ſolle? III. 112
Hochzeiten, mit den heut zu Tag gar übertriebenen Misbräuchen. *IV*. 19
Hochzeitgebräuche der Juden, Griechen, Türken. III. 141
Hochzeitgeſchenke abzuſchaffen. III. 21
Hölle, wo ſie nach einiger Meinung ſeyn ſolle? III. 118
Holz, wie ſolches zu vermehren? III. 39 deſſen Feſte und Dauerhaftigkeit zu vermehren. III. 91
Hopfenbau, mit einigen Vortheilen. *IV*. 77
Hypochondrie, mit was für einem Sauerbrunnen ſolche zu curiren? III. 3. der Caffee dienlich. III. 27

J.

Jalappe, wie ſolche ſo verſchieden würket? *IV*. 198
Inſecten, von ihrem Hin- und Herſtreichen. III. 43
Innwendige Beſchaffenheit des Menſchen. III. 55
Ipecacuanna, deren Würkung. *IV*. 200
Juden Hochzeitgebräuche. III. 141
Jungfrauen zu ehelichen, ob ſolche beſſer, als eine Wittwe? III. 64. Von den alten Jungfrauen. III. 74
Jüngſter Tag, oder Vorſpiel des jüngſten Gerichts. *IV*. 129

K.

Kalkdunſt, und deſſen Schaden. *IV*. 325
Kälte, wie ſolche Geſunden und Kranken nüzlich? III. 47. deren Würkung. III. 256
Kalte Waſſer; ſiehe Waſſer.
Kellerwürmer Würkung. *IV*. 203
Keuchen. III. 217
Kinderzucht; von der Folge einer ſchlimmen. III. 279. und von den Regeln einer guten. III. 280
Kinder, geſunde zu zeugen. *IV*. 182
Kinder, Urſache deren Verwahrloſung. III. 158
Kindtaufen, von anklebenden Misbräuchen. *IV*. 19
Kinkina; ſiehe Peruvianiſche Fieberrinde.
Klapperſchlange, ein merkwürdiger Bericht hievon. III. 99. Gedanken von deren Zauberkraft. III. 101
Kleidertracht, die ausſchweifende, und deren Misbräuche. *IV*. 18
Kleidungen, durch welche man ſich Krankheiten zuziehen kan. III. 69. und *IV*. 68
Klug ſeyn wollender. *IV*. 79
Knorpel, Ueberbein, durchs Electriſiren zu vertreiben. III. 42
Kopfwehe, welches Getränke dafür dienlich? III. 213
Kornwürme, ein beſonderes Mittel dafür. III. 43 item *IV*. 39
Krankheiten, die aus Unterlaſſung der Reinlichkeit entſtehen. *IV*. 63
Krankheiten, von den erblichen. *IV*. 177. wie ſolche von der Luft entſtehen können? III. 244
Kraut und Pflanzen zu verwahren wider das Abfreſſen des Wildes, Raupen, Schnecken und Erdflöhe. III. 92
Kräze, dafür iſt nüzlich Sauerbrunnen. III. 3. Was die Umwechſelung der Hemder dabei nuzet? III. 12. 218
Krebs, warum ſie ihre Schalen ablegen? *IV*. 8
Krieg, eine Abhandlung von deſſen Gerechtigkeit, Raſerei. III. 174
Küchlein, wie ſolche durch Oefen auszubrüten ſind? III. 230
Künrus zuzurichten, daß er zum Tuſchen tauge. III. 270
Kuplerin, in einer Geſchichte einer Pariſiſchen. *IV*. 90
Küſſen, iſt öfters der Geſundheit ſchädlich. *IV*. 69

L.

Länderſucht, eine Abſchilderung hievon. III. 178
Landluft, warum ſolche geſünder als die

Stadts

Stadtluft? III. 245
Landwirthſchaftliche Anmerkungen vom Bauweſen. *IV.* 166
Lange Weile zu vertreiben. III. 93
Laſter, warum ſie ſo ſchwer abzulegen? III. 156. Eine ſatyriſche Abhandlung hievon. III. 277
Leben des Menſchen, zufällige Gedanken. *IV.* 227
Lebensart, welche die beſte? *IV.* 21
Leichenbegängniſſe, und dabei vorkommende Misbräuche. *IV.* 19
Leidenſchaften, die das Leben der Menſchen verkürzen. *IV.* 9
Leim, einen feſten zu machen, der ſich im Waſſer nicht auflöſet. *IV.* 224
Lichter; ſiehe Unſchlitt.
Lichter in geſchloſſenen Zimmern greifen die Luft an, und ſchaden der Geſundheit. III. 266
Liebe wird als der ſtärkſte Affect betrachtet. III. 56
Liſtigkeit des weiblichen Geſchlechts. *IV.* 90
Lob von den meiſten Leuten iſt keine Ehre. *IV.* 291
Löwe, in einer Poeſie. *IV.* 49
Luft, von deren Würkung auf und in die menſchlichen Körper. III. 237. deren Eigenſchaft. III. 247. die zufällige. III. 253. verſchiedene. III. 258. vom Gebrauche ꝛc. III. 263
Luftige Verhalten der Geſunden und Kranken. III. 47
Luftröhre aufzuſchneiden, und wieder zu heilen. *IV.* 253
Lunge, deren Beſchaffenheit, und Würkung der Luft. *IV.* 264
Lungenſucht, welche Sauerbrunnen dafür dienlich? III. 3

M.

Magenweh, Spannen ꝛc. III. 3
*Manipuli*ren der Steinkohlen. *IV.* 159
Mann, eine Abſchilderung eines vollkommenen. *IV.* 34
Manna, deren Würkung. *IV.* 137
Mauſche oder Juden, wie ſolche nützlich gemacht werden könten? III. 95
Mauth, woher das Wort komme? III. 230
Mediciniren nach dem Calender. *IV.* 264
Meer, wie es unter der Erden zuſammen hange? III. 122
Meerzwiebel Würkung. *IV.* 208
Melancholie, wie ſolche zu vertreiben? III. 216
Melſon, der betrügliche Dollmetſcher, ein Gedicht. *IV.* 193
Menſchen werden immer weniger. *IV.* 118
Menſchens innerliche Beſchaffenheit. III. 55
Mercurii Dulcis rechter Gebrauch. *IV.* 205
Mineraliſche Waſſer, wie ſie entſtehen? deren Beſchreibung, Unterſchied, Nutzen, Gebrauch ꝛc. III. 1
Misbräuche in allerhand. *IV.* 16. 86
Misfällige Geſellſchaft wird abgeſchildert. III. 276
Misgeburt, mit der Abbildung, und deren Beſchreibung. *IV.* 45
Misvergnügen, vor einem laſterhaften ſich zu bewahren, heilſame Vorſchläge. *IV.* 11
Mittagsſchlaf, was davon zu halten? *IV.* 238
Mode, eine anſtekende Krankheit zu vieler Verderben. III. 18
Modeſträuſe; ſiehe Blumenſträuſe.
Mörtel, wie der beſte zu Madras pflegt gemacht zu werden? III. 197
Moſt, von allerhand Sorten, eine Abhandlung. *IV.* 300
Motten in den Kleidern zu vertreiben. III. 43
Müſiggang, deſſen Abſchilderung, mit moraliſchen, phyſicaliſchen und medeciniſchen Anmerkungen. *IV.* 24
Mundfäule, dafür Salz gut ſeyn ſolle.

N.

Naerriſche Ehre. III. 33
Nattern, eine phyſicaliſche Anmerkung. IV. 98
Nerven Schwachheit durch ein gewiſſes Getränke zu vertreiben. III. 215
Neujahrsbettelei abzuſchaffen. III. 21
Nierenſtein, ein bewährtes Mittel dafür. III. 85
Nieſſen, ob deſſen Zurükhaltung der Geſundheit zuträglich? III. 76
Nimmer ſatt, und von Leuten, die ſich immer gern was wünſchen. III. 192
Nominal- und *Real-*Gelehrte, welcher Unterſchied? IV. 145
Noſce te ipſum, Betrachtung darüber. III. 62

O.

Obſt iſt geſund, wenn friſch Waſſer darauf getrunken wird. III. 84
Oel, deren Ausdämpfung iſt der Geſundheit ſchädlich. IV. 71
Opii des rothen, Würkung. IV. 215

P.

Pedant, ſiehe Schulfuchs.
Peruvianiſche Fieberrinde, und von deren Schmerzſtillenden Kraft. III. 73
Peſtilenz, wie ſolche öfters durch einen Cometen entſtehen kan? III. 137
Pferd und goldener Eſel. III. 296
Pflanzen für Raupen, Schneken, und Erdflöhen zu verwahren. III. 92
Pflichten gegen unſern Leib. IV. 1
Pfropfen der Weinſtöke. III. 54
Planeten, merkwürdige Betrachtungen hievon. III. 119
Plantage, neuer Entwurf, der genuzet werden kan, von allen denen, welche Länder und Güter haben; mit drei groſſen Kupfertabellen. III. 297
Podagra, welches Getränke hierzu am dienlichſten? III. 224
Podagraiſche Leute, was ſie am ſicherſten gebrauchen können? III. 84. 87
Poken, vom Anſteken ein merkwürdiges Exempel. III. 161

R

Raſerei; was in ſolcher Krankheit zu trinken? III. 216
Raupen; wie ſolche von den Pflanzen abzutreiben? III. 92
Raupen; warum ſie ihre Haut ablegen? IV. 8
Räuchern, dienet vor die Fäulnis; III. 31
Realgelehrt zu werden. IV. 145
Reben; ſiehe Weinſtöke.
Rechtsgelehrte, werden von einem Utopianer abgeſchildert III. 95
Rechtſchreibung; deren Unterſchied der alten und neueren. IV. 87
Regenwaſſer; Betrachtung darüber. III. 163
Reiche, was ſie mit dem Geld machen ſollen? III. 113
Reichthum und Armuth, beſonders würdige Betrachtung. III. 295
Reinlichkeit, groſſer Nuzen, und wo aus Unterlaſſung derſelben gewiſe Krankheiten entſtehen. IV. 63
Religion, die Chriſtliche, von der jezigen Ausbreitung. III. 60
Religion, eine beſonders merkwürdige Abhandlung hievon. III. 184
Religionskriege, ſind die unſinnigſte Kriege. III. 176
Religionsſpöttern und Freigeiſtern. III. 103
Rhabarbara, deren verſchiedene Würkung. IV. 195
Ruhiges Leben ſich ſchaffen. III. 114

S.

Saamen in Moos zu pflanzen. IV. 321. nach einer der bewährteſten Künſten fruchtbarer zu machen. III 170
Safrans Würkung. IV. 220
Salpeters *antiſpasmodi*ſche Würkung. IV. 224
Salz, wie es zu Abwendung der Fäulnis überhaupt dienlich? III. 30. item von deſſen nüzlichen Gebrauch und ſchädlichen Misbrauch.
Sauerbrunnen, was vor eine mit Nuzen zu gebrauchen ſind? in welchen Zuſtänden? und wem ſolche ſchädlich? III.

III. 1. Phyſicaliſche Nachricht hievon. *IV.* 99
Sauerthalerwaſſer. III. 7
Schaben in den Kleidern zu vertreiben. III. 43
Scharbok kan mit mineraliſchen Waſſer vertrieben werden. III. 3. auch gemeinen. 84. 218.
Schimmel, eine Anmerkung. III. 41
Schlangen, warum ſie die Haut ablegen? *IV.* 8
Schmiedkohlen, über deren ſchädlichen und giftigen Dampf. *IV.* 225
Schuhe, deren Unterſchied, Nuzen und Schaden. III. 72
Schulfuchs; vom Urſprunge dieſes Nahmens. *IV.* 14
Schwalbacherbrunnen. III. 7
Schwalbenneſter, wie ſolche zum nüzlichen Gebrauche einzurichten? III. 99
Schwindel; Anmerkung vom Trinken. III. 215
Schwindſucht; dafür dienen Sauerbrunnen. III. 3. ſicheres Mittel dafür. 231. vom Kalkdunſt und neu geweisten Zimmern herrührend. *IV.* 327
Schwizmedicamenten. *IV.* 201
Scorbut; ſiehe Scharbok.
Selbſtmord; genaue Abſchilderung. *IV.* 9
Selterbrunnen. III. 7
Sennesblätter, wie ſolche ſo unterſchiedlich würken? *IV.* 196
Silber, deſſen jeziger Werth. III. 16
Silbergeſchirr, und deſſen Misbrauch. *IV.* 19
Sitten der Europäer werden durch ein Schreiben eines Utopianers durchgezogen III 92. der heutigen Welt, beſondere Anmerkungen darüber. *IV.* 173
Sizen, eine anatomiſche Betrachtung darüber. III. 69
Soldat, der vernünftige. *IV.* 39
Soldaten, ob es gut ſeye, daß ſie ein Schikſal glauben? *IV.* 249
Sonne, aſtronomiſche Betrachtung. III. 117
Spaawaſſer. III. 7
Spannen, Drüken, Magenwehe, zu curiren. III. 3
Spargeln, wie ſolche durch beſondere Handgriffe zu pflegen? III. 67
Spazen; ſiehe Sperlinge.
Speicheltreibende Medicamenten. *IV.* 205
Sperlinge, wie leicht ſolche ausgerottet werden können? ſamt einer Kupfertabellen. III. 98
Spielen als eine verderbliche Gewohnheit, eine Abhandlung. III. 22
Spiesglas, diaphoretiſches. *IV.* 200
Spiesglas Medicamenten Würkung. *IV.* 207
Sprache der Teutſchen übereinſtimmig zu machen. *IV.* 246
Sprache der Franzoſen. III. 51
Staatskunſt, von deren Grundveſte. *IV.* 116
Stadt, wie ſolche nach der Kunſt und Geſundheit der Einwohner zu erbauen? *IV.* 240
Stadtluft in Anſehung der Landluft. III. 245
Stein, ein Mittel dafür. III. 58. 87. 214
Steinkohlen brauchbarer zu machen. *IV.* 159
Storchenneſt, eine Fabel. III. 272
Sträuſe; ſiehe Blumenſträuſe.
Strongilius der Berg, hat durch ſein ausſpeiendes Feuer verurſacht, daß viele Städte untergangen. III. 124
Stubenöfen, in Erſparung des Holzes. III. 39
Studiren, wie vorzüglich es ſeye? III.
Sündfluth, und der jezt ſo veränderten Welt. *IV.* 114

T.

Tapeten von Wollenzeugen dienen zur Geſundheit, und warum? III. 266.
Teutſche Sprache übereinſtimmig zu machen. *IV.* 246
Thee, deſſen vornehmſte Würkung. III. 227
Theerwaſſer. *IV.* 55
Titelſucht; ſiehe *Titulomanie.*
Titulomanie, oder Titelſucht. *IV.* 81
Tod, auf dem Bette der Ehren. III. 25

Tode Körper lange Zeit vor der Fäulnis zu bewahren. III. 31
Todesbetrachtung, moraliſche. *IV.* 71
Tracheotomie, ein merkwürdiger chirurgiſcher *Caſus*. *IV.* 253
Trax. III. 194
Trepanation, als eine beſonders merkwürdige Kur. III. 269
Trinken; von der Kunſt. *IV.* 149
Trinken; Abhandlung hievon, von der rechten Einrichtung ſowohl, als beſonders in Kuren menſchlicher Krankheiten. III. 200
Trunkenheit, eine Abſchilderung. *IV.* 308
Tünchen oder weiſſen, den beſten Firnis dazu zu machen. III. 199
Türken Hochzeitgebräuche. III. 148
[illegible] aus Kümmel zu machen. III. 270
Tz, der Buchſtaben tz in einer wehemüthigen Vorſtellung. III. 35

U.

Ueberbein, Knorrel, mittelſt des Electriſirens zu vertreiben. III. 42
Uberſchwemmung kan durch einen Cometen entſtehen. III. 133
Uberſchwemmungen bringen öfters Peſt. *IV.* 65
Umgang, und deſſen beſonderer Nuzen. *IV.* 295
Uneheliches Kind rührendes *Lamento*. *IV.* 297
Ungeziefer zu vertreiben. III. 172
Unſchlitliechter, deren Ausdünſtungen verurſachen öfters Krankheiten. *IV.* 71
Utopianers Schreiben von den Sitten und Mängeln der Europäer. III. 92

V.

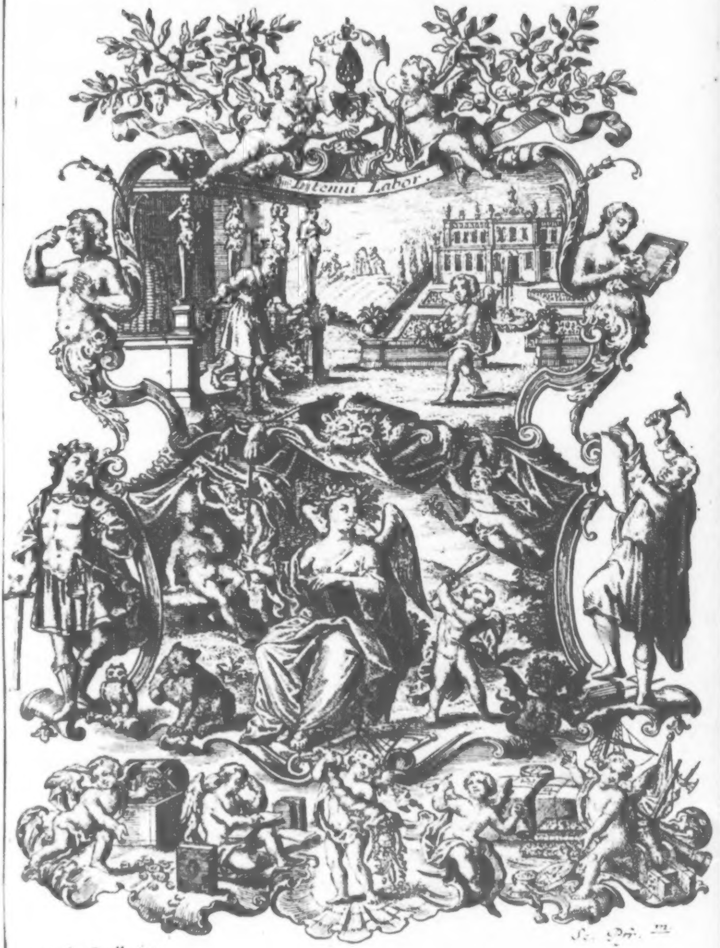
Variable, die Abſchilderung der veränderlichen Weibsbilder. *IV.* 95
Väter, die verſchwenderiſche. III. 28
Väterliche Gewalt. III. 28
Verlaugnung. *IV.* 261
Verſchwenderiſche Väter; ſiehe Väter.
Verſtellung des weiblichen Geſchlechts, in einer Geſchichte einer Pariſiſchen Kupplerin. *IV.* 90
Verſtopfung, dienen Sauerbrunnen. III. 3
Verwahrloſung der Kinder. III. 159
Viehſeuche, Mittel dafür. *IV.* 299
Vortheile im geſelligen Leben. *IV.* 230

W.

Waare, die verlegene. III. 24
Wahrheit, die nakende. III. 24
Waſſer, vom friſchen, und deſſen Nuzen, p. 71. Schlechtes zu verbeſſern III. 203. Ob durch das kalte die böſe Säfte zu vertreiben ſind? *IV.* 331
Waſſerbäder, die gemeine, deren Unterſuchung und vortreflichen Nuzen. *IV.* 331
Waſſercuren, eine beſondere Abhandlung hievon. III. 2
Waſſerſucht, ein beſonderes Getränk dafür. III. 217
Weberhaus, hier in Augſpurg; wie es erkauft worden? III. 19
Wein, mit Entgegenſezung friſches Waſſers, p. 81. derſelben Eigenſchaft 224. Nuzen des Rheinweins. 224
Weinſtöke; wie ſolche zu pfropfen? III. 54
Weiſſen oder Tünchen; was am dauerhafteſten dazu zu nehmen? III. 199
Welt, die veränderte.. *IV.* 114
Whiſtons Meinung von den Cometen, in einer Poeſie. III. 137
Winter; wie man ſich ſolchen zu Nuze machen ſolle? III. 52
Winde; und der Würkung der Luft, auf und in die menſchliche Körper. III. 254
Windſucht, ein Mittel dafür. III. 217
Wisbad, III. 8
Witterung, die ſo ungewohnte von A. 1750. woher ſolche komme? III. 152
Wittwe, ob ſolche beſſer zum heirathen, als die Jungfrauen? III. 64
Wohlſtand der heutige bringt ſo viel ins Verderben. III. 17
Wundkräuter Würkung und Gebrauch. *IV.* 113

Z.

Zauberkraft von den Klapperſchlangen. III. 101
Zähne bis ins hohe Alter zu erhalten, ein *Arcanum*. *IV.* 97
Zimmer, neu geweiste, wie ſolche der Geſundheit ſchaden können? *IV.* 320
Zimmet, ſeine Würkung. *IV.* 215
Zungen, mit zwei gebohren zu werden. *IV.* 320


Ingenii Labor.

J. A. C. M. inv.

Sc. Pr. m

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte

Referendarius,

oder
auserleſene Sammlungen
von allerlei
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen,

welches in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen,
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

V. Theil.
(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schriften.
1754.

29.
~~110~~
11/69/562

Vorrede.

Die Begierde nach Neuigkeiten iſt bei den Menſchen ſo allgemein, daß man wenige finden wird, in welchen ſie nicht wohnet. Es iſt ſolcher Trieb unſerer Natur ſo ſtark eingepflanzet, daß wir auch denſelben an den kleinen Kindern ſo fort wahrnehmen, wenn ſie nur ihre Neigungen an den Tag zu legen fähig ſind. Weiſe Eltern bedienen ſich deſſen, um ſelbigen zum Beſten ihrer Kinder anzuwenden; und diejenigen, ſo den Nuzen des menſchlichen Geſchlechts befördern wollen, haben Urſache, daß ſie aus einer ſo allgemeinen Neigung Vortheil zu ziehen ſuchen.

Wenn die Neubegierde der Menſchen auf ſolche Vorwürfe geleitet werden kan, die ihnen ſelbſt und ihren ſämtlichen Mitbürgern zuträglich ſind: ſo wird davon der beſte Gebrauch gemacht, und es erwächſet daraus unvermerkt etwas gemeinnüziges. Dieſe Art der Neubegierde iſt löblich, gut und nothwendig. Ohne ſelbige wären viele Wiſſenſchaften nicht ſo hoch geſtiegen, viele Entdekungen nicht geſchehen; und würden viele noch täglich vorfallende nüzliche Geſchäfte unterbleiben. Nur kom̃t es hiebei auf einen guten Vorwurf der Sachen ſelbſten an; und derjenige machet ſich um die menſchliche Geſellſchaft verdient, welcher dazu etwas beiträgt, das zugleich angenehm und nüzlich iſt.

Die Erwägung dieſer Gründe, und das Verlangen, der erlaubten und nüzlichen Neubegierde eine nicht unangenehme Nahrung zu verſchaffen, hat zu Errichtung derer Augsburgiſchen Intelligenz-Zetteln Anlas gegeben, die ihren Anfang ſchon Anno 1745. genommen. Wie weit die Abſichten hiedurch nach obigen Gründen erreichet worden? wiſſen diejenigen am beſten, welche ſolche- von mir bishero heraus gegebene- Wochenblätter geleſen haben.

Aus denen gelehrten Sachen dieſer Intelligenz-Zetteln iſt endlich der Referendarius erwachſen, welcher mit vielen neuen Zuſäzzen, allerlei wichtigen Abhandlungen, aus dem Reiche der Wiſſenſchaften, neuen Entdekungen, u. d. g. je 2. zu 2. Theilen zuſammen zum Druk befördert worden. Wie ich es dabei angegangen? wie ich mich hierzu in Stand geſezzet? und was für Mittel ich bei der Einrichtung gebrauchet? iſt ſchon in der Vorrede des erſten Bands dieſer Sam̃lungen erzehlet worden.

Die mancherlei Abhandlungen aus ſo vielerlei Wiſſenſchaften, die Kürze und leichte Art des Vortrages, deren ich mich durchgehends befliſſen habe, ſind angenehme Abwechslungen, die ihren manichfaltigen Nuzen haben, für allerlei Leute von allerlei Ständen, auf allerlei Fälle; wo ein auch nur von einer mittelmäſigen Aufmerkſamkeit und Nachdenken aufgelegter Menſch in den Stand geſezet wird, von dem Werth und der Einrichtung derſelben, wann er nur will, unpartheiiſch zu urtheilen.

Die Fortſezung des 3ten Bands gegenwärtiger auserleſenen Sam̃lungen, wobei die vorige Einrichtung beibehalten worden, rühret dahero lediglich von dem Beifall her, womit hohe Gönnere, wahre Patrioten und Liebhabere der ſchönen Wiſſenſchaften die zween erſtere Bände des Referendarii ſeithero beehret haben. Und dieſes rechne ich zu einer der angenehmſten Begebenheiten meines Lebens; welches genug iſt, meine Neider zu beſchämen.

Würde ich lediglich bei der Buchdrukerei ſtehen geblieben ſeyn: hätte ich vielleicht wenigere Neider; So aber, da ich, neben der Buchdrukerei, auch in verſchiedenen Sprachen und Wiſſenſchaften mich herfür zu thun beeifert, bin ich weit mehrern Perſonen nüzlicher und gefälliger worden. Die Begierde nach Neuigkeiten, mit welchen ich mich ſeit geraumer Zeit, bei Herausgebung der hieſigen ordinari Zeitungen, beſchäftiget, haben hierzu den erſten Stoff gereichet. Der Naturtrieb war hierbei gleichſam der Zunder, welcher bei der Buchhandlung, die ich zu beſſerer Abſezzung meiner in Druk heraus gegebenen Bücher, einzuführen, dazumal für dienlich erachtet, ſo dann noch mehr Glut und Nahrung zur Gelehrſamkeit zu ergreiffen Gelegenheit bekommen, dadurch eben das hieſige Intelligenzweſen, ohne anderer Arbeit, hat beſtehen können.

Sich und andern nüzlich zu werden, kan öfters nicht beſſer erfüllet werden, als wenn man dem Triebe der Natur folget: Eine Verbindlichkeit, welche jederman oblieget. Und wer weis nicht, daß dieſe Naturtriebe einem Menſchen für dem andern zu einer gewiſſen Sache eine gröſſere Fähigkeit ertheilet. Die Erfahrung lehret, daß man dergleichen Handlungen mit dem gröſten Vergnügen verrichtet, zu welchen man von der Natur ſelbſt angetrieben wird. Es würde daher in allen Ständen die Anzahl geſchikter, wenn ein jeder das lernen und treiben könte, wozu er von Natur aufgelegt iſt.

Will ich die Anwendung auf mich ſelbſt machen: ſo mus ich frei geſtehen, daß die Buchdrukerei, deren Kunſt ich auf Antrieb meiner Eltern erlernet, ſolche auch 12. Jahr lang mit Vortheil geführet habe, eben aus dieſer Urſache nunmehro einem andern zu Führung derſelben anvertrauet, damit ich deſtomehr Muſſe und Zeit gewinne, mich in dem Reiche der Wiſſenſchaften, zumal in der Naturlehre, umzuſehen, und das, was neu, ergözend und nüzlich iſt, zur gedeilichen Nahrung des Intelligenzweſens behörig anzuwenden, und zu denen auserleſenen Sammlungen deſto brauchbarer zu machen. Es iſt ſo wenig eine unzeitige Pralerei, daß ich vielmehr wider meine eigene Uberzeugung reden müſte, wenn ich läugnen wolte, daß ich von der Natur nicht eben ſo viel Luſt als Fähigkeit erhalten hätte, mich mit ihren Werken zu beſchäftigen. Ich habe mich dahero verbunden geachtet, dieſem Triebe zu folgen, um mit mehr Kräften und Emſigkeit aus allerlei Schriften in mancherlei Sprachen ſolche Blumen zu ſammlen, die zu Bereitung des fernern Stofs meiner Blätter geſchikt ſind, auf daß fleiſige Leſere viel vergnügliches und fruchtbares in reichlicher Maaſſe daraus ziehen mögen.

Was nun den gegenwärtigen dritten Band des Referendarii betrift, ſo finde ich dabei wenig zu erinnern. Sein Nuzen iſt offenbar: derſelbe iſt ſo eingerichtet, wie die zween erſten Bände. Nur kommen in dieſem dritten Bande mehrere Materie aus der Arzeneiwiſſenſchaft vor, wie auch neue Entdekungen von ſchädlichen Arzeneimitteln, und verſchiedene merkwürdige Caſus mit ihren nöthigen Erläuterungen. Die innerlichen Theile des Menſchen hängen zuſammen wie ein zartes Uhrwerk nach der Mechanik. Sie können aber gar leicht durch heftige Leidenſchaften, ſcharfe- oder auch gute- aber übel angewande Medikamenten, hizige, ſüſſe, ſaure oder gekünſtelte Getränke und Speiſen, durch die Luft, Hize und Kälte, durch gewiſſe Mode von Kleidungen, und durch tauſenderlei andere Sachen mehr, alſo zugerichtet werden, daß öfters Geſundheit und Leben darauf gehen mus. Welche erſprieslichе Dienſte hier nun durch Entdekung ſo wohl des Heilſamen als des Schädlichen in dergleichen Sachen in der That dem menſchlichen Geſchlechte erwieſen werden; kan nur von denen beurtheilet werden, die ihre Geſundheit zu ſchäzen wiſſen. Ich habe dahero die merkwürdigſten Obſervationes, Ueberſezzungen, mediciniſche Beiträge, genaue Beſchreibungen der Krankheiten, deren Urſachen, die Unterſuchung der ſo wohl guten als ſchädlichen Würkung der Arzeneien u. d. g. hin und wieder eingerüket, das Geſunden und Kranken nicht anderſt als nüzlich ſeyn kan, wenn ſie anderſt behörigen Gebrauch davon machen wollen.

Und da unſer Jahrhundert ſo ökonomiſch geworden, daß es bei nahe durch Kunſt und Erfahrung die Natur zu reichlichen Einkommen zwingen will: ſo habe ich auch hierinn mich eifrigſt beſtrebet, allerlei neue Erfindungen, Geſchichte, Verſuche, und vortheilhafte Mittel, die in der Haushaltungskunſt beſſer genüzet werden können, darinn weitläuftiger vorzutragen, die in andern Büchern vergebens geſuchet werden.

Die übrige philoſophiſche, mathematiſche, juriſtiſche, zumalen phyſicaliſche- und faſt aus allen Theilen der Gelahrtheit, theils merkwürdige, theils ergözende, theils nüzliche Abhandlungen, Entdekungen und wichtige Anmerkungen ſind ſo beſchaffen, als es die Gränzen und Abſichten dieſer Blätter erlaubet haben.

Moraliſche Schildereien trift zwar der Leſer in dieſen Theilen nicht ſo vielfältig an, als in den vorigen; ſie ſind aber deſtomehr gewürzet, wo deren einige vorkommen, und meiſt mit einer erlaubten Satyre, der Miſchung der Farben nach erhöhet. Gleichwie ich aber in allen dergleichen Abhandlungen mich aller perſönlichen Anzüglichkeiten ſorgfältigſt zu enthalten befliſſen, und niemand zum Unglimpf etwas geſchrieben habe: als wird auch der Leſer gebeten, die hin und wieder vorkommende Abſchilderungen nicht auf gewiſſe Perſonen zu deuten. Es ſind Exempel, die aus der täglichen Erfahrung genommen ſind.

Finden ſich übrigens in ein und andern Abhandlungen beſondere Meinungen, die vielen fremde, und manchem anſtöſſig vorkommen möchten: ſo iſt zu wiſſen, daß hiebei Abſichten auf beſondere Umſtände obgewaltet haben, die nur bei geübten Perſonen im Meditiren mehr Anlas zu neuern Gedanken und Erfindungen an die Hand geben, daraus öfters mit der Zeit auch wieder ein beſonderer Vortheil zu vieler Nuzen erwachſen kan. Denn ſo denken, wie der gröſte Hauſe denkt, und nicht von der gemeinen Landſtraſe abweichen, iſt mehr ein Beweis, daß man mit Gemächlichkeit viele Bücher geleſen, als daß man ſich in dem mühſamen Meditiren geübet habe.

Was mehrers dieſer meiner Vorrede beizuſezzen, finde vor überflüſſig. Mit Fehlern, die ſich darinn befinden, will den Leſer nicht aufhalten. Es iſt alſo nichts übrig, als mich und dieſe meine Sam̃lungen der fernern Gewogenheit des geneigten Leſers beſtens zu empfehlen

Augsburg, den 3. Merz
1754.

Der Verfaſſer.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem fünften Theil dieſer Sammlungen der Ordnung nach vorkommen.

Von den Würkungen der Gewohnheit, in Abſicht auf das ewige Leben, pag. 1.
Von einigen beſonders nüzlichen Entdekungen zu Beförderung des Akerbaues, 4.
Beſtätigte Beobachtungen von dem Mittel des Fabius Columna wider die fallende Sucht, 9.
Anmerkungen über die gewöhnlichſten Kinderkrankheiten, 13.
Rechtliche Erörterung der Frage: was die Römer bewogen, in ihren Geſezen, aus einer bloſen Zuſage keine Verbindung zu machen, 15.
Wichtige Abhandlung, nach der Pathologie, von der Hypochondrie, 17.
Vom Menſchen, und deſſen Erzeugung, 31.
Kurzes Bedenken von der Einfalt des Glaubens, in einem einzigen Glaubensartikel, 37.
Die Lotterie, eine Fabel, 39.
Die Seifenblaſe, ibid.
Beſchreibung einer verbeſſerten Art Feuerſprizen, 40.
Vom ewigen Juden, 41.
Von neuen Inventionen, insbeſondere von eieiner neu erfundenen Bart-Rosmühle, nebſt einer Luftmaſchine, 42.
Ob es möglich, daß die menſchliche Kunſt dergleichen Luftmaſchinen, wie oben gemeldet, oder ſolche Vögel, die fliegen, nachmachen könne? 44.
Von der verkehrten Eigenliebe, 48.
Beweis, daß die meiſten Aerzte nach ihrem Temperamente curiren, 50.
Von dem ſtark anhaltenden Regenwetter: A. 1751 im Monat Julio, 54.
Von den ſchwizenden Steinen, naſſen Mauren, ſtokenden meubleten Zim̃ern eines dumpfichten faulenden Geruchs, und von dem daher rührenden Schaden; mit denen dafür abhelflichen Mitteln, 59.
Von der Kunſt zu betrügen, 62.
Von der Artigkeit, und den üblen Folgen der Unart, 65.
Von dem Leben und den vornehmſten Theilen unſers Leibes, 75.
Betrachtung über das fleiſſige Leſen nüzlicher Bücher, 78.
Nüzliche Anmerkung im Bauweſen, in Anſehung der naſſen Mauren u. ſchwizendē Steinen ꝛc. 79.
Zufällige Gedanken von dem Wiz, 81.
Von den üblen Folgen theils Eltern, die ihre Kinder ſtudiren laſſen, 83.
Von der Deutung des Daumens, ſonderlich bei den Teutſchen, 85.
Beweis, daß die abſolute Gewalt der Glükſeligkeit eines Fürſten öfters zuwider ſeye, 88.
Beſchreib. der neuen Art eines Perukenſtoks, 89.
Falſche Begriffe von der Aufrichtigkeit, 90.
Von dem Willen, 93.
Vertheidigung des Eheſtands, 94.
Von der Fatalität gewiſſer Oerter, 96.
Von der Fatalität gewiſſer Zeiten u. Zahlen, 98.
Von dem bürgerlichen Stande, 101.
Von den Bewegungsgründen und Mittlen zur Erhaltung der Geſundheit, 103.
Von der Aufrichtigkeit, 106.
Von dem muſicaliſchen Calcanten oder Orgeltreter, auf gut Teutſch: Balgentreter, ibid.
Ob die Träume was bedeuten? und ob man dar-

auf was wahres ſchlieſſen, oder auch verborgen u. zukünftige Dinge abnehmen köñe? 108.
Von der Vegetabilität der Pflanzen u. Thiere, 113
Von der Trunkenheit, 116.
Die Thorheit, wenn man wider die Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung murret, 117.
Ob die Anlegung der Meſſen einer Stadt nüzlich ſind? 120.
Ob groſſe Verſam̃lungen, Krönungen ꝛc. einer Stadt nüzlich ſind? 122.
Von denen ſo ſchändlichen Handlungen und abergläubiſchen Alfanzereien, die in der H. Adventszeit manchmal unter den Chriſten vorgehen, 124
Ob die Deutſchen zu Julii Cäſars Zeiten Prieſter gehabt? 125.
Von der Begierde ſich zu beklagen, 128.
Von der Hofnung, 132.
Von der Muſic, 134.
Von der eitlen und thörichten Hofnung, 143.
Vom Heimwehe, 145.
Hiſtoriſche Abhandlung vom Commerce und Handelsweſen, ibid.
Von der Religion der älteſten Deutſchen, 153.
Anmerkung vom Palmbaum, 155.
Gegen die Spieler, 156.
Lob des Winters, ibid.
Neu-erfundene Mittel, den Wein durch Verdikung und Benehmung ſeiner wäſſerigen Theile, compendieus auf Reiſen mitzunehmen, 164.
Wirthſchaftliche Regeln, die man bei der Wartung der Pferde zu beobachten hat, 165.
Von Chicanen, 169.
Wie das Eiſen wider den Roſt zu verwahren, 170.
Von der Kinderzucht, 172.
Zufällige Gedanken über das menſchl. Leben, 177.
Vom Zukker, 179.
Von dem Stein der Weiſen, 182.
Abhandlung vom Brand im Getraide, und den Mitteln ſolchem zu wehren, 183.
Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände aus der Naturlehre, 185.
Was die Freundſchaft ſey, u. worin̄ ſie beſtehe, 189.
Gedanken von der Zeit, 192.
Zufällige Gedanken v. der Ehre der Begräbn. 194
Ob man des Tages zweimal eſſen ſolle? 196.
Gedanken von den Maulwürfen, 198.
Gedanken von den Frühlingskuren, 202.
Von der Erzeugung u. dem Nuze des Thaues, 207
Von Nuz. des Weins in Abſicht der Geſundh. 215.
Gedanken vom Schlafe, 220.
Von der beſten Art, gerichtl. Aufſäze zu mach. 224
Verzeichniß einiger nüzl. Mittel wider die Kornwürmer u. andere Inſekten auf den ꝛc. 232.
Gedanken von den Gevatterſchaften, 239.
Von der Phyſiognomia, 241.
Mittel, die Pfirſchblüthe im Frühjahr gegen den Froſt zu bewahren, 243.
Von der Religion, 248.
Vom Goldfinger, warum die Ringe an der linken Hand getragen werden? und ob das Gold eine Herzſtärkende Kraft habe? 249.
Betrachtung über die Juden, 251.
Beweis von der Nüzlichkeit des Aderlaſſens zu Verhütung der Krankheiten, 252.
Gedanken über die heil. Schrift, 257.
Von den Urſach. des Wachsthums der Pflanze. 259
Beſchreibung des Flachsbaus, wie ſolcher in Preuſſen getrieben wird, 261.
Unterricht vom Hanfbau, 263.
Mittel gegen die ſchädlichen Folgen, ſo von dem Bis eines tollẽ Hunds zu entſtehen pflegen, 264
Von der Allmacht GOttes, u. von der Glükſeligkeit der Menſchen in einem andern Leben, 265
Von dem Baurenſtand, 268.
Betrachtung über einige Beſonderheiten aus dem Gewächsreich, 269.
Gedanken von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seelen, 275.
Von der Münze Beſchaffenheit u. Urſprung, 282.
Vom Wechſel, 284.
Schreiben eines verrufenen Bazen, 286.
Gedanken von der Verläugnung, 290.
Nachricht von einem ſeltenen Beinbruche, 294.
Anmerkung über die Erzeugung der Kornwürmer,
Nachricht v. einem widernatürlich. Harnfluß, 297
Vorſchläge, die Luft zu reinigen und zu erfriſchen, 298.
Fernere Vorſchläge hievon, 301.
Ob man ſich überſtudiren könne? 304.
Unterſuchung, wie alte Leute ihre Geſundheit erhalten können und ſollen, 308.
Heilſamer Vorſchlag, die Windeln u. die Schnürbrüſte abzuſchaffen, 325.
Vom Rauch- und Schnupftobak, 326.
Von dem Soldatenſtand u. deſſen Urſprung, 329.
Von der Soldaten Religion, 331.
Von der Ehre, als der allgemeinen Grundregel der Soldaten, 334.
Von den Tugenden und Wiſſenſchaften, welche zum Soldatenſtande erfordert werden, 336.
Neue Gedanken vom Thau, 338.
Von des Vulcans Hunden, welche die Keuſchen und Unkeuſchen durch den Geruch unterſcheiden können, 340.
Von den Todesvorbothen, 342.
Phyſicaliſche Anmerkung von dem Waſſer auf dem Erdboden, 352.
Was das Wort, der Edle, ſagen will, 357.
Die Spinne und das Podagra, eine Fabel, 358.
Nothrecht oder Favor neceſſitatis, 359.
Rechtliche Erläuterung vom Geſundheittrinken und Völlerei, 364.

Et Utilia
et Jucunda
refero.

Von den
Würkungen der Gewohnheit
in Abſicht auf das ewige Leben.

Kein gemeines Sprichwort hat mehr Vernunſt in ſich, als dasjenige, welches wir aus dem Munde des gemeinen Volkes höre: Gewohnheit iſt die andere Natur. Die Gewohnheit iſt in der That geſchikt, den Menſchen ganz neu zu bilden, und ihm ganz andere Neigungen und Fähigkeiten zu geben, als diejenigen, mit welchen er gebohren war. D. Plat in ſeiner Geſchichte von Staffordshire erzählet uns von einem dummen Menſchen, welcher nach dem Klange von einer Gloken zu leben pflegte, und ſich die Zeit damit vertrieb, daß er die Stunde des Tages zählete, ſo oft die Gloke ſchlug. Als nun die Gloke durch einen Zufall geſprungen war: ſo fuhr der dumme Menſch dennoch auf eben die Art fort, die Gloke ſchlagen zu hören, und die Stunde ohne Hülfe derſelben zu zählen, als er gethan hatte, da ſie noch ganz war. Ob ich nun gleich für die Wahrheit dieſer Geſchichte nicht Bürge ſeyn mag: ſo iſt es doch ganz gewis, daß die Gewohnheit eine mechaniſche Würkung in dem Körper hat, da ſie zugleich einen ſehr auſſerordentlichen Einflus in die Seele hat. Ich will aus dieſem Anlas eine merkwürdige Wirkung betrachten, welche die Gewohnheit in die menſchliche Natur hat; und welche, wenn man ſie richtig beobachtet, uns auf ſehr nüzliche Lebensregeln führen kan. Was ich hier ven der Gewohnheit erwähnen will, das iſt eine wunderſame Kraft, uns alles angenehm zu machen. Eine Perſon, welche dem Spielen ergeben iſt, ob ſie gleich Anfangs nur wenig Vergnügen daran findet, bekömmt nach und nach eine ſo ſtarke Neigung dazu, und ergiebt ſich demſelben, ſo gänzlich, daß es der einzige Endzwek ihres Daſeyns zu ſeyn ſcheinet. Die Liebe zu einem eingezogenen oder geſchäftigen Leben, wird bei einem Menſchen unvermerkt zunehmen, nachdem er mit dem einen oder dem andern umgehet, bis er gänzlich ungeſchikt iſt, einen Gefallen an demjenigen zu finden, deſſen er einige Zeit entwöhnet iſt. Ja, ein Menſch mag rauchen, oder trinken, oder ſchnupfen, bis er untüchtig iſt, ſeine Zeit ohne daſſelbige hinzubringen; nicht zu erwähnen, wie unſer Vergnügen zu einem beſondern Studio, zu einer gewiſſen Kunſt oder Wiſſenſchaft, nach dem Maas des Fleiſſes anwächſt und zunimt, den wir darauf wenden. Dasjenige alſo, was zuerſt eine Uebung war, wird zulezt ein Zeitvertreib. Unſere Arbeiten werden in unſere Beluſtigungen verwandelt. Das Gemüth wird in diejenigen Handlungen verliebt, zu welchen es gewöhnt iſt, und wird mit Widerſtande von denjenigen Wegen abgezogen, auf welchen es zu gehen pflegt. Nicht allein ſolche Handlungen, welche uns zu erſt gleichgültig waren; ſondern auch diejenigen, welche uns beſchwerlich waren, werden durch die Gewohnheit und Ubung uns angenehm werden. Herr Franz Bacon merket in ſeiner Naturlehre an, daß unſerm Geſchmake nichts beſſer gefällt, als dasjenige, was ihm zuerſt nicht geſchmeket hat. Er giebt als beſondere Beiſpiele den rothen Wein, Caffee, und andere Getränke davon an, welche der Gaum ſelten gut heiſst, wenn er ſie das erſtemal koſtet; allein wann er einmal einen Geſchmak daran gefunden hat, ſo behält er ihn gemeiniglich Lebenslang. Die Seele iſt auf eben die Art beſchaffen; und nachdem ſie ſich zu einer beſondern Uebung oder Arbeit gewöhnt hat, ſo verliert ſie nicht allein ihre erſte Abneigung dagegen, ſondern bekommt auch eine gewiſſe Liebe und Zuneigung darzu. Einer der gröſten Geiſter dieſer Zeit, welcher von allen ſchönen Studien des Alterthums eine Kenntnis hatte, verſicherte mich, da er genöthiget war, viele alte Briefſchaften und Urkunden durchzuſuchen: daß, ungeachtet eine ſolche Verrichtung anfänglich ſehr troken und verdrüslich für ihn geweſen, er doch zu lezt ein unglaubliches Vergnügen daran gefunden, und es ſelbſt dem Leſen des Virgils oder des Cicero vorgezogen. Der Leſer wird beobachten, daß ich hier die Gewohnheit nicht betrachtet habe, wie ſie eine Sache leicht machet, ſondern wie ſie ſolche ergözlich machet: und obgleich andere eben dieſe Betrachtungen oftmals mögen gemacht haben; ſo iſt es doch möglich, daß ſie nicht denjenigen Nuzen daraus gezogen, womit ich das übrige meines Blattes vollends anzufüllen gedenke. Wenn wir dieſe Eigenſchaft der menſchlichen Natur aufmerkſam betrachten: ſo kan ſie uns von ſehr ſchönen Sittenlehren unterrichten. Zuerſt würde ich keinen Menſchen von derjenigen Lebensart, oder Reihe von Handlungen, abgeſchrekt haben, in welchen ihn die Wahl anderer oder ſeine eigene Nothdürftigkeit geſezt hätte. Sie mag ihm vielleicht zuerſt unangenehm geweſen ſeyn; allein Gewohnheit und Fleis werden ſie ihm gewis nicht allein weniger beſchwerlich, ſondern auch angenehm und vergnüglich machen. Zum andern wolte ich einem jeden den unvergleichlichen Spruch anpreiſen, welchen Pythagoras ſeinen Schülern gegeben haben ſoll, und welchen der Weltweiſe von derjenigen Beobachtung hergenommen haben mus, die ich weiter ausgeführet habe: Optimum vitæ genus eligito; nam conſuetudo faciet jucundiſſimum. Erwählet die allervortreflichſte Lebensart; denn die Gewohnheit wird ſie zu der allerangenehmſten machen. Leute, deren Umſtände es zulaſſen, daß ſie ſich ihre Lebensart ſelbſt erwählen, ſind nicht zu entſchuldigen, wenn ſie nicht dasjenige ergreiffen, was ihr Verſtand ihnen als das allerlöblichſte anpreiſt. Man mus der Stimme der Vernunft mehr folgen, als dem Triebe einer gegenwärtigen Zuneigung: weil nach der obgedachten Regel, die Neigung endlich zu der Vernunft übergehen wird; da wir hingegen die Vernunft niemals zwingen können, der Neigung nachzugeben. Drittens kan dieſe Beobachtung den ſinnlichſten und gottloſeſten Menſchen lehren, die Beſchwerlichkeiten und Schwierigkeiten nicht zu achten, welche ihn von der Nachjagung nach einem tugendhaften Leben abſchröken möchten. Die Götter, ſaget Heſiodus, haben die Arbeit vor der Tugend geſezet: Der Weg zu ihr iſt anfänglich rauh und ſchwer; er wird aber lieblicher und leichter, je weiter man darauf fortgehet. Der Menſch, welcher darauf in Standhaftigkeit und unerſchrokenen Muthe fortgehet, wird in kurzer Zeit finden, daß ihre Wege angenehm, und daß alle ihre Fusſteige Friede ſind. Zur Verſtärkung dieſer Betrachtung können wir weiter beobachten, daß die Ausübung der Religion nicht allein von dem Vergnügen begleitet wird, welches natürlicher Weiſe denjenigen Handlungen folget, zu welchen wir gewöhnt ſind; ſondern daß ſie auch noch überdem diejenige Freude des Herzens bei ſich hat, welche von dem Bewuſtſeyn einer ſolchen Beluſtigung, von dem Vergnügen, daß man nach den Vorſchriften der Vernunft gehandelt hat, und von der Hofnung einer glükſeligen Unſterblichkeit entſteht. Zum vierten können wir aus dieſer Beobachtung, welche wir von der Seele eines Menſchen gemacht haben, lernen, wie wir insbeſondere Sorge tragen ſollen, wenn wir dereinſt in eine ordentliche Lebensart geſezt werden: ob wir gar zu oft einem von dem allerunſchuldigſten Vergnügen und Zeitvertreibe nachhängen; weil das Gemüth unvermerkter Weiſe von der Neigung zu tugendhaften Handlungen abfallen, und ſtufenweiſe das Vergnügen, welches aus der Ausübung ſeiner Pflicht gezogen wird, mit Vergnügungen einer weit geringern und unnüzlichern Art, vertauſchen kan. Der lezte Nuzen, welchen ich aus dieſer merkwürdigen Eigenſchaft der menſchlichen Seele, daß ſie nämlich an denjenigen Handlungen ein Vergnügen findet, zu welchen ſie gewöhnt iſt, ziehen will, iſt, daß ich zeige: wie unumgänglich nöthig es uns ſey, uns eine Fertigkeit in der Tugend in dieſem Leben zu erwerben, wenn wir das Vergnügen des künftigen Lebens genieſen wollen. Der Zuſtand der Glükſeligkeit, welchen wir Himmel nennen, wird nicht vermögend ſeyn, diejenigen Gemüther zu rühren, welche nicht alſo zu demſelben geſchikt gemacht worden ſind. Wir müſſen uns in dieſer Welt eine Luſt an der Wahrheit und Tugend erwerben, wenn wir wollen geſchikt ſeyn, die Kenntnis und Vollkommenheit zu ſchmeken, welche uns im künftigen Leben glüklich machen ſoll; der Saame dieſer geiſtlichen Freude und Entzükung, welche in der Seele hervorwachſen, und in alle Ewigkeit grünen ſoll, mus in ihr gepflanzet werden; da dieſer ihr gegenwärtiger Zuſtand der Prüfung dauret. Kurz, der Himmel mus nicht einzig und allein als die Belohnung, ſondern als die natürliche Wirkung eines gottſeligen Lebens angeſehen werden. Andererſeits ſind die übeln böſen Geiſter, welche durch eine lange Gewohnheit, eine Fertigkeit zur Wolluſt und zum ſinnlichen Vergnügen, zur Bosheit und Rache, und einen Ekel vor allem, was gut, gerecht oder löblich iſt, den Körper zugezogen hat, natürlicher Weiſe zur Strafe reif und vorbereitet. Ihre Martern haben bereits in ihnen Wurzel gefaſt; ſie können nicht glükſelig ſeyn, wenn ſie von dem Körper entkleidet ſind: es ſey denn, daß wir voraus ſezen, die Vorſehung wolle ihn gewiſſer maſſen neu erſchaffen, und ein Wunderwerk in Verbeſſerung ſeines Vermögens thun. Sie können in der That eine Art eines boshaften Vergnügens in denjenigen Handlungen finden, zu welchen ſie ſich gewöhnet haben, ſo lange ſie in dieſem Leben ſind: allein wenn ſie von allen dieſen Gegenſtänden entfernet ſind, welche ihnen allhier zu willfahren vermögen, ſo werden ſie natürlicher Weiſe ihre eigene Peiniger werden, und diejenigen ſchmerzlichen Fertigkeiten der Seele in ſich ernähren, welche nach der Redensart der heiligen Schrift, der Wurm, der nicht ſtirbt, genennet werden. Dieſer Begrif von Himmel und Hölle iſt dem Lichte der Natur ſo gemäs, daß er von verſchiedenen unter den klügſten Heiden entdeket worden. Er iſt von vielen vortreflichen Gottesgelehrten der neuen Zeit, und insbeſondere von dem Erzbiſchofe Tillotſon, und dem D. Scherlok, ungemein verbeſſert worden; allein, keiner hat ſo edle Betrachtungen darauf gegründet, als D. Scott in dem erſten Buche ſeines Chriſtlichen Lebens, welches einer von den ſchönſten und vernünftigſten Entwürfen von der Gottesgelahrtheit iſt, welcher in unſerer, oder in irgend einer andern Sprache geſchrieben worden. Der vortrefliche Verfaſſer hat gezeiget, wie eine jede Gewohnheit und Fertigkeit des Laſters die natürliche Hölle desjenigen ſeyn wird, bei welchem ſolches anzutreffen iſt.

Von einigen beſonders nüzlichen Entdekungen zu Beförderung des Akerbaues.

Die Bemühungen in der Wirthſchaft, und die daraus entſpringende Erfindungen, ſind unſtreitig unſchäzbare Dinge; welche vor andern beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. Den Vortheil, der in ſo vielen Arten daraus erwachſet, wiſſen diejenigen am beſten, die nur ein wenig in der ſo vorzüglichen öconomiſchen Wiſſenſchaft bewandert ſind. Selbſt in der Staatskunſt wird es erfordert, darauf ein fleiſiges Augenmerk zu haben; weil dadurch wohlfeile Zeiten herfürgebracht, und das Land volkreich gemacht: auch dadurch die Fabriquen, Handel und Wandel, Reichthum und Macht eines Staats nicht wenig befördert wird. Dahero hat ein Regent billich Vorſorge zu tragen, daß zumal der Akerbau in gutem Stande erhalten werde. Zu dem Ende wird in der Wirthſchaft darauf geſehen, daß kein Plaz im Lande ungebauet gelaſſen, die wüſten Aeker wiederum beſtellet, und die öden Oerter und Sümpfe fruchtbar gemacht werden. Und obſchon das Erdreich auch ſehr verſchieden iſt, und ein jedes Land nicht alles träget; ſo iſt jedoch nicht zu zweifeln, daß demſelben durch die Kunſt könne geholffen, und die überflüſſige Näſſe, Trokne, Härte und Zähigkeit, durch gemachte Gruben, öfteres Pflügen, Egen und guten Dünger benommen, und dadurch ſolches verbeſſert werden. Dieſes iſt nun den meiſten guten Landwirthen bekannt; und ſind auch in dieſen auserleſenen Sammlungen hin- und wieder nüzliche Abhandlungen hievon angemerkt werden. Die Vermehrung, und wie die Unfruchtbarkeit im ſandigen Erdreiche, wo auch das fleiſige Düngen nichts helffen will, aus dem Wege zu räumen? verdienet noch immer neue Erfindungen. Es hat zwar des leztern wegen ein ungenannter gründlicher Naturkündiger in dem LVIII. Stuk der Leipziger oeconomiſchen Sammlungen, p. 806. disfalls einen Vorſchlag bekannt gemacht, der allerdings verdienet, in genauere Betrachtung gezogen, und durch angeſtellte Verſuche geprüfet zu werden. Wir wollen die vornehmſte Stelle hievon kürzl. anführen: " Er hält nemlich dafür, daß die groſſen Jacobs Erdäpfel wegen ihres hohen Stengels und Krautes darzu am dienlichſten wären. Es würde, ſagt er, durch die Fäulnis des ſtarken Stengels der Boden gedünget, und der Stengel ſelbſt von der durch denſelben circulirenden Luft währenden Wachsthums durch Abſezung fetter und ſalpeterichter Theile zur Düngung geſchikter gemacht ꝛc. " Hr. Peter Kretſchmar in Leipzig ſcheint hierinn noch mehrers entdekt zu haben: Unter allen ſeinen Erfindungen ſolle die von Anlegung der Aeker und Wälder, die vortheilhafteſten ſeyn, indeme ein Wald in Zeit von 25. Jahren aus Saamen eben ſo geſchwind, als ſonſt in 100. Jahren durch den gemeinen Anflug, angelegt; zu werd: gründl. gewieſen wird; Und ſo eben auch der Akerbau, daß derſelbe wenigſtens um einen Drittel mehrers als ſonſten, tragen kan. Wobei noch dieſer ſchäzbare Vortheil ſich äuſſert, daß durch dieſe Erfindung mehr Vieh ernähret, die Felder deſto beſſer gedünget, von allem Unkraut gereiniget, und auf das feinſte zugerichtet werden können, ſo daß ſolche alle Jahre eine völlige Winter- und Sommer-Erndte hervor bringen, und dabei immer in beſſern Stande gebracht werden. Der Erfinder, als welcher hievon ſchon viele Proben abgelegt, und disfalls auch ſich recht berühmt gemacht hat indeſſen ſein Arcanum noch nicht entdeket; verſpricht aber denenjenigen, die ſich was koſten wollen laſſen, damit an Handen zu gehen. Derſelbe hat bei E. E. Rath in Leipzig das Amt eines Hausvaters im Hoſpital zu St. Georgen bekleidet. Wer indeſſen demjenigen nachkommt, was wir bereits in dieſem unſerm Referendario im 2ten Theil p. 190. vom Waldanbau, und deren nüzlich anzulegen, p. 188. ibid. der kan dergleichen theuren Geheimniſſen überhoben ſeyn. Wie deñ auch in eben dieſem Theil zerſchiedene Anmerkungen von beſondern Vortheilen in der Oeconomie, zumal vom Akerbau, pag. 93. befindlich; Und wie nicht weniger auch leere Pläze und Straſſen durch Anlegung beſonderer Aleen, zu Vermehrung des Holzes, und zum Nuzen und Vergnügen der Einheimiſchen und Reiſenden angelegt werden können? ſolches verdienet pag. 40. im 3ten Theil nachgeſchlagen zu werden.

Wir kommen nun nach unſerm Châpitre zu Beförderung des Akerbaus auf 2. beſondere leichte u. wohlfeile Entdekungen, die dem Landmañ nicht anderſt als nüzlich ſeyn können, wann er ſolche anderſt recht anzuwenden ſich beſtreben will. Die Eine beſteht in einer neuen Stäub- und Saamen Fegmühle, wodurch der Saamen ſo geläutert und präparirt wird, daß der Aker gutes, vollkommeners und viel mehrers Getraid bringet, als ſonſten gewöhnlich, und dadurch zugleich der Wachsthum des Unkrauts verhindert und weggeſchaft wird. Das Andere iſt eine Maſchine, mittelſt welcher das Feld nur durch einen Menſchen vortheilhafter als mit dem Pflug umakert, und dadurch das Akervieh erſpart werden kan. Beide Maſchinen befinden ſich, zu Erläuterung nachfolgender Abhandlungen, hier in Kupfer: Die Erſte kan genannt werden

Ein Akermeſſer.

Welches ungefehr Anno 1715. in dem Mayländiſchen Staat von dem Marquis del Borre erfunden worden, womit ein Menſch, indem er ſelbige auf der Erde vor ſich hinſchiebet, das Feld vorthelhafter als mit einem Pflug umwenden, und dadurch das Akervieh erſparen kan. Es beſtehet dieſe neue Art eines Pflugs Tab. 1. Fig. 2. aus drei Hauptſtüken, als 1) aus einem Geſtelle A. oder dem untern Wagen, der hinten auf zwei mäſſigen Rädern aa. gehet, vorne aber auf zwei beweglichen Füſſen bb. ruhet, die unten mit Eiſen geſchuhet, und 2. Spizen haben, vermittelſt denen der Wagen leichter fort geſchoben werden kan, indem ſolche Spizen in dem Boden einſtechen, und durch dergleichen Stemmung des vor ſich hinſchiebenden Wagens mächtig befördern. 2) Aus der Rüſtung B. welches 2. groſſe Keulen oder Schlegel cc. mit ihrem Zugehör hat, wodurch man die Spaden und ſcharfe Eiſen, mit welchen das Erdreich von Stos zu Stos zerſtüket wird, in die Erde hinein treibet; 3) Aus dem Geſchirr oder Eiſengeräthe C. in deſſen Anordnung das Hauptkunſtſtüke der ganzen Maſchine beruhet. Den Gebrauch und Nuzen dieſes Inſtruments können am beſten nachfolgende Umſtände erklären, die von Perſonen gefället worden, ſo die Application dieſer

Maſchine ſelbſt mit angeſehen, und deren Vortheil genau unterſucht haben; Alſo berichtete davon Don Luigi Ruggiero an Don Piero Viſcon den Groscanzler zu Mayland: ” Es ſey das Inſtrument auf Art eines Handwagens gemacht, mit 2. Rädern, damit es deſto leichter fortzuſchieben ſey, beſtehe aus ſteineichenem Holz, habe an der Spize 6. eiſerne Spaden, ſo mit ihren beweglichen Angeln wohl zugerichtet. Oben hinein ſeyn zwei Keulen von hartem Holz, welche, wenn ſie erhaben werden, auf die Axe, woſelbſt obgedachte Spaden ineinander gefüget ſeyn, ſchlagen und verurſachen, daß ſie in das Erdreich eindringen. Dieſe Spaden brechen das Erdreich mit groſſer Behändigkeit. Man kan auch ſo gar Weibsbilder damit arbeiten laſſen, weil man es leichte führen und bewegē kan ꝛc. ” So ſchreibet auch hievon obgedachter Hr. Groscanzler, der Ingenieur Joh. Ruggiero, folgender geſtalt ” Es iſt dieſes Akermeſſer zu Hebungen, Stoſſungen, Keilungē verfertiget, u. wird mit ſolcher Leichtigkeit und Einfalt gehoben, daß es zu verwundern iſt, wenn man ſeine Geſchwindigkeit und die Kräfte ſeiner Würkungen betrachtet, welche ſchier von zwei Ellen an der Spize, ſechs Zoll an der Breite und eben ſolcher Tiefe bei jedem Streiche iſt. In einem Augenblik hebt es wunderbarer Weiſe das Erdreich auf, und indem es ſolches weiter vor ſich ſtöſſet, wirket es wie ein Grabſcheid, als wenn mehr Menſchen akerten, und das Erdreich zugleich umwälzeten. Ferner hat dieſes Inſtrument mächtigere und kräftigere Wirkungen, wenn das Erdreich hart, troken und auch gefroren iſt, da man ſolches durch keine Maſchine, und weder durch Grabſcheid noch Pflug ſpalten kan. Alsdenn wirket es wunderlich, indem es in einem Augenblik ſtarke Erdklöſſer, ſchier 2. Ellen lang und 6. Zoll breit und tief, zertheilet, wie ich durch die Erfahrung geſehen habe. Wann das Erdreich einmal durch den Pflug durcharbeitet wird, ſo wird es beſſer, als wenn es zweimal durchakert würde, weil es das Erdreich erhebet, von ſich ſtöſſet, und in kleine Stüke zermalmet über ſich wirft ꝛc. ” Wer im übrigen von dem Gebrauch der Maſchine und der Zubereitung ihrer beſondern Stüken weitern und genauern Unterricht begehret, kan die ausführliche Beſchreibung des ſogenannten groſſen Oeconomiſchen Akermeſſers des Marcheſe Don Alleſſandro dell, ſo 1721. in 4to ausgegeben worden, nachſchlagen, als aus welcher kurz vorherſtehende Urtheile und Nachrichten gezogen ſeyn. Doch iſt von dieſer oeconomiſchen Maſchine bei allen dieſen Umſtänden ſo viel zu urtheilen, daß ſie ſich nicht in allem Erdreich ohne Unterſchied wohl und nüzlich brauchen laſſe, ſondern nur in ſolcher Erde, auf flachem Lande, wie ſolches auch die Erfahrung gewieſen, als dergleichen Operation vor etlichen Jahren im Sächſiſchen vorgenom̃en worden. Man hat ſo wohl vorhero als nach der Hand noch mehr Arten von beſondern Pflügen erfunden und vorgeſchlagen, welche aber nicht viel beſſer ausgefallen, und hier übergangen werden.

Die Staub- und Saamen-Fegmühl, zu Vermehrung des Getraids, und Verhinderung des Unkrauts.

Es mag dieſe Maſchine nur in etwas ſchon einigen Wirthen bekannt ſeyn: indeme ſie hin- und wieder in Sachſen und Brandeburg, wiewohlen noch nicht gar zu allgemein, gebraucht wird. Weil aber ſolche voriges Jahr in zerſchiedenen verbeſſert worden, und ein vortreflich geſchikter Mechanicus noch eine beſondere nüzliche Erfindung hinzugeſezt, die in Bewerkſtelligung, wie angehefter Abris in Kupferſtich ſattſam ausweiſet, überhaupts in der Wirthſchaft von gröſſerm Nuzen ſeyn wird: als hat man um ſo viel weniger länger Anſtand nehmen wollen, die in den L. Sammlungen befindliche Abhandlung hievon nach der Länge hier einzurüken, und deſſen wenige Gedanken mit einigen Anmerkungen folgender Geſtalt zu eröfnen:

1) Braucht der Akermann reinen Saamen, wenn er reines und gutes Getraide haben will. Die Unreinigkeit aber beſtehet entweder in untermiſchten kleinen Unkrautsgeſämig, oder leichten und leeren Körnern des Getraides ſelbſt, oder in Würmern und Staub. Nun mus zwar das Unkraut, ſo ſchon auf dem Aker eingeniſtet, noch durch andere Mittel, ſonderlich durch öfters und zu ſolcher Zeit vorgenommenes Pflügen, getilget werden, wenn dis und jenes Unkraut in Keimen lieget, und der Verdorrung in der Sonne durch das Auspflügen exponiret werden kan. Es kan ferner auch vieles Unkraut durch die Egge herausgezogen und weggeſchaffet werden. Das Ausgäten läſſet ſich auch bisweilen zu Hülfe nehmen. Und endlich mus man ſich hüten, daß man nicht durch verſchiedene Dünger unvorſichtiger Weiſe Unkraut auf den Aker bringe; Allein der reine Saamen mus doch das beſte thun. Und alle die andere oben berührten Arten des Unraths, die verhindern, daß man kein gutes Getraide bauet, werden durch dieſe Mittel nicht gehoben. Der Saamen mus alſo roher rein gemacht werden. Er wird aber durch die gemeine Kornrollen oder Fegen nicht vollkommen gereiniget, eines theils, weil dazu wenigſtens zweierlei Rollen von verſchiedener Enge gehören, andern theils, weil viel Zeit, Mühe und Leute dazu erfordert werden, und weil endlich doch das allerkleinſte Geſämig ſo wie Staub iſt, ingleichen das Gewürm nicht leicht davon zu bringen, wenn ſolches nicht von einem zu rechter Zeit erregten Wind zugleich geſchiehet. Allein dazu hat man bei denen gemeinen Kornrollen keine gute Bequemlichkeit. Die erſt gemeldeten Staubmühlen aber ſind nicht nur darauf eingerichtet, ſondern können auch noch verbeſſert werden. Und durch dieſes Mittel kan man auch das ſchlimmſte Unkraut, ſonderlich die ſo genannten Wucherblumen, fortſchaffen. Bisweilen hilft auch wohl ein und anderer Dünger zur Reinigkeit des Akers, zum Exempel, Kalk und Aſche: item Mergel; wie auch daß derſelbe mit anderer Frucht beſtellet wird, z. E. mit Färberröthe, kleinen Bohnen, als die den Aker reinigen. Allein dieſer Effect kommt mehr von der bei dieſen Früchten nöthigen mehrern Arbeit als von den Früchten ſelbſt her. Und eben das kan man auch von dem Erd-Aepfelkraut ſagen. Doch ich will hier nicht alle Arten, den Aker rein zu machen, anführen.

2) Wenn man gutes Malz zum Brauen, gutes Getraide zum Mahlen, reine Körner zum Brandwein-brennen haben will, ſo kan man mit weniger Mühe, und wenigern Leuten, dazu nicht beſſer als vermittelſt dieſer Staub- und Fegemühlen gelangen, ſonderlich wenn die unten angegebene beſſere Einrichtung angebracht werden kan.

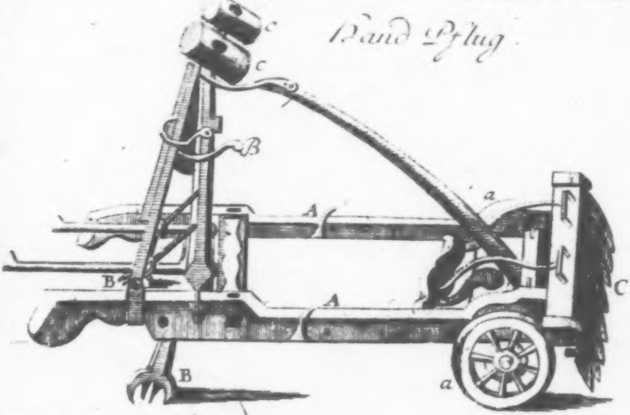
3) Dieſe Staubmühlen ſind nun ſchon ſonderlich in Niederſachſen längſtens, jedoch nur wenigen bekannt, und werden noch von wenigern gebrauchet; weil ſie, auſſer einmal etwas darvon gehöret zu haben, keine deutliche Erkänntnis davon beſizen, oder lieber bei dem alten bleiben wollen: oder ſonſt ihre Wirthſchaft nachläſig treiben: oder vielleicht die Koſten ſcheuen, die ſie einmal anwenden müſſen. In Braunſchweig auf dem Kloſter St. Crucis, ingleichen bei einem Brandeweinbrenner, Namens Harbort, ſind dergleichen Mühlen zu ſehen und anzutreffen. Jedoch iſt die beſſere Einrichtung nicht dabei angebracht. Die Koſten ſelbſt aber erſtreken ſich, um eine ſolche Mühle zu bekom̄en, nicht über 20. Gulden. Von einer ſolchen neu verbeſſerten Mühle ſiehet der geneigte Leſer hier den Abris ſub. Lit. B. Und es können dem ungeachtet, in einem Tage, wenn ſie angeſtellet, und nur ein Menſch bisweilen nachſiehet, 2. bis dritthalb Wiſpel oder Malter darauf rein gemacht werden. Jedoch iſt dieſes lezte davon zu verſtehen, wenn ſie nach der unten folgendē Angabe beſſer eingerichtet werden kan. Denn auſſer dem kan man

nicht viel über einen Malter rein machen. Ja es wird auch beſtändig ein Mann, der aufſchüttet, und wenn ſie nicht anhalten kan, noch eine Perſon erfordert, welche das rein abgelauffene Geträide von der Mühle unten wegſchippet.

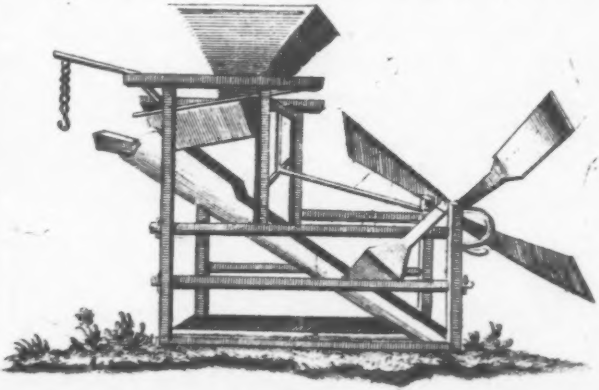
4. Die Mühle ſelbſt iſt folgender geſtalt beſchaffen: 1) Beſtehet das Geſtelle vorne, wo das Geträide abläuft, und das Rad lieget, aus Stallen, die nicht viel über eine Elle hoch; allein hinten, wo eben der Rumpf darauf geſezet wird, und die zwo Rollen zuſammen lauffen, mus das Geſtëlle wenigſtens 2. bis dritthalb Ellen hoch ſeyn. An dieſem Ort nun wird oben 2) der Rumpf oder Trichter geſezet, und in 2. Leiſten an dem Geſtelle eingeſchoben, daß man ihn wegnehmen kan, worinn das zu reinigende Getraide geſchüttet wird, und wodurch es vermittelſt des unten daran befindlichen und ohngefehr 2. Finger weiten Spalts, wenn unten das Rad gedrehet wird, die erſte kurze Rolle beweget, und dadurch zugleich unten an den Rumpf geſtoſſen wird, auf dieſe erſtere kürzere dräterne Rolle läuft, welche hinten und vom Rade abwärts ganz lehne unter der Oefnung des Rumpfes lieget. Von dieſer kürzeren Rolle aber läuft es 3) unmittelbar auf eine andere und längere, welche nach dem Rade zu ganz abſchüſſig hinlieget, und darauf das etwas gereinigte Korn endlich unten vorne herunter und heraus auf den Boden läuft. Beide Rollen ſind mit Riemen angehänget, und communiciren dadurch mit einander, werden alſo auch beide angeſchüttelt, wenn nur eine angeſchüttelt wird. Und dieſes geſchicht 4) durch ein Strebeholz, ſo von der obern Rolle her, bis an die Welle des Rades gehen, immer geſchnellet wird. Denn durch dieſes einzige Mittel wird die Maſchine, damit das Geträide aus dem Rumpfe auf die Rollen, unter dieſem aber von der kürzern auf die längere, und von dieſer endlich vorne heraus lauffe, in eine nicht gar ſonderlich groſſe Bewegung und ein geringes Klappern geſezet. Jedoch dieſes Abrollen des Getraides würde noch nicht allen Effect thun, den man ſuchet, daher iſt 5) unter der erſten und kürzern Rolle langſt derſelben ein Behältnis zugebracht, darinn der Unrath von der kurzen Rolle, alles kleine Geſämig, alles Gewürme und aller Staub fället. Nach dem Rande zu iſt dieſes Behältnis zimlich weit offen, damit der von demſelben, wie ich bald bemerken werde, gemachte Wind hinein fallen könne. Hinten aber gehet aus dieſer eine hölzerne Röhre, wie eine Schnauze, ohngefehr eine halbe Ellen lang heraus, durch welche das leichteſte Zeug und Gewürmig eben vermittelſt dieſes Windes heraus gelaſſen wird. An dieſe Schnauze nun hänget man füglich einen Keſſel, um das Gewürme inſonderheit aufzufangen, weil ſolches aus einem hölzernen Behältnis leicht heraus kriechen würde. Unter der längern Rolle findet man zwar kein beſonderes Behältnis zum Unrath bei vielen ſolchen Mühlen, ſondern es fällt ſolches auf den Boden. Allein es iſt doch gut, wenn nicht etwas wieder unter das Reine kommen ſoll, wofern ſelbiges ebenfalls daſelbſt befindlich, und der übrige Unrath darinnen aufgefangen werden kan. Ja es würde um ſo viel bequemer ſeyn, wenn es nach Belieben herausgenommen und hinein gehänget werden könnte. Endlich ſo iſt 6) noch vorne in dem niedrigen Theile des Geſtelles (n. 1.) das Rad, an deſſen Welle das ſchon (n. 4.) bemerkte Creuz an dem einen Ende, wo die Handhabe oder der Dreher nicht iſt, angebracht wird, zu bemerken. In deſſen Wellen nun ſind 4. Flügel von Holz über das Creuz feſt gemacht, welche, wann das Rad herum gehet, welches denn nicht eben allzu geſchwinde geſchehen mus, in dem das durch die Wirkung der Maſchine verhindert wird, in der Maſchiene Wind machen, und den (n. 5.) bemerkten Effect verurſachen müſſen. Der beigefügte Ris wird dieſe Beſchreibung erläutern. Allein

ad pag. 8 V. Theil

Hand Pflug.


c
c
B
a
A
B
A
C
B
a

Abriß der Feg= Saamen Staub Mühle.



lein das Maas der Theile in ihrer Compoſition, wird ein jeder menſchlicher Holzarbeiter leicht, nach dem Zweke der Maſchiene in ihrer Zuſammenſezung, ingleichen nach ihrer verſchiedenen beliebigen Gröſſe finden können. Mir würde es zu weitläuftig geworden ſeyn, im Ris darauf zu ſehen, und vielleicht andern, die keine mechaniſche Arbeit verſtehen, die Sache doch nicht deutlicher gemacht haben.

5. Nunmehro komme ich auch noch auf die beſſere Einrichtung. Wenn dannenhero 1) die Maſchine ſo geſtellet wird, daß ſie auf einem Mittelboden, der einen Boden über ſich, und einen Boden unter ſich hat, befeſtiget ſey; 2) Aus dem obern Boden vermittelſt einer kleinē Oefnung, die vermittelſt eines Schiebers gros und klein, ja auch wieder zugemacht werden kan, das Getraide von ſelbſt in den Rumpf lauffen, 3) wenn ſelbiges von der unterſten längern Rolle herunter kommt, ſo gleich in eine neue Oefnung des Mittelboden herunter auf den unterſten Boden fallen kan, ſo braucht man nach geſchehener Anſtellung weder zum Aufſchütten noch Wegſchippen keinen Menſchen, wie doch bei bisheriger Einrichtung nöthig iſt, ſondern es darf nur bisweilen eine Perſon nachſehen. Weil man nun aber doch 4) zum Rade und zum Drehen eine Perſon nöthig haben würde, ſo kan man ſolches in dieſer Stellung der Maſchine mit ganz leichter Mühe, durch ein einiges Rad, und ein angebrachtes Gemächte ebenfalls vermeiden, welches nicht ſchwer ſeyn darf, und durch dieſe 3. Böden herab lauffen kan. Wenigſtens kan man dieſen in ſo weit abhelffen, daß etwan nur alle 2. Stunden das abgelauffene Gewicht wieder aufgezogen werden mus. Endlich aber habe ich auch 5) an der bisherigen Einrichtung dieſes bemerket, daß, da die ganze Maſchine an allen Seiten offen iſt, der Wind ſich zu ſehr verſtreuet, und nicht recht in das Behältnis der kürzern Rolle (N. 5.) zur Ausſegung wirken könne. Um nun auch dieſem abzuhelffen, kan man die ganze Maſchine auſſer dem Rumpf, auf den Seiten vorne und hinten mit dünnen Brettern verſchlagen und umziehen, nur aber vorne denen Flügeln gegen über ein vierekigtes Loch machen, ja die Schnauze des Behältniſſes unter der kürzern Rolle (N. 5.) auch hinten heraus gehen, und herfür ragen laſſen. Um auch zur Maſchiene inwendig kommen und darnach ſehen zu können, kan man entweder auf beiden Seiten und hinten Oefnungen mit Schiebern machen, oder dieſe ganze Verſchlieſſung nur ſo einrichten laſſen, daß man ſie über die Maſchine herſtülpen, und nach Gefallen wieder wegnehmen könne. Will man keine Bretter zu dieſer Verſchlieſſung und Zuſammenbehaltung des gemachten Windes brauchen, ſo wird man auch den Zwek mit guter dichter Wachsleinwand erhalten können.

Beſtätigte Beobachtungen von dem Mittel des Fabius Columna wider die fallende Sucht.

Der geſchikte Herr Doctor Pietſch hat ohnlängſt eine kleine Abhandlung von der fallenden Sucht herausgegeben, worinn er die Würmer im Magen und den Gedärmen für die eigentliche Urſache dieſer Krankheit erkläret. Ich will hier nicht unterſuchen, ob dieſe Urſache ganz allgemein ſeyn ſolte, wie es Herr Pietſch behauptet; allein, meines Erachtens hat er ſehr wohl gethan, die Aerzte einmal wieder an eine Sache zu erinnern, die ſehr gemein iſt, und doch von den meiſten vergeſſen wird. In der That ſind die Würmer öfters die Urſache der fallenden Sucht, als die wenigſten Aerzte glauben, und ich wünſchte, daß andere Praktici darauf Acht geben möchten, ob ich mich geirret habe, wenn es mir vorgekom̃en, als ob in vielen ſolchen Fällen, da die Würmer die Epilepſie veranlaſſen, die andern gemeinen Kennzeichen der Würmer bei weitem nicht ſo offenbar wären, als ſonſt. Ich weis mich verſchiedener Perſonen zu erinnern, die in einem mittlern Alter ſtunden, und einigemal ganz ohne vorhergegangene Unpäslichkeit dieſen entſezlichen Anfall bekamen. Ich war damals zu Muthmaſſungen auf Würmer ſchon genug zubereitet. Denn überhaupt mus man geſtehen, daß die Aerzte ſchon unendlich oft angemerkt haben, daß die fallende Sucht von den Würmern herrühre. Ihr Fehler ſcheint mir nur darinn gelegen zu haben, daß ſie zwar in dem Kapitel von Würmern der fallenden Sucht faſt durchgängig, hingegen aber in dem Kapitel von der fallenden Sucht der Würmer weder ſo oft, noch ſo nachdrüklich gedacht haben. Ich will ſo viel ſagen: Man hat öfters bemerkt, daß Würmer die Epilepſie wirken; allein, man hat nicht eben ſo wohl eingeſehen, daß die gewöhnlichſte und vielleicht die ſchwereſte Urſache der Epilepſie von den Würmern herzuleiten ſey. Uber dieſes hat mich auch eine andere Beobachtung behutſam gemacht, deren Erzählung meinen Leſern vielleicht nüzlich ſeyn kan. Ein gewiſſer Author ſchreibet, als er an einem gewiſſen Orte in der Lausniz als Arzt geweſen, und erzählte mir bei ſeiner Zurükkunft, von Kindern in der daſigen Gegend umher mit der fallenden Sucht gequält worden, und daß es anfänglich vielen plözlich das Leben gekoſtet. Nachdem er aber Befehl erhalten, einige ſolcher Kinder zu eröfnen, ſo habe er eine unbeſchreibliche Menge Würmer in ihren Gedärmen entdekt. Nach der Zeit hat man den Kindern alſofort Arzeneien wider die Würmer gegeben, ſo bald ſie den Anfall nur einmal gehabt haben, und es iſt keines mehr geſtorben, ſondern alle ſind glüklich curiret worden. Dieſe Beobachtung, die ich zu einer Zeit vernahm, da ich noch nicht angefangen hatte, die Arzeneikunſt zu erlernen, iſt mir doch ſeitdem beſtändig im Gedächtniſſe geblieben, und ich habe keinen Epilepticum iemals geſehen, bei dem ich nicht auf die Würmer hätte argwöhnen ſollen. Nichts deſtoweniger habe ich bei oberwähnten Perſonen, aller Unterſuchung ungeachtet, doch keines von den Kennzeichen bemerken können, die ſonſt die Würmer zu verrathen pflegen. Ich habe indeſſen am Ende gefunden, daß dennoch Würmer dahinter geweſen, und dieſes vermittelſt einer Arzenei, die ich von ſehr wenigen gegen die fallende Sucht angeführt finde, und die ſelbſt Hr. Pietſch nicht mit in das Verzeichnis ſeiner Arzeneien wider die Würmer gebracht hat. Ich habe dieſe Arzenei in den Schriften der pariſiſchen Akademie gefunden, wo ſie Herr Marchant aus des Fabius Columna Buche, Phytobaſanos, anführet, und ihre Wirkung durch ſeine Verſuche beſtätiget hat. Dieſer Arzenei habe ich mich, nach Herrn Marchants Vorſchrift, bei zwoen von obgedachten Perſonen bedient: denn ob ich gleich weiter keinen Grund hatte, bei dieſen Leuten Würmer zu vermuthen, als die ich oben angeführt habe; ſo hat doch auch weder Columna, noch Herr Marchant dieſelbe als eine Wurmarzenei, ſondern vielmehr als ein Specificum wider die fallende Sucht verordnet. Ich kan unmöglich das Vergnügen unterdrüken, welches mir meine erſten Verſuche mit dieſer Arzenei zuwege gebracht haben. Der Gebrauch derſelben hat mir gedienet, dieſe beiden Perſonen von ihren Anfällen zu befreien, und es ſind ihnen beiden Würmer dadurch abgetrieben worden. Die Gelegenheit hat ſich mir noch nicht weiter geboten, mehrere Verſuche zu machen, und damit dieſes andere Aerzte auch bald verſuchen mögen; ſo mache ich meine Beobachtungen bekannt, ob ich gleich vielleicht in gewiſſer Abſicht beſſer thäte, daß ich ſie verſchwiege. Denn wie viele praktiſche Aerzte mag es wol in Teutſchland geben, die glauben ſolten, daß es ihnen wol nüzlich ſeyn könte, wenn ſie noch Bücher leſen, und zuſehen, was andere Leute für Beobachtungen anſtellen, die nicht in ihren Formulare ſtehen? Ich hätte alſo die Baldrianswurzel als ein Geheimnis brauchen können, und wer weis, ob nur es jemand entdekt hatte. Doch ich bediene mich in dergleichen Sachen einer ganz andern Regel, nach welcher ich meine Beobachtungen bekannt mache, ohne dabei auf mich ſelbſt eine erhebliche Abſicht zu haben. So will es der Herr von Haller, der auch ein Arzt iſt, haben, wenn er ſagt:

> Mach Arbeit dir zur Luſt, und Helfen zum Gewinnſt;

und es iſt gewis ein Zeichen, daß ein allzu groſſer Haufe der Aerzte noch ganz tief in den Sümpfen der Niederträchtigkeit ſtekt, wenn faſt ein jeder eine Menge von Geheimniſſen zu beſizen verſichert, wodurch er ſeinen Amtsbrüdern, die nicht ſo gut lügen können, als er, das tägliche Brod zu entwenden ſucht. Ich klage dieſes nicht, weil es mir etwan ſelbſt alſo gegangen wäre, ſondern weil es mir von gewiſſen Leuten verdacht worden, daß ich ſchreibe, was ich weis, ohne etwas für mich ſelbſt zu behalten. Sind aber dieſes wol Menſchen, die der vortreflichen Lehre folgen, die uns Hr. Gellert vorſchreibt:

> Menſch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen:
> Denn was iſt göttlicher, als wenn du liebreich biſt,
> Und mit Vergnügen eilſt, jedweden beizuſtehen?

Meine Leſer werden mir dieſe kleine Ausſchweifung, die ich hier mit Bedacht gemacht habe, vergeben, wenn ich ihnen dafür die Mühe erleichtere, den Columna, oder die Schriften der Pariſer Akademie nachzuſchlagen, um zu erfahren, was dieſes für ein ſchönes Mittel wider die fallende Sucht ſey, und wie man ſich deſſelben zu bedienen habe.

Columna verlangt, man ſoll die Wurzel des groſſen wilden Baldrians (Radix Valerianae magnae) aus der Erde ziehen, ehe ſie anfängt, Stengel zu treiben, und dieſes geſchiehet im Merz. Nachdem man ſie getroknet, ſoll man ein Pulver daraus machen, und dem Kranken einen halben Löffel voll, das iſt, etwan anderthalb Quentlein im Wein, Waſſer, Milch, oder was ſich ſonſt flüſſiges ſchikt, nur ein- oder zweimal nach der Bequemlichkeit, oder dem Alter des Kranken eingeben. Herr Marchant hat das Pulver bei aller Gelegenheit in einem Glaſe voll weiſſen Wein eingegeben, worinn ich ihm nicht gefolget bin, ſondern ſüs gemachte Milch dazu genommen habe. Wie man übrigens den Kranken durch Purgiren, oder Aderlaſſen, und dergleichen, in nöthigen Fällen vorzubereiten habe, iſt einem Kunſtverſtändigen leicht zu beurtheilen, und wird aus dem noch mehr erhellen, was ich hier von den Beobachtungen des Herrn Marchant ſelbſt Auszugsweiſe mittheilen werde, um andern Prakticis den Unterricht und die Anleitung mitzutheilen, die ich zur Unternehmung meiner Verſuche gefunden habe.

Er gab die Wurzel auf vorbeſchriebene Art einem Jüngling von 15. bis 16. Jahren, der vom ſiebenten Jahre an faſt alle Woche die fallende Sucht gehabt hatte. Er pflegte dabei den Verſtand zu verlieren, und mit dem Munde zu ſchäumen, welches aber nicht länger, als ſieben oder acht Minuten, dauerte. Das Ubel verlies ihn, nachdem er die Arzenei eingenommen, achtzehn Tage. Nach der Zeit aber verfiel er in acht Tagen zweimal darein, mit dem Unterſchiede, daß jeder Anfall nur vier Minuten währete. Herr Marchant lies den Kranken einmal purgiren, und gab ihm von dem Pulver noch einmal ein. Das Purgirmittel hatte faſt nichts gethan, und drei Tage darnach kam ihm ſein Ubel wieder an. Er muſte alſo noch einmal purgiren. Den dritten Tag darauf nahm er anderthalb Quentlein von dem Pulver. Er bekam davon heftigen Schweis, und es giengen etliche Würmer durch den Stuhlgang ab.

Vier Tage darnach nahm er noch ein Quentlein, davon er nur ſchwizte. Seit der Zeit, etwan ſechs Jahre her, iſt er völlig geſund geweſen.

Eine andere Perſon von zwanzig Jahren hatte ſeit dem vierzehenden Jahre dieſe Krankheit ordentlich alle Monate gehabt. Die Heftigkeit war ſo gros, daß man ſie bei dem lezten Anfalle ſich auf die Erde werfen, und längſt einem groſſen Hofe hinwälzen ſehen, wobei ſie mit dem Munde geſchäumet, und länger, als eine halbe Stunde ohne ſich zu beſinnen, gelegen. Dem Kranken wurde denſelben Tag die Ader geöfnet; drei Tage nachdem purgirte er, und hatte die drei folgenden Tage Ruhe. Drauf nahm er 2. Quintlein von der pulveriſirten Baldrianswurzel. Nachmittags ſchwizte er davon ſehr ſtark, und es giengen viele Würmer ab. Die vier folgenden Tage ſchien er weit aufgeräumter als zuvor. Den fünften nahm er noch ein Quintlein vom Pulver, davon ſchwizete er weniger, als das erſtemal, und es giengen noch etliche Würmer ab. Das leztemal ſchien ihn die Arzenei ſehr abgemattet zu haben. Aber von der Zeit an hat er bis zu der Zeit, da Herr Marchant dieſes geſchrieben, welches zwei Jahre her ſind, keinen Anfall mehr von der fallenden Sucht gehabt, und ſeine Geſundheit völlig wieder erlanget.

Her Marchant hat dieſes Mittel öfters Kindern und alten Leuten mit Nuzen eingegeben. Bei einigen hat es den Anfall zurük geſezet, bei andern ſeine Heftigkeit und Dauer vermindert. Man kan dieſes Mittel in allem Alter der Kranken verſuchen, und es hat noch niemals üble Wirkung gethan. Es iſt noch nicht lange her, daß ich angefangen habe, Gebrauch von dieſer Wurzel zu machen. Daher kan ich nicht verſichern, daß meine Kranken eben die dauerhafte Befreiung des Übels davon genoſſen haben ſolten, die Herr Marchant von den ſeinigen angeführt hat. Indeſſen iſt der Anfang der Beſſerung da. Ein Frauenzimmer, die ſonſt den Zufall ſo oft bekam, als ſie eine heftige Gemüthsbewegung hatte, und die immer ſchwermüthig war, hat nach dem Gebrauche des Pulvers Würmer von ſich gegeben, und wird bei einem guten Appetite ganz munter. Sie hat ſich in den ſechs Wochen, nach dem Gebrauche der Arzenei, zweimal ſehr heftig alterirt, und den Zufall nicht wieder bekommen. Zwei Kinder, die aber den Zufall zu keiner gewiſſen Zeit hatten, haben von einem halben Quintlein ziemlich ſtark purgirt, und vielen Schleim von allerhand Farben von ſich gegeben. Dem einen iſt ein Wurm abgegangen, und ich zweifle nicht, daß deren mehr vorhanden ſeyn werden, wie die Zeit lehren ſoll. Es iſt genug, daß dieſe angefangenen Beobachtungen beſtätigen, daß dieſe Wurzel die Würmer abführt, und die Anfälle wenigſtens aufhält. Vielleicht wird ſie dieſelben ganz aufheben. Ich erſuche alle praktiſche Aerzte, dieſe Wurzel bei vorfallenden Gelegenheiten zu verſuchen, und ihre Bemerkungen zum Nuzen des gemeinen Weſens öffentlich mitzutheilen. Ich bin ſehr begierig, einen Fall zu finden, wo die fallende Sucht augenſcheinlich nicht von Würmern herrühret. Dergleichen war der Fall jenes Bauern, der als er eben trinken wolte, benachrichtiget wurde, daß ihn die Werber aufſuchten. Er ſezte den Krug ab, und brachte ſich mit gröſter Angſt in Sicherheit; allein, er bekam hernach jederzeit Convulſionen, ſo oft er den Krug anſezte, um zu trinken. Es giebt mehr ſolche Fälle, da gewis keine Würmer an der fallenden Sucht Schuld haben. Wenn in dergleichen Fällen die Baldrianswurzel ebenfalls die Anfälle vertreiben ſolte, ſo wird ſie erſt mit Recht den Namen eines ſpecifiſchen Mittels wider die fallende Sucht verdienen, den ihr Columna und Marchant beigelegt haben. Woſern ſie aber dieſes nicht thut, ſo kan ſie wenigſtens unter den Arzeneien wider die Würmer als ein Specificum ſtehen, gegen welche man ſie bisher nicht verordnet hat. Es iſt bekannt, daß ſie ſonſt unter die Schweistreibenden Arzeneien gehöre, und unter dieſem Namen in den praktiſchen Lehrbüchern vorkom̃e. Sie treibet aber den Schweis mit vieler Heſtigkeit, zumal dieſe groſſe Gattung, welche wir hier nöthig haben: daher braucht man ſie eben nicht häufig zu dieſem Zweke. Vielleicht wird ſie nun wieder Mode, nachdem ſie es in Italien lange geweſen, wo man ſie als ein Gift austreibendes Mittel längſt gebraucht hat.

Anmerkungen über die gewöhnlichſten Kinderkrankheiten.

Die Sorgfalt der Eltern bringt mehr Krankheiten bei Kindern hervor, als die Schwäche ihrer eigenen Natur, und wenn wir ſie zu der Unachtſamkeit der Wehmütter und Hebammen hinzu ſezen, ſo haben wir ein ziemlich vollſtändiges Verzeichnis der äuſſerlichen Urſachen von den gewöhnlichſten Kinderkrankheiten.

Die Kinder ſtarker hart gewöhnter Leute gerathen ebenfalls hart, und werden nicht leicht krank, wofern nicht äuſſerliche Urſachen und Gewaltthätigkeiten dazu kommen. Solchergeſtalt kan man die Verzärtelung ſeines eigenen Leibes als eines der gröbſten Laſter gegen andere Menſchen betrachten; und ſolchergeſtalt kan ein alter Mann eine Kränklichkeit haben, die noch von ſeinem Vater herrühret, der vor vielen Jahren geſtorben iſt, und ſein Kind im Tode noch beleidiget.

Harter Leute Kinder können auch die äuſſerlichen Ungemächlichkeiten geſchwinder ertragen lernen, und alſo rührt nicht nur das Vermögen, zu handeln, ſondern auch das Vermögen der Kinder, zu leiden, gröſtentheils von den Eltern her.

Alles dieſes gilt auch von einer allzu behutſamen und ſorgfältigen Auferziehung der Kinder. Ein Kind, das hart erzogen wird, kränkelt viel weniger, und ſteht viel mehr aus, als ein anderes, das weichlich erzogen wird.

Hieraus folgt, die gewöhnlichſten Kinderkrankheiten die vornehmen und Bürgerkinder treffen, da ſie hingegen die Kinder der Bauern, Soldaten und gemeinen Leute verſchonen; und weil ſie dasjenige am leichteſten mit ſich fortreiſſen, was ihnen am wenigſten widerſtehen kan, ſo müſſen viele Kinder aus der Stadt ſterben, blos weil ihre Eltern nicht geſunder und nächläſſiger ſind. Ein kränklicher Vater, eine empfindliche Mutter haben ein kleines allerliebſtes Söhnchen. Wie kan es geſund ſeyn? Sie pflegen es Tag und Nacht. Wie kan es leben?

Wenn ein Kind krank wird, ſo überſteht es eben dieſelbe Krankheit wahrſcheinlicher und leichter, als wenn es ſolche im Alter ertragen ſolte. Wenigſtens gilt dieſes von vielen Krankheiten, beſonders von Blattern, Maſern, Convulſionen, der Dürrſucht, und hizigen Fiebern, vielleicht von allen, worinn auf die guten Kräfte der Natur das meiſte ankommt. Dieſes iſt ſo gewis, daß man das Sprichwort gemacht hat: Ein Kind könne viel ausſtehen. Daher könnte man muthmaslich den Schlus machen: daß die allermeiſten Kinder, die einen ungeſunden Urſprung und zärtliche Auferziehung gehabt haben, krank, aber die wenigſten davon geſtorben ſeyn müsten. Allein, es ſterben ſehr viele ſolche Kinder, und hiervon iſt wieder die Urſache, weil ſie ſehr gut gewartet werden.

Es iſt bekannt, und von Stahl mit dem Augenſcheine bewieſen worden, daß die Blattern ohne den Gebrauch aller Arzeneien und ohne kritiſche Lebensordnung gemeiniglich von ſich ſelbſt glüklich abheilen: da hingegen Kinder, die viel gebrauchen, und ſehr ſtrenge gehalten werden, die meiſte Gefahr haben. Man ſolte denken, nach dieſer allgemeinen Beobachtung und Ausſage aller Menſchen würde man die Kinder in den Blattern den

Kräften ihrer Natur überlaſſen, und ſich wenig daran kehren, ſie ſehr zu verwahren. Man thut aber das Gegentheil. Ehe man noch weis, ob die Blattern kommen wollen, giebt man den Kindern rothen Wein, Schaafkoth, und mehr ſolche Sachen, um ſie heraus zu treiben. Dann müſſen ſie ins Bett und ſchwizen. Man giebt ſchöne austreibende Tropfen; und es iſt ſtets ein Doctor da, der ſie verſchreibt, und ein Apotheker, der ſie liefern mus. Die Blattern kommen heraus. Man giebt noch mehr zum Heraustreiben; man hüllt das Kind noch mehr in Betten ein, und läst es ſchwizen. Es kommen noch mehr Blattern heraus; die ganze Haut des Kindes entzündet ſich; es fallen tiefe Löcher in den Leib; man giebt indeſſen immer noch heraustreibende Sachen. Wann will man aber damit aufhören? Das Kind ſtirbt. O, ſagen ſie, man konnte ihm, aller Mühe und Koſten ungeachtet, das Gift nicht vom Herzen abbringen. Dieſes iſt eine Art des Todſchlages von der guten Wartung.

Es giebt aber, leider! noch mehr. Ein junges Kind mus doch eſſen. Man giebt ihm fleiſſig Brei, Semmel, weiches Brod, und kurz das Beſte, was ſich für ein Kind ſchikt. Dieſes geſchieht des Tages vier- bis ſechsmal: denn das Kind kan doch unmöglich hungern. Was ereignet ſich? Das Kind wird elend, mager, und frist täglich ärger. Was ſoll man thun um es wieder geſund zu machē? Man giebt ihm täglich mehr zu eſſen. Es bekommt einen diken und harten Leib: das Brod ſcheint anzuſchlagen; allein, der ganze übrige Leib wird dürre, wie ein Steken. Das Kind mus alſo wol nicht Nahrung genung haben. Man nährt es beſſer, und es ſtirbt. Niemand klagt, daß man es tod gefüttert. Wie ſolte dies auch möglich ſeyn? Es konnte ja nie ſatt werden. Dieſes war ein anderes Beiſpiel, wie Kinder von guter Wartung ſterben.

So geht es auch bei hizigen Krankheiten mit dem allzu ſorgfältigen Warmhalten der Kinder; ſo geht es beim Naſenbluten, wen man es geſchwind ſtopfen will, damit das arme Kind ſich nicht verblute; ſo geht es bei allen Ausſchlägen der Kinder, am Kopf, im Naken, auf der Haut, da man zurük treibende Sachen gebraucht, um die armen Kinder bald wieder zu reinigen; ſo geht es, wenn man dem neugebohrnen Engel nichts unreines in den Magen laſſen will, und ihm die erſte Muttermilch verſaget, welche ſeine Gedärme von dem Unrathe, den ſie mitbringen, gereiniget haben würde; ſo geht es, wenn man den Kindern den Magen mit vielen Speiſen vorſezlich überhäuft, damit ſie ſich brechen ſollen, weil Speikinder Gedeikinder ſind; ſo geht es, wenn man ihnen ſogar ihr Gemüſe von der alten Amme käuen läst, damit ſie nichts ungekäuet verſchlingen ſollen, das ihnen hart im Magen liegen möchte, und hierdurch nicht allein die Krankheiten des Bluts, der Zähne und aller Säfte der Amme, ſondern auch ihre edle Art, zu denken, auf das Kind fortpflanzet.

Ich bin müde, mehr Beiſpiele zu erzählen, ob ihrer gleich noch genug vorhanden ſind. Allein, dieſes Regiſter enthält augenſcheinlich die allergemeinſten Krankheiten der Kinder. Es iſt eine darunter, wobei es an guter Wartung fehlen ſolte. Daher iſt keine darunter, an der nicht ſehr viele Kinder ſterben ſolten. Man fragt öfters nach der Urſache, warum ſo viele Kinder vornehmer Leute ſterben, da doch die meiſten Bauernkinder gut aufkom̄en? Man ſolte aber vielmehr fragen, warum noch ſo viele Kinder vornehmer Leute beim Leben bleiben, da ſie doch ſterben müsten, weil die Bauernkinder erhalten werden? Wer eine Fürbitte für die Nachwelt verfaſſen wolte, der müste bitten, daß unſere Nachkommen geſundere Eltern und weniger Aufſicht haben möchten. Allein, faſt alle Eltern glauben, daß ſie ſich an ihren Kindern höchlich verſündigen würden, wenn ſie das lezte thun wolten.

Dieſes fromme Vorurtheil iſt ſo ungegründet; daß man ſich gar nicht verſündigen kan, wenn man dabei den Ausruf wiederholet, den Brantome anführet:

> Bienheureux eſt le Fils de qui l'ame du
> Pere eſt damnée!

Rechtliche Erörterung der Frage: was die Römer bewogen; in ihren Geſezen, aus einer bloſſen Zuſage, keine Verbindung zu machen.

Es kommet insgemein einem Studioſo Juris ſehr beſchwerlich vor; daß auſſer den ſo genannten contractibus conſenſualibus, in welchem die bloſſe Zuſage verbindet, als in Kauffen, Pachten, Vollmachten, Geſellſchaften, wie auch andern wenigen Handlungen, welche die Römer pacta legitima oder geſezmäſſige Zuſagen geheiſſen, das bloſſe Verſprechen gar keine Verbindung machen ſolle. Beſonders wenn ich einem Geld zu leihen; das meinige in commodato zu gebrauchen; etwas bei dem andern niederzuſezen oder zu verpfänden verſpreche; darauf ſich dann der andere verläſſet, ſolches gleichwohl ſchlechterdings umſonſt ſeyn und jedermann den andern mit ſolcher Zuſage zum äffen, und hinter das Licht zu führen, erlaubet ſeyn ſolle. ⸗ ⸗ ⸗ Welches ja aller geſunder Vernunft und der natürlichen Billigkeit entgegen: welche vielmehr erfordert; daß ein jeder ſein Wort halte, und was er ſich auch nur mit einem Kopfwink oder andern Zeichen gefallen laſſen, er nachhero davon nicht wiederum abgehen könnte; als durch wirkliche Erfüllung des Zugeſagten oder andere Erlaſſung. ⸗ ⸗ ⸗ Es hat vor weniger Zeit ſich zugetragen; daß ein guter Freund dem andern ſeinen Wagen und Pferd nach Ulm, ohne Entgeld zu leihen verheiſſen. Als nun der andere ſolchen abhohlen wollen, und ſich darauf verlaſſen: hat dieſer ſich deſſen geweigert, mit der Antwort; daß er ſich anderſt beſonnen, und keines von beiden folgen laſſen würde. ⸗ ⸗ ⸗ Die Sache kommt zur Klage; der commodatarius beſchweret ſich darüber; daß er geäffet und dadurch in Schaden geſezzet; weil er andere Gelegenheit verſäumet. Der Verheiſſer antwortet; die allgemeine Rechte ſprechen ihn von der Klage los; weil das pactum de commodando nudum wäre, und die bloſſe Zuſage, im Wegleihen, keine Verbindung machte. Wie er dann nichts ſchriftliches darüber vorzuweiſen, noch ſagen möchte; daß einer den andern in dieſer Verheiſſung befraget, und der andere darauf wieder mit wiederholten Worten geantwortet hätte. Folglich die obligatio weder litteraria noch verbalis wäre. ⸗ ⸗ ⸗ Was geſchiehet? Der Richter ſpricht das Urtheil: daß die Klage nicht ſtatt habe. Dawider läutert der Kläger und führet an: daß die Lehre von der ſtipulation, die einem echo gleich wäre, denen Teutſchen Rechten nach, keine ſtatt fände; weil das Bloſſe Wort bei den Teutſchen genug wäre. Bei Verſchikung der Acten, kommet das Urtheil: daß der commodans, Einwendens unerachtet, ſein Verſprechen zu halten verbunden. ⸗ ⸗ Iſt die Frage: Ob das erſte oder andere Urtheil vor recht zu halten? Ob nun wohl die Rechtsgelehrte hieſelbſt auch im Teutſchen Reich gegen einander lauffen. In dem der eine nach der Römiſchen Weiſe in dem Stipulationsgeſang ſich richtet: andere hingegen behaupten; daß dieſes in der Teutſchen Gerichtsſtuben niemals angenommen worden: ſo wird doch der Streit ewig währen. Wann nicht ein Rechtsgelehrter die Urſachen zeiget: warum die Römer keine ſchlechte Zuſage vor verbindlich gehalten? ⸗ ⸗ ⸗ Dieſe nun ausfindig zu machen, ſo iſt zu wiſſen: daß alle Geſchichten voll ſeyn: wie die Römer in ihrem Gemüth leichtſinnig, und in der Zunge und dem Mundwerk ſehr geläuffig, und in beiden voreilig geweſen; etwas zu verheiſſen, und doch nicht zu halten. Vielmehr vorzugeben; ſie hätten nur ein Ehrenwort gethan, dicis gratia etwas verſprochen, welches zu halten ſie niemals gedacht hätten. ⸗ ⸗ ⸗ Weil nun darüber unendliche Streitigkeiten und Proceſſe ſich ereignet; ſo haben die Römiſche Geſezmacher endlich den Schlus gefaſſet, und als eine Grundſazung kund gemachet: Daß eine bloſſe Zuſage nicht verbindlich ſeyn ſolte? folglich jeder ſich damit vorzuſehen: daß er ſich in contractu reali an die Sache halten; oder ſchriftlich ſolche aufzuweiſen: oder auch wahr machen möge; daß beide gegen einander ſtipuliret, und das Anſuchen und Verheiſſen, durch Frage und Antwort, Geſangs⸗ und echo weiſe geſchehen. ⸗ ⸗ ⸗ So nöthig und nüzlich nun dieſes bei den Römern geweſen; ſo toll, thöricht, abgeſchmakt und widerrechtlich kommt es bei den Teutſchen, und in unſerm Vatterland heraus. Dann anfangs ſind die Teutſche ihrer Redlichkeit und Treue halben in allen Geſchichten berühmet, und bis an die Sterne erhoben. Nachgehends iſt ein Teutſcher bedächtlich, und von ſchwerer Zunge; wie ſolches die Art in ihrer Sprache verräth; daß ein Italiäniſcher Wäſcher in einem Othem mehr Worte ausſchüttet, plappert und plaudert; als ein Teutſcher Bidermann in etlich Minuten nicht zu ſagen gewohnet iſt. ⸗ ⸗ Und eben deswegen heiſſet bei den Teutſchen: ein Wort ein Mann; ſein Wort brechen; ſein Maul zur Taſchen zu machen, heiſſet treulos werden. Und im Falle einer, nachdem er nur das bloſſe Wort weg hat, von einem Teutſchen redlichen Kaufmann eine Stipulation oder Geſangmäßige Zuſage fordern würde; ſo dürfte er damit ſchlecht ankommen. Er würde es vor einen Schimpf achten, und die Antwort dieſe ſeyn: ein Wort genug und ſo viel als zehen u. ſ. w. Da nun die redlichen Teutſchen das Römiſche Recht, als ein Hülfsrecht dergeſtalt angenommen, daß ſie ihre Rechte u. Weiſe damit gar nicht aufgehoben: ſo iſt es ja eine groſſe Unbeſonnenheit, wann die Rechtsgelehrte auf dem Teutſchē Boden die Römiſche Lehre de pactis nudis; de ſtipulatione u. dem Unterſcheid inter contractus & pacta; inter reales; verbales litterales & conſenſuales einführen, und damit ihre Bücher und Lehrſäle anfüllen wollen. ⸗ ⸗ ⸗ Vielmehr ſind auch unſere Teutſchen Treue alle pacta, contractus und alle contractus, conſenſuales; das iſt: wer etwas dem andern zuſaget, der iſt ſeine Zuſage ſchlechterdinges zu halten, ſchuldig. Er gebrauchet weder Brief noch Siegel; weder Ton noch Geſang; weder die Verſicherung und Ubergab der Sache; noch ſonſten ein geſezmäſiges Privilegium. ⸗ ⸗ ⸗ Dann daß die Römer die ſo genannte contractus conſenſuales, auf die bloſſe Zuſage, privilegiret; ſolches hat wohl die unumgängliche Nothwendigkeit und Menge dieſer Handlungen; wie auch die Eigenſchaft derſelben erfordert. Dann nach jenem nicht möglich, ſondern unfüglich war; in allen Kramläden oder bei Butter⸗ und Käskörben Stipulationsgeſänge anzuſtimmen; oder über aller Pferde oder Wagenmiethe ſchriftliche Entwürffe zu machen, oder bei Befehlen u. Vollmachten den Herrn ſingen zu laſſen. Auſſer dem aber auch die Eigenſchaft aller dieſer Handlungen, jeden an ſich ſchon erinnert; daß, was dabei geſchehe, rechter Ernſt heiſſe, mithin dieſe gar keine Ehrenwörter, dicis cauſa, zulieſſen. Deren ſich wohl ein commodans; nicht aber conductor oder Miethmann bedienen mögen. ⸗ ⸗ ⸗ Gleichwohl machen einige den Einwurf: es könne doch wohl auch bei einem Teutſchen geſchehen; daß Scherz vor Ernſt; ein Ehrenwort vor eine Verbindung angenommen werde. Worauf die Antwort dieſe iſt: daß, wer ſich auf das erſte beziehet, derſelbe ſolches zu erweiſen; dahingegen die Römer alle Reden vor Scherz angenommen, die nicht entweder geſezmäſig gemachet und privilegiret, oder aber durch würkliche Ubergab der

Sache oder geſezmäſig ausſprechen oder ſchriftliche Urkunden verbindlich werden. Tauſend Sachen können auf dieſe Weiſe entſchieden werden; wem nur der Unterſcheid des Römiſchen und Teutſchen Weſens recht bekannt gemacht werden.

Wichtige Abhandlung,

nach der Pathologie,

von der Hypochondrie.

Ich finde von dieſer Krankheit ſehr vieles aufgezeichnet. Die Meiſte, die davon geſchrieben, haben dieſe Krankheit am wenigſten verſtanden; wodurch denn die Art, ſolche zu heilen, nicht anderſt als verwirrt hat ſeyn können. Und daher iſt es eben gekommen, daß viele tauſend durch die Kunſt erſt zu vollkommnen Hypochondriſten gemacht, und noch eine viel gröſſere Anzahl unter die Erde kurirt worden. Der berühmte D. Hofmann; wie auch Herr Baron van Switen, und die nicht weniger in dieſer Kunſt hocherfahrne gelehrte Männer, D. Krüger, D. Schaarſchmied, und D. Daniel haben in dieſer Sache ein beſſeres Licht gegeben, und hievon gründlich und überzeugend geſchrieben; auch in der Praxi würklich gezeigt, wie dieſen ſo einreiſſenden Krankheiten begegnet, und die damit Befallene davon befreiet werden können. Es verlohnt ſich alſo der Mühe wohl, und wird nicht ohne Nuzen ſeyn, wann wir hievon in dieſer gegenwärtigen Sammlung in etwas weitläuftig handeln. Vielleicht finden auch viele Leſer, die darüber kommen, welche eben nicht hypochondriſch meynen zu ſeyn, in der That einige Spuren dieſer Krankheit, welche ſie für was anderſt gehalten haben; denn die Hypochondrie iſt eine Krankheit, welche mit Recht ein Inbegrif und ein vollkommenes Wörterbuch aller möglichen Krankheiten genannt werden kan. Die Teutſchen haben zwar die Hypochondrie jederzeit die Milzſucht genannt; Vermuthlich aber iſt dieſe Benennung aus dem Irrthume entſprungen, daß die Verſtopfung der Milz jederzeit die Urſache der Hypochondrie ſey. Nichts iſt ungegründeter, als dieſes. Man hat bei der Eröfnung der an der Hypochondrie verſtorbenen die Milz oft ohne den geringſten Fehler gefunden. Wie aber ſelten etwas gelogen wird, daran nicht etwas wahr ſeyn ſolte: ſo trift auch ſolches hier ein; denn es wird die Milz bei hypochondriſchen Perſonen bisweilen verſtopft, und dieſe Verſtopfung hilft die Hypochondrie unterhalten, ja man kan ſagen, daß ſie dieſelbe hervorzubringen vermögend ſey. Denn wenn die Milz verſtopft iſt: ſo wird das Blut dike; davon Herr D. Krüger in ſeiner Phyſic P. II. ſehr gründlich geſchrieben hat. Es gehet daher ſchwerlich durch die Pfordader; ſein Umlauf in den Gedärmen wird unordentlich, die Leber verſtopft und verhärtet; es geſchiehet alſo keine gehörige Abſonderung der Galle, daher wird die Verdauung der Speiſen nicht wie es ſeyn ſoll verrichtet, ſondern es erzeuget ſich eine Säure in dem Magen und Gedärmen, das dike Blut giebt Gelegenheit zu der Melancholie; und ſind dieſes nicht Urſachen genug v. der Hypochondrie? Es iſt alſo jenes eine Urſache mit, das die Hypochondrie ausmacht. Aber, was iſt denn die Hypochondrie? Eine Kette vieler Krankheiten. Das griechiſche Wort, womit man ſie ausdrukt, bedeutet eine Krankheit unter den Knorpeln, nemlich unter den Knorpeln der kurzen Rippen. Es iſt wahr, dieſe Benennung iſt unbequem, aber ſie iſt mode; dahingegen die teutſchen Namen eben ſo unbequem, und nicht ſo ſehr gebräuchlich ſind. Denn wenn man ſie die Milzſucht, oder die Pfortaderkrankheit nennen wolte: ſo ſtünde zu befürchten, daß man für eine allgemeine Urſache dieſer Krankheit haltē möchte, was nur wie oben geſagt, eine beſondere Urſache derſelben iſt. Ich weis nicht, ob jemand dieſer Krankh. die Larve ſo abgezogē, und ihre Geſchichte mit einer ſo unpartheiiſchen Feder geliefert hat, als der ſelige D. Schaarſchmid. Seine Erzählung ſtimmt mit der Erfahrung ſo genau überein, daß ich keine beſſere und vollſtändigere würde geben können, und ich kein Bedenken trage, ſie mit ſeinen eignen Worten hier anzuführen. Die berühmteſten Aerzte theilen die Hypochondrie in Anſehung ihrer Zufälle in drei Stufen, nemlich 1) in die anfangende, 2) überhand genommene, und 3) die ſich feſtgeſezte, zugleich aber mehrentheils unheilbare. Die anfangende nenne ich diejenige, die ſich zuförderſt im Unterleibe durch Blähungen und krampfhafte Beſchwerungen äuſſert, hiernächſt aber auch in der Bruſt und Kopfe ebenfalls krampf- und ſchmerzhafte Zufälle hervorbringet. Das erſte, womit ſich dieſes Uebel anfänget, iſt, daß die Patienten einen ſpannenden ziehenden und drükenden Schmerz unter den kurzen Rippen fühlen, bald nur auf einer, bald auf beiden Seiten; dabei der Leib wider Gewohnheit verſtopft wird, und die Blähungen nicht abgehen. Viele bekommen Magendrüken, auch wenn ſie nüchtern ſind, bald wenn ſie das geringſte genoſſen haben; bei andern iſt das Magendrüken mit einer ängſtlichen Uebligkeit verknüpft, welche auch allein vornemlich des Morgens bei nüchternen Magen ſich einſtellet, und entweder durch Aufſtoſſen oder Abgang derer Winde über ſich, oder durch ein würkliches Brechen gehoben wird, bisweilen ſich auch erleichtern läſt, wenn man was iſſet. Sie klagen, es läge ihnen wie ein Stein vor der Bruſt, ſie können nicht zu Athem kommen, haben eine Bangigkeit, als wenn ſie einen erſchlagen hätten, welche öfters der Abgang eines einzigen Windes erleichtert; andere müſſen ſich aufs ängſtlichſte würgen und huſten, bis ſie einen zähen weiſſen Schleim herausgebracht. Alle dieſe Zufälle werden insgemein von einem verdorbenen Magen hergeleitet, und darwider bald hizige Magentropfen, bald Brechmittel gebraucht. Jene erleichtern bei denen, die noch nicht zu ſehr daran gewöhnet ſind, die Zufälle in etwas; allein ſie kom̄en balde wieder, und bei vielen noch eine fliegende Hize darzu: die aber ſchon daran gewöhnt ſind, empfinden keine Erleichterung, ſondern werdē ſchlimmer darnach. Die Brechmittel ſchaffen auf 2. bis 3. Tage Linderung; denn geht es aber deſto heftiger los, und die Winde werden dadurch dergeſtalt in die Höhe gezogen, daß die Patienten beſtändig mit einem unangenehmen Aufſtoſſen behaftet ſind: ja bei denen meiſten wird durch den unrechten Gebrauch der Brechmittel der Weg zu dem beſchwerlichen Sodbrennen gebahnet.

Es leidet alſo bei einigen hauptſächlich der Magen; bei andern ſizt es in Gedärmen. Bald kriegen ſie Kneipen und ordentliche Colikſchmerzen, die bei einigen gelinder ſind, und faſt täglich wiederkommen, bei andern ſich zwar ſeltener einſtellen, mit deſto gröſſerer Heftigkeit aber wüten: bald klagen ſie über Kollern und Bollern im Leibe, welches ihnen Angſt macht, nach Abgang derer Blähungen aber nachläst. Viele ſind mit Verſtopfung des Leibes geplaget, und darzu kommt wohl gar die blinde güldene Ader, welche die Hartleibigkeit um ſo viel beſchwerlicher macht. Bei einigen iſt ein ordentlicher ofner Leib, ja ſie bekom̄en wohl Durchfälle, und dennoch müſſen ſie viel Qual an denen Winden ausſtehen.

Die Nieren, als ein Theil, in welchen heftige Schmerzen ſtatt finden können, nebſt den Harngängen und Blaſe, bleiben auch nicht frei. Sie verrathen, daß ſie Noth leiden, durch den Urin; bald gehet derſelbe ganz dünne und wäsrich ab, bald iſt er feuerroth und geht ſparſamer, bald ſieht er ſo trübe aus, als wenn Läimen darinnen umgerührt wäre. Im Rüken in der Gegend der Nieren finden ſich bei einigen unerträgliche Schmerzen, welche der erfahrne Sydenham dolores calculum mentientes nennt, oder ſolche

Schmerzen, die zwar mit den Steinſchmerzen übereinkommen, und viele verleiten, daß ſie ſelbige vor wahre Steinbeſchwerungen halten, die aber nichts weniger, als einen Stein, ſondern blos einen Krampf zum Grunde haben. Hierwider ſucht man insgemein ungereimte Hülfe; man ſezt ſich in den Kopf, man habe den Stein, man läuft deswegen in die Apotheke, holt ſich ſteintreibende, ſteinzermalmende Tropfen, Pulver, Pillen; man freuet ſich, wenn nach deren Gebrauch Gries abgehet, und ob man gleich alsdenn glaubet Erleichterung zu haben; ſo erfahret man doch bei fortgeſezten Gebrauch, daß ſie nichts mehr helfen, und zum Unglüke hat man ſich einen würklichen Nierenſtein zu wege gebracht.

Laſſet uns weiter die Bruſt, den Kopf und den übrigen Leib betrachten, wie ſie ſich bei dieſer anfangenden Hypochondrie aufführen. Was die Bruſt betrift; ſo heiſt es: ſie ſey beklommen, geſpannt, als wenn ein Strik darum gelegt wäre, man könne nicht recht zu Athem kommen, fühlet öftere Stiche in derſelben, bekommt einen troknen Huſten, ein ängſtliches Herzklopfen, ſonderlich wenn man Treppen ſteigt, ſtark gehet, ein Glas Wein trinket, und bei vielen bricht es in Blutſpeien aus. Der Kopf wird übel geplaget; es finden ſich reiſſende, ſpannende, drükende, ſtechende Schmerzen, bald hinten, bald vorn. Sie ſind öfters ſo heftig, daß es heiſt: der Kopf wolle auseinander ſpringen; und bisweilen findet ſich eine kleine Stelle, an welcher die Patienten bald eine kältende Empfindung, als wenn ein Stük Eis da läge, bald ein Brennen, als wenn eine glüende Kohle daſelbſt befindlich wäre, bald ein Hämmern und Bohren ſpühren, daher man auch dieſen Zufall den clavum hypochondriacum zu nennen pflegt. Bald ſizt es vor den Ohren, hämmert, klinget, ſauſſet und brauſſet darinnen, und läst eine Harthörigkeit zurüke; bald ſizt es in den Zähnen, und zieht ſich von einer Seite zur andern; bald fällt es vor die Augen, und verurſachet ein blödes Geſicht, daß es ſcheinet, als wenn man durch einen Flor ſähe, oder daß Müken, Fliegen und Spinweben vor denen Augen herum flögen; bald iſt alles dieſes wieder weg. Ehe man ſichs verſiehet, iſt der Kopf ſchwer, man kriegt den Schwindel, welcher öfters ſo heftig wird, daß man ſich nicht büken darf, und beſorgen mus, daß man umfalle. Der Schlaf iſt gemeiniglich unruhig und mit ängſtlichen Träumen unterbrochen; und einige können ſich nicht einmal ſatt ſchlafen. Die äuſſerlichen Glieder ſind ſchwer, träge, und wie mit Blei durchgoſſen, das Gemüth iſt mit einer ängſtlichen Traurigkeit und ſchädlichen Einbildungskraft beſchweret. Dieſe leztere macht den Zuſtand hypochondriſcher Perſonen, zumal wenn es Gelehrte ſind, ſo wohl für ſie ſelbſt, als für ihre Aerzte, weit unerträglicher, als er öfters an ſich iſt. Denn da ſich alle Tage neue Zufälle bei ihnen einfinden: ſo glauben ſie, ſie bekämen alle Tage neue Krankheiten, wollen folglich alle Tage friſche Arzeneimittel haben, und gerathen dadurch in ein raſendes und unerſättliches Verlangen Arzenei zu nehmen, da ſie doch, je mehr ſie nehmen, je ſchlimmer werden. Das heiſſet die anfangende Hypochondrie, und dieſe, wenn es der Arzt beim rechten Ende anfangt, und der Kranke gehörig folget, läſſet ſich noch gründlich heben.

Der andere Grad, oder die eingewurzelte Hypochondrie iſt diejenige, die mit einer würklichen Verunreinigung und Verderbung aller Säfte verknüpft iſt. Sie äuſſert ſich 1) bei einigen durch eine allmählige Abzehrung und ermattende Entkräftung des Leibes. Die Patienten nehmen täglich an Kräften ab, das Fleiſch wird ſchlaff, der Leib mager, der Puls geht beſtändig geſchwinde und matt; der Urin ſieht roth aus, ſie ſpühren eine immerwährende Trokenheit im Halſe, einen innerlichen Durſt, abzehrende Hize mit unterlauffenden Fröſteln. Viele haben dabei einen troknen Huſten; andere bekommen ſcharfe frieſelhafte jukende Ausſchläge, und gleichwohl halten die bei der anfangenden Hypochondrie erzehlte Zufälle ebenfalls mit an. Man kan die Krankheit ein hypochondriſches Abzehrungsfieber nennen; von welchem man öfters wahrnimmt, daß es von denen, die den Urſprung nicht einſehen, vor eine unheilbare Hectik ausgegeben, und nachhero durch die Molken und Milchkuren, bald mit, bald ohne Selzerwaſſer, nebſt damit verknüpfter Bewegung des Leibes, glüklich und gründlich gehoben wird. Da aber die Bewegung hier abgematteten Perſonen angerathen wird, das vielen ſeltſam genug ſcheinen möchte: ſo wird man freilich nicht verlangen, daß kranke und abgezehrte Leute zur Motion allemal ein halb Fuder Holz von einander ſägen ſollen, ſondern man wird vollkom̄en ſeinen Zwek erreichen, wenn eine den Kräften der Patienten proportionirte Bewegung unternommen wird, die wir hierunter verſtehē. Bei andern äuſſert ſich die eingewurzelte Hypochondrie durch rheumatiſche und arthritiſche Gliederſchmerzen, welche insgemein mit denen iñerlichen Beſchwerden abzuwechſeln pflegen.

Dieſe beiden Beſchwerden haben eine Unreinigkeit derer Säfte zum Grunde, welche theils in denen Gelenken und denen eigentlichen Häuten der Muskeln krampfhafte Zuſammenziehungen, mithin rheumatiſche und arthritiſche Gliederſchmerzen, theils auch ein auszehrendes Fieber würken kan. Denn wenn das Blut mit keiner reinen klebrichten Lympha, ſondern ſtatt deren mit einem ſcharfen ſalzigen Waſſer vermiſcht iſt: wie kan Nahrung, und woher können Kräfte kom̄en? Mus nicht die Aneinanderreibung ſolcher ſcharfen wäſſerigen Säfte, welche ſie während der Circulation erdulten, eine trokene u. auszehrende Hize und ſteten Durſt zuwege bringē? Woraus man zugleich wahrnim̄t, wie zur Cur dieſes Zufalls nur ſolche Mittel erfordert werden, welche dem Blute eine zarte, klebrichte, gallertartige Fettigkeit beibringen; dergleichen die Milchkuren ſind; davon in dem 6ten Theil, pag. 171. wie die Kur anzuſtellen? weiters nachgeſchlagen werden kan. Desgleichen ſind öfters auch die mineraliſchē Waſſer mit Milch vermiſcht, nicht ohne Nuzen; davon pag. 2. des 3ten Theils: und von der Milchkur zu Ende des 6ten Theils, ſchon weitläuftig gehandelt worden. Man nennet dergleichen Unreinigkeit der Säfte in der Ärzeneigelahrtheit überhaupt die Cacochymie, und dieſe begreift denn wieder verſchiedene Arten unter ſich. Heutiges Tages aber nennt man es insgemein den Scorbut. Ob nun gleich der Scorbut eine Art der Cacochymie iſt: ſo iſt er doch eine eigene ganz beſondere Art davon, die gewis ſo ofte nicht vorfällt, als ſie genennt wird. Es iſt wahr, daß hypochondriſche Patienten den würklichen Scorbut erlangen können, zumal diejenigen, die ſich durch unmäſſiges Schwizen zu helfen ſuchen: allein man kan nicht ſagen, daß ſie mit dem Scorbut behaftet ſeyn, wenn ſich eine Unreinigkeit der Säfte bei ihnen einfindet; denn dieſe iſt von mancherlei, und in unſern Ländern ſelten von ſcorbutiſcher Art. Jedoch da es überall will Mode werden, daß man jede Unreinigkeit des Bluts für den Scorbut ausgiebt: warum will man die Mode nicht mitmachen, da ſie den bloſſen Namen betrift? Wie ſich aber eine ſolche Unreinigkeit der Säfte zur Hypochondrie geſellen könne, iſt leicht zu begreiffen, wenn man bedenkt, 1) daß wegen des dabei vorfallenden langſamen Umlaufs des Bluts im Unterleibe nach und nach die Circulation im ganzen Körper langſam und beſchwerlich gemacht, mithin das Blut dike werde; 2) daß wegen der bei dieſem Uebel unordentlich und widernatürlich geſchehenen Verdauung auch ein unreiner übelgearteter Milchſaft ſich erzeugen müſſe. Wenn nun ein unreiner Milchſaft zum Blute kommt, wenn das Blut im ganzen Körper dike iſt und langſam herumgetrieben wird: ſo bleiben die Unreinigkeiten die ſich auch bei dem geſundeſten beſtändig im Leibe erzeugen, in dem Blute verwikelt, köñen ihrer Zähigkeit wegen nicht abgeſondert werden, verderbē die guten Säfte, u. alſo erfolget eine nach dem Temperamente u. der Lebensart verſchiedene Unreinigkeit oder Cacochymie. Wenn denn endlich das Uebel dergeſtalt überhand nimt, daß es ſich an einem Theile feſt geſezet, und eine Verlezung eines Eingeweides zuwege bringet: ſo erfolgt die dritte Art, oder die ſich feſt geſezte Hypochondrie, welche ſelten Hülfe annimmt. Dieſes geſchiehet nach Verſchiedenheit derer Naturen auch auf verſchiedene Art: denn bei einigen erfolgt eine hypochondriſche Melancholie, oder gar Raſerei; bei andern ereignen ſich Verſtopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, vornemlich der Leber oder Milz, und dieſe ziehen entweder verzehrende unheilbare Fieber, oder die ſchwarzgelbe Sucht bald mit, bald ohne heftiges Verbluten durch die untern Theile, bald auch Waſſerſuchten nach ſich. Auf ſolche Art wird endlich die Hypochondrie mit einem tödlichen Ausgange geendiget, da ſie doch an und vor ſich ſelbſt mehr eine langwierige und beſchwerliche, als gefährliche Krankheit iſt; ja wenn man die Wahrheit bekennen ſoll: ſo pflegen dieſe übeln Ausgänge gar ſelten von ſelbſt zu kommen, ſondern mehrentheils Folgen von vorhergegangenen üblen Kuren zu ſeyn.

Niemand wird zweifeln, daß es eben ſo ſchwer als nothwendig ſey eine allgemeine Urſache von einer Krankheit zu finden, welche ein Inbegriff aller Krankheiten iſt, und die folglich immer eben dieſelbe Krankheit verbleibet; obſchon die Zufälle bei dem einen von den Zufällen bei dem andern bisweilen das Gegentheil ſind. Es iſt deſto nöthiger alle Uebereilung hiebei zu vermeiden, und keinen Schritt zu thun, von deſſen Richtigkeit man nicht vorher verſichert iſt, da dieſe Krankheit weit häuſſiger vorkommt, als es gemeiniglich geglaubt wird. Denn ihre abwechſelnde Geſtalt verführet die Aerzte, daß ſie die Zufälle für die Krankheit ſelbſt halten. Es iſt wahr, daß die Hypochondrie die eigentliche Krankheit der Gelehrten, und eine Art der Straffe iſt, mit welcher die Natur die Menſchen belegt, wenn ſich ihre Seelenkräfte auf eine Art, die der Natur ſelbſt Gewalt anthut, aus den Grenzen wagen, welche ihnen die Vorſicht abgezeichnet hatte; allein, man betriegt ſich, wenn man glaubt, daß nur die Gelehrten allein das Unglük haben von dieſem Henker des menſchlichen Geſchlechts gefoltert zu werden. Keineswegs; eine groſſe Anzahl anderer Menſchen müſſen ein gleiches erfahren, und was das ſchlimſte iſt: ſo erfahren ſie es deſto eher, je weniger ſie es verdienen.

Nun wird es Zeit ſeyn an die Urſachen einer Krankheit zu gedenken, deren Würkungen ſo ſonderbar, und deren nähere Urſachen zu vielfältig ſind. Man kan mit Recht ſagen, daß Leib und Seele dieſe Krankheit erzeugen können; gleichwie ſich auch in beiden ihre Würkung zu äuſſern pfleget. Es giebt keinen Affekt, der ſie nicht hervorzubringen vermögend ſey, wenn er nur auf einen auſſerordentlichen Grad getrieben wird. Freude, Wolluſt, Schreken, Zorn, Liebe und Traurigkeit ſind, wie uns die Erfahrung lehret, vermögend zu dieſer Krankheit den Grund zu legen; wiewohl man der Traurigkeit darunter den Vorzug gerne einräumet, wenn es anders ein Vorzug iſt, unter den ſchädlichſten Dingen das vornehmſte zu ſeyn. Eine allzuſtarke Anſtrengung der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes, des Wizes und des Verſtandes ſelbſt ſind ſehr gewöhnliche und ſonderlich diejenigen Urſachen dieſer Krankheit, welche ſie zu einer Gefährtin der Gelehrſamkeit und zu einem Schatten machen, der dieſen Glanz der Seele verdunkelt. Was den Leib betrift, ſo kan man die Hypochondrie unter die Krankheiten zählen, welche fortgeerbt werden konnen; auſſerdem aber iſt ein melancholiſches Temperament, ein dikes

Blut, unmäſſiges Freſſen und Sauffen, häuffige Ausführung des Saamens, Erkältung des Unterleibes: die Verſtopfung der Milz; der verhinderte Flus der güldenen Ader; der Genus blähender und unverdaulicher Speiſen; ein Mangel der Leibesbewegungen, ein Zuſammenwachſen und Verderbung der Eingeweide des Unterleibes, dergleichen von zurükgetriebenen Ausſchlage entſtehen kan; zur Unzeit gebrauchte Brech- und Purgiermittel; Entkräftung durch häuffiges Aderlaſſen; Gifte, ſie mögen unter die ſcharfen oder tummachenden gehören; vieles Tobakrauchen; ein zärtlicher Körper, welcher ſehr empfindlich iſt; ein zartes Gewiſſen; eine vorhergegangene Entzündung des Magens, der Gedärme, Durchfälle und die Ruhr; Verſtopfung der Leber; Ueberflus der Säure in den Säften: eine allzugroſſe Enthaltung; ein Stos oder Verwundung des Kopfs; alles dieſes, und vielleicht mehrere Sachen, ſind vermögend die Hypochondrie hervorzubringen. Solte es alſo nicht eine Kunſt ſeyn alle dieſe Dinge unter einen Hut zu bringen, und etwas ausfindig zu machen, das ſie alle miteinander gemein haben, und das folglich für eine allgemeine Urſache der Hypochondrie gehalten werden kan. Ich habe nach aller angewendeten Mühe und genauer Beobachtung der Regeln, welche uns die Vernunftlehre vorſchreibt, keine andere als eine allzugroſſe Beweglichkeit der Nerven und des Gehirnes ausfindig machen können. Denn wenn wir alle Zufälle dieſer Krankheit erwegen: ſo werden wir finden, daß ſie in einer ausſchweifenden Abwechſelung in der Stärke der Seelenwürkungen und Bewegungen des Leibes beſtehen; und was iſt vernünftiger als die Ergieſſung und die Vertroknung eines Baches bei ſeiner Quelle zu ſuchen? Laſt uns alſo verſuchen, ob ſich die angeführten beſondern Urſachen der Hypochondrie aus dieſer allgemeinen herleiten laſſen; und ob ſie geſchikt ſind, dieſelbe hervorzubringen.

So wenig das Gehirne ein Muskel iſt, und ſo ungereimt es ſeyn würde es ſo zu nennen, ſo kan es doch mit nichts beſſer, als mit einem Muskel verglichen werden. Was iſt das Herz? Ihr werdet ſagen: ein Muskel. Was iſt aber das Gehirne? Das Herze des Herzens, ja das Herz der Seele ſelbſt. Denn die Würkungen beider werden nicht verſpüret, wenn es entweder verdorben, oder gar nicht vorhanden iſt. Und was hat dem Herzen den Namen einer Quelle des Lebens erworben, als weil es verlohren gehet, wenn es verdorben iſt. Eben das gilt vom Gehirne. Das Gehirne iſt alſo ein Muskel, aber ein Muskel von einer beſondern Art, ein Muskel der nichts weniger als das äuſſere Anſehen davon beſizt, wohl aber die weſentlichen Theile; und dieſes will ich beweiſen. Die Anatomie lehret uns, daß zu einem Muskel nichts weiter, als eine Pulsader, Blutader, Nerve und Fäſergen erfordert werden. Von dieſen Fäſergen verſichert uns ein Börhave, und wer verdienet mehr, als er, ein anderer Newton in der Arzeneigelahrheit genannt zu werden? daß ſie nichts anders als Röhren ſind, welche der Nervenſaft erfüllet. Hat nun wohl der unermüdete Fleis der Anatomiſten in dem Gehirne was anders gefunden. Ich will alſo zeigen, worinnen die Krankheiten des Gehirnes mit den Krankheiten der Muskeln übereinkom̃en, und es kan nicht ſchwer fallen dieſes zu thun; nachdem wir einmal geſehen, daß das Gehirne mit den Muskeln in Anſehung der weſentlichen Beſtandtheile übereinkomme. Die Würkungen eines Muskels ſind entweder zu ſtark oder zu ſchwach; und dieſer Fehler mus entweder ihren Nerven oder Blut- und Waſſergefäſſen zugeſchrieben werden. So iſt es gerade auch mit dem Gehirne beſchaffen. Seine Blutgefäſſe können allzuſehr mit Blute erfüllet werden; ſie können verſtopft, entzündet, verhartet, und in Eyter verwandelt werden. Alles dieſes hindert die Würkung des Gehirns, freilich aber auch die Würkung anderer

Theile. Denn ſolte eine Uhr nicht verändert werden, wenn ihre Feder zerbrochen iſt? Eben dieſes gilt in Anſehung der Waſſergefäſſe, deren Verſtopfung und Entzündung eben ſo wohl Krankheiten des Gehirnes als der Muskeln hervorzubringen vermögend iſt. In allen dieſen Fällen wird die Würkung des Gehirns eben ſo wie die Würkung eines Muskels verhindert, wenn ſich dergleichen mit ihm zuträgt. Der Muskel wird gelähmt, wenn der Einflus des Nervenſafts oder des Blutes in ihm verhindert wird, und das Gehirne iſt nicht vermögend ſeine Würkung zu verrichten, ſo bald das Blut oder der Nervenſaft darinnen zu mangeln anfängt. Das erſtere zeigen die Ohnmachten, welche von Mangel des Bluts im Gehirne ihren Urſprung nehmen, und das leztere diejenigen Ohnmachten, welche entweder eine Verderbung des Nervenſafts oder einen verhinderten Einflus deſſelben in die Nerven zum Grunde haben. Ja was iſt der Schlagflus anders, als ein ſolcher Zuſtand in dem Gehirne, dergleichen ſich in einem Muskel befindet, wenn er gelähmt iſt. Freilich erſtrekt ſich dieſe Lähmung auch auf andere Muskeln, aber wie iſt es anders möglich, da ihre Würkungen insgeſamt von dem Gehirne abhangen. Solte es wohl ſo ungereimt ſeyn, wenn man ſagte, daß auch ſelbſt die Fäſergen des Hirnmarkes nach Art der Muskeln eine Kraft beſäſſen ſich zuſammenzuziehen, und dadurch die Bewegung des Nervenſafts ohngefehr auf die Art zu befördern, wie ſolches bei dem Zuſammenziehen der Muskeln mit dem Blute geſchiehet. Zwei Worte ſind darzu hinreichend; denn ich trage kein Bedenken, ſie eine Convulſion des Gehirns zu nennen, die aber eben ſo wenig wie bei den Muskeln im̃er fortdauret, ſondern im̃er abgewechſelt wird. Wie nun aber mein Anſehen in der Welt ſo gros nicht iſt, daß ich hoffen könnte, man werde mir dieſes auf mein Wort glauben; ſo ſehe ich mich genöthiget, es dadurch zu beweiſen, daß ſo wohl die ſeltſamen Würkungen der Hypochondrie daraus erkläret, als auch begreiflich gemacht werden könne, wie die vorher angeführten und aus der Erfahrung genommenen Urſachen der Hypochondrie vermögend ſind dieſelbe hervorzubringen.

Wir haben heftige und anhaltende Affecten nebſt einer ſtarken Anſtrengung der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes, des Wizes und Verſtandes unter die Urſachen der Hypochondrie verſezt, und wir können dieſes kurz durch einen allzuſtarken Gebrauch der innern Sinne ausdrüken. Alle die Aerzte, welche die Würklichkeit des Nervenſaftes zugeben, ſind darinnen einig, daß er bei der Würkung der innern Sinne in eine deſto heftigere Bewegung gerathe, je ſtärker dieſe Würkung iſt. Räumt man nun ein, daß er ſeine Bewegung durch ein Zuſammenziehen der Fäſergen des Gehirnes erhalte: ſo wird man zugleich zugeben, daß bei einer auſſerordentlichen Würkung des Denkungsvermögens das Gehirne eine ſolche Veränderung erleide, die wir vorhero mit dem Namen einer Convulſion des Gehirnes belegt haben. So lange dieſe dauert, ſo lange ſind die Vorſtellungen, mit welchen man ſich beſchäftiget, ſehr lebhaft, aber ſie ſind es nicht mehr, wenn darauf die unvermeidliche Erſchlaffung erfolget; daher wechſelt die Ausſchweiffung des Denkungsvermögens mit einem Mangel deſſelben ab; und wie viele Exempel hat man, daß Leute darum ihr Gedächtnis verlohren haben, weil ſie es gar zu ſehre angeſtrenget haben; eben dieſes gilt in Anſehung des Wizes und Verſtandes, und wir haben darinnen die Urſache zu ſuchen, warum die Gelehrten, wie ſie zu reden pflegen, nicht allemal diſponirt ſind, und der feurigſte Poet bisweilen kaum vermögend iſt ein Gaſſenlied zu machen; der gröſte Mathematikverſtändige Mühe hat den pythagoriſchen Lehrſaz zu beweiſen; und der geſchikteſte Componiſt kaum im Stande iſt einen Choral zu machen. Alles dieſes geſchiehet bisweilen bei Leuten welche hypochondriſch ſind, und dieſes ſind öfters die geſchikteſten Leute. Sie haben daher Abwechſelungen ihrer Fähigkeiten, welche bei denen, die ſolche von der Natur in geringern Maaſſe erhalten haben, faſt immer in gleichen Grade bleiben. Dieſe heftige Bewegung des Nervenſaftes bei dem Denken, dadurch ſo zu ſagen das Gleichgewicht in dem Gehirne aufgehoben wird, bringet den Eigenſinn ſolcher Leute hervor, und hat gemacht, daß man zu ſagen pflegt: Gelehrte und Künſtler wären wunderlich, das man billig für eine Injurie halten ſolte, wenn es nur nicht ſo ofte wahr wäre. Eben dieſe heftige Bewegung des Nervenſafts in dem Gehirne iſt die Urſache, warum ſie ſo ſehr zu Affekten geneigt ſind, und ſonderlich in denen Ausſchweiffen, welche ihr Temperament gepflanzt, und die Auferziehung zur Vollkommenheit gebracht hat. Ja dieſe heftige Bewegung des Nervenſaftes iſt vermogend, ſie in eine Raſerei zu ſtürzen.

Das Gehirne und der Magen haben einen ſo genauen Zuſammenhang, daß immer das eine leidet, wenn das andere beſchädiget wird, und dieſer Zuſammenhang wird es uns begreiflich machen, wie vieles Denken den Magen ſchwächen, und hinwiederum ein geſchwächter Magen das Denken verhindern und unordentlich machen könne. Es mag mit dieſem Zuſammenhange beſchaffen ſeyn wie es will: ſo iſt er unleugbar, und wird auch wohl ſchwerlich von einem Arzeneigelehrten in Zweifel gezogen werden können. Ich will nur dies einzige zu bedenken geben, daß die Verwundungen des Kopfs das Brechen bei nahe allemal zum Gefährten haben. Werden wir uns alſo wundern dürfen, daß durch eine allzuſtarke Anſtrengung der Seelenkräfte die zuſammenziehende Kraft des Magens und der Gedärme geſchwächt, und bald in einen Krampf, bald wieder in eine Erſchlaffung verwandelt wird. Wenn dieſes geſchiehet: ſo fängt die Hypochondrie an, ſich an dem Orte zu offenbaren, wovon ſie den Namen bekommen hat. Denn der ſchlaffe Magen iſt nicht im Stande die Speiſen zu verdauen, ſondern ſie fangen entweder an zu verfaulen, oder ſie ſezen die Gährung weiter fort, als es ſeyn ſolte, und verwandeln ſich dadurch in eine Säure, die mit dem Eſſig, ja mit dem Scheidewaſſer ſelbſt einerlei Schärfe hat. In beiden Fällen erzeuget ſich viele Luft und elaſtiſche Dämpfe, deren Elaſticität durch die Wärme vermehret wird, und deſto geſchikter iſt den Magen auszudehnen, je ſchlaffer er iſt. Dieſes iſt die Geſchwulſt in der linken Seite u. das Spannen unter den kurzen Rippen, womit hypochondriſche Patienten den Anfang ihrer Klagen zu machen pflegen. Es offenbaret ſich am meiſten ein paar Stunden nach dem Eſſen, und man kan es faſt für ein untrügliches Kennzeichen anſehen, daß man einen Anſaz zu der gelehrten Krankheit habe, wenn man gegen 2. Uhr, nachdem man um 12. Uhr gegeſſen, ein Spannen unter den Rippen, eine Beſchwerlichkeit Athem zu holen, eine Verdrüslichkeit, Ungeſchiklichkeit zu denken oder Kopfſchmerzen empfindet. Denn der von Winden aufgetriebene Magen verhindert die Bewegung des Zwergfelles, und daher das Athemholen. Da man nun nicht Luft genug in die Lunge bekommen kan; ſo iſt es, als wenn die Bruſt zu enge oder zuſammengezogen wäre. Die rechte Herzenskammer, welche nicht Blut genug los werden kan, widerſtehet dem Blute, welches von dem Kopf durch die Blutadern zurüke kommt, daher geſchicht es, daß ſich das Blut in dem Kopfe häufſet, und durch die Ausdähnung der Gefäſſe entweder Kopfſchmerzen, oder ein Zuſammendrüken der Nervenfäſergen hervorbringet, woraus eine Schwäche der innern und äuſſern Sinne, eine Müdigkeit des ganzen Körpers und Neigung zu ſchlafen den Urſprung erhält; welchen Zuſtand man nicht uneben den kleinſten Grad eines Schlagfluſſes nennen könnte.

Ein ſolcher Schüler in der Hypochondrie hat zwei Mittel, durch die er ſich gegen 2. Uhr des Nachmittags kuriren kan. Denn wenn er Kopfſchmerzen hat: ſo hilft ihm der Caffee, und wenn er keine hat, ein Glas Wein. Was den Caffee betrift, ſo hat ſein wohlriechendes flüchtiges Oel eine beſondere Kraft in die Nerven zu würken, und es geſchiehet daher, daß dergleichen Patiente von dem bloſſen Geruche des gebrannten Caffees, oder wenn ſie die Taſſe kaum an den Mund gebracht haben, die Kopfſchmerzen verlieren. In dem Magen macht der Caffee durch ſeine Wärme ein etwas ſtärkeres Zuſammenziehen, dadurch es geſchiehet, daß manchmal Winde von oben weggehen, und dem Patienten auf einmal leichte ums Herze wird. Allein es iſt wohl zu merken, daß dieſes nur bei den Lehrlingen in der Hypochondrie angehe, denn bei denen, welche ſchon weiter darinnen gekommen ſind, iſt die Erſchlaffung des Magens viel zu gros, als daß eine ohne dem ſchon gewohnte Empfindung vermögend ſeyn ſolte ein Zuſammenziehen deß Magens hervorzubringen, dadurch die Winde hinweggetrieben würden; es erfolget vielmehr das Gegentheil. Denn da der Magen nicht nur ſtärker angefüllet, ſondern auch die Luft darinnen von der Wärme mehr ausgedehnet wird: ſo nimmt die Beängſtigung, die Beklemmung der Bruſt und Verwirrung des Kopfs nur weiter zu, daher es gar kein Wunder iſt, daß der gute Magiſter Berends ſeine vermeinte teufliſche Verſuchungen viel ſtärker empfunden, wenn er Caffee, als wenn er bei Tiſche ein Glas Wein getrunken. Das andere Troſtmittel für einen angehenden Hypochondriſten, iſt ein Glas Wein oder ander ſtarkes Getränke. Seine Würkung beſtehet ebenfalls vornemlich darinne, daß es durch Hervorbringung einer ungewohnten Empfindung in dem Magen ein Zuſammenziehen deſſelben verurſachet, dadurch die Winde fortgehen; wiewohl ich nicht leugne, daß auch dadurch die Lebensgeiſter in eine ſtärkere Bewegung kommen, und alſo die Munterkeit des Leibes und Gemüths wieder hergeſtellt werden. Es hilft dieſes, eben wie ich vorher von dem Caffee angemerkt habe, nur in dem erſten Grade der Hypochondrie; in dem andern und dritten Grade iſt die Würkung weit anders.

Man darf nicht denken, daß der Magen in der Hypochondrie allemal ſchlaff ſey, er kan auch krampfhaft zuſammengezogen werden, und daher erfolget bisweilen ein Brechen. Im Anfange offenbaret ſich dieſes Brechen ein paar Stunden nach der Mahlzeit, weil alsdenn die Empfindung, welche von der Ausdehnung des Magens entſteht, noch ungewohnt iſt; allein wenn dieſes eine Weile gedauert hat: ſo bleiben die Speiſen in dem Magen zurüke, und werden darinne in eine ſcharfe Säure verwandelt, die erſt den andern Morgen den höchſten Grad erreicht. und alsdenn vermögend wird Ueblichkeit und Brechen hervorzubringen. Die ausgebrochene Materie iſt ſo ſauer, daß ſie die Zähne ſtumpf macht, und das krampfhafte Zuſammenziehen des Magens treibt dabei manchmal die Winde mit einem ordentlichen Geräuſch und rechten Brüllen hinweg, welches man mehr ein Windbrechen als Aufſtoſſen nennen ſolte. Auch in den Gedärmen iſt nicht allemal eine bloſſe Erſchlaffung; die Colik, die Leibesſchmerzen und Durchfälle, die bisweilen mit ſolcher Heftigkeit ſich äuſſern, zeigen das Gegentheil. Doch iſt allemal der Ton des Magens und der Gedärme ungleich, und entweder an dem einen Orte zu ſtark, oder an dem andern zu ſchwach. Dieſes macht uns die Anhäuffung der Winde in den Gedärmen begreiflich. Denn blos ein ſolcher ungleicher Ton der Gedärme iſt vermögend ſie hervorzubringen, wie wir aus ihrer augenbliklichen Erzeugung abnehmen können, wenn man einen lebendig aufgeſchnittenen Hund mit einer Nadel auf die Gedärme ſticht. Freilich werden die Winde dadurch nicht hervorgebracht, aber ſie werden eingeſchloſſen, und häuffen ſich daher an dem Orte, wo der geringſte Widerſtand iſt. Wir können hieraus urtheilen, warum Brechmittel und Purganzen den Hypochondriſten ſo ſchädlich ſind; denn beide verrichten ihre Würkung durch einen Krampf, welcher nothwendig eine Erſchlaffung hinter ſich laſſen mus, und eben dieſes macht ſie vermögend ganz allein die Hypochondrie hervorzubringen. Eben dieſes gilt von einer Erkältung des Unterleibes, von vorhergegangenē Durchfällen, der Ruhr und genommenen ſcharfen Giften, ingleichen von vielen Freſſen und Sauffen, bei welchen der Magen durch die allzuſtarke Ausdehnung ſeinen gehörigen Ton und die Kraft ſich zuſammen zu ziehen verlieret. Endlich können wir auch hieraus abnehmen, warum die ſo genannten Carminative in dieſer Krankheit, an ſtatt die Winde fortzutreiben, bisweilen machen, daß ſie ſich noch häuffiger einfinden. Denn ſie verrichten ihre Würkung blos durch eine Empfindung, die ſie hervorbringen, und auf welche ein auſſerordentliches Zuſammenziehen der Faſergen erfolget, welches man einen kleinen Krampf zu nennen kein Bedenken tragen wird. Wenn nun ſchon ein Krampf vorhanden iſt, wenn er die Urſache von der Anhäuffung der Winde iſt, werden ſie nicht dieſe Anhäuffung noch gröſſer machen und vermehren müſſen? Wir leſen in den Schriften der Arzneigelehrten, daß Raſerei, Melancholie, und nie erhörte Seelenwürkungen von Würmern entſtanden ſind, die ſich in den Gedärmen befunden, und daß alle dieſe ſeltſame Zufälle mit den Würmern zugleich ausgetrieben werden. Dieſe Würmer haben ohnfehlbar durch ihr Beiſſen einen Krampf in den Gedärmen hervorgebracht, dadurch ſind Winde entſtanden, man iſt hypochondriſch geworden, und daher in eine ausſchweiffende Würkung gewiſſer Seelenkräfte verfallen, die bei hypochondriſchen Patienten gar nichts ungewöhnliches iſt.

Die Zeit da ſich die Fäſergen des Gehirnes mit einer auſſerordentlichen Lebhaftigkeit zuſammenziehen, iſt gar nicht diejenige, da die Hypochondriſten traurig, furchtſam, und niedergeſchlagen ſind, ſondern es zeigt ſich alsdenn ihre Seele aus einem andern Geſichtspuncte in ihrer ganzen Stärke, ſie ſind entweder alsdenn muntere und kluge Geſellſchafter, oder es offenbaret ſich eine Würkung des Wizes oder Verſtandes in groſſem Grade, oder ſie befinden ſich in einem heftigen Affecte, der doch eben in keiner Traurigkeit beſtehet, ſondern entweder eine Freude oder Zorn zu ſeyn pfleget. Hingegen wenn dieſe Gemüthsſtärke nachläst: ſo entſtehet bei ihnen, vermuthlich wegen Mangel der Lebensgeiſter, welche zu den heftigen Seelenwürkungen angewendet worden, eine Melancholie. Solte nun nicht eben dergleichen erfolgen, wenn der Nervenſaft auf eine andere Art dem Gehirne entzogen wird, und mus ſich dieſes nicht zutragen, wenn er zu häufig in die Nerven einflieſſet? Nichts iſt leichter möglich, wenn wir zugeben, daß auf die allzuſtarke Bewegung des Gehirnes eine Erſchlaffung und folglich eine Erweiterung der Nervenfäſergen erfolge, dadurch der Nervenſaft bald in dieſe oder jene Nerven, nachdem die Erſchlaffung an einem Orte ſtärker iſt als an einem andern, häufig einzuflieſſen vermögend iſt. Ein häufiger Einflus des Nervenſafts in einen Muskel macht ein krampfhaftes Zuſammenziehen deſſelben. Hieraus erhellet zur Gnüge, warum die Hypochondriſten zu ſo vielen krampfhaften Bewegungen geneigt ſind, welche keinen beſtändigen Siz haben, ſondern ſich bald hier, bald an einem andern Orte befinden, doch aber hauptſächlich den Magen und die Gedärme betreffen. Gleichwie nun hieraus erhellet, wie die abwechſelnde Convulſionen und Erſchlaffungen des Gehirnes, Krampf und Erſchlaffung in dem Magen und Gedärmen hervorzubringen vermögend ſind: ſo kan dieſes auch bisweilen umkehren, und es geſchiehet daher, daß durch krampfhafte Bewegungen des Magens und der Gedärme vermittelſt der Nerven, welche bei dergleichen Beſchaffenheit des Magens bald gedehnt, bald wieder nachgelaſſen werden, eben ein ſolcher Zuſtand in dem Gehirne hervorgebracht wird, der bald in einem heftigen Zuſammenziehen, bald zu ſtarker Erſchlaffung der Fäſergen des Hirnmarkes beſtehet, worinnen wir die Urſache der Hypochondrie geſezt haben. Die Erfahrung ſtimmet mit dieſem Begriffe vollkommen überein; denn ſie hat gelehret, daß das Opium und ſchlafmachende Sachen ein ohnfehlbares Mittel gegen die meiſten Zufälle der Hypochondrie ſey. Es würde angeprieſen zu werden verdienen, wenn die eigentliche Urſache der Hypochondrie dadurch dergeſtalt gehoben würde, daß ſie ſich nicht in kurzen wieder offenbarete. Aber auch dieſes gienge noch an, man hätte nur nöthig den Gebrauch des Opii zu wiederholen, um die allzugroſſe Lebhaftigkeit der Vorſtellungen nebſt dem krampfhaften Zuſammenziehen der Fäſergen zu verhindern: allein zwei Umſtände machen, daß ich ſolches zu thun nicht rathſam erachte; einmal gewöhnt man ſich an das Opium, und mus daher in der Doſi beſtändig ſteigen, wenn die gewünſchte Würkung erfolgen ſoll, und zum andern wird bei einem fortgeſezten Gebrauche deſſelben, und der Mittel, die ihm ähnlich ſind, endlich eine ſo groſſe Erſchlaffung der Fäſergen des Hirnmarkes hervorgebracht, daß die Begriffe, welche vorher allzu lebhaft waren, nun ihre Klarheit verlieren, woraus nichts anders, als eine Tumheit und Unempfindlichkeit den Urſprung nehmen kan. Bei dem allen bleiben doch bie ſchmerzſtillende und ſchlafmachenden Arzneien gegen den gefährlichſten Zuſtand der Hypochondrie ein recht göttliches Mittel. Dieſer gefährliche Zuſtand entſtehet, wenn die Spannung der Fäſergen des Gehirnes, und daher auch der Nervenfäſergen in dem ganzen Körper auf einen ganz auſſerordentlichen Grad getrieben wird. Denn dadurch geſchieht es, daß die Vorſtellungen der Einbildungskraft einen Grad der Lebhaftigkeit erhalten, bei welchen eine Raſerei zu beſorgen iſt. Die Empfindlichkeit des Körpers nimmt wegen ſtarker Spannung der Nerven ebenfalls auſſerordentlich zu, und wird dadurch beſchwerlich. Doch betrift es manchmal einen Sinn vor den andern, und man ſiehet entweder die Sachen mit ſehr lebhaften und hellen Farben, oder man höret das geringſte Geräuſche, oder man hat einen ſo ſtarken Geruch, daß die unſchuldigſten Ausdünſtungen einen Ekel erregen; ob es ſich mit dem Geſchmake bisweilen zutrage, iſt mir nicht bekannt, aber ſehr wahrſcheinlich, weil Geruch und Geſchmak immer mit einander in einem genauen Zuſammenhange ſind. Was aber das Gefühl betrift: ſo iſt es gewis, daß es bei der Hypochondrie bisweilen auſſerordentlich vermehrt werde. Auf eine ſo groſſe Empfindlichkeit können leicht krampfhafte Bewegungen und Convulſionen erfolgen. Wenn dieſe Convulſionen das Zwergfell einnehmen, ſo wird es, wie bei dem Lachen zu geſchehen pfleget, geſchwind auf und nieder beweget, und dieſes iſt eine Urſache, warum die Hypochondriſten bisweilen bei den ernſthafteſten Sachen und ſelbſt mitten unter den traurigſten Zufällen zu lachen ſcheinen. Es iſt nicht zu beſchreiben, was ſie ſich vor Mühe geben müſſen eine ſolche Bewegung zu unterdrüken, welche von andern vor ſehr ungereimt gehalten wird, weil keine ſittliche Urſache darzu vorhanden iſt. Man könnte dieſes ein mechaniſches Lachen nennen, und man bemerkt, daß es am leichteſten entſtehe, wenn der Magen mit den Winden erfüllt iſt, und der Umlauf des Bluts lebhaft geſchiehet. Indeſſen iſt ſo viel gewis, daß es für einen Hypochondriſten ſehr gefährlich ſey, dergleichen lächerlichen Vorſtellungen nachzuhängen, welche ihm ein geheimer Trieb der Vernunft zu unterdruken gebietet, und dieſes iſt ein Zuſtand, welcher die Cur dieſer Krankheit nicht wenig ſchwer macht; denn die traurigen Vorſtellungen ſind dieſen Leuten gefahrlich, und die allzuluſtigen ſind es noch weit mehr. Man mus ihr Gemüthe aufzumuntern ſuchen, aber die Ergözlichkeiten müſſen von ihnen als ein Confect und nicht als eine gewöhnliche Speiſe genoſſen werden; denn man kan niemals Sorgfalt genug anwenden, daß bei ihnen die Bewegungen des Gehirnes weder zu krampfhaft noch zu ſchwach werden, ſondern daß ſie in den Schranken bleiben, die die Vernunft den Menſchen vorgeſchrieben hat. Da die Vollblütigkeit und Dike des Bluts die Melancholie hervorbringen kan; beides aber vermittelſt des Fluſſes der güldenen Ader und Monatszeit durch eine heilſame Würkung der Natur vermindert wird; ſo iſt es kein Wunder, daß die Hypochondrie ſehr geſchwächt wird, wenn ſie aus einer dieſer beiden Urſachen entſtanden iſt, und ſich die Natur des Blutes auf eine ſolche Art entlediget. Es giebt noch ein Mittel durch welches die Natur die Hypochondrie curiret, und dieſes iſt das Alter. Denn da in dem Alter die Beweglichkeit aller Fäſergen vermindert wird, und ſie ſteif zu werden anfangen; ſo betrift ſolches auch das Gehirne, und es iſt alsdenn weder zu krampfhaften Bewegungen noch zu Erſchlaffungen weiter geſchikt. Dieſes iſt die Urſache, warum überhaupt bei alten Leuten die Einbildungskraft nebſt den Affecten ſchwächer werden, und das ganze Denkungsvermögen abnimmt. Der abwechſelnde Krampf und die Erſchlaffung erſtrekt ſich nicht nur auf das Zwergfell, ſondern auch auf die Eingeweide des Unterleibes. In der Leber und Gallenblaſe bringt er eine Ergieſſung der Galle hervor, welche ſich mit der Saure in den Gedarmen und den Magen vermiſcht, und dadurch eine Scharfe bekommt, wovon Ueblichkeit und Brechen entſtehet. Nach einer ſolchen Ergieſſung fehlet es wieder daran, und die Saure, welche durch die Galle nicht gedämpft werden kan, bekommt deſto ſtärker die Oberhand. Befindet ſich der Krampf in den Nieren: ſo gehet wenig und ganz wäſſeriger Urin fort. Erfolgt wieder auf dieſen Krampf eine Erſchlaffung: ſo gehet der Urin häufiger ab, und iſt wegen Menge des Schleims und irdiſcher Theilgen, ſo ſich darinne befinden, ganz trübe; ja er bekommt, wenn ſich die Säure ſchon in das Blut geſchlichen hat, wenn er wie Waſſer ausſiehet, einen Geruch wie Scheidwaſſer; iſt er aber trübe: ſo iſt der Geruch zwar heftig, aber von einer andern Art, weil ſich die ſauren Ausdünſtungen mit einander vermengen.

Alle die erklärten Zufälle befinden ſich mit gröſſerer oder geringerer Heftigkeit in dem erſten Grade der Hypochondrie; aber ſie verlaſſen den Patienten auch nicht in dem andern, welchen wir nun betrachten wollen. Ich habe geſagt, daß in den Magen und Gedärmen der Hypochondriſten die Speiſen und das Getränke in eine Säure von auſſerordentlicher Schärfe verwandelt werden. Dieſe Saure offenbaret ſich im Anfange durch Sodbrennen, Brennen in dem Magen, Ueblichkeit, krampfhaftes Zuſammenziehen der Gedärme, und Verſtopfung des Leibes, welche leztere, weil ſie die Winde zurüke hält, und von der Gegenwart krampfhafter Bewegungen zeiget, von einer auſſerordentlichen Angſt und Beklemmung begleitet zu werden pflegt. Dieſe Säure ſchleicht ſich nach und nach mit dem Milchſafte in das Blut; die Oefnungen der Milchgefäſſe, welche ſich vorher für einer ſolchen Schärfe verſchloſſen, thun es nun nicht mehr, nachdem dieſe Empfindung zur Gewohnheit geworden iſt, daher iſt das Sodbrennen, das ſaure Aufſtoſſen, die Ueblichkeit nicht mehr ſo ſtark als vorher, und die Patienten bilden ſich bisweilen ein, daß es mit ihnen beſſer zu werden anfange, da doch die Natur blos zu einem neuen Auftritte in dieſem traurigen Schauſpiele Anſtalt macht. Denn die

Saure

Säure fängt an das Blut zu verdiken, und ſeine Farbe zu verändern, daher es bei einer recht eingewurzelten Hypochondrie ſo ſchwarz wie Dinte ausſiehet. Trinken die Patienten viel: ſo wird zwar dieſe Würkung in etwas, aber nicht vollkommen verhindert. Denn das wäſſerige gehet faſt wie es getrunken worden durch den Urin wieder hinweg, und was davon in dem Blute zurüke bleibet, vermiſcht ſich ſo ſchlecht damit, daß es ſich vielmehr von dem Blute abſondert, nachdem es kaum aus der Ader gelaſſen worden. Geiſtreiche Getränke machen nun, wenn ſie in das Blut kommen und ſich daſelbſt mit der Säure vermiſchen, eine viel ſtärkere Empfindung in dem Herzen und den Adern, daher entſtehet Herzklopfen, ein geſchwinder und heftiger Puls, groſſe Hize die troken iſt, wenn die Haut krampfhaft zuſammengezogen wird, und eine Beängſtigung, welche die Patienten zu ſeufzen zwinget, und daher entſtehet, weil das erhizte Blut in der Lunge nicht gehörig abgekühlet wird, und ſeinen Umlauf nicht ohne Beſchwerung durch die Blutgefäſſe der Lunge verrichtet. Enthalten ſie ſich von hizigen Getränken, ſo giebt ihnen dieſe Säure ein auſſerordentlich blaſſes Anſehen, ſie frieren beſtändig, und empfinden eine Mattigkeit in allen Gliedern. Ein beſtändiger Krampf verſchlieſt die Schweislöcher der Haut, und da ſie ſolchergeſtalt wenig ausdünſten: ſo bleiben die Unreinigkeiten in dem Körper zurük, und bringen eine vollkommene Cacochymie hervor. Die ſaure Schärfe macht in dem Blute nicht nur eine Ungeſchiklichkeit zur Ernährung, ſondern auch durch die Reizungen des Herzens und der feſten Theile ein zwar ſchwaches aber immer anhaltendes Fieber, welches von Durſt, Mattigkeit und Hize in der flachen Hand begleitet wird. Der Körper nimmt daberab, und die Patienten bilden ſich ein, daß ſie die Hectik haben. Es iſt auch wohl möglich, daß durch hizige Medicamente, Speiſe und Getränke die Vermuthung der Patienten würklich wird, aber ohne dieſelben kan ein ſolcher Zuſtand ſehr viele Jahre dauren.

Die Hypochondriſten bekommen zum Theil auch öftere Ausführungen des Saamens im Schlafe. Dieſer Trieb zu Ausſchweifungen von dieſer Art wird bei der zunehmenden Hypochondrie in eben dem Grade vermindert, wie er vorher auſſerordentlich gros war. Die Aerzte thun wohl, wenn ſie, ſonderlich bei unverheiratheten Perſonen, welche hypochondriſch ſind, immer dieſe Neigung in einige Betrachtung ziehen; denn es iſt gewis, daß aus ihr die gröſte Melancholie, und aus dieſer eine vollkommene Hypochondrie erzeuget werden könne. Indeſſen haben verehlichte Hypochondriſten doch immer auch darauf zu ſehen, daß ſie durch die Vernunft einen Trieb in den Schranken halten, deſſen Ausſchweiffung den Körper nothwendig entkräftet und verurſachet, daß ſie vor der Zeit in den andern Grad der Hypochondrie verfallen.

Die wenigſten Hypochondriſten erreichen die höchſte Staffel in dieſer Krankheit, ſondern ſie werden entweder durch andere Krankheiten, die mit der Hypochondrie keinen nothwendigen Zuſammenhang haben, hinweggeriſſen, oder ſie werden durch das Alter und eine mehr bewegliche Lebensart ziemlich wieder davon befreiet. Wenn aber dieſes nicht geſchiehet, ſo kommt endlich die Hypochondrie auf einen ſolchen Grad, darinnen ſie ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich iſt, indem ſie ſich würklich in eine andere Krankheit verwandelt. Denn das Blut wird endlich dergeſtalt durch die Säure verdikt und die Säfte verderben, daß daraus eine vollkommene Cocochymie entſtehet. Die Leber, Milz und Nieren werden durch das dike Geblüte verſtopft, verhärtet oder in Eyter verwandelt, und eben dieſes gilt von der Lunge. Das durch vielfältiges Zuſammenziehen entkräftete Gehirne iſt nun zwar von den gewöhnlichen Ausſchweiffungen der Seelenkräfte und ſonderlich der Einbildungskraft befreiet; allein ſeine Erſchlaffung bringt an deren ſtatt eine verdriesliche Unempfindlichkeit und ſtoiſches Weſen hervor, welches eine Traurigkeit ſeyn würde, wenn die Fäſergen des Gehirnes noch weich genug wären, um ſich ſo erweitern zu laſſen, daß dadurch der Nervenſaft dem Gehirne entzogen würde, und wenn ihnen nicht die Erfahrung nach ſo vielen angeſtellten Proben gelehrt hätte, daß die meiſten Bemühungen der Menſchen thöricht genennt werden müſten, und ihnen nicht die verminderte Empfindlichkeit das Verlangen nach denen Ergözungen der Welt raubte. Man kan leicht erachten, was die Folge einer ſolchen Verſtopfung und Verderbung ſey, ſo verſchieden ſie auch in Anſehung der Theile ſeyn kan, welche ſie betrift: ſo iſt doch das Ende vom Liede allemal entweder eine Verdorrung des Körpers oder die Waſſerſucht. Die erſtere bekom̃t den Namen der Schwindſucht, wenn ſie aus der Lunge ihren Urſprug genommen hat, ſie kan aber eben ſo wohl ihren Siz in der Leber, der Milz und den Nieren haben. Gemeiniglich beſchlieſſen häuffige Ausführungen entweder durch hectiſche Schweiſſe oder den Harnflus dieſes Trauerſpiel: oder es entſtehet eine Waſſerſucht, die ebenfalls aus der Verſtopfung der Eingeweide ihren Urſprung nim̃t, und dadurch beſchleuniget wird, wenn die Patienten in dem andern Grade der Hypochondrie, da ſich das wäsrige nicht mehr mit dem Blute vermengen will, ſehr viel trinken, worzu ſie durch den Durſt, der ihr unendlich kleines aber tükiſches Fieber begleitet, gar leicht verleitet werden können; daher iſt es in allen drei Graden der Hypochondrie möglich, fett und dennoch hypochondriſch zu ſeyn. Im erſten Grade kan dieſes bei dem Genuſſe nahrhafter Speiſen und Getränke geſchehen, im andern Grade hat eben dieſes ſtatt, ob man ſchon cachectiſch dabei wird, und im dritten Grade, wenn es von der Geſchwulſt und Waſſerſucht herkom̃t. Doch trägt es ſich öfter zu, daß die Hypochondriſten mager als fett ſind.

Wenn die Schärfe des Bluts nicht ſo gros iſt, daß ſie eine Verſtopfung der Eingeweide verurſachen kan, oder wenn ſie dieſen Grad noch nicht erreichet hat: ſo macht ſie, wenn ſie ſich auf die empfindlichen Theile ſezet, anfangs Reiſſen in den Gliedern, welches, wenn es einen gewiſſen beſtändigen Ort erwählet, in ein Hüftweh, Kniereiſſen, gemeiniglich aber in ein Podagra verwandelt wird; daher iſt das Podagra eine Sache, zu welcher man einem Hypochondriſten Glük wünſchen mus. Denn es vermindern ſich ſeine übrigen Beſchwerlichkeiten, und weil es ſich an einem Orte befindet, deſſen Verlezung eben keine Lebensgefahr bei ſich führet: ſo iſt es eine bittere Arzenei, durch welche die Natur ſein Leben verlängert. Doch iſt nicht zu läugnen, daß die den Hypochondriſten eigene Neigung zum Zorne und heimlichen Aergernis, ihre Ausſchweifungen in der Wolluſt, darzu ſie ſo ſehr gereizt werden, nebſt dem öftern Gebrauche des Weines, deſſen ſie ſich zur Ermunterung und Forttreibung der Blehungen bedienen, bisweilen die Ankunft des Podagra bei ihnen beſchleunigen helfe.

Aus dem allen erhellet zur Gnüge, warum faſt alle mögliche Krankheiten durch die Hypochondrie hervorgebracht, und Gefährten derſelben werden können. Deñ ſie haben ihren Urſprung entweder von den feſten oder flüſſigen Theilen, und in der Hypochondrie leiden beide. Die Bewegungen der feſten Theile ſind bald zu ſtark bald zu ſchwach, und eben dieſes gilt in Anſehung der flüſſigen, die von den feſten bewegt werden. Da ferner das Blut, und alle Säfte in dieſer Krankheit gewiſſermaſſen verdorben werden: ſo kommen bei ihr alle allgemeine Urſachen der Krankheiten vor; wie iſt es alſo möglich, daß ſich bei einer genauern Beſtimmung nicht bald dieſe, bald jene Art derſelben offenbaren ſolte. Man wird daher von denen Krankheiten, die wir vorher betrachtet haben, wenig finden, die nicht bisweilen Würkungen der Hypochondrie wären. Wolte man ja eine Ausnahme machen: ſo müſte es die Peſt, und diejenigen Krankheiten ſeyn, welche eine Fäulnis zum Grunde haben. Denn in dergleichen verfallen die Hypochondriſten ſehr ſelten, weil die Säure, welche in ihren Säften die Oberhand hat, der Fäulnis zu ſtark widerſtehet. Der Tod, welcher durch dieſe Krankheiten die geſundeſten Menſchen hinwegreiſt, übergehet dieſe kränklichen Perſonen, welche ſich den Tod wünſchen.

Wenn wir bedenken, daß eine allzugroſſe Beweglichkeit des Gehirnes und der Nerven nebſt einer geſchwächten Dauungskraft, es mag nun die leztere eine Würkung oder Urſache des erſtern geweſen ſeyn, das weſentliche der Hypochondrie ausmachen: ſo können wir nun urtheilen, wie dieſe Krankheiten durch alle die Urſachen, die wir oben aus der Erfahrung angenommen haben, erzeugt werden können. Es gehöret alſo 1) alles hieher, wodurch eine allzugroſſe Beweglichkeit des Gehirnes und der Nerven entſtehen kan. Dergleichen thut vieles Studiren, heftige Affecten, Entkräftungen durch haufiges Aderlaſſen oder Ausführung des Saamens; ein zärtlicher Körper. 2) Alles das, was eine Melancholie hervorbringen kan; wohin ein melancholiſches Temperament, ein dikes Blut, die Verſtopfung der Milz, der verhinderte Flus der güldenen Ader; ein Mangel der Leibesbewegung, und die tummachende Gifte gehören. 3) Alles was die Dauungskraft ſchwächt, wohin mit Recht unmäſſiges Freſſen und Sauffen, Erkältungen des Unterleibes, blehende und unverdauliche Speiſen; eine Zuſammenwachſung und Verderbung der Eingeweide des Unterleibes: ein Misbrauch der Brech- und Purgiermittel, die ſcharfen Gifte, eine vorhergegangene Entzündung des Magens und der Gedärme, Durchfälle und die Ruhr, die Verſtopfung der Leber und Ueberflus der Säure in den Säften gehören. Niemanden, der das vorige mit Bedacht geleſen hat, wird es ſchwer fallen, die Art der Würkung aller dieſer Urſachen zu entdeken; deren einige zu mehr als einer von den angeführten Claſſen gezählet zu werden verdienen. Nach unſerer Abſicht würde eine ſolche umſtändliche Ausführung dermal zu weitläuftig ſeyn. Wir beruffen uns auf diejenige Abhandlung, welche ſowohl in denen hieſigen Intelliganz-Zetteln von Anno 1753. Num. 29. 32. und 33. als auch in dem 6ten Theil dieſes Referendarii pag. 171. gelieffert worden, darinnen wir zumal eine beſondere Beſchreibung der Hypochondrie, von deren eigentlichen Urſachen, und deren Cur, ſo viel als möglich, abgefaſſet haben; welches diejenige, die klüglich davon Gebrauch zu machen wiſſen, nicht hülflos laſſen wird.

Vom Menſchen, und deſſen Erzeugung.

Es ſind ſo viel Dinge in der Welt, die ſehr ſonderbar ſind, und die von denen Menſchen ſelbſten bewundert werden; nichts aber unter allen iſt ſo edel und ſo geheimnisvoll, als der Menſch ſelbſt; und daher, weil ſo gar viel an demſelbigen zu betrachten vorfallet, ſo iſt die Materie, nach welcher er erwogen wird, ſo mancherlei, daß inſonderheit drei ganze ſo genannte Profeſſionen (nach der äuſſerlichen Verfaſſung, ſo unter den Menſchen eingeführet, zu reden) unter den Menſchen damit beſchäftiget ſeyn, deren jede ſo viel dabei zu thun findet, daß ſie alles dasjenige, was im Menſchen verborgen iſt, nicht genug erſchöpfen kan. Die Philoſophi nehmen ſonderlich die Seele und das Gemüth vor ſich, und betrachten die Eigenſchaften des Verſtandes, des Willens, der Affekten, und eines tugendhaften Lebens: Die Theologi aber haben es vornemlich mit demjenigen Theil des Menſchen zu thun, nach welchem er eine Fähigkeit hat, mit GOtt dem höchſten Gute, vereiniget zu werden, und deſſen Gnade und Gemeinſchaft nicht allein in dieſem Leben, ſondern auch ſonderlich in der Ewigkeit, zu ſeiner wahren und vollkommenen Seligkeit zu genieſſen: Die Medici aber haben den Leib nebſt dem natürlichen Leben zu ihrem Objecto behalten, und ſind beſorget, wie die Geſundheit des Leibes zu erſezen, und zu erhalten. Wer ſiehet nicht hieraus, daß durch ſolche Ordnung der Menſch hauptſächlich in einem dreifachen Leben betrachtet werde, nemlich nach dem natürlichen Leben, nach dem Leben der Seele, und nach dem geiſtlichen Leben: deren jegliches ſeine beſondere Form und Art, ſeine beſondere Eigenſchaften und Endzwek hat. Es findet auch ſolche Betrachtung an ſich ſelbſt ihren Grund; denn es iſt offenbar, daß der Leib ganz was anders ſey, als die Seele, und daß das natürliche Leben des Leibes unterſchieden ſey von dem Leben der Seele, ja des ganzen Menſchen; ſintemal das Leben des Leibes endlich dahin fället, da hergegen das Leben der Seele unſterblich bleibet. Wenn wir nun weiter gehen, und das geiſtliche Leben betrachten, wer ſiehet nicht, daß auch ſolches nicht allein, von dem natürlichen Leben, ſondern auch von dem Leben der Seele ſelbſt unterſchieden ſey? Und gleich wie ſolches von dem natürlichen offenbar iſt, ſo kan es auch von dem Leben der Seele nicht geleugnet werden, wenn man bedenket, daß der Menſch nicht allein das natürliche, ſondern auch das geiſtliche Leben verliehren könne; da inzwiſchen doch das Leben der Seele in ſich ſelbſt, obgleich ſehr unſelig, noch übrig bleibet. Das Leben der Seele empfanget der Menſch zwar vornemlich von GOtt, aber doch, vermöge göttlicher Verordnung, vermittelſt der Eltern, welchen er nach der Schöpfung durch den über ſie ausgeſprochenen Segen die Kraft ſich zu vermehren eingepflanzet: das natürliche Leben entſpringet aus der Vereinigung der Seele und des Leibes, und das geiſtliche Leben wird durch eine beſondere Gnadenwirkung GOttes im Menſchen angerichtet, und daher das Leben, das aus GOtt iſt, genennet. Was nun die Art und Weiſe anlanget, wie die Menſchen anheben zu ſeyn und zu leben, ſo iſt das noch ein unerſchöpft Geheimnis und Wunder in der Natur. Daher dasjenige, was davon kan geſagt werden, mehr in Wahrſcheinlichkeiten, als in ganz ausgemachten Gründen beſtehet. Inzwiſchen, gleichwie der Menſch, da er zuerſt durch eine unmittelbare Schöpfung von GOtt ſelbſt ſeinen Anfang genommen, und zwar ſo, daß der Schöpfer eine Materie oder Erde zur Formation deſſelben genommen, und ſolcher den lebendigen Athem eingeblaſen, davon der Menſch eine lebendige Seele geworden; alſo findet man bei der jezigen Art der Fortpflanzung des Menſchen, dieſe Analogie, mit der erſten Schöpfung, daß eine gewiſſe in einem Ovulo oder Eychen in Mutterleibe befindliche, hierzu deſtinirte Materie dabei gleichſam zum Grunde liege, welche bei der Zeugung, ſo zu ſagen, angehauchet und beſeelet wird; ſintemal aus dem männlichen und weiblichen Saamen nur ganz was ſubtiles dahin penetriret, indeme nicht allein gedachtes Ovulum an dem Ovario oder Eyerſtok inwendig im Leibe, auſſer dem Utero hanget, wohin das materialiſche Theil des Saamens keinen Ausgang hat: ſondern es wird auch, nach unterſchiedener Anatomicorum Obſervation, die grobe Materie, welche gleichſam das Vehiculum des rechten und eigentlichen Saamens iſt, wieder excerniret. So bald die Empfängnis geſchehen, thut ſich eine Alteration davon, nicht gleich im Utero, ſondern erſt an dem Ovario hervor, indem eines von denen daran befindlichen Ovulis etwas aufſchwellet, und hernach ungefehr den dritten Tag darauf, erſt durch einen gewiſſen Ductum oder ſogenannte Tubam Fallopianam in den Uterum, als die eigentliche Officin der

Bildung des Leibes eingeführet wird. Wann nun dieſes häutige Kügelchen oder Ovulum in den Uterum gebracht worden, ſo wird es hernach an denſelben befeſtiget, und vermittelſt eines ſubtilen Schleims gleichſam angeleimet. Dieſer ſubtile Schleim wird hernach, nach und nach ſtärker, gröſſer und feſter, und endlich entſtehet daraus die ſo genannte Placenta uterina oder der Mutterkuchen, oder Hepar uterium, oder Mutterleber, weil ſie faſt wie die Leber ausſiehet, und mit Adern, Röhren und ſubtilen Drüschen verſehen iſt, durch welche der Narungsſaft, ſo der Frucht zugeführet wird, noch mehr gereiniget und ſubtiliſiret wird. Aus dem Ovulo ſelbſt, oder aus deſſen äuſſerlichen häutigen Wegen entſpringen die involucra und Häute, in welchen die Frucht eingeſchloſſen iſt; welche zuſamt der Nabelſchnur, Secundinæ oder die Afterbürde genennet werden, und zwiſchen welchen ſich viel Waſſer befindet; und damit die Frucht, welche aus der in dem Ovulo enthaltenen lymphatiſchen Materie gebildet wird, weil das Spatium zimlich enge, nicht zu viel Raum wegnehme, ſo wird ſie rund zuſammen gebalhet, daß die Füſſe über den Kopf kommen. Bei der Bildung des Leibes hat man wahrgenommen, daß nicht der ganze Leib auf einmal formiret, ſondern vornehmlich der Anfang von denen nöthigſten Gliedern gemacht, und dannenhero erſtlich das Gehirn und Herz gebildet werde: welches leztere kaum als ein Hirſekörngen gros ſich ſchon beweget, und dahero von den Alten ſchon Punctum ſaliens geneñet worden, davon inliegende Kupfertafel das mehrere zeigē kan. Daher diejenigē ganz keinen Grund haben, welche gläuben, daß der Körper ſchon in der ganzen Geſtalt in dem Ovulo zu finden ſey. Dieſes iſt alſo die Art und Weiſe, wie die Menſchen anheben zu ſeyn, und ſo verhält ſichs mit dem Anfange des Leibes; nach welchem kein Unterſchied geſpühret wird, und iſt kein anderer Weg für die Prinzen und Groſſen gefunden worden, als eben dieſer, der allen gemein iſt, und müſſen ſie ſich eben ſowohl, als die Geringſten und Armen, bei 40. Wochen zwiſchen Koth und Urin (denn der Uterus lieget zwiſchen dem Maſtdarm und der Blaſe) aufhalten, und daſelbſt ihr Weſen bekommen. Es kan auch zu ihrem Leibe und Geblüte keine andere Materie, als die gemeine, und ſchon beſchriebene genommen werden: Denn wenn man gleich eine Materie von Diamanten und Perlen dazu ſuppeditiren wolte, ſo würde ſolches doch nicht angenommen, ſondern die ordinaire, ſo der Verweſung unterworffen, behalten werden. Conf. Sap. VIII. 1. 7. Wann die Frucht ſieben oder 8. Wochen alt iſt, ſo ſind die Secundinæ, nach der gemeinen Obſervation, ſo gros wie eine Nus, die Frucht ſelbſt aber iſt wie eine Ameiſe, ſiehe Fig. 2. welche aber doch ſchon ſo weit gebildet iſt, daß man Kopf, Arme und Schenkel daran erkennen kan. In der zehenden Woche iſt ſie etwañ einen Finger lang, zu welcher Zeit ſchon die Augē, die Finger und deroſelben Gelenke zu ſehen ſind. ſ. Fig. 7. In der zwanzigſten Woche ohngefähr fängt die Frucht an, auch äuſſerliche Zeichen des Lebens von ſich zu geben, und ſich in Mutterleibe zu bewegen, von dannen man noch zwanzig Wochen bis zur Geburt rechnet: Es kan zwar die Bewegung auch bisweilen acht oder vierzehn Tage eher geſchehen, wenn ſich etwann die Mütter zu ſehr bewegen, oder in der Küche oder ſonſt viel Wärme des Feuers an den Leib gehen laſſen. Im ſiebenden Monat iſt die Bildung überhaupt vollendet: Daher werden auch bis weilen Kinder von 7. Monaten zur Welt gebohren, mit welchen aber ſehr zärtlich umgegangen werden mus, damit, weil ſie noch allzuweich, man nicht etwas an ihnen zerbreche, oder wenn man ſie zu hart angreiffet, [illegible] Cuticulam oder das äuſſerliche Hä[illegible] des Lebens abreiſſe. Daher, obgleich die Bildung bereits im ſiebenden Monat geendet iſt, wird doch die Frucht noch 2. Monate im Leibe behalten, und ordentlicher Weiſe mit dem Anfange des zehenden Monats erſt zur Welt gebohren, damit ſie inzwiſchen an Kraft und Feſtigkeit der Theile mehr zunehmen, und hernach deſto dauerhafter ſeyn könne. Wenn die Zeit der Geburt herbei nahet, ſenket ſich erſtlich die Frucht weiter hinunter, und wird dergeſtalt gewendet, daß ſie mit dem Haupte abwärts hange; als welches die beſte Poſitur iſt, nach welchem ſie am leichteſten kan zur Welt gebracht werden. Darauf wird der Uterus wieder geöfnet, und die Häute, darinnen das Kind eingeſchloſſen iſt, werden zerſprenget, da das darinn enthaltene Waſſer vorerſt wegläuft; und darauf erfolget denn die Geburt des Kindes: welches; ſo bald es die Rauhigkeit der Luft in ſeiner neuen Herberge empfindet, und ſolchergeſtalt einen Vorſchmak dieſes elenden Lebens verſpüret, ⸗ ⸗ ⸗ anfängt jämmerlich zu weinen. Die Arbeit zur Geburt iſt eine Wirkung, ſo von der Natur der Mutter entſtehet, wobei ſich die Frucht paſſive verhält: Daher, weil ſolche nicht dazu contribuiren darf, ſo können auch tode Kinder zur Welt gebracht werden: und ob gleich ſelbige ſchwerer gebohren werden; ſo entſtehet doch ſolche Schwierigkeit nicht daher, weil ſich das Kind nicht helffen kan, ſondern vielmehr von der Angſt und Beſtürzung der Mutter. Wenn nun die Geburt wohl von ſtatten gehet, ſo kommt das Kind mit dem Haupte zuerſt, niederwärts mit dem Geſichte gegen die Erde zugekehret, hervor, und bleibet noch mit der Nabelſchnure an der Afterbürde hangē, welche alsdann ein paar Finger breit v. dem Leibe des Kindes unterbunden, u. abgeſchnitten wird; ſiehe Fig. 12. Nachdem ſolches geſchehen, ſo wird das Kind ſo fort im warmen Waſſer gebadet, v. der unreinen Haut und Schleim, ſo ſich über den Leib deſſelben angeleget, gereiniget, und hernach in weiche Tücher und Küſſen eingewikelt, und warm gehalten, da es dann ſeine meiſte Zeit mit Schlaffen hinbringet. Zwiſchen dem dritten und vierten Tage nach der Geburt tritt bei den Wöchnerinnen, ſo das erſtemal gebohren, die Milch ein, bei den andern aber etwas eher. Sie wird durch Spaſmos hergetrieben. Hierauf bedienet ſich das Kind der Muttermilch zu ſeiner Nahrung: wird aber unter der Hand gewöhnet etwas eſſen zu lernen; da es denn merklich wächſet und gröſſer wird. Nach der zwanzigſten Woche ohngefähr fänget die Natur an, die Zähne bei ihnen zu formiren und hervorzutreiben. Das Zahnfleiſch fänget an zu juken und Hüglgen zu bekommen. Wenn ein Jahr vorbei iſt, ſo accom̃odiren ſie ſich zum Sprechen und zum Laufen, laſſen auch etwas mehr Verſtand, als in der vorigen Zeit von ſich ſpüren: Im übrigen aber bringen ſie die Zeit ohne ſonderliche Veränderung zu bis ins ſiebende Jahr, oder bis zu Anfang des andern Septenarii; zu welcher Zeit die erſte Zähne wieder ausfallen. Im vierzehenden Jahre ohngefehr, bei dem Anfange des dritten oder Ende des zweiten Septenarii, merket man, und zwar ſonderlich bei dem männlichen Geſchlecht eine Veränderung der Sprach, welche gröber und männlicher wird, und die Lüſte der Jugend fangen an ſich bei ihnen zu regen und zu offenbaren; welches auch bei dem weiblichen Geſchlecht geſchiehet, bei welchem um dieſe Zeit die Menses zum Vorſchein kommen, welche bis in das ſiebende Septenarium oder bis ins 48. oder 50. Jahr ohngefehr dauren, mit welchem hernach zugleich die Fruchtbarkeit aufhöret. Mit dem drittē Septenario, oder nach dem 21. Jahre ohngefehr, höret das Wachsthum des Leibes in der Länge auf, und nimmt ſelbiger in der übrigen Zeit an der Stärke und Dike zu. Sonſt aber äuſſert ſich wenig Veränderung an demſelben, auſſer daß die mannbare Jahre angehen. Bis hieher hat der Leib in ſeiner Blüthe geſtanden, und dis iſt die Zeit der Jugend, in welcher die Kräfte der Seele am allermeiſten auswärts in den Leib dringen, ins Geſicht, ins Gehör, in die Bewegung des Leibes, in die Dauung und in die Fortpflanzung, u. ſ. w. Und weil die Seele zu der Zeit gleichſam am meiſten in den Gliedern des Leibes lebet, ſo bekommen ſolche davon ihre Lebhaftigkeit, Activität, Munterkeit, und ſehen glatt und ſchön aus, welches mit einem Wort die Jugend heiſſet, und zu unſern Zeiten mit dem ſiebenden Septenario meiſt vorbei gelauffen iſt. Denn nach der Zeit fangen die Kräften des Leibes ſchon an nach und nach wieder abzunehmen, die Schärfe des Geſichts vergehet, ſie empfinden Müdigkeit in Gliedern, können die Speiſen nicht mehr ſo wohl als vorher verdauen: Denn die Kräfte der Seele ziehen ſich nun am meiſten einwärts, wovon auch der Leib, wie zuſammen gezogen und runzlich wird, und dringen hingegen in dem Wachsthum der Seele deſto mehr wieder aus, und offenbaren ſich im Verſtande; in Sorgen und Affecten; da verliehret ſich allgemach die Luſt zu dieſem Leben. Dieſes iſt es, was der Prediger Salomon parabolice folgendergeſtalt beſchreibet: Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die böſen Tage kommen, und die Jahre herzu tretten, da du wirſt ſagen: Sie gefallen mir nicht, ehe das Alter kommt, da dir es verdrieslich iſt zu leben; Ehe denn die Sonne und das Licht, Mond und Sterne finſter werden, oder ehe die Kräfte des Leibes, die Vernünftlichkeit, das Gedächtnis und die Sinne abnehmen, und du wieder kindiſch wirſt; und Wolken wieder kommen nach dem Regen, indem das Haupt voller Feuchtigkeiten wird, und die Augen ſtets naſſen und trieffen; zur Zeit, wenn die Hüter am Hauſe, oder die Hände damit man das Ubel abwendet, zittern, und ſich krümmen die Starken, oder die Beine, ſo den ganzen Leib tragen, und müſſig ſtehen die Müller, oder die Zähne, ſo ſtumpf ſind und unbrauchbar, daß ihrer ſo wenig worden iſt: und finſter werden die Geſichte durch die Fenſter, das iſt, wenn die Augen dunkel werden, und das Geſichte ableget, und die Thür oder der Mund auf der Gaſſen, bedeutet den Hals, welche die Straſſe in den Leib iſt, geſchloſſen werden, wenn nemlich der Mund aus Mangel der Zähne zuſammen fället: daß die Stim̄e der Müllerin, der Sprache, leiſe wird, und erwachet, wenn der Vogel ſinget, nach Mitternacht, da die alte Leute ſchon wache ſind, und huſten; und ſich büken alle Töchter des Geſanges, oder alle Tone gleichſam fallen und nicht erhaben, noch in einem rechten Tenor gehalten werden können. Daß ſich auch die Hohen, oder die Obertheile des Leibes, fürchten, und ſich ſcheuen auf dem Wege, weil ſie fürchterlich gehen, wenn der Mandelbaum blühet, oder wenn das Haupt grau wird, und die Heuſchreke beladen wird, und der Menſch gebükt gehet, u. alle Luſt des Leibes u. dieſes Lebens vergehet. Denn der Menſch fähret dahin, da er ewig bleibet, und wird bei dieſem Zuſtande ſchon immer allmählig abgelöſet, und die Kläger gehen umher auf der Gaſſen, bedeutet das Stöhnen und Keichen der Alten. Ehe denn der ſilberne Strik wegkomme, die groſſe Pulsader, die den Puls durch den ganzen Leib giebet, welcher nunmehro abzunehmen beginnet, und die güldene Quelle, oder die Kraft Blut zu machen, verlauffe, oder abnehme, wie bei alten Leuten geſchiehet, und der Eimer, das Herz, ſo das Geblüt aus den Adern ſchöpfet, und wieder ausgieſſet, zerlechze am Born, oder an den Blutadern, an welchen das Herz hänget, und das Rad zerbreche, oder der Circulus und Umlauff des Geblüts aufhöre. Denn der Staub oder der Leib mus wieder zu der Erde kommen, davon er genommen iſt, begraben werden und verweſen, und in einen Staub verſezet werden, wie er geweſen iſt, vor ſeiner Bildung; und der Geiſt oder die Seele zu GOtt in ſein Gerichte, der ihn gegeben, und dem erſten Menſchen eingeblaſen hat. Es iſt alles ganz eitel, und der Veränderung unterworffen, ſprach der Prediger, ganz eitel ꝛc. Der Beſchlus von dieſem allen iſt der zeitliche Tod, oder das Abſterben des Leibes, da die Seele von dem Bande der Vereinigung mit dem Körper frei gemachet wird, worauf auch ſo fort der Effect, der aus ſolcher Vereinigung entſpringet, das natürliche Leben, ceſſiret. Die Seele ſelbſt aber bleibet inzwiſchen auſſer dem Leibe, und behält das Verlangen und die Hofnung, mit dem Körper wieder vereiniget zu werden; welcher inzwiſchen dem Geheimnis der Verweſung anvertrauet wird ꝛc. ꝛc. ⸗ ⸗ Es würde dieſe Abhandlung allzu weitläuftig fallen, wann ich was mehrers, als Herr D. Richter in ſeiner Erkänntnis des Menſchens davon geſchrieben, abhandeln wolte; zumalen, da wir bereits eine ſchon ziemlich weitläufige Abhandlung von der Structur und dem Gebäude des menſchlichen Körpers in dem 2ten Theil dieſes Referendarii von pag. 317. bis p. 334. aus dem Franzöſiſchen überſezter, ſo kurz als möglich, geliefert; dahin wir dann auch den Leſer weiſen. Doch, ehe wir dieſe Abhandlung endigen, (als darinn wir Stuffen weis von dem Wachsthum des Menſchens bis ins Alter und Abnehmen, das Nöthige angeführet) wollen wir auch eine figürliche Vorſtellung von dem Wachsthum des Menſchens im Mutterleibe, in Kupfer geſtochen, hier anfügen: und zwar von dem erſten Anfang eines Eyleins bis auf 4. Monate, nach der neuen Bemerkung des berühmtē Ruyſch in ſeinem anatomiſchē Schaz. Und es verlohnt ſich der Mühe ſchon, daß vielen unſerern Leſern bekannt werde, wie ſie in Mutterleib gebildet worden. Denn der Menſch bleibet ohne Widerſpruch das unausſprechlich-vollkommene Kunſtwerk des unendlichen Werkmeiſters, der ihn mit der Seele aufs nächſte verbunden; Ich betrachte ihn als einen Poſtillion, der ihr dasjenige zuträgt, was in der auſſern Welt vorgehet, unterdeſſen aber in gewiſſen Verrichtungen unter dero Gehorſam ſtehet; gewis iſt, daß die in Vereinigung ſtehende zwei Haupttheile zuſammen, den neuen Menſchen ausmachen, Eph. 4, 24. Beide eine neue Creatur ſind, 2. Cor. 5, 17. geheiligt und unſträflich müſſen behalten werden der ganze Geiſt, ſamt Seel und Leib auf die Zukunft unſers HerrnJEſu Chriſti, 1. Theſſ. 5, 23.

Erklärung gegenwärtiger Kupfertafel.

Fig. 1. Zeigt eine menſchliche Frucht in Gröſſe eines Aniskorns.

Fig. 2. Eine andere ſo gros als ein Gerſtenkorn, mit dem Anfang der Nabelſchnur.

Fig. 3. Enthält eine gröſſere, woran der Kopf bereits von dem Leibe beſonders zu ſehen, auch die äuſſerliche Gliedmaſſen nach Art kleiner Knötlein erſcheinen.

Fig. 4. Eine andere nach Maas eines Querfingers.

Fig. 5. Eine andere mit deutlichen Gliedlein, ſo aber noch nicht in Finger zertheilt.

Fig. 6. Eine andere, da die Finger zu ſehen.

Fig. 7. Dergleichen in etwas gröſſere.

Fig. 8. Ein Beingerüſt von einem Kinde, ſo lange als ein kleiner Finger, welcher in beiden Händen ein Eylein hält.

Fig. 9. Ein etwas gröſſeres, an deſſen rechten Hand ein fruchtbar Ey herunter hanget.

Fid. 10. Ein anderes in der Länge eines Zeigefingers, von deſſen linken Hand ein in die Quer geſchnitten fruchtbares Ey hangt.

Fig. 11. Eins ungefähr von 4. Monaten, welches ein zartes mit unzehlich viel Blutgefäſſen durchwürktes Häutlein, gleich einem Schnupftuch gegen dem Auge hält, als wolte es das menſchliche Elend beweinen.

Fig. 12. Die Abbildung eines vollkommenen, zur Geburt zeitigen Kindes; wie es im Mutterleibe gelegen, (nach Bartholini Z. K.) Wobei zu bemerken:

A. die Stüke des aufgeſchnittenen Aderhäutleins. B. Das Stük des Schaafhäutleins. C. Das Pergamenthäutlein der zerſchnittenen Gebärmutter. D. Die Erweiterung der Gefäſſen, welche allhier ein Band verurſachen, die Nabelgefäſſe zu überziehen. F. Das Band, durch welches die Nabelgefäſſe von dem Mutterkuchen nach dem Nabel ſich vertragen. G. Die Einpflanzung der Nabelgefäſſen in den Nabel ſelbſt.

ad pag 16 Tom I.

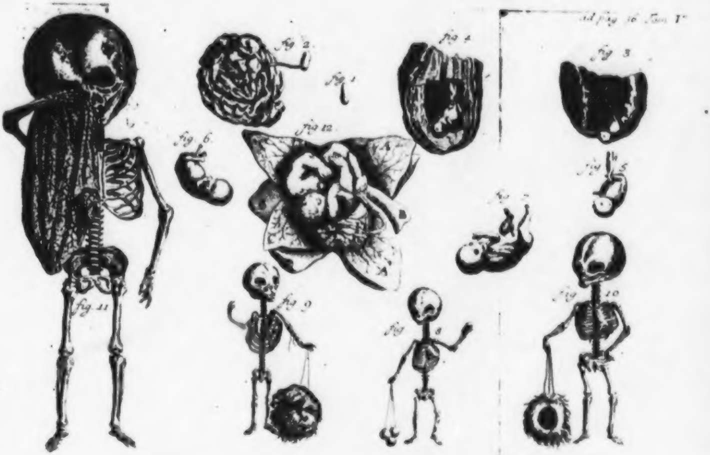


fig 2
fig 1
fig 4
fig 3
fig 6
fig 12
A
A
fig 5
fig 7
fig 11
fig 9
fig 8
fig 10

Kurzes Bedenken, von der Einfalt des Glaubens, in einem einzigen Glaubensartikel.

Es iſt ſchwer ſich einzubilden, daß der Glaube ſo vielerlei Begrife und Wiſſenſchaften in ſich halten ſolte, welche kaum denen ſcharfſinnigſten und gelehrteſten Köpfen verſtändlich vorkommen. Chriſto, unſerm Heiland und Geſezgeber iſt an dem Heyl unſerer Seelen allzuviel gelegen, als daß er das Mittel, worauf unſere Seeligkeit ankommt, nicht deutlich ſolte erklaret haben. Es mus demnach eine gewiſſe Grundwahrheit ſeyn, welche die andern alle begreift, und welche alle diejenigen verſtehen müſſen, die da ſuchen ſeelig zu werden. Daß man zu dem Ende die ganze Heil. Schrift innen haben und verſtehen müſſe, kan nicht wohl ſeyn; es würde auf dieſe Art niemand ſelig werden; dann wer kan ſagen, daß er die ganze Heil. Schrift innen habe und verſtehen könne; Die Gelehrten ſelbſt ſind über den Grundtext und ihre Auslegungen noch uneins; was ſolten dann die Unwiſſenden davon glauben? Solten es aber einige Stellen der Schrift insbeſondere ſeyn, ſo iſt es auch noch nicht ausgemacht, welche eigentlich dieſelbige ſeyn möchten. Gleichwohl mus es eine Grundwahrheit geben, oder wir haben keinen Grund noch Gewisheit zur Seeligkeit. Dieſe Grundwarheit mus die Eigenſchaft haben 1) daß ſie deutlich, 2) allgemein 3) nach der Fähigkeit aller, auch der ſchwachſinnigſten Menſchen eingerichtet ſey. Wäre ſie nicht deutlich, ſo könte man ſie nicht verſtehen; wäre ſie nicht allgemein ſo könte ſie nicht alle Menſchen verbinden; wäre ſie nicht nach der Fähigkeit aller, auch der ſchwachſinnigſten Menſchen, eingerichtet, ſo hätten die Einfältigen, welche öfters die meiſte Frömmigkeit beſizen, keinen Troſt. Dieſes alſo voraus geſezt, ſo wird gefragt, ob nicht eine ſolche zur Seeligkeit aller Menſchen nöthige Grundwahrheit in der H. Schrift enthalten wäre? Verſchiedene Gelehrte, haben derüber verſchiedene Meinungen. Liebſter Heyland, haſt du dich dann nicht deutlich offenbahret? Koſtet es ſo viel Mühe die Menſchen zu überreden, daß du ſeyſt Chriſtus der Sohn GOttes, von welchem alle Propheten zeugen, daß durch ſeinen Namen, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen und ſelig werden ſollen, Act. 4, 12. & 10, 43. Dieſes iſt der Inhalt des ganzen neuen Bundes; Der Anfang, das Mittel und Ende, aller unſerer Glaubenslehren; Dann alle dieſe ſind geſchrieben, daß wir glauben ſollen, JEſus ſey Chriſt, der Sohn GOttes, und durch den Glauben das Leben zu haben in ſeinem Namen. Joh. 20, 31. Dieſes iſt alſo die Grundwahrheit unſers Chriſtlichen Glaubens, nemlich der Glaube an JEſum Chriſtum, durch welchen wir einen Zugang haben zu dieſer Gnade, daß wir gerecht werden und Friede haben mit GOtt. Röm. 5, 1. 2. Dieſer Glaube aber mus nicht hiſtoriſch, ſondern lebendig ſeyn; Der Gerechte mus ſeines Glaubens leben, Gal. 3, 11. d. i. und ſeinen Glauben durch die Werke bezeugen; Dann der Glaube, wann er nicht Werke hat, kan nicht ſelig machen, und iſt an ihm ſelber tod. Jac. 2, 14. 17. Dieſe Werke aber beſtehen in der Liebe, dann die Liebe iſt das Band der Vollkommenheit. Col. 3, 4. Dieſe ganze einfältige Lehre, welche auf den Glauben an Chriſtum und auf ein heiliges Leben dringet, hat die drei obige Eigenſchaften vollkommen: Sie iſt deutlich, allgemein, und nach der Fähigkeit aller Menſchen eingerichtet. Die daraus flieſſende Wahrheiten von des Menſchen Elend, von der rechtfertigenden Gnade, von der Erlöſung Chriſti durch ſein Blut, von dem alle Gebote in ſich haltenden Geſez der Liebe, ſind alle ganz deutliche Lehrſaze, die man leicht verſtehen kan; Sie ſind auch allgemein, dann ſie werden von keiner Kirche in der Chriſtenheit angefochten, oder in Zweifel gezogen; ſie ſind nicht weniger auch ganz einfältig, denn man kan ſie ſo gar den Schwachſinnigſten beibringen und verſtehen machen. Meinungen, Wörterkriege, Lehrſäze nach eigener Weisheit, ſymboliſche Bücher, gelehrte Critik, Wiſſenſchaft der Alterthümer, alle dieſe Dinge gehören nicht hieher; ſie lauffen gemeiniglich nur auf leere Fragen hinaus, die nicht zur Beſſerung dienen, und hernach in ſo viele Sekten ausbrechen, als Menſchen ſich finden, die von ihrer eignen Weisheit eingenommen ſind. Die um Worte zanken, welche nichts nüze ſind, dann zu verkehren die da zuhören. 1. Tim. 2, 14. Die allerhand Fragen aufbringen, die der Schrift Meiſter ſeyn wollen, und doch nicht verſtehen, was ſie ſagen und ſezen. 2. Tim. 2, 14. Der Menſch richtet nicht die Dinge, die des Geiſtes GOttes ſind, und wegen der Schwachheit ſeines Verſtandes hat er dermaleins nicht Rechenſchaft zu geben. An jenem groſſen Tag wird der gerechte Richter nicht fragen: wie er dieſes oder jenes Geheimnis verſtanden, ſondern wie er gewandelt habe? Auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat, bei Leibes-Leben, es ſey bös oder gut. 2. Cor. 5, 10. Die Chriſten ſind niemals beſſer zuſammen vereiniget, als wenn ſie ſich ſolcher geſtalt allein an den Grund ihres Glaubens halten, und ſich davon auf keinerlei Weiſe ablenken laſſen. Der Glaube aber iſt mit nichten ein Werk derjenigen Bilder, die ſich im Gehirne zeugen; ſondern eine Wirkung der Gnade in der Fähigkeit unſeres Willens, dadurch wir GOtt in Chriſto ergreiffen, und uns befleiſſigen, ſeine Gebotte zu halten. Chriſtus hat uns eine Religion geprediget, die ſo weit von dem Aberglauben, als der Freigeiſterei entfernet iſt. Deſſen Lehre hat den Caracter der Göttlichkeit ſo wohl in dem Groſſen, als in dem Kleinen. Das Majeſtätiſche, das Tieffe, das Unbegreifliche beziehet ſich auf GOtt; das Deutliche, das Niedrige und das Geſezgebende auf die Menſchen. Der Menſch findet hier alles, was ſeine Begriffe von der Gottheit kan ausfüllen; Er findet hier alles, was ihn verpflichten kan, von einem ſolchen Weſen alle Vollkommenheit ſich vorzuſtellen und völlig von ihm abzuhängen. Er findet den Grund von den Lehren des Heylandes, und ihre Gewisheit in ſeinem eigenen Herzen: Was du wilt, daß andere Leute dir thun ſollen, das thue ihnen auch. Chriſtus will, wir ſollen ſeyn, wie die Kinder. Ein gutartig Kind liebet ſeine Eltern, es iſt ihnen gehorſam, es folget ihnen ohne zu wiſſen wohin; es hat keinen Argwohn: kurz, es liebet und läſſet die Eltern ſorgen; dieſe ſind mit ihm zufrieden, und dem Kind iſt wohl. Unſchuldiger Entwurf des Chriſtenthums. Hier gilt kein Zank und Meinungseifer. Hier urtheilet, hier verdammet keiner den andern. Hier darf ſich auch ein Paulus ſeiner hohen Offenbarungen halber nicht überheben. Chriſtus der Gecreuzigte iſt der groſſe und kleine Catechismus, der Innhalt und die Auslegung der ganzen Bibel. Die Theoſophie oder Weisheit in göttlichen Dingen erfordert einen gewiſſen Stand der Meditation, der eigentlich zum Glauben nicht mit gehöret. In dieſem ſehen wir etwas von derjenigen heimlich verborgenen Weisheit GOttes davon David ſagt im Pſ. 5, 8. Wir ſehen aber ſolche nur in einem dunkeln Schatten, worinnen ein wenig Licht und Klarheit bliket. Dieſer Stand der Meditation iſt eine Beſchäftigung der menſchlichen Seelen, die ſich mit ihren Verſtandeskräften in ſolchen Vorſtellungen einſenket, welche ihrem unſterblichen Weſen einige Nahrung geben; ſie iſt daran von dem Glauben unterſchieden, weil dieſer auch ohne ſolche Begriffe, welche wir in dem Verſtande ſuchen, beſtehen kan. Die Weisheit iſt nur für ihre Kinder, man kan glauben und doch nicht weiſe ſeyn, und in gewiſſer Maas weiſe ſeyn und doch nicht glauben. Der Glaube aber iſt unendlich beſſer, als Weisheit. Das Exempel Salomonis und der Heidniſchen Weltweiſen zeiget ſolches zur Genüge. Dieſes alles ſoll uns lehren, wie wenig Urſache wir haben, uns wegen verſchiedener Meinungen über göttliche Dinge von einander in ſo vielerlei Sekten zu trennen, und dieſe Trennungen noch immer weiter zu treiben. Wir ſchlüſſen demnach dieſes kurze Bedenken mit den Worten Pauli: Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht richteſt? Er ſtehet oder fället ſeinem Herrn. ibid. 13. Ich ſage davon, daß unter euch keiner ſpricht: Ich bin Pauliſch, der andere ich bin Apolliſch, der dritte, ich bin Kephiſch, der vierte ich bin Chriſtiſch. Wie? iſt dann Chriſtus nun zertrennet? Iſt dann Paulus vor uns gecreuziget, oder ſeyd ihr in Pauli Namen getrauft? 1. Cor. 12, 13. Darum laſſet uns dem nachſtreben, das zum Frieden und Beſſerung unter einander dienet. Röm. 14, 10.

Eine Fabel, die Lotterie.

Avar, ein Mann, der reich ſein wolte,
Sezt einſt in eine Lotterie,
Und bat das Glük, auf ſeinem Knie,
Daß es ihm was beſcheren ſollte.
Du GOtt, ſprach er, du weist, ich bin
Noch immer nach der Götter Sinn,
Drum las dein Ohr mich auch erhören,
Und deine Hand mir was beſchehren.

Wie eifrig thut der Menſch doch nicht,
Wenn er ſich Geld und Gut verſpricht,
Uneingedenk, daß Plutus Gaben
Mehr Leid, als Luſt, oft bei ſich haben.

Die Zeit verſtrich, der Tag erſchien,
Man kam, die Lotterie zu ziehn.
Man zog. Baut doch dem Glük Altäre!
Man zog, und hörte, daß Avar
Mit zwanzig tauſend Gulden gar
So fort heraus gekommen wäre.

Wie froh mus doch Avar jezt ſeyn?
Wie viel wird nicht der Bote kriegen?
So denkt ein jeder: aber nein,
Avar findt kein ſo gros Vergnügen.
Er zörnt vielmehr, nachdem er hört,
Daß ihm ein kleinres Loos beſchert,
Und daß ein Feind gar, ihm zur Plage,
Das gröſte Loos von dannen trage.
Drum zankt er endlich mit dem Glük,
Und ſchlüst ſein Leben durch den Strik.

* * *

Nein, hör ich, daß hier mancher ſpricht,
So thöricht iſt wol keiner nicht,
Der, beim Gewinn, noch klagen wolte,
Und gar ſich ſelbſt erhenken ſolte.
Doch übereil dich nicht, vielleicht,
Biſt du es ſelbſt, der dieſem gleicht.
Denn ſag, wer iſt doch wol zufrieden,
Mit dieſem, was ihm GOtt beſchieden?
Und ſtirbt nicht mancher oft vor Leid,
Daß ihn kein gröſſer Loos erfreut?

Die Seifenblaſe.

Eine prächt'ge Seifenblaſe
Sprach zu einem Kugelglaſe:
Freund, was dünk dich, ziert mich nicht
Ein bewundernswerthes Licht?
Solten meiner Farben Prangen,
Mein Smaragd, und mein Rubin,
Und der Flächen güldnes Glühn,
Nicht vor allem Ruhm erlangen?
Ja, ich weis, der Strahl des Lichts,
Der mich mahlt, wird ſelbſt dem Glaſe
Bald = = . Doch hier zerſprang die Blaſe,
Und fiel in ein leeres Nichts.

* * *

Wenn die ſtolzen Praler raſen,
Denket an die Seifenblaſen.

Be-

Beſchreibung einer verbeſſerten Art Feuerſprizen.

Der nachſtehende Ris zeiget eine ordinaire Feuerſprize mit 2. Stiefeln, nur daß an deren Wendung eine Verbeſſerung angebracht iſt. Die Wendung des Sprizrohrs an den ordinairen Feuerſprizen beſtehet bekannter maſſen in einem krummen Arme, welcher mit vielen Schrauben zuſammen gefüget, auch ſehr ſchwer zu regieren iſt, daher, wenn derjenige, ſo das Sprizenrohr dirigiret, nicht ſehr wohl dazu abgerichtet iſt, ſelbiges gar ſelten das Waſſer, zumal in der Geſchwindigkeit, auf den verlangten Punct accurat ausgieſſet. Bei gegenwärtiger Verbeſſerung aber iſt die ſogenannte Apfelwendung verbeſſert angebracht, welche nur durch 2. Schrauben bei h. & l. zuſammen gehalten wird; das Sprizrohr hergegen auch von dem ungeſchikteſten Regierer deſſelben dennoch in der Geſchwindigkeit auf allen Seiten, vor ſich, hinter ſich, ſeitwärts, in die Höhe und unterwärts gewendet werden kan, und auf den verlangten Punct ausgieſſet: auch wenn etwas unreines mit in das Rohr kommen, und ſolches verſtopfen ſolte, ſolches ſofort durch Abſchraubung der beiden Wirbel h. & l. von einander genommen und gereiniget werden kan.

Dieſe Wendung wird die Apfelwendung genannt, und iſt zwar in Florini rechtsverſtändigen Hausvater (Nürnberg 1702. in fol.) pag. 256. beſchrieben, und durch 2. Kupferſtiche nach der äuſſern und innern Struktur vorgeſtellet, allein die daſelbſt beſchriebene Invention hat nur eine Apfelwendung, und ſo viel Entia und Stellſchrauben, daß ſie bei dem Gebrauch eben ſo leicht, als die ordentlichen, wandelbar und unbrauchbar wird, und mit eben ſo viel Mühe wieder hergeſtellet werden mus; welches bei gegenwärtiger verbeſſerten Art ceſſirt, da ſolche bedürfenden Falls blos durch Abſchraubung gemeldeter beiden Schrauben h. l. auseinander genommen, gereiniget, und in einem Augenblike wieder hergeſtell werden kan.

Die Erklärung des Riſſes aber iſt folgende:

a. iſt der Sprizenkaſten.

b. b. die beiden Stiefel.

c. das Hauptrohr. Selbiges hat am Ende ein durch und durch gehendes Loch g. welches durch den Apfel oder Kugel des kurzen Wenderohrs d. durchgeſtekt, und oben mit der Schraube h. befeſtiget iſt. Aus dem durchgehenden Loche g. gehet zu beiden Seiten inwendig der Kugel i. des kurzen Wendearms oder Wenderohrs d. das Waſſer in ſolche hohle Kugel, wenn die Sprize gezogen wird.

d. iſt eine kurze Röhre zur Wendung, durch deren hohle Kugel i. der dünne durchlöcherte Theil des Hauptrohrs c. gehet, und zur Wendung auf der Hauptröhre c. rund herum gedrehet werden kan. Am andern dünnen Ende iſt bei k. ebenfals ein Loch durch und durch gebohret, über welches die hohle Kugel m. des Sprüzrohrs e. geſteket, und mit der Schraube l, verwahret wird. Da dann bei Ziehung der Sprize das Waſſer aus der Hauptröhre c. durch die Oefnungen g. in die hohle Kugel i. von dieſer in der kurzen Wenderöhre d. durch die Oefnungen k. in die hohle Kugel m. des Sprizrohrs e. dringet, und mit Gewalt zu deſſen Oefnung n. heraus getrieben wird.

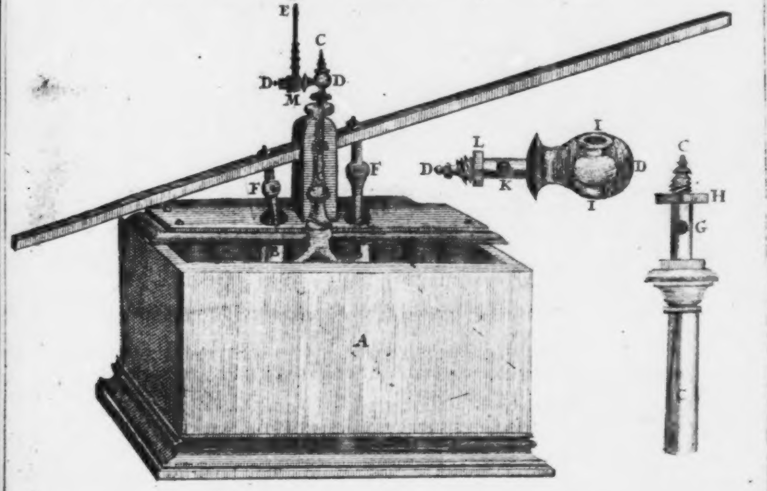
e. iſt das Sprizrohr, ſo, wie gedacht, an einem Ende eine hohle Kugel m. hat, mit welcher es über das düñe Ende und Oefnungen k. des kurzen Wenderohrs d. ſtekt, auch um ſelbiges rund herum gedrehet werden kan, da dann die Schraube l. zur Befeſtigung vorgeſchraubet iſt. Und iſt man im Stande, auf ſolche Art das Waſſer aus der Oefnung n. des Sprizrohrs e. auf jeden beliebigen Punct zu richten.

f. f. ſind Gelenke an den Kolbenſtangen, ſo die Friction zu erleichtern und vermindern angebracht ſind.

Vom

ad pag. 40. V. Theil

Neue Invention einer Feuer Sprize.


N
E
C
D
D
M
F
F
L
I
D
D
K
I
C
H
G
B
A

Vom ewigen Juden.

Unter dieſer Rubrique bringen wir eine Abhandlung, die ſchon ziemlich alt iſt; doch aber, da ſo viele durch den Aberglauben bethört werden, manchem Leſer auch nüzlich ſeyn kan. Es iſt ſolche eine von Alters hergebrachte Fabel, und ſchon über 1000. Jahr alt, welche auch heutiges Tages noch von vielen als was wahrhaftes, gleichwie mir ſolches in der H. Charwochen geſagt worden, behauptet wird. Solche an der Superſtition krank liegende Leute können wohl am beſten durch des Hrn. Tharſanders entdekte Magia naturalis, worinnen viele Erzehlungen allerhand ungereimter Meinungen anzutreffen, à bel modo curirt werden. Im vorigen Jahrhundert, iſt dieſe Fabel vom ewigen Juden wieder aufgewärmet worden. Gelehrte und andere, wolten ſolchen ſogar geſehen und geſprochen haben. Man findet vieles davon aufgezeichnet. Ich will ein und anderes davon anführen: Matthæus Pariſienſis gedenket deſſen zuerſt in ſeiner Engeländiſchen Geſchichte. Anno 1229. berichtet er, kam ein Armeniſcher Erzbiſchof von Engeland, welcher die Leute beredete, es befinde ſich der ewige Jude bei ihnen in Armenien, und er ſelbſt habe ihn vielmal geſprochen. Seinem Vorgeben nach, hätte er zuerſt Cartaphilus geheiſſen, und wäre Thürhüter des Gerichtshauſes Pilati geweſen. Als man JEſum ausgeführet, habe er ihm noch einen Schlag mit der Fauſt auf den Rüken gegeben, und geſagt: Lauf, JEſu! was zauderſt du? Worauf ſich der HErr umgewendet, und geſprochen: Ich gehe dahin, wie geſchrieben ſtehet, aber du ſolſt warten, bis ich komme. Seit der Zeit nun könne dieſer Menſch, der nachmals von Anania getauft, und Joſeph genennet worden, nicht ſterben; ſondern wenn er 100. Jahr alt würde, ſo fiele er in eine ſchwere Krankheit und Ohnmacht, käme aber nachhero wieder zu ſich ſelbſt, und hätte das Anſehen, und die Kräfte eines Mannes von 30. Jahren. Nach der Hand war es von dieſem Juden wieder ganz ſtille, bis ſich ums Jahr 1604. jemand fand, der, nachdem er obiges von ihm beym Matthæo Pariſienſi geleſen, dieſe Geſchichte mit vielen andern und verſchiedenen Umſtänden, welche er dazu ſezte, in öffentlichen Druk gab. Dann es ſchreibt Nicolaus Heldvaderus, ein Schleswigiſcher Theologus und Mathematicus: In dieſem Jahr 1604. iſt eine Fabel im öffentlichen Druk ausgegangen von einem Juden, der zu Jeruſalem, zu Zeiten des HErrn Chriſti, ſolte ein Schuſter geweſen ſeyn, und deswegen, daß er den HErrn JEſum auf dem Charfreitag mit einer Schuhleiſten, als er zu ſeiner Marter gegangen, geſchlagen, nicht ſterben können, ſondern müſte in der Welt herum laufen und vagiren, bis an den jüngſten Tag. Man gibt dieſem Juden mancherlei Namen, als Carthaphilus, Joſeph, Ananias, Gregorius, Buttadæus, Ahasverus. Martin Zeiler berichtet aus einem Schreiben Chryſoſtomi Dudulæi folgendes von ihm: Herr Paulus von Eizen, der H. Schrift Doctor und Biſchof zu Schleswig, habe dieſen Juden An. 1547. in der Kirchen zu Hamburg an einem Soñtage, in gar ſchlechten Kleidern, und barfus im Winter angetroffen, ſo eine lange Perſon, mit langen über den Schultern hangenden Haaren, welcher gar andächtig der Predigt zugehöret, und anzuſehen geweſen, wie ein Mann von 50. Jahren. Nachgehends habe der Hr. Doctor mit ihm auſſer der Kirchen geredet, der ihm beſcheidentlich geſagt, er wäre ein gebohrner Jude von Jeruſalem, mit Namen Ahasverus, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, ſo perſönlich bei der Creuzigung Chriſti geweſen, und bis daher lebendig verblieben, davon er, wie auch von den Apoſteln, den Regimentsveränderungen in den Orientaliſchen Ländern ꝛc. ordentliche Erzehlung gethan, und geſagt: Chriſtus habe unter dem ſchweren Creuz, an ſeinem, des Juden, Haus ruhen wollen, er aber habe ihn abgetrieben und geſprochen, er ſoll ſich weg verfügen, dahin er gehöre; darauf Chriſtus zu ihm geſagt habe: Ich will dahin ſtehen und ruhen, aber du ſolſt gehen bis an den jüngſten Tag. Er, der Jude, hat ſich gar ſtill und eingezogen gehalten, und nicht viel, als was man ihn gefraget, geredet. Wann er den Namen JEſus hörete, neigte er ſich zum demüthigſten, und ſchlug inniglich an ſeine Bruſt. Wann er einen fluchen gehöret, hat er mit grimmigen Eifer und Seufzer geſagt: O du elender Menſch! O du elende Creatur! ſolteſt du den Namen deines H. GOttes, und ſeiner bittern Marter und Leiden alſo liederlich misbrauchen: Hätteſt du, als ich, geſehen, wie ſchwer und ſauer dem H. Chriſto ſeine Marter, meiner und dein ſelbſt wegen, wäre worden, du würdeſt dir ehe ſelbſt gros Leid anthun, als alſo umſonſt ſeinen Namen zu entehren. Wann dieſer Jude zu Gaſt geladen ward, hat er wenig geſſen und getrunken, und wann ihm Geld verehrt worden, hat er nicht viel über 2. Schillinge genommen, wovon er doch alsbald den Armen wiederum ausgetheilet hat, mit Anzeigung, er bedürfte keines Geldes, GOtt werde ihn wohl verſorgen. Man hat ihn niemals lachen geſehen. In welches Land er kommen, deſſelben Sprache hat er gebraucht; wie er dann dazumal gut Sächſiſch geredet. Es ſeynd mehr Leute, auch Standsperſonen und von Adel geweſen, ſo dieſen Menſchen in Engeland, Frankreich, Italien, Hungarn, Perſien, Spanien, Polen, Moſcau, Liefland, Schweden, Dännemark, Schottland und andern Orten, und auch in Teutſchland, zu Lübek, Roſtok, Wismar, Danzig, Königsberg ꝛc. geſehen. A. 1575. haben 2. Holſteiniſche Geſanden, darunter der Secretarius Chriſtoph Kraus, ihn zu Madritt, in Spanien, in alter Geſtalt, Leben, Alter, Kleidung und Gebärden angetroffen, und ſelbſt mit ihm geredet: Er konnte gut Spaniſch. An. 1599. befand er ſich zu Wien, und 1601. zu Lübek. An. 1616. iſt er in Liefland, zu Cracau, in Polen und in Moſcau von vielen Leuten geſehen worden, die auch mit ihm geredet. Dies Schreiben Dudulæi iſt An. 1618. datirt, nachdem bereits 1604. die Geſchichte von ſolchem Juden, in öffentlichen Druk kommen war. Dudulæus mag zu der gedrukten Relation noch vieles hinzugethan haben, ſo er von der gemeinen Sage hergenommen. Man hat alſo nicht nöthig, dieſes Gedichte zu widerlegen, da es ſich ſelbſt genugſam widerſpricht, und von den Gelehrten ſchon längſt verworfen worden. Ich habe zwar ſelbſt auch den ewigen Juden nicht einmal, ſondern gar vielfältig in zerſchiedener Geſtalt geſehen. Es waren aber unbeſchnittene und ſolche Perſonen, deren ihr Thun und Laſſen zum Zwaken und Betrügen, als wie ein Perpetuum mobile, eingerichtet. Sie ſind jedoch nicht ſo beſchaffen, als wie der ſogenannte ewige Jude; denn ſie geben nichts mehr zurük, ſondern nehmen per fas & nefas, was man ihnen nicht gutwillig geben will.

Von neuen Inventionen,

insbeſondere
von einer neu-erfundenen Bartrosmühle, nebſt einer Luftmaſchine.

(Mit dem inliegenden Abris.)

Was die Mechanik vor groſſen Nuzen in der Wirthſchaft bringe, und wie ſehr eine neue Maſchine oft ihre Geſchäfte erleichtere, ja was dieſelbe bisweilen einer Nahrung für groſſe Beförderung verſchaffe, das iſt ſchon überhaupt bekannt und unſtreitig. Verſtand und Wiz haben

ben ihren Antheil daran, und die Klugheit im Policeiweſen gibt ihr erſtlich die rechte und nüzliche Anmerkung. Zu unſern Zeiten entdeket der durch mathematiſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften aufgeklärte Verſtand, die zunehmenden Einſichten in die Vortheile, Natur und Beſchaffenheit der Nahrungsgeſchäfte, eine groſſe Menge ſolcher nüzlichen Maſchinen. Der Wiz iſt auch in der Welt ungemein geſtiegen, und bietet ſolchen Erfindungen auf mehr als eine Weiſe die Hand. Und wir erkennen dieſe glükliche Zufälle billig mit Dank, geſtehen ſolchen geſchikten Perſonen ihren Ruhm zu, und bemerken ihre Erfindungen mit vieler Aufmerkſamkeit, um ſie, wo nicht jezt, doch vielleicht künftig zu brauchen, oder allenfalls mit einiger Veränderung zu etwas anzuwenden, daran man nicht gleich gedenket. Denn ſo viel iſt gewis, ohne Wiz kommen ſolche Erfindungen nicht zum Stande; nicht alle Menſchen aber, wenn ſie ſonſt auch gelehrt, verſtändig und ſcharfſinnig genug ſind, haben ſo viel davon, als zu ſolchen Erfindungen nöthig iſt. Daher müſſen dieſe ſich der Hülfe jener bedienen. Allein man kan auch nicht läugnen, daß der Wiz, wann er von dem Verſtand und der Klugheit nicht regieret wird, oft lächerliche Geburten an das Licht bringe. Wir glauben, daß der ernſthaftige Leſer mit uns einerlei Gedanken haben werde, wenn wir ihm von einer Maſchine Nachricht geben, vermittelſt welcher man in einer Minuten ſechzig Perſonen den Bart abſcheeren kan. Die Barbiers und Friſeurs werden darüber lachen: ſie würden ſich aber auch ihres Verdienſtes und ihrer Nahrung, ja die erſten ihrer oft koſtbaren Aemter, ſchlecht zu erfreuen haben, wenn ſie würklich eingeführet werden ſolte, und wenn es Perſonen geben ſolte, die ſich in die Gefahr, Maul, Naſe, Kinn und Ohren, vermittelſt eines gar geringen Fehlers, oder einer kleinen Verrukung ihrer Stellung zur Maſchine zu verlieren, zu ſezen belieben werden. Es iſt uns aber doch unlängſt aus Engelland der Kupferſtich davon, und eine Franzöſiſche Nachricht überſchikt worden. Wir haben aber daran nichts anders als eine eitele Zeitverſplitterung des Wizes, mit der Erfindung dieſer Bartmaſchine finden, oder höchſtens einen Scherz der thörichten Welt daraus machen können. Wir ſtehen daher faſt an, dieſe Rosbartmühle in Kupferſtich bringen zu laſſen, wenn wir nicht glaubten, daß ſolche Maſchine, ſo übel ſie auch im Anfang angewendet wäre, dennoch Gelegenheit geben könnte, juxta analogiam dieſelbe bei andern Dingen beſſer, geſchiklicher und nüzlicher mit oder ohne einige Veränderung anzubringen: geſezt, daß wir ſie auch gleich jezt nicht brauchen, und über ihre gegenwärtige Anwendung würklich lachen müſſen, ja auch vor die Hand nicht gleich ſezen, wozu ſie zu brauchen wäre. Uberdem glauben wir, daß der Leſer auch bei den ernſthaftigen Sachen ſich einmal an etwas anders beluſtigen könne. Ein Engeländer, Namens Hallezius, hat ſie erfunden, und andere haben ſie im Ernſt als was ſehr nüzliches und herrliches angeprieſen. Er hat auch eine andere Mühle (denn dieſe iſt eine Bartrosmühle) in eben ſolcher Zeit eben ſo viel Peruquen zu accommodiren entworffen; ſie iſt ſchon in der Mache, und die Hrn. Peruquenmacher mögen ſich bei Zeiten um ein Reichsgeſeze, wie ehemals die Bordenwürker und Bandmacher, wiewohl mit ſchlechtem Grunde, wider die Bandmühlen, die doch in ganzen Bandfabriquen ihren Nuzen haben, bekümmern, die Einführung dieſer Peruquenaccommodirmaſchine zu verhindern, und wer weis, ob nicht ein müſiger und eiteler Wiz auch eine Maſchine erfindet, in kurzer Zeit ſo viel Peruquen zu verfertigen, oder wenigſtens aufzunähen. Die Bartmühle, davon anjezo die Rede iſt, beſtehet aus einem runden Gebäude von

Brettern, darein mancherlei Kopflöcher geſchnitten, und wodurch der Bart hinein geſtecket wird, ſo wie aus beiliegendem Kupfer gar füglich zu erſehen iſt; Inwendig aber wird ein groſſes Horizontalrad von einem Pferde herum getrieben, an welchem eine Menge Scheermeſſer in verſchiedenen Stellungen, wie es die Gegenden des Geſichts, wo Haare ſizen, nöthig haben, feſte gemacht. Und derjenige, der ſich barbieren läſſet, mus die Gegenden an die verſchiedenen Meſſer halten, welche mittelſt der angebrachten ſtählernen Federn nachgeben, ſo wird der Bart und alles Haar glüklich abgenommen. Es iſt bei nahe eine Abbildung einer politiſchen Bartſcheererei darunter vorgeſtellet, womit ſich manche in denen Staaten beſchäftigen, ſolche Maſchinen zu erſinnen, für welchen ſich niemand leicht hüten kan, um nicht Haare zu laſſen. Manche Sportel= und Strafſüchtige oder Abgabenerfinder, ſind ſolche Maſchinenerfinder, die alle und viele zugleich buzen können. Dem ſey nun wie ihm wolle, man hat doch immer unter vielen guten, ſo in der Welt, Verſtand, Gelehrſamkeit und Wiz herfür gebracht haben, Dinge gefunden, daran dieſe herrliche Gaben verſchwendet werden, welche eben nicht viel genuzet, oder denen Urhebern viel Ehre gebracht haben.

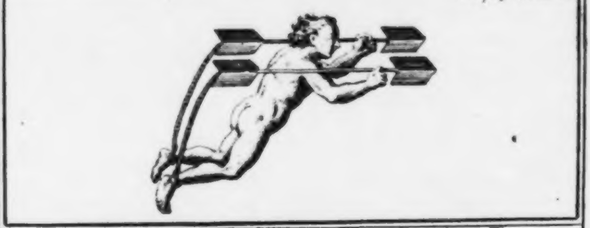
Dergleichen kan von der ehehin in meiner Ordinarizeitung gemeldeten Luftmaſchine geſagt werden; ob es wohlen zum Theil Gelehrte gibt, welche die Sache vor thunlich halten. Ich finde davon verſchiedenes aufgezeichnet. Die leichteſte Manier, durch die Luft zu fliegen, ſoll dieſe ſeyn, wie hier bei der Rosbartmühle mit in Kupfer gebracht worden iſt. Ein Franzos, Monſieur Toinard, verſichert uns, daß das ganze Werk auf 2. rund geförbten Hölzern beſtehet, an deren jedem Ende eine Fläche ſtatt der Flügel, angemacht iſt, davon die 2. hintern mittelſt eines Striks an beiden Füſſen feſtgemacht werden, ſo daß, wenn der Strik an dem linken Fus den linken Flügel niederzeucht, die rechte Hand den andern Flügel niederbeugt, und ſo mit dem rechten Fus vice verſa. Wann man nun fliegen will, legt man ſolche Stöke auf die Schultern, dergeſtalten, daß zwei Flügel vornen zuſtehen kommen, und zwei hinten. Die Vorderſte werden durch die Hände beweget, und die Hinterſte durch die Füſſe, die die Flügel mit einem Strik, ſo an den Fus gebunden, anziehen. Ob nun zwar dieſe Invention eben nicht dahin abzielet, das durch gleich denen Vögeln lang in der Luft herum zu ſtreichen, ſo dienet es doch im äuſſerſten Fall der Noth, damit über ein kleines Waſſer zu ſezen. Solche Kunſt ſich aber anzugewöhnen, wird erfordert, daß man ſich erſtlich von einer Bank oder Tiſch herab zu fliegen exercire, nachmals von dem Fenſter, und leztlich gar von einem Haus herab. Ob nun alles dieſes ſo leichterdings ins Werk zu ſezen iſt, als es in Kupfer gebracht werden kan? läſſet ſich von denenjenigen beweiſen, welche fliegen wollen, und andere groſſe Dinge nachzumachen ſich beſtreben, da ſie dannoch keine Schwingfedern, und weder Vermögen noch Kräfte, darzu haben.

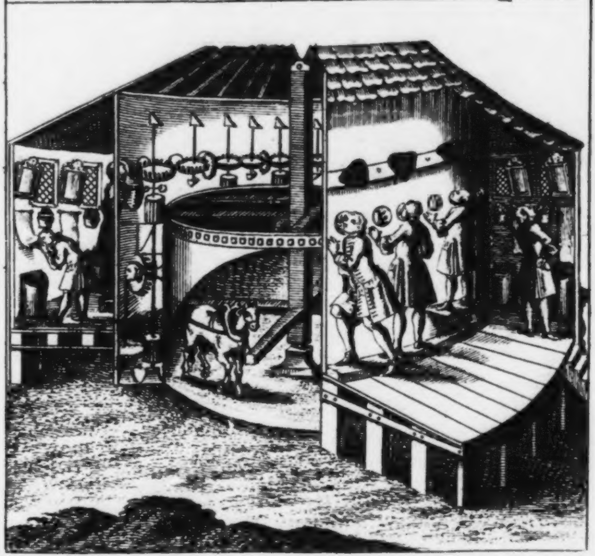
Ob es möglich, daß die menſchliche Kunſt dergleichen Luftmaſchinen, wie oben gemeldet, oder ſolche Vögel, die fliegen, nachmachen könne?

Die Geſchichte von Andreo Grimaldi Volante zu Londen, die ich in der von mir verlegten Ordinari Augſpurger Zeitung Num. 14. 1752. angezeigt habe, hat zu obiger Frage Anlas gegeben. Einige ſind ſchon ſo weit gegangen, welchen eine ſolche Maſchine ganz möglich vorgekommen, daß ſie eine dergleichen Luftmaſchine nach der dazumal gegebenen Beſchreibung nach-

zuma

ad pag 44 Tom V.





zumachen, ſich anheiſchig machten, in der Meinung, daß die bei mir ſich angebende Coloniſten mit Erſpahrung der Fracht, auf dieſe Weiſe des Grimaldi Volante, gar leichte nach Neuengelland gelangen würden; Ja, es haben ſich ſogar theils Gutſcher und andere bereits darüber Sorge gemacht, daß bei Einführung ſolcher Luftmaſchinen, ihre Nahrung geheũt, und Gutſchen und Pferde noch gar abkommen möchten. Andere hingegen, bei welchen die Begierde ſich geäuſſert, Gutſchen und Pferde zu halten, haben ſich allſchon in der Einbildung gebrüſtet, wie ſie darinn einherziehen wollen. Es mus aber dieſen allen die ſchmeichelhafte Hofnung und Freude in Brunnen gefallen ſeyn; denn man ſchreibt von dem glüklichen Fortgange dieſer Maſchine, in den Zeitungen nichts weiters; Man ſagt, der vermeintliche Icarus, Andreo Grimaldi Volante, ſeye, als er zum andernmal mit ſeiner neuerfundenen Flug- und Schifmaſchine eine Luftreiſe gewagt, durch Sturm und Wind zerſchlagen, und in der Luft zu London gar zerſcheitert und unſichtbar geworden. Indeſſen iſt doch das Geheimnis von ihm, wie dieſe ſeine Luftmaſchine künſtlich nachzumachen, und mit Federn einzurichten, zurükg blieben und bekannt worden. Wem alſo die Luſt ankommen ſolte, es ihm nachzumachen, der kan ſich in obangezeigter Zeitung, Num. 14. Raths erhohlen, wo dieſes Kunſtſtük völlig entdeket iſt. Nun haben wir noch die Frage vor uns: Wie die Vögel, die fliegen, durch Kunſt nachzumachen ſind? Dieſe Kunſt haben unſere Alte ſchon bewieſen. Es verdienet, unterſuchet zu werden. Architas, ein weiſer und künſtlicher Mann, zu Platons Zeiten, ſoll eine fliegende Taube gemacht haben. Gallius, da er in Widerlegung unglaublicher Fabeln beſchäftiget iſt, kommt auch auf dieſe Geſchichte, und redet ihr das Wort, (a) unter andern darum, weil viele berühmte glaubwürdige Griechen, und unter denen auch der weiſe und in den alten Geſchichten ſehr geſchente Phavorinus, mit ausdrüklichen Worten bejaheten, daß er eine Taube von Holz gemacht, die geflogen; aber wenn ſie ſich niedergelaſſen, von ſelbſt nicht wieder habe auffliegen können. Gleichwohl hat ſich ein Sarſius (b) vor mehr als hundert Jahren ſchon getrauet im Druk vorzugeben, daß dieſe Taube des Architas, und des Archimedes ſeine beſchriene Brennſpiegel vielleicht zu den wahrhaften Lügen gehöreten, die man auch auf guten Glauben immer nachgeſaget. Nun kan ich mich nicht überwinden, alles zu verwerfen, was zum Ruhm des Architas von ſeiner fliegenden hölzernen Taube geſaget worden: Weil ich nicht ſehen kan, was die Leute, ſo des Architas Lob mit ſo viel andern unſtreitigen Erfindungen genugſam gegründet hatten, ſolte bewogen haben, ich will nicht ſagen mit offenbaren Unwahrheiten, ſondern nur mit ſtreitigen Dingen daſſelbe zu beſudeln, und dadurch alles andere verdächtig zu machen. Ich bin alſo geneigt zu glauben, daß in der Geſchichte Wahrheit ſey, und daß man ſie nur recht verſtehen müſſe, ſo nemlich, wie es möglich und wahrſcheinlich, daß ein Künſtler dergleichen machen könnte.

Wenn man nur gedenken wolte, des Architas fliegende Taube, wäre auf die Art, aber künſtlicher, gemacht geweſen, als der fliegende Drache, womit die Knaben bei windiger Luft ihr Spiel haben; ſo würde niemand ſagen können, daß ſolches was unmögliches, noch auch daß es was unwahrſcheinliches ſey. Denn die Erzehlung ſagt, ſie ſey von Holz geweſen, ſie habe geflogen oder in der Luft geſchwebet, ſie habe von ſelbſt nicht wieder in die Höhe gekonnt, wenn ſie einmal

---

(a) Im *X.* Buch und *XII.* Cap. ſeiner Attiſchen Nächte.

(b) *Lothar Sarſium, Sigenſanus de ratione ponderum libræ & Simbellæ, Exerc. 13.*

ſich niedergelaſſen, oder aufgehöret zu fliegen. Könnte man nicht ſolches alles von erſtgedachtem Kinderſpiel ſagen. Es iſt insgemein nicht ganz von Holz, ſondern meiſt von Papier, doch giebt ihm das Holz die Form und Feſtigkeit, und könnte es auch von lauter leichtem und dünnen Holz gemacht werden. Wenn es der Geſtalt einer Tauben ähnlicher gemacht wäre, als die gewöhnliche ſind, könnte es ſo wohl eine fliegende Taube heiſſen, als es jezt ein fliegender Drache heiſt. Gegen den Wind erheben ſie ſich, und ſchweben in der Luft, nach der Willkühr deſſen, der ſie am Faden ziehet. Wenn ſie aber herunter gefallen ſind, fliegen ſie von ſelbſt nicht wieder in die Höhe, wie bekannt genug iſt. Warum ſolte es dem Architas eine Schande ſeyn, wenn er etwas erfunden, das noch jezo eine Beluſtigung und Zeitvertreib der Jugend, auch eine Beſchäftigung der Weiſen iſt, in ſo weit die Urſachen, dadurch ſolches geſchiehet, zu unterſuchen ſind. Denn der Erfinder mus dieſelbe einſehen, und wie er ein groſſer Künſtler und tiefſinniger Mann geweſen, (als der erfunden hat die Flaſchenzüge, die Schrauben, die Verdoppelung eines Würfels oder Würfelförmigen Altars, ja der die ganze Bewegungskunſt zuerſt in eine Wiſſenſchaft gebracht) alſo ſeine fliegende Taube auch wohl künſtlicher gemacht haben, als die heutige ſind, weil man nur von einer ſolchen Taube lieſet, die er gemacht habe, nach deren Grunde deñ die übrigen fliegenden Spielwerke leicht von ihm nachgemacht ſeyn können.

Eines groſſen Mannes Gedanken ſtellen des Architas Erfindung, als eine ſehr leichte Sache vor, (c) aber ich weis nicht, ob ſeine Vorſtellung ſo viel Möglichkeit und Glaubwürdigkeit in ſich hat, als er vermeinet. Ein kleines Rüſtzeug einer fliegenden Taube, ſpricht er, davon Architas Urheber ſeyn ſoll, erkühne ich mich für ſehr was leichtes auszugeben. Ein kleines Schiffgen, das von ſelbſt fortruderte, wolte ich leicht machen. Eben die Bewandnis hat es mit einem fliegenden Vögelein. Es läſt ſich aus dem Marke der Binſen eine Materie darzu machen, die mit dergleichen Bläsgen oder Häutgen überzogen wird, deren ſich die Goldſchlager bedienen. Man wükelt darum kleine Schupen, und bringet darinn eine halb rund geſpannte Feder an, dadurch wird ein Rad getrieben, durch dieſes die andern Räder, und hiedurch endlich die Flügel. Er iſt aber, ſo viel ich weis, die Verfertigung eines ſolchen fliegenden Vögelgen ſchuldig geblieben, und weis es ihm ein anderer ſehr hoch aufzumuzen, daß er hiemit den Leuten die Augen verkleiſtern wollen, aber durch einen Verſuch gar leicht den Ungrund ſeines Vorgebens hätte finden können ꝛc. Dieſen könnte mit Recht entgegen geſezet werden die eiſerne Fliege, welche zu Nürnberg von einem Künſtler ſo artig ſoll gemacht geweſen ſeyn, daß ſie ſich aus den Händen des Künſtlers erhoben, um alle Gäſte bei Tiſche herum geflogen, endlich aber, gleich als ob ſie müde geworden, wieder dem Künſtler in die Hand gekommen, (d) von der wird geſagt, daß ſie nach des Architas ſeiner Tauben nachgemacht ſey geweſen. Ich habe aber von dieſer Fliege keinen tüchtigen Zeugen finden können, der da ſagte, er habe es geſehen, oder wie es eigentlich damit zugegangen ſey. Das macht die Erzehlung ſchon verdächtig, zu geſchweigen, daß die Schwere des Eiſens und die Kleinigkeit des Fliegencörpers, die Sache an einer Seite ſo viel unglaublicher machen als ſie an der andern Seite dem Bedenken abzuhelfen ſcheinen, woher die Bewegung der Flügel gekommen. Wolte man ſagen, das Eiſen könnte einem hier aus dem Traume helfen, es würde nemlich die Taube durch einen Magnet in der Schwebe gehalten, und vermittelſt deſſen ſo gleichſam herumgeflogen ſeyn; ſo würde einem beifallen müſſen, daß die Kraft des Magnets kaum zulange dergleichen auszurichten, (wie denn deswegen, was von dem in freier Luft ſchwebenden eiſernen Wagen mit 4. Rädern zu Alexandria im Tempel des Serapis, ingleichem von dem ſchwebenden eiſernen Pegaſus des Bellerophon, und dem ſchwebenden Sarge des Mahomets vorgegeben wird, längſt unter die Fabeln iſt gerechnet worden.) Das komt einem noch wunderbarer vor, wenn man lieſet, daß ein grundgelehrter und künſtlicher Mann, Johann Müller, der von ſeiner Vaterſtadt, Königsberg in Franken, insgemein nur Johannes Regiomontanus genennet wird, einen Adler habe machen laſſen, welcher den Kaiſer, Friedrich den dritten auf 5000. Schritte vor Nürnberg eingehohlet, und ihn bis an das Stadtthor begleitet habe. (e) Die Meinung, daß eine verſchloſſene Luft den Adler wie des Architas Taube getrieben habe, kan ſo wenig ſtatt finden, als daß ſolches Einhohlen Kaiſer Carl dem V. begegnet ſey. (f) Denn geſezt, man hätte die Luft in den Adler eingeſperret, und ſie wäre ſo ſtark, auch der Adler ſo beſchaffen geweſen, daß er dadurch könne wie eine Rakete in die Höhe getrieben werden, ſo würde er doch nicht auf 5000. Schritte den Kaiſer begleitet haben, ſondern er wäre etwas erhoben worden, und bald wieder niedergefallen. Wolte man gedenken, es wäre eine Rakete in Geſtalt eines Adlers gemacht worden, und die hätte die Gewalt des Feuers in einer ſchiefen Richtung nach der Stadt zugetrieben; ſo würde doch weder die Zeit des Einzuges, noch die Weite des Fluges, noch die Begleitung damit übereinſtimmen. Vielweniger reimet ſich hiezu die Meinung, als ob es durch magnetiſche Kraft geſchehen: weil man erſt fragen müſte, was den Magnet fliegen gemacht; und wenn man auch ſolches als möglich vorausſezen wolte, würde ſich doch kaum zeigen laſſen, daß der Magnet im fliegen noch eben ſo ungehinderte Würkung behielte als in ſtiller Luft; anderer Schwierigkeiten jezt nicht zugedenken. Demnach kan es eher ſeyn, daß ein auf die bekannte fliegende Drachen Art künſtlich gemachter Adler bei etwas Gegenwinde von einem Reuter gehalten, und wie gewöhnlich in der Luft ſchwebend mit dem Reuter den Kaiſer begleitet habe. Denn ſo ſiehet man die Urſachen, warum er bis an die Thore ihn begleitet habe, und da habe müſſen niedergelaſſen werden. Der Herr Harsdörfer führet an, daß ein ſolcher Drache auch an einen wohl abgerichteten Falken könne gebunden, und von demſelben in der Luft fortgeführet werden, und ſezt hinzu, aus dieſem Grunde, ſoll des Regiomontani fliegender Adler gemacht geweſen ſeyn. (g) Ungeachtet man vermuthen könnte, wenn der Falke den Adler führen können, würde er ihn auch über die Thore und Häuſer haben führen können; läſſet man doch billig einem jeden die Wahl, welche Erklärung ihm am beſten anſtehet. Möglich wäre es, daß auf ſolche Art der Adler dem Kaiſer entgegen und auch im Geleit wieder mitgeflogen. Man ſiehet alſo, daß es wahr bleibet, es tauge noch kein Künſtler dasjenige nachzumachen, was die Weisheit GOttes auf eine zwar verborgene doch natürliche Art, in dem Federvieh und andern fliegenden Thieren uns ſo häufig vor Augen leget. Die Kunſt kan keine Federn, Häute, Sehnen, Mäuſelein,

---

(c) *Scaliger Exercit. 326. ad Cardan.*

(d) *Harrenberg in Germ. med. diſſ. VI. paragr.* 11.

(e) *Hachenberg l. c.* und *Reimann* in der Hiſtorie der Gel. der Deutſchen.

(f) Nach dem Vorgeben des *Voſſius de Scient. Mathem. c. 46. paragr. 7.* ingleichen des Hachenbergs an angeführtem Orte.

(g) Im *XII.* Theil ſeiner *l.* Fortſez. der Erquikſtunden, *X.* Aufgab.

Knochen, und dergleichen Dinge mehr hervor bringen, deren ſich die Natur zu hinlänglichen Werkzeugen des Fluges bedienet. Sie kan ihre Werke nicht auf eine wachsthümliche Art beleben, noch ſie durch ein ander Mittel mit genugſamer Kraft verſehen, und ſo fehlt es ihnen dann immer am beſten, ohne welches ſie unzulänglich ſind, den Flug zu wiſſen. Kan ſie gleich einige durch die Natur ſchon bereitete Dinge, als Federn, Gerippe ꝛc. nach Belieben zuſammen fügen, ſo fehlt es ihr doch an ſo tüchtigen und ſtarken Triebwerken als die lebendigen Mäuſelein ſind. Und wann dieſelben von einem lebendigen Thier auch könten abgeſondert werden, ohne ihre Stärke und Brauchbarkeit zu verlieren, (wie nicht möglich iſt) ſo würde es ihnen doch in dem Kunſtwerke, dazu ſie angewendet würden, an dem Umlauf des Geblüts und an Nahrung fehlen, und würden ſie blos um deswegen ſchon ihren Zwek nicht erreichen können. Mit einem Worte, die menſchliche Kunſt kan ſo feine und zarte Werkzeuge nicht handthieren, vielweniger zuwege bringen, als die Natur in dem Baue der thieriſchen Körper angewendet, und um deswillen wird ihr auch wohl ſo lange unmöglich bleiben, einen eigentlich fliegenden Vogel hervor zu bringen, als ſie die kleineſten Körpergen oder gar die Elemente nicht von einander unterſcheiden, nach Gefallen trennen und vereinigen wird können.

Von der verkehrten Eigenliebe.

Die Eigenliebe iſt ein Trieb, welchen der allweiſe Schöpfer ſeinen vernünftigen Creaturen zu deren Erhaltung und der Beförderung ihres wahren Wohlſeyns eingepflanzet hat. Nachdem aber die Menſchen am Verſtande und Willen verderbet ſind, und täglich durch Vorurtheile, Nachahmung und irrige Auferziehung ihr Elend häuffen; ſo iſt die wahre Eigenliebe faſt gänzlich erloſchen, und man ſuchet mehr ſeinen eigenen Schaden, als Nuzen, zu befördern. Die ſinnliche Natur iſt mit lauter angenehmen Bildern vergänglicher Scheingüter angefüllet, und läſſet dem Verſtande durch ihre unabläſſige Reizungen keine Zeit übrig, die wahre Beſchaffenheit derſelben genugſam zu unterſuchen. Daher werden die meiſten Menſchen von ihren herrſchenden Neigungen, als einem Strohm, dergeſtalt dahin geriſſen, daß ihre Handlungen faſt keine Würkungen einer vernünftigen Seele, ſondern bloſſe Triebe einer viehiſchen Creatur, zu ſeyn ſcheinen. Das einzige bleibet öfters noch übrig, woraus man die Merkmale einer menſchlichen Seele bei ſolchen Leuten erkennen mag, daß ſie gleichwohl ſich bemühen, ihre Fehler und Laſter vor andern Menſchen zu verhelen: und die wenigſten ſind in ſolche ungezähmte Frechheit verfallen, daß ſie öffentliche Laſter begehen, und ſich noch damit rühmen ſolten. Die meiſten wollen bei allen ihren Thorheiten für klug und tugendhaft, und bei täglicher Ubertretung göttlicher Gebote für gute Chriſten, angeſehen ſeyn. Der gröſte Schade, welchen dieſe Verſtellung nach ſich ziehet, iſt dieſer, wenn ſie ihnen ſelbſt ſchmeicheln, und ſich beſſer zu ſeyn bereden, als ſie in der That ſind.

Wilderich hat 3. unſchuldige Leute im Duell erſchoſſen, davon der eine nichts mehr gethan, als daß er ihm in ſeinen prahleriſchen Erzehlungen einige Umſtände ſittſam genug widerſprochen, und die andern beide ihm einiges Geld im Spiele, ohne allen Betrug, abgewonnen haben. Wer denſelben nur unfreundlich anſiehet, mus des andern Tages mit ihm zu Felde ziehen, und, wann er getrunken, müſſen ihm ſeine beſten Freunde aus dem Wege gehen. In ſeinem Hauſe hält er ſo ſcharfe Zucht, daß er faſt täglich bald Frau, bald Kind, bald Geſinde wechſelsweiſe herum prügelt: und, wann ihn die raſende Wuht ſeines thörichten Eifers ergreifet, ſchmeiſſet er Spiegel, Gläſer und Fenſter in ſeiner eigenen Stube in Stüken.

Eitel

Eitelſinn iſt kaum von ſeinem Lager aufgeſtanden, da er ſich bereits vor einen groſſen Spiegel ſtellet, und unter einem halben Duzend zur Hand liegenden Nachtkleider, Caſaquinen und Müzen denjenigen Puz ausſuchet, welcher ihn dieſen Morgen am beſten kleiden würde. Wann er ſeinen Caffee oder Chocolade an einem wohlaufgepuzten Tiſche genoſſen, und ſich eine Stunde mit Leſung eines Romans, oder anderer luſtigen Hiſtorien ergözet hat; ſpaziret er in ſeine Kleiderkammer, und wählet ſich, nach einer langen Berathſchlagung, unter den in doppelter Reihe hängenden Kleidungen diejenige aus, in welcher er ſich dieſen Tag öffentlich will ſehen laſſen, wandert ſo dann vor ſeinen Spiegel, läst ſich ein Stük nach dem andern mit ſorgfältiger Betrachtung anthun, verſuchet bald eine kurze, bald eine lange Peruke, läſſet die Zöpfe bald vorwärts, bald hinterwärts, knüpfen, und leget, zu Erhebung ſeiner weibiſchen Schönheit, einige ſchwarze Fleken ins Geſicht. Nachdem er ſich ſolchergeſtalt in ſeinem völligen Puze noch eine Zeitlang mit veränderten Stellungen vergnüglich betrachtet, ſeinen Mund mit lächelnder Freundlichkeit, und ſeine Augen in liebreizenden Bliken geübet; beſuchet er einige Damen bei ihrem Anzuge, und denket hiernächſt auf eine luſtige Geſellſchaft, mit welcher er zu Mittage ſpeiſen möge, nimmt ſich aber dabei wohl in acht, daß er nichts genieſſe, was ſeiner Schönheit nachtheilig ſeyn könne. Nach geendigter Mahlzeit hält er eine Stunde Mittagsruhe, gehet alsdann in Spielgeſellſchaft, und beſchlieſſet endlich den Tag und die halbe Nacht mit einem vergnüglichen Ball, worinn er die Geſchiklichkeit ſeiner Beine mit Zufriedenheit bewundern ſiehet. Dabei iſt er jederzeit freundlich, geſellig, liebreich, und hütet ſich vor aller Ubermaaſſe, die ſeiner Geſundheit und annehmlichen Geſtalt ſchaden könne. Er verſäumet ſelten einen öffentlichen Gottesdienſt, und beehret denſelben, ſo zu ſagen, jedesmal, wo nicht mit einem neuen, doch veränderten Kleide. Er hat die gewöhnliche vierteljährige Communion nicht mehr als einmal auf 8. Tage verſchieben müſſen, weil ihm ſein Schneider die Ermel an dem ſchwarzen Kleide nach der Façon zu ändern vergeſſen hatte. Wann ihm einige wahre Freunde ſeine thörichte und müſſige Lebensart vorrüken wollen; weiß er ihnen bald zu begegnen, daß er nichts als Reinlichkeit liebe. Er könne ſeine, von Natur ihm verliehene, gute Geſtalt nicht wegwerfen. Er pflege ſeiner Geſundheit und Gemühtsruhe. Ein junger Menſch müſſe durch gute Stellung und Aufführung ſein Glük machen. Er thue niemand etwas zuwider, und verrichte ſeine Andacht wie andere. Solchergeſtalt ſchmeichelt ſich dieſer Verſchwender der edlen Zeit mit ſeiner eigenen Thorheit, und merket nicht, daß er mehr ſeine Kleider als ſein Herz zur Kirche trage.

Sauffejus ſuchet ſein gröſtes Vergnügen in ſchmauſender Geſellſchaft und Ausleerung groſſer Gläſer. Er kennet den beſten Wein ſofort an der Farbe und dem Geruch, und, wann er ihn koſtet, weis er ſein Herkommen und Alter aufs genaueſte zu beſchreiben. So bald er aufgeſtanden, nimmt er ein paar Gläſer Aquavit zum Frühſtüke zu ſich, ſchmauchet nachher eine Pfeife Tobak, und leget den Grund zu der herannahenden Mittagsmahlzeit mit einer Bouteille Wein oder braunes Bier. Bei der Mahlzeit ſelbſt ſind 2. bis 3. Maas ſein gewöhnlicher Tiſchtrunk, und, wenn er die Freude genoſſen, daß er ſeine Mitgeſellen zu Boden geſoffen, gehet er vergnügter von dannen, als dafern er den wichtigſten Sieg befochten hätte. Wer ihn nüchtern ſprechen will, mus ſehr frühzeitig kommen, und es iſt ihm nichts neues, daß er 2. Räuſche in einem Tage ausſchläfet, mit dem dritten aber zu Bette gehet. Wann er das ſeltene Unglük hat, keine Geſellſchaft zu finden: ſo trinket er ſich auf ſeine eigene Haut voll, und kühlet ſich mit Bier und Tobak wieder ab. Er verrichtet auch ſein Morgengebet, und, weil er nicht verſichert iſt, wie es am Abend mit ihm beſchaffen ſeyn möchte, ſo brauchet er die rühmliche Vorſorge, daß er zu gleicher Zeit auch ſein Abendgebet im voraus ablieſet. Er iſt gegen jedermann freundlich und geſellig, und gleichet auch wann er betrunken iſt, mehr einem Affen als Löwen. Er dienet andern gern, ſo viel es die ſchwachen Kräfte ſeines gar ſelten nüchternen Verſtandes zulaſſen, und iſt gegen niemand empfindlich, als gegen diejenigen, welche ihn in ſeinem naſſen Vergnügen ſtöhren wollen. Wenn ihm andere, oder ſein eigenes Gewiſſen, die unordentliche Lebensart vorrüken; weis er ſich bald zu entſchuldigen, daß es ſein Temperament ſo mit ſich bringe. Er braucht zu Stillung ſeines Durſtes mehr, als andere Menſchen, und wann er auch aus Treuherzigkeit und Vergnügen ſich mit guten Freunden einen Rauſch trinke, ſchade es doch ſeiner Geſundheit nicht.

Geizenau liebet nichts, als ſein Geld und Gut. Er ſinnet Tag und Nacht, wie er ſolches vermehren, und vor Dieben oder Betrügern ſorgfältig bewahren möge. Bei einer Tonne Goldes, ſo er bereits geſammlet hat, ſiehet man nichts als Mangel und Kummer in ſeinem Hauſe. Er klaget über böſe Zeiten, ſchwere Abgaben und ſchlechten Verdienſt. Der geringſte Miswachs machet ihm ſchlafloſe Nächte, und wünſchte er zu ſolcher Zeit lieber, daß ſein Weib, Kind und Geſinde, ſo wie er, mit trokenem Brode und Käſe vorlieb nehmen wolten. Seine wenigen Bediente ſehen misvergnügt und halb verhungert aus. In ſeinem groſſen und weiten Keller, iſt weder Wein noch Bier verhanden; doch wenn er zu Gaſte geladen wird, läſſet er ihm beides wohl ſchmeken. Er wendet mehr auf ſein Vieh als auf die Seinigen, und würde eher Weib und Kind ſterben laſſen, als dem Arzte nur etwas weniges für ihre Geneſung zahlen. Er leihet dem nothleidenden Handwerksmann, auch gegen die gewiſſeſte Verſicherung, kein Geld unter 8. pro Cent. Er fürchtet nichts ſo ſehr, als den Banquerout ſeiner Schuldner, und ängſtiget ſich, wann ſie nur einen Tag an der Zahlung verſäumen. Er iſt hart gegen die Seinigen, unerbittlich gegen ſeine Schuldner, zänkiſch mit ſeinen Nachbaren, und betrügeriſch gegen alle, die mit ihm zu verkehren haben. Wie er aber wohl weis, daß an GOttes Segen alles gelegen ſey, ſo betet er auch die 4te Bitte mit dem gröſten Eifer. Er entziehet ſich niemals dem ordentlichen Gottesdienſt, nachdem er vorher die Bewachung ſeines Schazes ſorgfältig angeordnet hat, und die öffentlichen Faſttage werden nirgends ſo genau, als bei ihm gefeiret. Er hält mit den Seinigen lange Betſtunden, und prediget ihnen von der Mäſſigkeit und Arbeitſamkeit, als den vornehmſten Tugenden, täglich vor. Er eifert wider die Wolluſt, Verſchwendung, und andere ſeiner Neigung entgegen ſtehende Laſter mehr.

Bei allen dieſen Feigenblättern, womit die verkehrte Eigenliebe den Schaden oberwehnter Laſter zu bedeken pfleget, füget ſich annoch die verkehrte Zueignung folgender Wahrheiten bei: Daß wir alle ſchwache Menſchen ſind: Daß keiner ohne Fehler ſey: Daß mit unſerm Thun nichts verdienet werde: GOtt ſey barmherzig und gnädig ꝛc. Solcher Geſtalt aber werden die thörichten Menſchen in ihrem Elende eingeſchläfert, und küſſen die Feſſel, welche ſie in ihr zeitliches und ewiges Verderben ſchleppen.

Beweis, daß die meiſten Aerzte nach ihrem Temperamente curiren.

Es gehet den Aerzten wie vielen Geiſtlichen und Moraliſten. Titius, ein Mann, der die geoffenbarten Wahrheiten heiliger Schrift wohl verſtehet, prediget von GOtt, als von einem liebreichen und gütigen Vater, deſſen Herze von lauter Liebe und Erbarmung gegen uns übergehet; er ſuchet darinne die wichtigſten Gründe, ſeine Zuhörer zu einer rechtſchaf-

fenen

ſenen Gegenliebe gegen GOtt zu reizen, und ſie zur wahren Bekehrung zu bewegen; die Ewigkeit der Höllenſtrafen ſcheint ihm faſt zu hart, und mit der Barmherzigkeit GOttes nicht übereinzuſtimmen. Und das macht, er iſt ein weichmüthiger Sangvineus. Sempronius hingegen, der nicht minder in der Schrift wohl erfahren iſt, hat ein feuriges choleriſches Temperament, und wenn er daher ſeine Zuhörer zur Buſſe bringen will, ſo redet er von der Gerechtigkeit und von den Strafgerichten GOttes auf das heftigſte, er ſtellt ihnen die Hölle abſcheulich und recht lebhaft vor, und es fehlt nicht viel, daß er nicht GOtt ſelbſt als einen Tyrannen abmahlet. Wie weit nun beide dazu Recht haben, mag ich jezo nicht unterſuchen; doch kan wohl jedes zu ſeiner Zeit ſeinen guten Nuzen haben. Indeſſen aber bleibt doch ſo viel gewis, daß viele Geiſtliche nach ihren Neigungen reden, ſo wie wir überhaupt wahrnehmen, daß die meiſten Menſchen in der Welt darnach handeln. Was iſt es alſo Wunder, daß es auch die Aerzte in ihren Curen thun, und daß ſie gemeiniglich dasjenige rathen, was mit ihrem Temperamente übereinkommt. Man gebe nur im gemeinen Leben ein wenig acht: ſo wird man z. E. täglich finden, daß ein Arzt diejenige Speiſen, die er ſelbſt gerne iſt, und ohne Schaden genieſſet, ſeinen ihm anvertrauten Kranken entweder gar nicht verbietet, oder ſie doch nicht ſo ernſtlich unterſaget, als andere, wozu er keinen ſonderlichen Appetit hat, oder die ihm nicht allzu gut bekommen. Eben ſo geht es auch mit dem Getränke. Denn trinkt der Arzt gerne Waſſer: ſo räth er es als eine Univerſalmedicin faſt durchgängig an. Er hat auch zum Theil ganz Recht; weil in der That eine groſſe Kraft zur Erhaltung der Geſundheit und des langen Lebens darinnen verborgen liegt. Dem ohnerachtet findet doch dieſe Regel vielfältig eine Ausnahme, und man hat angemerket, daß nicht alles Waſſer dergleichen heilſame Würkung thut, und daß es auch denen inſonderheit nicht allzu gut bekömt, die von Natur ſchwächlich ſeyn, viele und kleine Adern haben, und ſich nicht genugſam dabei bewegen. Denn bei dieſen pflegt es ſchwer wieder abzugehen, den Leib aufzutreiben, den Magen zu verderben, und Ubelkeit oder Beängſtigung zu verurſachen. Hat hingegen der Arzt einen guten Biermagen: ſo läst er nicht nur ſeine Patienten gerne bei dem Biere, ſondern er räth ihnen auch wohl dasjenige vor allen andern an, das er ſelbſt gerne trinkt; oder wenn er ja ſo redlich iſt, und bisweilen eine Aenderung mit dem Getränke vornimmt: ſo wird er doch gemeiniglich lieber bei dem Biere bleiben, und ohne Grund in den Sorgen ſtehen, es mögte ſchlecht oder abgekocht Waſſer den Magen vielleicht zu ſehr ſchwächen, und auf der andern Seite wieder ſchaden. Eine gleiche Bewandnis hat es mit dem Wein. Denn iſt der Arzt ein Liebhaber davon: ſo wird er ihn theils als das beſte Verwahrungs- und Stärkungsmittel, auch öfters ohne Noth anpreiſen; theils aber wird er auch denen Weintrinkern gar gerne ein Gläsgen über den Durſt erlauben; ohnerachtet er öfters den gröſten Schaden damit anrichtet, und ſolchergeſtalt etwas geſtattet, wovon man die Menſchen viel lieber abhalten ſolte. Ja er pflegt ſo gar denjenigen Wein, der ihm am beſten ſchmekt, er mag nun roth oder weis, ſauer oder ſüſſe, ſtark oder ſchwach ſeyn, vor ſeine Patienten am zuträglichſten zu halten. Was wunder alſo, daß jener ſonſt groſſe Medicus, der gerne Rheinwein getrunken, ſehr ofte vergnügt ausgerufen hat: Vinum Rhenanum eſt meum arcanum. Thee, Caffee und Chocolade ſind drei ausländiſche Getränke, die ſich unvermerkt bei uns eingeſchlichen haben, daß wir ſie nun faſt nicht mehr entbehren können. Sie verdienen auch ihr billiges Lob. Denn der Thee hat eine ungemeine Kraft, den Schleim im Magen und im Blute aufzulöſen, und die Circulation deſſelben, ſamt denen davon abhangenden

Abſonderungen der Unreinigkeiten, durch den Schweis und Urin ausnehmend zu befördern. Der Caffee beſizet ebenfalls dieſe Tugenden, und erſezet auch auſſerdem, wegen ſeiner Bitterkeit, den Mangel einer guten Galle, und kömmt alſo in ſo weit der Dauung fürtreflich zu ſtatten. Die Chocolade aber nähret und lindert die Schärfe; daher ſie in verſchiedenen Fällen mit Nuzen gebrauchet werden kan. Dem allen ohnerachtet aber ſieht man doch, daß der Thee, wenn er zu häufig und zu ſtark gefärbt getrunken wird, den Magen und die Nerven ſchwächet; und daß der Caffee, wenn man ihn zu ſehr röſtet, oder zu dike genieſſet, Beängſtigung, und Zittern in Gliedern verurſachet, oder wenn man ihn bei verſtopften Leibe, und ohne die Ausdünſtung dabei abzuwarten ofte trinket, das verdrüsliche Frieſel erreget; und daß endlich die Chocolade, wenn ſich vollblütige und ſizſame Leute derſelben bedienen, das Blut zu ſehr anhäufet, und weil ſie ſich wegen ihrer Fettigkeit, in den Falten des Magens anleget, denſelben ſchwächet, oder wohl gar bei vielen Gebrauch eine Verſtopfung des kleinen Geäders zuwege bringet. Alleine, prüfet man es genau: ſo trift man wenige Aerzte an, die alles dieſes wohl erwägen, und auf Befragen ihrer Patienten, dieſe Getränke nach der Aufrichtigkeit ſo vorſchreiben ſolten, wie es recht und billig wäre. Schnupf- und Rauchtobak ſind heute zu Tage bei den meiſten Menſchen ein faſt nothwendiges Ubel; obgleich nichts gewiſſer iſt, als daß ſie der Geſundheit den gröſten Eintrag thun, wenn ſie im Uberfluſſe genoſſen werden. Denn beide verzehren, ſonderlich bei troknen Naturen, viele gute Feuchtigkeiten, die zur Nahrung und Stärkung des Cörpers dienen ſolten, und der Schnupftobak beſonders kan Schwindel, Ohrenbrauſen, Kopfweche, Mangel des Gedächtniſſes, oder wohl gar Schlagflüſſe zuwege bringen. Wo findet man aber wohl viele Aerzte, die dieſe verderbte Mode nicht ſelbſt mitmachen. In Anſehung der Gemüthsaffecten, geht es nicht viel beſſer her, und die Aerzte pflegen diejenigen am wenigſten zu misbilligen, wozu ſie ſelbſt am meiſten geneigt ſeyn. Ein Arzt, den man leicht erzürnen kan, wird bei ſeinen Patienten aus dem Zorn nicht viel machen, ſondern es, da die Aergernis bei ihnen ſchon zur andern Natur geworden, folglich nicht viel Gewalt mehr über ſie habe, noch mit dem entſchuldigen, daß ein kleiner Zorn und eine geringe Ergieſſung der Galle, ſo gut als ein Sal volatile oder flüchtig Salz wäre, welches das träge und dike Geblüte einiger maſſen flüchtig machte, und in beſſern Umlauf brächte. Da hingegen ein phlegmatiſcher oder ſanguiniſcher Arzt, der ſich von keinem Verdrus, noch weniger von widrigen Zufällen, ſonderlich anfechten läſſet, wird bei ſeinen Patienten nur den kleinſten Eifer als die Haupturſache der Krankheit angeben; ja er wird ihnen die Eitelkeit ihres Grämens mit vielen Gründen überzeugend vorſtellen, daß man ſich weder ſchämen noch grämen müſte, wenn man geſund bleiben und alt werden wolte. Und ein melancholiſches Temperament ſiehet öfters den Schaden gar nicht, und iſt in dieſem Fall ein Sauertopf. Mit der zu Erhaltung und Herſtellung der Geſundheit höchſtnöthigen Leibesbewegung, hat es gleiche Bewandnis, ſo wir Weitläuftigkeit halber hier übergehen, und nur noch die Ruhe und den Schlaf in Betrachtung ziehen wollen. Fragt man einen phlegmatiſchen Medicum, wie lange wohl zu ſchlafen erlaubt ſey? ſo wird er gewis aufrichtig anrathen, man ſoll ja zur rechten Zeit zu Bette gehen, und recht ausſchlafen; weil der Schlaf zur Verdauung der Speiſen, und zur Bereitung eines guten Bluts und Nahrungsſaftes ungemein nöthig wäre. Er hat auch in ſo weit nicht ganz unrecht; indem alles dieſes bei ihm freilich langſamer, als bei einem choleriſchen Cörper von ſtatten gehet. Der vornehmſte Bewegungsgrund aber, der ihn zu ſeinem Rathe antreibet, beſteht darinne, daß er ſelbſt gerne ſchläft; und wer will wohl glauben, daß das lange Schlafen, weil es ihm gut deucht, oder nicht übel bekömmt, deswegen auch andern Leuten dienlich ſeyn ſoll? Ein flüchtiger Sanguineus hingegen, der fleiſig angenehme Geſellſchaften beſuchet, und dabei wenig Schlaf in die Augen bekommt, oder ein Cholericus, den ſein hizig Blut nicht lange ſchlafen läſt, wird gewis ganz andere Gedanken hegen, und das lange Schlafen als eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Sache verbieten; er wird ſagen, daß es die Vollblütigkeit vermehre, das Blut verdike, und die natürliche Spannung der feſten Theile ſchwäche, mithin alſo zu mancherlei Krankheiten den Weg bahne. Und anderſt wird, wenn man Acht giebt, ein tiefſinniger Melancholicus urtheilen. Gehet man nun weiters, und will erweiſen, daß auch die Curen nach der Gemüthsbeſchaffenheit, v. theils Arzeneigelehrten angeſtellt werden: ſo wird man ohne ſonderliche Mühe bald inne, daß diejenigen Aerzte, die ihrem cholerſchen und ſanguiniſchen Temperamente allzuſehr nachgehen, vielfältig die rechte Urſache der Krankheiten nicht allzu genau unterſuchen, und ſelten reif genug überlegen; ſondern daß ſie die erſte, und die ihnen am wahrſcheinlichſten vorkommt, vor die beſte und wahre anſehen. Das macht, ſie ſind flüchtig, übereilend und ungeduldig, und es iſt ihnen nicht gegeben, daß ſie ſo lange über einer einigen Sache nachgrübeln, und ſich die Nägel von Fingern dabei abbeiſſen ſollen. Iſt aber der Arzt von einem melancholiſchen Temperamente, ſo iſt er vermöge deſſelben ſehr bedächtig und nachdenklich, und wird ſich alſo die Mühe ſo bald nicht verdrüſſen laſſen, den rechten Grund der Krankheit ſorgfältig zu erforſchen. Doch, läugne ich nicht, daß hinwiederum die choleriſchen und ſanguiniſchen Aerzte, wenn ſie irgends zum Nachſinnen und Uberlegen einige Zeit und Gedult anwenden, öfters viel eher hinter die rechte Wahrheit kommen können; und zwar, weil ſie ſinnreich, und alſo auch zur Erfindung geſchikter, als die melancholiſchen oder phlegmatiſchen Menſchen zu ſeyn pflegen. Der groſſe Baglin ſagt hievon alſo: Wenn der Arzt von Natur furchtſam, und melancholiſch, oder, wie man ſagt, von einem kalten Temperamente iſt: ſo wird er ſich, vermöge ſeiner Gemüthsart, vor hizigen, flüchtigen, und heftigen Arzeneien, gemeiniglich fürchten, und die Krankheiten durch kühlende, befeuchtende, lindernde, und andere ſehr gelinde Mittel zu heben ſuchen. Beſizt er aber ein hiziges Naturell; oder iſt er ungedultig und verwegen: ſo wird er auf kühlende und gelinde Medicamente wenig halten, und nichts mehr und lieber verſchreiben, als flüchtige, ſpirituöſe, laugenhafte, und mit Gewürzen angemachte Arzeneien; er wird gerne ſchneiden und brennen, Blaſenziehende Mittel auflegen laſſen, heftige Purganzen geben, und mehr dergleichen ſtark würkende Arzeneien verordnen. Woferne er ſich nun nicht angelegen ſeyn läſſet, ſeinem natürlichen Triebe durch kluge Uberlegung gebührenden Einhalt zu thun, und die Hize ſeines Temperaments durch Vernunft zu mäſigen: ſo kan er ſich gewis ſehr vergehen. Man könnte hier einwenden, daß eine Vermiſchung der Temperamente ſtatt habe, und daher bei einem Menſchen ſehr ſelten nur blos ſolche Neigungen angetroffen werden, die in gegenwärtiger Abhandlung denen Aerzten nur einzeln beigeleget worden. Welches denn auch nicht zu läugnen; Nur iſt das einzelne ſo zu betrachten, als wenn jedes vor ſich allein beſtünde, in ſo ferne nemlich dieſes oder jenes bei einer Perſon die Oberhand hat, und in ſo ferne man wahrnimt, daß gewiſſe Menſchen ſo eine Gemüthsbeſchaffenheit haben, die z. E. mehr dem Sanguineus, als dem Melancholicus zukommt, oder eigen iſt, und durch welche er angetrieben wird, vielmehr dieſe, als andere Handlungen vorzunehmen. Immittelſt kan man doch, wenn man verſchiedene Neigungen der Menſchen mit einander verbindet, gar leichte einſehen, was eigentlich vor Handlungen eines Arztes daraus erwachſen können. Denn iſt derſelbe ſanguiniſch und choleriſch zugleich: ſo wird er ſich freilich ſo bezeigen, wie es dieſe beide Temperamente mit ſich bringen, das iſt: er wird zwar munter und feurig, doch aber bei weiten nicht ſo voreilig und verwegen thun, als wenn ihn blos das choleriſche Temperament regierete. Beſizt der Sanguineus etwas von der Melancholie: ſo wird durch dieſe ſeine allzuflüchtige Gemüthsart etwas gemäſiget, und er wird geſchikt gemacht, denen vorfallenden Umſtänden gedultiger nachzudenken, als wenn er blos ſeinem veränderlichen Naturell nachhienge. Hat der choleriſche etwas von der gelaſſenen Art des Melancholicus an ſich: ſo wird ſeine übrige Hize in etwas gedämpfet, und es fällt hernach vieles von demjenigen weg. Ferner hat er nicht nur reife Uberlegungen, ſondern richtet ſie auch ohne langen Anſtand ins Werk, und iſt alſo ſehr nüzlich zu gebrauchen. Iſt endlich der phlegmatiſche zugleich ſanguiniſch: ſo iſt er ſchon lebhafter, und wird gewis im Uberlegen nicht mehr ſo langſam, und bei Ertheilung eines Raths nicht mehr ſo unſchlüſig ſeyn, als wenn er ſich ſelbſt gelaſſen wäre. Hieraus läſt ſich nun zugleich einigermaſſen beurtheilen, welches Temperament ſich wohl am beſten zu einem tüchtigen Arzte ſchiken mögte? Denn wie man im gemeinen Leben bei einiger Aufmerkſamkeit deutlich wahrnimt, daß das ſanguiniſch-choleriſche, das melancholiſch-ſanguiniſche und melancholiſch-choleriſche Temperament, in Anſehung ihrer guten Miſchung und der daraus erwachſenden herrlichē Gemüthsart, die beſten, und zu wichtigen Verrichtungen geſchikteſten Männer machen: alſo iſt auch kein Zweifel, daß diejenigen die tüchtigſten Aerzte abgeben, die damit verſehen ſind. Und dieſe ſind es eben, die was groſſes in der Arzeneigelahrheit ausrichten, und die das meiſte zu deren Wachsthume und Flor beitragen können, wenn ſie anders zugleich eine gründliche Wiſſenſchaft, und den zu Anwendung derſelben gehörigen Fleis beſizen.

Bei ſo bewanden Umſtänden ſchiene es alſo faſt nöthig zu ſeyn, den guten Wunſch zu thun, daß ein jeder Patiente ſo einem Arzte in die Hände fallen mögte, deſſen Temperament ſich zu ſeiner Natur und Krankheit am bequemſten ſchikt. Jedoch, wo gerathe ich hin? Es würde ja in der That das gröſte Unglük ſeyn, wenn es ein Kranker mit ſeiner Cur allezeit nur hauptſächlich auf das Temperament des Arztes ſolte ankommen laſſen, und er würde gewis in ſo weit am ſchlim̄ſten dabei fahren; weil ihm derſelbe juſt ſolche Mittel rathen könte, die ihm am ſchädlichſten wären. Allein, ob es ſich zwar leider! vielfältig zuträgt, daß es alſo erfahren wird: ſo pflegt es doch niemals von einem gründlich gelehrten Arzte zu geſchehen; ſondern dieſem zeiget ſeine Wiſſenſchaft und Erfahrung jederzeit den ſicherſten Weg an, den er wandeln ſoll, und hält ihn von den ſchädlichen Ausſchweifungen, wozu ihn ſein Naturel verleiten mögte, glüklich ab; indem er die Urſachen der Krankheiten geſchikt aufzuſuchen und auszuwikeln, folglich auch die Cur ſelbſt zu Wegnehmung derſelben gehörig einzurichten weis, und ſich alſo von ſeinem Temperamente zu keinem Irrthum ſo leichterdings verleiten laſſen wird.

Von dem ſtark anhaltenden Regenwetter.

(A. 1752. im Monat Julio.)

Es iſt nun ſchon über 4. Wochen, daß wir meiſtens Regenwetter haben. Der Sommer, der in dieſem Monat am wärmſten zu ſeyn pfleget, iſt alſo ziemlich naſs und froſtig. Hierzu hat ein Landregen den 4. Jul. am St. Ulrichs Tag den Anfang gemacht. Das dazumal uns auf dem Lechfeld übereilte Sturmwetter, wo die Nordwinde in voller Kraft ſauſen, hat mich und einen in der Naturlehre und Oeconomie wohlerfahrnen Ehrengreiſſen. nachdem wir zuruk zu gehen, und die Dachung zu ſuchen genöthiget worden, zu allerhand Wetterbetrachtungen Anlas gegeben. Unſere Retirade war zu dieſen Obſervationen vortreflich gelegen. Ich konte von 3. Seiten aus die zerſchiedene Veränderung des Gewölkes, und die bald von Norden, bald von Weſten ſchnell daher rollende Wolken mit Vergnügen anſehen, ſo ſehr auch die andern darüber betrübt waren, die auf heiteres Wetter ihre Hofnung geſtellt hatten. Aus Mangel eines guten Wetterglaſes wuſte ich nicht gleich den Grad der Luft zu beſtimmen. Das Wetterglas meines Freundes, wie ich nachgehends beobachtet, war bei nahe auf 45. Grad gefallen, Tempo furioſo. Ob nun wohl der von Morgens um 3. Uhr an bis auf den Abend um 5. Uhr anhaltende ſtarke Regen mit dem Sturm ſich einigermaſſen geleget, ſo war es doch von keiner langen Dauer. Wir hatten den ganzen Monat Julii mehrentheils Regenwetter, und wenige Tage Sonnenſchein. Es wechſelte mit Sturm, Donner und Hagel ab. Durch welches viel Unglük und Schaden angerichtet worden; wie wir ſolches durch die Zeitungen von vielen Orten her berichtet haben. Am Margarethen Tag, als den 13. Jul. fielen hier ſo groſſe Schloſſen, daß Blätter und Früchte, und anderes, wohin der Strich gegangen, dadurch beſchädiget und niedergeſchlagen worden. Ich fande den andern Tag noch zerſchiedene Klumpen, die ich vor Kälte, gleich dem Eis, in den Händen nicht behalten konte. Dieſes, und die vom 28. bis auf den 31. Jul. gleich den Wolkenbrüchen einfallende Plazregen, die glaublich hier auch in den beſten Hauſern werden eingedrungen ſeyn, hat mir alſo zu dieſer Wetterabhandlung Anlas gegeben. Und obwohlen ich ſonſten ſehr ungerne vom guten und böſen Wetter zu reden pflege, ſo kan ich doch bei jeziger Witterung unmöglich ſchweigen.

Wann der Herbſt ſich ſtürmiſch und regneriſch einſtellet: ſo darf es uns nicht wundern, weil es die Saiſon ſo mit ſich bringet; welches gröſtentheils von den vielen und mannigfaltigen, aus den verwelkten Blättern, Blumen und Stengeln der Bäume und Kräuter aufſteigenden Dünſten herkommen mag; Wann aber die heiſſeſten Sommertage in froſtiges, naſſes und kaltes Wetter verwandelt werden, wie wir dermalen haben: ſo müſſen da beſondere Urſachen vorwalten. Es iſt bekant, daß auf Sonnenblike nach den Gewittern und bei naſſem Wetter im Sommer, gemeiniglich gleich wieder Gewitter folgen. Dieſes mag nun vorhero in einem viel gröſſern Grade in denen warmen Ländern, zumal in Italien, davon die Zeitungen ſeit etlichen Wochen betrübte Nachrichten genug gebracht haben, geſchehen ſeyn; weil bisher auf kurze Sonnenblike alsbald wieder finſtere Wolken mit ſtarken Regen gefolget ſind. Nach u. vor dem Sud wehete öfters ein ganzer oder bei nahe ein ganzer Nordwind, und trieb die untern Wolken mehrentheils ſo ſchnell hintereinander fort, daß ſie in einer Zeit einer Secunde oder Pulsſchlag um einen ganzen Grad am Himmel fortkamen; denn da man die Geſchwindigkeit, ſo der ſtärkſte Sturmwind zu haben pfleget, unterſuchet, hat man befunden, daß er in einer Minuten 50,000. Pariſer Schuh fortgehet: Nun iſt der Wind in verſchiedenen Gegenden der Luft, entweder ganz unterſchieden, oder wo er einerlei iſt, ſelten allenthalben gleich ſtark. Beides lehret die Erfahrung, wenn man auf den untern Wind, welcher den Rauch der Camine[*] oder die Blätter und Zweige der Bäume bewegt, und den obern Wind, der die Wolken treibet,[**] acht hat. Da iſt oft der obere Wind ſo ſtark, daß er die Wolken ungemein ſchnell fortjaget; und der untere ſo ſchwach, daß er kaum die Wetterhahnen drehen, oder die Blätter gelinde rühren kan. Oft iſt es auch umgekehrt, daß der untere ſehr ſtürmet, und der obere die Wolken ſehr langſam, oder faſt gar nicht merklich beweget. Wenn alſo der untere Wind ſtärker iſt, treibt er die untere Dünſte in der Wolke geſchwin-

---

[*] Welches ich den 27. Jul. auf meiner Altane, und

[**] dieſes den 29. Jul. Abends um 7. Uhr genau beobachtet habe.

der fort, als die obern; oder, wenn der obere ſtärker iſt, treibt er die obere Dünſte der Wolke geſchwinder: Und in beiden Fällen mus uns die Wolke vergröſſert oder ausgebreitet vorkommen.

Weil nun die dünnere Luft durch die theils Nordwinde hergetriebene Wolken gleichſam ausgefüllt, und ſodann die untern Wolken hintereinander zuſammen getrieben worden: ſo muſte folglich unſere Luft mit der nordlichen kältern, wie oben geſagt, verdikt werden. Gleichwie aber die in vorigen langen Tagen durchgewärmete Erde ihre Wärme ſo bald nicht verlieret, als die Luft die ihrige, ſo muſten indes von der Erden noch immer viel warme Dünſte aufſteigen, und wenn ſie zu den kalten Wolken kommen, mit ihnen in Tropfen zuſammen flieſſen. Die obere Luft war auch voll diker andern Wolken, die dem Anſehen nach unbeweglich ſtunden, und machten, daß man von der Sonne in den Tagen faſt nichts zu ſehen bekam. Weil auch in dieſen obern Wolken, vermöge der kalten Ober- und Unterluft, und des Zufluſſes neuer Dünſte, die von dem Regen ſelbſt und der naſſen Erden deſto häufiger aufſteigen, immerzu einige Tröpflein entſtehen, und im Durchfallen durch die untere Luft, diejenigen, auf die ſie ſtoſſen, mit ſich nehmen müſſen, ſo iſt um ſo viel eher zu ſehen, wodurch der lange anhaltende Regen bei dieſen Umſtänden hat erfolgen müſſen. Wobei auch noch dieſes zu merken, daß die Sonnenſtrahlen, welche es, der Jahreszeit gemäs, vorhin ſchon ſo warm gemacht hatten, jezo in den obern Wolken dieſe ihre Würkung äuſſern, und dadurch die obere Wolken erwärmen müſſen, daß ſie um ſo viel eher und mehr mit den untern kalten Dünſten zuſammen getrieben und gefloſſen.

Hieraus läſſet ſich der Grund von dem einſehen, was man durch Erfahrung von Alters her wahr befunden hat, daß gemeiniglich ein kalter Sommer ein naſſer Sommer ſey. Weil es nemlich Sommer iſt, fehlt es nie an Wärme, ſondern die Sonne mus es mit ihren bei nahe ſenkrechten Strahlen immer ſo viel wärmer über der untern Luft, oder in den Wolken machen, ſo viel länger denn die Tage ſind. Stoſſt nun die Kälte etwan durch wehende Nordwinde und andere Urſachen mehr dazu, hält dieſelbe lange an, ſo mus hiedurch eine Menge Dünſte kalt und verdikt werden, mit den warmen zuſammen ſtoſſen, Tröpfgen, und folglich Regen zeugen: Dergeſtalt folget dann aus einem anhaltenden kalten Sommerwetter natürlicher weiſe ein naſſes Regenwetter. Man kan alſo dies als eine wohlgegründete Regel annehmen, die überhaupt wohl eintrift, ob es gleich darum nicht an allen Orten gleich viel zutreffen darf, als worzu andere Urſachen als Hinderungen oder Vermehrungen ſtoſſen können.

Wenn ich nun aus der Erfahrung ſowol, als nach natürlichen Gründen, urtheilen darf: ſo haben wir heuer einen zimlich kalten Winter zu gewarten; denn die ohnehin bald ſchwach werdende Sonnenwärme wird dem Erdboden ziemlich entzogen, und die Luft wird alſo in unſerer Gegend, wie in einer Stube, welche lange Zeit nicht eingeheizet worden, ſo ſehr ausgekühlet, daß die im Winter vollends ganz unmerkliche Soñenwärme gar nichts darinn ausrichten kan. Dieſes haben wir im kalten Winter 1740. geſehen. Vor demſelben gieng nicht ſowohl ein trüber Herbſt, als ein naſſer Sommer vorher, wie der jezige. Doch, da ich wohl weis, wie man im Wetter prophezeien fehlen kan, ſo verlange ich nicht, daß man ſich auf meine Prophezeiung verlaſſe. Ich werde auch niemanden, welcher ſich auf meine Gefahr mehr Holz, als er brauchen möchte, anſchaffen ſolte, daſſelbe wieder abnehmen.

Weil ich wegen der Umſtände der jezigen Zeit einmal vom naſſen Wetter zu reden angefangen: ſo will ich fortfahren, und die Urſache u. Beſchaffenheit des Regens, des Schnees, der Schloſſen und der

Graupeln kürzlich erklären: Niemals iſt die Luft ganz rein, ſondern allezeit mit fremden Theilen und Dünſten verſehen. Dieſe Dünſte ſind theils naſs, theils troken. Wenn ſehr wenig Dünſte in der Luft ſind, ſo ſieht man ſie gar nicht, ſondern der Himmel iſt ganz heiter. Wenn ſie ſich vermehren, ſo ſieht man erſt zarte und helle, und dann immer dichtere und dunklere Wolken. Die aus trokenen Dünſten beſtehen, ſind allemal zart und helle, die aus naſſen aber ſind dichte und dunkel, weil dieſe Dünſte gröber und undurchſichtiger ſind, als jene. Wenn man eine Wolke ſiehet, ſo ſcheinet man etwas zuſammenhangendes zu ſehen. Aber man irret ſich, wenn man hier von dem Scheine auf das Würkliche ſchlieſſet. Eine Wolke beſtehet aus viel Millionen Dünſten, welche alle voneinander abſtehen. Weil aber viele hinter einander ſind, ſo bedeken immer die hintern den Raum zwiſchen den vördern, ſo, daß man gar keine Zwiſchenräume bemerket, und man folglich alle Dünſte in der Wolken als ein zuſammenhangendes Ganzes ſihet. Je leichter die Dünſte ſind, deſto weiter ſteigen ſie in die Höhe, und die daraus entſtehende Wolken ſchweben ſehr hoch. Dieſe zarte hochſteigende Dünſte ſind allemal trokene Dünſte. Naſſe Dünſte ſind ſchwer, und ſteigen nicht ſo hoch in die Höhe, wie wir bei dem Gewitter ſehen; wiewohl alsdann auch viel Schwefel und Salpeter Dünſte damit vermenget ſind. Zuweilen ſind die wäſſerichten Dünſte ſo ſchwer, daß ſie ganz an der Fläche der Erde ſchweben bleiben, und ſich Raum halber Viertelmeile hoch in der Luft erſtreken, welche darüber vollkommen heiter iſt. Dieſes nennen wir den Nebel. Der Nebel iſt alſo nichts anders, als eine an der Erdfläche hängende Wolken, worinnen wir ſelbſt ſind. In dieſen Wolken, welche wir den Nebel nennen, ſind oft die Dünſte ſo nahe beiſammen, als in den dichteſten in der Luft ſchwebenden Wolken, durch welche wir gar nicht ſehen können. Wenn ſich die Menge der wäſſerichten Dünſte in der Luft vermehren, ſo koṁen ſie immer näher und näher zuſammen, und endlich treffen ſie gar einander an. Da die wäſſerichten Dünſte in der Luft nichts anders ſind, als ſehr kleine Waſſertröpflein, ſo vereinigen ſie ſich, weñ ſie zuſammen treffen, eben ſo, wie die ordentlichen Waſſertropfen, wenn ſie einander berühren. Wenn ſich nun einige ſolche kleine Tröpfgen vereiniget haben, ſo wird ein ordentlicher groſſer Waſſertropfen daraus, welcher, wegen ſeiner Schwere, herunter fallen mus. Wann nun dieſes mit vielen Dünſten in einer Wolke auf einmal geſchiehet, ſo neñt man dieſes den Regen. Nachdem die Vereinigung der Dünſte langſam oder ſchnell geſchicht, daß ſich nemlich wenig oder viel Dünſte in einen Tropfen verſammlen, nach dem erfolgt daraus ein dünner oder dichter, ſchwacher oder ſtarker Regen. Wenn aber, etwan durch einen Wind, alle Dünſte einer Wolken auf einmal zuſaṁen geſtoſſen und vereiniget werden, daß die ganze Wolke auf einmal herunter fällt, ſo nennet man dieſes einen Wolkenbruch. Wenn die Luft kalt iſt, in welcher viel naſſe Dünſte ſchweben, ſo gefrieren dieſe Dünſte. Die Kälte iſt der Mangel der Wärme oder der heftigen Bewegung der kleinſten Theilgen in den Körpern. Die heftige Bewegung erhält die naſſen Dünſte in ihrer Flüſſigkeit; wenn ſie aber aufhöret, ſo werden ſie feſt. Anſtatt der Vereinigung naſſer flüſſiger Dünſte entſtehet hernach, wenn ſie ſich ſtark vermehren, eine Vereinigung gefrorner Dünſte, welche, wenn ſie herunter fallen, Schnee genennet werden. Zuweilen fällt der Regen durch eine kalte Luft, in welcher die Tropfen gefrieren und zu Eis werden. Wenn dieſe hernach herunter fallen, ſo nennet man ſie Schloſſen. Dieſe ſind gros oder klein, nachdem ſich viele Tropfen mit den herabfallenden ſchon gefrornē Tropfen in der kalten Luft vereinigen, oder nicht. Man belegt gemeiniglich nur die groſſen Schloſſen mit dieſem Namen, und die kleinen nennet man Graupeln.

Soll ich ſchlieslich von den Abſichten und Endurſachen des häufigen Regens noch was ſagen: ſo finde keine andere, als die Würkungen, welche durch die Veränderungen in den Körpern geſchehen oder veranlaſſet werden. Unter den Veränderungen aber, die der häufige Regen nach ſich ziehet, gereichen einige zum Vortheil anderer Dinge; einige aber zu anderer Dinge Nachtheil oder Untergange. Jene ſind heilſame Veränderungen, und dadurch geſchiehet andern Gutes: Als wenn dergleichen Aeker, die auf trokner und erhabner Gegend ſind, und ſonſt um deswegen wenig tragen, weil der wenige Thau oder Regen nicht zureichet, ihnen genugſam Feuchtigkeit zu geben, jezo recht fruchtbar werden, u. ungemein wohl tragen. Gleicher weiſe müſſen diejenigen, welche aus wohlfeilen Zeiten her viel Getraide aufgeſchüttet haben, wenn das Getraide hoch im Preiſe ſtehet, durch deſſen Verkauf ein anſehnliches gewinnen. Hernach geſchiehet denen dadurch Gutes, welche ſonſt für ſich und ihr Vieh kein Waſſer zur Nahrung haben, ohne das, was ſie vom Regen erhalten. Ferner, giebt es viel Thiere, die entweder im Waſſer leben, oder doch nur durch Hülfe des vielen Gewäſſers gezeuget und fortgepflanzet werden; Dieſe haben alſo bei dem Regenwetter gutes Gedeien und Aufnahme. Daß ſich die Fiſche, Krebſe ꝛc. bei ſo häufigen Waſſern ſehr nähren und mehren können, iſt auſſer Zweifel; und man ſiehet auch eine Menge allerlei Gewürmes u. Ungeziefers, das man ſonſt nicht gewahr wird. Wenn auch das Regenwaſſer viel Fruchtbarkeit dem Erdreich zuführet, ſo kan der Aker dadurch deſto fetter und einträglicher werden, welches auch durch die verurſachten Uberſchwemmungen, und den dadurch über die Aeker geführten Schleim befördert wird. Hergegen iſt auch nicht zu läugnen, daß das anhaltende Regenwetter manchen Dingen ſchädlich ſeye: Das Getraide, ſo im Felde abgeſchnitten iſt, mus unter dem vielen Waſſer erſaufen und verfaulen. Viele andere Gewächſe, ſo auch nur gewohnt ſeyn, bei mittelmäſſiger Feuchtigkeit zu gedeihen, müſſen in dergleichen Umſtänden ebenfalls umkommen. Wenn aber das Getreide und Gewächſe übel geräth oder ausgehet, ſo iſt das Miswachs, und derſelbe bringet Theurung. Ferner tretten bei überhäuftem Waſſer die Flüſſe leicht aus ihren Ufern, überſchwemmen Felder und Wieſen, daß alſo an dergleichen Oertern weder Menſchen noch Vieh Nahrung und Futter behalten. Die ausgetrettene Waſſer treffen allerlei Erdreich, darinn Kalk, Aſche, ſaures Salz, Schwefel, Alaun, Kupferwaſſer und andere freſſende, auch giftige oder tödliche Dinge ſind. Wenn dieſe von dem Waſſer aufgelöſet, und mit ihm vermiſchet werden, erhält das Waſſer dadurch eine ſchädliche Säure, oder freſſende Natur, wie einige mineraliſche Waſſer auch ſonſten haben. Es komt auch wohl darzu eine Fäulnis, die von dem Stillſtehen des ausgetrettenen Waſſers, und allerlei darinn erſäuften und faulenden andern Körpern, vermehret wird. Genieſſen nun dergleichen ſchädliches Waſſer andere Thiere oder Menſchen, ſo iſt kein Wunder, daß dadurch Seuchen unter ihnen entſtehen, und viele zu tod gebracht werden. Gleichfalls begreift man daraus, wie durch dergleichen freſſendes Waſſer an theils Orten die Schuhe und Stiefeln derer, ſo dadurch gegangen ſind, oder darinn zu arbeiten haben (wie mich dieſer Tagen theils Waſſerleute deſſen überzeuget haben) ſo mürbe und zerfreſſen worden, daß ſie faſt zerfallen ſind, oder ſich leicht zerreiben laſſen.

Dies alles, und was ich noch mehrers anführen könte, ſind Dinge, welche aus ſolcher Witterung erfolgen, und darum, weil ſie dadurch natürlich erhalten werden, für die Abſichten anzuſehen ſind, um derentwillen jene ſich einſtellen. Weil aber GOtt aus ſeinen Werken will erkant werden, und ſelbige zu Beförderung ſeiner Ehre thut, ſo iſt offenbar, daß er von den Menſchen und vernünftigen Geſchöpfen, dieſes als ſein Werk und Schikung wolle erkant, ſeine Vollkommenheit darüber geprieſen, und der Menſchen Wohlfahrt dadurch befördert haben.

Daß durch das Gute, was aus Regenwetter folget, ihr Wohlſeyn befördert werde, daran wird wohl niemand begehren zu zweifeln: es wäre denn, daß er durch einen Irrthum es nicht für etwas gutes hielte. Wie, wenn jemand bei dergleichen unluſtigen Wetter nicht wohl könte ſeinen gewöhnlichen Wegen, darauf er doch zu ſeinem Verderben eilet, nachgehen, und gedächte, dadurch geſchehe ihm viel zum Verdrus, daß er ſeiner gewohnte Luſt hiebei nicht ſo nachhänge könte. So bald ſie aber nur aus dem Irrthum heraus kommen, ſehen ſie, wie gut es ihnen geweſen: Das Geld, welches ſie unnöthig, oder gar zur verbottenen Luſt, würden verthan haben, iſt von ihnen innbehalten, daß ſie es zu beſſerm Gebrauch anlegen können. Die Laſter und Mishandlung, ſo ſie dabei zu begehen Gelegenheit würden bekommen haben, ſind unterwegens geblieben, und ſie haben deswegen keinen nagenden Wurm in ihrem Gewiſſen, noch Schimpf und Schande unter andern zu befürchten ꝛc ꝛc. Daß aber auch das Ubel, ſo daraus folget, zur Ehre Gottes und zum Beſten des Menſchen abgeſehen ſeye, iſt nicht weniger wahr. GOtt lehret ſie überhaupt alle, ſo viel ſolches erfahren, oder davon durch andere Nachricht erhalten,

ten, ſeine Vollkommenheiten dadurch erkennen. Er zeigt ſeine Allmacht; und das es ihme eben ſo leicht ſeye, unverſehens zu ſtraffen, als wohl zu thun: daß auch ſeine Straffen am nächſten ſeyn können, wenn ſie die Sicherheit für noch ſo entfernet hält, und ſeine Langmuth auf Muthwillen ziehet, und daß Er eben das zu Straffen gebrauchen könne, wenn er wolle, was er ſonſt gemeiniglich zu Mitteln und Werkzeugen ſeiner Güte anzuwenden pfleget.

Von den ſchwizenden Steinen, naſſen Mauren, ſtokenden meuchleten Zimmern eines dumpfichten faulenden Geruchs, und von dem daher rührenden Schaden im Bauweſen; mit denen dafür abhelflichen Mitteln.

Wie ſchädlich und verderblich die mit einer ſchwizenden Mauer aufgerichtete oder mit einem faulendē meuchelhaften Geruch angeſtekte Zimmer ſeynd? wiſſen diejenige am beſten, die entweder an der Geſundheit oder an ihren Meublen, leine Zeug, Bücher, Papier ꝛc. durch dergleichen Wohnung merklichen Schaden erlitten haben. Ich weis aus der Erfahrung zu reden. Und dieſe hat mich ſchon vor einigen Jahren veranlaſſet, den rechten Grund zu erforſchen, als ich eine dergleichen Wohnung inne hatte, wo es doch herkommen möchte, daß die Mauren ſo ſchwizen, und theils Zimmer in vielen Häuſern ſo dämmelnd und dumpfig riechen? Ich konnte dazumal, ſo genau ich auch der Sache nachgeforſcht, und ſo viele Mittel ich auch darwider angewendet, nichts ſonderliches ausrichten, als den dämmelnden Geruch auf die Art, wie hernach gemeldet werden ſoll, abzuhelfen, und das Schwizen der Mauren nur in etwas, doch auf einem Plaz mehr als am andern, hemmen; bis ich endlich durch des du Hamel Hiſt. Acad. Scient. Pariſ. wie auch Ephemerid. Nat. Cur. und Annal. Vratislav. hievon mehrers Licht bekommen, und durch angeſtellte Verſuche vorm Jahre von dem gänzlich überzeugt worden, was ich dermalen zum beſondern Nuzen theils meiner Leſern hier abzuhandeln mich beſtrebet habe.

Es iſt durch die Erfahrung bekannt, daß die Steine ſowohl gehauene als gebrannte, nicht nur feucht werden, wie Holz und andere Körper, ſondern auch gar ſichtbar naſs werden können, ſo daß ſich viele groſſe Tropfen an ihre Fläche anſezen. Die Urſachen ſolcher Veränderungen, die man zum Grund angeben kan, laufen auf Eines hinaus: In der Naturlehre iſt es eine ausgemachte Sache, daß die Körper von der Feuchtigkeit eine merkliche Aenderung leiden, welche voll ſolcher kleinen Zwiſchenräumen ſind, dadurch Luft und Waſſer hinein können. Wenn dergleichen Löchergen voll Luft ſind, und die untere Luft wird voll wäſſeriger Dünſte, ſo ſind dieſe ſchwerer als die Luft, verdrängen daher die Luft aus ihrem Orte, und nehmen denſelben ein. Man kan ſolches offenbar ſehen, wenn man ein Stük Holz oder Schwamm mit Blei beſchweret, ins Waſſer wirft, ſo dringt das Waſſer in die Luftlöcher, und die Luft ſezet ſich in Geſtalt kleiner Bläsgen um den Körper an, die auch, wenn ſie gros genug ſind, ſichtbar in die Höhe fahren. Dergleichen Körper werden daher auch ſo viel ſchwerer auf der Waage befunden, als das Waſſer ſchwerer iſt, denn die Luft, an deren Stelle es hinein gedrungen, oder welche es daraus verjaget hat. Wenn alſo die untere Luft voll feuchte Dünſte iſt, und der Stein iſt voller Luftlöcher, da die feuchten Dünſte häufig hinein können: ſo mus ihm das widerfahren, was dem Holze im Waſſer widerfähret, daß nemlich dieſe die Luft vertreiben, und an jener Stelle hineindringen. Und hieraus läſſet ſich auch begreiffen, wie die Dünſte alles feucht machen können; denn wenn die Dunſtbläsgen zerriſſen ſind, flieſſet das Waſſer von ihren Theilgen zuſammen, und da mag es noch ſo klein ſeyn, ſo iſt es doch Waſſer, welches bis 1000. mal ſchwerer iſt, als die Luft, die gleichen Inhalts mit ihm iſt, oder eben ſo viel Raum einnimmt. Daher gleichwie das Regenwaſſer durch die Oefnungen der Blätter und Winde, in den Baum oder in ein Gewächſe dringet, und es mit Nahrungsſaft verſiehet, ſo kan auch die feuchte Luft zur Nahrung der Gewächſe dienen, zu der Zeit, wenn kein Regen fällt. Es darf alſo weder Regen noch ſonſt Waſſer der Mauer eines Zimmers zuflieſſen, oder dergleichen am Grund liegen; ſo iſt dies ſchon genug zu Erzeugung vieler Feuchtigkeit, wann ein Gemach oder Stuben wenig Durchluft noch Sonnenſchein hat. Folgendes dient zum Beweis: An. 1750. legte ich im Monat Merzen, einen mit ſamt der Wurzel ausgeriſſenen Veilenſtok auf das Bücherbrett der Schreibſtube, welche immer kühl geweſen, weil die Sonne wenig oder gar nicht hineinſcheinen konnte. Ob nun gleich weder Erde da geweſen, noch Sonne oder Regen dahin gekommen, habe denſelben nichts deſtoweniger nach ungefehr 5. Wochen dergeſtalt gut gefunden, daß zwar der obere Theil davon bis auf 4. Zoll, wo der Stengel auf der Wurzel geſtanden, völlig verdorben; aus dem unten verdorrten Theil aber, 5. Stengel hervorgewachſen, davon der längſte ſchon eines Fingers lang geweſen, die auch alle nach des Stengels unterſten Ende Wurzel zu ſchlagen angefangen. Dieſes Gewächs iſt bis in die Mitte des Maymonats grün und im Wachsthum geblieben, da es bei Veränderung der Wohnung verlohren gegangen. Was könnte man anders erſinnen, wodurch dieſes möglich geweſen, als den mit der kalten und feuchten Natur dieſes Gewächſes übereinſtimmenden Ort, der mit ſeiner kühlen und feuchten Luft, ihm die nöthige Nahrung geben können, dadurch es ſo weit gewachſen, auch wohl noch weiter würde gediehen ſeyn, wenn es an demſelben Orte ungehindert geblieben, und die Luft immer feucht genug geweſen. Wer dergleichen kühles und feuchtes, aber nicht ſtokendes Zimmer hatte, könnte den Verſuch nachmachen, und den nöthigen Grad der Feuchtigkeit, dabei es gedeihen könnte, oder nicht mehr gedeihen wolte, durch eine gute Wetterwaage beſtimmen. Die Zimmer, worinn die Steine ſo ſchwizen, habe ich ſelbſt wo nicht gar frei von Sonnenſchein, doch wenig in demſelben gelegen, und ſehr kühl auch feucht befunden. Deshalb können die Dünſte darin̄ häufig zuſammen kommen, verdiket werden, an den noch kältern Steinen gerinnen, und in ſie hineindringen; wie dieſe aber ſchon voll ſind, ſich äuſſerlich in Tropfen anhängen. Weil aber nicht alle Steine dergleichen thun, ja auch an einigen Steinen nur gewiſſe Fleken naſs werden, da das Übrige von ihnen troken bleibet, ſo verdient dieſes hier eine beſondere Anmerkung. Man hat durch Erfahrung angemerket, daß diejenige Körper eher und mehr feucht werden, welche dergleichen Duftlöcher haben, darinn die Feuchtigkeit und Luft einmal leichter ausweichen können, als diejenige, derer Löcher ſo beſchaffen ſind, daß ſie einander nicht leicht ausweichen können. Z. E. es erfüllet das Waſſer eher einen Schwamm, als ein weich Holz, und eher ein weich Holz, als ein dicht und hart Holz. So ziehet es auch eher durch ein ſandigtes und lukeres, als durch ein feſtes und leimigtes Erdreich. Auch ziehet die Feuchtigkeit eher hinein, wenn die Luft ſchon vorher ziemlich verdünnet und verjaget iſt, aus den Zwiſchenräumlen des Körpers. Wie ſich alſo das Waſſer geſchwinde in ein Holz hineinziehet, wenn die Luft vorher daraus gepumpet worden, oder das Oel leicht die Steine tränket, wenn ſie vorher warm gemachet worden, inmaſſen auch hier die Luft durch die Wärme aus den Steinen verjaget wird, mithin das Oel ſo viel weniger Widerſtand im hereindringen findet. Hernach nimmt man auch wahr, daß die ſalzigten Körper mehr Feuchtigkeit an ſich ziehen, als die kein Salz haben. Daher auch um ſo viel mehr Feuchtigkeit in einen Körper dringet, ſo viel mehr Salz er in ſich hat. Welcher Geſtalt die Feuchtigkeit aus der Luft, ſich in das Salz einſchleiche, und es auflöſe oder flüſſig mache, ſolches iſt durch die gemeine Erfahrung jedermann bekannt. Man kan auch die Urſache davon leicht finden. Wem alſo die Zeugung der Steine bekannt iſt, der wird aus dem angeführten bald ſchlieſſen können, wodurch einige Steine feuchte und näſſer werden, als andere. Sie entſtehen aus feiner Erde, welche eine mit mancherlei feinem Salz, auch wohl etwas Schwefel vermiſchte zähe Feuchtigkeit zuſammen küttet. Der Salpeter findet ſich häufig in den Kalk- und alten Mauerſteinen: Daher dienet der Kalk zur Verbindung des Sandes und der Mauerſteine. In andern Steinen findet man ein ſaures, in andern ein alcaliſches Salz, wenn man ſolches nur von ihnen zu ſcheiden weis. Auch kan man um deswillen keine Erde, die vom Salz recht gereiniget worden, ohne Salz harte machen. Nimmt man aber Salz darunter, gehet es leicht an. Wenn man z. E. Corallen oder Krebsſteine mit Weineſſenz aufgelöſet hat zu einen flüſſigen Weſen, und ſchüttet nur wieder Salzgeiſt darauf, ſo gerinnen ſie wieder in einen harten Körper zuſammen. Vermengt man Weinſteinſalz mit dem flüchtigen Eſſigſalz, und thut hernach einen gewiſſen Sand und Waſſer darunter, wird es in einen harten Stein verwandelt. Mahlet oder zerreibet man die härteſten Steine zu Pulver oder ganz feinen Staube, thut hernach Eyerweis, Leinöl und Wacholdergummi darunter, ſo wird wieder ein Stein daraus. Deswegen auch der Steinküt aus zerpulverten Kalk und Marmol, Schmeer und Eyerweis gemacht wird. Diejenige Steine, welche recht reif geworden, und daraus das Waſſer allmählig ſo ausgetroknet, daß ſie nur gar enge Löcher behalten haben, können nicht ſehr merklich feucht werden; diejenige aber, welche ausgehauen worden, ehe ſie recht reif geworden, alſo noch viel Waſſer in ſich gehabt, haben weitere Löcher behalten, wenn ſie auch hernach in der Luft ausgetroknet ſind. Nicht anders als ein Holz, das naſs gefället und verarbeitet worden, viel mehr Veränderung der Feuchtigkeit des Wetters unterworfen iſt, als ein natürlicher Weiſe recht dichtes und dünnes Holz. Iſt nun dergleichen Zimmer an einem feuchten Ort, hat es wenig oder gar keine Sonne, wie kan es anders ſeyn, als daß die Steine nicht recht austroknen, zur Auffangung der Feuchtigkeit alſo ſehr bequem ſind, und von der innern Feuchtigkeit in groſſem Froſt wohl plazzen. Findet es ſich, daß der Stein etwan umher ſchon troken und reif geweſen, aber inwendig ſind noch einige unreife und nicht recht ausgedorrete Stüken übrig geweſen; wie denn die Erfahrung lehret, daß einige Stüken der gehauenen Steine noch ſandigt, weich oder leimigt ſind, und übel zuſammen hangen, da andere von dem innern gelinden Feuer der Erdkugel, oder von der Wärme der Luft allmählig zuſammengebaken und gereifet ſind: ſo müſſen freilich die reifen Stüke nicht ſo viel merkliche Veränderung von dem Wetter leiden, als die andern noch unreifen oder unvollkommenen Stüke derſelben. Ich meine, es wird unnöthig hiebei ſeyn, mit mehrern zu zeigen, daß das, was bisher von einem Steine, der trokene und naſſe Fleken hat, gezeiget worden, auch gelte von verſchiedenen Steinen, deren einer ganz naſs, der andere ganz troken iſt, weil das ein jeder von ſelbſt ſehen kan. Ferner ſind einige Steine auch wohl mit mehr Salz verſehen, als andere, und auch in dieſem Falle müſſen ſie nach der vorausgeſezten Erfahrung mehr Feuchtigkeit annehmen, als diejenigen, ſo weniger Salz in ſich haben. Denn hat man auch durch die Erfahrung, daß wenn etwan auf einer Dile oder auf anderen Holz Salz gelegen, welches darauf geſchmolzen, und in deſſen Fäſerlein und Luftlöcher häufig eingedrungen, ſolcher Flek nachgehens bei feuchter Luft, naſs wird, da das übrige Holz troken bleibet.

Eben ſo würde man es auch durch Verſuchen bei den Steinen befinden, daß ſie an den Orten, daran man ſie mit Salz getränket, feuchter werden würden, als an andern; ingleichen daß diejenigen, die mit mehr Salz als andere gemacht worden, auch leichte feucht werden würden.

Etwas weniges kan auch das mit zur mehrern Anfeuchtung der Steine beitragen, wenn aus einigen die Luft vorher mehr verjaget worden, als aus andern. Solches aber kan geſchehen, wenn entweder von unten die Erde, worauf die Pflaſterſteine liegen, mehr Wärme hat, als an einem andern Orte; oder wenn ſie von oben an einem Orte mehr erwärmet werden, als am andern. Von unten kan die Wärme aus der Beſchaffenheit des Bodens und Grundes, darauf das Gebäude ſtehet, oder daran es doch gränzet; oder aber von dem Keller unter dem Zimmer herrühren. Von oben kan der Ort, wo die warme Luft freier durchſtreichet, wohin die Sonnenſtrahlen mehr treffen, wo der Ofen ſtehet, oder wo andere Körper mehr Wärme verurſachen, etwas dazu beitragen, daß die Steine, welche ſolches mehr trift, auch mehr davon zur Annehmung der Feuchtigkeit zubereitet werden. Jedoch iſt hiebei zu behalten, daß hier kein gröſſerer Grad der Wärme verſtanden wird, als dabei die Luftlöcher unverſtopfet bleiben. Denn wo mit der Wärme dem Steine viele andere Stäubgen einverleibet, und dadurch ſeine Löcher verſperret werden, oder wo die Wärme den Stein zu ſehr ausdürret, kan es geſchehen, daß ſie wohl weniger ſchwizen, als vorhin. Wie man denn findet, daß die Ziegelſteine, ſo gut ausgedörret ſind, nicht ſchwizen; hingegen die Steine, ſo mehr im Schatten unter andern Körpern ſtehen, näſſer ausſehen, als andere: indem ſie nicht ſo ſehr von der Luft beſtrichen werden, oder die Luft nicht ſo ungehindert zu ihnen kan, daher auch nicht ſo troken werden, als andere. Dann wo die Luft freiere Bewegung hat, als an einem andern Orte, da truknet ſie auch mehr. Wie man aus dieſem Grunde wiſſen kan, woher der Wind kommet, wenn man den naſsgemachten Finger in die freie Luft hält, und ſiehet, an welcher Seite er am beſten troknet. Auſſer dem allen aber kan auch die feuchte Erde, oder die Dünſte, welche aus derſelben aufſteigen, zu dem Schwizen der Steine Anlas geben. Denn es iſt einerlei, von wo die Feuchtigkeit äuſſerlich an den Stein kommt, wie es einem Schwamme einerlei iſt, ob er oben begoſſen, oder auf das Waſſer geleget wird. Wenn alſo und ſo lange der Boden, worauf der Pflaſterſtein lieget, voll Näſſe iſt, und dieſe berühret den Stein; ſo mus der Stein dieſelbe eben ſo in ſich ſaugen, wie ein Holz, das gern in der Luft beſchläget, oder wie eine Wurzel den Saft der Erden einſauget, und ihn bei kühler Luft an den oberſten Blättern im Thau wieder ausſchwizet. Es kan aber der Boden aus verſchiedenen Urſachen, an einem Orte feuchter ſeyn, als am andern. Hier kan er tiefer liegen, als die benachbarten Oerter umher, daß alſo das Waſſer wegen der Abſchüſſigkeit oder Vertiefung ſich dahin ſamlet. Dort kan unten ein Strom oder Röhre in die Erde gehen, davon das Waſſer hindringet, wo es Luft und Oefnung findet, wie bei den Quellen geſchiehet. Noch anderswo können unten oder in der Nähe verborgene Waſſerhälter ſeyn, die rings umher durch unterirdiſche Wärme viel Dünſte ausduften und fortſchaffen, ſo weit ſie können. Oder es können auch ſo unmerkliche Röhren, dergleichen die Sandlagen im Erdreiche ſind, die Feuchtigkeit den Steinen unten zuführen, daß ſie daher ſolche unten annehmen und oben ausſchwizen.

Von der Kunſt zu betrügen.

Es iſt dieſes eine Kunſt, welche ein ehrlicher Mann leider verſtehen mus, weil diejenigen Waffen, ſo man zum Angriff brauchet, auch bei einer Vertheidigung groſſen Vortheil ſchaffen können. Es bringet zwar dieſer Umſtand, wie viele andere, der Menſchheit wenig Ehre. Allein, wer die Minen ſeiner Feinde nicht erforſchet, der flieget durch dieſelben mit ſamt ſeiner Ehrlichkeit in die Luft. Die Unſchuld iſt gar zu ſchlecht gegen die Nachſtellungen ihrer Verfolger bewafnet. Eine Tochter, welche die Ehrlichkeit ihrer Mutter vom Lande mit in die Stadt bringet, wird am erſten verführet, wenn eine andere, bei welcher die Erfahrung den Abgang der Tugenden erſezet, dem Neze klüglich entwiſchet. Es iſt keine Sache in der Welt, warum die Menſchen ſo ſinnreich bemühet geweſen, als um die groſſe Kunſt. Die Bemühungen, ſo zum Buz in allerhand, zu Verbeſſerung des Nachttiſches, zu Erfindung des Steins der Weiſen, zu Verfertigung der Hochzeitgedichte, u. d. g. ſind verſchwendet worden, können in Anſehung des auf die Betrügerei verwanden Fleiſſes vor unendlich klein gehalten werden. Wir ſolten billig die Schikſale dieſer Kunſt löblicher Weiſe erzehlen. Allein, unſere Blätter können keine allgemeine Weltgeſchichte faſſen und ausführen, was in der Kirche und im Staat ſeit Erſchaffung der Welt vorgegangen. Wir wollen ſolches bis auf beſſere Zeiten verſpahren, und alsdenn zehen Bände voll kurzer Fragen und langer Antworten damit ausfüllen. Es mag genug ſeyn, daß wir ſagen, die Freimäurer ſtammen von Adam, und die Betrüger von Eva her; woraus der liebe Leſer von ſelbſt die Folge ziehen wird, daß die Ehrlichkeit nur um einen Tag älter als die Betrügerei ſeye. Sie hat ſich durch alle güldene, ſilberne, eiſerne, thönerne, gebakene, gebratene und geſottene Monarchien aufrecht erhalten, und noch zu unſern Zeiten das Glük gehabt, daß ſie höher als Ariſtotelis Schriften geſchäzet worden. Aus dieſem kurzen Begrif unſerer Hiſtorie folget alſo folgender Schlus, darauf diejenige, welche dieſe Kunſt ausüben, und theils ſchon würklich in einem hohen Grade ausgeübet haben, die Application von ſelbſt machen können: Die Betrügerei beſtehet demnach aus einer Verſtellung, welche man zum Schaden ſeines Nächſten annim̃t. Die Verſtellung iſt dasjenige, wodurch ſie ſich von der offenbaren Gewalt unterſcheidet. Wenn man alſo die recht einſiehet, ſo wird hinfüro ein ehrlicher Mann im Stande ſeyn, die wahre Beſchaffenheit eines Planeten zu erkennen, ohne daß ihme der Dunſtkreis deſſelben daran hinderlich ſeyn könne. In der Verſtellung ſind entweder würklich oder ſcheinbar 2. Perſonen, nemlich eine heimliche und eine öffentliche: So ſind z. Ex. auf einer Ridoute würklich 2. Perſonen vorhanden, wenn die äuſſerliche Maske eine Göttin vorſtellt, die innerliche aber nur gar zu viel Liebe vor die Menſchheit beſizet. Scheinbar aber ſind ſie dann, wenn die äuſſerliche Kleidung einem Narren ähnlich iſt, und derjenige, welcher ſich darunter verſteket hat, ſich zugleich zu dieſer Kleidung vollkommen ſchiket. Der Hauptvortheil eines Betrügers beſtehet darinn, daß er die rechte Maske wähle, oder daß er eine ſolche äuſſerliche Geſtalt annehme, welche der Regel, dem Syſtem, oder dem Vorurtheil deren Perſon, die er betriegen will, gemäs iſt. Wenn ein junger Feind die Regel von ſeiner Mutter empfangen hätte, daß alle ſtillen Gewäſſer tief, oder alle ehrbare Geſichter zweideutig wären: ſo würde eine ſchöne Betrügerin die unrechte Maske vornehmen, wenn ſie ihn durch eine tugendhafte Scheinſtellung verführen wolte, weil dieſe Verſtellung gar nicht nach dem Vorurtheil ihres Feindes eingerichtet wäre. Eine wohleingerichtete Leichtſinnigkeit hingegen würde ihn gleich ohne Ketten feſſeln. Bei ſo verſchiedenen Masken muſte nun folglich die Ehrlichkeit ſich an gewiſſe Regeln binden. In ihrer Jugend hatte die Ehrlichkeit die einzige Regel: Alles in der Welt verſtellet ſich. Ein Thor iſt kein Thor, ſondern er ſtellet ſich nur ſo; der Arme iſt nicht arm, ſondern er ſtellet ſich nur ſo; der Fromme iſt nicht fromm, ſondern er ſtellet ſich nur ſo. Allein ſo bald die Betrügerei dieſe Regel der Ehrlichkeit merkte: ſo richtete ſie ſich gleich in ihrer Stellung darnach ein, und trat in ihrer natürlichen Geſtalt wiederum hervor. Damals ſagte ein Spieler einem ehrlichen Mann ins Geſichte, daß er ihn betrügen wolte. Dieſer machte gleich den Schlus: Alles iſt Verſtellung, folglich iſt der Spieler kein würklicher Betrüger, ſondern er ſtellet ſich nur ſo, u. ſ. f. Allein in dieſer neuen Maske ſtekte dem ungeachtet die alte Betrügerin. Weil der gewizigte Gläubiger viel überzeugende Erfahrungen gemacht hatte, daß eine reiche Kleidung oder ein geborgtes Anſehen mehrentheils einen armen Betrüger verſtekte: ſo richtete ſich dieſer nach der Regel ſeines Glaubigers ein, und legte eine heimliche ſchöne Kleidung zu. Der Glaubiger, der noch zur Zeit nur eine einfache Verſtellung kannte, bildete ſich ein, ſeine Armuth ſeye nur ein verſtelltes Weſen. Er borgete ihm, und wurde betrogen. Ein Spieler, der würklich ſchlechte Karten hatte, machte eine traurige Mine. Seine Mitſpieler ſahen dieſes vor eine einfache Verſtellung an, und glaubten, er habe ſchöne Karten. Kurz, es gieng alles nach der Regel der Fechtkunſt, wo man, nach der einfachen Liſt, Quarte zeigt und Terz ſtöſſet; nach der doppelten aber Quarte zeigt, und auch würklich anbringt. Wie aber die Ehrlichkeit ihre Kinderſchuh vertretten, ſo merkte ſie auch dieſen Kunſtgriff ihrer Feindin. Allein, dieſe erfuhr nicht ſo bald, daß ſie verrathen war, als ſie ſchon eine andere Geſtalt ſuchte, und zum Theil ihre einfache Verſtellung wieder annahm, zum Theil aber auch die zweite mit mehrerer Uberlegung anwande. Jedoch die vorſichtige Aufrichtigkeit fieng endlich an ihre Regeln ganz geheim zu halten. Sie verbarg den Abris ihrer Veſtung, ſo daß der Feind nicht wuſte, ob die ſtärkſten Auſſenwerke an der ſchwächſten Seite geleget, oder aber, ob die Gegenliſt ſolche, um ihn irre zu machen, dahin machen laſſen, wo die Natur ſchon Sorge für ihre Befeſtigung getragen. Die Betriegerei wurde dadurch halb und halb verwirret. Sie wagte anfangs etwas, aber oftmals unglüklich. Weil die Ehrlichkeit einem Staatsminiſter ähnlich ſahe, der glükliche und unglükliche Nachrichten mit gleichmäſſiger äuſſerlicher Gelaſſenheit annim̃t: ſo fieng ſie endlich an, ſolche Gelegenheiten zu verſchaffen, wo die Gelaſſenheit der gröſte Verräther war. Auf ſolche Art entdekete ſie hernach, worinn die gröſte Schwäche des Menſchen beſtünde. Ein Weltweiſer, der beim Lombertiſche vom Schlage gerühret wurde, und ſterbend, aber gelaſſen, die Karte mit dem Worte weglegte: Ich habe Labete gemacht: verrieth ſich eben ſo gut, als Socrates und Cato, wovon jener die Furcht des Todes durch eifrige Geſpräche, dieſer aber durch eine abſcheuliche Vorſtellung des Cäſars unterdrüken und entfernen muſte. Allein dieſes koſtet der Betriegerei zuviel Mühe. Der Vortheil aber iſt zu ſelten. Darum entſchlos ſie ſich durch eine beſtändige Abwechſelung aller Geſtalten, ihrer Feindin die Zeit zur Uberlegung und Nachforſchung zu hemmen: ſo, wie auf einer Redute diejenigen, welche unbekant bleiben wollen, alle Augenblik ihre Maske zu verändern pflegen. Dieſes Syſtem enthält den Grund der heutigen Charakters. Hieraus begreift man, wie ein vornehmer Freund einen vollkom̃enen Betrüger alſo abmahlē kön̄en, daß er zugleich geizig u. verſchwenderiſch, hochmüthig u. kriechend, grauſam und groſmüthig, und ein jedes, wann es nöthig, ſo natürlich ſeyn könne, daß man nicht wiſſe, welches er aus Verſtellung ſey. Die allerſchönſten Bilder, welche die Moraliſten von der Tugend entworfen, müſſen einem Betrüger zu Masken dienen, und alle geiſtliche und weltliche Wiſſenſchaften müſſen ihm zu ſtatten kommen, um ſein Handwerk mit Verſtand und Erfindung zu treiben. Indeſſen aber wurde die Ehrlichkeit alt. Sie verlohre die angenehme Zärtlichkeit der Jugend, nebſt derjenigen weiblichen Sinnlichkeit, welche noch ſo dann und wann ein vermerktes Vertrauen in einem guten Herzen unterhalten hatte. Sie wurde alt und unempfindlich, und erhielt endlich das unmenſchliche Recht, hinführo niemanden trauen zu dürfen, wenn er gleich ein Engel vom Himmel wäre. Gegen dieſe kaltſinnige Regel kan kein rechtſchaffener Betrüger aufkommen. Er hoffet aber dennoch dann und wann auf eine kleine Ausnahme, indem er es dahin zu kehren weis, daß die Tugend darunter am meiſten leiden mus. Denn es mag ein Menſch jezunder ſo ehrlich und ſo aufrichtig ſeyn wie er kan; man ſiehet ſein Weſen dennoch als eine Verſtellung an. Wenn ein Liebhaber ſo treu iſt, wie der keuſche Herkules; ſo tranet ihm ſeine Valiſca doch nicht ſo viel als dem Prieſter. Es iſt auch ſo weit gekommen, daß kein Menſch mehr den Beweis der Ehrlichkeit vollführen kan. Alle Proben, ſo er davon geben kan, werden, wie die Egyptiſchen Wunder, und noch weit ſchöner, nachgemacht, ſo gar daß die Ehrlichkeit von der Betrügerei lernen mus, ihre eigene Geſtalt einzurichten, wo ſie nicht offenbar vor eine Betrügerin angeſehē werden will. Die Tugend hat ihr vieles von ihren äuſſerlichen ſchönen Manieren zu danken. Man ſiehet es, diejenigen Vollkommenheiten, ſo jezt Mode ſind, haben ein ganz ander Weſen, als die vorigen. Die Betrügerei hat das wahre Feine davon erſt aufgebracht, und die Ehrlichkeit bequemt ſich je länger je mehr dieſer ſcharfſinnigen Meiſterin zu folgen. Jener Mann, der beide Augen offen, und den Beutel verſchloſſen hatte, dennoch aber hintergangen wurde, zukte die Achſeln, und ſagte: Die Kunſt iſt heutiges Tages hoch geſtiegen. (Hievon beſiehe den 4ten Theil des Referendarii, p.161. von dem Lob der Bankeruttierer.)

Von der Artigkeit / und den üblen Folgen der Unart.

Der Menſch iſt einer beſondern Vollkommenheit fähig, die vor andern etwas himliſches und göttliches in ſich begreifet. Je mehr uns davon eigen iſt, deſto näher kommen wir dem groſſen Urheber der Natur. Unter allen Tugenden findet dieſe die herrliche Belohnungen in ihr ſelbſt: ſie macht uns zugleich der Geſellſchaft angenehm, und faſt alle andere kleine Fehler gut, die uns verſtellen möchten. Unter allem, was ſchön und edel heiſſet, gewinnet uns dieſe die dauerhafte Bewunderung, ſie macht alle unſere Handlungen und Reden reizend, ſie macht uns liebenswürdig in jedem Geſchäfte, und in allen Geſtalten, worinn wir den Schauplaz dieſer Welt betretten müſſen. Bei allen dieſen Vorzügen hat ein jeder Menſch ſie in ſeiner Gewalt, und eine leichte Mühe wird ihn derſelben fähig machen. Dieſes iſt die Leutſeligkeit in den Sitten und in dem ganzen Bezeigen derer, die wir dem gewöhnlichen Ausdruke gemäs Wohlgeartete zu nennen pflegen. Eine Eigenſchaft, die dauerhaft und aufrichtig, nicht auf eine Zeitlang angenommen und gezwungen ſeyn darf: die von einem wahren Wohlwollen gegen das menſchliche Geſchlecht entſpringet, und alle Kräfte mit dem zärtlichſten Vergnügen zu der Wohlfahrt anderer anzuwenden ſuchet. Ich habe allezeit geſunde Vernunft und ein wohlgeartet Gemüth für unzertrennlich gehalten; jene iſt die Mutter von dieſer, wenn ſie uns auf unſern wahren Nuzen und ächte Glükſeligkeit führen will. Man mag ein groſſer Mathematicus ſeyn, ein trefliſcher Weltweiſer, ein auſſerordentlicher Gottesgelehrter, man mag eine beſondere Einſicht in die Rechte haben, oder ſich durch die Dichtkunſt und andere ſchöne Wiſſenſchaften unſterblich machen;

man mag Gelehrſamkeit, *Gedächtnis*, Einbildungskraft und Wiz in dem höchſten Grade beſizen: dennoch ſpreche ich dieſen groſſen Männern ſchlechterdings eine geſunde und ſtarke Beurtheilungskraft ab, wenn ihre Aufführung mit Hochmuth und Eigenſinn, mit einem murriſchen und verdrieslichen Weſen, oder einigen andern Fehlern verdunkelt iſt, die aus dem folgen, was wir übelgeartet nennen. Superbus beſizet einige auſſerordentliche Gaben; er verachtet die Einſicht und die Begriffe derer, die nicht ſo gelehrt ſind, wie er, oder die nicht ſo glänzende Eigenſchaften haben; ſie ſind ihm unerträglich, oder er wird zimlich ungedultig ſie zu hören; Hier entdeken wir den diken Nebel, die finſtere Wolken, womit ſeine eigene Vorſtellungen noch überzogen ſind. Kommen gleich hier und dar einige kleine Strahlen in ſeiner Seele zum Vorſchein, ſo iſt doch immer ein dunkler und unbeſtrahlter Winkel übrig, daß er in dem vollkommenen Glanze eines wahrhaftig groſſen Mannes nicht erſcheinen kan. Man mag die zehen Gebote dem Buchſtaben nach genau betrachten, und doch Schaden und Unheil genug in der Welt anrichten. Man mag alle niederträchtige und ſchändliche Handlungen verabſcheuen, und die gröſſere Laſter als höchſtſchändlich betrachten, und doch nicht ſelten andere ſo quälen, oder ihnen ſchimpflich begegnen, daß ſie ſich der gröſſeſten Ubelthaten ſchuldig machen; So wird man der Urheber und die Urſache der Miſſethaten, die man auch nicht ſelbſt unmittelbar begangen hat. Ein gewiſſer vornehmer Herr, den ſeine Zeiten als den gründlichſten Richter des Wizes und der Scharfſinnigkeit verehrten, pflegte täglich auf ſeinem Nachttiſche die meiſten neuen Schriften zu finden, die ihm zur Beurtheilung überreichet wurden. Ein ungenanter Schriftſteller folgte dieſer Gewohnheit, und fügte zugleich ſeiner Arbeit ein Schreiben bei, worinn er ſich auf das demüthigſte ein gleiches von dieſem *Herren ausbate*. Es war, wie es ſcheinet, ein Schauſpiel, *Mariamne* betitelt. Ob ſelbigem vielleicht die Kunſt und der Nachdruk, den die rührende Begebenheiten dieſer Jüdiſchen Prinzeſſin verdienen, fehlte, oder ob es dem vornehmen Leſer nicht wohl genug ausgeführt zu ſeyn ſchiene, der etwa damals nicht recht aufgeräumt ſeyn mogte, iſt ungewis. Kurz, dieſer Herr war ſo übel mit dem Stüke zufrieden, daß er es kaum ganz durchgeſehen hatte, wie er die Feder nahm, und in Geſchwindigkeit unter den Titel folgendes Urtheil ſchrieb:

Verdam̄t iſt, was du ſchreibſt! ſtatt
der entweihten Leier
Erwähle Strik und Tod, und wirf
dein Werk ins Feuer.

Dies war die ganze Antwort, deren er ihn würdig hielt. Unſer Dichter kam einige Tage nachher wieder, und erhielt ſie von dem Kammerdiener. Die Liebe, ſo junge Schriftſteller gemeiniglich vor ihre erſte Arbeit hegen, erwekte auch in dieſem eine Ungedult zu ſehen, wie ſie würde aufgenommen ſeyn: aber, wie gros war ſein Entſezen, als er ſich auf eine ſo grauſame Art verdammet fand! Er vollführte das Urtheil, indem er ſeine Arbeit den Flammen aufopferte, ſich ſelber aber mit ſeinen Strumpfbändern erhienge. Niemand wird ſich einbilden, ſein vornehmer Richter habe bei ſeiner Strenge ſo traurige Folgen zur Abſicht gehabt. Der Verfaſſer war ihm völlig unbekant; er konte ſeine Verdienſte haben, ohne ein treflicher Dichter zu ſeyn. Dennoch bleibt es eine übelgeartete Handlung, dergleichen diejenigen, welche voll davon ſind, bei allen Gelegenheiten auszulaſſen pflegen. Und ich habe derſelben nothwendig gedenken müſſen, nur die ſchädliche Folgen der Verachtung zu zeigen, die ein ſchimpflicher Scherz, eine kleine Spötterei zuweilen haben kan. Unſerm armen Dichter ſcheinet es beides an Muth und an geſchwindem Wize gefehlet zu haben; beides hätte ihn an ſeinem Tadler rächen, und ſelbigen beſchämen

men köñen. Vielleicht enthielt ſein Schauſpiel ſelber kaum eine ſo verkehrte Redensart, als das Urtheil über ſelbiges. Der Dichter ſoll ſich erſt erhängen, und denn ſeine Mariamne ins Feuer werfen. Ein artiger Befehl iſt der lezte, den er ihm gab, weñ er den erſten würde vollführet haben. Ein kurzer Augenblik brachte dieſe grauſame Zeilen hervor; und er ſchrieb ſie ſeinem verdrieslichen Kopfe zu Gefallen, der damals über alles Nachdenken den Meiſter ſpielte. Doch ich berufe mich auf meinen Leſer: Wäre es nicht ein beſſerer Beweis von ſeinem Verſtande, ſeiner Höflichkeit und Wohlwollens geweſen, das wir einer dem andern ſchuldig ſind, wenn er nicht ſo eilfertig ſein Misfallen an einem Stüke bezeiget hätte, das ſeinem Urtheil von dem ſittſamen Verfaſſer unterworfen war? Die Neigung, die wir zuweilen haben, ein Vergnügen zu empfinden, wenn wir andere quälen können, macht Furien aus uns. Wie manche habe ich nicht vor Freuden in Entzükung geſehen, wenn ſie es in ihrer Macht hätten, auf dieſe Art Schaden zu thun. Je weiter ſie die Unruhe ausbreiten können, deſto höher erheben ſie ſich. So verächtlich bezaubert uns der Hochmuth mit ſeinen irrigen Urtheilen! Perſonen, die ſo geſinnet ſind, erfüllen alles, wo ſie nur erſcheiñen, mit einer düſtern Ernſthaftigkeit. Kaum zeigen ſie ſich, ſo wird die Geſellſchaft unterbrochen, und die Luſt derſelben gehemmet, und ein jedes Mitglied ſcheinet von dieſem Gifte mit angeſteket zu ſeyn. Werfet dagegen eure Blike auf den, den Gütigkeit und Leutſeligkeit regieret. Sie belebet und erwärmet gleich der Sonne: ſie flöſſet denen Munterkeit und Lebhaftigkeit ein, denen es noch daran fehlet: ſie macht alles erhabener und feiner, was ſie vor ſich findet. Höflichkeit und Leutſeligkeit wünſchen wir von einem jeden, dem wir zur Seiten ſeyn müſſen, und je anſehnlicher die Perſon iſt, bei der wir ſie wahrnehmen, deſto mehr gewinnet ſie uns. Wo die Häupter der Familien untereinander freundſchaftlich leben; wo ſie allen denen, ſo unter ihnen ſind, mit Artigkeit und Leutſeligkeit begegnen, wie vollkommen mus da nicht die Harmonie in dem ganzen Hauſe ſeyn! Geſezt, es ſind einige unzufrieden, einige Übelgeartete unter ihnen; ſie werden ſich entweder verſteken, oder dem Beiſpiele ihrer Obern gemäs ſich zu beſſern bemühen. Eine muntere und fertige Ausübung der verſchiedenen Pflichten wird alles ruhig machen, den widrigen Zufällen das Harte und Rauhe benehmen, und verurſachen, daß der Glükſelige ſein Vergnügen mit doppelt angenehmen Geſchmake genieſſen mus. Andere, die auf gleiche Art im Kleinen oder Groſſen herrſchen, bezeigen Unwillen und Unzufriedenheit gegen einander; ſie nehmen die Dienſte, die ihnen von andern geleiſtet werden, mit einer gewiſſen Herrſchſucht und wunderlichem Hochmuthe an. Wie unglüklich machen dieſe alle, die um ſie ſind! Eine allgemeine Unruhe laufet durch das Ganze. Man gehorchet ihnen mit Widerwillen; man fürchtet ſie, ohne eine wahre Liebe gegen ſie zu haben; und ihre eigene Kinder können ihnen nichts weiters als die äuſſerlichen Pflichten leiſten. Doch ein noch härteres und unglüklicheres Schikſal trift diejenigen, deren Gelindigkeit und Zärtlichkeit einen Ehegatten von ganz entgegen geſezten Eigenſchaften findet. Wo Liebe und Annehmlichkeit mit Handlungen erwiedert werden, die entweder wirklich misfallen, oder Haſs zum Grunde haben, oder doch als ſolche können genommen werden; Wo ſtatt einer ſanften Ruhe, ein kurzer Schlummer durch die Folgen der täglichen Streitigkeit, durch einen marternden Traum unterbrochen wird; Wo die freundſchaftlichen Berathſchlagungen wegfallen, die die Geſchäfte dieſer ſo genau verbundenen Perſonen zu ihrem gemeinſchaftlichen Nuzen erfordern; Wo ein murriſches Stillſchweigen, bittere Vorwürfe, reizendes und unvernünftiges Widerſprechen Plaz findet: Wie will man das Elend, dem man mit ſolchem Zwang unterworfen iſt, in Worten gehörig ſchildern können? Noch ärger iſt es, wo beide verheirathete Perſonen gleich rauch u. unfreundlich ſind: wo beide ſich beſtändig aneinander ſtoſſen, und um den Vorzug zu ſtreiten ſcheinen für den andern, und allen, mit denen ſie in Geſellſchaft leben, den gröſſeſten Verdrus verurſachen kan. Sie bauen ſich eine Hölle im kleinen, wo ſie nur gegenwärtig ſind; ſie gleichen den peinigenden Furien, die ſelber keine Ruhe in ihrer Bruſt fühlen, noch einige Zufriedenheit genieſſen können, und eben ſo wenig andern gönnen wollen, wo ſie es zu verhindern im Stande ſind. In dem leztern Falle, wo eine böſe Gewohnheit zum Grunde liegt, wird Vernunft und Uberlegung, ohne einige andere Hülfe, ſchon von groſſem Vortheile ſeyn. Ich weis Exempel genug, wo dieſe böſe Eigenſchaft durch Standhaftigkeit u. Entſchlus glüklich iſt gehoben worden. Nicht wenige haben dieſes Joch vom Hals geworfen, die ſich nach einer genauen Unterſuchung zu dieſen oder jenen übelgearteten Handlungen geneigt gefunden haben. Sie ſelbſten bewachten in den geringſten Kleinigkeiten alles, was ſie zu ſagen oder vorzunehmen hatten: ſie zähmeten alle unruhige Bewegungen, daß ſie nie zum Ausbruche kommen, bis ſie mit der Zeit ganz zu Boden ſunken, und nimmer wiederum die Kräfte hatten, ſich empor zu heben. Edle Bemühung, die Perſonen von allem Stande und Geſchäften billig übernehmen ſolten! Religion und Sittenlehre, ja die äuſſerlichen politiſchen Verbindungen, darinne wir mit andern ſtehen, erfordern dieſes. Alle Schwürigkeit, alle Mühe, denen wir in dieſem Kampf unterworfen ſind, werden dem Uberwinder mehr als völlig belohnet werden.

Um uns zu dieſen Pflichten deſto leichter zu überreden, laſt uns einmal den Gegenſtand betrachten, an dem wir unſern unartigen Eigenſinn auszulaſſen im Stande ſind! Iſt es nicht oft ein bloſes Schikſal, das uns ſelbiges unterwürfig macht. Nicht Höhere, nicht Perſonen, die mit uns von gleichem Range ſind, werden ein unhöfliches und ungeartetes Bezeigen verdauen können, und wenige werden ſich alſo den gefährlichen Folgen bei denſelben ausſezen. Erweget, daß Alter oder Kindheit, Krankheit, Armuth, kurz, was an ſich ſelber ſo hülflos iſt, als zur Zärtlichkeit bewegen ſolte, gemeiniglich dieſe elende Vorzüge hat. Nur über dieſe nehmen wir uns das Vorrecht zu ſpotten. Wie höchſt niederträchtig und unanſtändig iſt es, wie wenig kan es mit Grosmuth und Frömmigkeit beſtehen, unſere glükſeligern Umſtände blos dazu anzuwenden, daß wir einen Elenden noch elender machen, den wir nach allen Pflichten zu tröſten und aufzuhelffen ſchuldig ſind? ⸗ ⸗ ⸗ Würde auch wohl das Unweſen, was wir Unglük nennen, jemals in der Welt zur Wirklichkeit kommen, wenn ein jedes Mitglied unſerer groſſen Geſellſchaft auf eine erträgliche Art nur in etwas ein gutes Gemüth und Leutſeligkeit gegen ſeine Nebenmenſchen bezeugen wolte? eine gute Nachrede bauet Liebe und Freundſchaft, ſie verbindet uns untereinander geſellſchaftlich, ſie wirket das Vergnügen des Reichen, und dienet den Armen zu einem ſichern Aufenthalte, wohin er fliehet und ſich ſchüzen kan. ⸗ ⸗ Friede, Harmonie und Wolluſt herrſchet, wo ſie ihre Wohnung hat; und alles iſt Zwiſt und Verwirrung, wo ſie verbannet wird. Ein ſanftes und leutſeliges Weſen ſoll der Sittſamkeit und Beſcheidenheit freundſchaftlich die Hände bieten; wo jenes gänzlich fehlet, da mus dieſe nothwendig ſchwach und unvollkommen ſeyn. Die Unart der Sitten zeiget ſich in verſchiedenen Geſtalten: ſo macht uns auch der murriſche Zänker, dem alles zuwider iſt, oftmals nicht minder verwirrt, als der Herrſchſüchtige, der Gewalt gebrauchet. Unglüklich iſt der, der mit einem

nem Frauenzimmer vertraut wird, die ſich dieſer oder jener Schwachheit ſchuldig macht: noch elender iſt der Gemahl, die Jugend, und der Bediente, dem eine ſo geartete Frau, Mutter und Tirannin beſchieden iſt. Wie vielen Schönen iſt kein Aufwand der Zeit und der Mittel zu koſtbar, wo ſie entweder den Reiz ihrer Perſon erhöhen, oder unterhalten kan. Iſt es nicht fremd und wunderlich, wenn dieſe durch eine unnatürliche Unart alles zerſtören und niederreiſſen, was keine Kunſt in der Welt wiederum erſezen kan? Dieſe böſe Eigenſchaften ſind ſtärkere Feinde der Schönheit, als alle Blattern: ſie vertiefen alle Geſichtszüge, die Wangen verfallen, eine unangenehme Todenfarbe, oder feurige Röthe verſtellet das Auge, nachdem ein phlegmatiſches oder choleriſches Weſē der Krankheit Zunder gibt. Sicherlich, wenn diejenigen, die ſich ſehr bei Schönheit und Reizung zu brüſten pflegen, nur dieſes betrachten wolten, wie wunderbar würde ſich nicht das Bezeigen der meiſten verändern müſſen. Einigen iſt die Natur auf eine verſchwenderiſche Art vielleicht faſt gar zu günſtig geweſen: ſie haben es kaum in ihrer Macht die anziehende Kraft ihrer Reizung zu vermindern. Dieſe mögen die Herrſchaft über ihre Anbeter behaupten, und ihnen auf eine Zeitlang ohne-Fehler erſcheinen. Aber wo das Band der Ehe, wie der Dichter ſagt, die herrſchſüchtige Liebſte bis zum Weibe erniedriget hat; da ſchwindet der Glanz der Schönheit, der kurz zuvor den ehrerbietigen und bewunderten Liebhaber verblendet hatte, und das Auge des Ehemanns ſiehet ihn nunmehr als etwas gewöhnliches an. Keine Strahlen blenden ihn weiter; er entdeket Fehler ꝛc. ꝛc. Alle Thorheiten der ſchwächſten ihres Geſchlechts bliken nunmehr durch die Reizung hervor, die er vorher als lauter Vollkommenheiten angeſehen hatte. Er erſtaunet und zürnet über den Betrug. Er will überreden ⸗ ⸗ er giebt Erinnerung ⸗ ⸗ er drohet. ⸗ ⸗ Aber alles wird nur gar zu oft vergebens angewandt. Sie bleibt unveränderlich und in ihren Fehlern beſtändig, ſie hält ſeine Unterſuchung gar zu ſcharf; ſie macht Gegenerinnerungen, und dergleichen. Der beiderſeitige Kaltſinn würket beiderſeitige Geringſchäzung, u. w. d. m. Fälle, die ſo gemein und ſo gewöhnlich ſind, daß ich mit Verwunderung und Betrübnis es erwege, wie ſich eine verheirathete Schöne überhaupts auf dieſe Art in Anſehen bei andern zu erhalten ſuchen kan. Am meiſten befremdet mich dieſes, wenn ich ſie dergeſtalt gegen ihren Ehemann ganz andere Waffen in die Hände nehmen ſehe, als diejenigen, deren allein ſich das weibliche Geſchlecht mit Vortheil bedienen mag. Gefällige Zärtlichkeit und Treue bleiben ewig die Reizungen vernünftiger Männer, wenn ein hartes und rohes Weſen nur Thoren bezwingen wird. Wollet ihr euren eigenen Frieden würken, ſo vermeidet alles, was ihre übelgeartete Eigenſchaften rege machen kan, und ertraget ſie mit möglicher Gedult, wo keine Arzneien helfen wollen. Wie hart wird dieſe Lehre in den Ohren der meiſten klingen! Doch ich berufe mich auf alle, die jemals einige Verſuche von dieſer Art angeſtellet haben; ob jemals durch Gewalt und Stärke der geringſte Vortheil erfochten iſt?

Keine Reizung, keine Umſtände des menſchlichen Lebens ſind hinlänglich, ein übelgeartetes Bezeigen zu entſchuldigen. In einigen Fällen mag es weder mit der Billigkeit noch Höflichkeit ſtreiten, darüber empfindlich zu ſeyn, doch niemals ſolten wir hier gleiches mit gleichem zu vergelten ſuchen. Es ſind andere Wege genug, unſere Empfindlichkeit auf eine vernünftige Art an den Tag zu legen, weñ man uns ſo beleidiget hat; ohne demjenigen Bezeigen nachzuahmen, das uns zu klagen Anlas giebet, wenn wir es ertragen müſſen. Wir ſtellen uns vor, Perſonen verfahren hart mit uns, denen wir uns aus Pflicht, Eigennuz, oder anderer Abſichten halber unterwerfen müſſen, und keine Empfindung gegen ſie an den Tag legen dürfen. Hier können wir noch weniger das innerliche Misvergnügen, das ſie uns verurſachen, an andern auslaſſen die nichts zu unſerm Verdruſſe beigetragen haben. Dieſes hieſſe den Unſchuldigen vor den Schuldigen ſtrafen. Ich bemerke zu meinem Leidweſen nur gar zu oft Exempel von Perſonen beiderlei Geſchlechtes, die in allen Zeiten und Umſtänden ſo zu handeln ſich nicht geſchämet haben. Wie oft hat man auſſer Hauſe Unruhe und Verdrus gehabt, den man daheim an allem, was uns in Weg kom̄t, zu rächen ſuchet. Die Frau, die Kinder, die Bedienten, von dem höchſten an bis zu dem Schoshunde, fühlen die Würkung dieſer Verdrieslichkeit. Arme Geſchöpfe, die ſo wenig eine Urſache daran ſind, daß ſie nicht einmal die Bedeutung davon wiſſen können! Ja, einige gehen noch weiter in dieſer Thorheit; ſelbſt unbeſeelte und fühlloſe Dinge ſind ihrem Eifer unterworfen, wen̄ man ihnen vorher übel begegnet hat. Zerbrochenes Porcelan und Spiegel, beſchädigte Tiſche, Stüle und anderes Hausgeräthe ſind deutliche Proben hievon. Ungeheure Einfalt! Die übeln Folgen der Unart gehen oft noch weiter; man wird beleidiget, man rächet ſich an einem andern, dieſer kan vielleicht aus gleichen Gründen den dritten anfallen, der dritte mag den vierten beleidigen, und dieſes ins Unendliche gehen. Nicht eine, ſondern viele Familien werden auf dieſe Art unter den Mishandlungen eines einzigen leiden müſſen. Doch es fehlet denen auch nicht an Entſchuldigungen, die ſolcher Thaten ſchuldig ſind, wenn ſie ſich etwa nachher derſelben ſchämen ſolten. Die Galle lief mir über, ſagt der eine; ich bin milzſüchtig, ich war traurig, und nicht aufgeräumt, ſagt der andere. Solche Krankheiten des Körpers zwingen uns dazu; während des Anfalles derſelben können wir ſo wenig anders handeln, als man der Raſerei im hizigen Fieber wehren kan. Es iſt wahr, die Umſtände des Körpers vermögen viel; aber erweget auch an der andern Seite, was für einen groſſen Einflus die Seele in ſelbigen habe, und wieviel ſie über ihn vermöge. Ihr werdet geſtehen müſſen, daß, wann wir dieſer ihre Irthümer und Schwachheiten benehmen, wir zugleich dieſe ſo wohl, als verſchiedene andere Unordnungen des Körpers verhüten können. Wie manchen Körper hat eine unmäſige Traurigkeit abgezehret, und verfallen gemacht! Wie ein ſchröklich Morden hat Wuth und Leidenſchaft unter dem menſchlichen Geſchlechte angerichtet, die man hernach unter hizigen Fiebern, Blutſpeien und Convulſionen verſteken will. Alles iſt ſo bekannt, daß ſelbſt die Arzneiverſtändigen es nicht läugnen werden. Die heftigen Bewegungen des Gemüths haben mehr Selbſtmörder, als Gift, Schwerd und Strike hervor gebracht. So iſt es kein Wunder, wenn unſere ſchlechte Umſtände der Grund einer beſtändigen Unruhe in uns ſind, wenn ſie die Lebensgeiſter in Verwirrung bringen, und ſo zu manchen Unordnungen dem Körper Anlas geben. Die Entſchuldigungen, die man hieher nehmen will, werden den Fehler eher gröſſer machen, als vermindern können. Ich will nicht behaupten, daß die Seele über alle und ſo ſehr verſchiedene Körper eine ſo groſſe Herrſchaft habe, die ihn mit Gewalt krank machen, oder ihm die Geſundheit geben können, daß ſie durch ihre Würkung allein unſere Tage verlängern, oder abkürzen möge. Wenn ich dieſes bejahe, ſo ſage ich es nur von einigen, und daß überhaupt alle in höherm oder niedrigerm Grade die Würkung davon zu empfinden pflegen. Ich finde Exempel genug von Krankheiten, die von Eltern auf die Kinder fortgepflanzet werden; von andern, die wir uns in unſerer Kindheit oder Jugend zugezogen haben. In reifern Jahren folgen dergleichen auf übermäſſiges Wachen, zuvielen Schlaf, ſtarke

Verkältungen, heftige Hize, ungeſunde Speiſen, böſe Luft, gar zu ſtarke oder zu wenige Bewegung des Körpers, und tauſend andere Zufälle. An allen dieſen Unordnungen hat die Seele keinen Theil; ſie verwirret den Körper, und beſchleuniget die Auflöſung der Theile deſſelben. Dennoch können auch dieſe durch die guten oder böſen Handlungen und Bewegungen der Seele ſo ſehr gelindert, als an der andern Seite mit noch ſtärkern Gifte angeſteket werden. Der Saz iſt ſo deutlich u. ſo ſtark durch die Erfahrung beſtätiget, daß wir kaum die Wahrheit davon durch Exempel zu beweiſen nöthig haben. Ein einziges mus ich doch hieher ſezen, das ein jeder bewundern muſte, dem es zu Ohren kam.

Conſtantia, war ſchon über 7. Jahr mit einer ſchweren Krankheit geplaget. Ihr Leben hat ohnlängſt mit dem Tode gerungen: oft ſtunden die Lebensgeiſter in ihren Bewegungen ſtille, und ſchienen nimmermehr würken zu wollen. Dennoch überwindet Conſtantia die Folter der Natur, ſie erringet ſich Geſundheit und Stärke, ein Kleinod, das ſie ſchon ſo lange verlohren hatte, und überwindet die Feinde, von denen es ihr geraubet war. Vollkommene Gedult, ſtandhafte Munterkeit, und geſezter Muth hat ſie mitten unter allen Schmerzen kräftig unterſtüzen können. Was ihre Krankheit ſo wohl, als zu gleicher Zeit die Ehre vermehret, daß ſie ſelbige ſo glüklich überwunden hat, ſind die vielen geheimen Leiden, mit denen ſie zu kämpfen hatte. Das geringſte derſelben war genug ihre Seele zu kränken, wenn nicht Conſtantia ſich über alle weltliche Dinge ſtandhaftig erhoben, und dem Willen des höchſten Weſens ſich gelaſſen ergeben hätte.

Dieſem Exempel des wahren Heldenmuthes und der Gröſſe der Seelen könnte ich eine ziemliche Anzahl anderer von verſchiedener und entgegen geſezter Beſchaffenheit beifügen. Wenige oder gar keine Familien werden wir finden, wo nicht dieſer oder jener nachläſig genug geweſen iſt, die unordentliche Bewegungē im Zaume zu halten, denen die Seele ſo ſehr unterworfen iſt, der ſich nicht dadurch eine fürchterliche Krankheit zugezogen hat, der endlich nicht niederträchtig und verzagt geweſen iſt, unter einer Laſt zu verſinken, der er ſich vielleicht glüklich hätte entledigen können.

Thaumantius iſt der gröſſeſte Kranke in der Einbildung, der jemals gelebet hat: alle ſeine Freunde und Bekante geſtehen dieſes. Er erzittert ſchon vor dem bloſſen Namen einer Krankheit, wenn auch nur ein einziger in der ganzen Stadt damit befallen ſeyn ſolte, ja, wenn auch gleich die kranke Perſon viel Meilen von ihm entfernet iſt. Er befraget alle Aerzte, ob ſich nicht einige kleine Anzeigen bei ihm finden, die er ſich einbildet, daß er davon angeſteket ſey. So bald die Todenliſte etwas anwächſet, fliehet er die Stadt. Im Sommer ſchreket ihn das hizige, und im Winter das kalte Fieber. Herbſt und Frühling drohet eine Veränderung in dem Körper, und zwar, wie er ſtets beſorget, zu ſeinem Nachtheil. Der Oſtwind ſchadet ſeinen Augen, der Nordwind macht ihm Verkältung. Der Südwind nim̃t ihm den Appetit, und der Weſt macht, daß ſein Magen nicht verdauen kan. Die geringſte Veränderung des Compaſſes und der Magnetnadel macht einen Eindruk bei ihm, und verurſachet neues Schreken. Mit Sonne, Mond und Luft iſt er kaum auf 3. Minuten zufrieden, und die beſtändigen Sorgen bei der kleinſten Bewegung der him̃liſchen und irdiſchen Körper hat ihn endlich durch die lange Gewohnheit ganz wunderlich gemacht. Seine Furchtſamkeit mag leicht über kurz oder lange ihm eine von den vielen Krankheiten zuziehen, wovor er ſich bisher ohne Urſache gefürchtet hat. **Mirandola** war ehedem keine unangenehme Perſon; ſeine Augen waren ſchön, und ſein Körper faſt zu zärtlich vor ſein Geſchlecht. Er beneidete ſeines Bruders beſſere Umſtände, bis er faſt aufgezehret war; ſeine Geſichtszüge wurden ſaur und verdrieslich, eine Todenfarbe breitete ſich über ſein Antliz, u. machte ihn eben ſo unangenehm und mitleidenswürdig, als man ihn vorher bewundert hatte. **Placidia** merket, daß ſich ihre Reizungen vermindern; Sie nim̃t ſich auch die, die ihr kein Alter hätte rauben können, dadurch, daß ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt, und hart und rauch gegen andern wird.

So erzeuget die Furcht vor eingebildeten Ubeln wirkliche Unfälle! So lauft man in ein ärgers Unglük, das man ſich niemals vermuthen geweſen, wen̄ man einer Gefahr zu entlaufen ſucht, die uns fälſchlich zu drohen ſcheinet. Traurige Gedanken finden immer neuen Zuwachs, wenn wir ihnen einmal nachgehänget haben:

ben: ſie zeigen das Unangenehme in einer Geſtalt, die fürchterlicher als die Sache ſelber iſt, und ſelbſt das, was uns am meiſten beluſtigen kan, mus uns durch ſie verhaſſet werden! Alle Pläze werden uns verdrüslich. Alle Geſellſchaft zuwider. Uns ſelbſt müſſen wir haſſen, und unſer Leben als eine Laſt betrachten. Und, doch was ſoll ich den Leſer auf unglükliche Folgen führen, die nur mehr als zu ofte, ſonderlich in den lezten Zeiten, ein ſolches Gemüth begleitet haben. Wir laſſen unſern Verdrus an andern aus, wir theilen ihnen dergleichen mit, und verurſachen Unordnung in dem Körper, ſonderlich bei denen, die ſchwächlich ſind, die ihrer Geſundheit nothwendig nachtheilig ſeyn müſſen. Vorſezlich töden wir freilich nicht, doch ich weis nicht, ob wir uns nicht wirklich eines Mordes auch gegen unſern Willen ſchuldig machen. Milzſucht, Niedergeſchlagenheit, Traurigkeit, oder wie man dieſe fallende Sucht des Gemüths auch nennen will, ſie mag von wirklichen oder eingebildeten Urſachen herrühren, iſt das gröſſeſte Ubel, worein wir gerathen können. Es macht alle Aerzte verwirrt, und ihre ganze Kunſt zu nichte, da das Mittel dagegen blos in uns ſelber zu finden iſt, das ſchon mehr und mehr Kräfte verlieret, je weiter dieſe Krankheit angewachſen iſt. Nur einige ſind geheilet, ob gleich alle durch Zeit und Sorgfalt vorbauen mögen. Wünſcht ihr ein langes Leben, und ſehnet ihr euch die Glükſeligkeiten deſſelben zu genieſſen, ſo fanget bei Zeiten an, die Seele in Harmonie zu bringen, laßt ſie das Leben ſchmeken durch euer Verlangen gutes zu thun, erhaltet euch unbeweglich munter, zufrieden in allen Zufällen, die euch beſtimmet ſind, ergebet euch dem groſſen Regierer aller Dinge, verſichert euch der Ruhe und des Friedens in euch ſelbſt, gewöhnet euch zum Wohlwollen, zur Leutſeligkeit, zur Freundlichkeit gegen jedermann, mit dem ihr Geſchäfte und Umgang habet! Dieſe Art zu denken, und zu handlen iſt das einzige Gegengift wider alle anſtekende Eigenſchaften, die die Sitten verderben, den Verſtand verkehren, und uns alles rauben, was uns, wo nicht wirklich lieb iſt, doch ſo ſeyn ſollte.

Einige meiner Leſer werden mich ſonder Zweifel tadeln; ſie werden mich beſchuldigen, daß ich etwas gar zu hizig hievon geredet habe. Andere werden es nicht billigen, das ich vieles auslaſſe, daß ich dem Anſehen der Heil. Schriften gemäs ſtärker und nachdrüklicher anpreiſen ſolte. Gegen jene vertheidigen mich die traurigen Exempel, die ich täglich ſelber ſehe, oder durch glaubwürdige Erfahrungen davon verſichert werde: und wie mir überhaupt die Wohlfarth des menſchlichen Geſchlechts zärtlich am Herzen lieget, ſo hätte ich nicht ſo kalt und gleichgültig als ſie vielleicht verlangen, davon reden können. Was dieſe von mir wünſchen, das überlaſſe ich mit gutem Bedacht den Gottesgelehrten, deren Amt und Beruf es iſt, und die ſtärkſten Bewegungsgründe am beſten hiezu an die Hand geben können. Nichts erfordert ihre gegenwärtige Sorgfalt ſo ſehr, als dieſes; nichts kan ein nachdrüklicheres Zeugnus von ihrem Eifer und von der Liebe gegen den kleinen Haufen der Glükſeligen an den Tag legen, die in unſern frechen Zeiten noch immer überzeuget ſind, daß ihre Beſuchung des offentlichen Gottesdienſtes eine Pflicht iſt, deren ſie ſich nicht entledigen können. Die Verächter der Heil. Gebräuche und Gewohnheiten mögen mich ſo ſehr belachen, als es ihnen gefällig iſt; ich ſchäme mich nicht hierinn mein ſtandhaftes Bekanntnis abzulegen, daß alle dieſe Unordnungen und Ausſchweifungen nebſt unzähligen andern, deren ich bisher nicht gedacht habe, hauptſächlich in dem augenſcheinlichen Verfalle der Religion unter uns gegründet ſind. Können wir alle Hochachtung gegen die Allmacht bei Seite ſezen, die uns das Weſen gab, der wir unſere Erhaltung und Hofnung auf die Ewigkeit zu danken haben, ſo iſt es kein Wunder, wenn wir die Bande zerreiſſen, die uns mit unſern Brüdern verknüpfen ſolten. Erniedrigen wir die Würde der menſchlichen Natur bis zu den Thieren, ſo kan man auch nur viehiſche Handlungen von uns vermuthend ſeyn. Geben wir alle Anſprüche auf eine zukünftige Welt auf, ſo iſt es nichts fremdes, daß wir uns in der gegenwärtigen an keine Pflichten, als an unſern eignen Willen gebunden achten, und ſelbſt dieſem nicht mehr folgen, als er zu Erreichung unſerer laſterhaften Abſichten zureichen will. Der gröſte Zweifeler unter allen mus freiwillig geſtehen, daß die Religion das Beſte der Geſellſchaft wirket, und dem Laſter fürchterlich wird. Wie kan es denn mit der mächtigen Vernunft beſtehen, deren ſie ſich rühmen, mit den Sittenlehren, auf die ſie zur Richtſchnur ihre Handlungen bauen wollen, den Werth einer Sache zu verringern, die nach ihrem eignen Geſtändniſſe zum Frieden und Glükſeligkeit des Menſchen ſo viel beitragen mus? Es ſind würklich einige, die ſich ſonder Zweifel einbilden mit dem zu leichten Senkblei ihrer eignen ſchwachen Vernunft die Tiefen der Unendlichkeit zu ergründen; die ihre Gaben mit allen Kräften gegen dem gebrauchen, der ihnen ſelbige geſchenket hat. Doch ich bin ſo gleich ſtark der Meinung, daß der gröſte Haufe derer, die ſich zwingen, alles Heilige lächerlich zu machen, in ihrem Herzen ganz anderſt geſinnet ſind. Sie ſehen die Wahrheit deutlich, die ſie nicht bekennen wollen, ſie ſtellen ſich kurzſichtig im Glauben, wie unſere junge Herren in der Welt, blos andern zu gefallen, die wirklich mit ſolchen Fehlern behaftet ſind. Was vor ein weites Feld eröfnet ſich hier meinen Augen tauſend Erinnerungen und Anmerkungen anzubringen! doch ich bin vielleicht ſchon weiter gegangen, als mir erlaubet iſt; Ich geſtehe es, einige traurige Begebenheiten, die ſich zugetragen haben, und andere, die Familien zu drohen ſcheinen, haben mich in etwas von dem Hauptwege abgeführet. Allein ich finde mich ohne Müh wieder, und kehre auf die erſte Bahn zuruk, die ich einmal betretten hatte, wie ich hoffe, zum Nuzen und Vergnügen derer, die da artig zu ſeyn ſich beſtreben. Unter allen Fehlern, deren wir uns in häuslichen Angelegenheiten ſchuldig machen, iſt keiner gröſſer, noch der Erreichung unſerer Wünſche von aller Art mehr zuwider, als wenn wir ſelbige blos durch Gewalt und Zwang erlangen wollen. Dem Stolzen und Eigenſinnigen wird von andern ſo wenig, als dieſem von ihm nachgegeben, und wird hier nur den andern in ſeiner Hartnäkigkeit, und Verkehrtheit erhärten können. Ein ſanftes und mildes Bezeigen bemächtiget ſich der Seele unvermerkt, und macht, daß das härteſte Herz zerſchmelzen mus. Es ſcheinet zu weichen und überwinden; der Sieg iſt oft langſam, aber vollkommner und beſtändig. Es iſt etwas in der unmenſchlichen Natur, das bei allem Widerſtreben und Eigenſinn, ſo lange es auch dauren ſolte, bei allem Verderben, das böſe Gewohnheiten, oder Leidenſchaften in uns pflanzen, einer anhaltenden Gewogenheit und Mildigkeit nicht ewig widerſtehen kan. Unſere Zeiten ſtellen uns ein königliches Exempel von dieſer Wahrheit dar: Ein Held ſunk unter das Misfallen ſeines Königs und Vaters, er fiel in Ungnade, man drohete ihm, man ſezte ihn gefangen, und endlich ſahe er ſich genöthiget, ſich mit einer Prinzeſſin zu verbinden, gegen die er damals nicht die geringſte Neigung und Liebe hatte. Er heirathete ſie, = = die Ceremonien der Kirche wurden beobachtet, = = allein das war alles, die Ehe an ſich ſelber blieb unvollzogen, und keine Betrachtung, keine Vorſtellung vermogten ſo viel bei ihm, daß er nicht blos den Namen eines Gemahls führen ſolte. Lange blieb ſie eine Braut, der er nie zur Seiten kam. Lang ertrug ſie ihre heimliche Unzufriedenheit, ohne ſich einmal gegen ihm ſelber über ein unbilliges Verfahren zu beſchweren. Gefälligkeit und zärtliche Zuneigung blieb beſtändig in ihrem Herzen, und offentlich nahm ſie ein ſo munters Bezeigen an, das ihn ſelbſt ſo wohl als andere befremden muſte, die um ſie waren, und denen dis Geheimnus nicht unbekannt war, wen ſie ſich zugleich andern als eine Prinzeſſin zeigte, die alles beſas, was ihr Herz nur wünſchen mögte. Der Tod des Königs erfolgte, und endigte den Zwang, dem beide ſo lange waren unterworfen geweſen. Die arme Prinzeſſin war ſich nichts gewiſſers vermuthend, als daß der Anfang der neuen Regierung die Vernichtung der Heirath ſeyn würde, die niemals würklich vollzogen war. Der vornehmſte Adel legte dem neuen Regenten die Glükswünſchungscomplimente ab, der den Thron beſtiegen hatte, und verſammlete ſich gleicher Urſachen halber in dem Zimmer der Prinzeſſin. Die mehreſten folgten hierin̄ blos mehr einer Gewohnheit, als weil ſie würklich glaubten, daß ſie den Titel nicht lange beſizē würde, den ſie ihr anjezo beilegen wolltē. Sie empfieng den Glükwunſch mit der Leutſeligkeit, die ihr gewöhnlich iſt, ſo unruhig und geängſtet ihr Herze auch ſeyn mogte. Ja ſie ſelber war überzeugt, daß alle Ehre, die man ihr anthat, nichts als ein äuſſerlicher Pomp falſcher Gröſſe ſey, ein Schauſpiel, das zu nichts dienen würde, als ihre Ungnade zu erhöhen, wen̄ des Königs Befehl und Willen ihr ſolte entdeket werden. Wie vermehrte ſich ihre Furcht und Unruhe, nachdem das Zim̄er angefüllet war, und jedermann zurük wich, dem jungen Könige Raum zu machen, der eben hinein trat. Dieſen unerwarteten Beſuch ſahe ſie als einen gewiſſen Vorboten an, ſie würde den Pallaſt räumen müſſen; ſie hielt ihn beinah für grauſam genug, daß er, um ſie noch mehr zu kränken, dieſen Befehl in Gegenwart derer ertheilen würde, die ihr eben ihre Aufwartung machen wolten. Kaum war ſie vermögend ſich von ihrem Seſſel zu erheben, und ihm entgegen zu gehen; kaum konten die zitternden Glieder ihren Körper tragen, und ſie war genöthiget, ſich auf eine Dame zu lehnen, die ihr am nächſten ſtund. Dennoch bemühete ſie ſich, ihre Unruhe zu entſchuldigen, die nur gar zu ſehr aus ihren Augen hervor geleuchtet hatte. Allein der König kam ihr zuvor, und redete ſie in folgendē Ausdrüken an: „Madame! das ganze Königreich weis, mit was vor Widerwillen ich ſie zum Altar begleitet; und ihnen ſelbſt iſt bekant genug, wie ich mich bishero gegen ſie bezeiget habe. Beides ſind Gründe wichtig genug vor ſie, etwas härteres zu befürchten, nachdem ich Herr über meine eigne Handlungē geworden bin. Sie mögen muthmaſſen, daß ich einer Verbindung entſage, wozu man mich gezwungē hat, und die an meiner Seiten niemals iſt vollzogen worden. Doch, Madame! ſie beſizen Gedult und Zärtlichkeit genug, ſie ſind ſanft und milde zum Vergeben, u. mit tauſend andern Tugendē des Gemüths ausgezieret. Dieſe groſſe Eigenſchaften der Seele haben mir ſchon lange die Augen geöfnet, u. ich ſehe durch ſelbige nicht minder auf das, was ihr Körper ſchönes an ſich hat; ſo ſehr ich auch durch etwas, dem ich ſelber keinen Namen geben kan, von dieſem Geſtändniſſe bisher abgehalten bin, bis ich es auf eine ſo anſtändige Art ablegen konte, als ſie und die ganze Welt überzeugen mus, daß es mein freier Wille ſey. Ich habe anjezo die Gelegenheit dazu, ihnen einen Theil des Throns anzutragen, deſſen ſie würdig ſind, und das Bette, wovon ich ſie ſchon ſo lange entfernet hatte. Das Andenkē meiner vorigen Ungerechtigkeit bei ihren Verdienſten müſſe vergeſſen ſeyn; oder blos mit dem Triumphe verewiget werden, womit ſie es überwunden haben". Der Anfang dieſer Rede ſchien alles zu beſtätigen, was ihr die fürchterlichen Vorſtellungen eingegeben hatten, ſie wurde ſo niedergeſchlagen, daß ſie in die Ohnmacht fiel, und das Ende derſelben wurde ihr blos dadurch verſtändig, daß ſie ſich in ſeinen Armen fand. Dieſes zärtliche Bezeigen war eine Gunſtbezeigung, deſſen ſie vorher niemals von ihm war gewürdiget worden, und das ſie daher von der glüklichen Veränderung ihrer Umſtände, deſto ſtärker überzeugen muste. Ein ſo rührender Anblik trieb den meiſten in dieſer vornehmen Verſammlung die Thränen in die Augen. Ihre Bewunderung war getheilet, und ſie wuſten nicht, wer von beiden ſie am meiſten verdienen ſollte; Die Tugenden der Königin, die einen ſo unvermutheten Wechſel verurſachet hatten; oder die Grosmuth des Königes, der ſie ſo edel zu belohnen wuſte. Aber was muste die liebenswürdige Prinzeſſin nicht ſelber empfinden, die ſo plözlich von der äuſerſten Bangigkeit und Trauren zum Glük und zur Freude übergieng. Statt eines unverſöhnlichen Haſſes und Verachtung die ſtärkſten Proben der Gewogenheit und Hochachtung zu finden, = = ſtatt der unvermeidlichen und unmittelbaren Erniedrigung zur Mitregentin, und zur höchſten Gewalt erhaben zu werden, = = ſtatt der Welt bedaurenswürdig zu ſcheinen, ſich verehret, oder in ihrer Gröſſe beneidet zu ſehen, = = zu wiſſen, daß alle dieſe Folgen ihrer Mäſigung und Klugheit waren: dieſes war eine Glükſeligkeit, die alles was ſie vorhero gelitten, vollkommen, und in dem höchſten Grade erſezen konte. Herrliche Exempel was ein wohlgeartetes Gemüthe, und die daher entſpringenden Eigenſchaften vor Wunder thun können! Wie elend würde ſich dieſe nunmehr ſo glükliche Prinzeſſin gemacht haben, wenn ſie den Kaltſinn ihres Durchlauchtigſten Gemahls mit murriſcher Unzufriedenheit, heimlichen Vorwürfen, öffentlichen Klagen, oder andern Zeichen ihrer Empfindlichkeit erwiedert hätte; wie würde nicht dieſes ſein Misfallen und die Geringſchäzung ihrer Jugend und Schönheit gerechtfertiget haben! Aber wie liebenswürdig erſcheinet ſie in dem Schmuke der Gelindigkeit und Güte; wie beuget ſie ſein nachgebendes Herz durch die Gewalt der Liebe und Zärtlichkeit, das bei den Stürmen des Anſehens und Zwanges unbeweglich würde geblieben ſeyn. Selten finden ſich ſolche Exempel bei Perſonen, die ſo ſehr über andere erhoben ſind; und wo man ſie antrift, müſſen ſie die Augen der ganzen bewunderten Welt deſto mehr auf ſich ziehen. Doch auch im niedrigen Stande haben manche ein Beiſpiel gegeben, das nicht minder der Nachahmung würdig iſt.

Von dem Leben und den vornehmſten Theilen unſeres Leibes.

So wenig ſich die meiſten Menſchen die Erkäntnis ihrer Seelen angelegen ſeyn laſſen, ſo wenig bekümmern ſie ſich auch um die Kentnis ihres Leibes. Und doch iſt der Bau deſſelben ſo ein vollkommener Zeuge der göttlichen Weisheit, daß man den Menſchen nicht nur die kleine Welt, ſondern gar die andere Welt nennen möchte. Man bewundert mit Recht den Bau und die Bewegungen der Uhren. Aber was ſind dieſe gegen die groſſe Uhr, die Welt? und was ſind ſie gegen das eben ſo künſtliche Uhrwerk des menſchlichen Körpers? Die allermeiſten Menſchen eſſen, trinken und ſchlafen, weil es ihnen wohl thut, und bedenken nicht, daß ſie es deswegen eigentlich thun, damit ſie leben können. Unſer Leben beſtehet in der Bewegung und in der Empfindung. Wenn ein Menſch ſiehet, höret, ſchmecket, riechet und fühlet, ja wenn er nur eins davon thut, ſo lebt er; ingleichen wenn er, ohne äuſerliches Zuthun, einen Arm, einen Fus, oder ein jedes anderes Glied, bewegen kan, ſo ſagt man gleichfalls, daß er lebt. Hingegen wen̄ er keines von allen dieſen thut, ſo iſt er tod. Der Empfindungen oder der Sinnen ſind fünferlei; der Bewegungen aber ſind ſehr vielerlei. Bei allen Empfindungen iſt eine Bewegung, und man kan überhaupts ſagen, daß das Leben in der Bewegung beſtehet. Eine jede Maſchine hat etwas, das ihre Bewegung verurſachet. Dieſes iſt z. E. bei einer

Taſchenuhr die Spannfeder, bei einer Wanduhr das Gewichte, bei einer Mühle der Wind oder das Waſſer u. ſ. w. Was iſt aber in dem menſchlichen, oder überhaupt thieriſchen Körper, die Grundurſache ſeiner Bewegungen? Dieſes zu ergründen müſſen wir von dem, was wir ſehen, auf das zuruk gehen, was wir nicht ſehen. An einer Uhr ſehen wir den Stundenzeiger augenſcheinlich herum gehen. Sehen wir in die Uhr hinein, ſo finden wir, daß der Zeiger an ein Rad befeſtiget iſt, welches von einem andern Rad herum gedrehet wird, welches Rad endlich ſeine Bewegung von einer Spannfeder oder von einem Gewichte erhält. Dieſe Spannfeder oder dieſes Gewichte iſt der erſte Grund aller Bewegungen in der Uhr. Ehe wir in unſerm Körper auf dieſen erſten Grund ſeiner Bewegungen kommen, müſſen wir uns gleichfalls von den zuerſt in die Sinne fallenden Bewegungen an denſelben nähern. Ich wiederhole es, daß die Empfindungen eine Art von Bewegung ſind. Wenn man etwas fühlet, ſo geſchiehet dieſes durch einiges Drüken desjenigen Theils des Leibes, wo man etwas fühlet. Iſt aber nicht das Drüken eine Bewegung? Ja, das bloſſe Berühren iſt, aus gleichem Grunde, eine Bewegung. Wenn man riechet, ſo berühren die ſubtilen Theilgen des ausduftenden Körpers die zarte Haut in der Naſe. Wenn man etwas ſchmeket, ſo berühren die Speiſen oder Getränke die kleinen Wärzgen auf der Zunge. Das Hören geſchiehet durch Berührung eines ausgeſpannten Häutgens im Ohre von der in zitternde Bewegung geſezten Luft; und die Lichtſtrahlen müſſen die Augen berühren, wenn ſie uns, was auſſer uns iſt, ſichtbar machen ſollen. Alle dieſe Bewegungen, welche bei den Empfindungen geſchehen, geſchehen an den Enden gewiſſer holer Gefäſſe, welche durch den ganzen Körper vertheilet ſind, und Nerven genennet werden. In den Augen iſt hinten ein nezförmiges Häutgen, welches nichts anders iſt, als der Ausgang eines Nervens. Auf dieſes Häutgen fallen die Lichtſtrahlen durch die äuſſern Häute u. Feuchtigkeiten des Auges, und mahlen daſſelbſt die Bilder derjenigen Körper, von welchen Lichtſtrahlen darauf fallen. So bald dieſes geſchiehet, hat das Auge diejenigen Empfindungen, welche man das Sehen nennet. Wenn die Luft durch einen Schall in eine zitternde Bewegung geſezet wird, ſo ſezt dieſe erregte Luft in dem Ohr gleichfalls ein zartes, wie ein Trommelfell ausgeſpanntes Häutgen, in eine zitternde Bewegung. Dieſes Häutgen iſt ebenfalls das Ende eines Nervens. Wenn dieſe Bewegung, welche durch krumme Gänge fortgeſezt und dadurch vermehret wird, geſchicht, ſo höret man. Innwendig in der Naſe iſt eine zarte Haut, welche auch in einen Nerven ausgehet. Sobald zarte Düfte von riechenden Körpern an dieſelbe treffen, ſo riechet man. Auf der Zunge ſind viel ſehr kleine Wärzgen, und auf dieſen ſchmeket man, wenn man iſſet und trinket. Dieſe Wärzgen ſind alle Spizen von in viele Aeſtgen zertheilten Nerven. Eben dergleichen, aber nicht ſo viele und empfindliche Wärzgen, ſind auf der Haut des ganzen Körpers, welche gleichfalls alle Spizen von den ſehr vielen Nerven ſind, die durch den Körper vertheilet ſind. Wenn dieſe berühret werden, ſo fühlen wir. Wenn man alle dieſe Nerven, an deren äuſſerſten Enden die Empfindungen geſchehen, und welche ſelbſt das Weſentliche, die Werkzeuge der Sinnen ſind, verfolgt, ſo endigen ſie ſich alle in dem Gehirne, oder vielmehr, ſie nehmen ihren Urſprung aus dem Gehirne. Auſſer den Geſichts- Gehör- Geruch- und Geſchmaknerven gehen noch einige wenige aus dem Kopfe unmittelbar in den Körper. Die meiſten aber entſpringen zu beiden Seiten des Rükgrades aus dem Rükgradmarkt. Dieſes iſt nichts anders als eine Fortſezung des Gehirns. Alle dieſe Nerven dienen, auſſer dem Endzweke des Gefühls, zu den Bewegungen des Körpers und ſeiner Theile, welche nicht zu den ſinnlichen Bewegungen gehören. Das in ihm enthaltene ſehr ſubtile und unſichtbare flüſſige Weſen, welches der Nervenſaft, oder die Lebensgeiſter genennet wird, mus allemal dahin dringen und daſelbſt geſchäftig ſeyn, wo eine Bewegung geſchehen ſoll. Wo kömmt aber das Gehirn, als der Urſprung aller Nerven und das allgemeine Werkzeug aller ſinnlichen Empfindungen, her? Ehe ich dieſes beantworten kan, mus ich etwas von dem andern flüſſigen Weſen, welches faſt unſern ganzen Körper anfüllet, von dem Blute ſagen. Wenn man in einen lebendigen Menſchenkörper ſchneidet, es ſey, wo es wolle, nur nicht in den knochichten Theilen deſſelben, ſo dringt ein rother Saft heraus, welcher Blut genennet wird. Alle weichen und fleiſchichten Theile des Körpers beſtehen aus ſehr vielen überaus zarten Fäſerchen. Zwiſchen dieſen Fäſerchen ſind viel gleichfalls mit Blut angefüllte Röhren herum vertheilet, welche Adern genennet werden. Dieſe Adern lauffen immer enger und enger, und werden endlich ſo enge, daß ſie ſich in den ſubtilen Fäſerchen verlieren; ja ſelbſt dieſe ſubtilen Fäſerchen ſind verlängerte Adern. Es beſtehen alſo alle unſere fleiſchichten Theile aus Blut angefüllten Röhren. Die Röhren ſelbſt aber beſtehen wieder aus lauter noch kleinern Röhren, welche verlängerte Nerven ſind. Wenn man die Adern einwärts verfolgt, ſo weit, als man kan, ſo werden ſie immer weiter und weiter. Sie endigen ſich hernach alle in etlichen ſehr groſſen Adern, und dieſe lauffen endlich in dem Herzen zuſammen. Das Blut in dem einen Theile der Adern bewegt ſich von dem Herzen weg nach den äuſern Theilen des Leibes, und in dem andern von dieſen weg nach dem Herzen zu. Die Adern von der erſten Art werden Pulsadern, und die von der leztern Blutadern genennet. Das Blut iſt ein unumgänglich nöthiger Theil des menſchlichen Körpers. So bald dieſes häufig vergoſſen wird, höret der Menſch auf zu leben. Aus dieſem werden alle Säfte, welche zur Erhaltung des Leibes nöthig ſind, als Verdauungsſaft, Galle u. ſ. w. abgeſondert. Aus dem Blute kommen auch alle die feſten Theile, welche ſich an die ſchon vorhandenen anſezen, und dadurch das Wachsthum verurſachen. Aus dem Blute wird auch im Kopfe das Gehirn, und aus dieſem der Nervenſaft, in welchem eigentlich das Leben beſteht, abgeſondert. Dieſes geſchicht alle Augenblike, und wenn nur einen Augenblik der Lauf des Blutes aufgehalten wird, ſo wird auch dieſe Abſonderung unterbrochen, und dieſes verurſachet ſo gleich den Tod. Das Herz zieht ſich beſtändig wechſelweiſe zuſam̃en und auseinander, u. unterſucht dadurch die Bewegung oder den Kreislauf des Geblüts durch alle Adern. Zu dieſer Bewegung des Herzens, und zur Zubereitung des Bluts wird das Athemholen in der Lungen, durch welche das Geblüt, eh es aus dem Herzen in dem Körper herum vertheilet wird, nothwendig erfordert; Daher ein Menſch ſo gleich ſterben mus, wann ihm die Gurgel aufgeſchnitten oder verſchloſſen wird. Das Geblüt kömmt von den Speiſen und Getränken, welche im Magen genau vermiſchet werden. Der beſte Saft davon wird im und um den Magen abgeſondert, ſteigt durch einen Zwang in die Höhe, und ergieſt ſich bei dem Herzen in das Geblüt, da wo es bald in die Lunge zur völligen Zubereitung vertheilet wird. Das Uberflüſſige von den Speiſen und Getränken gehet theils durch die Gedärme unterwärts, als feſte Theile, fort, theils wird es in den Nieren vom Blute abgeſondert, und als Urin aus dem Körper gebracht. Die Adern und Nerven endigen ſich auf der Haut alle in höchſtſubtilen Oefnungen. Aus dieſẽ dünſtet endlich das ſubtilſte überflüſſige aus, theils als Schweis, theils als unvermerkte Dünſte. Dieſes ſehr wenige habe ich heute in der Kürze von dem Leben und den vornehmſten Theilen unſers Körpers ſagen können. Mit den Thieren hat alles hierinne gleiche Beſchaffenheit. Was Ausführliches hievon findet der geneigte Leſer, mit moraliſchen Anmerkungen in dem 2ten Theil des Referendarii, pag. 317. bis 335.

Betrachtung über das fleiſige Leſen nüzlicher Bücher.

Alle Verrichtungen des Menſchen in dieſem Leben machen nur ein Etwas aus, womit er ſich, um die Zeit hinzubringen, zu unterhalten pfleget, ausgenommen diejenige, welche die Arbeit an dem Heil der Seelen in ſich faſſet; denn das übrige, wenn man es vernünftig beurtheilet, iſt nur ein Zeitvertreib, welcher mit der Zeit abwechſelt und vergehet. Von allen ſolchen Zeitverkürzungen iſt nun gewislich keine ſo angenehm und ſo nüzlich, als das Leſen guter Bücher. Der Poet und Philoſophe Plato war in ſeiner Jugend den Eitelkeiten der Welt ſehr ergeben, und das flüchtige Weſen, welches er von Natur hatte, machte ihn in ſeiner Aufführung ſehr unbeſtändig. Er fieng zeitig an Soldat zu werden, nachgehends verſuchte er ſein Glük auf dem Meer, hierauf lernte er das Bekerhandwerk, alsdenn wurde er ein Schneider, ferner ein Kaufmann, und GOtt weis, wie viel Handwerke er nicht ſonſt verſucht hat, ehe er ein Philoſoph geworden. Als er nun einsmal gefragt wurde, in welchem Stand er die meiſte Ruhe und Zufriedenheit gefunden hätte, ſo antwortete er auf folgende Art: „Wiſſet, daß kein Stand iſt, wo man nicht die Veränderung wünſchet, keine Ehrenſtelle ohne Gefahr, kein Reichthum ohne Arbeit und Unruhe, kein Wohlergehen ſo beſtändig, daß es ſich nicht endigen ſolte, noch kein Vergnügen ſo angenehm, deſſen wir nicht endlich ſatt werden; Ich habe alſo nie mehr Ruhe und Zufriedenheit in mir verſpüret, als ſeitdem ich mich gänzlich dem Leſen nüzlicher Bücher ergeben habe". Wahrhaftig, dieſer Philoſophe behauptete eine ſolche ſchöne Wahrheit mit gutem Grund; denn ſo ſehr als wir uns nur bei den Eitelkeiten dieſer Welt aufhalten, ſo ſehr ſind wir auch dabei beunruhiget. Wir verlangen, wir ſuchen, wir bitten und flehen, und wenn wir alles erhalten, und alles dabei ausgeſtanden haben, ſo ſind es nur wenige Augenblike, die den Genus ausmachen, und uns hernach dafür den Ekel einflöſſen. Von alle dieſem iſt wol dieſes die Haupturſache, daß wir dasjenige, was wir habē, nicht vor hinlänglich, u. das, was andere beſizen, vor gar zu beſonders achten.

Die Ergebung des Leſens guter Bücher befreiet uns von aller dieſer Gemüthsunruhe. Durch ſie lernen wir die Eitelkeit aller Sachen erkennen; denn die Verſtorbenen, welche uns die Wahrheit entdeken, unterweiſen uns deſſen, und überführen uns davon durch ihre gehabte Erfahrung. Das Gründliche ihres Umgangs iſt unendlich weit demjenigen vorzuziehen, womit uns die Lebendigen unterhalten. Wollen wir wiſſen, was zum Heil unſerer Seelen gehöret, ſo unterrichten ſie uns davon ohne Heuchelei. Verlangen wir gute Wiſſenſchaften zu erlernen, ſo theilen ſie uns ſolche mit ohne eine Belohnung dafür zu verlangē: wollen wir die Staatskunſt lernen, ſo zeigen ſie uns ſolche ohne Stolz und aufgeblaſenes Weſen; Sind wir begierig die Regeln einer guten Haushaltung zu faſſen, ſo verſchaffen ſie uns ſolche ohne den geringſten Aufwand. Wünſchen wir in geiſtlichen Sachen unterrichtet zu ſeyn, ſo finden wir an ihnen Lehrer ohne Stolz und Hochmuth. Sehet einmal alle Vortheile, welche wir dem Leſen guter Bücher ſchuldig ſind, und vermittelſt deſſelbigen wir ganz gemeinſchaftlich mit denen erleuchteſten Perſonen des Alterthums umgehen können. Über dieſes ziehen wir noch einen andern Vortheil aus dem Leſen, welcher darin nen beſtehet, daß wir uns von denen ſo häufigen und gefährlichen Umgange der Lebenden abziehen, und uns unvermerkt an den Umgang der Toden gewöhnen, die uns lehren, daß, ohneracht ſie ſich durch ihre Schriften unſterblich gemacht, dennoch ihre Körper der Verfaulung aufgeopfert ſind, und daß alles Wiſſen, alle Macht und Anſehen ſich endlich mit dieſem Leben endiget, nach dem Ausſpruch des Poeten:

Was hilft uns dieſe Welt? was Ehre, Ruhm und Siegen?
Weil wir, nachdem wir tod, in Staub und Aſche liegen.

Nüzliche Anmerkung im Bauweſen, in Anſehung der naſſen Mauren und ſchwizenden Steinen ꝛc.

Die Urſachen, welche die Feuchtigkeiten in den Sandlagen und Steinen hervor zu bringen fähig ſind, folglich die Mauren ſchwizend, und die Zimmer dämmelnd werden, ſind in denen vorhergehenden Blättern, pag. 62. zur Genüge angezeiget worden, als dahin auch dieſe übrige nachſtehende Abhandlung, als ein Zuſammenhang, gehöret.

In dem Bauweſen wird alſo erfordert, wann man andern feuchte Zimmer vermeiden will, daß bei Erkaufung der Steine die Vorſicht gebrauchet wird, durch angeſtellte Proben zu erfahren, ob die Steine gut, daß ſie nicht ſchwizen werden. Und da iſt der kürzeſte Weg dieſer: wenn man einige Steine vor dem Gebrauch eine Zeitlang ins Waſſer leget, und ſie hernach mit einer eiſernen Krazbürſte reibet. Geſchiehet es nun, daß eine ſchleimige Materie davon abgelegt, welche das Waſſer weich gemacht und abgelöſet hätte; ſo iſt es ein Anzeigen, daß ſie entweder unzeitig oder nicht recht ausgebrannt ſind; denn dergleichen würde bei reifen Steinen nicht erfolgen. Einige thun gar etwas Scheidewaſſer darauf, und krazen ſie denn mit ſolcher Bürſte. Wenn auch die Steine ein Jahr oder länger unter freiem Himmel liegen, und ſie werden alsdenn grün oder bewachſen, iſt es eine Anzeige, daß ſie entweder nicht ſo reif, oder nicht ſo gut ausgetroknet geweſen, als andere, die rein und gut bleiben. Auch würde ein Stük von ſolchem Steine, wenn es glüend gemacht und darauf ins Waſſer geworfen worden, nicht ſo feſt und hart bleiben können, als vorhin, ſondern würde mürbe und krümlich werden, oder gar im Feuer ſpringen. Wenn nun ein Stein in gedachten Proben bewährt erfunden iſt, oder wenigſtens die Waſſer- und Feuerproben ausgeſtanden hat, kan man von ihm verſichert ſeyn, daß er ſeine gehörige Vollkommenheit erreichet hat, und nicht ſchwizen werde. Jedoch mus es auch im Bau nicht verſehen werden, daß nemlich guter Sand und Kalch oder Mörtel dazu genommen, und alles Mauerwerk durch die Luft allmählig auch völlig austrokene. Denn wo es ſo feucht und unausgetroknet gleich zugemacht wird, daß die Luft nicht mehr frei durchſtreichen kan, mus es eben ſo wohl ſtoken, als wenn die Speiſe zwar gut zur Noth ausgetroknet wäre, aber die Steine wären voll Feuchtigkeit geblieben. Wie etwa reine und gute Kleider in einem ſtokenden Zimmer oder Schranken mit angeſteket werden, und verſtoken: ſo geht es auch den Gebäuden, darinn ſtokende Steine, oder Mauren, oder Gehölze zu finden ſind, eines greift das andere an, und befördert ſein Verderben. Man darf nur einen Begrif vom Stoken haben, ſo wird man leicht begreifen, wie ſolches zugehe. Die Stokung iſt eine Fäulnis der Feuchtigkeiten in den Zwiſchenräumchen eines Körpers: Denn ſo lange die Feuchtigkeit eines Körpers, noch friſch oder in gehöriger Bewegung iſt, ſagt man wohl von ihm, daß er feuchte oder nas ſey, aber nicht, daß er ſtoke. Hingegen wenn durch Mangel der einen Körper erhaltenden Bewegung, oder durch Stilleſtehen die Feuchtigkeit anfanget zu faulen,

len, ſo geräth ſeine Erhaltung ins Stoken, und das heiſt, ſtoken. Wie nun ſonſt ein faules Waſſer oder ein Sumpf, ſich durch ſeinen faulen Geruch verräth: ſo iſt es kein Wunder, daß es in einem ſtokenden Zimmer ebenfalls übel, oder, wie man ſagt, dumpfig riechet. Indem nemlich ein feuchter Körper beginnet zu faulen, gerathen die Feuchtigkeiten in ihm in eine Art von Gährung, welche durch ausdehnende ſchnelle Bewegung der ſauren und ſchwefeligten Theilgen, in ihnen einige von ſich rings umher austreiben, dagegen andere hinzukommen, die auch in Fäulnis gebracht werden. Indem ſolches lange anhält, werden alle Körper, welche dieſer faulenden Feuchtigkeit nicht widerſtehen können, mit ins Stoken gebracht. Daher vermodern ſie gänzlich, weñ dieſe ausdehnende Gährung die Verbindung ihrer kleinſten Theilgen auflöſen kan, wie z. E. Papier, Linnen, Kleider ꝛc. oder wo die Verbindung nicht völlig gehoben wird, werden ſie doch ganz faul und morſch, wie das Holz, womit dergleichen ſtokende Zimmer verkleidet werden; oder wenigſtens mürbe, krümlich und grübigt, wie die Steine ſelber. Die Luft aber, jemehr ſie verſperret iſt, oder je weniger ſie mit der Luft unterm freien Himmel gemeinſchaftliche Bewegung hat, je dumpfiger und faulriechender werden die Feuchtigkeiten in denſelben. Und dies macht dann, daß die Stokung immer weiter um ſich greift, wie etwa ein wenig Sauerteig einen ganzen Teig, oder ein wenig Hefen ein ganz Gebräude Bier in Gährung bringt, und daß ſie deſtomehr Schaden verurſachet, je weiter ſie gehet, auch wohl das ganze Gebäude verderbet. Das ſind insgemein die Früchte eines übel beſorgten Bauweſens, da man entweder nicht verſiehet, was dazu gehöret, oder unzeitig eilet, oder am unrechten Ort etwas erſparen will. Doch kan auch noch eine andere Urſache dem Körper zum Stoken Anlas geben. Nemlich wenn ein Körper gleich troken geweſen, aber von auſen ſtokende Luft in ihn dringet, oder er ſtill an einem Orte lieget, da die Luft ſtokend wird: ſo hebt er vermöge der Erfahrung auch an zu ſtoken. Denn die Luft iſt voll feuchter Dünſte, wenn dieſe faul oder ſauer geworden, ſteket ſie die andere Luft, und die Körper, dadurch ſie dringet, mit an: das iſt, ſie macht ſie mit feucht, und ihre Feuchtigkeit iſt faulend, löſet folglich die Verbindung ihrer Theilgen auf. Alſo wenn ein Gebäude gleich wohl gebauet iſt, auch alles wohl getroknet geweſen, kan es von benachbarter ſtokender Luft durchdrungen werden, oder, wenn die feuchte Luft lange darinnen verſchloſſen geweſen, auch ſo zu ſtoken anfangen. Wiewohl in dem leztern Falle faſt nur die Luft faulet, das Gebäude aber wenig, und nur durch ſehr lange Zeit erſt beſchädiget wird. Wie denn auch kein Gebäude ſo dicht iſt, daß nicht etwas Luft durch einige Rizgen dahin ſolte eindringen können; Denn das Hauptwerk bei der Stokung, kommt auf die Fähigkeit der Feuchtigkeiten an. Welcher Körper demnach die Feuchtigkeiten wenig oder gar nicht annimmt, der iſt auch ſo viel freier und unbeſchadender von der Stokung. Man mus NB. die Urſache des Stokens vor allen Dingen unterſuchen, ehe man ſagen kan, ob und wie weit ihm zu helfen ſey? Wenn die Urſache nur in der Luft, nicht aber im Gebäude ſelbſt iſt, geht es wohl am erſten an, daß man ihm hilft durch Eröfnung der Thüren und Fenſter, damit die friſche Luft frei hindurch ſtreichen und es austroknen kan. Denn weil die Urſache in der faulen Luft iſt, fällt dieſe weg, wenn an deren Stelle friſche hineingebracht, dergleichen Zimmer nachhero gebraucht, oder immer mit friſcher Luft verſehen wird. Iſt aber die Urſache der Stokung im Hauſe ſelbſt, ſo mag ſie entweder in dem Grunde und Plaz, worauf es ſtehet, oder in den Theilen des Gebäudes enthalten ſeyn. Iſt der Grund nas oder faul, mus ſolcher ſo viel möglich gebeſſert, und ſtatt ſolcher Erde, da ſich das Waſſer ſammlet und aufhält, dergleichen Erde hingebracht werden, welche die Feuchtigkeit ſo nicht annimmt, ſondern vielmehr abfällt. Nemlich, wenn von fetter blaulichen Leimerde, eine zulängliche Lage von auſſen an den Mauren und im Grunde angebracht, auch wohl mit Kohlenſtaub, Ziegelmehl ꝛc. vermenget, wohl geſtampfet, befeſtiget und getroknet wird; hält ſolches den Zuflus der Feuchtigkeit von unten umher ab. Wäre der Zuflus des Waſſers ſehr häufig, müſte man es auf die Art angreifen, wie man im Waſſerbau die Pfeiler der Brüken, und Grundlagen der Häuſer anleget, und dauerhaft machet. Wäre der Grund aber niedriger, als die Gegenden umher, von denen ſich das Waſſer dahin ſammlet, würde eine nothdürftige Erhöhung, jedoch nicht von Sande oder dergleichen Erde, dadurch ſich das Waſſer in die Höhe ziehet, vorzunehmen ſeyn. Endlich wenn die Urſachen des Stokens in den Steinen, Mauren, oder Holze ꝛc. im Gebäude lieget, ſo iſt es am ſchlimmſten, die meiſten Mittel ſo man alsdenn anwendet, helfen nur dem Scheine nach, und auf eine Zeitlang. Man bekleidet die Mauren mit Dielen, und das hilft nur ſo lange, bis die Dielen der Stokung müſſen gewonnen geben, und zermorſchet niederfallen. Jedoch je beſſer dergleichen Holz daraus die Dielen ſind, der Fäulnis widerſtehet, je fetter es iſt; je länger kan es ſich wider die Verſtokung wehren. Nehme man ſtatt der Dielen zur Bekleidung der Wände, andere ganz hart und dürre ausgebrante Körper, dergleichen zum beſchlagen und auszieren der Wände ſchon allerlei vorhanden ſind, würden ſie ſo viel länger Dienſte thun, ſo viel weniger die Feuchtigkeit in ſie dringen, und deswegen auch kein Stoken in ihnen verurſachen kan. Aus eben dieſem Grunde verſtehet es ſich, daß auch diejenigen Körper, die ſonſt vermöge der Erfahrung die Feuchtigkeiten abhalten, hiebei zu Hülfe können genommen werden. Als wenn die ſchwizenden Steine waker mit Oel getränket würden, oder auch die Bretter, ſo zu Bekleidung der ſtokenden Wänden angewendet zu werden pflegen, mit Oelfarben rings umher beſtrichen, oder an der Wand wohl bepechet oder betheeret würden ꝛc. ſo müſte es der Stokung auch ſo viel länger widerſtehen; wenn nur der Geruch genugſam gedämpfet würde. Hiernächſt müſte die Luft im Sommer durch ein Haartuch, im Winter durch das Einheizen, oder auch wohl durch die neue desaguliériſche Dunſtpumpe fleiſig abgewechſelt, und friſche hinein geſchaffet werden.

Zufällige Gedanken von dem Wiz.

Wo viel Weisheit iſt, da iſt viel Grämens. Eccleſ. 1, 18.

Ich werde nicht viel Wiz nöthig haben, um zu beweiſen, daß man glüklich iſt, wenn man keinen oder nicht viel hat. Das Exempel zweier Brüder wird genug ſeyn, um uns dieſer Wahrheit zu überzeugen **Philos** hat in der Welt ſein Glük gemacht, ohne daß er nöthig hatte, ſelbſt darzu etwas mit beizutragen. Er hat ſchöne rothe Baken, und ein rundes Angeſicht. Die Geſundheit und das Vergnügen leuchtet ihm aus den Augen. Seine Geſtalt iſt dik, wohl unterſezt, kleinſchicht, und etwas beſchwerlich in den Wendungen: alles iſt bei ihm mäſig und ausgefüllt. Philos war von Jugend auf ein gutes Kind; ſtill, beſcheiden, ruhig, ohne Liſt, ohne Bosheit: Er machte keine groſſe Anſchläge; er mengte ſich in keine Weitläuftigkeiten. Er hatte nichts ausſchweifendes, nichts übertriebenes, nichts ſchalkhaftes. Die gröſte Mühe war ihm etwas beizubringen. Es wolte nichts in ſeinen ſchönen Kopf. Kaum daß er leſen und ſchreiben lernte; wegen den Wiſſenſchaften mochte man thun, was man wolte, er begrift davon nichts; die Natur, welche mehr Einſichten hatte, als ſeine Lehrmeiſter, wuſte, daß ihm doch alle dieſe Dinge dermaleinſt nichts nuzen würden. Warum ſolte er ſich damit den Kopf zerbrechen, und ſolchen mit allerhand Grillen anfüllen, die zu nichts dienen, als einem das Leben verdrieslich und unruhig zu machen? Er war in den gewöhnlichen Leibesübungen geübet; er ſas gut zu Pferd, und wuſte, wie man einen Haſen auftreiben ſolte. Er war dabei ein Haushälter, und liebte keine groſſe Geſellſchaften. Wenn er die Beluſtigungen nicht vor ſeinen Füſſen fand, ſo gab er ſich nicht die Mühe, ihnen viel nachzulaufen: ſeine Leidenſchaften waren ſo heftig nicht. Die Liebe quälte faſt niemals ſein ruhiges Gemüthe. Er überlies ſeiner Mutter die Sorgfalt, für ihn eine Frau zu erkieſen: ſie that ſolches zu ſeinem gröſten Vortheil. Philos iſt der beſte Mann von der Welt: er hat ſeine Frau ſo lieb als ſeine Pferde, und wie ſeine Jagdhunde. Dieſe Gattung von Liebe hat nichts ſehr beſchwerliches. Seine Ehe iſt überaus glüklich. Das ganze Haus iſt von dem Überflus und dem Segen einer Familie angefüllt. Dem Philos mangelte nichts mehr als ein Rang. Bei Hof hätte ihm derſelbe etwas beſchwerlich ſeyn mögen. Er kaufte ſich deswegen einen Plaz in der Regierung der Provinz: er verſiehet darinne die Nothdurft mit allen Ehren. Seine Ausſprüche ſind ſehr natürlich; er faſſet alles kurz. Es kom̃t hier meiſtens darauf an, daß man eine Sache entſcheidet. Er iſt darinnen ſehr glüklich, denn weil er nicht alles ſo genau unterſuchet, ſo koſtet ihn ein Urtheil nicht viele Mühe. Einsmals verklagte einer ſeinen Schuldmann: dieſer kam, nachdem er war vorgefordert worden. Er hielt eine lange Rede, um ſich zu entſchuldigen. Philos wurde darunter, wider ſeine Gewohnheit, ungedultig. Er fragte den Beklagten: Seyd ihr dem Kläger ſchuldig? Jener antwortete mit Ja. Nun, ſo zahlt ihn ins T. . . Namen, war Philos Beſcheid, was ſoll das viele Gewäſche? damit ſtund er auf, und ſein Amtsſiz hatte ein Ende. Man denke nur, wie hurtig die Proceſſe zu Ende laufen würden, wenn der ſchädliche Wiz der Rechtsgelehrten ſich zu ſo natürlichen Schlüſſen herunter laſſen würde. Ein glükliches Ungefehr vermiſcht mit ein wenig Vernunft, hilft ihm allenthalben durch. O Philos! wie vortreflich iſt dein Zuſtand! wie glüklich biſt du, daß du nicht viel Wiz haſt. Philintes, der jüngſte Bruder des Philos, hat weder ſolche Eigenſchaften, noch ein ſolches Glük. Er hat ein edles Weſen, lebhafte Augen, eine erhabene Naſe, einen ſchlanken wohlgewachſenen Leib, ſehr angenehme und höfliche Geberden; nichts niederträchtiges, nichts unanſtändiges. Sein Verſtand iſt ungemein; er beſizt eine tiefe Einſicht in allen Wiſſenſchaften. Er verſtehet Lateiniſch, Italiäniſch, Franzöſiſch ꝛc. und noch andere Sprachen. Er kennet die beſten Schriftſteller der alten und neuern Zeiten. Seine Aufſäze ſind voll des feinſten Wizes: Er weis allen Sachen eine artige Wendung, eine gewiſſe ſinnreiche Anmuth, und ein gründliches Weſen zu geben. Mit einem Wort, er hat alle groſſe Eigenſchaften, die einen Mann können empor heben und bewundern machen. Sein Glük war Anfangs nicht mittelmäſig. Er zeigte ſich nicht ſo bald bei Hofe, ſo brachte er ſich die Hochachtung kluger und verſtändiger Leute zuwege. Der König ſelbſt ſchenkte ihm ſeine Gunſt, und brauchte ihn zu den wichtigſten Verrichtungen; Allein, ſein groſſer Geiſt machte andere klein. Die Eigenliebe der Menſchen ſiehet nicht gern dasjenige an andern, wodurch ſie ſich ſelbſt will gelten machen. Das ſchlim̃ſte für den Philintes war, daß er nicht allein einen verſtändigen, ſondern auch einen redlichen Hofmann abgab; er zeigte andern ihre Fehler, indem er ſich derſelben enthielt; ſeine Tugenden wurden alſo ein Vorwurf der Aergernis, woran ſich die Laſter ſtieſſen. Philintes entdekte bald die heimliche Ranke, womit der Fürſt von ſeinen vornehmſten Räthen hintergangen wurde: er bemerkte, wie ſie denſelben durch ihre eigennüzige Rathſchläge in die verwirrteſte Händel mit einflochten, und niemals von einer Sache recht gründlich unterrichteten. Er ſuchte ihn deswegen auf die Erkäntnis ſeines wahren Nuzens zu bringen. Dieſes war nicht klug. Man hält ſich allezeit beſſer mit den Bedienten, als mit dem Herrn: ſie können einen bei dieſem immer wieder in Gnaden bringen, wenn man das Unglük hat daraus zu fallen; anſtatt, daß ſich niemand unſer annimt, wenn die Bedienten gegen uns ſind. Allein, die Klugheit des Philintes muſte hier denen Regungen ſeines guten Herzens weichen. Man ſiehet daraus, daß ein Menſch, der viel Verſtand hat, noch unglüklicher wird, wenn er dabei auch redlich iſt. Es währte nicht lang, ſo wurde Philintes für einen unruhigen, eigenſinnigen und gefährlichen Menſchen gehalten. Man liebt nicht die Leute bei Hofe, die ſich in alles mengen, und alle Geheimniſſe der erſten Staatsköpfe ausklügeln wollen. Einige ſuchten den Philintes in ihre Bande mit einzuziehen, und ihn an eine von ihren Töchtern oder Anverwanden zu verheirathen. Allein Philintes, den nichts als Verdienſte und wahre Annehmlichkeiten rühren konten, heirathete eine Perſon auf dem Lande, die ſo unvermögend, als liebenswürdig war. Sehet hier abermals einen groben Staatsfehler, der von der Zartlichkeit ſeines Verſtandes herrührte. Eine Frau zu nehmen, die kein Geld und auch keinen wichtigen Anhang hatte; kan man dieſes wohl einem Hofmann verzeihen? Philintes ſelbſt hatte keine groſſe Einkünfte, und ſeine Beſoldungen giengen mit ſeinem Aufwande drauf. Er war ein ungemeiner Kenner von allen raren Kunſt- und Naturſachen. Er liebte die Muſik, die Pferde, die Gärtnerei, Kleider, Hausrath, Geſchirr, alles war ausgeſucht, nett und ins Auge ſpielend. Man lebte bei ihme ohne groſſe Ceremonien; alles ſchmekte hier nach einer mäſigen Wolluſt und nach einem feinen Wiz. Das ſchlimſte war, daß dabei viel Geld aufgieng. Der König ſtarb. Deſſen Nachfolger, welcher ſeine Erziehung von einem Menſchen bekommen hatte, der dem Philintes nicht gewogen war, ſchaffte ihn ab. Dieſer Fall war ſchnell; Philintes hatte ihn nicht voraus geſehen. Er wurde ein Spiel der Nachſtellungen ſeiner Feinde. Er muſte aufpaken und fortwandern. Er kam alſo vom Hofe zuruk, wie Boileau ſagt: Triſte, à pied, ſans laquais, maigre, ſec, ruiné. Traurige Vortheile eines groſſen Wizes! Hätte Philintes nicht mehr Geiſt als ſein Bruder gehabt, ſo wäre er gewis nicht ſo unglüklich worden. Ein gemeines Glük iſt nicht für groſſe Leute; ſie treiben ſich durch ihren groſſen Verſtand und durch ihre Wiſſenſchaften in die Höhe; der Neid aber und die Verfolgung ſtürzet ſie wieder herunter.

Von den übeln Folgen theils Eltern, die ihre Kinder ſtudieren laſſen.

Hochmuth und Eigenliebe ſind diejenigen Klippen, woran die Wohlfahrt derer Eltern, die öfters einen Sohn ohne genugſame Prüfung, ob er die Gemüthskräften und Fähigkeit beſizet, zum Studieren wiedmen, mehrentheils Schifbruch leidet; welche Eltern man denn zuförderſt zu tadeln hat, weilen ſie insgemein auch zugleich an dem Verderben ihrer Kinder die erſte Urſache ſind. Oefters verſtehen die ehrlichen Leute ſelbſt nicht, was eigentlich zu einem Gelehrten gehört. Sie glauben ihren Kindern die gemächlichſte Lebensart zu verſchaffen, wenn ſie ihnen Vorſchub thun, nach ihrer Sprache, das Herrenhandwerk zu erlernen. Sie laſſen ſich den äuſſerlichen Schein blenden, und bilden ſich ein, ihre Kinder haben einen guten Kopf, wenn ſie eher als vor dem 12ten Jahre leſen lernen. Sie bauen ſich wohl gar in Gedanken, durch ihre ſtudierten Kinder, eine Stuffe in den Himmel. In dieſer Einbildung ſtunde Herr Dummkopf und ſeine Ehegattin, die ihre Kinder alle in Mutterleibe einer gewiſſen Lebensart wiedmeten. In der Hochzeitnacht beſchloſſen ſie miteinander, GOtt anzuflehen, daß er ihnen einen Sohn zu ihrem erſten Kinde ſchenken möchte. Ihre Dankbarkeit verlangte dieſe Wohlthat nicht umſonſt. Ihr erſter Sohn ſolte ein Geiſtlicher werden. Sie wurden mit einem Sohn erfreuet. Er hatte einen unglaublich groſſen Kopf. Die Eltern knieten dankbar vor ſeiner Wiege, indem ſie den groſſen Kopf für das Zeichen eines groſſen Verſtandes anſahen. Der liebe Sohn wuchs. Er lernte ſchwerlich reden, und behielt eine ſtammlende Zunge. Dennoch ſolte er ein Geiſtlicher werden: Denn Moſes hat bekannter maſſen auch geſtottert. Man hielt ihn zur Schule. Er brachte lange Zeit, mit der Erlernung des A. B. C, noch länger, mit dem Buchſtabieren, noch zweimal ſo lange, mit dem Leſen zu, und das zwölfte Jahr ſeines Lebens vergieng, ehe er ſeinen Namen, Deodatus Bonaventura Dummkopf, nachmahlen lernte. Er ſollte aber, dem ohngeachtet, ein Geiſtlicher werden. Die Lebensart der Feuermäuerkehrerjungen, fieng an ihm zu gefallen. Er wolte dieſes Handwerk lernen. Der Prügel aber trieb ihn zur Schule; er ſolte geiſtlich ſtudiren. Das lateiniſche war ihm zu ſchwer. Griechiſch, würde er wol leſen gelernet haben, allein die krummen Haken konnte er nicht unterſcheiden, und für den morgenländiſchen Sprachen behielt er zeitlebens einen Abſcheu. Er wird alles ſchon lernen, ſagte ſein kluger Vater, wenn er in das Amt kömmt. Ehe er auf hohe Schulen gieng, ward er mit der Köchin ſeiner Eltern bekannter, als nöthig war. Auf Univerſitäten war er ſich ſelbſt gelaſſen. Eigentlich glaubte er er auch nicht, des Studierens wegen da zu ſeyn, und er war ſchon vergnügt, die öffentlichen Lehrer von Perſon zu kennen: Denn von ihrer Stärke und Schwäche zu urtheilen, war ſein Amt nicht. Seine Geſellſchaft, beſtund aus einigen Schlöſſergeſellen. Er hatte die Güte des Stahls vortreflich innen; und wußte den Unterſchied zwiſchen einem franzöſiſchen und teutſchen Schloſſe, an dem Finger herzuſagen. Die vier Jahre ſeines Studierens verliefen. Er gieng nach Hauſe, und mußte in ſeiner Vaterſtadt predigen. Seine Abhandlung war ſo uneben nicht. Er handelte von dem Sohn der Wittwe zu Nain, und ſahe in dem erſten Theile auf den Sohn, und in dem zweiten auf die Wittwe zu Nain. Dafür konnte er aber nicht, daß ſein Gedächtnis zu ſchwach war, eine Reihe niedergeſchriebener Worte, in ihrer Ordnung von ſich zu geben. Er blieb in der Rede ſteken, gleich da er beweiſen wolte, daß der Sohn der Wittwe, ein Mannsbild geweſen war. Seine Eltern waren gegenwärtig, und ſie waren am erſten im Stande, ihrem Sohne ſeinen Gedächtnisfehler zu gute zu halten. Nun wurden alle benachbarten Edelleute angeſprochen, den jungen Dummkopf zu verſorgen. Man würkte durch Geſchenke eine Vokation aus. Das Conſiſtorium aber, beſtellte ihn für dieſesmal wieder. Endlich ſtarb Herr Dummkopf der Aeltere. Seine übrigen Kinder wendeten bei der Erbtheilung für, daß ihr Bruder ungleich mehr als ſie gekoſtet hätte, und ein richterlicher Ausſpruch, ſprach ihm den geringſten Theil von der Erbſchaft zu. Das Geld ward alle. Studieret hatte er. Ein Schornſteinfeger zu werden, war zu ſpäte. Er ergrif alſo ein geſchenktes Handwerk, und lies ſich von einem Schüler ein Förmelgen aufſezen, das ſich nach einigen Umſchweifen auf ein perio viaticum endigte. Nur heute hat mich ſein Beſuch einen 3 Bäzner gekoſtet. So ſind alſo die unbedächtigen Eltern, an der Häufung der Halbgelehrten Urſache. Noch mehr aber werden es diejenigen, die ihre Kinder ſtudieren laſſen, weil ſie ſich gerade zu nichts anders ſchiken. So kenne ich einen Kaufmann. Er iſt ein Vater von

3. Söh=

3. Söhnen. Die 2. älteſten treiben die Handlung, und der jüngſte hat ſtudiret. Ich fragte den Vater um die Urſache, und erhielt zur Antwort: Je, der iſt ſein Tage ein dummer Hanns geweſen: auf der Kaufmannſchaft konte ich ihn nicht brauchen, ſo mochte er in GOttes Nahmen ein Gelehrter werden. Das kömmt mir eben für, wie der Poet ein paar Nachbarn reden läſſt, da der eine ſich über die Dumheit ſeines Sohnes beſchweret:

Er kan kein Fuder Miſt aus meinem Hofe führen.
Und iſt ſchon fünfzehn Jahr.

Antwort:

Der Junge mus ſtudieren.

Von der Deutung des Daumens, ſonderlich bei den Teutſchen.

Der Daumen iſt der vornehmſte und ſtärkeſte Finger der menſchlichen Hand. Die Griechen nenneten ihn deswegen Gegenhand, und bei den Römern hies er Pollex d. i. der viel geltende Finger. Faſt alle Völker haben ihn beſonders werth geachtet, und ſich deſſen zu verſchiedenen Sinnbildern und Deutungen bedienet. Bei den Römern war das Drüken des Daumens ein Zeichen beſonderer Gewogenheit, und wen man ſehr lobte, ſo pflegte man beide Daumen in die Höhe zu heben. Hingegen war das Niederdrüken des Daumens ein Zeichen der Ungnade und Verwerfung. Die alten Teutſchen Völker haben dem Daumen auch einen vorzüglichen Werth beigelegt. Man kan dieſes aus den angelſächſiſchen Geſezen, wo die Strafen auf abgeſchnittene Finger geſezt ſind, abnehmen. Hier wird der Daumen zu 20. Schill. der Nagel des Daumens zu 3. Schill. hingegen der Zeigefinger nur zu 8. der Mittelfinger zu 4. der Goldfinger zu 6. und der kleine Finger zu 11. Schill. angeſchlagen. Die alten Teutſchen nennten Doum, Thuma, Duym oder Dum, welcher Name entweder von Döme, der Zwang, und Doumen, constringere, oder von doen, d. i. thun, entſtanden ſeyn mag. Die Niederteutſchen oder Holländer haben ihn noch in neuern Zeiten Wöddenſinger oder Wönlett genennet, wie man aus der alten Nomenclatura Belg. Henr. Zireberti abnehmen kan. Er überſezet daſelbſt das Wort Lichas, eine Woedenſpanne, van den Woenlede, ofte Duym en d'eerſte Vinger, intervallum inter pollicem & indicem. Allem Anſehen nach iſt ihm dieſer Name von dem Abgotte der alten Teutſchen, dem Wodan beigelegt, von welchem auch noch jezo bei den Holländern der Mittewochen Woensdach genennet wird. Die Ausleger der Alterthümer ſind darin einig, daß dieſer Wodan der Merkur geweſen ſey, welcher nach den Zeugniſſen römiſcher Geſchichtſchreiber in Teutſchland ſtark verehret worden. Man hielt ihn für einen Gott des Krieges und Friedens, der Verträge und Bündniſſe, der Handlung, des Spiels und der Räuberey. Faſt alles dieſes ſchreiben auch die Römer ihrem Merkur zu, und es iſt daher kein Wunder, daß ſie ihn mit dem Teutſchen Wodan für einerlei hielten. Der Daumen iſt alſo wahrſcheinlicher Weiſe dem Teutſchen Merkur oder Wodan gewiedmet geweſen; ſo wie bei andern heydniſchen Völkern die Finger überhaupt der Minerva zugeeignet waren. Noch deutlicher läst ſich dieſes aus dem ſymboliſchen Gebrauche des Daumens bei unſern Vorfahren abnehmen. Wodan war ein Gott des Friedens und der Bündniſſe. Wann alſo die Teutſchen einen Vertrag, Handel oder Bündnus ſchlieſſen wolten; ſo bedieneten ſie ſich dabei des dem Wodan zugeeigneten Daumens. Richer erzählet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß beide Contrahenten gewohnt geweſen, in ſolchem Falle die Daumen gegen einander zu halten, und dabei Dopp zu ſagen. Das Wort dopp oder topp iſt noch heut zu Tage bei Wetten und Gelübden in Niederſachſen üblich, und iſt entweder aus Dum op, d. i. den Daumen in die Höhe, oder aus to Hop, d.i. zuſammen, erwachſen. Die Redensart topp holden heist bei uns ſo viel als ſein Gelübde erfüllen, ſein Verſprechen halten. Daß der Daumen an einigen Orten noch in neuern Zeiten bei Verſprechungen gebraucht ſey, das ſchlieſſe ich aus einer im 14ten Jahrhundert zu Osnabrük gemachten Eheſtiftung, in welcher es heist: „un loveden un vullborden de vor ſik „un ere Erven mit Duymen un mit „Munde,, un loveden de malk den andern un ſinen Frunden ſtede, vaſt un „unverbroken to holden ſunder Argeliſt. Wenn die alten Teutſchen einen ſolchen Vertrag und Handel ſchloſſen, ſo nenneten ſie ſolches wöden, wedden oder wetten, vermuthlich von dem Wodan und dem ihm geweihten Wödenfinger oder Daumen. Die Verlöbnis zwiſchen Braut und Bräutigam hies ſonderlich bei den Angelſachſen Wedde: daher noch heut zu Tage bei den Engländern Wedding, die Hochzeit, und to Wed, heirathen bedeutet. Die Beweddung oder Verlöbnis geſchahe alſo, daß die verlobenden Perſonen einen Ring in der ſogenannten Wödenſpanne, d.i. zwiſchen dem Daumen und Zeigfinger der rechten Hand in die Höhe gegen einander hielten: wie ſolches auf einigen alten Denkmalen und in den gemahlten teutſchen Rechtsbüchern zu ſehen iſt. Das Brettſpiel ſo wol als die Rennſpiele waren bei den alten Teutſchen Sachſen von Wichtigkeit. Sie enthielten eine Art des Vertrages und der Wedden, welche die teutſche Treue unverbrüchlich erfüllt, wiſſen wolte. Wenn man nun annimt, daß der Wodan, ſo wie der Römiſche Merkur, auch für einen Gott des Spiels geachtet ſey, wobei der ihm zugeeignete Daumen vorzüglich gebraucht wurde; ſo laſſen ſich daraus unterſchiedliche mit dem Daumen vorgenommene abergläubige Thorheiten erklären. Man ſagt noch von einem, der glüklich iſt, daß ihm das Spiel auf dem Daumen lauffe. Leichtgläubige Chiromantici halten weiſſe Blumen auf dem Nagel des Daumens, und einen auf der Haut deſſelben befindlichen Wirbel für ein Zeichen des Glüks im Spiel. In verſchiedenen Raritäten Kabinettern findet man alte in Gold und Silber gefaste Daumen, welche vormals ohne Zweifel gewinſüchtige Spieler bei ſich getragen, und dadurch ſich ein beſonderes Glük verſprochen haben. Noch vor wenig Jahren wurde in einer oberſächſiſchen Stadt ein ſeidenes Beutelchen gefunden, in welchem wenig Münze und ein Menſchendaumen ſtekte, welcher in ein mit unbekanten Charactern bezeichnetes Papier gewikelt war. So lange kan ſich ein unvernünftiger Aberglaube erhalten! Der Handel und Wandel gehöret mit in die Expedition des Römiſchen Merkurs, und alſo auch wahrſcheinlich des Teutſchen Wodans. Der dabei vorfallende Vertrag, die Berechnung und Auszahlung des Geldes waren vornämlich Beſchäftigungen des Daumens. Bei den Holländern heist noch jezo die Redensart: iets opozyn Duimcken vveeten te verhaalem, ſo viel als etwas genau berechnen und umſtändlich (en detail) erzehlen können. In einem Weſtphäliſchen Regiſter aus dem 14ten Jahrhundert finde ich, daß entweder das baare Geld, oder doch eine gewiſſe Münzſorte Dumplaten genennet iſt. Man pflegt daſelbſt noch von einem Reichen zu ſagen, daß er was für den Daumen zu ſchieben habe. Wann ein Krüger viel Gäſte hat, ſo giebt man ihm Schuld, daß er einen Diebesdaumen im Hauſe haben müſte: welches ſich ebenfals auf einen heidniſchen Aberglauben zu beziehen ſcheinet. Viele Wochenmärkte ſind vormals auf den Mittwochen gelegt, vielleicht weil ein Uberbleibſel des Heidenthums dieſen ehemals dem Wodan gewidmeten Tag für glüklich und bequem zur Handlung gehalten hat. Man pflegte auch vor dieſem die Waare nach Däumen oder Zollen und nach Tumellen zu meſſen, deren das Sachſenrecht an verſchiedenen Stellen Erwehnung thut. Eine ſolche Dumelle war die Länge von dem Daumen bis an den Ellenbogen, wie die Figuren deß gemahlten Sachſenſpiegels deutlich zeigen. Man findet hin und wieder auf einigen Sinnbildern und in den gemahlten teutſchen Rechtsbüchern, daß der Voigt und Blutrichter auf ſeinem Stuhle ſizt, die Hand ausſtreket und den Daumen auf den kleinen Finger niederwerts gedrüket, oder auf das Schwerdt gelegt hat. Dieſes war alſo, wie auch der Engländer Joh. Bulver de geſt. man. bemerket hat, die Stellung eines Drohenden, Richtenden und Verdammenden. Vielleicht iſt aus dieſer Stellung das alte teutſche Wort Daumen oder Doemen, welches Kilianus damnare, judicare, cenſere, reum peragere, d. i. verdammen, richten, verurtheilen, überſezt, entſtanden. Verſchiedene Denkmäler mittler Zeiten zeugen, daß der teutſche Adel den groſſen Siegelring auf dem Daumen getragen habe, worinn ihm in ſpätern Zeiten die graduirten Perſonen oder Doctores nachgefolgt ſind. Die Urſache deſſen war ohne Zweifel, weil man den Daumen für ein Sinnbild der Treue und Redlichkeit erkannte, und durch die Siegel die Gewisheit der Sachen aufrichtig bezeuget werden ſolte. Eben deswegen hat man auch zuweilen die Urkunden ſtatt des Siegels nur mit ſeinem Daumzeichen bedrüket. Jch weis nicht, warum die Schriftſteller, welche von Siegeln geſchrieben haben, dieſe Art übergangen, da ſie doch vor dieſem ſo gar unbekant nicht geweſen ſeyn müſſen. Wenigſtens habe ich 8. niederſächſiſche im 14ten und 15. Jahrhundert gefertigte Originalurkunden geſehen, an welchen unter andern auch ein Daumſiegel befindlich war. Zuweilen pflegte man zu mehrerer Bekräftigung in das Siegelzeichen ſelbſt den Daumen zu drüken. Zween von den Brieſen, welche mir vorgekommen ſind, thun des Daumdrukes ſelbſt Erwehnung. Der erſte iſt vom Jahre 1374. wo die Nachſchrift heiſt: „ Et ego Arnoldus de Oldeneſche omnia ac ſingula permiſſa, in abſentia mea geſta, plenarie approbo, & pro ſupra predictis bonis liberis Warandiam inviolabilem, firmam atque juſtam, omni dolo & fraude profligata compromitto. In cuius rei teſtimonium *ſigillo loco pollice meo corroboravi* preſens ſcriptum. Preſentibus &c.

Der andere iſt vom Jahre 1408. wo Gewert von Gropelinge die Beſtätigung eines Brieſes alſo ſchlieſt; „ Nademe dat alle de Stüke, deghedinge un Koep von mienen leven Vedder ſal. Gedachtnis und mit mienen guden Willen un Fullbort iß geſchehen, ſo vorſchoeven iß, ſo hebbe ik oek tho mehrer Bekänntniſſe, do ik mien Ingeſegele nich en hande, mien Duym-Teken gedrüket an dieſen Breef. datum anno Domini 14 8. ipſo die Valentini Martyris. Man ſiehet hieraus, daß das Daumſiegel vornämlich nur im Fall der Noth, wenn man ſein Siegel nicht hatte, gebraucht worden. Es iſt auch in der That die beſte Art nicht geweſen. Denn ob wol der Siegler ſelbſt ſeinen Daumen leicht recognoſciren konte; ſo war es doch, im Fall die Zeugen verſtorben waren, für einen Dritten, der ſolche Daummaſſe nicht hatte, eine misliche Sache. Jn den neuern Zeiten, da man über das hängende Siegel ſeinen Namē eigenhändig zu ſchreiben pflegte, und alſo das Pittſchaft bei nahe nur zum Zierath angehängt wurde, hatte es weniger damit zu bedeuten. Es ſind daher noch im vorigen Jahrhundert die Daumſiegel gebraucht; wie ich aus einem Kaufbriefe über das Gut Lüderode vom Jahre 1643. und aus einem andern von 1639. über einen Plaz an hieſiger Bokſtraſſe geſehen habe. Sonſt hat man auch, nach dem die Chriſtliche Religion eingeführet iſt, angefangen, die geſtaveten oder gelehrten Eide vor Gericht mit aufgehabenen Daumen, Zeige- und Mittelfinger abzulegen, um dadurch ſich der Gegenwart der dreier Perſonen des göttlichen

Weſens zu erinnern. Denn daß dieſe durch ſolche 3. Finger angedeutet worden, das kan man aus den Heirathsceremonien, welche ehmals in England üblich geweſen, abnehmen. Hier pflegte der Bräutigam, nachdem er ſich mit der Braut förmlich verlobt hatte, ſelbiger den Ring erſt an den Daumen zu bringen, und ſagte dabei: **im Namen des Vaters**, darauf an den Zeigefinger, und ſagte: **und des Sohnes**, darauf an den Mittelfinger, und ſagte: **und des Heiligen Geiſtes**, endlich an den Goldfinger, worauf er ihn ſteken lies, und ſagte: **Amen.**

Die Strafe des Meyneides in den teutſchen Reichsgeſezen, iſt indeſſen nur auf die Abhauung der Vordergelenke des Zeige- und Mittelfingers gerichtet, welches dann vermuthlich aus Hochachtung für den Daumen, deſſen Hülfe die menſchliche Nothdurft am wenigſten entbehren kan, und der an ſich nur aus zwei Gelenken beſteht, geſchehen ſeyn mag.

Beweis, daß die abſolute Gewalt der Glükſeligkeit eines Fürſtens öfters zuwider ſeye.

Es giebt unter den Fürſten und Hohen in der Welt, ohnerachtet alles Verderbnis der Zeiten und der niederträchtigen Schmeichler, die ſie umgeben, noch immer wahrhaftig edle und grosmüthige Seelen, welche die Wahrheit lieben, und das Heil der Menſchen zu befördern ſuchen. Dieſe ſeynd die Sonne eines Landes, unter deren erleuchteten Glanz und Schirm gleichſam alles wohl gedeiet, reichlich aufgehet, und vor allen rauhen Anfällen und Ränken gleichſam bedeket, und in dem Gedeien genugſam erhalten wird. Ein Fürſt aber, der ſeine Macht zum Verderben ſeiner Länder misbrauchet, ſchadet dadurch ſich ſelbſt. Er beraubet ſich aller wahren Annehmlichkeiten dieſes Lebens, und hat in jenem nichts anders zu gewarten, als das Urtheil eines ſchröklichen Gerichts. Er iſt ein Fluch der Erden, und ſich ſelbſt zur Strafe. Die Menſchen haſſen ihn, und hoffen auf ſeinen Tod, wie auf das Ende ihrer Plagen. Er lebet mitten unter lauter Feinden, die er ſo ſehr fürchten mus, als ſie ſich vor ihme fürchten. Er hat Tag und Nacht keine Ruhe, und die ſtete Sorgen ſeine Begierden zu vergnügen, verjagen ihm dieſes Vergnügen ſelbſt unter allem Genus. Uberhaupt, er wird von ſeinen Unterthanen nicht geliebt. Doch, geſezt, er frage nichts darnach, daß man ihn liebe, wenn er nur gefürchtet wird; Was hat er davon, daß man ihn fürchtet? Er ſtehet dadurch ſeiner Ehrfurcht, ſeiner Wolluſt, und ſeinem Eigennuze ſelbſt im Wege; Dann liebt er Ehre: ſo weis er, daß ſeine Thaten nichts weniger, als Ehre nach ſich ziehen. Man redet von ihm mit der äuſerſten Verachtung; man verabſcheuet ſeinen Namen; man ſezet ihn zum Greuel und Entſezen der Nachwelt in die Geſchichtsbücher. Iſt er wollüſtig, ſo ſtöret ſeine Luſt die ſtetige Furcht, daß ihm alle Menſchen ſchaden und nach dem Leben ſtehen möchten. Der Argwohn, ſo gar von ſeinen Günſtlingen, ſich verrathen zu ſehen, martert ihn beſtändig, u. ſ. w. Iſt er auf groſſe Schäze u. Reichthümer erpicht, ſo benimmt er ſeinen Unterthanen ſelbſt die Mittel, ſolche ihm in dem gröſten Uberflus zu verſchaffen; dann ich unterſtehe mich, durch eine unwiderſprechliche Ausrechnung darzuthun, daß ein kluger Fürſt, durch eine vernünftige Einrichtung ſeiner Finanzen, und bei der allergelindeſten Regierungsart, ungleich mehr einzunehmen habe, als ein Tyrann, der durch unendliche Trangſalen und harte Auflagen ſeine Unterthanen ſchwächet, ihren ganzen Nahrungsgrund durch neue Projecten erſchöpfet, und folglich ſie auſſer Stand ſezet, etwas zu gewinnen; ich will nicht ſagen, Reichthümer zu erwerben. Nun iſt nichts richtiger, als dieſer Saz: Wer nicht viel hat, der kan auch nicht viel geben. Und hundert arme Unterthanen tragen einem Fürſten nicht ſo viel ein, als ein einziger wohlhabender Burger, der durch ſein Gewerbe den Umſchlag des Gelds und die gemeine Gefälle befördert. Oefters geſchiehet es auch, daß der Fürſt zu gut, oder noch jung iſt, theils aber ſeine Miniſtres ſchlimm, die deſſen abſolute Gewalt zu ihrem Nuzen und zum Verderb der Unterthanen misbrauchen. Da heiſſet es dann: Wehe dir, Land! deſſen König ein Kind iſt. Pred. 10, 16.

Beſchreibung der neuen Art eines Perukenſtoks.

Die Erfindung in dem Puze, ſo wohl bei dem mannlichen als weiblichen Geſchlechte wird heutiges Tages ſo hoch getrieben, daß diejenigen, ſo Belieben daran finden, alle Jahr was neues zum Nachtheil ihres Beutels zu tändeln haben. Wir könten mit ſolchen Beſchreibungen von den ſo bald auf einander folgenden Veränderungen von Trachten und neuen Moden, ein ganzes Buch in Folio damit anfüllen, und in Druk heraus geben; ſo ſinnreich iſt man in dieſem Jahrhundert in der Verſchwendung des Puzes und der neuen Mode beſchäftiget. Wir wollen für heute nur was vom Kopfbuze berichten, das theils zärtliche Männer angehet; ohne den Kopfpuz des ſchönen Geſchlechts dadurch zu beleidigen. Man darf ſich keineswegs wundern, wann man in denen Zeitungen lieſet, daß ſchon an zerſchiedenen Orten, aus beſonderm Drath, ſo fein und kraus, als wie die Haare ſelbſt, künſtlich gemachte Peruken getragen werden. Die Mannigfaltigkeit der jezigen Mode von Peruken macht, daß der Haarhandel Noth leidet; ſie ſchlagen im Preis über die maſſen auf. Die gute Haare ſind nicht mehr ums Geld zu haben; Denn, wer da weis, daß ein Galant'homme ein Sortement Peruken zu halten pfleget, ſo etliche Duzend; als: in groſſen Bouclen, in Schneklen, in kurzer Friſur, Stuzerle genant, in Schlakehrige, in lebendige Bouclen, in Klufen-geſtekte Rollen, gebegelte, gefrorne, in Beutel oder Säkle, ein- zwei- oder dreizöpfichte, in Duodez, Octav, Quart, oder Folio Peruken) wañ anderſt die liebe Mode recht beobachtet werden will, wenigſtens betragen; der darf ſich keineswegs wundern, daß man auf die Erfindung der Drath Peruken kommen iſt. Ich will mich weiters in keine Abhandlung der gleich dem Aprilwetter ſo veränderlichen Perukentragerei einlaſſen, ſondern dermalen nur ein weſentliches Stük davon, nemlich was zur Stellung und Erhaltung einer Peruke gehörig, hier in dieſen Blättern abſchildern. Es betrifft einen Peruken Stok nach der Mode. Schmuzius Stolzmann, ſeiner Einbildung ein Genüge zu leiſten, will nun auch, daß die Leut den Hut vor ihm abziehen, und ihn vor einen Geehrten oder gar Geſtrengen Herrn halten ſollen. Er hat ſich dahero, wider ſeinen Stand, eine Alonge- oder Knoten-Peruke angeſchafft, die er nur an den Sonntägen und Feiertägen zur Parade trägt. Er geht darinn ganz ſteif daher, und trägt den Kopf ſo hoch und gerad, als wenn ihm das Rukenbein an den Hals gewachſen wäre. Geſchiehet es, daß er eine Aenderung machen mus: ſo drehet er den ganzen Körper mit dem Kopfe herum, nur damit in den Haarloken ſeiner Staats-Peruke keine Unordnung entſtehen möchte; ja ſo gar, wenn er auf einen Stuhl ſizet, drehet er denſelben mit ſich herum, wenn er ſeinen Nachbar anſehen will. Wann es windig Wetter iſt, ſo gehet er, zu Schonung ſeiner Knoten Peruke nicht in die Kirche; doch lezthin überfiel ihn mitten auf der Straſſe ein Wirbelwind, da er dann, den Hut unter dem Arm habend, mit beiden Händen ſeine Staats-Peruke feſt hielte, und ſo dann mit ſtarken Schritten in dieſer Stellung nach Hauſe eilte. Fürwahr, kein Menſch kan bei Feuersgefahr weitere

Schritte thun, als dieſer Schmuzius Stolzmann gethan hat, nur um ſeine Peruke in eine Windſtille zu bringen. Ich habe bei mir ſelber gedacht, daß es vor ihn viel beſſer wäre, inskünftige eine Peruque in Octav, um der eingeführten Mode willen, zu tragen, und nicht um die Stelle eines **Perukenſtoks** zu vertretten.

Falſche Begriffe von der Aufrichtigkeit.

Die Seufzer über die Flucht der Aufrichtigkeit von der Erde, und über den gänzlichen Verfall ihres Reichs ſind zu unſern Zeiten ſo gewöhnlich, daß man gar nicht einſehen könnte, warum die Aufrichtigkeit, ſo zur Unzeit, von der Erde entflohen wäre. Ihr Reich könnte ſich ja in keinem blühendern Zuſtande befinden, wenn dieſe Seufzer die Beweiſe wäre, womit die Mitglieder ihres Reichs ihr Bürgerrecht in demſelben darthun könnten. Wäre dieſes Reich ſo weitläuftig, als aus dieſen Seufzern folgte, wenn ſie bewieſen, was ſie beweiſen wollen; wozu wären denn dieſe Seufzer nüze? Die ſeufzenden Aufrichtigen müſten ja wohl ein Mittel finden können, einander ihr Mistrauen zu benehmen, wenn es ihnen mit der Ausübung dieſer Tugend ein Ernſt wäre. Selbſt an dieſen Klagen müſten ſich ja die Redlichen, als an einer Loſung, kennen, wenn die Erfahrung, daß dieſe Kennzeichen der Aufrichtigkeit trügen können, andere nicht ſchüchtern gemacht hätte. Doch wie ſehr irrte man ſich, wenn man auf dieſe Seufzer etwas achtete! Die Tugend hat auf dem Erdboden niemals eine ſo allgemeine Herrſchaft ausgeübt, als die Schwermüthigen aller Jahrhunderte von den verfloſſenen Zeiten vorgegeben haben. Niemals aber iſt ſie von Verehrern ſo verlaſſen geweſen, als eben dieſe Schwermüthigen von ihren Zeiten behaupten. Man weis wohl, daß die Flucht der Aſträa von der Erde eben ſo wohl, als das göldne Weltalter, eine bloſe Erdichtung des Wizes ſey. Weder dieſes, noch jenes Bild ſchikt ſich in einem einzigen Jahrhunderte auf die ganze Erde. Will man noch ja eine Flucht der Aſträa, oder aller Tugenden überhaupt vorgeben: ſo mus ſie der Flucht der Wiſſenſchaften ähnlich ſeyn. Die Tugenden müſſen ſich nicht aus einer Landſchaft verjagen laſſen, ohne ſich in einer andern niederzulaſſen. Und man würde auch da noch ſehr ungerecht handeln, wenn man ihr nicht noch in der Landſchaft, aus der ſie geflohen wäre, heimliche Verehrer zueignete, die ſich nach ihrer Zurükkunft ſehnten. Man thut alſo vielen nicht unrecht, wenn man dieſe Seufzer für eine Erfindung hält, ſich ſelbſt ohne Erröthen loben zu können, und bei den Verſchwendungen des Weihrauchs gegen ſich ſelbſt doch den Verdacht der Abgötterei gegen ſich ſelbſt zu vermeiden. Klagt Ariſt, ein guter ehrlicher Bürger, über den Mangel der Aufrichtigkeit, weil er ſeinen Vater, und ſeinen Grosvater darüber klagen gehört, und weil die Seufzer über die falſchen Zeiten in ſeinem Hauſe ſchon längſt ein erbliches Vorurtheil geworden ſind; Vermist Eugen dieſe Tugend in der Welt, weil gerade ihn das Unglük betroffen, daß ſeine Ehrlichkeit von nichtswürdigen Betrügern gemisbraucht worden iſt; Und zweifelt Philidius an der Gegenwart derſelben auf der Erde, weil er über den Tadel eines Aufrichtigen empfindlich worden, und ſich zu lieb hat, als daß er ihn nicht dem Neide zuſchreiben ſolte: So iſt doch die Betrübnis der meiſten über die Seltenheit der Aufrichtigen nur eine eigennüzige Betrübnis darüber, daß man nicht endlich die Augen aufthun, und ihre Verdienſte um dieſe Tugend einſehen will. Man mus ihnen weniger, als andern, trauen. Der Tugend geht es nicht anders, als dem Wize. Ein Pradon macht von ſeinem guten Geſchmake weit mehr Geräuſch, als ein Racine. Der Schlus trügt zwar manchmal, aber doch ziemlich ſelten, daß dem Wize niemand mehr Abbruch thue, als derjenige, welcher ſich ſelbſt, nicht aus Bosheit, ſondern aus Selbſtbetruge, öffentlich für den eifrigſten Verfechter deſſelben ausgiebt; und bei der Tugend wird man noch ſeltner fehlen, wenn man von denjenigen glaubt, daß ſie die falſcheſten Begriffe von der Tugend haben, und ihr den meiſten Schaden zufügen, die ſich das Beſte derſelben mit dem gröſten Geſchreie angelegen ſeyn laſſen. Eben ſo wie dieſes nicht das wahre Kennzeichen iſt, daß diejenigen die Frömmſten ſind, die es die Ohren der Einwohner von ihrer ganzen Gaſſe, alle Morgen und Abende, eine Stunde lang empfinden laſſen, wie fromm ſie ſind: Eben ſo ſind diejenigen nicht immer die Aufrichtigſten, die am meiſten von der Aufrichtigkeit reden, denn ſonſt müſte die Aufrichtigkeit an denenjenigen Höfen ordentlich wohnen, die ſie kaum einmal im Vorbeigehen betritt; und eben ſo ſind diejenigen nicht immer die Aufrichtigſten, die die Seltenheit der Verehrer dieſer Tugend am meiſten bedauren, denn ſonſt müſte ſie ihre Anhänger hauptſächlich unter albernen Leuten, Schwermüthigen und Milzſüchtigen ſuchen. Wie man allzueinfältig ſeyn mus, wenn man alle für Aufrichtige hält, die ſich dafür ausgeben: So mus man auch allzu wenig Menſchenliebe beſizen, wenn man alle, die ſich ohne Grund für Aufrichtige ausgeben, für Betrüger hält, die ſich unter dieſe Larve mit Vorſaze verſtelt haben, ihre Nebenmenſchen erſt ſicher zu machen, und ihnen dann einen empfindlichen Schaden zuzufügen. Die Sittenlehrer würden weit weniger Böſewichter auf der Erde antreffen, wenn ſie nur die Unbeſonnenen, die Leichtſinnigen, und die Unverſtändigen davon trennen wollten, und wenn ſie bedächten, daß die Menſchen mehr an ſich ſelbſt, als an andern zu Betrügern würden.

In den unrichtigen Begriffen, ſo ſich die Menſchen von der Aufrichtigkeit machen, müſſen wir die Urſachen ſuchen, warum die Freunde dieſer Tugend ſo häufig nicht ſind, da doch ſo viele in ihren Klagen eine ſo eifrige Liebe zu ihr bezeugen. Hieſſe aufrichtig ſeyn, weiter nichts, als die Wahrheit reden, wie leicht wäre dieſe Tugend! So aber heiſt aufrichtig ſeyn, die Wahrheit ſagen, wenn ſie Nuzen bringt; es heiſt nur die wichtige Wahrheit wählen, den rechten Ort, die gelegenſte Zeit, und die günſtigſten Umſtände abwarten, und ſie dann auf eine gute Art vortragen. Alſo darf man ſich gar nicht wundern, daß der Anhang der Aufrichtigkeit ſo zahlreich nicht iſt. Sie verlangt viele Ueberlegung: Die Ueberlegung müſte aber nicht ſo mühſam ſeyn, wenn viele Leute dazu aufgelegt ſeyn ſolten. Hört, wie Timon ſich ereifert, wie er ſeufzt, wie er wider die Falſchheit und Bosheit ſeiner Zeit ſchreyt, wie er der zur Rache reifen Welt den Untergang ankündigt. Warum das alles? Aus Aufrichtigkeit, aus Liebe zur Tugend und Wahrheit. Er treibt ſeine Liebe zur Tugend und Wahrheit ſo hoch, daß Er ſeine Nebenmenſchen mit einer hämiſchen Freude gern vertilgt ſehen möchte. Solten dieſe Klagen über die Verachtung der Aufrichtigkeit wohl ſo ungegründet ſeyn, da ſie dem Saturnin, dieſem ehrwürdigen Gelehrten, eben ſo gewöhnlich ſind, als dem Timon? Dieſem Manne mus man zugeſtehen, daß ſein Herz im Grunde rechtſchaffen iſt. Doch er kennt die Welt nicht aus der Erfahrung, ſondern aus den Büchern der Sittenlehrer. Wer weis aber nicht, daß viele Sittenlehrer, wenn ſie wider die Eitelkeit und die Verführungen der Welt eifern, Redner werden, die mehr beſorgt ſind, ihre Figuren gut anzubringen, als alles nach der Erfahrung genau zu beſtimmen? Nach ſeiner Meinung iſt die Welt nur ein ſchlüpfriges Eis, auf das man ſich nicht wagen darf, ohne zu gleiten. Niemals aber hat er ſich dieſelbe, als eine Geſellſchaft vorgeſtellt, die einander das Leben vergnügter zu machen ſucht. Die Gefährlichkeiten, die man in derſelben zu befürchten hat, weis er ſehr genau, und ſelbſt alle diejenigen ſchreibt er auf die Rechnung der Welt, die ihren Grund nur in der Blödigkeit derer haben, die ſich verführen laſſen. Die Annehmlichkeiten und den Nuzen hingegen, die man aus dem Umgange mit ihr ſchöpft, kennt er ganz und gar nicht. Die Sinne ſind ſeine Feinde, die Empfindungen Verbrechen, und die Begierden Rebellen. Der Körper iſt der Klumpen Erde, der den Geiſt in ſeinem Aufſchwunge hindert, und an den Staub feſſelt. Was für ein prächtiges Nichts! Im̃er führt er uns in die alten Zeiten zurük. Die Lacedämoniſche Jugend, war, nach ſeinem Bedünken, viel tugendhafter, weil ſie rauher, als unſre Jugend war. Und er wünſchte, daß die ſtrenge Zucht, der ſie unterworfen war, auch bei uns eingeführt ſeyn möchte; denn das überlegt er nicht, daß die damaligē Umſtände Griechenlands zu Lacedämon etwas nothwendig gemacht haben köñen, das die Umſtände unſrer Zeiten und Gewohnheiten bei uns überflüſſig, ja wohl gar unbillig, machen. Wie ſehr preiſt er nicht die alten Teutſchen, welche in den Wäldern herumirrten, und eine armſeelige Koſt ſuchten; welche ſich nicht einkommen lieſſen, ihren Geſchmak zu Faſanen und Weine zu verwöhnen, weil ihnen die Natur dergleichen verſagt hatte; welche auch die Bequemlichkeiten, die ihnen die karge Natur noch zugetheilt, nicht anwanden, weil ſie dieſelben aus Einfalt nicht anzuwenden wuſten; welche ſie verachteten, weil ihnen die Verachtung dagegen, als ein Vorurtheil, von Jugend auf war eingepflanzt worden. Und warum wollte denn dieſer Mann ſeine Mitbürger aus Menſchenliebe wieder wilder und einfältiger machen? Weil ſie zu den damaligen Zeiten aufrichtiger, oder, beſſer zu reden, unhöflicher waren; und ſodann, weil ſie von der Seuche unſrer Zeiten, den Complimenten, nichts wuſten. Er thut unrecht, daß er die Complimenten überhaupt verwirft, weil ſie nicht ganz ohne Nuzen ſind, und die Menſchen in einer gewiſſen Ehrfurcht gegen einander erhalten. Noch unbilliger handelt er, daß er unter dem Namen der Complimenten den ganzen Wohlſtand zuſammen faſt, und verdam̃t. Er eifert, und zwar ſo lange, bis er lächerlich oder verhaſt geworden. Nun hat nicht die Beſchwerlichkeit ſeiner Schwermuth, ſondern der Haß gegen die Tugend, die Schuld davon. Da ſeine Tugend rauh und mürriſch iſt, iſt es kein Wunder, daß ſeine Aufrichtigkeit gleichfalls rauh und mürriſch, oder vielmehr nichts als Schwermuth iſt. Orond meint es nur aus Hochmuth mit den Leuten ehrlich. Er hat ſo vielen Verſtand, und eine ſo tiefe Einſicht, daß er ſie zum Nuzen der Menſchen ſehr glüklich anwenden könte, wenn er Blödſichtigen ſeinen Vorzug vor ihnen nicht fühlen lieſſe. Er räth andern Leuten gern, u. räth aufrichtig. Man folgt ſeinem Rathe nicht, weil er ihn mit einer allzuherriſchen und aufgeblaſenen Art giebt. Nun mus die Welt der Aufrichtigkeit nothwendig feind ſeyn, und ſie iſt doch nur ſeinem Hochmuthe feind. Wie viele Charaktere von Leuten könte ich noch abſchildern, die die Aufrichtigkeit eben ſo wenig kennen, als die, ſo ich vor einigen Jahren abgeſchildert habe, und in was für ein weitläuftiges Feld lies ich mich ein, wenn ich von Schwäzern und Schwäzerinnen zu reden anfienge. Doch ich fürchte, ich möchte meine Abhandlung allzulange machen. Denen, die nach der Tugend ſtreben, geht es, wie den Schriftſtellern, die zu einem Gedanken, der ſich dem Scheine nach, auf vielerlei Arten ausdrüken läſſet, den einzigen wahren Ausdruk ſuchen. So wie der wahre Charakter der Tugend nur einfach iſt: ſo iſt meiſtens nur ein Ausdruk der rechte: und ſo viele durch falſche Ausdrüke betrogen werden, die im̄er von einander unterſchieden ſind, dennoch aber mit dem rechten einige Aehnlichkeit haben: So viele haſchen, wenn ſie der Tugend nachjagen, nur Schatten der Tugend, die zwar von einander unterſchieden ſind, dennoch aber die Geſtalt der Tugend in einigen Stüken nachzuahmen wiſſen. Es wird einigen vorkommen, daß ich dadurch, daß ich vielen Aufrichtigſcheinenden die Larve abgezogen, den Klagen über den Mangel der Aufrichtigkeit Recht gegeben hätte. Es iſt wahr; um das Reich der Aufrichtigkeit könte es nicht ſchlechter ſtehen, als es darum ſtünde, wenn alle Menſchen dieſen abgeſchilderten Leuten ähnlich wären, niemand aber dem Pythias gliche. Dem Pythias iſt ſeine Bemühung, gegen andre aufrichtig zu ſeyn, darum ſo wohl gelungen, weil er vorher gelernt hat, gegen ſich ſelbſt aufrichtig zu ſeyn. Eben ſo, wie ihn keine Vortheile bewegen kön̄en, eine ſchädliche Wahrheit zu ſagen: Eben ſo kön̄en ihn weder Eigennuz noch Furcht bewegen eine nüzliche oder nothwendige Wahrheit zu verſchweigen. Bei Entdekung fremder Fehler ſchikt er ſich in die Gemüthsart derer auf einige Zeit, deren Fehler er tadelt. Er verwandelt ſich in ſo viele Geſtalten, als der Schmeichler, aber gerade aus der entgegen geſezten Abſicht. Bei hizigen Köpfen wird er leutſeelig. Mit Unleidlichen geht er gelinde um. Bei Flatterhaften ſind ſeine Reden voller Leben und Munterkeit, weil bei ihnen ein luſtiger Einfall mehr wirkt, als eine ſchulmeiſterliche Vorhaltung. Bei Schläfrigen iſt er ſehr bedächtig. Wenn er aber Fühlloſe antrift, bei denen keine beſcheidene Ermahnung einen Eingang findet, ſo verſucht er durch bittre Satiren ihr erſtiktes Gefühl wieder aufzuweken. Leuten, deren Ehrgeiz gros iſt, ſagt er ihre Fehler nicht frei heraus. Er ſtellt ſich, als ob er dieſelben nicht ſähe, und giebt ihnen nicht ſelbſt die Lehre, oder den Verweis; ſondern er weis ihre Geſpräche ſo zu lenken, daß ſie ſich dieſe Lehre, dieſen Verweis, ſelbſt geben müſſen. Dieſes Kunſtſtük braucht er auch, wenn er euch einen Rath ertheilt, und er weis es ſo geſchikt herum zu bringen, daß ihr öfters glaubt, er habe einen Rath von euch angenommen, wenn er euch einen ertheilt. Helfen alle ſeine Kunſtſtüke nichts, eine bittre Wahrheit angenehm zu machen: So geht er, ſo bald es die höchſte Noth erfordert, mit der Wahrheit frei heraus. Er liebt die Menſchen zu ſehr, als daß er, ſich ihren Zorn zu erſparen, gelaſſen zuſehen könnte, wie ſie ſich lächerlich machen. Werden ſie auf ihn zornig; ſo verdoppelt er ſeine Zärtlichkeit gegen ſie, an ſtatt ihren Zorn mit Zorne zu vergelten; eben ſo wenig, als ein Arzt das wehmüthige Geſchrei, die Drohungen und die Schmähreden eines unverſtändigen Kranken etwas achtet, wenn er ihm einen heftigen Schmerz erregen müſſen, um ihn vom Tode zu retten, ſondern, an ſtatt ſich zu rächen, durch allerhand lindernde Mittel dem Schmerze abhilft.

Von dem Willen.

Derjenige, der nur thut, was er will, thut ſelten, was er ſoll. Das iſt ein groſſer Mann, der ſeinen Willen zu zwingen weis, und der niemals dasjenige thut, wenn er auch kan, was wider Vernunft und Gewiſſen ſtreitet. Der Kluge, der ſich von unbilligem Verlangen frei gemachet, kan alles dasjenige thun, was er will, nur dieſerwegen, weil ſein Wille allezeit in die Grenzen ſeiner Macht eingeſchloſſen iſt, anſtatt daß der Unvernünftige, welcher ſeinem Willen, im Böſen, Zaum und Zügel läßt, nur allzuſehr ein unglüklicher Sklave deſſelbigen iſt, weil er nicht verſtehet, daß oftmals derjenige, welcher alles will, dennoch das wenigſte erreichet. Der gute Wille erſezt bei gewiſſen Gelegenheiten das Mangelhafte in einer guten Seele; allein in einer niederträchtigen höret dieſer Vorzug des Willens auf. Der Wille iſt der Anfang unſerer meiſten Handlungen, nur ſchade, daß ſie ſich nicht alle zu unſerm Vortheil endigen. Unſere Geſchäfte laufen übel ab, wenn nicht eine gute Harmonie zwiſchen dem Willen und der Vernunft iſt; iſt aber dieſe richtig, ſo iſt die Hofnung eines guten Ausgangs gewis, am allermeiſten aber alsdenn, wenn man ſeinen Willen nach dem Willen GOttes richtet: denn da der Wille, wenn er ſich zum Guten neiget, ſich von ihm herleitet, ſo iſt nichts billigers, als das wir ihn mit dem ſeinigen zu vereinigen ſuchen.

Vertheidigung des Eheſtands.

Wenn man die luſtige Brüder in der Welt von der Heirath reden höret, ſo iſt nichts gewöhnlichers, als daß ſie ſich auſſer der Ehe deswegen glüklich preiſen, weil ſie ihre eigne Herren ſind, und alles was ſie haben und verdienen, auf ſich allein wenden können. Es iſt kein Wunder, daß eine Sache, die das Vergnügen und die Noth des Lebens gleich ausmachen kan, an Spöttereien fruchtbar iſt. Kein Laſtthier, ſagen ſie demnach, iſt mühſeliger, als der gute Herr Pomponius Ehemann. Was vor ein artiger Menſch war er nicht, ehe er ſich heirathete! Er war luſtig, munter beſuchte Compagnien, Comödien, pflegte öffters in Gutſchen zu fahren. Mit einem Wort: er war ein bon Vivant, niemals gebunden. Er verwettete im Scherz ein Duzend Flaſchen Weine, und verſpielete mit der beſten Art einige Ducaten. Er würde es vor eine Verſchimpfung gehalten haben, ein Kleid länger als ein Jahr zu tragen. Nun iſt er ſeit einigen Jahren verheirathet. Pomponius hat ſein Verdienſt mit einer Frau, 3. Kinder, und 2 Dienſtbotten zu theilen, und was er übrig behält, gehört für die Nachkommen. Er lebt um anderer willen, und das einzige, ſo er allein genieſt, iſt der ſüſſe Namen eines Hausvaters. Ich bin nun keineswegs in Abrede, daß theils Hagenſtolze, die den unehlichen Stand dem ehlichen vorziehen, in gewiſſer Maſſe recht vergnügt leben; die Meiſte hingegen leben in der Unordnung wild dahin; nicht frei, ſondern ſklaviſch, und ſind gleichſam gefeſſelt von ihren herrſchenden Paſſionen, durch welche ſie endlich ſtumpf, und zu dem Eheſtande ungeſchikt werden. Ich rede hier von ſolchen, die ſchon über 40. Jahr hinaus ſeynd, und bereits ſteif, murriſch und miſantropiſch werden, und auf den Eheſtand am meiſten losziehen. Aus dieſer Claſſe kenne ich den Hrn. Starrekopf, der dem Eheſtande bitter feind iſt. Er hält ein Verzeichnus von Ehemännern, die aus den Zechen und Bierſtuben verſchwunden ſind, und kein ſeidenes Futter in den Kleidern mehr für alle Tage tragen, ſeit ſie verheirathet ſind. Er ſelbſt iſt der Aelteſte in einem Wirthshauſe, wo ſich eine gewiſſe Geſellſchaft wöchentlich 3. malen verſammlet, die in einem beſondern Zimmer, und zum Beſten des gemeinen Weſens, ſich dieſe ganze Zeit hindurch ſehr geſchäftig andere auszurichten bezeiget; wenn man die Lebhaftigkeit der Menſchen nach den ausgeleerten Flaſchenfuttern und Stükfäſſern beurtheilen darf. Zwar wenn ein Menſch denken dürfte, daß er nur ſeinetwegen in der Welt ſey: ſo hätte er auch weiter nicht eben viel Betrachtungen nöthig, als die ſeine Perſon angehen. Wenn aber die Gründe des geſellſchaftlichen Lebens, nemlich die Nothdurft unſerer Natur, und die ſchuldige Dankbarkeit gegen unſere Nothhelfer allgemein ſind, ſo iſt es, überhaupt zu reden, ſchon eine ſehr pflichtvergeſſene Ausnahm die man von den Verbindungen der Geſellſchaft macht. Man mus unbeſonnen ſeyn, wenn man vergeſſen kan, was man ſeit dem Aufang des Lebens ſeinem Nebenmenſchen für Mühe gekoſtet hat, und für wie viel Liebe, Sorgfalt und Wohlthat man demſelben verbunden iſt. Die junge Wachtel verlaſt zugleich mit der Schaale, die ſie durchbricht,

bricht, die Pflege ihrer Mitgeſchöpfe; und alle Thiere zuſammen bedürfen derſelben wenigſtens ſo lange und vielfältig nicht, als wir Menſchen. Eben dis aber zeigt, daß die Thiere nicht ſo viele Verbindungen als wir, untereinander haben, daß ſie der Freundſchaft u. grosmüthigen Liebe nicht ſo gegenſeitig als wir fähig ſeyn ſollte. Die unzähliche Erforderniſſe zum Leben ſo wohl als zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die wir einer von dem andern erwarten müſſen, ſind eben ſo viele natürliche Seile, die uns zuſammen verbinden. Es würde unendlich ſeyn, ſich hier ins Einzle einzulaſſen. Wer nachdenket, durch wieviel Menſchen Hände ſein Thee, und Caffee, ſeine Kleidungen, Zimmer, Speiſen und Vergnügungen gehen müſſen, ehe ſie ihme brauchbar werden, wie lange er dieſe Hülfe gebrauchet hat, und noch zu gebrauchen hoffet, ſo wird er die Verdienſte ſeiner Nebenmenſchen und ſeine Glükſeligkeit erkennen, und die Erwiederung derſelben auf ſeiner Seiten für eine Pflicht der Grosmuth und Menſchlichkeit halten. Es läſſt ſich behaupten, daß die Neigung beider Geſchlechter gegen einander, auſſer der Fortpflanzung ihrer Art, auch noch eben dieſe Erwiederung unſerer Liebe und Wohlthat gegen einander zum Zweke habe. Die eheliche Geſellſchaft auf dieſer Seite betrachtet, iſt eine ſehr edle Ausübung aller geſellſchaftlichen Tugenden, weil ſie die Herrſchaft, die Wohlthat, den Unterricht, die Freundſchaft und die Liebe zugleich in ſich faſſet. Ich ſeze zum Voraus, daß man auſſer der Gemüthsbewegungen, Gedanken und Zweke hat, wenn man in dieſe Verbindung eintritt, daß man ſeine Sachen als ein vernünftiger Menſch zu verwalten im Stande iſt, daß man der Vorſehung GOttes vertrauen gelernet, und endlich eben das gute Herz mit in die Geſellſchaft bringet, ohne welches die Zufriedenheit ſich auch auſſer derſelben nicht genieſſen läſſt. Ein Mann, der dieſe Eigenſchaft beſizet, und nach obigen Grundſäzen handelt, mag alſo getroſt ein ewiges Bündnis mit einer geliebten Perſon eingehen, die ſich ihm völlig ergibt, und deren ganzes Wohlſeyn, Vergnügen und Glük von ſeiner Klugheit, Fleis, Zärtlichkeit und Grosmuth abhanget. Ich weis nicht, ob ein rechtſchafnes Gemüthe ſich eine günſtigere Gelegenheit wohl zu thun, und Liebe und Achtung zu verdienen wünſchen könte, als eben dieſe. Weil keine genauere Verbindung zwiſchen zweien Perſonen möglich iſt, als die eheliche Freundſchaft, ſo ſcheint dieſelbe recht zur Probe ausgeſezt zu ſeyn, wie weit ſich die Vertraulichkeit, Grosmuth und Güte der Menſchen gegen einander erſtreken könne. Welch ein Vergnügen kan einem wohlgemachten Herzen ſchmakhafter ſeyn, als die Freude und Zufriedenheit einer angenehmen und geliebten Freundin, die ihm ihr Glük verdanket, die den Unterhalt ihres Lebens, die Erhebungen ihrer Schönheit, und die Vergnügungen ihrer Jugend aus ſeinen Händen erhält, die ihre Einſichten und Neigungen in ſeinem Umgange verbeſſert, die alle Sorgen in ſeinen Umarmungen vergiſt; die alle ihre Reizungen, Bemühungen und Wünſche ſeiner Wohlfahrt aufopfert? Es iſt kein Zubehör der Ehe, daß ſie von Mangel und Bekümmernis mus begleitet werden: ich halte es vielmehr für eine pflichtmäſſige Vorſicht eines angehenden Hausvaters, durch Ueberlegung und kluge Wahl dieſen Zufällen ſo viel als möglich zum voraus zu begegnen. Geſezt aber auch, da der Armen und Mittelleute die meiſten ſind, daß ein redlicher Mann ohne ſein Verſchulden in Umſtände geriethe, die ihn nöthigten ſeinen vormaligen Vergnügungen, ſeinem Staate, ſeiner Bequemlichkeit, ja wohl gar ſeinen Nothwendigkeiten etwas abzubrechen, um ſeyn Haus zu erhalten: müſte nicht ſelbſt das Bewuſt ſeyn dieſer Verläugnung, dieſer reinen uneigennüzigen Liebe und Gutthätigkeit, welche die göttliche Vorſehung niemals verläſt, ein geſunderes und reineres Vergnügen geben, als der Rauſch dem Trinkbruder, und das ſammetne Unterfutter dem alten gichtbrüchigen Stuzer? Selbſt der Anwachs der Geſchlechter, ſelbſt die lange Reihe kleiner Bürger und Bürgerinnen, die hülflos und unerzogen oft auf die Hände eines einzigen Menſchen ſehen, der ihnen mit ſeinem Schweiſſe und durchwachten Nächten, Leben, Wohlfarth und Vergnügen erhält, ſelbſt dieſe Vervielfältigung der Sorgen und Nothwendigkeit, ſage ich, die den Geizhälſen und Verzagten ſo unbequem ſcheint, erhebet die wahre Glükſeeligkeit und Würde eines rechtſchafnen Mannes, indeme ſie ihm die Gelegenheit der Liebe und Wohlthat vervielfältigt. Der Nahme eines Vaters iſt durch nichts höher geehrt worden, als dadurch, daß die GOttheit ſelbſt ihn annim̃t, wenn ſie die Geſchöpfe ihrer Vertraulichkeit würdigt. Ohne der ſüſſen Triebe des Geblüts, und einer Art von fortgepflanzter Selbſtliebe zu gedenken, die ſich hier in voller Stärke zu äuſſern pflegt, kan die Freude des Lebens ſchon aus dem einzigen Gedanken erwachſen, daß dieſe Unſchuldigen durch unſre Sorgfalt zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts, u. zum Vergnügen ihrer Wohlthäter brauchbar, weiſe, tugendhaft und glükſelig werden, daß ſie die Nahmen, Verdienſte und Freundſchaften ihrer Eltern fortpflanzen, das Alter derſelben erfreuen, ihren Tod mit Ehrfurcht und Dankbarkeit beweinen, ihren eignen Kindern dies Beiſpiel verlaſſen, und endlich in ein vollkommeneres Leben nachfolgen ſollen, um dieſe Freundſchaft und Liebe fortzuſezen. Ich glaube, dieſe Betrachtungen werden ſich fühlen laſſen, man mag Vater oder Kind ſeyn. Auch die Tagelöhner endlich, die Dienſtbotten, Handwerksleute, und alle übrige, die von unſern Haushaltungen leben, erweken eben durch dieſen Genus das Vergnügen eines gutartigen Herzens. Der Unterhalt und die Erquikungẽ, womit man den Schweis und die Dürftigkeit dieſer Mühſeeligen belohnt, die Gelindigkeit, womit man ihnẽ ihren Zuſtand erträglich macht, und die Sorgfalt, womit man ſie zu beſſern ſucht, ſind ſo viele Verdienſte um die Geſellſchaft. Es war daher für mich eine ſehr einnehmende Rede, mit welcher mir ein wahrer Deutſcher von Adel die prächtigen Gebäude, Gärten und anderes ſeines Ritterſizes zeigte. Sie ſind artig genug, ſagte er, als ich ſie bewunderte, ſie vergnügen mich aber mehr, in ſo fern ſie Denkmale eines guten Herzens, als eines guten Geſchmaks ſind. Denn alle meine Leute wiſſen, daß ich das meiſte in ſchlechten Jahren gebaut habe, da ich vielen hundert armen Leuten damit Brod ſchaffen konte.

Von der Fatalität gewiſſer Oerter.

Der Raum unſerer heutigen Blätter geſtattet uns nicht, ausführlich von dieſer Materie zu handeln; dieſes ſoll aber erſezet werden, wann wir von den fatalen Zeiten ſchreiben. Eine Abhandlung, die, ob ſie gleich zimlich viel in ſich hat, dennoch auf einmal in einem der nächſten Intelligenz-Zetteln eingerukt werden wird. Man verſtehet aber durch fatale Oerter gewiſſe Gegenden, Flüſſe, Städte und andere beſondere Oerter, welche entweder einem ganzen Volk oder gewiſſen Perſonen insbeſondere fatal oder unglüklich ſollen geweſen ſeyn. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß gewiſſe Oerter einen oder den andern unglüklich gemacht haben; allein, daraus folget nicht, daß man denen Oertern eine Fatalität zuſchreiben könne. Von dem Euphrat, einem groſſen Flus in Aſien, welcher die Römiſche und Parthiſche Provinzen ehedem voneinander ſcheidete, hat man vielfältig vorgegeben, daß er den Römern allezeit fatal geweſen, indem ſie niemals ihre Gewalt und Herrſchaft jenſeit deſſelben haben ausbreiten können, ſondern ſo oft ſie ein Kriegsheer darüber geführt, demſelben gemeiniglich ein Unglük begegnet iſt. Wovon ein merkwürdiges Exempel an dem Römiſchen General Craſſo vorhanden, welcher mit ſeiner Armee von den Parthern erlegt ward, die ihm zum Schimpf ſiedendes Gold in den Hals goſſen, damit ſie, wie ſie ſagten, ſeinen Hunger und Durſt nach Gold und Geld dadurch ſättigen möchten. Soviel iſt gewis, GOtt, der allen Reichen ihr gewiſſes Ziel und Gränzen beſtimmet, habe dieſen Flus dem Römiſchen Reiche gleichſam zur Gränze geſezt; bis dahin ſolten ſie kommen, und weiter nicht. Dies aber macht den Euphrat nicht zu einem fatalen Flus, man wolte denn alle Gränzen einer Herrſchaft, ſie mögen ſeyn Flüſſe, Berge, Städte, oder andere Gegenden, ebenfalls für fatal erkennen, welches doch noch keinem in den Sinn kommen iſt. Von dem Raabflus in Ungarn ſagt man dergleichen, wie er nemlich den Türken ebenfalls fatal ſey. Sie haben unterſchiedenemal eine ungeheure Armee über dieſen Flus geführet, und ſind damit allemal unglüklich geweſen. Das erſtemal gieng der Türkiſche Kaiſer Solimannus II. im Jahr 1529. darüber, und belagerte Wien, muſte aber, nachdem er 70. Stürme auf ſolche Stadt geweget, mit Schaden wieder abziehen. Zwei Jahr hernach, An. 1531. kam er noch einmal angeſtochen, und gieng mit einer entſezlichen Armee wieder bis ins Oeſterreichiſche, richtete aber wenig aus, ſondern muſte ſich über Hals und Kopf zurüke ziehen. Damals ſoll er auch einen Schwur vor ſich und ſeine Nachkommen gethan haben, daß niemals mehr eine Türkiſche Armee den Raabflus paſſiren ſolte. Dem ohngeachtet haben ſich die folgende Türkiſche Kaiſer daran nicht gekehret. A. 1664. kamen ſie unter der Regierung Mahometh des 4ten denen Oeſterreichiſchen Gränzen mit ihrem Kriegsheer wieder ſehr nahe, und wurden darauf bei St. Gotthard, einem Kloſter an dem Flus Raab, von den Chriſten aufs Haupt geſchlagen. Als ſie endlich A. 1683. nochmals Wien belagerten, giengen ihnen nicht allein etlich 40000. Mann in der Belagerung drauf, ſondern ſie wurden auch überdem mit groſſem Verluſt davor hinweg geſchlagen. Davon will ich nur kürzlich meine Meinung ſagen. Die Römiſche Herrſchaft erſtrekte ſich ehemals ſehr weit, und das Türkiſche Reich hat man auch unter die mächtigſte zu rechnen. Nun fällt es ſchwer, daß ſolche groſſe und weitläuftige Regierungen die ihnen weit abgelegene Länder ſolten in beſtändigem Gehorſam erhalten können, wovon in der Hiſtorie viel Exempel vorhanden ſind. Noch ſchwerer fällt es, andere weit entfernete Oerter und Länder zu gewinnen, und ſich unterwürfig zu machen. Daher es kein Wunder iſt, wenn die Römer, ſo oft ſie über den Euphrat, einen von Rom viel hundert Meilen entfernten Flus, giengen: Oder die Türken, ſo oft ſie den Raabflus, der von Conſtantinopel, als dem Siz der Türkiſchen Regierung, auch weit genug abliegt, paſſiret, niemals glüklich geweſen, oder ihre Herrſchaft über dieſe Flüſſe haben ausbreiten können. Die Entlegenheit der Länder, welche ſie zu erobern gedachten, legte ihnen manche Schwürigkeiten in den Weg. Uberdem pflegt ſich ein Volk alsdann am tapferſten zu wehren, wenn die Noth am gröſten iſt, und ſo viel Volk als möglich, ſolte es auch in der höchſten Eil geſchehen, aufzubringen, damit man dem Feind gewachſen ſey. Wann die Römer bis über den Euphrat kamen, muſten die Parther ihre Gefahr nicht gering achten; denn ſie hatten es mit mächtigen Feinden zu thun, denen nach Paſſirung dieſes Fluſſes das ganze Land offen ſtund. Und da die Türken, als mächtige Feinde, erſt den Raabflus hinter ſich hatten, ſtund ihnen der Weg nach Wien offen, und ſie droheten der Chriſtenheit die gröſte Gefahr. Weswegen denn auch ſowohl die Parther als Chriſten, alle Kräfte anſpanneten, ſolchen Feinden mit Nachdruk zu begegnen, bis ſie fürs erſte über dieſe für fatal angegebene Flüſſe zurük getrieben, und ſich dadurch einigermaſſen wiederum in Sicherheit geſezet hatten. Hieraus urtheile man, ob die Flüſſe ſelbſt für fatal zu halten. Wir haben ja unſere Urſachen vernommen, warum ſowol den Römern als Türken ein Unglük begegnet iſt, wenn ſie den Euphrat und Raabflus paſſirt, und dürfen alſo daſſelbe nicht denen Flüſſen zuſchreiben. Und dies könte auch von dem Rheinſtrohm ꝛc. geſagt werden, oder auch von ſolchen Oertern, wo man unglüklich zu ſeyn ſich einbildet. Faſt gleiches Schikſal enthält die Hiſtorie, ſo von dem General Caroli V. Antonio de Leva erzehlet wird. Dieſem war prophezeiet worden, er ſolte zu St. Denis ſterben. Weil nun nahe bei Paris ein berühmtes Kloſter dieſes Namens liegt: ſo meinte er mit der Kaiſerlichen Armee bis dahin zu kommen, und gar Paris einzunehmen; rieth demnach dem Kaiſer, mit einer Armee in Frankreich einzudringen, welches unter ſeinem Commando geſchahe, und Marſeille in der Provence belagert ward. Die Kaiſerlichen waren bei ſolchem Einfall nicht glüklich; denn die Krankheit kam unter ſie, und Antonius de Leva ward ſelbſt zu St. Denis vom Tode übereilet. Es war der Ort dieſes Namens nur ein geringes Dorf in der Provence, und er ward auch zu St. Denis, einer Kirche im Mailändiſchen, begraben. Womit nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß ihm der Ort St. Denis fatal geweſen. Uberhaupt mus man ſich nicht einbilden, als wenn der Ort an und vor ſich zu dem Unglük, ſo einem darinn aufſtöſſet, etwas beitragen könte. Denn ſo urtheilen nur abergläubiſche Leute, die die wahre Urſache der Dinge nicht erforſchen können noch wollen. Eben ſo wenig wird der Tod eines Menſchen dem Ort, wo er ſtirbt, können beigemeſſen werden. Sondern weñ ſein Lebensziel vorhanden iſt, mus er dran, er befinde ſich, an welchem Ort er wolle. Eraſmus Franciſci erzehlet, wie einsmals des Königs von Tunchin Sohn, ein allbereits erwachſener Herr, welchen der Vater ſchon zum Gehülfen in der Regierung angenommen, krank worden. Dieſem riethen die Zauberer, er ſolte den königlichen Hof verlaſſen, und in ein ander Haus ziehen, und einen gemeinen Menſchen in ſein königliches Bette legen laſſen, ſo würde der ankommende Tod, wenn er den geſuchten Prinzen nicht fünde, ſich alſofort an deſſen Subſtituten machen. Der todkranke Prinz, der gern länger leben wolte, gehorchte den närriſchen Rathgebern, konte aber dadurch den Streichen des Todes nicht ausweichen, ſondern wurde ſowohl in dem fremden Orte, als in ſeinem eigenen Bette von dem Tode hingeriſſen. Eben ſo thöricht machen es auch die Einwohner in dem Königreich Conde Uda. Wenn 2. oder 3. in einem Dorfe ſterben, ſo verlaſſen ſie alle ihre Wohnungen, und ziehen an einen andern Ort. Denn ſie halten dafür, daß ſolches von der Hand des Teufels herrühre, und wenn er alsdann in ihre alte Wohnungen komme, und niemand antreffe, ſo gehe er wieder fort. Wenn ſie nun meinen, daß er weg iſt, ſo kehren ſie zurük in ihre Hütten. Wenn etwa eine anſtekende Krankheit an einem Orte zu graſſiren anfangt, ſo iſt freilich die Verlaſſung ſolches Orts das beſte Mittel; aber dem bevorſtehenden Tode kan man auf keine Weiſe entlaufen. Und ſo gehets auch mit jedem Unglük, welches dem Menſchen aufgehoben iſt. Er kan ihm nicht ausweichen, er mag den Ort verändern, ſo oft und viel er will. Es wird ihn doch an einem Orte übereilen, obgleich der Ort ſelbſt nicht ſchuld daran iſt.

Von der Fatalität gewiſſer Zeiten und Zahlen.

Vor allen Dingen müſſen wir uns von dem Worte Fatalität einen rechten Begrif machen, welches von den wenigſten geſchehen iſt, die zwar von einer Fatalität viel daher ſchwazen, aber ſelbſt kaum wiſſen, was ſie damit ſagen wollen. Fatalität kom̃t her von Fatum, welches auf Teutſch ein Schikſal heiſſet, und nach der meiſten heidniſchen Weltweiſen Auslegung eine abſolute und unvermeidliche Nothwendigkeit bedeutet, und mit ſich führet: alſo, daß alle Dinge in der Welt dieſem nothwendigen Schikſal unterworfen, und nicht anders geſchehen können, als ſie würklich geſchehen. Solcher heidniſchen Meinung zufolge, würde die Fatalität gewiſſer Zahlen und Zeiten darinne beſtehen, daß die Dinge, die in einer gewiſſen Zahl und Zeit ſich befinden oder zutragen, nothwendig alſo, und nicht anders, ſeyn und ſich zutragen könten. Dieſe Fatalität iſt eine ganz ungereimte Sache, weil dadurch nicht allein dem menſchlichen Willen, wovon die Handlungen der Menſchen dependiren; ſondern auch GOtt ſelbſten, unter deſſen Direction und Regierung alle Dinge in der Welt ſtehen, alle Freiheit benommen wird. Uberdem giebt es auch ein vernünftiges Fatum oder Schikſal, welches nichts anders iſt, als eine, nach GOttes freiem Willen, nach den Regeln der Weisheit feſtgeſezte Ordnung, nach welcher gewiſſe Dinge in der Welt nothwendig kommen und geſchehen müſſen. So lange man bei blos natürlichen Dingen, und derſelben Erfolg bleibt, iſt zwar die Fatalität gewis, und natürlicher weiſe unveränderlich, und kein Menſch kan ſie umſtoſſen; wie dann bekannt, daß kein Menſch die Reguln der Bewegung umſtoſſen und ändern kan. Appliciret man ſie aber auf Dinge, die von des Menſchen freien Willen herrühren, oder dadurch gefördert oder gehindert werden können, ſo giebt es keine dergleichen Fatalität, indem GOtt keine Ordnung gemacht und feſtgeſezet, nach welcher die vom freien Willen des Menſchen dependirende Dinge nothwendig erfolgen müſſen, alſo und nicht anders geſchehen könten. Es ſtreitet ausdrüklich mit der Freiheit des Willens, daß die Dinge, ſo er freiwillig vornim̃t, ſolten nothwendig und unumgänglich geſchehen müſſen. Wenn wir alſo im folgenden ſolche Dinge antreffen werden, wobei der freie Wille des Menſchen mit intereſſiret iſt, ſo folgt von ſelbſt, daß man ſie nicht für fatal halten könne; welches hier überhaupt zu merken iſt. Nunmehro wollen wir einige für fatal gehaltene Zahlen und Zeiten für uns nehmen, und ſie etwas näher beleuchten. Hier wird vors erſte die 7te Zahl als eine fatale und beſondere Zahl vorkommen. Es berichtet nemlich Cornelius Agriva, daß das 7te Knäblein, welches gebohren wird, ohne daß ein Mägdlein dazwiſchen ſey, die Kraft habe, durch bloſes Anrühren, oder durch Worte, die Kröpfe zu heilen: Und daß ein Mägdlein auf gleiche Art gebohren, ohne daß ein Knäblein darzwiſchen komme, die Geburt treflich befördern könne. In Heſſen ſoll allezeit der 7te Sohn aus der Hartmanniſchen Familie die Kraft haben die Kröpfe zu heilen. Das wäre alſo was fatales in gutem Verſtande, daß ſolche Kraft dem 7ten Knäblein und Mägdlein, nicht aber den übrigen, allein der Hartmanniſchen Familie, und keiner andern in Heſſen, mitgetheilet würde. Gleichwie aber von weiten her gut lügen iſt, indem man die Wahrheit von einem weit entfernten Orte nicht ſo bald einholen kan: Alſo läſt ſich auch von Dingen, die ſich ſelten zutragen, viel wunderliches erzehlen, weil man es nicht ſobald durch eine Erfahrung umſtoſſen kan. Und ſolche Beſchaffenheit hat es ſonder Zweifel mit dem Knäblein und Mägdlein. Peucerus will, es ſey das 7te Jahr mehrentheils dem Hauſe Sachſen gefährlich und unglüklich geweſen. Wovon ſich aber ſchwerlich ein rechter Beweis anführen läſt. Zwar gehet es an, daß man alle 7. Jahr ein Unglük bemerket, ſo etwan dieſer hohen Familie begegnet iſt. Allein, vors erſte nim̃t man die ganze Familie zuſammen, und wenn einem aus derſelben in ſolcher Zeit ein Unglük begegnet iſt, ſiehet man es als ein Unglük für die ganze Familie an, welches ſich aber nicht allemal reimen will, indem des einen Unglük eines andern aus eben dieſer Familie Glük geweſen iſt. Weiter iſt mannichmal das Unglük, ſo man anführet, ſehr gering, daß man es für ein ſolches kaum erkennen ſolte. Und endlich findet ſich manches Unglük in dieſer Familie, welches für andern merkwürdig iſt, aber, weil es nicht in das fatale 7te Jahr fällt, gar ausgelaſſen wird. Daher läst ſich leicht erachten, wie das ganze Vorgeben auf ſchlechtem Grunde ſtehe. Von den Königen in Frankreich haben einige Hiſtorienſchreiber angemerkt, daß von Ludovico IX. oder Sancto an, allemal der 7te König in Frankreich geſchlagen und gefangen worden. Dieſer Ludovicus Sanctus war A. 1250. von den Saracenen in Egypten geſchlagen und gefangen. Der ſiebende König nach ihm, Johannes, war ebenfalls A. 1356. von den Engeländern gefangen, nachdem er vorher die Schlacht verlohren. Eben ſo gieng es dem 7ten König nach Johanne, Franciſco I. welcher A. 1525. in der Schlacht bei Pavia von den Völkern Kaiſers Caroli V. gefangen und nach Spanien geführet ward. Woraus man aber gewis keine Fatalität zu machen hat. Es ſind ja nicht mehr als 3. Könige in Frankreich, von denen es eintrift, daß ſie als der 7te in der Ordnung gefangen worden: Und wenn man genau reden will, ſo ſind ihrer nur 2. Denn von Ludovico IX. kan nicht geſagt werden, daß er der 7te in der Ordnung gefangen worden, ſondern nur von Johanne und Franciſco I. Dieſe zwei Exempel aber können noch lange nicht erhärten, daß allemal der 7te König in Frankreich müſſe gefangen werden. Die Liebhaber und Vertheidiger dergleichen Fatalitäten wiſſen indeſſen doch ſolcher Exception zu begegnen, wenn ſie uns erzählen, wie gleichwol der groſſe Ludwig bei nahe einmal hätte können gefangen werden, und zwar A. 1709. durch den Obriſten Grobendonek. Denn als dieſer Obriſte von Ryſſel aus, welches die Alliirten damals inne hatten, mit einem Detachement von 100. Mann ausgegangen war, erhielte er Nachricht, daß der König auf einer Spazierreiſe wäre, und wie er von Verſailles nach Marly gehen, und unterwegs die Madame Maintenon in dem Kloſter zu St. Cloud beſuchen wolte, nur von 12. Grand-Mouſquetaires begleitet. Alſo hätte er leicht von gedachtem Obriſten ertappet werden können, wenn derſelbige nur nicht eine halbe Stunde zu ſpät gekommen, indem ihn der Wegweiſer, den er bei ſich gehabt, einen Umweg geführet, daß er alſo des Königs verfehlen müſſen. Unterdeſſen hatte er 2. Franzöſiſche Generals von ihren Gütern aufgehoben, und in Ryſſel eingebracht, zum Zeichen, wie er Paris ſo nahe geweſen, daß er in 2. Stunden zu Verſailles ſeyn können, wenn er ein ſtarkeres Detachement bei ſich gehabt. Allein, welch ein jammerlicher Schlus es ſeye, wenn man à poſſe ad eſſe argumentiren will, iſt bekannt: So iſt auch unter dem, was würklich geſchehen iſt, und was nur geſchehen können, ein Himmelweiter Unterſchied. Bei dieſer Gelegenheit mus ich ferners erwähnen, was die beiden Franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, Cominæus und Æmilius, melden, wie nemlich von Carolo M. an, die wenigſte Könige von Frankreich über 60. Jahr alt worden, oder aufs höchſte nicht über 64. Jahr. Womit ſie ſonder Zweifel noch auf das groſſe Stuffenjahr zielen, wozu, wie wir im vorhergehenden Abſaz vernommen, von einigen das 60ſte, von andern das 63. oder 64ſte Jahr angenommen wird, und ſo viel ſagen wollen, es ſey das Stuffenjahr den Königen in Frankreich jederzeit fatal geweſen. Sie gedenken weiter, daß Ludovicus XI. ſich ſtets für das 60ſte Jahr ſeines Alters gefürchtet, und vermeinet, es würde und müſte ihm gleich andern ſeinen Vorfahren fatal ſeyn. Wie er dann auch geſtorben, nachdem er nur 15. Tage über ſein

60ſtes Jahr gelebet. (*) Hieraus läſſet ſich abermal nicht ſchlieſſen, daß das 60ſte Jahr denen Königen in Frankreich fatal ſey, ſintemal die wenigſten unter ihnen das 60ſte erreichet haben. Von dieſen kan man nicht ſagen, daß es ihnen fatal geweſen, indem ſie ihr Alter nicht ſo hoch gebracht haben. Wenn ſie nicht ſo alt worden, wird ihre Leibes Conſtitution, Lebensart und andere Zufälle daran ſchuld geweſen ſeyn. Und dieſen Dingen mus man es auch beimeſſen, wann andere im 60ſten Jahre geſtorben, nicht aber einer Fatalität, welche verurſachet hätte, daß ſie nicht länger leben können. Am bündigſten hat ſolche Meinung der groſſe Ludewig widerlegt, der ſein Leben nicht auf 60. ſondern 77. Jahre gebracht. Von den Königreichen u. Republiquen in der Welt, gibt man ebenfalls vor, wie ſie einen fatalen Terminum und Periodum hätten, daß ſie nicht länger als bis dahin dauren u. beſtehẽ könnten; Oder nach deſſen Verflüſſung ſie wenigſtens einer groſſen Veränderung unterworffen wären. Plato und Ariſtoteles haben dafür gehalten, daß ſowohl das Quadrat von 12. nemlich die Zahl 144. wie auch deſſen Cubus, nemlich 1728. den Republiquen ſo fatal und gefährlich ſey, daß wenn ſie nicht ſchon im 144ten Jahr zu Grunde giengen, oder groſſe Veränderung litten, ſo müſte es doch im 1728ten geſchehen, und ſie alsdañ wieder in Abnehmen gerathen. Andere halten die 100te Zahl den Reichen und Republiquen für fatal, noch andere die 500te, und ſuchen ihre Meinung durch Exempel aus der Hiſtorie zu beſtättigen. Es widerlegt ſich aber ſolches alles von ſelbſt, und man kommt mit den angeführten Exempeln nicht fort, weil ſie ſehr gezwungen heraus kommen, und von keiner ſonderlichen Veränderung zeugen, die ſich dabei alle 100. Jahr ſolte zugetragen haben. Uberdem trift es bei den allerwenigſten Reichen ein, daß ſie alle 100. Jahr eine merkwürdige Veränderung ſelten erlitten haben. Und ſo es mannigmal bei einigen zugetroffen, darf man es deshalb nicht für etwas fatales halten. Man hat auch noch beſondere Tage angemerket, die theils Glük, theils Unglük gebracht haben. Alexander M. ſoll den 9. April gebohren ſeyn, an demſelbigen Tage Darium überwunden, und auch ſein Leben beſchloſſen haben. Es wird hinzugeſezt, daß an ſolchem Tage der Tempel der Dianä zu Epheſus abgebrannt, zu einer Vorbedeutung des Kriegsfeuers, welches Alexander in Aſien angezündet, wodurch viele Städte und Länder verwüſtet und verheeret worden. Eben an dieſem Tage ſollen auch ehedem die Perſer von den Griechen zu Waſſer und Lande ſeyn überwunden worden. So wird auch von dem Römer Pompejo M. berichtet, er ſey den 30. September gebohren, habe an dieſem Tage wegen der in Aſien befochtenen Victorien triumphirt, und endlich ſey er auch den 30. Sept. in Egypten umgebracht worden. Das alles, und inſonderheit, wenn Leute an ihrem Geburtstage ſterben, wo es anders mit der Erzählung ſeine Richtigkeit hat, mus man vielmehr einem Zufalle zuſchreiben, als für etwas ſonderbares und fatales ausgeben.

Von dem bürgerlichen Stande.

Unter dem Worte Bürger werden in allgemeinem Sinn alle und jede Glieder eines gemeinen Weſens verſtanden. Hier aber iſt nur die Rede von einem Bürger, der ſich entweder mit Kaufmañſchaft, oder mit einem Handwerk nähret, und in einer Stadt wohnet. Die Kaufmannſchaft iſt wegen ihrer Nuzbarkeit und Nothwendigkeit beſonders hoch zu ſchäzen; und deswegen auch in einem Lande bei allen ihren Freiheiten und Bequemlichkeiten mit möglichſter Sorgfalt zu erhalten: Sie giebt einem Lande Nahrung: Sie erhält darinn den nöthigen Umlauf

---

(*) Solches führet aus ihnen an Becmann. in hiſt. orb. terr. polit. cap. 3. §. 5. p. 507.

des Geldes, und iſt das ſicherſte Mittel ſolches reich und mächtig zu machen. Unter allen Laſtern, die in einer Republik im Schwange gehen, hat keines eine glüklichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute ſtolz werden, und prächtig leben; dieſes aber verſtund vor einiger Zeit ein ſicherer Fürſt unrecht. Er hatte verſchiedene zur Handlung wohl gelegene Pläze: Es zogen ſich viel Kaufleute dahin: Sie erwarben durch ihre Handelſchaft und Schiffahrt groſſen Reichthum. Wo Geld iſt, da zeiget ſich auch Muth: Die Kaufleute wurden hoffärtig, ſie lebten wohl; ſie thaten ſich hervor. Der Adel wurde darüber eiferſüchtig. Der Fürſt meinte, er wolte die Eitelkeit dieſer Leute einſchränken: Ein wenig Policei hätte ſolches thun können; allein der Fürſt wolte auch dabei ſeine Einkünfte vermehren: Er drukte die Handlung mit neuen Auflagen, er verdoppelte die Zölle, und belegte alle fremde Waaren mit einer unerträglichen Acciſe. Der Umſchlag mit den Ausländern hatte damit ein Ende: Handel und Wandel geriethen in Abnahme. Der Kaufmann wurde demüthiger und das Land arm. Der Vertrieb der einheimiſchen Manufacturen war verſtopft, das Geld mangelte. Der Fürſt wurde es am erſten gewahr: Seine Einkünfte, die er verbeſſern wolte, kamen ſparſam ein. Das Volk klagte: die Nahrung war gehemmet: Man wolte die Handlung wieder in Gang bringen, allein vergebens; ſie war einmal weg; nicht anders, wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit einem Schuß zerſtreuet. Man mus alſo der Handlung Freiheit laſſen; nur darinn mus man ſie einſchränken, daß Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit dabei gehandhabet, und dargegen diejenigen Misbräuche, welche ſchädlich ſind, ſorgfältigſt aus dem Wege geräumet werden. Eines der gröſten Ubel in der Handlung iſt der ausgelaſſene Frevel der Bankerutirer: Dieſe ſind gleichſam heut zu Tage privilegirte Diebe: Sie ſtehlen unter dem Schein eines ehrlichen Mannes: Sie machen Figur mit anderer Leute Geld: Sie erwerben ſich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Sie ſind die beſten Männer; denn ſie ſchenken alles ihren Weibern: wenn ſie hernach nicht weiter können, ſo geben ſie ihren ehrlichen Namen mit ſamt der Handlung auf. Sie zahlen niemand; es heiſt, ſie waren unglüklich geweſen; ſie wären um alles kommen; und leben hernach von dem Vermögen ihrer Frauen eben ſo gemächlich als zuvor. O ſchändliches Recht! das ſolchergeſtalt den Grund aller Gerechtigkeit durchwühlet, und ihre heiligſte Geſeze umſtürzet! Man verdammet denjenigen zum Galgen, der aus Noth ſtiehlet, und ein Bankeruttierer, der tauſend wagt, darunter öfters kaum zehen ſein eigen ſind; und der für Ubermuth nicht weis, wie er genug verpraſſen ſoll; dem ſollen die Geſeze noch zu Hülfe kommen, und ihm, an ſtatt der wohlverdienten Strafe nach Gemächlichkeit Tage verſchaffen? O Zeiten! O Sitten! Die Handwerker haben ihre Zünfte; dieſe ſind nicht ohne Nuzen, wenn ſie dadurch Zucht, Ehrbarkeit und gute Ordnungen unter ſich erhalten: Ihre Gebräuche aber müſſen nicht närriſch ſeyn, noch andern Menſchen zum Nachtheil gereichen. Von dieſer Art iſt das verkehrte Recht, deſſen ſich die Handwerksleute in gewiſſen Städten anmaſſen, daß man alles bei ihnen müſſe arbeiten laſſen, dabei ſie ihre Arbeit über den Werth ſchäzen, ſie mag gerathen ſeyn oder nicht. Dieſes iſt wider alle Vernunft und Billigkeit: der Betrug, der Ubermuth, und die Liederlichkeit der Handwerksleute wird dadurch genähret. Sie vernachläſigen darüber ihre Arbeit, und denken, man müſſe ihnen ſolche doch bezahlen. Man iſt deswegen übel mit dieſen Leuten daran. Was verbindet ſie für ein Geſeze, daß ſie mehr ausgeben, und üppiger leben, als die Leute auf dem Lande? (Ein andermal was mehrers.)

Von den Bewegungsgründen und Mitteln zur Erhaltung der Geſundheit.

Si ventri bene, ſi lateri, pedibusque tuis, nil
Divitiæ poterunt regales addere majus.

Es würde überflüſſig ſeyn, wann ich hier beweiſen wollte, daß die Geſundheit des Leibes, nach der unſchäzbarn Zufriedenheit der Seele, das gröſte unter allen irdiſchen Gütern iſt, welche die gütigſte Vorſehung den bedürftigen Sterblichen zu ihrem Antheile beſchieden. Niemand, als nur derjenige, welcher den erhabenen Werth der Geſundheit, durch den empfindlichen Verluſt derſelben noch nicht inne worden; und wie Viele? oder lieber wie Wenige mögen deren wohl in der Welt vorhanden ſeyn? ſonſt Niemand, ſage ich, kan an dieſer Wahrheit im Ernſte zweifeln. Vermuthlich wird alſo die billige Sorge für die Erhaltung dieſes beträchtlichen Guts, ohne welches uns die ſüſſeſten Annehmlichkeiten dieſes Lebens nur unſchmakhaft, ja gar bisweilen vergällt werden, eine der unabläßlichſten Beſchäftigungen der Klugen und Fürſichtigen ſeyn. Die meiſten Menſchen ſind insgemein ſo blind und ſo unachtſam, daß ſie ſolches nicht erkennen, noch darauf ihre Gedanken ſchlagen. Die nächſte Vorwürffe, die unſere Begierden reizen, ſind auch die erſte, welche die Sinnen bemeiſtern: ſie werden davon hingeriſſen, was man ſich dadurch für Schaden an ſeinem Leibe, an ſeinen Gütern, an ſeiner Ehre, und an ſeinem ganzen Glüke zuziehet. Und ich getraue mir zu behaupten, ſchier allen Krankheiten könnte vorgebeugt werden, wann theils Leute, und zumalen die durch Schwelgerei und Ueppigkeit ſich verderbende zaumloſe Jugend, ſich zu einer feinen Ordnung und zu einer vernünftigen Lebensart bequemen würden; Allein, dieſe einfältige Lebensordnung iſt in der Welt faſt durchgehends zu einem Geheimnis worden: dergeſtalt, daß man ſich darüber nicht ehender, als bei dem Gebrauch der Arzneien ein wenig zu eröfnen pfleget; folglich dasjenige, als ein Arcanum Particulare, wie es die Herren Adepti nennen, tractiret, da es doch die Natur allen vernünftigen Menſchen, ja ſo gar den Thieren, lehret. Wie gros mus demnach unſer Verderben ſeyn, daß wir dieſen einfältigen Naturweg zu unſerer Erhaltung und Geſundheit ſo gar verlohren haben; und daß wir zu unſerer Züchtigung und Straffe, jezo ſo viele Aerzte, Apotheken, Sauerbrunnen und dergleichen gebrauchen müſſen. In der Bibel iſt dieſes am kürzeſten ausgedrukt, da es heiſt: **Wer vor ſeinem Schöpfer ſündiget, der fälle dem Arzt in die Hände**, Sir. 38., 15. Wo alſo viel geſündiget wird, da braucht man auch viel Aerzte. Und umgekehrt: man findet nirgends mehr Kranke, als wo viele Aerzte ſind. Ich habe zwar von den Aerzten eine beſſere Meinung, als von den Advocaten: Dieſe, weil ſie von den Proceſſen leben, pflegen nicht ſelten auch ihre Künſte anzuwenden, um ſolche zu verlängern. Nein! ich denke nicht ſo ſchlim̃ von denen Herren Medicis. Allein, ich glaube doch, daß ſie mit den einfältigſten Naturmitteln, welche hauptſächlich auf eine gute Diät und Lebensweiſe zielen, mehr ausrichten, als mit allerhand Gemengſel und dergleichen. Sonderlich, wo die Anfälle der Krankheiten nicht zu heftig ſind, und die Natur nicht nothwendig durch einen ſchnellen Eindruk in ihrem böſen Gange mus gehemmet und wieder zurecht gewieſen werden. Wer auſſer dieſem natürlichen Lebenswege ſeine Natur einmal zuviel an die Arzeneien gewöhnet, der wird Zeit Lebens kränklich bleiben, an die Pillen glauben, und einen Candidaten der mediciniſchen Facultät abgeben müſſen. Wo er anderſt nicht aus der Erfahrung klug wird, die Salbadereien abſchaffet, und ein vernünftiges mäſiges Leben zu führen beginnet. In re medica ſimpliciſſimus eſto, Mixturarum inimicus, ſanitatis cultor ex natura, non ex arte: felix arcani hujus poſſeſſor ex infelicibus experimentis. *Epiſt. ad amicum.* Es ſolten dannenhero dieſe überzeugende Wiſſenſchaft und dieſe betrübte Erfahrung uns doch wenigſtens auf unſern Geſundheitszuſtand ein wenig aufmerkſam machen. Wir ſolten uns bei dem ergözenden Genuſſe einer dauerhaften Geſundheit glüklich ſchäzen, und kränkliche Reiche, die bei ihrem Überfluſſe deſto elender ſind, weil ſie, ſtatt der wohlſchmekenden Nahrungsmitteln nur widrige Arzeneien zur gekünſtelten Fortfriſtung ihres Lebens zu ſich nehmen müſſen, ihr mitleidenswürdiges Glük, welches ſie öfters gerne mit einer geſunden Dürftigkeit vertauſchen würden, nicht gramſüchtig misgönnen. Wir ſolten alle mögliche Behutſamkeit anwenden, die, den beſten Glüksgütern vorzügliche, Geſundheit, wenigſtens ſo viel bei ihrer Erhaltung auf uns ankom̃t, niemals zu verlieren. Allein hier entdekt man im Umgange mit ſeinem Nebenmenſchen vielfältige Fehler. Schädliche Leidenſchaften, Unmäſigkeit u. d. g. ſind die Mörder der von jederman liebenden Geſundheit. Die wilde Hize der aufgebrachten Leidenſchaften bringt das kochende Geblüte in eine ſchädliche Wallung; Die gierige Ungenüslichkeit entkräftet den übermäſig beſchwehrten Magen, und richtet ſeine Verdauungskräfte zu Grunde. Die der Vernunft zuwider laufende Übungen, oder vielmehr Misbräuche, der zu weiſern Abſichten verliehenen brauchbaren Gliedmaſſen bringt die rachgierigen und hochmüthigen, die zu ſehr püchelnde, wunderliche, und die völlig müſſigen, die eiteln und unordentlichen, die ſchwelgenden und Hunger leidenden, kurz, die gegen ſich ſelbſt feindlich geſinnten Thoren nach und nach zu einer gänzlichen Unbrauchbarkeit ihrer ſonſt dauerhaften Leibesſtärke. Ich will es durch ein Exempel deutlicher geben: Ohnlängſt kam ich in ein Haus; Mann, Frau und Kinder lagen noch im Bette. Sie waren ohne Einbildung wirklich krank. Sie wundern ſich nicht, rief mir der Mann aus dem Bette zu, daß wir faſt insgeſamt noch in denen Federn ſteken! Ich bin (fuhr er weiters fort, als ich nach deſſen Zuſtand fragte) in der That recht krank. Zank und Streit mit meinen Ehehalten, mit denen Canaillen, von derē einem mir was entwendet worden, iſt Urſache, daß ich jezt das Bette hüten mus. Ein hiziges Gallenfieber hat mich nun jezt überfallen. Ich ärgere mich noch, wann ich daran gedenke. Meine Frau iſt über dieſen Lermen ſo gewaltig erſchroken, daß es ihr von Stund an in die Glieder geſchlagen; nun hat ſie grauſame Gliederſchmerzen. Ihr alter Vater hat ſich durch eine allzuſtarke Mahlzeit den ſchwachen Magen vollends verdorben, daß er nun beſtändig Übelkeit und Kopfſchmerzen empfindet. Mein alteſter Sohn hat ſich in dem Wirthshauſe denſelbigen Tag durch ſchlechte Weine, oder vermuthlich vieles Trinken, die Schwindſucht in den Leib gejagt, daß er nun auch gefährlich krank darnieder liegt. Es iſt mein wohlgerathenſter Sohn. Meine Tochter hat ſich lezthin auf einer Hochzeit im Tanzen zu ſehr übernommen; und nachdem ſie ſich waker erhizet, einen jählingen Trunk gethan, daß es gar mislich um ihr Leben ſtehet. Und mein kleines Mädgen endlich iſt blos wegen dem vielen Naſch- und Zukerwerk, wie mich der Herr Doctor verſichert hat, an den Gichtern in ſchwächliche Umſtände gebracht worden, daß ſie ſich faſt immer zu Bette halten mus. Ich könte was mehreres anführen; es wird aber an dieſem genug ſeyn, zu zeigen, wie ſo viele erſt mit Schaden klug werden müſſen. Ein berühmter Schriftſteller beklagt dergleichen Thorheiten nicht wenig, und giebt zu Erhaltung der Geſundheit allerhand Vorſchläge. Er ſezt auch unter andern dieſes hinzu: Daß es eine gewiſſe Nahrung für die Aerzte ſey, wenn an einem Orte viel Zuker- und Paſtetenbeker ſich befinden; Es wäre beſſer

ſer (fährt er fort) man machte aus ihnen lauter Commisbeker. Denn alles ſüſſe fette, Bak- und Naſchwerk iſt der Geſundheit nachtheilig. Noch weniger dulde man ſolche Leute, die mit andern ſchädlichen Es- und Trinkwaren handeln, und um eines ſchnöden Gewinns willen die Menſchen mit vergeben helfen. Die böſen Bierbrauer, welche Spaniſchen Pfeffer, und ich weis nicht was für Teufelszeug ins Bier thun, davon die Trinkende ſo lange trinken, bis ſie voll und toll werden; ingleichem die Weinpanſcher, welche ihre Weine mit ſchädlichen Einſchlägen vergiften, ſolte man exemplariſch ſtrafen; Denn ein gelindes Gift, das man den Menſchen beibringt, und welches nur nach und nach tödet, und das Leben jämmerlich macht, iſt weit grauſamer, als ein behender Schlag, damit man einen auf einmal in die andere Welt liefert. Es iſt aber nicht genug, daß man hier allein auf die grobe Miſſethaten ſiehet, ſondern es iſt auch nöthig, wenn man auf die Fortpflanzung und die Geſundheit der Menſchen bedacht ſeyn will, daß man überhaupt auf alles dasjenige acht habe, was dem menſchlichen Leben und der Geſundheit nachtheilig ſeyn kan. Alſo liegt vornemlich an einem geſunden Waſſer viel; denn wo ſolches nicht iſt, da pflegen die Leute leicht zu kranken. Junges unvergohrnes Bier, allerhand unzeitiges Obs, unterirdiſche und feuchte Wohnungen, die keine Luft noch Sonne durchdringen: Ferner, eine unordentliche viehiſche Lebensart, da man alles untereinander friſſet und ſäuft, oder auch groſſer Mangel an Eſſen und Trinken, Kleidern und nothdürftiger Verpflegung. Sehet da die Hauptquellen ſo vieler jämmerlichen Zufällen und Krankheiten, durch welche das menſchliche Geſchlecht aufgerieben und hingeriſſen wird. Das allerbeklagenswürdigſte iſt hiebei, daß die zarten Sproſſen beim Heranwachſen öfters ſchon hierinn verwahrloſet worden; Denn hier gilt es um den Stoff des ganzen menſchlichen Lebens, in welches gar oft die kleinſte und ungeachteteſte Dinge einen ſtarken Einflus, ſo wohl auf den zarten Körper, als auf die ihn belebende Seele haben, auch öfters den natürlichen Wachsthum eines Kindes ſchon in den erſten Lebenstägen erſtiken. O möchte man hier das Heil und die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts in ihrer Wiege betrachten, und den erſten Gift, der mit der Muttermilch auf daſſelbe ſich ergieſſet, davon in Zeiten abſondern können! Allein, vergeblicher Wunſch! Hier ſtekt das Böſe ſchon im Saamen. Wer nichts von der Erbſünde glaubt, der findet ſie hier. Das Böſe pflanzet ſich fort von theils gottloſen Eltern auf die Kinder: dieſe bekommen dazu die Geſtalt in der Mutter Leib: eine laſtervolle Zucht formiret die erſte Sitten der Kinder: der unreine Trieb das Böſe nachzuthun, und die Wuth darinn ſich zu verliehren, kommen endlich in ihren völligen Wachsthum; und alſo pflanzen die Menſchen nicht nur ihr Geſchlecht, ſondern auch noch immer ärgere Menſchen fort.

Ætas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem. *Horat.*

Dieſer Cirkellauf wird ſo lange währen, bis auf einmal das Triebwerk ſtille ſtehen, die Welt ihr Ende erreichen, und eine beſſere erſcheinen wird, da die verdorbene Menſchen wieder rechte Menſchen ſeyn, und das Ebenbild desienigen tragen werden, nach welchem ſie ſind geſchaffen worden. Die Abſichten des Schöpfers, in Anſehung der Menſchen, gehen in dieſer Welt nicht zu Ende. Wohl dem, der ſo viel Glauben hat, dieſer Veranderung mit Freuden entgegen zu ſehen. „ Dieſes zu beſchlieſſen, will ich noch einige bewährte Geſundheitsreglen aus einem ächten Franzöſiſchen Schriftſteller zur Prüfung mittheilen: "Eſſet und trinket nicht, bis ihr hungerig und durſtig ſeyd; und enthaltet euch des Ubermaſſes, und der allzugroſſen Verſchiedenheit in Speiſen und Getränken. Des Abends eſſet wenig, und leicht verdauliche Speiſen, und faſtet bisweilen. Gehet zeitig zu Bette, und ſtehet frühe auf. Schlaft nicht langer als 6. bis 7. Stunden, und gleich nach der Mahlzeit wenig oder gar nicht. Zwingt nicht die Natur, ſondern last ihr freien Lauf, und ſo bald man einiges Magendrüken empfindet, ſo curiret euch durch Aushungern. Die Luſtbarkeiten und Ergözungen müſt ihr nur koſten; aber euch nicht daran erſättigen. Bedienet euch derſelben, ohne davon eingenommen zu werden. Last euch endlich den Kummer und Verdrus nicht allzuſehr niederſchlagen; Denn ſo bald die Seele heftig leidet, ſo leidet der Körper, wegen beider genauer Vereinigung.

Von der Aufrichtigkeit.

O du, der du verliebt biſt in die Schönheiten der Wahrheit, und dein Herz an die Einfalt ihrer Annehmlichkeiten gehanget, bleibe ihr getreu, und verlas ſie nicht: Die Standhaftigkeit deiner Tugend wird dich mit Ehre krönen. Die Zunge des Aufrichtigen hat ihre Wurzel in ſeinem Herzen: Heuchelei und Betrug finden nicht ſtatt in ſeinen Worten. Er erröthet über die Falſchheit und ſchämet ſich; aber indem er die Wahrheit redet, hat er ein ſtarres und unbewegliches Auge. Er behauptet als ein Mann die Würde ſeiner Perſon; die Künſte der Gleisnerei ſind ihm niederträchtig. Er iſt ſich immer gleich; er iſt niemals verlegen: er hat Herzhaftigkeit genug für die Wahrheit; aber zu lügen fürchtet er ſich. Er iſt weit über die Niederträchtigkeit der Verſtellung; die Worte ſeines Mundes ſind die Gedanken ſeines Herzens. Doch öfnet er mit Klugheit und Fürſichtigkeit ſeine Lippen; er ſinnet auf das, was recht iſt, und redet mit Beſcheidenheit und Verſtande. Aber das Herz des Heuchlers iſt verborgen in ſeiner Bruſt; er verkleidet ſeine Worte in den Schein der Wahrheit, weil in ſeinem Leben ſein einziges Geſchäfte iſt, nur zu betrügen. Er lachet in Traurigkeit; er weinet in Freude; und aus denen Worten ſeines Mundes kan man nichts nehmen. Er arbeitet im Dunklen, wie ein Maulwurf, und bildet ſich ein, ſicher zu ſeyn; aber er fällt in das Licht hinein, und wird verrathen, und ausgeſezt mit Koth an ſeinem Haupt. Er bringet ſeine Tage in einem beſtändigen Zwang zu; ſeine Zunge und ſein Herz ſtehet in einem ewigen Streit. Er bemühet ſich um den Namen eines gerechten Mannes, und gefällt ſich ſelbſt in denen Gedanken ſeiner Verſchlagenheit. O Thor! O Thor! die Mühe, welche du dir gibſt, zu verbergen, was du biſt, iſt weit gröſſer, als diejenige, welche dich zu dem machen würde, wofür du gerne angeſehen ſeyn möchteſt; und die Kinder der Weisheit werden über deine Liſt ſpotten, wann mitten in der Sicherheit deine Larve abgezogen, und der Finger der Verſpottung mit Hohn auf dich deuten wird.

Von dem muſicaliſchen Calcanten oder Orgeltretter, auf gut Teutſch:
Balgentreter.

In einer gewieſen Stadt lebt ein berühmter Balgentreter, den man daſelbſt den muſicaliſchen Calcanten neñt. Dieſer Menſch hat dieſen auſſerordentlichen Namen bei folgender Gelegenheit bekommen: Als an einem Feſttage eine groſſe Muſik in der Kirche aufgeführet werden ſolte, ſo getraute ſich der geſchikte Organiſt ohne Noten die Orgel dem ohnerachtet gehörig zu ſpielen. Er nahm daher den Bogen, auf welchem die Noten ſtanden, winkte dem Balgentreter, und gab ihm denſelben, mit dem Befehl, genau nach den Noten die Bälge zu treten. Dieſer Menſch heftete das Papier mit ein paar Steknadeln an die Wand, die er vor ſich hatte, und indem er ſein Amt, in der Kirche Wind zu machen, verrichtete, verwande er kein Auge von den Noten. Nachdem die Muſik zu Ende war, übergab er, mit der zufriedenſten Mine von der Welt, die Noten dem Organiſten, und fragte ihn: Ob er ſeine Sache nicht gut gemacht habe? Und ſeit dieſer Zeit heiſt er der muſicaliſche Balgentreter. Wenn wir bemerken, daß dieſer Balgentreter theils geglaubet, daß ſeine Handlung ſo verrichtet worden, wie er ſie im Sinne gehabt hat, theils die Abänderung der Töne, die der Organiſt verurſachet hat, ſeiner Bemühung und Geſchillichkeit zugeſchrieben: ſo werden wir leicht gewahr werden, daß dieſer Phantaſt nicht der einzige ſeiner Art ſey, ſondern daß es in allen Ständen und Lebensarten genug muſicaliſche Bälgentreter gebe. Alle diejenigen, welche ein gezwungenes und affectirtes Weſen an ſich haben, es ſey nun in der Stellung ihres Körpers, oder in ihren Minen und Geberden, oder in dem Tone ihre Stim̃e, oder ſie mögen affectiren wie ſie wollen, haben eben die Grille im Kopfe, als der erwehnte Balgentreter. Ein Menſch, welcher affectirt, will artig thun. In ſeinen Gedanken hat er immer, ſo zu reden, die Noten der artigen Aufführung vor ſich. Beſtändig gibt er mit einer groſſen Aufmerkſamkeit auf dieſelbe Achtung. Und indem er ſich in der Betrachtung derſelben ganz verliert, ſo harmoniren ſeine Minen, Geberden und Bewegungen ſo wenig mit der Artigkeit, als die Tritte des Balgentreters mit den Noten. Iſt er alſo nicht ein muſicaliſcher Calcante? Seitdem ich die Geſchichte des Bälgentreters erfahren habe, ſeitdem denke ich immer, wenn ich ein affectirendes Frauenzimmer ſehe: das iſt gewis auch eine muſicaliſche Balgentreterin. Das allerlächerlichſte beim Affectiren beſteht darin, daß diejenigen, welche dieſem Fehler unterworfen ſind, ſich mit einer vollkom̃enen Uberredung einbilden, daß ihre ganze Aufführung recht artig und galant ſey. Man ſage ihnen tauſendmal, daß alle ihre Handlungen etwas unnatürliches und ungereimtes in ſich haben, ſie laſſen ſich nicht zu rechte weiſen. Sie erheben ſich in ihrem Gemüthe über allen Tadel, und halten diejenigen, von denen ſie verlacht werden, für Leute, die nicht zu leben wiſſen, und keine Kentnis von den artigen und feinen Sitten haben. Ich will nicht weitläuftig ausführen, daß alle Hahnreie muſicaliſche Balgentreter ſind. Sie verſüſſen ſich ſelbſt ihre Entbehrlichkeit in dem Sipſchaftsbaume des menſchlichen Geſchlechts, durch die ſchmeichelhafte Vorſtellung, daß ſie die Urheber von einer Sache ſind, die ſich von andern herſchreibt. Auch gehören zu den muſicaliſchen Bälgentretern alle diejenigen Frauenzimmer, welche blos durch ihren Puz und Reichthum Anbeter erlangen, und ſich ſelbſt und ihren Reizungen die Eroberungen zuſchreiben. Wie viele Frauenzimmer würden kaum eines Anbliks gewürdiget werden, wenn ſie nicht Staat machten und reich wären. In Abſicht auf die Männer gibt es ebenfalls viele muſicaliſche Bälgentreter. Alle Männer, welche ihre Weiber hart und grob anfahren, welche ſie nur mit einem ernſthaften und verdrüslichen Geſichte anſehen, welche ihnen keine zärtliche Liebkoſungen machen, und welche überhaupt ſich äuſſerlich gleichgültig gegen ihre Weiber betragen, und gleichwol denken und vorgeben, daß ſie dieſelben zärtlich lieben; alle dieſe Männer, ſage ich, werden durch eben die Narrheit regiert, als der Balgentreter. Es würde mir ſehr leicht ſeyn, noch viel mehr Arten der Leute von dieſem Character anzuführen, wenn es nöthig wäre. Ich will nur überhaupt bemerken, daß es viele Leute gibt, welche ſich äuſſerlich nicht ſo betragen, als ſie ſelbſt glauben und denken. Das Herz mancher Leute iſt ofte ſehr gut, ſie meynen es gut, ſie haben auch einen guten Vorſaz, und würden recht artig ſeyn, wenn es blos auf ihr Gemüth ankäme; allein, ihr Unglük iſt, daß ihr ganzes äuſſerliches Betragen nicht mit ihrer Gemüthsfaſſung überein komt. Wenn man ſolchen Leuten ins Herz ſehen könnte, ſo würde man ſehr wohl mit ihnen zufrieden ſeyn können. Allein wir ſind keine Herzenskündiger, und alſo mus ein wahrer Gefälliger nicht nur ein rechtſchaffenes Gemüth habē, ſondern er mus daſſelbe auch an den Tag legen.

Ob die Träume etwas bedeuten? u. ob man daraus was wahres ſchlieſſen, oder auch verborgene und zukünftige Dinge abnehmen könne?

Hierauf ordentlich zu antworten, müſſen wir erſt den Unterſcheid der Träume bemerken. Sie werden demnach eingetheilet in Göttliche, Teufeliſche und Natürliche. Göttliche heiſſen diejenigen, welche unmittelbar von GOtt den Menſchen zugeſchikt werden, in der Abſicht, ſie dadurch zu warnen, und was ihnen zu thun ſey, zu eröfnen. Solche göttliche Träume finden wir in H. Schrift. Unter die Warnungsträume kan man rechnen den Traum Abimelechs, 1. Moſ. 20. v. 6. 7. Labans, 1. Moſ. 31. v. 21. Joſephs, Matth. 2. v. 13. der Weiſen aus Morgenland, Matth. 2. v. 12. des Weibes Pilati, Matth. 27. v. 19. Weiſſagungsträume waren des Jacobs von der Himmelsleiter, 1. Moſ. 28. v. 12. Joſephs, 1. Moſ. 37. v. 5. u. f. des Schenken und Bekers des Königes Pharaonis, 1. Moſ. 40. Pharaonis ſelbſt, 1. Moſ. 41. jenes Midianiters, B. der Richt. 7. v. 13. Nebucadnezars, Dan. 4. u. des Daniels, cap. 7. v. 1. Der Traum Salomonis, 1. Kön. 3. v. 5. hatte was ganz beſonderes, indem ihm GOtt ſelbſt erſchien, und viel gutes verhies und ſchenkete. Die Warnungsträume waren ſo deutlich, daß man daraus, was GOtt wolte gethan und gelaſſen wiſſen, ohne eine beſondere Auslegung erkennen konte. Die Weiſſagungsträume hingegen waren deſto dunkeler, indem darinn die zukünftige Dinge unter mancherlei Bildern vorgeſtellet wurden, daher ſie auch eine Auslegung und Deutung nöthig hatten.

Ariſtoteles wirft die Frage auf: Ob GOtt den Menſchen Träume zuſchike? (*) Und antwortet mit Nein aus folgenden Gründen: Einmal, ſpricht er, wann die Träume von GOtt kämen, würde er ſie allein den Frommen zukommen laſſen; es ſey aber bekannt, daß vornemlich liederliche und gottloſe Leute ſich darauf begäben. Weiter führet er an die Träume der unvernünftigen Thiere, und machet den Schlus, gleichwie GOtt denen die Träume nicht zuſchike, alſo auch nicht den Menſchen. Wolte GOtt, fähret er fort, dem Menſchen etwas offenbaren, ſo würde er es vielmehr bei Tage als des Nachts thun, und zukünftige Dinge nicht unter undeutlichen Bildern, ſondern ganz deutlich entdeken. Wann das Buch, woraus dieſes genommen iſt, ſich vom Ariſtotele herſchreibt, woran doch ſehr zu zweifeln, ſo iſt kein Wunder, daß ein heidniſcher Weltweiſer, dem niemals wahre göttliche Träume vorkommen waren, davon alſo urtheilet. Wir ſind aus der H. Schrift überzeuget, daß GOtt manchmal den Menſchen Träume zugeſchiket habe. Was des Ariſtotelis Argumente betrift, die ſind von keiner ſonderlichen Wichtigkeit. Warum ſolte GOtt nicht auch böſen Menſchen wahrhafte Träume widerfahren laſſen, da er ihnen in dieſem Leben eben ſo viel gutes, als den Frommen beweiſet? Er läſſet ja ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, und regnen über Gerechte und Ungerechte. Daß auch die unvernünftigen Thiere Träume haben, thut zur Sache nichts. daraus folgt nur, daß nicht alle Träume göttlich ſind. So ſind auch nicht alle göttliche Träume dunkel u. unverſtändlich geweſen. Wir haben vorher aus H. Schrift einige angeführet, die mehr als zu deutlich waren. Selbſt von den beigebrachten Weiſſagungsträumen läſſt ſich

---

(*) Beſ. den Summariſchen Bericht, was von Träumen zu halten; Er befindet ſich bei des Artemidori Traumbuch in 8. 1721.

ſich nicht einmal ſagen, daß ſie unverſtändlich geweſen, ſondern denenjenigen, die ſie hatten, war entweder die Deutung wohl bewust, oder durch andere kund gemacht. Wir mögen GOtt auch nicht Weiſe und Wege vorſchreiben, wie er etwas offenbahren ſoll, ſondern das bleibet ſeinem Willen und Weisheit heimgeſtellt. Und wer weis, was GOtt für wichtige Urſachen gehabt, den Menſchen nicht beim Wachen, ſondern im Schlaf, etwas zu offenbaren, die uns zu ergründen ſchwer fallen. Niemand aber wird ſagen, oder mit Beſtand der Wahrheit behaupten können, daß es GOtt unmöglich ſey, den Menſchen etwas durch Träume zu entdeken. Da nun GOtt ehedem wahrhafte Träume zugeſchiket, ſo fragt ſichs: Ob er ſolches auch noch heutiges Tages thue? Das wollen viele behaupten, denen ich beizupflichten Bedenken trage. Auf die bibliſche Exempel kan man ſich nicht füglich berufen, weil nicht folgt, daß, was GOtt ehemals gethan, er auch noch jezo thue. Die Weiſſagungen haben ja aufgehört, und von den Träumen kan man gleiches ſagen, weil ſie eine Art der Weiſſagung ſind. Die göttliche Wunderwerke haben ſchon vor langer Zeit ein Ende genommen. Ein göttlicher Traum wäre nichts anders als ein Wunderwerk, und ſtehet dahero eben ſo wenig als andere Wunderwerke zu erwarten. Man beruft ſich zwar unter andern auf die Worte Elihu, Hiob 33. v. 15. 16. Im Traum des Geſichts in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fället, wann ſie ſchlafen auf dem Bette; da öfnet er das Ohr der Leute, und ſchröket ſie, und züchtiget ſie. Allein, hieraus iſt ſo wenig zu ſchlieſſen, daß GOtt noch jezt Träume zuſchike, als wenn man aus den Worten, 4. Moſ. 12. v. 6. Iſt jemand unter euch ein Prophet des HErrn, dem will ich mich kund machen in einem Geſichte, oder will mit ihm reden in einem Traume; folgern wolte, daß es noch heut zu Tage Propheten gebe. Die Worte beim Moſe gehen nur auf eine gewiſſe Zeit, und Elihu Worte beziehen ſich darauf, was GOtt zu ſeiner Zeit manchmal auſſerordentlich gethan, daß er nemlich den Menſchen Träume zugeſchiket; ſie bezeugen aber nicht, daß er ihnen Träume zuſchiken wolle. Hieraus kan nicht folgen, daß GOtt jederzeit den Menſchen durch Träume etwas offenbaren wolle. Man meinet zwar die Sache durch Exempel auszumachen, deren man viele anzuführen weis. Jedoch, ſie ſind ſo beſchaffen, daß man ſich darauf nicht ſicher verlaſſen kan. Ein Medicus zu Breslau, Chriſtoph Rumbaum, hatte einen Patienten in der Cur, dem er nicht helfen konte, und an deſſen Geneſung er bereits zu zweifeln anfieng. Einsmals aber kam ihm im Traum ein Buch für, darinn er klar und deutlich fand, wie ſein Patiente müſte curiret werden. Er brauchte die im Traum gezeigte Mittel, und der Patiente erlangt dadurch ſeine völlige Geſundheit. Wenig Jahre hernach kam ein Buch zum Vorſchein und in Druk, darinn eben dieſe Arzenei und der Proces ausführlich beſchrieben war. (**) Wer die menſchliche Phantaſie kennet, wird auch dieſen Traum für natürlich halten. Der Medicus wird immer an die Cur ſeines Patienten gedacht, und die Bücher zu Rathe gezogen haben; und daher iſt der Traum kommen, als wenn er in einem Buche die Cur der Krankheit leſe. Es heiſt zwar, die Cur ſey glüklich angeſchlagen; wer kan uns aber dieſes verſichern? Vielleicht iſt der Patient von ſelbſt, und nicht in Kraft der im Traum entdekten Arzenei, geſund worden, wie ja zum öftern geſchiehet. Von einem gewiſſen Domherrn wird berichtet, da er ſich auf ein erledigtes Biſchofthum Hofnung gemacht, habe ihm geträumet, wie ihm zwei Stäbe gereichet würden, die er wachend für Biſchofsſtäbe hielt. Bald hernach brach er beide Beine,

---

(**) V. Jonſtoni Thaumatograph. natural. pag. 49.

und muſte an 2. Krüken gehen, welches die ihm im Traum gezeigte Stäbe waren. (***) Der Augenſchein gibts, daß, nachdem dieſem Domherrn ſeine Hofnung zum Biſthum fehl geſchlagen, und er über dem das Unglük gehabt, die Beine zu zerbrechen, ſeine Misgönner daher Gelegenheit genommen, einen ſo artigen Traum zu erdichten. Man hat gar etliche Träume aus guter Abſicht erdichtet, nemlich den Menſchen damit, wie Æſopus in ſeinen Fabeln, gute Lehre zu geben. Dieſes Schlags iſt folgender: Ein frommer Chriſt war ſehr bekümmert, wie er ſich bei der theuren Zeit durchbringen und ernähren ſolte. Dem erſchienen im Traum 3. Engel. Der erſte kniete und betete: Ich hebe meine Augen auf zu dem HErrn. Der andere grub Wurzeln aus der Erden, und ſprach: Im Schweis deines Angeſichts ſolt du dein Brod eſſen. Der dritte ſamlete ſie, ſagend: Samlet die übrigen Broken. Dies ſoll bedeuten, daß man in theurer Zeit brünſtig beten, fleiſig arbeiten, und das Seinige zurathe halten müſſe. (****) Endlich giebt es noch Träume, die, obgleich daraus viel Weſens gemacht wird, ſehr ſchlecht angebracht und gedeutet ſind. Wenn man demnach die Träume, worinn was beſonders, oder gar göttliches, geſuchet wird, recht erweget, wird ſichs finden, daß ſie nicht von GOtt herkommen: zumal nicht zu erweiſen ſtehet, daß man noch heutiges Tages göttliche Träume erwarten könne.

Nunmehro folgen die teufliſchen Träume. Der Teufel iſt ein Geiſt, und hat das Vermögen auf unſere Seele, die auch ein Geiſt iſt, zu würken, daher es möglich, daß er durch die Seele Träume hervor bringen kan. Es läſſt ſich aber nicht ſo leicht erweiſen, daß es würklich dergleichen Träume gebe. Die Sache komt auf die Erfahrung an, die aber ſehr ungewis iſt; weil keine deutliche Kennzeichen vorhanden, wodurch ſich die teufliſche Träume von den natürlichen unterſcheiden laſſen. Wann etwa ein Traum zutrift, und man ſich nicht getrauet, ihn für göttlich auszugeben; ſo ſchlieſſet man, er komme vom Teufel her. Insgemein ſagt man von den Träumen der Heiden, daß ſie ihnen der Teufel eingegeben habe. Die Träume waren ihnen eine Art von Orakeln, und dieſes läſſt uns ſchon muthmaſſen, daß der Teufel dabei nichts zu ſchaffen gehabt, ſondern es mehrentheils auf die Betrügerei der Pfaffen ankommen. Die Orakel des Amphiarai im Athenienſiſchen Gebiete wurden im Traum gegeben; allein, ſie waren nicht allemal ſo beſchaffen, daß man ihnen eine ſcheinbare Erklärung geben konte. Daher lies man einen mit neuen Unkoſten im Tempel ſchlafen, und ermangelte nicht, ihm den Kopf mit ſolchem Zeuge anzufüllen, wovon man nothwendig Träume von Göttern und auſſerordentlichen Dingen haben muſte. Man lies auch die Leute auf den Fellen der Opferthiere ſchlafen, welche gar leicht mit einer Salbe konten eingeſchmieret ſeyn, die ihre Würkung im Gehirne that. Das luſtigſte Stükgen war, wenn die Prieſter die verſiegelte Zettel unter ihr Haupt legten, und darauf ſchlieſen. Da war es ihnen leicht, die Zettel mit guter Manier zu eröfnen, und auf die darauf befindliche Fragen zu antworten, was ſie wolten. (*****) Denn niemand konte wiſſen, ob, oder was ihnen geträumet hatte, ſondern man muſte ihrem Vorgeben glauben. Alſo haben die heidniſche Traumorakel nichts an ſich, woraus man ſchlieſſen konte, daß ſie ein Geiſt oder Teufel eingegeben. Man trift aber bei den heidniſchen Scribenten viele Erzehlungen von Träumen an, welche richtig eingetroffen. Solten ſich denn dieſe nicht vom Teufel her ſchreiben? Ein Paar davon, welche vor andern merk-

wür-

(***) Vid. die remarquable hiſtoriſche Briefe J. C. S. oder Joh. Chriſt. Schuchmanns, pag. 422.

(****) Idem pag. ibid. p. 41

(*****) Fontenelle von den heidniſchen Orakeln, Part. 1. cap. 15.

würdig ſind, will ich anführen. Valerius Maximus berichtet: (******) Wie 2. gute Freunde miteinander gereiſet, und in die Stadt Megara kommen, da ein jeder in einer beſondern Herberge eingekehret. Im Schlaf erſchien der älteſte dem jüngſten, und bat, er möchte doch aufſtehen, und ihm zu Hülfe kommen, weil ihn ſein Wirth ermorden wolte. Hierüber erwachte er, und weil er es für einen nichtigen Traum hielt, ſchlief er wieder ein. Darauf erſchien ihm ſein Reiſegefährte nochmals, und bat, ſeinen Wirth, der ihn erſchlagen hatte, zur gebührenden Strafe zu ziehen; entdekte auch, wie gedachter Wirth ſeinen Körper unter den Miſt verborgen, und ihn damit auf einem Wagen aus der Stadt führen würde. Die Sache war des Morgens alſo befunden, und der Wirth nach Verdienſt abgeſtrafet. Wer will uns die Gewährleiſten, daß dieſe und dergleichen Träume mehr, nicht erdichtet ſind? Einige aber können jedoch auch wohl natürlich ſeyn. Als Exempel der teufliſchen Träume unter den Chriſten führet man an, erſtlich die Träume der Hexen, da ihnen vorkomt, als würden ſie in Thiere verwandelt, oder thäten einen Ritt durch die Luft auf den Blocksberg, allwo ſie ſich rechtſchaffen luſtig machen. Man kan aber dieſe Träume eigentlich nicht teufliſch nennen, weil ſie nicht unmittelbar von ihm herrühren: Sondern ſie entſtehen natürlicher weiſe von den Gedanken, womit ſolche, ohnedem halb wahnſinnige Leute ſich vielfältig ſchleppen, nachdem ſie ſolch närriſches Zeug in Büchern geleſen, oder von andern gehöret haben. So kan auch der Teufel ihnen, indem ſie wachen, dergleichen Gedanken beibringen, und ſie dabei erhalten. Haben ſie aber damit im Traum zu ſchaffen, ſo iſt es ganz natürlich: denn womit einer wachend zu ſchaffen hat, davon träumet einem gemeiniglich des Nachts.

Noch ſind die natürlichen Träume übrig, von welchen viele glauben, daß dadurch auch verborgene und zukünftige Dinge entdeket worden. Hippocrates lehrete ſchon, die Seele ſey im Schlafe geſchikt, verborgene Dinge zu entdeken, weil ſie alsdann ihre Kräfte beiſammen hat, und deswegen alles erwegen kan; wann hingegen beim Wachen die Kräfte ſehr zerſtreuet ſind, indem die äuſerliche Sinne bald dieſes bald jenes vorſtellen, und damit die Uberlegung ſehr verhindern. Denn gleichwie die Seele, wenn ſie wachend ruhig und ſtille iſt, weit ſchärfer ſchlieſſen und erkennen kan; Alſo ſey ſie vielmehr zu einer weit ſubtilern Erkäntnis geſchikt, wenn ſie im Schlafe noch ruhiger, und von aller Zerſtreuung frei iſt. (*******) Dieſer Meinung pflichten gemeiniglich die Arzneiverſtändigen bei, mit dem Zuſaze, daß die Träume, ſo der Menſch des Morgens hat, am meiſten in acht zu nehmen, weil alsdann die Lebensgeiſter viel hurtiger, und deswegen auch die Vorſtellungen klarer u. deutlicher ſind, als vorher. So wahrſcheinlich dieſes lautet, wird ſich doch nach genauer Uberlegung finden, daß es wenig Grund habe. Die Erfahrung will damit ſchlecht übereinſtimmen. Sie beſtättiget nicht, daß wir im Schlafe zur ordentlichen Uberlegung geſchikter ſeyn ſolten, als wenn wir wachen. Was der Seele im Schlafe begegnet, ſind lauter unordentliche Gedanken, welche auch mehrentheils ſo dunkel und undeutlich, daß man ſich derſelben nicht einmal bewuſt iſt, oder ſich darauf nicht wieder beſinnen kan. Dieſe Unordnung und Undeutlichkeit machet, daß die Uberlegungen, die die Seele im Schlafe macht, denen, welche wir wachend haben, nicht einmal zu vergleichen ſind, geſchweige daß ſie die lezten übertreffen ſolten. Die Seele richtet ſich allemal nach dem Zuſtande ihres Körpers, wie wir es bei den Raſenden und Beſeſſenen augenſcheinlich gewahr werden,

---

(******) Libr. 1. cap. 7.

(*******) Bes. D. Chriſt. Friedr. Richters Erkäntnis des Menſchen nach dem Leibe und natürlichen Leben. Part. 1. cap. 19. §. 32.

werden, als bei denen, wegen entſtandener Unordnung im Körper, keine vernünftige und ordentliche Uberlegungen ſtatt haben. So richtet ſich auch die Seele im Schlafe nach dem Zuſtande ihres Körpers. Die körperliche Ideen oder Vorſtellungen, die etwa im Gehirn ihren Siz haben, kommen allemal mit den Ideen in der Seele genau überein, und die Seele hat keine Vorſtellungen, wovon nicht auch im Körper ſich Bilder finden ſolten. Sind die körperlichen Ideen dunkel und unordentlich, ſo werden ſie in der Seele von gleicher Beſchaffenheit ſeyn. Nun ſind im Schlafe die körperlichen Ideen vielfältig dunkel, und allezeit unordentlich; Alſo kan die Seele im Schlafe niemals ordentliche Ideen haben, geſchweige daß ſie ordentliche Uberlegungen anſtellen ſolte. Welches alles durch die Erfahrung ſattſam bekräftiget wird. Wenn man hier nicht weiter fortkommen kan, müſſen die Sterne herhalten, und zur Retirade dienen. Da ſollen die weiſſagende Träume aus einer beſondern Kraft und Einwürkung des Geſtirns kommen, und durch dieſe himmliſche Einflüſſe die angebohrne und natürliche weiſſagende Kraft im Menſchen erwekt und getrieben werden, zukünftige Dinge zuvor zu melden. Dabei gedenke mich nicht aufzuhalten, weil der Einflus des Geſtirns unter die erdichtete Dinge gehöret, ſich auch nicht begreifen läſt, wie das Geſtirn auf die Einbildungskraft, oder gar auf die Seele würken ſolte. Die natürliche Träume, weil ſie ihren Urſprung von einer Empfindung haben, können gar wohl den Zuſtand des menſchlichen Körpers vorſtellen. Z. E. wenn Leute vollblütig ſind, und die Natur gerne ein Theil des Geblüts los ſeyn wolte, ſo kan ihnen träumen, als vergöſſen ſie Blut, oder würden geſtochen oder verwundet. Die Alten theilten ſchon die Träume ein in Theorematica, wenn darinn die Sachen ganz deutlich vorgeſtellet wurden, und Allegorica, wann dadurch etwas anders bedeutet wurde, als ſie vorſtelleten. Nun geht das eigentliche Traumdeuten die leztern an, die unter gewiſſen Bildern und Gleichniſſen zukünftige Dinge vorſtellen ſollen. Z. E. Bücher ſehen und leſen, ſoll Traurigkeit, den gekreuzigten JEſum ſehen, Schaden und Unglük bedeuten. Kazen deuten auf Ehebruch, Eyer auf Glük und gute Nahrung, viele Eyer aber auf Sorge, Angſt, Zank, oder Abſterben eines Freundes. Dergleichen ſchöne Sachen trift man in den gemeinen Traumbüchern an. Man hat ſich auch nicht geſcheuet, den Erzvater Abraham zum Erfinder dieſer Traumdeuterei zu machen. Welches keiner Widerlegung braucht, weil Moſes davon nichts gedenket; auch nicht zu vermuthen ſtehet, daß dieſer gottſelige Erzvater ſich auf eine ſo ſchlecht gegründete Kunſt, als die Traumdeuterei iſt, werde gelegt haben. Es iſt ja die Auslegung dieſer Träume ſo beſchaffen, daß man nicht abſehen kan, was die darinn vorgeſtellte Dinge mit dem, was ſie bedeuten ſollen, für eine Verwandſchaft haben. Das einzige, worauf man ſich berufen könte, iſt die Erfahrung: daraus will man wiſſen, daß dies Ding dieſes oder jenes bedeute. Allein, wie iſt es möglich geweſen, ſolches durch die Erfahrung auszumachen, da ja niemals die Menſchen alle ihre Träume zuſammen gebracht, daß man daraus gewiſſe Regeln der Deutung hätte machen können. Ein oder das andere Exempel giebt noch keine Regul, denn es folgt nicht, wann jemand im Traume Schweine geſehen, es allemal Krankheit bedeute. Und ſo iſt es mit allen Reguln der Traumdeuterei beſchaffen. Ein einziges will noch aus dieſer geheimen Kunſt anführen. Die Träume, ſo frühe um 4. Uhr, und ferner bis an den Morgen geſchehen, ſollen in etlichen Tagen, Wochen oder Monaten, und aufs längſte in einem Jahre erfüllet werden. Die aber, ſo des Morgens, wenn es ſchon Tag iſt, ſich begeben, ihre Bedeutung noch deſſelbigen Tages verſpühren laſſen. Davon möchte ich gerne die Raiſon wiſſen, welche kaum ein Plato oder Ariſtoteles dürfte ausfündig machen. Ich ſchlieſſe mit, den Worten des Jüdiſchen Lehrers Sirachs cap. 34. v. 1. 2. 3. Unweiſe Leute betrügen ſich ſelbſt mit thörichten Hofnungen, und Narren verlaſſen ſich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greifet nach dem Schatten, und will den Wind haſchen. Träume ſind nichts anders, denn Bilder ohne Weſen.

Von der Vegetabilität der Pflanzen und Thiere.

Da ich mich entſchloſſen habe, von der Vegetabilität der Pflanzen und Thiere zu handeln, ſo glaube ich den bequemſten Weg zu dieſem Endzweke zu finden, wenn ich von dem Reiche der Pflanzen den Anfang mache. Die Natur gehet zwar ſowohl hier, als in dem animaliſchen Reiche mit ihren Kunſtgriffen ſehr geheimnisvoll zu Werke, jedoch iſt es bei den Erdgewächſen noch am leichteſten, in denſelben die Meiſterſtüke der Natur, von ihrem erſten Urſprunge an, einiger maſſen kennen zu lernen, und nachher zu den vollkommenern Geſchöpfen fortzugehen. Ich halte die Vegetabilität für ein Vermögen, welches allem geſunden Samen eigen iſt, den Bau ſeiner Theile nach und nach zu einer ſolchen Gröſſe zu bringen, als es die Natur deſſelben zuläſſet. Ein Samen mus demnach wol ein organiſcher Körper ſeyn, welcher ſowol die Anlage, oder das zarteſte Gewebe aller weſentlichē Theile eines Gewächſes von ſeiner Art, wie auch die Fähigkeit zum Wachsthume zu gelangen, in ſich faſſet. Wenn man ferner fragt, welche als weſentliche Stüke eines Gewächſes anzuſehen ſind? So wird man ſich mit einem jeden leicht vergleichen können, daß diejenigen dafür müſſen gehalten werden, ohne welche der Bau einer Pflanze nicht beſtehen kan. Solte es endlich auf die Erklärung ankommen, wie ein Körper in ſeiner Gröſſe zunehmen könne, ſo verſpreche ich mir allen Beifall, wenn ich mir eine zwiefache Möglichkeit der Vergröſſerung vorſtelle. Die erſte Art derſelben geſchiehet durch die Ausdehnung. Wenn ſich nemlich Theile eines Dinges, die zuvor in einer engen und gedrungenen Verbindung ſtunden, weiter auseinander ſezen laſſen, daß ſie einen gröſſern Raum einſchlieſſen. Die zweite Art der Vergröſſerung entſtehet aus der Vermehrung des Gewichts, welche durch das Hinzuthun gewiſſer neuer Theile mus erhalten werden. Ich trage kein Bedenken, beide Arten der Vergröſſerung, ihrer Möglichkeit nach, der Vegetabilität zuzuſchreiben. Allein, ſowol die Ausdehnung, wie auch die Vermehrung der Schwere ſezen Bewegungen zum voraus. Nur iſt dieſer Unterſchied, daß jene durch die Veränderung der Lage der eignen, dieſe hingegen durch die Verſezung auswärtiger Theile, zu der Würklichkeit gelangen mus. Da nun vorhin zum voraus geſezet iſt, daß in einem jeglichen vollkomnen Samen das Vermögen zu wachſen liege, ſo glaube ich, jezo keinen übereilten Schlus zu begehen, wenn ich ſage, daß zum wenigſten der Grund zu der Ausdehnung auch in demſelben müſſe angetroffen werden. Man ſtelle nunmehro eine Unterſuchung an, woher dieſelbe ihren Anfang nehmen könne: Iſt es nicht eine bekante Sache, daß alle Erdgewächſe gewiſſe alkaliſche Salze in ſich faſſen? Weis es nicht faſt jedermann, daß dergleichen Salze, wenn ſie mit wäſſrigen und irdiſchen Theilen, welche ſtets durch gewiſſe Mittelſalze geſchwängert ſind, vermiſchet werden, eine Gährung verurſachen? Und darf man es noch wohl ſagen, daß ſich ein jeder Körper, welcher von der Gährung angegriffen wird, auch zugleich ausdehne? Ich mache hievon die Anwendung auf die Vegetabilität, indem ich behaupte, daß in einem jeden vollſtändigen Samen der Erdgewächſe ein alkaliſches Salz verborgen liege. Bekräftiget dies nicht die Erfahrung? Und ſolte es ja einige Gattungen der Samen geben, welche mit dieſer befruchtenden Materie von dem Gewächſe ſelbſt, davon ſie herſtammen, entweder nicht genug, oder wol gar nicht könten begabet werden, ſo haben es ja die gröſſeſten Kräuterkenner der Welt ſchon längſt als eine ausgemachte Wahrheit bekant gemacht, daß bei dergleichen Pflanzen 2. Geſchlechter, ein männliches und weibliches, zu finden ſeyn. Von dem männlichen Geſchlechte erhält der Same in ſolchen Fällen eigentlich das Vermögen zu wachſen. Es wird ihm von ſolchem das Salz, durch welches die Ausdehnung entſpringen mus, mitgetheilet. Dies heiſſet insgemein die vegetativiſche Seele. Wer wolte mir ferner nicht beipflichten, wenn ich ſage, daß ſolche Salze in der jezt angeführten Vermiſchung zu gähren anfangen; und daß daher die erſte Urſache des Wachsthums einer Pflanze könne erkläret werden. Stehet hier nicht gleichfalls die Erfahrung auf meiner Seite? Oder will man mir vielleicht einwerfen, daß die Gährung nur als eine Zerſtörerin der Körper bekannt ſeye, und daß man mich daher für einen ausnehmenden Sonderling anſehen dürfe, wenn ich aus derſelben die wachſende Kraft herzuleiten gedächte? Wer weis aber nicht, daß unendlich viele Stufen und Gattungen der Gährung ſtatt finden können. So mannigfaltig die Vermiſchung der Salze unter ſich ſelbſt, und ſo verſchieden das Maas der feuchten und trokenen Theile, ſo mit jenen in Verbindung treten, ſeyn kan, ſo ſehr vielfältige Grade und Arten der Gährung dürfen wir uns auch vorſtellen. Iſt denn die Verdauung bei dem Menſchen was anders als eine Gährung? Hat man aber wohl deswegen einen geſunden Menſchen verfaulen ſehen? Ich komme wieder zu meinem Endzweke. Wenn man eine Pflanze zergliedert, ſo findet man, daß dieſelbe aus einer Zuſammenſezung von unzählich vielen Saftröhren, die nach ihrem verſchiedenen Endzweke, auch in Anſehung ihrer Lage, ihrer Dauer, ihrer Weite, und überhaupt ihrer innern und äuſſern Beſchaffenheit nach, verſchieden ſind, beſtehe. Dieſe Saftgefäſſe machen im Inbegriffe das Weſen eines Gewächſes aus. Hieraus flieſſet richtig, daß ſolche auch für weſentliche Theile einer Pflanze müſſen gehalten werden. Es ſind alſo diejenigen Dinge, welche in dem Samen verdekt lagen, und mit welchen das Vermögen zu wachſen verbunden war. Eine gewiſſe Art der Gährung iſt von uns nun ſchon als die erſte Urſache des Wachsthums gebilliget worden. Ich ſeze dahero den Fall, daß ein Same in den Zuſtand komme, daß die Ausdehnung nach den angenommenen Regeln erfolgen könne. Man laſſe ihn ſo viel Wärme empfinden, man laſſe ihn mit einer Vermiſchung von ſo vielen, und ſolchen feuchten und trokenen Theilen in Verbindung gerathen, als ſeine Natur erfordert, ſo wird die Ausdehnung an ihm bald ſichtbar werden. Indem ſich aber die Saftgänge ausdehnen, ſo entſtehet ein leerer Raum, der nach den unwandelbaren Geſezen der Natur, einer auswärtigen Materie wieder zum Aufenthalte dienen mus. Da nun die wäſſrigen, irdiſchen, ſalzigen, wie auch öligten Theile vornemlich in dem Erdboden ihre Wohnung finden, ſo treffen wir auch bei den Pflanzen gewiſſe Gliedmaſſen an, welche ſich in dem Erdreiche herum ſchlingen, und mit viel tauſend zarten Oefnungen verſehen ſind. Dieſe Oefnungen an den Wurzeln der Gewächſe ſind ſowol nach der Beſchaffenheit der Pflanzen, wie auch nach dem Endzweke der Saftgänge, mit welchen ſie zuſammen hangen, einander theils ähnlich, theils unähnlich. Einige ſind in der Vergleichung mit andern weit. Es braucht keines Beweiſes, daß ſolche eine viel gröbere Materie einlaſſen können, als die engen. Andere gehen grade aus, und es iſt nichts begreiflicher, als daß ſolche am geſchwindeſſen ſich füllen laſſen. Andere ſind ſchnekenförmig, oder ſie geben vielmehr den Anfang zu Schraubengängen; wer ſiehet nicht ohne Schwürigkeit, daß nur eine geſchmeidige und zarte Materie in dieſelben hinein zu dringen tüchtig ſeye. Noch andere ſind anders geſtaltet, und wie iſt es möglich, alle verſchiedene Gattungen mit Namen zu nennen, da unſere Augen mit allen ihren Hülfsmitteln doch die Geſchiklichkeit zu erreichen nicht im Stande ſind, nur die geringſte Anzahl derſelben, nach den innerlichen Eigenſchaften einzuſehen. Genug, dieſe Oefnungen dienen dazu, die ausgedehnten Röhren des Gewächſes nicht nur anzufüllen, ſondern auch nur blos ſolche Säfte einzulaſſen, als theils zu der Fortſezung ihrer Ausdehnung, theils zu der Erhaltung des ganzen Gewächſes erfordert werden. Hieraus erhellet, wo die andere Art der Vergröſſerung bei den Pflanzen herrühre, welche in der Vermehrung des Gewichtes beſtehet. Ich würde nun einen offenen Weg vor mich finden, noch von den Würkungen der Luft, und der Witterungen; von dem Verhältniſſe des Erdreichs mit den beſondern Gattungen der Pflanzen; von den Urſachen der mannigfaltigen Arten, von den ſonderbaren und öfters ſo balſamiſchen Ausdünſtungen, ſo wir bei einigen Erdgewächſen wahrnehmen, und noch von hundert andern Dingen, welche die Vegetabilität gebieret, zu handeln. Wenn würde ich aber damit zu Ende kommen? Vielleichte ſchikt ſichs zu anderer Zeit, meine Gedanken bald von dieſem, bald von jenem bekant zu machen. Vor diesmal breche ich meine Unterſuchung von der Vegetabilität der Pflanzen ab, und bemühe mich den Urſprung des Wachſens bei den Thieren zu entdeken. Man kan nicht allein den Hauptbegrif, welcher von der Vegetabilität der Pflanzen iſt feſtgeſezet worden, auch bei den Thieren gelten laſſen, ſondern man wird auch finden, daß faſt jede beſondere Anmerkung, welche wir bei jenen gemacht haben, auch hier ihren Plaz finde. Die Zergliederer verſichern uns, daß der Same, worinn die Anlage der Frucht verſchloſſen iſt, jederzeit bei dem weiblichen Geſchlechte der Thiere vorhanden ſey. Das Vermögen aber, den Bau des organiſchen Leibes, der in dieſem Samen ſich befindet, zu entwikeln, kan ſich nie zu einer Kraft erheben, wofern daſſelbe nicht durch die Vermiſchung des männlichen Geſchlechtes erweket wird. Was man alſo nur bei einigen Gattungen der Pflanzen anmerkte, das iſt unter den Thieren allgemein. Die Naturforſcher haben ehedem dafür gehalten, daß gewiſſe Würmgen, die man animalcula ſpermatica nannte, und welche von dem erſten Geſchlechte herſtammen ſolten, als die Urſache der Schwängerung des bei der Mutter befindlichen Samens müſten betrachtet werden. Man war mit der Anzahl dieſer Creatürchen ſehr freigebig. Es kam dabei auf eine Handvoll Millionen gar nicht an. Dem ohngeachtet aber herrſchte die Sparſamkeit auf der andern Seite. Nur ein einiges von dieſen Thiergen ward nach dem Lehrgebäude jener Naturkündiger zur Belebung der Frucht hinzu gelaſſen, die übrigen muſten insgeſamt, ohne Anſehen der Perſon, verlohren gehen. Da nun eine ſo ausnehmende Verſchwendung der Natur ſich mit der höchſten Weisheit ſchlecht würde vergleichen laſſen; auch heutiges Tages ſehr wenige ſo ſcharfſichtige Leute mehr geboren werden, ſo dergleichen Samenthiere durch die beſten Mikroſkope erbliken können, ſo hat man ſich berechtiget gehalten, ſolche ganz ausſterben zu laſſen. Eine ſehr zarte, und zur Bewegung vorzüglich geſchikte Materie iſt demnach zu unſern Zeiten als die Urſache der Zeugung der Thiere von den gröſten Naturforſchern gebilliget worden. Die Würkungē, welche wir oben bei den Pflanzen gewiſſen alkaliſchen Salzen zueigneten, gehören alſo in dem animaliſchen Reiche dem geiſtigen Weſen des männlichen Samens zu. Da aber keine Bewegung ohne Wärme ſtatt finden kan, ſo hat die Natur auch dafür geſorget, daß ſolche dem befruchteten Samen der Thiere nicht ermangeln möge. Die edelſten Gattungen der lebendigen und beſeelten Geſchöpfe erhalten dahero ihre Geburt in ſich ſelbſt ſo lange, bis die vegetabiliſche Kraft ſolche zu der erſten Stufe der Vollkommenheit gebracht hat. Die geringern Geſchlechter pflanzen ſich durch Eyer fort, welche theils durch die Erwärmung von den zeugenden Thieren ſelbſt, theils durch die Wärme der Sonne und der Erde ausgebrütet werden. Fället hiebei nicht abermals einem jeden die Aehnlichkeit des Wachsthums der Erdgewächſe mit den Thieren in die Augen? War dorten nicht die Bewegung ebenfalls die Urſache der Vergröſſerung des Samens? Muſte die Wärme nicht zu dem Gähren und der Ausdehnung die erſte Gelegenheit geben? Geſchiehet ſolches hier nicht gleichermaſſen? Es iſt endlich eine jederman bekante Wahrheit, daß die Leiber der Thiere aus einer ordentlichen Zuſammenſezung von ungezählt vielem Blute, Milch und Saftgefäſſen beſtehen, die nach der Mannichfaltigkeit ihrer Beſtimmungen, auch nach ihren äuſſern und innern Eigenſchaften unterſchieden ſind. Eben ſo, wie die Saftröhren bei den Pflanzen das Weſen des Gebäudes derſelben ausmachten, ſo iſt es auch hier bei den Thieren. Eben ſo, wie jene ſich ausdehneten, und dadurch den Anfang des Wachsthums erhielten, ſo gehet es auch mit der Vegetabilität in dem animaliſchen Reiche zu. Erlangen die Erdgewächſe die andere Art ihres Wachsthums, nemlich die Zunahme ihres Gewichtes, aus der Erde, ſo bekommen die Thiere ſolche, theils von der Mutter, theils aus dem Eye, bis ſie in den Stand geſezet werden, ihre Nahrung durch andere Speiſen zu erhalten. Stimmet alſo die Vegetabilität beider Gattungen der Geſchöpfe nicht auf eine ganz bewundernswürdige Art mit einander überein? Ich weis es zwar wohl, daß es einige Leute gebe, welche dieſes Wort von den Thieren gänzlich wollen entfernet wiſſen. Nicht ſo? die Thiere leben blos, nur die Pflanzen ſind vegetabel. Das Leben iſts, welches, ich weis nicht wie, aus kleinen Kindern groſſe Männer macht. Das Leben iſts, ſo aus ungeſtalten Stüken Fleiſch ungeheure Bären werden läſſet. Sehr gut! Was iſt denn das Leben? Ich halte es für die Dauer aller innerlichen Beſtimmungen eines Dinges, woraus die Veränderungen deſſelben entſpringen. Solte denn die Vegetabilität nach dieſem Begriffe nicht als eine Gattung des Lebens anzuſehen ſeyn? Iſt denn das Vermögen zu wachſen nicht eine innere Beſtimmung des geſchwängerten Samens? Hat ſolche nicht eine gewiſſe Dauer? Kommen nicht die merkwürdigſten Veränderungen daraus her? Welche von dieſen Fragen unterſtehet man ſich zu läugnen? Ich ſehe keine einige, wogegen etwas mit Grunde könte eingewendet werden. Man müſte alſo eine ausnehmende Luſt zu zanken haben, wenn man mir verwehren wolte, dem befruchteten Samen der Thiere eine Vegetabilität zuzueignen. Wie angenehm iſt es nicht, die kettenförmige Verbindung der Geſchöpfe auf ſolche Art einzuſehen! und wie ſo ſehr rathſam iſt es, allen Fleis anzuwenden, dieſen Zuſammenhang immer weiter zu entdeken! Würde man nicht glüklich ſeyn, wenn man auch in der Erfindung von der Vegetabilität der Metalle auf dieſe Art weiters kom̃en würde?

Von der Trunkenheit.

Unſere neuen Weltweiſen bemerken, daß die Feuchtigkeit auf der Welt überhaupt abnimmt. Dieſes ſchieben ſie hauptſächlich auf das Wachsthum der Kräuter und Pflanzen * die manche flieſſende Subſtanz in ſich verſchluken, die hernach niemals wieder zu ihrer erſten Natur zurük kehret. Iſt weit herachelt; doch,

---

* als Hopfen, Malz, Korn ꝛc. wie auch Weinreben und dergleichen.

doch, iſt der Gedanke nicht gar verwerflich. Der Vertrieb in allerhand ſtarken Getränke iſt von einem Jahrhundert zum andern zuſehens geſtiegen. Viel 100. tauſend Felder ſind in Hopfen- und Weingärten verwandelt worden. Und die Zunft der durſtigen Brüder findet man bei jezigen Zeiten in der Stadt und auf dem Lande, haufenweiſe, beim Wein, wie bei dem Bier, und bei dem Bier wie bei dem Brantewein, oder ſogenanten Krambambuli. Das allerſchandlichſte und gefährlichſte hierbei iſt dieſes, wann diejenige, welche die gröſte Menge des Getränks verſchlingen, und die ganze Geſellſchaft zu Boden ſauffen, hierinn eine Ehre ſuchen, und ſich noch gros damit machen. Es mögen dieſe Leute eine noch ſo erhabene Neigung von ſich ſelbſt haben: ſo iſt doch ein beſoffener Menſch ein viel ärger Ungeheuer, als irgend eines in der Natur zu finden iſt; ſo wie kein einziger Character vernünftigen Leuten verächtlicher und abſcheulicher vorkommt, als ein Beſoffener. Bocalſauffius, einer den ich zu T ⸗ ⸗ ⸗ gekennt, der dieſem Laſter ergeben ware, und ſich vieles darauf einbildete, hat ſich, da er in einem groſſen Gelache, oder vielmehr groſſen Schlacht, den Kürzern gezogen, ſelbige Nacht flux erhangen. Als ihn nun ſeine Saufbrüder in dieſem erbärmlichen Zuſtande ſahen, ſo ſpottete man doch ſeiner, ſo tapfer er ſich auch gehalten hatte, und ſagte: Das Ding, was da hienge, ſeye kein Menſch, ſondern eine Flaſche ⸗ ⸗ Dieſes Laſter hat in den Gemüthern der Menſchen, und auf das Glük derer, die ihm ergeben ſind, ſehr ſeltſame Würkungen. Das Gemüthe betreffend, ſo entdeket es vor allen andern die Mängel deſſelben. Ein mäſiger Mann kan ein jedes Laſter und eine jede Thorheit unterdruken, denen er auch noch ſo ſehr ergeben iſt; allein, der Wein, Bier, Brantewein, ꝛc. in Ubermas getrunken, belebet jeden verborgenen Samen, und treibet ihn heraus. Er erhizet die Leidenſchaften, und verſtärket diejenigen Gegenſtände, die geſchikt ſind ſelbige anzureizen. Oftmals verkehrt er einen gut gearteten Menſchen in einen Dum̃kopf, und den Choleriſchen in einen Mörder. Er verbittert die Rachgier, er macht die Eitelkeit unerträglich, und zeiget die geringſten Mängel der Seelen voller Abſcheulichkeit. Ja dis Laſter erweket nicht nur die verſtekten Fehler eines Menſchen, und ſchildert ſie mit den häslichſten Farben, ſondern es verführet ihn auch oft zu ſolchen Sünden, darein er ſonſt nicht einmal fallen würde.

Es iſt mehr Zierlichkeit als Wahrheit in einem Ausdruke des Seneca, daß die Trunkenheit die Fehler nicht mache, ſondern nur entdeke. Die tägliche Erfahrung lehret uns das Gegentheil. Der Wein bringt die Menſchen auſſer ſich ſelbſt, und bringt Fähigkeiten in das Gemüthe, davon es in mäſigen Stunden nichts weis. So widerſtrebet die Trunkenheit der Vernunft! Allein, auſſer dieſen übeln Würkungen, die das ſtarke Getränke bei einem Menſchen hat, der ſein Sklave iſt, ſo hat er auch noch bei nüchternen Stunden einen böſen Einflus in das Gemüth; denn es ſchwächet allmählich den Verſtand und das Gedächtnis, und machet alle die Fehler zur Gewohnheit, welche die oftmalige Ausſchweifung hervorzubringen fähig iſt. Ich ſollte noch für jezo die üblen Würkungen zeigen, ſo dis Laſter auch an den Leibern und an den Glüksumſtänden der Menſchen hat; allein, das will ich bis in ein anders Blatt verſpahren.

Die Thorheit, wenn man wider die Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung murret.

Die Natur empfindet den Verluſt in ſeiner Gröſſe, und ſiehet auf das Gegenwärtige. Allein, die Weisheit verehret die wohl überdachten Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung, und erwartet den Ausgang. Jene ſchäzt den Werth des eingebüßten Gutes: Dieſes erwägt die vom Irdiſchen unzertrennbare Hinfälligkeit, und beſtrebt ſich unvergänglicher Güter theilhaftig zu werden. Ich ſchreibe dieſe Betrachtung für Menſchen, welche eine göttliche Vorſehung durchgängig zugeſtehen. Mit den freigeiſtiſchen Menſchengeſichtern, die zu blödſichtig ſind, die überall befindliche Spuren derſelben einzuſehen, habe ich diesmalen nichts zu ſchaffen. Alſo würde ich mich nur in eine überflüſige Weitläuftigkeit einlaſſen, wenn ich erſt die ſo oft erwieſene, und ſich täglich ſelbſt erweiſende Wahrheit: Es giebt eine göttliche Vorſehung; durch unnöthig wiederholte Beweisgründe darthun wolte. Ich ſeze ſie vielmehr als eine bekante und ausgemachte Grundwahrheit voraus, und behaupte mit allen, welche den Ausſprüchen einer geläuterten Vernunft, und den unverwerflichen Zeugniſſen einer höhern Offenbarung Gehör geben, daß nichts von ohngefehr geſchehe, daß keine einzige Begebenheit die Wirkung eines blinden Zufalls ſey; daß unſer ganzes Schikſal von der Allwiſſenheit voraus geſehen, von einem unendlichen Verſtande völlig überdacht und reiflich erwogen, von einer unbetrüglichen Weisheit geordnet, und von einer untadelhaften Gerechtigkeit und Güte beſtimmet worden. Niemand kan dieſe unläugbare Folgen in Zweifel ziehen, welcher ſich nicht erkühnet, den unumſtößlichen Grund, woraus ſie ungezwungen flieſſen: GOtt führet die Oberaufſicht und Herrſchaft in dem Reiche ſeiner erſchaffenen Dingen ſelbſt; unverſchämt anzutaſten, und mit vergeblichem Bemühen wankend zu machen. Deñ die unausgeſezte Verwaltung ſeiner unumſchränkten Regierung mus ſeiner göttlichen Hoheit gemäs, und mit ſeinen weſentlichen Vollkommenheiten übereinſtimmend ſeyn. Der Herr iſt allwiſſend: alſo kan auch nicht eine einzige von allen den unzählichen Begebenheiten und Veränderungen in ſeinem weitläuftigen Reiche ſeiner Wiſſenſchaft verborgen bleiben. Dieſe Allwiſſenheit erſtreket ſich nicht nur auf das Gegenwärtige und Vergangene, ſondern ſie mus auch alle künftige Zufälle voraus wiſſen, ſonſt wäre ſie nicht vollkommen; in GOtt aber findet keine Unvollkommenheit ſtatt: alſo kan ſich in der ganzen Welt, in Abſicht auf GOtt, nichts Unvermuthetes, nichts unvorausgeſehenes ereignen. Der HErr iſt weiſe, und ſeine Weisheit gleichet ſeiner Wiſſenſchaft, das heiſſet, ſie iſt vollkommen: Alſo kan er, da auf ſeine Einrichtung und Zulaſſung alles ankam, nichts angenommen haben, was mit ſeinem vorgeſezten Endzweke ſchlechterdings unvereinbarlich wäre. Sein Zwek aber mus untadelhaft, ſo, wie die erwählten Mittel bewährt und hinreichend ſeyn; Denn die höchſte Weisheit beſchäftiget ſich nicht mit andern Endzweken und Mitteln. Der HErr iſt unendlich gerecht und gütig. Alſo kan er unmöglich ſeine Unterthanen mit Strafen belegen, die ſie nicht verdienet haben, noch ſeine Kinder mit Laſten bebürden, die ihnen unerträglich, oder in dem beſtim̃ten Laufe nach dem vorgeſtekten Kleinode hinderlich wären. Ich läugne nicht, daß ihnen manche widrige Begebenheit auf ihrer Wallfahrt nach der Ewigkeit begegnen könne. Die Erfahrung überzeugt uns ja davon durch manch betrübtes Beiſpiel. Nur das leugne ich, daß dieſe widrige Zufälle einen andern, als einen heilſamen Endzwek haben können. Denn ſie ſind entweder eine natürliche Folge vorhergehender unanſtändiger Handlungen der Menſchē, die ſie betreffen, und ſo ſind ſie gerecht, weil man ſie verdient, und ſich ſelbſt zugezogen hatte. Oder ſie ſind eine willkührliche Würkung des väterlich geſinnten Oberregenten: Seine Weisheit mus ſie demnach erwählt, und ſeine liebreiche Güte mus ſie dazu angewendet haben, daß ſie ſeinen gehorſamen Verehrern nach flüchtigen Schmerzen ein dauerhaftes Vergnügen, und nach einem erträglichen Verluſte einen austräglichen Gewinn verſchaffen: Oder ſie werden endlich von andern Feindſeliggeſinnten verurſachet; doch auch alsdenn weis die geneigte und mächtige Vorſehung das nicht völlig verhinderte Ubel zum Vortheile ihrer geduldig leidenden Freunde ſo zu lenken, daß ihren gehäſſigen Widerſachern das Ziel verrükt, ihr übel ausgeſonnener Anſchlag zernichtet, und die untergrabene Wohlfahrt der unbillig Verfolgten, an ſtatt umgeſtürzt zu werden, nur deſtomehr befeſtiget und aufrecht erhalten wird. Nun wird es hoffentlich leicht ſeyn, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen: Ob das misvergnügte Murren über die bisweilen hartſcheinende Rathſchlüſſe der höchſten Vorſehung ein Merkmal gründlicher Weisheit, oder ein Keñzeichen unſinniger Thorheit ſey? Unzähliche Zufälle ereignen ſich täglich, da die unwilligen und mit ihrem Schikſal unzufriedene Sterblichen ſich über die vermeinte Härte der vorſichtlichen Schlüſſe beklagen. Wir wollen einige in ihren bängſamen Trauergemächern belauſchen, um die Wirkungen ihrer Thorheit deſto überzeugender einzuſehen, und deſto behutſamer zu vermeiden. Hier finden wir einen verzweifelnden Liebhaber, welcher bei der frühen Baare ſeiner erblaßten Freundin ſich ganz ungeberdig anſtellt. Bald ſeufzt er heimlich, bald macht er ein lautes Klaggeſchrei. Jezt benezt er ſeine erkaltete Leiche mit einem Strome heiſſer Thränen, darauf richtet er ſein funkelndes Auge gen Himmel, von dem er ſich einbildet, aufs empfindlichſte beleidiget zu ſein. Unſinnig verwünſcht er ſein Geſchike, muthwillig vergällt er ſein Leben, wütend übt er die ausbrechende Rache an den unſchuldigſten Gegenſtänden aus. Er wünſcht ſich ſelbſt den Tod, da er am wenigſten geſchikt iſt, ſich ihm zu überliefern. Er ſucht ihn zu beſchleunigen, und ſchmettert auf ſeine langſame Verzögerung. Seiner ſelbſt nicht mächtig, mus er durch fremde Macht abgehalten werden, daß er nicht die geäuſerte Wuth ſelbſt mörderiſch in ſein eigen Eingeweide kehre. Welche unverantwortliche Thorheit! Warum tobt der murrende Misvergnügte ſo unmenſchlich? Seine ſterbliche Freundin hat das allen Sterblichen gemeine und unumgängliche Verhängnis erfahren. Sie ſtarb endlich, da ſie ſchon ſeit ihrer Geburt zum Sterben reif geweſen. Hatte ihr etwann die Vorſehung unrecht gethan? Nein! denn ſie hatte ihr keinen Freibrief vor dem Tode gegeben. Hatte ſie den ausgelaſſenen Wehklagenden durch die zeitliche Abforderung beleidiget? Auch das nicht! denn ſie hatte ihm niemals weder ihre Unſterblichkeit, noch ein höheres Alter verſprochen. Warum murret er nun? Deswegen, weil er thöricht iſt. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Dort ſchwärmet ein verunglükter ⸗ und ſeiner überflüſſigen Güter beraubter Dürftiger. Er weis ſich in die plözliche Veränderung ſeiner Umſtände durchaus nicht zu finden. Noch fühlt er die Stärke ſeiner lüſternen Begierden und närriſchen Hochmuths, nur fehlt es ihm an gehörigem Nachdruke, denſelben genug zu thun. Er iſt des Uberfluſſes gewohnt; alſo ſchmerzt ihn der Mangel deſto empfindlicher, und er komt ihm unerträglich vor. Drum hauſet dieſer Elende ſo gewaltig; drum verdreht er die Augen ſo erbärmlich, als wenn er bereits in lezten Zügen läge. Schluchzend nennt er ſich einen Ball des Glüks, und ein Ziel, worauf alle Widerwärtigkeiten gerichtet waren. Laut, und eben ſo unverſchämt klagt er die beleidigte Vorſehung eines feindſeligen Bezeigens an. Der Unverſtändige! Die ⸗ eine geraume Zeit ſehr ſchlecht verwalteten Güter; waren ſie denn ſein Eigenthum? Konnte ſie ihm der Oberherr, der ſie ihm zu einem beſſern Gebrauch gelehnet hatte, bei lange genug überſehenem Misbrauche, nicht mit gröſtem Rechte wieder abfordern, und einem Würdigern übergeben? Oder war ihm dieſer freigebige Wohlthäter einen ſo anſehnlichen Uberflus ſchuldig? Iſt es nicht genug, daß er ihm noch das Nothwendige, das Unentbehrliche gelaſſen? Vielleicht wird er arm ein nüzliches Mitglied des gemeinen Weſens werden, da er reich eine unnüze Laſt des Erdbodens war. Verdienen es die an ſich vergänglichen Güter, daß man ſich ihres Verluſtes wegen, aus närriſcher Einbildung bis zum Unſinne verleiten, und wider den Allmächtigen aufwiegeln laſſe? Oder verbeſſert man irgend durch ungeſtüme Raſerei ſein verſchlimmertes Schikſal? Fürchtet ſich etwann der unumſchränkte Herrſcher im Himmel für dem Geſumſe eines niedrigen Wurms auf der Erde! Oder vermag das kraftloſe Wiederſtäm̃en eines Ohnmächtigen den kraftvollẽ Druk u. Stos der unwiederſtehlichen Allmachtshand aufzuhalten? Was beweiſt alſo der Unglükliche durch ſein widerſtrebendes Murren? Seine augenſcheinliche Thorheit. Da winſelt ein ungeduldiger Kranker unter dem langwierigen Gefühle ſeiner ſelbſt verurſachten und gehäuften Schmerzen. Kaum kan er noch die für innerlicher Hize vertrokneten Lippen bewegen, und dennoch wendet er ſie zu grundloſen Klagen über ſein trauriges Verhängnis an. Wie unbarmherzig, ſo wimmert er mit leiſer und unterbrochener Stimme; indem ſeine eingefallene Wangen ein kalter Schweis überlauft, und ſeine halbgebrochene Augen ſtarren; wie unbarmherzig verfähret die ergrimmte Vorſehung mit mir! Wodurch habe ich dieſe unerträgliche Folter um ſie verdient? Warum verlängert ſie mein unbrauchbares Leben? Wozu laſt ſie mir die Empfindung, da ſie nicht aufhöret ſchmerzhaft zu ſeyn? Weswegen hat ſie dann eben mich zum traurigen Gegenſtande ihrer heftigen Quaalen erſehen? Ich rufe; aber ſie hört mich nicht. Ich ſchweige; und es hilft mich nichts. Ich bitte; aber ſie gewährt mir nichts. Ich warte auf Beſſerung; allein ſie erfolget nicht. Ich wünſche mir den Tod; und ſie martert mich durch ein mehr vergälltes Leben. Schweig Unſinniger! die gerechte Vorſehung thut dir nicht unrecht. Deine vorige Unmäſigkeit, dein Jachzorn, deine Ausſchweiffungen, dein langwieriges Losſtürmen auf die dauerhaft genug geweſene Geſundheit, hat dieſes unter Schmerzen langwieriges Lager bereitet, und deine gegenwärtige Ungedult, dein unanſtändiges Murren, deine fortgeſezte Beleidigung verzögert die vergeblich gehofte Geneſung, und macht ſie unmöglich. Weniger würdeſt du leiden, wenn du dich weniger beſchwerteſt. Mehr Zufriedenheit würdeſt du genieſſen, wenn du mehr Standhaftigkeit bewieſeſt. Eher würde ſich dein düſteres Schikſahl ausklären, wenn du dich eher deines gramſüchtigen Murrens und vergeblichen Wiederſtrebens enthielteſt. Du leideſt alſo, was du verdienſt; doch auch dein anhaltendes Leiden kan zu deinem künftigen gröſſern Vortheile gereichen. Noch verhinderſt du ſelbſt dieſen leicht zu erhaltenden Zwek durch widriges Bezeigen. Alſo handelt die untadelhafte Vorſehung gerecht und weislich; du aber offenbareſt durch murrenden Widerſtand deine unheilſame Thorheit.

Ob die Anlegung der Meſſen einer Stadt nüzlich ſind?

Kaufleute, welche groſſe berühmte Märkte, oder vielmehr Meſſen, zu Frankfurt, Leipzig u. d. g. beziehen, können uns hievon vieles erzehlen. Mir iſt der Nuzen von Einigen, den ſie auf dergleichen berühmten Märkten ziehen, ziemlich begreiflich gemacht worden; Und ich kan auch nicht in Abrede ſeyn, daß viele, zu Abſezung ihrer Waaren, dergleichen Frequenz nöthig haben: Und andere hingegen wiederum mit Einkauf und Barattirung der Waaren ſich durch die Meſſen in Schwung bringen. Es befordert aber auch zerſchiedene zum Verderben; Und manchen dienen auch die Märkte zum betrügen: das iſt, ſie vergröſſern dadurch den Credit, erhalten in loco domicilii viele depoſita, und nehmen zugleich auf den Marktplözen auf ihre von einer Seits ſchon verſezte Waaren wieder Geld auf, ohne daß jene es leichterdings merken können, negociiren und hazardiren ſodann auf Koſten ihrer Glaubigern, recht ſauberlich; und wann der Credit nicht mehr fort hotten will, führen ſie ſich nur deſto prächtiger auf, erwerben ſich Titel, und andere dergleichen Expeditionsmittel, und treiben alsdann das Spiel ſo lang, bis eine rechte Proportion von einem Falliment heraus kom̄t; Denn ein kleines Falliment, oder wo denen Creditoribus noch was übrig bleibet, zeiget, nach Ausweis der Falliten Zunft, eine geringe Capacität eines dergleichen Geſtrengen, Hochedlen, oder HochEdelgebohrnen Fioranten oder Negocianten an. Wir könten noch ein und andere Anmerkungen, zum Beweis, daß eine Meſſe, vor viele, die da handeln, recht nüzlich ſeye, auf dieſer Seite anbringen; allein, es dient weder zu unſerm Vorhaben, noch zu dieſer heutigen Abhandlung. Denn die Frage iſt nur: **Ob die Anlegung der Meſſen einer Stadt nüzlich ſeyn könne?** Berühmte Schriftſteller haben dieſes mit vielen ſcheinbaren Gründen erweislich zu machen geſuchet, und behauptet, daß die Anlegung der Meſſen eine Handlung erſt recht in Flor bringen, und viele 100. Bürger und Fremde glüklich machen könne? Folglich auch durch den gröſſern Vertrieb der Waaren, Conſumirung der Lebensmittel, die Einkünfte der Obrigkeit vergröſſert würden, u. w. d. m. So bündig, als vernünftig nun auch dieſes und andere dergleichen Gedanken theils Schriftſtellere, von Anlegung der Meſſen, zum Behufe der Handlung gerathen, und zumal in denen Teutſchen Memoires 3ten Theil wohl ausgearbeitet anzutreffen ſind: ſo hält man doch à potiori dafür, daß es nur ein ſcheinbarer Vortheil einer Stadt ſeye, die eine Meſſe hat. Wir ſchlüſſen dieſes aus der Erfahrung. Keine Meßſtadt wächſt zu der Gröſſe und Anzahl der Einwohner an, dazu ſolche Städte, die ohne Meſſe handeln, angewachſen ſind. Man ſehe nur Paris, Londen, Amſterdam, Wien, Berlin, Kopenhagen, Prag, oder auch nur ein Hamburg, Danzig und Königsberg an, welche niemals Meſſen gehabt haben; dagegen aber alle Meßſtädte in Teutſchland kleine Städte zu nennen ſind, wenn man auf die Zahl der Einwohner ſiehet. Selbſt Magdeburg, Nürnberg, Augsburg, ſind zu der Zeit, als der Siz des Handels noch in Venedig und Genua war, zu ſehr anſehnlichen Städten geworden, denen keine andere in Teutſchland gleich kamen, ohne jemals Meſſen gehabt zu haben. Hergegen blieben die Städte, ſo Meſſen haben, ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten bei ihrer Mittelmäſigkeit, werden es auch jenen an Zahl der Einwohner niemals gleich thun. Und dieſes gehet ganz natürlich zu. Wo Meſſen ſind, da handelt mehr der Fremde, als der Bürger. Jener kom̄t des Jahrs nur etliche Wochen hin, und ſezet ſo viel Waaren ab, als der Bürger kaum in einem Jahre verkaufet. Er genieſſet auch Meßfreiheiten, da der Bürger alle Beſchwerden der Stadt und des Landes tragen mus. Jener aber hilft dieſem die Gewölber, Wohnungen und Lebensmittel theuer machen. Denn die umliegende Dörfer ſparen, ſo viel möglich iſt, ihre Zufuhren bis auf die nächſte Meſſe, da ſie alles theuer los werden können. Folglich wird es auch auſſer den Meſſen, an ſolchen Orten theuer zu leben. Ja ſelbſt die Waaren, die der Fremde auf die Meſſen bringt, werden dadurch theurer. Der Kaufmann ſchlägt nämlich die Koſten ſeiner Reiſe, und alles, was er für Wohnung, Gewölber, und Koſt, auf der Meſſe zahlen mus, auf die Waaren: welches alles wegfiele, wan̄ er die Waaren an ſeine Correſpondenten des Ortes, entweder in Commiſſion, oder ſonſt auf deſſen Gefahr ſchikete.

Man ſeze nämlich, daß die Handelsleute eines Ortes, z. E. wie Leipzig, reich und machmächtig genug ſind, in ihren eigenen Gewölbern und Niederlagen einen ſattſamen Vorrath von allen den Waaren liegen zu haben, die von den umliegenden Ländern und Städten geſuchet werden. Alsdenn werden dieſe es nicht nöthig haben, eine Meſſe zu erwarten, da die Fremden ſolche Waaren dahin bringen. Sie werden wiſſen, daß an einem ſolchen Orte, wie in Amſterdam, Hamburg, Königsberg, Danzig, täglich Meſſe iſt. Der einheimiſche Kaufmann, wird allen den Vortheil und Gewinne, z. E. von Gewürz, Zuker, Coffee, Stoffen, Tüchern, Leinen u. a. m. ziehen, den jezo der Hamburger, Holländer, und Franzos, mit aus den Mauren nimmt. Meſſen alſo ſchwächen den Handel des Bürgers, und mehren ihn nicht; hindern es alſo auch, daß eine Handelsſtadt in innern Kräften nicht gros werden kan. Wir ſehen ſolches an Zittau. Dieſes hat keine Meſſen, iſt aber durch ſeinen innern Handel, aus eigenen Kräften ſo anſehnlich und volkreich geworden, als Frankfurt am Mayn, welches über zweihundert Jahre Meſſen gehabt hat; und wohl doppelt ſo volkreich, als Frankfurt an der Oder. Braunſchweig hergegen iſt, ſeitdem es Meſſen hat, gar nicht gröſſer geworden, als es vorhin geweſen iſt.

Und das kan auch von Haltung groſſer Verſam̃lungen, Reichstägen, Krönungen, u. d. g. in einer Stadt, geſagt, und mit gutem Grunde behauptet werden. Wir beziehen uns disfalls auf einen vornehmen Kaufmann, deſſen hierüber gefällte Beweisgründe in des Herrn von Loen geſam̃leten kleinen Schriften, p. 203. 2ten Theil, angeführt ſtehen, unter der Rubrik:

Von denen nemlichen Vortheilen der Stadt Frankfurt, in Anſehung der vielen Fremden, und ihres groſſen Aufwands; da es heiſſet:

Unſere Stadt hat von den gegenwärtigen Umſtänden lange nicht den Vortheil, den man ſich einbildet; ſie hat vielmehr im Gegentheil ſehr ſchwere und groſſe Ausgaben, denen die Einkünfte nicht die Waage halten. Alles, was von Fürſten und Geſanden in dieſe Stadt kom̃t, zahlet nichts. Unter dieſer Deke werden unzähliche Dinge in die Stadt geſchleppet, ohne daß das Zollamt davon einen Pfenning ziehet. Die Bedienten der Höfe ſpielen hier tauſenderlei Practiken, und überführen alles, was ſie wiſſen, das hier ins Geld zu ſezen iſt. Dadurch entgehet nicht allein der Stadt die Gebühr, ſondern auch die Bürger, die ſich mit dergleichen Waaren verſehen haben, leiden dadurch gewiſſen Schaden. Man hat niemals ſo viele fremde Weine hier gehabt, und ſolche ſo wohlfeil verkauft. Die ganze Stadt iſt damit angefüllet. Eben dieſes geſchiehet in Anſehung der Rhein- und Frankenweine. Dieſe kommen nicht Fuderweis, ſondern mit ganzen Ladungen zu dreiſſig bis vierzig Stüken hier in die Stadt herein, und zahlen weder Zoll noch Weinſteuer. Eben ſo gehet es auch mit andern Waaren, die alle unter dem Namen der Höfe und Geſandſchaften geraden Wegs in die Stadt geſchleppt werden, den Burgern die Nahrung benehmen, und der Stadt nichts davon abgeben. Was die Häuſer betriſt, welche die Eigenthümer zum Theil zu ſehr hohen Zinſen bei dieſer Gelegenheit an die Fremden vermiethen, ſolches iſt allerdings ein Vortheil; er betrifft aber nur gar wenige Einwohner. Die meiſten ſind von dem Quartieramte angewieſen worden, und zahlen nur eine kleine nichtswürdige Summe nach der gemeinen Taxe; und weil dadurch das andere Geſchlecht am meiſten leidet, indem ihnen ihre Prunkſtuben und zierlich geriebene Vorpläze ſtark beſudelt werden, ſo pflegen die Fremde ſolches insgemein durch ein leichtes Geſchenk von Silberwerk ein wenig zu beſänftigen. Dieſes macht zuſammen kein Capital, deſſen Umlauf man in der Stadt ſpühren könte. Die Kaufleute klagen bei dieſen Umſtänden am meiſten. Wir ſind, ſprechen ſie, ſehr geſchäftig. Wir laſſen allerhand Waaren kommen; wir füllen damit unſere Gewölber aus; wir verkaufen, wir borgen aus; allein, wenn man meinet, das Geld zu empfangen, ſo bezahlt man uns mit höflichen Worten, und iſt nur gar zu demüthig, uns um Credit anzuſprechen. Das Geld iſt niemals bei uns ſo rar geweſen. Frankreich ziehet das groſſe Loos. Paris und Lion ſenden uns ihre reiche Stoffen, ihre Galonen, ihre Seidenwaaren, wir gewinnen daran nichts, und die Mode ruinirt uns noch gar; ſie verändert ſich ſchon in Paris, ehe wir hier unſere Ballen noch auspaken. Sie werden mit der Poſt an die groſſe Herren ſelbſt geſchikt, und was man uns übermacht hat, das bleibt auf unſere Rechnung liegen. Und obwohlen einige dabei wohl zurechte kommen, ſo iſt es doch nicht allgemein. Viele ſteken in Schulden und Ungedult, weil ſie gar zu gähling haben wollen reich werden, und ſich mit Waaren überladen, die ihnen zur Laſt bleiben, und gleichwol bezahlet werden ſollen. Die Glükſeligkeit der Bürger (fuhr dieſer vernünftige Patriot fort) macht eines Staats ſeine aus. Der gegenwärtige Zuſtand unſerer Stadt iſt ſo, daß unſere Sparbüchſen bald dürften geleeret werden, wenn wir ſo zu leben fortfahren. Alles iſt hier theuer: Unſere Haushaltungen koſten uns noch zweimal ſo viel als ſonſt. Wir lernen von den Fremden eine edle Lebensart. Wir affen ihnen ihre grosmüthige Sitten, ihre höfiſche Manieren und ihre vornehme Windmachereien nach. Wir haben Lakaien, Kutſchen und Pferde, prächtige Zimmer, Geſellſchaften, Spiele, Tänze, Concerten, Familienfeſte, Titeln, Gnaden, Rangſucht, und ich weis nicht, welche Narrheiten mehr. Wie nun alles ſchon in unſerer Stadt nach groſſen Herren riechet und ſchmeket, ſo mus man hiebei am erſten die Artigkeit und gute Lebensart unſerer Bürgerinnen bewundern. Dieſe wiſſen ſich unvergleichlich in die Hofmanieren zu ſchiken. Sie gehen in die Comödien und auf die Redutten: ſie geben Viſiten, ſie halten Geſellſchaft: die Fremden werden darinnen wohl empfangen. Es heist, der Herr Graf von hier, der Herr Baren von dort, der Petitmarquis, der Chevalier ſo und ſo ſind bei uns geweſen! O was ſind dieſes für artige

tige und galante Herren! Man ſpielte bis nach Mitternacht. Das macht uns viele Ehre, wir lernen leben; es kan nicht fehlen, Frankfurt wird noch ein ſehr artiger Ort werden. Das iſt noch nicht alles, fuhr der Herr von ⸗ ⸗ ⸗ fort, unſere Haushaltungen gehen darüber zu unterſt und oberſt. Das Geſinde thut was es will; alles ſucht ſich die Gelegenheit zu Nuze zu machen; alles buhlet, friſſt und ſäuft untereinander; alle Zucht, alle Ordnung, alle Sparſamkeit hat der Henker geholt. Wer wird ſo albern ſeyn, und ſich um ſolche Kleinigkeiten bekümmern. Nur der Mann, der arme Mann alleine, verbeiſſet ſeinen Verdrus, zwinget aus Höflichkeit ſich zum Lachen, und wünſchet heimlich die Fremden zum T ⸗ ⸗ Alles drohet ſeinem Hauſe die Schande und das Verderben. Was ſoll er thun? Soll er ſich aus Verdrus die Krauſe zerreiſſen, oder gar ums Leben bringen? Das wäre nicht wohl gethan. Der Wein erfreuet des Menſchen Herz, dieſer tröſtet ihn in ſeiner Schwermuth; deſto beſſer; ſo hat jedes im Hauſe ſeine ungeſtörte Freude. Das Geſind komt dabei ſelten zu kurz; es ſtihlt ehrlich, wo man ihm nichts gibt, denn es liegt dabei die chriſtliche Abſicht, den Geiz ſeiner Herrſchaft zu beſtraffen. Die Liebe und Unzucht verbindet insgemein die Kutſcher, Diener und Mägde untereinander. Gegen ſolche Banden iſt nichts auszurichten. Man verdirbt, und weis nicht wie. Wie ruhig, ſchlos hier der ehrliche Frankfurter, lebten wir nicht in unſerer Stadt, als wir noch nicht ſo vornehme Leute waren, und uns nicht befliſſen, die Pracht und die Narrheiten der Höfe nachzuahmen. Doch dieſes iſt unſer eigner Fehler. Wäre dieſes nicht, ſo wolte ich glauben, daß die Wahl und Krönung unſerer Stadt eben keinen Schaden brächte.

Ich konte, als ein Fremder, nicht alle Anmerkungen des Herrn von ⸗ ⸗ ⸗ widerlegen. Es war darinnen viel gründliches und auch viel ſcherzhaftes. Ich machte deswegen in Anſehung des leztern eine groſſe Ausnahme. Ich kenne hier in der That ſo viele rechtſchaffene Häuſer, und ſo viele Leute von beſondern und ausnehmenden Verdienſten, daß man ſowohl ihre Lebensart, als ihre ganze Aufführung auch den Fremden ſelbſt zu einem Exempel vorſtellen konte, wenn man anders ſo geneigt wäre das Gute als das Böſe nachzuahmen.

Von denen ſo ſchändlichen Handlungen und abergläubiſchen Alafanzereien, die in der H. Adventszeit manchmal unter den Chriſten vorgehen.

DIe Schande des Aberglaubens mus nun endlich völlig aus einem Reiche verbannet werden, wo die gröſten Weltweiſen auch dem Pöbel den Weg zur Vernunft längſt gebahnet haben; und welches zum Theil von Fürſten und Obern beherrſchet wird, welche dem Aberglauben durch ihre höchſte und hohe richterliche Macht vollends noch gar den Rukweg in diejenigen finſtern Zeiten und Länder zurukweiſen, wo man ihn als einen Gott verehret. Dieſer erleuchteten Zeiten ohngeachtet nimt man doch, auch bei uns, noch viel abergläubiſche Reden und Handlungen wahr. Die Andreas⸗

nacht, wie auch die heilige Chriſtnacht, zeugen hievon zur Genüge, daß ich nicht zuviel ſage. Die vorwizige Mägde, welche ſich nach nichts mehr als einem Manne ſehnen, halten die H. Chriſtnacht für bequem, darinn ihren künftigen Bräutigam zu erfahren, oder gar deſſen Geſtalt zu ſehen. Sie erwählen auch zu ſolchem Endzweke den S. Andreas Abend, welcher ihr Patron ſeyn, u. ihnen einen Man beſcheren köñen ſolle. Davon ſind viele Exempel vorhanden, woraus ſich abnehmen läſſet, was ſie zu dem Ende für Anſtalten machen. Sie ſprechen das Vater Unſer rükwärts, und machen ſich Hofnung, dadurch ihren künftigen Bräutigam zu Geſichte zu bekommen. (*)Sie gieſſen Blei oder Zinn ins Waſſer, damit ſie ſehen mögen, von was für Profeſſion ihr künftiger Mañ ſeyn werde. (**) Sie ziehen ein Scheit aus dem Holzſtos, um zu erfahren, ob ihr Bräutigam lang oder kurz, krum oder gerade ſeyn werde. In den Spinnſtuben greift man über die Schwelle nach den Haaren, die der Liebſte trägt, und vermeint davon ein Bündlen zu erhaſchen. Man dekt den Tiſch, trägt Brod auf, legt auf jede Eke des Tiſches einen Teller, und invitiret durch ein ſonderlich Gebet den Liebſten, daß er kommen, und ein Meſſer bringen wolle. Sie ſchütteln die Zäune, und geben acht, woher die Hunde bellen, und bilden ſich ein, daß ihr Bräutigam von ſolcher Gegend herkommen werde. Sie binden einen Pfenning oder Heller auf die groſſe Zeen, ſezen ſich dann auf den Kirchweg, und ſehen ſich unter den Leuten, die in die Frühmetten gehen, nach dem Bräutigam um, den ſie darunter gewis zu erbliken hoffen: und was des närriſchen Zeugs mehr iſt. Es iſt nicht nöthig zu Wiederlegung ſolcher abgeſchmakten Thorheiten, und nur die Menſchen dafür zu warnen, allerhand Hiſtörchen anzuführen, wie eine oder die andere in ihrem Vorhaben unglüklich geweſen, und entweder durch ein Geſpenſt, oder leiblichen Erſcheinung des Satans Geſtalt erſchrekt worden, daß ſie darüber in eine Krankheit gefallen, oder gar davon den Tod gehabt. Dis einzige kan genug ſeyn, ſolche närriſche Einbildung umzuſtoſſen, wenn man erwäget, daß GOtt denen muthwilligen Mädgens zukünftige Dinge, und inſonderheit den zukünftigen Mann nicht offenbaren wolle, der Teufel aber ſolches nicht offenbaren könne; weil die freiwillige Entſchlieſſungen der Menſchen, worauf es in Stiftung einer Ehe ankommt, ihm ganz und gar unbekant ſind. Wer alſo nicht betrogen ſeyn will, wird ſich ohnedem hüten, und deshalb dieſen Lügengeiſt nicht um Rath fragen. Hievon findet der g. L. in dieſem u. folgenden Theilen, was ausführlichers.

Ob die Deutſchen zu Julii Cäſars Zeiten Prieſter gehabt?

Julius Cäſar ſagt im VI. Buche de Bello Gallico, cap. XX. der Edition in uſum Delphini: Germani neque Druides habent, qui rebus divinis præſint, neque ſacrificiis ſtudent. Dieſe Stelle wird auch von neuen Scribenten ſo ausgeleget, als wenn Cäſar die Deutſchen unter die Gottesleugner zähle. Da aber Cäſar in demſelben Capitel ausdrüklich ſagt: Die Deutſchen verehren nur diejenigen als Götter, welche ſie ſehen, und deren Hülfe ſie erfahren, nemlich die Sonne, den Vulkan und den Mond; So iſt ja offenbar, daß er ſie nicht für Ohngötter gehalten. Weil aber doch Cäſar läugnet, daß die Deutſchen Druiden und Opfer gehabt: So wird er beſchuldigt, als wenn er von der wahrẽ Beſchaffenheit des deutſchen Gözendienſtes nicht recht unterrichtet geweſen. Wer würde glauben, ſagt

---

(*) *V. Eraſmi Franciſci* Hölliſch. *Proteus N. 77.*

(**) Von dieſen und folgenden Anſtalten beſ. Männlings Curioſitäten ein- und ausländiſcher Albertäten. Cap. 8. pag. 197. ſeqq.

man, daß unſere Väter gar keine Opfer und Prieſter gehabt hätten, wenn es nicht von dieſem Römiſchen Feldherrn erdichtet wäre? Es gehöret wenig Tiefſinnigkeit dazu, wenn man die handgreiflichen Unwahrheiten widerlegen will. Tacitus hat dahero das Glük, daß er unſern Landsleuten beſſer gefällt, als Cäſar, weil er uns beſſere Begriffe vom Gottesdienſte unſerer Vorfahren macht, als dieſer. Der gelehrte Herr Secretarius Möſer hat bereits einen Widerſpruch dieſer zweier Römiſcher Scribenten in ſeinem Glükwunſche an den Hrn. D. Bertling de veterum Germanorum & Gallorum Theologia myſtica & populari 1749. gehoben. Er zeigt, daß Tacitus nach der myſtiſchen Theologie, die nur den Druiden bekant war, den Deutſchen nur eine Gottheit, Cäſar aber nach der gemeinen Theologie, oder nach dem Begriffe des Volkes, unſern Vorfahren mehrere Götter beigelegt habe, und hierinn hat er von Kennern Deutſcher Alterthümer Beifall erhalten. Ich will mich bemühen, den Punkt von den Prieſtern der Deutſchen ins Licht zu ſezen, und die Ehre des Cäſars, den ich nicht für einen Lügner anſehen kan, zu retten. Hätte Cäſar geſagt, die Deutſchen hätten keine Sacerdotes gehabt, ſo wäre er wol nicht frei zu ſprechen. Da er aber ſchreibt: Germani non habent Druides, ſo hat er nichts mehr geſagt, als was die Wahrheit iſt. In Gallien fand Cäſar Druiden, wie verſchiedene Stellen in ſeinen Schriften ergeben. Aus Gallien wurden ſie vom Kaiſer Claudius, nach andern bereits vom Tiberius, oder, wenn es hoch komt, ſchon vom Auguſt verbannet. Hierüber iſt vielfältig geſtritten, und es iſt hier der Ort nicht, mich wegen der Verbannung der Druiden aus Gallien einzulaſſen. Des Lamotte wahrſcheinliche Meinung iſt in einer Schrift, ob die Druiden gute Lateiner geweſen? angeführet, in welcher auch andere Scribenten genant ſind, die von ſolchem Streite Nachricht geben. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß die Druiden nach Deutſchland aus Gallien gegangen, ehe ſie die Noth getrieben. Noch Tacitus mahlet unſer Vaterland als ein ſehr rauhes Land ab, und folglich werden die Druiden lange vorher eben keinen Appetit gehabt haben, hinein zu ziehen. Die Noth, die Verbannung aus Gallien, hat ſie hinein getrieben. Mir iſt es gleich viel, welchem Kaiſer die Verbannung der Druiden zugeſchrieben wird. Man ſeze aber meinetwegen, welches doch am unwahrſcheinlichſten iſt, daß ſchon der erſte Kaiſer, nemlich Auguſt, ſie aus Gallien gejagt, und zu Deutſchland ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt habe; ſo waren ſie doch zu des Julius Cäſars Zeiten, der lange vorher mit der Armee einen Beſuch in Teutſchland abſtattete, noch nicht in Deutſchland. Konte nun Cäſar nicht mit Grunde der Wahrheit ſagen: Germani non habent Druides? Eine ganz andere Beſchaffenheit aber hat es mit folgenden Zeiten, nachdem die Druiden zu flüchten waren genöthiget worden. Man möchte auch hier ſagen: Diſtingue tempora, & concordabit ſcriptura. Man hätte die ſtreitige Stelle des Cäſars als einen ſichern Beweis anſehen ſollen, daß zu ſeiner Zeit noch keine Druiden in Deutſchland geweſen. Ich weis es wohl, daß es die Schuldigkeit eines jeden Deutſchen Patrioten ſei, die Ehre ſeiner Vorfahren, wenn es mit Grunde der Wahrheit geſchehen kan, zu retten. Allein, mich deucht auch, daß unſere Vorfahren gar nicht geſchimpft werden, wenn man ihnen die Druiden abſpricht. Haben wir nicht mehrere Beiſpiele, daß Menſchen die Gottheit verehret, und dennoch keinen beſondern Prieſterorden gehabt haben? Welches waren die Prieſter vor Moſes Zeiten? Hat nicht ein jeder die Privatopfer ſelbſt dargebracht, und wenn feierliche Opfer nöthig waren, haben ſolches nicht die älteſten in der Familie verrichtet? Die Deutſchen hatten wenig Umgang mit andern Völkern. Sie blieben.

ben vor ſich alleine. Die älteſten Gebräuche blieben bei ihnen reiner, ſo wie die Begriffe von der Gottheit, als bei andern Völkern. Wäre es für ſie nicht eine beſondere Ehre, wenn ſie auch die alte patriarchaliſche Gewohnheit rein und lauter beibehalten, daß der älteſte in der Familie bei feierlichen Feſten Dienſte geleiſtet, bei Privatfeſten aber ein jeder für ſich ſelbſt den Gottesdienſt verrichtet hätte? Kurz, Cäſar hat nach meiner Einſicht nicht mehr ſagen wollen, als daß die Deutſchen keine Druiden gehabt; und das iſt die Wahrheit. Daraus folgt aber nicht, daß gar kein Menſch das Prieſteramt verſehen habe. Was den Punct anlanget, da er ihnen mit den Worten: neque ſacrificiis ſtudent, die Opfer abſpricht; ſo glaube ich, er habe dabei eben ſo wenig eine boshafte Abſicht gehabt, als beim Ableugnen der Gegenwart der Druiden in Deutſchland. Was ſolte doch wol einem ſo groſſen Manne eine ſolche Unwahrheit geholfen haben? Etwa ſeine Siege zu vergröſſern? Hier könte man fragen, ob es rühmlicher ſey, Tartaren und Coſaken, als eine regelmäſig exercirte Armee zu überwinden? Es kan alſo wohl ſeyn, daß entweder Cäſar die Deutſchen keine Opfer verrichten geſehen, theils weil er nur wenige Tage in ihren Landen war, theils weil ſie keine Tempel hatten, und in Wäldern, folglich abgelegenen und ſecretis locis opferten: oder daß die Deutſchen vor der Druiden Ankunft gar keine Opfer gehabt. Wäre das leztere, ſo iſt es auch kein Schimpf für die Deutſchen, ohnerachtet die Opfer vom Anfange der Welt unter den Völkern üblich geweſen. Die Deutſchen hatten von der Gottheit überaus anſtändige Begriffe. Sie machten, (ich rede von den älteſten, nicht aber mittlern und neuern Zeiten) keine Bildniſſe der Götter, und diejenigen, die wir beim Arnkiel und andern finden, ſind in neuern Zeiten ausgeheckt. Sie hielten es der Gottheit für unanſtändig, ihr Tempel zu erbauen, und hatten eben den Sinn, den Paulus zu Athen hatte, Apoſtelgeſchicht XVIII, 24. 25. „GOtt, der die Welt gemacht hat, und alles was darinnen iſt, ſintemal er ein HErr iſt Himmels und der Erden, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht: Sein wird auch nicht von Menſchenhänden gepfleget, als der jemandes bedürfe.„ Vielleicht haben ſie auch die Opfer nach ihren geſunden Begrifen für unzulänglich zur Verſöhnung GOttes gehalten. Jedoch, da alle Völker Opfer gehabt, und es auch wahrſcheinlich iſt, daß die älteſten Deutſchen, die eben ſowol von den Patriarchen nach der Sündfluth abſtamten, als alle andere Völker, von dieſem gottesdienſtlichen Gebrauche Nachricht gehabt, und ihn beibehalten haben; ſo halte ich meine erſte Muthmaſſung, daß Cäſar die Deutſchen nie opfern geſehen, und dadurch zu einer falſchen Nachricht ohne Schuld veranlaſſet worden, für wahrſcheinlich. Wenn ich hingegen bedenke, daß Cäſar von einem Gefangenen von der Deutſchen Nation wegen der Opfer Nachricht einziehen können, ſolches auch nicht werde unterlaſſen haben: ſo gerathe ich in Zweifel, ob nicht die lezte Muthmaſſung annehmlich ſey? Vielleicht fällt jemanden eine beſſere Auflöſung dieſes nodi Gordii bei. Meinen Zwek, der darinn beſtehet, daß ich beweiſen wollen, zu Cäſars Zeiten wären noch nicht Druiden, und überhaupt keine Prieſterorden, dergleichen in Gallien und Rom befindlich wären, in Deutſchland geweſen, habe ich dennoch erreichet. Einwürfe können zwar gemacht werden, allein die gewöhnlichen beruhen auf Muthmaſſungen, mit welchen es in hiſtoriſchen Sachen nicht ausgemacht iſt. Man ſchlieſſt alſo: Strabo berichtet, daß die Deutſchen und Gallier einerlei Gewohnheiten, Sitten, Säze und Gebräuche hätten, und faſt einerlei Volk wären, folglich werden die Teutſchen auch NB. Druiden gehabt haben, die alſo eben den Namen gehabt, als die Galliſchen Prieſter. Ich antworte, das konte wol zu des Strabo Zeiten ſeyn, der noch unter dem Tiberius lebte, von dem die Druiden zu flüchten genöthigt wurden; aber daraus folgt nicht, daß es zu Juli Cäſars Zeiten auch ſo müſſe geweſen ſeyn. Den Saz, daß die Druiden die Religion der alten Teutſchen mehr verſchlimmert, als verbeſſert haben, will ich einem andern zur Ausführung übergeben. Cäſar fand nur 3. Götter bei den Teutſchen, aber hernach kommen mehrere vor. Vermuthlich haben die Druiden mehrere Gözen in Teutſchland bekannt gemacht, und die theologiam popularem vermehrt, ob ſie gleich nach ihrer theologia myſtica, wie Herr Möſer behauptet, wohl wuſten, daß nur ein allerhöchſtes Weſen wäre. Haben es nicht die Egyptiſchen Prieſter ſo gemacht, mit welchen die Druiden eine ſehr groſſe Aehnlichkeit gehabt. Lieſet man den Cäſar im Zuſammenhange; ſo iſt offenbar, daß er den Gottesdienſt bei den Teutſchen nicht gefunden, der bei den Galliern war. Er iſt ein Augenzeuge. Hält man ſeine andern Nachrichten von Teutſchland für wahr, warum denn nicht auch dieſe?

Von der Begierde, ſich zu beklagen.

Die Begierde ſich zu beklagen, und ſein Leid andern zu erzählen, gehöret mit unter die vergnügteſten Thorheiten. Ihr Grund iſt eine allzeit ſanfte Schmeichelei, welche uns auf eine vornehme Höhe verſezet. Der tröſtliche Gedanke, der uns heimlich verſichert, daß wir eines beſſern Glükes würdig ſind, iſt ſo zärtlich, daß wir mit freudigem Ehrgeize unſere Unglüksfälle erzählen, und nach einer hergebrachten Freiheit ein klein wenig vergröſſern. Das ehrfürchtige Mitleiden, welches das Schikſal eines Mannes, der bei groſſen Verdienſten unglüklich iſt, in uns erweket, enthält in Anſehung des unglüklichen Gegenſtandes eine ſchmeichelhafte Tröſtung. Wir ſelbſt aber empfinden dabei etwas grosmüthiges und erhabenes, vermuthlich deswegen, daß unſer kleiner Stolz eine Tugend zu ſeinen Füſſen ſiehet, welche ihn hätte eiferſüchtig und wohl gar neidiſch machen können, wenn ſie eine ihrem Verdienſte gemäſe äuſerliche Hoheit zur Belohnung erhalten hätte. Weil es eine ſehr empfindliche, und recht nach der Schwäche des Menſchen eingerichtete Schmeichelei iſt, wenn ſich groſſe Leute vor ihr demüthigen: ſo iſt es auch eine faſt gewiſſe Folge, daß die durch Unglük erniedrigte Hoheit ſich ein vortheilhaftes Mitleiden zuzuziehen pflege. Unſer ſchalkhaftes Herz erkennet dieſe wichtige Würkung der Natur nur gar zu bald. Deswegen bedienet ſie ſich eines wahren, oder auch nur eingebildeten Unglüks, um durch die Erzählung deſſelben die Herzen der Geſellſchaft auf eine ſo vortheilhafte Art zu rühren. Es ſey nun, daß ſie das bei dem Unglük vorhanden ſeyn müſſende Verdienſt als erwieſen unvermerkt voraus ſezet, oder aber auf die ſichere Erfahrung bauet, daß der durch ihr Unglük verſöhnte Neid bei ihren Fehlern die unermüdete Erniedrigungsbegierde fahren laſſen, mithin ihr wegen dem Mangel des Verdienſtes Credit geben werde: ſo iſt doch dieſes unläugbar, daß die ehrgeizige Luſt ſich zu beklagen, durch die Vorſtellung der vortheilhaften Würkung, welche die unſchuldig gedrukte Tugend hervor zu bringen pflegt, heimlich unterhalten werde. Ich kenne Perſonen, die ſich über alle Kleinigkeiten beklagen können; ja, die nichts zu verbergen wiſſen, und in dergleichen angenommenen Klagliedern alles von ihnen und andern öfters zu ihrem noch gröſſern Unglük heraus ſchwazen, nur andern dadurch das Herz zu rühren, und mitleidig zu machen. Allein, ihr Klagen währet zu lange. Darum wird entweder eine ordentliche Betrübnis oder ein regelmäſiges Mitleid aus der anfänglichen Rührung. Eine Rührung iſt uns angenehm;

nehm; aber Betrübnis macht uns verdrüslich, und giebt uns wohl gar Zeit zum Nachdenken; welches denn nicht anders als zum Nachtheil vor dergleichen Perſonen ausſchlagen kan. Eine regelmäſige Betrübnis führet nichts ſchmeichelhaftes mit ſich. Wer zu lange betrübt iſt, den hält man für aberwizig. Ein verzweifelnder Schäfer, der noch eine Viertelſtunde ſingen kan, verwandelt ſich in ein gedungenes Klagweib. Der Amintas des Taſſo verzweifelt ganz anders. Die Gemahlin des Paturs, welche den rauchenden Dolch aus ihren weiſſen Brüſten hervor zog, und denſelben ihrem unſchlüſſigen Gemahl, mit den Worten: Mein lieber Mann, es thut nicht weh! darbot, wird ein rührendes Wunder durch alle Jahrhundert bleiben. Gleichwie aber von einem ſchönen Urbilde oftmal ſchlechte Abbildungen genommen werden, wodurch dennoch der ſchlechte Mahler eben den Vortheil zu erhalten gedenket, welchen der erſte Meiſter erworben: alſo ſiehet man faſt in allen Geſellſchaften, daß jemand eine unermüdete Begierde ſich zu beklagen habe, und dadurch, wie geſagt, die ſchmeichelhafte Rührung ſeiner Freunde zu erſchleichen ſuche, ob er gleich wenig Verdienſt und noch weniger Unglük beſizet. Iſt das Leid erdichtet: ſo wird der Erzähler lächerlich. Iſt es aber eben nicht ſchlechterdings erſonnen, jedoch von ſchlechter Wichtigkeit: ſo überläſſet man ſolche eigenſinnige Klagezünftler ihrer eigenen Thorheit ſo wie man ein unartiges Kind, das nicht aufhören will zu ſchreien, ob ihm gleich nichts ſonderliches fehlet, der Wärterin übergiebet, und davon gehet. Uberhaupt aber iſt es unangenehm, alle Augenblik krank zu ſeyn, und dabei klagliche, oder welches eben ſo viel iſt, verdriesliche Blike zu machen. Es wird endlich eine Grobheit daraus, wenn man beſtändig eine Geſellſchaft mit Erzählung häuslicher Unglüksfälle, die mehrentheils in einer zerbrochenen Caffeetaſſe ꝛc. beſtehen, verdirbt oder verſtöret. Wer würklich krank iſt, der kan zwar ſeinem Prediger und Arzte ſeine wahre Geſtalt zeigen. Allein, wenn er Zuſpruch annimt, ſo iſt es nur eine mittelmäſige Höflichkeit, daß er ſich bemühet, ein gefälliges Geſichte zu machen. Sie ſehen übel aus, pflegen ſonſt auch einige zu ſagen. Dieſes Compliment, ſo ſehr es Mode iſt, kan in der That vor eine Grobheit hingehen. Allein nach obigen Grundſazen, wornach die Eigenliebe eine ſchmeichelhafte Freude aus dem Mitleiden ziehet, ſoll es eine Höflichkeit ſeyn. Man beklaget ſich, und läſſet ſich mit Vergnügen beklagen. Daher kömmt es, daß man dieſes Compliment gemeiniglich mit den Worten: das wüſte ich eben nicht, zu beantworten pfleget. Man giebet dadurch mit Wahrheit zu erkennen, daß man die erſten Worte als eine Lobeserhebung angeſehen habe. Denn ſonſten würde es ja die Beſcheidenheit nicht zulaſſen, etwas mit einem erkennlich matten Blik abzulehnen, welches uns als eine demüthige Wahrheit offenbaret worden. Doch die Begierde ſich zu beklagen, wird wohl nicht ausſterben.

Aus obigem iſt alſo erweislich, daß die unermüdete Begierde, ſich zu beklagen, recht thöricht ſeye. Solche Leute, die ſich dieſes einmal angewöhnt, fallen andern mit dergleichen nichts zu bedeutenden Offenherzigkeiten, davon ich unten nur einige Exempel anführen will, beſchwerlich, und zeigen hierbei ihren lieben Unverſtand. Man könnte hier nun fragen: wie es dann kommt, daß dergleichen Klagen ſo gemein ſeynd? Der Reiche wie der Arme eröfnet ſeinen Mund aller Orten mit Klagliedern. Sind denn keine vergnügte Menſchen auf dem Erdboden? Freilich! aber die Anzahl iſt ſehr klein; und die Urſache davon iſt dieſe: Es ſind ſehr wenige Menſchen, die ſich in den Stand geſezet haben, einer wahrhaften Zufriedenheit zu genieſſen. Es iſt eine ganz vergebene Bemühung, daß der Hoffärtige, oder der Geizige, oder der

Wollüſtige in ſeinem Leben, ſo lange er mit dieſen unordentlichen Begierden behafftet iſt, zu einer Zufriedenheit gelangen könne; Und eben dis iſt die Urſache, warum eine ſo kleine Zahl der Menſchen zu der Erwerbung eines ſo groſſen Schazes gelangen kan, weil alle Menſchen, welche ſich in dieſer Leidenſchaft befinden, ihr Vergnügen in ſolchen Dingen ſuchen, die vor ſich ſelbſt, und in ihrer Beſizung keine wahre Zufriedenheit geben können. Es gibt Leute, die ihr Vergnügen in der Unruhe ſuchen; ſie häuffen ſich hierdurch ohne Urſach viele Sorgen und tauſend Verdrus auf den Hals. Da ſezet es dañ vielerlei Klagen ab. Und wann dergleichen Thoren in ihrer erhizten Verwirrung nichts anders wiſſen, ſo gehts über die Obrigkeit her: ſie klagen und beſchweren ſich, und wiſſen öffters ſelbſt nicht, daß ſie die Blöſe ihrer eigenen Schuld einer raſenden und ſtrafbaren Schwachheit hierdurch entdeken. Solche Leute klagen über GOtt und Menſchen. Der beſte Stoff gibt ihnen Urſache zu klagen. Wañ das Glük ſie in gute Umſtände geſezzet, werden ſie unerträglich: und ſo ſie ſich dadurch verſtriken, oder durch ihre eigene Schuld ſich in widrige Umſtände ſtürzen, werden ſie halb raſend, oder geben ſogenannte Klagweiber ab. Man würde nicht fertig werden, wann man mehr dergleichen anführen wollte. Nur zum Beweis will eine Klage hier berühren, die ſehr gemein, dabei aber recht thöricht iſt: Ich kam ohnlängſt von ungefehr in ein Haus, wo einige Perſonen über Staatsſachen in einem Diſcours ſich befanden. Sie führten ihre Beweiſe aus den Zeitungen her, und raiſonnirten von zukünftigen Dingen, welche die Römiſ. Königswahl betroffen. Sie beklagten hierbei ein und andere Inconvenienzien, die ihrem Bedünken nach dieſe Wahl und Krönung noch einige Zeit hindern köñten. Ich hörte dieſen Statiſten von weiten zu, ohne daß ſie mich eigentlich geachtet, noch weniger gekannt haben. Sie konnten wegen der Röm. Königs Wahl nicht einig werden, ſo ſehr ſie ſich auch hierbei erhizten. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre es zu Thätlichkeit gekommen; zu allem Glüke fiele der andere auf den Zeitungsſchreiber, und klagte, daß er nichts gewiſſes von dieſer Röm. Königswahl in die Zeitung brächte; denn die Zeitungen wären ohnehin recht mager. Der Andere fiele ihm in die Rede, und ſagte: Ja, wohl, Sie haben recht. Ich ſelbſt finde nichts darinn, das mich befriedigen köñte; was nuzt mir das, daß ich weis, ob der Sultan in Conſtantinopel durch den ſeidenen Strang 20. oder 50. Millionen reicher worden: Oder was gehen mich die Zänkereien der Franzöſ. Geiſtlichkeit mit dem Parlament zu Paris an? Vom Krieg zum Exempel, vom Kriege möchte ich gerne was leſen; da laſſet ſich doch noch ein geſcheides Wort raiſonniren. (Ich dachte hier bei mir ſelber, nur Schade, daß die Fürſten der Welt dieſen 2. ehrlichen Männern zu Gefallen nicht flux einen Krieg anfangen; allein diejenigen Liebhabere von Neuigkeiten, die dieſen 2. ſcharfſichtigen Männern gleich ſind, als deren man gar viele zehlt, werden ſich wohl noch eine Zeitlang gedulten müſſen) Das Geſpräch dieſer Männer wurde endlich ernſtlich; dann ſie kamen auf das Geſinde: Der eine klagte dem andern den Verdrus, welchen er die vorige Woche mit ſeiner Magd gehabt, die er weggejagt, weil ſie es verſehen hätte, ſeiner Frau den gebührenden Reſpect zu geben, und ſie keine geſtrenge Frau geheiſſen; denn der hierüber geſchöpfte Verdrus ſeye ſeiner Frau in die Glieder geſchlagen, daß ſie auf einige Täge krank geworden. Der andere, welcher in der Einbildung was groſſes war, führte bitterliche Klagen über ſeinen Bedienten. Er erzehlte: daß er dem Hund, dem T : : : (wie ſeine Worte waren) die vorige Woche, faſt den Hals gebrochen hatte. Er habe nemlich demſelben, weil er ihm eine Bouteille zerbrochen, und ſeines Widerbellens wegen, mit dem Fus in die Wampen getretten, ihn ſodann bei der Gurgel zu faſſen bekommen; und ich würde (waren ferners ſeine Worte) den Canaille auch erdroſſelt haben, wann ich mich nicht zu moderiren gewuſt hätte; doch, der Böſewicht wuſte ſich nicht anderſt zu rächen, als daß er meinem Gaul, den ich zur Recreation und in die Viſiten zu reiten, brauche, nach der Hand ein eben ſolches Tractament widerfahren lieſe, daß der Gaul nun wohl crepiren wird ꝛc. Ich habe ihn hierauf den Laufzettel gegeben: und nun 2. muntere Kerls nebſt ein Pferdl u. Gutſchle angeſchaft. Sie glaubē nicht, wie dieſes mich jezo in Anſehen geſezzet ꝛc. Wie gros dieſe Thorheit, erhellet aus dieſem, daß, wie ich nachgehends erfahren, die Frau aus dem hieraus erzeigten Verdrus geſtorben, und der Geſtrenge Herr verdorben, als der zugleich ſeine Gläubiger durch die Mode Sucht, da er fallit worden, von dem Ueberfluſſe glüklich befreiet hatte. Er klagt nun jedermann ſeine Noth, wie er Schiffbruch gelitten. Nun verſucht er jezo ſein Heil auſſerwärts, und hat, ſtatt der Demuth zu Gefährten, einen närriſchen Hochmuth, und eine plumpe Duñheit, welche beide Stüklein ihme noch bei der Accordirung übrig geblieben, und auch ihme von der Maſſa als ſein Eigenthum zuerkannt worden. Die Erfahrung zeiget ſattſam, daß es ſo wilde Naturen unter denen Menſchen gibt, die ſo gar, wenn ſie keine Dienſtbotten unter ſich haben, welche ſie quälen und peinigen können, ſich an dem armen Vieh verſündigen, und ihre Grauſamkeit gegen daſſelbe auslaſſen. Wie mancher unterhält nur einen Hund, um ein Geſchöpfe unter ſich zu haben, das ſich vor ihm ſchmiegen und biegen mus; und welches er mit ſtolzer Luſt prügeln und mit Füſſen tretten kan, bis es endlich vor Hunger und Schläge crepiren mus, womit er ſich noch heimlich ein Vergnügen macht, wañ er dieſen Zufall Jemanden klagen kan.

O Thorheit des närriſchen Hochmuths! Wie offt geſchiehet es, daß ſich thörigte einbildiſche Weiber, ohne Rukſicht, 2. bis 3. Mägde einthun, nur pur einer andern es vorzuthun, die zwar nur einen Dienſtboten, aber dabei mehr Geſchäfte, weniger Einbildung, und mehr Ruh und Vergnügen hat. Oder wie viele machen ſich und denen Dienſtboten, durch unbändige Begierden, das Leben beſchwerlich, ja unglüklich. Mir iſt die Begebenheit, als ich in Frankreich ware, noch in friſchem Andenken: Ein wohlbemittelter verſtändiger Mann zu Zabern, der die Schwachheit ſeiner Frau wegen den Dienſtbotten nur allzulange eingeſehen, ſuchte ſich durch engere Einziehung ſeiner Haushaltung und durch Abſchaffung einiger Dienſtbotten einmal Ruhe zu verſchaffen, und damit dem Zanken, Klagen und Verdrus auf einmal abzuhelfen. Er veränderte ſeinen Wohnplaz: dingte ſeiner Frau ſelbſt eine wohlgeartete Magd; der geſuchte Zwek des Manns war hierbei nicht erreicht: ſie tractirte das Menſch ſo übel, daß ſie davon lief. Die Frau hatte indeſſen nach ihr in einem Vierteljahre nach einander 4. Mägde gehabt, bis ſie auf die 5te kame, welche eben ſo unruhig und verwegen war, als ihre Frau; doch die erboſte Ruchloſigkeit brachte die Magd, als ſie diesfalls hart geſtrafet wurde, auf eine Rache, die folgender geſtalt von ihr ausgeübet worden: Sie lies aus verſtellter Bosheit den Wein aus einem der gröſten Fäſſer im Keller laufen, rufte ſodann um Hülfe, und als der Herr zuerſt herzu gelaufen kame, verſezte ſie ihme rükwärts mit einer zu dieſem Ende im Keller verborgen gehabten Holzart einen ſolchen Streich auf den Naken, daß er ſtraks vor dem rinnenden Weinfas liegen bliebe. Darauf eilte ſie zur Frau, und hinterbrachte ihr, daß der Herr vor Schröken, weil das groſſe Weinfas faſt völlig ausgelaufen, im Keller in eine Ohnmacht gefallen ſeye: die dann ganz beſtürzt auch ihrem Tode ohnwiſſend entgegen eilte: indem die Rach- und zugleich Geld-begierige erboſte Magd ihre Frau, als ſie ihrem Manne aufhelfen wolte, faſt auf die nemliche Art ermordete; nur mit dieſem Unterſchiede, daß die Frau nicht auf den erſten Streich tod bliebe, ſondern ihrer Meuchelmörderin faſt eine halbe Stunde zu ſchaffen machte, indeme ſie in ihrem ängſtlichen Ringen der Magd 2. Finger abgebiſſen, endlich aber doch noch bei ihrem ſo grauſam ermordeten Manne unter der von Rache und Mord dampfenden Hand dieſer ihrer Magd elendiglich ſterben muſte. Ob nun gleich dieſe Magd, nachdeme ſie ſo viel Geld, als in der Geſchwindigkeit möglich war, zuſammen gerafft, die Vorſicht gebraucht, das einzige Söhnlein der ermordeten Eltern aus der Schule zu holen, (damit ihre That nicht ſo bald ruchtbar werden möchte) um ſolches in ihrer Flucht mit über den Rhein zu nehmen: ſo hat ſie der göttlichen Rache doch nicht entfliehen können, ſondern iſt zu Carlsruh ertappt, und von der daſigen Regierung denen ihr nachgeſezten Franzöſiſchen Strikreutern ausgeantwortet worden. Ihr Todesurtheil und Strafe wurde ihr denſelbigen Tag, als ſie eingebracht worden, nach den Franzöſiſchen Rechten kurz abgefaſſt; dann den folgenden Tag ſahe man ſie ſchon zur Gerichtsſtatt hinausſchleppen, mit glüenden Zangen gepfezet, wo ſie lebendig gerädert, u. erbärmlich zu tode gemartert worden. Dies ſind die traurigen Folgen, welche ein unartiges widerſinniſches Bezeigen hervor bringen kan. Und ſo tief ſizet die Grauſamkeit und das Verderben in der menſchlichen Seele; welches denn, ſo lange dergleichen Menſchen ſich nicht ändern, billig zu beklagen iſt. Allein, die Klagen von ſolchen Menſchen an ſich ſelbſten ſind thöricht, weil ſie die Quellen ihrer Fehler und Laſter andern dadurch entdeken, ohne ſich zu beſſern. Man ſolte hier faſt glauben, ich redete das Wort vor das Geſinde. Keinesweges! Die Liſt und Bosheit, Untreue und Faulheit nimmt meiſtentheils bei demſelbē auch ſo zu, gleichwie die Hoffahrt; deñ dieſe wird auch bei dem allergeringſtē Haufen derer Bedienten, Knechtē u. Mägden, nachgeäffet und übertrieben; Folglich gehöret dieſes auch unter die allgemeinen Klagen, die zum theil auch gegründet ſind; zumal wenn die Sache blos auf einem närriſchen Hochmuth beruhet, da das Geſinde ſich gewiſſer Arbeiten als unanſtändig ſchämet, dergeſtalten, daß man ſchier einer Magd wieder eine Magd, und einem jeden Diener wieder einen Diener, oder Hundsjungen halten mus, welche ihren Dienſt, in ſo weit, was ihnen zu ſchmuzig, beſchwerlich, unanſtändig, oder ihrem Anſehen nachtheilig zu ſeyn ſcheint, verſehen müſſen; wollen ſie anderſt nicht übel tractiret werden. Auf ſolche Art denn bekom̃t man ſtatt der Dienſtbotten, die man vonnöthen hat, gleichſam einbildiſche Herren und Jungfern ins Haus; wo es zuweilen nöthig wäre, daß man dem Lumpengeſinde ſelbſt aufwartete. Dieſe Klage verdienet eine beſondere Abhandlung. Der Herr Geh. Rath von Wolf hat hievon gründlich geſchrieben; Und der Herr von Loen hat dieſes auch unter der Hechel gehabt, und eine nervoſe Abhandlung hievon, unter dem Artikel, Geſindsordnung, in ſeinen freien Gedanken in Druk heraus gegeben. Wir weiſen wohlmeinend alle diejenige dahin, die da gewohnt ſind, immer über ihr böſes Geſinde ſich zu beklagen.

Von der Hofnung.

Die gegenwärtige Zeit giebt dem Gemüthe des Menſchen ſelten Geſchäfte genug. Die Gegenſtände des Schmerzens oder der Vergnügung, der Liebe oder der Bewunderung liegen nicht dicht genug in dem Leben beiſammen, um die Seele in beſtändiger Wirkſamkeit zu erhalten, und ihren Kräften eine unmittelbare Uebung zu verſchaffen. Um nun dieſem Mangel abzuhelfen, damit es dem Gemüthe nicht an Geſchäften fehlen möge, und daß es beſtändig Vorrath zum Denken habe: ſo iſt es mit gewiſſen Kräften begabt, welche dasjenige wieder zurük ruffen können, was vergangen iſt, und dasjenige vorher ſehen, was noch kommen ſoll. Dieſes wunderſame Vermögen, welches wir das Gedächtnis nennen, ſieht beſtändig zurük, wenn wir nichts gegenwärtig haben, uns zu unterhalten. Es iſt gleich denen Behältniſſen bei verſchiedenen Thieren, welche mit Vorrathe von ihrem vorigen Futter angefüllet ſind; welches ſie wiederkauen können, wenn es ihnen an gegenwärtiger Nahrung gebricht. Wie nun das Gedächtnis dem Gemüthe in ſeinen ledigen Augenbliken zu Hülfe kömmt, und durch die Vorſtellungen von dem Vergangenen nicht zulaſt, daß es von Gedanken leer ſeye, ſo haben wir auch noch andere

Kräfte, welche das Gemüth auf das Künftige lenken und richten. Dieſes ſind die Leidenſchaften der Hofnung und Forcht. Durch dieſe zwo Leidenſchaften gehen wir vorwärts in das Zukünftige, und bringen ſolche Gegenſtände zu unſern gegenwärtigen Gedanken, welche in den entfernteſten Tiefen der Zeit verborgen liegen. Wir leiden ein Elend, und genieſen eine Glükſeligkeit, bevor ſie noch würklich da ſind. Wir können über die Sonne und Sterne hinaus ſehen, oder ſie aus dem Geſichte verlieren, indem wir in die entfernteſten Theile der Ewigkeit hinaus wandern, wenn Himmel und Erden nicht mehr ſeyn werden. Was für Gedanken kan man nicht, vermittelſt derjenigen Kraft, haben, die ſich einbilden kan, daß das Daſeyn eines Geſchöpfes durch die Zeit umſchränket werden mus! Allein ich will mich in dieſem Blatte in die beſondere Leidenſchaft einſchränken, welche unter dem Namen der Hofnung vorkömmt. Unſere wirkliche Vergnügungen ſind an der Zahl ſo wenig und ſo flüchtig, daß der Menſch ein höchſt elendes Weſen ſeyn würde, wenn er nicht mit dieſer Leidenſchaft begabt wäre, welche ihm einen Geſchmak von allen den guten Dingen giebt, die in ſeinen Beſiz kommen können. Wir ſollen alles hoffen, was gut iſt, ſagte der alte Dichter, Linus: weil nichts iſt, was man nicht hoffen kan, und nichts, welches uns die Götter zu geben, nicht vermögen. Hofnung belebet alle die ſtille Theile des Lebens, und erhält das Gemüth in den allermüſigſten und unempfindlichſten Stunden munter. Sie machet, daß das Gemüth beſtändig heiter und aufgeräumet iſt. Sie iſt eine Art von einer lebendigen Wärme in der Seele, welche ſie erquiket und erfreuet, wenn ſie gleich nicht darauf Achtung giebt. Sie machet den Schmerz leicht und die Arbeit angenehm. Auſſer dieſen verſchiedenen Vortheilen, welche von der Hofnung entſtehen, findet ſich noch ein anderer, der nicht einer von den geringſten iſt; und das iſt ihre groſe Kraft, uns abzuhalten, daß wir nicht einen gar zu groſſen Werth auf unſere gegenwärtige Vergnügungen ſezen. Cäſars Ausſpruch iſt ſehr bekant. Als er alle ſein Vermögen an ſeine Freunde verſchenket hatte: ſo fragte ihn einer unter ihnen, was er denn vor ſich behalten hatte? worauf dieſer groſe Mann antwortete: die Hofnung. Seine natürliche Grosmuth hinderte ihn, dasjenige hochzuſchäzen, was er gewis beſas, und richtete alle ſeine Gedanken auf etwas, das von gröſern Werthe war, und er vor Augen hatte. Ich zweifle nicht, ein jeder werde eine Sittenlehre aus dieſer Geſchichte ziehen, und ſie ohne meine Anführung auf ſich ſelbſt anwenden. Die alte Geſchichte von Pandorens Büchſe, wovon viele Gelehrte glauben, daß ſie unter den Heiden nach der Sage von dem Falle des Menſchen gemacht worden, zeiget uns, für was für einen kläglichen Zuſtand, ſie das gegenwärtige Lebeben, ohne Hofnung gehalten. Um den äuſſerſten kläglichen Zuſtand recht vorzuſtellen, erzählen ſie, daß unſerm Stammvater, nach der heidniſchen Gottesgelahrtheit, ein groſes Gefas von der Pandora überreicht worden. Als er den Dekel deſſelben aufgemacht, ſaget die Fabel, ſo ſey alles Unglük und Elend, welches die Menſchen befallen kan, und wovon ſie bisher gänzlich befreiet geweſen, heraus geflogen. Die Hofnung, welche mit einer ſo ſehr ſchlechten Geſellſchaft in der Büchſe verſchloſſen geweſen, habe ſich, an ſtatt mit den andern Dingen heraus zu fliegen, ganz dicht an den Dekel derſelben gehalten, daß er wieder über derſelben zugemacht worden. Ich will nur zwo Betrachtungen über dasjenige anſtellen, was ich bisher geſagt habe; Erſtlich, daß keine Art des Lebens ſo glükſelig iſt, als diejenige, welche mit Hofnung angefüllet iſt; vornemlich wann ſie wohl gegründet, und der Gegenſtand derſelben von einer erhabenen Art und

ſeiner Natur nach geſchikt iſt, diejenige Perſon glüklich zu machen, welche derſelben geniest. Dieſer Saz wird denjenigen ganz deutlich ſeyn, welche erwägen, wie gering die gegenwärtigen Vergnügungen des allerglükſeligſten Menſchen, und wie wenig zureichend ſie ſind, ihm eine völlige Zufriedenheit und Beruhigung in denſelben zu geben. Meine andere Betrachtung iſt dieſe, daß ein gottſeliges Leben den gröſten Uberflus an wohl gegründeter Hoſnung hat, und auf ſolche Gegenſtände gerichtet iſt, welche vermögend ſind, uns vollkommen glükſelig zu machen. Dieſe Hoſnung bei einem gottſeligen Menſchen iſt weit ſicherer und gewiſſer, als die Hoſnung irgend eines zeitlichen Glüks; weil ſie nicht allein durch die Vernunft, ſondern auch durch den Glauben geſtarket wird. Sie hat zugleich ihre Augen auf denjenigen Zuſtand beſtändig gerichtet, welcher in ſeinem wahren Begriffe die allervollkommenſte Glükſeligkeit enthält. Ich habe vorher gezeiget, wie der Einflus der Hoſnung überhaupt das Leben verſuſſe, und unſern gegenwärtigen Zuſtand erträglich, wo nicht angenehm, mache. Allein eine gottſelige Hoſnung hat noch viel gröſſere Vortheile. Sie unterſtüzet nicht allein das Gemüth unter ſeinem Leiden, ſondern machet auch, daß es ſich bei demſelben vergnügt: weil es das Werkzeug ſeyn kan, ..ihm den lezten und Hauptendzwek aller ſeiner Hoſnung zu verſchaffen. Die gottſelige Hoſnung hat gleichfalls, vor allen andern Arten der Hoſnung, dieſen Vortheil, daß ſie vermögend iſt, einen ſterbenden Menſchen wiederum aufzuleben, und ſein Gemüthe nicht allein mit geheimen Troſt und Erquikung, ſondern auch zuweilen mit Freuden und Entzükung, anzufüllen. Er triumphiret in ſeinen lezten Zügen, indem die Seele mit Vergnügen dem groſſen Gegenſtande zueilet, welchen ſie beſtändig im Geſichte gehabt, und den Leib mit einer Erwartung verläst, daß ſie mit demſelben in einer herrlichen und freudigen Auferſtehung wiederum werde vereiniget werden. Ich will dieſen Verſuch mit den kräftigen Ausdrükungen einer lebendigen Hoſnung beſchlieſſen, deren ſich der Pſaumendichter, mitten unter denjenigen Gefährlichkeiten und Widerwärtigkeiten bedienet, welche ihn umringet: denn die folgende Stelle hat ſowohl ihren gegenwärtigen und perſönlichen, als ihren künftigen und prophetiſchen Verſtand: „ Ich habe den HErrn
„ allezeit vor Augen; denn er iſt mir zur
„ Rechten: darum werde ich wohl bleiben. Darum freuet ſich mein Herz,
„ und meine Ehre iſt frölich, auch mein
„ Fleiſch wird ſicher liegen. Denn du
„ wirſt meine Seele nicht in der Hölle
„ laſſen, und nicht zugeben, daß dein
„ Heiliger verweſe. Du thuſt mir den
„ Weg zum Leben kund; vor dir iſt Freude die Fülle, und lieblich Weſen zu
„ deiner Rechten ewiglich.

Von der Muſic.

Ich bin gewohnt, einem ſchönen Geſang und einer vortreflichen Muſic ganze Stunden zuzuhören. Und ſo gibt es Viele, die einen beſondern Gefallen daran haben. Ich hörte ehnlängſt was dergleichen von ungefehr, ſo mich anlokte, dem annemlichen Getöne nachzugehen. Es reuete mich nicht, ſolches gehört zu haben; die producirende Concerte und Synfonien waren ausnehmend ſchöne, denn die Vortreflichkeit derer, die das Collegium Muſicum ausmachten, machte das Angenehme durch die hierinn erlangte Fertigkeit erſt recht erhaben. Dieſes hat mich zu gegenwärtiger Abhandlung veranlaſſet. Ich bewunderte die mir zum Theil bekannte und von Teutſchen Capellmeiſtern componirte Concerten, mehr, als die von theils Italiänern ſo gar verkünſtelte; doch mus man hierbei denen Italiänern das Recht widerfahren laſſen, daß nach der Italiäniſchen Vortreflichkeit in der Muſic, die Teutſchen ſeithero auch in derſelben viel vortreflicher geworden ſind; Denn das Widrige und Uebertriebene in der Compoſition, das nur die Ohren der Italiäner küzelt, vermeiden unſere Componiſten auf das ſorgfältigſte, und verbeſſern dadurch ihre Concerten und Synfonien nach dem Geſchmake der Teutſchen, weilen ſie nur das Angenehme, das mit der Harmonie reizend iſt, denen Italiänern abborgen und verbeſſern, ſo gar daß ſich jezo Könige, Fürſten und Regenten bemühen, ihnen in dieſer Kunſt den Rang abzulaufen. Vor ungefehr etlich Jahren, als ich einige Collegia Muſica beſuchte, ware es nicht ſo. ⸗ Die Fiedler hatten noch, wann ſie ja zum Wunder was Italiäniſches imitiren wollten, ſolche barbariſche Striche, daß einem die Ohren darüber gelleten. Wir haben es alſo in der Inſtrumental-Muſic in ſo kurzer Zeit recht weit gebracht; nur in der Vocal-Muſic will es noch nicht recht fort; Denn wenn da denen Italiänern durch Manieren in die hohe Semi-Tonien hinauf, was nachgemacht werden will: ſo möchte einer darüber an die Ohren krazen. Der Italiäniſche Sprung löſſet ſich in Teutſchen Recitativen einmal für allemal nicht zwingen; wenn auch gleich ein geſchikter Sänger hierzu genommen wird. Meiner unmasgeblichen Meinung nach ſolte ſich ein teutſcher Componiſt nicht gar zu knechtiſch an die Italiäniſche Manieren in der Singkunſt binden, ſondern, ſeiner eigenen Mutterſprache zu gefallen, zuweilen davon abgehen. Er mag alle die entzükende und einſchläfernde Annehmlichkeiten nachmachen; wann er ſich nur dabei beſtrebet, ſich nach Teutſchen Zuhörern zu bequemen. Man hat bemerkt, daß viele von den ſingenden Vögeln unſeres Landes ihre Stimmen lieblich machen, und die Rauhigkeit ihres unnatürlichen Geſangs verbeſſern, wenn ſie mit Vögeln zuſammen geſezzet werden, die aus wärmern Ländern kommen. Die Zierathen mögen ſo häufig ſeyn, als man will: nur laſſe man die Hauptſäzze derſelben allezeit rein. Denn ein Componiſt mus ſeine Arbeit nach der Gemüthsart ſeines Volkes einrichten: er mus bedenken, daß die Zärtlichkeit des Gehöres, und der Geſchmak des Wohlklangs, aus ſolchen Lauten entſtanden ſeynd, die in jedem Land die häufigſten ſind; kurz, daß die Muſic von ſolcher Natur iſt, daß eben dasjenige, was einem Ohre ſehr wohl und annehmlich klingt, einem andern ganz widerlich klingen kan. Das emſige Beſtreben einiger mir bekannten Capellmeiſtern bleibt indeſſen rühmlich, und iſt darum anzupreiſen würdig, weil ſie nicht die Teutſche Manier in der Muſic gänzlich auszurotten, und die Italiäniſche an deren Stelle zu ſezzen, ſich beſtreben; ſondern nur ſelbige durch unzählige Annehmlichkeiten und artige Töne, die ſie von den Italiänern abborgen, zu bearbeiten und zu verbeſſern ſuchen. ⸗ ⸗ Ich will zu demjenigen, was ich bisher geſagt habe, nichts mehr hinzufügen, als daß die Muſic, Baukunſt und Malerei, ſowol als die Dicht- und Redekunſt, ihre Geſeze und Regeln von dem allgemeinen Geſchmake des menſchlichen Geſchlechtes herleiten müſſen; nicht aber von den Grundſäzen ſolcher Künſte ſelbſt. Oder anders zu reden: Der Geſchmak mus ſich nicht nach der Kunſt bequemen; ſondern die Kunſt mus ſich nach dem Geſchmake richten. Die Muſic iſt nicht darzu beſtimmt, daß ſie nur zärtlichen Ohren gefallen ſolle, ſondern allen denen, welche fähig ſind, unangenehme Noten von rauhen zu unterſcheiden; Denn dis iſt unſtreitig, daß auch die Unverſtändigen in der Muſic von einer gut componirten harmonirenden Muſic, beſſer gerührt werden; je bei einem mehr, als bei dem andern: bald erregt es ein Mitleiden, Traurigkeit, was bei einem andern Zorn, Freude, u. d. g. verurſachen kan. Ich finde, daß geſchikte

Künſtler fähig ſind, ihre Zuhörer zuweilen in das Lärmen und Getös einer Schlacht zu verſezzen, ihre Gemüther mit melancholiſchen Vorſtellungen und Schreken des Todes und des Grabes zu bewegen: oder dieſelbe in ſanfte Träume v. Luſtwäldern und eliſaiſchen Gefilden einzuwiegen. Hieraus läſſet ſich nun leicht folgern, daß die Muſic was vortrefliches ſeye, weil ſie ganz wunderbare Würkungen in dem Gemüthe des Menſchen hervor zu bringen, fähig iſt, als woran auch faſt alle Menſchen ein Wohlgefallen haben. Derohalben verhoffe ich auch ſolchen Leſern, die die liebe Muſic nicht verſtehen, gefällig zu ſeyn, wann ich dieſe meine Abhandlung muſicaliſch verlängere, und von der wunderbaren Würkung der Muſic was ſage: wovon wir zwar zu unſern Zeiten nicht leicht ſolche Exempel aufweiſen können, als wie in alten Zeiten; es wäre denn, man rechnete hieher die muſicaliſche Neujahrswünſche, welche per Dativum die gewöhnliche Würkung auf den Geldbeutel haben. Dis hat eine ganz entgegen geſezte Würkung, und iſt, ohne daß ich mich weiters explicire, einem jeden vorhin bekannt. Bei den Alten mus die Muſic ganz eine weit andere Würkung hervorgebracht haben: Von Alexander dem Groſſen wird erzehlet, wie ein Muſicant, Nahmens Timotheus, durch den Phrigiſchen Ton deſſen Muth alſo entzünden können, daß er gleichſam aus ſich ſelber kam, und nach den Waffen grief. Ingleichem wuſte er mit verändertem Tone ihm die Hize wieder zu benehmen, und zur Wolluſt zu bewegen, daß er die Waffen ablegte, und ſich um nichts als um Eſſen und Trinken bekümmerte. Plutarchus ſchreibt, wann Alexander den Antigenides blaſen hören, und zwar den Ton, der vom Aufſizen auf den Wagen Harmatius genennet ward, ſeye er ſo entzündet worden, daß er gleich mit ſeinem Gewehr aufgeſprungen, und die angegriffen, ſo neben ihm geſeſſen. (*) Wie es nun damit zugegangen, wird ſich mit mehrern zeigen. Man hatte vor Zeiten die üble Gewohnheit, nach dem Modell alter Geſchichte andere zu erdichten, und ſie für die gewiſſe Warheit zu verkaufen. Alſo lieſet man beim Saxone Grammatico, und andern nordiſchen Hiſtorienſchreibern eine Geſchichte, welche mit dem, was wir von dem Alexander gehöret haben, ziemlich überein kömt. Zu dem König in Dänemark, Erico, welcher um den Anfang des 12ten Jahrhunderts regierte, kam ein Muſicant, welcher vorgab, er könte mit ſeiner Harfe oder Laute die Leute raſend machen. Der König begehrte davon eine Probe zu ſehen; lies aber aus Vorſicht alles Gewehr aus dem Gemach ſchaffen. Die Muſic gieng an, und der König ward erſtlich ganz traurig, bald darauf luſtig, und endlich gar raſend. In der Raſerei drung er in die Trabantenkammer hinein, und ergrif ein Gewehr, womit er alſofort 4. Perſonen auf der Stelle entleibte, daß man ſich genöthiget ſahe, ihn mit Küſſen und Polſtern zur Erden niederzudrüken, bis er endlich wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Dem Muſicanten aber ſchluge man die Harfe auf ſeinen Kopf in Stüken, wie er anfänglich ſelbſt befohlen hatte, und damit war die Tragödie zu Ende. Die Umſtände dieſer Geſchichte werden von einigen anders berichtet, welche wollen, der König habe zu Verhütung aller Unordnung Wächter beſtellt, die nach entſtandenen Tumult mit ihren Waffen in das Gemach gedrungen, da dann der König einem das Gewehr aus der Hand geriſſen, und damit die 4. Perſonen getödet. Andere ſchreiben gar, er habe ſie mit der Fauſt tod geſchlagen. Weswegen dann die ganze Erzehlung ſehr verdächtig iſt. Man könte überdeme fragen, warum nur allein der König und nicht auch die andere Anweſende von der Muſic raſend worden? Wenn man hiernächſt bedenkt, daß die nordiſche Geſchichte ohne dem voller Fabeln, und die Autores,

---

(*) Porta loc. cit.

welche obige Hiſtorie erzehlen, von den Zeiten, da ſie ſoll geſchehen ſeyn, gar zu weit entfernet ſind, ſo findet man genugſame Urſachen an der Wahrheit deſſelben zu zweiflen. Iſt ja etwas dergleichen vorgegangen, ſo hat man die Umſtände nicht richtig angeführet, oder die Sache ungemein vergröſſert. Folgende Muthmaſung Kircheri und Naudæi iſt auch nicht zu verwerfen, daß der König mit dem Muſico ein Verſtändnis gehabt, und es nur lauter erdichtetes Werk geweſen, um den Hofleuten den Wahn von der ungewöhnlichen Kraft der Muſic beizubringen. (*) Vielleicht hat der König durch ſolchen Grif einigen ihm verhaßten Perſonen mit guter Manier vom Brod helfen wollen, wie dann würklich geſchehen iſt. Weiter maſten ſich die alte Griechen die Kunſt an, durch die Muſic allerhand Krankheiten zu heilen. Welche Kunſt ſich denn ebenfalls von Pythagora herſchreibt, der durch gewiſſe Geſänge, Melodien und Beſchwörungen allerhand Krankheiten heilen wolte. (**) Es iſt gut, daß er auch die Beſchwörungen darzu gebraucht, denn damit giebet er zu erkennen, daß es mit ſolchen Curen leere Einbildung geweſen iſt. Was können die Beſchwörungen zur Geſundheit beitragen? Man lieſet, welchergeſtalt Teopander und Arion von Methymna, die Lesbier und Jonier durch die Muſic von ſchweren Krankheiten curiret haben. (***) Wann bei den Lacedämoniern Krankheiten einreiſſen wolten, ſo lieſſen ſie Muſicanten von andern Orten herkommen, die ſolche Krankheiten mit der Muſic vertreiben ſolten. (****) Iſmenias, ein Schüler des Antigenides, konte mit ſeiner Muſic den Kranken groſſe Linderung verſchaffen. Da nun einige unter den Neuern ſolche Art zu curiren für bekant angenommen, ſo haben ſie auch die Muſic zu ſolchem Ende gebraucht. D. Lupus recommandirte dem Kaiſer Maximiliano zur Stärkung des Gehirns, und Schärfung des Verſtandes den Geſang der Grillen: Wiewohl Welſchius ſchreibt, daß das Geſang der Nachtigallen und Canarien Vögeln von einigen dazu für beſſer gehalten würde. Welches meines Bedünkens wunderlich genug lautet. Happelius erzehlet (*****) von 2. Franzöſiſchen Damen, daß die Muſic ihnen in Krankheiten trefliche Dienſte gethan. Die erſte gerieth in ſolche Raſerei, daß ſie ſich bald ins Feuer, bald aus dem Fenſter, bald ins Waſſer ſtürzen wolte. Die Medici konten ihr nicht helfen. Auf Rath eines Capuciner Münchs aber lies man einen Lautenſchlager holen, der ſtets um und bei ihr ſeye, ihr auch des Nachts einige Lieder vorſingen muſte. Dadurch ward ſie in 3. Monat völlig wieder zurecht gebracht. Die andere brauchte in allen ihren Krankheiten, Wunden, Geburtsſtunden keine Arzenei, ſondern behalf ſich ſtatt derſelben, mit dem Klang der Flöten, Trommeln und Schalmeien. In ihrem hohen Alter ward ſie von der Gicht hart angegriffen, da dann der Spielmann ihr Medicus war. Ich will nicht gänzlich in Abrede ſeyn, daß wohl mannigmal die Muſic mag Krankheiten curiret haben: (******) Da aber ſolches nur zufälliger Weiſe, oder durch Kraft der Einbildung geſchehen, ſo kan man ihr nicht ſchlechterdings die Kraft Krankheiten zu heilen, beilegen. Auſſer denen bereits angeführten Würkungen der Muſic gibt man nachfolgende an: Es

---

(*) S. das Amphitheatr. Mag. Univerſ. lib. 14. pag. 602.

(**) S. Jac. Brukers Fragen aus der philoſoph. Hiſtorie Tom. 2. pag. 183.

(***) Porta loc, ſupra cit.

(****) Albrecht loc, cit. §. 302.

(*****) In Relat. Curioſ. Tom. 4. pag 51.

(******) Daß die von den Tarantulſpinnen geſtochen durch die Muſic curiret werden, iſt bekannt; Ich werde mit Gelegenheit in folgenden Blättern eine beſondere Abhandlung davon liefern.

ſollẽ nemlich dadurch die Delphinen, Meerkrebſe und andere Fiſche gefangen; die Schaafe in Arabien feiſt; die Cameele u. Hirſche erquikt, die Crocodillen mit der Stimm, und die Bienen durchs Echo vertrieben; die Elephanten und wilde Pferde gefangen; die von groſſer Hize ausgetroknete Brunnen, durch Jungfrauen Geſang und Inſtrumenten, bei dem Urſprung wieder herfür gebracht; die vergiftete Stiche der Tarantulen curiret; die Menſchen durch den Geſang luſtig und hurtig; die Traurigen frölich; die Zornigen gelinde; die Sorgfältigen befriediget; die Unruhigen gemäſiget; die Hirnwütende geſtillet; die eitle Gedanken vertrieben; die Soldaten durch den Schall und Klang der Trompeten und Heerpauken beherzter und muthiger; die kleine Kinder geſtillet; auch den Bauren und andern arbeitſamen Leuten durch den Geſang, die Arbeit und Ungelegenheit gelindert werden. (*) Der bekante Canzler in Engelland, Thomas Morus, ſoll ſo gar ſein böſes Weib durch die Muſic ſanfmüthig und fromm gemacht haben. (**) Damit wir nun in Unterſuchung dieſer wunderbaren Würkung der Muſic ordentlich verfahren, ſo müſſen wir gleich anfangs den Schall, und wie er erfunden wird, in Betrachtung ziehen. Der Schall iſt eine zitternde Bewegung der Luft, die durch Erſchütterung eines Cörpers zuwege gebracht wird. Denn indem man einen Körper in Erſchütterung ſezt, ſo wird dadurch der umſtehenden Luft die zitterende Bewegung mitgetheilet, welche ſie gleichſam Wellenweiſe bis zu dem Ohr überbringt, und daſelbſt gewiſſe im Ohr befindliche Beinlein, nemlich den Hammer, den Ambos und Stegreif (die von ihrer Geſtalt ſolchen Namen führen) in Bewegung ſezt, wodurch denn das verhandene Trommelhäutlen, nach Beſchaffenheit des Schalls, mehr oder weniger geſpannet wird. Iſt der Schall ſcharf, oder der Ton hoch, welcher zum Gehör kommt, ſo iſt die zitternde Bewegung der Luft geſchwinde, und das Trommelhäutlein wird ſehr geſpañet. Iſt der Ton tief, ſo iſt die Bewegung der Luft nicht ſo geſchwinde, folglich wird davon das Trommelhäutlein nicht ſo ſehr geſpannet, als von einem hohen Ton. Wann 2. Saiten aber geſpannet ſind, daß ſie zuſam̃en eine Octave machen, das iſt, einerlei Ton haben, deren der eine tief, der andere hoch iſt, ſo ſucht Cartesius (*) und andere die Urſachen deſſen dariñ, daß wenn die eine Saite, welche den tiefen Ton hat, einmal ſchwanket, die andere mit dem hohen Ton zu gleicher Zeit zweimal hin und her ſchwanket; daß dennoch der hohe Ton eine geſchwindere Bewegung verurſachet, als der tiefe. Hieraus läſt ſich weiter der Unterſchied der Töne in der Muſik herleiten, und begreifen, was ſie auf dem Trommelhäutlein für eine Bewegung verurſachen. indem daſſelbe, je höher der Ton iſt, auch durch bie geſchwinde Bewegung mehr geſpannet wird. Hier iſt noch zu merken, wie ſich auſſer obberührten Beinlein, noch ein kleineres rundes Beinlein befindet, welches verhindern ſoll, daß das Trommelhäutlein nicht zu ſehr geſpannet, und gar zerriſſen werde. (**) Wann nun der Schall oder Ton durch Hülfe des Trummelhäutleins, gleichſam modificirt worden, ſo dringt er von dort in das Innere des Ohrs, allwo eine ſchnekenweis gekrüm̃te Höle zu finden, die der Labyrinth oder Irrgang heiſſet, von wannen ihn endlich die Gehörnerven zum Gehirne überbringen, und alſo empfindlich machen. Auf was Weiſe aber die Nerven dasjenige, was durch die Sinne empfunden wird, dem Gehirne eindrüken, läſſt ſich nicht gewis ausmachen,

noch

(*) S. Mart. Zeilers Sendſchreiben Epiſtol. 87.

(**) Albrecht. §. 251.

(*) In Epiſtolis Paſt. 2. Epiſt. 66.

(**) v. Joh. Bapt. du Hamel de corpore animato. lib. 2. cap. 4. §. 3.

noch weniger ganz deutlich erklären. Die Medici ſtellen ſich die Sache alſo vor, daß eine jede Nerve bis an einen gewiſſen Ort des Gehirns reiche, daſelbſt eine von den fibris medullaribus krümme, und darinn gleichſam eine Falte mache, welche eine Zeitlang dauren, aber auch wieder vergehen kan, doch alſo, daß die Zäſergen im Gehirn davon eine Diſpoſition bekommen, ſolche Falte leicht wieder anzunehmen. Und eben daraus wiſſen ſie das Gedächtnis, die Vergeſſenheit, Wiedererinnerung und andere Dinge gar ſinnreich herzuleiten. (*) Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo iſt auſſer Zweifel, daß dergleichen bei allen Arten der Empfindung vorgehen müſſe, ſowol beim Hören, als Sehen, Schmecken u. ſ. w.

Wir wollen nuñ den Würkungen der Muſic näher tretten. Daß ſie mancherlei Affecten errege, begehre ich nicht zu läugnen. Nur iſt die Frage, auf was Weiſe es geſchehe? Die meiſten ſezen eine natürliche Würkung zum Grunde, und erklären ſich folgender geſtalt: Wann die dazu beſtimmte Nerven eine Empfindung zum Gehirn überbringen, ſo gibt es daſelbſt eine groſe Menge Zäſerlein (Fibræ.) welche zur Bewegung der innern und äuſſern Theile des Leibes beſtimmet ſind; dieſe werden durch die Empfindung des Gehörs in Bewegung geſezt, und dadurch gewiſſe Affecten erregt, als welche, auſſer dem was dabei in der Seele vorgehet, eine auſerordentliche Bewegung des Geblüts, inſonderheit der Lebensgeiſter ſind. Solche Erklärung aber ſcheint nicht hinlänglich zu ſeyn, weil alle Empfindungen, durch welchen Sinn ſie auch geſchehen, dergleichen würken müſſen, da wir es doch nicht bei allen gewahr werden. Ich weis ja nicht, was der Geſchmak oder Geruch für eigentlich ſogenante Affecten errege. Darum müſte man deutlicher zeigen, wie die Empfindungen des Gehörs vor andern dergleichen erweken. Meines Erachtens findet dabei eine moraliſche Würkung ſtatt, und die Affecten werden erregt durch Hülfe der Einbildungskraft, wann dieſelbe durch die angenehme Empfindung der Muſic erweket worden. Daher die Muſic nicht bei allen gleiche Würkung thut, weil ihre Einbildungen weit von einander unterſchieden ſind. Von den Würkungen der Muſic bei Krankheiten erkläret man ſich auf gleiche Weiſe: Nemlich es würden durch die Bewegung der Gehörnerven die Bewegungszäſerlein oder Nerven in Bewegung geſezt, welche dann gewiſſe Theile des Leibes, dahin ſie ſich erſtreken, bald ſchlapp machen, bald zuſammen ziehen, und dadurch den Fortgang der Feuchtigkeiten oder Säfte des Leibes entweder aufhalten oder befördern, oder bald an dieſen oder jenen Ort hintreiben: Eben dieſe Bewegungszäſerlein könten auch den gewöhnlichen Auswurf des Leibes, die Abſcheidungen der Feuchtigkeiten, bald vermehren, bald hindern oder gar aufheben: (*) Welches zum Theil zur Geſundheit vieles beitragen müſte. Ich frage hier abermal, warum allein die Empfindungen des Gehörs, und nicht auch die andern Sinne ſolche Würkung haben? Zwar iſt nicht zu leugnen, daß angenehme oder verdriesliche Empfindungen gewiſſe Würkungen im Leibe haben, aber nicht ſchlechterdings an und vor ſich, ſondern durch Hülfe der Einbildung, welche ſich darein menget, und wie bekant, mañigmal Krankheiten verurſachen, auch wiederum vertreiben kan. Der Herr D. Albrecht hat hier noch einen ganz beſondern Einfall, welcher darauf hinauslauft: Es würden die Zäſergen, deren es im menſchlichen Körper eine unendliche Menge gibt, ohne Zuthuung des Gehörs, durch einen gleichen muſicaliſchen Ton bewegt, woher alſo verſchiedene Würkungen entſtehen könten. Man niñt wahr, daß von 2. gleichſtimmigen Saiten ſich

---

(*) S. Albrecht §. 147.

(*) Albrecht §. 191. ſeq.

die eine bewegt, und einen Klang von ſich gibt, wann die andere gerühret wird. Nun ſezt D. Albrecht, daß alle Zäſergen ihre gewiſſe Spannung hätten, und allezeit bemühet wären, ſich wieder zuſammen zu ziehen, welchen Zuſtand die Medici den Tonum nennen, und der ſowol Krankheiten, als die Geſundheit zuwege bringen kan. Die Zäſergen ſind von zerſchiedener Länge und Spannung; daher vergleicht er ſie mit einer aufgezognen Saite, und will, es würden durch die muſicaliſchen Töne, ohne Beihülfe des Gehörs, diejenigen in Bewegung gebracht, welche wegen ihrer Länge und Spannung mit dieſem oder jenem Tone gleichſtimmig ſind; eben wie eine Saite ſich bewegt, wenn eine andere gleichklingende gerühret wird. Ich finde bei dem Herrn D. Albrecht noch einen andern Beweis von Würkung der Muſic auf die Nerven oder Zäſergen des menſchlichen Körpers. Wir ſehen, ſchreibt er, daß viele ganze Nächte beſtändig tanzen, und ihren Leib durch andere gewaltſame Bewegungen ohne groſſe Beſchwehrung üben, welche doch, wenn ſie ohne Muſic tanzen ſolten, es weder ſo lange aushalten, noch die Stellungen des Leibes mit ſolcher Hurtigkeit verrichten würden, ſondern viel eher ermüdet davon abſtehen müſſen. Auch dieſes ſcheinet nicht zu erhärten, daß die Muſic auf die innern Nerven würke. Die Sache ſelbſt läſſt ſich aus andern und wahrſcheinlichern Gründen herleiten. Nach der heutigen Mode ſind bei dem Tanz eine Manns- und Weibsperſon beiſammen; daher ſich gemeiniglich die Liebe mit einſchleicht, welche die Tänzer nicht ermüden läſſt, ſondern weit kräftiger als Muſic iſt. Das Trinken wird dabei auch nicht vergeſſen, ohne welches es die Tänzer ſo lange nicht aushalten würden. Zwar thut die Muſic auch etwas hiebei; denn ohne Muſic läſſet ſich ſchlecht tanzen. Sie mus die Tritte und Sprünge gleichſam abmeſſen, und ermuntert auch das Gemüthe, daß es dazu aufgeräumt bleibt. Weswegen ſich auch mit Recht behaupten läſſet, daß ihre Würkung mehr moraliſch als phyſiſch ſeye. Wenn man die Würkung der Muſic nicht für moraliſch erkennen will, ſo beruft man ſich auf die unvernünftigen Thiere, welche durch die Muſic bewegt, oder auch erſchrekt werden. Man führet zum Exempel den Orpheus an, der mit ſeiner Leier Wälder und Felſen bewegte, und die unvernünftige Thiere ſoll zahm gemacht haben. Allein es geben die Umſtände, daß dadurch ungeſchlachte und ungezogene Menſchen zu verſtehen ſind, die er zu einem geſellſchaftlichen Leben angeführet. Der Löwe und Elephant ſollen durchs Hahnengeſchrei erſchreket, durch die Muſic und den Schall einer Tromel aber zahm gemacht werden. Das Grunzen der Schweine ſoll gleichfalls die Elephanten erſchreken, und inſonderheit das Geſchrei der jungen Ferkel ihm ſolche Furcht einjagen, als denen Scythiſchen Pferden das Geſchrei der Eſel. Baglio gedenket eines Hundes, dem der Schall der Zithar ſo zuwider geweſen, daß er dabei zu heulen angefangen. Ich habe ſelbſt einen Hund gehabt, welcher ein groſſes Geheul erhebt, ſo bald er die Flutetraverſiere blaſen hörte. Einige Thiere laſſen ſich durch gewiſſe Stimmen herbei loken, als die Delphinen, wenn man ſie mit dem Namen Simon ruft, und die Eſel, wenn man ſie Martin nennet, ſo pflegen ſie allemal darauf zu antworten. (*) Aelianus ſchreibt, (**) der Fiſch Paſtinaca werde durch die Muſic gefangen; Man mus aber nicht alle dergleichen Erzehlungen ſo gleich für bekant annehmen. Alſo iſt und bleibt es wohl eine Fabel, daß der Löwe und Elephant ſich für dem Hahnengeſchrei, und der lezte ſich für dem Grunzen der Schweine fürchte. Ob aber dieſe Thiere ſich durch die Muſic zähmen und beſänftigen laſſen, daran zweifle ich ebenfalls ſehr. Wiewohl

---

(*) Albrecht §. 33.

(**) de Animalibus, lib. 17. cap. 18.

wohl es ſeyn kan, daß die Elephanten abgerichtet werden, nach dem Laut eines gewiſſen Inſtruments gewiſſe Handlungen vorzunehmen; welches aber ganz was anders iſt, als ſie durch die Muſic zu zähmen. Will man die Bienen durchs Echo vertreiben, ſo lautet ſolches ganz widerſinnig, indem andere ſie durch den Klang eines Bekens aufhalten wollen, daß ſie ſich, wann ſie ſchwärmen, anſezen müſſen, und nicht davon ziehen. Wann einige Thiere für gewiſſe Stimmen einen Abſcheu haben, und dafür erſchreken, ſo kömmt es eigentlich nicht daher, daß ihnen ſolcher Laut von Natur zuwider iſt, ſondern weil ſie, als ſie ſelbigen zum erſtenmal gehöret, dafür, als für einer ungewöhnlichen Sache, erſchroken ſind: Und weil ſolches bei ihnen eine ſtarke Impreſſion verurſacht hat, ſo kommt der Schröken wieder, ſo bald ſie vorigen Laut hören. Damit geht es ſo zu, als wenn ich einen Hund einmal derbe abgeprügelt, ſo wird er zu laufen anfangen, ſo bald ich ihm nur den Stok zeige. Daher thut die Muſic hier nichts beſonders, was nicht auch ein Prügel zu thun vermögend iſt. Wann die Thiere auf die Muſic merken, ſo geſchiehet es nur ſo lange, als ſie ihrer nicht gewohnt ſind, denn ſie kömmt ihnen als etwas ſonderliches vor: Eben wie eine Kuh ſtuzet, ſo ſie ein neues Thor gewahr wird, und daſſelbige ſtarr anſchauet. Sind ſie aber des Dinges erſt gewohnet, ſo verliert ſich ihre Aufmerkſamkeit. Die Fiſche im Waſſer durch einen Schall herbei zuloken, läſt ſich wohl thun, ſie müſſen aber zuvor dazu gewöhnet werden. Wann es wahr iſt, daß die Delphinen herbei kommen, ſo man ſie mit dem Namen Simon ruft; ſo müſſen es ſolche ſeyn, die dazu gewohnet worden, gleichwie die Hunde, welche ſich auch einſtellen, wann man ſie bei ihrem Namen ruft. Ein gleiches wird mit dem Eſel geſchehen müſſen, wo ſie bei Anhörung des Namens Martin antworten ſollen. Hier thut alles die Gewohnheit, nicht aber ein gewiſſer Schall an und vor ſich ſelbſten. Wer dies alles fleiſig überlegt, kan leicht den Schlus machen, wie die Muſic bei den Thieren nichts ſonderliches würke. Ich will den gegenſeitigen Schlus vielmehr umkehren, und ſagen: wann die Würkungen der Muſic blos phyſiſch wären, ſo müſten auch die Thiere von gewiſſen Krankheiten können geheilet werden. Weil ſich aber keine Exempel finden, ſo bleibt es dabei, daß ſich bei den Menſchen etwas anderes mit einmiſchet, welches die Krankheiten lindert und heilet. Woher kommt es dann, fragt man ferner, daß die kleinen Kinder durch Singen eingeſchläfert werden, ob ſie gleich, aus Mangel des Gebrauchs ihres Verſtandes, einer Ueberlegung nicht fähig ſind? Ich antworte, das Singen und die Muſic ſind freilich was angenehmes, weswegen ſich auch die Menſchen gern damit beluſtigen: Alſo iſt kein Wunder, wann die Kinder dadurch in den Schlaf gebracht werden. Wir wiſſen indeſſen auch aus der Erfahrung, daß die Muſic den Erwachſenen mehrentheils am Schlaf mehr hinderlich als förderlich iſt; Dis kommt von der Einbildung her, welche eigentlich die Gebieterin über die Würkung der Muſic iſt. Bei einem ſtarken Geräuſche des Waſſers läſt es ſich ſehr gut ſchlafen; wann hingegen eine noch ſo angenehme Muſic bei den meiſten den Schlaf gänzlich zu unterbrechen pflegt. Dis rühret daher, indem man bei der Muſic, die man wider ſeinen Willen hören mus, die Uberlegung hat, daß ſie wohl nachbleiben könte, und deswegen fällt ſie verdrieslich. Bei dem Geräuſche des Waſſers ſtellet man ſich vor, wie es damit nicht zu ändern ſey. Alſo giebt ſich das Gemuth zufrieden, und der Menſch wird ſodann durch ſolches Geräuſch, gleichwie die kleine Kinder durchs Singen, in den Schlaf gebracht. Man bemerket, daß einiger Laut den Menſchen zuwider iſt, und ſchleuſt daraus, es müſſe die Würkung ſolches Lauts blos natürlich ſeyn, indem es in den Nerven und Zäſergen eine widrige Bewegung, und dadurch einen Abſcheu davor verurſachet. Viele können z. E. nicht gerne hören, wann man mit den Nägeln an die Wand krazt, Metall mit einem Meſſer krazt oder feilet, das Geſchrei der Kazen bei Nachtzeit, u. d. m. Jedoch ich bin gänzlich der Meinung, daß wann die Einbildung nicht dazu käme, dergleichen Laut ſchwerlich eine widrige Empfindung verurſachen würde. Denn einmal finden ſich je Menſchen, denen ſolcher Laut gar nicht zuwider iſt; was einem zuwider iſt, kan der andere ohne Abſcheu hören; welches aber hier am meiſten zu bemerken iſt, wenn jemand in tiefen Gedanken ſizt, und ſeine Ohren gleich den widrigen Laut empfinden, wird er doch dadurch im geringſten nicht gerühret, weil ſeine Gedanken auf etwas anders gerichtet ſind. Woraus klärlich erhellet, wie die Einbildung dabei das beſte, wo nicht alles thue. Solches iſt auch daraus abzunehmen, daß dergleichen widriger Schall bei manchem einen Schauer verurſachet, ob er ihn gleich nicht höret, ſondern nur daran gedenket, wie mir faſt allemal begegnet, ſo oft ich an das Krazen mit den Nägeln an die Wand gedenke. Hier iſt der Laut in der That nicht vorhanden, die Würkung aber findet ſich doch. Was folgt anders daraus, als daß ſie nicht eigentlich von dem Schall, ſondern von der Einbildung herrühre. Aus dieſem nun, was ich oben geſagt habe, läſſet ſich ſchlieſſen, daß alles was die Muſic würkt, eine angenehme Empfindung im Gehör ſeye. Dadurch nun wird die Einbildungskraft erweket, welche vermögend iſt, mancherlei Würkungen im Leibe zu bewerkſtelligen. Solchergeſtalt können Krankheiten geheilet, und die Schmerzen des Leibes geſtillet werden: wiewol es nicht bei jederman zutreffen wird. Wer nicht von ſtarker Einbildung iſt, bei dem mus die Kraft der Muſic vergebens ſeyn. Zum öftern lindert auch die Muſic die Schmerzen nur zufälliger Weiſe, indem ſie eine angenehme Empfindung macht, wodurch die Empfindung des Schmerzens gleichſam verdunkelt wird, daß man ſeiner darüber eine Zeitlang vergiſt. Hat ſich jemand der Muſic zu Vertreibung der Leibesſchmerzen zum öftern bedienet, ſo macht die Gewohnheit, daß ſie alsdann deſto eher ihre Kraft beweiſet. Daß aber die Muſic einen in Raſerei verſezen ſolte, wie wir von einem König aus Dänemark gehöret haben, iſt nicht glaublich, oder wenigſtens gar uneigentlich geredet. Wolte man hier eine eigentliche ſo genante Raſerei verſtehen, ſo wäre nicht zu begreifen, wie die Muſic ſelbige ſo geſchwinde ſolte zuwege bringen, noch weniger aber, wie ſie durch eine Art der Muſic alſofort wiederum ſolte gehoben werden. Darum hat man die deswegen angeführte Exempel entweder für erdichtet zu halten, oder man hat eine ſolche Raſerei zu verſtehen, als ſich bei trunkenen Leuten zu äuſſern pflegt: Sintemal es nicht ungewöhnlich, die Trunkenheit eine freiwillige Raſerei zu nennen. Da nun gedachte Würkung der Muſic ſich bei Gaſtmahlen geäuſſert, allwo man fleiſſig zu trinken pflegt, ſo kan man die Raſerei eher dem ſtarken Getränke, als der Muſic zuſchreiben. Was aber die Trunkenen öfters für wunderliche Dinge beginnen. und wie die Trunkenheit gemeiniglich die Menſchen beherzt machet. iſt eine aus der Erfahrung bekante Sache. Hat der Canzler Morus ſein böſes Weib durch die Muſic auf andere Gedanken gebracht. ſo kan es damit alſo zugegangen ſeyn: Dieſer kluge Mann mochte merken, daß ſein Weib die Muſic nicht wohl leiden konte, daher lies er alſobald die Muſicanten holen, wann ſie anfieng zu poltern. Wolte ſie nun deſſen überhoben ſeyn, muſte ſie ſich hüten, es dem Manne nicht ſo nahe zu legen, daß er ihr zum Verdrus ſie herbei rufen lies.

Von der eitlen und thörichten Hoſnung.

Ich habe in vorhergehenden Blättern die Hoſnung von der guten Seiten beſchrieben. Nunmehro aber liefere meinen Leſern eine Abhandlung, ſo der obigen entgegen-geſezet werden kan; jedoch es trift nur diejenige, die ihrer Einbildung zu lieb Schlöſſer in die Luft bauen, und deren ihre thörichte Hoſnung auf ſolche zeitliche Gegenſtände gerichtet iſt, wodurch eben ihrem Leben, ſtatt des wahren Vergnügens, mehrentheils Elend und Sorgen zugezogen wird. Das Hoffen bei ſolchen Leuten iſt eitel Wünſchen: viele 1000. Profits Neue Jahr ſind nur ein Schatten dagegen. Von 100. Wünſchen trift nicht einer ein. Die Worte bei dergleichen Leuten ſind ein holer Schall ohne Gedanken; und auch die Gedanken ſind leere Ausdünſtungen von thörichter Einbildung, daraus ihre leere Hoſnung aufſteiget, und ihnen die Baken aufblaſet, und das Vacuum ihres wenigen Hirns mit Wind ausfüllet. Dahero kommts, daß ſie auch auf leere und weitſchächtige Dinge ihre Hoſnung ſtellen, und durch Bearbeitung derſelben ſo viele Thorheiten begehen. Horaz hat vielmals die Vorſchrift gegeben, daß wir ja unſere Hoſnung auf keine Sache in dieſem Leben ſezzen ſollten, die gar zu weit von uns entfernet wäre. Die Kürze und Ungewisheit unſerer Tage machet, daß eine ſolche Hoſnung unvernünftig und abgeſchmakt iſt. Das Grab liegt unſichtbar zwiſchen uns und denen Dingen, welche wir begehren; und gegen einen Menſchen, der das Gute erlebet, welches er ſich wünſchet, fallen viele tauſend in die Grube, ehe ſie es erlangen. Es trägt ſich auch unglükſeliger Weiſe zu, daß kaum eine Hoſnung bei uns verſchwindet, ohne zugleich eine andere in uns zu erweken. Wir ſind geneigt, uns einzubilden, daß wir glüklich und vergnügt ſeyn werden, wenn wir dieſen oder jenen Genus erhalten können: allein, es ſeye nun die Eitelkeit ſolcher Güter, oder die natürliche Unruhe des Gemüths ſchuld daran; ſo iſt es doch gewis, daß wir, ſo bald wir einen Punct erlanget haben, unſere Begierde ſchon wieder nach einem andern richten. Wir finden immer noch reizende Bilder und Gegenden, hinter denen liegen, welche Anfangs des Geſichtskreis unſer Verlangen zu ſeyn ſcheinen. Die natürlichen Folgen ſolcher Betrachtungen ſind dieſe: daß wir wohl acht geben müſſen, daß unſere Hoſnung ſich nicht gar zu weit erſtreke; daß wir die Gegenſtände unſerer Hoſnung gehörig erwägen, ob ſie auch ſo beſchaffen ſind, daß wir uns vernünftiger Weiſe von ihnen das Gute vermuthen können, was wir von deren Genuſſe hoffen, und ob wir auch ganz gewis glauben können, wir werden ſie erlangen, wofern ſich unſer Leben ſo weit erſtreket. Hoffen wir auf Sachen, die gar zu weit von uns entfernet ſind; ſo iſt es möglich, daß uns der Tod in deren Erlangung hinderlich ſeyn kan. Hoffen wir auf Sachen, deren Werth wir nicht gehörig überleget haben; ſo wird der Schmerz, wenn wir ſie verfehlen, gröſſer bei uns ſeyn, als das Vergnügen des Genuſſes bei uns geweſen ſeyn würde. Hoffen wir endlich auf Sachen, die wir allem Anſehen nach nicht erlangen können; ſo denken und handlen wir thöricht, und machen unſer Leben zu einem noch ärgern Traume und Schatten, als es in der That iſt. Viele hundert Gattungen des Elendes und Unglüks im menſchlichen Leben entſtehen aus dem Mangel der Ueberlegung in einem oder in allen dieſen Zufällen. Dies ſind die Klippen, an welchen die ſanguiniſchen Liebhaber täglich ſcheitern, und woran die Bankroutierer, die Staatsſüchtigen, die Goldmacher, und die dem gemeinen Weſen ſo verdriesliche überhandnehmende Projectmacher in allen Jahrhunderten ſtranden. Leute, die eine hizige Einbildungskraft und hochfliegende Gedanken beſizen, überſehen gar leicht die Glüksgüter, welche nahe bei ihnen liegen, um gewiſſer glänzender Dinge willen, die ihnen von weitem in die Augen blinken: ſie verſchleudern leichtlich eine wahre und beſtändige Glükſeligkeit für eine ſcheinbare und nichtige, und verachten das Gute, was in ihrer Macht beruhet, für dasjenige, was ſie doch unmöglich erlangen können. Die Hoſnung ſummiret ihre Rechnung auf ein langes und unzerſtörbares Leben; ſie dränget ſich vorwärts nach eingebildeten Markſteinen der Glükſeligkeit, und gaffet nach lauter Unmöglichkeiten: folglich zieht ſie den Menſchen oft in Bettelei, Untergang und Schande. Vorſtehendes mag zu einer Moral der folgenden Arabiſchen Fabel dienen, welche ein Franzöſiſcher Schriftſteller aufgezeichnet hat. Die Fabel an ſich ſelbſt hat etwas wildes, aber eine ſo natürliche Einfalt bei ſich, daß ich nicht zweifle, ſie werde meinen Leſern eben ſo wohl gefallen, als ſie mir gefallen hat. Ja ich hoffe, wañ theils die zerſchiedene Hoſnung erwägen, die ſo oftmals ihre Gemüther eingewieget haben, ſie ſich ſelbſt, als nahe Anverwandte des Perſiſchen Glashändlers anſehen.

Alnaſcher, ſagte die Fabel, ſey ein ſehr fauler Kerl geweſen, der, ſo lange ſein Vater Geld gehabt, an keine Arbeit Hand anlegen wollen. Als nun ſeines Vaters Vermögen verſchwunden, ſo verlies er ihm ungefehr hundert Drachmen in Perſiſchem Gelde. Alnaſcher legte dieſes, wie er es am beſten fand, an Gläſer, Flaſchen, und an die feinſte irdene Waare an. Dieſe thürmte er in einen groſſen offenen Korbe auf, und da er ſich einen ſehr kleinen Kramladen auserſehen, ſo ſezte er den Korb zu ſeinen Füſſen, und lehnte ſeinen Rüken an die Mauer, indem er auf Kaufleute wartet. Er ſas in dieſer Handlung, und hatte ſeine Augen auf den Korb gerichtet, indem er in eine angenehme Reihe von Gedanken gerieth, wobei ihn einer von ſeinen Nachbarn belauſchte, da er folgendes mit ſich ſelbſt redete: Dieſer Korb koſtet mich hundert Drachmen, welches mein ganzes Vermögen in dieſer Welt iſt. Ich werde gar bald zwei hundert daraus machen, wenn ich alle Stüke einzeln verkaufet habe. Dieſe zwei hundert Drachmen werden in kurzer Zeit zu vier hundert werden, welche mit der Zeit vier tauſend ausmachen ſollen. Vier tauſend Drachmen müſſen nothwendig in einiger Zeit acht tauſend machen. So bald ich nun auf ſolche Weiſe zehen tauſend Drachmen in Beſize habe, ſo will ich meinen Glashandel bei Seite ſezen, und ein Juwelierer werden. Alsdann will ich mit lauter Diamanten, Perlen und Edelſteinen handeln. Wenn ich nun ſo viel Schäze zuſammen gewonnen, als ich nur immermehr begehren kan, ſo will ich mir das ſchönſte Haus kaufen, das ich finden kan, wobei auch Aeker, Sklaven, und Pferde ſeyn ſollen. Dann will ich anfangen, meiner ſelbſt zu genieſen, und ein rechtes Anſehen in der Welt machen. Gleichwohl will ich dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern meinen Handel fortſezen, bis ich hundert tauſend Drachmen beiſammen habe. Wenn ich nun Meiſter von hundert tauſend Drachmen bin, ſo mus ich mich allerdings einem Fürſten gleich aufführen. So bald ich nun die Tochter des Grosveziers geheirathet, will ich ihr Sklaven und Pferde kaufen, und zwar die jüngſten und ſchönſten, die man für Geld nur auftreiben kan. Hierauf mus ich meinen Schwiegervatter mit einem gehörigen Gefolge beſuchen; und wenn ich nun zu ſeiner Rechten ſizen werde, welches er mir aus Höflichkeit zugeſtehen mus, geſchehe es auch nur, um ſeine Tochter zu ehren: ſo will ich ihm die tauſend Goldſtüke geben, die ich ihm verſprechen laſſen; und dann ſoll er zu ſeinem groſſen Erſtaunen noch einen Beutel mit eben ſo vielem Golde bekommen, wobei ich ihm etwa ganz kurz ſagen kan: Mein Herr! ich halte mein Wort, und gebe allezeit mehr, als ich zuſage. So bald ich die Prinzeſſin in mein Haus gebracht, will ich mich beſonders bemühen, ſie in gehöriger Ehrerbietung gegen mich zu halten, ehe ich noch der Liebe und Gefälligkeit den Zügel ſchieſen laſſe. Dahero will ich ſie in ihre Zimmer verſperren, ihr nur ganz kurze Beſuche abſtatten, und wenig oder gar nichts mit ihr reden. Ihre Kammerfrauen werden mir vorſtellen, daß mein Kaltſinn ſie ganz troſtlos mache, und werden mich mit Thränen bitten, ihr liebreicher zu begegnen, und ſie neben mich ſizen zu laſſen: aber ich will unerbittlich ſeyn, und ihr die ganze erſte Nacht den Rüken kehren. Alsdann wird ihre Mutter kommen, und ihre Tochter bringen, wenn ich auf meinen Sopha oder Stuhl ſizen werde. Die Tochter wird ſich, ganz in Thränen ſchwimmend, mir zu Füſſen werfen, und mich anflehen, ihr meine Gnade nicht zu verſagen. Alsdann will ich, um ihr die gehörige Ehrfurcht gegen mich einzuprägen, die Beine aufheben, und ſie mit dem Fuſſe von mir ſchleudern, daß ſie etliche Schritte weit vom Sopha hinfliegen ſoll. - - Alnaſcher war in der That in dieſes eingebildete Geſicht dermaſſen verwikelt, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine Gedanken mit dem Fuſſe auszudrüken. Er ſties alſo unglükſeliger Weiſe an den Korb; und alle die zerbrechliche Waare, welche der Grund ſeines erſtaunlichen Glükes war, ſchleuderte weit von ihm mitten auf die Straſſe, und brach in viel tauſend Stüke entzwei.

Vom Heimwehe.

Man verſtehet dardurch ein beſonderes Verlangen nach dem Vaterland, wornach ſich mancher heftig ſehnet, und darüber wöhl gar in eine Krankheit verfällt. Man gibt den Schweizern, und vornemlich denen aus dem Canton Bern, Schuld, daß ihnen für andern ſolche Sehnſucht ankommen ſoll. So will man auch bemerkt haben, daß wann die alten Soldgten unter der Franzöſiſchen Schweizer Garde, ihren neu angekommenen Landsleuten, um ihrer damit zu ſpotten, ein gewiſſes in der Schweiz gebräuchliches Lied, der Kühereihen genannt, vorgeſungen, dadurch bei den jungen Schweizern das Heimweh erreget worden. Daher auch die Officiers genöthiget worden, ſolches Lied bei ſcharfer Strafe zu verbieten. Denenjenigen, welche immer zu Hauſe geweſen, thut es Anfangs ſehr bange, wann ſie ihr Vatterland verlaſſen ſollen, inſonderheit, wann es ihnen anderswo nicht zum beſten gefallen will. Demnach iſt kein Wunder, wenn die junge Schweizer, die erſt von Hauſe kommen, ſich wieder dahin ſehnen, zumahl ſo ſie von andern, wie wir gehöret haben, ſpöttlich tractiret werden. Dies dürfte wohl einem jeden begegnen, und es läſt ſich daher nicht behaupten, als würden die Schweizer für andern vom Heimweh geplaget. Das Verbott der Officiers iſt auch nicht in der Abſicht geſchehen, damit dem jungen Soldaten nicht das Heimweh ankommen ſolle, ſondern damit Händel und Schlägerei verhütet würden. Ubrigens hat man auch das Heimweh nicht für ein beſonders Ubel oder Krankheit zu halten, als wofür es einige ausgeben; ſondern es gehört unter die menſchlichen Affecten, und kan auch wohl, wann es gar zu heftig iſt, Krankheiten erweken.

Hiſtoriſche Abhandlung vom Commerce, und Handelsweſen.

Wir haben ſchon geraume Zeit her nichts hiſtoriſches vorgebracht. Vielleicht gelingt es uns, daß folgende Abhandlung von vielen mit vergnügter Aufmerkſamkeit geleſen wird; denn heutiges Tages handelt faſt jedermann, darunter es vielen eben auch nicht mislungen hat. Belloni, ein noch lebender Marcheſe in Livorno, ſchreibt hievon, zumalen was das Commercium und Münzweſen anbelangt, ſehr gründlich. Wir wollen für heute das Erſte aus dem Italiäniſchen überſezter, ſo kurz als es möglich, dem geneigten Leſer, vor Augen legen. ⸗ ⸗ ⸗ Es hat die Natur ſelbſt die erſten Begriffe von dem Commercio und Handel in die menſchliche Seele gelegt, da ſie ſie gelehrt, wie ihren Bedürfniſſen abzuhelfen ſey. Eine jede einzele Familie ſahe bald ein, daß ohne Hülfe der andern keine beſtehen konnte; und daher entſtand das Privatcommerce, um durch allgemeine Bemühung das gegenſeitige Wohl zu befördern. Allein, die Völkerſchaften häuften ſich, es wurde beſchwerlicher das Privatcommerce zu treiben, und alſo legte man überall öffentliche Märkte in eben der Abſicht an, woſelbſt man Schafe gegen Getreide, oder Ochſen gegen andere nöthige Lebensmittel vertauſchte: damals führte man zum nöthigen Gebrauch Maaß und Gewicht ein. Im übrigen machte man aus dem Commerce keine beſondere Wiſſenſchaft, bis man das Spinnen und Weben erfand, und bis man in Kramläden Manufacturen ausgab. Sodann wurde das Commerce eine Wiſſenſchaft; der Werth aller und jeder Sachen wurde auf den beſtändigen Märkten beſtimmt, und man führte zu gröſſerer Bequemlichkeit der Manufacturen ein öffentliches und allgemeines

Maas ein. In den folgenden Zeiten war es ungelegen, alle Arten von Waaren zu Markte zu führen, man befand den Tauſch nicht mehr bequem, und es wurde ein gewiſſes geſchiktes Equivalent, welches man Münze nennte, erfunden, ſo ſeiner Natur nach auf Waaren referirt zu werden, aufgelegt war. Man legte dieſer Münze einen innern Werth bei; ihre verſchiedene Beſchaffenheit aber und ihr Lauf wurde nach Verſchiedenheit der Völker beſtimmt. Ich habe geleſen, daß man ſich einſt in Engelland lederner Münze bedient hat. Die Inwohner der Africaniſchen Küſten bedienen ſich jederzeit der Ochſenhäute, und einer Art v. glänzenden Muſcheln, welche die Engliſche Bootsknechte Blaks oder Mohren nennen. In den folgenden Zeiten fieng man an Gold und Silber zu ſchmelzen; und weil man befand, daß dieſes geſchiktere und dauerhaftere Materien zur Münze wären, indem ſie durch den Umgang weniger Veränderung leiden, als irgend eine andere Sache: ſo wurden ſie zum einzigen und allgemeinen Mittel der Glükſeligkeit des Lebens angenommen. An ſtatt alſo ein Schaaf für Getraide, Oel, Wein, Früchte und Manufacturen einzutauſchen, kaufte man alles viel vortheilhafter vor Geld, und dieſes verſchieden nach dem Mangel oder Uberflus der zu Markte gebrachten Waaren; und daher hat man es die Theurung oder den guten Markt genannt. Nach Einführung der Münze konnte der Kaufmann den Werth ſeiner Waaren nach dem bloſſen Gewicht beſtimmen: allein, weil auch dieſes noch viele Veränderungen litte, welche dem Commerce groſſen Schaden bringen konnten; ſo beſtimmte man das Gewicht und den Werth der Münze durch das Stempeln, welches wir prägen nennen. Dieſe Einrichtung aber konnte nicht anders als durch die Oberherrſchaft eingeführt werden, weil der Handel nur von den Unterthanen unter ſich geführt wurde, und eine jede Privatperſon mit Gold, Silber oder durch Tauſch kaufen und verkaufen koñte. Als aber die Reiche entſtanden, und die Gewalt hoher Häupter zunahm, beſtim̃te man das Gepräge, und die Geſeze erklärten diejenigen der beleidigten Majeſtät ſchuldig, welche die gangbare Münze eigenmächtig prägen, umprägen oder verunſtalten würden. Das Geld dient nicht nur den Werth aller Arten von Sachen geſchikt zu beſtimmen, oder Waaren leichter umzuſezzen, und alſo das Commerce zu fördern, ſondern auch die Arbeit zu bezahlen, und Häuſer, Ländereien u. d. g. zu kaufen. Dieſes gab dem Begrif vom Reichthum den Urſprung, welcher in dem würklichen Beſiz des Geldes, oder was Geldes werth iſt, beſtehet. Verſchiedene Völker hatten alſo an Sachen Mangel, deren Producte die Natur nur gewiſſen Ländern ertheilt zu haben ſchien; und dieſe muſten ſich bemühen mit denjenigen Verkehr zu bekommen, die einen Uberflus daran hatten. Dieſes Verkehr, welches man das Commerce nennte, und welches man anfänglich nur bei einigen Völkern antraf, wird eigentlich das Commerce benannt, wenn man es im weitläuftigſten Verſtande nimmt. Das Commerce konnte ſich ohne die Schiffarth nicht ausbreiten. Als dieſe erfunden worden war, ſo übertrafen die Völker, welche ſich auf dieſen glüklichen Handel legten, diejenigen, welche an allen zur Nothdurft gehörigen Sachen Uberflus hatten, oder deren Clima, Boden und Lage von beſſerer Art war; und alſo überwand Fleis und Mühe mit der Handlung die gröſten Hinderniſſe, die ihnen die Natur in den Weg zur Glükſeligkeit gelegt hatte. Uber dieſes diente die Erfindung des Commerce ungemein zur Aufmunterung des Fleiſſes, weil ein jeder, der ſeine Mühe durch Uberflus belohnt ſahe, die Sachen mit mehr Muth, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit angrif. Da dieſe Hize immer zunahm, ſo erdachte man neue Wege: man erfand neue Künſte, und ſolchergeſtalt ſtieg das

Commerce zur höchſten Vollkommenheit. In dieſer Abſicht iſt es ſo wol in ſeinen Regeln als in der Anwendung derſelben eine groſſe Wiſſenſchaft. Jedoch die Regeln ſind von geringem Nuzen, wenn man ſie nicht anwendet, und man würde ſie im Handel niemals anwenden, wenn man nicht die Anreizungen damit verbände, wodurch alle Künſte beſtehen. Auſſer dem haben wir dem Handel, er mag durch Tauſch oder Kauf getrieben worden ſeyn, den Urſprung der Leutſeligkeit und Geſelligkeit zu danken, welche der Lauf des Commerce ſeiner Natur nach in der That erzeugte; und als dieſe nach der Veränderung der Menſchen feſten Fus gefaſt hatte, ſo folgte das Verlangen das Seinige zu beſchüzen und in Ruhe zu beſizen. Man führte deswegen eine gleiche von den Geſezen eingeſchränkte Herrſchaft ein, und befeſtigte ſie, ſo, daß durch die Verbindung und Herrſchaft das Leben beſchüzet wurde. Dieſes nennte man eigentlich die Freiheit, welche im Commerce nicht allein ſehr zuträglich, ſondern auch gewiſſer maſſen unentbehrlich iſt. Wenn es alſo gewiſſe und unleugbare Wohlthaten ſind, Freiheit und Reichthümer unter einer gerechten Regierung zu beſizen, und in einem glüklichen Staat zu leben; wenn Geſundheit, Vollkommenheit in Künſten und Wiſſenſchaften, die öffentliche Pracht, und der innere Überflus, die Fähigkeit ſich zu vertheidigen, und dieſe Glükſeligkeit gegen alle Anfälle zu beſchüzen, Wohlthaten ſind, ſo kan ſie das Commerce allen Völkern und Ländern ertheilen. Wir haben den Handel in ſeinem Urſprung unterſucht, jezo müſſen wir diejenigen Völker nennen, die ſich ſelbigen zu Nuz zu machen gewuſt haben, und die Wahrheit unſers Vorgebens darthun. Es ſcheint bis jezt den Geſchichtſchreibern unbekannt geweſen zu ſeyn, (ſo wenig ſagen ſie davon) daß die Araber die erſten Kaufleute geweſen, daß ſie unter allen Völkern zuerſt die Schiffahrt getrieben, und zu dem Commerce zwiſchen Aſien, Africa und Europa die Bahn gebrochen haben. Die Lage ihres Landes iſt zum Commerce und zur Schiffahrt ungemein gelegen. Arabien, als eine Halbinſel, an dreien Seiten vom Meer angeſpült, und an der vierten an die gräslichſten Wüſten gränzend, ſahe ſich genöthigt durch das Meer einen Weg zu andern Völkern zu ſuchen. Die Araber wurden, nach Ausſage der Geſchichtſchreiber, die reichſten Völker ihrer Zeit, durch ihren ganz ausnehmend ſtarken Handel nach Oſt-Indien, woraus ſie die beſten Specereien und das feinſte Gold brachten. Es glauben zwar einige, Arabien hätte die Specereien, die es uns gab, ſelbſten hervorgebracht, aber fälſchlich; es zeugte nichts als Weyrauch, Balſam, Myrrhen, Aloe und Caſien, aber keinesweges den Zimmet, wie heut zu Tage die Erfahrung lehrt. Was für ein Wunder iſt es denn wohl, daß die Araber ſo reich geweſen, wie ſie die Bibel beſchreibt, da ſie eine ſo ergiebige Goldader an dem Commerce nach Indien hatten. Man kan vielleicht nicht begreifen, wie dieſes Volk ohne Magnetnadel und andre Wiſſenſchaften, welche die Regeln und Form der Schiffahrt angegeben, eine Reiſe unternehmen können, da der Weg nicht an den Küſten hin, ſondern mitten durchs Meer gieng. Allein, die Araber konnten viel leichter zur See nach Indien kommen, als die Tyrer das ganze Mittelländiſche Meer durchſchiffen: die erſtern konnten die Zeit und ordentliche beſtändige Winde wählen, u. durch dieſe koñten ſie ihre Reiſe mit aller nur erſinnlichen Richtigkeit und Geſchwindigkeit, immer auf einerlei Art und in einer Jahrszeit hinter ſich legen. Die Winde auf der Indianiſchen See ſind ſelten ſtürmiſch; ſie wenden ſich ordentlich nur zweimal im Jahr, und nach zwei einander grade gegen überſtehenden Gegenden. Jeder dauert ſechs Monat oder etwas weniger. Dieſe Winde ſind Sud-Weſt und Nord-Weſt; einer davon iſt troken, der andre regenhaft. Der Nordweſt iſt troken, und erhebt ſich im Monat November; der Sudweſt iſt regenhaft, und dauret vom Monat May bis zu Ende des Octobers. Man ſiehet daher, daß auf dieſe Art die Araber leicht nach Indien haben kommen können, daraus ſie die koſtbarſten Waaren gebracht, und mit andern Völkern ein Monopolium angelegt habē, das faſt unglaublich ſcheint. Hieher ſchikte Salomon auf Angeben der Königin Saba, und mit Schifleuten von Hiram dem König von Tyrus verſehen, alle drei Jahr ſeine Flotte. Ophir und Tarſis, deren in der Schrift gedacht wird, ſind keinesweges Soffala an den Africaniſchen Küſten und Andaluſien in Spanien. Die Jüdiſchen Schiffe würden auf dem Wege dahin unzähliche Gefahren, denen ſchwer zu entgehen iſt, auf der Africaniſchen Küſte gelaufen ſeyn, ſie hätten einen viel kürzern Rükweg durch das Mittelländiſche Meer genommen, ſie würden auch keinen Zimmet mitgebracht haben, der in Africa nicht zu haben iſt, ſondern allein in Oſt-Indien, wo er blos von der Natur erzeugt wird. Ja wir wollen glauben, Tarſis ſey das heutige Guzurate, und Ophir die ſo genannte goldne Halbinſel oder Malacca, woher die Flotte des Salomon unerhörte Neuigkeiten und unermesliche Reichthümer brachte, von denen uns die Schrift ſo viel erzehlt. Dieſer wahrhaftig weiſe Fürſt erhob durch ſeine Einſicht ſeine Unterthanen in kurzem über ihre Nachbaren. Die Sorgfalt, mit der man ſich zu Friedenszeit auf die Künſte legte, welche von der groſſen Machine, dem Commerce, in Bewegung gebracht wurden, wodurch man das Uberflüſige zu Kaufwaaren machte, brachte es dahin, daß ſein glükliches Volk die Stüze anderer wurde. Er machte groſſe Eroberungen, ohne Krieg zu führen, und ſein Nachfolger verlohr durch den Krieg alles das, was jener erobert hatte. Seine Politik beſtund darinn, daß er ſeine Unterthanen zum Fleis anhielt, und dadurch ſeine Länder ſowol ſelbſt zu erweitern, als glüklich und reich zu machē geſucht hat; aber ſeine Nachfolger verlohren ihre eigne Seehäven, richteten ihre eigne Macht zu Grunde, und machten ihre Unterthanen arm. Die Phönicier, und Tyrus ihre Hauptſtadt, können ebenfalls mit ihrem Beiſpiel zeigen, zu was für Ehre, Macht und Reichthümern ein Volk durch das bloſſe Commerce kommt. Alexander erfuhr, wie viel es koſtete dieſe Stadt zu bekriegen, die das Commerce befeſtigt hatte, deren Eroberung ihn gröſſere Mühe koſtete, als das ganze übrige Aſien unter den Fus zu bringen. Ihr Uberwinder lies ſie, zur Strafe ihrer Vermeſſenheit, gänzlich zu Grunde richten. Damit ihr keine Hofnung übrig bliebe, ſich aus ihrem Schutt wieder zu erheben, verdarb er ihr Seeweſen und ihr Commerce. Beides wurde nach der neuen Stadt Alexandrien verlegt, welche ihr Stifter zur Hauptſtadt des Aſiatiſchen Reichs, ſo er vollends zu erobern gedachte, machen wollte. Als Tyrus dieſen Umſturz litte, erhob ſich die Macht Carthago, einer Pflanzſtadt von Tyrus, durch den Handel, und ſie ſezte ſich in Stand, einsmals Rom die Herrſchaft des Erdkreiſes ſtreitig zu machen. Durch eine glükliche Schiffahrt paſſirten ihre Bürger wahrſcheinlich die Meerenge bei Gibraltar, und kamen bis an das feſte Land, deſſen Entdekung dem Columbus, und Americus Veſputius, von dem es benennt worden, den Spaniern, Portugieſen und andern Völkern, die es beherrſchen, ſo viel Ehre gebracht hat. Die Carthaginenſer wären glüklich geweſen, wenn ſie ſich ihrer zuſammengebrachten Reichthümer nicht gegen die Römer zu bedienen gedacht hätten. Zweimal lagen ſie unter, und der Römiſche Rath, welcher wohl ſahe, daß ihre Macht im Commerce beſtand, legte ihnen den grauſamen Befehl auf, zwei Meilen von der See zu wohnen, und ihre Handlung nach Utica einer Römiſchen Stadt verlegen zu laſſen. Sie wollten ſich zwar lieber dem

Schre:

Schrecken des dritten Puniſchen Krieges ausſezzen; aber dieſer beraubte ſie auf einmal ihres Vaterlandes, ihrer Freiheit, ihrer Reichthümer und ihres eigenen Commerce.

Alexander lebte allzu kurze Zeit, als daß er den glüklichen Zuſtand, worein das Commerce ſein Alexandrien ſezte, hätte ſehen ſollen. Die Ptolomäer, welchen durch ihre Eroberungen Egypten zu Theil wurde, hielten es für ihre Pflicht, das darinnen angehende Commerce zu befördern. Sie brachten es in kurzem ſo hoch, daß es das Andenken von Tyrus und Carthago verdunkelte, welche das Monopolium des Commerce und der Schiffahrt gehabt hätten. Man darf ſich dieſen glüklichen Fortgang gar nicht Wunder nehmen laſſen, wenn man ſeine ſchöne Lage erwegt, die ſie zum Stapel von Oſten und Weſten ſo aufgelegt machte. Dieſe berühmte Stadt hatte auf der einen Seite ein freies Commerce mit Aſien, und mit dem ganzen Orient durch das Rothe Meer. Eben dieſes Meer und der Nil gaben ihnen einen freien Weg durch ganz Ethiopien. Der Handel mit den übrigen Theilen von Africa und Europa ſtund ihnen durch das Rothe Meer offen, und wolten ſie mit Unter-Egypten handeln, ſo hatten ſie auſſer dem bequemen Nil und denen durch Kunſt angelegten Canälen auch die Caravanen, welche ſie vor aller Gefahr ſicher ſtellten. Hierzu kam noch ein groſſer ſichrer Haven, welcher ſowol von fremden als Egyptiſchen Schiffen voll lag, die ihre Waaren durch den ganzen bekannten Erdkreis führten. Dieſes Commerce verbreitete in Egypten die unermeslichen Reichthümer, worein ſich die Römer verliebten; ſo anſehnliche Reichthümer, daß die Geſchichtſchreiber verſichern, die bloſſen Einkünfte von den auf die Aus- und Einfuhre der Waaren gelegten Abgaben hätten dem König in ſeinem Reich jährlich 3. Millionen Livres gebracht, ohngeachtet die Auflagen der Ptolomäer ſehr billig geweſen wären.

Nach der Schlacht bei Actium funden die Römer zuerſt bei den überwundenen Völkern Schäze, wodurch ſie die Schazkammer des Staats bereichern, und den Aufwand erſezen konten, den der Entwurf einer Universal Monarchie erforderte. Da es ihnen an ſolchen Quellen fehlte, ſo unterſtüzte das Commerce von Egypten eine Zeitlang mit ſeinen Reichthümern den Credit des Römiſchen Reichs. Als Auguſtus aus dieſem Königreich eine Römiſche Provinz gemacht hatte, bemühte er ſich das Commerce von Alexandrien mehr als jemals in Aufnahme zu bringen. Er vermehrte zugleich den Handel, den die Egyptier nach Arabien, Indien und durch das ganze Rothe Meer bis nach den innerſten Ländern des Orients hatten. Alexandrien wurde ein anders Rom. Nur Rom that es ihm an Reichthümern und Menge der Einwohner zuvor. Die Vorrathhäuſer der Hauptſtadt des Erdkreiſes waren nur mit Waaren angefüllt, die ihr die Hauptſtadt Egyptens ſchikte. Rom und ganz Italien wurde nach einiger Zeit blos von dem Getraide und den andern Sachen, die ihnen die Egyptiſche Flotte zuführte, unterhalten. Dieſes groſſe Commerce, welches den Römern nach Ausſage der Geſchichtſchreiber jährlich 1250000. Scudi einbrachte, machte, daß der Privathandel in allen Provinzen des Reichs in kurzem in Flor kam. Alexandrien hatte zulezt mit Tyrus und Carthago gleiches Schikſal. Das Commerce hatte ſie erhoben: ſein Verfall zog ihren Umſturz nach ſich. Die Saracenen, welche ſich unter dem Kaiſer Heraclius Egyptens bemächtigten, verjagten durch ihre Wildheit die Kaufleute, welche Friede und Ruhe lieben. Dieſe Stadt, welche nach Rom und Conſtantinopel den erſten Rang hatte, verlohr ihr voriges Anſehen faſt gänzlich. Ob ſie nun gleich nachmals unter den Sultanen ſich einigermaſſen wieder erholete, und ohngeachtet heut zu Tage die Chriſtlichen Völker, die nach der Levante handeln, das ſelbſt gutes Commerce haben; ſo erkennt man doch nicht mehr das alte ſo berühmte Alexandrien, welches durch das Commerce die Stüze eines ganzen Reiches war. Von dem heutigen Commerce zu reden, iſt nicht unſers Ortes. Der Fall des Römiſchen Reichs verurſachte den Fall aller Völker, die zu demſelben gehörten. Die vor die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſo betrübte Überſchwemmung der Barbarn war vor das Commerce nicht weniger traurig. Dieſe wilden und blutdürſtigen Völker ſtritten ſich um den Beſiz derjenigen Reiche, deren ſie ſich mit Unrecht bemächtiget hatten; und ſie gedachten an kein ander Commerce, als die eroberten Städte zu berauben und zu plündern. Nachdem aber die tapferſten und glüklichſten von dieſen Barbarn mächtige Reiche errichtet, und ſich einige in Gallien, wie die Franken, andre in Spanien, wie die Gothen, einige in Italien, wie die Longobarden, niedergelaſſen hatten; ſo lernten ſie von den überwundenen Völkern die Nothwendigkeit des Commerce, und die Art es mit Vortheil zu treiben. Sie thaten ſich darinnen auch ſo hervor, daß einige von ihnen andern Völkern Unterricht hatten geben können: wie man denn denen Longobarden die Erfindung des Gebrauchs der Banco, der Wechſel und Gegenwechſel, und vieler andern künſtlichen Sachen, welche das Commerce erleichtern und befeſtigen, zuſchreibt. Die Italiäner hatten die Ehre das Commerce wieder empor zu bringen, ſo wie ſie ſich auſſer dem Commerce den Ruhm der wiederhergeſtellten Wiſſenſchaften und Künſte vorbehalten. Mitten in dem Adriatiſchen Meer war eine groſſe Anzahl kleiner Inſeln, die durch enge Canäle von einander getrennt, aber durch kleine Moräſte bedekt und gleichſam verſchanzt waren, welche das Anländen verhinderten. Einige Schiffer nahmen ihre Zuflucht dahin, welche von einem armſeligen Commerce, und von dem aus den Salzkoten, die ſich in einer dieſer Inſeln befinden, gezogenen Salze lebten. Hieher flüchteten die Venetianer, Völker, die auf der Seite von Italien an dem langen Meerbuſen wohnten, als Alarich, der Gothen, und hernach Attila, der Hunnen König, Padua und Aquileja eroberten, plünderten und verbrannten: Dieſe neuen Bewohner ſezten ſich durch ihre Handlung bald in den Stand, ihre Nachbarn unter den Fus zu bringen. Sie beſuchten mit ihren Flotten die entlegenſten Länder des Oceans und Egyptens; ſie ſchloſſen mit den Sultanen Bündniſſe, ſie machten ſich den Handel mit Specereien und andern morgenländiſchen Waaren eigen, welche ſie von Neucairo, einer von den Saraceniſchen Fürſten am Ufer des Nils erbaueten Stadt, abholten. Venedig war in ſo blühendem Zuſtande, als ſie mit denen mächtigen Städten, die der Verfall ihres Commerce geſtürzt hatte, einerlei Schikſal erfuhr. Sie gelangte durch die Abnahme des Ihrigen, zum traurigen Ende ihrer Macht, welches viele eiferſüchtige Fürſten bewog, ihr den Untergang zu ſchwören. Auf der einen Seiten nahmen ihr die Portugieſen den Spécereihandel ab; auf der andern aber machten ſich die Inwohner der Provinzen in Conſtantinopel und andern Stapeln der Levante bei den daſigen Völkern bekannt, worauf ſie ſo gleich ihre Macht und Anſehen fallen ſahen. Genua, welches zu eben der Zeit das Commerce wieder zu treiben anfieng, als Venedig ſelbiges in Aufnehmen brachte, war lange Zeit eine beſchwerliche Nebenbuhlerin, welche den Venetianern die Herrſchaft über das Meer ſtreitig machte, und mit ihnen das Commerce nach Egypten und der ganzen übrigen Levante theilte. Endlich brach die Eiferſucht aus, beide Staaten wurden handgemein, drei Jahrhunderte führten ſie mit gleichem Glüke Krieg, bis zulezt Contarini ein General der Venetianer ſeinem Staate die Oberherrſchaft zur See, und den Vorzug im Commerce erfochte. Genua erholte ſich niemals von dieſem Verluſt, und das ſiegreiche Venedig genos ſeines Sieges 100. Jahr; endlich wurden beide Staaten einander im Commerce gleich, doch mit dieſem Unterſcheid, daß die Venetianer ſtärker als die Genueſer nach der Levante, und die Genueſer ſtärker als die Venetianer nach Frankreich, Spanien und andre Chriſtliche Staaten von Europa handelten. Weil das Commerce in den Mittags Ländern von Europa wieder empor kam, ſo trat in dem Norden eine Geſellſchaft Kaufleute zuſammen, welche das Commerce zu der höchſten Staffel der Ehre brachte, deren es vor der Entdekung von Oſt- und Weſtindien fähig war. Bremen, Hamburg, Lübek und Danzig erfuhren das Glük des Commerce, und ſie würden es noch mehr genoſſen haben, wenn es nicht die Entdekung der neuen Welt und die Eiferſucht der andern Staaten in Verfall gebracht hätte. Portugall hatte die Straſſe nach Oſtindien durch das Vorgebürge der guten Hofnung entdekt, und vermittelſt deſſen ein weitläuftiges Commerce errichtet. Es wurde in kurzem eines der reichſten Reiche in Europa; in Aſien und Africa überkam es ungemein groſſe Ländereien, und ſeine Seemacht wurde weit gröſſer, als man ſie ſeit langen Jahren geſehen. Spanien öfnete ſich um eben dieſe Zeit das Commerce nach dem vom Columbus entdekten neuen Indien, und in die Südſee durch den glüklichen Portugieſen Ferdinandus Magellanus. Beide Völker zogen durch dieſe neue Entdekungen aus ihrem Handel ungemeinen Nuzen; allein die Seemacht verfiel gänzlich bei dem Tode des Cardinal Heinrichs, Königs von Portugall, und zugleich fiel auch das ganze Portugieſiſche Commerce. Hätte der Spaniſche Stolz nicht andre Völker genöthiget, zu ihrer Vertheidigung die Waffen zu ergreifen, und ſich ernſtlicher auf das Seeweſen zu legen; ſo hätte Spanien bei dieſer günſtigen Gelegenheit das Com̄erce durch den ganzen Erdkreis davon tragen, und die Oberherrſchaft zur See behaupten können. Holland ſo gar, welches lange Zeit gegen das natürliche Glük ſeiner Lage blind geweſen zu ſeyn ſchien, ſahe ſich endlich genöthigt, die Augen zu öfnen, und das Spaniſche Joch abzuwerfen. Die Bewohner der 7. Provinzien waren unter dieſer Herrſchaft in die äuſſerſte Armuth gerathen. Die erſten, die ihre Freiheit wieder zu behaupten ſuchten, legten ſich auf das Commerce. Das Commerce machte ſie reich und mächtig, ſich von dem Gehorſam der Spanier zu befreien. Hierauf errichteten ſie eine gleiche gerechte Regierung. Damals wurden aus den armſeligen Städten dieſes Landes die prächtigſten Oerter, die kleinen Markfleken wurden mit Manufacturen angefüllt, und in einer Zeit von 50. Jahren befreiten ſich die mühſamen Holländiſchen Staaten, ohngeachtet eines ſchweren und gefährlichen Krieges, ſo wohl von den Abgaben, als ihrer perſönlichen Unterthänigkeit; ſie eroberten in Oſt- und Weſtindien weitläuftige Ländereien, und ſie nöthigten die Spanier ſo gar ihre Freundſchaft zu ſuchen. Blos das Commerce war es, was den vereinigten Staaten Freiheit, Macht und Reichthümer brachte. Auſſerdem waren die Engelländer immer vor das Commerce geneigt. Allein die Unruhen, denen dieſer Staat unterworfen war, unterdrükten es lange Zeit. Die Kriege mit den Römern, die Kriege mit den Schotten, die man vor dem Picten nennte, die Eroberungen der Dänen und Normänner, die Streitigkeiten um die Crone von dem Tode Wilhelm des Erſten bis auf Heinrich den Siebenden, hinderten das Aufkommen des Commerce in dieſem Reich. Dieſes Volk hat alle ſeine Reichthümer und Ehre der Königin Eliſabeth zu danken. Dieſe beförderte und erhöhete das Nationalcommerce, welches Heinrich der Siebende, ihr Grosvater, hatte angefangen in Ordnung zu bringen. Dieſer fürſichtige Prinz, welcher ſeine Unterthanen liebte, ſezte den Stolz und die Macht des Adels herunter, munterte die Kaufleute auf, ſchüzte das gemeine Volk, und feuerte in den Gemüthern die Begierde an, neue Länder zu entdeken. Sein Sohn Heinrich der Achte erbte die Geſinnungen ſeines Vatters, und beförderte ebenfalls das Commerce; allein die Religionsſtreitigkeiten, in die er zum Unglük verwikelt wurde, zogen ihn von der Bemühung, den Handel in ſeinem Reich zu erweitern, ab. Die Regierung Eduard des Sechſten, und der Königin Maria waren allzukurz, als daß ſie Engelland hätten ſo glüklich machen können. Wäre die Königin Eliſabeth nicht geweſen, welche den Stolz der Spanier dämpfte, neue Künſte und Manufacturen in ihrem Reich einführte, groſſe Eroberungen in Oſtindien, Weſtindien und Africa machte, und alſo das Engelländiſche Commerce erweiterte; ſo würde dieſe Inſel niemals groſſen Ruhm darinnen erlangt haben. Die nachfolgenden Könige fuhren fort den Handel zu befördern, und dieſer rühmliche Eifer, welcher immer zunimmt, und zu unſern Zeiten auf das ruhmwürdigſte geſtiegen, nebſt den natürlichen Vortheilen dieſes Landes, iſt die Quelle aller Reichthümer dieſer glüklichen Inſel. Die Franzoſen fiengen auch ohngefehr vor einem Jahrhunderte an, die Nothwendigkeit des Commerce gewahr zu werden: und obgleich dieſes hochmüthige und eitle Volk lange Zeit dieſes Gewerbe vor ſich zu ſchlecht glaubte, daß das Commerce nur nach Marſeille eingeſchränkt war; ſo wurden dennoch zu Ludwig des Vierzehenden und in den folgenden Zeiten durch die Anſtalten des weiſen Colberts die Kaufleute hervorgezogen, und die Manufacturen und Künſte vermehrt. Heut zu Tage führen ſie aus allen ihren Häven durch die ganze Welt ein anſehnlich Commerce, und ſie unterhalten eine wohlausgerüſtete Flotte, welche denen, die darinnen in Europa den gröſten Rang haben, nichts nachgiebt. Wir müſſen das neue Commerce der Ruſſen nicht vergeſſen. Die Lage von Rusland iſt in Anſehung des Commerce eine von den beſten. Das nahe gelegne China macht ihnen den Handel in dieſes groſſe Reich leicht, welches in ſich faſt das ganze orientaliſche Commerce zu Grunde richtet. Von der Seite des Caſpiſchen Meers können ſie daſſelbe frei mit Perſien, Armenien und Oſtindien treiben, ja ſo gar durch die Häven, ſo es hat, und auf dem Schwarzen Meer anlegen laſſen, kan es mit der Ottomanniſchen Pforte handeln. Archangel und Petersburg verſchaffen ihnen einen groſſen Handel mit Frankreich, Holland, Engelland und vielen andern Völkern. So groſſe Vortheile hatte dieſes wilde und müſige Volk lange Zeit verabſaumet, bis der glükliche Czaar Peter, der mit Recht der Groſſe genennt wird, ihnen ihre Vorzüge zeigte, und ihre Macht entdekte; ja, er würde die Idee, die er von der Glükſeligkeit eines Volks hatte, erfüllt geſehen haben, wenn nicht ein frühzeitiger Tod ihn von dieſen groſſen Hofnungen entriſſen hätte. Dieſer wahrhaftig groſſe Prinz entſagte ſeiner Majeſtät, um ſeine Unterthanen auf beſſern Fus zu ſezen; man ſahe ihn in den Zeughäuſern zu Amſterdam und London einen geringen Schifsarbeiter abgeben, damit er in ſeinen Staaten ein groſſes und wohleingerichtetes Seeweſen einführen könte. Er beſahe die cultivirteſten Länder von Europa, und brachte die vornehmſten Künſte und die beſten und nüzlichſten Wiſſenſchaften derſelben in ſein Reich. Er legte an unterſchiedenen Orten ſeiner Länder neue Häven an, er vereinigte den Belt mit dem Weiſen Meere, und er würde alles zur Vollkommenheit gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod allzujung für die Glükſeligkeit ſeiner Unterthanen hingeriſſen hätte. Doch laſſen die weiſen von ihm hinterlaſſnen Einrichtungen, und die Sorgfalt, die man ſich in der Regierung giebt, Europa hoffen, die Anſchläge dieſes ſouverainen Monarchen in ihrer Erfüllung zu ſehen. Will man auſſerdem ein Exempel von Privatperſonen wiſſen, welche durch das Commerce zu dem höchſten Grade der Hoheit geſtiegen ſind; ſo erwäge man die berühmte Familie derer von Medices, welche blos dem Commerce den Urſprung ihrer Reichthümer und Hoheit zu danken hat. Sie hegte bis in das 11te Jahrhundert die gröſten Männer, welche in denen Anfangs Jahren dieſes Geſchlechts, ſowohl durch vornehme geiſtliche Würden, als durch die Waffen, und andere Ehren- und Magiſtrats-Bedienungen berühmt wurden. Dieſe Familie, die zu ſolchen groſſen Schikſalen beſtimmt war, hat eigentlich die Zeit ihrer Erhebung in den Anfang des 15ten Jahrhunderts zu ſezen, und für ihren Stammvater den berühmten Florentiniſchen Bürger Coſimus de Medices zu erkennen, der mit vielem Recht den Namen des Groſſen, des Vaters des Volks, des Befreiers ſeines Vaterlandes, verdient, dem ſie die erſte Grundlegung ihrer Hoheit zu danken hat, welche unglaublich ſeyn würde, wenn wir nicht zu unſern Zeiten die lezten Wirkungen des Regiments geſehen hätten, das dieſe Völker errichtet, deren Freiheit ſie zuerſt durch ihre Reichthümer und Rathgebungen unterſtüzt, und die ſie endlich zu Wiederherſtellern der in Europa verlohrnen Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte gemacht haben. In der That, nachdem dieſer groſſe Mann das Rad des Glüks, welches ſein Haus erheben ſolte, in Bewegung gebracht hatte; ſo waren keine Würden, Ehren, Titel, Bündniſſe, wodurch dieſe Familie nicht wäre berühmt worden, und in weniger als einem Jahrhundert entſtanden daraus 4. Päbſte in der Kirche, 2. Franzöſiſche Königinnen, und andere unter den Cardinälen berühmte Männer. Das Com̃erce war die einzige Urſach ſeiner Ehre, und Lorenz, der Bruder des Coſimus, war bei der Ottomanniſchen Pforte, durch ſeine Factors, die er in allen Stapeln der Levante hielt, und durch die Menge von Schiffen, die er an den hochmüthigen Türkiſchen Kaiſer Bajazeth ſchikte, ſo berühmt, daß ihn dieſer vornehme Herr nicht nur als ſeinen Bundesgenoſſen betrachtete, ſondern öfters ſeinen Freund nennte. Ich habe alſo den Urſprung des Commerce entworfen, was vor Reichthümer es denen bringt, die ſich deſſen zu bedienen wiſſen; ingleichen das Ubel, ſo deſſen Verfall nach ſich zieht, gezeigt, und ich habe dabei das Vergnügen, zum Nuzen des gemeinen Weſens, davon geſchrieben zu haben.

Von der Religion der älteſten Deutſchen.

Unſere ehrwürdigen Väter ſind werth, daß ich ihrer noch einmal gedenke. Man überſiehet nicht alles auf einmal. Ein Gedanke zeigt ſtufenweiſe den andern. Ich habe nicht bemerket, daß man von den Religionsſazen der älteſten Deutſchen, die ſie vor der Ankunft der Druiden gehabt, viel ſaget. Da ſie aber keine Ohngötter geweſen, was haben ſie denn geglaubet? Mich deucht, die Säze, daß die Gottheit ein verehrungswürdiges Weſen ſey, und daß Tempel für ſie zu geringe wären, haben ſie nicht erſt von den Druiden gelernet, auch nicht den Gebrauch, ſich bei Steinen und in Wäldern zu verſammeln. Dieſe Erinnerung ſcheinet mir um ſo viel nöthiger zu ſeyn, weil ich bereits in vorhergehenden Blättern, p. 125. etwas habe einflieſſen laſſen, das man mir unrecht auslegen könte.

Hätten die Deutſchen den Saz, daß Tempel ſich nicht für die Gottheit ſchiken, nicht ſchon vor der Ankunft der Druiden gehabt, ſondern ihn erſtlich von dieſen Prieſtern gelernet; ſo würden ſie ja vor Ankunft der Druiden auch ſchon Tempel erbauet haben, und dies iſt gleichwol nicht geſchehen. Alſo haben unſere Vorfahren, die ohne Vermiſchung mit andern Völkern, deren Religionsbegriffe mit der Zeit ausgekünſtelt wurden, geblieben, dasjenige unverfälſcht beibehalten, was man in der Religion überhaupt aller uralten Völker findet, und noch von den Patriarchen herrühret. Man erbauete keine Tempel. An Oertern, die ehrfurchtsvoll ſchienen, richtete man Steine auf, und ſalbete ſie. Hier verſammlete man ſich zum Gottesdienſte. Ich habe nicht nöthig, von dieſen Baetyliis mehr zu ſagen, da ſie aus der heiligen Schrift und andern ausführlichen Abhandlungen bekannt ſind. Man erwäge noch einen Umſtand. In Gallien ſind Tempel geweſen, und darinne haben die Druiden ihren Gottesdienſt verrichtet. Wir haben am Diodorus Siculus einen Zeugen: deswegen auch Leſcaloperius Bedenken trägt, aus des Tacitus Worten, die Deutſchen hätten keine Tempel gehabt, zu ſchlieſſen, die Gallier hätten auch keine gehabt. Iſt es nicht hächſt wahrſcheinlich, daß die Druiden, als ſie in Deutſchland angekommen, und keine Tempel darinne gefunden, die Deutſchen auch in der Baukunſt unerfahren waren, ſich nach der Religion der Deutſchen vielmehr ſelbſt gerichtet, als daß ſie ihnen mehrerwehnten Saz von den Tempeln beigebracht? Kurz, die Tempel waren was neues in der Religion, und die Druiden kanten und hatten ſie ſchon in Gallien; weil aber in Deutſchland keine Anſtalten dazu waren: ſo lieſſen ſie ſich darin das Alte in der Religion, das ihnen ebenfals bekant ſeyn muſte, gefallen. Da die Druiden ſelbſt in Rom ihren Gottesdienſt gehabt; ſolte man wohl glauben, daß ſie ihn daſelbſt nicht in Tempeln verrichtet? Uberhaupt gehet man zu weit, wenn man von den Deutſchen auf die Gallier, und von den Galliern auf die Deutſchen ſchlieſt. Es kan ſolches wohl von der Zeit an geſchehen, da die Deutſchen Druiden hatten, aber nicht von der vorhergehenden Zeit. Dieſen Unterſchied lehret uns Cäſar machen, und wenn man alles zuſammen nimmt, mus man ihm folgen. Vielleicht iſt der Gedanke eines gewiſſen Gelehrten nicht ungegründet, daß Abraham, um der ſtillen Einſamkeit und Bequemlichkeit zum Gottesdienſte, in den Hayn Mamre gezogen, und daß ſein Exempel, welches aber wohl nicht das älteſte nach der Sündfluth, ſondern vielmehr eine beſtändige Gewohnheit geweſen ſeyn mag, Gelegenheit zum Gottesdienſte in Haynen gegeben. Wofern nun dieſe Gewohnheit ſo alt iſt, wie es würklich iſt; ſo müſſen die Deutſchen, die eben ſowol von den Patriarchen nach der Sündfluth herſtammen, als andere Völker, dieſelbe nothwendig gewuſt haben, ehe ſie die Druiden mit Augen geſehen. Cäſar ſagt, die Deutſchen hätten keine Opfer. Dieſer Punct iſt mir der ſchwerſte geweſen. Wie? wen̄ die Opfer unter den Deutſchen nur ſelten vor der Ankunft der Druiden geweſen wären: ſolte das nicht leicht Gelegenheit zur Beſchuldigung gegeben haben, daß ſie gar keine Opfer gehabt. Eben dieſe Seltenheit des Opferns aber könte ebenfals zum Beweiſe dienen, daß die alten Deutſchen das Patriarchaliſche in der Religion, daß ich ſo reden mag, beſtändig beibehalten. Die häufigen Opfer ſind erſt den Iſraeliten durchs Göttliche Geſez vorgeſchrieben. Die Patriarchen haben zwar auch geopfert, aber doch ſelten, wie man aus Vergleichung der heiligen Schrift gewahr wird. Wie? wenn man nun weiter folgerte, daß die neuen Säze, ſo die Druiden nach Deutſchland gebracht, eine Veränderung in den Religionsſazen verurſacht hatten, woher die Verſchiedenheit der Erzählungen des Cäſars und Tacitus, wie auch anderer Römiſchen Scribenten von der Religion der Deutſchen nothwendig entſtehen müſſen. Nim̄t man dieſes an, ſo bleibt der Saz, daß unter den Deutſchen religio mystica und popularis ſtatt gehabt, dennoch ſtehen; nur iſt dieſer Unterſchied noch nicht zu Cäſars Zeiten geweſen, weil damals noch keine Druiden in Deutſchland waren. An ſich bleibt aber der Saz ſelbſt wahr, weil die geheime Lehrart der Druiden bekant genug iſt. Was demnach Cäſar von der Religion der alten Deutſchen redet, ſehe ich als das Eigenthümliche derſelben an. Z. E. wenn er ihnen die Verehrung der Sterne zuſchreibt. Ein Aberglaube, der uralt iſt. Solem, ſagt Cäſar, B. G. Lib. VI. c. 20. & Vulcanum & Lunam deorum numero colunt; reliquos ne fama quidem acceperunt. Wenn aber Tacitus in Germania c. IX. ſagt, die Deutſchen hätten den Mercurius, Hercules, Mars und die Iſis verehret, oder doch Gottheiten, die mit dieſen Römiſchen Gottheiten eine Aehnlichkeit gehabt, und von ihm daher mit Römiſchen Namen belegt worden; ſo ſind dieſe Gottheiten den Deutſchen durch die Druiden bekannt gemacht worden: Denn Cäſar ſagt in B. G. Lib. VI. c. 16. daß in Gallien zu ſeiner Zeit (in welchem damals auch Druiden waren, aber noch nicht in Deutſchland) Mercurius, Mars und andere Gottheiten; Lucianus aber, daß auch Hercules von ihnen verehret worden. Wenn nun gleich die Druiden ein und andern beſſern Religionsſaz gehabt haben, als unſere Vorfahren; ſo halte ich doch davor, daß ſie die Religion derſelben nicht verbeſſert, ſondern verſchlimmert haben. Ihre Säze hielten ſie geheim, nur einen einzigen haben ſie, weil ſie ſelbſt Vortheil davon hatten, kund gemacht, nemlich daß die Seelen unſterblich wären. Mela bezeugt es, daß ſie dieſen Saz verbreitet haben. Dem Volke ward mancher Aberglaube dagegen in den Kopf geſezet. Die Einführung der grauſamen Menſchenopfer rühret von ihnen her, und nicht von den Deutſchen; denn dergleichen haben ſie in Rom verrichtet, ehe ſie nach Deutſchland kamen; folglich iſt wohl kein Zweifel, daß ſie Urheber davon ſind, zumal da Cäſar von den Opfern der Deutſchen gar nichts weis, und doch gewis in Erfahrung gebracht haben würde, wenn ſie ſchon damals gefangene Feinde geopfert hätten.

Anmerkung vom Palmbaum.

Der Schwediſche Profeſſor Aurivillius hat ein Stük aus dem Arabiſchen von dem Celſio ſo oft angeführten Werke Ibn Alvardi Arabiſch u. Lateiniſch herausgegeben. Was der Autor vom Palmbaume angeführet, iſt artig. Er ſagt, daß er die Baſe der Menſchen genaũt werde, weil er ſo viel gleiches mit den Menſchen habe, ſonderlich das ſo deutlich doppelte Geſchlecht, und weil er aus eben dem Erdenklump mit Adam gemacht ſey; daher auch Muhammed geſagt: Ehret eure Baſe. Da wir eben die von den Auslegern nicht hinlänglich erklärten Worte des Corans, Sur. 13, 4. zu erklären hatten, ſcheinen uns dieſe hieraus mehr Licht zu bekommen. Muhammed theilt die Bäume in Vettern u. Nicht Vettern ein, d. i. in ſolche, die mit dem Menſchen ähnlicher und die ihm unähnlicher ſind. Er ſchreibt: Vettern u. Nicht Vettern werden mit einem Waſſer getränkt, und wir erheben einige über die andern. Ferner führet Ibn Alvardi ein ſonderliches Gärtnermittel an, die Palmbäume fruchtbar zu machen: Der Herr nimmt das Beil, und gehet mit einem andern hin zu dem Palmbaum, und ſpricht: Ich will den Baum abhauen, weil er unfruchtbar iſt. Jener antwortet: Thue es nicht, er wird dieſes Jahr Früchte bringen. Der Herr ſpricht: Er mus gewis umgehauen werden; und giebt ihm 3. Schläge mit dem Ruken des Beils. Jener hält ihn, und ſagt: Um Gottes willen nicht! Habe Gedult! Er wird gewis dies Jahr Früchte tragen. Alsdenn trägt der Baum reichlich. Sollte nicht vielleicht Chriſtus von einem ſolchen Gärtnermittel ſein Gleichnis Luc. 13, 6-9. entlehnet haben? Das doppelte Geſchlecht der Palmbäume, ſo man jezt, und ſeit den neuern Entdekungen der Kräuterkundigen vergeblich leugnen würde, erkennet Ibn Alvardi, und nennet ſo gar unter den Krankheiten des Palmbaums, die Liebe; dabei ſich der kranke Baum gegen einen Palmbaum des andern Geſchlechts neiget, an Fruchtbarkeit abnimmt, und ſich gleichſam verzehret. Man mus alsdenn beide Bäume mit einem Strik zuſammen binden, und einen Zweig des geliebten Baums an ihn hängen, oder wenigſtens etwas von dem befruchtenden Staube des geliebten Baums auf ihn ſtreuen.

Gegen die Spieler.

Alea quando
Hos animos? Neque enim Loculis comitantibus itur
Ad Caſum Tabulæ, poſitâ ſed luditur Arcâ.

Auf, o Spieler! noch einmal! ſchwinge Würfel! miſche Karten! Zeit und Glüke, Ruhm und Geld, eilen ſklaviſch aufzuwarten. Spiele, zwinge, zörne, fluche! Was iſt vor Gewinn dabei? Zank und Sorge, Furcht und Schaden, Hohn und Hunger, Angſt und Reu. Siehe, wie die Kinder dort um gemahlte Blätter lärmen: Schau, wie hizig Hand und Fus nur um Holz und Scherben ſchwärmen: Toller Eifer! dummes Scherzen! Spieler! faſſe das ins Ohr! Siehe! dieſe Kindereien ſtellen ja dein Bilde vor. Kan der Leib, ſo murreſt du: Tag um Tag geſpannen bleiben? Darf der Mann, zur Luſt und Ruh, keine Stund im Spiel vertreiben? Schweige, Blinder! bringt das Spielen keine bange Müdigkeit? Ach! wer will die Zeit vertreiben? Uns vertreibt die ſchnelle Zeit! Kan ein bloſſer Würfelwurf einen ächten Ruhm ertheilen? Kan ein ſchnödes Kartenblat irgend einen Rang ereilen? Wohl, ein Schmeichler beugt den Ruken, bis der dünne Beutel kracht; Endlich, wenn der Hunger zörnet, wirſt du weidlich ausgelacht. Viele ſind mit Hohn und Spott gar von Stadt und Land geloffen; Denn es fiel die Karte falſch, und der Wurf hat fehl getroffen. Mancher, der mit Roß und Wagen und mit Ländereien prahlt, Hat zulezt die Spieler Schulden mit der Haut im Loch bezahlt. Sezet Reben, Haus und Feld auf das Raſſeln dreier Knochen: Waget, bis ein Kartenbild über euch den Stab gebrochen; Aber wenn der Mangel dränget, Weib und Kinder nakend ſtehn: Ey, ſo läst, vor Brod und Kleider, Würfel, Strik und Karte ſehn. Scherzen etwa Zeit und Glük: o, ſo kriegt der Eifer Flammen: Denn die Sucht iſt unumſchränkt: Sie rafft immer mehr zuſammen: Endlich ſezt die Kühnheit alles: dann verfliegt auf einem Blat, Was der hochbeglükte Spieler viele Jahr geſammlet hat. Spielgeld iſt wie ſcharfer Roſt. Glauben wir das Gold zu häufen: Ey, ſo zwingt ein ſchwarzer Punct, auch das Erbtheil anzugreifen. Endlich, wo man Rechnung ziehet; da verſchwinden Gut und Haab, Nur die Karten bleiben über, Würfel und ein Bettelſtab. Reiche Spieler müſſen auch, wie die fette Schweine, ſterben; Spek und Thaler ſind ein Troſt vor den Mezger und die Erben; Doch es ſchimmeln Fett und Schinken, durch der Zeiten ſtrengen Lauf: Alſo friſt der Fluch den Enkeln das ererbte Spielgeld auf. Darum, Spieler! werde klug! ſpare Geld und Ruhm und Stunden: Weiſe haben Luſts genug in der ſchönen Welt gefunden. Wenn dich je das Spiel ergözet: Wohl! ſo iſt die Luſt erlaubt, daß man, durch ein Stachelſcherzen, dumme Spieler ſpottend ſchraubt.

Lob des Winters.

GOtt machte, was er machte, gut,
Wer dächt es, daß ſo vielen Chriſten
Die Philoſophen dies noch erſt beweiſen müſten.

Als man einſtmals einem Bürger, der von ſeinem gelehrten Sohne verlangte, ihm zu erklären, warum es des Nachts nicht Tag und des Tages nicht Nacht wäre, zur Antwort gab, daß kein vernünftiger Menſch auf ſolche Aufgaben und Unterſuchungen fallen würde: ſo verſicherte er, wenn er ſtudirt hätte, daß er ſich eben auf ſolche Sachen am meiſten würde gelegt haben, worauf ſonſt kein vernünftiger Menſch fallen könte. Ich befinde mich, wie ich glaube, wenigſtens in den Augen der meiſten Menſchen, anjezo in eben den Umſtänden, als dieſer Bürger: Denn, indem ich dem Winter eine Lobrede zu halten gedenke, werden unzähliche Menſchen glauben, daß ſich dieſes kein vernünftiger Mann in den Sinn kommen laſſen könnte. Man betrachtet den Winter als einen Feind der ganzen Natur; man ſchreibt ihm in der Naturlehre eben ſo wenig Nuzen, und eben ſo viel Unheil zu, als dem Teufel in der Sittenlehre; die Poeten mahlen ihn uns aufs verhaſſeſte ab; man ſiehet ihn gar nicht anders gezogen kommen, als buklicht, alt, lahm, murriſch, bereiſt, bärtig, klappernd, und ich weis ſelbſt nicht, wie noch ſonſt? Gleichwohl iſt der Winter ein Freund des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere; er iſt kein Scheinfreund, wie der Sommer, der heimliche Seuchen mitbringet; er iſt kein bloſſer Poet, wie der Frühling, der, ohne Früchte zu bringen, nur allein vergnügt; Er und ſein Bruder, der Herbſt, ſind nüzliche, wohlthätige Jahrszeiten: aber Jedermann lobt den Sommer und Frühling; Niemand will den Winter einer Lobrede fähig halten. Doch laſt uns ſehen, ob er ſie nicht verdiene? Geſezt, der Winter ſey nicht die angenehmſte unter den Jahrszeiten, ſo iſt er doch unumgänglich nöthig, uns die angenehmſten Jahrszeiten zu verſchaffen. Die Muſikverſtändigen haben gewiſſe Zahlen, die ſie liegenbleibende Zahlen nennen. Dieſe Zahlen ſind Uebelklänge, und dürfen nie anders in einem Stüke vorkommen, als daß ſie ſchon in dem vorhergehenden Griffe liegen, und daß ſie in dem darauf folgenden in einen Wohlklang aufgelöſet werden. Mit nichts laſt ſich der Winter beſſer vergleichen, als mit einer ſolchen liegenbleibenden Zahl. Er wird im Herbſte, der vor ihm vorhergehet, ſchon zubereitet, und durch den darauf folgenden Frühling in eine der ſchönſten Jahrszeiten aufgelöſet. Er iſt der Uebelklang, der in der Mitte lieget. Ohne ihn würde keine Reſolution ſtatt gefunden haben, die doch eine der vollkommenſten ſinnlichen Entzükungen iſt. Meine Leſer, die keine Muſikverſtändige ſind, können eben dieſen Gedanken in folgenden Zeilen deutſch leſen:

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter;
Du ſiehſt dein eignes Herz nicht ein.
Veränderlich ſind die Gemüther;
So müſſen auch die Dinge ſeyn.
Bei Gütern, die wir ſtets genieſſen,
Wird das Vergnügen endlich matt,
Und würden ſie uns nicht entriſſen;
Wo fänd ein neu Vergnügen ſtatt?

Wenn man gleich zugäbe, was doch nimmermehr zugegeben werden kan, daß der Winter allein, und ohne in Verbindung mit den andern Jahrszeiten betrachtet zu werden, ein bloſes Uebel, und eine Laſt des menſchlichen Geſchlechts und aller Kreaturen genennt zu werden verdiente; ſo iſt er doch, in dieſer Verbindung betrachtet, eine wahre Schönheit in der Natur, die aber, eben ſo, wie die Uebelklänge in der Muſik, einen Kenner erfodern, um ſich empfinden zu laſſen. Ein beſtändiger Frühling, der, wie Arkadien, ein ſchönes Hirngeſpinſte iſt, würde, wenn er wirklich vorhanden wäre, eine wahre Laſt und der gewiſſeſte Untergang aller Kreaturen ſeyn. Hingegen ein blos an ſich betrachteter, iſt ein unangenehmes Hirngeſpinſte; dahingegen der Winter, ſo wie er wirklich in der Natur angetroffen wird, eine Jahrszeit iſt, die uns den Genus der übrigen unendlich reizender macht, als ſie ohne ihn geweſen ſeyn würden. So, wie alſo der Herr v. Haller recht hat, wenn er in der moraliſchen Welt behauptet: Der Staaten ſchlechteſter wär der, voll lauter Weiſe; ſo iſt auch in der phyſikaliſchen

Welt nichts gewiſſer, als daß die unvollkommenſte diejenige ſeyn würde, worinn eine beſtändig gleich ſchöne Jahrszeit regierte. Doch dieſes iſt gewiſſermaſſen ein blos verneinender Vortheil des Winters. Laſſet uns verſuchen, ob wir nicht wirkliche und wahrhaftige Nuzen von ihm erwarten können? Wie viel trägt nicht die Abwechſelung der Hize und Kälte zum Wachsthume und zur Fruchtbarkeit der Gewächſe bei? (davon eine ausführliche und merkwürdige Abhandlung in unſerm Referendario, pag. 45. im 2ten Theile, befindlich) Welche ungeheure Wüſteneien liegen nicht unter den heiſſeſten Himmelsſtrichen, die doch noch viel unfruchtbarer ſeyn würden, wenn nicht noch einige Abwechſelung der Kälte daſelbſt ſtatt fände. Ja, laßt uns den Winter in ſeiner ganzen Strenge betrachten. Iſt er wohl ein allgemeiner Feind der Fruchtbarkeit, wie man gemeiniglich zu glauben pflegt? Haben nicht die allerkälteſten Länder eben ſowol, als die gemäſigtern, ihre Pflanzen und Thiere, die darinn fortkommen und ſich ſehr wol befinden? Wachſen nicht die Tannen, Fichten, Wachholdern, Cedern, Eiben, Siebenbux und Lerchenbäume im Winter ſo gut, als in andern Jahrszeiten? Das Hauslauch, der Mauerpfeffer, die Salbei, der Majoran, Thymian, Lavendel, Yſop, die niedrige Wermuth und dergleichen Kräuter erhalten im Winter ihre grünen Blätter. Hohe Gebirge oder Felſen, deren oberſter Gipfel das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedekt iſt, bringen ihre eigenen Kräuter hervor. So wachſen auf den Lappländiſchen Felſen vielerlei Kräuter, die man gleichergeſtalt auf den Alpen, in der Schweiz, in Wallis, auf den Pyrenäiſchen Gebirgen ſowol, als auf den Bergen Olympus, Baldus, Ararat und Spizbergen, ſonſt aber nirgends anderswo, als auf dergleichen Felſen findet. Wenn man dieſe Gebirgekräuter in Gärten verpflanzt, wo ſie der Wind nicht ſo viel bewegen kan, ſo wachſen ſie zwar höher, und bringen gröſſere Blätter, tragen aber weniger Frucht. Noch mehr; die meiſten Kräuter, die am höchſten im Norden hinauf wachſen, lieben den Schnee, und köñen ihn nicht entbehren. Die Brombeerſtaude, Rubus, caule uni floro, foliis ternatis. Flor. Lappl. 207. (Schwediſch Akerbär) wächſet häufig in den Schwediſchen Nordländern, Siberien, bei Terra Hudonis und Magellanica. Die Grenzen, die ich dieſer Schrift ſezen mus, ſind die einzige Urſache, die mich abhält, noch mehr Beweiſe davon zu geben, daß der Winter kein ſo groſſer Feind der Gewächſe ſey, als man gemeiniglich zu glauben pflegt, und daß, ohnerachtet er nicht die Zeugung der Gewächſe zu ſeinem Zweke hat, er dennoch einige verlohrne Kinder der Flora zu Liebhaberinnen habe, die ſeinen rauhen Umgang ſuchen, und vor ſeinem beeiſten Barte nicht ſo ſehr, als unſere Dichter, erſchreken. Wäre kein Winter; noch mehr, wäre kein ſtrenger, anhaltender Winter; ſo müſte ein ganzes Heer von Geſchöpfen untergehen, die keine andre, als ſeine gewaltigen Einflüſſe vertragen können. Wie wimmelt es unter den Weltangeln von Creaturen! (Wer hievon überzeugt werden will, der beliebe den 1ſten Theil des Referendarii pag. 227. nachzuſchlagen.) Wie leicht wäre es ihnen, aus ihren kalten Wohnungen in wärmere Gegenden zu entweichen, wenn ſie ſich nicht in der entſezlichſten Kälte am beſten befänden? Man würde ihnen eben die Wohlthat erzeigen, als den Fiſchen, die man in ſchönes Gras legen wolte, um darinn zu leben, wenn man ſie in wärmere Länder führte. Die Natur verwahrt dieſe Thiere wider die Kälte, und hieraus möchte man ſchlieſſen, daß ſie dieſelbe ſelbſt als ein Uebel angeſehen hätte. Allein dieſe Beſchüzung beſteht in nichts anders, als daß ſie ihnen diejenige Leibesbeſchaffenheit gegeben hat, die ſich zur Kälte ſchikt. Daher wachſen den vierfüſigen Thieren im Winter doppelte Haare; daher mus der Fiſch ein ſo kaltes Geblüt haben, und der Vogel ſich mit doppelten Federn kleiden. Heiſt dieſes dem Winter etwas zu nahe gethan? ſo hat uns die Natur eben ſo eingerichtet, daß wir geſchikt ſeyn möchten, unſere Witterungen zu ertragen, und es gilt alſo eben derſelbe Schlus wider alle Jahrszeiten. Kein Nuze gefällt, als nur dem, den er angehet. Was hilft es uns, daß Pflanzen und Thiere den Winter nicht entbehren können, wenn er uns ſtets beſchwerlich fällt, und ſeine Gütigkeit nur gegen die Menſchen nicht bliken läſt? Allein du, der du dieſes ſagſt, wie wenig überlegſt du doch dasjenige, was beſtändig vor deiñen Augen ſich zuträgt! Wenn der Froſt das in der Erde ſtehende Waſſer in Eis verwandelt, und dieſes hierdurch ausgedehnt wird, und zugleich den Erdboden auseinander treibt, und lokerer macht; wenn das Waſſer ſelbſt, indem es gerinnet, und mit dem befeuchteten Schnee und andern gefrornen Dünſten vermiſcht wird, eine zur Hervorbringung der Gewächſe und Nahrung der jungen Waſſerthiere im Frühjahre tauglichere Eigenſchaft erhält; wenn der Froſt die Ausdünſtung aller derjenigen Theilchen befördert, die dem Schnee ſeine Fruchtbarkeit zuwege bringen; wenn der Schnee unſre Felder zur Zeit, wenn ſie Sabbath halten, erquiket, nähret und ſtärket, und ſie zu der neuen Arbeit, die ſie in den folgenden Jahrszeiten zu thun haben, geſchikter macht: ſind dieſes nicht alles Vortheile, die jeden Menſchen angehen, und wodurch der Winter der Freund der menſchlichen Geſellſchaft wird? Sind nicht alle Wohlthaten, die wir dem Schnee, Hagel und Reife zu danken haben, Wirkungen des Winters?(*) Der Landmañ verſichert uns, daß einige Arten von Kohl, Erdfrüchten und Winterobſt nicht eher recht ſchmakhaft werden, als bis ſie den Reif empfunden haben. Der Hagel, der die Luft reiniget, dient wegen der ihm eigenen Schärfe zu einem bequemen Scheidewaſſer; und wenn der Schnee das Erfrieren der Gewächſe verhütet, die Erde fruchtbar macht, Peſt und Seuchen vertreibet, Krankheiten heilet, die Fäulnis und Verweſung verhindert; (ſo wie ſolches in einer phyſikaliſchen Abhandlung in dem erſterwehnten Referendario, oder auserleſenen Sammlungen, v. pag. 46. bis 52. des erſten Bands 2ten Theils, hinlänglich erwieſen worden) ſo iſt es der Winter, dem wir alle dieſe Wohlthaten zu danken haben. Die unmittelbare Kälte erhält uns das Fleiſch, das wir ſpeiſen, ohne daß es ſo leicht, als im Sommer, verderben kan; ſie ſchüzet unſre Getränke gegen das Verderben; ſie überhebt uns der Mühe, das Getraide umzuſtechen, um es vor der Erhizung und den Würmern zu verwahren; ſie tödet eine unermesliche Menge von Ungeziefer, die kein menſchlicher Wiz auszurotten im Stande ſeyn würde; ſie härtet unter unſern Füſſen das Waſſer, daß wir ohne Wunderwerk darauf gehen, und aller Schiffe entbehren können; ſie ſchadet den Fiſchen nicht anders, als durch unſre Unbehutſamkeit, und man kan zuweilen wirklich erfrorne Fiſche blos dadurch wieder lebendig machen, daß man ſie im Schnee vergräbt; ja man hat wohl eher in der Hudſonsbai angemerkt, daß Fröſche, die in Stüken Eis eingefroren geweſen, bei einfallendem Thauwetter, wenn ihr Element wieder ſeine erſte Flüſigkeit angenommen hat, von neuen zu leben angefangen haben. Einer der allgemeinſten und uns am nächſten angehenden Vortheile des Winters iſt der, den er unſrer Geſundheit gewähret. Frühling und Herbſt ſind wegen ihrer ſchleunigen Abwechſelungen in der Witterung ſehr gefährliche Jahrszeiten für die Geſundheit. Der Sommer bringt den Süd, den Vater würgender Seuchen; er erfüllt die Luft mit Ausdünſtungen, die

---

(*) Beſiehe Refer. 3tes Buch, pag. 47. & 256. u. p. 49. 2tes Buch.

alle zur Fäulnis geneigt, oder ſchon wirklich verdorben ſind. Hierdurch miſcht er in unſer Blut einen Zunder, der nur allzuleicht Peſt und Gift fängt. Er iſt die Zeit, da man den Erkältungen am meiſten ausgeſezt iſt, der unwiſſende Hauffe mag auch disfalls noch ſo ſehr den Winter beſchuldigen. Die allergiftigſten hizigen Fieber, Entzündungen, Ruhr, und eine Menge der ſchmerzhafteſten Krankheiten begleiten ihn. Der Winter iſt von dem allen frei; und ſelbſt in der Art, wie der Froſt tödet, iſt etwas ſanfteres, anmuthigeres und minder grauſames, als in der Todesart, die der Sommer nach ſich zieht. Wenn die Krankheiten des Sommers würgen; ſo ſterben die Menſchen entweder mit den entſezlichſten Schmerzen, wie bei den Entzündungsfiebern, der Ruhr, u. ſ. w. oder ſie ſterben, wenn ich ſo ſagen darf, von innen heraus, ihre Seele iſt eher tod, als der Leib, oder, damit ich weniger zweideutig ſpreche, ſie verlieren den Gebrauch des Verſtandes lange zuvor, ehe ſie das Leben verlieren. Der Froſt tödet durchs Erfrieren; und wenn eine Todesart ſanft und angenehm genennt werden kan; ſo mus es gewis dieſe ſeyn. Es ſcheint nicht, daß ein Thier eher erfrieren könne, als bis es in einen tiefen Schlaf verfallen iſt, der ihm, in einer groſſen Kälte, ſo unausſprechlich angenehm wird, daß es ſich deſſelben nicht erwehren kan. Jn dieſer ſanften Ruhe ſcheidet die Seele von dannen, und es iſt unmöglich, daß mit dieſer Todesart die geringſte unangenehme Empfindung verbunden ſeyn könne, welches auch die Stellungen und Gebärden der Erfrornen beweiſen, die ſo natürlich und ungezwungen ſind, daß ſich dieſe Leute vielmehr vergeſſen, als mit dem Tode gerungen zu haben ſcheinen. Doch wie gering iſt der Troſt, auf eine leichte Art zu ſterben, da es doch nur die bloſſe Furcht vor dem Tode iſt, die uns denſelben ſo abſcheulich macht. Auch dieſe Furcht kan der Winter mindern. Die Kälte befördert die unmerkliche Ausdünſtung auf eine gewaltige Weiſe, weil jede Ausdünſtung um deſto ſtärker wird, je gröſſer der Unterſchied der Wärme des ausdünſtenden Körpers von der Luft iſt, die ihn umgiebt. Es iſt wahr, dieſe Ausdünſtung entzieht uns einen Theil des edelſten Saftes, den wir zum Denken und Bewegen nöthig haben. Allein dieſes geſchicht nur alsdann, wenn man durch eine allzuheftige Bewegung oder ſonſt eine gewaltſame Erhizung des Bluts die Ausdünſtung von innen heraus noch allzuſtark vermehret. Daher fallen öfters die Schrittſchuhfahrer ohnmächtig zu Boden, wenn ſie dieſe Luſt allzulange fortſezen. Dahingegen wird durch eine gemäſigte Ausdünſtung der Leib, ſowohl ſeinem Gewichte, als auch der Empfindung nach leichter, und auſſerdem, daß hierdurch das Geblüte gereiniget wird, erhält man den heilſamen Endzwek, guten Appetit zu bekommen, und das Gemüth auf eine ſolche Art aufzumuntern, die ſich nur empfinden, aber nicht beſchreiben läßt, und die uns der angenehmſte Sommertag nicht beſſer zu ſchaffen vermag. Zugleich ziehet die Kälte die veſten Theile zuſammen, und erſezt ſolchergeſtalt bei einem ruhigen Leibe einigermaſſen den Vortheil der Bewegung oder der Uebung der veſten Theile, wodurch ſie ungemein geſtärkt werden. Der Froſt nöthiget uns beſtändig, die Bewegung zu beſchleunigen, um dieſe kleine unangenehme Empfindung, dieſe Diſſonanz in dem Vergnügen, in ein deſto anmuthigeres Gefühl der durchdringenden Wärme zu verwandeln. Es iſt wahr, die Natur ſcheint uns im Sommer die allerſchönſten Phantaſien ſelbſt in die Sinne zu geben, um uns zu ihrer Betrachtung aufzumuntern: aber zu gleicher Zeit ſpannt ſie die Sehnen der Seele ſchläffer, daß wir alle dieſe ſchönen Bilder beinahe nur leiden. Jm Winter fehlt ihr die Abwechslung der Gegenſtände: allein ſie vermehrt den Ton der

Seele, die unter ihrem Vergnügen ſchaft, was ſie nicht einmal ſieht. Mir deucht, dieſer lezte Zuſtand iſt der vollkommenſte: denn

Die Seele macht ihr Glüt; ihr ſind die äuſſern Sachen
Zur Luſt und zum Verdruß nur die Gelegenheit.
Ein wohlgeſezt Gemüth kan Galle ſüſſe machen:
Da ein verwöhnter Siñ auf alles Wermuth ſtreut.

Dieſe und dergleichen Betrachtungen ſind es, womit ich noch zulezt dem Einwurfe zu begegnen gedenke, der von den Feinden des Winters vielleicht alleine mit Recht gemacht wird; daß man in dieſer Zeit nicht ſo viele Gelegenheit ſich zu vergnügen habe, und daß die Natur, wenn ſie ſich ja zeiget, in ihren Sterbekleidern zu liegen ſcheine.

Es iſt wahr, der Winter iſt kein Mann von Geſchmake. Sein Kleid iſt ſehr einfach; ſeine Manieren ſind nicht die zierlichſten; ſeine Minen ſind zuweilen ergrimmt; und wenn er ſich eine Veränderung macht, ſo wirſt er Schnee, Schloſſen und Hagel aus, oder bricht mit einem Zephir ein Speer, den er von einer Flur jagt, wo er ihm einige Schneeſternchen aufgethauet hat. Nichtsdeſtoweniger aber kan ich mich doch nicht überreden, ihm alles Vergnügen abzuſprechen. Nein. Ich bin einmal ſein Vertheidiger geworden. Er iſt liebenswürdig; aber nur einigen Augen: er vergnügt; aber nur einige Seelen; Augen, wie Brokes Augen waren; Seelen, wie des unſterblichen Brokes Seele war. Wie hat er nicht den Winter beſchrieben! wie wuſte er durch dieſe kleinen Eisſcheiben und Schneeſterne den Himmel zu betrachten! wie wenig brauchte dieſer Weltweiſe, dieſer Gottſeelige, Licht, um ſeinen Schöpfer zu finden, wo er nur ſeinen Blik hinrichtete! Er hat Beweiſe der Gottheit aus einem phyſikaliſchen Nichts geführet, die der Herr v. M = = = nicht aus dem phyſikaliſchen Alles, nicht aus der ganzen groſſen Welt zu erfinden für möglich hält. Wenn ich eine Seele von dieſer Art vorausſeze, ſo brauche ich weder die Schlitten- noch Schrittſchuhfahrt, weder die Bälle und Mummereien, weder die langen Abendgeſellſchaften, noch die eigenen Winterſpeiſen anzuführen, um zu beweiſen, daß der Winter vergnügen könne. Er iſt für den Weiſen lehrreich; für den Gottſeligen erbaulich; für den Vergnügten ergözend; nichts für die hohlen Seelen; und eine Laſt für die Milzſüchtigen. (Dieſe und andere, die ſich nicht bereden laſſen wollen, daß der Winter auch vergnügen könne, weiſen wir zuruk auf den 2ten Theil dieſes Referendarii, pag. 45. und im 3ten Theil p. 52.) Gleichwie ich aber von dieſer Sache auf das allergewiſſeſte überzeugt zu ſeyn glaube; ſo kan ich den Winter mit eben dem Rechte unter die Mittel zum Vergnügen zehlen, als den Wein, der alles, und doch nicht trübe Geiſter erfreuet.

Ein Grübler trinkt, beſeufzt ſein Leid,
Und ſammlet Flüche, Furcht und Dünſte,
Und ſeine Galle prophezeiht
Peſt, Woltenbruch, und Feuersbrünſte.
Wie, murrt er, trügeriſcher Wein!
Sollſt du der Sorgen Tröſter ſeyn,
Und kanſt nicht meiner Schwermuth wehren?
Du flieſſeſt: aber mir zur Laſt.
Ihr Tropfen ſeyd mir nur verhaßt;
Ihr alle werdet mir zu Zähren.

Ich hätte noch lange nicht Urſach dieſe Betrachtungen zu beſchlieſſen, welche das Lob einer Jahrszeit enthalten, die wohl den allgemeinſten Haß auf ſich geladen hat. Es erhellet aber aus dem, was ich angeführt habe, daß der Winter nicht allein zur Vollkommenheit und gegenwärtigen Einrichtung unſers Erdbodens ſchlechterdings unentbehrlich, nicht allein zum Gedeien und zur Erhaltung verſchiedener Gattungen von Pflanzen und Thieren dergeſtalt nothwendig ſey, daß ſie ohne denſelben nicht vorhanden ſeyn könnten; ſondern auch, daß er uns ſelbſt in tauſend Fällen unumgänglich nöthige Vortheile gewähre; unſern

Landbau erhalte; unſerm Leibe die Geſundheit ſichere; und denen, die nur wollen und können, den reichſten Stoff darbiete, ſich auf eine andächtige Weiſe zu vergnügen, zu erbauen, und das Gemüth dergeſtalt zu beluſtigen, daß er uns die Abweſenheit des Sommers, der mit noch viel ſchlimmern Unbequemlichkeiten verbunden iſt, als er, reichlich vergelten könne. Ich will alſo nur noch denen, denen ein mittelmäſiges, oder armes Glük im Winter einige Verlegenheit verurſachen ſolte, diejenige glükliche Leichtſinnigkeit empfohlen haben, die Horaz ſo lebhaft anzupreiſen weis:

Laß immer in erhizten Meeren
Die Winde ſich zum Streit empören,
Bis ihren Streit das Schikſal legt.
Schnell wird man ihrer Wuth vergeſſen.
Dann ruhn die ſchwankenden Cypreſſen;
Dann wird kein Ahornbaum bewegt.

Das Schikſal kan am beſten ſorgen.
Bekümmre du dich nicht, bis morgen.
Sein ewiger Endſchlus verhängt.
Den Tag, den dir das Glük gegeben,
Verſuche frölich durch zu leben,
Bis ihn ein neuer Tag verdrängt.

Abbildung der Winter-Vergnügungen.

Wie furchtbar ſchleichſt du herbei, du Greis der jährlichen Zeiten!
Gewaltig machen die Stürme dir Plaz;
Dir folgen Nebel und Froſt, und melancholiſche Nächte
Sind deinem wachenden Alter geweiht.

Faſt ſuchſt du, wie ein Tirann, die Luſt im Schreken der andern.
Gebietriſch feſſelſt du Aeker und Flut.
Du kom̄ſt, und Menſchen und Vieh empfinden deine Regierung;
Du kom̄ſt, und alles erſtarret vor dir.

Der Krähen ſchwärmendes Heer ſchreit dir, o Winter! entgegen,
Wie Philomele den Sommer empfieng;
Und ihr weiſſagender Ruf erſchrekt der Städte Bewohner,
Und meldt den grauſamen ſchneidenden Froſt.

Geſchwinde reichet mir Wein, wer kan für Kälte was ſchreiben?
Komm Bachus, trinke mir taumelnd eins zu!
Lehr mich des Winters Gewalt, der Fluten Trauer beſingen,
Wie einſt dein Naſo den Pontus beſang!

Durch deine Trauben erhizt, durch rauhe Pelze bewafnet,
Seh ich dir, Winter, voll Troz ins Geſicht.
Brauſt gleich dein ſchneidender Nord um meine glühende Wangen:
So rollt mich dennoch der Schlitten aufs Eis.

Mit Phyllis fahr ich davon, auch ſie trozt deiner Empfindung,
O Froſt, der du ſie mit Röthe beſchenkſt!
Siegprangend funkelt ihr Aug in der umſchlieſſenden Kappe,
In deren Schleifen der Nord ſich verliebt.

Die laſtbarſteinerne Fluth trägt den fortgleitenden Schlitten,
Wie ſie dir, Venus, die Muſchel ertrug;
Der Pferde muthiger Sprung vermehrt der Schellen Getöſe,
Und ſchikt dem traurigen Ufer den Klang.

Recht, als beflügelt ziehn uns, troz unſern trabenden Pferden,
Zween krumgeſchliffene Schreitſchuh vorher;
Der Jüngling, der ſie belebt, grüſt uns in höniſcher Wendung,
Und meine Phyllis bewundert die Kunſt.

O Feld, wie kläglich zeigſt du den Kreis mishandelter Fluren!
Verwildert ragen die Büſche hervor,
Und der freiherrſchende Nord umarmt die öden Gebürge,
Und bläſt die Thäler voll bergigten Schnee.

Dann murrt der ſtarrende Bach auf den misgünſtigen Winter,
Der ihn heimſuchend die Blumen entführt;
Dem Thal erzehlt er im Schnee ſein jährlich marterndes Schikſal,
So wie ein Wittwer im Flor ſich beklagt.

Hier ſteht der Hügel betrübt von Heerd und Kräutern verlaſſen,
Und dort der Dörfer verſtümetes Dach;
Bereiſet wandert der Baur, gekrümmt durch ſtürmiſche Winde,
Sucht er zur Labung ein kienichtes Holz.

Mit dir, o Quelle des Lichts! iſt auch die Wolluſt entwichen,
Die allen Sinnen die Sättigung ſchuff.
Wo biſt du, lauſchender Pan? Wo ſcherzt ihr ſingende Schäfer?
Wo ſeyd ihr Nymphen? Wo tanzet ihr jezt?

O Sonnee, kehr zurük mit deinen tröſtenden Bliken!
So wird der Eifer des Winters beſchämt,
Des Winters, welcher erboſt die weisgerunzelte Stirne
Dir triumphirend entgegen gekehrt.

Die Heerde blöket im Stall nach dir, o göttlicher Frühling!
Durchs Heu geſättigt, das du noch ihr gabſt;
Sie ſinnt der Frölichkeit nach in wiederkäuender Ruhe,
Die ſie auf trächtigen Wieſen genos.

Zwar eilt der Landmann vergnügt nach wohlgefülleten Scheuren;
Doch brachteſt du, Sommer, was ihn noch vergnügt.
Mit reichem Vorrath verſehn, ſchikt er den wartenden Städten
Den ihm beſchwerlichen Uberflus zu.

Im Dreſchen wiedmet er uns ſein muſikaliſch Gehöre,
Der gleiche Dreiſchlag erwecket uns Luſt;
Nur fehlt Pythagoras Geiſt, der aus dem Hammern der Schmiede
Die uns bezaubernde Tonkunſt erfand.

Noch ſchallt ein andres Geräuſch. Wenn jezt im ſtillen Geſträuche
Das Hüfthorn hizige Sieger erwekt,
Und wenn ihr lermend Geſchrei, vereint mit witternden Hunden,
Den Tod dem friedlichen Wilde vermeldt.

Gleich flieht das ſchüchterne Reh, getrennt von ſeiner Geſpielin,
Zu Holz, ſein Wiedergang bleibt doch entdekt;
Der friſch gefallene Schnee zeigt die verrätheriſche Fährte,
Unſchuldig trift es das tödende Blei.

Den Blutdurſt lobeſt du nicht, du viel zu zärtliche Phillis.
Mitleidig gönnſt du den Jägern die Luſt,
Und eilſt begieriger fort, mit meiner Muſe begleitet,
Nach Hütten, wo einſt die Baucis gewohnt.

Hier wärmt der flammende Heerd den einſam denkenden Schäfer,
Sein treuer Philar liegt um ihn gekrümmt;
Er denkt, und Sylvia bleibt der Innhalt ſeiner Gedanken,
Die ſchöne Sylvia, die ihn beſiegt.

Sie kommt, ſchau Phillis, ſie kommt! Aus ihren frölichen Augen
Bricht alles, was nur die Herzen entzükt,
Der Schäfer nähert ſich ihr, und ihrer freien Umarmung;
Dies, Phillis, lerne der Schäferin ab!

Umſonſt erblikt man dich jezt, du hülfsbedürftiger Garten,
Der du mich oftmals mit Roſen umkrönt!
Jezt ſchwärmt der gauklende Schnee durch deine lukigten Lauben,
Und alles deket ſein Bruder, der Reif.

Doch zeigt der Gärtner geheim die Proben ſeiner Erfahrung,
Und was ihm Vorſicht und Wärme geſchenkt.
In Kammern zeigt er uns die Blüten fremder Gewächſe,
Wie man die Schönen im Kloſter verbirgt.

Schnell rükt der Abend herbei; doch macht die nächtlichen Schatten
Der Mond mit ſeinem Geſtirne zu Spott.
Dann herrſcht der Winter, und übt gedoppelt ſeine Befehle,
Die ſorgend ihm die Natur übergab.

Nicht ſelten flieht er von uns, in ſeiner Herſchſucht ermüdet,
In die entlegenſte Hölen zurük,
Und läſt die heitree Luft mit ſchwarz hinhangenden Wolken,
Und das Gefilde mit Nebel umziehn.

Bedrohend mus dann der Menſch der Ungeſundheit entfliehen,
Die mit den Dünſten der Erde ſich naht.
Dann wird das Zimmer beliebt, wo ein geſelliges Leben
Der Freunde Wiz und Geſchmak offenbart.

Willkommen frölicher Scherz! Willkommen lächelnde Schönen!
Willkommen Tonkunſt, du Quelle der Luſt!
Laſt uns bei eurer Gewalt den Grimm des Winters vergeſſen!
Auch du, mein Bachus, willkommen ſeyſt du!

Mehr vom Vergnügen berauſcht, als von den Säften der Reben,
Weiht man den Reben den freien Geſang.
Wie feurig ſang nicht ein Broks, wenn er dich, edler Tokayer!
Sanftſprudlend voller Entzükung genos.

Aufmerkſam wollen wir euch, beliebte Töne gehorchen,
Die ſüſſe Eintracht durchflieſſet das Herz.
Sprich, Phillis, geht über den ein andrer Liebling des Glükes,
Der ſich vernünftig der Freude bedient?

Du lacheſt, Phyllis, du lachſt. Ich will dir alles errathen,
Was bei den Tönen dein Herze ſich wünſcht.
Wolan, du forderſt den Tanz! Sieh, die ſich paarende Freunde
Sind, Phillis, gleich uns zu folgen bereit.

Nun brauſe, ſtürmender Nord! Nun herrſche, mächtiger Winter!
Wer achtet deinen bedrohenden Zorn?
Nur dir, o Frühling! nur dir ziehn wir jezt tanzend entgegen,
Weil du die Tänzer mit Roſen beſchenkſt.

Neuerfundene Mittel, den Wein durch Verdikung und Benehmung ſeiner wäsrichen Theile, compendieus auf Reiſen mitzunehmen.

Ob es möglich einen Wein durch Benehmung ſeiner wäsrichen Theile ſo einzuſchränken, daß er, als gleichſam zu einem Oel geworden, mit auf Reiſen geführet, und durch Zugieſſung friſches Waſſers wiederum in ſein voriges Weſen verſezet werden könne, iſt ein Saz, der ohne Schwürigkeit kan bewieſen werden. Jeder Körper, er ſey flüſſig oder dichte, beſtehet aus Theilen; Theile aber können, darnach das Verhalten ihrer Eigenſchaften iſt, abgeſondert werden. Hat man nun ein Kentnis von einer Sache, ob ſie wäsrich, ſpiritueus oder terreſtriſch ſey, ſo iſt es auch leicht ihre Theile von einander zu nehmen, und ſeinen Abſichten gemäs zu tractiren. Ich will mich in der Phyſic und Chymie, da es jezo mein Endzwek nicht iſt, nicht vertiefen, auf was Art nemlich dieſe und jene Auflöſung geſchehe, ſondern nur allein unterſuchen, worinn der Wein beſtehe. Die zwei Haupteintheilungen ſind das ölichte oder ſpiritueuſe, und das wäsrige; wovon denn lezteres das erſtere, wie leicht zu erachten, bei weitem übertrift. Dieſes alſo dem Oele zu benehmen, mus ich mich einer austroknenden Materie bedienen, welches bei dem Wein auf zweierlei Weiſe geſchehen kan, nemlich durch Wärme oder Kälte. Durch Wärme wird das Waſſer eher als durch Kälte entnommen, und ſoll dieſes das erſte ſeyn, was ich abhandeln und a poſteriori beweiſen will. Man nehme einen unverfälſchten Rhein- Moſel- oder guten Frankenwein, darnach eines jeden Umſtände ſolches leiden, (nicht aber angeſchmierten Franz- oder andere verfälſchte Weine,) fülle das mit eine wohl geſäuberte und vorher ausgetroknete Rinderblaſe, hänge ſolche in Rauch, und zwar an ſolchen Ort, wo die Hize deſſelben nicht zu langſam noch zu geſchwind das Waſſer austrokne; ſind nun die wäsrichen Theile gänzlich heraus, ſo mus ſich nothwendig ein zäher brauner Schleim anſezen, welchen man in einer blechernen Büchſe wohl verwahret, und hernach, wenn man es auf Reiſen benöthiget, ſo viel Waſſer, als vorher Wein zu der Maaſſe in der Blaſe geweſen, hinzugieſſet, und es wohl zuſammen rühret, ſo iſt eben der Wein wieder ſo wohlſchmekend da, als vorher; denn kan ich den Saft des Fleiſches zu einer ſolchen zähen Materie bringen, und ihn hernach wieder durch Zugieſſung einer Quantität Waſſers in ſeine vorige Kraft verſezen, wie ſolte es nicht bei dem zähen hinterlaſſenen Safte des Weins auch angehen? Weil aber vielleicht der Rauch etwas Geſchmak der gedachten Materie verurſachen möchte, welches doch auf die Probe ankommt, ſo will ich ein ander Mittel durch Hülfe der Kälte beibringen, welches nothwendig den reinen Geſchmak behalten mus. Man nehme ein ſehr ſtark und wohlverwahrtes Fäsgen, fülle ſolches mit ebenmäſig guten Weine, lege es bei der ſtrengſten anhaltenden Kälte in freie Luft, bis ſich der Spiritus concentriret, und alle wäsrige Theile gefroren, ſo wird man ebenmäſig in der Mitte den zähen Saft finden, der gleiche Würkung in Hinzugieſſung andern Waſſers haben mus, und halte ich dieſes für das beſte Mittel, den Zwek eines Reiſenden zu erlangen. Ich beſinne mich, vor ungefehr 12. Jahren dergleichen Materie geſehen, und auch von dem daraus wieder gemachten Weine gekoſtet zu haben, daß ich alſo von der Möglichkeit überzeuget bin, und kommt es hierin auf einen Verſuch an, ob es durch obige angegebene Mittel heraus gebracht wird, davon ich eheſtens, und zwar vors erſte mit dem Rauch, eine Probe machen kan; übrigens aber wünſche, daß einige ſich finden möchten, der Sache mit mir weiter nachzudenken, um hierin die völlige Gewisheit bekräftigen zu helfen.

Eingeſchikte wirthſchaftliche Regeln, die man bei der Wartung der Pferde zu beobachten hat.

Hochgeehrter Herr!

Ich gehöre zu derjenigen Art von Leuten, welche man gemeiniglich Pferdenarren zu nennen pflegt. Dieſe Kreaturen beherrſchen mich auf eben die Weiſe, wie die Schooshunde die allerwildeſten Damen, die keinem Manne zu gehorchen gewohnt ſind, liebreich und zahm zu machen vermögen. Es iſt vielleicht wahr, was ſo viele Leute ſagen, daß ſowol das eine, als das andere eine ſehr groſſe Thorheit ſey: allein um deswillen glaube ich nicht, daß ich jemals davon werde abgebracht werden können.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erſtreken ſich auf jedes Haupt.
Es iſt, im menſchlichen Geſchlechte,
Ihr Anhang gröſſer, als man glaubt:
Doch, wenn ſie nicht Vergnügen brächte;
So wär ihr längſt die Macht geraubt.

Vielleicht iſt es heute das erſtemal, da ich meine Thorheit zum Nuzen des Menſchen anwende, indem ich mich der Freiheit bediene, einen kurzen Inbegrif derjenigen Regeln zu ſenden, die ein Liebhaber ſchöner Pferde zu beobachten hat, wenn er ſie in gutem Stande erhalten will. Sie wiſſen, was es für eine theure Luſt ſey, ſich ſchöne Pferde zu halten, und wie leicht man ſich mit dieſen Thieren eben ſo arm machen könne, als mit dem Steine der Weiſen. Da es nun überhaupt mehr Liebhaber, als Kenner der Pferde giebt, ſo iſt es in der That ein groſſer Dienſt, welchen man ſolchen Leuten leiſtet, wenn man ſie lehret, wie ſie die Lebensordnung dieſer Thiere einrichten ſollen, um ſie lange ſchön zu erhalten. Hierbei iſt aber zu merken, daß ich einen ungemein groſſen Unterſcheid mache: denn ſo, wie die Lebensart eines Gelehrten von der Lebensart eines Bauren verſchieden iſt, und eben ſo wie der erſte ganz andere Lebensregeln zu beobachten hat, als der lezte, ſo iſt es auch mit den vornehmen und mit den gemeinen arbeitſamen Pferden. Ich ſchreibe vielleicht ein andermal auch dem Pferdepöbel ſeine Lebensordnung vor: jezo aber will ich mich nur allein bei den vornehmen Pferden aufhalten. Die Krankheiten der Pferde machen einen beſondern Theil der Pferdewartungskunſt aus, den ich, der Kürze halber, hier ebenfalls übergehe. Es iſt alſo nur die Futterordnung und übrige Pflege ſchöner und geſunder Pferde, die ich hier nach einer vieljährigen Erfahrung zu beſchreiben gedenke. Wenn ich ſehe, daß ſie dieſen Aufſaz Ihres Beifalls würdigen; ſo werde ich mich bemühen, inskünftige auch andere zur Wartung der Pferde gehörige Regeln nach denenjenigen Beobachtungen zu entwerfen, die vielleicht wenige in ſolcher Menge, und mit ſo vielem Fleiſſe anzuſtellen, Gelegenheit gehabt haben, als

Meines Hochgeehrten Herrn
ergebener Diener

A. Im Hornung, 1753. N. N.

Man wird faſt durchgängig finden, daß ſich die Pferdeknechte beſchwehren, wie ſie nicht Futter genug für ihre Pferde bekämen. Dieſes Volk ſteht mit den Kinderwärterinnen in dem Wahne, daß man des Guten nicht zu viel thun könne, und daß Eſſen und Trinken eins der gröſten Güter dieſes Lebens ſey. Sie wollen ſtets die Krippe voll Futter, und die Rauffe voll Heu haben, und ihre Unwiſſenheit verhindert ſie einzuſehen, daß durch eine ſo ſchlecht angebrachte Mildthätigkeit viele Pferde mit überflüſigem Korne ſo ſteif gefüttert werden, daß ſie zu gar keinem Gebrauche mehr tüchtig ſind, oder ſich auch zuweilen das Futter ſo überdrüſig freſſen, daß ſie allen Hunger verlieren, und neben dem Uberfluſſe mager werden. Das gelindeſte Mittel, einen ſolchen Schaden wieder gut zu machen, iſt die Veränderung des Futters, indem man dieſen Thieren eine ganz andre Art von Getraide vorleget, und ſie alſo durch neue Reizungen zu zwingen ſucht, ſich nicht gänzlich zu verderben. Ich nenne dieſes das gelindeſte Mittel, ob ich gleichwol weis, daß jede Veränderung des Futters gemeiniglich den Kropf nach ſich zu ziehen pfleget: denn man hat noch andere Gewohnheiten, welche viel ärgere Folgen veranlaſſen. Ohne mich in die Cur der Krankheiten einzulaſſen, will ich, meinem jezigen Vorhaben zufolge, nur diejenige Futterordnung beſtimmen, wobei ein Pferd keiner von dieſen Gefahren ausgeſezt wird: ob ich gleichwol weis, daß die meiſten Liebhaber von der Schädlichkeit des überflüſigen Futters eben ſo ſchwer, als die Kinderammen überzeugt werden können, die ihren Kindern aus toller Liebe, die Dürrſucht dadurch zuwege bringen. Der Haber iſt unſtreitig unter allem Getraide das beſte Pferdefutter. Wenn es indeſſen daran mangeln ſolte, ſo iſt der Roggen allemal der Gerſte vorzuziehen. Zuweilen aber mus man Gerſte erwählen, weil es die Noth erfordert, und in ſolchem Falle nehme man die Vorſicht in Acht, ſie vier und zwanzig Stunden zuvor einzuweichen, damit ſie mehr aufquelle, und leichter zermalmet werden könne. Wenn dieſes verabſäumet wird, ſo geht die Gerſte in ihrer erſten Geſtalt unverändert, unverdauet, und ohne das Pferd zu ernähren, durch alle Gedärme hindurch. Weizen mus niemals gefüttert werden; hingegen füttert Haber und Korn untereinander ungemein gut. Wenn ein Pferd auf vier und zwanzig Stunden, zween Spint Haber unter einen halben Scheffel Hekerling gemengt, benebſt ſechs, bis höchſtens acht Pfund Heu zu verzehren hat, ſo iſt dieſes alles, was es zu ſeinem Unterhalte bedarf. Die Knechte begehen hierbei gemeiniglich den Fehler, daß ſie entweder ganz troken, oder allzunas füttern. Von Rechtswegen mus das Futter in der Krippe nur ſo viel angefeuchtet ſeyn, daß ſich der Hekerling, durch das Schnauben der Pferde nicht wegblaſen läſt, welches ſie ſich ſonſt gar leicht angewöhnen, damit ſie den Haber alleine genieſſen können. Wenn hingegen das Heu in die Rauffe gegeben wird, ſo mus hinlängliches Waſſer in die Krippe gegoſſen werden, das Pferd zu tränken. Bei einer ſolchen Ordnung bleibt es beſtändig bei gutem Appetite; und wenn es ſich ja einmal zutragen ſolte, daß es das Futter verſchmähete, ſo kan man es verſuchen, und ihm mit einem Heringskopfe das Zahnfleiſch reiben, und ihm denſelben auch wohl zu freſſen geben, welches ſie mit vieler Begierde zu thun pflegen. Herr Virgile hat den Nuzen des Salzes bei dem Viehe weitläuftig dargethan, (*) und vielleicht geben ſeine Betrachtungen Anlas, den hinreichenden Grund dieſer Erfahrung zu entdeken, wenn ſich ein nachforſchender Liebhaber die Mühe nehmen will, ihn nachzuleſen. Gras zu füttern, iſt allerdings den Pferden ſehr zuträglich, und ſcheint ſie ungemein zu erfriſchen, wenn es im Brach- und Heumonate geſchicht; hingegen iſt ihnen auch nichts ſchädlicher, als dieſes, wenn es ſpäter, beſonders im Herbſt- oder gar im Weinmonate geſchicht, da ſie alsdann eben ſo leicht davon umkommen, als wenn ſie

von

(*) S. Herrn Beers überſezte Abhandlungen, welche an die Kön. Ak. der Wiſſ. zu Paris eingeſandt worden. 1. Th. 2. St. 13. u. f. S.

von ohngefehr Federn verſchluken, wofür man ſie ſorgfältig in Acht nehmen mus. Man ſolte billig jederzeit darauf ſehen, daß man kein Gras oder Heu von gemiſteten Wieſen für Pferde nähme, oder einkaufte, zumal da ſie es ungern freſſen, und es ihnen nicht zum beſten bekommt. Kleegras iſt allerdings das beſte, und wo man des Sommers geſäeten holländiſchen Klee, oder grüne Wiken haben kan, wird man ſehr wohl thun, ſich deſſen zu bedienen. Eben ſo wenig, als die Menſchen die gehofte Geſundheit in der beſtändigen Ruhe des Leibes finden, rathen ſich auch diejenigen mit ihren Pferden wohl, die ſie zu viel ſchonen und ſtille ſtehen laſſen. Denn wenn ſie nicht gar lahm davon werden, ſo bekommen ſie doch leicht Stolſchwämme, Piphaken, Flusgallen, und andere Zufälle, die, wenn ſie ja wieder gehoben werden, dennoch den Pferden einen Schandflek anhängen, den ſie nicht verwinden, ſo lange ſie dauren. Je öfter ein Pferd mäſig gebraucht wird, deſto beſſer befindet es ſich dabei, und es iſt wenigſtens nothwendig, es um den dritten Tag einmal aus dem Stalle zu bringen. Bei einem ſchönen Pferde verabſäume man nicht, ihm alle vier Wochen die Haare inwendig aus den Ohren zu ſcheeren. Doch könnte man wohl mit dieſer Operation des Winters etwas ſparſamer umgehen, indem man bemerkt hat, daß bei groſſer Kälte einige Pferde das Gehör darüber verlohren haben. Neben den Augen, Maule, und unter den Kinnbaken ſchieſſen den Pferden gern ſehr lange Haare hervor, welche von den meiſten Knechten unvorſichtiger Weiſe mit der Scheere abgeſchnitten werden, wodurch ſich doch nur ihr Anwachs vermehret, der ihnen endlich das ſchöne Anſehen entzieht. Dieſe Haare mus man mit dem Finger ausziehen, ſo bleiben ſie ganz unmerklich. Ein Knecht, der ſeine Pferde, wenn ſie beim Puzen, Beſchlagen, und dergleichen Gelegenheiten, nicht ſtill ſtehen wollen, mit den Abſäzen an die Beine ſtöſt, oder mit der ſcharfen Striegel an den Kopf, und überall hinſchlägt, verwahrloſet ſie aus Untreue, oder Dummheit, und verdirbt ihre Geſtalt durch Ueberbeine u. ſ. w. die daher entſtehen. Mit Streicheln, Zureden und einem Stükchen Zuker, wovon ſie groſſe Liebhaber ſind, kan man ſie bald ſo gewöhnen, daß ſie wenigſtens ihrem täglichen Wohlthäter endlich ſtille halten, und alles mit ſich machen laſſen, wofern ſie nicht kollerig ſind, welches aber eine ganz andere Sache wäre. Wenn entweder aus Nachläſigkeit, oder Kargheit, das Beſchlagen der Pferde verabſäumet wird, ſo entſtehen daraus mehr üble Folgen, als mancher nicht denket. Es iſt falſch, daß das Beſchlagen unnöthig wäre, ſo lange die Eiſen noch veſt liegen, und ſollte billig alle vier Wochen unausgeſezt erneuret werden. Wer einen ſchönen Gang und ein äuſſerliches einnehmendes Anſehen an einem Pferde liebet, hat dieſes beſonders zu beobachten: denn im Falle des Gegentheils, bekommen ſie einen ſchweren und ungeſchikten Gang, und der Huf, welcher unterdeſſen allzugros und lang wächſet, verdirbt dem Pferde das Anſehen. Hierzu kommt, daß man die Steingallen faſt durch nichts ſicherer verhüten kan, als wenn der Huf alle vier Wochen fein ausgewirket wird: welche hingegen oben zum Hufe leicht ausbrechen, wenn er von unten her gar keine Luft bekommt. Was aber hieraus für hartnäkige und langwierige Schäden an den Füſſen entſtehen, iſt zur Genüge bekannt: daher man dieſe Vorſorge, beſonders bei jungen Pferden, ja nicht verabſäumen mus. Die Pferde werden auch öfters aus Mangel der Hornſalbe ſehr verdorben. Die Knechte pflegen in ſolchem Falle ein wenig Rus mit Waſſer zu vermiſchen, und den Huf damit zu puzen, wovon er aber ſo ſpröde wird, daß ganze Stüken davon abſpringen, und gar Hornklüfte daraus entſtehen, die öfters, ſo lange das Pferd dauret, nicht wieder zum Auswachſen gebracht werden können. Man thut alſo klüger, wenn man ſich bei ermangelnder Hornſalbe lieber einer fetten Spekſchwarte bedienet, welche den Huf geſchmeidig erhält. Flachhüfigten Pferden thut man einen groſſen Dienſt, wenn man ihnen bei jedem Beſchlagen, die Eiſen mit ſolchen Spekſchwarten füttert. Dieſe werden nur ſo weit, als das Eiſen geht, auf den Huf geleget, und ſo mit dem Eiſen zugleich angenagelt. Wenn ein Pferd vernagelt iſt, ſo pflegt man gemeiniglich das ganze Eiſen gleich abzureiſſen, ohne vorher zu unterſuchen, wie viel, oder welche Nägel zu nahe geſchlagen worden. So bald das Eiſen herunter iſt, kan man dieſes nicht mehr erforſchen, es müste denn ſchon ſo ſpät ſeyn, daß aus den Nagellöchern Materie herausflöſſe. Dieſe Gewohnheit iſt um deſto mehr zu misbilligen, da man die Pferde, ſo bald das Eiſen herunter iſt, in den Stall bringt und ſtehen läſt, allwo ſich gar leicht ein wenig Sand oder Koth in das Nagelloch ſezet, welches zu nahe geſchlagen worden. Man kan dieſes kaum wahrnehmen, und gleichwol entzündet ſich nach und nach der Huf davon, daß man in der ſpäten Folge kaum glauben ſollte, daß dieſes noch von dem ehemaligen Vernageln herrühren könnte. Oefters ſchwäret der ganze Huf davon ab, und man ſezt ſich dadurch in einen Schaden, der ſehr leicht zu verhüten geweſen ſeyn würde, wenn man nur das Eiſen hätte ſizen laſſen. Man darf nur mit dem Hammer auf alle Nägel klopfen, ſo verräth das Pferd durch ſein Zuken von ſelbſt, welcher Nagel zu nahe geſchlagen ſey. Dieſen ziehe man aus, und, wenn auch gleich ſchon wirklich Materie aus der Oefnung heraus laufen ſolte, ſo braucht man doch weiter nichts zu thun, als das Nagelloch auf der obern Seite des Huſes, vermittelſt eines heiſſen Eiſens, mit altem harten Wagenteer zu verkleiben, hernach den Fus des Pferdes aufzuheben, und an einem warmen Eiſen durch das Eiſenloch, die Oefnung mit Hirſchtalg ganz voll zu füllen, und ſie alsdann, wie auf der erſten Seite, mit Wagenteer zu verſchmieren, ſo kan man, ohne die gewöhnlichen Umſchläge und andere Weitläuftigkeiten, die Beſſerung des Fuſſes ſicher hoffen. Auſſer einem ordentlichen Reit- oder Stallſchmiede, wird man wenige finden, die die Pferde mit Eiſen von gehöriger Länge beſchlagen ſolten, weil ſie es für eine Zierde halten, daß die Pferde fein kurze Eiſen tragen. Dieſe Leute bedenken nicht, daß hierdurch der Gang der Pferde verdorben wird, indem ſie ſich ſehr behutſam anſtellen, und die Füſſe ſchonen, um ſich nicht zu verballen, welches aber doch auf dem Froſte oder Steinpflaſter ſchwer zu verhüten iſt. Das Eiſen mus alſo ſo lang ſeyn, daß die halben Stollen deſſelben vor dem Hufe hervorragen, ſo hat das Pferd ſeine vollkommene Tracht, und mus dieſes bei Pferden, ſo etwas lang gekotet ſind, ſehr genau beobachtet werden, weil ſie bei kurzen Eiſen gar leicht über die Kote ſchieſſen können. Einige unverſtändige Leute füttern die Pferde mit Kalk, weil ſie ſtark darauf ſaufen, und dike Bäuche ſezen. Ich brauche dieſe Gewohnheit, und dieſe Würkung derſelben, die die Abſicht davon iſt, nur anzuführen, und ihre Ungereimtheit zu zeigen. Man verdirbt hierdurch nicht nur ſchöne Pferde; ſondern man bringt ſie auch ums Leben. Eine andere Gewohnheit, welche darinn beſteht, den Pferden, ſtatt einer Frühlingscur, die Spiesglasleber zu füttern, ſcheint, der Erfahrung nach, von ſehr gutem Nuzen zu ſeyn, indem ihnen dieſe Arznei das Geblüt reiniget, und ſie vom Kropfe befreiet. Viele Leute laſſen ihren Pferden ohne Ausnahme, ſowol Frühjahrs als Herbſts, aus Vorſichtigkeit zur Ader. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn man nur des Frühjahrs ſo lange damit wartet, bis die Pferde die alten Haare abgeworfen haben. Denn das Aderlaſſen verurſacht bei ihnen groſſe Veränderungen, daß ſie wenigſtens einige Monate ſpäter, auch wohl den ganzen Sommer nicht recht aushären, welches ein Pferd ungemein ſehr verunzieret. Inzwiſchen giebt es freilich Fälle, da man nicht bis auf das Aushären warten kan; z. E. es bezeigte ein Pferd auſſerordentlichen Eigenſinn, oder ſchüttelte ungewöhnlich ſtark mit dem Kopfe, welche beide Umſtände mehrentheils miteinander vergeſellſchaftet ſind; oder wenn es anfienge, ſich auf dem Leibe kahle Fleke zu ſcheuren, oder zu freſſen, welches ein Kennzeichen iſt, daß es ein ſcharfes Geblüt habe, und dergleichen. Ich kan indeſſen bei dieſer Gelegenheit nicht unangemerkt laſſen, daß bei einigen Cavallerie Regimentern, deren Beiſpiele man doch wohl vieles ſolte zutrauen können, die Präſervations-Aderlaſſen der Pferde gänzlich verbotten ſind, und nicht anders, als zur Cur einiger Krankheiten zugelaſſen werden.

Von Chicanen.

Der um das gemeine Kram- und Handlungsweſen ſo hochverdiente Hönne hat die Welt mit einem Betrugslexicon bereichert; allein, ich halte dafür, daß dadurch mancher erſt zum Betrüger gemacht werden, da doch vielmehr des ehrlichen Hönne alleinige Abſicht geweſen, andere vor den Künſten der Betrüger zu warnen, wie dieſes alles ſeine gelehrte Vorrede an den geneigten Leſer mit mehrerm beſaget. Die Verdienſte dieſes Mannes haben jemand zu einer billigen Nacheiferung ermuntert, in den Künſten der groſſen Welt welche unter dem modernen und gangbarſten Namen der Chicanen bekannt ſind, durch einen gleichmäſigen Verſuch ſich hervor zu thun, und dadurch bei einer neuen Auflage des Buchs de rerum inventoribus, in dem Capitel: De entibus absque neceſſitate multiplicandis, ſeinen Namen zu verewigen. Ich liefere hiemit nur den Ris und erſte Grundlage. Vielleichte kan ein geſchikterer Baumeiſter das Gebäude noch zierlicher aufführen, und ſich dadurch des bei unſern Titelreichen Tagen doch noch unbekanten, und ihm von mir zum voraus mit Freuden gegönneten Charakters eines Hoch * * * lichen Chicanenraths würdig machen.

Grundſäze der höhern Chicane.

Mundum noſſe, ut imitari poſſis, hominis & Politici,
Ut ſcias Philoſophi, ut fugias Chriſtiani.

Die höchſte Bemühung und Zwek eines Menſchen auf dieſer Welt iſt, zu ſeinem Nuzen, andere zu plagen.

Dieſes iſt der groſſe Saz, auf welchen die Herrſchaft der Welt gegründet iſt, durch welchen Reiche und Staaten ſich erhalten und erheben, und ohne welchen zu keiner Hoheit über andere zu gelangen iſt.

Weil aber viele zu gleicher Zeit und mit gleicher Begierde auf dieſen Zwek arbeiten, die Kräfte dazu hingegen von verſchiedenem Verhältniſſe ſind, ſo muß die Liſt der Macht zu ſtatten kommen, oder eine gröſſere Liſt des einen die gröſſere Macht des andern überwiegen, oder eine Liſt die Liſt des andern entkräften.

Liſt ohne Gewalt läſt ſich ſelten mehr als einmal anbringen.

Macht iſt die Stärke eines natürlich geſunden Menſchen; Gewalt die Stärke eines Wahnſinnigen, der die Ketten zerriſſen hat.

Im gemeinen Sinne werden beide vor eins genommen.

Klugheit iſt wie die Sonne am Firmament: Liſt wie Phoſphorus auf einem hölzernen Brete.

Die Wiſſenſchaft, nicht betrogen und überwältigt zu werden, heiſt die Politik.

Die Kunſt andere zu betrügen und zu überwältigen, heiſt eben ſo.

Man theilt ſie ein in die wahre oder geſunde, und in die falſche Politik.

Eine rechtliche Chicane iſt, wo der Chicaneur den ausdrüklichen Befehl ſeines Souverains vor ſich hat, und Inſtructionsmäſig zu chicaniren befugt iſt.

Eine gewiſſenhafte Chicane iſt wie die Freigebigkeit eines Geizigen.

Z. E. der Caſus fœderis, der den * * * über die * * * * ſo bang machte.

Eine feine Chicane iſt, wenn man dem andern den Rok ausziehet, und läſt ihn ſich bedanken, daß man ihm das Hemd noch gelaſſen habe.

Eine grobe Chicane iſt, wo Betrug und Ungerechtigkeit ſogleich ſichtbar und erweislich ſind. Z. E. Bankeruten ꝛc.

Grob dürfen nur diejenigen chicaniren; welche entweder das offenbare Ubergewichte haben, oder ſchon in dem allgemeinen Rufe berühmter Chicaneurs ſtehen.

Die Luft des Hofes flöſſet die Neigung zur Chicane ein; im Umgange der groſſen Welt erwirbt man ſich die Fähigkeit und Gewohnheit, chicanirt zu werden, und andere hinwiederum zu chicaniren, und dieſe wird durch eigene und fremde Erfahrung vollendet.

Zur Meiſterſchaft in der Chicane gehöret ein hartes und weites Gewiſſen, ein verſchmizter Kopf, eine freche Stirn, ein ungläubiges Herz, und eine unempfindliche Seele.

Zum Wachsthume der Chicane trägt die Leſung der Memoires, Briefe und anderer Staatsſchriften über die maſſen viel bei.

Zur Erleichterung der Chicane hält man mit groſſem Nuzen ſolche Männer, welche die Geſchichten der mittlern Zeiten wohl verſtehen, auch im Stande ſind, zur Noth alte Urkunden, Sigille, Geſchlechtsregiſter, und dergleichen zu machen.

Es koſtet allemal mehr Mühe, Sorgen, Vorſicht, Unruhe und Plage, um zu chicaniren, als um ehrlich zu handeln.

Ein Rath, wie man hier auſſen im Reiche viele findet, iſt das Rad am Wagen, auf dem ſich die Thorheit höherer Thoren fortwälzet.

Ein ehrlicher Mann iſt am Hofe, wie die Glokе in einem Thurme; man höret ſie, aber am liebſten von weiten.

Man muß ſich auf alle Weiſe hüten, in den öffentlichen Ruf eines Chicaneurs zu kommen.

Dieſen Namen erhält man am erſten, ſicherſten und beſtändigſten, wenn man ohne Noth und über alle Kleinigkeiten chicaniret.

Ein Chicaneur braucht ſich nicht zu ſchämen, wenn er nur einen ſcharlachenen Rok hat, der erröthet vor ihm.

Ein Betrüger muß ſich gefallen laſſen, von einem noch gröſſern Betrüger hintergangen zu werden.

Ein Chicaneur muß ſich niemals in Hize bringen laſſen.

Ein Chicaneur muß ein gutes Gedächtnis haben, weil zwanzig Lügen erfordert werden, um die erſte zu unterſtüzen.

Der Lohn der Chicane iſt: Rang, Titel, Orden, Geld und Ehre, GOttes Zorn und Strafe, zeitliche und ewige Verdammnis.

Nüzliche Vorſchläge, wie das Eiſen wider den Roſt zu verwahren ſey.

Wenn man ein vom Roſte angefreſſenes Eiſen durch ein Vergröſſerungsglas betrachtet; ſo ſehen die beſchädigten Gegenden tiefen Klüften und Abgründen ähnlich, worinn Moder ſteht. Dieſer Moder iſt nichts anders, als der zerſtörte Theil des Eiſens, und ein recht vollkommener Roſt wird nicht einmal von dem Magnete mehr angezogen. Gleichwie nun hieraus erhellet, warum der Roſt die Werkzeuge dergeſtalt verderbe, daß ſie endlich ganz mürbe und zerbrechlich werden; ſo ſieht man auch zu gleicher Zeit hieraus, daß er von einer Materie hervor gebracht werden müſſe, die geſchikt iſt, das Eiſen anzugreifen, und aufzulöſen. Eine Menge von Verſuchen und Ueberlegungen haben endlich die Naturforſcher belehrt, daß es die Salze ſind, die eine, dem Eiſen ſo feindſchaftliche Wirkung äuſſern. Herr Lemery(*) beruft ſich, zum Beweiſe, daß die Salze zum Roſten des Eiſens ſchlechterdings nöthig ſind, auf einen Verſuch, der ſehr leicht nachgemacht werden kan, und keinen Zweifel im Gemüthe zurük läſt. Wenn man Eiſen mit Waſſer anfeuchtet, ſo wird es einen unvollkommenen Roſt anſezen. Will man aber den vollkommenſten Roſt in der kürzeſten Zeit machen, ſo hat man nur nöthig, zuvor ein wenig Salz in dieſem Waſſer zergehen zu laſſen. Die ganze Kunſt, das Eiſen wider den Roſt zu verwahren, beſteht alſo darinn, daß man die Salze, die ſich entweder in der Luft, mit den Dünſten, oder in Regenwaſſer, Schnee, u. ſ. w. eingeſchloſſen, an das Eiſen anlegen, ungeſchikt mache, ihre Wirkung in daſſelbe zu äuſſern, und wir wollen den Leſern das Vergnügen überlaſſen, die Art und Weiſe zu entdeken, wie dieſes die folgenden Bewahrungs-

mittel

(*) S. l'Hiſt. de l'Acad. des Sc. 1706. oder Steinwehrs ꝛc. Chymiſche Abhandl. 2. Th. S. 697.

mittel des Eiſens bewerkſtelligen können, nachdem wir ihnen den Hauptgrund, worauf bei der Erklärung alles ankom̄t, an die Hand gegeben haben. Herr Homberg hat einſtmals einer gewiſſen Geſellſchaft, worinn man von dem Schaden, den das Roſten des Eiſens verurſachte, ſprach, folgendes von ihm ſelbſt erfundenes Geheimnis dawider mitgetheilet: Nehmet acht Pfund Schweineſpek, ziehet die Haut ab, und nehmet alles Fleiſch heraus; ſchneidet ihn klein, und laſſet es, mit drei bis vier Löffelvoll Waſſer, in einem neuen, glaſirten Topfe am Feuer ſchmelzen. Druket das geſchmolzene Fett durch ein leinen Tuch, und ſezet es in eben dem Topfe wieder an ein kleines Feuer, wenn ihr zuvor 4 Unzen in kleine Stüklein gebrochenen Campher dazu gethan habt. Laſſt alles gelinde kochē, bis der Campher ganz aufgelöſet iſt. Nehmet alles vom Feuer, u. miſchet, wenn es noch warm iſt, ſo viel von dem zu Bleiſtiften zubereiteten Blei darunter, als es brauchet, um ihm eine Eiſenfarbe zu geben. Dieſes Schmeer brauchet, anſtatt des Oeles, Eiſen und Stahl damit zu beſtreichen. Es mus ſo heis ſeyn, daß man es kaum in der Hand leiden kan. Wenn es kalt iſt, mus man es mit einem leinenen Tuche abwiſchen. Julius Sahlberg, ein Schwediſcher Apotheker, hat ſeinen Landesleuten den rothen Anſtrich der Eiſenbleche, womit die Dächer gedekt zu werden pflegen, wohlmeinend widerrathen, und bei dieſer Gelegenheit ein anderes Mittel, die Eiſenbleche wider den Roſt zu beſchüzen, vorgeſchlagen. Wenn dieſe jezterwehnte rothe Farbe nach und nach troken wird, ſo bleibt nichts mehr nach, als ein rother Schorf, welches die rothe Farbe ſelbſt iſt, die aus der Luft ein neues Salz an ſich ziehet, welches die Verzehrung des Eiſens vermehret. In wenigen Jahren kan man genugſam ſpüren, wie der Roſt, wenn ſich das Eiſen abſondert, die Bleche darunter wegfriſt, und wenn man genau zuſiehet, ſo hat die unterſte in Roſt verwandelte Farbe einen Theil des Eiſens ſchon ſo verzehret, daß man hin und wieder kleine Löcher darinn wahrnimmt, und daſſelbe ſo mürbe worden iſt, daß man mit den Fingern durchſtoſſen kan. Herr Sahlberg giebt alſo denen, die gern ein dauerhaftes Dach haben wollen, den Rath, anſtatt der rothen Farbe, Kienrus, mit einem ſtarken Leinölfirniſſe zu nehmen, und die eiſernen Bleche damit anſtreichen zu laſſen. Statt des Leinölfirniſſes könnte man auch Teer mit Kienrus nehmen, ſo würde dieſes nicht allein viel wolfeiler, ſondern auch ungleich dauerhafter ſeyn. Es kan auch in Deutſchland, wo man gewohnt iſt, die blechernen Dachrinnen und viele andere aus Eiſenblech verfertigte Geſchirre mit dieſem rothen Anſtriche auszuzieren und zu verderben, manchem nüzen, wenn wir die Beſchreibung des Anſtreichens hier beifügen: Man thut den Kienrus in ein weites, hölzernes Gefäs, wozu man nach u. nach ein wenig Teer gieſſet, u. dieſes mit einem hölzernen Stöſſel wohl zuſammen rühret, bis alles wohl unter einander gemiſcht iſt. Zum Anſtreichen können die langhärigten Quaſten, deren ſich die Rothmahler bedienen, gar nicht gebraucht werden, weil die Farbe dadurch nicht genug auseinander gedehnt wird; ſondern man mus vielmehr die gewöhnlichen groſſen Mahlerpinſel, die kurz von Borſten und ganz dicht gebunden ſind, dazu nehmen, womit, nach Mahler Art, die Farbe auf dem Bleche ganz eben übergeſtrichen, und daſſelbe damit völlig überdeket wird, und ſchwarz und glänzend erſcheinet: indem ſolchergeſtalt die Farbe nicht ablekꝛen kan, ſondern wie ein Lakfirnis, je länger, je veſter werden und dauren mus. (*) Da die Abſicht des gegenwärtigen Aufſazes blos darinn beſteht, den Haushältern, und beſonders den Eiſen- und Stahlhändlern einen Vorrath von Mitteln vorzuſchlagen,

---

(*) S. der Abhandl. der Schwed. Akad. 3. Band. S. 94. u. f.

ihre eiſerne und ſtählerne Waaren vor dem Roſte zu verwahren; ſo wollen wir noch einige andere Mittel hier beifügen, deren guter Erfolg ihre einzige Lobrede ſeyn kan. Man pflegt ſich gemeiniglich des Baumöls zu bedienen, um, durch einen Anſtrich damit, das Eiſen vor dem Roſte zu ſichern. Herr Helk (*) hat dagegen erinnert, daß auch dieſes Salz habe, und mithin ſelber Roſt hervorbringe; daher er folgende Sachen vorſchlägt, die, wie man ihm verſichert hat, die beſten Mittel wider den Roſt ſeyn ſollen. Man ſoll nemlich ausgekochtes Hirſchmark, Klauenfett, und das Fett von der Aſche, vielleicht auch wohl von einem jeden Fiſche, zum Beſtreichen des Eiſens anwenden, und ſorgfältig vermeiden, daß kein Salz dazu komme. Vielleicht aber iſt es unnöthig, von dem Baumöle abzugehen, wenn man nur daſſelbe, nach Herrn Degners Vorſchrift, (**) zuvor recht zubereitet hat. Dieſes Verfahren hat ein mit Eiſenwerk handelnder Kaufmann dem Herrn D. Degner mitgetheilet, und zugleich die Verſicherung gegeben, daß das gemeine Baumöl, anſtatt ſeine Waaren vor dem Roſte zu bewahren, dieſelben verunreiniget, und wo man es nicht ſorgfältig wieder abgerieben, ihnen nur eine deſto gröſſere Neigung zum Roſte zuwege gebracht hätte. Die Zubereitung des Baumöls iſt folgende: Man gieſſe in das Baumöl, drei, vier bis fünfmal, flieſſend Blei, daß es darinn ſich abkühle; ſo verliert es diejenige Schärfe, welche dem Eiſen nachtheilig iſt. Dieſes iſt ein Kunſtſtük der Kaufleute, die mit denen von Eiſen und Stahl gemachten feinen Galanterie-Waaren handeln, und wodurch ſie dieſelben, ſo lange es nöthig iſt, aufbehalten. Ein noch anders Oel, welches zu eben dem Zweke dienet, und von dem vorhergehenden nicht ſonderlich unterſchieden iſt, kan in Johann Kunkels vollſtändiger Glaskunſt nachgeleſen werden. (*) Hingegen will ich zum Beſchlus nur noch diejenigen Mittel anführen, deren ſich die Soldaten, um ihre Gewehre vor dem Roſte zu ſichern, und die Bauren, um ihre Senſen rein und unbeſchädigt zu erhalten, zu bedienen pflegen. Die erſten beſtreichen die Gewehre mit einer Vermiſchung von Hünerfett und Bleiweis; doch kan auch, ſtatt des erſten, reiner Talg dienen. Dieſe Methode geht nicht ſehr von des Herrn Hombergs ſeiner ab, die oben beſchrieben worden iſt. Was die Bauren betrift, ſo hängen ſie des Winters ihre Senſen in den Schornſtein, und laſſen ſie fein durchräuchern, ſo ſind ſie gegen die Erndezeit, ohne weitere Vorſorge, blank und zum Gebrauche tüchtig.

Von der Kinderzucht.

Aetas parentum, peior avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitioſiorem *Horat.*

Was Horaz in den obenſtehenden Worten von den Römern ſagt, daß ſie ſich nemlich von Geſchlecht zu Geſchlecht verſchlimmern; eben das kan man von allen Völkern ſagen, die ſich aus der Barbarei herausreiſſen. Die wilden Völker werden, ſo lange ihre Wildheit dauret, nicht beſſer und nicht ſchlimmer; allein, ſo bald ein Volk den Zuſtand der Wildheit verläſt, ſo bald wird es beſſer, und zugleich auch ſchlimmer. Die Anherren der meiſten Völker ſind Barbaren, und von dem Viehe wenig unterſchieden. Alsdenn entſteht ein Geſchlecht, welches zwar noch viel grobes und ungeſchliffenes und barbariſches behält, allein es prangt mit den edelſten Heldentugenden, der Tapferkeit, der Grosmuth, der Treue, der Ehrlichkeit, und wie ſie alle Namen haben mögen. Die folgenden Geſchlechter können der edelſten Tugend ihrer Väter

---

(*) S. des Hamb. Mag. 8. B. 3. St. 4. Art. 291. S.

(**) S. der Bresl. Natur- und Kunſtgeſch. 2. Th. S. 541. der Ausg.

(*) Im 2. Th. 3. B. p. m. 413.

ter keinen Zuſaz geben: ſie fangen alſo an, gleichſam die Auſſenwerke und Verzierungen der Tugend auszupuzen. Alsdenn entſtehen die Künſten, die Wiſſenſchaft, die Gewerbe, und zugleich das Betrügen, die Galanterie; indem die Sitten feiner werden, ſchleichen ſich auch mehrere Laſter ein. Das Volk wird vom Vater auf Sohn immer unvollkommener, und es ſchlägt ganz aus der Art. Auſſer den Römern beſtättigen ihre Anmerkung die Perſer, die Griechen, und die allermeiſten Völker. Wenn einer unſerer ehrlichen Ahnherren aus den älteſten Zeiten jezo unter uns erſcheinen ſolte, ſo würde er ſich zwar über die Artigkeit, Geſchiklichkeit, Gelehrſamkeit der Deutſchen verwundern; allein, er würde ſehr ſparſame Spuren der alten Deutſchen Ehrlichkeit und des Heldenbluts antreffen. Man kan von dieſer Verſchlimmerung einer ganzen Nation viele Urſachen anführen; mich dünkt aber, daß eine der vornehmſten in der Verſchlimmerung der Kinderzucht zu ſuchen ſey. Da dieſes handgreiflich iſt, ſo will ich dieſe Sache nicht weitläuftig zu erweiſen ſuchen. Man kan die Nachläſſigkeit der Eltern, in der Erziehung ihrer Kinder, nicht genug vermaledeien. Glauben dieſe Thoren etwa, daß ſie ſich beſonders um die Kinder verdient machen, wenn ſie dieſelben zeugen und gebähren? Ich ſage, daß, wenn ein Kind ſeinen Eltern nichts mehr als die Zeugung und Geburt ſchuldig iſt, es einen ſehr geringen Bewegungsgrund habe, ſeine Eltern zu lieben und ihnen dankbar zu ſeyn. Wer nur ein wenig der Sache nachdenkt, der wird ſich leicht überzeugen, daß wir ſehr wenig von unſerm Weſen unſern Eltern ſchuldig ſind. Der Vater handelt gemeiniglich aus Gründen, wodurch er ſich ſelbſt genug bezahlt macht, und wenn nicht die Mutter durch die Nothwendigkeit der Natur zur Geburt gezwungen würde, ſie würde ſich derſelben gerne entziehen. Wenn aber die Eltern ihre Kinder durch eine vernünftige Erziehung zu klugen und tugendhaften Unterthanen GOttes und Mitgliedern des menſchlichen Geſchlechts ausgebildet haben, ſo verdienen ſie unendliche Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit; ja ſie beweiſen dadurch, daß ſie bei der Zeugung und Gebährung der Kinder ſich nicht wie bloſes Vieh verhalten haben. Das iſt in Wahrheit eine ſchlechte Kunſt, die Welt mit Kindern anzufüllen; allein, dieſelbigen gut erziehen, heiſt ſich unſterblich verdient machen, nicht nur um die Kinder, ſondern auch um die Religion und die ganze Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts. Wenn ein ehrwürdiger Vater wohlgezogener Kinder den Schauplaz der Welt verläſt, ſo läſt er ſich ſelbſt in ſeinen Kindern vervielfältiget zurük. Alle vernünftige Leute preiſen ihn ſelig, und er hat eine gröſſere That gethan, als ein Kriegesheld, der hundert tauſend Menſchen erſchlagen hat. Selbſt das entzükende Vergnügen der Eltern an wohlgerathenen Kindern, ſolte alle Eltern aufmuntern, auf die Erziehung der Kinder allen möglichen Fleis anzuwenden. Alle Eltern, die ungerathene Kinder haben, heulen und ſchreien über dieſelben: und was mich betrift, ſo bedaure ich ſehr ſelten ſolche unglükliche Eltern, denn ſie ſind ſelbſt die Urheber ihres Elendes. Hundert Scribenten vor mir haben von der Kinderzucht gehandelt, und haben ſehr wenig ausgerichtet. Es ſey nun, daß ſie von einem unheilbaren Uebel handelten, oder daß ihre Regeln nicht natürlich, allgemein und leicht genug ſind, oder was man ſonſt davon vor eine Urſache anführen will. Ich will in dieſer Abhandlung einige Urſachē der ſchlechten Kinderzucht ausführen, welche, meinem Bedünken nach, nicht häufig genug angemerkt zu werden pflegen. Die allermeiſten Eltern halten ihre Amts- und Berufsgeſchäfte für wichtiger, als die Erziehung der Kinder, daher haben die wenigſte Eltern Zeit, die Sorge für ihre

Kinder zu übernehmen. Kurz, man gehe alle Stände des Lebens durch; Väter und Mütter haben zuweilen in der Haushaltung, in der Nahrung, in ihrem Beruf und Amte zu thun, daß ſie gar nicht an ihre Kinder denken. Man kan kein unſinnigeres Verhalten erſinnen. Ein wohlgerathenes Kind übertrift an Schäzbarkeit alle andere Güter der Welt. Und wer klug iſt, der wird lieber alle Jahre einige hundert Thaler weniger zu verdienen ſuchen, um nur ſeine Kinder gehörig zu erziehen; denn dieſer Verluſt iſt wie nichts zu rechnen gegen den Schaden, den eine ſchlimme Kinderzucht verurſachet. Aus dieſer Quelle entſtehen noch viele andere Uebel. Weil die Kinder von ihren Eltern verabſäumet werden, ſo übergiebt man ſie dem Geſinde, oder man überläst ſie ihrem eigenen Willkühr; lauter Umſtände, die zum äuſſerſten Verderben der Kinder gereichen. Die allermeiſten Eltern erziehen ihre Kinder nach der hergebrachten Weiſe, nach dem alten Schlendrian, und dadurch mus nothwendig die Kinderzucht in Verfall gerathen. Daher kom̃ts, daß unter dem gemeinen Mann die Kinderzucht in dem äuſſerſten Verderben liegt, und man mus an der Verbeſſerung derſelben gänzlich verzweiflen. Der Pöbel hat auf die väterlichen Meinungen u. Sitten geſchworen, und er ändert ſich nicht. Ja aus dieſem Grunde iſt zu begreifen, warum das ſchöne Geſchlecht, überhaupt davon zu reden, ſo im Verderben liegt. Ein Sohn verläst mehrentheils zeitig ſeines Vaters Haus, und ſeine Erziehung wird in der Fremde vollendet und verbeſſert. Allein, die Tochter bleibt zu Hauſe, bis ſie heirathet, oder ein Dienſtmädgen wird, und die Mutter verwaltet mehrentheils die Erziehung derſelben. Daher ſind die weiblichen Laſter, der kleine Geiſt, die Niederträchtigkeit, das Tändeln, und wie ſie alle heiſſen, ein Unkraut, welches unaufhörlich in der Weiberwelt wächſt. Eine der vornehmſten Urſachen der ſchlechten Kinderzucht beſteht darinn, daß der Mann und das Weib mehrentheils in dieſem Puncte einander zuwider ſind. Iſt der Vater ein vernünftiger Mann, und hat nicht Muth genug, ſo giebt er der Frau nach, um den Hausfrieden nicht zu ſtören. Will er etwa das Kind zum Lernen, zur Arbeit anhalten, oder es züchtigen, gleich wird die Mutter die Beſchüzerin des armen Kindes, welches noch zu jung, zu unverſtändig iſt, ob es gleich ein Bengel von 8. bis 10. Jahren iſt. Hat aber der Mann Herzhaftigkeit genug, um ſeine Herrſchaft zu behaupten, ſo gewinnt er zwar ſo viel, daß in ſeiner Gegenwart geſchehen mus, was er will; kaum aber hat er den Rüken gewandt, ſo beklagt die Mutter das arme Kind, und verhelet ſeine Ausſchweifungen. Daher entſtehen geheime Verſtändniſſe, Cabalen und Partheien; und bei einer ſolchen Zerrüttung der häuslichen Geſellſchaft finden die Kinder allezeit jemanden, der ſich ihrer in allen ihren Unarten annimmt. Die Kinderzucht geräth allemal beſſer, wenn Vater und Mutter in derſelben einig ſind. Die meiſten Eltern ſtehen in den Gedanken, daß ſie ihre Kinder wohl erzogen haben, wenn ſie denenſelben alle Verſorgung in der Kindheit reichlich geben: die Söhne in den Stand zu ſezen, daß ſie ihr Brod verdienen können, den Töchtern eine Ausſteuer geben, und überdies ihren Kindern noch eine reiche Erbſchaft hinterlaſſen. Das iſt alles gut, und gehört mit zu der Erziehung der Kinder. Wenn aber Eltern auf weiter nichts ſehen, und das geſchicht doch mehrentheils: ſo iſt es eine ſehr elende Erziehung. Die Eltern verſchaffen den Kindern dadurch weiter nichts, als die Erhaltung ihres Lebens und den äuſſerlichen Wohlſtand; und das ſind gerade die ſchlechteſten Vollkommenheiten eines Menſchen. Wer ein Kind recht erziehen will, der mus ihm von Jugend auf die practiſche Klugheit, richtige Erkenntnis, und die Tugend einflöſſen. Haben

ben mich meine Eltern zu einem verſtändigen und tugendhaften Manne gemacht, und wenn ich nakend und blos aus ihrem Hauſe gehen müſte, ſo habe ich ihnen mehr zu danken, als wenn ich ein unverſtändiger und laſterhafter Erbe eines groſſen Vermögens, durch die Vorſorge meiner Eltern, geworden bin. Es iſt unmöglich zu ſagen, wie viele ſchädliche Irrthümer von Vater auf Sohn fortgepflanzet werden; und kan man daher wohl vermuthen, daß die Kinder häufig gerathen werden? Der Neid, die Bosheit, die Rachgier, der Geiz, und alle Laſter werden Kindern unvermerkt eingeflöſt. Eltern ſolten ſich deswegen ſchämen, da es ſo leicht iſt, ein Kind tugendhaft und edel geſinnt zu machen. Es wird gewis dazu keine weitläuftige Gelehrſamkeit erfordert. Einige edle Maximen geben dem Geiſte der Kinder Zeit Lebens einen edlen und tugendhaften Schwung.

Die ganze Kinderzucht muß die geſamte Glükſeligkeit der Kinder zur Abſicht haben, und durch die Kinderzucht muß ein Kind von Rechts wegen auf den Weg zu ſeiner Glükſeligkeit geleitet werden. Es iſt eine thörichte Sache, wenn man fordern wolte, daß die Eltern, oder wer ſonſt die Erziehung der Kinder übernommen hat, ihre Kinder völlig glükſelig durch die Kinderzucht machen ſolten. Dieſe Forderung iſt unmöglich. Die Glükſeligkeit beruhet auf dem eigenen Wohlverhalten eines Menſchen; und es iſt demnach zur Kinderzucht hinreichend, wenn man nur die Kinder in den Stand zu ſezen ſuchet, daß ſie ſich ſelbſt, ſo viel an ihnen iſt, glükſelig machen können, wann ſie nur wollen. Wenn ich auf einer unbekanten Landſtraſſe reiſe, und ich weis nicht, welches der rechte Weg iſt, ſo erkundige mich bei jemand, welchem der Weg kundig iſt. Dieſer ſagt mir den rechten Weg, er bezeichnet mir denſelben, er bringet mich auf denſelben, und läſt mich hernach alleine fortreiſen. Auf eine ähnliche Art verhalten ſich diejenigen, welche ein Kind erziehen ſollen. Man mache einem Kinde den Weg zur Glükſeligkeit kennbar; man bezeichne ihm auch die Abwege zum Verderben; man gebe ihm gewiſſe Kennzeichen, an welchen es immer den rechten Weg erkennen kan, und man übergebe es alsdann ihm ſelbſten. Wann ein Menſch recht tugendhaft werden ſoll, ſo muß er nach vernünftigen Einſichten, und durch eine freie Wahl, die tugendhafte Handlungen ausüben. Was hilft es demnach, wenn Eltern nichts weiters thun, als daß ſie zu ihren Kindern ſagen: Das muſt du thun, das muſt du nicht thun; und weder ihrem Verſtande tugendhafte Erkentnis beibringen, noch ihrem Herzen einen tugendhaften Schwung geben? Das heiſſet Blumen ohne Wurzeln pflanzen, und das Unkraut abſchneiden, ohne die Wurzeln auszurotten. Das allerwichtigſte, vornehmſte und nüzlichſte Geſchäfte der Kinderzucht beſtehet demnach darinn, wenn man den Kindern practiſche Begriffe einflöſet, und ſie angewöhnet, nach denſelben zu handeln, und das kan am beſten geſchehen durch vernünftige und tugendhafte Maximen. Wenn ſich nur Eltern der Erziehung der Kinder recht annehmen, und wenn ſie nur ſelbſt klug und tugendhaft ſind; ſo werden ſie unaufhörlich, ohne viele Mühe, Gelegenheit bekommen, ihren Kindern eine nüzliche Maxime nach der andern begreiflich zu machen. Freilich, wenn Eltern ihre Kinder nur als Puppen anſehen, mit denen ſie bei müſſigen Stunden ſchäkern, und ſich die Zeit vertreiben: ſo heiſſet es eben ſo viel, als mit Kindern auf einem Steken reiten, und ſelbſt kindiſch werden. Es iſt aber nicht genug, daß man Kindern gute Maximen beibringe, ſondern man muß ſie auch angewöhnen, alle ihre Handlungen nach denſelben zu beurtheilen und einzurichten. Ich darf wol nicht beweiſen, daß dieſe Art des Verfahrens den Verſtand und das Herz der Kinder von Kindesbeinen an verbeſſern werde. Kleine Kinder ſind aller Eindrüke fähig. Was uns in der erſten

Kindheit eingepräget wird, das hänget uns beſtändig an, und wird zur andern Natur. Laſſen wir nun die Kinder in ihrer natürlichen Wildheit aufſchieſſen; ſtöſſen wir ihnen durch ihre Reden und Handlungen elende, irrige und laſterhafte Begriffe bei: ſo iſt das Kind mehrentheils auf Lebenslang verdorben; wenigſtens wird die Beſſerung deſſelben ungemein ſchwer und langſam von ſtatten gehen. Wenn ſich die Kräfte unſerer Seelen zum erſtenmale zu zeigen beginnen, ſo ſind ſie den zarten Bäumen gleich, die im erſten Frühling hervor ſproſſen. Wir ſind des Wetters nicht mächtig, dem Froſt zu wehren, der ſie niederdrükt, oder die Hize zu lindern, die ſie zu einer fladderigen zu frühezeitigen Gröſſe in die Höhe treibet: aber bei den theuren Sproſſen unſerer Kinder ſind wir ihres erſten Schikſales, das vom Umgange abhanget, mächtig. Dieſes aller Eindrüke fähige Wax iſt in unſern Händen; und ſo lange die Eltern ihrer ſelbſt mächtig ſind, ſtehet es bei ihnen, ihre Kinder in lauter gute Hände zu geben. Es iſt ſchändlich, daß es Eltern giebt, denen ihre Kinder eine Laſt ſind; daher müſſen ſie in den Geſindeſtuben ihre erſten Jahre zubringen, ohne daß man auf das Geſinde ſelbſt acht hat. Nichts als Niederträchtigkeiten werden dieſen zarten Gemüthern beigebracht. Man hat daher auch wohl Perſonen von einem ausnehmenden Range geſehen, die mit dem Gutſcher Hans und dem Knecht Martin lieber und vertraulicher umgegangen ſind, als mit ihres gleichen. Erlaubet man den Kindern, die Geringern höniſch zu halten, und billiget man es ihnen, wenn ſie gros thun; ſo wird man der Geſellſchaft lauter Stolze überliefern, die ihr zur Laſt werden. Unſer = = = = erzehlete uns, daß ſein Vater ihn einſt gezwungen, daß er in ſeinem 9ten Jahre einer armen Taglöhnerin eine formliche Abbitte wegen einer kindiſchen Verſpottung thun müſſen, und geſtehet zugleich, daß dieſe Handlung einen ſolchen Eindruk in ſein junges und ſonſt flüchtiges, auch zum Hochmuth geneigtes Gemüthe gemacht habe, daß er die Erinnerung ſeines weiſen Vaters niemals vergeſſen, und daher bis jezo ſich hüte, einen Geringern zu beleidigen; und er leugnet nicht, daß ihn dieſe Begebenheit zur menſchlichen Geſellſchaft tüchtiger gemacht habe, als er ſonſt würde geweſen ſeyn. Die Eltern haben ganz natürlicher Weiſe die Abſicht, ihre Kinder glüklich zu machen, ohnerachtet es einige giebt, die an das Glük ihrer Kinder gar nicht denken. Dieſe Nichtswürdige gehören nicht hieher. Wir handeln nur von denen, die die Natur nicht erſtiken, aber einen ganz unrechten Weg gehen; Alle Regeln der Kinderzucht gründen ſich, ja ſie ziehen ſich in dieſe einzige zuſam̃en, daß man den Kindern ein gut Exempel gebe. Ariſtoteles beſchreibt den Menſchen ganz recht, als ein nachahmendes Thier; und Linnäus, der alle Geſchöpfe an ihren rechten Plaz ſezet, ſezet ihn mit dem Affen unter einen Titel. Da nun ſo wenig Menſchen ihrer Natur würdig leben, und ihrer menſchlichen Seele ganz unwürdige Triebe hegen: ſo kan man leicht denken, daß ihr ganzes Verhalten niederträchtig ſeyn müſſe, und am allermeiſten ihr Thun und Laſſen in ihren vier Pfälen, wo ſie ſich gar nicht einſchränken. Bei ſolchem Muſter wachſen die Kinder auf. Und ſo werden dieſen zarten Seelen lauter üble Dinge eingedrüket? Wird nicht ihr Verſtand von den erſten Begriffen an, eingerichtet, die Sachen auf einer unrechten Seiten einzuſehen? und ihre erſte Gemüthsbewegungen werden vergiftet, und theils auf unrechte Dinge gewendet, theils gewöhnet, in unrechten Schranken herum zu irren. Die Gedult und Mäſſigkeit, die Billigkeit, Freundlichkeit und Menſchenliebe, die Leutſeligkeit und das Nachgeben, die Redlichkeit und hülfsbegierige Dienſtfertigkeit, Unerſchrokenheit in Gefahr, und grosmüthige Mäſſigung des Zorns, die Vergnüglichkeit mit wenigen, die treue Verſchwiegenheit, die Vertheidigung der Abweſenden, die liebreiche Verdekung der Fehler, der verträgliche Umgang, und die Liebe gegen die Niedrigen, ſind häusliche Tugenden, die durch die erſten Eindrüke eines guten Exempels ſich in den Gemüthern der unſchuldigen Kinder ſo veſte ſezen, daß ſie ihnen gleichſam zur andern Natur werden. Herr Zunder iſt bei den geringſten Kleinigkeiten in vollen Flammen, und er fähret auf als ein Menſch, der beſeſſen iſt; ſeine Stimme und ſeine Geberden haben etwas grauſames und recht erſchrökliches an ſich; ſein Sohn ahmet ihm vollkommen nach. Was für ein ungezogenes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft wird nicht der junge Zunder werden, der in ſeinem 6ten Jahre jezo ſchon unverträglich iſt. Der alte Harpagus Nims hat alle ſeine Kinder durch ſein eigenes Muſter ſo gezogen, daß ſie mit gleichſam freſſenden Augen das Geld anſehen; ſie ſinnen auf allerlei Ungerechtigkeiten, und werden dereinſten Meiſter im Betrug werden, den ſie von ihrem Vater täglich ausüben ſehen; ſie wiſſen falſch zu ſpielen, und behalten das, was ſie gefunden, und ſtehlen ihren Eltern, was ſie bekommen können. Die junge Coriña, die jezt in ihr 10tes Jahr gehet, ahmet ihrem Vater, dem Geilhart, bereits nach; ſie hat tauſend unzüchtige Dinge gehöret und geſehen, und die Frechheit und Wolluſt ſiehet ihr aus den Augen heraus. Herr Starr, der Zänker, ſiehet ſich in 6. Erben vervielfältiget, die ſich ſtündlich mit einander ſchlagen, ſich mit jederman verunwilligen, und einmal ſehr ſchlechte Ehegatten abgeben werden. Sie fordern alles auf eine ſtreitbare Art: der Ton ihrer Stimme, und ſelbſt ihre Stellung, iſt beleidigend. Die Frau Polderin, die, weñ ſie betrunken, und ihre beſondere Weisheit bekommet, beginnet alsdann ihre Kinder zu ziehen, durch unaufhörliches Zanken, und Schlägereien, und hat ihre Luſt in der Unruhe; dabei die Kinder am Leibe und an dem Gemüthe verdorben werden; denn ſie ſind dumm, und werden durch Furcht und Schröken nicht allein in kränklichte Umſtände geſezet, ſondern auch durch die Frau Polderin Saufaus wenig erbauet und übel erzogen. ; ; Was ſoll man demnach von denen Eltern ſagen, die ihre Kinder alſo ärgern, da unſer Erlöſer von jedem andern in dergleichen Fall ſaget: Daß ihm beſſer ſeye, daß er mit einem Mühlſtein am Halſe in das Meer, wo es am tiefeſten iſt, verſenket würde!

Zllfällige Gedanken über das menſchliche Leben.

Wir befinden uns, ehe wir noch durch die Geburt den Schauplaz dieſer Welt betretten, in einer Unempfindlichkeit, welche derjenigen gleich ſeyn wird, in die wir nach dem Tode, dem Leibe nach, verfallen werden. Von der Geburtsſtunde an bis zu dem lezten Augenblik unſeres Todes wandeln wir in einem Zwiſchenraume, welchen man das Leben nennet, und dieſer beſtehet in einer immerwährenden Abwechſelung von Luſt und Verdruſſe, Glüke und Unglüke, Betrübniſſe und Freude. In den erſten zehn Jahren unſers Lebens haben wir noch dunkle Begriffe von den Dingen, ſo um uns ſind. In den darauf folgenden fangen wir erſt an zu empfinden, daß wir eine Fähigkeit beſizen, groſſe Dinge zu begreiffen, und dereinſt nüzliche Mitglieder des gemeinen Weſens zu werden. Aber dieſer angenehme Zeit-Punct iſt leider einer ſteten Flüchtigkeit unterworfen; und man hat die wenigſte Begierde, zu einer ſolchen Zeit etwas zu faſſen und zu begreiffen, in welcher man die gröſte Fähigkeit darzu beſizzet. In dem zwanzigſten Jahre wiſſen wir nicht einmal richtig zu denken, und in unſerer Mutterſprache uns vollkommen auszudrukken. Laſſet uns den Fall ſezzen, daß in einem Hauſe zu einer Stunde die Frau im Hauſe mit einem Kinde darnieder käme, die

Kazze Junge brächte, das Huhn ſein Ey ausbrütete: Wir werden alsdann mit Erſtaunen gewahr werden, wie nach einer kurzen Zeit von einem Monate das junge Huhn ſeine Kräfte vollkommen zu gebrauchen weis, die jungen Kazzen die luſtigſten und poſierlichſten Sprünge machen, das Kind hingegen noch eben ſo dumm ſeyn wird, als es vor 4. Wochen geweſen, da es auf die Welt gekommen iſt. Sollte nicht die Schuld von dieſer Unfähigkeit in den Werkzeugen unſers Körpers gegründet ſeyn? Je älter wir werden, deſto gröſſer wird unſer Verlangen zur Glükſeligkeit. Wir ſezzen den Eheſtand zum Ziel unſers Vergnügens, als mit welchem daſſelbe, wie wir denken, ſeinen Anfang nehmen werde. Eine Mannsperſon, ſo lange ſie noch im ledigen Stande lebet, ſcheinet mir ein recht verdrüsliches Geſchöpfe zu ſeyn; denn gemeiniglich führen ſolcher Art Leute ein recht robes und melancholiſches Leben: ihr ganzes Weſen iſt noch nicht gebildet. Selten kommt es, daß ſie gefällt. Um von dieſen Vorwürfen ſich zu befreien, rathet man, ſich zu verheirathen. Solches geſchiehet: die Hochzeit erſcheinet. Die Trauung wird verrichtet. Man gehet zur Tafel. Scherz und Lachen werden verdoppelt. Muſik und Wein erhalten die Frölichkeit der Hochzeitgäſte in immer gleicher Stärke. Man tanzet. Das neue Ehepaar wird mit Vergnügen zur Ruhe gebracht. Einige Tage werden mit gleichem Vergnügen hingebracht. Alsdann ſtellet man erſt genaue Prüfungen an: die Perſonen lernen ſich beſſer kennen. Bei denen Alten treffen die meiſt eitle Abſichten nicht ein. Und bei vielen Ehen gibt es ſodann allerhand Abänderung: entweder vergleichen ſich die Gemüther nicht, oder das Vergnügen wird durch die Unart der Eltern, oder ſonſt durch mancherlei Zufälle geſtöret. Es zeigen ſich mehr Dornen als Roſen; Viele junge Leute wiſſen ſich nicht darein zu ſchikken. Man foltert ſich und andere, oder wird von andern gefoltert. Freud und Leid iſt abwechſelnd. Man macht ſich öfters das Leben mehr verdrüslich, als leicht. Selten lebt ein Ehepaar in einem ungeſtörten Vergnügen. Und wann auch dieſes geſchiehet: ſo verurſachet ein unverhofter Tod endlich eine ſchmerzhafte Trennung, zu einer Zeit, da es am wenigſten vermuthet wird. Die dabei mitverknüpfte betrübte Umſtände entwikeln die zukünftige Schikſale. Das ganze Haus geräth in die äuſſerſte Beſtürzung. An allen Orten deſſelben erſchallet ein klägliches Weinen und Wehklagen. Eltern, Verwande und Freunde kommen in Flor verhüllet zuſammen, und bezeigen dem erblaſſeten Leichname, unter Vergieſſung vieler Thränen, die lezte Hochachtung. Einige Wochen werden in der tieffeſten Traurigkeit hingebracht. Man ſuchet indeſſen alle Troſtgründe hervor, den betrübten Wittwer, und die am meiſten Leid tragen, zu ermuntern. Nach einigen Wochen oder Monaten nimmt die Betrübnis allmählich wieder ab. Das Syſtema ändert ſich; man ſpricht nicht mehr vom Tröſte im Elende, und von Mitteln gegen die Traurigkeit. Man ſpricht von Beſtellung der Vormünder für die noch unmündige Waiſen, oder vom Erbfolgrecht; und, o wie oft geſchieht es, daß man darüber in Zank und Streit geräht, und mit Feindſchaft von einander kommt! So iſt der Stand beſchaffen, welchen der Menſch als den Sammelplaz alles Vergnügens anſiehet. Allein die übrigen Zeit Puncte unſeres Lebens ſind nicht viel beſſer. In den Jahren, in welchen man noch Munterkeit und Lebhaftigkeit beſizzet, was groſſes zu verrichten, verhindert uns oftmals der äuſſerliche Mangel an dieſem und jenem. Kommt das Alter, ſo wird man vollends ungeſchikt, was wichtiges zu leiſten, und lebet ſich ſelbſt zum Verdruſſe: Schade, daß der Menſch ſeine Lebensumſtände nicht ſo einrichten kan, als er es gerne wünſchet. Gewis, ich mag das menſchliche Leben betrachten, wie ich nur immer will; ſo fällt mir immer die Frage ein: ob es ſich auch der Mühe verlohnet, daß man ein Menſch geworden iſt? Laſſet uns dieſe Frage unerörtert auf ihrem Werthe und Unwerthe beruhen. Glükſelig! wer für ſich allein in ſeiner ſtillen Einſamkeit, ohne den Reizungen der Ehre, der Wolluſt, und des Reichthums, Gehör zu geben, und ohne durch ſeine eigene Leidenſchaften ſich und andere zu plagen, die Tage ſeines Lebens mit Zufriedenheit hinzubringen weis

Der, frei vom Joche der Geſchäfte,
Des Leibes und der Seelen Kräfte
Zum Werkzeug von der Tugend macht.

Überſezung einiger Oden im II. Buch des Horaz.

O Gellius, erhalt in ſchwerem Leide
Den gleichen Muth der Weisheit ſtets getreu,
Und lacht dein Glük, ſo mäßige die Freude,
Daß deine Luſt nicht übermüthig ſey.

Du ſtirbſt einmal: Es freſſe nun dein Leben
Ein ſteter Gram; du ſeyſt auf jenem Gut
Dem beſten Wein' am Feiertag' ergeben,
Wenn ſanft geſtrekt der Leib im Graſe ruht.

Was hilft dich dort des wilden Orcus Beute,
Ob hier du reich und Inachs Enkel biſt:
Ob arm und bloß, nach Art der ſchlechtſten Leute,
Dein Lager Stroh, dein Dach der Himmel iſt:

Man treibt uns all' an einen Ort, uns allen
Wird unſer Los, in einem Topf bewegt,
Nur dieſem früh, und jenem ſpäter fallen:
Dann komt der Kahn, der uns von hinnen trägt.

Hm.

Vom Zukker.

Der Zuker gehört unſtreitig zu den Salzen; und es würde unverantwortlich ſeyn, wann ich nicht auch von dieſem Coffee- oder Stuben-Salz, gleichwie ich es im 3ten Theil dieſer Samlung p. 30. vom Kuchenſalz gethan, etwas allhier einbringen wolte. Die Bereitung u. Beſtandtheile deſſelben beſchreibet uns der Herr D. Schaarſchmidt mit folgenden Worten: Es hat der Zuker, ſo, wie wir uns deſſen in unſern Ländern bedienen, ſeinen erſten Urſprung zwar der Natur zu danken: ſeine Brauchbarkeit und Vollkommenheit aber erlangt er durch die Kunſt. Denn es iſt bekant, daß er aus einer gewiſſen Art Rohr, welches am häufigſten in America, Aſia und Africa, ſparſam aber an einigen Oertern in Europa wachſet, und Zukerrohr, arundo ſaccharifera, heiſt, bereitet werde. So bald nemlich dieſes Rohr ſeine Reife erreichet; wird es von ſeinen Blättern geſaubert, und der häufig darinnen enthaltene Saft vermittelſt einer gewiſſen Art von Mühlen herausgepreſſt. Dieſer Saft hält ſich nicht lange, ſondern verdirbet gar bald, und kan an und vor ſich ſelbſt, wenn man ihn gleich kochet, in keine trokene dauerhafte Geſtalt gebracht werden, wie er denn auch noch viele grobe, unreine, irdiſche und brennliche Theile in ſich hält, und deswegen leicht bei deſſen gewöhnlichen Zubereitungen in Brand gerathen kan. Daher komt die Kunſt dazu, und ſuchet eines Theils die groben unnüzen Theile davon zu ſcheiden; andern Theils die übrigen in eine trokene Geſtalt zu verwandeln, damit er, ohne zu verderben, auf lange Zeit brauchbar bleibe. In ſolchen Abſichten wird erwehnter Saft in beſondern Siedefäſſern geſammlet, mit gelindem Feuer eingekochet, die Unreinigkeiten, ſo ſich dabei theils in Geſtalt eines Schaums oben auffezzen, theils auf dem Boden liegen bleiben, abgeſondert, hiernechſt mit einer Lauge vermiſchet, und eben vermittelſt dieſes Zuſazes in ein braunes lokeres, doch trokenes Pulver verwandelt, welches den ſo genanten Muſcovade oder braunen Zuker dargiebt. Da aber dieſes noch viele Unreinigkeit beſizet, und vor ſich in keinen feſten Zuſammenhang komt: wird er aufs neue aufgelöſet, mit einer Lauge verſezet, von denen ſich auſſernden Unreinigkeiten vermittelſt des Rindsbluts, welches man ſtatt des koſtbaren Eyerweiſes brauchet, befreiet, und wieder verdiket. Je öfter dieſes geſchiehet; je feſter, weiſer und reiner wird der Zuker; und dieſe Arbeit nennt man die Raffinirung des Zukers, welche man heutiges Tages an verſchiedenen Orten in Europa, und unter andern in Hamburg, am beſten zu machen weis. Was die Beſtandtheile, oder Ingredientien des Zukers betrift; ſo kan man denſelben nicht kürzer beſchreiben, als wann man ihn ein ſaures Salz, welches mit ölichten Theilen, einem ſubtilen Schleim, und einer alcaliſchen Erde vermiſcht iſt, nennet. Denn ob es gleich der gemeinen ſinnlichen Empfindung ſehr wunderlich vorkommen möchte, wenn man dem Zuker, da er ſüſſe ſchmekt, ein ſaures Salz zueignet; indeme eben dieſer Empfindung zufolge ſüs und ſauer zwei himmelweit von einander unterſchiedene, ja einander gar entgegen geſezte Dinge zu ſeyn ſcheinen; ſo bezeiget doch der Eſſig und ſaure Spiritus, den man aus dem Zuker in zimlicher Menge verfertigen kan, zur Genüge, daß er ein ſaures Salz enthalte. Bei der Frage, ob der Zuker geſund ſeye? verſtehet es ſich von ſelbſt, daß die Rede von geſunden Leuten ſey, und daß man den Uberflus vermeide. Aber dem unerachtet macht man Schwierigkeiten dieſes zuzugeben; und warum? Man antwortet, der Zuker ſchleimt. Geſezt, daß dieſes wahr wäre; iſt nicht der Schleim eine der nöthigſten Feuchtigkeiten unſers Körpers, ein Pflaſter, welches die Natur über die Wunden zieht, welche ſcharfe Sachen verurſacht haben, und ein Balſam, dadurch ſie die ſchädliche Würkung der Schärfe verhütet. In Wahrheit, wenn man einem Menſchen allen Schleim entziehen wollte: ſo würde man aus ihm ein Marterholz machen, welches mit unzählichen Schmerzen gequält würde, deren Würkungen keine andere als heftige Bewegungen ſeyn könnten, welche dem Leben den Untergang droheten. Vielleicht macht aber der Zuker gar zu viel Schleim, und bringt alſo die Würkungen hervor, welche vom Uberfluſſe des Schleims entſtehen. Würde daraus nicht ein Mangel des Appetits, eine Verſtopfung des Leibes, und der Milchgefäſſe, eine Zähigkeit des Bluts, ein Mangel der Abſonderungen, eine Beſchwerlichkeit Athem zu holen, eine Schlaffſucht, und ich weis nicht was, hervorgebracht werden? Aber lehrt nicht die Erfahrung, daß der Zuker nur einen zarten Schleim bei ſich führe, und wer wolte glauben, daß dieſer ſchädlich ſeyn könne? Uber dem, ſo iſt er ein Mittelſalz, ein Salz, das ſich leicht im Waſſer auflöſet, und nicht wie das ſaure geſchikt iſt die Säfte zu verdiken, ſondern ſie vielmehr flüſig zu machen. Von dem gemeinen Salz iſt dieſes gewis, und von Zuker läſt es ſich gleichfalls erweiſen. Denn was für eine Feuchtigkeit eines thieriſchen Körpers hat wohl mit dem Milchſaft eine gröſſere Aehnlichkeit als die Milch. Sie beſteht aus fetten wäſſerigen und irdiſchen Theilen, wie das Butter- Käſe- und Molkenmachen beweiſet; dieſer auch. Nun werfe man ein Stük Zuker in die Milch, ſo hat man dem beſten Bauer ſeine Kunſt verdorben, wenn er Butter machen will. Was thut hier der Zuker? Er verhindert die Abſonderung der ölichten Theile der Milch von den wäſſerigen und irdiſchen, das heiſt: er verbindet ſie genauer; und was kan man daraus ſicherer ſchlieſſen, als daß der Zuker die Verfertigung des Milchſaftes befördern müſſe? Thut er aber dieſes, warum wolte man ihn für ſchädlich erklären? Man braucht den Zuker vielmehr in vielen Fällen den Schleim zu verdünnen: nicht zwar, wie der ſel. D. Schaarſchmidt meinet, weil er einen ſubtilen Schleim hat, der den gröbern flüſig machte, denn dieſes wäre viel leichter durch warmes Waſſer zu erhalten; ſondern weil er ein Salz iſt, weil er in den Nerven Empfindungen hervorbringet, und dadurch einen ſtärkern Zuflus wäſſeriger Feuchtigkeiten verurſachet. Vielleicht iſt der ſaure Geiſt des Zukers viel ſchärfer, Keinesweges. Der ſaure Geiſt des Salpeters iſt das Scheidewaſſer, das, wenn es mit Vitriolöle bereitet wird, Löcher in die Haut friſſt, und mit dem Geiſte des gemeinen Salzes hat es eben die Beſchaffenheit. Man würde alſo gar kein Salz, ja man würde weder Thiere noch Pflanzen eſſen dürfen, wenn dieſe Folge richtig wäre: denn in allen dieſen Sachen iſt ein Mittelſalz anzutreffen, welches aus einem ſauren und laugenhaftigen zuſammen geſezt iſt. Allein die Natur verändert die Körper durch die Vermiſchung, und weis ihnen dadurch Eigenſchaften zu geben, die ſie vorher nicht hatten. Sie macht es wie die Bauren, welche Pferde und Ochſen für den Wagen ſpannen, und Faulheit mit der Hize mäſſigen, um beide zu vermindern. Lieſſe der Zuker ſeine Säure würken: ſo würde ers wie der Zitronenſaft machen, daß die Milch davon gerinnen müſte; er thut aber gerade das Gegentheil. Ja braucht man ihn nicht die Säure der Weine zu dämpfen, und warum wolte man alſo dem berühmten Herrn geheimden Rath Hofmann nicht Beifall geben, welcher behauptet, daß der Zuker der Säure widerſtehe; warum wolte man Bedenken tragen einen ſauren Wein mit Zuker zu vermiſchen? Doch dieſes iſt noch nicht alles. Der oben belobte Herr geheimde Rath Hofmann hat ſich des Zukers ſehr häufig bedienet, und iſt dabei zum Nuzen des menſchlichen Geſchlechts ſehr alt worden. Eben dergleichen habe ich bei einem Geiſtlichen bemerkt, welcher faſt immer geſund geweſen, und ein zimliches hohes Alter erreicht, ob er ſchon den Zuker für ſeine Ergözlichkeit gehalten. Ich will daraus den Schlus machen, daß der Zuker nicht leicht ſchädlich ſeyn könne. Denn das lange Leben ſolcher Leute dem Zuker zuzuſchreiben, möchte wohl mit Recht ein Irrthum genennet werden können, weil eine viel wichtigere Urſache davon vorhanden iſt, welche ihrem Temperamente zugeſchrieben werden mus, vermöge welches ſie dem Zorne und der Traurigkeit faſt gar nicht ergeben waren; ſondern inzwiſchen der lezte den glüklichen Irrthum begieng, faſt alle Sachen auf der ſchönen Seite anzuſehen, und ſolcher Geſtalt ſein Vergnügen zu befördern, welches gewis der ſicherſte Weg iſt geſund zu bleiben, und ſein Leben zu verlängern, wenn man nur ſonſt einen geſunden Körper hat, und die Vollblütigkeit, welche ein Feind der Geſundheit iſt, den ſie in ihrem Buſen erzeuget, dabei vermeidet. Endlich beſchuldigt man noch den Zuker, daß er Blehungen mache; aber ich zweifle, ob man dieſes beweiſen kan, und glaube, daß es nur von denen wahr ſey, deren Magen und Gedärme ſchon dergeſtalt verdorben ſind, daß ihnen alles, was ſie nur eſſen, Blehungen hervorbringet, worzu bei ihnen ein einiger Biſſen Brod hinreicht. Denn ob man gleich weis, daß der Zuker in einer warmen Luft zu gähren anfängt, wenn er aufgelöſt iſt: ſo gilt doch dieſes von allen Speiſen, ſonderlich von denen aus dem Pflanzenreiche, und man müſte alſo auch kein Brod eſſen, wenn man den Zuker in dieſer Abſicht tadeln wollte. Dieſes iſt unleugbar, da ſich die Säure des Zukers gleich mit einer Erde verbindet, wie alle übrige Säure zu thun pflegt. Dieſe Erde befindet ſich in den Zähnen, und es wird daraus begreiflich, warum ſie angefreſſen und ſchwarz werden, wenn man viel Zuker kauet. Endlich iſt es wider die Gerechtigkeit, dem Zuker ſelber zur Laſt zu legen, was nur den aus Zuker gebakenen Sachen eigen iſt. Dergleichen aus Zuker gebakene Sachen verwandeln ſich in dem Magen würklich in eine zähe ſchleimigte Feuchtigkeit, bei welcher die Gährung wegen ihrer Zähigkeit ſo lange fortdauret, bis ſich daraus ein würklicher Eſſig erzeuget, welcher ſich durch Brennen in dem Magen und ſaures Aufſtoſſen verräth, und eben dieſe allzuweit fortgeſezte Gährung verurſachet die vielen Winde, welche den Leib auftreiben. Das Beſte iſt wohl, ſich, wenn man dergleichen merkt, des Confects ganz und gar zu enthalten. Allein es gibt eine gewiſſe bürgerliche Höflichkeit, da man ohne ſeinen Wiz zu beleidigen, ſich deſſelben nicht entſchlagen kan, weil er ſich nicht einbilden kan, daß man an dergleichen keinen Geſchmak finden, oder es für ungeſund halten ſolte. Dieſer Geſchmak und die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wird meines Erachtens, wie überhaupt bei den Speiſen und Getränken, alſo auch bei dem Zuker die beſte Regel ſeyn, nach welcher man ſich bei dem Genuſſe derſelben zu richten hat. Denn wer wolte behaupten, daß man ohne Zuker nicht geſund ſeyn könte, da dieſes ſogar von dem Küchenſalze gilt, deſſen ſich die Isländer niemals bedienen, ſondern ihren Thran und getroknete Fiſche ungeſalzen verzehren, und dieſes blos aus der Urſach, weil es ihnen beſſer ſchmekt, und das Salz in ihren Magen, weil ſie deſſelben niemals gewohnt geweſen, ein Brechen erregt. Was iſt vernünftiger als der Natur folgen, und was iſt leichter, da ſie uns durch die Empfindungen den Weg zeigt.

Von dem Steine der Weiſen.

Man hält diejenigen für Narren, die den Stein der Weiſen ſuchen, und man hat Recht dazu. Es iſt gar zu unwahrſcheinlich, daß man ihn finde, und hingegen gar zu wahrſcheinlich, daß man ſich bei Suchung deſſelben unglüklich machen könne. Man erzehlet freilich tauſend wunderbare Hiſtorien davon, und ſogar Perſonen, die keinen Vortheil vom Betrügen haben, erzehlen dieſelben. Ein Teutſcher Fürſt, der Verſtand beſas, verſicherte mich einſt, er hätte einen Adeptus bei ſich gehabt, dem er nichts, als den Unterhalt und die Kohlen gegeben, der nach Verlauf einiger Monate von ihm Abſchied genommen, und ihm 15. Mark Gold geſchenket hätte. Das Geheimnis der Univerſal-Arznei gehet gemeiniglich mit dergleichen Leuten davon, als wenn die eine ohne die andern nicht koſtbar genug wäre. Faſt alle diejenigen, die Gold machen können, verſtehen ſich auch darauf, das Leben viele Jahrhunderte zu verlängern. Wenn ſie ihre Kunſt einige hundert Jahre in Europa ausgeübet haben, ſo begeben ſie ſich zu dem Mogul, und durchlaufen und bereichern unter alten Lumpen alle Gegenden der Erde. Ich will mich nicht damit aufhalten, alle Hiſtorien von dieſer Art, noch alles wunderbare Verfahren zu erzählen, wovon die Bücher der Alchimiſten voll ſind. Ich will aber bemerken, daß, da unter den geſchikteſten Chymicis einige ihr Leben mit dieſem Suchen zubringen, andere hingegen ſich darüber luſtig machen, und die Sache für unmöglich halten. Einem Philoſophen kömmt es zu, die Möglichkeit dieſes Problematis zu unterſuchen, ohne ſich viel damit zu bemühen, es aufzulöſen. Die Phyſik wird dieſes herausbringen. Entweder iſt 1) alle Materie von gleicher Art, und alsdann ſind die verſchiedenen natürlichen Körper nur nach den mancherlei Figuren und Einrichtungen der Theile dieſer Materie unterſchieden. Oder es laſſen ſich 2) alle Theile der Materie zu einer gewiſſen Anzahl von Arten bringen, die die Elemente aller Körper ſind, ſo wie ſie die Chymici etwa annehmen, ungeachtet ſie in Anſehung der Zahl und der Natur ihrer Elemente noch nicht einig ſind, und alsdann ſind die Körper nur nach den verſchiedenen Doſen und Verbindungen dieſer Ingredienzien unterſchieden. Oder es ſind 3) alle Theile der Materie untereinander eben ſo, wie die mancherlei Körper der Natur, unterſchieden, und alsdann werden dieſe Körper aus Theilen zuſammen geſezet ſeyn, die ihnen urſprünglich ähnlich ſind. Das

Gold wird aus Theilen von Gold, das Eiſen aus Theilen von Eiſen, und das Holz aus Theilen von Holz ꝛc. beſtehen. Bei dem erſten Saze würde es eine Verwegenheit ſeyn, zu ſagen, daß es unmöglich wäre, in einigen Körpern den Theilen der Materie eine andere Figur, u. eine andere Einrichtung zu geben, als die ſie haben, und es würde weiter nichts dazu erfordert werden, um das Blei, oder Wolle in Gold zu verwandeln. Bei dem zweiten kan man nicht ſagen, daß man nicht dahin gelangen könnte, die Doſen und Verbindungen der elementariſchen Ingredienzen zu finden, die zur Hervorbringung des Goldes nöthig ſind. Bei dem dritten würde man noch weniger Grund haben, zu verſichern, daß kein natürlicher Körper, auſſer das Gold, goldmachende Theile enthielte, und daß es unmöglich wäre, dieſelben heraus zu ziehen. Von was für einer Seite man alſo den Stein der Weiſen anſiehet; ſo kan man die Unmöglichkeit davon nicht beweiſen. Es iſt leicht die Thorheit derer einzuſehen, die ihre Zeit und Güter auf das Suchen deſſelben wenden. Der Werth dieſes Steins iſt noch nicht gros genug, daß er der wenigen Wahrſcheinlichkeit, die man hat, ihn zu finden, das Gegengewicht halten könne.

Abhandlung von dem Brande im Getraide, und den Mitteln ſolchem zu wehren.

Unter den Krankheiten, welche dem Getraide zuſtoſſen können, iſt der Brand eine der vornehmſten. Alle Gattungen der Feldfrüchte, welche ihr Korn in Achren ſezen, ſind demſelben unterworfen. Jedoch findet ſich dieſes Uebel bei einigen häufiger, als bei andern. Inſonderheit wird der Weizen durch den Brand zuweilen gar ſtark mitgenommen. Man mus ſich bemühen, die Natur dieſes Uebels kennen zu lernen, wenn man die Urſache, warum daſſelbe bei einigem Getraide mehr, bei anderm weniger ſtatt findet, entdeken, und zugleich die Arznei dargegen erforſchen will. Die Benennung des Brandes iſt von dem Augenſcheine entlehnet. Das Korn, welches dadurch iſt verderbet worden, hat das völlige Anſehen, als wenn ein wirkliches Feuer daſſelbe in Kohlen verwandelt hätte. Der Geruch aber widerſpricht der Erfahrung unſerer Augen, und ſcheinet vielmehr von einer Fäulnis ein Zeugnis abzulegen. In der That iſt der Kornbrand eine beizende, und man kan auch ſagen, giftige Materie. Die Schärfe derſelben läſſet ſich leicht empfinden, wenn man ein weniges von brandigten Korne mit der Zunge verſuchet, und das Gift iſt denen bekannt, welche von ohngefehr das Unglük gehabt haben, daß etwas von dem Brande in eine offene Wunde hinein geſtäubet iſt. Es entſtehet bei ſo geſtalten Sachen eine Erhizung des Schadens, die ſich nicht anders und nicht glüklicher, als durch ein ſchmerzhaftes Geſchwür in der Wunde endiget. Ich habe öfters Mühe angewendet, mit Vergröſſerungsgläſern die Subſtanz des Brandes näher zu unterſuchen. Allein, ich mus geſtehen, daß ich mein Geſicht nicht genug habe wafnen können, etwas mehr als Staub zu entdeken. Vielleicht finden ſich aber geſchiktere Naturforſcher, die in dem ſchwarzen Staube auch lebendige Creaturchens wahrnehmen, und ſo bald dieſes geſchiehet, mus ich mich zufrieden geben, wenn mein jeziges Lehrgebäude vom Kornbrande von ſelbſt nieder fallet. Man kan alsdenn ſagen, daß die kleinen Würmer durch ihren Fras die Körner auf ſolche Weiſe verzehren, daß ſie eine Menge Eyergens zurük laſſen, die ſich an das geſunde Korn leicht anſezen, und wenn ſolches wieder zur Saat gebrauchet wird, eine neue Bruth zeugen, die in der drauf folgenden Ernde dem Akermann den betrübten Anblik von dem unter ſeinem Getraide überhand genommenen Brande vor Augen ſtellet. Es iſt wahr, dieſe Theorie würde neumodiſcher klingen: allein meine Unterſuchung ſagt mir davon nichts. Ich will es demnach wagen, den Brand in dem Getraide vor diesmal eine Materie zu nennen, welche den Saft, der zur Erzeugung des Korns dienen ſoll, in eine Gährung bringet, und ihn alſo zu ſeinem Endzweke ungeſchikt machet. Zwei Dinge ſind dabei allerdings ſonderbar, Zuerſt: Daß der Wachsthum der Blätter und des Halms dadurch nicht den geringſten Abbruch leidet; und zweitens: daß dieſer Materie eine ſo ſehr anſtekende Kraft eigen iſt. Was das erſte anbetrift, ſo glaube ich, daß die Saftröhren des Saamenkorns, welche zu der Anlage der Frucht, ſo daraus erwachſen ſoll, leiten, von einem weitern Umfange ſeyn müſſe, als diejenigen ſind, aus welchen die Blätter, und der Halm des Getraids, hervor kommen. Iſt dieſes, ſo darf man nicht lange fragen, warum der Brand nur allein die Frucht, und nicht auch den Stengel zerſtöre? Die weitern Saftgänge ſind nemlich nur geſchikt, jene ſcharfen Theile einzulaſſen, welche ſowol durch den vegetabiliſchen Trieb immer weiter fortgeſtoſſen werden, wie auch durch ihre gährende Kraft ſelbſt die fruchtbringenden Säfte in Gährung ſezen, und ſie alſo zu dem eigentlichen Endzweke der Natur untüchtig machen. Daß aber dieſes Uebel bei einigem Getraide ſo ſehr anſtekend iſt, läſſet ſich aus der Schärfe der Materie, woraus daſſelbe entſpringet, und aus den äuſſern Eigenſchaften des Korns, welches dieſer Krankheit am mehreſten unterworfen iſt, ſehr füglich erklären. Der Brand iſt einem Sauerteige ähnlich, und wer weis nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig verſauret? weil er dabei einem Staube gleichet, ſo hat er auch die Eigenſchaft, ſich an andere Cörper anzuhängen, welche ihm, wenn er in Bewegung geſezet wird, nach ſeiner Richtung am nachſten entgegen ſtehen. Da man nun das geſunde mit dem brandigten Korne nicht allein zugleich einerndet, ſondern auch beides auf einmal driſchet, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſich der Brand mit dem gröſſeſten Theile der geſunden Körner vereinbaret. Es kömmt alſo nur darauf an, daß es die Beſchaffenheit des Korns ſelbſt verſtatte, daß dieſes Gift gleichſam bis in ſeine Seele hinein dringe. Die Gerſte, der Roken und Haber ſind von der Natur mit ziemlich diken und feſten Rinden verſehen worden, welche gegen den Brand anſtatt der Schilde dienen. Man verſuche es aber, und weiche einige Körner von den jezt genannten Feldfrüchten ein, daß ihre Schale weich und geſchmeidig werde; oder man ſchabe die äuſſere Härte davon, ohne Beleidigung des Keims, ab, und laſſe nur wenige Stäubgen vom Brande darauf fallen, ſo wird es die Erfahrung beweiſen, daß ein ſolcher mit Brande geſchwängerter und gepflanzter Saame, er ſey von welcher Gattung des Korns er wolle, nichts anders als eine brandigte Aehre hervor bringe. Indem nun die Zärtlichkeit der Hülſe bei einem jeglichen Getraide die Urſache und Schuld daran iſt, wenn ſich der Brand in demſelben fortpflanzet, ſo ſiehet man auch hiedurch den Grund ohne Mühe ein, warum der Waizen von dieſer Krankheit am leichteſten kan angegriffen werden. Unter allen Aehrenfrüchten iſt keine, ſo eine feinere Schale habe, als dieſe, und alſo auch der verderblichen Brandmaterie weniger Widerſtand leiſten könne. Da aber der Waizen in unſern Gegenden ein ſehr erträgliches und nuzbares Getraide iſt, ſo glaube ich, daß dem gemeinen Beſten ein um ſo viel gröſſerer Dienſt gethan werde, weñ man die, durch die Erfahrung und Vernunft genugſam beſtättigte Arzeneimittel, welche dem Schaden, der durch den Brand demſelben zuſtoſſen kan, abhelfen, ganz offenbar bekañt machet. Das Waſchen iſt zwar ein allgemeines Mittel, welches pfleget gebrauchet zu werden, weñ man vermuthet, daß der Waizen durch den Brand ſey angeſtekt worden, und man ihn dennoch zur Saat wieder anwenden mus. Ich will daſſelbe nicht gänzlich verwerfen: allein ein jeder Akerverſtändiger wird mir doch Recht geben, daß auch die behutſamſte, und vielfältigſt wiederholte Reinigung, ſolte ſie auch mit Salzwaſſer geſchehen ſeyn, nicht hinreiche, allen Brand von dieſem Korn zu entfernen. Die Saftröhren werden vielmehr in den Körnern durch das Waſſer geöfnet, und wie leicht iſt es geſchehen, daß einige Theilgen von dem ohnehin ſchon anklebenden Brandgifte hinein dringen. Ein bloſſes Küchenſalz iſt theils zu ſchwach, theils auch an den mehreſten Orten zu koſtbar, daß es in der gehörigen Menge zu der Vertilgung dieſes Uebels, in dem Saatwaizen könte angebracht werden. Man mus daher zu tüchtigern und bequemern Mitteln greifen. So viel kan man gleich zum voraus ſezen, daß eine Beize der andern das Garaus machen müſſe, da man die ſchädliche und ſcharfe Materie auf keine andere Weiſe von dem Korne wegzuſchaffen im Stande iſt. Die Erfahrung weiſet uns hierzu den Kalk an, und man gehe damit folgender geſtalt zu Werke. Nachdem der Waizen gewaſchen iſt, ſo läſſet man das Waſſer davon ablaufen, und ſchüttet ihn nachgehends, ſo feucht wie er da iſt, auf einen reinen Boden in Haufen. Kan man es haben, ſo iſt es am beſten, wenn ein Gipsboden dazu erwählet wird, weil ſolcher von allem Staube und aller Unreinigkeit am füglichſten zu ſaubern iſt. Ueberhaupt iſt die Reinigkeit bei dieſer Unternehmung, wenn ſie von gutem Erfolge ſeyn ſoll, unentbehrlich. Iſt der Waizen auf ſolche Art in Haufen gebracht, ſo nimmt man lebendigen Kalk, und löſchet denſelben in ſo vielem Waſſer ab, daß daſſelbe eine dichte Milchfarbe davon erhält. So bald der Kalk nicht mehr kochet, und das Waſſer die gehörige Geſtalt davon angenommen hat, ſchüttet man es, ſo warm wie es iſt, über das Korn her, und zwar in ſo groſſem Maaſſe, daß es an dem Boden reichlich wieder hervorrinnet. Hierauf feget man mit einem noch ganz neuen Reisbeſen das Kalkwaſſer ſo lange immer wieder auf den Waizen zurük, bis man gewis muthmaſſen kan, daß alle Körner davon ſind befeuchtet worden. Iſt dieſes geſchehen, läſſet man das Korn 12. Stunden alſo ohnangerührt, damit es ſich mit der Kalkbeize durchliege, und die ſcharfe Brandmaterie auf ſolche Weiſe getödtet werde. Nachgehends wird der Waizen ausgebreitet, auf daß er wieder etwas trokne, und wenn er zum Säen nicht mehr zu feucht iſt, ſtreuet man ihn ohne Verzug in den Aker. Man hat hiebei nicht allein die Freude, daß die Saat in wenig Tagen frölich aufſchieſſet, ſondern die Erfahrung wird auch einem jeglichen lehren, daß man für allem Brande, ſollten auch die Körner vorhin ganz ſchwarz und ſtikend davon geweſen ſeyn, durch die Anwendung dieſes Mittels vollkommen in Sicherheit geſtellet iſt.

Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände aus der Naturlehre.

Die Vergröſſerungsgläſer geben viel tauſend Beiſpiele an die Hand, die neue Wunder in der Naturlehre entdeken, woraus erhellet, daß unſer Schöpfer keinesweges genöthiget geweſen ſey, ſeinen Wunderwerken, wegen der Enge des Raums, darinn ſie angebracht werden müſſen, Schranken zu ſezen. Ein Uns unſichtbarer Theil des Raums iſt ſeinen Augen eine weite Wüſtenei, die er mit Geſchöpfen anfüllt, welche die innerſten Winkel der Natur lebendig machen, und wo ſich die Gottheit an Meiſterſtüken vergnügt, von welchen uns die allervortreflichſten Erfindungen der Menſchen nicht viel mehr haben entdeken können, als daß ſie vorhanden ſind. Wer weis auch noch, wie viele Millionen Arten von Geſchöpfen uns blos darum unbekannt ſind, weil ſie, ihrer Subtilität wegen, aus unſerm Geſichtskraiſe entweichen: dererjenigen nicht zu gedenken, die wir nicht häufig und nahe genug betrachten können, um uns einen deutlichen und vollſtändigen Begrif von ihnen zu machen. Hieher gehören beſonders diejenigen Geſchöpfe, welche im Grunde des Meeres wohnen, und von denen wir nur ſelten erfahren, was für wunderbare Eigenſchaften ſie beſizen. Wer ſollte es z. E. wohl glauben, daß es Auſtern geben könte, deren Schaale hundert und funfzig Pfund wieget, wenn man nicht zu Leiden wirklich eine ſolche Schaale aufweiſen könnte? (a) Wer hat wohl, auſſer dem Scaliger, eine Forelle von ſiebenzig Pfunden geſehen, die einſtmals zu Genf iſt gefangen worden? (b) Wie ſelten wird einmal ein Hecht gefunden, der neun und funfzig Zoll lang iſt. (c) Der Ritter Sloane erzehlt uns, daß es in Jamaica Meerkühe von anderthalb tauſend Pfunden gebe. (d) Man zeiget zu Leiden das Gerippe eines Walfiſches, der aus Mutterleibe herausgenommen worden, welches nicht weniger als fünf und zwanzig Fus lang iſt. (e) Tauſend ſolche Beiſpiele von wunderbaren Erzeugungen ſind bekannt, und Millionen ſind uns noch verborgen. Ich will mich nicht damit aufhalten. Vielmehr will ich bei dieſer Gelegenheit eines Nuzens der Krebſe gedenken, der um deſto mehr berührt zu werden verdient, da er die Menſchen ins beſondere angeht. Dieſe Thiere dienen wider den Bis toller Hunde. Man brennt ſie in einer kupfernen Pfanne zu Aſche, und giebt davon, vierzehn Tage lang, alle Morgen einen kleinen Löffel voll in ſchlechtem Waſſer. Galen hat dieſes Mittel ſehr gerühmt, und in allen Fallen, wo es verſucht worden iſt, bewährt erfunden. (g) So ſind die Krebſe zugleich eine Beluſtigung der Naturforſcher, eine Speiſe und eine Arznei, und alles dieſes auf ſehr unterſchiedene Arten. Es mus eine beſondere Kühnheit in dem Herzen desjenigen gewohnt haben, der ſich unterſtanden, den erſten Krebs zu ſpeiſen. Nichts deſtoweniger kommen mir diejenigen Völker noch viel naſchhafter vor, die ihre Landplagen auffreſſen; Landplagen, die eben ſo abſcheulich ausſehen als die Krebſe, und es in der That ſind. Ich rede von den Parthern, Aethiopiern und Arabern, die ihre Heuſchreken freſſen. Dieſe Thiere haben eine auſſerordentliche Gröſſe, und wenn ſie von einem Orte zum andern ziehen, ſo verdunkeln ſie durch ihre unglaubliche Menge und Gröſſe die Luft. Das Volk erzittert vor dem Summen ihrer Flügel, das man ſchon von weitem vernehmen kan. Dieſe Armeen bedeken zuweilen ſieben oder acht Meilen Landes, wo ſie alle Pflanzen und Bäume unwiederbringlich verderben und zu Grunde richten. Die Einwohner verlaſſen die Gegenden, wo ſie ſich niedergelaſſen haben, und müſſen der Gewalt dieſer Strafe des Himmels weichen. Inzwiſchen iſt die einzige Rache, die ſie an dieſen Thieren nehmen, daß ſie ihrer ſo viel eſſen, als hinunter wollen. (h) Wem daran gelegen iſt, von der Gewisheit überzeugt zu werden, daß ſich Johannes ſolcher Speiſe bedienet habe, der mus wiſſen, daß dieſe Art derſelben ganz anders, als unſere Europäiſchen beſchaffen ſey, und daß ſie gar nichts ekelhaftes an ſich habe, ſondern ein recht angenehmes Gerichte gebe. Man treibt ſie mit Rauch von den Bäumen, daß ſie niederfallen; hernach werden ſie eingeſalzen, und entweder an der Sonne oder im Ofen getroknet; da ſie ſich denn das ganze Jahr hindurch halten. Der heilige Johannes der Täufer pflegte ſie mit wilden Honig zu eſſen, denn ſo waren es damals die armen Leute zu thun gewohnt. (i) Es iſt die Art einiger Menſchen, ſich bei dem Genuſſe der Speiſen, die ſie mit ihrem Wiſſen und Willen genieſſen, ſehr zärtlich anzuſtellen, und dieſe müſſen es doch gleichwohl auch wiſſen, daß ſie bei aller ihrer Reinlichkeit täglich eine unzähliche Menge Würmer verzehren. Ganze Wälder von Pflanzen, ganze Welten voll Inſekten ſchwimmen in der Luft herum, leben im Waſſer, und miſchen ſich in unſre Speiſen. Wir wollen nur den Eſſig zu einem Beiſpiele nehmen. Wenn man dieſen durch das Vergröſſerungsglas betrachtet, ſo findet man eine erſtaunliche Menge kleiner Aehlchen darinn, deren einige leben, andere aber tod ſind. Die erſten ſchwimmen hin und her wie die Fiſche, die lezten aber bleiben am Grunde liegen, verfaulen daſelbſt nach und nach, und verurſachen einen dünnwölkigten Schlamm, woraus ſich neue Würmer erzeugen. Je ſtärker der Eſſig iſt, deſto mehr Würmer finden ſich darinn, und wenn er noch in Tonnen iſt, ſind mehr lebendige, in Flaſchen aber, mehr tode Würmer zu ſpühren. Wenn man den Eſſig durch ein Tuch ſeihet, ſo ſind die Würmer wohl drei Tage weg; hernach aber finden ſich wieder andere. Wenn man vier oder fünf Tropfen guten Wein in ein halbes Maas Eſſig fallen läſt, ſo ſterben alle dieſe Würmer faſt den Augenblik: allein nach drei oder vier Tagen ſind wieder andere vorhanden. Ein Gran Theriak mit einem Maaſe Eſſig vermiſcht, tödet ſie alle: hieraus läſt ſich das Geheimnis erfinden, einen Eſſig zu machen, der beſtändig von Würmern frei, und zugleich ein vortrefliches Gegengift wider die Peſt und bösartigen anſtekenden Fieber iſt. Wenn man nemlich den Theriak mit dem Eſſig vermiſcht hat, ſo ſeze man ihn in einer wohl vermachten Flaſche an die Sonne, ſchüttele dieſelbe öfters, und ſchlage alsdann den Eſſig durch ein Tuch. Der Roſeneſſig enthält viel mehr Würmer in ſich als aller anderer. (k) So ſeltſam es in dieſer Beſchreibung klingt, daß aus dem Moder der verſtorbenen Aehlchen neue lebendige Würmer zum Vorſchein kommen ſollten; ſo wenig man auch behaupten kan, daß der Moder ihnen das Leben gebe; ſo ſind doch dieſes lange nicht ſo wunderbare Begebenheiten, als mancher groſſer Mann für wahr hält, und lange nicht ſo wunderbar, als ſich in der Natur wirklich zutragen. Petrus Gyllius erzählt, daß man in dem Meere, wozu der Haven zu Conſtantinopel gehöret, Auſtern fiſche, deren Waſſer neue Auſtern hervorbrächte, wenn man es auf die benachbarten Steine ſprizte. Herr von Monconys erzehlt im andern Theile ſeiner Reiſen, daß ihm der Pater Kircher geſagt hätte, wenn man ausgetroknete und gepulverte Fliegen mit Regenwaſſer befeuchtete und an die Sonne ſezte, daß binnen einer Stunde neue Fliegen darauf entſtünden. (l) Ob es nun gleich eben keines Philoſophen Sache iſt, ſolchen Erzählungen, ohne nähere Einſchränkungen und Bedingungen, Glauben beyzumeſſen; ſo iſt doch das Geheimnis der Erzeugung ſo ſehr vor unſern Augen verborgen, daß man ſich ſehr hüten mus, die Möglichkeit mancher Begebenheiten zu leugnen, die wirklich vor unſern Augen geſchehen. Laſſet uns nur die Wirkungen des Triebes zur Fortpflanzung in den Thieren zum Beiſpiele erwählen. Beyle hat geſehen, daß ſich zwei Schmetterlinge noch begattet haben, nachdem ihnen die Köpfe heruntergeſchnitten geweſen ſind. Die Feldgrillen zeigen durch das Geſchwirre mit ihren Flügeln, das uns ſo beſchwerlich, hingegen den Afrikanern ſo angenehm iſt, daß ſie dieſe Thiere ſehr theuer erkaufen, und in Gebauern

---

(a) Delices de Leyde. p. 83.

(b) S. Scaligerina. 2. Aufl. S. 333.

(c) S. Hiſt. natur. de la Province de Northampton, par J. Morton &c. Mem. de Trev. 1714. S. 874.

(d) Voyage aux Isles de Madere, Nieve, la Jamaique &c. par M. Sloane &c. Mem. de Trev. Juillet. 1726. S. 1326.

(e) Délices de Leyde. S. 83. und 84.

(g) S. Traité des Alimens de Carême, &c. par M. Andry. D. en. Méd. &c. wie auch die Mem. de Trev. Septemb. 1713. S. 1637.

(h) Hiſt. des Sçav. Oct. 1691. T. 8. p. 72.

(i) Melanges d'Hiſtoire & de Litterat. T. 3. S. 73.

(k) Traité de la generation des Vers, par M. Andry S. 162.

(l) Journ. des Sçav. Maj. 1666.

bauern, als Canarienvögel auffüttern, gemeiniglich die Begierde zur Begattung an, und iſt dieſes das Kennzeichen, wornach ſich das Frauenzimmer zu richten hat. Auch dieſe Thiere laſſen ſich den Kopf abreiſſen, und hören dem ohnerachtet nicht auf ihr Geſchwirre fortzuſezen, und können noch lange hernach leben. (m) Wer wolte nun wohl zweifeln, daß die Liebe blos in dem Herzen, und nicht in dem Gehirne ihren Siz habe? Und ich kan mir gar nicht einbilden, mit welchem Rechte ein Frauenzim̃er fodern und eine Mannsperſon den Entſchlus faſſen kan, mit Nachdenken und Verſtande zu lieben. Wenn wird es doch das Frauenzimmer einmal merken, daß unſere verliebten ſüſſen Herren aus keiner andern Urſache ihre Köpfe pudern, und ihre Hüte unter den Arm nehmen, als um denjenigen Theil ihres Leibes am meiſten zu zeichnen und ſehen zu laſſen, den ſie alle Stunden aufopfern könnten, ohne ſich und ihren Huldgöttinnen dadurch einen merklichen Schaden zuzufügen. Es iſt wahr, ſie würden ſich hierdurch in bloſſe Maſchinen verwandeln; allein, da ſie es ohnedem ſind, was würde dieſes eben in der Liebe ſchaden?

Werd ohne Kummer zur Maſchine!
Man mag gleich ſtumm und hirnlos ſeyn;
Man ſey nur ſchön; ſo nimmt man ein.
Wie mancher ſiegt durch eine feine Miene,
Der blöder iſt, als Holz und Stein!

Wozu nüzen aber alle dieſe Erzählungen? Bezahlt man dieſes Blat um blos ergözender Nachrichten willen? oder ſoll es nicht vielmehr unterrichten? Es ſoll beides zugleich thun. Laſſet uns alſo auch einige andere Anmerkungen mit einmiſchen, die der menſchlichen Geſellſchaft eigentliche Vortheile ſtiften. Obgleich die Löwenhäute nicht ſo oft genannt werden als die Bärenhäute, ſo haben ſie doch eine geheime Kraft bei ſich, die dieſe nicht beſizen, und die lange Zeit unbekannt geweſen iſt. Sie kan alſo denen zur Nachricht dienen, die Löwenhäute in ihren Häuſern haben. Man hat nemlich befunden, daß dieſe Häute alle Razen und Mäuſe in der ganzen Gegend auf ewig vertreiben, wo ſie aufbehalten werden. (n) Dieſe Kraft rührt von einem griechiſchen Worte her, welches man Antipathie nennet. Vermöge dieſer Antipathie können die Razen und Mäuſe die Löwen nicht leiden, und vermöge eben derſelben giebt es Leute, die bei der Gegenwart einer Kazen in Ohnmacht fallen. Es giebt einige Menſchen, die man zu allen gebrauchen kan. Dieſer Vorzug iſt gros: allein man hat nichts deſtoweniger auch bloſſe Maſchinen, die eben dieſes Lob verdienen. Dieſen Umſchweif nehme ich aus keiner andern Urſache, als damit ich meinen Leſern den vielfältigen Nuzen der Aloe erzählen könte. Dieſer Baum ſcheint allein faſt zu allen Nothwendigkeiten des menſchlichen Lebens hinreichend zu ſeyn. Man kan daraus, wie man ſagt, Häuſer bauen, ohne ſich erſt anderwärts um Bretter, Balken, Ziegel oder Nägel zu bekümmern. Man kan Lein, Wolle und Hanf, und alles, was zu Kleidern und Schuhen nöthig iſt, davon bekommen. Man verfertigt Strike aus ſeinen Wurzeln. Sein Saft gibt Wein, Honig und Zuker, und wenn man ſeine Blätter gähren, und ſich in eine zarte Erde auflöſen, läſt, ſo haben ſie den Geſchmak von eingemachten Citronen. (o) Wie reichlich wird denen ihre Mühe belohnt, die ſolche durch Kunſt zur Zeitigung zu treiben wiſſen. Alles aber iſt noch nichts gegen den Gebrauch, den die Poeten davon machen. Dieſe führen mich unvermerkt wieder auf die Liebe, und ich kan dieſe aufgehäufte Sammlung von Allerlei nicht beſſer beſchlieſſen, als weñ ich die Ehre der Jünglinge rette, die ihren Schönen ſchwören, ihnen bis nach dem Tode getreu

---

(m) Nouv. de la Rep. des Lett. 1686. S. 1008. Miſc. Cur. 1685.

(n) Journ. des Scav. Avril. 1667. Aus der Hiſt. gen. des Antilles, par le Pere du Tertre Jacobin.

(o) Nouv. de la Rep. des Lett. 1688. S. 347.

treu zu ſeyn, und ihr Bild in ihrem Herzen zu verehren. Man köñte hiergegen einwenden, daß die treuen Behältniſſe dieſer Bilder im Tode ſelbſt verdürben, und wir wollen hierüber den Riolanum ſprechen laſſen. Dieſer erzählt uns in ſeiner Zergliederungskunſt, daß ſich nach dem Tode eines Menſchen ſein Geſicht nach drei Tagen völlig entſtelle; daß, nach neun Tagen, die ganze Maſſe der Säfte zu ihrem Untergange eile, und daß das Herz erſt nach vierzig Tagen zu verfaulen anfange. Das iſt alſo die längſte Zeit, die ſich das Bild einer Schönen und die Trene eines Liebhabers nach dem Tode in ſeinem Herzen halten kan. Ich köñte hier noch verſchiedene Beiſpiele von Würmern anführen, die man nicht allein im Kopfe, ſondern wirklich auch im Herzen der Menſchen gefunden hat: allein es mag hieran genug ſeyn.

Was die Freundſchaft ſeye, und worinn ſie beſtehe?

Freundſchaft iſt ein Wort, welches man insgemein aus dem Munde aller Menſchen höret, und doch haben die wenigſten einen rechten Begrif, was Freundſchaft ſey. Ein jeder rühmet, er habe viele Freunde, ohne daß er tüchtig iſt zu unterſuchen, ob er ſolche Eigenſchaften beſize, welche ſich die Liebe und Wohlgewogenheit der Menſchen verſprechen können. Eine ungegründete Eigenliebe verurſachet, daß ſich ein jeder eine groſſe Menge Freunde zuzehlet, ohne den Grund einer aufrichtigē Freundſchaft einzuſehen. Man höret täglich ſo viele Klagen von Falſchheit, von Betrug, von dem Mangel der Treue der aufrichtigſten Freunde, und eben dieſe, die ſolche Klage führen, bleiben immer in dem Irrthum ſteken, man finde in der Welt unter allerhand Menſchen eine wahre Zuneigung und dauerhafte Freundſchaft. Wir ſezen vor allem, was man durch das Wort eines Freundes zu verſtehen habe, und ſagen, ein Freund ſey ein Menſch, der eine beſtändige Freude und Vergnügen aus meinem glükſeligen Zuſtande empfindet. Ein ſolcher kan kein anderer ſeyn, als ein tugendhafter Mann, bei welchem die Liebe gegen ſeinen Nächſten ſo eingewachſen, daß er wolte, wo es in ſeinen Kräften wäre, das ganze menſchliche Geſchlecht, und in demſelben vor allem, gelehrte, vernünftige und tugendhafte Menſchen, glüklich machen. Man wird aus dieſer Erklärung leichtlich wahrnehmen können, ob in der Welt eine wahre und beſtändige Freundſchaft könne gefunden werden; wir ſezen deswegen dieſen erſten Saz, daß, wo die Freundſchaft nichts als die Eigenliebe zu ihrem Grunde hat, ſo ſey ſie falſch und unbeſtändig. Es iſt zwar in der Welt nichts gemeiners, als daß man eine Zuneigung gegen ſolche Menſchen zu tragen pfleget, bei denen wir eine Aehnlichkeit mit unſerm Zuſtande antreffen: Bin ich aber nicht tugendhaft, und iſt die Freundſchaft nur auf eine ſolche Gleichheit gegründet, welche mit meinen Sitten, Alter und Temperament übereinkömmt, ſo kan ich mir nicht verſprechen, daß ſolche beſtändig und feſt ſeyn könne. Die alten Weltweiſen, unter welchen ſonderlich Cicero, haben nach dieſem allgemeinen Begriffe die Freundſchaft erklaret; daher ſagt dieſer, die Freundſchaft ſey nichts anders, als eine Aehnlichkeit der Sitten, aus welchen eine Gegenliebe entſtehe. Wenn wir nun gleich zugeben, man finde Menſchen, bei welchen eine groſſe Gleichheit des Zuſtands, Alters, Reichthums, Herkommens, Temperaments, und anderer Umſtände eintreffen, ſo kan man dennoch aus dieſem nicht ſchlieſſen, daß daraus eine vollkommene Freundſchaft entſtehe, weil die Menſchen, die nicht tugendhaft ſind, leichtlich durch Ehre, Reichthum, Unglük, und andere Zufälle des Lebens verführet, aus dem gleichen Grunde der Eigenliebe das Band der Freundſchaft zerſchneiden, und ſo bald die Umſtände, in welchen eine Gleichheit gefunden worden, aufgehebt, ſo wird man beobachten, daß die Liebe und Vertraulichkeit hingewichen, und da iſt es mit einer ſolchen Freundſchaft gethan. Wir gehen weiter und ſagen, daß die Menſchen ſich ſelbſt ſehr ungleich ſeyn; eine kleine Krankheit kan das ganze Temperament eines Menſchen umkehren, er bekommt andere Begriffe von den Dingen, andere Sitten, was er geliebet wird ihm faſt widrig, was er ſchlecht und verächtlich angeſehen, bekommt eine ganz andere Geſtalt in ſeinen Augen; wo bleibt nun die Freundſchaft, welche nur auf die Gleichheit der Sitten, der Lebensart und andrer Dinge abzielet? Wir können mehr ſagen: wir können ſagen, daß wir uns ſelbſt auch bei geſunden Tagen ſehr ungleich ſind, wir können uns in Stunden befinden, in welchen wir uns ſelbſt verdrieslich fallen; wie ſtehet es alsdenn mit der Freundſchaft? wie kan uns etwas an einem Freunde einen Ekel erweken, darob wir ehemals ein Wohlgefallen gehabt, ein einiges Wort, eine Gebärden, eine Stellung des Leibs, ein ungegründeter Verdacht kan das genaueſte Band der Freundſchaft, welche nur auf die Gleichheit der Sitten und des Temperaments ankommt, in einem Augenblik zerbrechen. Man kan oft von einem Freunde weit weniger ertragen, als von andern Menſchen: Ein leichter Abſchlag, eine kleine Kaltſinnigkeit, ein ungegründeter Verdacht, ſind Dinge, welche alle nach dem Beweis der taglichen Erfahrung ſo manches Band der engſten Freundſchaft in einer Stunde unnüz gemacht. Wir machen hiemit den Schlus, daß eine Freundſchaft, welche dauerhaft ſeyn ſoll, keinen guten und feſten Grund haben könne, es ſey denn Sache, daß ſie auf die Tugend und innwendige Vollkommenheiten gebauet ſey. Wir wollen nun mit dieſem die allgemeine, in der Welt ſo genannte Freundſchaft nicht aufheben, ſie kan einigen Nuzen haben, ſo lange ſie nicht zerbrochen wird, ſie kommt auch in vielem mit der Natur der Menſchen überein; alleine, dies kan man ſagen, daß ſie nicht unter den Namen einer wahrhaften Freundſchaft zu ſezen iſt, weil ſie nicht nur die Eigenliebe, ſondern auch die Ehrbegierde, die Gewinnſucht und andere Dinge zu ihrem Rathgeber haben kan. Sie beobachtet nur ihren eigenen Vortheil, und ſo lange dies geſchiehet, ſo findet man nur die Schale der Freundſchaft, und das inwendige wahre Weſen derſelben iſt entfernet. Wir wollen ſolches mit Exempeln erweiſen. Joſephus iſt ein Gelehrter, er liebet Wiſſenſchaften, er hat etliche Jahre lang mit dem Titus einer genauen Freundſchaft gepflogen. Man glaubte die Liebe zu den gleichen Stüken der Gelahrtheit werde ein immerwährendes Verſtändnis unter ihnen erhalten können. So oft als der eine etwas neues geſehen, ſo ruhete er nicht, bis er ſeinen Freund deſſen theilhaftig gemacht. Beide haben es weit getrieben, und ſo bald ſie zu einem gewiſſen Staffel einiger Vollkommenheit geſtiegen, beobachtete man eine Kaltſinnigkeit zwiſchen dieſen beiden Freunden; woher kommt nun dieſe Kaltſinnigkeit? der eine hörte den andern in einer Geſellſchaft erheben, er glaubet, es gehe ſeinem wohlverdienten Lobe ſo viel ab, als man dem andern beigeleget. Er glaubet, er werde höher gehalten als er, da doch ſein Freund nicht mehrere Verdienſte beſäſſe. Seit der Zeit iſt kein gemeinſamer Umgang zwiſchen dieſen ehemaligen Herzensfreunden. Sie ſind ungemein höflich mit einander, aber die Vertraulichkeit ligt ganz zu Boden. Sie haben annoch die gleichen Sitten und Neigungen, und mit dieſem allen iſt die Freundſchaft gebrochen. Können wir denn nicht den Schlus machen, daß gleiches Alter, gleiche Liebe zu den Wiſſenſchaften und andern Dingen, nicht ſtark genug ſind, eine feſte Freundſchaft zu unterhalten. Lelius hatte viel Freunde von ſeiner Jugend an, ſie ſind mit ihm aufgewachſen, er hatte ſonderlich Sempronius zu ſeinem beſtändigen Geleitsmann gehabt; keiner konnte weder wachen noch ſchlaffen ohne den andern; Dieſer, weil jener ein Amt bekommen, hat ſich nun völlig geändert, und iſt des Lelius ſein gröſter Feind geworden. Albinus und Conſtans ſind in einem ſehr genauen Umgang mit einander von vielen Jahren her, Albinus hat von Conſtans viele Proben einer wahrhaften Freundſchaft und Ergebenheit genoſſen. Conſtans hatte ſich dem Albinus ganz ergeben, und ſich ſo gar Feindſchaften auf den Hals gezogen, damit er den Albinus verſichere, daß er in der That alle Pflichten einer vollkommenen Freundſchaft beobachte. Albinus nimmet dies alles mit verbindlichen Worten an. Der einfältige Conſtans verſichert ſich ſelbſt, ſeine wahrhafte Aufrichtigkeit werde ſeinẽ Freund zu einer beſtändigẽ Aufrichtigkeit verbindẽ. Die ganze Stadt glaubet, daß wo jemals etwas feſtes und unzerbrüchliches geſtiftet worden, ſo ſeze es das Band der Liebe zwiſchen dieſen beiden. Aber man betrüget ſich. Conſtans beobachtet, daß ſein Freund neben einem groſſen Geiz ein ungemeiner Staatsmann geworden, der in allen ſeinen Reden nun ſo verſchlagen iſt, daß er dem aufrichtigen Conſtans verdrieslich fallt. Conſtans beſucht jenen nicht mehr. Dieſer den alten Freund, nach Art eines vollkommenen Hoflings, und mit dieſem iſt auch die Freundſchaft zu Ende gebracht. Was hat man deñ von den Welt bekañten Exempeln einer ſolchen feſten Freundſchaft zwiſchen einem Damon und Pythias, einem Pilades und Oreſtes, Blosius und Tiberius Grachus zu ſagen? Sollen wir vermuthen, dies ſeyen zierliche Gemählde, deren Urbilder niemals in der Welt geweſen? Wir wollen ſolches laſſen dahin geſtellet ſeyn; wir können ſagen, daß es möglich ſey, daß groſſe und tugendhafte Menſchen das Band der immerwährenden Liebe und Vertraulichkeit niemals bis in den Tod gebrochen. Es iſt aber eine Würkung der Tugend, nicht aber einer bloſſen Freundſchaft, wie in unſern Zeiten beobachtet wird. Man kan es als eine Wahrheit angeben, daß alle ſich betrügen, die glauben, eine wahrhafte Freundſchaft zu finden bei einem geizigen Menſchen, weil der wenigſte Gewinn oder Verluſt alle Liebe bei ſolchen aufhebet. Man kan auch ſagen, daß wo eine allzugroſſe und unmäſſige Ehrbegierde das Herze eines Menſchen eingenommen, da ſoll man nur nicht hoffen, daß eine lange Freundſchaft Plaz finden werde. Der hochmüthige Menſch machet den beſten Freund zu einem ſchändlichen Opfer ſeiner ungerechten Abſichten. Es bleibet hiemit gewis, daß keiner, als ein tugendhafter, ein recht aufrichtiger Freund ſeyn könne. Ein tugendhafter aber iſt ein Mann, der durch Vernunft und Wiſſenſchaft ſein Herz ausgebeſſert, und dadurch eine Fertigkeit erlanget, alle ſeine Handlungen nach dem Befehl der Vernunft und ſeines Gewiſſens anzuſtellen. Ein ſolcher kan weder durch Glüke noch Unglüke, weder durch Reichthum noch Armuth, weder durch Verachtung noch Ehrenſtellen von ſeiner Lebensart hinweg getrieben werden, und dieſer allein iſt der gute Freund in der Welt. Die Anweiſung iſt leicht und gewis, und ſo man dieſes in Erkieſung der Freunde in der Welt beobachten würde, ſo ſollte man keine Klagen hören über die falſchen Freunde, deren Anzahl in der Welt ſo hoch angewachſen. Der Engliſche Zuſchauer hat ſich auch die Mühe gegeben, in einem ſonderbaren Blat von der Freundſchaft und deren Natur zu reden. (*) Er ſagt, es ſey nichts ſchöners noch gewiſſers darüber zu ſagen, als das, ſo uns der weiſe Sirach hinterlaſſen, und alles was Cicero und die heutigen über dieſe Materie geſchrieben, reichet gewislich demjenigen nicht zu, welches dieſer alte Weiſe uns gelehret hat, er

wird

(*) Tom. I. Blat 357.

wird aber insgemein weder geleſen noch in Betrachtung gezogen, weil dies Buch nicht von einem Mann der heutigen Zeit etwan in Franzöſiſcher oder Engliſcher Sprache geſchrieben worden. Er faſſet alles mit wenigen Worten zuſammen, was immer über dieſes Capitel vernünftiges kan geſagt werden. Laß derer viel ſeyn, ſagt er, (†) die friedlich mit dir leben, aber deine Rathgeber belangend, ſo habe nur einen aus tauſenden. Willſt du dir einen Freund zuwege bringen, ſo bringe dir denſelben zuwegen in der Anfechtung, und vertraue dich ihm nicht bald, denn es iſt mancher ein Freund, wenn es ihm gelegen iſt, aber er beharret keineswegs am Tage deiner Trübſal. Es iſt mancher ein Freund, der leichtlich zum Feinde wird, und der wird dich bald öffentlich anfechten. Mancher iſt dein Freund, daß er dein Tiſchgenos ſey, aber dieſer beharret nicht am Tage deiner Trübſal. Wenn es dir wohlgehet, ſo wird er ſeyn wie du, wenn du aber wirſt gedrüket werden, ſo wird er wider dich ſeyn, und ſich vor dir verbergen. Scheide dich von deinen Feinden, aber ſiehe dich auch für, vor deinen Freunden. Ein getreuer Freund iſt ein ſtarker Schirm. Ein getreuer Freund iſt eine Arznei des Lebens, und die den Herrn fürchten, die werden ihn finden.

Gedanken von der Zeit.

Wir beklagen uns alle, ſagt Seneca, über die Flüchtigkeit der Zeit, und wir wiſſen doch nicht, wie wir einen groſſen Theil derſelben anwenden ſollen. Unſer Leben, fährt er fort, vergehet, da wir entweder gar nichts thun, oder da wir nichts von dem ausrichten, was wir ausrichten ſolten; oder da wir uns mit ganz fremden Sachen beſchäftigen. Man klagt immer über die Flüchtigkeit des Lebens, und unſer Betragen hat doch das Anſehen, als ob es ſich niemals endigen würde. Dieſer groſſe Weltweiſe bemerket den Widerſpruch, in welchen die Menſchen in dieſem Stüke fallen, mit aller der Veränderung von Ausdruk und Gedanken, welche ihm ſo eigen iſt. Ich habe dieſen Widerſpruch ſehr oft überlegt. Wir beſchweren uns über die Kürze des Lebens, und wir wünſchen doch, daß eine jede Abtheilung deſſelben das geſchwindeſte Ende nehme. Wenn man jung iſt, ſo will man ein Mann ſeyn; hernach verlangt man nach einem Amte, man will Güter ſammlen, man will höher ſteigen, und ſodann wieder zu der Ruhe kehren. Wir erkennen alle, daß das Leben ſehr kurz iſt, und gleichwol kommen uns die verſchiedenen Abtheilungen deſſelben lang und verdrieslich vor. Wir wolten die ganze Dauer gerne verlängern, und die beſondern Abtheilungen kürzer machen. Der Wucherer ſähe gerne, daß die Zeit zwiſchen dem Verfall ſeiner Schulden, die er einzufordern hat, in nichts verwandelt würde. Der Hofmann würde gerne drei Jahre von ſeinem Leben geben, wenn ſeine Abſicht gleich das Ende erreichen könnte, welches er ſich nach deren Verlauf vorſtellet. Der Verliebte miſte gerne alle die Augenblike von ſeiner Zeit, welche bis zu der Stunde der beſtimmten Zuſammenkunft verlaufen ſollen. Die Zeit eilet auf das geſchwindeſte davon, und gleichwol würden wir faſt in allen Umſtänden unſers Lebens gerne ſehen, wenn ſie noch geſchwinder vergienge. Nicht wenige Stunden des Tages fallen uns beſchwerlich, und oft wünſchen wir, daß wir ſchon ganze Jahre zurük gelegt hätten. Wir ſehen das Künftige als ein Land an, welches mit groſſen Wüſteneien angefüllet iſt, die wir gerne bald zurük legen möchten, um den eingebildeten beſtändigen Siz, und die vorgeſtellte Ruhe zu erreichen, welche hin und wieder zerſtreuet iſt. Wenn man das Leben der mehreſten Menſchen in zwanzig gleiche Theile theilet, ſo wird man finden, daß zum wenigſten neunzehn davon nichts als ein leerer Raum

ſind,

(†) Jeſus Sirach Cap. VI. 6. &c.

ſind, in welchem die Menſchen ſich weder mit Ergözungen, noch mit wichtigern Sachen, beſchäftigen. Ich habe hier mit denen nichts zu thun, welche in beſtändiger Bewegung ſind. Ich ſehe nur auf diejenigen, welche zuweilen ausruhen; und ich glaube, daß ich ihnen keinen geringen Dienſt erzeige, wenn ich ihnen ſolche Mittel vorſchlage, wodurch ſie den ledigen Raum ausfüllen können, welcher ihnen ſo beſchwerlich iſt. Das erſte Mittel iſt die Ausübung der Tugend, welche ich hier in ihrem weitläuftigſten Verſtande nehme. Alle Tugenden, welche unſere Mitbürger betreffen, können den fleiſſigſten Menſchen ſo viel Beſchäftigung machen, als immer die arbeitſamſte Verrichtung. Es verflieſſen wenig Tage, in welchen man nicht die Pflichten ausüben kan, welche uns verbinden, die Unwiſſenden zu belehren, den Armen zu helfen, und die Betrübten zu tröſten. Oft hat man Gelegenheit die Hize einer Parthei zu mäſſigen, den Verdienſten eines Mannes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, den Neid zu beſänftigen, die Zornigen zurük zu halten, und diejenigen zu überzeugen, welche von Vorurtheilen eingenommen ſind. Alle dieſe Pflichten ſtim̃en mit der menſchlichen Natur ſo wol überein, daß ſie denenjenigen ein ausnehmendes Vergnügen machen müſſen, welche ſich auf eine kluge Weiſe damit beſchäftigen. Es iſt noch eine andere Art der Tugend, welche den Raum ausfüllen kan, wenn man von aller Unruhe, und von aller Beſchäftigung entfernt, in ſeinem Zimmer iſt. Dieſe verpflichtet eine jede vernünftige Kreatur ſich mit ihrem Schöpfer zu beſprechen. Derjenige, welcher ſich die Allgegenwart GOttes beſtändig vorſtellet, empfindet eine daurende Freude. Die Ruhe verläſt ihn niemals, und er bleibt in der Überzeugung vergnügt, daß er bei ſeinem beſten und liebſten Freunde iſt. Die Zeit wird ihm niemals zu lang, und er wird niemals allein ſeyn. Die Stunden, welche andere müſſig zubringen, beſchäftigen ſeine Seele am meiſten. Er wird gros, wenn er überlegt, daß ihn die göttliche Vorſehung allenthalben umgiebt. Die Ausübung der Tugend beſchäftiget die Menſchē nicht nur in dieſem Leben. Nein, ihre Würkung dauret auch nach dem Tode, und die Seele wird ihre guten oder ſchlimmen Eigenſchaften auch in der Ewigkeit behalten. Eben dieſe Überlegung kan in uns einen kräftigen Trieb zu der Ausübung dieſer Pflicht erweken. Was würden wir von einem Menſchen denken, der von einem kleinen Capital, daß er ganz zu ſeinem Vortheil anwenden könnte, neunzehn Theile verſchleuderte, und den zwanzigſten noch wol dazu zu ſeinem Schaden gebrauchte. Weil aber die Seele ſich nicht allemal mit der Ausübung der Tugend und der Andacht beſchäftigen kan, ſo mus ſie etwas ausruhen, und ſich eine ſolche Verrichtung wählen, die ihr anſtändig iſt. Das zweite Mittel alſo, welches ich zum Zeitvertreib vorſchlagen wollte, wäre dieſes, daß man ſich ein nüzliches und unſchuldiges Vergnügen erwählte. Ich mus geſtehen, daß mir gewiſſe Beluſtigungen zu unwürdig vorkom̃en, als daß eine vernünftige Kreatur ſich mit denſelben gemein machen ſolte, und deren ganze Annehmlichkeit darin̄ beſteht, daß ſie nicht böſe ſind. Ich weis nicht, ob man noch ſo viel von einem Kartenſpiel ſagen kan. Dieſes aber kommt mir wunderbar für, wenn vernünftige Leute ganzer zwölf Stunden nichts anders vorzunehmen wiſſen, als zu ſpielen. Solte man nicht einen ſolchen Menſchen verlachen, wenn er über die Kürze des Lebens klagt? Der Schauplaz würde eine beſtändige Gelegenheit zu den edelſten und zu den nüzlichſten Ergözungen geben, wenn er wohl eingerichtet wäre, und ſich in ſeinen Schranken hielt. Allein die Seele findet niemals eine angenehmere Ruhe, als in der Geſellſchaft eines wahren Freundes. Kein Glük in unſerm Leben iſt ſo gros, das dem Umgange mit einem tugendhaften und vernünftigen Freunde gleich kommt. Nach dieſer genauen Vereinigung mit einer einzigen Perſon, ſolte man ſich einen allgemeinern Umgang mit denenjenigen verſchaffen, welche uns unterrichten und beluſtigen können. Zwo Eigenſchaften, die allemal zuſammen gehören. Es gibt noch verſchiedene andere nüzliche Ergözlichkeiten, welche man verdoppeln müſte, wenn es möglich wäre, damit man allemal im Nothfall zu denſelben ſeine Zuflucht nehmen könnte. Dieſes würde beſſer ſeyn, als weñ man die Seele in eine Trägheit gerathen läſt, oder wenn man der erſten Leidenſchaft folget, welche in derſelben erwekt wird. Ein Menſch, welcher an der Muſik, an der Mahlerei, oder an der Baukunſt Geſchmak hat, ſcheint eine andere Seele zu haben, wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, welcher hiervon nicht gerühret wird. Die Kunſt, Blumen zu verlegen, und Bäume zu pflanzen, den Garten und das Feld zu bauen, iſt eine groſſe und nüzliche Beſchäftigung auf dem Lande, wenn ſie von einem begüterten Manne zu ſeinem Vergnügen vorgenommen wird. Nichts aber iſt unter allen Ergözungen würdiger, unſere müſſige Stunden zu vertreiben, als das Leſen guter Bücher. Eine jede Wiſſenſchaft, ein jeder Theil derſelben, wird einen Menſchen in ſeinem ganzen Leben beſchäftigt halten können, wenn es auch noch einmal ſo lang wäre, als es iſt. Je mehr die Seele ihre Kräfte durch das Nachdenken ſchärfet, je weiter erſtrekt ſich ihre Einſicht. Sie wird helle, ſie ſiehet um ſich, und ſie empfindet ſich ſelbſt auf eine ſolche Art, welche ſie von ihrer Gröſſe, von ihrer Herrlichkeit, und von ihrer Dauer überzeuget. Sie iſt dazu gemacht, ihre Erkenntnis zu vergröſſern, und immer mehr Wahrheiten anzunehmen. Sie entdeket eine ihr anſtändige Freude, wenn ſie ſich aus der Niedrigkeit reiſt, mit welcher ihr die Ausſchweiffungen der Leidenſchaften drohen. Dieſe Freude wirkt in den ganzen Körper, ſie zeigt ſich offenbar in dem Geſichte, und ſie verräth ſich in allen unſern Unternehmungen. Sie iſt es, welche das Herz unverzagt macht, die uns über die Vergänglichkeit erhebet, und die uns auch ſodann nicht verläſt, wenn die Welt in Stüken bricht. Einem Thoren wird die Zeit lang, wenn er ſeinen ausſchweiffenden Leidenſchaften folgt, und der Weiſe findet ſein Vergnügen in ſeinen Betrachtungen. Der erſte klaget über lange Zeit, weil er ſie nicht anzuwenden weis. Der andere findet eben dieſe Kürze, weil er einen jeden Augenblik durch einen angenehmẽ oder nüzlichen Gedanken unterſcheidet. Dieſes heiſt ſo viel, daß der erſtere ſich niemals der Zeit gebraucht, da der andere ſie beſtändig zu ſeinem Nuzen anwendet. Was findet man nicht für einen Unterſcheid zwiſchen zween Menſchen, von welchen der eine bei den Wiſſenſchaften, und in Ausübung der Tugend, der andere aber in der Unwiſſenheit und in der Zerſtreuung alt geworden iſt, wenn dieſe beide ihr vollbrachtes Leben anſehen. Der leztere entdekt, wenn ich ſo reden darf, in ſeinen Gütern nichts, als dürre Berge und öde Wüſteneien, welche ihn in Traurigkeit und Schreken ſezen; da der andere eine groſſe und angenehme Landſchaft wahrnimmt, welche mit ſchönen Gärten, grünen Wieſen und Fruchtbringenden Feldern angefüllet iſt.

Zufällige Gedanken über die Ehre der Begräbniſſen.

Die alten Egypter hatten einen Gebrauch, der von groſſem Einflus auf die Sittlichkeit dieſes berühmten Volkes geweſen ſeyn mus. Ihre Toden, vom Könige, bis auf den geringſten Bürger, durften nicht nach Wilkühr von den Hinterlaſſenen beerdiget werden. Jenſeit eines groſſen Sees, Moeris genant, lagen die öffentlichen Grabſtätte; an dem diſſeitigen Geſtade aber hielten vierzig Richter in einem halben Zirkel ihre Sizungen, und beurtheilten das Leben der Verſtorbenen. Jeder aus dem Volke hatte hier Freiheit den Toden zu verklagen, und gerichtliche Beweiſe gegen ihn zu führen. War ſein Anbringen gegründet, ſo verſagte man dem Leichnam die Ehre des Begräbniſſes,

niſſes, und ſchikte ihn zur Beſchimpfung ſeines ganzen Geſchlechts zurüke. War der Tode hingegen unſchuldig, ſo verwandelte ſich das Wehklagen ſeiner Anverwanden und Freunde in Froloken. Man hielt ihm Lobreden, und das geſamte Volk begleitete ihn mit Glükwünſchen zu ſeiner Ruheſtätte, wohin ihn ein gewiſſer Fährmann überſezte. Eine jede Mumie bekam ihr Urtheil geſchrieben in die Hand, und hatte, wie ſie glaubten, daran gleichſam einen Geleitsbrief in ihre ſogenañten ewigen Wohnungen. Ich war über dieſem Stüke der alten Geſchichte eingeſchlafen, und meine Einbildung verband die Bilder deſſelben in folgenden Traum: Ich befand mich, wie es mir vorkam, in dieſem Lande der Sphinxe und Obeliſken. Der See Moeris lag mir vor den Augen, und die beiden ungehäuren Spizſäulen erhoben ſich aus ſeiner Mitte. Ich ſahe die prächtigen Steinhaufen voll Gözenbilder und Hieroglyphen auf ſeiner Inſel, und eine unzähliche Menſchen an ſeinem Geſtade. Das Todenſchif war prächtig ausgeziert, und erwartete den Leichnam eines Toden von Stande. Die Richter ſaſſen in weiſſen Kleidungen, und der Oberſte derſelben trug eine güldene Kette um den Hals, woran das Bild der Wahrheit hieng. Ich erkannte das Leichenbegängnis eines Regenten. Ein Prieſter trat auf, und erhob die Eigenſchaften des Verſtorbenen mit redneriſchen Worten. Eine allgemeine Stille herrſchte unter der ganzen Menge, ſo lange von ſeinen Ahnen, von ſeiner Macht und Hoheit die Rede war. Man kam auf ſeine Tugenden, auf ſeine Wachſamkeit, Menſchenliebe, Grosmuth, Weisheit, ⸗ ⸗ ⸗ ⸗. Ein ungeſtümes Geröſe unterbrach die Lobrede, und Anklagen, Vorwürfe und Beſchuldigungen hauften ſich an ihrer Stelle. Die Witwen und Fremdlinge gaben Kläger gegen ihn ab, und der Unterdrükte, der Verachtete und Verabſaumte ſchrie wider ihn um Rache. Tauſend und noch tauſend gelöſete Zungen verſtärkten dieſen Aufruhr. Der Oberprieſter ſtand von ſeinem Stuhle auf, und niemals hat man die Gerechtigkeit in gröſſerer Majeſtät geſehen. Er kehrte das Bild der Wahrheit dem Volke zu, und verurtheilte den Fürſten. Man führte den beſchimpften Leichnam zurük, und an ſeiner Stelle nahte ſich ein andrer dem Schiffe. Die Richter warteten eine geraume Zeit auf Kläger; es fand ſich keiner. Der Tode war ein unſchuldiger Greis von niedrigem Stande. Er hatte achtzig Jahre hindurch ein wohlgeordnetes Hausweſen unterhalten, und dem Staate eine Reihe nüzlicher Bürger und Bürgerinnen erzogen. Er hatte ſeine Güter ſeinen Söhnen ausgetheilt, und war einſam und zufrieden für Alter geſtorben. Das ganze Volk empfieng ſie mit Lob und Thränen, und wünſchten ihm Glük zu den ewigen Wohnungen der unterirdiſchen Gerechten. Dies Schauſpiel rührte mich ſo ſehr, als mich das vorige beſtürzt gemacht hatte. Ich glaubte in dem Gebiete der Wahrheit und Unſchuld ſelber zu wohnen, und niemals hat mir der Nachruhm ein ſtärkerer Antrieb zur Tugend geſchienen. Welche Veränderungen der Nahmen und Caractern erblikte man hier nicht! Einem Oberprieſter des Apis wurde die Gruft verſagt, weil er unwiſſend, muthlos und geizig geweſen, und einem andern, weil er nichts als Herrſchſucht, Argliſt und Zorn bewieſen. Dem Leichnam eines Helden ris ein Akermann den Lorbeer vom Haupte, weil er ihm aus Wildheit ſeine beſaeten Aeker verdorben hatte. Die Leiche eines Statthalters verfolgte ein ganzes Volk mit Fluchen und Vorwürfen, weil er ihnen das Herz des beſten Oberherrn geraubt, weil er Gewalt verübt, und nur ſein Haus erhoben hatte. Seine unglüklichen Nachkommen zitterten für dieſer Erbſchaft, und verwünſchten ſein Gedächtnis. Eines reichen Kaufmanns Frau wurde zurük gewieſen, weil ſie durch Pracht mehr aufgewand, als ihr Mann in ſeinem ganzen

Leben erworben; und weil doch keine groſſe Weisheit ohne einen Zuſaz von Thorheit ſeyn kan, ſo wurde ein junges Frauenzimmer nach ihren Tode als eine Egyptiſche Heilige verehret, weil ſie ihrem Käzchen eben ſo viel als ihrem Bräutigam im Teſtamente vermacht hatte. Zulezt hörte ich einen heftigen Wortſtreit über einen Toden. Seine Ankläger ſchrien hauffenweiſe, er habe dem Vaterlande nie das allergeringſte genüzt. Seine Vertheidiger ſchrien dagegen, er ſei ein Wunder ſeiner Zeit geweſen, er habe hundert neue Leſearten zu der Aufſchrift einer Spizſäule erfunden, und ein Paar Ohren an einem hieroglyphiſchen Sphinxe ergänzt. Ich ſchlos hieraus, daß es die Mumie eines Egyptiſchen Critici betreffen muste. Das Gedränge ward immer heftiger. Mir war, als wenn ich mich losreiſſen wolte. Ich that dies aber mit ſo vieler Heftigkeit, daß ich darüber erwachte.

Ob man des Tags zweimal eſſen ſolle?

Wenn man nicht mehr ist, als bis der Hunger geſtillet iſt: ſo kan man ſo ofte eſſen, als es einem beliebt, denn man wird nicht eher eſſen, als bis man würklich hungrig iſt, und dieſes iſt bei einem recht geſunden Menſchen kein anderes Zeichen, als daß ihm Nahrung vonnöthen iſt. Darum ist der Bauer des Tages viermal. Wie mäſſig müſſen alſo die Leute nicht leben, die des Tages zweimal oder gar nur einmal zu eſſen gewohnt ſind. Doch die Wahrheit zu ſagen: ſo iſt dieſes ein Schatten der Tugend, welcher die Laſter ſo oft zu begleiten pfleget. Denn wann man es ſich belieben lieſſe bei dem Bauer zu ſpeiſen: ſo würde man in 6. Mahlzeiten nicht ſo viel zu ſich nehmen, als man in einer zu ſich nim̃t, weñ man des Tages nur einmal zu eſſen gewohnt iſt. Dieſes macht, daß ich es nicht für rathſam halten kan, nur einmal des Tages zu eſſen, denn die gute Vernunft kommt immer zu ſpäte, wenn der Appetit gar zu gros iſt, und ſo iſt er bei einem geſunden Menſchen, wenn er in 24. Stunden nicht gegeſſen hat. Daher wird der Magen auf einmal mit Speiſen überfüllt, und man betriegt ſich, wenn man ihn für eine Vorrathskammer hält, darinnen was auf das künftige aufbehalten werden könne ohne zu verderben. Die Erfahrung lehret das Gegentheil, und beſtättigt ſolches durch Exempel ſolcher Leute, welche ſich zu tod gefreſſen haben, indeme es bei einer allzugroſſen Anfüllung des Magens, wenn ſonderlich nicht recht gegohrnes Bier darzu getrunken wird, gar nichts unerhörtes iſt, daß der Magen voneinander geplazt. Solche Leute werdens vermuthlich nicht übel nehmen, wenn man ſie Thiere nennet. Denn man hat eben dieſes bei den Schweinen wahrgenommen. Wenn es nun beſſer iſt, des Tages zweimal: ſo mus doch in unſern Ländern die Abendmahlzeit weit ſparſamer, als die Mittagmahlzeit eingerichtet ſeyn. Denn die unangenehme Empfindung, welche die häufigen Speiſen in dem Magen erregen, verhindert nicht nur den Schlaf, ſondern der Magen iſt auch des andern Tages mit Schleim erfüllt, weil es des Nachts an der gehörigen Bewegung fehlet, dadurch die Dauung befördert, und die Speiſe aus dem Magen heraus getrieben werden mus. Man könnte ſich zwar auf das Beiſpiel der alten Römer berufen, die ihre ſtärkſte Mahlzeit des Abends zu halten gewohnt geweſen. Allein die guten Römer ſind gar nicht die Leute, welchen man in der Lebensordnung nachzuahmen hat. Sie ſind es, die die Schwelgerei auf das höchſte getrieben, und in allen Arten der Wollüſte die Lehrer des menſchlichen Geſchlechts genennet werden können. Wir dürfen nur den Petronius leſen,

leſen um davon überzeugt zu werden. Und was würden die Aerzte nicht für Geld verdienen, wann es noch einmal Mode werden ſolte die Leute ein Jahr voraus zu Gaſte zu bitten, damit man Zeit genug haben möchte, alle Arten der Speiſen zu erſinnen, womit man ſeine Gäſte bewirthen wolle. Die Römer würden die Welt eben ſo aufgefreſſen wie überwunden haben, wenn ſie alle Tage ſo gefreſſen hätten, welches ſie vermuthlich nicht unterlaſſen haben würden, wenn es nur möglich geweſen wäre. Da aber ſolches nicht geſchehen: ſo haben die von ihnen überwundenen Völker Urſache ihnen Dank zu ſagen, daß es ihnen nicht eingefallen iſt, ſie mit einer ſauren Brühe zu kochen. So viel iſt gewies, daß ſie allen ihren Wiz verſchwendet haben, um jedermann zum Eſſen und Trinken zu ermuntern, und dieſes haben ſie nicht nur durch eine Reizung der Sinne, ſondern des Verſtandes ſelbſten zu bewerkſtelligen geſucht, wie aus dem Petronius erhellet, welcher erzehlet, daß ſie bei Tiſche das Bild eines toden Kindes herum gegeben, mit den Worten:

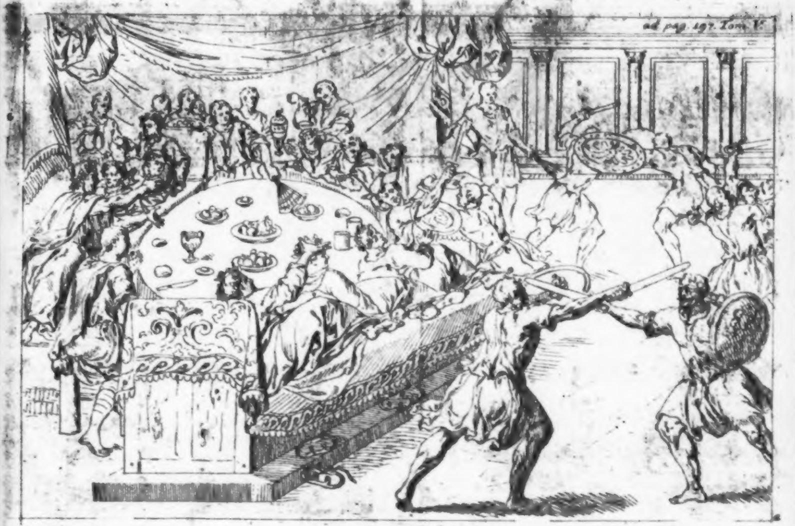
Eheu nos miſeros! quam totus homuncio nil eſt.
Sic erimus cuncti, poſtquam nos auſſeret orcus.
Ergo vivamus dum licet eſſe bene.

Dabei machten ſie ſich das unmenſchliche Vergnügen zuzuſehen, wie ſich ihre Sclaven einander umbrächten. Meiſtens hielten die Römer dergleichen Mahlzeiten mit barbariſchen Luſtſpielen, nach gehaltenem Einzuge im Triumphe. Die Römiſche Geſchichte haben hievon viel Rühmens gemacht, und ausführliche Beſchreibungen geliefert. Wir begnügen uns dermalen nur einen Abris in Kupfer ſolcher grauſamen Römiſchen Gaſtereien hier anzufügen. Die Abhandlung darzu befindet ſich, zu beſſerer Erläuterung des Kupferblats, neben auf der Seite erwehnter Kupfertafel der Kürze nach beigedrukt. Die Römer hatten alſo in Wolluſt, Pracht, Ehrgeiz, Uebermuth und Tollheit, vor andern Nationen was zum voraus; Sie waren in dieſer Raſerei unerſattlich. (*) Denn ihre Luſtbarkeiten bei den gehaltenen Gaſtmahlen waren nicht prächtig genug, wañ nicht Blut dabei vergoſſen worden. Ich würde dieſes eine bardariſche Raſerei und Frucht einer heidniſchen Blindheit nennen, wenn ich nicht wüſte, daß es einerlei ſeye, die Menſchen aus Wolluſt oder Ehrgeize zu ermorden, oder ſolches darum zu thun, weil ſie mit uns nicht einerlei Gedanken haben, und man hat mich verſichern wollen, daß dieſes mehr als einmal von Chriſten, da ſie nicht wie die Heiden betrunken geweſen, geſchehen ſeyn ſoll. Es iſt ferner dieſer Unterſchied zwiſchen den Abendmahlzeiten der Römer und den unſrigen geweſen, daß ſolche nicht ſpäte, ſondern gegen die Zeit angeſtellt geweſen, da man bei uns das Halbabendbrod zu eſſen pflegt, da dann ſchon ein groſſer Theil der Speiſen gegen die Zeit des Schlafens verdauet geweſen. Wenn man nun dabei bedenkt, daß es zu Rom um den Mittag ſehr heis ſey, und man des Morgens frühe eine ſtarke Mahlzeit zu thun keinen genugſamen Appetit habe: ſo wird dadurch ihre Mode des Abends zu ſpeiſen gerechtfertiget; ſie kan uns aber keineswegs zur Nachahmung angeprieſen werden. Es bleibt alſo dabei, daß es am beſten ſey, des Tages zweimal, beidemal aber, und ſonderlich des Abends, mäſſig zu eſſen. Wollte man aber ja nur einmal ſpeiſen, ſo würde es ſonderlich bei denen, welche viel mit dem Kopfe zu arbeiten haben, worzu ſie nach der Mahlzeit eben nicht ſonderlich geſchikt ſind, am dienlichſten ſeyn, wenn ſie ihre ordentliche Mahlzeit des Nachmittags um 4. Uhr hielten, dabei ſie nicht mit vollem Leibe zu Bette giengen, ſich nach der Mahlzeit eine Bewegung machen, und doch Zeit genug haben würden ihre Geſchäfte mit gehöriger Munterkeit abzuwarten.

(*) Lipſius hat in ſeinen 6. Büchern de magnitudine Romana hievon vieles geſchrieben; denen er doch, aus Liebe zu den Römiſchen Alterthümern, öfters das Wort redet. Der Ehrgeiz, ſagt er, ſättigte ſie nicht auf dieſer Welt; ſondern ſie lieſſen ſich auch ſchon allhier vergöttern. Alle Gaſſen ſtunden voll Ehrenſäulen, davon die meiſten Tonnen Goldes, manche auch Millionen gekoſtet. Ihre Palläſte übertrafen der Götter ihre Tempel. Ihre Triumphbögen, Amphitheater, wären ihrer Gröſſe wegen, unter welchen einige an die 100. tauſend Zuſchauer gefaſſet, und der Dauer halber, nicht der Zeit, ſondern der Ewigkeit gewiedmet. Aber die Spiele, das Gefechte, der Scharmüzel zwiſchen Vieh und Menſchen darinnen, und das Ringen nach dem Leben, wie ihre Sklaven unter einander, ihnen zur Luſt, ſich umbringen muſten, machte nicht allein das viele Menſchenblut unſchäzbar, ſondern auch der Werth der Thiere, die man von tauſend Meilen her zuſammen gebracht, welche ſo viel gekoſtet, als Marſchgelder von ganzen Armeen. In ihren Palläſten hatten ſie ganze Teiche mit Wein angefüllt, und mit Schiffen Seegefechte darauf gehalten. Im Eſſen und Getränke hätte man nur darauf geſehen, daß jeder Biſſen ſo viel gekoſtet, als eine reiche Hofhaltung das ganze Jahr hindurch. Sie hätten zu dem Ende Perlen von unſchäzbaren Werth in zugerichteten Speiſen verſchluket ꝛc.

Gedanken von den Maulwürfen.

Cardanus hat über die ſonderbare Structur der Maulwürfe eine ſehr artige Betrachtung angeſtellet, woraus er die Weisheit und Vorſicht der Natur beweiſet, welche ſie bei der Schöpfung dieſes kleinen Thieres angewendet hat. Was iſt, ſchreibt er, gemeiner und bekannter, als ein Maulwurf? Was ſtattet aber auch einen handgreiflichern Beweis von der Vorſehung ab, als eben derſelbe? Die Glieder ſeines Leibes ſind ungemein geſchikt für ſeine Natur und Lebensart: denn da ſeine Wohnung unter der Erde iſt, wo er nichts ſehen kan; ſo hat die Natur ihm ſolche unmerkliche Augen gegeben, daß die Naturforſcher kaum erkennen können, ob er etwas ſehen kan oder nicht. Hingegen aber hat ſie ihm alles das in ſehr hohem Grade zugetheilt, was zu ſeiner Wehr oder Warnung vor Gefahr gehöret: denn er hört ungemein ſcharf. Wir ſehen aus dem Erfolge, wozu ihm ſein kurzer Schwanz, die kurzen Füſſe, und ſeine breiten Vorderpfoten, die mit ſcharfen Klauen bewafnet ſind, dienen. Dieſes verhilft ihm, ſich ſo behende unter den Boden zu graben, und ſich einen ſo engen Weg in die Erde zu machen, daß die, welche es ſehen, ſich nicht genug darüber verwundern können. Deswegen ſind ſeine Beine ſo kurz, damit er nicht mehr graben dürfe, als die bloſſe Dike ſeines Leibes es erfordert, und ſeine Vorderbeine ſind breit, damit er viel Erde auf einmal wegſcharren könne. Er hat einen kurzen, oder gar keinen Schwanz, weil er nicht auf der Erde lebt, wie die Razen und Mäuſe; ſondern ſich unter der Erde aufhält, und gezwungen iſt, ſich daſelbſt eine Wohnung zu graben. Da er nun ſeine Bahn durch ein ſo grobes Element macht, welches nicht ſo leicht nachgiebt, als die Luft, oder das Waſſer; ſo würde es gefährlich geweſen ſeyn, einen ſo langen Schweif hinter ſich herzuſchleppen; denn ſeine Feinde hätten auf ſeine Spuhr kommen, und ihn herausholen mögen, bevor er ſeine Werke recht in Beſiz genommen hätte. Boyle merkt von dieſem Thiere an, daß, ungeachtet es nicht ganz und gar blind ſey, wie man insgemein dafür hält, es doch nicht genug ſehen köñe, um alle Gegenſtände zu unterſcheiden. Seine Augen ſind ſo beſchaffen, daß ſie zwar das Licht, ſonſt aber nichts erkeñen, und es ſcheint, als wenn auch dieſe Keñtnis des Lichts dem Thiere beſchwerl. wäre. Wenn er an den hellen Tag kom̃t, ſo würde er in Gefahr ſtehen, gefangen zu werden, wofern ihm das Licht nicht in die Augen ſchiene, und ihn dadurch warnete, ſich wieder in ſein eigenes Element zu vergraben. Ein ſchärferes Geſichte würde ihm unnüze, und ganz und gar keines gefährlich ſeyn. Während daß



ad pag. 197. Tom. V.

Abbildungen der grauſamen Gaſtmalen, ſo die vornehme
Römer, ehemals angeſtellet.

ſich die Naturforſcher in ſolchen Betrachtungen vergnügen, und mit einer Uberzeugung, die nur Kenner und Freunde der Natur haben können, und wovon blöde Freigeiſter nichts fühlen, ausrufen:

> Ja, alles was ich ſeh, ſind Gaben vom Geſchike,
> Die Welt iſt ſelbſt gemacht, zu ihrer Bürger Glüke,
> Ein allgemeines Wohl beſeelet die Natur,
> Und alles trägt des höchſten Gutes Spur.

Ich ſage, während daß dieſes die Naturforſcher, zum Lohne ihrer Bemühungen, überzeugend einſehen: ſo beſchweren ſich die Haushälter über den vielfältigen Unfug und Schaden, den ihnen dieſes emſige Geſchöpfe verurſacht. Um von dieſem Schaden ein wenig urtheilen zu können, mus man die Lebensart und Haushaltung der Maulwürfe verſtehen. Ein Maulwurf hat die Erde zu ſeinem Elemente. Er iſt in freier Luft eben ſo betäubt, als ein Fiſch auſſer dem Waſſer iſt, und daher findet er ſich genöthiget, im̃er zu Hauſe zu ſeyn. Eine beſtändige Eingezogenheit wird allen Thieren zur Laſt; ein beſtändiger Müſſiggang iſt eine unausſtehliche Plage, und Graben iſt eine gute Leibesbewegung zur Geſundheit. Daher pflegt ein Maulwurf von Zeit zu Zeit kleine Luſtreiſen unter der Erde anzuſtellen; er ſpaziert in ſeinen Recreationsſtunden von einem ſeiner Landgüter auf das andre, und beſchäftigt ſich unterwegens ſeine unterirdiſchen Gänge rein zu erhalten, und wo etwa dieſes oder jenes Gewölbe eingeſtürzt iſt, den Schutt heraus zu tragen, und ſie wieder eben zu machen. Sein Gang wird gemeiniglich drei bis vier Zoll tief in gegrabenem Erdreiche gemacht, und man kan von auſſen gar leicht erkeñen, wo er ihn hingenommen hat, weil die Erde über demſelben etwas erhaben und gebrochen iſt. In friſch gegrabenem lokern Lande reitet er am liebſten herum, weil ihm darinn das Durchkommen nicht ſo beſchwerlich fällt; und daher iſt es ihm ſehr gleichgültig, wenn er in ſolcher Erde einen Gang verfallen oder eingetreten findet: denn was iſt ihm leichter, als ſich einen andern zu machen? Hingegen wenn er durch ein hartes Erdreich gebohret hat, ſo läſt er ſichs äuſſerſt angelegen ſeyn, die verfallene Fahrt wieder auszubeſſern: daher auch in ſolchen Gegenden die Maulwürfsfänger, beſonders im Sommer, mit leichter Mühe 20. bis 30. Stük wegfangen, wenn ihrer in ſelbiger Gegend ſo viel auf einmal wohnen, die durch dieſen Pas hindurch müſſen. Denn dieſe Thiere bedienen ſich haufenweiſe eines ſolchen gemeinſchaftlichen Weges, beſonders wenn er unter eine Mauer, oder ein Gebäude führet, worunter ſichs freilich wegen des Regens, der andere Zimmer, die im freien Felde liegen, feucht und ungeſund macht, beſſer und geruhiger wohnen läſt. Weil man nicht immer arbeiten kan, ſo halten die alten erfahrnen Maulwürfe, denn die Jungen binden ſich eben ſo wenig, als die Jugend des menſchlichen Geſchlechts, ſtrenge an die Geſeze der Lebensordnung, ihre gewiſſen Stunden, da ſie des Tags über beſchäftigt ſind. Zuerſt wühlen ſie bei der Sonnen Aufgang in den angenehmen Morgenſtunden. Alsdann ruhen ſie bis um 9. Uhr. Nach neun Uhr ſpührt man ſie nicht eher wieder, als zu Mittage, und des Abends, bei der Sonnen Untergange, wenigſtens wenn die Sonne nicht mehr auf den Ort ſcheinet, wo der Gang iſt, verrichten ſie ihre lezte Arbeit. Hierbei iſt noch zu merken, daß die Maulwürfe auch in Abſicht des Jahrswechſels ihre Arbeiten verändern. Im Herbſte fahren ſie nicht in der Erde; ſondern ſtoſſen nur auf, und kommen nur früh vor Aufgange, oder Abends, nach dem Untergange der Sonne in die Höhe. Im Frühjahre hingegen, und beſonders im May, gehen die Fahrten wieder an, das macht, im Winter werden ſie von der

Kälte genöthiget, die Winterquartiere zu beziehen, welche ſehr tief unten in der Erde angelegt werden, und wozu die Canäle oft unter Mauren weggehen, die tief in die Erde hineingehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man von ſolchen Gängen äuſſerlich keine Spuhr haben kan; ſondern es verrathen ſie nur die groſſen Erdhaufen, welche vor dem Eingange aufgeſchüttet liegen, und in lokern ſandigten Erdreiche eine ſo erſtaunende Höhe haben, daß es einem Unerfahrnen unglaublich ſcheinen würde, daß ſie von Maulwürfen ſollten aufgewühlt worden ſeyn. Im Frühlinge, da ſie Junge haben, machen ſie ſich in die obern Wohnungen, um die Würmer herbei zu ſchaffen, die ſich nahe unter der Oberfläche der Erde aufhalten. Ihre Arbeitſamkeit verleitet ſie zu dieſer Zeit, die obern Gänge in der Erde zu machen, wodurch ſie ſich ihren Feinden verrathen, und die der Hausherr im baulichen Weſen unterhalten mus, da unterdeſſen das Weiblein, welches viel furchtſamer und vorſichtiger iſt, lieber zurük bleibt, und von dem geringſten Lärme abgeſchrekt wird, ſich in langer Zeit nicht wieder aus der Wohnung heraus zu begeben. Wie leichte man dieſen armen Thieren ein ſolches Schreken verurſachen könne, iſt aus dem leiſen Gehöre zu ſchlieſſen, das ſie beſizen, und welches ſie dadurch beweiſen, daß ſie, wenn man ihnen in einem obern Gange eine Fahrt halten ſieht, den Augenblik auf der Stelle inne halten, und lange nicht wieder anfangen fortzuarbeiten, ſobald ſich nur das allergeringſte Geräuſche ſpühren läßt. Wer kan auch wohl dieſe Furchtſamkeit einem Thiere verdenken, dem man das Leben mit einem nichtswürdigen Naſenſtüber, den man ihm giebt, in einem Augenblike nehmen kan? Nichtsdeſtoweniger hat man angemerkt, daß ſie zuweilen des Nachts ſo dreiſte ſind, aus ihren Löchern herauszugehen, und einen Gang in freiem Felde zu thun, worinn ihnen aber öfters eine Kaze beſchwerlich fällt, die zu gutem Glüke eben hungrig und in der Nähe iſt, und den irrenden Ritter ſo gut als eine verächtliche Maus auffriſt. Aber ſo iſt es. Ein Thier lauret beſtändig auf den Untergang des andern, und keins als der Menſch hat willkührliche Geſeze, wornach er ſich in ihrer Wahl richtet. Unter den Thieren, die hierinn blos dem Triebe ihrer Natur folgen, freſſen die Kazen ungemein gerne Mäuſe und Maulwürfe, und die lezten werden vielleicht in dem Augenblike ein Opfer derſelben, da ſie ausgehen, um einem andern Thiere den Garaus zu machen, das ihren Geſchmak ſehr reizet. Dieſes ſind die Regenwürmer, und gewis ſind ſie das einzige, was vom Regen den Namen hat, woran die Maulwürfe ein Vergnügen finden ſollten: denn ſonſt iſt ihnen nichts beſchwerlicher, als die Näſſe, und ein einziges naſſes Jahr kan ihrer mehr ausrotten, als alle Fänger in zehn troknen Jahren nicht thun können. Es ſcheint in der That eine Wirkung des leiſen Gehörs zu ſeyn, daß die Maulwürfe die Regenwürmer ſelbſt in der Erde aufſuchen und fangen können. Es iſt bekannt, daß die Regenwürmer das Wühlen in der Erde nicht vertragen können, und man kan ſie aus der Erde herausjagen, wenn man nur mit einem Stoke darinn herumwühlt. Vermuthlich macht alſo das Wühlen der Maulwürfe dieſe Thiere unruhig, daß ſie anfangen in der Erde herumzukriechen. So bald dieſes der Maulwurf ſpühret, gräbt er ihnen nach, und man ſieht zuweilen an dem Orte, wo ein Maulwurf mit Aufwerfen der Erde beſchäftigt iſt, einen Regenwurm in gröſter Verwirrung aus dem Haufen herausgekrochen, und vor dem Verfolger fliehend kommen, deſſen Schnauze aber alſobald auch nachkomt, und den elenden Flüchtling erſchnappet. Vielleicht iſt die Veränderung der Wohnung der Regenwürmer, die im Winter auch tiefer in die Erde gehen, eine von den Staatsurſachen, warum auch der

Maulwurf in dieſer Jahrszeit das Logis verändert. (*) Um dieſe Geſchichte der Maulwurfsfahrten vollſtändig zu machen, die mit den ehemaligen Kriegszügen darinn eine groſſe Aehnlichkeit haben, daß ſie beide durch anderer Herren Länder geſchehen, die dadurch nicht wenig verheeret wurden; ſo iſt zu merken, daß ſie ſowohl in Feldern und Aekern, als auch auf Wieſen vorgenommen werden. Dieſes iſt nun derjenige Hauptartikel, weswegen wir die Maulwürfe todt ſchlagen: denn dieſe Oerter hat ſich der Menſch auserſehen, um ſie alleine zu nuzen, und keinem fremden Bergmanne darinn Pardon zu geben. Freilich lieſſe ſich wohl zur Vertheidigung dieſer armen Thiere noch manches hierbei einwenden. Denn wie gros kan wohl eben der Schade ſeyn, den die aufgeworfenen Maulwurfshauffen auf den Feldern verurſachen, da ſie doch wieder geakert, und die Hauffen mit zerfahren und eben gemacht werden. Auf den Wieſen möchte vielleicht die Vertheidigung ein wenig ſchwerer ſcheinen: denn wenn man dieſelben gleich heute geleichet hat, ſo erſcheinen doch des folgendes Tages ſchon wieder neue Maulwurfshauffen, welche denn beim nachmaligen Abmähen des Graſes die Senſen verderben, oder, wenn ſie im groſſen Graſe aufgeworfen werden, nicht ohne vielen Schaden zerworfen werden können, indem man dadurch das Gras mit Erde bedecken, am Wachsthum hindern, und den Mähern das Hauen beſchwerlich machen würde. Nichts deſtoweniger aber kan man auch hier, zur Entſchuldigung dieſer Thiere, etwas ſagen, und ich will deshalb das Zeugnis eines Landwirthſchaftsverſtändigen ſelbſt anführen. (**) Maulwürfe, ſagt dieſer, thun guten fruchtbaren Wieſen mehr Nuzen als Schaden, indem, wenn die heraufgeworfenen Haufen zeitig im Frühjahre überall geworfen, nicht allein das Moos dadurch ge[illegible]ſt wird, ſondern auch das Gras mut[illegible]er davon wächſt. Jedoch was hilft die gerechteſte Sache von der Welt, wenn die Richter ſelbſt ſagen, daß man Unrecht habe? Das Urtheil iſt den Maulwürfen von Alters her geſprochen, daß ſie ſterben müſſen, und ich finde keine Errettung für ſie, als die ſie ſich ſelbſt machen. Man hat auch in der That Urſache zu zweifeln, ob eine beſſere möglich ſey: denn ſie beſizen dazu die allervortreflichſten Vortheile. Der erſte beſteht in ihrer ganz beſondern Fruchtbarkeit, worinn ſie den ſonſt hierinn ſo berühmten Razen ſelbſt nicht weichen. Man kan leicht in einem einzigen Gange 10. bis 12. ja noch mehr Maulwürfe wegfangen und tödten, und man wird dem ohnerachtet nicht ſpühren, daß in der Republik ein Mangel an Volke entſtehen ſollte. Keinesweges. Die Arbeiten gehen nach wie vor von ſtatten; die Gänge werden unterhalten und vermehrt; die Haufen werden immerfort aufgeworfen, und das ganze Erdreich wird vortreflich zerwühlt. Ein andrer Vortheil für ihre Erhaltung iſt die Lage ihrer Wohnungen. Ihnen nachzugraben, wie Hr. Krezſchmar gerathen hat, verbietet ſich von ſich ſelbſt, weil man ſie eben um deswillen gern vertilgen wollte, weil ſie ſelbſt an ſolchen Oertern graben, wo nicht gegraben werden ſoll. Die Colonien unter Waſſer zu ſezen, oder, wie der Verfaſſer des Tractats von den Ranunkeln anräth, Terpentin- oder Nusöhl u. ſ. w. in ihre Löcher zu gieſſen, und es ihnen durch einen Nachgus voll Waſſer entgegen zu ſpühlen, weil ſie es nicht vertragen können, thut, wenn es auch thunlich wäre, weiter nichts, als daß es ſie von einer Gegend verjagt, und ſie nöthiget ihre Wohnungen wo anders in der Nachbarſchaft zu nehmen. Das Wegfangen iſt wohl das ſicherſte Mittel,

---

(*) S. Leipz. Oecon. Samml. 4. B. S. 830.

(**) S. Leipz. Oecon. Samml. 3. B. S. 524.

das man ergreifen könnte: allein man hat Beiſpiele, daß in einem gewiſſen Diſtricte Landes, in einem Jahre auf fünf bis ſechstauſend Stüke ſind weggefangen worden, und gleichwohl ſind ihrer nicht allein beſtändig noch immer genug vorhanden geweſen; ſondern es hat ſich in einem einzigen darauf erfolgtem trokenen Sommer wieder eine ſolche Menge eingefunden, daß man dieſen groſſen Abgang ganz und gar nicht hat ſpühren können. (*) Hieraus erhellet demnach, daß dieſe Thiere entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchwer in einer Gegend zu vertilgen ſind, wenn nicht Jedermann in einem ganzen Lande gleichen Fleis anwendet, ſie wegzufangen, damit ſie nicht immer aus einer Nachbarſchaft in die andere ziehen können. Man klagt faſt in allen öconomiſchen Schriften darüber, daß keine zuverläſſige Hülfsmittel wider dieſe Thiere vorhanden wären. Ich will nicht ſagen, daß dieſe Klage ganz ungerecht wäre: allein, geſezt, man hätte die beſten Gifte für die Maulwürfe, und es bliebe die Einrichtung ſo wie jezt, daß ein jeder nur nach ſeinem Belieben die Maulwurfsjagd anſtellen oder unterlaſſen kan; ſo werden alle dieſe Mittel eben ſo wenig, als die Mittel wider die Sperlinge nuzen, deren in einem Dorfe hunderttauſend getödet, und doch immer noch in Überfluſſe genung vorhanden ſeyn können, ſo lange ihnen nicht in den benachbarten Gegenden und im ganzen Lande mit gleichem Eifer nachgeſtellt wird. Dieſes iſt die Urſache, warum ich es für unnöthig halte, die Hülfsmittel hier nach der Reihe anzuführen, die man zur Vertilgung der Maulwürfe erfunden hat. Man kan in Wahrheit nicht ſagen, daß daran ein Mangel wäre. Wem daran gelegen iſt, dergleichen ſo wohl, als auch andere gute Rathſchläge zu erfahren, die man zu Erhaltung dieſes Endzwekes zu beobachten hat, der kan, ohne ſich in den Schriften der Ausländer umzuſehen, im Teutſchen hinlänglichen Unterricht finden; Und damit wir allhier, zur Erſezung des vorſezlichen Mangels eigener Beſchreibungen von dieſer Art, nur einige Quellen hier anführen, woraus ſich die Hauswirthe unſers Vaterlandes unterrichten können; ſo wollen wir ſie hiermit auf dasjenige verweiſen, was hiervon in den Leipziger öconomiſchen Sammlungen (*) in den Hannöverſchen Anzeigen, (**) in den Breslauer Natur- und Kunſtgeſchichten, (***) in des Herrn Laurence Pflichten eines Verwalters, (****) Herrn Müllers Küchen- und Baumgartenluſt, (*****) Herrn Reichardts Abhandlung, von allerhand Saamenwerke, (******) Herrn Leopoldts Einleitung zur Landwirthſchaft, (†) u. a. ausführlich gelehrt worden iſt.

(*) S. Herrn Leopoldts Einleitung zur Landwirthſchaft. S. 222.

(*) S. des 4. Bandes. S. 818. u. f. Dieſe Abhandlung des Herrn G. F. Möllers iſt im Journ. Oeconom. Aout 1751. ins Franzöſiſche überſezt worden.

(**) Siehe der Hannöverſchen Anzeigen erſten Bandes, S. 448.

(***) Siehe des Auszugs 2. Theils. S. 112.

(****) Siehe der Überſezung. S. 42.

(*****) Seite 27

(******) Seite 137.

(†) Seite 220. bis 223.

Gedanken von den Frühlingscuren.

Jezt erſcheint diejenige angenehme Jahreszeit wieder, da die Heren Doctores der Arzneikunſt vieles zu ſchaffen bekomen, um einer Menge geſunder Leute zu Hülfe zu kommen, denen auf der Welt nichts fehlt, ſondern die blos eine Cur wider den Frühling gebrauchen wollen. Die Frühlingscuren ſind, beſonders unter dem geſittetern Theile der Menſchen, ſo ſehr bei uns zur Mode geworden, daß einer viel zu thun haben würde, deren Misbräuche zu erzehlen. Inzwiſchen wird es doch hoffentlich keine ganz vergebliche Arbeit ſeyn, den wahren Werth, und den eigentlichen Gebrauch derſelben zu beſtimmen. Der gemeinſte Schlus, den man für die Frühlingscuren zu machen pflegt, beſteht in folgenden Urtheile: Weil man des Winters über wenig freie Luft hat genieſſen können; weil die Leibesbewegung in dieſer traurigen Jahrszeit gröſtentheils wegfällt, und ſolchergeſtalt ſowol die unmerkliche Ausdünſtung unterdrükt, als auch die Stärke der feſten Theile geſchwächt wird. Weil ſich alſo um deswillen den Winter hindurch viele Unreinigkeiten in unſerm Körper ſamlen; ſo iſt es nothwendig, im Frühling eine Cur zu gebrauchen, um den Körper wieder zu reinigen, und ihn geſchikt zu machen, den folgenden Theil des Jahres geſund durchzubringen. Da ich mir nicht einfallen laſſe, alle Frühlingscuren, ohne Ausnahme, für unvernünftig oder überflüſſig zu erklären, ſondern nur geſonnen bin, denjenigen Misbrauch derſelben zu beſtreiten, den die Mode veranlaſt; ſo will ich die Einſchränkungen, unter welchen ich ſie allein billigen kan, aus den eigenen Gründen herleiten, die man zu ihrer Vertheidigung anführet. Geſezt alſo, daß der vorhergehende Schlus ſeine völlige Richtigkeit habe; ſo ſieht jedermann leicht ein, daß es nur unter der Bedingung nöthig oder erforderlich ſey, eine Frühlingscur zu gebrauchen, wenn man im Frühlinge ſeiner Geſundheit nicht verſichert, oder wenn man den Winter hindurch eine der Geſundheit nachtheilige Lebensart zu führen genöthiget geweſen iſt. Ich erinnere hierbei gleich anfangs, daß dieſe Bedingung nichts weniger, als eine beſondere Vertheidigung der Frühlingscuren ſey. Man kan eben ſo wohl ſagen: Wenn man den Herbſt hindurch eine der Geſundheit nachtheilige Lebensart zu führen genöthiget geweſen iſt; ſo mus man eine Wintercur brauchen: und eben ſo verhält ſichs mit allen übrigen Jahrszeiten. Daher will dieſe Regel eigentlich weiter nichts ſagen, als, man müſſe eine Frühlingscur brauchen, wofern man in dieſer Jahrszeit eine Geneigtheit des Körper zu Krankheiten zu befürchten hat. Man hat aber dieſelbe zu fürchten, wenn man den Winter hindurch eine unrechtmäſſige Lebensart geführt hat; es ſey nun, daß man das warme Zimmer nie verlaſſen; nie ſeinen Leib beweget; oder ſich in Eſſen und Trinken verwahrloſet habe; wiederum, daß man den rauhen Einflus der Kälte, des Regens, Windes, und Schnees habe erdulden müſſen, u. ſ. w. Geſezt, daß man wider dieſe Regel nicht das geringſte einwenden kan; ſo wird doch zum wenigſten ſo viel daraus folgen, daß einer, der im Winter den Regeln einer guten Lebensordnung gemäs gelebet, und ſich alſo keinen Vorrath zu Krankheiten geſamlet hat, der Frühlingscuren ſicher entbehren könne. Man wird mir dieſes von Herzen gern zugeſtehen: denn eben um deswillen, weil die wenigſten Menſchen dieſes von ſich ſagen können, ſind die Frühlingscuren ſo unentbehrlich. Allein ich frage dagegen wieder: Warum eben die Frühlingscuren? Wer das Geſez der Lebensordnung übertritt, dem kan es weder im Sommer, noch im Winter, weder im Frühlinge, noch im Herbſte, ungeſtraft hingehen. Es iſt in der That nicht ſchwer, auch dieſe Frage zu beantworten. Im Frühjahre verändert ſich die kalte, ſchlechte und rauhe Witterung in eine wärmere, ſchöne und angenehme. Alſo iſt dieſes die bequemſte Zeit, Arzneien zu gebrauchen. Dieſe Sache wird ſehr oft geſagt, aber noch niemand hat bewieſen, noch niemand hat in übereinſtimmigen Erfahrungen geſehen, daß ſie ſo überhaupt, und ohne alle weitere Einſchränkung gegründet ſey. Ich werde mich alſo hier ein wenig näher in die Unterſuchung derſelben einlaſſen, und hoffe hierdurch meine Leſer von dem Saze zu verſichern, den ich mit zu einem Hauptgegenſtande dieſer Abhandl. erwählt habe, daß man nämlich keine gewiſſe Jahrszeit vorherbeſtimmen könne, darinn es allen, oder auch nur den meiſten Kranken zuträglicher ſeyn ſollte, Arzneien zu gebrauchen, als zu andern Zeiten. Es gehet mit den Beurtheilungen des Einfluſſes der Witterung in unſerm Körper eben ſo, wie mit denen, von den Wirkungen der Arzneimittel. Wir haben ſehr ſchöne und gründliche allgemeine Regeln davon, aber die wenigſten laſſen ſich in einzelnen Fällen bei einzelnen Perſonen ſicher wieder anbringen. Wir kennen die innere Beſchaffenheit der menſchlichen Körper in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden viel zu wenig, als daß wir unſer Verfahren ſicher darnach einrichten könnten. Man ſagt überhaupt, und beweiſet es mit vielen guten Gründen, daß eine leichte Luft unſern Leib, dem Gefühle nach, ſchwerer, und das Gemüth unvergnügt mache. Nichts deſto weniger finden ſich Beiſpiele genug, da eine und eben dieſelbe Perſon in einer ſolchen Luft niedergeſchlagen und träge, und wiederum, da ſie vergnügt, aufgeräumt und leicht iſt. Man ſagt, daß das Aderlaſſen im abnehmenden Monde, und bei ſchönem Wetter am beſten von ſtatten gehe: allein ein Arzt müste ſehr wenig Erfahrung haben, wenn er nicht angemerkt haben ſollte, daß zuweilen eine Aderlas im ſchlechteſten Wetter recht wohl, und im beſten Wetter ſehr ſchlecht bekommen könne. Empfindliche Leute merken ein bevorſtehendes Ungewitter ſchon zu der Zeit vorher, wenn das Wetter noch recht ſchön iſt. Solchergeſtalt hat auch die zukünftige Witterung einen Einflus in die Oeconomie unſerer Bewegungen. Wer alſo heute, bei ſchönem Wetter, zur Ader läst, oder Arznei braucht, der kan nicht eher verſichert ſeyn, daß ſie ihm, um des Wetters willen, wohl bekommen werde, als bis ihn die Erfahrung lehret, wie das Wetter in den nächſtfolgenden Tagen beſchaffen ſey. Wenn alſo in der That, ſo, wie man zu glauben pflegt, bei dem Aderlaſſen und Arzneibrauchen das meiſte auf das günſtige Wetter ankömmt; ſo iſt es dem unerachtet, um dieſer Urſache willen, leicht möglich, daß einer im ſchlechten Wetter purgiren, zur Ader laſſen, ſchwitzen ꝛc. und ſich hernach wohl befinden könne, da ſich hingegen ein anderer übel befinden kan, der eben dieſes beim ſchönſten Wetter gethan hat. Wornach ſoll man ſich alſo wohl richten, wenn man die beſte Zeit zu einer Cur wählen will? Mir deucht, man kan hierauf wenig guten Rath ertheilen: allein das iſt doch wol das Allergewiſſeſte, daß man ſich zu dieſem Endzwecke keine ſolche Zeit ausſuchen müſſe, worinn ſich die Witterung oft und ſchleunig verändert. Solche Abwechſelungen tragen ſich aber im Anfange und Mittel des Frühlings am meiſten zu. Unter dieſem Charakter iſt der Merz und April zur Gnüge bekannt; und dieſes ſind die Monate, worinn am meiſten zur Ader gelaſſen, und Frühlingscuren gebraucht werden. Wenn wir nun das, was bißher geſagt worden, wieder auf die Frühlingscuren anwenden wollen; ſo erhellet, wenn man ja für nöthig hält, ſich ihrer zu bedienen, daß man wenigſtens ſo lange damit verziehe, bis das Jahr eine beſtändige, anhaltende Witterung mit ſich bringt; und hierauf hat man ſich, beſonders in hieſigen Gegenden, vor dem Maymonate wenig Hofnung zu mamen. Inzwiſchen darf man keinesweges glauben, daß alsdenn alle Curen einmal, wie das andere, gut von ſtatten gehen ſollten. Nein. Man erhält dadurch weiter nichts, als daß man die mislungene gute Hofnung einer Cur, wenigſtens nicht der fehlgeſchlagenen Witterung, ſondern einer ganz andern Urſache zuſchreiben mus. Mehrentheils beſteht dieſe anderweitige Urſache darinn, daß man eine Cur angeſtellt hat, ohne ihrer nöthig zu haben; und dieſes iſt wieder ein wichtiger Punct, den ich meinen Leſern vorlegen will. Sollte es denn nicht möglich ſeyn, die Menſchen zu überführen, daß ihnen eine unrecht angebrachte Cur nothwendig Krankheiten zuwege bringen müſſe, womit ſie verſchont geblieben ſeyn würden, wenn ſie gar nichts gebraucht hätten? Eine Arznei dient unſerm Körper nicht zur Nahrung. Sie iſt keine Speiſe, kein Getränk für ihn; ſondern ihre Wirkung beſteht darinn, daß ſie auserordentliche Bewegungen hervorbringt, die unſerm Leibe nicht natürlich ſind. So wirken einige abführende Arzneien, indem ſie einen Schmerz in den Gedärmen erregen, worauf ein Zuflus der Säfte gegen die Gedärme erfolget, welcher ſie ausſpühlet und reiniget; andere Arzneien erregen einen gewaltigen Trieb des Geblüts, der einen Schweis hervorbringet, u. ſ. w. Wenn nun dieſe unnatürlichen Bewegungen unſerm Körper dienlich ſeyn ſollen; ſo kan es auf keine andere Weiſe geſchehen, als daß ſie ſich andern unnatürlichen Bewegungen, oder ihren Urſachen entgegen ſezen, um den natürlichen Zuſtand des Körpers wieder herzuſtellen. Dieſe ihnen entgegen geſezten Bewegungen, oder Urſachen, ſind Krankheiten unſers Körpers. Wer alſo Arzneien gebraucht, ohne eine Krankheit, der er ihre Wirkung entgegen ſezet, zur Abſicht zu haben, der zieht ſich dadurch nothwendig neue unnatürliche Bewegungen zu, welches Krankheiten heiſſen, deren Urſachen die Arzneien ſind. Ich behaupte, daß man durch die Präſervationscuren dasjenige nur ſehr unvollkommen erhalten könne, was man durch eine regelmäſſige Lebensordnung vollkommen erhalten kan. Wo keine Krankheit, ja, wo nicht einmal eine Spur einer herannahenden Krankheit vorhanden iſt: was kan da wol ein überlegender Mann, deſſen Verſtand und Gewiſſen allemal das Gegentheil eines Waghalſes iſt; was kan dieſer, ſage ich, in einem ſolchen Falle wohl thun, wenn er eine Präſervationscur verordnen ſoll, als daß er alle Abſonderungen des Leibes, ſo viel, als möglich, in demjenigen guten Stande zu erhalten ſucht, worinn er ſie findet? Dieſen Zwek durch Arzneimittel zu erhalten, iſt in der That die ſchlechteſte Wahl, die man darinn treffen kan. Denn die Arzneien thun dieſe Wirkung nur ſo lange, als ſie gebraucht werden, und ſie thun es zugleich auf eine ſolche Art, die unſerm Körper nicht natürlich iſt. Eine vernünftige Lebensordnung unterhält die Abſonderungen und Ausführungen auf die Fortdauer, und zugleich auf eine ſolche Weiſe, die unſerm Körper natürlich iſt. Sie beſteht aus ſehr wenigen, und leicht zu beobachtenden Regeln; und, was das Allervornehmſte iſt, worauf ich die Leſer bitte beſonders aufmerkſam zu ſeyn, ſo kan ſie keine Präſervationscur vor Krankheiten beſchüzen, wenn ſie dieſe Lebensordnung nicht dabei beobachten; da hingegen dieſe Lebensordnung bei einem geſunden Menſchen, ohne alle Präſervationscur, dieſen Zwek ganz vollkommen alleine erreichen kan. Sie beſteht kürzlich darinn: ſich den abwechſelnden Witterungen nicht unbehutſam auszuſezen; im Eſſen und Trinken, im Schlafen und Wachen die gehörige Maaſſe zu halten; ſeinen Leib täglich zu bewegen; die Leidenſchaften zu zähmen; und endlich alles zu vermeiden, was die natürlichen Ausführungen ſtören und unterdrüken kan, z. E. die Erkältungen, den unmäſſigen Genus zuſammenziehender, kühlender Sachen, u. ſ. w. Da nun dem alſo iſt, ſo ſehe ich nicht ab, warum die meiſten Menſchen, die ſehr für ihre Geſundheit beſorgt ſind, dieſe Lebensordnung am meiſten verabſaumen, und ſich auf die Präſervationscuren verlaſſen; Kurz, ich laſſe den Frühlingscuren keinen Vorzug vor den Curen aller anderer Jahrszeiten, in ſo fern ich behaupte, daß man ſie nicht eher vornehmen ſoll, als wenn es ſich, beim eintretenden Frühlinge, findet, daß man krank iſt, oder krank zu werden anfängt. Aber hier kommt ein neuer Umſtand vor, der wiederum in Überlegung zu nehmen iſt. Woran ſoll man erkennen, ob man zu fürchten habe, krank zu werden? Eben dieſe Furcht iſt es ja, welche die meiſten Frühlingscuren veranlaſt. Wenn iſt alſo dieſe Furcht gegründet, und wenn iſt ſie vergeblich? Nichts iſt leichter, als dieſe Beſchwerlichkeit im Urtheilen aus dem Wege zu räumē.

Ein wachſames Gefühl ligt in uns ſelbſt verborgen,
Das nie dem Übel ſchweigt, und immer leicht verſehrt,
Zur Rache ſeiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch alles Übermaas den ſchwachen Faden ab,
Und die Geſundheit ſelbſt führt unvermerkt zum Grab:
Allein im weichen Mark der zarten Lebensſehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Brunn der Thränen,
Doch auch des Lebens iſt, der wider einen Feind,
Der ſonſt wol unerkannt, uns auszuhöhlen meynt,
Uns zwingt zum Widerſtand: er ſchlieſt die regen Nerve
Vor Froſt und Salze zu, verſtöſſet alle Schärfe,
Durch Zuflus ſüſſen Safts, und kühlt geſalznes Blut,
Durch Zwang von heiſſem Durſt, mit Strömen dünner Fluth,
In allen Arten Noth, die unſre Glieder fäulet,
Iſt Schmerz der bittre Trank, womit Natur uns heilet.

Dieſe vortrefliche Stelle des göttlichſten Gedichtes erklärt das Geheimnis auf eine ſo gründliche Art, als man es von einem der gröſten Aerzte unſerer, und vielleicht aller Zeiten, erwarten kan. Keine Krankheit überfällt uns ohne alles warnende Gefühl; und wer alſo nur die gehörige Aufmerkſamkeit auf die Veränderungen ſeines Körpers wendet, der wird bald urtheilen können, ob er einer Präſervationscur nöthig habe oder nicht? In Abſicht der Frühlingscuren iſt dieſes Mittel beſonders untrüglich. Denn da im Frühlinge nicht allein eine ganz neue Jahrszeit eintritt, die von der vorhergehenden viel merklicher verſchieben iſt, als der Sommer vom Frühlinge, und der Winter vom Herbſte, ſondern da auch zu dieſer Zeit die Witterung in einer beſtändigen, ja faſt in der wechſelhafteſten Veränderung im ganzen Jahre ſind; ſo hat dieſes einen ſo groſſen Einflus in die Oeconomie unſers Körpers, daß nicht leicht ein verborgener Feind ſo gar dabei ruhen kan, daß er nicht ſeine heimliche Tüke offenbaren ſollte. So bald uns alſo das innere Gefühl, welches uns davon benachrichtiget, das Loſungszeichen giebt; ſo iſt es rathſam, zu einer Cur zu ſchreiten, aber dabei diejenige Lebensordnung anzufangen, deren ich oben erwähnt habe, und welche überhaupt unentbehrlich iſt. Wer hingegen den Frühling durch ſo munter und aufgeräumt iſt, daß er ſich überhaupt für geſund halten kan, wenigſtens ſo, wie es ein Menſch von ſeiner Leibesbeſchaffenheit etwan ſeyn kan, der würde, meines Erachtens, ſich ſelbſt im Lichte ſtehen, wenn er ſich im Frühlinge nach einer andern, als der Regel richten wollte: Weil der Frühling kommt; ſo ſoll eine Lebensordnung deſto regelmäſſiger ſeyn. Wenn man dieſe Stüke gehörig in Überlegung ziehen wollte; ſo zweifle ich nicht, es würden jährlich viel tauſend Menſchen weniger, als bisher, Frühlingscuren gebrauchen, und ohne Zweifel würden ſie dabei geſunder ſeyn, als jezt. Ich will dieſe Abhadlung mit folgenden Halleriſchen Zeilen meinen Leſern empfehlen:

Dir weih ichs, edle Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn, betrachtet.

Von der Erzeugung und dem Nuzen des Thaues.

Die Einrichtung des groſſen Schauplazes der Natur zeuget von einer ſolchen unermeslichen Weisheit, welche die Forſcher derſelben in ein angenehmes Entzüken, und in eine freudige Verwunderung verſezet. Die Wege, welche ſie gehet, um ihre Abſichten zu erreichen, ſind ſo ordentlich und wohlgewählet, daß man in Betrachtung derſelben, auf einen gütigen, weiſen, und herrlichen Urheber derſelben geführet wird. Sie bringet nichts vergeblich hervor. Ihre Mittel ſind ausgeſucht und kräftig, und ihr Zwek iſt heilſam und erſprieslich. Sie arbeitet, aber nicht ſelten ſo verborgen, daß ſie ſowol ihre Wege als Abſichten mit Fleis zu verſteken ſcheinet. Wie vieles findet ſich in ihrem Reiche, wovon ihre gröſten Lieblinge keine Urſache angeben können, warum es da ſey? warum es ſo und nicht anders ſeyn müſſe? Ihre geliebteſten Schoskinder müſſen ſich öfters mit Muthmaſſungen und Warſcheinlichkeiten begnügen laſſen, wenn ſie ſelbe auf ihren geheimen Wegen ausſpühren, und dieſelben auskundſchaften wollen. Ihre Schüler ſind aber zuweilen ſelbſt Schuld daran, daß ſie in dem Lande der Wahrſcheinlichkeit zu ihrer nicht geringen Beunruhigung herum irren müſſen. Oft irren ſie, da ſie es am wenigſten meinen. Wie zuverläſſig hat man nicht bisher die Erzeugung des Thaues in der Luft geglaubet? Da doch derſelbe, wie wir zeigen werden, in der Erde zubereitet wird. Man hat gelehret, daß die bei Tage durch die Wärme der Sonne in die Höhe gezogenen Dünſte, durch die Kälte der Luft, zuſammengepreſſet und herunter zu fallen, genöthiget würden. Ich glaube aber zulängliche Gründe zu haben, von dieſer bisherigen Meinung abzugehen, und eine gegenſeitige zu behaupten. Es fällt nemlich meiner Meinung nach, der Thau nicht aus der Höhe auf die Erde, ſondern wird aus der Erde, durch die Kraft des unterirdiſchen Feuers gebracht. Daß ſich in der Erde ein Feuer befinde, ſolches werde ich wol nöthig haben zu erweiſen. Dieſe Warheit offenbaret ſich auf ſo mannigerlei Weiſe, daß man nicht daran zweifeln kan; die feuerſpeiende Berge, die Erzeugung der Metalle, und die warmen Bäder überführen uns zulänglich hiervon. Die in den mineraliſchen Wäſſern befindliche mineraliſche Theile geben genugſam zu erkennen, daß in der Erde ein Feuer ſey, welches die Metalle aufgelöſet, und deren kleineſte Theilgen mit dem Weſſer vermiſchet habe. Eine noch nähere Erfahrung hiervon erhalten wir von denen, welche in den Bergwerken arbeiten. Dieſe verſichern uns, daß, je mehr ſie ſich dem Eingeweide der Erde näherten, deſtomehr Wärme verſpühreten ſie, welche ihnen öfters ſehr beſchwerlich würde. Da nun hieran niemand zweiflen kan, ſo kömt es nur darauf an, daß ich zeige, wie man dieſem Feuer die Erzeugung des Thaues zuzuſchreiben habe. Ehe ich mich aber dieſer Arbeit unterziehe, will ich meine Muthmaſſung von der Erzeugung des unterirdiſchen Feuers entdeken. Es iſt ein bekannter Verſuch, den man mit Feilſpänen und lebendigen Schwefel machet. Wenn man dieſe beiden Stüke durch einander knätet, hernach nur etwas kalt Waſſer darauf gieſſet, und dieſen Teig mit Erde feſte bedeket, ſo fänget er an zu rauchen, ja er gibt endlich Flamme von ſich. Nun iſt bekannt, daß in der Erde, ſowohl der Schwefel, als das Eiſen in groſſer Menge ſey; dieſen nun wird von den Seen das Waſſer zugeführet, damit ſie ſich entzünden können. Die glaubwürdigſten Reiſebeſchreibungen berichten uns: daß der Veſuv zum öftern Gräte von Fiſchen und Muſcheln ausſpeie, welche Begebenheit denn klärlich zeiget, daß dieſer Berg Canäle habe, welche ihm das Waſſer aus der See zuführen. Alſo dienet das, was ſonſt das Feuer löſchet, dem unterirdiſchen Feuer zu einer Nahrung.

rung. Und wer weis, ob nicht die Meerſtrudel daher entſtehen; daß an ſolchen Oertern Gänge in die Erde gehen, welche das Waſſer verſchlingen, und dem Feuer zur Nahrung zuführen. Dieſes Waſſer wird ſodann durch das Feuer von dem Seeſalze gereiniget, und der äuſerſten Fläche der Erde in Quellen und im Thaue zugeführet. Um dieſes zu beweiſen, will ich die Gründe, welche mich bewegen die Hervortreibung des Thaues aus der Erde zu behaupten, erzählen. Ich berufe mich hier auf allgemeine und in der Naturlehre angenommene Lehrſäze, auf das Zeugnis der Sinnen, und beſondere desfals angeſtellte Verſuche. Es iſt einmal eine überall angenommene Wahrheit, daß ein jeder Cörper eine Neigung herunter zu fallen, und ſich dem Mittelpunkte der Erde zu nähern, habe. Nun müſſen aber die flüſſigen Theile, welche den Pflanzen und Bäumen zur Nahrung dienen, in demſelben heraufſteigen. Warum ſoll hier eine Ausnahme von einer ſonſt allgemeinen Regel ſeyn? Welches ſoll die Urſache ſeyn, welche Cörper, die ſonſt in einem beſtändigen Streben zu ſinken ſind, in die Höhe treibet? Soll die Wärme der Sonnen dieſes Geſchäfte eben ſo verrichten, wie ſie ſonſt das Waſſer in Dünſte verwandelt, in die Höhe ziehet, und in der Luft bis zum Regen aufbehält, ſo mus man erſt eine allgemeine Erfahrung umſtoſſen, und deren Ungrund beweiſen. Es iſt nemlich einem jeden bekannt, daß Pflanzen und Bäume des Nachts mehr wachſen, als bei Tage. Dieſes Wachſen müſte alſo am mehreſten bei Tage geſchehen, wenn die Sonne den Nahrungsſaft der Pflanzen und Bäume in den Hölen und Fäſerchen derſelben aufziehen ſolte. Es iſt zwar an dem, daß die Sonne die Dünſte in die Höhe ziehet, indem ſelbe ſo dünne, wie ein Staub ſind, und ſich alſo in der untern und diken Luft nicht erhalten können; aber es fehlet viel, daß die in den Gewächſen aufſteigenden Säfte ſo dünne ſeyn ſolten; ſie ſind vielmehr diker. So kan auch die Sonne durch die Rinde der Bäume nicht ſo ſtark wirken, noch den Nahrungsſaft in die äuſſerſten und entfernten Theile derſelben treiben. Die bisherigen Erklärungen, wie die Säfte in einem Baume hinauf geführet werden, ſind noch vielen Schwierigkeiten unterworfen. Man hat behaupten wollen, daß in dem Holze kleine Fallen wären, welche ſich öfneten, um den Nahrungsſaft anzunehmen, ſich aber verſchloſſen, ſobald ſie ſelben empfangen, damit er nicht wieder herunter falle. Zu geſchweigen nun, daß dieſe kleine Fallen durch die beſten Vergröſſerungsgläſer nicht können geſehen werden, ſo bleibt doch allemal die Frage über; wie kommen ſie bis an die Fallen? Man ſtellet ſich zwar das Holz wie viele zuſammengefügte Cylinder vor, und meinet, weil das Waſſer in ſelben höher ſteige, als das iſt, worin ſie ſtehen, ſo geſchehe es auch in den Bäumen eben ſo. Wenn aber dieſes die Sache zulänglich erklären ſoll, ſo mus man erſt beweiſen, daß das Waſſer in einer Röhre, ohne daß die äuſere Luft weggeſchaffet worden, ſo hoch ſteigen könne, als ſie, die Röhre nemlich, ſelbſt iſt. Man ſiehet zwar, daß das Waſſer in daringeſezten Holze hinaufſteige, allein, es ſteiget nicht ſo hoch, als zum Wachsthume eines Baums nöthig iſt. Auch die Luft wird durch die Wärme nicht ſo ſtark verdünnet, daß alſo die Säfte die dadurch erledigten Pläze einzunehmen, genöthiget, und der Wiederſtand, welchen die Luft thut, gehoben würde. Alle dieſe Schwierigkeiten fallen aber weg, wenn man in der Erde eine Kraft ſuchet, welche die Nahrungsſäfte in die Bäume und in deren höchſten Gipfel treibet. Man iſt ferner darinn einig, daß der Thau eine gröſſere Kraft habe wie der Regen. Woher ſoll er die haben, wenn er auf gleiche Weiſe zubereitet wird, und wieder herunter fällt? Und warum ſoll der Thau des Abends herunter fallen? Darum, ſagt man, weil die kalte Luft dieſe Schwere nicht tragen kan. Und doch träget eine ungleich kältere Luft die ſtärkeſten Regen, Schnee und Hagelwolken. Kan wohl einerlei Urſache in gleichen Umſtänden verſchiedene Würkungen hervorbringen? Auch der Augenſchein überführet uns von dem Gegentheile. Wenn es des Abends thauet, ſo ſiehet man den Thau wie eine dünne Mehlwolke oder Nebel aus der Erde aufſteigen, ſich allmählig in die Höhe heben, zuweilen aber auch wol niederfallen, welches entweder von der Schwere dieſer Wolke oder von einem Winde, welcher ſie niederſchläget, herrühret. Man bedenke auch ferner die Menge des Thaues, und ob es wol möglich, daß ſelber ſo bald herunter falle, ohne daß man einen ziemlichen ſtarken Regen dabei wahrnehme. Ja, man findet den Thau auf dem Graſe unter ſolchen Bäumen liegen, deren viele Zweige, und dikes Laub, uns für den ſtärkſten Regen ſichern. Und dieſer dünne Staub, dieſe feine Feuchtigkeit, ſo herunterfallen ſoll, ſolte die dichte Wand, welche Laub und Aeſte machen, durchdringen. Um meine Leſer von der Warheit meines Sazes zu überführen, ſo erinnere ich ſie zuvor an denjenigen Vergnügen, welches ſie im Sommer des Abends, oder bey frühen Morgen in einem Blumengarten, oder im Felde genieſſen! Die Ausdünſtung der riechenden Theilgen gewähret uns ſodann das ſanfteſte Entzüken. Die Blumen, die Felder, und ſelbſt das Laub der Bäume, öfnen ihren anmuthigen Schoos, um dasjenige Vergnügen zu erſezen, welches die neidiſche Nacht dem Geſichte entziehet. Dieſer Reiz machet uns ungewis, ob wir der bewundernswürdigen Pracht, die das Geſichte beluſtiget, oder den Ausdüſtungen, die den Geruch ergözen, mehr ſchuldig ſind, und welchen wir von dieſen beiden den Vorzug geben ſollen. Wem aber ſollen wir die Hervorbringung dieſes beliebten Dufts zuſchreiben? Wo ſollen wir in der mannigfaltigen Natur die Mittel zur Hervorbringung dieſer rührenden Anmuth ſuchen? Die kühle Abendluft kan ſie nicht hervorbringen, denn die Kälte drüket einen Cörper zuſammen, aber ſie dehnet ihn nicht aus. Nun iſt wol wahr, daß durch den Druk der Geruch riechender Dinge vermehret werde; Aber ich zweifle ſehr, ob dieſes geſchehe, wenn das Druken von der Kälte herrühret; denn dieſe verdiket in ſolchem Falle die Säfte, welche den Geruch verurſachen, und hindert alſo ihre Ausdüſtung. Wer hat z. E. jemals von einer bereiften Blume einen Geruch wahrgenommen? Solte aber die Wärme der Sonne dieſes verurſachen, ſo müſte man dieſe Ausdüſtung bei Tage ſtärker ſpüren; denn wenn die Kraft vermehret wird, ſo mus auch die Würkung derſelben zunehmen und ſtärker werden. Hier fünde man aber gerade das Gegentheil, wenn man die Ausdüſtung der Pflanzen und Blumen der Wärme der Sonnen zuſchreiben wolte. Und dennoch mus man die Urſache davon in der Wärme ſuchen. Das ſchönſte Rauchwerk äuſert ſeine Kraft nicht eher, als bis es durch die Hize aufgelöſet, und die Theile deſſelben in eine ſchnellere Bewegung gebracht werden. Der Weihrauch, die Rauchkerzen und der Bernſtein, welche man in Zimmern gebrauchet, überzeugen uns hievon. Kan man nun die Urſache des erfriſchenden Dufts der Blumen und Pflanzen nicht in der von der Sonne erwärmten Luft ſuchen, ſo folget ja nothwendig, daß in der Erde eine Wärme ſeyn müſſe, welche dieſe feinen Theilgen hervortreibe, und ſie ſich auszubreiten zwinge. Dieſes geſchiehet aber zu eben der Zeit, in welcher die Erde ihren Kindern den Thau mittheilet. Sollte nun nicht beides auf eine und dieſelbe Art gewirket werden? Dieſe Vermuthung wird in der weitern Unterſuchung zur Gewisheit werden.

Ich habe bisher meine Meinung nur aus allgemeinen Gründen, und gleichſam von ferne bewieſen; ich will aber ſelbe nunmehr näher beſtärken. Ich habe bei hellen Wetter, wenn ich einen Thau vermuthet,

muthet, zwei Gefäſſe genommen, welche beide an dem einen Ende offen waren, an dem andern aber, war das eine mit einem feſten Boden verwahret, daß nichts durchkommen könnte, in das andere aber waren Luftlöcher gebohret. Dieſe beiden Gefäſſe ſezte ich im Mittage, da die Erde und das Gras ganz troken waren, mit dem offenen Ende auf die Erde, und verwahrete ſie daſelbſt mit umhergeſchütteter Erde ſo, daß von den Seiten her nichts darunter kommen konte. Wie des Abends um 8. Uhr ſchon alles im Garten bethauet war, ſo dekte ich die Gefäſſe auf, um zu ſehen, ob es unter ſelben auch nas wäre. Sie waren aber beide unter einem Baume etwa 4. Fus von einander geſezet. Ich eröfnete das zuerſt, welches in dem aufgerichteten Boden Luftlöcher hatte. Das Gras darunter war zwar nas, doch war das dabeiſtehende und freigeweſene weit näſſer. Hierauf that ich ein gleiches mit dem Gefäſſe, deſſen Boden ganz feſte war; kaum hatte ich ſolches ein wenig aufgedeket, ſo wurde ich von einem diken und weiſſen unter ſelben hervorkommenden Nebel genöthiget den Kopf zurüke zu ziehen, wenn denſelben nicht durch den Odem an mich ziehen wolte. Wie dieſer Nebel in die Luft aufgeſtiegen war, ſo unterſuchte das Gras, und fand ſelbes nicht nur viel näſſer, wie das übrige im Garten, ſondern es hing auch voller Tropfen. Ich habe dieſen Verſuch etlichemal wiederholet, und es allemal eben ſo befunden. Dieſes beſtärket alſo meine Meinung ſchon genugſam, und bezeuget, daß der Thau aus der Erde komme, nicht aber von oben herunter falle. Denn hier war ihm der Zugang von oben durch die feſten Gefäſſe genugſam verwehret. Ferner ſo habe bei lokern und ſchwammigten Kräutern gefunden, daß ſelbe des Morgens voller kleiner Tropfen, die wie Perlen ausgeſehen, gehangen. Bei andern, die aus feſtern Theilen beſtehen, habe dieſes nicht wahrgenommen. Man kan alſo hieraus zuverläſſig ſchlieſſen, daß die Thautheilgen auch durch die Blätter und den Stengel der Kräuter getrieben worden. Sie ſind aber deswegen für keinen Schweis der Pflanzen zu halten, wie Gerſten (*) dafür hält. Obengeſezte Erfahrung und der angeſtellte Verſuch kömt alſo den Schlüſſen des Verſtandes zu Hülfe, und belehret auch durch das Zeugnis der Sinnen, daß der Thau unten herauf komme. Man vergleiche hiemit, was oben von dem Aufſteigen der Thauwolken, die man des Abends ſiehet, geſaget worden.

Man ſiehet hieraus, daß der aufſteigende Thau entweder das Gras nas mache, oder wie ein Nebel in die Höhe ſteige. Erſteres geſchiehet, wenn die aufſteigenden Dünſte die Blätter der Pflanzen und das Gras berühren, und alſo daran kleben bleiben. In dem andern Falle findet er keinen Widerſtand, der ihn auf den Pflanzen behält, und gehet alſo in die freie Luft über. Man kan ſich die Sache deutlicher unter dem Gleichniſſe eines ſiedenden Topfes vorſtellen. Der von dem Waſſer aufſteigende Rauch gehet in die freie Luft über, wenn der Topf offen iſt. Hingegen wenn er mit einem Dekel bedeket worden, ſo ſezen ſich die in einen Rauch aufgelöſeten Waſſertheilchen tropfenweiſe an den Dekel. Der Thau iſt ein Waſſer, ſo durch die innere Wärme der Erde in einen Rauch aufgelöſet worden, und alſo hat es mit ihm eine gleiche Bewandnis. Es iſt hieraus leicht zu erſehen, warum man auf kurzen oder abgemäheten Graſe, auf bloſſen Aekern und Wegen den Thau im erſten Falle ſehr wenig, in dem andern Falle aber gar nicht antrift. Er wird nemlich von nichts aufgehalten, und gehet alſo in die freie Luft über. Jedoch findet man, daß auch des Morgens die Wege und kahlen Aeker etwas nas ſind; woher dieſes komme, wird man aus folgenden erſehen. Man hält insgemein davor, daß es des Morgens ſtärker thaue, als des Abends und Nachts. Die Sa-
che

(*) In Diſſertatione de rore deciduo.

che ſelbſt hat ihre Richtigkeit, doch mus man es nicht nach den eigentlichen Worten nehmen, denn der Thau kommt aus der Erde des Morgens nicht ſtärker, als des Abends. Es gehet aber ſo zu. Der aus der Erde aufſteigende Thau ſteiget in die Höhe, wenn er von nichts aufgehalten wird. Je mehr Theilchen in die Luft ſteigen, deſto mehr berühren ſie einander. Die ſich einander berührenden Theilchen flieſſen in Tropfen zuſammen. Wenn nun dieſe Tropfen ſo ſtark geworden, daß ſie die Luft nicht mehr halten kan, ſo fallen ſie herunter. Und dieſes iſt die Urſache, daß man ſchon des Abends herunterfallende Tropfen auf den Händen, oder auf dem Geſichte wahrnimt, und hat dieſes vielleicht verurſachet, daß man gewis geglaubt, der Thau falle von oben herunter. Dieſes Zuſammenflieſſen der Tropfen geſchiehet auch deſto eher, da die Soñe die obere Luft eher beſcheinet und erwärmet als die untere. Durch dieſe Erwärmung wird alſo die Luft verdünnet, und die in ſelbiger befindlichen ſchweren Theile ſenken ſich herunter. Je mehr ſie ſich herunter ſenken, deſto leichter werden ſie zuſammen gebracht, und flieſſen daher auch um ſo viel eher zuſammen. Es bekommt alſo der Thau hier einen gedoppelten Zuwachs. Nemlich einmal aus der Erde, welche fortfähret, ihn von ſich zu geben, und dann aus der Luft, woher er wieder zurüke fallt. Beiläufig kan man aus jezt angefügter Urſache erkennen, warum es des Morgens kälter ſey, als des Abends und Nachts. Eben dadurch, nemlich daß die obere Luft verdünnet wird, wird die untere verdiket, und alſo kälter. Wir nehmen ferner bei dem Thaue wahr, daß er des Morgens, nachdem die Sonne aufgegangen iſt, und anfanget warm zu ſcheinen, von ihrer Wärme abermals in Dünſte verwandelt, und ſo in die Höhe gezogen werde. Es hat hiemit eben die Beſchaffenheit, als mit dem Waſſer, welches die Sonne aus den Seen, Flüſſen und Teichen an ſich ziehet, daher habe ich nicht nöthig, dieſes hier beſonders zu erklären. Die Natur bereitet aus demſelben, wie bekannt, Donner, Bliz, Hagel und Regen.

Um das Geſchäfte der Natur bei dem Thaue weiter zu erklären, und die Urſachen desjenigen anzuzeigen, was man davon durch die Erfahrung wahrnimmt, ſo mus ich nunmehro zeigen, warum es zuweilen thaue, zu verſchiedenen Zeiten aber nicht, und warum ferner die Sonne den Thau nicht allemal in Dünſte auflöſe, und in die Höhe ziehe. Man ſiehet leicht, daß die Urſache davon in den verſchiedenen Veränderungen der Luft liegen müſſe. Zuweilen thauet es nicht. Wenn dieſes geſchiehet, ſo erfolget Regen. Soll ein Regen erfolgen, ſo mus die Luft mit vielen Feuchtigkeiten angefüllet ſeyn, welche herunter fallen, wenn das Gleichgewichte zwiſchen ihnen und der Luft gehoben iſt. Da dieſes die einzige Urſache des Regens, und ſonſt in der Luft nichts befindlich iſt, ſo mus eine ſolche Luft auch die Hervorbringung des Thaues hindern. Dieſes kan aber auf folgende Weiſe geſchehen: Eine verdikte Luft drüket ſtärker gegen den Mittelpunct der Erde. Indem ſie dieſes thut, ſo widerſtehet ſie zugleich dem, ſo aus derſelben heraus will. Sie hindert alſo durch ihren Druk und Widerſtand die Hervorbringung des Thaues. Die Soñe ziehet den Thau des Morgens in die Höhe. Wenn dieſes nicht geſchiehet, ſo mus die Kraft der Sonnen gehindert werden. Da nun ein Regen gefolget, wenn die Sonne den Thau nicht in die Höhe ziehet, ſo mus die in der Luft befindliche überflüſſige Feuchtigkeit die Kraft der Sonne hindern. Daß dieſes geſchehe, zeiget ſich bei wolkigtem und regenhaftem Wetter, da die Soñe bei weiten nicht ſo warm ſcheinet, als wenn die Luft rein iſt. Die dike feuchte Luft hindert alſo die Sonne, daß ſie den Thau nicht in die Höhe ziehen, und wieder in Dünſte auflöſen kan. Doch, es können noch mehr Umſtände hinzukoñen. Die Sonne kan ſehr warm ſcheinen, und ſtechen, wie bei ſchwülem Wetter zu geſchehen pfleget, und dem ohngeachtet wird der Thau nicht in die Höhe gezogen. Ich halte davor, daß in dieſem Falle die Luft ſchon ſo viele Feuchtigkeiten an ſich habe, daß ſie keine mehr tragen kan. Ja, da in ſolchem Falle die Strahlen der Soñe anders, als bei hellen Wetter gebrochen werdē, ſo kan auch dieſes eine Urſache ſeyn, daß der Thau nicht in die Höhe gezogen wird. Es iſt nemlich bekannt, daß der ſenkrechte Strahl der Sonne durch häufige Dünſte gehindert, und ſchräg gemachet wird. Nun kan die Sonne nicht ſo ſtark ſcheinen, wenn ihr Strahl ſchräg, als wenn er ſenkrecht auf etwas fällt. Und eben dieſes kan eine Urſache ſeyn, warum der Thau von der Sonne nicht in die Höhe gezogen wird. Es erhellet hieraus, daß eine gewiſſe Beſchaffenheit der Luft erfordert werde, wenn es thauen ſolle, und daß ſie in einem andern Zuſtande ſey, wenn es thauet, und wieder in einem andern, wenn es nicht thauet. In ſolchen Fällen wird denn auch der Thau eine Vorbedeutung des Wetters. Man hat nemlich Regen zu vermuthen, wenn es nicht thauet, oder wenn der Thau nicht gehörig aufgezogen wird. Geſchiehet dieſes aber, ſo iſt es eine Anzeige, daß helle Wetter erfolgen werde. Es mus aber die Luft, wenn es thauen ſoll, reine, und nicht mit überflüſſigen Feuchtigkeiten angefüllet ſeyn. Aber es thauet auch nicht, wenn die Luft gar zu dünne und warm iſt. Es ſteiget nemlich in dieſem Falle der aufgeſtiegene Thauduft gleich in die Höhe, weil er nicht von der Kälte zuſammen gedrüket, und zu Waſſer gemacht worden. Man kan ſich dieſes mit dem Deſtilliren der Kräuter und anderer Dinge vorſtellen. Die in der Kolbe befindlichen Dinge werden durchs Feuer aufgelöſet, in einen Dunſt verwandelt, in die Höhe, und durch die cylindriſche Röhre getrieben. In dieſer Röhre müſſen ſie ſich wieder in Waſſer verwandeln. Dieſes geſchiehet aber nicht, wenn die Röhre entweder ſehr kurz, oder ſehr warm iſt. Man mus daher die Kühlfäſſer gebrauchen, und durch die Kälte die Dünſte zuſam̃en zu zwingen, und ſie flüſſig zu machen. Mit dem Thaue hat es eine gleiche Bewandnis. Er iſt ein durch die Kraft des unterirdiſchen Feuers aufgelöſetes Waſſer, und wird durch daſſelbe in die äuſſerſten Theile der Erde getrieben. Er ſteiget aus derſelben wie ein dünſtiger Nebel hervor, wenn er nicht aufgehalten wird, und eben dieſes geſchiehet, wenn er nicht gehörig abgekühlet worden. Es iſt daher nicht zu zweifeln, daß auch bei Tage dergleichen Dünſte aus der Erde ausgetrieben werden, allein wegen Wärme der Sonnen, welche ſie gleich in die Höhe ziehet, kan man ſie nicht mehr wahrnehmen. Jedoch nimt man etwas davon wahr, indem dichte Cörper, welche feſte auf der Erde liegen, feuchte und nas werden.

Es entſtehet hier die Frage: Ob es denn im Winter und ſpäten Herbſte auch thaue? Man hat bisher den Reif, welchen man ſowol im Herbſte als Winter wahrnimmt, vor einen Thau gehalten; ob dieſes aber der Wahrheit gemäs ſey, kan hier noch nicht ausgemacht werden, und erfordert eine eigene Abhandlung. Wenn man inzwiſchen erweget, daß die Erde des Winters, ſonderlich bei Froſtwetter verſchloſſen ſey, und daher die Thautheilchen durch dieſelbe nicht dringen können, ſo ſolte man faſt auf die Gedanken gerathen, daß der Reif im Herbſte und Winter, ja auch der des Frühlings vor keinen gefrornen Thau zu halten ſey. Jedoch kan man auch dieſes nicht ohne Unterſcheid behaupten. Es kan nemlich der Froſt im Herbſte nicht ſo ſtark ſeyn, daß die Erde dadurch verſchloſſen wird, aber ſtark genug, um die an Pflanzen und Bäumen befindlichen Thautropfen gefrieren zu machen. Die ganze Sache erfordert aber eine nähere Unterſuchung, und verſchiedene desfals anzuſtellende Verſuche. Der Landmann hat inzwiſchen aus einer langjährigen Erfahrung angemerket, daß des Frühjahrs nichts recht an zu wachſen fange, bevor es nicht gethauet hat. Er pfleget dahero, wenn dieſes lange anhält, und der Wachsthum des Graſes dadurch gehindert wird, zu wünſchen, daß es doch erſt einmal thauen möchte. Auch dieſes mus alſo mit in Betracht gezogen werden; zumal da man im Frühjahre öfters warme, und zum Thaue geſchikte Nächte hat, worauf auch helle Wetter folget, aber dem ohngeachtet weder Thau noch Reif geſpüret wird. Ich will nur eine Muthmaſſung hievon anführen. Man weis, daß die bemühende Kraft eines Dinges am mehreſten dahin würke, wo ſie entweder gar keinen, oder doch den geringſten Widerſtand findet. Nun iſt es in einem Theile der Welt allzeit Sommer. In dieſem Welttheile findet die würkende Kraft des unterirdiſchen Feuers den wenigſten Widerſtand. Solte es alſo den Thau nicht dahin treiben, und nach den andern Gegenden, ſo lange ſie durch den Froſt verſchloſſen ſind, nur matt und kraftlos würken, bis die Abwechſelung aller Dinge dieſen Widerſtand hebet? Es thut auch nichts, wenn man gleich einwenden wolte, der Froſt dringe nicht tief in die Erde; genug, daß der Widerſtand da iſt. Allein, woher kommt denn der Reif? dieſes iſt es, was hier noch nicht kan unterſuchet werdē.

Man möchte endlich gegen meine Meinung einwenden, daß es bei ſo geſtalten Sachen in jedem verſchloſſenen Zimmer, ſo an der Erde gelegen, thauen müſſe; Wenn man aber erweget, wie ſtark der Boden durch Eſtrich, Steine und Dielen verwahret und verſchloſſen werde, ſo fällt dieſer Einwurf von ſelbſt weg. Was ſind aber doch die vielen Feuchtigkeiten, die man öfters in Zimmern an der Erde wahrnimmt? Woher kommt es, daß Tücher, Betten und ander wollen und leinen Hausgeräthe oft ſo nas werden, daß man das Waſſer aus denſelben auspreſſen kan? Zeiget dieſes nicht von aufſteigenden Dünſten aus der Erde, und wird dadurch nicht meine Meinung beſtärket? Ich komme nun auf den Nuzen des Thaues; und wie gros iſt derſelbe nicht? Die Erde giebet dadurch Kräutern und Bäumē ihre Nahrung. Die Kraft, ſo ihn aus der Erde hervor treibet, führet dieſen Nahrungsſaft auch in die höchſten Gipfel der Bäume, welchen es ſonſt an Nahrung fehlen würde. Durch die Materie, woraus er beſtehet, werden die Beſtandtheile der Bäume und Kräuter vermehret. Die Wärme, welche er mit ſich führet, befördert nicht allein die nöthige Ausdünſtung der Gewächſe, ſondern macht auch, daß die ihnen zugeführten Säfte zu ihrem Wachsthume gereichen, und durch die arbeitſame Natur verbrauchet werden können. Sie erhalten durch ihn ihre Feſtigkeit und Härte, wie wir bald mit mehrern ſehen werden: Er erſezet den Mangel des Regens, und erquiket die von der Sonnenhize verwelkten und ausgetrokneten Gewächſe. Man kan wol nicht zweifeln, daß er auch nicht von dem Elemente, durch welches er gehet, viele Theilchen mit ſich führe, welche er alſo auch den Gewächſen zuführe. Die Naturkündiger bewundern mit Recht, daß die Gewächſe ihre mehreſten Beſtandtheile nicht von der Erde, ſondern von dem Waſſer hernehmen. Aus dieſem dünnen und flüſſigen Elemente werden ſo harte Cörper, als z. E. das Holz der Bäume, und die Kerne im Steinobſte gezeuget. Die wenige Erde, ſo ein Gewächs annimmt, iſt faſt nicht zu rechnen. **Derham** erzehlet in ſeiner Phyſico-Theologia einen Verſuch, welchen Helmontius angeſtellet. Zu den 194. Pfunden und 6. Unzen, welche eine Weide in 5. Jahren zugenommen hatte, ſind von der Erde nur 2. Unzen hinzugekommen. Nach dieſer Berechnung verhalten ſich die irdiſchen Theile zu den wäſſerigten, woraus ein Gewächſe beſtehet, wie 1. zu 1555. Wenn man aber die Menge des Waſſers bedenket, die zum Wachsthume eines Gewächſes erfordert wird, und ſich dabei erinnert, daß auch das reinſte Waſſer noch viele irdiſche Theile mit ſich führe, welche in das Weſen des Baumes übergehen, ſo mögte wol die Berechnung nicht ſo gros ausfallen. Wenigſtens wird hiedurch wahrſcheinlich gemacht, daß ein Gewächſe zu ſeiner Nahrung und Beſtandtheilen mehr irdiſche Theile gebrauche, als vorhin gemeldet worden. Auch dieſe Theile werden alſo den Gewächſen durch den Thau zugeführet.

Es hat noch niemand etwas dawider einzuwenden gehabt, daß der Thau von gröſſerm Nuzen und Kraft ſey, als der Regen. Die Erfahrung bezeuget ſolches genugſam. Nur kömmt es hier darauf an, woher er dieſe vorzügliche Kraft erhalte. Beſtünde er aus bloſſen wäſſerigten Theilchen, ſo könte er keinen Vorzug vor anderm Waſſer, ſo durch den Regen herab fällt, haben. Er mus alſo aus mehr Theilchen beſtehen, als der Regen und anderes Waſſer. Dieſe Theile kan er nirgends, als von der Erde hernehmen. Es wird alſo dadurch bekräftiget, daß durch ihn den Gewächſen auch irdiſche Beſtandtheile zugeführet werden. Man hat aber vornemlich dem Maythaue eine beſondere Kraft beigeleget. Ob man Urſache dazu habe, weis ich nicht. Wolte man gewis hierin ſeyn, ſo müſte es durch chymiſche Verſuche ausgemacht werden. Mir fällt hiebei ein, was ich ehemals in Schwenters mathematiſchen und phyſicaliſchen Erquikſtunden geleſen. Er giebet folgenden Verſuch an: Wenn man ein Ey ausbläſet, Maythau darein thut, und beide Enden mit Wachs feſte vermachet, und es dann in die Sonne leget, ſo wird das Ey von der Sonne in die Höhe gezogen. Ich habe dieſen Verſuch verſchiedene male im Maymonate angeſtellet, und bald viel, bald wenig Thauwaſſer genommen, allein ich habe nie geſehen, noch gefunden, daß das Ey in die Höhe gezogen, oder weg geweſen wäre, und zweifle daher ſehr an der Richtigkeit dieſer Aufgabe. Es wird auch der Thau, ſo auf den Weizen geſamlet wird, vor beſonders gut gehalten, indem er die Sonnenflecke wegnehmen, und eine feine Haut verſchaffen ſoll. Hat die Sache ihre Richtigkeit, ſo dienet ſie mehr zu Beſtärkung der in dieſer Abhandlung vorgetragenen Meinung. Es müſte aber dieſe beſondere Kraft alsdenn daher rühren, daß der Thau durch die Poros des Weizens getrieben würde, und alſo von deſſen Theilchen einige an ſich genommen hätte. Wie viel aber der Thau zum Wachsthume der Gewächſe beitrage, ſolches ſiehet man an Gewächſen, die in Töpfen und Häuſern verwahret werden. Dieſe erlangen bei weiten diejenige Feſtigkeit und Kraft nicht, als die, ſo Schooskinder der Erde ſind. Sie ſind meiſtentheils ſchwach, und von keiner Dauer, wie beſonders an denen zu erſehen iſt, die in Treibhäuſern gezogen werden. Es ſtehet dannenhero zu rathen, daß man Gewächſe, welche des Winters in freier Luft nicht dauren können, ſo bald heraus, und in die Erde ſeze, als ſie vom Froſte keinen Schaden mehr zu befürchten haben. Will man ſie aber in Töpfen oder Kaſten behalten, ſo verſehe man ſich mit ſolchen Töpfen, die unten im Boden Löcher haben, den Boden des Kaſten aber laſſe man, ſo viel möglich iſt, durchbohren, damit die Gewächſe dauerhaft werden, mehrere Kraft bekommen, und den folgenden Winter deſto beſſer abhalten können Man ſiehet hieraus die beſondere Weisheit GOttes, die er bei Hervorbringung des Thaues bewieſen hat. Würden ohne denſelben wol Bäume wachſen können, und ihnen ihre Nahrung in die weiten Zweige und hohen Gipfel können zugeführet werden? Wie viel würde uns nicht fehlen, wenn GOtt nicht dadurch die Vollkommenheit der Welt vermehret hätte? Wie wenig würden die Kräuter zu unſerer und ſo vieler Thiere Nahrung zureichen, wenn ihnen nicht GOtt durch den Thau einen geſchwinden Wachsthum verſchaffete. Ja geſezt, daß der Regen den Mangel des Thaues genugſam erſezte, wie elend würde es aber nicht in Wäldern, Feldern, Gärten und Wieſen bei einer nicht gar zu langen Dürre ausſehen? Verſchiedene weichliche Gartengewächſe, beſonders die groſſen Gartenbohnen, laſſen ihre Häupter ſinken, und ihr Laub wird welk, wenn es nur in zwei Nächten nicht gethauet hat, und dabei ziemliche Sonnenhize bei Tage iſt. Es zeiget ſich alſo hierinn, wie in andern Stüken, auf die man um ſo viel weniger achtet, je gewöhnlicher ſie ſind, ein Abgrund der göttlichen Weisheit und Erkentnis. Ich will nur noch eine muthmasliche Würkung des Thaues anführen. Man findet, daß verſchiedene Gewächſe und Kräuter auf gewiſſen Grunde und Boden beſſer fortkommen, als auf andern. Ja man nimmt über dem noch wahr, daß einerlei Gewächſe in dieſem Erdreiche einen ganz andern Geſchmak haben, als in einem andern. Nun iſt zwar das Erdreich an allen Orten nicht einerlei. Man kan dieſes an der bloſſen Farbe der Erde ſchon ſehen. Ja dieſe Abwechlung iſt ſo mañigfaltig, daß in zwei Feldern, die etwa nur eine viertel Meile von einander liegen, dieſelbe ſchon zu ſpühren iſt. In der wenigen Erde, ſo in die Subſtanz der Kräuter und Bäume übergehet, kan man den Grund dieſer groſſen Veränderung, die ſonderlich im Geſchmake vorgehet, nicht ſuchen. Auch der Regen kan die Urſache davon nicht ſeyn, weil nahe gelegene Felder von einerlei Wolken bewäſſert werden. Doch mus der Grund davon in verſchiedenen Säften, Oelen, Salzen ꝛc. ſo den Kräutern vor andern zuträglich ſind, zu finden ſeyn. Wodurch werden ihnen aber die Säfte, welche in dem Regen entweder gar nicht, oder doch nicht in gnugſamer Menge anzutreffen ſind, zugeführet? Es kan dieſes nicht anders, als durch den Thau geſchehen, welcher alſo die Urſache dieſer Verſchiedenheit iſt. Indem man aber dem Thaue dieſe Sache zuſchreibet, ſo ſiehet man leicht, daß er ſie daher habe, weil er von den verſchiedenen Erdſtrichen und Lagern, durch welche er weggehet, viele kleine Theilchen mit ſich nimmt, welche er alſo den Gewächſen zuführet. Es wird hiebei die vorgetragene Muthmaſſung beſtärket, daß die Gewächſe mehrere Beſtand- und Nahrungstheile von der Erde an ſich nehmen, als man bisher durch ſorgfältige Berechnung und Abwegung der Erde angegeben hat. Man ſiehet hier auch einen abermaligen Grund, welcher die Hervorſteigung des Thaues aus der Erde beſtätiget. Würde er in der untern Luft erzeuget, wie man bisher geglaubet hat, ſo könte in ihm keine gröſſere Verſchiedenheit anzutreffen ſeyn, als die er etwa von den an ſich genommenen Ausdünſtungen der Menſchen und Thiere erhielte. Da aber dieſe Ausdünſtungen nicht allemal an einem Orte, ſondern nur zufälliger Weiſe da ſind, ſo können ſie auch die Urſache nicht ſeyn, warum ein Gewächſe in einem Erdreiche allezeit beſſer fortkömmt, und auch allemal einen ganz andern Geſchmak hat, als in einem andern. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß der Thau ſelbſt aus dem tiefſten Eingeweide der Erde den Kräutern und Bäumen ihre Nahrung zuführe, welche bald aus ſchwefelichten, bald mineraliſchen, öligten und andern Theilchen mit beſtehet, nachdem die verſchiedenen Lager ſind, durch welche er ſeine Reiſe nach der äuſſerſten Erdfläche thut.

Vom Nuzen des Weins, in Abſicht der Geſundheit.

Man kan die diätetiſche Betrachtung des Weins füglich in zweene beſondere Abſchnitte eintheilen. Im erſten wird von dem Weine überhaupt geurtheilet, ob, und in wie ferne er der Geſundheit zuträglich ſey? Im andern hingegen werden die beſondern Arten der Weine unterſucht, wovon wir die vornehmſten hier anführen wollen, nachdem wir zuvor den allgemeinen Abſchnitt von der Geſundheit der Weine abgethan haben. Es braucht nicht mehr bewieſen zu werden, daß der Wein, überhaupt betrachtet, ein geſundes, und der menſchlichen Natur ungemein zuträgliches Getränk ſey, nachdem man eine ſo unzählige Menge von Erfahrungen angeſtellt hat, woraus erhellet, daß er, durch ſeine geiſtige Theile, in die kleinſten Gefäſſe des Körpers dringe, und denenſelben eine gewiſſe Kraft mittheile, die mit der, welche uns zum Denken und Bewegen unumgänglich nothwendig iſt, in einer gar nahen Verwandſchaft zu ſtehen ſcheinet. Solchergeſtalt reizt er die feſten Theile zu einer lebhaftern Bewegung, welche dieſe den flüſſigen mittheilen. Der lebhaftere Umlauf des Geblüts verurſacht, nebſt der durchdringenden Kraft der Weintheilchen, daß daſſelbe durch die kleinſten Gefäſſe mit einer beſondern Behendigkeit hindurch dringet, und dieſelben wieder eröfnet, wofern ſie von einer Zähigkeit der Säfte verſtopft geweſen ſeyn ſolten. Dieſer lebhafte Trieb des Bluts, der alſo ungehindert von ſtatten gehen kan, befördert und vermehret, gleichſam in einem Augenblike, alle Abſonderungen in unſerm Körper, und beſchleuniget dadurch die Ausführungen dererjenigen Feuchtigkeiten, die nach der Abſonderung ausgeführt werden müſſen. Daher bemerkt man von dieſem Getränke die allerbeſten Wirkungen. Der Urin wird geſchwind und häufig abgeſondert; die Ausdünſtung wird dadurch ungemein befördert; der Appetit zum Eſſen wird vermehrt, und die Verdauung geht leichter von ſtatten; die Lebensgeiſter haben einen freien Einflus in die Muskeln, und die willkührlichen Bewegungen leicht; ihr Umlauf, oder ihre häufigere Abſonderung im Gehirn, macht die Vorſtellungen lebhaft, und die Einbildungen ſo feurig, daß ſie neben den Empfindungen einen ſolchen Glanz bekommen, der ihnen an Lebhaftigkeit beinahe gleicht, und alſo Anlas giebt, daß wir ſie öfters ſelbſt mit den Empfindungen verwechſeln. Dieſes iſt die Art und Weiſe, wie der Wein die Empfindungen ſchwächt, und wie er die ſinnlichen Kräfte der Seele in einen Grad der Vollkommenheit ſezt, woran der Geſchmak nothwendig Antheil nehmen mus. Daher ſezt der Wein das Gemüth in ein angenehmes Vergnügen; die Trinker denken nichts, als anakreontiſche Oden, und

⸗ ⸗ ihre Wiſſenſchaft iſt Freude,
Und ihre Kunſt Gefälligkeit.

Man ſieht aus dem allen, wie es zugeht, daß der Wein Dichter machen kan; und wer hat ihn wohl jemals genoſſen, ohne das Feuer der Einbildungskraft, des Wizes, der Scharfſinnigkeit, der Dichtungskraft, der Vorherſehungen, in reicherm Maaſſe, als ſonſt, empfunden zu haben? Wer hat nicht bei dem freudenreichen Safte der Trauben oftmals empfunden, wie ſich die Seele ſelbſt übertrift? und wem kan wohl die Erfindungskraft des Weins unbekannt ſeyn?

Der Wein, der aller Herz erfreut,
Giebt den Magiſtern, die dort zechen,
Statt Eintracht und Gefälligkeit,
Allein die Luſt, zu widerſprechen.
Wie glüklich ſehen ſie, beim Wein,
Die Fugen der Soriten ein!
Der Wein mus nie der Wahrheit ſchaden.
Der Rauſch beleuchtet jezt, durch ſie,
Die vorbeſtimmte Harmonie,
Die beſte Welt, und die Monaden.

Wer hat wohl die Götterlehre der Alten, die Oden des Horaz, die Lieder Anakreons, die Geſchichte aus andern Welten erfunden? Wer hat wohl die Menſchen die Liebe beſſer gelehrt, die Freude mehr erhöhet, die gröſten Schwierigkeiten in allen Dingen erleichtert, und ſelbſt das Reich der Toden erfunden, als der Wein?

Sagt, wer raubt ſo viele Seelen
Orcons Höhlen?
Wer führt Schatten redend ein?
Vasmann, der das Reich der Toden
Aufgebothen:
Wer belebt ſie, als dein Wein?

Es wäre in Wahrheit ein thörichtes Unternehmen, wenn ich die herrliche Wirkungen des Weins mit meinen Lobſprüchen erheben wolte, da ich die Gabe zu dichten nicht beſize, und, wenn ich gleich einige kurze Zeilen zuſammenſezen könnte, doch nicht wiſſen kan, ob es den übrigen Mitgliedern unſerer Geſellſchaft gefallen würde, das Papier und ihren Namen zu einer ſolchen leichten Art der Poeſie herzugeben. Da ich mich nun in dieſen Umſtanden befinde, ſo wünſchte ich, um einen gültigen Vorwand zu finden, den Wein nicht beſingen zu dürfen, der Verfaſſer der vortreflichſten Ode auf den Wein, oder doch ihrer lezten Strophe zu ſeyn, die ich ſtatt aller andern Entſchuldigungen hier anführen will:

O! wie begeiſterteſt du mich!
Wein! der Entzükung Quell und Zunder!
Du weiſeſt mir jezt ſichtbarlich
Der Alten fabelhafte Wunder.
Du giebſt auch nicht der Stille Raum,
Und ich enthalte mich noch kaum,
Daß ich dein Lob von neuem zeige.
Du brauſender und friſcher Moſt,
Des Herbſtes Ehre, Götterkoſt!
Mein Lied ⸗ ⸗ Allein ich trink, und ſchweige.

Alle dieſe bisher erzählten vortreflichen Wirkungen des Weins finden, jedoch nur unter zwei Bedingungen, ſtatt, welche zugleich der Inbegrif aller Regeln ſind, die man in der Diät, in Abſicht des Weins, vorſchreiben mus. Wer dieſe beiden Regeln beobachtet, der beſizt das Geheimnis, zu trinken, oder, wie man ſagt, des Lebens zu genieſſen, ohne dabei Gefahr zu haben, ſeine Geſundheit zu verlieren; der kan den Rath der Aerzte entbehren; der kan das Vergnügen, das er erwekt, unvergällt und ohne Reue genieſſen, und der kan mit einem Alten alle Tage ſagen:

Nun ſoll mich doch einmal mein Leibarzt nicht ſtören,
Verjüngende Freunde! Hier trink ich mit Ehren!
Weib, Pfarrer und Erben, nur nicht zu genau!
Hier frag ich nicht Pfarrer, nicht Erben, noch Frau.

Meine Leſer werden begierig ſeyn, dieſe vertreflichen Regeln zu vernehmen. Ich will ihnen die beſte zuerſt ſagen:

1. Man mus nur guten Wein trinken.

Wein, den die Bosheit ausgedacht,
Des Waſſers Ruhm empor zu bringen,
Der aus Verzweiflung trunken macht,
In dem wir Gift und Tod verſchlingen.
In dem des Hefens Aufruhr tobt,
Den niemand, als der Wirth, uns lobt,
Und den der Wirth uns ſpahrt, den mag er ſelbſt verſchlingen.

Hierbei entſteht ganz natürlich die Frage: welches denn ein guter, und welches ein ſchlechter Wein ſey? Ich kan aber dieſelbe nicht ſo ausführlich, als ich wohl wünſchte, beantworten. Man merke indeſſen folgende allgemeine Regeln. Ein gekünſtelter Wein iſt, wenn im übrigen alles gleich iſt, allemal ſchlechter, als der natürliche von eben der Art. Die ſchädlichen Weinkünſte der Weinhändler können nicht hart genug beſtraft werden, und dieſes iſt vielleicht die Urſache, warum man ſie lieber gar nicht beſtraft. Dieſe Leute haben die Freiheit, uns, für unſer baares Geld, nicht allein zu betrügen, ſondern auch ungeſund zu machen, ja wohl gar ums Leben zu bringen. Man kan ſich nicht anders an ihnen rächen, als daß man ihnen nichts abkauft. Die Proben, wie gekünſtelte und verfälſchte Weine zu prüfen ſind, ſtehen in vielen Büchern, und ich kan mich hier in eine bloſſe Nebenunterſuchung nicht weiter einlaſſen. Unter den natürlichen Weinen giebt es zweierlei Vorzüge. Einen, des Landes, wo er wächſt, oder ſeiner Natur nach. Mancher Orten wächſt ein an ſich ſchlechter Wein, der durch keine Mühe und tung gebeſſert werden kan. Ich werde die guten Weine, nach den Ländern, worinn ſie wachſen, in der beſondern Abtheilung dieſes Aufſazes gröſtentheils angeben. Der andere Vorzug natürlicher Weine beruhet auf der Wartung, und natürlichen Verbeſſerung. Hieraus werden alſo durſtige Leſer ſehen, worauf ſie, in der Wahl der Weine, ihre Gedanken richten müſſen. Es kan aber auch ein Wein dem einen Menſchen gut, und dem andern ſchädlich ſeyn. Dieſer Unterſchied kan theils aus den Eigenſchaften beſonderer Arten von Weinen, die ich bald erzehlen werde, theils aus dem eignen Gefühl der Trinker abgenommen werden. Ein Wein, der wohl bekannt, iſt, zu dieſer Zeit, demjenigen gut, der ihn genieſt, und kan ſein Leibwein bleiben, bis ſich ſein Magen, ſein Blut, und dergleichen, ſo ſehr verändern, daß er ihm ſchlechter zu bekommen anfängt: da er denn eine neue Wahl vornehmen mus. Dieſe erſte Hauptregel hat nichts Widerliches in ſich: die andere iſt nicht ſehr äſtheriſch, aber völlig mediciniſch.

2. Man mus den Wein mäſſig trinkē.

Die Bachus edlen Saft verſchwenden,
Beſtraft er, durch die Gicht,
Mit lahmen Füſſen, krummen Händen,
Und kupfrigem Geſicht.
Wo Scythen und Faulenzer ſaufen,
Da iſt der Gott der Freuden nicht dabei.
Es herrſcht in ihrem wilden Haufen
Die Dummheit und die Zänkerei.

Worinn beſteht aber die Mäſſigkeit des Weintrinkens? Dieſe Frage kan ſchwerlich gründlicher beantwortet werden, als ſo, daß man ihn vielmehr als eine Arzenei, als wie ein Getränk brauche. Das heiſt, man ſättige ſich niemals darinn, ſondern man brauche ihn in derjenigen Doſe, die hinreicht, die Wirkungen hervorzubringen, die ich zu Anfange dieſer Abhandlung beſchrieben habe. So bald man dieſe Doſe überſchreitet, ſo wirkt der Wein nicht anders, als ein Gift; welches er auch in der That iſt; und wenn ihn alsdenn die Natur uns entzöge, ſo würden wir mit dem Herrn von Haller behaupten müſſen:

Kein Gut, kein nöthig Trank: ein Gift verlieren wir.
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren.
Der Menſch betrinkt ſich nur, und wird dadurch ein Thier.

Ein Schüler des Anakreons wird hiergegen die Marter einwenden, welche darinn beſteht, zu einer ewigen Nüchternheit verdammt zu ſeyn. Um es mit dieſer neuen Secte von Dichtern nicht ganz zu verderben, mus ich nur ſagen, daß einige berühmte Aerzte und Weltweiſen ein kleines Räuſchgen der Geſundheit für zuträglich gehalten haben. Seneca, Dioſcorides, Avicenna, und ſelbſt der Königliche Leibarzt und geheime Rath, Hofmann, war dieſer Meinung. Wofern dieſe Gelehrten Recht haben, ſo mus es die Erfahrung alle Tage Millionenmal beſtätigen: denn ſo oft ungefähr iſt es wahrſcheinlich, daß täglich in Europa der Verſuch damit gemacht wird. Ich ſtehe allen Weintrinkern dafür, daß ſie, bei dem Gebrauche des Weins, vollkommen nach der Geſundheit leben, wenn ſie nur dieſe beiden Hauptregeln genau beobachten, die ich ihnen hier vorgeſchrieben habe. Ich ſeze übrigens hier, als in einer Abhandlung, einen geſunden Leib zum Voraus: weil ich ſonſt wohl weis, daß die Kranken weit enger eingeſchränktere Regeln, in Abſicht des Weins, zu beobachten haben, als dieſe. Man wird mich alſo auch nicht anders, als nach dieſer Bedingung, verſtehen und beurtheilen. Anjezo will ich zu dem beſondern Theile dieſer Abhandlung ſchreiten, und darinn die vornehmſten und bekannteſten Arten der Weine nennen, die wir in Europa genieſſen, zugleich aber auch ihre vornehmſten Eigenſchaften mit ein paar Worten berühren. Unter den Franzöſiſchen Weinen gehen der Champagner und Burgunder allen andern an Vortreflichkeit vor. Ihr Einflus wirket Wunder; ſie ſezen die Seele weit über ſich ſelbſt hinaus, und ihre geiſtigen Theile dringen ſchon auf der Zunge und dem Gaumen mit einer ſolchen Geſchwindigkeit in die Nerven hinein, daß ſich die ganze Art zu denken eines Menſchen erklärt und befeuert, ſo bald er ihn nur in den Mund genommen hat. Sonſt wird auch der Champagner dem Magen für dienlich gehalten, da hinwiederum der Burgunder den Vorzug hat, daß er ſich beſſer mit Waſſer vermiſchen läſt. Der Claretwein, um Bourdeaux, und weiter hinunter, in Gaſcogne, ſchmekt etwas herbe und unangenehm, rauſcht nicht ſtark, und bekömmt dem Magen wohl. Der Pontac iſt bei uns faſt gar nicht aufrichtig zu haben. Der Wein in Poitou gleicht den Rheinweinen, iſt aber weder ſo ſubtil, noch ſo leicht, als dieſe. Der Frontignac hat den Geſchmak und Geruch von Moſchus, iſt ſehr ſtark, und nicht wohl ohne Waſſer zu trinken. In Ungarn iſt der Kaiſerliche Tokayerwein der allervortreflichſte, und dieſem kommt der Groswardeiner in der Güte am nächſten. Ueberhaupt ſind die Ungariſchen Weine ausnehmend kräftig, und haben wenig Weinſtein bei ſich. Sie ſind daher der Geſundheit ſehr zuträglich, und verurſachen keine Kopfſchmerzen, wenn man auch gleich ein wenig zu viel davon genommen hat. In Krankheiten der Nerven, in Spannen und Reiſſen der Glieder, im Podagra, der Hypochondrie, ſind ſie beſſer, als Rhein- und andere ſaure Weine, und erleichtern den Leib, indem ſie den Umlauf des Geblüts befördern. In Teutſchland ſind zuerſt die Oeſterreichiſchen Weine zu betrachten. Unter dieſen iſt der, ſo unweit Wien wächſet, nicht eher recht gut, als bis er einige Jahre gelegen hat. In Krain, um den Fleken Wippach herum, wächſt der berühmte Wein, welcher den Namen Kindermacher mit der That und Wahrheit führen ſoll. Es iſt alſo ein Eheſtandswein. Die Tyroler- und Elſaſſerweine ſind ziemlich gut: allein unter allen Teutſchen Weinen hat unſtreitig der Rheinwein den Vorzug. Der Hochheimer macht allen übrigen den Rang ſtreitig, und ihm kommt der Koſtheimer am nächſten. Die Rhingauerweine ſind alle vortreflich: doch iſt immer einer beſſer, als der andere, und unter ihnen verdienet der Riedelsheimer den Vorzug, weil er ſtärker iſt, und weniger Säure bei ſich führet, als die andern. Die Raventhaler und Neuendörfer haben viele Säure, und die übrigen ſogenannten Maynzer- und Rhingauerweine ſind mehrentheils ſchlecht, beſonders wenn die kleinen Beeren, woraus ſie gepreſt werden, nicht recht viel Sonne zu ihrer Reife gehabt haben. Alle Rhingauerweine ſind die zwei erſten Jahre ſauer, gähren ſtark, und werden erſt nach der Zeit lieblich und feurig. Die Bacheracherweine ſind lieblicher, als die vorhergehenden, aber nicht ſo kräftig, und wollen ebenfalls viel Hize haben. Die Pfalz bringt auch ſchöne Weine hervor: allein wo ſie lange liegen, werden ſie ſtark, und ſteigen ſehr zu Kopfe. Der Wormſerwein, der auf dem Kirchhof allein wächſt, und lieben Frauen Milch genennet wird, iſt vortreflich ſchmakhaft. In der Bergſtraſſe wachſen gute Weine von annehmlichem Geſchmake, die leicht wieder fortgehen, den Kopf nicht ſtark angreifen, und den Nerven nicht ſchädlich ſind: allein ſie halten ſich nicht wohl. Der Moslerwein geht ſehr bald durch den Urin fort, hält den Leib offen, und befördert ihn, ſteigt nicht zu Kopfe, und bewahrt für der Gicht und dem Podagra. Die Frankenweine ſind nicht ſo geſund, als der Rheinwein. Sie halten viel Schwefel, und verurſachen Kopfweh, Tragheit und Schwierigkeit in den Gliedern. Unter ihnen iſt der Steinwein der beſte. Er iſt lieblich, und verbeſſert andere ſaure Weine. Die Werthheimer- und Klingenbergerweine ſind lieblich, geſund, und greifen den Kopf nicht an. Die Hanauiſchen Weine ſind leicht, und werden, weil ſie leicht wieder fortgehen, und eine angenehme Säure haben, gern bei der Mahlzeit gebraucht. Sie müſſen wenigſtens, doch aber auch nicht viel länger, als drei bis vier Jahr, gelegen haben, ehe ſie gut ſind. Die Thüringer- und Meisnerweine werden ſelten recht reif.

Aus den mittägigen Ländern ſind nur der Canarien- und Palmſect berühmt. Die Weine aus Cypern und Candia ſind ſehr angenehm und ſtark. Der Griechiſche Wein iſt vortreflich: aber es kommt wenig daher. Der Malvaſier hat vor vielen andern ſüſſen Weinen den Vorzug, daß er ſich gut zu Waſſer verführen laſt. Die Italiäniſche Weine ſind meiſtentheils annehmlich, und dabei ziemlich ſtark. Die Sicilianiſchen Weine ſind ebenfalls ſehr ſtark. In Apulien wächſt ein treflicher Wein, welcher ganz ſchwarz und dike, wie Oel iſt. Am Boden des Veſuvius wächſt der beſte Wein in ganz Italien, und führet den Namen der Thränen Chriſti. Man ſammlet den Moſt, durch ein ganz gelindes Preſſen, nur Thränen- oder Tropfenweiſe. Er ſieht röthlich, riecht angenehm, iſt geſund, lieblich von Geſchmak, dabei ziemlich ſtark, und geht bald durch den Urin fort. So oft ich noch in einem Schriftſteller die **Thränen Chriſti** erwähnt gefunden, hat auch der Gedanke dabei geſtanden, daß die auswärtigen Liebhaber derſelben bittere Thränen vergoſſen, weil der HErr JEſus bei ihnen keine ſüſſen vergoſſen hätte. Weil ich hieraus ſchlieſſe, daß man den Einfall für ſehr ſchön halten müſſe; ſo habe ich nicht unterlaſſen wollen, auch meinen Aufſaz damit auszuzieren. Der ohnweit Rom wachſende Muscateller iſt von ſehr annehmlichem Geſchmake, wie auch der rothe und weiſſe Albaniſche Wein, welcher Geſunden und Kranken dienlich iſt, weil er geſchwind wieder fortgeht, und ein ſehr leichter Wein iſt. Der um Vicenz und Padua wachſende beliebte Marcemin, ſo dunkel und blutroth ausſieht, ſoll den Podagriſten dienlich ſeyn: hält ſich aber nicht viel über ein Jahr. Spanien hat wenige Arten von Weine, die bei uns bekannt wären. Der Alicantiſche Wein iſt ſchön roth, aber dik, und ob er gleich einen lieblichen Geſchmak hat, ſo bekommt er doch dem Magen nicht wohl. In Granada iſt die Stadt Mallaga die rechte Niederlage der guten Weine und Korbroſinen. Von hier kommt der berühmte Sect, ſo noch fetter, als der Canariſche, iſt, und ſeinen Namen daher haben ſoll, weil man in Spanien, wegen der groſſen Hize, die Weine nicht in Faſſern, ſondern in gepichten Fellen, oder Schläuchen aufbehält. In Andaluſien wird viel Wein gebauet; er iſt aber etwas herbe, und wird leichter, als anderer, ſauer.

Doch ich mus aufhören, die lange Reihe der Weine zu erzählen, damit meine Leſer Zeit haben, die Wahl in denſelben zu treffen.

Aus jenen Bechern wählt, die euch die
beſten dünken.
Drei- oder neunmal müſt ihr trinken.

Gedanken vom Schlafe.

Man hat meines Wiſſens noch kein Thier in der Natur gefunden, welches ſein Leben ohne allen Schlaf zubringen ſollte. Die meiſten Lebensläufe der Geſchöpfe laſſen ſich in Mahlzeiten, Schlafzeiten und Motionsſtunden eintheilen, ohne daß es noch eine vierte Art von Zeitvertreiben bei ihnen geben ſollte. So ſind ſo gar die meiſten Menſchen beſchaffen; und wenn Herr Gellert die Thaten eines Greiſes beſingt, und ſpricht:

O Ruhm! dring in der Nachwelt
Ohren,

Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb.
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren:
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

ſo iſt dieſes in der That eine Grabſchrift für den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechts, deſſen Daſeyn mit nichts unterhalten wird, das ein Verdienſt von ihm wäre. So bald ein Thier vom Schlafe erwacht; ſo iſt ſeine erſte Beſchäftigung, daß es ſeinen Unterhalt ſuchet. Kaum hat es ſich geſättiget; ſo legt es ſich wieder zur Ruhe, und erwartet in der Stille diejenigen zufälligen Begebenheiten, welche es aus der Ruhe ſtören, und nöthigen, ſeinen Leib zu bewegen. Die Empfindungen, und das wenige Nachſinnen, welches die Thiere beſizen, ſcheint ihnen nur dazu gegeben zu ſeyn, um ſie wider Gefahr und Schaden zu ſchüzen, und ſie zu nöthigen, auf ihre eigene, und auf die Erhaltung ihres Geſchlechts bedacht zu ſeyn. Nur einige Menſchen unterſcheiden ſich hierinn von ihres gleichen, und von allen andern Thieren, daß ſie ihre Gedanken zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit bringen, der ſie des Namens der Menſchen und vollkommenern Geſchöpfe würdig macht. Ein Arzt kan dieſen Vorzug ſchwerlich anders, als etwas Unnatürliches, betrachten, das mit der Abſicht des Daſeyns der Menſchen einigermaſſen ſtreitet. Die allerunleugbarſten Erfahrungen beweiſen übereinſtimmig, daß das Nachdenken unſere Kräfte ſchwäche, die Geſundheit unterbreche, und das Leben ſelbſt verkürze. Wie vielen ſchweren Zufällen ſind nicht die Gelehrten ausgeſezt, von denen alle andre Menſchen nichts wiſſen? Gleichwol würden wir im Stande ſeyn, unſern Verſtand in demjenigen Grade anzuſtrengen, wie er der Welt nüzlich werden könnte, ohne daß wir beſorgen dürften, uns damit einen merklichen Schaden zuzufügen, wenn wir uns nur derjenigen Mittel gehörig bedienen wollten, welche uns die Natur an die Hand giebt, um die zum Nachdenken erforderlichen Kräfte wiederum hinreichend zu erſezen. Es iſt nur ein einziges natürliches Mittel hierzu vorhanden, und dieſes iſt der Schlaf, der, wie ich glaube, allen Weltweiſen und Aerzten ein unauflösliches Räthſel bleibē wird. In wenig Augenbliken kan ſich der munterſte Kopf auf keine Scherze mehr beſinnen, wovon er den ganzen Tag voll geweſen iſt; den Weltweiſen verlaſſen die ſchweren Gedanken, und der gröſte Algebraicus, der vor einer Stunde in der Mitte der Geiſterwelt war, liegt, als eine Pflanze, ſinnlos, betäubt, ſich ſelber unbewuſt, auf ſeinem Lager. Solch ein Zuſtand iſt es, worinn die Kräfte zu unſern Gedanken, und zu allen unſern Bewegungen, wieder anwachſen, und deren Zuwachs wir nicht empfinden, ſondern ſie nicht eher ſpüren, als indem wir anfangen, uns dieſer neuen Kräfte ſchon wieder zu bedienen. Nichts auf der Welt iſt zu finden, das die Stelle des Schlafes erſezen könnte, und diejenigen Mittel, welche einen künſtlichen Schlaf hervorbringen, ſezen die Seele vielmehr in Unordnung, als daß ſie ihr, wie der natürliche Schlaf, zu ſtatten kommen ſollten. Es würde vergeblich ſeyn, ſich zu bemühen, dieſes unbegreifliche Wunder in der Natur der Thiere zu erklären: aber es mus allen Menſchen daran liegen, die Pflichten zu erfahren, welche ſie dem Schlafe ſchuldig ſind. Die Thiere ſchlafen, ſo oft ſie ſchläfrig werden; und daher kommt es, daß die meiſte Zeit ihres Lebens ſchlafend vollbracht wird. Die reichen Müſſiggänger ſind ihnen in dieſem Stüke ähnlich; und ich ſehe nicht, was die Welt für Nuzen davon haben würde, wenn man ſie in ihrer Ruhe ſtören wollte. Sie betrachten ſich nicht anders, als Leute, deren Abſicht iſt, zu wachſen, alt zu werden, und ſich nichts in der Welt ſauer ankommen zu laſſen. Hierzu iſt der Schlaf freilich wol das allerbeſte Mittel. Es iſt wahr, daß vieles Schlaſen ein wenig duñ macht; u. Pope läſt in ſeiner Duncias die Göttin der Dummheit viel Opium verſchwenden, um ſich ihre Verehrer damit einzuweihen: allein hieraus läſt ſich für Erwachſene wenig Vortheil ziehen, da man hingegen bei der Kinderzucht deſto mehr darauf ſehen mus, daß man die Kinder beſtändig mit etwas unterhalte, damit ſie ſich deſto zeitiger an alles gewöhnen, was ihnen in der Welt vorkommt, und weder eher, noch länger ſchlafen, als es die Nothwendigkeit erfordert. Schlafſüchtige Männer haben im Wachen nur nichts bedeutende Gedanken; und man mus ihnen in der That verbunden ſeyn, wenn ſie ſchlafen. Ein viel gröſſerer und erheblicherer Fehler der Lebensordnung iſt der, wenn man zu wenig ſchläft; und er iſt gemeiniglich der Fehler munterer, fleiſſiger und nachdenkender Köpfe, an denen der Republik viel gelegen ſeyn mus. Zu gleicher Zeit aber iſt der Schade ſo gros, und der Verluſt, den man dabei leidet, ſo unerſezlich, daß man es nicht genug bedauren kan, wenn ſich Leute, welche der Welt wichtige Vortheile hätten ſtiften können, ſelbſt aufopfern, indem ſie einer guten, aber ungezähmten Neigung nachhängen. Das Schlimmſte bei der Sache iſt dieſes, daß der unmäſſige Gebrauch der Seelenkräfte zum Misbrauche wird, indem der Nuzen wegfällt, den man dadurch zu erhalten gedenket. Das allzulange Wachen hintergeht diejenigen, welche das Gefühl, vorhanden zu ſeyn, gar zu ſehr lieben, auf eine heimliche und betriegeriſche Weiſe. Sie ergözen ſich an ihren eigenen Betrachtungen. Die Stille der Nacht räumt alle Hinderniſſe aus dem Wege, welche ſie hierinn ſtören könnten. Wenn der erſte Anfall des Schlafs überwunden iſt; ſo merken ſie nicht, daß ſie ſich Gewalt anthun müſſen, um ſich des Schlafs zu erwehren: und es iſt endlich kein unwiederſtehlicher Trieb, ſondern ein freiwilliger Entſchlus, wenn ſie ſich überwinden, zu Bette zu gehen. Es kan eine lange Zeit hingehen, da man, bei einem Schlafe von drei bis vier Stunden, des Tages über dennoch ganz munter und vergnügt ſeyn kan: und weil ſich endlich der natürliche Trieb zum Schlafen um deſto mehr vermindert, je mehr die Abſonderung und Bewegung der Lebensgeiſter in Unordnung gebracht wird; ſo können ſolche Leute nicht begreifen, warum ſie ſich zu einer Sache zwingen ſollten, die ihnen ſo verhast iſt, und wozu ihre Natur ſelbſt nicht geneigt zu ſeyn ſcheinet. Der erbärmliche Zuſtand ſolcher Leute, die lange Zeit nicht geſchlafen habē, widerlegt alle dieſe Gründe, und verdienet, von allen fleiſſigen Gelehrten wohl überlegt zu werden. Die erſte Wirkung des allzulangen Wachens beſteht darinn, daß man im Wachen zu träumen anfängt. Das heiſt, die Empfindungen verlieren ſo viel von ihrer Stärke, daß man ſie mit andern Vorſtellungen zu verwechſeln anfängt; und dieſes iſt der gerade Weg zur Verrükung. Endlich ſtürzen verzehrende Krankheiten den unglükſeligen Wächter ins Grab. Man kan gewis verſichert ſeyn, daß das viele Wachen, wenn es auch keine wirkliche Verrükung nach ſich zieht, dem ungeachtet die natürliche Art zu denken eines Menſchen ſo ſehr verändern könne, daß er dadurch gerade das Gegentheil von demjenigen wird, der er ſeyn würde, wenn er ſich den Geſezen der Natur unterworfen hatte. Solchergeſtalt zerſtöret man ſeine eigene Seele, indem man Tag und Nacht daran arbeitet, ſie zu erbauen; und die natürlichen Bewegungen werden dadurch in eine ſolche Unordnung gebracht, daß ſchwere Krankheiten daraus ihren Urſprung nehmen. Alles alſo, was man bei einer ſo unordentlichen Lebensart gewinnen kan, beſteht darinn, daß man auf Unkoſten ſeines Lebens und der Geſundheit, ſich an eine gewiſſe Art zu denken gewöhnet, die andere vernünftige Menſchen nicht haben, und welche, ſo bald ſie in uns zur Fertigkeit wird, eine Narrheit hervorbringt, welche ſchwerlich wieder gehoben werden kan. Ich betrachte die übeln Wirkungen der unmaſſigen Wachſamkeit mit Vorſaz nur vornehmlich aus dieſem Geſichtspunkte, in ſo fern ſie denjenigen Vortheil verrichtet, den man dadurch zu erhalten gedenket. Die Liebe zum Studiren iſt bei vielen Menſchē ſo gros, daß ſie wenig, oder nichts darauf achten, wenn man ihnen den Verluſt ihrer Geſundheit, und die Verkürzung des Lebens einwendet. Sie verlaſſen ſich, wegen des erſten, auf die Arzneien; und was den Tod betrift, ſo glauben ſie mit Recht, daß das wahre Alter der Menſchen nicht in der Menge der Jahre, ſondern in der Anzahl groſſer Handlungen beſtehe, die ſie verrichten. Daher denken ſie, wie unſer Horaz, von der Freiheit:

> Wer den Werth der Freiheit kennt,
> Nimmt aus ihr die Lehre,
> Daß, was die Natur vergönnt,
> Unſer Wohl vermehre.
> Rükt das Ende nun heran;
> O! ſo wird ein freier Mann
> Andrer Welten Ehre.

Sie können ſich alſo nicht einbilden, daß die Verkürzung ihres Lebens ein wahres Ubel ſey, und es iſt ſchwer, auch den edelſten Gemüthern dieſes Vorurtheil zu benehmen. Wenn ſie hingegen ihren emſigen Fleis in ſo fern betrachten, als er die Natur ihrer Seele zerrüttet, und ſie in den unglükſeligen Zuſtand verſezet, darinn ſie ſich denn erſt für recht gros halten, wenn ſie förmliche Narren geworden ſind; ſo müste ein ſolcher Menſch in der That ſchon allzulange gewacht haben, wenn er dieſen Bewegungsgrund noch nicht für hinreichend erkennen wollte, ſeine unordentliche Lebensart zu verändern: denn an der Gewisheit der Sache iſt um deſto weniger zu zweifeln, da ſie die Erfahrung, leider! mehr, als zu oft, beſtätiget. Iſt es nicht eine allen Verrükten eigene Gewohnheit, daß ſie ſehr wenig ſchlafen? Wodurch werden die Falken, wenn ſie abgerichtet werden ſollen, wol anders verrükt gemacht, als dadurch, daß man ſie viele Tage hinter einander keinen Augenblik ſchlafen laſt? Gemeiniglich geht die Melancholie vor der Verrükung vorher; und wie oft bemerkt man nicht, daß ſolche melancholiſche Perſonen in ſechs Wochen, oder wol noch längerer Zeit, kein Auge zuthun? Ja, was iſt endlich viel davon zu ſagen, da man augenſcheinlich ſieht, daß Leute, welche gezwungen geweſen ſind, einige Nachte hinter einander zu wachen, nicht anders taumeln, und denken, als verrükte Perſonen, und daß ſie, wenn ſie fortfahren zu wachen, zulezt würklich verrükt werden. Ob nun dieſes gleich bei dem nächtlichen Studiren nicht allemal in ſo hohem Grade erfolget; ſo kan man doch unmöglich leugnen, daß dieſe unordentliche Lebensart alſobald viele und mancherlei hipochondriſche Beſchwerden nach ſich ziehe. Welche Krankheit iſt aber wol mehr mit der Verrükung verwandt, als die Hipochondrie? Vielleicht würden weniger Gelehrte von Schlagflüſſen und Lähmungen betroffen; vielleicht würden nicht ſo viele der gröſten Männer vor ihrem Ende verrükt geworden ſeyn, und vielleicht ſahen wir nicht eine ſolche Menge von Schriften, deren Verfaſſer auf eine ganz andere Art gedacht haben, als vernünftige Menſchen zu thun gewohnt ſind, Schriften, die nur im Lande der Thoren bewundert werden können, und deren Beiſpiele verhaſt ſind, wenn nicht die Liebe zum Studieren die Schlafloſigkeit, und dieſe eine Art der Verrükung nach ſich gezogen hätte, die ſich bei einem mehr, bei andern weniger offenbaret hat. Es iſt mir lieb, daß ich dieſe Vertheidigung des Schlafes, den man gemeiniglich für keinen Gegenſtand der Wünſche groſſer Geiſter anſieht, mit den ſchönſten Ausdrüken der Sehnſucht nach demſelben, von einem Manne beſchlieſſen kan, deſſen Ruhme ich nichts hinzu zu ſezen im Stande bin. Ich wünſche, daß alle fleiſſige Gelehrte, die ſo viel Ehre hoffen, als er erlangt hat, ſeinen Wunſch bald nachſprechen lernen:

Wo biſt du hin, du Tröſter in Beſchwerde,
Mein göldner Schlaf!
In dem ich ſonſt die Gröſſeſten der Erde
Weit übertraf?
Du haſt mich oft, an Waſſern und in Büſchen,
Sanft übereilt,
Und konnteſt mich mit beſſrer Raſt erfriſchen,
Als mir vorjezt der weiche Pfühl ertheilt.
Mein alter Freund, mein Schlaf, erſcheine wieder!
Wie wünſch ich dich!
Du Sohn der Nacht, o, breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlas dafür den Wuchrer, ihn zu ſtraſen,
Den Trug ergözt:
Hingegen las den wachen Codrus ſchlaſen,
Der immer reimt, und immer überſezt.

Zufällige Gedanken, von der beſten Art gerichtliche Aufſäze zu machen.

Alle Dinge haben ihren gewiſſen Zeitpunct, und ich ſehe die allerzufälligſten Dinge, in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen, als nothwendig an. Wer nun ſo vorſichtig iſt, die Augenblike zu ſuchen, da die Veränderung kommen will, oder ſchon da iſt, der darf einen glüklichen Erfolg hoffen. Es iſt dieſes eine Überlegung, die alle Neuerungen erfordern. Ich glaube nicht, daß die Beſtreiter der Hexen und Geſpenſter vor 200. Jahren geringer als Gottesleugner geweſen ſeyn würden, und es läſt ſich der glükliche Erfolg vieler guten Verbeſſerungen hieraus leicht erklären.

Wir Teutſchen ſind ſchon mehr Jahre beſchäftigt, durch die Wiſſenſchaften unſere Sprache und Vortrag zu verbeſſern. Die Würkung hat ſich bereits ſelbſt in den gerichtlichen Handlungen bemerken laſſen. Noch vor wenigen Jahren ſchrieb man bei den Gerichten nach der alten verdrieslichen und rauhen Weiſe. Nachdemmalen, alldieweilen, allermaſſen, wohlerwogen und dergleichen die Reihen länger machende Worte waren die beſten Zierathen des Vortrags. Es muſte mit einer groſſen Vorrede allemal gedankt werden, daß der Richter, der doch dazu geſezt iſt, erlauben wollen, ſich vernehmen zu laſſen. Schade war dabei nicht, denn die Parthei bezahlte die Höflichkeiten. Was man kurz und gut ſagen konnte, ward mit hundert Wörtern erzählt, und ein Periodus muſte ohngefehr ein oder zwei Seiten ausmachen. Es muſte der geringſte Umſtand weitläuftig erzählet, und ekelhaft wiederholet werden; und was niemand leugnete, wurde ſehr gelehrt mit vielen Schriftſtellen erwieſen. Einige ſuchten darin einen Vorzug, wenn ſie allerlei erſchrekliche Namen nennen konten. Azpilcueta, Necelkræ und dergleichen, waren von dieſer Art. Die Richter muſten ſich nothwendig fürchten, mit ſolchen gefährlichen Kerls zu ſchaffen zu haben. Sie ſind vielleicht Zauberers, und man konte ſich ſchon unterſtehen, einer züchtigen alten Frau das Zahnweh damit zu vertreiben. Es war ſo ſchwer nicht, denn man hat Hülfsmittel genug, wo man ganze Heerden auf jedes Wort angeführet findet. Eine zierliche Klagſchrift ſahe ohngefehr wie ein geſpikter Braten aus. Sie war mit allerlei ſchönen lateiniſchen Broken ausgelegt. Der einfältige Bauer verlangte oft noch vor einen Gulden Latein hinein zu ſezen. Er konte es ja ſo gut bezahlen, als ein anderer, und es wäre niederträchtig geweſen, wie andere ehrliche Leute ſprechen. Ich kan nicht umhin, eine hieher gehörige Stelle aus den progrès des Allemands dans les ſciences, les belles lettres, & les arts, die zu Amſterdam 1752. heraus gekommen, herzuſezen. Es heiſt p. 362. Le barreau en Allemagne n'en eſt pas plus ſuſceptible; toutes les cauſes ſont plaidées par écrit, & Dieu ſait dans quel ſtile? les piéces des proces auſſi bien que les ſentences ſont des eſpéces de grimoires, que perſonne n'entend, ſi ce n'eſt ceux qui ſont initiés dans les miſtéres de la chicane: il ſemble, que l'on ait inventé des mots épouventables pour défendre aux profanes toutes les approches de la jurisprudence. Wenn man Franzöſiſche Acten lieſet, ſo kan man zwar den Vorwurf mit gutem Gewiſſen zurük ſchieben, indeſſen bleibt doch die unverſtändliche Art, ſich auszudrüken, auch bei uns verwerflich. Allein, wir fangen an, uns zu beſſern, und die Partheien ſelbſt werden ſo klug, daß ſie ſich mit fremden Sprachen nicht mehr verrathen laſſen wollen. Es werden die altfränkiſchen Schriften ſchon mit Ekel geleſen, und ich darf mich nun wol erdreiſten, ſie lächerlich und abgeſchmakt zu finden. Ich wage alſo nichts mehr, wenn ich einige zufällige Gedanken eröfne, wie gerichtliche Aufſäze am beſten abzufaſſen. Ich muntere vielleicht andere auf, ihre Gedanken und Bemerkungen auch mitzutheilen, damit ein Ganzes daraus werde. Ich habe den hochmüthigen Vorſaz nicht, andere zu unterrichten, ſondern ich wünſche von andern zu lernen. In dieſer Abſicht ertheile ich die Regeln, die ich mir vorgeſchrieben, und erwarte darüber anderer Erinnerungen und Verbeſſerungen. Ich leſe gerne gute Schriftſteller. Ich wünſche von den Franzoſen das wizige und artige, von den Engeländern aber das nachdrükliche und feurige zu lernen.

Wer vor andere gut ſchreiben will, mus ſich in die Stelle dererjenigen ſezen, vor die er ſchreibt. Es würde frech ſeyn, die Sache eines geringen Bauren in Ausdrüke einer Kriegsankündigung groſſer Herren einzukleiden. Es würde unanſtändig ſeyn, die Eheklagen eines ehrlichen Frauenzimmers mit ſolchen freien Erzählungen anzufüllen, die man dem weiblichen Geſchlechte ſonſt gerne erläst. Es würde niederträchtig ſeyn, für Männer, von denen Grosmuth erfordert wird, mit heiſſen Thränen zu bitten. Ich erinnere es ausdrüklich, weil ich dergleichen Schrift geſehen, die für eine Standesperſon abgefast war. Für die Unſchuld darf man viel dreiſter ſprechen, als für Verbrecher, die nur Gnade ſuchen müſſen. Ein reines Herz, das edel denkt, behält ſeine Grosmuth mitten im Druke. Das Laſter fürchtet ſich, wenn die Tugend ihm freimüthig unter die Augen tritt. Die Furchtſamkeit würket auch nach den Rechten den Verdacht eines Verbrechens. Die Frechheit läst ſich ganz leicht von einer edlen Grosmuth unterſcheiden. Es iſt ärgerlich und ſtrafbar, gegen ſolche, denen man Ehrfurcht ſchuldig iſt, ſchnöde Ausdrüke zu gebrauchen, und es iſt niederträchtig, wenn Groſſe ſich kriechend vertheidigen. Wenn man rührend ſchreiben will, ſo mus man ſich das Elend des Leidenden lebhaft vorſtellen. Man mus ſelbſt weich ſeyn, wenn man andere bewegen will. Das Herz ſpricht allemal am nachdrüklichſten.

Man mus niemals eher von einer Sache ſchreiben, als bis man gründlich davon unterrichtet iſt. Es wird ſonſt niemand gründlich ſchreiben können. Andere können nicht überzeuget werden, ſo lange wir uns ſelbſt nicht überzeugt haben. Wir ſchreiben viel nachdrüklicher. Es wird uns viel leichter. Wie können wir andern ſagen, was wir ſelbſt nicht wiſſen? Es wird auf ein leeres Geſchwäz hinaus laufen. Hingegen wenn wir in der Sache bis auf den Grund gekommen ſeyn, ſo fallen uns die Verbindungen der Sache von ſelbſt in die Hände, und es bleibt uns die leichte Arbeit übrig, die Gründe, die wir erforſcht haben, in Ordnung zu ſtellen.

Man mus niemals ſchreiben, als wenn man dazu wohl aufgeräumt iſt. Wer nicht ums Brod arbeiten mus, der wird am wenigſten wider dieſe Regel handeln. Allein auch diejenigen, welche Brod damit erwerben, haben eben ſo wenig dazu Urſache. Ich mus arbeiten, ſprichſt du, jezo kan ich etwas verdienen, das kommt nicht alle Tage! Aber du bedenkſt nicht, daß eine einzige ſchlechte Arbeit dich um deinen mehreſten Erwerb bringen könne. Man wird dir nachſagen, du würdeſt ſchlaffer und nachläſſiger. Das werden noch deine Freunde ſeyn, die es mit den Jahren oder andern Umſtänden zu entſchuldigen ſuchen. Ein gewiſſer redlicher Rechtsgelehrter pflegt neu angehenden Advocaten den Rath zu geben, ſie ſollen keine Kleinigkeiten annehmen, ſondern lieber deſto länger auf groſſe Sachen warten. Dieſes hängt aber nicht allezeit von unſrer Wahl ab. Ich will alſo die Erinnerung beifügen, daß man geringe Sachen mit eben dem Eifer treiben müſſe, als groſſe. Es iſt billig. Bei einem Tagelöhner ſind fünf Thaler ſo wichtig, als bei einem reichen Fürſten ſo viel Millionen. Man mus alſo auch geringe Sachen nicht anders vornehmen, als wenn man dazu aufgeräumt iſt. Dieſe haben es am nöthigſten, weil bei denenſelben die Ermunterung nicht in der Belohnung zu finden iſt, die man bei wichtigen Sachen hat. Es nenne mir dieſes niemand eine bloſſe Ermunterung des Geizigen, denn alle Menſchen lieben den Eigennuz, und wiſſen das Geld dazu brauchbar zu machen. Ich denke allemal an den Marſchall von Luxenburg und an die Königin von Frankreich. Es kömt nur auf die Summen an, ſo nehmen wir Geld. Ob die Ermunterung, welche der Wein verurſachet, allgemein ſey, und ob ſie einem Schriftſteller anzurathen, werden erfahrne Aerzte am beſten beurtheilen können. Ich glaube meines Orts, es ſchike ſich beſſer für Heydniſche Poeten, den Gott des Weins anzurufen, und daß der Wein das ſchlechteſte Mittel ſey, ernſthafte Gedanken zu unterhalten. Die Ehrfurcht des Richterlichen Anſehens, duldet die Poſſen nicht, welche der Wein entſchuldiget, und ein Richter fordert Gründe, welche zu erforſchen, der Wein uns viel zu flüchtig macht. Eine muntere Schreibart iſt zwar nicht jedem leicht, und ſie iſt mehr eine Würkung der Natur, als der Kunſt. Allein der griesgramſte Menſch hat doch ſeine Stunden, da ſeine Runzeln ſich verliehren. Warum wählt er dieſe Augenblike nicht, niederzuſchreiben, was er in andern Stunden zu überdenken Zeit hat? Warum will er andere mit ſich grämlich machen? Vielleicht wird man auch verdrieslich, und eilet ſeine Bogen zu überſehen, und wie leicht geht da nicht ein guter Schlus verlohren, den ein aufgeheiterter Vortrag in einem gewiſſen Glanze ſehen laſt, dem ſich unſere Sinne nicht entziehen können. Es wird doch ein jeder Menſch etwas haben, das ihn aufmuntern könne. Deſſen kan man ſich bedienen. Eine bloſſe Vorſtellung kan ſchon dazu beförderlich ſeyn. Der Geizhals wird ſich den Gewinſt, und der Ehrgeizige die Ehre vorſtellen, die er beim Gewinſt des Handels hoffen darf. Der Faule wird recht ausruhen können, wenn er die Arbeit gemacht haben wird, und der Wollüſtige wird nach gethaner Arbeit nach ſeinem Vergnügen eilen können.

Wenn das, wovon man ſchreiben will, überdacht worden, mus man ſich einen Entwurf machen. Ich halte es nicht mit denen, welche nicht vorher auf das, was ſie ſchreiben wollen, denken, und ſich einen Entwurf machen. Sie haben den Vortrag nicht in ihrer Gewalt, und ſie werden vieles vergeſſen. Mir gefällt die Art dererjenigē am beſten, die jede Sache, ſo ſie vornehmen, in gewiſſe Abtheilungen bringen, jeden Theil überdenken, und auf dem Entwurf ihre und anderer Gedanken mit wenigen Worten, damit ſie ſolche nicht vergeſſen, anmerken. Dieſen Entwurf kan man in einem

nem Blike überſehen, und wie ein geſchikter Baumeiſter ſeinen Ris ausbeſſert, hie und da Verbeſſerung hinzu fügen. Man kan über dieſen und jenen Punct Schriftſteller und die Acten nachſehen, und das gefundene beifügen, bis man ſiehet, daß was gutes heraus kommen werde. Denn wird es leicht ſeyn, das entworfene auszuführen. Mus man abbrechen, ſo wird nichts verlohren gehen, man folget dem gemachten Abris.

Man mus bei jedem Vortrage eine gute Ordnung der Gründe wählen. Wenn man die ſtärkſten Gründe voran ſezt, und die ſchwächſten zulezt, ſo iſt zu beſorgen, daß die leztern den erſtern ihre Kraft benehmen. Man mus die Gemüther ſtufenweiſe einzunehmen ſuchen. Mit einem Baue iſt es ganz anders, als mit dem gerichtlichen Vortrage der Gründe, womit man eine Wahrheit feſt ſtellen will. So wie immer ſtärkere Gründe den ſchwächern folgen, wird der Zweifel mehr und mehr benommen. Durch die erſten Gründe bereite ich meinen Richter, und durch die leztern mache ich ihn gewis. Es laſſen ſich indeſſen die Gründe nicht bei jeder Sache auf einerley Art vortragen. Wenn ich Recht und Gnade zugleich ſuchen darf, ſo iſt es oft gut, den, welchen ich bitte, erſt weich zu machen, oft iſt es beſſer, ſeine Sache erſt zu behaupten, und denn die Bewegungsurſachen der Gnade vorzutragen. Man kan hierin keine Regel geben, ſondern mus ſich nach den Umſtänden eines jeden Falls, auch theils nach den Gemüthern derer richten, welchen man etwas vortragen will.

Man mus Grundſäze voraus ſtellen, und die nicht klar genug ſind, darthun und erläutern. Man darf mir, was die Erläuterung und den Beweis der Grundſäze anbetrift, nicht die Regel der Vernunftlehre vorwerfen, daß man wider einen, der die Grundſäze leugnet, nicht ſtreiten müſſe. Denn wir reden hier nicht von allgemeinen Wahrheiten, die in die Sinne fallen, oder einer Vernunft ſich gleich in ihrer Wahrheit darſtellen, oder von allen als wahr angenommen werden. Mein Schriftſteller ſoll nicht beweiſen, daß ſtehlen unrecht ſey, aber, daß bei Beurtheilung eines Hausdiebſtahls unter Haus nicht blos das Wohnhaus des Herrn eines Hausdiebes verſtanden werde, bedarf einer Erläuterung und Erklärung. Die Begriffe davon ſind nicht allgemein, und ich werde niemand von der Wahrheit meines Vortrags überzeugen, wenn ich ihm nicht meine Begriffe deutlich mache. Die Folgen flieſſen alsdenn von ſelbſt und leicht. Wir müſſen es der neuen Art zu philoſophiren danken, daß wir einen beſſern Vortrag der Wahrheit haben. Der Misbrauch mus uns nicht abſchreken. Aber es braucht nicht, daß die Schrift wie ein mathematiſches Handbuch ausſehe, und man würde ſie dadurch lächerlich, oder doch den Leſern verdrieslich machen. Es läſt ſich in einem flieſſenden und feurigen Vortrage auf das angenehmſte alles ſagen, ohne daß man eine ſclaviſche Verbindung ſehen laſſe. Das iſt eben die gröſte Kunſt, zuſammenhängend zu ſchreiben, ohne daß ein Zwang der Verbindung in die Augen falle.

Ehe man ſchreibt, mus man anderer gute Ausarbeitungen in der Art, worin man ſchreiben will, leſen. Es entſtehet dadurch ein Eifer der Nachahmung. Wir ſezen uns gleichſam in eine gleiche Bewegung. Du wirſt es nicht bereuen, wenn du vor Verfertigung einer Schuzſchrift im Quintiliano lieſeſt, und es wird dir nicht leyd ſeyn, wenn du ihm nachahmen kanſt.

Man mus natürlich ſchreiben. Ich kenne geſchikte Leute, die in mündlichen Unterredungen einen überzeugenden und angenehmen Vortrag haben. Wenn ſie aber ſchreiben, ſo künſteln ſie aufs lächerlichſte. Sie wollen alles auf eine beſondere Art ſagen. Die natürliche und gemeine Art, ſich auszudrüken, iſt ihrer Gelehrſamkeit zu geringe. Sie nehmen es aber doch übel, wenn man ihnen nachahmet, und in ihrer Art, und mit ihren ſeltſamen Ausdrüken antwortet. Wir wollen im ſchriftlichen Vortrage ſagen, was wir denken, und wollen, daß andere eben ſo denken ſollen. Was brauchen wir dazu viele Künſte? Ich habe Leute gefunden, die ihre Sache kurz und gut ihrem Sachwalter ſchriftlich eröfnet hatten. Dieſer hatte Schriften daraus gemacht, die in vielen Bogen bei weiten nicht ſo wohl die Sache vortrugen, als ihre Clienten in dem ohngekünſtelten natürlichen Vortrage gethan hatten. Bei jenen ſchrieb die eigene Noth, die Uberlegung und die Bemühung, es deutlich zu machen, bei dieſem die Gewinnſucht.

Man mus kurz ſchreiben. Der Leſer ermüdet, wenn er ganze Bücher leſen ſoll. Er vergiſt das erſtere, wenn er das leztere lieſet. Wozu dienen viele Worte, womit man wenig ſagt. Es iſt zwar ſchwerer, und wird ſo viel damit nicht gewonnen. Aber warum wollen wir es den Handwerkern nachmachen, die im Ausdehnen Gewinſt ſuchen? Unſere Ehre mus auch ihre Befriedigung haben. Das heiſt aber nicht kurz ſchreiben, wenn das nothwendigſte ausgelaſſen wird, ſondern wenn man mit wenig Worten viel ſagt. Die Gewohnheit und das Leſen guter Schriftſteller machen es leicht.

Man mus aber auch deutlich ſchreiben. Viele werden durch die Kürze undeutlich, und es geht ihnen wie den Leuten, welche allzu geſchwinde reden, und die meiſten Wörter verſchluken, da giebt es was zu rathen.

Man mus ſich alſo eines guten Styli befleiſſigen. Es wäre zu weitläuftig, davon hier die Regeln alle herzuſezen, ich will nur einige Anmerkungen machen. Man mus die Verbindungsworte nicht zu häufig brauchen, das Verbum nicht zu weit wegſezen, keine Parentheſes machen, und den Vortrag in kurze Säze abtheilen. Oft hat ein wohl angebrachtes Wort gute Würkung. Aus einem Exempel wird es deutlich werden. Wir wollen ſezen, einer ſchriebe ſo:

" Nachdem der, durch ein ſanft und ſeliges Ende, in der beſten Blüte ſeiner Jahre, durch einen unvermutheten Todesfall, ohnlängſt in dem HErrn entſchlafene Sempronius, in ſeinem beiliegenden Teſtamento nuncupativo (deſſen Originale ich zur Production allſtündl. in Bereitſchaft ſo ſchuldig als willigſt halte) welches er (nemlich vorgemeldter Teſtator Sempronius) vor ſieben Teſtamentszeugen perſönlich von Munde gegeben, dabei einen Notarium und zwei Inſtrumentszeugen (welche leztere von jenen ſieben Teſtamentszeugen, wie Lippis & Tonſoribus bekannten Rechten nach geſchehen darf und kan, von dem Notario prævia ſolemni ſubrequiſitione genommen werden) um ein ſolennes Inſtrument darüber zu faſſen, dazu gebrauchet, (und zwar allerſeits reſpective vom verſtorbenen Teſtatore wohl gedachten ſel. Sempronio und dem auch ſchon erwehnten', zum Inſtrument adhibirten Notario re- und ſubre-quirirt, gebethen und erfordert) mich, auswärts rubricirten und ſubſcribirten Imploranten zu ſeinem, des mehrgedachten weyland Sempronius, Univerſalerben, vor ſeinem ſeligen Ende, auf rechtsgültige Art ſolenniter, und durch die bei ſolennen Teſtamenten, nach klarer Vorſchrift der Rechte"

videantur (eine ganze Heerde Geſeze und Doctores)

" erforderliche verba directa, würklich
" nahmhaftig inſtituiret, eingeſezt, er-
" nannt und verordnet hat. So bitte ꝛc.

Wenn ich nicht irre, würde der eben das auf eine erträglichere Art alſo ſagen können:

" Laut copeilich anliegenden Teſtamen-
" ti hat mich der verſtorbene Sempronius
" vor 7. erbetenen Zeugen zu ſeinem Er-
" ben ernennet. Das Originale dieſes
" gültigen Teſtamens halte ich zur Pro-
" duction bereit, und bitte ꝛc.

Man ſagt hier alles daſſelbige, und verſteht es eben ſo gut. Man kan des Gottſcheds Redekunſt ſich hierbei gut zu Nuze machen, und ich wünſche, daß die Eſtorſche Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juriſtiſchen Schreibart fortgeſezt werden möge. Den Teutſchen Geſellſchaften haben wir ungemein vieles zu danken.

Man mus Anzüglichkeiten vermeiden. Es iſt niederträchtig, und wider die Ehre des Richters und ſeiner ſelbſt, einander gerichtlich herunter zu machen. Der Vortrag wird verdächtig. Geſezt, daß man auch wizig ſchilt, und die Leſer darüber lachen, ſo iſt es eben nicht die rühmlichſte Perſon, die das Publicum zum Lachen bewegt. Was geſchrieben, bleibt. Man kan es nicht zurük nehmen. Uberdem ſchreibe ich auch zur Uberzeugung des Gegentheils. Den mus ich einnehmen, und nicht erbittern. Ich verwerfe nicht eine muntere Schreibart. Sie macht den Leſer aufmerkſam, aber man kan auch mit Anſtändigkeit ſpotten, ohne Bitterkeit. Wo das Feuer der Jugend noch zu ſtark würkt, da hält es ſchwer, nicht ſatyriſch zu ſchreiben. Oft ſcheint es nothwendig

De vanger l'humble Vertu, de la Richeſſe altiere,
Et l'honnête homme a pié, du Taquin en litiere.

Aber die Jahre, Erinnerungen, Verweiſe, Widerwärtigkeiten dämpfen dieſe Hize. Oft haben wir auch zu viel Eigenliebe. Wir können keinen Widerſpruch leiden. Wir wollen allein weiſe und gerecht ſeyn. Wir ſehen alle als Chicaneurs an, und unſer Herz allein iſt der Tempel der Gerechtigkeit. Allein man wird auf ſolche Art am erſten betrogen. Unſer Hochmuth läſt uns juſt ſelbſt in dieſe Laſter fallen. Wie ſehr handeln wir wider das Recht, von jederman das beſte zu glauben? Wie vergnügt könten wir mit einander leben, wenn wir mehr Menſchenliebe hegten. Wir können den Unterdrükten helfen, ohne andere zu drüken. Wir können die Unſchuld vertheidigen, ohne ſelbſt in Vergehungen zu fallen; und wenn unſere Gegner ſich vergehen, ſo kan uns die Grosmuth und Menſchenliebe die alleredelſte Rache verſchaffen.

Hingegen mus man ſich hüten, zu viel zu ſcherzen. Es iſt wider die Achtung des Richters, und wo zu viel Scherz iſt, vergiſt man mit dem Lachen das Ernſthafte. Man will überzeugen, und nicht zum Lachen bewegen.

Fragweiſe zu ſchreiben iſt wider die Ehrfurcht des Richters. Ich darf meines gleichen eher fragen, als meine Obern. Es ſchikt ſich nicht, und dem Richter kommt es zu, zu fragen, aber nicht den Partheien.

Man mus nicht zu oratoriſch ſchreiben. Wir ſind nicht in den Zeiten und an den Oertern, wo die Richter mit oratoriſchen Kunſtſtüken gefangen werden können. Eine Rede kan leichter angehöret, als geleſen werden. Beim Herſagen, ſonderlich wenn es mit Geſchiklichkeit verrichtet wird, hat eine Rede viel Kraft, die ſie auf dem Papier verliehret. Ich habe Schriften geſehen, die nach aller Kunſt redeten. Es war von Zärtlichkeiten in ſolchen Ausdrüken geſchrieben, daß der beſte Roman davon ſchön geworden ſeyn würde. Allein in Gerichten ſchiken ſich ſolche Liebesbriefe nicht, und es fällt ins Lächerliche, weñ man zärtlicher denkt, als der bäuriſche Client begreifen kan.

In Widerlegung anderer Gründe mus man dieſelben getreulich und in ihrer Stärke vortragen. Dieſe Redlichkeit macht dem Leſer ſchon ein Vorurtheil von unſerm Vortrage, und wir überſehen deſto weniger etwas, ſo ihn überzeugen könte.

Groſſe Schriften mus man abtheilen, ſonſt verliehrt der Leſer den Zuſam̃enhang, und bricht am unrechten Orte ab. Dahingegen er bei jeder Abtheilung etwas in ſeinem Zuſammenhange einnehmen kan.

Die Einmiſchung fremder Sprachen kömt ſchon aus der Mode, daß ich alſo davon nicht viel zu ſagen habe, indeſſen iſt es nicht unrecht, was ſich beſſer und nachdrüklicher lateiniſch ſagen läſt, alſo lieber zu ſagen, als etwas im gezwungenen Uberſezen zu verliehren.

Man ſchreibt nicht an einerlei Richter. Daher mus man ſich nach den Leſern richten. Es würde ſich nicht ſchiken, an einen geringen Unterrichter zu ſchreiben: ich bitte demüthigſt, mir die Gnade zu erzeigen, und mir dero hohen Schuz angedeien zu laſſen; und man würde ſich zu viel heraus nehmen, wenn man an ein hohes Gericht ſchriebe: ich verſehe mich alſo zu ihnen, daß ſie nicht ermangeln werden, mich zu ſchüzen. Einem Richter, der nicht viel Einſichten hat, thue ich wohl, die Rechte vorzutragen. Es iſt dabei ein unſchuldiger Grif, wenn ich ſeinen Tröſter kenne, ſolchen zu allegiren; hingegen einem Richter, der Einſichten hat, Unterricht zu geben, iſt eine überflüſſige Arbeit.

Man mus ſich befleiſſigen, feurig zu ſchreiben, und den Poeten nachahmen in dem, was ſie wunderbar nennen. Es geſchicht am beſten in kurzen Säzen. Man geht mit der Stärke heraus, und ſagt, was man will, mit Nachdruk. Es läſt ſich nicht durch Regeln lernen, aber wol durch Leſung feuriger Schriftſteller. Es gehört hierzu ein Geiſt eines Luthers und ſolcher Männer. Einem jeden iſt es nicht gegeben. Die Franzoſen nennen es einen Eſprit createur. Der bindet ſich an nichts, und läſt ſich keine Wahrheit verſchlieſſen, er tritt den gröſten Lehrern auf die Schultern, und ſiehet, ſo weit es nur möglich, mit eignen Augen. Er dringt, wie ein Bliz, durch, und redet Donnerworte. Aber die Sachen müſſen darnach ſeyn, ſonſt fällt es ins Don Quixottiſche. Man mus abbrechen, wenn man merkt, daß man matt wird. Eine einzige ſchlechte Stelle kan eine ſchöne Schrift beſchimpfen.

So viel möglich, mus man in der Anwendung die Worte der Geſeze beibehalten. Man fehlet deſto weniger in der Anwendung, und ſiehet deſto eher, ob man es recht trift.

Vor allen Dingen mus man bei Hauptſchriften eine tüchtige Sacherzehlung voran ſezen. Ich geſtehe gerne, daß deren Verfertigung ein Meiſterſtük iſt. Es wird dadurch oft die ganze Sache gewonnen. Es mus da alles ordentlich und deutlich geſagt werden. Die Wahrheit braucht keiner groſſen Auszierung, ſondern ſie zeigt ſich am beſten ohne Schminke. Sie kömmt doch endlich heraus. So viel möglich, mus man alles, ſo weit es die Klugheit leidet, und man ſich nichts vergiebt, beweiſen.

Für unnüzen Allegatis mus man ſich hüten. Man mus ſich gewöhnen, blos zuverläſſige und kurze Allegata, wo es nöthig, zu machen. Ich habe gewiſſe Schriftſteller, deren Allegata ich allemal nachſchlage, weil ich weis, daß ſie gut ſind, und mehrentheils was merkwürdiges haben. Dabei mus man ſich hüten, Allegata ohne Nachſchlagen auszuſchreiben. Denn oft beweiſen ſie das Gegentheil deſſen, was ſie beweiſen ſollen. Am ſicherſten und beſten iſt es, Geſeze anzuführen. Man gehe nur fleiſſig in die Quellen ſelbſt, man wird mehr darin finden, als in den ſich ausſchreibenden Rechtsgelehrten. Es iſt ohnedem unſer gewöhnlicher Fehler, daß wir wenig eigene Gedanken haben, ſondern uns immer mit anderer Leute Anmerkungen behelfen. Ich beſize ein Manuſcript eines mir noch unbekannten, dem Anſcheine nach gelehrten JCti, ich vermuthe faſt, Philippi Matthæi, ad Inſtitutiones, welcher unter andern prolegomenis ſagt, nachdem er lectionem textus recommendiret hat: Quod ſi occurrat difficilis aliqua & intricata juris materia, quæ interpretem neceſſario requirat, hic velim ſtudioſum ad Jurisconſultorum Gallorum lucubrationes recurrere: illi lectorem tot opinionum fluctibus & allegationum plauſtris non ſatigant, neque quæſtiones tam ſupervacuas & impertinentes inculcant, ſed veræ & politioris doctrinæ copia exornati, puriori ac elegantiori ſtilo leges interpretantur, & ea quæ in his ſecum pugnare videntur, multo felicius conciliant: tales ſunt, qui primi jurisprudentiam reſtaurarunt & in jure civili latine nemlich (gut Latein) ſcribere cœperunt, Alciatus, Zaſius, Duarenus, Baro, Coraſius, Coſtalius, Contius, & qui adhuc noſtra ætate florent, Hotomannus, Cuiacius, Donellus, & inter Germanos JCtorum princeps, præceptor Matthæus Weſenbecius. Nam inter omnes qui noſtra memoria juris civilis doctrinam tractare methodo cœperunt &c. Es würde zu weitläuftig ſeyn, alles herzuſezen. Dieſem füge noch bei, daß man die Holländer beſonders nachſehen müſſe, a) verſtehen ſie die Critic, b) ſind ſie ordinair ſtark im jure civili, c) haben ſie gute Bibliothequen, und ſchreiben d) nicht ſo ums Brod, wie wir. Sie werden aber auch beſſer bezahlt; denn wo an manchen Orten kaum Groſchens gut geheiſſen werden, zahlt man dert Ducaten, und taxirt artes liberales ſo nicht, wie Brod und Fleiſch, und Schuſter- und Schneiderarbeit, ſondern läſt mercaturam liberarum artium frei, wie andere Commercia, wo man niemanden die Waare aufdringet, e) helfen ſie einander mit Subſidiis und Collectaneis aus, da wir hingegen unſere Reitpferde verſtohlen reiten, und hie und da etwa was wegfaſſen, wie die Tartarn.

Beim Schluſſe iſt es gut, alle, oder doch die Hauptgründe *verbens* zu wiederholen. Zu dem Ende iſt es ſehr nüzlich, fleiſſig die Urtheile ſolcher Tribunale zu leſen, welche Entſcheidungsgründe einzurüken pflegen. Die ſind von vielen groſſen Männern geprüft, welche die kräftigſten nur beibehalten. Man lernt es ihnen, wo nicht gleich thun, dennoch nachmachen, und der Leſer wird dadurch gleichſam auf einen Blik aller Gründe erinnert.

Die Bitte mus man vollſtändig machen. Man erleichtert es dadurch dem Richter, und es wird deſto weniger, was man mit Recht zu fordern hat, überſehen. Es haben mir Richter ſelbſt geſagt, daß es ihnen ganz leicht falle, auf einiger Schriftſteller, die ſich deſſen befleiſſigen, ihre Bitten zu erkennen, denn ſie dürften nur deren Inhalt prüfen, und hätten nicht nöthig, es lange zuſammen zu ſuchen. Es iſt freilich ſo leicht nicht, und viele bitten, wie die Kinder Zebedäi. Aber man mus ſich darauf befleiſigen, und iſt hernach bei vorkommenden gleichen Fällen deſto leichter. Auf die Formularbücher, oder Compendia, ſo dazu Anleitung geben, mus man ſich nicht verlaſſen. Solche Leute, die denen nachbeten, ſind gut in Portugall, wo die Notarii am Markte ſizen, und allerlei Inſtrumenta verkaufen, in welchen die Namen der Contrahenten offen ſtehen: und hinein geſchrieben werden können. Da kan man auch gleich Formulas libellorum & exceptionum &c. dazu machen, ſo können ehrliche Leute die Contracte, mit allen darauf folgenden Chicanen, complet kaufen. Wenigſtens iſt es ein Ausgeben, und dürfen ſich nicht nach und nach ausſaugen laſſen. Hingegen geben die Formulæ Briſſonii, und die Geſeze das beſte Licht hierin. Was das Jus Civile anbetrift, iſt der unvergleichliche Härhoelt hierin faſt nicht zu entbehren.

Was man aufgeſezt hat, mus man fleiſſig prüfen und ausbeſſern, auch, wenn man es haben kan, andern zur Beurtheilung vorlegen. Die Schriften der alten Römer ſind daher verewigt. Sie ſchrieben nicht, wie die mehreſten heut zu Tage thun, nur ſo hin. Sie wendeten viele Jahre aufs prüfen. Sie bathen ganze Geſellſchaften, denen ſie es zur Beurtheilung vorlaſen. Sie laſen es oft dem Volke öffentlich vor. Ich ſehe nun zwar wol, daß man ſo viel Zeit nicht auf Schriften, wovon hier die Rede iſt, wenden kan. Allein man ſpare es nicht immer, bis auf die lezt. Wir haben lange Friſten, die uns Zeit genug geben. Man mus ſich auch nicht in ſeiner Arbeit zu ſehr verblenden, ſondern was nicht nuzt, zerreiſſen, und es neu machen. Es kömmt vor ſo vieler Augen, und bleibt bis auf die Nachkommen. Wie glüklich würden wir ſeyn, wenn nicht der Handwerksneid, da wir doch alle, wenn wir treu und fleiſſig ſeyn wollen, fehlen können, unter uns herrſchte? Wir würden gemeinſchaftlich einer des andern Arbeit leſen, beurtheilen und verbeſſern. Wie ſehr würden wir der Ehre unſrer Schriftſteller aufhelfen? Allein es ſind vergebliche Wünſche, wo die meiſten nur aufs Geld ſehen, und aus Gewinnſucht ſich und ihre Arbeit niederträchtig machen. Wir gelten auch dafür nach unſerm Werthe. Wir dürfen nicht befürchten, daß unſere Schriften bei den Nachkommen den Reden des Ciceronis, Quintiliani und anderer ewigen Vorgänger an die Seite kommen werden, ſo lange wir nach Bogens ſchreiben. Wir ſind alſo ſelbſt Schuld, wenn uns der Verdienſt nach Bogens abgemeſſen wird. Wir würden ein beſſeres Schikſal hoffen können, wenn wir den Römern das männliche, den Franzoſen das angenehme und reizende, den Spaniern das tiefſinnige und feine, und den Engeländern das feurige und wunderbare ablerneten.

Verzeichnis einiger nüzlichen Mittel wider die Kornwürmer und andere Inſekten auf den Getraideböden.

Horat.

- - - Id quod
Aeque pauperibus prodeit, locupletibus æque,
Aeque neglectum pueris ſenibusque nocebit.

Die Kornwürmer haben einen Naturfehler an ſich, daß ſie das Rütteln und die ſtarke Bewegung nicht vertragen können; die bittern und ſcharfen Sachen ſind ihnen ihrer Natur nach zuwider und ſchädlich, und auf dieſen beiden Beobachtungen beruhet die ganze Kunſt, ſie zu vertreiben. Wüſte man eben ſo genau, wo und durch welche Mittel ſie am leichteſten entſtehen, und zur Wirklichkeit gebracht werden, ſo könnte man ſich auch im Voraus gegen ihre Ankunft beſchüzen, und daher thun die Naturforſcher ſehr wohl, daß ſie in dieſer Sache fleiſſig Unterſuchungen anſtellen.

In den Schriften der Franzöſiſchen Akademie findet man ein Beiſpiel aufgezeichnet, daß in der Citadelle zu Mez in einem Kornmagazine einſtmals Getraide aufgeſchüttet, und hernach vergeſſen worden, ſo daß das Korn daſelbſt hundert und dreiſſig Jahre liegen geblieben. Als man nun im Jahr 1707. das Magazin eröfnete, befand man das Getraide noch ſo gut und unverſehrt, daß man ſchönes Brod davon gebaken, welches damals ſelbſt der König, der Dauphin und verſchiedene Marſchälle von Frankreich, um ſeiner Seltenheit willen, gekoſtet haben, als ſie eben durch Mez hindurch reiſeten. (*) Man ſieht hieraus; daß das Korn lange Zeit gut erhalten werden kan, und daß es Vorſichtigkeiten geben müſſe, welche man nur anwenden dürfte, um es gegen die Verheerung der Würmer zu beſchüzen. Dieſe Vorſichtigkeiten und die Mittel zur Verhütung und Ausrottung der Kornwürmer müſſen durch genau angeſtellte Verſuche und Beobachtungen entdekt werden. Wir haben uns vorgeſezt, unſern Leſern eine Verzeichnis ſolcher Regeln und Mittel hier vorzulegen, damit ein jeder unter der Menge wählen könne, was ihm am beſten ſcheint. Es iſt nur ſo viel im Voraus dabei zu erinnern, daß wir hier keine andere, als

ſolche

(*) Mem. de l'Ac. R. des Sc. 1708. S. 65.

ſolche Regeln und Mittel an die Hand geben wollen, die durch wirklich angeſtellte Verſuche beſtätiget, und für gut befunden worden ſind. So beſchwerlich eine Arbeit von dieſer Art demjenigen ſeyn mus, der dieſe Sammlung aus ſo mancherlei Schriften und Aufſäzen zuſam̃enſuchen ſoll; ſo nüzlich hoft man doch hierdurch dieſe Abhandl. dem Publico zu machen, indem man die Hauswirthe der Nothwendigkeit überhebt, mit ſolchen Mitteln allein zufrieden zu ſeyn, die in dieſem oder jenem Buche ſtehen, das ſie etwan in Händen haben, und alles übrige unverſucht zu laſſen, was in andern, beſonders in den Schriften der Ausländer, davon aufgezeichnet zu finden iſt. Man findet in den Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris einige ſchöne Regeln, wie das Getraide, welches man unverſehrt aufbehalten will, zu dieſem Endzweke vorbereitet werden müſſe. (*) Die erſte und vornehmſte Regel beruhet darauf, daß man daſſelbe zuvor wohl troknen laſſe, und es recht reinlich halte. In dem Unterrichte, welchen die Königliche und Churfürſtliche Kammer in Hannover, im Januario 1747. wegen Erhaltung des geſollerten Korns, für den ſchwarzen und weiſſen Wurm ausgehen laſſen, (**) wird die Verabſaumung dieſer beiden Stüke als die vornehmſte Urſach des Wurms im Getraide angegeben: denn man hat bemerkt, daß er ſich gern einzufinden pflegt, wenn die Böden dem Regen ſo ausgeſezt ſind, daß die Früchte und der Boden zuweilen befeuchtet werden, wenn ſich das Korn aus Mangel genugſamer Umſtechung erhizet, welches am meiſten davon herrühret, wenn es nicht troken genug aufgeſchüttet worden, und wenn die Böden vom Staube und Unreinigkeiten nicht genug geſäubert werden. Sollte man aber gezwungen ſeyn, die Früchte an einem etwas feuchten Orte aufzuſchütten, ſo thäte man beſſer, es in den Aehren zu laſſen, weil dieſe es doch noch mehr vor der Feuchtigkeit ſchüzen. Einige Bauren haben die Gewohnheit, daß ſie ihr Getraide weder worffen noch ſäubern: allein ſie ſchütten es, mit der Spreu vermiſcht, auf, und haben dabei den Vortheil, daß es ſich lange ſo hält, ohne umgearbeitet werden zu dürfen.

Auf die Anlage des Kornbodens ſelbſt kommt ſehr vieles an. Vitruvius giebt den Rath, den höchſten Ort des Hauſes dazu zu erwählen, und die Fenſter gegen Norden oder Oſten zu machen, damit die warmen und feuchten Winde davon abgehalten werden. Es müſſen Laden angebracht werden, um friſche Luft auf den Boden laſſen zu können. Die Boden müſſen nicht zu niedrig ſeyn, und die ſüdlichen Fenſter müſſen bei feuchtem oder heiſſem Winde verſchloſſen werden. Der Fusboden wird am beſten von Brettern gemacht; er mus aber rings herum ſo veſte ſeyn, daß kein Korn in Winkeln und Rizen zerſtreut werden und liegen bleiben kan, weil ſonſt der Wurm darinn leicht zur Brüte kommt. Man mus ihn beſtändig beeſenrein halten, und die Fenſter jederzeit ſo eröfnen, daß weder Regen, Schnee, noch die Sonnenſtrahlen auf das Getraide fallen können. Die Getraidehaufen müſſen nicht über zwei bis dritthalb Fus hoch, und wenigſtens einen Fus breit von der Wand aufgeſchüttet werden. Im Sommer, vom April bis September, müſſen die Früchte wöchentlich zweimal, in den übrigen Monaten aber nur wöchentlich einmal tüchtig umgeſtochen, und ſodann die Böden rein gefeget werden; ſo iſt es unmöglich, daß eine Zubrütung von irgend einem Wurme geſchehen könne. Will man das Getraide viele Jahre aufbehalten, ſo kan man im andern Jahre daſſelbe nur alle vierzehn Tage, nachher

---

(*) Hiſt. de l'Acad. 1710. S. 61.

(**) S. des Hamb. Magaz. 1. B. 3. St. 4. Art. S. 301.

nur alle Monate umſtechen, ſo kan es hernach vom dritten Jahre an, ohne angerührt zu werden, liegen bleiben, ſo lange mans verlangt. Eine zur Erhaltung des Korns ſehr dienliche Sache iſt die Rinde, welche ſich in unterirdiſchen Magazinen über die Fruchthaufen her anleget. Sie iſt ohngefähr anderthalb Finger dik, und entſteht von dem fliegenden Staube, der mit der Feuchtigkeit der Luft in eine ſo harte Rinde zuſammen wächſt, daß man zuweilen drüber hin gehen kan, ohne ſie durchzutreten. Dieſe Art von Magazinen und Rinden iſt in den Gegenden um Mez ſehr im Gebrauche, wo man das Getraide ganzer hundert Jahr unbeſchädigt aufbehält, und man iſt daſelbſt von dem Nuzen dieſer Rinde ſo ſehr überzeugt, daß ſie die Einwohner ſelbſt vom Kalk machen, den ſie in Form des Pulvers über das Getraide herſtreuen und benezen, damit eine veſte Rinde draus wird. Die Früchte wachſen zwar allemal aus, und treiben einen Stengel, der aber im nächſten Winter wieder abſtirbt. Nachhero ſieht man nicht weiter darnach, als bis man das Korn zum Gebrauche nöthig hat. Doch aber mus daſſelbe vorher zwei Jahr auf die vorhin beſchriebene Art umgearbeitet worden ſeyn, ehe man es alſo einſchlieſſet. Auf dieſe Weiſe hat man hin und wieder viele Höhlen voll Korn gefunden, davon niemand das geringſte gewuſt hat, und das ſehr ſchönes Brod gegeben hat. Wenn man das Getraide auf den Kornböden ſo bearbeitet, wie oben angezeigt worden, ſo kan man, ohne andere Hülfsmittel nöthig zu haben, verſichert ſeyn, daß der Wurm das Korn nicht weiter anfreſſen, noch länger als ein Jahr leben könne, wenn nur die Früchte, worinn er ſich aufhält, um den zweiten Tag tüchtig umgeſtochen werden, welche ſtarke Bewegung ihm ſo zuwider iſt, daß er ſich völlig verkriechet, und zulezt tod gefunden wird. Daher dringet der Pater Languet ſo ſehr darauf, daß man das Korn beim Umſtechen fein hoch in die Luft und bogenweiſe werfen ſoll. (*) Um die ſchon vorhandenen Würmer zu verhindern, damit ſie das Korn nicht weiter ausfreſſen, mus man alles Korn mit einer Kornrolle tüchtig ſäubern, und das zur Seite herausfallende leichte und ausgefreſſene Korn, auch die hinten wegfallende Spreu und Würmer vorſichtig zuſammenfegen, oder ſie, wie Herr Möller anräth, in einen untergeſezten Keſſel mit Waſſer fallen laſſen, und die Operation mehrmalen wiederholen, weil die andernmale, wenn der meiſte Staub weg iſt, gemeiniglich mehr Würmer hindurch fallen, als das erſtemal. (**) Mit dieſem Fricaſſee kan man hernach den Schweinen dienen. Das reine Korn mus hierauf zwei bis drei Wochen täglich umgeſtochen und nachgeſehen werden, auf welche Seite ſich der Wurm herausziehe, damit man ihm aufpaſſen, und in den Keſſel werfen kan. Zu Ende des Merz und April, wenn die Wärme wieder zunimmt, findet ſich der Wurm von neuem im Korne ein, und daher mus man das Umſtechen verdoppeln, ſo thut er doch keinen Schaden, ob er gleich die Käufer, die ihn darinn erbliken, abſchrekt. Bei dem weiſſen Wurme iſt, auſſer dieſen Regeln, noch zu beobachten, daß man das oberſte vom Haufen, einer Hand dike, mit Mollen behutſam herunter nehme, allein ſchütte, und mit kurz abgehakten Beſen tüchtig zerſtoſſe und zerreibe, oder, wenn die Seide das Korn zuſam̄engehängt hat, den ganzen Haufen dünne auseinanderſteche, und mit ein paar Beſen die Klümpe ſo zerreibe, daß ſie auseinander gehen. Hierauf bringt man das Korn über die Rolle, läſt es ganz dünne überlaufen, und zerreibt es, beim Herabfallen, nochmals mit dem Beſen; ſo ſondert ſich das Unreine völlig ab. Kühle durchſtreichende Luft auf den Böden, das öftere Umſte-

chen

(*) Journ. Oeconom. Maj. 1751. Art. 4.

(**) S. Leipz. Samml. 4 B. St. 41. Art. 1. S. 401. 402.

chen des Korns und die Reinhaltung deſſelben ſind alſo die erſten, die ſicherſten, die zuverläſſigſten Mittel wider den Kornwurm, wobei man alle andere entbehren kan.

Was iſt es aber alſo nöthig, ſich um viele Recepte wider dieſe Würmer zu bekümmern, da ſie eine überflüſſige Sache ſind, die noch dazu öfters nicht wenig Geld koſtet? Laſſet uns, um dieſen Einwurf zu beantworten, die Sache auf das genaueſte überlegen. Das Umſtechen des Korns, das Reinhalten des Boden, und die beſtändige friſche Luft thun den Würmern weiter nichts, als daß ſie ihre Erzeugung und Fortpflanzung an einem ſolchen Orte verhindern, und die ſchon vorhandenen in ihren Magazinen durch das Erdbeben ſo ungeduldig machen, daß ſie davon laufen. Das Mittel, das Korn über die Fege laufen zu laſſen, und die durchfallenden Würmer in Waſſer zu ſammlen, iſt unter allen, die bisher angeführt worden ſind, das einzige, welches auf die Ausrottung der gegenwärtigen Würmer zielet. Es iſt zu dieſem Endzweke ſehr geſchikt: aber man hat auch noch andere Mittel, die dazu eben ſo geſchikt ſind, und einem Hauswirthe mus allerdings daran liegen, viel ſolche Mittel zu wiſſen, theils um ſich ſelbſt in vorkommenden Fällen auf mehr als eine Art, und wie es die Gelegenheit am beſten leiden will, zu rathen zu wiſſen, theils auch andern damit an die Hand zu gehen, oder die ihrigen zu beurtheilen. Dieſes überredet uns, daß es nüzlich und vielen nicht unangenehm ſeyn könne, eine Verzeichnis der vornehmſten ſolcher Mittel hier anzuführen. In den Schriften der Pariſer Akademie wird ein Decoct von wilden Kukumern zum Anſtriche der Böden geprieſen. Einige ſtreuen Blätter von Granaten, Origanum und Wermuth auf und um die Kornhaufen; und noch andere rathen, als das beſte Mittel, das Getraide, worinn der Wurm iſt, an der Sonne auszubreiten, damit das Inſekt aufplaze, und es hernach durchzuſieben. (*) In Abſicht des Anſtreichens hat zwar Herr Möller überhaupt den Einwurf gemacht, (**) daß dieſes die Würmer, weil ſie ſich in den Körnern ſelbſt aufhalten und verwandeln, wenig beunruhigen könne: allein es iſt nicht ſowohl um die junge Brut zu verhindern, daß man die Wände und den Boden rings umher anſtreicht, als vielmehr, damit die von dem Umſtechen beunruhigte Würmer nicht, wenn ſie davon laufen, in die Rizen und Winkel kriechen, und ſich daſelbſt aufhalten mögen, bis beſſere Zeiten kommen, ja auch daß ſie der Geruch, der ſich von dem Anſtriche ausbreitet, töden möge. Zu dieſem Endzweke iſt freilich das Vitriolwaſſer, welches die entdekte Gruft natürlicher Geheimniſſe vorſchlägt, zum Anſtriche nicht ſonderlich zu gebrauchen: allein es giebt andere Mittel, die einen weit ſtärkern Geruch haben. Ich rechne hierhin vornämlich das Mittel des P. Languet, welcher verſichert, daß es blos durch ſeinen Geruch, als man die Kräuter im Hofe eines gewiſſen Hauſes gekocht hat, alle Wanzen und Fliegen im Hauſe vertrieben habe. Wofern dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo wird damit zugleich ein anderer ſehr vernünftiger Einwurf des Herrn Möllers gehoben, daß man den Würmern den ihnen tödlichen Geruch, blos durchs Anſtreichen, nicht ſo ſtark beibringen könne, als nöthig iſt, um ſie damit zu vertreiben, weshalb er den Rath giebt, auf dem Boden einen Verſchlag von Brettern zu machen, das Korn hinein zu ſchütten, mit ſolchen Blättern und Mitteln zu vermiſchen, die die Würmer töden, und den Kaſten wohl zu verſchlieſſen, damit die Würmer das Gift deſto gewiſſer empfangen mögen. (***) Das Mittel des P. Languet iſt dieſes: Man

---

(*) Hiſt. de l'Acad. 1710. S. 61. u. f.

(**) Leipz. Samml, 4. B. 41. St. 1. Art. 400 S.

(***) Leipz. Samml. 4. B. 41. St. S. 404. u. f.

nehme von friſcher Raute und Sevenkraut, von jedem zwei Hände voll, Rheinfarn, kleine Baſilien, groſſe und kleine Salbey, Peterſilgenkraut and Wurzel, von jedem eine Hand voll, und zwei Hände voll Lauchgrün; dieſes hake und ſtampfe man klein, und koche es mit neun Pinten (Pariſer Maas) Miſtlaake, drüke es durch, und ſchütte zu dem Safte vier Pinten ſcharfen Eſſig, und beſtreiche damit ſowohl die Seiten, als den Fusboden rings umher, vier Zoll breit; aber nicht den ganzen Umfang des Kornbodens, weil ſonſt das Getraide den Geruch davon annehmen würde. Dieſes wiederhole man nach zehn Tagen, und laſſe währender Zeit die Fenſterladen, ſo viel als möglich, verſchloſſen, und ſteche das Korn fleiſſig um, daß die Würmer davon laufen, und in der angeſtekten Luft umkommen müſſen. Die Flüchtlinge müſſen wohl geſammlet und getödet werden, und damit die Uberbliebenen nicht bei Gelegenheit wieder zum Haufen zurük kehren; ſo ſeze man Bretter, die von auſſen eben ſo angeſtrichen ſind, rings herum auf die ſchmale Seite, und auſſerhalb derſelben und um die Haufen herum kleine Häuflein von dem ausgekochten und ausgedrüktē Marke dieſer Kräuter. (*) Dieſes Mittel hat in der Erfahrung vortrefliche Dienſte geleiſtet, und verdienet vor allen andern zuerſt verſucht zu werden. Wir wollen aber auch andere nicht vorbeigehen, denen man nicht geringe Lobſprüche gemacht hat. Ovidius Montalbanus verſichert, wenn man ein Brett von einem Speirapfelbaume in einen Kornhaufen ſtekte, daß alle Arten von Inſekten daraus verjagt würden. (**) Döbel hat in ſeinem Hausvater nichts, als das Vitriolwaſſer zum Beſprengen der Böden, wiewohl der Rath heilſam iſt, den er giebt, ſich zu hüten, daß man nicht vom Wurm angefreſſenes Getraide auf einen noch reinen Boden bringe, weil ſich die Würmer gar zu leicht einniſteln. (*) Der D. Kerger glaubt im Birkenſafte das Mittel wider die Kornwürmer gefunden zu haben. Daher giebt er den Rath, die Böden, ehe Getraide drauf aufgeſchüttet wird, mit friſchen und noch grünen birkenen Beſen ſehr ſcharf und lange zu kehren, bis die Beſen ſtumpf und ganz abgenüzt werden. (**) Ein ungenannter Freund der gemeinen Wohlfahrt hat ein Mittel wider die weiſſen Würmer bekannt gemacht, (***) welches aber vermuthlich wider alle andere Inſekten gebraucht werdē kan. Er hatte eine unzählbare Menge ſolcher Würmer in ſeinem Korne, und hatte alle Mittel vergeblich verſucht. Einſtmals lies er von ohngefähr eine Menge von einer gewiſſen Art Pflanzen auf den Kornboden bringen, die ſich daſelbſt erhizten, und einen ganz unausſtehlichen Geſtank verurſachten. Hievon verſchwanden alle ſeine Würmer. Er wiederholte den Verſuch bei anderm Getraide, ſeine Nachbarn lernten das Geheimnis von ihm, und ſie ſind ſeit der Zeit alle von den Würmern befreiet worden. Er nennt dieſe Pflanze Nummaria; (nicht Nummularia, die zuſammenziehend iſt.) Er hält ſie für eine Gattung der Burſa Paſtoris, und ob er ſich gleich nicht unterſteht, ſie zu der groſſen Art derſelben zu rechnen, ſo iſt ſie doch der länglichten Burſa Paſtoris minor noch weniger ähnlich. Man kan dieſe

Pflanze

(*) Dieſes Mittel iſt im Journ. Oeconom. Maj. 1751. Art. 4. umſtändlich beſchrieben. Der ganze Aufſaz wird in einem der folgenden Stüke des Hamb. Magazins überſezt erſcheinen.

(**) Aldrovand. Dendrolog. ab Ovid. Montalbano. it. Journ. des Sçav. 1668. Nov. S. 423.

(*) S. Döbels geſchikten Hausvater. S. 38. 39.

(**) S. der Bresl. Natur- u. Kunſtgeſch. des Ausz. 2. Th. S. 81. 82.

(***) Im Journ. Oeconomique. Mars 1751. Art. I. wo die ausführlichere Beſchreibung der Pflanze zu finden iſt.

Pflanze um die Haufen herumlegen, und mit den Füſſen zerquetſchen, damit ihr häufiges Oehl ſeinen Geſtank von ſich giebt. Alle Theile dieſer Pflanze thun eben die Wirkung, als die ganze Pflanze zuſammengenommen. Der Verfaſſer hat ſie einſtmals in Miſtlaake kochen, und den Boden, wo das Getraide zuvor gelegen hatte, wie auch die Gegend umher damit anfeuchten, und wieder troknen laſſen. Als nun nach der Zeit daſſelbige Korn wieder auf dieſelbe Stelle geſchüttet wurde, ſo verſchwanden die Würmer. Man ſieht niemals eine Raupe auf den Blättern dieſer Pflanze, daher zu hoffen iſt, daß ſie auch andern Inſekten, z. E. den ſchwarzen Würmern, Wandläuſen, Erdflöhen, Holzwürmern u. ſ. w. zuwider ſeyn werde. Man kan dieſes Mittel gar leicht ſo behutſam gebrauchen, daß das Korn den Geruch davon nicht annimmt, und weil der Erfinder nicht die geringſte Sorge angewendet hat, die Würmer auf ihrer Flucht zu tödten, ſo iſt zu vermuthen, daß ihnen das Gift ſtark genug ſeyn müſſe, um ihnen das Leben zu nehmen. Herr Zeiger ſchlägt ein Mittel vor, das er theuer erkauft, aber auch bewährt erfunden hat. (*) Man ſoll nämlich drei Kannen recht ſauren Eſſig, für drei Groſchen Knoblauch, für eben ſo viel Potaſche, und zwei Stük Rindergallen in einem bedekten Gefäſſe kochen, 48. Stunden ſtehen laſſen, und den Schütteboden damit beſprengen. Er lobt auch das Sal Ammoniacum und Alaun mit bittern Kräutern gekocht und beſprenget. Das Terpentin- und Kienöl, ſo er vorſchlägt, hält Herr Kühnhold für koſtbar, und beſonders in der von Herrn Zeiger angegebenen Doſe für unzulänglich. Ein anderer Verfaſſer, der von allen dieſen Methoden nicht vortheilhaft urtheilet, ſchlägt gleichwohl nichts anders als Vitriolwaſſer zum Anſtreichen vor. (*) Wider die Made im Korne räth Herr Zeiger, das Korn mit einem Pinſel zu beſprengen, geſtoſſenen Pfeffer auf die Getraidebanſen zu ſtreuen, und alsdann die Frucht wohl untereinander zu ſtechen. (**) Herr Leopold giebt unter andern ein paar nüzliche Regeln, nämlich keine Getraideböden über Pferde- und Rindviehſtällen anzulegen, weil ſich durch die aufſteigenden warmen Dünſte das Korn leicht erhizt, und die Würmer empfängt; wie auch, ſich mit den Mehlſäken in Acht zu nehmen, weil dieſe, wenn ſie auf reine Böden gebracht werden, dieſelben oft mit den Würmern anſteken. Hierinn iſt der P. Languet eben derſelben Meinung, und beruft ſich deswegen auf betrübte Erfahrungen in Paris. (***) Sonſt verwirft Herr Leopold alles Einſchmieren der Böden und Beſprengen des Korns. Seine Zuflucht ſind die Regeln, die ich zu Anfange dieſes Aufſazes vorgetragen habe. (****) Zur Erläuterung, wie man das Beſprengen des Korns anſtellen müſſe, kan folgendes geprieſene Geheimnis dienen: Man mache eine ſtarke Söhle von Waſſer und Küchenſalz. Das Getraide wird mit der Schaufel lagenweiſe auf dem Boden weiter fortgebracht, und ſo oft eine Lage abgeſchaufelt iſt, mit einem groſſen Maurerquaſt die Söhle ganz dünne darüber geſprenget, und damit, bis alles Getraide herumgebracht iſt, fortgefahren. In den folgenden Tagen wird daſſelbige fleiſſig umgeſchaufelt, und nach Befinden der Nothwendigkeit das Beſprengen auf eben die Art noch ein oder

---

(*) Zeigers Oeconomie des Feldbaues. 6. Th. C. 2. §. 5. u. f.

(*) In den Leipz. Oecon. Samml. 1. B. 3. St. 2. Art. S. 211.

(**) Zeiger Ebend. §. 9. S. 277.

(***) Journ. Oeconom. Maj. 1751. Art. 4.

(****) S. Herrn Leopolds Einl. zur Landwirthſch. S. 82. 83.

ein paarmal wiederholt. (*) Herr Hering giebt zur Verhütung der Kornwürmer drei Regeln, die mit den Beobachtungen anderer übereinkom̃en, und in der Wirthſchaft wohl zu beobachten ſind. Man kan, ſagt er, erſtlich mit fremden Getraide, das man zur Zinſe oder ausgeliehen wieder bekommt; zum andern, durch die Säke der Fuhrleute, darinn zuvor wurmicht Getraide geweſen, und drittens durch eigene Säke, die man ausgeliehen, dergleichen Zuchtvieh auf die Böden bekommen, und mus ſich alſo gegen dieſe drei Fälle klüglich verwahren. Ich will hierbei gedenken, daß der P. Languet den Rath giebt, die Säke fleiſſig auszuwaſchen: denn das bloſſe Ausſtäuben ſcheint nicht hinlänglich zu ſeyn. (**)

Damit ich mit der Erzehlung vieler Arzneimittel, davon ich die beſten ohne Zweifel ſchon alle berührt habe, den Leſern nicht ekelhaft werden möge, ſo will ich nur noch ein paar einzelne hiehergehörige Beobachtungen mit den eigenen Worten ihrer Verfaſſer anführen. Der Herr Paſtor Schmehrſal giebt in ſeiner Abhandlung von der Flachsnahrung (***) den Rath, die geworften Flachsknoten auf den Kornboden zum Troknen zu ſchütten. Von dem Troknen auf den Kornboden, ſagt er, hat man den beſondern Vortheil, daß die geworften Knoten den Kornwurm vertreiben. Wenigſtens kom̃t dieſer denſelben Herbſt nicht, wo die Knoten gelegen haben, denn er kan den ſtarken Geruch nicht vertragen. Eben dieſen Nuzen rühmt Herr Schreber vom Waidte. (*) Man hat bemerkt, ſagt er, daß der Waidt den Kornwürmern zuwider ſey, indem auf ſolchen Kornböden, wo Waidt aufgeſchüttet worden, dieſe übeln Gäſte, ſo zuvor häufig daſelbſt vorhanden geweſen, gänzlich gewichen ſind.

Es giebt gewiſſe Irrthümer, die für Erfahrungen gehalten werden, und von einer Mutter herrühren, die die Gelehrten den Betrug der Urſachen genannt haben. Er beſteht darinn, daß man zu erfahren glaubt, es ſey die eine Wirkung eine Urſache der andern, da man doch blos aus dem Vorurtheile ſchließt, daß von zweien Begebenheiten, die ein oder etlichemal aufeinander folgen, eine die Urſache des andern ſeyn müſſe. Vermuthlich hat dieſer Irrthum ſchon viele Hauswirthe betrogen, daß ſie den Abgang der Würmer gewiſſen angewanden Mitteln zugeſchrieben haben, die doch hierzu nicht die geringſte Kraft beſizen. Daher habe ich mich in gegenwärtigem Verzeichniſſe gehütet, andern als ſolchen Mitteln meinen Beifall zu geben, aus deren Natur und Kräften es wahrſcheinlich wird, daß ſie diejenigen Wirkungen thun können, die man in der Erfahrung von ihnen wahrgenommen haben will. Ich weis in der That nicht, ob folgendes Mittel mit Recht unter die Claſſe der leztern geſezt werden kan. Man beſtreuet die Kornhaufen mit Büchen- oder anderer Holzaſche, doch nicht von Rüſtern, und ſchaufelt hernach das Korn wohl um, damit ſie ſich recht damit vermiſche. Ich weis, daß dieſes Mittel an manchen Orten gebraucht wird; ich weis auch, daß es in groſſen Magazinen iſt angewendet worden, und man hat mich verſichern wollen, daß der Erfolg gut geweſen ſey.

(*) S. der Leipz. Oecon. Samml. 3. B. 27. St. 4. Art. S. 118.

(**) S. Herrn Herings Oecon. Wegweiſer. S. 162.

(***) Dieſe Abhandlung ſteht ſowohl im Hamb. Magazin 8. B. 2. St. 4. Art. 194. S. als auch in den Hannöverſchen Anzeigen, 1751. Im 86. Stük, des 1. B. S. 741.

(*) S. Herrn Schrebers Beſchreibung des Waidtes. 3. Hauptſtük. S. 71. in der zweiten Anmerkung.

Ge=

Gedanken von den Gevatterſchaften.

Ich glaube, daß man viele vernünftige Urſachen habe, ſich über die Misbräuche dieſer Chriſtlichen Gewohnheit zu beſchwehren. Um allen Misdeutungen meiner Gedanken aber vorzubeugen, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß ich wider das Gevatterſtehen überhaupt nicht das geringſte einzuwenden habe. Es iſt allerdings nothwendig, daß bei der feierlichen Aufnahme eines Menſchen in die Chriſtliche Kirche Zeugen vorhanden ſind; und da die Kinderzucht alle mögliche Vorſorge verdient, ſo iſt es ſehr löblich, wenn verſtändige und tugendhafte Perſonen feierlich verſprechen, für die Chriſtliche Erziehung des Täuflings alle mögliche Sorge zu tragen. Ja ich lobe es, wenn ein Vater ſeine guten Freunde und Gönner zu Gevattern bittet, um ſeinem Kinde bei Zeiten Freunde und Gönner zu verſchaffen. Und da man überhaupt kein Sonderling ſeyn, ſondern alle löbliche Gewohnheiten beobachten mus; ſo getraue ich mir jederzeit zu beweiſen, daß diejenigen, welche niemals gerne Gevatter ſtehen, lächerlich und niederträchtig handeln, indem es entweder ſonderbare Köpfe ſind, oder von dem Geize und einem lächerlichen Hochmuthe gar zu ſehr beſeſſen ſind. Wenn ich alles dieſes bei Seite ſeze, ſo wird es mir ohne Zweifel erlaubt ſeyn, mich über manche Sachen aufzuhalten, welche bei dem Gevatterſtehen angetroffen werden. Zuerſt mus ein jeder vernünftiger Menſch zugeſtehen, daß niemand zu einer Gevatterſchaft kan gezwungen werden. Sie iſt als ein Vertrag anzuſehen, und ein Vertrag kan nur mit freiwilliger Einwilligung aller dabei intereſſirten Perſonen geſchloſſen werden. Ich ſage alſo, daß es einem jedweden erlaubt ſey und frei ſtehe, zu ſeinem Kinde Gevattern zu bitten, welche ihm gefällig ſind. Ein Menſch, welcher mich zu Gevattern bittet, muthet mir keine ſchimpfliche und unrechtmäſſige Handlung zu, und er beleidiget mich dadurch, überhaupt davon zu reden, auf keinerlei Weiſe. Was habe ich alſo für Urſach, es ihm übel zu nehmen? Allein die geſunde Vernunft überzeuget mich, daß es auch eines jedweden Gutbefinden anheim geſtellet werden müſſe, die Gevatterſchaft anzunehmen oder nicht. Wenn es alſo eingeführt wäre, daß man erſt nachfragte, ob man die Gevatterſchaft annehmen wolle, und daß man im Fall einer abſchlägigen Antwort es gar nicht übel nähme, oder nicht übel davon ſpräche; ſo glaube ich, daß die meiſten Misbräuche bei dieſer Sache von ſelbſt wegfallen würden. Allein die Sache verhält ſich ganz anders. Die Eltern nehmen ſich die Freiheit, Gevattern zu erwählen, und ſie nehmen es erſtaunlich übel, wenn man es ſich nur merken läſt, man thue es nicht gerne. Man verlangt alſo nicht nur ſchlechterdings, daß man die Gevatterſchaft annehme, ſondern daß man auch recht luſtig darüber ſey, und daß man ſich ſogar eine Ehre und ein Vergnügen daraus mache. Was für Unbilligkeit und Thorheit! Kan man ſich wol vernünftiger Weiſe daraus eine, beſondere Ehre und Vergnügen machen, wenn man von unbekanten und geringen Leuten zu einem Zeugen der geſchehenen Taufe eines Kindes verlangt wird? Dieſes Zeugnis kan ein jeder Holzhauer und Bälgentreter eben ſo gut und rechtsbeſtändig ablegen, als ein jeder vornehmer Mann. Und es iſt einem vernünftigen Menſchen unmöglich, darüber ein beſonders Vergnügen zu empfinden, daß ein Menſch, den er nicht kennet, oder mit welchem er in keiner beſondern Verbindung ſteht, ein Kind gezeuget und zur Welt gebracht hat. Man hat beſondere Zwangsmittel erfunden, einen ehrliebenden Menſchen zu nöthigen, keine Gevatterſchaft auszuſchlagen. Man erlaubt dieſes kaum in den äuſſerſten Nothfällen, und man iſt gar alsdenn ſo unverſchämt, und verlangt, daß man die Gevatterſchaft annehme, und an ſeiner ſtatt jemanden abſchike, der das Werk in unſerm Namen verrichte. Dieſe Zwangsmittel beſtehen vornemlich darinn, daß man von einer Perſon, welche den Gevatterbrief wieder zurükſchikt, aufs ſchlimſte redet. Man verſchreiet ſie als eine hochmüthige und geizige Perſon, und man ſiehet ſie als einen Unchriſten an. Man hält ſich über ſie auf, ja die Mitgevattern ſogar ziehen denjenigen aufs gewaltigſte durch, welcher nicht, wenigſtens um ihrer willen, die Gevatterſchaft angenommen hat. Wer alſo in einer Stadt ſeinen guten Namen erhalten will, der mus wol, wider ſeinen Willen, alle Gevatterbriefe annehmen. Allein es kommt hier nur auf ein wenig Herzhaftigkeit an, um dergleichen unvernünftige Urtheile zu verachten: denn es würde gewis nicht auszuhalten ſeyn, wenn man alles das thun wolte, von deſſen Unterlaſſung die gemeinen und unverſtändigen Leute übel reden und urtheilen. Manche ſind gar ſo abergläubiſch, daß ſie ſich daraus ein Gewiſſen machen, eine Gevatterſchaft auszuſchlagen. Weder das Chriſtenthum noch die geſunde Vernunft verbinden mich, die Sorge für die Kinder eines jedweden Menſchen zu übernehmen, dem es einfällt, mir dieſelben auf den Hals zu bürden. Ich bin vielmehr Chriſtlicher und vernünftiger Weiſe verbunden, mir nicht mehr Verpflichtung aufzubürden, als ich leiſten kan. Wenn man alſo der Sache recht ſcharf nachdenkt, ſo hat man Urſach, ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, wenn man alle Gevatterſchaften annimmt. Wo iſt ein Menſch zu finden, welcher oft hundert und noch mehr Pathen hat, und welcher im Stande ſeyn ſolte, alles das zu halten, was er bei der Taufe ſeiner Pathen ſo feierlich verſprochen hat?

Wenn nur noch allemal die Gevattern aus guten und tugendhaften Bewegungsgründen gewählt würden, ſo lieſſe ſich alles noch entſchuldigen. Allein es iſt nicht zu verantworten, daß ich genöthiget ſeyn ſoll, eine Gevatterſchaft anzunehmen, zu welcher ich aus laſterhaften, thörichten und nichtswürdigen Gründen erwählt werde. Der eine bittet mich zu Gevattern, weil ich mit jederman freundlich umgehe, und er beſorget alſo von mir keine abſchlägige Antwort, der andere, weil er mich ſchon lange in ſein Herz eingeſchloſſen, und ich weis nicht warum; der dritte, weil er ſchon eine Perſon zur Gevatter ausgeſehen, von welcher ich ein guter Freund bin; der vierte, weil er gerne zwiſchen mir und der Jungfer Gevatterin ein Liebesverſtändnis ſtiften will; der fünfte, weil er mir was ſchuldig iſt: denn der Herr Gevatter wird doch wol nicht ſo grob ſeyn, und die Bezahlung dieſer Schuld verlangen; der ſechſte, weil er keine andere Perſon hat ausdenken können; der ſiebente bis zum hunderten, weil er gehört hat, daß ich gut Pathengeld gebe; und ich bin nicht im Stande, alle übrige Gründe anzuführen, um welcher willen die gemeinen Leute ihre Gevattern erwählen. Es kan ſeyn, daß in der vornehmen Welt oft auch dergleichen Thorheiten mit unterlaufen, doch will ich davon nicht reden. Ich rede nur von den gemeinen Leuten, und das poſſierlichſte dabei iſt dieſes, daß ſie allemal verſichern, ſie hätten ein gutes Vertrauen auf uns geſezt, und GOtt habe es ihnen in die Gedanken gegeben, die oder die Perſon zur Pathe ihres Kindes auszuſehen. Ich mus nothwendig bemerken, daß das Pathengeld für viele Perſonen eine groſſe Laſt iſt, und es iſt doch daſſelbe bei den gemeinen Leuten der vornehmſte Bewegungsgrund, warum ſie vornehme Leute zu Gevattern bitten. Wer irgends einigermaſſen in Kunden kommt, der kan leicht jährlich zehn Gevatterſchaften bekommen, und er mus alſo ein halb hundert Thaler auf dieſe auſſerordentliche Ausgabe rechnen. Wie wenige Leute können ohne Laſt ſo viel Geld jährlich weggeben? Kan man es alſo wohl einem tugendhaften und hauswirthlichen Mañ verdenken, wenn er über das gar zu häufige ſige Gevatterſtehen misvergnügt wird; und verbindet ihn nicht die ſo nöthige Tugend der Sparſamkeit, nicht mehr Gevatterſchaften anzunehmen, als er auch in Abſicht auf die Ausgaben und Unkoſten füglich beſtreiten kan? Und das ſind noch nicht einmal alle Unkoſten. Sondern der gemeine Mann verſchaft ſich durch das Gevatterbitten ein Recht, ſeine Kinder bei ihren Pathen betteln zu ſchiken bei verſchiedenen Gelegenheiten. Zu einer gewiſſen Zeit hörte ich an meine Stube klopfen. Als ich dieſelbe eröfnete, ſo ſtand ein Knabe vor der Thür, welcher ein kleines Mädgen an der Hand führte, und welcher, ſo bald er mich ſahe, zu demſelben ſagte: gieb deinem Herrn Pathen die Hand. Ich hatte viele Mühe, mich zu beſinnen, daß dieſes Mädgen meine Pathe war; und ſeit dieſer Begebenheit denke ich allemal an das Wort Pathe, wenn ich zu gewiſſen Zeiten an meine Stubenthüre klopfen höre.

Ich hatte zwar willens, noch weiters meine Vorſchläge mitzutheilen, wie man allen dieſen Misbräuchen abhelfen, und ſonderlich wie man es verhüten könne, daß man gar zu oft zu Gevattern gebeten werde. Ja ich könte noch mehrere Dinge Erwehnung thun, die mit Recht bei den Gevatterſchaften zu misbilligen ſind. Allein dieſe meine Anmerkung iſt ohnehin ſchon ſo lang gerathen.

Von der Phyſiognomia.

Als ich in meiner Jugend allerhand Bücher ſo unter einander las, gerieth ich einſt über einen Phyſiognomiſten mit Kupfern und Riſſen zu menſchlichen Angeſichtern. Die Folge davon war, daß ich einige Tage drauf ausgieng, alle Augen und Naſen auszulegen, die mir in den Weg kamen. Der Tiefſinnige, der Phantaſt, der Schwermüthige, der Held, der Meskünſtler, und der Sonnetmacher, kurz, alle vier Temperamente, alle vier Facultäten, und alle Stände aus der Haustafel waren mir nunmehr, nur in ſo fern merkwürdig, als ſie Geſichtszüge hatten. Ein Mann gewann oder verlohr ſein Anſehen, nicht nach Maasgebung ſeiner Thaten, ſondern ſeiner Bildungen; und es war zum Exempel für ein Frauenzimmer ſchon ein Umſtand von Wichtigkeit, ſolche und ſolche Vertiefung der Augen, oder ſolchen und ſolchen Schnitt des Mundes zu haben. Dieſe Zeichendeuterei war ſo unfruchtbar, als ſie gar oftmals ungerecht wurde. Ich begrief zum Glük noch zeitig genug, daß ein Menſch, wenn es ja einmal ſo ſeyn ſolte, einem Adler oder Caninichen ähnlich ſehen könne, ohne deswegen weniger rechtſchaffen zu ſeyn; und daß alle mögliche Strafbarkeit eines Antlizes nur die Geberden trefen müſſe, weil dieſe allein von unſrer Wahl abhangen.

Man kan indeſſen nicht in Abrede ſeyn, daß wir ſehr geneigt ſind, auch ohne Anweiſung von dem innern Werthe einer Perſon, nach dem Anblike zu urtheilen. Gemeine oder ſo üppige Leute wählen zu ihren Beurtheilungsgründen die Kleider und den Staat; und gehen ſehr ſchwer daran einen Unbekannten für etwas rechtes zu halten, wenn er dieſe Empfehlung vom Schneider und Treſſenhändler nicht vorzuweiſen hat: ſo wie ſie hingegen gar willig einer Gallone oder Feder Recht widerfahren laſſen. Ich glaube, wenn man die Wahrheit ſagen will, iſt die obgedachte Geſichtsdeuterey faſt ſo vernünftig, als dieſe Art der Kleiderdeutung, denn beide wählen Zeichen, die unſere eigentliche Perſon nicht ſehr angehen. Beide aber, ich geſtehe es, würden am klügſten thun, wenn ſie von dem moraliſchen Character eines Menſchen mit Behutſamkeit urtheilen. Narcis mögte es immerhin heiſſen, trägt ſchöne Kleider, und Cottilus hat eine kurze Stirn. Dieſe Wahrheiten aber brauchten eben keine Folgen zu haben.

Wenn man den menſchlichen Seelen bei Erbauung ihrer Cörper, etwas mehr zu thun geben dürfte, als ſie würklich zu haben ſcheinen; ſo lieſſe ſich vermuthen, daß ſich eine jede abſonderlich zu dem Geſichte, in welchem ſie einmal würkſam ſeyn ſolte, einen Grundris nach ihrem Geſchmake würde erwählt haben. Alsdenn mögte man vielleicht Grund haben, einer Seele eine groſſe Kraft, oder wenigſtens viel Kühnheit und Unverſchämtheit zuzuſchreiben, die ſich zu ihrer Werkſtatt eben die groben und ſtarkausgedrükten Bildungen eines groſſen Niederſächſiſchen Bierbrauers, oder eines Cürasreuters ausgeſucht. Die kleinen, wohlgefasten und geiſtvollen Geſichter, würden in dieſem Falle gewinnen, weil ihre Einwohner gleichſam aus Beſcheidenheit, in der Cörperwelt ſo wenig Umſtände als möglich machen wollen, und gleich den ſcharfſinnigen Schriftſtellern, mit wenigen piel zu ſagen wiſſen. Man würde ſie, um die Vergleichung fortzuſezen, als eine Art von cörperlichen Laconiſmus anſehen, und ſie auch eben ſo ſchäzen dürfen.

Doch weil bei der Anordnung unſrer Geſichtszüge, unſere Wahl und Freiheit aufs allergewiſſeſte, nicht mit in Rechnung kommen darf; ſo wird wohl alles dahin auslauffen, daß nach der allergenauſten Übereinſtimmung des Leibes und der Seele, ein jeder für ſeinen natürlichen Gemüthszuſtand, das allerbrauchbarſte Geſicht bekommen, ſo nur möglich geweſen. Und weil die Seele den herrſchenden Theil zu dieſer Verbindung gegeben, ſo iſt es vielleicht nicht unvernünftig anzunehmen, daß ſchon in den allerentfernteſten, dunkeln Vorſtellungen und Trieben unſerer Seelen, und ihrer natürlichen Richtung der Grund zu ſuchen ſey, warum die erſten zärtlichen Anlagen und Bildungen unſers Cörpers überhaupt, und unſers Antlizes inſonderheit, dieſe und jene Ausdehnung und Vertiefung, kurz, einen gewiſſen Schwung bekommen, dadurch eben dieſer, und keiner andern Seele Würkungen ſichtbar werden ſolten. Eine gewiſſe dunkle Regung von Eigenſinn oder Sanftmuth, Grosmuth oder Zagheit, Mildigkeit oder Troz, deren Urſprung ich nicht angebe, hat alſo vielleicht ſchon in den entfernteſten Zeiten unſere Seelen bewegt, und die Eindrüke davon ſind in dem allerzärteſten Urſtoffe unſerer Geſichter gleichſam mit organiſirt worden. Eine dergeſtalt eingecörperte Grosmuth und Unerſchrokenheit gab die Geſichtsbildung eines Helden: der Stolz nebſt dem Eigenſinne als er zur Materie wurde, bildete vielleicht die Augenbraunen des Pedanten; und die Lebhaftigkeit, die Unſchuld, und die Liebe ordnete die Geſichtszüge unſerer Schönen. Man könnte in dieſem Tone noch lange loben oder ſpotten, ohne jemandes Gunſt oder Empfindlichkeit zu erwarten; denn alle dieſe dunklen Würkungen unſerer Seelen waren nicht willkührlich. Der Held und die Schöne ſind nur lobenswerth, in ſo fern ſie durch ihre Entſchlieſſungen und freien Handlungen ihrer vortheilhaften Bildung antworten; und der cörperliche Pedant legt dieſen Vorwurf ab, ſo bald er Weisheit genug hat, mit ſeinen Thaten ſeine Augenbraunen Lügen zu ſtrafen. Ich mus geſtehen, daß ich von der Phyſiognomie unter dieſer Einſchrenkung noch ein Freund bin. Ich beſchäftige mich noch oftmahls in den groſſen Verſammlungen der Menſchen, dieſen Widerſpruch der Geſichter und der moraliſchen Charactere vieler Perſenen zu beobachten. Es ſchmerzt mich, als ich eine Verwüſtung ſähe, wen̄ ich ein Geſicht durch niederträchtige Thaten beſchimpft ſehe, welches dem rechtſamen Weſen von ſeinem Urſprunge her ſchien zugedacht geweſen zu ſeyn: hingegen ſcheint mir die Tugend nach dem heutigen Lauf der Welt, eine doppelte Eroberung gemacht zu haben, wenn ich ſie da würklich antrefe, wo ſie gleichſam ihr ehrwürdiges Wappen aufgeſtekt hat; und kein Betrug macht mir endlich den Betrüger liebenswürdiger, als wenn ich ein gemeines oder gar laſterhaftes Geſicht, zum Vortheil des Verdienſtes und der Tugend auf einer Unwahrheit betreffe. Socrates, Epictet und Ageſilaus, ſind Hauptbeiſpiele dieſes frommen Betruges; und ich weis nicht, ob ich recht berichtet bin, daß auch der vortrefliche Pope in England dahin zu rechnen geweſen. Dieſe erhabnen Geiſter hatten von der Natur ſo viel andere Gaben erhalten, daß nichts dran gelegen zu ſeyn ſchien, wie ihr Cörper geſtaltet wäre. Ja! natürliche Fehler, die in einer ſo erlauchten Begleitung der Unſchuld, des Wizes, und des aufgeräumten Weſens erſcheinen, werden meiſtens, auf die feierlichſte Art, von allen Vernünftigen ſchadlos gehalten. Denn was die einnehmenden und ſiegreichen Geſichtszüge beider Geſchlechter hiergegen auch einwenden mögen, ſo glaube ich doch, daß es allezeit leichter ſey eine ſchlechte Hofnung zu übertreffen, als eine ſehr groſſe Vermuthung zu erfüllen: und eine unerwartete Tugend, an welcher ihre Geſichtsbildung gleichſam treulos gehandelt, gleicht den Kühnheiten der Mahlerkunſt, die mit einem gewiſſen Übermaſſe des Schattens zu gefallen wiſſen.

Ich werde nicht nöthig haben, dieſe zerſtreuten Einfälle in eine andere Moral zuſammen zu faſſen, als die von ſelbſt daraus fliest. Die ekle Selinde, die ſchon vor ihrer Verheirathung von einem Anblike Ohnmachten beikömmt, und ſich von vielen ſehr wakren Leuten durchaus nichts verſprechen kan, weil ſie bald ihrem Papchen, und bald ihrem Möpschen ſo ähnlich ſehen, wird begreiffen, daß ſie jeden Augenblik ihres richterlichen Amtes Gefahr läuft, ſehr lieblos und ungerecht zu handeln. Der artige, einnehmende kleine Herr, der ſo ſchön iſt, daß er faſt ſonſt gar nichts iſt, wird mir danken, daß ich ihm Anlas gegeben habe, auf ſein Verdienſt ſtolz zu ſeyn. Meine liebenswürdige Freunde, die unter allen Vorzügen, auf Weisheit, Unſchuld und guten Geſchmak am liebſten Anſpruch machen, werden bei ihrer philoſophiſchen Gleichmüthigkeit gegen ein paar allzutiefliegende Augen, oder eine übelausgemeſſene Naſe, ein neues Vergnügen empfinden.

Mittel, die Pfirſchblüte im Frühjahre gegen den Froſt zu bewahren.

Wir ſehen manches Frühjahr in unſern Gärten, daß eine einzige Nacht, und oft eine einzige Morgenſtunde unſere Pfirſchbäume dergeſtalt angreiffen kan, daß unſere ganze Hofnung, das Jahr Pfirſchen zu genieſſen, zugleich mit erfrieret. Der härteſte Winter kan gegen dieſen Baum die Grauſamkeit nicht ausüben, als ſolche geringe Frühlingszeit. Unſere Pfirſchbäume können dem ſchneidenden Nordwinde im Winter Troz bieten. Sie können im Frühjahre vor allen Bäumen voraus eilen, und viele hofnungsvolle Knoſpen gewinnen. Dieſe Knoſpen können ſich öfnen, und gleichſam aus ihrem Munde die angenehmſten Blüten hervor treten laſſen. Die Wände unſerer Gebäude, unſere Mauren und Planken, unſer Lattenwerk in unſern Gärten, können mit den Blüten dieſer Bäume als mit einer Morgenröthe überzogen ſeyn. Aus dieſen Blüten können ſchon gleichſam die Stirnen der künftigen Früchte hervorſteigen. Es darf aber nur einmal ein Thau auf die ſchwangern Pfirſchblüten fallen, und ſogleich ein Froſt darauf erfolgen; oder es darf nur eine Stunde ein Reif auf dieſe Blüten ſich niederlaſſen, und gleich darauf die Sonne auf dieſelben ſcheinen, ſo werden gewis unſere Wünſche und Freuden auf einmal verlohren gehen.

Man hat daher von Zeit zu Zeit auf Mittel gedacht, dieſem Übel vorzubeugen, welche Mittel allhier nicht können erzählet werden. Die beſten ſind diejenigen, die nach der Beſchaffenheit dieſes Übels eingerichtet werden. Nemlich darauf mus man ſehen, wodurch die Pfirſchblüte hingerichtet wird. Froſt und kalter Wind ohne Näſſe verurſachen dieſen Schaden nicht. Vielmehr iſt es Näſſe und Froſt, Reif und Sonne, ſo auf einander folgen. Der Thau, und auch ein Regen, dringet in den inwendigen Bau der Blüte. Wenn nun dieſe fremde Feuchtigkeiten in den zarten Adern dieſes Baues frieren: ſo müſſen dieſelben, weil ein gefrornes Waſſer einen gröſſern Raum einnim̃t, berſten, und folglich mus die Blüte verderben. Fället aber ein Reif, der aus gefrornen Thautheilen beſtehet, auf die Blüte, und die Sonne ſcheinet auf dieſe bereifte Blüte, ſo pfleget ſie ebenfals, wie die Erfahrung giebt, zu verderben. Daher ſind die ſicherſten Mittel, die Pfirſchblüte zu bewahren, diejenigen, durch welche Thau und Reif von derſelben können abgehalten werden.

Man könte zu dieſer Abſicht einige leichte Mittel beibehalten, die ich hin und wieder bemerkt habe. Man pflegt Matten von Baſt vor dem Pfirſchbaume herzunageln. Ich habe aber auch bemerkt, daß unter denſelben nicht Luft genug; daher Blüte und Blätter welk und gelb werden, und nachher bei geringer Kälte die zarten kleinen Pfirſchen bald abfallen. Man pfleget auch Matten von Stroh zu machen, ſelbige an zwei Stangen zu befeſtigen, und ſolche des Abends vor den Baum zu ſezen. Ich habe aber auch geſehen, daß durch das tägliche Hinſezen und Wegnehmen viele Blüten und kleine Zweige abbrechen, daß der Wind bei der Nacht dieſe Matten umwirft, daß auch der fleiſſigſte Gärtner das Vorſezen derſelben oft vergeſſen hat.

Sicherer wäre es, daß man aus Matten von Baſt, oder aus groben Linnen Rollen, oder auf- und niedergelaſſene Vorhänge machte. Wenn die Pfirſchbäume an einem Gebäude ſtehen, das ein niedriges Dach hat, ſo ſind dieſe Rollen an den Sparren leicht zu befeſtigen. Man kan ſie am Ende des Merzens daran befeſtigen, des Abends vor dem Baume niederlaſſen, und gegen Mittag wiederum aufziehen. Unten an dieſen Rollen müſſen kleine Stäbe ſeyn, die man in die Erde ſteket, damit ſie vom Winde nicht hin und her getrieben werden, wodurch die Blüte würde abgeriſſen werden. Wer ſeine Bäume an Mauren oder an Planken ſtehen hat, wird leicht ein Mittel finden, an dem obern Theile derſelben dieſe Vorhänge anzubringen. Nur hüte man ſich, daß oben zwiſchen dem Vorhange und der Mauer oder Planke keine Oefnung bleibe, weil durch dieſelbe Thau und Reif auf die Blüte fallen, und ſelbige auch hinter dem dünnen Vorhange verderben würde. Man nehme ſich aber auch in Acht, daß man den Vorhang oben nicht unmittelbar an die Mauer oder Planke bringe, weil alsdenn der Vorhang dem Baume zu nahe, und bei dem Auf- und Niederlaſſen viele Blüte und mancher zarter Zweig Schaden leiden würde. Man bringe über jedem Baume zwei oder drei Latten an, etwa von zwei Fus, daran man den Vorhang nebſt den Rollen befeſtige; es mus aber oben die Oefnung bedekt ſeyn, damit kein Reif, Thau oder Regen hindurch falle. Und unten mus ebenfals ſolcher Vorhang mit Stäben an der Erde befeſtiget werden. Wenn man dieſe Vorhänge, wenn alle Gefahr vorbei, wohl troknet, und an einen ſichern Ort leget, ſo kan man ſie viele Jahre gebrauchen. Wer auf Zierden in ſeinem Garten ſiehet, kan die angebrachten kurzen Latten jedesmal wegnehmen, und ebenfals aufheben.

Ein anders Mittel, auf welches mich die im Sommer auswärts vor den der Sonne ausgeſezten Fenſtern ausgeſpannete Vorhänge bringen. Man nagele an eine Baſtmatte, oder an ein Stük grobes Linnen, an zwei Gegenſeiten zwei Stangen oder Latten. Eine befeſtige man oben, nur unmittelbar an die Wand, oder Planke, oder Mauer. Oder, damit man eine Erleichterung habe, ſo laſſe man ein vor allemal über jeden Baum zwei aufwärts und rund gebogene Haken in die Mauer, Planke oder Wand ſchlagen, in welche

Haken man die eine, etwas hervortretende Stange jahrlich legen kan. Die andere Stange laſſe man herunter hangen, an deren beiden Enden zwei andere bewegliche Stangen zu befeſtigen ſind, deren Enden hart an der Wand, Mauer oder Planke in die Erde geſtekt werden müſſen, dergeſtalt, daß der Vorhang hervorrage, wie vor den Fenſtern. Solche Vorhänge dürfen eben nicht gros ſeyn. Iſt der Baum 8. Fus hoch, ſo iſt ein Vorhang von 6. Fus lang genug. Regen, Thau und Reif wird ſtets nebenhin fallen. Dieſes Mittel iſt ſehr bequem. Man darf im Frühjahre, ſo bald man es nöthig findet, dieſe Vorhänge aufſtellen, und die ganze, für die Pfirſchblüte beſorgliche Zeit ſtehen laſſen. Sie hat unter denſelben Luft, Schuz und Sicherheit, und ein kalter Wind ohne Näſſe ſchadet nicht. Man kan dieſe Vorhänge ebenfals manches Jahr gebrauchen.

Zu einem noch leichtern, und ebenfals ſichern Mittel leitet mich die Natur des Thaues und Reifes. Herr Krüger und andere Naturforſcher lehren uns, daß der Thau und Reif in einer geraden alſo genantē Perpendicularlinie niederfalle. Und die Erfahrung bekräftiget dies. Denn man darf nur den Boden von einer Tonne auf drei in die Erde geſtekte, und einige Fus hervor ſtehende Stäbe legen, ſo wird man zur Zeit des Thaues oder Reifes auf den unter ſolchem Tonnenboden ſtehenden Gewächſen keinen Thau noch Reif antreffen. Und wie kan es anders ſeyn, als daß Thau und Reif in der leichtern Luft, nach der Beſchaffenheit aller Schweren, gerade oder ſenkrecht niederfallen. Es mus alſo auch an denjenigen Stellen, wo unſere Pfirſchenbäume ſtehen, der ihnen ſo fürchterliche Thau und Reif ebenfals ſenkrecht niederfallen. Solte daher nicht, wenn man bei dieſen Bäumen oben eine Bedekung anbrächte, Thau und Reif von ihnen abgehalten werden? Ich habe es noch nicht verſuchet; Man kan aber gute Hofnung davon haben, weil es ein Mittel, das aus der Natur und Aufführung des Reifs und Thaues entſpringet.

Man müſte alſo verfahren: Uber den Bäumen an die Wand, Maure oder Planke Arme von Holz anzunageln, und ſtets ſizen zu laſſen, um im Frühjahre Dielen darauf zu legen, würde den Garten entzieren. Weit bequemer wird es ſeyn, wenn man dieſe Arme jährlich anbringen und wieder wegnehmen kan. Man laſſe daher kurze, aber breite Krampen von Eiſen verfertigen, und dieſelben etwa in einer Weite von 8. Fus über die Pfirſchbäume in die Wand oder Mauer ſchlagen, ſo tief, daß man von dem hölzernen Arm gleichſam den Ellenbogen dahinter ſteken kan. Man laſſe auch von Latten Arme machen, die zwei, drittehalb, oder drei Fus lang ſeyn müſſen, nachdem der Baum gros oder klein iſt, und deſſen Zweige hervor treten. An einem Ende dieſer Arme mus eine andere Latte befeſtiget werden, daß dies Werkzeug etwa die Geſtalt eines gebogenen Arms oder Knies bekomme. Dieſe hölzerne Arme müſſen mit einem Ende hinter die Krampen geſchoben werden, damit man die Dielen darauf legen könne. Weil aber die Verbindung, oder gleichſam das Gelenke dieſes Arms zu ſchwach ſeyn wird, die zwei oder drei Dielen zu tragen, ſo wird es gut ſeyn, wenn man am Ende des hervorſtehenden Arms eine kleine bewegliche Latte machen läſſet, deren Ende man in ein, am Ende der hinter die Krampe geſchobenen Latten gemachtes Loch ſteken kan. Auf dieſe Weiſe werden an dem hervorſtehenden Arme gleichſam die Nerven geſtärket, die Dielen bequemer zu tragen. Wer Gelegenheit hat, krum gewachſene Zweige von Bäumen zu bekommen, oder wer eiſerne Arme, die nur dünne ſeyn dürfen, nehmen will, der hat dieſe kleine Querlatten nicht nöthig. Man wird auch wohl thun, wenn man den hervorgehenden Arm etwas abhängend machet, damit von den darauf gelegten Dielen das Waſſer ablaufen möge. Und damit das Waſſer nicht durch die Fugen dringe, und auf den Baum falle, ſo mus die hinterſte Diele etwas über die vorderſte treten. Weil die Arme ſchräg, ſo werden die Dielen herunter ſchieſſen; daher noch nöthig, daß vorn an den Arm gleichſam eine Hand gemacht werde, oder etwas Holz hervor trete, das die Dielen aufhalte. Und damit die hinterſte nicht über die forderſte herab ſchieſſe, auch der Wind die Dielen nicht herunter werfe, wodurch Blüte und Zweige verdorben würden, ſo mus man ſie in der Gegend, wo ſie auf den Armen liegen, durchboren, und mit durchgezogenen Faden an die Arme binden. Die Dielen ſelbſt können von dem leichteſten Holze, und ungemein dünne ſeyn. Man könte auch nur 4. Latten, als zwei lange und 2. kurze nehmen, dieſelben an den Enden zuſammen fügen, und mit ſchlechten Linnen beziehen, oder man könte ſelbſt zwiſchen zween Armen die beiden langen Latten anbringen, und das Linnen darüber ziehen. Daß das Waſſer durch das Linnen ziehe, hat man nicht zu beſorgen, weil die Arme abhängig ſind. Weil dieſes lezte Werkzeug gar leicht, ſo gebrauchte man die eiſernen Krampen nicht, ſondern man könte den hinten herunter gehenden Theil des Arms mit Faden oder Weidenreiſern an das Lattwerk des Pfirſchbaums binden. Man gebrauchte auch die Querlatte nicht, die dem hervortretenden Arme die Steifigkeit giebt. Ich glaube, um Koſten zu erſparen, wäre es ſchon genug, ſolche Latten, anſtatt des Linnens, mit Baſt- oder Strohmatten zu beziehen. Wenn man ſeine Pfirſchbaume an einer Planke ſtehen hat, ſo kan man dies Werkzeug blos auf die Planke hängen, und den hinten herunter laufenden Theil mit einem Nagel, oder auf eine andere Art daran befeſtigen.

Wenn man Pfirſchbäume frei im Garten ſtehen hat, ſo mus man an den Baum eine Stange binden, die etwa einen halben Fus über den Baum hervor tritt. Auf dieſe Stange mus man den Boden eines Faſſes ſteken, der ſo gros, daß alle Zweige des Baums bedeket werden. Oder man kan auch eine runde Matte von Stroh machen laſſen, derſelben durch zwei ins Creuz gelegte Stäbe eine Steifigkeit geben, und oben auf die Stange ſteken. Und damit der Wind dieſe Matte nicht aus der flachen, alſo genanten Horizontal-Lage, bringe, ſo kan man ſtatt des einen Stabes eine Latte nehmen, und in der Mitte derſelben das Loch machen, durch welches die Spize der Stange gehet. Es iſt beſſer, wenn dieſe Spize der Stange und das Loch vierekigt iſt, weil ſolches feſter, als wenn beides rund wäre.

Ich traue dieſem Mittel um ſo viel mehr, da ich weis, daß es von andern mit Nuzen gebraucht worden. Pfirſchbaumverſtändige kennen den Girardot, einen Mousquetaire des Königs von Frankreich, der den Bau der Pfirſchbäume zu Bagnolet ſo weit getrieben, daß er jährlich für einige tauſend Livres Pfirſchen in Paris verkaufen können. Dieſer hat dergleichen Arme mit den Bedekungen über ſeine Bäume angebracht, und jährlich ungemeine Mengen von Pfirſchen bekommen. Ihm folgten viele Nachbarn nach, und hatten ebenfals, wie er, reiche Pfirſchenernden. Und dem Herrn Decombe gefiel dieſes Mittel dergeſtalt, daß er es ebenfals nachmachte, und in ſeiner Franzöſiſchen Abhandlung von Pfirſchbäumen, als das ſicherſte Mittel, die Pfirſchblüten zu bewahren, vorſchläget. Man leſe nur ſein 14. Cap. wo er dies Mittel mit einigen Worten anführet.

Doch es iſt dies Mittel ſchon alt, und bereits vor anderthalb hundert Jahren, wiewol bei einem andern Gewächſe, gebraucht worden. Es kam im Jahre 1607. auf 5. Bogen in 4to zu Strasburg heraus: *Kurzer und einfältiger Bericht und Anweiſung, durch was Mittel der einfallende Reif zur Frühlingszeit von den Rebleuten in den Weingärten und Rebſtöken leichtlich möge abgewendet und verhütet werden, an alle Würtenbergiſche Reb- und Bauleute, inſonderheit die in dem Ramsthal wohnen.* In dieſen Blättern wurde den Ramsthalern

lern angerathen, von Stroh kleine runde Matten zu flechten, in der Mitte derſelben ein Loch zu laſſen, ſie im Frühjahre auf die Weinpfähle zu ſteken, und ſo tief herunter zu ziehen, daß der Weinſtok bedeket werde. Wer dieſe Abhandlung nicht ſelbſt hat, der kan eine zureichende Nachricht von dieſen Strohhüten der Weinſtöke im dritten Stüke der Selectorum phyſico-œconomicorum, die in Stutgard herausgekommen, antrefen.

Weil die Kirſchbaumblüte mañichmal mit der Blüte der Pfirſchbäume einerlei Tod und Grab hat, ſo könte man ſich bei derſelben eben dieſer Strohdekel bedienen. Und wer weis, wie ein nachdenkender Gartengelehrter dieſelben weiter anbringen kan.

Das allerſicherſte Mittel, gewis Pfirſchen zu bekommen, ſind Fenſter; ein Mittel für Begüterte, deſſen auch Herr Decombe in drei Worten gedacht hat. Ich bin auf daſſelbe gerathen, da einſt ein altes Fenſter von einem Miſtbeete von ohngefehr vor einen kleinem Pfirſchbaum hingeſezet worden, hinter welchem einige Pfirſchen hervor gekommen, da alle übrige Bäume nichts trugen. Solte ich jemanden, der die Koſten hergeben wolte, zu Pfirſchbaumfenſtern Anweiſung geben, ſo würde ſie dieſe ſeyn. Man mus jeden Pfirſchbaum oben und an beiden Seiten mit Dielen einfaſſen, die etwas über einen Fus hervor tretten müſſen. Die oberſte Diele müſte etwa abhangend angenagelt werden, damit das Waſſer herablaufen könte. Man könte, wenn man dieſe Einfaſſungen (denen doch durch Farbe eine Zierde gegeben werden könte) für eine Beſchimpfung ſeines Gartens hielte, die drei Bretter zuſammen fügen, und durch einige Krampen und Haken jederzeit über den Pfirſchbaum hängen. Das Fenſter mus aus zwei Flügeln beſtehen, die durch Fenſterhaſpen an die beiden Seitenbretter gehenget werden, damit man ſie auf- und zumachen könne. Dieſes Fenſter mus oben an das Bret nahe anſchlieſſen, damit von demſelben das Regenwaſſer nicht auf den Baum herab flieſſe, daher das Oberbret über die beiden Fenſterflügel etwas hervor treten könte. Daß die Fenſter ganz herunter gehen bis zur Erde, iſt eben nicht nothwendig. Wenn der Baum 8. Fus hoch iſt, ſo iſt es ſchon genug, wenn das Fenſter 6. Fus herunter gehet, und unten können zwei Fus offen bleiben. Denn die Pfirſchen ſizen nicht ſo niedrig. Es kan auch Luft genug hinter die Fenſter hinauf ſteigen. Und wenn ſie ganz herunter giengen, würde manches Fenſter zerbrechen, und die Wurzel des Baums würde wenig Zuflus vom Regen haben. Um die Wärme hinter dem Fenſter zu vermehren, könte man die beiden Seitenbretter oben ſchmal, ſo viel es die Zweige zulaſſen, und unten breiter machen, ſo würde das Fenſter nicht ſenkrecht, ſondern etwas übergebeuget ſtehen, und die Strahlen der Sonne beſſer auffangen.

Dieſe Fenſter kan man den ganzen Sommer vor dem Pfirſchbaume hangen laſſen, weil die Pfirſchen unter denſelben eher zur Reife kommen, und gröſſer werden, und ein angenehmer Fleiſch bekommen. Ich habe ehemals in der Bibliotheque Angloiſe geleſen, daß ein nachdenkender Gartenfreund bei Londen an die Planke, an welche er ſeine Bäume ſezen wollen, erſt in einer horizontalen Lage Latten geſchlagen, und dieſelben mit Dachziegeln behenget, in welche er in der Brennerei Löcher machen laſſen, damit er ſie annageln können. Vor dieſer ziegelſteinern Wand hat er wiederum ein Lattenwerk aufgeführet, und ſeinen Baum an demſelben hinauf gelenket. Dieſer Baum hat Kraft der zurükſcheinenden Hize der Ziegelſteine vollkommnere und angenehmere Früchte gegeben. Würde man nach dem Beiſpiele dieſes Mannes hinter dem Pfirſchbaume ebenfals eine Wand von Dachziegeln aufführen, und vor demſelben ein Fenſter anbringen, ſo würde man noch ſchönere Pfirſchen bekommen. Doch müſten wol die Fenſter zu Zeiten geöfnet werden, fals.

unten nicht genug Luft hinauf dringen kan. Man könte dieſe Pfirſchenfenſter noch zu andern Gewächſen gebrauchen, und den Nuzen derſelben alſo erweitern. Zuerſt könte man dieſe Fenſter im Merz und April vor den Pfirſchbäumen gebrauchen. Nachher könte man ſie wegnehmen, und auf die umgepflanzten Melonen legen, deren Beeten und Einfaſſungen nach der Gröſſe der Fenſter müſten eingerichtet ſeyn. Hierauf müſte man zur Zeit, da die Pfirſchen anfangen Farbe und Reife zu bekommen, die Fenſter wiederum für die Pfirſchbäume hängen, um die Früchte derſelben zu verbeſſern. Und zulezt, wenn die Pfirſchenzeit vorbei, könte man dieſe Fenſter noch gebrauchen, die Reife der Weintrauben zu befördern. Es müſten daher die Weinſtöke auf eben die Art, wie die Pfirſchbäume, eingefaſſet werden, damit die Fenſter ſich vor dieſelben recht ſchiken mögen. Durch dieſen vielfachen Gebrauch würden die Koſten, die man auf die Fenſter verwendet ,reichlich erſezet.

Von der Religion.

Die Religion iſt eine Erkänntnis GOttes und derjenigen Pflichten, die wir in Anſehung ſeiner zu beobachten haben. Sie iſt der Grund von aller Glükſeligkeit der Menſchen: Ohne Religion iſt kein ehrlicher Mann, keine Tugend, keine Weisheit, kein wahres Gut: und gleichwohl, ſolte man ſagen, ſtiftet die Religion ſo viel Böſes; ſie ſtört die Eintracht und den Frieden; ſie trennet die Gemüther; ſie erreget Haß und Feindſchaft; ſie verurſachet Krieg und Blutvergieſſen; ſie macht die Menſchen verwirrt; ſie erhizt die Einbildung mit den ſeltſamſten Vorſtellungen; ſie entfernt endlich GOtt von uns, und uns von GOtt. Es giebt alſo eine gute und auch eine böſe Religion. Bei den Verkehrten iſt ſie verkehrt, bei den Gerechten aber gerecht. Die wahre Religion hat zum Vorwurf die Liebe GOttes, die Reinigkeit unſers Herzens, und die Verbeſſerung unſeres Willens; die falſche aber iſt ein Werk unſerer eingebildeten Weisheit, und gründet ſich auf leere Begriffe und Meinungen. Die Religion iſt für alle Menſchen: keiner, der Vernunft hat, kan läugnen, daß ein GOtt ſeye. Keiner, der eine Empfindung hat, kan das Gute haſſen, und das Böſe lieben; keiner, der ein Gefühl hat, kan bei ſich den heimlichen Richter ſchweigen machen, der ihn beſtrafet, wenn er Böſes thut; keiner, der ein Verlangen hat, glükſelig zu ſeyn, kan ſich zurukhalten, ſolche bei demjenigen Weſen zu ſuchen, welches der Urſprung von ihm und von allen Dingen iſt. Dieſe Bilder, dieſe Regungen hat die Natur unſerer Seelen eingedrukt: ſie kan ſie nicht von ſich ablegen, ſie ſind immer gegenwärtig, ſie leben, ſie regen ſich in ihr. Wer nicht davon die Spuren bei ſich entdeket, der iſt ein Unmenſch. Sie ſind der Saamen, woraus die weitere Begriffe der göttlichen Dinge keimen: ſie ſind der Grund, worauf auch die geſchriebene und offenbarte Wahrheiten in der Religion ſich beziehen. Wir können keine andere Begriffe annehmen, als die damit übereinkommen: wir können nicht zugleich etwas glauben, und nicht glauben. Dieſe Erkänntnis GOttes aus der Natur wird kräftig vermehret und in ein helleres Licht geſezet, wenn wir GOtt lieben, und ihn deswegen näher zu erkennen ſuchen. Hieraus kommt der Glaube, welcher darinn beſtehet, daß wir uns der Regierung GOttes und den Einflüſſen ſeines Geiſtes gänzlich überlaſſen, unſer Vertrauen auf ihn ſezen, die Wahrheit des Evangelii für Wahrheit erkennen, Chriſtum als unſern Heiland annehmen und ſeinen Lehren nachfolgen. Dieſer Glaube iſt eine verborgene Würkung des Geiſtes: wir können uns ſolchen weder geben noch nehmen: er kommt von oben, ſein Urſprung iſt ganz göttlich. Mit Zanken und Diſputiren wird er nicht erlangt. Durch bloſe menſchliche Vernunft und durch vieles ſcharfſinniges Nachſinnen auch nicht. GOtt zeiget dadurch, daß der Glaube nicht ein Werk unſers Verſtandes ſey. Wie ſehr mus ihm alſo unſer Gezänke misfallẽ; da wir mit einem ſo ſchwachen Lichtgen, wie unſer Verſtand iſt, ſeine Werke, ſeine Abſichten und ſeine ganze Haushaltung beleuchten, und das allergröſte Weſen, nach unſern allerkleineſten Begriffen abmeſſen wollen. Der Hochmuth iſt das Gift, ſo wir noch aus dem Paradis gebracht haben: es ſtekt noch in allen Adamskindern. Der Verſtand des Menſchen iſt etwas göttliches: er unterſcheidet ihn von den Thieren: er will deswegen ſich mit dieſer Gabe vor allen andern brüſten: man iſt auf nichts eiferſüchtiger: man will, daß andere Menſchen dieſen Vorzug an uns erkennen, bewundern, ja gar, wenn wir etwas zu ſagen haben, ſich ſolchem unterwerfen ſollen. O toller Aberwiz! wohin verleiten uns noch die Einbildungen von unſerer eigenen Weisheit? Man kan zwar die Menſchen mit Gewalt zu den Pflichten der Religion zwingen, weil ſie dem Geſez der Natur, der Vernunft und dem Wohlſtand eines burgerlichen Weſens gemäs ſind? aber die Begriffe von den verſchiedenen Lehrſäzen der Religion müſſen wir einem jeden frei laſſen. Dann die Menſchen ſelbſt ſind von ſolchen Dingen nicht Meiſter: ſie können nicht denken und empfinden, wie ſie wollen: ſie haben dazu nicht alle eine gleiche Fahigkeit: der eine hat deutliche, der andere verwirrte, und der dritte gar keine Begriffe. Das Geſez der Liebe verbindet uns, mit eines jeden Gebrechen und Schwachheiten Gedult zu haben; warum nicht auch mit den Mängeln des Verſtandes? Die auſerliche Religion macht keinen Chriſten: Es kommt darauf an, wer den Willen GOttes thut, und im Glauben wandelt. Unſere Spaltungen und Zänkereien in der Kirchen ſind noch immer Früchte unſers Unglaubens. Der Glaube wirket Sanftmuth, Liebe, Demuth, Gedult. Man haſſet, man verfolget ſich deswegen nicht einander: man jaget keinen darüber von Haus und Hof: man ſpannet niemand darüber auf die Galeeren, und ſchmeiſſet auch niemand darüber tod. *Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt*, ſpricht der Heiland. Er braucht dazu keine Legionen, keine Ros und Reuter, keine Spieſe, Schwerd und Bogen. Sein Reich iſt ein geiſtliches Reich. Die beſte Kirche iſt demnach wohl dieſe: worinn wenig Glaubensartikel, wenig Ceremonien, wenig Streitfragen; und dagegen viel Liebe, viel Einfalt und viele gute Werke, als gewiſſe Kennzeichen und Früchte des Glaubens ſich finden. Man mus ſich aber wohl vorſehen, daß die Gewiſſensfreiheit, die man einem jeden laſſen mus, nicht bis zur Ruchloſigkeit ausſchweife. Alſo iſt die Freiheit des Gottesdienſtes auf gewiſſe vernünftige Regeln zu ſezen, wodurch aller offenbaren Gotteslästerung, Abgötterei, Schwärmerei, Entziehung des Gehorſams gegen weltliche Obrigkeit, klüglich mus begegnet werden. Auch mus man die Leute dazu anhalten, daß ſie wenigſtens ſich unterrichten laſſen, damit ſie nicht ohne alle Erkenntnis GOttes und ohne einige Verehrung deſſelben, wie das wilde dumme Vieh dahin leben.

Vom Goldfinger, warum die Ringe an der linken Hand getragen werden? und ob das Gold eine Herz-ſtärkende Kraft habe?

Bei den alten Römern, wie Aulus Gellius berichtet, war der Gebrauch, daß ſie die Ringe am Finger der linken Hand trugen, welcher nachſt den kleinſten iſt, und der Goldfinger genannt wird. Die Urſach ſoll ſeyn, weil von dem Herzen eine Nerve bis zu dieſem Finger gehet. Solches haben einige von den Neuern für bekannt angenommen, und daher von dem Goldfinger mancherlei Fabelwerk erdichtet. Levinus Lemnius hält dafür, derſelbe Finger ſey mit dem Herzen ganz genau verbunden; aber nicht durch eine Nerve, ſondern Pulsader. So man demnach Gold an dieſem Finger trüge, würde dadurch das Herz ungemein geſtärket. Der Finger ſelbſt würde eben deswegen vom Podagra oder Chiragra nicht angegriffen: Die alte Medici hätten beſonders die Arzeneien mit dieſem Finger umgerühret, weil ſie ihm eine gewiſſe Kraft beigelegt, und geglaubt, es könne ſich kein Gift daran hangen, welches nicht alſobald zum Herzen ſtiege. Endlich will er ſelbſt die Probe gemacht, und befunden haben, daß wann er denen in Ohnmacht liegenden dieſen Finger mit Gold und Saffran gerieben, ſie ſich bald wiederum ermuntert. Was den Urſprung dieſer irrigen Meinung anlangt, ſo verknüpft man erſtlich deswegen dieſen Finger der linken Hand mit dem Herzen, weil man dafür hielt, das Herz läge auf der linken Seiten, da es doch mitten im Oberleib zwiſchen der Lunge angetroffen wird. Wann es auch an dem wäre, daß das Herz mehr auf der linken Seiten läge, ſo haben doch die Anatomici zur Zeit noch keine beſondere Nerve oder Pulsader entdeket, die von dem Herzen bis zu dieſem Finger reichen ſolte; Sie können vielmehr an beiden Händen keinen Unterſcheid merken, ſondern die Sehnen und Adern, ſo ſich in der einen befinden, treffen ſie auch in der andern an; alſo müſte ſowohl der Goldfinger der rechten, als der linken Hand mit dem Herzen in einem beſondern Verbindnis ſtehen. Allein die übrigen Finger laſſen ſich hier nicht ausſchlieſſen, und haben eben dieſelbige Verknüpfung mit dem Herzen, als der Goldfinger. Die Einbildung, daß das Gold eine Herzſtärkende Kraft habe, iſt noch lange nicht erwieſen und ausgemacht. Müſte man ſie auch dem Golde zugeſtehen, ſo kan ich doch nicht abſehen, wie es ſelbige ausüben könne, wann es nur einen Finger berühret. Man iſt erſt ſchuldig zu beweiſen und zu erklären, ob und was aus ſolchen feſten Metall, welches auch im Feuer nichts v. ſeinem Gewichte verlieret, ausgehe, und dem Herzen zur Stärkung mitgetheilet werde. Weiter iſt es wider die Erfahrung, daß ſolcher Finger nicht ſolte vom Chiragra angegriffen werden, und auch keine Raiſon vorhanden, warum es nicht geſchehen ſolte. Daß die alten Medici damit ihre Arzneien umgerühret, thut nichts zur Sache: Sie waren deswegen nur, eben wie Lemnius, mit einem falſchen Wahn eingenommen. Wañ endlich Lemnius die in Ohnmacht liegende wieder zurecht gebracht, indem er ihren Goldfinger der linken Hand mit Gold und Saffran gerieben, ſo hat gewis dieſes Mittel nichts dazu beigetragen, ſondern die Ohnmacht würde vorüber gegangen ſeyn, wann er auch das Reiben unterlaſſen hätte. In dieſem Stüke kan man ſich betrügen, wenn man die auf den Gebrauch der Arznei erfolgte Geſundheit alſofort der Arzenei zuſchreibet. Übrigens iſt es auch nicht einmal richtig, daß die Römer ihre Ringe darum an dieſem Finger getragen, weil er ſo genau mit dem Herzen verbunden ſeyn ſolle. Macrobius giebt davon ganz andere Urſachen an (*) Erſtlich, ſpricht er, ſey bei ihnen gebräuchlich geweſen, die Ringe ſowohl an die rechte als linke Hand zu ſteken. Nachdeme aber die Ringe immer koſtbarer gemacht, und Edelgeſteine mit eingegrabener Arbeit darein geſezzet worden: ſo hätte man angefangen, ſie allein an der linken Hand zu tragen, weil dieſe nicht ſo ſehr gebraucht wird, als die rechte, und deswegen daran die Ringe beſſer verwahret waren. Warum ſie aber dazu den Goldfinger erwählet, davon giebt er folgende ganz vernünftige Urſachen. Der Daum, fähret er fort, wird gar zu oft gebraucht, und zwar mit einem jeden der andern Finger. Der folgende Finger war ihnen zu blos, und wird von dem Daumen kaum bis ans andere Glied bedeket, darum wolten ſie ihm die Koſtbarkeit nicht anvertrauen. Den mitteln Finger hielten ſie zu gros, und

---

(*) Saturnal. lib. 7. cap. 13.

und den kleinen zu klein für die Ringe. Alſo fiel die Wahl auf den Goldfinger, weil er unter allen am wenigſten gebraucht wird, und zu beiden Seiten von andern Fingern bedeket, inſonderheit aber auch ſo beſchaffen iſt, daß man ihn nicht leicht allein ausſtreken kan, ſondern einen von den beiden Fingern ſo daneben ſind, dazu nehmen mus. Dies iſt meines Erachtens viel vernünftiger, als weñ man in dem Goldfinger Sehnen oder Pulsadern ſuchet, die doch darinn nicht zu finden ſind.

Betrachtung über die Juden.

Die Juden ſind in der That durch alle handelnde Theile der Welt ſo zerſtreuet, daß ſie die Werkzeuge geworden, durch welchen die allerentlegenſten Nationen miteinander handeln, und durch welche das menſchliche Geſchlecht in eine allgemeine Verbindung mit einander verknüpft wird. Sie ſind den Pflöken und Nägeln an einem groſſen Gebäude gleich, welche, ob ſie gleich an ſich ſelbſt von ſehr geringen Werthe, dennoch höchſtnöthig ſind, den ganzen Bau zuſammen zu halten. Damit ich nicht auf eine allgemeine und oft berührte Sache in meinen Anmerkungen fallen möge; ſo will ich dieſe Leute unter dreierlei Abſichten betrachten: Erſtlich nach ihrer Anzahl; zum andern nach ihrer Zerſtreuung; und drittens nach ihrer Standhaftigkeit bei ihrer Religion. Und hierauf will ich mich bemühen, zu zeigen, was man zum erſten für natürliche Urſachen, und zum andern für Urſachen der göttlichen Vorſehung, wegen dieſen drei merkwürdigen beſondern Stüken angeben könne. Die Juden werden von vielen jezo für eben ſo zahlreich gehalten, als ſie ehemals in dem Lande Canaan geweſen. Dieſes iſt wunderſam, wenn man das erſchrökliche Blutbad betrachtet, welches unter einigen Römiſchen Kaiſern mit ihnen angeſtellt worden, und welches die Geſchichtſchreiber durch den Tod vieler hundert tauſend von ihnen in einem Kriege beſchrieben; und wenn man die unzählige Niedermezelungen und Verfolgungen erwägt, die ſie ſowohl in der Türkei, als unter allen chriſtlichen Nationen in der Welt ausgeſtanden haben. Wenn die Rabbinen die groſſe Verwüſtung ausdrüken wollen, die zuweilen unter ihnen geſchehen: ſo erzählen ſie uns nach ihrer gewöhnlichen Art der Vergröſſerung, es wären ſolche Ströme heiliges Blutes vergoſſen worden, daß ſie Felſen von hundert Ruthen im Umfange über drei Meilen in die See geführet hätten. Ihre Zerſtreuung iſt der andere merkwürdige Umſtand bei dieſem Volke. Sie ſchwärmen überall in Morgenlande herum, und haben ſich in den entfernſten Theilen von China niedergelaſſen. Sie ſind unter den meiſten Europäiſchen und Africaniſchen Völkern ausgebreitet, und es haben ſich viele Familien von ihnen in Weſtindien geſezet; nicht einmal der ganzen Nationen zu erwähnen, die an des Prieſters Joannes Lande angränzen, und die einige in den innern Theilen von America entdeket haben, wenn wir ihren eigenen Schriftſtellern einigen Glauben geben wollen. Ihre feſte Standhaftigkeit bei ihrer Religion iſt eben ſo merkwürdig, als ihre Zahl und ihre Zerſtreuung, vornehmlich weñ man betrachtet, daß ſie auf dem ganzen Erdboden verfolget oder verachtet werden. Es iſt dieſes noch um ſo viel merkwürdiger, wenn wir erwägen, wie häufig dieſes Volk abgefallen, da es unter ſeinen Königen, in dem Lande der Verheiſung und im Geſichte ſeines Tempels gelebet hatte. Wann wir nun hiernächſt unterſuchen, welches doch wohl die natürlichen Urſachen dieſer drei beſondern Dinge ſeyn mögen, die wir an den Juden finden, und die ſonſt bei keiner andern Religion und bei keinem andern Volke gefunden werden: ſo kan ich zuerſt ihre Anzahl keiner andern Sache zuſchreiben, als ihrem beſtändigen Gewerbe, ihrer Enthaltung, ihrem Freiſeyn von Kriegen, und vor allen Dingen ihren häufigen Verheirathungen. Denn ſie ſehen das eheloſe Leben als einen verfluchten Stand an, und werden gemeiniglich vor dem 20. Jahre verheirathet, weil ſie hoffen, daß der Meſſias von ihnen herſtammen ſolle. Die Zerſtreuung der Juden unter allen Völkern auf Erdē iſt der andere merkwürdige Umſtand bei dieſem Volke, wiewohl man davon leichte die Urſachen angeben kan. Sie waren beſtändig aufrühriſch und unruhig, ſo lange ſie den Tempel und die heilige Stadt vor Augen hatten; daher ſie oftmals aus ihren alten Wohnungen in dem Lande der Verheiſung vertrieben wurden. Sie ſind eben ſo oft aus den meiſten andern Oertern verbannt worden, wo ſie ſich niedergelaſſen hatten: welches deñ ein Volk ſehr zerſtreuen und vertheilen, und es nöthigen mus, einen Aufenthalt zu ſuchen, wo es ſolchen finden kan. Auſſerdem ſo iſt das ganze Volk jezo eine Art von ſolchen Kaufleuten, die ihrer Handthierung wegen herumreiſen, und zugleich an den meiſten, wo nicht an allen Orten unfähig ſind, Ländereien oder Bedienungen zu haben, welches ſie verbinden könnte, einen Theil der Welt zu ihrer Heimath zu machen. Dieſe Zerſtreuung würde vermuthlich den Verluſt ihrer Religion verurſachet haben, wenn ſolche nicht durch die Stärke ihrer Einrichtung geſichert wäre. Dann ſie müſſen alle zuſammen und gemeiniglich in einem und eben demſelben Bezirke leben, ſich untereinander verheirathen, und nichts eſſen, was nicht auf ihre eigene Art geſchlachtet oder zubereitet worden. Dieſes hält ſie von allen andern Tiſchgeſellſchaften und dem angenehmſten Umgange des Lebens ab, und ſchlieſt ſie folglich v. den allerwahrſcheinlichſten Mitteln zur Bekehrung aus. Weñ wir zulezt betrachten, was für Urſachen der Göttlichen Vorſehung wegen dieſer drei beſondern Stüke angegeben werden können: ſo werden wir finden, daß ihre Anzahl, Zerſtreuung und Standhaftigkeit bei ihrer Religion ein jedes Alter, und ein jedes Volk in der Welt mit den ſtärkſten Beweiſen für die Wahrheit der Chriſtlichen Religion verſehen hat: nicht allein, weil dieſe beſondern Umſtände von ihnen vorher geſagt worden; ſondern weil ſie ſelbſt dieſe und andere Prophezeiungen, welche zu ihrer eigenen Verwirrung abzielen, verwahren. Ihre Anzahl verſieht uns mit einer genungſamen Menge von Zeugniſſen, welche die Wahrheit des alten Teſtaments bekräftigen. Ihre Zerſtreuung breitet dieſe Zeugniſſe durch alle Theile der Welt aus. Die Standhaftigkeit bei ihrer Religion machet ihr Zeugnis unſtreitig. Wäre die ganze Gemeinſchaft der Juden zum Chriſtenthum bekehret worden: ſo würden wir gewis gedacht haben, es wären alle Prophezeiungen des alten Teſtaments, welche ſich auf die Ankunft und Geſchichte unſeres ſeligmachenden Heilandes beziehen, von Chriſten geſchmiedet worden; und wir würden ſie, wie die Prophezeiung der Sibyllen, angeſehen haben, als wenn ſie einige Jahr nach den Begebenheiten gemacht worden, die ſie ſollen vorher geſagt haben.

Beweis von der Nüzlichkeit des Aderlaſſens, zur Verhütung der Krankheiten.

George Thomſon, ein Engländer, verdient, ſo viel ich weis, den Ruhm, der erſte Erfinder des erhabenen Gedankens zu ſeyn, daß der Teufel, als ein abgeſagter Feind der Chriſten, dieſelben dazu verführt hätte, ſich zur Ader zu laſſen. Was der Teufel hierunter eigentlich geſucht haben mag, kan ich ſo genau nicht ſagen: indeſſen mus doch wol die Sache ihre Richtigkeit haben, weil ein gewiſſer Franzoſe die ganze Genealogie des Aderlaſſens ausführlich beſchrieben, und darinn den Teufel, als den erſten Erfinder, einen allgemeinen Irrthum der Aerzte, als die Mutter, Hinterliſt und Betrug, als Hebammen, und die Leichtgläubigkeit des Pöbels, als die Säugamme deſſelben, angeführt hat. (*) Dieſer lächerliche Grimm, womit ſchon Chriſippus, Ariſtogenes, Straten, Medius, Eraſiſtratus, van Helmont, Bontekoe, Overkamp, Portius, Gehema, Blancard, u. a. das Aderlaſſen verfolgten, hat vielleicht am meiſten Gelegenheit gegeben, daß es nach der Zeit ſo ſehr ins Aufnehmen gekommen, und heut zu Tage faſt überall bräuchlich iſt. Die Menſchen ſind nur allzugeneigt, Unternehmungen zu wagen, die ihnen gefährlich beſchrieben, oder wol gar ausdrüklich verbotten werden.

Nichts ſchmekt ſo ſchön, als das geſtohlne Brod.
Ein Sprichwort ſagts, das ich nicht falſch befinde.
Man prüfe ſich! Liegt etwann im Verbot
Die ſtärkſte Kraft, die Würze roher Sünde?
Es wird kein Trank gleichgültig angeſehn,
Wenn uns der Arzt ihn ernſtlich unterſaget;
Und mancher wird was Strafbares begehen,
Blos, weil ſein Muth ein gros Verbrechen waget.

Ein Piemonteſer, Leonhard Botallus, hat zuerſt angefangen, das öftere Blutlaſſen einzuführen, und ihm folget noch heute zu Tage der gröſte Haufe der Aerzte. Dieſe ſind indeſſen keinesweges in einem ganz ruhigen Beſize der Arme und Beine ihrer Patienten. Es giebt noch Aerzte genug, und unter den Patienten noch viel mehr, die allgemeine Feinde des Aderlaſſens ſind, und um deswillen für gut gefunden haben, die Vollblütigkeit, als die gemeine Urſache, welche man zum Beweiſe der Nothwendigkeit deſſelben anzuführen pflegt, in Zweifel zu ziehen, oder wol gar zu läugnen. So ſeltſam iſt das Schikſal der edelſten Kunſt. Während der Zeit daß ſich einige Aerzte bemühen, der Welt, wider den Augenſchein und die geſunde Vernunft, zu beweiſen, daß alle Krankheiten, von der Vollblütigkeit ihren Urſprung nehmen, ſuchen andere, wider den Augenſchein und die geſunde Vernunft, zu behaupten, daß keine Vollblütigkeit möglich ſey. Während, daß einige das Aderlaſſen in allen Krankheiten, ja ſelbſt mitten in der Geſundheit, für unumgänglich nothwendig halten, wollen es andere, als eine unſinnige Unternehmung, weder zur Cur, noch zur Verhütung einiger Krankheiten, für rathſam halten. Ich habe mir nichts weniger vorgeſezt, als eine von den beiden ſtreitenden Partheien zu vermehren. Ob man in allen, oder nur in einigen Krankheiten zur Ader laſſen könne, oder müſſe? und ob es zur Erhaltung der Geſundheit ſchlechterdings nothwendig ſey, jährlich einigemal zur Ader zu laſſen? oder ob jedermann daſſelbe entbehren könne, bis er krank wird? alle dieſe Fragen werde ich hier unbeantwortet laſſen. Das einzige, worauf ich mich einzulaſſen gedenke, beſteht in der Vertheidigung der Präſervationsaderlaſſen, indem ich beweiſen will, daß ſie in der That, zur Erhaltung der Geſundheit, groſſen Vortheil ſtiften, ohne doch deshalb zu behaupten, daß ſie dazu unentbehrlich nothwendig wären.

Wenn die blutdürſtigen Aerzte ihre Neigung zum Aderlaſſen rechtfertigen wollen; ſo erzählen ſie die Urſachen, warum ſie das Aderlaſſen für nothwendig oder heilſam anſehen, und dieſe Urſachen ſind mehrentheils ſo beſchaffen, daß die Feinde dieſer Chirurgiſchen Kunſt noch vieles dagegen einwenden können. So iſt es mit der Vollblütigkeit ergangen. Es hies: Man müſte zur Ader laſſen, um das überflüſſige Blut los zu werden. Die erſten Gegner läugneten alſo die Vollblütigkeit; die andern erklärten ſie für einen Theil der Geſundheit, und wolten ſie nicht unter die Krankheiten gezählt wiſſen; die dritten

behau

(*) Die Schrift dieſes Ungenannten führet den Titel: Orophile en Deſordre, ou l'art convaincu de l'impoſture dans l'uſage de la Saignée, 1687.

behaupteten, daß das Aderlaſſen geſchikter wäre, die Vollblütigkeit zu vermehren, als zu vermindern. Dieſe lezten griffen die Sache wohl am allerkühnſten an; und was das Schlimmſte war: ſo muste man ihnen Recht geben. Man ſahe ſich alſo genöthiget, auf andere Vortheile zu ſinnen, welche das Aderlaſſen ſtiftete; und unter der unendlichen Menge von Schriften, die dergleichen neue Vortheile erzählen, iſt vielleicht die neueſte, des Hrn. Quesnel, noch lange nicht die lezte, worinn erwieſen, daß durch das Aderlaſſen der rothe Theil des Blutes vermindert werde. Auf einer Bahn, wie dieſe iſt, kan man die Streitigkeiten nicht wohl vermeiden: allein ich möchte gern eine ſolche Bahn geben, worauf ich ohne allen Streit zu meinem Endzweke gelangen könnte. Zu dem Ende will ich mich nur bei ſolchen Wahrheiten aufhalten, die über alle Widerrede hinweg ſind, und, da ſie auf richtig und ſorgfältig angeſtellten Erfahrungē beruhen, nicht einmal den geringſten Zweifel in dem Gemüthe zurük laſſen.

Vernunft und Erfahrung lehren, daß jede Aderlas eine merkliche Veränderung in unſerm Leibe verurſache. Wer einmal zur Ader gelaſſen hat, der weis es, und andere können es entweder aus der geſunden Vernunft urtheilen, oder ſichs von jenen ſagen laſſen, daß dieſe Veränderungen merklich genung ſind. Man erkundige ſich bei Aerzten, die mit der möglichſten Sorgfalt unterſucht haben, worinn die hauptſächlichſten Veränderungen und Wirkungen des Aderlaſſens beſtehen; ſo wird man finden, daß es die folgenden ſind: Man befindet ſich, der Empfindung nach, beſſer, als zuvor; alle Arten von Ausführungen gehen gut, und beſſer, als vorher, von ſtatten, und man bekommt beſſern Appetit zum Eſſen und Trinken, ruhigern Schlaf, u. d. g. Es giebt ganz beſondere Fälle, da einem das Aderlaſſen nicht ſo gut bekommt: allein dieſe haben auch ganz auſſerordentliche Urſachen, und finden bei Perſonen nicht ſtatt, die von ſich ſelbſt ſagen können, daß ſie überhaupt geſund ſind, und nur aus Vorſicht zur Ader laſſen.

Jezo mus ich meine Leſer auf etwas anders führen, um mir zu demjenigē Schluſſe den Weg zu bahnē, der der Inhalt dieſes Aufſazes ſeyn ſoll. Weder im geſunden Zuſtande, noch bei der Erzeugung der Krankheiten, thut die Natur einen Sprung. Eine Urſache veranlaſt immer die andere, und gegen ein Übel in unſerm Körper, das plözlich von einer einzigen Urſache auf einmal hervorgebracht wird, kan man leicht zehen andere ſtellen, die nur durch einen langſamen Zuwachs der Urſachen nach und nach zunehmen, und endlich allmählich zu dem Grade gelangen, darinn ihnen der Arzt erſt einen Griechiſchen Namen giebt. Dieſe heimlichen, anwachſenden Urſachen offenbaren ſich, je mehr ſie ſich häufen, durch dasjenige, was man eine kleine Unpäslichkeit nennet. Man weis es ſelber nicht, was einem fehlt; man iſt nicht aufgeräumt; man ſchläft unruhiger; der Appetit iſt nicht ſo gut, als ſonſt, oder ich weis nicht, was man noch mehr zu klagen hat, wenn man ſelber nicht weis, was man will. Dieſe vorhergehenden unangenehmen Empfindungen und kleinen Beſchwerlichkeiten ſind die Kennzeichen, woraus wir ſchlieſſen können, daß wir eine Geneigtheit zu Krankheiten haben, die wohl nach und nach überhand nehmen kan. Der Urſprung, die gröſte Nahrung und der Unterhalt der meiſten Krankheiten beruhet auf gewiſſen unterbrochenen Abſonderungen und Ausführungen in unſerm Körper. Warum würden wol alle Aerzte, die nur nicht mit der geſunden Vernunft im Streite liegen, allen Menſchen, die geſund ſeyn wollen, den Rath geben, alle Abſonderungen und Ausführungen täglich zu unterhalten, und zu befördern? Warum wäre wol in allen

Krankheiten die vornehmſte Regel, alle Ausführungē entweder zu befördern, oder doch die Wege dazu zu eröfnen, und offen zu erhalten, wenn nicht die Erhaltung dieſer Verrichtungen und ihre Wiederherſtellung die nothwendigſten Stüke zur Geſundheit wären. So bald man anfangt, unpäslich zu werden; ſo hat man zu befürchten, daß einige dieſer Abſonderungen oder Ausführungen entweder unterbrochen geweſen, oder noch ſind, oder doch gewis, bei zunehmender Krankheit, werden unterbrochen werden. Es wäre mir leicht, dieſes aus der Natur der allermeiſten ſolcher Krankheiten, welche ſich langſam anfangen, zu erweiſen, wenn es nöthig wäre: allein die Leſer werden mir in einer Sache glauben, die noch niemand in Zweifel gezogen hat, der die Fähigkeit beſeſſen, ſie zu beurtheilen. Wenn alſo eine geringe Unpäslichkeit die gegründete Furcht bei uns erregen mus, daß ſie mit der Zeit eine gröſſere Krankheit werden könne; und wenn ſie wahrſcheinlicher Weiſe von einer unterbrochenē Ausführung herrühret: warum ſolte man ſich nicht alſobald eines Mittels bedienen, das der Natur, ſo zu ſagen, einen Stein in den Weg leget, auf welchem ſie zu unſerm Verderben eilet, indem ſie durch allerlei widernatürliche Bewegungen nur noch mehr Unordnung in ihrer Haushaltung anrichtet, und das, indem es in allen Bewegungen des Körpers eine allgemeine Veränderung macht, dieſelbe zugleich ſo einrichtet, daß ſie demſelben nothwendig heilſam ſeyn mus? Ich habe eben gezeigt, daß das Aderlaſſen ein ſolches Hülfsmittel ſey, indem der neue Aufſtand auſſerordentlicher Bewegungen, den es erreget, in nichts, als einer Vermehrung der natürlichen Abſonderungen und Ausführungen, beſteht, die mehrentheils die erſten Urſachen naher Krankheiten ſind.

Doch ich will das Aderlaſſen durch kein bloſſes Vielleicht loben. Geſezt, die Unpäslichkeit, welche man ſpürte, rührte von keiner unterbrochenen Abſonderung, oder Ausführung her; ſo iſt doch eine Vermehrung dieſer Verrichtungen in keinem Falle ſchädlich, als in dem einzigen, wen̄ ſie ohnedem zu ſtark geweſen waren. Daher kan auch die Aderlas zur Vorbeugung der Krankheiten unmöglich eine ſchädliche Wirkung thun. Dahingegen die ganze Lebensordnung, die ein Arzt vorſchreiben kan, in nichts anderm beſteht, als daß alle Verrichtungen unſers Körpers beſtändig in gehörigem Zuſtande erhalten werden; ſo iſt die Aderlas eines von denjenigen Stüken, in einer vernünftigen Lebensordnung, das niemals ſchaden kan, (wenn keine wirklich ſchon vorhandene Krankheit zugegen iſt, die es verbietet, wovon ich aber hier nicht rede,) hingegen allemal den allgemeinen Zwek aller Lebensregeln auf den kürzeſten Weg erreichet. Die Vertheidiger einer allgemeinen Vollblütigkeit, welche das menſchliche Geſchlecht, gleich einer Sündfluth, überſchwemmt haben ſoll, wiſſen ſich den guten Erfolg des Aderlaſſens vortreflich zu Nuze zu machen, indem ſie zeigen, wie wohl ſich die Patienten befinden, da man ihnen einen Theil der beſchwerlichen Laſt des allzuvielen Geblüts abgezapft hätte. Die Liebhaber der Schärfe, des Scorbuts, und der Säuren im Geblüte, beweiſen aus den guten Wirkungē der Aderlas, daß das alte abgezapfte Blut ſchlecht müſſe geweſen ſeyn: und ſie bedenken nicht, daß eigentlich, aus dem allen, weiter nichts kan geſchloſſen werden, als daß die allergemeinſte Urſache, warum die Menſchen krank werden, darinn beſtehe, daß ihre Abſonderungen und Ausführungen geſtört ſind, und daß das geſchwindeſte Mittel, ihnen zu helfen, dieſes ſey, dieſelben wieder herzuſtellen. So bricht man eine Krankheit mitten in ihrer Blüte ab, weil man der Natur auf einmal Gelegenheit giebt, ſich wieder in Ordnung zu ſezen, indem man ihre Abſonderungen und Ausführungen erleichtern hilft. Keine Arznei auf der Welt befördert alle Abſonderungen und Ausführungen auf einmal in wenig Minuten, mäſſig, und im gehörigen Grade. Aber eine Aderlas vermag dieſes, und das iſt meines Erachtens der gröſte, der unwiderſprechlichſte und heilſamſte Vortheil, den wir dadurch erhalten.

Im Anfange des Frühlings und Herbſts geben die ſehr merklichen Veränderungen der Witterung, zur Unterdrükung dieſer oder jener Ausführung, oder doch zur Verminderung derſelben, Gelegenheit. Eben dieſes ſind die Jahrszeiten, worin̄ die meiſten Menſchen klagen, daß ſie nicht recht wohl aufgelegt ſind. Daher iſt es zu dieſen Jahrszeiten am dienlichſten, zur Ader zu laſſen. Eine genaue Critik, ob es vor, oder nach dem Gleichtage am beſten geſchehen könne, würde nur in einzelnen Fällen gelten können, gleichwie ſie gröſtentheils nur auf einzelnen Umſtänden des Kranken beruhet. Inzwiſchen, wenn man mit Grunde behaupten kan, daß die Veränderungen der Witterung, nahe um die Gleichtage herum, am beträchlichſten ſind; ſo iſt überhaupt, und wenns ſonſt nichts hindert, rathſamer, bald nach dem Gleichtage zu laſſen, weil man alsden̄ nicht ſo viel Wahrſcheinlichkeit mehr hat, zu fürchten, daß die ſtarken Abwechſelungen des Wetters zu Unterdrükung der Ausführungen, beſonders der Ausdünſtung, Anlas geben könnten, als zuvor. Wer ſieht aber nicht, wenn man das Aderlaſſen aus dieſem Grunde betrachtet, daß einen gar keine Nothwendigkeit blos an dieſe beiden Jahrszeiten binde? Der Winter hat manche ſo gefährliche Abwechſelungen des Wetters, daß man mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen kan, daß die Ausführungen dadurch geſtört werden; nicht zu gedenken, wie die wenige Gelegenheit zur Leibesübung, welche man alsdenn hat, die Ausdünſtung und mit ihr andere Abſonderungen und Ausführungen hemme, indem die Ruhe zugleich den Ton der feſtẽ Theile ſchwächt. Daher befinden ſich tauſend Menſchen ſehr wohl dabei, auch im Winter einmal zur Ader zu laſſen, und in den Gegenden von Elſas, Frankreich und Sachſen iſt es ſehr gebräuchlich, jährlich viermal zur Ader zu laſſen, wovon man hingegen hier zu Lande nicht einmal gerne was hören will.

Viele pflegen zu ſagen, daß man das Aderlaſſen nicht ungeſtraft übergehen könne, wenn man ſich einmal daran gewöhnt hat. Man kan es aber allerdings wieder unterlaſſen, wie die Erfahrung lehret, wenn man die ſtillſizende in eine recht arbeitſame Lebensart verwandelt, oder wenn man, wie die Stahlianer zu ſagen pflegen, aus einem Herrn ein Knecht wird. Was iſt der Grund dieſer Bedingung? Kein anderer, als der, weil man, bei einer arbeitſamen Lebensart, alle Abſonderungen und Ausführungen beſtändig in gutem Gange erhalt. Bei einem Menſchen hingegen, der, bei einer ſtillſizenden Lebensart, an den nöthigen Ausführungen beſtändig mehr Mangel leidet, iſt es in der That ein beſonderes Glük, wenn die Zeit eines Vierteljahrs dahin geht, ehe ihm dieſer Mangel beträchtliche Zufälle von Krankheiten zuzieht. Iſt es alſo einem ſolchen wol zu rathen, daß er die gewöhnliche Zeit des Aderlaſſens übergehen ſoll, da ihm der Verluſt des Geblüts, den er dadurch leidet, eine ſolche Veränderung in der Oeconomie des Leibes macht, die auf die Wiederherſtellung der Ausführungen, auf die Erleichterung der Abſonderungen, und überhaupt auf die Erhaltung der Geſundheit abzielet?

Man ſagt, daß es bei ſchönem Wetter am dienlichſten ſey, die Ader eröfnen zu laſſen. Es laet ſich leicht begreifen, daß dieſes ſo ſeyn müſſe, da der Leib bei ſchönem Wetter ohnedem zu denjenigen Arten der Ausführungen geſchikter, und, ſo zu ſagẽ, mehr aufgelegt iſt, die die Aderlas nach ſich zu ziehen pflegt, als in ſchlechtem Wetter. Doch aber lehrt auch die Erfahrung, daß man nicht nöthig habe, hierin̄ allzubehutſam zu gehen, wenn die Zeit des Aderlaſſens vorhanden iſt, und ſonſt keine Umſtände dieſelbe verhindern. Auf einen ſo einfachen und leicht begreiflichen Grunde beruhet nun alles, was ich nöthig zu haben glaube, denenjenigen das Aderlaſſen anzupreiſen, die beſorgt ſeyn müſſen, daß die natürlichen Abſonderungen und Ausführungen bei ihnen nicht, durch eine recht arbeitſame Lebensart, beſtändig in gutem Gange erhalten werden möchten. Dieſer Grund läſt ſich jedermann leicht faslich machen; und beruhet auf Erfahrungen, die niemand in Zweifel ziehen kan, wer entweder die Wirkungen des Aderlaſſens aus Gründen beurtheilen kan, oder genugſame Erfahrungen damit angeſtellt hat. Ich habe alſo für dienlich erachtet, dieſe leichte Art, das Aderlaſſen zu beurtheilen, den Aerzten zur Prüfung, und andern zum Unterrichte öffentlich mitzutheilen.

Gedanken über die heilige Schrift.

Die heilige Schrift enthält ein Syſtem der Religion und Sittenlehre, ſo nicht nur für ein Königreich, oder für eine beſondere Art vom Volk, ſondern für die ganze Welt, und für jedweden Stand und jede Stuffe ihrer vernünftigen Einwohner eingerichtet iſt. Die unendliche Weisheit hat ſie zu dieſem allgemeinen Endzweke beſtimmet, und ihr eine Sprache gegeben, die ſich für eine jede Fähigkeit ſchiket. Gleichwie der entfernteſte Einwohner Aſiens die Grundſäze, worauf die Geſeze, die wir darinn antreffen, gebauet ſind, in ſeinem Herzen eben ſowol, als der Europäer, annimmt; ſo ſind auch ihre Gebotte, auf deren Erfüllung die Glükſeligkeit ankommt, Gelehrten und Ungelehrten gleich verſtändlich. Sie führen eine Überzeugung mit ſich, die zwar keine Beſtätigung erfordert, ſo aus dem allgemeinen Syſtem der Welt, oder aus der Weltweisheit mus hergeholet werden, dennoch aber vollkommen mit der moraliſchen Richtigkeit und dem ewigen Zuſammenhange der Dinge übereinſtimmet.

Andere Geſeze ſind deswegen hochgeachtet und verehret worden, weil ſie ſich gröſtentheils auf alle Umſtände und Nothwendigkeiten einer beſondern Regierung erſtreket haben. Die allgemeine Welt iſt das Reich deſſen, der ſie gemacht, und ihren Einwohnern das Daſeyn gegeben hat, und nichts, als eine Weisheit, ſo dieſer Macht gleich iſt, konnte zu der Führung und Erhaltung dieſer unzählichen Familie fähig ſeyn. Das alles in ſich faſſende Auge, welches ſahe, daß alles, was es gemacht hatte, gut war, konnte ſie alle glüklich erhalten. Der öberſte Geiſt alleine, welcher die Saamen der Handlungen, daran noch nicht gedacht war, ſahe, welcher die Wirkungen in Urſachen entdekte, die noch kaum das Daſeyn hatten, und welcher alle Zeiten und alle Oerter in ſich faſſet; nichts geringers, als dieſer, oder mit andern Worten, nichts geringers, als die Weisheit einer Gottheit, hätte dieſe Reihe von Regeln beſtimmen können, die ſich für jedes Volk, jede Zeit, jede Regierungsart, und jede Veränderung derſelben ſchiket, die durch keine Zufälle kan unterbrochen werden, die keiner Einſchränkung der verſchiedenen Zeiten unterworfen iſt, und die ewig und mit einer gleichen Stimme zu Leuten von allen Grundſäzen, Meinungen und Fähigkeiten redet.

Daß die Schrift ſo beſchaffen iſt, ſolches beſtätiget nicht nur jede Nation der Welt, in welcher ſie jezo geleſen wird, ſondern auch ein jeder Zeitpunkt. Selbſt diejenigen, die ſie mit Partheilichkeit geleſen, haben ſie in dieſem Stüke bewundert. Der gröſte Richter der Schriften hat ihr in dem prächtigſten Theile ſeines Werkes, in Anſehung ihrer Schreibart, die erſte Stelle eingeräumet; und was für einen Werth müſſen nicht wir, die wir ſie ganz beſizen, auf dieſelbe legen, da ſchon ein Heide, der von ihr weiter nichts, als die zehen Gebotte hörte, ausrufen konnte: Ich wundere mich nicht, daß ein Volk, ſo durch ſolche Geſeze regieret wird, von einem ſo geringen Anfange zu einer ſolchen Macht und Glükſeligkeit habe ſteigen, und in wenig Jahren ſich ein Land unterwerfen können, worinn ſie als Fremdlinge hinein gekommen.

Nicht nur der groſſe Umfang, ſondern auch die Abſicht und der Endzwek dieſer Geſeze; nicht nur die Wirkung, die ſie nothwendig erreichen müſten, ſondern ſelbſt die Mittel, wodurch ſie dieſelbe erreichen ſolten, zeugen von dem erhabenen Grundſaze, auf welchem ſie errichtet ſind. Nicht nur das vollkommene Ganze zeiget die heilige Quelle, woher es entſprungen, ſondern ein jeder Theil macht dieſelbe Wahrheit bekannt, und beſtätiget, daß die Verfaſſer deſſelben diejenigen geweſen, denen die göttlichen Ausſprüche anvertrauet worden. Sie übertreffen alle menſchliche Geſeze, und bleiben nicht bei der Hand beſtehen, ſondern ſie binden das Herz; ſie ſehen den Körper nur als das Werkzeug des Ubels an, und reden zu dem Befehlshaber und Regierer deſſelben, der Seele. Wenn menſchliche Geſeze das verbrechende Glied beſtrafen, ſo beugen dieſe dem Laſter vor, indem ſie der Vernunft Vorſtellungen thun. Sie drohen dabei nicht blos demjenigen Theile, der der eingeſchränkten Macht der menſchlichen Herrſchaft unterworfen iſt, als welche denſelben mit der Auflöſung beſtrafet, worauf alle Macht derſelben auf einmal ein Ende hat, ſondern ſie drohen unſerm unſterblichen Theile, und zwar in Worten, die der Sache vollkommen gemäs ſind, mit Strafen, die ewig währen ſollen. Unſer Daſeyn hat zween Abſchnitte, und nicht mehr: einen kurzen auf der Erde, und einen unendlichen an einem andern Orte. Derjenige, dem es gefällt, uns für das wenige Gute, das wir hier etwa thun können, Belohnungen zu bewilligen, die in alle Ewigkeit währen ſollen, hat ja wohl ein Recht, der Menge des Böſen, ſo wir begehen können, einen gleichen Grad der Strafe zu beſtimmen. Was, einzeln betrachtet, das Anſehen einer Uberlaſt hat, wird, wenn man einſiehet, daß der Vortheil eben ſo groß, als der Schade, iſt, vollkommen gleich.

Wollen wir noch einen fernern Beweis von der göttlichen Quelle haben, aus welcher die heilige Schrift gefloſſen iſt; ſo finden wir denſelben in ihrer Reinigkeit. Das Herz des Menſchen kan ſich keine vollkommenere und reinere Tugend vorſtellen, als die, welche uns das Geſez Gottes vorſchreibt; und bei aller dieſer Vortreflichkeit findet ſich nichts, zu deſſen Erlangung ſeine eigene ſchwache Kräfte ihn nicht fähig machen können. Er ſiehet in dieſen göttlichen Schriften, was die wahre Vollkommenheit ſeiner Natur ſey, und er wird zu derſelben durch Bewegungsgründe geleitet, die einfältig und zugleich untrüglich, die der geringſten Fähigkeit leicht, und der gröſten erſtaunlich ſind.

Die Religionen aller andern Völker, die von Creaturen erdacht worden, ſo dem Irrthum unterworfen geweſen, und in welche die Leidenſchaften ihren Einflus gehabt, haben die Menſchen zu Laſtern geleitet. Der beſondere Charakter derjenigen aber, die ihren Urſprung von der ewigen Weisheit hat, beſtehet darinn, daß tugendhaft ſeyn nicht nur mit dem Gehorſam derſelben übereinſtimmet, ſondern der Gehorſam ſelber iſt. Der Römer, oder der Grieche, der Heyde, oder der Mahometaner, kan Gewalt, Ungerechtigkeit, und ſo gar Betrug nach der Vorſchrift ſeines Glaubens ausüben; derjenige aber, der die Religion der heiligen Schrift bekennet, mus, wenn er in einem Dinge laſterhaft iſt, in ſo ferne in Anſehung ſeines Bekenntniſſes ein Heuchler ſeyn. Gottesfurcht, Treue gegen einander, Reinigkeit des Lebens, Unſchuld im Umgange, Verzeihung der Beleidigungen, und Wohlthaten auch gegen diejenigen, ſo es nicht verdienen, dieſes ſind die Lehren dieſes geheiligten Syſtems, oder in erhabenern und nachdrüklichern Worten, in dem Tone der Beredſamkeit, die mit der Wahrheit vom Himmel herab gekommen iſt: was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob; alles was uns die Hochachtung unſerer Nebengeſchöpfe, und die Liebe unſers Schöpfers erwirbt; alles, was diejenigen, die mit uns in Verbindung ſtehen, oder von uns abhängen, in dieſer Welt glüklich macht; alles, was uns den Beifall desjenigen erwerben kan, der uns in Ewigkeit die gröſte Glükſeligkeit giebet: alles das wird in dieſem vollkommenen Werke geboten. Dieſes kan von allen in den deutlichern Theilen deſſelben geleſen; dieſes kan von denen, die ſchärfere Einſichten und geübtere Sinne haben, in denen Theilen, die am allerdunkelſten ſcheinen, nachgeſpühret werden. Dieſes iſt der Endzwek, worauf alles abzielet, der Punkt, mit welchem jede Linie von dem groſſen Umfange an ſich vereiniget findet. Hier ſehen wir die vorzügliche Schönheit des Ganzen, wovon wir vorhin nur die Theile bewunderten. Hier finden wir, daß der Endzwek und die Mittel, ſo entfernt ſie auch beim allgemeinen Anſchauen ſcheinen mögen, vereinigt und unzertrennlich ſind.

Dieſes iſt die Lebensregel, die durch die Lehren des alten Teſtaments gegeben, und durch das neue beſtätiget, vollkommen gemacht und eingeſchärfet iſt. Dies iſt das feſte prophetiſche Wort, auf welches zu achten der beredte Apoſtel die bekehrten Chriſten beſchwöret. Dies iſt das Licht, welches ſcheinet in der allgemeinen Finſternis, bis der Tag anbreche, und der Morgenſtern aufgehe in unſern Herzen.

Von den Urſachen des Wachsthums der Pflanzen.

Verſchiedene Gelehrten haben ſich rühmlichſt bemühet, aus den Schriften der Alten zu beweiſen, daß manches, ſo wir in den Wiſſenſchaften als neu anſehen, lange vor unſern Zeiten erkannt worden. Mich deucht, der Streit über den Vorzug der Neuen vor den Alten würde deſto leichter zu ſchlichten ſeyn, wenn man uns nur fein oft in das graue Alterthum zurük führte. In Wahrheit, die Alten hatten auch zwei Augen, ſo wie wir. Die Verbindung der Ideen, die Quelle aller Gelehrſamkeit, war damals eben ſowohl Mode, und den Menſchen eingeartet, als ſie jezt iſt. Copernicus behauptete in den neuern Zeiten zuerſt, daß die Sonne ſtille ſtehe, und die Erde ſich bewege. Allein Nicetas von Syracus, oder, nach andern, Philolaus, ein Pythagoräer, hat vor undenklichen Jahren ſchon eben ſo philoſophiret; und wir finden beym Cicero, Plutarch und Diogenes Laertius bereits das Stillſtehen der Sonne. Die Leibnizianiſchen Säze, daß das Böſe in der Welt aus den weſentlichen Einſchränkungen der Dinge herkomme, und daß GOtt nicht der Urheber dieſer weſentlichen Unvollkommenheiten ſey; daß die Theile um des Beſtens des Ganzen willen leiden müſſen; daß die Seele eine vorſtellende Kraft der Welt ſey; daß GOtt nur das Beſte wollen könne: alle dieſe Säze, ſage ich, hat der Herr von Mörner in Berlin nach dem LXXVIII. Stük der Freien Urtheile von 1747. bereits im Maximus Tyrius gefunden. Und wie viel könnte ich nicht noch anführen, wenn ich Muſſe hätte, Bücher nachzuſchlagen? Eine Anmerkung will ich aber doch mittheilen, weil ſie zur Hiſtorie der Natur gehöret.

Die Naturkündiger ſchreiben heutiges Tages das Wachsthum der Bäume und der Pflanzen überhaupt nicht der Erde, ſondern dem Waſſer zu. Helmont hat ſolches durch einen Verſuch zuerſt entdeket, und Boyle wiederholte dieſen Verſuch darauf, und fand, daß ſolches wahr ſey. Es nahm nemlich derſelbe 200. Pf. Erde, und lies ſie in einem heiſſen Ofen austroknen, daß alle Feuchtigkeiten ſich abſonderten und ausduſteten. Er pflanzte darauf eine Weide von 5. Pfund in dieſelbe, und begos ſie mit Regenwaſſer. Damit aber weder Erde dazu noch davon käme, ſo verband er das Gefäs. Das Gewicht dieſer Weide war nach 5. Jahren, als er ſie wieder heraus nahm, 169. Pfund, ungeachtet alle Jahre im Herbſt die Blätter abgefallen waren. Um nun zu wiſſen, ob der Baum von der Erde etwas an ſich genommen hätte, dürrete er dieſelbe wiederum im Ofen, und fand ſeine 200. Pfund, bis auf zwei Unzen, wieder. Daraus erhellet denn offenbar, daß blos das Waſſer das Wachsthum der Pflanzen befördere. Woodward iſt hernach noch einen Schritt weiter gegangen, und hat durch angeſtellte Verſuche heraus gebracht, daß ſich im Waſſer eine gräuliche Materie beſände, die eigentlich zum Wachsthum der Pflanzen gehöret. In ſeiner phyſikaliſchen Erdbeſchreibung redet er davon S. 7. nach der teutſchen Uberſezung, und an andern Orten.

Solte man wol glauben, daß die Alten lange vor dem Hermont und Boyle dieſe Einſicht gehabt? Ohne Zweifel wird ſolcher Glaube bei wenigen Eingang finden, und dennoch kan unwiderſprechlich bewieſen werden, daß es wahr ſey. Peter Weſſeling verweiſet uns in ſeinen Probabilibus S. 94. auf die Recognitiones Clementis, wovon uns Rufinus Toranus eine Lateiniſche Uberſezung geliefert hat. Ich will die ganze Stelle aus den *Operibus S. S. Tom. I.* herſezen, allwo das ganze 27. Cap. im *VIII.* Buche der *Recognitionum* alſo lautet: *Sed et in hoc admiranda eſt diuina prouidentia, quod videre nos quidem et agnoſcere fecit, quae fiunt: quomodo autem et qualiter, fiant, in ſecreto poſuit et occulto; vt non indignis ad agnitionem ſubiaceant, ſed dignis et fidelibus, quum meruerint, pateſiant. Vt autem rebus ipſis et exemplis probemus, nihil omnino ex terrena ſubſtantia ſeminibus dari, ſed totum ex elemento aquae, et ſpiritus, qui ineſt ei, virtute conſtare; pone mihi, verbi gratia, in cratere aliquo amplisſimae magnitudinis iniici terrae talenta centum; et ſeminentur in ea diuerſae ſpecies ſeminum, vel olerum, etiam virgultorum. His praebeatur ad rigandum aqua ſufficiens, et per annos plures habeatur iſta diligentia: congregentur autem ſemina, quae collecta fuerint, verbi gratia, frumenti, vel hordei, aliarumque ſpecierum per ſingulos annos ſeorſim, donec vniuscujusque aceruus ad centum talentorum pondus adſcendat, tum etiam arbores auulſae radicitus adpendantur: et his omnibus ex cratere ſumtis, ſi adpendatur terra, centum ſua nihilominus talenta ſalua reſtituet: Vnde ergo dicemus omne illud pondus, omnemque quantitatem ſeminum diuerſorum atque arborum ſurrexiſſe? Nonne euidenter adparet, quia ex aquis? Terra enim, quod ſuum eſt, integrum tenet; aqua vero, quae per ſingula iniecta eſt, nusquam prorſus eſt; ob potentem diuinae conditionis virtutem, quae per vnam aquae ſpeciem tantorum ſeminum virgultorumque et ſubſtantias reparat, et ſpecies format, et genus foenore multiplicato cuſtodit.* Ich überſeze dieſe Stelle alſo: Die göttliche Vorſehung iſt auch hierinn bewundernswürdig, daß ſie uns zwar ſehen und erkennen läſſet, was geſchiehet; wie aber und auf was Weiſe es geſchehe, hat ſie vor unſern Augen verborgen, daß es nicht die Unwürdigen erfahren mögen, ſondern die Würdigen und Getreuen, wenn ſie es verdienen. Damit ich aber mit Beiſpielen darthue, daß die Saamkörner nichts von der Erde bekommen, ſondern lediglich vom Element des Waſſers, und der darinn ſtekenden Kraft wachſen; ſo ſeze man z. E. es würden in ein räumliches Gefäs 100. Talente Erde geſchüttet,

tet, und allerhand Arten von Saamen und Küchenkräuter hinein geſäet, auch Geſträuche hinein gepflanzt. Man laſſe es demſelben an Waſſer nicht fehlen, und das etliche Jahre nach einander. Man ſammle die Früchte davon, z. E. das Korn, die Gerſte, oder andere Arten jährlich beſonders, bis jeglicher Haufen 100. Talente wieger. Man reiſſe drauf auch die Bäume ſamt den Wurzeln aus, und wäge ſie ab. Wenn nun alles aus dem Gefäs heraus iſt, wäge man denn auch die Erde ab; ſo werden dennoch ihre 100. Talent vollkommen wieder da ſeyn. Was wollen wir ſagen, wo rühret das Gewicht und die Gröſſe ſowol des Getraides, als auch der Bäume her? Siehet man nicht offenbar, daß alles vom Waſſer komme? denn die Erde behält das Ihrige, ohne den geringſten Verluſt, hergegen das Waſſer, u. ſ. w. Hier ſiehet man, daß in alten Zeiten mancher auch einen Blik in die Geheimniſſe der Natur gethan, und eben ſo accurat experimentirt habe, als Helmont und Boyle.

Beſchreibung des Flachsbaues, wie ſolcher in Preuſſen getrieben wird.

Zum Leinaker wird im Sommerfelde ſolches Land ausgeſucht, welches weder zu ſtreng, noch zu leicht, ſondern von ſolcher Würde iſt, daß weiſſe Erbſen darauf wachſen möchten; Der Lein wird entweder früh oder ſpät geſäet, nachdem die Umſtände des Oeconoms anräthig ſind, die Flachsernde vor oder nach der Getreideernde vollführen zu können; Der frühe Lein wird hieſigen Orts nicht ſo häufig, als der ſpäte gebraucht, indem es den Wirthen zuträglich, erſt nach verrichteter Getreideernde die Flachsarbeit anzufangen. Wer dennoch aber den frühen erwählt, ſucht ſolchen gleich nach der Erbſenſaat einführig in die Erde zu bringen. Zum ſpäten Flachſe bleibt der Aker bis nach vollführter Saatzeit ohngebraucht liegen, und wird ohngefehr in der Mitte des Maymonats ganz flach geſtürzt, darauf gut abgeegt, und Anfangs Junii zur Saat dergeſtalt gepflügt, daß der Lein um Viti zugeſäet werden kan. Die Proportion mit der Ausſaat wird dergeſtalt getroffen, daß dem Lande gegen Getreideausſaat nur die Hälfte Leinſaamen gegeben, und wo 2. Scheffel Getreide einfallen müſte, nur 1. Scheffel Leinſaamen ausgeſtreuet wird. Bei dem Eggen ſind einige der Meinung, daß man den Lein nur blos in die Länge beſchleppen, und gar nicht in die Quere eggen müſte. Ich habe beiderlei probirt, und keinen Unterſcheid gefunden. Mit Anfang des Septembers fängt ſich die Flachsernde an. Die Reife deſſelben erkent man, wenn er anfängt die Hoſen (worunter die kleinen Blätter verſtanden werden, welche längſt dem Halme aufwachſen) zu verlieren, und der Saame in den Knoten bräunlich zu werden. Alsdenn wird er gezogen, in ſolche Bunde, wie Korngarben, gebunden, und Mandelweiſe aufgeſezt. Bevor er vom Felde in die Rotekuhle geführet, wird ihm der Saame abgenommen. Dieſes kan auf dreierlei Weiſe geſchehen. Wo ſehr viel Flachs gebauet wird, ſchneiden die Leute mit groſſen Meſſern, welche ſie ſich von alten Senſen machen, die Knoten auf dem Felde von den Flachsbunden ab, wikeln die geſchnittenen Knoten mit Strohſeilen an Stangen oder Spieſſe, und laſſen ſolche auf dem Felde troknen; andere hingegen, welche mehr um den Saamen bekümmert ſind, bringen den Flachs vom Felde in eine Scheure, und nachdem ſie auf einen Blok oder Stük ſtarken Bauholzes eine Reihe von hölzernen Sproſſen, welche einem groſſen Kamme gleichen, eingeſchlagen, peitſchen ſie dasjenige Ende vom Flachſe, wo die Knoten hangen, ſo lange auf dieſen hölzernen Kamm, bis ſich die Saamenkolben oder Knoten abgeſtreift. Noch andere befeſſtigen das Bund Flachs auf einer Bank, vermittelſt eines ſtarken Striks, welcher um den Flachs gelegt, und mit einem Fusſchemel angezogen wird, und reiſſen durch ein Inſtrument, ſo einer kleinen eiſernen Harke ähnlich ſieht, die Knoten vom Flachſe los, welche in dieſen lezten beiden Fällen auf trokene Boden, wo die Luft durchgehen kan, dünne von einander geſchüttet, und getroknet werden. Nach abgenommenen Saamen wird der Flachs, ſo bald es nur ſeyn kan, in die Rotekuhle gebracht; Hierzu wählt man weder Flus- noch Springwaſſer, ſondern ſtehende Pfüzen; welche weich und faul Waſſer halten, ſind die beſten; daſelbſt wird der Flachs eingelegt, oben mit Sträuchen bedeket, und alsdenn allerlei ſchwere Sachen aufgelegt, damit der Flachs ja nicht in die Höhe ſchwimmen, ſondern beſtändig über und über mit Waſſer umgeben bleiben möge. In dieſem Zuſtande mus der Flachs bei warmen Tagen 8. bei kältern aber 10. Tage in ſeinem naſſen Begräbniſſe liegen; nach Verflieſſung dieſer Zeit wird er ausgenommen, und auf einen bequemen Ort, wo ihn das Vieh nicht betreten kan, ausgeſpreitet. Dieſes heist die Spreite. Auf derſelben wird er bis 4. Wochen, oder ſo lange gelaſſen, bis durch eine Probe ausgemittelt, daß er ſich ſchon abgelegen. Dieſes erkennet man daran, wenn ſich die im Flachſe eingeſchloſſene Schewen in der Hand ausreiben laſſen, und man die Flachshemdel davon abſondern kan. Alsdenn wird er bei einem troknen und heitern Tage aufgeſezt, daß ihn nochmals die Luft gut durchwehen und troknen kan, nachhero in groſſe Bunde gebunden, und an einem troknen Orte aufbehalten. So lange hat der Flachs die Elemente der Luft und des Waſſers erduldet, gleich jezo wird er zum Feuer verdammet, und die Braachſtube brav eingeheizt. Ehe ich aber ſeine Schikſale weiter beſchreibe, mus ich noch dieſe Anmerkung beifügen. Es ſind einige Wirthe, welche den Flachs gar nicht einroten, ſondern ihn nur hinſpreiten, und ihm die Rote durch Thau und Regen geben laſſen. Aus dieſer Art den Flachs zu tractiren, entſteht der ſogenannte blauliche Flachs. Es iſt aber wohl zu merken, daß man in dergleichen Spreite ſchlechterdings einen naſſen wieſichten Grund ausſuchen mus, ſonſt der Flachs verdirbt; wie denn auch derſelbe, wenn der Regen ausbleibt, ſelten gut wird, dahero denn die Einrotung ins Waſſer mehr gebräuchlich. Die Braachſtube iſt ein, wegen Feuersgefahr, von den Dörfern entferntes Haus, deſſen Gelegenheit aus einer räumlichen Stube, mit einem Kachelofen und gerasbaren Vorhauſe beſtehet. In der Stube ſind nach Proportion ihrer Weite viel oder wenig Gerüſte aufgerichtet. Auf dieſe wird der Flachs dünne von einander aufgeſezt, und durch die Heizung des Ofens ſo dürre und mürbe gemacht, daß es vermittelſt der Brechen von den Schewen gereiniget werden kan. Damit dieſes aber deſto leichter und geſchwinder geſchehen könne, wird der bereits dürre gemachte Flachs entweder gepucht oder gerollt. Puchen heist den Flachs mit Dreſchflegeln ſo lange zerſchlagen, bis die inwendige Schewe gänzlich zerknikt, und zum Brechen zubereitet worden. Den Flachs rollen hat zwar denſelben Endzwek, es unterſcheidet ſich aber vom erſtern darinn, daß es nicht mit Dreſchflegeln, ſondern mit einer hölzernen Maſchine geſchicht, welche im Untertheile länglich ausgehöhlt, und mit einem Dekel verſehen iſt, der in die unterſte Höhlung past, ſo aber auf einem Ende mit einer Niete dergeſtalt mit dem Untertheil vereiniget, daß ſich der Dekel auf und nieder bewegen läst. Vermittelſt dieſer Maſchine wird der Flachs eben ſo, wie mit den Flegeln, gequetſchet und mürbe gemacht; von hier kommt er unter die Breche. Dieſe Maſchine iſt von der vorbeſchriebenen Rolle weiter in nichts unterſchieden, als daß die Breche in der Mitte der länglichen Aushölung eine zugeſpizte

Scheidewand behält, welche von dem ausgehölten Obertheile derſelben dergeſtalt eingeſchloſſen wird, daß die beiden ſcharfen Seitenbaken ſich in die Hohlungen des Untertheils paſſen, und alſo den darunter gelegten Flachs dreimal entzwei brechen. Wenn der Flachs alſo gebrochen, und von den inwendigen Schewen gereiniget, ſo wird er geſchwungen. Dieſes geſchiehet auf folgende Weiſe: Es werden Schwingſtöke und Schwingblatter verfertiget; erſtere ſind aufgerichtete Bretter, etwa 2. Ellen hoch, an welchen der untere Theil ſtehend gemacht wird, der obere Theil aber in die Hälfte durchſchnitten, und das abgeſchnittene Theil ausgeſpalten, dergeſtalt, daß der Arbeiter eine Hand voll Flachs darauf legen und halten kan. Ein Schwingblatt ſtellet ein mehr breit als langes hölzernes Schwerd vor, mit dieſem hauet der Arbeiter auf den über den Schwingſtok gelegten Flachs ſo lange zu, bis ſich die noch kleine Schewen und grobe Heede gänzlich abgeſondert, und der Flachs ſo weit gekommen, daß er ſchon verkauft werden kan. Will ihn aber die mühſame Hand einer fleiſſigen Haushälterin zu weiterm Gebrauche anwenden, ſo mus er zwei bis dreimal unter die Hechel. Dieſe iſt nichts anders, als ein aus 6. 12. bis 24. Reihen eiſerner oder meſſingener Zähne beſtehender Kam̃. Hiedurch wird der Flachs ſo lange gezogen, bis er von allen ſeinen Schlaken gereiniget, und ſo fein geſpaltet, als es nur möglich, und die wahre Quinteſſenz vom Flachſe erſcheinet. Dieſe Schlaken aus erſterer Hechel nennt man grobe, aus zweiter mittlere, aus lezterer feine Heede. Alsdenn kan ſowol aus dem Flachſe, als aus allen dreien Sorten von Heede Garn geſponnen, und zu Leinwad gemacht werden.

Unterricht vom Hanfbau.

Das Land wird erſt ordentlich geſtreket für dem Winter oder im Frühjahre; demnächſt wird es gewendet, und gedünget, und darauf tüchtig gepflüget, und beſamet, und wird in 1. Scheffel Saatlandes 1. Scheffel Hanfkorn geſtreuet. Das Säen geſchiehet bei einer guten Mayzeit auf Maytag. Wenn aber kalte und naſſe Witterung einfällt, wird wol 8. und 14. Tage oder gar 3. Wochen damit gearbeitet, weil er keine Kälte vertragen kan; ſodann ſtehet er 12. bis 13. Wochen, und wird ſich an einigen Hanfſtangen finden das gelbe und davor Fleke erfolgen, welches Nachtſpaden genannt wird, und iſt ſolches ein Zeichen, daß der Hanf aufgezogen werden mus, und zur Reiffe gekommen. Wenn er aufgezogen wird, lieget er zweimal 24. Stunden aufm Lande, und wird ſodenn in mäſſige Bunde mit Stroh oder Winden gebunden, und wird eingeteichet; Hierauf bleibt er 5. 6. 7. und mehr Tage im Waſſer, nachdem die Witterung warm oder kalt iſt; bei kalter Witterung auch wol länger. Wenn man bemerket, daß er gahr geworden, wird er aus dem Waſſer gezogen, und ſtehet 24. Stunden, daß das Waſſer heraus lauft. und wenn das geſchehen, wird er dünne auf leer Land oder auf die Stoppeln geleget und ausgeſprehet, und lieget 3. bis 4. Wochen, wird aber in der Zeit 3. bis 4. mal mit langen Stökern umgewendet, daß die unterſte Seite oben zu liegen kom̃t. Bey trokener Witterung, wenn er die Zeit gelegen, wird er eingebunden, und wenn er an der Sonne oder auf einer Maſchine über dem Feuer getroknet und gebrachet, demnächſt wieder durch die Brache gezogen, und der Abfall oder die Schewen ſo rein als möglich herunter gemacht. Wenn er lang gewachſen, wird er 1. oder 2. mal durchgeſtoſſen, wenn er vorher brav weich geboket worden, wozu eine Bokenmühle gebrauchet wird; nächſt dieſem wird er ein paarmal gehechelt, und ſodann zu ſpinnen gebrauchet. Das Hanfſaat wird folgendergeſtalt gezogen: Wenn der Hanf 11. Wochen geſtanden, ſo fängt er an zu ſtauben, ſodann wird der Hanf, an die Blume zu finden, ſorgfältig rein aufgezogen, und der grüne Kopfhanf zur Saat ſtehen. Der weiſſe blühende Hanf wird ordentlich tractiret, wie es oben beſchrieben, und eingeteichet. Gegen Bartholomäi wird ſodann der grüne Kopfhanf aufgezogen, und an Stangen aufgeſezet, daß er troken wird. Gegen Michaelis bei guten Tagen wird das Saat auf einem Schlaglaken, ſo beſonders dazu zu halten iſt, ausgedroſchen, und ſodann wie ander Korn gereiniget, und der Saamen aſſerviret. Der Hanf, woraus der Saame gedroſchen, wird ſodann hingelegt, und gegen den Maymonat des folgenden Jahres eingeteichet, und damit wie ſonſt procediret, und kan derſelbe ſodann eben wie ſonſt gebrauchet werden. In ſchwarzer ſandigter Erde wächſet der Hanf am beſten, doch iſt auch der Kleygrund dazu nicht untauglich, es mus aber das Land nicht mager ſeyn, ſondern wohl geaylet werden.

Mittel gegen die ſchädlichen Folgen ſo vom Bis eines tollen Hundes zu entſtehen pflegen.

Ich erinnere mich einer Nachricht des Herrn Griffith Hughes, ſo in ſeiner ſonſt ſehr mittelmäſſigen natürlichen Geſchichte von Barbados befindlich, da er in der Erzählung der dieſer Inſul eigenthümlichen Krankheiten pag. 33. von einer tollen Kuh die glüklich angeſchlagene Cur beſchreibet, und einige Gedanken hinzu füget, die die Heilung des tollen Hundebiſſes betreffen, und welche ich bei dieſer Gelegenheit in folgender Überſezung aus dem Engliſchen Texte mittheile:

In oder um das Jahr 1741. wurden viele Hunde toll; und ich habe angemerkt, daß die Beſchaffenheit der Luft verſchiedene Monate hindurch ſehr heis war. Eine Menge zahmes Vieh, welches von dieſen Hunden gebiſſen, wurde zu der Zeit gleichfals toll. Ich kan hier nicht unterlaſſen, eine unerwartete ſehr glükliche Cur einer tollen dem Herrn Hurdis Jordan zugehörigen Kuh, einzurüken. Als man gewahr wurde, daß dieſelbe toll war, ſperrete man ſie ein. Da aber die gewöhnlichen Zufälle, welche dieſer ſchreklichen Krankeit eigen ſind, immer ſtärker wurden, und die Tollheit auf das höchſte ſtieg, entſchlos ſich der Eigenthümer, die Kuh töden zu laſſen. Weil es aber ein Lieblingthier war, ſo wurde das Urtheil aufgeſchoben, bis man folgenden Verſuch mit ihr angeſtellet hätte: Nachdem ſie nemlich auf einen Miſthaufen niedergeworfen worden, befahl Herr Jordan ſeinen Sclaven, ihr mit Gewalt das Maul offen zu halten, da er indeſſen einen Eymer voll kaltes Waſſer ihr nach und nach in den Rachen hinein gos. Sehr bald darauf fing ſie an zu weyden, und innerhalb vier und zwanzig Stunden wiederum Waſſer zu ſaufen wie ſonſten, wurde völlig geſund; und ſo blieb ſie auch. Da dieſe Begebenheit ſich würklich alſo zugetragen hat, und mir durch dieſen Herrn und deſſen Familie genugſam betheuret iſt, ſo brauche ich mich nicht zu rechtfertigen, daß ich ſie hier zu erzählen unternommen habe. Vielmehr ſtünde ich nicht zu entſchuldigen, wenn ich einen ſo auſſerordentlichen und verwundernswürdigen Umſtand ausgelaſſen hätte; denn wer weis, ob nicht die gütige Vorſehung uns endlich ein Mittel gegen ein ſo fürchterliches Übel verleihen will, und ob nicht dieſe nemliche Methode auch dem menſchlichen Geſchlechte in eben dem Zufalle von groſſen Nuzen ſeyn könne? Mir kommt es zum wenigſten wahrſcheinlich vor. Denn ſelbſt die Natur in Exempeln, ſo dieſem nicht ganz unähnlich ſind, nimmt in der That ſo etwas vor.

So wenn der Magen überladen worden, bemühet ſie ſich gemeiniglich ihn durch Erbrechen aufzuhelfen, welches, wenn man demſelben durch die Kunſt zu Hülfe kommt, öfters eine gute Wirkung thut: Und da wir finden, daß der unglükſelige Kranke, ſo mit dieſem Ubel behaftet, ein heftiges Verlangen nach Waſſer hat, ob gleich die Art der Krankheit dieſe iſt, daß er durchaus nicht trinken kan; ſo, wenn in ſolchem Fall: eine ziemliche Menge Waſſers ihm mit Gewalt in den Schlund hinein gegoſſen würde, könte es für ihn vielleicht von groſſer Hülfe ſeyn. Denn da das Gift von einer heiſſen Natur iſt, welches aus dem heftigen Durſt, den es verurſachet, erhellet; ſo iſt es mehr als vermuthlich, daß eine ſolche Vielheit kaltes Waſſer, das ſich mit dem Giftdurſt vermiſchet, wenigſtens die Gewalt deſſelben brechen würde, bis daß Schweistreibende oder andere Mittel Zeit gewinnen könten, durch die Ausdünſtung oder ſonſten das Gift ganzlich auszutreiben. Daß einige Gifte von heiſſer Natur im Kalten weniger heftig würken, als wenn ihnen die Hize zu Hülfe kommt, liegt klar am Tage, indem in Italien und anderwärts der Scorpionen- und Vipernbis in der heiſſen Sommerszeit weit gefährlichere Folgen hat, als bei mäſſigen kalten Wetter.

Es wäre zu wünſchen, daß unſre Engliſchen Aerzte, die in Anſehung ihrer Menſchenliebe eben ſo viel Achtung verdienen als wegen ihrer Geſchiklichkeit und gründlichen Beurtheilungen (aus Mitleiden ſo wol mit dem unvernünftigen Theile der Geſchöpfe, als inſonderheit ihren Mitmenſchen) dieſen Verſuch an Thieren nur zuerſt vornehmen möchten, welcher ja, wenn er glüklich abliefe, gleichfals dem menſchlichen Geſchlechte bei ſo bejammernswürdigen Umſtänden Dienſte leiſten könte.

Von der Allmacht GOttes, und von der Glükſeligkeit der Menſchen in einem andern Leben.

Wofern, nach den Begriffen der Platoniſchen Art zu denken, das Weltgebäude ein Geſchöpf eines vernünftigen Geiſtes iſt: ſo kan dieſer Geiſt bei deſſen Hervorbringung keine unmittelbare Abſicht auf ſich ſelbſt gehabt haben. Er hatte nicht noth, einen Verſuch von ſeiner Allmacht zu machen, um zu erfahren, wie weit ſeine Kräfte giengen. Die Welt war ſo wie ſie ſich in ſeinen ewigen Begriffen befand, eben ſo ſchön, als jezt, da ſie zur Wirklichkeit gekommen iſt; und in dem unermeslichen Abgrunde ſeines Weſens, ſind viel herrlichere Sachen enthalten, als jemals zum Vorſchein kommen werden; indem es unmöglich iſt, daß der groſſe Urheber der Natur, ſeine eigene Macht durch die Erſchaffung einer Reihe von Creaturen erſchöpfen ſolte, die ſo vollkommen wären, daß er ſie durch keine andere That ſeines allmächtigen Willens verbeſſern könnte. Zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen iſt ein gewaltiger Raum, der in unzählichen Jahrhunderten nicht angefüllet werden kan; daher mus das Vortreflichſte von allen Werken GOttes ſowohl, als was ſeine Macht am allervollkommenſten machen kan, mit gleicher Leichtigkeit noch übertroffen werden können. Dieſes hat einige auf die Gedanken gebracht, (die auch nicht unmöglich ſind) daß der unendliche Raum beſtändig mit neuen Geburten ſchwanger iſt, deren jüngere immer eine gröſſere Vollkommenheit erlangen, als die ältere. Allein, da dieſes zu meinem jezigen Vorhaben nicht dienet, ſo will ich nur bemerken, daß dieſe Erwägung unumſtöslich beweist, es müſſen die eingebildeten Welten, in dem göttlichen Verſtande einen ungleich gröſſern Umfang haben, der mehr Abwechſelungen enthält, und reizender iſt, als irgend etwas an der erſchaffenen; und daß alſo, da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß GOtt eine Welt voll lebloſer, obgleich verſchiedener Materie, oder die nur mit Creaturen beſezt wäre, die nichts beſſer wären, als das Vieh iſt, machen ſolte; ſo ſeye auch der Endzwek, worzu er ſeine vernünftige Geſchöpfe beſtimmet, die Betrachtung ſeiner Werke, und der Anblik ſeiner ſelbſt, in beiden aber das Vermögen glüklich zu ſeyn, zu welchem Ende Er ſie mit Fähigkeit und Begierde verſehen. Er kan von einem bloſſen Anblike ſeiner Werke nicht mehr Vergnügen haben, als von dem Anſchauen ſeiner eigenen Begriffe; allein, wir können gewis ſeyn, daß Er ſich an dem Vergnügen beluſtiget, welches auf Creaturen geleitet wird, die deſſen fähig ſind, und zu deren Beluſtigung er dieſen groſſen Schauplaz erbauet hat. Iſt dies nicht noch mehr, als eine bloſſe Anzeige von unſerer Unſterblichkeit? Der Menſch iſt, wenn man ihn in ſeiner Prüfung zu einem glüklichen Zuſtande in jener Welt betrachtet, eines der merkwürdigſten Beiſpiele der göttlichen Weisheit. Trennen wir ihn von aller Verhältnis mit der Ewigkeit ab: ſo iſt er die wunderbarſte Maſchine in der ganzen Welt, aus der man nicht klug werden kan. Er beſizet die Fähigkeit unſäglich mehr Wiſſenſchaften zu faſſen, als er jemals lernen kan, und eine nie zu ſtillende Neugier, die verborgenen Wege der Natur und Vorſicht zu erforſchen. Allein ſeine Werkzeuge in ſeinem jezigen Baue des Körpers ſind ſo beſchaffen, daß ſie vielmehr der Nothdurft eines elenden Körpers, als dem Verſtande zu Hülfe kommen können; und von dem kleinen Stükgen Fusboden, daran er geheftet iſt, kan er Muthmaſſungen erſinnen, welche die unzähligen Welten voll Lichtes betreffen, die ihn umgeben, und die, ob ſie gleich an ſich ſelbſt ungeheuer gros ſind, doch nur in dem entfernten Himmelsraume ein wenig hervorfunkeln. Ja wenn er nach langer Mühe und Zeit, ſich an dem ſteilen Berge der Wahrheit einen kleinen Weg gebahnet hat, und mit Erbarmen die Menge der kriechenden Menſchen um ſich ſieht: ſo gleitet in einem Augenblike ſein Fus aus, und er ſinket ſo gros, wie er iſt, in Grab und Gruft. Wenn ich dis bedenke, ſo mus ich, aus Billigkeit gegen den Schöpfer dieſer Welt, glauben: daß es noch einen andern Zuſtand giebt, in welchem der Menſch zur Betrachtung tüchtiger ſeyn, oder vielmehr, da es in ſeiner Macht ſtehen wird, ſich von einem Gegenſtande zum andern, und von einer Welt zur andern zu begebē; und wo er ſolche Sinnen und ſolche Werkzeuge haben wird, daß er die tiefſinnigſten und erſtaunlichſten Entdekungen wird machen können. Wie bricht nicht ein groſſer Geiſt, als Iſaac Newton iſt, mitten durch die Finſternis, die den menſchlichen Verſtand umhüllet, hindurch, und ſcheint gleichſam zu einer übermenſchlichen Gattung von Geſchöpfen zu gehören! Dies weite Feld, welches wir bewohnen, ſteht ihm offen dar: ihm ſcheinen die allgemeinen Geſeze nicht unbekannt zu ſeyn, wornach es regieret wird, und indem er mit philoſophiſchen Entzüken, die herrlichen Werke GOttes betrachtet; ſo iſt er tüchtig, ſeinem Schöpfer einen andächtigern Gottesdienſt zu leiſten, als andere Menſchen. Aber ach! wie enge ſind dennoch nicht die Gränzen, auch eines ſo groſſen Verſtandes! und wie dunkel iſt er gegen dem Umfang des Erkenntniſſes eines Engels, oder einer Seele, die nur kürzlich erſt aus dem Kerker ihres Leibes erlöſet worden iſt? Ich für mein Theil beſtärke meine Seele gern in der Hofnung ihrer künftigen Gröſſe; es ergözet mich, wenn ich bedenke, daß ich, der ich nur ſo wenig von den Werken des Schöpfers kenne, und mit mühſamen Schritten auf der Oberfläche dieſes Erdballes herumkrieche, einmal, ſo wie die Blize, mit der Geſchwindigkeit meine Einbildungskraft dahin ſchieſſen laſſen, die verborgenen Werkſtätte der Natur ausſpähen, und fähig ſeyn werde, den himmliſchen Körpern in der Geſchwindigkeit ihres Umlaufes zu gleichen; ja daß ich die lange Reihe der Begebenheiten, in der natürlichen und moraliſchen Welt mit anſehen, die verſchiedenen Zimmer der Schöpfung beſuchen: daß ich wiſſen werde, wie ſie ausgezieret und bewohnet ſind; daß ich die Ordnung und das Maas der Gröſſen begreifen, und die Entfernung der Welten, die uns ohne alle Ordnung vorkömmt, und alle nur im Zirkel herum geſezt zu ſeyn ſcheinen, einſehen werde; daß ich wiſſen werde, wie die Theile eines jeden Weltbaues, und dieſe widerum ſelbſt von einander abhängen, woraus die Harmonie des Weltbaues entſteht. In der Ewigkeit kan jedes von allen dieſen geſchehen! Ich finde es ſehr nüzlich, dieſe edle Ehrbegierde zu nähren; denn auſſer der ſtillen Erquikung, welche die Seele davon empfindet, ſo reizet ſie auch, die Gemüthskräfte zu beſſern, und ſie demjenigen Range, den ein Menſch von vorzüglicher Denkungsart und Wiſſenſchaften jezt unter den vernünftigen Geſchöpfen hat, und der Hofnung, einmal in einen noch erhabenern Stand zu kommen, gemäs zu machen. Der andere und lezte Endzwek des Menſchens, iſt der Genus ſeines Schöpfers, welcher Wunſch alle andere Wünſche übertrift. Die beſten Vorſtellungen, die wir uns von dem höchſten Weſen machen, ſind dunkel: weil daſſelbe ſeine Geſchöpfe gleichſam im Zweifel erhält, da es ſich weder entdeket, noch verbirgt. Daher nimmt der Freigeiſt Gelegenheit, das Daſeyn GOttes zu leugnen: die meiſten aber begnügen ſich ſeinen Namen zwar zu nennen, in ihren Herzen aber ziehen ſie eine jede nichtige Kleinigkeit der Huld ihres Schöpfers vor, und ſpotten des Gottſeligen, wegẽ ſeiner ſeltſamen Wahl. Wird nicht einmal eine Zeit kommen, da der Freigeiſt ſein Lehrgebäude über einen Haufen fallen ſehen, und zu der Wahrheit, die er haſſet, bekehret werden wird? Wenn die verblendeten Sterblichen die Thorheit ihrer Beſtrebungen erkennen, und die verachteten Weiſen, die den Vorſchriften des Hiñels gefolget ſind, die Bezauberungen der Siñe, nebſt den Betrügereien der Welt, verlachet haben, vor den Augen ihres Schöpfers mit der vollkommenſten Gewährung ihres Wunſches, ſtehen werden? Hier denkt zwar das Gemüth dann und wann an ihn, und empfindet einige ſchnell vorübergehende Blike ſeiner Gegenwart: allein in dem Augenblike, da es denkt, es habe ihn; ſo betrügt der Gegenſtand ſein Hoffen, und es ſinkt wieder in ſeine vorige Traurigkeit. Wahrhaftig, es mus noch eine vollkommenere Art mit himmliſchen Weſen umzugehen, vorhanden ſeyn? Sind nicht die Geiſter einer gegenſeitigen Empfindung fähig, ob ſie gleich im Leibe verſchloſſen ſind? Müſſen denn höhere Weſen, um des geringen Vorrechtes willen geſellſchaftliche Weſen zu ſeyn, die mit einander umgehen und eines von dem andern wiſſen können, von ſchlechtern abhängen? Was würden ſie denn gethan haben, wenn niemals eine Materie wäre erſchaffen worden? Ich glaube nicht, daß ſie in einer ewigen Einſamkeit würden gelebet haben. So wie nun geiſtige Subſtanzen von einer edlern Art ſind, ſo mus auch ihre Art des Umganges unendlich ſchneller und vertrauter ſeyn. Dieſe Art des Umganges nennen wir Viſiones intellectuales, durch eine Anſpielung auf das Sehen, welches hier in der Welt das Mittel unſerer Bekantſchaft iſt: und auf eine ſolche Art kan GOtt ſich ſelbſt zum Gegenſtande eines unmittelbaren Anſchauens bei den Seligen machen. Da er es aber thun kan, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er es auch würklich thue, und die Umſtände, wie er es thut, allezeit nach der Schwachheit und Beſchaffenheit endlicher Gemüther einrichten wird. Seine Werke zeigen nur ſehr ſchwach das Bild von ſeinen Vollkommenheiten; Dies iſt nur eine ſehr mangelhafte Erkäntnis. Wer einen rechten Begriff von ihm haben ſoll, der mus ihn ſehen, wie er iſt. Aber wie iſt er? Er iſt etwas, welches das menſchliche Herz noch nie begreifen können; aber ſo viel können wir leicht begreifen, daß er eine Quelle unausſprechlicher und unendlicher Ergözungen ſeyn mus. Alle erſchaffene Herrlichkeit mus vor ihm verſchwinden u. verfallen. Vielleicht werde ich ſo glüklich ſeyn, dieſe Welt mit dem ſchönen Grundriſſe derſelben im göttlichen Verſtande zuſammen zu halten; vielleicht werde ich den erſten Entwurf aller derer weiſen Anſtalten ſehen, die in ſo viel hundert Jahren ausgeführet worden ſind. O wie will ich, wenn ich nur dergeſtalt ſeine Werke ausfinden, und deren Urheber anſchauen werde, ihm zu Füſſen fallen, ihn anbeten: und da mein Leib von der Unermeslichkeit der Materie verſchlungen ſeyn wird, ſo wird mein Geiſt in der Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten verſinken.

Von dem Bauren-Stand.

Ehedeſſen war der Feld- und Gartenbau eine Beſchäftigung groſſer Leute: Fürſten waren Hirten, und Helden pflanzten Bäume. Heut zu Tag iſt der Landmann die armſeligſte unter allen Creaturen: Die Bauren ſind Sklaven, und ihre Knechte ſind von dem Vieh, das ſie hüten, kaum noch zu unterſcheiden. Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nakend laufen, und die Durchreiſende um ein Allmoſen anſchreien. Die Eltern haben kaum noch einen Lumpen auf dem Leib, ihre Blöſe zu bedeken. Ein paar magere Küh müſſen ihnen das Feld bauen und auch Milch geben. Ihre Scheuren ſind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblik über einen Haufen zu fallen: Sie ſelbſt ſehen verkamt und elend aus; man würde noch mehr Mitleiden mit ihnen haben, wann nicht ein wildes und viehiſches Anſehen ein ſo hartes Schikſal an ihnen zu rechtfertigen ſchien. Wehe denen Fürſten! die durch ihre Tyrannei, durch ihre Wollüſte, und durch ihre üble Haushaltung den Jammer ſo vieler Menſchen verurſachen. Der Bauer wird wie das dumme Vieh in aller Unwiſſenheit erzogen; Er wird unaufhörlich mit Frohndienſten, Botenlaufen, Treibjagen, Schanzen, Graben und dergleichen geängſtiget: Er mus von Morgen bis Abend die Aeker durchwühlen; es mag ihn die Hize brennen, oder die Kälte ſtarr machen. Des Nachts liegt er im Felde, und wird ſchier zu einem Wild, um das Wild zu ſcheuen, daß es nicht die Saat plündere: Was dem Wildzahn entriſſen wird, nimmt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rükſtändigen Schos- und Steuergelder weg.

Wenn nun hier der nicht minder boshafte als gequälte Bauersmann, ſeinem Herrn etwas unterſchlagen und mit Liſt entwenden kan, ſo thut er ſolches mit dem beſten Herzen von der Welt; und bildet ſich ein, die Gerechtigkeit ſey nur ein ausgedachter Vortheil der Groſſen, damit ſie alles ſich zueignen könten; wenn ihm alſo die Furcht der Strafe nicht bang machte, ſo würden die zehen Gebote ihn ſchwerlich von den gröbſten Miſſethaten zurük halten. Solche traurige Beſchaffenheit hat es heutiges Tages mit demjenigen Stande, der an und vor ſich ſelbſt der allerunſchuldigſte und nüzlichſte iſt. So ſehr aber darinn wider alle natürliche Billigkeit gehandelt wird, da man durch eine unumſchränkte Gewalt den gröſten Theil der Menſchen ins äuſſerſte Elend ſtürzet, ſo wenig Vortheil entſtehet auch daraus dem Staat. Was kan ein armes Land, was kan ein mageres Feld dem Herrn für Nuzen abwerfen? Heiſt das regieren? Heiſt das wirthſchaften?

Ein groſſer Fürſt, deſſen Weisheit ihn noch mehr als ſeine Krone erhoben hatte, pflegte ehedeſſen zu ſagen: er hätte weder Mangel an Geld, noch an Soldaten, ſo lang ſeine Bauern noch ſilberne Knöpfe auf den Kleidern trügen. Was kan richtiger ſeyn als dieſer Schlus? So lang der Unterthan etwas im Vermögen hat, ſo lang kan er auch ſein Hausweſen ordentlich beſtellen, ſeiner Nahrung nachgeben, ſeine Felder mit Nuzen bauen, und von allem die Gebühr ſeinem Landesherrn deſto ordentlicher entrichten. Verſiehet er etwas gegen die Geſeze, ſo hat er ſo viel im Vermögen, daß man ihn dafür beſtraffen kan; ohne daß man ihn deswegen von ſeiner Nahrung wegnehmen, und ins Gefängnis ſperren darf; bedrohet ein feindlicher Einfall das Land zu verheeren, ſo hat er etwas dabei zu verliehren; Er ergreift ſelbſt die Waffen, um ſein Vaterland, ſeinen Herrn und ſein eigen Gut zu vertheidigen. Braucht der Fürſt Geld, ſo kan er ſolches bei ſeinen eigenen Unterthanen aufnehmen, und hat nicht nöthig, Land und Leut dafür mit hohen Zinſen und groſſer Gefahr an ſeine Nachbaren zu verſezen. Endlich, hat der Unterthan etwas im Vermögen, ſo kan er ſeinen Kindern auch etwas lernen laſſen; Er kan auf dieſe Weiſe dem Staat, vernünftige Einwohner, getreue Bürger, und gute Haushalter erziehen.

Dieſe wichtige Gründe wollen heut zu Tage wenig Fürſten mehr einſehen; ſie plündern ihr eigen Land; ſie folgen jener Spaniſchen Königin, welche zu ſagen pflegte: der Bauer ſey reich genug, wenn er eine aus Binſen geflochtene Matrazze zum Lager, und einen groben leinenen Kittel zur Kleidung hätte; weil er ſonſt, als die boshaftigſte von allen Creaturen, nicht zu bändigen wäre; allein, was richtete ſie damit aus, als daß endlich ihre Baurē den Pflug verlieſen, ſich aufs Rauben legten, und das ganze Land unſicher machten. Unſelige Fürſten! die ihr euch Helden, Schuzengel und Landesväter nennen laſſet, ſeyd ihr nicht vielmehr, wann ihr ſolchen grauſamen Regungen folget, und eurer Unterthanen Schweis und Blut, eurem Ubermuth, eurer Wolluſt, und eurer Uppigkeit aufopfert, der Bezüchtigung jenes Raubers unterworfē, der dem Macedoniſchen Alexander vorwarf, er ſey noch ein weit gröſſerer Räuber, als er. Solte nicht, wenn ihr ja noch einen GOtt glaubet, die Vorſtellung desjenigen Gerichts euch erſchüttern, da nach dem gerechteſten Maas, einem jeden ſoll vergolten werden, was er hier in dieſer Welt Gutes und Böſes gethan hat?

Die Verbeſſerung eines Staats iſt mit nichten ſo ſchwer, als man ſich ſolche einbildet. Ein kluger Regent darf nur vom Mitleiden gerühret werden, ſo viele Menſchen unter ſeiner Bottmäſigkeit im Elend zu ſehen; ſo iſt dieſe Empfindung ſchon genug, ihm gute Rathſchläge an die Hand zu geben.

Betrachtungen über einige Beſonderheiten aus dem Gewächsreiche.

Durchſucht das holde Reich der buntgeſchmükten Krauter,
Die ein verliebter Weſt mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles ſchön, und doch verſchieden finden,
Und den zu reichen Schaz ſtets graben, nie ergründen.

Als ich den hellgeſtirnten Himmel betrachtete, ſo ward mein Gemüth mit einem Erſtauen angefüllt, das mir nichts mehr zu empfinden übrig lies, als die erhabene Gottheit. Dieſen Nachmittag hat mich ein vortreflicher Garten entzükt, wo ich die Kinder der Flora in tauſend verſchiedenen bunten Kleidern erblikte. Dieſes Vergnügen ſcheint der Liebe näher verwandt zu ſeyn, als dem Erſtaunen; es iſt, als wenn wir mit den Blumen vertraulicher umgiengen, als mit den Sternen; und ich war in der That dieſen Nachmittag bei meinen Gewächſen, wenn ich ſo ſagen darf, mit mehr Lachen vergnügt, als geſtern bei den Sternen. Die Primulen, die Tulpen, die Violen waren mir zur Geſellſchaft; ihr Geruch ſtärkte das Haupt, und ihr Anſehen ſchmeichelte demjenigen, auf den ſie in dieſem herrlichen Puze zu warten ſchienen, um ſeinen bewundernden Blik vergnügt nach ihnen zu lenken.

Niedrige Seelen! denen dieſe Art des Vergnügens zu ſtill oder zu einſam vorkömmt. Sind das wol unſere edelſten Vergnügungen, mit denen wir unſern Nachbar ſtören? Iſt wol in der Freude Ruhe, die in die Sinne gewaltſam einbricht? Eine Blume ſagt mir was tauſendmal ſchöners, als in manchem Bande anakreontiſcher Oden ſteht: ſie erfüllt mich mit einer lebhaften Freude, die aber nur im Herzen Tumult macht, und wobei Tiſche und Stühle ſtill ſtehen bleiben. Saget nicht, daß dieſe Vergnügungen zu einfach, und allzu einerley wären. Haller hat ſchon in vorhergehenden Zeilen hierin̄ für ſie geſprochen. Reiche, unergründliche Schäze ſind allein im Gewächsreiche verborgen; und welche Schande für das menſchliche Geſchlecht, daß die, ſo ſie zu ergründen ſuchen, ſtolz hierauf ſeyn können, weil ſie ſo wenige ihres gleichen haben! Doch

> So weit hat uns noch nicht der Himmel
> übergeben,

daß dieſes beſcheidene Vergnügen nicht noch Liebhaber finden ſolte, deren Geſchmak fein genug dazu iſt. Dieſe entdeken unaufhörlich neue Beweiſe der Unerſchöpflichkeit aller verborgenen natürlichen Schönheiten, und bringen Wunder zum Vorſcheine, deren immer eins das andre übertrift. Kan wol an Beiſpielen ein Mangel ſeyn?

Die Verſchiedenheit der Thiere iſt ſo gros, daß die Natur dieſer denen Naturen anderer ganz vollkommen und widerſprechend entgegen geſezt iſt. Einige Thiere leben nur im Waſſer; einige nur auf dem Lande; einige können im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben. Ich glaube, daß man es für kein bloſſes Wortſpiel anzuſehen habe, wenn man behauptet, daß es mit den Gewächſen nichts anders ſey. Wir haben Erdgewächſe; wir haben Gewächſe, die nur allein im Waſſer fortkommen; andere, die gar keine Feuchtigkeit vertragen können; noch andere, die im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben, und einige, die ſo gar in der Luft wachſen und leben. Vielleicht wird es manche Leſer vergnügen, wenn ich dieſes nicht unerklärt vorbei laſſe.

Es giebt auf der Inſul Japon ein Baum, welcher, wider die Natur aller andern Gewächſe, die von der Feuchtigkeit ihre Nahrung haben, gar keine Feuchtigkeit vertragen kan. So bald er nas geworden, fängt er an, abzuſterben, und man mus ihn alsdenn, wenn er nicht ausgehen ſoll, bei der Wurzel abſchneiden, ihn an der Sonne troknen, und hernach in ein trokneres, mit Sand und Schlaken vermiſchtes Erdreich verpflanzen[*]. Dieſer Baum hält es ſehr ſtrenge mit der Trokne; er iſt ein Gewächs von denen, die nur auf dem Lande leben können, und er will noch dazu recht troken ſtehen. Daß die Pfifferlinge, das Moos und dergleichen ganz kleine Pflanzen in der Luft herum ſchwimmen, iſt eine bekannte Sache, und iſt auch nicht ſo ſelten, als der Rosmarinſtrauch, der in der Hand eines Toden, dem man, der Gewohnheit nach, einen Rosmarinſtengel in die Hand gegeben, dergeſtalt zu allen Seiten, ausgewachſen iſt, daß er nach einigen Jahren, als man den Sarg wieder eröfnete, mit ſeinen Blättern das ganze Geſichte des Toden bedekt hatte, welche Nachricht in den Schriften der Kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher aufbehalten worden iſt. Nichts deſtoweniger hat dieſer Zufall lange nicht ſo viel wunderwürdiges bei ſich, als die gemeine Art des Wachsthums der Trüffeln. Dieſe beſondere Frucht hat weder Wurzeln, noch Stengel, noch Blätter, noch Blumen, noch, wie es ſcheint, Saamē. Sie iſt alſo als eine Meerpflanze anzuſehen, die auf dem Lande lebt, und ihre Nahrung durch die ſaugenden Oefnungen ihrer Oberfläche an ſich zieht. Allein woraus entſtehet ſie? Wie iſt die Münze (denarius) hinein gekommen, von der Plinius verſichert, daß man ſie in einer Trüffel gefunden habe? Warum pflegt gemeiniglich in den Gegenden, wo Trüffel ſtehen, kein Gras zu wachſen, das Erdreich zu berſten, und leichter zu werden? Es iſt in der That bei dieſer gemeinen Frucht viel Wunderbares, und das umſtändlicher auseinandergeſezt zu werden verdiente: allein ich will jezo meine Vergleichung weiter fortſezen.

Keine Pflanze kan füglicher mit den Waſſer- und Landthieren verglichen werden,

---

[*] S. das Journ. des Sçav. Juillet 1680, aus der Hiſt. de l'Egliſe du Japon, par M. l'Ab. T.

den, als das zweideutige ſeltſame Ding, das Paracelſus Cäreſolium, andere Himmelsblume, Himmelsblatt, Erdblume, die meiſten aber Noſtoch nennen. Es iſt ein unordentlicher Körper, von dunkelgrüner Farbe, ein wenig durchſichtig, und zittert, wenn man ihn anrühret, als eine Gallerte, ſchmelzet aber nicht zwiſchen den Fingern, er iſt zäh, und läſt ſich nicht leicht von einander reiſſen. Man bekommt ihn nicht anders zu ſehen, als wenn es geregnet hat. Er findet ſich alsdenn an allerhand Oertern, beſonders aber auf unbearbeitetem Erdreiche, als Wieſen, dürrer Erde, und in ſandigten Wegen. Man findet ihn in allen Jahrszeiten, ſogar auch im Winter: allein niemals iſt er häufiger, als im Sommer nach vielem Regen. Er erhält ſich, ſo lange das Wetter feuchte bleibt; hingegen Wind und Sonne vertroknet und verdirbt ihn. Das allerbeſonderſte daran iſt ſein geſchwinder Urſprung; wogegen der Urſprung der Pfifferlinge noch langſam genennet werden kan. Dieſes ſeltſame Ding entſtehet gleichſam in einem Augenblike. Denn wenn man des Sommers in einem Gange eines Gartens ſpazieren geht; ſo kan es ſich zutragen, daß man nicht die geringſte Spur davon gewahr wird. Fällt aber geſchwind Regenwetter ein, und man kommt nach einer Stunde wieder in eben denſelben Gang; ſo findet man deſſen ſo viel, daß der ganze Gang damit belegt zu ſeyn ſcheinet. Man hat ſich lange Zeit nicht in den Sinn kommen laſſen, daß dieſes Weſen wol eine Pflanze ſein könnte. Die Namen, die man ihm beigelegt hat, beweiſen zur Genüge, daß man ſeinen Urſprung vom Himmel hergeleitet habe; und daher war es kein Wunder, daß gewiſſe Leute glaubten, man müſte damit die Metalle in Gold verwandeln können. Allein die Herren Magnol und Tournefort entdekten nach der Zeit, daß das Noſtoch ein Gewächs wäre, und der Herr von Reaumur iſt ſo glüklich geweſen, die eigentliche Natur deſſelben zu entdeken. Es iſt nämlich nichts anders, als ein Blatt, welches das Waſſer häufig an ſich zieht. Dieſes Blatt iſt in ſeinem natürlichen Zuſtande, ſo lange es mit dieſem Waſſer angefüllt iſt: allein ein ſtarker Wind oder heiſſer Sonnenſchein entzieht ihm ſein Waſſer in wenigen Stunden wieder. Alsdann faltet und ſchrumpfet es ſich zuſammen, und wird ganz klein, undurchſichtig, und verliert ſeine Farbe. In dieſem Zuſtande ſollte man es kaum für dasjenige halten, was es zuvor war: ja man kan es kaum finden; und eben dieſes iſt die Urſache, daß es ſo geſchwinde zu wachſen, und mit dem Regen auf eine wunderbare Weiſe zu entſtehen ſcheinet, und daß ein neuer Regen, der darauf fällt, nachdem es verdorret und unſichtbar geworden, daſſelbe wieder zum Vorſcheine bringt, und ſichtbar macht. Bey dem allen bleibt es immer geſchikt, dieſe Rolle künftig von neuem wieder zu ſpielen. Herr Geoffroy hat Wurzeln an dieſem Blatte finden wollen, und man hat ſie ſogar beſchrieben. Allein, Herr von Reaumur iſt verſichert, daß es keine habe. Auf der Oberfläche einiger hat er zu gewiſſen Zeiten eine Menge kleiner runder Körner von verſchiedener Gröſſe wahrgenommen, die er für den Saamen dieſer Pflanze hielt, und ſie in beſondere Gefäſſe ſäete. Dieſe Körner bekamen auch wirklich: allein nie hat er Wurzeln daran bemerken können. Er ſezte dieſe jungen Blätter, welche die Pflanze ganz und gar ausmachen, dergeſtalt wieder in die Erde, daß ſie auf der andern Seite, die zuvor oben war, zu liegen kamen, und mit der, woran die Wurzeln hätten ſeyn müſſen, die Erde nicht mehr berührten. Hierbei befanden ſie ſich nicht ſchlimmer: wenigſtens wuchſen ſie fort.

Wenn nun das Noſtoch keine Wurzel hat, ſo mus es nothwendig, nach Art der Meerpflanzen, wachſen, die auch keine Wurzeln haben, und ihr ernährendes Waſſer durch die Oberfläche ihrer Haut in ſich hinein ziehen. Allein an ſtatt, daß es dieſen niemals an Waſſer mangelt, ſo mus das Noſtoch öfters ſeiner Nahrung entbehren: denn vermuthlich wächſt es nur zu der Zeit, wenn es ſich voll geſogen hat, und wird nur alsdenn jedesmal um etwas gröſſer. Herr von Reaumur verſichert für gewis, daß es wenigſtens ein Jahr fortwachſe. Es iſt, der Struktur und der Beſchaffenheit ſeiner Nahrung nach, eine Meerpflanze: allein das haben ſchon die Trüffeln mit ihm gemein; darin̄ aber geht es von dieſem ab, daß es nur allein im Waſſer wächſt, und gleichwol auf dem troknen Erdboden lebet; daß es nur ſichtbar wird, wenn es ſich nähret, und unſichtbar bleibt, bis es anfängt, wieder zu wachſen; daß es ſeine Geſtalt ſo auſſerordentlich verändert, daß man es in troknem Wetter faſt unmöglich für dasjenige halten kan, was es im naſſen Wetter iſt, und daß es dem allen ungeachtet, bei dieſer dürftigen Lebensart, dennoch noch immer ſeines gleichen zeugen und aufziehen kan. (*)

Meine Leſer ſehen gar wohl ein, daß ich das Verzeichnis derjenigen Pflanzen unendlich vermehren könnte, die mit zu der Vergleichung gehören, in die ich ſie, ihrer Lebensart wegen, mit den Thieren geſezt habe. Allein, warum wollen wir blos bei dieſer Vergleichung ſtehen bleiben? Wie viel wunderbares giebt es nicht noch ſonſt bei dem Wachsthume der Gewächſe? und was hat nicht ein Liebhaber der Natur dabei zu überlegen? Ich will nur ein ſchlechtes Beiſpiel nehmen. Man ſieht an den Ufern öfters Weidenbäume ſtehen, die nicht allein inwendig ausgehöhlt und verfault, ſondern deren äuſſere Rinde auch dergeſtalt abgebrochen iſt, daß zuweilen vom ganzen Umfange des Baumes nur noch der achte Theil übrig iſt. Nichts deſtoweniger wird dieſer elende Sturz alle Frühlinge wieder grünen, und ein dikes Gebüſche heraus treiben, ob man gleich ſeine Eingeweide, nebſt dem gröſten Theile ſeiner Haut, verbrannt oder im Garten verbraucht hat, und das überbliebene Theil ſo durchgefaulet und ausgetroknet iſt, daß man es nimmermehr für was lebendiges anſehē ſolte. Es iſt nicht ſo wunderbar, daß der Kern eines Baumes ausfaulet, als daß er den gröſten Theil ſeiner Rinde verlieren kan, und dennoch noch fortdauret: denn durch die Rinde allein wird allen Zweigen der Nahrungsſaft zugeführet. Plinius bewunderte zu ſeiner Zeit die groſſen Bäume, aus deſſen Rinden man Kähne verfertigen konnte, worinn wol dreiſſig Menſchen Plaz hatten. Er ſollte aber die Bäume zu Congo geſehen haben, die, wenn ſie ausgehöhlt ſind, einen Kahn ausmachen, worinn zweihundert Menſchen Plaz finden. Es wächſt deren einer in Malabaren, deſſen Stam̄ funfzig Fus in ſeiner Oberfläche ausmachen ſoll. Der Cocosbaum iſt von eben der Art. Er gehört unter die Arten der Palmenbäume, und es giebt welche unter ihnen, deren Blätter ſo breit ſind, daß ſie zwanzig Mann bedeken können. Dabei ſind ſie feſt und weich, daß man ſie, wie einen Fächer, zuſammenlegen kan. Eben um dergleichen Blätter willen iſt der Tallipot, ein Baum, berühmt, der auf der Inſel Ceylon wächſt, und an Länge und Dike einem Maſtbaume gleichet. Seine Blätter ſind ſo gros und breit, daß funfzehen bis zwanzig Menſchē darunter ſich zugleich und auf einmal vor dem Regen verbergen können. Wenn dieſe Blätter abtroknen, ſo werden ſie feſt, bleiben aber dabei ſo biegſam, daß man ſie, wie man will, zuſammenlegen kan, und alsdenn ſind ſie ungemein leicht, und ſcheinen nicht diker, als ein Man̄sarm, zu ſeyn.

Herr Partiet, Franzöſiſcher Conſul zu Cadix, hat dem Herrn Daubenton eine Beſchreibung der Vanille zugeſandt, worinn Anmerkungen mit vorkommen, die vollkommen vermögend ſind, meine Leſer in der Bewunderung zu erhalten, die ihnen das wunderbare Wachsthum der Pflanzen zuwegen bringen mus. Ich

will

(*) S. Hiſtoire de l'Academie des Sc. 1722. S. 56. u. f. und die Mem. S. 121. u. f.

will einen Auszug des ganzen Schreibens hier mittheilen. Die Vanille wächst in den heiſſeſten Ländern von America, beſonders in Neuſpanien. Daſelbſt findet man ſie auf Bergen, die nur allein die Indianer erklettern können, an Oertern, die ein wenig feuchte ſind. Es giebt dreierlei Arten Vanillen; die Pompona, oder Bova, das iſt, die Dike, die Simarona, und die von Ley, welches die beſte iſt. Die Schaalen der Pompona ſind dik und kurz, hingegen der von Ley dünner und länger. Die beſte mus recht dunkelroth, weder ſchwarz noch hochroth, weder klebrigt noch allzutroken ſeyn. Die Schaalen müſſen voll zu ſeyn ſcheinen, und ein Bündel von funfzig Schaalen mus mehr als fünf Unzen wiegen, wenn ſie gut ſeyn ſollen. Wenn man eine dieſer Schaalen, die recht gut und friſch iſt, aufmachet, ſo findet man ſie mit einer ſchwarzen, öhligten und balſamiſchen Feuchtigkeit angefüllt, worinn eine erſtaunliche Menge unendlich kleiner ſchwarzer Körner herumſchwimmt. Der Geruch davon iſt ſo ſtark, daß man wie betrunken davon wird. Die Pompona iſt ſtärker von Geruche, aber nicht ſo angenehm, und verurſacht Kopfſchmerzen und Beängſtigungen. Das flüſſige Weſen iſt in der Pompona flüſſiger, und die Körner ſind gröſſer, und gleichen faſt dem Senfe. Die Simarona hat wenig Geruch, Feuchtigkeit und Körner, und man verhandelt weder ſie, noch die Pompona, auſſer was zwiſchen die guten Schaalen von den Indianern hinein verſteckt wird. In ganz Neuſpanien thut man die Vanille nicht in die Chocolate, weil man ſie für ungeſund hält. Die Europäiſchen Liebhaber der Chocolate ſind wohl damit zufrieden, daß ſie erſt eine Reiſe thun mus, ehe ſie den Leuten gut bekommen will.

Die Vanillenpflanze gleichet den Weinſtöken ungemein. Ihre Blätter ſind auf anderthalb Fus lang, drei Zoll breit, abgeſtumpft und dunkelgrün. Die Blumen ſind einfach, weis, roth und gelb gezeichnet. Wenn ſie abfallen, ſo treiben erſt die kleinen Vanillen Schooten, die anfänglich grün ſind, und ſo bald, als ſie gelb werden, abgenommen werden. Die Pflanze bringt vor dem dritten oder vierten Jahre keine Früchte. Man erndet von ihr mit Ausgange des Herbſtmonats, auf aller Heiligen iſt ſie in ihrer Vollkommenheit, und dauert bis zu Ausgange des Chriſtmonats. Die ganze Zubereitung dieſer Frucht beſteht darinn, daß ſie zeitig eingeſammlet wird, und vierzehn oder zwanzig Tage troknet, damit ſie die ſchädliche Feuchtigkeit verlieret, wovon ſie verfaulet. Man hilft dieſes Austroknen befördern, indem man die Vanille zwiſchen den Händen drüket. Die Reben der Pflanze kriechen, wie die Weinreben, an der Erde fort, und halten ſich eben ſo an die Bäume an, die ſie antreffen, an denen ſie in die Höhe laufen. Der Stamm wird mit der Zeit ſo hart, als die Weinrebe, und die Wurzeln gehen ſehr weit in der Erde fort. Sie treiben Sproſſen, die man an den Fus eines Baumes, an einem zuträglichen Orte ſteckt, daß ſie fortwachſen. Dieſes geſchicht zu Ende des Winters und im Anfange des Frühlings. Hierbei iſt ſonderbar, daß man die Reben, die man verpflanzen will, nicht mit einem Ende in die Erde ſteckt: denn darinn würden ſie verfaulen, ſondern man befeſtiget ſie an einen groſſen Baum, ſo daß das unterſte Ende wol vier bis fünf Zoll von der Erde abſtehet, da ſie denn mit troknem Mooſe oder mit ſonſt etwas vor der Luft verwahret wird. Die Pflanze zieht aus dem Baume, an den ſie befeſtigt iſt, Nahrung genug für ſich heraus, und hat keinen Nahrungsſaft aus der Erde vonnöthen. In kurzer Zeit dringet der Saft aus dem Baume in den Stok hinein, und er fängt an auszuſchlagen. Der Saft der Bäume iſt in dieſen heiſſen Ländern von America ſo ſtark und häufig, daß ein vom Winde abgebrochener Aſt, der auf einen Baum von einer ganz andern Art fällt, daſelbſt angeleimet wird, und ſich von ſich ſelbſt viel beſſer einpfropfet, als der geſchikteſte Gärtner nicht würde haben thun können. Dieſe Sache iſt ſehr gemein. Ja es trägt ſich auch nicht ſelten zu, daß ſtarke Bäume von ihren höchſten Gipfeln herunter ſo lange Reiſer austreiben, die bis auf die Erde niederreichen. Daſelbſt ſchlagen ſie Wurzeln, und durch dieſes Mittel vermehren ſich die Bäume dergeſtalt, daß ein kleiner Wald daraus entſteht, in welchem man den Vater und Grosvater nicht mehr von ſeinen Kindern unterſcheiden kan. Dieſe wunderbare Art der Fortpflanzung verurſacht, daß öfters die Jäger unmöglich durch einen Wald hindurch kommen können. Sollte man nicht ſagen, daß in der neuen Welt auch eine neue und viel jüngere Natur wäre (*)?

Dieſer Unterſchied der Gewächſe auf unſerm Erdboden iſt gröſſer, als man wol denken ſolte. Allein, es iſt unmöglich, ſich darein einzulaſſen: man würde nimmermehr damit fertig werden; und der eine Bürger des Erdbodens mus öfters den andern für einen Windmacher halten, wenn er ihm die Beſonderheiten ſeines Landes erzählet. Die Indianer können ſich nicht einbilden, daß bei uns die gröſten Frachtwagen über das Waſſer gehen, und wir bewundern, daß ihr Bambeuholz ſo feſte ſeyn ſoll, daß ſie eben ſowol, als wir mit unſern Feuerſteinen, Feuer damit ſchlagen können. Ja warum wollen wir deswegen bis nach Indien gehen? Es giebt in Norwegen Länder, wo man eine Art Brod bäkt, welches ſich dreiſſig bis vierzig Jahre halten kan; und wer ſolte dieſes wol bei uns glauben? Ein Melancholicus in Norwegen, der für ſein Auskommen beſorgt iſt, wünſcht nicht, wie unſere Wucherer, Geld zu gewinnen, dabei er wachen kan. Nein! Glüklich genug, wenn er es in ſeinem Leben nur erſt ſo weit gebracht hat, daß er ſich ein einzigesmal Brod baken kan, damit er Zeit ſeines Lebens mit Nahrungsmitteln verſorgt iſt, und nicht befürchten darf, Hungers zu ſterben. Dieſes Brod wird aus Gerſten und Habermehl zubereitet, die man zuſammenknetet, und zwiſchen ein paar hohlen Steinen bäkt. Je älter dieſes Brod iſt, deſto angenehmer iſt es zum Eſſen; und daher iſt man in dieſen Ländern ſo leker nach hartem Brode, als man anderwärts friſches Brod liebet. Man hebet davon ſorgfältig etwas bis auf die Feſttage auf: denn es iſt gar nicht ungewöhnlich, daß man am Geburtsfeſte eines Kindes Brod iſſet, das bei der Geburt ſeines Grosvaters gebaken worden iſt. Zu allem Unglük iſt dieſes trefliche Brod nicht einmal überall zu haben. Mancher Orten findet man weder Gerſte noch Haber; und da macht man aus zerriebenem Tannenholze eine andere Art Brod, die ſich auch ſehr lange hält, oder man bedient ſich auch der Eicheln zu eben dieſem Endzweke (*).

Weil ich eben von ohngefähr auf die Speiſen gekommen bin; ſo kan ich auch das Getränk nicht vorbeigehen. Vielleicht ſchikt ſich das folgende am bequemſten dazu, das harte Norwegiſche Brod zu verdauen, und ich wolte wol einem Norwegiſchen Bauer dieſes Geheimnis wünſchen (**). Die Einwohner auf der Inſel Mocha bereiten ſich aus dem Mais, welcher ihr Getraide iſt, und Cicca genannt wird, ein Getränk auf folgende Art: Die alten Weiber, die keine Zähne mehr haben, müſſen den Mais fein durchkauen, und ihr Speichel dient dabei ſtatt des Sauerteiges. Hierauf wird er in ein Fas mit Waſſer geſchüttet, und das Getränk geräth allemal deſto beſſer, je älter

das

(*) Hiſtoire de l'Academie des Sciences, 1722.

(*) Siehe Journal des Sçavans Nov. 1668. Holländiſche Ausgabe, Seite 459. Aus Thomas Bartholini de Medicina Danorum domeſtica Diſſertationes.

(**) Memoires de Trevoux. Octobr. 1705. et 1665.

das Weib iſt, die den Mais gekauet hat. Schon Hippocrates und Galen gedenken des Mais, als einer Art des Brodes, das zu ihren Zeiten im Gebrauche war. Es beſtand aus gebranntem Gerſtenmehl, Oel und Honig. Nach der Zeit bereitete man dergleichen aus Mandeln und Zuker, woher die Mazá, oder Mazáranes ihren Urſprung haben, die von den Franzoſen Macrons und Macarons genannt werden. Apollodorus leitet das Wort Maza, beim Athenäus, vom Griechiſchen maſaſthai, kauen, zerbeiſſen, her, worinn aber Athenäus ſelbſt, und Euſtathius von ihm abgehen. Allein, beinahe ſollte man den Apollodorus vertheidigen, und vielleicht iſt der Gebrauch, aus dem Mais Bier zu kauen, eine ſehr alte hergebrachte löbliche Gewohnheit.

Doch ich vergeſſe beinahe mein Vorhaben. Ich wolte verſuchen, meinen Leſern, die bei den Gewächſen wenig Vergnügen finden, einen Geſchmak an der Unterſuchung derſelben zuwege zu bringen, indem ich ihnen Beſonderheiten davon erzählte, die kein empfindliches Gemüthe ungerührt laſſen können. Wie weitläuftig iſt dieſes Feld, und wenn würde ich im Stande ſeyn, das Ende meiner Betrachtungen zu finden, wenn ich ſie ſo lange fortſezen wolte, als mir kein Stof dazu fehlt? Alles iſt voll von unausſprechlichen Wundern; alles führt uns auf ein allervollkommenſtes Weſen zurük, deſſen Macht ſich mit Weisheit und milder Güte vergeſellſchaftet hat, um uns, ſeine Geſchöpfe, in einem beſtändigen Vergnügen und angenehmen Erſtaunen über alle die Wunderwerke zu erhalten, die er zu unſern Füſſen niedergelegt hat, und die wir Undankbaren grosmüthig überſehen, wenn wir uns in den Gärten und Feldern mit dem Vorſaze beluſtigen, nichts zu denken. Vor dieſes mal mag es genug ſeyn. Nur ſoviel will ich noch hinzuſezen, daß eine recht erhabene, würdige und zugleich geheiligte Gartenluſt darinn beſtehe, dieſe Wunderwerke aufzuſuchen, ihnen nachzuſpüren, und mit jenem heiligen Dichter von der Erde zu GOtt, und von der verachteten Blume zu ihrem erhabenſten Schöpfer hinaufzuſteigen, und ihm mit einem dankbaren Entzüken das Lob zu geben, das ihm dieſer göttliche Dichter gab:

Durch dich beſaamt ſich Staub und
Blume
Du geuſt in Bäume Kraft und Oel.
Auf Libanon ſtehn, dir zum Ruhme,
Die Cedern, die ſchuf dein Befehl.
Es thürmten ſich durch dich die
Spizen
Um welche nahe Donner blizen.
Des Waldes Tannen pflanzteſt du.
Wo Reiher ſich ihr Wohnhaus ſtiften,
Dort ſuchen in bemooſten Grüften
Die Füchs und Rehe Schuz und Ruh.

O Herr, wie gros ſind deine Werke!
GOtt! wie viel Wunder ſieht mein
Geiſt!
Hier ordnet deiner Weisheit Stärke,
Die, grübelnd, mich mir ſelbſt entreiſt.
Ich zähl und gehe, und mag gehen,
Stets werd ich neue Wunder ſehen.
O! wer miſt dieſen Abgrund wol!
Land, Thal und Höhen, Flüs und
Meere,
Vom kleinſten Raum zur höchſten
Sphäre
Iſt alles deiner Güte voll.

Gedanken von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seelen.

Cic. Tuſc. Quaeſt.

Neſcio, quomodo inhæret in mentibus quaſi ſeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altiſſimisque animis exiſtit maxime et apparet facillime.

Als man den Auguſtus wegen des Todes eines von ihm ſehr geliebten Freundes damit zu tröſten ſuchte, daß er ihn mit aller ſeiner Bekümmernis nicht würde wieder beleben können; ſo antwortete er: eben deswegen gräme ich mich. Dieſe edle, dieſe zärtliche Antwort, die durch die Stärke ihrer Wahrheit allen Troſt über den Verluſt geliebter Freunde gänzlich zu Boden ſchlägt, mus von keinem, der an der Unſterblichkeit ſeiner Seele zweifelt, ohne Schreken und Schauer geleſen werden können: denn ſie iſt zugleich die Rechtfertigung einer Hofnungsloſen Furcht vor dem Tode, indem man ſich eben um deswillen zu grämen hat, daß dieſe Furcht nicht vermögend iſt, uns von dem Tode zu erretten. Mit welcher geſezten Standhaftigkeit kan nicht hingegen ein Menſch ſeinen zukünftigen Tod vorherſehen, und den Verluſt ſeiner Freunde leiden, der ſeinen Gram damit lindern kan, daß er weis, er werde nach dieſem Leben nicht allein ſelbſt in einen verbeſſerten Zuſtand gelangen, ſondern auch der Gemeinſchaft ſeiner Freunde wieder genieſſen können. Schon Ariſtophanes hat dieſe Hofnung bei derjenigen Regel zum Grunde gelegt, die ſich kein Chriſt und kein Weltweiſer gegeben zu haben ſchämen dürfte, wenn er ſagt: Sey nicht übermäſſig betrübt um deine geſtorbenen Freunde. Sie ſind nicht todt; ſie haben nur diejenige Reiſe zurük gelegt, die wir alle nothwendiger Weiſe unternehmen müſſen. Wir ſelbſt müſſen uns zu dem groſſen Sammelplaze verfügen, wo ſie allerſeits vorhanden ſind, und werden an demjenigen Orte, wo alle Menſchen zuſammen kommen müſſen, in einem ganz andern Stande leben.

Wie klein und wie verächtlich würde nicht die Todesart des Socrates geweſen ſeyn, wenn ihm die Hofnung der Unſterblichkeit gemangelt hätte? da er hingegen, mit dieſer Zuverſicht, ſeinen Richtern eine Rede halten konnte, die mehr Erhabenes in ſich hält, als vielleicht irgend ein Sterbender in ſeinē lezten Augenbliken gedacht hat. " Iſt es wahr, ſagt er, daß der Tod nur ein Übergang zu ſolchen Oertern iſt, wo diejenigē jezo wohnen, die vor uns auf der Welt gelebet haben: um wie viel glüklicher bin ich nicht, da ich von denen, die ſich hier Richter nennen, zu denen gehen ſoll, die es wirklich ſind, zu dem Minos, Rhadamantus, Aracus und Triptolemus, und Männer daſelbſt anzutreffen, die in Gerechtigkeit und Wahrheit gelebet haben! Meint ihr nicht, daß dieſes eine glükliche Reiſe iſt? Glaubet ihr denn, daß es nichts ſey, mit dem Orpheus, Muſäus, Homer und Heſiodus zu ſprechen? In Wahrheit, ich wolte dieſer Dinge wegen wol mehr als einmal den Tod leiden. Mit was für einem beſondern Vergnügen werde ich nicht mit dem Palamedes und Ajax, und vielen andern ſprechen, die, gleich mit, von unbilligen Richtern viel haben leiden müſſen. Ich werde die Weisheit desjenigen groſſen Prinzen unterſuchen, der ein ſo groſſes Kriegsheer wider Troja geführet, und mit dem Ulyſſes und Siſyphus über ſchwere Sachen Unterredungen halten, wie ich hier im Umgange gethan habe, ohne in Gefahr zu ſeyn, darüber verdammet zu werden. Ihr aber, die ihr mich nur für unſchuldig erklärt, und frei geſprochen habt, laſt euch doch vor dem Tode nicht bange werden. Einem rechtſchaffenen Manne kan, weder im Leben, noch im Tode, etwas Übels widerfahren. Seine Sachen ſtehen allemal unter der Aufſicht der Götter; und ich glaube weder, daß das Schikſal, welches mir ſelbſt heute begegnet iſt, mir von ungefähr zugeſtoſſen ſey, noch habe ich es nöthig, ſonſt etwas, entweder wider meine Richter, noch Ankläger, zu ſagen, als daß ſie gedacht haben, ſie thäten mir ein Übel an. "

Nicht allein die vernünftigſten Heiden, ſondern ſo gar die unwiſſendſten Völker haben ſich beſtändig dieſer glükſeligen Hofnung bedienet, um ſich die Mühſeligkeiten dieſes Lebens zu verſüſſen. Die Africaner hoffen, nach ihrem Tode in einen ſolchen Zuſtand zu kommen, worinn alle ihre Wünſche den Augenblik erfüllt werden ſollen; und die Americaner ſind von einem zukünftigen Leben ſo gewis

überz

überzeugt, daß ſie ihre Zuverſicht ſo gar noch weiter, als auf die belebten Geſchöpfe, ausdehnen. Denn ſie halten dafür, daß auch ſo gar die Schatten desjenigen Hausgeräths, welches bei ihnen zu Grunde geht, denen menſchlichen Schatten in jenem Leben eben die Dienſte leiſten werden, die ſie ihnen hier gethan haben. Daher pflegen ſie auch ihren Todten die nöthigſten Werkzeuge, als Meſſer, Beile, u. d. g. mit in die Erde zu geben, damit die Körper in der Erde zuſam̄en verweſen, und alſo die Seelen in jenem Leben die Schatten der nöthigſten Werkzeuge gleich bei der Hand haben mögen.

Dieſes iſt die allgemeine Ahndung zukünftiger Zeiten, deren Cicero in der Uberſchrift dieſer Abhandlung erwähnet, und die deſto reiner, erhabener und nüzlicher iſt, je ein gröſſerer Geiſt ſie beſizet. Wie vortreflich weis nicht ein Addiſon die Anwendung davon zu machen! Die Vorſtellung eines künftigen Lebens, ſagt er, iſt der geheime Troſt und die Erquikung meiner Seele. Sie machet, daß die ganze Natur um mich herum munter und freudig ausſieht. Sie verdoppelt alle meine Vergnügungen, und ſtärket mich in allen meinen Trübſalen. Ich kan die Widerwärtigkeiten und Unglüksfälle, Schmerzen und Krankheit, den Tod ſelbſt, und was noch ärger iſt, als der Tod, den Verluſt derjenigen, die mir auf der Welt am liebſten ſind, mit Gleichgültigkeit anſehen, ſo lange ich die Freude der Ewigkeit, und dasjenige Leben vor Augen habe, in welchem weder Furcht, noch Schreken, weder Sorge, noch Pein, weder Krankheit, noch Trennung, mehr ſeyn wird.

Ich, der ich immerfort ernſthaft bin, ich weis nicht, was Schwermuth iſt, und kan folglich die Natur in ihren verborgenen und ehrwürdigen Scenen mit eben dem Vergnügen betrachten, als in ihren anmuthigſten und angenehmſten, und daher kan ich mich durch ſolche Vorſtellungen beſſern, die von andern mit Schreken erblikt werden. Sehe ich auf die Gräber der Groſſen; ſo wird jeder Trieb des Neides in mir erſtikt. Leſe ich die Grabſchriften der Schönen; ſo verſchwindet jede unordentliche Begierde. Erblike ich den Schmerz der Aeltern an einem Grabmaale; ſo zerflieſſet mein Herz für Mitleiden. Sehe ich die Gräber der Aeltern ſelbſt; ſo bedenke ich, wie eitel es iſt, diejenigen zu betauren, welchen wir bald folgen müſſen. Sehe ich Könige bei denen liegen, die ſie um ihren Thron gebracht; ſehe ich neben einander zweene Männer von gleichem Wize liegen, oder die Geiſtlichen, welche durch ihre Streitigkeiten und Zankſucht die Welt zerrütten; ſo erwäge ich mit Gram und Erſtaunē die nichtswürdigen Zwiſtigkeiten, Zänkereien und Partheilichkeiten des menſchlichen Geſchlechts. Sehe ich die unterſchiedenen Tage, da dieſe oder jene Grabſchrift gemacht iſt, eine von einem geſtrigen Toden, einige von vielen hundert Jahren her; ſo gedenke ich an denjenigen groſſen Tag, an welchem wir alle mit einander Zeitverwandte ſeyn, und zugleich zum Vorſcheine kommen werden. Warum will jemand ſo unverſchämt dienſtfertig ſeyn, und mir beibringen, alles dieſes ſey eine bloſſe Einbildung, und lauter Blendwerk? Wenn es ein Traum iſt; ſo laſſe man mich deſſelben genieſſen, weil er mich ſowol zu einem glükſeligen, als auch beſſern Menſchen macht. So edel hat ſchon Cicero gedacht. Wenn ich darinn irre, ſagt er, daß ich die Seelen der Menſchen für unſterblich halte; ſo irre ich mit Vergnügen, und will mir dieſen Irrthum, der mich ergözet, ſo lange ich lebe, nicht aus dem Herzen reiſſen laſſen. Inzwiſchen haben wir zu unſern Zeiten nicht mehr nöthig, von dieſer Sache ſo ungewis zu ſprechen. Unſere Religion verſichert uns unſerer Unſterblichkeit, und die Grundſäze der neuern Weltweisheit beſtärken uns darinn ſo ſehr, daß niemand gezwungen iſt, daran zu zweifeln, auſſer denen, welche, wie Herr Steele ſagt, die verächtliche Hofnung, nicht unſterblich zu ſeyn, nur darum hegen, weil ſie es ſich nicht getrauen zu ſeyn. Eben dieſer vortrefliche Schriftſteller betrachtet, an einem gewiſſen Orte, das Leben der Menſchen, wie es aus lauter kleinen Ruhepunkten zuſammen geſezt iſt, und wie ſich das Gemüth mit einer unaufhörlichen Beſtrebung beſchäftiget, immer einen nach dem andern von dieſen Ruhepunkten zu erreichen. Dieſe Begierde der Seele iſt ewig und unerſättlich: ihre Gegenſtände in dieſem Leben ſind wahr; und warum ſolten wol diejenigen, welche ſie noch hinter dem Grabe ſieht, nicht wahr, und warum ſolte dieſe eingepflanzte fortdauernde Begierde nur in Abſicht jenes Lebens ohne einen wirklichen Zwek ſeyn? Cicero legt beinahe eben dieſen Gedanken ſeinem Cato in den Mund. Er iſt feſt überzeugt, weil ſich die Seele ſelbſt mit ſo vieler Lebhaftigkeit äuſſert, weil ſie eine ſolche Erinnerung des Vergangenen, ſolch eine Bekümmernis wegen des Zukünftigen hat, und mit ſo viel Künſten, Wiſſenſchaften und Entdekungen bereichert iſt, daß es unmöglich ſey, daß ein ſolches Weſen nicht unſterblich ſeyn ſolte.

Xenophon hat von der Trennung des Leibes und der Seele einen vollkommen chriſtlichen Begrif gehabt, indem er ſie, als eine Entbindung, betrachtet, wodurch der Geiſt in einen höhern Stand der Vollkommenheit verſezt werden müſte. Ich meines Theils, läst er dem ältern Cyrus kurz vor ſeinem Ende ſagen, kan mir nicht einbilden, daß die Seele, wenn ſie in einem menſchlichen Körper iſt, lebe, und, wenn ſie von demſelben abgeſchieden iſt, ſterbe; oder daß ihr Bewuſtſeyn verlohren gehe, wenn ſie aus der ſich ſelbſt nicht bewuſten Wohnung heraus gelaſſen werden. Wenn ſie von aller körperlichen Verbindung frei iſt: denn iſt ſie erſt recht da.

Herr Sherlok hat dieſen zunehmenden Grad der Vollkommenheit der Seele nach dieſem Leben in ein noch gröſſeres Licht geſezt, und dadurch die allerangenehmſte Hofnung, die Hofnung einer ſeligen Ewigkeit, deſto feſter gegründet: denn es iſt aus den Eigenſchaften GOttes jederzeit wahrſcheinlicher, daß die Seele, um einen neuen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, nach dieſem Leben noch fortdaure, als daß ſie untergehe; und die bloſſe Möglichkeit der Sache hat hier beinahe die Stärke eines Beweiſes. Dieſes ſind ſeine Worte: In dieſen unſern Leibern wohnen, das heiſt in dieſer Welt wohnen; auſſer denſelben leben, das heiſt in die andere Welt gehen. Denn da unſere Seele in unſere Leiber eingeſchloſſen iſt, und nicht anders, als durch materialiſche Werkzeuge, ſehen kan; ſo rühret ſie auch nichts, als was materialiſch iſt: ja es rühret uns nichts, was nicht ſo gar körperlich iſt, daß es die Lichtſtralen von ſich zurükprellen, und ſowohl die Geſtalt, als die Farben der Dinge, in unſer Auge fallen laſſen kan, ſo, daß ob es gleich auch in dieſer ſichtbaren Welt viel herrlichere Dinge giebt, als die wir mit unſern Augen ſehen, wir dennoch nichts davon gewahr werden. Denn unſer Körper trennet die ſichtbare und unſichtbare Welt von einander. Wenn wir aber dieſen Leib verlaſſen; ſo ſtellen ſich uns ganz neue und erſtaunliche Wunder dar. Wenn die materialiſchen Gegenſtände wegfallen; ſo ſieht die Seele mit ihren Augen ungehindert alles, was ihr zuvor unſichtbar war: und dann ſind wir in jener Welt, wenn wir ſie ſehen, und mit ihr bekannt werden können. Was würden wir nicht anjezt für den mindeſten Blik derjenigen unſichtbaren Welt geben, den uns der erſte Augenblik nach unſerm Tode völlig ſchenken wird? Da ſind Sachen, die kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret hat, und die in keines Menſchen Herz gekommen ſind. Der Tod öfnet uns die Augen; er erweitert unſern Geſichtskreis; er zeiget uns eine neue und herrliche Welt, die wir nicht erbliken können, ſo lange wir in dieſer Höhle ſteken.

Dieſer Betrachtung, von dem Fortgange der Vollkommenheit der Seele, hat ſich, meines Wiſſens, niemand geſchikter bedienet, um ihre Unſterblichkeit daraus wahrſcheinlicher zu machen, als Addiſon. Iſt es wol glaublich, ſagt er, daß ein denkendes Weſen, welches beſtändig im Guten wächſt, und von einer Vollkommenheit zur andern geht, nachdem es kaum die Werke ſeines Schöpfers hin und wieder angeſehen, und von ſeiner unendlichen Güte, Weisheit und Macht ſehr wenig Entdekungen gemacht hat, auf ſeiner erſten Ausreiſe, und gleich bei dem Anfange ſeiner Unterſuchungen umkommen ſolte? Der Menſch, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande betrachtet, ſcheint nur blos zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts in die Welt geſchikt zu ſeyn. Er verſieht ſich mit einem Nachfolger, und geht darauf ſo gleich ab, um ihm Plaz zu machen. Er ſcheint nicht gebohren zu ſeyn, das Leben zu genieſſen, ſondern es andern zu überliefern. Wie können wir die Weisheit, welche durch alle Werke GOttes hervorſcheint, bei der Bildung des Menſchen finden, wenn wir dieſe Welt nicht blos als eine Pflanzſchule für die künftige anſehen, und glauben, daß die verſchiedenen Geſchöpfe, welche in ſo geſchwinder Folge entſtehen und verſchwinden, nur blos darum da ſind, um die erſten Anfangsgründe ihres Daſeyns allhier zu empfangen, und hernachmals in eine glükſeligere Gegend verſezt zu werden, wo ſie in alle Ewigkeit ſich ausbreiten und blühen mögen?

Dieſer bewunderte Addiſon ſahe gar wohl ein, und geſtund ſelbſt ausdrüklich, daß man die Immaterialität der Seele zu den Beweiſen ihrer Unſterblichkeit nicht voraus zu ſezen nöthig habe, worinn ſich hingegen Reinbek, und andere Teutſche Weltweiſe ſelbſt im Lichte geſtanden. Der Herr Profeſſor Winkler in Leipzig hat in ſeiner philoſophiſchen Unterſuchung der Frage: ob die Seelen der Thiere mit ihren Leibern ſterben? welche kleine Schrift 1743. herausgekommen, einen ganz andern Weg erwählet, die Unſterblichkeit der Seelen philoſophiſch darzuthun. Sein Beweis ſcheint mir in der Hauptſache vollkommen mit dem neuern Beweiſe des Herrn Profeſſor Meiers in Halle übereinzuſtimmen, und er beſteht in kurzen Worten darinn, was ſchon Günther von der Seele geſagt hat:

> Ihrer Schöpfung Zwek iſt nicht vollendt auf Erden.

Dieſe beiden Weltweiſen behaupten die Unſterblichlichkeit der Seelen um deswillen, weil ſie unter die beſtändigen Mittel zur Abſicht der Welt gehören. Die Abſicht der Welt aber iſt die Ehre GOttes; und dieſe würde in gewiſſer Abſicht unbefördert bleiben, wenn eine Seele untergienge. Da nun dieſer Grund bei allen einzelnen Theilen der Welt ſtatt findet, ſo hat der Herr Profeſſor Baumgarten die Unſterblichkeit überhaupt daraus bewieſen, weil GOtt kein denkendes Weſen in der Welt vernichten könnte.

Ungeachtet nun alle dieſe Beweiſe beſtändig ihre Gegner gefunden haben; ſo kan ſie doch ein Chriſt ganz vollkommen entbehren, indem ihm die Offenbarung ein ewiges Leben verheiſſet, und indem der Durſt der Seele zur Unſterblichkeit ſeine Uberzeugung lebhafter macht, als vielleicht die beſten Beweiſe nicht thun könnten. Was hat nicht dieſer einzige Beweis, den das Herz allein führet, für erſtaunliche Wirkungen in Gemüthern aufgeklärter Heiden hervorgebracht? Wie grosmüthig, wie beherzt ſind ſie nicht ihrem Tode entgegen gegangen? Mit welcher edlen Gleichmüthigkeit haben ſie nicht die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens ertragen, und über die Natur ſelbſt geſieget, blos weil ſie glaubten, daß ihre Götter, denen ſie ihr gegenwärtiges Schikſal zuſchrieben, ihnen noch ein anderes zukünftiges beſtimmt hätten, worinn die Mängel des gegenwärtigen verbeſſer werden ſolten? Die Welt, ſagte de-

Sklave und Weltweiſe, Epictet, iſt einer Schaubühne ähnlich, wo ein jeder ſeine beſtimmte Rolle hat. Die gröſte Pflicht, welche einem Menſchen obliegt, iſt dieſe, ſeine Rolle gut zu ſpielen. Es iſt unſer Werk nicht, zu ſagen, ob wir nicht eine beſſere Rolle hätten bekommen können? Wir müſſen uns nur in der unſrigen vortreflich zu erweiſen ſuchen. Schiken wir uns nicht recht dazu; ſo liegt der Fehler nicht an uns, ſondern an dem, der die Partien ausgetheilt hat, und das ganze Schauſpiel anordnet. Wie ſchön würde dieſer Weiſe die Vergleichung beſchloſſen haben, wenn er die Lehrſäze unſerer Religion gewuſt, und daraus vernommen hätte, daß in jener Welt die Rollen von neuem ausgetheilt werden ſollen, und daß ein jeder eine ſolche bekommen wird, die ſich für ſein Verdienſt und für ſeine Tugend auf Erden am beſten ſchikt. Seneca billiget den Ausſpruch des Demetrius, der geſagt hatte, daß nichts unglüklicher ſeyn würde, als ein Menſch, der nie etwas von Trübſal gewuſt hat. Bei dieſer Gelegenheit kommt er auf die göttliche Betrachtung, daß kein Schauſpiel auf Erden des Anbliks eines Schöpfers, der auf ſeine Werke Acht hat, würdiger ſey, als wenn ein tapferer Mann das ihm von demſelben aufgelegte Leiden überwindet. Er ſezt hinzu, daß es dem Jupiter ſelbſt ein Vergnügen ſeyn müſſe, wenn er vom Himmel herunter ſchaue, und den Cato, mitten unter den Trümmern ſeines Vaterlandes, ſeine Redlichkeit behalten ſahe. Plato hat den Grundſaz, daß alles, was einem tugendhaften Manne begegnen kan, es ſey Armuth, Krankheit, oder ſonſt was von dem, was ein Ubel zu ſeyn ſcheint, ihm etweder im Leben oder im Tode zum Guten gereichen werde. Dieſer vortrefliche Grundſaz konnte ihn allein vermögen, dem Socrates, in ſeinem Geſpräche vom Gebete, das Gebet jenes griechiſchen Dichters in den Mund zu legen, welches er ſeinem Schüler, dem Alcibiades, anpreiſet: O Jupiter! gieb uns alles, was gut iſt; es mögen nun ſolche Sachen ſeyn, warum wir bitten, oder ſolche, warum wir nicht bitten, und wende von uns alles ab, was uns ſchädlich iſt, wenn es gleich ſolche Sachen ſind, warum wir bitten.

Solche erhabene Geſinnungen hatten die Heiden von ihrem Schikſale, nud von demjenigen Weſen, das es regierte. Daher war es kein Wunder, daß ſie den Tod mit einer Gleichgültigkeit, und mit einem gewiſſen geſezten Weſen ertrugen, welches allemal eine Uberzeugung voraus ſezt, daß der weiſe Urheber der Natur ſelbſt ihre Schikſale beſtimme, und daß er ihnen keinen Zufall, auch nicht einmal den Tod ſelbſt, zuſchike, ohne dabey die Abſicht zu haben, ſie deſto mehr zu beglüken. Der ſicherſte Beweis dieſer Uberzeugung beſteht in der Gleichgültigkeit, womit man den Tod leidet, und welche nicht zuläſt, daß das Gemüth bei ſeiner Annäherung zerſtreut, oder von Leidenſchaften zerriſſen werde. Wenn Phocion kurz vor ſeiner Hinrichtung gefragt wird, was er noch für Befehle an ſeinen Sohn ergehen laſſen wolle, und er antwortet: daß er dieſe Unbilligkeit der Athenienſer vergeſſen ſoll; wenn er, als ihn ein frecher Kerl, indem er vor ihm vorbei geführet wurde, anſpie, die Umſtehenden fragt, ob niemand vorhanden ſey, der dieſen Nichtswürdigen lehren wolte, wie er ſich aufzuführen hätte; wenn Auguſtus kurz vor ſeinem Tode die Umſtehenden fragt, ob ſie glaubten, daß er ſeine Perſon wohl geſpielt hätte, und, nachdem ſie es bejahet, mit dem Ausdruke, deſſen ſich die Comödianten bedienten, wenn ſie nach Endigung eines Stüks die Bühne verlieſſen, antwortet: ſo laßt mich denn alſo den Schauplaz mit eurem Beifalle verlaſſen; wenn Epaminondas bei dem Beſchluſſe einer ſiegreichen Schlacht ſein Leben mit den Worten beſchlieſt: Hier endet ſich mein Leben nicht, jezo wird Epaminondas erſt recht gebohren, da er mit ſo vieler

Ehre ſtirbt: ich ſage, wenn man alle dieſe und noch viel mehrere Beiſpiele des Alterthums in Erwägung zieht; ſo findet man darinn eine Gleichgültigkeit gegen den Tod, welche zwar keine ſträfliche Leichtſinnigkeit, hingegen aber einen ſo muthigen Ernſt verräth, welcher der Seele auch in dem lezten Augenblike noch erlaubet, was Schönes zu ſagen. Gewiſſe unverwerfliche Zeugniſſe beweiſen, daß dieſe glükliche Grosmuth in der Todesſtunde das Werk einer langen Überlegung und eines weiſen Nachdenkens geweſen ſey. Epaminondas hatte gewis ſchon damals den Vorſaz, grosmüthig zu ſterben, als er gefragt ward: ob Chabrias, Iphicrates, oder er ſelbſt, mehr Hochachtung verdienten? und zur Antwort gab: Bevor dieſe Frage beantwortet werden kan, mus man uns erſt ſterben ſehen. Solchergeſtalt war dieſe lezte Vortreflichlichkeit der Seelen dieſer groſſen Männer keinesweges ein ſolcher glüklicher Traum, den eine Seele hat, die ſchon ihr Bewuſtſeyn verlohren, und die, indem ſie noch etwas groſſes thut, nicht mehr weis, daß ſie daſſelbe verrichtet. Dieſes iſt die mechaniſche Art, grosmüthig zu ſterben, wovon uns der Verfaſſer der Schrift, die Religion eines Arztes, Nachricht giebt, indem er vom Schlafe redet. Ich bin, ſagt er, gar nicht ſcherzhaft, noch zu der Munterkeit einer aufgewekten Geſellſchaft geſchikt. Allein, im Träumen kan ich ein ganzes Luſtſpiel erdenken, die Handlungen ausſinnen, die Scherzreden bemerken, und mich ſelbſt über allen den Poſſen aus dem Schlafe lachen. Wenn mein Gedächtnis ſo ſtark wäre, als mein Verſtand alsdenn fruchtbar iſt; ſo wolte ich niemals anders, als im Traume, ſtudiren: ja, ich wolte mir auch zur Andacht keine andere Zeit erwählen. Allein, unſer Gedächtnis behält ſo wenig von ſolchen abgeſonderten Gedanken, daß es die ganze Geſchichte vergiſt, und unſerer erwachten Seele nichts, als eine verwirrte und unterbrochene Erzehlung von demjenigen, was vergangen iſt, machen kan. So hat man angemerket, daß zuweilen die Menſchen in ihrer Todesſtunde im Reden und Denken ſich ſelbſt übertreffen: denn da alsdenn die Seele, von den Banden des Leibes frei zu werden, beginnt; ſo fängt ſie an, ſich ſelbſt zu gleichen, und auf eine übermenſchliche Art zu reden.

Nein. Es waren keine grosmüthigen Träume, die niemand in ſeiner Gewalt hat; es waren vorher überlegte und vorgeſezte Heldenthaten, die jene Helden des Alterthums in ihrer Todesſtunde verrichteten. "So bald die Menſchen ſchlafen, läſt Plutarch den Heraclit ſagen; ſo iſt ein jeder von ihnen in einer ihm eignen Welt für ſich: hingegen wenn ſie wachen, ſind ſie in einer gemeinſchaftlichen Welt." Die Reden, welche ich oben aus dem ſterbenden Munde dieſer groſſen Männer angeführt habe, ſchiken ſich in der That für keine Welt beſſer, als die damals alle Menſchen mit ihnen gemein hatten.

Welch ein Beiſpiel für uns iſt das Leben und der Tod ſolcher Perſonen, die von dem Gotte, der ihr Schikſal regieren ſolte, die allerniedrigſten, und von ihrer zukünftigen Glükſeligkeit nur ſehr ungewiſſe Muthmaſſungen hatten. Unſer GOtt hat uns ſelbſt in ſeiner Offenbarung beſchrieben, wie er unſere Wohlfahrt zu Herzen nehme; er verſpricht uns eine ſelige Unſterblichkeit, und hat uns ſelbſt, durch ſein Beiſpiel, gelehret, wie man ein mühſeliges Leben und einen ſchweren Tod grosmüthig überſtehen ſoll. Solte dieſes, nebſt der gewiſſen Hofnung der Unſterblichkeit, nicht hinreichend ſeyn können, uns in allen Widerwärtigkeiten des Lebens zu tröſten, und unſere Furcht vor dem Tode zu verjagen? Solte nicht jeder Chriſt dasjenige in ſeinem Herzen zu ſich ſelbſt ſagen, was der Zuſchauer an einem gewiſſen Orte ſpricht: Sterblicher! Iſt die Stelle deines GOttes nicht werth, von dir eingenommen zu werden?

Von der Münze Beſchaffenheit und Urſprung.

Die Münze iſt nichts anders als ein gewiſſes Maas aller ſolchen Sachen, die vertauſcht und verkauft werden können, und die zu dem Ende erfunden worden, daß man durch eine gewiſſe Beſtimmung derjenigen Schwierigkeit abhelfen möge, da man Waaren mit Waaren nicht vertauſchen kan. Weil aber auf eine richtige Definition der Münze gar viel ankommt, ſo gefallen uns diejenige Gedanken am beſten, welche eine doppelte angeben. Nach dem allgemeinen Begrif iſt Münze diejenige Materie, welche eine Nation willkührlich zum Maasſtok erwehlet hat, um den Werth aller Güter darnach zu beſtimmen, indem z. E. einige Nationen eine Art von glänzenden Muſcheln, welche die Engliſchen Bootsknechte, Blaks oder Mohren nennen, auch Bohnen, Buren genannt, zum Maasſtoke, an ſtatt des Geldes, an einigen Orten angenommen haben, und in Africa, wo gar kein Geld, wird mit Sclaven getauſchet. Nach dem beſondern Begrif aber iſt unter geſitteten Völkern Geld ein Stük geprägtes Gold oder Silber, auch Kupfer, welches nach den erwählten Münzgeſezen eines Landes in Schroot und Korne richtig, und zu dem Ende auf einen gewiſſen Werth geſezet iſt, daß dadurch der Werth aller Güter beſtimmet werden kan. Und ob gleich die Erfindung der Münze, in Anſehung verſchiedener Reiche, nach der Meinung verſchiedener Schriftſteller, bald dieſem bald jenem Erfinder zugeſchrieben wird, ja auch einige den Urſprung derſelbē in die allerälteſten Zeiten und gar bis an die Zeiten Abrahams ſezen: ſo laſſen wir doch dieſes alles an ſeinen Ort geſtellt ſeyn, weil wir uns hierüber in keine Unterſuchung einlaſſen wollen. Dasjenige aber, was eigentlich hieher gehöret, gründlich zu betrachten, iſt nöthig zu zeigen, wie zu den älteſten Zeiten, da noch keine Münze geprägt worden, und die Menſchen doch mit einander gehandelt, die Vertauſchung der Waaren gegen Waaren ſtatt gefunden habe, wie noch heut zu Tage in Weſtindien bei den Wilden, in Chili am Südmeere, und in Oſtindien in Jeſſo und bei andern Barbariſchen Völkern und ungebauten Ländern gebräuchlich iſt. Als hernach dieſe Vertauſchung der Sachen vieler Urſachen wegen beſchwerlicher wurde, ſo fieng man an, eine gewiſſe Materie zu erwehlen, deren allgemeiner und beſtändiger Werth den Schwierigkeitē der Vertauſchung, durch eine Gleichheit abhelfen ſolte. Um nun eine ſolche Materie zu beſtimmen, deren Werth beſtändig ſeyn möge, hat man Gold und Silber erwehlet, theils weil dieſe Metalle vor andern einen beſondern Werth in ſich haben, theils weil ſie ungemein viel zu dem menſchlichen Leben und zur Zierde deſſelben in verſchiedenen Vorfallenheiten beitragen. Weil aber dieſer Metalle Beſchaffenheit ungleich, und das Gold ſowohl wegen ſeiner Vortreflichkeit, als ſeiner Rarität wegen und der Unkoſten, die bei deſſen Ausgrabung nöthig ſind, wie ſich aus den Auflagen ergiebt, welche die Fürſten, ſo Bergwerke beſizen, nemlich 5. pro Cent an Golde und 20. pro Cent an Silber, einen Vorzug hatte; ſo wurde ſelbiger dem Golde vor dem Silber gelaſſen. Denn der Grund des Werthes einer Sache iſt eigentlich zweierlei: 1) die Rarität und 2) der Nuzen; in beiden Stüken übertrift Gold und Silber alle andere Metalle. Beides bezeuget die Erfahrung. Geſezt nun, es würde in der ganzen Welt aus Gold und Silber kein Geld mehr geſchlagen; ſo würden zwar dieſe Metalle ihren jezigen Werth nicht behalten, weil die Rarität abnähme; ſie nähme aber deswegen ab, weil man jezt vor allen Dingen, da Geld aus dieſen Metallen geſchlagen wird, dieſelben gebrauchet; gleichwohl aber würde gedachten beiden Metallen dennoch ein Vorzug bleiben. Denn ſie roſten nicht wie andere Metalle, ſie laſſen bei dem Umſchmelzen nichts fahren, denn das Silber verlieret nur etwas weniges, das Gold gar nichts, folglich beſtehen ſie in allem Feuer, und können nicht verbrennen und verſchlaket werden, wie andere Metalle; ſie ſind vor Goldſchläger, Dratzieher und Goldſchmiede tractabler als andere Metalle. Sie können im Gebrauch nicht ſo abgenuzet werden, denn Eiſen und Kupfer friſt der Roſt; Blei und Zinn nuzen ſich ab u. ſ. w. Hierinnen beſtehet eigentlich der Nuz beider Metalle. Inzwiſchen da man von demjenigen Metalle, welches geringer war, mehr geben muſte, damit ihm das, was an ſeinem Werth mangelt, durch die Menge der Materie erſezet würde, gleichwohl aber des Commercii wegen eine gewiſſe Norm nöthig war; ſo iſt zwar in den ältern Zeiten die Proportion zwiſchē Silber und Gold zehn geweſen: allein gegenwärtig iſt dieſe Proportion faſt in ganz Europa auf den Fus geſezet, daß eine Unze Goldes ungefehr funfzehn Unzen Silbers dem Werthe nach geſchäzet wird, wie wir von Vergleichung dieſer Metalle unter ſich, und bei der Unterſuchung ihrer Wirkungen gelegenheitl. mit mehreren redē werden. Da man nun die erwehlte Materie gleich anfangs, wie gemeldet, ſowohl in Anſehung ihrer Gröſſe, als auch ihrer Schwere nach, zu beſtimmen beſorgt geweſen, ſo wurde auch darauf gedacht, wie die Menſchen von der Sorgfalt ſelbige zu unterſuchen befreit werden möchten; daher ſie nach einer öffentlichen Form geſchlagen, und mit einem beſondern Unterſcheidszeichen bemerket wurde, welches ſeinen beſondern Werth anzeigte, ſo, daß dergleichen ähnliche Münzen beſtändig einerlei Gehalt und Schwere hatten. Die Beſchaffenheit der Münze ſelbſt genauer einzuſehen, und dasjenige deutlicher zu machen, was wir nachgehends bei verſchiedenen Gelegenheiten, ſowohl von den Wirkungen derſelben in dem Commerce, als auch andern Nuzen und Schaden, ſo daraus in Anſehung eines Landes gegen das andere entſtehet, einzuſehen; kommt es darauf an, daß man den doppelten Werth einer Münze wohl in Erwegung ziehe. Es wäre freilich ein groſſer Vortheil vor die Handlung, wenn einerlei Geld von Schroote und Korn in der Welt wäre, ſo wäre die Handlung am beſten, und Kipper und Wipper am ſchlimmſten daran, indem es ſchon ein groſſer Vortheil, wenn einerlei Geld in einem Lande iſt, wie z. E. in Frankreich, Dännemark, England u. ſ. f. wie es hingegen ein groſſes Hindernis iſt, wo das Münzregale viele gemein haben, wie in Teutſchland Der eine hat ſein Abſehen auf das Innerliche, nemlich die Materie, den Gehalt und die Quantität (oder wie wir Teutſche reden) Schroot und Korn. Allein der andere ſiehet auf das äuſſerliche, den Stempel und den Werth, welcher der Münze der Gewohnheit nach gegeben wird. Nun beſtimmet zwar bisweilen nach Beſchaffenheit der Nothwendigkeit der Landesherr ſelbigen nach ſeinem Gutbefinden ſo, daß in Anſehung des äuſſerlichen Werths der Münze bisweilen etwas zuwächſet, gleichwohl aber bleibt doch in den Commercien ſelbſt dieſes unveränderlich, daß man in dem Handel mit Auswärtigen nur auf den innerlichen Werth der Münze ſiehet, und, daß ſelbige nicht höher geſchäzet wird, als die Maſſa des Metalls nach der Verhältnis gegen die Waaren in Anſehung der Quantität beträget. Hieraus ſiehet man nun deutlich, daß das Syſtem des Münzweſens, wie es nach dieſen Geſezen eingerichtet worden, in Anſehung des Commercii beſtändig fortgehen mus, ſo, daß man nicht im geringſten von dieſer Ordnung abweiche, woferne nicht eine groſſe Veränderung in den Geſchäften, die in das öffentliche Commerce einſchlagen, erfolgen ſoll. Ferner, obgleich eben die Münze den Reichthum eines Staates einzig und allein auszumachen ſcheinet, wie es denn auch wirklich ſich ſo befindet, ſo würde ſie uns doch nimmermehr ihre Auswürkung entdeken, wenn ſie nicht ſo zu reden ihre Bewegung von dem Commerce erhielte. Faſt auf eben die Art, wie der Cörper eines Planeten, der an und vor ſich dunkel iſt, uns niemals ſeine Figur entdeken würde, wenn er nicht, dem angenommenen Lehrſaze nach, durch ſeine Bewegung um die Sonne ſich walzte, welche ſodann durch ihr Licht uns ſelbigen entdeket. Eben ſo verhält es ſich mit der Münze, welche an und vor ſich ſelbſt keine Kraft hat, ſich zu vermehren und einen Staat reicher oder ärmer zu machen, weñ uns nicht die glükliche oder widrige Bewegung, in die ſie von dem Commerce gebracht wird, ihre Wirkung kund machet. Weil aber zur Deutlichkeit in dieſer Sache durch keinen andern Weg zu gelangen, als durch eine gewiſſe Norm, wodurch der Zuſtand eines Reichs, ſo wohl in Anſehung des Verhältniſſes des innerlichen als äuſſerlichen Handels gegen einander, theils in Anſehung der Gleichheit theils der Ungleichheit auf das genaueſte bewieſen werden kan, und hierzu keine ſchwerere Regel vorhanden iſt, als der Wechſelcours; ſo will ich über in folganden zeigen, wie aus ſelbigem der Zuſtand eines Staats vor dem andern gar füglich entdekt werden kan.

Vom Wechſel.

Es ſcheint zwar das Wort Wechſel denen meiſten etwas metaphyſiſches zu ſeyn, und nichts in ſich zu halten, dadurch eine gewiſſe exiſtirende Sache und etwas wirklich zu bezeichnen ſey: allein erwegt man das bisher angeführte genauer, ſo wird man leichte befinden, daß es nichts eingebildetes, ſondern etwas ſey, welches ſein wahres und würkendes Weſen von dem Commerce habe. Dieſes deutlicher zu machen, iſt feſt zu ſezen, daß durch den Wechſel nichts anders als der Werth des Geldes auswärtiger Staaten verſtanden werde (*), welcher, da er ſeine Bewegung blos von dem Commercio empfängt, und von der Beſchaffenheit iſt, daß er uns den Zuſtand eines Staats gegen den andern in Anſehung der Handlung gar füglich entdeken kan. Denn da die Münze, gleich wie oben geſagt worden, nichts anders iſt, als ein gewiſſes Maas, das mit denen Sachen, welche in einem Lande in Commerce kommen können, ſeine richtige Verhältnis hat, ſo iſt der Werth der auswärtigen Münze oder der Wechſelcours wirklich nichts anders, als dasjenige, was uns innerlich entdeket, ob das Commerce mit den Auswärtigen in Balance ſtehe oder nicht, oder gar überwiegend iſt.

Um dieſe Sache noch beſſer einzuſehen, ſo iſt, wie wir ſchon angeführet, zuerſt darauf zu merken, daß die Wechſel bei Gelegenheit der Erfindung der Münze entſtanden, die Münze ſelbſt aber zu Vergütung derjenigen Sachen aufkommen iſt, vor welche wir nicht gleiche Sachen gehabt. Mangeln nun dergleichen Sachen, ſo kommt aus der Natur des Commercii die Münze in Bewegung, und dieſe Bewegung leitet die Münze von dem Orte, wo die Vergütung der Waaren mangelt, dahin, wo ſie überflüſſig zu haben iſt. Aus dem Mangel des Geldes ſelbſt ſteigt die auswärtige Münze, und wenn dadurch der Werth über die Regel der Gleichheit ſteigt, oder fällt, ſo zeigt ſich eine Regel, wodurch man ſiehet, daß dieſes entweder durch einen glüklichen oder widrigen Zu-

fall

(*) Andere ſtellen die Sache alſo vor: Der Cours des Wechſels iſt nichts anders als der Unterſchied des innerlichen Werths des Geldes, wozu die Bemühung des Kaufmanns gerechnet wird, welche man die Proviſion nennet. Regulariter richtet ſich aller Wechſel nach dem innerlichen Werthe des Geldes. Zufälliger Weiſe verändert der Überflus der an einem Orte vorhandenen Wechſelbriefe oder der Mangel derſelben den Preis, und erhebet oder vermindert ihn über den innerlichen Werth der Geldſpecies.

fall des Commercii geſchehen ſeyn. Da auch, um in auswärtigen Staaten Geld aufzunehmen, die Wechſel höher ſteigen oder fallen, nachdem mehr oder weniger Geld aus dem Lande gehet, und dieſer Ausgang ſtärker oder ſchwächer wird, nachdem die Vertauſchung ſtärker oder ſchwächer iſt; ſo ſiehet ja ein jeder leicht, daß desjenigen Staats Paſſivcommerce gröſſer ſeyn müſſe, als das Activcommerce, welcher hohe Wechſel ausſtellen mus, um in einem auswärtigen Reiche Münze aufzubringen, damit dadurch die Sachen, ſo aufgenommen werden, bezahlet werden können, je beſchwerlicher es fällt, auswärts Münze zu erhalten.

Daß es aber unmöglich ſey, nach etwas anders, als nach dem Wechſel den Zuſtand eines Staats zu beurtheilen, das will ich mit einem augenſcheinlichen Exempel klar machen. Man ſtelle ſich ein Land vor, welches einem andern eine gewiſſe Summe Geldes ſchuldig iſt. Dieſes Land aber bauet nicht nur ſo viel Getreide, als es zur Erhaltung der Unterthanen benöthiget iſt, ſondern es kan auch Auswärtigen etwas davon überlaſſen. Hingegen hat es faſt gar keine Manufacturen, ſo, daß die Summe des Geldes, welche durch die Ausfuhre des Getreides erworben wird, demjenigen Gelde, was wegen gedachter Schuld und vor das, was Ausländer wegen Mangel der Manufacturen fordern, nicht gleich kommt. Ferner ſtelle man ſich vor, daß eben dieſes Land auſſer dem Getreide noch einige andere Arten von Waaren erbauet, davon aber die Ausfuhre bald ſtärker bald ſchwächer iſt. Geſezt nun, man wolte genau wiſſen, wie ſich der Zuſtand dieſes Landes in Anſehung des Activ- und Paſſivcommerce verhalte, ſo wird man dieſes, wie nur gedacht, auf keine andere Art, als aus dem Wechſelcours ſicher erfahren können.

Wäre nun eines Staats Activ Commerce ſtärker als das paſſivum, ſo könte man aus der Menge des circulirenden Geldes leicht ſchlieſſen, daß das Commerce in einem ſehr blühenden Stande ſeyn müſſe. Wie man im Gegentheil auf den gegenſeitigen Schlus verfallen kan. Gleichwohl aber würden wir hieraus den Zuſtand des Staats noch nicht ſo genau als aus dem Wechſelcours beſtimmen können: Denn wenn alle Theile des kleinen und groſſen Commerce gleichſam zu ihrem Centro gebracht worden; ſo kan man nach Schäzung des Werths aller Sachen aus dem Wechſelcours, der gleichſam die viele Theile der Handlung abwäget, erſt den wahren Zuſtand eines Landes in Anſehung des Handels erkennen. Hält nun das Commerce dieſe Balance, ſo geſchiehet es, daß der Wechſelcours der fremden Species dem innerlichen Gehalt der Münze gleich iſt: iſt aber das Commerce nicht gleich, ſo überſteigt der Wechſelcours der ausländiſchen Münzen innerlichen Gehalt: zeiget ſich hingegen das Zünglein zum Nuz des Staats, ſo wird der Ausländer Münze geringer als ihr innerlicher Gehalt ſeyn. Woraus denn ganz natürlich flieſſet, daß in dem erſten Falle, wenn die Balance vorhanden, die Münze in einem Staate erhalten wird: leidet die Balance, ſo gehet die Münze in andere Länder: in dem dritten Falle aber, wenn ſich das Commerce zum Nuz des Staats zeiget, ſo ſiehet man, daß ſich das Münzweſen nicht nur in einem guten Zuſtande daſelbſt erhalten, ſondern daß es auch durch einen groſſen Zuflus von Münze aus andern auswärtigen Staaten vermehret worden. Solte aber dem ohngeachtet jemanden dieſer Wechſelcours, weil er nemlich als etwas materielles nicht vorhanden, die Erkenntnis des Zuſtandes eines Landes, in Anſehung auswärtiger Staaten, was die Gleich- und Ungleichheit des Nuzen und Schadens betrift, zu erlangen, an und vor ſich nicht geſchikt genung ſcheinen, ſo ſtelle man ſich die Sache unter dem Bilde eines Steuermannes vor. Dieſer, wenn er mitten auf dem Meere iſt, kan durch keinen andern Weg, als durch Hülfe des Aſtrolabii, den Ort und die Gegend der Welt finden, wo er jezo iſt. Ob nun gleich das Punctum Poli, und die Mittagslinie, welche dergleichen Obſervationes richtig machen, nicht wirklich, ſondern nur in unſerer Einbildungskraft vorhanden, nichts deſtoweniger geben ſie ein untrügliches Merkmal an, die gewiſſe Erkenntnis zu finden, wo das Schiff, in Anſehung der Diſtanz, von den wahren Oertern und die phyſice exiſtiren, befindlich ſey. Und ob gleich das Auge die Obſervation macht, ſo würde es doch keine Gewisheit haben, wenn es ſich nicht auf das Inſtrument, welches, wie gedacht, aus Sachen beſtehet, die von der Einbildungskraft abhangen, verlaſſen könte. (*) Eben ſo verhält es ſich mit dem Wechſelcours, in Anſehung der Münze ſelbſt: denn obgleich derſelbe nur in dem Verſtande zu finden, die Münze hingegen mit den Sinnen begriffen werden kan; ſo iſt doch nicht die Münze dasjenige, woraus eine gewiſſe Kenntnis und Regel, oder zum wenigſten nicht ſo geſchwinde, und gleichſam als durch einen Probierſtein, dergleichen der Wechſelcours eigentlich iſt, erlanget werden kan. Denn da dieſer die ganze Handlung eines Staates innerlich einſiehet, ſo zeigt er gleich durch die That ſelbſt, was er ſey. Hieraus iſt nun ganz ſicher zu ſchlieſſen, daß die Münze und der Wechſelcours, die zwei beſondern Triebfedern des Commercii ſind, davon die erſte das Maas des Commercii, die andere aber, nemlich der Wechſelcours, den Zuſtand des Cōmercii aus dem Werth der Münze ſelbſt entdeket: Beide aber zeigen uns deutlich eine Menge von Wirkungen an, die man nimmermehr durch Rechnen herausbringen wird, ſie legen jedoch klärlich an den Tag, daß eines von dem andern ſein beſonders Weſen habe, beide aber zuſammen von dem Commercio abhangen.

Schreiben eines verrufenen Bazen.

Mein Herr: Sie bekommen hier einen Brief, darinn meine Schikſale enthalten, die ich, ſeit dem ich gepräget worden, ausgeſtanden habe. Sie werden daraus ſattſam erſehen, daß nicht leicht ein Ding anzutreffen ſey, welches ſo vielen Abentheuren ausgeſezt iſt, als ich und meines gleichen; zwar ſolchen Abentheuren, welche den Menſchen mehr betreffen, als uns, ob wir gleich dieſelben auszuſtehen haben. Vernehmet demnach meine guten und böſen Schikſale. Im Jahr 1661. bin ich gepräget worden, und ich trage das Bildnis eines Erzbiſchofs auf mir. Ich konte ein weitläuftiges Buch ſchreiben, wenn ich alle meine Reiſen zu Waſſer und Land ausführlich erzehlen wolte. Ich bin in Oſtindien geweſen, in America und Africa. Ich bin in allen Ländern in Europa, durch mein Schikſal, herum geworfen worden. Ich konnte demnach ſehr vieles erzehlen, ſonderlich wenn ich alle die Oerter nennen wolte, wo ich verwahret worden bin. Bald ſtak ich in der Taſchen eines Prinzen, bald in dem Munde eines Betlers. Bald ſtak ich in einem Strohdache, bald unter der Erde. Ofte habe ich vorne in der Schnürbruſt eines Frauenzimmers geſtekt. Allein das würde unfehlbar eine abgeſchmakte Erzehlung werden. Ich will demnach alle meine Schikſale übergeben, die nichts beſonders in ſich enthalten, und welche ich mit einem jeden Bazen, Groſchen, oder einem jeden andern Stuk Gelde, gemein habe. Die meiſten derſelben ſind ohnedem meinem Gedächtniſſe entfallen; nur will ich anmerken, daß ich 136463mal für ein

Glas

(*) Es giebt noch andere ſolche Gleichniſſe. Als z. E. der berühmte Newton der Inſpecter der Münzen in Engelland war, hat auf Ordre des Königl. Raths eine Unterſuchung von dem innerlichen Gehalt vieler fremden Münzen machen laſſen, wovon Dr. Arbuthnot eine Tabelle dem Publico in Engelland mitgetheilet, und wie es darinnen heiſſet, daß man durch Vergleichung des Pari im Wechſel mit Fremden die Balance der Handlung eben ſowohl als eine Krankheit am Pulſe beurtheilen könne; ſo ſcheinet es, daß obgedachter Dutot dadurch auf eben dieſen Weg verfallen, und ſich nur an ſtatt des Pulſes der Vergleichung des Barometre bedienet habe.

Glas Brandenwein bin ausgegeben worden, und daß ich 94890mal bin verſpielt worden. Doch dieſes bei Seite geſezt! Ich war kaum aus der Münze gekommen, ſo gerieth ich in die Gewalt eines Hofbedienten, welcher mich mit ſeiner Beſoldung erhielt. Weil ich nun noch jung war, ſo hatte ich ein ganz unbeflektes und reizendes Anſehen, und mein Herr betrachtete mich mit entzükenden Vergnügen. Er warf mich in einen groſſen Kaſten, und ich befand mich in der Geſellſchaft ſehr vieler Geldſorten, welche alle von einem neuen Gepräge waren, und ein glänzendes Anſehen hatten. Zwanzig Jahr habe ich in dieſem Gefängniſſe ſteken müſſen: denn mein Herr hatte eine recht närriſche Art des Geizes. Er hatte lieber gehungert, ehe er einen neuen Thaler, Ducaten oder Bazen ausgegeben hätte. Aus beſchmuzten Geldſtüken machte er ſich ſehr wenig: allein er konte es nicht über ſein Herz bringen, ein neu geprägtes Stük auszugeben. Wenn ſich mein Herr eine rechte Freude machen wolte, und das geſchah ſehr ofte, ſo ſchlos er die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ergözte ſich mit dem bloſſen Anſehen meiner Wenigkeit und meiner Cameraden. Ich mus geſtehen, daß ich mich erſtaunlich ärgerte über meinen ſchlechten Zuſtand. Denn da ich blos zum Nuzen des Menſchen ſechzehn Pfenninge gelte, ſo kan ich nicht eher einen Nuzen ſchaffen, ehe ich nicht ausgegeben werde. Da ich nun zwanzig Jahr ungebraucht verwahrt da ligen muſte, und meinem Herrn nicht den geringſten wahren Nuzen ſchafte, ſo war ich meines Gepräges ſatt und müde. Ich war mit dem mir eingeprägten Bildniſſe meines Fürſten eben eine ſo elende Creatur, als ein Dorfjunker, an welchem nichts zu verehren iſt, als die Wapen ſeiner vortreflichen Ahnen. Mein geiziger Herr ſtarb, und ich gerieth in die Botmäßigkeit ſeines einigen Sohns, welcher deswegen ein Taugenichts geblieben war, weil er wuſte, daß ſein Vater Geld genug eingeſcharret hatte. Nun währete es nicht lange, daß ich unter die Leute gebracht wurde. Mein neuer Herr machte unter dem Gelde keinē Unterſchied, ſondern er gab es aus, wie es ihm unter die Hände fiel. Meine erſte Ausflucht geſchahe in einer Dorfſchenke. Mein Herr war halb betrunken, als er mit dem Wirthe Richtigkeit machte; und kaum war ich aus ſeiner Taſche auf den Tiſch gelegt, ſo befand ich mich in einem Haufen Tobaksaſche, welche mit Bier vermengt war. Meine jugendliche Schönheit litte einen unerſezlichen Verluſt, zumal da mich der Wirth in ſeine Taſche ſtekte. Von der Zeit an gerieth ich unter den Pöbel der Bazen, und kein Menſch hat mich ſeit der Zeit um einer andern Urſache willen geſchäzt, als weil ich ſechzehn Pfenninge galt. Ich mus geſtehen, daß ich, nachdem ich dieſer Sache nachgedacht, meine Betrübnis über den Verluſt meiner Schönheit überwunden habe, weil ich ſahe, daß man mich nun nicht mehr ehrte, als ich verdiente. Nachdem ich durch unzählig viele Hände gegangen war, ſtak ich in der Taſche eines Gelehrten, welcher ſich beſtrebte ein tugendhafter Man̄ zu ſeyn, und welcher ſich inſonderheit der Mildthätigkeit beflies. Dieſer Mann gieng einſtens ſpaziren, und hieng ſeinen Betrachtungen nach. Es begegnete ihm ein armer alter und lahmer Mann, welcher ihn aufs rührendeſte um ein Almoſen anſprach. Mein Herr grief in ſeine Taſche, und erwiſchte mich ganz von ungefehr, und warf mich unbeſehens in den Hut des Bettlers. Nachdem ſich dieſer gewöhnlicher maſſen bedankt hatte, ſo wolte er das empfangene Almoſen beſichtigen. Weil er nun nichts weniger als ein Stük Geld von meinem Werthe vermuthet hatte, ſo gerieth er bei meinem Anblike in ein entzükendes Erſtaunen. Die Augen giengen ihm vor Freuden über, er dankte GOtt für das unvermuthete Glük, und betete für ſeinen Wohlthäter. Ich geſtehe, daß dieſes der einzige Zufall geweſen, bei welchem ich mich meiner Wenigkeit wegen geſchämt habe. Ich ärgerte mich, daß ich nicht einen Ducaten galt: denn ich bin niemals in beſſern Händen geweſen, als bei dieſem Bettelmanne. Er hub mich lange mit derjenigen Sparſamkeit auf, mit welcher ein guter Hauswirth die alten Thaler beileget. Endlich aber, weil ich nicht aus Geiz aufgehoben ward, kam ich in die Botmäßigkeit eines Bekers. Nach einigen Jahren muſte ich ein überaus hartes Schikſal erfahren, indem ich in verſchiedenen Ländern bis auf einen Groſchen herunter geſezt wurde, und in einigen Ländern ſolte ich gar nicht mehr gelten. Ich kan nicht leugnen, daß mich dieſe Verachtung meines Werths im Anfange gewaltig ſchmerzte. Allein endlich tröſtete ich mich wieder. Ich zog in Erwegung, daß ich einen gewiſſen innern Werth beſas, welchen mir kein Königlicher Befehl geben und nehmen konte. Ich überlegte, daß mein Werth, in ſo ferne ich ſechzehn Pfenninge galt, von dem Willkühr der Obrigkeit abhange, und alſo ſtund es auch in ihrem freien Willen, mich herunter zu ſezen, und ich blieb doch wer ich war. Ich tröſtete mich vollends mit der Betrachtung, daß es meinen Herren, den Menſchen, eben ſo geht. Bald bekommt jemand von einem Könige einen Titel, und ſein innerer Werth wird dadurch nicht erhöhet; bald wird ihm ſein Rang genommen, und er verlieret nichts von ſeinem innern Werthe. Wenn der Fürſt die Gelehrſamkeit nicht hochſchäzt, ſo werden alle Gelehrte in ſeinem Lande abgeſezt, und ſie mögen ſich alsdenn mit dem abgeſezten Bazen tröſten. Wenn ſie ſonſt viel nuze ſind, ſo wird ihr Werth nicht vermindert, und ſolten ſie gleich in einem Lande nicht viel gelten. So lange ich abgeſezt blieb, ward ich bald ungemein gelobt, bald aber als das ſchlechteſte Geld herunter gemacht. Alle diejenigen, welche mich beſaſſen, lobten mich, und tadelten den Fürſten, der mich abgeſezt hatte. Ich mus mich wundern, ſagte ein jeder, der mich und meines gleichen beſas, wie groſſe Herren ſo wunderlich ſeyn können, und Geld abſezen. Man ſolte alles gelten laſſen, was rund iſt. Bazen ſind das beſte Geld. Und man konte nicht Worte genug finden, um mich herauszuſtreichen. Ich begrief leicht, daß man mich meines Werths wegen nicht lobte, ſondern aus bloſſem Eigennuze, weil man an mir einen Kreuzer einbüſſen ſollte. So wenig darf man den Lobſprüchen der Menſchen trauen, und ſich um derſelben willen etwas einbilden: Gemeiniglich loben die Menſchen nur um ihres Eigennuzes willen, und nicht um der Erkentnis der Würdigkeit desjenigen Dinges oder derjenigen Perſon willen, welche ſie loben. Diejenigen im Gegentheil, welche mich nicht beſaſſen, machte mich als das liederlichſte Geld herunter, und lobten den Fürſten, welcher mich abgeſezet hatte. Einsmalen entſtand bei nahe Mord und Todſchlag über mich. Zwei Bürger, welche ſehr gute Freunde waren, ſpielten mit einander, und der eine hatte gewaltig viel verlohren. Währenden Spiels frolokte der andere beſtändig, und mengte verſchiedene Redensarten unter ſeine Geſpräche mit dem unglüklichen Spieler, welche auf ein vexiren hinausliefen. Dieſer fluchte unterdeſſen auf ſeinen Unglüksſtern, und war im höchſten Grade erbittert. Als ſie das lezte Spiel gemacht hatten, rechneten ſie zuſammen, und derjenige, welcher gewonnen hatte, verlangte einen Bazen mehr, als ihm der andere zugeſtehen wolte. Sie geriethen darüber in einen harten Wortwechſel, und ich lag eben auf dem Tiſche, und gehörte dem unglüklichen Spieler zu. Der andere ergrief mich, und ſagte mit der groſſen Heftigkeit: Dieſer Bazen iſt auch mein, und der Teufel ſoll mir ihn nicht wieder nehmen können. Der andere wolte mich demſelben wieder aus der Hand reiſſen: allein ſie geriethen in ein Handgemenge. Sie ſchlugen und ſchimpften ſich, und ergriefen endlich den Degen. Sie verwundeten einander dergeſtalt, daß der eine bei nahe geſtorben wäre. Ich war unterdeſſen auf die Erde gefallen, und ward von der Magd im Hauſe gefunden, welche mich ohne weiteres Bedenken in ihre Botmäßigkeit nahm. Dieſe Begebenheit machte mich einigermaſſen hochmüthig, weil meinetwegen Menſchenblut vergoſſen ward: denn es war mir unbegreiflich, daß zwei gute Freunde um eines Bazen willen ſich ſolten ſo entſezlich feindſelig tractiren können. Da ich bei nahe ſchon hundert Jahre unter den Menſchen geweſen bin, ſo habe ich vielfältig erfahren, daß über Kleinigkeiten die allerbitterſten Feindſeligkeiten entſtanden ſind, und daß blos die eigenſinnige Rechthaberei daran ſchuld geweſen, wenn keine Parthei der andern hat nachgeben wollen. Das lächerlichſte bei ſolchen Streitigkeiten beſteht oft darinn, daß die Sache, worüber man ſtreitet, einem dritten zu Theil wird, und daß alſo die ſtreitenden Partheien ſich vergeblich mit einander veruneinigen.

Bisher war ich in einem ſolchen unbeſchädigten Zuſtande geblieben, daß mich jedermann, dem ich gegeben wurde, unbeſehens nahm: Denn mein Gepräge war noch ganz unverlezt. Es trug ſich aber etwas zu, wodurch mir ein unerſezlicher Schaden verurſacht wurde. Ich ſtak nemlich einsmalen in der Taſche eines Mannes, ohne alle weitere Geſellſchaft. Er nahm einen Ducaten ein, und ſtekte ihn zu mir, bis er Zeit gewinnen würde zu ſeinem Geldkaſten zu geben. Er gab aber bei einer nächtlichen Gelegenheit ſtatt meiner den Ducaten weg, und gieng ganz vergnügt nach Hauſe. Als er ſich auskleidete, fiel ihm der Ducaten ein, und wolte ihn beiſeite legen. Sein Verdrus und Erſtaunen war unbeſchreiblich, als er ſeinen Fehler erkante, und mich ſtatt des Ducatens aus ſeiner Taſchen nahm. Er verfluchte mich aufs entſezlichſte, da ich doch ganz unſchuldig war, und warf mich aus Verdrus auf die Erde, mit der groſſen Gewalt. Ich ſprang unter ſein Bette, und fiel in eine Menge Unrath. Daſelbſt lag ich etliche Jahre, und ich war ganz in Vergeſſenheit gerathen. Endlich wurde das Zimmer gereiniget, und es fand mich eine Magd; ich war aber nicht mehr kentlich, ſo beſchmuzt ſahe ich aus. Man hielt mich für einen Zahlpfenning; Doch nahm ſich die Magd die Mühe, mich ſo lange zu ſcheuren, bis man erkannt, daß ich ein Bazen war; doch war ich ſo abgenuzt, daß ich nunmehro ein blinder Bazen geworden. Nun wolte mich niemand mehr haben, und gleichwohl wolte mich keiner meiner Herren wegwerfen. In dieſem meinem Zuſtande habe ich unſchuldiger Weiſe meinen Beſizern zu vielen liſtigen Erfindungen Gelegenheit gegeben, um meiner mit Vortheil los zu werden. Ich will nicht erzehlen, wie oft ich als ein blinder Bazen zu den Collecten bin gegeben worden; wie ofte ich in die Armenbüchſen, in den Klingelſak geſtekt worden; wie ofte ich zum Trinkgelde, zum Neujahrsgeſchenke u. ſ. w. bin gegeben worden. So oft ich auf die Art weggegeben ward, ſo ofte war der Herr, den ich verlies, ungemein froh: denn ein jeder meinte, daß man einem geſchenkten Pferde nicht ins Maul ſehen dürfte. Diejenigen aber, die mich empfingen, wurden bitter und böſe, und ärgerten ſich, daß ſie demjenigen vergeblich gedankt hatten, von welchem ſie mich zum Geſchenk empfangen hatten. Unterdeſſen kan ich nicht unterlaſſen, einige merkwürdige Begebenheiten ausfühelich zu erzehlen, welche ſich mit mir als einem blinden Bazen zugetragen haben. Meine Beſizerin hatte ſich nun einmal in den Kopf geſezt, daß ſie, weil ſie mich gefunden, um ſechzehn Pfenninge reicher geworden: ſie ſahe es alſo als eine ungerechte Verminderung ihres Eigenthums an, daß man mich nicht von ihr nehmen wolte. Sie wuſte ſich nicht anders zu rathen, als daß ſie mich zu Erkaufung falſcher Borten beſtimmte. Es hatte ihr hierzu juſt noch ein Bazen gefehlt. Die Magd oder Dorfjungfer hat auch in der That ihre Sache nicht übel gemacht; denn mittelſt dieſes ihres Staats hat ſie ſich bei dem gemeinen Haufen in Anſehen geſezt. Dieſer Umſtand aber hat mich ganz kühne gemacht: denn ich habe hieraus abgenommen, daß die Menſchen, die gerne was ſeyn wollen, und denen doch der innerliche Werth fehlet, gemeiniglich durch falſchen Glanz vor andern ſich hervor zu brüſten ſuchen, durch welchen äuſſerlichen Schein denn auch ſchon faſt eben ſo viel ſind betrogen worden, als andere durch mich und meines gleichen mit Schaden klug worden. Der Bortenhändler, als er ſeine Einnahme überzählte, beſahe mich hinten und vorne. Es wolte ſich anfangs keine bequeme Gelegenheit darbiethen, mich mit guter Manier an den Mann zu bringen, bis endlich ein alter Landsknecht oder abgedankter Soldat vors Haus kame, und den Bortenhändler um einen Zehrpfenning anſprechen lieſe. Er berathſchlagete erſt mit ſeiner Frau, wie viel er dem Landsknecht ſchenken ſolte. Plözlich fiel ihm ein, und ſagte mit frölichen Geberden: Da, mein Kind! nun kan ich den blinden Bazen los werden; Und hiemit kam ich in die Hände des Landsknechts. Der arme Menſch beſahe mich mit betrübten Minen. Doch, weil es ein Geſchenk war, ſo ſagte er; ich werde den Bazen doch für etwas los werden. Er gieng in ein Wirthshaus, und zeigte mich dem Wirthe. Er bat ihn zugleich aufs demüthigſte, aus Barmherzigkeit denſelben gegen einen armen Menſchen noch für voll anzunehmen. Allein der Wirth war unerbittlich, und wolte mich anfangs für gar nichts annehmen. Endlich aber lies er ſich erbitten, und nahm mich für 2. kr. an. Der Wirth bezeugte gegen ſeine Frau eine groſſe Freude über mich. Es ſolte nimmermehr gut ſeyn, ſagte er, wenn ich ihn nicht für voll wieder los werden ſolte, und alſo habe ich einen guten Profit gemacht. Der Wirth muſte an einen Kramer eine zimliche Summa auszahlen, und das that er diesmal mehrentheils mit Bazen. Er ſteckte mich ſo unter andere Bazen beim Aufzählen, daß der Kramer meiner nicht anſichtig wurde, ich gieng alſo mit den übrigen durch, ſo wie mancher Schelm unter den Menſchen, in der Geſellſchaft ehrlicher Leute, bei verſchiedenen Gelegenheiten mit durchwiſchet. Ob gleich der Kramer mich endlich fand, ſo ſteckte er mich doch in eine Guge mit andern Bazen, und wir machten zuſammen 5. Thaler aus. Es kam jemand, und wolte eine Louisd'or auswechſeln.

ſeln. Als mein neuer Herr mich fand, gieng er wieder zum Kramer, und gab mich wieder zurük. Anfangs ſchien er ſich zu weigern, mich wieder anzunehmen; denn, ſprache er, es iſt meine Gewohnheit nicht, jemanden mit liederlichen Gelde zu betrügen. Unterdeſſen, weil ſie es ſind, ſo ſchiken ſie denſelben wieder, ſo bald ſie bei mir Waaren hoh'len laſſen, ich will ihn für einen ganzen Bazen nehmen. Der andere that das. Allein, er bekam um 2. kr. weniger Waare. Und wenn ich eine Rechnung anſtellen wolte, ſo wolte ich wohl ſagen, daß ich dem Kramer über einen Thaler Profit gebracht, weil er mich für voll wieder annahm, und immer weniger Waare gab. Endlich behielt mich ein Student, welcher bei dem Kramer Geld wechſelte, und mich entweder aus Grosmuth und ununterſuchtem Weſen, oder aus einer verſchwenderiſchen Nachläſſigkeit, nicht wieder an den Kramer zurük gabe. Dieſer Student, mein Herr! hat von dero Wochenſchrift Nachricht bekomen, und er war begierig, 1. Stuk davon zu leſen. Er kaufte dahero ein Stuk in der Abenddemmerung, und forderte 2. kr. wieder heraus. Nun befinde ich mich in einer Büchſe bei anderer ſchlechten Münze. Ich weis nicht, wozu ich werde beſtimmt werden; denn ohne Zweifel werde ich über kurz oder lang mit meinen Mitverworfenen eingeſchmolzen. Und das ſoll mir lieb ſeyn; denn ich bin des Herumwanderns müde. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie ſo lange aufgehalten habe. Ich weis nicht, wie ich mich unterſchreiben ſolle; denn ich weis ſelbſt nicht mehr, was ich bin. Unterdeſſen will ich jezo den abgeſezten Räthen, Amtleuten, Officiers ꝛc. nachahmen, und mich nach dem nennen, was ich weiland geweſen bin: nemlich

Mein Herr Dero gehorſamer
Doppel Bazen.

Gedanken von der Verläugnung.

Die Tugend hat unter den Menſchen keinen gefährlichern Feind, als das unglükliche Vorurtheil, nach welchem man ſie für eine Laſt und für einen Zwang eines Geſezgebers anſieht. Man meint, wie man nunmehr gottesfürchtig, liebreich und vernünftig ſeyn müſſe, weil Geſeze dazu vorhanden ſind, ſo hätte man auch glükſelig ohne alles ſeyn können, wenn keine Geſeze dazu vorhanden wären. Wenn die Welt die Tugend ſich unter dieſem Bilde vorſtellt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie die Tugend haſſet, denn ſie glaubt eine Beſchwerde zu haſſen. Dieſer unſelige Irthum macht die Menſchen gegen ihr eignes Wohl rebelliſch, und das einzige Mittel zur Glükſeligkeit ihnen zuwider. Man kan daher zum beſten unſeres Geſchlechts keine natürlichere und nöthigere Empfehlung für die ganze Sittenlehre erdenken, als den allgemeinen Beweis, daß die Pflichten derſelben nicht nur vernünftig u. billig, ſondern in der That nichts anders als nothwendige Regeln unſerer eignen Vollkommenheit, als Wegweiſer zu unſerer wahren Wohlfart abgeben. Wenn wir gewis und lebendig einſehen, daß wir keine einzige Vorſchrift der Vernunft und Religion verabſäumen, ohne uns ſelbſt zu ſchaden, ſo werden wir auch begreiffen, daß freiwillig irren und ſündigen eben ſo viel ſey, als in unſer Eingeweide wüten; und daß ein Geſezgeber, der uns durch Drohungen und Verheiſſungen davon zurükruft, einem gütigen Arzte gleiche, der uns eine gute Diät vorſchreibt. So führt uns die Selbſtliebe, dieſes erſte Triebrad unſerer ganzen Natur, zur Tugend, und es leuchtet ſonnenklar in die Augen, daß man rechtſchaffen ſeyn müſſe, um vergnügt zu ſeyn. Alle Begriffe von den Sittengeſezen, Pflichten und Tugenden, die ſich auf dieſe Grundſäze nicht zurük führen laſſen, verkehren die Natur der Dinge; ſie mahlen das höchſte Weſen ſtörriſch und herrſchſüchtig, und das menſchliche Geſchlecht ſklaviſch und unterwürfig ab, da ſie die Herrſchaft GOttes ſelbſt als die gröſte Wohlthat für uns, und unſern Gehorſam, als die kräftigſte Beſorgung unſerer eignen Wohlfahrt abbilden ſolten. Dies würde den Abſichten des heiligen Stifters unſerer Religion gemäs ſeyn, der von der Seligmachung ſeiner Bekenner den Namen führt, und ſein Joch ſanft und ſeine Laſt leicht nennet.

Unter allen Pflichten giebt es vielleicht keine, wogegen ſich die Thorheit der Menſchen heftiger ſträubt, als die Pflicht der Verläugnung. Dieſe ſcheint unſerer Natur auf der alleremxfindlichſten Seiten Gewalt zu thun; denn was ſcheint härter zu ſeyn als Güter zu verlaſſen, die uns gefallen, und die wir lieben? Heist dies nicht uns ein Joch auferlegen, welches wir nur aus Gehorſam ertragen müſſen, und dabei alle unſere Einſicht ſchweigen mus? Es ſcheinet vielleicht ſo, aber dieſer Schein iſt auch alles. Von der Pflicht ſelbſt läst ſich ſehr klar erweiſen, daß ſie eine wahrhafte Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht ſey.

Eigentlich und genau zu reden ſolte man die Verläugnung auch durch eine Verlaſſung kleiner Güter, zu gewiſſer Erhaltung gröſſerer, und durch eine Erduldung geringerer Übel zu gewiſſer Verhütung gröſſerer, erklären. Hierdurch würde man zuförderſt dem gemeinen Begriffe der Menſchen von dieſer Sache begegnen, der oft ſo unbeſtimt iſt, als der Begrif vom Creuze. Man hört manchen Ruchloſen und Unbeſonnenen, der durch ſeine Schuld in Noth gerathen iſt, ſich damit tröſten, daß die Tugendhaften Creuz haben; eben ſo rechnet es mancher Trunkenbold und Ungerechter der Religion ſehr hoch an, daß er, wie er glaubt, die Ausbrüche der Trunkenheit und Gewaltthätigkeit verläugnet. Beides aber iſt eigentlich keine Verläugnung zu nennen; denn weder der Trunkenbold noch der Räuber verläst ein Gut, ſondern vielmehr ein öffentliches Übel und Unheil. Seine Anhänglichkeit an ſeine Laſter, die er ſo hoch anrechnen will, iſt aus der überwiegenden Verderbnis ſeiner Einſichten und Begierden zu erklären, und wenn es ihm ſauer wird tugendhaft zu ſeyn, ſo iſt dies eine neue Folge ſeiner Untugend. Weil es indeſſen nunmehr der urſprüngliche Zuſtand unſerer Natur iſt, daß wir Scheingüter lieben, und daher unſern Vergnügungen oft Gewalt thun müſſen, um wahre Güter zu lieben, ſo läugne ich nicht, daß auch dieſe Aufopferung falſcher und betrüglicher Vergnügungen zuweilen uneigentlich eine Verläugnung genañt wird.

Das erſte Stük der Verläugnung im ſcharfen Verſtande iſt, daß man in derſelben wahre Güter verläst, und wahre Übel erduldet. Man hat bei dieſer Tugend ſchon ſelbſt den Nebenbegrif einer erhabnen und heroiſchen Gemüthsart; denn wer verdient dies Lob mehr als ein Mann, der ſein Glük, ſeine Vergnügungen, ſeine Freunde, ja ſelbſt ſein Leben ſtandhaft und mit Freuden verläst, die ſchmerzhafteſten Empfindungen der Beraubung, der Quaalen, ja des Todes ſelbſt gelaſſen und muthig erduldet? Wie? iſt es möglich, daß irgend eine gründliche und erhabene Tugend auf Irrthum beruhe? wird dieſer Grosmüthige, dieſer Held in der Verläugnung dieſen Namen damit verdienen, daß er Thorheiten, viehiſche Begierden und Laſter liebt, und ſie mit groſſer Mühe gegen die Wahrheit, Mäſſigkeit und Tugend vertauſchet? Dieſer Triumph iſt zu klein und zu unwürdig. Es ſolte ſich dies bei unſerer Natur ſchon von ſelbſt verſtehen. Es ſolte billig gar kein Zwang für ein vernünftiges Weſen ſeyn, das Böſe fahren zu laſſen, und das Gute zu lieben. Die Ehre der Verläugnung beruhet alſo vielmehr darinn, daß wir mit Grunde Dinge für gut, angenehm und liebenswürdig halten, und dieſelben gleichwohl höherer Betrachtungen halber verlaſſen; daß wir mit Recht Dinge an ſich für ſchädlich, unangenehm ja tödlich halten, und ſie gleichwohl höherer Betrachtungen und Hofnungen halben erdulden. Die höhern Grade dieſer Tugend, in welchen eigentlich das Heroiſche liegt, erwachſen aus der Gröſſe, Annehmlichkeit, und langen Genieſſung der Güter die wir fahren laſſen, und aus der Gröſſe und Schreklichkeit der Übel, die wir erdulden. So ſehen wir dem grosmüthigen Biſchof Acaſes von Amida in der Perſiſchen Geſchichte mit Bewegung zu, wie er das geſamte Gold und Silber ſeiner Diöces zu Verpflegung einiger tauſend armer Feinde aufwendet, ſo ſonſt als Kriegsgefangene hätten verſchmachten müſſen: Die Gemüthsfaſſung eines Märtirers aber, der aus Wahl das Liebſte ſo er auf der Welt hat, verläßt, und das Schröklichſte ſo der menſchlichen Natur begegnen kan, übernimt, ſezt uns gar in Erſtaunen.

Das zweite Stük der obigen Erklärung enthält die Schäzung und Ausmeſſung der Güter, die wir in der Verläugnung verlaſſen, und der Ubel, die wir in derſelben übernehmen ſollen. Die Tugend, von der ich rede, würde augenſcheinlich gegen die Natur ſeyn, wenn ſie uns ohne weitere Bedingung ein würkliches Gut, als Vergnügen, Freiheit und Leben fliehen, und ein wahres Ubel, als Schmerzen, Mangel und Verderben ſuchen hieſſe. Sie würde ſich beſſer unter die Befehle eines Tyrannen, der nur blinden Gehorſam fordert, als in die Geſeztafel des allerweiſeſten und gütigſten Geſezgebers ſchiken, der von ſeinen vernünftigen Geſchöpfen Liebe und Gehorſam aus Uberzeugung fordert. Vielmehr müſſen auch hier überwiegende Bewegungsgründe zu finden ſeyn, die unſerer Freiheit zu ſtatten kommen, und ohne welche uns GOtt ſelbſt keine Wahl zumuthet. Dieſe Bewegungsgründe aber ſind bei der Verlaſſung eines Guts 1) weil dies Gut kleiner als ein anderes uns bevorſtehendes Gut iſt, 2) weil es den Beſiz dieſes gröſſern Gutes bei uns hindert, und 3) weil wir deutlich und gewis von ihm einſehen, daß es in Abſicht unſerer dieſe Hinderung verurſache. Eben ſo ſind bei Ubernehmung eines Ubels die Bewegungsgründe 1) weil dies Ubel kleiner iſt als ein anderes uns bevorſtehendes, 2) weil es dies gröſſere bevorſtehende Ubel in Abſicht unſerer aufhebt und hindert, und 3) weil wir von demſelben dies gewis wiſſen. Die Verläugnung iſt alſo nichts anders als der vernünftigſte Gebrauch unſerer Freiheit. Sie heiſt uns nie ein Gut verlaſſen, ohne ein beſſeres an deſſelben Stelle zu ſezen. Der Verluſt den ſie uns auferlegt, iſt ein Tauſch, ja es iſt ein Tauſch mit Wucher. Sie heiſt uns ein Gut miſſen, das wir lieben, ja das unſere Liebe verdient. Um unſere Sehnſucht aber zu tröſten, heiſt ſie uns dies Gut vergleichen. Sie ſtellt es neben ein anderes, welches ungleich gröſſer und liebenswürdiger iſt, welches unſere vernünftige Begierde ſtärker, als jenes erregen mus, welches auf uns wartet, uns aber nie zu theil werden kan, wenn wir nicht das kleinere fahren laſſen. Sie zeigt uns endlich deutlich und überführend, daß hier unſer bisher geliebtes Gut nicht nur klein und verächtlich gegen ein anderes ſey, welches auf uns wartet, ſondern daß es ſo gar den Beſiz dieſes gröſſern und vortreflichern Gutes hindere. In dieſer Geſtalt vertritt die Verläugnung die Stelle einer getreuen Vormünderin, die unſere Wahl auf das Beſte lenkt, die unſere Kleinigkeiten gleichſam umſezt, und gröſſere Stüke dafür einkauft. Auf der andern Seite heiſt ſie uns ein Ubel erdulden, um aber den Unwillen darüber zu mindern, heiſt ſie es uns vergleichen. Sie zeigt uns ein weit gröſſeres Ubel, welches uns treffen müſte, welches aber durch die Erduldung dieſes geringern Ubels gehindert wird. Sie überführet uns endlich, daß wahrhaftig dieſe Erduldung gegen den künftigen Genus gering zu achten, ja daß ſie ein gewiſſes Mittel zu Verhütung des weit gröſſern und ſonſt unvermeidlichen Ubels abgebe. In dieſer Geſtalt vertritt ſie die Stelle eines vernünftigen Arztes, der uns den Schmerz, ja die Abhauung eines Gliedes anbefiehlt, um die Zerrüttung unſeres ganzen Körpers zu verhindern. Dies ſind die Ausſprüche der Vernunft von der Verläugnung. Enthalten ſie nun andere Grundſäze als die Lehren der heiligen Schrift, die dieſer Zeit Leiden mit der Herrlichkeit vergleichen, die an uns ſoll offenbaret werden; dieda behaupten, daß dieſe Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, eine groſſe und über alle Maſſe wichtige Herrlichkeit ſchaffet; die uns dies Sichtbare mit dem Unſichtbaren, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchen heiſſen; die uns befehlen Vater, Brüder, Weib, Kind, uns ſelbſt und unſer Leben in dem Verfolg des höchſten Guts zu verläugnen, und mit Aufopferung der ganzen Welt die Glükſeligkeit jenes Lebens zu ſuchen? Ja! lehren nicht die Beiſpiele aller Tugendhaften eben dies? Warum gebärdet ſich der Weiſe und der Chriſt bei dem Anblike des Todes anders als der Thor und der Unglaubige? Warum ſieht er mit gelasnem Auge auf die geliebte Welt, auf die Thränen ſeiner Freunde, ja ſelbſt auf den ſterbenden Reſt dieſes vertrauten Leibes, den er verlaſſen ſoll, zurüke? Warum erduldet er die tödlichen Schmerzen ſeiner ſinkenden Natur mit Gleichmüthigkeit? Weil ihm die Zukunft mit voller Gewisheit Güter zeigt, die alle Güter dieſes Lebens unendlich überſteigen, und die er ohne Verlaſſung dieſer Welt, und ohne Erduldung der lezten Schmerzen nicht genieſſen kan.

Zwei Hauptregeln zur Ausübung dieſer Tugend flieſſen von ſelbſt aus dem Obigen: erſtlich, wir müſſen deutlich und gewis wiſſen, daß ein Gut, ſo wir verläugnen wollen, uns an dem Beſiz eines gröſſeren wahrhaftig hindere; und zweitens, daß ein Ubel, ſo wir erdulden wollen, uns von einem Gröſſern wahrhaftig befreie. Die Achtloſigkeit gegen die erſte Regel hat Widerſprüche zwiſchen Gütern erſonnen, die bei einander ſtehen können. Sie hat die Tugend zur Einſiedlerin und Menſchenfeindin, und das rechtſchaffene Weſen mürriſch, grob und milzſüchtig machen wollen; denn wer weis nicht, daß gewiſſe trübſelige Menſchen von einer gänzlichen Verläugnung ſolcher Dinge ſprechen, deren Genus in ſehr vielen Fällen mit dem Genus des höchſten Gutes beſtehen kan? Die Verabſäumung der zweiten Regel aber hat die Tugend und Religion mancher Unſeligen gar zur Folterbank gemacht. Sie werden Henker an ihrem eignen Leibe, um dem Teufel zu entgehen, als wenn es nicht ſehr wohl bei einander ſtehen könnte hier auf der Welt eine Cilice zu tragen, ſich zu caſteien, oder gar die Arme zu lähmen, und dort ewig verdamt zu werden, hier ein büſſender Cartheuſer oder Brahmen zu ſeyn, und in jener Welt die Schmerzen der Hölle zu fühlen.

Endlich werde ich nach allen dieſen Betrachtungen, die, wie ich hoffe, nicht ungegründet ſind, meinen Leſern zu beweiſen nicht nöthig haben, daß dieſer Theil unſerer Sittenlehre und Religion höchſtvernünftig iſt: denn was iſt der Vernunft und Freiheit gemäſſer als ein gröſſeres Gut einem geringern, und die Erduldung eines geringern Ubels, der ſonſt unvermeidlichen Erduldung eines weit gröſſern vorzuziehen? Ich werde nicht erſt darthun dürfen, daß die Ruhe des Lebens von der Verläugnung abhänge, denn worinn beſteht die Ruhe dieſes Lebens anders, als in dem Genus ſo groſſer Güter, und in der Erduldung ſo kleiner Ubel als möglich iſt? Ich werde endlich als von ſelbſt klar annehmen können, daß die Gebote des höchſten Geſezgebers, die uns zu dieſer Tugend verpflichten, wahrhafte Gnadenzeichen und Wohlthaten für unſer armes Geſchlecht ſind; denn was iſt grosmüthiger als die Menſchen zu ihrer eigenen Wohlfahrt, und zwar zu dem höchſten Gute jedesmal am meiſten zu verpflichten; ja ſie nicht nur dazu zu verpflichten, ſondern ihnen auch zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten, übernatürliche und göttliche Kräfte anzubieten? Kan die Tugend und zugleich der Geſezgeber der Tugend liebenswürdiger gedacht werden?

Wie eines Säuglings ſchwache Tritte
Der Mutter treues Leitband lenkt,
Und Wohl und Fall bei jedem Schritte
An dieſem weichen Zwange hängt,

So ſchließt den Sterblichen zum Heile
Des Schöpfers huldreich Ja und Nein
Ihr Leben in die ſanften Seile
Der Wohlfahrt und der Tugend ein.

Nachricht von einem ſeltenen Beinbruche.

Ein Reuter von ohngefähr 40. Jahren, welcher auch in den Lägern des Bachus und der Venus einen ſtarken Streiter vorgeſtellet haben ſoll, verſpürte ſchon vor vielen Jahren einen ſtarken Andruk vom güldnen Aderflus. Es blieb aber lediglich bei dieſen Bewegungen, und die güldene Ader erſchien nicht flieſſend. Als er hierauf in dem ſchleſiſchen Feldzuge einen tiefen Hieb in den Kopf erhielt, und ihm wegen Ungemächlichkeit der Luft und des Wetters der hizigſte Weingeiſt immer reizender wurde, vermehrten ſich die ſchmerzhafteſten Neigungen zur güldnen Ader nicht nur immer ſtärker, ſondern er erlitt auch dabei gichtiſche Anfälle, welche er auch in ſein hieſiges Standquartier mitbrachte. Beſonders aber empfand er einen tauben Schmerz, wie er ſich auszudruken pflegte, in der Mitte des linken Schenkelbeins. Dieſe ſchmerzhafte Empfindung hielt lange an, und war täglich ſtärker, bis er ſich endlich nicht mehr getraute, auf dieſen Fus zu tretten, aus Beiſorge, er möchte ihn in dieſer Gegend zerbrechen. Dieſes erfuhr er auch bald nachher. Denn als er im Stalle, um ſein Pferd zu tränken, den Eymer aufhob, verſpürte er, daß in der Mitte gedachten Schenkelbeins ſich der Untertheil allmählich auswärts bog und wirklich abbrach, weswegen er ſogleich genöthiget wurde, ſich auf die Erde niederzuſezen. Der herbei gerufene Wundarzt erſchrak über dieſen ohne vorhergegangene gewaltſame Urſache geſchehenen Beinbruch, und ſuchte ſogleich nach der Kunſt die Knochen an einander zu bringen, auch alles nöthige zur Heilung zu beſorgen. Nach Verlauf von 4. Wochen ſchienen zwar die Knochen ſich an einandergegeben zu haben, indem der Patient den ganzen Fus gemächlich aufheben konnte, auch keine ſonderliche Geſchwulſt vorhanden war. Allein die Freude dauerte nicht lange; denn der ganze Fus fieng allmählich an, widernatürlich anzuſchwellen, und erhielt in der Gegend des Bruchs zulezt eine Mannsdike. Die kräftigſten Mittel wurden zur Verminderung der Geſchwulſt vergebens angewand. Und da der linke Fus ein Zuſammenflus aller Säfte ward, ſo war es kein Wunder, wenn der ganze Körper abgezehret, und einem Gerippe ähnlich wurde. Der Harn wolte nicht flieſſen, der Hodenſak aber ward von einem ſtinkenden Waſſer ungewöhnlich ausgedehnet, und aus den Häuten deſſelben drang eine ſo groſſe Menge Feuchtigkeit hervor, daß täglich kaum einige Handtücher hinreichend waren, dieſelbe einzunehmen. In dieſen Umſtänden wird ihm der Brantewein von ſeiner Frau und Angehörigen im Überflus heimlich zugebracht, und er genos denſelben ſo lange, bis ihn der Tod dieſes Freundes beraubte. Wenn es eine Fabel wäre, daß dieſer Menſch ſein gröſtes Labſal in hizigem Getränke gefunden, und ſich dadurch in ſolche bejamernswürdige Umſtände geſezt, ſo würde ich die Lehre daraus ziehen, daß man ſich vor ſeinem beſten Freunde in Acht zu nehmen habe. So viel iſt wohl gewis, daß auſſer dem ſtarken Getränke ein ſeit langer Zeit aufbehaltenes veneriſches Gift eine ſolche Schärfe in den Säften erzeuget habe, daß dadurch endlich der Schenkelknochen angefreſſen werden, und darauf dieſer ſeltene Beinbruch erfolget iſt. Ich bedauerte, daß mir nicht erlaubt war, nach dem Tode den Körper zu öffnen, und die Beſchaffenheit des linken Schenkelbeins genau zu unterſuchen.

Anmerkung über die Erzeugung der Kornwürmer.

Mein Herr.

Ich mus mich einmal auch an die Ungeziefer machen, und ihnen, mein Herr, etwas davon berichten. Doch erſuchen ſie in meinem Namen alle Wirthſchaftsverſtändige, wenn ich bei dieſer die Haushaltung betrefenden Sache nicht allezeit der unter ihnen gewöhnlichen Kunſtwörter mich bediene, mir ſolches zu vergeben. Da ich mich, wie ſie wiſſen, jezo an einem Orte aufhalte, wo ich wenig Umgang haben kan, auch auſſer denen wenigen zu meiner Verrichtung nöthigen Büchern, keine andere bei der Hand habe; ſo mus ich auch auf allerlei Mittel bedacht ſeyn, die Abende auf eine gute Art, und doch nicht ganz unnüzlich hinzubringen. Ich nehme alſo bald einige Steine, bald andere Sachen zur Hand, und beſehe ſolche, um meine Gedanken dabei zu haben.

Neulich klagte jemand, daß ſein Roggen voller Kornwürmer wäre, und zwar von derjenigen Art, welche klein, ſchwarz, und geflügelt ſind. Es iſt bekannt, wie ſchädlich dieſe Ungeziefer dem Korn ſind. Sie freſſen es aus, und fangen gemeiniglich an derjenigen Spize an, wo der Kern ſizet, und machen es alſo beſonders zur Ausſaat ganz untüchtig. Der arme Mann vermeinte, ſie müsten doch in denen wenig Wochen gewachſen ſeyn, da er das Korn auf ſeinem Boden liegen hätte, denn als er es gekauft, wäre es ganz rein geweſen, und glaubte er, weil es zu der Zeit ſcharf geregnet, als es ihm der Fuhrmann gebracht, ſo müste es ſeyn feucht geweſen, und würde ſich alſo auf ſeinem Kornboden erhizet haben, und daraus müsten dieſe Kornwürmer erwachſen ſeyn. Dieſe Sache ſchien mir eines mehrern Nachdenkens werth zu ſeyn, ich entſchlos mich alſo, einen kleinen Verſuch damit anzuſtellen, und ſehen ſie, wie ich es gemacht habe. Ich lies mir ohngefehr 2. Loth ganz reines, trocknes Korn geben, worinne noch kein Kornwurm zu ſpüren war: dieſes Korn feuchtete ich, doch gar ſehr wenig an, ſchüttete ſolches in ein breites reines Bierglas, welches ich oben mit weiſſem Papier zudekte, in das Pappier aber einige kleine Löcher mit einer Nadel ſtach. Dieſes geſchahe den 20ſten des verwichnen Wintermonats. Dieſes Glas ſezte ich auf einen warmen Ofen. Sie werden, mein Herr, wohl ſelbſt einſehen, daß ich es nicht auf einen nach hieſiger gewöhnlicher Art halb glühend gemachten eiſernen Ofen werde geſezet haben; denn es war ein Glas; ſondern ich ſezte es in die Höhe, da ich nur immer die Hand ganz gemächlich leiden konte, und wo es alſo nur laulich war. Den 21ſten beſagten Monats ſahe ich wieder nach, und fand keine Veränderung an meinem Korne, auſſer daß es ſich in ſich ſelbſt etwas erhizet hatte; Dieſe Erhizung hatte ſich den 22ſten noch vermehret, und die Körner waren etwas aufgelauffen; Ich machte einige derſelben auf, und betrachtete ſolche durch ziemlich ſtarke Vergröſſerungsgläſer, ohne daß ich etwas anders wahrgenommen hätte, als daß das innerliche Mehlige weich, feucht, und als ein Brei geworden war, welcher aus ſehr zarten Fäſern beſtund. Den 23. hatte auch dieſer Umſtand mehr zugenommen, den 24. aber war dieſer innerliche Kern, wie ich ihn nennen will, als eine dike Milch anzuſehen, die vorigen Fäſern konte ich auch nicht mehr ſo wahrnehmen, daraus ich ſchlos, daß ſolche durch die vorgegangene Gährung ganz aufgelöſet worden. Ubrigens waren die Körner noch ganz, aber ſehr ausgedehnet, ſo daß ſie halbdurchſichtig, und der Farbe nach nicht mehr grau, wie ſonſt, ſondern gelblich ausſahen. Den 25. hatte dieſe Durchſichtigkeit noch mehr zugenommen, und das innerliche mehlige Weſen, war noch wie des vorigen Tages ganz milchig und von Farbe etwas blaulig. Ich öfnete einige derſelben behutſam, und fand in verſchiedenen durch Hülfe der Vergröſſerungsgläſer, recht in der Mitten einen kleinen rothen Punkt, an welchem ein zarter Faſen hing, der durch eines meiner ſtärkſten Vergröſſerungsgläſſer, kaum als ein Haar ſtark zu ſeyn ſchiene. Mehreres konte ich vor dieſes mal nicht entdeken. Den 26. war dieſer Punkt ſchon etwas gröſſer geworden, aber nicht mehr ſo ſchön roth, ſondern mehr dunkel oder braunroth, auch war der daran befindliche Faſen etwas ſtärker geworden. Den 27. fand ich ſchon, daß in meinem Korne ein paar Kornwürmer ausgekrochen waren, und ſich darinne nährten. Bei Eröfnung einiger Körner aber ſahe ich, daß der rothe Punkt ſchwarz, der Faſen diker, das Ganze aber lebendig war. Der Faſen war bräunlich und an dem geweſenen ſchwarzen Punkte konte ich die Augen durch die Vergröſſerungsgläſer wahrnehmen. Den 27. konte ich wegen Abweſenheit nicht nachſehen. Den 28. fand ich daher meine Würmer im Glaſe ſehr vermehrt, in einigen aufgemachten Körnern aber dieſe Ungeziefer in ihrer gehörigen Gröſſe, doch nicht ſo dike und noch ohne Flügel; Ich nahm wahr, daß, wenn ſie zu dieſer Gröſſe gelanget waren, ſo fraſſen ſie ſich bei dem Keime durch, und da ich den 29. einige zu belauren ſo glüklich war, daß ſie faſt durch waren, ſo bemerkte ich, daß ſich alsdenn ihre kleinen Flügel erſt entwikelten. Hätten mich meine andere nöthige Verrichtungen nicht verhindert, ſo würde ihnen vielleicht noch ein weitläuftigeres Tageregiſter von dieſer Kornwürmerheke überſenden können; allein ſo habe ich nach der Zeit nicht alle Tage ſo genau mehr Achtung geben können, weil ich bald abweſend, bald aber bis in die Nacht auſſer dem Hauſe, bei Lichte aber ſolche Bemerkungen vorzunehmen, gehet, wie ſie wiſſen nicht wohl an. Uberhaupt aber mus ich freilich geſtehen, daß dieſer meiner Bemerkung ein groſſes Theil der gehörigen Vorſichtigkeit fehlet: allein ich bin auſſer Schuld. Ich hätte ſollen das Gewichte des Waſſers anmerken, allein wo habe ich hier eine genaue Wage? Ich hätte ſollen die Grade der Wärme nach dem Thermometer anzeigen, aber wo habe ich eines? Solte dieſe Bemerkung vielleicht ſchon bekannt ſeyn, ſo laſſen ſie ſolche ja aus ihren Beluſtigungen, und nehmen ſolche blos als ein Zeichen an, daß ich an ſie und an die phyſikaliſche Beluſtigungen gedenke. Glauben ſie aber, daß ſolche nicht ganz unnüze ſey, ſo ſtehet ſolche zu ihrem Befehl. Wenigſtens glaube ich, daß ſolche Wirthſchaftsverſtändigen nicht ganz unangenehm ſeyn wird. Bei dieſem Verſuche mus ich nun noch meine Meinung mit wenig Worten entdeken. Ich glaube, daß die Erzeugung dieſer Würmer, aus den hineingelegten Eyergen der Kornwürmer entſtehe, und daß derſelben Ausbrütung blos auf den gehörigen Grad der Wärme ankomme, dieſen erhalten ſie durch die innerliche Erhizung eines ſolchen feuchten, und dichte über einander liegenden Kornes. Es erhellet aber auch zu gleicher Zeit hieraus das Mittel, wie ſolches zu verhüten iſt; wenn man nämlich ein dergleichen Korn, 1) dünne aufgeſchüttet, 2) auf einen ſolchen Boden, welcher nicht über einer Stube gelegen, von welcher eine beſtändige Wärme in die Höhe ſteiget. 3) Weñ man ſolches fleiſſig umwendet, und wie es die Hauswirthe nennen, durchwurfelt. Was mich in dieſer Meinung noch mehr beſtärket; iſt 1) daß das Korn des gleich Anfangs erwehnten Mannes von den Eſeltreibern gebracht worden. Dieſe Leute haben den Gebrauch, daß wenn das Korn nicht durch den Regen feucht wird, ſo feuchten ſie es ein wenig an, damit es aufquillt, und im Meſſen deſto beſſer ſcheffelt. 2) Hatte dieſer Mann es über ſeiner Wohnſtube liegen, welche auf eine unerträgliche Art täglich geheizet ward. 3) Giebt es der Augenſchein und die Erfahrung, daß, wenn zur Erndezeit groſſe Näſſe einfällt, und das Korn auf dem

Halme ſehr nas wird, ſo entſtehet das ſogenannte Brand- und Mutterkorn daraus, welches durch die Näſſe ſich innerlich erhizet, ſchwarz, gros und ausgedehnet wird, in ſich aber einen milchweiſſen Saft hat, welcher nicht ſelten ganz blaulig wird, auch ein blaues Mehl giebt, und wenn es gar zu häufig unter dem andern Korne iſt, nicht ſelten Krankeiten denenjenigen zuziehet, die es genieſſen. Dieſe Krankheiten entſtehen aus der Gährung, welche das davon gebakene Brod verurſachet. Doch halte ich mich zu weitläuftig bei dieſer Sache auf, beſonders da der unermüdte Herr D. Lange, ſchon vor einiger Zeit ſeine Gedanken von dem Brandkorne und dem daraus entſtehenden blauen Mehle und Brode mitgetheilet hat.

Leben ſie wohl.

Bennekenſtein, den 14. des Chriſtm. 1752.

D. Johann Gottlob Lehmann.

Nachricht von einem widernatürlichen Harnflus.

Es hat zwar der berühmte Herr von Haller, in ſeinen gelehrten Anmerkungen über Boerhaaves Schriften, verſchiedene ähnliche Beobachtungen berühmter Aerzte beigebracht: die beſondern Umſtände aber, welche bei der Meinigen vorkommen, ſcheinen mir ſo merkwürdig zu ſeyn, daß ich dieſelben anzuzeigen, kein Bedenken trage. Eine Frau von ohngefähr 30. Jahren empfand einige Tage nach der Geburt in der Gegend der Blaſe die heftigſten Schmerzen, nebſt einem Krampfziehen. Sie war bei dieſen Zufällen nicht im Stande, einen Tropfen Harn zu laſſen, und die fortdauernde Verhaltung vermehrte ihre Schmerzen. Wider alles Vermuthen merkte ſie, daß ſie am Unternleibe nas ward. Nach genauer Unterſuchung befand ſich, daß der Urin aus einer kleinen Oefnung in der Mitte des Nabels hervortratt, und zwar täglich in ſolcher Menge, als nach und nach bei geſunden Perſonen durch den ordentlichen Weg abzugehen pflegt. Die arme Frau befand ſich dieſes unordentlichen Fluſſes wegen um ſo mehr in groſſer Verlegenheit, da ſich die Schmerzen nicht nur nicht legten, ſondern auch ſie noch dabei beſtändig einen naſſen Leib hatte. Nachdem der Urin acht Tage lang dieſen ungewöhnlichen Weg genommen hatte, und die Frau durch öfters anhaltendes Drängen den Urin durch den ordentlichen Harngang zu befördern ſuchte, ſo fieng er endlich wieder an, ſeinen ordentlichen Weg zu nehmen. Er war aber mit vielem Eiter vermiſcht: woraus nicht unwahrſcheinlich zu ſchlieſſen iſt, daß in der Gegend des Blaſenſchliesmuskels ein Geſchwür müſſe geweſen ſeyn, worauf ſich, nachdem der Eiter durchgebrochen, die krampfhaften Zuſammenziehungen vermindert haben, da denn hernach der Urin ſeinen natürlichen Ausflus wieder bekommen. Nach der Zeit hat ſich der widernatürliche Abflus des Harns durch den Nabel nicht nur nach und nach gelegt, ſondern es hat auch der Urin gar bald ſeine natürliche Beſchaffenheit wieder erhalten.

Es erhellet aus dieſer Beobachtung, daß bei dieſer Frau das ſogenannte Blaſenband (Vachus,) welches bei Erwachſenen gemeiniglich zu einem feſten Bande geworden, noch müſſe offen geweſen ſeyn. Imgleichen iſt hieraus abzunehmen, daß die Heilung der verlezten Blaſe lediglich durch Hülfe der Natur geſchehen ſey; nicht weniger iſt daraus wahrſcheinlich, daß in den lezten Zeiten der Schwangerſchaft der Druk des Kindes gegen den Blaſenhals, oder einige gewaltſame Umſtände bei der Geburt, eine Anhäufung und Stokung des Bluts in der Blaſe, und endlich gar ein Geſchwür müſſen verurſachet haben. Es iſt ſchwer zu glauben, daß, wenn bei dieſer Perſon das Blaſenband nicht offen geweſen wäre, der Urin durch andere Zugänge ſinen Ausflus würde erhalten haben, und die Magendrüſen dürften wohl nicht ſo gefällig geweſen ſeyn, das Abſonderungswerk zu verrichten, wie bei einer gewiſſen Nonne, welche den Urin zu einer gewiſſen Zeit ausgebrochen hat, geſchehen iſt, und wovon im 3. Theile der Tümmigiſchen Verſuche der Erläuterung der Begebenheiten der Natur Meldung geſchieht. Nunmehr befindet ſich dieſe Frau wieder recht wohl, und eine nachher wiederum erfolgte Schwangerſchaft und Geburt ſind nicht von dergleichen ſeltenem Zufalle begleitet worden.

Vorſchläge, die Luft zu reinigen und zu erfriſchen.

Da man ohne Widerrede behaupten kan, daß die meiſten Menſchen in das allerſchönſte Mägdchen nie ſo verliebt ſind, als in ihr eigenes Leben; ſo ſollte man natürlicher Weiſe nicht anders ſchlieſſen, als daß noch kein Mittel in der Welt erfunden worden ſeyn müſte, die entſezlichen Gefahren zu vermeiden, denen uns eine unreine Luft ausſezet, weil man ſieht, daß ſie von niemanden gebraucht werden. Es ſind aber deren nicht allein genug vorhanden, ſondern ſie werden uns auch ſogar öfters angeboten, ja faſt aufgedrungen; und vielleicht iſt eben dieſes die Urſache, warum ſie niemand gebrauchen will. Ein angebotenes Glük höret auf, ein Glük zu ſcheinen, und es wird gar zur Laſt, wenn man es nicht ausſchlagen kan. Daher hat der Herr von Hagedorn ſehr wohl geſagt:

Ein guter Rath iſt immer gut.
Doch lerne man die Wahrheit klüglich
ſagen:
Der Lehren Kraft und Glük beruht
Nur auf der Kunſt, ſie vorzutragen.

Damit es nun nicht das Anſehen haben möge, als ob ich den Leſern meine Regeln ſelbſt aufdringen wolte; ſo will ich dieſe Betrachtungen unterbrechen, und ihnen dagegen etwas von dem Nuzen erzählen, den man den Pflanzen und Gewächſen dadurch leiſten kan, wenn man ihnen eine reine Luft giebt. Auf dieſe Weiſe nimmt auſſer dem Menſchen, noch ein anſehnlicher Theil der Schöpfung an meinen Vorſchlägen Antheil, und wenn die Eigenliebe nicht ſtark genug iſt, den Hochmuth des Herzens zu überwinden, ja, wenn ihn die Furcht des Todes ſelbſt nicht demüthigen kan; ſo wird es doch vielleicht der Eigennuz vermögen, der noch viel gröſſere Gewalt über die Menſchen zu haben ſcheint. Es hat Leute gegeben, die lieber auf ihrem Geldkaſten verbrannt ſind, als daß ſie denſelben, für die Rettung ihres Lebens, hätten im Stiche laſſen ſollen. Vielleicht ſchaft ſich mancher eine Maſchine an, um eine Orangerie, oder eine Sammlung anderer ſeltener Gewächſe, vom Untergange zu erretten, den die Furcht, zu ſterben, oder ſich ungeſund zu machen, nicht hat dazu überreden können. Joſeph Acoſta erzählt von Weſtindien, daß daſelbſt an manchen Orten die Metalle dergeſtalt von der Luft angegriffen würden, daß man ſie mit den Fingern zerreiben könnte: und, wenn man dem Varenius Glauben zuſtellen darf; ſo verzehrt die Luft auf den Aſoriſchen Inſeln eiſerne Platten in kurzer Zeit, dergeſtalt, daß ſie in einen Staub verwandelt werden. Hat nun dieſes Element, wenn es fremde Theile in ſich enthält, eine ſolche Gewalt auf die Metalle: wie viel eher wird es nicht, in den Pflanzen wichtige Veränderungen hervorzubringen, im Stande ſeyn! Hieraus erhellet ſchon einigermaſſen die Nothwendigkeit, beſonders den empfindlichen Gewächſen, beſtändig eine reine Luft zu verſchaffen. Nehmen wir aber die Beobachtungen und Urtheile erfahrner Gartenverſtändigen noch dabei zu Hülfe; ſo lernen wir, daß dieſe Vorſicht wenigſtens eben ſo nöthig ſey, als die, den Pflanzen ein fruchtbares Erdreich und den gehörigen Grad der Wärme zu geben. Der Verfaſſer der Agrémens de la Campagne verlangt, daß man die zarten Pflanzen eben ſo, wie empfindliche Perſonen, gegen den Einflus unreiner Lüfte verwahren müſſe, weil ſie ſonſt eben ſowol davon umkommen müſten. Herr Hales erinnert, in ſeiner Statik der Gewächſe, daß ſich mit dem Safte, der die Pflanzen ernähret, eine groſſe Menge Luft vermiſche, die ſich ſelbſt ihrer Subſtanz einverleibet. Daher rechnet er dieſes mit unter die Abſichten der guten Bearbeitung und Zurichtung der Erde, daß ſie dadurch viel fruchtbarer werden mus, wenn ſich viele Lufttheile mit ihr vermiſchen. Der Verfaſſer des Tractats von den Ranunkeln dringet ganz beſonders darauf, allen Pflanzen, die in Gewächshäuſern aufbehalten werden müſſen, beſtändig eine friſche Luft zu verſchaffen, und führt den Ferrari an, welcher, um den ſo ſehr empfindlichen Arabiſchen, oder Alexandriniſchen Jesmin ſicher zu erhalten, beſonders warnet, daß man ihn nicht allzuenge eingeſchloſſen halten, ſondern von Zeit zu Zeit friſche Luft zulaſſen ſoll. Man findet, im erſten Bande des Oeconomiſchen Journals, einen Aufſaz von neuen Oefen, die Gewächshäuſer zu heizen, deſſen Verfaſſer die Nothwendigkeit, den Gewächſen friſche Luft zu geben, beſonders aus dem Grunde darzuthun ſucht, weil ſie nicht anders, als wie die Thiere, Athem holen ſollen. Ohne die Richtigkeit dieſer Meinung zu unterſuchen, kan man doch ſo viel, als gewis, zum Voraus ſezen, daß die Pflanzen eine erſtaunliche Menge von Luft in ſich ziehen, und eben ſo viel wieder von ſich dünſten. Ich übergehe hier die vielen Verſuche des Herrn Hales, woraus dieſes ganz unwiderſprechlich erhellet, und will nur, zur Beſtätigung dieſer Sache, noch anmerken, daß Herr Woodward behauptet, America ſey anfangs den Europäern ſehr ungeſund geweſen, weil es voller Wälder und Gebüſche geſtanden, welche mit ihren vielen Ausdünſtungen die Luft verunreiniget hätten, und es ſey dieſelbe jezo rein und troken, nachdem man dieſe Wälder ausgerottet, und das Land angebauet hätte. Der Uberſezer ſeines Aufſazes hat im dritten Bande des Hamburgiſchen Magazins eine Anmerkung beigefüget, die dieſes noch mehr beſtätiget. Die Inſel Madera, ſagt er, war, wie man ſie zuerſt zu bewohnen anfing, ſo waldicht, daß man, um ſich Plaz zu machen, die Waldungen anzünden muſte. Jezo iſt daſelbſt die Luft vollkommen heiter: aber Gonſalvo, der 1544. von dem Portugieſiſchen Prinzen, Heinrich, abgeſchikt ward, ſie in Beſiz zu nehmen, ſahe ſie bei ſeiner Annäherung mit einer diken Wolke bedekt, die auch ſeine Schiffsleute in ſolche Furcht ſezte, daß ſie zurük kehren wolten. Ja, es war vor dieſen Zeiten eine beſtändige Erzählung bei den Portugieſen, daß die Inſel durch einen undurchdringlichen Nebel vor menſchlichen Augen verdekt würde, wovon der Aberglaube allerlei Auslegungen machte. Der Herr von Ludwig hat, im zweiten Stüke der Halliſchen Anzeigen von 1729. als eine Urſache der vielen troknen Jahre angegeben, daß ſo viele Seen, Sümpfe und Teiche abgeleitet worden. (Davon in dem 2ten Theil des Referendarii pag. 105. eine beſondere merkwürdige Abhandlung befindlich) Wären ihm Woodwards Gedanken bekannt geweſen; ſo würde er auch die Ausrottung ſo vieler Wälder dazu geſezt haben. Wenn man nun bedenkt, daß ein jedes Dunſtbläschen mit Luft angefüllet ſey; ſo mus man erſtaunen, wie häufig dieſelbe in die Pflanzen hineindringet, und wie innig ſie ſich mit ihrer Subſtanz vermiſchet. Iſt nun eine ſolche Luft unrein; ſo thut ſie gewis den Pflanzen eben den Schaden, den ſie in den Thieren verurſacht, wenn auch die erſtern gleich nicht reſpiriren. Denn die Lunge iſt ohnedem, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Ort nicht, wo die meiſte Luft in unſere Säfte hineindringet; ja, es iſt noch nicht einmal ausgemacht, ob ſich in der Lunge ganz und gar Luft mit dem Blute vermiſchet.

Die Ausdünſtungen der Pflanzen ſind, in Abſicht ihrer, nicht weniger gefährlich und anſtekend, als, in Abſicht der Thiere, die thieriſche Ausdünſtungen. Die meiſten Gartenverſtändigen führen Gründe an, dieſes zu beweiſen: allein die Erfahrung kan mir hier, wo ich die Kürze vorziehen mus, ſtatt aller Beweiſe dienen. Gebet euren Gewächſen das beſte Erdreich: gebt ihnen in den Gewächshäuſern den gehörigen Grad der Wärme: ſie werden doch alle verderben, wenn ihr die Luft nicht erneuert. Verſchlieſſet die Saamen der Gewächſe, daß ſie die freie Luft nicht berühren kan; ſo werden ſie in kurzer Zeit verderben, weil ſie in ihren eigenen Ausdünſtungen eingeſchloſſen ſind. Daher hat Herr Reichhard wohl angemerkt, daß man ſie nicht allein jährlich zweimal durchſieben, und an die Luft bringen, ſondern auch die Schränke, worinn ſie aufbehalten werden, an luftige Oerter ſtellen ſoll, damit der Wind einigermaſſen durchſtreichen kan. Alle dieſe Betrachtungen machen es nüzlich und nothwendig, auf bequeme Mittel zu ſinnen, wie man, ſowol Menſchen und Thieren, als auch den Gewächſen, beſtändig eine friſche Luft verſchaffen könne. Ich hoffe daher, wenigſtens einigen Leſern dadurch einen Dienſt zu erzeigen, daß ich einige ſolcher Mittel anführe, worunter ſie die Wahl haben können. Der Verfaſſer der Agrémens de la Campagne hat für die Treibhäuſer ein Mittel vorgeſchlagen, von welchem zu wünſchen wäre, daß es allemal hinlänglich ſeyn möchte. Er verlanget, daß man durch Eröfnung der Thüren und der Fenſter eine Zugluft verurſachen ſoll. Weil aber dieſes bei ſtrenger Kälte nicht angehet; ſo ſoll man in ſolchem Falle die Orangerien und dergleichen mit reinem Regenwaſſer unten leicht beſprengen, welches deſto beſſer ſeyn wird, je kälter es iſt. Hierauf ſoll man ſtärker einheizen, damit ſich die Theilchen des Waſſers abſondern und ausbreiten mögen. Wenn inzwiſchen dieſes Mittel, eine Zugluft zu machen, bei den Gewächshäuſern nicht wohl, durch die Eröfnung der Thüren und Fenſter, bewerkſtelliget werden kan; ſo iſt es doch, bei andern Gelegenheiten, mit groſſem Nuzen zu gebrauchen. So würde man z. E. ſehr wohl thun, in den Wohnzimmern, alle Morgen eine halbe Stunde, Fenſter und Thüren zu eröfnen, und dieſes beſonders im Winter zu beobachten. Man könnte, wenn ein Ofen geheizt, und das Holz darinn zu Kohlen gebrannt iſt, die Fenſter und Thüren eröfnen, damit ſich der erſte und ſchädlichſte Dunſt verlöhre, und könnte man dieſes des Nachmittags wiederholen. Am allerbeſten wäre es, dem Rathe des Herrn Hales zu folgen, welcher die Oefen und Stuben in Teutſchland, desgleichen die neue Erfindung, Röhren, die eine erhizte Luft in Wohnzimmer bringen, als Sachen verwirft, die der Reſpiration Schaden thun, und dagegen die Camine, nach gewöhnlicher Art, anpreiſet, worinn das Feuer nicht anders, als durch beſtändig friſche Luft, unterhalten wird; welcher neue Zuflus von Luft die ſchädlichen Dünſte wegtreibet, mit denen die erſte Luft beladen war. Bei dieſer Gelegenheit verdienet auch eine gewiſſe hieher gehörige Anmerkung des Herrn Hales angeführet zu werden. Ich habe, ſagt er, von einem alten Schiffsmanne erfahren, daß, wenn die Luft in der Bucht oder Cajüte ſchlimm, und von Dünſten angeſtekt wird, die Wände abgewaſchen, und allenthalben mit Eſſig beſprenget werden. Aus dieſer Wahrnehmung des Herrn Hales hat Herr Bigot de Morogues Gelegenheit genommen, eine ſehr ſchöne Regel zu geben, welche man nicht allein auf den Schiffen, ſondern auch ſonſt überall mit groſſem Nuzen wird anwenden können. Man ſoll nämlich oft räuchern, entweder, indem man glühende Stükkugeln in Weineſſig ablöſchet, oder Pulverklümpchen, die mit Eſſig angefeuchtet worden, anzündet. Dieſes lezte Mittel iſt vortreflich. Man weis, daß der Weineſſig, zumal der weiſſe, ein bewährtes Mittel gegen die Peſt ſey, wenn man damit räuchert.

chert. Er reiniget die Luft, und erfriſchet ſie. Der im Pulver befindliche Salpeter verdünnet die Luft merklich, und machet eine neue, welche alle Eigenſchaften einer natürlichen Luft hat, ohngeachtet ſie gekünſtelt iſt. Zwar verſchluket der Schwefel etwas davon: allein deswegen mus man ihn nicht verwerfen, indem er eine Vitrioliſche Säure bei ſich führet, welche Alkaliſche Materien ſehr geſchwind ergreift, und ſich mit ihnen auf das genaueſte vereiniget. Solchergeſtalt kan er eine mit ſolchen Dünſten erfüllte Luft vortreflich reinigen.

Fernere Vorſchläge, die Luft zu reinigen und zu erfriſchen.

Gleichwie ich in dem vorhergehenden Aufſaze von dem Nuzen gehandelt habe, den eine reine Luft, ſowohl den Menſchen und Thieren als Gewächſen ſtiftet; als werde mich nun beſtreben, ſolche Mittel in Vorſchlag zu bringen, (welche in Engelland allererſt erfunden worden) wie nemlich eine reine und geſunde Luft leicht verſchaft werden kan? Die Schiffer, wie vielen bekannt ſeyn mus, haben ſich beſtändig viel Mühe gegeben, den Schiffsraum von der ſchädlichen Luft zu reinigen, die ihnen ſo viel Schaden an ihrer Geſundheit thut. Sie haben ſich bisher eines langen Schlauches von Leinwand bedienet, der ungefähr die Geſtalt derjenigen Schläuche hatte, durch welche man das Getraide von den Kornböden in die Wagen herab laufen läſt. Sie hängen dieſen Schlauch an eine Rhaa: da denn der Wind oben hinein, und zum untern Ende wieder heraus fähret. Dieſes Mittel wäre ſehr bequem, wenn nur nicht die Unbequemlichkeit dabei wäre, daß es bei einer Windſtille nicht zu gebrauchen iſt, und daß es ſich überhaupt beſſer beim Stilleliegen auf der Rheede, als während dem Segeln, anwenden läſt. Denn in dem lezten Falle fähret der Wind mit allzugroſſer Gewalt durch den Schlauch zwiſchen die Verdeke; und da man ſeiner Heftigkeit nicht allzuwohl abhelfen kan: ſo verurſacht er, nach der Meinung vieler Schiffer, Bruſtkrankheiten und Flusfieber. Dieſes hat den berühmten Herrn Hales veranlaſt, auf eine Maſchine zu ſinnen, welche dergleichen Unbequemlichkeiten nicht hat, davon ſchon in dem 3ten Theil des Referendarius pag. 263. gedacht worden.

Wer eine genauere Beſchreibung dieſer Maſchine verlanget, als dieſe iſt, die ich, wegen ihrer Kürze, aus des Herrn Bigot de Morogues Aufſaze, von der verdorbenen Luft auf den Schiffen, entlehnet habe, der kan ſie auch nicht nur im vorgedachten Referendario pag. 265. 3ten Theils, finden, ſondern auch ſich von pag. 247. ibid. von der Eigenſchaft der Luft beſſere Begriffe machen. Ich überhebe mich der Weitläuftigkeit, die die Beſchreibung derſelben hier erfordern würde, da die Maſchine des Herrn Hales gewiſſermaſſen als eine Verbeſſerung derjenigen des Herrn Deſaguliers angeſehen werden kan: damit ich die ſehr einfache und ſchöne Erfindung des Herrn Sutton hier einrüken kan, die in der Abſicht noch vor des Herrn Hales ſeiner auf Schiffen den Vorzug verdienet, daß nicht die geringſte Mühe und Arbeit dabei nöthig iſt, und kein Plaz dadurch weggenommen wird. Die Menſchen wollen gern vortrefliche Maſchinen haben, die ihnen alle nur mögliche Dienſte leiſten: aber es mus ihnen keine Mühe koſten, ſie anzuwenden, und es mus ihnen wenig Ungelegenheit verurſachen, ihr Beſtes zu befördern. Da ihnen die Natur das Leben umſonſt giebt; ſo ſoll man ihnen auch für die Geſundheit keine Mühe oder Koſten machen.

Der berühmte Engliſche Arzt, Herr D. Mead, war, nebſt dem Herrn Folkes, bei den erſten Verſuchen, welche Herr Samuel Sutton 1741. anſtellte, gegenwärtig, und hat das meiſte dazu beigetragen,

gen, daß ſeine Maſchine von der Engliſchen Admiralität gebilliget, und zugleich von ihr an alle Königliche Schiffe der Befehl gegeben worden, ſich damit zu verſehen. Dieſe Maſchine hat alle die beſten Eigenſchaften; und man mus dabei erſtaunen, wie ſie kan neu ſeyn. Sie ſcheint ſo leicht zu erfinden geweſen ſeyn, daß man den Herrn Hales bedauren mus, der mit ſo viel angewendeter Scharfſinnigkeit gleichwol nichts mehr, als das erhalten, was dem Herrn Sutton faſt nichts, als ein wenig Menſchenverſtand, gekoſtet zu haben ſcheint. So leicht liegt die Wahrheit verdekt, und ſo ſehr irren wir uns, wenn wir glauben, daß die Natur das, was wir höchſt nöthig haben, tief vergraben hätte. Es iſt bekannt, daß das Feuer die Luft verdünnet, und daß die äuſſere Luft den Plaz einer verdünneten mit vieler Heftigkeit einnimmt. Man ſieht es augenſcheinlich, mit welchem Ungeſtüm der Wind durch die kleinſte Eröfnung in einem Zimmer hindurch fähret, worinn man ein groſſes Feuer hält. Dieſer Grundſaz iſt allen Weltweiſen bekañt, und liegt ſchon bei verſchiedenen andern Maſchinen zum Grunde. Herr Graveſande, zum Exempel, hat ſich einer Röhre bedient, welche bei ſeinem Camine den Dienſt eines Blaſebalges verrichtete, indem ſie die äuſſere Luft gegen das Feuer hinführte. Laſt uns ſehen, wie ſich Hr. Sutton dieſer Erfahrung bedient hat.

Auf allen Schiffen befindet ſich ein der Gröſſe des Schiffs proportionirter Keſſel, welcher zur Zubereitung der Speiſen für das Volk dienet. Der Heerd und das Aſchenbehältnis, ſo unter dem Keſſel ſind, können alle beide mit eiſernen Thüren verſchloſſen werden. Wenn man unter dem Aſchenbehältniſſe eine Röhre anbringet, welche mit Nebenröhren verſehen iſt, die nach allen Abtheilungen des Schiffes hingehen, und deren eine mit dem unterſten Schiffsboden in Gemeinſchaft ſteht; ſo wird das Feuer, indem es die Luft des Ofens verdünnet, zugleich die Luft aus allen den Oertern herbei ziehen, wo ſich die Nebenröhren eröfnen. Dieſe verdünnete, und durch die Gewalt des Feuers durch das Camin hinaus gejagte Luft wird durch neue und friſche Luftſäulen erſezt werden. Solchergeſtalt wird immer ein Zugang der friſchen Luft aus dem Dunſtkreiſe erhalten werden. Wenn die Röhren einmal angebracht ſind; ſo wird weiter keine Mühe noch Unkoſten erforderlich ſeyn, und das Feuer, welches zu allerhand Nothwendigkeiten für das Volk angemacht werden mus, wird hinreichend ſeyn, dieſe Wirkungen zu unterhalten. Die andern Camine des Schiffs können zu eben dieſem Gebrauche dienen, wenn man hinter dem Roſte Eröfnungen macht, womit dergleichen Röhren, als vorhin beſchrieben worden, in Gemeinſchaft ſtehen. Um ſich zu überzeugen, daß dieſe blecherne Röhren ihre Würkung thun, darf man nur an die Oefnungen der Nebenröhren angezündete Lichter halten. Denn die Flamme wird mit Ungeſtüm hinein gezogen, und den Augenblik ausgelöſcht.

Die Erfahrungen ſind mit dieſer Theorie übereinſtimmig geweſen; und man findet in dem Werke des Herrn Sutton hiervon verſchiedene vortheilhafte Zeugniſſe. Der Admiral Boskawen ſchreibt, in einem, vom Vorgebürge der guten Hofnung, an den Secretair der Admiralität gerichteten Briefe, vom 9. April 1749. dieſen Röhren vornehmlich den guten Zuſtand zu, worinn ſich ſeine Leute nach einer fünfmonatlichen Schiffahrt befanden. Das Waſſer des untern Schiffsbodens, ſezt er hinzu, hat uns zeither nicht die geringſte Ungelegenheit mehr verurſacht, da hingegen zu Portsmuth, und vor dem Gebrauche der neuen Maſchine, drei bis vier Menſchen von den Dünſten erſtikt wären. Ein ähnliches Zeugnis hatte ſchon zuvor ein Schiffszimmermann abgeſtattet, welcher eine Reiſe nach Guinea und America gethan hatte. Er hatte ſich zu unterſt im Schiffe fünf Stunden auf-

gehal

gehalten, und in vielem Waſſer ſtehen müſſen, und doch gleichwol nicht die geringſte Ungelegenheit davon empfunden. Der Capitain eines gewiſſen Kriegsſchiffes, welcher 1747. aus China zurük kam, verſicherte, daß zwiſchen dieſem ſonſt ſo verdorbenen Waſſer, und dem Seewaſſer, kein gröſſerer Unterſchied zu ſpüren geweſen, als den etwa der Thee-Bouy gegen den grünen Thee hat. Wenn man zu dem allen noch den Beifall hinzufüget, welchen Herr Watſon, Mead, u. a. dieſer Maſchine gegeben haben; ſo läſt ſich hieraus ein ſehr gutes Vorurtheil für dieſelbe herleiten.

So nöthig, als die Schiffe, Gefängniſſe, Wohnzimmer und andere dergleichen Oerter, worinn ſich Menſchen und Thiere aufhalten, eine friſche Luft haben; eben ſo nöthig haben ſie auch die Gewächſe, wie ich dieſes in meiner erſten Abhandlung dieſer Materie ausführlich gezeigt habe. Daher wäre es eine unvergebliche Nachläſſigkeit, wenn ich nicht auch ein Mittel beſchriebe, wie man den Gewächſen in den Treibhäuſern in dieſer Sache zu Hülfe kommen ſoll. Hierzu kan eben derſelbe Ofen dienen, womit man die Treibhäuſer heizet, wenn man ihn nur auf eine geſchikte Weiſe anzulegen weis. Er mus in eine Eke zwiſchen zwei Mauren geſezt werden. Er mus an der Seite des Treibhauſes mit der bloſſen Wand gleich, und nicht in das Treibhaus hineinwärts ſtehen, damit man, wenn er zu heis wird, eine inwendig im Treibhauſe befindliche Thüre, wie in den meiſten Badſtuben, verſchlieſſen kan. Hingegen mus der Ofen ganz und gar, ſo weit, als er aus der Mauer heraus gehet, in einem andern benachbarten Gemache ſtehen, und die Thür am Heerde des Ofens, wie auch die Zugröhre des Rauchs, mus alles in dem Nebengemache befindlich ſeyn. Man verfertigt dergleichen Oefen am beſten aus Erde, und er mus, nachdem es nöthig iſt, gros oder klein, und vierekigt ſeyn. Er mus, der Höhe nach, durch einen kleinen, aber ganz engen eiſernen Roſt, in zwei Theile eingetheilt werden, damit das Holz, das man darunter anleget, nicht ſo ſtark oben anſtoſſen kan. Der Raum über dieſem Roſte mus gröſtentheils von einer hohlen irdenen, oder metallenen Kugel, von runder, ein wenig niedergedrükter, oder platter Figur, ausgefüllt werden, die ſenkrecht unter der gemeinen Dampfröhre ſtehen, und in der Mitte des Ofenheerds mit zweenen Röhren befeſtiget werden mus, die von ungleicher Weite ſeyn, und ihre Oefnungen durch die Seitenwände des Ofens haben müſſen. Eine von dieſen Röhren mus in das Treibhaus hineingehen, und nur halb ſo weit ſeyn, als die andere, welche durch die Mauer in das Nebengemach gehen, daſelbſt die äuſſere Luft an ſich ziehen, und der Kugel oder Blaſe mittheilen mus. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß die beiden durch die Blaſe gehenden Röhren nicht in gerader Linie auf einander gerichtet ſeyn müſſen, ſondern die eine mus an der Seite, die der Seite, wo die Thür iſt, entgegen ſteht, und die andere, an der Seite ihre Oefnung haben, welche mit jener winkelrecht, entweder zur Rechten, oder zur Linken, zuſammenhängt, nachdem es die Gelegenheit des Ortes leidet.

Dieſe zum Empfange und zur Mittheilung einer fremden Luft vermittelſt dieſer Röhren eingerichtete Blaſe, mus dergeſtalt im Ofen angebracht werden, daß ſie die meiſte Hize des Feuers bekommt. Daher mus ſie in dem Obertheile des Ofens ſo eingemacht werden, daß zwiſchen ihr und den innern und obern Wänden des Ofens ein Zwiſchenraum von wenigſtens zwei bis drei Zoll für den Rauch bleibe, damit derſelbe ſich erſt um die Blaſe herumſchlingen mus, ehe er in den Rauchfang kommt. Es iſt am ſicherſten, ſowol die Blaſe, als auch die daran befeſtigten Röhren, von Metall zu machen: allein die Blaſe mus auch nicht allzudik ſeyn. In ihrer oberſten Hälfte wäre es dienlich, daß ſie etwas niedergedrükt, hingegen unten rund, und nach Proportion des Ofens auch weit genug wäre. Die weite Röhre, die die Geſtalt eines Trichters bekommen mus, führet die auswendige Luft im Nebengemache in die Blaſe; hierinn wird ſie erhi[illegible] und mus folglich durch die kleine Röhre zur Rechten oder zur Linken in das Treibhaus hinein gehen, allwo man die Wärme vermittelſt kleiner Röhren mit Hähnen entweder an die Thüren oder Fenſter des Gewächshauſes leiten, und ſolchergeſtalt von allen Seiten her, wodurch der Winter hinein zu dringen pflegt, eine reine und doch warme Luft den Gewächſen mittheilen kan.

Der Gärtner hat bei dieſer Maſchine weiter nichts zu thun, als daß er das Feuer unterhält; und dieſes kommt mit der Bequemlichkeit überein, wovon ich oben geredet habe, und welche bei Sachen, die nuzen ſollen, die Hauptbedingung ſeyn müſſen. Man hat dieſe Würkungen der Luft und des Feuers ſchon wirklich mit Canälen in einem Camine verſucht, welche die friſche Luft ſehr ſchnell erwärmet, und in das Zimmer geleitet haben. Der hier vorgeſchlagene Ofen hat eben dieſelbe Mechanik, hingegen mus die Würkung des Feuers hier, wo es zwiſchen den innern Wänden des Heerdes mehr concentrirt und eingeſchloſſen iſt, auch nothwendig viel ſtärker und mit wenigern Unkoſten zu beſtreiten ſeyn, als in einem gemeinen Camine, worinn man gemeiniglich ſehr viel Holz verbrennt, ehe die Stube kan erwärmet werden Es iſt augenſcheinlich, daß man ſich dieſer neuen Art von Ofen auch in Zimmern, Gefängniſſen, und auf den Schiffen bedienen könnte, um friſche Luft darinn zu unterhalten. Ja, wenn auch an der Idee dieſer hier vorgeſchlagenen Maſchine, welche ein Ungenannter, im erſten Theile des Oeconomiſchen Journals, vorgeſchlagen hat, noch etwas auszuſezen wäre; ſo kan ſie doch wenigſtens Gelegenheit geben, auf ähnliche Erfindungen zu gerathen, die mit dieſer im lezten Zweke übereinſtimmen: und anſtatt, daß ſich in unſern Tagen ſo viele Hauswirthe bemühen, Oefen zu erfinden, wobei das Holz erſpart werden kan; ſo ſolten ſie ſich auch auf ſolche Erfindungen legen, wodurch zugleich das Leben und die Geſundheit der Menſchen bewahret wird. Ich wünſche, daß dieſer Aufſaz zum wenigſten dieſen Zwek erreichen möge, um deswillen ich ihn mitgetheilt habe.

Ob man ſich überſtudiren könne.

Es iſt ein gemeines Vorurtheil, das durch die Länge der Zeit, gelehrten Leuten ziemlich nachtheilig geworden iſt: daß man ſich überſtudieren könne. Die Liebhaber dieſer vorgefaſten Meinung, legen in derſelben den Wiſſenſchaften etwas zur Laſt, was ihrer Natur und Beſchaffenheit ſchnurſtraks zuwider iſt. Sie verrathen den Has, mit welchen ſie die Gelehrſamkeit verfolgen. Sie entdeken aber auch hierinnen ihre Unbeſonnenheit, indem ſie die Sache, gerade auf der unrechten Seite angreifen.

Es wird der Mühe werth ſeyn, die Gelehrſamkeit wider dieſe ihre Feinde zu beſchüzen, und den Ungrund des Vorurtheils zu zeigen, was man insgemein alſo ausdrüket: Man könne ſich überſtudieren; und womit man eigentlich ſo viel ſagen will: Daß die Wiſſenſchaften fähig wären, die Vernunft ihrer Lieblingen nicht allein zu ſchwächen, ſondern auch dieſelbigen gar raſend zu machen.

Der Urſprung dieſes irriges Sazes, iſt in dem Herzen des Pöbels von der niedrigſten, und am meiſten unwiſſenden Gattung zu ſuchen. Niemand haſſet eine Kunſt, als derjenige, welcher ſie nicht verſtehet, und der entweder zu dum̃, oder zu boshaftig iſt, das wahrhaftig Schöne, in ihrem innerſten zu entdeken. Dieſes alles trift man bei dem Pöbel, in Abſicht auf die gelehrten Wiſſenſchaften an.

Ihr Vorurtheil, hat ſonderlich in drei Quellen ſeinen unreinen Urſprung. Die Gelehrten müſſen mit den beſten Freunden des Pöbels, mit dem Aberglauben, und denen Thorheiten, die aus ihm entſtehen, beſtändig Kriege führen. Hierdurch wird der Pöbel aufgebracht; und ſuchet es den Feinden ſeiner angenehmen Leidenſchaften zu vergelten. Es mangelt ihm an Kräften, ſeine Feindſchaft durch etwas gründliches auszulaſſen. Er mus dahero auch ohne Grund, Urſachen aufſuchen. Dieſes koſtet ihm, bei ſeiner zur Natur gewordenen Unart, wenig Mühe; und er ſinnet auf Verläumdungen, die ihm hierzu am bequemſten ſcheinen. Die Gelehrten müſſen in ſeinen Augen den Titel der Thoren verdienen. Bringet ihre Mühe, und ihr angewendetes eifriges Nachdenken Entdekungen herfür, die ein Ungelehrter nicht begreifen kan. Findet er ſolche Wahrheitē, die dem bisherigē Syſtem des abergläubiſchen Haufens entgegen geſezt ſind; ſo heiſt es: Ey, was dieſer wieder neues erfindet: Es iſt kein Wunder, daß er närriſch geworden iſt, es gehet den Gelehrten ſo. Er hat ſich überſtudieret.

Man findet dieſen Ausbruch des Haſſes wider die Gelehrten in den älteſten Zeiten. Schon der göttliche Paulus muſte ſich dieſen Fürwurf gefallen laſſen. Ein Feſtus, dem er die Evangeliſchen Wahrheiten, dieſe Wahrheiten, die ſeinen vorigen Begriffen widerſtrebten, zu bedenken gab, hatte die Dreiſtigkeit ihm unter die Augen zu ſagen: Paule, du raſeſt, die groſſe Kunſt macht dich raſend. Hies dieſes etwas anders geſagt, als wenn er dem heiligen Manne fürgeworfen hätte, er habe ſich überſtudieret.

Ein ſolches Schikſal muſten in den nachmaligen Zeiten der Barbarei und Finſternis, die Verehrer der Weltweisheit erdulden. Man wuſte keine Ausflucht weiter, als daß man entweder von ihnen ſagte, ſie hätten ſich dem Teufel ergeben, wie dieſe Läſterung, nebſt andern, der groſſe Albertus erdulten muſte: Trieb man aber die Verläumdung nicht ſo weit, ſo wurden ſie als närriſch verlachet, und man ſuchte Mittel, ihrer vermeinten Narrheit Einhalt zu thun. Der ſelige D. Luther erfuhr dieſes mehr als einmal. Wen̄ ſeine Feinde ihre Wuth nicht öffentlich auslaſſen konnten, ſo verſuchten ſie es heimlich durch Verkleinerungen, und dieſe erſtrekten ſich auch ſoweit, daß ſie dem geſunden Verſtand dieſes Wiederbringers der reinen Evangeliſchen Wahrheiten, verſchiedene Fehler andichteten.

Kein Gelehrter hat aber wohl in dieſem Stüke mehr erdulten müſſen, als der groſſe Meskünſtler Galiläus, Galilät. Er lebte in Italien, in einem Lande, wo der Nuzen des Staats und der Kirche, den Aberglauben nicht gänzlich verbannen konnte. Er machte Entdekungen in der Mathematik, die ganz unglaublich ſchienen, weil ſie allzu ſtark von den bisher gehabten Meinungen abgiengen. Er pflichtete zum Exempel dem groſſen Copernikus bei, und wolte fernerhin nicht glauben, daß ein ſo kleiner Körper als unſere Erde, unbeweglich ſtünde; daß hingegen die Sonne, alle Jahre eine Spazierreiſe um dieſelbige herum thäte. Er wagte es ſeine Gedanken zu eröfnen, die das Gegentheil für möglicher und wahrſcheinlicher hielten. Du wageſt viel, unbedächtiger Künſtler! Du widerſezeſt dich einer Meinung, welche die ganze Kirche, bis auf die Köhler angenommen haben; einer Meinung, die mit vielen hiſtoriſchen Wahrheiten der Offenbarung vergeſchwiſtert iſt! Kein Wunder, wenn die Männer in den langen Kutten einſtimmig beliebt hätten, dich in das ſchwarze Regiſter boshaftiger Kezer einzutragen? Würdeſt du auch mit ſamt deiner laufenden Erden, den unendlichen Quaalen, eines noch einmal ſo ſcharf geheizten Fegfeuers haben entlaufen können? O danke es deinen Urtheilsverfaſſern, daß ſie dich lieber unter die Zahl der Narren zählen. Ihre allzugroſſe Vernunft war Urſache daran, und das zu deinem Beſten. Deine Meinung ſchien ihnen mehr thöricht als ungereimt, und ſie verfielen dahero darauf, dich lieber in das Narrenhoſpital, als auf den Scheiterhaufen zu ſezen. Nur du kömmſt zu kurz bei dem Ausſpruche dieſer heiligen Verſammlung; Nur dich mus man bedauren, preiswürdige Gelehrſamkeit. Dem Ruhm fällt. Ein ganzes Chor heiliger Leute, giebt dir das Zeugnis, daß du im Stande wäreſt, deine liebſten Diener um ihren Verſtand zu bringen. Eine einzige Muthmaſſung kan dich noch tröſten. Vielleicht warnete deine Verdammer die vermuthliche Gefahr, den Siz des Aberglaubens geſtürzet zu ſehen, daß ſie lieber dir eine widernatürliche Eigenſchaft beimeſſen, als das erſtere zugeben wolten. Du triumphireſt alſo dennoch, ſtolz über deine gerechte Sache, weil man dich verdammet hat, ohne dich zu überweiſen, oder deine Vertheidigungen zu hören.

Die zweite Urſache, von dem Vorurtheile, daß es möglich ſey ſich überſtudiren zu können, rühret meines Erachtens von einer noch niederträchtigern Sorte des Pöbels her. Die guten Leute, ſind zu dum̃, das Lob zu erlangen, was den wahren Gelehrten als ein verdienter Preis beſtimmet iſt. Darüber werden ſie neidiſch, und wer weis nicht, daß der Neid zu allen Bosheiten von Natur aufgeleget ſey. Sie ſuchen die Urſache der ihnen verweigerten Ehre in der Gelehrſamkeit, weil ſie zu blöde ſind, dieſelbige in ſich ſelbſt zu entdeken. Sie erſinnen alſo allerhand Mährgen, die Gelehrſamkeit verächtlich zu machen. Unter dieſen iſt nicht das geringſte, daß ſie fürgeben: Man könne kein rechter Gelehrter zu werden ſuchen, ohne in Gefahr zu laufen närriſch zu werden.

Drittens iſt das unordentliche Bezeigen manches ſogenannten Gelehrten, Urſache daran, daß man ihn für überſtudieret anſiehet. Wird ein unverſtändiger Widerſacher der Wiſſenſchaften daſſelbe gewahr, ſo weis er nicht, ob er die Schuld vielleicht der Lebensjahre beimeſſen müſſe, welche einem ſolchen Thoren den Namen borget. Es heiſſet alſo: Dieſer oder jener hat ſich überſtudieret.

Es iſt wahr, manche Gelehrten vergehen ſich, und ihre Werke ſind den Handlungen eines Menſchen, der unlängſt aus dem Tollhauſe entſprungen iſt, eben ſo gar unähnlich nicht. Was kan thörichter ſeyn, als wenn man ganze Quartanten zu einem Schlachtfelde machet, worauf die durch ein unrecht verſtandenes Wort aufgefangenen Beleidigungen verfochten werden müſſen! Was iſt ungereimter, als wenn bei einer ſo ſchlechten Gelegenheit, von einem Gelehrten, auf die allerpöbelhaftigſten Ausdrüke gedacht wird, ſeinen Gegner damit abzufertigen? Was iſt toller, als wenn öfters Leute, die das Schikſal zu der gemeinſchaftlichen Verrichtung eines Amtes beſtimmet hat, wegen der unterſchiedenen Ausübung eines Gebrauches ſo ſehr erbittert werden, daß ſie einander nicht nur auf alle mögliche Art verkleinern, ſondern einander wohl gar in die Haare gerathen? Eben ſo abgeſchmakt mus es in den Augen ſolcher Leute, die nur ein wenig partheiiſch ſind, ſcheinen, wenn ſie einen Gelehrten erbliken, der grob, unflätig, geizig und aufgeblaſen iſt, oder einen ſolchen, der ſich verbunden achtet für allen lebendigen Menſchen auszureiſſen. Erbliken ſie ſolche Männer, von welchen man ſaget, daß ſie Gelehrte ſeyn ſollen, ſo verfallen ſie auf den Argwohn, ob auch ihr Studieren etwas dazu beigetragen haben ſolte; und ſie ſind bald mit dem Urtheile fertig, daß ſich dergleichen Männer überſtudieret haben. Man gebe nur bei einer ſolchen Gelegenheit auf einen gemeinen Mann Achtung. Er wird zweifelhaftig ſeyn; und endlich wird er mehr Hochachtung gegen die Perſon, als gegen die eigentliche Beſchäftigung desjenigen haben, welchen er für närriſch erklären ſoll. Es wird ihn alſo höflicher ſcheinen, wenn er ſaget: Der Mann hat ſich überſtudieret; als wenn er ſchlecht weg ſpricht: Der Mann iſt ein Narr.

Ich will noch eine Urſache anführen, ich bin aber weit entfernt davon, dieſelbige für etwas anders, als für eine Muthmaſſung auszugeben. Wer weis, rühret nicht dieſes Vorurtheil unter andern daher; daß mancher die Worte furor poeticus, unrecht verſtanden hat, und dieſe Entzükung, die einem Theile der Gelehrten, im guten Verſtande eigen iſt, unrechtmäſſiger Weiſe auf alle Gelehrten ausdehnet. Vielleicht auch daher, wenn mancher einen Gelehrten hat hören die Klage führen, er hätte ſich über dem Studieren dermaſſen angegriffen, daß ihm der Kopf ganz wüſte ſey.

Unterſuchet man nun das Vorurtheil ſelbſt, wovon wir die Quellen angegeben haben, ſo wird man den Ungrund deſſelbigen, ohne viele Schwierigkeit ausfündig machen. Wir müſſen zuförderſt, auf die Natur der Gelehrſamkeit unſer Augenmerk gerichtet ſeyn laſſen. Sie dienet dazu, daß die Menſchen ihren Verſtand ausbeſſern, und dadurch den Verluſt der erſtlich anerſchaffenen Vollkommenheiten, einigermaſſen wieder erſezen können. Es iſt keine einzige Wiſſenſchaft, die nicht hierzu das ihrige beitragen ſolte. Je eifriger man ſich nun darauf befleiſſigt, deſto gröſſer mus ohne Widerſpruch der Nuzen ſeyn, welchen man davon zu gewarten hat. Woher ſolte nun das Überſtudieren kommen? Müste man nicht voraus ſezen, daß die Gelehrſamkeit anders verführe, als ſie natürlicher Weiſe verfahren ſolte, und daß ſie die Menſchen empfindlich ſtrafe, ſtatt ihnen angenehme Dienſte zu leiſten? Noch mehr, daß ſie uns an demjenigen Theile ſtrafe, für welchen wir ihre Dienſtleiſtungen mit Grunde hoffen kunten?

Hier begegnen mir meine Widerſacher mit einem Einwurfe, und ich ſehe es den armen Leuten an, wie viel Mühe es ihnen koſte, denſelben herfür zu bringen. Sie ſchmähen recht auf meine Übereilung. Sie bringen mir Exempel, von unterſchiedlichen Perſonen, die gar unerſättlich im Studieren geweſen, und endlich tiefſinnig, wie ſie ſich ausdrüken, oder wahnwizig geworden ſind. Das iſt ein verzweifelter Fechterſtreich, den ich mir nicht vermuthet hätte. O man halte doch ja keinen Gegner für geringe!

Ich werde eine geſchikte Wendung machen müſſen, wenn ich mich aus der Sache heraus winden will. Wie, wenn ich den Einwurf einräumte, ohne der Bündigkeit meines Sazes das geringſte zu vergeben? Es iſt wahr; dergleichen Beiſpiele liegen am Tage. Allein man betrachte dieſelben nach ihrer Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit. Man ſehe ferner die Art und Weiſe an, nach welcher ſie ſich des Studierens unterziehen: So wird man gewis finden, daß die Gelehrſamkeit Recht behalte, und daß ihnen alle Schuld dieſen Unglüklichen ſelbſt beizumeſſen ſey.

Es giebt viele hochmüthige und aufgeblaſene unter denenjenigen, die ſich Gelehrte nennen laſſen. Ihre herrſchende Leidenſchaft läst ſie verſchiedene thörichte Thaten unternehmen. Sie ſind auf den höchſten Gipfel ihrer eingebildeten Weisheit, aber nur in ihren Gedanken: Denn alle die ſie gewahr werden, halten ſie für rechte groſſe Narren. Man mus ihnen dieſes zugeſtehen, daß ſie fleiſſig ſtudieret haben. Soll aber das Studieren ihre Leidenſchaft wirken oder vermehren? welche Folge! Es ſind einige, die von Natur kindiſch und läppiſch ſind. Ihr Geſpräch wird einem bis zum Ekel verdrieslich. Sie ſtudieren aber fleiſſig, und ſein alles untereinander. Dieſe werden ſich überſtudieret haben. O nein! Was iſt der Gelehrſamkeit für Schuld beizumeſſen, daß ſolche Perſonen über ſie gerathen müſſen, die alte Kinder ſind? ich glaube die Gelehrſamkeit hält dieſelben ab, daß ſie nicht noch ärger raſen.

Der Leib manches Gelehrten iſt mit unordentlichen Säften angefüllet. Die ſchwarze Galle verderbet ſein Geblüte. Er iſt zu der Milzſucht geneigt. Mit einem alſo beſchwerten Leibe, tritt er die Geſchäfte ſeines Fleiſſes an, und ſowol das Sizen, als das Nachdenken vermehren ſein Ubel. Was kan aber die Gelehrſamkeit dafür, daß ein ſolcher Siechling ſich zu ihrem Dienſte dringet. Eine andere Lebensart, die mit vielem Sizen ohne die behörige Bewegung verknüpfet geweſen wäre, würde einem ſo kränklichen Leibe, eben ſo ſchädlich geweſen ſeyn. Er würde den Ausbruch ſeines Ubels empfunden haben, wenn er auch nur ein Schneider geworden wäre. Solte ſich aber ein Schneider überſtudieren können?

Endlich mus man auf die Art und Weiſe Achtung geben, welche manche beobachten, die ihr Studieren zu ihrem Nachtheil unternehmen. Manche fangen die Sachen ſehr verkehrt an. Sie wollen Wiſſenſchaften lernen, die ein tiefes Nachdenken erfordern, und eine gute Vernunftlehre unumgänglich voraus ſezen. Sie laſſen aber dieſe leztere hinweg, und pfropfen in ihr nicht genug aufgepuztes Gehirn, tauſenderlei Begriffe hinein, die ihnen bei ſogeſtalten Sachen unbegreiflich werden. Dennoch ſoll es erzwungen ſeyn. Das Nachgrübeln giebt das einzige Mittel ab. Die Seelenkräfte werden über die maſſen angeſtrengt, und der Körper iſt mit ſeiner Geſundheit nicht weit her. Iſt nun etwa die Gelehrſamkeit daran Urſache, wenn ſolche Thoren noch thörigter werdē? Ich irre, oder ſie würden es nicht werden, wenn ſie bei eben dem Fleiſſe nur ſo vernünftig ſeyn, und die rechten Mittel ergreifen wolten. Manche ſind gewohnt viel zu ſtudieren, doch iſt es ihnen ein kleines, während einer Stunde, in acht Büchern von verſchiedenem Innhalte zu leſen. Sie werden in der That durch ihre alberne Art zu ſtudieren, düſter gemacht. Sie werden ſich gewöhnen, ſo verwirrt zu denken und zu reden, als ſie gewohnt ſind zu leſen: Und eben dieſe Leute würden bei dergleichen Fleiſſe gelehrt und vernünftig werden, wenn ſie ſich überwunden hätten, und ordentlich geworden wären. So kan man ſich alſo nicht überſtudieren: Das iſt, die Wiſſenſchaften ſchaden den Gemüthskräften keinesweges. Sind aber hier und da Gelehrte in Thorheiten verfallen, ſo hat man dieſes entweder einem verwöhnten Gemüthe, oder einem ungeſunden Leibe, oder auch einer unrechten Art die Geſchäfte des Fleiſſes zu treiben, lediglich beizumeſſen.

Unterſuchung, wie alte Leute ihre Geſundheit erhalten können und ſollen.

Eintheilung des Alters in drei Theile.

Da wir gewillet ſind zu zeigen, wie alte Leute durch eine heilſame Lebensordnung und dienliche Speiſe und Trank ihre Geſundheit erhalten können; wird zuförderſt nöthig ſeyn, daß wir denjenigen Theil des menſchlichen Lebens, den wir das Alter zu nennen pflegen, etwas genauer beſtimmen, und von denen andern Theilen recht unterſcheiden. Es wird demnach das Alter nach der Ordnung, welche man in denen Schulen beobachtet, insgemein in drei Theile getheilet. Der erſte Theil erſtreket ſich von dem ſechs und funfzigſten bis auf das drei und ſechszigſte Jahr, und pfleget das grüne oder das lebhafte Alter genennet zu werden, alldieweil zur ſelben Zeit die Kräfte meiſtentheils noch zimlich gut ſind, und ein geringer Abgang daran verſpüret wird. Der zweite geht vom drei und ſechszigſten Jahre bis auf das ſiebenzigſte, und iſt darinnen dieſer Abgang ſchon merklich. Endlich der dritte Theil begreift das hohe oder graue Alter, und nimmt mit dem ſiebenzigſten Jahre ſeinen Anfang, erſtrekt ſich aber bis auf das achzigſte und noch weiter, und endigt ſich mit dem Leben ſelbſt, zu welcher Zeit die Kräfte ſo wohl der Seelen, als des Leibes nach und noch gewaltig abnehmen, bis der Tod vollends das Garaus machet.

Nach-

Nicht alle alte Leute ſind kraftlos und kränklich.

Nachdem wir nun das Alter auf dieſe Art eingetheilet haben; ſo ſiehet man leicht, daß durch das Alter, welches Hippocrates ſelbſt eine Krankheit nennet, und welches für den lezten Theil des Lebens und nächſten Weg zum Tode gehalten wird, kein anders, als das hohe oder graue Alter zu verſtehen ſey. Denn es giebt alte Leute, und ſind uns ſelbſt bekannt, von ſechzig und ſiebenzig Jahren, bei denen ſo wohl an den äuſſerlichen, als innerlichen, Sinnen kein Mangel verſpüret wird, die noch munter ſind, guten Appetit zu eſſen haben, die Speiſen wohl verdauen, lange und geruhig ſchlaffen, und denen der Gebrauch äuſſerlicher Dinge, als der Luft, Speiſe und Trank nicht leicht ſchadet, es ſey denn, daß ſie in der Art dieſer Dinge, in der Zeit, oder dem Gebrauch ſelbſt einen Fehler begehen. Das ſind aber ſolche Leute, welche von ihren Eltern und durch ihre Geburt eine ſtarke, dauerhafte, und den Umlauf des Geblütes eine lange Zeit zu unterhalten geſchikte Structur der feſten Theile überkommen, und ihren Leib nicht durch unmäſſiges Leben, heftige Gemüthsbewegungen, Ueppigkeit und andere Lüſte ſo geſchwächet daß er bei herannahenden Alter ganz verdorben iſt.

Welche darunter denen Krankheiten am meiſten unterworffe.

Wannenhero eben dieſer weiſe Alte ausdrüklich ſchreibet Sect. II. aph. 39. daß alte Leute denen Krankheiten weniger unterworfen, als junge, ſolche nemlich, die eine gute Natur haben, die ſich der Mäſſigkeit befliſſen, und ſich noch im erſten oder auch dem mittlern Theil des Alters befinden: da er im Gegentheil L. I. de diæta ſchreibet, die gar alten Leute ſeyen die allerkränklichſten, das iſt, diejenigen, welche man Greiſe nennet, welche nicht ſo wohl die vielen Jahre, als ihre Unmäſſigkeit und die Fehler, ſo ſie in denen äuſſerlichen Dingen begangen, alt und kraftlos gemacht haben. Denn je mehr Jünglinge und Männer der Unmaſſigkeit ergeben ſind, und in den Tag hinein leben, deſto mehr und zeitiger bringen ſie ſich um ihre Leibeskräfte, und werden nicht nur vor der Zeit alt, ſondern müſſen ſich dabei mit einem elenden, ſchwächlichen und vielen Krankheiten unterworffenen Körper ſo lange ſchleppen, bis ihnen der lezte Othem ausfähret.

Welchen zu Gefallen dieſe Arbeit vorgenommen worden.

Weil nun hieraus erhellet, daß man das Alter nicht ſo wohl nach den Jahren, als nach der Beſchaffenheit der Kräfte beurtheilen müſſe: ſo wollen wir auch, da wir davon handeln, wie alte Leute ihre Geſundheit erhalten können und ſollen, durch ſelbige nicht nur diejenigen verſtanden haben, welche den Jahren nach darunter zu zehlen ſind, ſondern auch dieſe, welche durch ihre eigene Schuld ihnen ein frühzeitiges Alter zugezogen, oder ihre Kräfte gar zu bald verlohren haben.

Beſchwerlichkeiten des Alters überhaupt.

Damit wir aber dasjenige, was zur Erhaltung der Geſundheit alter Leute dienlich iſt, nach einer ſichern und vernünftigen Lehrart vortragen; ſo wird nöthig ſeyn, daß wir vorhero deutlich zeigen, welcherlei Beſchwerlichkeiten denn hauptſächlich im Alter ſich hervor zu thun, und demſelben gleichſam eigen zu ſeyn pflegen, ingleichen aus was für Urſachen ſelbige entſtehen? Es iſt demnach überhaupt zu merken, daß im Alter ein groſſer Abgang der Kräfte ſich einfindet, welche doch zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit höchſt nothwendig ſind. Denn betrachten wir die functiones, welche man in denen Schulen animales nennet; ſo finden wir, daß bei zunehmenden Jahren das Gedächtnis und die Schärfe des Verſtandes abnehmen, und die Augen dunkler werden, der Schlaf kurz, nicht ſanft, ſondern unterbrochen iſt, und die Kräfte nicht erſezet. Was die eigentlich ſo genannten actiones vitales betrift, und die von denen Kräf ten ihre Benennung erhalten; ſo iſt der Körper bei alten Leuten träge und matt, ſie ſind zur Arbeit und zu denen Leibesübungen nicht munter, und werden bald müde, die Beine fangen an zu wanken, der Puls ſchläget langſamer, obwohl härter, und alle Theile, inſonderheit die Füſſe, werden leicht von der Kälte angegriffen, und überfällt ſie davon ein Schauer. Was endlich die ſogenannte actiones naturales anlanget; ſo ſchwindet der ganze Leib, die Stirn bekommt Runzeln und eine blaſſe Farbe, die Schläfe fallen ein, die Augen werden hohl, die Haut ſaftlos und dürre, die Zähne wakeln und fallen aus, der Appetit vergehet, und die Verdauung gehet ſchlecht von ſtatten.

Erzehlung der Krankheiten, die ſich im Alter einfinden.

Wollen wir nun die Krankheiten, womit das Alter insgemein geplaget iſt, etwas genauer in Betrachtung ziehen, und alle Theile des Leibes vom Haupte an bis zu den Fusſolen durchgehen; ſo haben in jenem gemeiniglich die wichtigſten Krankheiten alter Leute ihren Siz, Schlag, Schlafſucht, Lähmung der Glieder, Schwindel, nebſt Ohrenklingen, einem Anſaz von Taubheit und blödem Geſichte. Um die Naſe und den Schlund herum erregen ſich Schnupfen, ſcharfe Flüſſe, die ſich nach der Luftröhre ziehen, Auswurf eines zähen Schleims, ja auch wohl der Stekflus. Das Herz und die Pulsadern ſchlagen öfter, wañ ein langſames Fieber, ſo Marasmus genennt wird, vorhanden iſt, wodurch die guten Säfte zuſamt denen Kräften nach und nach verzehret und zerſtreuet werden. Die Werkſtätte, worinn die Verdauung geſchiehet, als der Magen und das duodenum, gerathen nach und nach in einen ſchlimmen Zuſtand, ingleichen diejenigen, woriñ die Auflöſung der Speiſen geſchiehet und der Nahrungsſaft verfertiget wird. So werden auch die Gefäſſe, welche zur Ausführung der Unreinigkeiten beſtimmt ſind, abſonderlich die den Stuhlgang befördern, und die Harngänge, ſchlechter, dahero die genoſſenen Speiſen leicht ſauer werden, aufſtoſſen, Winde verurſachen, den Magen und die Gedärme aufblaſen, den Kopf tumm machen, Schmerzen und Reiſſen erweken, insgemein findet ſich auch ein beſtändig offener Leib und Trieb zum Stuhlgang, oder gar die Darm- und Magenſucht ein, der Harn gehet meiſtens mit Beſchwerlichkeit, Brennen und Schmerzen fort, und iſt hoch gefärbet, zuweilen auch blutig. In dem ganzen Umfange des Leibes, und ſonderlich im Steiſſe erreget ſich ein höchſtbeſchwerliches Juken. Endlich an den Füſſen entſtehen Rothlauf, bös-artige Geſchwüre, zuweilen regen ſich dariñen auch empfindliche Schmerzen mit Knoten, und folget darauf ein Unvermögen zu gehen. Ja alle Krankeiten ſowohl innerliche, als äuſſerliche, alle Geſchwüre, Wunden und Beinbrüche laſſen ſich in einem alten Körper ſehr ſchwer helfen, und heilen nicht gerne wieder zuſammen.

Daß es ſich damit überall und zu allen Zeiten alſo verhalte.

Und zwar lehret nicht nur die Erfahrung augenſcheinlich, daß jezt erwehnte Krankheiten in dieſen Ländern und zu unſern Zeiten alten Leuten gewöhnlich ſind, ſondern wir erkennen auch aus den Zeugniſſen der urälteſten Scribenten, daß es ſich damit überall ſo verhalte, und zu allen Zeiten ſchon verhalten habe. Denn ſelbſt der anſehnliche Vater der Arzeneikunſt, ich meine den Hippocrates, erzehlet in dem ganzen XXXI. Aph. Sect. III. die meiſten Krankheiten, ſo ſich im Alter einzufinden pflegen, weitläuftig.

Es iſt aber nicht genug, daß ein Medicus, welcher alles durch die Vernunft zu erforſchen, und gründlich zu behaupten ſich bemühet, nur wiſſe, was da geſchiehet, ſondern er mus auch die Urſachen ergründen und klärlich zeigen können, warum es ſo, und nicht anders, geſchiehet, und ins beſondere, warum das Alter dieſen Krankheiten hauptſächlich unterworffen iſt. Wannenhero wir zuförderſt die wahren und eigentlichen Urſachen werden zu unterſuchen, und zu zeigen haben, woher bei alten Leuten ein ſo groſſer Verfall der Kräfte entſtehet, und nach und nach immer anſehnlicher wird, daß endlich auf den gänzlichen Verluſt derſelben der Tod erfolget.

Urſachen warum die Kräfte im Alter abnehmen.

Meinung der Alten davon.

Zwar, wenn wir die Alten hierüber vernehmen wollen; ſo erklären ſie ſich faſt alle mit einander auf dieſe Weiſe: es ſey das Alter ein unvermeidlicher Abgang der angebornen Wärme, und der urſprünglichen Feuchtigkeit, und daraus haben ſie auch die Urſachen der Schwachheit und der verderbenen functionen, welche bei dieſem Alter wahrgenommen werden, hergeleitet.

des *Galenus*.

Galenus aber und ſeine Anhänger haben die Schuld auf den allzugroſſen Überfluß der unreinen Feuchtigkeiten, welche bei alten Leuten nicht recht abgeführet würden, ingleichen auf die übermäſſige Kälte, Trokenheit und Dürre derer feſten Theile geſchoben.

der Neuern.

Die Neuern ſind auf die Spiritus ſo wohl animales als vitales, durch welche die Kräfte, ihrer Meinung nach, unterhalten werden, gefallen, und haben in dem Mangel derſelben die Urſache finden wollen.

Ob ein *principium vitale* hier Dienſte thue?

Einige von denen neueſten aber haben vermeint, es lieſſe ſich die Nothwendigkeit, daß die Menſchen alt werden und ſterben müſſen, leicht auf ſolche Art erklären, wenn ſie ein ſo genanntes principium vitale movens zum Grunde ſezten, und ſagten, es ſeye dieſes von dem Schöpfer aller Dinge in ſeine gewiſſe Schranken eingeſchloſſen: erreichte es nun ſelbige; ſo lieſſe es von ſeiner Arbeit nach, und das Werk endlich gar liegen, das iſt, es bekümmerte ſich nicht weiter, wie es die Maſchine im Stande erhalten und regieren wolle, und wenn auf ſolche Weiſe ſeine Würkung in dem Cörper aufhörte, wäre es darinnen mit allen functionen gethan.

Obangeführte Erklärungen ſind leere Worte.

Allein, wer da geſchikt iſt, klare, deutliche und vollſtändige Begriffe von undeutlichen, und die man weder faſſen, noch verſtehen kan, Wahrheit von prächtigen Worten, und öfters gar zu entlegene Urſachen von denen nächſten und wahren zu unterſcheiden, der erkennet gar leicht, daß dieſes alles leere Worte ſind, und die Urſachen dadurch nicht erkläret werden, ſintemalen man weder die Krankheiten alter Leute daraus herleiten und deutlich vorſtellen, noch urtheilen kan, was für Hülfsmittel dabei nüzlich zu gebrauchen ſind.

Die wahre Urſache iſt in den feſten Theilen des Leibes zu ſuchen.

Ja, da ein jeder Menſch, wann er gleich noch ſo mäſſig lebet, und ſich nach der Vorſchrift der allerbeſten Geſundheitsregeln richtet, dennoch bei herannahenden Jahren in allen functionen eine groſſe Schwäche und merklichen Verfall der Kräfte, worauf endlich der Tod erfolget, verſpühret; ſo iſt leicht zu erachten, daß man die wahre Urſache dieſes Verfalls und der Schwäche in dem Cörper ſelbſt und deſſen Theilen zu ſuchen habe: haupſächlich aber nicht ſowohl in der Natur und Beſchaffenheit derer flüſſigen, als in der veränderten Structur derer feſten Theile, welche nach dem Unterſcheid des Alters ſehr verſchieden iſt. Denn wenn wir die Beſchaffenheit der feſten Theile des Leibes, nemlich der Knochen, Nerven, Flechſen, Mäuslein und Häutlein, ſo wol bei alten Thieren, als Menſchen, betrachten; ſo finden wir ſie insgeſamt weit härter, ſtärker und dürrer, als in denen erſten und mittlern Jahren.

Die Cörper ſind hydrauliſche Maſchinen und beſtehen aus lauter Röhren.

Wann dieſe Röhren im Alter hart und enger werden, können die Säfte darinn nicht recht circuliren, daher die *functiones* Anſtos leiden.

Nun ſind die Cörper aller Thiere und Menſchen dergeſtalt verfertiget, daß ſie nichts anders, als hydrauliſche Maſchinen ſind. Die Gefaſſe, ja ſelbſt die Eingeweide beſtehen aus groſſen und kleinen Röhren, und den kleinſten Haarröhren, durch welche allerhand flüſſige Materien beſtändig hin und wieder lauffen, abgeſondert und hinwiederum ausgeführet werden müſſen, wenn die functiones in dem Leibe gehörigermaſſen geſchehen ſollen. Wenn derohalben die Fäſergen und Häutgen, aus welchen die Gefäſſe, ſo wohl kleine, als groſſe, zuſammen geſezet ſind, härter und diker werden; ſo müſſen nothwendig die Röhren ſelbſt enger werden, ja die kleineſten darunter gar zuſammen fallen, und folglich der Umlauf der Säfte und ſelbſt des Geblütes durch ſelbige langſamer von ſtatten gehen, oder gänzlich unterbrochen werden. Am leichteſten aber, wiewohl auch mit dem gröſten Nachtheil, werden die Holigkeiten der Gefäſſe enger zuſammen gezogen und verſtopft in denen Theilen, welche aus einer Menge der allerkleineſten Röhrgen beſtehen, und dazu hauptſächlich beſtimmt ſind, daß ſie die flüſſigſten und geiſtreichen Säfte, ſamt der Materie, die nach der Meinung des Hippocrates den Stos giebet, abſondern. Dahin gehören das Gehirn, die Nerven, die aus lauter Röhren beſtehende Hoden, die zottige Schale in den Gedärmen, nebſt denen Milchadern, und die Röhrgen, welche in denen Mäuslein den zarten Nahrungsſaft abſondern. Denn wenn die kleinen Holigkeiten der Gänge in dieſen Theilen bei zunehmenden Jahren enger und trokner werden, und daher weder das zarte Geblüte und Flieswaſſer, noch auch die Säfte, welche eine Kraft zu bewegen haben, von denen Speiſen und dem Geblüte abgeſondert werden, und in die Theile, durch welche die Empfindungen und Bewegungen geſchehen, einflieſſen können; ſo müſſen nothwendig die Stärke und die Kräfte, ſo wol in denen Sinnen, als in der Bewegung gewaltig abnehmen. Die Urſache iſt, weil die abwechſelnde Syſtole und Diaſtole, ingleichen der motus periſtalticus, welcher hauptſächlich in denen Röhren ſtatt findet, vermittelſt derer die Abſonderung und Ausführung der Materien geſchiehet, ja alle Stärke, Kraft und Lebhaftigkeit theils von denen fleiſchigen und ſpannadrigen Häuten, theils von dem zarten Geblüte derer Pulsadern und Nervenſäfte lediglich herrühren und hergeleitet werden müſſen.

Urſachen der Krankheiten im Alter.

Wollen wir den Urſprung der Krankheiten, womit das Alter geplaget iſt, genauer unterſuchen; ſo werden gewis die fürnehmſten darunter von der Menge und Unreinigkeit des Geblütes, von dem zähen, ſalzigen und tartariſchen Flieswaſſer, und von denen Säften, die ihr gelindes und ſüſſes Weſen verlohren haben, herzuleiten ſeyn. Denn daher entſtehen Huſten, Schnupfen, Dörrſucht, ſcharfe Flüſſe, Verhaltung des Harns und Harnwinde, Juken der Haut, Bleichſucht, die bei alten Leuten was gemeines iſt, Nieren- Blaſen- und Gallenſtein, harte Knoten in denen Gelenken, vieles Wachen, faules Zahnfleiſch, wakelnde Zähne, Geſchwüre, und ſind die verlezten Theile ſchwer wieder zuſammen zu heilen. Ja, eben dieſe Urſache iſt es, warum man im Alter mehr, als zu anderer Zeit, ſo leicht zum kalten Brand und krebshaften Geſchwüren geneigt iſt, die ſonderlich in denen äuſſerſten Gliedmaſſen gerne entſtehen. Denn, die überhand nehmende garſtige und anſtekende Unreinigkeit, welche ſich nebſt Mangel an Kräften im Alter faſt beſtändig einfindet, und darinn erzeuget wird, iſt die wahre Urſache und Quelle dieſer Verderbnis, welche ſich in den äuſſerſten Theilen ereignet.

Warum die Säfte im Alter unrein werden.

Nunmehro aber wird zu erörtern ſeyn, woher denn ein ſo groſſer Unflath deren Säfte im äuſſerſten Alter komme, und demſelben gleichſam eigen ſeye, oder ſich faſt beſtändig einſtelle, ſo, daß auch einige deshalb bewogen worden, dieſes Ubel des Alters mit dem Scharbok zu vergleichen. Wie wir nun die Urſache aller Unreinigkeiten in denen Säften denen fehlerhaften organis zuſchreiben, welche die fremden Materien, und gleichſam den Hefen von denen zum Leben dienenden Säften abzuſondern und auszuführen beſtimmt ſind; alſo läet ſich dieſes auch bei Erzeugung der verdorbenen Säfte, im Alter wahrnehmen. Denn die ungehinderte und hinlängliche Ausdünſtung durch die Gänge in der Haut, iſt unter allen Abführungen, ſo den Leib für der Fäulnis und dem Untergange bewahren, die heilſamſte und fürnehmſte, ſo, daß, wenn ſelbige nicht recht von ſtatten gehet, vieler Unflath und Unreinigkeiten im Leibe zurüke bleiben, und die zum Leben nöthigen Säfte gleichfalls verderben. Nun wird bei betagten Perſonen dieſe Ausdünſtung wegen der dürren und troknen Haut, und weil die Schweislöcher und Röhrgen unter der Haut enger werden, ſehr gehindert und unterbrochen.

Krankheiten, ſo daher rühren.

Daher es geſchiehet, daß der ſonſt ſüſſe oder ungeſchmakhafte Nahrungsſaft von einer fremden und ſalzigen Feuchtigkeit angeſtekt wird, ein viel ſchärferer und ſalzigter Harn mit Schmerzen abgehet, der Leib ſeine gehörige Nahrung nicht bekömmt, die Geſchwüre ſich ungerne zertheilen laſſen, die Beinbrüche ſchwer wieder zuſammen wachſen, und was dergleichen mehr iſt. Und da ſo wohl die Galle, als das Fliekwaſſer, wegen der unterbrochenen und gehemmten Abführung des Unflaths durch die Röhren der Haut, eine Schärfe und ganz anders Weſen annehmen; ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn alte Leute mit Darm- und Magenſucht und Durchfällen für andern behaftet ſind.

Urſache des Blutharnens und der Blaſenbeſchwerungen.

Was das Blutharnen anlanget, warum ſelbiges im hohen Alter ſich ſo ofte einfindet? ingleichen warum alte Leute hauptſächlich mit Blaſenbeſchwerungen geplaget ſind? davon iſt, unſerm Bedenken nach, die Urſache leicht anzuzeigen. Denn wir haben aus vielfältiger Erfahrung angemerket, daß diejenigen, denen ehedeſſen das Blut aus den Adern des Gefäſſes abgegangen, wenn ſolches nachgehends aufgehöret, oder nicht in gehöriger Menge abgeführet worden, endlich Blut harnen, und mit Blaſenbeſchwerungen inſonderheit behaftet werden: weil das Blut, wenn ihm der Ausgang aus der güldenen Ader verwehret wird, in die Aeſte derſelben, ſo nach der Blaſe gehen, zurüke tritt, daſelbſt durchbricht, und ſich in die Holigkeit der Blaſe ergieſſet, und alſo mit dem Harn zugleich weggelaſſen wird. Wenn es aber auch leicht geſchehen kan, daß die kleine Wunde, die davon in der innern Blaſenhaut gemachet worden, wegen beſtändigen Zufluſſes des Harnes nicht wieder zuſammen heilet, und ein Geſchwür erreget; ſo wächſt nicht allein aus der Materie, die ſich von dem Geſchwür abgeſondert und in dem Harn zu Boden fällt, ein Stein zuſammen, ſondern auch der Harn ſelbſt wird trübe und wie ein Brei, und gehet tropfen-weiſe mit groſſem Schmerzen und Brennen [illegible] bis man endlich, wenn der Pförtner (Sphincter) ſchadhaft geworden, ihn gar nicht mehr halten kan.

Wofür ſich alte Leute zu hüten haben.

Wie Kummer ſchadet.

Nachdem wir nun die Urſachen der Krankheiten geſehen haben, welche ſich im Alter gemeiniglich einzufinden pflegen, und den Leib auf das gewaltigſte ſchwächen; ſo wird es uns um ſo viel leichter ſeyn, die Hülfsmittel zu finden, wodurch die Kräfte bei alten Leuten, welche dem Leben gleich zu achten ſind, zu erhalten, und erwehnten Beſchwerungen kan vorgebauet werden. Weil aber der erſte Theil der Weisheit in der Arzneikunſt iſt, daß man wiſſe, was ſchädlich iſt; ſo haben wir für nüzlich und nöthig erachtet zuförderſt zu zeigen, welche Dinge betagten Leuten zuwider und ſchädlich ſind, welche die natürlichen Kräfte verderben und zu Grunde richten, und welche zur Erzeugung und Vermehrung der Urſachen der Krankheiten helffen, damit diejenigen, ſo bereits in das Alter gerüket, mit deſto gröſſerer Sorgfalt und Behutſamkeit ſich dafür in acht nehmen können. Wir wollen den Anfang von denen Dingen machen, welche die Kräfte plözlich und am heftigſten benehmen, und faſt alle Theile des Leibes ſchwächen. Hieher gehöret alles, was das Gemüth niederſchlägt und gar zu ſehr bekūmert macht, wohin wir billig langwierige Traurigkeit und groſſe Angſt rechnen, wodurch wir wiſſen, daß viele alte Leute ſchleunig hingeriſſen wordē ſind. Und gewis! ich kan es nicht gnugſam ausſprechē, wie ſchädl. eine langwierige Traurigkeit und Bekümmernis des Herzens ſo wohl ſtarken, als um ſo viel mehr von Alter entkräfteten und ſchwachen Leuten zu ſeyn pflegt. Denn dadurch verdirbt der Appetit, der Schlaf vergehet, der ganze Leib wird matt und ſchwach, Gemüths- und Leibeskräfte fallen hin, die äuſſerſten Gliedmaſſen werden kalt, der Leib wird zuſehr geöfnet, und aus denen Füſſen dringet der Schweis bei Nachte wegen zugezogener Schwachheit hauffenweiſe. Wannenhero im Alter alle Gelegenheiten, welche heftigen Kummer, Traurigkeit und Schreken verurſachen können, mit allem Fleiſe zu vermeiden ſind. Denn gleichwie zur Erzeugung ſchwerer und langwieriger Krankheiten, ja ſelbſt zur ſcorbutiſchen Unreinigkeit des Geblütes, nach dem Zeugnis des Eugalenus, nichts mehr beiträgt, als Betrübnis und Kummer; alſo dienen eben dieſe ſchädliche Gemüths Leidenſchaften am allermeiſten zur Unterhaltung und Vermehrung derer Krankheiten, welche bei alten Leuten hauptſächlich von denen rohen und unreinen Säften ihren Urſprung nehmen.

Vom Zorn.

Von der Venus.

Alte Leute ſollen ſich ſonderlich für Sünden hüten.

Ferner haben ſich alle alte Leute gar ſehr für unmäſſigen Zorn in acht zu nehmen. Denn wenn dieſer ſich einfindet, da der Körper mit unreinem Geblüte angefüllet iſt, oder die untern Theile eben mit Krampf und Schmerzen behaftet ſind; ſo verurſachet er leicht einen Anſtos vom Schlag, oder halben Schlag, oder auch eine Entzündung des Magens. Eben ſo ſchädlich iſt die Venus alten und ſchwachen Leuten, und dannenhero zu meiden. Denn ob ſie wol, vielleicht weil der Saame bei ihnen zu ſalzig iſt, dazu gereizet werden: dennoch, wofern ſie der Natur Gewalt anthun, die Reizung vermehren, und zur Sache ſelbſt ſchreiten, folget ohnfehlbar der Verluſt der Kräfte darauf, welcher zu gefährlichen Krankheiten, ja ſelbſt zum Tode Anlas giebet. Weil aber nach dem alten Bund der Tod fürnemlich auf alte Leute lauret; ſo ſollen diejenigen welche zu denen Jahren gelanget, daß ſie nun bald von ihrem geführten Leben Rechenſchaft zu geben haben, ſich durch GOttes Gnade fürnemlich dahin beſtreben, daß ſie ſich nicht mit Sünden beſudeln, und deshalb das Gewiſſen ſie beunruhige und ihnen Furcht einjage, weil ſonſt der Kummer ihre Kräfte angreift und verheeret, und ſie dergeſtalt ihren Leib zu allerhand Krankheiten zubereiten.

Von der Kälte.

Nach der Unruhe des Gemüthes verdienet unter denen Dingen, wofür ſich alte Leute in acht zu nehmen haben, und die auſſer uns ſind, die Kälte den nächſten Plaz. Denn wo irgends etwas iſt, welches der Natur eines alten Körpers zuwider iſt, ſo iſt es gewis dieſe: indem ſie, wie ſchon längſt Hippocrates angemerket hat, Sect. II. aph. 20. die Haut harte, ſteif und blas machet, welche ſchon ſo bei bejahrten Leuten hart, dürre und zuſammen gezogen iſt, die Ausdünſtung der Unreinigkeiten aus denen Röhren der Haut verhindert, und zu vielen Krankheiten Anlas giebt. Dahero geſchiehet es, daß, wenn man an die untern Theile, oder ſelbſt an den Leib etwa zu unrechter Zeit die Kälte dringen läſt, nicht nur die Haut ſchauert, und die Feuchtigkeiten plözlich nach den innern Theilen zugetrieben werden, Schnupfen, Huſten, Heiſerkeit nebſt Mattigkeit, verlohrnem Appetit und Unruhe erreget werden, ſondern auch der Schlag zu beſorgen iſt. Und eben dieſes iſt die Urſache, warum alte Leute im Soñer ſich am beſten befinden, im Winter hingegen am ſchlimmſten, ſo, daß nach dem Ausſpruch des Hippocrates, alte Leute im Winter gedoppelt alt ſind. Dannenhero müſſen ſie ſich ſehr wohl in acht nehmen, daß ſie den Leib, ſonderlich die Füſſe wohl mit Kleidern wider die kalte Luft verwahren, und ihr keinen Zugang geſtatten, fürnehmlich nach dem Schlafe, und bei Verwechſelung des Leinenzeuges. Uberdem ſollen ſie ſich niemals in die Luft machen, wenn Nordwinde blaſen, es Regen; oder ſtürmiſch Wetter iſt, noch, ſonderlich zur Winterszeit, bald aus der warmen Stuben in die Kälte gehen, oder aus der Kälte ſogleich in ein warmes Zimmer. Gleichergeſtalt, weil es höchſt ungeſund iſt, an niedrigen Orten, in Hölen, in Gemächern, die tief unter die Erde gehen, welche keinen freien Zugang von der Luft haben, und mit dumpfigen, garſtigen Ausdünſtungen angefüllet ſind, ſich aufzuhalten oder zu ſchlaffen, indem man daſelbſt eine unreine Luft einſaugen mus, und die Ausdünſtung durch die Haut gar gehemmet wird; ſo haben ſie dergleichen ſorgfältig zu vermeiden, und ſich jederzeit nach den geſundeſten Wohnungen umzuſehen.

Welche Luft ſie meiden ſollen.

Wie ſie im Eſſen die Maaſſe halten ſollen.

Wir wenden uns zu den Speiſen, und wollen ſehen, was man dabei im Alter zu meiden hat. Hieher gehöret fürnemlich, daß man nicht zu viel oder zu geſchwinde. iſſet. Denn wenn der Magen auf einmal mit gar viel Speiſen überladen wird; ſo kan er, weil er im Alter ohne dem ſchon ſchwach iſt, die Menge nicht recht bezwingen, zerkleinern und in einen guten Saft verwandeln. So wird auch der Nahrungsſaft, welcher aus der unverdauten Materie herausgezogen iſt, nicht vollkommen mit dem Geblüte vermiſchet, und iſt daher zur Ausdünſtung nicht geſchikt genug. Vielmehr verurſachen die Speiſen, indem ſie ſich gar zu lange in dem Magen aufhalten, darinnen Cruditäten, Blähungen und Spannen, Winde, unruhigen Schlaf und andere Beſchwerlichkeiten. Daher der Celſus lib. I. cap. 2. gar fein und mit Wahrheit ſpricht: *Es pfleget niemals ohne Schaden abzugehen, wenn man ſich bei der Mahlzeit zu ſatt iſſet.* Mit deſſen Meinung auch der Hippocrates übereinſtimmt, wenn er lib. de diæt. acut. ſich alſo vernehmen läſſet: *Es iſt dieſes eine ſchlimme Lebensart, wenn man zu viel Speiſe zu ſich nimmt.*

Was für Speiſen zu meiden.

Anlangend die Arten der Speiſen; ſo ſind alten Leuten höchſt ſchädlich diejenigen, welche klebricht und ſehr feſte ſind, und welche eine grobe Nahrung geben, dergleichen vom Celſus Speiſen von ſtarker Materie genennet werden; ferner diejenigen, welche langſam und ſchlimm zu verdauen ſind, ſchwer durch die Gedärme gehen, und daher leicht Blähungen verurſachen. Hieher gehören fürnemlich harte Eyer, Fleiſch und Fiſche, ſo zu ſehr geſalzen, alt und hart geworden, gedörrete und Seefiſche, Bohnen, Hirſe, Linſen, Erbſen, allerhand Arten von Kuchen, die aus Milch, Eyern, Butter und Weizenmeel gemacht ſind, ja auch alles, was fette iſt, indem ſich ſolches ſchwer auflöſen läſſet, ingleichen alle rohe, harte und aus vielen Fäſergen beſtehende Eswaaren, die der Magen nicht wol von einander reiſſen kan, und die wegen ihres klebrichten und zähen Weſens leicht Winde machen, als Rüben, allerhand Kohl, Möhren, Knoblauch, Zwiebeln, Rettig und aus allerhand Kräutern zubereiteter Salat.

Darunter ſonderlich ſaure Sachen, und was im Magen leicht ſauer wird, zu rechnen.

Es bringet aber in Wahrheit alten Leuten nichts mehr Nachtheil, als ſaure Sachen. Denn indem ſie die feſten Theile auf eine ungewöhnliche Art angreiffen, zuſammen ziehen, irritiren, härten, die Gänge enger machen, die kleineſten Gefäſſe verſtopfen, die Gemeinſchaft der wäſſerigen Theile mit dem Geblüte trennen, die Säfte diker machen, und die Ausführungen, ſonderlich welche durch den Stuhlgang geſchehen, hindern; ſo kan es nicht anders ſeyn, als daß ſie alten Leuten, bei welchen die feſten Theile ohnedem ſchon mangelhaft und die flüſſigen dike geworden ſind, und langſamer herum getrieben werden, den gröſten Schaden verurſachen. Zudem da im Alter die Kräfte und der motus periſtalticus ſchwächer geworden, und die zähen und rohen Theilgen des Geblütes durch den langſamen Umlauf und die geringe innerliche Bewegung nicht recht auseinander gewikelt, verdünnet und in ein ſulphuriſches und alcaliſches Weſen verwandelt ſind; ſo wird alles, was man genieſſet, in dem Magen leicht ſauer, und hiedurch das ſeiffenhafte und alcaliſche Weſen der Galle zerſtöret, welches denn zu einem harten Leib, Stuhlſucht, weiſſen Koth, und andern Beſchwerlichkeit Anlas giebet. Und hieraus erhellet wiederum klärlich, daß nicht allein diejenigen Sachen, welche ihr ſaures und ſchädliches Weſen offenbarlich zeigen, ſondern auch die ein ſolches in dem Magen annehmen, es ſey Speiſe oder Trank, im Alter mit allem Fleiſſe zu meiden ſind.

Von der Milch

Von ſüſſen und eingemachten Sachen.

Unter denen Sachen, die eine offenbare und ſelbſt durch den Geſchmak zu erkennende Säure bei ſich führen, gehören fürnemlich hieher alle unreife und ſaure Früchte, Salat, ſaure Weine, inſonderheit die Rheiniſchen, und zu alte Biere. Unter denen aber, welche in dem Magen allererſt ſauer werden, ſind abſonderlich allerlei Milch, auſſer der Eſelsmilch, weñ dieſe auf gehörige Art gebraucht wird, und alles was daraus zubereitet worden, hauptſächlich aber der Käſe anzuführen. Denn wenn die Milch mit der Säure, die ſich bei alten Leuten im Uberflus in dem Magen befindet, ſich vermiſchet; ſo gerinnet ſie, wird zu einem feſten Klumpen, der ſich nicht wohl auflöſen läſſet, und hängt ſich an die Seiten: Kommt aber ein corroſiviſcher, ſaurer und gallichter Saft dazu; ſo naget ſie an dem Theil, den ſie berühret, und verurſachet eine beſchwerliche Empfindung um das Herze herum, Blähungen des Magens, und mancherlei andere Zufälle, ſonderlich in dem Haupte. Eben dieſes iſt zu merken, von ſüſſen, eingemachten Sachen, und allerhand Lekerwerk, ſo man zum Nachtiſch aufzuheben pflegt. Denn wenn dieſe Dinge nicht zugleich einen offenen Leib machen; ſo ſchaden ſie, und ſchiken ſich nach dem Zeugnis des Celſus nicht für einen ſchwachen Magen, indem ſie darinn ſauer werden. Sie ſind aber um ſo viel ſchädlicher, wann man zu gleicher Zeit etwas ſaures genieſſet, als Rheiniſchen Wein, indem ſie zwar die Säure geſchwinde in ſich ziehen, aber auch deſto feſter behalten, und endlich, wenn die Wärme dazu kommt, zu gähren anfangen. Hiedurch aber werden ſie ungemein ſcharf und freſſend, und greiffen den Magen und die Gedärme an, dabei ſich denn eine Aengſtlichkeit um das Herze herum, Ekel, Reiſſen im Unterleibe, vergebliche Triebe zum Stuhl einfinden, und ein weiſſer Unflat weggelaſſen wird.

Was für Getränke zu meiden.

Was das Getränke anlanget; ſo iſt zwar ſchon aus dem vorhergehenden klar, daß alles dasjenige, was eine Säure bei ſich führet, alten Leuten ſchädlich ſey, jedoch füge ich demſelben noch billig bei, die den Kopf einnehmen, ihn ſchwer und voll machen, es ſey Wein oder Bier. Denn weil bei alten Leuten das Haupt fürnemlich nebſt dem ganzen Nervenweſen gar ſehr ſchwach iſt; ſo kan es nicht anders ſeyn, als es mus alles geiſtreiche, vollmachende, das Gehirn und die Nerven zu ſtark angreiffende, und das Geblüte zu ſehr verdünnende Getränke bei ihnen die natürlichen Kräfte und Bewegungen mit merklichem Schaden zu Grunde richten. Weil auch die zarteſten Gefäſſe des Gehirns von dem ſich ausdehnenden Geblüte gleichfalls zu ſehr ausgedehnet werden; ſo iſt leicht zu urtheilen, daß ſie zu höchſtbeſchwerlichen Kopfſchmerzen Anlas geben. Da es auch zur Geſundheit hauptſächlich dienlich iſt, wenn der Leib bei alten Leuten ſeine gehörige Oefnung hat; ſo haben ſie ſich, ſowohl in Speiſe, als Trank, ſorgfältig in acht zu nehmen für allem, was dieſelbe in Unordnung bringen oder hemmen kan, wohin, auſſer denen ſauren Sachen, fürnemlich zu rechnen die Quitten, und was daraus zubereitet wird, herbe, rothe Weine, ſonderlich unter den Franzöſiſchen den Pontac und Claret Wein, und gar zu alte Biere, ſonderlich die aus Waizen gebrauet ſind, als welche mit der Zeit nicht nur geiſtreicher werden, ſondern auch eine Säure annehmen. Endlich, ſo haben ſich alte Leute auch für Faulheit und allzuvieler Ruhe zu hüten, ſintemal, wenn ſie derſelben nachhängen, die Säfte langſamer durch die Gefäſſe des Leibes getrieben und dike werden, folglich die Ausführungen nicht von ſtatten gehen, da denn leicht Verſtopfungen und andere Zufälle entſtehen.

Wodurch alte Leute ihre Geſundheit erhalten können.

Nachdem wir nun aus dem Wege geräumet, was die Geſundheit alter Leute ſchwächen und hinrichten kan; ſo müſſen wir zu denenjenigen Sachen ſchreiten, die zur Erhaltung derſelben dienlich ſind. Das fürnehmſte darunter iſt ein freudiges, gleiches, geſeztes und von allen heftigen Gemüthsbewegungē freies Gemüthe, als bei welchem nicht nur alle Bewegungen, wodurch die lebendige Maſchine erhalten wird, ungehindert von ſtatten gehen, ſondern auch die Leibeskräfte unterſtüzet und erhalten werden. Sehr wohl ſaget der Weiſe: Ein freudiges Gemüthe macht ein blühendes Alter, die Traurigkeit aber zehret die Gebeine aus. Wannenhero diejenigen, die bei herannahendem Alter ihre Geſundheit in acht nehmen wollen, gewis glauben mögen, daß ihnen nichts auf der Welt dienlicher ſey, als wenn ſie ein geruhiges, erhabenes und munteres Gemüthe beibehalten, und dieſes durch zuläſſige Luſt und Freudigkeit öfters zu erweken ſuchen, und hierzu kan eine genauere Betrachtung theils der göttlichen Wahrheiten, die in der heiligen Schrift enthalten ſind, theils der natürlichen, die

Was ein fröliches und freies Gemüthe hilft.

das groſſe Naturbuch lehret, herrlich und überflüſſig Anlas geben.

Welche Luft am dienlichſten.

Hiernächſt hat auch die Luft einen ſtarken Einflus in den Leib, und mag der Geſundheit ſehr vortheilhaft oder nachtheilig ſeyn, ſonderlich bei alten und ſchwachen Perſonen, welche bei der geringſten Veränderung derſelben alſofort auch eine Veränderung bei ſich verſpüren. Damit ihnen alſo die Luft keinen Schaden bringe; ſo haben ſie ſich nach einer ſolchen umzuſehen, welche temperirt, rein und nicht mit garſtigen Dünſten angefüllet iſt, ſonderlich nach der freien und Landluft. Denn dieſe iſt die rechte Nahrung der Geſundheit, indem ſie Kräfte giebet, den Appetit erreget, die Verdauung befördert, und machet, daß die Ausführungen ungehindert von ſtatten gehen. Sonderlich aber iſt ihnen dienlich, daß ſie ſich in groſſen und geräumigen Gemächern aufhalten, die einen freien Zugang von der Luft haben, und die dieſelbe durchſtreichen kan, überdem aber die Morgen- und Winter-Sonne beſcheinet.

Was die Wärme der Sonnen nuzt.

So kommt auch die Wärme der Sonnen alten Leuten, ſonderlich im Winter und im Herbſte, ungemein wohl zu ſtatten. Denn gleichwie es zum Wachsthum der Blumen und allerhand Gewächſe in Winterszeit ſtattlich hilft, wenn die Sonne ſie frei beſcheinen kan; alſo werden auf gleiche Art denen ſaft- und kraftloſen alten Körpern die Beſchwerlichkeiten des Winters, ja ſelbſt des Alters, viel erträglicher, wenn ſie die Sonnenwärme, und nicht blos die künſtliche, die man durch das Feuer zu Stande bringet, genieſſen. Die Alten pflegten zu dem Ende in dem oberſten Theile der Gebäude beſondere Gemächer machen zu laſſen, welche die Sonne von allen Seiten beſcheinen konte, und gehörte es mit unter die Lebensordnung, wodurch ſie ihre Geſundheit zu erhalten ſuchten, daß ſie ſich öfters nakend in die Sonne legten, oder ſich darinn ſezten oder herum giengen, und kan von dem Nuzen dieſer Gewohnheit der Mercurialis Lib. VI. C. I. nachgeſehen werden, allwo er weitläuftig davon handelt.

Die Luft ſoll zuweilen verändert werden.

Nächſt dem iſt es auch wohl gethan, weñ alte Leute zuweilen, ſonderlich im May und September, als welche fur die geſundeſten Monate gehalten werden, in fremder Luft ſich zu erholen ſuchen, welches Mittel die Alten zur Erhaltung und Unterſtüzung des Leibes vielfältig und ungemein gerühmet haben. So bezeuget Plinius Lib. III. Ep. I. von einem gewiſſen Veſpritius, der dieſe Regel beſtändig in acht genommen, daß nach ſeinem ſieben und ſiebenzigſten Jahre, Augen und Ohren noch in vollkommenem Zuſtande geweſen, und man an ſeinem Leibe die gehörige Munterkeit wahrgenommen habe. Eben dieſes beſtättigen viele langwierige und höchſt widerſpenſtige Krankheiten, die weder Zeit noch Arzeneien, ſondern öfters die veränderte Luft bezwingen können.

Nuzen der Bewegungen und Uebungen des Leibes.

Ferner ſind die Bewegungen und Leibesübungen zur Erhaltung der Kräfte und Geſundheit gar ſehr dienlich. Solches hat der Celſus vorlängſt erkañt, wenn er ſpricht: Die Faulheit entkräftet den Leib, die Arbeit aber macht ihn ſtark; jene verurſachet ein frühzeitiges Alter, dieſe verlängert die Jugend. Denn gleichwie das Leben ſelbſt, und die Vollkommenheit aller Kräfte, ſo wohl des Leibes, als der Seelen, darinn beſtehet, daß ſo wohl die feſten, als flüſſigen Theile des Leibes einmal, wie das andere, und unverrükt beweget werden; alſo iſt im geringſten kein Zweifel, daß, da die Bewegung und Ubung des Leibes dieſe Bewegung befördert, ſie nicht allein zur Erhaltung des Lebens und der Kräfte ungemein dienlich ſey, ſondern auch im Alter die Munterkeit der Seelen und des Leibes unterhalte und vermehre, und eine beſtändige Geſundheit verſpreche. Und ob es zwar an mancherlei Arzeneien nicht fehlet, die den Leib erwärmen, und die Bewegung des Geblütes vermehren; ſo iſt doch die Bewegung des Leibes ihnen allen weit vorzuziehen, weil ſie natürlicher iſt, und aus ihrer eigenen Quelle die Wärme und den ſtärkern Umlauf derer Säfte hervor bringet, jene aber, als eine durch Kunſt gemachte und von auſſen erregte Bewegung der Natur nicht ſo dienlich iſt.

Welche Arten davon ſich im Alter am beſten ſchiken.

Man hat aber ſolche Ubungen zu erwehlen, die den Leib nicht zu ſehr abmatten, ſondern denen Kräften des Alters gemäs ſind. Am dienlichſten iſt das Spazierengehen oder auch das Fahren, ſonderlich den Gelehrten, damit das viele Sizen, welches zum Studiren erfordert wird, zuweilen gemäſſiget und der Leib erquiket werde. Es ſchaffen aber dergleichen Bewegungen deſto gröſſern Nuzen, wenn ſie mäſſig ſind, und in einer mäſſig warmen Luft vorgenommen werden, ſonderlich drei bis vier Stunden vor, oder auch nach der Mahlzeit, ſintemal ſie auf dieſe Weiſe die Verdauung nicht ſtören, ſondern vielmehr befördern und den Appetit erweken.

Was das laute Leſen hilft.

So iſt auch das laute Leſen eine überaus bequeme Art der Bewegung für ſchwache und alte Leute, ingleichen für die, welche dem Studiren in der Muſe und Einſamkeit obliegen, und haben die Alten den Nuzen deſſelben überaus gerühmet. Denn durch das lange und laute Leſen wird das Athemholen verſtärket, und ſolchergeſtalt nicht nur die Lunge öfter beweget, weiter ausgedehnt und wärmer, und kommen die Unreinigkeiten mit der Luft fort, ſondern es gehet auch der Umlauf des Geblütes hurtiger, die Wärme nimmt zu, die Säfte werden [illegible], und die Ausdünſtung gehet beſſer von ſtatten: hiedurch aber bekommen die Theile des Leibes friſche Kräfte, und alle functiones werden hurtiger und beſſer vollbracht. Ja, das vernehmliche Leſen ſtärket, nach dem Ausſpruch des Celſus, auch inſonderheit den Magen, und befördert die Verdauung fürtreflich. Denn, indem durch das Reden die Mäuslein der Bruſt und des Queerfelles beweget werden, wird zugleich der dabei liegende Magen erſchüttert und gedruket, und ſolchergeſtalt nicht nur der Einflus des Geblütes aus den Pulsadern und des Nervenſaftes in die Haut deſſelben vermehret, ſondern der Speichel und übrige Saft, ſo zur Gehrung und Auflöſung der Speiſen dienet, deſto häuffiger herbei geführet. Woraus erhellet, was es für ein herrlicher Vortheil für diejenigen iſt, die öffentlich lehren, daß ſie Amts wegen, da ihnen andere Arten der Bewegungen gröſten Theils verwehret ſind, ihren Leib durch das Reden bewegen.

Von Sänften-Tragen

Die gelindeſte Art der Bewegung, und die ſich für ſehr ſchwache Perſonen hauptſächlich ſchiket, iſt, wenn ſie ſich in einer Sänfte tragen laſſen. Denn dadurch wird dasjenige, was in dem Umfange des Leibes beſtehen geblieben iſt, und die Ausdunſtung hindert, ohne einzige Heftigkeit zertheilet. So räht auch der Celſus Lib. IV. Cap. 5. alten und ſchwachen Leuten, daß ſie dergleichen Ubungen vornehmen, wodurch der Oberleib fürnemlich beweget wird, und verſichert, das ſolches bei allen Magenkrankheiten dienlich ſey. Es geſchiehet aber ſolches am bequemſten, wenn durch Rührung muſicaliſcher Inſtrumente oder allerhand Spiele, und dergleichen, man die Hände und Arme hin und her beweget.

Wie der Oberleib fürnemlich zu bewegen.

Wer

Vom Reiben.

Wer aber keine Gelegenheit hat, den Leib zu bewegen, der kan ſolches durch das Reiben erſezen, welches theils auf dem Kopfe und Rüken, theils an den Füſſen und an dem ganzen Leibe mit groſſem Nuzen geſchiehet. Denn dadurch wird die natürliche Hize erreget, das Geblüte durch die kleinſten Gefäſſe getrieben, die Haut zärter gemacht, und was ſich etwa darunter aufhält, durch die Ausdünſtung fortgeſchaffet. Die Alten haben hierauf ſehr viel gehalten, und verordnet Celſus inſonderheit den Gebrauch dieſes Mittels ſchwachen Leuten, und nach überſtandenen Krankheiten, auch iſt gar kein Zweifel, daß ſelbiges dem ſchwachen Körper im Alter gute Dienſte thun werde. Am ſicherſten aber und bequemſten iſt, wenn man den Leib täglich nach vollbrachter Verdauung und verrichtem Stuhlgang, des Morgens im Bette, oder des Abends vor dem Bettegehen, ſonderlich die äuſſerſten Theile, und darunter die Füſſe, mit einem rauhen Tuche, ſo lange als die Haut roth wird, reibet, und zwar von oben herunter, ſintemal das Geblüte von denen unterſten Theilen langſamer wieder zur Quelle zurük flieſſet, und man dannenhero durch dieſes Mittel zu Hülffe komen mus, ſonderlich, da alten und ſchwachen Leuten die Beine leicht kalt werden, und gemeiniglich kalt zu ſeyn pflegen.

Vom Baden und Salben.

Nicht weniger haben die Alten ſich zur täglichen Pflegung des Leibes ſehr fleiſſig der Bäder und des Salbens bedienet, und von dieſen Mitteln verſichert, daß ſie wider die Kälte und Trokenheit der Theile, die im Alter höchſt ſchädlich wären, hülfen. Wiewohl hier zu Lande, wo wir eine viel kältere, rauhere und härtere Luft haben, als es in Griechenland und andern warmen Ländern giebt, die Bäder ſich für alte Leute nicht ſchiken, ſonderlich im Herbſte und Winter, da die kalte Luft, ſo den Leib umgiebet, die Haut ſchlapp machet, und zu Hauptflüſſen und Schnupfen veranlaſſet. Indes wollen wir ſolchen Perſonen, die das Alter noch nicht gar kraftlos gemacht hat, eben nicht widerrathen haben, daß ſie ſowohl die obere, als untere Theile durch ein bequemes Bad, ſonderlich in einem geräumigen, hohen und hellen Gemache erfriſchen. Das Salben aber mögte auch bei uns etwas mehr Nuzen haben, wenn man ſo damit verführe, daß man die untern Theile und ſonderlich den Rükgrad in der Sonne, oder bei einem warmen Ofen, warm mit einem Oele, z. E. von Mangeln, oder mit Kapaunen- und Hühnerfett, nebſt einigen Tropfen von Lavendeloel, ſchmierte und gelinde riebe.

Vom Schlaf.

Weiter dienet auch der Schlaf fürtreflich zum langen Leben und zur Geſundheit, ſo, daß beides ohne denſelben nicht beſtehen mag, ja, er iſt zur Erſezung der Kräfte ein ſo unvergleichliches Mittel, daß er alle herzſtärkende Sachen, wie ſehr auch ihre Würkung erhoben wird, bei weiten übertrift. Denn er erhält nicht nur die geiſtreichen und flüſſigſten Theile des Geblütes und des Flieswaſſers, ſondern verwahret auch den zur Nahrung nöthigen Saft, wodurch die feſten Theile ſtattlich befeuchtet, und gleichſam mit einem ſüſſen Thau benezet werden, ſo, daß denen ſaftloſen und dürren Theilen des welk gewordenen Leibes nichts heilſamer und dienlicher iſt, und der Galenus mit Recht erinnert, es ſey der Schlaf denen ausgetrokneten Leuten die allerbeſte Arzenei. Je mehr demnach die Trokenheit alten Leuten ſchädlich, und für die eigentliche Urſache, ſowohl ihrer Schwachheit und verlohrnen Wärme, als des Todes ſelbſt zu halten iſt, je nüzlicher iſt ihnen der Schlaf, und je werther ſollen ſie ihn halten. Doch mus er nicht zu kurz, unterbrochen, und unruhig ſeyn, noch Mattigkeit verurſachen, ſondern ſanfte, vollkommen und erquikend, dergleichen

ſſ

er nach einer leichten und mäſſigen Mahlzeit zu ſeyn pflegt, wenn man ſich alsdann mit einem frölichen und geruhigen Gemüthe niederlegt. Auch hat man ſich nach weichen Betten umzuſehen, nicht nur, damit der Schlaf deſto geruhiger ſeyn möge; ſondern auch, damit der Umfang des Leibes weich und relaxiret werde, und ſolchergeſtalt das Geblüte einen deſto freiern Zuflus dahin habe, und die Unreinigkeiten durch die eröfnete Röhren der Haut deſto hurtiger abgeführet werden.

Welche Speiſen zu erwählen ſind.

Wir ſchreiten zu denen Speiſen und Geträncken, darinnen alte Leute hauptſächlich nach dem Unterſcheid ihrer Jahre und Kräfte eine Wahl zu treffen haben. Sind ſie noch nicht zu ſehr bejahret, und haben noch einen ſtarken Magen; ſo ſollen ſie nicht leicht die gewöhnliche Nahrung ändern, ob ſie gleich was harte und geringe iſt. Wird aber der Magen ſchwächer, wie er bei abgelebten Perſonen zu ſeyn pfleget: ſo mus man eine Wahl halten, und Speiſen gebrauchen, die ſich alsdenn ſchiken, das iſt, ſolche, welche einen ſehr guten und temperirten Saft haben, leicht zu verdauen ſind, ſich in dem Magen nicht lange aufhalten, noch denſelben beſchweren oder verdriesliche Empfindung darinn erweken. Wir rühmen zu dieſem Ende insbeſondere die Brühen von Capaunen, Hühnern und andern nahrhaftem Fleiſche, ingleichen den diken Saft, welchen man aus zerſtoſſenen Flußkrebſen, ohne Waſſer, mit ein wenig Wein, einigen Citronſcheiben und Muſcatblumen in einem verſchloſſenen Gefäſſe, ſo man in ſiedendes Waſſer ſezet, zubereitet. Eben dieſes Lob verdienen die Brühen, welche man von groben Kleienbrode mit Waſſer und Wein, nebſt Zimmet und Zuker machet, ingleichen der gelatinöſe Saft, der von gebratenem Fleiſche tröpfelt, als welcher gleichſam der auserleſenſte Theil deſſelben iſt, und dem Nahrungsſaft am nächſten kommt, daher er denen feſten Theilen eine temperirte, denen geiſtreichen aber die zarteſte Nahrung giebet, und auf ſolche Art die natürliche Wärme im Alter fürtreflich erſezet. So hat man auch diejenigen Speiſen nicht ganz und gar an die Seite zu ſezen, welche den Leib offen halten, und die ſauren Säfte in dem Magen und duodeno brechen, als da ſind Birne, ſüſſe Aepfel, Spaniſche Pflaumen, und Hagenbutten, die mit kleinen Roſinen, Waſſer und Wein gekocht werden. Des Abends aber müſſen alte Leute wenig ſpeiſen, ſonderlich wenn das Haupt ſchwach iſt, ein feuchter Huſten ſich einfindet, und der Magen ſelbſt ſeine Kraft verlohren hat. Denn ohnerachtet der Schlaf nach der Abendmahlzeit die Verdauung der Speiſen befördert; ſo hindert er doch hinwiederum, daß das Uberflüſſige durch den Stuhlgang, den Harn, die Ausdünſtung und den Auswurf der zähen Feuchtigkeiten recht abgeführet wird: bleibet nun aber ſolches zurük; ſo entſtehen allerhand Cruditäten und hievon Blähungen und Aufſtoſſen des Magens, der Kopf wird ſchwehr, die Sinne werden matt und ſchläfrig, des Nachts findet ſich der Huſten ein, und der Leib wird im Schlafe hin und her geworffen.

Von denen Bieren.

Eben ſo hat man ſich in Anſehung des Geträncks in acht zu nehmen. Und daß wir von denen Bieren zu erſt unſere Meinung ſagen; ſo giebt es gar wenig alte Perſonen, die ſelbige vertragen können. Denn die junge Biere machen Blähungen, die ältlichen haben eine Säure an ſich angenommen, und ſteigen zum Haupte, wie dieſes inſonderheit denen Arten, ſo von Waizen gebrauet werden, was gewöhnliches iſt: was aber die ſtarken und bittern Hopfenbiere betrift; ſo verdiken dieſelbige die Säfte des Leibes und machen den Kopf träge. Woferu alſo jemand ſich zu den Bieren gewöhnet hat, und das Waſſer nicht leiden kan; ſo ſoll er doch die dünneſten oder ſo genannten halb

Vom Waſſer.

Biere für denen diken erwehlen, oder auch ſich derer, die mehr Geiſt, und Annehmlichkeit haben, als der Goslariſchen, Braunſchweigiſchen und Meklenburgiſchen, bedienen: welche aber nur als eine Magenarzenei mäſſig, und zwar bei der Mahlzeit müſſen getrunken werden. Wer ſich aber zum Waſſertrinken gewöhnet, hat nur dahin zu ſehen, daß er leichtes und reines Waſſer bekomme, welches er mit Maſtixholz, oder Citronſchalen ein wenig vorher kan abkochen laſſen. Jedoch, wenn man einen dienlichen Wein darunter gieſſet, iſt es um ſo viel geſünder.

Vom Wein.

Den Wein anlangend, ſo iſt zwar die gemeine Meinung der Alten, daß für Knaben ein gewäſſerter, für alte Leute aber ein lauterer und ſtarker Wein gehöre. Allein dieſe Regel iſt nicht allgemein, und mus mit Unterſcheid beobachtet werden. Denn bejahrten Perſonen iſt allerdings ein nicht gar ſtarker Wein zur Geſundheit viel dienlicher, jedoch ſind ein alter Rheinwein und Burgundier, welcher unter den Franz-Weinen der beſte iſt, eben nicht zu verwerfen, wenn ſie mit Waſſer temperiret werden. Gebraucht man das Waſſer zum gewöhnlichen Trank; ſo kan man den dritten oder vierten Theil von beſagten Weinen darunter gieſſen. Von denen ſtarken Weinen aber iſt zu merken, daß diejenigen, welche zugleich ſüſſe ſind, als die Oberungariſchen, ſonderlich der Tokaier, ferner unter den Franz Weinen der Langedoker, St. Lorenzer, der Portugieſiſche, den man aus Porto Cale bringet, der Florentiner, und unter den Franken Weinen, der Steinwein, alten Leuten ſehr geſund ſind. Doch müſſen ſie mäſſig gebraucht werden, und kan man währender Mahlzeit öfter davon ſchlorflen, auf welche Art ſie denn die Verdauung befördern, die angebohrne Wärme, nach der Alten Redensart, erſezen, ja den ganzen Leib erwärmen, und die Unreinigkeiten ſo wohl durch die Harngänge, als durch die Röhren, welche unter der Haut liegen, abführen.

Vom Thee, Coffee, und Chocolade.

Man hat aber nebſt denen kalten Getränken heut zu Tage noch allerhand Arten von warmen Getränken, als Thee, Coffee, Chocolade, da wir denn zu unterſuchen haben, ob dieſelbe alten Leuten was nuzen. Allerdings ſind ſie ihrer Geſundheit ſehr dienlich, auch wenn ſie etwas reichlicher getrunken werden. Denn ſie machen feuchte, verdünnen die diken und ſalzigen Säfte, halten die Gänge offen, und durch ihre Wärme befördern ſie den Umlauf des Geblütes und die Ausdünſtung. Jedoch hat man dabei wohl zu beobachten, ob der Magen auch viel davon vertragen kan. Ja weil die zuſammenziehende Kraft des Thees dem Leibe im Alter nicht eben zuträglich iſt; ſo iſt es beſſer, wenn man andere ſichere Kräuter, ſtatt deſſelben, mit warmen Waſſer infundirt, und verdienen zu dieſem Endzwek inſonderheit Ehrenpreis, Betonien, Meliſſe, fürnehmlich die Türkiſche, mit Citron- und Pommerenzenſchalen, gerühmet zu werden. Die Chocolade, wenn ſie mit Waſſer zubereitet wird und der Dotter von ein oder ein paar Eyern dazu kömmt, giebt eine fürtrefliche Nahrung, und iſt alten Leuten gar dienlich. Doch iſt die Maaſſe darinn zu halten, und ſie nicht gar zu ofte zu gebrauchen. Auch iſt der Coffee nicht gänzlich zu verwerffen. Denn woferne er den Leib offen hält, und dem Nervenweſen nicht ſchadet; ſo kan er mit gutem Nuzen gebraucht werden, weil er die Säure, womit der Magen im Alter gemeiniglich angefüllet iſt, dämpfet. Dergleichen warme Getränke aber werden, unſerm Erachten nach, am bequemſten und beſten des Morgens im Bette genoſſen, damit ein gelinder und ſanfter Schweis darnach erfolge.

Ob und wie die Geſundbrunnen von alten Leuten

Doch dieſes mag gnug ſeyn von der Lebensordnung und Nahrung, vermittelſt welcher man im

Alter

zu gebrauchen ſind.

Alter ſeine Geſundheit erhalten kan. Nun iſt noch übrig, daß wir etwas hinzu fügen von andern Hülfsmitteln, die mehr zu denen Arzneien zu rechnen, und nicht ſo gemein ſind, aber doch alten Leuten ſtattliche Dienſte thun. Und zwar iſt zuförderſt die Frage zu erörtern, ob alte Leute die warmen Bäder und Sauerbrunnen mit Nuzen trinken mögen? Man hat hiebei hauptſächlich dreierlei zu beobachten, erſtlich die Kräfte der Perſonen, welche noch in gutem Stande ſeyn müſſen: denn das Alter ſelbſt, als welches nicht zu hoch ſeyn mus: und endlich die Eigenſchaft der mineraliſchen Waſſer, daß ſie nemlich nicht zu ſtark ſind. Man hat dannenhero bei abgelebten und entkräfteten Leuten, dergleichen diejenigen insgemein zu ſeyn pflegen, die das ſiebenzigſte Jahr zurüke geleget haben, in Verordnung der Geſundbrunnen behutſam zu verfahren. Fürnemlich aber ſind diejenigen, die eine ſtarke Kraft mit ſich führen, zu misbilligen, wohin der Pyrmonter und Egriſche, unter den warmen Bädern das Carlsbad, unter den ſalzigen aber der Sedizerbrunnen, und der, welcher bei dem Dorffe Seydſchüz entſpringet, gehören: doch kan der Gebrauch derer temperirten und gelindern zugelaſſen werden, unter welchen der Selterbrunnen der geſundeſte iſt, ſonderlich wenn man ihn im Sommer, ſtatt des ordentlichen Getränkes, mit dem dritten Theil von dem beſten Rheinwein vermiſcht trinket. Denn weñ die Säure des Weines mit dem alcaliſchen Element des Waſſers verbunden wird; ſo entſtehet daraus ein ſal tertium abſterſivum, welches die Ausführungen ungemein befördert. Man kan auch zu dieſer Mixtur von Citronen-Oel-Zuker ſo viel, als ſichs gehöret, hinzu thun, um theils den Geſchmak angenehm zu machen, theils die Kräfte zu erhalten.

Vom Aderlaſſen.

Ob das Aderlaſſen alten Leuten dienlich ſey? darüber wird unter den Medicis viel geſtritten. Doch wenn man die Frage nur mit Verſtande betrachtet, wird ſie leichte zu entſcheiden ſeyn. Denn woferne der Magen im Alter noch ſtark, und der Appetit gut iſt; ſo iſt kein Zweifel, daß das Geblüte im Uberflus vorhanden ſey, und dieſes um ſo viel mehr, da alte Leute gemeiniglich nicht viel arbeiten, ſondern die Ruhe lieben, und folglich ſelbiges durch die Bewegung nicht verzehret wird. Ja, bei den meiſten iſt nicht nur eine gar zu groſſe Menge derer Säfte anzutreffen, ſondern auch eine Unreinigkeit derſelben, die daher entſtehet, ſo, daß die meiſten und gewöhnlichſten Beſchwerlichkeiten im Alter, ſonderlich der höchſt ſchädliche Marasmus, von dem diken und überflüſſigen Geblüte, womit die Eingeweide angefüllet ſind, ihren Urſprung nehmen. Solchen Perſonen nun kan man durchs Aderlaſſen beides die Geſundheit und das Leben erhalten, inſonderheit, wenn ſie ſich allbereit dazu gewöhnet, eine köſtliche Tafel halten, viel Wein trinken, und das Blut durch die güldene Ader zu flieſſen aufgehöret hat. Wir kennen in Wahrheit viele, die alle Jahr etliche mal zur Ader gelaſſen, und dadurch zu einem Alter gelanget ſind, welches auch für die ſtärkſten Leute lange genug iſt, und das vier oder ſechs und achzigſte Jahr erreichet haben. Wofern aber der Leib gar zu ſehr geſchwächet und entkräftet, und der Appetit längſt nicht mehr taugt, würde man ſehr übel handeln, wenn man das Aderlaſſen verordnete, und dadurch das Alter vollends hinrichten.

Wie die Oefnung des Leibes in rechter Ordnung zu erhalten.

Ferner hat man auch zu ſorgen, daß die Oefnungen des Leibes ihren behörigen Fortgang haben: deñ es mag daran fehlen, oder ſie mögen zu ſtark gehen; ſo leidet die Geſundheit bei Alten Leuten Gefahr. Doch mus man einen verſtopften Leib keinesweges durch ſtarke Sachen, und die wegen ihrer giftigen Eigenſchaft die Kräfte gar zu ſehr angreiffen, zu eröfnen

öfnen ſuchen. Es ſchiken ſich in dieſem hohen Alter ſalzige, ſüſſe und fette Speiſen, welche laxiren, auſſer denen aber iſt die Manna ein überaus dienliches Mittel hierzu. Denn ſie bekommt der Bruſt wohl, ſtillet den Huſten, bezwinget die ſauren Säfte, die ſich hin und wieder in dem Magen und Gedärmen angehänget haben, fürtreflich, und führet ſie hurtig durch den Stuhlgang ohne Verluſt der Kräfte ab. Man kan ſie zu einer bis zwei Unzen mit Eſels- oder Ziegenmilch geben. Auch haben wir vielmals wahrgenommen, daß bei alten Leuten der Stuhlgang befördert worden, wenn man ihnen nur ein Abſorbir- oder fixes Bezoarpulver eingegeben, vielleicht, weil das irdiſche alcale in dem Pulver, wenn es zu der Säure in dem Magen und duodeno gekommen, damit zu ein ſal tertium geworden, und die Häute der Gedärme gereizet hat. Sennesblätter aber und Aloe findet nicht ſtatt. Bei Leuten aber, die ſchwer zu bewegen ſind, und phlegmaticis, können nach Beſchaffenheit der Sache gelinde balſamiſche Pillen mit Nuzen gebraucht werden, als da ſind die Becheriſchen, und die darnach verfertigt oder verbeſſert worden ſind. Solte aber der Unrath wegen ſeiner Trokenheit und groſſen Menge nicht fort wollen, mus man ihn durch erweichende und ölichte Clyſtiere heraus ſchaffen. Gehet der Leib gar zu ſtark, daß gar eine Darmſucht zu beſorgen iſt; ſo mus man bei leibe keine adſtringentia gebrauchen. Sicherer iſts, man bedienet ſich ſolcher Nahrungsmittel, die etwas troknen, und meidet alle ſaure, ſalzige, ſcharfe und reizende Sachen. Zur Stärkung aber der ſchlapp gewordenen Gedärme iſt nichts beſſers, als Zimmet, und was daraus verfertigt wird. Auch iſt ein überaus heilſames Mittel der Hamburgiſche, oder auch der Hofmäñiſche Lebensbalſam, wovon man zehen und mehr Tropfen in Zim̃etoel einnehmen, und auch damit äuſſerlich die Gegend um den Magen beſtreichen kan.

Welche Arzneimittel dienlich ſind, die Kräfte zu erhalten.

Nun iſt endlich noch übrig, daß wir etwas von denen Arzeneien, welche zur Stärkung der Kräfte im Alter dienen, gedenken. Die meiſten nehmen zu dieſem Ende ihre fürnehmſte Zuflucht zu geiſtreichen Dingen und denen ſo genannten Magenwaſſern. Doch wolte ich gerathen haben, daß man damit behutſam verführe. Denn wenn man ſie gar zu reichlich und zu ofte gebrauchet, erhizen ſie das Geblüte, ſonderlich wo dieſes im Uberflus vorhanden iſt. Ja, ich bin der Meinung, daß man ſich derſelben im grünen Alter, und wenn man ſich zum Weine gewöhnet, ganz und gar enthalten ſolle. Indeſſen, wenn es nöthig, die hinfallende Kräfte durch Arzeneien zu ſtärken, wollen wir zu dem Ende drei Dinge, welche unter aller herzſtärkenden Sachen die Oberhand haben, nemlich Ambra, Zimmet und Agtſtein auf das nachdrüklichſte gerühmet haben. Verlanget man eine naſſe Herzſtärkung; ſo halten wir folgende formul für ſonderlich bequem und nüzlich: Man nehme der auserleſenen Myrrhe zwo Unzen, des Safrans eine halbe Unze, der Citron- und Pomeranzenſchalen von jeden zwo Unzen, des beſten Zimmets anderthalb Unzen; hierauf gieſſe man des Mayen-Blümlein-Geiſtes ein halb Pfund, nachgehends drei Maas Ungariſchen Wein, und diſtillire es, wie ſichs gehöret, in einem Kolben: den liquorem, welcher hierüber gegangen und überaus lieblich riechet und ſchmeket, verſüſſe man mit etwas Roſenjuley, gieſſe ein Quentlein von der Ambraeſſenz hinzu, und verwahre ihn zum Gebrauch. Es iſt dieſes gewislich ein ſo bequemes Mittel für alte abgelebte Leute, und hilft ihrer Schwachheit ſo fürtreflich auf, als eines in der Welt. Denn es ſtärkt den Magen und das Haupt, und macht einen ſüſſen Schlaf. Man kan aber zuweilen einen, oder ein paar Löfer voll davon nehmen, und ihn entweder ſo allein gebrauchen, oder einen Nürnbergiſchen Pfefferkuchen darein tunken. Auch erſezet die Kräfte, und ſtärkt den ſchwachen Magen ungemein das balſamiſche Magenelixir, ſonderlich aber oben gemeldter Lebensbalſam. Mit dieſem leztern kan man einen Oelzuker machen, oder ihn auch in den Thee thun: äuſſerlich aber daran riechen, oder auch den Wirbel, Naken, und nach Erforderung der Umſtände, andere Theile damit beſtreichen: da er denn in Kopfſchmerzen, Schwindel, und andern Beſchwerlichkeiten des Alters die heilſamſte Würkung zeigen wird.

Heilſamer Vorſchlag, die Windeln und die Schnürbrüſte abzuſchaffen.

Ich habe ſchon öfters über das Einzwingen und Einfätſchen der Kinder, Betrachtungen angeſtellt; ſolche aber, dieweil ich es bishero als eine Kleinigkeit gehalten, noch niemals zu Papier gebracht. Vor jezo nun will ich es wagen, hievon eine Anmerkung zu machen. Eine Gelegenheit, die ich vor etlichen Tagen gehabt, bei einem meiner Bekannten ein in dergleichen eingeſchnürten Windeln gleichſam einpallirtes Kind, deſſen Geſichtlein ganz blau ware, ungefehr zu erbliken, giebt mir Anlas, einen ſolchen ſchädlichen Gebrauch zu beſtreiten. Von denen Schnürbrüſten, wie ſolche der Geſundheit ſchaden konnen, habe ſchon zu einigen malen in dieſen Theilen was abgehandelt. Ich finde aber hievon noch ein und anderes nachzuholen, und dasjenige kürzlich anzuführen, welches ganz und gar keinen Nuzen haben, ſondern vielmehr nur mancherlei Schaden bringen kan; und zwar einen ſolchen Schaden, der der Geſundheit ſowohl als der Schönheit und dem zierlichen Baue unſeres Körpers eber ſo ſehr entgegen iſt, als man glaubt, daß ſie ihnen vortheilhaft ſeyn.

Fortunæ miſeras auximus arte vias.

In Wahrheit, unſer Frauenzimmer wird lieber ein in Kupfer geſtochenes neues Kopfzeug, oder ein neu-faconnirtes Kanapee, als Wirbelbeine und ausgebrente Hirnſchädel ſehen wollen. In der That, dieſe Gründe ſind mehr als zu wichtig, einen Vorſchlag bekannt zu machen, der von vielen geleſen, von allen aber ausgeübt zu werden verdienet.

Das erſte Stük betrift demnach das Einwikeln der Kinder. Es finden ſich bei demſelben zweene Fehler. Erſtlich werden die Glieder des Kindes dadurch ungemein gepreſſet, nachgehends wird es dadurch zu vielem Schweiſſe angewöhnet. Durch das Preſſen der Glieder wird der Umlauf der Säfte vermindert, und ſolches um deſto mehr, da wir die Kinder ſe ſtark einwikeln, daß ſie ſich mit allem Bewegen und Wenden keine Luft machen können. Denn wozu dienen ſonſt die Nabelbinden, die Armwindeln, die Eulchen, Häubchen, Käppchen, Stopflappen, und dergleichen Dinge? Noch mehr aber ſchaden ſie den Kindern, weñ ſie ſorgfältig gewärmt werden. Die Kinder werden hierauf in die Betten gelegt, um und um zugewikelt, und man ſtekt noch gar die Zippeln der Betten oben mit Nadeln zu. Schreit und winſelt daſſelbe nun, ſo wird es von dem Geſchrei der Wärterin übertäubet, und von Schweis und Unruhe abgemattet, ſchläft es endlich unter dem Verluſte der Kräfte ein. Die Schärfe der durch den Schweis erregten Säfte verurſachen bei ihnen Bläschen, Frieſel und andere Auswürfe in der Haut. Merkt man dieſes, ſo wird das arme Kind noch härter gequälet. Man gönnt ihm kaum den Gebrauch der Luft, wärmet es noch mehr, und ſezt noch wohl gar allerhand Arznei hinzu, welche die ohnedem erzwungene Schärfe noch mehr heraus treiben ſoll. Hierdurch werden die Kinder elend gemacht, die Schärfe vermehrt, und das gute Wachsthum des Körpers und der Knochen verhindert.

Damit aber die Knochen eines Kindes in bequemer Lage erhalten werden, ſo iſt es nicht übel, daß, weñ die Kinder auf den

Armen getragen werden, man dieſelbe in ein Tuch wikele, und den Leib mit einer breiten Binde bis um die Hüfte gemächlich umwikele, damit man ſie zuweilen in die freie Luft tragen könne. Aber in der Wiege oder im Schlafen iſt es beſſer, ſie nur ſo weit zu verwahren, daß ſie ſich nicht durch unruhiges Strampeln zuweilen den Körper entblöſſen, doch aber die Glieder gemächlich bewegen können. Es ſind ſogar unterſchiedene geweſen, die alles Wikeln verboten, und blos gefordert haben, die Kinder auf bequeme Bettchen zu legen, und ihnen das freie Wachsthum ihres Körpers zu überlaſſen. Man ſiehet es auch daher ausdrüklich, daß die Kinder unter dem Landvolke, bei ſchlechter Wartung und weniger Wikelung, beſſer, als unter uns, fortkommen.

Auf die Schnürbrüſte zu kommen, ſo wird man den Schaden, den ſie verurſachen, aus Folgendem erſehen: Man bildet ſich ein, dadurch einen geſchlanken und ſchönen Körper zu bekommen; man macht ihn aber in der That widernatürlich. Denn die Schnürbrüſte ſind faſt kegelförmig, oben weit, unten enge. Sie preſſen alſo die Schulterblätter nicht gnugſam zurüke, welches doch zur Aufrechthaltung des Körpers beitragen könnte, und drüken auch die unterſten Rippen einwärts. Sie preſſen über dieſes die Leber, Milz und den Magen, und hemmen alſo den Umlauf der Säfte in dieſen Theilen. Sie verhindern die nöthige Verdauung der Speiſen, und verurſachen viele Krankheiten. Selbſt die unterſten Rippen werden aus ihrer natürlichen Lage gebracht. Denn der unterſte Theil der Bruſt ſoll in der natürlichen Beſchaffenheit des Körpers weiter ſeyn, als der obere. Hier aber geſchieht durch die Schnürbrüſte das Gegentheil. Der Herr Doctor Ludwig hat bei Zergliederung eines Frauenzimmers gefunden, daß die Tiefſinnigkeit, der ſie in ihrem Leben ergeben geweſen, aus der Preſſung des Unterleibes und der daher entſtandenen Verſtopfung der Eingeweide ſeinen Urſprung genom̄en hatte. Müſſen die Frauenzimmer ja Schnürbrüſte tragen, ſo ſolte man ſie oberwärts ſo machen laſſen, daß ſie die Schulterbläter etwas rükwärts halten, und alſo den Körper zu einer geraden Stellung angewöhnen. Das untere der Schnürbruſt müſte aber, aus nicht zu ſtarkem Fiſchbeine, ſo weit gemacht werden, damit die im Untertheile und der Bruſt liegenden Theile nicht allzu ſehr gepreſt würden.

Es iſt ſehr kläglich, daß auch noch diejenigen Frauenzimmer, welche ſchon die Merkmahle der Menſchlichkeit in ihrem Schooſe tragen, die Schnürbrüſte noch immer beibehalten. Dieſe drüken durch die Spize der Schnürbruſt und durch das daſelbſt angebrachte Blankſcheit nicht allein ihren Leib zu ſtark, ſondern ſchaden auch der Leibesfrucht. Der Herr Doctor Ludwig hat einen Fall angegeben, da das Blankſcheit wirklich einen Eindruk in die Stirne des Kindes gemacht hatte. Dieſe Umſtände ſind hauptſächlich für die Frauenzimmer merkwürdig, die oft im 15. oder 16. Jahre in die Arme ihrer Geliebten gerathen, und die bei ihren ſchwachen und unausgebauten Körpern dieſen Schaden deſto mehr erfahren müſſen. Es würde überflüſſig ſeyn, hievon was mehrers zu ſagen; In dem vorhergehenden 4ten Theil, wie auch in dem 1ſten Theil pag. 315. iſt hievon ausführlicher gehandelt worden.

Vom Rauch- und Schnupftabak.

Man rühmt den manigfaltigen Nuzen der Aloe; man preiſet den Cocusbaum, um eben der Urſachen willen: aber man vergiſt mehrentheils, daß die Tugenden des Tabaks wenigſtens von eben der Wichtigkeit, wo nicht von eben ſo groſſer Mannigfaltigkeit, ſind. Simon Pauli kan es nimmermehr verantworten, daß er dem Tabak die Grauſamkeiten zugeſchrieben, welche die Orientaliſche Kaiſer begangen haben, die ihn rauchten.

Weil er das Vermögen beſizt, die Empfindungen zu ſchwächen, ſo ſchikt er ſich mehr dazu, einen Tyrannen ſanftmüthig, als einen Kaiſer zum Barbaren zu machen. Man hat den Tabak öfters ein Gift genennet. Es hat auch ſeine Richtigkeit: er iſt ein Gift, wie alle Arzneien. Er iſt aber wol ſchwerlich ein doppeltes Gift, wie einige von ihm geglaubet haben. Die ſcharfen Gifte wirken ganz anders, als der Tabak: hingegen diejenigen Gifte, die, wie das Opium, die Empfindungen ſchwächen, ſind ihm ſo ähnlich, daß man ſie alle für doppelte Gifte halten müste, wenn der Tabak ein ſolches ſeyn ſolte. Es iſt wahr, der Tabak macht Brechen, und öfnet den Leib: allein, das erſte geſchieht wegen der Ublichkeit, die er verurſacht, und die alle Opiate verurſachen; das lezte aber verrichtet er gar nicht durch eine Schärfe, oder erregtes Kneipen, ſondern weil er die Zuſammenziehungen der Gedärme auflöſet, und zugleich durch den Ekel die Gedärme in heftige Bewegung ſezt. Solchergeſtalt wird der Tabak wol die Tugend nur alleine behalten, die Günther, der auch ein Arzt war, von ihm allein gerühmt hat:

Deine Tugend heilet,
Lindert und zertheilet,
Und gebiert die Ruh.
Will der Schlaf nicht bald herzu,
Kan ich ihn mit deinen Waffen
Bald ins Zimmer ſchaffen.

Durch dieſe Beſänftigung der Empfindungen mag er ſich wol ſeine meiſten Gönner erworben haben; und der Geſchmak, den man an ſeinem Rauche findet, wenn man ihn erſt gewohnt iſt, ſezt das Gemüth in eine ſehr angenehme Zufriedenheit, die ſo viele Dichter beſchrieben haben. Alle Arten der Schmerzen weichen vor ihm, wenigſtens eben ſo zurük, als vor dem Opium, und in manchen Fällen hat er eine ſpecifiſche Tugend. Dieſes gilt beſonders von dem Extracte des Tabaks, welches in dem allerunbändigſten Huſten rechte Wunder thut. Man kocht nämlich den Tabak 48. Stunden hinter einander, da denn beſtändig mehr kochendes Waſſer zugegoſſen werden mus, wenn etwas von dem erſten abgeraucht iſt. Das Extract, welches man auf dieſe Weiſe erhält, wird in einem Bruſt- oder Carminativwaſſer aufgelöſet, und zu einem Löffel voll eingenommen. Hierbei mus man ruhig liegen bleiben, weil ſonſt alles herumgehet, und das Brechen anfängt, welches den diesmaligen Gebrauch vergeblich macht. Man kan ſich aber deſſelben, vermittelſt eines geglüheten Weines, enthalten, den man, ſo oft einem ſchlimm wird, löffelweiſe zu ſich nehmen kan. Die allerentſezlichſten Anfälle vom Huſten werden mit dieſem vortreflichen Mittel glüklich überwunden.

Sonſt iſt der Tabak ein Wundkraut. Er reinigt und heilt die älteſten bösartigſten Geſchwüre, und thut bei böſen Köpfen der Kinder vortrefliche Dienſte; beſonders wenn ſich die kleinen Thierchen in den Geſchwüren einfinden, die mit dem Kamme vom Leben zum Tode gebracht werden. Bei kräzhaften Ausſchlägen der Haut kan man ſich mit Tabakswaſſer eine beſchleunigte Hülfe verſchaffen. In Zahnſchmerzen iſt der Rauch von der vortreflichſten Wirkung, und in Clyſtieren geht er tauſend andern Sachen vor. Schamhaftige Leute können das Vergnügen haben, ſich ſelbſt ein Tabaksclyſtier beizubringen. Man nimmt einen Schlauch, der zwei Mundſtüke hat, die jedes gehörig applicirt werden. Wenn man nun eine Pfeiffe Tabak raucht, ſo bläſet man den Rauch nur in den Schlauch hinein: ſo findet er ſich ſchon ſelbſt am gehörigen Orte zurechte. Dieſes habe ich alſo zur Ehre des Tabaks auſſer dem, was ich ſchon im erſten Theil pag. 23. von der Tabakscur gemeldet, hiermit noch anführen, und denn hierbei auch zugleich zeigen wollen, wie der Tabakrauch auch ſchaden könne? So ſehr und nüzlich der berühmte Doctor Bontekoe die Tugend des Tabakrauches erhoben; ſo ſchädlich hat dieſes Rauchen der König in Engeland, Jacobus VI. beſchrieben, als der ein ganzes Buch hievon in Druk herausgegebē, welches er mit folgenden Worten beſchloſſen: O ihr meine Unterthanen, wenn ihr noch die geringſte Scham habt, ſo enthaltet euch doch einmal von dem unbeſoñenen Gebrauch des Tabaks, deſſen Urſprung ſchimpflich iſt, deſſen man ſich aus bloſſen Irrthum und endlich aus einer puren Narrheit bedienet hat, wodurch man ſich den Zorn GOttes auf den Hals ziehet, die Geſundheit verdirbet, das Hausweſē in Unordnung bringet, und den Ruhm des ganzen Landes verlezet. Enthaltet euch des Gebrauchs einer Sache, die häslich anzuſehen iſt, die ſchändlich riechet, die dem Gehirn und Lungen höchſt ſchädlich, und deren Rauch, wenn man die Wahrheit bekennen ſoll, den abſcheulichen Qualm des hölliſchen Feuers vorſtellt. Beide Ausſchweiffungen ſind ohnſtreitig zu merklich. Laßt uns die Mittelſtraſſe halten, und die Würkung des Tabaks mit unpartheiiſchen Augen betrachten. Der Tabaco di Becco und ächte Knaſter, welcher ein Amerikaniſcher Tabak iſt, verdienet billig den Vorzug wegen ſeines den Kennern ſo lieblichen Geſchmaks, und eines den meiſten Menſchen angenehmen Geruchs. Daß der Tabak ein ſcharfes Salz bei ſich führe, hat ſeine Unterſuchung gelehrt, und es kan niemand daran zweifeln, wer ſeine Würkung betrachtet, die ſonderlich bei denen, welche das Tabakrauchen nicht gewohnt ſind, zu erfolgen pflegt. Denn das wenige, welches mit dem Speichel in ihren Magen kömmt, iſt vermögend Brechen, Ublichkeit und Purgiren zu erregen. Es iſt alſo der Tabak aus widerwärtigen Dingen zuſammengeſezt, denn er beſtehet aus den beiden Hauptarten der Gifte. Wird er alſo nicht ſelber ein Gift ſeyn? Man kan dieſes in gewiſſer Abſicht bejahen und verneinen. Denn da ſeine ſchädliche Eigenſchaften einander gerade entgegen geſezt ſind: ſo hält eine die andere in Zaum, und macht, daß der Tabak eher den Namen einer Arzenei als des Giftes verdienet, obgleich ſeine Würkungen bei ungewohnten ſehr heftig ſind, und den meiſten Thieren tödlich zu ſeyn pflegen. So viel iſt gewiß, daß wenn wir uns des gelindeſten Ausdrukes bedienen wollen: ſo müſſen wir den Tabak unter die Arzeneien verſezen. Kan man aber wohl eine Arzenei alle Tage ohne Schaden, und zwar in ſolcher Menge als den Tabak gebrauchen? Nichts als die Gewohnheit kan dergleichen Gebrauch unſchädlich machen. Es iſt daher lächerlich und ungereimt, wenn man ſich ſelbſt die gröſte Marter anthut um Tabak rauchen zu lernen. Und es iſt gar kein Zweifel, daß wir nicht mehrere Kranke und Tode, ſondern eher ein paar weniger haben würden, wenn das Tabakrauchen gar nicht bekannt wäre. Wie kan man anders von einer Sache urtheilen, die der menſchlichen Natur ſo ſehr zuwider iſt. Indeſſen, wenn man ſich einmal daran gewöhnt hat, ſo kan dieſe Schädlichkeit nur v. dem Misbrauche behauptet werden, und es würde nicht einmal rathſam ſeyn, dieſe Gewohnheit auf einmal gänzlich abzulegen. Die vornehmſte Urſache iſt dieſe, durch die Gewohnheit wird die purgirende Kraft dergeſtalt vermindert, daß blos eine ordentliche Oefnung des Leibes davon entſteht, welche auſſenbleibet, wenn man ſich des Tabakrauchen auf einmal abgewöhnt. Diejenigen, welche vielen Schleim und Säure im Magen haben, und des Morgens Tabak rauchen, pflegen ſich leicht darnach zu brechen, und befinden ſich, wenn der Schleim ausgebrochen, recht wohl auf. Bei phlegmatiſchen Perſonen befördert er den Abgang des allzuvielen Waſſers und Schleimes, und macht durch ſeine Reizung einen lebhaften Umlauf des Bluts. Aber eben darum iſt er choleriſchen Perſonen nicht heilſam, denn er verurſachet ihnen Hize, und troknet ihren Körper aus. Zum wenigſten müſſen ſie ſich hüten viel

das

dabei auszuwerffen, und den Speichel lieber hinterſchluken, wenn ſie es vertragen können: welches auch alsdenn zu beobachten iſt, wenn man ſich Oefnung des Leibes verſchaffen will. Man bemerkt überhaupt, daß das Tabakrauchen bei ſchleimigen Zufällen, Zahnſchmerzen, Schnupfen, Huſten, und den ſogenannten Fluſſen, nicht ohne Nuzen iſt. Es iſt eine Thorheit zu ſagen, daß durch den Tabakrauch das Gehirne ſchwarz, und die Lunge troken gemacht würde. Denn in das Gehirne kan er nicht kommen, und wenn das geringſte in die Lunge kommt: ſo entſteht ein Huſten. Man kan in gewiſſen Verſtande vom Tabak ſagen, das er den Hunger und Durſt ſtille. Jenes thut er, in ſo ferne er die Empfindungen vermindert, und dieſes, indem er die Speicheldrüſen des Mundes reizet, und dadurch einen ſtärkern Zuflus des Speichels erregt. Hieraus folgt, daß man ſich den Appetit verderbe, wenn man kurz vor der Mahlzeit Tabak raucht, und daß man die Dauung verhindere, wenn man ſolches gleich nach der Mahlzeit vornimmt, und viel dabei auswirft.

Der Tabak hat nicht allein den Mund, ſondern auch die Naſe der Menſchen ergözen ſollen, und darum hat man ihn zu Pulver gerieben, und Schnupftabak daraus gemacht. Ob es ſchädlich oder nüzlich ſey, läſt ſich aus ſeiner Würkung beurtheilen, welche darinne beſtehet, daß er durch die Empfindung, welche er hervorbringt, einen Zuflus der Säfte nach dem Kopfe erregt. Er wird alſo in denen Fällen ſchädlich ſeyn, wo ſtarke Congeſtionen nach dem Kopfe verhanden ſind, es müſte denn ein Stokſchnupfen dabei ſeyn, welcher durch den Schnupftabak flieſſend gemacht werden könnte. Daß er munter macht, läſt ſich aus ſeiner reizenden Kraft vollkommen begreiffen: denn die Empfindungen verhindern den Schlaf deſto mehr, je lebhafter ſie ſind. Sonſt kan man den Schnupftabak eben ſo, wie den Rauchtabak gewohnt werden, und er verrichtet alsdenn, eben ſo wenig als jener, ſeine vorige Würkung. Man hat eine gewiſſe Galanterie daraus gemacht, und lauft einander in Europa mit einer Schnupfſtabaksdoſe, ſo wie die Indianer, mit einer Schachtel voll Betel Arek entgegen. Selbſt das Frauenzimmer, das ſich ſelten zum rauchen entſchlieſſen kan, macht dieſe Mode mit, und dieſes hat einen Liebhaber des Schnupftabaks bewogen zu ſagen:

Der Nymphen zärtliches Geſchlechte,
Wird nie bei uns zur Flucht bewegt,
Als wo des Schwelgers wilde Rechte
Ein dampfend Rohr voll Funken trägt.
Climene nim̃t mit frohen Bliken
Den edlen Staub bei andern wahr,
Und reicht uns oft von freien Stüken,
Ihr nettes Döschen wieder dar.

Von dem Soldatenſtand und deſſen Urſprung.

Wenn man die Menſchen von̄ auſſen betrachtet, ſo ſolte man nicht glauben, daß ſie zu etwas groſſes und edeles geſchaffen wären; der einzige Vorzug, welchen ſie vor den Thieren haben, beſtehet in einem denkenden Geiſt, der ſich in unendliche Begierden ausſtürzet. Ein Vorzug, welcher zwar unausſprechlich gros, aber zugleich auch von der Art iſt, daß er uns ſowohl in ein unendliches Leiden, als zu einer unendlichen Glükſeligkeit hinbringen kan. Wir finden in dem Weſen dieſes Geiſtes ſichere Spuren einer unendlichen Fähigkeit. Wir fühlen gewiſſe Neigungen, welche uns nach einer vollkommenen Glükſeligkeit trachten machen; da wir doch zugleich durch die widerwärtigſten Leidenſchaften hingeriſſen, an ſtatt dieſer Glükſeligkeit, nur mehrentheils Kummer und Schmerzen bei uns nähren. Wir können daraus, wann wir auch nichts von einer geſchriebenen Offenbahrung wüſten, vernünftig ſchlieſſen, daß unſere Natur von dem Endzwek des weiſen Schöpfers weit abgewichen ſeyn müſſe. Ein gewiſſes der menſchlichen Seele eingeſenktes Licht und Recht, lodert nur noch hier und da; die weiſeſten Menſchen ſpüren davon nur einen matten Schein, und die meiſten leben, als ob gar keines wäre. Aus dieſer elenden Beſchaffenheit, da die Menſchen nicht mehr wusten, was gut und was böſe war, entſtund ein allgemeiner Verfall ihres ganzen Geſchlechts; ſie rieben ſich ſelbſt an einander auf; es entzündete ſich unter ihnen allen ein Krieg gegen alle; die Gefahr nahm täglich überhand, und der Greuel der Verwirrung drohete einem mit dem andern das Verderben; die Heftigkeit ihrer Begirden erregte nichts als Wuth und Feindſeligkeit. Der Stärkere ſchmis den Schwächern zu Boden, und wer die Macht hatte, konte thun, was er wolte.

> Tunc cædes hominum generi tunc
> proelia nata.

In dieſem jämmerlichen Zuſtand waren ſie weit unglükſeliger als die Thiere; ihr Verſtand machte ihnen alles, was ſie litten, doppelt empfindlich, ja, er vermehrte dieſe Empfindlichkeit bis zur äuſſerſten Qual. Dieſes bewog die Vernünftigſten unter den Menſchen, daß ſie mit ihren Freunden und Nachbarn ſich in eine gewiſſe Verbündnis und bürgerliche Geſellſchaft einlieſſen, welche ſie mit verſchiedenen Ordnungen und Geſezen, wie ſie ſolche zu ihrer allgemeinen Sicherheit für nöthig erachteten, beſchränkten. Man bauete Städte, und umſchlos ſolche mit Mauren, um gegen den Überfall böſer und feindſeliger Menſchen ſich zu beſchüzen.

Dieſe erſte Verfaſſung eines ordentlichen gemeinen Weſens aber, wurde immer bald von innen, bald von auſſen angefochten, und entweder durch unruhige wilde Köpfe, die ſich keiner Geſezbarkeit unterwerfen wolten, oder durch gehäſſige boshafte Nachbarn geſtöhret. Solchen nun muſte man ſich mit Gewalt widerſezen; daraus entſtunden die erſten Anſtalten eines rechtmäſſigen Kriegs, das bei jeder redlicher Burger ſich verbunden hielt, einen Soldaten abzugeben, und vor die gemeine Sicherheit zu ſtreiten.

Eine Haushaltung, eine Dorfſchaft, eine Stadt fügte ſich auf ſolche Weiſe zu der andern, und machte eine gemeinſchaftliche Sache unter ſich, den Frieden und die Gerechtigkeit zu erhalten. Sie errichteten Geſeze und Ordnungen. Sie ernannten unter ſich die weſieſten und erfahrenſte Männer zu Vorſtehern und Richtern. Die Tapferſten und Stärkſten aber hatten die Ehre zu ihren Beſchüzern und Oberhäuptern erwählet zu werden, um das gemeine Weſen gegen auswärtigen Gewalt und den Frevel böſer Menſchen zu beſchüzen. Hierauf geſchah es, daß dieſe Oberhäupter der ihnen übertragenen Macht misbraachten, ihr Amt zum Eigenthum, ihre Mitburger zu Unterthanen, und ihre Unterthanen zu Leibeignen machten. Auf dieſe Weiſe wurden aus bürgerlichen Geſellſchaften, erbliche Reiche, deren Einwohner ihre Glükſeligkeit und Ruhe nun nicht mehr von der natürlichen Billigkeit und ihren freien Rathſchlägen, ſondern von dem böſen Willen und Wohlgefallen eines einzigen Beherrſchers erwarten muſten. Der Fürſt war nicht mehr vor das Volk, das Volk war vor den Fürſten. Eine ſolche unumſchränkte Macht war die Frucht einer ungemeſſenē Herrſchſucht, und das Mittel darzu zu gelangen, eine Menge gewafneter Soldaten. Schon vor der Sündflut herrſchten ſolche Tyrannen, und die folgende Zeiten machen uns ganze Weltbezwinger bekannt. Hierdurch entſtund ein ſteter Krieg; der eine fochte für ſeine Erhöhung, der andere für ſeine Freiheit; beide fochten auf Unkoſten ihrer eigenen Bürger Blut. Unglükſeliger Krieg! die Freiheit gieng verlohren, die Macht behauptete den Thron; die Geſeze der Natur wurden zu Geſezen des Staats, und dieſe zu Peitſchen des menſchlichen Geſchlechts. Was war hierbei zu thun?

Solten die Menſchen durch ſtets fortwährende Kriege ſich unaufhörlich einander aufreiben? Aus zweien Ubeln muſte man das erträglichſte wehlen; eine gelinde Knechtſchaft war dem unendlichen Blutvergieſſen vorzuziehen; an ſtatt immer in Waffen zu liegen, und ſich einander die Hälſe zu brechen, war das rathſamſte der Gewalt zu weichen, und ſich derſelben, unter gewiſſen Bedingungen, zu unterwerfſen; Bedingungen, welche der unmäſſigen Gewalt Gränze ſezten, und welche die Fürſten, ohne ſich verabſcheuen zu machen, nicht wohl überſchreiten dörften.

In einer ſolchen Regierungsart ſiehet man auch heutiges Tages die meiſten Chriſten mit eingeflochten. Wir verehren darunter den Willen GOttes, welcher es alſo zugelaſſen, oder vermittelt hat; wir unterwerfen uns mit Demuth und Gehorſam demjenigen Oberhaupt, deſſen Scepter uns die Göttliche Vorſehung zu verehren hat angewieſen. Wir loben derſelben Güte, wenn ſie uns auf dem Thron, der uns beherrſchet, nicht nur einen Fürſten, ſondern auch zugleich einen liebreichen Vater, einen redlichen Burger, und einen Verehrungs-würdigen Helden zeiget; äuſſert ſich aber das Gegentheil, ſo ertragen wir mit Gedult die Schlage der göttlichen Gerechtigkeit, welche zu unſerm Schreken die Hand eines Tyrannen wafnet, um uns zu züchtigen.

Wie nun hierauf die Staaten der Welt in eine gewiſſe Verfaſſung kamen, darunter die Einwohner mehr, die andere weniger Freiheit genieſſen; alleſamt aber gewiſſen Machten und Obrigkeiten unterworffen ſind; ſo iſt auch nach und nach der Soldatenſtand in eine ordentliche und beſtändige Einrichtung gebracht worden; dergeſtalt, daß ein jeder Staat heut zu Tage ſo viele Mannſchaft unterhält, als er zu ſeiner Sicherheit und Beſchüzung vor nöthig erachtet. Wann ſich Noth und Gefahr ſchon würklich äuſſern, und der Feind bereits auf unſern Gränzen liegt, ſo iſt es zu ſpat gute Soldaten um Geld zu werben, vielweniger ſie in den nöthigen Kriegsübungen zu unterrichten: man mus ſie alsdann ſchon auf den Beinen haben, und nicht erſtlich aus allen Winkeln der Erden zuſammen zu trommeln ſuchen; Man iſt nie ſicher, wann man es nur ſo lange iſt, als es der Nachbar will; und es iſt allzeit beſſer, einer der uns ſchaden kan, fürchtet ſich vor uns, als daß wir uns vor ihm fürchten müſſen.

Die Urſachen des Kriegs müſſen jederzeit der natürlichen Billigkeit gemäs ſeyn. Ein Krieg kan nimmer für eine erlaubte und gerechte Sache gehalten werden, wann er nicht auch gerechte Urſachen und erlaubte Abſichten zum Grunde hat. Die wahre Tapferkeit iſt eine Tugend, die nicht die Menſchen ſucht ins Elend zu ſtürzen, ſondern zu beſchüzen. Sie iſt die Seele eines Helden, der ſeinen Ruhm in grosmüthigen und tugendhaften Thaten ſuchet.

Von der Soldaten Religion.

Der Soldatenſtand dienet zur Erhaltung der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Sicherheit eines Staats; alſo iſt er der Tugend gemäs und dem Chriſtenthum nicht zuwider. GOtt hat ſich ſelbſt im alten Teſtament einen GOtt der Heerſchaaren genennet, und vor ſein Volk gekrieget; Chriſtus aber hat in der äuſſern Verfaſſung der Welt gar nichts geändert; ſein Reich war nicht von dieſer Welt, ſeine Lehren giengen nur auf das himmliſche, ewige, unvergängliche Reich GOttes ſeines Vaters; dahin zeigte er uns den Weg. Im Zeitlichen vermahnte er einen jeden ſeines Thuns zu warten. Der Obrigkeit lies er das Schwerd, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, den Knechten befahl er den Gehorſam gegen ihre Herren; und den Soldaten, daß ſie ſich an ihrem Solde begnügen laſſen ſolten. Wañ er demnach lehret ſeine Feinde zu lieben, ſo hat er damit nicht einen rechtmäſſigen

Krieg, ſondern nur die Selbſtrache und perſönliche Feindſchaft verbieten wollen.

Es hat zwar ehedeſſen ein ſcharfſinniger Bayle nicht zugeben wollen, daß ein Chriſt auch ein guter Soldat ſeyn könnte; allein, er ſtellet hier zwei Sachen, die er ſeiner Gewohnheit nach, gerne von einander trennen wolte, in den gröſten Widerſpruch. Eines Theils ſezte er den Chriſten in die ſtrengſte Beobachtung derjenigen Liebe ſeines Nächſten, worinnen er, nach dem Wortverſtand der Lehre Chriſti, alles ſich von ihm nehmen laſſen, und den zurückgebliebenen Mantel noch darzu hingeben muſte. Auf der andern Seiten aber ſtellete er ſich einen Soldaten, als einen erzwilden und tollkühnen Menſchen vor, der keine Barmherzigkeit, und kein Verſchonen gelten lies, wann es ans Würgen, Sengen, Brennen, und Beute machen gieng; und in dieſem Sinn hatte Bayle auch gewislich recht. Wer aber wolte dem Worte Chriſti eine ſo ſpöttiſche Auslegung geben; und dieſelbe allhier auf die Vertheidigung gemeiner Ruhe und Sicherheit deuten? Wo hat jemalen ein vernünftiger Soldat dergleichen barbariſche Ausſchweiffungen vor eine rechtmäſſige Kriegsart ausgegeben?

Es ſcheinet auch die allgemeine Kriegsregel: Einem Feind iſt gegen ſeinem Feind alles erlaubt, dem Chriſtenthum entgegen zu ſeyn; allein dieſe Regel hat jederzeit unter wohlgeſitteten Völkern ſo viele Ausnahmen gehabt, daß ſie ihre Geltung völlig verlohren hat. Iſt ſchlaue Liſt und kluges Hintergehen, nebſt der offenbahren Gewalt, dem Völkerrecht nicht zuwider, ſo gilt doch weder Betrug, noch Verrätherei. Wort und Zuſage mus man ſeinem Feind ſo heilig halten, als ſeinem beſten Freund. Wer ſezet der Barmherzigkeit und dem Mitleiden eines grosmüthigen Feldherrn Grenzen? Preiſet man mehr die Wuth eines blutdürſtigen Befehlhabers, der alles was ihm vorkommt, würget, mezelt und niederſäbelt; oder das gelinde Verſchonen eines zum Mitleiden gerührten Uberwinders, der allenthalben der Grauſamkeit ſeiner Soldaten Einhalt thut? Finden ſich nicht in den Geſchichten ſolche Exempel, da der Sieg öfters noch weniger Ruhm dem Sieger erworben, als deſſen gütiges Bezeigen gegen die Beſiegten? Wie manche groſſe Helden haben nicht ihren Kriegsgefangenen durch Leutſeligkeit und Wohlthaten ihre Gefangenſchaft ſüſſer gemacht, als ihnen zuvor der Dienſt ihres Herrn geweſen iſt? Sind dieſes nicht wichtige Ausnahmen der obigen Regel? Könnte auch ein Chriſt, bei einer andern Gelegenheit, ſich chriſtlicher aufführen und mehr Gutes ſtiften, als wen er hier zur Rettung der Unſchuld und zum Schuz der Bedrängten ſich gebrauchen läſt? So bald ein Feind auſſer Stand iſt uns zu ſchaden; ſo bald dürffen wir ihn nicht mehr als einen Feind anſehen; und ſo bald hat er nicht unſerer Hülffe nöthig, ſo ſind wir ihm Mitleiden und Erbarmen ſchuldig.

Daß auch die Chriſten weder das Feuer ſcheuen, noch bei den anhaltenden Strapazen des Kriegs ſo bald niederſinken, als ein wollüſtiges verzärteltes Volk, welches ſich durch ein unordentliches und böſes Leben, noch vor der Zeit entkräftet, iſt wohl eine ganz ausgemachte Wahrheit. Wer fechtet wohl getroſter als derjenige, welcher glaubet und verſichert iſt, er gehe aus dieſem in ein weit beſſeres Leben; der ſich alles gefallen läſt, was GOtt über ihn verhänget, der weiter kein Anligen hat, als des HErrn Willen zu thun und ſeines Berufs zu warten?

Welche Religion könnte ſich demnach beſſer für einen Soldaten ſchicken, als die Chriſtliche? Und in welchem Stand könnte dieſelbe ſich würdigere Verehrer und tüchtigere Streiter ausleſen, als unter den Soldaten? Die Redlichkeit, die Grosmuth, die Tapferkeit, das Mitleiden, die Treue, der Gehorſam, die Wachſamkeit, die Nüchternheit; Kurz, alle chriſtliche Tugenden, von welchem Stande werden ſie mehr gefordert, als eben von dem Soldatenſtande? Wie kan ein Menſch, der ſich öfters in augenſcheinlicher Gefahr ſiehet, ſein Leben zu verliehren, und doch in eben dieſem Augenblik, allen ſeinen Muth, alle ſeine Stärke, und allen ſeinen Verſtand gebrauchen ſoll, einen beſſern Troſt haben, als daß er ſeine Seele dem HErrn übergiebt; es ſey zum Leben oder zum Tod?

Es giebt zwar viele rohe tollkühne Leute, die ſich über alle Betrachtungen der Religion, ja über alle Schreken des Todes vermeinen hinauszuſezen; ſo gar, daß ſie bei einem Treffen an nichts weniger, als an dergleichen Dinge zu denken pflegen; zumal, wenn ſie vorher ihre wilde Geiſter mit hizigen Getränken aufgebrannt, und hernach in hundert tauſend garſtiger Engeln Namen, damit es fein herzhaft klinge, in die feindliche Glieder einſtürmen; allein, wie oft ſezen dergleichen unbeſonnene Helden alles in eine jämmerliche Verwirrung? wie oft geben ſie nicht zu einem gräslichen Blutbad Anlas, ohne der gemeinen Sache darunter zu dienen?

Es müſſen in der That dergleichen hizige Köpfe recht ſeltſame Begriffe von dem wahren Dienſt, Eifer und der Tapferkeit haben, da ſie ihrer Wildheit, dem Wein und ihrem Unglauben, wo nicht ſich ſelbſt, wie es öfters geſchiehet, doch insgemein den beſten Kern der Soldaten aufopfern.

Es iſt demnach eine wichtige Wahrheit, daß ein rechtſchaffener Soldat, auch eine Religion haben mus; allein, was vor eine, wird man hier fragen? Wir ſagen die Chriſtliche; ja, dürfte man einwerffen, das iſt nicht genung; es geben darinnen ſo vielerlei Kirchen und Secten, davon eine jede ſich für die wahre und rechtglaubige ausgiebt; wie iſt da heraus zukommen? Wir antworten; Es iſt nur ein GOtt und ein Chriſtus, ein HErr und ein Glaube. GOtt bindet ſich weder an gewiſſe Völker, noch Kirchen. Wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm.

Die chriſtliche Religion kan unter zweierlei Geſtalt betrachtet werden: Erſtlich als eine ſolche, die uns die nöthige Anweiſung giebt, wie wir an Chriſtum glauben, dieſen Glauben in der That bezeigen und dadurch die Seeligkeit erlangen ſollen. Davon iſt der kurze Inhalt: die Liebe GOttes und die Liebe des Nächſten. Zweitens als eine, die verſchiedene tieffe göttliche Geheimniſſe enthält, welche nur den wenigſten Menſchen bekannt und offenbar ſind.

Die erſte iſt nach der Fähigkeit aller und jeder Menſchen eingerichtet; dann da heiſt es: Thue das, ſo wirſt du leben; fürchte GOtt und halte ſeine Gebot, denn das kommt allen Menſchen zu; wer den Willen GOttes thut, der bleibt in Ewigkeit; wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm; nicht alle die da ſagen HErr, HErr, ſondern die den Willen thun des Vaters im Himmel; nicht, die das Geſeze hören, ſondern die ſolches thun, werden gerecht ſeyn. Darum übe ſich ein jeder mit dem H. Paulo ein unverleztes Gewiſſen zu haben, beides gegen GOtt und Menſchen. Weil wir nun wegen unſerer verderbten Natur nicht im Stande ſind dieſes alles von uns ſelbſt zu thun; ſo müſſen wir Chriſtum im Glauben ergreiffen, ihn vor unſern Heyland erkennen, und aus ihm die Kraft ziehen, welche uns zu der Erfüllung des Geſezes mangelt. Hier iſt alſo der Glaube ein aufrichtiges, einfältiges Zutrauen zu der Liebe GOttes in Chriſto und zu derjenigen Gnade, durch welche wir gerecht und ſelig werden.

Die andere Betrachtung der chriſtlichen Religion iſt ein Vorwurf derjenigen Wiſſenſchaft, welche man die Gottesgelehrtheit nennet; daraus hernach, bei zunehmendem Verfall der menſchlichen Aufrichtigkeit, und bei dem Anwachs des geiſtlichen Hochmuths, zum gröſten Jammer und Verderben der menſchlichen Geſellſchaft, die ſo zänkiſche als verkehrte Schultheologie entſtanden iſt. Allhier verlohren die Menſchen die reinen Quellen der Wahrheit; da gruben ſie Brunnen, wo kein Waſſer war. Die Einfalt des Glaubens wurde zu einem ſpizfindigen Streit, nicht der reinē, ſondern der durch tauſend Vorurtheilen und dunkle Wörter verrükten Vernunft; da wurden Glaubens-Artikeln gemacht, die nicht in der Schrift ſtunden, und Formulen, welche mehr die Lehren des Ariſtotelis, als des Heylandes bewährten. Derjenige Glaube, der dem Menſchen nichts als Liebe, Friede, Sanftmuth und Seligkeit verkündigen ſolte, der wurde hier ein abſcheulicher Tyrann des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Nie hat der Wahn und die Herrſchſucht mehr Böſes geſtiftet, mehr Städte verheeret, mehr Länder verwüſtet, mehr Menſchen ins Elend geſtürzet.

Es iſt dieſes der Glaube der Weiſen nach dem Fleiſch, der hochmüthigen Phariſäer und Schriftgelehrten, welche die Schlüſſe ihrer elenden Weisheit für GOttes Wort wollen geehret wiſſen; die nicht des Nächſten Wohl und der Völker Heyl, ſondern ihren eingebildeten närriſchen Ruhm ſuchen; denn ſie alles, was die natürliche Rechte billigen, und die Religion heiliges hat, aufopfern. Verſtand, Erkantnis, Weisheit, Glauben, ſind göttliche Gaben; wer ſolche empfangen hat, der bewahre ſie in der Demuth; und überhebe ſich deswegen nicht; wiewohl, wann die Weisheit aus GOtt iſt, ſo demüthiget ſie gewis; gebiehret ſie aber Hoffart, ſo zeiget ſie, wes Geiſtes Kind ſie iſt.

Wir kommen, nach dieſer kleinen Ausſchweifung, wieder auf unſere Soldaten; wir rathen ihnen Streiter in der gemeinen Noth, aber nicht in der Religion abzugeben. Hier ſollen ſie Kinder des Friedens ſeyn; und ſich im übrigen der Ordnung halber zu derjenigen äuſſerlichen Kirche halten, darinnen ſie ſind erzogen worden, oder davon ſie die meiſte Uberzeugung haben; dann im Grund kommt doch alles im Chriſtenthum allein auf den Glauben und einen frommen Wandel an.

Von der Ehre, als der allgemeinen Grundregel der Soldaten.

Die Ehre iſt ein gewiſſer Beifall der Menſchen, mit welchem ſie, was ihnen gut und vortreflich ſcheinet, rühmen und hochachten; dieſe Ehre iſt entweder wahr oder falſch. Wann unſere Thaten und Handlungen der Tugend und der Weisheit gemäs ſind, ſo folget daraus eine wahre Ehre. Haben aber unſere Thaten und Handlungen nur den Schein von der Tugend und der Weisheit, ſo folget daraus auch nur eine falſche Ehre. Die Ehre iſt ein zeitlicher Vortheil wie andere Güter dieſes Lebens. Iſt dem Menſchen erlaubt durch Geld und Güter und allerhand Bequemlichkeiten, den Zuſtand dieſes Lebens zu verbeſſern, ſo kan man ihm die Ehre um ſo viel weniger verdächtig machen, je mehr groſſe Tugenden und vortrefliche Eigenſchaften dazu erfordert werden, derſelben würdig zu ſeyn. Ein guter Chriſt kan bei der gröſten Demuth die höchſte Ehre erlangen, dann ſie iſt eine Folge ſeiner Tugend; ſie iſt wie der Schatten, der immer den Körper begleitet. Er kan ſo wenig verhindern, daß man ſeine gute Werke nicht für gut halte und dieſelbe rühme, als wenig ein laſterhafter Menſch verhindern kan, daß man von ſeinen Schandthaten nicht ſolte übels denken und urtheilen. Wer alſo die Tugend ausübet, der hat nicht allein die Glükſeligkeit und das Vergnügen, welches aus der Sache ſelbſt flieſſet, ſondern er erlanget Ehre, und verbeſſert auch dadurch ſeinen äuſſerlichen Zuſtand in dieſem Leben; indem er durch die Ehre die Gunſt und Freundſchaft der Menſchen ſich erwirbet, welche die gröſte Annehmlichkeiten eines tugendhaften Gemüths ausmachen, und zu der Beförderung ſeines Wohlſtandes ſehr vieles mit beitragen.

Hätten die Menſchen für ihre löbliche Thaten, für ihren Fleis und ihre Bemühungen auch nicht gewiſſe Vortheile zugewarten; ſo würde keiner den andern ſchüzen,

zen, niemand leicht etwas zum gemeinen Beſten unternehmen, mithin kein Menſch für den andern arbeite und geſchäftig ſeyn wollen; das Band der bürgerlichen Geſellſchaft würde zerreiſſen, Trägheit und Unordnung allenthalben ausbrechen, und die Laſter hingegen die Oberhand gewinnen. Die Weisheit GOttes hat demnach den Menſchen nicht ohne Urſache dergleichen Neigungen gelaſſen, damit ſie durch gewiſſe Annehmlichkeiten und Vortheile möchten gereizet werden, etwas Gutes zu verrichten, und einander nüzlich zu ſeyn. Wie nun die wahre Ehre ſich auf die wahre Tugend gründet; alſo vergnüget ſich im Gegentheil die falſche Ehre an dem bloſſen Schein und dem äuſſerlichen Glanz einer eingebildeten Hoheit; ſie will angeſehen, geprieſen, verehret, ja gar bewundert ſeyn, ſie mag ſolches verdienen oder nicht; ſie iſt ein Sklav der thörichſten Eitelkeiten und Nachreden der Menſchen; ſie iſt voller Stolz, Hochmuth und Aufgeblaſenheit. Sie iſt ſo wenig in ihrer Ruhmſucht, als der Geiz mit Gütern zu erſättigen: je mehr man einen Hochmüthigen lobet und einem Geizigen giebet, je mehr ſie beide haben wollen. Die wahre Ehre iſt überaus weit über dieſen äuſſerlichen Schein und die Meinungen des Pöbels erhaben; dieſelbige Tugend, welche groſſe Gemüther zu den vortreflichſten Thaten antreibet, erhält zugleich ihren Geiſt in der tiefſten Demuth. Sie wiſſen, daß ſie keine andere Ehre haben, als aus der Fähigkeit gutes zu thun; ſie wiſſen, daß dieſe Fähigkeit nicht ihr eignes, ſondern ein ihnen von GOtt anvertrautes Gut iſt, der, wo ſie ſich deſſen überheben, ſolches wieder nehmen, und ſie dargegen alle Stunde und Augenblike in eine abſcheuliche Creatur, oder in ein bloſſes Nichts verwandeln könnte.

So demüthig und niedrig aber die wahre Tugend vor den Augen GOttes iſt; ſo wenig verachtet ſie im Gegentheil mit einem ſcheinheiligen und ſtörriſchen Eigenſinn diejenigen Vortheile, welche ihr aus der Ehre in dieſer Welt zuwachſen. Sie weis, daß die Ehre zur Erhaltung des Staats und der gemeinen Ordnung müſſe beibehalten werden; deswegen iſt ſie eben ſo prächtig, wann es der Wohlſtand mit ſich bringet, als ſchlecht und eingezogen, wann es andere Umſtände erfordern. Iſt ſie mit äuſſerlichem Glanz umgeben; iſt ſie gros, gebietend, herrlich, mit Glük, und Sieg und Ruhm begleitet, ſo läst ſie ſich dieſes alles gern gefallen, und vergnüget ſich darüber, als über ein irdiſches Gut; ſie eignet ſich davon nur ſo vieles zu, als es ihrer Weisheit anſtändig iſt. Verfolget ſie aber der Neid, iſt ſie der Misgunſt, den Lügen, und den Verläumdungen unterworffen; wird dadurch ihr zeitliches Glük untergraben, und gar zu Boden geſtürzet, ſo weis ſie ſich darein zu finden; ſie verändert deswegen nicht die Züge ihres Angeſichts; ſie bleibt doch immer gleich gros, gleich erhaben, gleich verehrungs-würdig; Nichts kan ihr die Ehre rauben, ſie haftet auf ihren Thaten. Sind dieſelbe löblich und unſchuldig, ſo können ſie weder Verläumdungen noch böſe Nachreden ſchänden.

Cato ſuchte das wahrhafte Gute, indem er dem Untergang der Freiheit ſeines Vaterlandes vorzubeugen, alle Standhaftigkeit gebrauchte. Roms Heil und Wohlfahrt zu erhalten, war für einen ſo groſſen Geiſt das allerwürdigſte Geſchäfte; weder die Betrachtung ſeines Hauſes, noch ſeine Gemächligkeit, noch die ſchmeichelhafte Vorſtellungen ſeiner Feinde, noch die andringende Liebkoſungen des Cäſars, vermochten denſelben in ſeinem gefaſten Schlus wankend zu machen; die wahre Ehre hies ihn allhier das gemeine Beſte ſeiner eignen Hoheit und dem Glanz ſeines Hauſes vorziehen. Cäſar hingegen lies ſich von dem Schein der falſchen Ehre blenden; er ſuchte die Freiheit des Vaterlandes unter das Joch ſeiner unumſchränkten Herrſchſucht zu bringen; er that alles, was ihn gros in der Leute Augen machen konte; Thron und Zepter hatten vor ihn mehr Reizungen als des Cato Tugend. Er vergas der wahren Ehre, um durch den Glanz einer falſchen ſich zu erheben. Cäſar hat immer fort noch mehr Nachfolger als Cato; man liebet noch ſtets den falſchen Schein der Ehre mehr, als die Ehre ſelbſt. Man ſucht hohe Würden und Ehrenſtellen; nicht, weil man dadurch mehr Vermögen überkommt, viel Gutes zu ſtiften; ſondern weil ſolche mit einem prächtigen Anſehen, mit einem herrlichen Aufzug, mit koſtbaren Kleidern und mit einem langen Schweif bundfärbigter Diener und Aufwärter begleitet gehen. Die wahre Ehre iſt gar wenigen bekannt; ſie giebt ſich ihren Günſtlingen nicht ehender zu eigen, als bis dieſe alles um ſie gethan haben, was die Hoheit des Geiſtes und eine reine Tugend von ihnen erfordert; ſie iſt ſo zärtlich, daß ſie durch die geringſte Leichtſinnigkeit kan verlezet werden, und ſo eiferſüchtig, daß ſie keiner andern Neigung Raum läſſet; ſie iſt eine Feindin aller Laſter, und um ſich ihrer recht würdig zu machen, mus man weniger nicht als ganz tugendhaft ſeyn. Wo aber findet man eine ſolche wahre und unbeflekte Ehre? Wir beſcheiden uns billig; wir beſchreiben hier die Menſchen nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſeyn ſolten. Es giebt gewiſſe Staffeln der Vollkommenheit, wenn man gleich keine Exempeln anführen kan, daß dieſe oder jene den höchſten Gipfel derſelben würklich erſtiegen hätten. Das Glük ſelbſt iſt der Tugend ſelten gewogen. Man findet alſo die gröſte Ehre öfters, wo der mindeſte Schein von der Hoheit und Würde glänzet. So viel aber iſt gewis, daß auſſer der wahren Tugend, keine wahre Ehre, und daß auſſer der wahren Ehre auch kein Menſch ein wahrer Held ſeyn könne, wann er auch die gröſten Thaten verrichten, und als ein anderer Alexander ganz Aſien unter ſeine Bottmäſſigkeit bringen ſolte. Dieſer Saz leitet uns zu einer näheren Betrachtung, was ein Held ſey, und was er vor Eigenſchaften haben müſſe, dieſen Namen zu verdienen.

Von den Tugenden und Wiſſenſchaften, welche zum Soldatenſtande erfordert werden.

Der Soldatenſtand iſt ſo beſchaffen, daß eines Theils nur die gemeinſten Tugenden und Wiſſenſchaften, andern Theils aber die gröſten und wichtigſten darzu erfordert werden. Es giebt gewiſſe Stellen im Krieg, die weiter nichts als einen geſunden Leib und eine gemeine Vernunft; andere aber, und zwar die vornehmſten, welche einen ungemeinen Geiſt, ein hurtiges Weſen, einen gegenwärtigen Verſtand und eine gründliche Kriegswiſſenſchaft vorausſezen. Der Sieg iſt der Endzwek vom Krieg: ſoll dieſer erlangt werden, ſo mus fürwahr der Kopf daran nicht weniger Antheil haben, als eine tapfere Fauſt; dann man kan auch den Sieg zu theuer kaufen. Die rechte Kriegskunſt beſtehet alſo darinnen, die Menſchen zu ſchonen, und doch den verlangten Vortheil zu erhalten wiſſen. Was aber ein Soldat, der einen Befehlshaber abgeben will, in Künſten und Wiſſenſchaften zu erlernen habe, das wollen wir hier kürzlich unterſuchen.

Die erſte Wiſſenſchaft eines Soldaten vom Rang iſt die Lateiniſche und Franzöſiſche Sprache; verſtehet er dieſe nicht, ſo kan er die wenigſte Kriegs-Kunſtwörter, welche ihm täglich vorkommen, und von einer dieſer beiden Sprachen herrühren, füglich anbringen; er kan beſonders in Ermanglung der Lateiniſchen, keinen tüchtigen Aufſaz machen, noch die ſchöne Bücher der Alten leſen, welche nebſt den ſinnreichſten Gedanken und Anmerkungen, auch die Geſchichte der berühmteſten Helden des Alterthums, mit Anführung der beſten Kriegsregeln, uns beſchrieben hinterlaſſen haben; Kriegsregeln, welche noch heut zu Tage, bei mancherlei Vorfällen und Umſtänden, ihren treflichen Nuzen haben. Deswegen auch unſer groſſer Eugenius zu ſagen pflegte, wo es in einem Treffen zum Degen käme, ſo kriege man noch, wie ehedeſſen auf gut Römiſch.

Die Franzöſiſche Sprache aber iſt ihm faſt unentbehrlich; man lieſet darinnen die treflichſten Schriften, welche vom Krieg handeln: die ſo genannte Memoires ſind guten Theils von ſolchen Leuten geſchrieben, die ſelbſt im Krieg gedienet, und darinnen empor gekommen ſind. Zugeſchweigen, daß dieſe Sprache heut zu Tage bei unſern Höfen und in dem Umgang mit Standesperſonen ſo üblich worden iſt, daß es allerdings für ein Zeichen einer ſchlechten Auferziehung pfleget gehalten zu werden, wo man eine ſolche faſt durchgängig angenommene Sprache nicht verſtehet.

Die zweite Wiſſenſchaft eines Soldaten vom Rang, iſt das Völkerrecht und die Sittenlehre. Ohne dieſe, hat er keine ächte Begriffe, von der natürlichen Billigkeit, von der Redlichkeit, von der Menſchenliebe, von der wahren Ehre, von den Grundſäzen eines gemeinen Weſens, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes. Ohne dieſe, weis er die Laſter von den Tugenden nicht zu unterſcheiden; er wird die Vermeſſenheit mit der Tapferkeit, den Frevel mit der Unerſchrokenheit, die Leichtſinnigkeit mit der Grosmuth verwirren. Ohne dieſe, hat er keine gründliche Erkänntnis von der Welt, von den Menſchen, und von ſich ſelbſt; er iſt nicht geſchikt die Gemüther zu prüfen, ihre Abſichten und Neigungen zu erforſchen, und nach eines jeden Natur und Fähigkeit, wie es die Klugheit und die Umſtände erfordern, ſich zu richten.

Drittens, ſo ſoll auch ein Soldat vom Rang in denen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften wohl erfahren ſeyn; und dabei eine zulängliche Kenntnis der vornehmſten Europäiſchen Staaten und ihrer politiſchen Einrichtung beſizen; wo nicht, ſo mag er nur immer bei allen und jeden Geſellſchaften ſich zu einem beſcheidenen Stillſchweigen gewöhnen, will er anders ſeine Unwiſſenheit nicht blos geben. Zugeſchweigen, daß ein vornehmer Befehlshaber nothwendig den Staat ſeines Herrn und der benachbarten Länder ſoll innen haben; in Betrachtung, daß ſich öfters ganz unverſehens ſolche Zufälle ereignen, wobei er ſeines Fürſten Ehre und Gerechtſame mus zu retten wiſſen; welches aber nicht geſchehen kan, wenn er von ſolchen Dingen keine Wiſſenſchaft hat.

Die vierte und faſt unentbehrliche Wiſſenſchaft eines Soldaten vom Rang betrift denjenigen Theil der Mathematik, welcher in der Kriegs-Baukunſt, der Meskunſt und der Bewegungskunſt beſtehet, und welche alle die Zeichnungskunſt zugleich mit zum Grunde haben. Auf dieſen Wiſſenſchaften beruhen alle Unternehmungen und Arbeiten, alle Kriegs- und Soldatenübungen, alle Belagerungen, Verſchanzungen, Bollwerke, Laufgräben, Lagerſtätten, Feld- und Seeſchlachten, Maſchinen, Feuerwerke, Brüken, Schiffe, Gewehr, Geſchüz und dergleichen.

Endlich und zum fünften iſt die Wiſſenſchaft der Oeconomie einem Soldaten beſonders nöthig; die Sparſamkeit ſcheinet unter allen Sittentugenden die verächtlichſte zu ſeyn; ſie rächet ſich aber deswegen öfters mit einer ſolchen Ahndung, daß ſie, durch ihre heimliche Gewalt ihre Verächter ins Verderben ſtürzet. Es iſt gewis: Der Geiz, ſagt man, iſt eine Wurzel alles Ubels; allein, es ſcheinet öfters, als wolten wir, um den Geiz zu fliehen, würklich alles Ubel thun. Wie viele erzliederliche Verſchwender denken, man müſte ihnen alle ihre Ausſchweiffungen vor gut halten, weil ſie nicht geizig wären.

Ein Soldat, der ſich durch ſeine leichtſinnige Verſchwendungen in groſſe Schulden ſtürzet, ſiehet nur zwei Wege vor ſich, ſeiner Gläubiger ſich zu entledigen; entweder er mus ſie betrügen, oder auf unrechtmäſſige Art Geld zu machen ſuchen.

Weis er nicht vor ſich Haus zu halten, ſo weis er eben ſo wenig, die von ſeinem Regiment ihm anvertraute Gelder und Sachen gebührend zu bewahren; alles zu rechter Zeit und um billige Preiſe anzuſchaffen; alles in gehöriger Ordnung zu erhalten und zu ſchonen; er weis nicht, was die Waaren gelten, er kennet weder ihre Dauer, noch ihre Güte; er weis keinen Uberſchlag zu machen, wie dieſes oder jenes bei den Regimentern am beſten anzuordnen wäre; damit werden öfters groſſe Summen unnöthig aufgewand, und wenn Geld vonnöthen iſt, ſo mangelt es allenthalben. O wie treflich iſt hie einem Befehlshaber die Wiſſenſchaft der Oeconomie! Es iſt einem groſſen Fürſten keine geringe Freude, wenn er eine Menge ſchöner Troupen, wohl geübt, wohl gekleidet, in einer zierlichen Stellung vor ſich ſiehet; Troupen, die wohl verpfleget werden, die keinen Mangel leiden, die ordentlich ihren Sold bekommen, die ihrem Fürſten tauſend Glük und Heil und Seegen zuruffen, und Niemand nichts ſchuldig ſind.

Zur Erlernung der nöthigen Kriegs-Wiſſenſchaften ſolte man gewiſſe Kriegs- und Soldatenſchulen aufrichten, daß daſelbſt junge Leute, beſonders die von Adel, ohne groſſe Unkoſten, alles dasjenige, was zum Soldatenſtand erfordert wird, gründlich erlernen könnten. Uberhaupt müſte man den Tag ſo eintheilen, daß mit ihnen immer etwas nüzliches und zu dem Kriegsweſen gehöriges vorgenommen würde; alſo könnten einige Stunden zu den Leibesübungen, andere zur Unterweiſung in den Wiſſenſchaften, andere zu den Ergözlichkeiten angewendet werden.

Es könnte hierbei ein kluger und erfahrner Befehlshaber ſeinen Leuten auch gewiſſe Stunden halten, und ſie darinnen in allerhand Kriegsſachen unterweiſen, ſeine Säze mit Exempeln aus denen Geſchichten erläutern, darüber ſeiner Zuhörer Urtheil und Meinung vernehmen, mithin dieſelbe auf eine geſchikte und vernünftige Art fähig machen, bei allen vorkommenden Zufällen und Begebenheiten ſich hurtig und glüklich zu entſchlieſſen, und diejenige Mittel zu ergreiffen, welche in verwirrten Fällen den beſten Ausſchlag geben können. Von den Fehlern des Soldatenſtands, und von Aufrichtung eines militis perpetui iſt weitläuftig in dem 6ten Theil des Referendarii gehandelt worden.

Neue Gedanken vom Thaue.

Ich zweifele nicht, daß in der Erde ſolche Sachen vorhanden, welche ein Feuer veranlaſſen. Die viel Feuer und Schwefel von ſich werfenden Berge ſind davon bei ihrer Entzündung ein genugſamer Beweis. Dem ohngeachtet iſt und bleibt die Erde in ihrer Oberfläche ein kalter Körper. Daß das innerliche Feuer der Erde den Pflanzen die Vegetation giebt, iſt der Erfahrung zuwider. Hätte der allmächtige Schöpfer uns nicht das erſtaunende Feuer, die Sonne, gegeben, ſo wäre keine Vegation vorhanden. Dieſes Feuer der Sonne erwärmet die Oberfläche der Erde, und löſet auf den zur Winterszeit vom Schnee und Regen darin geſammleten Salpeter. Dieſes giebt den Gewächſen die Vegetation, und nicht die Erde an ſich. Dieſes leidet nicht den geringſten Widerſpruch. Daß in der Erde warme Ausdünſtungen vorhanden, geben die warmen Waſſerquellen zu erkennen. Daß aber der Thau aus den warmen Ausdünſtungen der Erde entſtehe, und eine Feuchtigkeit ſey, welche aus der Erde zu den Pflanzen ziehet, iſt nicht erweislich. Es iſt genugſam bekannt, wenn Kälte und Wärme zuſammen kommen, daß ſodann ohnfehlbar nach der Natur dieſer widrigen Dinge eine Feuchtigkeit und Waſſer entſtehe. Bringt man ein kaltes Glas in die warme Stube, ſo fängt ſolches an zu ſchwizen. Iſt die Stube im Winter warm, ſo ſiehet man ein gleiches inwendig an den Fenſtern.

ſtern. Hat man auch im Sommer ein etwas kaltes Zimmer, und bringet warmes Waſſer in daſſelbige, ſo werden die Glasſcheiben nas. Es war in Anno 1746. da ich im Sommer bemerkte, daß die Luft auſſer den Häuſern dermaſſen warm war, daß die Glasſcheiben in den Fenſtern auswendig nas wurden, inwendig im Zimmer blieben ſie troken, welche gegen Süden lagen, und worinnen ein geringerer Grad der Wärme vorhanden. Dieſe Feuchtigkeit, welche ſolchergeſtalt entſtehet, einen Thau zu nennen, wäre unſchiklich. Daß aber der Thau nichts anders ſey, als eine Feuchtigkeit, und Waſſer, welches an den Gewächſen aus Kälte und Hize entſtehet, iſt bei mir gewis. Der Thau iſt nur zur Sommerszeit. Je brennender die Sonnenhize des Tages über geweſen, je mehr Feuchtigkeit verurſachet die des Nachts kommende Kälte an den frei ſtehenden Gewächſen. Dieſe ſind von der Sonne des Tages erhizet. Wie ſolche Hize abnimmt, werden die Gewächſe kühler, und fangen an feucht zu werden. Die gröſſeſte Abkühlung iſt gegen Morgen, weil die Wärme von der Sonnenhize vergangen, und die Kälte zunimt. Ich blieb bei angenehmer Sommerszeit auſſer Bette, und auf meiner mit vielen Gewächſen beſezten Altane, in der Abſicht, einige Würkungen der Witterung zu beobachten, welche meinen Saz wegen des Thaues beſtärken möchten. Es war ein ſehr heller, trokener, von der brennenden Sonne erhizter Tag im Junio. Einige Gewächſe, ſowol in der Erde, als in den Töpfen, welche erhöhet auf einer Bank ſtunden, hatte ich gar nicht bewäſſert, andern hingegen ihre nöthige Bewäſſerung gegeben. Um 8. Uhr Abends wurde die Luft feuchte, weil die Kälte der Erde, und die abnehmende Hize der Sonne vorhanden: Gegen 10. Uhr wurden die Pflanzen kühl, gegen 11. Uhr bemerkte ich daran die Feuchtigkeit, welche bis 12. Uhr zunahm, ſo, daß des Morgens gegen 3. Uhr die Gewächſe auf ihren Blättern ſo nas waren, als wenn ſelbige begoſſen worden. Die im Topfe hatten eine gleiche Beſchaffenheit der Näſſe mit den Gewächſen in der Erde. Die Gewächſe, welche ich des Nachmittags vorher gegen 5. Uhr begoſſen hatte, waren ſchon abgekühlet, und auf ſelbigen kein Thau zu bemerken. Meinen Verſuch gewiſſer zu machen, nahm ich das troken gelaſſene Gewächſe, deſſen Blätter jedoch vom Thaue ganz nas waren, aus dem Topfe, daran die Wurzel ſehr troken, und ohne die allergeringſte Feuchtigkeit war. Ich nahm auch die mit Waſſer nicht befeuchtete Pflanze, welche in freier Erde war, heraus; die Blätter waren vom Thaue ganz nas, aber die Wurzel troken, und die Erde gleichfals troken, wie Aſche, ohngeachtet ich anderthalb Fus in der Erde aufgrub, wohin die Wurzeln des Gewächſes bei weiten nicht reichten. Dieſer Verſuch ſtärkte mich in meiner Gewisheit, daß der Thau nicht von der Ausdünſtung und Wärme der Erde den Pflanzen zugeführet werde, welches ohnedem bei den in Töpfen auf erhabenē Bänken ſtehenden Pflanzen unmöglich war; ſondern daß die an der Erde vorhandene Kälte, und die in der Luft abnehmende Hize der Sonne dieſe Feuchtigkeit und den Thau verurſache, welcher nichts anders, als ein Schweis der Pflanzen iſt, die in ihrer Vegetation ſtehen. Bei Steinen, Holze und andern Körpern iſt eine gleiche Feuchtigkeit, welche des Tages durch die Sonnenſtrahlen erhizet werden, und wenn ſolche mit dem Untergange der Sonne abnehmen, wieder erkalten. Dieſe Körper ziehen den Thau nicht aus der Erde. Sie haben keine Wurzel, und keinen Saft, das durch ſolcher ihnen zuflieſſen könne. Eben dieſer Thau giebt den Steinen und andern lebloſen Körpern keine Erfriſchung, weil ſie keine Vegation haben, wie die Pflanzen und Gewächſe. Hat man Regenwetter gehabt, ſo iſt kein Thau auf den Gewächſen, Steinen und andern Körpern vorhanden. Warum? Die Gewächſe und lebloſen Körper ſind von den Strahlen der Sonne nicht erhizet, und bereits abgekühlet; Daher keine Ausdünſtung oder Feuchtigkeit des Thaues erfolgen kan. Es bleibt daher bei mir eine Gewisheit, daß der Thau nichts anders ſey, als ein Schweis der Pflanzen und übrigen Körper, welche durch die Sonnenhize bei Tage erwärmet, durch deren Zurükweichung aber des Abends erkältet werden. Dieſe Feuchtigkeit und Näſſe, welche man den Thau nennet, iſt der Vegetation der Gewächſe anſtändig, und erfriſchet ſelbige. Solcher Thau iſt weit kräftiger, als ein anderes darauf gegoſſenes flieſſendes oder Brunnenwaſſer ſeyn kan, weil dieſe Feuchtigkeit oder Schweis von der Natur einer Pflanze ganz was ſtärkendes, zugleich aus der Luft den darin̄ vorhandenen Salpeter an ſich gezogen, welche die Pflanze durch die in den Blättern befindlichen zarten Oefnungen, ſo bald die Sonne darauf ſcheinet, und ſelbige erwärmet, wieder an ſich nimmt. Daß der Thau ein Ey in die Höhe treibe, wenn die Sonne ſolches erhizet, gehöret unter die fabelhafte Erzählungen. Daß der Thau bei der Palingeneſie Wunder thue, wenn die Saamenkörner dadurch befeuchtet worden, iſt eher zuzugeben, weil die Feuchtigkeit des Thaues ein ganz leichtes Waſſer giebt, welches durch das in der Luft vorhandene Nitrum in eine lebendig machende Kraft verſezet worden. Ich will indeſſen meine durch viele Verſuche beſtärkte Meinung niemanden aufdringen. Ich habe nur die Abſicht, einen meiner Gartenverſuche bekannt zu machen, und Naturkundige aufzumuntern, den Urſprung des Thaues in Gewisheit zu ſezen.

Von des Vulcans Hunden, welche die Keuſchen und Unkeuſchen durch den Geruch unterſcheiden können?

Unter der Regierung Königs Carls des erſten machte die Geſellſchaft der Buchhändler, denen der Druk der Bibel durch einen Königl. Befehl aufgetragen war, einen ſehr merkwürdigen Drukfehler, in einer von ihren Ausgaben derſelben. Denn anſtatt: Du ſollſt nicht ehebrechen, wurde in viel tauſend Abdrüken gedrukt: Du ſollſt ehebrechen. Der Erzbiſchof Laud, legte, um dieſe ihre Nachläſigkeit zu beſtrafen, der Geſellſchaft eine anſehnliche Geldbuſſe auf. Die Gewohnheit vieler Leute, welche zu dieſen verderbten Zeiten im Schwange geht, läſt mich befürchten, daß viele junge üppige Perſonen beiderlei Geſchlechts dieſe unächte Ausgabe der Bibel beſizen, und das Gebott nach der fehlerhaften Lesart halten. Zu den erſten Zeiten der Kirchen wurden die Ehebrecher auf ewig in den Bann gethan, und auf Lebenslang für untüchtig erkläret, kein Amt in der chriſtlichen Gemeine zu führen; ſie mochten ſolches mit Thränen und allem Scheine der unverſtellteſten Reue ſuchen. Ich könnte hier einiger alten Geſeze unter den Heiden Erwähnung thun, welche dieſes Verbrechen mit dem Tode beſtrafet, und andere dergleichen anführen, die jezo in den verſchiedenen Reichen beobachtet werden, welche die verbeſſerte Religion angenommen haben. Weil aber eine ſolche Materie für meine ordentlichen Leſer zu ernſthaft ſeyn möchte, welche meine Blätter bei Seite zu legen gewohnt ſind: ſo will ich hier den Innhalt eines kleinen Manuſcripts mittheilen, welches mir neulich in die Hände gefallen iſt, und wovon man vorgibt, daß es ſehr alt ſeyn ſoll: wie wohl ich aus verſchiedenen neueren Redensarten und andern Umſtänden darinnen, nicht glauben kan, daß es ächt ſey, ſondern es vielmehr für die Geburt eines neuern Sophiſten halte. Es iſt den Gelehrten ſehr wohl bekannt, daß auf dem Berge Aetna dem Vulcan ein Tempel geweihet war, welcher von Hunden bewacht wurde, die einen ſo vortreflichen Geruch hatten, wie die Geſchichtſchreiber ſagen. daß ſie unterſcheiden konnten, ob die Perſonen, welche dahin kamen, keuſch waren, oder nicht. Sie pflegten zu denjenigen zu laufen, und denen zu ſchmeicheln, die keuſch waren; und ihnen als Freunden ihres Herrn, Vulcans, zu liebkoſen: ſie lieſen aber vor denjenigen, welche unrein waren, und hörten nicht eher auf, ſie anzubellen, als bis ſie ſolche aus dem Tempel vertrieben hatten. Mein Manuſcript giebt folgende Nachricht von dieſen Hunden, und iſt vermuthlich zu einer Auslegung dieſer Geſchichte beſtimmt geweſen. Dieſe Hunde waren dem Vulcan von ſeiner Schweſter Diana, der Göttin der Jagd und der Keuſchheit, gegeben worden, welche ſie von einigen ihren Jagdhunden aufgezogen hatte, an denen ſie dieſe natürlichen Trieb und dieſen ſcharfen Geruch wahrgenommen. Man hält dafür, ſie habe dieſes der Venus zum Verdruſſe gethan, welche, wenn ſie nach Hauſe kam, ihren Ehemann allezeit gut oder übel aufgeräumet fand, nachdeme ihr von ſeinen Hunden war begegnet worden. Sie lebten viele Jahre in dem Tempel; ſie waren aber ſolche närriſche Kläffer, daß ſie die meiſten von denen, die Gelübde brachten, wegſchrekten. Die Frauensperſonen aus Sicilien ſchikten eine feierliche Geſandſchaft an den Prieſter, mit der ſie ihm melden lieſen, ſie würden mit ihren jährlichen Opfern nicht zu dem Tempel kommen, wenn er nicht ſeinen groſſen Hunden das Maul ſtopfte; und zulezt handelten ſie es mit ihm ſo ab, daß das Opfer allezeit von einem Chore junger Mägdchen, deren keines über 7. Jahre alt war, ſolte gebracht werden. Es war, ſagte der Verfaſſer, mit Verwunderung anzuſehen, wie unterſchieden die Begegnung der Hunde gegen dieſe kleine Mägdchen von denjenigen war, die ſie ihren Müttern erwieſen hatten. Man ſaget, daß ein Fürſt von Syracuſa, welcher ein junges Frauenzimmer geheirathet hatte, und von Natur eiferſichtig war, mit den Prieſtern dieſes Tempels einen ſolchen Handel angeſtellet, daß ſie ihm einen jungen Hund von dieſer Zucht verſchaffet. Anfänglich war dieſer junge Hund dem ſchönen Frauenzimmer ſehr beſchwerlich, ſo daß ſie auch bei ihrem Gemahle eifrig anhielt, ihn fortzuſchaffen; allein der gute Herr begegnete kurz mit dem alten Siciliſchen Sprüchworte: Liebe mich, liebe meinen Hund. Von welcher Zeit an ſie ſehr ruhig mit beiden lebte. Die Frauenzimmer von Syracuſa waren ſehr verdrüßlich über ihn, und verſchiedene, die in gutem Rufe ſtunden, weigerten ſich, nach Hofe zu kommen, bis er abgeſchaft wäre. Es fanden ſich in der That einige unter ihnen, welche ſeinem ſcharfen Geruch Troz bothen; man merkte aber, daß, wenn er ſie gleich nicht wirklich biſſe, er dennoch über ſie erſchröklich murrete. Doch wieder auf die Hunde des Tempels zu kommen: nachdeme ſie viele Jahre in groſſem Rufe gelebet; ſo geſchah es, als einer von den Prieſtern, der einen Beſuch aus Gutherzigkeit und Menſchenliebe bei einer Witwe abgeſtattet, welche auf dem Vorgebürge Lilybum lebte, ſehr ſpät des Abends wieder nach Hauſe kam, daß die Hunde mit ſolcher Wuth auf ihn zufielen, daß ſie ihn würden zerriſſen haben, wenn ihm nicht ſeine Brüder zu Hülfe gekom̃en wären. Hierauf, ſaget der Schriftſteller, wurden alle die Hunde aufgehängt, als ob ſie ihren erſten natürlichen Trieb verlohren hätten. Ich kan dieſes Blatt nicht beſchlieſſen, ohne zu wünſchen, daß wir einige Hunde von dieſer Zucht hier hätten, welche gewis dem Frauenzimmer die Ehre erweiſen, und der Welt den Unterſcheid unter den heidniſchen Weibern und denjenigen zeigen würden, welche in geſunden Grundſäzen der Tugend und Religion unterrichtet ſind.

Von den Todes-Vorbothen.

Durch die Todesvorbothen hat man zu verſtehen, gewiſſe Zeichen, die nicht aus dem ordentlichen Lauf der Natur entſtehen, ſondern was auſſerordentliches an ſich haben, und dem Menſchen entweder ſeinen ſelbſt eigenen, oder anderer Leute Tod vorher verkündigen. Wenn einem Menſchen ſein eigner Tod bekannt gemacht wird, ſo ſoll es eine kurze Zeit vorher geſchehen: wann aber der Tod anderer Menſchen, ſo ſollen ſich die Zeichen davon entweder kurz vorher, oder wenn der Sterbende entfernet, in der Todesſtunde ſelbſt, oder ein wenig hernach begeben und merken laſſen. (*) Die Ahndungen gehören auch unter die Todes-Vorbothen: Dieweil ich aber derſelben bereits gedacht habe, darf ich ſie hier nicht noch einmal anführen. Die Zeichen des bevorſtehenhenden Todes ſind 1) natürlich, deren ſich die Arzneiverſtändige bedienen, wenn ſie urtheilen wollen, ob ein Patient wieder aufkommen werde, oder nicht. Es iſt deshalb bei ihnen Facies Hippocratica, oder das Hippocratiſche Angeſicht bekant, welches daher den Namen führet, weil Hippocrates, ein berühmter Medicus, gewiſſe Zeichen an dem Angeſicht eines Kranken angegeben, woraus man deſſen bevorſtehenden Tod ſchlieſſen könne. Solche Zeichen aber ſind, wenn die Augen eingefallen, tief und hoch im Kopf liegen, die Naſe ſpizig, und die Schläffe eingedrukt erſcheinen, die Ohren kalt und zuſammen gezogen ſind, die Farbe des Geſichts bleich und ſchwarz iſt, und die Lippen eine Bleifarbe bekommen. Ich will noch mehr dergleichen natürliche Todeszeichen anführen. Wann einem Kranken die Nägel ſchwarz werden, oder ſich braune und ſchwarze Puncte darauf finden, wann ſich ſchwärzliche Linien an der Stirne oder in den Händen ſehen laſſen, oder man ſein Bild in den Augäpfeln des Patienten nicht mehr ſehen kan. Wenn ein Auge kleiner iſt als das andere, und der Puls im Schlagen ſich plözlich verändert, oder verringert. Wann ein Kranker oft gähnet, oder den Mund aufthut. Wann ihm die Zunge troken oder überſchleimt iſt, daß er nicht recht mehr redet, ſondern nur lallet. Wann derſelbe ſich oft umbetten, und anderswo hinbringen läſt. Wann er mit den Zähnen knirſchet, ungewöhnliche Thränen vergieſt, den Hals oft drehet, die Hände nach dem Mund aufhebet, oder damit an den Betten und Kleidern pflüket, und was dergleichen mehr iſt. Dieſe Kennzeichen des Todes laſſe ich auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, kan aber nicht ungemeldet laſſen, wie ſie gleichwohl oft betrügen und fehl ſchlagen. Die 2) Art der Todeszeichen nenne ich ungereimt und abergläubiſch, welche ich dann der Länge nach dem Leſer für Augen ſtellen will. Hier kommt uns zuförderſt das Heulen der Hunde, welches wider allen Dank, nicht allein bei dem gemeinen Mann, ſondern auch bei vielen Gelehrten, eine Leiche bedeuten mus. Davon findet man ein merkwürdiges Exempel, ſo Olaus Borrichius obſerviret. (**) Dieſer als er zu Riepen war, hat daſelbſt oft einen Hund geſehen, welcher klein und Caſtanienbrauner Farbe war, und einem Bürger dieſer Stadt zugehörte. Solcher Hund hätte durch ſein nächtliches Bellen den Tod der K[illegible]ken angekündiget, indem er an den Fenſtern der Kranken ein Geheul erhoben, worauf in ſolchem Hauſe in 8. Tagen gewis eine Leiche geweſen, obgleich die Kranken bei der erſten Ankunft des Hundes ſich noch nicht gar zu ſchwach befunden. Die ganze 7. Jahr über, weil Borrichius ſich in dieſer Stadt aufgehalten, wäre das Geheul dieſes Hundes, ſo viel er nachgeforſchet, niemals vergebens geweſen. Allein das mag ſo viel als nichts heiſſen. Dieſer Hund hat

die

(*) v. Stokhauſen wunderliche Todes-Vorbothen pag. 4.

(**) v. Thom. Bartholini Act. Med. Vol 5. cap. 48. pag. 135.

die Gewohnheit gehabt, des Nachts auf den Gaſſen herum zu lauffen, zu bellen und zu heulen; da konte es nicht anders ſeyn, er muste ſein Geheul auch mannigmal vor einem Hauſe anſtellen, worinn ein Kranker und Sterbender lag. Daher nahm man Gelegenheit, ſein Geheul für ein Todeszeichen zu halten. Der Hund mag zum öftern bei einem andern Hauſe geheulet haben, als worinn der Kranke lag. Die Leute aber, welche ſich einmal dieſe Meinung in den Kopf geſezet, daß der Hund ein Todes Poſtilion wäre, wenn ſie etwa einen Kranken im Hauſe hatten, urtheilten alsbald, das Geheul wäre unter ihren Fenſtern, da es doch nur bei ihren Nachbarn neben an, oder gegen über war. Folgende Geſchichte, welche man hin und wieder in den Exempelbüchern findet, iſt auſſer Zweifel ein von leichtglaubigen Leuten erſonnenes Mährlein, weil insgemein dabei ſtehet, man ſagt, es wird erzehlet. Es ſoll nemlich einsmals in den Niederlanden ſich ein abſcheuliches Ungeheuer haben ſehen laſſen, welches in der Gröſſe eines Menſchen, aber einem Hund gleich geweſen. Welche Menſchen nun dieſes Ungeheuer angeſchnüffelt, die wären gleich darauf geſtorben, wie ſolches viele, die am Leben geblieben, geſehen hätten. (*) Und ſolches Ungeheuer hätte man Leichmahl genennet. Von gleichem Schlage iſt die ſo genannte Weh-Bär-oder Klagemutter, welches ein Geſpenſt ſeyn ſoll, ſo ſich vornemlich zu Sterbenszeiten hören läſt. Daſſelbige ſoll mannigmal wie ein wehklagender Menſch gehöret werden, mannigmal aber wie ein Hund, jedoch aber etwas dünſterer und gräulicher heulen. Es wäre aber nicht wie ein Hund, ſondern wie ein Kalb geſtalt, und unterweilen zeigte es ſich auch auch nur wie ein weiſſes Bild oder Schatten, vor der Hausthüre, da man das Geſchrei hörete. (**) Unſere Vorfahren waren gewohnt, nach dem Muſter der alten Mährlein, die ſie theils in der Heyden, theils in der Chriſten Schriften funden, andere von gleicher Art zu erdichten, wovon ſehr viel Exempel könnten beigebracht werden. Daher ſcheint es, als ob das Gedichte von der Wehmutter, mit einigen veränderten Umſtänden, aus dem Gervaſio Tilberienſi (***) genommen ſey. Derſelbige erzehlet, in Engeland finde ſich ein gewis Geſpenſt, welches man daſelbt Grant nennete, und einem jährigen Füllen gleichete, mit geraden Schienbeinen, und funkelnden Augen. Solches Geſpenſt laſſe ſich auf den Gaſſen ſehen, ſo wohl bei hellem Tage, als auch gegen der Sonnen Untergang. So oft es aber in einer Stadt erſcheine, bedeutete es derſelben eine Feuersbrunſt. Wenn nun folgenden Tags oder Nachts, die Feuersgefahr vorhanden, ſo lieffe es auf den Gaſſen herum, und reizte die Hunde zum bellen, welche es dann verfolgten, doch niemals erreichen könten. An ſtatt eines Kalbs oder Affens, in welcher Geſtalt ſich die Kalbmutter zeigen ſoll, iſt es hier ein Füllen: An ſtatt daß die Wehmutter heulet, ſo verfolgen die Hunde das Füllengeſpenſt mit heulen: An ſtatt daß die Klagemutter den Tod der Menſchen anzeigt, ſo bedeutet ſolch Geſpenſt eine Feuersbrunſt. Jedoch dieſe und dergleichen Erzehlungen ſind einer Fabel ſo ähnlich, als ein Ey dem andern.

Weiter müſſen wir auf das Geſchrei der Nachteulen und anderer Vögel acht geben, weil ſie uns auch eine Todespoſt bringen. Die Nachteule wird deswegen der Todenvogel genannt, und es fehlt nicht an Exempeln, womit man ihre beſondere Wahrſagerkunſt beſtättigen will. Kurz vor dem Tod Johann Wilhelms, Herzogs zu Sachſen Weimar, ſoll ſich die Todeneule zu Jena in der Kirche, und im Collegio haben hören laſſen. So oft

zu

(*) v. Hondorffii Promptuar. Exemplorum. p. m. 172. it. Lutheri Tiſchreden cap. 25.

(**) Davon beſ. den Hölliſchen Proteus No. 92. p. 1016.

(***) In Otiis Imperialibus apud Leibnitium Scriptor. Brunſvicenſ. Tom. I. p. 989.

zu Römhild, in dem Thurm der Stadt-Kirche, eine Nachteule gehöret wird, ſoll allezeit in den Häuſern, die um die Kirche liegen, jemand mit Tode abgehen. (*) Dieſer Aberglaube iſt, wie es der Augenſchein giebt, von den alten Römern entlehnet, und den Chriſten keine Ehre, daß ſie dariñ den Heiden nachahmen, da ihnen doch ſcharf verboten iſt, auf kein Vogelgeſchrei acht zu haben. Man hört ja zu Sommerszeiten auf dem Lande die Nachteulen faſt alle Abend ſchreien, und der Bauer iſt oft klüger, als mancher Gelehrter, indem er ſich aus dem Eulengeſchrei, ſo er faſt täglich höret, nichts mehr macht.

Der Jeſuit Caſpar Schottus berichtet, (**) wie in einem gewiſſen Kloſter in Frankreich ſich in einem Teiche ſo viel Fiſche befinden, als Mönche im Kloſter ſind. Wann einer von den Mönchen krank würde, ſo ſchwümme ein kranker Fiſch oben auf dem Waſſer. Stürbe aber ſolcher Fiſch, ſo müſte auch der kranke Mönch ſterben. Ob nun gleich gedachter Autor die Warheit dieſes Wunders mit vielen Zeugniſſen erhärten will, ſo halte ich es doch für ein ſchönes Mährgen, das man denen Mägden vorſchwazen mus, damit ſie bei dem Spinnroken nicht einſchlaffen.

Oftmals beiſſen ſich die Kazen, und dann mag ſich der Patient, ſo in ſolchem Hauſe befindlich iſt, nur geſchwinde zum Tode bereiten. Die Kazen beiſſen ſich, und treiben ein groſſes Geſchrei, wenn ſie, wie man bei uns zu reden pflegt, ramlen. Da iſt ein natürlicher Trieb bei ihnen an ſolchem Streit und Geſchrei Schuld. Es läſt ſich aber auf keine Weiſe begreiffen, wie dadurch der Tod eines Menſchen könne angedeutet werden.

Zuweilen hört man im Hauſe einen ſchweren Fall, oder eine Uhr, ſo in langer Zeit nicht aufgezogen, fängt an zu ſchlagen, oder die Gloken lauten von ſelbſt, oder ſie fangen an zu ſchwizen, man hört ein Geräuſch in den Gräben, und was der Wunderdinge mehr iſt, die man als Vorbothen des Todes anſiehet. Vorgedachter Schottus ſchreibt (***) man hätte obſerviret, daß wenn ein Rathsherr ſterben ſolte, ſich zuvor auf dem Rathhauſe ein Schlag oder Knall, bei dem Stuhl, worauf der Rathsherr zu ſizen pflegt, hören laſſe, oder das Küſſen werde umgekehrt, oder ſonſt etwas bemerkt, woraus man den Tod des Rathsherrn ſchlieſſen könne. Solches ſoll gemeiniglich auf dem Rathhauſe zu Bamberg, auch noch in demſelbigen Jahre, da er dieſes geſchrieben, geſchehen ſeyn. Faſt gleiches Schlages iſt die Hiſtorie vom ſpükenden Rebundo in der Domkirche zu Lübek, welche der Länge nach im Höllischen Proteus (****) zu leſen iſt. Zu denen Zeiten des Papſtthums, alſo lautet ſie kürzlich, fand man in gedachter Domkirche, eine weiſſe Roſe unter dem Küſſen desjenigen Domherrns, der bald ſterben ſolte. Nachdem nun einsmals ein gewiſſer Domherr dieſe Roſe unter ſeinem Küſſen fand, und dieſelbige ſeinem Nachbar heimlich unter das Küſſen ſtekte, entſtand darüber ein Streit, welcher von dieſen beiden ſterben ſolte, indem keiner von ihnen Luſt dazu hatte. Alſo machte ſich endlich der Domherr Rebundus anheiſchig, daß er, an ſtatt der Roſe, den Tod eines jeden auf andere Weiſe ihnen verkündigen wolte. Darauf hätte man, ſo oft ein Domherr ſterben ſollen, unter dem Grabſtein Rebundi ein entſezliches Klopfen, oder vielmehr drei Schläge, ſo ſtark als Carthaunenſchüſſe gehört. Und ſoll es, nach Eraſmi Franciſci Bericht, vor etlichen Jahren geſchehen ſeyn, daß ſich ſolches gewaltige Klopfen mitten unter der Predigt hören laſſen, da dann einige Handwerks Geſellen, welche auf dem Grabſtein geſtanden, und die Predigt angehöret, durch Erhebung

---

(*) v. Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 9. pag. 393. 398.

(**) In Phyſ. Curioſ. lib. 6. cap. 4.

(***) L. C. lib. 6. c. 5.

(****) No. 97. p. 1057.

bung des Steins, alſo von dem Grabe hinweg geprellet worden, als ob ſie der Donner davon weggeſchlagen hätte: Und wäre darüber das Volk gewis aus der Kirche gelauffen, wenn ihnen der Prediger nicht zugeruffen, daß es nur ein Teufelsgeſpenſt ſey, welches gern den Gottesdienſt verſtöhren wolte. Gleichwohl ſey nach etlichen Wochen des Dechants Sohn verblichen. Solche und dergleichen abgeſchmakte Erzehlungen finden heutigs Tages keinen Glauben mehr, wo man nicht beſſere Zeugniſſe, als den Hölliſchen Proteus, anführen kan. In Lübek lieſſe ſich die Wahrheit der Sache am beſten erfahren, wenn jemand von den daſigen Gelehrten ſich die Mühe geben wolte, darnach zu forſchen. Jedoch dürfte es der Mühe kaum werth ſeyn, weil es eine handgreifliche Fabel iſt. Von dem Schwizen der Gloken und anderer Dinge, will ich kein Exempel anführen, wiewol deren viel vorhanden ſind: Sintemal es ganz natürlich zugehet, daß dergleichen Dinge mannigmal beſchlagen und nas werden, welches man uneigentlich ſchwizen nennt. Es kommt ſolche Näſſe her von der äuſſern kalten und feuchten Luft, nicht aber von inwendig her aus den Gloken, Bildern, ꝛc. ſelbſt, wie der Schweis bei den Menſchen, welches gnugſam bekannt iſt. Vielmehr will ich meine Urſachen anführen, warum ich dieſes Todeszeichen für ungereimt und abergläubiſch erkenne.

Zuforderſt wird mir jedermann zugeſtehen, daß die Todeszeichen, wenn man ſie als ſolche anſiehet, von einem Weſen herrühren müſſen, welches nicht allein vernünftig iſt, ſondern auch künftige Dinge vorher wiſſen kan. Denn daß die unvernünftige Thiere, als Hunde und Nachteulen, eine Erkenntnis zukünftiger Dinge, vornehmlich aber von dem bevorſtehen Tod eines Menſchen, haben ſollen, iſt bald geſagt, aber ſchwerer zu beweiſen. Welche Materie aber bis in den Saz, von der Thiere Vernunft und Sprache, mus verſpahret werden. Indeſſen ſind viele auf die Gedanken gerathen, daß inſonderheit die Hunde, welche einen ſtarken Geruch haben, von dem herannahenden Tod eines Menſchen Witterung bekommen, indem von den Kranken und Sterbenden gewiſſe Ausdünſtungen ausgiengen, die nach einer Leiche röchen, und von den Hunden eher, als von den Menſchen empfunden würden, welches ſie dann zum heulen und bellen reizte, und zwar vor demjenigen Hauſe, woraus ſolche Ausdünſtungen kämen. (*) Bei ſolcher Meinung gebe ich zu bedenken. 1) Daß die Ausdünſtungen eines Sterbendē entweder häufig vorhanden ſind, oder nicht. Sind ſie häufig vorhanden, ſo müſſen ſie von den Menſchen, die täglich um den Kranken ſeyn, geſpühret und empfunden werden. Welches ſich aber nicht alſo befindet, obſchon die Hunde zuweilen noch ſo ſehr bellen und heulen. Sind aber ſolche Ausdünſtungen nicht ſo gar häufig, daß ſie nicht einmal von den umſtehenden Menſchen empfunden werden, ſo können ſie noch weniger durch die Wände, Fenſter und Mauren dringen, und die Hunde auf den Gaſſen eine Witterung davon bekommen. Der ſcharffe Geruch der Hunde will es hier nicht ausmachen. Wolte man 2) unterſuchen, was eigentlich der Todengeruch bei einem ſterbenden Menſchen ſey, und woher er entſtehe, ſo würde es ſich klärlich zeigen, daß auch ein Patient, der gleichwol wieder aufkommt, dergleichen nach Beſchaffenheit ſeiner Krankheiten von ſich geben könne. Iſt aber dieſes, und das Heulen der Hunde kommt von dem Todengeruch her, ſo wird es zum öftern fehl ſchlagen, und keine Leiche bedeuten, daher man wenig darauf zu geben hat. Wenn 3) die Hunde durch Empfindung eines Todengeruchs zum bellen und heulen gereizt werden, ſo nimmt michs ſehr Wunder, warum ſie nicht vor den Häuſern,

---

(*) v. Stolhauſen L. c. Cap. 2. p. 127. 1[illegible] worinn würklich eine Leiche iſt, ihre Muſic anſtellen, da ihnen ja alsdann der Todengeruch weit empfindlicher ſeyn mus, als von einem Kranken und Sterbenden. Man trägt viele Leichen zu Grabe, vor deren Geruch die Träger und Leichenbegleiter Mund und Naſen zuhalten. Woher kommts aber, daß ſich alsdann die Hunde nicht zuſammen rotten, und ſolche Leichen mit ihrem Geheul und Bellen zu Grabe begleiten? Das würden ſie gewis thun, wenn ſie ein Leichengeruch dazu antriebe. Fragt man 4) nach der Urſach, warum die Hunde bei Empfindung eines Leichengeruchs heulen? So wird ſich ſo leicht keine finden, es wäre dann, daß ſie es etwa thäten aus Begierde zur Speiſe, die ſie bei ſolcher Empfindung vor ſich nahe zu ſeyn vermerkten. Allein, das ſtimmet mit der Erfahrung nicht überein, und man wird ſelten einen hungerigen Hund bellen oder heulen hören, wenn er einen Geruch von Speiſen empfindet. Die Garküchen geben gemeiniglich einen ſo lieblichen Geruch von ſich, daß einem eklenden Menſchen aller Appetit vergehen möchte. Die Hunde, welche ſo ekel nicht ſind, empfinden dieſen Geruch auch gar bald. Was thun ſie aber alsdann? Erheben ſie etwa ein Geheul oder Bellen? Nein. Sie ſchleichen ſtillſchweigends in die Küche, erhaſchen ein gut Stük Fleiſch, und ſchleichen damit ſtillſchweigends wieder davon. Daraus iſt ohnſchwer abzunehmen, wie die Hunde natürlicher Weiſe keine Witterung von einem ſterbenden Menſchen haben, wodurch ſie zum Bellen und Heulen gereizt würden. Darum bleibt es ein vor allemal feſte, daß die Anzeigungen des bevorſtehenden Todes von einem vernünftigen Weſen herkommen müſſen. Wir erkennen aber, auſſer dem Menſchen, keine andere vernünftige Subſtanzen, als GOtt und die Engel, daß alſo die Todeszeichen nothwendig von ihnen herkommen müſten. Nun ſind die angeführte Todeszeichen von der Beſchaffenheit, daß auch derſelben Vertheidiger ſich nicht getrauen, ſie GOtt, oder den heiligen Engeln, als ſeinen Bothen und Geſanden beyzulegen. Wir wollen hören, was Stokhauſen davon ſchreibt (*) deſſen Worte alſo lauten: Denn wer mus nicht (natürliche Urſachen ausbedungen) unter ungereimten Träumen, närriſchen Einbildungen, geſpenſtlicher Larve, ſchwarzen Trauergeleit, heulender Wehmutter, alfanzenden Bildnis des bald Sterbenden, verkappten Kloſterhabit, Geſtalt der Thiere, ſo auch wohl reden, abendtheuerlichen Bliken, Todenhaſten und oft ein Zeichen hinter ſich laſſenden Berührungen, zaghaften und weibiſchen Geheul, löwenmäſſigen Gebrüll, närriſchen Geblärr, hundiſchen Gebell, höniſchen Gelächter, wütenden Tumult, arbeitſamen Klopffen, mühſamen Geräuſch, und beſchäftigetn Treppen fegen, und Thürſchlieſſen, bei oft heslichenm Todengeruch, des Teufels Alfanzerei bemerken, und ſie als *Criteria negativa* annehmen. Zumal uns die H. Schrift von der Perſon und Geſchäften der heil. Engel viel beſſer benachrichtiget, daß wir von heiligen, leutſeligen, ernſthaftigen und wahrhaftigen Geiſtern nimmermehr ſolche Dinge vermuthen dürfen. Weswegen man ſie blos den böſen Engeln, oder Teufeln, beilegen kan. So hält man insgemein dafür, wie aus dem Zeugnis Eraſmi Franciſci zu erſehen. Dieſer ſchreibt: (**) Da bringt der Satan bald den Nachtvogel zum Schreien, bald den Hund zum abſcheulichen und ungewöhnlichen Heulen, bald läutet er eine Gloke in den Häuſern, bald rumort und klopft er in den Gräbern. Man kümmert ſich auch darum, was den Teufel bewege, den Tod der Menſchen vorher anzuzeigen: und führt deshalb folgende Beweggründe an.

Der

(*) L. C. cap. 6. Sect. 2. §. 4.

(**) Im hölliſchen Proteus Cap. 28. pag. 256, 257.

Der Teufel thue es, die Menſchen zu verirren und bange zu machen, daher er wahre und unwahre Dinge unter einander menge. Er ſuche ſich auch dadurch bei den Menſchen in Hochachtung zu bringen, und ſie zu überreden, als wüſte er zukünftige Dinge ohnfehlbar vorher. Wenn er bei dem Tod eines Gläubigen Todeszeichen würkte, ſo geſchehe es in der Abſicht, ſolchen frommen Menſchen in Verzweifelung zu ſtürzen, oder ihn verdächtig zu machen, als ob er nicht ſelig geſtorben ſey. Bei dem Tod eines Unglaubigen aber, freuete er ſich zum voraus, daß ſein hölliſches Reich vermehret würde, und was dergleichen Einfälle der Menſchen, nicht aber des Teufels, mehr ſind. (*) Denn wer hat dem Satan in ſein geheimes Cabinet geſchauet, daß man ſeine Abſichten ſo genau wiſſen kan? Dieſem zu folge nun, ſtünde zu unterſuchen, ob ſich die erzehlte Todes-Vorbothen dem Teufel beilegen laſſen. Es ſind ja mehrentheils natürliche Dinge, die ſich täglich begeben. z. E. Daß die Hunde heulen, Eulen ſchreien, die Kazen ſich beiſſen, die Bilder oder Gloken ſchwizen, ein Fall oder Schlag gehöret wird, u. ſ. w. Warum will man den Teufel zum Urheber ſolcher Dinge machen? So lange man von einer Begebenheit natürliche Urſachen angeben kan, iſt es ungereimt, den Teufel mit ins Spiel zu miſchen. Ich weis wohl, was die Menſchen bewogen, ſolche Zufälle für Todesbothen anzunehmen. Wenn jemand krank war, und ſich dergleichen Todeszeichen von ohngefehr ereigeten, der Patient aber bald darauf ſtarb, ſo bildete man ſich alſofort ein, ſein Tod wäre dadurch angezeiget worden. Traf es nun damit ein paar mal ein, ſo ward die Sache ſchon für ganz gewis angenommen und ausgegeben. Wenn auch die Todeszeichen ſich ohne Erfolg äuſſerten, ſo war man dennoch von dem einmal gefaſten Wahn nicht abzubringen. Das iſt die Gewohnheit des Aberglaubens, daß er aus einzeln Fällen eine allgemeine Sache macht, obgleich viel 1000. gleiche Fälle das Gegentheil beweiſen. Dinge, die von ohngefehr entſtehen, hält Furcht und Aberglaube für ſolche, die mit Fleis und Vorſaz hervor gebracht werden, und wañ man nicht weiter kommen kan, mus ſie der Satan gewürket haben. Fehlen die Todeszeichen gleich öfter, als ſie eintreffen, ſo behilft man ſich damit, daß dieſer argliſtige und betrügliche Geiſt Warheit und Lügen untereinander menge. Ich ſolte aber meinen, die Todeszeichen treffen darum nicht immer ein, weil es natürliche Dinge ſind, die ſich von ohngefehr begeben, und ſo wenig den Tod eines Menſchē, als etwas anders bedeuten können. Weiter würde die Frage ſeyn, ob GOtt dem Teufel zulaſſen werde, daß er den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende anzeige? Wann er es zulaſſen ſolte, müſte er dazu wichtige Urſachen haben. Niemand wird zweiffeln, daß GOtt bei ſolcher Zulaſſung ganz andere Abſichten führe, als der Teufel, deſſen Abſichten wir gleich jezt vernommen haben. Was ſind es aber für wichtige Urſachen, die den groſſen GOtt bewegen, dem Teufel ſolche Erlaubnis zu geben? Man kan keine namhaft machen, und deshalb auch der göttlichen Zulaſſung nicht gewis ſeyn. Endlich weis der Teufel nicht für gewis, ob und wenn ein Kranker ſterben werde, ſondern ſeine Erkenntnis davon beruht auf Muthmaſſungen. So iſt auch leicht zu erachten, daß er den zufälligen Tod eines Menſchen, z. E. wenn jemand erſäuft, ſich zu Tode fällt, oder erſchlagen wird, noch weniger wiſſen könne. Darum erreicht er auch ſeine dabei führende Abſichten nicht allemal, ſondern proſtituirt ſich nur damit. Solte ihn dieſes von ſo langer Zeit her nicht klug gemacht haben, daß er es gar unterweges lieſſe. Wenigſtens wird ers gewis unterlaſſen, wenn ihm niemand mehr Glauben zuſtellt, und für ſeinen Todeszeichen, da ſie ſo betrüglich ſind,

---

(*) Conf. Stokhauſen L. C. Cap. 4. ſect. 3. §. 5. ſeqq.

mehr fürchtet. Andere Todeszeichen habe ich bereits für Fabeln erkläret, welche man füglich mit dem Engel des Todes, wovon die Juden und Mahomethaner viel Geſchwäz machen, vergleichen mag.

Die Juden nennen den Engel des Todes Sammael, und halten ihn für einen böſen Geiſt. Ob ſie aber nur von einem Engel des Todes reden, ſo verſtehen ſie doch dadurch einen ganzen Orden böſer Engel, deren Anzahl ſich auf 1840000. belauffen ſoll, die alle unter dem Sammael als ihrem Haupt ſtehen. Dieſer Engel des Todes ſoll voller Augen, und mit einem Schwerd umgürtet ſeyn. Wenn er in eine Stadt kommt, fangen die Hunde an zu heulen, wann aber Elias dabei erſcheint, ſo ſpielen die Hunde miteinander. Kommt nun etwa eines Menſchen Sterbeſtunde herbei, ſo ſtellt ſich der Engel zu deſſen Haupt, worüber der Kranke, wann er ihn gewahr wird, erſchrikt, und das Maul weit aufreißt. Er hält aber ein bloſſes Schwerd in ſeiner Hand, an welchem ein Tröpflein Galle hängt. Darauf läſt der Todesengel dieſen Tropfen in des Kranken Mund fallen, wovon er ſtirbt, zu riechen anfängt, und im Geſicht gelb wird, und was der Grillen mehr ſind. (*) Wiewohl ſich ſolche Fabeln zum theil auf eine allegoriſche und verblümte Weiſe erklären laſſen.

Von den Juden haben die Anhänger Mahomeths dieſes Mährlein entlehnet, und geſchicht in ihrem Alcoran ſchon ſolcher Todesengel Meldung. Mahometh ſchreibt (**) von ihnen: Wenn du ſolteſt ſehen die Gottloſen in ihrer Todesangſt; da werden die Engel ihre Hände ausſtreken, ſie ſchlagen, und zu ihnen ſagen: Gebt von euch eure Seelen. Weiter: Wenn du ſolteſt ſehen, wie die Engel, (nemlich Monker und Nakir, welche die eigentliche Todesengel ſind) die Ungläubigen dem Tod übergeben, und ihre Geſichter und Rüken mit eiſern Prügeln ſchlagen. Und an einem andern Ort: Der Engel des Todes, *der euch vorgeſezt iſt, wird euch ſterben laſſen, oder tödten.* Wir laſſen aber dieſe Fabel, zugleich mit den abergläubiſchen Todes-Vorbothen, fahren, und wollen noch eine dritte Art der Todeszeichen vor uns nehmen.

Die dritte Art der Todes-Vorbothen würden die auſerordentliche, und auſſernatürliche Zeichen ſeyn, welche, wie man dafür hält, vor des Menſchen Tod vorhergehen ſollen. Wenn es der Mühe werth wäre, könnte ich deren ein langes Regiſter anführen. Ich will aber nur einige davon zur Probe dergeſtalt berühren, daß man daraus die übrigen leicht wird beurtheilen können. Von dem Tod des abtrünnigen Kaiſers Juliani meldet Theodoretus (***) daß an dem Tage, da er in der Schlacht wider die Perſer umkommen, ein gewiſſer Ehrwürdiger Alter, Namens Julianus Saba, der dazumal über 20. Feldweges von dem Ort, wo dieſer Kaiſer umkam, entfernet war, mitten in ſeiner Andacht zu weinen aufgehört, und eine beſondere Freude von ſich bliken laſſen. Nachdem man ihn aber um deſſen Urſach gefraget, habe er zur Antwort gegeben: Die Sau, ſo des HErrn Weinberg umgewühlet, wird nunmehro zur Straffe ihres Frevels gezogen, den ſie an GOtt verübet, ſie iſt tod, und man hat von ihr keine Verfolgungen mehr zu befürchten. Zonaras aber berichtet (****) wie an eben demſelbigen Tage, oder vielmehr in der darauf folgenden Nacht, gewiſſe Bürger zu Antiochien etliche Sterne am Himmel gewahr worden, welche ſich zuſammen gezogen, und durch Buchſtaben folgende Schrift gebildet:

Heute

(*) v. Ern. Frid. Neubaueri Diſſertat. Philologico- Hermeneut. de Angelo Mortis. it. Stokhauſen L. C. Cap. 3. ſect. 4. §. 5. 6.

(**) Im Alcoran Sura 6. Comm. 94. Sura. 8. Commat. 53. Sura 32. Comm. 12.

(***) In Hiſtor. Eccleſ. lib. 3. cap. 24.

(****) In Hiſtor. Univerſal. Tom. 3. in Vita Juliani.

Heute wird Julianus in Perſien getödet. Auch ſoll dem Didymo Alexandrino der Tod dieſes Kaiſers im Traum ſeyn bekannt gemacht worden, indem er weiſſe Pferde in der Luft geſehen, und von ihren Reutern folgende Worte gehöret: Saget dem Didymo, daß Julianus heute in eben dieſer Stunde umkommen, und daß er ſolche Zeitung weiter dem Biſchoff Athanaſio bringe. (*) Ich überlaſſe ſolche Erzählungen ihrē Autoribus. Kan aber nicht ungemeldet laſſen, wie der Heyde Philoſtratus eine faſt gleiche Geſchichte von dem Apollonio Tyanenſi, einem heidniſchen Weltweiſen und vorgegebenen Wunderthäter, erzähle. (**) Apollonius war zu Epheſus, und trug um den Mittag ſeinen Schülern die Weltweisheit vor. Mitten im dociren ſchwieg er ſtill, ſahe ſtarr auf die Erde, und fing endlich an zu ruffen: Stos den Tyrannen über einen Hauffen: Stos ihn über einen Hauffen. Man fragte ihn, was ſolches bedeute? Worauf er zur Antwort gab, es ſey jezund gleich der Tyrann Domitianus umgebracht worden. Welches auch die nachher eingelauffene Nachricht beſtättiget. Die Gelehrten bemerken, daß die Heyden ihrem Held dem Apollonio ſo viel Wunderdinge zu dem Ende angedichtet, damit ſie ihn unſerm warhaftig wunderthätigen Heyland entgegen ſezen könten. Und das mag vielleicht die Chriſten bewogen haben, eben dergleichen Dinge von Chriſtlichen Perſonen, wiewohl in guter Abſicht, zu erdichten, damit ſie die Heyden mit gleicher Münze bezahlten; Wie dann die Geſchichte vom Apollonio und Juliano Saba einander ſo ähnlich ſehen, als ein Ey dem andern.

Mannigmal ſollen die Seelen der Abgeſtorbenen erſchienen ſeyn, und den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende verkündigt haben. z. E. Als Johannes Chryſoſtomus aus dem Elend wieder zurük kehrete, und im Tempel zu Comavene war, erſchien ihm der ehemals daſelbſt geweſene Biſchoff, welcher zu Nicomedien die Märtyrer Krone empfangen, und ſprach: Sey getroſt, Bruder Johannes, morgen wollen wir beieinander ſeyn. Eben dieſer Märtyrer ſoll auch einem Aelteſten gedachter Kirche erſchienen ſeyn, und zu ihm geſagt haben: Bereite dem Bruder Johannes eine Stelle. (***) Worauf aber wenig zu gehen iſt, weil in unſerer Kirche eine ausgemachte Sache, daß die Erſcheinung der Seelen ein Gedicht ſey, ſo die Pfaffen und Mönche zu ihrem Vortheil gar zeitig auf die Bahn gebracht. Jedoch davon an einem andern Ort.

Die Erſcheinung der Geſpenſter hat vielmals auch den Zwek, daß ſie den Tod der Menſchen kund machen, und man trägt ſich mit beſondern Geſpenſtern herum, welche zu erſcheinen pflegen, wenn in gewiſſen Familien ein Todesfall vorhanden iſt. Die Geſchichte, welche ſich mit Bruto dem Mörder des Julii Cäſaris ſoll begeben haben, iſt aus dem Plutarcho und Floro jedermann bekannt, und folgendes Inhalts: Als Brutus mit ſeiner Armee aus Aſien in Europa überſezen wolte, erſchien ihm ein ungeheures und erſchrökliches Geſpenſt. Brutus hatte die Dreiſtigkeit daſſelbige zu fragen: Wer biſt du, und was wilt du hier? darauf er zur Antwort bekam: Ich bin dein böſer Geiſt, zu Philippen wollen wir uns wieder ſehen. Nachdem Brutus bei Philippen die Schlacht verlohren, und ſeines Freundes Caſſii Tod vernommen, ſo muſte ihm einer von ſeinen Leuten, auf ſeinen Befehl das Leben nehmen. Und da ſoll ihm die Nacht zuvor eben dieſes Geſpenſte wieder erſchienen ſeyn. Wer weis aber, ob nicht jemand, dem Kaiſer Auguſto zuge-

---

(*) Sozomenus Hiſt. Eccleſ. lib. 6. Cap. 2.

(**) In Vita Apollonii lib. 4. c. 26. Welches Buch mehr ein philoſophiſcher Roman, als eine Lebensbeſchreibung iſt.

(***) Palladius in Dialogo de vita Chryſoſtomi.

fallen, welcher nebſt Antonio den Brutum und Caſſium überwand, und nachher die Monarchie zu Rom behauptete, dieſe Geſchichte erdichtet hat. Wenigſtens hat ſie keine Wahrſcheinlichkeit, ſondern ſchmeket nach der thörichten Meinung der Heyden, daß einem jeden Menſchen ein guter und ein böſer Geiſt zugeordnet ſey.

Noch eine andere Art der Todes-Vorbothen iſt übrig, nemlich eine ſchöne und liebliche Muſic, welche einige auf ihrem Todbette, zum Vorſchmak der himmliſchen Freude und Herrlichkeit wollen gehört haben, wovon man viele Exempel in Wenceslai Bergemanns tremenda Mortis hora finden kan. M. Johann Herbinius will beweiſen, daß bei dem Tod frommer Chriſten oftmals eine vortrefliche Muſic, nicht allein von den Sterbenden, ſondern auch Umſtehenden, gehöret werde. Er berufet ſich auf die Zeugniſſe Auguſtini, Nicephori, Gaufridi Monachi, Gregorii M. und anderer. Erzehlet auch, wie ſein Grosvater, Chriſtoph Süſſenbach, Prediger zu Pietſchen, als er des Morgens aus der Kirche kommen, und geprediget hatte, vorher geſagt, daß er deſſelben Tages noch ſterben würde, worauf ſich dann, nachdem er von jedermann Abſchied genommen, durch die ganze Stadt eine Viertelſtunde lang eine recht himmliſche Muſic hören laſſen, da dann derſelbige ohne einige Krankheit ſelig verſchieden. Ich finde groſſe Urſach, an dieſer Begebenheit zu zweifeln, weil ich dergleichen ſonſt in keinen Geſchichtbüchern gefunden, der Autor ſie auch nicht mit gnugſamen Zeugniſſen beſtättigt hat. Denn ob gleich gemeldet wird, dieſe Muſic ſey in der ganzen Stadt gehört worden, daß alſo damals Zeugen gnug vorhanden geweſen, ſo kommt es doch darauf eigentlich nicht an: Sondern die Frage iſt, von wem der Autor ſeinen Bericht habe, und was vor Zeugniſſe vorhanden, daß ſolches alſo würklich geſchehen ſey? An dieſem leztern Beweis mangelt es, und die ganze Begebenheit ſcheinet ein Gerücht zu ſeyn, ſo ſich vom hören ſagen ausgebreitet. Von dem berüchtigten Schuſter Jacob Böhmen meldet Abrah. von Frankenberg, in deſſen Lebensbeſchreibung (*) wie derſelbige auf ſeinem Todbette ebenfalls eine liebliche und herrliche Muſic gehört habe. Allein da die ungemeine Einbildungskraft dieſes Manns aus allen Blättern ſeiner Schriften hervor leuchtet, ſo iſt leicht zu erachten, daß er ſich, inſonderheit in der Krankheit, wobei ohnedem ſich allerhand Phantaſien zu äuſſern pflegen, eine Muſic zu hören eingebildet habe, ob er gleich in der That nichts gehöret hat. Und gleiche Beſchaffenheit mag es mit vielen andern Todes-Vorbothen mehr haben, daß ſie nemlich blos in der Phantaſie der Kranken und Sterbenden zu ſuchen ſind. Als An. 1572. Johann Wilhelm Herzog zu Sachſen zu Weymar ſtarb, ſo träumete ihm, 8. Tage vor ſeinem Tode, wie ein ſchöner Aufzug von H. Engeln in dem Fürſtlichen Schloshof erſchiene, welche auf das lieblichſte muſicirten. Nachdem ſie aber vom Hofe wiederum ihren Abſchied genom̃en, ſahe der Herzog auf dem Rüken eines groſſen Engels dieſe Worte, mit groſſen Buchſtaben angeſchrieben: Bringet mir dieſen zur Ruhe. (**) Womit nicht undeutlich zu verſtehen gegeben wird, daß die erſchienene Engel, und gehörte Muſic nur eine Frucht ſeiner Einbildung geweſen.

Übrigens hat man bei den auſſerordentlichen Todes-Vorbothen folgende Stüke wohl zu erwägen:

1) Ob GOtt den Menſchen ihr inſtehendes Ende durch Wunder und Zeichen eröfnen wolle? Sintemal auf dieſer Frage das Hauptwerk beruhet. Unſere GOttsgelehrten bejahen es gemeiniglich, aber wenn ſie ſolches gründlich beweiſen ſollen, ſo können ſie damit nicht auskommen.

(*) Welche denen Schriften Jacob Böhmens vorgeſezt iſt.

(**) v. Amphith. Mag. Univerſ. Sect. 9. p. 393.

men. Sie berufen ſich auf Exempel der H. Schrift, nemlich die Könige Hiskias und Belſazer, denen ihr bevorſtehender Tod von GOtt verkündigt ward, und ſagen, was GOtt damals gethan, könne er auch noch jezt thun, ſintemal ſeine Hand nicht verkürzt ſey. Aber damit wird nichts mehr bewieſen, als daß es GOtt thun könne, woran ohnedem niemand zweifelt: Nicht aber, daß er es noch jezt thun wolle, wovon eigentlich die Frage iſt. Den Willen GOttes erkennet man am ſicherſten aus der H. Schrift, jedoch finden wir darinn nicht die geringſten Spuhren, daß GOtt den Menſchen ihr bevorſtehendes Ende vorher kund machen wolle. Hat er aber ſolches ehedem manigmal auſſerordentlich gethan, ſo darf man es auf keine Folgen ziehen, ſonſt könte man mit eben demſelbigen Recht auch noch die Gabe der Weiſſagung und unmittelbare Offenbahrungen von ihm heutigs Tages erwarten. Welches gleichwohl die meiſten Theologi um den Schwermern und Enthuſiaſten den Mund zu ſtopfen, nicht zugeben wollen. Man giebt zwar vor, GOtt eröfne manchem Menſchen ſeinen inſtehenden Tod, damit er aus dem Schlaf der Sicherheit ermuntert, und bei Zeiten zur Buſſe gebracht werde. Allein da jederman aus der Erfahrung weis, daß kein Menſch für den Tod keinen Augenblik geſichert ſey, ſo findet er ſchon gnugſame Urſachen, ſich dazu in Zeiten bereit zu halten. Schlägt er aber ſolche vernünftige Betrachtungen in den Wind, oder läſt ſie ſich gar nicht einmal in den Siñ kom̃en, ſo werden bei ihm alle Wunder und Zeichen verlohren ſeyn. Das iſt der Lehre unſers Heylands gemäs. Denn wenn der reiche Mann im Evangelio von Abraham bittet, er wolle Lazarum ſenden in ſeines Vaters Haus, damit er ſeinen fünf Brüdern Buſſe predigte, und ihnen bezeugte, auf daß ſie nicht auch kommen an den Ort der Quaal. So gab ihm Abraham zur Antwort: Sie haben Moſen und die Propheten, las ſie dieſelbigen hören. Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob jemand von den Toden auferſtünde. Luc. 16.

2) Wann GOtt etwas auſſerordentliches thut, ſo müſſen groſſe und wichtige Dinge vorhanden ſeyn. z. E. Als der Heyland der Welt gebohren ward, ſo muſten die Engel und ein auſſerordentlicher Stern dieſe hohe Geburt den Menſchen bekannt machen. Nun iſt der Tod der Menſchen, ob es gleich Könige und Fürſten ſeyn, eine ganz gemeine Sache, wovon ſich täglich Exempel finden, und daher nicht glaublich, daß GOtt ſolche gemeine Dinge durch auſſerordentliche Zeichen ankündigen ſolte.

3) Sind die Todeszeichen ſehr ungewis und betrieglich, daß man ſie alſo kaum dem allweiſen GOtt zuſchreiben kan. Wie oft betriegt die Menſchen, inſonderheit wann ſie krank ſind, ihre eigene Phantaſie, daß ſie ſich Dinge zu ſehen und zu hören einbilden, ob ſie gleich in der That nichts ſehen oder hören? Die allermeiſten Todes-Vorbothen haben daher ihren eigentlichen Urſprung. Weswegen man auch folgende Regel giebt, nach welcher man ſie prüfen, und die wahren von den falſchen unterſcheiden ſoll. Kommt dir, heiſt es, etwas vor, ſo einen groſſen Schein hat, daß dirs etwas ankündige, ſo forſche fleiſſig nach, und unterſuche alle Umſtände, ob es nicht entweder aus Irrthum deiner Sinne, bloſſer Phantaſie, Bosheit und Schalkheit anderer Leute herrühre, oder ob ſonſt nicht etwas in der Natur ſteke, das ſolche Zeichen von ſich zu geben ſattſames Vermögen habe. (*) Damit bekennet man deutlich, wie es um die Todeszeichen eine ungewiſſe u. betrügliche Sache ſey. Ich trage deshalb Bedenken, ſie für GOttes beſondere Werke zu erkennen. Wäre es ſein Wille, den Menſchen ihr

---

(*) Stolhauſen L. ſæpius C. cap. 7. ſect. 2. §. 2. pag. 330.

ihr nahes Ende zu verkündigen, würde er es auf ſolche Weiſe thun, daß dabei auch nicht der geringſte Betrug oder Zweifel übrig bliebe. Das wäre ſeiner Warheit und Weisheit gemäs.

4) Läſt ſich der Göttliche Wille in dieſem Stük am beſten erkennen, aus dem was würklich geſchehen iſt, wobei es auf die Frage ankommt, ob jemals dergleichen auſſerordentliche und ohnfehlbare Todeszeichen geſchehen ſind? Dieſe Frage aber wird dadurch nicht entſchieden, wenn man Exempel anführt, wie auf dieſe oder jene Zeichen der Tod eines Menſchen erfolget ſey. Deñ ſind die Zeichen von der Art, daß ſie ſich natürlicher Weiſe begeben können, ſo haben ſie mannigmal nur von ohngefehr eingetroffen, deſto öfter aber hingegẽ gefehlet. Darum beweiſẽ ſie ſo viel als nichts. Haben aber dieſe Zeichen was auſſerordentliches an ſich, und kommen mit dem gewöhnlichen Lauf der Natur nicht überein, ſo mus man zuforderſt verſichert ſeyn, ob ſie ſich würklich zugetragen haben. Woher will man aber dieſe Verſicherung nehmen? Die menſchliche Phantaſie ſchweift zum öftern dergeſtalt aus, daß ſie ſich etwas auſſer ihr geſchehen zu ſeyn vorſtellet, was doch in ihr ſelbſt vorgegangen iſt. Die Menſchen ſind auch ſehr geneigt zur Betrügerei, und wiſſen dergeſtalt ihre Rolle zu ſpielen, daß die Leute glauben müſſen, es hätten ſich auſſerordentliche Todeszeichen begeben, die ſie doch entweder nur erdichtet, oder durch ihre betrügliche Kunſtgriffe ſelbſt hervorgebracht. Man hat weiter wohl zu merken, welcher geſtalt ehedem faſt jederman geneigt war, bei ſonderbaren Todesfällen, vornemlich groſſer Herren, allerhand Todes-Vorbothen zu erdichten, oder aus ganz natürlichen Dingen dergleichen zu machen, wodurch dann die Todes-Vorbothen nicht wenig verdächtig gemacht werden. Als Mauritius Churfürſt von Sachſen in der unglüklichen Schlacht bei Sivershauſen blieb, ſo waren die Zeichen, welche vor ſeinem Tod vorher gegangen, faſt unzehlich. Zu Berlin warf ein Sturmwind dem in Stein gehauenen Bildnis dieſes Churfürſten den Kopf herunter. Im Cloſter Walkenried fiel ſein an der Wand hangender Harniſch ohne Berührung von ſelbſt herab. In Leipzig hörete man einige Nächte ein groſſes Bellen und Raſen der Hunde, welche ſich einander zu tode biſſen. An dem Ort, wo die Schlacht geſchahe, lies ſich Tages zuvor ein Geſchrei der Leute, Wiehern der Pferde, Schieſſen groſſer Stüke, und Geraſſel der Waffen hören. Als der Churfürſt zu Pferde ſteigen wolte, gleitete er aus, und fiel ganz auf die Erde nieder, Ein Sturmwind warf ſein Gezelt nieder. die Sonne ſahe Blutroth aus, man ſpührete grauſame Winde, und man ſahe häufige Blutstropfen in ſeinem Lande, auf den Baumblättern, Gebäuden u. ſ. w. Es fehlte auch an Geſpenſtern und Erſcheinungen nicht. Hieraus läſt ſich ohnſchwer die damalige, auch unter den Evangeliſchen im Schwange gehende Gewohnheit abnehmen, daß man bei den Todesfällen groſſer Herren, allerhand Todesanzeigungen ſolte und muſte wahrgenommen haben. So man endlich noch dieſes in Erwegung nimmt, wie vielfältige Erzehlungen von Todeszeichen, ſich auf bloſſes hören ſagen gründen; ſo wird aus dieſer, und mehr angeführten Urſachen, mir nicht verdacht werden, wenn ich dieſelbige ſo lange in Zweifel ziehe, bis ſie jemand beſſer und nachdrüklicher, als bisher geſchehen, erwieſen hat: Welches aber wohl ſchwerlich geſchehen dürfte.

Phiſicaliſche Anmerkung von dem Waſſer auf dem Erdboden.

Es iſt bei den Naturverſtändigen eine ganz ausgemachte Sache, daß alle diejenigen Waſſer, welche auf dem Erdboden entweder in den Flüſſen und Bächen ſich bewegen und fortflieſſen, oder auch welche durch Regen oder durch den Thau ſich zu uns herab laſſen, ihren erſten Urſprung aus dem allgemeinen Weltmeere nehmen.

So gewis nun dieſe Wahrheit von ihnen allen behauptet wird, ſo ungewis, und ſo zertheilet ſind im Gegentheile ihre Meinungen über die Art und Weiſe, wie die Quellen der Flüſſe aus dem groſſen Weltmeere gefüllet werden. Carteſius mit ſeinen Anhängern nimmt an, daß das Waſſer aus dem Meere ſich gleichſam durch die Erde durchſauge, die Salzigkeit des Seewaſſers dadurch verliere, in groſſen Höhlen ſich verſammle, und ſodann durch die Wärme der Erde in Dünſte aufgelöſet würde, welche hernachmals in die Höhe ſteigen, und durch enge Wege zum Hervorquellen gebracht würden; hingegen hat Voſſius, Perault, und in den ganz neuern Zeiten der berühmte Herr Geheimderath Wolf (§. 343. Phiſ.) weit wahrſcheinlicher gezeiget, daß die Quellen der Flüſſe blos allein durch den Regen und Thau unterhalten werden, davon die Waſſer innerhalb den Bergen zuſammen rinnen, in groſſen Behältniſſen oder Höhlen geſammlet, und ſodann durch die Quelle wiederum an das Licht gebracht, und zum fernern Abflieſſen, mithin zu einer ſtetigen Bewegung gebracht und unterhalten werden. Und noch eine andere Meinung hievon trift man in den Aufgaben der Berliniſchen Academie der Wiſſenſchaften an, da einer, Namens Kühne, das Prämium davon getragen, welcher dieſe ſeine Ausführung in einem curieuſen und leſenswürdigen Buche, unter dem Titul: Vom Urſprunge der Quellen und Flüſſe, nunmehr heraus gegeben. Ob nun gleich die wahren Urſachen von den Quellen der Flüſſe und der dabei eintretenden Umſtände noch nicht in ihr völliges Licht geſezet worden, ſo kommen dennoch die ſämtlichen Naturkündiger darin überein, daß ſowohl alles Quell- als Regenwaſſer ſeinen erſtē Urſprung aus dem groſſen Weltmeere bekomme, und daß eben ſo eine groſſe Quantität Waſſer durch die Ströme und Bäche wiederum nach dem Meere hingeführet werde, als von eben dieſem Meere durch den Regen und durch die Quellen der Flüſſe zu uns komme; und ob gleich ſehe vieles von dieſem Quell- und Regenwaſſer entweder zum Gebrauch für die Menſchen, oder zu Erhaltung lebendiger Creaturen und der Pflanzen, nicht wieder zum Meere komme, ſondern das durch ein Abnehmen oder Verringerung des Waſſers zu entſtehen ſcheine, ſo geſchehe doch ſolches nicht in der That, ſondern es würde das Waſſer in den Geſchöpfen nur gleichſam eine Zeitlang aufgehalten, durch die fortwährenden Ausdünſtungen in einer beſtändigen Bewegung erhalten, und nach dem Tode eines ſolchen Körpers allererſt durch die Ausdünſtungen zu ſeinem vorigen Weſen wieder reduciret.

Es folget alſo aus dieſen Säzen nichts anders, als daß das Waſſer auf dem Erdboden wie das Blut in den Adern der lebendigen Geſchöpfe nur per circulum herum laufe, und daß einfolglich kein Tropfen Waſſer verlohren gehe, ſondern eben ſo viel Waſſer, als vorhin, in der Welt geweſen, ſich auch noch jezo darinnen befinde. Es beſtätiget dieſes der tiefeinſehende Herr Geheimderath Wolf, wenn er in ſeinem zweiten Theile zur Phiſic, oder von den Abſichten der natürlichen Dinge §. 186. alſo ſchreibet:

> " Weil das Waſſer beſtändig vorbei fleußt, und doch die See nicht völler werden ſoll, damit ſie ſich nicht ergeußt, und alles überſchwemmet, ſo iſt nöthig geweſen, daß das Waſſer wieder aus der See zu den Quellen käme ꝛ ꝛ ꝛ Dieſe Circulation des Waſſers auf dem Erdboden iſt das Mittel, wodurch das feſte Land ſtets mit Waſſer verſehen, und das Waſſer ſelbſt friſch und zum Gebrauch bequem erhalten wird.

Ob nun gleich dieſe Circulation der Gewäſſer auf dem Erdboden an und vor ſich ſeine völlige Richtigkeit hat, ſo bleibet doch allemal vieler Zweifel übrig, wodurch ſelbige entſtehe? durch was für Mittel ſelbige erhalten werde? und ob die einmal vorhandene Quantität des Waſſers auch würklich in derſelbigen Conſiſtenz verbleibe, ſo, daß kein Tropfe davon verlohren gehe. Diejenigen, welche ſolches behaupten, führen zu einem deſto ſtärkern Beweisthume an, daß kein Menſch in den leztern tauſend Jahren, da die Welt geſtanden, weder durch Verſuche, noch durch die Erfahrung ſo wenig die Vermehrung als den Abgang des Waſſers bemerket hätte. Allein ſo ungewis die Erfahrungen bei einem ſo groſſen und weitläuftigen Waſſerelement, das kein Sterblicher in ſeinem Inbegriffe meſſen, erforſchen, oder genau obſerviren kan, zu ſeyn ſcheinen, ſo gewis werden im Gegentheile diejenigen Erfahrungen befunden werden, die man jezo anführen wird, zu beweiſen, daß eine gute Menge Waſſer in der Welt ſich würklich conſumire und verlohren gehe, dabei man eines jeden Beurtheilung ſelbſt überlaſſen wird, ob aus ſolchen Verſuchen ein würklicher Abgang und Verminderung des Waſſers entſtehen könne oder nicht? Es iſt bei den Gärtnern ein ganz bekantes Experiment, daß wenn man z. E. 100. Pfund wohl getroknete Erde in einem eichenen Kaſten ſamlet, und darinnen einen Kern von einer Citrone, Orange, Birn oder von einer jeglichen andern Frucht ſteket, hernachmals aber den davon aufſchlagendē Baum durch fleiſſiges Begieſſen und Warten einige Jahre durch ſo lange pfleget, bis er eine merkliche Pfundezahl, und etwa 50. Pf. wieget, ſodann den Baum ausreiſſet, und die in dem Kaſten conſervirte Erde wiederum wohl troknet, daß ſodann die 100. Pfund Erde, ſo vor einigen Jahren in den Kaſten geſchüttet worden, wiederum ſo vollſtändig da ſind, daß daran überall kein Abgang geſpühret werden könne. Sezet man dieſer Erfahrung ferner die neuern Verſuche bei, da die Gärtner, wenn ſie zu aller Jahrszeit reife Früchte, als Kirſchen, Pflaumen, Pfirſchen und dergleichen, anziehen wollen, die Bäume von allerlei Gattung in Kaſten, welche nicht mit Erde, ſondern mit bloſſen Moos angefüllet ſind, verpflanzen, und ſie ſodann in den Treibhäuſern durch Begieſſen und andere Wartung ſo lange wohl pflegen, bis die Früchte zu ihrer völligen Reiffe und Wachsthum gekommen, ſo kan man aus dieſen Verſuchen wol keinen andern Schlus machen, als daß 1) die Subſtanz eines jeglichen Baums keinen Theil von derjenigen Erde annehme oder ausmäche, worinn ſolcher ſtehe, und 2) daß zu deſſelben Wachsthum keine Erde präciſe erfordert werde. Nun ſiehet man die ſämtlichen Bäume in der Welt von Jahren zu Jahren wachſen und zunehmen, und gleichwohl keine andere Mittel hinzukommen, als daß die Erde, die Luft, die Wärme und die Feuchtigkeit den Wachsthum der Bäume und aller Pflanzen befördert. Zergliedert man nun dieſe 4. Stüke hinwiederum, ſo wird ein jeder gar leicht eingeſtehen, daß die Wärme dem wachſenden Baume nichts reelles mittheilen könne, und da der Baum an ſich nach obigen Verſuchen auch nichts weſentliches von der Erde annimmt, ſo kan kein anderer Schlus folgen, als daß die Subſtanz der Bäume, und mithin aller Erdgewächſe nur blos und allein aus Waſſer und Luft beſtehe, und daß aus dieſem Zuſammenſaz ein Genus gezeuget werde, aus deſſen Solution dennächſt alle vier Elemente ihre Vermehrung finden, ſo wie ſolches aus der Deſtruction aller Pflanzen, z. E. aus dem Verbrennen des Holzes ſich ganz deutlich zu Tage leget.

Betrachtet man nun die groſſe Menge von Obſtbäumen, welche ſo vielen Menſchen zur Nahrung dienen, betrachtet man ferner die ungeheure Anzahl der wilden Bäume in den Wäldern, ja betrachtet man die unzählige Vielheit der Kornfrüchte und Erdgewächſe auf dem ganzen Erdboden, welche obgezeigter maſſen ihre

Subſiſtenz aus Waſſer und Luft nehmen, ſo lieget dadurch klar am Tage, daß das Waſſer auf dem Erdboden durch den jährlichen Wachsthum aller Gewächſe nicht nur würklich abnehmen und verringert werden müſſe, ſondern auch, daß eben dieſe Conſumtion des Waſſers durch dieſe Gewächſe keine geringe Quantität ausmache, allermaſſen die mancherlei Gattung von Gewächſen und die erſtaunliche Menge derſelben, ſo ſich in der ganzen Welt befinden, zu ihrer Subſiſtenz und Erhaltung einen nicht geringen Theil deſſelben jährlich erfordern. Nun aber iſt in den leztern tauſend Jahren, da die Welt geſtanden, obangeführter maſſen, überall kein Abgang oder Verminderung des Waſſers auf dem Erdboden angemerkt worden, da doch nach obigen Verſuchen eine unbeſchreibliche Menge deſſelben durch die Erdgewächſe jährlich verzehret worden; ſo wird hieraus billig der Schlus gemachet, daß der weiſeſte Schöpfer aller Dinge auch dem Waſſer eine wachſende oder ſich vermehrende Kraft beigeleget, wodurch der Abgang deſſelben erſezet wird, oder kürzer geſagt, daß das Waſſer, gleichwie alle andere Geſchöpfe in der Welt, ein ens vegetabile ſey, welches das Vermögen hat, ſeine Theile nach und nach zu einer mehrern Gröſſe zu bringen. Dieſes kan nun auf eine zweifache Art geſchehen, entweder durch die Ausdehnung, oder durch die Vermehrung, welche durch das Hinzuthun neuer Theile bewürket wird.

Würde man gegen dieſe beigebrachte Gründe der Vegetabilität etwa einwendē, daß der gewachſene Baum, wie auch alle übrige Gewächſe in dem gepflanzten Kern oder Saamen verborgen liege, und daß die Erde und das Waſſer nur gleichſam ein Mittel wäre, die verborgene Geſtalt das Baums in der Pflanze zu extendiren, und daß alſo die Subſtanz des Baums ſo wenig aus der Erde als aus Waſſer beſtünde, demſelbē kōnte man zwar antworten, quod ex nihilo nihil fit, und daß ein Baum doch würklich ein Corpus ſey, und eine Schwere habe, welche Subſtanz nothwendig entweder gewachſen, oder einem andern generi oder speciei entgangen, oder aus vielen zuſammen geſezet ſeyn müſſe; allein ohne dieſes genauer zu unterſuchen, ſonderlich da der Effect auf eins hinaus läuft, man mag die Zergliederung deſſelben entweder eine Vegetabilität oder eine Ausdehnung oder eine Vermehrung nennen, ſo kan man einem ſolchen Zweifeler mit eben der Wahrſcheinlichkeit per inſtantiam entgegen ſezen, daß in jeglichem Tropfen Waſſer auch gleichſam ein Saame oder eine ſolche Vegetabilität verborgen liege, die durch den Beitritt verſchiedener äuſſerlicher Umſtände, und durch eine hinzukommende Bewegung bei jeglicher Quelle eine Generation verurſache, die zu einer ſtarken Vermehrung ausbreche, und zu einem Strome extendiret werde.

Es iſt ſchon von andern Naturkündigern angemerket, daß nicht blos eine unterirdiſche Quantität Waſſer genung ſey, daß an dieſem oder jenem Orte eine Quelle hervor ſpringe, ſondern daß auch andere Nebenumſtände in der Erde, ex. gr. eine Anhöhe des Orts und der Lage, eine Wärme, eine Herausbringung des Waſſers ꝛc. ꝛc. und ſo ferner dazu erfordert werden; allein welchergeſtalt das Aufſteigen und Hervorquillen des Waſſers eigentlich geſchehe, und wodurch ſolches auf die allerhöchſten Berge gebracht werde? bleiben jedesmal zwei Schwierigkeiten, die niemand ohne einige dabei eintretende Zweifel auflöſen oder mathematice demonſtriren kan, ſondern es wird nur jedesmal angeführet, daß bei einer ſolchen Quelle ſo viele Nebenumſtände zuſammen treffen, die dieſen Effect nothwendig produciren müſſen. Soll nun der zureichende Grund von einer Quelle vornemlich mit in den Nebenumſtänden eines Orts, als in einer Cavität, in einem Berge, in einer ungeheuren Menge Waſſers, in einer vorhandenen Wärme, die ſo ſtarke Ausdünſtungen verurſachet, und in andern mehreren Umſtänden beſtehen, ſo ſiehet man keine Hinderung, warum die Zuſammenſezung einiger Nebenumſtände in der Erde nicht vielmehr zu der Generation oder Vermehrung des Waſſers als zu einer Ausdünſtung oder zu einer Quelle contribuiren ſolle? Beide Meinungen laſſen die Erfahrungen zu, nur wird es darauf ankommen, bei welcher die gröſſeſten Schwierigkeiten anzutreffen? Man bemerket an allen Geſchöpfen in der ganzen Welt, auch ſo gar an den lebloſen, daß der allweiſe GOtt ihnen, in ſo fern ſie annoch in ihrem erſchaffenen Stande ſind, eine animam vegetativam und wachſende Kraft gegeben, wie ſolches an den Erzten, Metallen, Steinen und dergleichen, durch Kunſtverſtändige längſt gefunden und erwieſen worden; warum ſolte alſo das Waſſer das einzige Geſchöpfe ſeyn, welchem die Vermehrung und die wachſende Kraft mangele? Siehet man die Erde an, und wie deren anima vegetativa ſich darinnen deutlich zeige, daß ſie auſſer den Wüſteneien, wovon aber beſondere Urſachen vorhanden, keinen Raum leer läſſet, wo nicht alle Jahr entweder Früchte, Laub, Stroh oder Gras wachſen, und daß dieſe Gewächſe insgeſamt zulezt wiederum zur Erde werden, ſo iſt hieraus der ganz gegründete Schlus zu machen, daß eben dieſe Erde, wenn man ihr nicht ohnedem einen wiewol annoch ganz ungewiſſen Wachsthum in ſich ſelbſt zugeſtehen will, dennoch durch dieſe Gewächſe, und daß ſolche wieder zur Erde werden, alle Jahr gröſſer und in ihrer Superficie weiter extendiret werden müſſe, welches einige Phiſici jährlich, ſo gar bis auf ein Achtel Zoll im Diameter zu determiniren ſich unterſtanden haben.

Räumet man nun einen ſolchen Wachsthum unſerer Erde ein, welcher doch augenſcheinlicher maſſen nicht geläugnet werden kan, und betrachtet man hiebei ferner, wie viel ſolches in den tauſend Jahren, die die Welt geſtanden, eigentlich betrage? ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß das Waſſer auf dem Erdboden, wenn es nach der gemeinen Meinung ſich nicht gemehret hätte, ſondern in ſtatu quo verblieben wäre, nach Proportion der Erdkugel nothwendig alle Jahr verlieren, der zunehmenden Kraft und Gröſſe derſelben weichen, und das Gleichgewicht nicht ferner halten würde. Man bemerket aber nicht, daß die Ufer an dem Geſtade des Meers mit den Jahren höher, hingegen aber das Meer niedriger werde, ſondern man ſiehet vielmehr, wie ſowohl die Erde als das Waſſer in ſeinen Schranken erhalten, und in einer ſolchen Verhältnis gegen einander balanciret werden, daß kein Element über das andere ein Ubergewicht bekommen könne.

Es läſſet ſich alſo aus der Verhältnis des Waſſers gegen die Erde kein anderer Schlus machen, als daß das höchſte und allerweiſeſte Weſen beides der Erde und dem Waſſer eine unter ſich proportionirliche Kraft zur Vermehrung und zum Wachſen beigeleget habe, und obgleich daraus, daß ex. gr. in Holland, Oſtfriesland, und an andern Orten vieles feſte Land von den Ufern weggeriſſen, ja ſo gar ganze Diſtricte von etlichen Meilen, wie der Doller in Oſtfriesland, vom Meere verſchlungen worden, nicht ohne Grund geſchloſſen werden könte, daß das Waſſer nach Proportion ſich mehr als die Erde vermehrete, ſo iſt doch der Schlus davon gar nicht ſicher und gewis, immaſſen durch dieſe Verſenkung der Erde nur gleichſam eine Vertauſchung des Raums der Erde mit dem Waſſer geſchehen, und man gewiſſe Nachrichten hat, daß das Meer an andern Orten wiederum einen Anwachs am Lande gemachet, und die Erde dagegen gewonnen habe? Doch dieſes entfernet ſich zu weit von dem vorgeſezten Endzweke, da man nur blos eine Betrachtung darüber anſtellen wollen, ob eine wirkliche Verringerung oder Conſumtion des Waſſers vorhanden? und daß nach den angeführten Umſtänden, auch nothwendig eine Vermehrung oder Wachsthum des Waſſers geſchehen müſſe. Wie und auf was Weiſe nun dieſer Wachsthum oder Vermehrung geſchehe? davon kan der 2te Theil des Referendarii pag. 108. nachgeſchlagen werden, darinn von den merkwürdigen Veränderungen, welchen nach und nach die Oberfläche unſerer Erde unterworfen, weitläuftig gehandelt wird. Inzwiſchen wäre zu wünſchen, daß dieſe Materie, davon man in den Compendiis phyſicis gar nichts vorfindet, durch geſchikte Leute weiter excoliret, und der gelehrten Welt durch beigebrachte Erfahrungen und darauf gegründete Meinungen Gelegenheit gegeben würde, auch die Wahrheit in dieſem Stüke der Natur zu erforſchen und feſt zu ſezen.

Was das Wort der Edle ſagen will.

Ich halte dafür, daß es unter allen Sorten der Menſchen Leute von edler Gemüthsart gebe. Weder die Geburt, noch ein gewiſſer Stand, zu welchen oft Unwürdige erhoben werden, machen uns edel, ſondern unſere Art zu denken und zu thun. Es iſt mir nicht unbekannt, daß der weiſe Stagirit behauptet, es gehöreten zu dem Bilde eines Edlen Gaben; nicht nur der Natur; ſondern auch des Glüks; Geburt, Reichthum und Anſehen; Ich läugne nicht, daß ein Menſch vom Stande weit eher ſeine Edelmüthigkeit zeigen könne, als ein Menſch von geringer Herkunft und ſchlechten Vermögen. Dies aber hindert nicht, daß auch Leute von geringen Stande nicht edel thun und denken ſolten. Hat jemand den groſſen Beinamen des Edlen verdienet, ſo iſt es der gekrönte Schäfer, David. Man wende mir nicht ein, daß ihn eben die Königliche Würde allererſt in den Stand geſezet, edle Thaten zu thun. Ich glaube, er würde allezeit edel geweſen ſeyn, wenn er auch ein Schäfer geblieben wäre. Als ihn GOtt zum König erwählte, ſahe er ſein Herz an, welches ſchon damals edel war.

Er war nichts als ein Schäfer, da er dem wohlgerüſtetē Rieſen mit einer Hirtentaſchen und mit einer Schleuder, voller Muth und Vertrauen, entgegen gieng. Er war noch nicht König, als er mit Jonathan, der eben ſo edel war, eine Freundſchaft ſtiftete, welche ihres gleichen nicht hat. In der äuſſerſten Verfolgung zeigte er ſeine Edelmüthigkeit bei allen Vorfällen, ſonderlich, da er ſeinen Verfolger, Saul, zweimal in ſeiner Hand hatte. Er war König, als er ſich mit der Bathſeba, mit dem Urias, und mit der Zählung des Volks, verſündigte. Das unedelſte Betragen, da er, in Anſehung des Standes, der edelſte im Volk war! Als er hingegen nichts war; als er vor ſeinem Sohne, Abſalon, zu Fuſſe fliehen muste; fieng er an, weit edler zu denken. Wie grosmüthig und gelaſſen befahl er dem Prieſter Zadok, die Lade GOttes wieder in die Stadt zu bringen! Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, ſprach er, ſo wird er mich wieder holen, und wird mich ſie ſehen laſſen und ſein Haus. Spricht er aber alſo: Ich habe nicht Luſt zu dir; Siehe, hie bin ich! Er machs mit mir, wie es ihm wohlgefälle! Gleiche Grosmuth bewies er, als ihm Simei fluchte. Abiſai wolte ihm den Kopf abreiſſen. David aber ſagte: Laſſet ihn fluchen. Denn der HErr hat es ihn geheiſſen.

Vor einiger Zeit hatte ich die Ehre, einer vornehmen Standesperſon aufzuwarten, welche noch mehr in Betrachtung ihres Verſtandes und Herzens, als in Anſehung ihrer Geburt und ihrer äuſſerlichen Vorzüge, edel iſt. Kurz vor mir war ein angeſehener Handelsmañ und ein ſchlechter Bortenwürker da geweſen. Sie erzählte mir, daß der erſte ſeine ſeidene Waarē ſehr hoch gehalten, unter dem Vorwand, daß der Seidenpreis noch immer ſteige. Der andere hingegen hatte ſeine Borten wohlfeiler angeſchrieben, als vorhero, mit der Verſicherung, daß die Seide wohlfeiler werde. Das war noch nicht genug, er zeigte ſo gar einen Brief, durch welchen er bewies, daß die Seide im Preis fiel.

Als mir die Dame dieſen Vorgang erzählte, trug ſie kein Bedenken, mir ihre Gedanken dahin zu eröfnen, daß ſie dieſen Handwerksmann vor gröſſer und edler hielte, als Leute von groſſen Titeln, denen eine ſolche edle Aufrichtigkeit u. Uneigennüzigkeit oftmals gänzlich unbekannt wäre. Vielmals zeiget ſich ein edler Muth darinne, daß er Ehrenſtellen nicht annimmt, welche ihn in den Augen des Pöbels, gröſſer und edler machen würden.

Ferdinand von Arragonien wurde nach dem Tode des Königs, ſeines Bruders, von denen Ständen zum König begehret, weil der nachgelaſſene Sohn ihres Königs noch ein Kind war. Ferdinand ſchlug die Krone aus. Die Stände ſezten einen Wahltag an. Ferdinand fand ſich, gleich andern, dabei ein, hatte aber ſeinen kleinen Vetter, mit allen Kennzeichen und Zierrathen der Oberherrſchaft begleitet, unter ſeinem Mantel verborgen. Als er nun ſahe, daß ihn die Stände einmüthig zum König erwählen wollen; ſtund er von ſeinem Plaz auf, zeigte der ganzen Verſammlung das junge Kind, und ſprach: „Meine Herren! ſehet! hier iſt euer König; dem müſt ihr gehorchen. Thut, was ihr mich thun ſehet, wollet ihr euch nicht die Strafe über den Hals ziehen, welche aufrühriſche Unterthanen verdienen.“ Mit dieſen Worten trug er ſeinen kleinen Vetter auf den Königlichen Stuhl, welcher da war, bezeigte ihm ſeine Ehrerbietung, ſchwur ihm den Eid der Treue, und nöthigte die ſämtliche Stände, ein gleiches zu thun.

Die Spinne und das Podagra.

Eine Fabel.

Die Spinne, die das Podagra
Mit ſich auf gleichem Weg nach einem Dorfe ſah,
Geſellte ſich zu ihm. Sie giengen miteinander,
Und werden bald bekannter.
Der Umgang macht Vertraulichkeit.
Ein luſtiger Gefährte
Iſt ſtatt des Wagens und der Pferde,
Verkürzt der Reiſe lange Zeit.
Sie reiſten ohnedem nicht gerne;
Und was man nicht gewöhnt, kommt einem ſauer an.
Die Spinne ſprach, als ſie vom Dorfe nicht mehr ferne:
Ich gehe zu dem Edelmann,
Und du wirſt dich bequemen
Beim Bauer dein Quartier zu nehmen.
Das Podagra verwilligte darein,
Es ſprach: ich kehr beim Bauer ein.
Man willigt oft in das, was unſer Freund begehrt;
Man ſchikt ſich in die Zeit, Ort und Gelegenheit,
Ob man gleich Ruh, Bequemlichkeit, entbehrt.
Wie ſie nun beiderſeits zu dieſen Häuſern kamen,
Und durch ein leiſes Wort
Noch von einander Abſchied nahmen,
Schlich jedes ſich an ſeinen Ort.
Wo uns die Leute gram und uns nicht gerne ſehen,
Da müſſen wir behutſam gehen.
Das Podagra nahm gleich des Bauers Schenkel ein,
Er muſte früh davon erwachen,
Und fühlte groſſe Schmerz und Pein:
Jedoch, er muſte ſich bald an die Arbeit machen.
Dem Podagra, das dies gar nicht vertragen kan,
Stund dieſe Lebensart nicht an.
Es dachte: Soll ich dieſes leiden?

Nein, ich will gleich von dieſem Bauer ſcheiden.
Am beſten iſt, bei Zeiten fliehn,
Um was wir uns umſonſt bemühn.
Indeſſen baute ſich die Spinne
Beim Edelmann ein zartes Haus;
Allein kaum ward er ihrer inne,
So warf er ſie zum Fenſter naus.
Die ungebetnen fremden Gäſte
Sind nicht bei jedermann beliebt.
Und den, der nichts bezahlt, nicht bald Geſchenke giebt,
Empfängt man eben nicht aufs beſte.
Der Spinne gieng dis ziemlich nah;
Doch ſah ſie mehr betrübt das blaſſe Podagra.
Es können Elende doch einen Troſt empfinden,
Wenn ſie in ihrer Noth noch ihres gleichen finden.
Die Spinne gab den Rath,
Der ihnen nicht geſchadet hat.
Freund! ſprach ſie, denkſt du wohl beim Edelmann zu leben?
So will ich mir ein Haus bei deinem Bruder weben.
Ein guter Rath, in Noth ertheilt,
Iſt billig werth zu ſchäzen.
Veränderung des Orts hat manchen Gram geheilt,
Kan aus Verdrieslichkeit in Glük und Freude ſezen.
Das Podagra nahm dieſen Vorſchlag an,
Und weil kein Rath was hilft, wenn man die Zeit verlieret,
Ward er ſogleich von beiden ausgeführet:
Denn friſch gewagt, iſt halb gethan.
Die Spinne hatte ſich ins Bauers Stall begeben.
Wer nicht kan, was er will, der wolle, was er kan.
Er lies ſie gern an deſſen Deke ſchweben.
Sie zog den Gift an ſich, der Rindern Schaden thut.
Das ſchlechtſte Thier iſt doch zu etwas gut.
Das Podagra fand auch ein recht erwünſchtes Leben.
Der Edelmann empfande groſſe Plagen:
Er pflegte ſich und ſeinen Gaſt,
Sas ſtill, und wolte ſich nicht aus der Stube tragen.

* * *

Es bleibt der, welcher ſich in Fleis und Arbeit übet,
Wer Trägheit, Müſſiggang, Nichtsthun und Faulheit haßt,
Von mancher Krankheit frei; und die wird dem zur Laſt,
Der nur Bequemlichkeit, Ruh, Pfleg und Wartung liebet.

Nothrecht oder Favor neceſſitatis.

Ich bilde mir ein zu empfinden, oder zuverſichtlicher zu reden, ich empfinde es würklich, daß in dem Menſchen auſſer dem Triebe der Erhaltung ſein ſelbſt und der Beförderung ſeines eigenen Vortheils noch ein anderer Trieb ſteke, der auf die Erhaltung und das Vergnügen der lebendigen Geſchöpfe, insbeſondere der Geſchöpfe ſeiner Art, gehe. Die Luſt, welche aus der Gnugthuung dieſes leztern Triebes entſtehet, kommt mir ſo edel und ſo reizend vor, daß ich mich noch nicht entſchlieſſen kan, die Unterwürfigkeit des leztern in Anſehung des erſtern zuzugeben, ſolten auch alle Weltweiſen, auſſer dem Cicero, darinn zuſammen ſtimmen. Ich fürchte mich vor dem Tode, es iſt wahr, und ich bin geneigt, ſehr vieles zu wagen, um ihn zu vermeiden, aber nicht alles. Solte man wol ein Leben, welches durch unvermeidliche traurige Erinnerungen faſt in jedem Augenblik ſeiner Dauer unterbrochen wird, einem unſchuldigen, einem edeln Tode vorziehen? Gewis, es iſt ſehr ſchlecht für unſere Wohlfahrt geſorget, wenn wir, um einige Jahre länger Othem zu hohlen, eine Handlung vornehmen, deren Andenken unſer Vergnügen vergiftet und die heiterſten Tage trübe machet.

Mich deucht, die Weltweiſen, welche das Nothrecht ſo weit getrieben, daß ſie die Hintanſezung aller Pflichten des natürlichen Rechtes in dieſem Fall für erlaubt gehalten, haben ſich bei dieſer Betrachtung nicht lange genug verweilet.

Um mich deutlicher hierüber zu erklären, will ich eine kurze Prüfung dieſer Lehre aus dem Recht der Natur des ſeel. Prof. Köhlers (*) anſtellen. Die Einſicht und das gute Herz dieſes ehrwürdigen Weltweiſen fand in der Unterſuchung ſeiner Säze nimmer eine Beleidigung: Wie wird alſo die Ehrfurcht, womit ich ſeine Aſche verehre, durch gegenwärtigen Verſuch verlezet werden?

Er war der Meinung, daß, gleichwie aus dem Saze, daß wir auf unſere Erhaltung und Vergnügen bedacht ſeyn müſſen, alle Säze des natürlichen Rechtes flöſſen; alſo müſten auch alle dieſe Geſeze aufhören, eine Anwendung zu haben, wenn unſere Erhaltung mit der Beobachtung derſelben nicht mehr beſtehen könnte. Er wolte alſo, daß wir dem Naturgeſez nur ſo lange gehorchen ſolten, als wir im Stande wären, Vortheil davon zu ziehen; So bald wir aber in den traurigen Fall geriethen, daß aus der Beobachtung dieſer uns ſonſt ſo nüzlichen Pflichten unſer Untergang erfolgte, wäre es vernünftig, unſere Wohlfahrt als das erſte Geſez gelten zu machen, und die Verbothe des Rechts der Natur hintanzuſezen. Wir ſollen niemand beleidigen; allein wenn Lucius auf einer Inſul ſich befindet, und den Sommer herdurch nicht mehr eingeſammlet hat, als er zur höchſten Nothdurft im Winter brauchet: ſo iſt es doch dem Titius, der ohne ſein Verſchulden auf dieſe wüſte Inſul verſchlagen wird, erlaubt, dem Lucius, wenn er kan, ſeinen Vorrath hinweg zu ſtehlen und mit des Sammlers Untergange ſein Leben zu erhalten. Titius hegt die gröſte Ehrerbietung gegen das Geſez der Natur, ſo lange ihm deſſen Beobachtung nicht den Tod oder ein höchſt unglükſeliges Leben zuziehet. So bald aber dieſes erfolgen will, höret ſeine Verbindlichkeit auf, und man kan es ihm nicht verdenken, daß er eine Regul verlezet, welche ihre Dienſte nicht mehr thun kan. Auf dieſe Weiſe könnte uns der unordentliche moraliſche (**) Zuſtand (ſtatus moralis irregularis & extraordinarius) von aller Beobachtung der Pflichten gegen andere loszählen, weil dieſe nur für den regulmäſſigen und ordentlichen Zuſtand erfunden wären.

Ich weis mich ſo wenig aus des ſeeligen Mannes Vorleſungen zu erinnern, als ich es jezo zu behaupten mich unterſtehe, daß er ſich die Folgerungen dieſes Sazes jemals deutlich vorgeſtellet habe. Weshalb es ſehr unfreundlich ſeyn würde, wenn ich dieſelben für ſeine Lehren ausgeben und ſeinem edeln Geiſte ſolche Meinungen aufbürden wolte, nach welchen er nimmer würde gehandelt haben. Hat er ſie wieder mein Vermuthen für die ſeinigen erkannt, ſo war gewis bei ihm der Fall vorhanden, welcher unter den Menſchen nicht ſelten iſt, daß die Beſtimmungen ihres Herzens beſſer und edeler ſind, als die Gedanken, die ſie in ihren Schriften bekannt machen.

Wenn ich recht ſchlieſſe, ſo müſſen die Menſchen zu den ſchwärzeſten Handlungen berechtiget ſeyn, ſo bald ſie dieſer Theorie folgen. Man ſeze, ein Böſewicht bindet mir Hände und Füſſe an einem einſamen Orte, wo ich menſchlicher Weiſe keine Errettung vermuthen kan. Er hält in der einen Hand eine aufgeſpannte Piſtole und in der andern eine Schrift, welche ich unterſchreiben ſoll, wofern ich nicht den Augenblik das Leben verlieren will. Er macht mir den Innhalt der Schrift bekannt. Es iſt ein Zeugnis, welches ich wieder meinen aufrichtigſten Freund ablegen ſoll, wodurch derſelbe, wie ich gewis zum voraus ſehe, in das äuſerſte Elend gerathen wird. Sein Fürſt wird ihn, ſo bald er meine Unterſchrift erbliket, zum Tode verdam̃en und ohne Aufſchub

---

(*) Siehe ſeine Exercit. jur. nat. V. §. 211

(**) Exerc. V. §. 1222.

ſchub erſt mit glühenden Zongen reiſſen und denn lebendig rädern laſſen.

Wie werde ich mich in dieſem jammervollen Zuſtande faſſen, wenn ich den Säzen meines Lehrers folge? Mus ich nicht ſchlieſſen, daß das Geſeze, welches mich verbindet niemand, und am wenigſten meinen Freund, zu beleidigen, ſeine Kraft verliere, ſo bald die Erhaltung meines Lebens mit deſſen Beobachtung ſtreitet? Folglich werde ich, wo ich nicht das Recht, dennoch die Vergünſtigung haben, zu ſchreiben, und meinen Freund als ein Opfer meiner Erhaltung ſeinem mitleidenswürdigen Schikſal zu überliefern.

Ich will mich vorjezo nicht dabei aufhalten, meine Empfindungen zu erzehlen; wie wenig Hofnung ich vor mir ſehen würde, nach einer ſolchen That mich der Verzweifelung nur einen Augenblik zu entſchlagen: Denn meine Gegner können mir, ehe ich mich weiter erkläret habe, mit einigem Anſchein vorwerfen, meine Verzweifelung ſey blos in einigen Einbildungen und vorgefaſten Meinnngen, keinesweges aber in der Natur gegründet. Sie werden mich vielleicht mit einem ſpizfindigen und tiefſinnigen Grunde tröſtē wollen, ich ſolte mich als ein unſchuldiges Werkzeug der Hinrichtung meines Freundes anſehen, indem mir in dieſem Fall meine That eben ſo wenig zugerechnet werden könnte, als wenn ein ſtärkerer meine Hand zur Peinigung eines Freundes gebrauchet hätte.

Laſſet uns ſehen, ob wir die inneren und die wahren Triebfedern der Natur in dieſer Handlung ausſpühren können.

Der ſeelige Köhler ſcheinet in zweien Säzen, welche er bei dem Beweis ſeines Nothrechts bedenken ſollen, zu irren.

Er ſchlieſſet: Weil die Menſchen untergehen würden, wenn die Beleidigungen unter ihnen eine erlaubte und tägliche Beſchäftigung wären; ſo müſſen ſie ſich nicht beleidigen, wenn ſie ſich ſelbſt erhalten wollen. Folglich iſt der Grund von dem Geſez, beleidige niemand, unſere Erhaltung. Er fähret fort. Wenn alſo der Fall vorkommt, daß unſer Seyn durch die Beobachtung des angeführten Geſezes nicht erhalten, ſondern vielmehr zernichtet wird, ſo mus der Schlus nach hinweggenommenem Grundſaze von ſelbſt zerfallen.

Erſtlich leugne ich, daß unſere Erhaltung der einzige Grund ſey, welches uns von der Beleidigung anderer Menſchen abhält.

Zweitens iſt auf unſere Erhaltung ein gar zu groſſer Preis geſezet, welchen ſie meiner Meinung nach nicht verdienet.

Beides iſt einer beſondern Betrachtung werth. Das erſte anlangend, mus ich bitten, daß man ſeine eigene Empfindung zu Rathe ziehe und ſich ſelbſt unterſuche, ob man nicht einen natürlichen Abſcheu vor der Beleidigung anderer Menſchen in ſich findet? ob nicht bei jedem Fall, da wir uns Gewalt anthun, dieſen Abſcheu zu überwindē, ſich etwas in uns reget, das uns zurük hält, u. einen höchſt unangenehmen Eindruk nach der That hinter ſich läſſet? Ich gebe gerne zu, daß man dieſen Abſcheu überwinden und durch andere Vorſtellungen erſtiken könne: Aber er iſt eben deswegen da, weil es uns Mühe koſtet, der Einwürfe, ſo daher entſtehen, los zu werden.

Vielleicht iſt es kein geringer Fehler in manchem neuern philoſophiſchē Syſtemate, daß man die Beleidigung blos um deswillen verbietet, damit uns niemand beleidigen möge. Es iſt wahr: Wir haben dieſen Nuzen davon zu hoffen, und wir können es als einen Bewegungsgrund dazu gelten laſſen. Aber ich glaube doch, daß es uns weit beſſer anſtünde, wenn wir dieſes nicht für die einzige Urſache angäben. Ich will es mit einem andern Beiſpiel aufzuklären ſuchen. Das Eſſen und Trinken hat den Nuzen, daß wir unſern Leib dadurch erhalten: Allein wer iſſet und trinket unter uns wol aus dieſem einzigen Bewegungsgrunde. Haben wir nicht gegeſſen und getrunken, ehe wir gewuſt haben, daß aus dieſer Handlung die Erhaltung unſers Körpers folgte?

Eben ſo verhält es ſich mit dem Abſcheu vor der Beleidigung und Kränkung ähnlicher empfindender Geſchöpfe. Das Mitleid, die Menſchenliebe, der Abſcheu vor der Verlezung anderer liegt in uns und zeiget ſich weit früher, als wir durch einen tiefſinnigen Weltweiſen belehret werden, daß wir nicht beleidigen dörfen, wenn wir uns erhalten wollen.

Es würde vielleicht zehenmal ärger mit unſerm Geſchlechte ausſehen, wenn es ſo mit uns ſtünde, wie der Weltweiſe will. Wer weis, ob nicht in ſolchem Fall das menſchliche Geſchlecht in einem ſo traurigen Zuſtande ſich befände, worinn es das melancholiſche Temperament des Hobbes vorgebildet hat?

Wie ſehr freue ich mich, daß das gütigſte Weſen, dem wir unſer Daſeyn zu danken haben, beſſer für uns geſorget hat, als es die Weltweiſen erkennen! Dieſer liebreiche Vater der erſchaffenen Dinge befeſtigte in unſern Seelen eine Luſt an dem Vergnügen anderer Creaturen, und verknüpfte ſie mit einem Schmerz über ihr Unglük und Misvergnügen, welcher von ſelbſt den Abſcheu vor der Beleidigung gebühret. Er war klüger als unſere Weltweiſen: Denn er lies dieſen Trieb die Stelle des Beweiſes vertreten, den die Weiſen nicht ohne Widerſpruch zu Stande brachten. Alle Ausnahmen, welche der Philoſophe mit mühſamer Tiefſinnigkeit heben mus, fallen von ſelbſt hinweg. Man unterſuche nur einmal unpartheiiſch, wie wenig der philoſophiſche Beweis bei einem unbeſchränkten Monarchen haften kan; Er ſoll niemand beleidigen, damit ſeine Erhaltung nicht Noth leiden möge. Wird er nicht mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit gedenken können, daß die Kränkung vieler tauſend ſchwacher und elender Unterthanen ſeinen Thron und ſeine Wohlfahrt ſo wenig wankend machen werde, als der Todſchlag eben ſo vieler Fliegen in ſeinem Zimmer? Hier hat ebenfalls der Grundſaz der Erhaltung keine Anwendung? Iſt es ihm deswegen erlaubt zu beleidigen?

Kurz, wenn man auch dem Menſchen die gewiſſe Verſicherung geben könnte, daß die Beleidigung anderer ſeiner eignen Erhaltung nicht den mindeſten Eintrag thun würde; ſo würde dennoch der natürliche Menſch nicht dazu geneigt ſeyn, ſondern jederzeit einen Abſcheu davor empfinden. Das Gewiſſen, die Empfindung der beleidigten Triebe würde ſich dem ungeachtet an ihm rächen, wenn auch weder der Beleidigte noch ſeine Freunde im Stande wären, es zu thun.

Hiedurch hoffe ich erwieſen zu haben, daß unſere Erhaltung nicht der einzige Grund ſey, der uns von der Beleidigung anderer abhält.

Ich will nun weiter erweiſen, daß der Preis, welchen man gemeiniglich auf unſere Erhaltung ſezet, übermäſſig und unnatürlich iſt.

Unſere Erhaltung kan wol an ſich nichts anders bedeuten, als die Dauer unſers Seyns, daß unſer Körper nicht zernichtet wird, und daß wenigſtens die gegenwärtige Periode unſers Lebens in der Verbindung mit dem Körper noch nicht zu Ende gehet. Ich leugne es nicht, es iſt ein Trieb in uns verborgen, welcher uns für unſere Dauer ſorgen macht. Wir fürchten allerdinges den Tod, nicht aus Überlegung, ſondern durch einen angebohrnen Abſcheu. Wir können die weiſeſten Urſachen errathen, welche den Schöpfer vermogt haben, dieſen Trieb in uns zu legen. Allein, es iſt doch mit der bloſſen Dauer, mit dem Leben allein uns wenig geholfen, wenn es nicht mit Vergnügen, das iſt, mit der Gnugthuung der übrigen dem Menſchen eingepflanzten Triebe vergeſellſchaftet iſt. Wer hieran zweifelt, der nehme die Erfahrung zu Hülfe. Warum wünſchen wir den Tod, ja warum wählen wir ihn würklich, wenn unſere unangenehme Empfindungen zu ſehr und zu nachdrüklich zunehmen, und dabei durch keine Hofnung erträglich gemachet werden? Aus keiner andern Urſache, als weil uns mit dem Leben an ſich nichts gedienet iſt: Weil es uns zur Laſt wird, wenn es die Stüze unſers Unglüks und Misvergnügens iſt. Unterſuchet den Fall nach der Vernunft. Es wird in die Augen fallen, daß nicht unſer Leben, ſondern die angenehme Empfindungen, welche wir im Leben haben, ſchäzbar ſind.

Sehen wir aber die Sache von dieſer Seite an: So wird unſere Erhaltung nichts gelten, wenn wir nicht das Vergnügen, als eine Begleiterin derſelben erbliken. Nun laſſet uns die Anwendung auf unſern Fall machen. Es wird darauf ankommen, ob ich Urſach haben werde, mir viele angenehme Stunden vorzuſtellen, nachdem ich meinen Freund auf die elendeſte Art dem Tode übergeben habe? oder nachdem ich den Einwohner der Inſul durch die Hinwegnehmung ſeines ihm ſauer gewordenen Vorraths habe verhungern ſehen? Ich würde mir keinen ruhigen Augenblik verſprechen, wenn ich eine ſo traurige Entſchlieſſung ins Werk geſezet hätte. Mein Herz würde mir ſagen, daß ich keines menſchlichen Mitleids, keiner menſchlichen Hülfe, keiner wahren Liebe werth ſey, nachdem ich einē Unſchuldigen, der nichts weniger, als mein Feind geweſen, ohne alle Schuld meines an ſich nichts geltenden Lebens wegen ins Verderben geſtürzet hätte. Die ſchmakhafteſten Arten der Luſt, die reineſten Arten des menſchlichen Vergnügens würden nichts als bittere Empfindungen in meiner Bruſt verurſachen, wenn ich die Erinnerung einer ſolchen That nicht auslöſchen könnte. Wie wolte ich aber dasjenige auslöſchen, was einen ſo lebhaften Eindruk in mein Gemüthe gemachet hätte. Geſezt, es entſchlöſſe ſich jemand mein Freund zu werden, würde mir nicht in jedem Augenblik, da ich das reizende Vergnügen der Freundſchaft genieſſen ſolte, einfallen, daß ich dieſen meinen Freund auf gleiche Weiſe, wie den vorigen durch eine offenbare Beleidigung aufopfern würde, wenn es die elende Erhaltung meines Lebens erfordern ſolte? Ich erſchreke vor dieſen Gedanken. Noch mehr. Man ſtelle ſich vor, die Erhaltung eines ganzen Volkes, worinn ich gebohren worden, hange in einem ähnlichen Falle von der Aufopferung meines Lebens ab. Ich ziehe mein Leben vor, und laſſe mein Vaterland verderben. Werde ich mich nicht ſelbſt fliehen und mein Leben verfluchen, nachdem ich es mit einem ſolchen Preiſe erkaufet habe?

Nimmer kan ich mir einbilden, daß eine ſolche Erhaltung meines Lebens dem göttlichen Willen gemäs ſey. Ich würde vielmehr glauben, wenn mich der Fall treffen ſolte, daß dieſes das beſtimmte Ziel meiner Tage ſey. Ich würde es für einen göttlichen Wink halten, von dem Schauplaze der Lebendigen abzutreten, und ich würde mir alle Mühe geben, mein Leben mit Gedult und Gelaſſenheit den göttlichen Abſichten aufzuopfern. Iſt es nicht billiger, daß ich das Unglük trage, welches mir das Schikſal beſtimmet hat, als daß ich durch eine offenbare Beleidigung meines Nächſten auf eines andern Kopf kehre, was mir allein zugetheilet war.

Ziehet man vollends die wahren und der menſchlichen Natur würdige Lehrſäze der Alten in Betrachtung, welche das ächte Vergnügen allein in edeln Thaten ſezen, ſo wird man es nicht ſo ſchwer finden, ein Leben aufzugeben, das uns nach einer ſolchen Handlung nicht mehr angenehm ſeyn würde.

Laſſet uns zum Beſchlus die Vorſtellungen bedenken, welche den Tod, wozu wir rathen, erträglich und ſanfte machen köñen.

Ich ſeze erſtlich als ausgemacht zum voraus, daß es kein eingebildetes, ſondern ein wahres und in der Natur unſerer Seele gegründetes Vergnügen ſey, für anderer Wohlfahrt zu ſorgen und das äuſſerſte zu erwarten, ehe man durch eine Beleidigung des andern Untergang befördert. Wird nicht dieſer Gedanke eine Heiterkeit über unſer Gemüthe ausbreiten, die um deſto beträchtlicher ſeyn mus, je wichtiger der Dienſt iſt, welchen wir dem andern erweiſen?

Zweitens wird uns nicht minder tröſtlich ſeyn, daß wir ein Leben verlieren, deſſen Annehmlichkeiten nach der göttlichen Schikung nunmehr ein Ende hatten.

So wenig als ein Soldat, dem Hände und Füſſe abgeſchoſſen ſind, es für ein Unglük hält, durch die lezte Kugel ſeinen Kopf zu verlieren, eben ſo wenig haben wir Urſach uns über den Beſchlus eines Lebens zu beſchweren, deſſen Ende ſo rühmlich iſt, als die Erhaltung niederträchtig geweſen ſeyn würde.

Rechtliche Erläuterung vom Geſundheittrinken und Völlerei.

Daß die Völlerei und Trunkenheit nicht allein eine ſchändliche Untugend, wie vieles anderes unchriſtliches Weſen 1); ſo aber deswegen zu keiner weltlichen Strafe zu ziehen 2); ſondern auch ein dem gemeinen Weſen ſchädliches Laſter ſey; darauf auch etliche Strafgeſeze gehören: ſolches leztere wird von einigen Rechtsgelehrten ohne Urſache, in Zweifel gezogen 3). Dann alle Laſter, welche ſo wohl dem gemeinen Weſen Schaden bringen 4), als auch in des Menſchen ſeinem freien Willen 5) beſtehen, ſind denen zeitlichen Strafen billig zu unterwerfen. Ob es nun wohl ſcheinen möchte; daß keines von beiden von der Trunkenheit deswegen zu ſagen: weil die meiſten Leute unvermerkt trunken würden 6); ſo dann des Weins und Biers insgemein ſo viel wäre; daß die Menſchen, die ſolchen bauen und das Feld mit Gerſten oder Waizen beſtellen müſſen, vielmehr darüber klagen, daß ſich allerhand Vorrath; aber nicht hinlängliche Abnahme fände; dahero der Vertrieb, durch Schlieſſung und Schenken, keineswegs zu hindern ſeyn möchte 7): ſo iſt das erſte ſelten zu glauben 8), und ſo dann in die Ausnahme 9) gehörig: das leztere aber nicht von der Erheblichkeit; den Menſchen deswegen, durch Nachſicht der Trunkenheit, zu einem Unthier zu machen, das vernunft- und ſinnlos wird, und keinen Scheu haben mag, alles Unglük in der Welt anzurichten 10). Und deswegen wird dem Trunkenbold nicht allein das Reich Gottes verſaget 11): ſondern es finden ſich auch, in alten und neuen Zeiten, weltliche Strafgeſeze; ſich nicht voll zu trinken. Die Römiſchen Sazungen fallen zwar hier ſehr leer aus. Indem auch in dem Geſezbuch (Corpore juris) der Chriſtlichen Kaiſer kein Strafverbot ſich gegen die Trunkenheit findet; ſondern dieſe Untugend der Sittenlehre einig und allein überlaſſen wird 12). Entweder weil bei den Römern dieſes Laſter nicht ſo häufig getrieben worden, oder weil viele Kaiſer ſich ſelbſt berauſchet 13), oder das Berauſchen zu einer Staatstugend gemachet; um dadurch böſen Menſchen, bei naſſen Mahlzeiten, ihre Tüke heraus zu loſen 14). Nur die Teutſchen ſind von der Trunkenheit, in den älteſten und folgenden Zeiten, dergeſtalt beſchrien 15) daß, ſo bald Carolus M. ſelbige unter ein Haupt und Herrſchaft gebracht, er auch nöthig gefunden, auf das Laſter der Trunkenheit eine Strafe zu ſezen. Welchem Eifer gegen die Völlerei und Trunkenheit der König in Preuſſen 1732. gefolget, und ein beſonders Strafgeſeze, zum Beſten ſeines Landes, erneuret hat, ſo wie ſolches in des berühmten Canzler Ludewigs gelehrten Anzeigen hinlänglich zu finden iſt.

---

1) Wovon die Sittenlehrer ſo wohl; als die Heil. Kirchenvätter ausführlich handeln. Und iſt der Einfall ſinnreich von denſelben: der Weinſtok wäre von Miſt von viererlei Thieren gedinget; deren Unart die Trunkenheit vorſtellten. Als der Lowen, die alles tod haben und zerreiſſen wollen: der Haaſen, die ſich zum Gelächter machten; der Schweine, die ſich

im Kothe welzten: der Pferde, weil er die Männer zu Hengſten und die Weibsbilder zu geilen Stutten machte. Welchen Verſuchungen zu entgehen; Mahomet denen Türken, im Alcoran, den Wein ſchlechterdinges verbotten.

2) Ludw. Anzeigen 1732. pag. 179. aus den Briefen des Melanchthonis. Daß es dem gemeinen Weſen höchſt ſchädlich wäre: alle Sünden mit zeitlichen Strafen zu belegen.

3) Es iſt in allen politicis libris das problema aufgeworfen: utrum ebrietas ſit adficienda pœnis?

4) Dann es dem gemeinen Weſen höchſtſchädlich; aus vernunftigen Unterthanen rechte Unmenſchen zu bekommen. Solchen Gelegenheiten zum Müſſiggang, und, daß ſie die übrige an den Bettelſtab bringen, zu machen u. ſ. w.

5) Zwar finden ſich einige, welche wohl ſprechen dürften: man verbiete wohl das viele Trinken; man möchte aber auch das viele Durſten verbieten. Die Sittenlehrer haben den Einfall gehabt; die Trunkenheitliebende Perſonen hätten einen Igel im Magen; welcher zu ſtechen pflegte, wenn er nicht ſchwimmen könnte. Nun ein ſolcher mus ſich ein Getränke erwählen; welches ihn nicht ſo leicht über ein Haufen wirft. Bleibet alſo das Volltrinken ein in der Menſchen Gewalt ſtehendes Verbrechen ſolches zu thun oder zu laſſen.

6) Bei ſolcher Beſchaffenheit wäre dann dergleichen Übereilung ein oder das anderemal zu überſehen. Dann wer ſich ſchwach findet, der ſolle ſich auch nicht überladen.

7) Dann das Tabernenrecht iſt auf den Wein gerichtet, und der Zwangwein oder Brannwein hat den Vertrieb zum Zwek. Wie abſonderlich in dem Würtenbergiſchen, da man den Wein, bei dem Mangel der Ausfuhr, weggieſſen mus.

8) Dann jeder Vernünftiger ſich bald eichen und rechnen kan, wie viel er vertragen möge.

9) Dann es kommt wohl: daß, wer die Kräfte des Getränkes nicht kennet, oder aus unordentlichen Durſt über die Maas trinket, ſich wider ſeinen Willen berauſche.

10) Eſt enim tum actio hominis; ſed non humana.

11) Die Schriftſtellen ſind häufig zu finden. Da dem Prieſter der Wein unterſaget wird Levit X. v. 9. Ezechiel XLIV. v. 21. I. Timoth. III. v. 3. Eben wie den Egyptiſchen Prieſtern, wovon Hieronymus ad Jovinianum lib. II. p. 3. Und nach ſolchem Exempel haben auch einige der alten Chriſten das Weintrinken vor ſündlich gehalten, und bei dem Nachtmahl der Milch oder des Waſſers ſich bedienet, wovon Clemens Alexandr. lib. II. pædag. cap. 2. Und Eſaias cap. V. v. 11. 12. rufet über diejenige, welche des Saufens ſich befleiſſigen, und vom Morgen bis in die Nacht ſitzen, billig das Weh! aus. Im neuen Teſtament aber wird von den Apoſteln deswegen gar ſehr gegen die Trunkenheit geeifert: weil die neubekehrten Heiden ſolches nur vor einen Ubelſtand gegen die Sittenlehre; nicht aber vor eine Todſünde gehalten. Wie I. Corinth. V. v. 11. cap. VI. v. 10. Gal. V. v. 21. Eph. V. v. 18. Ebr. XII. v. 16.

12) Wovon die Auctores Claſſici in gebundener ſowohl, als ungebundener Rede ihre Einfälle gegen die Trunkenheit haben. Im übrigen, da das hitzige Clima in Italien den Misbrauch der hitzigen Weine nicht verträget: ſo wird auch ſolcher daſelbſten ſelten gefunden.

13) Deren doch eben ſo gar viele nicht ſeyn mögen.

14) Nach dem Exempel des Alexandri M. wovon Arrianus und Curtius zeugen; daß er mit ſeinem Hofgeſinde ein nüchternes Leben geführet: aber bei denen Perſern ſich beliebt zu machen, derſelben ihre Wolluſt im übermäſſigen Trinken angenommen, und dadurch den trunkenen Perſern alle Heimlichkeiten ausgelocket hätte.

15) Wovon Tacitus d. M. G. c. 12. Wie ſie dann entweder ſich im Bier berauſchet, oder auch ihre Kinder den Römern vor Wein, den ſie ſelbſt nicht gehabt, verkaufet oder vertauſchet hätten. Und iſt das Sprichwort ſehr alt: was die Engelländer zu viel eſſen; dafür trinken die Teutſchen zuviel. Wann die Wahrheit in dem Grund zu ſuchen; ſo ſind ſolche der Teutſche am erſten. Der kein Trinkgefäs ohne geleeret vom Mund thut. More Palatino; ne gutta ſuperſit.

Nun wollen wir vom Geſundheitstrinken etwas melden, und unterſuchen: wie dieſes aufkommen? und bei verſchiedenen Völkern üblich geweſen? ,, Die Jüdiſchen Gebräuche machen hier vieles Nachdenken. Dann erſtlich halten die Juden ihre alte Weiſe; daß ſie, bei allem Getränke oder Zutrinken, GOtt loben, und ſich etwan der Worte bedienen: Gelobet ſey GOtt, der die Frucht aus der Erden kommen läſſet; der den Weinſtok erſchaffen u. ſ. w. Da nun GOtt den Juden, bei Speiſe und Trank, das Gedächtnus der Schöpfung ſung eingeſchärfet: ſo hat er auch das Oſterlamm ihnen anbefohlen; um bei Speiſe und Trank; ſich der Ausführung aus Egypten, zu ewigen Zeiten, zu erinnern (1). Das Oſterlamm wurde, als ein Opfer, geſchlachtet (2) und mit dem ungeſäurten Brod, als denen, zum ſäuren, bei dem ſchnellen Auszug, keine Zeit gelaſſen worden, verzehret: Der Becher Wein aber von dem Vornehmſten geſegnet; dem Nachbar zu- und alſo herumgetrunken, zum Gedächtnis des Blutes von dem Lamm; womit ſie ihre Hausthürpfoſten, bei Schlagung der Egyptier ihrer erſten Geburt, beſtrichen, und beim Leben erhalten worden (3). Wie nun der Hausvater oder vornehmſte Gaſt (4) bei dem Oſterlamm, das ungeſäurte Brod oder auch das Oſterlamm geſegnet; ſo denn ſolches, unter der Formel: nehmet hin und eſſet, das iſt der Leib des Oſterlamms, euch gegeben, das thut zum Gedächtnis der Ausführung aus Egypten: alſo hat der theure Heiland ſolche Worte gleichfalls behalten, und nur dieſelbe auf ſich gezogen: nehmet hin und eſſet, das iſt mein Leib, für euch gegeben, das thut zu meinem Gedächtnis (5). Und da die Iſraeliten auf gleiche Weiſe den Kelch oder Becher mit Wein, bei dem Oſterlamm, und GOtt für das Gewächs des Weinſtokes gedanket; ſo dann ſolchen gleichfals unter der Formel herum gegeben; in den Worten: trinket daraus; dies iſt das Gedächtnis von dem Blut, welches euch, in Egypten, beim Leben erhalten: ſo hat auch, in dem neuen Bund der theure Heiland die Worte des alten Bundes wieder behalten, und auf ſich gezogen: nehmet hin, und trinket daraus; dies iſt mein Blut, vergoſſen zur Vergebung der Sünden und ewigen Leben (6). Sonſten hat die Segnung von Speiſe und Trank ohnmöglich, in Anſehung GOttes, in etwas mehrern beſtehen können: als im Danken, Loben und Gedächtnis (7). Da hingegen das Zutrinken, welches Menſchen zu gefallen geſchiehet, auſſer dem in einem Wunſch beſtanden, von Leben, Seegen und Geſundheit. Welche Gewohnheit die Juden nicht weniger, als andere Völker, gehabt haben und noch haben. Dann wann einer dem andern zutrinket; ſo ſagt er: zum Leben oder langen Leben. Aber, wann die Rabbinen ſchmauſſen; ſo iſt dieſes ihr Leibſpruch, beim Geſundheittrinken: Wein und Laden vor die Mäuler der Rabbinen (8). Welches ſie um ſo viel freier ſprechen, weil ſie ſich nicht einbilden können: daß die Trunkenheit Sünde wäre. Dahero auch die heutigen Juden das Vollſaufen und Geſundheittrinken, nach der Weiſe, mitmachen, als ſie dieſelbe an Orten und Ende, da ſie wohnen, bei unartigen Menſchen, finden. Weil nun dem Vorwurf gegen die erſte Chriſten, als wann ſie, bei ihren Zuſammenkünften, ſich der Völlerei ergeben; ohngeachtet dieſelbe, dieſen Argwohn von ſich abzulehnen, ihre Liebesmahle ſo wohl, als das Heil. Abendmahl, Vormittags gehalten, von andern bereits begegnet (9): ſo laſſen wir ſolches dabei bewenden. Da nun, bei Genus des Getränkes, in denen älteſten Zeiten, auch vieles bei den Heiden vorkommet; ſo mag wohl nicht undienlich ſeyn, auch dieſer Weiſe, aus dem Alterthum, zu gedenken. Und zwar Anfangs, ſo hatten die Griechen und Römer den Gebrauch; daß ſie, nach vollendeten Opfer, in dem Tempel eine Gaſterei hielten; ihren Göttern vor Speiſe und Trank dankten, und dieſelben lobten. Dieſes nun zu bewerkſtelligen, ſo trunken ſie einander zu: zum Lobe und Leben ihrer Götter (10). Der verſtorbenen Helden und Heiligen (11); auf deren Gräbern ſie ſich ſezten, um das Gedächtnis von ihnen deſto näher zu haben (12). Gleich als wann ſie ihre Leiber für einen Altar hielten; woraus ihren Göttern, Helden und Heiligen, durch das ſtarke Zutrinken, zu opfern ſeyn möchte. Wie ſie dann auch öfters den Becher halb oder meiſtens austrunke, und den Reſt davon auf den Altar oder auf die Erde ausgoſſen; welches ſie Diis libare (13). den Göttern liebkoſen, nenneten. Ferner iſt die gemeinſte Art derſelben, in dem Zutrinken, in ihren Häuſern noch dieſe geweſen: daß man entweder einen jeden mit einem Becher verſehen, an welchen alle zugleich mit einander geſtoſſen, und der erſte davon den Geſundheitswunſch gethan; auch ſo dann alle zugleich ihre Gefäſſe ausgetrunken (14) Welches noch heut zu Tage an den Feſttagen von den Juden geſchiehet. Und dieſe Weiſe vom Geſundheittrinken haben nun die Teutſche um ſo begieriger angenommen, je mehr dieſelbe der Trunkenheit ergeben (15). Denjenigen, ſo nicht mittrinken wollen oder können, iſt nicht allein etwa damit zugeſezet worden, aut bibe aut abi: entweder getrunken oder weggegangen (16): ſondern es hat Lermen oder Sauerei geſezet, davor ein ſittlicher Menſch einen billichen Abſcheu träget. Der austrinket, nimts vor einen Schimpf an, wann der andere nicht Beſcheid thut. Und der, deſſen Geſundheit einmal ausgebracht, der hält ſich vor geſchimpfet, wann ſie nicht auch getrunken wird. Aus welchen Saufgeſezen ſo dann auch Bediente und Geſande ſich verbunden geachtet, dahin zu ſehen, damit die Geſundheit ihrer Herren in rechter Ordnung ausgebracht; und ſo dann von allen Beſcheid gethan würde (17). Dieſem Unrath abzuhelffen, hat man endlich das Patronanze aufgebracht, da jeder ſeinen Herrn ſtillſchweigend, im Geſundheittrinken, mit verſtehen und ehren mögen (18). Selbſten die Art der Trinkgeſchirre hat zur Unluſt Gelegenheit gegeben; weil die Gläſer oder Becher mit einem Dekel vor fürnehmer deswegen geachtet worden: indem ſich derſelben nur groſſe Herren zu dem Ende bedienet, damit niemand etwas vergifſtes darein werfen oder bringen mögen (19); So hat derſelbe auch gleich voll geſchenket, und ausgetrunken ſeyn müſſen. Und was dergleichen Laſter-volles Weſen dabei ſich mehr gefunden: um deswillen in denen älteſten Zeiten auch einige Völker das Geſundheittrinken, bei Straſſe verbotten. Wie dann abſonderlich die Reichsabſchiede gleiches Verbott gegen das Zutrinken und Geſundheittrinken feſtgeſezet haben (20). Und hievon könnte noch ein und anderes angeführt werden; Es mag aber hiemit genug ſeyn. Wir beziehen uns auf diejenige phiſicaliſche Abhandlung, welche wir in denen Intelligenz-Zetteln Anno 1751. Num. 47. u. 48. kürzlich, und in dem Referendario pag. 178. bis 191. iſten Theils, ausführlich überſezter geliefert, und zugleich den Grund der Trunkenheit mit denen daraus entſtehenden Krankheiten, hinlänglich erkläret haben. Zumalen verdienet auch die moraliſche Abſchilderung von der Trunkenheit pag. 308. in dem 4ten Theil des belobten Referendarii nachgeſchlagen zu werden; wie auch eine mediciniſche Abhandlung hievon, nemlich von der rechten Einrichtung des Trinkens ſowohl, als beſonders in Curen menſchlicher Krankheiten, pag. 200. im 3ten Theil. Wie nicht weniger die politiſche Abhandlung, von der Kunſt zu trinken, in eben dieſen auserleſenen Sammlungen pag. 149. 3ten Theils.

---

(1) Exodi XII. v. 14. Und ſolt dieſen Tag haben zum Gedächtnis, zur ewigen Weiſe. Und cap. XIII. 8. 9. 14. Und ſolt euren Söhnen ſagen: Solches halten wir um deswillen, das uns der HErr gethan hat, da wir aus Egypten zogen. Darum ſoll dirs ein Zeichen in deiner Hand und ein Denkmahl für deinen Augen ſeyn. Und wenn dich heut oder morgen dein Kind fragen will: Was iſt das (eſſen und trinken)? Solt du ſagen: der HErr hat uns aus Egypten geführet.

(2) Weil nun die Juden, auſſer Jeruſalem nicht opfern dürfen; ſo dürfen ſie auch jezo das Oſterlamm nicht eſſen.

(3) Daven R. Maimon. de ſacrificio paſchae c. X. §. 14. 15. Hottinger. de jure Ebr. num. 14. Buxtorf in Synagoga c. 18.

(4) Denn in jeder Geſellſchaft ſegnet der

Wun-

Würdigſte. Wie die Apoſtel ſich des Segnens enthalten, wann der Heiland zugegen war.

(5) Hakſpan. ad Luc. XXII. v. 20. Varenius de agno paſchali concl. 32. 37. Buxtorf de cœna cum Judæis.

(6) Lightfoot in horis Ebraic. ad Matth. XXVI. & ad Marc. XIV. Wagenſeil in Sota cap. 7. §. 27. p. 809. ſq. Und iſt ſonderlich zu merken; daß die erſten Chriſten in dem H. Abendmahl auf die meiſte Jüdiſche Gebräuche, bei dem Oſterlamm mit geſehen. Wie die Juden den Ausgang aus Egypten verkündiget: ſo verkündigten die Chriſten dabei des HErrn Tod. Und muſte die Hoſtie auch ungeſäuert ſeyn. Sie ſezten ſich, zwölfe weiſe an einen Tiſch. Sie brachen das Brod, und gaben es einander in die Hände. Sie reichten einander den Becher zu, und lieſen jeden daraus ſelbſten trinken u. w. d. m. davon zu handlen, allhier zu weitläuftig fallen würde. Weil nachhero in dem Chriſtenſtaat, mehr zum Anſehen, als Erbauung, vieles geändert worden. Und kam ſonderlich in der Mark Brandeburg es faſt verächtlich heraus, daß man in den Kelch ein Röhrlein geleget, daraus der Communicant den Wein ziehen müſſen, damit er deſſen nicht zu viel bekäme. Welches Spener an manchen Orten abgebracht und deſſen in ſeinen Bedenken gedacht hat.

(7) Dann dem Allmächtigen GOtt kan man ja nichts wünſchen; was er nicht haben ſolte.

(8) Davon in der Gemara in der Formel vorkommet.

(9) Burmanno diſp. 8. de Synag. H. Grotio de cœnae adminiſtratione; ubi paſtores non ſunt; Dottwello de jure laicorum Sacerdotali, und noch lezters von dem Herrn geheimen Rath Böhmer in diſſert. IV. juris eccleſ. antiqui cap. 6. woſelbſten deutlich erwieſen; daß das Heil. Abendmahl nicht ſowohl von der Prieſterſchaft allein; als vielmehr einem jeden Hausvater, gleich den Juden das Oſterlamm, gehalten und vollzogen worden.

(10) Welche Weiſe auch ſo gar die Chriſten verführet; daß ſie, bei ihrem Geſundheittrinken, ſich mit dem Creuz Chriſti geſegnet, welches ihnen Nazianzenus in Orat. in Julianum I. pag. 37. verweiſet. Bei den Heiden war die 1) Geſundheit dem Mercurio; die 2) denen drei Gratien; die 3) dem Jupiter gewidmet.

(11) Rhodiginus lib. XXVIII. c. 4.

(12) Dahero die Taufe auf den Gräbern entſtanden. Pindarus in Iſthm. Oda VI.

(13) Libare kommt von Lippen und von dieſem das Wort Lieben her. Dann das Zeichen davon war das Anrühren mit den Lippen, und, wann die Perſon damit nicht abzureichen geweſen, das Zuwerfen mit der Hand oder mit dem Becher und Zutrinken.

(14) Wovon Turnebus de abuſu vini p. 27. Stukius lib. III. c. 13.

(15) Wovon Cluverus ad Tacitum de morib. Germ. und Conringius viele Schriftſtellen der Alten geſammlet. Wie ſie dann auch beim Geſundheittrinken noch dreiſter worden, und ſich blutig gerizet: ſo dann das Blut in das Getränke laufen laſſen und ſolches beiderſeits vermiſchet getrunken und Brüderſchaft dabei gemachet. Wovon in vita Juſtiniani M. cap. 8. §. 56. not. 431.

(16) Welche Formel die Römer gebrauchet, davon Sturmius lib. III. c. 14.

(17) Wie dann deswegen niemand Bediente von Herren, die einen Rangſtreit gehabt, zuſammen ſitzen dürfen, um in der Geſundheitsordnung nicht anzuſtoſſen. Und iſt die Schweinerei eines Bedienten bekannt: der, als der andere nicht mehr ſeines Herrn Geſundheit Beſcheid thun mögen, er den Finger in den Hals geſtecket, unter den Worten: ſo wolle er auch des Herrn ſeine vorige Geſundheit nicht im Leibe behalten.

(18) Welche Weiſe in dem Riswikiſchen Frieden von dem mediatore, als ein Geſeze, aufgebracht und eingeführet worden.

(19) Wovon Rhodiginus, Stukius u. a. gehandelt.

(20) Der gröſſeſte Ernſt wird im Reichs Abſch. Trier part. I. artic. IV. §. 5. bewieſen. Wiewohl das Zutrinken in vorgehaltenen Reichstagen höchlich verbotten, ſo iſt es doch bishero wenig gehalten worden. Ein Juriſt hätte dabei vieles zu bedenken.

E N D E.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,
oder
auserleſene Sammlungen
von allerlei
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen herausgekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen,

welches in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens,
mit
Einrukung vieler ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen,
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

VI. Theil.
(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt mit des Verfaſſers Schriften.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem ſechſten Theil dieſer Sam̄lungen vorkommen.

Vom Lobe GOttes, p. 1.
Von der Neigung zu wünſchen, 8.
Anmerkungen zu dem Charakter der Nordamerikaniſchen Wilden, 11.
Was von den ausländiſchen Arzeneimitteln zu halten ſey? 19.
Von den groſſen Abſichten, 22.
Von einer guten Lebensart, und der Gelegenheit, ſich ſeines Guts zu erfreuen, 24.
Unterſuchungen der vorgegebenen Erfahrungen, von der Wirklichkeit der Kunſt, geringere Metallen in Gold zu verwandeln, 27.
Wie die Eisgruben anzulegen? und wie weit ſolche nüzlich ſind? 31.
Von unglüklichen Ehen, 32.
Von denen Raben, Krähen oder Dohlen, und deren Abſicht und Nuzen, 36.
Gedanken von den Figuren des Eiſes, 38.
Von den Kleidern, und der daher rührenden Kleidermode, 44.
Von der Sonntags- oder Sabbathsfeier, 49.
Entwurf eines Plans, nach deſſen Ausführung ein Menſch ohnfehlbar glükſelig ſeyn kan, 51.
Unterſuchung, ob und wie weit die Völkerwanderungen in den mittlern Zeiten den Verfall der Wiſſenſchaften verurſacht haben? 57.
Moraliſche Todesbetrachtung, 63.
Von der Wahrheit der Auferſtehung der Heiligen, die bei Jeruſalem mit Chriſto auferſtanden, 65
Verſuch, den ſcheinbaren Widerſpruch zwiſchen Marc. 16. v. 13. und Luc. 24. v. 34. auf eine bequemere Art zu heben, als bisher geſchehen iſt, 69.
Oeconomiſche Nachricht, wie die Kerne und Saamen der Gebüſche zu Anlegung der Hecken um die Aeker zuzubereiten, 72.
Gedanken über den Unterſchied der obern und untern Erkäntnis- und Begehrungskräfte, 72.
Einen Reiſewagen zu einer Camera obſcura einzurichten, 79.
Mittel, auf eine beſondere Art zu Inſecten zu gelangen, und ſie zu verwahren, nebſt einigen andern hieher gehörigen Sachen, 81.
Erweis, daß die unter der Erde verborgene Luft die Urſache derer feuerſpeienden Berge ſey, 85.
Von den Urſachen der unglüklichen Heirathen, 89.
Von der Unbarmherzigkeit gegen den Thieren, 96.
Die Nuzbarkeit des Hinausſehens zum Fenſter, 99.
Getheilte Sinnen, 103.
Mediciniſche Anmerkung von der ſchädlichen und giftigen Art der Brechmittel, ibid.
Gründlicher Erweis, daß heftige Purganzen nicht anderſt, als Gift anzuſehen, und wie man durch Misbrauch derſelben leicht ungeſund werden, oder gar das Leben einbüſſen könne, 107.
Von der giftig und ſchädlichen Art der Mercurialmedicamente, 116.
Von dem ſchädlichen Misbrauch der Schlafmachenden und Schmerzſtillenden Medicamente, 122.
Von dem höchſtſchädlichen Misbrauch einiger aus dem Golde, Blei, Kupfer, auch andern Mineralien, präparirten Medicamente, 127.
Von unzuverläſigen Medicamenten, 130.
Vom Vorurtheil, 140.
Von der Policei, 143.
Betrachtung des Biers, 145.
Von denen, die beſtändig in Gedanken ſind, 147.
Von den Sitten einiger, die gebrechlich ſind, 148.
Vom Donnerkeil, 149.
Ob ſich ein Geſchlecht der Thiere in das andere, oder ein Weiblein in ein Männlein, verwandeln könne?

Beweis, daß derjenige, der durch ſeine eigene Schuld in Noth gerathen, mehr Mitleiden verdiene, als ein anderer, der ohne ſeine Schuld unglüklich iſt, 155.
Von dem rechten Gebrauch und Misbrauch des Schnupftabaks und anderer Niespulver, 158.
Die Mode, 167.
Von dem verſchiedenen Geruch, 169.
Beſchreibung der Hypochondrie, deren eigentlichen Urſachen und Cur, 170.
Vom rechten Gebrauche der Gemüthskräfte, in Abſicht der Geſundheit, 183.
Von einigen neuen und ſehr wichtigen Vortheilen in der Chymie, 190.
Von den Originalgeiſtern und Kopeien unter den Gelehrten, 195.
Reiſebeſchreibung eines unterirdiſchen Bürgers in unſere oberirdiſche Welt, 197.
Betrachtung von ungleicher Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, 203.
Schweizermahler über die Spizen, ibid.
Ganz neue Meinung von den Kinderblattern, 205.
Anmerkung über ein Sceleton, oder menſchlichen Beinkörper, im gemeinẽ Verſtand der Tod, ibid.
Merkwürdigkeit von einem Fiſch, ſamt deſſen Abbildung, 208.
Der Satyren-Feind, 209.
Von der gemeinen Art, Sächſiſch zu färben, ibid.
Brief vom Tabakrauchen, 210.
Merkwürdigkeit vom Electriſiren, 212.
Die Kunſt, mit guter Manier zu ſterben, ibid.
Beſondere Cur des Gehörverluſts, 215.
Erörterung der Frage: Ob die Teutſchen wohl thun, daß ſie den Franzoſen nachahmen, ibid.
Der Arzt und ſein Kranker; eine Poeſie, 220.
Vertheidigung der Schnürbrüſte v. einer Jungfer; u. dagegen gemachte gründl. Widerlegung, ibid.
Vom Verſtand, u. deſſen vielfältige Bedeutung, 222
Verſuch eines Teutſchen Wörterbuchs, 223.
Poeſie von einem Marktſchreier, 224.
Uber die eitele Kirchgänger, 225.
Die Nothwendigkeit, wohl Haus zu halten, 227.
Gedanken über die Frage: Was giebts Neues? 229.
Kleidercritik, oder mediciniſ. Kleiderordnung, 233.
Von dem filzigen Weſen, 246.
Das Gemeine, eine Poeſie, ibid.
Neue Entdekung von dem ſchädlichen Gebrauch des Kuchengeſchirrs von Kupfer, 247.
Vom Thau auf den Küchengewächſen, 249.
Von den beſten Verwahrungsmitteln bei herumgehenden Seuchen und Krankheiten, 250.
Merkwürdigkeit vom Doctor Bodenlos, 257.
Von der heutiges Tages ſo ſchlechten Eintracht in theils Familien, und die urſprüngliche Neigungen, wodurch nachgehends eben ſo viele ſich ins Verderben ſtürzen, 258.
Vom Spielen, 260.
Von den Klagen über ſchlechte Zeiten, 263.
Von der Schädlichkeit der Laurus- oder ſo genannten Mandelblätter, 267.
Oeconomie v. der Ordnung des menſchl. Leb. 268.
Eine Satyre auf einen Wittwer, und ins beſondere auf ſolche Jungfrauen, die ſich gerne zum Heirathen antragen laſſen, 271.
Der jählinge Tod, 272.
Phyſicaliſche Anmerkung von dem Zinngeſchirr, daß deren Gebrauch in gewiſſermaſſen in der Kuche der Geſundheit endlich ſchaden köñe, 273.
Von der Salomoniſchẽ Schiffahrt nach Ophir, 274.
Mittel wider einige Inſecten, als Raupen, Fliegen, Motten, und Milben, die die Bücher zerfreſſen, 275. u. f.
Ob es Krankheiten gebe, die geſund ſind, 279.
Vom Kanapee, 281.
Eine moraliſche Abhandlung in Abſicht auf die Trägheit, 282.
Von der Schädlichkeit des Kohlendampfs, 287.
Von der Kraft des Kalkwaſſers wider den Stein. ibid.
Von der Sparſamkeit der Alten, 288.
Wie die Ehrſucht die gröſte Zerrüttung unter den Menſchen anrichten, und nebſt den zwei andern Hauptleidenſchaften das Vergnügen derſelben verſtören könne, 289.
Eine aus einer Indianiſchen Handſchrift eines alten Braminen überſezte Abhandlung von den Schmerzen und von der Krankheit, 294.
Von dem Alter, ibid.
Erzählungen von einigen öconomiſchen Sachen, die beſſer genüzt, oder in der Haushaltung nüzlicher gebraucht werden können, 296.
Rechtliche Erläuterung des Evangelii v. Schalksknecht Matth. 18. v. 23. in Abſicht auf die heutige muthwillige Bankerutirer, 301.
Rechtliche Unterſuchung, wie das Bankerutiren u. Betrügen nach und nach durch die Handlung ſich eingeſchlichen? Und wie man ehedem nach Rechten mit dergleichen Leuten und Schalksknechten verfahren? 303.
Betrachtung über die Einfalt u. den Aberglauben, der um die heil. Weihnachtzeit ſich erneuret, 308
Entdekung die von Herrn Potts erfundenen vortreflich äuſerlichen Mittel, wider das Podagra, die Gicht, das Reiſſen, u. d. g. Zufälle. 310.
Gedanken von den äuſerlichen Sinnen, 312.
Nachricht von einem Mägdgen, das Spinnen gegeſſen, 314.
Wie man ſich für der Kälte verwahren, u. in Anſehung der Geſundheit dabei verhalten müſſe, 315.
Von der Gutherzigkeit, 319.
Von einem beſondern Nuzẽ des Ohrläppleins, 321.
Von den Pferden, und einigen Krankheiten derſelben, 322.
Schreiben, woriñ die Art, das weiche Holz zu Bauholze tüchtig zu machen, gewieſen wird, 335.
Daß ſchlimme Mittel zu einem guten Endzwek gebraucht werden, 339.
Beobachtungen von einigen Krankheiten, 341.
Neueſte Methode, kranke Seelen zu curiren, 342.
Vertheidigte Unſchuld des Kupfergeſchirrs, 349.
Von der Nachtigall, 352.

Vom

Vom Lobe GOttes.

Die Beförderung des gemeinen Beſtens iſt bisher der Hauptendzwek bei Ausfertigung dieſer Sammlungen geweſen. Sie ſollen dem allerhöchſten, würdigſten und nüzlichſten Gegenſtande aller unſerer vernünftigen und tugendhaften Betrachtungen gewidmet ſeyn. Das Lob GOttes ſoll darinn in ſeiner ungekünſteltſten und natürlichſten Geſtalt, folglich in ſeinem gröſten Reize, vorgeſtellet werden.

Wer recht geſchikt werden will, aufs deutlichſte und richtigſte einzuſehen, was es heiſſe, GOtt loben; und wer mit der lebhafteſten Empfindung an ſich ſelbſt zu erfahren wünſchet, wie höchſt verpflichtet wir Menſchen zu dieſer ewigen Pflicht ſind, auch wie unumgänglich nöthig ihre Beobachtung zu unſerer wahren Glükſeligkeit ſey: der wird ſich viel Erleichterung verſchaffen, wenn er aus den erſten menſchlichen Begriffen und Empfindungen etwa folgendes vorher recht unterſuchet hat, und als unleugbar zum Grunde ſezen kan.

1. Loben heiſt: Von einem Gegenſtande des Erkenntniſſes etwas Gutes gedenken, und wenn ſich Gelegenheit darzu darbietet, ſagen. Erſt muß von einer Sache oder Perſon etwas Gutes, oder Schönes, oder Vollkommenes erkannt und gedacht werden: Sodann wird auch ein zur Sprache geſchiktes Geſchöpf in dem geſellſchaftlichen Leben gar bald das, was es von ihr gedenket, mit Worten ausdrüken, und andern erzählen. Das innerliche Lob wird das äuſſerliche, oder mündliche gewis nach ſich ziehen, wofern nicht ſtärkere Urſachen von dem lezteren abhalten. Das Loben iſt im moraliſchen Verſtande ein wahrhaftiges, wenn Gedanken und Worte dabei mit einander übereinſtimmen. Fehlet dieſe Ubereinſtimmung, ſo wird es gar

leich in eine Falſchheit oder Schmeichelei verwandlet.

2. Zum Loben in dieſer Bedeutung wird ſchlechterdings ein vernünftiges Geſchöpf erfordert. Alle übrige, zwar beſeelte, aber nicht zugleich vernünftige, taugen nicht hierzu, wegen einer weſentlichen Einſchränkung ihrer Natur. Daher können ſie auch nie durch Unterricht und Kunſt dazu geſchikt gemacht werden, wie die tägliche Erfahrung an allen neben uns lebenden Thieren beweiſet. Ein jeder Menſch hingegen, bei dem ſich die erſte Anlage ſeiner vernünftigen Natur ſchon genugſam ausgewikelt hat, kan etwas loben. So geringe dieſe Bemerkung ſcheinen mag; ſo nöthig und wichtig iſt ſie doch für alle, die geneigt ſind, die Vorzüge recht einzuſehen, welche uns vor allen übrigen lebendigen Geſchöpfen der Erde geſchenket ſind, und die gerne bei einer jeden Gelegenheit die Würde des menſchlichen Geſchlechts zeigen wollen.

3. Uns Menſchen iſt eine **natürliche Begierde, gelobt zu werden**, angebohren. Ein jeder wohlgeſitteter kennet ſie aus eigener Empfindung. Sie rühret ſich in uns frühzeitig. Nach einer bekannten Erfahrung mögen Kinder ſich gerne loben laſſen. Und man hat alle Urſache, ſich alle gute Hofnung von ihnen zu machen, wenn man baldige und viele Merkmale dieſer Begierde an ihnen wahrnimmt. Sie muß bei einer verſtändigen Zucht nicht erſtiket oder geſchwächet werden. Vielmehr iſt ſie durch allerlei Mittel klüglich zu erweken, zu unterhalten, und vorſichtig zu regieren, damit ſie ſich gut auswikele, und auf wahrhaftig löbliche Dinge gerichtet werde. Die uns eingepflanzte Lobbegierde iſt eine herrliche Anordnung in der innerſten Anlage und Einrichtung unſerer vernünftigen Natur. Sie iſt eine Stimme GOttes, welche uns beſtändig beruft, antreibet und ſtärket wahre Vollkommenheiten zu ſuchen, und dem Guten nachzuſtreben. Denn ſonſt können wir nicht gelobt werden. Sie iſt der rechte Zügel, durch welchen ein zur Beobachtung der Moralität beſtimmtes Geſchöpfe gelenket werden muß. Die moraliſche Herrſchaft des Allmächtigen ſelbſt würde bei uns nicht ſtatt haben, wenn ſie in uns gar nicht entſtehen, oder völlig wieder ausgerottet werden könte.

4. Ein moraliſch gut beſchaffener Menſch bemerket allenthalben zuſörderſt das Gute. Und er iſt alſoſort geneigt und bemühet, es zu loben. Sein Lob breitet ſich über alles aus, was gut iſt, wo und bei wem es nur immer angetroffen werden mag. Loben iſt ſeine liebſte Arbeit. Sie kan auch in der That die allernüzlichſte heiſſen, woſern man nur, ſo viel möglich iſt, die Regeln der Wahrheit und Aufrichtigkeit dabei beobachtet. Denn, indem ich inſonderheit das Gute bemerke und rühme, was ich an den Perſonen wahrnehme, mit denen ich umgehe, und bei allen übrigen Gegenſtänden meines Erkänntnisvermögens: ſo wird mir ſelbſt das Gute immer mehr recht bekannt, und gleichſam gewöhnlich. Mein eigenes Herz wird dazu geneigt. Und ſo beſſere ich mich allemal ſelbſt, ſo oft ich etwas nach der Wahrheit lobe. Man erinnere ſich hierbei der vortreflichen apoſtoliſchen Regel: **Iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach.** Phil. 4, 8. Hingegen iſt das ein ſehr unglüklicher Gemüthscharacter, wenn man am liebſten die Unvollkommenheiten der Dinge betrachtet, und ſie zum Hauptinuhalte ſeiner Geſpräche machet. Der beſtändige Tadler und Spötter wird weder ſich ſelbſt noch andere beſſern. Elendes und widernatürliches Vergnügen derer, die alles Laſterhafte und Thörichte, was ſie nur jemals von andern Menſchen geſehen oder gehöret haben, bei einer jeden Gelegenheit recht mit Wohlgefallen ausbreiten! Und doch triſt man öfters ſolche Perſonen an, die überaus geſchwäzig ſind, ſo lange man ſich im Herdurchziehen anderer übet; hingegen gleich verſtummen, ſo bald etwas Gutes gelobet wird.

5. Eine jede endliche Sache hat ihr Lob; aber gewis auch ihren Tadel. Das eine kan der Menſch ſo wohl bemerken, als das andere. Er muß auch ſehr oft auf bei-

des zugleich achtſam ſeyn. Wie könte er ſonſt zu wahren Vorſtellungen und Urtheilen gelangen? Hieraus folget: Der Verſtändige und Tugendhafte, ob er gleich gerne und genugſam alles lobet, was Lob verdienet, muß doch dabei ſehr ſorgfältig ſeyn, damit er ſein Lob nicht übertreibe. Bei allen endlichen Dingen müſſen unſere Lobes-Erhebungen vorſichtig abgemeſſen werden, daß ſie nicht die wahre Gröſſe und Beſchaffenheit derſelben überſteigen. Man kan ſie leicht gar zu viel loben. Und ſo wird unſer Lob abgeſchmakt. Es kan auch auf mancherlei Weiſe ſowohl für uns ſelbſt, als für andere ſchädlich werden.

Sind ſolche und mehrere andere ähnliche Vorſtellungen in unſerer Seele gegenwärtig und recht lebhaft geworden: ſo beſinne man ſich, daß wir nach Anleitung unſerer ganzen Vernunft, und noch deutlicher und näher nach den Zeugniſſen der heiligen Schriften, ein Weſen kennen, **welches im allerhöchſten Verſtande gut iſt**: ein Weſen, bei dem lauter Gutes, und gar kein Tadel; bei dem ferner alles Gute auf einmal bei einander iſt, und zwar im allerhöchſten Grade, oder auf unendliche Weiſe. Dies Weſen iſt der, der allein HErr im höchſten Verſtande zu nennen iſt, der einige wahre Souverain, der allmächtige GOtt, der Urheber, Erhalter und Regierer der ganzen Schöpfung, der Brunnquell und Geber alles Guten, aller Vollkommenheiten. Wer ſich rühmen will, der rühme ſich deß, daß er den kenne. Und niemand mache Anſpruch an den Namen eines wahrhaftig vernünftigen und tugendhaften Geſchöpfes, wofern er nicht mit der tiefſten Ehrfurcht zu jeder Zeit den öffentlich bekennet, von dem ſein Daſeyn, und ſeine ganze Wohlfahrt in Zeit und Ewigkeit abhänget. Iſt er uns bekannt: wohlan! ſo geſtehe man, daß **ihm das höchſte, und ein unaufhörliches Lob von uns gebühre.** Folgende Abſäze können vielleicht zu dieſer Überzeugung etwas beitragen.

GOtt loben heißt nichts anders, als: **Gutes von GOtt gedenken und ſagen.** Dieſem ſehr leichten, aber höchſt fruchtbaren Begriffe wollen wir hier weiter nachſinnen. Das innerliche und das mündliche Lob GOttes iſt darinn mit einander verbunden. Das erſte iſt die Quelle, und ſezet ein richtiges und genugſames Erkäntniß von GOtt zum voraus. Das leztere wird, als eine Würkung, bald nachfolgen, da es uns durch die uns geſchenkte Sprache möglich iſt, und da wir dazu in dem geſellſchaftlichen Leben ohn Unterlaß Gelegenheit antreffen. Beides wird uns nachher auch zu einem **thätigen** Lobe GOttes recht ſtark verpflichten und antreiben. Das iſt: Wir werden unſere ganze Aufführung, ſowohl gegen GOtt ſelbſt, als gegen ſeine ſämtlichen Geſchöpfe, ſo einrichten, daß wir dadurch beweiſen, wir gedenken und ſagen von GOtt immer etwas Gutes.

Alles, was wir nur von GOtt nach der Wahrheit gedenken und ſagen mögen, iſt lauter Lob. Man betrachte, man erzähle von GOttes Daſeyn, Weſen, Eigenſchaften, Abſichten, Rathſchlüſſen, Gerichten, Offenbarungen, Werken, was man immer will. Allemal iſt es, ſo lange ſich nur kein menſchlicher Irrthum mit drein miſchet, etwas Gutes, folglich etwas Löbliches. Nichts alſo von dem, was ſeinen Geſchöpfen nur von ihm bekannt werden mag, darf verſchwiegen, verſtümmelt, verbeſſert werden. Hier allein gilt die nakteſte Wahrheit beſtändig, und am allermeiſten. Hier findet kein gemachtes Lob ſtatt.

GOtt allein iſt der einige Gegenſtand unſers allerhöchſten Lobes. Nie kan ſein Lob übertrieben werden; das heißt: Nie iſts möglich, daß man von ihm zu viel Gutes gedenke oder ſage. Man erhebe ſeine Vorſtellungen und Worte davon ſo viel man immer kan. Sie ſind allemal noch weit unter der Höhe, die wir zu erreichen trachten. Bis ins Unendliche können alſo die Kräfte unſers Geiſtes im Lobe GOttes geübet werden. Sie werden es nie erſchöpfen. Da uns nun GOtt ſo bekannt iſt, ſo müſſen wir, ſo oft wir endliche Dinge loben, unſere Reden von ihnen immer ſo ſorgfältig abmeſſen, daß wir dadurch nicht den ewigen Vorrechten GOttes zu nahe treten. Der wahre Verehrer GOttes wird niemals etwas Erſchaffenes vergöttern.

Blos vernünftige Geſchöpfe ſind geſchikt im eigentlichen Verſtande GOtt zu loben. Denn nur ſie können zum Erkänntniſſe und zur Verehrung GOttes gebracht werden. Und zuförderſt um ihrentwillen hat GOtt das Schöpfungswerk vorgenommen, auch bisher erhalten. Das unbeſeelte, oder blos ſinnlich belebte, was ſonſt zu dem Ganzen der Schöpfung gehöret, kan zum Lobe GOttes noch nichts beitragen, ſo lange noch kein vernünftiges Weſen in der Mitte aufgeſtellet iſt. Bis dahin iſt alles gleichſam unnüz: da der ſich ſelbſt allgenugſame GOtt keiner erſchaffenen Sache bedarf. Man trift kein Erkänntniß des Werkmeiſters an. Man höret alſo auch kein Lob deſſelben. Aber die vernünftigen Geſchöpfe erſcheinen. Alsdenn erſt iſt der Hauptendzwek der ganzen Schöpfung erreichet. Ihnen iſt ihr und aller Dinge Urheber bekannt. Alſo kan alles, was ſie ſowohl an ſich ſelbſt, als auſſer ſich erbliken, ihnen eine Erwekung, Anleitung und Materie zum Lobe GOttes werden. Durch ihre Betrachtung der erſchaffenen Dinge lobet alles, was da iſt, vom äuſſerſten Firſterne an, bis zum nächſten Sandkorne, den, der beides bereitet hat, beherrſchet, und ſich dadurch bekannt machen will.

Der vernünftigen Geſchöpfe höchſte Ehre und Seligkeit flieſſet aus beſtändiger Ausübung des Vorſazes, GOtt zu loben. Wird dieſer Vorſaz in ihnen erreget, und wenden ſie alle ihnen dargereichte, ſowohl die Natur- als Gnadenkräfte an, ihn ins Werk zu richten: ſo nehmen ſie einen ſehr ehrwürdigen Plaz im Gebiete des oberſten Monarchen ein. Sie ſind diejenigen Geſchöpfe, um deren willen das übrige hervorgebracht iſt, und auf deren Erhebung und Lob GOtt ſelbſt immer abzielet. Iſt hingegen in ihnen der unſelige Wille, als ohne GOtt zu leben, oder gar ihn zu verachten oder zu verläſtern: ſo werden ſie vielmahl unwerthere Geſchöpfe, als das niedrigſte Ungezieſer. Sie ſind ein recht abſcheulicher Gegenſtand in der ſonſt durchgängig guten Schöpfung. Zugleich machen ſie ſich ganz und gar ungeſchikt zu einer ſolchen Glükſeeligkeit, als GOtt den vernünftigen Naturen beſtimmet hat. Dieſe kommen nicht eher zu einer wahren Freude und Vollkommenheit gelangen, als bis ſie zu GOtt, dem höchſten Gute, geneigt ſind, und ſo, als er ſelbſt, geſinnet werden. Sie müſſen GOtt, als GOtt erkennen, verehren und lieben. Alsdann erſt kommen ſie zu einem recht gewiſen und lebendigen Erkäntniſſe der Wahrheit. Und ihre unendlichen Begierden können gehörig geordnet, gebändiget und befriediget werden. Je mehr ſie nun willig und tüchtig werden, GOtt zu loben, deſto mehr wächſet ihre eigene innerliche Vollkommenheit, folglich auch ihre Seligkeit. Verachten ſie dieſes einige Mittel dazu, ſo iſt keine wahre Gemüthsruhe und Wohlfahrt für ſie, weder auf der Erde, noch auſſer ihr, anzutreffen.

Den vernünftigen Geſchöpfen lieget ewig die Pflicht ob, daß ſie GOtt loben ſollen, GOtt ſelbſt fodert dies von ihnen. Gewis, der mus ſich ſehr unrichtige und kindiſche Vorſtellungen vom Lobe GOttes machen, der ſich noch im geringſten dran ſtöſſet, wenn man behauptet, daß GOtt unſer und aller ſeiner vernünftigen Heere Lob verlange, und zwar ein unaufhörliches. Man dringe mit ſeinen Betrachtungen hierüber nur tief genug bis in die innerſte Natur der Dinge hinein. Der Allmächtige bedarf freilich unſers armen und niedrigen Lobes nicht. Er iſt und bleibt der allſelige GOtt, wenn gleich nichts Erſchaffenes da wäre, das ihn loben könte. Aber, da er nun einmal nach ſeiner freien Macht Geſchöpfe hervorgebracht hat, die etwas von ihm gedenken und ſagen können (und unſer eigenes Bewuſtſeyn ſagts uns, daß wir Menſchen ſolche Geſchöpfe ſind): So prüfe man ſich ſelbſt nach ſeinen erſten moraliſchen Empfindungen, und fälle daraus das Urtheil, wie der weſentlich heilig und gute GOtt gegen dieſe Werke ſeiner Hände geſinnet ſeyn müſſe. Solte es ihm, da ſie würklich da ſind, wohl gleichgültig ſeyn können, was ſie von ihm gedenken und ſagen mögen? Treibt ihn nicht ſeine höchſte Heiligkeit an, unaufhörlich zu begehren, daß er von ihnen nicht als ein böſes Weſen, ſondern als der gute GOtt erkannt, und folglich von ihnen gelobet werde? Und nun bedenke man nach dem vorigen Abſaze ferner, daß bei dieſen Geſchöpfen gar keine wahre Ehre, Freude und Seligkeit ſtatt habe, ſo lange ſie nicht GOtt loben wollen. Was verlanget denn, o Menſch, GOtt von dir wenn er nach ſeiner weſentlichen Heiligkeit von dir fordert: du ſolſt ihn loben? Treibt ihn nicht dabei zugleich ſeine weſentliche Güte an, das von dir zu begehren, was dein eigenes höchſtes Lob und Glükſeligkeit iſt? GOtt bleibt der GOtt der Ehren, wenn du gleich nichts Gutes von ihm gedenken und ſagen wilt. Aber kanſt du denn wohl ein geehrtes und ſeliges Geſchöpf ſeyn, wenn du nicht auch an deinem Theile willig und bemüht biſt, ihn zu loben? Suche den Grund deiner ewigen Verpflichtung hierzu in dir ſelbſt, in deiner eigenen vernünftigen und Lob ſuchenden Natur. So wirſt du am leichteſten einſehen und empfinden, wie moraliſch nothwendig, und auch wie gut es für dich ſelbſt ſey, GOtt zu loben.

Man hüte ſich für ein geſchminktes Lob Gottes. Man ſey kein Schmeichler GOttes. a) Keine Vorſtellung iſt wohl ſo abgeſchmakt, daß ſie nicht würklich bei mehrern Menſchen herrſchen, und eine ſehr ſchädliche Kraft über ihr Herz haben ſolte. Was gilts, denen, welche die Erwekungen zum Lobe GOttes auſtößig ſind, ſchwebet das elende Bild gedungener Lobredner und Lobdichter vor Augen, Dieſe treten mit allen ihren Redner- und Dichterkünſten auf, um recht unverſchämt denjenigen zu erheben, den ſie doch oft in ihrem Herzen verachten. Ihr froſtiger Schwulſt und ihre ekelhafte Praleregen beſchimpfen in der That den Gegenſtand ihres gekünſtelten Lobes. Kein Tugendhafter wird ſichs wünſchen, auf ſehr geſchminkte Weiſe gerühmet zu werden. " Muß man dann nun, " ſo fragt man vielleicht, wenn man GOtt " loben ſoll, auch ſo redneriſch und dichter- " mäßig dabei verfahren?" Der Wahrheit ſoll hier nichts vergeben werden. Alſo wird geſtanden: der allerwürdigſte Gegenſtand der menſchlichen Rede- und Dichtkunſt iſt das Lob der Gottheit. Groſſe Redner, feurige Dichter können ihre Geſchiklichkeiten nicht rühmlicher und nüzlicher anwenden und heiligen, als wenn ſie dadurch die Ehre des Allerhöchſten auszubreiten ſuchen. Inſonderheit ſind gute geiſtliche Loblieder eine vortrefliche Zierde unſerer öffentlichen gottesdienſtlichen Verſammlungen. Und man hat gewis noch nicht Urſache, ſich über ihre gar zu groſſe Menge zu beſchweren. Aber dabei räumen wir zugleich gerne ein, daß auch das Lob GOttes geſchminkt werden könne: wenn nemlich bei einem Redner die Kunſt allein arbeitet, und das Herz nicht mit ſpricht; oder wenn der Dichter blos nach Einleitung einer erhizten Einbildungskraft, ohne eigene Andacht ſinget. Hieraus entſtehet kein natürliches, ſondern ein blos gekünſteltes Lob GOttes. Und dies wird wahren Verehrern des HErrn Himmels und der Erde gar leicht ekelhaft. Daher möchte man ſolchen Dichtern, von wel-

---

a) Der griechiſche Weltweiſe Maximus Tyrius, in der 4ten ſeiner moraliſchen Diſſertationen, welche vom Unterſchiede des Freundes und des Schmeichlers handelt, drükt ſich unter andern ſehr wohl alſo aus: " Der wahrhaftig " fromme Menſch iſt ein Freund " GOttes; der Abergläubige " hingegen iſt ein Schmeichler " GOttes. Gewis der Freund " GOttes iſt ein ſehr glüklicher; " der Abergläubige ein ſehr un- " glüklicher Menſch.

chen bekannt iſt, daß ſie ihre Muſe ſehr oft mit unreinen Liedern entweihen, wenn ſie ſich auch einmal ans Lob der Gottheit wagen wollen, allerdings zuruffen: Procul! Procul, profani! oder nach Jacob. 3, 12. ” Quillet auch ein Brunn aus einem Loche ſüs und bitter? ” Ferner iſt zu bedenken, daß man gar ſehr irre, wenn man ſich vorſtellet, man könne GOtt kein würdiges Lob bringen, wenn man nicht entweder ſelbſt ſich rednериſch und dichtermäſig dabei ausdrüken kan; oder wenigſtens ſich dabei der Arbeiten der beſten Redner und Dichter bedienet. Ohne allen Streit iſt das das ſchönſte Lob GOttes, welches ihm ohne Geräuſch, ohne Erhizung der Einbildungskraft und hochtrabende Worte, in der Stille in unſerm täglichen Leben geopfert wird. Die künſtlichen, geiſtlichen Loblieder ſind oft am wenigſten zu Erregung und Unterhaltung einer wahren Andacht geſchikt. Man lerne nur, immer mehr rechtſchaffen gegen GOtt geſinnet zu werden; So wird man bei einer jeden Gelegenheit, ohne alle Künſtelei, GOtt loben können. Auch der Einfältige, der ſo wenig hohe und prächtige Worte ſelbſt erfinden kan, als er das beſonders benuzen mag, was groſſe Redner und Dichter ſagen und ſchreiben, wird nach dem Antriebe eines gottſeligen Herzens, GOtt täglich ein andächtiges und würdiges Lob bringen köñen.

Wir Menſchen treffen ſchon hier auf der Erde in der erſten Periode unſers vernünftigen Daſeyns unerſchöpflichen Vorrath zum Lobe GOttes an. Man verſchiebe dieſe ſelige Arbeit nicht bis auf eine noch erſt zukünftige Welt, und auf einen erhöheten Zuſtand, den wir darinn hoffen. Man ſage nicht: ” Wir haben hier ein gar zu kleines, dunkles und ungewiſſes Erkänntniß von GOtt. Es fehlet uns an Materie, GOtt täglich zu loben.” Sie iſt vorhanden. Man bemerke ſie nur, und wende ſie pflichtmäſig an. Zwey unerſchöpfliche Quellen bieten ſich uns dar. a) Wir haben in chriſtlichen Ländern die nähere, und jezt ſchriftliche Offenbarung **des HErrn Himmels und der Erde zum Gebrauch.** Ihr Hauptinhalt iſt allenthalben das Zeugniß von GOttes Werken und Haushaltung unter den Menſchenkindern auf Erden. Hier iſt unendlicher Vorrath zum Lobe GOttes. Nicht allein die Lehren u. Ermahnungen der Schrift treiben uns an, lauter Gutes von GOtt zu gedenken und zu reden; ſondern auch die ganze heilige Geſchichte. Denn ſie iſt nicht eigentlich die Geſchichte der Menſchen; ſondern deſſen, was GOtt durch Menſchen, und an ihnen gethan hat. Und dies alles iſt immer höchſt löblich. Ich kan nun alſo GOtt loben, nicht allein wegen der erſten Geſchichte der H. Schrift, der Schöpfung aller Dinge, als woraus die ganze übrige Geſchichte der Welt, worin wir jezt leben, ihren Urſprung genommen; ſondern auch z. E. deswegen, daß er ſich dem Abraham ſo herrlich geoffenbaret, daß er durch den Moſes ſo groſſe Thaten ausgerichtet, daß er das Volk Iſrael ſo wunderbar geleitet, und in Ordnung gebracht, daß ſeine Vorſehung in dem Leben Davids ſo ſichtbar geworden ꝛc. So bald ich bei ſolchen Stüken der heiligen Geſchichte überlege, und davon rede, wie GOtt ſich darin, als der gute GOtt im höchſten Verſtande bewieſen: ſo ſind ja alle ſolche Gedanken und Worte lauter förmliches Lob GOttes. Und was wollen wir ſagen, wenn wir ferner ausdrüklich die groſſe Verſöhnung der Welt mit GOtt durch den Sohn GOttes nennen, die ſo deutlich allenthalben in der H. Schrift kund gemacht wird; und weñ wir an das Lob gedenken, welches GOtt deswegen auf Erden und im Him̃el gebracht werden ſoll? Gewis, niemals können wir etwas in den Göttlichen Büchern mit wahrer Andacht leſen, oder daraus erzählen, welches uns nicht die allernächſte Gelegenheit darböthe, GOtt zu loben. b) Allenthalben liegt **das groſſe Buch der Natur** vor uns aufgeſchlagen. Es enthält lauter ſinnliche Offenbarungen des Guten, ſo in GOtt iſt. Kennet und verehret man den groſſen und allgegenwärtigen Werkmeiſter aller erſchaffenen Dinge, ſo laſſe man auch bei ihnen die bekannte Regel unſers vernünftigen

tigen Verfahrens gelten: Man lobet den Werkmeiſter, indem man ſein Werk lobet. Man wird ihr ihre vollkommene Richtigkeit nicht abſprechen, ſo lange ſie bei menſchlichen Dingen angewandt wird. Deñ niemand wird ja wohl ſo unverſtändig werden, daß er, wenn er ein Werk erbliket, welches auf Erden nicht anders, als durch menſchlichen Beitrag entſtehen können, leugnen, oder nur dran zweiflen ſolte, es habe einen unter den Menſchen zum Werkmeiſter gehabt. Alſo giebt man dieſem gerne den Ruhm, der auf ihn zurük fällt, wenn man ſein Werk mit Wahrheit loben kan. Wie koñts denn, daß man ſich bei den ſämtlichen Schöpfungswerken noch erſt einige Bedenkzeit ausbitten mag, ehe man einräumet, daß auch ſie alleſamt einen einigen groſſen Meiſter haben, und daß dieſer das Gute, was in ihm iſt, dadurch offenbar machen wollen? Wer tüchtig heiſſen will, GOtt zu loben, mus mit der lebhafteſten Gewisheit zu jeder Zeit öffentlich geſtehen, daß das ganze Naturreich ein Reich GOttes ſey. Leget ein ſolcher aufrichtiger Verehrer GOttes nun den erſchaffenen Dingen das Lob bei, was ſie in der That verdienen: lobet er denn nicht würklich zugleich den Urheber derſelben? Wenn der Gottesfürchtige z. E. an einem ſchönen Tage ſaget: "Es iſt heute "herrlich Wetter;" oder bei Erblikung einer Blume: "Ein allerliebſtes Gewächs! ſo lobt er etwas, wovon er weis und bekennet, es ſey ein Werk GOttes. Folglich fällt dies Lob immer zulezt auf GOtt zurük. Doch, da der Gottesfürchtige ſich des Bekänntniſſes GOttes zu keiner Zeit ſchämet; vielmehr ſeine gröſte Ehre darin ſezet: So wird er beim Lobe der erſchaffenen Dinge ohn Unterlas gerne den groſſen Namen GOttes ausdrüklich gebrauchen. In ſeiner Sprache wird es alſo heiſſen, zum Ex. "GOtt giebt uns recht herrlich Wetter, ſchö"nen Sonnenſchein, fruchtbaren Regen ꝛc." Sodann verwandeln ſich unſere Gedanken und Reden von den ſichtbaren Dingen in ein recht formelles Lob GOttes. Wenn and wo fehlet uns hierzu Vorrath und Erwekung, da auch die Erde allenthalben voll der Güte des HErrn iſt?

Der wahrhaftig gottesfürchtige Menſch kan nie in ſolche Umſtände gerathen, daß er mit Wahrheit ſagen dürfte: Nun kan ich gar nicht mehr GOtt loben. Ich mus in Ausübung dieſer Pflicht völlig einen Stillſtand machen. Auch bei den härteſten Widerwärtigkeiten, in den ſchwerſten Unglüksfällen, in den heftigſten Schmerzen, in der Todesſtunde ſelbſt, kan ſein Herz und Mund voll des Lobes GOttes bleiben: wenigſtens muß die Begierde, GOtt zu loben, auch alsdenn nicht in ihm ausgerottet, oder völlig unwürkſam ſeyn. Freilich mögen wir, ſo lange wir noch Fleiſch und Blut an uns tragen, nicht immer mit gleicher Lebhaftigkeit GOtt loben. Ein unverſtändiger Maraliſt mag fordern, daß man das Schmerzhafte und Traurige gar nicht mehr empfinden ſolle. Aber mitten unter ſolchen Empfindungen findet doch noch allemal, ſo bald wir uns unſer ſelbſt recht bewuſt werden können, ein Lob GOttes ſtatt. Ein Hiob ſagte, nachdem er alle Trauerbothſchaften angehöret, und ſehr wohl empfunden hatte, wie viel ihm genommen ſey: Der Name des HErrn ſey gelobet! Der Kranke kan, ohngeachtet aller Schmerzen, doch Gutes von GOtt gedenken und reden. Und iſt er nicht hierzu verpflichtet? Kan auch wol eine gröſſere Erquikung und Stärkung in ſeinem Leiden erdacht werden, als das Lob GOttes?

Wer ein Verehrer GOttes ſeyn will, handelt unverantwortlich, wenigſtens iſts bei ihm eine groſſe Schwachheit, wenn er gar zu gerne, zu ſehr, zu oft ſeufzet und wehklaget. Gar leicht verwandelt ſich das gewöhnliche Jammern in eine heßliche Undankbarkeit gegen den oberſten Beherrſcher; ja in ein offenbares Murren wider ihn. Und wenn man auch ſchon ſo weit nicht verfällt; ſo macht man ſich doch dadurch gewis ungeſchikt, GOtt zu loben. Auf! Schmermüthiger! Dir thut etwa dein kleinſter Finger wehe. Zürne nicht deshalben mit dem Allmächtigen. Fordere nicht, daß die Ordnung des Ganzen ſtille ſtehen und geändert werden ſolle, damit du von deinem kurzen Leiden ſogleich befreiet werdeſt. Fange an, von dem unzähligen Guten, was dir von GOtt, ſowol aus dem Buche der H. Schrift, als der Natur bekannt iſt, etwas zu bedenken, und zu erzählen. Dein Gemüth wird ſodann bald heiter werden. So lange du dir nicht recht vornehmen wilt, GOtt zu loben, iſts nicht möglich, daß du ein wahrhaftig fröliches Herz bekommen kanſt: und am allerwenigſten zu der Zeit, wenn du von widrigen Empfindungen angefochten wirſt.

GOtt hat unzähliche vernünftige Heere, die ſein Lob verkündigen, und die zum Theil dies ſchon jezt auf viel vollkommnere Weiſe thun, als uns Menſchen möglich iſt, ſo lange wir noch in der erſten Periode unſers vernünftigen Daſeyns ſtehen. Dieſe Betrachtung ermuntert uns ungemein, den Plaz gut zu bekleiden, welcher uns bis jezt noch in dem Gebiete GOttes angewieſen iſt. Durch uns ſoll GOttes Lob auf Erden ausgebreitet werden. Alles, was wir um uns erbliken, beziehet ſich auf uns, damit wir hierzu unerſchöpflichen Vorrath antrefen. Und in allen Erdgegenden lehret die Erfahrung genug, daß wir allein unter den uns bekannten ſinnlichen Geſchöpfen zu dieſem hohen und ſeligen Geſchäfte taugen. Aber GOttes Gebiet iſt unweit gröſſer; und die Geſellſchaft derer, die ihn loben, viel mannigfaltiger und zahlreicher. Wir haben an andern Orten der Herrſchaft GOttes Gehülfen im Lobe des Allmächtigen. Und mit dieſen ſtehen wir in der genaueſten Verbindung, da wir mit ihnen einerlei Arbeit treiben, einerlei Ehre und Seligkeit ſuchen. Was wird das einmal für Freude ſeyn, wenn wir, nach wohl erreichtem Schluſſe unſers jezigen Lebens, in die Geſellſchaft ſo vieler anderer höchſtſeliger Geſchöpfe gerathen; und wenn wir zugleich mit ihnen unaufhörlich das Lob GOttes auf viel vollkommnere Art ausbreiten können, als uns hier in der Kindheit unſers Geiſtes möglich iſt!

Von der Neigung zu wünſchen.

Die Neigung zu wünſchen, die allen Menſchen ſo ſehr gemein iſt, entſpringt aus der Eigenliebe und aus der Kraft zu tichten: eben daraus aber läßt ſich abnehmen, daß ſie der Ausſchweifung unterworfen ſey, denn was wird mehr gemisbraucht, als die beiden Stüke? Wenn wir in allen Dingen richtig denken, ſo ſind wir zum Uebermaſſe geneigt, wenn es uns ſelbſt betrift; und wo die Vernunft auch eine mehr als mittelmäßige Stärke hat, da erliegt ſie zuweilen unter der Einbildung. Wenn wir alſo in dieſen doppelten Hinterhalt zugleich gerathen, ſo iſt es ein Glük, wenn wir auf die Unkoſten einer kleinen Thorheit davon kommen.

Man behauptet hiermit nicht, daß ein Leben, wie das unſrige, der Wünſche entbehren könne; wir müßten eines höhern Grades der Zufriedenheit fähig ſeyn, als wir würklich ſind, wenn dies gelten ſolte. Vielmehr iſt nach unſrer jezigen Beſchaffenheit, der Genuß alles Gegenwärtigen ſo unvollkommen und dürftig, daß wir die Zukunft und die Hofnung dazu nehmen, und mit der Ausſicht in ein glüklicheres Leben die Verdrießlichkeiten und Fehler des gegenwärtigen erträglich machen müſſen. Es kommt nur drauf an, daß wir weiſe und geſezt genug ſind, mit einer gehörigen Schäzung unſrer ſelbſt, die Gegenſtände unſrer wahren Beruhigung gehörig zu unterſcheiden, daß wir die Vorſtellungen möglicher und zukünftiger Güter mit unſrer gegenwärtigen Zufriedenheit verbinden, und alſo die Begierden unſres Herzens nach dem Grade unſrer Einſicht mäßigen lernen. Ich bin Willens meinen Leſern an dieſer dreifachen Betrachtung gleichſam einen Leitfaden in die Hand zu geben, dem ſie ſich auf einem Wege, der an Irrgängen ſo reich iſt, ſicher werden vertrauen dürfen.

Die Vernunft, worauf unſer Geſchlecht ſtolz iſt, leidet nirgendwo ſtärkre Abfälle, als wo wir eigne Verdienſte beurtheilen ſollen. Eben dies aber iſt der Fall, da wir wegen unſers Glüks Vermuthungen anſtellen. Man wird wenige Menſchen über ihren jezigen Zuſtand klagen, als ſich wegen des künftigen Hofnungen machen hören, die nicht zugleich die Bedingung vorausſezen daß ſie eines beſſern Glüks würdig ſeyn. Alle Gedanken dieſer Art haben natürlicherweiſe eine gewiſe Zauberkraft, die uns nicht nur einnimmt, ſondern auch unendlich oft betrüget. Brauchet man noch etwas mehr, um misvergnügt zu ſeyn, und ſich in Wünſchen zu verlieren? Philedon iſt ein Menſch vom Mittelſtande, der ſein Auskommen, aber eben nichts drüber hat. Er leidet in ſeinen Augen ein ſehr unwürdiges Schikſal, daß er nicht viel etwas gröſſres iſt. Er ſiehet ſeine gute Frau, ſeinen Hausrath, ſeine Kleidungen und Mahlzeiten mit inniger Geringſchäzung an, wenn er ſie gegen ſeine angenehme Perſon, gegen ſeine Geſchiklichkeit und gute Art hält; die Folge von dieſem allen aber iſt, daß er wünſchet. Was iſt dienſtfertiger als die Einbildungskraft eines Thoren? Philedon ſiehet in ſüſſem Traume ein Serrail von Schönen, Zimmer mit Spiegelfenſtern, und eine Tafel mit dreierlei Weinen. Ich glaube das Schikſal hätte keine grauſamere Strafe für einen Phantaſten, als die Erhörung ſeiner Wünſche. Denn kennet ſich auch Philedon ſelbſt? Iſt er vielleicht nicht ſchon desjenigen unwürdig, ſo er beſizet; und wünſcht er ſich die Gründe einer wahren Beruhigung? Sind die ausgeſuchteſten Wollüſte dieſes Namens würdig? In den Augen der geſunden Vernunft ſind ſie ſehr auserweſentlich für den wahren Menſchen, man mag ſie wünſchen oder beſizen. Sie gehören mit der Ehre und den Reichthümern zu den ungetreuen Geſchenken des Zufalls, von denen wir vorher ſehen können, daß ſie ſo geſchwind vergehen werden, als diejenigen ſo ſchon vergangen ſind. Wie nun derjenige Menſch ſehr zu bedauren iſt, der ſeine Zufriedenheit auſſer ſich ſuchet, ſo ſind gleichwohl die meiſten Wünſche der Menſchen nichts anders, als Abdrüke dieſes phantaſtiſchen und unzufriednen Gemüthszuſtandes.

Stilpo ein Weltweiſer von Megara ſahe ſeine Vaterſtadt dem Erdboden gleich machen, ihre Koſtbarkeiten im Rauch aufſtiegen, und ihre Bürger in die Sclaverei führen. Der Sieger fragte ihn, wie viel er dabei verlohren habe? Nichts! antwortete Stilpo, denn der Krieg beraubt die Tugend nicht. Iſt der Genus der Erkenntnis, der Zufriedenheit und eines guten Herzens ſtark genug, uns gegen den Verluſt der äuſſern Güter zu wafnen; wie gleichmüthig wird er nicht unſre Wünſche dagegen machen? Der natürlichſte Rath iſt daher, daß wir unſre Beruhigung in Gütern ſuchen lernen, die in unſrer Wahl ſtehen, die wir nie vergeblich wünſchen dürfen, weil wir ſie uns durch edelmüthige Entſchlieſſungen eigen machen können, denen endlich die Sehnſucht der ſchlechtern Welt, das Glük und der äuſre Wohlſtand als Belohnungen von ſelbſt folgen. Die Schriftſteller die den Weiſen geſchildert haben, machen dieſe ſanfte Gemüthsſtille, dieſe Entledigung von allem Stolze und eitlen Wünſchen zu einem Hauptzuge ſeines Characters. Wenn wir einen aufgeklärten Verſtand, ein durch Gottesfurcht und ungeheuchelte Tugend ausgebeſſertes Herz, und die Uberlaſſung unſrer übrigen Wünſche in den Willen der göttlichen Vorſicht zuſammen nehmen, ſo weis ich auch wahrhaftig nichts erhabners und ſelbſtändigers, daß ich ſo rede, für einen Menſchen, als dieſe ſtolze Zufriedenheit, die in dieſem Leben nichts zu wünſchen hat, als Fortgang und Dauer.

Das häufige Gegentheil dieſes erwünſchten Zuſtandes veranlaste die zweite der obigen Regeln, daß wir uns nämlich die Vorſtellungen möglicher und künftiger Vortheile in dem gegenwärtigen Genus des Lebens nicht ſollen ſtören laſſen. Die Empfindungen haben natürlicher weiſe unter allen Vorſtellungen die gröſte Kraft; ſie erforderten auch die gröſte Aufmerkſamkeit, weil das Vergangne uns völlig entriſſen wird, das Künftige ungewis iſt, und alſo der Gebrauch des Gegenwärtigen hauptſächlich in unſrer Gewalt ſtehen ſolte. Ein Menſch der ſich der Einbildung und den Wünſchen überläßt, ſucht daher mit einer romanhaften Bemühung die Natur zu überſteigen, und iſt dem **Don Quixot** nicht unähnlich, der mit keinen einzigen gewöhnlichen Gegenſtande der Welt zufrieden iſt. Die Vorſicht gab uns dieſes kurze Leben, um jeden gegenwärtigen Theil deſſelben mit Zufriedenheit und gutem Gewiſſen zu erfüllen, um uns des Vergangnen mit Beruhigung zu erinnern, und das Zukünftige zur Einrichtung unſrer Thaten weislich vorher zu ſehen, und das Beſte von demſelben zu erwarten. Wir unſers theils verſaumen das Gegenwärtige, und ſchweiffen in eine Welt voll Möglichkeiten aus, an denen wir kein weitres Antheil haben, als dasjenige, ſo uns die Eigenliebe giebt; ja die in der That keinen Vorzug für unſren wahren Umſtänden haben, als nur in ſo fern ſie unſre Begierde verſchönert. **Orgon** iſt ein wohlhabender angeſehner Mann, und faſt nach allen ſeinen Umſtänden glüklich. Vor einigen Jahren aber war er noch ein Mutterſöhnchen, und hatte Geld genug zu reiſen. Hieraus, glaube ich, muß man die kleinen Grillen und die Anſtöſſe von Misvergnügen und Wünſchen erklären, die ihn von Zeit zu Zeit befallen. Seitdem er nämlich die groſſen Waſſerkünſte zu **Verſailles** hat ſprüzen geſehen, ſeitdem ihm zu **Rom** bei einer Proceſſion ein Seegen des Pabſtes getroffen, und er in den holländiſchen Spielhäuſern getanzet hat, wünſcht er ſich von allen den Orten weg, wo er doch eigentlich nur in der Welt zu etwas nüze iſt. Ach! die Pferderennen, die Rinderbraten und das Weisbier in **London**, die Geſellſchaften in Frankreich, die Opern in Venedig, und die Caffeehäuſer in Holland! Was ſind doch alle Dinge dieſer Art an andern Orten dagegen! Ich ſtehe faſt dafür, daß **Orgon** in ſeinem Amte verdrieslich, in ſeinem Hausweſen mürriſch und nachläſig iſt, weil er ſich täglich einmal an einem dieſer Orte zu ſeyn wünſchet, und weil er ſich in Gedanken immer mit allen möglichen Luſtbarkeiten unterhält, die jezt vielleicht bei dieſer und jener Jahrszeit, bei ſolchen und ſolchen Feſttagen vorgehen werden, und denen er eben deswegen abſagen mus, weil er nicht mehr auf Reiſen iſt. Eine dergeſtalt auf Unkoſten der geſunden Vernunft und der Pflicht bereicherte Einbildung, iſt für eine Gemüthskrankheit zu halten. **Orgon** würde ein beſſrer Menſch, ein beſſrer Bürger und Hausvater ſeyn, wenn er gelernt hätte das Gegenwärtige nuzen, wenn er weniger geſehen hätte, oder weniger begehrte, wenn er endlich alle Vorſtellungen aller möglichen genoſſnen Vergnügungen ohne Beeinträchtigung ſeiner jezigen Zufriedenheit zu wiederholen wüste. **Druſilla** die jung verwittwete Tochter einer ſehr reichen geizigen Mutter, iſt eine eben ſo thörichte Wünſcherin. Weil ſie noch nicht Jahre und Verläugnung genug hat, die Regungen des Geſchlechts und der Ehre zu vergeſſen, weil ſie ſchön iſt und Geſchmak hat, weil ſie endlich dem wohlgewachſnen Herrn **Rodomont** ihre Hand verſprochen hat, ſo wird ihr die Zeit unerträglich lang, ehe ſie reich werden wird. Einige hundert Thaler Einkünfte reichen zum Unterhalte des Lebens und des Liebhabers nicht zu. Beide leben alſo auf Schulden und gutes Glüke, und die erlaubteſten ihrer Wollüſte ſind faſt noch ihre Wünſche. Die Schöne rechnet augenbliklich alle Capitalien, alles Geſchmeide und Silbergeräthe her, ſo ſie zu erben hat, wenn der Liebhaber in Gedanken zu ſizen anfängt; dieſer beſinnt ſich, und trinkt in ſchlechtem Weine ihre Geſundheit, auf den baldigen Tod einer Mutter, eines reichen Vetters und alten Pathens. Thörichte Wünſche! und ein noch thörichteres Leben, das von keiner gegenwärtigen Zufriedenheit weis, und ſein ganzes Wohlſeyn von entfernten und ungewiſſen Hoffnungen erborget!

Dennoch iſt es kaum glaublich, wie ſehr Träume dieſer Art die Herzen der Menſchen erhizen können. Wenn es ordentlich zugienge, ſo ſolten wir auch nur eine Sache in dem Grade begehren, als ſie es verdient. Das Wahre, Gewiſe und Zuverläſige würde uns daher mehr rühren, als das Falſche, Ungewiſe und Zweifelhafte; alle unſre Neigungen aber würden nur den Würdigen offen ſtehen. Wer aber kennet die Künſte des Irrthums und der Begierde nicht? Hirngeſpinnſte, die unſer ganzes Blut in Bewegung ſezen, mögliche Fälle, die uns veranlaſſen, für Freuden aufzuſpringen, ob ſie gleich zehen Bedingungen voraus ſezen, ehe ſie ſich nur denken laſſen, eingebildete Trauerfälle, die uns für Schreken kalt machen, ob wir ſie gleich nie erleben werden. Es iſt begreiflich, daß die Wünſche auch aus dieſen Geſichtspuncte betrachtet, oft viel ungereimtes enthalten. Je ungewiſer, zweifelhafter und entfernter die Güter ſind, auf deren Vorſtellungen die Wünſche beruhen, je weniger Zeit verdienten dieſe ſelbſt einzunehmen, je weniger ſolten ſie uns die Herzen rühren, und in unſre Thaten einflieſſen, je überhingehender ſolten wir uns mit ihnen beſchäftigen. Bringt aber der ſchöne Nireus nicht viele Tage und Monden vergnügt und lächelnd an einem gewiſen Fenſter zu, weil er eine vornehme Schönheit in Gedanken hat, mit welcher er gleichwohl vernünftiger weiſe keine nähere Verbindung zu hoffen hat. als ſeine getreuen Wünſche? Irus, ein Zahnbrecher, hat in die Reichslotterie geſezt, und ſeitdem auf die Erfüllung ſeiner Wünſche ſchon ſeine Nahrung fahren laſſen, und ſich zur Ruhe begeben. Doch die Rechnung mit dem Honigstopfe wird bei dieſer Gelegenheit ſo unzählig oft in der Welt gemacht, als das Sprüchwort in die Erfüllung geht: Wir glauben leicht, was wir wünſchen. Auf dieſe Thorheit hatte die dritte meiner obigen Regeln ihre Abſicht; die Geſinnungen meiner ehrwürdigen Freunde, der weiſen Druiden, aber enthalten folgende Reime:

Entfernt von Wahn und Stolz, der kleine Herzen bläht,
Wohnt hier des Lebens Ruh rein, helle, gleich und ſtät,
Wie um den breiten Fus von unſern alten Eichen,
Die ernſte Stille herrſcht, der unſre Tage gleichen.
Zufriedenheit war ſtets des Weiſen kenntlichs Loos.
Beim Zufall wechſelfrei, und ohne Glüke gros.
Die Tugend wird beſchimpft durch unempfundne Lehren,
Und wo die Wahnheit würkt, da mus das Herz ſie hören.
Was wünſcht ſich drum mein Herz, wenn es die Wahrheit hört?
Nicht Wolluſt, Ruhm und Gold, das im Genus bethört.
Zuerſt laß deine Huld o Vorſicht! mich genieſſen,
Bis nahe bei der Gruſt die Tage ſorglos flieſſen!
Geiſt, Unſchuld und Geſchmak ſey denn mein ſüſtes Theil,
Mir baue Lieb und Huld ein unberühmtes Heil,
Die Weisheit lehre mich die wahre Ruh des Lebens!
Ich wünſche nicht zu viel, drum wünſch ich nie vergebens.

Anmerkungen zu dem Character der Nordamerikaniſchen Wilden.

An Herrn L=S=Z=.

v. Haller.

Vergebens rühmt ein Volk die Unſchuld ſeiner Sitten,
Es iſt nur jünger ſchlimm, und minder weit geſchritten.

Hochgeſchäzter Freund,

WEnn es wahr iſt, daß zu einem Menſchen etwas mehr gehöre, als aus Leib und Seele zu beſtehen, oder, wie einige alte Weltweiſe geglaubt haben ſollen, lachen zu können; ſo iſt es gar nichts ungereimtes, daß ein Philoſoph, der nicht mehr Lebensart hat, als Diogenes, in einer groſſen Geſellſchaft aufſteht, Menſchen zu ſuchen, und ich kans wohl begreiffen, daß er öfters ſo unglüklich ſeyn könne, nirgends einen zu finden. Die Menſchengeſtaltigen Thiere, unter welchen Herr Linnäus die Menſchen, die Affen und das Faulthier begreift, haben die Geſtalt der Leiber und Seelen miteinander gemein. Die Menſchen ſelbſt ſind, nach eben dieſes berühmten Naturforſchers Eintheilung, in Abſicht der Farbe entweder Europäer, Afrikaner, Aſiaten, oder Amerikaner; und dieſes iſt das einzige Mittel, woraus der groſſe Hauſe beweiſen kan, daß er zu den Menſchen gehöre. Allein bei den Weltweiſen iſt es mit dem Titel der Menſchlichkeit eben ſo, wie mit dem Begriffe des Adels und des Lebens. Sie ſind ſo eigenſinnig, daß ſie nicht jeden Bürger, der ſo reich und ſchwach geweſen iſt, ſich einen Adelsbrief zu kaufen, edel nennen, oder von einem Menſchen, deſſen Puls noch ſchlägt, ſagen wollen, daß er lebe. Gleichergeſtalt ſehen ſie auch nicht darnach, ob jemand vier Vorderzähne habe, um ihm den Namen eines Menſchen beizulegen. Sie prüfen ihn vielmehr nach den Gaben des Geiſtes, den Haller den wahren Menſchen nennt, und den nur ein la Mettrie leugnet. Ich brauche es ihnen nicht zu ſagen, worinn dieſe Vorzüge des Geiſtes beſtehen, und

= = = wer das zu fragen hat,
Der iſt nicht werth es zu erfahren.

Können Sie es mir nun wohl verdenken, wenn ich zuweilen in einer groſſen Geſellſchaft heimlich glaube, daß ich allein bin, und die ganze Laſt der Einſamkeit zu empfinden ſcheine? So iſt es mir noch geſtern gegangen. Ich ſas mit einer zahlreichen Geſellſchaft zu Tiſche, wo alt und jung allerhand Sachen vornahmen, woraus man ſchlieſſen ſolte, daß ſie dächten. Sie ſprachen, ſie lachten, ſie machten nachdrükliche Mienen u. Geberden: aber es war alles von Nichts und über Nichts. Eine Stunde, nachdem der Wein aufgeſezt worden war, klärte ſich alles auf; da waren ſie alle betrunken, und von Sinnen; da hatten ſie den Zwek ihrer Zuſammenkunft erreicht. Wir giengen auseinander, ohne uns anzuſehen, oder Abſchied zu nehmen; es war allen ſchlimm, und jeder ſahe vor ſich hin an einen einzigen Ort, und erzählte Geſchichte aus einer andern Welt. Ich gieng mit Abſcheu und Verachtung von dannen, und dachte im Weggehen, mit jenem Dichter:

So ſchmekt ein Thor von dieſem kurzen Leben
Die wilde Frucht, die ſtets den Nachſchmak bitter macht.
Er ſtirbt, ſein Geiſt wird roher aufgegeben,
Als ihn kaum die Natur vor dem hervorgebracht
Er läſt, ſtatt reif zu ſeinem wahren Glüke,
Als Greis, die Welt noch viel zu früh zurüke.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich das neueſte Stük von Herrn Maty, das Sie mir zuzuſenden die Güte gehabt hatten; und es fiel mir beim Durchblättern der Character derjenigen Wilden in die Augen, die in dem nordiſchen Amerika wohnen, wo ſie Herr Joſeph Robſon, bei ſeinem ſechsjährigen Aufenthalte in den Gegenden der Hudſonsbay, hat kennen lernen. Ich verglich dieſe Menſchen, die, wenn wir unſre Erde als ein Haus in der groſſen Welt betrachten, mit uns noch in einem Zimmer ſind, mit jenen aufgeklärten Europäern, die während der Zeit vermuthlich ihren Rauſch ausſchlafen, und ich fand, daß die Worte des Herrn v. Hallers, die ich zur Uberſchrift dieſes Blattes erwählt habe, in der That völlig gegründet wären, und daß wir gar wenig Urſache hätten, uns über eine Nation ſo weit zu erheben, die wir aus Ubermuth oder Irrthum Wilde nennen.

Dieſe Amerikaner würden ſchon der Geſtalt nach ungemein wenig von den Europäern verſchieden ſeyn, wenn ſie nur nicht das Unglük hätten, daß ihnen die Haare und der Bart mangeln. Hierdurch iſt ihnen der Vortheil entzogen, ſich die Haare abſchneiden zu laſſen, um Peruquen zu tragen, und was iſt es alſo Wunder, daß wir Leute, die weder Bärte noch Peruquen tragen, für Ignoranten halten? Sie beſizen alle Fehler und alle Tugenden einer ungekünſtelten Natur. Sie ſind ungelehrt und ungeſchikt, dabei aber dienſtwillig und freundlich. Sie laſſen ſich gern zur Arbeit brauchen, und nehmen die Lehren an, die man ihnen giebt. Es iſt wahr, dieſer Character iſt eines theils niedrig. Man betrachte aber dieſe Leute zugleich auf ihrer guten Seite; man ſtelle ſie ſich als Sclaven vor, die das Schikſal ihrer Geburt und Auferziehung zu nichts ſonſt geſchikt gemacht hat, als andern Menſchen zu dienen; ſo ſind ſie in dieſer Abſicht die nüzlichſten und brauchbarſten Geſchöpfe. Man mache die Vergleichung mit ihren europäiſchen Brüdern, und man wird, von dem niedrigſten Pöbel an, ſogar verſchiedene Stände durchgehen können, da man immer finden wird,

Nichts ſey verwegner, ſtolzer, kühner,
Als kleiner Herren kleine Diener,
So oft man ihrer nöthig hat.

Die Unempfindlichkeit iſt der Grundris des Characters dieſer Amerikaner. Iſt ihre Jagd glüklich geweſen; ſo thun ſie eine Mahlzeit, woran ſich drei bis vier Europäer ſatt eſſen könnten: allein ſie ſtehen auch dagegen den Hunger drei bis vier mal länger aus, als ſie. Da dieſes ein gewiſſes Kennzeichen ihrer dauerhaften und abgehärteten Leibesbeſchaffenheit iſt; ſo könnte man wohl fragen, ob eine ſolche harte Lebensart an Leuten, die zum Dienſte gebohren ſind, nicht lobenswürdig wäre? Carl der zwölfte, König in Schweden, mus wenigſtens dieſer Meinung geweſen ſeyn: denn er machte, als er Norwegen mit Krieg überzog, an ſich ſelbſt den Verſuch, viele Tage hintereinander zu faſten, und zum Beſchluß eine ganz ungeheure Mahlzeit zu thun, um ſeinen Soldaten hierdurch ein Beiſpiel zu geben, wie ſie ſich zu gewöhnen hätten.

Weil dieſes Volk die Meinung heget, daß ſich die Thiere deſto ſtärker vermehrten, je mehr ihrer getödet würden; ſo bringen ſie eine unbeſchreibliche Menge derſelben ums Leben, von welchen ſie nur die Zungen ſpeiſen; das übrige aber liegen laſſen. Solchergeſtalt verzehren ſie in wenig Tagen viel Nahrungsmittel, die ſie mit weniger Mühe erworben haben: und ſehen ſich bald hernach ſo weit gebracht, daß ſie vor Kummer und Elend umkommen möchten. In dieſem Zuſtande, worein ſie ihre Gefräſſigkeit und Enthaltſamkeit ſtürzen, ſollen ſie zuweilen die Häute, womit ſie ſich kleiden, und manchmal auch ihre eigenen Kinder verzehren. Man kan nicht ſagen, wie weit ihnen die Europäer in dieſer Ausſchweifung gleich kommen möchten, weil ſie ihnen zwar in dem Übermaaſſe in Eſſen und Trinken ziemlich wenig nachgeben; allein in Abſicht des neuen Vorrathes nicht leicht ſo verlegen ſind, daß ſie nicht alle Tage darinn ſolten fortfahren können.

Statt des Waſſers zum Waſchen, ſalben ſich dieſe Völker mit Oel und Fett. Dieſes mus kein neuer oder ganz wilder Gebrauch ſeyn, da David ſchon erwähnt hat, daß des Menſchen Geſtalt ſchön werde von Oel. Wenn ſie ſich recht ſchön auspuzen wollen; ſo bemahlen ſie das Geſicht roth und gelb, wie ſich das europäiſche Frauenzimmer roth und weis mahlet. Ihr Staatspuz beſtehet in einem Naſengehänge, und einem Stük Scharlach an der Seite des Kopfs. Zeuget es von mehr Geſchmak und Artigkeit, daß wir ſtatt der Naſengehänge Ohrengehänge, und ſtatt des Scharlachs ſchwarze Schönpfläſterchen tragen?

Nichts hindert die Amerikaner, mehr als eine Frau zu nehmen, als die Nothwendigkeit ſie zu ernähren. Hierinn gehen die Europäer auf zweierlei Arten von ihnen ab. Weil ſie nur eine Frau auf einmal nehmen können, ſo geſchicht es bei einigen mehrentheils ohne alle Überlegung, ob ſie dieſelbe werden ernähren können, und andre, die wohl die klügſten ſind, heirathen aus keiner andern Urſache, als um ſich ernähren zu laſſen. Wenn dieſe die Erlaubnis hätten, viel Weiber zu nehmen, ſo zweifle ich ſehr, ob ſie, wie die meiſten Amerikaner, ſich nur mit zweien würden begnügen laſſen.

In der Liebe haben ſie keinen feinen Geſchmak. Sie laſſen ſich von ihren Weibern bedienen, an ſtatt daß wir die unſrigen auf den Händen tragen. Sie halten wenig Umgang mit ihnen, da die europäiſchen Eheleute keinen Augenblik ohne einander leben können. Denn das ſind nur Figuren, wenn die Dichter ſagen:

Der Mann, der nach den Flitterwochen
Aus Liebe küſt, und nicht aus Pflicht;
Der mit der Frau ſo zärtlich ſpricht,
Als er ſonſt mit der Braut geſprochen,
Sie, wenn er Jahre hingebracht,
Nicht blos zur Concubine macht;
Ja, wenn ihr Herbſt ſchon näher rüket,
Sie, wie in ihrem Frühling küſt;
Der iſt ein Phönix, der entzüket,
Nur Schade, daß er ſelten iſt.

Was werden ſie aber dazu ſagen, mein Herr, wenn ich Ihnen melde, daß dieſe Leute ihre Weiber jedem Fremden für ein Glas Brantewein gern überlaſſen? Man mus es geſtehen, daß in Europa der Brantewein viel zu gemein iſt, als daß er dieſe Würkung thun ſolte. Man mus es alſo für einen eigenen Character dieſes Volks halten, daß ſie für ſtarkes Getränk ihre Weiber vermiethen, gleichwie es der Unterſcheidungs-Character eines europäiſchen Ehemanns zu ſeyn ſcheinet, dieſes nicht anders, als durch den äuſſerſten Zwang zu geſtatten.

Ein Mann, der ſich verheirathet, verläſt Vater und Mutter, um bei ſeinen Schwiegereltern zu wohnen, und ſie zu ernähren. Daher ſehen es dieſe Leute viel lieber, wenn ſie Töchter, als wenn ſie Söhne erzeugen. Sie nehmen alſo Weiber, mit Furcht, ſie ernähren zu können, in der Hofnung, Weiber zu zeugen, die ſie dereinſt ernähren. Wir nehmen Weiber, ohne zu wiſſen, wovon wir ſie ernähren ſollen, in der Hofnung, Kinder zu erzeugen, ohne uns zu bekümmern, wer ſie ernähren wird.

Die öffentlichen Feſte der Amerikaner werden eben ſo, wie bei uns, mit Tanzen und Singen hingebracht. Dabei ſind ſie groſſe Liebhaber vom Tobakrauchen, und bedienen ſich in Geſellſchaft einer einzigen, allgemeinen Pfeife, die rund herum gehet, und woraus einer ſo viel Züge thut, als der andere. Sie würden uns ohne Zweifel für noch viel ſtärkere Schmaucher halten, wenn ſie wüſten, daß in unſern Geſellſchaften ein jeder ſeine Pfeife für ſich hat, die noch dazu mehr als einmal gefüllt wird. Sie rauchen aber, wie die meiſten Europäer, mit Niemanden, als wen ſie ihrer beſondern Vertraulichkeit und Freundſchaft würdigen. Daher wenn ſie bei den Engländern ihre Geſchäfte ausgerichtet haben, und ſich zur Abreiſe wieder anſchiken, ſo gehen ſie zuvor zum Gouverneur, der mit ihnen aus der Friedenspfeife rauchen, und dieſelbe zur Verſicherung, daß ſie künftiges Jahr wieder kommen wollen, behalten und aufheben mus.

Sie zehlen die Tage nach den Schlafzeiten, und die Jahre nach den Wintern. Die Theile des Jahrs und die Jahrszeiten unterſcheiden ſie nach den Monden, denen ſie, wie wir, Namen von gewiſen ordentlichen Erſcheinungen beilegen. Wie wir alſo z. E. den Heu- den Weinmonat, u. ſ. w. haben, ſo haben ſie den Froſch- und Gänſemonat, u. ſ. w. weil dieſe Thiere nur zu gewiſen Zeiten bei ihnen anzutreffen ſind.

Ihr Gottesdienſt beſteht in einigen ſeltſamen Gewohnheiten, deren Urſprung und Einrichtung unbekannt iſt. Jeder Hausvater hebt mit einer abergläubiſchen Verehrung ein Paquet auf, das einer Art von Reliquien beikommt, und von ihm das Haupt ſeines Vaters genannt wird. Sie zeigen es niemanden, und gleichwohl iſt doch in dem geheimnisvollen Bündel nichts anzutreffen, als ein Hauſe Federn, die mit einem Riemen zuſammen gebunden ſind. Vielleicht hat es eben die abergläubiſche Bedeutung, als die Amuleten einiger Juden, die jezo in Dännemark ſo viel Weitläuftigkeiten verurſacht haben.

Die Weiber entſchlagen ſich einmal in ihrem Leben alles menſchlichen Umganges, und leben drei Wochen nacheinander, in der Einſamkeit von denjenigen Lebensmitteln, die man ihnen an einen gewiſſen beſtimmten Ort hinbringet, ohne ſich aufzuhalten, oder ein Wort mit ihnen zu ſprechen. Da keine Nachrichten vorhanden ſind, ob es unter dieſem Volke Prieſter giebt, ſo iſt ſchwer zu errathen, um welcher Abſicht willen ſie ſich ſo der Welt entziehen.

Dieſes Volk hat auch ſeine Wahrſager, und wo iſt wohl ein Ort in der Welt zu finden, wo nicht die Leichtgläubigkeit dem Betruge den Eingang verſchaffet hätte, und bei wem erſtrekt ſich wohl nicht die Leichtgläubigkeit wenigſtens auf alles, was er wünſcht?

Man glaubet, was man wünſcht, das Herz legt ein Gewicht
Den leichten Gründen bei; es fälſcht der Sinnen Klarheit;
Und Lüge, die gefällt, iſt ſchöner, als die Wahrheit.

Die zukünftigen Begebenheiten werden dem Volke in einem dazu zubereiteten Zelte eröfnet: allein die Begeiſterung hört auf, ſo bald ein Engländer hinzunahet. In Europa iſt es eben kein beſondres Amt, ein Wahrſager zu ſeyn. Nichts deſtoweniger ſind ihrer von den Zigeunern bis zu den Sternſehern, von den Caffee-Wahrſagerinnen bis zu den Leibärzten, und von den Apothekern an bis zu den Nativitätſtellern eine ſo erſtaunliche Menge, die von der Thorheit der groſſen und kleinen Seelen ihr Brod haben, daß ich kein Ende finden würde, wenn ich ſie alle erzählen wolte.

Dieſe Indianer ſollen, wie man berichtet, eine alte, dunkle Sage unter ſich haben, daß ehemals alle Einwohner des Landes bis auf acht Perſonen ertrunken wären, die ſich in einem Kahne gerettet hätten. Sonſt fürchten ſie ein böſes Weſen, das ſie durch ein Stük Fleiſch verbindlich zu machen ſuchen, welches ſie vor der Mahlzeit, ehe noch jemand zu eſſen angefangen hat, ins Feuer werfen. Die uralte Gewohnheit, Weſen, die wir für mächtiger halten, als uns, Fleiſch und dergleichen zu opfern, wird bei dieſen Völkern dadurch lächerlich, daß ſie wieder ein andermal, wenn ſie eigenſinnig werden, hauffenweiſe und bewafnet ausgehen, dieſe böſe Gottheit umzubringen. Endlich überreden ſie ſich davon, daß es geſchehen ſey, und richten Siegeszeichen auf. Man findet nicht viel dergleichen Gewohnheiten in der Geſchichte aufgezeichnet. Die Geſchichte von den Rieſen, welche den Himmel beſtürmten, und die durch die Geſchichte vom Fall der Engel, den Milton mit ſo viel Praſſein beſchrieben hat, veranlaſt worden ſeyn ſoll, kehrt die Scene um, und läßt das gute Weſen beſtreiten. Alle andere Abgötterhiſtorien lehren, daß man das böſe Weſen in Ehren gehalten, und ihm geopfert habe. Allein es mit Krieg zu überziehen, und nachdem nichts ausgerichtet worden, ſich vorſtellen, es überwunden zu haben, und ſich auf deſſen Beſiegung viel zu gute zu thun, das iſt eine ſeltſame Gewohnheit.

Ein ſterbender Indianer geht, ihrer Meinung nach, nur anderswo hin. Daher geben ſie ihm alles, was ihm angehörte, und was ihm etwa ſonſt noch nöthig ſeyn möchte, mit in ſeine Grube. Dieſes iſt überhaupt die Meinung von der Verbannung des Todes, (exilium mortis) die ſo wenig ungereimt iſt, daß man ſie vielmehr als einen Theil unſers eignen Glaubens anſehen kan; und das, was ſie ihren Toden mitgeben, kan unmöglich ſo viel werth ſeyn, als was wir ihnen neu machen laſſen, um ſie in die Erde zu legen.

Die in Norden ſo häufigen Nordlichter ſind nach der Amerikaner Meinung nichts anders, als ein Spiel, wenn ſich die Toden ein Vergnügen machen. In dieſer Erwartung einer glüklichen Zukunft und neuer Freudenfeſte, erſuchen die vom Alter geſchwächten Greiſe ihre Freunde, ihnen das

Leben zu verkürzen: da denn der nächſte Anverwandte einen Strik gebraucht, um ihnen die lezte Pflicht zu erweiſen. Es iſt bekannt, daß auch andre Völker dieſe Gewohnheit haben, daß einige berühmte Männer ihr Leben auf dieſe Weiſe beſchloſſen, und daß noch viel mehrere es ſich ſelbſt genommen haben. Der Begrif der zukünftigen Glükſeligkeit macht, daß wir den Verluſt, den wir im Tode leiden, für nichts ſchäzen. Wie leicht können alſo Alte, Unglükſeelige, u. a. die nichts mehr zu verlieren haben, in die Verſuchung fallen, ſich jene Freude geſchwinder zu erwerben; in die Verſuchung, die ſie noch dazu für eine ſelige Regung der Gottſeligkeit halten!

Wenn Gütigkeit und Mitleiden erlangte Tugenden ſind, ſo ſind ſie zum wenigſten ſehr allgemein. Das Herz unſerer Wilden iſt damit angefüllt, und ſie geben, ohne ſich im geringſten Gewalt anzuthun, die ſeltenſten Beiſpiele des Wohlwollens und der Grosmuth. Die Waiſen werden ihren Anverwandten zu Theil, und dieſe ſcheinen ſie in der Sorgfalt, womit ſie ſie aufziehen, ihren eigenen Kindern vorzuziehen. Die Geſinnungen für die Freiheit und den eigenthümlichen Beſiz ſind mit dem Nationalſtolze dieſen Völkern, ſo wie allen, und vornehmlich denen, die in der gröſten Sclaverei leben, veſt ins Herz gepräget. Sie nennen ſogar alle Officierer der Compagnie, auſſer dem Gouverneur, Sclaven. Dieſer Dünkel mag anzeigen was er will, ſo iſt er doch eben das, was jenen holländiſchen Schiffer bewog einen vornehmen holländiſchen Officier anzuſprechen, daß er an einem gewiſen groſſen Kaſten mit anfaſſen möchte, den er wegheben wolte. Der Officier weigerte ſich deſſen, und frug, ob er wohl wüſte, daß er mit einem Stabsofficier ſpräche. So? ſagte der Schiffer, ſo ſeyd ihr mein Sclave; ſo ſolt ihr mir durchaus helffen. Und kurz, der Officier ſahe ſich genöthiget, um alle weitere Ungelegenheit zu vermeiden, den Kaſten mit anzufaſſen.

Der Gouverneur dieſer Wilden giebt ihnen zuweilen Geſchenke, und Titel, nachdem ſie ſich im Kriege, oder auf der Jagd, durch ihren Verſtand, oder durch ihre Fähigkeit hervorgethan haben. Ein Rok und Hoſen, ein alter Hut und die Namen eines Capitains dieſes oder jenes Fluſſes reizen ſie an, dieſe Vorzüge zu verdienen. So legt man ihnen nach und nach Ketten an, und die Unabhänglichkeit hört da auf, wo ſich der Ehrgeiz anfängt. Sind wir dieſen Völkern wohl hierinn zu vergleichen? Ich kan es nicht anders glauben, wofern dasjenige ſeine Richtigkeit hat, was Herr Gellert ſaget:

Was wünſcht man ſich bei jungen Tagen?
Ein Glük, das in die Augen fällt;
Das Glük, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpät erhält,
Man eilt vergnügt es zu erreichen,
Und ſeiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tiefrer Sclaverei.

Man hat dieſen Indianern Schiesgewehr in die Hände gegeben. Dieſes unglükliche Geſchenk hat bei ihnen, wie bei uns, ihre Spaltungen vermehrt, und ſie fähiger gemacht, ſich einander zu ſchaden. Solchergeſtalt haben ſie ſich im Stande geſehen, ihre Nachbarn auszurotten, und ihres gleichen aus einem Lande zu verjagen, das ihnen allen ihren Aufenthalt geben konte. Auch die Völlerei haben ſie erſt von den Engländern gelernt. Sie lieben die ſtarke Getränke ungemein ſehr, und diſputiren darüber, wer am meiſten trinken kan. Sie folgen hierinn mit uns, dem Anacharſis.

Der, weil er ſich zuerſt bezecht,
Begehrte, daß man ihm des Wetttrunks Preis ertheilte;
Was, ſprach er, trug nicht der den Lohn
Im Wettlauf jederzeit davon,
Der deſſen Ziel zuerſt ereilte?

Die Einwohner weiter entlegener Länder, ſehen die Engländer für Schöpfer derjenigen Waaren an, die ſie ihnen bringen; und als die erſten Handelsleute an ihren Küſten erſchienen, hielte man ſie für

Einwohner desjenigen Meeres, woher ſie kamen, und wohin man ſie ſtets wieder zurükkehren ſahe. Dieſes Vorurtheil, alles, was wir nicht verſtehen oder begreiffen, für eine Art von Wunderwerken zu halten, hat ſchon Horaz durch ſein bekanntes Nec Deus interſit, &c. beſtritten, und es iſt bei uns ſo weit ausgetilget worden, daß man es nur noch unter den Gelehrten, und beinahe in allen Schriften antrift.

Dieſes noch über das alles aufrichtige, und zu einer eiferigen Zuneigung und Tugend fähige Volk iſt es, mit dem man ein Land, und Vortheile theilen könnte, die ſie nicht zu genieſſen wiſſen. Sie in den Grundſäzen der Menſchlichkeit zu ſtärken; ſie zu den Künſten und der Arbeit anzuführen, und ſich gegen ſie gerecht und grosmüthig zu bezeugen, wie wir wünſchen, daß ſie ſich gegen uns bezeugen möchten; dieſes würden die Mittel ſeyn, ſie veſt mit Leuten zu verbinden, die ſie als ihre Wohlthäter betrachten würden. Allein wie ſehr iſt nicht die Art, mit ihnen umzugehen, von dieſer verſchieden! In dem Wechſel ihrer Waaren gegen die europäiſchen Laſter iſt in der That nichts als Schade für ſie. Und gleichwohl ſind ſie noch glüklich, mit Engländern zu thun zu haben, die den Glauben nicht mit dem Schwerde pflanzen und mit Blute düngen. Ich frage Sie, mein Freund, welche von beiden waren Menſchen? die Spanier? oder die Amerikaner? Unſchuldiges, irrendes Volk! Wie theuer haſt du die Uberzeugung oder den Glauben bezahlt!

Ein treu und redlich Herz wohnt bei Vernunft in dir;
Allein du denkſt, und ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine Quaal in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig ſind, und GOtt durch Thaten ſchänden.
Aus Eifer für den GOtt, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und ſtößt aus Heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem HErrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Chriſtenthums und Kezern zum Verderben,
Die oft weit ſeliger, als ihre Henker ſterben.

Wenn ich dieſes alles bedenke, wenn ich den Vorzug der Einſichten, den wir in ſo viele unnüzliche Dinge haben, gegen den Vorzug der Triebe und des Willens der von uns ſogenannten Wilden halte, und wenn ich dabei den Gegnern des Herrn Rouſſeau Glauben zuſtelle, daß die Verbeſſerung des Verſtandes keine Verſchlimmerung des Herzens und Willens nach ſich zu ziehen pflege; ſo deucht mich, daß Amerika, wenn unſre Wiſſenſchaften daſelbſt eingeführt und fortgepflanzt würden, ein viel gegründeteres Recht, als wir, haben würde, uns für Barbaren zu halten, und uns den Namen der Wilden beizulegen, den ſie ſo wenig verdienen. Was ihre Sitten betrift, ſo habe ich, wie mir ſcheint, hinlänglich gewieſen, daß darinn wenigſtens nicht viel mehr Thorheit anzutreffen ſey, als in den unſrigen. Es iſt aber unſtreitig, daß ſie viel mehr Natur, und viel mehr Tugend zum Grunde haben.

Man ſchmeichelt dem menſchlichen Geſchlechte auf die allererſinnlichſte Weiſe, weñ man den Inbegrif der allererhabenſten Tugenden die Menſchlichkeit nennet. Aber eben dadurch, daß man dieſes Wort in der Ausübung ganz andern Sachen beilegt, ſcheint man zu geſtehen, daß es weiter nichts, als ein ſchöner Name und für die meiſten Menſchen eine bloſe Aufgabe ſey. Man verwechſelt es in der That mit jeder Gröſſe. Man ſagt, daß ſich ein Fleury, ein Eugenius, ein Leibniz, ein Neuton der Menſchlichkeit würdig gemacht haben, und man kan doch gleichwohl ein Staatsmann, ein Held, ein Weltweiſer und Meskünſtler, und alles dieſes in ſolchen überſchwenglichen Graden ſeyn, als es dieſe Männer waren, ohne den Namen dieſer Tugend zu verdienen, die die Menſchlichkeit heist. Ich laſſe hier unausgemacht, in wie weit dieſe groſſe Männer, aus dem wahren Grunde, dieſen Titel verdient haben. Ich ſage nur, daß ſie ihn nicht darum verdient haben, weil ſie den Staat, den Krieg, die Weltweisheit und Meskunſt verſtunden. Die Menſchlichkeit iſt eine Tugend, die nur dem Willen zugeeignet werden mus, und das Beiſpiel der böſen Geiſter und böſen Menſchen lehrt zur Genüge, daß ein verdorbener Wille neben dem beſten Verſtande wohnen kan. Wenn nun ohne alle Widerrede gewis iſt, daß uns in den Vollkommenheiten des Willens die Wilden, überhaupt davon zu urtheilen, weit übertreffen; ſo finde ich in der That, daß ſie dem Character der wahren Menſchen ungleich näher kommen, als wir. Indeſſen bewundert ſie niemand; und warum nicht? Unterſuchen Sie es nach aller Strenge, mein Freund, ſo werden Sie finden, daß in der That die vornehmſte Urſach hiervon dieſe ſey, weil man ungelehrt, arm, niedrig und unberühmt ſeyn kan, ob man gleich dieſe Gröſſe beſizet. Wie oft hört man nicht ſagen: **Dieſer Mann hat ein gutes Herz. ⸗ ⸗ Ja! ein gutes Herz kan auch der Einfältigſte haben. ⸗ ⸗ Ein gutes Herz iſt gemeiniglich der Dekmantel der Unwiſſenheit. ⸗ ⸗ Er iſt ein ehrlicher, braver Mann: aber er iſt dabei ein dummer Schöps** u. ſ. w. Alles dieſes verräth, daß wir die Vollkommenheiten des Verſtandes weit über die Tugenden ſezen, weil es uns ſcheint, daß nicht viel dazu gehöre, tugendhaft zu ſeyn. Es iſt die allgemeine Art zu denken, und ſie iſt richtig, daß man die Gröſſe einer Würkung aus der Gröſſe der Kräfte beurtheilt, die dazu erfodert werden. Weil man nun wahrnimmt, daß einige Leute närriſch geworden ſind, wenn ſie die Algebra ſtudirt haben, ſo ſchliest man daraus, daß eine Wiſſenſchaft, die ſo viel Kraft erfodert, daß der ganze Verſtand eines Menſchen dabei verlohren gehen kan, ein ungemeines, ein erhabenes, ein göttliches Werk ſeyn müſſe. Wie wenig geht aber nicht öfters dabei verlohren, wenn der Verſtand eines Menſchen verlohren geht! Die Ausübung der Tugend, die Menſchlichkeit, ſcheint eine Sache zu ſeyn, wozu man ſich nur entſchlieſſen darf, um ſie in aller ihrer Vollkommenheit zu beſizen. Aber o! wie wenig ſieht doch ein Menſch ſein eigen Herz ein. Es iſt unſtreitig, daß zu einer Fertigkeit, die ſo viel geordneten Willen, ſo viel Überwindung der Triebe, ſo viel Sieg über die Lüſte, und endlich ſo viel Erlöſung koſtet, keine leichte Pflicht, keine niedre Vollkommenheit ſeyn könne. Zudem kan man auch die Gröſſe einer Handlung aus ihren Würkungen ſchlieſſen, und es iſt gewis, daß aller europäiſche Wiz in der menſchlichen Geſellſchaft leicht nicht ſo viel Gutes ſtiften kan, als eine einzige edle That eines verworfenen Indianers. Aber ſo iſt es. Wir beurtheilen den Werth der Dinge mehr nach dem äuſſerlichen, als nach dem innern. Ein tugendhafter Mann, den ſein Herz gros gemacht hat, dem aber derjenige Zierrath der Sitten mangelt, weshalb wir die Indianer Wilde nennen, wird höchſtens nur mit einer Egyptiſchen Pyramide verglichen, die gros iſt, ohne Zierde oder Nuzen zu haben. Ein Schalk, ein Verräther, der zu leben weis, und lauter Anmuth von ſich haucht; ein Geleheter, der keines Menſchen wahrer Freund iſt, aber einige Bände geſchrieben, die vielleicht niemand, als er, nüzen oder verſtehen kan, iſt das Wunder ſeiner Zeit, und erſchleicht ſich bei einem kleinen, nichtswürdigen Lobe, das er in der That verdient, alle Bewunderungen, die zuweilen ſein Diener mit mehrerm Rechte verdiente.

Ich überlaſſe es nunmehro ihrer Beurtheilung, hochgeſchäzter Freund, ob ich richtig urtheile, wenn ich ſage, daß wohl tauſend Wilde den Namen der Menſchen beſſer verdienen, als manche von den berühmteſten Europäern, und wenn ich Urſach zu haben glaube, den Wunſch des Herrn Gellerts ganz beſonders auf unſre Landsleute zu deuten:

Komm wieder glüklichs Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht, und Menſchenliebe galten.

Ich bin, mit der vollkommenſten Hochachtung. u. ſ. w.

Philanthropos

Was von den ausländiſchen Arzneimitteln zu halten ſey?

DAß man ſich über den unnöthigen und allzuvielen Gebrauch der ausländiſchen Mittel beſchweret, und dagegen die einheimiſchen ganz beſonders angeprieſen hat, iſt bereits in den älteſten Zeiten geſchehen, und Plinius der andere Hiſt. natural. lib. XXIV. cap I. hat es bereits nachdrüklich gethan, da er ſpricht: *Die Natur giebt uns ſolche Heilmittel an die Hand, von denen wir ſonſt leben, und die auch der geringſte Mann mit leichter Mühe und ohne ſonderliche Koſten erlangen kan. Nachgehends aber hat die Gewinnſucht die Menſchen angetrieben, ſolche Werkſtätte zu errichten, darinne einem jeden ſein Leben um Geld verkaufet wird. Man findet darinne ſo viele zuſammen geſezte Arzeneien, daraus man ſich nicht finden kan. Arabien und Indien achtet man über alles, und vor eine kleine Wunde hohlt man ein Mittel vom rothen Meer her, da doch der ärmſte Mann dasjenige täglich zu ſeiner Nahrung brauchet, womit er ſich helfen könte.* Doch nicht nur Plinius, der ſonſt ein Feind der Aerzte war, hat den Misbrauch der fremden, und die unbillige Verachtung der innländiſchen Hülfsmitteln beſtrafet und durchgezogen; ſondern es haben es auch nach ihm viele neuere mit gutem Grunde und Rechte gethan: wie denn unter andern inſonderheit der ſel. Herr Geh. Rath Hofmann in einer ſchönen academiſchen Abhandlung de præſtantia remediorum domeſticorum den unvergleichlichen Nuzen der Hausmittel hinlänglich erwieſen, und dieſelben auch in ſeinen übrigen Schriften gar ſehr angerathen hat.

Doch damit ich nicht ohne Beweis rede: ſo will ich dieſen Saz nur mit einigen Exempeln erläutern, und ſie meinen Leſern zu Gemüthe führen, wenn ſie ihnen nicht vielleicht ſelbſt gleich beifallen ſolten. Man ſehe nur den einigen Hollunderbaum an, der in und auſſer Teutſchland faſt aller Orten ungepflanzt wächſt und fortkömmt; man ſehe ferner, was er für heilſame Tugenden beſizet: ſo wird man ſich nicht ſowohl verwundern, ſondern vielmehr erſtaunen müſſen, daß in demſelben faſt alle mediciniſche Kräfte vereiniget angetroffen werden. Denn verlanget man etwas zum Purgiren: ſo findet man es in der mittlern grünen Schale deſſelben, die zugleich Brechen erweken kan, wenn ſie in ſtärkerer Doſi gegeben wird; wie ſie denn auch äuſerlich den Schmerz und Geſchwulſt lindert, wenn man ſie auf die blinde güldne Ader, auf dike Füſſe, oder auf die mit Rothlauf befallene Theile leget. Will man ein Schweistreibendes, oder ſolches Mittel haben, deſſen man ſich bei einbrechenden Krankheiten zur Verwahrung ſicher bedienen darf: ſo iſt der aus den Beeren bereitete Saft inſonderheit zuträglich, wenn er mit warmen Biere, oder mit dem Hollunderwaſſer genommen wird; ja er pflegt nicht minder auch eine anhaltende Kraft zu beſizen, und vermöge derſelben, wenn der Körper vorher gehörig gereiniget iſt, die kalten Fieber ſehr heilſam zu ſtillen; daher auch die gemeinen Leute viele gute Curen damit verrichten. Die Blüthen erweiſen äuſerlich in dem Rothlaufe, im Podagra und Zahnſchmerzen eine ausnehmende lindernde Kraft, und bringen zugleich die harten Geſchwulſte zur Erweichung und zum Aufbruche, wenn ſie mit Milch gekocht und aufgeleget werden. Das daraus abgezogene Waſſer thut in vielen Krankheiten eine Krampflindernde und Schmerzſtillende Würkung, und findet ſonderlich in innerlichen Entzündungen und ſchmerzhaften Zufällen ſtatt; wie denn endlich auch der daraus bereitete Spiritus in gleicher Abſicht ſo wohl innerlich als äuſſerlich die treflichſten Dienſte leiſtet. Bei ſo bewanden Umſtänden hat man es alſo billig als ein ſicheres Merkmal der Fürſehung GOttes anzuſehen, daß er dieſen Baum, wegen ſeiner ſo ausnehmenden Tugenden, faſt aller Orten zum Beſten der nothleidenden Menſchen hervor ſprieſſen läſſet. Wiewohl man dieſe Göttliche Vorſorge ebenfals auch bei aufmerkſamer Betrachtung vieler andern Erdgewächſe deutlich antrift. Denn alle diejenigen Kräuter, die einen beſondern und faſt allgemeinen Nuzen haben, die pflegen auch allenthalben häufig hervor zu wachſen, oder ſie können doch mit leichter Mühe angeſchaffet werden, wie dieſes an den Chamillen, Roſen und Schleenblüthen, an der Schaafgarbe, an dem Ehrenpreis, Betonike, Erdrauch, Wermuth, Gundermann, Grundheil, Meliſſe, Majoran, Krauſemünze, und vielen andern, ſattſam zu erſehen iſt.

Doch damit der Nuze der Hausmittel noch deutlicher erhelle, und damit diejenigen, die ihn vielleicht nicht erkennen, deſto beſſer einſehen lernen, wie gut und glüklich man viele Krankheiten damit curiren, oder doch lindern könne: ſo will ich noch einige davon einführen. Hierunter gehören nun billig die fünf eröfnenden Wurzeln, deren wir uns zu mancher Jahrszeit faſt täglich an den Speiſen bedienen. Denn wenn man entweder einen Trank davon bereitet, oder die damit abgekochte Brühe genieſſet: ſo werden die hin und wieder verſtopften Gefäſſe der edelſten Eingeweide nach und nach dadurch gelinde eröfnet, und die davon herrührende Krankheiten, als Hypochondrie, Scorbut, Schwind- und Waſſerſucht ꝛc. werden damit öfters alleine, oder doch viel leichter gehoben, als wenn man die Cur blos durch andere Mittel verrichten wolte. Eben dieſe ſchlechte Dinge treiben auch den Harn, dergleichen ebenfals die Peterſilie thut, wenn ſie in Verhaltung des Urins ſo wohl innerlich als äuſerlich gebrauchet wird. Daß der Knoblauch den Schleim im Magen auflöſe, und deshalb die kalten Fieber mit curiren helfe; ingleichem daß er den Appetit wieder bringe, die Würmer abtreibe, und wider die Steinbeſchwerung dienlich ſey, hat bis dato die Erfahrung ſattſam gelehret; wie denn ebenfals auch die Zwiebeln theils in dieſer Abſicht ſehr zuträglich befunden werden, theils aber auch zur Zeitigung der verhärteten Drüſengeſchwulſte beitragen, wenn ſie gelinde gebraten, und nebſt andern erweichenden Mitteln äuſerlich aufgeleget werden. Von dem Rettig, und Meerrettig, will ich nicht einmal gedenken. Aus roher Gerſte und Haber macht man in hizigen Fiebern, oder auch ſonſt, wo eine Verdünnung und Abkühlung des Bluts voñöthen iſt, die beſten Kühltränke; und wem kan es wohl unbekannt ſeyn, daß auch aus Gerſtengraupen und Habergrüze ſolche Tränke bereitet werden, welche die Schärfe der Säfte ungemein mildern, und daher in Huſten, Schwindſucht, Blattern, Maſern, Durchfällen und ſo weiter den herrlichſten Nuzen ſchaffen. Da ich aber eben von Dämpfung der Hize geredet habe: ſo mus ich billig des Salpeters Erwehnung thun, der bekanntermaſſen von der Luft faſt allenthalben erzeuget wird, und in allen Krankheiten, wobei ſich Hize und Wallung des Bluts befindet, wie in hizigen Fiebern, Entzündungen, allerlei Schmerzen und Blutflüſſen ꝛc ſehr heilſam in Gebrauch gezogen wird, ja ſelbſt auch in langwierigen Beſchwerungen, wegen ſeiner Schleimlöſenden und eröfnenden Kraft recht ſehr viel Gutes ſtiftet, und deswegen mit Recht unter die allgemeinen Hülfsmittel, oder Panaceen gezehlet werden mus. Wiewohl was die Kühlung und Stärkung der von der Hize abgematteten Leiber betrift, ſo hat man auch die angenehmſten Früchte, als Kirſchen, Erdbeeren, Himbeeren, und Johannisbeeren, die alleſamt, wegen ihres bei ſich habenden Saftes, die Hize unvergleichlich dämpfen, und daher vielen Kranken zu unweit beſſerer Labung und Erquikung dienen, als wenn ihnen die beſten Perlentränke und Goldtincturen gereichet werden. Und was braucht es weiter Zeugnis? Findet man denn nicht in den Schriften der alten und neuen Aerzte unzählich viele Proben angemerket, daß mit der bloſſen Milch, und mit der daraus bereiteten Molken, die gröſten Kuren verrichtet, und die hartnäkigſten Krankheiten, wie Gicht, Podagra, Scorbut, Schwindſucht, und Hypochondrie ꝛc. glüklich geheilet, oder doch erträglicher gemacht werden? Ja ſelbſt in dem Brode, Weine und Waſſer, die wir täglich zu unſerm Unterhalte genieſſen, liegt ſchon die gröſte und beſte Medicin wider die ſchwerſten Leibesunfälle verborgen. Denn das Brod dienet uns, auſſer ſeiner nährenden Kraft, zu einer beſondern Stärkung; daher auch die Patienten gemeiniglich nicht eher wieder zu Kräften kommen, als bis ſie daſſelbe wieder genieſſen lernen. Daß aber beſonders der Wein zu vielerlei Arzneigebrauche ſehr bequem ſey, daran darf man um ſo weniger zweifeln, weil die Arzneigelehrten vorlängſt angemerket haben, daß er die Circulation des Bluts, nebſt allen Reinigungsarten des Körpers vortreflich befördere, und alſo das beſte Verwahrungsmittel vor Krankheiten abgebe, daß er die ſchwachen Kräfte ungemein ſtärke, und dieſerwegen in Ohnmachten und in bösartigen Fiebern ſehr gut thue, daß er die Verdauung des Magens verbeſſere, und folglich in der Hypochondrie, in Coliken und Ruhren, wie auch in andern langwierigen Krankheiten vielen Nuzen bringe, und daß er endlich, wegen ſeiner harntreibenden Kraft, den Stein, Gicht und Podagra mit abwinden helfe; wenn er anders auf die gehörige Art getrunken wird.

Das bloſe ſchlechte Waſſer, wenn es ſowohl innerlich, als äuſerlich recht gebrauchet wird, hat ſo ungemein viele und heilſame Tugenden, daß ſchon in dem dritten Theil dieſer Sammlungen p. 71. und im 4ten Th. p. 331. beſondere Abhandlungen davon eingeruket worden. Nichts kan uns aber wohl mehr zu dem Gebrauche ſchlechter Hausmittel bewegen, als wenn wir aufmerkſam betrachten, daß faſt ein jedes Land mit denenjenigen Heilmitteln verſehen iſt, die wider die daſelbſt herrſchenden Krankheiten beſonders heilſam ſind. Es ſcheint uns alſo ſelber ein göttlicher Finger darauf zu weiſen, der dieſelben gewis nicht ohne Urſach allerwegen hervor wachſen läſt. Doch ich will dieſes mit einigen Exempeln erläutern und klärer machen. Man erwäge nur, wie in den nordlichen Ländern, ſonderlich aber an den Seeorten, oder wo es ſonſt ſumpfigt iſt, das Blut vielfältig, wegen der feuchten Luft, ſehr verunreiniget, und wie der Körper mit dem böſen Scorbute aufs ärgſte geplaget wird. Dem ohnerachtet aber bringt doch der feuchte Boden, der dieſe Krankheiten eigentlich verurſachet, ſolche Gewächſe hervor, die dawider ausnehmend dienlich ſeyn, wie dieſes mit Recht von der Brunnenkreſſe, von dem Löffelkraut und Meerrettig ꝛc. geſaget werden kan; indem dieſelben mittelſt ihrer flüchtigen Schärfe die empfindliche Fäſergen, woraus die Blutgefäſſe zuſammen geſezet ſind, gelinde prikeln und anreizen, daß ſie hernach zu Forttreibung des Bluts mehrere Kraft anwenden, und ſolchergeſtalt auch die Abſonderung der unnüzen Feuchtigkeiten, oder die Reinigung des Körpers, deſto beſſer befördern. Eben dieſes mus man billig auch von den Tannen- und Wachholderbäumen rühmen, die hier zu Lande häufig wachſen, oder doch leichte zu bekommen ſind. Denn die Tanne hat, wegen ihres balſamiſchen Harzes, eine unvergleichliche Kraft das Geblüte zu reinigen, und man pflegt daher in Scorbut und Gliederreiſſen aus den friſchen Sproſſen derſelben einen treflichen Blutreinigungstrank mit Waſſer zu kochen, oder auch aus ihren Früchten ſolche Bäder zu bereiten, die in ſcorbutiſchen Lähmungen vielfältig gut thun. Der Wacholderbaum hingegen reichet nicht minder die kräftigſten Arzeneien dar; und man kan aus deſſen Holze nicht nur ebenfals heilſame Tränke, ſondern auch aus deſſen Beeren, die ein flüchtig Oel bei ſich führen, theils einen kräftigen Saft, theils aber einen Thee verfertigen, wovon man in allen denen Krankheiten, die von einem verſchleimten und verdorbenen Blute ihren Urſprung haben, wie in der Cachexie, Waſſerſucht, Scorbut, Stein und Podagra ꝛc. nicht geringen Nuzen zu erwarten hat. Betrachtet man hingegen die warmen Mittagsländer, wo die brennende Sonnenhize das Geblüt in ſtarke Wallung ſezt, und zu vielen Krankheiten Anlas giebt, ſo findet man, daß allda von der Natur ſolche Früchte hervorgebracht werden, die eine trefliche Kühlung abgeben; geſtalt man denn Citronen, Pomeranzen, Oliven, Melonen u. dergl. m. im Uberflus daſelbſt antrift. Vor allen andern aber kan man den Beweis dieſes Sazes an verſchiedenen Geſundbrunnen wahrnehmen, an denen man bemerket, daß ſie ſich vor die Innwohner desjenigen Landes, wo ſie entſpringen, und vor die Krankheiten, womit ſie gemeiniglich befallen ſind, recht beſonders wohl ſchiken. Wir berufen uns zu dieſem Ende auf die in dieſem Referendario diſſals abgehandelte Beiträge, darinn von jeder Gattung pag. 2. im 3ten Theil gehandelt worden.

Ich könte noch unweit mehrere Exempel von dem unvergleichlichen Nuzen der inländiſchen Geneſungsmittel beibringen. Weil ich aber hier nicht ausdrüklich davon handele: ſo werden hoffentlich die bereits angeführten zur Uberzeugung genug ſeyn; da zumal ein jeder ſelbſt im gemeinen Leben dergleichen täglich bemerken kan, wenn er anders darauf acht zu geben Luſt hat. Man handelt alſo billig vernünftig und wohl, wenn man dieſe ſo liebreich dargebotene Mittel fleiſig gebrauchet, und ſie den ausländiſchen vorziehet. Und wenn dieſes geſchiehet: ſo iſt im geringſten kein Zweifel, daß man mit der Zeit noch unweit mehr Gutes damit ſtiften werde: indem man bei dieſer Gelegenheit ihre wahren Tugenden deſto beſſer erkennen, und ſie nach allen Umſtänden genauer einrichten lernet. Denn auch die auswärtigen Arzneimittel erfordern ja dergleichen Kentnis und Wiſſenſchaft, und die wenigſten davon werden ja ſo gebrauchet, wie ſie die Natur giebt, ſondern man mus ſie vielmals erſt zubereiten, und nach der Beſchaffenheit der Krankheit recht einrichten. Doch ſo gewis dieſes alles iſt: ſo fragt ſichs doch nicht unrecht: ob wohl ein Arzt ſeine Curen mit inländiſchen Mitteln alleine, oder eben ſo gut verrichten könne, als wenn er ausländiſche mit zu Hülfe nimmt? Ich antworte hierauf nach der Aufrichtigkeit alſo: Es iſt zwar an dem, daß mit den ausländiſchen Arzneien ein groſſer Misbrauch vorgehet; dieſer hebt aber doch deswegen den rechten Gebrauch nicht auf, und es läſt ſich auf keine Art beweiſen, daß ein jedes Land alle diejenige Mittel hervor bringen ſolte, die zu bequemer Hebung aller darinne vorfallenden Krankheiten zureichend ſeyn könten. Vielmehr mus man bisweilen auch fremde Dinge mit in Gebrauch ziehen, wenn man anders ſicher, angenehm, und ohne Verzögerung curiren will. Denn da man unmöglich verlangen kan, daß die Inwohner eines Landes alle einerlei Naturen haben ſolten: ſo kan man auch unmöglich lauter ſolche Mittel daſelbſt antreffen, die ihnen allezeit gemäs wären.

Von den groſſen Abſichten.

IN diejenigen Gemüther, die ſo, wie Leibniz die ſchlafende Monaden beſchreibet, in einer beſtändigen Betäubung und Erſtarrung liegen, können allerdings keine der Unſterblichkeit geheiligte Abſichten kommen. Theils zerflieſſen ſie in den, wie ſie Xenophon nennet, mit Schmerzen umwundenen Luſtbarkeiten, und verzehren das Mark des Lebens in einem recht mühſamen und traurigen Müſiggange; Theils ſind ſie von den Schattenbildern der Leidenſchaften ſo umnebelt, daß, wenn ſie einmal den Ruf und die Stimme der edlen Ehrbegierde gleichſam im Traume hören, ſie nur auf einen Blik erwachen, und ſogleich, mit noch ſchlaftrunkenen Augen, von der ordentlichen Schwere des Körpers zurüke gezogen werden. Eine dritte Art Menſchen, die ſich ſtets in den Angeln der Unruhe und des Unbeſtandes bewegen, faſſen hundert Anſchläge auf einmal, und verſtoſſen ſie wieder mit eben der Geſchwindigkeit. Ihr Verſtand iſt nicht ſcharf und durchdringend genug, dies, was ſie ergreifen, recht zu ergründen, durchzuarbeiten und feſt zu ſezen; indem ſie keinen beſtimmten und von allen Seiten überdachten Entwurf zu machen wiſſen. So erſchüttert und zerreiſſet die geringſte Hindernis den leichten Bau ihrer Anſchlage, der ſich auf keine Grundſäulen des Edelmuthes ſtüzet. Uberhaupt verurſachet die Menge mit vielen Kleinigkeiten durchgeflochtener Abſichten, daß ſie nichts mit ernſtlichem Eifer wollen, und daß ſie ein Werk nur halb, und noch dazu ſehr mittelmäſig verrichten.

Ganz anders verhält es ſich mit jenen über das gemeine Loos der Sterblichen erhabenen Geiſtern, welche durch eine ungewöhnliche und gleichſam Göttliche Kraft des Verſtandes nur das Beſte und Vortreflichſte in jeder Art erwählen, und wie Rollin ſaget, dem Glüke nichts überlaſſen, was ſie ihm durch Vorſichtigkeit und Fleis abgewinnen können. Die Groſſe ihrer Unternehmungen mus man nach den hohen Abſichten, die Hoheit der Abſichten aber nach den Grundſäzen der Vernunft und der Redlichkeit abmeſſen; dies heiſſet: Man mus ſelbſt grosmüthig, rechtſchaffen, und edler Empfindungen fähig ſeyn, wenn man von ihnen urtheilen will.

Worinn beſtehet aber eigentlich dieſe Kunſt, ſonderbar kühne, und bis zum Erſtaunen glükliche Anſchläge zu machen, auf denen der Wachsthum und der Untergang der Staaten, der Umſturz und die Erhaltung der Freiheit, die Erhebung und Entthronung der Regenten beruhet? Iſt es nicht die Stärke und Hurtigkeit eines ſich fühlenden Geiſtes, dem nichts, was zu ſeinen Abſichten dienen kan, entrinnet; der, da er den gegenwärtigen Lauf und Zuſammenhang der Dinge mit ſeinen Urſachen und Entwikelungen völlig überſchauet, in die entfernteſten Folgen hineindringet; der nicht allein den rechten Punct in den Angelegenheiten gleich auf der Stelle ergreifet; nicht nur den mit reifſter Uberlegung einmal ergriffenen-unwidertreiblich ſtandhaft ſich vorgeſezten Zwek nie aus dem Geſichte verlieret: Sondern der auch die kürzeſten und ſicherſten Mittel zum guten Erfolge, in dem von weiten abgezielten Entwurfe ſo zuſammenkettet, allen vorhergeſehenen Schwürigkeiten mit ſolcher Klugheit vorbeuget, alle im voraus beſorgte günſtige oder widrige Zufälle ſo zu ſeinem Vortheile lenket, daß er durch die unvermutheſten Begebenheiten nicht erſchreket wird, und vermöge der erſinnlichſten Vorbereitungen, den glüklichſten Ausgang in ſeine Gewalt bekömmt?

Siehe da, mein Freund, den Inbegrif der Eigenſchaften groſſer Männer, deren mit Edelmuthe, Ruhmeifer und Liebe für das Vaterland erfüllete Abſichten und Thaten noch jezt in den Geſchichten leben und athmen, und weit mehr, als die Kunſtwerke des Phidias, nach langen Jahrhunderten, durch den Glanz einer immer friſchen Jugend, über alle Weltalter triumphiren. Noch jezt rühret uns der grosmächtigſte und von den fruchtbarſten Folgen begleitete Anſchlag des kriegeriſchen Lykurgs mit einer angenehmen Beſtürzung; Wir ſehen in ihm lauter heilſame, und die ſtärkſten Köpfe zu beunruhigen, fähige Abſichten, welche den Anſchlag geben, und in die bewundernswürdigſten Anſtalten ausbrechen. Mit was für Muthe und Weisheit erſchuf er aus den beſten Nerven der Cretiſchen, Aſiatiſchen und Egyptiſchen Regierungskunſt einen ganz neuen Staatskörper, dem er durch ſeine ſtrenge und gerechte Geſeze den Geiſt der Freiheit und der Tapferkeit einhauchete, und deſſen vollendete Gröſſe, da er ihn ſo übereinſtimmend ſchon von ſelbſt fortwürken und ſich bewegen ſahe, ein empfindlich lebhaftes Vergnügen in ihm erwekte? Gewis, die gleiche Eintheilung der Aeker, die Einführung der eiſernen Münze, die öffentliche Mahlzeiten, die von der Republik ſelbſt beſorgte Kinderzucht, und endlich eine in ſo kurzer Zeit aufgerichtete Stadt voller Weltweiſen, Helden und Staatsleute, ſind ſo unerhörte, und faſt unglaubliche Dinge, deren Ausführung die Kräfte eines einzigen Mannes weit überſteigen.

Man findet eine Art grosmüthiger Abſichten, deren nur ſolche Gemüther fähig ſind, die in dem Schooſe der Republikaniſchen Freiheit gebohren und zubereitet werden. Die Jugend des Pelopidas verhinderte ihn nicht, den verwegenen Anſchlag der Losreiſſung ſeiner Vaterſtadt aus dem Spartaniſchen Joche zu faſſen, und in das Werk zu richten.

So unterſtund ſich auch der ernſthafte Dion, mit 2. Laſtſchiffen einen Tyrannen anzufallen und zu verjagen, dem Flotten, Seehaven und Kriegsheere zu Gebote ſtunden. Noch fruchtbarer und weitausſehender war der Anſchlag des Hannibals, den Schauplaz des Krieges in dem Herzen Italiens aufzuſchlagen; und vor allen andern der mit Verſtande ſich vorgeſezte Zwek des Themiſtokles, der die ganze Macht eines an ſich unfruchtbaren und armen Ländgens nach dem Meere zukehrete, und dadurch den wahren Grund zu der Oberherrſchaft Athens über die Lacedämonier legte.

Auſſer dergleichen bewundernswürdigen Abſichten, die mehr in die Staatskunſt, als in die Sittenlehre einſchlagen, zeigen ſich viele andere, die ohne Geräuſche und ohne Pracht dennoch ſehr gründlich erhaben ſind; Als das Beſtreben eines Patrioten, der in der Stille des Friedens auf die Verbeſſerungen der Städte, des Handels und der Policei denket; Nicht weniger die Aufrichtung gelehrter Geſellſchaften und Akademien, dergleichen diejenige iſt, durch welche der zu den groſſen Unternehmungen gebohrne Selbſtherrſcher von Rusland ſeinen Namen nicht nur in einem, vorher weder aufgeklärten, noch geſitteten Reiche, ſondern durch den ganzen Erdkreis ausbreitete.

Von einer guten Lebensart, und der Gelegenheit, ſich ſeines Guts zu erfreuen.

Alles, was gezwungen oder übertrieben iſt, benimmt die Gelegenheit, ſich ſeines Guts zu erfreuen. Etwas, das uns Verdrus und Unruhe macht, kan mit der guten Lebensart nicht zuſammen gereimet werden. Von der Frechheit wilder und unordentlicher Sitten entfernt zu ſeyn, iſt ſchon ein Anfang einer guten Lebensart. Ausländiſchen Sitten zu folgen, die im Grunde nichts taugen, bereitet den Stof zu einer üblen Lebensart, und macht eine der gröſten Thorheiten mit aus. Diejenige Lebensart iſt alſo unſtreitig die beſte, welche der Natur und Lebensart gemäs iſt; denn ein jedes Land, eine jede Stadt hat ſeine Vorzüge, die ihm eigen ſind. Diejenige werden viel artiger und viel vernünftiger ausſehen, welche an ſtatt der Franzöſiſchen Maſqueraden, ein gutes teutſches und natürliches Anſehen behalten; davon in dem vorhergehenden Theilen dieſes Referend. zerſchiedene Beweiſe angebracht worden. Weit her geſuchter Pracht, unbequeme Kleidertrachten, allzugezirkelte Geſellſchaften und Zuſammenkünfte; gar zu köſtliche Mahlzeiten und Bankete, zuſamt den vielen, theils beſchwerlichen, theils lächerlichen Ceremonien, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängniſſen, übertriebene Complimenten, ſamt allen dergleichen in lauter Thorheit und Misbräuche erwachſene Wohlſtandsregeln, taugen miteinander nichts; dann ſie machen nur die Lebensart beſchwerlich, unbequem, koſtbar, gezwungen, unnatürlich, abgeſchmakt, und führen völlig allen vernünftigen wahren Wohlſtand, zuſamt demjenigen umgänglichen und freundſchaftlichen Weſen, welches die Seele des bürgerlichen Lebens und der menſchlichen Geſellſchaft iſt. Was die Natur unſerm Grund und Boden verſaget, das können wir gemächlich entbehren. Diejenige Kraft hingegen, die ſie demſelben eingeſenket hat, iſt auch der Eigenſchaft unſers Körpers gemäs. Wir werden dabei viel friſcher, geſunder, ſtärker und aufgeräumter ſeyn, als bei den wollüſtigen Verzärtelungen fremder Speiſen und Getränken. Seitdem die ſüſſe Weine der Italiäner, Spanier, Franzoſen ꝛc. und die hizige Gewürze der Indianer, unſere Säfte verdorben haben, ſeitdeme klagen wir ſtets über Wallungen, Säure und verdorbene Mägen; Wir werden von ſeltſamen Zufällen und Krankheiten aufgerieben, welche weder dem Galeno, noch dem Hipocrati ſind bekant geweſen. Gebräuche, Sitten, Begierden, Empfindungen, alles iſt bei uns übertrieben, und in einer aufgebrachten Gährung. Die bloſe Phantaſie macht die Lebensregeln, und die geſunde Vernunft gehöret zu den altfränkiſchen Moden. Wie angenehm, wie vergnügt, wie unſchuldig würde unſere Lebensart ſeyn, weñ wir in allen Dingen einer einfältigen Natur folgten, und alle ſchädliche Misbräuche in Eſſen, Trinken, Kleidern, Ceremonien u. dergl. das Herz hätten abzuſchaffen: als davon wir in dem 4ten Theil dieſer auserleſenen Sammlungen p. 17. weitläufig gehandelt haben.

Die Lebensart und Gewohnheiten eines Orts geben nun auch Anlas zu den Annehmlichkeiten und Beluſtigungen, die darinn herrſchen. Es iſt ein Hauptpunct in Anſehung der Bevölkerung einer Stadt, daß man auf alle mögliche Art dahin trachtet, reiche und wohlbegüterte Leute hinein zu ziehen: Dann die Reichen ſind einem Lande wie eine fette Dung auf den Feldern und in den Gärten, welche allen Früchten und Pflanzen einen gedeilichen Wachsthum mittheilen. Nichts aber loket mehr reiche Leute in ein Land, als eine gute Lebensart, und die Gelegenheit, die ein jeder findet, ſeiner Güter ſich zu erfreuen. Es iſt eine recht wunderbare Vorſehung GOttes, welche dieſes ſo weislich zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft hat eingerichtet, daß immer ein Menſch dem andern Unterhalt und Nahrung verſchaffen mus. Einer braucht immer des andern Hülfe. Der Reiche macht den Armen leben, und viele Armen dienen wiederum dem Reichen, zu Vermehrung ſeiner Einkünften. Die Eitelkeit und Habſucht der Reichen nöthiget ſie immer noch mehr Schäze zu ſammeln; und ſie wiſſen nicht, daß, indem ſie ſolchergeſtalt für die Erhaltung und Vermehrung ihrer Güter ſorgen, ſie freiwillig die Laſt ſich auch auf den Hals laden, die gemeine Schaffner und Haushälter der menſchlichen Geſellſchaft zu werden. Die Reichen müſſen alſo den Umtrieb des Gelds durch ihre beſtändige Ausgaben vermehren, und der würklichen Nothdurft durch ihre vermeinte nothdürftige Wohlſtandseitelkeiten zu ſtatten kommen; Denn indem ſie zur Behauptung ihrer Vorzüge und ihres Anſehens, ſo viele Bediente, ſo viel Hausgeräth, ſo viele Gebäude, ſo viele Kleidungen, ſo viele niedliche Speiſen und Getränke gebrauchen; ſo reizen ſie dadurch den Fleis der Armen, ihnen dieſes alles herbei zu ſchaffen, und zu ihren Dienſten ſich gebrauchen zu laſſen. Die Künſtler, die Werkleute, die Taglohner, alles wird dadurch in Bewegung gebracht. Je gröſſer nun der Aufwand und die Nothdurft der Einwohner iſt, deſto beſſer gehet auch die Handlung von ſtatten: dieſe treibet das Geld von einer Hand in die andere, und wirft in dieſer beſtändigen Bewegung ſo viel in die Hauptcaſſe, daß ſolche nicht zu erſchöpfen iſt, ſo lang dieſe Bewegung dauret. Will man aber fremde und reiche Leute ins Land ziehen, ſo müſſen ſie darinn mehr Gemächlichkeiten, mehr Beluſtigungen und mehr Veränderungen, als in andern Ländern finden. Die Gemächlichkeiten des Lebens beſtehen nicht allein in dem zureichenden Vorrath alles deſſen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöret, ſondern auch in dem Genus einer guten Tafel, in ſaubern Gemächern, bequemen Hausrath, und allerhand Kleidungen; wie auch, daß man bei dem Beſiz ſeiner Güter ſicher wohnen, ruhig ſchlafen, und weder von feindlichem Uberfall, noch gewaltſamen Einbruch etwas zu befürchten habe. Hierzu gehöret auch die Reinigkeit und Sicherheit der Straſſen, ſchneller Beiſtand in Nothfällen, hurtige Juſtiz, gute Policei- und Geſindordnung, Abſchaffung der närriſchen Misbräuche, die ſowohl Reiche als Arme beſchweren. Mit einem Wort, alles was zu einem angenehmen, ruhigen und vergnügten Leben dienen kan. Die Beluſtigungen des menſchlichen Lebens ſind verſchieden: Einige rühren den Geiſt, andere die äuſerliche Sinnen: Noch andere beide zugleich. Die Annehmlichkeit des Umgangs mit andern Menſchen, rühren nur ſolche Leute, die entweder ein gutes Herz haben, und ſich andern ſuchen mitzutheilen, oder die aus Eitelkeit andern zu gefallen ſuchen. Die Ergözungen des Verſtandes haben ihren Einflus in das Gemüthe. Viele Betrachtungen werden durch äuſerliche Vorwürfe erweket, und rühren alſo den Verſtand und die Sinnen zugleich. Mit ganz abſtracten Dingen ſich in ſich ſelbſt zu unterhalten, iſt eine Beſchäftigung gewiſer Weltweiſen, die eben nicht allezeit zur Geſellſchaft ſcheinen gebohren zu ſeyn. Andere ergözen ſich an der Herrlichkeit der Geſchöpfen in dem Reiche der Natur. Andere an Künſten und Wiſſenſchaften. Hieher gehören ſchöne Gegenden, luſtreiche Spaziergänge, wohl angelegte Gärten, wie auch Bibliotheken, Kupferſtiche, Mahlereien, Kunſt- und Naturalienkammern ꝛc. Unter den unſchuldigſten und angenehmſten Ergözlichkeiten der Menſchen, hat billig eine luſtreiche und anmuthige Gegend den Vorzug. Stumme Sinnen, welche nie über ſich, noch um ſich herum ſehen, ſondern nur allein auf dasjenige erpicht ſind, was ihnen den Bauch oder den Beutel füllet, wiſſen zwar wenig von den Herrlichkeiten GOttes in der Welt zu reden; Allein, wie entzükend werden im Gegentheil vernünftige Seelen von dem Glanz des groſſen Schöpfers gerühret, welcher hier allenthalben aus ſeinen Werken hervor leuchtet? Die bloſe Betrachtung der Natur iſt alſo ſchon genug, in ihrer ungekünſtelten Schönheit, ein nachdenkendes Gemüth in eine rechte Freude und Entzükung zu verſezen. Wo demnach prächtige Gegenden, weite Perſpectiven, anmuthige Spaziergänge, luſtige Thäler, rauſchende Bäche, abflieſende Canäle, fruchtbare Gefilder, kleine dunkle Wälder, Gebürge, und dergleichen abwechſelnde Vorwürfe ſich uns entgegen ſtellen; da wird durch ſolche Augenweide der ganze Menſch gleichſam in die Höhe gezogen, und mit einer wunderbaren und ſüſſen Zufriedenheit eingenommen. Es iſt wahr, dieſes reine, dieſes göttliche Vergnügen in dem Irdiſchen, iſt nur allein für geübte und geiſtreiche Sinnen; Allein, deswegen fühlen doch auch andere Menſchen nach ihrer Art, eine groſſe Ergözlichkeit, wann ſie ſich im Grünen, auf dem freien Felde, oder in ſchönen Gärten und auf dem Lande befinden. Diejenige Länder, welche die Natur mehr zu traurigen Einödden und Wüſteneien, als zu fruchtreichen Gefildern ſcheinet beſtimmet zu haben, können durch Arbeit, Kunſt und Fleis verbeſſert werden, wie man ſolches an Holland ſiehet, welches aus einer öden und ſumpfigten Heide, gleichſam der Luſtgarten von ganz Europa worden iſt. Nach dieſen Annehmlichkeiten in dem Reich der Natur, könten nun ferner in einer Hauptſtadt, auch wohl eingerichtete offentliche Zuſammenkünfte ſtatt finden, wo man die Zeit, weil ſie doch ſo vielen Menſchen zur Laſt fällt, bei guter Geſellſchaft, es ſey mit einem Geſpräch, mit allerhand Neuigkeiten, mit einer Muſik, oder auch mit einem unſchuldigen Spiel, angenehm zubringen könte. Es mögten ferner auch mit wenig Koſten, verſchiedene Geſellſchaften, für die Liebhaber der Wiſſenſchaften, für Gelehrte, für Kaufleute, für Soldaten, für Künſtler und dergleichen aufgerichtet werden. Uberhaupt müſte bei allen und jeden Ergözlichkeiten, die in einem Lande zu mehrer Aufnahme deſſelben zu verſtatten ſind, alle mögliche Behutſamkeit gebraucht werden, daß ſolche nicht bis zur Uppigkeit, zur Unordnung, zur Verſchwendung, und andern Laſtern ausſchweifen mögten; Denn man kan auch die allerreinſten und unſchuldigſten Dinge misbrauchen, wenn man ſie auf einen gewiſen Grad treibet, wo ſie die Schranken der Ehrbarkeit und der Mäßigung überſchreiten.

Unterſuchung der vorgegebenen Erfahrungen von der Würklichkeit der Kunſt, geringere Metalle in Gold zu verwandlen.

Man ſolte bei den jezigen erleuchteten Zeiten billig glauben, daß die Menſchen an der Möglichkeit, geringere Metalle in Gold zu verwandeln, und aus andern Körpern einen güldenen Saamen heraus zu ziehen, mit deſſen Einführung in unedle Metalle ſie dieſe zu Gold erhöhen könten, gänzlich zweifelten, wenn ſie ja die Unmöglichkeit davon zu behaupten, nicht wagen wolten. Es fehlet nicht allein an einem einzigen Beiſpiel eines Menſchen, der durch Goldmachen reich geworden wäre, ſondern die Erfahrung kan vielmehr unzählige Beweiſe davon angeben, daß viele durch dergleichen Verſuche ſich und andere unglüklich gemacht, und an den Bettelſtab gebracht haben.

Nur allein die Betrachtung müſte einen jeden aufmerkſamen Menſchen abhalten, dem Vorgeben eines Adepten Glauben beizumeſſen, daß dieſer, wenn er würklich den Stein der Weiſen gefunden hätte, das Geheimnis vor ſich behalten, und reicher Leute Hülſe keinesweges ſuchen würde. Denn er kan leicht einſehen, daß, wenn er entdeket wird, ſeine Freiheit ein Ende habe; und ein Landesherr handelte weislich und landesväterlich, wenn er die Bekanntmachung eines ſolchen Geheimniſſes mit aller möglichen Sorgfalt verhinderte, weil ſie des Landes Verderben gewis nach ſich ziehen würde. Denn der Unterthan legte ſich allein aufs Goldmachen, und ſezte alle Handthierung, Akerbau und nüzliche Beſchäftigungen hindan; Künſte, Wiſſenſchaften und Commercium blieben liegen, Ruhe und Unterwerfung höreten auf. Der Landesherr hätte zwar reiche Unterthanen dem erſten Anſehen nach; allein, ihr Reichthum hörete auf Reichthum zu ſeyn, weil das Gold durch deſſen allgemeine Vervielfältigung ſeinen Werth verlöre; und zulezt würde ſein Reich aus faulen und ungeſunden Gliedern beſtehen, die bei ihrem Goldklumpen vor Hunger ſtürben.

Ein Goldmacher würde nicht als ein Armer und Dürftiger erſcheinen, noch reicher Leute Beiſtand verlangen, ſondern, wenn er ja nichts im Vermögen hätte, lieber etwas zuſammen bettlen, und im Kleinen erſt einen Verſuch machen, und mit dem dadurch erhaltenen Golde weitläuftigere Verſuche anſtellen.

Ob nun gleich dieſe Vorſtellungen handgreiflich ſeyn, und aufmerkſame Menſchen auf die Gedanken bringen müſſen, daß das Vorgeben eines Alchymiſten auf Betrügerei hinaus laufe, und dieſer damit bei einem Reichen ſeinen, wegen unglüklicher Verſuche erlittenen Schaden, zu erſezen ſuche, wie auch die Erfahrung bezeuget; ſo wird man doch noch gewahr, daß der verfluchte Hunger nach Golde manchen Menſchen verführet, zu hoffen, daß die allgemeine Erfahrung bei ihm eine Ausnahme leiden, und das, was andere arm gemacht, ihn reich machen werde. Denn er iſt gar zu geneigt, die unglüklichen Verſuche der Alchymie der Unwiſſenheit des Künſtlers, oder einem andern Unglüksfalle zuzuſchreiben.

Es iſt wahr, der Alchymiſte weis verſchiedene Gründe von der Möglichkeit ſeiner Kunſt anzugeben, und, was noch das vornehmſte iſt, beruft er ſich auf verſchiedene Erfahrungen, welche die Würklichkeit derſelben beweiſen ſollen. Er nennet auch gelehrte und groſſe Männer, welche ſie behauptet haben. Mir deucht aber, obige Vorſtellungen müſſen hinlänglich ſeyn, uns zu bewegen, ein Mistrauen in die vorgegebenen Erfahrungen zu ſezen, und zu denken, daß es möglich ſey, daß auch gelehrte Männer hintergangen werden können.

Doch ſo lange man noch meinet, Beweiſe von der Würklichkeit einer Sache zu haben, ſo lange man noch gelehrte und redliche Männer ſie behaupten ſiehet, ſo lange wird ſie geglaubt, und alle Vorſtellungen von der Unmöglichkeit derſelben finden keinen genugſamen Eingang, und man überredet ſich, daß nach verſchiedenen fruchtloſen Verſuchen doch noch ein Verſuch einmal glüklich ablaufen werde. Ich glaube daher keine unnüzliche Bemühung unternommen zu haben, wenn ich die vorgegebenen Beweiſe vor die Würklichkeit der Verwandelung geringer Metalle in Gold unterſucht, auf welche ſich nicht allein die Liebhaber dieſer vermeinten Kunſt, ſondern auch Gelehrte zu berufen pflegen, und a) die leztern daher in ihren Schriften die Möglichkeit derſelben nicht leugnen wollen.

Die Haupterfahrung von der Würklichkeit dieſer Verwandelung, auf welche die Freunde derſelben ſich berufen, iſt die, daß ein Künſtler im Jahre 1686. oder 1687. in Gegenwart des groſſen **Robert Boyle** und vieler andern Gelehrten zu London Blei in Gold verwandelt habe. Sie erzählen uns, daß dieſer, welcher vorher ihre Kunſt verlachet habe, von der Richtigkeit derſelben durch dieſe Probe ſo überzeuget worden, daß er ſich nicht allein auf dieſelbe nachher geleget, und ähnliche glükliche Verſuche angeſtellet, ſondern auch beim Parlament eine Aufhebung des dagegen gemachten Geſezes zuwege gebracht habe.

Es iſt wahr, dieſer ſorgfältige Naturkündiger hat die Möglichkeit einer Verwandelung geringer Metalle in Gold und Sil- gelehret, und gegen den berühmten D. Halley behaupten wollen. Ja, b) man ſaget vor gewis, daß vornemlich auf ſein Anhalten und Anſehen die unter König Heinrich IV. gemachte Parlamentsacte c) gegen die Vermehrung des Goldes und Silbers im Jahre 1689. vom Parlamente aufgehoben ſey. Denn in dieſem Jahre wurde eine Acte gemacht, d) zur Wiederrufung eines Geſezes, welches in dem fünften Jahre der Regierung König Heinrichs IV. gemacht worden, gegen die Vermehrung des Goldes und Silbers, in welcher die in erſt angeführter Acte befindlichen Worte: e) Daß fortan ſich keiner auf die Vermehrung des Goldes oder Silbers legen ſolle, vor unkräftig erkläret ſind, aus der beigefügten Urſache, f) weil der menſchliche Verſtand nach jenen Zeiten die Kunſt, Metalle zu ſchmelzen, zu reinigen, zu erhöhen, und Gold und Silber aus denenſelben heraus zu ziehen, höher gebracht habe: doch mit angehängter Clauſul, daß alles auf ſolche Weiſe heraus gebrachte Gold oder Silber im Tower gemünzet und aus England nicht heraus geführet werden ſolte. **Morhof** g) erzehlet auch, daß belobter Boyle ihn verſichert, daß noch andere Engländer, als **Eduard Kelley**, **Johann Dee**, **Butler** und ein **Philalethes** den Stein der Weiſen gefunden hätten.

Ich bin zu wenig, die Verdienſte dieſes Mannes um die Naturwiſſenſchaft nach Würden zu loben: doch iſt es möglich, daß einſichtsvolle Männer betrogen werden, zumal, wenn der Betrug tief gelegt iſt. Die Erfahrung, welche unſern Boyle verführete, iſt dieſe: Ein teutſcher Betrüger ſuchte einen reichen Bürger in London um ſein Geld

zu

---

a) S. Keyslers Reiſen, T. I. S. 31. Neueſt Ausgabe. Hälliſche Anzeigen 1752. N. 6. 7. ꝛc.

b) S. Birch's life of Robert Boyle. S. 278.

c) Againſt the multiplying of gold and ſilver.

d) For the repeal of a ſtatute made in the 5the yar of K. Henry IV. &c.

e) That none from hence forth ſhould uſe to multiply Gold or Silver, or uſe the craft of multiplication &c.

f) Ingenious men being much advanced in melting and refining of metals, and otherwiſe improving them, and extracting Gold or Silver out of them.

g) Anecdot. Boineburg. B. 2. S. 1354.

zu bringen. Er gab vor, er beſize die Wiſſenſchaft, Gold zu machen, und um jenen deſto eher von der Richtigkeit ſeines Vorgebens zu überreden, erbot er ſich in jenes Gegenwart erſt eine Probe zu machen. Er warf einige Körner von ſeinem rothen Pulver in den Schmelztiegel zu einer Portion Blei, und die Verwandelung gieng zum Vergnügen des Bürgers gut von ſtatten. Doch dieſer hatte ſein Geld zu lieb, als daß er ſich ſo gleich hätte fangen laſſen ſollen. Er verlangte daher von dem Alchymiſten, daß er noch eine Probe vor Robert Boyle machen ſolte. Der Teutſche war auch ſo verwegen, dieſem den Antrag zu thun, und dieſer, welcher Anfangs den Antrag verachtete, und deſſen Unmöglichkeit einzuſehen glaubte, lies ſich doch endlich überreden, eine Probe in ſeinem eigenen Laboratorio mit anzuſehen. Ein Tag wurde alſo angeſezet, und der Alchymiſt ſowohl als einige Gelehrte ſtelleten ſich ein. Um nun allem Betruge vorzubeugen, wurde jener in einen Stuhl, von dem Ofen entfernet, geſezet, mit dem Bedeuten, nicht eher aufzuſtehen, als bis die Operation ganz zu Ende ſey; und die Bedienten des Boyle muſten Feuer im Ofen aufmachen, Blei anſchaffen, und vier Unzen davon in einem Schmelztiegel ans Feuer ſezen. Nachdem das Blei geſchmolzen, gab der Teutſche dem Boyle ſelbſt einige Körner von ſeinem Pulver, welche dieſer in den Schmelztiegel warf. Alle Oefnungen am Ofen wurden nun zugeſchloſſen, und das allerſtärkſte Feuer zwölf Minuten lang gemacht. Der Betrüger hielte ſeine Uhr die Zeit über in der Hand, und nach Verflieſſung der zwölf Minuten rief er aus: Es iſt geſchehen; und verlangte von Boyle, daß er ſelbſt den Tiegel heraus nehmen ſolte. Dieſer that es, und warf ihn mit Verachtung auf die Erde, weil er gewis glaubte, Blei bliebe Blei; allein zu ſeinem und aller Anweſenden Erſtaunen war lauter Gold aus dem Schmelztiegel heraus gefloſſen, welches die Probe hielt. Dies war genug zur völligen Überzeugung. Der Teutſche hatte nun einen freien Zugang zu obigem Bürger. Doch da dieſer bei der Alchymie ſein ganzes Vermögen zugeſezet hatte, und der Betrüger unſichtbar geworden war, fieng man an, einen Betrug bei obiger Probe zu argwohnen; man konte aber in einigen Jahren die Möglichkeit derſelben nicht einſehen. Endlich einige Jahre nach dem Tode des Boyle entdekte man, daß die Helfershelfer jenes Betrügers durch den Schornſtein in dem nächſten Hauſe an dem Boyliſchen, welches damals nicht bewohnt geweſen, eine Communication mit dem Schmelzofen zuwege gemacht, und dadurch den Schmelztiegel mit Blei weggeſchaffet, und einen ähnlichen mit Golde an deſſen Stelle geſezet hätten, während des Geräuſches, das die Bedienten mit den Blaſebälgen zur Unterhaltung des Feuers machen müſſen.

Man wird aus dieſer Geſchichte erkennen, daß auch kluge Leute hintergangen werden, und man auf das Anſehen groſſer Männer nicht allezeit bauen könne. Sie kan denen zur Warnung dienen, welche eine Probe der Alchymie machen laſſen wollen, damit ſie noch mehrere Vorſichtigkeit dabei anwenden. Es iſt dieſe Geſchichte in London ſo unbekannt nicht, doch glaube ich, werden auſer England wenige ſeyn, die den wahren Verlauf derſelben wiſſen; und ſie verdienet bekannter gemacht zu werden, je verführiſcher das Anſehen des groſſen Boyle iſt; und ich verdenke es ſehr dem gelehrten Hrn. Verfaſſer der Lebensbeſchreibung von Robert Boyle, dem **Thomas Birch**, daß er dieſe Geſchichte übergangen, beſonders da er ſeine Leſer von der Möglichkeit der Alchymie überreden kan.

Obige Probe hat unſern Boyle von der Möglichkeit und Verwandelung der Metalle überredet, denn er fieng ſelber an, Verſuche anzuſtellen. Zwar iſt er ſo glüklich nicht geweſen, unedle Metalle in Gold zu verwandeln: Doch hat er gemeinet a) ge-

---

a) S. Schaw's abridgement of Mr. Boyle's philoſophical works S. 57.

funden zu haben, daß Gold degradiret und in Silber verwandelt werde, und eben dies hat ihn in der Möglichkeit der Verwandelung in Gold beſtärket. Doch der Schluß iſt ganz falſch: weil Gold erniedriget werden kan, daher kan Blei erhöhet werden. Und was ſeine Erfahrung ſelbſt betriſt, ſo hat er ſich darinn geirret. Er konte das Gold, welches er vor degradirt hielt, nicht wieder in ſeinen vorigen Stand bringen, und er ſchlos daraus, die Sache wäre überall nicht thunlich. Allein, andere haben nach ihm die Sache möglich gemacht.

Man ſagt und ſchreibt auch von dem groſſen Boerhave, daß er an der Möglichkeit, geringere Metalle zu erhöhen, aus dem Grunde nicht gezweifelt, weil man Gold ſchwerer machen könne, und dergleichen Gold aufbehalten habe, mit der Beiſchriſt: aurum chymice factum, omni auro ponderoſius. Allein, dieſe Erfahrung beweiſet nur, daß daſſelbe Gold reiner geweſen als gemeines, und daher nothwendig ſchwerer ſeyn müſſen.

Es wird auch noch in einem berühmten Naritätencabinet zu London eine Meſſerklinge gezeiget, welche halb Gold und halb Stahl iſt. Es iſt aber kein Geheimnuß mehr, daß der nun verſtorbene Beſizer derſelben, welcher ſie vor fünfzig Guinees von einem Alchymiſten gekauft hat, damit betrogen ſey. Denn es verhält ſich damit eben ſo, wie mit dem Nagel des Thurneyſers, welcher a) zu Florenz aufbehalten wird.

Leonhard Thurneyſer, ein Arzt, welcher am Ende des ſechzehnden Jahrhunderts gelebet hat, hatte b) in der Erfindung des Steins der Weiſen ſein ganzes Vermögen zugeſezet. Um ſich nun wieder zu erholen, gab er vor, einen gewiſen Liqueur erfunden zu haben, der alle Metalle in Gold verwandeln könne. Er überredete dies einem italiäniſchen Prinzen, welcher nebſt dem ganzen Hofe die Operation anſehen wolte. Um nun den Betrug zu ſpielen, hatte er einen Nagel halb von Gold und halb von Eiſen zurecht gemacht, und den güldenen Theil des Nagels mit einer dünnen Deke von Eiſen ſo künſtlich überzogen, daß man den Betrug ſo leicht nicht merken konte. Sein Diener muſte einige Nägel von gleicher Gröſſe mit den ſeinigen aus einem Kramladen holen; und nachdem dieſe von der Geſellſchaft vor eiſerne Nägel erkannt worden, wuſte er unvermerket den ſeinigen unter dieſelben zu bringen, welchen er darauf in ſeinen Liqueur, das bloſſes Scheidewaſſer war, warf, die Helfte deſſelben ſtand im Scheidewaſſer, welches die dünne eiſerne Deke ſofort auflöſete, und das Gold ſichtbar machte. Der Nagel wurde ſogleich herausgenommen und von der Geſellſchaft ſorgfältig betrachtet, welche auch von der Richtigkeit der Probe überredet ward. Man verlangte darauf ernſtlich von dem Künſtler, noch mehrere Nägel in ſeinen Liqueur zu tauchen, allein er konte dazu nicht gebracht werden, ſondern ſchüttete ſo gleich das Scheidewaſſer weg, und ſagte; ſie hätten genung geſehen. Er hatte unterdeſſen den Vortheil, daß er vor den Reſt ſeines Lebens verſorget war.

Was die Proben der Alchymie anbetriſt, welche in der Kaiſerlichen Schazkammer zu Wien aufbehalten werden, ſo wundert mich, daß einige noch auf dieſelben ſich berufen können, da c) Keysler ſelbſt anmerket, daß der Alchymiſt Wenzel Reinersberg, ein Auguſtinermönch, als ein Betrüger erfunden worden ſey, der dem Kayſer Leopold zwanzig tauſend Gulden, und andern vornehmen Herren noch ein mehrers gekoſtet habe.

Ich will nur noch eine Betrügerei erzählen, welche man in London entdeket hat. Ein Betrüger gab vor, daß er mit Hülfe eines gewiſſen Salpeters, Blei in Silber verwandeln könne. Die Proben davon geriethen gut. Doch endlich wurde der Salpeter

---

a) S. Keyslers Reiſen T. I. S. 364.

b) S. ſeinen warhaftigen Bericht von der Magia, und was davon zu halten ſey.

c) Reiſen T. II. S. 1235.

ker examiniret, und man fand, daß es Silbercryſtalle waren, die er mit Hülfe des Scheidewaſſers gemacht hatte, welche durchs Feuer in Silber wieder zurükgeführet werden konten.

So ungegründet nun die Erfahrungen ſind, welche die Freunde der Alchymie anführen, ſo ungegründet iſt auch ihre Theorie. Sie ſagen, Gold ſey das vollkommenſte Metall, und die Natur, welche alle Vollkommenheit hervorzubringen ſuche, habe die Zeugung dieſes Metalles in allen Bergwerken zum Ziel gehabt, ſey aber durch verſchiedene Zufälle verunglüket, woher Eiſen, Kupfer, Blei und andere Metalle, ihren Urſprung genommen. Sie wüſten die Kunſt, der Natur aufzuhelfen, und alle dieſe Metalle in Gold zu verwandeln. Es bedenken dieſe Leute nicht, daß ein Werk der Natur ſo vollkommen ſey, als das andere, und Eiſen vollkommen bleibe, ohne in Gold verwandelt zu werden.

Etwas ſcheinbares hat die Lehre bei ſich, daß der Saame des Goldes in dem Golde ſelbſt enthalten ſey, und dies Metall aus demſelben, wie die Pflanze aus dem Saamen, erzeuget werden könne. Allein, es iſt dergleichen Analogie zwiſchen den Vegetabilien und Mineralien nicht. Gold iſt kein organiſirter Cörper, und Metalle werden allein durch Anſezung mehrerer Theile vergröſſert.

Was mich aber am mehreſten von der Unmöglichkeit dergleichen Verwandelung überführet hat, iſt dieſes: Dasjenige, welches unedle Metalle in Gold verwandlen kan, mus eine Schwere haben, welche die Schwere des Goldes übertrift, weil ſie den Metallen, die verwandelt werden ſollen, und die leichter ſind als Gold, die erforderliche und noch mangelnde Schwere des Goldes ertheilen mus: denn die groſſe Schwere des Goldes iſt eine von ſeinen vornehmſten Eigenſchaften, und es kan nichts deutlicher ſeyn als dieſes, daß nichts Gold ſeyn kan, welches nicht ſo ſchwer als Gold iſt.

Es erhellet aus dieſen, daß die Verwandelung geringerer Metalle in Gold nicht geringer als eine Schöpfung ſey, alſo eine Allmacht erfordere, und die Kräfte eines Menſchen nothwendig überſteige; und mir deucht, daß, wer die natürliche Möglichkeit derſelben behauptet, auch behaupten müſſe, daß es durch Kunſt möglich ſey, Waſſer in Wein zu verwandeln.

Wie die Eisgruben anzulegen? und wie weit ſolche nüzlich ſind?

Die Eiskeller oder Eisgruben dienen im Sommer nicht nur das Getränke abzukühlen, ſondern es auch für der Säure zu bewahren; zumalen das Bier, welches am allerbeſten auf ſolche Art erhalten werden kan. Es liegt aber an deren Einrichtung das allermeiſte. Das Hauptwerk kommt bei ſolchen Eiskeller darauf an, daß keine Feuchtigkeit noch warme Luft hinein dringen kan. Denn weil bei uns die Luft in den gewöhnlichen Eiskellern ſo kalt nicht wird, daß dadurch die hineindringende Feuchtigkeit frieren könte, ſo müſte ſie das Eis darinn zerſchmelzen. Und die warme Luft thut nach gemeiner Erfahrung dergleichen. Dannenhero mus die innere Anlage der Eisgruben ſo bewand ſeyn, daß beides verhütet werde. Man macht alſo einen kleinen gewölbeten Keller ſo tief man kan in die Erde, darinn weder von unten noch von oben, noch von den Seiten Waſſer quillen kan. Indeſſen mus der Eingang von Norden oder Nordoſten durch einen langen, ſchmalen und tief gewölbten Gang gehen, welcher mit 2. bis 3. Thüren, die alle ſehr dichte, und über das auch gegen innen zu mit geflochtenem Stroh und Matten bekleidet ſeyn müſſen, damit der Luft kein Rizchen offen bleibe. Solches deſto füglicher zu verhüten, wird dieſer wie in den Minen, nicht gerade zu fortgeführet, ſondern innwendig bei jeder Thüre nach einem rechten Winkel gebrochen. Wann man in Sommertagen hineingehet, mus man die Thüre ſo geſchwind als möglich hinter ſich zumachen, ehe man die folgende wieder eröfnet. In Wintertagen und nächſten

hereink

herentgegen mus man ſie alle offen laſſen, damit die Luft hineindringe, und die ſo darinnen iſt rechtſchaffen erkalte. Alsdenn wenn die ſtrengſte Kälte noch währet, mus man auf die von einem Strohe oder Schilf gemachten Lager das reinlichſte Eis und Schnee ſchichtweiſe übereinander legen, es mit Stroh und Schilf aufs beſte verwahren, und ſodann die Thüren auch wohl verſchlieſſen, ehe das Wetter gelinder wird. Wozu die Eisgruben dienlich? iſt in den Weinländern bekant. Insgemein werden die Eisgruben zur Abkühlung der Getränke angeleget; Da doch die Kühlung des Getränkes etwas iſt, das ſo viel ſchaden kan, als es zu nuzen ſcheinet. Denn die jählinge Erkältung des erhizten Magens kan nichts gutes im menſchlichen Leibe nach ſich ziehen, wie die Erfahrung durch viele Beiſpiele gelehret hat, daß ihnen Leute durch Eingieſſung des kalten Getränks in den erhizten Leib die Waſſerſucht, Fieber ꝛc. auch wohl gar einen plözlichen Tod zugezogen haben. An Pferden, und anderm Vieh, erfähret man auch, was eine Menge kalten Getränks in einem erhizten Leibe für Folgen nach ſich ziehe; Daher man ſich des abkühlenden Getränks mit der Behutſamkeit bedienen mus, daß es in Anſehung der Wärme unſers Leibes nicht gar zu kalt ſey, oder daß es nur ein wenig friſcher ſey, als die Luft iſt; hernach daß man um ſo viel weniger davon genieſe, je kälter es der Geſchmak befindet. Wenn man wolte, wäre durch die Wettergläſer leicht heraus zu bringen, und voraus zu beſtimmen, welcher Grad der Kälte bei der vorher gemeſſenen Wärme des menſchlichen Cörpers, dienlich oder undienlich ſeyn könte. Aber der Nuzen der Eiskeller wäre weit erheblicher und ſicherer, da man ſie ſelbſt, oder durch den Gang zu ihnen, zu Bewahrung theils, die Waaren für ſchleimiger Verderbnis, ehe man ſie zubereitet hat, und wenn ſie ſchon zum Gemüſe zubereitet ſeynd; theils die Milch, Getränke ꝛc. und Verhütung ihrer Jährung, Säure ꝛc. tüchtig machte; welches in der Haushaltung und Handlung vielen ſonſt gewöhnlichen Schaden verhüten, und die Koſten, ſo man darauf wendete, reichlich einbringen dürfte. Und würde zumalen ſolchen Gaſtgebern und Wirthen, welche wegen der Laage keinen tiefen und groſſen Keller haben können, groſſen Nuzen ſchaffen.

Von unglüklichen Ehen.

WEnn man die betrübten Urſachen unglüklich gerathner Ehen ergründen wolte; ſo könte man ſo leichterdings kein Ende finden.

Ein jedes Laſter und ein jeder Fehler kan die Gemüther der Eheleut wider einander aufbringen. Wenn ſich ein paar Perſonen mit einander verlobt haben, ſo hat mehrentheils keine von der andern einen ausführlichen und richtigen Begrif. Erſt nach der Hochzeit gehen ihnen die Augen auf; da ſie alsdann, aber zu ſpat, mit Verdrus gewahr werden, daß ſie ganz andere Perſonen ſind, als ſie ſich eingebildet haben. Sie werden verdrüslich; ihre Wahl fängt an, ihnen zu gereuen; Und hier ſtürzen ſie ſich in den Abgrund einer unglüklichen Ehe. Man kan alſo annehmen, daß derjenige Irrthum, vermöge welchem ſich Perſonen, die ſich heirathen wollen, einen beſſern Begrif von einander machen, als ſie verdienen, eine der vornehmſten Urſachen unglüklicher Ehen ſind. Der Irrthum bezaubert nur eine Zeitlang; und ſo bald den Eheleuten die Augen aufgehen, werden ſie gewahr, wie ſchändlich ſie betrogen ſind. Uberhaupt kan dieſer unſelige Irrthum auf eine zwiefache Art entſtehen. Einmal durch die eigene Schuld desjenigen Ehegatten, der in ſeiner Einbildung von dem andern ſo ſehr betrogen wird. Wenn nemlich eine Perſon eine andere heirathet, die Figur, oder wie man ſagt, Wind machet, und was dergleichen faule Fiſche mehr ſind, folglich von derſelben durch die erſte Hize der Leidenſchaft einen hohen Begrif ſich macht, oder eine gar zu ſchöne und reizende Hofnung von der andern hat; die, die mag es ſodann büſſen, und kan es ſich ſelbſt verdanken, wann ſie in ihrer Einbildung betrogen wird. Zum andern, kan dieſer Irrthum durch die Verſtellung und Heuchelei der beiden Parthien, oder der einen entſtehen, wenn eine jede die andere betrügt. Ich werde die Sache deutlicher geben: Derjenige, welcher ſich durch eine betrügeriſche Heuchelei beim Heirathen verſtellt, der verſchweigt und bedekt ſeine Unvollkommenheiten und Fehler, oder er macht ſie kleiner, als ſie in der That ſind, oder er giebt das Gegentheil von ſeinen Unvollkommenheiten vor, oder er nimmt den Schein gewiſer Vollkommenheiten und Tugenden an, die er nicht beſizt. Dadurch ſtürzt er die andere Parthei in einen blinden Irrthum, der ſie ſo lange durch eine geträumte Glükſeligkeit ergözt, bis ſie zu ihrem Entſezen erwacht. Es giebt viele Unvollkommenheiten eines Menſchen, die entweder nicht aus ſeiner Schuld herrühren, oder die er nicht mehr ändern kan, die aber eine andere Perſon abhalten würden, ſich in eine Ehebündnis einzulaſſen, wenn ſie dieſelbe vorher wüſte. Eine Mannsperſon kan arm ſeyn und in Schulden ſteken; ſie kan vielleicht einige unglükliche und lebendige Zeugen einer unordentlichen Liebe aufzuweiſen haben, und was dergleichen mehr iſt. Der Bräutigam verſchweigt die Sachen; er heirathet, und ſeine Frau ſiehet nun mit einemmale ihren Mann als einen armen verſchuldeten. H ⸗ ⸗ ⸗ ⸗. Kan ſie wohl gleichgiltig bleiben? Wird ſie nicht aus Verdrus, Betrübnis, Gram, Reue, Zorn, und wer weis aus wie viel andern Leidenſchaften, ihren Mann mit Abſcheuen betrachten? Und kan eine ſolche Ehe wohl glüklich ſeyn? Eine andere Perſon iſt geizig, und ſie ſtellt ſich vor der Hochzeit, als wenn ſie freigebig wäre. Der Murriſche iſt freundlich; der Jähzornige gelinde und ſanftmüthig, die Grobe höflich, die Hochmüthige beſcheiden. Kurz, Braut und Bräutigam ſind mehrentheils maſquirte Perſonen, welche eine ganz andere Perſon vorſtellen, als ſie in der That ſind. So bald ſie eine Zeitlang in der Ehe gelebt haben, fängt eine jede Parthei an, ihre natürliche Rolle zu ſpielen. Der höfliche, beſcheidene, freundliche Bräutigam wird ein grober, herriſcher und murriſcher Ehemann. Der freigebige Bräutigam wird ein Zöllner, dem die Frau Rechnung von allen Pfenningen ablegen mus. Die artige und liebreiche Braut, wird eine unartige und unerträgliche Ehefrau. Ich würde kein Ende finden, wann ich alle ſolche Veränderungen namhaft machen wolte; und ein anderer **Ovidius** könte neue Verwandlungen ſchreiben, unter dem Titel: **Verwandlungen der Brautleute in Eheleute.**

Alle Welt geſteht das bedaurenswürdige Unglük zu, welches aus dieſer Verſtellung ſeinen Urſprung hernimmt; allein, wie ſoll man dieſe Quelle des Elendes verſtopfen? Wenn die häufigen Eheſcheidungen nicht ſonſt, um wichtigerer Urſachen willen, unerlaubt wären, ſo wäre kein beſſeres Mittel, als daß eine jede Perſon das Recht hätte, ſich von der andern zu ſcheiden, wenn die andere nicht völlig diejenige Perſon wäre, die ſie vor der Vollziehung der Ehe vorgeſtellt hätte. Man könte alsdann ſchlieſſen: Ich habe die und die Perſon geheirathet, nun befinde ich, daß ich eine andere geheirathet habe; und alſo breche ich mein Verſprechen nicht, wenn ich mich von der andern, von der ich vor der Hochzeit gar nichts gewuſt habe, wieder trenne. Dadurch würden die Heuchler abgehalten werden, ihre Betrügereien ſo ungeſtraft auszuüben.

Allein, da dieſer Vorſchlag unerlaubt iſt, ſo kan man nichts weiter thun, als daß man durch vernünftige Vorſtellungen allen denjenigen unverheiratheten Perſonen, die ſich ernſtlich vorgeſezt haben, durch eine Verheirathung glükſelig zu werden, Vorſchläge thue, wie ſie alle ſchädliche Verſtellungen verhüten müſſen und können. Hält man es nicht mit Recht für eine grobe Betrügerei eines Kaufmanns, wann er ſeinen Käufern alte, verlegene, beſchädigte und unbrauchbare Waaren anſchmiert, und dieſelbe noch dazu wer weis wie ſehr herausſtreicht? Mit was vor einem Namen ſoll man dann die betrügeriſchen Verſtellungen beim Heirathen belegen? Der betrügeriſche Kaufmann bringt mich mehrentheils nur um etliche wenige Groſchen oder Thaler. Der betrügeriſche und heuchleriſche Bräutigam aber macht ſich und ſeine Frau Zeit Lebens unglüklich. Das iſt ein beklagenswürdiges Elend unter den Menſchen, daß kleinere Verbrechen hart beſtraft, und mit dem ſchwärzeſten Namen belegt werden, und manche hundertmal gröſſere Ubelthaten ungeſtraft dahin gehen, und wohl gar als Meiſterſtüke der feinſten Politic angeſehen werden.

Ich will verſuchen einige Vorſchläge zu thun, die meines Erachtens leicht in Ubung gebracht werden können. Man mus einen Unterſchied machen unter den Glüksumſtänden und Unglük, und unter denjenigen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die von unſerer Freiheit abhangen. Was die erſten betrift, ſo ſehe ich keinen Grund, warum man dieſelben nicht aufrichtig geſtehen wolte. So wenig man auf das Glük ſtolz ſeyn darf, eben ſo wenig hat man Urſach, ſich des Unglüks zu ſchämen. Mich dünkt alſo, daß eine vernünftige, edelgeſinnte und tugendhafte Perſon keine Schwürigkeit und kein Bedenken finden kan, warum ſie bei der erſten Anwerbung um eine andere Perſon nicht aufrichtig ihren ganzen äuſerlichen Zuſtand abſchildern ſolte. Wann eine Mannsperſon oder Weibsbild ohne Falſchheit ſagte: ſo reich bin ich, oder ſo arm: ſo viel Schulden hab ich, oder ich hab keine Schulden: meine Familie iſt ſo oder ſo beſchaffen: ſo viel kan ich jährlich erwerben: das iſt mein Ehrenſtand: die oder die Krankheit und Schwachheit meines Körpers habe ich u. ſ. w. ſo könte ſich die ein oder andere Perſon prüfen, ob ſie unter dieſen Umſtänden mit dieſer Perſon vergnügt leben könte. Und wenn beide Partheien ſo verführen, ſo wüſte eine jede, was ſie für Glük oder Unglük mit der andern zu theilen hätte. Eheleute haben ohnedem viele Unglükszufälle zu ertragen, die keine menſchliche Klugheit vorſehen und verhüten kan: warum will alſo ein Menſch, durch die unzeitige Verheelung und Verſchweigung ſeiner unglüklichen Zufälle, dem Ehegatten zur Laſt werden, und ihn in eine Noth ſtürzen, die er hätte verhüten können, indem er es ſeiner freien Wahl überlaſſen, ſich derſelben zu unterziehen? Was aber diejenige Fehler und Unvollkommenheiten betrift, welche von der Freiheit abhangen, und in einer üblen Gemüthsbeſchaffenheit, oder böſen Leidenſchaften, oder andern Laſtern beſtehen: ſo iſt es ſehr ſchwer, hier eine Regel zu geben. Der Sklave der Laſter iſt unmöglich zu der Tugend geſchikt, vermöge welcher man ſeine Fehler und Laſter erkennen, und auf eine edle Art bekennen kan. Allein, kan dann ein Sklave der Laſter eine glükliche Ehe führen? Wir wollen dieſe Elenden ihrem unglüklichen Schikſal überlaſſen. Wir wollen von Leuten reden, die nebſt einigen Laſtern viele Tugenden an ſich haben. Ein Tugendhafter kan einen Fehler in ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit an ſich haben, die aus ſeinem Temperament und Penchant entſteht. Mich dünkt, daß ſolche zur andern Natur gewordene Fehler auf eine edle Art können beſtanden werden. Geſezt, ein Mann ſey jähzornig, und fahre leicht in der erſten Hize auf. Er bewirbt ſich um ein artiges, ſanftmüthiges und furchtſames Frauenzimmer. Vor der Hochzeit hat er keine Gelegenheit, ſeinen Jachzorn auffahren zu laſſen. Er heirathet. Kaum ſind einige Wochen vorbei, ſo hat ihm ſein artiges Weibgen etwa eine Kleinigkeit verlegt, die er nicht gleich finden kan, und doch ſehr nöthig braucht. Er fähret wie ein Raſender auf, und es fehlt nicht viel, er ſchlägt ſeine Frau hinter die Ohren. Das arme Kind ſiehet wie vom Bliz gerühret, ſie ſchwimmt in Thränen. Der Mann verflucht ſich ſelbſt, und liebkoſet ſeine Frau, mit dem elenden Troſte: **Das iſt nun mein Fehler, mein Schaz! es geht aber bald vorbei.** Die arme Frau wird ſchüchtern und furchtſam; ſie zittert und bebt, wenn ſie nur eine ſaure Miene an ihrem Mann ſiehet. Iſt es wohl ungereimt, wenn ich ſage: Dieſer Mann hätte ſeiner Braut vor der Verlobung ſagen ſollen: Ich bin ſehr jähzornig, allein ich meine es nicht böſe. Ich will mir zwar dieſen Fehler abgewöhnen; allein, da das ſo leicht nicht geſchehen kan, ſo bitte ich nur im Anfange Gedult zu haben; und wenn ich auffahren ſolte, ſo ſchweigen ſie nur ſtille, und reden mir alsdenn zu, wenn die Hize verraucht iſt. Meines Erachtens kan eine jede Perſon, die tugendhaft iſt, und folglich ſich ſelbſt kennt, der andern eine ſolche Abſchilderung ſeines Temperaments und Gemüthsart ohne Schwürigkeit machen. Die andere kan alsdenn unterſuchen, ob ſie ſich in dieſe Fehler werde ſchiken können. Zumal da ich auch anrathe, daß man ſeine gute Eigenſchaften auf eine eben ſo aufrichtige Art geſtehen müſſe. Eine jede Perſon würde alſo vorher wiſſen, wie ſie mit der andern umgehen müſſe, was ſie ſich von der andern verſprechen könte, und was ſie an der andern werde zu erdulden, zu überſehen, und an ihr zu verbeſſern haben.

Ohne Zweifel würde es eine gar zu philoſophiſche Regel ſeyn, die nur in der Platoniſchen Republik ausgeübet werden könte, wenn ich fordern wolte, daß die Perſonen, die ſich verloben wollen, einander alle ihre Fehler und laſterhafte Gewohnheiten zum voraus ſagen ſolten. Sie ſelbſt kennen viele derſelben nicht, und es wäre in der That ein unvergebliches Laſter, wenn man eine ſündhafte Gewohnheit bekennen, und nicht augenbliklich ablegen wolte. Ich wolte daher zulezt anrathen, daß man bei der Schlieſſung eines Ehebindnis niemals zu ſehr eile, ſondern lieber einen längern Umgang und eine genauere Bekautſchaft voraus ſchike. Man kan einen Menſchen auf den erſten Augenblik nicht genau kennen lernen, und mit der Zeit entdeket man vieles, welches man vorher nicht gewahr worden.

Da es nun eine ſo betrübte Sache iſt, wenn die Perſonen, die einander heirathen wollen, ſelbſt ſich einander durch Verſtellung hinter das Licht führen: mit was für Namen ſoll man diejenige Kuppler und vermaledeiten Freiwerber belegen, welche durch Pralen, Lügen und Windmachen, ja durch ihr Anſehen und Beredſamkeit, zum Vortheil der einen Partie, die andere ins Garn loken? Dieſe Leute ſind wie die beſtochene Verräther anzuſehen, welche aus einer intereſſirten Abſicht, oder aus einer hölliſchen Neigung ein paar Leute zuſammen bringen, die einander zum Unglük gebohren zu ſeyn ſcheinen; davon betrübte Exempel genug vorhanden ſind.

Ein berühmter Gelehrter von Adel gehet hierinnfals weiter, und läſſet ſich in ſeinem Entwurf einer Staatskunſt hierüber alſo vernehmen:

> Wie ſolle da der Eheſtand bei denen, mit nöthiger Bequemlichkeit geführt werden, wo in der Jugend gute Zucht gefehlet hat, daß ſie gleich den ſaftloſen Pflanzen verwelken? Hier iſt übel zu rathen. Hat ein Vater allzuviele Kinder, ſo mus mancher die Fruchtbarkeit ſeines Ehbettes zu ſeinem Verderben empfinden. Nichts anders, wie ein Baum, der oben abſtirbt, wann unten aus ſeiner Wurzel viele junge Sprößlein aufſchieſen. Die Nahrung, die er ſeinen ungerathnen Kindern giebt, bringt ihn um die ſeinige: Die Kinder ſelbſt wachſen, aus Mangel nöthiger Zucht, in der Wildheit auf; die wenigſte werden nüzliche Bürger. Viele fallen gar dem Staat zur Laſt, und pflanzen ein unartiges Geſchlecht mit noch gröſern Laſtern und Sünden fort. Hier ſiehet man die traurige Würkungen der Erbſünde: Ein wenig Luſt, eine ſchnelle Hize, die doch ſo bald abgekühlet iſt, reizet die Menſchen, ſich in einen Stand zu begeben, den alle Sorgen und alle Mühſeligkeiten begleiten. Ein Stand, auſer welchem man nicht leben will, und in welchem man auf ſolche Art doch nicht wohl leben kan. Wären die Menſchen tugendhafter und vernünftiger, ſo würden ſie ſich nach der Ordnung eines gütigen Schöpfers verhalten, und in keine andere Verbindungen ſich ein-

laſſen, als die ſeinen Abſichten gemäs wären: Sie würden bei Erwählung eines Ehgatten, mehr auf einen guten Wandel und fromme Sitten, als auf die bloſe Umſtände eines betrüglichen Glükes ſehen. Die Tugend allein, die ſich in einem liebreichen und ſanftmüthigen Geiſt zeiget, hat die Eigenſchaft, die Herzen zu vereinigen, und das Band zweier Ehleute glüklich zu machen.

Von denen Raben, Krähen oder Dohlen, und deren Abſicht und Nuzen.

DA GOtt mit ſo unbegreiflicher Weisheit die Vögel ſchaffet und erhält; ſo iſt es ein gar kräftiger Schlus unſers Heilandes, deſſen Wahrheit man auch an den Raben zur Winterszeit beſtättiget findet, als er ſagt Matth. 6. v. 25. 26. **Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet. . . . Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernden nicht, ſie ſammlen nicht in die Scheuren, und euer himmliſcher Vatter ernähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, denn ſie?** Man könte alſo fragen: Warum denn GOtt die Raben und Krähen erſchaffen? auch ſo weislich ernähre? und worzu ſie ſonderlich nüze ſeyn mögen? Ich antworte: Es folget eben nicht, daß die Dinge unnüze ſeyn ſolten, deren Abſicht wir nicht genau einſehen können. Die Schranken unſers Verſtandes ſind viel zu enge, daß wir dadurch alles begreifen, gleich in Zweifel ziehen, oder gar läugnen könten. Denn obgleich wenig davon bekannt iſt, können wir doch ſo viel mit Beſtande ſagen, daß ſie allerdings gute Abſicht, wie alle andere Dinge, haben müſſen, und ſolche auch von ihnen erreichet werde. Nun ſind ſie in der Welt vorhanden, und verſtärken die Menge der Vögel als eine beſondere Art derſelben. Weil aus deren Mannigfaltigkeit die mannigfaltige Weisheit, Macht und Güte GOttes erkant wird, die alles, was möglich iſt, hervorbringen und erhalten kan und will, ſo erfordert ihre Würklichkeit die Hauptabſicht der Welt. Sie verzehren dasjenige von Wurzelwerk, Zwiebeln, Getraide, Fleiſch ꝛc. was ſonſt, zumal im Winter, verſchüttet und vertretten oder verfaulen würde, ohne daß es ſo groſſen Nuzen geben könte, als wenn es ihnen erſt zur Nahrung gedient, da alsdenn der übrige Nuzen doch daraus erfolgen kan. Es könte auch wohl die Fäulnis von dergleichen Dingen die Luft anſteken, und tödliche Krankheiten verurſachen. Immittelſt geben ſie mit ihrer Gegenwart, Fluge, Geſchrei, und andern Zeichen dem Menſchen mehr Anlas zu allerlei guten Gedanken, wann er ſich dazu will leiten laſſen, als die zerſtreueten Uberreſte, ſo ihnen zur Nahrung dienen, thun würden. Man mus ſich wundern über die Schärfe ihrer Augen und Geruchs, dadurch ſie ihre Nahrung von weitem zu entdeken wiſſen; über die Geſchiklichkeit mit ihrem Schnabel die Knochen zu beleſen, etwas hartes, als Eis ꝛc. voneinander zu hauen, und die Schalen zu zerbrechen; was ſie mit eins nicht verzehren können, aufzuheben; und Nüſſe, die ſie mit dem Schnabel nicht zerbrechen können, wie einige melden, von der Höhe ſo lange auf Steine fallen zu laſſen, bis ſie zerbrochen, oder doch leichter von ihnen alsdenn zerbrochen werden können. Man lieſet, daß die Indianer, an ſtatt der Hunde, zur Haſen- und Fuchsjagd gebrauchen, Raben, Krähen und Adler. Daß die Raben, zu vielerlei Luſt und Nuz des Menſchen abgerichtet zu werden pflegen, iſt bekannt. Weil nun die Krähen ſich noch mehr um der Menſchen Wohnung aufhalten, als die Raben, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie nicht allein zur Jagd, ſondern auch zu mehrerm Nuzen des Menſchen mögen dienen können, wenn ſie zahm gemacht und abgerichtet würden. Ich habe lezthin mit Verwunderung zugeſehen, wie ſie allerhand Sachen unter dem Schnee hervor zu ſuchen gewuſt, und ſich luſtig dabei gemacht haben. Wo ſie weder

Fleiſch noch Körner finden, machen ſie ſich an Kräuter, Wurzeln, Zwiebeln ꝛc. die ſie in den Gärten anſichtig werden und heraus kriegen können. Wo ſie ein noch etwas grünes ihnen wohlſchmekendes Kraut gefunden, riſſen ſie es mit der Wurzel heraus, und flogen damit weg, es zu verzehren. Zuweilen haben ſie Zwiebeln und Tulpen, Schwertellilien, u. dergl. ausgehakt, und haben ſich damit erhoben. Auch groſſe Stüke Eis haben ſie in ſtrenger Kälte auf den Baum, einen Zaun oder Dach gebracht, und das nahrhafte Weſen, ſo darinnen eingefroren, heraus gehaket. Mit den Klauen des Fuſſes können ſie es feſt halten, und mit dem Schnabel zerhauen und zerreiſſen ſie es, und ſo es ihnen etwa entfällt, fliegen ſie ihm nach, und holen es wieder. Will ſich bei einer Krähe eine andere zu Gaſte bitten, oder ihr ihre Beute nehmen, rettet ſie ſich damit durch die Flucht, bis die andere müde wird, ſie zu verfolgen. Wenn ſie auf einmal ihre Nahrung nicht verzehret, ſiehet ſie umher wo ein Ort iſt, dahin ſie es verbergen könne, flieget dahin, verſteket es daſelbſt, und bedeket es, ſo gut ſie kan, ſchauet auch umher, ob ihr etwan eine andere zuſiehet, oder flieget noch in die Nähe, und ſiehet darnach, ob man es erbliken könne, auf welchen Fall ſie wieder hinflieget, und mehr Schnee ꝛc. darauf hin ſcharret. Zum Verſteken erſiehet ſie einen Ort, wo ſonſt nicht leicht ein Grapp etwas ſuchet, als hinter einen Baum oder Latte an der Wand, wie ich ſolches genau wahrgenommen, und dabei gedacht habe, daß ſie disfalls den Hunden gleichen, welche, was ſie nicht verzehren können, auch verſteken und verſcharren. Sie wiſſen auch eben, wie jene, wenn ihnen hungert, den Ort wieder zu finden, und das Aufgehobene zu ihrer Nothdurft anzuwenden.

Wie die Hüner, Tauben ꝛc. durch verſchiedene Stimmen ſich einander loken, oder auch für Gefahr warnen: ſo zeiget auch das Geſchrei der Krähen etwas an, das man aus den Umſtänden errathen mus. Ich hörete einſtens eine Krähe lang ſchreien, wie ich hinſahe, worüber ſie ſo ungewöhnlich ſchrie, ſahe ich vom Zaun beſtändig herunter nach einer im Garten gehenden Kaze, die ſie vor ein gefährlich Thier anſehen muſte. Als ſich die Kaze ſtill niederſezte, war ſie ſo dreiſte, daß ſie vom Zaun herunter flog, auf einen nahe bei ſtehenden Unterſaz zu Blumentöpfen, und ſchrie die Kaze noch eine Weile an. Weil ſich aber dieſe daran gar nichts kehrete, ſondern ſtille ſizen blieb, flog ſie endlich auf ſie zu, es ſey nun, daß ſie dieſelbe vor eine gute Beute angeſehen, oder ſie nur wegjagen wollen, um ihre Beute da zu ſuchen. Indem aber die Kaze nach ihr ſprang, nahm ſie mit ängſtlichem Geſchrei die Flucht. Eine andere ſas allein auf einem Baume, machte da ein heiſeres unangenehmes Geſchrei, es war aber unten nichts zu ſehen, worüber ſie ſchrie, ſie ſahe auch nicht nach einem Orte zu, und wie ſie weggeſcheuchet ward, flog ſie auf ein Haus, und ſezte da ihr Geſchrei eine Zeitlang fort; endlich ward ihr Ton wieder heller, und ſie hörete auf zu ſchreien, flog auch nach dem Wege. Die muſte vermuthlich etwas groſſes oder ſcharfes eingeſchluket haben, das ihr zuwider, wo nicht gar ſchmerzlich, und ſie endlich durch die Bemühung beim Schreien mit Drüken und Ausſtreken des Halſes in den Kropf hinunter bekommen. Zu anderer Zeit habe ich ſie widerlich ſchreien gehört über eine tod ligende Krähe, welches ein Klaggeſchrei über die Tode heiſſen mogte, und ziemlich lange währte. Als dereinſt ein Schus, vermuthlich nach den Krähen geſchahe, erregten die auffliegenden auch ein Zettergeſchrei; alsbald verſammleten ſich ſehr viele andere, die mit ſchrien, und über dem Ort, wo der Schus geſchehen war, aber ſehr hoch, hin und her flogen, und ſolches, eben wie jezt, lange fortſezten. Ich konte aber nicht wiſſen, ob eine mogte tod geſchoſſen, oder nur verwundet ſeyn, darüber ſie eine gemeine Klage führeten, und gleichſam den Ort einander zeigeten. Vielleicht iſt hier dergleichen geſchehen, darüber ſie ihr gemeinſchaftliches Beileid bezeugten. Dann überhaupt mus man ſagen, daß ſie ihre Stimme nicht umſonſt empfangen haben, noch gebrauchen. Wozu können ſie aber dieſelbe empfangen, als zu dem, was ſie wirklich damit ausrichten? Nun richten ſie das damit aus, daß andere herbei geflogen kommen, mitſchreien, und alſo an den Tag legen, daß ſie das mit empfinden, was ihnen andere anzeigen ꝛc. Man mögte alſo nicht irren, wenn man dafür hielte, da ſie ihr Geſchrei brauchten, anzudeuten ihre ſinnliche Empfindungen und ſinnliche Begierde oder Abſcheu, daran den andern was gelegen, zu Erreichung ihrer gemeinen Abſicht.

Gedanken von den Figuren des Eiſes.

- Cauſſa latet, vis eſt noviſſima - -
Ovid.

VOr einigen Tagen machte ich mir das Vergnügen, die warme Mittagsſonne in der freyen Luft zu empfinden. Die Kälte war ziemlich gemäſigt: allein es hatte die Nacht zuvor einen nachdrüklichen Froſt gethan. Gleich hinter dem Garten bei meinem Hauſe iſt auf dem freien Felde ein breiter flacher Teich anzutreffen, zu welchem ich gieng, um zu ſehen, ob ihn der Froſt in Stein verwandelt hätte; der Froſt, der in der ganzen Natur einzig und allein dieſes angenehme Wunder in ſeiner Gewalt zu haben ſcheinet. Ich fand den Teich meiner Vermuthung nach gefroren: aber das hatte ich nicht vermuthet, daß er in dieſem Zuſtande hohe Gebirge und tiefe Thäler beſizen könte; ohnerachtet mich der Augenſchein unwiderſprechlich davon überzeugte. Der Wind hatte die Nacht ſehr ſtark gewehet. Die Oberfläche des Waſſers hatte ſich davon nicht allein gekräuſelt, ſondern auch würklich Wellen geſchlagen. In dieſem Zuſtande war das Waſſer geronnen, und ich konte mit Vergnügen dieſe beiden Würkungen des erſtarrenden Windes auf dem Teiche wahrnehmen: einmal, daß der ganze Teich mit ziemlich ſtarken Wellen belegt war, die alle insgeſamt eben ſolche Circulbogen beſchrieben, als die Wellen zu machen pflegen, wenn ſie der Wind aus einer gewiſen Gegend herauswirft; zum andern aber auch, daß die ganze übrige Fläche des Waſſers dergeſtalt gekräuſelt war, wie ſie in flüſſigem Zuſtande, unter eben der Bedingung, anzuſehen geweſen ſeyn würde. Beides bewies mir die Geſchwindigkeit, womit dieſe erſtaunliche Veränderung flüſſiger Körper in eine ſteinharte Materie muſte vor ſich gegangen ſeyn, und es brachte mich zugleich auf den Gedanken, daß es wohl mehrere ſolche zufällige Urſachen in der Natur geben könte, die eben auf die Art, als hier der Wind, dem Waſſer im währenden Gefrieren eine gewiſe Geſtalt geben, und alſo wohl zuweilen ganz ungewöhnliche Figuren von Eiſe hervorbringen möchten. Ja, ſo ſchlecht dieſe ganze Beobachtung war, ſo ſchien ſie mir doch, in Abſicht einer ziemlich ſeltſamen Geſchichte eines Schiffers, Namens **Friedrich Martens**, welchem der **Herr v. Mairan** völligen Glauben beimiſt, einige Befriedigung zu verſchaffen, indem ſie mir die Anlage zu etwas auſſerordentlichem wies, das da, wo der Schiffer es beobachtet, durch andre und unbekannte Urſachen, nur blos zu einem viel höhern Grade der Vollkommenheit und des Wunderbaren gebracht worden war. Dieſes iſt ein kleines Meiſterſtük der Baukunſt, welches dieſer Schiffer im **Eismeere** beobachtet hat. Es beſtund aus einem Stüke Eis, welches einer Kirche ähnlich ſahe; man ſahe daran Pfeiler, gewölbte Fenſter und regelmäſige Thüren: aber die Thüren und Fenſter ſchienen wie mit Leuchtern von Eis erfüllet, und das Inwendige ſah ſchön blau aus. Dieſes Stük Eis war gröſſer, als ein Schif, und etwas höher als der Spiegel. Er fand auch bei Spizbergen Eis, das voller Bukeln war, und vollkommen wie Zukerkand ausſahe, nebſt andern dergleichen Figuren mehr, die der Herr von Mairan vornämlich den Faden des ſüſſen Waſſers zuſchreibt, die noch nicht recht mit dem Meerwaſſer vermiſcht ſind, die am erſten gefrieren und am lezten aufthauen.

Vielleicht läſt ſichs wohl kein vernünftiger Menſch in den Sinn kommen, daran zu zweifeln, daß Geſtalten von dieſer Art nichts anders, als Spiele der Natur ſeyn können, die nur ein bloſſes Ohngefehr zum Urſprunge haben. Das macht, dieſes ſind Nachahmungen von Werken der Kunſt, wovon man die Natur für keine gar zu groſſe Liebhaberin anſieht. Allein wir wollen die Sache ein klein wenig verändern; wir wollen ſtatt eines **Gebäudes**, ſtatt einer **Kirche**, eine **Weinrebe**, eine **Neſſel** nehmen; ſo kan man groſſe Leute aufweiſen, die dafür gehalten haben, daß dieſe die Natur auf eine wunderwürdige Weiſe im Eiſe von neuem erzeugte, wenn man ihr in etwas Handreichung dabei thäte. **Boyle** erzählt, er hätte in Waſſer ein wenig Grünſpan aufgelöſet, welcher viel ſalzige Theilchen von den Treſtern der Weintrauben, die zur Zerfreſſung des Kupfers gebraucht werden, in ſich hat, und nachdem er dieſes Waſſer durch Hülſe von Schnee und Salze hätte gefrieren laſſen, ſo hätte er mit Erſtaunen kleine Figuren von Weinſtöken auf der Fläche des Eiſes geſehen. Der Ritter **Digby** ſaget, als er eine gleiche Probe mit Lauge aus Aſche von **Neſſeln**, nach der Vorſchrift des Pater **Kirchers**, gemacht hätte, ſo wären auch auf dem Eiſe viele Figuren von **Neſſeln** zu ſehen geweſen. Dieſe beiden Zeugniſſe führet der Herr v. **Mairan**, als die glaubwürdigſten unter allen, aus dem **de Vallemont** an, und ich will das dritte, welches noch viel künſtlicher heraus kommt, aus dem Giornali de Litterati, Tom. 26. Art. X. hinzufügen. Es erzehlt nemlich ein venetianiſcher Arzt, **Oddoni**, daß im Jenner 1716. bei ſehr groſſer Kälte, in ſeinem Gewächshauſe, auf den Glasſcheiben des einen Fenſters, gegen Südoſten, da kein Laden vor war, die Bildniſſe etlicher Pflanzen eingefroren, und auf das ſubtileſte abgedrukt und gemahlet geweſen, welche man denenjenigen, ſo in dem Hauſe aufbehalten wurden, gänzlich ähnlich befunden. Hierbei war merkwürdig, daß jedes Bild ſich auf ſeine beſondere Glasſcheibe gepräget, doch ohne Verwirrung, dergeſtalt, daß, wo man den Eindruk des einen ſahe, des andern ſeiner nicht war, und der Uberreſt ganz leer blieb. An den andern Fenſtern gegen Nordweſt, da die Laden vor waren, ſahe man eine verworrene Abbildung, ohne daß man etwas unterſcheiden konte. Uberdem iſt auch dieſes beſonders, daß die Pflanzen von denen Bäumchen, ob ſie gleich näher bei dem Fenſter ſtunden, und ihrer eine groſſe Anzahl war, doch keinen ſolchen Abdruk gegeben. Der Herr **Doddoni** ris auch einen Zweig von **Barba Jovis** ab, und hielt ihn genau gegen die Figur am Fenſter, da ſie denn einander vollkommen ähnlich waren.

Man könte dieſe Materie mit vieler Gelehrſamkeit ausführen, wenn man die Geſtalten dabei zu Hülſe nähme, die, wie ich glaube, **Plato** den Dingen zugeſchrieben, und welches völlige Abdrüke, oder körperliche Schatten derſelben ſeyn ſolten, die beſtändig von ihnen ausgiengen, und indem ſie in die Augen andrer Menſchen hineindrängen, diejenigen Sachen unſichtbar machten, von denen ſie ausgegangen wären. Denn wie leicht wäre nicht hieraus begreiflich zu machen, warum die Schatten der Pflanzen an den Fenſterſcheiben gefroren wären, da die Dichter ſchon die Begriffe und Einbildungen an den Fenſterſcheiben gefroren geſehen haben. Wem dieſe Erklärung nicht anſtünde, der könte nur zur **Palingeneſie** des Pater **Kirchers** ſeine Zuflucht nehmen, die **de Vallemont** eben durch die obigen Beiſpiele des **Boyle** und **Digby** vertheidigen wolte, und die ein Mann, deſſen Einbildungskraft ſo ungebunden iſt, als des Paſtor **Heyns** ſeine war, ſelbſt bei der Auferſtehung der Toden wieder anbringen kan. Oder, damit ich die Sache noch etwas ernſthafter vorſtelle, könte man nicht vielleicht in dieſen Begebenheiten einige Aehnlichkeit mit den Beobachtungen des **Buffon** und beſonders des Herrn **Needham** finden, welcher behauptet,

ptet, daß alle Geſchlechter und Arten von Pflanzen und Thieren in einem Theile derjenigen Materie ſchon gebildet wären, welche jedem einzelnen Weſen zur Nahrung dienet, und davon dieſer Theil genommen iſt? Könte wohl vielleicht die ausdünſtende Materie der Pflanzen eben eine ſolche vegetativiſche Kraft beſizen, und ſich ſo, wie in den obigen Beiſpielen entwikeln, als wie diejenigen Theilchen der Pflanzen unſtreitig haben, die in den Infuſionen ſo geſchwind lebendig werden, und neue Pflanzen hervorbringen, die ſich immer mehr und mehr entwikeln?

Doch warum wolten wir wohl mit dunkeln Muthmaſſungen eine Sache zu erläutern trachten, die vermuthlich nichts anders, als ein bloſſes Spiel der Natur iſt, welches die Einbildungskraft zu einer Art von Wunderwerken erhöhet hat? Es iſt den Philoſophen, wie der Herr v. Fontenelle ſagt, eigen, dasjenige nicht zu glauben, was ſie ſehen, und ſich zu bemühen, etwas anders zu errathen, das ſie nicht ſehen können. Vielleicht rührt es von dieſer Eigenſchaft her, daß ſie viel leichter ſehen, was nicht iſt, als daß ſie eine Sache für dasjenige halten ſolten, was ſie in der That iſt. Wenn eine dünne Fläche Waſſer, oder wenn die Dünſte an einem Fenſter gefrieren, ſo geſchicht dieſes mehrentheils in gewiſſen beſtimmten Figuren, welche die Einbildungskraft mit leichter Mühe in Reben, Neſſeln, oder in Bilder von Pflanzen verwandeln kan. Wir wollen uns alſo um das falſche Wunderbare bei den Figuren des Eiſes weiter nicht bekümmern, und vielmehr dasjenige ein wenig näher betrachten, was bei dieſer Erſcheinung unläugbar und wahrhaftig iſt, und was uns ſolche Wunder der Natur vorſtellet, deren Urſprung zwar eben ſo unbegreiflich, aber nicht ſo unglaublich und lächerlich iſt, als die vorhergehenden Urſachen ſcheinbarer Begebenheiten, deren Mutter nicht die Natur, ſondern blos die Einbildungskraft geweſen zu ſeyn ſcheinet.

Der Herr von Mairan hat die Figuren des Eiſes mit einer ſolchen Scharfſinnigkeit unterſucht, die ſeines groſſen Namens würdig iſt, und die groſſe Menge ſeiner Beobachtungen hat ihn in den Stand geſezt, ihre allgemeine Gleichförmigkeit und beſondre Aehnlichkeit mit gewiſen Dingen auf das genaueſte zu bemerken. Er hat gefunden, daß der erſte Anfang alles Gefrierens in lauter zarten **Eisfaden** beſteht, deren ſich immer mehr und mehr anlegen, bis eine ganze Eisrinde gebildet wird. Dieſe Faden geben allen Figuren ihren Urſprung; und man kan das erſte Gewebe derſelben deutlich ſehen, wenn man in einem groſſen flachen Gefäſſe, welches inwendig eine dunkle Farbe und am Boden ein oder zwei Löcher hat, Waſſer ſehr langſam gefrieren läſt, und ſobald das erſte Häutchen ohngefehr eine halbe Linie dik geworden, das Waſſer durch die Löcher unter der Rinde ablaufen läſt, da ſich denn die Figuren ganz vortreflich ausnehmen. Dieſe Figuren ſind niemals einander völlig gleich. Zuweilen haben ſie mit keiner bekannten Sache eine Aehnlichkeit; zuweilen laufen einige Eisfaden dergeſtalt nebeneinander, daß ſie die Zeichnung eines Feldes vorſtellen, worauf ſich ſonſt nichts unterſcheiden läſt, als die Züge der Furchen verſchiedener Aeker. Bald erſcheinet ein diker Faden, an welchem zu beiden Seiten andere herausgeſchoſſen ſind, in der Geſtalt einer Feder mit ihren Bärten; bald hängen ſich verſchiedene Faden, die weder bis an den Rand des Gefäſſes, noch an andre groſſe Faden reichen konnten, um einen Mittelpunct herum dergeſtalt zuſammen, daß ſie wie Sterne ausſehen, oder ein Maltheſerkreuz, mit ſeinen Zierrathen an den Rändern, oder auch tauſenderlei andre Figuren machen, worunter doch aber die Figuren von Stüken der Blätter, oder auch wohl von ganzen Blättern, die allergewöhnlichſten ſind. Der erſte Eisfaden, der ordentlich der ſtärkſte iſt, machet den Stiel des Blattes. Die zweiten, die ſich mit ihrem einen Ende zur Seite an den erſten ſezen, und die dritten, die ſich eben ſo an dieſe anlegen, ſtellen die übrigen kleinern Rippen, die Nerven, die Adern und das Nez vor, das man auf den Rüken der meiſten Blätter ſieht. Es fehlet nichts, auch bis auf die Auszakung der Blätter, das nicht daran ſehr deutlich, aber allezeit mit groſſer Mannigfaltigkeit ausgedrükt wäre; einige Zäkchen ſind wie Henkel an den Körben, andre dreiekigt, und in Geſtalt der Sägezähne, wie die Blätter der Neſſeln oder der Roſen.

In dieſen Beſchreibungen ſind die Spuhren der Einfalt, womit die Natur ihre prächtigſten Werke ausarbeitet, und aus der unbeſchreiblichen und unendlichen Mannigfaltigkeit, wie dergleichen kleine Faden ſich aneinander fügen können, läst ſich begreifen, warum die Figuren des Eiſes ſo mannigfaltig ſind, und warum man im Stande iſt, eben ſo viel wunderbares zu entdeken, als in den Figuren der Wolken, wenn man nur Luſt hat, im Wachen ein wenig zu träumen.

Die Natur iſt in ihren Werken einer Ordnung gewohnt, die bis ins kleinſte dringt, und ſich dadurch allemal von den beſten Werken der Kunſt unendlich weit unterſcheidet. Man betrachte durch ein Vergröſſerungsglas den lebendigen Punct, das faſt unſichtbare, unförmliche Dunſtbläschen, das ſeinen Ort verändert, und eine Käſemilbe heist. Man entdekt in dieſem kleinen Behältniſſe die Kunſt eines ganzen Weltgebäudes zuſammengenommen. In dieſem Raume, welcher der Spize einer Nadel gleicht, lebt ein Thier, mit acht wichtigen Füſſen, deſſen Leib mit ungeheuren Stacheln verſehen iſt; in dieſem Räumchen ſind alle die Maſchinen angebracht, welche zur Bewegung des Leibes, der Füſſe, des Mundes zur Verdauung der Speiſen, zum Umlaufe der Säfte, zur Ausführung des Uberflüſſigen, zu den Empfindungen, zum Sehen, ja vielleicht zu allen fünf Sinnen vonnöthen waren. Doch nehmet ein beſſeres Vergröſſerungsglas, und betrachtet einen einzigen Fus dieſes Thieres, ſo findet ihr daran einige Gelenke, Klauen, Haare, und alles, was zu einem wohlgemachten Fuſſe einer Käſemilbe gehört. Könnt ihr noch weiter ſehen; ſo findet ihr in dieſem Fuſſe die Muskeln, die ihn bewegen, die Punkte, woran ſie beveſtigt ſind, die Punkte, welche ſie an ſich ziehen, die Fäsgen, woraus ſie beſtehen, die Röhren, welche die flüſſige Kraft herzuführen, und endlich werden euch die beſten Gläſer bei etwas ſtehen laſſen, das noch voll lauter Kunſt und Weisheit ſtekt, aber ſich unſern Augen durch ſeine unendliche Subtilität gänzlich entzieht. So ſind die Werke der Natur, wenn mir der Ausdruk erlaubt iſt, mit Ordnung durchgeweicht und durchdrungen; dahingegen ein ſchlechtes Glas im Stande iſt, den Mangel der Kunſt zu entdeken, die nur eine Nachahmung von dieſer unvergleichlichen Ordnung auf die Oberfläche der Dinge breitet, die keine genaue Unterſuchung aushält. Laſſet uns ſehen, ob wir dieſe Ordnung und Regelmäſſigkeit der Natur nicht auch bei den Figuren des Eiſes entdeken können!

Die Furchen, die Blätter mit ihren Rippen, die Federn mit ihren Bärten und alle die Figuren, welche wir auf dem gefrornen Waſſer wahrnehmen, entſtehen aus einerlei Materie, aus einfachen Eisfaden, die ſich aneinander anſezen. Dieſe Zuſammenfügung geſchicht unter gewiſen Winkeln, und es iſt zu verwundern, daß dieſe Winkel beſtimmt ſind, und am allermeiſten, daß ſich die Eisnadeln unter einem Winkel von ſechzig Graden aneinander anlegen. Es iſt kein Betrug bei dieſer Beobachtung zu befürchten. So ſehr die Mannigfaltigkeit der Figuren dieſes Anſezen verſtekt, ſo oft zeigt es ſich dem ohnerachtet einem aufmerkſamen Auge, und ein Model eines Winkels von ſechzig Graden, das man zur Hand nimmt, zeigt uns eine Genauigkeit der Natur in Beobachtung deſſelben, die kein Meſkünſtler übertreffen kan. Dieſes iſt gemeiniglich der Winkel, den die Rippen der Blätter mit den Stielen, die Bärte der Federn mit den Kielen, und die Furchen des einen Feldes im Eiſe mit denen des daneben liegenden Feldes machen. Daß dieſe

Neigung der Eisfaden gegeneinander nicht, wie die meiſten Naturforſcher wohl muthmaſſen möchten, von denen im Waſſer befindlichen Salzen herrühren könne, iſt daraus begreiflich, weil ein jedes dieſer Salze ſeine eigenen Geſeze hat, wornach es ſich anleget, deren keinem aber das Eis folget. Wie vielerlei Arten von Salzen enthält nicht der Urin in ſich? Gleichwohl behalten die darinn gefrornen Figuren einen Winkel von ſechzig, oder von 120. Graden, als der die Ergänzung des vorhergehenden iſt.

Was iſt es demnach ſonſt für eine Urſache, welche das Eis zwingt, ſich nach dem Eigenſinne einer Kraft zu richten, die es nur unter ſechzig Graden zuſammenfrieren läſt? Warhaftig, ich weis es nicht zu ſagen: allein ich weis, daß dieſes nicht die einzige Materie ſey, der die Natur bei ihrer Bildung mathematiſche Geſeze vorgeſchrieben hat? Warum ſchieſſen alle Arten von Salzen in gewiſen beſtimmten Figuren an; warum beſteht der Isländiſche Cryſtall aus lauter ſchiefen parallelſeitigen Körpern, die ihre unveränderlichen Flächen und Winkel haben? Was für ein Wunderbau iſt in den Markaſiten, deren Theile lauter Würfel ſind, und deren Structur der Herr v. Mairan zuerſt recht deutlich beſchrieben hat? Alle dieſe Körper haben eben ſo, wie das anſchieſſende Waſſer, wie man das Eis nennen könte, eine gewiſe regelmäſige Beſtrebung, ſich nach gewiſen Richtungen und Winkeln zuſammen zu fügen, und ſind in nichts als in dem Winkel der Zuſammenfügung und einigen Nebenumſtänden von einander verſchieden. Iſt es alſo mehr Wunder, daß ein flüſſiges Waſſer, wenn es erhärtet, nach einem Winkel von 60. Graden, als daß ein flüſſiges Kochſalz, wenn es erhärtet, in Würfeln anſchieſt? Ich erkenne hier eine allgemeine Ordnung, deren Urſprung ich nicht verſtehe, deren Urſach unbegreiflich iſt, und ich bewundre entweder das eine ſo ſehr, als alles andre, oder ich bewundre keines.

Doch wer könte wohl dieſe ſo kenntlichen Spuhren einer Ordnung, die wahrhaftig zufällig iſt, die alſo ſchlechterdings ein ordnendes Weſen vorausſezet, wer könte, ſage ich, dieſe Spuhren der ewigen Weisheit wohl ſehen, ohne ſie zu bewundern? Wer ſpaltet doch den Schnee in Sterne von ſechs gleichen Strahlen, die in gleichen Weiten ſo genau zuſammengeſezt ſind, als ſie der behutſamſte Meskünſtler abzeichnen kan? Verdienet dieſes keine Bewunderung, ſo verdient ſie kein Newton, kein Kepler, und keiner von allen den Geiſtern, deren Verſtand nur ein ſchwacher Abdruk derjenigen Weisheit iſt, die dieſes alles ſo genau geordnet hat.

Dieſe Schneefiguren ſind der vollkommenſte Beweis, daß ſich die Theile des Waſſers unter einem Winkel von ſechzig Graden miteinander zu verbinden trachten. Denn die Winkel, welche die Strahlen dieſer Sterne formiren, ſind in der Luft, wo ihrer Verbindung keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, ſo genau nach dieſem Maaſſe gebildet, daß nichts genauer gemacht werden kan. Ich weis wohl, daß man dieſe Würkung den Salzen in der Luft zuſchreibet. Wir ſehen den Salpeter ſechsekigt anſchieſſen, und ſchlieſſen hieraus, daß er in den Dünſten, wenn ſie gefrieren, dieſe Structur hervorbringe. Vielleicht hätten wir aber ganz umgekehrt geſchloſſen, wenn uns die Erfahrung zuerſt in die Augen gefallen wäre, daß das Waſſer, wenn es hart wird, unter einem Winkel von ſechzig Graden aneinander gefüget würde. Vielleicht hätte man alsdann mit eben der Ernſthaftigkeit behauptet, daß der Salpeter ſeine ſechsekigte Figur einem geronnenen Waſſer zu danken habe, welches bei ſeiner Bildung zugegen geweſen wäre, und wer weis, welcher von beiden Gedanken der wahrſcheinlichſte iſt? Wenigſtens wäre wohl Salmiak eben ſo gut zur Bildung des Schnees zu gebrauchen, als der Salpeter, da man mit Augen ſehen kan, daß daſſelbe wie Schneefloken anſchieſt. Wozu würde aber dieſes alles nuzen? Wir leiten jederzeit uns unbekannte Begebenheiten aus andern her, die uns bekannt ſind, und bedenken nicht, daß uns überhaupt die Würkungen bekannter ſind, als ihre Urſachen. Wir ſagen z. E. daß die figurirten Körper in der Natur wahrſcheinlicher Weiſe von den Salzen ihren Urſprung nehmen, weil wir ſchon wiſſen, daß die Salze gewiſe Figuren an ſich nehmen. Wenn wir nun bedächten, daß eine Würkung in der Natur, die uns eher bekannt war, als eine andere, nicht einmal mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit um deswillen für die Urſach der lezten angeſehen werden könne; daß ſowol dieſe, als jene zwo verſchiedene Würkungen ſind, die vielleicht eine gemeinſchaftliche Urſache, aber nicht einmahl vielleicht einen Zuſammenhang als Urſachen und Würkungen untereinander haben können; ſo würden wir viel ſparſamer mit ſolchen Hypotheſen ſeyn, die nicht einmal im Stande ſind, die Neugier, noch weniger den Verſtand zu befriedigen.

Laſſet uns alſo, mit dem Herrn von Mairan geſtehen, daß bei dieſer ganzen Sache eine verborgene Mechanik, eine heimliche Kraft im Spiele ſey, die wir noch nicht kennen, und die uns nur von weiten, ohne ſichtbar zu werden, zuruft, daß die Natur von einem allweiſen Urheber zeuge, daß ſie voll Geheimniſſen ſey, die wir nicht zu verſtehen brauchen, und deren Abſicht nur darinn beſteht, uns zu nüzen, nicht aber ſich von uns erforſchen zu laſſen.

Ich kan dieſen Aufſaz nicht beſchlieſſen, ohne mich vorher in eine Frage einzulaſſen, die mit dem vollkommenſten Rechte hieher gehöret. Wenn die Figuren des Eiſes von nichts anderm, als den kleinen Eisfaden herrühren, die in beſtändiger Bemühung ſind, ſich unter einem Winkel von ſechzig oder 120. Graden aneinander anzuhängen; ſo giebt uns dieſes zwar in der Beurtheilung der Eisſcheiben von würklichem Waſſer, wie auch der Schneefiguren ein Licht; allein woher entſtehen wohl die ſchönen Blumen und künſtlichen Gemählde, welche ſich an den Fenſterſcheiben anlegen, wenn die Dünſte daran gefrieren? Hier ſieht man öfters völlige cirkulrunde Figuren, Schnekenlinien, krumm gebogene Blätter, die hängenden Blumenblättern gleichen, u. ſ. w. Solten dieſe wohl auch von jenen Nadeln und dieſer Zuſammenfügung entſtehen, woraus die Schneeſterne werden?

Hierauf läst ſich verſchiedentlich antworten. Erſtens iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Figuren öfters mit ſolchen Gerippen von Blättern, mit bärtigten Federn und dergleichen übereinkommen ſolten, die nach den obigen Geſezen entſtehen, und man kan ſich davon ſehr leicht überzeugen, wenn man das Gefrieren der Fenſter gleich beim erſten Anfange beobachtet, indem dieſe Figuren von den Dünſten ſchon gemacht werden, da ſie, dem Scheine nach, noch bloſſes Waſſer ſind, und auch dem Gefühl nicht als Eis vorkommen, wenn man ſie auswiſchet. Hiernächſt aber und vornämlich rühren wohl dieſe krummlinigten Figuren von denenjenigen Riſſen und kleinen Furchen in den Glasſcheiben her, welche theils bei der erſten Verfertigung des Glaſes, theils auch bei dem Scheuren mit Sande hineingebracht werden, und ob ſie gleich dem Auge nicht ſichtbar ſind, dennoch den Dünſten dazu dienen, daß ſie ihrer Richtung in ihrer Vereinigung folgen, und alſo in dieſen Rinnen zu Eis frieren. Dieſe Meinung wird durch die Figuren ſelbſt beſtättiget, welche mit denen ſehr übereinkommen, welche die Bürſte oder der Scheurlappen beſchreiben würde, wenn man ihn ſtatt des Sandes, mit einer Farbe beſtriche, um dieſe Figuren wahrzunehmen. Ja, da man öfters wahrnimmt, daß ein gewiſer Bogen auf der einen Fenſterſcheibe anfängt, und, ohnerachtet des dazwiſchen liegenden Bleies, auf der andern und dritten, u. ſ. w. regelmäſig fortgeſezt iſt, als ob kein Blei dazwiſchen geweſen wäre; ſo beweiſet dieſes unwiderſprechlich, daß dieſe Figuren keine beſondre Cryſtalliſation, ſondern eine ſolche zufällige Urſache zum Urſprunge haben müſſen. Hierzu kommt, daß der Eisſtaub, welcher ſich auf dieſen Blättern anſezet, das Anſehen viel ſchöner, künſtlicher und wunderbarer macht, als es öfters nicht ſcheinen würde, wenn er dabei mangeln ſolte.

Ich will zum Beſchluß meinen Leſern die Abſicht wieder in die Gedanken bringen, welche ich bei Ausarbeitung eines Aufſazes gehabt habe, der nicht ſowohl dem Staate, als Perſonen, nicht ſowohl dem gemeinen Weſen, als einzelnen Seelen nuzen kan, die Geſchmak an der Natur, das iſt, an einer Sache haben, woran jedermann Geſchmak finden mus, wer keinen verſchobenen Kopf hat. Dieſe Abſicht beſteht darinn, nachforſchenden Gemüthern eine recht vortrefliche Gelegenheit zu einer edlen Winterluſt zu geben, indem ſie auf dieſem Wege fortgehen können, den ihnen ein Mairan gebahnt hat, nud der eben ſo, wie alle Wege der Unſterblichkeit, zugleich ins Unendliche fortgehet, und keine edle Seele ermüdet.

Von den Kleidern, und der daher rührenden Kleidermode.

Wenn ich zurük denke, daß wir ganz nakend an die Welt gebohren werden, da doch alle andere lebendige Creaturen ihre Kleidung mit ſich bringen: ſo finde ich, daß die Menſchen in dieſem Stüke unvollkommener als die übrige Thiere ſind. Und deswegen haben wir alſo der Sorgfalt anderer Menſchen um ſo viel nöthiger. Denn, würde wohl unter 1000. Kindern, die das Tageslicht erbliken, nur ein einziges am Leben bleiben, wenn ſie nicht eingewikelt, und durch das Warmhalten von dem Untergange geſchüzet würden? Es iſt dieſes zumalen in demjenigen Welttheile nöthig, deſſen Einwohner wir ſelbſt ſind: die Sommerwärme iſt nicht nur ſehr mäſſig bei uns, ſondern ſie wechſelt auch mit einem langen, und oftermals ſehr rauhen Winter ab. Um nun unſerm natürlichen Mangel zu ſtatten zu kommen, ſo handeln wir vernünftig, daß wir aus allerlei, womit uns die Natur an Handen gehet, Kleider tragen. Es wird aber, gleichwie in allen Dingen, alſo auch in dieſem, über die Schnure gehauen. Einige thun der Sache zu viel. Mancher behängt ſeinen Körper mit einer Menge von Kleidungen, die ſo ſchwer als er ſelber ſind. Es hat Weibsleute, die nicht viel weniger als ein Halbduzend Unterröke auf den Hüften hängen haben; und Mannsperſonen, welche unter dem Kleide noch 1. bis 2. Paar Unterwämſer auf dem Leibe tragen, und gleich den Pavillons vor der Verwandelung ſich darinn einkleiden; Ja, damit ſie vom Kopf an bis auf die Füſſe vor der Kälte ſicher ſind, die Waden noch darzu wie eine Sakpfeife ausfüttern. Dies mag man die Mode der Vampirs nennen. Gleichwie aber dieſe nun der Sache zu viel thun, ſo thun andere wieder zu wenig. Wie viele unter dem Frauenzimmer lieben die Mode, von oben halb nakend einher zu gehen? Bei Hofe iſt es Grand-Mode. Dergleichen Frauenzimmer ſcheinet eine Gattung ſolcher Syrenen, oder Meer-Fräulen, die von oben Menſchen, von unten aber Fiſche ſeyn ſollen. Theils Mannsperſonen ſind von dieſer Grand-Mode auch angeſtekt. Ich ſehe öfters mit Verwunderung zu, wann junge Leute, zumalen von geringer Extraction, in der gröſten Winterkälte in ſeidenen Strümpfen, den Hut unter dem Arm, die Hände in einem groſſen Belzmuf faſt bis über die Ellenbogen habend, in friſirten Haaren, oder kleinen Sommer-Perükgen auf der Gaſſe ſchnatternd einher tretten. Jenem Utopianer, dem bekant war, daß die Hüte, zumal zur Winterszeit, nicht vor die Aerme, ſondern vor das Haupt gemacht worden, iſt dieſes juſt ſo vorgekommen, als wann einer in der Kälte auf der Gaſſen ſeine Hoſen zur Zierde unter dem Arm tragen würde. Daß nun ſolche Entblöſſungen in der That Krankheiten verurſachen, ſolches zeigt die leidige Erfahrung, und kan mit Exempeln bewieſen werden. Dergleichen Erkältungen bringen Huſten, Schnupen, und andere beſchwerliche Flüſſe; ja Colik und öfters gefährliche Krankheiten. Eitele Mütter ſuchen zwar dieſem Ubel zuvor zu kommen, indeme ſie ihre Kinder von Jugend auf halb nakend zu gehen gewöhnen, damit ſie dadurch abgehärtet werden mögen; allein die Natur unſerer Haut kan deswegen nicht ſteinern werden. Man frage die Aerzte: ſo wird man hören, daß dieſe böſe à la modiſche Gewohnheit in dem ganzen Körper üble Folgen nach ſich ziehe. Spüret man ſie gleich in der Jugend ſo deutlich nicht, ſo kommt es im Alter ſo empfindlich nach. Die angenehme Empfindung der Wärme, und die Erhaltung unſerer Geſundheit ſoll uns bewegen, den Ruhm, oder vielmehr die Eitelkeit einer kleinen und lächerlichen Galanterie zu verachten.

Gleichwie aber die Kleider nicht lediglich zur Bedekung der Blöſſe, oder zu Beſchwerung des Leibes, ſondern auch zur Zierde und zur Pracht angewendet werden: ſo mus man ſich nicht nur nach ſeinem Stande und Vermögen, ſondern auch nach der Beſchaffenheit der Perſonen richten, mit welchen man umzugehen hat. Ein prächtiger Aufzug beleidiget öfters, und eine ſchmuzige Kleidung macht einen ſchlechten Begrif von der Perſon, die ſie trägt. Es giebt hunderterlei Arten Kleiderhaſen, Strazzer, Pflaſtertretter, u. dergl. deren ganze Artigkeit in ihrem Puz beſtehet. Herr Zierlich, oder Baron Offenermel, ein reiches Mutterſöhngen, iſt in ſich, oder vielmehr in ſeine Kleider, verliebt: eine neue Mode, eine auf neue Art geſchlungene Schleife, mit Gold geſtikte Knopflöcher: eine zierlich gemachte Treſſe, 6. Zoll groſſe Strumpfzwikel, Pariſer Schuh mit Laſchen, die faſt den halben Fus bedeken, Manchetten faſt ſo gros als ein holländiſches Segeltuch, u. w. d. m. macht den galanten Stuzer beredt, und belebt ſeinen ganzen Körper; denn ohne dieſe Galanterie-Mode würde er ganz ſtumm werden. Herr Flittermann von Windiſchgräz iſt ein Gelehrter, der die hohe Schule verlaſſen hat; ſein Vater iſt ein ehrlicher Bürger und Handwerksmann. Es iſt natürlich, daß der Sohn eine Bedienung ſuchet. Es war die Stadtſchreibersſtelle ſeines Geburtsorts, welches ein kleines Städtlein iſt, ledig geworden. Der Vater ſuchte die Stelle vor ſeinen Sohn von ſeinem Landesfürſten; beide reiſeten nach der Hofſtadt, und als ſie auf das Schlos giengen, kam der Alte in einem ehrbaren ſeinem Stande geziemenden braunen Roke. Der junge Flittermann trat neben ihm her in einem rothen reich verſchamerirten Kleide, und in einer geſtikten Weſten, die 120. Rthlr. gekoſtet hatte. Der Fürſt trug keine koſtbare Kleidung; und Flittermann muſte mit einer abſchlägigen Antwort nach Hauſe gehen. Jezt trägt er ſich in allen Geſellſchaften zur Schau, und macht ſich an allen Orten Feinde. Frau Stolzin, eines Graduirten Tochter, lebt in einer Stadt, wo nebſt dem ſtarken Adel auch vornehme Bediente wohnen. Ihre lächerliche Pracht und Aufführung, mit welchen ſie es dieſen zuvor zu thun ſuchet, machet ſie in allen Häuſern verhaßt, und ihr präſumptiver Ehegatte rechnet ſich die Widerwärtigkeiten, die ihm die Kleidung ſeiner zukünftigen Frau zuziehet, für ein Creuz an, das er des Ranges wegen zu tragen habe; indeſſen ſein Herr College, deſſen Frau ſich zierlich, aber nicht zu prächtig kleidet, überall lauter Liebe genieſſet. Herr Achtlos Faul hat eine hohe Bedienung, und ein gutes Vermögen; nach ſeiner Tracht aber ſolte man ihn für einen Trödler halten, der die Kleidung anziehet, die ihm nicht abgehen will. Es hänget ihm nicht nur alles um den Leib herum, ſondern das Fett von den abtriefenden Speiſen, und die Fleken des Biers machen ihn ſo ſchmuzig, daß man von ihm ruken mus, um nicht beſudelt zu werden. Wann er Zuſpruch bekommt, ſo iſt er entweder in einer ſehr fetten Nachtmüze, niederhangenden Strümpfen, und Pantoffeln, die keine Farbe haben, oder in einer ungekämten Peruque, die ſich beſſer auf eine Stange, die Sperlinge aus einem Erbſenſtüke zu verjagen, ſchikte. Beſtändig behält er ſeinen Schmuzrok an, der durch die eingeſogene Unreinigkeiten ein gewiſſes ſteifes Weſen erhalten hat, dergleichen man am Taffent findet. Er nimmt ſich nichts übel: daher thun ſolches die andern deſto mehr; dann er beleidiget durch ſeine liederliche Kleidung jedermann. Es iſt ausgemacht, und dem Wohlſtande gemäs, daß man durch die Kleidung, in welcher man in Geſellſchaft erſcheinet, die Achtung an den Tag leget, welche man für dieſelbe hat. Es geziemet ſelbſt den Ehegatten, da ſie in dem genaueſten Umgange miteinander ſtehen, ſich einer dem andern zu gefallen, reinlich und zierlich zu kleiden. So ſchlecht auch eine Kleidung iſt, ſo kan ſie doch reinlich ſeyn; und im Umgange ſoll man Achtung geben, daß man weder durch Pracht, noch durch die Nachläßigkeit anſtößig werde. Dann man verachtet einen Kleidernarren eben ſowohl, als einen ſchmuzigen Menſchen.

Nun komme ich auf eine andere Gattung; und zwar auf die à la modiſche Veränderung der Trachten. Ich finde, daß ſolches in Europa ſchon vor alten Zeiten, jedoch nur bei theils Nationen, Mode war. Diejenige, welche eine Sammlung von alten Gemählden und Bildern haben, können hievon am beſten urtheilen. Die morgenländiſchen Völker, deren Lebensart und Mode uns in vielen Stüken lächerlich vorkommen, verdienen dennoch deswegen einiges Lob, daß ſie in ihrer Tracht fremden Nationen nichts nachgeäffet, ſondern ſtets einerlei Kleidertracht beibehalten. Solches kan auch, wann man weiters gehen will, von den übrigen 3. Welttheilen überhaupts geſagt werden. Europa allein iſt es, deſſen Einwohner meiſtens, gleichwie in einer Comödie, neue Perſonen vorſtellen, und ſich ſtetshin in neuen, theils beſchwerlichen, theils übertriebenen Kleidergeſtalten ſehen laſſen. Jener Mahler, nachdem er die Einwohner der drei andern Welttheile mit gewiſen Kleidern geſchildert hatte, gab denen Europäern ein Stük Tuch in die eine, und eine Scheere in die andere Hand; weil er befürchtete, das Kleid, welches er ihm mit ſeinem Pinſel zuſchneiden wolte, möchte ſchon aus der Mode ſeyn, ehe das Gemählde fertig würde. Indeſſen iſt doch gewis, daß, wann man anders die Sache weit herholen will, kein Volk wohl in Nachahmung der Moden den Teutſchen ſo ähnlich geweſen, als das Römiſche. Griechenland war bei ihnen eben dasjenige, was bei uns Frankreich iſt. Ihre Reiſen geſchahen dahin. Ihre Sprache war mit Griechiſchen Wörtern vermengt. Ihre Geſeze waren aus Griechenland. Ihre Sprachmeiſter, Bildhauer, Mahler, Seiltänzer, und andere Künſtler waren eben daher. Wenn man nur ein Münzcabinet einſiehet: ſo kan man bei den Bruſtbildern der Kaiſerinnen die gelehrte Anmerkungen machen, daß dieſelben oftmals in einem Jahre ihre Haare en maron, en flote, en coquille, en mouton, à la marechalle, à l'oiſeau royal, à la bervic, en bé molle, und auf andere, manchem gelehrten Kunſtrichter unnennbare Arten, aufſezen laſſen. Es iſt alſo wohl gewis, daß die Veränderungen in der Mode faſt bei allen geſitteten Völkern hergebracht geweſen: mithin gehet der heimliche Vorwurf, den wir uns bei Nachahmung einer neuen Mode machen, nicht auf die Mode ſelbſt, ſondern auf die gar zu geſchwinde Veränderungen derſelben.

Aus der Franzöſiſchen Hiſtorie iſt zu erſehen, daß die Vornehmen und Groſſen ehedem lange Kleider getragen, und ſich niemals kurzer Kleider bedienet, als wenn ſie zu Felde gelegen. Die Zierde beſtand in Hermelin, oder in andern Fellen, womit die Kleider bebrämt werden; und daher die Mode vom Kleiderbrämen. Von Dänemark hat Arnoldus Lubecenſis als etwas ſonderbares angemerkt, daß die Einwohner dieſes Reiches Bootsmanns Kleider getragen. Der Normänner ihre war gar wider alle Bequemlichkeit. Mehrers hievon anzuführen würde allzuweitläuftig fallen. Genug! man ſiehet hieraus, daß gewiſe alte Moden eben ſo unbequem, wo nicht unbequemer geweſen, als die neuen; darvon, Kürze wegen, die in Norwegen zu den Zeiten des Königs Olaf Kyrres Mode geweſene Kleidertracht dermalen zum Beweis dienen kan; denn die Normänner trugen damals hohe und mit Gold und Silber geſtikte Schuhe, und die Ermel in den Röken waren ſo eng, und ſo feſt zugeknöpft, daß man ſich eines beſondern Inſtruments bedienen muſte, wenn man anderſt das Kleid anziehen wolte. Die Beinkleider mit den unzählichen Falten, welche König Chriſtian der 3te von Haus, von Hof zu nennen pflegte, zeugen ſowohl von der Koſtbarkeit als von der Unbequemlichkeit der damaligen Kleidertracht. Die noch nicht aus der Mode gekommene Schweizerhoſen können zum Muſter dienen, wem die Luſt ankommt, dergleichen zu tragen. Ein gleiches kan man auch von denen Krees oder Pfeifenkragen urtheilen, welche man damals ſo ſtark und häufig um den Hals getragen. Hier in Augsburg iſt noch eine Art hievon in der Tracht beibehalten worden: wie dann dieſe berühmte und ſonſt beliebte Kleidertracht keiner ſonderlichen Modeveränderung unterworfen iſt. Die Mode der Mäntel, in welchen die Bürger vor dieſem in die Kirche, Comödie, zum Bier, Spazierengehen ꝛc. zu gehen pflegten, iſt bei uns ziemlich abgekommen. Man hält aber doch noch vieles auf ein dergleichen Sortement, als groſſe, mittle, kleine, ſchwarze und gefärbte; doch ſind die ganz kleinen nimmer Mode; denn wer in einem ſolchen gar kurzen erſcheinet, wird gemeiniglich vor eine Magnificenz gehalten. Gleiche Bewandnis hat es mit den Bärten. Solche waren ehedeſſen eine Zierde und Ehre des männlichen Geſchlechts; zumalen bei denen Geiſtlichen. Die leztern waren ganz auſſerordentlich davon eingenommen; wie ein Biſchof in Seeland, unter der Regierung Chriſtian des 5ten, an der Abſchaffung der Bärte arbeitete, und den Kinn der Prieſter zu ſchleifen ſuchte; ſo ward ſein Vorhaben als eine Kezerei angeſehen, und verurſachte eine nicht geringe Bewegung. Nun aber würde es eben ſo ſchwer halten, dieſe Mode, gleichwie andere alte, wieder einzuführen, nachdem ſolche einmal in Abgang gerathen, und man bei uns nirgends weiter lange Bärte antrift, als bei alten Bauren in Norwegen, und bei den Ziegenböken. Indeſſen kommen nichts deſto weniger heutiges Tages noch immer wieder zum Theil alte Moden auf. Wie die Mode aufkam, daß man keine Degen mehr tragen wolte: ſo entſchuldigte man ſich mit der Wahrheit, daß der Degen zu nichts diente; und denjenigen, der ihn tragen müſte, hauptbeſchwerlich wäre. Nichts war bequemer, nichts angenehmer, nichts leichter, als die Abſchaffung des Degens. Nun aber trägt man ſie durchgehends wieder; und erſtreckt ſich dieſe Mode ſogar auf Schneider, Bediente, Scheerenſchleifer ꝛc. In Venedig hingegen iſt das Degentragen verbotten. Wie die lange Rokermel der Mannsleute ſo undienlich als beſchwerlich wurden, ſo hies es: nichts iſt unanſehnlicher als ein ſolches gegen alle mathematiſche Methode gemachtes Kleid. Dieſe Mode war demnach bald abgekommen. Man truge geſchloſſene Ermel, oder Stiefelermel nach der Mode. Sie haben aber ihr Ende auch bald wieder, wie jene, erreichet. Nun trägt man wieder offene, und alſo wieder ſolche Ermel aus der alten Mode. So gieng es juſt denen Wikeln. Vorhin war dies eine uralte Mode. Man hatte vor etlich 20. Jahren an den Charniers, nach der Franzöſiſchen Mode, durchgehends ein Belieben. Vor 10. Jahren kamen ſolche auf einmal ab. Faſt jedermann wurde durch die neue Art von Franzöſiſchen Wikeln bezaubert. Man wolte gerne lange Beine haben. Und da verſahen es die meiſten, als ſie die Wikel faſt ein halb Schuh ober die Knöchel wikelten, ſo daß es ſchiene, Teutſchland ſeye auf einmal mit Seiltänzern, Springern, und dergleichen luſtigen Perſonen angefüllet worden. Dieſe Mode wurde alſo gar zu gemein; folglich waren ſie von keiner langen Dauer. Nunmehro ſezen ſich wieder die Hoſen ohne Wikel in eine reſpectable Mode. Ich würde kein Ende finden, wenn ich nur die Modeveränderungen in dieſem Jahrhundert auf ſolche Art durchgehen wolte. Eins fällt mir jezo noch ein: die in meinen ordinari Zeitungen gemeldete Luſtmaſchine erinnert mich an die von dem

Frauenzimmer ſo beliebte Steif- oder Reifröke. Dieſe kommen ſo bald nicht aus der Mode; doch leiden ſie faſt durchgehends eine Veränderung, wie ich bald hernach zeigen will. Seit dem: die Fontangen abgekommen; ſeitdeme ſind die Reifröke weiter und gröſſer worden. Ein engliſcher Scribent macht eine ſinnreiche Beſchreibung von dieſer veränderlichen Tracht des Frauenzimmers, da er alſo davon ſchreibet: *Die Moden des weiblichen Geſchlechts ſind den böſen Feuchtigkeiten ähnlich, welche ſich bald in den Kopf, und bald in die Glieder ſezen. In alten Zeiten hatten ſie ihren Siz im Kopfe, der ſich daher wie ein Thurn in die Höhe hob. Nun aber ſind ſie in die Hüfte herunter geſunken, ſo daß es ſcheinet, als ob ſie mittelſt der hierdurch verurſachten Expanſion ihre Keuſchheit durch Mauren und Wälle verſchanzen wollen. Die Erfahrung aber zeiget das Gegentheil.* Ich ſage weiters nichts mehr von dieſem Engländer. Ich mus aber indeſſen noch frei geſtehen, daß jezo das Frauenzimmer durch dieſe, obwohl ſchon 50jährige Veränderung, mehr für den Theil, der der Erde näher iſt, geſorget hat. Es erhellet hieraus auch, daß die Trümmer der Fontange-Thürme zur Erweiterung des Grundbaues, als der Reifröke, angewendet worden. Dieſe Reifröke, deren Weite 12. Ellen gros iſt, ſind dermalen, wie man mir geſagt, nur unter die mäſigen zu zählen: man mus beide Flügel eines Thors eröfnen, wenn ſie ohne Anſtos durchgehen wollen. Ich habe lezt angemerkt, was drei ſolche Schönen vor einen Plaz einnehmen: Die Cirkel haben ſich in denen Zuſammenkünften oder ſogenannten Kränzlen um die Caffeetiſche ausnehmend erweitern müſſen; und wo die Aerzte kein neues Mittel, die Lunge zu ſtärken, ausfindig machen; ſo weis ich gewis, daß die Schwindſucht gewöhnlicher werden wird, als ſie bisher geweſen. Denn ohngeachtet das löbliche Frauenzimmer eine gute Gabe, laut zu reden, beſizet: ſo kommen ſie doch jezo häufiger, als ſonſt, heiſer nach Hauſe; indem ſie wegen der groſſen Entfernung, die die Ausdehnung des Fiſchbeins oder Spaniſchen Rohrs verurſachet, ſich über die maſſen anzugreiffen genöthiget werden, wenn ſie nur in etwas verſtanden werden wollen. Es kommt noch dazu, daß die Reifröke mit Bügeln auf beiden Seiten verbeſſert werden, die den Umfang eines ordentlichen Drehtiſches haben, und ſo hoch hinauf gehen, daß ein Frauenzimmer, auch wann es ſizet, dennoch ſehr bequemlich die Ellenbogen darauf ruhen laſſen kan. Ich wünſchete wenigſtens, daß die Schönen, die etwas klein gerathen ſind, nach dem Ebenmas ihrer Länge den Umſchweif ihres Reifrokes etwas engers machen möchten, als diejenigen, welche anderthalb Köpfe länger vor ihnen hervor ragen. Puſilla, das kleineſte Frauenzimmer, welches ich jemals geſehen habe, trägt einen Reifrok, der nach dem Maas ihrer, oder vielmehr ihrer Kleinigkeit, ihr gar bequem zu ihrem Gezelt dienen könte, in welchem ſie und ihr Bette, zwei Stüle und der Tiſch Plaz haben würden. Will ſie etwann die Wirthſchaftlichkeit der Schneken an den Tag legen, die ihr ganzes Haus mit ſich herum tragen? Ich habe keine ſo widerſinniſche Figur geſehen, als die ihrige, wenn ſie ſizet; denn alsdenn verbirgt ſie der Reifrok vor der ganzen Geſellſchaft, und ſie beſchäftiget ſich beſtändig, ihn vor ſich niederzudrüken, damit ſie ſehen könne. Auf beiden Seiten ſchlägt er in die Höhe, und ſteigt auf 2. Ellen über ihren Kopf empor. Ich weis nicht, warum unſere Schönen die untere Hälfte ihres Körpers mit einer ſo weiten Verſchanzung umgeben; denn meines Wiſſens iſt die Gefahr ihrer Keuſchheit nicht gröſſer, als ſie vor hundert Jahren war. Oder rechnen ſie die Achtung, die ſie fordern, nach dem Raum, den ſie auf dem Erdboden bedeken? Wenn ſie dieſe Abſicht haben, wie es am glaublichſten iſt: ſo lobe ich diejenigen von meinem Geſchlechte, die aus Furcht, aller Achtung beraubet zu werden, die Geſchiklichkeit beſeſſen, die Falten ihrer Röke auszuſteifen, und ihnen eine ſolche Ausdehnung zu geben, welche die Sachen wieder in das Gleichgewicht bringet. Ich weis aber nicht, ob das Frauenzimmer bei Verwahrung ihrer ſelbſt nicht das gemeine Beſte aus den Augen gelaſſen habe. Denn welcher Saal iſt nun gros genug, nur eine Verſammlung von 8. Perſonen in ſich zu faſſen? Ich habe wahrgenommen, daß dieſe Tracht ein Phönomenon ſey, welches uns nichts gutes bedeutet. Ich finde bereits, daß, wann eine Mannsperſon ein Frauenzimmer führen will, beide in ſeltſamer Stellung neben einander gehen müſſen. Denn da wir kein Mittel wiſſen, unſern Armen die Länge einer Ellen zuzuſezen, ſo ſehe ich, daß das Frauenzimmer, aus Noth gedrungen, den Reifrok vorne über die Beine des Führers legen, und daß er ſeine ſteife Falten hinten zurük müſſe ſtarren laſſen; auf welche Art beide in einer ſehr windſchiefen Geſtalt durch die Gaſſen gehen. Ich fürchte, daß dieſe unbequemliche Stellung entweder eine verdriesliche Scheidung, oder verbottene Annäherung ankündige; nicht zu gedenken, daß es ſehr fremde läſt, eine Mannsperſon zu ſehen, deren Füſſe ſowohl unter dem Reifroke ſteken, als die Füſſe des Frauenzimmers, die er führet. Wer einem ſolchen Paar begegnet, glaubt, das Frauenzimmer führe ihren Führer nach ſich, und wer ihnen nachgehet, glaubt, der Mann treibe die Schöne vor ſich her: welches beides auf offentlichem Straſſen zu ſehen lächerlich läſt. Seit einigen Jahren hat dieſe Steifmode durch die Invention der Franzoſen einen Abfall gelitten: der Name Steifrok wird demnach geändert werden müſſen; denn ſchon vor etlichen Jahren hat ein im Credit erhobener Weinhändler - - de Gentil zuerſt dieſe Invention mit Stahlfedern zergliederte Reifröke hieher gebracht, welche, obwohlen ſolche von lauter Stahl ſind, doch nicht viel über 1. Pfund im Gewichte haben ſollen, und die wie ein Taſchenmeſſer ſich zuſammen legen laſſen. Dis war auch das einzige, womit er Ehre eingeleget hat. Nun wird es durchgehends als was beſonders von Bequemlichkeit und Sparſamkeit nachgekünſtelt. Die Fiſchbein werden alſo hierdurch um ſo viel mehr im Preis herunter fallen, weil die Mannsleute dem Frauenzimmer in der Mode gefolget ſeynd, und gleichfalls die Fiſchbein und alles geſteifte Weſen in den Röken ausgemuſtert haben.

Von der Sonntags- oder Sabbathsfeier.

Es iſt die Klage faſt allgemein, daß der Sonntag wenig mehr mit rechter Andacht gefeiert; ſondern vielmehr, vor andern eingeſezten Feiertägen, am meiſten entheiliget wird. Man gehe an dergleichen Sonn- oder Sabbathtagen vors Thor, oder aufs Land, und paſſire zu Abendszeit in der Stadt vor Wirthshäuſern vorbei: ſo wird man von dem, was ich hier oben geſagt, überzeuget werden. Ich ſchreibe dieſes nicht als ein Bigot und Scheinheiliger; denn es kommt mir beim Chriſtenthume nichts abentheurlicher vor, als die Bigotterie und falſche Pietiſterei. Nein! das braucht keinen Beweis. Das mus ich aber doch bekennen, daß ich nichts widerſinnlichers finde, als wenn religiös und vernünftig ſeyn wollende Menſchen den Sabbath oder den Tag des HErrn zur Eitelkeit, zum Wohlleben und zu ihrem Plaiſir eingeſezt zu ſeyn glauben; in welcher falſchen Überredung jedoch mehr der gemeine und Mittelmann ſtehet, als würklich Groſſe und Leute von Diſtinction. Ich glaube gern, daß reputirliche Leute des Sonntags nach völlig geendigtem Gottesdienſte, mit Spazierenfahren, gehen und reuten, eine auch vor GOtt beſtehende Ergözung ſich machen können; nimmermehr aber kan es zu entſchuldigen ſeyn, wenn dieſer von GOtt zu ſeiner Verehrung ſich vorbehaltene Tag, von Anbruch des Tages, ſo bald es nur ſchon Wetter zu ſeyn ſcheinet, bis in die ſpäte Nacht zu ſo genanten Tours de Plaiſirs angewendet wird. Ich zweifle, ob an groſſen Orten von denen meiſten Einwohnern die ganze Woche hindurch ſo viel Thorheiten, als an

Sonn- und Feſttagen, begangen werden? Man wird viele Leute finden, welche gewohnet, alle Wochentage ſich Veränderungen zu machen, und dennoch den Sonntag auch mit zu verſchwenden. In der Heil. Schrift wird man keinen Ort antreffen, worinne der allerhöchſte mit der Feuerſtrafe ernſtlicher gedrohet hätte, als wegen Entheiligung des Sabbaths; dem ohngeachtet reflectirt man auf nichts weniger, als darauf. Wenn man aber die Sache recht nach ihrem Grunde betrachtet, ſo iſt nicht zu leugnen, daß es noch aus uralten Zeiten herrühret, in welchen man ſich von der Sabbathsfeier ſehr irrige Begriffe gemacht, indem man dafür gehalten, wenn man an dieſem Tage nur dieſe oder jene Andacht verrichtet hätte, ſo habe man dem Willen GOttes dadurch ſattſam Genüge gethan. Man kan es ohnſchwer aus denen in uralten Zeiten des Sonntags angeſtellten Conventis, Jahrmärkten und groſſen Meſſen beurtheilen, und von ſolcher Zeit an ſchliche ſich in der Chriſtenheit der Irrthum ein, als ob der Sonntagsfeier Genüge geſchehen wäre, wenn man nur des Morgens oder Vormittags ſeine Andacht verrichtet hätte, ſodenn dürfte man handeln, wandeln und thun, was man wolle. Ob man nun wohl ſeither ein paar hundert Jahren in allen dreien Chriſtlichen Religionen dieſen Fehler wohl eingeſehen, auch dahero die geiſt- und weltliche Obrigkeit durch ihre Kirchen- und Civilverfaſſungen dero Unterthanen eines andern und beſſern belehren wollen, auch obwol bei denen Zünften und Handwerkern um deswillen, damit Meiſter und Geſellen den Sonntag nicht mehr entheiligen ſolten, der ſogenannte gute Montag, oder vielmehr der Montagsmüſiggang verſtattet worden, ſo hat es doch bisher an denen wenigſten Orten nichts gefruchtet, ſondern die meiſten Menſchen wiſſen zur Übertrettung göttlicher und weltlicher Geſeze allerlei nichtige Ausflüchte. Meine Leſer wiſſen, daß ich kein Schriftgelehrter bin, alſo kan ich auch nach der Schrift nicht überzeugend genug davon reden; wenn ich aber auch die Sache nur moraliter betrachte, ſo finde ich ſolch Bezeigen derer ſo genannten Chriſten höchſt irraiſonnable. Denn da der liebe GOtt uns völlige 6. Tage zur freien Diſpoſition in unſern Berufsgeſchäften und zu unſern Gemüthsergözungen gegönnet hat, und nichts mehr davon verlangt, als daß den ſiebenden Tag wir zu ſeinem Lob und Ehre in ſtiller Gelaſſenheit wieder anwenden ſollen, dieſes aber ſich nicht anderſt verhält, als wenn uns jemand alle Wochen 7. fl. jedoch mit der Condition ſchenken wolte, daß wir ihm den ſiebenden fl. aus Erkenntlichkeit wieder geben ſolten; ſo wüſte ich faſt keine grobere und undankbarere Handlung, als wann man ſich deſſen entbrechen, und noch darzu, um den groſſen Wohlthäter recht zu kränken, den ſiebenden fl. depenſiren wolte. Was würde man ſagen, wenn uns die Obrigkeiten die Entheiligung des Sabbaths anbefohlen, oder verbieten wolte, würden wir ſie nicht vor Tyrannen ausſchreien? wollen ſie uns aber nach Göttlichem Willen und Befehl dazu anhalten, ſo wollen wir frei für uns ſeyn, und beklagen uns, daß uns kein Divertiſſement, kein Plaiſir gegönnet werden wolte, gleichſam als ob wir uns die Wochentage über faſt zu tode arbeiteten, da doch, wie gedacht, die ganze Woche über viele kein Gelag, keinen Spaziergang, kein Schmäusgen verſäumen. Die Schweden und Dänen haben hierinne in ihren Einrichtungen und Befolgungen göttlichen und obrigkeitlichen Willens, vor andern vieles voraus. Sie leben ſo glüklich, als wir kaum leben können, und wiſſen doch von dergleichen Ausſchweifungen nichts. Wer in dieſen Ländern geweſen, wird ſich über dortige Stille an Sonn- und Feſttägen ſo ſehr verwundern, als über das Getümmel und Rumor an ſolchen Tagen in andern Chriſtlichen Ländern erſtaunen. Nun weis ich zwar wohl, daß es ſolche verkehrte Politicos giebt, welche wohl gar darvor halten, das landesherrliche Intereſſe leide darunter, wenn man es mit der Sabbathsfeier ſo gar genau nehmen wolte; ich habe aber vor alle Chriſtliche Obrigkeiten allzuviel Devotion, als daß ich glauben ſolte, daß ſie durch begehende Sünde ihrer Unterthanen ein Intereſſe ſuchen, oder daß ſie Geſeze geben, welche ſie nicht gehalten wiſſen wolten; vielmehr glaube ich, daß, je mehr eine Obrigkeit die Bürger und Unterthanen zu GOtt führet, und deſſen Ehre befördert, je geſegneter ſey ſelbige mit der Burgerſchaft.

Entwurf eines Plans, nach deſſen Ausführung ein Menſch ohnfehlbar glükſelig ſeyn kan.

Alle Menſchen wünſchen ſich glükſelig zu ſeyn: alle machen ſich einen Entwurf ihrer Glükſeligkeit: alle beſtreben ſich die ganze Zeit ihres Lebens dieſen Entwurf auszuführen; und unter tauſenden iſt oft nicht ein einziger, der nichts zu klagen hätte, und welcher von ſich ſelbſt geſtünde, daß er ſeines Wunſches theilhaftig geworden. Iſt etwann die Glükſeligkeit ein Hirngeſpenſte? ein ſüſſer Traum? ein Schatten, der immer weiter von uns flieht, dem man immer nachjaget, und den man doch niemals ergreifen kan? Man ſolte es faſt glauben, wenn man die Sache nach der kläglichen Erfahrung beurtheilen wolte. Elendes und beklagens würdiges Geſchlecht, welches ſich einen Begrif von einer Glükſeligkeit erträumet, die niemals erreicht werden kan! So lange man mit der Schöpfung dieſes Begrifs beſchäftiget iſt, ſo lange iſt man über ſein eigenes Gemächte vor Freuden trunken; und das iſt auch alles, was wir davon haben. Eine übereilte Hofnung feuret uns an, dieſe eingebildete Glükſeligkeit zu erreichen. Erlangen wir unſern Zwek? Nichts weniger, als das. Wir ſtürzen uns in eine Reihe Elend, die uns immer weiter von unſerer Abſicht entfernet. Die Weltweiſen ſolten uns wohl den beſten Rath ertheilen können. Freilich ſolte dieſes ſo ſeyn. Allein, den meiſten iſt die Glükſeligkeit ein Stein der Weiſen, über deſſen Erfindung ſie elend werden.. Ich will mich bemühen, in dieſer Abhandlung einen Plan zu entwerfen, deſſen Ausführung, meinen Einſichten nach, einen Menſchen unfehlbar glükſelig machen kan.

Ich mus mich erſt erklären, von was für einer Glükſeligkeit die Rede ſeyn ſoll. Ich rede nicht von der höchſten Glükſeligkeit, die in dieſer Welt, vornemlich in dem Geiſte des Menſchen, ihren Anfang nimmt, und in alle Ewigkeit fortdauren und zunehmen ſoll. Dieſe Glükſeligkeit kan nur durch Wahrheit, Tugend und Religion erhalten werden, und die Chriſten wiſſen, daß ſie ohne übernatürliche Gnade GOttes nicht erreicht werden kan. Ich verſtehe denjenigen Theil unſerer Glükſeligkeit, den wir in dieſem Leben erlangen ſollen, und welcher vornemlich durch den Beſiz äuſerlicher Güter verurſachet wird. Dieſe Glükſeligkeit ſoll uns unſere Wanderſchaft nach der Ewigkeit erleichtern und angenehm machen, und ſie ſoll uns in den Stand ſezen, daß wir einmal in unſerer Todesſtunde, mit unſerm Leben zufrieden, in die ſelige Ewigkeit eingehen. Ich will alſo unterſuchen, was zu dieſer Glükſeligkeit erfordert wird.

Es iſt eine lächerliche Thorheit, wenn ein Weltweiſer eine Glükſeligkeit erträumet, die zwar an ſich richtig iſt, aber von den allerwenigſten Menſchen erreicht werden kan. das heiſt von der Glükſeligkeit anderer Weſen reden, die keine Menſchen ſind. Wer mit Nuzen dieſe Materie abhandeln will, der mus eine ſolche Glükſeligkeit predigen, die, wo nicht von allen, doch von den allermeiſten Menſchen erlangt werden kan, wann ſie nur ſelbſt wollen. Es mus ein Gut ſeyn, welches die Menſchen durch ihr gehöriges Verhalten erlangen können, wenn ſie wollen.

Das ganze menſchliche Geſchlechte ſtimmet darinn überein, daß ſich ein jeder für glükſelig hält, wenn er mit ſeinem Zuſtande würklich vergnügt iſt. Folglich beſtehet die Glükſeligkeit, von der ich rede, aus zwei Stüken. **Einmal**, der äuſerliche Zuſtand eines Menſchen mus mit ſo vielen Gütern gefüllt ſeyn, daß ein vernünftiger Menſch damit vergnügt ſeyn kan; oder daß dadurch ein überwiegendes wahres Vergnügen bei demjenigen entſtehen kan, der denſelben behörig urtheilet. Ich denke, ich denke, ich werde nichts vergeſſen, wenn ich die Muſe, oder gute Weile, die Ruhe, das äuſerliche Vermögen, die äuſerliche Ergözlichkeiten, die Geſundheit, die Ehre und die Freude, für alle Arten der Güter halte, welche unſern zeitlichen Zuſtand in dieſer Welt glükſelig machen können. Das andere Stük der Glükſeligkeit iſt eine vergnügte Gemüthsart, wodurch ein Menſch in den Stand geſezt wird, jederzeit ſeinen Zuſtand von der beſten Seite zu betrachten, und über denſelben ein überwiegendes Vergnügen zu empfinden. Ich will das erſte Stük zuerſt genauer unterſuchen.

Wenn die Muſe und Ruhe uns glüklich machen ſoll, ſo mus ſie nur mittelmäſig ſeyn. Durch die Arbeiten verſtehe ich alle diejenige Beſchäftigungen, wodurch wir uns den Lebensunterhalt verſchaffen müſſen. Daher nenne ich die Muſe einen Zuſtand, in welchem wir gar keine Beſchäftigung zur Erwerbung unſers Unterhalts vornehmen dürfen, ob wir gleich in demſelben tauſend Beſchäftigungen zu unſerm Vergnügen, zum Zeitvertreibe, und zu hundert andern Abſichten verrichten. Die Ruhe iſt die gänzliche Unterlaſſung aller Beſchäftigungen, aller Handlungen, die wir um gewiſer Abſicht willen, derer wir uns bewuſt ſind, unternehmen, dergleichen z. E. der Schlaf iſt. Nun ſeze man einen Menſchen, der beſtändig arbeitet, der gar keine Muſe hat, und der nicht einmal ſo viel ruhet, als er zur Erhaltung ſeiner Kräften und ſeiner Geſundheit braucht; kan der glüklich ſeyn? Das geht unmöglich an. Entweder iſt er der Geiz in leiblicher Geſtalt, und alſo iſt er ein freiwilliger Taglöhner, er mag auch ſeyn, wer er will. Der Geiz iſt ſein eigener Henker; tauſend Sorgen und Unruhen foltern ihn. Allezeit arbeitet er ums Brods willen, und keine ſolche Arbeit iſt ohne vielfältigen Verdrus. Er verderbt ſeine Geſundheit und Kräfte. Der elende Mann! Oder er arbeitet beſtändig aus Noth, und ich wolte beweiſen, daß ein ſolcher Menſch höchſt elend iſt? Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß alle diejenige, welche unmäſig arbeiten, dieſes allezeit aus Geiz thun, weil kein Menſch ſo arm iſt, der ſich nicht dann und wann eine müſige Stunde machen könte, wann er mit wenigem vergnügt zu ſeyn gelernet hat. Man ſeze im Gegentheil einen Menſchen, der gar zu wenig arbeiten darf, weil er zu viel Muſe und Ruhe hat; auch dieſer kan nicht glüklich ſeyn. Iſt er zu reich: ſo will ich hernach zeigen, daß der Reichthum ein Unglük ſey. Unfehlbar fällt er, durch die Muſe verleitet, auf Ausſchweifungen, die ihn endlich unglüklich machen. Oder er verfällt auch in eine völlige Trägheit und Faulheit. Seine Kräfte werden ſtumpf, weil ſie nicht gebraucht werden. Die Zeit wird ihm lang, und nichts iſt verdrieslicher als die lange Weile. Ein träger Menſch iſt ſich ſelbſt zur Laſt, und hat in der Welt keine weitere Abſichten, als einen leeren Raum in derſelben auszufüllen. Die Glükſeligkeit erfordert demnach eine mäſige Muſe und Ruhe. Wenn ich alle Tage arbeiten mus, aber ich kan auch alle Tage einige Stunden zu Beſchäftigungen anwenden, die nicht höchſtnöthig zur Erhaltung meines Lebens erfordert werden: ſo kan ich mir nach gethaner Arbeit manche vergnügte Stunde machen. Ich kan mich mit der ſüſſeſten Ruhe zu Bette legen, weil es nichts verſchlägt, ob ich eine halbe Stunde ſpäter oder früher erwache. Ich gehe deſto freudiger an meine Arbeiten, weil ich ihr Ende vorher ſehe, und ſchon zum voraus das Vergnügen gewahr werde, welches ich mir durch anderwärtige ganz freiwillige Beſchäftigungen machen werde. Nun können die allermeiſten Menſchen, wenn ſie wollen, eine mäſige Muſe und Ruhe ſich verſchaffen. Niemand kan dawider mit Grunde etwas einwenden, als der Arme. Allein, ſolte wohl ein Menſch zu finden ſeyn, der ſo arm wäre, daß er unaufhörlich arbeiten müſte? Ich glaube es nicht. Der Arme eſſe manchmal etwas ſchlechter und weniger, und er trage ſein Kleid ein Jahr länger, und übertreibe nichts; ſo weis ich ganz gewis, daß er ſich dann und wann eine müſige Stunde machen kan. Folglich können alle Menſchen dieſes Stük der Glükſeligkeit erlangen, wenn ſie wollen.

Das äuſſerliche Vermögen, oder die Habſeligkeit, beſtehet entweder in Gelde, oder zugleich in allen denjenigen körperlichen Dingen, welche die Mittel unſerer Nothdurft und Bequemlichkeit ſind. Es iſt zu unſerer Glükſeligkeit unentbehrlich, weil wir in die Körperwelt eingeflochten ſind, und ſehr von ihr abhangen; Allein, es macht uns nur glüklich, wann es mittelmäſig gros iſt. Beſizt man mehr Eigenthum, als unſere Nothdurft und Bequemlichkeit erfordert, ſo iſt man reich; beſizt man aber wenige, ſo iſt man arm. Die Armuth hindert unſre Glükſeligkeit ungemein. Sie macht uns lächerlich, und höchſt misvergnügt. Tauſend quälende Sorgen und unerfüllte Begierden zerfoltern ohne Aufhören das Herz. Der Arme iſt ein Sklave ſowohl derjenigen, die ihm Allmoſen reichen, als auch derer, die ihm was zu verdienen geben, Er mus um halb Lohn arbeiten. Der Reichthum iſt eben ſo ſchädlich. Er iſt eine Mutter vieler Laſter, des gierigen Geizes, des unerträglichen Hochmuths und der kindiſchen Verſchwendung. Der Reiche lebt in den Tag hinein, und er vergiſt der geiſtlichen und ewigen Güter. Die bloſe Bewachung des Reichthums iſt eine verdriesliche Sache. Der Reiche mus eine Reiſe vornehmen; kan er wohl vergnügt ſeyn? Beſtändig denkt er: Wie? wenn du in dieſer Abweſenheit beſtohlen würdeſt, u. w. d. m. Wer aber nichts hat, iſt ſicher, daß ihm geſtohlen werden kan. Der Reichthum macht keinen Menſchen glükſelig; er iſt ein prächtiges Elend. Kein Menſch, der glükſelig werden will, mus ſich Reichthum wünſchen; aber er mus auch die Armuth vermeiden, und die können die allermeiſten Menſchen vermeiden, wenn ſie nur wollen. Die allermeiſten Armen ſind arm, weil ſie es ſich einbilden.

Wer ſo viel Vermögen beſizet, als er zu ſeiner Nothdurft und Bequemlichkeit braucht, der iſt nicht arm, ſondern wohlhabend. Nun darf man nur mit wenigem vergnügt ſeyn, wie es unſere Natur iſt; ſo iſt es unmöglich, daß man arm ſeyn könte. Kan ich keinen Wein bezahlen, ſo trinke ich Waſſer; das koſtet nichts. Habe ich nicht Geld genug, meine Mahlzeiten aus verſchiedenen Gerichten zuſammen zu ſezen, ſo eſſe ich mich in einem ſatt. Wer nicht viel Kleider bezahlen kan, der trage nur eines: denn viele oder propre Kleider, und ſolche noch ſchuldig ſeyn, das iſt phantaſtiſch. Kurz, man vermindere die Bequemlichkeiten des Lebens, ſo kan man eben ſo vergnügt ſeyn, und man vermuthet zugleich die Armuth. Die bloſe unordentliche Begierden ſind die gewöhnlichſten Urſachen der Armuth. Man glaube ja nicht, daß dieſer Vorſchlag ein Hirngeſpenſte ſey. Wann ich ſehe, daß ein Holzhauer ſich zu Mittag auf einen Ekſtein ſezet, und ſein Mittagsbrod verzehret; ſo beneide ich ihn ſeines guten Appetits wegen. Mit der vergnügteſten Mine von der Welt verzehret er ſeine Koſt; ein Biſſen jagt den andern, und keinem Fürſten ſchmeken ſeine Mahlzeiten ſo vortreflich. Was hat ein Menſch in der Welt von allen zeitlichen Dingen, als das Vergnügen? Ich mag alſo ſo wenig Eigenthum beſizen, als möglich; macht es mich nur vergnügt, ſo bin ich wohlhabend. Da nun jedermann vergnügt ſeyn kan, es habe auch ſo wenig, wenn es nur ſeine mäſige Begierde erfüllet, ſo iſt er in dieſem Stük glükſelig. Und es können demnach alle Menſchen, oder doch die meiſten, reich genug ſeyn, wenn ſie nur ſelbſt wollen.

Das dritte Stük der zeitlichen Glükſeligkeit beſtehet in den äuſerlichen Ergözlichkeiten, und ich rechne dahin alles dasjenige, was zunächſt nur unſer Vergnügen vermehret. Das Leſen anmuthiger Schriften, das Spielen, der Umgang mit artigen Leuten, das Jagen, das Spazierengehen, und hundert anderlei Sachen gehören zu den äuſerlichen Ergözlichkeiten. Es ſind derſelben ſo mancherlei, daß die ganze Welt erklärt werden kan, durch eine Reihe neben einander befindlicher, oder auf einander folgender Ergözlichkeiten. Sollen uns dieſelben glükſelig machen, ſo mus man ſie nur mittelmäſig genieſſen. Der gar zu groſſe Uberflus derſelben macht Ekel und Verdrus. Er verzärtelt die Seele, und macht ſich weibiſch und ungeſchikt zu allen wahrhaftig menſchlichen Verrichtungen. Ein Wohllüſtling, der in Ergözlichkeiten ſchwimmt, weis nicht mehr, was er ſich vor Ergözlichkeiten ſchaffen ſoll, weil er an den alten den Geſchmak verlohren. Ein Säufer verliert endlich das Vergnügen an dem Trunke, und das iſt ihm alſo keine Ergözlichkeit mehr. Die vornehmſte Regel eines vernünftigen Epicurers iſt: **Brauche die Ergözlichkeiten ſparſam und wenig, damit ſie nicht aufhören Ergözlichkeiten zu ſeyn.** Wer alſo glükſelig ſeyn will, der mus mittelmäſige Ergözlichkeiten genieſſen; und die kan ein jeder Menſch haben. Alles in der Welt kan Ergözlichkeit ſeyn, dann in einer jeden Creatur liegt eine reizende Schönheit. Und wenn einer bettelarm wäre, ſo wird er doch ohne Zweifel an dem Orte, wo er bettelt, eine Wieſe antreffen, an die ein Wald gränzet, und bei welcher ein Strom vorbei fliest. Nun gut! er kan ſich genug ergözen. Gehet er an einem heitern Frühlingstage auf dieſe Wieſe, ſo leget er ſich unter den Schatten eines Baumes, der an dem Ufer des Fluſſes ſtehet. Hier iſt ein Titirus. Er vergiſſet alle andere Herrlichkeiten der Welt, weil Flora vor ſeinen Augen einen Teppich ausbreitet, deſſen grüne Grundfarbe mit tauſend glänzenden Blumen durchwirket iſt. Der Ambraduft wird ihm von allen Seiten herzugehaucht. Er höret das Rieſeln des Bachs. Der melodiereiche Geſang der Nachtigall tönet in ſeinen Ohren. Das Sauſen der Weſtwinde kühlet die ganze Natur ab, u. ſ. f. Möchten doch die Menſchen die Kunſt verſtehen, ſich zu ergözen! Die allerbeſten Ergözlichkeiten koſten kein Geld: die ganze Natur iſt damit erfüllt, und es kan ſie jedermann haben. Alle diejenigen, die über den Mangel der Ergözlichkeiten klagen, ſind ſo kindiſch, daß ſie nun eben auf eine Ergözlichkeit fallen, die ſie juſt nicht haben können. Wer heist ihnen das? Wer die Ergözlichkeit nicht haben kan, die er haben will, der mus diejenige haben wollen, die er haben kan; und es iſt ohne Widerrede klar, daß bei Beobachtung dieſer Regel alle Menſchen genug Ergözlichkeiten haben können.

Die Geſundheit iſt ein unentbehrliches Stük der Glükſeligkeit. Die Krankheit erfüllt das Gemüthe mit einem Schmerzen, der alles übrige Vergnügen verdunkelt und auslöſchet. Allein, auch hier iſt die Mittelſtraſſe nöthig. Eine gar zu groſſe Geſundheit iſt eine abſcheuliche Geſundheit. Ein vollkommen geſunder Menſch iſt zu muthwillig und wohllüſtig; denn der höchſte Grad der Geſundheit verleitet die Menſchen zu Ausſchweifungen und Bosheiten. Iſt die Geſundheit gar zu klein, ſo hat die Krankheit und Schwachheit das Ubergewichte; und es iſt einem jeden bekannt, daß dies ein elender Zuſtand ſeye. Soll uns die Geſundheit glükſelig machen, ſo mus ſie mit etwas Krankheiten verbunden ſeyn; doch ſo, daß ſie das Ubergewichte behalte: und da behaupte ich, daß die meiſte Menſchen eine ſolche mittelmäſige Geſundheit haben können, wann ſie nur wollen. Eine gute und regelmäſige Diät iſt ein unfehlbares Mittel zu dieſer Geſundheit; und die können alle Menſchen haben, wann ſie nur wollen. Uberfällt mich ja eine ſchmerzhafte Krankheit, ſo erhalte ich mein Vergnügen durch folgende Betrachtungen: 1) Bin ich einige Wochen krank, ſo denke ich mit Vergnügen an die Tage zurük, da ich nicht krank geweſen bin: Denn ein jeder Menſch iſt unendlich viel mehrer Tage geſund, als krank. 2) Ich freue mich ſchon mit der ſüſſeſten Hofnung auf die Geſundheit, die ich wieder erhalten ſoll: denn die wird mir viel angenehmer ſeyn, als alle übrige Geſundheit, die auf keine Krankheit folgt. 3) Habe ich eine Krankheit, ſo ſind tauſend Krankheiten, die ich nicht habe; an die lezten denke ich mit Vergnügen. Habe ich eine Colik, ſo freue ich mich ungemein, daß ich keine Steinſchmerzen, kein hizig Fieber, keine Peſt, und hundert andere Abſcheulichkeiten an dem Halſe habe. 4) Bin ich krank, ſo freue ich mich, daß ich einmal mit guter Manier ruhig und müſig ſeyn kan. Ich will die Tugend verſchweigen, die man durch eine Krankheit lernen kan. Wenn man nun noch hinzu thut, daß die Einbildung und die Sorgen die meiſten Krankheiten verurſachen und vergröſſern; ſo iſt unſtreitig, daß die meiſten Menſchen mittelmäſig geſund ſeyn können, wenn ſie nur wollen.

Eine gar zu groſſe Ehre macht einen Menſchen nicht glükſelig. Sie iſt ſelten ohne Hochmuth und Eitelkeit. Eine gar zu groſſe Ehre iſt mehrentheils mit Armuth verbunden. Sie erwekt viel Feinde, Verfolger, Neider und Verleumder. Ein ſehr geehrter Mann mus zu viel arbeiten, um ſeine Ehre zu erhalten. Tauſend Fehler, die man bei andern überſiehet, macht die gar zu groſſe Ehre zu groſſen Verbrechen. Iſt man zu wenig geehrt, ſo iſt man auch nicht glükſelig. Ohnfehlbar iſt man eine nichts bedeutende Perſon in der Welt; und kan der wohl glükſelig ſeyn? Die mittelmäſige Ehre iſt ein Stük der Glükſeligkeit, und ſie iſt leicht zu erhalten. Wenn nur ein jeder in ſeiner Lebensart eine mittelmäſige Geſchiklichkeit beſizet, und ſonſt tugendhaft iſt, wozu er ohnedem verbunden iſt: ſo bleibt die mittelmäſige Ehre niemals aus. Ein Handwerksmann kan mitten in dem Umfange ſeines Würkungscraiſes dieſen Grad der Ehre erreichen. Wie närriſch ſind nicht die Menſchen! Sie durſten nach einer Ehre, die ſie entweder nicht erreichen können, oder die ſie unglüklich macht; und diejenige verſaumen ſie, welche ſie erhalten, und dadurch ſie vollkommen vergnügt gemacht werden könten.

Da der Menſch ein geſelliges Thier iſt, ſo kan er nicht glükſelig ſeyn, wenn er keine Freunde hat. Zu den Freunden rechne ich alle diejenigen, die uns lieben, ins beſondere die Herzensfreunde und den Ehegatten. Dafür iſt ſchon gebeten, daß uns nicht gar zu viele Menſchen lieben, folglich darf man nur dahin ſehen, daß uns nicht gar zu viele haſſen. Ein Menſch kan alſo glükſelig ſeyn, wenn ihn nur die meiſten von denen, die ihn kennen, und mit denen er umgehet, mittelmäſig lieben. Und das kan ein jeder erhalten. Wer in ſeiner Lebensart geſchikt iſt, wer die Tugend ausübt, und nur mittelmäſig geſellig iſt, den lieben die meiſten ſeiner Bekannten. Beleidiget er nun niemanden, ſo hat er entweder gar keine Feinde, oder nur wenige und keine groſſe Feinde. Diejenige, die über Feinde und Neider klagen, haben entweder gar keine, oder ſind ſelbſt ſchuld daran.

Jedermann weis, daß ein rechtſchaffener Herzensfreund das Kleinod in der Glükſeligkeit ſeye. Er iſt ein Troſt in der Betrübnis, eine Zuflucht in der Noth, ein Rathgeber, ein Helfer, und alles, was man tugendhafter weiſe erlangen kan. Da aber ein Herzensfreund, der dieſen Namen im höchſten Grade verdient, ſo ein ſeltenes Gut iſt: ſo wollen wir ihn von der Glükſeligkeit ausſchlieſſen. Findet man einen ſolchen Freund, ſo nehme man dieſes Glük mit Freuden an. In Ermanglung deſſen aber verſchaffe man ſich nur einige mittelmäſige gute Freunde, und die kan man allerwegen, auch ſogar unter den Hottentotten haben. Wer ſelbſt ein guter Freund iſt, der erlanget ganz gewis gute Freunde. Diejenigen, die über den gänzlichen Mangel der Freunde klagen, ſind ſelbſt nicht geſchikt, gute Freunde zu ſeyn. Folglich iſt auch dieſes Stük der Glükſeligkeit eine Sache, welche die meiſte Menſchen erlangen können, wann ſie nur wollen.

Eine Ehegattin, die gut iſt, die iſt die Krone der zeitlichen Glükſeligkeit, nach Auſſage aller derjenigen, welche gerne heirathen wollen. Eine vortrefliche Ehegattin mus nicht zur Glükſeligkeit gerechnet werden. Denn, einmal, iſt ſie eine gar zu groſſe Rarität. Folglich kan ſie nicht von allen erlanget werden. Hernach verurſachet ſie auch dem Manne gar zu viele Unruhe. Thut ihr nur der Kopf wehe, ſo iſt er in tauſend Aengſten; und ſtirbt ſie, ſo mus man ihn bewachen laſſen, daß er ſich nicht erſäufe. Ein gar zu böſes Weib iſt ein Fegefeuer, ein Teufel, der alle Glükſeligkeit verdirbt. Folglich kan ein Mañ glükſelig ſeyn, wenn er nur ein mittelmäſig gutes Weib hat, und die allermeiſten Weiber ſind mittelmäſig gut, wenn es der Mann haben will. Man darf nur 2. leichte Regeln beobachten. 1) Man mus nicht an einem Weib dasjenige Gute ſuchen, was man vor der Heirath gewünſchet hat, ſondern dasjenige Gute mit Freuden annehmen, was man nach der Hochzeit an ihr findet. 2) Man mus die Kunſt zu abſtrahiren verſtehen, folglich von den Fehlern und Mängeln des Weibes abſtrahiren, und auf ihre Vollkommenheiten Achtung geben. Wer befiehlt den Männern, ihre Weiber auf der böſen Seite zu betrachten? Ein abſtracter Kopf kan alſo immer ein gutes Weib haben. Bei einem mittelmäſig guten Weibe hat der Mann den Vortheil, daß er das Herz nicht gar zu ſehr an dieſelbe hängt, und bei ihrem erfolgten Abſterben daſſelbe leicht dem Troſte öfnet. Die Weiber müſſen eben dieſe Regeln in Abſicht auf die Männer beobachten; und ich glaube gewis, daß die meiſten Eheleute in der Ehe mittelmäſig glükſelig ſeyn können.

Wenn wir nun alles vorhergehende zuſammen nehmen, ſo beſtehet die Glükſeligkeit eines Menſchen in dieſer Welt darinn, wenn er eine ruhige Lebensart führet, die nicht mit ununterbrochener Arbeit ausgefüllt iſt; wenn er das Vermögen beſizet, die Ergözlichkeiten zu genieſſen, die ſich allerwegen in der Natur befinden; wenn er mittelmäſig wohlhabend iſt, und eine mittelmäſige Geſundheit genieſt; wenn ihn ſeine Bekanten mäſig lieben und ehren, und wenn er einige gute Freunde hat, zu denen ein guter Ehegatte gehöret. Nun fehlt noch die Geſchiklichkeit, über dieſen glükſeligen Zuſtand ein überwiegendes Vergnügen zu empfinden. Und wenn auch ein Menſch alle die angeführte Stüke der Glükſeligkeit im höchſten Grade beſäſſe; hat er ein finſteres und verdriesliches Gemüthe, daß er das Gute in ſeinem Zuſtande nicht ſchmeken kan: ſo iſt er doch unglükſelig. Er iſt gleich dem Tantalus, dem das Waſſer die untere Lippe berührt, und die beſten Speiſen die Oberlippe, und welcher dem ohngeachtet von einem quälenden Hunger und Durſt geplaget wird.

Dieſes Vergnügen, welches der Glükſeligkeit noch mangelt, iſt viel leichter zu erlangen, als man vielleicht denken möchte. Wer in dieſer allerſchönſten Welt demnach überwiegend misvergnügt iſt, der hat ohnfehlbar ein ſchwarzes und melancholiſches Gemüth; er iſt ſein eigener Henker, und wer kan ihm helfen, wenn er ſelbſt keine Hülfe annehmen will? Ich hoffe, daß folgende leichte Regeln einen jeden vernünftigen Menſchen überwiegend vergnügt machen können. 1) Man rechne alles Gute in ſeinem Zuſtande, und alles Böſe aufs genaueſte zuſammen: ſo wird man gewis finden, daß die Summe des erſtern die Summe des leztern allezeit bei weitem übertreffe. Auf die Rechnung des Guten ſchreibe man alles vergangene, gegenwärtige und zukünftige Gute; alles zeitliche und ewige; alles geiſtliche und leibliche; das Gute der Seele, Vernunft, Verſtand, und alle Sinne, und das Gute des Körpers, und wie es Namen haben mag. Die Summe des Böſen wird nicht der Mühe werth ſeyn, daß man ihrer erwehne. 2) Man gebe am meiſten auf die Summe des Guten Achtung, und vergeſſe ſo viel als möglich des Böſen. 3) Wird man ein Ubel gewahr, ſo denke man zugleich an die viele Vortheile, die man ohne demſelben nicht haben würde. Alles Böſe in der Welt wird von dem allerweiſeſten Weſen zugelaſſen, und folglich mus vielmehr Gutes damit verbunden ſeyn. 4) Wird man ein Ubel gewahr, ſo denke man an alles das Böſe, das man nicht empfindet; und man wird beſtändig hohe Urſache haben, ſich zu erfreuen, daß es nicht noch ärger mit uns iſt. 5) Man bedenke, daß wir ohne Empfindung des Ubels kein rechtes, lebhaftes Vergnügen empfinden würden. Das Süſſe ſchmekt nachdem Bittern viel ſüſſer. Noth und Elend macht unſere Glükſeligkeit anmuthiger und reizender. 6) Will man ja misvergnügt ſeyn, ſo ſeye man es nur über wahre und würkliche Ubel. Die meiſte Menſchen ſind nur misvergnügt über eingebildete und blos mögliche Ubel. Sind dieſe Regeln etwa ſchwer? Alle Menſchen, die vernünftig ſind, und ſich beherrſchen können, werden dieſe Regeln ſehr leicht befinden.

Alle meine vernünftige Leſer werden mir ohne Zweifel geſtehen, daß der Weg, den ich vorgeſchlagen habe, um in dieſer Welt glükſelig zu ſeyn, möglich und leicht ſeye. Woher kommt es aber in aller Welt, daß die meiſten Menſchen unglüklich ſind? Ohne Zweifel daher, weil die meiſten Menſchen Phantaſten ſind. Ihre ausſchweifende und unordentliche Begierden ſind ſchuld an ihrer Noth, Unruhe, und an ihrem Elende. Sie ſind unglükſelig, weil ſie das haben wollen, was ſie nicht haben können, und das nicht haben wollen, was ſie haben können.

Unterſuchung, ob und wie weit die Völkerwanderungen in den mitlern Zeiten den Verfall der Wiſſenſchaften verurſachet haben.

MEine Abſicht iſt, in dieſem geringen Aufſaze das ſo gemeine als alte Vorurtheil dererjenigen zu unterſuchen, welche die im 4ten und 5ten Jahrhundert vorgefallenen groſſen Völkerwanderungen als die Haupt- wo nicht die einzige Urſache des ſchlechten Zuſtandes anſehen, worinn man die Wiſſenſchaften nach dieſer Zeit zu ſeyn wahrnimmt. Da die Völker, welche ſich damals zu Herren der Abendländer machten, gröſtentheils Arianer waren, und die Rechtgläubigen, jedoch nur ſelten, und an einigen Orten, von ihnen bedränget wurden, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn man ſich von denenſelben insgemein eine ſehr nachtheilige Abbildung machet. Allein ich getraue es mir zu behaupten, daß dieſe Abbildung durch keine der alten Nachrichten gerechtfertiget werde, welche uns aus dieſen Zeiten übrig ſind, ſondern eine mittelmäſige Kentnis der Geſchichte dieſer Zeiten wird einen jedweden überführen, daß die Beſchaffenheit, worinn uns dieſe Völker in derjenigen Zeit vorkommen, da ſie dieſe groſſen Züge unternahmen, gar nicht von der Art ſey, daß die Wiſſenſchaften, wenn ſie ſich nicht ohne dem zu ihrem Verfalle geneigt hätten, einen groſſen Schaden durch ſie hätten nehmen können. Die Gothen waren ſeit mehr als 200. Jahren die nächſten Nachbarn der Römer geweſen, ja faſt die Hälfte von ihnen hatte ſeit langer Zeit einen Theil der römiſchen Provinzen als Unterthanen der morgenländiſchen Kaiſer bewohnet. Nicht nur ihre Könige, ſondern alles, was unter ihnen einige Vorzüge des Geiſtes und Standes beſas, ſuchte an dieſem ſowohl, als an dem abendländiſchen Hofe, ſo lange derſelbe noch im Gange war, ſein Glük zu machen. Die Burgundier hatten bis zu der Zeit, da ſie ſich zu Herren von einem Theile Galliens machten, in einer ſtarken Abhängung von den Römern geſtanden. Die Römer waren gewohnet, ſich dieſer ſowohl, als anderer Völker zur Verſtärkung ihrer Armeen, und zu Beſezung ihrer Grenzörter zu bedienen; und wir finden nicht ſelten, daß deren Häupter an den wichtigſten Thronveränderungen in Rom und Conſtantinopel Antheil genommen haben. Leute von ſo groſſer Fähigkeit, als Ricimer, als Odoacer u. a. m. waren, laſſen ſich nicht in ſolchen Völkern antreffen, bei welchen noch ſo viel rohes und ſo viel mangelhaftes iſt, als man es ſich von dieſen Völkern einbildet. Ich will noch eine Anmerkung beifügen, welche mir einiges Gewicht zu haben ſcheinet. Man hat bemerket, daß Freiheit und Liebe zur Gelehrſamkeit bei einem Volke insgemein verbunden ſind, ſo wie der Deſpotiſmus faſt allemal eine Quelle der Unwiſſenheit iſt. Daß aber die Teutſchen, ein ſo wildes Volk, da ſie den Römern zuerſt bekannt wurden, einer ſo groſſen Freiheit genoſſen, und daß ihre Herren ſo eingeſchränket waren, als es uns Taciti und anderer Nachrichten verſichern, davon kan nur eine Urſache angegeben werden. Ihre Lebensart und ihr Aufenthalt war damals ſo unbeſtändig, daß der geringſte Zwang auf Seiten ihrer Oberherren, um ſie ſich zu unterwerfen, ein gewiſes Mittel geweſen ſeyn würde, die ganze Geſellſchaft zu zerſtreuen, indem ein jedes Glied des Staates durch eine geſchwinde Entfernung, entweder in die Wälder, oder zu einem benachbarten Volke, der Unterdrükung zu entweichen wuſte. Sie baueten kein eigenthümliches Land, und ihnen ward von Jahr zu Jahr ein neues Stük Landes zu bauen angewieſen. Aber dieſe Verfaſſung daurete ſo gar lange nicht; ſie änderte ſich zum wenigſten damals, da ſie in die römiſchen Provinzen einzudringen anfiengen. Der Staat gab ſeinen Bürgern Lehne auf Zeit Lebens. Sie bekamen alſo eine Art des Eigenthums. Ihre Lebensart und ihr Aufenthalt wurden beſtändiger, und eben hierzu trug ihre Bekehrung zum Chriſtenthume ein groſſes bei. Nun wurden ihnen Geſeze und gute Anordnungen unentbehrlich. Wir haben noch jezo wichtige Uberbleibſel davon. Wenn ein Volk zu einer ſolchen Einrichtung, und wenn es zu einer gewiſen Staatsverfaſſung gelanget, ſo mus es täglich für deren Erhaltung Sorge tragen. Es findet von Zeit zu Zeit Gründe, an ſeinen Geſezen zu beſſern. Dieſe Sorgfalt für die Geſeze und Staatsverfaſſung macht eine gute Erziehung immer nothwendiger, und ſie iſt ein Hauptgrund bei einem jeden Volke, die Verfaſſung, die guten Künſte und Wiſſenſchaften, welche es bei andern Völkern wahrnimmt, ſich bekannt und zu Nuze zu machen. Sie thaten dieſes würklich mit groſſem Eifer, da ſie Herren der römiſchen Provinzen wurden. Ihre neue, damals abgefaſte Geſezbücher ſind faſt ganz aus den römiſchen zuſammen gezogen. Theodorich der Groſſe rühmet in dem Briefe, den er an den K. in Thüringen, Hermanfried, bei Gelegenheit von deſſen Heirath mit ſeiner Schweſter Tochter Amalaberg abgehen lies, dieſe Prinzeſſin als eine Perſon, welche im Stande ſey, das Volk der Thüringer in eine beſſere Ordnung und Einrichtung, als welche ſie bisher gehabt, zu bringen a). Ein deutlicher Beweis, daß man bei dieſen Völkern ſehr bald erkante, was ihnen ſelbſt oder ihren Nachbarn an einer guten Einrichtung mangele. Theodorich war ſchlecht erzogen, und ward dennoch der beſte Regente, da er ſich Herr von einem geſitteten Volke ſahe. Er ſelbſt wandte Fleis an die Wiſſenſchaften, und ſeine Kinder und Angehörigen wurden, auch das Frauenzimmer nicht ausgenommen, mit allem Eifer dazu angeleitet. Ennodius vergleichet ihn deswegen mit ſeinen Vorfahren, und verkleinert dieſe auf das äuſſerſte, weil ſie keine Freunde der Wiſſenſchaften geweſen. Welcher König wird dieſes hingehen laſſen, der nicht in den Wiſſenſchaften einen groſſen Vorzug ſucht, und wo wird ein Redner in einem Volke von deſſen ehemaligen Regenten ſo reden dürfen, wenn er nicht weis, daß ſich daſſelbe in eben dem Stüke merklich geändert habe, welches er ihnen aufrüket. Eine gewiſe Stelle in Procopius b) ſcheinet hiemit zu ſtreiten, und verräth eine groſſe Abneigung der Oſtgothen von der Gelehrſamkeit. Hiſtoriſche Anreden, von welcher Art dieſe Stelle iſt, verdienen überhaupt wenig Glauben, und es iſt bei dieſer leicht einzuſehen, daß mehr der Unwille der Groſſen über die Vormundſchaft der Amalaswieth, als ihr Haß wider die Wiſſenſchaften dieſe Reden bei ihnen verurſachet habe. Die öffentlichen Schulen haben jederzeit ihre Mängel gehabt, worunter die harten Züchtigungen nicht die geringſten ſind. Es kan ſeyn, daß Thedorich dieſes eingeſehen, und deswegen nicht hat zugeben wollen, daß die Gothen ihre Kinder in dieſelben ſchikten. Dieſes aber hindert nicht, daß er nicht dennoch ein Freund der Wiſſenſchaf-

---

a) Quæ gentem veſtram meliori inſtitutione componat. Caſſiodor. Variar. L. IV. Epiſt. I.

b) De bello Goth. L. I. c. 2.

ſchaften geweſen wäre. Bei den Weſtgothen war Theodorich II. nicht nur ein Freund der Gelehrten; er ſelbſt konte für einen ſolchen gehalten werden, und ſeine Erziehung war ſehr gut geweſen. In der Reihe der Vandaliſchen Könige verdienet Thraſmund einen gleichen Ruhm. Man könte uns hier mit einigem Grunde das Exempel der Hunnen entgegen ſezen. Dieſes Volk wird uns in glaubhaften Nachrichten als ſehr roh und wild beſchrieben a). Allein es konte daſſelbe den Wiſſenſchaften um ſo viel weniger Schaden bringen, weil ſeine Herrſchaft in wenig Jahren zu Ende gieng, und es in keiner derjenigen Provinzen Fus faſſen konte, welche ſich einer vorzüglich guten Einrichtung zu rühmen hatten. Man darf überhaupt nicht glauben, daß alle dieſe Völker mit den von ihnen eroberten Landen ſo übel umgegangen ſind, und die Einwohner ſo ſehr mishandelt haben, als man es ſich insgemein einbildet. Es iſt gewis, daß wenigſtens in Gallien mit dieſen neuen Herren jedermann beſſer, als mit den Römern vergnügt geweſen ſey; der morgenländiſche Theil des römiſchen Reichs ward in dem 5ten und 6ten Jahrhundert nur in wenigen Orten von dieſen Völkern beunruhiget, und doch ward die Geſtalt der Wiſſenſchaften in dieſen Gegenden immer trauriger. Wir bemühen uns daher billig, allgemeinere Urſachen zu finden, warum die Liebe zu den Wiſſenſchaften in dieſen ſowohl, als in den Abendländern zu einer Zeit, und faſt in gleichem Maſſe abgenommen hat.

In der Betrachtung des Zuſtandes dieſer Zeiten, hat mich inſonderheit eine gewiſe Veränderung aufmerkſam gemacht. Es iſt bekannt, daß das Heidenthum wenig oder vielmehr gar keine gelehrte Prieſter aufzuweiſen hat. Wer die Einrichtung dieſer Art von Leuten kennet, wer da weis, wie ſie zum Theil eingeſchränket und von dem Umgange mit ihren Mitbürgern abgeſondert geweſen, und wie man ihnen ihre tägliche Beſchäftigung angewieſen hatte, der wird ſich nicht wundern, daß ſie an den Künſten, an der Gelehrſamkeit und an dem Ruhm eines Gelehrten ſo wenig Geſchmak gefunden haben. Es iſt ferner gewis, daß bei den geſitteten Völkern, (denn von den alten Teutſchen iſt das Gegentheil klar) ihr Anſehen niemals gros geweſen iſt, und in den allgemeinen Angelegenheiten niemals viel gegolten hat. Die Groſſen der Welt fiengen ſehr frühe an, ſie für Diener des Aberglaubens zu halten, und bei ſolchen war wenig weltliche Klugheit zu ſuchen. Zudem waren ihrer viele, ihrer Perſon nach, äuſerſt verächtlich. Mit welchen Augen konte wohl ein groſſer Prinz z. E. den Prieſter der Cybele anſehen, der, um ſich zu ſeinem Amte tüchtig zu machen die allerſchimpflichſte Verſtümmelung ausſtehen muſte, und von deſſen Amtsverrichtungen ein Theil in einer angenommenen Raſerei beſtand. Da aber die Regenten der Erde Chriſten wurden, fiengen ſie an, die Geiſtlichen ihrer neuen Religion mit ganz andern Augen anzuſehen. Bei den Völkern vom teutſchen Urſprunge war es um ſo weit weniger zu verwundern, wenn ſie denſelben ein groſſes Gehör gaben, weil ſchon vorhin ihre heidniſche Prieſter bei ihnen ein groſſes Anſehen genoſſen hatten, und nach ihrem und der Wahrſagerinnen Ausſpruche faſt alles in ihren öffentlichen Verſammlungen und im Kriege hatte gehen müſſen. b) Prieſter, die ein Volk bekehren, würden ſehr übel thun, und ihr Werk würde ſehr unvollkommen bleiben müſſen, wenn ſie nicht Sorge trügen, ihr Anſehen bei den Groſſen im Volke zu unterhalten, um durch ſie die noch nöthigen guten Anordnungen befördern zu können. Der Augenſchein lehret es, daß die Bekehrer und erſten Biſchöfe dieſer Völker dieſes keinesweges aus der Acht gelaſſen haben. Sie genoſſen würklich einer groſſen Liebe und Anſehens ſelbſt bei den Höfen, welche noch Arianiſch waren. Die Schriften des Sidonius Apollinaris, Biſchofs zu Clermont, und des Avitus, Erzbiſchofs zu Vienne, geben

---

a) Sidonius Apollinaris Carm. VII. v. 495.

b) Tacitus de M. G. C. II. 7.

ben uns Zeugniſſe davon. Dieſer unterhielt mit den arianiſchen Königen der Burgunder einen Briefwechſel, den man faſt vertraulich nennen konte. Es kam bald dahin, daß ſie an den wichtigſten Staatsgeſchäften Antheil nahmen. Die älteſten Leges Viſigothorum, der ſogenannte Codex Alaricianus, und die Leges Alemannorum wurden, wie es in den Vorreden dazu heiſt, mit Einſtimmung und in Gegenwart der Biſchöfe des Landes abgefaſſet; ja es ward ihnen bald hernach bei den Franken die gemeinſchaftliche Handhabung der Geſeze mit den Comitibus, und die Macht aufgetragen, dieſe im Nothfall durch den Bannfluch zur Ausübung der Gerechtigkeit anzuhalten a) Ihnen wurden die Reichscanzleiämter übergeben. Man zog ſie bei öffentlichen Verträgen zu Rathe b). In Spanien dehnten ſie ſo gar ihre Gewalt bis auf die Könige aus. Man findet Canones in ihren Conciliis ad reprimendam principum & regum cupiditatem. Sie drohen demjenigen mit dem Bann, welcher anders als durch die Wahl ſich zum Könige der Gothen würde machen wollen. Kurz das Amt eines Biſchofs ward endlich mehr eine Staats- als geiſtliche Bedienung, und man findet bei den Franken Geiſtliche, welche ſo gar den Majoratum domus bekleidet haben.

Die Gothiſchen, Burgundiſchen und andere Könige fanden nicht rathſam zu ſeyn, die Beſchüzung des von ihnen eroberten Landes andern als ihren alten Unterthanen aufzutragen. Folglich konten zu den Kriegesbedienungen, wie auch zu denen damit verbundenen Hofämtern keine andere als gebohrne Burgunder, Vandalen, Gothen ꝛc. ſich Hofnung machen. Die fürnehmſten Richter im Lande waren die Häupter der Armee, die Duces, und zu deren und der unter ihnen ſtehenden Comitum Behuf, waren bei dieſen Völkern ihre eigene alte mit dem Kern der römiſchen Geſeze in eine Sammlung zuſammen getragen worden. Dadurch ward die Wiſſenſchaft des römiſchen Rechtes, welche die ſchönen Wiſſenſchaften fürnemlich vorausſezet, wenigſtens in den Abendländern ganz unnüz. Was für ein Weg blieb alſo für die Landeseinwohner übrig, um an den Hof zu kommen, und an den gemeinen Angelegenheiten einigen Antheil zu erlangen? Kein anderer als ſie muſten Geiſtliche werden. Viele groſſe Leute funden alſo ihren Vortheil dabei, den weltlichen Stand mit dem Geiſtlichen zu vertauſchen. Sidonius Apollinaris hatte lange Zeit eine groſſe Perſon in Gallien vorgeſtellet. Er beſas den Titul eines Patricii, und hatte die Römer wider die Gothen angeführet. Er hatte auch, da die Gothen Meiſter des Landes wurden, ſein Anſehen nicht gänzlich verlohren. Er entſchlos ſich aber dennoch ein Geiſtlicher zu werden, lies ſich zum Biſchofe wählen, und ſtarb als einer der angeſehenſten Leute des Landes. Von Gregorius dem Groſſen iſt ein gleiches bekannt. Von denenjenigen will ich nicht reden, welche um dieſe Zeit die Zahl der Mönche durch ihren Beitritt vermehret haben. Dieſe konten freilich nicht die Erhaltung eines gröſſern Anſehens in Weltgeſchäften zur Abſicht haben. Ich glaube aber, daß der Mönchsſtand nicht ſo viel Freunde gefunden haben würde, wenn nicht durch dieſe Veränderung im Lande der Weg zu weltlichen Bedienungen ſo ſchwer geworden wäre.

Die Wiſſenſchaften haben wenig Freunde, als ſolche, die dadurch die Gunſt der Groſſen der Welt zu erlangen hoffen. Hiezu aber war es damals nicht genug ein Gelehrter, man muſte auch ein Geiſtlicher ſeyn. Für einen Gelehrten, der nicht ein Geiſtlicher war, waren gar keine Bedienungen zu hoffen. Alſo kam allgemach die ganze Gelehrſamkeit in die Hände der Geiſtlichen, und es ward faſt zum Widerſpruche ein Gelehrter und nicht auch ein Geiſtlicher ſeyn.

Seit

---

a) vid. Clotarii Conſtitutio a. 560. ap. Baluzium in Capitular. Regum Francorum T. I. p. 8. it. Capitul. L. VII. Cap. 298. 432.

b) vid. Pactio inter Guntramnum & Childebertum ap. Baluz. l. c. T. I. p. 11.

Seit dieſer Zeit findet man die Schriftſteller insgemein bei dem Namen des Ortes, wo ſie dieſe oder jene geiſtliche Bedienungen hatten, angeführet. Es heist z. E. Aviti Viennenſis, Iſidori Hiſpalenſis u. ſ. w. liber. Denn alle Welt wuſte, daß der gelehrte Mann in Vienn, in Sevilla ꝛc. der ein Buch zu ſchreiben im Stande wäre, niemand anders als der Biſchof oder Abt des Orts ſeyn könte. Dem Namen eines gemeinen Mönchs ward das Wort Monachus angehänget.

Wer nach dem heutigen Zuſtande urtheilet, wer da weis, wie gros die Verdienſte der Geiſtlichen um die Gelehrſamkeit ſelbſt in denjenigen Landen ſind, wo man ihnen von den älteſten Zeiten her einen Theil der Sorge für das gemeine Beſte gelaſſen hat, wird ſchwerlich glauben, daß die Wiſſenſchaften bei dieſem Zuſtande eine groſſe Gefahr zu befürchten gehabt haben. Allein, wir müſſen uns erinnern, daß die Beſchaffenheit der damaligen Geiſtlichen ganz anders als der heutigen anzuſehen ſey. Unſere geheiligte Religion fand bei ihrem erſten Anfange nur wenig Freunde unter den Weiſen und Klugen der Welt. Die neu errichteten Gemeinden beſtanden nur aus ſolchen Leuten, deren wenigen man den Ruhm einer höchſtens mittelmäſigen Gelehrſamkeit beilegen konte. Wolte man ihnen Lehrer fürſezen, ſo konte bei denſelben nichts als Frömmigkeit, Redlichkeit und eine von Vorurtheilen gereinigte Einſicht geſuchet werden. Alſo waren ihre Aelteſten und Diener, ja gar ihre Biſchöfe, Männer, die vor den übrigen Mitgliedern der Gemeinde wenig vorzügliche Eigenſchaften beſaſſen, und noch weniger zu deren Erlangung Fleis anwenden konten, weil ſie ſich bei ihrem Lehramte gröſtentheils von ihrer Hände Arbeit nähren muſten. Da die Gemeinden endlich anfiengen, ihren Lehrern einen gewiſen Unterhalt auszumachen, wurden dieſelben von denenjenigen Geſchäften befreiet, welche ſie bisher um ihre Nahrung zu erhalten, hatten fortſezen müſſen, und fiengen darauf häufig an, ſich um den Ruhm der Gelehrten durch Auſſezung von allerhand Schriften zu bemühen. Allein, bei Männern, welche insgemein ein Handwerk verlieſen, wenn ſie zum Lehramt gelangeten, wird man keinesweges diejenigen Hülfsmittel vermuthen können, welche zu der Auſſezung von dergleichen Schriften als die ihrigen waren, nöthig ſind. Daher kömmt es, daß von dieſen ſogenannten Kirchenvätern nur wenige, die aus den Abendländern gebürtig waren, Griechiſch und von allen insgeſamt kaum einer Ebräiſch verſtanden hat. Diejenigen, ſonderlich die Morgenländiſchen Weltweiſen, welche die Kirche hin und wieder durch ihren Beitritt vermehrten, blieben gar zu ſehr von ihren alten Meinungen eingenommen, und da ſie dieſelben in die reine Lehre des Evangelii zu mengen unternahmen, erwuchſen ſolche Irrthümer daraus, daß man billig Bedenken trug, ſich ſo gefährlichen Lehrern anzuvertrauen. Ich ſchreibe es dieſen Unordnungen zu, daß ſie ſo wenig Gefallen an gelehrten Lehrern gefunden hat. Die Kirche iſt beſtändig aufmerkſam geblieben, alle Schriften ihrer beſten Lehrer zu unterdrüken, wenn in denſelben nur wenige Stellen einem oder andern Irrthume das Wort zu reden ſchienen. Die Schriften des Theodor von Mopſveſtus haben keinen andern Fehler, ſo viel man aus ihren Uberbleibſeln urtheilet, als daß ihr Urheber ein Freund der Neſtorianiſchen Lehrſäze geweſen; Die Schriften ſelbſt aber hatte ein groſſes Concilium ſo gar von allem Anſtoſſe frei geſprochen. Dennoch bezeigte die Kirche einen ſolchen Haß dawider, daß keine einzige Abſchrift davon übrig blieben iſt. Man faſte allgemach das Vorurtheil, daß die bei den Heiden beliebte Wiſſenſchaft unmöglich von einem, der ſich zu dem Chriſtenthume bekennet hätte, könte fortgetrieben werden, und man fieng an, dieſelben insgeſamt mit dem verhaſten Namen, literæ und ſapientia ſæculi, zu belegen.

Ich glaube, man würde zu viel thun, wenn man behaupten wolte, daß die erſte Kirche aus dem Mangel der Gelehrſamkeit bei ihren Lehrern einen wichtigen Schaden geſchöpfet habe; dieſes aber wird man ihnen nicht vergeben können, daß ſie, da ihr Anſehen ſo gros ward, daß man ſie auch in Dingen, die von dem Zweke ihres Amtes ganz entfernet waren, zu Rathe zog, ſich nicht nach einer weitläuftigen Wiſſenſchaft bemühet haben. Man wird es ihnen nicht vergeben können, daß ſie ſich Geſchäften unterzogen haben, zu welchen eine weit gröſſere Fähigkeit, als welche ſie beſaſſen, erfordert ward. Ja ſie fiengen eben damals an, ſelbſt gegen die Gelehrſamkeit den gröſten Widerwillen zu äuſern. Ich weis wohl, daß die Erzählungen von Gregorius dem Groſſen, daß er viele Abſchriften alter Schriftſteller, inſonderheit des Livius, verbrennen laſſen, nicht überall Glauben finden. Allein, man hat andere Beweiſe wider ihn, woraus man ihn als den gröſten Feind der ſchönen Wiſſenſchaften anklagen kan. Theodor Erzbiſchof von Vienne muſte die bitterſten Verweiſe von ihm ausſtehen, weil er ſich unterfangen, andere in den ſchönen Wiſſenſchaften zu unterrichten, und ihnen die alten Poeten zu erklären. Da dieſes in der That nicht das Amt eines Erzbiſchofes iſt, ſo könte man ihm vielleicht Recht geben. Allein er will ihm ſo gar nicht erlauben, dieſe Wiſſenſchaften für ſich zu treiben. a). Dieſer Kirchenvater ſowohl, als andere ſcheuen ſich nicht, die Schrift zum Beweiſe ihrer Vorurtheile anzuführen. Lactantius, dieſer Cicero unter den Kirchenvätern, verachet ſich eben ſo weit b) Die Worte Pauli 2. Cor. 3, 6. litera occidit, wurden ein Sprichwort in dem Munde der Halbgelehrten mitler Zeiten, wodurch ſie bewieſen, daß Paulus ſelbſt ein Feind der Gelehrſamkeit, literarum, wäre, und dieſelbe als den Chriſten gefährlich, hätte beſchreiben wollen. Dieſes war nicht bei Leuten zu verwundern, welche die Schrift nur in der vulgata laſen, und noch dazu angewieſen wurden, in jeder Stelle, benebſt dem Wortverſtande, den myſtiſchen zu unterſuchen. Dieſe Liebe zum Myſticiſmo, welcher ſeit den Zeiten Origenis groſſe Anhänger fand, unterhielt fürnemlich dieſe Vorurtheile. Die Mönche, welche ſich um dieſe Zeit ſehr vermehrten, und welche durch kein Amt und Nahrungsſorgen von den Wiſſenſchaften abgehalten wurden, waren faſt alle Myſtici, das iſt, Feinde derſelben, indem ſie ihnen eine Haupthinderniß an der von ihnen geſuchten höhern Vollkommenheit zu ſeyn ſchienen. Die Stelle im Jure Canonico c), worinn verboten wird, die Geiſtlichen wegen ihrer groſſen Schnizer in der lateiniſchen Sprache zu verſpotten, liegt vor jedermanns Augen.

Ich will hier nur zwei der nachtheiligen Folgen anführen, wozu dieſer Haß der Gelehrſamkeit die damalige Geiſtlichkeit verleitete. Ob ſie gleich täglich bei Ausbreitung ihrer Lehre Einwürfe und Widerſpruch ausſtehen muſten, ſo bewegte doch dieſes nur wenige, ſich diejenige Weisheit bekant zu machen, woraus ihre Gegner ihre Einwürfe hernahmen. Man wuſte ſich durch einen leichtern Weg zu helfen. Wenn ein Gegner ſich gar nicht wolte zum Stillſchweigen bringen laſſen, ſo nahm man zu Erdichtungen und falſchen Wundern die Zuflucht. Ward gleich hierdurch nichts zu ſeiner Überzeugung ausgerichtet, ſo gewann man doch ſo viel dadurch, daß der Pöbel überzeugt blieb, und die Hartnäkigkeit des ungläubigen Gegners mit Abſcheu verfluchte. Dieſes ſind die ſogenannten fraudes piæ, welche man nur gar zu früh zu vertheidigen anfieng, und welche die Haupturſache des Aberglaubens ſind, in welchen hernach die Kirche verſunken iſt. Dieſes war die Gewalt, welche man den Gemüthern anthat, ſo lange noch nicht der weltliche Arm von der Kirche angewandt werden konte, die Widerſpenſtigkeit der Ungläubigen zu demüthigen. Da man aber auch dieſen auf ſeiner Seite hatte, ſo ſahe man den verderblichen Saz aufkommen, daß Menſchen, die ihre Irrthümer in Glaubensſachen abzulegen ſich weigern,

---

a) Bayle Dictionnaire Art. Gregoire.

b) Div. Inſtit. L. 3. c. 1.

c) c. Sedulo Diſt. 38.

gern, eben ſowohl Leibes- und Lebensſtrafen verdienen, als diejenigen, welche ſich wider die Geſeze vergehen.

So waren diejenigen Männer gröſtentheils beſchaffen, welche damals allein den Ruhm der Gelehrſamkeit, das Anſehen und die Würden beſaſſen, welche die fürnehmſte Reizung und Belohnung einer eifrigen Bemühung in den Wiſſenſchaften ſind. Was konte daraus anders entſtehen, als eine gänzliche Vergeſſung und Verſäumnis der nüzlichſten Wiſſenſchaften, welche auch nicht eher aufhörete, als bis ſich im 14ten und 15ten Jahrhundert einige groſſe Köpfe aus andern Ständen hervor thaten, von denen ein Theil das bedrängte Griechenland verlaſſen hatte, welche ihren Vortheil dabei fanden, ſich die Wiſſenſchaften bekannt zu machen, und mit den trägen Geiſtlichen und Mönchen um den Ruhm eines Gelehrten zu eifern.

Die bisher erzählten Urſachen können zwar nicht allerdings, aber doch guten Theils in Anſehung der Morgenländer gelten. Hier hat die Geiſtlichkeit niemals das Anſehen in den Weltgeſchäften erhalten, welches ſie in den Abendländern beſas. Es gab alſo auch auſſer ihr Leute, die den Namen der Gelehrten führten. Daher iſt auch hier der Zuſtand der Gelehrſamkeit nicht vollends ſo ſchlecht, als dort geworden. Inzwiſchen hat die Geiſtlichkeit hier ſo viel als dort, das iſt, ſo viel ſie konte, zum Verderben der Gelehrſamkeit beigetragen. Wir haben eine ziemlich beglaubte Nachricht a), daß ihr der Verluſt vieler alten griechiſchen Poeten beizumeſſen ſey, welche ſie einiger ſchmuzigen Stellen wegen dem Feuer aufgeopfert hat. Die groſſen Streitigkeiten, worinn ſie ſich im 5ten und 6ten Jahrhundert vertiefte, würden nie zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, und nie ſo heftig geworden ſeyn, wenn ſich nicht dieſelbe ſchon ebenfals der Unwiſſenheit überlaſſen hätte, wenn ihre Einſicht geläutert, und von Vorurtheilen befreyet geweſen wäre. Da ſie aber einmal überhand genommen hatten, da ſich der Geiſt der Partheien und weltlichen Abſichten darein miſcheten, ſo haben wir es ihnen zu danken, daß alle gute Wiſſenſchaften ins Vergeſſen geriethen, weil jedermann die Feder ſchärfete, das Chriſtotocos des Neſtorius anzugreifen oder zu rechtfertigen, die Ehre des unverfälſchten Triſagii und der trium capitulorum zu verfechten, oder auch den Vorrang des morgenländiſchen vor dem abendländiſchen Patriarchen zu behaupten.

Moraliſche Todesbetrachtung.

- - improviſa lethi
Vis rapuit rapietque gentes.

DEn allermeiſten Menſchen iſt der Anblik des Todes ſo ſchrökhaft und fürchterlich, daß ſie alles anwenden, um denſelben von ſich zu entfernen. Gleichwie ein Menſch, der mit einer ſorgenloſen Dreiſtigkeit durch einen Wald gehet, und auf eine Schlange tritt; ein banges Entſezen bemeiſtert ſich in einem Augenblik aller ſeiner Siñe, und er verſucht ſein äuſerſtes, ſich durch die Flucht zu retten. Der blaſſe Schröken und die tödliche Furcht folgen ihm auf dem Fuſſe nach. Alle Menſchen wiſſen, daß ſie auf einem Wege wandeln, der ſich in den Abgründen des Todes verlieret. Hier iſt kein Nebenweg möglich, der uns vor der Thüre des Grabes vorbei führen könte. Wenn der in den ewigen Büchern der unwandelbaren Vorſehung beſtimmte Augenblik heran nahet, ſo werden wir von dem Tode verſchlungen. Man ſolte denken, daß die Nothwendigkeit zu ſterben die Menſchen angewöhnen werde, dieſem ihrem unvermeidlichen Schikſale mit wenigerm Entſezen ſich zu unterwerfen. Allein, man iſt ſehr geneigt, die Stunde des Todes jederzeit noch weit hinaus zu ſezen. Ob wir gleich wiſſen, daß ganze Völker durch den Tod ausgerottet worden, und ob wir gleich täglich gewahr werden, daß ohne Unterſchied des Standes,

---

a) Petrus Alcyonius de exilio.

des, des Alters, und der Verdienſte, unſere Reiſegefährten einer nach dem andern um und neben uns unſichtbar werden;. ſo ſind wir doch thöricht genug uns einzubilden, daß bei uns eine Ausnahme werde gemacht werden. Wir gehen beſtändig mit Entwürfen ſchwanger, welche niemals werden ausgeführet werden, weil unſer fataler Augenblik, zwiſchen dem Vorſaze und der Vollziehung deſſelben, in der Mitte liegt. Unſere ganze Natur entſezet ſich daher, wenn wir an den Tod gedenken, und die meiſten müſſen gar nicht an dieſes lezte Ubel denken, wenn ſie vergnügt leben wollen.

Ich bin ſehr weit davon entfernt, es für eine wahre Tugend und Tapferkeit zu halten, wenn jemand ſeinen Tod mit einer vollkommenen Gleichgiltigkeit, und ohne die allergeringſte Empfindung der Furcht betrachtet. Eine ſolche Unempfindlichkeit kan nur aus einer Leichtſinnigkeit und barbariſchen Rauhigkeit des Gemüthes herrühren. Die wahre Tugend mus die Menſchlichkeit zieren, niemals aber unterdrüken. Ob man gleich von dem groſſen Perſiſchen Monarchen Xerres nicht viel Gutes zu erzehlen weis, ſo hat doch die Hiſtorie, zu ſeinem unſterblichen Ruhme, ſein zärtliches Mitleiden mit dem Tode ſeiner Nebenmenſchen angemerkt. Als er ſein erſtaunliches Kriegsheer, dergleichen die Welt nur einmal geſehen hat, gemuſtert hatte, ſo lies er daſſelbe ſich lagern. Er trat auf einen Hügel, und betrachtete mit einer ſtillen und ſchwermüthigē Aufmerkſamkeit ſeine Kriegsvölker, deren Lager er nicht ganz überſehen konte. Endlich fieng er an zu weinen. Man fragte ihn um die Urſache ſeiner Thränen; und er antwortete zur Ehre der Menſchheit: Es jammerte ihn, daß von dieſen Millionen Menſchen, deren ein jeder in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehe, über 100. Jahr kein einziger mehr vorhanden ſeyn werde. Ich will niemanden zumuthen, daß er ohne alle Furcht dem Tode in die Augen ſehe. Ich wolte nur wünſchen, daß man ſich mit dem Anblike des Todes beſſer bekannt machen, und daß man ſich denſelben mehr auf der angenehmen Seite vorſtellen möchte.

Ich ſahe heute zu einer Leiche die Begräbnisanſtalten machen, und ich gerieth alſobald in eine Betrachtung des Todes, in Abſicht auf das freundſchaftliche Leben. Es ſchien mir anfänglich, als wann man denſelben in dieſer Abſicht nicht als etwas Gutes anſehen könte. Ich ſoll ſterben; das waren meine erſte Gedanken. Wie viel Vergnügen genieſſe ich nicht jezo? Der Tod ſoll mir dieſes alles mit einem male rauben? Mein Vater iſt aus dieſer Zeitlichkeit ſchon abgeſondert worden; Und ich ſelbſt ſolle von meiner Frau ſcheiden? Mein Tod ſolle die Bande der Freundſchaft zertrennen? Meine Bekanten und zärtlichſten Freunde werden von mir entfernt. Ich werde aus der Geſellſchaft der Menſchen vertilgt. Ach! daß ich ein Menſch geworden, und ein zärtliches Herz empfangen habe! Ich ſoll, von dir getrennt, dein Andenken noch erhalten, und ⸗ ⸗ doch ich unterbrach mich hier ſelbſt, und ich fieng an zu begreifen, daß der Tod, ſelbſt in Abſicht auf das bürgerliche und freundſchaftliche Leben, ungemeine Vortheile mit ſich führe. Ich ſtelle mir dieſes Leben nur als den Vorbereitungszuſtand, auch in Abſicht auf den Umgang, vor, und ich habe mich überzeugt, daß das geſellſchaftliche Leben der Menſchen ewig zu keiner Vollkommenheit kommen würde, wenn alle Menſchen, ſo wie ſie jezo ſind, ewig leben ſolten.

Hier in dieſer Welt bin ich unter einen Haufen Menſchen gemengt, deren die wenigſten nicht einmal mittelmäſſig gute Bürger ſind. Die allermeiſten ſind entweder offenbare oder verborgene Feinde des freundſchaftlichen Umgangs. Viele Böſewichter machen ihr tägliches Geſchäfte daraus, durch Betrug, Liſt und Feindſeligkeit, die allgemeinen Bande des geſellſchaftlichen Lebens zu zerreiſſen. Ich mus mich beſtändig hüten von dieſen Ruchloſen nicht unterdrukt zu werden. Die meiſten fröhnen als Leibeigene ihren viehiſchen und unmenſchlichen Leidenſchaften, und man müſte die Menſchheit unterdruken, wenn man mit dieſen Unmenſchen freundſchaftlich umgehen wolte. Jener ſiehet nur auf ſeinen eigenen Nuzen, und er iſt ſo wenig dienſtfertig, freundlich, gefällig, daß er mich vielmehr ohne Barmherzigkeit verläſt, wenn er ſeine eigennüzigen Abſichten nicht durch meine Dienſte erreichen kan. Dieſer verleumdet und verſpottet mich bei aller Gelegenheit. Er iſt ſo weit entfernt, mir meine Fehler zu vergeben, daß er mir vielmehr viele andichtet, um mich nur zu kränken. Ich erwählte mir einige Freunde, die nach meinem treuherzigen Urtheile wahre Freunde ſeyn ſolten; ich erfuhre aber, daß Verräther darunter waren, die mich unter einem guten Scheine ſicher machen wolten, um mich zu Grunde zu richten ꝛc. Kurz, wenn man das menſchliche Geſchlecht nach dem gröſten Haufen beurtheilen ſoll, ſo iſt es eine Rotte geiziger, hochmüthiger, betrügeriſcher, eigennüziger Leute, welche alle wider einander ſtreiten. Mit wie vielem Vergnügen erwarte ich nicht meinen Tod! Dieſer glükſelige Augenblik wird mich aus dieſem elenden Haufen herausreiſſen, und mich in eine Geſellſchaft verſezen, die von allen Böſewichtern abgeſondert iſt. Dort, in jenen Feldern des Lichts, weis man weder von der Feindſchaft, noch von dem gelben Neide, noch von der Bosheit, noch von dem magern Geize.

Ich bin veſt überzeuget, daß dieſe Betrachtungen den Tod verſüſſen können. Wer ein zärtliches Herz beſizt, der weis, wie ſtark der tödliche Verdrus iſt, wenn man durch den Tod von einem liebenswürdigen Vater, von einer zärtlichen Mutter, von einer lieben Frau, von einem Bruder u. ſ. w. getrennt wird. Viele Menſchen würden ruhiger ſterben, wenn ſie völlige Einſidler wären. Allein, wenn ich in meiner gegenwärtigen Gemüthsfaſſung ſterben ſolte, oder in derſelben den Tod meiner Frauen, meines Freundes, oder irgend eines andern, mit dem mich die Bande einer erwünſchten Geſellſchaft verknüpfen, vernehmen ſolte; ſo hoffe ich, daß meine Thränen nicht ohne Beruhigung flieſſen würden, es müſte denn der Menſch den Weltweiſen überwältigen.

Ich will dieſe Betrachtung mit einer vortreflichen Stelle aus dem Cicero beſchlieſſē, in welcher er dem alten Cato folgende Worte in den Mund legt: Es gefällt mir nicht, das Leben zu beweinen, welches viele, und noch dazu gelehrte Leute gethan haben. Es reuet mich nicht, daß ich gelebt habe, weil ich ſo gelebt habe, daß ich nicht glaube vergebens gebohren zu ſeyn. Ich gehe aus dieſem Leben heraus, als aus einem Gaſthauſe, nicht aber als aus einer Wohnung, denn die Natur hat uns dieſes Leben nicht als eine beſtändige Wohnung, ſondern als einen kurzen Aufenthalt verliehen. O vortreflicher Tag! an welcher ich zu jener göttlichen Verſammlung der Seelen reiſen werde, und an welchem ich aus dieſem Haufen, aus dieſer Rotte, mich wegbegeben werde! Denn ich werde nicht nur zu jenen groſſen Männern, von denen ich vorhero geredet habe, gelangen, ſondern auch zu meinem Sohn Cato, welcher der beſte Sohn und der beſte Mann war, deſſen Leichnam ich verbrannt habe, da es ſich doch vielmehr geziemt hätte, daß er mir dieſen lezten Liebesdienſt erwieſen hätte. Seine Seele, die mich nicht verlaſſen hat, ſondern nach mir zurük geſehen, iſt gewislich an den Ort gelanget, wohin ſie geſehen hat, daß ich auch kommen mus. Dieſen betrübten Zufall ſchien ich ſtandhaft zu ertragen, nicht etwa weil ich gleichgültig war, ſondern ich tröſtete mich ſelbſt, und glaubte, daß unſere Entfernung nicht lange dauren werde.

Von der Wahrheit der Auferſtehung der Heiligen, die bei Jeruſalem mit Chriſto auferſtanden.

DIe heilige Oſterzeit hat mich zu dieſen Zeilen veranlaſſet. Der erſte Evangeliſt, Matthäus erzehlet, a) daß beim Tode JEſu die Erde gebebet, und die Felſen zerriſſen, daß ſich Gräber auf-

---

a) Matth. 27, 52. 53.

gethan, und aufgeſtanden viele Leiber der Heiligen, die da ſchliefen; daß dieſelben nach der Auferſtehung JEſu aus ihren Gräbern hervorgegangen, und in die heilige Stadt Jeruſalem gekommen, und daſelbſt vielen erſchienen. Eine Begebenheit, die vielen bedenklich und ſchwer vorkommen wird, und daher auch bei vielen Licht und Beweis bedarf.

Weil die aufgeſtandenen Heiligen in die Stadt Jeruſalem gegangen, ſo wird man leicht gedenken, daß ihre Erwekung bei dieſer Stadt geſchehen ſey; Der Boden um Jeruſalem beſtand aus aneinander hangenden Felſen, wie der Grieche Strabo a) und der Engeländer Maundrel b) bezeuget haben. In dieſen Felſen richteten viele Einwohner von Jeruſalem ihre Gräber zu, weil in der Stadt niemand beerdiget wurde, wie denn auch Joſephs Grab in ſolchen Felſen war. Da nun der Boden um Jeruſalem heftig erbebete, ſo muſten zugleich die Felſen erſchüttern und zerreiſſen, und die in ſelbigen zugerichtete Gräber geöfnet werden. Ich kan es leiden, wenn man behaupten will, daß dies Erdbeben ein Werk der Natur geweſen, wie dann auch in den Tagen des Amos ein Erdbeben im gelobten Lande war. c) Man wolle aber dabei bedenken, daß es von einer höhern Hand herrühren müſſe, daß dies Erdbeben zur Zeit des Todes JEſu ſich zugetragen habe, in einer Stunde, da eben andere auſſerordentliche und groſſe Dinge geſchahen. Ich weis auch wohl, daß Ariſtides von Rhodus ſchreibt, daß daſelbſt bei einem Erdbeben Gräber eröfnet, und die Leichname dadurch herausgeworfen worden. d) Aber das bleibt allhier ſtets das Groſſe und Göttliche, daß die Toden in den bei Jeruſalem durch das Erdbeben geöfneten Gräbern lebendig worden, und aus ihren Gräbern hervorgegangen.

Die Einwohner von Jeruſalem konten ſich geſchwinde und leicht überführen, ob die ihnen erſchienene Perſonen ſelbſt diejenigen nach ihrem Leibe wären, die ehemals bei ſolcher Stadt begraben worden. Waren es Juden, die in ihren Tagen begraben worden, und die ſie ehemals genug gekannt, ſo muſten ſie dieſelben an ihrem Geſichte und ihren Stellungen bald erkennen. Denn man hat keinen Grund zu behaupten, daß ein aufgeſtandener Menſch andere Augen, andere Züge des Geſichts und eine andere Sprache bekommen ſolle, als er im Leben gehabt hat. Man konte ja geſchwinde für die Thore gehen, und zuſehen, ob die Erſchienenen noch in ihren Gräbern anzutreffen. Und als das Gerüchte in die Stadt kommen, daß durch das Erdbeben viele Gräber aufgeriſſen worden: die gemeiniglich in den Gärten waren, ſo wird ja jedermann dem ordentlichen Triebe gehorſamet haben, hinauszugehen, um nach ihren Gärten und Gräbern zu ſehen. Es konten alſo die Einwohner von Jeruſalem in dieſer Sache weder ſich ſelbſt täuſchen, noch von andern in die Irre geführet werden. Waren aber unter den Lebendiggewordenen alte Heilige, die ehemals bei Jeruſalem begraben worden, ſo konte man ſich in dieſer Stadt auch davon gewis machen, ob es die wahren Leiber ſolcher Heiligen. Ein Jude, der damals die Gräber ſeiner heiligen Vorfahren geſehen und beſchrieben hat, berichtet e) daß am Oelberge die Prophetin Chulda, wie auch die Propheten Haggai und Zacharias begraben worden. Die Juden der Tage JEſu unterhielten mit aller Sorgfalt die Gräber ſolcher Heiligen. f) Man wuſte

alſo

---

a) In der Geographie, B. 19. S. 761.

b) In der Beſchreibung der Reiſe nach Jeruſalem.

c) Amos 1. v. 1.

d) Bei Hugo Grotius kan hievon zumalen über Matth. 27. v. 51. das mehrere nachgeſchlagen werden.

e) Johann Heinrich Hottinger hat die Schrift heraus gegeben in den Cippis Hebraicis. Meine Stelle lieſet man S. 44.

f) Matth 23. v. 29. von dieſer Unterhaltung der Gräber handelt Eduard Pocok in der porta Moſis, S. 73. der Anmerkungen.

alſo in Jeruſalem die Stellen, wohin ihre alte fromme Einwohner gelegt worden. Man konte bald zu den geſchmükten Gräbern derſelben hinausgehen und zuſehen, ob ſie geöfnet worden. Und wie dieſe Aufgeſtandene ſich nicht als ſtumme Perſonen werden dargeſtellet haben, ſo werden ſie auch angezeiget haben, welche ſie wären. Es konten alſo die Bürger der heiligen Stadt vollkommen gewis ſeyn, daß die ehemals begrabenen Heiligen aus ihren Gräbern auferſtanden.

Es kommt alſo auf den Zeugen an, welcher *der Evangeliſt Matthäus iſt.* Wir wollen ihn allhier nicht als einen untrüglichen Bothen ſeines Meiſters, ſondern blos als einen Menſchen, blos als einen der erſten Prediger, betrachten. Haben die Einwohner zu Jeruſalem die Aufgeſtandenen geſehen, ſo muſte dies Matthäus bald erfahren, der mit den übrigen Jüngern ſeines HErrn eben in Jeruſalem war. Und wer weis, ob nicht ſelbſt dieſer heilige Mann jemanden von den aufgeſtandenen Heiligen geſehen hat. Dieſer Matthäus ſezet ſolche Begebenheit in die Geſchichte ſeines Meiſters. Aber wo und wenn ſezte er dieſe Geſchichte auf? Er ſchrieb ſie im jüdiſchen Lande, und ohne allen Zweifel ſelbſt in Jeruſalem. Denn, wenn man die Geſchichte der Apoſtel mit der Beobachtung, wo und wenn jede Begebenheit ſich zugetragen, lieſet, ſo wird man wahrnehmen, daß die Jünger nach der Himmelfahrt JEſu die erſten Jahre im jüdiſchen Lande zugebracht und zu Jeruſalem ihren Sammelplaz gehabt haben. Und in dieſen erſten Jahren ſezte er die Geſchichte ſeines Meiſters ohne Zweifel in der Abſicht auf, daß ſowohl Chriſten als Juden eine richtige Abhandlung von JEſu und ſeinen Lehren haben ſolten. Irenäus und Euſebius, zween Lehrer der erſten Chriſten, bezeugen dieſes. Jener berichtet, daß Matthäus bei den Juden und eher, als die drei übrigen Evangeliſten, geſchrieben. a) Und dieſer ſezet das achte Jahr nach der Himmelfahrt JEſu an. b) Man kan gegen die beiden Zeugniſſe nichts einwenden, weil ſie dieſe beiden Umſtände des Buchs des Matthäus wiſſen muſten, und keine Urſach hatten, eben dem Matthäus ſolche Umſtände anzudichten. Und dies durften ſie auch nicht wagen, weil andere Chriſten von dieſem Evangeliſten eben das wuſten, was ſie wuſten. Es iſt alſo gewis, Matthäus hat gar frühzeitig im jüdiſchen Lande, und wohl ſelbſt in Jeruſalem, die Geſchichte JEſu aufgeſezet.

Und eben dies giebt einen Beweis für die Gewisheit ſeiner Erzehlung von den aufgeriſſenen Gräbern und der Auferſtehung der *Heiligen bei Jeruſalem.* Hätte dieſer Mann, der doch mit ſeinen Gehülfen alle Redlichkeit beſas, ſich gleich unterſtehen wollen, dieſe Erzählung in ſein Buch zu bringen, da doch kein Erdbeben, kein Berſten der Felſen, kein Auferſtehen der Heiligen bei Jeruſalem bemerket worden, ſo hätte er dennoch ſolches nicht wagen dürfen. Denn er hätte durch ſolche Unwahrheit bei ſeinen Chriſten alles Anſehen verlohren, und bei den Juden hätte er die Religion ſeines Meiſters, zu deren Vortheil er doch geſchrieben, in die gröſte Gefahr geſezet. Denn Chriſten und Juden hätten ihn ſogleich in ſeiner Unwahrheit ergriffen. Und wenn gleich die Chriſten hätten ſchweigen wollen, ſo würden die Juden deſto mehr geſchrien haben. War es wohl möglich, den Einwohnern in Jeruſalem unter einer guten Hofnung vorzuſagen, daß vor acht Jahren vor ihren Thoren ein Erdbeben geweſen, fals ſie es nicht erlebet hätten? Matthäus redet hier genug die Wahrheit. Ich will nicht einmal anführen, daß Plinius in der Naturgeſchichte c) und Svetonius, d) der die erſten römiſchen Kaiſer beſchrieben hat, in ihren Schriften berichten, daß unter der

---

a) Gegen die Kezer B. 3. K. 1. S. 174. der Ausgabe des Maſſuets.

b) In der Kirchengeſchichte B. 5. K. 10.

c) B. 2. Cap. 84.

d) Im Tiberius K. 48.

Herrſchaft des Tiberius, unter welcher unſer JEſus nach dem Zeugniſſe des Tacitus a) geſtorben, in Aſien, wo das jüdiſche Land liegt, das heftigſte Erdbeben geweſen. Vielmehr bleibe ich blos dabei, daß Matthäus wenige Jahre nach dem Erdbeben eben denenjenigen, die es erlebet, daſſelbe vorhält. Auf eben die Weiſe betrachte man die Auferſtehung und Erſcheinung der Heiligen. Leuten, die in Jeruſalem wohneten, oder die vor zehn Jahren aus andern Gegenden zur Zeit des Todes JEſu aufs Feſt dahin gekommen, vorzuſagen, daß eben damals bei Jeruſalem Tode aufgeſtanden, und in der Stadt bei vielen ſich ſehen laſſen, aber niemand hätte ſolche Aufgewekte und Erſchienene geſehen, dies, glaube ich, wäre das dreiſteſte Unternehmen geweſen, ein Unternehmen, das kein Matthäus hätte wagen dürfen. Und eben daher mus ſeine Erzehlung richtig ſeyn.

Einen andern Beweis für die Erzehlung nehme ich aus den Worten Pauli, daß **Hymenäus und Philetus** geſagt, **die Auferſtehung ſey ſchon geſchehen** b) Die Ausleger der Schrift und die Beurtheiler der erſten Kezereien, ſind in der Deutung dieſer Worte gar uneinig. Ich glaube aber, daß man wohl thue, wenn man genau bei den Worten bleibet. Die beiden Männer meinten, **die Auferſtehung ſey bereits vor ihren Tagen geſchehen.** Daher ſahen ſie weder auf die Zeugung der Menſchen, wodurch ſtets neue Geſchlechte aufſtehen, noch auf eine geiſtliche Auferſtehung aus dem Grabe der Sünden. Denn dies ſind Dinge, die ſtets geſchehen. Ihre Lehre war auch kein gnoſtiſcher Irrthum; denn die Gnoſtici, die die Leiber für böſe hielten, leugneten überall die Auferſtehung, und glaubten daher auch keine ſchon geſchehene. Ich finde weder in den Worten Pauli, noch in dem Zuſammenhange ſeiner Rede, noch in andern Schriftſtellen die geringſte Spur, daß man das Wort **Auferſtehung** in einem andern Sinne nehmen müſſe, als von dem wiederhergeſtellten Leben der Geſtorbenen. Solten alſo wohl dieſe beiden Männer auf unſere aufgeſtandene Heilige zurük geſehen haben? Durch die Juden, die aus den Ländern der Heiden nach Jeruſalem aufs Feſt gekommen waren, muſten die ausnehmenden Merkwürdigkeiten, die ſie daſelbſt geſehen und gehöret, geſchwinde in alle Gegenden gebracht werden. Da nun in denenſelben Leute aufſtunden, die da lehreten, die Auferſtehung der Toden ſey bereits geſchehen, ſo werden dieſelben jene Auferſtehung der Heiligen gemeinet haben. Es geben alſo Matthäus und Paulus einander Licht und Gegenlicht.

Die die Meinungen der Juden unterſuchet haben, ſagen uns, daß dies Volk in den Gedanken ſtehe, in den Tagen ihres Meſſias werde eine Auferſtehung der Toden ſeyn. Der Jude **Manaſſe Ben Iſrael** c) und **Theodor Daſſov** d) haben aus den Schriften der Juden die Stellen geſammlet, darinn ſolches behauptet wird. Und dieſe Stellen reichen oft an die Tage JEſu. Denn es werden beide **Talmude**, das **Zohar** und andere alte Schriften angeführet. Dieſen Stellen will ich eine andere aus der alten **Chaldäiſchen Uberſezung** über das Hohelied beifügen e) Sie iſt dieſe: **Wenn in den Tagen des Meſſias Tode auferſtehen werden, ſo wird ſich der Oelberg aufthun, und aus denſelben werden die Toden hervorkommen.** Dieſe älteſte jüdiſche Meinung weiſet uns zweierlei. Zuerſt hat die Auferwekung vieler Heiligen um Jeruſalem den Juden, die dergleichen Auferſtehung in die Tage ihres Meſſias ſezten, einen Beweis geben ſollen, daß JEſus von Nazareth der Meſſias ſey. Zum zweiten kan aber auch dieſe jüdiſche Meinung den Hymenäus und

Phi-

---

a) In den Jahrbüchern, B. 15. K. 44.

b) 2. Tim. 2. v. 18.

c) In dem Buche de reſurrectione mortuorum B. 3. K. 2. S. 251.

d) In der Schrift: Judæorum de reſurrectione mortuorum ſententia. K. 6. S. 163.

e) Uber Cap. 8. v. 4. 5.

letus veranlaſſet haben, daß ſie gelehrt, weil der Meſſias gekommen, und durch die Auferſtehung der Heiligen um Jeruſalem die Hofnung der Juden erfüllet worden, ſo ſey weiter keine Auferſtehung der Toden zu erwarten.

Verſuch, den ſcheinbaren Widerſpruch zwiſchen Marc. 16. v. 13. und Luc. 24. v. 34. auf eine bequemere Art zu heben, als bisher geſchehen iſt.

ES weiſet es ſo wohl der Augenſchein, als es auch denen, die ſich um das wichtigſte Buch, welches in der Welt iſt, ich meine um die Bibel, etwas eigentlicher bekümmern, zur Genüge bekannt iſt, daß zwiſchen den Worten, welche Marcus Cap. Cap. 16. v. 13. in der Auferſtehungsgeſchichte unſers hochgelobten Heylandes anführet; und denenjenigen, ſo wir Luc. 24. v. 34 leſen, ein merklicher Unterſcheid ſey; und dieſe beide göttliche Schreiber ſich einander zu widerſprechen ſcheinen.

Denn der erſtere, nemlich Marcus, ſagt in dem angeführten Orte ausdrüklich, daß die Jünger des HErrn JEſu den zween von Emmahus zurükkommenden Jüngern nicht geglaubet haben, als ſie ihnen erzehlet, daß ihnen JEſus erſchienen, und folglich auferſtanden ſey. Lucas hergegen erzehlet, wie man gemeiniglich dafür hält, daß die Eilfe d. i. eben dieſelbigen, welche Marcus des Unglaubens beſchuldiget, den Emmahuntiſchen Jüngern bei ihrer Zurükkunft ſo gar zuvorgekommen, und ihnen ihre nunmehrige gewiſe Uberzeugung von der Auferſtehung ihres HErrn und Meiſters mit dieſen nachdrüklichen Worten kund gethan: Der HErr iſt wahrhaftig auferſtanden und Simoni erſchienen. Wer ſiehet hier nicht einen Widerſpruch, der zwar, wie bekannt, nur ſcheinbar, zugleich überaus ſcheinbar iſt?

Dieſerwegen denn auch diejenigen berühmten Männer, welche die heilige Schrift N. T. entweder überhaupt; oder die genanten beiden Evangeliſten; oder die Auferſtehungsgeſchichte JEſu Chriſti; oder die dem Schein nach ſich widerſprechenden Oerter der Schrift erkläret haben, allen Fleis bewieſen, auch dieſe beiden Stellen deutlich zu machen, und den anſcheinenden Widerſpruch bei ſelbigen zu heben. Und eben dieſes, ſo ich hier ſage, macht es überflüſſig, von dieſen gelehrten Männern, wenn ſie mir auch alle bekannt wären, ein Verzeichnis herzuſezen. Denn wer nur dergleichen geſchrieben hat, würde etwas überſehen haben, wenn er dieſe Oerter nicht mit angeführt hätte. Wer. folglich nur einen und den andern von ſolchen Schriftſtellern beſizet, weis ihre Gedanken ohne meine Anweiſung zu finden.

Die Art und Weiſe aber, wie dieſer dem Scheine nach ſehr groſſer Widerſpruch von dieſem oder jenem Ausleger der Schrift gehoben worden, iſt verſchieden. Einige nehmen die Worte bei dem Lucas: der HErr iſt ꝛc. ſo, wie ſie in unſrer teutſchen Uberſezung ſtehen; andere aber machen eine Frage aus denſelben. Jene ſagen entweder: Die meiſten unter den Jüngern des Heylandes wären wegen ſeiner Auferſtehung in Unglauben geweſen, und von denen ſey bei dem Marcus die Rede, etliche aber aus ihrem Mittel hätten geglaubt, JEſus ſey wahrhaftig auferſtanden, und von denen handle Lucas; oder: die Jünger des HErrn hätten zwar geglaubt, welches Lucas erzehle, wären aber doch nicht von allem Zweifel dabei frei geweſen, als welches Marcus anzeige.

Diejenigen aber, welche die Worte bei dem Lucas Frageweiſe verſtehen, nehmen an, wie ſie denn auch durch ihren eigenen Saz dazu genöthiget ſind, der Apoſtel Petrus ſey einer von den zween Jüngern geweſen, welchen der HErr JEſus auf dem Wege nach Emmahus erſchienen, und verringern alſo damit die Anzahl der Erſcheinungen unſers Heylandes nach ſeiner Auferſtehung. Welches freilich ohne Nachtheil geſchehen kan, wann der angenommene Saz im übrigen ſeine Richtigkeit hat. Denn es bleiben noch Erſcheinungen genug übrig, die uns von der Gewisheit der Auferſtehung unſers Erlöſers überzeugen; bei deren Beweiſe aus den Erſcheinungen es ohne dem nicht ſowohl auf die Menge der Erſcheinungen, als auf deren ohnfehlbare Richtigkeit und Gewisheit ankömmt, als welche ohnedem in eigentlichem Verſtande zu reden Luc 24. v. 39. Joh. 20. v. 27. handgreiflich bleibet, man mag eine Erſcheinung mehr oder weniger zehlen.

Nun iſt zwar eine jede der angeführten Erklärungen nnd Vereinigungen dieſer zween ſich zu widerſprechen ſcheinenden Oerter ſolchergeſtalt beſchaffen, daß ein Chriſtliches Gemüthe allerdings bei einer jeden derſelben, die es erwählet, ſich beruhigen kan. Sintemal es in dieſem Bericht mit der heiligen Schrift eine ganz andere Bewandnis hat, als mit allen andern Büchern, die in der Welt anzutreffen ſind. Findet man in der Bibel Schwierigkeiten, ja bleibet, nach aller angewandten Mühe, ſelbige zu heben, noch zu Zeiten etwas übrig: ſo wiſſen wir doch dabei unwiderſprechlich, daß die Schuld und Urſache davon uns Menſchen, die wir ſelbige leſen oder auch auslegen, nicht aber dieſem göttlichen Buche ſelbſt zuzuſchreiben ſey: welches ſich aber in Anſehung keines andern Buches in der Welt auf gleiche Weiſe behaupten läſt.

Wenn es indeſſen möglich iſt, etwas beſſeres zu ſagen, und den angeregten Widerſpruch auf eine bequemere Art zu heben: ſo iſt man allerdings berechtiget, die Schwürigkeiten bei den ſonſtigen Erklärungen vor Augen zu legen. Solches iſt hier nun leichtlich zu bewerkſtelligen: ob es gleich mit ganz wenigen geſchehen mus.

Sagt man alſo, daß etliche der Jünger des HErrn JEſu ſeine Auferſtehung geglaubt, etliche aber in Zweifel gezogen haben, ſo ſieht man eine ſolche Entkräftung der Worte ſowohl bei dem einen als dem andern Evangeliſten vor ſich, dergleichen ſchwerlich zu rechtfertigen ſtehet. Nimmt man aber an, daß die Jünger des HErrn JEſu ſeine Auferſtehung geglaubt, und ſie auch in Zweifel gezogen hätten; ſo thut man meines Erachtens nichts anders, als daß man den Widerſpruch noch vielmehr vergröſſert, an ſtatt daß er ſolte gehoben werden. Denn was kan wohl widerſprechender lauten als dergleichen Säze? Und es gehet auch nicht an, zu ſagen, daß die Jünger anfänglich geglaubt, hernach aber wieder angefangen hätten zu zweifeln. Denn Lucas redet von ihnen in Abſicht auf eben dieſelbige Zeit, in welcher Marcus die Jünger betrachtet und ihren Zuſtand beſchreibet. Verſteht man endlich die Worte bei dem Lucas als eine Frage, und ſezt alſo zum voraus, daß Petrus einer von den beiden Jüngern geweſen, denen der HErr JEſus auf dem Wege nach Emmahus erſchienen ſey: ſo ſtehen, wenn man nachſinnet, die Worte des Engels Marc. 16. v. 7. im Wege, der den Weibern ausdrüklich ſagt, ſie ſolten Petrus anzeigen, daß der HErr JEſus auferſtanden ſey. Denn dieſen Weibern erſchien der HErr JEſus unterwegens, wie aus dem Matthäus erhellet. Die beiden Emmahuntiſchen Jünger aber hatten noch keine Weiber geſprochen, die JEſum geſehen hatten, welches man aus Lucas Erzehlung von denenſelben klärlich begreiffet. Folglich wäre Petrus abweſend geweſen, als die Weiber ihm verkündigen ſolten, der HErr wäre auferſtanden, und hätte alſo der Engel (der doch auf Befehl und als ein Bothe Gottes dieſe Worte ſprach) den Weibern etwas ohnmögliches befohlen, ja auch etwas unnöthiges, wenn wider Vermuthen jemand einwenden wolte, ſie hätten es ihm bei ſeiner Wiederkunft von Emmaus geſagt. Denn da brauchte er kein ſolches Zeugnis mehr, weil er den HErrn JEſum ja bereits ſelbſt geſehen hatte. Petrus iſt alſo, wie hieraus abzunehmen ſtehet, ohnmöglich einer von den Jüngern geweſen, die nach Emmahus gegangen. Und folglich können die Worte Luc. 24. v. 34. der HErr ꝛc. nicht als eine Frage angeſehen werden.

Wie wird denn aber nun der Sache beſſer können gerathen werden? Ich meine folgender geſtalt: Die Worte Luc 24. am Ende des 33ten und Anfang des 34ten Verſes

ſes lauten nach unſerer gewöhnlichen Überſezung alſo: und funden die Eilfe verſam̄let und die bei ihnen waren, welche ſprachen ꝛc. und werden von den ſämtlichen Auslegern, deren Art, dieſe Worte zu erklären, oben mit wenigen angeführet worden, in dem Verſtande angenommen, als ob das Wort legontas ab initio v. 34. auf die vorhergedachten Eilfe ſich beziehe. Nun iſt freilich nicht zu leugnen, daß dieſe Worte alſo können verteutſchet und erkläret werden; aber ſie können auch auf eine andre Art und Weiſe, und zwar eben ſo richtig überſezet werden; nemlich ſolchergeſtalt, daß das gedachte Wort legontas in Beziehung auf diejenigen, ſo bei den Eilfen verſammlet geweſen ſind, genommen wird. Daß ſie folglich ſo lauten müſten: und ſie funden die Eilfe verſammlet, und bei ihnen diejenigen, (oder auch welche; oder etliche) die da ſagten ꝛc. ꝛc. Auf welche Weiſe man ſich die Sache etwa ſo vorzuſtellen hätte, daß bei den Eilfen etliche Männer, die vielleicht kurz vorher mit Petrus mögen angekommen ſeyn, gegenwärtig geweſen, denen die Traurigkeit und Bekümmernis der Emmahuntiſchen Jünger beſonders bekannt geweſen, welche ihnen dann ſofort bei ihrer Wiederkehr mit der frölichen Bottſchaft entgegen geeilet: der HErr ſey wahrhaftig auferſtanden und Simoni erſchienen.

Diejenigen alſo, die dieſe Worte zu den Emmahuntiſchen Jüngern geſprochen, ſind nicht die Apoſtel, ſondern andre Männer geweſen, die ſich eben bei jenen aufgehalten. Dieſe Leute ſind durch Petrus Zeugnis davon überzeugt geweſen, daß JEſus auferſtanden ſey, die Apoſtel aber haben die Wahrheit dieſer Geſchichte noch nicht geglaubt, und weder dem Petrus noch den Emmahuntiſchen Jüngern Glauben zugeſtellet, wie Marcus berichtet. Wobei man ſich denn das nicht darf irren laſſen, daß folglich andre Leute eher dem Zeugnis Petrus von der Auferſtehung JEſu Chriſti Glauben zugeſtellet, als die übrigen Apoſtel ſelbſt, und dieſe alſo gar ſchwer zum Glauben bei dieſer Geſchichte ſind zu bringen geweſen. Denn, da wir aus der Auferſtehungsgeſchichte wiſſen, daß ein einziger Thomas zehen ſeiner Mitjünger nicht hat glauben wollen, was dürfen wir uns wundern, daß ihrer zehen einem einzigen ihren Beifall verſagen? und über das iſt der Apoſtel ihr vieles Zweifeln an der Wahrheit der Auferſtehung JEſu Chriſti wegen der Folgen als die allerwichtigſte Sache anzuſehen. Denn es war in Abſicht deſſen, ſo hernach geſchah und geſchehen ſolte, gut und nothwendig, daß ſie, die Apoſtel, ſich gleichſam mit Händen und Füſſen wehreten, den Saz anzunehmen: JEſus ſey auferſtanden. Denn eben daher hat ihr folgendes Zeugnis davon, das ſie auch ſogar mit ihrem Tode bekräftigten, deſto mehr Nachdruk bei allen, welche die Sachen nur einigermaſſen überlegen. Dieſerwegen die Gewisheit der Auferſtehung JEſu Chriſti auch aus dem Zweifel der Apoſtel an derſelben gar füglich und gründlich behauptet werden kan, wenn man nemlich die Freimüthigkeit danebenbetrachtet, mit welcher ſie hernach dasjenige bekräftigten, was ſie doch ſo ſchwer und ungerne zu glauben anfiengen.

Um aber wieder auf dasjenige, ſo jezo meinem Endzwek gemäs iſt, und zum Schlus zu kommen: ſo wird jedermann, der der Sache kundig iſt, geſtehen müſſen, man könne das Wort legontas ſowol auf die Eilfe, als auf diejenigen ziehen, ſo jezt bei den Eilfen gegenwärtig geweſen. Zieht man es auf die Eilfe: ſo iſt ein ſchwer zu hebender Widerſpruch da; verſteht man es aber in Anſehung derer, die bei den Eilfen geweſen ſind, und legt alſo ſelbigen die Worte in den Mund: der HErr ꝛc. ſo iſt gar nicht einmal ein Widerſpruch vorhanden.

Wer ſolches überlegt, und die Art zu conſtruiren Luc. 9. v. 32. Matth. 27. v. 54. inſonderheit aber Röm. 16. v. 15. dabei nachſiehet, wird meines Erachtens weiter keinen Zweifel übrig haben: ob eine mit groſſen Schwürigkeiten verknüpfte Überſezung, oder eine ſolche beſſer ſey, bei

wel

welcher gar keine Schwärigkeit anzutreffen, und der Art der Sprache eben ſo gemäs iſt als jene?

Oeconomiſche Nachricht, wie die Kerne und Saamen der Gebüſche zu Anlegung der Heken um die Aecker zuzubereiten.

Es iſt ſchon gewieſen worden, wie man die Dornheken um die Felder und Kämpe am leichteſten und ſicherſten durch die Schlehenſteine könne zum Anwachs bringen. Es iſt nicht allein mit dieſen Schlehnkörnern vielmals, ſondern auch mit Weisdornſaamen, Heinbüchenſaamen und Eſchenſaamen probiret, und aller überein befunden, daß nemlich der Saame nach dem erſten Winter nicht keimet, ſondern, wenn er ins Feld ausgeſäet wird, vermuthlich durch die Sonnenhize, in den warmen Tagen ſo ſehr austroknet, daß der Kern ſeine Kraft zum Wachsthum verlieret, und im andern Jahre ſehr ſparſam aufgehet. Auf vorhin gemeldte Art aber, wenn der Saame, ſo bald derſelbe zeitig iſt, mit reinem Sande ſchichtweiſe in Töpfe gethan, an einen ſchattigten Ort im Garten hingeſezet und in mäßiger Feuchtigkeit unterhalten wird, findet ſich, daß zu Anfangs Martii des zweiten Jahrs alle ſolche Körner und Saamen auskeimen, und wenn man dieſelbe in zuvor wohlbereitete Erde pflanzet, und bis ſie hervorſproſſen, begieſſet, alsdenn dieſelbe ohn weitere Wartung, als daß nur das erſte Jahr das Unkraut von den jungen Sproſſen weggezogen wird, gut fortwachſen. Der Heinbüchenſaame wächſet Büſchelweiſe, wird zu rechter Zeit abgenommen, vollends troken gemacht und gedroſchen, alsdenn abgeſtäubet, und, wie vor gemeldet, in Töpfe ſchichtsweiſe mit Sand eingepakt. Von Weisdorn werden die rothen Beeren abgepflükt, in einen Hauffen zuſammen geſchüttet, und wenn die Beeren beginnen zu faulen, ſo werden ſie mit einem hölzernen Stempel geſtampet, der Unrath davon abgerieben und abgewaſchen, und die Körner alſo in den Sand geſezet. Man kan alſo mit wenig Töpfen Præparatoria zu groſſen Plantagen machen. Der Sand kan vermittelſt eines Siebes, mit Waſſer leicht weggeſpühlet, und dann der Saame und Körner gehörig ausgeſäet werden.

Gedanken über den Unterſchied der obern und untern Erkenntnis und Begehrungskräfte.

Es iſt der Natur der Sache und den gemeinen Begriffen aller Menſchen gänzlich zuwider, daß man die obere Vorſtellungskraft der Seele durch diejenige erkläret, wodurch wir uns deutliche Begriffe machen. Denn man verſtehet hier durch deutliche Begriffe diejenigen, da wir die Merkmale der Dinge unterſcheiden. Nun aber lehret uns unſer eigenes Bewuſtſeyn, daß dasjenige, was wir die obere Vorſtellungskraft nennen, etwas mehrers ſey, als die Kraft, blos ſinnliche Ideen zu haben. Es können aber auch blos ſinnliche Ideen in vorangezeigtem Verſtande deutlich ſeyn; folglich iſt die obere Vorſtellungskraft hiedurch nicht recht erkläret worden. Ferner ſoll die obere Denkungskraft, nach aller Geſtändnis, uns von den Thieren unterſcheiden. Von dieſen aber unterſcheidet uns nur die Kraft, nicht-ſinnliche Ideen zu haben. Hierinn beſtehet alles Denken, welches nicht zu den bloſſen Empfindungen der äuſerlichen Sinne gehöret. Eine nicht-ſinnliche Idee aber braucht nicht, nach obiger Erklärung, deutlich zu ſeyn. Die wenigſten Menſchen wiſſen Merkmale ihrer Ideen anzugeben, und ſie haben doch Begriffe von den Abſtractis und Dingen, die nur mit dem Verſtande begriffen werden. Wir ſchreiben ihnen daher nothwendig eine obere Vorſtellungskraft zu. Ja überhaupt können unſre erſte Grundbegriffe nicht anders, als einfach und unauflöslich ſeyn; Sie ſind der Grund alles übrigen vernünftigen Denkens, und ohnſtreitige Würkungen der obern Denkungskraft; woferne dieſe nicht ein Name ohne Sinn ſeyn ſoll: gleichwol können ſie nach der gemeinen Erklärung nicht deutlich genannt werden. Endlich und drittens, kan es bei dem Unterſcheide höherer und niederer Vorſtellungskräfte auf die bloſe Wahrnehmung der Merkmale eines Begriffes gar nicht ankommen; denn eine Idee der obern Vorſtellungskraft, z. E. der Begrif, den alle Menſchen mit dem Worte Tugend verknüpfen, iſt ſchon an ſich, und ehe man die Merkmale deſſelben anzugeben, oder ſie zu definiren weis, eine Würkung der obern Denkungskraft, und wird es nicht erſt hiedurch. Wer ſich einen Begrif von gewiſer Art mit Bewustſeyn vorſtellen kan, der hat eben dadurch auch das Vermögen, durch die Anwendung der Aufmerkſamkeit, die er vorher auf das Ganze gerichtet hatte, ſich von dem, was in dieſem enthalten iſt, einen gleichmäſigen Begrif zu machen. Ein jeder kan dieſes bei den totalen und partialen ſinnlichen Vorſtellungen wahrnehmen. Aus Zuſammenſezung mehrerer Ideen aber, die blos ſinnlich ſind, wird niemals eine andre als eine zuſammengeſezte blos ſinnliche, nicht aber eine Vorſtellung von höherer Art entſtehen, wenn die Ideen, woraus ſie zuſammengeſezt iſt, nicht ſchon von eben der Art ſind.

Eben ſo ungegründet iſt auch die Erklärung der untern oder ſinnlichen Vorſtellungskraft (man nimmt das Wort Kraft hier im weiten Verſtande,) daß ſie das Vermögen ſey, ſich dunkele und klare, doch verwirrte Begriffe zu machen. Denn 1) wie oben geſagt, können auch ſinnliche Empfindungen, die doch ein jeder zur untern Vorſtellungskraft rechnet, nach der gegebenen Erklärung, deutlich ſeyn; und 2) wird, wie ebenfals ſchon gezeiget, dieſe Deutlichkeit gar nicht erfordert, und die ſogenannte Undeutlichkeit hindert gar nicht daran, wenn eine Idee zur obern Vorſtellungskraft gehören ſoll; wo alſo dieſe Deutlichkeit fehlet, gehöret die Idee deswegen noch lange nicht zur untern Vorſtellungskraft.

Die Urſachen der Verwirrungen, die man hier gemeiniglich macht, beſtehen unter andern in folgenden: Die Weltweiſen verſehen es gar ſehr darinn, daß ſie ſolche Ideen, die von ſinnlichen Dingen abſtrahiret ſind, für blos ſinnliche halten, und zur untern Vorſtellungskraft rechnen. Es ſind dieſelben gar keine adäquate Würkungen der ſinnlichen Empfindung, ob gleich dieſe dazu unentbehrlich iſt, ſondern ſie werden durch die obere Vorſtellungskraft formiret. Dasjenige was wir z. E. bei dem Worte: Baum, gedenken, iſt nicht ein blos ſinnlicher Begrif; und ob uns gleich zu der Zeit unſer Gedächtnis unzähliche Bäume, die wir ehemals geſehen, dunkel darſtellen kan, ſo iſt das Abstractum doch etwas ganz anderes. Eben ſo irrig iſt es auch, daß man diejenige Erkentnis, welche wir durch den Umgang, hören, leſen, Exempel, Erziehung u. d. g. erhalten, zur ſinnlichen rechnen will, weil ſie durch Hülfe der Sinne entſtehet. Denn dasjenige, was wir hiebei eigentlich durch die Sinne empfinden, iſt ja von den Ideen, welche dadurch im Verſtande, mittelſt der obern Vorſtellungskraft, entſtehen, eben ſo weit unterſchieden, als die Vorſtellung ſchwarzer Buchſtaben auf dem Papiere beim Leſen, von der Erkentnis deſſen, was ſie bedeuten.

Dadurch aber, daß man alles, was nicht ſogenannte deutliche Begriffe ſind, zu der untern Vorſtellungskraft rechnet, geſchiehet es, daß man auch die erſten einfachen Begriffe, worinn ſich alles unſer Denken endigt, auf eine ungereimte Weiſe, für ſinnliche Ideen und für Würkungen der untern vorſtellenden Kraft hält; wodurch alle unſere vernünftige Erkentnis zulezt in nichts aufgelöſet wird, da im Grunde nichts als ſinnliche Empfindungen übrig bleiben. Es läſſet ſich auch überhaupt gar nicht begreifen, wie aus vielen dunkeln Ideen zuſammengenommen, eine klare Idee entſtehen könne. Gleichwohl ſollen die deutlichen Begriffe nichts als ein Inbegrif von blos klaren Ideen, eine jede von dieſen aber eine Samlung vieler dunkeln Vorſtellungen ſeyn. Daß alſo, nach den Lehren dieſer Weltweiſen, ein deutlicher Begrif nichts, als ein Aggregatum unzählicher dunkeler Vorſtellungen iſt. Man denke auch nicht, daß die obere Vorſtellungskraft etwa in den nicht ſinnlichen Ideen, welche die gelehrte Deutlichkeit haben, zu ſuchen ſey; denn nicht die Vorſtellung der Merkmale, ſondern die Art der Vorſtellung ſelbſt, mus den Unterſcheid ausmachen, und würde auf dieſe Weiſe die obere Vorſtellungskraft ſehr wenigen Menſchen zukommen.

Auf dem Unterſcheide der vorſtellenden Kräfte beruhet der Unterſcheid der Begehrungskräfte. Wenn alſo jener nicht richtig angegeben iſt, ſo mus dieſer auch unrichtig ſeyn. Denn ſo viel iſt wahr, daß, überhaupt geſagt, die untere Begehrungskraft durch die untere Erkentniskraft, und die obere Begehrungskraft durch die obere Erkentniskraft, der Natur eines freien Willens gemäs, (welches ich hier allenthalben voraus ſeze) in ihren Würkungen beſtimmet wird. Die Kraft wird hier, nach der Weiſe meiner Gegner, nur überhaupt als ein generaler Begrif genommen; und da iſt es richtig, daß wenn dieſe Eintheilung der Begehrungskraft (facultatis appetitivæ) etwas bedeuten ſoll, dieſelbe von der Beſchaffenheit der Ideen, wornach der Wille handelt, hergenommen werden mus. Allein dasjenige, was man gemeiniglich zur untern Begehrungskraft rechnet, gehöret meiſtentheils nicht dahin; vielweniger iſt der gemeine Unterſcheid gegründet, daß die Würkungen der untern Begehrungskraft nach dunklen und verwirrten, der obern aber nach deutlichen Vorſtellungen in der angenommenen Bedeutung geſchehen ſolten. Denn entweder ſollen hier die verwirrten Begriffe mit den ſinnlichen, und die deutlichen mit den Nichtſinnlichen einerlei ſeyn, oder nicht. Nimmt man jenes an; So habe ich ſchon oben gezeiget, wie unwahr ſolches iſt, und ſoll von der eigentlichen ſinnlichen Begierde hiernächſt noch weiter geredet werden. Solten aber die deutlichen und verwirrten Begriffe hier, ohne Abſicht, ob ſie ſinnlich ſind oder nicht, überhaupt nur durch die Vorſtellung der Merkmale beſtimmet werden: So würde dieſe Unterſcheidung der Begierden, nach den deutlichen und undeutlichen Vorſtellungen, ganz unnüze und ohne Grund ſeyn. Denn dieſe Deutlichkeit kan ſowohl bei der ſinnlichen als nichtſinnlichen Erkentnis ſtatt haben, in Anſehung beider aber iſt ſie zufällig. Iſt dieſes aber, ſo mus es auch in Anſehung der Begierden, die durch die Vorſtellungen beſtimmet werden, zufällig ſeyn, ob dieſe deutlich ſind oder nicht. Es kan dieſe Deutlichkeit überhaupt in nichts beſtehen, als darinn, daß man ſich vielerlei von den Dingen beſonders vorſtellet; Dieſes aber kan ſo gut von dem hergenommen ſeyn, was uns die Sinne, als was uns die Vernunft an den Dingen wahrnehmen laſſen. Eine Begierde, die nach deutlichen Vorſtellungen entſtehet, iſt darum auch gar nicht edler, als eine, die aus ſogenannten undeutlichen Ideen entſpringet; vielmehr kan es gerade umgekehrt ſeyn. Denn dieſes komt nicht auf das vielfältige, was man betrachtet, ſondern auf die moraliſche Beſchaffenheit der Objecte und Motiven an. Hiedurch aber erhalten die Begierden zwar einen moraliſchen Unterſcheid, nicht aber einen pſychologiſchen, oder einen ſolchen, worauf es in Anſehung der Seelenkräfte ankäme. Eine jede Begierde, die der Freiheit unterworfen iſt, iſt dannenhero ſo beſchaffen, daß ſie nach vorhergehenden deutlichen Vorſtellungen entſtehen kan, wenn ſie gleich ſolche nicht eben nothwendig erfordert. Es iſt alſo nicht möglich, die Claſſen der Begierden nach der ſogenannten Deutlichkeit der Begriffe zu formiren. Die Vorſtellungen, die am meiſten Sinnliches in ſich haben, ſind manchmal die allerdeutlichſten, weil ſich das meiſte daran wahrnehmen läſſet; Die Gegner ſelbſt aber wollen die Begierden, die am meiſten durch die Sinnlichkeit beſtimmet werden, nicht zur obern, ſondern zur untern Begehrungskraft gerechnet haben.

Wiewohl ihre Meinung ſcheinet wohl mehr auf den Unterſcheid des Sinnlichen und Nichtſinnlichen zu gehen. Will man aber hierauf ſehen, ſo kan ich kein Begehren oder Verabſcheuen zur untern Begehrungskraft rechnen, als in ſo weit es aus bloſſen ſinnlichen Empfindungen entſpringet. Dergleichen ſind Hunger, Durſt, und andere Begierden, bei denen gar keine Freiheit ſtatt findet. Dieſes ſind eigentlich ſinnliche; Alle andere Begierden und Verabſcheuungen ſezen nichtſinnliche Ideen, mithin die obere Vorſtellungskraft voraus. Es iſt aber bei dieſen unmöglich, eine Eintheilung nach demjenigen, was die Sinnlichkeit dazu beiträget, zu machen; als welches in beſondern Fällen unendlich verſchieden iſt. Zu einigen Begierden und Verabſcheuungen tragen ſinnliche Vorſtellungen mehr, zu andern weniger bei. Unſre höchſten und reinſten Begriffe ſind ja mit unendlich vielen Sinnlichen vermenget; Diejenigen Vorſtellungen alſo, nach welchen ſich der Wille beſtimmet, können auch unmöglich davon frei ſeyn. Ich gebe alſo zwar zu, daß eine ſo genannte untere Begehrungskraft ſey, deren Würkungen nemlich durch bloſe ſinnliche Empfindungen nothwendig beſtimmet werden; allein, alle übrige Begierden ſind Handlungen eines vernünftigen Weſens, und ſezen nichtſinnliche Begriffe voraus. die ſinnlichen Empfindungen mögen zu einer der Freiheit unterworfnen Begierde noch ſo viel beitragen, ſo iſt dieſelbe doch nicht ganz ſinnlich, ſondern erfordert die Würkung der obern Erkentniskraft nothwendig. Das Vergnügen und die Liebe z. E. welche aus einer in die äuſerlichen Sinne fallenden Schönheit entſtehen, ſezen ja eine Idee der Schönheit, Vollkommenheit und Harmonie voraus, die nicht ſinnlich iſt, und deren auch die Thiere nicht fähig ſind.

Wenn wir daher auch die Affecten, aus welchen man gemeiniglich die hauptſächlichſte Claſſe der ſogenannten untern oder ſinnlichen Begierden machet, betrachten: So entſtehen dieſelben zwar mit Durchhülfe ſinnlicher Vorſtellungen, ſie ſezen aber alle auch nichtſinnliche Ideen und Würkungen der obern Vorſtellungskraft voraus. Alle Arten der Affecten geben davon Exempel, wenn man nur acht hat, was für Vorſtellungen durch die bloſen fünf Sinne gewürket werden können oder nicht. Hieraus ſiehet man nun leichtlich, daß die gemeine Beſtimmung, daß die Affecten aus blos verwirrten Ideen entſtünden, ganz unrichtig iſt. Man erkennet es ſchon daraus, weil der Grund hievon, nemlich die Erklärungen der obern und untern Vorſtellungskraft, unrichtig ſind; Auſſer dem aber lehret es die Erfahrung ſonnenklar, daß die Affecten aus deutlichen Vorſtellungen (d. i. ſolchen, da man das Mannigfaltige an den Dingen unterſcheidet) entſtehen können. Furcht, Hofnung, Zweifelmuth, Sorge, Traurigkeit, kurz, alle Affecten, geben hiervon die Probe, und je deutlicher die Vorſtellung des Guten und Böſen wird, d. i. je mehr man ſolches auseinander ſezet, je ſtärker wird gemeiniglich der Affect. Man darf nur die Lehren der Redekunſt und Poeſie anſehen, um hiervon überzeugt zu werden. Es kan daher auch kein freies, ernſtliches, und in einem höhern Grade merkliches Wollen gedacht werden, welches von einem Affecte unterſchieden ſeyn ſolte. Was einige Analogon Affectus nennen, iſt gewis nichts anders als ein Affect; denn wir finden bei einem eben das, was wir bei dem andern wahrnehmen, nemlich verſchiedene Vorſtellungen des Guten und Böſen, welche Vergnügen oder Misvergnügen erweken, wozu ſinnliche und vernünftige Vorſtellungen das Ihrige beitragen, da denn alle dieſe Bewegungsgründe zugleich mit vereinter Stärke auf die Seele würken. Daß bei einem Wollen mehr vernünftige Überlegungen vorher gehen können, als bei einem andern, thut zur Sache nichts; denn auſſerdem, daß die Überlegungen nicht eben von der hier gemeinten Deutlichkeit der Begriffe abhangen, ſondern überhaupt in einer Einſicht des Zuſammenhanges gewiſſer Wahrheiten beſtehen; So iſt der Grad, wie Sinnlichkeit und Vernunft in unſerm Denken verknüpft werden, zwar freilich unendlich verſchieden, wir finden doch aber beides allezeit beiſammen. Es gienge auch nicht an, wenn man etwa dasjenige, was ein Affect ſeyn ſolte oder nicht, nach dem Objecte und nach einer moraliſchen Beſchaffenheit, beſtimmen wolte. Dieſes iſt, in Anſehung des Affects ſelbſt, zufällig, und die hier gemeinte Deutlichkeit oder Undeutlichkeit der Begriffe verhält ſich dazu gleichgültig. Denn die Deutlichkeit der Begriffe iſt an ſich nicht vermögend, zu machen, daß eine Begierde den wahren Regeln gemäs entſtehe; ſo wie dieſe auch bei undeutlichen Begriffen denenſelben gemäs ſeyn kan.

Dieſes alles nun kurz zuſammen zu faſſen, ſo können zu der untern Begehrungskraft, wenn man nicht alles auf eine erſchrekliche Art verwirren will, keine andere Begierden und Verabſcheuungen gerechnet werden, als die, welche durch die bloſen Empfindungen der fünf Sinnen völlig beſtimmet werden, und die daher in eben der Maaſſe wie ſie in Menſchen ſind, auch bei Thieren ſtathaben; Alle übrigen aber gehören zur obern Begehrungskraft. Wir nehmen zwar bei den Thieren auch Zorn, Freude, u. d. g. wahr, allein dieſe haben mit den Affecten der Menſchen nichts als das äuſerliche gemein. So unvernünftig auch ein menſchlicher Affect (ich rede von einem Menſchen der nicht durch Raſerei des Gebrauchs ſeiner Vernunft ganz und gar beraubt iſt) nach den Regeln der Pflicht, Klugheit und Wahrheit betrachtet, ſeyn mag: So entſtehet er doch nicht ohne Mitwürkung der Vernunft und der höhern Denkungskräfte.

Da ein Unpartheiiſcher leicht wahrnehmen wird, daß die Eintheilungen der Seelenkräfte auf dieſe Art, daß die Ideen der untern Vorſtellungskraft die ſinnliche Begierde, die Affecten, und wer weis ſonſt noch, was? die deutlichen Vorſtellungen aber den ſogenannten Willen erzeugen ſollen; auf keine Weiſe gültig ſind: So iſt die natürliche Frage: Wie denn die Eintheilungen der Seelenkräfte, ſowohl in Anſehung der Erkentnis als des Wollens, der Natur gemäs einzurichten? Man hat gemeiniglich zur untern Vorſtellungskraft, die Sinne, Einbildungskraft, den Wiz, das Gedächtnis, das ſogenannte Bezeichnungsvermögen, und dergleichen rechnen wollen; Eine mäſige Uberlegung aber zeiget, daß dieſe Kräfte, auſſer den Sinnen, theils zur untern Denkungskraft gar nicht gehören können, theils aber auch eben ſo gut zur obern als untern Denkungskraft gehören, daher auch ſchon andre von derſelben Parthei dieſes eingeſehen, und das Gedächtnis, den Wiz u. d. g. halb zu den obern, halb zu den untern Kräften gerechnet haben.

Andere wollen auf den die Sache gar nicht ausmachenden Unterſcheid der verwirrten und deutlichen Begriffe eine eigene Logik der untern Kräfte bauen; und ſehen nicht ein, daß die Lebhaftigkeit der Begriffe, als der Grund des ſchönen Denkens, nur der gelehrten und abſtracten Deutlichkeit entgegen geſezt iſt, ſonſt aber ſowohl in verworrenen als von ihnen ſogenannten deutlichen Begriffen, ſowohl in der obern als untern Denkungskraft ſtatt habe. Sie ſehen wohl, daß alles unſer vernünftiges Denken auf einfache, und nach ihrer Redensart, verwirrte Begriffe, und auf eine unmittelbare Wahrnehmung des Zuſammenhanges zwiſchen ſolchen, hinaus laufe; weil ſie aber dieſe einmal zur untern und ſinnlichen Vorſtellungskraft rechnen: So erdenken ſie eine den untern Seelenkräften zukommenſollende Kraft zu urtheilen und zu ſchlieſſen, welche aber doch nur in der Wahrnehmung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit beſtehen, und eine Frucht des Wizes ſeyn ſoll. Es beruhet dieſe Meinung auf lauter willkührlich angenommenen ungegründeten Erklärungen, und widerleget ſich aus obigem von ſelbſt; Was aber das leztere anlanget: So braucht es gewis nicht viel Nachdenken, den Unterſcheid derjenigen Verknüpfung der Begriffe, die ein Urtheil oder einen Schlus ausmacht, von der Aehnlichkeit, vermöge deren der Wiz von einem Dinge auf das andre fällt, zu unterſcheiden.

Um nun in Betrachtung der Seelenkräfte der Natur nach zu gehen, wollen wir zuforderſt die Eintheilung in die obern Denkungs-

und Begehrungskräfte in ihrem Werthe laſſen, und nur überhaupt ſo viel anmerken, daß, wo eine Empfindung der äuſſerlichen Sinne, oder eine ſolche Vorſtellung iſt, welche blos mit ſinnlichen Empfindungen, als ſolchen, zu thun hat, eine Würkung der untern Vorſtellungskraft da iſt, und wo eine Begierde lediglich durch ſinnliche Vorſtellungen, als ſolche, beſtimmet wird, ſich eine Würkung der untern Begehrungskraft findet. Mehr hilft uns dieſe Eintheilung nicht. Man mus aber ganz anders verfahren, wenn man die eigentlichen Seelenkräfte unterſuchen will, und dazu gehöret, daß wir aus allen den Würkungen, die wir wahrnehmen, ſolche Kräfte abſtrahiren, aus welchen ſich die verſchiedenen Würkungen, durch eine ächte Cauſalverknüpfung, und nicht durch angenommene Begriffe herleiten laſſen, und die auch an ſich nicht wieder eine in der andern enthalten ſind. Hierzu iſt lange nicht genug, daß man nach einem beliebig erwählten Unterſcheide gewiſe Claſſen ſezet. Da ich nur willens geweſen bin, durch Wegräumung falſcher Meinungen die Hinderniſſe der Wahrheit in dieſer Materie zu heben; ſo will ich mich bei der wahren Eintheilung gar nicht weitläuftig aufhalten, ſondern nur ſolche zum Beſchlus kürzlich entwerfen, übrigens aber den Leſer auf die weitere Abhandlung hievon in des berühmten Hrn. D. Cruſii Logic und Thelematologie verweiſen.

Weil in den Worten hier doch überall eine groſſe Ungewisheit, nebſt einer groſſen Unrichtigkeit in den gewöhnlichen Eintheilungen iſt; So wollen wir überhaupt alle Erkäntniskräfte unter dem Worte Verſtand, und Begehrungskräfte unter dem Worte Willen begreifen. Das leztere iſt gewöhnlich genug; was aber das erſtere anlanget: ſo erhellet ſchon aus dem obigen, daß die gewöhnliche Annehmung des Wortes Verſtand, für das Vermögen ſich deutliche Begriffe zu machen, in der Natur gar nicht gegründet iſt, denn es gilt in dieſer Betrachtung von dem Verſtande alles, was oben von der höhern Denkungskraft geſagt worden. Uberhaupt aber iſt anzumerken, daß die gewöhnliche Eintheilung der Begriffe in deutliche und blos klare, gar nicht brauchbar iſt, indem ſie durch einen Nebenumſtand uns von demjenigen, worauf es hauptſächlich ankommt, abführet, zugleich aber in Anſehung der erſten einfachen Begriffe in groſſe Irrthümer verleiten kan; daher es viel beſſer iſt, die Worte klar und deutlich als gleichgültig zu gebrauchen, oder ihnen wenigſtens einen andern und beſſern Unterſcheid anzuweiſen.

Um nun zur Sache zu kommen: So iſt ſo viel gewis, daß die erſte und urſprünglichſte Kraft des Verſtandes, worauf alle andere beruhen müſſen, die Kraft Ideen zu haben ſey. Wir müſſen alſo eine Kraft, Ideen zu formiren, haben, die keine andere Kraft des Verſtandes voraus ſezet. In Anſehung der Begriffe, die wir durch die Empfindung der äuſſerlichen Sinne erlangen, iſt dieſes klar; da aber die Begriffe, welche nicht ſinnlich ſind, und worauf alles vernünftige Denken beruhet, zwar von der Seele nicht anders, als durch Hülfe und Veranlaſſung der äuſſerlichen Sinne gebildet werden, gleichwohl aber formaliter und an ſich durch die ſinnliche Empfindung nicht entſtehen können: So mus in der Seele auch eine urſprüngliche Kraft ſeyn, nichtſinnliche Ideen, vermittelſt der Abſtraction, zu formiren, ohne daß dieſe Ideen aus andern erſt hergeleitet, gefolgert oder zuſammen geſezt werden. Die Seele mus alſo mit einem Bewuſtſeyn und Kentnis ihrer ſelbſt dasjenige, was in ihr iſt (es ſey nun ſolches durch die ſinnliche Empfindung erſt in ihr entſtanden, oder da es vorher ſchon dunkel in ihr gelegen, erſt erwekt worden) unmittelbar wahrnehmen; und da dieſes die innerliche Empfindung heiſſet; So iſt die innerliche Empfindung die Kraft, vermittelſt deren die Seele ſich urſprünglich nichtſinnliche Begriffe formiret. So bald ein ſolcher Begrif in der Seele iſt, ſo iſt nothwendig, daß ſie ſich denſelben durch etwas gedenke, weil ſie ihn ſonſt durch nichts gedenken müſte. So bald alſo ein ſolcher Begrif da iſt, ſo iſt auch die Empfindung, daß dem Dinge etwas zukomme, da, geſezt, daß wir es auch nicht mit Worten anzugeben wüſten. Dieſe Nothwendigkeit, ſich ein gewiſes Ding durch etwas gewiſes zu denken, welche der erſte Grund alles übrigen Denkens iſt, iſt auch nothwendig zugleich mit der Unmöglichkeit, etwas einem gewiſen Dinge nicht zukommendes mit demſelben in Gedanken zu verknüpfen, verbunden. Denn die Trennung der Begriffe mus nicht nur ebenfals ihren erſten Grund haben, ſondern die Nothwendigkeit, etwas von einem Dinge zu denken, kan auch nicht ſeyn, ohne daß vermittelſt derſelben auch nothwendig gedacht werden müſſe, daß das Ding etwas gewiſes nicht ſey; weil wir ſonſt von allem alles gedenken könten, d. i. gar nichts dächten. Iſt es nun gewis, daß wir nothwendige Begriffe haben, die eben ſo wenig in unſerer Willkühr ſtehen, als die Empfindungen von den Dingen, die in die äuſſerlichen Sinne würken: ſo lieget in der Vorſtellung derſelben auch zugleich die Nothwendigkeit, gewiſe Begriffe zu verknüpfen und zu trennen. So viel wird ohnedem ein jeder zugeben müſſen, daß zum vernünftigen Denken Grundurtheile erfordert werden, darinn die Verhältnis der Ideen aus den einfachen Begriffen ſelbſt unmittelbar und nothwendig erkannt wird; weil man ſonſt in infinitum fortgehen müſte. Wenn nun dieſe Verknüpfung oder Trennung der Begriffe würklich geſchiehet, ſo geſchiehet nichts weiter, als daß man dasjenige, ſo man ſich vorher in einer einzigen Idee gedacht, aus einander ſezet. Es wird dannenhero zu Formirung eines Urtheils nichts weiter erfordert, als die Kraft, durch die Abſtraction dasjenige, was in unſern Ideen enthalten iſt, aus einander zu ſezen, ſie zu zergliedern, und in ihrer Verknüpfung und Trennung klärer als vorher zu denken, d. i. das Judicium: welches daher nichts, als ein gewiſer Grad der Kraft, ſich Begriffe zu machen, oder der innerlichen Empfindung iſt. Da wir alſo, vermittelſt dieſer, um einer Idee willen eine andere zugeben oder leugnen müſſen; ein Saz aber nichts, als ein aus einander geſezter Begrif iſt, ſo iſt es eine Würkung eben derſelben Kraft, und folget nothwendig daraus, daß wir um eines oder mehrerer Säze willen einen andern zugeben müſſen; d. i. eine Kraft zu ſchlieſſen haben; und iſt dieſe nichts weiter, als eine Handlung des Judicii, d. i. eine fortgeſezte Abſtraction deſſen, was in unſern Begriffen enthalten iſt. Es iſt daher ganz unrecht, daß man die Kraft zu ſchlieſſen allein mit dem Namen der Vernunft beleget. Der allgemeine Gebrauch iſt ſelbſt dawider, und die Kraft, Wahrheit, als ſolche einzuſehen, oder die Vernunft, erſtrekt ſich viel weiter, als auf die bloſen Schlüſſe, die nur eine beſondere Würkung derſelben ſind. Wenn wir nun hiezu noch folgende Kräfte nehmen, nemlich die Kraft, Ideen fortzuſezen und zu reproduciren, d. i. das Gedächtnis (deſſen Würkungen viele wider allen Gebrauch der Imagination zuſchreiben, dieſe aber hingegen auch wieder mit dem Ingenio verwirren) und die Kraft von ſeiner Idee dergeſtalt auf eine andere zu kommen, und ſolche hervor zu bringen, daß dieſes nicht durch eine Zergliederung deſſen, was in unſern Begriffen nothwendig enthalten iſt, noch auch wegen der ehemals von zwei Dingen zu gleicher Zeit gehabten ſinnlichen Empfindung, d. i. weder vermittelſt des Judicii, noch des Gedächtniſſes, ſondern wegen einer andern Ubereinſtimmung geſchiehet, welche Kraft wir das Ingenium nennen: So haben wir alle Kräfte, welche nöthig ſind, eine jede Würkung, die im Denken beſtehet, und entweder aus einer, oder aus mehrern von dieſen Kräften herkommt, hinlänglich zu erklären.

Die Würkungen des Willens aber, in ſo weit er der Freiheit unterworfen iſt, nach dieſen verſchiedenen Kräften zu erklären und einzutheilen, iſt etwas ganz unmögliches; denn ſie würken dabei gemeiniglich alle zuſammen auf unendlich verſchiedene Weiſe. Die Eintheilung, die in der Natur gegründet iſt, iſt dieſe: Daß alles Wollen entweder ein Freies oder Nothwendiges iſt. Dieſes iſt entweder ein natürlicher Trieb, oder ein Wollen, welches durch eine der Freiheit nicht unterworfene Verknüpfung mit natürlichen Trieben entſtehet. Die natürlichen Triebe ſind entweder edlere oder unedlere. Das freie Wollen läſſet ſich ſonſt in mancherlei Betrachtung zwar verſchiedentlich eintheilen, da wir aber hier unſer Abſehen nur auf die Kraft der Seele haben, ſo dürfen wir weiter nichts bemerken, als daß ein Wollen in höherm und merklichem Grade ein Affect genennet werde.

Einen Reiſewagen zu einer Camera obſcura einzurichten.

Es ſchiket ſich hierzu eine jede Kutſche, welche einen Kaſten hat, der ſich nicht von einander legen läſſet, wie dieſe gewöhnlicher Weiſe von Holz gemacht, und auswendig mit Leder, inwendig aber mit Tuch, oder etwas dergleichen, bezogen werden. Nur iſt es beſſer, wenn dieſer inwendige Uberzug eine dunkle Farbe hat, als wenn dieſelbe allzuſehr in das Helle fält.

Man mus dieſen Kaſten finſter machen können, welches durch lederne Schieber, oder durch Vorhänge von etwas dichten und dunkel gefärbten Stoff zu erhalten iſt, die man inwendig vor die Fenſter ziehen, und an kleinen, zu dem Ende angebrachten Knöpfen befeſtigen kan.

Auch mus man ſich mit einem Tiſchgen verſehen, welches man in die Kutſche ſezen, und darauf zeichnen kan. Dieſes Tiſchgen kan einen einzigen Fus haben, welcher ſich an den Fusboden des Kutſchkaſtens anſchrauben läſſet. Das Blatt kan abgenommen werden, damit das Tiſchgen auſſer dem Gebrauche ſich deſto beſſer verwahren laſſe: und es iſt gut, wenn eben dieſes Blatt auf ſeinem Fuſſe etwas zu erhöhen oder zu erniedrigen iſt.

Die Glaslinſe, und was ſonſt nöthig iſt, ein Bild von einem Gebäude, oder etwas dergleichen, auf dieſes Tiſchgen zu werfen, wird oben an die Deke des Kutſchkaſtens, und zwar in deren Mitte, gerade über dem Tiſchgen befeſtiget, und kan auch auſſer dem Gebrauche daſelbſt bleiben, weil es kaum zu merken iſt, daß etwas dergleichen bei der Kutſche angebracht ſey. Wenigſtens wird dadurch weder einiger Ubelſtand, noch die geringſte Unbequemlichkeit verurſachet.

Die ganze Zuſammenordnung dieſes Glaſes, und des dazu gehörigen Spiegels, zeiget die beigelegte Figur im Durchſchnitte, und zwar ſo, wie alles zum würklichen Gebrauche fertig gemachet iſt. Was die Gröſſe anlangt, ſo dürfte diejenige, in welcher dieſelbe in der Zeichnung erſcheinet, ſchier zu gering fallen. Alſo wird es wohl gethan ſeyn, wenn man ſich bei der würklichen Ausarbeitung nach einem gröſſern Maasſtabe richtet. Doch darf derſelbe auch nicht mehr als zweimal ſo gros ſeyn, denn derjenige, welcher bei der Zeichnung iſt gebraucht worden.

In derſelben iſt AA ein Theil der Deke des Kutſchkaſtens, und B iſt ein Theil des Raums unter derſelben. Die Deke iſt mit einem runden Loche durchboret, und dieſes Loch iſt mit einem breiten wohl ausgedreheten meſſingenen Ringe CC gefüttert. In dieſer kurzen Röhre CC, läſſet eine andere längere DD ſich drehen, auf welche oben die runde oder vierſeitige Platte EE genietet iſt. Alles übrige iſt an dieſen Ring DD, und an dieſe Platte EE befeſtiget, und wird mit denſelben beweget. Die Platte EE aber verhindert zugleich, daß kein Regenwaſſer in die Kutſche kommen kan. F iſt ein kleiner, inwendig in der Röhre DD befeſtigter Knopf, welcher dazu dienet, daß man dieſelbe etwas leichter in der Röhre CC drehen kan.

Bei G G iſt aus der Platte EE eine Scheibe ausgeſchnitten, und in dieſe Ofnung die kurze Röhre GG eingelothet, welche dienet die Glaslinſe HH, ſo die Bilder auf das Tiſchgen werfen ſoll, zu befeſtigen, und das von der Seite einfallende Licht abzuhalten. Es mus die Focuslänge des Glaſes, welches man gebrauchet, dem Abſtande des Punctes H von der Oberfläche des

Tiſchgens nicht ſehr ungleich ſeyn, weil man nur einem kleinen Fehler, der ſich hiebei ereignet haben möchte, dadurch abhelfen kan, daß man das Tiſchgen etwas höher oder niedriger machet.

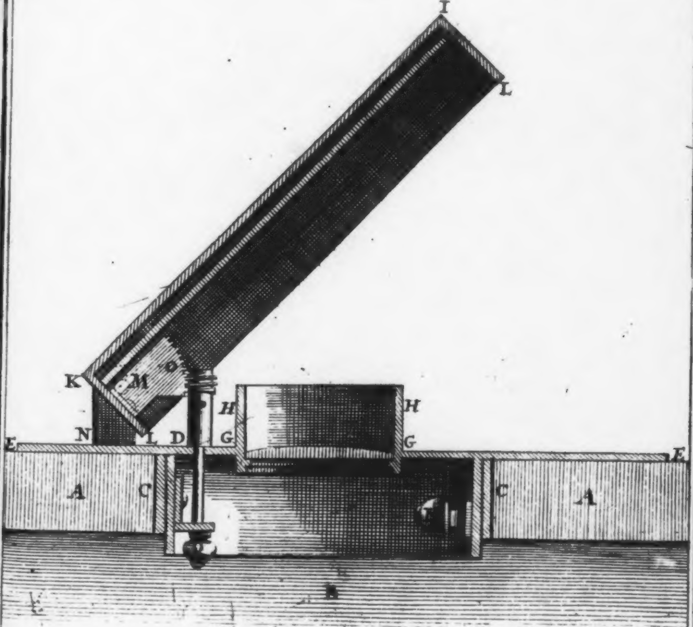
Dazu aber, daß die Strahlen ſolcher Dinge, welche ſich in dem Horizont, oder nicht weit über oder unter demſelben befinden, niederwärts zu gehen gezwungen werden, damit ſie durch das Glas HH auf das Tiſchblatt fallen, dienet der Spiegel IK, welcher nur von Glas ſeyn darf. Damit dieſer auſſer dem Gebrauche wohl verwahret bleiben möge, wird er in ein meſſingenes Käſtchen LIKL geſezet, ſo unten offen iſt, und alſo mit dem Dekel einer Schachtel eine völlige Aehnlichkeit hat, welcher auſſer dem Gebrauche auf der Platte EE auflieget, und alle in dieſelbe gemachten Oefnungen zudeket. Will man aber die Camera obſcura zum würklichen Gebrauche fertig machen, ſo wird dieſer Dekel, LIKL zuſamt dem an den Boden deſſelben befeſtigten Spiegel IK, ſchief erhöhet, in dem er ſich um die feſten Puncte M drehen läſſet, woſelbſt er zu beiden Seiten an die Stüzen MN durch runde Stifte befeſtiget iſt, deren Axen die Axe dieſer Bewegung abgeben. Der Spiegel ſchlieſſet beim Gebrauch mit dem Horizont einen Winkel ein, der etwas gröſſer oder kleiner iſt, als die Helfte eines geraden, nachdem der Gegenſtand, welchen man abzeichnen will, höher oder niedriger ſtehet als die Kutſche.

Es geſchiehet aber die gehörige Erhöhung des Spiegels ſelbſt in der Kutſche, ohne eine äuſſere Beihülfe: und dazu dienet der Theil eines Zahnrades OM, ſamt der Schraube ohne Ende P, welche in die Zähne deſſelben eingreifet. Es iſt dieſer OM an der Mitte bei der Seite KL des Dekels LIKL dergeſtalt befeſtiget, daß der Mittelpunct des Rades, von welchem man ihn abgeſchnitten hat, M, in die Axe fällt, um welche ſich der Dekel drehen läſſet. Wenn nun die Schraube P gedrehet wird, ſo wird dieſer Abſchnitt OM, und mit demſelben der Dekel LIKL, an welchen er unbeweglich befeſtiget iſt, aufwärts oder unterwärts gedrüket, und bleibet, wenn man aufhöret zu drehen, in dem Stande, welchen er dadurch erhalten hat, feſte.

Die Schraube P wird in der Kutſche, vermittelſt des Knöpfgens Q, gedrehet, welches dergeſtalt angebracht iſt, daß man die Röhre DD mit einem unten anzuſchraubenden Dekel ſchlieſſen kan, welcher der Kutſche alles gekünſtelte Anſehen deſto mehr benehmen, und das Glas HH, ſamt ſeinem Zugehör völlig verwahren wird. Dieſer Dekel iſt hier nicht gezeichnet, um das übrige deſto weniger zu verwirren.

Und hiemit iſt das ganze Werk fertig. Will man daſſelbe gebrauchen, ſo läſſet man die Kutſche ſtille halten, ſie mag in Anſehung desjenigen, ſo man abzeichnen will, ſo oder anders zu ſtehen kommen. Doch iſt es am bequemſten, wenn ſich dieſer Gegenſtand gerade hinter, oder gerade vor der Kutſche befindet, weil, wenn man ſich in dem erſten Falle auf den Hinterſiz derſelben, und im zweiten auf ihren Vorderſiz ſezet, man das Bild aufrecht vor ſich haben wird. Alsdann wird das Zeichentiſchgen zurecht gemacht, und die Kutſche verfinſtert: man erhöhet den Spiegel IK, vermittelſt der Schraube PQ ſo lange, bis man ein Bild von irgend einem Dinge erhält, welches an der Grenze des ſichtbaren Horizonts ſtehet. Sodann drehet man die Röhre DD mit allem, ſo daran befeſtiget iſt, ſo lange herum, bis ſich der Gegenſtand auf dem Tiſchgen zeiget, welchen man haben will, und bringet denſelben, durch eine etwa nöthige Veränderung der Erhöhung des Spiegels und des Tiſchblattes, an den verlangten Ort, und zu der rechten Deutlichkeit. So kan man ohne Anſtand den Anfang zum Zeichnen machen. Nur wird man unter dieſer Arbeit etwas ſtille ſizen müſſen, damit der Kutſchkaſten von dem Stande, welchen er im Anfange gehabt hat, nicht ſehr abweiche: welches inſonderheit in Acht zu nehmen ſeyn dürfte, wenn derſelbe in etwas langen Riemen hänget.

Reißwagen = Machine.


I
L
K
M
O
H
H
N
L
D
G
G
E
E
A
C
C
A
B

Mittel, auf eine beſondere Art zu Inſecten zu gelangen, und ſie zu verwahren, nebſt einigen andern hieher gehörigen Sachen.

Durch einen gewiſen Zufall im Sommer kan man geſchwind zu einer Menge Inſecten gelangen. Es iſt bekannt, daß in dem verwichenen 1752ſten Jahre viel Regen und Gewitter waren, wodurch groſſe Waſſerfluthen entſtanden, da unſer vorbeiflieſſender Eberflus gewaltig angeſchwollen, ſo, daß ein Arm davon ſich zwiſchen den Gärten und dem Gottesaker herein zog. Bei dem Genſeliſchen Garten gieng alſo eine kleine Brüke über den Arm, welcher von dem Elſterflus herein drang. Allhier ſtämmete ſich aller Schaum nebſt kleinem Gehölze und anderm Unrath, ſo das Waſſer mitbrachte. Dieſes nun zog die Gartenfrau von erwähntem Garten mit einem Rechen heraus, um dem Waſſer freien Lauf zu machen, und dieſes Gehölz zum Brennen zu brauchen.

Die Neugierigkeit trieb mich, mit einem Freunde, welcher ein Inſectenliebhaber war, vor gedachtes Thor zu gehen, um den wütenden Elſterſtrom in Augenſchein zu nehmen. Allein weil er ſchon ſo gewaltig angelaufen war, ſo konte nicht mehr zu der Hauptbrüke kommen. Ich war alſo willens, mit meinem Freunde über die kleine Brüke in den bereits erwähnten Garten zu gehen. Hier nun ward ich eine groſſe Menge Inſecten gewahr, welche an dem herausgezogenen Schaume, Gehölze und andern ſchwimmenden Dingen ſich befanden. Dieſe hatte das Waſſer aus den Wäldern, Wieſen, Aekern und Gärten mit fortgeriſſen. Es beſtunden dieſe Inſecten meiſtens in Käfern, und andern, welche mit harten Flügeldeken verſehen waren, die ſich, um ihr Leben zu retten, an dieſe Sachen angehänget hatten, und alſo durch die Gartenfrau herausgezogen wurden.

Mein Liebhaber fand alſo hier einen Schaz von Inſecten. Er hielt ſich dabei zwei ganze Tage auf, und ſammlete davon viele Schachteln voll, von verſchiedenen Arten, worunter viele waren, welche nur, bei aller fleiſigen Betrachtung und Sammlung der Inſecten niemals unter die Augen gekommen waren. Nur einiger dieſer Arten zu gedenken, ſo waren darunter: Scarabei pilul. Linn. Faun. Suec. 349, und zwar verſchiedene Arten davon. Ferner; Caſſidae; Chryſomale; Curculiones; vielerlei Arten; Lepburae; Cerambites; Mordellae; Didirii; Forficulae; Staphalinae, groſſe mittlere und kleine Cimices &c. Ferner: das gemeine ſchnelllaufende Waldkäfergen, wobei 2. unbekannte Arten waren; Locuſtae, etliche Arten; Coccinellae, 10. bis 12erlei Arten. Hierunter waren einige, welche der weſtindiſchen Cochenille an Farbe der Uberdeken der Flügel ganz gleich kamen; Sie waren nämlich lakſchwarz, und hatten zwey hoch orangen gelbe Fleken. Es iſt überhaupt faſt nicht zu zweifeln, daß die rechte Cochenille in Teutſchland zu finden iſt, und es iſt ſelbige ohne Zweifel der Wurm, welcher ſich an die Wurzel des kleinen Polygoni (Scleranthus) anhängt. Man ſolte dieſen Wurm fleiſiger aufſuchen, und ſehen, ob man es endlich ſo weit bringen könte, daß man die weſtindiſche Cochenille nicht mehr ſo theuer bezahlen dürfte.

Uberhaupt bringt die Natur bei uns vieles hervor, welches wir eben ſo nuzen könten, wie das, was wir aus andern Welttheilen mit vielen Koſten herholen. Wir machen z. E. den Chineſern und Japanenſern ihr Porcelain nach, und zwar feiner, als ſie es uns jezt zuſchiken. Wir bauen jezo Seide, welches ſonſt in ſo nordlichen Ländern was unerhörtes war.

Wie die neuangelegte Indigfabrik in Wolkenſtein ausfallen wird, mus ſich bald zeigen. Der Fabricant will ihn aus Heidelbeeren und deren Kraut verfertigen. Die Probe, welche ich davon bereits in Händen habe, iſt ſo fein, wie der Indig, der aus Indien kömmt.

Ein anderer Unterſucher in Thüringen will den Indig aus dem Waid (Iſatis) verfertis fertigen; und ich zweiffe nicht, daß ſolches angehen möchte. Wenn wir unſere Pflanzen noch mehr unterſuchen werden, ſo wird es uns auch mehr Nuzen zeigen, zumal in der Färberei. Die Luteola wird jezo ſtark zur Seidenfärberei gebraucht; und ſie möchte auch, gleichwie die Hauhechel (Ononis) ihre Dienſte auf wollenen Zeugen thun.

Wir verfertigen gegenwärtig hier die Calamanzeuge ſo ſchön, als die ſind, welche aus England kommen. Es werden auch viele dafür verkauft.

Seidene Stoffe werden jezo in Leipzig und in den Preuſſiſchen Landen ſo gut gearbeitet, als ſelbige aus Italien und Frankreich zu uns gebracht werden.

Ein vornehmer und aufmerkſamer Oeconome bauet jezo auf ſeinem Gute, Schönkleinau genannt, bei Jena, die Färberröthe ſo ſchön, als ſelbige in Breslau gezogen wird.

Doch ich komme von meinem Inſectenfange zu weit ab. Da gemeiniglich um Johanne durch die Gewitter groſſe Aufſchwellungen der Flüſſe geſchehen, ſo können die Inſectenliebhaber ſich dieſen Umſtand zu Nuzen machen. Doch in dem Hauptſtrome kan man nichts fangen, ſondern nur an den Ufern. Wo die Flüſſe armenweiſe austretten, da mus man den Schaum und ſchwimmende Dinge, wie vorne erwähnet worden, mit Rechen ausziehen laſſen. Um gemeldete Zeit ſind auch die meiſten Käferarten aus ihrer lezten Verwandlung, daher auch im Frühjahre und im ſpäten Herbſte dieſes Unternehmen vergebens ſeyn würde.

Ich will hier zugleich ein Mittel anzeigen, wie die Inſecten geſchwind zu töden ſind; welches beſonders bei den Papilionen und Phalänen nüzlich iſt, damit ſie nicht an den Nadeln ihre Flügel zerſchlagen, und nicht die Federn, welche als Staub darauf liegen, abfallen, als wodurch ſie ihre Schönheit verliehren. Es dienet auch dazu, daß ſich die Inſecten nicht ſo lange an den Nadeln quälen dürfen, da ſie ſonſt acht und mehr Tage leben und zappeln. Man macht es aber auf folgende Art.

Wenn die Inſecten auf der Nadel angeſpieſſet ſind, ſo nimmt man ein Stükchen Papier, und ſtekt es gleichfals an die Spize der Nadel, ſchiebt es an das Inſect hinan, und hält die Spize der Nadel in ein brennend Licht, daß ſie heis wird; wovon das Inſect den Augenblik ſtirbt. Das Papier macht, daß ſich das Inſect nicht durch das Schlagen die Flügel verbrennet, auch daß die Füſſe und Fühlhörner nicht verlezet werden.

Weil nun die Inſecten dadurch geſchwind getödet werden, ſo kan man deſto beſſer ihre Flügel, Füſſe und andere Theile ſo ſtellen wie es einem beliebet.

Die Inſecten zu erhalten, bedienen ſich einige folgendes Mittels. Man nimmt nämlich ein paar gleichgeſchnittene vierekigte gläſerne Spiegeltäfelchen, und leget den Papilion fein ausgebreitet dazwiſchen. Sind es Phalänen (Nachtvögel) welche meiſtens dike Körper haben, ſo legt man am Rande der Gläſer Stükchen Pappe unter, wie es die Dike erfordert. Den Rand faſſet man alsdenn mit farbigem oder Goldpapiere ringsherum ein, ſo, daß der Zwiſchenraum völlig verſchloſſen wird. Dieſe Art iſt ſchön: allein mühſam und etwas koſtbar.

Andere nehmen Fraueneis; kan man moſcowitiſches haben, ſo iſt es beſſer. Dieſes ſpalten ſie in dünne Täfelchen, ſo gros, daß der Papilion oder die Phaläna, völlig, und etwas darüber, bedekt wird. Man legt davon ein Blatt unten, und eins oben darauf, und ſchneidet einen Rand von Papier aus, daß der Ausſchnitt ſo gros iſt, als das Inſect, leget es darauf und leimet es zuſammen; ſo kan man den Papilion von der obern und untern Seite betrachten.

Die dritte Art iſt folgende. Man nimmt feine Hauſenblaſe, kochet ſie zur gehörigen Conſiſtenz, nimmt das Unreine und den Schaum mit einem löcherigen Löffel ab, gieſt das Zergangene auf ein glattes Blech und läſt es eine Weile ſtehen, ſo wird ein durchſichtiges Horn daraus; mit welchem man, wie mit dem Fraueneis, verfährt. Dieſer Arten, Inſecten zu erhalten, kan man ſich aber nur bei den Tag- und Nachtpapilionen, Ephemeren, Müken und Waſſerjungfern bedienen.

Alle Arten von Inſecten aber zu erhalten, darzu iſt kein beſſeres Mittel, als daß man ſich niedrige Kaſten darzu machen läſſet. Die Gröſſe kan man nach ſeinem Belieben erwählen, und ſie von eichenem oder andern Holze machen laſſen: Doch mus kein Splint daran ſeyn, weil ſonſt gewiſe Inſecten ihre Eier daran legen, und mit der Zeit ſolchen Splint, nebſt dem daran befindlichen Holze durchfreſſen. Der untere Boden mus von Tannen- oder Fichtenholz ſeyn, welches nicht klarjähricht iſt, weil ſich die Nadeln nicht feſt darein ſteken laſſen. Ich dachte erſt, das Lindenholz wäre am tauglichſten darzu, und die Nadeln gehen auch leicht hinein, allein ſie heben ſich wieder darinnen, und fallen um. Der Falz an den Kaſten mus etwas tief ſeyn, und beide Theile müſſen wohl in einander paſſen, und ſie müſſen mit dunkelrothem oder ſcharlachenem Sammte gefüttert werden, weil alsdenn die Falze beſſer und dichter in einander ſchlieſſen, da denn die kleinen Inſecten nicht darzwiſchen hinein kommen können, auch macht die Seide in der Scharlachfarbe, daß ſie die Inſecten nicht leicht durchfreſſen. Da nun die Liebhaber der Inſecten nicht für ſich allein ſammlen, ſondern ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie andern zu zeigen, ſo iſt es nöthig, die obern Deken mit Spiegelglas zu verſehen, damit man die Kaſten nicht aufmachen darf, und die Inſecten zeigen ſich auch beſſer unter dem Glaſe. Hier iſt nun abermahls nöthig, die Fugen zwiſchen dem Glaſe und Rahmen zu verkütten, damit nicht der Staub, und andere Inſecten durch den Zwiſchenraum hinein kommen. Der kleinen Inſectenfreſſer ſind, ſo viel ich bemerket habe, dreierlei Arten, und zwar folgende:

Erſtlich ein gar kleiner Curculio, welcher ſeine Eier an die Inſecten leget, woraus eine kleine weiſe Made wird, welche ſo lange friſt, bis ſie ſich verwandelt. Der Käfer thut ihnen alsdenn nichts, ſondern ſuchet ander Futter, welches die meiſten Inſecten nach ihrer Verwandelung thun. Denn die Raupen, welche Kraut und Laub freſſen, thun dieſes als Papilionen nicht mehr, ſondern ſuchen den Honig aus den Blumen. Die Holzwürmer freſſen Holz, und wenn nach ihrer Verwandelung Cerambices daraus geworden ſind, ſo trift man ſie auf Blumen, und auf den Bäumen an, woraus ſie ſich gefreſſen, als aus welchen ein Saft gehet, deſſen ſie ſich bedienen. Der Brachwurm friſt in der Erde Wurzeln: Der Käfer aber, welcher daraus wird, friſt Laub und Blüten. Der Wurm im faulen Waſſer, woraus die Müken werden, hat ſeine Nahrung darinnen: Nach ſeiner Verwandelung ſuchet er Blut; und ſo gehet es mit vielen andern Inſecten.

Der andere Feind der Inſecten iſt die Schabe, woraus der Spekkäfer wird. Hier friſt der Wurm und der Käfer einerlei. Es iſt ein ſehr gefräſiges Inſect, indem es Tag und Nacht friſt, wie man an den Excrementen ſehen kan, welche wie Zwirnfäden an einander hängen. Mit dieſem Inſect kan man kleine Thiere ſceletiren, als Mäuſe, Fröſche, Heidexen. Man thut ein ſolches Thier in eine kleine Schachtel, und thut etliche ſolche Schaben und Käfer darzu, welche ſich darinnen geſchwind vermehren, und das Thiergen bis auf die Knöchelchen und Sehnen gar ſauber befreſſen.

Der dritte Inſectenfeind iſt ein kleines Würmgen. Es ſiehet den Wandläuſen ähnlich, und zermalmet ebenfals die Inſecten nach und nach.

Der Kütt, womit man die Fugen an den Glastafeln verſchlieſſet, wird folgendermaſſen verfertiget. Man kochet ordentlichen Firnis von Leinöl mit Silberklett und weiſen Vitriol ab: Dieſer widerſtehet, als ein mineraliſches Salz, den Inſecten gleichfals: Doch mus er ſtärker gekocht werden, als ihn die Mahler brauchen. Iſt er erkaltet, ſo gieſſet man ihn von dem Saze ab. Hernach ſtoſt man Kreide und Bleiweis, beides gleichviel, und ſchlägt es durch ein klares Sieb. Hiervon wird ſo viel unter den Firnis gerühret, als er annimmt. Dieſe Maſſe thut man auf ein glattes Brett, und knetet von dem Bleiweis und der Kreide noch ſo viel darunter, daß die Maſſe die Conſiſtenz, wie eyn Bleiweispflaſter bekömmt. Hiermit verſtreicht man die Fugen, wozu man ſich eines kleinen ſchmalen Spatels bedienet. Es läst ſich auch dieſe Maſſe länge zum Gebrauch aufheben, wenn man ſie in eine waldenburger Büchſe thut, Waſſer darauf gieſſet, und ſie zubindet.

Es iſt auch gut, wenn man die Inſecten, ehe man ſie in dem darzu bereiteten Kaſten, in Ordnung ſtellt, vorher balſamiret, weil öfters an den Käfern und andern Inſecten bei lebendigem Leibe ſchon wieder Läuſe und Würmer ſind, wie ich nur leztlich bei einer Fliege beobachtet, welche voll kleiner Mieten war, als ich ſie durch das Vergröſſerungsglas betrachtete. Ohne dieſe Sorgfalt bekömmt ein Liebhaber gleich freſſend Ungeziefer unter ſeine Sammlung, ohne zu wiſſen, wie ſie dazu kommen.

Gleich anfangs kan man die Inſecten mit Terpentin- oder Kühnöl vermittelſt eines zarten Penſels beſtreichen, welches die anhängenden oder innerlich befindlichen Würmer, und die angelegten Eiergen tödet. Hernach kan man auch die Käſer mit einem Lakfirnis überſtreichen, welches denn ihren Flügeldeken einen ſchönen Glanz giebt, und ſie mit erhält. Bei den Schmetterlingen mus man behutſam damit verfahren, damit nichts an die Flügel kommt, welche unſcheinbar davon werden. Gedachter Firnis beſtehet aus folgenden Sachen:

Spirit. Vini rectif. 2. Loth.
Gummi Copal. fein ein halb Loth.
Camphor 2. Scrupel.

Der Gummi Copal wird erſtlich ganz klar geſtoſſen, und hierauf nach und nach in den Spiritus, worinnen der Campher zuerſt mus aufgelöſet worden ſeyn, gethan, und ſo oft eine kleine Meſſerſpize voll von dem Copal hinein gethan worden, mus er in dem Glaſe mit dem Spiritus wohl umgeſchwenket werden, wobei das Glas immer in warmen Waſſer ſtehen mus, bis alles eingetragen worden, und ſich aufgelöſet hat; ſonſt läuſt der Gummi zuſammen. Dieſen Firnis kan man in einem zugebundenen Glaſe aufheben, und wenn man die Inſecten damit beſtreicht, ſo dauren ſie 50. und noch mehr Jahr.

Von den Flügeln der Papilionen und Phalänen kan man auch Vögel, als Papagaien, Tauben und andere zuſammen ſezen, welche ſehr artig ausſehen und ein Cabinet zieren. Man ſammlet erſtlich eine Menge Flügel von ſchönen Schmetterlingen, worunter viel kleine mit ſeyn müſſen, als von den kleinen, blauen und rothen, welche ſich auf Wieſen um die Scabioſen aufhalten. Dieſe dienen zu dem Hals und Kopf der Vögel, welche man verfertigen will. Denn zeichnet man ſich auf etwas feines ſtarkes Papier nach Belieben, mit einem Bleiſtift einen Vogel. Den Schnabel und die Füſſe mahlet man mit Farben. Es kan auch ein Aſt oder alter Stamm mit angebracht werden, worauf der Vogel ſizet. Hernach fängt man bei dem Schwanz an, die Schmetterlingsflügel aufzutragen, und zwar mit Gummi Tragacanth. Dieſer mus in Waſſer eine Nacht eingeweichet werden, daß er recht aufquillet und ſo dik iſt, als Pappe. Von dieſem Gummi wird ein wenig an den Schmetterlingsflügel mit einem Meſſer oder kleinen Spatel geſtrichen und aufgelegt, doch daß immer ein Flügel auf den andern zu liegen kömmt. Die Spizen der Flügel müſſen allemal oben zu liegen kommen. Zu dem Auge des Vogels kan man einen Spiegel von dem Pfauenſchwanze nehmen, welcher Papilion ſo genannt wird, weil er auf die Art der Pfauenfedern Spiegel hat. Iſt der Vogel fertig, ſo verſiehet man ihn mit einem Ramen, und bedekt ihn mit einer Spiegelglasſcheibe, um die Arbeit vor dem Staube zu verwahren.

Bei dieſer Gelegenheit will ich noch einige Mittel wider die ſchädlichen Inſecten beifügen.

Den freſſenden Kornwurm zu vertreiben, dazu dienet der Salmiac. Man ſtöſt ihn klein, und läſt ihn in heiſſem Waſſer ſich vollends auflöſen, und wirft ein klein wenig ungelöſchten Kalk darunter. Mit dieſem Waſſer benezet man die Kornſchaufel, und ſticht das Korn damit um. Davon ziehen die Kornwürmer alle aus, und man wird ſie von dem Kornboden völlig los.

Die Läuſe an den Nelken können den Tabaksrauch nicht vertragen. Wenn ſie damit angeblaſen werden, ſo fallen ſie ab und ſterben, und den Nelkenſtöken thut der Rauch nichts.

Wider die Flöhe in einem Zimmer oder Schlafgemach dient die Perſicaria urens oder Hydropiper. Wenn man dieſes Kraut friſch und grün hinein ſtreuet, ſo ſterben ſie davon.

Im Herbſt, 1752.

Tobias Conrad Hoppe,
in Gera.

Erweis, daß die unter der Erde verborgene Luft die Urſache derer feuerſpeienden Berge ſey.

Es iſt bekannt, daß auf der Fläche der Erden, uns viele beſondere Sachen vor das Geſicht kommen, noch mehr aber ja beinahe die allermeiſten in dem Abgrunde derſelben, deren Urſachen wir entweder gar nicht wiſſen, oder wenigſtens nur vermuthen, und es weis dieſes ein jeder, der ſich auch nur ein wenig in der Naturgeſchichte umgeſehen hat. Mein Zwek iſt jezo nicht dieſelben alle herzuzählen, ich will von ſo viel tauſenden nur eines vor mich nehmen. Die feuerſpeienden Berge ſollen der Gegenſtand meiner Betrachtung ſeyn. Da ſolche bekannt genug ſind, glaube ich nicht nöthig zu haben, ſolche zu beſchreiben; Ich will alſo blos von ihrer Entſtehung reden. Ich bin aber nicht willens nur von denen der Entzündung fähigen Materien, davon dieſe Berge ganz voll ſteken, allein zu reden, ich will vielmehr die Sache unterſuchen, welche die Bewegung hervorbringt, wodurch Flamme, Rauch, Steine, Schwefelbläche, Aſche und andere Dinge aus dieſen unterirdiſchen Schorſteinen herausgeſtoſſen werde. Ich will mich bemühen von der unterirdiſchen Luft und denen Winden etwas zu ſagen, als welchen ich dieſe Kraft nicht ohne Urſache zuſchreibe. Sie werden ſich zwar, wertheſter Freund, ſowohl als andre mit Ihnen, verwundern, daß ich, da ich Ihnen eine glükliche Reiſe nach America wünſchen will, zu meiner Arbeit einen Gegenſtand erwählet habe, der zwar nicht ſo ganz fremde, gleichwohl aber auch ſich nicht ſo vollkommen darzu zu ſchiken ſcheinet: Allein Sie werden aufhören ſich zu wundern, wenn ich ihnen ſage, daß ich ſchon andere dergleichen Beiſpiele vor mir habe; Sie werden ſich ſelbſt erinnern, Schriften geſehen zu haben, welche einem und dem andern zu Ehren geſchrieben waren, und doch nichts weniger in ſich faſſen, als was ſich zu dieſem Zweke ſchikte. Ich habe Hochzeitgedichte geleſen, die Leichengedichten ähnlich waren, und wir haben Naturgeſchichten, die alten Weibermährgen ähnlicher ſehen, als gründlichen Geſchichten. Aber im Ernſt von der Sache zu reden; Ich weis, daß Sie ſich mehr um die Sachen, als um bloſe Worte bekümmern, ſie mögen auch noch ſo zierlich ſeyn, und da auch in America feuerſpeiende Berge anzutreffen ſind, ſo habe ich gehofft, daß es ſich nicht übel ſchiken würde, etwas hiervon zu ſagen.

Daß unter der Erde würklich Körper ſteken, welche vielerlei Veränderungen unterworfen ſind, wird niemand leugnen, der die Natur aufmerkſam und mit Fleis beobachtet hat. Beſonders aber ſteken die Berge und erhabne Oerter davon ganz voll, da hergegen die Ebnen und Thäler weniger von der Natur hiervon erhalten haben. Ich mus alles dieſes mit Stillſchweigen übergehen, woferne ich nicht die Grenzen eines Brieſes überſchreiten will. Ich werde daher weder von Erztgängen, noch von Edelgeſteinen, noch Marmorn, noch Alabaſtern oder andern Sachen etwas ſagen, ich will blos bei denen gegrabenen Körpern bleiben,

ben, welche dem unterirrdiſchen Feuer zur Nahrung dienen, und zufrieden ſeyn, wenn ich anzeige, wie die Luft in denen Hölen dieſer feuerſpeienden Berge würke. Ehe ich mich aber mit allem Ernſt an dieſe Sache mache, will ich erſt erweiſen, daß würklich Luft unter der Erde verborgen ſey.

Es iſt bekannt, daß die Luft unſre Erdkugel um und um umgiebt; daß aber ſolche auch durch ſolche durchſtreiche, erhellet aus folgenden Gründen: 1) Wiſſen wir aus der Erfahrung, daß auch in denen tiefſten Oertern derer Bergwerke ſo viel Luft ſich befindet, daß ſolche öfters als ein ſtarker Wind drauf ſtreichet, welches die Bergleute ſtarke Wetter nennen. Und warum ſolte dieſer zarte flüſſige Körper nicht auch in die Erde dringen können, da ſolcher an ſo vielen Orten hineinkommen kan, da ſo viel Hölen, und offene Klüfte überall befindlich ſind, auf welchen ſolcher in das tiefſte gelangen kan. 2) Kommt hierzu die ungeheure Laſt unterirrdiſcher Waſſer, welche durch ihren Wechſel, beſonders aber durch ihre beſtändige Verdunſtung, die ihren Grund in der beſtändigen innerlichen Bewegung derer Theile hat, die Luft ſtündlich vermehren. Denn es werden hierdurch die Waſſer in eine zarte Dunſt verwandelt, ſo wie ſolches in denen Luftkugeln (Aeolipiliis) geſchiehet, da aus dem ausgedehnten Waſſer keine ſanfte Luft, ſondern ein künſtlicher Sturmwind entſtehet. 3) Zeugen hiervon die Wahrnehmungen ſo vieler berühmten Leute, von denen ich nur einige anführen will. Der berühmte Henkel, hat mit vielen angeführten Beweiſen die Gegenwart der Luft unter der Erde bewieſen. So ſagt er zum Exempel in der Kieshiſtorie auf der 308. S. daß das unterirrdiſche Feuer hauptſächlich durch den Zuflus des Seewaſſers in Bewegung geſezt werde, anderer Oerter zu geſchweigen. Beſonders aber handelt Boccone in Muſeo di Fiſica e di Esperienze auf der 166. S. ſeiner Gewohnheit nach, gelehrt und gründlich davon, wenn er viele unwiderſprechliche Beyſpiele von dieſer Sache anführet, da er z. E. von der Gegend um Agrigent erzählet, man finde daſelbſt Oerter, welche beſtändig bebten, und in weniger Zeit zuſammenſchieſſen, da denn hernach andere benachbarte Fleke in die Umſtände derer verfallenen vorigen geriethen. Aus denen daher entſtandenen Schlünden, welche recht nach dem Mittelpunct der Erde gehen, bläſet ſo ein ſtarker Wind, daß ſolcher auch eine hinein geworfene Stange mit ſolcher Gewalt heraus ſchmeiſſet, als wenn ſolche aus einer Kanone geſchoſſen wäre. Hierbei merkt dieſer unermüdete Naturforſcher an, daß dergleichen Oerter in Italien häufig anzutreffen wären: Die Sicilianer nennen ſolche mit einem Arabiſchen Worte, Macalubi. Ja die feuerſpeienden Berge ſelbſten zeugen 4) davon. Alle Erzählungen von denenſelben ſagen uns einen Hauffen von Heulen, Winſeln, und andern Schalle, den man in ihrer Aushölung vernähme. Nun geht uns das Pfaffengeſchwäze fauler Mönche von der Hölle und dem Fegefeuer, und dem Winſeln der Verdammten nichts an: Woher ſolte alſo dergleichen Schall entſtehen, wenn nicht ein ſtarker Wind die verſchloſſne Flamme immer anblieſe, wie wir dergleichen an denen Schmelzöfen täglich wahrnehmen, wenn das Gebläſe angelaſſen wird. Gewis dieſe mechaniſche Arbeiten erklären die feuerſpeiende Berge ganz ungemein. Wir wollen die Vergleichung ein wenig beſehen.

Die Schmelzöfen, beſonders die hohen Oefen, kommen in Anſehung ihres Baues ſehr mit dergleichen feuerſpeienden Bergen überein, da ſie unten weiter ſind als oben. Wir werden dieſes an denen feuerſpeienden Bergen auch gewahr. Der Wind kommt von unten, alſo in dem weitſten des hohen Ofens hinein, und wir bemerken eben dieſes an denen feuerſpeienden Bergen. Wenn das Gebläſe zu ſtark iſt, ſo bläſet es nicht allein, zu groſſen Verdrus derer Schmelzer, den allerzarteſten Schlich zum Schacht heraus, wovon die Ofenbrüche zeugen, welche nicht ſelten auſſer dem Zink, auch noch edle Metalle führen, ſondern der Wind iſt auch wohl ſo ſtark, auſſer dem Schlich gröbere [illegible]dte Gräupel zum Schachte heraus zu werfen; Wie viel leichter wird es alſo dem unterirrdiſchen Winde ſeyn, gebrannten Asbeſt unter der Geſtalt vom Bimsſteine, und gefloſſnen Schwefel zu der Mündung des Bergs heraus zu werfen, da beſonders der leztere ohnedem vor ſich ſchon ſehr leicht in die Höhe zu ſteigen pfleget? Das Gebläſe, wenn ſolches nicht recht genau geleget iſt, treibet nicht ſelten die Oefen aus einander; eben dieſes ſehen wir auch an denen feuerſpeienden Bergen, welche bald unten am Fuſſe, bald in der Mitten berſten, und ganze Schwefelbäche ausgieſſen, die die Italiener Lava nennen. Wiewohl was halte ich mich dabei länger auf, da die Sache bekannt genug iſt. Ich könte mich hierbei auch auf die Erdbeben beziehen, allein ich bin nicht willens eine Sache, welche der ganzen Welt bekannt iſt, weitläuftig abzuhandeln, ohngeachtet dieſes einzige ſchon zureichend wäre, die Sache zu erläutern. Ich könte mich auf die unterirrdiſchen Wetter und Bergſchwaden berufen, allein auch dieſe ſind bekannt genug, und brauchen nicht, daß ich ſie erkläre, ob ſie gleich ebenfals von der Anweſenheit der Luft unter der Erde, und von ihrer Kraft Metalle zu erzeugen, und zu zerſtören genugſam zeugen.

Es iſt alſo ganz gewis, daß Luft unter der Erde ſtekt, nur müſſen wir ſehen, durch was für einen Weg ſolche dahin gelanget. Ich habe ſchon oben geſagt, daß dieſelbe auf denen Gängen und offnen Klüften hineinſtreichen könne. Ich mus aber bekennen, daß dieſes der einzige Weg nicht ſey. Die Erdbeben, und die nahe Lage der feuerſpeienden Berge am Meere bringen mich auf die Gedanken, daß das Meer auch viele Schuld daran habe. Dieſe meine Muthmaſſung beſtätigen auch die Geſchichte, welche uns von dem Zuſammenhange des Meeres mit denen feuerſpeienden Bergen benachrichtigen. Ich bin ſo verwegen nicht, daß ich glauben ſolte, es gehe das Meerwaſſer durch unſere Erdkugel durch und durch, und es entſtünden daher die Salzquellen. Indeſſen glaube ich doch auch nicht ſo ganz zu irren, wenn ich dafür halte, daß verſchiedene Gänge, Klüfte und Adern unter der Erde bis ins Meer gehen. Dieſes zum voraus geſezt, mus auch das Eindringen des Meerwaſſers in die Erde eingeräumet werden; iſt dieſes eingeräumet, ſo fällt einem jeden der Urſprung der unterirrdiſchen Luft in die Augen, da bekannter maſſen, wo ſich Waſſer findet, auch Luft iſt.

Um nun meinem Zweke näher zu kommen, ſo will ich nach dargethaner Gegenwart der unterirrdiſchen Luft, auch die Art anſehen, wie ſolche würke, und wie ſolche, wenn ſie unter der Erde verſchloſſen iſt, Feuerflammen und andere Würkungen hervor bringen könne, die wir bei denen feuerſpeienden Bergen wahrnehmen. Ich ſeze zum voraus, daß an ſehr vielen Orten unter der Erden viele Körper ſteken, die ein häufiges brennliches Weſen in ſich halten. Dieſes zu erweiſen, beziehe ich mich auf ſo viele Turferden, die man faſt in der ganzen Welt findet. Ich beziehe mich ferner auf ſo viel Quellen voll Naphta und Bergöl, auf ſo viel Umbraerden, und auf ſo viel Gegenden, wo Agdſtein und Judenpech gefunden wird. Es beſtättigen meinen Saz ſo viele Bergwerke, welche voller Kies ſteken, ſo daß es unwiderſprechlich iſt, daß an vielen Orten und faſt überall verbrennliche Körper befindlich ſind. Dieſelben können ſich aber vor ſich nicht entzünden, woferne ſolche nicht entzündet werden. Sie werden aber nicht alle auf einerlei Art entzündet. Einige brennen blos, wenn ſie feuchte werden, als der Kies, gebrennter Kalk, und gepochter Kobold. Andre entzünden ſich von der Sonnenhize, dergleichen Exempel haben wir häufig in Geſchichtsbüchern, wie wir dergleichen aus dem Boccone oben angeführet haben. Andre gerathen durch eine Gährung in Brand, dergleichen vor einigen Jahren in Berlin geſchahe, daß eine Flamme, welche aus einem Keller ausbrach, eine Magd erſtikte, und wie ſolches auch ſchon viele mit Schaden an halbdürrem Heu erfahren haben. Kurz, Körper können auf verſchiedene Art und Weiſe in Hize, und durch eine heftige innerliche Bewegung derer Theile, in Brand gerathen. Sehen wir aber genau auf die Entſtehung feuerſpeiender Berge, ſo lehret uns die Erfahrung, daß dieſelben hauptſächlich einer innerlichen Gährung und ſtarken Bewegung derer in ihren Umfange beſchloſſnen Körper entſtehen. Sie erhizen ſich aber nicht ſowohl durch ſich ſelbſt, als vielmehr durch den Beitritt des Waſſers, und da dieſe Berge meiſtens nicht weit von der See liegen, ſo mus man nicht ohne Urſache auf die Meinung verfallen, daß der Beitritt dieſes geſalznen und ſchlammigen Waſſers, welches alſo viele brennliche Theile in ſich führet, nicht wenig zu einer deſto ſchnellern und ſtärkern Flamme beitrage. Und ſo iſt es auch. Es finden ſich Gänge und Klüfte nach dem Meere genug, auf welchen das Seewaſſer eindringen, die daſelbſt ſtekenden Kieſe angreifen und auflöſen kan. Dieſe Auflöſung kan ohne eine Art der Gährung nicht geſchehen, ohne Luft aber kan man ſich keine Gährung einmal vorſtellen. Die täglich vor Augen liegende Erzeugung des Vitriols aus denen Kieſen erläutert dieſe Sache vortreflich, als welche gar ſelten ohne eine innerliche Erhizung geſchiehet, welche nicht ſelten in lichte Flammen ausſchlägt. Kommt nun ein rechter Wind darzu, ſo wird dieſe Erhizung noch mehr verſtärket, und wenn ein groſſer Hauffen von dergleichen brennlichen Materie ſich entzündet, ſo ſchlägt es entweder vor ſich in lichte Flammen aus, oder es werden ſolche durch den Wind in die Höhe getrieben, wie ſolches, oben gemelder maſſen, auf hohen Oefen durch das Gebläſe geſchicht. Aus dieſem angeführten läſt ſich ſchlieſſen, daß zu der Hervorbringung eines ſolchen Feuers nur eine gewiſe Menge Waſſers erfordert werde, denn wenn deſſen zu viel darzu kommt, ſo löſchet es die entſtandene Flamme aus. Hiervon ſcheinen mir die Erdfälle herzurühren. Wir werden gewahr, daß ſonderlich bei denen Sauerbrunnen und warmen Bädern, die Erde an verſchiedenen Orten niederſinket. Viele, worunter auch der berühmte Herr Seip in der Beſchreibung des Pyrmonter Brunnens auf der 80. S. leiten ſolche blos von den unter der Erde befindlichen Waſſern her; Allein ich will, mit Erlaubnis dieſes berühmten Mannes, meine Gedanken davon ſagen. Ich glaube, daß in den vorigen Zeiten an ſolchen Orten Kieſe geſtekt haben, welche mit der Zeit durch Zutritt des Waſſers aufgelöſet worden, und noch aufgelöſet werden, und daß dadurch die Sauerbrunnen entſtanden ſind. Die Erde würde hierbei vermuthlich auch Feuer ausgeſpieen haben, wenn nicht die darauf liegende Erde, nachdem ſolche von dem Waſſer unten ausgehölet worden, ſich geſezet, und alſo das darunter befindliche Feuer erſtikt hätte, und daher glaube ich, daß man dieſe Erdfälle mehr einem unter der Erde verborgen geweſnen Feuer zuſchreiben müſſe. Dieſer meiner Meinung pflichtet auch Lange de Therm. Carol. bei, welcher im 2. Abſchnitte erzehlet, es habe ſich bei Schmiedeberg in Sachſen einsmals eine Gegend entzündet, welche durchaus vitriolilch und alauniſch geweſen, und dieſes ſey, welches wohl zu merken, nach vorhergegangner groſſer Hize, und einem darauf folgenden gelinden Regen geſchehen. Es fehlet auch nicht an neuern dergleichen Beiſpielen, welche aber anzuführen, weder die Zeit, noch der Raum dieſer Blätter zuläſt. Aus eben dieſer Urſache will ich auch den Verſuch des Lemery mit Schwefel und Eiſen nicht anführen, ohngeachtet alles meinen Saz reichlich und unwiderſprechlich erweiſen würde.

Unterdeſſen erfordert es ein mehrers Nachdenken, warum dieſe feuerſpeiende Berge, bald Agdſtein, bald Bergöl, bald Steinkohlen, bald Turf, bald Naphta, bald aber Kalkſteine und Gallmey in ſich halten. So erzehlet der Boccone am angeführten Orte auf der 37. S. daß Sicilien voller Brunnen ſey, die da Bergöl halten, und daß man öfters Bernſtein daſelbſt finde. Weiter erwehnet er, daß man an denen Preuſiſchen Küſten, bei Zulaut, einen feuerſpeienden Schlund entdeket habe, welcher hinein geworfenes Stroh in Feuer und

Flammen geſezt. Ja Teutſchland ſelbſt iſt hiervon nicht leer. Hiervon zeugen die Geſchichte von Ländereien, die ſich entzündet haben, dergleichen vor einigen Jahnen bei der Stadt Moſcau in der Niederlauſiz, und bei Belzig im Churkreiſe ſich zugetragen hat. Schwedenborg in Oper. miner. de Cupr. & Orichalc. auf der 342. S. erzehlt, man habe bei Aachen auf einem Felde, nicht weit von denen Gallmeibrüchen einen Brunnen gegraben, welcher voller Vitriolkies geſteket, mit welchem aber, als er tiefer abgeſunken worden, eine kleine Höle erſchroten worden, aus welcher Feuer ausgebrochen. Es fügt dieſer berühmte Mann noch hinzu, nicht weit davon wären drei Berge, einer welcher Steinkohlen führte, der andre auf welchen rother, violetner und grauer Kalſtein hielte, der dritte aber hätte Gallmei. Alles dreies zuſammen genommen, zeiget uns den Urſprung des unterirdiſchen Feuers von ſich ſelbſt. Uberhaupt, die Natur bringet einen Hauffen ſolcher Würkungen zum Vorſcheine, wenn ſie unter der Erde arbeitet, und Körper auflöſet, die aufgelöſten Theile in eine Gährung bringt, durch dieſe Gährung ſolche erhizet, und den Beitritt der Luft befördert. Die Art wie ſie hierunter verfährt, kan man mit einem gewiſen Steine nachmachen, welcher, wenn er nur ein wenig angefeuchtet wird, Flammen und Feuer fängt, und deſſen Beſchreibung in verſchiednen, ſonderlich chymiſchen Büchern beſchrieben iſt. Es ſcheinet daher, daß der Verfaſſer, welcher neulich in dem Magaſin François von einigen Erdbränden in Frankreich geſchrieben hat, die Sache nicht wohl getroffen habe, als welcher die Urſache des unterirdiſchen Feuers; bald auf eine gewiſe Miſchung von Salzen, bald auf gewiſe Winde, welche aus einer beſondern Himmelsgegend blaſen müſten, ſchieben will.

Von den Urſachen der unglüklichen Heirathen.

Eine unglükliche Heirath iſt unſtreitig eines der allergröſten Ubel im menſchlichen Leben. Wenn der Ruin der zeitlichen äuſſerlichen Wohlfahrt die einzige betrübte Folge einer mislungenen Ehe wäre; ſo könte man noch wohl gelinder davon urtheilen. Allein die Erfahrung lehrt, daß eine unglükliche Ehe nicht ſelten für die zeitliche und ewige Glükſeligkeit der Eheleute ſehr gefährlich ſey. Aus einer unglüklichen Ehe entſteht nach und nach ein tödlicher Haſs der Eheleute gegen einander, welcher um ſo viel laſterhafter iſt, je mehr die Eheleute verbunden ſind, einander vorzüglich vor allen andern Menſchen zu lieben. Der Haſs iſt eine Quelle ſehr vieler Laſter. Wenn Eheleute einander feind werden, ſo gerathen ſie in hundert verderbliche Ausſchweifungen, um einander zu kränken. Und wenn ein Ehegatte nicht einmal den andern liebt, den er doch ſiehet; wie will er GOtt lieben können, den er nicht ſiehet? Kurz, es iſt wahr, was man zu ſagen pflegt, daß, gleichwie Eheleute zuſammen den Himmel bauen können, ſie auch zuſammen die Hölle bauen können. Und in dem lezten Falle führen ſie unſtreitig den allerunſeligſten Eheſtand, der nur erdacht werden kan.

Man ſolte denken, daß die Menſchen einen lebhaften Eindruk von dieſer Sache hätten, da ſie durch die durchgängige Erfahrung täglich beſtätiget wird. Man ſolte denken, daß alle diejenigen, welche den Vorſaz gefaſſet haben, ſich in den Eheſtand zu begeben, die groſſe Gefahr desjenigen Schritts, den ſie zu thun im Begriffe ſtehen, gebührend überlegen würden, um alles mögliche zu thun, daß ihre Ehe wohl gelinge. Allein man betrügt ſich in dieſer gerechten Vermuthung gewaltig. Die wenigſten Ehen ſind bis daher in der Welt gelungen, und ohnfehlbar werden auch die allerwenigſten der noch zukünftigen Ehen gelingen. Ein Sittenlehrer kan ſich alſo um das menſchliche Geſchlecht ſehr verdient machen, wenn er die Urſachen entdekt, warum ſo wenige Ehen gut gerathen. Mancher ſtürzt ſich blos, aus Mangel der Uberlegung, in einen unglüklichen Eheſtand, und dem kan völlig geholfen werden, wenn man ihm Anleitung zu dem gehörigen Nachdenken giebt. Wir wollen es alſo verſuchen, einige derer Urſachen zu entdeken, um welcher willen ſo viele Ehen mislingen. Die allermeiſten verſehen es gleich zum Anfange. Einem bevorſtehenden Ubel läſt ſich leichter vorbeugen, als einem ſchon geſchehenen und gegenwärtigen Ubel abhelfen. Wir wollen alſo vornehmlich auf die Urſachen unglüklicher Ehen ſehen, welche vor dem Eheſtande vorhergehen.

Wir unterſcheiden die Ubel, die den Eheſtand unglüklich machen, welche ein bloſes Unglük ſind, und an welchen die Eheleute ſelbſt ſchuld ſind. Die erſten ſtehen in keines Menſchen Gewalt, und ſie können von den klügſten und tugendhafteſten Leuten nicht verhütet werden. Solche unglükliche Zufälle müſſen Eheleute mit Gedult ertragen, und zum Guten anwenden, ſo vermehren ſie vielmehr ihre Glükſeligkeit, als daß ſie dieſelbe ſtöhren ſolten. Wir reden jezo von einer unglüklichen Ehe, deren Ubel von der Schuld der Eheleute ſelbſt herrühren, und da behaupten wir, daß die meiſten Menſchen, noch ehe ſie eine Heirath vollziehen, es ſchon alsdenn verſehen, wenn ſie den Entſchlus faſſen zu heirathen, und wenn ſie ſich einen Ehegatten wählen. Unglükliche Ehen ſind wie Krankheiten, die ſich nach und nach entſpinnen. Wenn man dem erſten Anfange derſelben nicht widerſteht, ſo wird es ofte ſehr ſchwer ſie zu heilen, und ſie können wohl gar ganz unheilbar werden.

1. Die erſte Urſache einer unglüklichen Ehe beſteht darinn, wenn ſich Leute aus Gründen heirathen, die blos ſinnlich ſind, und deren Gegenſtand ſehr veränderlich iſt. Solche Bewegungsgründe dauren ihrer Natur nach nicht lange. Im Anfange machen ſie einen gewaltigen Eindruk in das menſchliche Gemüth. Sie erhizen alle Lebensgeiſter, und bringen alle Triebe der menſchlichen Natur und alle Leidenſchaften in Bewegung. Der Menſch wird dadurch zu einer unbändigen Neigung gegen die Perſon, mit welcher er ſich verehlichen will, gebracht. Und in dieſer Trunkenheit bildet er ſich ein, daß dieſe ſeine Neigung unaufhörlich fortdauren werde. Allein dieſe eheliche Liebe, welche auf dieſe Weiſe entſteht, hat das Schikſal der Brüderſchaften, welche im trunkenen Muthe geſtiftet werden. Alle ſinnlichen Vorſtellungen werden ſelbſt durch die Zeit verdunkelt und geſchwächt, ſonderlich wenn ihr Gegenſtand verändert wird, und es hört alsdenn auch die Liebe auf, welche auf ihnen beruhet. Sobald Eheleute aufhören einander zu lieben, ſo bald ſind ſie unglüklich. Folglich kan kein Eheſtand wohl gerathen, in welchem ſich ein paar Perſonen blos um ſinnlicher und veränderlicher Bewegungsurſachen willen, oder aus Erhizung der Sinnlichkeit, begeben haben.

Hieher gehören alle diejenigen, welche blos oder vornemlich aus Wolluſt heirathen, um des natürlichen Triebes zum Beiſchlaf willen. Dieſer Trieb iſt blos ſinnlich, und er entſteht von ſelbſt mit den Jahren. Es würde eine lächerliche Moral ſeyn, wenn man verlangen wolte, daß ein Menſch um dieſes Triebes willen gar nicht heirathen ſolte: denn das hieſſe eben ſo viel als verlangen, daß ein Durſtiger zwar trinken ſolle, allein er müſſe ſich durch den Durſt nicht zum Trinken bewegen laſſen. Dieſer Trieb iſt an ſich unſchuldig, und ſtammt von GOtt her. Eheleute müſſen auch durch dieſen Trieb ihre zärtliche eheliche Liebe zu verſtärken ſuchen. Allein, wehe denen Eheleuten, welche ſich blos um dieſes Triebes willen heirathen, und die ſich im Anfange blos um dieſes Triebes willen lieben! Dieſer Trieb, und die ganze ſinnliche Wolluſt, werden mit der Zeit geſchwächt, nur die Neuigkeit macht ſie ſo feurig. So bald ſolche Eheleute eine Zeitlang mit einander gelebt haben, vermindert ſich ihre Neigung gegen einander, ſie werden kaltſinnig, und bekommen einen Ekel vor einander. Ein ſolcher Mann betrachtet ſeine Frau blos wie eine Paſtete, die er mit heishungrigen Augen betrachtet, ſo lange er hungrig iſt, die er aber nicht mehr zu ſehen verlangt, ſo bald er ſeinen Appetit geſtillt hat.

Eben ſo ſind auch diejenigen zu beurtheilen, welche blos nach Schönheit heirathen. Es würde ein Sittenrichter ebenfals lächerlich handlen, wenn er ſagen wolte, niemand müſſe auf die Schönheit des Körpers bei der Heirath ſehen. Eine ſchöne Perſon gefällt, und eben dadurch erwekt ſie Liebe. Jedes Gerichte iſt gut, wenn es mich ſättiget, allein die Speiſen ſind doch beſſer, welche appetitlicher ſind. Aber, blos auf Schönheit ſehen, das heiſt nach einem blos ſinnlichen Triebe heirathen, und es kan demnach daraus keine dauerhafte eheliche Liebe entſtehen. Wenn man die Schönheit des Körpers blos zu dem Gegenſtande der ehelichen Zuneigung macht, ſo bauet man ſie auf einen ſehr veränderlichen Grund. Eine einzige Krankheit, das Alter, und das erſte Wochenbette können die Schönheit verderben. Ja ſelbſt eine Schönheit, die man täglich vor Augen hat, verliert ihre Reizungen, weil man ihrer gewohnt wird. Man wundert ſich manchmal, warum Männer, deren Weiber ſehr ſchön ſind, mit häßlichern Weibsperſonen Untreue begehen können; allein wer den Menſchen kennet, wird dieſes ſehr wohl begreiffen können. Wer blos nach Schönheit heirathet, der ſezt ſich in Gefahr, eine ſehr ſchlechte Frau zu bekommen: denn die meiſten Eltern ſind ſo närriſch, daß ſie ihre ſchönſten Töchter am ſchlechteſten erziehen, weil ſie dieſelben doch los zu werden hoffen. Zudem kommt noch, daß ein ſolcher Ehemann zur Eiferſucht ungemein geneigt iſt. Denn da er ſich in ſeine Frau blos ihrer Schönheit wegen verliebt hat, ſo bildet er ſich ein, daß alle andre Mannsperſonen eben ſo geſinnt ſind, und daß ſich alſo jedermann in ſeine Frau verlieben werde. Kan alſo wohl bei ſo bewandten Umſtänden eine Ehe wohl gerathen, wenn die Zuneigung der Eheleute blos auf die Schönheit gegründet wird.

2. Eben ſo mus, bei nahe auf eine nothwendige Art, eine Ehe übel gerathen, wenn die Perſonen blos um ihres Reichthums willen einander heirathen. Vernünftige Leute wiſſen wohl, daß der Eheſtand nicht glüklich genug ſeyn kan, wenn man nicht Vermögen genug beſizt oder erwerben kan, um nicht nur die Nothdurft zu beſtreiten, ſondern auch ein bequemes und ſtandesmäßiges Leben mit ſeiner Frau und Familie zu führen. Beide Eheleute müſſen alſo, ſo viel ihnen möglich iſt, entweder reich genug ſeyn, oder Geld genug verdienen können. Man kan es alſo nicht tadeln, wenn Perſonen bei ihrer Verehligung auch auf ihr beiderſeitiges äuſerliches Vermögen ſehen. Einer Mannsperſon iſt es alſo nicht allemal zu verdenken, wenn ſie auch nach Gelde heirathet, zumal wenn ſie ſelbſt nicht wohlhabend genug iſt, und wenn ſie zur erſten Einrichtung ihres Hausweſens, oder zu ihrem Verlage, oder zum Antritte ihres Amtes, eine Summe Geld nöthig hat. Man hat Exempel genug, daß, wenn arme Leute einander heirathen, ihr Eheſtand blos deswegen übel gelingt, weil ſie arm ſind. Sondern wir reden davon, wenn ein Frauenzimmer blos deswegen jemanden heirathet, weil er ſehr reich iſt, oder ſtarke Beſoldung hat; und wenn eine Mannsperſon blos deswegen ein Frauenzimmer heirathet, weil es reich iſt. Das nennet man: eine gute Parthie thun; und Eltern geben vor, daß ihre Töchter alsdenn recht ſehr gut verſorgt worden. Wenn es zum guten Glük geſchiehet, daß beide Perſonen verſtändig und tugendhaft ſind, ſo geräth die Ehe gut. Allein das iſt ein auſſerordentlicher Fall, die meiſten ſolcher Ehen gerathen ſehr ſchlecht. Die wahre zärtliche eheliche Liebe fehlt alsdenn ganz, denn die mus auf einer gegenſeitigen Neigung zu der Perſon beruhen. Solche Heirathen geſchehen blos aus Geiz, und der iſt eine Wurzel alles Übels. Der Mann, der ſehr reich iſt, wird von der Frau eine niederträchtige Unterwerfung verlangen, indem er ihr immer vorwerfen wird, daß ſie durch ihn im Zeitlichen ſo glüklich gemacht worden. Die reiche Frau wird ihrem Manne trozen, und von ihm Nachſichten verlangen, die verdrieslich ſind. Beide Eheleute

werden entweder geizig oder verſchwenderiſch, und in beiden Fällen iſt ihr Eheſtand unglüklich. Ein Mädgen, das viel Geld hat, hat ſelten viele perſönliche Qualitäten, weil ſie um einen Mann nicht beſorgt ſeyn darf. Die Streitigkeiten, über die gegenſeitigen Vermächtniſſe, ſind auch groſſe Verdrieslichkeiten. Kurz, ſolche Eheleute ſind ſelten miteinander vergnügt, Denn da ſie ſich ihrer Perſonen wegen nicht geheirathet haben, ſo fällt ihnen immer der Gedanke ein, daß ſie reicher hätten heirathen können, und der macht ſie immer misvergnügt, und einander abgeneigt. Zu dem kommt noch, daß der Reichthum kein dauerhaftes Gut iſt. Und wenn es ſich alſo zuträgt, daß einer von beiden Eheleuten um das Seinige gebracht wird, und ſolte es auch gleich durch ein bloſes Unglük geſchehen, ſo haben ſie keine Urſach mehr miteinander vergnügt zu ſeyn, und ſie werden alſo einander überdrüſſig. Sehr ſelten hält die Freundſchaft aus, wenn die Freunde etwas mit einander zu theilen bekommen. Vernünftige Menſchen müſſen ſich alſo niemals in die Gefahr begeben, über das Mein und Dein in Uneinigkeit zu gerathen, und dieſer Gefahr ſezen ſich ein paar Eheleute faſt täglich aus, wenn ſie einander blos um des zeitlichen Vermögens willen geheirathet haben.

3. Manche Leute führen deswegen eine unglükliche Ehe, weil ſie ſich vorher eine gar zu ſüſſe und gute Hofnung von dieſem Stande und von einander gemacht haben. Das menſchliche Gemüth iſt ſo beſchaffen, daß es allemal einen empfindlichen Verdrus auszuſtehen hat, wenn ihm ſeine Hofnung fehl ſchlägt, und wenn es ſich wenigſtens groſſentheils in derſelben betrogen ſieht. Junge Leute, die ans Heirathen denken, machen ſich ofte gar zu groſſe Hofnung. Sie glauben, daß ſie faſt gar keine Verdrieslichkeiten werden auszuſtehen haben. Wenn ſie nun hernach Erfahrung bekommen, und wenn ſie fühlen, daß ſie ſehr vieler und groſſer Verdrieslichkeiten würden haben überhoben ſeyn können, wenn ſie in dem ledigen Stande geblieben wären, ſo kommt ihnen die Reue an. Sie werfen einander ihr Elend vor. Dadurch erbittern ſie ihre Gemüther wider einander, und fangen an einander zu haſſen. Daher kommts, daß ein alter Weltweiſer wenigſtens in den meiſten Fällen recht hat, wenn er den Eheſtand mit einem Hünerkorbe vergleicht, in welchem Hüner eingeſchloſſen ſind, die man zu Markte tragen will, und die in demſelben gefüttert werden. Diejenigen, welche in demſelben ſteken, wollen gerne heraus; und diejenigen, welche in Freiheit leben, wollen gerne hinein. Es iſt demnach zu rathen, daß man vor dem Heirathen ſich mehr vor dem Eheſtande fürchte, als daß man ſich gar zu gute Hofnung mache. Denn es iſt unendlich angenehm, wenn man ſich mit der Zeit in ſeiner Furcht betrogen findet.

4. Manche Leute, die einander heirathen, ſind gar ſo närriſch, daß ſie nicht daran denken, wo ſie Brod hernehmen wollen. In dem Brautſtande, wenn ſie von der neuen Liebe betrunken taumeln, können ſie den Poeten nachſprechen: daß ſie ſich von ihrer ehelichen Liebe ſatt eſſen und trinken wollen, daß ſie in einſamen Wüſten, entblöſt von allen Gütern, in der Umarmung ihrer Ehegatten der ganzen übrigen Welt vergeſſen, und höchſt vergnügt ſeyn wollen. Allein, man bedenkt nicht, daß der Poet die Natur verſchönert. Wann hernach allerwegen der Mangel einreiſt, wenn Hunger und Durſt ſich zu regen anfangen, und wenn die Armuth ihre unbarmherzige Tyrannei auszuüben anfängt, alsdann pflegt man aus einem andern Tone zu reden. Wir geben zu, daß unter den Eheleuten ſolche groſſe Seelen ſeyn können, welche im Verhungern noch einander zärtlich lieben, und überwiegend vergnügt ſind. Allein das ſind ſehr rare Exempel. Eheleute ſind verpflichtet, einander auch in ihrem äuſſerlichen Zuſtande glüklich zu machen. Wenn alſo ein paar Perſonen ſich blos auf ein Gerathewohl heirathen, ſo ſezen ſie ſich in Gefahr, ihre Pflichten gegen einander nicht beobachten zu können, und das iſt allemal ſündlich. Ver-

nünftige Leute heirathen nicht eher, ehe ſie nicht wenigſtens wahrſcheinlich vorherſehen, daß ſie ihr nothdürftiges Auskommen haben werden.

5. Eine von den vornehmſten Urſachen unglüklicher Ehen beſtehet wohl darinn, daß die wenigſten Menſchen die Kunſt verſtehen, eine dauerhafte und vernünftige Liebe zu gründen. Die wahre Liebe kan nur aus dem Vergnügen an den Vollkommenheiten einer geliebten Perſon entſtehen. Wenn ich alſo eine Perſon auf eine ſolche Art zu lieben anfangen will, daß dieſe Liebe ſehr ſtark, zärtlich und dauerhaft ſeyn ſoll, ſo mus ich an derſelben ſehr viele und ſehr groſſe wahre Vollkommenheiten erkennen, und dieſe Erkentnis mus recht deutlich, gewis und rührend ſeyn. Nun ſind, unter allen menſchlichen Vollkommenheiten, Verſtand, Klugheit, Tugend und Geſchiklichkeit die gröſten. Eheleute demnach, welche ſich dauerhaft lieben wollen; die müſſen ſich in ihrem Brautſtande deswegen zu lieben anfangen, weil ſie durch den öftern Umgang mit einander, und durch viele thätige Proben erfahren haben, daß ſie verſtändig, klug, vernünftig, aufgewekt, fromm, leutſelig, überhaupt tugendhaft, geſchikt, hauswirthlich u. ſ. w. ſind. Eine Liebe, die auf ſolche Einſichten gebauet wird, flieſt aus richtigen und vernünftigen Bewegungsgründen, und ſie mus alſo nothwendig dauerhaft ſeyn. Allein, bei wie vielen Leuten fängt wohl die eheliche Liebe auf ſolche Weiſe an? Die wenigſten beſizen dieſe Vollkommenheiten, die wenigſten verlangen bei der andern Perſon dieſe Vollkommenheiten, die wenigſten ſuchen einander vor der Verlobung recht zu kennen, und viele heirathen einander ſo gar blos auf Recommendation. Wenn nun ein Paar ſolche unbekannte Leute hernach einander lernen kennen, ſo entdeken ſie den Mangel dieſer Vollkommenheiten an einander. Alsdenn denken ſie, und ſagens wohl gar einander: Hätte ich dich vorher gekannt, ich würde dich mein Lebetage nicht genommen haben. Alsdenn bekommen ſie einen Widerwillen gegen einander, ſie werden einander überdrüſſig, und fangen einander an zu haſſen.

6. Die ſechſte Urſach, warum ſo viele Ehen mislingen, beſteht darinn; weil die wenigſten Menſchen die Kunſt verſtehen, ihre gegenſeitige eheliche Liebe zu ernähren, dauerhaft zu machen, und immer von neuem anzufeuren. Wenn ein Menſch auf eine dauerhafte Weiſe einen andern lieben ſoll, ſo mus er an dem andern beſtändig neue Vollkommenheiten, oder die alten Vollkommenheiten auf einer neuen Seite entdeken. Folglich müſſen die Eheleute, die einander beſtändig lieben wollen, ſich täglich an Verſtand, Tugend und Geſchiklichkeit verbeſſern. Sie müſſen einander, in den täglichen Vorfällen des Eheſtandes, ihre Einſichten und ihren Verſtand zeigen, und ſie müſſen durch die Ausübung aller Tugenden, inſonderheit der Pflichten der Dienſtfertigkeit, der Höflichkeit, der artigen Aufführung, einander beſtändig neue Proben ihrer geſamten Vollkommenheiten geben. Alsdenn fühlen ſie täglich gegenſeitig ihre Vollkommenheiten auf eine neue Weiſe, und ſie bekommen alſo täglich neue Urſache, ſich zu lieben. Allein die meiſten Eheleute leben ganz anders mit einander. Sie werden faſt täglich ſchlimmer. Sie fürchten GOtt nicht, und leben nicht tugendhaft. Sie gehen nicht einmal manierlich und artig mit einander um. Sie ſuchen ſich einander nicht gefällig zu machen, und ſich bei einander zu inſinuiren. Wenn nun der Mann ſieht, daß die Frau Proben ihres Unverſtandes, ihrer Ungeſchiklichkeit, ihres Geizes oder anderer ihrer Laſter täglich von ſich bliken läſt, bekömmt er da nicht Urſache, misvergnügt mit ſeiner Frau zu ſeyn, und einen Widerwillen wider ſie zu faſſen? Eben ſo geht es der Frau, in Abſicht auf ihren Mann. Weil demnach die meiſten Eheleute ſich gegen einander und vor ihren Augen unanſtändig, lächerlich und verächtlich aufführen, weil ſie ſich laſterhaft verhalten, und ſich nicht bemühen, ſich einander angenehm und gefällig zu machen, ſo lieben die wenigſten Eheleute einander gehörig, und

es müſſen demnach die meiſten Ehen unglüklich ſeyn.

7. Die wenigſten Eheleute beſizen die Tugend der Friedfertigkeit, und daher kommts, daß die meiſten Eheleute in Zank und Streit mit einander leben, und daß ſie daher eine unglükliche Ehe führen. Ein Friedfertiger mus dem andern keine rechtmäſige Urſach zum Streit geben, oder er mus ihn in der That nicht beleidigen: die meiſten Eheleute nehmen ſich erſtaunliche Freiheiten in Abſicht auf einander heraus. Sie fahren einander an, ſie begegnen einander grob und unhöflich, ſie ſchimpfen einander, und verlezen erſtaunlich die Pflichten, die ſie einander ſchuldig ſind, nicht nur nach der Liebe, ſondern auch nach dem ſtrengſten Rechte. Kan, bei einem ſolchen Verhalten, Friede und Eintracht ſtatt finden? Ein Friedfertiger vermeidet auch ſo gar allen Schein der Beleidigung, damit der andere nicht etwa durch einen falſchen Wahn verleitet werde, Streit anzufangen, und ſich für beleidigt zu halten. Viele Eheleute ſchonen in dieſem Stüke einander gar nicht. Wenn ſie merken, daß der andere worüber empfindlich iſt, ſo fahren ſie in ihrem Verhalten um ſo viel mehr fort, weil ſie es ſich für eine Schande halten, nachzugeben. Der Friedfertige iſt nicht empfindlich, oder er hält nicht leicht etwas für eine Beleidigung. Er kehret alles zum beſten, er entſchuldiget den andern, er vergiebt ihm ſeine Vergehungen, und rechnet ihm dieſelben nicht zu hoch an. Viele Eheleute ſind erſtaunlich empfindlich. Sie verlangen von einander ein engelreines Betragen. Sie legen einander alles aufs ſchlimmſte aus, und wollen von keiner Entſchuldigung wiſſen. Ein Friedfertiger, wenn er den andern beleidiget hat, bittet um Vergebung, und leiſtet alle mögliche Genugthuung, und nimmt auch leicht dergleichen von ſeinem Beleidiger an. Viele Eheleute kennen dieſe Tugend nicht. Sie halten es für eine Schande, um Vergebung zu bitten, oder Genugthuung zu leiſten. Und wenn ſie in einen Streit mit einander gerathen, ſo ſind ſie zu unverſtändig oder zu affectenvoll, als daß ſie die bequemſten und gelindeſten Mittel erſinnen und ergreifen ſolten, den Frieden unter ſich zu erhalten oder wieder herzuſtellen. Es lehrt daher die Erfahrung, daß keine Verſöhnung und kein Friede ſchwerer zu bewirken und zu erhalten iſt, als zwiſchen Eheleuten, wenn ſie einmal in Uneinigkeit gerathen ſind. Es ſolte demnach niemand heirathen, als wer ſchon hinlängliche Proben ſeiner friedliebenden oder friedfertigen Geſinnung abgelegt hätte.

8. Eltern ſind auch ſehr ofte an den unglüklichen Ehen ihrer Kinder ſchuld, wenn ſie dieſelben aus elenden Urſachen, wider ihre Neigung, zwingen, eine gewiſe Perſon zu heirathen. Sonderlich ſind die Töchter dieſem betrübten Schikſal unterworfen. Die Eltern handeln hier ofte aus ſchändlichem Geize, indem ſie für ihr Kind blos einen Ehegatten ausſuchen, der ihrer Einbildung nach wohlhabend genug iſt. Oder ſie wollen ihre Autorität ſehen laſſen, und glauben, ein Kind verſündige ſich wider die Pflicht des Gehorſams, wenn es nicht blindlings der Wahl der Eltern folgt. Und wenn ſich auch ein Kind ſeinen harten Eltern zu Füſſen würfe, und verſicherte, es könne den vorgeſchlagenen Ehegatten nicht lieben: ſo lachen manche unverſtändige Eltern darüber, und halten es für kindiſch, zu glauben, daß man aus Liebe heirathen müſſe. Entweder weil ſie ſelbſt nach dem Schlendrian ſich ohne Liebe verheirathet haben; oder weil ſie auf eine pöbelhafte Art glauben, die Liebe werde ſich im Ehebette ſchon finden; oder weil ſie als veraltete Leute kein Gefühl einer zärtlichen Liebe mehr haben, und daher glauben, dergleichen Vorgebungen der Liebe ſeyen Kindereien. Dem ſey nun wie ihm wolle, Eltern ſind ofte ſchuld, daß ihre Kinder dem ſchwarzen Schikſale einer unglüklichen Ehe übergeben werden.

Es iſt eine wichtige Frage: Wie weit ſich die Gewalt der Eltern, bei Verheirathung ihrer Kinder, erſtreke? Manche Kinder bilden ſich ein, daß ihre Eltern ſchlechterdings verbunden ſeyn, ihren Neigungen keinen Gewalt anzuthun. Allein Eltern haben das Recht, ihre Kinder zu erziehen, und ſie folglich in den Stand zu ſezen, ſich ſelbſt glükſelig zu machen. Da nun dahin der Eheſtand gehört, ſo erſtrekt ſich die Gewalt der Eltern auch bis über die Vereheligung der Kinder. Folglich haben ſie das Recht, ſich der Neigung und Wahl eines Sohns oder einer Tochter auch mit Gewalt zu widerſezen, wenn ſie ſehen, daß dieſelbe thöricht und unverſtändig iſt, und zum Verderben des Kindes ausſchlagen wird.

Wir haben von jemanden, der ſich Johann Sancdar nennt, einen Brief erhalten, in welchem er uns folgenden Fall vorträgt: Geſette iſt nach Abſterben ihres Vaters, der ein ziemlich groſſes Capital hinterlaſſen, unter der Aufſicht der Mutter, und hat ſich ſonſt in allem gehorſam bewieſen. Nun iſt ſie recht närriſch in ihren Schuſter verliebt worden. Die Mutter will dieſe Verbindung nicht zugeben, weil ſie nicht nur wider ihren Stand läuft, ſondern auch der Schuſter ein ſchlechtes Leben führt. Geſette kehrt ſich nichts an den Widerſpruch der Mutter, und ſie hat dieſelbe ſo gar vor Gericht gefodert, weil ſie die Heirath nicht zugeben will. Iſt das recht?

Wir ſezen voraus, daß unſer Correſpondent uns den Fall recht berichtet hat, und da wird die Obrigkeit den Ausſpruch ſchon thun. Wenn wir aber vorausſezen, daß eine Geſette noch völlig, auch in Abſicht auf ihr Vermögen, unter der Gewalt ihrer Eltern ſtehe, ſo ſagen wir, daß ſie unrecht handelt, und ihre Eltern haben das Recht, ſich ihr mit Gewalt zu widerſezen. Sie können ſie entweder einſperren laſſen, oder, wenn ſie ſehen ſolten, daß doch kein anderer honetter Mann ihre Tochter nach dieſem Schritte heirathen werde, ſo wollen wir den Eltern einen doppelten Rath ertheilen. Einmal, daß ſie ihrer Tochter aufs liebreichſte, ernſtlichſte und vernünftigſte Vorſtellung thun, und ſie zugleich bedeuten, daß ſie ihr nicht mehr Brautſchaz mitgeben wollen, als eine Schuſtersfrau werth iſt, und daß ſie ſie im übrigen enterben wollen, ſo weit es die Rechte erlauben. Läſt ſie ſich nicht bedeuten, ſo übergeben ſie ſie ihrem Schikſale, denn ein kleiner Ubel mus dem gröſſern vorgezogen werden. Oder beſſer würde es ſeyn, wenn die Eltern den Schuſter und Geſette vornehmen, mit Vermelden, ſie ſolten noch ein halbes Jahr warten, ehe ſie ſich verlobten, und alsdenn wollen ſie ſich weiter nicht widerſezen. Alsdenn müſſen die Eltern ihre Geſette in Kleidungen und Eſſen ſo ſchlecht anfangen zu halten, als es ſich für eine zukünftige Schuſterin ſchikt. Sie müſſen ſie zu Arbeiten angewöhnen, die ſie als Schuſterin thun mus. Wir hoffen, dieſes ſoll gewünſchte Würkung thun. Geſette iſt vor Liebe närriſch, und alſo denkt ſie nicht dran, wie ſchlecht ihre Wahl ſey. Bringt man ihr aber ein Gefühl von ihrer zukünftigen Lebensart bei, ſo wird ſie vielleicht anders Sinnes werden. Wir ſezen voraus, daß Geſette nicht ſchon mit ihrem Liebhaber zu weit ſich eingelaſſen, denn dieſes würde der Beantwortung der vorgelegten Frage einen andern Schwung geben.

Auf der andern Seite nehmen ſich freilich viele Eltern zu viel Gewalt heraus. Wir geben ihnen nur eine verneinende Stimme bei der Verheirathung ihrer Kinder, und das Recht, daß ſie verlangen können, um Rath gefraget zu werden. Die Eltern verſündigen ſich alſo, wenn ſie aus Eigenſinn, Herrſchſucht, Geiz oder andern böſen Urſachen, die eigene Wahl der Kinder nicht billigen und zugeben wollen.

Unſer vorhin genannter Correſpondent hat uns folgenden Fall vorgetragen: Philander, der Sohn eines begüterten Kaufmanns, liebte, ſeit ſeiner Kindheit, die Tochter ſeines Nachbars, der zugleich ſein Verwander war. Dieſer war aber durch die Handlung ſo weit geſchwächt, daß man täglich fürchtete, er möchte banquerout werden. Eine Antipathie zwiſchen beiderſeitigen Vätern verurſachte, daß Philander ſeine Liebe zu der ſchönen und tugendhaften Doris heimlich halten muſte. Unterdeſſen, da er wuſte, daß ſein Vater die Tugend liebet, wo er ſie findet, wagte er es, ihme ſeine Liebe zu offenbaren, und ihn zu erſuchen, ſeine Einwilligung zu geben. Aber wie erſchrak er nicht, als er ſchlechterdings abſchlägige Antwort bekam. Er ſtellte ihm vergebens die gute Erziehung, Gottſeligkeit, und Kentnis der Haushaltung vor, und daß ihr weiter nichts als Geld fehle. Alles war umſonſt, ſein Vater drohet ihn zu enterben. Hat der Vater Recht?

Wenn die Sachen ſich würklich ſo verhalten, ſo hat der Vater ſchlechterdings unrecht, und wir tragen kein Bedenken, ihn für einen harten, geizigen und unverſöhnlichen Mann zu erklären, weil er ſich nicht entblödet, ſeine Feindſchaft gegen der Doris Vater die unſchuldigen Kinder entgelten zu laſſen. Philander mus Geduld haben: Vielleicht giebt ſich ſein Vater. Oder er mus der Doris den Vorſchlag thun, ihre Heirath bis nach ſeines Vaters Tode zu verſchieben, oder er mus die Doris heirathen, und ſich gefallen laſſen, daß ihn ſein Vater enterbt, ſo weit es die Rechte erlauben. Man hat Beiſpiele, daß die unerbittlichſten Eltern, deren Kinder ſich wider ihren Willen verheirathet haben, endlich erweicht worden, wenn die Kinder die Beobachtung aller kindlichen Pflichten unausgeſezt fortgeſezt haben. Doch der lezte Schritt iſt am bedenklichſten. Philander mus, ehe er denſelben thun wolte, noch hundertmal überlegen, ob ſeine Wahl ſonſt vollkommen vernünftig und tugendhaft ſey, und ob er nicht etwa durch eine jugendliche blinde Leidenſchaft regiert werde. Wer weis, ob ſein Vater nicht ſonſt vernünftige Urſachen hat, warum er ſich ſeiner Wahl widerſezt.

Von der Unbarmherzigkeit gegen den Thieren.

Ich habe mich gewöhnet dasjenige zu thun, was einem jedweden vernünftigen Menſchen anſtändig iſt, nämlich über alle Gegenſtände die ich zu ſehen bekomme, Betrachtungen anzuſtellen. Ich halte dafür, daß der Vortheil, der aus dieſer Bemühung erfolget, dieſelbige reichlich belohne; indem eine jedwede Sache geſchikt gemacht wird, gute Gedanken in unſerer Seele zu erregen. Möchte doch mein Beiſpiel meinen Untergebenen wichtig genug ſcheinen, ſie zu bewegen, gleichfals aufmerkſame Beobachter eines jeden Dinges abzugeben, was ihnen vor die Augen kommt. Viele unter ihnen, würden in der That einen groſſen Theil ihrer angewohnten Blindheit verlieren.

Ein einziges Exempel, was ich in dieſer Betrachtung anführen will, wird geſchikt genug ſeyn, zu beweiſen, daß nichts in der Welt geſchehen könne, ohne uns einen reichen Zufius von Gedanken, an die Hand zu geben, wenn wir anders darauf merken wollen.

Ich gab vor einiger Zeit, der eingeführten Gewohnheit zufolge, meinen guten Freunden eine Kirchweihmahlzeit. Ich verſchrieb hierzu einen Koch aus der Stadt; denn es iſt möglich, daß man ſich durch ſeine Freigebigkeit beſchimpfen kan, wenn man nicht alle Umſtände der eingeführten Ordnung genau beobachtet. Ich bekam hier die beſte Gelegenheit zu unterſuchen, ob man auch den Köchen unrecht thue, wenn man ihnen, eine Grauſamkeit gegen die Thiere Schuld giebt, die ihnen zu ſchlachten übergeben werden.

Indem ich im Begriffe war, aus meiner Stube herunter zu gehen, ſo hörte ich im Hofe ein erbärmliches Geſchrei. Ich erſchrak; doch ward ich bald innen, daß daſſelbe nicht von der Stimme wehklagender Menſchen, ſondern von den Schmerzen geängſteter Thiere herrührte.

Als ich hinunter kam, ſo erblikte ich den Koch in völliger Arbeit, zween welſche Hähne, die zu der morgenden Mahlzeit beſtimmt waren, eine halbe Stunde vor ihrem bevorſtehenden Tode, in dem Hofe herum zu jagen. Er bediente ſich hierzu einer Pferdepeitſche, und hieb mit einer gewiſſen Unbarmherzigkeit, auf die Vögel hinein. Ich erkundigte mich um die Urſache ſeines Verfahrens, und er verſicherte mich, daß dergleichen Braten gar keinen Geſchmak hätte, wenn nicht denen Hahnen, die ihre Leiber dazu hergeben müſten, die lezte halbe Stunde vor ihrem Tode, auf die erwähnte Art ſauer gemachet würde. Meine Einwendungen lieſen fruchtlos ab, und mein Diener des Geſchmaks, gab mehr als zu deutlich zu erkennen, daß ihm meine Abweſenheit erträglicher wäre als meine Gegenwart.

Eine halbe Stunde darauf hinterbrachte mir meine Muhme ſeinen Gebrauch die jungen Hühner abzuwürgen. Er pflegte ſie nämlich mit dem Meſſer einmal in den Kopf zu hauen, doch ſo, daß ihnen dieſer Hieb nicht augenbliklich tödlich wäre. Nach dieſem würden ſie in die Küche geworfen, da denn dieſe arme Werkzeuge der menſchlichen Tyrannei, noch eine geraume Zeit herum flatterten, und ſich endlich, unter den erbärmlichſten Stellungen nach und nach verbluteten.

Dieſe Nachricht bewog mich abermals hinunter zu gehen. Ein Spectakel, was die Menſchlichkeit, die ſich auch gegen die unvernünftigen Geſchöpfe äuſert, nicht ohne Rührung anſehen lies. Zwölf verwundete Vögel hüpften bereits in der Küchen herum. Sie flatterten wider die Wände, ſie ſtieſen ſich mit den blutigen Köpfen gegen einander. Sie wurden nach und nach immer mehr und mehr taumelnd. Der Schmerz, und die noch immer übrige Liebe, ihr Leben zu erhalten, lehrte ſie den vergeblichen Verſuch, mit ihren Flügeln, das ſparſam rinnende Blut zu ſtillen. Sie umgaben ihren Feind und krümmten ſich zu ſeinen Füſſen, als wolten ſie noch durch dieſen lezten Verſuch, die grauſame Barmherzigkeit rege machen, daß er ihnen geſchwinder vom Leben helfen möchte. Doch dieſer blieb unbeweglich, er vermehrte die Zahl der langſam Sterbenden, mit mehrern ihren unglüklichen Cammeraden, ja er ſties mit lachendem Munde Flüche gegen die elenden Geſchöpfe aus, gleich als ob er noch in einer raſenden Freude über ihre Schmerzen, über ſie triumphirte.

Ich verwies ihm ſein Verfahren, und rieth ihm, den Tod ſolcher Thiere, die um der menſchlichen Sättigung willen ſterben müſten, lieber zu beſchleunigen, als durch eine unnöthige Quaal zu vervielfältigen. Ich erhielt aber keine andere Antwort als dieſe: Es ſey bei ihrer Kunſt einmal ſo gewöhnlich, um ſich die Zeit zu erſparen; Zudem ſo wäre es ja nur eine Luſt, mit anzuſehen, was für lächerliche Figuren die Todesangſt in dieſen ſterbenden Beſtien herfür brächte. Er glaube auch nicht, daß mein Einwurf im Ernſt gemeinet ſey, wenn ich ein Mitleiden gegen ſterbende Thiere, von der Menſchlichkeit forderte. Ich ſahe wohl, daß ich mit einer Strafpredigt, bei einem Manne, der ſeine Kunſt nach den einmal erlernten Regeln trieb, nichts ausrichten würde. Ich eilte alſo wiederum in meine Studierſtube, in welcher ich, die Grauſamkeit mancher Menſchen gegen die Thiere, weiter in Erwägung zog.

Es ſcheinet eine zu der Natur gewordene Unart zu ſeyn, daß die Menſchen ein Belieben daran haben, mit den Thieren grauſam umzugehen. Dieſe üble Gewohnheit äuſert ſich darinnen, wenn ſie das Vieh entweder mit eigner Hand martern und töden, oder doch Gelegenheit dazu geben, daß ſich die Thiere, untereinander ſelbſt auf eine jämmerliche Art aufreiben. Dieſer Mißbrauch kömmt, wofern ich recht urtheile, von nichts anders her, als aus der unrecht verſtandenen Lehre, von der Herrſchaft unſers Geſchlechts, über die ohne Vernunft lebenden Geſchöpfe.

Der Schöpfer hat den Menſchen, dem er die Regierung der Welt anvertrauete, mit ausdrüklichen Worten, zu einem Beherrſcher der Thiere gemacht, vermöge dieſer mitgetheilten unumſchränkten Gewalt, hat er die Freiheit, über ihr Leben und Tod zu gebieten. Er darf ſie zu ſeinem Nuzen, und zu ſeinem Zeitvertreibe anwenden. Folglich ſteht es ihm frei, auch ihren Schaden, auch ihre Quaal zu veranſtalten, wenn es in dieſen beiden Stüken nöthig iſt.

Thiere ſind Thiere. Sie können und dürfen ſich nicht wider den Menſchen auflehnen, deſſen Sklaven ſie ſind; wer wird ſich ſo genau um ein unvernünftiges Vieh bekümmern, und wer will es einem Menſchen auflegen, daß er allemal ſein Verfahren in ſolchen Kleinigkeiten, nach den ſchärfſten Regeln prüfen ſoll.

GOtt wird ſich viel um das Vieh bekümmern. Solte er wohl Rechenſchaft von den Menſchen fordern, wenn ſie nun auch mit ſolchen Geſchöpfen, deren Beobachtung einem GOtt unanſtändig iſt, nicht allemal ſo gar ſäuberlich umgehen. Es iſt genug, daß ſich die Menſchen untereinander verſchonen, bei den Beſtien brauchet es dieſe Achtſamkeit nicht, wenn das Belieben des Menſchen, die Sache anders ordnet.

Ich habe dieſe Einwürfe fürgetragen, ſo wie ſie insgemein erhoben werden; und ich finde zur Zeit noch nicht die geringſte Schwierigkeit, die ſeichten Gründe zu zeigen, auf welche ſich dieſelbige ſtüzen.

Es iſt wahr, der Menſch iſt mit der Herrſchaft über die übrigen belebten Geſchöpfe beſchenket worden. Wir wollen ihm den Titel eines Königes über dieſelbigen gern zugeſtehen. Allein, er mus ſich auch dieſen Ehrennamen verdienen. Ein König fordert nicht mehr von ſeinen Unterthanen, als er von Rechtswegen von ihnen fordern kan, und er bedienet ſich ihrer, nur zu erlaubten und rechtmäſigen Abſichten. Zwiſchen einem Könige und einem Tyrannen iſt ein unausſprechlicher Unterſchied. Ein guter Beherrſcher liebet ſeine Unterthanen, und iſt ſo weit davon entfernt ihr Feind zu ſeyn, daß es ihn vielmehr innigſt kränkt, wenn er ſich genöthiget ſiehet, alſo mit ihnen zu verfahren, daß es nur in etwas ſchmerzhaft für ſie ausfallen könte. Ein König kömmt niemals auf die Gedanken, als ob er eine dermaſſen unumſchränkte Gewalt beſäſſe, daß er keinem höhern Weſen, von der Ausübung ſeiner Gewalt Rechenſchaft zu geben Urſach habe.

Laſſet uns nun den König der Thiere nach dieſem Muſter beurtheilen; Gewis ſeine angemaste Gewalt, über den Wohl- und Übelſtand ſeiner Unterthanen, wird ſich gar merklich einſchränken. Wer hat ihm die Gewalt ertheilet, mehr zu fordern, als diejenigen leiſten können, die ſich unter ſeinem Joch ſchmiegen müſſen; wer heiſt ihm den Verträgen zuwider handeln? das Verhältnis der Regenten, gegen ihre Unterthanen, und dieſer gegen jene, iſt nichts anders, als ein beiderſeitiger Vertrag. Diejenigen die zu gehorchen gebohren ſind, verſprechen ihrem Könige den reichlichen Unterhalt, als einen billigen Theil von dem Nuzen, den ſie von ſeinem Regimente erlangen. Ihr Gebieter hingegen verſpricht, mit dem verwilligten zufrieden zu ſeyn, ſie zu ſchüzen, und nicht geſchehen zu laſſen, daß ihnen nur das mindeſte widerfahre, was ihnen verdrieslich ſeyn könte. Die Thiere leiſten dem Menſchen dieſen Vertrag richtig. Sie geben ihm den benöthigten Unterhalt, und dienen ſeiner Nothdurft auf alle nur mögliche Weiſe. Er nimmt Speiſe und Kleidungen, aus dem Thierreiche von den noch lebenden Thieren. Sie laſſen ſich für ihn töden. Ihm zeugen die Eltern ihre Jungen, daß er ſie von ihnen wegreiſſen, in die Sclaverei verkaufen, oder auf die Schlachtbank liefern könne. Sie beſchweren ſich darüber nicht, denn ihr gemachter Vertrag hindert ſie daran, und der Tod einiger aus ihren Mitteln, iſt gleichſam das Schuzgeld, was ſie ihrem Könige abtragen, daß er damit zufrieden ſeyn, und den andern ihr Leben laſſen möge, die nicht zum Sterben beſtimmt ſind. Noch mehr. Die Thiere ſind unſre Sklaven, unſre Akerleute, unſre Boten, unſre Wächter, unſre Jäger, ja ich möchte bald gar ſagen unſre Luſtigmacher. Handeln wir vernünftig, wenn wir unſre treuen Diener töden. Iſt es zuläſig, daß wir ihnen durch übertriebenen Dienſt, und aufgelegte Martern, ihre Bedienungen bei uns unerträglich machen? Und iſt es menſchlich, wenn unſern geplagten Unterthanen, aus keiner andern Urſache Schmerzen aufgeleget werden, als damit er ein Vergnügen ßen empfinde, was nirgends weiter Plaz findet, als in ſeiner eigenen Einbildung.

Ich getraue es mir, dieſe tyranniſchen Beherrſcher mit einer Stelle aus dem Ovidius zu beſchämen.

Quid meruiſtis oues, placidum pecus inque tegendos,
Natum homines, pleno quae fertis in vbere nectar?
Mollia quae nobis veſtras velamina lanas
Præbetis? vitaque magis quam morte juuaris.
Quid meruere boues, animal ſine fraude doliſque
Innocuum, ſimplex, natum tolerare labores?
Immemor eſt demum, nec frugum munere dignus
Qui potuit, curui demto modo pondere aratri
Ruricolam mactare ſuum.

Billig ſolten alſo Menſchen, welchen der Titel eines Königes der Thiere ſo ſehr an dem Herzen lieget, auch als gerechte Könige erfunden werden.

Der zweite Einwurf, wird von ſich ſelbſt untüchtig gemacht worden ſeyn, wenn ich den erſten gründlich widerleget habe. Die Entſchuldigung von der Schwachheit der Thiere iſt uns mehr zur Schande. Es iſt eine trefliche Ehre über unvermögende Werkzeuge zu ſiegen, und grauſam gegen diejenigen zu ſeyn, die ſich nicht wieder wehren können. Uber dieſes ſind die Worte des weiſen Salomo wider einen Tyrannen über die unvermögenden unvernünftigen, wenn ſich der Gerechte ſeines Viehes erbarmet, ſo iſt der richtigſte Schlus dieſer, daß die Unbarmherzigkeit gegen das Vieh, ein, der Gerechtigkeit entgegen geſeztes Laſter ſey. Wer wolte aber gern ein Ungerechter heiſſen?

Ich laſſe meine Leſer urtheilen, ob der dritte Einwurf nicht wider die Eigenſchaften eines gütigen Schöpfers geredet ſey. Man beſchuldigte den GOtt, der alle Werke ſeiner Hände gut geſchaffen, einer Sorgloſigkeit, wenn man glaubte, daß er dieſe ſeine guten Geſchöpfe, nunmehro völlig aus der Acht lieſe. Herrſchet nicht, in dem Bau der Thiere, die allergröſte Kunſt? Wir wollen aber zugeben, daß dieſe Art der Geſchöpfe, nur ein geringeres Kunſtſtük des allergröſten Werkmeiſters ſey, der ſich in den übrigen Werken ſelbſt übertroffen, werden die Feinde der Thiere einen Vortheil damit erlangen? Im geringſten nicht. Solte wohl ein Künſtler, diejenigen Kunſtſtüke, an welchen er die erſten Proben ſeiner Kunſt gemacht hat, ob er ſich gleich durch die nachfolgenden Werke als einen weit gröſſern Meiſter gezeiget, geringer ſchäzen? Die Offenbarung flöſt uns andere Gedanken von GOtt ein. Er höret die Stimme der jungen Raben. Er hält unter andern auch darum an ſich, eine ruchloſe Stadt zu vertilgen, weil ihm die Menge der Thiere jammert. Endlich, ſolte wohl das Ganze beſtehen können, wenn der allmächtige Aufſeher deſſelben, einen beträchtlichen Theil aus der Acht lieſe, welcher daſſelbige ausmacht.

Man iſt alſo nicht auſſer Gefahr den milden Character der Menſchheit, und den Titel eines Königes über die Thiere zu verlieren, ja man wird es nicht ohne Beleidigung des Höchſten thun können, wenn man gegen die Thiere unbarmherzig iſt.

Die Nuzbarkeit des Hinausſehen zum Fenſter.

Gleich jezo habe ich eine halbe Stunde zum Fenſter hinaus geſehen. Ich ſchäze dieſe Art des Müſigganges für ſehr nuzbar, indem ich die Betrachtung der verſchiedenen Gegenſtände, die er uns zu Geſichte bringet, geſchikt befinde, tauſenderlei nagenden Gedanken fürzubeugen. Wenigſtens hat er mir anjezo dieſen angenehmen Dienſt geleiſtet. Es iſt uns manchmal unvermeidlich, daß ſich eine gewiſe Betrübnis unſrer Einbildungskraft bemächtiget, wovon wir den Urſprung oft ſelbſt nicht errathen können. Wir hängen derſelbigen nach, und wir ſehen mehr als einerlei verhaste Bilder von unſerm Unglük, die in der That nichts als Bilder ſind. Auch die Geſezteſten werden dann und wann damit gemartert; denn dieſer Zufall des Gemüthes, iſt gewis alſo beſchaffen, daß ich gar nicht zu hart rede, wenn ich denſelben mit einer Marter vergleiche.

Da dieſe Krankheit in Betrachtungen beſtehet, ſo hat die Weisheit ein dienliches Hülfsmittel gegen dieſelbe, in andre Betrachtungen geleget. Wir dürfen nur andre Leute anſehen. Wir müſſen uns den Anblik von ihnen auf die Unterſuchung ihrer Umſtände leiten laſſen: Nichts wird alsdenn gewiſer ſeyn, als daß wir finden werden, daß ſie allemal in einigen Fällen, von unſerm Glük unläugbar übertroffen werden, es mag nun dieſes auf eine in die Augen fallende, oder verborgene Weiſe geſchehen. Zu dieſem Heilungsmittel, befinde ich meines Ortes, in ſolchen Städten, wie unſer volkreiches **Augſpurg** iſt, nichts bequemer, als die beſagte Beobachtung der Vorbeigehenden durch die Fenſter. Bei einem ſolchen Zuſammenfluſſe von Leuten, wie allhier iſt, wird es nicht fehlen können, daß uns unterſchiedene Perſonen zu Geſichte koñen müſſen, mit welchen wir, in Anſehung ihrer Umſtände, auf keinerlei Weiſe zu einem Tauſche möchten zu bewegen ſeyn.

Ich werde die Wahrſcheinlichkeit meiner Meinung am beſten auſſer Zweifel ſezen können, wenn ich die nur jezo gemachten Bemerkungen erzähle, die mir, weil ſie neu ſind, noch in friſchem Andenken ſchweben.

Der erſte, der bei mir vorüber gieng, war ein Bube, der ſeine Italiäniſchen Waaren, mit vollem Halſe feil bot, und die Worte Hecheln, Mäuſefallen und Blaſebalg, auf unſrer Straſe, wohl dreiſigmal fruchtlos wiederholte. Seine Begierde Geld zu verdienen, oder, die Sehnſucht ein Mittel wider den Hunger zu erwerben, waffnete ihn ſattſam, wider das Misvergnügen, wozu ihn das ungeſtümme Wetter, welchem er ſich ausgeſezet ſahe, natürlicher Weiſe hätte verleiten können. Er wiederholte ſein heiſcheres und faſt heulendes Geſchrei, ob es gleich nicht ſonderlich das Anſehen hatte, als ob ſich ein Liebhaber zu ſeinem Hausrathe ſo bald würde finden laſſen. Ich enthielt mich dieſen Jungen als eine geringſchäzige Perſon zu betrachten, ſondern ich ſahe ihn als einen Menſchen an, der eben ſo viel Recht hätte, das Glük und Ruhe von der Natur zu begehren, die er ſowohl für ſeine Mutter und Gutthäterin halten konte, als ich, oder einer von meinen Mitbürgern. Gleichwohl ſchien mir weder ſeine äuſerliche Geſtalt, noch ſein Zuſtand, etwas an den Tag zu legen, was dieſen beiden Geſchenken der äuſerlichen Vorſicht ähnlich geweſen wäre. Wie weit iſt der Geburtsort dieſes Knabens, von unſerm Vaterlande entfernet? Seine Reiſe zu uns, wird über ſteile und ſchneevolle Gebürge, bei rauhen Winde und Wetter, anders nicht, als zu Fuſe verrichtet. Die geringe Kleidung, die er auf dem Leibe hat, iſt nicht im Stande eine hinlängliche Erleichterung des unbequemen Weges abzugeben, und wo ich nicht irre, ſo iſt ſein Rüken, das einzige Mittel, uns ſeinen Vorrath zuzuführen. Die Zehrung, die er unterwegens hat, wird nach der Maſe ſeiner Herbergen eingerichtet ſeyn, und alſo auch nicht köſtlich ſeyn. Wenn er nun bei uns angelanget, ſo währet es eine gute Weile, ehe er ſeine Waaren an den Mann bringet, die insgemein alſo beſchaffen ſind, daß man ſich in einer Haushaltung eine gute Zeit damit behelfen kan, wenn man einmal damit verſorget iſt. Uber dieſes iſt ſein Handel, neben der Anlage, auch nicht ohne alle Unkoſten und Abgaben. Er will davon leben. Er will, und mus vielleicht etwas von dem Erübrigten mit nach Hauſe bringen. Wo iſt das Glük eines ſolchen Menſchen? Möchte wohl ich, oder jemand mit demſelbigen tauſchen, und gleichwohl bin ich unzufrieden, da ich doch unendlich glüklicher bin, als dieſer, und ein beträchtlicher Theil der Geſchöpfe, die mit mir gleiche Vortheile der Schöpfung und des natürlichen Lebens genieſſen.

nieſſen. Ich kan ruhig auf meiner Stube bleiben. Ich kan etwas nahrhaftes und zugleich nach meinem Geſchmak eingerichtetes genieſſen, da vielleicht dieſen Augenblik, Millionen Menſchen, auf ungebahnten Straſſen herum irren, und ihre abgematteten Leiber, auf eine geringe, und kärglich eingerichtete Abendmahlzeit getröſten müſſen.

Der Mäuſefallenjunge kam mir aus den Augen, und eine Sänfte, die ihren Trägern zur Laſt ward, zog dieſelbige auf ſich. Die armen Leute muſten für ihre zween Groſchen eine vierfache Laſt tragen. Die dike Perſon, die es für beſſer hielt, auf vier Beinen fortzukommen als auf zween Füſſen zu gehen, würde an ſich ſelbſt ſchwer genug geweſen ſeyn. Es kam aber noch mehr dazu. Ein ſchwerer Titel, das Gold auf der Weſte, und die Sorgen, vermehrten die Laſt um ein groſſes, und die guten Träger hätten es in der That für ein ſo weniges Geld nicht thun können, wenn auch Verdienſte mit in der Sänfte geſeſſen hätten. Ich kante den Mann, der ſich tragen lies, nur gar zu wohl, und ich war mehr geneigt ſeinen anſcheinend glüklichen Zuſtand, mit mitleidigen, als mit neidiſchen Augen anzuſehen. Weit gefehlt, daß ich hätte wünſchen ſollen einen Tauſch mit ihm zu treffen. Ich darf keinen prächtigen Anhang hinter meinen Namen ſezen, wenn ich mich unterſchreibe: Wohl mir, darf ich doch auch nicht beſorgen einen Titel zu führen, der mich ſchamroth machen würde, wenn ich mir meine Unwürdigkeit, die nicht den geringſten Theil davon verdienet, zu Gemüthe führete. Die Wahl reich und dumm, oder bei dem Beſize eines geringen Vermögens vernünftig zu ſeyn, mus allemal für das erſtere ausfallen. Der gute Nachruhm, mit ſeinen Kräften dem gemeinen Weſen nach Vermögen gedienet zu haben, iſt mir vorzüglicher, als weiter keine Verdienſte zu beſizen, als den Reichthum: Und endlich würde ich mich ſchwerlich entſchlieſſen können, meine Vergnüglichkeit, die ſich durch etwas weniges erhalten läſt, einzubüſſen, und dafür die Furcht anzunehmen, bei Tonnen Geldes Hungers zu ſterben.

Kurz darauf ward ich unter den Vorbeigehenden, einen Mann gewahr, von dem ich wuſte, daß er einige Jahre in Waldheim zugebracht hatte, um ſeiner Betrügereien wegen, die er im Handel verübet hatte, der weltlichen Obrigkeit genug zu thun. Wie nagend, dachte ich bei mir ſelbſt, mus doch eines ſolchen Mannes Gewiſſen ſeyn. Hat er viele Leute hintergangen, ſo hat er auch viele Seufzer auf ſich geladen. Sein zeitliches Glük iſt verſcherzet, und er mus ſich den bittern Fürwurf machen, daß kein anderer, als er, Urſache daran ſey. Sein guter Namen iſt verlohren gegangen. Hat er wegen ſeiner ausgeſtandenen Strafe, nicht zu beſorgen, daß man ihm ſeine Bosheit öffentlich, zu ſeiner Beſchimpfung, unter die Augen ſtellen werde; ſo iſt er doch für den Gedanken eines jedweden, der ihn anſiehet, im geringſten nicht ſicher, daß er nicht in denſelben, eine abſcheuliche Geſtalt haben ſolte. Ich geſchweige, daß ſeine Strafe, etwas unerträgliches in ſich gefaſſet hat. Wie viel mal glüklicher lebet ein Mann, bei einem ungekränkten Namen, und guten Gewiſſen, der bei dem Bewuſtſeyn, ſeiner Bemühung, den Geſezen ſtets gemäs zu leben, für Schimpf und Schade völlig geſichert iſt.

Ein blinder Mann, der bei mir vorbei geführet ward, unterbrach mich in dieſen Gedanken, und lenkte dieſelben lediglich auf das Elend ſeiner Perſon. Tauſenderlei Umſtände verurſachen, daß ſein Elend mehr als auf einerlei Art unbeſchwerlich iſt. Mancher würde um die Wiedererlangung des edelſten Sinnes, ein Königreich hingeben, dieſer aber iſt blind und arm zugleich. Die gröſten Wohlthaten der Natur, ſind ihm entzogen. Es iſt ihm unmöglich, die Gröſſe des Schöpfers, aus der Bewunderung der Geſchöpfe zu erſehen. Die Schönheiten der Natur ſind ihm, gleich als in einem beſtändigen Schrekenvollen Winter verdeket. Die Pracht des Firmaments, dieſes Sammelplazes von ganzen Billionen Koſt barkeiten, iſt für ihm ſo wie unter einem Schleier verborgen. Die von mannigfaltigen Blumen, wie mit einem bunten Teppich bedekten Wieſen, und die Felder, die mit ihrer grünen Zierde geſchmüket ſind, bleiben ihm dunkele Begriffe. Er macht ſich wunderliche Bilder, von ſeiner Geſtalt, und von der Geſtalt und Schönheit ſeiner Nebenmenſchen. Kan auch wohl das Labſal der Seelen, die Liebe, in ſeiner Jugend ſein Herz eingenommen haben? oder hinderte dieſes, die Unmöglichkeit, den geliebten Gegenſtand zu ſehen? Kan auch wohl ein Troſt ſo bündig ſeyn, denjenigen aufzurichten, der ohne alle Hofnung des Lichtes, ſeine Jahre im Finſtern zubringen mus: da er auch derjenigen Erquikung beraubet iſt, die wir aus dem Leſen guter Bücher ſchöpfen können. Wie ſtrafbar iſt es, ſich für unglüklich zu halten, da man dem Glüke im Schooſe ſizet, wenn man ſeine Umſtände, mit dem Unglüke einer ſolchen Perſon in Vergleichung ziehet.

Endlich taumelte noch ein betrunkener Bauer bei meinem Fenſter vorbei. Ein Mann, der ſich die allerungeräumteſten Handlungen für eine Ehre hielt, und auſſer der menſchlichen Geſtalt, nicht das geringſte menſchliche an ſich ſpüren lies. So ein Menſch wird durch ſein Laſter wahrhaftig unglüklich gemacht. Sein Verſtand wird geſchwächt, und ſeine Leibeskräfte leiden durch die Uberfüllung mit ſchweren Getränke Schaden. Ein ungeſundes und misvergnügtes Alter, mus ihm um viel deſto peinlicher ſeyn, da er ſich den Fürwurf zu machen hat; er ſey ſelbſt die Mittelsperſon ſeiner betrübten Umſtände. Uber dieſes hat auch ſein Laſter, in dem nämlichen Augenblike, da er ſich damit beſudelt, die gerechte Strafe bei ſich. Er wird den Umſtehenden zum Gelächter, und hat vom Glüke zu ſagen, wenn er in ſeiner Tollheit, der weltlichen Strafe entgehet.

Ich gerathe nunmehro auf dasjenige, weswegen ich dieſe meine Entdekungen bekant gemacht habe. Ich kan nämlich die Lehre daraus ziehen, daß ein geringer Umſtand geſchikt ſey, uns Menſchen von den Vorurtheilen von unſerm Unglük zu entreiſſen.

Wir dürfen nur die erſte Gelegenheit als die beſte ergreifen, andre Leute neben uns zu betrachten, ſo werden wir finden, daß die Quellen unſers Misvergnügens, von dem ihrigen bei weiten übertroffen werden. Thun wir nicht unrecht, wenn wir durchaus die unglüklichſten heiſſen wollen, da uns doch eine genaue Prüfung unſerer Umſtände nicht einmal zugeſtehet, daß wir unglüklich ſind.

Laſſen wir uns dieſe Bemerkungen auf ein weiteres Feld leiten, und gedenken wir an die unzählbare Schaar, anderer Einwohner des Erdbodens ſo werden wir allemal finden, daß wir weit glüklicher ſind als manche, die doch dieſes für uns beſonders haben, daß ſie das Unglük ſelbſt nicht fühlen, was wir an ihnen gewahr werden.

Wir ſind hinlänglich mit Speiſe, Deke, und Wohnung verſorget; mit ſolchen Lebensmitteln, die unſerer Natur am bequemſten ſind. Wer weis, wie viele Nationen, in den entfernten Gegenden, ihre Wohnung in elenden Heeden, unter freiem Himmel aufſchlagen. Wer weis, ob ſie ſich nicht glüklicher dabei dünken, als wir, in unſern ſteinernen und bequemlich eingerichteten Gebäuden.

Der Indianer gräbt ſeine Wurzeln aus der Erde, und verzehret ſie mit gutem Geſchmak. Der Wilde ſchälet Baumrinden ab, und ihr Genus labet ihn. Der Hottentot läſt ſich ſeine unreine Gedärme unvergleichlich ſchmaken. Der Tartar bittet ſeine Freunde, auf ein Gerüchte rohes Pferdefleiſch zu Gaſte, und ſie ſind mit ihrem gutwilligen Wirthe zufrieden. Der Cannibale ſättiget ſich mit den Lekerbiſſen, die ihm ſeine Schöne, aus den geraubten und geſchlachteten Feinden zubereitet: ich zweifele, ob er die Tafel eines Europäiſchen Fürſten beneiden wird.

Wie unendlich beſſer iſt unſer Zuſtand; und wie ſehr fehlen wir, daß wir uns dieſelbigen als ſchlecht vorſtellen! In der That, wir haben Urſache zu glauben, daß wir die Vorſicht empfindlich beleidigen, da ſie für ihre Wohlthaten, von uns noch einen misvergnügten Undank zum Lohne bekömmt.

Man behauptet keine Unwahrheit, wenn man ſaget, daß uns alle Gegenden und Länder dienen müſſen, um unſre Nothdurft überflüſſig zu erſezen. Die Mittel uns Speiſen und Kleidungen anzuſchaffen. Die Speiſen und Kleidungen ſelbſt, kurz alles was wir nur denken können, wird uns von auswärts her reichlich zugeführet, wenn wir es nicht ohnedem ſchon im Überfluſſe haben. Dennoch murren wir, und wir murren wider eine Natur, die mit wenigem vergnügt ſeyn würde, wenn wir ſie nicht vorhero verwöhnet hätten.

Daß aber andre, die in unſern Augen glüklicher ſcheinen als wir, unſern misvergnügten Neid rege machen, iſt ebenfals eine ſtrafbare Thorheit. Es iſt ungewis, ob wir uns bei der Entdekung ihres Glükes nicht übereilet haben. Geſezt aber auch, daß dieſes nicht wäre: Wie können wir ſo eitel ſeyn, und von der Vorſicht eines allweiſen Schöpfers verlangen, daß er die Glüksgüter eines jedweden Menſchen, nach dem Gewicht hätte abwägen ſollen. Wir würden die Folgen von unſerm thörichten Begehren nur gar zu bald mit unſerm Schaden einſehen.

Getheilte Sinnen.

Indem ich jüngſt, im Froſt annoch,
Vor dik gefrornen Fenſtern ſtand,
Und meiner Blumen Balſam roch,
Den ich recht ungemein erquikend lieblich fand,
Und ich zu gleicher Zeit, bei dieſem ſüſſen Duft,
Des warmen Zimmers laue Luft,
Die ſanft mir um die Glieder ſpielte,
Mit nicht geringer Armuth, fühlte;
Doch auch zugleich, wie drauſſen alles weis,
Und ſich die Welt mit Reif, mit Schnee und Eis,
In Silbergleichem Schimmer ſchmükte,
Durchs dichte Fenſterglas erblikte;
Und auch zugleich von Wagen und von Karren
Gefrorne Räder pfeifen, knarren,
Und vom getretnen Schnee ein lautes Knirſchen hörte;
Gedacht ich bei mir ſelbſt; wie ſoll ich dieſes faſſen?
Kan meine Seele ſich denn theilen laſſen?
Sie kan zu einer Zeit durch zweyer Sinnen Thüren
Im Winter, und durch zwey im Frühling, ſich verſpüren.
Wo ſind denn ihrer Kräfte Grenzen?
Sie iſt im Winter halb, und halb im Lenzen.

Mediciniſche Anmerkung von der ſchädlichen und giftigen Art der Brechmittel.

Arzeneien ſind nicht an und für ſich ſelbſt heilſam.

Viele Menſchen ſtehen ſteif und veſte in den ungegründeten Gedanken, als wenn alle Medicamenta an und für ſich ſelbſt heilſam und alſo unmöglich dem Leben und der Geſundheit nachtheilig ſeyn müſten. Daher einige vor groſſer Sehnſucht nach Arzeneien gleichſam raſend ſind, und faſt unaufhörlich, wie man an den hypochondriacis leider alle Tage wahrnimmet, darnach ankern und ſeufzen: da doch offenbar und gewis iſt, daß alle Medicamente, inſonderheit die von heftiger Würkung ſind, wo ſie nicht mit groſſer Vorſichtigkeit gebraucht werden, mehr Schaden als Nuzen bringen, und nicht allein ſchwere Krankheiten, ſondern auch gar den Tod verurſachen können. Weil ich demnach für höchſtnöthig und nüzlich befinde, daß jeder Menſch, dem ſeine Geſundheit und Leben lieb iſt, dergleichen giftartige und ſchädliche Medicamente wohl unterſcheiden und kennen lerne, und daß ſonderlich ein Medicus, der vor das Leben und Geſundheit anderer Leute gehörige Sorge zu tragen beſtellet iſt, hierinn eine vollſtändige und zulängliche Wiſſenſchaft erlange, damit er nicht in Curirung der Krankheiten gefährliche Zufälle errege, und mit

dem

dergleichen Mordmitteln an ſtatt der Geſundheit den Tod, welches leider vielmals geſchiehet, verurſache; ſo werde ich verhoffentlich die Zeit nicht übel anwenden, wenn ſo wohl aus der Erfahrung, als auch daraus flieſſenden gründlichen Vernunftſchlüſſen erweiſe und deutlich vorſtelle, welche Medicamente eigentlich, wenn ſie unfürſichtig gebraucht werden, für ſo ſehr ſchädlich und der Geſundheit und dem Leben des Menſchen höchſt nachtheilig zu halten, und wie man ſich davor zu hüten und in acht zu nehmen habe.

Vomitive aus dem antimonio ſind von heftiger Würkung.

Wenn wir demnach die Claſſen der Medicamente durchgehen, und alles genau prüfen und unterſuchen, ſo befinden wir, daß in praxi unbeſchreiblicher Schade geſchehe durch unvorſichtigen Gebrauch allzuheftiger und ſtarker Brechmittel. Es kommen hier vornemlich in conſideration diejenigen, ſo aus dem Antimonio gemacht und zubereitet werden, als der ſogenannte mercurius vitæ, das vitrum antimonii, der crocus metallorum, und das ſulphur auratum, welche an Heftigkeit und Schärfe dem veritablen Gift, als das arſenicum oder Rattenpulver iſt, ſehr nahe kommen, und nicht allein ſtarkes Brechen und Purgiren machen, ſondern auch oftermals ſo übermäſſigen Stuhlgang erregen, daß der arme Patient das Leben manchmal darüber einbüſſen mus. Das vitrum antimonii operiret am heftigſten, und deswegen iſt auch der Tartarus emeticus, ſo hieraus gemacht iſt, viel kräftiger und ſtärker, als der ſo nach Mynſichts methodo aus dem croco metallorum verfertiget wird, und haben alle Practici, welches allhier beiläufig erinnern wollen, wohl zu merken, daß ſie fürſichtig und mit gebührendem Unterſchied den Tartarum emeticum verſchreiben, und die doſin nach der verſchiedenen præparation deſſelben einrichten.

Haben ein ſubtil flüchtiges Salz in ſich.

Wir werden nicht irren, wenn wir dergleichen Brechmittel mit dem Gift in eine Claſſe ſezen, weil ſie alle Eigenſchaften und Kennzeichen deſſelben vollkommen haben. Denn vor das erſte führen ſie ein ſehr ſubtiles, flüchtiges Salz bei ſich, und operiren in geringerer doſi ſehr geſchwinde, welches aus folgenden deutlich erhellet. Mit einem einzigen Scrupel vom vitro antimonii, wenn es vorher in Wein eine Zeitlang infundiret worden, kan man wohl tauſend Menſchen zum Brechen bewegen. Man hat gewiſſe durch Kunſt aus Zinn und vitro antimonii verfertigte Becher, wenn in ſelbigen etliche Stunden Wein ſtehet, ſo nimmt er eine Kraft Brechen zu machen an ſich, und kan man ſolche lange Jahr zu ſolchem Endzwek gebrauchen. Es müſſen alſo die Theilgen des vitri antimonii ſehr ſubtil ſeyn.

Verurſachen öfters den Tod.

Ferner ſind die vornehmſte Beweisgründe, daß ein ſchädliches Gift in erwehnten Brechmitteln verborgen ſteke, meines Erachtens, daher zu nehmen, weil ſie in kleiner Quantität nicht allein den Magen, ſondern auch das ganze genus nervoſum angreifen, und folglich einen Menſchen des Lebens als des allerſchäzbarſten Gutes berauben können, ja weil nach dem Tode gewiſe Zeichen und Merkmale, als offenbare Zeugen der gewaltſamen Würkung bei Eröfnung der Körper, in ſpecie in dem Magen und Gedärmen, gefunden werden. Auf was Art und Weiſe ein Gift, als das arſenicum iſt, in dem menſchlichen Leibe ſeine Würkung habe, was für Zufälle ſich währender Operation ereignen, und wie ſie den Tod verurſachen, hat der berühmte Herr D. Friedrich Hofmann, und ſonderlich in einer Diſſertation, a) wie nicht weniger in ſeiner Pathologie b) zur Genüge erörtert und dargethan. Allhier wiederholen wir nur kürzlich zu mehrerer Erläuterung der Sache,

daß

---

a) De erroribus circa venena vulgaribus.

b) Part. II. cap. II. §. 21.

daß nach empfangenen Gift ſofort der Magen angegriffen werde, dann die ſcharfe und ſehr ſubtile Theilgen des Giftes tringen ſich alsbald in die nerveuſe Häute deſſelben hinein, und verurſachen daſelbſt einen ſo heftigen Krampf, daß dardurch nicht allein deſſen beede orificia veſte zuſammen gezogen werden, ſondern auch eine groſſe Aufblehung des Magens erfolget. Da nun auf ſolche Weiſe der Umlauf des Geblütes in denſelbigen ganz und gar gehemmet wird; ſo geſchiehet ein Stillſtand des Geblütes, woraus eine Entzündung erfolget, welche, wenn ſie immer mehr und mehr überhand nimmet, ſo gehet ſie endlich in eine tödliche Fäulung, welche die Medici ſphacelum nennen, die ſich nach dem Tode in dem Magen und Gedärmen hin und wieder durch allerhand ſchwarze Flecken zu erkennen giebet. Betrachten wir demnach und unterſuchen, wie ſtarke Vomitive operiren und den Tod zuwege bringen; ſo finden wir ebenfals, daß ſie die nerveuſe Theile des Magens heftig angreifen, mit Schmerzen und Krampf die orificia ventriculi zuſammen ziehen, den Umlauf des Geblütes hemmen, und alſo eine gefährliche inflammation und Fäulung, worauf der Tod erfolget, verurſachen, welches man gleichergeſtalt nach dem Tode bei Eröfnung der Cörper wahrnehmen kan: denn da findet man, wie bei denen, ſo an Gift verſtorben, den Magen inwendig angefreſſen, und mit allerhand ſchwärzlichen und röthlichen Flecken beſezet. Der weltberühmte Wepfer a) erzehlet, daß er einem ſtarken Hunde etliche Gran vom vitro antimonii eingegeben, und als er ſelbigen nachgehends aufgeſchnitten, habe er einen rothſchwarzen Flecken über eine Handbreit im Magen, welcher dabei ganz aufgeblaſen befunden worden, angemerket.

Sonderlich bei ſehr empfindlichen und ſchwachen Perſonen.

Es ziehen aber Vomitive, die aus dem Antimonio verfertiget ſind, ſonderlich wenn dieſelbe in etwas gröſſerer dosi oder in Form eines Pulvers verſchrieben worden, öfters unverhoft einen traurigen Effect nach ſich bei ſehr empfindlichen Perſonen, ſo ſich heftig ereifert haben; ingleichen bei denen, da der Magen von Natur ſchwächlich iſt, und bereits eine ziemliche Neigung zur Inflammation hat. Einige haben in der praxi vielmahl erfahren, daß, wenn nach heftigem Eifer und Zorn eine Cardialgie erfolget, und man dieſelbe durch ein Vomitiv zu heben und wegzunehmen vermeinet, eben dardurch der Weg zu einer traurigen Hinfahrt aus dieſer Welt gebahnet worden. Nur vor einigen Jahren bemerkten wir einen bejammernswürdigen caſum an einer hohen Perſon, ſo dem unmäſigen Weintrinken allzuſehr ergeben geweſen, welche durch unvorſichtigen Gebrauch des tartari emetici unter allerhand ſchlimmen Zufällen verſchieden. Nach dem Tode hat man gefunden, daß ein Theil vom Magen in Fäulnis gegangen, wovon auch die nahe an ſelbiger Seite liegende Eingeweide, nemlich die Milze, das Diaphragma und die Lunge mit Part genommen.

Und ſtürzen in allerhand Krankheite.

Wenn man gleich durch Vomitive nicht allemal am Leben Schaden nimmt; ſo iſt doch gewis, daß die Natur dadurch ſehr mitgenommen und geſchwächet, und nicht ſelten zu ſchweren und ganz unheilſamen Krankheiten der Weg gebahnet wird: indem durch die gewaltſame Zuſammenziehung der Blutgefäſſe des Magens die Säfte nach denen bereits ſchwachen Theilen angetrieben werden, allwo ſie ſtagniren und nach Beſchaffenheit des Orts allerhand ſchwere Krankheiten zuwege bringen. Wenn das Blut und die Säfte mit einiger force nach dem Kopfe getrieben werden; ſo entſtehet daraus Sprachloſigkeit, Klingen der Ohren, Blindheit, Taubheit, ja öfters gar Verrükung des Gemüthes. Hildanus b) ſchreibet, daß jemand, ſo am Kopfweh krank gelegen, von einem Brechpulver Ver-

---

a) De cicuta aquatica cap. XX.

b) Cent. V. Obſ. 12.

nunft und Verſtand gänzlich verlohren. An einem andern Orte a) erzehlet er, daß eine cachectiſche Perſon durch ein Brechmittel blind geworden, ingleichen b) daß eine Frau von guter Leibs=Conſtitution, weil ſich einiges Magendrüken bei ihr angemeldet, um ſelbiges zu heben von einem Brechtränkgen aus dem Antimonio zum drittenmal genommen, worauf unter dem Brechen einiger Schmerze nebſt Klingen der Ohren, und endlich gar die Taubheit erfolget. Ein anderer, wie Wepfer c) erzehlet, iſt nach einem Brechmittel aus dem Antimonio, welches unten und oben aus heftig purgiret, in ein innerlich Brennen auf der Bruſt, trokenen Huſten, Heiſerkeit, Würgen der Kehle und langwierige Sprachloſigkeit verfallen. Wenn heftige ſpaſmi die äuſere Theile und Gliedmaſſen angreiffen; ſo entſpringen daher grauſame Gliederſchmerzen und gewaltſame Ziehungen der Nerven, kalter Brand und Fäulnis. Der weltberühmte Wepfer d) hat obſerviret, daß ein Cachecticus etliche Gran vom vitro antimonii eine Nacht in Wein geweicht, eingenommen, davon nicht allein ſich erſchröklich gebrochen, ſondern auch greuliche Schmerzen an dem rechten Bein empfunden, wozu endlich der kalte Brand geſchlagen. Hildanus hat nach einem heftigen Vomitiv groſſes Reiſſen und Verdrehung der Arme und Schenkel, Ohnmacht, Leibesſchwachheit und, welches ſehr notable, einen Darmbruch angemerket.

Bei welchen Perſonen heftige Vomitive zu meiden.

Weil ſtarke Vomitive ihre Würkung ſonderlich gegen den Magen und deſſen Nerven richten, auch die Säfte und das Blut in denen bereits von einer anderen Urſache geſchwächten Theilen häufen; ſo würde ein Medicus ſehr unweislich handeln, wenn er ſolche überhaupt bei Perſonen, ſo mit vielem Krampf und Blehungen des Magens behaftet, anrathen und gebrauchen wolte, weil ſie bei ſolchen Umſtänden keine andere als ſchädliche Würkungen nach ſich laſſen können. Inſonderheit aber mus man ſtarke Vomitive als ein Gift meiden bei Mannsperſonen, die mit der hypochondrie geplagt ſind, und eine Neigung zur güldenen Ader haben, oder würklich darmit behaftet ſind, wie nicht weniger bei Frauensleuten, welche an ſogenannten Mutterbeſchwerungen öfters darnieder liegen, bevorab wenn ihre gewöhnliche Reinigung ſich melden will: denn weil ſowohl der monatliche Ausflus des Geblüts bei Frauensperſonen, als auch die Reinigung des Geblüts durch die güldene Ader bei Mannsperſonen niemals ohne Krampf und Rükenſchmerzen geſchichet; ſo kan man leicht ermeſſen, daß alsdenn die Brech= und Purgiermittel höchſtſchädlich ſeyn müſſen, weil ſie nemlich den Krampf nicht legen, ſondern vielmehr ihrer eigentlichen Würkung nach um ein groſſes vermehren. Wir haben obſerviret, daß vom Misbrauch der Vomitive bei innſtehender Monatszeit der Frauensleute allerhand grauſame Zufälle erwachſen, und bei Mannsperſonen, ſo mit der güldenen Ader behaftet, hat ſtarkes Brechen Geſchwüre im Gekröſe (meſenterio) nebſt einem langſamen Fieber verurſachet. Wenn viel Geblüt auf der Bruſt lieget und ſtagniret; ſo pfleget manchmal vom heftigen Brechen eine gefährliche Blutſtürzung ſich zu entſpinnen.

Vom Gebrauch gelinder Vomitive.

Wenn wir bisher von der ſchädlichen Würkung der Brechmittel geredet haben, und deren Misbrauch verwerfen; ſo bleibet deswegen doch der rechte Gebrauch desſelbigen ungetadelt, und iſt unſere Meinung allhier gar nicht, daß man die Vomitive gänzlich abſchaffen, und aus der Claſſe der Hülfsmittel, als ohnnöthig, ausrangiren ſolle, indem

---

a) Cent. 5. Obſ. 19.

b) l. c. p. 395.

c) de cicut. aquat.

d) l. c.

dem offenbar und allen rechtſchaffenen und erfahrnen Practicis bekannt, daß durch ein geſchiktes Vomitiv, wenn es die Krankheit erfordert, und keine andere Umſtände deſſen Gebrauch misrathen, was merveilleuſes kan ausgerichtet werden, ſonderlich wenn die Maladie ihren Siz im Magen genommen, und daſelbſt von vieler garſtigen, gallichten, zähen und ſchleimigten Materie unterhalten wird. Solchergeſtalt kan man öfters durch ein einziges Vomitiv die Urſache einer Krankheit heben, und hernach mit leichter Mühe alles in dem Körper wiederum in ruhigen Stand ſezen. Man hat aber nachgeſezte Cautelen bei dem Gebrauch der Vomitive wohl zu beobachten, und zwar erſtlich, daß man nicht leicht zum Brechen ſchreite, bevor man gewis verſichert iſt, daß eine unnüze Materie im Magen und duodeno vorhanden, welche entweder die Haupturſache an der Maladie iſt, oder doch zum wenigſten zu deren Unterhaltung vieles beiträget. Die Zeichen aber, wobei man erkennen kan, daß der Magen mit vieler Unreinigkeit angefüllet iſt, ſind vornemlich Ekel, unordentlicher und verborgener Appetit, Neigung zum Brechen. Nächſt dem gehet man allezeit behutſamer, wenn man gelinder Vomitive ſich bedienet, und die doſin nicht allzuſtark einrichtet, ingleichen wenn etwas balſamiſches, ſo die Heftigkeit und Schärfe derſelben corrigirt und mildert, mit untermiſcht und gegeben wird. Sonderlich iſt wohl zu merken, daß man antimonialia niemals in Form eines Pulvers verſchreibe. Diejenige Brechmittel aber, ſo man aus derſelben ſolution macht, ſind nicht zu verwerfen, denn ſie operiren weit gelinder. Z E. Das aqua benedicta Rulandi, der tartarus emeticus, der Syrupus emeticus Angeli Salæ, wie auch derjenige, ſo in Diſpenſatorio Brandenburgico beſchrieben wird. Uberdem mus man die Vomitive mit genugſamer Feuchtigkeit eingeben, und einige Schälgen Thee oder warm Bier nachtrinken. Und wenn auch endlich über Vermuthen ein übermäſiges Brechen ſich ſolte äuſern; ſo mus man ein Medicament bei der Hand haben, welches den Magen ſtärket, den Krampf leget, und das Geblüte von innen heraus nach denen äuſern Theilen treibet, wozu ich Zimtwaſſer mit Theriak vermiſcht vortreflich befinde. Im übrigen aber, wenn es die Nothwendigkeit nicht erfordert, rathe ich gänzlich von allen Brechmitteln zu abſtrahiren, und halte ſolche zur Præſervation vor geſunde und ſtarke Leute für höchſtſchädlich, weil man dardurch ſehr leicht ſich ruiniren und um ſeine Geſundheit bringen kan, wie ſolches Celſus a) ſehr wohl angemerket.

Gründlicher Erweis, daß heftige Purganzen nicht anderſt als Gift anzuſehen, und wie man durch Misbrauch derſelben leicht ungeſund werden oder gar das Leben einbüſſen könne.

Heftige Purganzen ſind mit dem Gift zu vergleichen.

UNter diejenige Medicamente, ſo wegen ihrer giftigen Art und Beſchaffenheit, wenn ſie unfürſichtig gebraucht werden, nicht allein ſchwere Krankheiten, ſondern auch zuweilen gar den Tod verurſachen können, rechnen wir auch billig heftige Purganzen, welche den Magen und die Gedärme angreifen, und unter ſchmerzlichem Krampf und Kneipen auf einmal häufigen und übermäſigen Stuhlgang erregen, als da ſind vornemlich weiſſe und ſchwarze Nieswurzel, Colocynthis, gummi guttæ, ſcammonium, elaterium, eſula, laureola, die harzigte gialappa und die ſemina cataputiæ, auch ſolche compoſitiones, worinn jezterwehnte Purganzen in ziemlicher Menge enthalten ſind. Alle dieſe Dinge haben die Eigenſchaften des mineraliſchen Gifts vollkommen an ſich, und operiren auf einerlei Art, wie ſolches in folgenden deutlich ſoll erwieſen werden.

---

a) Celſus lib. II. cap. XIII.

Führen ein ſcharfes Salz bei ſich.

Vor allen Dingen wird nöthig ſeyn, wenn wir behaupten wollen, daß die Purganzen in einer Claſſe mit dem Gift ſtehen, vorher zu zeigen und darzuthun, daß ein ſcharfes Salz in denſelben enthalten. Solches nun kan man offenbar daraus erſehen, weil ſelbige, wenn ſie im Munde gekauet werden, allda ein heftiges Brennen verurſachen. Ferner ziehen ſie Blaſen, wenn man ſolche äuſerlich auf die Haut leget oder bindet. Wenn man auch ſolche zu Pulver macht, und in die Naſe ſchnaubt, erwecken ſie ein ſtarkes Nieſſen. Und endlich, wenn dieſelbe innerlich gebraucht werden, ſonderlich in ungebührlicher doſi, ſo wird nicht ſelten der Magen ſamt denen Gedärmen entzündt und angefreſſen, welches alles Effecte von einem ſehr ſcharfen und beiſſenden Salze ſind.

Wie auch ein ſehr ſubtil u. flüchtiges Weſen.

Nebſt dem ſcharfen Salz aber führen die Purgantia auch ein ſehr ſubtiles, durchtringendes und flüchtiges Weſen bei ſich. Man hat aus der Erfahrung, daß heftige Purgantia, wenn ſie lange liegen, ſonderlich in Form eines zarten Pulvers, mit der Zeit ihre Kraft merklich verliehren, aus keiner andern Raiſon, als weil das flüchtige Weſen, ſo ſie bei ſich führen, nach und nach ausraucht und in die Luft gehet. Eben dieſes nimmt man auch wahr, wenn die Purgantia etwas lange in Waſſer gekocht werden, und zwar trift dieſes nicht nur bei denen allerſtärkſten ein, wie etwa die Nieswurzel, Colocynthis und eſula ſind, ſondern auch bei gelinden, als Sennesblätter, Rhabarber, Aloe und Lerchenſchwamm. Uber dieſes, ſo iſt kein ſchlechtes Argument, die Subtilität und Flüchtigkeit der Purganzen zu erweiſen, daraus zu nehmen, daß ſie, wenn man ſie äuſerlich auf den Bauch leget, oder unter die Fusſolen bindet, dennoch Stuhlgang machen können. Die Alten haben die Gewohnheit gehabt, ihre Füſſe mit abgekochtem Nieswurzelwaſſer zu waſchen, und bekräftigen desfals viele Medici, daß die Leute, ſo deſſen auf ſolche Art ſich bedienet, davon offenen Leib bekommen. So weis man auch, daß die Kinder purgiren, wenn man ihnen das unguentum arthanitæ auf den Bauch ſchmieret. Sonderlich merkwürdig iſt, und vielleicht nicht jedermann bekannt, daß nichts eher und leichter Stuhlgang machet, wenn der Leib auch noch ſo ſehr verſtopft iſt, als wenn die confectio Hamech mit dem unguento dialtheæ vermiſcht auf die Fusſohle gelegt wird. Und hieraus mus man auch die Raiſon nehmen; warum ein kleines Kind purgire, wenn es Milch genieſet von ſeiner Amme, welche kurz vorher eine Purganz zu ſich genommen. Was Walæus a) ſagt, daß die Nieswurzel in Fontanellen zur Reinigung aufgelegt oben und unten aus öfters Purgiren verurſache, iſt keiner andern Urſache zuzuſchreiben, als dem ſubtilen, flüchtigen Element, dardurch die Purganzen ihre Würkungen verrichten. Hieher iſt auch zu referiren, daß man angemerket, wie Mannsperſonen öfters nach heftigen Purganzen zum Beiſchlaf getrieben und angereizet werden, ja welches faſt wundernswürdig, daß Frauensperſonen, wenn ſie mit einem ſolchen Manne zu thun haben, welcher nicht lange vorher eine ſtarke Purganz genommen, davon gleichfals zum Stuhlgang bewegt werden, indem die purgirende Kraft in den Saamen gehet, und mit demſelben denen Frauensleuten communiciret wird, wie ſolches Sinivaldus b) vor eine gewiſe Wahrheit ausſaget und betheuret. Nicht weniger erhellet auch hieraus, daß die Erzehlung Plinii c) nicht ohne Grund ſey, wenn er ſchreibet, daß Melampus angemerket, daß die Ziegen, wenn ſie Nieswurzel gefreſſen, ſich darnach purgiret, und deshalben wäre er

auf

---

a) In methodo medendi p. 42.

b) Libr. III. Geneanthrophiæ Tract. I. Cap. XII.

c) In Hiſt. Natur. Lib. XXV. Cap. V.

auf die Gedanken gerathen, von denenſelben die Milch als eine Medicin zu gebrauchen, und die Töchter des Königs Prœti, welche an der Raſerey krank gelegen, damit zu curiren.

Zufälle, welche nach eingenommenen heftigē Purganzen erfolgen.

Wenn wir nun weiter erwägen, was vor ſchlimme Zufälle und üble Suiten insgemein auf unvorſichtigen Gebrauch ſtarker Purganzen erfolgen; ſo kommen ſelbige mit denen, ſo nach eingenommenen Gift ſich ereignen, gleichſals vollkommen überein. Man hat obſerviret, daß nach hintergeſchlukten Purganzen ſich ſofort erſchrekliches Bauchkneipen und Grimmen mit häufigem Stuhlgang angemeldet, damit auch grauſames Brechen, Schluchſen, Brennen auf der Bruſt, Würgen des Schlunds, Beängſtigung, Unruhe, Ohnmacht, unordentlicher Puls vergeſellſchaftet geweſen, wie nicht weniger im Haupte ohnleidliches Reiſſen, Geſchwulſt, Epilepſie und Gemüthsverwirrung. Uber dieſes wird die Oberfläche der Haut zuſammen gezogen, die äuſerſte Theile werden kalt, und kommt ſie ein Zittern an mit kaltem Schweis, worauf das Geſichte erbleichet, und der Tod den Garaus machet. Dieſe Zufälle nun legen genugſam an den Tag, daß ſtarke Purganzen höchſt ſchädlich und von giftiger Art ſind.

Mittel wider die Zufäll, ſo nach eingenommenen Purganzen insgemein erfolgen.

Auf empfangenes Gift iſt kein ſicherer und beſſer Mittel, deſſen ſchädliche und tödliche Würkung zu hintertreiben, als Milch, Fett, ölichte und mucilagineuſe Sachen in groſſer Menge getrunken. Die Marktſchreier, wie jedermann bekannt ſeyn kan, nehmen ohne Schaden das ſtärkſte Gift, als Rattenpulver und Sublimat zu ſich, wenn ſie vorher viel fette Sachen, Baumöl und Milch genoſſen, und alſo den Magen mit den Gedärmen vor der Gewalt des Gifts verwahret haben. Nach eingeſchluktem Gift nehmen ſie wieder dergleichen in Quantität zu ſich. Gleichergeſtalt kan man auch die Zufälle und tödliche Suiten, ſo auf unvorſichtigen Gebrauch der Purganzen erfolgen, am beſten und ſicherſten heben durch Milch und andere fette ölichte Sachen, daraus wiederum deutlich erhellet, daß ſie dem Gift ſehr nahe kommen. Rulandus a) recommendiret ſonderlich die Species diaturbith und die Wurzel von der eſula in Milch gekocht, die Würmer im Leibe zu töden und auszutreiben. Das ſemen cataputiae majoris operirt unter allen Purganzen am heftigſten, wenn man aber mit Ziegenmilch eine Emulſion daraus macht, ſo wird deſſen Schärfe nicht wenig gemildert, und weis ich, daß es mit groſſem Nuzen auf ſolche Art bei den Waſſerſüchtigen zu Abführung der Feuchtigkeiten iſt gebraucht worden. Weil die Milch die groſſe Schärfe der Purganzen lindert; ſo kan man auch die Raiſon geben, warum ſäugende Kinder, wenn anderſt die Milch in ihrem Magen nicht ſteken bleibt, ſcharf und ſauer wird, beſſer und ohne ſonderliche Incommodität ſtarke Purganzen ertragen können, als erwachſene Leute. Wir ſehen demnach hieraus, daß zu Linderung der Schärfe und Dämpfung des Gifts, ſo in den Purganzen enthalten, nichts beſſers ſey, als wenn man ſelbige mit Milch abkocht, oder vor und nach dem Gebrauch ſtarker Purgirmittel Milch trinket.

Durch heftige Purganzen kan man ums Leben kommen.

Der vornehmſte Beweis, daß ſtarke Purganzen nichts anders als Gift, oder doch demſelben ſehr nahe kommen, wird daher genommen, weil ſie ſonderlich in etwas gröſſerer doſi den Menſchen ums Leben bringen können. Hippocrates b) hat ſchon ſeiner Zeit angemerkt,

---

a) In Curationibus.

b) Libr. v. Epig. C. 16. T. 2.

daß man den Tod von ſtarken Purganzen haben könne, wenn er ſagt: ein gewiſer Mann aus Eubœa, nachdem er eine Purganz aus dem Elaterio getrunken, hat 3. Tage übermäſigen Stuhlgang gehabt, und iſt darauf verſchieden. Es iſt nicht zu beſchreiben und auszuſprechen, wie viel traurige Exempel in praxi vorkommen, daß Leute durch unvorſichtigen Gebrauch der Purganzen entweder gar ums Leben kommen, oder doch höchſt ungeſund werden. Wer nur accurat Achtung geben und genau aufzeichnen will, was für gefährliche Proben desfals von Marktſchreiern, unerfahrnen Wundärzten und andern gemeinen Leuten, welche ſich des Curirens anmaſſen, faſt täglich angeſtellet werden, wird in Wahrheit befinden, daß viele Menſchen von dergleichen heilloſen Geſinde ohne Scham und Scheu gewaltthätiger Weiſe ums Leben gebracht werden. Darum auch nicht ohne erhebliche Urſache dergleichen heftige Purganzen von berühmten Medicis mit dem Namen der Mordmittel beleget worden. Es wäre demnach ſehr zu wünſchen, daß der Magiſtrat und die Phyſici in denen Städten, denenjenigen, welche nebſt andern Arzneien auch die Purganzen verkaufen, mit Nachdruk und Ernſt unterſagten, ſolche nicht ohne Unterſcheid an jedermann abfolgen zu laſſen, und eben ſo behutſam damit zu verfahren, als mit dem Rattenpulver und andern Gift bisher geweſen. In Halle ſind gewiſe aloetiſche Pillen mit dem Nieswurzel-Extract und trochiſcis alhandal verſezt, die man insgemein geſchärfte Hauptpillen nennet, ſehr gemein, und werden auch von dem Pöbel vielfältig recommendiret, und von den Apothekern ohne alles Bedenken an jedermann verkauft. Von dieſen habe ich mehrmals angemerket, daß ſie bei vielen Leuten, auch hohen Perſonen, ſchlimme Zufälle erweket, und nicht ſelten den Tod verurſacht, ſonderlich bei denen, welche von ſchwacher Leibes-Conſtitution geweſen, und da der Magen bereits vor dem Gebrauch derſelben einige Neigung zur Entzündung gehabt. Unter die ſchlimmſte und gefährlichſte Purganzen, davor man ſich am allermeiſten zu hüten und in acht zu nehmen, rechne ich billig die weiſe Nieswurzel, die Coloquintenäpfel und grana tilli oder ſemina cataputiae, und alle Medicamente, worinn dergleichen eines oder mehrere enthalten, denn ſie operiren ſehr heftig, und können gar leicht eine gefährliche Inflammation des Magens und der Gedärme nach ſich ziehen.

Purganzen ſchwächen den Magen und die Gedärme.

Nachdem wir alſo in möglichſter Kürze deutlich dargethan und erwieſen, daß die Purganzen ein offenbares Gift bei ſich führen, und vermöge deſſen denen Menſchen am Leben ſchaden können; ſo wollen wir nun auch unterſuchen und aus gründlicher Erfahrung und accuraten Anmerkungen zeigen, wie man zum wenigſten durch Misbrauch derſelben ſeine Geſundheit ruiniren könne, und bei welchen Krankheiten und Perſonen man ſich ſorgfältig dafür zu hüten und in acht zu nehmen habe. Wir ſezen als eine ausgemachte Wahrheit voraus, daß das Hauptfundament der Geſundheit unſers Leibes vornemlich darinn beruhe, daß der modus periſtalticus des Magens und der Gedärme in guter Ordnung fortgehe; denn wenn derſelbe gehöriger maſſen beſchaffen, ſo werden nicht allein die Speiſen wohl verdauet, und in einen nahrhaften Milchſaft verwandelt, ſondern der unnüze Uberreſt davon wird auch zu rechter Zeit aus dem Leibe abgeführet. Iſt aber derſelbe unrichtig und verdorben, ſo kan weder die Dauung und Abſonderung der nüzlichen Säfte durch die Gefäſſe und Drüſſen der Gedärme wohl von ſtatten gehen, noch die gehörige Abführung der unnüzen Theile durch den Stuhlgang recht geſchehen. Es ſammlen ſich alsdenn viele Cruditäten, die Säfte werden ſcharf und ſauer, daher dergleichen Leute faſt ohne Aufhören mit Blehungen und Krampf incommodiret ſind, und endlich, inſonderheit wenn noch andere Urſachen dazu kommen, ſo die nervoeuſe Theile mit heſſen ſchwächen und angreiſen, in die höchſt beſchwerliche und langwierige Maladie, welche man das Malum hypochondriacum nennet, verfallen. Richten wir nun alſo unſere Gedanken auf heftige Purganzen, ſo befinden wir, daß nichts mehr den tonum und motum periſtalticum des Magens und der Gedärme ſchwäche und verhindere, als eben dieſelbe. Es iſt demnach unſer Schlus richtig, daß ein Menſch durch den Gebrauch heftiger Purganzen gar leicht um das edle Kleinod der Geſundheit könne gebracht werden.

Purganzen laſſen eine Verſtopfung des Leibes nach ſich

Inſonderheit aber wird man obſerviren, daß nach der Operation heftiger Purganzen allezeit eine Verſtopfung des Leibes erfolget. Die Raiſon hievon iſt allerdings dieſe: der motus periſtalticus, wenn er natürlich beſchaffen iſt, beſtehet in einer abwechſelnden Conſtriction und Dilatation des Speiſecanals, dardurch, was darinn enthalten, nach und nach fortgerüket, und durch den gewöhnlichen Ort ausgetrieben wird. Wann nun durch eine ſtarke Purganz die nerveuſe Häute dieſes Canals heftig irritiret und angegriffen werden; ſo werden nicht allein die Contenta mit Gewalt fortgetrieben, und die Galle und Feuchtigkeit in denen Darmdrüſſen, welche ſonſt vieles zu beſſerem Fortgang der Excrementen beiträgt, indem ſie die Gedärme ſchlipfrig macht, häufig heraus gepreſſt, ſondern es bleibet auch eine groſſe Schwachheit in den Membranen des Canals zurüke, daß ſie alsdenn nicht mehr capable ſind ihre ordentliche Bewegung wieder anzufangen und fortzuſezen. Und dieſer Urſache wegen kan es denn nicht anders ſeyn, als daß eine Verhärtung des Leibes nachfolgen mus. Solches hat ſchon bei ſeiner Zeit Galenus a) angemerket, wenn er ſpricht: manchen Leuten iſt ſehr lieb, wenn ſie nach einer Purganz ſtark angegriffen werden, und häufigen Stuhlgang haben: allein je mehr ſie heute Oefnung darnach gehabt haben, je gröſſere Verhärtung des Leibes werden ſie in folgenden Tagen verſpüren. Es handeln deswegen diejenige ſehr unweislich, welche in malo hypochondriaco den Leib mit heftigen Purganzen zu öfnen anrathen, weil die Maladie nur dadurch vergröſſert und die Verſtopfung des Leibes vermehret wird. Ich habe in einer Zeit von 40. Jahren faſt unzählige Exempel annotirt, daß ſonderlich zärtliche Perſonen durch allzuvieles und ſtarkes Purgiren ihren Magen gänzlich verderbt, und ſich in langwierige Krankheiten, Blehungen, Geſchwulſten, reiſſende Colik, Windſucht, Abnahme des Leibes u. d. gl. geſtürzet.

Für Kinder taugen heftige Purganzen gar nicht.

Heftige Purganzen ſind vornemlich kleinen Kindern und Säuglingen höchſt undienlich, weil derſelben Magen mit denen daran hangenden Gedärmen noch ſehr empfindlich und zart iſt, und alſo viel eher, als bei erwachſenen Leuten Schaden nehmen kan. Die meiſten Krankheiten bei den Kindern kommen daher, wenn die Milch im Magen und Gedärmen lange ſtehen bleibt, gelieffert und ſauer wird, und durch den Zuflus der Galle eine gröſſere Schärfe annimmt. Es entſtehet daraus heftiges Grimmen, Reiſſen und Kneipen im Leibe, ingleichem febriliſche Hize, Unruhe, Keuchen, Blehung und Aufſchwellung des Unterleibes, ja auch nicht ſelten die böſe Seuche ſelbſt. Dergleichen Zufälle aber hat man im geringſten nicht zu beförchten, wenn der Leib offen iſt, und die Excrementa wohl abgehen. Da nun aber ſtarke Purganzen den modum periſtalticum des Magens und der Gedärme, ſonderlich in dieſem zarten Alter, ungemein ſchwächen, und zu Verſtopfung des Leibes mehr Anlas geben; ſo iſt kein Wunder, daß oft ganz geſunde Kinder durch unbedachtſamen Gebrauch derſelben in allerhand ſchwere Zufälle

---

a) Libr. de method. medend.

le und Epilepſie, wozu ſie ohnedem wegen Schwachheit der Nerven geneigt ſind, verfallen, wie ich ſolches mit faſt unzehligen traurigen Exempeln, welche mir nicht ohne Gemüths-Alteration Zeit meiner praxi vorgekommen, darthun und bekräftigen könte, wo es die Nothwendigkeit erforderte.

Purganzen verurſachen Hypercatharſes, rothe Ruhr u. Durchfall

Ferner erregen heftige Purganzen öfters auch übermäſigen Stuhlgang, lange anhaltende und mit groſſem Kneipen verknüpfte Durchfälle, weil ſelbige, wenn ſie in etwas gröſſerer doſi verſchrieben werden, die empfindliche und nerveuſe Häute der Gedärme verlezen und anfreſſen. Und dieſes pfleget meiſtentheils zu geſchehen bei ſolchen Perſonen, welche viel unreines Geblüthe haben, fürnemlich zur Herbſtzeit, da wegen Unbeſtändigkeit des Wetters die Tranſpiration verhindert wird, und viel ſalzigte, ſchwefelichte Unreinigkeiten in den Adern ſich häuffen, welche denn, wann die Gedärme durch eine ſtarke Purganz ſtimuliret werden, häufig nach denen Gefäſſen des Gekröſes, nach denen Drüſſen der Gedärme, wie nicht weniger nach der Leber gehen. Weil nun ſolchergeſtalt dieſe Theile ſehr ausgedehnt und geſchwächt werden, ſo ſondern ſich daſelbſt die gallichte und ſalzigte Säfte, welche natürlicher Weiſe durch die Haut ſolten ausdünſten und weggehen, in groſſer Menge ab, freſſen die Gedärme an, und erregen vorerwehnte Zufälle.

Bei inſtehender Inflammation ſind Purganzen ſehr gefährlich.

Niemals aber hat man gröſſeren Schaden von Purganzen zu gewarten, als wenn ſie in ſolchen Krankheiten gebraucht werden, wo ſchon eine Entzündung der Gedärme im Anbruch iſt, als in ſtatu der hizigen Fieber, ingleichen bei Perſonen, welche ſich ereifert, oder auf ſtarke Erhizung ſchnell einen kalten Trunk gethan haben, oder wo die Poken und Maſſern einwärts geſchlagen, oder das Podagra, Frieſel, die Roſe und andere dergleichen Krankheiten zurüke getretten. Wenn bei ſolchen Umſtänden eine ſtarke Purganz eingegeben wird, kan man in kurzer Zeit den Tod davon haben. Nach Eröfnung des Leichnams findet man, daß der Magen und die Gedärme entzündet, und in Fäulung oder ſphacelum gegangen. Daß aber ein Purgiermittel in gedachten Fällen eine tödliche Entzündung zuwege bringen könne, iſt leicht zu begreifen, wenn wir erwegen, was eigentlich eine Entzündung (inflammatio) iſt, und wie ſie in dem Leibe generiret wird. Nemlich es iſt dieſelbe nichts anders als eine gefährliche Stokung des Geblütes in einem gewiſen Theil des Körpers, vermöge derſelben das Blut in denen Adern allda feſte ſizen mus, und ſeinen Fortgang nicht mehr haben kan. Die Urſache hierzu giebt ein heftiger Krampf der membraneuſen Häute, unter welchen die Blutgefäſſe liegen. Denn wenn die Adern durch einen heftigen Krampf zuſammen gezogen werden; ſo kan das Blut ohnmöglich dardurch zurüke laufen, und bleibt alſo ganz und gar ſtille ſtehen, und wenn nicht bei Zeiten der Krampf gehoben und dem Blut wiederum Luſt gemacht wird; ſo wird es endlich faul. Dieſe Fäulung aber iſt nirgends gefährlicher, als wenn ſie geſchicht, wo viel nerveuſe Theile ſind, als im Haupt, Magen und Gedärmen, weil ſie ſofort den Nervenſaft untüchtig macht, und ſchnell durch den ganzen Leib und alle nerveuſe und membraneuſe Theile deſſelben gehet. Wenn nur an einem Ort des Magens ein Krampf entſtehet, ſo müſſen gleich alle nerveuſe Theile des Leibes mit leiden. Gleiche Bewandnis hat es auch mit dem ſphacelo und Fäulnis der innerlichen Theile, dieſe greift immer weiter um ſich, und zernichtet in kurzer Zeit die Oeconomie des ganzen Körpers. Es iſt demnach kein Wunder, daß durch eine heftige Purganz der Tod kan verurſachet werden, wenn gleich im Magen und Gedärmen keine ſonderliche Fäulnis oder Sphacelation gefunden wird.

Purganzen erweken ein würkliches Fieber.

Der heftige Krampf aber, welchen ſtarke Purganzen machen, exeriret ſeine höchſtſchädliche Würkung nicht allein in Gedärmen, ſondern wird auch auf andere nerveuſe und muſculeuſe Theile des Leibes fortgepflanzet. Deswegen gehet der Puls unter währender Operation viel geſchwinder, die Oberfläche der Haut zieht ſich zuſammen, das Geſichte fället ein, der Urin will nicht recht fortgehen, und manchmal folget gar eine Pareſis oder heftige Convulſion nach. Daraus alſo zu erſehen, daß ein würkliches Fieber, deſſen Haupturſache in einer krampfhaften Zuſammenziehung der Haut und membraneuſen Gefäſſe des Leibes zu ſuchen, durch ſtarke Purganzen kan erweket werden. Dieſes haben ſchon ehemals die älteſten Medici Hippocrates und Celſus wohl erkannt, wie man aus ihren Schriften genugſam erſehen wird. Nur einige Stellen aus dem Hippocrate anzuführen, ſo iſt ſehr merkwürdig, wenn a) er ſchreibet; *Man ſoll niemals eine Purganz geben, es habe denn das Fieber nachgelaſſen; ingleichem, man ſoll in Fiebern nicht purgiren, weil man dardurch nur die Hize vermehrt, und das Fieber ärger macht.* An einem andern Orte b) ſagt er gleichfals: *Wer an einem heftigen Fieber ligt, dem mus man keine ſtarke Purganz geben. Und wenn ja nöthig ſcheinet, den Leib zu eröfnen, kan man durch ein Clyſtier ſolches, ſo oft man will, ausrichten.* Hieraus flieſſet auch die Raiſon, warum man abwechſelnde Fieber, welche erſt durch Hülfe der bekannten Chineſiſchen Rinde ſind vertrieben worden, durch ein ſtarkes Purganz wieder erweken und herſtellen kan, weil nemlich dieſelbe im Magen und Gedärmen einen Krampf verurſachet, der von da weiter geht, und ſelbſt die membranöſe Röhrgen der Pulsadern angreift und zu einem geſchwinden Schlag forciret, daß alſo das Fieber von neuem wieder eintretten mus.

In ſchmerzhaften Krankheiten und Blutflüſſen ſind Purganzen gleichfals ſchädlich.

In Krankheiten, welche mit groſſen Schmerzen verknüpft ſind, und wo man ſich einer Ergieſſung des Geblüts beſorget, ſtiften ſtarke Purganzen groſſes Unheil an. Die Raiſon iſt hiervon leicht zu geben: denn faſt in allen Schmerzen leiden die Nerven, und es geſchiehet auch kein Blutflus ohne Krampf der muſculeuſen Theile und Veränderung des Pulſes. Wenn man nun bei ſolcher Beſchaffenheit ſtarke Purganzen eingiebt, ſo wird der Krampf vermehret und übel ärger gemacht. Es iſt zwar in allen krampfhaften Krankheiten nicht undienlich, daß man den Leib offen hält, und gelinde abführet, man mus aber dieſes, welches wohl zu merken, nicht durch ſtarke Purganzen verſuchen, ſondern vielmehr durch erweichende Clyſtiere und gelinde Laxirmittel.

Vollblütige und Cacochymici ſollen ſich des Purgirens enthalten.

Leuten, die vollblütig und wohl bei Leibe, wie die Athletæ bei denen Alten geweſen, auch cachectiſchen Perſonen, die viel unreines Geblüte haben, iſt allezeit eine ſtarke Purganz ſchädlicher, als andern, die wenig und gut Geblüte haben und hagerer Leibesconſtitution ſind. Denn weil durch die gewaltſame Zuſammenziehung der im Magen und Gedärmen befindlichen Blutgefäſſe die Säfte nach denen bereits ſchwachen Theilen angetrieben werden, ſo ſtagniren ſie allda leicht, und verurſachen nach Unterſchied der Oerter, wo ſie hingetrieben worden, allerhand ſchlimme Zufälle, als da ſind bei Frauensperſonen abortus, bei alten Leuten Schlagflüſſe, Lungenfieber, Verhärtung und Verſtopfung der Eingeweide, woraus manchmal eine Verhaltung des Geblüts durch die güldene Ader, oder deſſen übermäſiger Ab-

---

a) libr. de purgantibus §. 4.

b) ibid. §. 5.

gang, langſame Fieber, Verdorrung des Leibes, Waſſerſucht und andere Maladien entſpringen. Man hat alſo dieſe practiſche Regul allezeit wohl zu beobachten, daß man bei vollblütigen Perſonen, inſonderheit, wenn die Säfte noch dabei verderben und unrein ſind, ſich vor allen ſtarken Medicamenten, als die Brech- und Purgiermittel ſind, ſorgfältig in acht zu nehmen habe. Denn man wird niemals finden, daß es dienlich, die verdorbene Säfte in heftige Bewegung zu bringen. Man mus vielmehr dahin bedacht ſeyn, dieſelbe auf eine ganz gelinde Art nach und nach aus dem Leibe wegzuſchaffen. Engalenus a) hat ſehr wohl angemerkt, daß ſcorbutiſche Perſonen ſich allezeit nach denen Purganzen ſehr übel befunden.

Purganzen entkräften den Leib ungemein.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß heftige Purganzen die Kräfte des Leibes ſehr mitnehmen. Ganz geſunde und ſtarke Leute können ihre Natur dadurch ungemein ſchwächen, wie Hippocrates b) gar wohl anmerkt. Wenn demnach ſolche in Krankheiten, da die Natur bereits entkräftet, angerathen und gebraucht werden, können ſie nichts anders als gefährliche Zufälle erwecken und nach ſich ziehen. Wolte man aber fragen, warum heftige Purganzen den Menſchen ſo ſehr ſchwächen und abmatten? ſo dienet hierauf zur Antwort, daß die Schuld dem übermäſigen Stuhlgang wenigſtens nicht allein beizumeſſen, indem man obſervirt hat, daß nach dem Gebrauch der mineraliſchen Waſſer, als das Carlsbad iſt, oder wenn man von dem infuſo mannæ allzuviel hintertrinkt, oft wohl 20. und mehr ſedes erfolgen ohne die geringſte Schwächung der Kräfte oder Verminderung des Appetits. Vielmehr halten wir dafür, daß nebſt dem heftigen Krampf, welchen dergleichen Purganzen in den nervenſen Theilen des Magens und der Gedärme verurſachen, auch vieles dazu contribuire die giftige Subſtanz derſelben. Denn in allen Dingen, ſo ſtark purgiren, ſteckt ein ekelhafter Geſchmak und höchſtwiderlicher Geruch, welche von der Gegenwart eines giftigen Schwefels und flüchtigen ſcharfen Salzes genugſames Zeugnis geben. Es iſt alſo kein Zweifel, daß ein widerwärtiger flüchtiger Dunſt ſich davon in die Nerven ziehet, und den darinn circulirenden ſehr ſubtilen Saft, welcher denen veſten Theilen unſers Leibes ihre Stärke und Bewegung giebt, verderbet und untüchtig machet, daß daher nothwendig die groſſe Schwachheit und Entkräftung, welche Purganzen nach ſich zu laſſen pflegen, meiſtentheils herzuleiten.

Viele Medici haben den Gebrauch der Purganzen verworfen.

Aus bisher angeführten Wahrheiten kan man leicht abſehen, warum die geſcheideſten Medici ſowohl in denen ältern als neuern Zeiten gar weislich und mit gutem Bedacht den Gebrauch heftiger Purganzen faſt gänzlich verwerfen. Hippocrates c) will überhaupt von ſolchen Mitteln, mit welchen man die unnüze humores, ſo in dem Leibe veſte ſizen, und zum Ausgang nicht diſponiret ſind, mit Gewalt abzuführen ſuchet, gar nichts halten.

Vom Nuzen der Purganzen in gewiſen Affecten.

Ob wir nun zwar denen gerne Recht geben, welche den Misbrauch der Purganzen tadeln, und ſelbige als Mittel, welche ſelten ſtatt finden, ausgeben; ſo können wir doch die Meinung derjenigen nicht allerdings gut heiſſen, welche ſelbige ganz und gar verwerfen, indem ja nicht zu läugnen, daß derſelben vorſichtiger Gebrauch in gewiſen Umſtänden manchmal groſſen Vortheil und Nuzen bringe. Derowegen haben die alten Medici in langwierigen und hartnäkigten Affecten bei ſtarken

Per-

---

a) In tr. de ſcorbuto.

b) Sect. II. aph. 36.

c) In Lib. de purgantibus

Perſonen, die noch Kräfte im Leibe gehabt, meiſtens ſtarke Purganzen, und ſonderlich aus der Nieswurzel bereitete Arzeneien adhibiret. Und zwar haben ſie die Zeit wohl in acht genommen, wann ſolche am beſten anſchlagen könten. Es möchte vielleicht einigen bedenklich fürkommen, wie es möglich wäre, daß giftige und höchſtſchädliche Dinge doch zugleich auch nüzlich und heilſam ſeyn könten. Denenſelbigen aber gebe ich zu erwegen, daß auch das ärgſte Gift auf gewiſe Art wider viele beſchwerliche Krankheiten des Menſchen mit Nuzen könne gebraucht werden: denn was iſt das Rattenpulver, auf unterſchiedliche Art präparirtes Queckſilber, vitrum antimonii, Mohn-Saft und Bilſenkraut anders als Gift? doch iſt bekannt, und unter denen Medicis ausgemacht, daß die Arzeneien, ſo man daraus machet, wenn gebührend mit der Präparation verfahren wird, und ſolche hernach mit gehöriger Behutſamkeit gebraucht werden, nicht allein ohne Gefahr adhibiret worden, ſondern öfters auch ungemeinen Nuzen geſchaft. Darum darf man ſich gar nicht verwundern, wenn man lieſet, daß der erſte Urheber der Medicin Hippocrates ſtarker Purganzen, als die Nieswurzel, das Elaterium, die Colocynthis und Scammonium ſind, wie deſſen Schriften zeugen, in ſeinen Curen ſich bedienet. Er iſt nemlich ſehr behutſam verfahren, und hat ſelbige nicht ohne Unterſcheid in allen Krankheiten gebraucht, ſondern nur in denjenigen, wo kein Fieber mit vergeſellſchaftet war, und allezeit im Anfang, auch wo man mit gelinden Mitteln die Materie der Krankheit nicht zwingen können, und alſo zu Ausrottung derſelben eine gröſſere force nöthig war, als in der Melancholie, Tollheit, fallenden Seuche, viertägigen Fieber, Waſſerſucht und anderen dergleichen. Uberdem präparirten die alten Medici etliche Tage vor dem Gebrauch den Leib des Patienten wohl, ſie muſten ſich enthalten von vielem Eſſen und Weintrinken, Bäder und allerhand fomenta gebrauchen, innerlich aber ſolche Dinge einnehmen, ſo den Schleim und andere im Magen und Gedärmen veſte ſizende Unreinigkeiten auflöſen, flüſſig und zu deſto beſſerer Ausführung tüchtig machen konten. Zu dem Ende haben ſie, wie Plinius a) berichtet, die weiſſe Nieswurzel mit Milch oder Mues eingegeben, oder wie Dioſcorides b) ſagt, mit Gerſtenſchleim oder Linſenbrüh, und haben auch kurz vor Einnehmung derſelben erſt ein wenig Speiſe zu ſich genommen. Vornemlich kochten ſie die Nieswurzel ſehr lang in Waſſer ab, und thaten Honig dazu, nach welcher Methode, wie Proſper Alpinus c) ſagt, ſelbige weder Würgen in der Kehle, noch einige andere Zufälle jemals nach ſich zieht.

Vorzug gelinder Laxirmittel für den Purganzen.

Am ſicherſten verfähret man, wenn es die Nothwendigkeit nicht erfordert, daß man ſowohl in Curirung der Krankheiten, als Präſervirung derſelben alle ſtarke Purganzen meidet, und nur gelinder Laxirmittel, ſo den Magen und die Gedärme nicht heftig angreifen, ſich bedienet. Hierinn ſind ſonderlich die Methodici zu loben, welche zu Oefnung des Leibes ganz gelinder Sachen, als Manna, Caſſia, Aloe und Rhabarber ſind, ſich bedienet oder auch Clyſtire gebraucht, wie aus denen vortreflichen Schriften des Celſi und Proſperi Alpini deutlich zu erſehen, als welche die Lehrſäze der Methodicorum mit allem Fleis aufgeſchrieben. Unter denen Italiäniſchen Medicis iſt nachgehends in dero Fusſtapfen getretten Montanus, und bei denen Teutſchen Crato, ein ſehr geſcheider und vorſichtiger Medicus, dem nach der Zeit viele andere, als Solenander, Caſpar Hofmann, und Simon Pauli rühmlichſt gefolget. Unter die gelinden Purgirmittel gehören die pilulæ aloëphanginæ, wie ſie in der Phar-

---

a) In Hiſt. Nat. Libr. XXV. Cap. V.

b) Lib. IV. Cap. 145.

c) De Medicina methodica Libr. III. p. 96.

macopœa Auguſtana beſchrieben ſind. Zu unſerer Zeit werden an ſtatt derſelben gebraucht die Becheriſchen Pillen, die aus allerhand wohlriechenden Harz, bittern purgirenden Extracten und etwas Aloe gemacht werden, welche ſonderlich zu äſtimiren ſind: denn gleichwie nebſt der Tranſpiration vieles zu unſerer Geſundheit mit hilft, daß der Leib ſeine gehörige Oefnung habe, alſo ſind allerdings auch ſolche Mittel, welche dieſes ohne Schaden und Verlezung des Magens und der Gedärme ausrichten können, in hohem Wehrt zu halten. Von denen gelinden Laxirmitteln als Manna, Caſia, Rhabarbara, Tamarinden ꝛc. findet der g. Leſer in dem IV. Theil p. 193. u. f. ausführlich.

Von der giftig und ſchädlichen Art der Mercurialmedicamente.

Mercurialia ſind von ſchädlicher Art.

Unter die Anzahl derjenigen Medicamente, welche von ſchädlicher Art ſind, und wenn ſie nicht recht präpariret und adhibiret werden, giftige Würkung haben, rechnet man mit allem Recht die Mercurialia oder ſolche Arzeneien, welche aus dem Queckſilber auf Chymiſche Weiſe bereitet werden. Es werden dergleichen Mittel nicht unbillig von denen erfahrenſten Medicis Heroica genennt, denn wann ſelbige mit gehöriger Vorſicht und Behutſamkeit gebraucht werden, kan man was wunderbares damit ausrichten; im Gegentheil aber, wo man deren rechten Gebrauch nicht wohl zu beurtheilen weis, wird auch unglaublicher Schaden dardurch geſtiftet, ſo, daß nicht ſelten die arme Patienten elendiglich um ihr Leben und Geſundheit darüber kommen.

Das Queckſilber an ſich iſt kein Gift.

Das rohe Queckſilber hat zwar keine Würkung in dem menſchlichen Leib, wenn es nicht vorher nach Chymiſcher Kunſt aufgelöſet und zugerichtet wird. Es iſt bekannt, daß ſelbiges oft in groſſer Quantität mit fetten Suppen in dem höchſt gefährlichen Affect, welchen man insgemein das miserere mei nennet, hintergeſchluckt wird, daß es vermöge ſeiner Schwehre, die übereinander geſchlungene Gedärme in ihre gehörige Lage bringen, den in ſelbigen verhärteten Unflath durchbrechen und Oefnung machen ſoll: denn weil es geſchwinde durchlauft, und nicht lange ſich im Leibe aufhält, ſo kan es nicht ſchaden. Hiernächſt wird das rohe Queckſilber nicht leicht von einer ſalzigten Feuchtigkeit aufgelöſet, es wäre denn Sache, daß ſie ſehr anfreſſend und ſcharf wäre, dergleichen aber in dem Speiſecanal ſelten zu finden iſt.

Wie das Queckſilber aufgelöſet werde.

Wie das Queckſilber aufgelöſet werde, iſt bekannt. Insgemein wird ſolches verrichtet durch ſauere Spiritus, nemlich durch den concentrirten Salzſpiritum, Salpeterſpiritum oder Scheidewaſſer; zum Theil löſen ſolches auch in etwas auf, und greifen ſolches an alle Kräuterſalze, wie auch in Waſſer zerlaſſener Salmiac, ingleichen gemein Küchenſalz, wenn es damit eine Zeitlang gekocht wird. Ja das bloſe gemeine Waſſer, welches von dem höchſt ſubtilen Univerſalſalz was bei ſich führt, reiſt endlich einige Theilgen von dem Queckſilber ab, wenn es lange darinn gekocht wird, daher man ſolches Waſſer in der Franzoſencur, auch wider die Würmer im Leibe nicht ohne allen Effect pfleget zu gebrauchen. Wenn das Queckſilber bereits zu zartem Pulver geneigt iſt; ſo geht die Auflöſung durch die Salze noch beſſer von ſtatten. Derowegen, wenn der Mercurius dulcis oder præcipitatus ruber und albus, wie auch das Turpethum minerale mit Salmiac oder Weinſteinſalz vermiſcht und in Waſſer gekocht wird, zieht die Solution, wenn man ſie koſtet, wegen angenommener Schärfe und Corroſivität das Maul recht zuſammen, welches nicht obſerviret wird, wenn das rohe Queckſilber mit Waſſer abgeſotten worden, weil deſſen Figur ganz glatt und kugelicht iſt, darinn die Menſtrua nicht haften können.

Durch die Solution nimmt das Queckſilber eine giftige Natur an ſich.

Das Quekſilber nun, ſo durch Zuthun der Salze aufgelöſet werden, bekomt eine ganz giftige und freſſende Natur, welche um ſo viel ſchlimmer wird, je mehr die Salze darein gewärket haben und es ſubtil gemacht. Man kan ſolches offenbar ſehen an dem gemeinen Sublimat, welches ſo ein ſchlimmes Gift iſt, daß von 10. Gran ein Menſch ſterben kan. Was vor ſchrekliche Zufälle auf eingenommenes Sublimat ſich ereignen, können wir deutlich erſehen aus der Hiſtorie, welche der berühmte Wedel in ſeiner Diſſertation a) aufgezeichnet von einem kaum zweijährigen Kinde, welchem 12. Gran davon eingegeben worden. So bald die vermeinte Arzenei hintergeſchlukt war, bekam das Kind einen ängſtlichen Schweis, worauf es viel zähen Schleim herausbrach, und nachgehends klares Blut, es meldete ſich ferner ſtarkes Röcheln auf der Bruſt und Heiſerkeit an, und ob man gleich allerhand Arzeneien dagegen brauchte, ſo half doch alles nichts, und ſtarb das Kind noch ſelbigen Tag Abends um 5. Uhr. Als man den Körper eröfnet, und alles genau unterſuchet, befand man äuſerlich, daß die Nägel an Fingern und auch die Hände ganz ſchwarzbraun geweſen, der Unterleib war aufgeſchwollen, von Farbe grünlicht mit blau unterlaufen, der Mund war voll Bläsgen und weiſſe Blättergen, innwendig war der hohle Leib von Winden ausgedehnet, daraus gleich nach der Oefnung gelblichtes Waſſer gefloſſen, welches die Hände deſſen, der die Section verrichtet, wie auch den untern Theil des Magens und der Gedärme, vornemlich das Colon, ganz gelb gefärbet. Auf der linken Seite war der Magen von oben herunter ganz zerfreſſen, und war nur eine dünne Haut, als eine Blaſe zu ſehen. Man findet wenig Exempel in denen mediciniſchen Schriften, daß boshaftige Menſchen zu Vollbringung eines Veneficii ſich des Sublimats bedienet haben, indem es wegen ſeines ſcharfen zuſammenziehenden Geſchmaks dazu ſelten genommen wird: hingegen aber hat man von andern Mercurialmitteln eine groſſe Menge Obſervationes, daß ſie, nicht anderſt als ein Gift, gefährliche Zufäll erreget, wenn ſie nicht recht präparirt geweſen, oder mit gehöriger Behutſamkeit nicht gebraucht worden. Was vor ſchlimme Zufälle folgen nicht öfters auf den Gebrauch des Mercurii dulcis, wenn er nicht wohl gemacht iſt, und noch viel Schärfe bei ſich hat. Wir haben mehrmals angemerkt, daß nach dem Gebrauch des ſogenannten Azoth Heslingii, ingleichem des Arcani Corallini, wie auch Turpethi mineralis, wenn ſolche nicht wohl bereitet und ausgeſüſſet, oder auch in etwas gröſſerer doſi, als ſichs gehöret, eingegeben worden, grauſames Bauchgrimmen mit Brechen und Stuhlgang, Herzensangſt und innerlichen Krampf ſich angemeldet.

Erweisgründe, daß Mercurialmedicamente ein Gift hegen.

Daß aber Mercurialarzeneien ein würkliches Gift hegen, kan man aus folgenden deutlich erſehen: denn vor das erſte nimmt man wahr, daß ſie nicht anderſt als Gift, in kleiner Quantität ihre Würkung verrichten, und den Menſchen ums Leben bringen. Nächſtdem ſo haben ſie eine gewaltige Schärfe bei ſich, vermöge welcher ſie nicht allein den Magen und die Gedärme, ſondern auch alle übrige nerveuſe Membranen des ganzen Leibes heftig angreifen, und ſolche ſchnelle Zufälle erweken, als man ſonſten nach eingenommenen Gift wahrnimmt; ſonderlich entzünden ſie ſehr leicht den Magen und die Gedärme, und laſſen eine tödliche Fäulung nach ſich. Uberdem ſo kan man die Schärfe der Mercurialarzeneien auch daraus genugſam abnehmen: weil ſie nicht allein die Drüſſen im Munde und Hals zuſammen ziehen, den Speichel aus denenſelben häufig herauspreſſen, ſondern auch daſelbſt Blaſen, Schmerzen und Geſchwüre verurſachen.

---

a) De Mercurio dulci p. 64.

oder ſolche, wenn ſie bereits zugegen, weit ärger machen, welche Würkung ſie vor andern giftigen Arzeneien eigenthümlich haben. Man hat aus der Erfahrung, daß, wenn die Fusſohlen oder Gelenke der Glieder mit einer Mercurialſalbe geſchmieret werden, die Zunge mit denen Mandeln aufſchwillt, der Gaume voll brennender Bläsgen wird, und der Speichel ohne Aufhören und zuweilen nicht ohne groſſen Geſtank zum Munde herausläuft, das Zahnfleiſch verwelket, die Zähne loker und ſchwarz werden. Wir haben angemerkt, daß durch eine Mercurialſalbe, womit veneriſche Beulen am Gemächte geſchmieret werden, in weniger Zeit hernach ein Speichelflus entſtanden, welches auch geſchehen, als man ein bloſes Mercurialpulver in Geſchwüre zu reinigen eingeſtreuet. Hildanus a) ſagt, wie er öfters erfahren, daß zarte Kinder, wenn ſie Geſchwüre am Leibe gehabt, und man Queckſilber oder ein Pulver davon hinein geſtreuet, alſobald über Zahnſchmerzen und Entzündung des Zahnfleiſches geklaget hätten. Eben dieſes bekräftiget Johannes Lange b) ein zu ſeiner Zeit ſehr gelehrter Medicus und anſehnlicher Practicus, welcher vielmal erfahren, daß vom Mercurio præcipitato, wenn ſolcher in garſtige Geſchwüre an den Wangen oder unter denen Armen öfters eingeſtreuet worden, der Gift wäre in die Zähne getreten, und der Mund Tag und Nacht voll Speichel gefloſſen, ob gleich andere Gliedmaſſen davon keinen Schaden genommen.

Mercurialia würken durch heftigen Krampf

Und gleichwie der arſenicaliſche Gift, ſcharfe Brechmittel und heftige Purganzen vornemlich in die nerveuſe Theile unſeres Leibes würken, und einen ſtarken Krampf verurſachen: alſo thun ſolches auch die Mercurialarzeneien, welches wir mit genugſamen Gründen darthun können; der ſtarke Speichelflus, den ſie nach innerlich oder äuſerlichen Gebrauch erregen, iſt nirgends anders herzuleiten, als von einem heftigen Krampf und Zuſammenziehung der Speicheldrüſſen, welche aus lauter nerveuſen Häutgen, und zarten, ſubtilen Gefäſſen beſtehen. Uber dieſes iſt wahrſcheinlich, daß die Mercurialmedicamente auch die Drüſſen des Magens und der Gedärme, ja gar das pancreas als ein viscus pure glandulosum angreifen, weil man angemerkt, daß oft grauſam viel zäher Schleim nicht ohne groſſe Angſt und Bauchgrimmen durch Erbrechen und Stuhlgang abgeführet worden, und öfters etliche Tage hernach der Leib ſeine Oefnung noch gehabt. Wenn aber der Speichel in groſſer Menge abgeht und lange anhält, ſo wird der Leib verſtopft, der Urin geht wenig ab, und iſt ſehr dünne, die äuſerſte Theile werden kalt, daraus offenbar folget, daß, weil die pori der Haut und andere Emunctoria zuſammen gezogen ſind, nothwendig aller Unrath nach denen Drüſſen im Munde und Halſe gehe, ſelbige ungemein ausdehne und aufreſſe, wovon alſo nicht nur ein garſtiger Ausflus des Speichels entſtehet, ſondern auch Geſchwulſt, Geſchwüre, wakelnde Zähne und andere Fäulungen erwachſen. Dieſen Zufällen kan nicht beſſer abgeholfen werden, als wenn man die Emunctoria eröfnet, und den Zuflus der Feuchtigkeiten von dem Haupt abzieht, welches durch gelinde adſtringirende Mittel und balſamiſche Sachen am beſten verrichtet werden kan.

Wo die Zufälle, welche Mercurialia machen, herzuleiten.

Die grauſame und tödliche Zufälle, welch nach denen Mercurialarzeneien zuweilen erfolgen, ſind theils von der auſſerordentlichen Bewegung der Säfte nach dem Haupte, theils von dem heftigen Krampf im Magen und Gedärmen herzuleiten. Wenn die Humores durch ein Mercurialmedicament mit Gewalt nach dem Haupte getrieben worden, hat man öfters

die

---

a) Cent. III. Obſ. 92.

b) Lib. I. epiſt. 47.

die Epilepſie oder einen Schlagfluß angemerkt. Wir haben obſervirt, daß nach 2. Gran vom Mercurio dulci auf zweimal eingenommen, bei vollblütigen Perſonen, die ſich darauf ſehr erkältet, ein plözlicher Schlagflus ſich ereignet. So haben wir auch erfahren, daß das Aqua Mercurii ſublimati, ſo man deſſen zu viel eingenommen, ſchmerzhafte Bekrämpfungen des diaphragmatis, groſſe Herzensangſt, Unruhe und Phantaſiren erwecket, worauf Convulſiones erfolget, und den andern Tag hernach der Tod. Bei Eröfnung des Leichnams hat man eine Entzündung des Magens gefunden. Woraus alſo klar genug erhellet, daß ein heftiger Krampf der nerveuſen Theile die meiſte Schuld an dieſen ſchlimmen Zufällen habe.

Mercurialia nehmen von ſalzigten Feuchtigkeiten des Leibes eine Schärfe an.

Das rohe Queckſilber iſt zwar, wie oben bereits erwehnet worden, an ſich unſchädlich, und hat keine Kraft in den menſchlichen Körper zu agiren, es ſey denn durch Zuthun der Salze ſubtiliſiret und aufgelöſet. Wenn man aber erweget, daß in dem Leibe ſelbſt allerhand Salz erzeuget wird; ſo iſt kein Wunder, daß manchmal nach einem äuſerlich oder innerlich- gebrauchten Mercurialmittel ſehr ſchlimme Zufälle erwachſen. Daß in dem Leibe des Menſchen viel Salz generiret werde, kan man offenbar an dem Schweis, Harn und Excrementen derjenigen erkennen, welche lauter ungeſchmakte Speiſen zu ſich nehmen. Es ſind aber dergleichen Salze nicht von einerlei Art und Beſchaffenheit, je nach dem der Ort, wo ſie generiret werden, unterſchieden iſt. Im Magen trift man oft ein ſehr ſaures und ſcharfes Salz an, welches ſeine ſchädliche Würkung vornemlich bei hypochondriſchen Perſonen, in viertägigen Fiebern, Verhärtungen des Leibes, ingleichen bei alten und müſigen Leuten offenbar an den Tag giebet. Die Gedärme hegen mehr ein Salz, das dem Alcali gleich kommt, ſonderlich wenn viel Galle einfliest, und keine groſſe Säure im Magen befunden wird. Wenn man die Lympham oder wäſſerigte Feuchtigkeit des Geblütes koſtet, ſo ſchmekt man offenbar, daß eine ſalzigte Schärfe darinn enthalten, welche faſt den ſalibus medii generis und dem Salmiac gleich kömmt. So trift demnach ein Mercurialmedicament überal Salz im Leibe an, wenn es nun mit ſelbigen ſich verknüpft, kan es nicht ohne ſchädlichen Effect ſeyn.

Mercurialia mus man in Krankheiten, ſo a ſale herkommen, meiden.

Nachdem aber in einigen Krankheiten, da die Excretiones nicht wohl von ſtatten gehen, viel ſcharfes Salz generiret wird, als in der Gicht, Gräze, Scharbok, Podagra und einigen abwechſelnden Fiebern; ſo iſt kein Wunder, daß Mercurialarzeneien in dergleichen Krankheiten eine groſſe Schärfe annehmen, und allerhand ſchlimme Zufälle erregen; darum mus man ſich disfals wohl fürſehen, daß man ſelbige in erwehnten Krankheiten weder äuſerlich noch innerlich gebrauche. Wer ſich recht in praxi umgeſehen, dem kan nicht unbekannt ſeyn, daß manchmal nach Einnehmung eines wohlzubereiteten Mercurii, wenn ſelbiger in gebührender doſi verſchrieben, und von dem Patienten in der Diät nichts verſehen wird, nichts deſto weniger unverhoft ſchlimme Zufälle ſich ereignen. Die Urſache eines ſo unvermeinten Effects iſt in dem Körper ſelbſt zu ſuchen, welcher viel unreine Säfte und ſalzigte Feuchtigkeiten heget, ſo den Mercurium auflöſen und corroſiviſch machen. Ich habe mehrentheils obſerviret, daß von etlichen Gran des Mercurii dulcis in vier- oder dreitägigen Fiebern ein höchſtbeſchwerlicher Speichelflus, der kaum zu ſtillen geweſen, entſtanden, womit auch Harderus a) übereinſtimmet, der mit 15. Gran vom Mercurio dulci bei einem 60. jährigen Mann, welcher am viertägigen Fieber gelegen, ei-

nen

---

a) Obſ. 42. p. 191.

nen Speichelflus erweket. Der berühmte Herr D. Friedrich Hofmann hat unterſchiedlichen Perſonen, ſo am viertägigen Fieber krank geweſen, ſein Mercurialpulver, wovon in ſeiner Diſſertation a) Meldung gethan wird, mit gutem Succes eingegeben, doch hat er dieſes dabei in acht genommen, daß er allemal vor dem Gebrauch deſſelben erſt die ſaure, ſcharfe, gallichte und ſchleimigte Unreinigkeiten mit hiezu dienlichen Mitteln abgeführet hat. Wer nun dieſe Cautel bei Verordnung dieſes Pulvers nicht beobachtet, darf ſich nicht laſſen befremden, wenn der angeprieſene Effect darauf nicht erfolget. Was vor ſchlimme Zufälle bei einem hypochondriaco die Mercurialſalivation nach ſich gezogen, belehren uns die Miſcellanea der Leopoldiſchen Societät b). Wie übel es abgelaufen, wenn man bei Leuten, die mit der Gicht behaftet, äuſerlich Mercurialſalben adhibiret hat, berichtet uns Hildanus. c) Scorbutiſche und cacochymiſche Perſonen bekommen alſobald etliche Sedes, wenn ſie nur einige Gran vom Mercurio dulci eingenommen, welches bei geſunden Leuten nicht geſchiehet. Hellwich d) hat angemerkt, daß nach Gebrauch des Turpethi mineralis Bauchgrimmen und groſſe Angſt erfolget.

Mercurialarzeneien ſind ſonderlich Kindern ſchädlich.

Gleichwie aber niemals rathſam Mercurialmedicamente zu verſchreiben, wo der Magen und die Gedärme mit vielem Unrath, Schleim und ſauren gallichten Cruditäten angefüllet; alſo mus man ſolche viel weniger bei zarten Kindern, deren Magen und Gedärme von verdorbener Milch viele Säure und Schärfe hegen, welches aus denen grünlichten Excrementen abzunehmen, gebrauchen und adhibiren. Es ſezt ſich der Mercurius, ſonderlich, wenn er in Form eines Pulvers genommen wird, wegen ſeiner Schwere gar leicht an die Gedärme veſte an, und nimmt von denen daſelbſt befindlichen ſcharfen Säften eine giftige Art und Natur an ſich. Nächſtdem ſind Mercurialmittel, wie alle andere ſtarke Arzeneien, deswegen Kindern ſehr ſchädlich, weil ſie zarte und ſchwache Nerven haben, und gar leicht in heftigen Krampf und Convulſiones verfallen. Darum ſoll man Mercurialia bei Kindern und andern Leuten, ſo ein ſchwaches Haupt haben, oder zu auſſerordentlichen Bewegungen der Nerven geneigt ſind, mit der gröſten Vorſichtigkeit gebrauchen, wie Williſius ſehr weislich erinnert. e) Der berühmte Glauberus f) widerrathet bei Kindern gar ſehr den Gebrauch des Mercurii dulcis in etwas gröſſerer doſi, weil er die zarte Gliedmaſſen derſelbigen ungemein ſchwäche. So hat auch Doläus g) angemerkt, daß bei einem Naſſauiſchen Prinzen auſſerordentliche Bewegungen der Sehnen und epileptiſche Zufälle nach dem Gebrauch des Mercurii dulcis entſtanden. Der weltberühmte D. Wedel h) will gleichfals den Gebrauch des Mercurii dulcis bei ſolchem Alter nicht anrathen.

Der äuſerliche Gebrauch des Queckſilbers iſt weit ſchädlicher als der innerliche.

Was den äuſerlichen Gebrauch des Queckſilbers betrift, ſo iſt der Schade, ſo daraus erwächſet, in Vergleichung mit dem innerlichen Gebrauch noch weit gröſſer und gefährlicher, ſonderlich, wenn es bei Perſonen adhibirt wird, die viel unreines Geblüte haben, und davon nicht erſt durch gehörige Mittel befreiet worden. Man findet faſt unzehlige Exempel hin und wieder in den mediciniſchen Schrif-

---

a) De felici febris quartanæ curatione.

b) Dec. I. A. 1. Obſ. 80.

c) Cent. IV. Obſ. 81.

d) In Miſcell. Nat. Curioſ. Dec. III. A. VIII. Obſ. 7.

e) De anima brutorum Cap. IX. de paralyſi.

f) Part. II. furni philoſophici Cap. XXVIII. p. 82.

g) In Encyclopædia Cap. XV. de lue venerea

h) In Diſſert. de Mercurio dulci.

Schriften aufgezeichnet, daß die Mercurialcur durch äuſerliches Schmieren oder Räuchern übel abgelaufen, und öfters ſehr gefährlich und tödlich geweſen. Wir wollen allhier nur ein und andere wichtige Zeugniſſe anführen. Doläus a) erzehlet, daß eine tödliche Mundfäule nach einer Mercurialſalbung erfolget, welches ebenfals Lanzonius b) zu bekräftigen ſcheinet. Hildanus c) bezeuget, daß unbedachtſames Schmieren äuſerlich mit einer Mercurialſalbe den Tod zuwegen gebracht. So hat auch Montanus d) davon die fallende Sucht und den Tod angemerket. Ein Studioſus von etwas zarter Leibesconſtitution, hatte aus einem zerbrochenen Wetterglas das Queckſilber in die flache Hand genommen, ſolches darinn hin und wieder geworfen, und mit den Fingern zerrieben, den andern Tag darauf bekam er unvermuthet Ohnmachten und Reiſſen in Gliedern, das Geſicht erbleichte ganz, u. konte er in langer Zeit die Schwachheit aus denen Gliedern nicht los werden. Ramazzini e) erzehlet, daß ein Goldſchmieds Geſelle von vielem Vergülden 2. Monat bettlägerig worden, und endlich geſtorben. Dieſer hatte durch den Queckſilberdampf ſich am ganzen Leibe ungeſund gemacht, ſahe im Geſichte wie halb tod aus, die Augen ſtarreten, hatte einen kurzen Athem, die Kräfte des Gemüths verlohren ſich nach und nach, und den ganzen Leib überfiel eine ungemeine Trägheit, im Munde thaten ſich garſtige Geſchwüre hervor, daraus ſtinkender Eiter in groſſer Menge täglich gefloſſen. Am allermeiſten aber ſchadet das äuſerliche Schmieren mit Mercurialſalben zarten und ſäugenden Kindern, wie davon zu leſen in den Actis Naturæ Curioſorum, f) da Zwillinge von einem halben Jahre, welche mit einer Mercurialſalbe äuſerlich geſchmieret worden, noch ſelbigen Tag nach vorhergegangenen heftigen Bewegungen verſchieden. Warum aber das Queckſilber, wenn man nur den Leib äuſerlich damit ſchmieret, weit mehr Schaden thut, als wenn man es einnimmt und innerlich gebraucht, davon iſt meines Erachtens folgende Raiſon zu geben. Das Queckſilber, wenn es innerlich gebraucht und eingenommen wird, kan von denen im Maagen und Gedärmen ſich befindenden Säften öfters noch corrigiret oder auch leicht wieder durch Erbrechen oder durch Stuhlgang ausgeworfen werden, welches nicht geſchiehet, wenn es äuſerlich adhibiret wird, denn da tringet es vielmehr durch die Schweislöcher der Haut, u. vermiſcht ſich mit vielen ſalzigē, ſcharfen Unreinigkeiten, daß es alſo dardurch gleichſam zu Gift wird, und die nerveuſe Theile heftig angreift, mithin nicht ſelten den Tod verurſachet.

Cautelen, welche man bei Gebrauch der Mercurial-Arzeneien zu beobachten hat.

Wir ſehen demnach aus bereits angeführten Gründen und Anmerkungen ſonnenklar, wie behutſam man mit denen Mercurialmitteln umgehen müſſe, wenn man die Patienten nicht in gröſſere Krankheiten ſtürzen, oder gar um Leib und Leben bringen will. Es wird alſo nöthig und nützlich ſeyn, einige Cautelen hier beizufügen, wie man ſich bei dem Gebrauch der Mercurialmedicamente zu verhalten und in acht zu nehmen habe. Uberhaupt iſt folgende practiſche Regel wohl zu obſerviren, daß man niemals bei vollblütigen, cachectiſchen und alten Leuten, ingleichen bei Kindern oder ſolchen Perſonen, die lange krank geweſen, und noch nicht wieder zu ihren vorigen Kräften gekommen, die durch heftige Gemüthsaffecten oder andere Urſachen ſehr geſchwächt worden, Mercurialarzeneien adhibire und gebrauche. Ingleichem müſſen dieſelben in allen Krankheiten, wo die Nerven leiden, und viel krampf-

---

a) Epiſtol. III. ad Waldſchmid.

b) In Miſcell. Curioſ Dec. III. A. II. Obſ. 38.

c) Cent. III. Obſ. 29.

d) Conſil. 62.

e) De morbis artificum Cap. II. p. 27.

f) Dec. II. A. IV. Obſ. 16.

hafte Zufälle ſich einfinden, als da iſt das ſogenannte malum hypochondriacum, Scharbok, Gicht, gänzlich weggelaſſen und als ein Gift gemieden werden. Wo man aber nothwendig der Salivationscur ſich bedienen mus, als in hartnäkigten veneriſchen Maladien, iſt vor allen Dingen nöthig dahin zu ſehen, ob einiger Überflus vom Geblüte da iſt, welches durch eine Aderläſe erſtlich mus geminderet und weggenommen werden. Sind viel Cruditäten im Magen und Gedärmen vorhanden, ſo mus man ſelbige zu corrigiren, und nachgehends gelinde abzuführen ſuchen, nachmals Bäder und temperirende Holztränke gebrauchen, daß das Geblüt und die Säfte flüſſiger werden. Was die Lebensart anlangt, ſo mus man denen Patienten keine ſauere und ſalzige Speiſen zulaſſen, und den Gebrauch des Weins ganz und gar unterſagen. Über dem wird nöthig ſeyn alle Kälte zu vermeiden, und das Gemach mäßig warm zu halten, damit die Tranſpiration wohl von ſtatten gehen möge. Leztlich mus man auch dahin bedacht ſeyn, daß man unter Mercurialarzeneien ja keine alcaliſche oder andere dem Salmiac gleichkommende Salze vermiſche, denn wenn dergleichen Dinge im Mörſel untereinander wohl zerrieben, oder, welches noch ſchlimmer, mit einander gekocht werden, ſo iſt gewis, daß ein ſonſt unſchädliches und wohl präparirtes Mercurialmedicament auf ſolche Art zu Gifte wird. Darum erinnert auch der berühmte Wedel gar wohl, daß man den Mercurium dulcem nicht leicht mit ſalibus neutris verſchreiben ſolle, damit er nicht eine Schärfe annehme, und über Vermuthen ſchlimme Zufälle errege.

Von dem ſchädlichen Misbrauch der Schlaf machenden und Schmerz ſtillenden Medicamente.

Von dem Gift der medicamentorum ſoporiferorum überhaupt.

Nachdem wir in denen vorhergehenden Betrachtungen vieles von der ſchädlichen Art und Würkung ſowohl der Vomitive als auch Purganzen und Mercurialmedicamente geſagt; So wollen wir auch nun unterſuchen, was von denen Mitteln zu halten, welche man insgemein zu Linderung der Schmerzen und Wiederbringung des Schlafs zu adhibiren pfleget, als da iſt opium, mandragora, hyoſciamus, ſolanum, ſtramonium, datura und alle daraus verfertigte Compoſitiones. Wir werden nicht irren, wenn wir dieſelbige unter die giftartige Arzeneien mit rechnen, indem ein Menſch durch deren Misbrauch nicht allein einen wichtigen Schaden ſeiner Geſundheit bekommen, ſondern auch gar das edle Leben einbüſſen kan. Ihre giftige Natur aber erhellet hauptſächlich daraus, weil ſie erſtlich in kleiner Quantität geſchwinde ihre ſchädliche Würkung an den Tag geben. Zum andern operiren ſie vornemlich in die edelſte Theile unſeres Leibes, und machen, daß alle Sinnlichkeit und Bewegung eine Zeitlang ruhen oder gar aufhören mus, welches dem ſtinkenden, unannehmlichen und höchſt widerlichen Schwefel, den ſie bei ſich führen, allerdings beizumeſſen, der die Fibras, ſo zu reden, ganz tod und unbeweglich macht.

Daß man narcotica gar wohl ein Gift nennen könne.

Es möchte allhier jemand einwenden, daß man narcotica nicht wohl könne mit dem Gift vergleichen, weil der eigentliche Gift, als das Arſenicum iſt, zum Grund ſeiner Würkung ein ſcharfes, anfreſſendes Salz habe, und durch heftigen Krampf aller nerveuſen Theile, ſonderlich des Magens und der Gedärme, auch auſſerordentliche ſchnelle Bewegung des Geblütes einen tödlichen Effect hervorbringe; jene aber hätten mehr einen widerwärtigen Schwefel zum Fundament ihrer Operation vermöge deſſen ſie die Circulation des Geblüts langſamer machten, alle Bewegung und Empfindung ſonderlich in denen nerveuſen Theilen wegnähmen, und einen Stilleſtand aller Functionen in dem Leibe verurſachten. Allein wir geben zu, daß narcotica hierinn für anderm Gift was a parte haben. Unterdeſſen aber wird doch niemand in Abrede ſeyn, daß der eigentliche und fürnehmſte Character eines Gifts darinn beſtehe, wenn ein Menſch von einer nicht allzugroſſen doſi geſchwinde ſterben mus. Da nun offenbar, wie unten mit mehrern Anmerkungen ſoll erwieſen werden, daß narcotica die ganze Oeconomie unſers Leibes aufheben, und in kurzer Zeit den Tod verurſachen können, obgleich derſelben Operation von dem cauſtiſchen Gift unterſchieden iſt, ſo ſehe ich nicht ab, warum man ſie mit dem Namen eines Gifts nicht mit Recht belegen könte.

Narcotica haben ein ſubtil, flüchtiges Sulphur in ſich.

Daß ein ſubtiles und flüchtiges, ſulphuriſches Element in dem Opio und andern narcoticis ſteke, kan man mit verſchiedenen Beweisgründen darthun. Den̄ erſtlich, wenn man dergleichen Dinge eine lange Zeit ſieden oder kochen läſt, ſo geht das flüchtige Weſen davon in die Luft, und die Kraft verliert ſich. Zum andern, wenn man daraus eine Salbe bereitet und den Kopf oder andere nerveuſe Theile, als die Fusſohlen oder Handfläche damit ſchmieret, ingleichen, wenn man einen Umſchlag davon macht, und auf erwehnte Theile leget, oder nur den bloſen Dampf davon, wie Dioſcorides und Plutarchus a) bezeugen, ſtark einhaucht, ſo verfällt man in einen tiefen Schlaf. Hierzu kommt nun auch, wenn man erwäget, daß ſauere Sachen, als Quitten- und Citronenſaft, Weineſſig, Vitriolſpiritus die Gewalt dieſes Gifts ungemein dämpfen, weil die Säure, die Subtilität und Flüchtigkeit des Schwefels treflich figirt und unterbricht, wie ſolches aus ſehr viel Chymiſchen Experimenten klar kan erwieſen werden. Zudem iſt auch nicht unbekannt, daß das Opium, wenn es auf einem glühenden Bleche geröſtet wird, faſt ganz und gar ſeine Kraft verliert, weil durch die Hize das Sulphur davon in die Luft raucht. Leztlich erhellet auch aus dem bloſen widerlichen und ſtinkenden Geruch, den dergleichen Sachen von ſich geben, daß ein höchſtſchädliches, flüchtiges und ſubtiles Element in ſelbigen ſteke und enthalten ſey.

Narcotica würken in den Magen und die Gedärme am allererſten.

Gleichwie alle Arzeneien am erſten in den Magen und die Gedärme würken, alſo kan man auch ſolches an den opiatis und andern narcoticis wahrnehmen. So bald dergleichen Dinge in den Magen kommen, und von der Hize und Feuchtigkeit deſſelben aufgelöſet werden, geben ſie einen garſtigen Dunſt von ſich, welcher ſich zwiſchen deſſen Membranen hinein tringt, und derſelben fibrillas nerveas ihrer natürlichen Bewegungskraft beraubt, daher ſogleich der motus periſtalricus ſchwächer wird, und die Empfindung ſich anfängt zu verliehren, welches man daraus abnehmen kan, weil man alsbald einen Ekel vor Speiſen, Verſtopfung des Leibes, Neigung zum Schlaf und Linderung der Schmerzen auch in abgelegnen Theilen verſpühret.

Nachgehends aber und vornemlich in den Membranen des Gehirns.

Vornemlich aber erſtreket ſich deren Würkung in die Membranen des Gehirns, indem ſie daſelbſt eine Stokung des Geblüts in denen zarten Pulsädergen verurſachen, daher eine ungewöhnliche Ausſpannung der Blutgefäſſe des Haupts entſtehet, worauf eine Schläfrigkeit, Dummheit, ſchrekhafte Träume, und allerhand Phantaſien erfolgen. Es iſt nichts in der Welt, das ſo geſchwinde einen geſunden und vernünftigen Menſchen toll und närriſch machen kan, als ein narcoticum. Daß die Datura dergleichen Würkung habe, iſt klar und bei allen Medicis ausgemacht.

---

a) In Sympoſ. Lib. III. Q. I. p. 643.

Von dem Tollkraut, Solanum genannt, und deſſen Beeren, hat man häufige Anmerkungen in den Mediciniſchen Schriften a) daß ganz geſunde und vernünftige Leute davon ſchnell unſinnig geworden, vom Bilſenkraut, Mandragora und Opio findet man ebenfals verſchiedene Obſervationes, welche bezeugen, daß ſelbige eine Kraft Leute toll und thöricht zu machen bei ſich führen. Ich habe ſelbſt obſerviret, daß eine gewiſe Perſon die mit Blutſtürzungen behaft geweſen, aus Verſehen eine Arzenei dagegen eingenommen, darinn eine übermaſige Quantität von Bilſenſaamen geweſen, worauf ſie etliche Tage nicht ſchlafen können, von allen Gedanken gekommen, und ganz fühllos geworden. Eben dieſes haben wir angemerkt nach dem Gebrauch einer ſtarken doſi von den pilulis de cynogloſſa, die man das Brechen zu ſtillen adhibiret. Platerus b) erzehlet aus dem Rhondelätio, daß das Bilſenkraut blos äuſerlich umgeſchlagen, Leute könne von Sinnen bringen. In den Actis Naturæ Curioſorum, c) wird gemeldet, daß jemand, ſo den Durchfall gehabt, nach Gebrauch eines Clyſtirs, darinn ein Pfund Bilſenſaamenöl enthalten geweſen, ſofort ganz dämiſch worden, und bei 6. Wochen ſo geblieben. Mehrere Zeugniſſe von der tollmachenden Kraft und höchſtſchädlichen Würkung, ſonderlich des Opii, kan man nachleſen in dem Cœlio Aureliano d), Helmontio e), Scribonio Largo f) und vielen andern.

Sonderlich bei ſchwachen cachectiſchen Perſonen.

Inſonderheit aber iſt ſehr gefährlich Opiata und andere Narcotica zu gebrauchen in ſehr ſchmerzhaften Krankheiten des Magens und der Gedärme, als da ſind die Cardialgie, rothe Ruhr, reiſſende Colik, paſſio iliaca u. ſ. f. Wenn nemlich die Perſonen, ſo damit behaftet, von Natur ſchwach und kraftlos ſind, und keine gute Säfte im Leibe haben. Denn da hat man mehrentheils eine gefährliche Inflammation, welche leicht in ſphacelum geht, zu befürchten, die aber durch ſolche Mittel nicht gehoben, ſondern vielmehr geſtärket wird. Wir leſen bei unterſchiedlichen glaubwürdigen Scribenten g) daß bei dergleichen Umſtänden nach eingenommenen oder nur in Clyſtiren gebrauchten Opiatis ſo ſoft tödliche Zufälle ſich ereignet.

Opiata und narcotica ſind fürnemlich dem Haupte ſchädlich u. entſpinnen daſelbſt allerhand Krankheiten.

Ferner hat man auch aus der Erfahrung, daß Opiata und narcotica fürnemlich dem Haupte ſchädlich ſind, und daſelbſt nicht nur allerhand ſchwere Affecte verurſachen, ſondern auch gelinde Hauptkrankheiten, die ſonſt nicht viel zu bedeuten hätten, in höchſtgefährliche verwandeln, oder zum wenigſten viel ſchlimmer und hartnäkiger machen. Die Raiſon hievon iſt leicht zu penetriren, weil nemlich dergleichen Mittel den Lauf des Geblüts durch die Carotides hemmen, ſo mus nothwendig daſſelbige hier und da im Haupte ſtoken, daher es denn geſchihet, daß ſich entweder das Serum leicht von der dichten Subſtance des Geblüts abſondert, und

nach

---

a) Mathiol. Comment. in Dioſc. L. IV. C. 69.
Wierus de præſtigiis dæmonum L. III. C. 17.
Mercurialis Libr. I. de venenis C. 13.
Lobelius in adverſariis Stirpium pag. 103.

b) Tom. I. Cap. III.

c) Dec. II. obſ. 78.

d) Lib. I. Cap. IV.

e) Libr. de Lithiaſi.
It. Libr. Retenta p. 82.

f) Compoſit. 180. Cap. 48.

g) Thonnerus in Obſ. Libr. III. Cap. V. Waldſchmid in Diſſert. de noxa opii. Tillingius de opio pag. 46. Sennert. Libr. VI. Prax. Part. III. Cap. I. Marcell. Donat. in Hiſtor. Medic. Mirab.

nach Beſchaffenheit der Orte, wo er ſich hinſezt, allerhand Hauptkrankheiten, als Schlagflüſſe, Sprachloſigkeit, Verluſt des Gedächtniſſes, Taubheit, Schlafſucht und anhaltende Schmerzen, die weder weichen noch wanken wollen, hervorbringt: oder aber, wenn die Gefäſſe des Gehirns von dem diken ſtagnirenden Geblüte allzuſehr ausgeſpannet werden, ſo entſtehet Melancholie, womit öfters eine verderbene Phantaſie, da man allerhand Geſpenſter zu ſehen vermeinet, und ſchwere ſchrekhafte Träume hat, ſich vergeſellſchaftet, ja manchmal nimmt die Tollheit, welche leicht in Raſerei ſich verwandelt, daher ihren Urſprung. Ich habe nicht einmal angemerkt, daß nach unvorſichtigem Gebrauch ſolcher Dinge ſchlechte Hauptkrankheiten in recht gefährliche, z. E. Kopfſchmerzen in Schlafſucht, Hemicranie in Wahnſinnigkeit, Schwindel in Epilepſie, ſchweres Gehör in würkliche Taubheit verwandelt worden.

Vor Kinder und alte Leute taugen narcotica gar nicht.

Bei Kindern und alten Leuten mus man mit groſſer Sorgfalt alle opiata und narcotica meiden, weil ſie den Leib verſtopfen, und die Nerven angreifen und ſchwächen. Da nun die meiſten Krankheiten der Kinder und alten Leute von Verhaltung des Stuhlgangs und Schwachheit der Nerven und des Gehirns entſtehen; ſo kan man gar leicht abnehmen, daß wenig Nuzen bei ſolchem Alter damit kan geſchaft werden. Kinder verfallen davon leicht in eine Schwachheit des Gedächtniſſes und Verſtandes, welche in langen Jahren nicht zu verwinden ſtehet. Daher erinnert Stalpartius van de Wiel a) gar wohl, wenn er ſagt: **Es ſollen ſich alle Kinderwärterinnen und Säugammen in acht nehmen, daß ſie ihren anvertrauten Kindern nicht flugs, wenn ſelbigen was im Leibe wehe thut, einen Schlaftrunk verordnen und eingeben: denn man hat aus gewiſer Erfahrung, daß, obſchon die Kinder davon nicht gleich ſterben, dennoch ihr zartes Gehirn und ſehr ſenſible Nerven öfters dadurch ſehr geſchwächet werden, und in Zittern und Lähmung der Glieder und Dummheit verfallen.** Dieſer Meinung iſt auch Williſius b) zugethan.

Judicium einiger alten Medicorum vom Gebrauch der narcotiſchen Medicamente.

Weil demnach erwehnte Mittel ſo ſehr ſchädliche Eigenſchaften beſizen; ſo haben viele Medici unter denen Alten, deren Gebrauch entweder getadelt, oder ſind doch ſehr behutſam damit umgegangen. Galenus iſt jederzeit bei Verordnung ſolcher Mittel ſehr furchtſam geweſen, weil er aus der Erfahrung mag gelernet haben, daß öfters gros Unheil dardurch angerichtet wird. Er redet deswegen von der Würkung ſolcher Dinge alſo c): **Die menſchliche Machine leidet etwas dem Tode ähnliches nach dem Gebrauch aller Medicamente, die aus dem Mohnſaft, Bilſenkraut und der Mandragora gemacht ſind.** Aetius d) ſcheinet auch nicht viel davon zu halten, wenn er ſpricht: **die Opiata curiren den Siz einer Krankheit, wo die Schmerzen ſich würklich finden, mit nichten von Grund aus, ſondern, indem ſie in denen Gliedern eine Unempfindlichkeit und Erſtarrung verurſachen, machen ſie, daß man der Schmerzen nicht gewahr wird.** Eben dieſes bekräftiget er an einem andern Orte e) mit folgenden Worten: **Solche Sachen ſtillen zwar alsbald die Schmerzen, aber ſie nehmen die Urſache derſelben nicht weg, und bringen entweder bald darauf eine**

---

a) Cent. I. Obſ. 42.

b) In Pharmacop. P. I. p. 191.

c) Libr. III. de medicament. Compoſit. Cap. X.

d) Serm. XII. p. 221.

e) Lib. IX. pag. 102.

macht und den Tod, oder ſtürzen die Leute in langwierige und unheilbare Krankheiten. Alexander Trallianus, ein fürſichtiger Practicus uralter Zeiten, rathet niemals gern Opiata an, es ſey denn die höchſte Nothwendigkeit vorhanden. Nur eine Stelle aus deſſen Schriften anzuführen, ſo leſen wir a) daß er zwar in der Raſerei bei hizigen Fiebern, wenn der Patient gar keinen Schlaf hat, deren mäſigen Gebrauch zuläſt. Er ſezet aber mit gutem Bedacht hinzu: Wenn es die Noth nicht erfordert, ſo gebe man ein ſolches Medicament nicht. Und wenn der Patient noch dazu ſehr ſchwach und kraftlos iſt, ſo mus man ſelbige fürnemlich meiden, damit man nicht eine Unempfindlichkeit in denen Gliedern, und tiefen Schlaf verurſache. Dann bei denen, die ſehr entkräftet ſind, erfolget kein geringer Schade darnach, ja der Tod ſelbſt. Und dieſer Vorſichtigkeit bedienet er ſich auch in vielen andern Krankheiten, als in Haupt- und Steinſchmerzen, in Podagra und dergleichen. Hiemit ſtimmet auch Celſus überein, wenn er ſagt b): Wenn man durch Arzeneien Schlaf machen ſoll, ſo mus man ſich nothwendig darinn mäſigen, wenn man nicht gewärtig ſeyn will, daß man den, welchen man nur einzuſchläfern gedenket, nachgehends gar nicht wieder erweken könne. An einem andern Orte c) ſpricht er: Schmerzſtillende Arzeneien zu gebrauchen, wo nicht die höchſte Noth ſolche erfordert, halte ich gar nicht vor rathſam, dann ſie gehören unter diejenige Medicamente, welche von heftiger Würkung ſind, und dem Magen übel bekommen. Es wäre zu wünſchen, daß die heutige Medici hierinn denen Alten nachfolgten, und nicht ſo verwegen mit dergleichen Mitteln umgiengen, oder, wo ſie ſolche würden nöthig befinden, mit der gröſten Sorgfalt und Vorſichtigkeit adhibirten, ſo würde vieler Schaden in praxi nachbleiben.

Cautelen, welche bei Gebrauch der ſchmerzſtillenden Medicamente zu beobachten.

Schlieslich wollen wir noch einige kurze Erinnerungen von dem rechten Gebrauch des Opii und anderer ſchmerzſtillenden und ſchlafmachenden Medicamente mit beifügen. Erſtlich iſt überhaupt zu merken, daß man niemal dergleichen Mittel verordnen ſolle, wo der Patiente allbereit von der Grauſamkeit der Schmerzen, welche eine gute Zeit ſchon angehalten haben, ſehr iſt mitgenommen worden, wo alſo keine Kräfte mehr vorhanden, und der Puls ſchwach iſt. Nachgehends mus man auch ſolche Dinge weglaſſen in langwierigen Krankheiten, wo eine Verhärtung oder Verſtopfung des Eingeweides zum Grund liegt, und denn drittens, wo das Geblüte und übrige Säfte des Leibes ſehr verunreiniget ſind, ſonderlich bei ſcorbutiſchen Perſonen, da gar leicht, zumal, wenn ſolche Arzeneien in etwas groſſer doſi gegeben werden, gefährliche Zufälle, ja der Tod ſelbſten nachfolgen kan. Wenn aber die Schmerzen ſehr empfindlich und gros ſind, und der Puls dabei ſtark gehet, auch keine andere Umſtände im Wege ſind, kan man allerdings einer ſchlafmachenden Medicin ſich bedienen, ſonderlich aber, wenn der Schmerze von einer äuſerlichen Urſach entſtanden und hergekommen iſt, z. E. von Würmern, Zahnſchmerzen, bevorab bei Kindern, wenn die Zähne im Anbruch ſind, vom Nieren- und Blaſenſtein, von Verlezung der Sehnen und Nerven, wenn man die Nägel an Händen und Füſſen nicht behutſam verſchneidet, oder in Ausrottung eines Hüneranges allzu tief kommt. Doch iſt dieſe Cautel niemals aus den Augen zu ſezen, daß man allezeit gelinde ſchmerzſtillende Medicamente denen heftig würkenden vor-

---

a) Lib. I. Cap. 13.

b) Lib. III. Cap. 18.

c) Lib. V. Cap. 25.

vorziehen müſſe. Unter die gelinde und ſicherſte Mittel ſolchen Endzwek ohne Gefahr zu erlangen, zehlen wir billig den ſchmerzſtillenden Schwefel aus dem Vitriol, oder einen aus denſelben verfertigten Spiritum, welcher einen ſehr durchdringenden und gewürzhaften Geruch und Geſchmak hat, dergleichen unſer ſchmerzſtillender Spiritus iſt, welcher den Schlaf befördert, und in allen krampfhaften Ziehungen und Schmerzen, zumalen die vom Steine entſtehen, zuverläſſige und geſchwinde Hülfe leiſtet, und keine Trägheit oder Müdigkeit, wie die Opiata und andere dergleichen Dinge, nach ſich ziehet. Aeuſerlich kan man zu dieſem Ende einen über das Opium etlichemal rectificirten Brandewein mit Nuzen ſicher gebrauchen. Hieher gehören auch Safran, Muſcatnüſſe, Biſam, Ambra, wie auch das Saphirfarbene Chamillen und Schaafgarbenöl, und alle Compoſitiones, ſo daraus verfertiget ſind. Wenn auch das Opium mit bloſen Regenwaſſer gereiniget, und hernach mit purgirenden oder ſchweistreibenden Speciebus wohl vermiſcht und corrigirt wird, nach welcher Methode die Starkiſche Pillen und der himmliſche Theriak, wie er von uns a) beſchrieben iſt, präparirt wird; ſo kan man in einigen Fällen ſolches nicht ohne guten Effect nuzen und gebrauchen.

Von dem höchſtſchädlichen Misbrauch einiger aus dem Golde, Blei, Kupfer, auch anderen Mineralien, präparirten Medicamente.

Auſſer denen bisher angeführten Medicamenten kommen noch in Conſideration einige andere, deren Misbrauch ebenfals in dem menſchlichen Körper einen giftmäſſigen Effect hervor bringen kan. Darunter nehmen wir nun billig faſt alle diejenige, ſo aus dem Gold, Silber, Kupfer, Blei, Arſenico, Wismuth, und dergleichen verfertiget und zubereitet ſind. Was anlanget die Arzeneien, ſo aus dem Golde präpariret werden, ſo wollen wir unſere Betrachtungen auf das Aurum fulminans richten. Es wird deſſen Gebrauch von einigen Medicis, die ſonderliche Liebhaber der Chymie ſind, ſehr hoch gehalten, und zur Ausräumung des Magens und Stärkung der ganzen Natur als hochſtdienlich gerühmet. Ob wir nun zwar ſolches, wenn es wohl präpariret, und zumal in Pillen mit andern Sachen vermiſcht gegeben wird, bei vielen Begebenheiten nicht verwerfen wollen; ſo können wir doch auch nicht verhalten, daß es zum öftern ſehr unſicher befunden wird, bevorab, wenn es nicht wohl ausgeſüſſet, wie auch, wie auch, wenn es in übermäſſiger doſi in Pulvers Geſtalt gereichet wird, und drittens, wann der Magen ſehr zart iſt, oder viel ſalzige, ſcharfe, ſaure und gallichte Säfte heget. Wir haben nicht ohne Beſtürzung angemerket, daß ein Medicus an einem groſſen Hofe, mit dem wir auch wegen ſeiner temerairen Curen nicht eins ſeyn kunten, einem halbjährigen Kinde, das von verdorbener Milch im Magen groſſes Bauchgrimmen bekommen, 6. Gran davon auf einmal in Form eines Pulvers verordnet und eingegeben, worauf ſofort heftiger Krampf, Beängſtigung, Unruhe, nebſt Erkältung der äuſern Theile, Reiſſen im Leibe, und in 12. Stunden der Tod erfolgte. Wir haben auch geſehen, daß es zu 4. Gran hypochondriſchen Perſonen gegeben worden, darauf ſich ein entſezlicher Krampf, Bauchgrimmen, Herzensangſt mit kaltem Schweiſe und Ohnmacht eingeſtellet. Gleichfals iſt angemerket worden, daß von 2. Gran deſſelben, ſo mit dem Arcano duplicato vermiſcht, und ſtark zuſammen getrieben worden, eine Fürſtliche Perſon zwanzigmal zum Stulgang genöthiget worden, wobei ſich grauſames Reiſſen angemeldet, und der Magen ſamt denen Gedärmen nicht geringen Schaden erlitten. Ich befinde mich in des berühmten Herrn D. Rivini Schriften geleſen zu haben, daß man in den Gedärmen des Kin-

---

a) In Notis ad Poteriam.

des, welches von allzuheftiger Würkung des Auri fulminantis ſterben müſſen, etliche Löcher gefunden. Die Urſache dieſer Effecte wird ein geſchikter und erfahrner Medicus leicht penetriren können, ſintemal das überaus ſchwere, und nicht leicht aus ſeiner Stätte weichende Pulver des Goldes, wenn es von denen corroſiviſchen Säften des Magens einiger maſſen aufgelöſet wird, die zarte Nervenhäutgen, da es lieget, angreifet, und dieſelbige zwiket, zerfriſſet und zernaget, und eine Entzündung und krampfhafte Zuſammenziehung erwekket, ſo daß bei ſehr empfindlichen Perſonen die ſämtliche Nerven gemeinſchaftlich mit leiden müſſen.

Von denen Silber-Cryſtallen.

Aus dem Silber brauchen einige die ſehr corroſiviſchen Cryſtallen in Pillen Geſtalt zur Abziehung des Gewäſſers bei den Waſſerſüchtigen, und dieſes thun ſie auch, wenn man viel Feuchtigkeit, dardurch die übermäſige Schärfe gemildert und zertheilet wird, nachtrinket, doch iſt groſſe Behutſamkeit vonnöthen: denn wir haben angemerket, daß von ſolchen Pillen, wenn ſie oft wiederholet worden, ein blutiger Stuhlgang nebſt groſſem Verfall der Kräfte erfolget iſt.

Von Medicamenten aus dem Kupfer.

Die aus dem Kupfer bereitete Mittel ſind gleichfals mit allem Recht unter die höchſtverdächtigen zu zehlen. Hieher gehören die ehedeſſen ſo ſehr berufene Himmelblaue Silbertincturen, und die ſo genannte blaue Eiſentinctur, welche ihre Couleur, Kraft und Würkung von dem in Silber und Eiſen annoch enthaltenen und durch einen Spiritum urinoſum ausgezogenen Kupfer haben. Dieſe verdienen zwar in Ausfegung der ſehr zähen Unreinigkeiten aus dem Magen und Gedärmen einiges Lob, nichts deſtoweniger aber iſt groſſe Vorſichtigkeit bei derſelben Gebrauch vonnöthen, denn ſie pflegen in groſſer doſi und bei empfindlichen Perſonen, die einen ſchwachen Magen haben, und mit vielem Krampf und Blehungen geplagt ſind, Brechen, Beängſtigung, Beklemmung der Bruſt mit ſchweren Athem und trokenen Huſten zu erregen, welches noch vielmehr von der Tinctura Helvetii wider die Würmer gilt, welche gleichfals Kupfer in ſich hat. Eben dieſes müſſen wir auch von den ſo genannten Cryſtallis dulcibus Veneris cœruleis ſagen, ſo wider die fallende Seuche recommendiret werden. Es finden ſich etliche unter denen Practicis, welche das Sal vitrioli album, oder Cypriſches Vitriol zu einem Scrupel oder mehr mit gemeinem Waſſer zerlaſſen, zum Brechen anpreiſen, weil es eine ſonderliche Hülfe in Wegräumung der Cruditäten des Magens und Stillung der abwechſelnden Fieber erweiſe. Allein, da wir beſſere Sachen haben, ſo iſt es viel rathſamer ſich ſolcher zu enthalten, maſſen ſelbige, zumal in groſſer doſi die Membranen des Magens heftig angreifen, und eine gefährliche Zuſammenziehung verurſachen, geſchweige, daß ſie der Lunge nicht allzuwohl bekommen. Und ob es gleich bei einigen ſtarken Leuten ſtatt finden möchte; ſo iſt doch bei ſchwachen, ſenſiblen und zu krampfhaften Zufällen geneigten Perſonen dergleichen Experiment ſehr ſchädlich. Ich habe noch in friſchem Angedenken, daß einmal ein verwegener Medicus, ob er gleich in ſehr groſſem Anſehen war, einem Patienten, der ſchon ſieben Tage an einem hizigen Fieber krank gelegen, ein ganzes Quintgen von dem weiſſen Vitriol mit Roſenwaſſer verordnet. Als der Patient ſolches eingenommen, iſt er in wenigen Stunden hernach verſchieden.

Von Arzeneien aus dem Blei.

Wir gehen nun weiter zu den Saturninis oder ſolchen Medicamenten, ſo aus dem Blei präpariret ſind, deren innerlicher Gebrauch höchſtverwerflich iſt. Es iſt nicht zu ſagen, was vor Unheil die Bleiarzeneien in dem Menſchlichen Körper anrichten, und dennoch hören unverſtändige Empirici und Barbierer nicht auf, dieſelbigen zu Einhaltung des Saamenfluſſes und Stiklung der Blutſtürzungen zu verordnen. Wir haben angemerket, daß bei ſolchen Umſtänden von dem Gebrauch die härteſten Verſtopfungen des Leibes, grauſames Bauchgrimmen und Geſchwulſt der Hoden entſprungen ſind, welche hernach wegzuſchaffen kein leichtes Thun war. Daß aber das Blei ein Gift in ſich habe, welches die nerveuſe Häute des Magens und der Gedärme vornemlich angreift, und krampfweiſe zuſammen zieht, davon gibet die Erfahrung, und haben wir desfals unterſchiedliche Anmerkungen. Wir ſehen ſolches offenbarlich an denjenigen, welche mit Blei-Erzen umgehen, dieſelbe brennen, ſchmelzen, wägen. Solche Leute verfallen von dem Bleidampf, welchen ſie durch das Athemholen in ſich ziehen in ein entſezliches Bauchgrimmen, ſehr harte Verſtopfungen des Leibes, Lähmungen der Hände, Contracturen, trokenen Huſten, Keuchen, wie der berühmte Herr D. Friedrich Hofmann mit mehrern in einer Diſſertation a) ausgeführet. So weis man auch, daß die Töpfer bei vielem Glaſiren von dem Rauch der Silberglätte, Zittern der Glieder, Contractur und grauſame Schmerzen in Gedärmen bekommen. In denen Actis Naturæ Curioſorum b) wird uns durch den berühmten Camerarium von der ſchädlichen Würkung der Silberglätte eine vollſtändige Obſervation communicirt. Nemlich es haben einige gewinnſüchtige Weinhändler die verſauerten und verdorbenen Weine mit einem Pulver, ſo meiſtens aus Silberglätte beſtanden, ſüſſe und angenehme zu machen, und hier und da zu verkaufen ſich unternommen. Diejenigen nun, ſo deſſen ſich zum täglichen Trunk bedienet, haben davon allerhand ſchlimme Zufälle, als reiſſende Colik, Ekel, Brechen, harte Verhaltung des Leibes, Lähmung, Contractur, Gelbſucht und Engbrüſtigkeit bekommen, oder haben ihre lebhafte Farbe und Leibeskräfte nach u. nach verlohren, und ſind gleichſam zuſehends verdorret. Merkwürdig iſt auch, was Borellus c) von dem Saccharo Saturni aufgezeichnet: Ich hatte, ſpricht er, einen guten Freund, welcher allzuviel von dem Saccharo Saturni einnahm, darauf er, wie gelähmt und halb tod wurde, daß man ihn ganz verlohren gab. Seine Glieder ſtarreten, und er war ganz ſteif, als einer, der vom Schlag gerühret worden.

Zeugniſſe der Alten von dem Gift der Saturninorum.

Nächſtdem, ſo können wir unſere Meinung, daß das Blei und die daraus bereitete Medicamente eine giftige Natur haben, mit vielen Zeugniſſen der Alten bekräftigen. Celſus d) hat ſchon zu ſeiner Zeit das Bleiweis für ein Gift gehalten; deme auch beipflichtet Cäſalpinus e) welcher folgende Zufälle von dem Bleiweis und Silberglätt angemerket, wenn er ſagt: *Es entſtehet auf deren Gebrauch eine Schwierigkeit im Magen, Gedärmen und Eingeweiden, heftiges Bauchgrimmen, Verhaltung des Urins, der Leib ſchwillt auf, die Farbe wird bleich und unſcheinbar, es meldet ſich ein entſezliches Reiſſen in den Gedärmen an, und der Leib behält ſeine gehörige Oefnung nicht.* Seribonius Lardus f) hat obſervirt, daß diejenigen, welche Bleiweis einnehmen, mit Schwindel und Engbrüſtigkeit befallen werden. Weil demnach dergleichen Mittel höchſtunſicher, und man ſelten einen guten Effect von derſelbigen innerlichen Gebrauch ſich verſprechen darf; ſo halte ich billig davor, daß man vernünftiger handele, wenn man alle aus dem Blei präparirte Medicamente, wohin zu unſerer Zeit ſonderlich das Saccharum Saturni und die Tinctura an-

---

a) De Metallurgia Morbifera.

b) Dec. III. A. IV. Obſ. 30. 92. & 100.

c) Cent. IV. Obſ. 32.

d) Lib. V. cap. XXVII.

e) Lib. III. cap. XXIV.

f) De Compoſitione Medicamentorum compoſit. 184.

tiphthiſica Grammanni zu referiren iſt, in Curirung der innerlichen Krankheiten ganz und gar nicht adhibiret.

Von denen Arzeneimitteln aus dem Arſenico.

Wir gehen weiter fort in unſerer Betrachtung, und wollen kürzlich darthun, was von denen aus dem Arſenico bereiteten Arzeneien zu halten. Es iſt bishero bei einigen Practicis, die nicht allerdings rühmliche Gewohnheit aufgekommen, dieſelben innerlich zu gebrauchen, und damit wider hartnäkige und unbändige Krankheiten zu kämpfen. Wir haben geſehen, daß berühmte Medici und ſonderliche Patronen der Chymie gegen langwierige Fieber einige Pulver bereitet, welche von purem Arſenico etliche Gran in ſich hielten, und überaus heftiges Brechen erwekten. Nun können wir zwar nicht leugnen, daß dardurch ſich bei einigen die Fieber geleget. Im Gegentheil aber können wir auch verſichern, welches mehrmals von uns obſerviret worden, daß ſonderlich bei zärtlichen Perſonen, der Magen und die Gedärme ſo übel zugerichtet worden, daß es in langer Zeit nicht wieder zu verwinden geweſen. Daß das Arſenicum ein höchſtgefährliches und durch unzehlich viel tödliche Exempel beruffenes Gift ſey, ſolches iſt auch unter dem gemeinen Volke was gar bekanntes, und hat der mehrgemelde Hr. D. Frid. Hofmañ in ſchon angeführter Diſſert. a) davon weitläuftig gehandelt. Seine Heftigkeit aber übet es ſonderlich an den nerveuſen Häuten des Magens aus, zieht ſelbe krampfsweiſe zuſammen, friſſet ſie an, und verurſachet eine Entzündung, welche hernach in Sphacelum geht, und die menſchliche Maſchine ruinirt. Da nun alſo das Arſenicum ein ſo ſchlimmes Gift iſt, ſo würde man ſehr unbedächtlich handeln, wenn man den innerlichen Gebrauch deſſelben ſonderlich rühmen und anpreiſen wolte, da weit ſicherere und beſſere Medicamente zu Hebung und Ausrottung dergleichen hartnäkigter Affecte im Vorrath ſind.

Von dem Magiſterio bismuthi.

Unter die verdächtige und ſchädliche Arzeneimittel gehöret auch das Magiſterium bismuthi, welches heut zu Tage von einigen Chymiſten als ein unvergleichliches Arcanum, ſonderlich das Fieber zu vertreiben recommendirt wird. Allein, da der Bismuth was arſenicaliſches bei ſich hat; ſo ſehe ich nicht ab, wie er ohne alle Gefahr könne gebraucht werden; zum wenigſten halte ich dafür, daß man weit ſicherer gehe, wenn man durch lange Erfahrung bewährt erfundene Medicamente in Curirung der Krankheiten adhibiret, und dergleichen unbewährte und verdächtige Sachen alle zuſammen fahren läſt. Ich habe von glaubwürdigen Leuten, die des Magiſterii bismuthi ſich innerlich bedienet, erfahren, daß es in etwas groſſer doſi nicht geringe Beängſtigungen um das Herz nebſt kaltem Schweiſe verurſachet.

Von unzuverläſigen Medicamenten.

Von unzuverläſigen Medicamenten überhaupt.

Da wir nun Vorhabens ſind, die unzuverläſigen Medicamente, welchen nicht allezeit zu trauen ſtehet, und welche den Medicum öfters in ſeiner Intention betrügen und verlaſſen, zu unterſuchen; ſo iſt zuvorderſt zu erinnern, daß niemand gedenken wolle, als verſtünden wir unter dieſer Benennung ſolche, welche ſchlechterdings an und für ſich ſelbſt ſchädlich und zum Curiren durchaus untüchtig ſind: denn es iſt wohl zu merken, daß faſt kein Gift in der Welt iſt, welches nicht auf gewiſe Art zu Curirung einiger Krankheiten nüzlich ſeyn könte, und hingegen auch kein ſo vortrefliches Arzneimittel gefunden wird, welches nicht durch Misbrauch ſchaden könte. Nur dieſer Unterſchied äuſert ſich dazwiſchen, daß ein Mittel für dem andern

eine

---

a) Patholog. General. Part. II. Cap. II. §. 18.

eine heftigere Gewalt zu ſchaden hat, und folglich auch gröſſere Klugheit und Fürſichtigkeit des Medici bei Verordnung deſſelben erfordert wird. Derowegen iſt nicht zu leugnen, daß auch dieſe, welche wir unter die unzuverläſige rechnen werden, ihren guten Nuzen haben können, wofern nur ein erfahrner und verſtändiger Medicus dieſelben recht gebrauchet. Nachdem wir dieſes voraus erinnert haben, ſo wollen wir, beſſerer und leichterer Belehrung wegen die rechte Beſchreibung eines unzuverläſigen Mittels anhero ſezen. Demnach nennen wir ein unzuverläſiges Mittel dasjenige, welches eine Krankheit, dem äuſerlichen Anſehen nach, zwar in etwas hebet oder lindert, aber die Urſache derſelben nicht wegnimmt, ſondern im Leibe zurüke läſt, folglich alſo öfters den Zuſtand des Patienten ärger macht. Ein unzuverläſiges Mittel iſt von einem unſichern und heftig würkenden darinn unterſchieden, weil dieſes ein ſchlimmes Gift in ſich enthält, oder im Leibe leicht dazu werden kan, jenes hingegen vom Gift ledig iſt, und nichts in ſich begreift, was der Natur gänzlich zuwider wäre, und die Lebensbewegungen geſchwinde in kurzer Zeit auf einmal umkehren und in Unordnung bringen könte.

Adſtringentia ſind unzuverläſige Medicamente.

Unter der Anzahl unzuverläſiger Medicamente haben die erſte und vornehmſte Stelle alle heftig zuſammenziehende und adſtringirende Mittel, welche zum Grund ihrer Würkung eine fixe Säuere und grobe Erde haben, vermöge welcher deren Theilgen nicht allein die Poros der Haut und ſubtilen Gänge des Leibes zuſammen ziehen und verſtopfen, ſondern auch das Blut und übrige Säfte in ihrem freien und continuirlichen Umlauf verhindern. Hieraus kan man meines Erachtens zur Gnüge die Art und Weiſe erſehen, wie es zugeht, daß die aus Vitriol und Alaun präparirten Medicamente, wenn ſie in Milch oder Blut gethan werden, eine ſtarke Gelieferung darinnen machen. Man kan auch dahero gar leicht die Raiſon geben, warum aufgelöſter Alaun und Vitriol, wenn er in die Adern der Thiere eingeſprüzet wird, ſolche jählings umbringet, ingleichen, warum in Verwundungen groſſer Blutgefäſſe, in heftigen Blutſtürzungen und andern übermäſigen Ergieſſungen des Geblütes keine gewiſſere Blutſtillungsmittel ſeyn, als eben vitriolacea und aluminoſa.

Erweis, daß adſtringentia unſerer Natur nicht gemäs.

Daß Adſtringentia, zumal wenn ſie innerlich in übermäſiger doſi gebraucht werden, unſerm Leibe unmöglich nüzlich u. erſprieslich ſeyn können, ſolches verſtehet derjenige leicht, welcher weis, worinn das Fundament des Lebens und der Geſundheit eines Menſchen beruhet. Es beſtehet nemlich daſſelbe vornemlich in einer freien und beſtändigen Bewegung des Geblüts und übriger Feuchtigkeiten durch die Adern und Röhrgen unſeres Leibes, denn auch in einer Richtigkeit der ſo nöthigen Abſonderung und Abführung der unnüzen und überflüſſigen Theile durch den Stuhlgang, Schweis und andere Emunctoria. Da wir nun alſo anmerken, daß nichts ſo leicht den freien Umlauf des Geblüts hemmet, die Säfte verdiket und coaguliret, und die Canäle und ſubtile Röhrgen verſtopfet, als ein ſtark zuſammenziehendes adſtringirendes Medicament; So iſt allerdings klar und offenbar, daß ſolche Dinge an und vor ſich ſelbſt dem Leben und der Geſundheit eines Menſchen mehr zuwider, als nüzlich ſeyn müſſen.

Der adſtringirenden Medicamente ihre Kraft erſtrekt ſich auf den ganzen Leib.

Es haben aber die ſtark adſtringirende Medicamente nicht allein ihre Operation in diejenige Theile unſeres Leibes, dahin ſie am erſten kommen, und welche ſie würklich berühren, als da iſt der Magen und die Gedärme, ſondern es wird dieſelbige auch auf andere, und zwar weit entlegene fortgeſezet, denn man hat angemerket, daß durch dergleichen Medicamenta adſtringentia, als die Schwefel-Vitriol- und Blutſteintinctur, in gar kurzer Zeit häufige Ergieſſungen des Geblüts durch die Lunge, Naſe, Mutter und güldene Ader mit Verwunderung geſtillet worden, wie auch, daß übermäßige Saamenflus nach deren Gebrauch gänzlich aufgehöret. Die China Chinä übet ihre Würkung hauptſächlich gegen den Magen und die Gedärme aus: doch lehret die Erfahrung, daß auch die übrige ihrer natürlichen Stärke und gehörigen Bewegung beraubte Theile dardurch ſind ſoulagirt worden. Wiewohl wir hierbei eben ſo accurat nicht urtheilen können, ob nicht die Kraft der zuſammenziehenden und adſtringirenden Arzeneien, auch zugleich mit in das Blut und die Säfte hinein gehe, welches wir zu fernerer Unterſuchung überlaſſen. Unterdeſſen iſt doch gewis und in der Erfahrung gegründet, daß allezeit, wenn ein Theil, der nerveus iſt, im Körper Noth leidet oder von Medicamenten angegriffen wird, die andern ſeines gleichen, ob ſie gleich manchmal weit davon entlegen, zum Mitleiden gemeinſchaftlich bewogen werden. Daher ſiehet man, daß eine Sehne, Flechſe oder empfindliche Membrane einige Verlezung von äuſerlicher oder innerlicher Urſache bekommen, daß alſobald die ganze Oeconomie der Bewegung des Leibes mit Noth leidet. Auf ſolche Art erſtrekt ſich die Kraft des Opii und anderer narcotiſchen Medicamente, wenn ſie gleich noch im Magen liegen, durch den ganzen Körper des Menſchen. Wenn ein metalliſcher Gift von einer etwas fixen Art den Magen anfänge zu nagen und anzufreſſen, ſo verurſachet er Spaſmos und Convulſiones durch den ganzen Leib, ohnerachtet die giftige Materie ſelbſt nicht zum Gehirn oder in die Nerven gekommen.

Erweis, daß viel Schwefel in dem Eiſen enthalten ſey.

Wegen der ſtark zuſammenziehenden, adſtringirenden Kraft aber halten wir vornemlich die aus Eiſen präparirte Medicamenta, welche von einigen Medicis allzuſehr gerühmet werden, für nicht zuverläſig. Es beſtehet das Eiſen aus einem ſubtilen Schwefel, welcher der Natur nicht unangenehm. Dieſes kan man durch folgende Experimente erweiſen. Wenn Eiſenfeile in ein brennendes Licht geſtreuet wird, ſo entzündet ſich der Schwefel, und kommen, welches recht anmuthig zu ſehen, lauter feurige Funken zum Vorſchein. Ingleichen wenn das Eiſen durch die Hize des Feuers geſchmolzen wird, ſo wirft es feurige Funken von ſich. Am allerbeſten aber kan man erweiſen, daß viel Schwefel in dem Eiſen enthalten, wenn man folgendes artiges Experiment mit machet. Man nimmt nemlich eine Phiole, thut darein einen Theil zartgefeiltes Eiſen, und eine gewiſe Quantität Vitriolöl mit noch zweimal ſo viel ſchlecht Waſſer, hält das Mundloch mit dem Daumen zu, daß der von der Efferveſcence entſtehende Dampf nicht heraus kan. Nachgehends wird die Phiole an die Flamme des Lichts gehalten, und der Finger ſchnell von dem Mundloch weggethan, da es denn geſchiehet, daß der herausfahrende Dampf ſich mit groſſem Knall entzündet, und in Geſtalt eines Lichts oder in der Oefnung der Phiole ſo lange brennet, als das Brauſen und Aufwallen innwendig währt. Daß die Urſach dieſes Phænomeni nicht einzig und allein von dem Vitriolöl, welches ſehr viel mineraliſchen Schwefel in ſich hat, herzuleiten ſey, erhellet daraus, weil, wenn man das Experiment mit alcaliſchen und andern erdhaftigen Dingen anſtellet, alsdenn der herausgehende Dampf nicht ſo entzündlich iſt. Dieſer Schwefel nun mit einer ſubtilen Erde verknüpft, iſt von ſonderbarer Würkung in der Medicin, und wegen ſeiner ſtärkenden Tugend billig zu äſtimiren. Es beſtehet aber auch das Eiſen aus einer groben irdiſchen Subſtanz, welche eine ſtopfende und adſtringirende Kraft hat, und durch die Säuere noch vermehrt wird.

Welche Medicamente aus dem Eiſen ſonderlich unzuverläſig.

Aus bereits angeführten iſt nun leicht abzunehmen, daß diejenigen Zubereitungen des Eiſens zur Medicin am beſten dienen, wo der Schwefel und deſſen ſubtiles alcaliches Weſen von der andern groben Erde wohl abgeſondert werden, und daß hingegen diejenige, wo die Textur des Schwefels zerſtöret iſt, und das irdiſche Weſen prädominiret, als nicht gar heilſam anzuſehen. Daher geſchiehet es, daß alle durchs Feuer gemachte Croci, wo der Schwefel auf ſolche Art verlohren geht, in Abſorbirung der Säuere wenig mehr helfen können. Nächſtdem, ſo hat man von allen Tincturis und Liquoribus, welche aus dem Eiſen, ſonderlich mit dem gemeinen Salzſpiritu, präpariret werden, als da ſind die Schwefel- Vitriol- und Blutſtein-Tinctur, die ſogenannte Eiſentinctur, der Liquor Martialis, welcher aus dem Capite mortuo der florum ſalis ammoniaci martialium heraus gezogen iſt, wenig beſtändigen und zuverläſigen Nuzen zu erwarten. Hieher kan man auch die ſolutionem mineræ Martis Haſſiacæ, ingleichen das Vitriolum Martis referiren, deren Gebrauch wegen der groben annoch untermengten metalliſchen Theile billig ſeltſamer ſeyn ſolte. Zwar pflegen dieſe adſtringirende Mittel aus dem Eiſen die übermäſigen Ergieſſungen des Geblüts, ſie mögen geſchehen, wo ſie wollen, die Bauchflüſſe und rothe Ruhr, wie auch den weiſſen Flus der Weiber, ingleichen den Saamenflus der Mannsperſonen oft ganz geſchwinde zu ſtillen, allein meiſtentheils mit gröſſeſter Gefahr, ſintemal häufige Obſervationes vorhanden, welche lehren, daß ein auf ſolche Weiſe geſchwind unterdrüktes Blutſpeien öfters in eine Schwindſucht, Waſſerſucht, Cachexie oder andere langwierige Maladien ausſchlägt. Wenn Leute, die zum Naſenbluten geneigt ſind, ſolches durch dergleichen Mittel ſtillen, verfallen ſie davon leicht in Engbrüſtigkeit, Drüken auf der Bruſt, oder bekommen Schwindel, Ohrenbrauſen, und werden unverſehens bisweilen vom Schlage gerührt. Von allzuſchneller Unterdrükung der Monatszeit oder güldenen Ader zieht man ſich gar leicht groſſe Beängſtigungen, die Waſſerſucht und das Malum hypochondriacum übern Hals. Wenn auch dardurch die rothe Ruhr oder der Durchfall zur Unzeit geſtopfet wird, hinterlaſſen ſie öfters allerhand heftige Zufälle, als Schluken, Entzündung des Magens und ſchrekliche Beängſtigung, welches mit vielfältigen traurigen Exempeln, ſo in praxi vorkommen, kan dargethan werden. Eben dieſes gilt auch vom weiſſen Flus der Weiber oder Saamenflus bei Mannsperſonen, den man durch ſtarke adſtringentia ganz geſchwinde hemmen kan: was aber vor Schaden daraus erwachſe, iſt leider! am Tage, und lehret die Erfahrung, daß bösartige Beulen am Gemächte, Geſchwulſt der Hoden und hartnäkigte Verſtopfungen des Leibes daher ſich entſponnen. Heutiges Tages haben die Medici faſt durchgängig die Gewohnheit, abwechſelnde Fieber mit adſtringirenden Medicamenten zu vertreiben, und zu dieſem Ende bedienen ſie ſich auch der Arzeneien aus dem Eiſen, welche gewis in Dämpfung der Fieber der ſo ſehr beruffenen Chineſiſchen Rinde nichts nachgeben. Was aber vor Unheil daraus entſpringe, zumalen, wo man vorhero weder auf die Vollblütigkeit noch auf die Cruditäten des Magens und der Gedärme, noch auch auf die Verſtopfung der Eingeweide ſein Abſehen in der Cur gerichtet hat, das iſt nicht auszuſprechen. Es bezeuget ſolches leider! die tägliche Erfahrung, indem man ſo viele mit ſchweren langwierigen Affecten behaftete Leute ſiehet, welche den Urſprung ihrer Maladien, wenn man nachfragt, faſt einig und allein von denen durch adſtringirende Mittel übel curirten Fiebern bekommen zu haben ſcheinen. Es erfolgen daraus hypochondriſche Beſchwehrungen, Herzpochen, ſchwammichte Geſchwulſten der Füſſe, Waſſerſucht, lange anhaltendes Bauchgrimmen, Verkrummungen der Glieder, hectiſche und langſame Fieber.

In Verſtopfung der Viſcerum ſind allzuſehr zuſammenziehende martialia ſchädlich.

Hiernächſt ſchaden die allzuſehr zuſammenziehende martialia auch in den Verſtopfungen der viſcerum, als des pancreatis, der Leber und Milze, welches vielfältig wahrgenommen wird, wenn man ſolche Dinge in der Cacherie, in der gelben und ſchwarzen Sucht, langwierigen Fiebern, Scharbok gebraucht, allermaſſen die ſubtile Röhrgen und Gänge derſelben dardurch zuſammen gezogen werden, daß alſo die Verſtopfung und Verhärtung daher leichtlich einen Anwachs nehmen mus, woraus nichts anders, als die Waſſerſucht und ſchwammichte Geſchwulſten an Füſſen zu erwarten ſtehen. Dieſemnach mus man dergleichen Mittel in der Cacherie, Mutterbeſchwerung und Waſſerſucht ſehr behutſam gebrauchen. Es werden zwar dieſelben auch wider die Verſtopfung der monatlichen Reinigung hin und wieder gar hoch geprieſen, allein daß man auch hierbei gar groſſe Vorſichtigkeit anzuwenden habe, das lernen wir aus der Erfahrung, daß ſelbige öfters mehr Gelegenheit zu anhaltender Verſtopfung der Monatszeit gegeben, und allerhand langwierige Maladien erweket, geſchweige, daß ſie ſolche wieder in Ordnung bringen ſollen.

Von denen auserleſenſten Martialmedicamenten.

Es iſt aber unſere Meinung allhier gar nicht, die Martialia gänzlich zu verwerfen, denn ſie haben auch ihren vortreflichen Nuzen, und wenn ſie wohl präpariret und von einem verſtändigen Medico in gehöriger Maſſe und zu rechter Zeit adhibirt werden, hat man ſich allerdings eines guten zuverläſigen Effects davon zu getröſten. Es wird demnach nicht undienlich ſeyn bei dieſer Gelegenheit einigen Unterricht von den allerbeſten Martialmedicamenten und derſelben Præparation zu geben, und nachgehends einige Cautelen mit beizufügen, die man vor und bei derſelben Gebrauch zu beobachten hat. Was das erſte anlangt, ſo iſt überhaupt zu merken, daß diejenige Martialmittel vornemlich zu erwählen, welche von einer gelinden Säuere aufgelost und flüſſig gemacht worden ſind, und ihres natürlichen Schwefels und ſubtilen alcaliſchen Weſens noch nicht beraubt ſind. Je ſchärfere Säuere man mit dem Eiſen vereiniget, je mehr Kraft zu adſtringiren nimmt es an ſich. Hingegen je gelinder die Säuere iſt, damit man es auflöſet, je ſänfter adſtringirt es auch, und bekommt eine unſerer Natur nicht unangenehme ſtärkende Tugend. Dannenhero können wir alle Crocos martis, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, fahren und uns mit der bloſen Eiſenfeile begnügen laſſen, als welche wegen ihrer Textur und Menge des Schwefels dem Stahl noch ſelbſt vorzuziehen iſt. Man hat hierbei keiner weitläuftigen Præparation nöthig, und darf man ſie nur eine Zeitlang in die freie Luft in einem offenen Gefäſſe hinſtellen, damit ſie vermöge des Thaues, Regens und der Sonnenſtrahlen in ein feines rothes Pulver verwandelt werde, welches alle Crocos an Tugend weit übertrift. Man hat ſich aber vor groſer Eiſenfeile in acht zu nehmen, denn wenn ſie in den Membranen des Magens ſich irgendwo feſte anſezet und von der zuflieſſenden Säuere aufgelöſet wird, nimmt ſie eine Schärfe an, und agiret in den Theil, wo ſie ſizet. Daher haben wir zu unterſchiedenen malen von einer allzureichlichen doſi etwas grober Eiſenfeile Herzensangſt, Zwiken im Magen, Brechen, Ekel, beſchwerliches Drängen zum Huſten und Kopfſchmerzen angemerkt. Wenn der Eiſenſtaub mit aromatiſchen Sachen, als Zimmt, Nelken, Chaquerillenrinde und Teutſchen Ingwer wohl vermiſcht wird, ſo bekommt man ein Medicament, welches in der Cacherie gute Dienſte thut. Wider eben dieſen Affect macht man vortrefliche Pillen davon mit Zuthun bitterer Extracten, Roſenaloe, Rhabarber, Gummi Ammoniaci, Safran und Myrrhen, welche auch in Malo hypochondriaco nicht zu verachten ſind. Unter denen flüſſigen aus dem Eiſen präparirten Medicamenten verdienet die Solutio martis gerühmt zu werden, welche mit Weineſſig, Quitten- oder Pomeranzenſaft gemacht wird, und ſehr gelinde operirt; man kan ſelbige noch kräftiger machen, wenn man in der Wärme einige Feuchtigkeit davon abrauchen läſt. Hieher gehöret auch die ſchöne goldfarbige Tinctur, welche aus den floribus ſalis ammoniaci martialibus, darauf man den Spiritum von Pomeranzenſchalen gieſet, bereitet wird. Denn alſo wird der zarteſte Schwefel des Eiſens ausgezogen, welcher ſowohl ſeines Geruchs und Geſchmaks, als auch ſeiner Tugend halber ſehr zu äſtimiren iſt. Dieſe Præparata können gar füglich mit andern ſtärkenden, balſamiſchen, bittern und gelinde laxirenden Medicamenten verſezt werden, z. E. mit dem Elixirio Proprietatis, mit dem Extract von Tauſendgüldenkraut, mit dem Spiritu von Löffelkraut, mit der Eſſenz von Paradiesholz und Bernſtein. Auf ſolche Art wird eine vortrefliche Medicin herauskommen, welche in Verſtopfung der monatlichen Zeit, Cacherie, Entkräftung der Mutter, des Magens und der Gedärme, wie auch in hypochondriſchen Zufällen einen ſonderlichen Effect hat. Es meritirt auch Zwelfers Eiſentinctur gelobt zu werden, darinn wegen Zuſaz der Terræ foliatæ tartari die diken, irdiſchen Theile des Vitriols guten Theils präcipitiret, die ſubtilen ſchwefelichten aber beibehalten worden.

Cautelen, welche man bei Gebrauch der Martialmedicamente zu obſerviren.

Leztens wollen wir unſerem Verſprecht nachzukommen einige kurze Cautelen von dem Gebrauch der Martialmedicamente anhängen. Uberhaupt iſt allhier zu wiſſen, daß man ſelbige niemals in allzugroſſer, ſondern lieber in geringer und oft wiederholter doſi verſchreiben ſoll. Zum andern mus man vorſichtig damit umgehen bei Perſonen trokener Natur, und wo alte Verſtopfungen oder Verhärtungen der Viſcerum zu vermuthen, oder der Magen und die Gedärme mit vielem Krampf und Blähungen beladen ſind. Zum dritten iſt auch zu merken, daß ſie im Frühjahr bei muntern, jungen Leuten, ſonderlich weiblichen Geſchlechts allemal mit beſſerm Succes zu gebrauchen, bevorab wenn man den Leib dabei wohl beweget und exerciret, als zur andern Zeit und bei Kindern und ältlichen Perſonen. Viertens, wenn eine Vollblütigkeit zugegen, ſo iſt erſt eine Aderläſe vorzunehmen, wenn die Humores zähe und dike ſind, ſo mus man eine Zeit vorher und unter dem Gebrauch derſelben fleiſig Thee von eröfnenden Kräutern trinken, daß die Säfte flüſſiger werden. Denn alle heftigtreibende, ſtärkende und eröfnende Medicamente operiren leichter und beſſer, wenn erwehnter maſſen verfahren wird. Sehr wohl ſchreibet desfals Mercatus a), wenn er ſich in folgenden Worten vernehmen läſſet: **Vor dem Gebrauch ſolcher Medicamente mus man die Humores erſt präpariren, damit nicht, wenn die Verſtopfungen noch nicht aufgeſchloſſen, und ein Uberflus der Feuchtigkeiten zugegen, beſchwerliche Zufälle daraus erwachſen.** Fünftens iſt zu obſerviren, daß die Martialia nach Beſchaffenheit der Säfte, welche ſie im Magen und Gedärmen antreffen, in einigen Perſonen den Leib zu öfnen, in andern aber mehr zu verhalten pflegen. Die alten Medici, ſonderlich Galenus, Avicenna und Celſus haben das Waſſer der Eiſenſchmiede, darinnen glühendes Eiſen abgelöſchet worden, wider die Verſtopfungen der Milze ungemein recommendiret, und nach Gebrauch deſſelben angemerket, daß es zuweilen den Durchfall erreget, zuweilen aber eine Verſtopfung des Leibes nachgelaſſen. Auſſer dieſem Waſſer iſt damals kein Medicament

aus

---

a) In methodo medendi.

aus dem Eiſen bekannt geweſen. Sechſtens mus man allezeit wohl acht haben, was für Phönomena in dem menſchlichen Leibe ſich nach deren Gebrauch äuſern, daraus man allerdings urtheilen kan, ob es dienlich damit fortzufahren oder nicht. Wenn nach Adhibirung derſelben das Geſichte eine lebhaftigere Farbe bekömmt, der Puls geſchwinder ſchlägt, der Appetit zunimmt, die Excrementen tingirt abgehen, und der Leib offen bleibet; ſo hat man einen heilſamen Effect davon zu gewarten; Hingegen aber, wenn auf deren Gebrauch eine Verhaltung des Stuhlgangs, Ekel, Ubelkeit, Herzensangſt, Verminderung des Appetits ꝛc. ſich anmelden; ſo iſt es eine ſchlimme Anzeigung, und halte ich in ſolchem Fall allemal für rathſamer, von dem weitern Gebrauch derſelbigen gänzlich abzuſtehen.

Von andern zuſammenziehenden Arzeneien.

Nachdem wir alſo unſere Meinung von dem Gebrauch der Martialmedicamente eröfnet; ſo wenden wir uns nun auf andere zuſammenziehende Arzeneien, als da ſind aus den Mineralien der Alaun, unter den Erdgewächſen die Natterwurz, die Tormentill- Wegebreit- und Fünffingerkrautwurzel, Drachenblut, Heidelbeeren, Quitten- und Granatäpfel, rothe Roſen, flores balauſtiorum, Terra Catechu, welche Dinge öfters als herrliche Mittel wider den Durchfall, übermäſige Blutflüſſe, abwechſelnde Fieber, allzuhäufigen Abgang des Schweiſes und Urins von denen Alten gerühmet werden. Allein es lehret die tägliche Erfahrung, daß erwehnte Krankheiten dadurch mehr verſchlimmert werden. Denn die gewöhnliche und dabei übermäſige Blutſtürzungen haben insgemein eine alte, eingewurzelte Verſtopfung und Verhärtung der Viſcerum zum Grund ihrer Urſache, daß alſo zuſammenziehende Arzeneien, weil ſie die Verſtopfung mehr unterhalten, unmöglich können ſtatt finden. Hiebei bemerken wir eine artige Stelle aus dem Aëtio a) welche meritirt hieher geſezt zu werden. Es iſt, ſpricht er, ein gemeiner Irrthum, das vor ſich alle Medici zu hüten und in acht zu nehmen haben, ſowohl bei Weibern und Balbierern, daß ſie flugs Adſtringentia verordnen, da ſelbige doch niemals auf einige Weiſe dem Patienten können zu Nuze kommen. Dann wenn die Emunctoria zuſammen gezogen werden; ſo müſſen die unnüzen Humores entweder nach andern weit edlern Theilen des Leibes ſich wenden, und daſelbſt ihre Feindſeligkeit ausüben, oder ſie bleiben an ihrem Orte feſte ſizen, und bahnen den Weg zur Cachexie und Waſſerſucht. Wenn man eine bösartige rothe Ruhr oder ſchlimme Durchfälle mit zuſammenziehenden Arzeneien unbedachtſam ſtillet; ſo erfolget darauf gar leicht eine Cardialgie, Schluchſen und tödliche Entzündung des Magens. Der weltberühmte D. Wedel b) hat obſervirt, daß nach unzeitiger Verſtopfung des Blutharnes ein Schlagflus ſich angemeldet. So gewöhnliches Naſenbluten durch Adſtringentia unbedächtlich geſtillet wird, kan man leicht in einen Schlagflus verfallen. Wenn auch die güldene Ader mit Gewalt verſtopft wird; ſo hat man gemeiniglich eine Waſſerſucht zu beſorgen. Ich rathe demnach allen rechtſchaffenen Medicis, daß ſie ſich gänzlich aller ſolcher Medicamente enthalten möchten, wenn ſie anderſt ihrer Patienten Wohlfahrt mit Ernſt ſuchen, und ihr Gewiſſen nicht beſchwehren wollen. Man mus bei ſolchen Umſtänden vielmehr darauf bedacht ſeyn, die wahre Urſache ſolcher übermäſigen Verblutungen zu ergründen, und ſelbige mit tüchtigen Arzeneien wegzunehmen, welches fürnemlich durch ſolche Dinge geſchehen mus, die eröfnen, ſtärken, und das Blut in ſeinen ordentlichen Lauf bringen.

Von der Chinarinde.

Die Ordnung führet uns anjezo auf die weit und breit beruffene fieberſtillende Chi-

na

---

a) Lib. XVI. Cap. 66.

b) In Amœnit. Mater. Med. pag. 125.

narinde, von welcher man mit Recht das gemeine lateiniſche Sprichwort ſagen kan: Laudatur ab his, culpatur ab illis, welches ſo viel heiſt, als: einige erheben ſie, andere hingegen machen ſie herunter. Ihre Kraft, die abwechſelnde Fieber zu dämpfen, iſt gewis ſehr berühmt, allein der Effect, welcher daraus erfolget, iſt nicht allemal ſicher und zuverläſig. In Wahrheit, dieſes einzige Mittel erweiſet, daß die Medicina Practica eine Kunſt ſey, darinn alles auf einen weislichen Unterſcheid der Patienten, der Urſachen einer Krankheit, wie auch des Gebrauchs der Medicamente, auf was Art und Weiſe, in welcher doſi und zu was für einer Zeit ſelbige zu adhibiren, einzig und allein ankomme. Wenn die China Chinæ ſorgfältig und vorſichtig angebracht wird; ſo thut ſie eine göttliche Hülfe: wird ſie aber zur Unzeit gegeben, iſt der Schade, ſo daher erwächſet, faſt nicht zu vermindern. Es iſt nichts ſeltſames und kommet in praxi ſehr oft vor, daß man erfahren mus, wie auf die Fieber, welche verkehrter Weiſe durch die Chinam Chinæ unterdruket worden, groſſe Entkräftigung des Magens und der Gedärme, allerhand krampfhafte Zufälle, langſame Fieber, ſchwammichte Geſchwulſten der Füſſe, Lähmungen der Glieder, Cachexie, Waſſerſucht und andere langwierige und verdrüsliche Maladien erfolget. Krüger a) hat angemerket, daß von einem Quintgen der Chinarinde, welche vor dem Anſtos des Fiebers eingegeben worden, eine gewiſſe Perſon Ohnmacht bekommen. Eben daſelbſt führet er auch eine merkwürdige Obſervation von einem Prediger an, welcher alle Monat mit der fallenden Seuche geplagt geweſen: als er aber endlich davon durch ein lang anhaltendes viertägiges Fieber wäre befreiet worden, und man hernach das Fieber mit der Chinarinde vertrieben hätte; ſo wäre die fallende Seuche wieder gekommen. Sydenham b) berichtet, daß jemand durch den Misbrauch der Chinarinde, welche vor dem Anſtos des Fiebers gegeben worden, gar ums Leben gekommen. Es hat nemlich dieſe Rinde zum Fundament ihrer Würkung eine zuſammenziehende Kraft, wie der berühmte Herr D. Friedrich Hofmann in einer Diſſertation c) weitläuftig gehandelt hat. Derowegen wenn die febriliſche Materie, welche ſolte reſolvirt und ausgeräumet werden, in denen viſceribus noch feſte ſizt, und in groſſer Menge im Magen liegt; ſo müſſen adſtringentia und incraſſantia nothwendig ſchädlich ſeyn, weil ſie die Verſtopfung der viſcerum hartnäkiger machen, und den Unrath im Leibe laſſen. Fürnemlich aber ſchaden alle adſtringentia, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, wenn man damit die Fieber vertreiben will, bei vollblütigen Perſonen, wo viel Unrath im Magen und Gedärmen ſich angehäufet, und die viſcera verſtopft und mit ſtagnirendem Geblüte erfüllet und aufgelaufen ſind. So ſchadet ſie auch trägen, phlegmatiſchen Frauensperſonen, ſonderlich wenn man ſie in groſſer doſi und vor dem paroxyſmo eingiebt. Wenn man aber der Vollblütigkeit erſt durch eine Aderläſe abhilft, und die Cruditäten des Magens durch ein Vomitiv wegnimmt, auch mit eröfnenden Salzen, gelinden laxantibus, und andern balſamiſchen, bittern und ſchweiſtreibenden Medicamenten die Verſtopfung der viſcerum zu heben, und die allda feſt ſizende Materie zu zertheilen ſucht; ſo kan man alsdenn mit gutem Fug und Recht, auch nicht ohne erwünſchten Succes dieſelbige verordnen. Man mus aber, welches niemalen zu verſäumen, die doſin nicht allzuſtark einrichten, denn es iſt weit zuträglicher, wenn man ein wenig auf einmal und oft davon nimmt. Es iſt auch viel rathſamer auſſer dem paroxyſmo ſelbige zu geben, als in oder kurz vor demſelben. Nach dem Gebrauch mus man, ſo viel möglich, dahin ſehen, daß der Leib in guter Bewegung und

---

a) In Miſcell. Nat. Curioſ. Dec. III. A. III. Obſ. 148.

b) In methodo curandi febres pag. 280.

c) De chinæ chinæ uſu & abuſu.

Tranſpiration unterhalten werde. Und wenn man nach dieſer Methode die Fiebercur eingerichtet, und der Patient ſonſten in der Diät ſich in acht nimmt; ſo hat man ſich nicht leicht einer Recidiv zu befürchten, ſondern man wird vollkommen geſund darnach. Und ob ſchon andere adſtringentia ebenfals eine Fieberſtillende Kraft beſizen; ſo iſt doch gewis, daß keines der Chinarinde gleich kommt, weil ſie nicht allein vermöge ihres gelinden und adſtringirenden Weſens die paroxyſmos der Fieber ganz ſicher dämpfet, ſondern auch wegen ihrer bittern und zugleich balſamiſchen Art auf viele Weiſe zu ſtatten kommet.

Von ſudoriferis und alexipharmacis remediis.

Von denen zuſammenziehenden Arzeneien wollen wir nunmehro zu andern, die nicht allzuſicher und zuverläſig in ihrer Würkung ſind, fortſchreiten, dahin ſonderlich zu rechnen ſind alle ſtarke ſchweistreibende und ſogenannte hizige alexipharmaca, als da ſind diejenigen, welche mit einem flüchtigen Salz und ſehr hizigen Oele verſehen ſind, z. E. die Spiritus von Hirſchhorn, Ottern, Ofenrus, derſelben flüchtige Salze und die aus heftig austreibenden Wurzeln und ſpeciebus, als aus der Angeliken- Peſtilenz- Alant- und Zittwerwurzel, auch Myrrhen, Campfer, u. ſ. f. wie auch aus dem Theriak, verfertigte Spiritus und Eſſenzen. Ob nun wohl dieſe Dinge alle dardurch, daß ſie das Blut und alle übrige Säfte in ſchnelle Bewegung bringen, vortreflich den Schweis und Ausdünſtung durch die Haut befördern, und alſo ſowohl zur Cur, als vornemlich zur Präſervation vor allerhand Krankheiten auf gewiſe Art gerühmt zu werden meritiren, nichts deſto weniger finden ſie in allen denen Affecten, wo eine ſubtile Materie an die Oberfläche der Haut auszutreiben iſt, gar ſelten ſtatt, ſonderlich wenn ein Fieber mit verknüpft iſt, und in ſolchem Falle ſind ſie mit Recht für unzuverläſig, ja vielmehr ſchädlich zu achten. Derowegen lehret die tägliche Erfahrung, daß in Poken, Maſſern, Frieſel, Flek- und andern bösartigen hizigen Fiebern, auch in der Peſt ſelbſt, nichts ſchlimmers ſey, als dergleichen alexipharmaca und mit Gewalt austreibende Medicamente zu verordnen, voraus zu der Zeit, da die Materie zur Excretion noch nicht geſchikt iſt, und die Natur dazu auch nicht inclinirt. Dieſemnach kan es nicht anderſt kommen, als daß die Herzensangſt, Schwachheit des Leibes, Schlafloſigkeit und innerliche Hize immer mehr und mehr zunimmt, und wohl gar tödliche Entzündungen der vornehmſten Theile nebſt Raſerei ſich entſpinnen. Zwar iſt allerdings in dieſen Krankheiten eine Austreibung der faulen, giftigen und ſubtilen Materie, welche man malignam nennet, vonnöthen, allein es mus ſolche nicht par force, und wenn der ganze Leib vor Hize gleichſam glühet und brennet, ſondern allmählig und zu gehöriger Zeit geſchehen. Denn es iſt allhier überhaupt zu merken, daß die Abſonderung ſowohl der nüzlichen, als ſchlimmen Säfte in dem menſchlichen Körper unter einer gemäſigten Bewegung des Geblüts viel beſſer von ſtatten gehe, als unter einer ſehr heftigen und gewaltſamen, weil die Natur ſich unmöglich zwingen läſſet. Und gleichwie kein Schweis, der bei Fiebern ſich einfindet, gut und heilſam iſt, wenn die Materie des Fiebers nicht vermindert wird, und eine Erleichterung folget; alſo iſt auch ein durch Kunſt zur Unzeit erwekter Schweis ganz und gar unzuträglich, wie unſer weiſer Altvater Hippocrates hin und wieder in ſeinen Schriften gar wohl erinnert. Ja ſo gar in langwierigen Krankheiten, z. E. in der Kräze, Saamenflus und Cacherie bringet übermäſiger und mit allzuhizigen Sachen erwekter Schweis nicht den geringſten Vortheil, ſondern vielmehr Schaden, indem die tägliche Erfahrung genugſam bezeuget, daß dardurch nur übel ärger gemacht wird, und ſchlimme Zufälle dazu ſchlagen.

Von hizigen diureticis.

Unter die unzuverläſige Arzeneien ſind auch die hizige diuretica oder heftige harntreibende Medicamente zu referiren, als da ſind alle aus dem Terpentin und Wachholder verfertigte Sachen, Bernſtein= und Peterſilgenöl, u. d. gl. Man kan zwar in verſchiedenen Krankheiten gelinde diuretica mit Nuzen gebrauchen. Z. E. in den äuſerlichen defœtationibus der Haut, in arthriticis, rhevmaticis und catarrhoſis defluxionibus, wie auch zur Präſervation des Nieren= und Blaſensteins. Nichts deſto weniger verſtändiget uns die Erfahrung, daß dieſe hizige Dinge, wo ſie nicht mit gröſter Sorgfalt adhibirt werden, ganz unzuverläſig ſind, ſintemal ſie bei vollblütigen und ſanguiniſchen Perſonen, indem ſie das dike Geblüte allzuſtark und heftig in die ſubtilen Gefäſſe der Nieren treiben, ſolche öfters zur Geſchwärung diſponiren, daß ſich alſo leicht Steine in denſelben anſezen können. Wenn auch würklich ein Stein in den Nieren herberget, oder ohngefehr ausgetretten, und in den Harngängen ſteken geblieben; ſo werden die Schmerzen durch heftige diuretica nur ſenſibler gemacht, und die Zufälle manchmal nicht ohne Gefahr des Lebens vermehret. Denn bei ſolchem Umſtand ſchiken ſich vielmehr ſolche Dinge, ſo die Schmerzen lindern, und den Krampf in den Harngängen legen. Sehr vernünftig redet Grüling a) hievon, wenn er ſagt: *Es iſt eine in der Erfahrung gegründete Wahrheit, daß die diuretica, ſonderlich wenn ſie allzuhizig ſind, die Patienten nichts helfen, und daß man ſelbige vergeblich dardurch abmatte, dann es werden viele durch Misbrauch derſelben in die Ewigkeit verſchikt.* Es handeln demnach (wie Matthias Unzer b) wohl erinnert) diejenigen Practici ſehr unbedächtlich, welche, ehe ſie die Harngänge erweichen, durch allzuvielen Gebrauch der ſtarken Urin zwingenden Medicamente den Stein mit Gewalt anzutreiben bemühet ſind. Galenus tadelt diejenigen nicht unbillig, welche denen, ſo mit dem Stein geplagt ſind, immerzu allerhand diuretica verſchreiben, wovon auch Ballonius c) kan nachgeleſen werden.

Von unzuverläſigen äuſerlichen Medicamenten.

Bisher haben wir die innerliche Mittel, welchen wenig zu trauen ſtehet, und welche man behutſam gebrauchen ſoll, vorgeſtellet. Anjezo müſſen wir noch zulezt auch von den äuſerlichen Arzeneien unſere Meinung beifügen, unter welchen wir die meiſten vor unzuverläſig, ſchädlich und gefährlich achten. Es iſt nichts gewöhnlichers, als daß man in allerhand Gebrechen der Haut, als in Geſchwüren, Kräze, Finnen, Grind, äuſerliche und zuſammenziehende Mittel adhibiret, dardurch es geſchiehet, daß zwar die Haut von denſelben Gebrechen befreiet wird, aber nachdem ſchlägt die unreine Materie in den Leib hinein, und verurſacht nach Beſchaffenheit der Theile, wo ſie ſich hinſezt, allerhand ſchwere und ſchlimme Zufälle. Denn es iſt ja nichts neues, daß davon langſame und ſtets anhaltende Fieber, Engbrüſtigkeit, Keuchen, ſchwammigte Geſchwulſten der Füſſe, Herzklopfen, Entzündungen des Magens, bei zärtlichen Perſonen Convulſiones und die böſe Noth erwachſen, zumal wenn die Salben aus lebendigem Schwefel und Queckſilber beſtehen, welche eine ſtarke zurüktreibende Kraft in ſich haben. Es iſt auch ſelbſt unter den gemeinen Leuten was bekanntes, daß die Roſe, wenn ſie ungeziemender Weiſe mit zuſammenziehenden Salben oder Umſchlägen tractiret wird, entweder in bösartige Geſchwüre gehet, oder, wenn die Materie einwärts ſchlägt, gar leicht Entzündungen des Magens und ſchlimme Fieber daraus erwachſen, welches man auch in affectibus arthriticis zu gewarten hat, wenn zurüktreibende und ſchmerzſtillende Sachen, ſonderlich Opiata und narcotica äuſerlich gebraucht werden, wie davon vielfältige Obſervationes genugſam zeugen. Wenn man mäſige Blutflüſſe durch ſtyptica mit Gewalt ge-

---

a) Libr. de calculo pag. 6. 7.

b) Libr. I. de Nephritide cap. 17.

c) Libr. de calculo pag. 79.

ſtillet; erfähret man ſelten, daß es wohl abgelaufen. Alſo hat man angemerkt, daß auf ſtarkes Naſenbluten, welches durch ſtyptica auf einmal iſt gehemmet worden, ſich zuweilen ein Stekflus ereignet, weil gar leichte das Geblüte vom Haupt ſich nach der Bruſt wendet. Wir beſinnen uns, daß einige den übermäſſigen Ausflus des Geblütes aus der Mutter zu dämpfen äuſerliche ſtyptica applicirt, wodurch nicht allein gefährliche Entzündungen und Geſchwulſten der Mutter nebſt einem langſamen Fieber, ſondern auch zuweilen der Tod verurſachet worden. In der Ophthalmie, welche man füglich eine Roſe des Auges nennen konte, iſt der gemeine Brauch kühlende Arzeneien zu adhibiren, aber mit was vor einem Succes ſolches geſchehe, iſt leider! am Tage, indem oftermals daraus ein beſtändiges Trieffen der Augen, merkliches Abnehmen des Geſichtes, ja gar eine Eiterung mit gänzlicher Blindheit erfolget.

Vom Vorurtheil.

Ich ſprach lezt einen begüterten Mann, welcher nebſt ſeinen Feldgütern einen guten Kaufmannsladen beſizt, und ſeit geraumer Zeit die kleine Stadt, in welcher er wohnte, und die umliegende Gegend mit allerlei Waaren verſehen hatte. Er hatte einen groſſen Theil ſeines Vermögens ſeinem Handel zu danken, welcher ſo beſchaffen war, daß er mit vielen Kaufleuten in einer groſſen Stadt nicht würde getauſcht haben. Da mir die guten Umſtände ſeiner Handlung bekannt waren, ſo verwunderte ich mich, als er ſagte: er ſehe ſich genöthiget, ſeinen Handel aufzugeben, und künftig ſich allein mit dem Akerbau zu beſchäftigen, weil ſein Handel eingienge, und faſt niemand mehr etwas bei ihm holete. Alle, die zugegen waren, geriethen mit mir in gleiche Verwunderung, und wolten die Urſache der Abnahme ſeiner ſonſt vortreflichen Handlung wiſſen. Munter, ſo heiſt dieſer Kaufmann, fand ein Vergnügen daran, die Geſellſchaft die Urſachen rathen zu laſſen. Er ſagte: Obgleich die Urſache, warum ich meine Kunden verliere, einem Handelsmann eben ſo unbekannt nicht ſeyn, ſo ſind ſie doch ſo ſonderbar, daß ich nicht glaube, daß jemand unter ihnen darauf fallen werde: verſuchen ſie daher, ob ſie ſie errathen können. Unſer Wirth ſagte ſogleich: O mein Herr Munter, das wird keine groſſe Kunſt koſten. Sie haben ſich ein gutes Vermögen erworben, und, wie man im Sprüchwort ſagt, ihre Schäfgen aufs Trokne gebracht: ſie machen ſich alſo nicht viel aus dem Handel, und laſſen die Sache ſachte angehen. Nein, antwortete dieſer, ob ich gleich ſo viel habe, daß ich ohne die Handlung leben kan, ſo bin ich doch noch jung, und ich bin von Natur eben nicht faul oder bequemlich: ſie haben es nicht getroffen. Darauf verſuchten die andern ihr Heil. Einige meinten, die ſchlechter werdenden Zeiten und die zunehmende Armuth des Landmanns ſey Schuld daran. Andere glaubten, es komme von dem vielen Conto her, daß nicht bezahlet würde. Noch andere ſagten, es würde vielleicht noch ein und der andere Kaufmann ſich geſezt haben, oder der Schleichhandel verurſachte den Verfall der Handlung. Allein niemand traf den rechten Grund. Munter ſagte endlich: Ich ſelbſt bin Schuld daran. Ich wohnete in einem alten und unbequemen Hauſe, welches in einer engen Gaſſe lag. Ich kaufte mir daher ein anderes am Markte, und lies es gut ausbauen und anmahlen. Es gehet eine ſchöne groſſe Treppe in meinen Laden; und weil ich ein Liebhaber vom Gartenwerk bin, ſo legte ich im Hofe einen ſchönen Garten mit Statuen an, welcher durch die offene Hausthüre prächtig in das Auge fällt. Mein Laden ſelbſt iſt gros, gewölbt, und oben blau angemahlt, mit goldenen Sternen gezieret. Die Ordnung meiner Waaren und der überall angebrachte Zierrath lies mich vermuthen, daß ich noch mehr Kunden erhalten würde; allein ich kante meine Leute nicht: es kamen nicht nur keine neuen Käufer, ſondern es blieben auch die alten weg, und ich habe die Urſache dieſer für mich nicht angenehmen

Begebenheit nicht ohne vieles Lachen anhören können. Einer ſagt: Der hat ſich reich geſchunden, und wir werden, ſo oft wir etwas kaufen, ſeine Mahlerei, Blumen und andere Pracht mit bezahlen müſſen. Der einfältige Landmann ſtuzt, wenn er mein Haus ſiehet: er trauet ſich nicht die ſchöne Treppe zu betretten. Andere haben nicht das Herz zu bieten und wieder zu bieten; und diejenigen, die nur für einige Groſchen kaufen, und mir wegen ihrer Menge das meiſte eingebracht haben, ſtehen in den Gedanken, ihr Geld ſey zu wenig, daß ſie um ſolcher Kleinigkeiten willen einen ſo prächtigen Laden betreten dürften. Noch andere ſtoſſen ſich daran, daß ſie jedermann ſehen kan, wenn ſie bei mir aus- und eingehen, da ſie vorher unbemerkt meinen vorigen Laden beſuchen konnten. Kurz, die meiſten ſagen, ich ſey ihnen zu vornehm geworden. Ja eine Bauerfrau ſagte, ſie könte ohnmöglich in ein Haus gehen, wo die Fenſter mit Spiegelſcheiben verſehen wären; ſie rief aus: GOtt ehre mir die runden kleinen Scheiben! Eine andere ſtand erſtaunt ſtille, ſo bald ſie den Laden betreten hatte, und faltete die Hände. Als ich fragte, was ſie wolte? ſo ſagte ſie: Ey! es iſt doch hier ſo ſchöne wie im lieben Himmel! ey! es iſt doch gar zu ſchöne! Darauf machte ſie einen Knix, und gieng wieder fort. Hier ſchwieg Herr Munter, u. wir muſten alle überlaut lachen, denn er erzehlete dieſes alles, nach ſeinem aufgereimten Weſen, auf eine ſehr angenehme Art. Ich habe dieſer Begebenheit nachher ernſtlicher nachgedacht, und gefunden, daß die Vorurtheile eine ſolche Herrſchaft ausüben, daß man zum öftern genöthigt wird, ihnen nachzugeben. Ja ich habe gefunden, daß es oft eine Klugheit und Pflicht eines weiſen Menſchen ſey, ſich in gewiſe Vorurtheile zu ſchiken, ſo lächerlich ſie auch an ſich ſelbſt ſeyn mögen. Es iſt nun einmal das Schikſal des menſchlichen Geſchlechts, und einem Kenner der Menſchen kan es nicht verborgen ſeyn, daß immer bei aller Weisheit dennoch ein kleiner Zuſaz von Thorheit mit untermenget iſt; und ich getraue mir zu behaupten, daß nicht ein Menſch gefunden wird, der nicht einige Vorurtheile zu ſeinem Antheil beſizet. Ich will nicht allen Vorurtheilen das Wort reden. Wenn Herr Selbſt glaubt, er könne nicht irren, er habe einen beſonders tiefen Verſtand, der weiter ſähe, als ſonſt jemand: wenn er aus dieſem Grunde immer recht haben will, ſo iſt er nicht zu entſchuldigen, er iſt ein ganzer Thor. Wenn aber die Simplicia ſich vor Geſpenſtern fürchtet, und Hexen glaubt, die auf dem Blokberg tanzen, ſo kan ich es ihr überſehen; weil einestheils ihre Erziehung daran Schuld iſt; ſie auch veſt überredet iſt, daß man leicht ein Schriftſpötter und Atheiſt werden könne, wenn man Geſpenſter und Hexen leugnet; und weil drittens dieſes Vorurtheil weder ihr noch ihren Nächſten merklichen Schaden bringet.

Ja es giebt gewiſe Vorurtheile, die nöthig und nüzlich ſind. Ein Vorurtheil iſt ein Urtheil, das man zu frühe, ohne hinlängliche Unterſuchung und Wiſſenſchaft der Gründe, fället. Es iſt eben nicht allemal ein Vorurtheil falſch, wenn es gleich ungegründet iſt. Wir können aus Vorurtheil ſo gut ein wahres als ein falſches Urtheil fällen. Ja wir müſſen es oft thun, weil es nicht eines Menſchen Sache iſt, alle Gründe ſelbſt zu unterſuchen. Wenn ein Müller eine Mühle bauet, ſo richtet er ſich nach dem empfangenen Unterricht, ohne die eigentlichen Geſeze der Mechanic, und das Verhältnis der Kraft und Laſt zu wiſſen. Wenn er die ihme bekannte Maſſe und Eintheilung der Räder beobachtet hat, ſo ſchlieſſet er, daß ſeine Arbeit recht ſey, ohnerachtet er den Grund dieſer Maſſe und der Eintheilung aus der Natur der Schwere nicht herleiten kan. Wenn ein Maupertuis die Welt unterrichtet, daß der Erdboden nicht ganz kugelrund, ſondern unter den Polen abgeplattet ſey, ſo mag er noch ſo genau die Abmeſſung des Mittagzirkels beſchreiben, und die Refraction der Venus auf verſchiedenen Höhen beſtimmen; und ſeine Verſuche über die Schwere beſchreiben; ſo werden ihn doch die wenigſten verſtehen: denn wie viel haben dieſe Wiſſenſchaft in ſo hohem Grad gelernt? Die andere Welt glaubt ihm auf ſein Wort, aus einem billichen Vorurtheil, daß man einem ſo groſſen Meskünſtler glauben müſſe. Claudius Gimpel widerſpricht mit groſſer Heftigkeit den aſtronomiſchen Lehren von den Planeten und vom Ring des Saturn, weil er aus Vorurtheil niemanden etwas glauben will. Er ſpricht: Wer iſt da geweſen? wer hat die Sonne mit der Meßkette ausgemeſſen? und den Mond, daß er ihre und ihrer Laufbahn Gröſſe beſtimmen will; Gimpel hält es für ein Vorurtheil, ohne deutliche Einſicht der Gründe einem andern etwas zu glauben; und er hat recht. Allein das Vorurtheil, dem er entgehen will, iſt nöthig und billig; dagegen hat er ein ander Vorurtheil, welches thöricht iſt, nemlich dieſes, er will niemanden glauben, er will alles ſelbſt ſehen. Wer billige Vorurtheile verwirſt, fällt in ein gröſſeres und tadelhaftiges.

Selbſt die Sittenlehre fordert von uns ein pflichtmäſiges Vorurtheil. Wir ſollen zwar, den Regeln der Klugheit nach, gegen jeden Unbekannten auf unſerer Hut ſtehen; allein wir ſollen doch jeden für einen ehrlichen Mann halten, bis er das Gegentheil darthut. Es iſt unleugbar, daß in der Welt mehr unredliche als redliche Leute ſind; allein der würde ſich entſezlich an ſeinem Nächſten verſündigen, der jeden für einen Spizbuben halten würde, den er nicht kennet. Es iſt daher zum allgemeinen Beſten und unſerer Ruhe nöthig, daß wir aus einem pflichtmäſigen Vorurtheil von jedem das beſte denken.

So thöricht das Vorurtheil der Landleute iſt, die des Kaufmanns Munter neuen Laden verlieſſen, ſo viel Schaden brachte es ihm doch; und er wäre genöthiget worden, ſich nach dieſem Vorurtheil zu achten, wenn er nicht vor ſich leben könte. Eben deswegen verändern Krämer, die einmal bekannt ſind, ihre Wohnung nicht leicht, ſondern die angehende Kaufleute ſuchen lieber einen alten Laden, deſſen die Leute ſeit langer Zeit her ſchon gewohnt ſind.

Von dem berühmten Herrn Leibniz wird erzählet, daß er auf einem Schif geweſen ſey, in welchem lauter Catholiken ſich befunden hatten. Als ein groſſer Sturm entſtand, fiel jeder auf ſeine Knie, zog einen Roſenkranz oder ein klein Bild eines Heiligen heraus, und küſſete es, und rufte es um Hülfe an. Der Herr von Leibniz war der einzige ſogenannte Kezer unter dieſem Pöbel von Bootsknechten; ſie hätten ihn aus einem heiligen Eifer in das Waſſer geworfen, wenn ſie gemerkt hätten, daß er kein Papiſt ſey; ſie hätten gedacht, daß ſie um dieſes Kezers willen alle umkommen müſten; es wäre ihm gegangen wie dem Jonas. Weil er aber nicht glaubte, daß GOtt ihn durch ein Wunder erretten würde, oder daß ſein Tod dieſen einfältigen Menſchen die Wahrheit ſeines Glaubens beweiſen würde; ſo nahm er auch einen Roſenkranz, und rettete ſein Leben dadurch. Wenn ein Eiferer dieſes tadelt, ſo bedenkt er nicht, daß der Herr von Leibniz keinen apoſtoliſchen Beruf hatte, die Evangeliſchen Wahrheiten zu predigen, und daß ſein Tod die Welt in einen unſchäzbaren Verluſt aller der ſchönen Entdekungen, die er nachher gemacht hat, würde geſezet haben. Dieſes unbeſonnene Volk hätte ihm kein Gehör gegeben, und ein Wunder konte er, ohne thöricht zu ſeyn, nicht fordern oder erwarten. Indem er ſich nach dem Vorurtheil der Leute richtete, die alles für gut Catholiſch halten, was einen Roſenkranz in der Hand hat; ſo rettete er ſein Leben, und verhütete einen Mord, ohne ſeinen Glauben zu verleugnen, weil er hier nicht im Zuſtande des Bekentniſſes und Ablegung eines Zeugniſſes der Wahrheit ſich befand.

Selbſt in der Religion ſind nach der Verfaſſung der jezigen Welt gewiſe Vorurtheile nöthig und nüzlich, weil dieſe Vorurtheile, die ich meine, der Wahrheit keinen Abbruch thun. Der gröſte Haufen der Chriſten beſtehet aus einfältigen Leuten, denen es an Geſchiklichkeit fehlet, alle Gründe einzuſehen.

hen. Sie fahren nicht übel dabei, daß ſie unſere Lehre annehmen, weil ſie ihnen von Jugend auf als wahr vorgeprediget worden iſt. Wenig Bauern und Handwerksleute können durch vernünftige und hiſtoriſche Gründe von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugt werden, weil ſie in der Vernunftlehre und in der Geſchichtskunde, und in der Wiſſenſchaft der hiſtoriſchen Schriften ganz unerfahren ſind. Sie nehmen die heilige Schrift auf das Wort ihres Lehrers für ein Göttlich Buch an, bis ſie an ihrer Seele eine höhere Erfahrung erlangen. Sie haben die Wahrheit, allein ſie haben ſie aus einem Vorurtheil, welches bei der Beſchaffenheit der Sachen, ſo wie ſie jezt ſtehen, unvermeidlich iſt.

Selbſt der obrigkeitliche Stand würde ſchlecht fahren, wenn der Unterthan erſt durch vernünftige Gründe von der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit zum Gehorſam ſolte gebracht werden. Der Unterthan weis, daß ſeine Vorfahren ihren Fürſten gedient haben, und er hat es von Jugend auf gehört, daß er es auch thun ſoll. Aus dieſem Vorurtheil iſt er ein eben ſo treuer Unterthan, als ein Weltweiſer, der aus der Beſchaffenheit des gemeinen Weſens mit vernünftigen Gründen des Fürſten Recht herleiten kan. Welcher Soldat darf unterſuchen, ob der Krieg, in welchem er ſein Leib und Leben wagt, rechtmäßig ſey oder nicht. Er mus das Vorurtheil haben, daß er für eine gerechte Sache fechte, ſonſt würde Tyrannei und Blutvergieſſen bald überhand nehmen. Denn was würde daraus entſtehen, wenn jeder Soldat erſt eine Unterſuchung anzuſtellen hätte, ob ſein Herr recht oder unrecht hätte?

Wir ſehen alſo, daß das menſchliche Geſchlecht nicht nur nie ohne Vorurtheile iſt, ſondern auch um ſeines Beſten willen gewiſe Vorurtheile nöthig hat, nemlich ſolche, die der Wahrheit keinen Abbruch thun, und keinen Schaden anrichten. Selbſt die Hypotheſen, oder angenommene Säze der Weltweiſen und Naturforſcher, ſind eine Gattung von nüzlichen Vorurtheilen: denn ſie ſind Vorurtheile, weil ſie nicht klar und höchſt gewis zu erweiſen ſind. Es iſt ein offenbares Vorurtheil, wenn man ſo ſchlieſt: dieſe Sache kan ſo ſeyn, alſo iſt ſie ſo. Indeſſen ſchlieſſen doch alle dieſe angenommene Säze von der Einwirkung der Seele auf den Leib, von dem Magneten, von der Ebbe und Fluth, und tauſend andern, auf eben dieſe Art; und dennoch werden ſie nicht getadelt: ſondern der verdienet ein hohes Lob, welcher die gelehrte Welt mit einem neuen Vorurtheil von dieſer Art bereichern kan. Die Lehre von den Vorurtheilen hat einen groſſen Einflus in die Erkäntnis des Menſchen; denn ſie lehret uns theils die Schranken ſeiner Kräfte, theils ſeine Schwäche gegen gewiſe äuſerliche Eindrüke. Sie haben eine groſſe Gewalt auf den Menſchen, und können ſogar Märtyrer machen. Viele haben ihr Glük und Unglük einem bloſen Vorurtheil zu danken; viele leben beinahe nach nichts anders, als nach lauter Vorurtheilen. Bei niemanden findet man aber mehrere und thörichtere Vorurtheile, als bei den ſtarken Geiſtern und Religions- und Schriftſpöttern. So lange die göttliche Wahrheiten beſtritten worden ſind, hat man noch keine andere Einwendungen gehört, als die ſich auf elende Vorurtheile gründen; denn dieſe ſind der Grund zu allen falſchen Schlüſſen, und die meiſten gelehrten Streitigkeiten führen Vorurtheile zu Felde, um andere zu widerlegen.

Von der Policei.

Die Policei iſt das einige Mittel, im bürgerlichen Leben Ruhe, Ordnung, und gute Sitten zu unterhalten. Es iſt nicht genug, daß man einen Staat gegen auswärtige Feinde ſchüzet, und darinn die Nahrung zu befördern ſucht. Ein Volk, das bei ſeinem Uberflus keine Policei hat, iſt wie ein wohlgefüttertes Pferd, welches nicht zugeritten iſt; es läſſet ſich ſchwer regieren, und gehet öfters mit ſeinem Reuter durch, wenn es ihn nicht gar herunter wirft.

Bei den alten Teutſchen galten, nach dem Zeugnis eines Römiſchen Geſchichſchreibers, die guten Sitten mehr, als die Geſeze. Betrübtes Andenken! Nun gelten ſchier weder die eine noch die andere mehr. Wir leben bei allem Druk der Gewaltigen, in einer ſorgenloſen Freiheit. Ein jeder thut was er will: wir wagen alles, wir ſezen alles aufs Spiel. Geräths, ſo geräths: wer verdirbt, der verdirbt. Man ſchilt auf böſe Zeiten: man wirft die Schuld auf die Regenten; wo nicht gar auf die göttliche Vorſehung. Dieſes iſt die allgemeine Philoſophie; ſo urtheilt der Pöbel, ſo denkt der Burger, ſo vermiſt ſich der Adel. Was Wunder, daß die alte Redlichkeit verloſchen iſt, daß die Bosheit herrſchet, daß die Unordnungen überhand nehmen, und die Laſter ſchier zu Tugenden geworden ſind.

Billig ſolte man die Policei in den Tempeln ſuchen: Billig ſolte die Religion ſelbſt uns zu ihrer Beobachtung anhalten: billig ſolten die Begriffe von GOtt, der alles durch Weisheit und Ordnung regieret, auch die Menſchen bewegen, all ihr Thun gleichfals nach dieſer Regel einzurichten. Weil aber die Religion ihre Kraft, und die Tugend ihr Anſehen bei den Menſchen verlohren hat; ſo iſt es nothig, ſie wenigſtens durch eine gute Policei von den gröbſten Ausſchweifungen und Laſtern abzuleiten, und, wann es möglich wäre, ſie auch zum Guten zu zwingen.

Die Hauptabſicht einer guten Policei gehet dahin, Ruhe und Ordnung, Zucht und Sicherheit, Nahrung und Billigkeit im gemeinen Weſen zu erhalten. Sie dultet nicht, daß einer ſein Gut verpraſſe, noch daß er deſſen Verluſt auf den Umſchlag der Karten und Würfel ſeze: Sie dultet nicht, daß ſich die Leute ohne alle Vernunft heirathen, und nachgehends ihre Ehen mit Zank und Hader führen: Sie dultet nicht, daß man die Kinder übel erziehe, und im Luder und Müſſiggang aufwachſen laſſe: Sie dultet nicht, daß einer den Adel und groſſe Titel kaufe, den keine Verdienſte darzu würdig machen. Sie ſezet dem Hochmuth Schranken, und macht keinen Hochgebohrnen, der in der Werkſtatt, oder in der Krambude jung worden iſt. Die Policei läſſet das Geſinde nicht Herr ſeyn, noch dem Pöbel die Freiheit, Geſez und Gebräuche zu machen: Sie geſtattet nicht, daß ſich Leute in Sammet, in Seiden, in Gold und Silber kleiden, die das Geld darzu borgen; oder die von ſolchem Stand ſind, daß ſie auch Wolle und Leinwand zierten. Sie vergönnet der wilden Jugend nicht, ihre unordentliche Begierden in verbottenen Winkeln abzukühlen: ſie überliefert den Balger dem Blutgericht, als einen Todſchläger, und den Bankerottirer dem Kerker, als einen Dieb: ſie ſpannet die liederliche Müſſiggänger in einen Karn, und ſchlieſſet das leichtfertige böſe Geſindel in die Zuchthäuſer: ſie hält die Straſſen von Landſtreichern und Bettlern rein, und verſorget die Armen und Nothleidende in den Hoſpitälern: ſie füllet die Magazinen mit Vorrath, und kaufet nicht erſt die Früchte auf, wenn ſie ſchon theuer ſind: ſie giebt den nöthigſten Lebensmitteln ihren gemeſſenen Preis, und verſtattet nicht den Gaſtwirthen, daß ſie die Fremden und Reiſende frevelhaft übernehmen. Die Kranke werden nicht durch unerfahrne Aerzte, nach der Methode, und durch die Quakſalber, ohne Methode, ums Leben gebracht: die Handwerksleute erfrechen ſich nicht, weñ ſie einem etwas verderben, für dieſe Bemühung noch die Zahlung zu fordern; und dem Kaufmann gehet es ſo leicht nicht hin, wenn er ſeine verderbene Waaren für gute verkauft.

Eine gute Policei hemmt das Gezänke in den Kirchen, und die Misbräuche in den Schulen: ſie erlaubet nicht einem jeden Gelehrten, alles was ihm einfällt, druken zu laſſen, ſie beſchränket dieſe allzugroſſe Freiheit durch vernünftige Regeln, und läſſet nichts in die Buchläden kommen, als was nüzlich, was gut, was angenehm und was erbaulich iſt.

Von

Betrachtung des Biers.

Allem Anſehen nach iſt dieſes Getränke von den Teutſchen erfunden worden, und ſchon zu den Zeiten der Römer bei ihnen im Gebrauch geweſen. Es hat hievon Meibomius de Cereviſia veterum weitläufig gehandelt. Die Verfertigung dieſes Getränks iſt bekannt; und beſtehet aus ein aus Waſſer, und entweder aus Waizen- oder Gerſtenmalz mit Hopfen verſezter wohl gekochter Trank, bei welchem der Hopfen dasjenige, was das Salz bei denen Speiſen und andern Sachen, ſo man aufbehalten will, verrichtet: maſſen er demſelben nicht nur eine angenehme Würze giebt, ſondern auch der Säure wehret, und das Bier länger gut behält. Anbei beſizet der Hopfen nebſt ſeine ſcharffen bitternm Geſchmak zugleich die Kraft, zu reinigen, zu wärmen, zu öfnen, und zu zertheilen; Daher er auch von einigen als ein blutreinigendes Mittel recommandiret wird. Wie es dann unſtreitig iſt, daß das Bier, wann es recht beſchaffen, viele gute Eigenſchaften hat, die zu Erhaltung und Beförderung der Geſundheit ſehr dienlich ſind. Wiewohl ein gewiſſer berühmter Arzt die Biere eben nicht für geſund halten will, und vielmehr anrathet, daß man Waſſer und ein gut Glas Wein dabei trinken ſolte. Aber erzehlt man nicht auch von einer Gräfin, daß ſie einem Menſchen, welcher über Mangel des Brods klagte, gerathen, Holländiſchen Käs und Semmel zu eſſen. Doch geſezt, daß alle Menſchen den beſten Ungariſchen Wein trinken oder ſich eines alten Rheinweins und Burgunder bedienen könnten: ſo iſt erſt die Frage, ob nicht häufige Fälle vorkomen würden, da es all dieſen vortreflichen Weinen vorzuziehen wäre? Man würde gewis in Italien und Ungarn öfters ſehr gerne eine Bouteille Wein gegen eine Flaſche gutes Bier vertauſchen; welches jedoch vom braunen Bier zu verſtehen. Nun mus ich auch en paſſant was von dem weiſſen Bier gedenken, welches meiſtens aus Waizen, gleichwie die braunen aus Gerſtenmalze gemacht werden. Dieſe, (*) ſollen jene als die braunen Bier, an Wärme, Stärke und Nahrung übertreffen: folglich auch gutes Geblüte geben, weil ſie zugleich diluiren, und dabei denen Säugenden viele Milch geben; aber wegen der Süſſigkeit und Mehligkeit des Waizens, verurſachen ſie bei vielen, Verſtopfung der Gedärme, Engbrüſtigkeit, u. d. g. Dahingegen das braune Bier, je bitterer es iſt, ſehr leicht den Kopf einnimt, und demſelben als auch dem Leibe mehr Beſchwerung macht, als das weiſſe Bier, und ſelbſt der Wein, wenn man anderſt ſo viel davon getrunken hat; und das um ſo viel mehr, wenn gewinnſüchtige Brauer, um den Hopfen zu ſparen, Scharlei, Kühnpoſt, ja Künrus und Ochſengalle mit in das Bier nehmen, womit der Geſundheit heftig geſchadet wird. (**) Dasjenige braune Bier, ſo in Bouteillen abgezapfet wird, kan Jahr und Tag aufbehalten werden, davon ich ſelbſten ſchon die Probe gemacht; Und ſolches könnte man allenfalls Buttelbier nennen. Eine Art Braunbier, das im Merz gebrauet wird, nennt man

---

(*) ſ. Günther Ludovici Lex.

(*) In Mengerings Exam. Cat. und in Axtelmaiers Hofus Pokerie findet man hievon vieles aufgezeichnet. Doct. Hönns Betrugs Lexicon hat von dieſem, gleichwie auch von andern Betrügereien, wohl noch das meiſte entdeket. Pat. Noel Chomel führet unter andern in ſeinem groſſen öconomiſch- und phiſicaliſchen Lexico, unter dem Artikel: Betrügerei der Handwerksleute, auch folgendes an: von manchē Brauern ſagt man, daß ſie unter das Gerſtenmalz nur Habermalz, aber mehr Hopfen, nehmen; oder gieſeten zu viel Waſſer nach, um viel Bier zu bekommen, ſo ſie doch für gutes Bier verkaufeten, und hierdurch die Kundſchaft als die Steuer zugleich betriegeten. Sie würffen in die Pfanne Kazengehirn, Baldrian, u. d. g. um ſchwaches Bier fein ſtark zu machen, damit die Leute bald trunken werden, u. ſ. f.

hier zu Augſpurg Merzenbier, und an andern Orten Lagerbier, weil es für andern lange liegen kan. Und dieſes Merzenbier, wann es von rechter Beſchaffenheit iſt, (wie es auf dem Bach, und auch andere dahier auszuſchenken pflegen) hat in gewiſſer Maſſe für dem Wein einigen Vorzug. Es iſt wahr, daß man ſich darinn betrinken kan, aber man kan es im Wein auch; Und dieſes gehöret zu dem Misbrauche, von welchem hier gar nicht die Rede iſt. Ein beſoffener Menſch iſt ein Schwein, er mag Wein oder Bier getrunken haben. Wenn wir nun dieſes, wie billich, vorausſezen: ſo kan man behaupten, daß es Bier gebe, welche den Magen zu einem ganz gelinden Zuſam̃enziehen reizen, und ſolchergeſtalt die Verdauung befördern, auch gewiſſer maſſen die Stelle der Galle vertretten, und daher einen guten Milchſaft bereiten, welche durch eine gelinde Reizung der Gedärme den Leib offen halten, nahrhafte Theile in das Blut bringen, und ſolcher geſtalt den Magen der Mühe überheben, dergleichen aus den Speiſen herauszuziehen: die den Umlauf des Geblüts lebhafter machen, die unmerkliche Ausdünſtung und den Abgang des Urins befördern; Und ich wüste in Wahrheit nicht, was man mehr von einem Getränke verlangen könnte. Alle dieſe Eigenſchaften beſizet ein unverfälſcht gutes reines Bier, welches bei Leuten, die es nicht gewohnt ſeyn, und ſich den Magen verdorben haben, eine beſſere Würkung thut, als die ſonſt in dergleichen Fällen ſo heilſame Viſceral-Elixire. Uber dieſes hat das braune Bier auch äuſſerlich dieſe gute Eigenſchaft, daß es den Menſchen und Vieh die Mattigkeit aus den Füſſen ziehet, wañ es warm gemacht darüber geſchlagen wird. Mit reinem Bier ſich fleiſſig gewaſchen, ſolle eine klare und ſchöne Haut machen; jedoch naſſe Brüder waſchen ſich viel lieber innerlich damit. Wie die mangelhafte Biere zu verbeſſern, und ihren Gebrechen abzuhelfen, nebſt andern Bierkünſten mehr, ſolches übergebe hie mit Stillſchweigen. Colerus beſchreibet ſolches in ſeiner Oeconomia lib. II. Cap. XIV. Und in des Florini Hausvater 1ſten Theil, pag. 658 wird am weitläufigſten hievon gehandelt, welches denenjenigen Wirthen, die es beſizen, nicht anderſt als nüzlich ſeyn mus. In Hamburg, Danzig und andern Seeſtädten hat man gewiſſe Bierproben, und ein ſolches Inſtrument, wodurch die Güte des Biers und deſſen Conſiſtenz erforſchet werden kan; zumalen ob, und wie viel Waſſer in das Bier gefüllet worden? Da dann zugleich das gebraute Bier von dem hierzu verordneten Collegio ausgekoſtet, das beſte durch den Anſchlag an öffentlichen Oertern bekannt gemacht, und das ſchlechteſte gewakert, das iſt, für untüchtig, zur Schande des Bierbräuers, erkläret wird. Wie ſolches Inſtrument beſchaffen, habe ich in Leupolds Theat. Static. gefunden. Nun könnte ich hier zum Beſchlus allerhand Sorten Biere, die wegen ihrer Güte berühmt, und weit und breit verführt werden, auch noch anführen; womit aber, weil es wenig oder gar keinen Nuzen hat, dem Leſer nicht beſchwerlich fallen mag. Ich will alſo überhaupt nur noch ſo viel erinnern, daß man kein Bier trinken müſſe, welches entweder zu jung oder zu alt iſt: Das Erſte erreget Blähungen und Durchfälle, und das Leztere bringt eine Säure in dem Magen hervor. Trübe und ſolche Biere, die in dem Glas nicht klar erſcheinen, ſind am ſchädlichſten. Und ſehr hizige und fette Biere müſſen blos als eine Arzenei, und nicht zum ordentlichen Getränke gebraucht werden. Ich bin gewis, wenn in Teutſchland gar kein Bier gebrauet würde, ſondern an deſſen ſtatt ein ſolcher Wein wie der Frankenwein iſt, wüchſe; es würden ſich viele Leute gar nicht ſo wohl, als gegenwärtig befinden. Der Wein reizet den Körper zu heftigen Bewegungen: das Bier thut es auf eine gelinde Art, und gibt ihm zugleich Nahrung. Freilich iſt es am beſten, wenn man im Nothfall das Bier ausſezen, und ein Glas Wein trinken kan. Denn wenn es darauf angefangen iſt: ſo kan man an allen Sachen etwas ausſezen; und aus einer ſolchen Unzufriedenheit iſt der ſchöne Vers entſtanden:

Trink ich Waſſer, ſo häng' ichs Maul,
Trink ich Bier: ſo werd ich faul,
Trink ich Wein: ſo werd' ich voll.
Ich weis nicht, was ich trinken ſoll.

Von denen, die beſtändig in Gedanken ſind.

Bei einigen iſt es die Natur, bei den meiſten aber die Gewohnheit, daß ſie in einer langen Gemüthszerſtreuung ſich finden. Ein Menſch von dieſer Art ſizet ganze Stunden auf einer Stelle, wie ein Stok. Seine Stirne iſt faltig, ſeine Augen ſtarr, und ſeine Glieder ſind unbeweglich. Er ſinnet und denket:

Krazt, rükt ſich, merket nichts, ob gleich das nahe Lärmen,
Vom Feuer und Geſchrei bereits die halbe Stadt
Mit Pferden, Schlauch, und Axt um einen Brauhof hat.

Rufet man eine ſolche entzükte Perſon: ſo erſchrikt ſie heftig wie ein Mondſüchtiger; oder ſie ſpringet mit einem lauten Schrei vom Stuhle auf, wie einer, der in einem tiefen Traume gelegen hat. Fraget ihr ihn wie viel die Uhr möge geſchlagen haben: ſo antwortet er mit einer düſtern und verworrenen Mine: Ich bin geſtern nicht zu Hauſe geweſen. Wolt ihr wiſſen, wenn der öffentliche Landtag gehalten wird: ſo wird er ſagen: Jezt iſt ein recht ſtrenger Winter. In Gedanken ziehet er einen ſchwarzen u. einen braunen Strumpf an, oder läuft mit niederhängenden Beinkleidern über die Gaſſe. Ja oft hat er Hut, Stok und Degen zu Hauſe gelaſſen. Auf der Straſſe, oder auch ſonſt, wenn er allein iſt, redet er ſtets mit ſich ſelbſt; auch ſo gar im Schlafe erzehlt er alles, was er des Tages über gethan hat. Er beweget dabei den Kopf und Hände auf eine wunderliche Weiſe. Wenn ihr mit ihm vom Feuer redet, ſo denket er an das Waſſer; wenn ihr eine Schüſſel verlanget, ſo bringet er euch einen Kochtopf. Er will ein Brod anſchneiden, fährt ſich aber mit dem Meſſer in den Finger, und wird es nicht eher gewahr, bis ihm das warme Blut an der Hand herunter träufelt. Will er hernach zum Barbier gehen, um ſich verbinden zu laſſen: ſo rennet er bei dem Hauſe vorbei, wo die Barbierbeken aushängen, kommt aber in ein Schlächterhaus, wo er ohne anzuklopfen in die Stube hinein ſpringet, und wenn die Leute über ſeinen Wahnwiz lachen, wieder davon läuft. Er ſiehet und höret nichts, wenn er auf der Gaſſen gehet; und es iſt vergebens, daß man ihn grüſſet. Neulich hat er ein Kind übern Haufen geſtoſſen, und eben den Tag, wäre bald eine Kutſche über ihn weggerollet. Manchmal, wenn er einige Schritte gegangen iſt, ſtehet er wieder ſtill und beſinnet ſich; oder ſieht ſich ganz ſchüchtern um, ob er ſich auf die unrechte Straſſe verirret hat?

Der Leib geht nur allhier, man ſoll ihn viermal fragen,
Er wird uns kaum ein Wort, und doch nicht recht noch ſagen;
Im Wachen träumet ihm. ⸗ ⸗ ⸗

Seine gewöhnliche Art zu reden iſt dieſe: Je, wie iſt mir denn? Wie war es? Was ſagtet ihr vorhin? ich habe es nicht gehöret. Ich verſtehe euch nicht. Was befehlet ihr? Ey denkt doch; irren iſt menſchlich; je pots tauſend! ſo gehts, wenn man den Kopf ſo voll hat. Über der Mahlzeit wird er lange Zeit an einem Knochen nagen, bis er ſich zulezt einen Zahn damit ausreiſſet. Oder er wird in der gröſten Haſtigkeit die Biſſen ungekäuet herunter ſchluken, und ohne ſein Wiſſen, ſo ſtark eſſen, daß er ſich hernach für Magendrüken nicht zu laſſen weis. Wenn er Geld auszahlen ſoll: ſo gibt er ſolches gedoppelt; und er hat einem Bettler,

ler, der ihn um ein Allmoſen angeſprochen, eine Spaniſche Piſtole, ſtatt eines Pfennigs gegeben. Er gehet am Ufer eines Waſſers ſpazieren, und weil er im Sinne hat, einen Stein dahin zu werfen, ſo ergreifet er, unwiſſend, ſeine Taſchenuhr, und ſchleudert ſie über den Kopf weg. In Geſellſchaften mit Frauenzimmer hat er oft den Finger derjenigen Jungfer, die bei ihm ſas, ergriffen, und ihn ſtatt des Tabaksſtopfers gebrauchet. Trift es ſich ungefehr, daß er einen Kaufbrief, oder einen Wechſel unterſchreiben ſoll; ſo ſezet er Frankfurt, wenn es ſoll Augſpurg heiſſen; oder bezeichnet es, als wäre es im vorigen Jahre geſchehen. Seinen eignen Namen ſtellet er oft ganz verkehrt, läſt Zeilen aus, machet andere gedoppelt, ergreifet zulezt das Dintenfas für die Streuſandbüchſe, und machet einen Stempelbogen von 30. Thaler zu nichte.

Trift er Geſellſchaft an, die ein Geſpräch ergözt,
Wo der bekümmertſte ſein Leid bei Seite ſezt,
So runzelt er die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß er oft für ein Bild des Cato wird gehalten.
Ein jeder wolte gern erfahren, was ihn quält,
Indeſſen ſchleicht er fort, weis ſelbſt kaum was ihm fehlt.
Sein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer angeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wann er die Geiſter bannet.
Und wenn die halbe Welt, von ihrer Arbeit ruht,
Wekt er den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und ſpäte Lampe ſchrekt, die ihn im Fenſter zeigen,
Als wolt er Thurm und Dach, aus Mondſucht überſteigen.

Von den Sitten einiger, die gebrechlich ſind.

Man hat es aus der Erfahrung angemerket, daß diejenigen, die einen Mangel am Leibe haben, zuweilen eben ſo mangelhaft an der Seele ſind. Es iſt dieſes ſogar bei allen Völkern zum Sprichworte geworden; und Homer, da er die gröſten Narren ſchildern wolte, lies einen hinkenden Vulkan im Himmel und einen buklichten Therſites auf Erden die Rolle ſpielen. Der Grund davon, daß dieſe Leute lächerlich ſind, beruhet nicht in ihren Leibesgebrechen, an denen die Natur Schuld iſt, ſondern in ihrer wunderlichen Aufführung. Im erſten Falle ſind ſie mitleidswürdig; andern theils aber machen ſie ſich verächtlich. Ich habe faſt noch keinen ſolchen Menſchen geſehen, der ſich nicht zum Pikkelheringe hatte gebrauchen laſſen. Ja es ſcheinet, als ob ſie zur Poſſirlichkeit gebohren wären. Sie wiſſen, daß der gröſte Haufe zum närriſchen Weſen geneigt iſt; daher ſuchen ſie ſich durch allerhand luſtige Einfälle, in Geſellſchaften beliebter oder doch erträglicher zu machen. Und ſie erhalten auch, was ſie wünſchen. Indeſſen kan man ſolche Leute den Augenblik zornig machen. Denn ſie ſind mehr empfindlich, als alle andere.

Die Galle überläuft ſie, wie ein einfliegendes Feuer, wenn man ihnen nur ſo zu ſagen, einen Strohhalm in den Weg leget. Dabei ſind ſie ſehr zärtlich, und gemächlich; ſo wohl was die Speiſen betrift, als auch in der Arbeit. Zuweilen ſind ſie ganz niedergeſchlagen; wenn ſie ſich mit andern vergleichen. Sie vergeſſen aber gar bald ihrer Traurigkeit. Ob ſie gleich ſehen, daß ſie in den Augen anderer etwas geringer zu ſeyn ſcheinen; ſo wollen ſie doch ſelbſt ihre Ehre deſto ſteifer und feſter behaupten. Ihr Hochmuth wird unleidlich; indem ſie alles mit einer gezwungenen Grosmuth verrichten. Sie wollen mit aller Gewalt ſchön ſeyn, und der wäre unglüklich, der ihr Gebrechen ihnen vorwürfe. Sie haben oft eine ungeheure Selbſtliebe. Je kenntlicher dieſelbe an ihnen wird; deſto auslachenswürdiger werden ſie. Wenigſtens verrathen ſie ſolche durch die ungemeine Sorgfalt, ſich zu puzen. Gleichwohl ſehen ſie in der prächtigſten Kleidung nicht beſſer aus, als die Affen, welche die Marktſchreier in vergüldeten Wämſten dem Volke ſehen laſſen. Werden ſie aber gar verliebt: ſo gebehrden ſie ſich, wie der Prinz Chaumigrem in der Aſiatiſchen Baniſe. Es iſt ihre Gemüthsart, daß ſie gern müſſig gehen, neue Zeitung hören, plaudern, ſpielen, lachen und tändeln. Zwar einige darunter ſind etwas mürriſch und trozig; Einige ſind grauſam und boshaft; andere ſind tükiſch und verläumderiſch; die meiſten aber ſind wollüſtig und genäſchig; weil ſie einen ſehr ſchwächlichen Körper haben, und ſelten graue Haare bekommen. Ich weis ſelbſt nicht, woher es kommt, daß bei dieſen Leuten die Laſter mehr und eher zu ſehen ſind, als an andern? Haben ſie wenig Verſtand, ſo ſind ſie allzu blöde; haben ſie aber etwas mehr Wiz, ſo ſind ſie überaus unverſchämt, zänkiſch oder heuchleriſch. Man wird alſo Mühe haben, unter tauſenden einen einzigen klugen Aeſop oder Epiktet zu finden, der beſcheiden, mäſig, ehrlich, und recht tugendhaft ſich bezeigete.

Vom Donnerkeil.

Der Donnerkeil, zu lateiniſch Lapis Ceraueius, führet den Namen von ſeiner Geſtalt, weil er nemlich einem Keil ähnlich iſt. Er wird auch wegen ſeiner anderweitigen Geſtalt eine Donneraxt und Strahlhammer genennt. Ein Donnerſtein heiſt er wegen ſeiner Materie, die gemeiniglich ein Stein iſt; wiewohl man auch wohl von metalliſchen Donnerkeilen reden höret. Sein Name zeigt übrigens an, wie man glaube, er werde mit dem Bliz oder Donner auf die Erde herab geſchoſſen. Dieſer Donnerkeil ſcheint ſehr alt zu ſeyn, weil ſchon Plinius ſeiner gedenket. (*) Wiewohl ältere Naturkündiger, wenn ſie vom Donner und Bliz handeln, nichts davon melden. Die Gelegenheit, denſelben zu erdichten, kan unterſchiedlich geweſen ſeyn.

1) Wann man die wunderbare Würkung des Blizes wahrgenommen, inſonderheit wie derſelbige die Ziegel von den Dächern herab geworffen und zerſchmettert, die Eken von den Häuſern herab geriſſen, die Fenſter eingeſchlagen, Holz, Wände und groſſe Bäume geſpalten, oder durchbohret, ſo iſt man auf die Gedanken verfallen, es könne ſolches nicht vom Bliz herrühren, ſondern von einem Stein, der mit groſſer Gewalt von- oder mit dem Bliz herab gefahren. Vielleicht iſt man in ſolcher Meinung noch mehr geſtärket worden, wann man eine Büchſe oder Canone losgeſchoſſen, die nicht mit einer Kugel geladen geweſen. Dergleichen Schus giebt zwar einen Knall, thut aber ſonſt keinen Schaden. Allein ſo eine Kugel darin, wird dadurch auf eine ziemliche Weite Schaden gnug angerichtet. Hieraus hat man geſchloſſen, es müſte obgedachte Würkungen nicht vom bloſſen Blizſtrahl, ſondern von einem harten Stein entſtehen. Es laſſen ſich aber vorgemelde Begebenheiten ſattſam auflöſen, ſo daß kein Stein dazu nöthig iſt. Wann die Materie des Blizes in Entzündung geräth, ſo ſchiest der Bliz weit geſchwinder fort, als immermehr eine abgeſchoſſene Kugel, ſtöst daher die Luft vor ſich ſtark weg, daß die hinter ihm befindliche Luft mit groſſer Gewalt nachſchieſſen mus, durch welche ſtarke Bewegung der Luft gar leicht die Ziegel von den Dächern, und die Eken der Häuſer herabgeriſſen werden, die durch ihren Fall noch mehr Schaden thun. Die Fenſter können allein von einem groſſen Knall, welcher ſie in ſtarke Erſchütterung ſezet, zerbrechen,

---

(*) Hist. Natur. lib. 37. cap. 9.

wie öfters bei Löſung der Canonen geſchicht. Dringet der Bliz bis in einen verſchloſſenen Ort durch, ſo wird die darinn vorhandene Luft ſtark auseinander getrieben, (weil mit dem Bliz von auſſen her die Luft gewaltig zuſchieſſet) daß ſie einen Ausgang ſuchen mus, daher auch wohl die Fenſter zerſchmettert, und gar von ihrem Ort hinweg auf die Gaſſen geworffen werden. Wo an einem ſolchen verſchloſſenen Ort der Strahl ſelbſt hinkommt, wie er ſich dann wohl in viel beſondere Theile trennen kan, werden das Holz und die Wände voneinander geſpalten, worinn ihm die einen Ausgang mit Gewalt ſuchende Luft ungemein zu Hülfe kommt. Wann der Bliz die Aeſte von den Bäumen herunter ſchlägt, groſſe Bäume zerſpaltet, oder aus der Erde reist, ſo geht es damit folgender geſtalt zu. Weil der Bliz, wie mehrmal erinnert, die Luft aus einander treibt, und in ſtarke Bewegung ſezt, kan daraus eine Art vom Wirbelwind entſtehen, welcher, ſo er auf einen Baum zufähret, deſſen Aeſte umdrehet, und ſie entweder abbricht, oder wenn ſie nicht brechen wollen, den Baum ſpaltet, oder gar aus der Erde reist. Nichts aber iſt dem Bliz leichter, als Holz und andere Dinge zu durchbohren. Hat eine ſehr ſpiz zugehende Flamme, wie auß einem Löthröhrchen geblaſen wird, die Gewalt, daß ſie das Glas ſchmelzet, ſo wird die ſubtile Flamme des Blizes, die überdem mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit einher fähret, dergleichen Dinge, die ſich nicht ſchmelzen laſſen, leicht durchdringen, und ein Loch darinn machen: Daß es alſo auch hierzu keines Donnerkeils brauchet.

2) Findet man bisweilen an den Bäumen, worinn das Wetter geſchlagen, lange ſchwarze Striche, die von oben herab nach dem Stamm zu gehen, und ſattſam zu erkennen geben, daß ſie eingebrannt ſind. Hier nimmt der gemeine Mann Gelegenheit, ſich einen glüenden Donnerkeil einzubilden, welcher längſt dem Baum herabgefahren, und ſolchen ſchwarzen Strich gemacht haben mus. Man ſuchet deswegen auch unter dieſen Bäumen den Donnerkeil, und ſo man ein Steinchen in der Erde findet, mus es ganz gewis der Donnerkeil ſeyn. Allein wer nur ein wenig Überlegung hat, wird dieſe ſchwarze Striche dem Bliz ſelbſt zuſchreiben, und dabei keinen Donnerſtein zu erdichten für nöthig finden.

3) Will man an den Orten, wo das Wetter eingeſchlagen, würklich Donnerſteine gefunden haben. In der Engliſchen Provinz Devonshire entſtand Anno 1622. ein groſſes Gewitter mit erſchreklichen Donnerſchlägen. Zulezt fiel mit einem grauſamen Schlage ein Donnerkeil herab auf Robert Pierce Aker, welcher viertehalb Schuh lang, drittehalb breit und drittehalb dike war. (*) Eines andern Donnerſteins gedenket Scheuchzer, der 1698. der Gemeine Weltringen, Berner Gebiets würklich aus der Luft herab gefallen, und hernach gefunden ſeyn ſoll. Er thut auch eines andern dergleichen Steins Meldung, welcher ſich in dem Leib eines Franciſcaner Mönchs gefunden, und zu Mayland in der Septalianiſchen Naturalienkammer aufgehoben wird. (**) Ich bin der feſten Meinung, wie dieſe Steine dasjenige nicht beweiſen, was ſie beweiſen ſollen, nemlich daß ſie aus der Luft herab gefallen. Es kan ja niemand mit Grund der Warheit ſagen, daß er einen ſolchen Stein herab ſchieſſen geſehen, und wann er auch würklich herabſchöſſe, würde er wegen ſeiner geſchwinden Bewegung eben ſo wenig können geſehen werden, als eine aus einer Flinte abgeſchoſſene Kugel, er müſte dann etwa ſo gros, als der vorgedachte Engliſche ſeyn, der mir aber ſehr verdächtig vorkommt. Hat man gleich an den Orten, wo der Bliz eingeſchlagen, ſolche Steine gefunden, ſo

folgt

(*) v. Happelii Relat. Cur. Tom. 3. p. 59.

(**) Beſ. Scheuchzers Naturwiſſenſchaft Part. 2. c. 25. §. 19.

folgt doch nicht, daß ſie aus der Luft dahin gefallen. Der Sand iſt nichts anders, als eine Menge kleiner Steinlein, wie das Vergröſſerungsglas augenſcheinlich zeigt. Dieſe laſſen ſich durch ein ſtarkes und dazu eingerichtetes Feuer zuſammen ſchmelzen, wie in den Glashütten zu ſehen. Solte der Bliz, als ein ſehr durchdringendes Feuer, nicht die Gewalt haben, ſolchen Sand zu ſchmelzen, und einen ziemlich groſſen Stein daraus zu machen? Können die Sonnenſtrahlen, wann ſie durch einen groſſen Brennſpiegel, dergleichen die Tſchirnhauſiſche ſind, fallen, nicht allein die Metallen ſchmelzen, ſondern ſie auch in Glas verwandlen: So wird man dem geſchwind fahrenden Bliz die Kraft nicht abſprechen, den Sand zu ſchmelzen, und einen Stein daraus zu machen. Mannigmal ſchlägt der Strahl auch wohl an einem ſolchen Ort ein, wo ein Stein befindlich iſt, welcher dadurch an der äuſſerlichen Fläche geſchmolzen wird, daß er dieſe oder jene Geſtalt bekommt. Mit denen in den Körpern der Menſchen und Thiere, die vom Bliz gerühret worden, kan es folgender Geſtalt zugehen: Der Bliz ſenget etwa ein Bein oder Knörpel an, und bringet ſelbige in einen Flus, woraus dann, wann die ſchwefelichte Theile des Blizes ſich damit vermiſchen, gar wohl ein Stein werden kan. Daher iſt es umſonſt, wann man dieſe und dergleichen Begebenheiten zum Beweis des Donnerkeils anführet.

4) Endlich haben die Steine, welche man für Donnerkeile ausgiebt, und hin und wieder, inſonderheit in den Naturalienkammern, verwahrlich aufbehalten werden, manchen in der Meinung vom Donnerkeil nicht wenig geſtärket. Die meiſten aber dieſer Steine ſind nichts anders, als Kieſelſteine, Schwefelkies, Steinzungen und dergleichen, die man ohnedem an vielen Orten in und auf der Erde antrift. Mir ward einsmals ein länglich runder gelblichter Stein gezeigt, welcher einen Donnerkeil bedeuten ſolte, ich erkannte ihn aber ohne Mühe für einen bloſſen Feuerſtein. Die vornehmſten Donnerſteine, die als eine Rarität aufgehoben werden, haben die Geſtalt eines Keils, oder auch einer Axt, und gemeiniglich ein rundes Loch in der Mitten. Sie ſind glatt geſchliffen, ſchwärzlich grau von Farbe, und gleichen an der Materie denen Probier- oder harten Schleifſteinen, wie ſie dann auch zu beiden können gebraucht werden. Dis einzige, daß ſie ſo glatt ſind, und in der Mitten ein Loch haben, giebt gnugſam zu erkennen, wie ſie nicht von ohngefehr in der Luft erzeuget, ſondern von Menſchenhänden alſo zubereitet worden. Man muthmaſſet nicht ohne Grund, daß dergleichen Steine Kriegswaffen unſerer alten Vorfahren geweſen, welche ſie entweder an einer hölzern Handhabe, oder in freier Hand geführet, und damit ihre Feinde beſtritten, oder von ferne geworfen haben, daher man ſie den Kriegsleuten mit ins Grab gegeben. (*) Die alte Teutſchen, und andere Nordiſche Völker, verehrten einen Abgott, welcher Thor geneñet ward, deſſen Bildnis gemeiniglich einen ſolchen Donnerſtein in der Hand führte. Nun bedeutet das Wort Thor oder Torden in der Däniſchen Sprache den Donner, und die Donnerſteine heiſſen bei ihnen Tordenſteine. In der Engliſchen Sprache bedeutet Thursday den Donnerſtag. Daraus iſt abzunehmen, wie dieſer Thor ein Vorſteher des Donners geweſen, dem man zum Zeichen ſeiner Gewalt ſolchen Stein in die Hand gegeben. Es werden deswegen auch dieſe Donnerſteine nicht daher ihren Namen haben, daß ſie mit dem Donner aus den Wolken herabgefallen, ſondern weil ſie das Bildnis des Donnergotts, Thor, in ſeiner Hand geführet.

Nun laßt uns ſehen, wie man ſich die Zeugung des Donnerkeils in der Luft vorſtellet,

---

(*) Beſ. die Peterburgiſche Anmerkungen über die Zeitungen von 1732. 89. Stük.

ſtellet, ſo werden wir leicht erkennen, daß ſie kaum wahrſcheinlich ſey. Die Sineſer nennen ſie Donnerzähne, und halten mit den Indianern davor, daß der Donner ein lebendiges Thier ſey, welches ſich in den Wolken aufhalte, und mit ſeinem Brüllen den Schall verurſache, das Feuer aber ausſpeie; Dieſes Thier habe einen groſſen Kopf, und laſſe zu Zeiten einige von ſeinen Zähnen ausfallen, welche hernach gefunden werden. Einige wollen gar dieſes Thier in einer Donnerwolke, die ſich geöfnet, geſehen haben. (*) Da ſiehet man, auf was für närriſche Einfälle Leute, die ſonſt ſehr klug ſeyn wollen, gerathen können. Nach Theophraſti Paracelſi Meinung, welcher in dem Reich der Geiſter ſo bewandert war, daß er nicht allein alle Geiſter wohl kannte, ſondern auch ihre Namen wuste, ſoll ein gewiſſer Geiſt, Salamita genannt, ſich unter den Bliz mengen, und damit auf die Erde herab ſchieſſen, ſich auch ſehr freuen, wann ſolche Reiſe fein geſchwinde fortgehet. Er ſoll auch den Bliz mit groſſer Gewalt ſelbſt forttreiben, und dadurch viel Schaden anrichten. (*) Vielleicht ſchmiedet dieſer Geiſt die Donnerkeile, und ſchiest ſie mit Ungeſtüm auf die Erde herab. Ich habe dazu nichts weiter zu ſagen, als daß es ein Traum ſey, der mit der Heidniſchen Fabel von den Donnerkeilen des Jupiters ſehr wohl überein kommt. Will man den Naturkündigern glauben, ſo entſtehet der Donnerſtein aus mineraliſchen und erdigten Ausdünſtungen, die durch die feuchte Wolken erſtlich erweicht, hernach durch den Bliz gehärtet werden: Auf die Art, wie ein Töpfer mit ſeinen Gefäſſen, oder ein Ziegelbrenner mit ſeinen Steinen verfahrt, welche ihre Materie erſt mit Waſſer erweichen, und darauf in dem Ofen hart brennen. Carteſius beruft ſich auf ein Experiment, wodurch er die Möglichkeit ſolcher Steinzeugung in der Luft erweiſen will. Wenn man, ſchreibt er (**) von der Erde, die ſich von dem in einem Gefäs aufbehaltenen Regenwaſſer geſezt hat, eine gewiſſe Quantität nimmt, ſie mit Salpeter und Schwefel vermiſcht, hernach anzündet, ſo wird daraus im Augenblik ein Stein. Jedoch dieſes alles will die Möglichkeit der Sache noch nicht auſſer Zweifel ſezen. Vors erſte kan es auf ſolche Weiſe damit nicht zugehen, wie man Töpfe und gebrannte Steine macht. Es gehört eine geraume Zeit dazu, ehe ein Topf oder Stein ſeine Härte erreicht. Solte der Donnerſtein zu ſeiner Zeugung auch einige Zeit brauchen, ſo würde er wegen ſeiner Schwere nicht in der Luft hangen bleiben, ſondern herunter fallen, ehe er durch den Bliz gehärtet worden. Demnach iſt nichts gewiſſer, als daß ſeine Zeugung im Augenblik geſchehen müſſe, welches Carteſius, und andere mit ihm, nicht für unmöglich halten. Erweget man aber Carteſii Experiment recht genau, ſo wird es in der Luft nicht practicabel ſeyn. Sand, Salpeter und Schwefel müſſen in einem Haufen beiſammen liegen, ſonſt wird nimmermehr ein Stein daraus werden. Man verſuche es, und ſtreue dieſe Dinge auf einen Tiſch dünne auseinander, doch alſo, daß ſie ſich berühren, zünde ſie an, und ſehe, ob ein Stein heraus kommen wird. Wo will man aber dieſe Materien ſo häufig in der Luft beieinander finden, daß daraus ein nicht kleiner Stein werden könnte? Ich halte, man wird in einem groſſen Raum kaum ſo viel dergleichen Dünſte zuſammen finden, als zu einem Stein von ein viertel Pfund nöthig ſind. Wenn ſie häufig beieinander wären, könnten ſie von der Luft nicht unterſtüzt werden, ſondern müſſen zu Boden fallen. Was verſammlet ferner dieſe Dünſte ſo geſchwinde auf einen Haufen? Ich kan nichts erdenken, wodurch ſolche Verſammlung geſchehen ſolte.

(*) Peterburg Anmerkungen l. c.

(**) Meteor. lib. I. de Draconibus.

(***) De Meteor. Cap. 7. §. 10.

te. Wolte man ſich davon ohngefehr folgende Gedanken machen: Es würden die ſchwefelichten Dünſte zuerſt an einem Ort entzündet, und dieſe Entzündung ſchöſſe immer weiter fort, weil ſie mehr dergleichen Dünſte antrefe (gleichwie das in einer Reihe liegende Pulver, wann es an einem Ende angezündet wird, bis zu Ende fortbrennet) unterwegens aber finde dieſe Flamme ſalpetrige und erdigte Ausdünſtungen, die ſie zu ſich riſſe, daraus einen Stein machte, und ſelbigen mit auf die Erde brächte: So bleibt doch allemal der Zweifel übrig, ob ſich in ſolchem Strich des Blizes ſo viel erdigte, ſalpetrige und ſchwefelichte Dünſte aufhalten können, als zu Zeugung eines ziemlichen Steins erfordert werden. Wer alle dieſe Umſtände in Betrachtung ziehet, wird gnugſamen Grund finden, den Donnerſtein für ein erdichtetes Ding zu halten; weil überdem dieſer Stein im herabfallen geradezuſchieſſen müſte, gleich einer aus einem Rohr geſchoſſenen Kugel, wovon ſich aber an den Dingen, darinn das Wetter geſchlagen, das Gegentheil findet. Die Bäume ſind öfters vom Gewitter ſo wunderlich berühret, daß wenn es Spuren des Donnerkeils wären, er im Fortſchieſſen viele Krümmungen, ja gar Schnekenlinien müſte gemacht haben, welches ſeiner Natur zuwider iſt. Nimt man endlich aus der Erfahrung an, daß in den meiſten menſchlichen Körpern, die der Bliz berühret, keine äuſſerliche Wunden zu finden geweſen, ſo wird man nicht glauben können, daß ein Donnerſtein ihnen das Leben geraubet habe. Führen aber nicht alle Blize Donnerſteine mit ſich, ſondern der Bliz allein kan es thun, warum nimmt man dann einen erdichteten Donnerkeil zu Hülfe? Mit den vermeinten Donnerkeilen wird auch mancherlei Aberglauben getrieben: Wer einen ſolchen im Hauſe hat, oder bei ſich trägt, ſoll dadurch für dem Donner geſichert ſeyn; Wenn man den Kühen die Euter damit beſtreichet, oder ſie durch das Loch der gedachten Tordenſteine melket, ſollen ſie die durch Zauberei verlohrene Milch wieder bekommen. Das iſt um ſo viel thörichter gehandelt, da es ſolche Steine nicht ſeyn, als man ſich einbildet.

Ob ſich ein Geſchlecht der Thiere in das andere, oder ein Weiblein in ein Männlein, verwandeln könne?

Vielleicht kommt manchen dieſe Frage zu unſern Zeiten lächerlich vor, da gewiſſe, vor dieſem gewaltſam beſchrieene, Begebenheiten ſich entweder gar nicht, oder doch ſehr ſeltſam und weit von uns zutragen wollen. Allein es ſind recht viele Aerzte und Naturforſcher geweſen, welche dieſes von den Menſchen ſelbſt geglaubet haben. Man erlaube mir dieſes aus einer Sammlung verſchiedener nicht gar zu erheblicher Merkwürdigkeiten zu beweiſen. Im Jahr 1710. hat ein gewiſſer Calender eine Hiſtoriſche Luſtgrotte heraus gegeben, und er bringt nicht allein n. 53. S. 135. bis 137. verſchiedene Exempel verwandelter Weiber an, ſondern berufet ſich auch darauf, daß in Talanders Weltſpiegel, in der 7. Vorſtellung des 1. Hunderts mehrere zu finden wären. Ich führe dies Büchlein an, weil ich theils alle alte Geſchicht- und Lehrbücher der Aerzte nachzuſchlagen nicht Zeit und Gelegenheit habe. Ja, ſagt man, hiedurch iſt nicht viel bewieſen. Die Alten haben entweder aus vorgefaſter Meinung, oder auch aus Mangel genugſamer Aufmerkſamkeit bei der Zergliederung, gewiſſe, bei einigen einzelnen Perſonen beſonders merkliche, Aehnlichkeit des weiblichen Geburtsgliedes mit dem männlichen, es ſo weit geachtet, daß ſie in dieſen Irthum verleitet ſind. Eine andere Frage iſt, ob bei Kindern dieſer Irrthum nicht ſo weit gegangen ſey, daß ungeſchikte Wehemütter ein Geſchlecht vor das andere angeſehen haben. Wohlan! ich will alles gerne zugeben, aber ſolte dieſe Verwandelung bei Thieren möglich ſeyn? Ich werde mir zum Vergnügen des geehrten Leſers die Freiheit nehmen, die Veranlaſſung zu dieſer Frage nicht allein zu melden, ſondern auch meine Verſuche anzuzeigen, u. endlich meine unvorgreifliche Meinung darüber zu entdeken. Ein alter werther Freund von mir, Herr B. hieſelbſt, hatte eine weiſſe Ente, die alle Jahre bisher gebrütet hatte. Vor zwei Jahren hatte ſie ſich dergeſtalt im Legen verſäumet, daß deſſen Frau Liebſte ſchon andern Enten genugſame Eyer untergeleget hatte, und dieſer das Brüten verwehrete. Nachfolgendes Jahr legte dieſe Ente gar nicht; wie ſie denn nach dieſem Zwange niemals geleget hat; ſondern vielmehr bekam ſie eine gröbere Stimme, krauſe Federn über dem Schwanze, und ward, kurz zu ſagen, einem Erpel äuſſerl. ganz ähnlich. Es blieb dieſe Meinung bei der Hausfrau und dem Hausherrn ſo viel feſter, da beide bemerkten, daß dieſe geweſene Ente andere trat, und ſich bei dieſem Geſchäfte wie ein Erpel geberdete. Mehr als einmal hatte mir der Herr B. dieſes geſagt; wie denn auch viele andere dieſes wuſten, und, dieſe ſeltene Ente zu ſehen, denſelben beſuchten. Ich kante die Glaubwürdigkeit dieſes braſen Mannes, hielte alſo meine Meinung ſo viel zurük, als fleiſſig ich mich nach andern Beiſpielen, gleicher Art umſahe. Der Herr Paſtor H. aus G. verſicherte mich, daß er an einer Taube auf ſeinem eignen Boden ein gleiches bemerket hätte. Noch konte ich die Sache weder heftig verneinen, noch auch ſicher genung glauben. Indes geſchahe es, daß mir der Herr B. aus eigner Bewegnis von dieſer Wunderente ein Geſchenk machte, wozu er, zu mehrerer Beglaubigung, eine ſchriftliche Nachricht von dieſem ſeltſamen Thiere hinzufügte. Ich ſchritte daher ſogleich zur Zergliederung dieſer Ente, und befand das weibliche Geburtsglied allein, und von der männlichen Erpelruthe ſo wenig als von den Hoden nur die allergeringſte Spur. Aber da ich den Eyerſtok ſuchte, fand ich denſelben gar nicht, oder doch wenigſtens nicht an dem gewöhnlichen Orte. Das iſt, ich fand, unter dem Gedärme, und ſonderlich an dem Maſtdarme, ein Fell angewachſen, welches voller Grus oder kleiner Eyer, wie die kleinſte Hirſe war, und welches vielleicht, wo es nicht ein Geſchwür ſeyn ſollen, vor den Legeſtok hätte angeſehen werden können. Sonſt waren an das Gedärme hier und dort kugelförmige Gewächſe angewachſen, die eine dike ſchwielichte Haut, inwendig aber ein ſcirrhöſes Mark hatten, und deren ich etwa ſieben gezählet habe. Noch habe ich zu melden vergeſſen, daß der Ausgang zum Legen, oder das Begattungsglied faſt ganz verwachſen und undurchgänglich war.

Wenn ich nun mein weniges Urtheil hierüber beifügen ſoll, ſo iſt durch dieſes Exempel noch keine Verwandlung erwieſen, ſondern es würden ſtärkere und bei der Unterſuchung Stich haltende Erfahrungen zu Bewährung dieſes Glaubens nöthig ſeyn. Es iſt wahr, es hat dieſe Ente nicht mehr geleget? Allein es kan gar leichtlich der Eyerſtok durch Erhizung verderbet ſeyn, die wir alsdenn an dem Federviehe beſonders wahrnehmen, wenn es den natürlichen Trieb zum Brüten fühlet. Es hat dieſe Ente nach dieſem, eine rauhere Stimme und die krauſe Schwanzfeder überkommen? Es konte dieſes auch ganz natürlich zugehen. Die Thiere, welche brüten wollen, pflegen kurz vorher begierig und viel zu freſſen, damit ſie hernach das mühſame Brüten ſo viel emſiger verrichten können. Stöhret man ſie nun in dieſem Triebe, ſo mäſten ſie ſich gar zu ſehr, und werden allzufette. Hieraus entſtehet die Rauhigkeit der Stimme, und nichts iſt leichter, als ein Auswuchs neuer Federn an einem Orte, wo das Thier natürlicher Weiſe das meiſte Fett hat. Vielleicht iſt hieher auch die Geilheit gekommen, nach welcher ſie andere Enten zu tretten das Anſehen gehabt hat. Aus dem Mangel des männlichen Geburtsgliedes iſt klar, daß ſolches nicht allein ohne Würkung, ſondern blos eine Folge der überflüſſigen Fettigkeit und Nahrung geweſen ſey.

Doch ich will weiter weder Muthmaſſungen noch Nachrichten anhäufen; ich habe nur durch dieſe kleine Aufgabe die Achtſamkeit fertigerer Naturforſcher zu reizen geſucht, damit ſie bei aller Gelegenheit dem Aberglauben die Kraft benehmen mögen.

Geſchrieben Stargard
am 24. des Brachmonats
1752.

Beweis, daß derjenige, der durch ſeine eigene Schuld in Noth gerathen, mehr Mitleiden verdiene, als ein anderer, der ohne ſeine Schuld unglüklich iſt.

Es iſt eine bekannte Sache, daß man durchgängig der Meinung zu ſeyn pflegt, als wenn nur diejenigen eines Mitleidens würdig wären, welche ohne ihre Schuld in Noth und Elend gerathen; und als wenn diejenigen, welche an ihrer Noth ſelber ſchuld ſind, entweder viel weniger Mitleiden verdienten, oder wol gar keiner Erbarmung würdig wären. Wenn ein Menſch, der das Seinige wohl zu Rathe hält und gut wirthſchaftet, durch Feuersbrünſte und andere Unglüksfälle arm wird und in Schulden geräth; ſo beklagt ihn jedermann, welcher barmherzig iſt. So gar diejenigen, denen er ſchuldig iſt, und die durch ſein Unglük um das Ihrige gebracht werden, hält man für unvernünftige und unbarmherzige Leute, wenn ſie kein Mitleiden mit ihrem Schuldner tragen. Wenn im Gegentheil ein Menſch durch ſeine Verſchwendung und liederliche Wirthſchaft an den Bettelſtab gebracht wird, ſo hält man ihn keines Mitleidens werth. Hat ers doch nicht beſſer haben wollen, ſagt man; nun mag er die Strafe ſeiner Thorheit tragen. Man geht gar ſo weit, daß man diejenigen tadelt, welche ſich eines ſolchen Menſchen erbarmen. Ich bin gewiſſermaſſen anderer Meinung, und ich will es wagen, mich wider die allgemeine Geſinnung des menſchlichen Geſchlechts in dieſem Puncte öffentlich zu erklären, indem ich behaupte, daß diejenigen, welche durch ihre Thorheiten, Laſter und eigene Schuld ſich in eine Noth geſtürzt haben, dem ohnerachtet nicht nur Mitleiden verdienen, ſondern gewiſſermaſſen noch mehr, als diejenigen, welche ohne ihre Schuld unglüklich ſind.

Das Mitleiden beſteht in der Betrübnis über die Noth und Unvollkommenheit anderer Geſchöpfe, inſonderheit der Menſchen, und es nimmt allemal ſeinen Urſprung aus der Liebe. Wer einen andern liebt, der ſchöpft ein Vergnügen aus der Vollkommenheit deſſelben. Er ſieht es demnach gerne, wenn die geliebte Perſon vollkommen iſt. Er wünſcht ihr alles Gute, und beſtrebt ſich, dieſelbe vollkommener zu machen. Dieſes Beſtreben erfodert nothwendig, daß er ihre Unvollkommenheiten verhindere und aus dem Wege räume. Er wird demnach ein Misvergnügen und eine Betrübnis, über die Unvollkommenheiten der geliebten Perſon, empfinden. Er wird alſo Mitleiden mit ihr tragen, und ſich ihrer erbarmen, indem er ſich auf alle ihm mögliche Art beſtreben wird, ſie aus ihrer Noth zu reiſſen, und ſie von ihren Unvollkommenheiten zu befreien.

Ein wahrer Menſch liebt alle Menſchen; den̄ er iſt ein allgemeiner Menſchenfreund, ein Liebhaber aller Menſchen. Nun hört ein Menſch nicht auf ein Menſch zu ſeyn, wenn er gleich thöricht und laſterhaft gehandelt, und ſich alſo durch ſeine eigene Schuld in Noth und Elend geſtürzt hat. Ein ſolcher Menſch verdient demnach geliebt zu werden, und folglich verdient er das Mitleiden aller menſchlichgeſinnten

Menſchen. Der Mangel des Mitleidens gegen ſolche Perſonen kan nicht anders als aus Liebloſigkeit entſtehen. Alle Liebloſigkeit aber iſt eine Sünde, und dem Character eines wahren Menſchen zuwider.

Ja, ſagt man, der liederliche Böſewicht iſt ſelbſt Schuld an ſeiner Noth und er verdient kein Mitleiden. Wunderliche Einwendung! das iſt ja eben die falſche Maxime, die ich gegenwärtig beſtreite. Woher hat man bewieſen, und woher will man beweiſen, daß nur diejenigen Erbarmung verdienen, welche an ihrer Noth nicht ſelbſt ſchuld ſind? Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hätte, ſo müſte folgen, daß kein Menſch Mitleiden verdiene: denn alle Menſchen ſind an aller ihrer Noth ſelbſt ſchuld. Wären wir keine Sünder, ſo könnten wir niemals in eine Noth gerathen, welche erbarmungswürdig wäre. Nun ſind wir ſelber ſchuld daran, daß wir in ſo viele elende Umſtände gerathen. Und es verdient demnach entweder gar kein Menſch irgend einiges Mitleiden, oder es mus auch ein Menſch der Erbarmung werth ſeyn, der ſich durch ſeine eigne Schuld in elende Umſtände geſtürzt hat.

Wer irgends einmal die göttliche Empfindung des wahren Mitleidens gefühlt hat, der weis, daß das Mitleiden um ſo viel gröſſer ſey, je mannigfältiger die Unvollkommenheit desjenigen iſt, deſſen wir uns erbarmen. Ein Menſch, der unter der drükenden Laſt einer Unvollkommenheit ſeufzet, verdient nicht ſo viel Mitleiden, als derjenige, welcher mit mehrern Unvollkommenheiten zu kämpfen hat. Nun iſt ſonnenklar, daß derjenige, welcher durch ſeine eigne Schuld in Noth und Elend gerathen, mehrere Unvollkommenheiten hat, als derjenige, welcher ohne ſeine Schuld elend iſt. Der erſtere hat auſſer ſeiner Noth noch die Laſt ſeiner Thorheit und Sünde auf dem Halſe, durch welche er ſich ſeine Noth zugezogen hat, und er iſt demnach mitleidenswürdiger. Der leztere kan neben ſeiner Noth und mitten in derſelben glükſelig ſeyn, ein ruhiges Gewiſſen und den Frieden mit GOtt haben. Beneidenswürdige Noth! Der erſtere im Gegentheil hat die verfluchenswürdige Laſt der Sünde, nebſt allen ihren fürchterlichen Folgen, zu tragen; und der verdient den Namen eines elenden Geſchöpfs in der That. Wenn der Tugendhafte in Noth geräth, ſo iſt dieſes zugleich ein Glük für ihn, und des Glüks wegen darf niemand mit dem andern Mitleiden haben.

Uber dies iſt einem jedweden bekannt, daß gröſſere Unvollkommenheiten mehr Mitleiden verdienen, als kleinere. Nun iſt die Sünde, und überhaupt eine jede Unvollkommenheit, die wir uns ſelbſt zugezogen haben, die gröſte Unvollkommenheit, weil ſie die fürchterlichſten Folgen hat. Alle andere Unvollkommenheiten, an denen wir ſelbſt nicht ſchuld ſind, ſind kleiner. Ein Menſch demnach verdient mehr Mitleiden, wenn er an ſeiner Noth ſelber ſchuld iſt. Sein Gewiſſen ſchläft entweder, oder es wacht. Iſt das erſte, ſo iſt er die unglükſeligſte Creatur, weil er ohne Empfindung mitten in ſeinem Verderben nach und nach auf ewig untergeht. Iſt das lezte, ſo trägt er, mitten in ſeiner Noth, die Hölle in ſeinem Herzen. Scham, Gewiſſensangſt, Reue und alle Furien zerfoltern ſeine Seele. Iſt er alſo nicht erbarmungswürdiger, als ein Menſch, dem ſein Gewiſſen, mitten in ſeiner Noth, keine Vorwürfe macht, und welchen auch die Trümmern der Welt, nach Horazens Ausſpruch, unerſchroken zerſchmettern würden.

Das wahre menſchliche Mitleiden kan nur rechter Art ſeyn, wenn es einen Mitleidigen bewegt, der mitleidungswürdigen Perſon beizuſtehen. Zu je gröſſern Liebesdienſten uns demnach ein Mitleiden bewegt, deſto gröſſer iſt es. Diejenigen Perſonen verdienen demnach das gröſte Mitleiden, gegen welche man aus Mitleiden die allergröſte Liebespflicht ausüben kan.

kan, die irgends ein Menſch gegen den andern beobachten kan. Nun kan ein Menſch einem andern Menſchen keinen gröſſern und wichtigern Liebesdienſt erweiſen, als wenn er den andern zu bekehren ſucht, und aus einem thörichten laſterhaften Menſchen einen klugen und tugendhaften macht. Ein Menſch demnach, welcher durch ſeine eigene Schuld in Noth und Elend gerathen, verdient mehr Mitleiden, weil er zugleich des allergröſten Liebesdienſtes bedarf. Er hat nicht nur nöthig, aus ſeiner Noth geriſſen, ſondern auch moraliſch gebeſſert zu werden. Nur diejenigen, die ihr Mitleiden nicht gerne thätig genug erweiſen wollen, ſchätzen durch eigene Schuld in Noth gerathene Perſonen ihres Mitleidens unwürdig, weil ſie voraus ſehen, daß die thätige Erweiſung ihres Mitleidens in dieſem Fall ihnen mehr Mühe machen werde.

Laſt uns auf das Verhalten GOttes gegen das ganze menſchliche Geſchlecht mit gebührender Aufmerkſamkeit acht haben! Ertönen nicht alle Kanzeln mit Recht von der Bewunderung der erbarmenden Menſchenliebe GOttes! Das ganze Verdienſt unſers Erlöſers, die heiligende, die bekehrende, die rechtfertigende Gnade GOttes ſind lauter thätige Beweiſe und Ausbrüche des Mitleidens GOttes gegen das menſchliche Geſchlecht. Hat ſich GOtt etwa unſerer um ſolcher elenden Umſtände willen erbarmt, die wir nicht verſchuldet hatten? Nichts weniger als das. Unſere Ruchloſigkeit, unſere Bosheit, und das ganze verfluchenswürdige Chaos unſerer Sündenſchulden iſt der Gegenſtand ſeines göttlichen Mitleidens. Hätte GOtt nach der Maxime handeln wollen: daß ein Menſch kein Mitleiden verdient, welcher an ſeiner Noth ſchuld iſt, wie würde es uns Menſchen ergangen ſeyn? Wir wären alle, ohne Hofnung, auf ewig verlohren. Wolan, wir wollen nach einem göttlichen Sinne ſtreben, und alle diejenigen Menſchen unſers wahren Mitleidens würdig ſchätzen, welche an ihrer Noth ſchuld ſind, und zwar vornemlich deswegen, weil ſie ſelbſt an derſelben ſchuld ſind.

Es verlohnt ſich wahrhaftig nicht der Mühe,, dieſe edle Geſinnung Leuten zu predigen, welche keines Mitleidens gegen andere fähig ſind, welche ein boshaftes Vergnügen darüber empfinden, wenn ſie einem Menſchen, der durch ſeine Schuld in Schulden und andere Noth gerathen, bittere und beſchämende Vorwürfe machen können, und wenn ſie ihre Spöttereien an demſelben auslaſſen können. Dieſe niederträchtigen, grauſamen und unbarmherzigen Seelen müſſen ſich erſt menſchlicher Geſinnungen fähig machen, ehe man ſie zu einer göttlichen Geſinnung erheben kan. Allein das hat mich allemal gewundert, wenn ich von Leuten, die liebreich und mitleidig ſind, gehört habe, daß ſie in den Gedanken ſtehen, als wenn Leute, die ſich ſelbſt in Noth und Elend geſtürzt haben, gar keines, oder eines ſehr geringen Mitleidens werth wären. Vielleicht haben dieſe Leute dieſe Sache noch niemals genug überlegt, und vielleicht rechnen ſie etwas zu dem Mitleiden, was nicht dahin gehört.

Vielleicht bildet ſich mancher ein, daß das wahre Mitleiden nur alsdenn ſtatt finden könne, wenn man eine Perſon blos ihrer Noth wegen bedaure, ohne daß man ihr ſelbſt Vorwürfe machen könne. Vielleicht glaubt mancher, es ſtreite wider das Mitleiden, wenn man einer bedrängten Perſon mit Recht das Gewiſſen ſchärft. Da es nun klar iſt, daß man einen Menſchen, der ſelbſt an ſeiner Noth ſchuld iſt, nicht blos bedauren könne, ſondern daß man auch, um recht mitleidig gegen ihn ſich zu erweiſen, ihm das Gewiſſen rügen müſſe: ſo ſcheint es, als wenn ein ſolcher Menſch kein wahres Mitleiden verdiene. Allein aus meinen bisherigen Betrachtungen erhellet, daß diejenigen, welche ſo denken, die Natur des Mitleidens nicht recht kennen. GOtt erbarmt ſich unſerer auch alsdenn, wenn er durch ſeinen Geiſt unſer Herz zerknirſcht, und zu einem ſchmerzhaften und tödenden Gefühl unſerer Verſchuldung bringt.

Vielleicht ſtehen auch manche in den Gedanken, als wenn das Mitleiden ſich allemal durch eine augenblikliche Hülfe äuſſern müſſe. Da nun offenbar iſt, daß man einen Menſchen, der ohne ſeine Schuld in Noth gerathen, je eher je lieber von derſelben befreien müſſe. Da man im Gegentheil denjenigen, der durch ſeine Schuld in Noth gerathen, eine Zeitlang mus in Noth laſſen, damit er zur Erkäntnis ſeiner Verſchuldung komme; ſo ſcheints, als wenn der erſtere mehr Mitleiden verdiene als der andere. Ich gebe gerne zu, daß ein wahres Mitleiden ſich dergeſtalt äuſſern müſſe. Z. E. ein Menſch, der ohne ſeine Schuld in Geldmangel geräth, verdient, daß man ihm augenbliklich unter die Arme greiſe. Wer aber ſein Geld liederlich durchgebracht hat, den mus man eine Zeitlang darbei laſſen, ſonſt würde er ſich nicht beſſern. Allein daraus folgt nicht, daß das leztere Verhalten aus einem kleinern Mitleiden herrühre. Es rührt vielmehr aus einem gröſſern Mitleiden her, weil man eben dadurch einen ſolchen Menſchen auch moraliſch zu beſſern ſucht. GOtt macht es eben ſo. Er läſt ſeine Kinder oft ſehr lange nach den ſüſſen Empfindungen ſeiner Gnade ſchmachten, und das rührt gewis aus keinem kleinen Mitleiden GOttes mit ſeinen Kindern her.

Von dem rechten Gebrauch und Misbrauch des Schnupftabaks und anderer Niespulver.

Weil die äuſſerliche Sinnen mit Recht der Anfang menſchlicher Weisheit können genennet werden, ſo will uns allerdings obliegen, auf dieſelbe, als Werkzeuge unſerer Vernunft, wohl acht zu haben, und ſie ſo viel möglich in gutem Stand zu erhalten. Meines Erachtens geben ſich diejenige keine vergebliche Müze, welche die Augen rein und lauter zu erhalten mit kaltem Waſſer den Unflath daraus waſchen, oder zu deſto längerem Gebrauch des Geſichts guter Brillen ſich bedienen. Das Gehöre pfleget man mit Ohrlöffelgen öfters von dem darinn ſich ſammlenden Schmalz zu reinigen, damit es nicht, wo es lange darinn ſizen bleibt, erharte, die Gänge der Ohren verſtopfe, und ſolchergeſtalt das Gehöre vermindere, oder gar taub mache. Die Zunge, als das eigentliche Inſtrument des Geſchmaks, darauf ſich bei Nacht im Schlaf viel zäher Schleim ſezet, wird durch fleiſſiges Gurgeln mit ſchlechtem Waſſer und warmes Theetrinken am beſten geſäubert, welches nicht allein zu Erhaltung eines guten Geſchmaks vieles beiträgt, ſondern auch vornehmlich dazu dienet, daß die Speiſen deſto beſſer mögen gekäuet und mit dem Speichel vermenget werden. Das Gefühle, welches ſich über den ganzen Leib erſtrekt, wird in gutem Stand erhalten durch Reiben mit warmen Tüchern, ſonderlich des Morgens früh, welches bei denen Alten in ſtarkem Gebrauch geweſen, und auch nicht ohne herrlichen Nuzen iſt, weil auf ſolche Weiſe die überflüſſige Feuchtigkeit durch die Haut bequem ausräuchen kan, und das in denen auswendigen Theilen des Leibes ſtokende Geblüte in Bewegung gebracht wird. Auf keinen aber von denen äuſſerlichen Sinnen wendet man mehr Sorgfalt, als auf die Naſe, zu welchem Ende man nicht allein allerhand delicate Balſam, Spiritus und wohlriechende Pulver erfunden hat, ſondern auch heutiges Tages einer beſondern Mode die Naſe zu reinigen durch allerhand Arten Schnupftabak ſich bedienet. Gleichwie aber dergleichen Reinigung der Naſe nicht gar ohne Nuzen iſt, ſo iſt doch dieſes eine ſchädliche Gewohnheit, wenn einige faſt ohnabläſſig ihre Naſe mit dergleichen Niespulvern vexiren, ſo gar, daß unter dem Geſpräche, bei Zuſammenkünften, Hochzeiten und Gaſtungen man glaubet, es würde was verſehen ſeyn, wenn einer den

and

andern nicht aus ſonderbarer Dienſtfertigkeit ſeine Doſe darreichete. Da nun gewis iſt, daß das allzuunmäſſige Schnupfen nicht wenig Schaden nach ſich ziehet, ſonderlich bei Perſonen hiziger und trokener Natur, ſo habe ich mir vorgenommen von dem rechten Gebrauch und ſchädlichen Misbrauch des Schnupſtabaks und anderer Niespulver allhier ein und anderes aus Hofmanns gründlichen Unterricht wohlmeinend zu eröfnen.

Damit aber dieſe Abhandlung dieſer Sache deſto beſſer von ſtatten gehen, und wir von dem Nuzen und Schaden des Schnupſtabaks ein deſto reiferes Urtheil fällen mögen, ſo wollen wir vor allen Dingen unterſuchen, was eigentlich das Nieſſen ſey. Die neuern Medici ſind hierinn mit den ältern gar nicht einig. Viele von denen alten ſagen, das Nieſſen ſey eine Bewegung des Gehirns, dabei der Mittelleib gemeinſchaftlich leide, welche Meinung ehemals Hippocrates und Ariſtoteles geheget. Andere hingegen ſchreiben es dem Mittelleibe alleine zu. Wir werden uns in Widerlegung der Meinung älterer Medicorum nicht aufhalten, auch nicht anführen, was einige unter denen neuern vor Gedanken haben, ſondern nur in aller Kürze unſere Sentenze desſalls eröfnen. Wir halten demnach davor, daß das Nieſſen nichts anders ſey, als ein Spaſmus und heftige Bewegung der inwendigen nerveuſen Haut der Naſe, dadurch wegen naher Verbindung der Nerven, ſo nach der Bruſt und zwiſchen denen Rippen hinabgehen das Querfell gemeinſchaftlich mit gezogen wird, und unter ſchneller Ausathmung die Luft mit lautem Schall und groſſer Erſchütterung, ſonderlich des Haupts, durch Mund und Naſe heraus getrieben wird. Dieſe Bewegung iſt ſo heftig, daß wenn man von Speiſe oder Getrank ohngefehr was im Munde hat, ſelbiges mit aller Force heraus geſchmiſſen wird. Jo man hat obſerviret, daß Steine, welche innwendig im Ohr geſtecket, nach ſtarkem Nieſſen heraus geſprungen, ingleichem daß Nierenſteine, ſo in den uretheribus feſt geſeſſen, dardurch in die Blaſe getretten, auch die Frucht in Mutterleibe heraus getrieben worden. Weil nun das Nieſſen mit einer ſo auſſerordentlichen Bewegung u. heftigem Krampf der nerveuſen und muſculeuſen Theile verknüpft iſt, ſo haben es die Alten eine kurze Epilepſie genennet, wie inſonderheit Avicenna (*) ſich dieſer Redensart bedienet. Obwohlen nun zwar aus der Erfahrung bekannt iſt, daß das Nieſſen öfters vor dem Anfall der Epilepſie bemerket worden, oder auch bald nach demſelben, dergleichen gelehrte Anmerkungen der berühmte Wedel (**) ſeeligen Angedenkens aufgezeichnet hat, daß man alſo ſchlieſſen könnte, daß eine groſſe Verwandſchaft und Gleichheit zwiſchen der Epilepſie und dem Nieſſen wäre; ſo mus man doch hiebei dieſen Unterſcheid wohl beobachten, daß die Convulſio im Nieſſen mehr äuſſerlich vorgeht, nemlich auſſer dem Gehirn und deſſen Membranen, in der rechten Epilepſie aber geſchieht ſolche innwendig im Gehirne, wo die Dura Mater vornehmlich durch heftigen Krampf angegriffen wird, und alſo der ganze Leib mit leiden mus.

Was das Nieſſen ſey.

Das Nieſſen haben die Alten eine kurze Epilepſie genennet.

Weiter iſt nöthig zu erörtern, woher der garſtige Unflath, den man durch die Naſelöcher auswirft, eigentlich komme. Hier iſt zu erinnern, daß die Alten unrecht geurtheilet, wenn ſie gemeint, daß die rozige Materie vom Gehirn ihren Urſprung her habe. Man mus ihnen ſolches zu gute halten, weil zu derſelbigen Zeit keine ſonderliche An-

Woher der garſtige Unflath und Roz, den man durch die Naſe auswirft, eigentlich komme.

(*) Libr. III. Cap. Tr. 2.

(**) Tr. de medicamentor. facult. pap. 211.

Anmerkungen in der Anatomie gemacht werden: Allein heutiges Tages, da dieſes Studium in gröſſern Flor gekommen, und ſtark getrieben wird, kan klar und deutlich erwieſen werden, daß das Os ethmoides oder Sieb-förmige Bein, welches wegen der vielen kleinen Löchergen, ſo ſich darinn befinden, alſo genennet wird, keine flüſſige Materie durchläſſet, ſintemalen die Löcher, ob ſie wohl durch und durch gehen, feſte von der Dura Matre und denen Aeſt'gen der Nerven, ſo durch ſelbige paſſiren, verſchloſſen ſind, daß auch von dem ſubtilſten Liquore, als abgezogener, hoch-rectificirter Brandewein iſt, kein Tröpfgen durchdringen und nach der Naſe gehen kan. Zudem iſt dieſes eine ausgemachte Wahrheit, daß ſolche zähe Feuchtigkeit, ſo durch Nieſſen abgehet, bei Eröfnung der toden Körper niemals zwiſchen der Dura Matre und dem Gehirn, auch nicht in deſſen ventriculis gefunden wird, viel weniger bringt die Glandula Pituitaria ihr abgeſondertes Serum dahin. Ferner kan nicht erwieſen werden, daß Luft, oder ein ſubtiler Geruch, geſchweige andere gröbere äuſſerliche Dinge durch Einſchnupfe unmittelbar in das Gehirn kommen können, daher Galenus (*) unter denen Alten recht ſagt, wenn er alſo ſchreibt: Die Niespulver, welche durch Schnupfen eingezogen werden, gehen nicht, wie die gemeine Meinung iſt, durch das Sieb-förmige Bein zum Gehirn. Alſo iſt auch dieſes eine bloſſe Einbildung und Gedicht, daß bei denen, die immerdar ſtark rauchen, der fördere Theil des Gehirns ganz ausgetreknet ſey, und brandſchwarz vom Rauch ausſehe, welches durch verſchiedene Anatomien, die zu dieſem Ende vorgenommen worden, Neander (**) deutlich widerleget hat. Wir ſezen derohalben mit denen neuern, daß die glanduleuſe und nerveuſe Membrane, welche die innwendige Naſe und alle Sinus, Höhlen und Gänge des beinernen Untergewölbes im Kopf überziehet und bedeket, der eigentliche Sammelplaz und Ausſonderungsort des Rozes und garſtigen Schleims ſey, der durch die Naſenlöcher heraus gehet, welches wir aus der Anatomie deutlich erweiſen können, anjezo aber unterlaſſen, weil es dem Leſer nur verdrieslich fallen möchte. Wer von der Structur der Naſe, ſonderlich der Tunica pituitaria ausführlichen Bericht verlangt, kan bei dem Vieuſſen, Caſſerio, Bartholino und andern curieuſen Anatomicis ſich Raths erholen.

Gründlicher Beweis, daß derſelbe aus dem Gehirn nicht komme.

Eigentlicher Siz des rozigen Schleims, der aus der Naſe kommt.

Was das Nieſſen bei Patienten bedeute, und woher die Gewohnheit einem, der da nieſſet, Glük zu wünſchen, gekommen.

Ehe wir zu unſerm vorgeſezten Zwek ſchreiten, wollen wir beiläufig Meldung thun, ob das freiwillige und von ſelbſten entſtandene Nieſſen vor ein gutes oder böſes Zeichen anzuſehen ſey. Kürzlich aber daraus zu kommen, ſo iſt es zu wiſſen, daß es von den älteſten Zeiten her ſo wohl vor ein gutes als böſes Zeichen gehalten worden. Alſo hat man ein gutes Zeichen der Wiedergeneſung ehmals und auch noch daraus geſchöpft, wenn die Patienten zu nieſſen angefangen, ſo ſonſt wegen Mangel der Kräfte ſehr ſchwer bei ihnen von ſtatten gehet. Unter denen Medicis zu Paris iſt ein gemein Sprüchwort, daß ſie ſagen: Er hat genoſſen, die Sache iſt richtig, man mus ihn aus dem Krankenhaus ſchaffen, wovon Moſantius Brioſius (***) kan nachgeleſen werden, mit dem auch Ballonius (****) übereinſtimmet. Doch hat man im Gegentheil auch mehrmals angemerkt, daß das Nieſſen nichts

---

(*) De ſimplicib. medicamentis.

(**) In Tabacologia. pag. 228. ſqq.

(***) In Epiſt. pag. 284.

(****) Ad Theophraſt. Libr. de vertig. p. 9.

nichts Gutes beditten, indem es gemeiniglich diejenige angekommen, ſo kurz hernach in die Peſtilenz oder andere gefährliche Krankheit verfallen. Thucydides (*) gedenkt eines ſolchen gefährlichen Nieſſens, da die Peſt zu Athen regierte. Polyderus Verdilis (**) thut gleichfalls Meldung, daß zu Peſtzeiten alle, die etlichmal genoſſen, kurz hernach verſchieden. Von der neuern iſt Diemerbroc (***), welcher bekräftiget, daß in der Peſt, ſo im Jahr 1635. regieret, nicht ein einiger davon gekommen, der währender Krankheit öfters genoſſen. Und daher ſcheinet die Gewohnheit, welche zwar vor Chriſti Geburt bei den Heiden und vor dem Ariſtotele im Gebrauch geweſen, wie Famianus Strada (****) berichtet, hergekommen zu ſeyn, daß man denjenigen, welche nieſſen, Glük wünſchet. Dieſe Gewohnheit hat man faſt bei allen Nationen, auch ſelbſt im Türkiſchen Reich angenommen und beibehalten, daß man, wenn jemand nieſſet, entweder den Hut abziehet, oder ſich neiget, oder helf dir GOtt ſpricht, und wird derſelbige für einen unhöflichen Menſchen gehalten, der dieſes nicht in acht nimmet, wiewohl die Engeländer ſolches nicht mehr beobachten.

Was Nieſſen machen könne?

Die Ordnung führet uns nunmehro dahin, daß wir auch zeigen, was Nieſſen machen kan. Und weil unſer Zwek nicht eben dahin gehet, zu unterſuchen, was innwendig in unſerem Leibe Gelegenheit zum Nieſſen geben könne, ſondern vielmehr darauf gerichtet iſt, wie wir die äuſſerliche Urſachen, ſo dieſen Effect hervor zu bringen capable ſind, erkennen mögen, als wollen wir auch dieſes anjezt einig und allein unſer Werk ſeyn laſſene Wir faſſen demnach unſere Meinung kurz und ſagen, daß alles dasjenige, was die Empfindlichkeit der Membrane der Naſe einiger maſſen reizen, angreiffen und bewegen könne, leicht Nieſſen zu machen vermöge. Alſo wenn man mit einer Feder oder mit zuſammen-gewikeltem Papier in die Naſe ſtopft, wird man von Stund an nieſſen. Ja man hat aus der Erfahrung, daß die Membrane der Naſe angegriffen, und man zum Nieſſen genöthiget wird, wenn man nur ſchnell aus einem dunkeln Ort in die Sonne kommt, daher Ariſtoteles ſaget: Derjenige nieſſet, welcher in die Sonne gehet. Der berühmte Schneider (*****) erzehlet, er habe einen Prediger gekannt, welcher auf der Canzel, wenn ihn die Sonne angeſchienen, zwei bis dreimal oder auch öfters zu nieſſen genöthiget worden. Es hat aber ſolches nur ſtatt bei ſehr empfindlichen Perſonen. Die Urſache dieſes Effects iſt meines Erachtens folgende: Die Sonnenſtrahlen, wenn ſie mit ihrer durchdringenden Kraft und Würkung die Luft bewegen, erregen ſolchergeſtalt die in der Naſe befindliche ſehr nerveuſe Membrane mit, wie wir auch ſehen, daß die Sonnenſtrahlen wegen ihrer durchdringenden Kraft denenjenigen ſchaden, ſo keine gute Augen haben, ſo daß, wenn man auch nur in Augen Entzündungen ins Helle ſiehet, alsbald der Schmerz entweder aufs neue verurſacht oder vermehret wird.

Sonnenſtrahlen verurſachen Nieſſen bei gewiſſen Perſonen.

In ſpecie verurſachen ſtarkes Nieſſen alle Dinge, ſo ein ſcharffes mit ſubtilem

Hautſächlich aber löſen den zähen Schleim in der Naſe auf, und verurſachen ſtarkes Nieſſen alle Sachen, die ein ſcharffes, flüchtiges, mit einem

---

(*) Libr. de bello Peloponneſ. §. 131. fol. 180.

(**) Libr. VI. de invent. rer. Cap. II.

(***) Libr. de peſte Cap. XV.

(****) Proluſion. Academ. Libr. III.

(*****) Tr. de ſternutatione.

Schwefel verknüpftes Salz in ſich haben.

ſubtilen Schwefel verknüpftes Salz bei ſich führen. Darunter gehöret nun vornehmlich der Tabak, welcher das Hauptingrediens aller Nieſpulver iſt. Nachdem der Nuzen dieſes Krauts in der Welt bekannt worden, hat man auf unterſchiedliche Art daſſelbe angefangen zu brauchen, und da die Schiffleute und Soldaten, unter denen das Tabakſchmauchen am erſten aufkommen, aus der Erfahrung gelernet, daß der pulveriſirte Tabak, wenn er in die Naſe geſchnupft wird, Nieſſen mache, und das Haupt von vielem Unflath entledige, ſo iſt der Schnupftabak nach und nach eingeführet worden, und haben ſonderlich die Italiäner und Franzoſen deſſelben ſtark ſich zu bedienen angefangen, denen endlich auch die Teutſchen nachgefolget, ſo daß heutiges Tages viele an der Schnupftabakſucht gleichſam raſend liegen, und die Gewohnheit ſolchen faſt ſo nothwendig, als die Luft gemacht. Magnenus ſagt, daß er einen Menſchen gekannt, der täglich 3. Unzen des beſten Schnupftabaks verbraucht.

Zubereitung des Spaniols.

Es gibt allerhand Gattungen Schnupf-Tabak, und wird eine groſſe Menge zu Trient, Venedig, Turin, und nun auch in Straßburg, Hanau ꝛc. gemacht, von welchen Orten ſie auch in andere weitentlegene Landſchaften mit groſſem Profit der Kaufleute verführet werden. Eine beſondere Art nennet man den gekörnten Schnupftabak. In Spanien wird der ſogenante Spaniol alſo präparirt. Man nimmt den beſten Braſilientabak, und trüknet ſelbigen in einem eingeheizten Gemach auf das äuſſerſte, daß man ihn zwiſchen den Händen zerreiben kan. Von dieſem Tabakpulver füllen ſie zwei klare leinwandine Säkgen, hernach mus ein Kerl, der mit einem gewiſſen darzu gemachten Inſtrument die Naſe, Augen und Mund wohl verwahret hat, in einem andern reinen Gemach dieſe zwei Säkgen ſtark zuſammen ſchlagen, da denn ein ſehr ſubtiles Pulver in Form eines Rauchs heraus ſtäubet, welches nachgehends in dem Gemach zuſammen gekehret und geſammlet wird. Dieſer Schnupftabak iſt ſo zart und ſubtil, daß, wenn man ihn allzuhaſtig einſchnupft, er gar leicht auf die Kehle und Luftröhre fällt und Huſten verurſacht. Überdem hat man heutiges Tages noch andere Schnupftabak im Gebrauch.

Auſſer dieſen gemeinen Gattungen von Schnupftabak findet man noch unzählige andere, ſo aus mehrern Stüken zuſammen gekünſtelt ſind, indem faſt ein jeder Medicus und Apotheker an ſeinem Ort eine beſondere Compoſition erdenkt, die an Farbe, Geruch und Zärtlichkeit von andern unterſchieden iſt, darinn zwar allezeit der Tabak das Hauptingrediens iſt, dazu aber noch allerhand wohlriechende Sachen, einen annehmlichen Geruch zu geben, mit untermenget werden.

Compoſitiones und Recepte von den beſten Gattungen des Schnupftabaks und der Nieſpulver.

Wir erachten vor nöthig, allhier die beſte, auserleſenſte und bewährteſte Compoſitiones und Formuln von Schnupfpulvern beizuſezen, damit ein jeder, ſonderlich aber ein Medicus nach Verſchiedenheit der Krankheiten und der Natur eines Patienten, derſelben ſich bedienen kan. Es ſind aber folgende ſonderlich anzurühmen, als

1. R. Sacch. optim. ein halb Unze,
balſ. apopl. gr. 12.
fl. benzoes.
reſinæ L. guaj. ana gr. 10.

Dieſes Pulver nach der Kunſt gemacht und wohl vermiſcht, iſt ſehr lieblich von Geruch, und thut dem Haupt vornehmlich wohl, und führet die Unreinigkeit mächtig daraus ab, daher es billig allen andern Flußpulvern vorzuziehen. Inſonderheit aber thut es ungemeinen Dienſt in Schwehrigkeit u. Trägheit des Haupts, im Schwindel, in der Schlafſucht, in Flüſſen, welche auf die Zähne und Ohren gefallen, in Kopfſchmerzen, iſt auch denjenigen überaus nüzlich, die viel Unrath im Kopf haben, und mit groſſer Schwachheit im Haupt geplaget werden.

2. R. Pulv. tabac. infuſione aquæ roſar. mitigati. eine halbe Unze.
Fl. aurantior. exſiccator. 2. Drach.
ol. flor. aurantior. opt. Ital. gutt. 10.

Dieſes Pulver hat eine gelinde Würkung und riecht ſehr angenehm.

3. R. Pulv. L. aloës.
Succini.
tabac. ana 1. Drach.
caſtor. gr. 10.
ol. majoran. gutt. 4.

Dieſer Schnupftabak iſt denjenigen überaus gut, ſo zum Schlagfluß, Epilepſie oder böſen Seuche, Lähmung und Schwindel geneigt ſind.

4. R. Salis volat. ammon. ſicci, 1. Drach.
ol. major. gutt. 10. M.

Dieſes iſt ein ſehr durchdringendes Flusſalz, wenn man auch nur blos daran riechet, oder ſolches in die Naſe zieht, thut groſſe Dienſte in verlohrnem Geruch von dikem, zähem und kaltem Schleim, dergleichen man in dem Schnuppen wahrnimmt, ferner, wenn die Naſenlöcher ganz und gar verſtopft ſind, iſt auch im Schlag, fallender Seuche und ſchlafſüchtigen Gebrechen ſehr kräftig.

5. R. Fl. lil. convall.
majoran.
pulv. tabac. ana 1. Drach.
helleb. alb. gr. 12.
ol. majoran.
cubeb. ana gutt. 4.

Dieſes Pulver iſt vornehmlich mit groſſem Nuzen zu gebrauchen, wenn man ſtark Nieſſen machen und diken zähen Schleim abführen will, und wo die Naſe von zähem Roz verſtopft iſt, ſonderlich bei phlegmatiſchen Perſonen.

6. R. Rad. valerian.
ſem. fœnic.
pulv. tabac. ana 1. Drach.
fl. benz. gr. 12.
ol. cubeb.
fœnic.
majoran. ana gutt. 2.
Spirit. roſar gutt. 12.

Iſt in Gebrechen der Augen, Schwachheit des Geſichts, in naſſen und triefenden Augen nicht zu verachten.

7. Der Welt-berühmte und in der Medicin hocherfahrne Lentilius (*) hält in denen gefährlichſten Hauptkrankheiten folgendes Pulver ſehr hoch.

R. Ol. ſuccini ein halber Scrupel.
lavend.
roriſmar.
ſalv.
rutæ.
ſpicæ ana gutt. iij.
balſ. apopl. gr. 8.

Dieſe Dinge müſſen mit dem feinſten Canarienzuker in ein Corpus gebracht, und zu Pulver gemacht werden. Das Pulver von der Mechoacanna alba mit wohlriechenden Oelen angemacht, iſt auch vortreflich zum Nieſſen, und wird aus der Inſul Malta zu uns gebracht.

Rechter Gebrauch der Niespulver wird angeprieſen.

Nun folget in der Ordnung, daß wir von dem rechten Gebrauch des Schnupf-Tabaks, und bereits-erwehnter Niespulver, unſere Gedanken eröfnen. Es iſt wohl unläugbar, daß dergleichen Pulver, wenn ſie mäſig und auf geziemende Art gebraucht werden, nicht ohne ſonderbaren Nuzen und heilſamen Effect ſeyn können, ſintemalen gewis iſt, daß die Membrane der Naſe, welche ſich im Kopf weit ausbreitet, und ſo viel beinerne Höhlen und Winkel überziehet und bedeket, vornehmlich dieſes Amt habe, daß ſie die zähe wäſſerige und überflüſſige Feuchtigkeit von dem Geblüte abſondere, damit ſelbiges deſto reiner und zu Erzeugung des Nervenſafts tüchtiger werde. Ja wenn durch dieſes gewöhnliche Cloac der Naſe die rozige Materie gebührend ausgeführet worden, ſo wird der Umlauf des Geblüts viel freier und ungehinderter durch den Kopf: Da wir im Gegentheil wahrnehmen, wenn die Naſe

---

(*) In Miſcell. Part II. pag. 144.

verſtopft, und voller zähen Schleim und Roz iſt, daß Schwehrigkeit und Schmerzen des Haupts, übels Gehör, Ohrenklingen, Schwindel, Trägheit der Sinnen und Schläfrigkeit daraus entſtehen. Gleichwie aber unſere Geſundheit vornehmlich darinn beſtehet, daß das Ab- und Ausſonderungswerk wohl von ſtatten gehe, alſo ſoll ein Medicus vor allen Dingen dahin bedacht ſeyn, wenn die Excretiones auf gehörige Weiſe nicht geſchehen, und die Emunctoria verſtopft ſind, mit dienlichen Arzneien behülflich zu ſeyn, und dieſelbe nach Möglichkeit zu befördern, zu welchem Endzwek die Purganzen, Schweis- und Harntreibende Mittel, Bruſt-löſende, Speichel-abführende und andere dergleichen Medicamente müſſen gegeben werden. Hieraus kan jedermann leicht ſchlieſſen, daß auch diejenigen Medicamente, welche den Unflath aus der Naſe abführen, von groſſer Kraft und Würkung ſeyen, und zu der Geſundheit unſeres Körpers gleichfalls das ihrige mit beitragen, daß man alſo deren Gebrauch in der Medicin nicht geringe zu ſchäzen hat.

Vortreflichkeit der Niespulver in gewiſſen Augenkrankheiten.

Es werden demnach durch die Naſe auch die Augen gereiniget, indem die Wäſſerigkeiten, ſo aus den Drüſen der Augen ſokern, durch das Punctum lacrymale, ſo im Augenwinkel liegt, und ein beſonders im Bein formirtes Röhrgen, das in die hohle Naſe geht, ordentlicher Weiſe hinab lauffen. Sonderlich hat man angemerkt, daß unter ſtarken Weinen zimlich viel Feuchtigkeit aus den Augen nach der Naſe falle. Wann demnach entweder in der zarten Jugend, oder auch im Alter und bei ſehr flüſſigen Perſonen, da die Augendrüſen ſehr ſchwach ſind, dike, zähe oder ſalzige, ſcharffe Feuchtigkeiten häufig in den Augen ſich ſezen, und nicht allein derſelben Klarheit, ſondern auch die Schärfe des Geſichts benehmen, alsdenn iſt oben angeprieſener Pulver-mäſſiger Gebrauch ſehr dienlich und nüzlich. Ferner bezeiget auch die Erfahrung ſelbſt, daß in verlohrnem Geſicht, im Anfang des ſchwarzen Staars ſolche Haupt- und Niespulver, die nicht gar zu ſtark nieſſen machen, vortrefliche Hülfe thun, inſonderheit, wenn anfangen Fleken oder kleine Bilder unter dem ſehen vor den Augen zu ſchweben. Dieſes bekräftiget Bartholinus (*) mit ſeinem eigenen Exempel, denn nachdem er eine lange Zeit, vornehmlich zwiſchen dem Leſen oder Schreiben, mit allerhand Fleken geplagt wurde, iſt er endlich, wie er ſelbſt anführet, nach oftermaligem Gebrauch folgendes Niespulvers durch die Gnade GOttes davon befreiet worden. Das Recept war dieſes:

Kräftiges Niespulver vor die Augen.

℞. Tabac. opt. eine Unze.
majoran. zwei Unzen.
evphras.
ſem. fœnic. ana 1. Drach.
agric. trochiſc. 1. Scrup.
aquæ fœnic. ſo viel als man nöthig hat.

Daraus wird ein ſehr zartes, ſubtiles Pulver präpariret.

In Gebrechen und Flüſſen der Ohren ſind ſternutatoria nicht zu verachten.

Ferner recommendiren wir beſagter herrlichen Pulver Gebrauch in Gebrechen und Flüſſen der Ohren, wenn nemlich viel Feuchtigkeit ſich im Kopf geſammlet und daſelbſt ihren Siz nimmt, und die ſehr ſubtile und dünne Membrane, ſo die Labyrinthos der Ohren bedeket, allzufeuchte macht und relaxiret. In ſolchem Fall wird am füglichſten die unnüze daſelbſt ſtekende Feuchtigkeit mit dergleichen Niespulvern durch die Ductus Euſtachianos, die von den Ohren zum Munde herab gehen, ausgeleeret. Wann Leute den Schnuppen haben, und die Natur mit aller Macht den Unflath und Roz im Kopf anzuhäufen ſucht, bedienet man ſich derſelben gleichfalls nicht ohne

herr-

(*) In Hiſt. Anat. Cent. V. Obſ. I. pag. 50.

herrlichen Nuzen. Doch mus man hiebei folgende Cautel wohl beobachten, daß man nicht gleich im Anfang, wenn die Feuchtigkeit noch gar zu flüſſig, ſalzig und ſcharf iſt, und mit Gewalt nach der Naſe gehet, dieſelbe zum Gebrauch ziehe, weil ſolchergeſtalt der Zufluß des Seri nur ſtärker gemacht, und der Schnuppen vermehrt wird, ſondern alsdenn erſt, wenn ſie anfängt dik und zähe zu werden, und die Höhlen des Kopfs hier und da auszufüllen.

Wir ſezen noch dieſes hinzu, daß dergleichen wohl zubereitete Niespulver, welche mit balſamiſchen Sachen und Hauptkräutern verſtärket ſind, die Naſe vor übelm Geruch, vor allerhand garſtigen Gewächſen und bös-artigen Geſchwären verwahren können. Denn aus der Pathologie iſt bekannt, daß das Serum oft eine groſſe Menge ſcharfes und aufreſſendes Salz bei ſich führe.

Nuzen der Niespulver das Gedächtnis zu ſtärken und den Verſtand zu ſchärffen.

Ubrigens trägt der mäſſige Gebrauch dieſer Niespulver zu Stärkung des Gedächtniſſes und Verſtandes, welches zwar manchem ungereimt vorkommen möchte, nicht wenig bei. Ein Menſch, der ein ſehr feuchtes und wäſſeriges Gehirn hat, iſt nicht fähig und geſchikt mit dem Verſtande eine Sache recht zu begreifen, wohl zu überlegen und ins Gedächtnis zu faſſen. Die alte Weiſen haben nicht uneben geſagt, daß ein trokenes Gehirn das allerweiſeſte, das iſt, zu Unterſuchung der Weisheit am geſchikteſten ſey. Im gemeinen Sprüchwort werden kluge Leute bei den Lateinern emunctæ naris homines, das iſt, Leute die wohl-geſchneuzte Naſen haben, genennet, damit ſie eben dieſes andeuten wollen. Daraus erhellet nun deutlich, daß bei phlegmatiſchen, rozigen Leuten, die ein feuchtes, lokeres und weiches Gehirn haben, den Verſtand zu erweken und das Gedächtnis zu ſchärfen, dergleichen austrüknende Pulver nicht wenig helfen und nuzen können. Denn ob ſchon die Feuchtigkeit nicht unmittelbar aus dem Gehirn gezogen wird, ſo wird ſie doch aus der Tunica pituitaria, ehe ſie mit dem Geblüte in das Gehirne hinein kommt, abgezapft und weggenommen.

Wir gehen weiter, und wollen nunmehro auch zeigen und darthun, was für Schaden und Unheil aus dem Misbrauch der Niespulver, und ſonderlich des ſo ſehr eingeriſſenen Tabakſchnupfens erwachſe. Starke Niespulver ſind ſelten recht ſicher zu gebrauchen, und können leicht zu allerhand erſchreklichen Zufällen Gelegenheit geben. Theodorus Kerkringius (*) erzehlet ein trauriges Exempel von einem Bauren, der auf Einreden eines Marktſchreiers etwas von einem ſolchen Pulver verſucht, worauf er anfangs heftig nieſſen müſſen, nachgehends ſo ſtark aus der Naſe geblutet, daß er endlich als halbtod auf die Erde niedergefallen, und mit groſſer Mühe und Sorgfalt kaum hat können wieder zu rechte gebracht werden. Alſo hat Wilhelm Fabricus (**) angemerkt, daß der ſchwarze Staar auf unzeitigen Gebrauch der Niespulver gekommen, womit auch Platerus (***) übereinſtimmet. Ja es bezeuget auch die Erfahrung, daß in beſchwehrlichen Kopfſchmerzen und allzuſtarkem Schnuppen, dergleichen heftig-würkende Niesmittel die fallende Seuche oder den Schlag erweket haben, wie man davon bei dem Rhodio (****) und Rymanno (*****) nachleſen kan.

Starke Niespulver können leicht Schaden thun.

(*) Obſervat. Anat. Cap. II.

(**) Cent. I. Obſ. 24.

(***) Libr. I. Prax. pag. 239.

(****) Analect. ad ſeptal. libr. §. 17. pag. 229.

(*****) De apoplexia Cap. XLVI.

Das beſtändige Tabakſchnupfen kan nicht geſund ſeyn.

Der Geruch wird dardurch verderbt.

Die helle Stimme verliehrt ſich davon.

Diſponirt zu ſchlafſüchtigen Gebrechen.

Was anlanget das übermäſige und faſt beſtändige Tabakſchnupfen, ſo wird wohl niemand mit Grund der Wahrheit ſagen können, daß von ſolcher üblen Gewohnheit was gutes ſolte zu erwarten ſeyn. Vielmehr bezeugen tüchtige Anmerkungen, daß ſolche Leute ſich dadurch allerhand Gebrechen und ſchlimme Zufälle unvermerkt zuziehen. Gewis iſts, daß man den Geruch von dem übermäſſigen Gebrauch des Schnupftabaks verliehret. Denn ſo wohl die überflüſſige Feuchtigkeit, als allzugroſſe Trokenheit der nerveuſen Membranen kan die Empfindung des Geruchs wegnehmen. Daher Simon Pauli (*) ſchreibet, es ſey nicht rathſam, daß man ſich an den kleingeriebenen Tabak gewöhne, weil man öfters angemerkt, daß diejenige, ſo deſſen ſich im Uberfluß bedienet, den Geruch ganz und gar verlohren. Denn die Membranen der Naſe werden von übermäſſigem Gebrauch derſelben, ſonderlich bei hizigen Perſonen, hart und fühl-los, daß hernach keine Empfindung oder Sinnlichkeit mehr geſchehen kan. Uber das wenn ohnabläſſig und über die Weiſe die Naſe mit dergleichen Pulver beſtürmet wird, und zimlich groſſe Doſen täglich ausgeſchnupfet werden, ſo ziehen ſich die Feuchtigkeiten, ſonderlich bei phlegmatiſchen Perſonen, und wo noch dazu der Leib verſtopft iſt, nach der Naſe und dem Kopf zu, und weil ſie ſich hernach ganz und gar dahin gewöhnen, ſo ſind die Hirngefäſſe und Naſenhäute beſtändig damit angefüllet, daß daher die helle Stimme vergehet, indem die Gänge der Naſe wegen Vielheit des Unflaths enger geworden, daß die Luft bei der Ausrede, welches doch nothwendig zu einer guten hellen Stimme erfordert wird, nicht frei durchgehen kan, daher ſagt man von ſolchen Leuten, daß ſie durch die Naſe reden. Hernach kan auch die allzugroſſe Menge Feuchtigkeit, ſo ſich im Kopf geſammlet, gar leicht Schläfrigkeit, Trägheit und dergleichen Gebrechen mehr erweken. Joſeph Lanzou (**) erzehlet zwei merkwürdige Exempel. Eines von einem Bürger aus Ferrara, der auf eine groſſe Quantität geſchnupften Tabakpulvers in eine ſo heftige Schlafſucht verfallen, daß er weder durch ſtarken Zuruf ſeiner Hausgenoſſen, noch ſonſt durch anderes Mittel konnte erweket werden, ſondern er iſt ganz ſinnlos und unbeweglich in dem Schlaf-Gemach ſizen geblieben, bis er endlich am ſiebenden Tag verſchieden. Das andere iſt von einem Trabanten, der wegen allzuſtarken Tabakſchnupfens an der Naſerei elendiglich verſtorben. Es iſt gleichfalls die Hiſtorie, welche Wagner (***) erzehlet von einem Gelehrten, der wegen Misbrauch eines Schnupftabaks aus Mayenblumen, Majoran und andern dergleichen Sachen das Gehöre am rechten Ohr gänzlich verlohren. Vermuthlich iſt das Tympanum, oder die Trommelhaut am rechten Ohr von der ſtarken Bewegung entweder allzuſehr relaxirt oder gar durchriſſen worden. Hieher gehöret, was Mercurialis (****) von denen Nießpulvern gar wohl erinnert, wenn er ſagt: Daß man ſelbige niemals gebrauchen ſolle, es ſey denn der Kopf vorhero wohl gereiniget, weil die Ohren ſehr erſchüttert werden, dann wenn die Naſe geſchneuzt wird, ſo merkt man, daß die Ohren eine Gemeinſchaft mit derſelben haben. Wenn alſo das Haupt mit Roz und Schleim angefüllet

---

(*) De abuſu tabaci & thée.

(**) Miſcell. Nat. Curioſ. Dec. I. Ann. II. Obſ. 131.

(***) In Miſcell. Curioſ. D. I. A. II. Obſ. 137.

(****) De aurium affectib. Cap. IV.

gefüllet iſt, wird durch ſtarkes Nieſſen friſche Materie zu den Ohren gebracht und übel nur ärger gemacht.

Schnupftabak iſt denen, ſo zum Naſenbluten geneigt ſind, nicht dienlich. Verhindert auch die Dauung.

Viel weniger iſt das Schnupfen des Tabaks und anderer Niespulver denjenigen nüzlich, die des Naſenblutes gewohnt ſind, weil die Adern in der Naſe dadurch gereizet, touchirt und geöfnet werden, mithin zu ſtärkerem und öfterm Bluten Anlas und Gelegenheit gegeben wird. Ferner iſt zu erinnern, daß, wenn vermöge des Schnupftabaks die Wäſſerigkeit allzu übermäſſig bei choleriſchen und trokenen Perſonen abgezogen wird, hernach die Speicheldrüſen daran Mangel haben, wo ſie doch höchſtnöthig iſt. Denn da der Speichel unſerer Meinung nach dazu vornemlich dienet, daß er die Speiſen auflöſen und gleichſam in einen Brei verwandeln ſolle, ſo ſiehet man gar leicht, daß, wenn es an genugſamen Speichel fehlet, das Werk der Verdauung nicht wohl von ſtatten gehen könne, und alſo viel grobes, unverdäuliches Zeug im Magen liegen bleiben müſſe, wovon nachmals allerhand Krankheiten ſich entſpinnen. Endlich ſchadet der ſtarke Schnupftabak denenjenigen, die ſich voll getrunken, bevorab wenn heftiges Nieſſen verurſachende Dinge mit untermenget ſind. Thiermarius (*) ſagt: Er habe erfahren, daß einer, der dem Trunk ſehr ergeben geweſen, nachdem er durch oftmaliges Nieſſen die Säfte im Kopf ſehr bewegt, und das Gehirn heftig erſchüttert habe, ſey mit dem Schlag gerühret worden.

Trunkene ſollen keinen Tabak ſchnupfen.

Anmerkungen und Cautelen vom Gebrauch des Schnupftabaks.

Leztens wollen wir noch einige gute Anmerkungen und Cautelen von dem Gebrauch des Schnupftabaks anhängen.

1. Vollblütige, hartleibige hypochondriſche Perſonen ſollen ſich von dem unmäſſigen Gebrauch deſſelben enthalten, ingleichem alte Leute und dem Temperamente nach choleriſche, trokene Naturen. Es können ſich aber deſſelben gar wohl und mit gröſſerem Nuzen phlegmatiſche Leute bedienen.

2. Gleich nach dem Eſſen iſt er ſchädlich; am rathſamſten iſts, wenn man ſolchen früh Morgens gebraucht.

3. Man mus ſich deſſen enthalten in hizigen Augenflüſſen, weil dieſelbe leicht dadurch vermehret werden, ingleichem wo man zum Naſenbluten geneigt iſt, indem es ſolches vielmehr erreget. Er findet auch nicht ſtatt in Naſengeſchwären, die bereits überhand genommen, ob er wohl im Anfang zur Præſervation einigen Dienſt thun kan, ſonderlich wenn er mit balſamiſchen und wohlriechenden Sachen verſezt iſt.

4. Die des Schnupftabaks nicht gewohnt ſind, und ein flüſſiges Haupt haben, werden leicht zu ſtarkem Nieſſen gebracht, davon ſich denn die Feuchtigkeiten mit Gewalt nach dem Kopf ziehen, und einen beſchwerlichen Schnuppen verurſachen. Wenn alſo dergleichen Perſonen davon wollen befreiet ſeyn, ſo müſſen ſie lieber allen Schnupftabak meiden.

(*) Libr. II. Cap. IX. fol. 138.

Die Mode.

Es iſt bekannt, daß eine Tracht, eine Zeitvertreib, ja unzählige Dinge gleich einen faſt allgemeinen Beifall erlangen, ſo bald die Mode ſie in den Gang gebracht hat. Wo nun die Vernunft eine ſolche Gewohnheit ſtiftet, wo nemlich das Wohl, die gute Ordnung, die Bequemlichkeit der menſchlichen Geſellſchaft dadurch befördert wird, da iſt ſolche Anrichtung deſto löblicher, je nüzlicher

cher ſie iſt, weil die Menſchen geneigt ſind, ſich nach Exempeln zu richten, und der Mode nachzuleben. Gröſtentheils iſt ihr Geiſt nicht im Stande, oder zu träge, lange nachzuforſchen, warum ſie ſo und nicht anders denken, warum ſie ſo und nicht anders verfahren. Die allgemeine Regel iſt insgemein die Mode. Sie führet neben ihren Vortheilen aber auch viel Ungereimtes und Schädliches bei ſich. Wer den abwechſelnden Lauf der Zeiten nur ein wenig hat einſehen gelernet, der wird bald mit Verwunderung gewahr werden müſſen, wie gros, wie unbillig, und wie veränderlich die Herrſchaft der Mode über die menſchlichen Gemüther ſey. Warum hat man ehedem ſo gar gewiſſe Irrthümer, darauf man jezo nicht einmal mehr denket, lange als ausgemachte Wahrheiten angenommen? Die Mode, ſo viel angeſehene Leute, haben dieſe Säze behauptet. Der gröſte Hauſe hat ſich nicht unterſtanden, daß er vernünftiger ſeyn wolte, als die, ſo einmal in berühmten Ruf gebracht waren; oder man hat geglaubet, man könne beſſer und ſicherer mit fremden Augen ſehen. Wie aber vieler Menſchen Urtheil alſo aus Furcht oder aus Vorurtheil ein Sclave der Mode iſt: ſo gilt von ihren übrigen Handlungen eben das, wo die Mode eben ſo tyranniſch iſt. Siehet man jezo einen Greis ganz nach der alten Mode, der unter einem Haufen neumodiſcher Leute erſcheinet, und nicht glaubet, daß die alte Welt ſich nach der neuen zu richten ſchuldig ſey: wie bald erwecket er ein Lachen? Er ſagt ihnen aber mit einer gelaſſenen Ernſthaftigkeit, daß ihre jezigen Moden ihren ſpäten Nachkommen eben ſo lächerlich vorkommen werden, als ihnen jezo ſein Aufzug ſcheine. Wir werden geſtehen müſſen, daß er nicht unrecht denke. Lucinde lebet unter einer groſſen Anzahl treuer Verehrerinnen der Mode. Sie ſiehet, daß eine Tracht, die ſie ſich von ihrem geringen Vermögen mit Mühe angeſchaffet hat, kaum das Alter der Mode mit 4. Monaten erlebet. Es erbliket die hieſige Welt eine fremde Geſtalt, die die gewinnſüchtige Erfindung der Künſtler oder zugleich eine ausländiſche Perſon ins Land gebracht. Man ſiehet etwas neues; man ſagt, es ſey weit her: alſofort hat es den Beifall der Mode. Iſt dieſes denn etwa eine Beſcheidenheit, die uns nöthiget, nur das einer Achtung werth zu halten, was nicht in unſerm Vaterlande wächſet oder verfertiget wird? Nein. Oder iſt das Weithergebrachte allemal an ſich beſſer? Nein, und auch darum wird es gewis nicht immer geſuchet. Warum denn? Was nicht weit her iſt, was unſere Gegenden uns ohne groſſe Mühe ſchaffen, das wird leicht zu gemein. Wir aber wollen keine gemeine, ſondern vor andern vorzügliche Eigenſchaften ſehen laſſen. Dieſes kan nicht deutlicher geſchehen, als durch das Vorzügliche der Mode. Hierdurch müſſen unſere Vollkommenheiten andern gleich in die Augen leuchten. So urtheilet Lucinde und ihre Mitſchweſtern; ſo urtheilet der prächtige Belidor. Alles Rühmliche an uns, denken ſie, ſo klein es auch dem Neide vorkommt, mus ſich, demſelben zum Troz, dennoch gleich aus unſerm Aufzuge und aus unſerer beſondern Lebensart ſchlieſſen laſſen. Auch die zärtlichſten Modenrichter können uns ihren Beifall nicht verſagen. Lucinde geräth in eine wehmüthige Entzükung, da ſie einige ihrer Mitſchweſtern erbliket, die ſich in einer neulich erfundenen Einkleidung ſelbſt gefallen und bewundern müſſen. Sie ſpüret in ihrem Herzen nichts als Unruhe, weil ſie von jenen nicht ausgeſondert ſeyn will. Sie ſorget, ſie wachet, ſie träumet von der Mode. Sie verkaufet ihre übrige Habſeligkeit. Doch dieſes reichet nicht hin. Sie borget, ſie machet unerſezliche Schulden. So verurſachet die Mode endlich ihr Elend, die ihr, wie ſie denket, den gröſten Theil der zeitlichen Glükſeligkeit ſchaffen ſolte. Homilius, der ſeine Geſchiklichkeit nicht verſteken, ſondern ſeine Verdienſte den Leuten bekannt machen will, gehet in alle Geſellſchaften, deren Urtheil nur etwas zu ſeinem Ruhme

bis

beitragen kan. Will er nicht nach der Mode der Geſellſchaft leben: ſo wird er für einen Sonderling gehalten, mit welchem Worte man insgemein einen verächtlichen Begrif verknüpfet. Um nun günſtige Geſinnungen gegen ſich zu erweken: ſo mus er ſich nach dem Laufe der Welt richten. Es werden faſt unzählige Speiſen aufgeſezet, die das Auge, wie den Geſchmak, ergözen. Das reizende Getränk machet die Luſtbarkeit der Anweſenden immer lebhafter, und vermehret zugleich die Begierde, die niedlichen Gerichte nicht umſonſt vor ſich ſtehen zu laſſen. Zum theuren Beweiſe der Hochachtung und Freundſchaft gegen einander nöthiget man ſich vielmals, die überflüſſigen Lebensmittel einzunehmen, und thut doch eben dadurch dem kurzen Leben Abbruch. Was ſoll Homilius hiebei machen? Er hat oft erfahren, daß ein Schmaus bei ſo höflichen Freunden ihm nachher zu Hauſe nichts als einen verwirreten Geiſt und ungeſchikten Körper gelaſſen. Aber er ſcheuet den Vorwurf der Leute, daß ſie ihn einen Eigenſinnigen heiſſen, oder einen Uberklugen, der mit ſeinem Exempel die ganze Welt meiſtern will. Die luſtige Geſellſchaft, der gar zu gütige Zuruf derſelben und des Herrn Wirths, er wolle vor allen Schaden gut ſeyn: das vorgeſezte werde nicht ſchmeken, und dergleichen wichtige Bewegungsgründe mehr, zwingen endlich den Homilius nachzugeben. Die Erinnerungen der heilſamſten Geſundheitsregeln verſchwinden ihm vor dieſem Geräuſche. Was hinderts denn, wenn er, ehe man es meinet, ſeine Geſundheit hingerichtet hat? Er handelt doch nach der Mode; er weis zu leben; er iſt gefällig. Welche Gewalt der Mode, die die Menſchen zu ihren eignen Henkern machet! Das Gewiſſen iſt in dem Herzen der Sterblichen ſonſt ein ſtrenger Richter. Aber wie bald kan es durch die Mode zum Stillſchweigen gebracht werden? Gallio ſuchet eine ergözliche Zuſammenkunft. Er iſt nicht willens, ſich auf eine gottloſe Weiſe die Zeit zu vertreiben. Aber ſeine Anführer fangen an, die Grenzen der Tugend mit Lachen zu überſchreiten. Er wird irre; er zweifelt. Er denket: Solte die Sache wol in der That ſo gefährlich ſeyn? Thun es doch ſo viel Kluge ohne Bedenken. Die falſche Schönheit des Laſters entdecket ſich ſeinem Gemüthe in ihrer ganzen Gröſſe. Ich wage es, ſpricht er endlich, und will das Schikſal der Geſellſchaft mit erwarten. Wie unzählich viel ſind unſers gleichen? Nun, ein ſtarker Troſt! ich wolte ſagen, ein erbärmlicher Troſt! Je gröſſer der Haufe, deſto mehr Zeugen der Thorheit, der Schande, des Elendes. Es wird alſo nothwendig ſeyn, daß wir unter der menſchlichen Geſellſchaft zu Zeiten Sonderlinge werden, und uns durchaus einer herrſchenden Mode entziehen, die einen blinden und unſerer wahren Glükſeligkeit ſchädlichen Gehorſam fordert, wenn ſie uns dafür einen Vortheil, aber einen nur ſcheinbaren Vortheil, verſpricht.

Von dem verſchiedenen Geruche.

Man ſagt von einigen Leuten, wie von Alexander dem Groſſen, ihr Schweis habe wegen ihrer ſeltenen und auſſerordentlichen Leibesbeſchaffenheit einen angenehmen Geruch gegeben: wovon Plutarch nebſt andern die Urſache ſucht. Allein gemeiniglich ſind die Körper von ganz anderer Art, und die beſte Beſchaffenheit, die ſie haben können, iſt, daß ſie keinen Geruch haben. Selbſt der allerreineſte Athem hat keine vollkommnere Annehmlichkeit als dieſe, daß er keinen widrigen Geruch giebt, welche Eigenſchaft der Athem recht geſunder Kinder hat. Deswegen ſagt Plautus:

Mulier tum bene olet, ubi nihil olet,

" Eine Frau riecht am beſten, wenn ſie nach nichts riechet ". Der gute Geruch, den man ſich mit fremden Dingen macht, macht diejenigen, die ſich ſolcher Dinge bedienen, mit Rechte verdächtig, und veranlaſſet zu glauben, daß ſie dadurch einen natürli türlichen Fehler zu verbergen ſuchen. Dahero ſagen die alten Poeten, gut riechen heiſt ſtinken.

Rides nos, Coracine, nil olentes:
Malo quam bene olere, nil olere,

Und anderswo:

Poſthume, non bene olet, qui bene ſemper olet

Dem ungeachtet liebe ich wohlriechende Dinge, und haſſe allen übeln Geruch ungemein, den ich auch viel weiter, als ſonſt jemand ſpüre,

Namque ſagacius unus odoror
Polypus, an gravis hirſutis cubet hircus in alis
Quam canis acer ubi lateat ſus.

Der einfältigſte und natürlichſte Geruch mag wohl am angenehmſten ſeyn. Und dieſes müſſen ſich vornehmlich das Frauenzimmer angelegen ſeyn laſſen. In der groſſen Barbarei ſalben und überſchmieren die Scytiſchen Weiber, nachdem ſie ſich gewaſchen haben, den ganzen Leib und das Geſichte mit einer gewiſſen wohlriechen Specerei, die in ihrem Lande wächſt. Hernach, wenn ſie mit Mannsperſonen umgehen wollen, und die Schminke wegnehmen, haben ſie eine zarte Haut, und riechen gut. Jeder Geruch, er mag ſeyn wie er will, hänget ſich wunderbar an, und die Haut iſt ſonderlich geſchikt denſelben in ſich zu ziehen. Wer ſich über die Natur beſchweret, daß ſie dem Menſchen keine Werkzeuge gegeben hat, den Geruch in ſeine Naſe zu bringen, thut unrecht; Denn der Geruch dringet von ſelbſt hinein. Ich möchte, um beſſer davon urtheilen zu können, etwas von den Speiſen verſucht haben, die von ſolchen Köchen zugerichtet werden, welche den Geruch fremder Dinge mit dem Geſchmake der Speiſen zu vermiſchen wiſſen: dergleichen ins beſondere der König von Thunis in ſeinen Dienſten dazumal hatte, welcher zu Neapel anlandete, um ſich mit dem Kaiſer Karln zu unterreden. Man füllete ſeine Speiſen mit wohlriechenden Specereien ſo koſtbar an, daß ein Pfau und zwei Faſanen nach dieſer Art zubereitet, auf 100. Dukaten kamen. Als man ſie nun zerſchnitte, wurden nicht allein der Saal, ſondern auch alle Zimmer in dem Pallaſt, ja ſo gar die nächſten Straſſen, mit einem ſehr lieblichen Dufte erfüllet, der auch ſo bald nicht vergieng.

Beſchreibung der Hypochondrie, deren eigentlichen Urſachen und Cur.

Die Hypochondrie hat ihren Namen von der Hypochondern, oder denjenigen Gegenden des Leibes, die neben der Herzgrube unter den kurzen Rippen liegen, in welchen ſich die Beſchwerlichkeiten dieſes berühmten Ubels gemeiniglich anfangen. Die Alten, wie die Teutſchen, nennen ſie die Milzſucht, und deuten damit ebenfalls auf den Schmerz, den die Milzſüchtigen beſonders in der linken Seite empfinden, allwo die Milz ihren Siz hat. Einige berühmte Aerzte, und wer verdient wohl dieſen Namen mehr als ein Boerhaave? leiten dieſe Benennung davon her, weil ſie glauben, daß die Milz der eigentliche Siz des Ubels ſey. " Die Alten, ſagt dieſer groſſe Mann, (a) nannten diejenigen Leute milzſüchtig, die am ganzen Leibe abnahmen, da ihnen hingegen die Milz aufſchwoll, und die man in den neuern Zeiten, wegen des Sizes ihres Ubels, hypochondriſche Kranke genannt hat. " Nichts deſtoweniger ſcheint dieſer Grund der Benennung die wahre Theorie der Krankheit allzuſehr einzuſchranken, indem es genug Beiſpiele giebt, da hypochondriſche Perſonen eine ganz geſunde Milz gehabt haben, und andere bei einer völlig verdorbenen Milz nicht hypochondriſch geweſen ſind. Das lezte beweiſet eine ſchöne Beobachtung des Herrn Littre, die ich unmöglich hier vorbeilaſſen kan. (b) Er zeigete den

Mil-

(a) Boerhaav. Prælect. Acad. in propr. Inſtit. Tom. III. ad §. CCCXXVII. S. 73.

(b) Hiſt. de l'Ac. des Sc. 1700. Obſ. 7. oder Steinwehrs Anat. Abh. 1. Th. S. 400.

Mitgliedern der Akademie zu Paris eine ganz verſteinerte Menſchenmilz, die an allen Gefäſſen oder Bändern hieng, woran die Milz gewöhnlicher Weiſe zu hängen pflegt. Der Beſizer derſelben war ein Mann von ſechzig Jahren geweſen, der an einem Falle geſtorben war. Man wuſte nicht, daß er jemals über die Milz geklaget, oder ſich über ein anderes Ubel beſchweret hätte, das dahin gehörte. Er war auch ſehr aufgeräumt, obgleich die Milz in ihm keine Verrichtung that, und man insgemein glaubet, ſie reinige das Blut, und heiſe den Menſchen luſtig machen. Die verſteinerte Milz wog anderthalbe Unzen. Man hat mehr dergleichen Beobachtungen.

Wenn man demnach die Sache ohne Vorurtheil überlegen will, ſo wird man, mit dem erfahrenen Herrn Mead, (c) dieſes als die erſte und vornehmſte Regel, bei der Beurtheilung der Hypochondrie, feſt ſezen müſſen: daß ſie keinen gewiſſen und eigentlichen Siz habe, ſondern vielmehr eine Krankeit des ganzen Leibes ſey. Ehe dieſes nicht vorausgeſezt iſt, kan man unmöglich in der Abhandlung einer ſolchen Krankheit ſichere Schritte thun. Man erklärt gemeiniglich den Character der Krankheiten aus gewiſſen vorausgeſezten Urſachen, ohne zu bedenken, wie ſelten uns die wahren Urſachen der Dinge bekannt werden. Daher verlangt der Herr de Sauvages (d) mit Recht, daß man nur blos die augenſcheinlichen und unwiderſprechlichſten Zufälle der Krankheiten gebrauchen ſoll, um ihren Character und ihre Natur abzuſchildern. Wir ſind geſonnen, uns bei der Beſchreibung der Hypochondrie nach dieſer Regel zu richten, und die Ungewisheit der wahren Urſache derſelben, die wir bei einer andern Gelegenheit unterſuchen wollen, wird dieſe Vorſicht rechtfertigen.

Der erſte Anfang der Hypochondrie offenbaret ſich durch eine lange Reihe von Beſchwerlichkeiten, die ich nach einander werde erzählen müſſen. Zuerſt empfindet man unter den kurzen Rippen, bald zur Rechten, bald aber, und mehrentheils, zur linken Seite einen Schmerz, den die Kranken verſchiedentlich ausdrüken. Zuweilen drükt es, daß ſie wollen ohnmächtig werden; zuweilen ſpannt und zieht es. Der Leib iſt bei vielen verſtopft: doch giebt es auch einige, die hierüber nicht zu klagen haben. Hingegen wird man ſelten einen finden, der nicht windſüchtig wäre. Die Blähungen verhalten ſich von unten: hingegen ſteigen ſie deſtomehr aufwärts, und das Drüken läſt alſobald ein wenig nach, wenn ein Wind abgegangen iſt. Zu manchen Zeiten befinden ſich die Patientē vollkom̄en wohl, und klagen über nichts: doch ehe man ſichs verſieht, klagen ſie über Mangel des Appetits, oder über einen Heishunger, der ihnen aber mitten im beſten Speiſen auf einmal vergeht. Nach dem Eſſen kommt die ſchwere Verdauung. Der Leib dehnt und ſpan̄t ſich, und dabei wird ihnen angſt und bange. Dieſes kan wohl einige Stunden nach dem Eſſen fortdauren, und denn erholen ſie ſich wieder. Zuweilen haben ſie des Morgens eine Ublichkeit, die ſie zum Brechen nöthiget; doch kommt es nicht bei allen ſo weit; beſonders wenn ſie gleich etwas eſſen. Dabei klagen auch theils öfters, daß ſie nicht ſchlufen können. Es giebt einige, die des Morgens um 3. oder 4. Uhr ſchon erwachen, und ſich mit den allerverdrüslichſten Sorgen ſchlagen: andere fangen an, ſo bald ſie erwachen, zu huſten, und müſſen einen zähen Schleim mit vieler Angſt herausſchaffen, der öfters vielerlei Farben hat, und ſo zäh iſt, als wenn Würmer darinn wären. Manchmal giebt es heftige Colikſchmerzen, wobei ſich die Winde im Leibe in ganzen Concerten hören laſſen, ſo daß ſie auf Mäuſe, Fröſche, Kazen u. ſ. w. Verdacht ſchöpfen, die ihnen im Leibe ſizen ſollen. Einige bekommen darauf einen Durchlauf, mit vielen Winden; andere bleiben verſtopft, und haben zugleich peinliche Schmerzen an der blinden güldenen Ader. Bei vielen gehen die Speiſen unverdauet oder in ganz ſeltſamen Geſtalten weg, und andere können zuweilen alle Tage ein paar natürliche Oefnungen haben, die alles Maas überſchreiten. Schon Sydenham hat angemerkt, daß die Hypochondrie zuweilen Schmerzen verurſache, die man für wahre Steinſchmerzen halten ſolte: wenigſtens verändert ſie den Urin, der zuweilen ſehr ſparſam, und manchmal feuerroth; hingegen ein andermal wieder wie ein klares Bruñenwaſſer abgeht, welches Boerhaave und der Herr von Haller ſehr wohl angemerkt haben. (e) Zuweilen iſt ein ſo diker Gries im Urine, daß ſich Unverſtändige leicht überreden laſſen, daß ſie den Nierenſtein hätten. Der Athem iſt den Hypochondriacis gemeiniglich kurz und beſchwerlich; zuweilen klagen ſie, daß ihnen die Bruſt zugeſchnürt würde, zuweilen, daß es darinn ſtäche, als wenn Federmeſſer hindurch führen. Hierbei iſt zuweilen ein erſtaunliches Herzklopfen, das man von weitem hören kan. Die Kopfſchmerzen ſind öfters nicht auszuſtehen. Es reißt, ſpannt, drükt, ſticht, preßt, hammert, bohret und brennt; die Ohren ſauſen und klingen, oder verlieren die Empfindung; die Augen ſehen Funken, Fliegen, Haare; der Schwindel überfällt den Kopf, und ſtürzt den Kranken auch wohl zu Boden; der Schlaf iſt voll unruhiger ängſtlicher Träume. Die Glieder ſind ſchwer und träge. Dieſe und dergleichen Zufälle ſind die leichteſten und dabei die allergewöhnlichſten Beſchwerlichkeiten der Hypochondrie. Jezo wollen wir noch andre betrachten, die ſchon von gröſſerer Erheblichkeit ſind.

(c) Rich. Mead Monit. & Præc. Med. Cap. XVII. S. 147. Edit. Hamb.

(d) In deſſen Patholog. Method. Amſterd. 1752. in 12.

Bei zunehmender Krankheit fängt die Gegend des Magens an, gewaltig aufzuſchwellen. Dieſe Geſchwulſt vergeht und kommt wieder; und zuweilen hat ſie in der That ein Geſchwür im Magen zum Grunde, wie erſt kürzlich ein trauriges Beiſpiel belehrt hat. Hierbei melden ſich allerlei fieberhafte Bewegungen an. Man klagt über fliegende Hize; man will beſtändig kaltes Getränke trinken; man empfindet eine Trokenheit der Naſe, und Hize im Halſe, da man hingegen zu anderer Zeit beſtändig auswerfen mus. Der Schlaf iſt tief wie ein Todenſchlaf, und gleichwohl beängſtiget; und wenn ſolche Leute im Schlafe geſtört werden, ſo finden ſie alſobald, daß ſich alle ihre Beſchwerden verſchlimmern. Die trokene Hize nimmt zu der Zeit überhand, und es pflegen ſich endlich auch Ausſchläge von allerhand Art, am meiſten aber Frieſel einzuſtellen. Bei andern verſchlimmert ſich die Hypochondrie, durch Drüken, Ziehen, Spannen und Reiſſen im Rüken, und beſonders im Creuz, und an den Lenden hinunter, bis ſich endlich die Gichtſchmerzen und hizigen Flüſſe einſtellen, mit denen Podagra, Chiragra, Gonagra, und alle Krankheiten die in Gra ſehr nahe verwandt ſind. Bei allen dieſen Umſtänden bemeckt man öfters eine groſſe Neigung zu Ausſchweifungen in der Liebe; und ein Traum, der dieſen Leuten nur eine Wolke ſtatt der Juno ſchenkt, iſt ihnen dennoch ſchon hinreichend, den Roman träumend zu Ende zu bringen. (f)

Bis hieher habe ich noch nichts von dem Zuſtande der Seele in der Hypochondrie erwähnet. Dieſer iſt in der That ſo beſchaffen, daß man anjezo einen Injurienproces darüber anfangen kan, wenn einer den andern einen Hypochondriacum nennt.

Man könte in Wahrheit ein ganzes Buch

(e) Boerhaav. Prælect. Acad. T. III. p. 73. mingunt multa, & aquoſa; de Haller ibid. not. m. limpidiſſima. Vidi certe aquæ fontanæ ſimillimam. Conf. Camerarii Diſſ. de Diabete hypochondriacorum.

(f) Boerhaave ibid. In his hominibus cum facie plumbea, & ſuis moribus conjunguntur ea ſymptomata, quæ in canibus deſtructo liene fiunt. Salaces ſunt & per ſomnos ad debilitatem usque ſemen effundunt, (in morbi initio, nam adulto malo quaſi exſecti ſunt.)

mit allen den Thorheiten anfüllen, die ſich die Hypochondriaci in den Kopf kommen laſſen. Man ſieht einige, die in einem Augenblike weinen können wie die Kinder; auf einmal kommt ihnen das Lachen an, und ſie können dieſes nicht mäſſigen, wenn es ihnen auch gleich das Leben koſten ſolte. Zuweilen ſind ſie ganze Tage in beſtändiger Todesangſt; ſie ſingen Sterbelieder, und ſagen den Tag ihres Todes vorher. Ich weis einen Mann, der in einer Stunde einſtmals drei ganz widrige Affecte hatte, die ihn ganz auſſer ſich ſelbſt riſſen. Er gieng in ſeiner Stube auf und nieder, und fing nach einigen Seufzern an bitterlich zu weinen. Endlich brach er in ein langes andächtiges Gebet aus, das ich in dem Nebenzimmer deutlich vernehmen konte, und welches er, wie ich von ſeinem Diener vernahm, der ihn durchs Schlüſſelloch belauſchte, auf den Knien verrichtete. Dieſes mit ſtarken Schluchzen und Heulen untermengte Gebet dauerte wohl eine Viertelſtunde. Nachdem er aufgeſtanden war, und wieder auf und nieder gieng, ſo blies er einige Winde von ſich, und kurz darauf hörte ich ihn ſingen. Endlich muſte der Diener hereinkommen. Er kleidete ſich an, um auszugehen. Er ſahe ganz beſtürzt und verworren aus. Endlich ward er treuherzig, und geſtund, daß er ſich für nicht recht klug hielte, Der Diener wolte ihn eines andern überreden; allein er blieb dabei, und vergos häufige Thränen darüber, weil er, wie er ſagte, befürchtete, daß ſeine Mutter, wenn ſie ſein Unglük erführe, ſich zu Tode grämen würde.

Solche ſeltſame Abwechſelungen leidet das Gemüth eines Hypochondriaci. Einige ſind ſo argwöhniſch, daß ſie das ganze menſchliche Geſchlecht für ihre Feinde halten, die ſie lächerlich machen, und in ein Unglük ſtürzen, oder wohl gar ums Leben bringen wolten. Einige ſagen es, wie Swift, vorher, daß ſie vom Verſtande kommen werden, und es trift zuweilen richtig ein. Einige ſind blos in dem einzigen Punkte verrükt, daß ſie ſich dieſe Furcht nicht wollen ausreden laſſen. Einige ärgert die Fliege an der Wand, und zanken ſich mit allen, die um ſie ſind. Einige machen ſich ausſchweifende Einbildungen über ihre Geſtalt. Sie halten ſich für krumm, lahm oder bucklicht. Einige ſtellen den innern Zuſtand ihres Leibes durch Sinnbilder vor; oder ſuchen närriſche Mittel aus, um ſich zu helfen. Einige erſchreken über alle Kleinigkeiten, wie der Magiſter Berendts, der keine 6. oder 9. ſehen konte, ohne aufzufahren, und angſt und bange zu werden. Andere hingegen müſſen lachen, wenn ſie beten, oder eine andere ernſthafte Verrichtung begehen wollen. Einige tanzen und ſingen; andere bellen, heulen, und ahmen das Geſchrei anderer Thiere nach. Dem einen ſcheinen ſeine Füſſe Strohhalmen zu ſeyn, und darum mus er beſtändig fahren, oder ſich tragen laſſen; der andre fürchtet eine Sündflut im Leibe zu haben. Alles dieſes ſind Kennzeichen einer überhand nehmenden Hypochondrie, und ſie weiſſagen einen völligen Verluſt des Verſtandes, und den höchſten Grad des Übels, welcher in einer Verlezung der Eingeweide beſteht, und der keine Rettung vor dem Tode mehr ſtatt finden läſt.

Wenn die Hypochondrie dieſe ihre lezte Rolle ſpielt, ſo nehmen alle die vorhergehenden Beſchwerden dergeſtalt überhand, daß der Kranke entweder in eine tiefe Melancholei verfällt, und ſich ſelbſt nach dem Leben trachtet, oder er verfällt gar in die Tobſucht und Raſerei, oder ſeine Eingeweide verſtopfen ſich, und gehen in die Fäulnis, welche ein auszehrendes Fieber begleitet; und ſo iſt Waſſerſucht, Gelb- und Schwarzſucht gemeiniglich der endliche Beſchlus des Trauerſpiels. In dieſem Zuſtande iſt es hauptſächlich, da man die Beobachtung des Boerhaave beſtätigt finden kan, daß die Hypochondriaci, im höchſten Grade ihres Übels, eine Geſchwulſt in der rechten Seite bekommen,

(g) die die Verlezung oder Verſtopfung der Leber anzeiget.

Die Hypochondriaci ſind in Abſicht aller Dinge ungemein unbeſtändig. Heute können ſie einige Flaſchen Wein ohne Beſchwerlichkeit vertragen; morgen berauſcht ſie ein Glas. Bald bekommt ihnen der rothe, bald der weiſſe Wein: doch hält ſich bei den meiſten der rothe am längſten; wovon die Urſach in ſeiner zuſammenziehenden Kraft zu ſuchen iſt, die ihren Magen zu ſtatten kommt. Sie lieben und haſſen nach Belieben, was ihnen vorkommt, und wie es ihnen beifällt. Sie haſſen und lieben ſich ſelbſt auf eben die Art. Sie machen zuweilen eine ganze Geſellſchaft aufgeräumt, wie man vom Moliere ſagt, der doch zu Hauſe ſein eigner Feind war. Ein andermal kan ſie eine ganze Geſellſchaft nicht aufgeräumt machen. Bei dem allen iſt es beſonders, daß ſich ihr Verſtand ſehr lange gut erhalten kan, wenn gleich ihre Einbildungskraft ſchon im höchſten Grade verdorben iſt. Man hat Hypochondriacos, die zugleich die vollkommenſten Mathematiker ſind; hypochondriſche Prediger, die nicht eher klug ſind, als auf der Kanzel; hypochondriſche Philoſophen, die allemal klug ſind, wenn ſie philoſophiren, aber im übrigen faſeln: hypochondriſche Metaphiſicos, die vielleicht blos darum hypochondriſch ſind, weil ſie Metaphiſici ſind, die aber gleichwol ihre Schulweisheit ſo gut inne haben, als Ariſtoteles ſelbſt. Kurz, ein Hypochondriacus iſt ein ungewiſſer Menſch, der wie der Mond ab- und zunimmt, und die Zeit ſelber nicht weis, da er mit Recht von ſich ſagen kan: Ich denke, darum bin ich.

Dieſes iſt der Character der Hypochondrie. Es iſt faſt unmöglich, alle beſondere Zufälle und Mannigfaltigkeiten zu erzählen, unter welchen ſie ſich offenbaret. Kein Theil unſers Leibes bleibt von ihren Anfällen frei, und daher hat der Herr Prof. Kruger Recht, wenn er ſie einen Inbegrif und ein vollkommenes Wörterbuch aller möglichen Krankheiten nennet. (h) Ihre vielfältigen Zufälle verſtellen ihre wahre Natur und Urſach ſo ſehr, daß ich der Sache nicht zu viel zu thun glaube, wenn ich ſage, daß ſie noch niemand völlig ergründet hat. Vom Boerhaave an, bis auf Herr Hoppen, (i) hat man ſich Mühe gegeben, ihr Weſen deutlich zu machen: allein es bleiben noch immer Fragen dabei unerörtert, die ſich zu dem Syſtem nicht ſchiken.

Es iſt alſo die Hypochondrie eine ſehr zuſamengeſezte Krankheit. Das Magenweh, die Kopfſchmerzen, die Beängſtigung, der Ekel, die güldene Ader, u. ſ. w. ſind lauter einzelne und beſondere Krankheiten, die aber bei der Hypochondrie nur als Zufälle betrachtet werden. Dieſe Krankheiten haben aber insgeſamt einen gewiſſen Zuſammenhang unter einander, welcher macht, daß immer eine die andere hervorbringet. Wie die Winde die Gedärme und den Magen ausdehnen; ſo machen ſie Beängſtigungen auf der Bruſt; ſie verhindern die Verdauung, und die verdorbene Verdauung pflegt Kopfweh zu begleiten. Durch die Ausdehnung der Gedärme wird der Umlauf des Geblüts im Unterleibe gehemmet, und hieraus können Verſtopfungen, ja endlich ſo gar würkliche Verlezungen der Eingeweide im Unterleibe ihren Urſprung nehmen. Hieraus ſieht man leicht, wie die Hypochondrie nach allen ihren Theilen blos von verſchloſſenen Winden veranlaſſet werden könne. In dieſem Falle wird die erſte Urſache der Krankheit, die einer aus dem Wege zu räumen ſuchen würde, dasjenige ſeyn, was die Winde im Unterleibe zurukhält. Wenn ein dikes Blut in dem Körper vorhanden iſt, ſo erzeugen ſich alle

hypo=

(g) Boerhaave. ibid. hepar tumet: isque tumor in omnibus hominibus naſcitur, qui ſumme ſplenetici ſunt.

(h) Krügers Pathologie. 2ter Hauptabſchnitt. Cap. 53. §. 420.

(i) S. des Hamburgiſchen Magazins 8. Band. 6. Stük, 3. Art.

hypochondriſche Zufälle ſehr geſchwind, und in dieſem Fall mus die Urſache der Hypochondrie dasjenige ſeyn, was das Geblüt dik macht. Eben ſo iſt es in allen übrigen Fällen. Jederman ſieht alſo ein, daß niemand die Urſache der Hypochondrie beſtimme, wer nur einen Zufall aus dem andern herleitet; da dieſes wie Herr D. Krüger und D. Daniel in ihren medicinischen Beiträgē verſichern, die mehreſten Arzneigelehrten bishero gethan haben, ſo iſt gar nicht zu verwundern, daß man in Abſicht der Urſache dieſes Ubels noch ſo ſehr unwiſſend iſt.

- - Hic vivimus ambitioſa
Paupertate omnes. - -

Es wird alſo zweierlei dazu erfordert, die wahre Urſache der Hypochondrie zu entdeken. Einmal, daß man die Ordnung finde, in welcher die hypochondriſchen Zufälle auseinander entſpringen, und wie immer einer den andern veranlaſſet; zum andern, daß man die Urſache des erſten Zufalls ergründe, woraus alle die übrigen ihren Urſprung nehmen. Eine jede von den erſten Urſachen der Hypochondrie, worunter ich ſolche verſtehe, aus welchen alle übrige hypochondriſche Zufälle nach der Reihe ihren Urſprung nehmen, kan wiederum von verſchiedenen Umſtänden veranlaſſet werden, und daher mus er auch die zweite obige Regel wohl in acht nehmen, daß er genau erforſche, woher in einem gewiſſen Falle dieſe erſte Urſache entſtanden ſey. Ohne dieſe Unterſuchung kan weder eine vernünftige Cur des Ubels, noch die Lebensordnung, wie man es zu verhüten habe, vorgeſchlagen werden. Unter den erſten Urſachen der Hypochondrie ſind einige ſehr ſelten, andere fallen öfterer vor, und eine iſt unter allen die allergewöhnlichſte. Ich würde die Grenzen, die ich mir bei dieſer Abhandlung ſezen mus, allzu weit überſchreiten, wenn ich alle mögliche erſte Urſachen dieſes Ubels hier unterſuchen ſolte. Welch eine Menge von Zufällen hat nicht die Hypochondrie! Es werden aber gewis ſehr wenige davon ſo beſchaffen ſeyn, daß nicht ein jedweder, in gewiſſen Fällen, der erſte Grund des Ubels ſolte ſeyn können. Demnach würde eine ſolche Unterſuchung nicht allein auſerordentlich weitläuftig gerathen, ſondern ſie könnte auch nur vornehmlich Gelehrten und Arzneiverſtändigen nuzen, dahingegen dieſe Blätter einen gemeinnüzigen Zwek haben. Solchergeſtalt werde ich mich hier nur bei der gewöhnlichen Urſache der Hypochondrie aufhalten, und dieſe Unterſuchung wird nachdenkenden Leſern hinreichend ſeyn können, auch von andern Arten derſelben ein vernünftiges Urtheil zu fällen. Die meiſten Schriftſteller, die von der Hypochondrie geſchrieben haben, ſind des Fehlers ſchuldig, daß ſie eine allgemeine Urſache der Hypochondrie angenommen haben, und daher kan ich keinen von ihnen ganz folgen. Doch ich will ſezen, daß ſie darunter nur die gewöhnlichſte Urſache dieſes Ubels verſtanden haben, und in ſo fern bin ich ſchuldig, meinen Leſern davon einige Rechenſchaft zu geben. Einige haben dieſe Urſache in den flüſſigen, andere in den feſten Theilen des Körpers, noch andere nur in der Seele geſucht. Ich verſchweige die aus dieſen dreien zuſammengeſezten Meinungen. Der Hr. Hofrath Stahl, und alle ſeine Anhänger nennen die Vollblütigkeit die Urſache der Hypochondrie. Der unſterbliche Boerhaave leitet ſie von dem verhinderten Umlaufe des Bluts in den Eingeweiden des Unterleibes, beſonders der Milz, her. Sydenham, welche der Herr Profeſſer Krüger gefolget iſt, ſchreibt ſie einer allzugroſſen Beweglichkeit der Nerven zu. Andere nehmen die unordentliche Bewegung der Gedärme, und noch andere unnatürliche Zuſammenziehungen der feſten Theile zur Urſache an. Meines Erachtens iſt in allen dieſen Meinungen etwas wahres: Allein man hat weder die einzige, noch die allgemeine Urſache der Hypochondrie dadurch entdeket. Was die Stahliſche

Meinung betrift, ſo hat man ihre Zulänglichkeit in allen Fällen ſchon längſt in Zweifel gezogen. Die Allgemeinheit der Theorie des Herrn Boerhaave widerlegt ſchon dasjenige Beiſpiel, welches ich, in der Beſchreibung der Hypochondrie, von einem Manne angeführt habe, der bei einer verdorbenen Milz gar nicht hypochondriſch geweſen iſt. Da inzwiſchen dieſe Meinung, von der Stekung des Geblüts im Unterleibe von ſo vielen groſſen Männern, die auf eine ganz verſchiedene Art gedacht haben, iſt angenommen worden; ſo verdient ſie eine genauere Unterſuchung, die ich bald beibringen werde. Man müſte ſehr wenig hypochondriſche Leute gekannt, und noch weniger Schriften von dieſer Krankheit geleſen haben, wenn man in Zweifel ziehen wolte, was gleichwol ſo viele tauſend Erfahrungen beſtätigen, daß dieſes Übel 1) im Unterleibe ſeinen Anfang nehme; 2) daß es ſeine ganze Dauer hindurch beſtändig mit unordentlichen Bewegungen im Unterleibe verbunden ſey, und daß es endlich 3) daſelbſt am öfterſten ſeine traurigſten Wirkungen zurük laſſe. Die erfahrenſte Aerzte bezeugen einmüthig, daß das Magendrüken, die Verſtopfungen des Leibes, die Winde, das Ziehen im Rüken, Bewegungen auf die güldene Ader, ſchlechte Verdauung und Ekel faſt allezeit der erſte Anfang der Hypochondrie ſind. Ich brauche hier, wo die Erfahrung redet, weiter keine Bedingungen noch Einrükungen hinzu zu ſezen, da ich ſchon öfters geſagt habe, daß ich nur dasjenige hier erzählen will, was bei der Hypochondrie am allermeiſten iſt. Was kan aber wol ſeltener ſeyn, als ein Fall, wo ſich die Hypochondrie ohne dieſe Beſchwerlichkeiten angefangen hätte? Was kan ſeltener ſeyn, als ein Fall, wo ein Hypochondricus, wenn er auch ſchon zehn Jahre ſein Übel getragen hätte, nicht noch beſtändig und unaufhörlich dieſe und dergleichen Beſchwerden im Unterleibe anklagen ſolte? Was iſt wol der Unterſchied zwiſchen einer hypochondriſchen, und einer andern hizigen, oder langwierigen Raſerei, als die, daß ſich bei der erſten dergleichen Beſchwerden befinden, ja daß ſie vor ihr vorher gegangen ſeyn müſſen? Wodurch unterſcheidet man hypochondriſche Convulſionen und Ohnmachten von einander, als aus eben dieſen Umſtänden? Und wenn die Hypochondrie ihre lezten Rollen ſpielt, wo richtet ſie wol Schaden an? Hundert hypochondriſche Perſonen ſterben wenigſtens, ohne verrükt geworden zu ſeyn, gegen einem, der zuvor die hypochondriſche Raſerei gehabt hat. Hingegen ſterben wenigſtens hundert an der Hypochondrie, die eine offenbare Verlezung eines Eingeweides im Unterleibe haben, gegen einem, der davon frei iſt. Die Schriften der Aerzte, und die Zergliederungen werden beweiſen, daß dieſe Verhältnis von mir viel eher zu klein, als zu gros angeſezt iſt. Wie ſelten ſind nicht die Fälle, da Leute an einer Verlezung im Unterleibe ſterben, ohne hypochondriſch geſchienen zu haben! ſo ſelten, daß man ſie ſorgfältig der Nachwelt überlaſt, um ihr was auſerordentliches zu ſagen. Man müſte Millionen Beiſpiele haben, wann alle die Fälle aufgeſchrieben worden wären, da hypochondriſche Leute im Unterleibe verlezt, und Leute, bei denen man eine ſolche Verlezung gefunden, hypochondriſch geweſen ſind. Warum iſt die wahre Schwindſucht erfahrnen Aerzten ſo leicht von den lezten Graden der Hypochondrie zu unterſcheiden, als weil die Verlezung der Lunge diejenigen Zufälle im Unterleibe nicht bei ſich führet, welche allen Verlezungen des Eingeweides des Unterleibes ſo ſehr gemein ſind, daß man ſie aus Mangel hinlänglicher Unterſcheidungskennzeichen mit einem allgemeinen Namen die Hektik genannt hat? Was ſind es ferner für äuſſerliche Umſtände, die die Hypochondrie veranlaſſen? Und was für Perſonen ſind ihr am meiſten unterworfen? Sind es blos Gelehrte, die den Kopf ſehr angreifen? Nein. Es ſind auch eine Menge Schneider, Frauenzimmer, Schreiber, Vornehme, Müſſiggänger, kurz, alle die, welche zuviel ſizen, und am allermeiſten die, welche ſo ſizen, daß der Unterleib dabei ſehr eingepreſt wird. Wodurch werden die hypochondriſche Perſonen glüklicher curiret, als durch diejenigen Arten der Bewegung, welche dem Unterleib am beſten zu ſtatten kommt? Warum lies Sydenham ſeine Milzſüchtigen ſo viel reiten? Und woher kommt es, daß ihm dieſes Mittel ſo vortreflich gelungen iſt? Wie konnte das Reiten den Nerven die allzugroſſe Beweglichkeit benehmen? Nein! laſt uns nur geſtehen, wenn irgend eine Urſache der Hypochondrie allgemein genennt werden kan; wenn irgend eine den Irrthum verdienet, ſie für die einzige Möglichkeit zu halten, ſo mus ſie im Unterleibe ihren Siz haben. Hier bringt uns die Hypochondrie ihren erſten Gift bei; hier wütet ſie, ſo lange ſie vorhanden iſt, und hier hinterläſt ſie die traurigen Spuren der Verheerung, die ſie angerichtet hat. Wir kennen nunmehro den wahren Siz der Urſachen der Hypochondrie: allein, wir müſſen auch noch die Urſachen ſelbſt kennen lernen. Aber welche Schwierigkeiten finden ſich hier, und wie wird es möglich ſeyn, ſie zu überſteigen! Man kan hier die Fragen alle vom neuem aufwerfen: Ob nicht die Vollblütigkeit; ob nicht ein verhinderter Umlauf des Bluts in den Eingeweiden des Unterleibes; ob nicht die allzu groſſe Beweglichkeit der Nerven, und ſo weiter, Krankheiten im Unterleibe hervorbringen können, woraus die Hypochondrie ihren Urſprung nimmt? Wenn das lezte ſtatt finden ſolte; ſo müſte die Gemüthsart hypochondriſcher Perſonen am erſten eine Veränderung leiden, und jederzeit vor den Beſchwerden im Unterleibe vorhergehen. Es erfolgt aber gerade das Gegentheil. Solte die Vollblütigkeit dieſes Unheil ſtiften; ſo müſte ſie es auf die Weiſe thun, wie Boerhaave ſich die Sache vorgeſtellt hat, und ſolchergeſtalt ſcheint ſeine Meinung unter allen bisher bekannten am meiſten gegründet zu ſeyn. Ich zweifele indeſſen, daß ſie es allemal, ja daß ſie es auch nur in den meiſten Fällen ſeyn ſolte. Um hiervon einen Grund anzugeben, müſſen wir den Siz der Urſache noch etwas näher unterſuche. Unter den Eingeweiden im Unterleibe leidet anfangs der Magen und die Gedärme das meiſte, und am Ende der Hypochondrie findet man ſehr oft die Milz oder die Leber verlezt. Dieſer Ordnung zu Folge, mus die Urſache der Hypochondrie nothwendig zuerſt die Verrichtung des Magens und der Gedärme ſtöhren, bis ſie nach und nach immer weiter um ſich greift, und bei den übrigen Eingeweiden ein gleiches verrichtet. Wenn ſich ein Bauer recht dik gefreſſen hat, ſo iſt er einige Stunden nach dem Eſſen eben ſo elend und milzſüchtig, als ſein Prediger. Man nennt ihn nur nicht ſo, weil ſein Zufall von keiner Dauer iſt; ſondern wieder aufhöret, ſobald die Speiſen verdauet ſind. Solchergeſtalt mus die Urſache der Hypochondrie etwas ſeyn, wodurch die Verrichtung des Magens und der Gedärme auf eine lange anhaltende und fortdauernde Art in Unordnung geſezt wird; und ich behaupte ohne Bedenken, daß alles dasjenige, was die Verrichtung des Magens und der Gedärme lange und anhaltend in Unordnung ſezt, eine von den allergewöhnlichſten erſten hinreichenden Urſachen der Hypochondrie ſey. Wenn das Geblüt im Unterleibe keinen freien Umlauf hat, ſo iſt offenbar, und ſchon ſehr oft erwieſen, daß die Bewegung des Magens und der Gedärme unordentlich von ſtatten gehen müſſe. Die groſſe Menge von Blutgefäſſen, welche ſich in dieſen Canälen vertheilen, machen es nothwendig, daß ſie zuerſt die ſchlimmen Wirkungen des ſtokenden Geblüts empfinden; und wenn endlich die andern Eingeweide daran Theil nehmen, ſo iſt gar nicht zu verwundern, warum die Verlezungen derſelben den Beſchlus der Krankheit machen. Dieſe Urſache ſcheint mir ſehr allgemein zu ſeyn: allein nichts deſtoweniger iſt ſie ganz gewis nicht die einzige, die die Verrichtung der Gedärme auf lange Zeit in Unordnung bringen kan. Alles, was den Leib zu ſehr entkräftet: das allzu ſtarke Nachſinnen, die Ausſchweifungen in der Liebe; alles was die Verdauung der Speiſen verhindert: das allzu häufige Auswerfen des Speichels, beſonders nach Tiſche, bei ſtarkem Tabakrauchen; alles, was den Magen verdirbt: der tägliche Gebrauch ſchlechter Weine und unverdaulicher Speiſen, u. ſ. w. wenn man lange damit anhält, mus die Hypochondrie unvermeidlich nach ſich ziehen. Wie aus einer verdorbenen Verrichtung des Magens und der Gedärme Blähungen, Drüken, Colikſchmerzen, ſchwere Verdauung, Ekel, Erbrechen, Verſtopfungen des Leibes, aus dieſen allen Beängſtigungen auf der Bruſt, Herzklopfen, Kopfſchmerzen, Schwehrigkeit der Glieder, Abwechſelungen von Hize und Froſt, allerhand Zuſammenziehungen, Schwermuth, ja endlich Raſerei, und der Tod ſelbſt, entſtehen, iſt alles einem Kunſtverſtändigen ſehr leicht möglich, aus einander herzuleiten: und blos die Verſchiedenheit derjenigen Urſachen, welche durch die Länge der Zeit die Verrichtung des Magens und der Gedärme verdirbt, verurſacht, daß bei dem einen die Hypochondrie dieſe, und bei dem andern jene Wirkungen nach ſich zieht, und eine andere Rolle ſpielet. Wenn die Bewegung des Geblüts im Unterleibe gehem̄t wird, wie es bei denen geſchieht, die allzu dikes Blut haben, und beſtändig ſizen; ſo kommen die Bewegungen auf die güldne Ader, und das von ihrer Unterbrechung herrührende Aſthma, und endlich Melancholie und Verlezungen der Eingeweide des Unterleibes zum Vorſcheine. Wenn ein beſtändiger Genus ſchlechter Weine, oder auch ein allzu häufiger Gebrauch guter Weine die Verrichtung des Magens und der Gedärme hindert; ſo findet man öfters, daß ſolche Leute zwanzig und mehrere Jahre nur beim erſten Grade der Hypochondrie ſtehen bleiben, ohne daß ſich ihr Zuſtand merklich verſchlimmern ſolte. Eine ähnliche Bewandnis hat es mit den übrigen Fällen. Hieraus läst ſich alſo begreifen, warum nicht alle Milzſüchtige Bewegungen auf die güldne Ader haben; warum nicht alle an Verlezungē der Eingeweide ſterben; warum einige in wenig Jahren an der Hypochondrie das Leben einbüſſen; warum andere viele Jahre damit hingehen, ohne ſchlimmer zu werden; warum einerlei Arzneien dem einen vortreflich, dem andern ſehr ſchlecht bekommen; warum das Aderlaſſen manche im geringſten nicht erleichtert, andere aber recht wunderbar geſchwind geſund macht; warum ſich faſt alle hypochondriſche Perſonen nach Tiſche am ſchlechteſten befinden; warum viele das allergeſundeſte Blut haben; warum einigen auch ſogar die tägliche Leibesbewegung kein Genüge thut; warum das Faſten öfters auſſerordentlich gute Wirkungen ſtiftet, ꝛc.

Wir wollen nunmehro einige Betrachtungen anſtellen, welche zur Anleitung dienen können, wie man ſich bei der Heilung deſſelben zu verhalten habe. Es iſt eine ungegründete und vergebliche Hofnung, wenn man ſich einbildet, daß man mit allen Hypochondriacis nach einer allgemeinen Methode verfahren könne. Alle Krankheiten laſſen ſich, in Abſicht der Art und Weiſe, wie ſie geheilt werdē können, in zweierlei Gattungen eintheilen. Einige rühren beſtändig von einer und eben derſelben nähern Urſache her: andere können von ganz verſchiedenen nähern Urſachen ihren Urſprung nehmen. Der erſtern ſind, wie leicht zu erachten iſt, die wenigſten. Hieher gehört z. E. das wahre Seitenſtechen, (Pleuritis,) und alle andere Entzündungsſchmerzen, die jederzeit eine Entzündung desjenigen Theils, worinn ſie wüten, zur nähern Urſache haben. Wider ſolche Krankheiten allein kan man eine beſtändige und allgemeine Methode vorſchreiben, und dieſe ſind es allein, worinn ſpecifiſche Mittel möglich ſind, wofern man unter ſpecifiſchen Mit-

teln

keln ſolche verſteht, die in gewiſſen Krankheiten jederzeit helfen, oder doch jederzeit eine merkliche Erleichterung ſtiften. Diejenigen Krankheiten hingegen, die nähere Urſachen von ganz verſchiedener Natur haben können, ſind keiner allgemeinen Methode fähig, und man ſchmeichelt ſich ohne Grund, ſpecifiſche Mittel wider ſie zu erfinden. Daher würde es in der Praxi ein ſehr nüzliches Unternehmen ſeyn, wenn man alle Krankheiten nach dieſem Unterſchiede durchgienge, und diejenigen, welche einer beſtändigen Methode fähig ſind, von denen unterſcheiden lehrte, deren Urſachen von entgegen geſezten Naturen ſeyn können. So iſt es, unter vielen andern, auch mit der Cur der Hypochondrie beſchaffen. Das Wort Hypochondrie iſt von eben der Art, als die Wörter: Krankheit, Flüſſe, Schmerzen ꝛc. Es iſt ein allgemeines Wort, das eine gewiſſe Art von Begebenheiten anzeiget, die ſich in thieriſchen Körpern ereignen, und das nur dieſer ganzen Art oder Gattung, aber keiner von allen den einzelnen Begebenheiten zugeſchrieben wird, die unter dieſe Gattung gehören. Da nun alſo die Hypochondrie eigentlich nicht den Namen einer einzelnen unnatürlichen Begebenheit in unſerm Körper verdienet, ſondern der Name einer gewiſſen gewöhnlichen Reihe von Krankheiten iſt, die aus der verlezten Verrichtung des Magens und der Gedärme nach und nach ihren Urſprung nimmt; ſo beſteht die wahre Cur der Hypochondrie eigentlich in zweenen ganz unterſchiedenen Methoden. Die erſte Methode iſt diejenige, nach welcher man die einzelnen Theile der Hypochondrie, jeden für ſich, zu heilen trachtet, ohne ſich an ihre Verknüpfung zu kehren. Ich führe ſie blos darum zuerſt an, weil ſie die gemeinſte iſt. Ein Hypochondriacus klagt allemal unter allen ſeinen zuſammenhängenden Beſchwerden diejenige an, welche ihm am empfindlichſten iſt. Ein Arzt vom gemeinen Schlage curirt gemeiniglich auf nichts anders, als was der Kranke ſelbſt angiebt. Die andere Methode iſt die vernünftigſte. Wer die Hypochondrie heilen ſoll, ſchreibt ein berühmter Doctor, der ſoll ſeinen Kranken von einer Kette von Ubeln befreien, davon jedes Glied ein beſonderes Ubel iſt, das aber mit den übrigen zuſammenhängt. Wenn man aus dieſer Kette dieſes und jenes Glied heraus nimmt, ſo wird zwar die Ordnung aller Zufälle unterbrochen, aber der Kranke wird nur von einem einzigen befreiet, und er mus übrigens ſeine Kette noch immer fortſchleppen. So verhält ſichs mit der erſten Methode. Kommt aber ein vernünftiger Helfer dazu, der die Ordnung der Ubel einſieht, womit der Kranke geplagt wird; ſo hebt er nur das erſte Glied der Kette aus, damit die ganze Laſt auf einmal zu Boden fallen möge. So iſt die andere Methode. Man ſuche alſo den erſten Zufall auf, der diejenige Reihe von Beſchwerlichkeiten nach ſich zieht, welche man mit dem Namen der Hypochondrie belegt. Man kan leicht erachten, daß hier die Schwierigkeiten erſt recht angehen. Denn ob ich gleich oben erwieſen habe, daß der Anfang der hypochondriſchen Beſchwerden im Magen und in den Gedärmen ſey, ſo iſt doch dieſes weiter nichts, als das erſte Glied in der ganzen Reihe, aber noch nicht der Nagel, an den ſie befeſtiget iſt. Ich habe ſchon in der Abhandlung von den Urſachen der Hypochondrie erinnert, und hier wiederholet, daß dem ungeachtet die Urſache der Hypochondrie in ganz etwas andern, als in dem Magen und in den Gedärmen ihren Siz haben könne. Es kan ein dikes Geblüt, das in den Blutgefäſſen des Magens und der Gedärme keinen freien Umlauf hat, dieſe langſame Unordnung in den Verrichtungen dieſer Theile anrichten; es kan ein Fehler der Nerven die Schuld davon haben; es können langwierige Leidenſchaften allein dazu hinreichend ſeyn. Man hat Exempel, daß das viele Auswerfen des Speichels die Hypochondrie im erſten Grade erzeugt hat. Alles, was den Nervenſaft verzehret, oder in eine unordentliche Bewegung ſezt, beſonders das lange Wachen und das ſtarke Meditiren, legt den Grund zu dieſer Krankheit. Kurz, es giebt hundertfältige Urſachen, welche derjenigen Reihe von Ubeln ihren Urſprung geben können, die unter dem Namen der Hypochondrie bekannt iſt, und die allemal in den Verrichtungen des Magens und der Gedärme ihren Anfang nimmt. Nunmehro werden meine Leſer genungſam einſehen, wie vergeblich es ſey, eine einzige allgemeine Methode vorzuſchreiben, nach welcher man ſich bei der Cur der Hypochondrie richten ſoll. Wie wäre es wohl möglich, ein allgemeines Verfahren feſt zu ſezen, das ſich für jede von dieſen verſchiedenen Urſachen ſchiken ſolte. Eine ausführliche Methode, die Hypochondrie zu heilen, mus ein Verzeichnis ſehr vieler Methoden ſeyn, Krankheiten von ganz verſchiedener Art zu heilen, und ich würde alſo ſtatt dieſer Abhandlung ein ganzes Buch ſchreiben müſſen, weñ ich auch nur die vornehmſten Methoden, die Hypochondrie zu curiren, hier anführen wolte. Ich rede aber hier von ſolchen Methoden, nach welchen man das Ubel in ſeiner Urſache angreift, und ſich nicht blos begnügen läſt, einige beſchwerliche Zufälle deſſelben zu tilgen. Dieſes lezte beobachtet man faſt jederzeit bei den gemeinen und gewöhnlichen Methoden, die Hypochondrie zu curiren. Ob nun gleich hierdurch das Ubel nicht aus dem Grunde gehoben wird; ſo iſt es doch in vielen Fällen nothwendig, dem Kranken dieſes oder jenen Zufalls wegen eine Erleichterung zu verſchaffen, und daher kan es nüzlich ſeyn, wenn man wenigſtens, dieſe Methode auf eine behutſame und vernünftige Art zu gebrauchen weis. Es iſt ſchon vor ſich klar, daß man deſto unglüklicher in der Bemühung ſeyn werde, die hypochondriſchen Zufälle zu lindern, je weiter man ſich von ihrer wahren Quelle entfernet. Je näher man hingegen zu ihr zurük kehret, deſto mehr Ubel werden auf einmal gelindert, indem man die fruchtbare Mutter ſo vieler andern bändiget. Daher wird ſich das Geheimnis erklären laſſen, warum die meiſten Aerzte, wenn ſie die Hypochondrie curiren ſollen, zu ſolchen Arzeneien ihre Zuflucht nehmen, die der Verrichtung des Magens, und der Gedärme zu Hülfe kommen. Denn die Erfahrung lehret ſie, daß dieſe Arzeneien den hypochondriſchen Beſchwerden am beſten, ſchleunigſten und am dauerhafteſten abhelfen. Iſt aber dieſes nicht ein neuer Beweis des Sazes, daß dieſes die Eingeweide ſind, in welchen die Hypochondrie ihre erſte Niederlage hält? Wenn die hypochondriſchen Beſchwerden auf das allerunbändigſte wüten, und Leib und Gemüth beinahe darunter erliegen, ſo thun öfters einige erweichende Medicamenten rechte Wunder, indem ſie die groben Unreinigkeiten und Winde abführen, und die Zuſammenziehungen in den Gedärmen auflöſen. Die beiden berühmten Praktici, Hofmann und Stahl, haben eine Art Pillen erfunden, die ſie unter dem Namen balſamiſcher Pillen in der Hypochondrie ausnehmend anpreiſen. Aber was macht es? Dieſe Arzeneien führen ohne alle heftige Wirkung ab, zertheilen die Winde, und ſtärken die feſten Theile des Magens und der Gedärme. Alle Magenſtärkende Arzeneien, und viele, die man unter dem Namen von Carminativarzeneien verordnet, haben keine andere, als dieſe Wirkung. Nimmermehr würde der Gebrauch der Brunnen den Hypochondriacis ſo heilſam ſeyn, wenn dieſe Waſſer nicht die Eigenſchaften beſäſſen, den Magen und die Gedärme zu reinigen und zu ſtärken. Oefters kan kein Opium das entſezliche Drüken in der Herzgrube beſänftigen; hingegen haben es Hofmann und Stahl mit ihren Pillen oft gleichſam in einem Augenblike gehoben. Es giebt Hypochondriacos, die ganzer zwölf Jahre alle Nacht um zwei oder drei Uhr von dem Drüken vor dem Magen ſind aufgewekt worden, ſo daß ſie keine Nacht ganz ruhig zugebracht haben. Es iſt erſtaunend, daß man ihnen mit einem Digeſtivpulver aus einem Mittelſalze und abſorbirenden Mittel völlig geholfen hat, das ſie alle Abend beim Schlafengehen zu zehn Gran haben einnehmen müſſen. Die Aerzte, die aus einem ſectiriſchen ungereimten Eigenſinne keine Arzenei verordnen wollen, die entweder der Anführer der Stahlianer, oder der teutſche Boerhaave, Hofmann, erfunden hat, bedienen ſich in ſolchen Fällen, ſtatt dieſer Pillen, des Rhabarbers mit etwas präparirten Weinſtein ebenfalls mit erwünſchtem Erfolge. Nachdem auch Herr Böhmer der Caſcarillrinde ihre verdiente Lobrede gehalten, hat man dieſe öfters mit zu den Digeſtiven genommen, und ſie verſchaft nicht ſelten ungemeine Erleichterungen. Zuweilen hat man die ganze Laſt der Hypochondrie glüklich dadurch erleichtert, daß man durch eingenommene 5. Bitterſalz, verhärtete und zähe Unreinigkeiten im Magen und den Gedärmen erweicht und abgeführt hat. Noch glüklicher iſt ſolche öfters durch eine wohl angeordnete Sauerbronnenkur gehoben worden. Sprechen aber nicht alle dieſe Erfahrungen aus einem und eben demſelben Tone? Sagen ſie uns nicht, daß wir der Krankheit wenigſtens ſehr nahe ans Herz greifen, wenn wir die verdorbene Verrichtung des Magens und der Gedärme wieder herſtellen? Eine regelmäſſige Lebensordnung iſt zu dem Ende erfunden worden, damit man dadurch alle Arten von Krankheiten vorbeugen ſoll. Daß ſie aber auch zur wirklichen Heilung der Krankheiten auſſerordentlich viel beitrage, erhellet daraus, weil man in keinem Falle die Regeln der Lebensordnung unglüklicher übertritt, als wenn man krank iſt. Weil ich nun, der Kürze halber, unmöglich alle Methoden hier erzählen kan, wie man die Hypochondrie nicht blos erleichtern, ſondern würklich aus dem Grunde vollkommen curiren kan, indem man die verſchiedenen Urſachen aus dem Wege räumet, die dieſe Krankheit veranlaſſen; ſo will ich, um dieſen Mangel zu erſezen, nur ſo viel noch ſagen, daß man keinen beſſern Entſchlus faſſen könne, um ſich von der Hypochondrie nach und nach gründlich zu befreien, als daß man eine regelmäſſige Lebensordnung führe, und ſich Zeit Lebens nichts davon abwendig machen laſſe. Hierdurch wird man verhindert, daß ſich nicht immer neue Urſachen zu Krankheiten in dem Körper erzeugen, und die alten, die noch vorhanden ſind, werden nach und nach verſchwinden, theils weil ſie keinen Zuwachs mehr bekommen, und gröſtentheils, weil eine genaue Lebensordnung, die auf nichts anders abzielet, als alle Theile des Leibes in der gehörigen Proportion der Kräfte zu erhalten, um ihre Verrichtungen würken zu können, keine unnatürliche Materien oder Bewegungen in unſerm Körper duldet, die ſie nicht durch die Länge der Zeit gänzlich vertilgen ſolte. Hierdurch ſeze ich vielleicht viele in den Stand, ſich vollkommen gründlich von ihrem Übel zu heilen, ja zugleich allen neuen Anfällen deſſelben vorzubeugen. Daß dieſes keine leeren Verſprechungen ſind, ſolches kan man mit tauſend Beiſpielen beſtätigen, und wenn man nur ein Jahr die rechte Lebensordnung fortſezen will, ſo wird man es gewis durch ſein eigenes Beiſpiel beſtätigen können. Man wird vielleicht fürchten, daß ich die Lebensordnung vorſchreiben möchte, die ärger wäre, als die Hypochondrie ſelbſt. Allein, man wird ſich in dieſem Falle ſehr betrügen. Es fordert nichts, als was jedermann bequem ausrichten kan, wenn er nur will. Man ſoll ſo viel als möglich in einer reinen geſunden Luft leben. Wir haben von der Nothwendigkeit dieſer Regel, und wie ſie beobachtet werden könne, ſchon mehr mals in dieſen auserleſenen Sammlungen gehandelt; wie dann im 2ten Theil, p. 244. und im 3ten Theil p. 263.; was mehrers zu finden iſt; insbeſondere aber p. 47. in eben dieſem Theil, allwo von dem luſtigen Verhalten des Geſunden und Kranken eine phiſicaliſche und medicinische Abhandlung geliefert worden. Man ſolle ferner mäſig eſſen und trinken. Nicht, daß man die Speiſen wählen ſolle; ſondern man ſolle ſich nicht überladen. Referendario II. p. 207. & I. p. 264. Man ſoll täglich wenigſtens drei- bis viermal ſo viel an Gewichte trinken, als man iſt. Wie man ſich des Weins zu bedienen habe, iſt ſchon anderwärts in dieſen Blättern gelehrt worden. Man ſoll nicht zu wenig und nicht zu viel ſchlafen. Mit acht Stunden kan ein erwachſener geſunder Menſch völlig zufrieden ſeyn. Man ſoll ferner täglich ſeinen Leib bewegen. Wie dieſes geſchehen müſſe, habe wir ſchon öfters in dieſem Werk ausführlich gemeldet. Man ſoll ſich keine Leidenſchaften ſo ſehr bemeiſtern laſſen, daß man die Menſchheit dabei hintanſezet. Man ſoll nicht zu viel meditiren. Man ſoll ſich in der Kleidung wohl vorſehen, damit man nicht dieſes oder jenes Eingeweide, oder einen andern Theil entweder gar zu ſehr ausſeze, oder in ſeiner Verrichtung hindere. Hiervon ſolle auch in dieſen Blättern eine ausführliche Kritik folgen. Endlich ſoll man alle Tage dahin bedacht ſeyn, die nöthigſten Ausführungen zu beförderen. Bei allen ſollen die, ſo an natürliche Blutflüſſe gewöhnt ſind, beſtändig ſorgen, daß ſie gehörig unterhalten werden, und die, ſo ſich durch die Kunſt Blut abzapfen laſſen, müſſen ebenfalls dieſe Gewohnheit, wenigſtens die erſten Jahre, ſelbſt bei dieſer Lebensordnung, beibehalten. Ich kan noch einen Rath geben, der würdig iſt, in Acht genommen zu werden. Man ſoll Krügers Diät leſen. Dieſes Buch iſt für die Fähigkeit aller Menſchen geſchrieben. Es enthält die Regeln der Lebensordnung vollſtändiger, als viele andere; es fordert keine unmögliche Sachen; es preiſet die Regeln, nach Proportion ihrer Nüzlichkeit an, und es iſt ſo geſchrieben, daß man aus Vergnügen über die Vorſchriften Luſt bekommt, darnach zu thun. Desgleichen iſt was beſonders in unſerm, in allen nöthigen Wiſſenſchaften nüzlichen Tollmetſcher unter dem Artikel Diät, von pag. 172. bis 189. hievon angeführt worden; welches ſich hieher ſchiket, und wohl verdient, nachgeſchlagen, und zum beſten der Geſundheit, als was Heilſames nachgeahmet zu werden. Es giebt indeſſen Leute, die ihre Bequemlichkeit, oder ich will lieber ſagen, ihren Eigenſinn ſo hoch treiben, daß ihnen auch dieſe leichte Lebensart zur Laſt wird. Dieſe verdienen, daß ſie mit Tropfen, Pulvern, Pillen und Clyſtieren ſo lange geplaget werden, bis ſie zur Erkenntnis kommen.

Es wird indeſſen nicht undienlich ſeyn, wann wir die Methode zu curiren, aus des Heiſters mediciniſchen Handbuch mit wenigen anführen. Er ſagt: Im Paroxysmo oder Anfall dieſer Krankheit mus man vornehmlich den Leib, wenn er nicht offen, durch eine gelinde Purganz, ſonderlich von dem Engliſchen oder Böhmiſchen Salze, eröfnen, und beſtändig, wenn er ſich wieder verſtopfet, durch gelinde Mittel offen halten. Hernach mus man die zähen Säfte zertheilen, und die Zufälle verringern, welches geſchiehet durch die ſalia media oder digeſtiva, als da iſt der tartarus vitriolatus, tartariſatus, arcanum duplicatum, oder das ſal abſinthii mit dem Zinnober und lapidibus cancrorum, welche mit dem acido tartari oder citri geſättiget ſind, welches man täglich 3. bis 4. mal in einem bequemen Waſſer nehmen kan; oder der liquor terræ foliat. tartari zu 40. 60. Tropfen früh in Thee. Womit man eine Weile nebſt mäſiger Diät, dünnen und genugſamen Getränke, und hinlänglicher Bewegung des Körpers anhalten mus. Und wenn dieſes im Paroxysmo nicht hinlänglich iſt, ſo kan man noch die *eſſentiam millefolii* oder *adianthi albi*, oder einen Thee davon öfters gebrauchen laſſen, worauf die Patienten gemeiniglich bald groſſe Linderung empfinden.

Auſſer dem Anfall oder *Paroxysmo*, ja im Paroxysmo ſelbſt, wenn er ſehr heftig, oder auch, wenn er ein wenig nachläſt, mus man 1) das dike Geblüt verringern durch eine Aderlas, ſonderlich am Fuſſe, welches man hernach gegen die Æquinoctia, (Tag und Nacht gleich) oder bei ſehr vollblütigen noch öfter wiederholen mus. 2) Das dike und zähe Geblüt mus man zertheilen, welches am beſten geſchiehet durch eine bequeme Diät, mäſſige, dünne und leicht zuverdauende Speiſen, dünnes genugſames Getränke, und durch öftere und mäſſige Bewegung. Hierzu dienen auch noch die Pulver und Thee von Erdgewächſen, vornehmlich von zertheilenden Wurzeln und Kräutern, als von der rad. irid. flor. chorei, caryophyllatæ, taraxaci, pimpinellæ albæ vincetoxici, apii, ari, hb. fumariæ, ſcolopendriæ, linguæ cervinæ, hepaticæ, capilli veneris, adianthi albi, card. bened. meliſſæ, flor. millefolii, nebſt gelinden Gewürzen, als Zimmet, caſſia caryophillata, cort. culiſabani, ſantalo citrino, ſchœnantho, aniſo ſtellato, ſaſſafras &c. Hierin kan man allezeit etwas einnehmen von der tinctura tartari, tinctura antimon. tartariſata, liquore terræ fol. tartari, eſſentia cort. aurantiorum, pimpinellæ, ſcordii, gentianæ, helenii, abſinthii und dergleichen bittern Eſſenzen, darzwiſchen aber zuweilen, oder gegen Abend, ein obbelobtes Digeſtiv-Pulver. Anbei mus man auch dann und wann gelinde laxiren, (wenn es nöthig) mit einem Tränkgen von Rhabarber und Sennesblätter, oder mit den pilulis gummoſis *Sylvii*, pilulis tartareis *Bontii* oder *Quercentani*, oder *Beccheri*, oder mit unſern Polychreſtpillen, oder mit dem Engliſchen oder einem andern bittern Purgierſalz, wovon man die gehörige doſin nach jeder Natur einrichten mus.

Wenn alſo die ſchwerſten Zufälle gehoben, ſo mus man auch den geſchwächten Theilen wieder Kräfte zu geben bedacht ſeyn. Dazu dienen die gelinden martialia, als die tinctura vitrioli martis, tinctura martis cydoniata oder die mixtura von dem ſpiritu C. C. und der tinctura tartari, oder der crocus martis, oder ſelbſt die ganz feine limatura martis zu 5. bis 8. Gran, allein, oder mit einem halben Scrupel von einem angenehmen elæoſaccharo, z. E. von Zimmt, oder mit einem bittern Extracto als Pillen formiret, früh und Abends zu gebrauchen. Vor allen aber dienen die martialiſchen Geſundbrunnen, als der Pyrmonter, Eger, oder bei ſchon alten Perſonen, der Selzer, wenn ſie, wie oft gedacht, in rechter Ordnung und Menge getrunken werden. Ja es werden jezt dieſe Martialia in der ſtärkſten Milzbeſchwerung ſehr oft mit groſſem Nuzen gebrauchet, und ſind in Teutſchland unter dem Namen der Stahlcuren ſehr bekannt und berühmt.

Die beſte Präſervation dieſer Krankheit beſtehet in einer ſehr mäſſigen Diät, dünnem und genugſamen, wäſſrigen Getränke, beſonders von Molken. (*) ferner in fleiſſiger Bewegung, Mäſſigung im Studiren, ſonderlich des Nachts, wie auch durch öfters Aderlaſſen gegen die Æquinoctia. Wer dieſes fleiſſig beobachtet, wird nicht leicht mit der Milzbeſchwerung befallen werden. Bei vielen hilft der rechte Gebrauch der Geſundbrunnen, ſonderlich im Sommer, ſowohl zur Cur als präſervative ſehr viel. Wie die Sauerbrunnen Cur anzuſtellen? Und was dabei zu gebrauchen, wird der geneigte Leſer in dieſem Theil ausführlich finden. In unſerm erſt-gedachten Dollmetſcher iſt hievon auch, und zwar unter dem Artikel Malum hypochondriacum, kürzlich was gehandelt worden. Und in dem 5ten Theil dieſes unſeres Referendarii, ſind viele neue Entdekungen dieſer Krankheit befindlich, die, nach der Pathologie, was mehreres an Handen geben, daraus viele verborgene Anfälle dieſes Ubels erkannt werden können.

Vom rechten Gebrauche der Gemüthskräfte, in Abſicht der Geſundheit.

Wie genau die Seele mit dem Leibe zuſammenhänge, iſt allen Menſchen bekannt. Weil ſich aber dieſer Zuſammenhang bei den Gemüthsbewegungen beſonders deutlich zeiget, ſo mag es wol daher gekommen ſeyn, daß man ſie in der Lebensordnung alleine eingeführt hat. Wenn man aber bedenkt, daß die Leidenſchaften nur Arten gewiſſer Handlungen der Seele ſind, und daß nicht etwa nur eine gewiſſe Art der Vorſtellungen mit ge-

wiſſen

(*) Dies bekräftiget auch Friedrich Hofmann mit ſeiner Erfahrung in einer diſſert. de ſeri lactis virtute, wie auch in ſeinen andern Schriften.

wiſſen Bewegungen des Körpers, ſondern daß die ganze Seele ſelbſt mit dem Leibe verbunden ſey; ſo läſt ſich leicht begreifen, daß keine Gedanke in jener entſtehen könne, der nicht ſowol ſeinem Urſprunge, als ſeinen Wirkungen nach mit dem Körper auf das genaueſte zuſammenhängen ſolte. Wer hiervon überzeugt iſt, der kan ſich auch leicht einbilden, daß man ſeiner Seele eben nicht viel trauen müſſe, wenn man recht geſund ſeyn will. Sie verbraucht zu ihren Gedanken

Den feinen Saft, der in den Nerven flieſſet,
Und in das Fleiſch Kraft und Empfindung gieſſet,
Woraus ſie ſich, durch uns verborgne Kraft,
Begriffe wirkt und Wiſſenſchaften ſchaft.

Dieſes ſubtile flüſſige Weſen iſt uns aber zur Erhaltung unſerer Geſundheit ſo unentbehrlich, daß man um des kleinen Vorzugs willen, zu denken, der ohnedem ſo viel als nichts bedeutet, durchaus nicht zu viel davon an die Seele überlaſſen mus. Zu allem Unglüke kenne ich dieſes flüſſige Weſen eben ſo wenig, als die eigentliche Beſchaffenheit unſerer Seele, und daher kan ich meinen Leſern keine mathematiſche Demonſtration davon liefern, daß man nicht denken müſſe; welches auch überhaupt nicht nöthig iſt, da die meiſten Menſchen einen natürlichen Abſcheu dagegen haben. Es giebt indeſſen einige wenige, die das Nachdenken als eine edle Beſchäftigung anſehen, und jenem vornehmen Officiere nicht ähnlich ſind, der, als man ihn fragte: ob ſeine Söhne nichts lernen ſolten? zur Antwort gab: Nein, ſie ſollen keine Pedanten werden! Dieſe Pedanten, die freilich gegen einen Mann für nichts zu rechnen ſind, der ſchreien kan, daß es ein ganzes Regiment Soldaten hört; dieſen fleiſſigen Pedanten, doch ihnen nicht allein, nein, auch ihren vornehmen Gegnern, die nichts gelernt haben, und die, weil ſie Befehlshaber über viele Menſchen ſind, nicht wiſſen, was das ſey, ſeine eigenen Begierden und Leidenſchaften im Zaume zu halten, will ich hier Warnungen vorlegen, die keiner von ihnen vernachläſſigen wird, ohne den Schaden davon ſpät oder zeitig mit Reue zu empfinden.

Wer nie einen Profeſſor der Pſychologie mit Augen geſehen, noch weniger ſein Werk geleſen hat, der weis doch, daß unſere Seele zweierlei Kräfte, nämlich Verſtand und Willen, beſize. Unter dem erſten Worte iſt alles zu verſtehen, was wir empfinden, gedenken, wahrnehmen oder erkennen, gleichwie der Wille hier eben ſo viel heiſt, als eine jede Begierde oder Verabſcheuung. Man kan alſo ſowol die Erkenntniskräfte, als auch die Begierden und Verabſcheuungen der Seele dergeſtalt misbrauchen, daß ſie der Geſundheit nachtheilig werden. Laſt uns demnach zuerſt beobachten, wie dieſes bei den Erkenntniskräften geſchehen könne.

Der einzige Grundſaz, worauf alle Regeln dieſer Abhandlung beruhen, iſt der: Keine Kraft der Seele mus mehr, oder auf eine andere Art gebraucht werden, als die völlige Geſundheit des Leibes damit beſtehen kan. Wenn demnach die Erfahrung lehret, oder aus Gründen erhellet, daß gewiſſe Kräfte der Seele, wenn ſie auf dieſe oder jene Art gebraucht werden, die Geſundheit des Leibes unterbrechen; ſo iſt es nöthig, ſich vor dieſem Misbrauche zu hüten. Wir wollen die Anwendung hiervon bei allen Vermögen der Seele machen.

Unter den Erkenntniskräften ſind die äuſſerlichen Sinne zuerſt unſerer Aufmerkſamkeit würdig. Man mag die Begriffe des Lichts, des Schalles, der Salze ꝛc. von der ſchöpferiſchen Kraft der Seele ſelbſt, oder von den Gliedmaſſen der Sinnen allein, oder auch von beiden zugleich herleiten; ſo bleibt doch ſo viel allemal gewis, daß wir von allen dieſen Sa chen nimmermehr Begriffe erlangt haben würden, wenn wir nicht geſunde Gliedmaſſen der Sinne beſaſſen. Ja was noch mehr iſt, ſo verſchwinden alle dieſe Begriffe in unſerm Geiſte, ſo bald ſich die Gliedmaſſen der Sinne nicht im gehörigen Stande befinden. Ob nun zwar gleich jede Vorſtellung in der Seele gewiſſe Inſtrumente im Köper haben mus, die mit ihnen übereinſtimmig wirken; ſo haben doch hierinn die Empfindungen etwas vor allen andern Vorſtellungen voraus, daß ſich ihre Gliedmaſſen auf der Oberfläche des Körpers befinden, daß ſie ſo zu ſagen unmittelbar an die groſſe Welt anrühren, und der Seele die Ausſicht in dieſelbe verſchaffen. Nirgend ſcheint die Seele ſich weiter von dem Innerſten ihrer Wohnung heraus begeben zu haben, als wenn ſie in den Gliedmaſſen der Sinne beſchäftiget iſt: denn unter dem Tumulte der Empfindungen verliehrt ſie ſich am erſten aus ſich ſelbſt. Dieſe Gliedmaſſen der Sinne ſind zugleich die edelſten Theile unſers Körpers, und wenn man den Begrif einiger Weltweiſen von einer eingefleiſchten Seele nicht für übertrieben hält, ſo könnte man wohl behaupten, daß die Nerven in alle Theilchen des Körpers Seele hineinführen, und eigentlich die Inſtrumente der Einfleiſchung wären. Solchergeſtalt läſt ſich leicht begreifen, daß auf den rechten Gebrauch der Empfindungen auſſerordentlich viel ankomme, und daß keine Art der Vorſtellungen ihre Wirkungen ſo ſchnell und gewaltig in dem Körper äuſſere, als ſie. Daher iſt es vor allen Dingen nöthig, Regeln vorzuſchreiben, wie man ſich der Empfindungen auf eine ſolche Art bedienen ſoll, daß dadurch der Geſundheit des Leibes kein Eintrag geſchehe. Man kan in dieſer Abſicht folgende allgemeine Regeln an die Hand geben.

1. Man mus ſich vor allzu lebhaften Empfindungen hüten, oder ſich derſelben doch wenigſtens mäſſig und behutſam bedienen. Allzu lebhafte Empfindungen ſind ſolche, die der Seele ſelbſt, vermöge ihrer Stärke, beſchwerlich fallen. Da ſie nun ſolchergeſtalt gewiſſermaſſen eine Krankheit der Seele wirken, dieſe aber in keinem Falle ohne eine Krankheit des Körpers zugleich ſtatt finden kan; ſo iſt klar, daß dergleichen Empfindungen der Geſundheit nachtheilig ſeyn müſſen. Es iſt ſchwer, unter der Menge von Beiſpielen, die dieſes beſtätigen, eines zu wählen. Wie viele Exempel ſind nicht vorhanden, daß Leute von einem ſchnellen Blize ihr Geſicht; von einem nahen heftigen Knalle ihr Gehör; von allzu heiſſen oder ſcharfen Speiſen den Geſchmak; von einem abſcheulichen Geſtanke, oder von ſehr ſcharfen Ausdünſtungen, den Geruch, und von einem heftigen Schlage das Gefühl verlohren haben? Noch mehr. Wie oft hat nicht ein ſchneller heftiger Schmerz Ohnmachten, Convulſionen, Schlag- und Lähmflüſſe hervorgebracht? Kurz, man kan kein Exempel aufweiſen, da nicht eine ſehr gewaltige lebhafte Empfindung gefährliche Folgen für den Körper nach ſich gezogen hätte. Ob es nun gleich unwiderſprechlich gewis iſt, daß wir in vielen Fällen nicht die Gewalt haben, dergleichen lebhafte Empfindungen von uns abzulehnen; ſo mus man doch bekennen, daß man ſie in eben ſo vielen Fällen würde vermeiden können, wenn man nur glaubte, und überzeugt wäre, daß ſie der Geſundheit ſehr nachtheilig ſeyn könnten. Daher haben wir in der Abhandlung von Gewittern den Rath gegeben, Lichter anzubrennen, um das Auge vor der ſchnellen und lebhaften Empfindung des Blizes zu beſchüzen. Es giebt ähnliche Fälle genug, da man ſich auf gleiche Art verwahren könnte, und da es blos einer Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit zugeſchrieben werden mus, daß man es nicht thut. Man darf auch nicht glauben, daß dieſes nur von den unangenehmen lebhaften Empfindungen zu behaupten wäre. Nein. Die allerangenehmſten ſind uns eben ſo gefährlich.

Kürzt nicht die Wolluſt uns die kaum gefühlten Tage,
Um deren Roſenbett ein naher Donner blizt?

Ein diätetiſcher Schriftſteller könnte eine ganze Reihe Regeln aus den Geſezen der Natur der Empfindungen herleiten, um zu zeigen, wie man die allzu lebhaften Empfindungen vermeiden müſſe. Hier iſt es unmöglich, ſich in dieſe Betrachtungen tiefer einzulaſſen.

2. Man mus verhüten, daß gewiſſe Arten von Empfindungen nicht gänzlich unterdrükt werden. Die äuſſern Empfindungen ſind eben ſo viele Aerzte, die tauſend unglükliche Zufälle von uns abwenden, indem ſie uns davor warnen.

Im weichen Mark der zarten Lebensſehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der wider einen Feind,
Der, ſonſt wol unerkannt, uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerſtand.
In allen Arten Noth, die unſre Glieder fäulet,
Iſt Schmerz der bittre Trank, womit Natur uns heilet.

Auſſer dieſem zur Erhaltung der Geſundheit ſo unentbehrlichen Vortheile bewahret uns auch die Beobachtung dieſer Regel vor andern ſehr unglüklichen Zufällen. Es iſt bekannt, daß Leute ſich von dem Gefühle der freien Luft dergeſtalt abgewöhnet haben, daß ſie viele Jahre nicht einmal ein Fenſter ihres Zimmers haben eröfnen, noch viel weniger aber aus demſelben heraus gehen dürfen. Welcher Menge von Ubeln ſezt uns nicht dieſe Verabſäumung aus. Leute, welche lange Zeit in finſtern Gefängniſſen geſeſſen, und plözlich ans Licht geführet worden, ſind davon blind geworden: blos weil ſie gezwungen geweſen, den Einflus des Lichtes zu vermeiden, der allen Menſchen eine Quelle von tauſend Glükſeligkeiten iſt. Dieſes Beiſpiel beweiſet, daß man dieſe zweite Regel zugleich um der erſten willen beobachten müſſe. Aeltern ſehen daraus, warum ſie ihre Kinder nicht allzu zärtlich halten müſſen, damit ſie in ſolchen Empfindungen eine Fertigkeit erlangen, die ihnen im gemeinen Leben und unter den menſchlichen Geſchäften unvermeidlich iſt. Wenn es wahr iſt, daß uns die Gliedmaſſen der Sinne in der Abſicht gegeben worden, uns ihrer zu bedienen, ſo ſieht man wohl, daß es die Natur nicht ungeſtraft hingehen laſſen werde, wenn wir ihren Gebrauch verabſäumen. Dieſes lehren uns die Verſuche der unglükſeligen Heiligen, welche ſich von gewiſſen Arten der Empfindungen aus Frömmigkeit ganz abgewöhnen, und die um deſſe willen ganz eigenen Arten von Krankheiten ausgeſezt ſind. Unter dieſe Regel gehört die dritte, welche darinn beſteht, daß man

3. Die Sinnen nicht misbrauche. Ich verſtehe hier unter dem Misbrauche einen ſolchen Gebrauch derſelben, der ihren gänzlichen Verluſt nach ſich zieht. So haben ſich z. E. viele Menſchen durch den ſtarken Gebrauch des Schnupftabaks völlig um den Geruch gebracht; und ſo ſchwächt man alle Sinnen durch den Misbrauch hiziger Speiſen und Getränke, und durch die unmäſſige Wolluſt, indem man die Inſtrumente der Empfindungen dadurch ſchwächet, und endlich ganz untüchtig macht. In ſo fern iſt alſo jener Domherr zu loben, von dem der Herr von Hagedorn ſagt:

Er ſpart ſich dem gemeinen Weſen,
Und glaubet, was ein Alter ſchrieb:
Den Augen ſchadet vieles Leſen,
Und ſein Paar Augen iſt ihm lieb.

4. Die vierte Regel, welche ich hier geben will, faſt eine ganze Menge anderer in ſich, und beſteht darinn, daß man überhaupt alle ſchädliche und der Geſundheit nachtheilige Empfindungen gänzlich vermeiden ſoll. Der Sinn dieſer Regel iſt nicht, daß ein diätetiſcher Schriftſtel

ler alle Arten von Sachen erzählen ſoll, deren Empfindung der Geſundheit beſchwerlich fällt: denn nimmermehr würde er damit fertig werden, und würde er nicht überdem unter dieſer Regel faſt alles erzählen müſſen, wogegen in jeder Lebensordnung Regeln vorgeſchrieben werden? Ich will alſo hier nur ſo viel anzeigen, daß ein Lehrer der Geſundheit bei Gelegenheit dieſer Regel ſeinen Leſern ſagen ſoll, wie ſie ſich in den Stand ſezen können, alle Arten von Empfindungen zu vermeiden, oder wenigſtens zu vermindern. Es iſt wahr, man mus zu dem Ende die Seelenlehre verſtehen; allein, dieſe ſolte man ohnedem verſtehen, ehe man Doctor wird.

Die Einbildungskraft hat nach den Empfindungen den heftigſten Einflus in die Bewegungen unſers Körpers. Ihr allein hat man eine ganze Menge von Thoren zuzuſchreiben, die blos darum Thoren ſind, weil ſie ihre Geſundheit verlohren haben. Man hat in Abſicht ihrer eben dieſelben Regeln zu beobachten, die ſich für alle übrige Erkenntniskräfte ſchiken. Man mus allzu lebhafte, man mus ſchädliche Einbildungen vermeiden, und man mus dieſe Kraft der Seele im gehörigen Gange erhalten. Eine allzu lebhafte Einbildungskraft ſezt das Gehirn in eine ſolche Verfaſſung, die es haben mus, wenn man verrükt werden ſoll. Sie iſt zugleich die vornehmſte Quelle heftiger Leidenſchaften, deren Schade ſo gros iſt, daß man ihnen allein ein Capitel in der Diät gemacht hat. Die ſogenannten eingebildeten Kranken, welche man fälſchlich für ganz geſund hält, ob ſie gleich mehr im Kopfe, als in den übrigen Theilen des Leibes, leiden, beweiſen zur Genüge, wie weit eine verwöhnte Einbildungskraft einen treiben könne. Ob es nun gleich gewis iſt, daß dieſe Gemüthskrankheit mehrentheils aus einer ſchon ohnedem vorhandenen Krankheit des Körpers ihren Urſprung nehme; ſo vermehrt ſie ſich doch von Tage zu Tage, wenn man ihr nicht dieſen Zuwachs von Seiten der Seele her abſchneidet. Daher mus ein Arzt ſeinen Leſern in dem Capitel von den Gemüthskräften aus der Seelenlehre die Mittel vorſchreiben, wie ſie die Einbildungen erregen, unterdrüken, und in ihrer Gewalt haben können, damit ſie ſich derſelben in jedem vorkommenden Falle bedienen könnten.

Die Dichtungskraft, das Gedächtnis, der Wiz, die Scharfſinnigkeit, Vorherſehungs- und Vermuthungskräfte müſſen insgeſamt auf eben dieſelbe Art betrachtet werden; und man darf ſich gar nicht einbilden, daß die Regeln, wie man alle dieſe Gemüthskräfte gehörig im Zaume halten ſoll, in einer Lebensordnung am unrechten Orte angebracht würden, oder doch ſehr entbehrlich wären. Denn wer die Natur der Seele verſteht, wird wiſſen, wie viel alle dieſe Gemüthskräfte zu der Hervorbringung der Leidenſchaften beitragen, und daß man den Ausbruch dieſer leztern unmöglich verhüten kan, wenn man die ſie erzeugenden Kräfte nicht zu bändigen weis. Man ſoll aber in einer Lebensordnung lehren, wie man den Ausbruch ſchädlicher Leidenſchaften verhindern könne, und vielleicht iſt dieſes bisher aus keiner andern Urſache mit ſo ſchlechtem Erfolge geſchehen, als weil man die Erkenntniskräfte der Seele gar nicht dabei in Betrachtung gezogen hat.

Der Verſtand, als der adeliche Theil der Erkenntniskräfte, erfordert ebenfalls einen mäſſigen und vorſichtigen Gebrauch, wenn er der Geſundheit nicht höchſtnachtheilig ſeyn ſoll. Wie viele Gelehrte haben ſich durch unerſättliches Nachdenken nicht ſchon unglüklich gemacht? Wer weis nicht, daß die Algebra ſelbſt mit unter die Urſachen der Hypochondrie gehöre? Wie ſelten findet man einen Mann, der ſich der Neigung zum Studiren ohne Mäſſigung überläßt, der dabei einen geſunden Leib haben ſolte? Das macht, die Gedanken erfordern nicht allein Seelen- ſondern auch Leibeskräfte. Eben dieſe

Leibeskräfte aber ſind zugleich die Werkzeuge des thieriſchen Lebens in den Körpern, und man ſieht leicht, daß dieſe deſto mehr dabei verlieren müſſen, je mehr die Seele davon zu ihrer Nahrung anwendet. Daher ſind die Körper der Leute, die nicht denken, ſo vollſtändig und dauerhaft, und man mus geſtehen, daß es ſehr wohl zuſammen beſtehen könne, ſehr geſund zu ſeyn, und wenig Verſtand zu beſizen. Es iſt wahr, daß eine ſolche Geſundheit einem Freunde der Wiſſenſchaften mehr zur Laſt, als zum Vergnügen gereichet: aber es iſt auch wahr, daß ein groſſer Verſtand einem Ungeſunden diejenigen Vortheile nicht gewähret, welche er dadurch zu erlangen hoft. Man mus demnach den Herren Philoſophen die Mittel und Wege anzeigen, wie ſie ſich von der Studirſucht befreien können. Das nothwendigſte hierbei iſt, ihre Neigung zu mäſſigen. Dieſes geſchieht nicht durch vernünftige Vorſtellungen: denn hierdurch läſt ſich ein Philoſoph eben ſo wenig, als jeder anderer, von einer Neigung abbringen, die ihm einmal gefällt. Der Moraliſt wird immer zu früh kommen, ehe nicht die Hize der Neigung durch andere Mittel gedämpft iſt.

Denn folgen erſt der Trunkenheit
Der Uberlegung kalte Schlüſſe.
Wir küſſen voller Zärtlichkeit
Des trägen Wohlſtands todte Küſſe!

Man mus vielmehr ſeine Zuflucht zu empfindlichen Bewegungsgründen nehmen; man mus Trieben Triebe entgegen ſezen, und kurz, man mus die Kunſt verſtehen, eine Leidenſchaft mit Nachdruk zu unterdrüken. Dieſe Kunſt iſt ſo ſchwer, daß man ſich gar nicht verwundern mus, wenn man wahrnimmt, mit wie ſchlechtem Erfolge Aeltern ihre Kinder, oder Lehrer Untergebene, die ſich durch einen an ſich löblichen Fleis um ihre Geſundheit, ja ſogar um ihr Leben bringen, von ihrer ausſchweifenden Neigung zum Studiren abzugewöhnen ſuchen; ſo mus man das Schikſal der Menſchen bedauren, die bey ſo viel Wiſſenſchaft in nüzlichen Dingen ſo wenige Einſichten in die Gewohnheiten und Maximen ihrer eigenen Natur haben. Man hat ein Sprichwort, davon wenigſtens etwas wahr iſt: daß allzu frühzeitige Gelehrte nicht lange leben ſollen. Wenigſtens iſt der Trieb, ein frühzeitiger Gelehrter zu werden, eine Krankheit, deren Cur den meiſten Menſchen noch eine Aufgabe iſt.

Die Begierden und Verabſcheuungen der Seele äuſſern ſich auf dreierlei Art, nämlich durch Triebe, durch Leidenſchaften und durch die Wahl. Die heimlichen Triebe, die uns, ehe wir wiſſen, warum? zu gewiſſen Gegenſtänden gewaltig hinrichten, und von andern abwenden, ſind uns deſto gefährlicher, je freier wir uns ihrer Schmeichelei zu überlaſſen pflegen. Ja, ſie übertreffen, der Gefahr nach, in ſo fern die Leidenſchaften, daß ſie ihre Wirkung nicht nur auf eine kurze Zeit, ſondern anhaltend äuſſern, und einem Menſchen ſein ganzes Leben hindurch ankleben. Wenn ſich dieſe dunkeln Beſtrebungen des Gemüths auf Gegenſtände lenken, die der Geſundheit nachtheilig ſind, ſo iſt wenig Hofnung zur Errettung übrig, und wenigſtens iſt der ſicherſte Weg, ihnen zu entgehen, der, daß man ſie ſchon in ihrer Geburt, das iſt, in der Kindheit des menſchlichen Lebens beſtreitet. Die Predigten, die Drohungen, die Beſtrafungen ſelbſt helfen nichts, wenn ein Trieb erſt erwachſen iſt.

Dies iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten;
Bekannt mit dem Syſtem und von Grundſäzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So gut, als ob ſie nichts von den Begierden wüſten.

Allein, wer will ſie hören? und wenn ſie jemand auch hört, wer glaubt wol ihrer Predigt? Hieraus ſieht man alſo v. neuem, wie nöthig bei der Erziehung der Kinder die Bildung der Seele ſey, und wie Aeltern und Vorgeſezte ſelbſt die künftigen Krankheiten und das verkürzte Leben ihrer Kinder auf ſich zu nehmen haben, wenn ſie gewiſſe Triebe nicht zeitig in ihnen erſtiken, die mit der Zeit ihre Geſundheit und ihr Leben in Gefahr ſezen.

Die angewöhten Triebe legen zugleich den Grund zu der Fertigkeit in derjenigen Art der Leidenſchaften, wovon ſie eigentlich die erſten Regungen und Abriſſe ſind. Man hindert den Lauf eines Stroms durch keinen Damm, den man ihm vorſezet, ſondern man verurſacht nur damit, daß er aufſchwillt, ſich ausbreitet, und eine neue Bahn nimmt. Will man aber ſeinen Lauf glüklich hemmen, ſo mus man die Quelle davon verſtopfen. Die herrſchende Leidenſchaft eines Menſchen iſt der Strom, der aus ſeinem herrſchenden Triebe hervorſtrömt, und ſo wie ſich dieſe in der Stärke einander weichen, ſo können ſich auch die Leidenſchaften des Gemüths in ihrem Range. Man ſieht alſo wohl ein, daß ſchädliche Leidenſchaften ſchwer auszurotten ſeyn werden, wenn man die Triebe, die ſie wirken, nicht vertilgen kan. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſes lezte hauptſächlich, ja faſt allein, auf die Erziehung ankommt: und was wird man alſo wol, ohne ſie, von der äſthetiſchen Kunſt, die Leidenſchaften zu beſiegen, mit Grunde hoffen können?

Ob man gleich in allen Lebensordnungen von den Gemüthsbewegungen handelt, ſo iſt es doch mehrentheils mit den Regeln, die man dagegen verordnet, erbärmlich ſchlecht beſtellt. In keinem Falle, als hier, ſieht man augenſcheinlicher, wie ſchlecht ein Arzt ſeinen Verrichtungen vorſtehen kan, der nur die Zergliederungskunſt, und nicht zugleich eine vernünftige Seelenlehre weis. Gemeiniglich läſt man ſich damit begnügen, die Schädlichkeit der Leidenſchaften vorzuſtellen, und die Gefahr zu beſchreiben, welcher man ſich mit ihnen ausſezet. Dieſe nichtswürdige, fruchtloſe Bemühung iſt die einzige, die man anwendet, um eine entſezliche Gefahr abzuwenden, der jeder Menſch ohne Ausnahme ausgeſezt iſt. Solten nicht unſere mediciniſchen Moraliſten bedenken, daß es uns bei den Leidenſchaften nicht darauf ankömmt, ob ſie uns gefährlich ſind. Können ſie ſich wol einbilden, nachdem man dieſes Argument ſo viel tauſendmal wieder aufgewärmt hat, daß es ein Zorniger, ein Verliebter, ein Betrübter, ꝛc. nicht wiſſen ſolte, daß ſeine Leidenſchaften ihm Gefahr bringen? Er folgt ihnen dennoch, weil er dieſe Gefahr nicht achtet.

> Was dir Entſezen bringt, bringt jenem
> oft Vergnügen;
> Der kan mit Luſt zu Felde liegen,
> Und dich erſchrekt der bloſſe Name:
> Held.
> Der ſchwim̃t beherzt auf ofnen Meeren,
> Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
> Und ſiehſt den Untergang der Welt.
> Befürchte nichts vor deſſen Leben,
> Der kühne Thaten unternimmt.
> Wen die Natur zu der Gefahr beſtim̃t,
> Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Man ſolte alſo den Menſchen, die man von ihren Leidenſchaften heilen will, entweder die Gefahr achten lehren, die ſie wohl einſehen, oder man ſolte ſie durch gründlichere Vorſchläge, und ſo zu ſagen, durch eine pſychologiſche Mechanik davon abzuführen ſuchen. In welcher Lebensordnung hat man ſich dieſes wol einfallen laſſen?

Auf der Sinnlichkeit beruhet ſelbſt gröſtentheils der Ausſchlag, den die Freiheit den ſtreitenden Begierden giebt, die ſich in unſerer Seele regen. Man kan den fordernden Theil der Seele, die Begierden und den Abſcheu auf keine andere Art zum Heile der Menſchen lenken, als daß man von ihrem Urſprunge, der in den Trieben liegt, anfängt. Wer wird aber der erſte ſeyn, der dieſen Verſuch macht? und wie viel Hofnung hat man, daß er ihm gelingen werde?

Da ich dieſen Entwurf einer Abhandlung von dem Gebrauche der Gemüthskräfte, in Abſicht der Geſundheit, den Lehrern der Lebensordnungen zur Überlegung und Prüfung vorlege; ſo kan ich mir leicht einbilden, daß ſie mir einwenden werden, man müſſe Regeln von dieſer Art vielmehr in der Seelenlehre, oder eigentlich in einer Aeſthetik, als in der Lebensordnung, vorſchreiben und ſuchen. Allein, ich hoffe, daß ich ihnen hierauf entſcheidend werde antworten können. Es iſt offenbar, und erhellet aus dieſem Entwurfe unwiderſprechlich, daß ein unrechter Gebrauch aller und jeder Gemüthskräfte, ohne Ausnahme, der Geſundheit ſehr nachtheilig ſeyn könne. Die Gemüthsbewegungen ſind nur eine einzige Art von Gemüthskräften. Man kan keinen vernünftigen Grund angeben, warum ſie unter allen den übrigen allein in der Lebensordnung ſolten abgehandelt werden. Ihre Wirkungen ſind freilich ſehr deutlich und gefährlich; allein, der Misbrauch des Verſtandes, der Sinnen, der Einbildungskraft hat öfters wenigſtens eben ſo deutliche, und eben ſo gefährliche Folgen. Eins von beiden iſt alſo unwiderſprechlich. Entweder man mus auch die Gemüthsbewegungen in der Seelenlehre oder Aeſthetik, und nicht in der Lebensordnung der Geſundheit gemäs einzurichten lehren, oder man mus alle Gemüthskräfte, wenigſtens die, ſo erheblichen und merklichen Schaden thun, und gebräuchlichen Misbräuchen unterworfen ſind, in der Lebensordnung abhandeln. Vielleicht wäre es beſſer, die ganze Sache den Seelenlehrern zu überlaſſen, weil die wenigſten Arzeneigelehrten Einſicht genug beſizen, ein ſolches Werk zu übernehmen, ja ſogar es für eine Ehre halten, nichts weiter zu wiſſen, als was die Körper angeht. Es mag indeſſen das eine oder das andere beſſer ſeyn; ſo iſt die bisherige Gewohnheit, die Gemüthsbewegungen in der Lebensordnung allein abzuhandeln, tadelhaft, und entdekt einen Mangel der Gründlichkeit in der Art zu denken, der unſern Zeiten wenig Ehre bringt.

Von einigen neuen und ſehr wichtigen Vortheilen in der Chymie.

Man verwirft, meines Erachtens, blos aus Unwiſſenheit, die Nüzlichkeit aller Arzneien, ohne Ausnahme. Es giebt Arzneien, deren Tugenden ſo untrüglich ſind, daß man einen recht thörichten Eigenſinn beſizen müſte, wofern man ſie in Zweifel ziehen wolte. Wie viele Arzneien giebt es nicht, die, ohne alle Ausnahme, den Leib öfnen? Wer wolte ſich unterſtehen, dem emetiſchē Weinſteine die Kraft, ein Erbrechen zu erregen, abzuſprechen? Wer kan wol mit geſunder Vernunft daran zweifeln, daß die Chinarinde die Fieberbewegungen hemme; daß die Ipecacuanne und Caſcarille die Colikſchmerzen lindere; daß das Opium die Empfindungen ſchwäche; daß der Salpeter das Geblüt abkühle, und, in gröſſerer Doſe genommen, den Leib eröfne; daß der Borrax, und einige andere Arzneien, bei den Frauens das Geblüt treibe; daß die ſpirituöſen Sachen das Geblüt in ſtärkere Wallung ſezen; daß die Säuren, beſonders die vegetabiliſchen, die Hize dämpfen, und erfriſchen; daß das Löffelkraut und die Citronenſäure das ſcorbutiſche Geblüt reinige, daß die Stechkörner die Stiche in der Bruſtentzündung beſänftigen; daß einige Arzneien einen heftigen Schweis treiben; daß die ſpaniſche Fliegen, und andere Arzneien, in die Uringänge wirken; daß das heilige Holz in der Luſtſeuche das Geblüt reinige; daß das Queckſilber, und einige bittere Gewächſe, die Würmer tödte; daß ſüſſe Sachen den Auswurf durch die Bruſt befördern; daß das Queckſilber den Speichelflus errege; daß der Schwefel, äuſſerlich, die Ausſchläge zurük und

innerl

innerlich dieſelben mit Ungeſtüm heraustreibe; daß die Schaafgarbe die Schmerzen der blinden güldenen Ader beſänftige; daß der ſchwarze Elleborus das Geblüt mit Heftigkeit ausführe, u. ſ. w. Ich könte eine noch dreimal ſo lange Reihe von Arzneien hier anführen, deren Wirkungen unwiderſprechlich gewis ſind, wenn ich hoffen könnte, Leute dadurch zu bekehren, die ſelbſt den Augenſchein nach Belieben verwerfen, blos, weil ſie es ſo für gut finden. Allein, ein Menſch, der nach dieſer Methode zu denken gewohnt iſt, mus, ohne Barmherzigkeit, zu dem niedrigen Geſchlechte der Menſchen heruntergeſezt werden, die der Herr von Haller ſo ſchön beſchreibt:

> Der Pöbel hat ſich nie zu denken unterwunden:
> Er ſucht die Wahrheit nicht, und hat ſie doch gefunden.
> Sein eigner Beifall iſt ſein bündigſter Beweis.
> Er glaubet kräftiger, je weniger er weis.
> Ihm wird der Weiſeſte zu ſchwache Strike legen.
> Er ſpricht ein trozig Ja, und löſt ſich mit dem Degen.

Inzwiſchen bin ich doch keinesweges geſonnen, dem ganzen Heere der Arzneien, hier eine Lobrede zu halten. Denn wenn ich von des Königs Mithridates Arznei anfange; ſo kan ich eine faſt unendliche Reihe durchgehen, davon keine mehr taugt, als die ſeinige, und die insgeſamt den Apothekern eine unnüze Laſt ſind, wenn ſie ſich genöthiget ſehen, ihre Einfalt mit Recepten zu bedeken.

Ich ſende Ihnen, mein Herr, nur hierbei die hydrauliſche Chymie des Herrn Grafen von Garaye, eines Mannes, der, anſtatt die Künſte, die er nicht verſtund, herunter zu machen, vielmehr diejenigen durch eigenes Nachſinnen erlernte, die ſeines Fleiſſes am würdigſten, und am meiſten benöthiget zu ſeyn ſchienen. Dieſer gelehrte Herr ſahe gar wohl ein, wie ſchlecht es mit der gemeinen Zubereitung der Arzneien beſchaffen wäre; wie oft ſie, durch die Bearbeitung im Feuer, ihrer Kräfte und ganzen Natur beraubt würden; wie oft man den Patienten bei einigen unendlich kleinen Theilchen einer Arznei, die wirkſam waren, eine ganze Laſt unnüzer Theile zugleich beibrachte, die von jenen nicht zuvor waren abgeſondert worden, und die heilſame Wirkung der erſten wieder verdarben. Er überlegte, daß, in den allermeiſten Fällen, den Kranken mit nichts, als denenjenigen Theilen einer Arznei, gedient wäre, die eigentlich der Geiſt derſelben genennet werden könnten, und die ſich in unſerm Leibe auflöſen, dergleichen die Salze und Oele ſind. Er ſahe, wenn man z. E. aus der Chinarinde alle die wirkſamen Theile herauszog, daß ein Kranker, der ſie ganz roh einnimmt, in einer einzigen Unze, ſieben Quintlein grober und erdigter Theile verſchluken müſſe, die ihm ſchädlich ſind, und daß er dagegen, in dieſer ganzen Portion, nur 55. oder 60. Gran gute und weſentliche Theile bekäme. Er ſchlos hieraus, daß es eine vortrefliche Erfindung in der Arzneikunſt ſeyn würde, allen Pflanzen, Thieren und Mineralien ihre weſentliche Theile auf eine ſolche Art zu entziehen, daß ſie dadurch im geringſten nicht verändert würden. Man ſieht leicht, daß einem Manne von ſo viel Einſicht das Feuer kein bequemes Mittel hierzu ſeyn konnte. Er ſuchte alſo ein anderes, und kam, nach einer fünf und zwanzigjährigen mühſamen und koſtbaren Arbeit, ſo weit, daß ſeine Arzneien die Bewunderung der Stadt Paris, des Königs, der Akademie, und der ganzen Welt auf ſich zogen. Die Herren Lemery, Col de Vilars, Malouin, und Piwernau, wurden als Commiſſarien der Akademie beſtellt, diejenigen Salze, welche er ihnen aus Gewächſen, Thieren und Mineralien in die Hände lieferte, zu unterſuchen; und ſie ſtatteten einen ſo vortheilhaften Bericht davon ab, daß die

Akademie dem Grafen, in einem eigenen Schreiben, zu ſeiner vortreflichen Erfindung Glük wünſchte, und ihn bat, ihr davon immer mehr Nachrichten mitzutheilen. Der Rector der mediciniſchen Facultät zu Paris, Herr Col de Vilars, und der daſige Apotheker, Vilbrun, verſicherten dem Erfinder, daß ſie an ſeinen Salzen von den Gewächſen gefunden, daß ſie den Geſchmak und Geruch der vermiſchten Dinge an ſich hätten, und ſo vollkommen gemacht wären, daß man mit einigen wenigen Granen alle Tugenden der vermiſchten Dinge mittheilen könne. Sie hätten auch dieſes als was beſonderes, daß man dem Waſſer den völligen Geruch und Geſchmak der Gewächſe, woraus ſie ausgezogen ſind, damit geben könne, und dieſes gleichwol angenehm zu trinken wäre. Der ſehr gründliche Chymicus, Herr Doctor Groſſe, Mitglied der Franzöſiſchen Akademie, unterſuchte dieſe Salze noch viel genauer, und rühmte folgende Eigenſchaften derſelben. Die Salze, ſagt er, ſchmeken, wie die Dinge, woraus ſie gezogen ſind, und wenn das Gewächs gewürzhaftig iſt, ſo haben ſie auch noch beſonders einen Geruch. Im kalten Waſſer verſchmelzen ſie langſam, aber im warmen den Augenblik. Dieſes natürliche Salz der einfachen Dinge hält das Oel zertheilt in ſich, und macht, daß es ſich mit dem Waſſer leichter vermiſcht, und nicht in demſelben in die Höhe ſteigt. Dieſe Salze löſen ſich in geiſtreichen Feuchtigkeiten, z. E. in Wein, Brandwein, Weingeiſt, u. ſ. w. auf, und machen aus dem lezten eine ſchöne Tinctur, ohne weitere Umſtände, als daß er allein darauf gegoſſen wird. Gleichwie dieſes natürliche Salz ihr Oel im Waſſer erhält; alſo erhält dieſes Oel das Salz in den Geiſtern: demnach ſind in dieſen, durch das ſonderbare Auflöſungsmittel, (Menſtruum) ausgezogenen Salzen, die zwei beſten Principien der einfachen Dinge, nämlich ihr Oel und Salz, auf das genaueſte mit einander vereiniget, und iſt jedes in ſeinem natürlichen Weſen unzerſtört erhalten worden. Thut man dergleichen Salz in einen glühenden Schmelztiegel; ſo giebt es einen diken Rauch von ſich: hernach wird es zu einer Kohle, welche, wegen der darinn ſtekenden Fettigkeit, lange Zeit glühet, und endlich zu Aſche wird. Langet man dieſe Aſche aus; ſo bekommt man ein feſtes Laugenſalz, welches hernach mit allen Säuren alſobald in Gährung kommt. Weil nun dieſe Salze vorher, ehe ſie ſo zubereitet ſind, dieſes nicht thun; ſo folget, daß ſie durch kein Feuer zerſtöret, ſondern ſo ſind, wie ſie die Natur in die Natur in die Gewächſe gelegt hat. Aus gar mancherlei wohl überlegten Verſuchen erhellet auch unwiderſprechlich, daß dieſe neu erfundene Salze wahrhafte und gute weſentliche Salze ſeyn müſſen; das iſt, diejenige Materie, welche die beſten Principien, und folglich alle Eigenſchaften und Tugenden der Eſſenz der Gewächſe, woraus man ſie bereitet, in ſich hat. Es iſt alſo ganz wahrſcheinlich, daß dieſe Salze eben die Tugenden beſizen müſſen, die die Gewächſe haben, woraus ſie gezagen ſind, und die Erfahrung wird dieſes alles leicht beſtätigen können. Auſſer dieſem allen, mus man dieſe Salze, noch beſonders aus den Urſachen, hoch halten, weil ſie die beſten und wirkenden Theile der Gewächſe rein in ſich halten; in ganz geringer Doſe eingenommen und in allerlei beliebige Formen gebracht werden können.

Ich will Sie, mein Herr, nicht mit mehrern Zeugniſſen von der Vortreflichkeit dieſer Salze aufhalten, ſondern nur noch ſo viel ſagen, daß ſie der Herr Graf von Garaye, theils ſelbſt in ſeinem Hoſpital, theils durch andere Aerzte; ſowol bei innerlichen, als äuſſerlichen Krankheiten, hat verſuchen laſſen, und daß ſie die allervortreflichſten Wirkungen von der Welt gethan haben, dergleichen ſie in den Beiſpielen, die in der Schrift ſelbſt erzählt worden ſind, genug finden werden.

Bisher habe ich Ihnen dieſen Herrn, als einen Gelehrten von tiefen Einſichten, kennen gelernet. Es iſt ſelten, daß ein ſolcher Mann zugleich ein Menſch iſt. Daß es aber der Graf von Garaye ſey, kan ich Ihnen allein daraus beweiſen, daß er ſo grosmüthig geweſen iſt, ſein Geheimnis der Welt, zum allgemeinen Vortheile des menſchlichen Geſchlechts, öffentlich bekannt zu machen. Das ganze Geheimnis des Grafen beſteht mit zwei Worten darinn: daß man die Gewächſe, Thiere und Mineralien in reinem Waſſer zerreibe, hernach das Waſſer durchſchlage, abrauchen laſſe, und endlich das Salz, das auf dem Teller zurük bleibt, zum Gebrauche aufhebe. Sie finden in der Schrift ſowol die Abzeichnung, als auch die Beſchreibung, und den Gebrauch der Maſchinen, womit ich Sie hier nicht aufhalten will. Das Waſſer iſt alſo dieſes allgemeine Auflöſungsmittel, das der Herr Groſſe, und die Franzöſiſche Akademie ſo bewunderte, und das aus allen Körpern die weſentlichen Salze und Oele unverändert herauszieht, ſo bald dieſelben darinn in die allerkleinſten Theilchen zerrieben werden.

Da der Graf ſeine neuen Arzneien in den Apotheken einzuführen wünſchte; ſo zeigte ihm Herr Geoffrey, in einer Abhandlung, welche er der Akademie vorlegte, verſchiedene Schwierigkeiten, wegen der Arbeit, und lies ſichs ſehr angelegen ſeyn, nicht viel aus der ganzen Erfindung zu machen, ſo bald er das Geheimnis erfahren hatte. Er glaubte, man könnte, durchs bloſſe Einweichen der Pflanzen, eben ſo weit kommen; allein ſie finden ihn in dieſem Punkte ganz unwiderſprechlich in der Schrift ſelbſt widerlegt. Ubrigens erkennt er die Vortreflichkeit der Salze ſelbſt, und hat eigentlich nur wider die Art, ſie zu verfertigen, etwas zu ſagen, das aber uns jezo gleich viel gelten kan. Jezo will ich ihnen einige Sachen erzählen, woraus Sie ſehen werden, was Waſſer kan für groſſe Dinge thun.

Vorerſt will ich ihnen, ſowol von Pflanzen, als Mineralien, eins der kürzeſten, aber nicht der wichtigſten und ſchönſten Beiſpiele, ausſuchen, um die Art und Weiſe, ihr weſentliches Salz heraus zu ziehen, dadurch zu erläutern. Von den Pflanzen will ich die Ipecacuanne ausſuchen. Man ſtoſſe alſo von dieſer Wurzel, ſo viel man will, zu Pulver, ſiebe es durch, und laſſe es hernach in filtrirtem Waſſer, auf der Maſchine, einen ganzen Tag zerreiben, und die Nacht über laſſe mans ſtehen, daß es ſich ſezet. Den folgenden Morgen gieſſe mans ab, filtrire es durch wollene Tücher, und laſſe es auf einem Dampfbade gelinde abrauchen; ſo leget ſich das Salz in ſchönen Cryſtallen an.

Von den Metallen will ich das Gold nehmen. Nehmet ein halbes Mark von dem reinſten Golde, wie es aus den Bergwerken kommt, und laſſet es mit einer neuen Feile ſehr zart feilen. Breitet ein Stük Leinwand aus einander, leget weis Papier darauf, und feilet das Gold über demſelben, daß nichts verlohren geht. Dieſen Feilſtaub thut in einen recht reinen, eiſernen, oder metallenen Mörſer, ſtoſſet und zerreibet ihn darinn wohl. Thut dieſen Goldſtaub in einen dazu geſchikten Topf, und gieſſet drei Maas ganz reines, filtrirtes und deſtillirtes Waſſer darüber. Den Topf bedeket mit einem zinnernen, oder ſilbernen Dekel, der oben ein Loch hat, damit entweder ein recht trokener hölzerner, oder ein ſilberner Quirl hindurch geſtekt werden könne. Zerreibet ſo dann dieſen Goldſtaub, bis das Waſſer gelb wird, hernach gieſſet es in ein reines Gefäs ab, filtrirts durch doppeltes Löſchpapier, und laſſet es auf verſchiedenen weiſſen Porcellantellern abrauchen. Iſt es bis auf die Hälfte abgerauchet; ſo vermindert man immer nach und nach die Anzahl der Teller, damit man alles Salz auf einem einzigen Teller zuſammenbringet. Wenn man auf dieſes Salz guten Weingeiſt ſchüttet; ſo wird daraus eine goldgelbe Tinctur. Das Queckſilber hat ein rothes Salz und Schwefel; und ich kan mich unmöglich enthalten, dieſe Worte des Herrn Grafen hier anzuführen: Laſſet ein halb Pfund rohes Queckſilber, oder Mercurium dulcem in zwei Maas Waſſer, vierzehn Tage, zerreiben: ſehet aber wohl zu, daß kein Staub in das Gefäs fallen kan. Hernach filtirt das Zerriebene durch Löſchpapier, und laſſet es abrauchen; ſo werdet ihr ein rothes Salz bekommen. Herr Greſſe macht hierbei die Anmerkung, daß dieſes rothe Salz was ſehr ſchönes ſey.

Sie ſehen aus dieſen Proben, mein Herr, daß zur Zubereitung dieſer Salze in der That weiter nichts erfordert wird, als Waſſer, und eine Maſchine, die Körper darinn zu zerreiben. Iſt es nicht erſtaunend; iſt es nicht ein Vorwurf für die ganze Welt, daß man dieſes Geheimnis erſt im achtzehnten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt entdekt hat, und daß es ſelbſt, in dieſem aufgeklärten Jahrhunderte, ein Graf einer Akademie vorgelegt, die es bewundert, aber nicht errathen, und die, nachdem er es ſelbſt entdekt hat, erſtaunte, daß es nicht mehr wäre, als dieſes.

Der Graf hat verſchiedene Körper nach ſeiner Art chymiſch zergliedert, und unter dieſen iſt die Zergliederung der Chinachinä ein rechtes Meiſterſtük. Nimmermehr kan die gemeine Chymie dieſe Zergliederung ſo weit treiben, und alle Theile ſo aus einander ſezen, als durch dieſe neue Waſſerchymie geſchehen iſt. Ich kan das Verfahren unmöglich erzählen, weil es zu weitläuftig iſt. Aber, mein Herr, Sie müſſen es nachleſen; das Vergnügen wird Ihnen die Mühe bezahlen. Sehen Sie, dieſes ſind die Beſtandtheile der berühmten Rinde, die der Graf entdekt hat. Sie enthält erſtlich ein lauteres, durchſichtiges Waſſer, das weder Geſchmak noch Geruch hat. Wird dieſes wol das Fieber vertreiben? Zweitens eine röthliche, unſchmakhafte Erde. Zieht dieſe vielleicht zuſammen, und ſtopft ſie ſo die Fieberbewegungen, wie ihre Feinde ſagen? Nein, mein Herr, die Chinarinde enthält drittens noch ein dikes, fettes Oel, und viertens ein im Waſſer leichte zerſchmelzendes Salz, welches, ohne die Erde, ohne das Waſſer, das Fieber viel gewiſſer, viel ſicherer ſtopfet, als die in Subſtanz gegebene Fieberrinde. Wenn Sie nun bedenken, daß gleichwol dieſes Salzes in einer Unze, China nur höchſtens ein Quentlein enthalten ſey; ſo mus ein Patient, von jeder Unze, ſieben Quentlein ſolcher rothē und unſchmakhaften Erde mit genieſſen, die die weſentlichen Fieberanhaltenden Theile der China vielmehr ſchwächen, und nothwendig zugleich den Magen beſchweren und verderben müſſen.

Was könnte man nun nicht hoffen, weñ nach dieſer neuen Methode alle diejenigen Arzneien, ſo zu ſagen, entnervet würden, die, als ſpecifiſche Mittel, wider allerhand Krankheiten berühmt ſind. Der Herr Graf hat es mit der Steinarznei der Jungfer Steffens alſo verſucht. Er hat die ganze Arznei zerrieben, und ihr Salz ausgezogen. Er hat dieſes Salz Leuten gegeben, bei denen es viel Sand und Stükchen Steine durch den Urin abgeführet hat, und die, ſo viel man aus dem Erfolg hat urtheilen können, dadurch wenigſtens ſo gewis, als andere, die dieſe Arznei, nach der Zubereitung der Steffens gebraucht haben, geheilt worden ſind. Man rühmt uns ſo viele ſpecifiſche Mittel wider die Raſerei, die Convulſionen, u. ſ. w. Hätte man ihr Salz auf dieſe neue Methode aus ihnen herausgebracht; ſo würde man mit weniger Zweideutigkeit von der Wahrheit ihrer Tugenden urtheilen können, und überhaupt könnten die, auf dieſe Art zubereiteten Arzneien die Proben am geſchwindeſten und überzeugendſten machen, ob man ſie mit Recht, oder aus Vorurtheil und Unwiſſenheit tadelte, oder lobte.

Eine beſondere und ſehr ſchöne Folge dieſer Erfindung, die auch Herr Groſſe angemerkt hat, iſt die, daß man dadurch die Balſame und Oele zu einem Salze machen kan, das ſich vermuthlich in allen flüſſigen Materien auflöſet, welches ſonſten die Balſame und Oele, wenn ſie in ihrem natürlichen Weſen ſind, nicht thun. In der gemeinen Chymie hat man an dieſe ſchöne Verwandelung noch nicht einmal gedacht, und wenn ſonſt nichts an dieſer Erfindung zu loben wäre, ſo müſte doch dieſes einzige die Kunſtverſtändigen und Aerzte überzeugen, daß ſie ſehr nüzlich und vortreflich ſey.

Die flüchtigen Salze, welche man in der gemeinen Chymie von thieriſchen Theilen durchs Deſtilliren und durch die Gewalt des Feuers macht, kommen, nach des obgedachten groſſen Chymici eigener Meinung, nicht von den Animalien her, ſondern es werden ganz fremde Dinge zuſammengebracht, und entſteht dadurch gleichſam ein ganz neues Geſchöpf, welches durch eine neue und ganz unnatürliche Zuſammenſezung der thieriſchen Theile hervorgebracht wird. Die Auflöſung dieſer Theile durchs Waſſer aber zerſtört ſie nicht, und bringet ſie auch nicht in Unordnung.

Herr Groſſe vermuthet, daß das Goldſalz ſehr nüzlich ſeyn werde. Die Goldelixiere, ſolariſche Quinteſſenzen, Goldtincturen, ſolariſchen, oder ſchwarzen Gold- und Silbertropfen und Pulver, die man in ſo groſſer Menge verkauft, haben ihre Eigenſchaften und Tugenden mehr von den ſauren und einigermaſſen zuſammenziehenden Materien, womit man das Metall hat aufſchlieſſen wollen, als von dem Metalle ſelbſt bekommen, das man dazu genommen hat.

Der Graf von Garaye hat zuerſt den lebendigen Schwefel in gemeines Salz verwandelt. Dieſes Salz ſchieſſet viereckigte Cryſtallen, wie das Meerſalz; es hat auch denſelben Geſchmak; es ſpringet und ſprazelt im Feuer, wie jenes, und ſchlägt auch das aufgelöſete Quekſilber und Silber nieder. Herr Groſſe drükt ſich über dieſe Entdekung ſehr lebhaft aus. Mein Herr, ſagt er, ihr habt durch eure neue Chymie eine erſtaunenswürdige Veränderung zuwege gebracht, dadurch die Naturforſcher auf ganz andere Gedanken gebracht, und eurer Erfindung ihr gebührendes Recht wiederfahren laſſen werden. Ihr habt nämlich bewieſen, und ausgemacht, daß der Schwefel keine vitrioliſche Säure, ſondern eine Meerſalzſäure bei ſich hat; und man weis wol, wie unterſchiedene Wirkungen dieſe beiden Säuren bei unſern Arbeiten verurſachen.

Ehe ich dieſen Auszug aus einer Schrift beſchlieſſe, die alle mögliche Aufmerkſamkeit verdienet, mus ich Ihnen ſagen, daß ſie ſchon ſeit 1746. im Franzöſiſchen, und ſeit 1749. im Teutſchen heraus iſt. (*) Woher mag es doch kommen, daß niemand dieſes Buch recht zu kennen ſcheint, da ſich unterdeſſen jedermann von den ſchönen Geiſtern aus der erſten Sphäre, von oben oder unten angerechnet, eine Schande daraus machen würde, wenn er nicht einige Stellen von der Meſſiade ſolte auswendig herſagen können? Ich erſterbe ꝛc.

Von den Originalgeiſtern und Kopeien unter den Gelehrten.

So verſchieden die Gelehrten in ihren Geſichtszügen, Gemüthern, Handlungen, Sitten und Beſchäftigungen ſind, ſo ſehr unterſchieden ſind ſie auch in Abſicht der Erfindung.

Hier theilen ſich dieſelben in zween un-

(*) Der Titel der Urſchrift heiſt: Chymie hydraulique, pour extraire les Sels eſſentiels des Vegetaux, Animaux & Mineraux, avec l'eau pure. Par M. L. C. D. L. G. (Monſieur le Comte de la Garaye) Paris, 1746. In Duodez. Die teutſche Überſezung iſt unter der Aufſchrift: Frankfurt und Leipzig bei Joh. Friedrich Fleiſcher, 1749. in Octav erſchienen.

gleiche Hauſen. Einige haben das Vermögen, aus bekannten Wahrheiten unbekannte ſelbſt herzuleiten; und dieſe nennen wir Originale. Noch mehrere aber haben dieſes Vermögen nicht; und dieſe nennen wir Kopeien. Wir wollen beide unter einander vergleichen.

Wenn die Menſchen auf dem ganzen Erdboden nur allein bei dem Unterrichte wären ſtehen geblieben, den ſie von ihren erſten Eltern und Lehrern erhalten: ſo würde die ganze Gelehrſamkeit der Menſchen noch nicht höher geſtiegen ſeyn, als ſie vor einigen tauſend Jahren war; und alle Gelehrten ohne Unterſcheid würden Kopeien unſers erſten Stamvaters ſeyn. So aber haben ſich in dieſer weitläufigen Familie Adams allezeit groſſe Männer gefunden, welche die Erkänntnis ihrer Vorfahren zwar zu nuzen geſuchet, ſich aber auch zu gleicher Zeit über ihre Mitbrüder durch einen kühnen und glüklichen Flug empor geſchwungen haben. Der eine Originalgeiſt hat zu den bisher bekanten Wahrheiten etwas, der andere noch mehr, der dritte noch mehr hinzu gethan, bis endlich das ganze Lehrgebäude zu derjenigen Gröſſe gediehen, darinn wir es jezo erbliken. Hieraus flieſſen nothwendig folgende Wahrheiten:

Einmal: Ein Originalgeiſt ſowol, als eine Kopei, ſchöpfen aus fremden Quellen. Wer iſt je ohne ſchriftlichen oder mündlichen Unterricht unter Sterblichen gelehrt worden? Es iſt ein Fürzeug der Gottheit, keiner Unterweiſung bedürftig zu ſeyn: nur zeiget ſich hiebei folgender Unterſcheid: eine Kopei läſſet alles, was ſie aus den Händen ihrer Lehrer und Vorgänger empfangen, wie es iſt; hingegen ein Originalgeiſt vermehret dieſe Erbgüter durch ſeinen eigenen Fleis und ſein eigenes Nachdenken. Ein Kopeigelehrter rühmet und brüſtet ſich mit den Vorzügen ſeiner Vorfahren; ein Original aber ſuchet auſſer dieſem fremden Glanze einen eigenthümlichen Schmuk und Vorzug. Ein Kopeigelehrter leihet Kapitalien, und läſſet ſie tod in ſeiner Seele liegen; ein Original aber treibet damit Wucher. Eine Kopei iſt eine träge Seele, eine Hummel, die zufrieden iſt, wenn ſie ſich von fremdem Honige ſättigen kan; ein Original aber iſt eine fleiſſige Biene, die nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch den ganzen Bienenſtok zu bereichern ſuchet.

Zweitens: Ein Originalgeiſt bildet und bauet ſeine Seele; eine Kopei auch. Doch mit einem groſſen Unterſcheide. Eine Kopei thut weiter nichts, als daß ſie ihr Gedächtnis mit einer ziemlichen Menge fremder Gedanken vollpfropfet, dagegen alle übrige Ländereien der Seele ungebauet liegen läſſet. Eine Kopeiſeele iſt eine ganz unordentliche Republik; ein einiger Einwohner derſelben, nemlich das Gedächtnis, wird reich und begütert; alle übrige Einwohner dieſes gemeinen Weſens hingegen, ich meine, alle übrige Fähigkeiten der Seele, verdorren und verſchmachten. Ein Original machet klügere Anſtalten. Die Glükſeligkeit breitet ſich in ſeiner Seele weiter aus, als über das Gedächtnis, Verſtand, Vernunft, Sinne, Einbildungskraft, Scharfſinnigkeit, Begierden, Neigungen; kurz: alle Kräften ſeiner Seele werden in einer beſtändigen Ubung erhalten, und keine einige gehet aus Mangel nöthiger Nahrung zu Grunde. Denn was thut ein Originalgelehrter, wenn er entweder ſeine eigene oder fremde Gedanken beleuchtet? Er denket, er vergleichet, er unterſcheidet, er prüfet, er ſchlieſſet, er machet Folgerungen, und meinet für alle ſeine Bemühungen reichlich belohnet zu ſeyn, wenn er durch ſein eigenes Nachdenken zu einer gründlichen Uberzeugung gelanget.

Hieraus folget drittens, daß es noch kein gewiſſes Kennzeichen eines Originales ſey, wenn man ein Schriftſteller wird. Es giebet tauſend Schriftſteller, die nichts als Kopien; und tauſend Originalgelehrte, die niemals etwas geſchrieben haben. Die Lehrer der Welt, ich meine, die Gottesgelehrten, die Rechtsverſtändigen, die Arzneikundigen und Weltweiſen, ſind oft in ſo viele wichtige Beſchäftigungen ihrer Amtsverrichtungen verwikelt, daß ſie den Fluch des gemeinen Weſens auf ſich laden würden, wenn ſie Bücher ſchreiben, und darüber wichtigere Amtsgeſchäfte verſämen wolten.

Hieraus erhellet viertens, das es nicht eben eine ſo ſchwere Sache ſey, ein Original zu werden. Kan man nicht die höchſte Stuffe unter den Originalgeiſtern erlangen, ſo giebt es doch noch mittlere und niedrigere, auf welche man ſich mit vollkommener Ehre ſchwingen kan. Fleis, Nachdenken und Gedult machen alles leicht. Und ein Gelehrter, der ſeine ganze Erkänntnis entweder auf eigene Überzeugungen oder auf gegründete Zeugniſſe des Alterthums bauet, wird gar leicht ſelbſt urtheilen, prüfen, unterſcheiden, Wahrheiten aus Wahrheiten herleiten lernen. Das Studiren ſowohl, als der Fürtrag wird ihm leicht. Er hat den Vorrath dazu in ſeinem Inwendigen, wie eine Spinne, die ihr Gewebe mit der gröſten Fertigkeit aus ſich ſelbſt heraus wikelt. Eine Kopeiſeele aber ſiehet erſt, wo der Wind herkom̃t. Sie iſt einem Wetterglaſe gleich, welches die Abwechſelungen des Gewitters zu kennen und zu merken ſcheinet, da doch nichts wenigers als dieſes iſt. Eine Kopei ſcheinet zu urtheilen, ſie thut es aber in der That nicht, ſondern ihre Lehrer reden durch ſie. Halten ihre Lehrer bei Wintertagen groſſe Hize, ſo halten ſie es auch, und gehen auf dem Eis barfus. Halten ihre Lehrer in den Hundestagen Froſt und Schnee, ſo halten ſie es auch; und ſind ihre Lehrer ſtumm, ſo wiſſen ſie auch nichts. Kurz, eine Kopei iſt gar kein Gelehrter, und hat in der gelehrten Welt nicht Siz und Stimme.

Hieraus folget endlich fünftens, daß ein Gelehrter zu keiner irdiſchen Pflicht ſo ſtark verbunden ſey, als ein Original zu werden, und daß man einer Pflanzſchule von jungen Gelehrten nichts edlers wünſchen könne, als daß aus derſelben viele Originale hervor gehen mögen.

Wird dieſer Wunſch auf eine glükliche Art erfüllet, ſo breitet ſich der Nuze davon auf das ganze gemeine Weſen aus. Die Kirche wird v. vielen ekelhaften Poſtillenreutern; das Rathhaus, und überhaupt alle Gerichte, von einer ungeheuren Menge ſklaviſcher Jaherren; die Arzneiwiſſenſchaft von vielen tauſend mörderiſchen Receptkopiſten; der philoſophiſche Lehrſtul von vielen Wolfiſchen lebendigen Wörterbüchern; der Parnas von dem Ungeziefer unglüklich nachahmender Reimſchmiede und Mitpoeten erlöſet und gereiniget, wie auch das hochmüthige Vorurtheil mancher Völker widerleget und ausgerottet werden, welche ſich mit dem eigenthümlichen Rechte, Originalgeiſter zu erzeugen, Ausſchlieſſungsweiſe rühmen und brüſten.

Reiſebeſchreibung eines unterirdiſchẽ Bürgers in unſere oberirdiſche Welt.

Als ich in Teutſchland ankam, (ſind Worte des Nicolaus Klim̃s aus Bergen, wie er aus dem Planeten Nazar auf den unſern verſezet worden) glaubte ich in das Land der Ehrlichkeit und Treue ſelbſt gekommen zu ſeyn; denn man nennte bei jedem Trunke und Handſchlage die Redlichkeit Teutſch, einen ehrlichen Mann einen guten Teutſchen, und Teutſch reden ſo viel als die Wahrheit ſagen. Ich erfuhr aber bald das Gegentheil: denn die Wirth, Krämer, Schneider ꝛc. ꝛc. überſezten mich nicht nur ganz entſezlich, ſondern ich hörte auch überall, daß die meiſten Teutſchen, ſo oft ſie etwas bejaheten oder verneinten, ſich dabei GOtt oder gar dem Teufel zur Rache übergaben, wenn es nicht wahr wäre, welches ſie in ihrer Sprache ſchwören nennen; woraus ich denn ſchloſſe, daß ſie ſich ſelbſt untereinander für Betrüger halten müſſen, deren Worte keinen Glauben verdienen. Man ſagte mir, es leihe keiner dem andern etwas, ohne einen ſchriftlichen Eid darüber zu verlangen, und ſelbſt vor Gerichte in den wichtigſten Sachen wäre ein Menſch nur glaubwürdig, wenn er ſchwöre; ja viele unter ihnen lögen doch, ob ſie gleich ſchwören. Dies leztere aber kam mir zu erſchröklich vor, als daß ichs hätte glauben ſollen. Uberdem ſahe ich in einem öffentlichen Hauſe einen anſehnlichen Menſchen dem andern einen ganzen Haufen Geld wegnehmen, worüber der Beraubte faſt in Verzweiflung gerieth. Die ganze Geſellſchaft aber wehrte dem Räuber nicht, ſondern lachte vielmehr dazu, und ſagte, daß das Geld verſpielt ſeye. Ich glaube alſo, daß dies eine erlaubte Art von Plünderung unter ihnen ſeyn müſſe, die ſie Spiel nennen. Auch hörte ich einsmals an einem Freitage in einer Handelsſtadt, daß viele hundert Kaufleute einen einzigen verfluchten, der ſie, wie ſie ſagten, um ſehr vieles gebracht hätte. Sie nannten ſein Verbrechen, wo ich nicht irre, Banquerout, und ſagten, ob er gleich in einem Pallaſte gewohnt, und als ein kleiner Fürſt gelebt hätte, ſo wäre doch nunmehr ſein ganzes Haus an dem Bettelſtab. Ich konte dis nicht recht verſtehen; aus allem zuſammen genommenen aber vermuthe ich, daß Teutſch vor dem einmal ſo viel als redlich und grosmüthig geheiſſen haben müſſe, und daß der Name daher noch übrig geblieben ſey, nachdem die Sache ſelbſt verlohren iſt.

Kein Volk iſt mit ſeinen eigenen Sitten ſchlechter zufrieden, und gleichwol zu fremden Sitten ungeſchikter, als die Teutſchen. Wer von ihnen Verſtand beſizen will, der verachtet ſeine Mutterſprache, und redet auf eine verſtümmelte Art die Sprache eines andern Landes. Sonderlich gilt bei ihnen die Sprache desjenigen Volkes, welches ich mit unſern unterirdiſchen Martinianern verglichen habe. Weil die Teutſchen von Natur zu geſezt und verſtändig ſind; ſo ſchiken ſie ihre jungen Leute mit ſchweren Koſten zu dieſen Europäiſchen Martinianern, um ſie närriſch zu machen. Wenn ein Teutſcher vornehm iſt, ſo ſchmekt ihm das Eſſen und Trinken ſeines ganzen Vaterlandes nicht mehr, es habe es denn ein Martinianiſcher Koch zubereitet; und die Weiber glauben nicht, daß ſie ſich kleiden können, ohne die Muſter darzu aus Martinien kommen zu laſſen, wo man gleichwohl die Teutſchen für alles ihr Geld ſehr gering ſchäzet. Man hat mir geſagt, daß man in den groſſen Teutſchen Städten alle Jahr ein angekleidetes Bild aus obgedachtem Lande verſchreibe, um dasjenige davon abzuſehen, was ſie die neueſte Mode nennen. Es iſt daher auf der Welt nichts veränderlicher, als die Tracht eines Teutſchen Weibes. Zu manchen Zeiten haben ſie ihre Köpfe mit ſo hohen Aufſäzen von Leinen und Bändern überbauet, und die Abſäze ihrer Schuhe ſo unmäſſig erhöhet, daß eine ausgekleidete Frau kaum die Helfte von einer gekleideten ausgemacht hat. Zu anderer Zeit ſind ihre Kleider ſo in der Weite angewachſen, daß man aus einem einzigen ſolchen Roke, der mit kleinen Balken von Rohr oder Fiſchbein ausgeſteift iſt, und von ihnen ein Reifrok genennt wird, ein ganzes kleines Zelt, für ein paar arme Schäfer oder Fiſcher hätte bauen können. Als ich mich unter ihnen aufhielte, trugen die jungen Mannsperſonen ihre Haar als eine groſſe Koſtbarkeit in ſchwarzen ſeidenen Beuteln, und legten dieſe Beutel wieder an breite ſchwarze Zäume, die ſie vorn unter dem Kinne zuknüpften. Das Frauensvolk beflekte ſich das Geſicht mit heslichen kleinen Pflaſtern, und kaufte mit vielem Gelde eine künſtliche Art von Spinnengewebe, die ſie Spizen nannten. Dieſe Gewebe und einige ausländiſche geſchlifene Steine, Diamanten genannt, an welchen nichts als der Schein ſchäzbar iſt, waren damals der gröſte Staat. Zuweilen ſahe ich Weiber mitten im Winter, der doch in dieſem Planeten ſehr hart iſt, mit entblöſten

Buſen gehen, und hingegen die Hände in ein groſſes Pelzfuteral ſteken. Welches die Mannsleute, faſt auf gleiche Art nachmachen, wenn ſie in der gröſten Kälte ihren ſchwarzen dreiekichten Bund, ſo ſie Hut nennen, unter den Armen ſteken, und an einem vor ſich hangenden groſſen Belzſas, darein ſie die Hände faſt bis an die Ellenbogen ſteken, nichts deſtoweniger vor Froſt und Kälte zittern und ſchnattern. Die Weibsbilder, welche am ſchönſten ſeyn wollen, kneifen ſich den Leib gegen die Hüften zu ſo enge zuſammen, daß ſie faſt wie Inſecten ausſehen, denen der Leib in zwei Theile abgeſchnitten zu ſeyn ſcheinet. Sie haben daher, wenn ſie heirathen, auch faſt eben ſolche Veränderungen auszuſtehen als ein Inſect, denn ſie legen ihre enge Kleidungen ab, und werden ſchwerfälliger und beleibter. An den Männern iſt mir am ſeltſamſten vorgekommen, daß ſie, um artig zu ſeyn, ſich bewafnen. Sie tragen, wenn ſie auch nur aus einem Hauſe in das andere gehen, lange eiſerne Meſſer an der Seite, die man Degen nennt, auch, wann ſie in die Kirche gehen, ſolche mit zur Andacht brauchen; und zwar ſoll dieſe barbariſche Artigkeit von den Vorfahren der Teutſchē zuerſt an die andere Europäer gekommen ſeyn: denn die berühmteſten ihrer alten Völker, die Griechen und Römer, ſollen nie, als im Kriege, Schwerder getragen haben.

Es herrſchet hier in allen Dingen ein gewiſſer Gebrauch, den man die Mode nennet. Dieſer giebt einer jeden Sache ihren Werth, und macht, daß auch, was abgeſchmakt iſt, für artig gehalten wird. Man lebt und ſtirbt nach der Mode, und viele würden noch nicht geſtorben ſeyn, wenn ſie nicht zu ſehr nach der Mode gelebet hätten. Wenn jemand hier zu Land hundert Jahr alt wird, ſo iſt dieſes ein Wunder, welches man zum Andenken in die Tagbücher aufzeichnet.

Man verwundere ſich doch nicht, daß Menſchen, die ein ſo verdorbenes Geblüt und ſo wenig Geſundheit haben, auch wunderlich, zänkiſch und eigenſinnig ſind. Eine Menge Rechtsgelehrten nähren ſich allein von ihren Streitigkeiten, welche ſonſt mit leichter Mühe, nach der Vernunft und natürlichen Billigkeit, könnten entſchieden werden; damit aber iſt weder denen Rechtsgelehrten noch denen Streitenden gedienet; denn dieſe wollen hadern, und jene dabei ihr Brod verdienen: Sie haben viel tauſend Rechtsbücher, damit, wo das eine nicht gilt, das andere kan angeführt werden. Vor Gericht werden insgemein erſtlich drei- bis viermal Schriften gewechſelt, bevor der Richter ſich die Mühe giebet, darauf eine Antwort zu geben. Dieſe entſcheidet wohl die Art des Streits, aber den Streit nicht ſelbſt. Hat man die Formalien, wie ſie das Ding nennen, in einer Gerichtsſtube durchgegangen, ſo ſchleppet man den Proceſs vor einen andern Richterſtuhl, und fängt ſolchen wieder von vornen an. Dieſes Spiel währet ſo lang, als die Streitende Geld haben, ihre Sachwalter und Gerichtsſporteln zu bezahlen. Sterben und verderben ſie darüber, ſo hat der Proceſs wol einen Anſtand, aber kein Ende; Denn wo die Erben ihn fortſezen wollen, ſo kan ſie nichts daran hindern, als der Mangel an Geld. So eine unendliche Wiſſenſchaft iſt in dieſen Ländern die Rechtsgelehrheit.

Es giebt in Teutſchland eine närriſche Art von Krämern, die ich nirgend ſo häufig angetroffen habe; man nennt ſie Poeten, weil ſie Lügen auf den Kauf machen. Sie werden bezahlt, um ſich zu freuen und zu betrüben, wenn ſie gleich nichts bei einer Sache zu thun haben; und es gehöret in Teutſchland mit zum Staate, bei Begräbniſſen, Beförderungen, Hochzeiten und Kindtaufen ihnen einige geſchriebene Lügen abzukaufen, und dieſelben austheilen zu laſſen. Man nennet dieſe Lügen Carmina, und ein Bräutigam oder ein Wittwer glaubet allemal um ſo viel anſehnlicher zu ſeyn, je mehr Carmina ihm von ſeinen Freunden und Bekannten gekauft werden. Man kan nichts unverſchämteres denken, als dieſe Gewohnheit. Ich ſahe auf einer Hochzeit eine Weibsperſon in einem Kranze ſizen, die eine hohe Schulter, und gar keine Zähne hatte, und dennoch auf mehr als zehen ſolchē Blättern die Schöne und Liebenswürdige genannt wurde. Ein andersmal lies ein Wittwer bei der Beerdigung ſeiner Frauen ein Carmen austheilen, darinn viel hundertmol Ach und Weh ſtand, obgleich die ganze Stadt wuste, daß er dieſe Frau täglich geprügelt, und indeſſen mit der Köchin zugehalten hatte. Doch giebt es auch beſcheidene und gelehrte Poeten, welche aber ſehr rar ſind.

Wenn einem Teutſchen ein Kind gebohren wird, ſo läst er dieſes als im Triumph ſeiner halben Stadt anſagen, und erhält dazu von der halben Stadt die Glükwünſche. Er mus aber an dem Tage, da das Kind einen Namen bekommt, und die darauf folgende 6. Wochen ſo vielen Leuten zu eſſen und zu trinken geben, daß er das Kind dafür bei nahe gros ziehen könnte. Eben ſo, wenn zwei Leute einen ehelichen Bund vollziehen wollen, ſo wird dieſer wichtige Augenblik auch weit und breit bekannt gemacht, und zur Vorbereitung ſo viel dabei verfreſſen und vertrunken, daß oft die jungen Eheleute ein Jahr darauf ſchon hungern müſſen.

Wenn ein Eheweib in Teutſchland dem Mann ungetreu wird, ſo bleibt ſie in Ehren, und heist galant; der Mann hingegen, der doch der beleidigte Theil iſt, wird beſchimpft, und heist ein Hahnrei, oder ein guter Mann.

Die Orte, welche man in Teutſchland hohe Schulen nennet, ſind eigentlich nichts anders als eine Art von Thiergarten, worinn man die jungen Leute auswachſen und ausſchwärmen laſſet, bis man ſie, nach einigen Jahren, wieder einfängt, und zum Gebrauch des gemeinen Weſens zahm macht. Man legt dieſe Thiergarten meiſtentheils an luſtigen fruchtbaren Gegenden an, und manche derſelben enthalten einige tauſend junge wilde Mannsperſonen, die alle lange Meſſer an der Seite tragen, ſaufen, ſpielen, huren, oder müſſig gehen, bis ſie dieſer Dinge überdrüſſig ſind, oder darzu kein Geld mehr haben. Alsdenn müſſen ſie anfangen gut zu thun, und werden plözlich verändert. Einige werden Geiſtliche, andere Rathsherren und Advocaten, noch andere Schreiber, Bürger, Haushälter, Soldaten, Laquaien, Landſtreicher, u. ſ. w. Alle insgeſamt aber, welche die Medicin treiben, werden Doctoren. Man hat mich verſichert, daß viele junge Teutſche in dieſen Thiergarten zweimal ſoviel Geld jährlich verthan haben, als ſie nachher zur Erhaltung ihrer Weiber und Kinder jemals haben verdienen können. Die Streitigkeiten, welche insgemein auf den Europäiſchen Schulen getrieben werden, betreffen Sachen, deren Natur zu unterſuchen den Menſchen gar keinen Nuzen bringt, oder welche der menſchliche Verſtand nicht fast. Ubrigens urtheilen die meiſten von den geiſtlichen und weltlichen Wiſſenſchaften nicht ſowohl ſelber, als ſie vielmehr nur die Meinungen anderer unterſchreiben.

Die Gelehrten in Europa ſchaffen ſich ſehr viele Bücher an, ſie kaufen aber ſelbige nicht ſowohl wegen der darinne enthaltenen Sachen, als vielmehr ihres äuſſerlichen Anſehens und Schönheit halben. Dahero dann die Buchhändler, nachdem ſie dieſes gemerket, durch vielerlei Spielwerke und angenehm in die Augen fallende Dinge, die gelehrte Käufer an ſich zu loken, und die Bücher in andern Formate, mit anderer Schrift, und Kupferſtichen auflegen, und hundertmal theurer verkaufen: Denn die freien Künſte werden allda verkauft, und unter den betrüglichſten Kaufleuten von der Art ſtehen die Philoſophen und Scribenten oben an. Man wird denken, wo man denn mit allen dieſen Büchen hinkäme! Allein die Einwohner dieſer Länder bedienen ſich des gedrukten Papiers zu mancherlei Gebrauch; und es mus ſchon ein gar feines Buch ſeyn, das von hundert Menſchen gekauft, und von zwanzig geleſen wird.

Die Gelehrten ſind von den Ungelehrten an Sitten und Kleidung, vornemlich aber an der Religion unterſchieden, denn dieſe glauben nur einen GOtt, jene hingegen verehren viele Götter und Göttinnen. Die vornehmſten Götter der Gelehrten ſind Apollo, Minerva, und die 9. Muſen; hernach folgen noch viele andere kleinere Götter, die ſonderlich die Poeten anzurufen pflegen, wenn ſie in Raſerei gerathen. Die Gelehrten ſelber aber werden, nach den mancherlei Arten ihrer Studien, auch in vielerlei Claſſen eingetheilet: Denn einige heiſſen Philoſophen, andere Dichter oder Poeten, noch andere Sprachlehrer, und wieder andere Naturkündiger, Metaphyſici, u. ſ. f.

Ein Philoſophe iſt ein gelehrter Kaufmann, der die Regeln von der Kunſt ſich ſelbſt zu verläugnen, wie man die Mäſigkeit ausüben, und die Armuth geduldig ertragen ſolle, um ein gewiſſes Geld feil bietet, und ſo lange über den Reichthum eifert und darwider ſchreibt, bis er endlich ſelber reich worden. Der Vater dieſer Philoſophen iſt ein gewiſſer Seneca, welcher auf gedachte Weiſe königliche Schäze zuſammen gebracht.

Die Sprachlehrer machen eine gewiſſe Art von Soldaten aus, die den öffentlichen Frieden ſtöhren. Doch ſind ſie hierinne von andern Kriegsleuten unterſchieden, daß ſie an ſtatt der Reitröke Friedenskleider tragen, und an ſtatt des Degens die Feder führen. Dieſe ſtreiten eben ſo hartnäkig um einen Buchſtaben oder Sylbe, wie andere für ihre Freiheit ſtreiten, oder einen Religionskrieg führen. Doch dieſes mus man ihnen laſſen, daß ſie zu Unterweiſung der Jugend weit mehr Geſchiklichkeit beſizen, als die Lehrer auf unſerer untern Erd; denn es giebt bei ihnen ſolche Kunſt- und Sprachmeiſter, welche nicht allein andere dasjenige lehren, was ſie ſelber gelernet haben, ſondern auch ſo gar dasjenige, wovon ſie ſelber nicht das geringſte wiſſen und verſtehen. Es iſt ſchon etwas groſſes, dasjenige einem andern geſchiklich beizubringen, was man ſelber verſtehet, wieviel eine gröſſere Kunſt mus es nicht ſeyn, andere dasjenige zu lehren, was man ſelber nicht verſtehet.

Ein Naturkündiger iſt derjenige, der das Innerſte der Erden, die Natur der zweibeinigten, vierfüſigten und kriechenden Thiere, auch der Inſekten und Gewürme unterſuchet, und der alles kennet, auſſer ſich ſelber nicht.

Ein Metaphyſicus iſt, der einig und allein dasjenige weis, was andere nicht wiſſen, und der das Weſen der Geiſter, der Seelen, und andere Dinge weiß, die gar nicht in der Natur zu finden ſind, und dieſelben beſchreibet und beſtimmet; für allzugroſſer Scharfſichtigkeit aber dasjenige nicht ſiehet, was ihm vor ſeinen Füſſen iſt.

Es findet ſich auch unter den Chriſten ein eignes und abgeſondertes Volk, das man die Mauſchen nennet: ſie rühmen ſich noch von denen alten Hebräern abzuſtammen, mithin das älteſte Volk auf dem Erdboden zu ſeyn. Ein garſtiges unfläſtiges Volk, dem die Chriſten alle Schmach und alle Drangſalen erweiſen, weil ſie vorgeben, der Mauſchen ihre Vorfahren hätten vor 1700. Jahren ihren Heiland gekreuziget. Gewis eine weit hergeſuchte Rache! Wenn man ſie fraget, ob denn ihr Heiland ein ſo rachgieriger Mann geweſen ſey; ſo berichten ſie von ihm ganz das Gegentheil, und ſagen: er hätte ihnen befohlen, auch ihre Feinde zu lieben, und ja niemand nichts zu leid zu thun, noch Böſes mit Böſem zu vergelten. So ſehr lauffen der Chriſten Lehren und Thaten wider einander. Sie vergönnen kaum den armen Mauſchen einen moraſtigen Winkel zu ihrem Aufenthalt: alle ehrliche Hanthierung iſt ihnen verbotten: ſie müſſen ſich deswegen meiſtentheils vom Betrug, und vom Diebſtahl nähren: treiben ſie aber dieſes Handwerk zu verwegen, ſo müſſen ſie Zeugen von der ſtrengen Gerechtigkeit der Chriſten abgeben, und kommen dem Scharfrichter in die Hände. Wäre es nicht beſſer, man tractirte ſie wie bei uns die Sklaven, und lieſſe ſie waker arbeiten? doch ſo, daß man ihnen dabei weiter keine Drangſal zufügte, noch ihnen das Leben, das ſie von eben dem Schöpfer haben wie wir, nicht unerträglich machte.

Ein jedes Land hat ſeine eigene Geſeze und Gewohnheiten, welche leztere den erſtern vielmal ſchnurſtraks zuwider lauffen. Z. E. nach den Geſezen ſoll die Frau dem Mann unterworfen ſeyn; nach der Gewohnheit aber mus öfters der Mann tanzen, wie die Frau pfeifet. Weil die Europäer auch unzehlichen Gemüthskrankheiten unterworfen ſind, ſo hat man nicht weniger unzehliche Mittel dafür erfunden. Einige ſind ganz und gar von einer ſolchen Art ſpazieren zu gehen eingenommen, daß ſie ihre linke Seite anderer ihrer rechten Seite beſtändig zukehren. Je weiter man gegen Mitternacht kommt, je mehr ſind die Leute mit dieſer Krankheit behaftet; woraus erhellet, daß dieſes Ubel von der ungeſtümmen Luft herrühre.

Sonſt ſind in dieſen Ländern die meiſte groſſe Städte, ſo viel ich derſelben im Durchreiſen beobachtet habe, nicht wohl gebauet; die Menſchen wohnen darinnen wie auf einem Klumpen zuſammen; gleichſam als ob die Welt nicht gros genug wäre, ihnen einen räumlichen Plaz, in einer freien und ſchönen Luft, zu ihrem Aufenthalt zu vergönnen: ſie haben weder abflieſſende Canäle, noch breite Straſſen, noch luſtige Spaziergänge, noch wohl angeordnete Gebäude, noch ſonſt andere Bequemlichkeiten, welche uns die Natur pflegt an Handen zu geben. Die meiſten Häuſer in denen groſſen Städten gehen oben ſpizig zuſammen, ſind hoch wie die Thürme, und hängen wohl gar einige Werkſchuh nach der Straſſen über; alſo daß man fürchten ſolte, ſie müſten einem oben über den Kopf zuſammen fallen. Von dem Himmel beobachtet man nur einen kleinen Strich, und die Sonne berühret hin und wieder kaum den Rand der Fenſter. Die Leute ſezen ſich einander drei bis viermal über den Köpfen, und laſſen einer dem andern ſeinen nachbarlichen Unflat im Uberflus zukommen; wobei eine Utopiſche Naſe, die an den lieblichſten Geruch der herrlichſten Balſamen und Kräuter gewohnt iſt, unnatürlich viel leiden mus.

Unter den Schriften, die zu meiner Zeit in Teutſchland Mode waren, und in welche ich mich faſt auch verwikelte, ſind die Zeitungen, die Wochen- und Monatſchriften, und die Romanen merkwürdig. Ein Roman iſt ein Buch, welches die Europäer leſen, um ſich einige Zeit hindurch auf eine angenehme Art die Einbildung zu verrüken. Ich weis nicht, ob es ſich ſo verhalt, daß einige Perſonen weiblichen Geſchlechts völlig toll davon werden. Die Zeitungen, die man mit groſſer Begierde lieſet, ſind Aufſäze von demjenigen, was man bei uns das Gerüchte oder Geplauder der Leute nennet. Man liebt ſie um ſo vielmehr, je neuer und friſcher man ſie bekommt, da es doch unmöglich iſt, daß die wahren Umſtände einer Sache augenbliklich allen Leuten bekannt werden können. Daher iſt es ſehr luſtig, dieſe Zeitungsleſer eine- und eben dieſelbe Sache in zwölf Blättern nacheinander leſen zu ſehẽ, dabei ſie ſich den Kopf zerbrechen, ob es überhaupt nicht vielleicht erlogen ſey. ꝛc.

Betrachtung von ungleicher Liebe der Eltern gegen ihre Kinder.

So gemein dieſe Sache iſt, ſo ſchädlich iſt ſie. Kaum wird ein Vater oder eine Mutter gefunden werden, die etliche Kinder haben, wo ſich nicht ſogleich ein Unterſcheid in der Liebe ſolte bliken laſſen. Bald fällt der Vater auf die Söhne, und die Mutter auf die Töchter. Bald gehet es umgekehrt. Bald lieben beide Eltern ein Kind vor allen andern. Bald machen ſie zwei widerwärtige Partheien, indem einer dasjenige liebet, was der andere haſſet. Was iſt nun ſchädlicher, als dieſes Verfahren der Eltern? Was vor Feindſchaft entſteht nicht, theils unter ihnen ſelbſt, theils unter den Kindern deswegen? Es iſt ganz natürlich, daß der Gehaſſete dem Geliebten gram werden mus. Ja dieſe Feindſchaft, die in ſo zarten Herzen Wurzeln ſchlägt, kan oft Lebenslang nicht ausgerottet werden. Ich gebe zu, daß oft ein Kind, ſeines guten Verhaltens wegen, mehr Liebe verdienet als das andere. Allein davon iſt die Rede nicht. Wenn die Gewohnheit der Eltern eine Vergeltung der Tugend iſt; ſo hat ſie einen guten Zwek; wenn nur die Entziehung äuſſerlichen Liebesbezeugungen den innerlichen Affect nicht ganz erſtiket. Auch ein ſtrafender Vater liebet ſein Kind; ja die Ruthe mus eine Würkung ſeiner Liebe ſeyn. Nur diejenige Ungleichheit der Liebe, da Eltern aus einem blinden Eigenſinn, und um nichtiger eiteler Urſachen halber ein Kind dem andern vorziehen, und dem andern alles entziehen, richtet ein ſolches Unheil an. Ich will euch eine Fabel erzehlen, welche ich nennen will

Der Mann, der Hund und die Kaze.

Ein Mann, der eine Kaze und einen Hund in ſeinem Hauſe hatte, liebete die erſtere mehr, als den andern. Sie lag mehrentheils in ſeinem Schooſe. Er ſtreichelte ihr unaufhörlich über das ſanfte Fell, er as keinen Biſſen, den er nicht mit ihr theilete, und des Nachts ſchlief ſie auf ſeinem Hauptküſſen. Der Hund hingegen, bekam kaum die Knochen, ſo man zum Hauſe heraus warf. Er durfte nicht in die Stube riechen, ſo wurde er mit Prügeln hinaus getrieben. Indeſſen wachte er doch Tag und Nacht vor die Wohlfarth des Hauſes, er folgte ſeinem Herrn wo er hingieng, behütete auf Reiſen ſeine Sachen, und auf der Jagd hat er ihn oft aus Lebensgefahr errettet. Die verzärtelte Kaze aber mauſete nicht: weil ſie niemals hungerte; ſie lernete keine Kunſt, weil dieſes ohne Schläge nicht abgegangen wäre. Doch muſte eine jede Bewegung ihres Schwanzes ein beſonderes Zeichen ihrer Klugheit heiſſen; denn er ſagte, daß ihr an einem menſchlichen Verſtande nichts als die Rede fehle. Oft ward ſie ganz wilde, und ſprang auf Tiſchen und Fenſtern herum, zerbrach Gläſer, Porcellan und Spiegel: allein es ward ihr alles geſchenket; maſſen ihr Herr ſagte: ſie verſtehe es nicht beſſer, man hatte ſie nicht ſcheuchen ſollen; ja der Hund muſte oft das Bad entgelten. Als der Herr ſtarb: fieng der Hund ein erbärmliches Heulen an, und wolte in etlichen Tagen weder freſſen noch ſauffen; die Kaze hingegen ſchlich ſich zu ſeinem Sarge, krazete ihrem Wohlthäter die Augen aus dem Kopfe, und fras ihm Naſe und Ohren ab. Da ſahe man, daß derjenige der Liebe ſeines Herrn am würdigſten geweſen, der ſie am wenigſten genoſſen hatte.

Schweizermahler über die Spizen.

Ein Menſch, der ſein Lebetage keine Spizen geſehen, und im übrigen eine billige Hochachtung für unſer Frauenszimmer heget, ſolte auf die Meinung gerathen, daß dieſelbigen ein vortreflich ſchöner Schmuk ſeyn müſten, wenn man ihm ſagte, daß ſich die ſchönſten Hände damit müde arbeiten, und die wohlgemachteſten Jungfern ſich ohne dieſelbe nicht wohl gekleidet zu ſeyn bedünken laſſen. Wenn ihr einer jungen Dame in der erſten Stunde des Morgens eine Beſuchung machet, ſo werdet ihr ſie auf dem Spizenpulte beſchäftiget antreffen. Dieſe häslichen Zierrathen ſtellen euch tauſend krumme Züge und ungeheure Lineamenten vor, die kein Original in der Natur haben, aber den Spizen vollkommen ähnlich ſind. Die Jungfern glauben vielleicht, daß dieſe ſchönen Figuren, welche ſie in den Spizen heraus bringen, Rösgen und Tulpen ſeyn, und alſo durch die Aehnlichkeit, ſo ſie mit denſelben haben, das Auge erfreuen. Welche Summe ſoll ich von dem Gelde ſezen, das unſere Weiber und Töchter auf Spizen wenden? Sie belauft ſich höher, als diejenige, ſo ſie für Leinwand ausgeben. Ich kenne die Frau eines Handwerksmannes, die auf einem Hemde an Spizen trägt, was ihr Mann in einem Jahr mit dem Schweiſe ſeines Angeſichts erworben hat. ⸗ ⸗ Ein einziges paar Manchetten iſt ſchon auf vierzehn Thaler geſtiegen. ⸗ ⸗ Und das iſt gewis, daß öfters ein Edelmann genöthiget wird, die Einkünfte, die er von einem ganzen Dorfe hat, zu jährlichen Spizen für die Frau zu widmen. So weit der Mahler.

" Es wäre in der That zu wünſchen, daß dieſe ſo theure unförmliche Gothiſche Tracht, zu unſern Zeiten ganz ins Vergeſſen geſtellet würde. Wie manchen Thaler könnte ein Frauenzimmer zu andern Zierrathen, die vernünftiger ſind, erſpahren. Wie mancher Bräutigam dörfte nicht ſo viel Geld an dieſe unnüze Spinnenwebe wenden, welche deſto theurer iſt, je leichter ſie zu nicht werden kan. Wie manches armes Kind würde auch ſeiner Plage los werden, welche es des Spizenpultes halber erdulden mus. Ja wie viel ungedultige Flüche würden nicht nachbleiben, die oft bei oftmaliger Zerreiſſung des mürben Zwirns, oder wegen Verwirrung ſo vieler hundert Fäden auch geſtoſſen werden. Wie nüzlich könnte die lange Zeit, die zu der unförmlichen Spizenmacherei verſchwendet wird, zu Verfertigung künſtlicher Tapeten mit ausgeneheten Blumen, Hiſtorien und Landſchaften, gebrauchet werden. In dieſer edlen Kunſt iſt vorzeiten das Römiſche Frauenzimmer geübt geweſen, als man den übeln Gothiſchen Geſchmak noch nicht über die Alpen hatte kommen laſſen. Darinnen läſſet ſich mehr Verſtand und Lebhaftigkeit bliken, als in dieſer ungereimten Verwikelung, Zuſammendrehung und Durchwirkung faſt unſichtbarer Flachsfäſerchen, die nichts als ein durchlöchertes Sieb, ohne alle vernünftige Ordnung der Löcher, vorſtellen. Ich erinnere mich einer Spizenhiſtorie, die mir unlängſt vor gewis erzehlet worden, daß ſie ſich bei einem Handwerksmann ſolle zugetragen haben, deſſen ſein Weib in Spizen ſehr ſtolziret hat; als welche die Gewohnheit hatte, die Spizen, welche ſie ſehr theuer einzukauffen pflegte, vor dem Gebrauch in Milch zu waſchen. Sie hatte juſt vor einem Feſt vor etlich und 60. fl. eingekauft, die ſie in einem Schüſſelchen über Nacht in Milch gelegt, und ihrem Mann weis gemacht hatte, daß ſie es vor 4. fl. eingehandelt; darüber aber der Haushund gekommen, und ſolche vor Hunger und Durſt auf etliche Schnapper verſchlungen. Durch den Jammer, ſo hierauf das Weib angefangen, hat endlich der Mann erfahren, daß ſein Weib in den Spizen ſo verſchwenderiſch geweſt; welches dann zu einer Nachcomödie, welche mehrentheils aufs Schlagen hinaus gehet, Anlas gegeben hat.

Ganz neue Meinung von den Kinderblattern.

Solche hat ein Breslauiſcher Medicus in einer ohnlängſt im Druk heraus gegebenen Abhandlung, unter dem Titul: Variolarum ratio expoſita à J. Godofr. Hahn, Colleg. med. & ſanit. Sileſ. Decano Wratislav. an Tag gegeben. Der Herr Verfaſſer hält darinnen die Kinderblattern für eine ordentliche Entwikelung des Menſchen, für die Keimung unzählbarer Gefäſſe in der Haut, die nunmehr erſt hervor dringen, und vergleicht dieſe Veränderung mit dem Zahnen, mit den Augen der Gewächſe und der Häutung der Thiere. Die Haut erkennt er mit Recht für den wahren Siz der Poken, wohin auch der Mund und der Schlund gehören. Den Geruch ſchreibt er dieſer Entwikelung und der vermehrten Ausdünſtung zu, und vergleicht ihn mit dem Geruch der Thiere, die anfangen zur Liebe tüchtig zu werden. Der Saft in den Blattern iſt nach ſeiner Meinung eines des Liquoris amnii, in welchem die neugebohrnen Gefäſſe verwahrt und genährt werden. Er kommt aus den Gefäſſen des Fettes unter der Haut. Wenn die Schuppen abgefallen ſind, ſo ſiehet man eine unſägliche Anzahl rother neuer Gefäſſe; der Menſch iſt ganz verneuert, und hat einen merklichen Schritt zur Vollkommenheit ſeines Wachsthums gethan. Die gar zu heßliche Narben ſchreibt der Herr Verfaſſer nicht ſo wohl den Poken, als dem unter einer dürren Haut um ſich Freſſen der Geſchwüre zu; die gewöhnlichen Fäden, welche die Spize der Poken mit dem Boden zu feſt verbinden, und die nach ſeiner Meinung wahre Fühlkörner ſind, die entzündet und den Schnekenhörnern gleich geworden. Wer ſolte ſich nicht wünſchen, je eher je lieber die Poken zu bekommen, da ſie dem Menſchen zur vollkommenen Auswikelung ſo nöthig ſind! aber wie übel ſind diejenigen daran, welche ſie gar nicht bekommen!

Anmerkung über ein Sceleton, oder menſchlichen Beinkörper, oder im gemeinen Verſtand der Tod.

Als neulich mein Vetter einige Anverwandte, und darunter etliche Frauenzimmer bei ſich hatte, und, wie gewöhnlich iſt, die Geſpräche dahin ausfielen, ob man nichts neues vernommen hätte? war dieſer unſer Wirth am erſten mit der Antwort fertig: Ja, allerdings habe ich was neues, nicht nur zu erzehlen, ſondern auch gar zu zeigen. Sie wiſſen wohl, daß ich mir ein kleines Naturaliencabinet zu ſammeln angefangen, wozu ich mir theils ſelber allerlei innländiſche Seltenheiten anſchaffe, und nach der jezigen Mode auch vielerlei Schmetterlinge oder Sommervögel ſammle; zum Theil aber über Holland und Engeland aus Oſt- und Weſtindien, manches merkwürdige Stük von fremden Gewächſen, Steinen, Muſcheln, Thieren und Vögeln kommen laſſe. Und ich habe eben dieſe Woche was ſonderbares geſchikt bekommen, wornach ich längſt getrachtet, und welches ich, wo ihnen anders damit aufwarten darf, gleich jezo zeigen kan.

Wer war begieriger als die ganze Geſellſchaft, dieſe Orientaliſche Seltenheiten der Natur in Augenſchein zu nehmen? Und ich darf faſt nicht ſagen, wie einhellig wir alle geweſen, ihn um die Erfüllung ſeines Anerbietens zu erſuchen. Man muſte durch etliche Zimmer gehen, ehe man in ſeine Kunſtkammer kame, wo er theils allerlei künſtliche Inſtrumente, theils auch mit unzähligen kleinen Fächern verſehene Schränke ſtehen hatte. Die Augen eines jeden unter uns blieben, bei dem erſten Eintritt, an etwas ſeltſames hangen, als er uns ein Fach nach dem andern zu eröfnen anfieng; dabei wir denn allezeit neue Gelegenheit fanden, die Wunder GOttes in der Natur mit Erſtaunen zu betrachten. Doch ſo viel ſeltſames er uns auch zeigte, ſo oft wiederholte er die Verſicherung, daß dieſes noch nichts zu rechnen ſey gegen demjenigen, ſo er erſt kürzlich bekommen hätte.

Unſere Neugierigkeit war auf das höchſte geſtiegen, als er ein kleines Cabinet neben ſeinem Zimmer öfnete, und dadurch die Augen aller Anweſenden zu einer Art von Wettſtreite veranlaſſete, welches am erſten dieſes ſonderliche Kunſtſtük der Natur würde gewahr werden. Doch ein beſonderes Behältnis, welches wir gewahr wurden, machte dieſe eifrige Blike zuſchanden, bis mein Vetter, mit vielen wiederholten Lobſprüchen von dieſen ausländiſchen Seltenheiten, daſſelbe eröfnete, und uns nichts anders als ein künſtlich zuſammen gefügtes Todengerippe von einem menſchlichen Körper vor die Augen ſtellete. Ich müſte ein ganzes Buch anfüllen, wenn ich alle die Gemüthsbewegungen beſchreiben wolte, die ſich in der ganzen Geſellſchaft, wiewol bei einem jeden auf eine beſondere Weiſe, äuſſerten, als ſie in ihrer gröſten Neugierigkeit dieſer erſchröklichen Todesgeſtalt anſichtig wurden. Ich will nur ſo viel ſagen, daß ein gewiſſes Frauenzimmer plözlich zur Erden ſank, und vor Schreken in Ohnmacht fiel. Etliche ſagten: Ey! das iſt mir nichts neues, ich hab es ſchon ſonſt geſehen. Andere fiengen überlaut an zu lachen, daß unſer Wirth, wie ſie redeten, uns einen ſo artigen Streich geſpielet hätte.

Ich weis eben nicht zu ſagen, was mein Vetter in dieſem Stüke vor Abſichten gehabt haben mag. Vielleicht hat er einer neugierigen Geſellſchaft ihre unmäſige Lüſternheit verweiſen wollen. Oder er hat uns, aus einer noch tugendhaftern Abſicht, erbauliche Betrachtungen der Sterblichkeit in den Sinn bringen wollen. Wenn dieſes leztere iſt, ſo hätte er zum wenigſten bei mir ſeines Zwekes nicht verfehlt: denn dieſer unvermuthete Anblik hatte einen tiefern Eindruk in meinem Gemüthe gemachet, als ſonſt die allerbeweglichſte Vorſtellung, die entweder mündlich oder ſchriftlich geſchehen kan, in mir gemacht haben würde. Man bedenke nur, (und ich habe mit dem berühmten Gotſched gleiche Gedanken) daß eine ſolche Veränderung bei einem Menſchen zwar gros zu ſeyn ſcheinet, wenn er ſein Ebenbild recht betrachtet; allein, es braucht nur eine kurze Zeit zu einer ſolchen Ausführung. Ein Augenblik iſt ſchon viel zu langwierig dazu, daß ein Lebendiger unter die Zahl der Toden gerathe. Und wer will mich verſichern, wieviel Jahre, wieviel Monden, wieviel Tage, oder wieviel Stunden es noch mit mir Anſtand haben werde? Es iſt wahr, ich bin geſund, und fühle noch zur Zeit nichts, was mich ins Grab werfen könte: wer weis aber, ob nicht allbereits ein geheimer Feind in dem innerſten meiner Glieder wühlet, und ſich nicht ehe ſehen zu laſſen gedenket, als bis er mich völlig zu Boden geworfen. Die Krankheiten kommen ſelten von auſſen in den Menſchen. Die meiſten entſtehen aus ſeinem eigenen Weſen, und ſind ehe darinnen vorhanden, als man ſie ſpüret oder wahrnimmt. Es iſt ja wohl ehe ein Menſch geſtorben, der ſo jung, ſo geſund und ſo munter geweſen, als ich mich jezo befinde: und vielleicht iſt heute oder morgen die Reihe an mich gekommen, dahin zu wandern, wohin zwar viele andere nach ſpäten Jahren erſt gelangen, unzählige andere hergegen noch viel zeitiger gekommen ſind.

Sind es nicht recht kindiſche Gedanken, wenn wir uns den Tod als einen dürren Knochenmann vorſtellen, und vor ſeinem Gemählde in ein ängſtliches Zittern gerathen? Entweder es giebt ein ſolches Hirngeſpenſte nicht, oder wo es ja dergleichen geben ſoll, ſo müſſen wir es in uns ſelbſt ſuchen. Ein jeder trägt ſeinen eigenen Tod mit ſich herum; wo wir ſtehen und gehen, wo wir ſizen und liegen, da ſtehet, da gehet, da ſizet und lieget der Tod bei uns: oder beſſer zu ſagen, mitten in uns, ja wir ſelber ſind dieſer Tod. Daß wir dieſes nicht bemerken, das kommt daher, weil er ſich in eine unkenntliche Larve verkleidet hat. Er hat alle dürre Gebeine mit einer unzählichen Menge kleiner Adern und Blutgefäſſe überzogen. Dieſe hat er in eine weiſſe Haut verhüllet, und über dieſelbe mancherlei wunderlich zuſammen gefügte Deken gehangen, die er von tauſend unvernünftigen Thieren gleichſam erbettelt hat. In dieſem äuſſerlichen Puze merket man es nicht, was vor ein abſcheulicher Gaſt dahinter ſtekt. Man bleibt an dem äuſſerlichen Scheine hangen, und vergiſt das innwendige Schrekenbild. Man liebet die Kleidung, und haſſet die Perſon, ſo ſie träget. Man vergaffet ſich in den Puz des Menſchen, das iſt, Fleiſch und Haut, und erſtaunet, wenn man das äuſſerliche Weſen ſeines Körpers anſichtig wird.

Wie thöricht handelt doch die eitele Belline, wenn ſie ſich vor eine Göttin anſiehet, die ihrer Schönheit halber angebetet zu werden verdienet? Was machet dieſe unbedachtſame Schöne? hat ſie denn einen ſo groſſen Vorzug vor andern? Iſt ſie aus andern Gliedmaſſen zuſammen geſezet, als das Knochengebäude meines Vetters? Sie wird ja ſo unverſtändig nicht ſeyn, und ſich dieſes einbilden? Worinn beſtehet denn ihr Vorrecht vor allen ungeſtalten Perſonen? In einem Stükgen glatter Haut, welches über den dürren Hirnſchädel gezogen iſt, und vorne bis an den Kinnbaken reichet, der ſo ſehr raſſelte, als ihn mein Vetter angriffe, und mit dem wakelnden Zahnreihen etliche mal zuſammen ſchlug. Elender Vorzug! Ziehet ihr doch das Lappgen vom Geſichte: nehmet das Fleiſch von denen Knochen: was wird mehr übrig bleiben, als ein Todengerippe? Ein Anblik, vor welchem ſie ſelbſt vielleicht in Ohnmacht ſinken würde, wenn ſie ihn, an ſtatt ihrer jezigen Geſtalt, einmal im Spiegel erbliken möchte.

Und warum bekümmert ſich Lea, daß ſie keine Rahel iſt? Vergeblicher Kummer! der Unterſcheid zwiſchen ihren Körpern iſt ſo gros nicht, als ſie ſich denſelben wol einbildet. Nur das äuſerliche macht ein kleines Blendwerk, ſonſt ſind ſie ſich ganz ähnlich; und wer weis, ob nicht ihr innerlicher Gliederbau der Rahel ihrem an guter Einrichtung, Ordnung und Schönheit vorgehet. Vielleicht mus dieſe wohl ehe ſterben, und alſo den ſchönen Puz ablegen, der ihren inwendigen Tod ſo anſehnlich gemacht. Ein Wurm bleibt ein Wurm, man mag ihn in Staub oder Baumwolle, oder Seide einwikeln; und ein Gerippe höret nicht auf ein fürchterliches Weſen zu ſeyn, wenn es gleich von auſſen mit weiſſer und rother, oder gelber, brauner und ſchwarzer Haut überzogen iſt.

Was vor verkehrte Neigungen mus nicht ein Menſch haben, der etwa einen bunten Indianiſchen Vogel, oder eine künſtlich gewundene Schneke vor höher und ſehenswürdiger achtet, als dasjenige, ſo ihn zur Erkänntnis ſein ſelbſt und ſeines Elendes führen kan. Niemand wird einen Sommervogel vor eine Lerche, oder eine Fledermaus vor eine Taube nehmen wollen. Obgleich jene weit ſeltſamere Farben und Geſtalten haben. Solche Gemüther aber wollen lieber Orientaliſche Würmer, Schlangen und Affen von auſſen, als einen Europäiſchen Menſchen, , ja, als ſich ſelbſt, von innen kennen lernen.

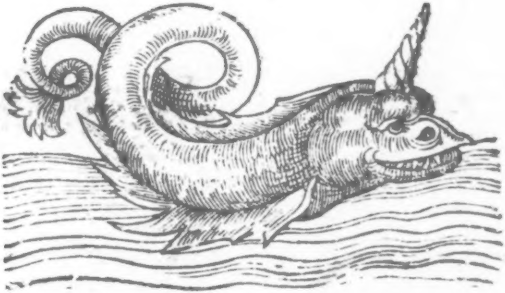
Wie ſehr zärteln wir nicht unſere Gemüther, und was vor üble Gewohnheiten nehmen wir an? Wir wollen nichts ſehen als was angenehm, beluſtigend und ſchön iſt. Was häsliches ſoll uns nicht vors Geſichte kommen, Inſonderheit das Todengeräthe ſoll, ſo viel immer möglich iſt, von uns entfernet bleiben; damit ja der wollüſtige Geiſt in ſeiner falſchen Zufriedenheit nicht geſtöret werde. Un-

glüks

glükſelige Leute! die ein Blik in ſolche Verwirrung ſezen kan. Wie wird es ihnen zu Muthe ſeyn, weñ der Tod ſich ſelbſten einſtellen wird? Wie wird ihr empſindliches Herze gerühret werden, wenn ſie vielleicht ſchon bei lebendem Leibe einen Todengeruch an ſich ſpüren, eine Leichenfarbe ſehen, und eine hole Sprache von ſich geben werden. Ihr Ekel wird ihnen den Tod noch weit unangenehmer machen, als er ſonſt an und vor ſich ſelbſt geweſen ſeyn würde.

Der Tod iſt ein Bruder des Schlafes, und allem Vermuthen nach nur in der Dauer von ihm unterſchieden. Man kan alſo den Schlaf einen kurzen Tod, und den Tod einen langen Schlaf nennen. Und wer weis, ob nicht der Augenblik des Abſcheidens eben ſo ſanft und unvermerkt einbricht, als man alle Abende eingeſchläfert wird. Die Krankheiten können derowegen zwar ſchmerzlich genug ſeyn, der Tod hingegen mus was gelindes ſeyn, ſo ſchreklich man uns auch ſonſt die Trennung der Seelen von dem Leibe vorzubilden pfleget.

Merkwürdigkeit von einem Fiſch, ſamt deſſen Abbildung.



Die Fiſcher zu Wismar fungen den 12. Aug. 1751. in dem Haven ein in daſiger Gegend recht ſeltenes Seewildpret, nemlich einen Schwerd- oder Hornfiſch, welcher auf 8. und einen halben Fus lang war, das am äuſerſten Ende des einen Kopftheils angewachſene Schwerd oder Horn, ſo wie hierneben an der beigedrukten Figur zu erſehen, welches ſo hart als Eiſen, und zugeſpizet war, machte alleine 3. und 1. halben Fus in der Länge aus, und deſſen Breite betrug am ſtärkſten Orte auf 4. Zoll. Dieſer groſſe Seefiſch wurde am Ufer geöfnet, deſſen ſtarkes Eingeweide blutete noch, er roch auch nach keiner Fäulnis, und war voller Thranfett; daß er alſo ganz todmatt war ausgefiſchet worden; er hatte unterſchiedene groſſe gelbe Eiterbeulen, als Hünereier, ſo im Fette ſtaken, und voller gelber Materie

und

waren. Die Oſtſee führet ſonſt ordentlich nicht die Schwerd oder Hornfiſche, ſondern ſie halten ſich mehr in der Nordſee auf, und geben denen Wallfiſchen nach, welchen ſie mit ihren Schwerdern den ungeheuren Bauch aufreiſſen, das daraus laufende Fett in ihren Rachen ſchluken, und dadurch den Wallfiſch ertöden.

Der Satyren-Feind.

Wer hat den Elihu zum Prediger gemacht?
Der Sünder nehme ſich, ich rath es ihm, in acht,
Durch ſeine Stachelſchrift mich nicht ſo kek zu purren;
So fieng ein junger Herr vorm Nachttiſch an zu qnurren..
Er fand im Wochenblatt beinah ſein Conterfen,
Und ſein getrofnes Maul zerſchäumt in Raſerei.
Doch ſchrekts den Dichter nicht. Der denkt getroſt dabei:
Hat ſich ein kleiner Geiſt von ſelbſt verrathen müſſen,
Wer iſt denn ſchuld daran? ſein roſtiges Gewiſſen.
Der Autor kennt ihn nicht; und wär er ja bekannt,
So hat man ihn aus Glimpf und Liebe nicht genannt.
Satyren Endzwek iſt, die Thoren klug zu machen.,
Und Weiſe finden auch zuweilen Stof zum Lachen.
Ein Narr fährt ſchimpfend auf: Das iſt auf mich gezielt!
Weil er den Beifall ſtraks in ſeinem Buſen fühlt.
Ein Kluger lieſt und ſchweigt, und ändert ſeine Sitten,
Denn durch Satyren hat ſein Leumuth nie gelitten.
Will Stax mit dem Bericht noch nicht zufrieden ſeyn,
So ſpar er doch das Geld, und ſtell das Leſen ein:
Nicht minder ſteht ihm frei, wie Töffeln, Grolms und Mazen,
Das ihm fatale Blat mit Zähnen zu zerkrazen.

Von der gemeinen Art, Sächſiſch zu färben.

Der bekannte Juſti hat das entdekte Geheimnis der neuen Sächſiſchen Farben bekannt gemacht. Er verſichert in einem Tractate, den er davon an das Licht geſtellt, er habe über die Sächſiſche blaue Farbe einige Verſuche angeſtellt, und ſie zu einer wahren Dauerhaftigkeit gebracht, da ſie ſonſt insgemein an der Sonne bald verſchieſt. Nun eröfnet er zwar dieſes Geheimnis nicht, wohl aber die gemeine Art Sächſiſch zu färben, die aus 1. Loth Indigo beſteht, wozu man 8. Loth Vitriolöl braucht, in welchem 2. Loth weiſſer Kobold 24. Stunden lang an einem warmen Orte gebeizt worden ſind. In dieſem Vitriolöle reibt man nur den Indigo, und läſt ihn 24. Stunden auch in gelinder Wärme ſtehen. Zwei Theelöffel voll dieſer Tinctur ſind zu einer Elle Zeug genug; ohngeachtet ſie den Zeug durch und durch färben, und mit einem Loth Indigo wird mehr als ſonſt mit einem Pfunde ausgerichtet, weil das auflöſende Mittel viel ſtärker iſt. Er lehret auch die gelbe und grüne Tinctur zu machen. Den Scharlach macht er auch auf eine nicht gemeine Weiſe ſo feuerfeſt, daß er 10. Minuten lang mit Seifenlath gekocht, nichts von ſeiner Schönheit verliehrt, ob man gleich weniger Cochenille braucht.

Brief vom Tabakrauchen.

Daß nun der Tabak entſproſſen,
Hat den Satan ſehr verdroſſen.
Er kan ohnedem nicht leiden,
Wenn ein Menſch in ſtillen Freuden,
In ſich ſelbſt vergnüget iſt.
Drum des Vaters eitler Grillen
Böſen Wunſch nicht zu erfüllen,
Schmauch ich als ein froṁer Chriſt.
Er und alle Welt mag toben,
Ich will den Tabak doch loben.

Ich will allhier einen Brief mittheilen und zugleich denſelben beantworten. Derſelbe lautet alſo:

Mein Herr!

Nichts hätte mir angenehmer ſeyn können, als daß ich ſchon ofte geſehen habe, daß Sie die Gütigkeit haben, und die Briefe bekant machen, die ihnen überſandt werden. Ich hoffe alſo einer gleichen Gefälligkeit werth geachtet zu werden, indem ich mich über eine Sache beſchweren will, die meinem Bedünken nach höchſt ungeſellig iſt. Wenn ich ihnen ſage, daß ich das verdamte Tabaksrauchen meine, ſo werden ſie kaum vermuthen können, wie viele wichtige und vernünftige Gründe ich anzuführen im Stande bin, warum daſſelbe allen Regeln der Geſelligkeit zuwider iſt. Derjenige mus billich die Flüche aller artigen Leute, die zu leben wiſſen, tragen, der zuerſt das Tabaksrauchen in geſitteten Geſellſchaften aufgebracht hat. Meinetwegen mag ein jeder vor ſich zu Hauſe dampfen, bis er erſtikt; meinetwegen mag eine Geſellſchaft cyniſcher Leute, welche einander nichts vor übel nehmen, ſich ſo viel räuchern, als es ihr gefällt, ich habe nichts dawider zu ſagen. Nur verſchone man mich, und alle Leute die artig leben, mit dieſer ungeſelligen Grobheit. Ich traue Ihnen zu, daß Sie alle Regeln der Artigkeit verſtehen, und legen Sie mir es für keine Prahlerei aus, ich bitte Sie demüthig, wenn ich von mir ſelbſt ſage, daß ich vollkommen artig zu ſeyn mich bemühe. Ich kan tanzen, und ſpiele das Clavier. Ich kan Lomber, Toketille und dergleichen ſpielen, und weis eine ganze Geſellſchaft artiger Frauenzimmer ganze halbe Tage mit tauſend Kleinigkeiten zu unterhalten. Doch damit ich nicht zuviel von mir ſelbſt ſage, ſo will ich nur noch melden, daß ich ungemein viel auf eine reinliche und zierliche Kleidung halte. Ich bin täglich von Haupte bis zu Fuſſe wie eine Doke geputzt, und ich glaube, daß ich darinn vernünftig handle, weil ein jeder verbunden iſt, in allen Kleinigkeiten ſo gar, ordentlich und regelmäſig zu handeln. Vor einiger Zeit kleidete ich mich von Haupte bis zu Fuſſe ganz neu, und wie ich wohl ſagen mag, nach einem feinen Geſchmake. Mein Kleid von feinem Engliſchen Tuche lies ich ſehr reich mit ſilbernen Treſſen beſezen, und ich zog daſſelbe zum erſtenmale an, als ich in eine zahlreiche Geſellſchaft geladen wurde. Einige Stunden muſte ich zubringen, ehe ich mich ganz angekleidet hatte. Ich möchte Ihnen gerne meinen ganzen Staat beſchreiben, wenn ich nicht befürchtete zu langweilig zu werden. Ueber dis ärgere ich mich noch bis dieſe Stunde, ſo ofte ich wieder an die Begebenheit gedenke, welche mich jezo zu ſchreiben veranlaſſet. Ich kam alſo in die Geſellſchaft, die aus lauter Mannsperſonen beſtand. Mit Vergnügen erſchien ich in derſelben, weil ich alle Anweſende für lauter artige Leute hielt. Allein es währete nicht lange, da mein Verdrus anfieng. Nachdem allen Anweſenden geſagt worden, wer ich wäre, und nachdem man einige Augenblike meine ganze Perſon in Augenſchein genommen, ward mir ein Stuhl angewieſen, und man redete von tauſenderlei Dingen, ohne auf mich Achtung zu geben. Man fieng an Coffee zu trinken, und der Wirth brachte zu meiner gröſten Beſtürzung Tabak und Pfeifen. Ich ward bald blaſs, bald roth. Ich weigerte mich zu rauchen, niemand aber kehrete ſich an mich. Bei nahe wäre ich erſtikt, und mein ſchönes Kleid iſt verdorben. Die Treſſen ſind angelaufen, und es ſtinkt durch und durch nach Tabak. Man hatte noch dazu die Bosheit, mich nicht wegzulaſſen, ſondern ich muſte einige Stunden aushalten. Nun will ich Ihnen zu bedenken überlaſſen, ob es nicht höchſt ungeſellig iſt, wenn man einem Menſchen, mit dem man in Geſellſchaft iſt, einen ſo entſezlichen Verdrus macht, und ihm noch dazu Schaden an ſeinen Kleidern thut. Ein geſelliger Menſch mus ja allen Geſellſchaften ſich gefällig machen. Wie kan das aber einem Menſchen von gutem Geſchmake gefallen, wenn man ihn durch den hölliſchen Tabaksrauch bei nahe erſtikt, ſeine Naſe incommodirt, und ſeine Kleider ruinirt. Ich pudere nicht einmal meine Peruke, wenn ich ein mit Treſſen beſeztes Kleid anhabe, um daſſelbe nicht zu verderben. Iſt das alſo nicht ungeſchliffen, wenn man den Glanz der Treſſen durch den Tabak verdirbt? Ich bitte Sie alſo ganz ergebenſt, eine Abhandlung vom Tabake zu machen, und zu zeigen, daß das Tabaksrauchen mit der Geſelligkeit gar nicht beſtehen könne. Sie werden ſich dadurch ſehr verbinden

Ihren
ergebenſten Diener
Johann Allerliebſt.

Es würde wider die Abſicht dieſer Abhandlung laufen, wenn ich, meinem Correſpondenten zu gefallen, eine ausführliche moraliſche Abhandlung vom Tabakrauchen machen wolte. Es giebt nur wenige ſolche gedankenloſe Sittenrichter, welche das Tabakrauchen überhaupt für eine Sünde halten. Unterdeſſen kan man doch den Misbrauch deſſelben nicht billigen, und es iſt offenbar den guten Sitten zuwider, wenn einer ſo ſehr nach Tabake riecht, als wenn er damit geräuchert wäre. Ich will alles dieſes beiſeite ſezen, und nur, um dem Herrn Allerliebſt ein Genügen zu leiſten, unterſuchen, ob es ungeſellig ſey, wenn man in artigen Geſellſchaften Tabak raucht? Wer die Regeln der guten Aufführung verſteht, der weis, daß man in geſitteten Geſellſchaften, die in keinem Wirthshauſe gehalten werden, (denn da iſt ein jeder in dem natürlichen Zuſtande der Gleichheit, und kan thun, was ihm gefällt, wann er nur andere nicht beleidiget) bei Kleinigkeiten und gleichgültigen Sachen ſich nach dem gröſten Haufen und nach dem Vornehmſten richten müſſe. Der Reſpect, den man ſehr vornehmen Perſonen ſchuldig iſt, verbindet uns, uns nach ihnen zu richten. Rauchen alſo dieſe keinen Tabak, ſo wäre es nicht nur ungeſellig, ſondern auch grob, wenn die Geringern daſſelbe thun wolten. Ja, wenn auch der Vornehmere ſchon ſeine Pfeife angezündet hat, ſo darf doch der Geringere ohne ausdrüklich ertheilte Erlaubnis es nicht nachthun, wenn er anders nicht für grob will gehalten werden. Iſt man aber in einer Geſellſchaft, wo keiner der Anweſenden einem andern eine merkliche Ehrerbietung ſchuldig iſt, ſo hüte man ſich nur, etwas ganz allein zu thun. Es wäre alſo ſehr ungeſittet, ganz allein Tabak zu rauchen; es iſt aber vollkommen erlaubet, wenn nur mehrere zugleich rauchen. Herr Allerliebſt ſcheinet ein gar zu galanter Herr zu ſeyn. Und ob ich ihn gleich nicht tadeln will, daß er ſich ein koſtbares Kleid hat machen laſſen, ſo will ich ihm doch zu bedenken geben, daß eine Mannsperſon durch eine gewiſſe Nachläſigkeit mehr gezieret werde, als durch einen gar zu netten Puz. Es mus ihm alſo lieb ſeyn, daß ſeine Treſſen etwas von ihrem Glanze verlohren haben: denn ſie ſind dadurch männlicher geworden, und ſie haben nichts von ihrer Koſtbarkeit verlohren. Unterdeſſen, wenn er ſeine Maximen nicht ändern will, ſo bitte ich ihn, ſich feſt zu überzeugen, daß er in der That eine jede Geſellſchaft ſich verbinden wird, die gerne Tabak raucht, wenn er zum Beſten ſeiner Treſſen von derſelben Abſchied nimmt.

Merkwürdigkeit vom Electriſiren.

Die beſonders merkwürdige Würkungen der Electricität in dem menſchlichen Körper, und deren mit gutem Nuzen geſchehene unmittelbare Anwendung in Heilung unterſchiedlicher Krankheiten und Gebrechen deſſelben haben bereits ſeit einigen Jahren die mannigfaltigen Verſuche, ſo in dieſer Abſicht in Frankreich, Italien, und leztlich in Teutſchland angeſtellet worden, zur Genüge erwieſen; und nun können wir auch von Regenſpurg aus einen neuen Beweis von dieſem Saze beibringen: Eine Bürgerin, von 53. Jahren, hatte das Unglük, durch einen unvermutheten Fall ſich die Lähmung ihres linken Arms zuzuziehen. Dieſe kam, aller angewanden Mittel ohngeachtet, ſoweit, daß nicht nur dieſer Arm anſehnlich zu ſchwinden anfieng, ſondern ſie auch auſſer Stand war, das geringſte damit zu handthieren, auſſer daß ſie den Ellenbogen in etwas biegen, und mit dem Daumen den Zeigfinger, und zur höchſten Noth die Mitte des zweiten Fingers berühren kunte, das übrige war alles unbiegſam, und durch allen angewanden groſſen Fleis der Wundärzte konte ſie nicht mehr reſtituiret werden, als ein Spizglas mit der Hand zu faſſen, und ſelbiges nicht ohne Beſchwernis an den Mund zu bringen. Nachdeme verſuchte ſie durch die Electricität ihre Umſtände zu verbeſſern, und nach einer Electriſirung von einer kleinen Stunde war ſie im Stande, die drei lahmen Finger ſoweit zu bewegen, daß ſie an jedes Spize den Daumen ſezen konte. Den 2ten Tag konte ſie alle 5. Finger in eine Spize zuſammen ziehen; den 3ten Tag mit dem kranken Arm auf die Stirne greifen, auch ſelbigen ziemlich gerade vor ſich ausſtreken. Den 4. 5. und 6ten Tag wurde ſie ſo weit gebracht, daß ſie den lahmen Arm auf den Rüken bewegen konte, und im Stande war ihr Corſet ohne andere Beihülfe alleine an- und auszuziehen. Da nun nach der Hand 11. Tage ausgeſezet wurde, ſo behielte der lahme Arm nichts deſtoweniger ſeine erhaltene Bewegung, und der Schmerz, welcher vorhero Tag und Nacht ſehr empfindlich war, legte ſich nicht nur Tag und Nacht darinnen, ſondern der geſchwundene Arm fieng auch an ſeine vorige Dike und einen Zuwachs von Kräften zu bekommen. Nach verfloſſenen 11. Tagen wurde ſie wiederum zu electriſiren angefangen und vermehrte ſich die Kraft in dem Arm ſo ſtark, daß ſie nicht nur hinter ſich mit beiden Händen zuſammen reichen, ſondern auch ein Gewicht von 10. Pfund mit ſelbigem aufheben und vortragen konte.

Die Kunſt mit guter Manier zu ſterben.

Jedes Zeitalter hat ſeine gewieſe Modewörter. Ohne uns auf die vorigen einzulaſſen, ſo iſt bekandt, daß das Wort Kunſt jezo ungemein ſtark gebrauchet werde. Die Kunſt ſich zu verdammen; die Kunſt ſpröde zu ſeyn; die Kunſt ſich zu vernachläſigen; die Kunſt ſich zu vergeſſen; die Kunſt zu denken, ohne etwas zu wiſſen; die Kunſt zu fächeln, d. i. mit dem Windell (Eventail) wie es das Frauenzimmer heiſſet, Wind zu machen; die Kunſt, nach vielen erhaltenen Körben auf der Extrapoſt glüklich zu heirathen; die Kunſt der Frauen über die Männer zu regieren; die Kunſt zu liebäugeln, und noch tauſend andere ſchöne Künſten mehr, ſind jezo recht ſehr in Mode. Es wird uns alſo auch wohl erlaubet ſeyn, der Kunſt mit guter Manier zu ſterben zu gedenken.

Es iſt ein abgenuzter Einfall, welchen die Verfaſſer der Sinnſchriften niemals zu verlaſſen geſchworen haben, daß nemlich unglükliche Helden zu ſpät vor ihrē Ruhm, und zu früh vor ihr Hausweſen geſtorben ſind. Pompejus hätte, ihrer Meinung nach, ehe ſterben, und durch ſeine unbegreifliche Flucht nach der Pharſaliſchen

Schlacht ſeine Tapferkeit und Entſchlieſſung nicht verdächtig machen ſollen. Gelehrte ſind von ſolchen Spöttern auch oftmals auf Schimpf und Ernſt gefordert worden; indem man einigen unter uns vorgeworfen hat, als wenn ſie zu früh vor ihr Brod, und zu ſpät vor ihren Ruhm die Feder niedergelegt hätten.

Es iſt eine bekannte Regel, daß man alsdann aus der Geſellſchaft aufbrechen müſſe, wenn jedermann noch mit uns zufrieden iſt; wenn jedermann verlanget, daß wir noch ein Weilgen verharren und ihr Vergnügen vermehren ſollen. Eben dieſe Beſchaffenheit hat es auch mit der groſſen Weltgeſellſchaft. Die Höflichkeit erfordert es, Abſchied zu nehmen, ehe unſere Gegenwart jemanden überläſtig wird; ehe der misvergnügte Blik unſerer Erben uns die Thür weiſet; ehe Boileau uns einen ſeligen Huſten wünſchet, und die Jugend mit dem Tanze wartet, bis der Alte nach Hauſe gegangen iſt.

Viele bitten von der Welt erlöſet zu werden, wenn ſie dieſelbe nicht mehr lieb gewinnen können. Niemand aber beſizet die Gefälligkeit, ſeinen Abſchied deswegen zu fordern, weil ſeine Urenkeln es verlangen. Man iſt wohl gar ſo grob, und wünſchet heimlich, ihnen zum Poſſen noch länger zu leben.

Niemand hat das Recht ſeines Lebensfaden zu verkürzen. Wenn wir alſo gegenwärtig unſern Freunden rathen wollen, mit Manier zu ſterben: ſo verſtehen wir dadurch nichts anders, als daß ſie ſich in der Weltgeſellſchaft alſo aufführen ſollen, daß man auch ihren ſpäteſten Abſchied zu bedauern gezwungen werde.

Wir haben es anderwärts feſt geſezet, daß keiner ſeine Vorwürfe in ihrer wahren Geſtalt erblike. Ein Kind betrachtet die Reizungen eines ſchönen Frauenzimmers mit gleichgültiger Unſchuld. Die feurige Jugend leihet ihnen eine nachdrüklichere Farbe, und das entkräftete Alter ſiehet dieſe edle Geſchöpfe mit nebelhaften Bliken an. Die Beurtheilung ſinnlicher Dinge gründet ſich auf die Empfindungen und Bilder, ſo wir von einer Sache erhalten. Es wird wohl ein ewiger Streit bleiben, ob dasjenige, was dem einen blau ſcheinet, auch dem andern alſo vorkomme, weil wir uns unſere Vorſtellungen davon einander nicht mittheilen können. Das Haar, welches bei den altē Teutſchē gelb war, ſcheinet uns blond und zum Theil bleifärbig zu ſeyn, gleich ſolches die Erfahrung in den am wenigſten ausgearteten Landſchaften beweiſet. Die Farben, und beſonders der Purpur der Römer, müſſen, aus den Beiwörtern zu ſchlieſſen, ganz anders als die unſerigen ausgeſehen haben. Die Naſen und Augen, welche die vergröſſernde Vorſtellung der Morgenländer mit Thürmen und Teichen zuſammen ſezen konte, haben vor die Europäiſche Einbildung nur gar zu ſehr abgenommen. Hieraus machen wir den billigen Schlus, daß die Empfindungen der Menſchen, eine von der andern, ſo wie die darauf gebauete Urtheile, gar ſehr unterſchieden ſeyn können.

Wer alſo glaubet, daß ſein Vergnügen das Vergnügen der ganzen Welt ſeyn müſſe, der betrügt ſich; und wer gar ſo weit gehet, daß er daſſelbe andern, mit Verlaſſung des ihrigen, aufdringen will, der iſt unhöflich. Es iſt aber nichts gewöhnlicher, als daß diejenigen Perſonen, ſo eine lange Erfahrung vor ſich haben, die Luſtbarkeiten anderer Leute tadeln und ſchelten. Solche Leute, wenn ſie lange leben, ſterben gar nicht mit guter Manier.

Es kan füglich ausgeſezet werden, ob ein feuriger oder kaltſinniger Verſtand die Vorwürfe beſſer einſehe. Bis dahin aber erfordert es die Höflichkeit, gegen das Vergnügen ſeiner Freunde gefällig zu ſeyn, damit man vor ſeine eigene Schwäche ein gleiches erhalte.

Wir geſtehen, ein Mann, der ſich viele Verdienſte um die Weltgeſellſchaft in ſeinen beſten Jahren erworben, verdienet eine erkänntliche Erträglichkeit. Allein, es iſt doch auch nicht zu läugnen, daß eine ne gar zu groſſe Grobheit alle vorige Neigungen der Dankbarkeit erſtiken könne. Es iſt alſo nichts ſicherers, als daß man ſich im Alter bemühe, die Erkänntlichkeit gegen die Verdienſte ſeiner Jugend entweder zu vermehren oder zu erhalten. Ein Mann, der dieſes thun kan, wird auch im tauſendſten Jahre mit guter Manier ſterben.

Ich bin alt geworden, ſagt uns eine gute Freundin, und habe in der Welt nunmehro nichts anders als eine beiläufige Perſon vorzuſtellen. Sie glauben nicht, was dieſes vor ein verdrieslicher Umſtand ſeye. Mein Spiegel preſſet mir täglich bittere Thränen aus. Ich ſuche mich noch unterweilen, durch Erzehlung meiner jugendlichen Vortheile, ein wenig beträchtlich zu machen. Allein wer bekümmert ſich um die vergangene Zeiten? Ich gräme mich, und keiner hält meinen Gram ſo wichtig, daß er ſich einmal die Mühe gäbe mich zu tröſten. Ich bin von allen, und, was das ärgſte iſt, von mir ſelbſt verlaſſen. Das einzige, was mich noch einigermaſſen erhält, iſt eine ſchöne Enkelin. Man ſaget, daß ich in der Jugend eben ſo ausgeſehen habe. Dieſer Zuſammenhang machet, daß ich an den täglichen Lobſprüchen, ſo ſie erhält, heimlich Theil nehme. Zum Uberflus habe ich bei der Gelegenheit mein Bildnis, welches mich recht ſchön vorſtellet, hinter den Ofen ſezen laſſen. Die Mannsperſonen erſtaunen darüber, und wünſchen, zu meiner Zeit gelebet zu haben. Es finden ſich zwar wohl einige, welche die tröſtende Eigenliebe ſaget, der Mahler habe mir geſchmeichelt. Allein eine handfeſte Freundin, welche den dreisſigjährigen Krieg noch mit erlebet, rettet mit Hand und Mund die Ehre der vergangenen Zeiten. Aber! Aber! wenn ich die mitleidigen Blike ſehe, welche von dem Bilde auf mich geworfen werden; ſo fängt die ſchon wieder aufgequollene Bruſt auf einmal an zu ſinken. Aus dem Lichte gerathe ich in Miltons ſichtbare Finſternis, und aus einem Etwas werde ich ein handgreifliches Nichts.

Wir glauben ſolchen Perſonen eine Gefälligkeit zu erweiſen, wenn wir ihnen rathen, ſich ſo viel möglich einer bequemen Gemüthsbeſchaffenheit zu befleiſſigen. In Geſellſchaft einer liebenswürdigen Perſon kan man nimmer unglüklich ſeyn, wenn ſie auch gleich ein bisgen mürriſch iſt, weil die Schönheit auch dem Fehler ihre Zierde leihet. Allein diejenigen, welchen die äuſſerliche Empfehlung fehlet, welche in Geſellſchaften nicht geliebet, ſondern nur gelitten werden; wenn ſie ſich durch verdriesliche Minen, beſtändiges Klagen, Murren, Tadeln, Stöhnen u. durch unaufhörliche Milzkrankheiten gar unerträglich machen; ſo iſt der Gedanke noch wohl zu entſchuldigen, worinn man feſtſezet, daß ſie der Welt zur Laſt gereichen.

Nach dem alten Begrif von der Klugheit zu reden: ſo will oder kan die Jugend nicht immer mit Ehren klug ſeyn. Sie hat Neigung, ſie hat Gelegenheit ſich der erlaubten Luſtbarkeiten, welche wir, aus Gefälligkeit vor das Alter, Thorheiten nennen wollen, zu bedienen. Ein mürriſcher Mann wird von niemanden verlanget. Er iſt auch auſſer Stande an der Freude Theil zu nehmen, weil demjenigen, der ſeinen Magen einmal verdorben, auch die geſundeſten Speiſen böſes Geblüt machen. Er darf alſo ſicher zu Hauſe bleiben. Einem jungen Menſchen hingegen, der das Leben einer Geſellſchaft mit ausmachet, würde eine ſolche Aufführung entweder zur Thorheit oder zur Altklugheit ausgedeutet werden. Ob einer ſein Vergnügen im Bauen, im Pflanzen, an der Mahlerei, in der Muſik, im Bücherleſen oder ſchreiben, in Geſellſchaften, in einem guten Wein oder im Spazierengehen ſezet, iſt im Grunde einerlei; wenn aber dadurch jemand gefähret, oder etwas beſſers verſäumet wird: ſo kan alles zum Laſter oder zur Thorheit werden.

Derjenige hat es aufs höchſte gebracht, welcher ſelig und mit guter Manier ſtirbet. Wer beides zu thun gedenket, der ſey fromm und gutes Muthes, und laſſe die übertriebene Tugend fahren, welche die Welt mehr ſchreket als beſſert.

Ehrlich, billich, und bequem;
Sich und andern angenehm,
Ohne Niedrigkeit gefällig,
Ernſt; doch liebreich und geſellig,
Munter, liſtig ohne Trug,
Tapfer, ohnvermerket klug.
Alt; doch ohne Gicht und Lehre,
Iſt mein Freund, den ich verehre.

Beſondere Cur des Gehörverluſts.

Ein erſt neulich in öffentlichen Monatſchriften bekannt gemachtes Hausmittel, den gänzlich in einer ſchweren hizigen Krankheit erlittenen Verluſt des Gehörs, welcher ſehr lange gedauret, und wogegen andere Mittel nicht helfen wollen, leicht und geſchwinde zu curiren, wollen wir auch noch bei dieſer Gelegenheit allhier anführen. Es beſtehet ſolches darinne, daß man einen kleinen Theelöffel voll Ingber, mit eben ſo viel Salz, und einem gebratenen Apfel durcheinander rühret, und jeden Abend friſch auf die Schläfe äuſerlich leget, des Morgens aber wieder abnimmt. Ein gewiſſes adeliches und unverehlichtes Frauenzimmer von 36. Jahren im Holſteiniſchen brauchte dieſes Mittel ohnlängſt ſechsmal, und es wurde ihr plözlich geholfen.

Erörterung der Frage: Ob die Teutſchen wohl thun, daß ſie den Franzoſen nachahmen?

Daß Frankreich ſeiner Vortheile ſich zu bedienen, und eine gewiſſe Oberherrſchaft in Europa ſich zuwege zu bringen ſuchet, ſolches zeuget von ihrem Muth und von ihrer Lebhaftigkeit. Haben die Franzoſen mehr Menſchenliebe und mehr Klugheit die Welt zu beherrſchen, als andere Völker; ſo wäre es ein Glük für das menſchliche Geſchlecht, durch vernünftige und heilſame Geſeze regiert zu werden. Hegē ſie aber im Gegentheil ſolche Staatsregeln, die dem menſchlichen Geſchlechte zum Nachtheil und Verderben gereichen, und auf eine ungerechte Gewalt und Tirannei hinaus laufen, ſo iſt ein jeder ehrlicher Mann verbunden, ſich ihren Rathſchlägen und ihrem Hochmuth zu widerſezen. Dieſe Beſchaffenheit hat es auch mit ihren Sitten, die wir ohne Unterſcheid nachahmen. Wenn wir klug wären, würden wir nur allein das Gute von ihnen nachmachen, das Übertriebene und Lächerliche aber ihnen allein laſſen. Vielleicht hätte der Hof zu Verſailles nie an eine Oberherrſchaft in Europa gedacht, wenn wir und andere Völker ihn ſelbſt nicht daran hätten denken machen. Sind wir nicht mit ſolcher Bewunderung für alles, was aus Frankreich kommt, eingenommen, daß es beinahe das Anſehen hat, als wolten wir keine andere Geſeze und keinen andern König haben? Es war dieſes jederzeit ein Kennzeichen einer bevorſtehenden Unterwerfung, wenn man die Sitten eines andern Volks nachahmte. Dieſe Hochachtung für daſſelbe zeiget zugleich eine natürliche Bereitwilligkeit, auch deſſen Geſeze und Herrſchaft über ſich zu erkennen. Die Carthaginenſer und die Egypter waren bald unter der Römer Bottmäſigkeit gebracht, nachdem ſie vorher einen Geſchmak an den Sitten und Galanterien der Römer gefunden hatten. Wir thun alſo ſehr übel, daß wir immer auf die Franzoſen ſchelten, und ihnen doch gleichwol alles nachmachen. Ihre Sprache wird faſt in ganz Europa und an allen Höfen geſprochen, ihre Tafel gefällt den Fürſten, und ihre Galanterien bezaubern das Frauenvolk. Mehr brauchen ſie nichts, als Geld, um auch den Pöbel auf ihre Seite zu bekommen. Wir leſen ihre Bücher, und machen uns eine Ehre daraus, die unſrige zu verachten.

Ihre Schauſpiele, ihre Luſtbarkeiten, ihre Schwelgereien verzärteln unſere Sinnen, und flöſſen uns allerhand Neigungen ein, die den Grund unſerer Haushaltungen erſchöpfen und unſern Muth ſchwächen. Wir vertauſchen unſere Vernunft, unſere Gründlichkeit, ja gar unſere ſo ſehr belobte alte Teutſche Redlichkeit und Treue gegen ihren ſchimmernden Wiz, gegen ihre luſtige Einfälle und gegen ihre Gaukeleien. Wir kleiden uns, wir eſſen und trinken, wir ſingen, wir tanzen, wir fluchen, wir ſchwärmen, alles auf Franzöſiſch. Dieſe niederträchtige Nachahmung macht uns Teutſchen wenig Ehre: die alten Teutſchen wolten lieber ſterben, als die Sitten der Römer annehmen. Nichts ſchien ihnen weibiſcher und verächtlicher. Wie würden ſie unſerer ſpotten, wenn ſie uns nun wie die Franzöſiſchen Affen aufgeſchwänzt, gekrollt, gepudert, mit Oel beſchmiert und kahl von dem Kopfe bis zu den Füſſen erbliken ſolten? Die Mode iſt ein ordentlicher Zoll, welchen Frankreich von den Teutſchen ziehet, und welcher dieſem Staat jährlich ungeheure Summen einbringt. Unſere Tafeln düngen ihre Weingärten, und unſere Kleidungen treiben die Räder in ihren Fabriken. Wir tadeln an den Franzoſen einen gewiſſen Hochmuth, der zu unſerer Verkleinerung gereichet; allein haben ſie nicht Urſache darzu? Würden wir weniger ſtolz ſeyn, wenn die Franzoſen uns ſo viel Ehre erwieſen, als wir ihnen anthun? Würden wir uns nicht ſehr viel einbilden, wenn ſie ſich ſo weit vor uns demüthigten und zu uns als zu den belebteſten und geiſtreichſten Leuten ihre Reiſe thäten, um unſere Sprache zu lernen und unſer Sitten nachzuahmen? Wann ſie zur Unterweiſung ihrer Jugend ſich teutſcher Lehrmeiſter bedienten; wann ſie unſere Schneider, unſere Köche, unſere Comödianten nach Frankreich kommen lieſen, und damit ihrer Eitelkeit ſchmeichelten, einem Teutſchen ähnlich zu ſehen. O fürwahr, wir ſind das einzige Volk in der Welt, welches nicht ſich ſelbſt ähnlich ſeyn will, und welches ſich ſchämet ſolches zu ſeyn. Wer ſolte nicht über einen Menſchen lachen, der ſich ſtäts befleiſſet die Grimaſſen eines Helden von der Schaubühne nachzumachen; immer wie ein Seiltänzer die Füſſe zu ſezen, alle Sylbenthöne durch die Naſe zu trompeten, täglich etliche Stunden für dem Nachttiſch zuzubringen, und ſich wie eine Sängerin in der Opera die Haare in Loken legen zu laſſen, um hernach vor den Füſſen eines eitlen Weibsbildes zu ſeufzen. Es ſind gewiſſe Thorheiten, die den Franzoſen natürlich ſind; uns aber eben deswegen albern und abgeſchmakt laſſen, weil wir ihnen nicht zugleich diejenige Art zu geben wiſſen, die bei ihnen die Thorheiten noch erträglich machen.

Es iſt wahr, das Clima iſt bei uns etwas rauher als in Frankreich; allein dieſes verurſachet uns nicht den geringſten Abgang, in Anſehung der Gaben der Natur. Unſere Wälder und unſere Schaafe geben uns alles, was wir nöthig haben, uns gegen die Kälte im Winter zu beſchüzen; dem ungeacht ſo kleiden wir uns ſo leicht wie die Franzoſen. Unſer Weibsvolk entblöſet Kopf, Bruſt und Naken, wenn ihr auch gleich ſonſt weiſes Fell darüber ſich blau färbet, und ihm allerhand Schwachheiten zuziehet. Wir ſpotten Wind und Froſt mit unſern dünnen Schuhen und ſeidenen Strümpfen: nur um der Franzöſiſchen Mode keinen Abbruch zu thun. Wir haben in Teutſchland ſchöne Fabriken und Handarbeiten angelegt. Man ſiehet nicht allein hier in Augſpurg, ſondern auch zu Wien, zu Berlin, zu Dresden und zu Leipzig, die künſtlichſte Gold- Silber- Stahl- und Kupferarbeiter; allein, es heiſſet, der Franzöſiſche Geſchmak fehle; gleichſam als ob die Franzoſen nur allein einen ſo feinen Gaumen hätten, das Schöne und Reizende in einer Sache zu ſchmeken. Ihr ganzer Vortheil beſtehet darinnen, daß ihnen ihre Waaren beſtändig abgehen, und daß ſie deswegen immer etwas neues erfinden. Dieſes Neue gefällt deswegen hauptſächlich, weil es neu iſt; dann ein ungewöhnliches Bild macht ſich ſtärker beobachten, als dasjenige, was wir ſtets zu ſehen gewohnet ſind. Hieraus entſtehet der Geſchmak der Moden, und dieſe Moden ſind das Hocus pocus, womit man uns Teutſchen das Geld aus der Taſchen ſpielet. Sind wir nicht auszulachen, daß wir uns alſo freiwillig der Fantaſie eines Volks unterwerffen, das wir doch ſonſt verachten? Warum wollen wir uns Franzöſiſch kleiden, da wir doch Teutſche ſind? Und warum ſollen unſere Handwerksleute und Künſtler ihre Finger nicht ſo gut gebrauchen können, unſere Eitelkeit zu vergnügen, als die Franzöſiſchen?

Ich kan nicht ſehen, daß es uns Teutſchen an Erfindung und an Geſchiklichkeit fehlet. Die Tapetenfabriquen in Gobelins zu Paris iſt das ſchönſte, was ich in Frankreich geſehen habe. Allein machen ihnen ſolche die Brabänder nicht nach? Die Münchnertapeten ſchenken jenen in der Schöne nichts, und ſind wohlfeiler. Und was ſind dieſe Tapeten gegen das Dresdner Porcellain? In den Kupferſtichen und Mahlereien haben die Franzoſen etwas beſonders, indem ſie die Affecten mit einer überaus angenehmen und lebhaften Bewegung ausdruken können; aber die Ungedult bemeiſtert ſie auch über ihrer beſten Arbeit; ſelten daß ihre Zeichnung ſo gut, und ihr Grabſtichel ſo fein, wie bei unſern Teutſchen Meiſtern iſt. Es mus alles hurtig und geſchwind bei ihnen von ſtatten gehen; ihre Lebhaftigkeit hat die Eigenſchaft ihrer Weine: er hat eine liebliche Spielung, und iſt voller Geiſt, allein er hält ſich nicht wie der unſerige. Sonſt mus ich ihre Mahlereien und Kupferſtiche bewundern: Die Werke von Lebrun, Poußin, Rigaud, Mignard, Coypel und andere mehr, ſind unvergleichlich. Ich will dagegen des Rubens, van Dyk und Wowermann, nicht gedenken, weil ſie Niederländer waren. Die drei erſten Hauptmeiſter in Teutſchland, Cranach, Dürer und Holbein, können die Ehre der Teutſchen in der Mahlerei noch immer retten. Unter ihren gelehrten Leuten ſind unſtreitig die geiſtreichſten und munterſten Köpfe. Wir müſſen ihren artigen Schriften, und ihren ſinnreichen Poeſien Recht wiederfahren laſſen: ſie übertreffen uns darinnen noch weit. Die Urſache, warum wir ihnen nicht gleiche Meiſter entgegen ſezen können, iſt dieſe, weil es uns Teutſchen mehr an Beförderern als an Fähigkeit fehlet. Wir haben keine Richelieu, keine Mazarins, Louis XIV.

Die ſchönen Geiſter ſpielen nicht munter, wo ſie Noth und Mangel drükt; und wo man ſo wenig aus ihnen macht, als bei unſern Höfen. Ohne Sonne gedeiet kein Gewächſe, und ohne Ehre wird kein ſchöner Geiſt entzündet. Der Herr von Baar hat in ſeinen Epitres diverſes gezeiget, wie weit es ein Teutſcher, ſogar auch in der Nachahmung der Franzoſen in ihrer eignen Sprache, bringen kan. Die Heldengeſchichte und Schauſpiele erfordern unter allen Gattungen von Schriften die meiſte Lebhaftigkeit des Verſtandes, die gründlichſte Erkenntnis des menſchlichen Herzens, und die feinſte Art ſich auszudrüken; denn wie man ſolche nur ſchreibet, um zu gefallen, ſo kan es auch nicht anders ſeyn, als es müſſen darinnen lauter ſolche Stellen angebracht werden, welche die Kraft haben zu rühren und der Phantaſie zu ſchmeicheln. Was die ernſthaften Wiſſenſchaften anlanget, welche Gründlichkeit, Scharfſinnigkeit und Nachdruk erfordern, ſo haben es darinnen die Teutſchen ja ſo weit, wo nicht noch weiter gebracht, als die Franzoſen. Gegen einen Carteſium, Gaſſendum, Mallebranche und Fontenelle, haben wir Leibnizen und Wolffen. Gegen einen Boſſuet und Fenelon, einen Mosheim und Sak. Gegen einen Charron und Flechier, einen Thomaſen und

Hofmann. Gegen einen Thuanum, und P. Daniel, einen Puffendorf und Maſcow; allein keinen Michel de Montagne, keinen S. Evremond, keinen Bruyere, keinen Baile, keinen Monteſpiou haben wir nicht. Dieſe Eigenſchaften eines muntern und ſcharfſinnigen Wizes, der ſich in ganz beſondern Ausdrüken und artigen Wendungen, nach dem Geſchmak der Alten ausläſſet, und uns die Welt und die Menſchen in dem Zuſammenhang der wichtigſten Wahrheiten erkennen lernet, iſt bei uns noch wenig bekannt; auf den hohen Schulen kommen einem dergleichen Dinge nicht vor. Will man die Welt kennen, ſo mus man Mittel haben und mit den Groſſen ſelbſt umgehen, ohne von ihnen ein Anbeter oder niederträchtiger Sklave zu ſeyn. Darzu gelangen unſere Gelehrten ſelten.

In den zänkiſchen Wiſſenſchaften der Theologie und der Juriſterei wolte ich gerne den Franzoſen den Rang zuerkennen; allein ich kan nicht gegen mein Gewiſſen ſprechen. Unſere Landsleute übertreffen ſie darinnen noch weit, dann wir haben ſo viele Glaubensbücher, daß ich ſorge, wir werden den Glauben bald gar darüber vergeſſen. Wer erſchrikt nicht, wenn er die geiſtliche Opera ſiehet, die aus lauter Controverſien zuſammen geſezet ſind.

Was ſoll ich von unſern Rechtsgelehrten ſagen? Alle ſcharfſinnige und berühmte Rechtshändel, welche der Herr Pittaval heraus gegeben hat, ſind dagegen wie ein leichtes Salz, das ſich von ſich ſelbſt auflöſet, u. in die etheriſche Luft mit dem Schwefel und Salpeter ausdünſtet. Hier müſſen zehen Normänniſche Advocaten gegen einen einzigen geſchwornen Kaiſerlichen Notarium juratum & immatriculatum die leichte Füſſe heben und davon ſpringen. Wir haben die rechte wahre Proceſskunſt, welche die Aſträa ſelbſt, ehe ſie ſich wieder zu den Sternen erhoben, ihren Lieblingen auf Erden hinterlaſſen hat. Hier treibet man die Kunſt ſo weit, daß man einen, der uns gutwillig nicht geben will, was man von ihm verlanget, einen Proceſs an Hals werfen kan, der ihn, wie ein ſympathetiſches Pulver, auszehret, und ſeine Erben, wenn ſie klug ſind, endlich zu einem Vergleich nöthiget, da man doch einen guten Theil desjenigen erlanget, was man hat haben wollen. Ja ein ehrlicher Mann iſt ſeines Haab und Guts nur ſo lange ſicher, als es keinem Rechtsgelehrten einfällt, darauf einen Anſpruch zu erſinnen. Das künſtlichſte in dieſer berühmten Kunſt iſt, daß man ſich dabei am wenigſten mit der Gerechtigkeit aufhalten darf; denn dieſes lieſſe ſehr gemein, indem ja ein jeder leicht wiſſen kan, wann er auch nicht ſtudiret hat, was recht oder unrecht iſt. Nein, wir haben es ſo weit gebracht, daß nun alles bei den Gerichten auf lauter Kunſtwörter, auf Formalien, auf Terminen und auf Repliken ankommt. Dieſe ſind von einem ſo weiten und unendlichen Umfang, daß viele tauſend wakere und geſchikte Leute davon leben können.

Doch, es iſt kaum erlaubt, über eine ſo traurige Sache zu ſcherzen: da wir ſo ſehr von den Franzöſiſchen Sitten eingenommen ſind, warum ahmen wir nicht hierinnen ihrer Lebhaftigkeit nach, womit ſie die ſchwerſten Proceſſe binnen kurzer Zeit zu Ende bringen. Was werden unſere Nachkommen von uns ſagen, wenn ſie dermaleins hören werden, daß wir nicht einmal ſo viel Redlichkeit und natürlichen Wiz gehabt hätten, einen Rechtsſtreit in zehen oder zwanzig Jahren auszumachen? Ja daß viele, nachdem ſie über fünfzig und hundert Jahre hinaus an den Gerichten geſchwebet, endlich gar ſind erliegen geblieben, weil entweder die Erben darüber verderben, oder nicht mehr ſind ausfündig zu machen geweſen? Wir ſehen davon ein bewegliches Exempel, an einem nächſt bei Frankfurt gelegenen Landgut, welches ſo prächtig erbauet iſt, daß auch ein Fürſt darauf wohnen könnte. Dieſes Gut ſteht noch in Rechten, und wenn ja noch Erben davon übrig ſind, ſo wird man vielleicht ſolche in den Hoſpitälern ſuchen müſſen. Man ſolte deswegen billig daraus eine milde Stiftung, zum Unterhalt derjenigen unglükſeligen Perſonen machen, welche durch die Proceſſkunſt ſind gezwungen werden, die Vota paupertatis cum provocatione ad vallem Joſaphat zu thun.

Man beſchuldiget die Aerzte, daß ſie durch ihre methodiſche Curen ſchon manchen ehrlichen Mann aus der Welt gebracht hätten; allein was will dieſes zufällige Ubel gegen eine vorſezliche und jämmerliche Wiſſenſchaft ſagen, ganze Familien untereinander aufzureiben, und, wenn ſie erſtlich durch Wuth, Zank, Bosheit und Rache, dem Teufel ins Nez gerathen ſind, einen erbärmlichen Untergang zuzubereiten. Dieſes heiſſet recht zu unſerm Verderben gelehrt ſeyn.

Laſſet uns wieder von angenehmen Dingen reden, wo ich nicht ſehe, daß die Franzoſen in Künſten und Wiſſenſchaften viel zum voraus haben. Die Drukerei, eine der wichtigſten Erfindungen in der Welt, hat ihren Urſprung in Teutſchland gehabt. Man ſagt zwar, die Chineſer hätten ſolche lange vorher ſchon gewuſt, wir haben ſie aber doch nicht von ihnen gelernet, ſondern der Erfindungskraft unſerer Vorfahren zu danken. Es iſt wahr, daß wir ſolche zu Fortpflanzung unſerer Theologiſchen Zänkereien, wie auch zur Ausbreitung anderer ſchädlichen und unnüzen Wiſſenſchaften ſtark misbrauchen. Allein dieſe Schmach wiederfähret allen Künſten und Wiſſenſchaften. Wir druken groſſe Bücher, die niemand lieſet. Wir ſchmieren alles zuſammen, und ſehen auf einen diken Korper; der ſich mit fremden Gütern mäſtet und aufbläbet. Die Franzoſen ſchreiben kleine Werke, und erfüllen ſolche mit Geiſt und andern muntern Einfällen. La Fare, Choiſi, und Voltaire ſchreiben Geſchichte; und paken in wenig Wörter ſehr wichtige Begebenheiten. Das Theatrum Europäum, des Lünigs Werke, die Acta des Londorp und Meyers, machen allein eine Bibliothek aus, und ſagen uns doch nichts von den Sachen, welche die Seele der Geſchichte ausmachen. Man ſtellt ſie hin. Sie ſind zum Nachſchlagen, und nicht zum Leſen. Seitdem wir in Teutſchland die Franzöſiſche Bücher haben, ſo bekommen wir einen Geſchmak im Schönen und im Natürlichen; wir überſezen nicht allein ihre Werke in unſere Sprache, ſondern wir befleiſſen uns auch ihrer artigen Schreibart nachzuahmen. Wir erkennen alſo dadurch ſelbſt den Vorzug, welchen ſie vor uns in der Kunſt zu ſchreiben und ſich artig auszudrüken haben.

In Anſehung der Baukünſte muß man den Franzoſen gleichfalls den Vorzug zuerkennen. Sie bauen ſo ſchön, ſo natürlich, ſo gemächlich, daß wir ihnen darinnen billich nachahmen ſolten. Wir verfallen im Gegentheil noch immer auf das gekrauſte Gothiſche Bilderwerk, und fehlen in der Zuſammenfügung der Theile im Ganzen. Wir laſſen der [illegible] zu wenig Ehre, wo die Kunſt nur darzu dienen ſoll, ihre Annehmlichkeit ins Auge zu ſezen, und alles durch Ordnung und Bequemlichkeit zu beleben. Ich ſage nichts von der Kriegsbaukunſt, worinnen die Franzoſen erfahrner ſind als ein Volk in der Welt. Man kan deswegen wohl ſagen, daß Wall und Mauren ſie beſchüzen, aber nicht ihre Feinde.

Was die Franzöſiſche Muſik betrift, ſo iſt ſolche prächtig in den Chören, aber ſchlecht in der einzeln Singart. Die Franzoſen brauchen zu wenig, und die Italiäner zu viel Kunſt in ihren Arien. Was alſo jene durch die Natur verſäumen, verderben dieſe durch ein übertriebenes Gekünſtel. Ihre Concerten ſind mehr vollſtimmig, als anmuthig; bei den Italiänern ſind ſie weder vollſtimmig noch anmuthig, ſondern die Kunſt herrſchet bei ihnen allein. Ein ungelehrtes Ohr iſt nicht fähig, dieſe Schönheit zu prüfen.

Wir Teutſchen folgen in der Muſik mehr dem Geſchmak der Italiäner als der Franzoſen; wir treffen es aber, die Wahrheit zu ſagen, nicht zum beſten. Wir würden vielleicht in der Nachahmung der Franzoſen glüklicher ſeyn, und näher bei der Natur bleiben. Die Italiäner ſezen in ein Da Capo alles, was die Zärtlichkeit der Ohren ſchmeicheln, die Teutſchen aber alles, was ſolche ermüden kan. Die Töne werden durch alle mögliche Abwechſelungen durchgepeitſchet, und wenn man ſcharf aufmerket, ſo bekommt man darüber Kopfweh. Unſere Sprache verdirbt die Anmuth der Singweiſe völlig, indem ſie wegen ihrer vielen Conſonanten ſich ohnedem zur Muſik nicht wohl ſchiket. Würden wir uns in der Muſik befleiſſen den Franzoſen nachzuahmen, ſo würde der Verſtand und das Gemüth dabei mehr Unterhaltung finden; denn ſie ſehen auf ſcharfſinnige Gedanken und lebhafte Gemüthsregungen, die ſie natürlich und beweglich auszudrüken wiſſen. Wir überhäufen alles mit Noten, und arbeiten, wo wir ſpielen ſolten.

Was den Character und die Sitten der Franzoſen an und für ſich ſelbſt betrift, ſo findet man bei ihnen mehr Hochmuth, Einbildung und ausſchweiſendes Weſen als bei den Teutſchen. Sie ſind von Natur viel lebhafter und aufgeraumter, als wir, aber auch geneigter zu allerhand Ausfällen und Thorheiten: wir ſind ſchwerer und phlegmatiſcher, aber auch gründlicher und vernünftiger. Wir hätten nicht Urſach ihre Gaben zu beneiden, wenn wir die unſrige wohl zu gebrauchen wüſten. Sie bilden ſich ſo viel auf ihren Verſtand, als wir uns auf unſre Wiſſenſchaften ein. Ein wenig mehr Demuth und Beſcheidenheit, ſo wären wir beide klüger. Wir ſchelten auf ihren Wankelmuth, auf ihre Leichtſinnigkeit, auf ihr allzu freies und oft freches Weſen: und gleichwohl meinen wir noch recht artig zu ſeyn, wenn wir ihnen ſolches nachmachen.

Der Arzt und ſein Kranker.

Ein Arzt, der Gräber freier Häuſer,
Verbot einſt einem kranken Säuſer
Den beſten Labungstrank, den Wein,
Dem Kranken fielen gleich die ſpizgen Worte ein:
O, graue Säuſer giebts ſo viel als ſchwarze Mohren,
Doch Alte findt man nicht viel unter den Doctoren.

Vertheidigung der Schnürbrüſte von einer Jungfer; und dagegen gemachte gründliche Widerlegung.

Die in unſern Intelligenz-Zetteln 1748. Num. 10. und zumal in dem Referendario, 1ſten Theil, p. 315. gelieferte Abhandlung, daß das feſte Einſchnüren und alle enge Kleider der Geſundheit ſchädlich ſeye, hat einer Jungfer Anlas gegeben, eine Vertheidigungsſchrift herauszugeben. Sie ſuchet darinnen vor alle geharniſchte Jungfrauen und Frauen, die da an die Schnürbrüſte und dergleichen Inſtrumenten gewohnt ſind, das Wort zu führen, und die Ehre des Mordeiſens zu retten, ſo ſonſten nach der Mode das Blanchet genennet wird. Wir müſſen diesfalls billich die Geſchiklichkeit dieſes Frauenzimmers bewundern; und finden uns ſchuldig, folgende Punkten, die am wichtigſten zu ſeyn ſcheinen, in der nemlichen Geſtalt, wie ſie eingeſchikt worden, hieher zu ſezen, und ſelbe zugleich zu beantworten; alſo lautend:

Den Nuzen und die Nothwendigkeit der Schnürbrüſte belieben Sie, mein Herr! und alle die, welche abgeſagte Feinde einer guten Leibesgeſtalt ſind aus beigeſezten 4. Punkten zu lernen. Was gilt's, Sie werden das, was Sie darwider geſchrieben, von ſelbſten wiederrufen; denn ſie ſind und bleiben darum nüzlich, 1) Weil verſchiedene ſich nicht wohl ohne dieſe Schnürbrüſte gerade halten können; 2) Weil man verſchiedenen Unbequemlichkeiten durch dieſe Schnürleiber vorgebauet hat, die andern zugeſtoſſen ſind, wenn ſie ſich derſelben nicht haben bedienen wollen; 3) Hat man mir entgegen geſezt, nur durch die Schnürleiber würden Misgeſtalten, die ſchon vorhanden wären, gehoben, und ich habe ſie ſelbſt aus dergleichen Urſachen abgerathen; 4) Nöthigten ſie junge Leute ſich beſtändig gerade zu halten, und machten ihnen eine gute Leibesgeſtalt. Ich habe hierauf folgendes zu antworten:

1) Nur nachdem man die Schnürleiber eine Zeitlang getragen, wird es ſchwer, ſich ohne ſie gerade zu halten: Die Wirbelmuskeln, und andere Muskeln, die den Rükgrad aufrecht zu halten dienen, ſind durch den beſtändigen Gebrauch der Schnürleiber genöthigt, den Tag über ohne Würkung zu bleiben, weil die Steiſe des Fiſchbeins den Rüken gerade hält, ohne daß die Muskeln was dabei zu thun haben: Des Nachts über, da der Rüken auf dem Bette ruhet, dürfen ſie ebenfalls nicht würken. Es geht alſo hier eben ſo zu, wie bei Leuten, die lange bettlägerig geweſen ſind, und nachgehends mit Mühe aufrechts ſtehen und gehen lernen, wenn ihnen gleich nichts fehlt, nur weil die dazu gehörigen Muskeln lange Zeit unwirkſam geweſen ſind: welches auch bei denen, die der Faulheit ergeben, gemeiniglich erfolget. Da auch die Muskeln am Kreuze von den Schnürleibern gedrükt, und die betäubet werden, ſo verliehren ſie in verſchiedenen Graden das Vermögen, den Rükgrad ohne die Schnürleiber gerade zu halten.

2) Es iſt wahr, daß Misgeſtalten des Rükgrads, der Schultern, der Hüften und der Bruſt, durch Schnürleiber, die nach einer jeden Perſon gerichtet ſind, oft am beſten gehoben, vermindert, oder wenigſtens von fernerm Wachsthum zurüke gehalten werden; aber die Erfahrung hat auch gelehrt, daß man in vielen Fällen mit Vortheil andere Mittel brauchen kan. Die Schnürleiber ſind alſo ohngefähr auf die Art nothwendig, wie die Bruchbänder, oder die Stiefeln, welche man bei Fehlern der Füſſe braucht. Es finden ſich bei ſolchen Hülfsmitteln, zu groſſem Schaden des gemeinen Weſens, faſt ſo viel, um nicht zu ſagen mehr, ſchlechte Arbeiter, als wahre Künſtler.

Was ich von der Nothwendigkeit der Schnürleiber, wenn der Zufall, da ſie erfordert werden, wirklich vorhanden iſt, geſagt habe, gilt auch von dem vorgegebenen allgemeinen Nuzen, dergleichen Vorfällen vorzubauen. Sie ſind in dieſer Abſicht gar nicht nüzlich, und noch viel weniger nothwendig, wenn nicht die Schwäche der Theile, oder ein anderer Umſtand, z. E. die Gewohnheit an eine üble Stellung, oder eine zärtliche Leibesbeſchaffenheit bei jemanden, der ſtarke Bewegungen vornehmen mus, dergleichen erfordern. Eben auf die Art tragen junge Leute, die reuten lernen, einen Gurt, Brüche zu vermeiden, und die Couriers gürten ſich ſehr ſtark, die Zufälle zu vermeiden, die ihnen das heftige Erſchüttern des Pferdes verurſachen könnte. Auch in ſolchen Fällen iſt ein wahrer Künſtler nöthig, und ein bloſſer Arbeiter oft gefährlich.

3) Die lezte Urſache, die man für die Schnürleiber anführet, iſt, daß den Kindern dadurch in den Jahren ihres erſten Wachsthums ~~der~~ Leib gerade wird, daß er ſich alsdenn bei reifern Alter ſo erhält, und eine beſtändige gute Geſtalt bekömmt. Man unterſuche aber das gemeine und das Landvolk bei uns, man betrachte andere Nationen, ſelbſt auſſer Europa, ſelbſt bei den Wilden in andern Welttheilen, ſo wird man überall finden, daß alle Kinder überhaupt,

ohne die Schnürleiber oder was gleichgültiges, wohlgeſtalt und gerade, auch bei heranwachſendem Alter bleiben, ohne daß ihre wahre natürliche Bildung im geringſten aus der Ordnung gebracht wird: ich ſage, ihre wahre natürliche Bildung; denn die man bei uns ſo ſehr preiſet, iſt ganz gekünſtelt und widernatürlich, nebſt allem, was davon herrühret, z. E. eine wie zugeſpizte Bruſt, ein eingezogener Bauch, ein platter Rüken, zurük gezogene Achſeln, in die Höhe getriebene Schlüſſelbeine, theils niedergedrükte, theils zurükgebogene, theils vorwärts getriebene Ribben, das Bruſtbein, die Eingeweide des Unterleibes eingepreßt, was in der Braſt befindlich iſt, gezwängt, und alle Unordnungen an innerlichen und äuſſerlichen Theilen, wovon ich anderwärts ausführliche Meldung gethan habe. Mit dieſer Verderbung des wahren Baues und der wahren Schönheit des menſchlichen Körpers, kauft man, durch einen unbeſonnenen Gebrauch und durch ungeſchikte Anlegung der Schnürleiber, ſo theuer die eingebildete gute Leibesgeſtalt. Man wende mir nicht ein, daß viel Perſonen nichts von dieſen Beſchwerlichkeiten gefühlet haben; vermöge der Angewohnheit, der Stärke ihrer Natur, und der nächtlichen Ablegung der Schnürleiber haben ſie eine Zeitlang ausgehalten, und können noch aushalten; Indeſſen entſtehen unvermerkt die Beſchwerlichkeiten, von denen ich dazumal vieles angeführet habe, und entdeken ſich alsdenn jählings, und oft, nachdem man dieſe Kleidungen ſchon lange abgeleget hat, mit gröſſerer oder geringerer Stärke, wo ſie nicht den Menſchen, ohne ſich zu entdeken, hinrichten.

Vom Verſtand,
und deſſen vielfältige Bedeutung.

Ich habe gefunden, daß viele Teutſche Wörter ſo beſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken ſolte; ſo, daß derjenige, der ſie höret, ſehr leichte irre gemacht, oder gar betrogen wird. Und ich vermuthe nicht ohne Grund, daß, wenn man ſich mit vereinten Kräften bemühen wolte, die wahrhaften Bedeutungen der Wörter feſt zu ſtellen, man mit leichter Mühe ein Teutſches Wörterbuch, oder gar Reallexicon, zu Stande bringen würde. Ich will zur Probe nur obigen Artikel aufführen, und wenn es Beifall findet, noch über mehrere Wörter die Anmerkungen künftighin mittheilen.

Von dem Artikel: Verſtand.

Weil ich hier nicht Willens habe, eine Philoſophiſche Abhandlung zu ſchreiben, ſo wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man ſich auf der Catheder von dem Worte, Verſtand, macht. Ich ſchreibe nicht für Pedanten, ſondern für die groſſe Welt, und in der groſſen Welt heiſt Verſtand ſo viel als Reichthum.

Ein Menſch ohne Verſtand iſt nichts anders, als ein Armer. Er kan ehrlich, er kan gelehrt, er kan wizig, mit einem Worte, er kan der artigſte und nüzlichſte Mann in der Stadt ſeyn, das hilft ihm alles nichts; der Verſtand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Das Mädgen hat Verſtand, ſagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld ſieht, wenn gleich ſein Mädgen weiter nichts thut, als daß es Caffee trinkt, l'Ombre ſpielt, Knötgen macht, zum Fenſter heraus ſieht, und wenn es hoch kommt, über die Kleider ihrer Nachbarin ſpottet.

In Geſellſchaften, wo ſie keines von dieſen allen thun kan, iſt ſie nicht im Stande, etwas weiter zu ſagen, als ein troknes Ja und Nein; und ſpielte ſie nicht mit ihrem Windelin, ſo würde man ſie für eine ſchöne Statue anſehen. Aber das thut alles nichts: für ihren Liebhaber hat ſie doch viel Verſtand, denn ihre Mutter hat ihr ein ſehr ſchönes Vermögen hinterlaſſen.

Was alſo dieſes heiſſe: Er wuchert mit ſeinem Verſtande, das darf ich niemanden erklären, es verſteht ſich von ſich ſelbſt.

Er nimt am Verſtande zu, wird nach gegenwärtigem Cours von einem geſagt, wenn ſich das Vermögen häufet, davon ungefehr folgende Tariffa dienlich:

1000. fl. nicht ganz ohne Verſtand;
6000. fl. ein zimlicher Verſtand;
12000. fl. ein feiner Verſtand;
30000. fl. ein groſſer Verſtand;
50000. fl. ein durchdringender Verſtand;
100000. fl. ein engliſcher Verſtand;

und auf ſolche Weiſe ſteigt es mit jeden 1000. fl.

Der Kerl hat ſeinen Verſtand verlohren: wird man alſo von einem bankerutten Kaufmanne ſagen: und ich kenne einige davon, welche dieſer Vorwurf weit mehr ſchmerzet, als wenn man ſagen wolte, ſie hätten ihren ehrlichen Namen verlohren. Dieſes iſt noch der einzige Troſt für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthſchaft an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren eingebrachten Verſtand, daß ich mich kunſtmäſſig ausdrüke, oder, deutlich zu reden, ihr eignes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und ihren unverſtändigen Mann auf das bequemlichſte zu ernähren.

Verſuch eines Teutſchen Wörterbuchs; Und zwar von dem Wort Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutende Wörter. Einem ein Compliment machen, iſt eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rükens und des einen Fuſſes; und ordentlicher weiſe hat weder Verſtand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment iſt alſo eine höfliche Verſicherung des andern, daß er den Rüken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rükens kan man urtheilen, wie vornehm diejenigen ſind, welche einander begegnen, und dieſes iſt auch bei nahe der einzige Nuzen, welchen die Complimente haben. Ein Menſch ohne Geld, er mag ſo klug und geſchikt ſeyn, als er will, kan ſich nicht tief genug büken, denn er iſt der geringſte unter allen ſeinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel blos dazu erſchaffen hat, daß er ſo lange iſt und trinkt, bis er ſtirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wakeln, wann ihm jener begegnet.

Die Formulare ſind gewöhnlich, wenn wir ſprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen ſie dem Herrn wieder mein Compliment. Was aber dieſes eigentlich heiſſe, das läſt ſich im Teutſchen gar nicht erklären, weil es, ſelbſt im Franzöſiſchen Grundtexte, nicht das geringſte bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorſamſt, ohne alle Complimente, wir ſind ja gute Freunde! Wenn ich dieſes nach dem rechten Sprachgebrauche überſezen ſolte, ſo könnte es ohngefehr alſo lauten: " Ich würde ſie
" für den gröbſten Menſchen von der
" Welt halten, wenn ſie glaubten, daß
" wir würklich ſo gute Freunde wären,

„ daß ſie nicht nöthig hätten, mir ſo viel
„ Complimente zu machen.

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigſter Diener; ich verharre Euer Hochedl. gehorſamſt ergebenſter ꝛc. ꝛc. Dieſes ſind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Mode der heutigen Welt artig und galant ſind, nichts.

Wenn dergleichen Leute ſolche Formeln unter ihre Briefe ſezen, ſo denken ſie dabei eben ſo wenig, als mein Schneider, bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zum Anfange der Meſſe unter ſeine Wechſel ſchreibt: Leiſte gute Zahlung, und nehme GOtt zu Hülfe!

Eidſchwur.

Etwas eidlich verſichern, heiſt an vielen Orten ſo viel, als eine Lügen recht wahrſcheinlich machen.

Van Höken, in ſeinem allzeit fertigen Juriſten, nennt den Eid, herbam betonicam, und verſichert, einem den Eid deferiren, ſey nichts anders, als ſeinem klagenden Clienten die Sache muthwillig verſpielen; und die Formel: ſich mit einem Eide reinigen, heiſſe ſo viel, als den Proceſs gewinnen, denn zu einem Reinigungseide gehöre weiter nichts, als drei geſunde Finger, und ein Mann ohne Gewiſſen. Jene hätten faſt alle Menſchen, und dieſes die wenigſten.

GOtt ſtraffe mich! oder Der Teufel zerreiſſe mich! iſt bei Matroſen und Musketiern eine Art eines galanten Scherzes; und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der ſchwur auch ſo; doch ſchwur er niemals geringer, als wenigſtens bei tauſend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Poeſie von einem Markſchreier.

Ihr Leute, die ihr ſchwach und öfters ungeſund, man macht euch wohlgemeint durch dieſen Zettel kund, daß hier ein neuer Arzt zum Markte angekommen, der vielen hunderten die Zähne ausgenommen: er ſtehet Tag vor Tag auf denen Gaſſen aus, und nimmt dem armen Volk die Stifte gratis raus. Wenn ihr ihn ſuchen wolt, ſo ſeht nur nach dem Affen, doch müſt ihr euch nicht gar an dieſem Thier vergaffen, wenn es ſo manchen Spas und Narrenpoſſen macht, bald wie ein Kater mauzt, bald wie ein Menſche lacht. Verſeht euch, ſag ich, nicht an ſeinem langen Schwanze, nicht an dem rauhen Bart und affectirten Tanze: Ihr Weiber ſonderlich, und denkt vielmehr dabei, daß alles bei dem Herrn in höherm Grade ſey. Er iſt nur darum da, den Herren anzuzeigen, und wenn der Herre redt, ſo mus der Affe ſchweigen. So hört nun, was der Arzt vor rare Künſte kan, mit aufgeſperrtem Maul und ſteifen Ohren an:

Zum Erſten: weis er wohl die Zähne zu curiren, er darf den Stürzel nur mit ſeiner Salbe ſchmieren, er braucht zu ſeiner Kunſt gar keinen Pelikan, es geht ihm alles nur mit ſeiner Pfeife an; ſo bald man dieſe hört durch ſieben Töne ſchallen, ſo mus euch gleich der Zahn aus eurem Munde fallen. Thut euch das Zahnfleiſch weh, und reist der Scharbok ein, ſo kan ſein Küchlichen ein heilſam Mittel ſeyn. Fault denn die Wurzel ab, hat einer ſchwarze Zähne, ſo rath ich, daß er ſich zu ſeinem Salz gewöhne.

Zum Andern: hat er auch ein Waſſer zugericht, das braucht er, wenn er euch den Staar im Auge ſticht. Vergeht euch das Gehör, es ſummt euch vor den Ohren, iſt einer taub und ſtumm von Mutterleib gebohren, ſo nehm er, rathe ich, den rothen Balſam ein · er ſoll taub, ſtumm und blind, als wie vorhero, ſeyn.

Zum Dritten: weist er auch die Warzen wegzunehmen, die öfters allzuſehr ein Frauenbild beſchämen, er nimmt ſie ganz behend mit ſamt der Wurzel aus, ihr Jungfern, langet doch zwei werthe Groſchen raus. Plagt euch ein Hüneraug und Leichdorn an den Füſſen, ſein rothes Pflaſter wird euch bald den Schmerz verſüſſen, brauchts nur zu rechter Zeit, lasts über Nacht darauf, ſo ſteht ihr morgen früh ganz ohne Schmerzen auf. Ja, was es weiter iſt, er kan die Brüche ſchneiden, und eine Goldtinctur aus Aloe bereiten: Denn, daß ihrs alle wist, er heilt auch innerlich; wems nun von innen fehlt, wohlan, der melde ſich. Habt ihr Obſtruction, will ſich die Milz verſtopfen, ihr Jungfern ſonderlich, braucht ſeine weiſſe Tropfen, und nehmt nach dieſem noch ein wenig Pillen drauf, ſie löſen das Geblüt und Eingeweide auf. Steigts euch im Magen auf, braucht ſeinen Würmerſaamen, er iſt vor Klein und Gros, vor Männer und vor Damen: Er hat ein Specimen an einer Magd gemacht, und von ihr einen Wurm, der zimlich gros, gebracht. Plagt euch der Nierenſtein, es ſchneidt euch in der Blaſe, nehmt ſeinen Schnupftabak, und zieht ihn durch die Naſe, wie dieſes deutlicher ſein Teutſcher Zettel weist, ihr Herren, laufet zu, eh er von dannen reiſt.

Uber die eitele Kirchgänger.

Ich gieng ohnlängſt mit der gröſten Vorbereitung in die Vormittagspredigt, und hofte daſelbſt in einem andächtigen Gottesdienſte mein Vergnügen zu finden. Allein Liebknecht, ein eitler Menſch, machte mir meine Hofnung ganz zuſchanden. Ich traf ihn ſchon vor mir bei dem nächſten Kirchenſtuhle an. Seine Kleidung, ſeine Handlungen und alle ſeine Geberden verriethen, daß er nicht GOtt, ſondern den Menſchen gefallen wolte. Wo man hinſahe, da fande man etwas artiges. Die lokigten Haare waren ſtark gepudert. Unter dem Halſe ſpielte ein groſſer Diamant hervor. Das Kleid war nach der neueſten Art verfertiget, mit goldnen Poletten ausgemacht, und ſeine Handkrauſen oder Manſchetten ſchienen faſt gröſſer zu ſeyn als ein Mantelet eines Frauenzimmers in Franzöſiſcher Tracht; denn ſie hiengen wohl einige Zoll über den Daumen herunter. Die übrige Proportion der Tracht war nicht weniger neumodiſch; denn ſo gros ſein Hut ausſahe, ſo klein war das Haarbeutelgen in Duodez, gleich einer Fledermaus. Er hatte nichts vergeſſen, wodurch er ſich annehmlich machen konte, und die Natur hatte ihm nichts verſaget, was ſeinem Auspuz das rechte Leben gab. Die Bildung des Geſichtes ſtekte voller Reizungen, und dieſe waren ſehr ſtark, weil ſie noch die erſte Kraft hatten. Ich glaube, wenn Cupido den beſten Ritter aus ſeiner Cavaliergarde eingebüſſet hätte, ſo würde er ihn ohne Zweifel an dieſem Liebknecht wieder gefunden haben. Denn er gab dabei zu verſtehen, daß er nicht unempfindlich ſeye. Bellinde hatte ſich kaum auf ihrem Plaze eingefunden, ſo merkte man alsbald, daß er nicht ſo gelaſſen war, wie er anfangs zu ſeyn ſchien. Die Augen, ſo flüchtig ſie zuvor in der Kirche herum giengen, wurden an Bellinden unbeweglich. Er ſahe nicht mehr zufrieden aus, und weil ſich vermuthlich die Lebensgeiſter in Menge nach den Augen ziehen muſten, ſo war es kein Wunder, daß er den Kopf unterſtüzte. Er ſeufzete, er ſtellte ſich kläglich, ſo, daß man ihn, wenn er an einem andern Orte geſtanden, vor den buſſfertigen Zöllner hätte anſehen müſſen. Bellinde mochte indeſſen keinen kaltſinnigen Blik ihm gegeben haben. Er erholte ſich wiederum etwas, wie ein Patiente, der durch eine ſtärkende Arznei neue Kräfte bekomt: Er brachte ſeinen Leib in die beſte Stellung, er eiferte wieder die, welche ihm in dem Gedränge des Volkes ſeine ordentlich gelegten Haarloken auseinander riſſen; und damit ihm die Halsbinde ſeinen koſtbaren Stein nicht verdeken möchte, ſo ſtrich er ſie ſehr ofte mit den Fingern hinter den Hals. Bald las er die Fäſergen von dem Kleide, bald begukte er die Zuhörer mit einem à la modiſchen Augen- oder Fernglas; bald zoge er die Sakuhr heraus, damit ſie von andern Leuten geſehen würde; und kurz darauf ſahe er gar in den Spiegel, damit er verbeſſern möchte, wofern ihn etwas verſtellen könnte. Und wenn er nichts zu thun hatte, ſo nahm er ſeine Tabaksdoſe; und machte ſie ſo weit auf, daß man von ferne die verliebte Abſchilderung, welche an dem Dekel derſelben gemahlet war, erkennen konnte. Endlich zog er ein Papier hervor, auf welchem, ſo viel mir die Abtheilung der Schrift wieſe, Arien mit untermiſchten Recitativ ſtunden. Er las dieſelbe mit einer lächelnden Mine durch, und ſo oft er dabei Bellinden anſahe, ſo oft mochte in dem Texte ſeine Neigung ausgedruket ſeyn. Ich wäre bei dieſer Begebenheit vor Aergernis faſt geſtorben. Mir ekelte die Poſſen länger anzuſehen, und ich eilte, ſo bald es der Wohlſtand zulieſſe, aus der Kirche.

Ich trat vor Verdrus, als ich nach Hauſe kommen war, an das Fenſter, um der Eitelkeit dieſer Aufführung nachzudenken. Iſt das kein groſſer Fehler, waren meine Gedanken, wenn man durch eine ſolche eitele Aufführung den Tempel entheiliget? Ich meine ja wohl, daß dieſer allerheiligſte Ort abſcheulich entweihet wird, wenn man durch ſo ſträfliche Handlungen an den Tag legt, daß man ihn vor ganz gemein halte. Sollen das die öffentlichen Kennzeichen ſeyn, daß man ein Weſen verehre, von welchem man ſeinen Urſprung und Erhaltung hat? Darf man wohl in dem Pallaſte eines Fürſten etwas vornehmen, welches der Ehrerbietung zuwider läuft, die man ihm ſchuldig iſt? Ich mus noch erinnern, daß ſich dergleichen Mannsperſonen einer groſſen Verantwortung ſchuldig machen. Zu was vor einer Kaltſinnigkeit in dem äuſſerlichen Gottesdienſte verführet nicht dieſes leichtſinnige Verfahren das gemeine Volk? Die armen Leute haben faſt nichts anders übrig, als die Exempel der Vornehmern, wenn ſie beurtheilen wollen, ob es recht oder unrecht ſey, was ſie zu thun geſinnet ſind. Das Licht der Vernunft ſcheinet bei ihnen zu ſchwach, und wie verdunkelt, wenn es gegen dieſe Fakel, wovon ihnen der Glanz ſo helle in die Augen leuchtet, gehalten wird. Man weis ja wohl ohne mein Erinnern, daß uns das Verbrechen eines andern, wozu wir Gelegenheit gegeben, oder gar den Grund gelegt haben, als unſer eigenes zugerechnet wird. Und man kan leicht begreifen, was vor Folgerungen entſtehen müſſen, wenn den Menſchen, die ſich mit keiner gründlichen Unterſuchung helfen können, die Meinung beigebracht wird, daß es nicht viel zu bedeuten habe, wenn man auch gleich den äuſerlichen Gottesdienſt ſo genau nicht in acht nehme. Es folgt aus dieſer Meinung ein Verbrechen nach dem andern. Die gemeine Leute halten den äuſerlichen Gottesdienſt, wie er es in der That iſt, vor etwas ſehr groſſes, und denken ſodenn: Hat es nichts zu ſagen, wenn ich mich hier nicht ſo ſtrenge aufführe, ſo werde ich auch von GOtt nicht viel zu fürchten haben, wenn ich in andern Dingen, die er vor geringer hält, etwas nachläſig bin. Es iſt gewis höchlich zu beklagen, daß unſere Gotteshäuſer vielen wollüſtigen Mannsperſonen zu rechten Kuppelpläzen dienen müſſen. Ich ſchäme mich dieſes Wort von den geheiligten Stätten auszuſprechen; ich weis aber den ſündigen Misbrauch derſelben nicht beſſer auszudrüken. So weit vergehen ſich die Menſchen, wenn ſie die verderbten und heftigen Neigungen an ſtatt des Verſtandes in ſich herrſchen laſſen. Sie können aber nicht eher gebeſſert werden, als bis der unterdrukte Verſtand durch eine nachdrükliche Beihülfe zu ſeiner rechtmäſigen Herrſchaft gebracht werde. Wie gut wäre es alſo, daß ſie ſich genugſam von der Heiligkeit der Gotteshäuſer unterrichten lieſſen, und wie nüzlich würde es vielleicht ſeyn, wenn ihnen von allen Pfeilern in der Kirche, und auf allen Stühlen, vor welchen ſie ihre Eitelkeit ausüben, in die Augen fiele:

> **Der Ort, darauf du ſteheſt, iſt**
> **ein heilig Land.**

Die Nothwendigkeit, wohl Haus zu halten.

Es ſind heutiges Tages von allen Theilen der Gelehrſamkeit ſo häufig viele Bücher anzutreffen, daß man billig Urſache hat, ſich zu verwundern, wo nur die viele 100000. Centner Lumpen des Jahrs zu Verfertigung des Papiers hergenommen werden. Und man ſolte faſt auf die Gedanken kommen, daß, weil die Nothwendigkeit wohl Haus zu halten von den meiſten hintan geſezet wird, folglich auch die Lumpen mehr zu- als abnehmen müſten. So überflüſig nun in allen Wiſſenſchaften Bücher vorhanden ſind, dabei vielen Leſern über einerlei Sachen ſo unzählichmalen die Augen geſchwächet und verderbet werden, darüber eben die Oculiſten ſo in Aufnahme kommen: ſo wenig hingegen ſind Bücher anzutreffen, welche von der Haushaltungskunſt handeln. Ein und andere Gelehrte haben ſolches öfters ſchon beklagt. Die meiſten verachten ſolche Wiſſenſchaft; der Luxus wird dahero je länger je mehr übertrieben, und die Sparſamkeit pflegt von jungen Leuten, wie ein gewiſſer eifriger Theologus ohnlängſt klagte, nicht ehender beherziget zu werden, als wenn die Kuh zum Stalle hinaus iſt; da man ſodenn erſt die Thüre zuſperret, und in die Nothwendigkeit geſezet wird, den Anfang zu machen, wohl Haus zu halten. Viele unter ſolchen unrichtigen Haushaltern verfallen nachgehends auf allerhand Extravagantien, ſchmieden Projecten, und bringen ſo fort auch noch andere um das Ihrige. Wenn man zurüke gehet, ſo wird man gemeiniglich finden, daß die Alten aus einer närriſchen Liebe zu den Kindern, es gleich anfänglich überſehen, und dergleichen Thorheiten, aus eitlen Abſichten, noch dazu zu ihrem völligen Ruin unterhalten, in der Hofnung, die erlittene Scharten auszuwezen, oder hoch ans Brett zu kommen. Es iſt aber alsdann zu ſpat, was erſpriesliches ohne Gewürz auszurichten, und die Haushaltungskunſt in Activität zu ſezen, wenn das Geld hinaus iſt; denn man mag es nehmen, wie man will, ſo iſt man in der Welt übel daran, wenn man kein Geld hat. Ein Geiziger aber, und ein Verſchwender ſind beide zu beklagen. Der eine genieſſet nicht, was er hat, und der andere beraubet ſich eines Guts, das er genieſſen ſolte.

Die Hauptſache in der Haushaltungskunſt kommt alſo auf folgende Regeln an: Daß man nicht mehr ausgiebt, als man einzunehmen hat; daß man nicht auf Borg kaufet, noch die Schulden auf lange Rechnungen ſtehen läſſet; daß man ſich vor aller Weitläuftigkeit hütet, und ſich in keine Rechtshändel vermenget; daß man alle Arten von böſen Geſellſchaften, inſonderheit die Müſiggänger meidet; und endlich, daß man den Ruhm eines ehrlichen Mannes in ſeiner ganzen Aufführung behauptet, damit uns weder Feinde noch Neider ſchaden können.

Das Anſehen eines Menſchen dauert ſelte[illegible]ger, als der Wohlſtand ſeines B[illegible]. Es iſt eine lächerliche Grosmuth, die uns verleitet, ſo lang freigebig zu ſeyn, bis wir ſelbſt Mangel leiden. Es iſt ein Glük, von gewiſſen Leuten verachtet zu werden, deren Beifall man nicht ehender erlangen kan, als bis man ſo unverſchämt und ſo bedürftig wird, wie ſie. Der Graf von Ochſenſtiern, der ſich vor einigen Jahren in einer elenden Geſtalt im R. Reich aufgehalten, und uns ſeine artige Gedanken in Franzöſiſcher Sprache mitgetheilet hat, redet als einer, der die Sache aus der Erfahrung gelernet hat. Er war in ſolchen betrübten Umſtänden, als immermehr ein Bücherſchreiber ſeyn konte, und der nur deswegen dieſes Handwerk zu treiben ſchien, um nicht gar einen hochgräflichen Bettler abzugeben. Wie? ein Abkömmling des ehemaligen weltberühmten Schwediſchen Canzlers von Ochſenſtiern, ſoll ſich in ſolchen preſthaften und elenden Umſtänden befinden? Welches Verhängnis! oder vielmehr, welche traurige Folgen einer zerſtreuten und unordentlichen Lebensart! Man kan alſo dem ehrlichen Manne, der aus ſeiner eigenen und leider! allzuempfindlichen Erfahrung ſchreibet, hier völligen Glauben beimeſſen. Seine Worte ſind dieſe: L'argent étant aujourd'hui l'eſſentiel de l'homme, ſans lequel aucune qualité ne brille, je ſuis ſurpris, qu'on ne faſſe apprendre aux enfans l'œconomie par regles au lieu du Latin; vu qu'un riche ignorant paſſe toujours devant un pauvre ſavant, & que la bêtiſe en argent ſe voit faire la cour par toutes les ſciences.

Es iſt nun einmal ſo in der Welt, und wir werden es nicht ändern, wenn wir auch gleich noch ſo ſehr auf den Geiz ſchelten. Alle Verdienſte pflegen nach dem Gewichte des Geldes geſchäzet zu werden. Wer nur Geld hat, der iſt weiſe, der iſt tugendhaft. Hat er aber keines, ſo iſt er ſchon aller Laſter verdächtig: jederman ſcheuet ſeinen Umgang: er hat etwas an ſich, das andere Leute nicht leiden können: niemand iſt zu Hauſe, wo er ſich melden läſſet: man hat keine Ehre von ſeiner Geſellſchaft: man ſagt nicht, er ſey arm, er ſey unglüklich, und folglich mitleidenswürdig; nein, weil er kein Geld hat, ſo heiſt er ein Taugenichts, ein nichtswürdiger Menſch; ein Menſch, mit dem nichts anzufangen iſt; man findet ihn albern, unbelebt und lächerlich.

Nihil habet paupertas durius in ſe,
Quam quod ridiculos homines facit.

Doch dieſes iſt noch nicht genug: Einer, der ſein Geld verſchwendet hat, macht ſich dadurch nicht allein verächtlich, ſondern er beraubet ſich auch zugleich aller Mitteln, ſich und andern Gutes zu thun: er bringt ſich um die meiſten Annehmlichkeiten dieſes Lebens. Er lebt in Verachtung, und wird wohl gar ein Betrüger, indem er borget und nicht bezahlet. Er iſt dem gemeinen Weſen zur Laſt, weil er nichts erwirbt, und andere Leute noch mit dazu verderben hilft.

Niemand weis ſich weniger in die Armuth zu ſchiken, als ein Verſchwender. Er borgt, ſo lang man ihm leihet: er betrüget, wenn man ihm nicht mehr leihen will. Noth und Elend, und Schande begleiten ſein Leben, und die Verzweifelung ſeinen Tod.

Es iſt wahr, es gab vor Alters etliche Weltweiſen, die ſich aus der Armuth ſo wenig machten, daß ſie vielmehr ſolche vorſezlich wahlten, und ihr Geld an andere gaben. Allein, dieſes waren ſehr auſſerordentliche Menſchen, welche das durch ihren Wiz zeigen wolten. Ihr philoſophiſcher Hochmuth machte ſie zu öffentlichen Prahlern und zu heimlichen Bettlern. Wir werden alſo wohl thun, wenn wir unſere Philoſophie nicht ſo weit treiben. Es iſt leicht mit dem reichen Seneca die Armuth zu loben, aber ſchwer mit dem ſchmuzigen Diogenes ſolche auszuüben. Will uns die Hand des Höchſten heimſuchen, ſo iſt ohnedem die Philoſophie mit allen ihren ſchönen Betrachtungen nicht fähig, uns über die menſchliche Empfindungen empor zu ſezen. Wir leiden ſo denn auf eine ganz andere Art. GOtt läſſet deswegen den Frommen doch nicht zuſchanden werden: Natur und Zeit und Menſchen und alles mus ihm beiſpringen.

Einem Verſchwender aber widerfähret, was er ſuchet; er wird arm, weil er die Mittel verachtet, die ihn dargegen ſchüzen könnten, und wird ein Spott der Menſchen, ſo gar derer, die ihn haben verderben helfen. Geſezt aber, man hätte gewiſſe Gelegenheiten, ſein Geld mit den erhabenſten Vortheilen der Ehre, ja mit aller Welt Bewunderung anzugeben, und ſich dadurch der nöthigen Mittel zu entblöſen, die zur Unterhaltung dieſes Lebens unentbehrlich ſind; ſo ſolte uns nichts deſto weniger dieſe einzige Vorſtellung davon zurüke halten, daß man nachgehends von den Laſtern und Bosheiten anderer Menſchen abhängig werden müſte. Solte man ſich nicht fürchten, daß es einem gehen möchte, wie jenem, der, wie der Italiäner ſagt, ſein Brod fremden Hunden gab, und hernach von ſeinen eigenen angebellet wurde: Chi da del pane a cani altra, ſpeſſe volte vien abbajato da ſuoi. Einen Thoren, der uns forthelfen könte, müſte man ſodenn für den vernünftigſten Mann angeben, und ſeine Ausſchweifungen mit lauter Namen von Tugenden belegen. Man müſte alles, was man von ihm erhielte, Gnade heiſſen, und ſeinen Stolz als eine Grosmuth erheben. Alle vornehme und begüterte Leute würden ihn für einen Menſchen halten, der nicht zu leben wüſte, weil er nichts zu leben hätte. Käme man zu einem Frömmling, ſo müſte man mit ihm einen Heuchler abgeben. Geriethe man zu einem Spieler, ſo müſte man ihm zu gefallen ein Wörterbuch neumodiſcher Flüche auswendig lernen, und einen zunftmäſigen Kartenmiſcher abgeben. Fiele man unter einige Bachus- und Venusbrüder, ſo müſte man mit jenen ſich täglich beſaufen, bei dieſen aber die Stelle eines zotenreichen Unterhändlers vertretten: Kurz, unter was für Leute man geriethe, deren Sitten würde man auch annehmen müſſen. Iſt es alſo nicht eine groſſe Thorheit, derjenigen Mitteln ſich ſo leichtſinnig zu entblöſen, welche uns am leichteſten gegen dergleichen niederträchtige und kümmerliche Umſtände ſicher ſtellen können?

Gedanken über die Frage; Was giebts Neues?

Was giebts guts Neues? So gemein dieſe Frage iſt: ſo gewis verdient ſie eine genaue Unterſuchung. Ich weis, daß andere vor mir von der Neubegierde geſchrieben haben: allein das hält mich nicht ab, auch meine Gedanken darüber zu eröfnen. Viele meiner Leſer werden vielleicht noch gar nichts von dieſer Sache geleſen haben! und keiner von ihnen hat mit dieſen Gründen und Worten, die Vertheidigung der Neubegierde geleſen. Denn es iſt eine geometriſche Wahrheit, daß nicht zwei ganz gleiche Dinge in der Welt möglich ſind; ſie unterſcheiden ſich wenigſtens der Zeit und dem Orte nach von einander; zu geſchweigen, daß der Saz für mich redet:

Duo cum faciunt idem, non eſt idem.

Es verſteht ſich am Rande, daß ich die Neubegierde vertheidigen werde. Mein eigner Nuzen leidet darunter. Wäre keine Neubegierde in der Welt: ſo müſten unſere armen Kinder in der Geburt erſtiken, und man müſte den Abdruk unſerer Blätter in die Kramläden verſchenken. Das will ich aber nicht hoffen, ſo lange noch die allerliebſte Neubegierde menſchliche Seelen beherrſcht. Doch man hat Urſache die Neubegierde zu unterſtüzen, da ihre Feinde ſo allgemein werden. Man hat ſonſt als eine ausgemachte Wahrheit angenommen, daß alle menſchliche Neigungen an und für ſich betrachtet gut ſind, ſo lange ſie nicht von einem böſen Endzweke begleitet und durch den Misbrauch entweihet werden; nur die einzige Neubegierde ſoll davon ausgenommen ſeyn. Sie verräth, ſagt man, einen offenbaren Mangel der Erkenntnis. Es zweifeln daher einige, ob unſere Stammältern ohne Verführung des Teufels darauf würden verfallen ſeyn, durch den Genus der verbottnen

Frucht, oder auch durch einen andern möglichen Weg, zur Erkenntnis neuer Wahrheiten zu gelangen. Ihre Erkenntnis wäre ja für das Weſen, und für die Glükſeligkeit eines Menſchen ſo zureichend geweſen; daß Adam jeder Sache denjenigen Namen habe geben können, der mit ihrem Weſen überein kam. Warum, ſchlieſſen ſie endlich, ſolten ſie alſo wohl nach Erkenntnis neuer Sachen begierig geweſen ſeyn? Wenn mein Zwek wäre, in dieſen Blättern weitläuftige Beweiſe zu führen: ſo könnte ich dieſe Meinungen, durch das Gelüſten derer Engel, (die doch in ihrer Vollkommenheit beſtätigt worden ſind) in die Geheimniſſe Gottes zu ſehen, und durch die Einſchränkung des menſchlichen Verſtandes, auch vor dem Falle, widerlegen: ſo aber überlaſſe ich dem Leſer die Entſcheidung dieſer Aufgabe. Genug, da unſere erſten Aeltern das erſte mal einer eingegebenen Neubegierde Gehör gegeben, und den verbothnen Apfel gekoſtet hatten: ſo wurde ihr und ihrer (nach ihrem Bilde erzeugten) Kinder Verſtand ſo verfinſtert, daß wir nunmehr beſchämt bekennen müſſen: O quanta ſunt quæ neſcimus! Geſezt auch nun, (ob ichs gleich noch nicht einräume,) es wäre die Neubegierde eine Folge des Sündenfalles: ſo iſt ſie doch nunmehr, da unſere Erkenntnis ſo unvollkommen iſt, eben ſo nüzlich, als unvermeidlich. Es iſt dem vernünftigen Menſchen nichts natürlicher und ſeinem Weſen gemäſſer, als die Vermehrung ſeiner Erkenntnis. Die Freude eines aufgewekten Geiſtes iſt unausſprechlich, wenn er überzeugt wird, daß er neue Wahrheiten entdekt hat. Man ſucht der Neubegierde ferner dadurch ihre Würde zu rauben, wenn man einwendet: es giebt ja, nach dem Zeugniſſe des allerweiſeſten Königes, nichts neues unter der Sonnen. Es iſt wahr, die Natur wirkt in der alten Ordnung. Alle Geſchöpfe zeugen nach dem Laufe der Natur Kinder, die dem Bilde ihrer alten Aeltern ähnlich ſind. Selbſt das Innere der Menſchen, und ihre Sitten ſind einmal wie das andere. Die jezige Welt wird von eben den Triebfedern gezogen, von welchen ſie vor tauſend und mehr Jahren getrieben wurde. Die Macht der Verführung iſt weder ſtärker noch ſchwächer geworden, und die Mittel zur Verbeſſerung haben durch die Länge der Zeit nichts von ihrer Giltigkeit verlohren. In den Wiſſenſchaften ſogar bleibt das innere Weſen alt, ſie ſind nur den Schikſalen der Kleidermode unterworfen; wir färben die alten Hüte auf, und beſezen ſie mit Treſſen, und ſie bleiben doch die alte.

Es geht den Hüten faſt wie der Philoſophie.

Wolf, Leibniz und Cruſius tragen uns mit neuen Worten und in einer andern Verbindung, Säze vor, die wir zerſtreut in den Schriften der alten Weltweiſen finden. Nur blos in dem Verhältniſſe, wie etwan die vor zwei Jahrhunderten gewöhnlichen Kleidertrachten unſern Kleiderverſtändigen neu vorkommen, weil ſie dieſelben noch niemals geſehen haben: ſo können Sachen und Wahrheiten, die wir jezt für neu halten, durch die Länge der Zeit verworfen und vergeſſen, und doch in etlichen Jahrhunderten unter einer veränderten Geſtalt wieder bewundernswürdig und neu werden. So gewis indeſſen dieſe Säze ſind; ſo wenig werden aufmerkſame Augen und Ohren verhindert, täglich was neues zu entdeken. Wir ſind in der Weisheit bis ans Ende der Tage, und noch als beſchneite Häupter, Kinder, und mit ihnen einerlei Schikſal ausgeſezt. Ein aufgewekter Knabe ſieht zum erſtenmale eine Flinte löſen. Er bewundert ſchon den Bau des Gewehrs als etwas neues, und ſein Erſtaunen gelangt zur Vollkommenheit, wenn er den Donner des Schuſſes und ſeine Wirkungen bemerkt. Er kömmt nach Hauſe, und erzählt ſeinen Geſpielen das was er geſehen hat, als die äuſſerſte Neuigkeit. Sie iſt es auch wirklich in Anſehung des Knabens, ungeachtet die Sache ihrem Weſen und Daſeyn nach, ſchon alt iſt. Es geht denen Erwachſenen nicht anders. Wir können z. E. in einer alten Sache, die wir oft als ein Ganzes geſehen haben, einen Theil finden, der für uns eine Neuigkeit iſt. Last den gröſten Weltweiſen das groſſe Buch der Natur durchblättern, das ihm im Ganzen ſo ziemlich bekannt iſt, einige beſondere Theile deſſelben werden ihm täglich etwas neues entdeken. Wir ſehen z. E. das Meiſterſtük eines Mahlers. Wir nennen es zehnmal ſchön, und erſt das eilſtemal finden wir in der Stellung einer nach den Leidenſchaften geſchilderten Perſon auf demſelben etwas, das uns neu vorkommt: und eben ſo geht es uns mit Durchleſung eines Gedichtes, mit Anhörung einer Muſik u. ſ. w. Man ſchlieſſe nun von dem kleinern aufs gröſſere, und urtheile, wie viel unendliche Neuigkeiten man täglich im Reiche der Natur entdeken könne. Ich verſtehe alſo unter dem Namen, Neuigkeit, alles dasjenige, was wir in eben dieſer Geſtalt, von eben dieſen nothwendigen und zufälligen Umſtänden begleitet, noch nicht geſehen und gehöret haben.

Nach dieſer kurzen Erklärung der Neuigkeit, kan jeder von ſich ſelbſt einſehen, daß bei denen jezigen Verfaſſungen, in welchen die Menſchen unter einander ſtehen, die Neubegierde unvermeidlich ſey. Wir würden aufhören, vernünftige Menſchen zu ſeyn, wenn wir nicht nach einer Verbeſſerung unſers Verſtandes, die durch weitläuftige Erkenntnis befördert wird, ſtreben wolten: ſo bald wir unſern Endzwek in dieſer Bemühung erreichen, folgt auf eine neue Entdekung was neues im Denken und Handeln. Nur ein Nachläſſiger iſt damit zufrieden, wenn er ſo viel weis, als er zu ſeiner Lebensart nothwendig braucht. Ein Menſch, der in edlen Wiſſenſchaften Ehre und Vergnügen ſucht, macht ſich bei Unterſuchung der Dinge, ſo auſſer ihm ſind, dieſes zu ſeiner Loſung: plus ultra! Immer weiter! Er lernt erkennen, daß man bis zum Grabe alle Tage was neues lernen kan, und er hält den Tag für verlohren, an welchem ſeine Erkenntnis keinen Zuwuchs erhalten hat. Der Vorwurf unſerer Neubegierde ſoll allerdings immer dem Hauptendzweke unſerer Lebensart gemäs ſeyn. Es gehört daher unter die vorzüglichen Verdienſte derer Engländer, daß ſich ihre Gelehrten auf eine einzige Wiſſenſchaft gründlich legen, und die Erkenntnis und Ausarbeitung derſelben in ihrem ganzen Leben zu ihrem Hauptendzweke machen. Sie werden bei Verbeſſerung dieſes Einzigen täglich was neues zu lernen haben. Doch in gewiſſem Maaſſe kan man von jedem Gelehrten fordern, daß er, ſo viel ſich thun läst, von allem etwas zu erlernen ſuche. Ich ſeze mit Vorbedachte: ſo viel ſich thun läst; denn es giebt Dinge in der Welt, die unſerer Erkenntnis ganz und gar entzogen ſind; viele Dinge gehen über die Gränzen unſerer Einſicht und Gemüthskräfte; andere bringen uns nicht den geringſten Nuzen, und die Erkenntnis einiger Sachen würde uns gar Schaden auf den Hals ziehen. Von allem alſo, wozu er Gelegenheit und Gemüthskräfte hat, von allem, was ihm mehr nüzlich als ſchädlich iſt, ſoll ein Menſch, der geübte Sinnen beſizt, wenigſtens eine hiſtoriſche Erkenntnis haben. Denn einmal ſind eine Menge Wiſſenſchaften ſo genau mit einander verbunden, daß wir eine ohne die andere nicht verſtehen können. Fürs andere giebt es gewiſſe Arten der Erkenntnis, welche wir nicht entbehren können, wenn wir auf die vernünftigſte Art geſellige Menſchen vorſtellen wollen. So wie es von einem Gelehrten erfordert wird, daß er ſeine Neubegierde bis auf diejenigen Sachen, welche für ihn Kleinigkeiten ſind, um des geſelligen Umgangs willen, erniedrigen ſoll: ſo verlanget man auch von einem jeden, der ſich nicht zu den Gelehrten bekennet, daß er nach ſolchen Wiſſenſchaften neubegierig ſey, welche ſeinen Verſtand aufklären, und ſeinen Umgang reizend machen können. Es gehört unter die unerkannten Schriftſtellerſünden, daß man denen, die auſſer dem Reiche der Gelehrſamkeit leben, und weder auf Schulen, noch ſonſt, ihren Verſtand haben bilden können, ſo wenig Gelegenheit giebt, ihre Neubegierde zu ſtillen. Man ſchreibt entweder in fremden Sprachen, oder wenigſtens ſo dunkel, als wenn wir aus der Schule des Orbils entlaufen wären, und von ihm den Grundſaz gefaſt hätten:

Das Ding kan jedermann verſtehn;
Verdunkels erſt! dann wird es ſchön.

Wie lange haben nicht dieſe edlen Neubegierigen, nichts für ihren Hunger, als eine Menge unnüzer Hiſtorien erhalten. Glükſeliger Augenblik! in welchem die Wochenblätter und Monatsſchriften zu ihrem Nuzen erfunden worden ſind. Ihre Neubegierde erhält nunmehr die edelſte Beſchäftigung. Ich ſtelle mir im Geiſte vor, wie natürlich es laſſen wird, wenn dieſe tugendhaften Vorwizigen uns fragen werden: Was giebs guts Neues? So wird man Ihnen antworten: Von allem Etwas; wie dieſe Blätter beweiſen. Wir werden uns, ſo viel möglich, bemühen, für jedermann zu ſchreiben, und wenn man uns hundertmal den Vorwurf machte, daß wir nicht recht gelehrt, das heiſt, nicht dunkel ſchreiben könnten. Wir werden der Neubegierde, ſo viel möglich, Nahrung geben, weil wir ſie für eine unentbehrliche Beſchäftigung der Klugen halten. Wie tod würden unſere Blätter werden, wenn wir immer vom Alten reden wolten. Die Neuigkeiten und vielfältigen Abwechſelungen machen einen Umgang reizend. Es iſt alſo wohl keine Frage menſchlicher, als die alt bekannte: Was giebts guts Neues?

Doch damit man mir nicht den Vorwurf mache, als wenn ich blos aus Eigennuz, ohne Einſchränkung, die Neubegierde vertheidigte: ſo will ich noch ihre Gränzen beſtimmen, und ihre Abwege entdeken.

Selbſt die Gelehrten, die doch bis an ihr Ende Weisheitsforſcher bleiben ſollen, können ihre Wisbegierde verwerflich machen. 1) Wenn ſie ſich auf vielerlei Sachen zugleich legen, ohne eine zu ihrem Hauptzweke zu machen: ſo wird an ihnen die Kraft des Sprüchworts erfüllt:

Ex omnibus aliquid, ex toto nihil.
Von allem was, im Ganzen nichts.

2) Wenn ſie ſich um Dinge bekümmern, die ihrer Hauptbemühung mehr nachtheilig, als nüzlich ſind, und deren Unterſuchung zu weiter nichts dienet, als etliche Bogen unnüze Papiere mehr zu füllen. Endlich, wenn ſie ſich auf ihre Erkenntnis ſo viel einbilden, daß ſie andere, die zwar weniger wiſſen, aber auch in ihrem Wiſſen gründlicher ſind, neben ſich verachten. Eine übertriebene Neubegierde macht manchen Menſchen unausſtehlich. Es giebt ganze Rotten menſchlicher Körper, (denn ob ſie eine vernünftige Seele haben, iſt noch zu unterſuchen,) welche die ganzen Tage ihres Lebens damit verderben, daß ſie ohne Unterlas fragen: Was giebts guts Neues? Es iſt kein Wunder, daß ſie bei unendlicher Neubegierde von luſtigen Köpfen betrogen werden. Sie ſind viel zu wenig ans Denken gewöhnt, als daß ſie Wahrheiten vom Falſchen unterſcheiden ſolten, folglich werden ſie bei weiterer Ausbreitung ihrer Neuigkeiten freche Lügner. Herr Soſo ſteht Morgens früh um 6. Uhr ſchon an ſeiner Hausthüre. Alle Vorbeigehenden werden, wenn es möglich iſt, von ſeinem: Wer da? angehalten. Er mus wiſſen, woher der Fremde kommt, wohin er geht, und was ſeine Verrichtungen ſind, ja wann es möglich wäre, würden auch die Gedanken vor ſeiner Neubegierde nicht verborgen bleiben. Wenn ich die Seelenwanderung glaubte; ſo würde ich die Seele eines Spürhundes in dieſem menſchlichen Körper ſuchen. Frau Marcebille Klappermäulin geht täglich in drei bis vier Geſellſchaften. Die Triebfeder, ſo das Uhrwerk ihrer Füſſe treibt, iſt die Neubegierde. Doch um was wird ſie ſich erkundigen? Ich würde die Gedult meiner Leſer beleidigen, wenn ich ihre unnüzen Fragen alle wiederholen wolte. Sie gründen ſich alle ungefähr auf folgende Fragen: Was trägt unſere Nachbarin für Kleider? Was haben ſie in der neulichen Geſellſchaft gegeſſen? Was für Ordnung wird in dieſem oder jenem Hauſe gehalten? Was giebt es für Bräute und Geſellſchaften in der Stadt? Welche Frauen ſind ſchwanger? Die Ant-

wort ihrer Mitgenoſſin iſt ihren Fragen gemäs, und wird gemeiniglich mit den tröſtl. Beweisgründen vorgetragen. Sie ſagte, daß die Frau Gevatterin geſagt hätte, es wäre geſagt worden ꝛc. Man ſieht aus dieſen beiden Beiſpielen deutlich genug, wie leicht die Neigung der Neubegierde zum Laſter werden könne. Doch vernünftige Leute werden dieſen Trieb adeln, und alle Ausſchweifungen deſſelben vermeiden; wenn ſie folgende Regeln dabei beobachten. 1) Man mus nicht blos zum Zeitvertreibe und aus thörichtem Vorwize, ſondern mit der redlichen Abſicht nach Neuigkeiten fragen, ſich durch neue Entdekungen neue Vollkommenheiten zu erwerben. 2) Man mus nicht Dinge, die täglich geſchehen, als privat Zänkereien, Verlöbniſſe, allgemeine menſchliche Vergehungen unſers Nächſten, für Neuigkeiten verkaufen. 3) Man mus ſeine Wisbegierde nicht bis aufs Niederträchtige und Lächerliche treiben. 4) Man mus die neuen Erfahrungen nicht zu Verkleinerung des Nächſten, und Aufblähung ſeiner ſtolzen Einbildung misbrauchen. Wer in dieſer Einſchränkung neubegierig iſt, darf ſich ſeiner Neigung vor den Augen und Ohren der ganzen Welt rühmen. Wir irren uns, wenn wir auf die Frage: was giebts guts Neues? antworten: Immer was Neues und ſelten was Gutes. Ein misvergnügtes Herz redet aus dem Munde dieſer Antwortenden. Denn es kommt nur auf uns an, ob wir Feigen von Diſteln, und Trauben von den Dornen leſen wollen. Ich würde auf einen allzu groſſen Abweg gerathen, wenn ich dieſe Wahrheiten weitläuftig beweiſen wolte. Gelegenheitlich werde denen edlen Neubegierigen ein- und andere Nachrichten von der Neubegierde mittheilen.

Kleidercritik, oder Mediciniſche Kleiderordnung.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen!
Doch nöthig iſts, daß man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen,
Um deſto leichter wird das Ubel ſelbſt entfernt.

Der berühmte Zergliederer, Herr Winslow, hat ſich viel Mühe gegeben, die übeln Wirkungen gewiſſer Arten von Kleidern begreiflich zu machen, und diejenigen, denen mehr daran gelegen iſt, geſund, als wohlgekleidet zu ſeyn, dagegen zu warnen.

Der Krankheit Grund iſt oft ein Kleid geweſe.
Oft kan man durch ein Kleid geneſen.
Oft heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Ubel, das kein Arzt gekannt.

Eine Definition von den Kleidern ſolte dieſen Aufſaz nicht wenig zieren: allein ich will ſie demjenigen überlaſſen, der dieſes Capitel zuerſt in einer Lebensordnung einſchalten wird. Es iſt genug, wenn ich hier unter der Kleidung nicht blos die Kleider, ſondern auch Schuhe, Strümpfe, Bedekungen des Haupts, und was ſonſt zum Puze und Ankleiden gehöret, verſtehe. Was die Methode betrift, in welcher ich dieſe Sachen abhandeln werde; ſo kan ich [illegible] ſelbſt noch nicht vorher ſagen. Es giebt eine Methode, da man alles ſo hinſchreibt, wie es einem zuerſt einfällt, und es könnte wol ſeyn, daß ich dieſe erwählte. Es iſt wahr, dieſes iſt nicht die mathematiſche Methode: allein, es iſt die Methode, der man ſich von Alters her in der Lebensordnung bedient hat, und der wir es ohne Zweifel zu danken haben, daß dieſe Wiſſenſchaft nicht mehr, als ſechs Capitel, in ſich enthält.

Ein Kind wird ganz anders gekleidet, als ein Erwachſener. Der angehende Menſch ſieht einer Aegyptiſchen Mumie nicht unähnlich; und man ſolte in ihm nimmermehr den zukünftigen Stuzer, oder die zukünftige Amazonin vermuthen. Das Alter hat wiederum eine ganz andere Tracht, und es mus wohl ſeine Urſachen haben, warum ein Fräulein dasjenige offen und ohne Bedekung trägt, wovon man bei ihrer Grosmama nicht das geringſte mehr zu ſehen bekommt. Eine Mannsperſon iſt in der Kleidung ſo ſehr vom Frauenzimmer unterſchieden, daß man ſie beide unmöglich für Thiere von einerlei Gattung halten könnte, wenn ſie nicht andere Mittel wüſten, dieſes einander zu lehren. Die Stände, Aemter und Charaktere der Perſonen machen wiederum einen groſſen Unterſchied in der Kleidung. Man kan die Religion ſelbſt hieher rechnen. Ein Jude ſieht einem Heiden, ein Chriſt einem Türken, ein Soldat einem Prediger, ein Doctor einem Schuſter ſo wenig ähnlich, als ein Franzoſe einem Braminen, und kurz, es iſt faſt keine Familie, wie die andere, gekleidet. Die Mode, dieſe Tochter der müſſigen Welluſt, deren jeder Monat eine, gleichſam bei der Hand, mit ſich in alle Länder führet, verwechſelt alle dieſe verſchiedenen Trachten unaufhörlich, und macht, daß wir die Bilder unſerer Grosältern in ihren ehemaligen Trachten, als gemahlte Masken betrachten, wie unſere Kinder uns wiederum anſehen werden. Alle dieſe verſchiedene Arten der Kleidung haben ohne Zweifel gewiſſe Regeln vonnöthen, nach welchen ſie ſo einzurichten wären, wie ſie der Geſundheit den wenigſten Abbruch thäten. Dieſe Regeln würden in der That nüzlich, aber das Capitel würde ſehr lang ſeyn. Ich überlaſſe es alſo denen zur Ausführung, die ſich mit einer neuen Kleiderordnung ein Stük Geld verdienen wollen. Mir iſt es genug, den Reichthum der Materie gezeigt zu haben.

Wenn ich meine wahre Meinung ſagen ſoll, ſo wäre dieſes der ſchlechteſte Weg, dieſe Materie abzuhandeln, und zugleich der, deſſen Ende man niemals erreichen würde. Nein. Laſſet uns vielmehr alle Arten, wie eine Kleidung der Geſundheit Schaden zufügen kan, zuvor überhaupt feſtſezen, ehe wir uns in eine nähere Betrachtung der Geſundheitsregeln einlaſſen; ſo werden wir im Stande ſeyn, von der Nüzlichkeit und Schädlichkeit aller nur möglichen Trachten und Moden zu urtheilen, ohne ſie weder zu nennen, noch der Reihe nach durchzugehen.

Es geſchicht aus mehr als einer Abſicht, daß wir Kleider tragen. Dieſe Abſichten werden öfters in Geſellſchaften abgehandelt, wo man nicht weis, was man ſprechen ſoll, und ich kan dieſe Materie anpreiſen, weil ſich ſehr vieles davon ſagen läst. Die eine Abſicht, welche mit der einerlei iſt, warum Adam Feigenblätter zu Kleidern genommen hat, gehöret unſtreitig mehr in die ſchönen Wiſſenſchaften, als in die Arzneikunſt. Die andere, welche mit wenig Worten darinn beſteht, weil Kleider Leute machen, gehöret eben ſo wenig zu meiner Abſicht. Es iſt bekannt genug, daß durch die Kleider Geſchlechter, Stände, Aemter und Nationen unterſchieden werden: allein, was geht das die Arzeneikunſt an, ob ſich ein nakender König und Bettler gleich ſehen, oder nicht. Die dritte Abſicht hingegen, warum man Kleider trägt, und welche darinn beſteht, weil ſie die erſten Anfälle einer rauhen Witterung von uns abwenden, iſt vollkommen mediciniſch. Man wird demnach von der Vollkommenheit einer Kleidung hauptſächlich nach dieſer Abſicht zu urtheilen haben. Allein, dieſe Vollkommenheit wird zuweilen auf eine ſolche Art erhalten, daß der Schade, den die Kleider anrichten, viel gröſſer iſt, als der Nuzen, den ſie in dieſer Abſicht ſtiften. Aller Schade, der von Kleidern herrühren kan, beſteht darinn, daß ſie einige Theile unſers Körpers in ihrer natürlichen Verrichtung hindern. Folglich mus man bei Beurtheilung der Kleider folgende Stüke unterſuchen, worauf hierbei alles ankömt: 1. Ob eine gewiſſe Kleidung geſchikt ſey, diejenige mediciniſche Abſicht zu erreichen, um deren willen ſie erfunden oder eingeführt worden iſt? 2. Ob ſie die natürliche Verrichtung eines Theiles unſers Körpers hindere?

Nach dieſen beiden Hauptregeln will ich anjezo einen Verſuch in einer Kleidercritik machen, woraus ein jeder erſehen wird, wie er ſich am geſundeſten kleiden müſſe. Hierbei kommen zweierlei Fragen zu beantworten vor. Einmal, wie man den Leib überhaupt zu bekleiden habe? und zum andern, wie die einzelnen Theile der Kleidung beſchaffen ſeyn müſſen?

Sonne, Wind, Regen, Kälte und andere Abwechſelungen in der Luft, haben die Menſchen genöthiget, Kleider zu tragen, nachdem

dem ſie die Wildheit der Natur abgelegt hatten. Es iſt wahr, daß wir ohne Kleider würden leben können, wie alle andere Thiere zu leben pflegen: allein, wir müſten in ſolchem Falle auch in allen übrigen Stüken den wilden Thieren ähnlich werden. Die Kinder müſten wie die kleinen Beſtien erzogen werden, damit ſie in ihrem Alter alles Ungemach der Witterungen ausſtehen könnten. So machen es noch heut zu Tage die Wilden, welche aber auch nur der Geſtalt nach gröſtentheils von den Beſtien verſchieden ſind. Es würde demnach lächerlich ſeyn, wenn man erſt weitläuftig beweiſen wolte, daß es beſſer ſey, Kleider zu tragen, als nakend zu gehen. Unſere ganze Auferziehung iſt ſo eingerichtet, daß wir die Kleider nicht ohne Gefahr, die Geſundheit zu verlieren, entbehren könnten; allein, nichts deſtoweniger iſt es ſehr vernünftig, daß man nicht allzu viel Hofnung auf die Kleider ſezt, und daß man bei der Erziehung der Kinder darauf ſehe, ſie ſo viel, als möglich daran zu gewöhnen, alle Arten der Witterung zu ertragen. Die vornehmſte Urſache hiervon beſteht darinn, weil die Witterungen einen deſto gewaltigern Einflus in unſern Körpern haben, je weniger man an ihre Abwechſelungen gewöhnt iſt. In der erſten Jugend iſt es am bequemſten, ſich hierzu zu gewöhnen, und daher haben es die Aeltern zu verantworten, wenn ſie die Kinder ſo ſehr verzärteln, daß ſie wetterwendiſche Körper bekommen. Der Herr Prof. Krüger erzählt in ſeiner Lebensordnung, daß die Kinder der Hallorum in Halle auf eine ſolche Art erzogen werden. Das kleinſte Kind wird nur mit einem Hemde bekleidet, das ihm kaum bis an die Knie reichet, der Kopf wird ihm abgeſchoren, und unbedekt gelaſſen; und ſo kriechen dieſe kleinen wilden Thiere auf den Straſſen im Staube auf Händen und Füſſen herum, und werden mit der Zeit die allergeſundeſten, ſtärkſten und abgehärteſten Leute, die in Luft, Feuer und Waſſer leben können. Hingegen ſind die Kinder vornehmer Leute kränklich, buklich, ſchwächlich und elend, und können kaum zum Fenſter hinaus ſehen, ohne von der Luft krank zu werden. Man würde demnach ſehr vernünftig thun, wenn man die Auferziehung der Kinder in dieſem Stüke anders einrichtete. Es iſt deshalb nicht nöthig, ſie ſo hart und unreinlich zu halten, als die Hallorum mit ihren Kindern zu thun pflegen. Allein, man kan eine Mittelſtraſſe treffen; man darf nur die Kinder nicht von den erſten Augenbliken ihres Lebens an in Betten ſo ſehr einhüllen, und ſie von der freien Luft ſo ſorgfältig verwahren, wenn man haben will, daß ſie dauerhafte Leiber bekommen ſollen.

Wer auf eine ſolche Art aufgezogen worden iſt, der kan ſich Zeit ſeines Lebens mit ſehr wenigen Kleidern behelfen, und allen Witterungen Troz bieten. Alleine es iſt nun ein für allemal nicht eingeführt, eine ſolche Auferziehung zu erwählen, und daher fragt es ſich, wie ſolchen Leuten zu rathen ſey, die einen empfindlichen Körper haben, und die Witterungen fürchten müſſen? Wenn ſolche Leute noch jung und geſund ſind; ſo würden ſie ihre Empfindlichkeit dadurch nur vermehren, wenn ſie ſich mit allzu vielen Kleidern behängen wolten. Es iſt ihnen alſo zu rathen, daß ſie es noch bald und beizeiten anfangen, ihren Leib abzuhärten. Dieſes geſchieht, indem man ſich täglich in freier Luft aufhält, den Leib in freier Luft fleiſſig beweget, und alle überflüſſige Kleidung nach und nach ableget. Wer eine ſolche Lebensart ein Jahr fortſezet, der wird ſich alsdann ſchon im Stande befinden, manchen harten Stos der Witterungen ohne Gefahr und Ungelegenheit auszuſtehen. Ganz alten Leuten iſt es nicht wohl zu rathen, von ihrer Gewohnheit abzugehen: allein, auch das mittlere Alter kan dieſe Vorſchriften gebrauchen. Man wendet vergeblich ein, daß man ſich durch eine leichte Kleidertracht den Erkältungen allzuſehr ausſeze. Der Herr D. Unzer hat dieſes Vorurtheil im 7. Bande des Hamburgiſchen Magazins auf eine ſolche Art widerlegt, daß ſich ſchwerlich etwas dagegen einwenden läßt. Eine Erkältung des Leibes entſteht deſto leichter, je gröſſer der Unterſchied der Wärme des Körpers und der

Luft iſt. Je wärmer man alſo den Körper in Kleidern hält, deſto leichter kan eine Luft, die einem andern nichts ſchadet, bei einer ſolchen Perſon eine Erkältung nach ſich ziehen; zu geſchweigen daß die Empfindlichkeit des Körpers allemal deſto gröſſer iſt, je wärmer man ſich in Kleidern zu halten pflegt. Je empfindlicher aber der Leib iſt, deſto heftigere Wirkungen mus eine und eben dieſelbe Urſache in ihm veranlaſſen. Ein junger, geſunder Mann ſolte ſich alſo billig ſchämen, Betten vor der Bruſt zu tragen, da das zarteſte Frauenzimmer in einerlei Witterung mit offener Bruſt neben ihm geht. Mir kommt es wenigſtens ſehr lächerlich vor, wenn ich ein paar junge Leute von gleichem Alter ſehe, davon die Mannsperſon ein Müzchen unter der Parüke trägt, und das Frauenzimmer mit unbedektem Haupte geht. Dieſe Thorheiten ziehen wichtige Ubel nach ſich, und die allzu groſſe Sorgfalt koſtet uns öfters das Leben. Einige Leute tadeln ſelbſt die vielen Pelze und Betten, in die ſich andere einhüllen: aber ſie behaupten, daß es vernünftig ſey, gewiſſe Theile des Leibes vor allen andern wohl zu verwahren. Einige erwählen ſich die Bruſt; andere den Kopf; andere den Unterleib, und andere die Füſſe. Dieſes ſind nur abgebrochene Stüke von jenen Thoren, die nur einen Theil allzuwarm halten. Man ſolte billig alle Theile des Leibes gleich warm halten. Die Urſache iſt leicht zu finden. Wenn wir ganz nakend auferzogen wären, ſo würden wir ſo geſund ſeyn, wie die Wilden. Wenn wir alle Theile des Leibes gleich warm mit Kleidern bedeken; ſo iſt es eben ſo gut, als ob wir nakend giengen, aber nur in einer wärmern Himmelsgegend lebten, als die iſt, worinn wir wohnen. Wir können alſo auch hierbei vollkommen geſund und ſtark ſeyn. Wenn wir hingegen immer einen Theil viel wärmer halten, als den andern; ſo verſezen wir den Körper in einen Zuſtand, in den die Natur kein Thier jemals verſezet, und hierdurch machen wir uns nur fähiger, ungeſund zu werden. Der Theil, welcher am wärmſten gehalten wird, ſteht in der Gefahr, von einer Luft erkältet zu werden, die allen übrigen Theilen im geringſten nicht ſchädlich iſt. Wie weit entfernt uns alſo nicht eine ſolche Vorſicht von der guten Abſicht, um welcher willen wir ſie erwählen!

Man ſieht alſo aus dem bisherigen, daß man den Leib mit ſo wenig Kleidern bedeken ſolte, als möglich iſt, und daß man hierinnen keinem Theile einen Vorzug vor dem andern geben müſſe. Hieraus wird manche Gewohnheit tadelhaft, die ſehr im Gebrauche iſt. Wenn das Frauenzimmer den Kopf und die Bruſt ganz unbedekt läſt, hingegen die Füſſe ſehr warm bekleidet, ja wohl gar auf Feuerſtübchen ſezet; ſo iſt dieſes eben ſo nachtheilig für ihre Geſundheit, als wenn ein Menſchenfreſſer ein Küſſen vor die Bruſt binden, und mit dem übrigen Theile des Leibes nakend gehen wolte. Doch dieſes iſt einmal Mode, und wenn es gleich ein Fehler iſt, ſo rechtfertigt ihn die Gewohnheit.

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen. *
Wir ſelber halten ihn dafür,
Blos, weil er klüger iſt, als wir.

In einer ſo allgemeinen Abhandlung, als diejenigen ſind, die man in einer Lebensordnung für das ganze menſchliche Geſchlecht verfaſſen mus, laſſen ſich unmöglich die Regeln auf alle einzelne Fälle anwenden. Ein jeder mus ſelbſt dahin ſehen, wie er es vermittele, daß ihm ſeine Tracht am zuträglichſten werde. Ein Africaner mus nach Proportion weit leichter angezogen ſeyn, als ein Europäer; die verſchiedenen Jahrszeiten erfordern ebenfalls in dieſer Abſicht einen Wechſel der Kleidung. Hierbei hat man überhaupt die vorhergehenden Regeln dergeſtalt anzuwenden: daß man jederzeit die leichteſte Tracht erwähle, die in einem gewiſſen Lande, in einer gewiſſen Jahrszeit, und in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens möglich iſt, und daß man auf eben die Weiſe dahin ſehe, die Bekleidung aller Theile des Leibes, ſo viel als möglich iſt, gleich auszutheilen.

Der Wechſel der Kleidung in verſchiedenen Ländern, oder zu verſchiedenen Jahrszeiten, hat einen ſo wichtigen Einflus auf die Geſundheit, daß man hiervon beſondere Regeln an die Hand geben mus. Die erſte Regel bei dem Kleiderwechſel iſt die, daß man nicht zu ſehr damit eilen mus. Wer aus Rusland nach Holland, und von da nach Spanien reiſete, der würde ſich ſehr betrügen, wenn er glaubte, daß ihm in Holland ſchon eben ſo luſtige Kleider dienten, als er in Spanien nöthig haben würde. Ein Reiſender mus ſich jedesmal an einem gewiſſen Orte ſchon eine Zeitlang aufgehalten haben, ehe er die Kleidung wärmer, oder kühler einrichtet. Eben ſo iſt es mit den Jahrszeiten. Die meiſten Frühlings- und Herbſtkrankheiten nehmen von dem geſchwinden Wechſel der Sommer- und Winterkleider ihren Urſprung. Die andere Regel iſt die, den Unterſchied in der Kleidung nie ſo merklich zu machen als es etwa die veränderte Himmelsgegend oder Jahrszeit zu erlauben ſcheint. Die dritte Regel iſt die, die ganze Kleidung, und nicht blos dieſen oder jenen Theil derſelben, zu verändern. Gleichwie es tauſendmal gefährlicher iſt, mit entblöſter Bruſt an ein Fenſter zu treten, und ſolchergeſtalt nur einen Theil des Leibes zu entblöſſen, als ſich in eben der Luft ganz nakend auszuziehen; ſo iſt es auch mit dem allgemeinen und dem beſondern Wechſel der Kleidung beſchaffen. Ein ganzer Sommeranzug, den man zu früh im Merz anleget, wird verurſachen, daß man zu frieren anfängt: hingegen ein paar ſeidene Strümpfe, bei einem Winterroke verurſachen eine eigentliche Erkältung, die der Geſundheit viel nachtheiliger iſt.

Wenn eine Kleidung ſo beſchaffen iſt, daß ſie die natürlichen Verrichtungen der Theile des Leibes hindert; ſo richtet ſie wenigſtens eben ſo viel Schaden an, als ſie durch Abwendung des unmittelbaren Einfluſſes der Witterungen in denſelben Nuzen ſtiftet. Mehrentheils wird dieſer Schade dadurch verurſachet, wenn die Theile des Leibes von den Kleidern ſtark zuſammen gedrükt, oder beſchweret werden: denn hierdurch hemmen ſie den nöthigen freien Umlauf der flüſſigen Theile, machen die feſten Theile zu ihren natürlichen Bewegungen untüchtig, und ſchwächen die Empfindlichkeit der Nerven. Daher iſt es eine allgemeine Regel für alle Arten der Kleidung, daß ſie geräumig ſeyn ſolten. Der Schade, den enge Kleider ſtiften, iſt bekannt genug, und wird ſich noch mehr offenbaren, wenn wir zu dem beſondern Theile dieſer Abhandlung kommen, und die einzeln Kleidungsſtüke der Reihe nach kritiſch durchgehen werden. Es erhellet ferner aus dem vorhergehenden, daß keine Art der Kleidung ſehr ſchwer zu tragen ſeyn müſſe. Es iſt vollkommen einerlei, ob die Kleider drüken, weil ſie zu enge, oder weil ſie zu ſchwer ſind. Daher hat man in den neuern Zeiten ſehr vernünftig gehandelt, den Soldaten die allzu ſchwere Rüſtung abzunehmen; und man mus den Iphicrates loben, welcher, wo ich nicht irre, derjenige Römiſche Feldherr war, von welchem Cornelius Nepos erzählt, daß er dem Kriegsheere ſtatt der ſchweren Rüſtung leichte Panzerhemden von zuſammen geleimten Leinenzeuge angezogen habe.

Die Schweislöcher der Haut haben die Verrichtung, die abgenuzten Theile des Bluts in der Geſtalt der Dünſte aus unſerm Körper heraus zu führen, und Sanctorius hat ſeine ganze Lebenszeit daran gewendet, uns die Nothwendigkeit dieſer beſtändigen Ausführung unwiderſprechlich und dringend vorzuſtellen, als davon ausführlich im Referendario I. Theil pag. 113. gehandelt worden. Man hat demnach beſonders darauf zu ſehen, keine Art der Kleidung zu erwählen, die dieſer heilſamen Ausführung eine Hindernis in den Weg legen könnte. Dieſes könnte geſchehen, indem die Schweislöcher der Haut allzu ſehr zuſammen gedrükt, durch die Kälte zuſammen gezogen, oder verſtopft würden. Das erſte würden allzu enge zuſammen geſchnürte Kleider thun; das andere kan ſich zutragen, wenn die Kleidungen entweder allzu weit und luftig ſind, daß der Wind hindurch wehen kan; oder wenn man ſo dünne, oder ſo wenige Bedekung auf dem Leibe trüge, daß ſie ein einfallender Regen den Augenblik durchnäſſen könnte. Das Verſtopfen der Schweislöcher trägt ſich zu, wenn man den Leib mit ölichten Sachen einbalſamiret, oder, um den Schweis und deſſen übeln Geruch zu vermeiden, den Leib mit gepulvertem Bleiweiſſe und dergleichen pudert, wie viele Frauenzimmer zu thun pflegen. Hieher gehören auch die Unreinigkeiten der Haut. Daher findet man in den Sittenbüchern für Kinder mehrentheils in dem Capitel von der Kleidung auch die Regel, ſich fleiſſig zu waſchen, und ich rechne ſie billig mit unter die Gegenſtände dieſer Abhandlung. Bei Kindern, die ſich gemeiniglich öfterer verunreinigen, als Erwachſene, iſt das öftere Waſchen und Baden des Leibes noch viel nöthiger, als bei Erwachſenen. Indeſſen wäre doch zu wünſchen, daß auch Erwachſene das Baden wenigſtens ſo oft im Jahre widerholen möchten, als ſie es für gut finden, den Leib von innen durch Purganzen und Präſervationscuren zu reinigen. Die Griechen haben ſich bei dem öftern Baden ſehr wohl befunden, und der Herr Prof. Krüger hat es auch in ſeiner Lebensordnung angeprieſen. Herr Doctor Hofmann hat hievon in ſeinem Unterricht von der Geſundheit ſehr weitläuffig gehandelt; davon wir denn einen Auszug in unſerm Referendario pag. 331. IV. Theils mit Anmerkungen geliefert haben.

Eben um der Urſache willen, warum das Waſchen und Baden der Geſundheit zuträglich iſt, mus auch der öftere Wechſel der Kleidung, beſonders der, die die Haut unmittelbar berühret, von einem Arzneiverſtändigen billig angeprieſen werden. Eine durchgeſchwizte Kleidung verſtopft, wenn ſie den Leib unmittelbar berühret, die Schweislöcher der Haut, indem ſich ihr Schmuz auf die Haut anſezet, und überdem erkältet ſie auch den Ort, [illegible] ſie liegt, auf eine ſehr empfindliche Wei[illegible] ſo bald nur die geringſte Luft zwiſchen [illegible] und den Leib kommen kan.

Alle Kleidung iſt zu verwerfen, welche die Ausdünſtung der Haut allzu ſehr befördert, oder dieſelbe nicht an ſich nimmt, oder ihr keinen freien Ausgang verſtattet. Das erſte thun die groben Kleidungen, welche die Haut unmittelbar berühren, indem ſie dieſelbe reiben, und eine Röthe veranlaſſen, wodurch die ausdünſtende Materie häufiger nach der Oberfläche des Körpers geführet wird. Daher wären im Sommer z. E. feinere Unterhemden zu tragen, als im Winter. Daß die Ausdünſtung von der Wäſche nicht abſorbirt wird, geſchieht, wenn ſie zu ſehr durchgeſchwizt iſt, und daher mus man im Sommer die Wäſche öfterer verändern, als im Winter, damit ſich der Schweis nicht auf der Haut ſammle, und von den zurük führenden Schweislöchern wieder ins Blut gebracht werde. Eben um deſſen willen mus die Ausdünſtung immer einen freien Ausgang in die Luft haben, und dieſes wird am allermeiſten durch die groſſe Menge der Kleider gehindert, welche man an ſich trägt. Daher ſind Leute, die ſo tief in Pelzen und Betten ſteken, mehrentheils ungeſund, und haben ein verdorbenes Geblüt. Ihre unreinen Ausdünſtungen dringen beſtändig wieder in den Körper hinein, und dieſes kan unmöglich lange anhalten, ohne daß nicht die ganze Maſſe des Bluts davon angeſtekt werden ſolte. Man hat gar nicht an der Gewisheit dieſer ſchädlichen Wirkung zu zweifeln. Die Pelze und Betten erwärmen keinen Körper, der nicht ſelbſt warm iſt. Sie thun es alſo nur, indem ſie die warmen Ausdünſtungen um die Haut herum anhäufen. Die Wärme dieſer Dünſte dringt bis in unſere Nerven: denn ſonſt würde es unmöglich ſeyn, ſie zu empfinden. Auf eben den Wegen finden auch die ſubtileſten, das iſt, juſt die allerſchädlichſten Theile und Dünſte ſelbſt einen neuen Eingang in unſere Leiber. Ja, die warmen Theilchen ſelbſt, die ſich uns mittheilen, ſind der ſchädlichſte Theil unſerer Ausdünſtungen für unſern Körper.

Unter die allgemeinen Eigenſchaften aller Kleider gehört auch die, daß ſie biegſam genug ſeyn müſſen, um die willkührlichen Bewegungen nicht zu verhindern; wenigſtens mus dieſes in den Gegenden der Gelenke ſtatt finden. Wenn dieſes bei Kleidern verſehen wird, ſo entſtehen ſchlimme Zufälle daraus; wovon die Schnürleiber, die langen Stiefeln, die ſehr weit an den Schenkeln hinauf gehen, ꝛc. traurige Beweiſe abgeben.

Man mus auch bei jeder Art der Kleidung dahin ſehen, daß ſie zu denenjenigen Arten der willkürlichen Bewegungen am bequemſten eingerichtet werden, die der, ſo ſie trägt, am meiſten zu wiederholen pflegt. Daher ſchikt ſich die Kleidung eines Tanzmeiſters für keinen Dragoner, und daher iſt der Urſprung der Handwerkskleider zu leiten.

Bei dem Aus- und Ankleiden hat man zu beobachten, daß es niemals in freier Luft oder in einem Zimmer geſchehe, wo ſich ein Zugwind oder eine Hohlung ſpühren läſt. Der Leib dunſtet beſtändig aus, und die freie Luft könnte dieſe heilſame Ausführung ſehr leicht unterbrechen. Einige laſſen ſich die Wäſche zuvor wärmen, und dieſe Behutſamkeit iſt löblich. Wenn man nach einer ſtarken Bewegung heftig ſchwizet; ſo iſt es dienlich, die Kleider mit den jezt erwähnten Behutſamkeiten ſo bald zu vertauſchen, als man nach Hauſe kommt, damit die Kleider nicht auf dem naſſen Leibe kalt werden. Der Trieb, den das Blut zu ſolcher Zeit noch hat, eröfnet die Schweislöcher alſobald wieder, wenn ſie auch bei dem Kleiderwechſel ſich einen Augenblik verſchlieſſen ſolten. Iſt hingegen die Bewegung nicht ſo heftig geweſen, daß man wirklich ſchwizen ſolte; ſo iſt es beſſer, die Kleidung eine halbe Stunde im Zimmer anzubehalten, ehe man ſich entkleidet, um den Schlafrok, oder die andern Hauskleider, anzulegen.

Ich würde mich in eine unnöthige Weitläuftigkeit einlaſſen, wenn ich allzu bekannte, oder ſolche Regeln vorſchreiben wolte, die nicht eigentlich auf die Erhaltung der Geſundheit, ſondern mehr auf die Bequemlichkeit, Mode, und andere Nothwendigkeiten abzielen. Daher übergehe ich die Abſichten mit Stillſchweigen, warum die Trachten beider Geſchlechter eben ſo und nicht anders eingerichtet ſind, ꝛc. imgleichen die leichtern und willkührlich eingeführten Regeln, von den Arten der Zeuge zur Kleidung, von den bequemſten Trachten im Hauſe, von der Bekleidung im Schlafe, ꝛc. Alles dieſes läſt ſich mit leichter Mühe, aus den vorhergehenden Regeln in ſo weit beſtimmen, herleiten und verbeſſern, als es einen merklichen Einflus in die Geſundheit hat. Solchergeſtalt bleibt mir nichts mehr übrig, als, in dem beſondern Theile dieſer Abhandlung, die vornehmſten Kleidungsſtüke nach dieſen allgemeinen Regeln zu beurtheilen, und zu zeigen, wie ſie der Geſundheit nachtheilig ſeyn, und wie man dieſen ihren Mängeln abhelfen ſoll. Verhoffentlich werde ich nunmehro meine Leſer mit ſolchen Betrachtungen unterhalten, die von einem wahren und handgreiflichen Nutzen ſind, und in die Geſundheit einen ſo gewaltigen Einflus haben, daß ganze Heere von Krankheiten durch eine kleine Verbeſſerung dieſes oder jenes Stüks der Kleidung können vertrieben werden.

Keine Kleidung, die wider dieſe Regeln ſtreitet, kan von einem Arzte gebilliget werden; denn ein jeder Anzug eines Menſchen ſolte von Rechtswegen ſo eingerichtet ſeyn, wie die Natur unſern Körper gebauet hat:

> Nichts ſtöhrt des andern Thun, nichts füllt des andern Stelle,
> Nichts fehlt, nichts iſt zu viel = = =

Laſſet uns nunmehro zuſehen, ob man dieſe Regeln bei der gewöhnlichen Kleidung in acht zu nehmen pflege. Um aber hierinn einige Ordnung zu beobachten, und unter der unbeſchreiblichen Menge von Modekleidern die allergemeinſten Arten heraus zu ſuchen; ſo wollen wir die Menſchen in 3. verſchiedenen Kleidungsarten betrachten. Die erſte unter ihnen iſt die, worinn ſich die Knaben und Mädchens einander noch gleich ſehen: die andere iſt die Frauenzimmerkleidung: und die dritte iſt die Kleidung der Mannsperſonen.

Von der Kleidung der Kinder.

Die Kinder werden gleich von ihrer Geburt an ſo ſorgfältig eingepakt, als wenn ſie ſehr weit verſchikt werden ſolten, wie wir dieſes ſchon einigermaſſen in dem 5ten Theil des Refer. p. 325. erwieſen haben; Dieſes Vorrecht der Menſchen vor allen andern Thieren iſt Schuld daran, daß unter keiner Gattung von Geſchöpfen ſo viele Krüppel angetroffen werden, als unter den Menſchen. Man betrachte ein junges Huhn, ſo wie es ſich aus ſeinem engen Gehäuſe heraus bricht, worinn es die Wärme zur Wirklichkeit gebracht hat. Dieſes Thier hat in ſeiner Eyerſchaale eine ſehr enge Wohnung gehabt. und in einer ganz unnatürlichen und beſchwerlichen Laage gelegen. So bald es aber nur aus dem Eye herausgekrochen iſt; ſo tritt es auf ſeine zwei Beine, ſtrekt ſeinen Hals gerade aus, bewegt ſeine Flügel, und puzt ſich. Die vierfüſige Thier ſpazieren ſchon, ehe ſie noch recht troken ſind, und der Menſch würde vermuthlich ebenfalls auf allen vieren herum kriechen, wenn man ihm ſeine Freiheit lieſe. Nach einer ſo langwierigen beſchwerlichen Laage, als die Thiere im Mutterleibe oder im Eye haben, kan ihnen nichts beſſers widerfahren, als da ſie in die Freiheit geſezt werden, ihre Glieder auszudehnen, in die natürliche Laage zu bringen, und zu dem künftigen Gebrauche geſchikter zu machen. ⸗ ⸗ Eine grauſame Gewohnheit entzieht den Kindern dieſe Freiheit, und ſie werden mit langen Binden gleich nach der Geburt ſo feſt eingewikelt, daß ſie nichts als die Augen bewegen können, und ſich umſonſt bemühen, die Theile ihres Leibes auszuſtreken und zu bewegen. Die ganze Furcht dieſer Sorgfalt beſtehet in weiter nichts, als daß man die Kinder der Gefahr ausſezet, krüplich und ungeſund zu werden. Es iſt unnöthig, alle üblen Folgen dieſer Gewohnheit zu erzählen, zumal, da es bereits, oben ſchon gedachter maſſen, im 5ten Theil p. 525. unſers Referendarii zur Genüge abgehandelt worden. Es fragt ſich alſo nur, ob man derſelben nicht abhelfen könne? Nichts, als die Mode, kan hier eine Schwürigkeit machen. ⸗ ⸗ ⸗ Kan man denn nicht jedes Glied des Leibes beſonders bekleiden, ohne ſie allein in einen Bündel zuſammen zu paken, um das Kind vor der Berührung der freien Luft hinlänglich zu bewahren? Fürchtet man vielleicht, daß es ſich, wenn es frei läge, leicht verruken oder Schaden thun könnte; ſo lehrt die Erfahrung, daß dieſe Furcht ungegründet ſeye: und ſo vergiſt man, daß die Natur den Kindern das Vermögen mitgetheilt habe, ſich von allem Schaden und aller Gefahr ſelbſt zu hüten: indem ſie diejenigen Handlungen, die ihnen gefährlich ſind, mit einem Schmerze begleitet hat, der nöthiget, ſie zu unterlaſſen. Wer endlich ja dieſes Vorurtheil nicht völlig überwinden könnte, der iſt zum wenigſten ſeines Gewiſſens wegen verbunden, dahin zu ſehen, daß den Kindern die Windeln nur leicht umgelegt, und nicht feſt zuſammen gezogen, und daß die Arme frei bleiben, und beſonders umwunden werden. Uberhaupt hat man noch in acht zu nehmen, daß die Kinder weder mit allzu vielen Betten umwunden, noch allzuwarm zugedekt werden, weil ſie ohnedem in ihren engen Behältniſſe Angſt und Bangigkeit genug auszuſtehen haben. Und ſo iſt es auch beſchaffen, und ſehr ungereimt gehandelt, wenn man die Füſſe der Kinder in enge Schuhe zwinget, damit ſie klein bleiben ſollen. Dieſer chineſiſche Gebrauch macht den Vorzug der Vernunft der Europäer verdächtig; und zum wenigſten haben beide Nationen in dieſem Stüke nicht mehr, als ein einziges blödes Auge. Gemeiniglich werden die Füſſe dadurch deſto mehr verunſtaltet, die Zähen werden mit Leichdornen oder ſogenannten Hüneraugen beſezt, und das Geblüt, welches in den untern Theilen keinen freien Umlauf haben kan, ſteiget deſtomehr in die Höhe, und verurſachet Beängſtigungen, und Triebe des Bluts nach dem Kopfe, daher in zunehmenden Jahren blöde Augen, Verlierung der Zähne, Kopfweh und dergleichen entſtehen kan. Wer hievon mehrern Beweis verlangt, wird ſolchen in dem Referendario 3ten Theil pag. 72. hinlänglich finden.

Von der Frauenzimmer Kleidung.

Der Himmel weis, wie ich dieſe reiche Materie endigen will, ohne die Grenzen einer Abhandlung zu überſchreiten, welche in dieſen auserleſnen Samlungen Plaz finden ſoll. Ich will den ganzen Puz des Frauenzimmers mit kritiſchen Angen betrachten. Ich will dieſe Menge von Sachen geſchwind überſehen:

Geſchwind! Doch läst ſich dis erzwingen?
Ach! eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dis nicht Zeit! ⸗ ⸗

Zu der Zeit, als man noch Fontangen trug, war die Mitte eines Frauenzimmers ungefehr im Geſichte, und es konnte alſo in der obern Gegend der Luft ein Wind wehen, der dieſen Kopfpuz ruinirte, ohne den Leib der Perſon zu berühren, die ihn trug. Anjezo aber, da man ſich bei Einführung der Franzöſiſchen Tracht mehr um eine ſchöne Breite, als um die Höhe des Leibes bemühet, iſt es nicht ſo leicht, das Haupt gegen die rauhe Witterung in Sicherheit zu ſezen, wenn man nicht die Erlaubnis hat, dem Frauenzimmer zu ſagen, daß ſie ſich einen wärmern Kopfpuz erwählen möchten. Ich weis nicht, wie viel ungefehr darauf ankommen mus, die obern Theile des Leibes unbedekt zu tragen. Ich habe auch eben nicht Luſt, dieſe Gewohnheit zu tadeln: allein, damit ich doch keine nüzliche Anmerkung vorbei laſſe, ſo will ich den Schaden, der überhaupt daraus entſtehen kan, und dergleichen Ankleidung um deswillen tadelhaft macht, weil ſie die Abſicht nicht erreichet, um welcher willen man Kleider trägt, mit den Worten des berühmten Hrn. D. Hofmanns hier anführen, welcher ſich desfalls ganz deutlich heraus gelaſſen hat: „Die Jungfern, ſagt er, pflegen das Haupt auch im Winter faſt blos zu tragen, und nur etwan mit einer dünnen Hauben, Kränzlein und dergleichen zu bedeken, überdem den Hals, die Ohren und die Bruſt der kalten Luft frei zu übergeben. Ja, die Arme, Hände und Schultern pflegen eben ſo wenig, als obige Theile, vor der Kälte bewahrt zu werden: ſintemal die Handſchuhe und Halstücher meiſtentheils ſo dünne ſind, daß die Kälte frei durchpaſſiren kan. Alle dieſe übeln Gewohnheiten, haben unſere Teutſchen von den Franzoſen angenommen, und erwegen nicht, daß der Himmel in Frankreich gütiger, und der Winter gelinder ſey. Dahero man ſich nicht wundern darf, daß in unſern kalten mitternächtlichen Gegenden aus dieſem Erkältungen, Kopfſchmerzen, Flüſſe an den Ohren, Zahnſchmerzen, Schwächung des Gedächtniſſes und des Haupts, Flüſſe und dergleichen Krankheiten erfolgen. Siehe Foreſtum, Obſ. 4. L. 12. zumal wann der Hals und die Bruſt nicht warm gehalten wird, da entſtehen Geſchwulſt der Drüſen des Halſes, oder die ſogenannten Hagendrüſen, welche öfters die

„Kräze am Haupte mit ſich führen; da entſtehen Geſchwüre der Mandeln, Huſten, Heiſerkeit, Entzündungen im Halſe, ſchwerer Athem, Bruſt und Lungengeſchwüre, ja öfters gar die Schwindſucht. Sonderlich ziehet die Entblöſſung der Brüſte viele Beſchwerlichkeiten nach ſich; denn woher kommen ſonſt die Entzündungen und Geſchwülſte derſelben bei jungen Weibern, welche zuweilen gar den Krebs nach ſich ziehen? Nirgends anders her, als weil durch die Kalte die Milchgefäſſe in dieſen weichen Theilen zuſammen gezogen werden, dergeſtalt, daß die Milch keinen freien Durchgang mehr daſelbſt findet, folglich ſtoken mus." Wenn man hofen könnte, daß ſich jemand mit dergleichen Drohungen warnen lieſe; ſo könnte man die Frucht der Erkältungen ebenfalls anführen, um dem Frauenzimmer die Gewohnheit, ſich auch an den übrigen Theilen des Leibes allzuleicht anzuziehen, verdächtig zu machen. Weil ich aber ſchon zu Anfang dieſer Abhandlung hievon überhaupt geredet habe; ſo will ich jezo meine Betrachtung fortſezen. ⸗ ⸗ ⸗ Das Pudern und Einſchmieren der Haare könte ſchädliche Folgen haben, indem es die Schweislöcher am Haupte verſtopfet, und ſolchergeſtalt Kopfſchmerzen u. Ausſchläge am Kopfe nach ſich ziehet, wenn man die Behutſamkeit aus der Acht laſſen wolte, dieſe Unreinigkeiten alle Abend mit einem engen Kamme wieder aus den Haaren heraus zu kämmen, und zuweilen den Kopf mit einer Bürſte wohl abzubürſten. Das junge Frauenzimmer hat öfters die Gewohnheit, die Haare auf dem Kopfe mit vieler Gewalt zuſammen zu binden, damit die Stirne recht glatt bleiben möge. Dieſes verurſacht nicht allein ebenfalls Kopfſchmerzen, ſondern es befördert auch den Urſprung der Runzeln, indem die Haut der Stirne von dem gewaltſamen Ausdehnen ſchlaf gemacht wird, und ſich in Runzeln leget, ſo bald das Band aufgelöſet wird. Gleiche Strafe folgt auf das Schminken, wenn man ſich dazu ſcharfer Sachen bedienet, zu geſchweigen, daß viele andere ſchädliche Zufälle daraus entſtehen. ⸗ ⸗ Die Reihe führt mich nun zu den Schnürleibern und Schnürbrüſten. Von dieſen iſt nun ſchon zu etlichen malen in dieſen Blättern gehandelt; Und zumal der daraus entſtehende Schaden in dem Referendario 1ſten Theil p. 315. genugſam beſchrieben worden. Es iſt unbeſchreiblich, was für eine Menge von unglükſeligen Wirkungen an der Geſundheit aus dieſer ſchädlichen Gewohnheit ihren Urſprung nehmen. Ich kan ſie hier unmöglich alle erzählen: Alle Zufälle der Hypochondrie werden entweder dadurch hervor gebracht, oder doch unendlich vermehrt. Dieſes Thier, die Hypochondrie ſolte ja allein in dem Gemüth eines Frauenzimmers ſchrökhaft genug ſeyn, ſie von dergleichen Zwangsmitteln in Kleidertracht alleinig abzuhalten? Doch, es macht einen engen rahnen Leib, wie man ſagt? Und ich ſage, die Schnürleiber verunzieren den ganzen Körper. Woher kommt es, daß ſo viel junges Frauenzimmer leicht ſchief wachſen? keine Farbe haben, und dergleichen? Von dem Zwang, um von oben des Leibes breit, und unten eng zu ſeyn. Das heiſſet ſchön! und, was iſt endlich in dieſer Geſtalt eines Trichters ſo auſſerordentlich reizend? Wann es ja auch ſchöner lieſe, wenn er ſehr enge iſt; was iſt wohl die ſchöne Geſtalt, die keine Seele hat? und was iſt wohl die Seele der Schönheit? Entweder hat ſie gar keine, oder es mus die Geſundheit ſeyn. ⸗ ⸗ ⸗ Wenn die weitläuftigen Gebäude der Reifröke über den Schnürleibern feſt gebunden werden, ſo können ſie dem Unterleibe wenig Schaden verurſachen, ob ſie gleich den Hüften, wegen der Laſt der Kleider, die ſie tragen, ein wenig beſchwerlich fallen. Deſto leichter hingegen kan man ſich Schaden thun, wenn man die Unterröke allzufeſt um den Leib herum befeſtiget; und man mus geſtehen, daß der Mittelpunkt, worauf die ganze Laſt der Frauenzimmerkleidung beruhet, der Geſundheit gar nicht vortheilhaftig ausgeſucht ſeye. Von oben her liegt die Laſt der Kleider auf dem Schnürleibe. Von unten her hänget die ganze Laſt der Unterröke und des Reifroks an eben dieſe Stelle, und der Unterleib iſt doch juſt derjenige Theil unſers Körpers, der die meiſte Freiheit, ſich zu bewegen, erfordert. Doch, was nüzen dieſe vergeblichen Klagen? Es ſteht nicht in unſerm Belieben, unvernünftige Moden ganz abzuſchaffen. Wir können ſie aber der Geſundheit gemäſſer einrichten. Man kan alſo Schnürleiber tragen; allein man laſſe ſie geräumig machen: oder bediene ſich ſtatt deren, der ſogenannten Comodmiether. Man kan einen Reifrok anziehen, aber man beläſtige ihn nicht mit allzu vielen Oberkleidern; man befeſtige die Unterröke nicht ſtärker, als es die höchſte Noth erfordert, und trage ihrer nicht mehr, als die kalte Witterung, und nicht weniger, als die Hize nothwendig macht.

Wann es dermaleinſt in der Arzneikunſt Mode werden ſolte, die Kleidungen der Menſchen in mediciniſcher Abſicht zu betrachten; ſo würde es nach einigen Jahrhunderten ein beſonderes Vergnügen ſeyn, die zu verſchiedenen auf einander folgenden Zeiten geſchriebenen Lebensordgen wieder durchzuſehen, und zu bemerken, wie viel ſchädliche Gewohnheiten von Zeit zu Zeit in den Kleidermoden auf- und wieder abgekommen wären. Ein jeder Schriftſteller würde diejenige Mode beſchreiben und beurtheilen, die in dem Jahre, da er ſeine Lebensordnung geſchrieben, an dem Orte ſeines Aufenthaltes am meiſten im Schwange gegangen wäre. Solchergeſtalt würde dieſes Kapitel in keiner Lebensordnung ſo wie in der andern, ſeyn. Jeder Monat würde die Kritik von vorigem Monat über den Haufen werfen; und ein Weltmann, dem ſeine Geſundheit lieb wäre, würde ſich wenigſtens alle Jahr eine neue Diät anſchaffen müſſen, die ihm ſo ohnentbehrlich, als die Kalender des laufenden Jahres, ſeyn würde. Ja, wer weis, wie hoch die Kunſt der Aerzte in dieſer Sache noch wohl ſteigen könte? Hat man ſich ſchon Hofnung gemacht, die Ordnung der Winde, des Regens und aller Witterungen auf viele Jahre vorher zu beſtimmen; ſo könte man vielleicht mit den Moden einſt auch noch ſo glüklich werden. Seitdem man in der Metaphyſic den wichtigen Saz erfunden hat, daß in allen Dingen eine gewiſſe Ordnung ſeyn müſſe, ſeitdem hat man ſich viele Hofnung gemacht, die Regeln von Sachen zu entdeken, in denen vor Zeiten der vernünftigſte Mann keine Regeln vermuthet haben ſolte. Was die Modeprophezeiungen anbetrift, ſo würde es ja wohl nicht ſo ſehr darauf ankommen, wenn auch zuweilen die Mode dieſes oder jenes Monats unrecht angegeben würde. Dieſes iſt eine Freiheit, die man einem Kalendermacher nicht zur Laſt legen darf; und es würde nichts mehr zu bedeuten haben, wenn auf einen gewiſen Monat groſſe Hüte und kleine Parüken angekündiget würden, in welchem man doch lauter kleine Hüte und groſſe Parüken trüge, als wenn man Kälte, Wind und Schnee auf eine Zeit vorher verkündiget, da lauter Hize und Dürre einfällt. Wir leben anjezo leider! noch in den unglüklichen Zeiten, da dieſe ſchöne Erfindung nichts mehr als ein bloſer Wunſch iſt. Nichts deſtoweniger aber darf man ſich kühn mit der Hofnung ſchmeicheln, daß die erſten Verſuche von dieſer Art unſern aufgeklärten Zeiten noch wohl aufgehoben ſeyn dürften. Verlautet nicht in der That ſchon unter der Hand, daß heut zu Tage die Moden unſerer Vorältern nach und nach wieder aufkommen? Solte ſich nicht bald ein mühſamer Gelehrter finden, der aus den alten Nachrichten heraus zu bringen ſuchte, wie lange eine ſolche Revolution ohngefehr zu dauren pflege, um hieraus die Schikſale der künftigen Moden zu beſtimmen; wenigſtens werden die

Nachkommen den gegenwärtigen Aufſaz zu dieſem Zweke ſehr wohl gebrauchen können. Vor nicht gar langer Zeit trugen die Mannsperſonen ganz kleine Hüte, welche kaum ein paar Finger breit hoch waren. Es ſchien ſehr vernünftig zu ſeyn, dieſe Mode wieder abzubringen. Denn wenn die Abſicht der Hüte hauptſächlich darinn beſtehet, das Geſichte, und beſonders die Augen, vor den Sonnenſtrahlen zu beſchüzen, und den Regen eine Zeitlang abzuhalten; ſo iſt hierzu ein groſſer Hut allemal geſchikter, als ein kleiner. Man legte ſich demnach groſſe Hüte zu: allein, man fieng an, ſie unter dem Arme zu tragen, und ich weis in der That nicht, was man hierzu für einen Bewegungsgrund gehabt hat. So viel iſt indeſſen gewis, daß ein Hut, der unter dem Arme getragen wird, kein Gegenſtand einer ſolchen Abhandlung ſeyn könne, als die gegenwärtige iſt. Wer indeſſen für gut befindet, ſeinen Hut auf dem Kopfe zu tragen, der wird wenigſtens dieſe einzige Regel dabei beobachten müſſen, daß er keinen ſolchen erwähle, der für ſeinen Kopf zu enge iſt. Wenn man den Hut mit Gewalt auf den Kopf preſſen mus, ſo drükt er die Schlafadern zuſammen, und verurſacht, wenn dieſes auch ſonſt keine üble Folgen hätte, doch wenigſtens öfters Kopfſchmerzen. Ein allzuweiter Hut iſt im Sommer gefährlich zu tragen, weil die Luft den Schweis, der von der Stirne daran klebet, erkältet, und dieſes die Ausdünſtung der Stirne verhindert und zuruk treibt. Die Parüken ſollen die Stelle der natürlichen Haare vertretten. Da nun dieſe das Haupt erwärmen, und den Eingang der Ohren von der freien Luft und dem Winde beſchüzen; ſo ſollen auch die Parüken von Rechtswegen weder allzudünn von Haaren, noch ſo gemacht ſeyn, daß die Ohren davon ganz unbedekt bleiben. Gleichwie aber dieſes öfters bei ſolchen Parüken verſehen wird, in die man Beutel oder Zöpfe zu binden pflegt, ſo iſt es wiederum auf der andern Seite zu tadeln, wenn die Parüken allzuſchwer von Haaren, und ſo gros gemacht werden, daß das Haupt nicht allein einem Bärenkopfe ähnlich ſiehet, ſondern daß auch das leiſe Gehör dadurch verhindert wird. Es iſt der Geſundheit zuträglich, daß man die Parüken nicht allein öfters umwechſelt, ſondern auch, wann ſie gleich noch nicht ſehr abgenuzet ſind, wieder umarbeiten läſſt, damit ſie ein neues Nez bekommen, weil das alte, durch den Gebrauch, vom Schweis und Fette allzuſehr verunreiniget wird. Eine Müze unter der Parüke zu tragen, iſt jederzeit eine Verzärtelung, wo nicht die Haare auf dem Wirbel ausgegangen ſind. Obgleich die Alten den Gebrauch der Parüken nicht gewuſt zu haben ſcheinen; ſo mus man doch geſtehen, daß ſie eine für die Geſundheit ſehr nüzliche Erfindung ſind. Ich kenne verſchiedene Leute, welche ſich durch den Gebrauch der Parüken von vieljährigen Kopfſchmerzen befreiet haben: denn die Erfahrung lehret, wann ſolchen Leuten die eignen Haare nur ein wenig lang wachſen, daß ſich ihre Kopfſchmerzen den Augenblik wieder einſtellen, und daß ſie eben ſo geſchwind wieder aufhören, ſo bald ſie die Haare wieder kürzer abſchneiden laſſen. Dahero ſolte man das Haarabſchneiden billig mit unter die chirurgiſchen Operationen rechnen: denn es iſt gewis, daß es öfters eine viel beſſere Würkung thut, als das Schröpfen und Aderlaſſen. Herr Winslow hat ſchon angemerkt, daß das allzufeſte Zubinden der Halsbinde, der Hemden ꝛc. die einzige und unmittelbare Urſache von Kopfſchmerzen, Augenkrankheitē, böſen Hälſen, Betäubungē, Schwindel, Anwandlungen von Ohnmachten, Naſenbluten ꝛc. geweſen. (*) Man weis öfters nicht, woher dergleichen Zufälle ihren

---

(*) Hievon iſt in dem 3ten Theil des Referendarii eine beſondere Abhandlung geliefert worden.

ren Urſprung nehmen. Man forſchet nach der Urſache, und indem man den erdichteten Urſachen abzuhelfen ſucht, ſtürzt man ſich in neue Krankheiten, die öfters noch gefährlicher ſind. Das enge Zuſchnüren des Halſes iſt um deſto gefährlicher, je mannichfaltiger der Schaden iſt, der dadurch angerichtet werden kan. Es wird nicht allein dadurch der Umlauf des Geblüts in den auf- und niederſteigenden Adern gehindert, woraus mancherlei Haupt- und Bruſtkrankheiten ihren Urſprung nehmen, ſondern es wird auch das freie Athemholen und die Sprache dadurch gehemmet, ja das Verſchluken der Speiſen ſelbſt beſchwerlicher gemacht. Die Mannsperſonen haben um deſtomehr Urſache, die Binden und Hemder nicht enge zuzuſchnüren, da der Hals bei ihnen auch von den Kleidern, die ſie tragen, nicht wenig beſchweret wird, als deren ganze Laſt bei ihnen auf den Schultern hänget. Denn indem dieſes geſchiehet, wird das Hemde mit der Binde gegen den unterſten und dikſten Theil des Halſes herunter gezogen, da dieſer deſtomehr zuſammen gedrukt wird, wann dieſe Kleidung ſchon oben an dem dünnern Theile des Halſes feſt umgelegt worden iſt. Dieſe Betrachtung veranlaſſet mich noch zu einem andern Tadel, der öfters bei der Verfertigung der Ober- und Unterhemden aus der acht gelaſſen wird, und eben die vorigen üblen Folgen nach ſich ziehet. Er betrift eigentlich den Zuſchnitt der Aermel, wobei man nicht in acht nimmt, daß die Länge derſelben hinten vom Ruken herunter, wegen der Beugung des Ellbogens, um ein gutes Theil gröſſer ſeyn müſſe, als es überhaupt die Länge des Arms zu erfordern ſcheinet. Wenn dieſes nicht in acht genommen wird, ſo wird bei der geringſten Bewegung des Arms, der Hals der Hemden tiefer hinunter gezogen, da denn der untere Theil des Halſes auf eine ſehr beſchwerliche Weiſe zuſam̃en gedrükt wird. Dergleichen Anmerkungen werden vielleicht manchem verächtlich zu ſeyn ſcheinen: allein, ſie haben in die Geſundheit einen gewaltigen Einflus, und mir ſcheinet, daß man um ihretwillen wol einmal ein paar Zeilen daran wenden könne, von einer Kleinigkeit zu reden, wann ſie auch nur die Nähterinnen angehen ſolte. Was die eigentlichen Kleider der Mannsperſonen betrift, ſo hat man für allen Dingen dahin zu ſehen, daß ſie weder die Achſeln, noch die Bruſt, noch den Unterleib merklich beſchweren. Das erſte geſchiehet durch die langen Schöſe, welche noch darzu, um ſteif zu ſtehen, mit mancherlei überflüſſigen Vorrathe ausgeſtopft werden, und dadurch den Achſeln, welche ſie tragen müſſen, auſſerordentlich beſchwerlich fallen. Daher iſt die neuere Mode ſehr zu loben, nach welcher man die Schöſe der Kleider kurz, und ohne Steifen trägt. Die Gefahr, welche das Einpreſſen des Unterleibes nach ſich ziehet, iſt ſchon bei Gelegenheit der Schnürleiber erwehnet worden, und man ſolte in der That von Rechts wegen fleiſiger hierauf acht geben, um einer groſſen Menge ſchlimmer übel dadurch vorzubeugen. Das feſte Zuſam̃enbinden der Kniebänder kan ebenfalls Krankheitē nach ſich ziehē. Ich begnüge mich, das, was Herr Winslov davon angeführet hat, hier beizubringen. Er erzehlt folgendes: Herr Krüger, Generaldirector der Wundarzenei in Dänemark und Norwegen, erzehlete mir einſtmals: Ein Capitain in dieſem Lande wäre auf den Einfall gerathen, daß ſeine Soldaten alle die Halsbänden, und die Kniebänder über dem Knie ſehr feſt binden müſſen, damit ſie roth, und von ſtarken Waden ausſähen, und ſie ſtarkes und geſundes Anſehen bekämen. Sie waren aber nach einer gewiſſen Zeit faſt alle in eine beſondere Krankheit gefallen, und verſchiedene, aller angewanden äuſſerlichen und innerlichen Mitteln ungeachtet, wie an einer ſcorbutiſchen Fäulung geſtorben, davon man auch die innerlichen Gliedmaſſen, derer, die man nach dem Tode geöfnet, angeſtekt gefunden hat. Es iſt eine unglükliche Thorheit, daß man vielen Kindern eben dieſelbe Gewalt anthut, um ihnen dadurch im Alter ſtarke Waden zu verſchaffen. Man ſucht ihnen auf dieſe Weiſe falſche Zeichen der Stärke und Geſundheit, durch ſolche Mittel zuwege zu bringen, die ihre Geſundheit gewiß ſchwächen, u. ihr Leben vielleicht in Gefahr ſezen. O wie oft gleichen nicht die Alten, in Abſicht ihrer Kinder, jenem Bären, der mit dem Oreſt, einem Einſiedler, einen Freundſchaftsbund gemacht hatte, und deſſen ſchönen Dienſt ich meinen Leſern mit den Worten des Herrn von Hagedorn erzehlen will:

Pez kehret einſtmals heim. Da ſchlum̃ert ſein Oreſt
Zur ſchwülen Mittagszeit. Er gehet bei ihm liegen,
Bewacht den Schlafenden, zerſtreut den Schwarm der Fliegen,
Der ſeinen Wirth nicht ruhen läſt.
Er ſchnarrt, fängt, ſcheuchet, lauſcht, gaft nach dem Alten hin,
Und ſieht auf deſſen Stirn ſich eine Raupe regen.
Ha! brummt er: dir will ich das Handwerk zeitig legen.
Geſchmeiſſe, wiſt ihr, wer ich bin?
Er holt den gröſten Stein; und, weil ers treulich meint,
So mus durch einen Wurf ſo Raup als Greis erkalten.
Fürwahr! den klugen Feind mus man für ſchädlich halten:
Doch ja ſo ſehr den dummen Freund.

Von dem filzigen Weſen.

Man verſtehet unter dem filzigen Weſen diejenige Aufführung eines Menſchen, der die allernöthigſten Dinge einzuziehen ſuchet. Ein ſolcher weis an den Fingern herzurechnen, wie viel ſeine Frau nur jährlich an Stecknadeln verthun würde, und deswegen kan er ſich nicht entſchlieſſen, zu heyrathen. Den Thee trinket er früh Morgens ohne Zuker, und rauchet den allerſchlechteſten Tabak, den die Krämer halb umſonſt weggeben. Die Suppe läſſet er mit Unſchlit ſtatt dem Butter fett machen. So gar das Salz und Brod verſchlieſſet er mit drei Vorlegeſchlöſſern vor ſeinem Geſinde, und er heiſſet die Schüſſeln vom Tiſche wegtragen, wenn er kaum ſatt iſt. Er gehet in geſtikten Strümpfen, und in Schuhen, die vorn und hinten voll Löcher ſind.

So bald ein tauſend Mark zuſammen iſt geheget,
Und tauſend noch dazu; der Grund iſt ſchon geleget.
Da fängt er erſtlich an zu ſchaben und zu krazen;
Er giebt die Kreten nicht den Hunden und den Kazen.
Er ſchmälert dem Geſind ihr zugetheiltes Brod;
Er ſelber leidet Durſt und ſchwere Hungersnoth.
So viel das Gold ihm wächſt, ſo wachſen auch die Sorgen;
Er ſpahrt den Heringsſchwanz bis auf den andern Morgen;
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Er zeichnet alle Stüken.
Er ſchleuſt den Knoblauch weg, ſamt einer halben Brüken.
Er friſt lebendig Spek, ſchön, wie Arabiſch Gold,
Darauf kein Bettler ihm zu Gaſte kommen wolt.

Des Winters behilft er ſich in der kalten Stube mit einem Kohlentopfe, und wenn er den Froſt nicht mehr aushalten kan, gehet er, und wärmet ſich bei ſeinem Nachbar, oder bei den Mägden in der Küche.

Das Gemeine.

Edle, die ſich ſtolz erweiſen,
Weil ſie Bauren gnädig preiſen,
Eitle Praler, reich an Titeln,
Arm an Klugheit, arm an Mitteln,
Geiſter die, ſich gros zu machen,
Was ſich heilig nennt, verlachen,
Dichter, die durch mattes Singen
Sich um Zeit und Ehre bringen,
Weiſe, die den Namen führen,
Weil ſie göldne Weſten zieren,
Juden, die ſich nicht beſchneiden,

Und doch Trug und Wucher leiden,
Alte, die mit krummen Rüken
Blinzend nach den Mädgen bliken,
Männer, die gekrönt ſich zeigen,
Und dabei gelaſſen ſchweigen,
Jungfern, die bei gelben Falten
Sich annoch für reizend halten,
Thoren, die der Spieler Schwänken
Ihren Beifall klatſchend ſchenken,
Schlemmer, die ſich kränklich trinken,
Mädgen, welche heimlich winken,
Sind gemeiner noch als Raben,
Welche ſchwarze Federn haben.

Neue Entdekung von dem ſchädlichen Gebrauch des Kuchengeſchirrs von Kupfer.

Alle Chymici in Europa berichten uns ſeit geraumer Zeit die tödlichen Eigenſchaften des Kupfers, und der Gefahren, welchen man ſich durch den Gebrauch dieſes Metalls in denen Küchengeräthen blos ſezet. Vor allen andern aber hat Hr. Rouelle von der Akademie der Wiſſenſchaften die betrübte Würkungen deſſelben am deutlichſten dargethan, und Herr Thierri, Medicinæ Doctor zu Paris, hat in einer gelehrten Diſſertation, die er im J. 1749. unter dem Vorſiz des Herrn Falconet vertheidiget, eine Menge Beweisthümer davon angeführet, welche vermögend ſind, jeden vernünftigen Mann, der für ſein Leben und für das ſeiner Mitbürger einige Achtung träget, in Furcht und Schreken zu ſezen. Dieſe Naturkündiger haben gezeiget, daß der Grünſpan, oder das aufgelöſte Kupfer, ein gewaltthätiges Gift iſt, deſſen Wirkung allemal mit erſchröklichen Symtomatibus begleitet iſt; Sie haben gezeiget, daß ſogar der Dunſt dieſes Metalls gefährlich iſt, weilen die Handwerker, die ſolches verarbeiten, mancherlei tödlichen oder einwurzelnden Krankheiten unterworfen ſind; daß ferner alles Fette, Salz, und ſogar das Waſſer, das Kupfer auflöſe, und dadurch Grünſpan aus demſelben hervorbringe; daß die ſorgfältigſte Verzinnung weiter nichts helfe, als daß dadurch dieſe Auflöſung vermindert werde; daß das zur Verzinnung gebraucht werdende Zinn ſelbſt, ohngeachtet des unvorſichtigen Gebrauchs, den man bisher von dieſem Metall gemachet, nicht einmal von der Gefahr befreiet ſeye; nur wäre dieſe Gefahr, nach denen verſchiedenen Gattungen des dazu gebraucht werdenden Zinns, in Anſehung des Arſenici, das zu deren Compoſition kommt, oder des Bleies, das zu deren Schmelzung gebraucht wird,[*] gröſſer oder kleiner; daß, wenn man auch zum Voraus ſezet, daß bei der Verzinnung eine genugſame Vorſicht angewendet werde, es doch eine unverantwortliche Unvorſichtigkeit ſeye, das Leben und die Geſundheit der Menſchen auf ein ſehr dünnes und ſich gar bald abnuzendes Zinblech[**] und auf die Behutſamkeit der Hausbedienten und Köche, die doch gemeiniglich die neuverzinnten Geſchirre, wegen dem üblen Geſchmak, den die zur Verzinnung erforderliche Materien verurſachen, verwerfen, ankommen laſſe; ſie haben gezeiget, wie viel von dem Kupfer verurſachte erſtaunliche Zufälle alltäglich andern ganz verſchiedenen Urſachen zugeſchrieben werden; ſie haben bewieſen, daß durch den Gebrauch dieſes Metalls in unſern

---

[*] Daß das aufgelöſte Blei ein Gift ſeye, beweiſen die traurigen Wirkungen der mit Glett verfälſchten Weine mehr als zu viel. Um alſo dieſes Metall mit Vorſicht zu gebrauchen, lieget ſehr viel daran, daß man von denen deſſen Auflöſung würkenden Dingen eine genaue Kenntnis habe.

[**] Es iſt leicht zu erweiſen, daß, auf was für Art man auch dabei zu Werke gehe, gleichwol bei dem Gebrauch der Kupfergeſchirre man nicht auch nur für einen einzigen Tag ſich auf die ſtärkeſten Verzinnungen verlaſſen könne. Daß gleichwie das Zinn bei einem viel geringern Feuer als die ſiedende Fettigkeit in Schmelzung geräth, alſo iſt es nicht allemal einem Koch, wenn er Butter ſchmelzen läſt, möglich, ſich vor der Schmelzung eines Theils der Verzinnung, und einfolglich das eingekochte vor dem Angrif des Kupfers ſicher zu ſtellen.

ſern Küchen und in unſern Waſſerquellen eine Menge Leute dahin ſterben, und noch viel mehrere v. 1000. verſchiedenen Krankheiten angegriffen werden, deren wahren Urſprung ſie ſich jedoch ſelbſt keinesweges einbilden.

Der Verfaſſer begleitet dieſes Schreiben mit einigen Betrachtungen, und ſaget: Dieſe auf die natürliche Eigenſchaft der Sachen gegründete u. durch betrübte Exempel beſtättigte Urtheile der Chymiſten hätten bishero nur wenigen Eindruk bei dem Publico gemacht; gleichwol wären einige Perſonen vom hohen Range, welche dieſe Warnungen in mehrere Betrachtung, als der gemeine Mann gezogen, von der Wahrheit der Anmerkungen dieſer Naturkündiger überzeuget worden. Dahero haben viele vornehme Perſonen das Küchengeräthe von Kupfer abgeſchaffet. Endlich aber ſezet er allem dieſem den unten angefügten Auszug eines Schreibens aus Schweden als einen der deutlichſten Beweiſe von der Wahrheit der Meinung der Chymiſten und Naturkündiger über die Schädlichkeit des Gebrauches des Kupfers bei Zurichtung der Speiſen hinzu, nachdem er vorher folgende Betrachtungen, die dem Herrn Rouſſeau zu Genf zugeſchrieben werden, demſelben gleichſam als eine Einleitung vorangeſezet:

" Wenn je eine Nation wäre, die ſich
" der Abſchaffung des Kupfers zu widerſezen
" Urſache hätte, ſo iſt es gewis die
" Schwediſche, deren Kupferbergwerke
" ihren gröſten Reichthum ausmachen,
" und deren Völker ſonſt ihren alten Gebräuchen
" ſo ſehr anhängen. Gleichwol
" iſt es dieſes am Kupfer ſo reiche Königreich,
" welches denen andern ein Beiſpiel
" gibt, dieſes Metall nicht mehr zu
" einem ſolchen Gebrauch anzuwenden,
" der ſelbiges gefährlich machen kan.
" Dieſe ihren alten Gewohnheiten ſo ſehr
" ergebene Völker ſind es, welche ohne
" Mühe einer Menge Bequemlichkeiten,
" die ſie aus ihren Minen zogen, renunciren,
" ſo bald ihnen die Vernunft und
" das Anſehen weiſer Männer die Gefahren
" zeiget, welchen ſie der unvorſichtige
" Gebrauch dieſes Metalls ausſezet.
" Ich wünſchte mir Hofnung machen zu
" dörfen, daß man einem ſo heilſamen
" Beiſpiel auch in dem übrigen Theile von
" Europa folgen würde, wo man nicht
" ſo viel Abneigung zu hegen Urſache hat,
" ein Metall, das man aus fremden Landen
" ziehen mus, wenigſtens in denen
" Küchen, abzuſchaffen. Ich wünſchte,
" daß die öffentlichen Warnungen der
" Philoſophen und Gelehrten die Völker
" in Anſehung der Gefahren von allen Arten,
" welchen ſie ihre Unvorſichtigkeit
" blos ſtellet, erweket, und alle Souverains
" öfters dadurch erinnert würden,
" daß die Sorge für die Erhaltung der
" Menſchen nicht nur ihre vornehmſte
" Pflicht, ſondern auch ihr gröſter Nuz ſey.

Auszug eines Schreibens, welches ein Senator von Schweden * an eine Dame zu Paris erlaſſen:

" Sie haben, Madame, ihr Verſprechen,
" mir das Recept von der Eiſenverzinnung zu
" ſchiken, ſo wol erfüllet, daß ich in Wahrheit
" nicht weis, wie ich ihnen meine Erkenntlichkeit
" hierüber bezeigen ſoll. Ich bitte ſie alſo,
" meine unterthänige Dankſagungen für alle die
" Bemühungen anzunehmen, welche ſie ſich für
" dieſes Land geben wollen, welches ihnen in 100.
" Jahren von jezo an die Erhaltung verſchiedener
" 100000. Einwohner, die uns täglich durch
" den Gebrauch des Kupfers entriſſen worden,
" zu danken haben wird. Ich habe das Buch des
" Herrn Amy ins Schwediſche überſezen und druken
" laſſen; ich habe in unſere Zeitungen und
" unſere gelehrte Journale verſchiedene Diſſertationes
" einrüken laſſen, welche bei ihnen und
" anderswo über dieſe Materie ans Licht getreten;
" Alles dieſes hat allhier und in unſern Provinzen
" eine ſo groſſe Würkung gethan, daß man gegenwärtig
" mit nichts ſo ſehr beſchäftiget iſt, als
" an die Stelle der alten Küchengeſchirre und anderes

---

* Der Herr Baron von Scheffer, ehemaliger gevollmächtigter Miniſter an dem Franzöſiſchen Hofe.

„ deres Geräthes von Kupfer, andere von Eiſen anzuſchaffen: ** dieſe Veränderung wird gleichwol vom Anfang nicht ſo allgemein ſeyn, als es zu wünſchen wäre, denn es gibt Köpfe, in welchen das Vorurtheil weit ſtärker hält, als in andern, und dieſen mus man Zeit laſſen, ſich zu begreifen. Was mir aber unterdeſſen am wichtigſten geſchienen, iſt dieſes, denen Privatperſonen durch eine dergleichen Abänderung in allen Etabliſſements, die unmittelbar von der Sorgfalt und der Policei der Regierung abhangen, ein Exempel zu geben. Zu dieſem Ende hat der König bereits ein Circularſchreiben an alle Obriſten der Armee abgeben laſſen, damit ſie ohne Zeitverluſt alle Feldkeſſel, Flaſchen und andere Geräthe von Kupfer, welche bei der Equipage der Trouppen gebräuchlich ſind, verkaufen, und daß in Zukunft man ſich zu dieſem Gebrauche einzig und allein des Eiſens bedienen ſoll. Eben dieſe Befehle werden auch an die Marine ertheilet werden, ſo bald unſere neue Fabriquen im Stande ſeyn werden, alle dieſe Bedürfniſſe herbei zu ſchaffen.

** Seit dem man in Frankreich die ſchädlichen Würkungen des Gebrauchs der kupfernen Geſchirre erkannt, hat man ſich angelegen ſeyn laſſen, andere an deren Stelle zu erfinden, welche von Eiſenblech gemacht u. wohl verziñet werden.

Vom Thau auf den Küchengewächſen.

Man hat zu verſchiedenenmalen Anfrage gethan, wie es doch zugehe, daß der böſe Thau dieſes Jahr nur manche Küchengewächſe vor andern betrift? Die Sache ſelbſt hat ihre völlige Richtigkeit. Es ſind uns verſchiedene Fälle bekannt geworden, da Leute von dem Genuſſe der bekannten Bohnen, der Faſolen, Poſthörnlen, und auch Kraut rc. ſehr krank geworden, welches man dem Thaue zuſchrieb, der auf denſelben gelegen hätte. Dieſes hat jemand veranlaſſet, ſich in groſſen Küchengärten nach dieſer Sache zu erkundigen, und man hat ihm ganze Felder ſolcher Bohnen gezeiget, die mit einem klebrichten, ſüſſen Safte recht dik überzogen geweſen, wobei die Gärtner verſichert haben, daß ſie dieſen böſen Thau nicht abzuſondern vermöchten, ob ſie gleich die Bohnen einige Tage in Waſſer eingeweicht hätten. Man bemerkte zu gleicher Zeit, daß auf andern Früchten, welche zwiſchen zweien Bohnenfeldern in der Mitte wuchſen, nicht die geringſte Spur von dieſem Thaue zu finden war, ohngeachtet die Bohnen zu beiden Seiten davon gänzlich verdorben waren. Eben ſo iſt es auch mit verſchiedenen andern Küchengewächſen gegangen. Gleichwie nun hieraus erhellet, wie ſorgfältig man die Küchengewächſe, ehe ſie zur Speiſe zubereitet werden, zu reinigen habe; ſo kan man auch, um die oberwähnte Frage zu beantworten, aus der erzählten Beobachtung leicht urtheilen, daß dieſer ſchädliche Saft kein eigentlicher Thau, ſondern ein Saft ſeyn müſſe, welcher wegen einer Krankheit der damit behafteten Gewächſe aus ihnen ſelbſt heraus gedrungen iſt. Denn wie ſolte ſich wol ſonſt begreifen laſſen, warum dieſer Saft nur gewiſſe Arten von Gewächſen beflekket, und hingegen andere, die zwiſchen ihnen wachſen, verſchonet. Die ſchlechte Witterung, und beſonders die mit kalten Regen und Nebeln abwechſelnden heiſſen Sonnenblike, können eine ſolche Krankheit der Gewächſe gar leicht verurſachen. Daß aber nur einige Arten derſelben davon verdorben werden, iſt vermuthlich der beſondern Empfindlichkeit und natürlichen Geneigtheit dieſer Gewächſe zu ſolchen Krankheiten zuzuſchreiben. Denn daß hierinn gewiſſe Arten von Pflanzen vor andern einen Vorzug haben, iſt durch unzählige Beobachtungen von ähnlicher Art erwieſen worden, die man aus der gemeinen Gärtnertheorie von einem gefallenen Mehl- oder Honigthaue unmöglich erklären kan, weil ſie unter hundert neben einander ſtehenden Pflanzen öfters keine andere, als die zu einer gewiſſen Art gehören, alleine betroffen haben. Einige Schriftſteller haben eines Saftes gedacht, den man im Frühlinge durch Einrizen aus dem Ahorn ziehet, und dieſen Saft für gut zum Trinken, und ſeinen Geſchmak dem Zuker faſt gleich gefunden. Von der diken Feuchtigkeit aber, die doch von eben der Natur zu ſeyn ſcheinet, und ſich von Natur auf den Blättern dieſes Baumes findet, haben ſie nichts gedacht. Herr Reneaume hat auch auf den Blättern der Acer campeſtre & minus dergleichen gefunden. (Mem. de l'Acad. Roy. 1699.) Welcher Gärtner würde dieſen Saft nicht für einen Honigthau gehalten haben? Da er aber dieſer Pflanze von Natur eigen iſt, um wie viel eher kan nicht eine ungeſunde Witterung, wovon die Gewächſe erkranken, auch aus andern eine ſolche Materie heraus ziehen, mit welcher der Thau nicht das geringſte gemein hat.

Von den beſten Verwahrungsmitteln bei herumgehenden Seuchen und Krankheiten.

Die herumgehende, oder epidemiſche Krankheiten pflegen ſich gemeiniglich nur beſonders zu gewiſſen Jahrszeiten einzuſtellen, wie dieſes inſonderheit allerhand Flüſſe, Huſten, Schnupfen, böſe Hälſe, Flus- und Flekfieber, Poken, Maſern, kalte und hizige Fieber, Schlagflüſſe, Seitenſtechen, Durchfalle, Ruhren, Kopfſchmerzen, Gliederreiſſen u. ſ. w. zu thun pflegen. Denn ob zwar dieſe Beſchwerungen, wegen einiger zufälligen und beſondern Urſachen, bisweilen nur einzelne Perſonen zu allen Jahrszeiten befallen können; ſo bemerket man doch viel öfter, daß ſie theils viele Menſchen zugleich, theils auch einmal mehr, als das anderemal angreifen, und alſo nothwendig eine allgemeine Urſache zum Grunde haben müſſen; weil es ſonſt nicht begreiflich wäre, warum ſie ſich bei Leuten einfänden, die doch in Anſehung ihrer Diät und Lebensart, das iſt, in Eſſen, Trinken, Bewegung, Schlafen, Wachen, Gemüthsaffecten u. ſ. w. gar ſehr von einander unterſchieden ſind. Da man aber auſſer der Luft keine allgemeinere Urſache finden kan: ſo haben daher die Aerzte nicht unrecht geurtheilet, daß ſie bisher in der verſchiedenen Beſchaffenheit derſelben den Grund epidemiſcher Krankheiten geſuchet haben.

Dieſes aber läſt ſich um ſo mehr glauben, wenn man nur die verſchiedenen Witterungen der Jahrszeiten, welche ohne Veränderung der Luft nicht geſchehen können, etwas genauer betrachtet; da man denn findet, daß von den vorbeſchriebenen Krankheiten bald dieſe, bald aber wieder jene hervorgebracht werden, ſo wie es nemlich die Eigenſchaft der Luft und ihre Würkung in unſern Körper mit ſich bringet. Denn da im Frühjahre und Herbſte die Witterung ſehr abwechſelnd, und bald kalt bald warm, bald feuchte bald troken, oder aber bald ſtille, und bald wieder ſtürmiſch iſt, und dadurch die bewegende Kraft der Blutgefäſſe, welche in einer abwechſelnden mäſigen Zuſammenziehung und Nachlaſſung derſelben beſtehet, gar ſehr verändert, mithin alſo die Circulation des Bluts, und die unſichtbare Ausdünſtung theils vermehret, theils aber inſonderheit ofte vermindert wird: ſo kan es nicht fehlen, es müſſen daher bei vielen Menſchen ſolche Krankheiten entſtehen, die ſich auf eine unordentliche Geblütsbewegung, und verhinderte Tranſpiration gründen, worunter inſonderheit allerlei Flüſſe, gelinde und bösartige Flusfieber, mit- oder ohne Fleken, Frieſel, Blattern und Maſern, kalten Fieber, Blutſtürzungen, Schlagflüſſe, kräziger Ausſchlag, und dergleichen mehr, zu rechnen ſind.

Der Sommer giebt zwar, wegen ſeiner Wärme, und wegen der dadurch bei uns vermehrten Ausdünſtung, vielen Krankheiten erwünſchten Abſchied. Dem ohnerachtet aber ereignet es ſich doch bisweilen, daß die Tage zwar heis, die Nächte aber zimlich kühle ſind, und daß daher ſowohl die Tranſpiration unterbrochen,

chen, als auch bei einigen der Leib verſchloſſen wird. Weil nun ſolchergeſtalt viele Unreinigkeiten, die von der Hize erzeuget worden ſind, in uns zurüke bleiben: ſo iſt es kein Wunder, daß dieſe hernach, wenn es gegen dem Herbſt zugehet, theils kalte, und ſogenante Gallenfieber, theils aber blutige und wäſſerige Bauchflüſſe ꝛc. erregen. Im Winter iſt die Luft kalt, und dieſe Kälte pflegt entweder troken oder feucht zu ſeyn. Weil nun dadurch in beiden Fällen nicht nur die Schweislöcher zuſammen gezogen, und die höchſtnöthige Tranſpiration gehindert wird; ſondern auch das Blut ſodann nach den innerlichen Theilen, und zwar vornemlich nach der Bruſt und nach dem Haupte ſtärker zugehet: ſo geſchieht es daher, daß in den Wintermonaten Bruſt- und Lungenentzündungen, (pleuritis & peripnevmonia) Schnupfen, Huſten, Heiſerkeit, böſe Hälſe, Schwindel, Kopfwehe, und andere Hauptkrankheiten am meiſten im Schwange gehen.

Freilich aber pflegen dieſe jezt beſchriebene Krankheiten weder alle Jahre auf einmal, noch auch allezeit auf einerlei Art zu erfolgen, weil nemlich die Luft und Witterung das eine Jahr über in dieſer oder jener Jahrszeit gar nicht ſo beſchaffen iſt, wie das andere, ſondern es ſich z. E. vielfältig zuträgt, daß der Winter in manchem Jahre ſehr kalt und troken, in den folgenden aber dagegen mehr kalt und feuchte, oder auch nur ganz gemäſiget iſt; welchen Unterſchied man ebenfalls auch bei denen übrigen Jahrszeiten antrift, nachdem nemlich die Winde zu wehen pflegen, worauf es in Anſehung der Witterungen am meiſten ankommt. Ja dieſes macht es noch nicht alleine aus; ſondern man bemerket auch, daß ſich die Witterungskrankheiten nach der Lage und übrigen Beſchaffenheit des Orts, wo die Menſchen leben, gar ſehr mit richten, und deshalb an dem einen unweit ſchädlicher, als an dem andern zu ſeyn pflegen. Dem alſo wird z. E. eine kalte und feuchte Witterung die Menſchen an einem ſumpfigen und niedrigen Orte, in engen Gaſſen, allezeit mehr und gefährlicher krank machen, als wann ſie in der Höhe wohneten; und in den Gegenden, wo es des Tages über ziemlich heis, des Nachts darauf aber, in Vergleichung gegen die vorhergegangene Hize, ſehr kalt iſt, werden allemal mehrere Perſonen mit denen davon herrührenden Krankheiten befallen werden, als wo man das Gegentheil antrift. Daß aber der Ort ſelbſt, wo man ſich aufhält, zu Erzeugung dieſer Krankheiten nicht wenig beitrage, das läßt ſich ferner unter andern daraus mit erkennen; weil Ruhren, Poken, Maſern und dergleichen in manchen Städten und Dörfern ſtark wüten und aufräumen, da man doch an den nahe anliegenden Orten nichts davon weis; welches aber nicht wohl angienge, wenn nicht die daſelbſt befindliche Luft eine andere Beſchaffenheit hätte. Ja dieſe kan man blos an dem Bierbrauen abnehmen, weil nemlich bekannter maſſen an zweien Orten allemal auch zweierlei Bier gebrauet wird, wenn man ſchon einerlei Waſſer und Zuthaten, oder eben den Brauer dazu nimmt.

Ferner kommt auch bei dieſen Krankheiten, wenn ſie die Luft und Witterung deſto eher hervorbringen ſoll, vieles mit auf die Lebensart an, die an gewieſen Orten im Eſſen und Trinken eingeführet iſt, wozu ſonderlich das Waſſer mit gehört, das man daſelbſt antrift. Denn iſt dieſes ſchlecht, unreine, oder gar ſtinkend, und die übrige Beköſtigung der Einwohner iſt nicht nur armſelig, ſondern ihre Wohnungen ſind auch etwa niedrig, dumpficht und feuchte: ſo werden die von der Luft erzeugte Krankheiten gewis deſto eher bei ihnen Wurzel faſſen, und werden ihrer mehrere, als in den anliegenden Gegenden, aufreiben, wo man nemlich von dem allen das Gegentheil findet. Doch, wie die kümmerliche und allzu ſchlechte Nahrung zu umgehenden Seuchen, und deren Fortpflanzung Anlas giebt: ſo kan es auch der Uberflus und Misbrauch guter Nahrungsmittel thun; weil dadurch die Vollblütigkeit vermehret, und der Körper nicht wenig geſchwächet, mithin alſo geſchiktgemacht wird, daß hernach die Luft und Wetterveränderungen deſto leichter in ihn würken, und allerlei Schaden anrichten können.

Gleichwie ich oben erinnert, alſo fragt ſich nur, wie es wohl mit der Anſtekung zugehe? Ich antworte: Zuförderſt ſind die von den Patienten wegdämpfende giftige Dünſte an ſich ſelbſt ungemein flüchtig, u. theilen ſich alſo in die Luft, als einem flüſſigen Körper, gar ſehr aus; dieſe aber iſt hiernächſt wieder das bequemſte Mittel, dieſe Ausdämpfungen zu andern Menſchen fortzubringen. Denn mit ihr ziehen ſie ſich theils in der Umſtehenden ihre Kleider, mit denen ſie hernach, wie man an der Peſt ſieht, an fremde und ganz entlegene Orte können überbracht, durch die Wärme losgeriſſen, und weiter mitgetheilet werden; theils aber ziehen ſie ſich bei dem Athemholen durch die Naſe und den Mund in die Lunge, und mit dem Speichel werden ſie zugleich in den Magen, und aus dieſem ferner ins Geblüte geführet. In den Magen aber kommen ſie gemeiniglich am erſten, oder ſie ſind doch daſelbſt am würkſamſten; daher auch die angeſtekten Perſonen zuförderſt Ubelkeit, Ekel vor Speiſen, Würgen und Brechen, Leibſchmerzen, Verſtopfung oder Durchfälle, Herzensangſt und dergleichen bekommen. Ja da bei den giftigen Flekfiebern gleich anfänglich der Kopf ſehr eingenommen wird, die Sinne gleichſam benebelt ſind, und der ganze Körper ungemein hinfällig und äuſerſt entkräftet iſt: ſo läst ſich nicht undeutlich daraus muthmaſſen, daß das anſtekende Gift inſonderheit in die Nerven würke, die reinſte und flüſſigſte Materie derſelben verunreinige, und alſo die jeztbemeldeten Zufälle zuwege bringe.

Alleine, dem ſey wie ihm wolle: ſo bemerket man doch, daß immer ein Menſch vor den andern zur Anſtekung mehr aufgelegt iſt; welches theils davon herrühret, wenn er vorhin ſchon viele Unreinigkeiten im Körper hat, und alſo an ſich bereits zu den herumgehenden Krankheiten geneigt iſt, theils aber kommt es auch auf eine gewiſſe Leibesverfaſſung an; indem man nemlich wahrgenommen hat, daß Leute von ſchwächlicher Natur, und von einem furchtſamen phlegmatiſch-ſanguiniſchen Temperamente, die ihre Kräfte auf mancherlei Art dazu noch geſchwächet haben, oder die cachectiſch und von andern Krankeiten bereits abgemattet ſind, allezeit eher, als andere angeſteket werden: wie denn auch die Krankheiten ſelbſt entweder gelinder, oder gefährlicher, und mit allerlei ſchlimmen Zufällen verknüpft zu ſeyn pflegen, nachdem nemlich die Menſchen, welche ſie befallen, ſtarke oder ſchwache Naturen, und gute oder ſchlimme Säfte und Eingeweide haben.

Viele aber gerathen auch in die graſſirenden Seuchen nur blos wegen der groſſen Furcht, die ſie davor haben, bei welcher gemeiniglich alle heilſame Bewegungen im Körper langſamer von ſtatten gehen, und die nöthige Abſonderungen der guten und unreinen Säfte gar ſehr gehemmet werden. Was Wunder alſo, daß hernach das anſtekende Gift deſto eher bei ſolchen Perſonen haftet und würket, oder daß ſie ſich dadurch eine Geneigtheit zu allerhand Krankheiten zuziehen, die hernach durch üble Luft und Witterung gar leicht zur Würklichkeit gebracht werden kan. Und hierinne liegt auch ohne Zweifel der zureichende Grund, warum furchtſame Leute die Peſt und ſchlimme Fieber am allererſten bekommen. Andere hingegen werden wieder aus Scheu und Ekel krank. Denn durch die widrigen Vorſtellungen, die man ſich von einer gewiſſen Krankheit macht, werden die Nerven unſeres Körpers gar leicht in eine widernatürliche Spannung gebracht, und unſer Blut und Säfte können dadurch zugleich füglich in eben ſo eine ſchädliche und gährende Bewegung geſezet werden, als ſonſt die Kranken von dieſer Art zu haben pflegen. Denn auf die in unſerer Seele entſtandenen ſtarken Vorſtellungen erfolgen ja allezeit ſolche Veränderungen im Körper, die ihnen gemäs ſind.

Jedoch es giebt auſſer den jezt angeführten Krankheiten annoch einige andere, die zwar anſtekend ſind, dennoch aber nicht eigentlich unter die graſſirenden Seuchen mit gehören, und ich mus ihrer billig hier mit Erwehnung thun; weil ſie durch den Umgang mit Kranken hauptſächlich zugezogen werden, von welchem ich doch hier zugleich handeln, und einige Verwahrungsmittel vorſchlagen will, die dazu helfen ſollen, daß er nicht ſo ſehr und balde ſchadet. Ich begreife aber zuförderſt unter dieſen Krankheiten die veneriſche Seuche, und allerhand kräzigen Ausſchlag an der Haut, von denen zur Genüge bekannt iſt, daß ſie auf andere Menſchen gerne forterben, wenn ſie ſich nemlich bei denen damit behafteten Patienten ofte und lange aufhalten, ſie küſſen, ihre ſchweiſige Hände anfühlen, und bei ihnen in eingeſchloſſenen Zimmern recht warm werden. Denn die ſchädlichen Dünſte ziehen ſolchergeſtalt theils mit dem Athemholen, theils aber inſonderheit durch die Haut in den Körper ein, und bleiben in der darunter liegenden Fettigkeit ſizen, bis ſie endlich mit der Zeit ſchärfer und würkſamer werden, und die Haut ſelbſt angreifen, oder gar mit ins Geblüte übergehen, und hernach alles dasjenige Unheil verurſachen, welches ſonſt dergleichē Patientē zu erfahren habē. Am allermeiſten aber kan die Anſtekung geſchehen, wenn ſich der Umgang mit ihnen ſo weit erſtreket, daß man etwa gar ihre Kleider anziehet, oder ſich in die Betten begiebet, und düftet, worinne ſie geſchlaffen haben. Denn in beide ſezt ſich das anſtekende Weſen feſte ein, und durch die Wärme wird es flüchtig gemacht und unſern Körper mitgetheilet. Es giebt daher viele Exempel, daß arme Krankenwärter die Betten und Kleider von Vornehmern gebrauchet, und ſich dadurch ihre Krankheit zugezogen haben.

Die Schwindſucht rechne ich billig auch hieher; und ohnerachtet ſie viele nicht vor anſtekend halten: ſo iſt ſie es bisweilen doch, und kan wenigſtens bei denen, die mit Schwindſüchtigen ein genaues Gewerbe haben, und vorhin ſchon auf der Bruſt nicht richtig ſind, eben dieſe Krankheit deſto eher befördern, und zwar eigentlich in dem Falle, wenn ſie ſich auf ein würkliches krebsartiges Lungengeſchwüre gründet, und von dem Patienten eine übelriechende eitrige Materie ausgeworfen wird. Doch, wenn ich auch dieſe anſtekende Krankheiten bei Seite ſeze: ſo giebt es doch noch viele andere, die wegen der böſen Ausdämpfungen, ſo von den Patienten weggehen, denen Umſtehenden allerhand Schaden an der Geſundheit verurſachen können. Zum Beweiſe deſſen führe ich jezo nur den äuſſerlichen kalten Brand, die Fiſteln, allerhand unheilbare Geſchwüre, und den ofnen Krebs ꝛc. an, womit gemeiniglich ein ſehr häslicher und faſt unerträglicher Aasgeſtank verknüpfet iſt. Wer ſich nun in einem ſo üblen Dunſtkreiſe befindet, daß er die darinne vorhandenen garſtigen Dünſte in ſich ziehen mus, der kan, wenn er zumal etwas empfindlich und ekel iſt, unmöglich von allem Schaden leer ausgehen. Denn nichts iſt unſerer Natur mehr zuwider, als die Fäulnis. Wird nun dieſe durch den Geruch, weil die Nerven in der Naſe ziemlich blos liegen, dem Haupte und Nerven mitgetheilet: ſo wird dadurch ihre natürliche Spannung gemindert, und die reinſte Feuchtigkeit derſelben in ihrer regen Bewegung geſchwächet.

Uberhaupt aber wird in allen Krankheiten, wobei die Patienten ſtark ſchwizen, und andere Ausleerungen in ihrer Stube verrichten müſſen, die um ihnen befindliche Atmoſphäre gar ſehr verunreiniget, und ungeſund gemacht. Welches Leute, die auch geſund ſind, wegen ihrer angebohrnen Bequemlichkeit, zu ihrem eigenen Schaden zu thun gewohnt ſind, und den andern im Haus wohnenden dadurch ſehr beſchwerlich fallen, und die Luft dadurch unrein machen. Denn es ziehet ſich alles dasjenige hinein, was von ihnen als böſe und unnüze weggehet; und wie kan es irgends gut ſeyn, daß man das wieder in ſich nimmt, was die Natur bei andern als ſchädlich bereits ausgeworfen hat; da man zumal, wenn man geſund bleiben will, ſo viel möglich, eine reine Luft genieſſen mus. Ja, wenn auch dieſe durch die Ausdünſtungen der Patientē ſo ſehr nicht verdorben wäre: ſo iſt ſie doch ſchon deshalb nicht allzu geſund; weil ſie gemeiniglich eingeſchloſſen iſt, und durch den Zugang der friſchen Luft nicht allezeit gehörig verbeſſert wird.

Doch ich trette nunmehro meinem Zweke näher, und zeige die Verwahrungsmittel an, durch welche man den Schaden an der Geſundheit bei herumgehenden Seuchen beſtmöglichſt verhüten könne.

Da aber die graſſirenden Krankheiten inſonderheit von der Luft zuwege gebracht werden, in ſo ferne ſie nemlich in manchen Jahren, und zu gewiſſen Jahrszeiten allerhand ſchädliche Eigenſchaften annim̃t: ſo mus man dieſe billig zu vermeiden, oder zu verbeſſern ſuchen. Wenn daher die Luft, wie im frühen Frühlinge und im ſpäten Herbſte, ſehr veränderlich, das iſt, bald kalt, bald warm, bald feuchte, bald troken, und bald ruhig, bald ſtürmiſch iſt: ſo thut man allerdings wohl, wenn man 1) die leichten Kleider im Frühjahre nicht zu bald an- und im Herbſte nicht zu ſpät ableget, ſondern den Körper durch warme Bedekung vor aller merklichen Erkältung ſorgfältig verwahret; 2) ſich weder ſehr frühe, noch bis in ſpäten Abend der kühlen Luft blos ſtellet, und dabei den öfters giftigen Thau in ſich ziehet; wenn man 3) des Morgens bisweilen eine gelinde Ausdünſtung im Bette abwartet; und 4) bei vorhandener Vollblütigkeit, gegen die Zeit, da Tag und Nacht gleich ſind, eine Aderlas vornim̃t; weil das viele Blut, wenn es durch die äuſere Wärme bald ausgedehnet, und nach der Haut ſtärker hingetrieben, bald darauf aber durch die nachfolgende kalte Luft wieder einwärts geführet wird, allezeit mehr Schaden an der Geſundheit zuwege bringet, als wenn es im gehörigen Maaſe vorhanden iſt.

Im Sommer, wenn die Hize gros, und der Leib durchaus warm iſt, hat man ſich billich vor aller Erkühlung wohl in acht zu nehmen, und zu dem Ende darf man weder kalt auf die Hize trinken, noch auch an kühlen Orten ſich abkühlen, oder ſich in der ſpäten Abendluft lange aufhalten, am allerwenigſten aber des Nachts blos und unter freiem Himmel ſchlafen. Im Winter lehret uns unſere eigene Empfindung, daß wir uns mehr, als zu andern Jahrszeiten, bedeken und warm halten müſſen. Doch dürfen wir den Grad der Wärme in den eingeheizten Stuben ja nicht zu gros machen; weil ſonſt, wenn wir uns wieder in die freie Luft begeben, eine allzugroſſe und der Geſundheit nachtheilige Veränderung bei uns vorgehet.

Doch dieſes ſind nur allgemeine Regeln, und ich will nun von der Beſchaffenheit der Luft etwas genauer reden. Iſt nun die Luft auſſerordentlich feuchte; ſo thut man wohl, wenn man ſie etwas austroknet, welches am füglichſten geſchehen kan, wenn man fleiſig mit Agtſtein, Maſtix, Tacamahak, Gummi animæ, und Zuker, oder bei ſchlechten Leuten mit Wecholderbeeren räuchert: welches um ſo nöthiger iſt, wenn man an ſumpfigten Orten wohnet, oder ſich in niedrigen und dumpfigten Zimmern aufhält, in welchem leztern Falle man überhaupt beſſer thut, daß man ſich, woferne es die Umſtände erlauben, in die Höhe begiebt. Sonſt pflegt nicht nur das Kaminfeuer die feuchte Dünſte mit zu verzehren, ſondern ich weis auch, daß es in feuchten Stuben, oder bei Leuten, die mit vieler Feuchtigkeit hanthieren müſſen, ſehr gut gethan hat, wenn ſie im Winter, ſtatt des Holzes, mit Steinkohlen geheizet haben.

Hat man die Wohn- und Schlafzimmer lange zugehalten, und die Luft iſt lange darinne eingeſchloſſen geweſen; ſo iſt es nüzlich, wenn man ſie zuweilen öfnet, und von der äuſern Luft durchſtreichen läſſet; welches an denjenigen Orten um ſo nöthiger iſt, die von keinen Winden ſonderlich können beſtrichen werden, da es denn auch gut thut, wenn man fleiſig Kaminfeuer macht, oder bisweilen Schießpulver anzündet, und dadurch die ſtehende Luft einigermaſſen in Bewegung bringet, welches man billig inſonderheit in Hoſpitälern und Lazarethen, wo viele Menſchen in einem Zimmer beiſammen ſind, wohl in acht nehmen ſollte.

Nichts kan aber wohl beſſer und ſicherer die landſtreichenden Krankheiten abwenden, als wenn man zu der Zeit, da ſie zu beſorgen ſind, oder ſchon würklich irre gehen, ſehr mäſig in Eſſen und Trinken lebt, ſich eines ruhigen, vergnügten, und über künftige Schikſale unbekümmerten Gemüthes befleiſſiget, und im übrigen die Tranſpiration wohl abwartet. Denn alles dieſes erhält die Natur bei Kräften, den Umlauf des Bluts nebſt den Ausführungen in gutem Stande, und macht alſo, daß die Wetterveränderungen dem Körper nicht ſo leichte Nachtheil verurſachen.

Vor allen andern aber müſſen diejenigen dieſe heilſame Lebensregeln wohl in acht nehmen, die von Natur ſchwächlich ſind, oder die ſich wegen übel geführter Diät und erlittener Krankheiten einen ſchwachen Körper zugezogen haben. Denn ſchwache Perſonen ſind ohnedem ſchon allen kränklichen Anfällen ungleich mehr als die ſtarken ausgeſezt; geſchweige denn, wenn ſie in ihre Natur noch mehr hinein ſtürmen, und ihr diejenige Kräfte benehmen, womit ſie die einbrechende Krankheiten abhalten, oder dieſe, wenn ſie ſchon zugegen ſind, glüklich überwinden ſolten.

Geſezt aber auch, daß man dieſem allen genau nachlebete: ſo kan man doch noch auſſerdem einige beſondere Verwahrungsmittel in Gebrauch ziehen, wenn nemlich ſchon würkliche Krankheiten von der Luft graſſiren, und man befürchten mus, daß man ebenfalls darein verfallen mögte. Denn dieſes mus man billig voraus ſezen, weil man ſonſt ohne Unterlas mediciniren müſte. Ich will aber zuförderſt die Mittel anzeigen, die bei anhaltender kaltfeuchter Luft, da ſich mehrentheils die ſchlim̃ſten Fieber erzeugen, und zwar bei feuchten Naturen inſonderheit dienlich ſind. Hierunter rechne ich nun, daß man des Morgens frühe einen Thee aus Meliſſe, Ehrenpreis, Salbei, Scordien, und etwas Saſſafrasrinde, oder friſcher Citronſchale trinket, und zuweilen eine gelinde Ausdünſtung im Bette darnach abwartet; zu deren Beförderung aber noch über dem von einem ſale volatili oleoſo gebrauchet, oder ſich dieſer Fluseſſenz zu 50. Tropfen bedienet: Rec. eſſent. alexipharm. Stahlii drachmas duas, ſcordii, mixturæ ſimpl. ana drachmam unam M. D. S. Fluseſſenz. Doch pflegt auch nicht ohne Nuzen zu ſeyn, wenn man frühe von einem guten Lebensbalſam theils auf Zuker nimmt, und ihn im Munde zergehen läſt, theils aber davon in Thee einige Tropfen gebrauchet. Aermere Leute hingegen können des Abends vor Schlafengehen etwas Hollundermus und diaphoretiſch Spiesglas mit Cardobenedictenwaſſer nehmen, Morgens darauf aber etwas Thee oder warm Bier trinken, und gelinde ſchwizen. Vermuthet man aber zugleich, daß viele Unreinigkeiten im Unterleibe vorhanden ſeyn möchten: ſo kan man zwar auf deren Abführung bedacht ſeyn; man mus ſich aber dabei inne und auſſen warm halten.

Wenn die herumgehende Seuchen, wie Frieſel, Poken, Flekfieber, ja ſelbſt die Peſt, ſehr anſtekend ſind: ſo iſt zwar freilich die zeitige Flucht und Vermeidung der angeſtekten Oerter das beſte und ſicherſte Mittel. Weil aber nicht jedermann im Stande iſt, ſich von dem Orte wo er ſich aufhält, hinweg zu begeben: ſo mus man, ſo viel möglich, alle Furcht fahren laſſen, und ſich eines frölichen und wohlgeſezten Gemüthes befleiſigen, dabei aber einige dienliche Mittel mit zu Hülfe nehmen. Vor allen andern aber führet in dem Falle ein mäſig ſäuerlicher Wein, dergleichen ein guter Rhein- oder Burgunderwein iſt, eine groſſe Kraft bei ſich, die Körper vor ſchlimmen Krankheiten zu verwahren, und dem anſtekenden Gifte zu widerſtehen; indem er gute Kräfte giebt, das verdroſſene Gemüthe aufmuntert, den Urin und Schweis treibet, und wegen ſeiner flüchtigen Säure die Fäulnis der Säfte fürtreflich abwendet. Man kan alle Frühmorgens, oder auch ſonſt, etwas weniges davon trinken, und den Mund wohl damit ausſpühlen. Und in eben der Abſicht thut auch die Citrone gut, wenn man theils fleiſig etwas davon genieſſet, theils auch den Saft davon frühe in Thee trinket. Endlich aber iſt es rathſam, daß man zur Zeit graſſirender Krankheiten nicht leichte frühe ausgehet, ohne vorher etwas Speiſe genoſſen zu haben, weil ſonſt die Tranſpiration bei leerem Magen gar leichte gehemmet wird, und daß man auch einige balſamiſche, oder Speichelziehende Dinge in den Mund nimmt; wohin zulezt auch das mäſige Tabaksrauchen und bei ſchlechten Leuten der Genus des Knoblauchs billich zu rechnen iſt.

Wenn Durchfälle, Ruhren und Gallenfieber herumgehen, wie es ſich gemeiniglich im Herbſte nach einem gehabten heiſſen Sommer zuträgt: ſo mus man die Häuſer, wo ſolche Patienten liegen, beſtmöglichſt meiden, ſich warm halten, kein Obſt eſſen, und ſonſt die Diät wohl beobachten, auch fleiſſig räuchern laſſen.

Was ſoll man aber thun, wenn man bei faulen Fiebern, und in der Peſt ſelbſt, aus der Mattigkeit, Unruhe und Ubelkeit merket, daß man giftige Dünſte müſſe eingeſogen haben? Ich antworte: Wenn diejenigen, denen dieſes begegnet, ſonſt geſund, in beſten Jahren, und von guter Natur ſind, und im übrigen keine andere Hindernis im Wege ſtehet: ſo iſt der kürzeſte Weg, daß man den in Magen gebrachten Gift, ehe er noch weiter ins Geblüte gehet, durch ein gelindes Brechmittel auszufegen ſuchet, wozu man entweder laulicht Waſſer mit Butter fett gemacht, oder die Ipecacuanne, oder auch den aufgelöſeten Brechweinſtein nehmen kan. Sind nun ſolchergeſtalt die Unreinigkeiten aus dem Magen abgeführet, ſo wird hernach der Effect deſto beſſer ſeyn, wenn man warme Getränke zu ſich nimt, und ſich darauf zu einigem Schweiſe bequemet.

Blattern und Maſern, wenn ſie einmal wüten, laſſen ſich zwar ſchwer abwenden; doch kan man machen, daß ſie gelinderer Art werden, wenn man nemlich die Kinder in der Diät wohl in acht nimmt, und bei denen, die vielen Unflath im Magen und Gedärmen haben, in Zeiten ein gelindes Brech- oder Laxiermittel verordnet. Denn nichts kan dieſen Krankheiten mehr Nahrung und Unterhalt geben, als wenn der Unterleib voller Wuſt ſteket; daher man ihn billig in Zeiten wegräumen mus. Ja ich weis, daß dieſe Mittel ſo gar alsdenn gut gethan, und alle Umſtände leidlicher gemacht haben, wenn ſie gleich bei dem erſten Anfall dieſer Krankheiten vorſichtig ſind gegeben worden. Wie vielmehr aber werden ſie was gutes fruchten können, wenn man ſich ihrer in Zeiten, doch, wie geſagt, nur bei unreinen Körpern bedienet?

Sonſt pflegt man auch zur Verwahrung allerhand Dinge äuſſerlich anzuhängen. Die Alten rühmen daher ein Angehänge aus Queckſilber und Arſenico; viele neue aber ſchreiben wieder andern Dingen zu Abwendung ſchlimmer Krankheiten groſſe Kräften zu. Allein man kan ſich auf dergleichen Mittel gar nicht ſicher verlaſſen, und das beſte dabei iſt dieſes noch, daß diejenigen, die darauf ein Vertrauen ſezen, ſich nicht ſo leicht fürchten. Wenn ich aber ja noch etwas mit einigem Grunde rathen ſoll, ſo iſt es bei denen, die den Geruch vertragen können, der Campher, welcher die mit faulen Dünſten angefüllte Luft mit ſeinen balſamiſchen Ausflüſſen allerdings reiniget und verbeſſert.

Zulezt mus ich noch zeigen, wie der Schaden bei dem Umgange mit Kranken zu verhüten ſey? Nun wäre freilich zwar der beſte Rath, daß man ihn gänzlich unterlieſe. Da aber ſolches viele, wie die Aerzte, Prediger und Krankenwärter, Amts und Gewiſſens halber nicht thun können, ſo ſind freilich einige gute Verwahrungsmittel nöthig. Doch auch dieſe ſind nicht hinlänglich, wenn nicht dabei zugleich alle diejenigen Umſtände, ſo viel möglich, vermieden werden, unter welchen der Umgang mit Kranken hauptſächlich zu ſchaden pfleget. Denn weil z. E. die Venusſeuche, die Kräze und Schwindſucht alsdenn eigentlich anſteken, wenn man ſich lange bei denen damit behafteten Kranken aufhält, oder allzuvertraulich mit ihnen umgehet: ſo folgt von ſelbſt daraus, daß man ſeine Beſuche, wenn es die Umſtände geſtatten, kurz bei ihnen einrichten, und die Freundſchafsbezeigungen bis zur erfolgten Geneſung verſpahren müſſe; welches ebenfalls bei denen, die am Krebſe, böſen Geſchwüren, Ruhren und Flekfiebern ꝛc. krank liegen, zu beobachten iſt, wenn man nicht zu viele üble Dünſte in ſich ziehen will.

Doch, da überhaupt die Atmoſphäre bei den meiſten Kranken nicht allzu angenehm iſt: ſo iſt es daher den Aerzten, und andern Umſtehenden, gar nicht zu verdenken, wenn ſie verlangen, daß fleisſig geräuchert, und die in der Stube befindliche Bequemlichkeit, oder auf teutſch der Nachtſtuhl weggeſchaffet, und öfters gereiniget, oder ſonſt auch die Sauberkeit, ſo viel es ſich will thun laſſen, beobachtet werde. Denn dieſes ſind Dinge, die leicht geſchehen können, und ſie ſind um ſo nöthiger, wenn die Krankheiten ſchlimmer Art ſind, damit man nicht Gefahr laufe. Wiewohl diejenigen kommen am beſten dabei weg, die ſich nicht ſo leichte ekeln und ſcheuen. Weil nun die Gewohnheit die meiſten Aerzte davon ziemlich frei macht: ſo entgehen ſie auch dem daher zu beſorgenden Schaden am erſten.

Will man ſich aber noch beſſer vorſehen: ſo mus man, ehe man frühe die Patienten beſuchet, etwas Speiſe, und ſonderlich Butterbrod genieſſen, den Mund in anſtekenden epidemiſchen Krankheiten mit Wein oder Eſſig auswaſchen, und theils balſamiſche, theils Speichelziehende Dinge in Mund nehmen, und fleisſig daran kauen, worunter ein guter Lebensbalſam auf Zuker getröpfelt, die Angelike, Pimpinell, Meiſterwurzel, Cubeben, friſche Citronſchale, und der Myrrhenzuker gehören, der aus einem Quintlein auserleſener Myrrhe, und aus drei Loth geſtoſſenen Zukercand beſtehet, und zu einem Theelöffel voll auf einmal troken genommen wird.

Merkwürdigkeit vom Doctor Bodenlos.

Es iſt in unſrer Stadt ein Unglük arrivirt, Herr Doctor Bodenlos, der auf den Geiz ſtudirt, war einſt in vollem Staat auf unſern Markt gelaufen, Kraut, Käſe, Rüben, Kohl, und Eyer einzukaufen. Die Eyer hatte er in ſeinen Hut gelegt; indem er dieſen nun recht nach der Mode trägt, da kommt ihm ohngefehr ein groſſer Herr entgegen: der gute Doctor wolt ſein Compliment ablegen, darüber fielen ihm die Eyer in den Quark, der arme Mann erſchrak, die Leute lachten ſtark, er fiel in Aberwiz, und ruft auf ſeinem Bette bis dieſe Stunde noch: Ach! wer die Eyer hätte.

Von der heutiges Tages ſo ſchlechten Eintracht in theils Familien, und die urſprüngliche Neigungen, wodurch nachgehends eben ſo viele ſich ins Verderben ſtürzen.

Man handelt,, meinem Urtheile nach, höchſt ungerecht, wenn man die Unart und den Fehler derjenigen, die ſich zu ungeſchikten Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft machen, der Natur zuzuſchreiben pflegt. Die Natur wird hier beſchuldiget, die ſich an einer unvollkommenen Ubereinſtimmung in allen Theilen vergnüget, die reich an Liebe und Dankbarkeit und Wohlthun iſt, die ſich ſelbſt und nicht minder andere glüklich zu ſehen wünſchet. Wird nicht ein jeder mit Eigenſchaften gebohren, die ihn zu einem geſelligen Leben fähig machen? Wir weichen davon ab; aber dieſes iſt nicht die Würkung der Natur; es iſt der Einflus ſolcher laſterhaften Gemüthsbewegungen, deren Unart die Natur ſchändet, und in einer ganz veränderten Geſtalt auf den Schauplaz bringet. Geiz, Ehrbegierde, Wuth, Neid, und Eiferſucht, ein Unkraut, das in der Seele aufwächſet, mus nach und nach die edelſte Neigungen erſtiken, wo es nicht bei Zeiten mit der Wurzel ausgerottet wird. Was vor eine ſchöne Geſtalt zeigt uns die Natur in ihrer Kindheit, ehe dieſe unrichtige Leidenſchaften zu ihrer Stärke kommen? Und wie wenig würde dieſe Schönheit bei reifen Jahren verlohren gehen, wenn Vernunft und Klugheit dieſe Tyrannen ſtets bezwingen könte.

" Kühnes Unternehmen, werden einige ſagen; Dinge zu trennen, die der Himmel ſelbſt in uns ſo genau zu verbinden vor gut befunden hat, in Geſchöpfen, die aus ſo mannigfaltigen Theilen verſchiedener Art zuſammen geſezt ſind. Machen nicht die Leidenſchaften ein weſentliches Stük des Menſchen aus? Und iſt auch jemand, ohne ſeinen Theil davon zu haben, jemals gebohren worden. Die Kindheit ſehnet ſich mit gleicher Ungedult nach Kleinigkeiten, worauf ihre Jahre zu fallen pflegen, als ein reiferes Alter, nach Dingen, die wir in ſelbigem als weſentlichere Güter betrachtet haben. Kurz, was ſind Männer? Kinder, die heran gewachſen; wie ſie einer der treflichſten Engliſchen Dichter genennet hat.

Alles dieſes läugne ich nicht. Doch die Leidenſchaften in der Jugend ſind ſchwach; ſie ſtürzen uns noch nicht durch Ubereilung in Dinge, die wir Laſter nennen; oder, wenn ſie es thun, ſo iſt die übermäſige Nachſicht derer daran Schuld, die ein Auge auf uns haben. Wenn ihre Stärke anwächſet, ſo wächſet in gleichem Maaſe die Vernunft, der Führer, heran, der uns zugegeben iſt. So bleibt es auſſer allen Zweifel die Pflicht beides der Eltern und Lehrer, alle gefährliche Neigungen in uns aufs ſtärkſte im Zaum zu halten. Sie müſſen die Natur in ihrer Kindheit unbeflekt erhalten, bis nachher uns ſelber dies Geſchäfte anvertrauet wird; um ſo viel mehr, da die unvermeidliche Folgen einer Sorgloſigkeit in dieſem Stüke uns der Welt nicht minder ſchädlich, als uns ſelber zur Laſt zu werden pflegen.

Ich behaupte hiemit keinesweges, daß bei Perſonen, die gar zu ſehr vor ſich leben, die ſelten munter, ſtets ernſthaft und verdrieslich, wo nicht gar murriſch und eigenſinnig ſind, dieſe Eigenſchaften durch die Tyrannei gewiſſer laſterhaften Neigungen hervor gebracht werden! Nein, eine lange Reihe widerwärtiger Begebenheiten, unglükliche Zufälle, eine Verachtung bei der Welt, die leider! mehr als zu gewis gefallene oder unterdrükte Perſonen zu begleiten pfleget; oder auch langweilige Krankheiten mögen die aufgemunterſten, die freundlichſte Menſchen ſauer und verdrieslich machen. Aber dieſe finſtere Blike werden bei ihm nim̃er Grauſamkeit, niederträchtige Handlungen, Begierde nach fremden Gütern, Gewerbe, Treuloſigkeit, oder irgend einige andere boshaftige Thaten hervor bringen können. Er ermüdet die Geſellſchaften, und iſt ein todes Mitglied derſelben; aber er iſt keinem gefährlich, und wird niemanden, als ihm ſelber, ſchaden.

Wo hergegen z. E. Geiz die Oberhand behält, da iſt alles zu erwarten, was nur irgends dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig heiſſen kan. Faſt alles rechne ich hieher, was der Geſellſchaft ſchädlich und verderblich iſt, weil dieſes Laſter da gewis viele andere böſe Eigenſchaften erzeuget, wo es eine ſolche Brut noch nicht angetroffen hat. Es verachtet alle Abſichten unſerer Schöpfung und unſers Daſeyns. Ein niederträchtiges Mistrauen, Has, Misgunſt und Bosheit, wird uns ſo wenig einen Augenblik geſtatten ruhig zu ſeyn, als andern dergleichen gönnen wollen, wenn wir auch nur blos mögliche Fälle gedenken, die uns und unſerm Eigennuze zuwider laufen, der uns ſo ſehr ans Herz gewachſen iſt. Eintracht, das allgemeine Gut, wird gänzlich dadurch zu Boden geworfen. Alle Tugenden, die das gemeine Beſte zum Endzwek haben, alle Pflichten der Dankbarkeit und Zärtlichkeit bei Freunden und in Familien werden Abſichten aufgeopfert, die der Eigennuz einſchränket, die blos auf ſich ſelber gehen, und zu deren Erhaltung weder heimliche Liſt und Betrug, noch offenbare Gewaltſamkeit geſparet werden darf. Sind manche Kriege unglüklich ausgefallen; ſind die beſten Vorſchläge und Erfindungen gehindert worden; ſind manche bürgerliche Geſellſchaften getrennet, und zu Grunde gerichtet, und viele blühende Familien an den Bettelſtab gerathen, ſo hat man ſolche Zufälle nicht ſelten dem Geize und Eigennuze einer einzigen Perſon zu danken, die ſich durch den Fall des Ganzen erheben wollen. Dieſe Wahrheit iſt mehr als zu viel bekannt: wie oft ſehen wir nicht, daß unſere eigene Blutsfreunde, und ſo gar Eltern, ja, die eben die Milch, die wir, geſogen haben, unſere grauſamſte Todfeinde werden. Abſcheuliche Bilder! Wir könten zerſchiedene traurige Exempel anführen, wo eben eigennüzige, neidiſche, Ehrbegierige, verſchwenderiſche Abſichten, und dergleichen das Band der reinen Liebe und Freundſchaft in Familien getrennet, und durch überhand genommenen Haſs und Feindſchaft ihr und der andern Nahrung geſchwacht, und dadurch öfters die zeitliche und ewige Wohlfahrt verſcherzt haben. Es iſt aber der Plaz hierzu nicht gewidmet. Und läſſet ſich ſolches beſſer denken, als ſchreiben. Genug, daß diejenigen überzeugt ſeyn ſolten, welche ſich dadurch betroffen befinden, was im gemeinen Sprüchwort pflegt geſagt zu wergen: Fried ernährt, und Unfried verzehrt. Ja dem erſtern beſtehet unſer Wohl. Denn was heiſſen die gröſſeſten Glüksgüter, und alles, was damit verbunden iſt, gegen die reinen und ungeſtörten Entzükungen, die uneigennüzige Liebe und Freundſchaft zwiſchen Blutsverwanden hervor bringen kan! Dieſes Vergnügen können keine Worte ſchildern, kein Herz begreifen, das es nicht ſelber fühlet. Ein Vergnügen, das die Natur einflöſſet, die Vernunft beſtätiget, das himmliſch und löblich bei GOtt und Menſchen iſt!

Doch auſſer dieſer Zufriedenheit, die wir in uns ſelber empfinden, und auſſer der Hochachtung, die ein jeder vor uns haben mus, wenn wir mit unſern Verwanden in Eintracht leben, erfordert die Klugheit ein gleiches, ſolte ſelbige auch in Erhaltung der eigennüzigſten Abſichten beſtehen. Mich wundert, wie man ſich ſelber die Augen verbinden und nicht einſehen kan, daß wir auf die Art auf böſe Zeiten, und wo die Noth heran tritt, unverlierbare Schäze uns erſparen können. Wenige Familien ſind in ſo hohem Grade unglüklich, daß kein einziges Glied derſelben in guten Umſtänden ſich befinden ſolte. Wird hier nicht des einen Glük dem andern zum Vortheile ſeyn, wo bei allen ein gemeinſchaftlicher Nuzen regieret.

ret. Unbekannte und unzähliche Gefahren ſind unter der ſchönſten und ſanfteſten Ebne des Oceans in unſerm Leben verborgen. Wer kan ſich verſprechen, wenn er auf dieſes Waſſer gehet, ſeine Reiſe ſicher vor den Stürmen zu vollenden, die ihm von oben, und in der Tiefe, und allenthalben zu drohen ſcheinen? Und wer wird nicht mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, ſich bei Zeiten einer freundſchaftlichen Barque zu verſichern, die ihn ſamt dem Reſte ſeiner zertrümmerten Güter, wenn ja ein Schiffbruch erfolgen ſolte, retten kan?

So bekannt es iſt, was Scinrus that, ſo wenig wird ſelbiges zur Regel unſerer Handlungen angenommen. Dieſer Mann, der eine zahlreiche Familie hatte, lies auf ſeinem Todbette ſeine Kinder zu ſich kommen; man muſte ihm ein Bund dünner Steken geben; der älteſte Sohn nahm es auf ſeinen Befehl in die Hand, und verſuchte es zu brechen, allein dies war ihm nicht möglich. Der andere und dritte Bruder vermochte es eben ſo wenig, kurz, alle bemüheten ſich vergebens ihre Stärke hiebei zu zeigen. "Es iſt unmöglich,
" ſagte der eine, wenn wir ſie nicht ab-
" ſondern ſollen. Sie einzeln und einen
" nach dem andern zu brechen, wird nicht
" die geringſte Mühe erfordern. Eben ſo
" unmöglich wird es fallen, antwortete
" der Vater, euch zu ſchaden, ſo lange
" euch das Band der Liebe und Eintracht
" vereinigen wird. Iſt dieſes einmal ge-
" trennet, ſo verlieret ſich zugleich eure
" Stärke, und ihr ſezt euch in Gefahr al-
" len Kunſtgriffen argliſtiger Leute aufge-
" opfert zu werden.

Liebe und Freundſchaft, möchte man hier einwenden, geſtatten nicht, daß die Herzen gar zu ſehr getheilet werden. Sollen beide aufrichtig und ungezwungen ſeyn, ſo können ſie nur zwiſchen zwo Perſonen beſtehen. Soll ein Dritter an ſelbigen Theil nehmen, ſo trennet ſich die Beobachtung der gemeinſchaftlichen Vortheile, die ganz und unzertheilet bleiben ſolten: ſie wird geſchwächet, und die gar zu mannichfaltigen Abſichten bringen Unordnungen und Verwirrungen zuwege. Überhaupt mag dieſer Saz genugſam gegründet ſeyn, allein er betrift gar nicht Verbindungen, die in Familien beſtehen müſſen. Junge Zweige eines Baumes ſchüzen ſich gegen raues Wetter deſto beſſer, wo eine Menge derſelben dicht und nahe durcheinander wachſen.

Wir wollen, um nicht weitläuftig zu werden, es hiemit genug ſeyn laſſen; und zum Beſchlus noch was hier anbringen, das ſich hieher zur eigennüzigen Liebe und Freundſchaft ſchiket; Und zwar unter dem Artikel

Vom Spielen.

Herr Mävius wird von einem nahen Anverwanden um einige Thaler angeſprochen, der ihm ehedem am Vermögen nicht ungleich war. Die Noth und das äuſerſte Elend treibet ihn, zu Mävio ſeine Zuflucht zu nehmen. Mävius, der ehedem vernünftige und tugendhafte Mävius, wegert ihm eine ſo geringe Gabe: beſucht denſelben Abend Geſellſchaften, und verlieret bei 1000. fl. im Spiele, ohne ſich die geringſte Gedanken darüber zu machen.

Wie wunderbare Veränderungen bringet der Unterſchied der Zeiten hervor! Noch vor wenigen Jahren hies ein Spieler die verächtlichſte Perſon, die man nennen konte. Anjezo ſuchet man ihre Geſellſchaft vor allen andern. Um ſeinen guten Namen nicht zu verlieren, um bei andern in Anſehen zu bleiben, vermiede man dieſen Zeitvertreib auf das ſorgfältigſte, oder that es wenigſtens ſo geheim, als immer möglich war. Anjezo weis der nicht zu leben, der kein Liebhaber vom Spielen iſt. Damals waren die Karten und Würfel blos ein Zeitvertreib in verdrieslichen Winternächten: nunmehro ſind hierinn alle Jahreszeiten einander gleich, und in allen 12. Monaten kein Unterſcheid zu finden. Leute, die ſich vor andern im Spielen hervor zu thun ſuchten, und alle Kunſtgriffe gebrauchten, waren damals unter dem verhaſten Namen eines Betrügers bekannt. Alle Wohlgeſittete mieden ihre Geſellſchaft, wogegen ſie die Höflichkeit der jezigen Zeiten als groſſe Kenner betrachtet, und ein jeder ihre Scharfſinnigkeit und Einſicht in die künſtlichen Spiele zu bewundern pfleget. Zu wiſſen, wie man ſeinen Gegner bei Fällen von der höchſten Wichtigkeit, als im B. ſich zu ereignen pflegen, hintergehen kan, iſt der nüzlichſte Theil unſerer heutigen Gelehrſamkeit geworden.

Kein Laſter iſt der Geſellſchaft ſo ſchädlich als dieſes, das von den ſchlimmſten Neigungen ſeinen Urſprung hat. Zum groſſen Unglük komt es in die Mode; Perſonen vom Stand und Anſehen unterſtüzen es; geringere Leute ſind allemal ſtolz, den höhern nachzuäffen, und halten es für die gröſſeſte Ehre, in ſo vornehmer Geſellſchaft ſich elend zu machen,

Das unglükliche Jahr 1720. mag man als den merkwürdigen Zeitpunct anſehen, ſeit dem dieſe Spielſucht mit ihrem Gifte Leute von allem Stande angeſtekt hat. Die lokende Hofnung auf einmal und ohne Arbeit und Mühe ſein Glük zu machen, bethört die Ehrſüchtigen, die Geldgeizigen, die Müſiggänger. Täglich erfand man neue Moden, ſich um alles zu bringen. So blieb das Spiel nicht mehr ein Zeitvertreib, ſondern wurde eine ordentliche Beſchäftigung, als der einzige Uberreſt der Werkzeuge, die den Grund der ſo beliebten Luftſchlöſſer legen konten. Ein glüklicher Abend im Kartenſpiel, einige gute Augen in Würfeln, ſolten alles erſezen, was man bei andern Gelegenheiten gewaget und verlohren hatte. Kurz, ein jeder hielt es der Mühe werth zu ſeyn, alles, was ihm noch übrig geblieben war, aufzuſezen. Es giebt allemal gewiſſe liſtige und wachſame Leute, die ſich die allgemeinen Thorheiten vortreflich zu Nuze machen können.

Der Ball und Ballon um Wetten zu ſchlagen, ſind männliche und geſunde Ubungen. Man erfand dieſe Spiele, Stärke und Härtigkeit auf die Probe zu ſtellen und zu erhalten, oder dem Müſiggange und den weibiſchen Eigenſchaften bei jungen Leuten zuvor zu kommen, die zu geringen Handarbeiten nicht erzogen wurden. Einwohner eines Bezirkes ſpielten gegen Einwohner eines andern: dies ſolte eine edle Eiferſucht hervorbringen, einander in Ubungen zu übertreffen, die ſie hernach deſto geſchikter machen könnten, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen, wenn ſie zu beider Vertheidigung etwa die Waffen ergreifen müſten. ⸗ ⸗ Keine Gewinnſucht fand bei Erfindung dieſer Spiele ſtatt. ⸗ ⸗ Ehre war die einzige Aufmunterung, u. Beifall allein der Endzwek, den ein kühner Spieler vor Augen hatte. ⸗ ⸗ Hievon iſt leider in unſern Zeiten nichts als der leere Name übrig geblieben: tauſend Thlr. haben gröſſere und ſtärkere Neigungen als alles Lob, das man erlangen könnte. Gewinnſucht, niederträchtige Gewinnſucht feuret die Herzen an, und ſezt in Entzükung, die glüklich ſind.

Wer will behaupten, daß ſich hie die Natur in ihrer wahren Geſtalt zeige? ⸗ ⸗ Die Laſter verſtellen ſie, und wann man dieſe ja eine andere Natur nennen will, ſo iſt die Allgemeinheit und die ſtarke Mode derſelben der einzige Grund dazu. ⸗ ⸗ Würde die Natur uns wohl jemals lehren, Gold aus der Tiefen hervor zu ſuchen, was wir mit unſern Händen aufgegraben haben, anzubeten, unſern Stolz und Ehre nach der geringern oder gröſſern Menge dieſes glänzenden Kothes, den wir beſizen, abzumeſſen, und kurz, allen guten Namen, Ruhm und Tugend in Schäzen dieſer Welt zu ſuchen?

Freilich, ſeitdem ſich die Welt ſo ungemein verändert, und ihre wahre natürliche Geſtalt faſt gänzlich verlohren hat, ſeitdem wir ohne dieſes Metall nicht mehr leden können, würde es gezwungen ſcheinen, wenn wir es zu ſehr verachten wolten. Doch an der andern Seite müſſen wir eben ſo wenig den Lokungen des Geizes Gehör geben, noch ſelbiges durch ſchändliche und ärgerliche Mittel zu erwerben ſuchen. Sind wir einmal in den Beſiz deſſelben geſezet, ſo iſt es nicht minder unerlaubt, es in Kleinigkeiten zu verſchwenden, und gegen Dinge zu vertauſchen, die unnöthig ſind, und ohne welche wir vielleicht glüklich ſeyn würden. Erweget, daß es euren Nachkommen eben ſo nothwendig als euch ſelber ſeyn wird, und ſehet jede Ausſchweifung als einen Diebſtal an, deſſen ihr euch bei ihnen ſchuldig machet. Wir pachten das gleichſam nur, was wir von unſern Vorfahren geerbet und erworben haben, und ſolten es daher eben ſo unbeſchädigt und in gleich guten Umſtänden zurükgeben. = = Wir handeln gleich ungerecht, wenn wir ohne Noth, und blos um unſere unordentliche Begierde zu vergnügen, diejenigen Glüksgüter zerſtreuen, die unſer eigner Fleis erworben hat. Kinder, die Fleiſch von unſerm Fleiſch ſind, haben ihren Theil und ihr Recht an ſelbigem. Laſs ſie auch vor ſich arbeiten, wie wir gethan haben. Jene iſt verſorget; ſie hat einen Mann, der ſie ernährt, ſagen viele; allein, meinem Bedünken nach, iſt nichts ungereimter als dieſes Sprichwort. Sind wir auch verſichert, ſie werden hiezu im Stande ſeyn? Tauſend Zufälle können ſich ereignen, und alle ihre Bemühung zu Grunde richten. Was vor ein Urtheil kan man in ſolchen Umſtänden von einem Vatter fällen, der durch vorſezliche Unmäſigkeit und Verſchwendung diejenigen um das Ihrige bringt, denen er das Leben gegeben hat.

Ich verlange nicht, man ſoll ſich den nöthigen Unterhalt verſagen, oder ſeinen Nachkommen zu Gefallen ſich der Vergnügung dieſes Lebens berauben: Nein! Nur iſt in allen dieſen Dingen ein güldnes Mittel zu erwählen. Kurz, man folge der Natur, man genieſe ſein Leben, und ſpare etwas zum Genus derer, die nach uns kommen werden.

In Kleidung ſcheint man nicht mehr auf den Wohlſtand, ſondern auf die Koſtbarkeit zu ſehen. = = Aller Unterſcheid zwiſchen dem Adel und Lehrlingen in der Stadt, beſtehet oftmals nur darinn, daß der lezte noch beſſer einen jungen Herrn vorzuſtellen weis, als der erſte = = Goldene Stokknöpfe, Uhren, Ringe, Schnupftabakdoſen, beſezte Weſten nehmen die Gelder hinweg, womit ſie ſich in ihren Handel ſezen könnten, und iſt nicht ſelten eine Vorſichtigkeit bei ihnen, ihre Herren um das Ihrige zu betriegen. Dieſen halten vielleicht auch Luſtbarkeiten und Zeitvertreib ab, eine gehörige Unterſuchung anzuſtellen; iſt die Caſſe ledig, ſo borgt er ſeiner Eigenliebe u. ſeinem Hochmuth zu gefallen, bis er ſich endlich auf einmal in Verachtung und ins Verderben ſtürzet.

Auch das weibliche Geſchlecht liebt einen prächtigen nnd lebhaften Puz in ſo hohem Grade, daß es kein Wunder iſt, wenn Frauen in dieſem Puncte mehr Ausgaben zu Papier bringen, als ihre Männer in allen andern Stüken. Es iſt würklich zu verwundern, wie ſo viel, blos um zu zeigen, daß ſie im Stande alles anzuſchaffen ſind, den vernünftigen Endzwek hiebei aus den Augen ſezen, und ſtolz artig und angenehm zu erſcheinen, ſich nicht ſcheuen in ihren Ausſchweifungen eine ganz entgegen geſezte Geſtalt anzunehmen. = =

Mit der gröſten Betrübnis merke ich, daß dieſe falſche Zärtlichkeit in Speiſen und Getränken, in koſtbarem Puze, und in allen Luſtbarkeiten ſo ſtark zu herrſchen pfleget. So zeugt Geiz die Schwelgerei, die öfters alles aufs Spiel ſezet; dieſe bringt Verachtung zuwege, der die Armuth auf dem Fuſe folgen mus.

Von den Klagen über ſchlechte Zeiten.

Murre nicht darwider,
Wenns gefährlich ſieht:
Denn es iſt ein jeder
Seines Glükes Schmied;
Wie mans ſezt, ſo ſtehts,
Wie mans treibt, ſo gehts.

Die Menſchen ſind faſt niemals ſchwerer zu verſtehen, als wenn ſie ſich über die Zeiten beſchweren; denn ſie wiſſen oft ſelbſt nicht deutlich, was ſie an ihnen auszuſezen haben. So viel ſieht man gleich, daß ihre Klagen einen Tadel der gegenwärtigen Einrichtung der Welt enthalten. Allein misfällt ihnen dieſe Einrichtung in ihrem ganzen Umfange? Oder gefällt ſie ihnen nur in einzelnen Theilen nicht? Schieben ſie ihre Klagen ſo lange auf, bis ſie alle Anordnungen des Schikſals überſehen; bis ſie einen genauen Ueberſchlag von allem Guten und Böſen in den verſchiedenen Begebenheiten gemacht, die ſich in einem gewiſen Zeitraume zutragen; bis ſie alle glüklichen und unglüklichen Zufälle gegen einander richtig abgewogen haben? Da die Menſchen mit ihren Vorwürfen, die ſie den Zeiten machen, ſehr ſchnell ſind: So köñen dieſelben wohl nicht von einer ſolchen Uberlegung herrühren, zu der nicht nur eine unumſchränkte Einſicht gehört, ſondern auch das längſte Leben noch eine allzukurze Zeit iſt. Die Unzufriednen reiſſen alſo aus der Kette der gegenwärtigen Einrichtungen einige Glieder heraus. Die beſondern Umſtände, die ſie aus dem Ganzen auf eine ſo gewaltſame Art ausgehoben, vergleichen ſie mit den Verordnungen des Schikſals, die ſchon zu ſeyn aufgehört haben, die ſchiken ſich, nach ihrer Meinung, für ſie, oder für eine gewiſe Anzahl von Perſonen, denen ſie theils gewogen, theils abgünſtig ſind, oder für das ganze Land, worinnen ſie leben, beſſer, als jene. Nunmehr müſſen es die gegenwärtigen Zeiten überhaupt entgelten. Die Zeiten, ſeufzen ſie, ſind ſchlimmer geworden. Es iſt leicht, ſchon in dieſem Verfahren, Spuren der Unbilligkeit zu entdeken. Müſten ſie, wenn ſie gerecht urtheilen wolten, ihre Urtheile nicht mehr einſchränken, und beſtimmen? Einige geben von ihrem Verdruſſe über die gegenwärtige Einrichtung der Welt Urſachen an, die keinen Eigennuz, keine Partheilichkeit, ſo von ihren Umſtänden, oder ihren Neigungen herrührt, ſondern eine Art, edel und gros zu denken, verrathen, und mit dem Geſezen der Weisheit vollkommen übereinzuſtimmen ſcheinen. Andere, und zwar die meiſten, bauen ſich in ihrer Einbildung eine Welt, wo ihre Wünſche Befehle ſind, denen allezeit gehorcht wird; wo alles ihren Neigungen, ihren Vorurtheilen, ihren Leidenſchaften, ihrer Lebensart, ihrem Stande ſchmeichelt. Sie nehmen aus allen Zeiten nur das heraus, was ihnen gefällt, und ſezen daraus neue Zeiten zuſammen. Dieſe Zeiten ſolten nach ihrem Gutdünken jezt ſeyn; ſie möchten ſich nun für die andern Menſchen ſo ſchlecht ſchiken, als ſie wolten. Genug, ſie gefielen ihnen. Zum Unglüke ſind dieſe Zeiten nicht, und darum ſind die gegenwärtigen elende ſchlechte Zeiten.

Gerylus kan ſich gar nicht zufrieden geben, daß die Zeiten auch von Tage zu Tage ſchlim̃er werden. Er kan am beſten davon urtheilen; denn er hat es nun in der Welt fünfzig Jahre mit angeſehen; Er hat noch immer mit den Zeiten auskommen können; allein jezt iſt es nicht mehr auszuſtehen. Er empfindet nunmehr die Vorzüge der Jugend durch die Abweſenheit derſelben. Die ganze Welt ſcheint ihm mit ihm verlaſſen zu ſeyn. Er nähert ſich ſeinem Tode mit der gröſten Unruhe und Traurigkeit, weil er die Kunſt nicht verſteht, durch Hülfe einer edlen Erinnerung an die zurükgelegten vergnügten Zeiten, zu vergeſſen, daß er alt geworden, und ſich gleichſam dadurch zu verjüngern, daß er ſeine Jugend nicht beneidet. Vordem hatte er ſeine Seele an kein anderes Vergnügen, als an die ſinnliche Freude, gewöhnt. So lange waren die Zeiten unverbeſſerlich, als die Begierde, den Sinnen keine Luſt zu verſagen, den in ihm verborgenen Geiz überwogen. Allein, nunmehr gehen die ſchlechten Zeiten an, da das Gefühl ſeiner Sinne ſtumpf iſt; Und wie gros iſt nicht ihre Anzahl! Das Getraide gilt doppelt ſo viel, als vor zwanzig Jahren. Was er in ſeinem männlichen Alter für einige Groſchen kaufen können, dazu braucht er jezt Thaler; und dennoch verſagen ſich diejenigen, welche den Werth ihrer Jugend kennen, keine von den Ergezlichkeiten, die er ſich ſonſt zugelaſſen. Er hatte es aber auch thun können; denn da waren noch beſſere Zeiten. Aber jezt zu verſchwenden, da alles theurer iſt, das verdient ſchon, beſeufzt zu werden. Man ſieht es, daß die Welt ihrem Untergange zueilt. Hätte er das erleben ſollen! Die elenden ſchlechten Zeiten! Es wird noch ſchlimmer werden! Der Geiz iſt aufs höchſte geſtiegen. Ja, wenn ſie nun einen armen ehrlichen Mann ganz ausziehen könnten! Der arme ehrliche Mann, der ſo liebreich iſt, daß er allen Wittwen und Waiſen auf ſichere Pfänder leiht, und nicht mehr, als zehnfache Zinſen nimmt! die ſchlimmen Zeiten!

Cleone ſeufzt ſehr tief. Seufzt ſie vielleicht darum, daß ihre ſchönen Jahre vorbei ſind, ohne daß ſie dieſelben genoſſen; Nein! die alte Cleone ſeufzt blos über die böſen, laſterhaften, und gottloſen Zeiten. Sie hatte vor dem nicht einem Liebhaber allein ihr Herz geben wollen. Sie erinnert ſich jezt daran. Das Andenken macht ihr Gemüth unruhig; Sie verſagt dem ungeachtet keine Luſtbarkeiten. Sie findet es aber nur im Zottenreiſen und ſchmuzigen Reden. Da ſie noch jung war, waren die Zeiten beſſer.

Urſin hat noch wenig vergnügte Stunden gehabt. Sein Kopf iſt beſtändig mit ſchweren Dünſten umnebelt. Seine tiefe Schwermuth läst ihn die Welt immer auf der Seite ſehen, wo ſie unvollkommen iſt. Er hat ſich eine ordentliche Beſchäftigung daraus gemacht, täglich neue Urſachen zu ſeinen Klagen zu erfinden. Ohne Urſache will er nicht klagen; denn er iſt ein Philoſoph. Er bildet ſich ein, ein Kenner der menſchlichen Herzen zu ſeyn. Die Verſehen, die Fehler, die Laſter der Menſchen zählt er, und ihre edlen Handlungen läst er aus der Acht. Wenn er ſie bemerkt: So ſind es doch nur glänzende Laſter. Er mist den Menſchen allezeit die ſchlimmſten und ſchädlichſten Bewegungsgründe, und Urſachen zu ihren Handlungen bei. Alles iſt ſeinen Neigungen zuwider, und folglich iſt alles ſchlecht. Sein einziger Troſt iſt der, daß die nachfolgenden Zeiten noch ärger werden müſſen. Doch vielleicht iſt noch Hofnung da, daß die Zeiten nicht ſo ſchlimm ſind, als er vorgiebt. Urſin möchte in eine Einrichtung der Welt eingeflochten werden, in welche er wolte; er würde immer über die ſchlechten elenden Zeiten klagen, ſo lange man kein Mittel weis, die Dünſte ſeines Gehirns zu zerſtreuen, ſein ſchwarzes Blut zu verdünnen, und ſeinem argwöhniſchen und hochmüthigen Herzen eine gewiſe heimliche Eigenliebe, die ſich über alles hinausſezt, abzugewöhnen.

Ich beſize etwas von dem köſtlichen Schnupftabake, deſſen im Engliſchen Aufſeher gedacht wird. Er beſizt die Kraft, daß die Seele, ſo bald ſich einige Würkungen in der Zürbeldrüſe äuſern, ſich aus ihrem Körper entfernen, und ſich überall hinbegeben kan, wohin ſie nur will, ohne daß er unter ihrer Abweſenheit das geringſte leidet. Man braucht eben nicht zu wiſſen, wie ich zu dieſem Schnupftabake gekommen bin. Man kan allenfalls glauben, daß ich ihn geerbt habe; denn ſolche Erbſchaften laſſen ſich die, welche Bücher lieben, nicht leicht entgehen. Ich bin durch ſeine Hülfe hinter viele geheime Urſachen der meiſten Beſchwerden über die verſchlimmerten Zeiten gerathen. „Ich hörte einmal ein Frauenzimmer über die allzugroſſe Hoffart der jezigen Zeiten klagen. Die Zeiten, ſeufzte ſie, ſind auch gar zu eitel. Alles will Staat machen. Der Stolz iſt auf das Höchſte geſtiegen. Wie ſchlecht ſind nicht die Zeiten! Ich verlies durch Hülfe meines Tabaks ſogleich meinen Körper, und ſchlich mich in die Wohnung ihrer Seele. Ich entdekte daſelbſt die gröſte Neigung zur Eitelkeit, und zum Stolze, die nur möglich iſt. Die kleinen Hölen ihres Gehirns waren mit den Bildern derer prächtigen Kleidungen, desjenigen koſtbaren Geſchmeides, derer ſtolzen Kutſchen erfüllt, die ſie ſich gern anſchaffen wolte, wenn ſie ein gröſſers Vermögen beſäſe. Heute wolte ſie ſich in Atlas, und morgen in einen goldnen Stoff kleiden, wenn ſie könnte. Ich gerieth in einen ganz kleinen abgelegnen Winkel ihres Gehirns, der von den andern kleinen Hölen, die mit Bildern von verſchiedenen Stoffen, Bändern, Spizen, und Moden erfüllt waren, verdeket, und faſt unſichtbar wurde. Daſelbſt bemerkte ich die Verachtung, mit welcher ſie dem Frauenzimmer begegnen wolte, wenn ſie einmal ſo begütert wäre, daß ſie andere übertreffē könte. Ich ſahe hier zugleich die Zufriedenheit über die Zeiten, welche ſie bei einem gröſſern Vermögen bezeugen würde. Ich beruhigte mich ſogleich wegen der übergroſſen Eitelkeit der Zeiten, als ich die Urſache entdekt, warum dieſes Frauenzimmer die Hoffart der jezigen Welt beſeufzt, und die gegenwärtigen Zeiten für ſchlecht ausgeſchrien hatte." Ich habe auch vor kurzem noch eine Reiſe in das Gehirn eines Gelehrten gethan, welcher in den auserleſenſten lateiniſchen, griechiſchen Scheltworten die jezigen Zeiten wegen des Verfalles der Gelehrſamkeit läſterte. „In den vorderſten Hölen, in die ich gerieth, ſties ich auf eine ungeheure Menge von Wörtern aus der griechiſchen und römiſchen Sprache, die in der gröſten Unordnung durcheinanden ſchwärmten. Hier und da ſtellten ſie ſich in Redensarten; Ausdrüke aus Cicero und Apulejus traten in eine Reihe, und ſchienen mir zu erſtaunen, daß ſie einander begegneten. Ob ſie einander an Geſtalt gleich im geringſten nicht ähnlich waren: So machten ſie doch bald Bekanntſchaft. Dieſe Ausdrüke bildeten ſich in Läſterungen auf die gröſten Weltweiſen, weil ſie bei der Ausführung der tiefſinnigſten und nüzlichſten Wahrheiten nicht an dem Auspuze der Schreibart ängſtlich künſtelten; in Schmähungen gegen die beſten Schriftſteller, welche die Sprache ihres Vaterlandes zu den ſinnreichen Werken des Wizes und der Einbildungskraft für ſchön genug halten; und in eine allgemeine Verachtung des gegenwärtigen Jahrhundertes. Ich ſezte meinen Weg im Gehirne fort, und gerieth unter ein unordentlich zuſammengelaufenes Geſindel von Lesarten, von widerſinnigen Anmerkungen, und von Auslegungen der Alten. Den Sinn, die groſſen und edlen Gedanken, und die vortreflichen Wahrheiten, die die Alten vorgetragen, fand ich nirgends. Dieſe Lesarten und Noten führten einen Krieg miteinander, ſo daß ich mich genöthiget ſahe, weiter zu gehen. Hier ſah ich zerbrochne Tempel, Amphitheater, Bildſäulen, dort alte römiſche Gemäuer, die alle Augenblike ganz übereinander zu ſtürzen drohten; dort alle Arten von Trachten, Münzen, und

„ andern Alterthümern. Ich konnte
„ mich mit genauer Noth aus dieſem Labyrinthe
„ herausfinden, als ich in die
„ Hôle kam, wo alle Nerven aus dem ganzen
„ Körper, und vornemlich von dem
„ Geſichte zuſammen laufen. Hier war
„ der Stolz, welcher die Augen finſter,
„ die Stirn voll Runzeln, und die ganze
„ Geſtalt dieſes Gelehrten pedantiſch
„ machte. Ich eilte aus dieſem Gehirne
„ ganz erſtaunt und erſchroken wieder
„ heraus, und es war die höchſte Zeit,
„ daß ich in meinen Körper zurük kam.
„ Die Kraft meines Schnupftabaks
„ würkte nur noch ſchwach in meiner Zürbeldrüſe,
„ und ich hätte nur noch einige
„ Augenblike mit meiner Zurükkunft
„ verweilen dürfen, ſo wäre meine Seele
„ vielleicht genöthiget geweſen, in dem
„ Gehirne dieſes Gelehrten zu bleiben.
„ Wie unglüklich wäre ſie nicht geweſen!
„ Durch die Gröſſe dieſer Gefahr ward
„ ich bewogen, mich ſeitdem in meinem
„ Körper inne zu halten. Unterdeſſen
„ freue ich mich doch, daß ich die wahre
„ Urſache auf meiner Reiſe erfahren, warum
„ dieſer Gelehrte die jezigen Zeiten
„ ſo ſehr ſchmähe.

Man wird aus den Abbildungen dieſer Perſonen zur Gnüge erkennen, wie unbillig die meiſten Menſchen in ihrem Klagen über die jezigen ſchlechten Zeiten ſind. So mannigfaltig die Vorurtheile, die Leidenſchaften, die Wünſche, die Umſtände, und widrigen Begebenheiten der Menſchen ſind; ſo mannichfaltig, allein auch ſo ungerecht, ſind ihre Klagen über die gegenwärtige Einrichtung der Welt. Ein Geiſt, welcher gegen die Reizungen der Tugend und Religion nicht unempfindlich iſt, hat allezeit die gröſten Urſachen vor ſich, mit den Zeiten, in welchen er lebt, zufrieden zu ſeyn. Denn es ſteht in ſeiner Gewalt, die gegenwärtige Einrichtungen der Welt zu verbeſſern. Er hat immer Gelegenheit, ſeine Gröſſe zu äuſſern, und den Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft Genüge zu thun. Die Tugend und die Natur bieten ihm mit vereinigten Händen Gegenſtände genug zu einer edlen Freude an. Allein ſeine Zufriedenheit mit den Zeiten muß nicht aus der Quelle herkommen, aus welcher die Beruhigung der meiſten Menſchen wegen der Zeiten flieſt. Sie klagen nicht über die Einrichtung der Welt. So lange ihre Neigung bei der gegenwärtigen Einrichtung der Welt ihre Rechnung findet; So lange bekümmern ſie ſich nicht um die Zeiten. Der Ehrgeizige, dem ſtets die Ehre nachfolgt, die er zur Begleitung zu haben wünſcht, glaubt, daß keine beſſere Welt möglich iſt, als dieſe. Allein, ſeht ihn aus der Höhe herabſtürzen, auf die er ſich geſezt hat, ſogleich wird alle ſeine Zufriedenheit mit unſern Zeiten aus ſeyn. Das Glük verſteht alsdann, nach ſeinen Klagen, die Regierung der Welt gar nicht, und er würde es gewis ſeiner Herrſchaft entſezen, wenn ſeine Klagen eine allmächtige Gewalt hätten. Der Geizige ſammlet ſich in ſeinen Gedanken Schäze; das Schikſal giebt ſie ihm. Er wünſcht ſich Erbſchaften; er erbt. Er begehrt die Zurükkunft eines reichen Schiffes: Das Schiff komt mit einem unſäglichen Reichthume an. Die vortreflichen Zeiten! denkt er. Er büßt aber an ſeinen erwucherten Güter etwas ein; er verliert einige Erbſchaften durch Proceſſe; ein anders Schiff, welches nicht halb ſo reich beladen iſt, als das vorige, geht unter. Die elenden, ſchweren, und nahrloſen Zeiten! ſeufzt er. Erhellet daraus nicht deutlich, daß die Zufriedenheit der meiſten Menſchen mit den Zeiten eine Vorbereitung auf die künftige Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Einrichtung der Welt iſt? Möchten doch die Menſchen darum mit den jezigen Zeiten zufrieden ſeyn, weil ſie Gelegenheit genung haben, Menſchenfreunde, gute Bürger, gute Chriſten zu ſeyn. Solche edle Gedanken ſolten die Klagen

gen über die ſchlechten Zeiten vertreiben.

Göldne Zeiten ſind geweſen
Wie man da und dort kan leſen,
Jezo ſind dergleichen wieder,
Denn nach Golde tracht ein jeder.

Von der Schädlichkeit derer Laurus-oder ſogenannten Mandelblätter.

Es iſt dieſes ſchöne Gewächs gegenwärtig nicht allein in denen Gärten derer Groſſen und fürnehmen Leute, ſondern auch faſt in allen Häuſern bekant. Wird zu Teutſch Lorbeerkirſchbaum, oder Kirſchenlorbeerbaum, Lateiniſch aber Laurus ſ. Lauro-ceraſus, genennet. Die Blätter fallen im Winter nicht ab, haben eine ſchöne grüne Farbe, ſind auf der obern Seite glatt und glänzend, am Rande zerkerbt wie eine zarte Säge, und in der Gröſſe, als ein Citronenblat. Der Geſchmak iſt etwas bitter und zuſammenziehend, als Pferſichkerne oder bittere Mandeln. Der Baum mus zu einem Alter von 10. und mehr Jahren kommen, ehe er blühet und Früchte bringet. Die Blüthe iſt weis, hat fünf Blätlein, und keinen ſonderlichen Geruch. Die daraus folgende Frucht gleichet einer Kirſche, und enthält einen Kern in ſich, welcher in einer meiſt-oval-runden, weichen oder leicht zerbrechlichen Schale lieget, und am Geſchmak bitter erfunden wird. Es geſchiehet aber bei uns in Augsburg ſelten, daß ein dergleichen Laurusbaum zur Blüthe kommt; noch weniger Frucht trägt. Wann dieſe Blätter, nachdeme ſie etlichemalen entzwei gebrochen, in Milch gekochet werden, geben ſie derſelben einen angenehmen Kern-oder Mandelgeſchmak; dahero ſolche insgemein Mandelblätter genennet, und von vielen zum Caffee in der Milch gebraucht werden. Dieſes hat weiters Anleitung gegeben, Liqueurs mit Brandwein daraus zu bereiten. Und ob man ſchon bei uns, von dieſen Blättern in Milch gekocht, keinen Schaden oder Ungelegenheit geſpüret hat; ſo wollen doch einige angemerket haben, daß ſie nach dem allzuſtarken Gebrauch, einen ſchweren Kopf und Schwindel empfunden hätten, ohne es der Würkung dieſer Blätter zuzuſchreiben. Man hatte alſo niemalen einigen Argwohn, daß dieſe Laurusblätter ſolten ſchädlich ſeyn, und bediente ſich derſelben in der Milch zum Thee, Caffee, und wie oben gedacht, man bereitete auch Roſolis daraus. Aber im Jahr 1728. begabe ſich ein ſonderbarer Zufall zu London, wodurch die ſchädliche Eigenſchaft derſelben unvermuthet entdeket wurde. Es hatte eine Frau aus dergleichen Blättern und Brandwein einen ſogenannten Aquavit bereitet, und gab einer andern davon zum Geſchenk ohngefehr 2. Unzen, oder 4. Loth. Dieſe hatte etwan 2. Drittheil davon ausgetrunken: worauf ſie nach einer Viertelſtunde über Ubelſeyn des Magens klagte, die Sprache verlohre, und nach einer Stunde, ohne alle Convulſionen, Erbrechen oder dergleichen Zufälle, verſtorben. Dieſer traurige Fall wurde alſobald der erſtern, welche das Geſchenk gegeben, angekündiget, welche, ihre Unſchuld zu bezeugen, auf zweimal von dem nemlichen Liqueur 5. Löffel voll zu ſich nahme, aber bald darauf, oder in wenigen Minuten, ohne über etwas zu klagen, oder Anzeigen von Gichtern zu geben, ſchnell geſtorben. Eine andere Frau, welche ebenfals etwas weniges von dieſem Brandwein getrunken, hat, ohnerachtet daß ſie kein Ubelſeyn des Magens empfunden, allem Schaden verzukommen, alſobald ein Mittel zum Erbrechen genom̄en, und weiters keine Ungelegenheit geſpühret. Es iſt nicht geſtattet worden, daß man die Tode geöfnet, und alſo hat man auch den Erfolg, welchen dieſer ſchädliche Blätterbrandwein in denen innerlichen Theilen des Leibes verurſachet, nicht erfahren können. So ware auch an denen äuſern Theilen derer Verſtorbenen nichts auſſerordentliches wahrzunehmen, und die eine tode Frau ſchiene als ſchlafend. Man hat, die Würkung dieſer Blätter zu erfahren, einige Verſuche mit Hunden gemachet, welchen zwar die Infuſion oder gekochte Brühe davon, Convulſionen oder Gichter verurſachet, aber ſie ſind nicht davon geſtorben; hingegen der darausgepreſte Saft hat ihnen den Tod gebracht. Es hat Herr Mortimer M. D. und der Königl. Engliſchen Societät Secretarius, uns mehrere Nachricht von der Hiſtorie derer Laurusblätter gegeben, und beſonders die ſchädliche Eigenſchaft des daraus diſtillirten Waſſers oder Brandweins beſchrieben. Er will uns dabei glauben machen: der Effect oder Würkung dieſes Brandweins gehe eigentlich oder vornemlich in das Geblüt, und indeme es ſelbiges coaguliret oder gerinnen machet, werde die Circulation durch das Hirn und die Lungen vollkommen unterbrochen: woraus alſo nothwendig ein ſchneller Tod erfolgen müſſe. Es wird noch eine andere Hiſtorie, gleichen Innhalts, in dem Commercio litterario Norico im 1733. Jahrgang angeführet, daß ein Mann und Weib, welche alle Tage ein wenig Brandwein, worinnen die Früchte dieſes Laurusbaums eingeweichet waren, getrunken, zulezt beede vom Schlag gelähmet worden; und hätten kurz zuvor, als dieſes ihnen begegnet, alle beede die Sprache verlohren. Obwohlen, wie oben gemeldet worden, dergleichen betrübte Würkung von dieſer Blättern bei uns noch nicht erfahren worden: ſo verdienet es doch Aufmerkſamkeit, und daß man vorſichtiglich damit verfahre: auch daß man bei denenjenigen Perſonen, welche ſich derſelben vielfältig bedienet haben, auf die Zufälle ihrer Krankheiten, und die Art des darauf erfolgten Todes, Achtung habe. Eben den eben angegebenen Effect derer Laurusblätter, hat man von dem Biſs der ſogenannten Indianiſchen Klapperſchlange obſerviret, daß nemlich das Geblüth dadurch coaguliret werde. Weil nun die Indianer, und beſonders die wilden Einwohner Virginiens, gegen dieſen Schlangenbiſs nichts beſſers gefunden, als die Polygalam oder Creuzblumen, mit Kraut und Wurzeln klein geſchnitten, mit kochendem Waſſer als Thee angegoſſen und getrunken: als wäre allenfalls, wo dergleichen betrübter Caſus ſich ereignen ſolte, auch dieſes Mittel anzuwenden. Und obwohlen unſere Polygala oder Creuzblumen nicht von ſo ſtarker Würkung ſind, nemlich das geronnene Serum und Geblüth zu reſolvieren, als die Virginianiſche; ſo hat man doch die Erfahrung, daß ſolche ebenfals in denenjenigen Krankheiten, welche von verhinderter Circulation des Geblüths durch die Lungen entſtehen, und Inflammation verurſachen, gute Würkung gethan.

Oeconomie von der Ordnung des menſchlichen Lebens.

Vor einigen Jahren wurde in Engeland eine Schrift unter dem Titel: Oeconomy of Human Life, oder die Ordnung des menſchlichen Lebens, gedrukt. In dem Londner Magazine des 1750. Jahres im Decembermonat ſiehet man einen Auszug davon, der ſehr artig iſt. Der Autor giebt vor: es ſey ſein Buch die Uberſezung einer Indianiſchen Handſchrift, und der Verfaſſer ſey ein alter Bramine, das iſt, ein Oſtindianiſcher Prieſter und Weiſer geweſen. Wenigſtens herrſcht überall eine morgenländiſche und erhabene Schreibart in dem Werkchen. Folgendes mag den Liebhabern moraliſcher Schriften zur Probe dienen.

Allgemeine Anrede.

Werfet eure Häupter in den Staub, o! ihr Einwohner der Erden. Schweiget, und nehmet in Demuth den Unterricht an aus der Höhe. Allenthalben, wo die Sonne ſcheint, und der Wind bläſet, wo ein Ohr iſt, das höret, und ein Verſtand, der verſteht; allenthalben laſſet die Gebote des Lebens bekannt, und die Geſeze der Wahrheit geehret und erfüllet werden. Alles Ding kommt von GOtt; Seine Macht iſt unumſchränkt, ſeine Weisheit iſt von Ewigkeit, und ſeine Güte hat kein Ende. Er ſizet auf ſeinem Throne, in dem Mittelpuncte aller Weſen; und der Odem ſeines Mundes giebt der Welt ſein Leben. Er rühret die Sterne an mit ſeinem Finger, ſo laufen ſie ihren Weg mit Freuden. Er gehet auf den Fittigen des Windes, und vollbringet ſeinen Willen allenthalben, ohne Maaſe und ohne Grenzen. Ordnung und Lieblichkeit und Schönheit entſpringet aus ſeiner Hand. Die Stimme der Weisheit redet in allen ſeinen Werken. Aber der menſchliche Verſtand vernimmt es nicht. Ein Schatten der Erkenntnis gehet vor der Seele des Menſchen über: er ſizet in Finſternis; er vernünftelt und wird doch betrogen. Aber die Weisheit GOttes iſt wie der Glanz des Himmels: Er braucht ſolcher Künſte nicht; Sein Verſtand iſt die Quelle der Wahrheit. Gerechtigkeit und Gnade warten vor ſeinem Throne; Huld und Liebe umleuchtet ſein Antliz immerdar. Wer iſt dem HErrn gleich in ſeiner Herrlichkeit? weſſen Stärke kan vor ſeiner Gewalt beſtehen? ſolte wohl jemand ſo weiſe ſeyn, wie er? kan wohl eines Menſchen Güte die ſeinige erreichen? Er iſt es, Sterblicher, der dich erſchaffen hat. Dein Stand iſt durch ſeine Einrichtung auf dem Erdboden gegründet. Die Kräfte deines Geiſtes ſind Geſchenke ſeiner Liebe, und die Wunder deiner Bildung ſind die Werke ſeiner Hand. So höre nun ſeine Stimme, denn ſie iſt holdſelig. Wer ihr gehorchet, der wird Ruhe und Zufriedenheit erlangen für ſeine Seele.

Behutſamkeit

Gehe in dich, o Menſch, und erwäge, wozu du gemacht biſt. Betrachte deine Kräfte: betrachte aber auch deine Mängel und deine Verbindungen, ſo wirſt du die Pflichten entdeken, die dir obliegen, und die Wege finden, die du wandeln ſolt. Im Reden und Handeln fahre nicht zu, bevor deine Worte abgewogen, und die Folgen aller Schritte geprüfet ſind, die du vor dir haſt. Wirſt du das thun, ſo mus Unehre weit von dir fliehen, und Schimpf und Schande fremd in deinem Hauſe ſeyn. Reue wird dich alsdenn nicht überfallen, noch Trauren unter deinen Augen wohnen. Der Unbeſonnene hält ſeine Zunge nicht im Zaum; er ſchwazt blind in den Tag hinein, und die Strike, die ihn fangen, ſind ſeine eigene Reden. So wie einer, der geſchwinde läuft und über einen Zaun ſpringt, die gleich dahinter liegende Grube nicht ſiehet, und deswegen hinein fällt; eben ſo geht es dem, der ſich durch eine Handlung zu Falle bringt, ehe er ihre Folgen überleget hat. Darum gehorche der Stimme der Aufmerkſamkeit. Ihre Worte ſind die Worte der Weisheit, und ihre Fusſtapfen führen zur Wahrheit und zum Frieden.

Fleis.

Die vergangenen Tage ſind auf ewig vorbei; wer weis aber, ob du die zukünftigen erleben wirſt? Dir geziemet es, o Menſch, die gegenwärtige Zeit ſo anzuwenden, daß du weder den Verluſt des Vergangenen beklagen, noch die Hofnung des Zukünftigen ängſtlich erwarten darfſt. Dieſes gegenwärtige iſt dein; der morgende Tag zeuget die künftige Zeit: Und wer kan ſagen, was darinn geſchehen wird? Haſt du dir etwas vorgenommen zu thun, das thue bald; und verſpare nicht auf den Abend, was am Morgen geſchehen kan. Müſſiggang bringet Kummer und Armuth, aber der Fleis eines

Tugendhaften erwirbt viel Vergnügen. Die Hand des Arbeitſamen wehret dem Mangel: Glük und Wohlergehen begleitet die Wege der Fleiſigen. Wer hat jemals Reichthum erworben? wer hat ſich jemals empor geſchwungen? wer iſt zu Ehren kommen? von wem rühmet man in der Stadt? und wer ſtehet vor dem Angeſichte des Königs im Rathe? iſt es nicht der, der die Faulheit aus ſeinem Hauſe verbannet, und geſagt: Müſiggang, du biſt mein Feind. Er ſtehet frühe auf, und ſpäte legt er ſich nieder. Er übet ſeinen Geiſt mit Betrachtungen, und ſeinen Leib mit Geſchäften, und erhält dadurch beide geſund. Der Müſiggänger iſt ihm ſelbſt eine Laſt. Seine Stunden hangen ſchwer über ſeinem Kopfe; er ſchleichet umher, und weis nicht, was er thun will. Seine Tage gehen vorbei, wie eine trübe Wolke, und ſein Andenken wird mit ihm ausgelöſchet. Sein Körper iſt ſiechend, aus Mangel der Bewegung. Er wünſchet ſich Arbeit, aber ſeine Kräfte ſind ſchon unbrauchbar. Seine Seele tappet im Finſtern, und ſeine Gedanken ſind verwirret. Er hat zwar einige Erkentnis, aber ohne Nuzen. Er hat Luſt Mandeln zu eſſen, aber er ſcheuet die Mühe, ihre Schalen zu zerbrechen. Sein Haus iſt Unordnung, ſein Geſinde iſt verſchwenderiſch und ausſchweifend, und er eilet ſeinem Verderben entgegen. Dies ſiehet er, mit ſeinen Augen. Dies höret er, mit ſeinen Ohren. Er ſchüttelt den Kopf, und ſeufzet, aber ohne Entſchlieſſung. Endlich kommt das Verderben über ihn, wie ein Wirbelwind; und Schande und Trübſal fahren mit ihm in die Grube.

Zufriedenheit.

Vergis es nicht, o Sterblicher! daß dein Stand auf Erden durch die Weisheit des Ewigen abgemeſſen iſt. Dieſer kennet dein Herz, dieſer ſiehet die Eitelkeit aller deiner Wünſche und dieſer unterſaget dir niemals ein Verlangen, als aus Gnaden. Doch hat ſeine Güte in die Natur der Dinge eine glaubhafte Hofnung gepflanzet, die allem vernünftigen Begehren, allen rühmlichen Bemühungen eigen iſt. Woher entſtehet das Ungemach, ſo dich drüket? woher kommt das Unglük, ſo du beweineſt? rühret es nicht von dir ſelbſt her, von deiner eigenen Thorheit, von deinem eigenen Stolze, von deiner eigenen ungeſunden Einbildung? Murre derowegen über das Verhängnis des Höchſten nicht, ſondern beſſere dein eigenes Herz. Sprich nicht bei dir ſelbſt: wenn ich Reichthum, oder Macht, oder Ruhe hätte, ſo wäre ich glüklich, Denn du ſolt wiſſen, daß die dergleichen beſizen, auch manche damit verknüpfte Unbequemlichkeit tragen müſſen. Der Arme ſiehet die Plagen und Sorgen des Reichen nicht, er empfindet die Unruhe und das Schreken des Mächtigen nicht, er kennet die Mühſeligkeit des Müſſigen nicht. Und blos darum iſt er mit ſeinem Theile unzufrieden. Allein darfſt du das anſcheinende Glük eines andern beneiden? iſt dir doch ſein geheimer Kummer verborgen. Mit wenigen zufrieden zu ſeyn, iſt warlich die gröſte Weisheit; und wer ſeine Reichthümer vermehret, der vermehret ſeine Sorgen. Ein zufriedenes Gemüth iſt hingegen ein verborgener Schaz, den weder Mühe noch Furcht entdeken kan. Widerſtehe den Reizungen des Glükes, damit du nicht den Rok der Gerechtigkeit oder der Mäſſigkeit, oder der Liebe, oder der Beſcheidenheit verliereſt, und dich dein eigener Reichthum mit Jam̃er und Elend umgebe. Lerne vielmehr daraus erkennen, daß kein Sterblicher vermögend ſey, den reinen und unvermiſchten Becher der Glükſeeligkeit auf einmal auszuleeren. Die Bahn, ſo ihm GOtt zu laufen geſezt hat, iſt Tugend, und das Ziel, nach welchem er trachten, ſoll iſt Seegen und Wohlergehen. Niemand aber kan dahin gelangen, der nicht ſeinen Lauf vollendet, und ſeine Krone empfangen hat, in den ewigen Hütten.

Eine

Eine Satyre auf einen Wittwer, und ins beſondere auf ſolche Jungfrauen, die ſich gerne zum Heirathen antragen laſſen.

Zu dieſer ſcherzhaften Abhandlung hat folgendes in dem Intelligenz-Zettel Num. 48. Anno 1751. publicirtes Avertiſſement, Anlas gegeben; ſo alſo gelautet:

> In Commiſſion iſt zu haben: Ein Wittwer, ſeines Alters 40. Jahr, und ſeiner Länge 5. Fus. Er redet verſchiedene Sprachen, und ſchnarret nach der neueſten Mode. Sein Vermögen iſt ſehr gros geweſen. Mit ſeiner erſten Frauen hat er recht gut gelebt, und ſie niemals geſchlagen; Von welcher er nicht mehr als 5. Kinder bekommen. Es ſind aber 7. geſtorben. Er iſt ſonſten gefällig, und lieſſe gerne alle 5. gerade ſeyn, wenn er nur eine Frau mit 20,000. fl. erhalten könnte. Wenn ſich alſo eine dergleichen finden ſolte, die beliebe ſich zeitlich zu melden. Das Geld aber müſte vor der Hochzeit ausgezahlet werden.

(Hierauf iſt nun nachſtehendes Schreiben ausgearbeitet, und in gedachten Blättern zum Vorſchein gekommen; welches zu dem Ende von einer muthmaslichen Jungfer, von wegen der obigen Commiſſion, eingeſchikt worden.)

Mein Herr Avis-Comtoir oder Intelligenzmacher!

Ich habe aus Dero leztern Wochenzettel erſehen, daß Ihnen neben andern Commiſſionswaaren auch lebendige Sachen in Commiſſion zur Anzeige gegeben werden. Ich verſichere, daß es mir wohlgefallen; nicht wegen den ohnlängſt zum Verkauf angemerkten Rappen, Pfauen, Canarienvögel, Auerhanen, Affen ꝛc. ſondern vielmehr des Wittwers wegen 5. Fus lang, der eine Frau mit 20,000. fl. zu heirathen ſuchet. Der Mann mus einen groſſen Verſtand * lieben, um dadurch einen engliſchen Verſtand ** zu erlangen; denn ſie wiſſen ja, ohne daß ich Ihnen es erzehlen darf, daß öfters ein Mann, der, nachdem er ſo reich geheirathet, durch den hiedurch erlangten Credit um hundert und mehr tauſend fl. falliret, oder andere Leute darum gebracht, und nachgehends dem ohngeachtet, mittelſt der weiblichen Freiheit, öfters mehr als noch ſo viel, als die durch das Weib eingebrachte 20,000. fl. ausgemacht, als ein Eigenthum vor ſich gebracht hat. Dies iſt alſo ſchon ein groſſer Verſtand, nach ihren Intelligenzblättern von Num. 39. Es iſt aber dieſe Zeit nicht mehr, daß ſich die Leute durch ſolchen groſſen Verſtand ſo leichterdings mehr fangen laſſen. Heutiges Tages iſt es umgekehret. Sie dörfen es dem Wittwer keklich unter das Geſichte ſagen. Meine jüngſte Schweſter, die auch keine Kaze mehr iſt, und ſich ohnlängſt an einen Wittwer verheirathete, hat 1000. fl. baar zum Heirathgut bekommen, und iſt ihr für ihr Eingebrachtes alles, und dagegen dem Manne die Einbildung, einſtens was groſſes von ſeinem Schweher zu erben, verſchrieben worden. Noch mehr: meine älteſte Schweſter, die auf Reiſen unglüklich geweſt, und um das Ihrige gekommen, hat bei ihrer dritten Verheirathung weder Geld noch Ausfertigung gehabt; ſie hat doch einen Wittwer bekommen, der jezo der Frau zu pariren weis. Er darf alle 5. gerade ſeyn laſſen; denn ſie führet die Herrſchaft. Ihm wird dadurch ſein Leben erleichteret = = = Iſt das nicht genug? Ich habe noch eine Baaſe, die viele Trübſalen erfahren, und erſt auf den 5ten Mann gekommen, folglich vor einen Wittwer, der gerne alle 5. gerade ſeyn läſſet, ſich recht wohl ſchiken würde. Ich habe ihr von der Einrichtung ihres Intelligenzzettels was geſagt; Es will ihr aber nicht alles gefallen; Sie meint vielmehr, daß, weil der Herr Intelligenzmacher auch Lotterien in Commiſſion habe: es viel beſſer gethan ſeyn würde, von lebendigen Sachen eine Lotterie aufzurichten, dadurch beiden Theilen, die Manner oder Weiber wollen, auf eine geſchwinde und leichte Art geholfen werden könte. Es kommt alſo auf ein gutes Project von ihnen an. Indeſſen, wenn aus dieſer Lotterie nichts werden ſolte, ſo erſuche doch modo commiſſorio meine Baſe in Dero Blättern anzupreiſen. Sie hat mir diesfalls Commiſſion gegeben; denn ſie will den Namen eben nicht haben, als weñ ihr ſo viel um einen Mann zu thun wäre. Sie wird inzwiſchen ihr Bildnis in Kupfer ſtechen laſſen, damit die ſich findende Liebhaber ſich darnach reſolviren können; denn es iſt im übrigen genug, daß man „weis, daß ſie von einer groſſen Erfahrung iſt; denn ihr Verſtand beſtehet in einer Höhe von 7. Schuh. Sie iſt nicht jung; allein man ſiehet es ihr doch auch nicht an, wie alt ſie iſt. Anbei iſt ſie ſparſam oder filzig, und hat nicht mehr Falſchheit, als erfordert wird. An ſtatt des Brautſchazes will ihr Vater ſein ganzes Anſehen verſchreiben. Sie kan einen, der viel Geld hat, mittelſt ihrer Erfahrung, recht reich und glüklich machen; denn ſie verſtehet ſich was aufs Projectmachen. Sie hat zwar in ihrem dermaligen Witwenſtand dieſes Jahrs Freier genug gehabt, aber keinen einzigen, der ihrer werth geweſen wäre. Sie hat zu viel Verſtand." In dieſem zu Ende laufenden Jahre iſt ſie nun Willens zu einer ihr anſtändigen Parthie ſich zu entſchlieſſen. Sie verlangt aber einen groſſen, ſchönen und reichen Mann, der alle ſeine fünf Sinnen hat. Wer ſolches alles beſizet, und ſie zu erlangen gedenket, der mus ſich melden, ehe und bevor dieſes Jahr abläuft. Wenn dieſes vorbei ſeyn wird, ſo iſt ſie ſo wenig um den vorigen Preis zu haben, als ein Buch, worauf Pränumeration angenommen wird. Ich bin ꝛc.

---

* bedeutet 20,000. fl. u. ** 100,000. fl.

Der jählinge Tod.

Cäſar wurde gefragt, welche Art des Todes er vor die beſte hielte? Er ſprach: diejenige, geſchwind und unvermuthet zu ſterben. Gewis, wenn der Tod keine andere Folgen hätte, ſo wäre dieſe Meinung ganz richtig; allein, da unſere Nachläſigkeit in allen, was zum Heil unſerer Seelen gereichen kan, gar zu gros iſt, und der Menſch ſich gar zu wenig im Stande befindet, vor dem groſſen Gerichte GOttes mit einem untadelhaften Gewiſſen zu erſcheinen, weil der Fromme, wie die Schrift redet, des Tages ſieben- und mehrmal fehlet; ſo iſt es ausnehmend gefährlich, von einem geſchwinden Tode überfallen zu werden, hiernächſt aber auch nicht wenig zu bewundern, daß wir Menſchen über die Ungewisheit des Lebens, und über die vielen Exempel, welche uns von geſchwinden und jähen Todesfällen nur gar zu bekannt ſind, ſo wenig Betrachtung anſtellen. Appius erſtikte beim Genus eines weichen Eyes. Laurentius Vallus ſtarb beim Trinken eines Becher Meths. Der junge Heinrich von Caſtilien wurde von einem Dachziegel getödet, welcher ihm beim Ballſpielen auf den Kopf fiel. Baldus, der berühmte Rechtsgelehrte, ſtarb vom Bis ſeines kleinen Hundes. Der Kaiſer Lucius, und der König Demetrius wurden beide von ihren Pferden ums Leben gebracht. Der Vater des Cäſars ſturb beim Anziehen ſeiner Stiefeln. Friedericus, Vater des Kaiſers Maximilianus, gab ſeinen Geiſt über dem Eſſen einer Melone auf, welche er mit gar zu groſſer Begierde genos. Dionyſius, König von Sicilien, ſtarb vor groſſen Freuden. Jan Baſilowiz, Czaar von Moſcau, wurde an der Vollendung einer Parthie im Schachtſpiele durch einen jählingen Tod verhindert. Margutus, als er ſahe, daß ſein Affe ſeine Stiefeln anziehen wolte, lachte darüber ſo ausnehmend, daß er davon ſtarb; und ein anderer, deſſen Name mir nicht ſo gleich erinnerlich iſt, erſtikte an einer Fliege, welche ihm beim Gähnen in Hals geflogen war. Alles dieſes ſoll uns ja wol unſere Schwachheit und Gebrechlichkeit zu Gemüthe führen; es ſoll uns überzeugen, daß die geringſte Sache vermögend iſt, uns um das Leben zu bringen, und uns zugleich erinnern, daß die gröſte Sorge, die wir in dieſer Welt haben, dahin gerichtet ſeyn ſoll, uns in einen ſolchen Stand zu ſezen, daß wir die Welt, ſo bald uns GOtt daraus abfordern will, ohne Schreken und Forcht verlaſſen können.

Phyſicaliſche Anmerkung von dem Zinngeſchirr, daß deren Gebrauch in gewiſſermaſſen in der Kuchen der Geſundheit endlich ſchaden könne.

In dieſem 6ten Theil pag. 247. haben wir von denen ſchädlichen Würkungen der Kupfergeſchirre beim Kochen, (obwohlen es in andern Fällen von groſſen Nuzen iſt, davon auch gelegenheitlich Meldung geſchehen ſolle) aus dem Epilogeur moderne Num. 1. verſchiedene betrachtungswürdige Anmerkungen mitgetheilet; dieſen können wir dermalen einen Auszug eines leſenswürdigen Schreibens, das aus Halle an einen Herrn zu Stokholm erlaſſen worden, hinzu ſezen, welches unter andern zum Beweiſe dienet, daß man auch bei dem Gebrauch der zinnernen Gefäſſe nicht allerdings von der Gefahr befreiet ſeye:

Ob es wohl eine erwieſene Sache iſt, mein Herr, daß der allzuvielfältige Gebrauch des Kupfers und des Zinnes in denen Kuchengeſchirren für die Geſundheit ſchädlich iſt, und obwohl die Liebe für unſere eigene Erhaltung unumgänglich erheiſchet, daß man an ſtatt dieſen Metallen andere minders gefährliche Materien einführe; ſo wird doch, allem Anſehen nach, dieſe nothwendige Veränderung nicht ſobald Plaz finden. Um hiezu zu gelangen, ſind eine groſſe Anzahl trauriger Zufälle nöthig. Das Unglük einer Menge Particuliers mus dem Publico die Augen aufthun. Es iſt wahr, daß ihr Eifer, ihre Einſichten, ihre Gründe, ihre Nachrichten, ſchon einen glüklichen Eindruk bei vielen vernünftigen Leuten gemacht; alleine die Oberherrſchaft des Vorurtheils und der Gewohnheit erſtreket ſich allzuweit, und iſt zu allgemein. Man hat in ihren Blättern verſchiedene Schreiben über den gefährlichē Gebrauch, wovon wir reden, geleſen. Man hat ihre Anmerkungen wohl aufgenommen, man hat ihren Meinungen Beifall gegeben. Es iſt die Menſchenliebe, die Vernunft, welche hier redet, ſagten wir; gleichwohl würde es bei dieſem fruchtloſen Ausſpruche, Video meliora proboque, deteriora ſequor, geblieben ſeyn, wenn nicht gerade zu rechter Zeit ein Zufall ſich ereignet hätte, um dieſem Raiſonnement den gröſten Nachdruk zu geben. Eine Begebenheit, die vor unſern Augen vorgehet, und wovon alle unſere Sinnen gerühret werden, iſt ein Beweisgrund, der ohne Widerſpruch bleibet. Hier haben ſie einen dergleichen, wovon ich nicht der einzige Zeuge geweſen. Ein Weib in dieſer Stadt, welche ſich in einem zinnernen Gefäſſe ein wenig Brühe aufgehoben hatte, hatte zu gleicher Zeit 3. Eyer mit ihrem Weiſſen hinein gethan; des folgenden Tags wärmte ſie dieſe Brühe zu ihrem Mittageſſen auf, und aſſe nebſt andern Perſonen davon. Eine Stunde darauf wurden alle, die davon gegeſſen hatten, mit einem heftigen Ekel, der mit Zukungen und Erbrechen begleitet war, angegriffen. Wiewohl nun dieſe Symptomata keine widrige Folgen nach ſich gezogen, ſo gaben ſie doch zu Beſichtigung des Gefäſſes Anlas, in welchem man 3. ſchwarze Fleken, an dem Ort, wo die Eyer gelegen, gewahr wurde. Man kan leicht abnehmen, daß mit einigen Eyern mehr der Zufall gefährlicher geweſen ſeyn würde, weilen dadurch mehr Arſenicaliſche Theile würden aufgelöſet worden ſeyn. Dieſer Zufall hat dem Profeſſor Buchner Anlas gegeben, eine Diſſertation unter dem Titul: De circumſpecto uſo Vaſorum ſtanneorum ad potuum ciborumque, ſpeciatim ex ovis conficiendorum; præparationem, neceſſario. Sie werden mein Herr, bei Leſung dieſer Schrift, mit Vergnügen erſehen, daß er für den Gebrauch des Eiſens, jenes nüzlichen Metalls, deſſen Vaterland, wann ich mich alſo ausdruken darf, das ihrige iſt, den Schlus machet. Ereignen ſich nur noch mehrere Zufälle von dieſer Eigenſchaft, ſo hoffe ich, daß man keinen Anſtand mehr nehmen wird, dieſe Reforme vorzunehmen. Ich kan ihnen ſogar zu ihrem eigenen Vergnügen, und in Anſehung des Antheils, den ſie an der Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts nehmen, melden, daß ſchon verſchiedene Häuſer allhier angefangen, einen groſſen Theil der Kupfer- und Zinngeſchirre abzuſchaffen.

Von der Salomoniſchen Schiffahrt nach Ophir.

Es iſt aus der heiligen Schrift bekannt, daß der **König** Salomo Schiffe nach Ophir geſendet hat, welche von daher Gold, Silber, Elfenbein ꝛc. geholet haben. Es iſt faſt über keine Sache mehr geſtritten worden, als über die Lage dieſes Landes. Die Meinungen der Gelehrten ſind hierinn ſo ſehr getheilet, daß man es in allen vier Theilen der Welt, und wiederum in beſondern Gegenden derſelben geſuchet hat. Ob aber gleich dieſe Materie ſchon ſo ſehr erſchöpfet zu ſeyn ſcheinet; ſo nehme ich mir doch die Freiheit, einige Gedanken hiervon der Welt bekannt zu machen. Sie ſind kürzlich dieſe: Man findet (*) in der Gegend von Malaka einen ſehr hohen Berg, welchen man auf eine ſehr entfernte Weite erbliken kan. Die Einwohner nennen ihn Ophir, und ſagen: daß er reiche Goldminen in ſich enthalte, ob man gleich bisher wenig von dieſem Metalle, wol aber viel Zinnen erhalten hat, welches aber daher rühret, weil man wegen eines Moraſtes, der den Berg umgiebt, nicht nahe an demſelben hat arbeiten können. Der Name dieſes Berges führet mich auf die Muthmaſſung, daß die Gegend von Malaka das eigentliche Ophir geweſen ſey; es fällt mir aber auch zugleich der Gedanke hiebei ein, daß Ophir, des Jafetans Sohn, in dieſer Gegend ſich niedergelaſſen, (jedoch iſt die Stadt Malaka nicht ſeine Reſidenz geweſen, weil ſolche erſt in neuern Zeiten iſt erbauet worden) und von welchem vielleicht damals das Land den Namen geführet hat, der aber hernach iſt verändert worden. Dieſes iſt mir um ſo viel mehr glaublich, da bekannt iſt, daß Hevila, des Ophirs Bruder, ebenfals in den Oſtindien ſeinen Siz gehabt hat, welches auch nach deſſen Namen Hevila iſt genennt worden. Ich könnte die Herrſchaft des Fürſten Ophir über ganz Indien jenſeits des Ganges, über die Reiche Siam, Pegu, Arakan, Bengalen ꝛc. zugleich über die Inſul Summatra ꝛc. ausdehnen, um der Forderung dererjenigen ein Genüge zu thun, welche ſagen: daß alle Schäze, welche die Schiffe Salomo geliefert haben, in Ophir ſich finden müſſen. Dieſe vorgefaſte Meinung iſt die wahre Urſache, warum in der ganzen Welt dieſes Ophir iſt geſuchet worden. Man hat ſich die gröſſeſte Mühe gegeben, ein Land zu finden, in welchem alle dieſe Schäze vorhanden ſind; und daher iſt einigen eingefallen, es könnte vielleicht America ſeyn, weil ſolches ſo groſſe Reichthümer und koſtbare Sachen liefert. Allein ich werde mich hiedurch nicht abſchreken laſſen, Ophir in die Gegend zu ſezen, welche die Malleyer bewohnen, ob ich gleich geſtehen mus, daß nicht alle Waaren in derſelben anzutreffen ſind, welche die Schiffe

des

(*) Vid. Hiſtoire de l'expedition de trois vaiſſeaux, envoyés par la Compagnie des Indes orientales des Provinces Unies aux terres auſtrales en MDCCXXI. T. I. pag. 178.

des Königes Salomo mitgebracht haben. Folgendes überzeuget mich, daß es gar nicht nothwendig ſey, dieſerhalben Ophir auſſer den Grenzen dieſes Landes zu ſuchen. Man mus nicht glauben, daß dieſe Schiffe allein nach Ophir gekommen ſind. Ihre Reiſe hat ohne Zweifel deswegen den Namen erhalten, weil ſie aus ſelbigem Lande den beſten Theil ihrer Ladung, inſonderheit eine groſſe Menge Gold bekamen, welches auch die heilige Schrift vorzüglich anführet, und Joſeph nennet daher im 7. Cap. des 8. Buchs ſeiner Jüdiſchen Geſchichte Ophir das güldene Land. Daß aber im Königreiche Malaka viel Gold ſey gefunden worden, kan man daher leicht abnehmen, weil es die Portugieſen das güldene Malaka genennet haben. Die übrigen Waaren, welche die Salomoniſchen Schiffe mitbrachten, und die in Malaka nicht anzutreffen waren, erhielten ſie aus andern Ländern. Die alten Seefahrer wagten ſich nicht weit vom Lande weil ſie damals noch keinen Compas hatten, nach welchem ſie den Weg finden konten; ſie waren alſo verbunden, in verſchiedene Haven einzulaufen. Hierzu zwangen ſie auch die veränderlichen Winde, welche die Schiffers Mouſſons zu nennen pflegen, und die auf der Küſte von Perſien, Malabar, Zeylon, Summatra ꝛc. wehen. Die Schiffe Salomo muſten daher auch zu ihrer Sicherheit viele Haven auf der Aſiatiſchen Küſte beſuchen. Sie wurden alſo mit verſchiedenen Völkern bekannt, mit denen ſie Handlung trieben, oder, welches nach 2. Chron. 9, 14. 23. 24. ſtark zu vermuthen iſt, ſie bekamen von denenſelben Geſchenke, oder zwangen vielleicht auch wol einige dererſelben zu einem gewiſſen Tribut. Daher war es kein Wunder, daß ſie bei ihrer Zurükkunſt ſo vielerlei fremde und koſtbare Waaren mitbrachten. Man ſiehet aber auch hieraus leicht, warum ſie drei Jahre auf der Reiſe zugebracht haben. Dieſes iſt es, was ich dem Leſer kürzlich habe bekannt machen wollen, und zu welchem vorher angeführte Reiſebeſchreibung mir vornemlich Anlas gegeben hat. Ich gebe ſolches für keine vollkommen gewiſſe Wahrheit aus, und wenn es daher den Beifall deſſelben nicht erhält, ſo kan ich mich um ſo viel mehr damit tröſten, daß noch keiner der gröſten Gelehrten dieſe Sache nach einer geometriſchen Strenge abgehandelt hat.

Mittel wider einige Inſekten.

Es iſt nicht genung, daß wir Thiere umbringen, weil wir uns von ihnen ernähren wollen: wir töden auch viele um deswillen, weil ſie ihre Nahrung von uns ſelbſt, oder dem Unſrigen zu gewinnen ſuchen. Dieſes mus indeſſen nicht alles mit Genehmhaltung der Natur geſchehen: denn ſie hat faſt allen Inſekten, Würmen und andern Thieren, denen wir nachſtellen, ſehr geſchikte Mittel gezeigt und angewöhnet, unſern verderblichen Händen zu entgehen, und man mus es ihnen laſſen, daß ſie ſich derſelben aufs beſte zu bedienen wiſſen. Jedoch, wir unterlaſſen nicht, alle dieſe Beſchüzungen durch unſern Wiz zu vernichten. Die Weltweiſen und Naturforſcher bringen ſelbſt ihre Lebenszeit damit zu, um Mittel auszuſinnen, eine Menge Creaturen auszurotten, die ſie noch nicht einmal kennen, um dadurch gewiſſe Abſichten zu erreichen, und Folgen zu verhüten, deren ganzen Umfang ſie eben ſo wenig kennen. Wer weis, wie viele unerkannte Nuzen die Inſekten der Bäume, der Steine und der Thiere haben, die alle viel gröſſer ſind, als die Urſachen, warum wir ſie vertilgen wollen! Dieſe Vermuthung iſt ſehr wahrſcheinlich: denn dieſes gilt von allen Vermuthungen, die der Natur zur Ehre, und den Verbeſſerungen der Menſchen zur Satyre gereichen. Inzwiſchen hat ein jedes Geſchöpf ſein natürliches Recht, ſich gegen die Beſchwerlichkeiten, die ihm andere verurſachen, zu vertheidigen, wenn ſie auch von ihm leben müſſen;

ſen; und dieſes iſt der beſte Vorwand, den man finden kan, um eine Abhandlung, wie die gegenwärtige iſt, zu vertheidigen. Wir haben gleich beim Anfange dieſer Blätter verſprochen, recht nüzliche Abhandlungen, neue Entdekungen, und auch Mittel wieder mancherlei Inſekten vorzuſchlagen, und wir haben dieſes Verſprechen ſchon vielmal erfüllet. Nichts deſtoweniger finden wir noch einige nüzliche Sachen von dieſer Art, die würdig ſind, in einer kleinen Sammlung angezeiget zu werden. Wir wollen ſie hier der Reihe nach mittheilen.

Mittel wider die Raupen.

Es iſt gar nicht nöthig, erſt zu ſagen, warum die Raupen ſterben ſollen? Solches iſt in dem Referendario oder auserleſenen Sam̃lungen 2ten Theil, pag. 298. bis 311. hinlänglich beſchrieben worden. Jeder Gärtner wird wünſchen, daß ſie ſchon längſt tod wären. Man hat viele Mittel erdacht, ihren Untergang zu befördern. Vielleicht iſt unter allen folgendes eines Verſuches würdig.

Nehmet Genſterkraut, (Geniſta) zerſchneidet es klein, und weicht es eine Nacht hindurch in heis aufgeſchüttetem Waſſer ein. Man mus zu einem Zober Waſſer einen Arm voll Genſter haben. Den folgenden Morgen beſprenget die Bäume, den Kohl und die Pflanzen, auf welchen ſich Raupen ſpüren laſſen, mit einem eingetauchten Beſen, oder einem zuſammen gebundenen Wiſche Gras. Das Waſſer bekommt vom Genſter eine Eigenſchaft, welche die Raupen umbringet, ohne doch den Früchten im geringſten zu ſchaden. Indeſſen iſt dieſe Sache nicht mit einemmale gethan. Man mus die Operation öfters wiederholen, wenn alle Raupen davon ſterben ſollen; denn durch unſere Mühe und Arbeit müſſen wir die Geſchenke bezahlen, die uns die Natur darbietet, nicht weil ihr an unſerer Arbeit etwas gelegen wäre, ſondern weil ſie dienet, uns geſund und beſchäftigt zu erhalten. Wie die Raupen und anderes dergleichen Ungeziefer von Kraut- und andern Pflanzen zu vertreiben, und ſicher zu verwahren ſeyn! davon haben wir bereits vor einigen Jahren ein bewährtes Mittel in dieſen Blättern entdeket; Und befindet ſich zumal eine beſondere Nachricht hievon in dieſem Referendario 3ten Theil pag. 92. Wie dann auch der Raupenfras, und deren Vertilgung in eben dieſen Sammlungen pag. 137. beſchrieben worden.

Mittel wider die Fliegen.

Bittere Sachen, ſtark und ſcharf riechende, ſehr flüchtige und ſchnell ſich bewegende Theilchen, ölichte, hizige und durchdringende Materien, beſonders aber das Quekſilber, und die daraus bereiteten Zuſam̃enſezungen ſind den meiſten Inſekten Gifte. Solte ſich aus ſo vielen nichts wider die Fliegen finden laſſen, wider dieſe beſchwerlichen Inſekten, die alles benaſchen, auf allem Spuren ihrer Fruchtbarkeit zurük laſſen, und mit ihren ſaugenden Stacheln ſo ungeſtüm anſezen, daß ſie verdienten, mit den Flöhen in einerlei Claſſe geſezt zu werden? Ihre Unverſchämtheit, ihr unerheblicher Nuzen, ihr Daſeyn, das faſt allen gröſſern Thieren zur Laſt wird, und vielleicht auch ihre finſtere Art, zu denken, verdienen unſere Rache. Ich ſage mit Fleis, auch ihre Art, zu denken:

Denn daß die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kommt blos daher, weil ſie ſo viel verſtehn,
Und auf den Grund der Sache gehn.

Wer ſieht aber nicht aus ihrer ſeltſamen Geſtalt, daß ſie eine ganz wunderliche Art, zu denken, haben müſſen? Man kan alle Fabeldichter deswegen nachſchlagen, und man wird finden, daß die Fliegen jederzeit einen ſchlechten Charakter von ihnen erhalten. Geſezt aber auch, daß es ſogar ſchöne Geiſter unter ihnen gäbe: warum fallen ſie uns mit ihrer Aufführung beſchwerlich? Dieſes Verbrechen, welches bei den ſchönen Geiſtern unter uns kaum erträglich iſt, verdient an den Fliegen gewis, mit dem Tode beſtraft zu werden. Herr Siegesbek hat in den Breslauer Naturgeſchichten ein Mittel wider ſie bekannt gemacht, das in der That, wegen anderer Betrachtungen, die man daraus herleiten kan, ſchon verdiente, bekannter gemacht zu werden, und das wir zugleich um dieſer Abſicht willen hier um deſto lieber einrüken wollen.

Herr Stahl hatte an einem gewiſſen Orte geſagt, daß ſich mit einem Pfunde Baumöl ein halbes Pfund Mennige dergeſtalt auflöſen laſſe, daß man es für eine wahre Auflöſung anſehen könne. Herr Siegesbek nahm hieraus Anlas, den Schlus zu machen: Wenn man das zu einer Mennige gebrachte Blei auf ſolche leichte Weiſe ganz aus ſeiner metalliſchen Art bringen könne, daß auch vielleicht wol die andern vorher in Kalk gebrachten Metalle, und beſonders das Quekſilber, auf eben die Art möchten aus einander geſezt werden können. Er nahm alſo zum Verſuche zwei Quentlein verſüſtes Quekſilber und ein Loth Olivenöl, that ſolches in einen blechernen Löffel, miſchte es wohl unter einander, und lies es unter beſtändigem Umrühren über einem kleinen Kohlfeuer mit einander kochen: da es denn nicht allein einen eben ſo ſtarken und widerlichen Geruch und Dampf von ſich gab, als ſonſt bei Verfertigung des Pflaſters von Mennige zu entſtehen pflegt, ſondern es bekam auch eine eben ſo ſchwarzbraune Farbe und Zähigkeit, als daſſelbe. Nachdem dieſe Vermiſchung kalt geworden war, ſchüttete ſie Herr Siegesbek in ein kleines offenes Zukerglas, und ſezte es in das Fenſter des Zimmers. Den folgenden Tag ſahe er mit Verwunderung eine erſtaunliche Niederlage von Fliegen, die in dem ganzen Fenſter zerſtreuet, und beſonders bei dem Glaſe herum tod lagen. Kaum hatte er dieſes beobachtet, als er ſich vorſezte, den Fliegen ihr Gift annehmlicher zu machen. Er ſtrich demnach oben an den Rand des Glaſes etwas Süſſes, und durch dieſe Liſt verſammleten ſich alle Fliegen im Zimmer nach und nach bei dem Glaſe. Sie genoſſen in trunkener Wolluſt die vergiftete Süſſigkeit, und wurden matt, und blieben tod liegen. So eine beſondere Eigenſchaft beſizt das Quekſilber, alle Arten von Inſekten zu tödten, und ſo wenig iſt dieſe Eigenſchaft dem verſüſten Quekſilber durch deſſen Zubereitung genommen.

Mittel wider die Motten.

So beträchtlich der Schade iſt, welchen die Motten den wollenen Zeugen zufügen, man mag ſie nun zu Kleidern und andern Geräthſchaften wirklich gebrauchen, oder in Stüken liegen haben; ſo hat man doch bisher noch kein Mittel erfinden können, um ſich gegen dieſe kleinen Thiere zu vertheidigen. Ja, wenn man die Tücher nicht beſtändig auskehret, und an die freie Luft bringet, ſo werden ſie dieſelben gewis und unfehlbar verderben. Nichts deſtoweniger ſind dieſes nicht die einzigen Sachen, welche ihrem nagenden Appetite gefallen. Sie ſchleichen ſich in die beſtverwahrten Schränke, Kiſten, Coffres, worinn das koſtbarſte Pelzwerk verwahret wird, und ſie ſchonen nichts, es mag ſo weit herkommen, und ſo theuer ſeyn, als es will. Das ſchlimmſte iſt, daß ſie ſich von Jahr zu Jahr ſo erſtaunlich vermehren, daß keine Rettung für die Tücher und Pelze iſt, worinn ſie ihre Wohnung aufgeſchlagen haben. Solchergeſtalt kan man ſich und andern einen wahren Dienſt leiſten, wenn man weis, durch welche Mittel ſie von dergleichen Sachen abgehalten werden.

Man nehme einen Theil Terpentins

und zwei Theile Weingeiſt, vermiſche beides wohl zuſammen, und tunke eine Bürſte oder Ruthe hinein, um damit das Geräthe, die Tapeten, Stühle, Deken und Bettſtellen zu beſtreichen. Bei dem Holzgeräthe mus man es auch in die Fugen und Eken bringen. Der ſtarke Geruch des Terpentins verurſacht den Tod aller Motten, und das Zerplazen ihrer Eyer; ja, kein anderes Inſekt wird ſich unterſtehen, ſich ihm zu nähern. Man vermiſcht den Weingeiſt mit dem Terpentin, um das Mittel dadurch zu verlängern, und die Bewegung der Theilchen deſto ſchneller zu machen *.

Dieſe Operation mus eigentlich im April unternommen werden, als welches die Zeit iſt, da die Motteneyer von der neuen Wärme auskommen. Um die Wirkung deſto kräftiger zu machen, mus man die Fenſter, Thüren, und alle andere Zugänge wohl verwahren, damit der Geruch nicht allzu geſchwind verfliege. Den Abend, oder lieber den Morgen früh öfnet man alles wieder, um dem Zimmer friſche Luft zu ſchaffen. Man geht aber am ſicherſten, daß man dieſe Operation im Auguſt wiederholet.

Was die in den Kleiderſchränken verwahrten Kleider und Tücher betrift, ſo mus man ſie folgendergeſtalt gegen die Motten vertheidigen. Man feuchtet einen Bogen Papier mit der obigen Arzenei ein, oder tränket und beſtreichet damit ein altes Stük wollenes Zeug, und ſtekt es alsdenn zwiſchen einige Falten. Ob es nun gleich nicht nöthig iſt, in jede Falte etwas davon zu ſteken, ſo mus man ſich doch nicht einbilden, daß ein einziger Bogen, oder ein Stükchen Tuch dazu hinreichend ſeyn werde. Ubrigens iſt wegen des Mittels nichts zu fürchten: denn da man mit dem Terpentinöle die Fleken aus den Zeugen bringen kan, ſo läſt ſich leicht ſchlieſſen, daß es ihm keinen Schaden zufügen werde. Das Pelzwerk mus man lieber ganz in ein ſolches Oel getränktes Papier einſchlagen, und in jeden Ermel mus auch ein Stük geſtekt werden, wenn man vor den Motten ganz ſicher ſeyn will.

Mittel wider die Milben, die die Bücher zerfreſſen.

Man beſchuldigt gemeiniglich die Motten, daß ſie Bücher fräſſen; allein, es iſt falſch: ſie fragen nichts nach unſern Bibliotheken. Es iſt aber ein kleiner Käfer, der im Monate Auguſt ſeine Eyer in die Bücher legt, und zwar juſt an der Seite, wo ſie gebunden ſind. Hieraus entſpringt eine Milbe, welche den Käſemilben nicht unähnlich ſieht. Dieſe Milbe, nicht aber der Käfer, iſt es, die die Bücher friſt. Doch die Milbe ſelbſt iſt noch zu entſchuldigen. Sie ſcheint das Papier nicht aus Hunger, ſondern mehr darum zu freſſen, weil ſie dazu gezwungen iſt. Denn wenn die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, ſo ſucht ſie in die freie Luft zu kommen, und friſt daher ſo lange links und rechts um ſich, bis ſie das Ende des Buchs erreicht hat, und davon fliegen kan. Der Käfer, der aus dieſer Milbe entſteht, kan nicht ſo, wie ſie, um ſich herum freſſen, und kan unmöglich ein Buch durch und durch bohren. Alle Holzmilben arbeiten auf eben die Art, ehe ſie ſich in Käfer verwandeln. Es giebt auch, ſo viel man weis, nur eine einzige Art Raupen, welche das Holz der Weidenbäume freſſen, und es von einer Rinde zur andern durchbohren, ehe ſie ſich in Schmetterlinge verwandeln.

Man hat verſchiedene Verſuche angeſtellt, dieſen Milben den unglüklichen Geſchmak an den Büchern, und beſonders an den Pflanzenſammlungen, zu benehmen: denn ſie freſſen in der That auch die getrokneten Pflanzen, welches ſonſt kein Inſekt zu thun pfleget. Die Schuld mus ohne Zweifel an der Pappe und dem Lei-

---

* Eben dieſes Mittel dienet auch zur Ausrottung der Flöhe und Wanzen. (Siehe Ref.

me liegen, deſſen ſich die Buchbinder zum Leimen bedienen, ja vielleicht thut auch das Leder und Pergament etwas dabei. Der Buchbinderleim wird gemeiniglich aus Kleyen oder anderm Mehle gemacht, das die Milbe ſehr liebet, und das auch den Käfer herbeiloket. Man hat es verſucht, bittere Sachen, als Wermuth, Coloquinten, u. ſ. w. unter dieſem Leime zu miſchen; allein, es hilft nichts. Das einzige Mittel, ſo man noch endlich gegründet befunden, ſind die mineraliſchen Salze geweſen, die allen Inſekten widerſtehen. Das bekannte Arcanum duplicatum, der Alaun und Vitriol ſind ſehr geſchikt zu dieſem Zweke: hingegen thun die Salze aus dem Gewächsreiche, die Potaſche, Weinſteinſalz, u. ſ. w. dieſen Thieren nichts. Dieſe leztern Salze löſen ſich auch in einer feuchten Luft leichtlich auf, und machen Fleken in die Bücher.

Wenn man demnach von den erſten Salzen ein wenig unter den Kleiſter miſchet, ſo werden die Bücher niemalen von den Würmern angegriffen werden. Doch kan man hier noch mehr Behutſamkeit vorſchlagen. Man könnte ſich z. E. zum Kleiſter, ſtatt des Mehls, der Stärke, oder, nach der hieſigen und bekannten Benennung mich auszudrüken, der Kläre bedienen; man könnte auch zwiſchen das Buch und den Band ein wenig gepülverten Alaum mit etwas feinem Pfeffer vermiſcht einſtreuen, welches man auch auf die Geſimſe in den Bibliotheken ſchütten könnte. Noch beſſer wäre es, die Bücher im Merz, Julius und September mit einem Stüke wollenen Zeuges, das man vorher in gepülvertem Alaun gedrükt hätte, ſtark abzureiben.

Ehe ich dieſe Sammlung von Giften beſchlieſſe, mus ich noch dieſes erinnern, daß die hier angeführten Mittel nicht darum angeführt worden, weil etwa keine andere vorhanden wären. Man braucht ſehr wenige ökonomiſche Schriften geleſen zu haben, um deren ſehr viele zu wiſſen. Allein, ich habe dieſe darum vor andern erwählt, weil ſie hinlänglich, leicht, und ohne Koſten und Umſtände zu bewerkſtelligen, und alſo unter vielen hundert andern die thunlichſten, und ſolchergeſtalt auch die gemeinnüzigſten ſind.

Ob es Krankheiten gebe, die geſund ſind?

Eine Unterſuchung von Krankheiten, die geſund ſeyn ſollen, iſt keinesweges ſo nichtswürdig, daß man ſich ihrer zu ſchämen haben ſolte. Es iſt unter den Aerzten ſelbſt noch nicht ausgemacht, ob dergleichen Krankheiten möglich ſind, oder nicht? Die Redensarten, daß eine gewiſſe Sache geſund, oder ungeſund ſey, haben eine ſehr unbeſtimmte Bedeutung. Zuweilen nennt man eine gewiſſe Speiſe geſund, wenn ſie gar keine natürliche Veränderung in dem Körper hervorbringet. So iſt es mit dem Waſſer. Zuweilen nennt man Sachen geſund, in ſo fern ſie, der Empfindung nach, angenehme Wirkungen hervorbringen. So iſt es mit dem Wein, weil er des Menſchen Herz erfreuet. Es giebt auch Sachen, die darum geſund genennt werden, weil ſie für Vertheidigungsmittel wider einige Krankheiten gehalten werden. So ſagt man, daß ein Butterbrod geſund ſey, das man des Morgens in neblichten Wetter, ehe man ausgeht, zu ſich nimmt. Endlich nennt man auch Sachen, die Krankheiten vertreiben, geſund. So ſagt man, daß ein Glas Kümmelbranntwein geſund ſey, weil er die Winde in den Gedärmen zertheilet. So lange man nun noch nicht ausgemacht hat, was dieſe Redensart heiſſen ſoll, wenn man von einer Krankheit ſagt, daß ſie geſund ſey; ſo lange iſt es auch noch nicht möglich, die Sache zu entſcheiden; und weil man hieran am wenigſten zu gedenken pflegt, ſo ſind die Streitigkeiten, welche hierüber geführt werden, gemeiniglich bloſſe Wortſtreite. Wenn der Gedanke, daß eine Krankheit geſund ſey, wenigſtens den Schein eines vernünftigen Gedankens haben ſoll, ſo kan er nur in zweierlei Sinne angenominen werden. 1) Man kan ſagen, daß eine Krankheit geſund ſey, wenn ſie, nachdem ſie wieder gehoben worden, den Körper in einem ſolchen Grade der Geſundheit zurük läſt, dergleichen er vor dem Anfalle dieſer Krankheit nicht gehabt hat. In dieſer Bedeutung können allerdings Krankheiten geſund ſeyn, obgleich der Ausdruk jederzeit ſchlecht gewählt iſt. Man nennt die kalten Fieber geſund, weil ſie nach einer gründlichen Wiederherſtellung den Leib in einen Grad der Geſundheit verſezen, den er zuvor nicht gehabt hat, weil die Vorbereitungen zum Fieber ſchon lange vor deſſen Ausbruche den Körper ſiech gemacht haben. Es iſt aber nicht das Fieber; ſondern vielmehr die gründliche Cur deſſelben, die die Geſundheit wieder herſtellet. Und ſo iſt es auch noch in vielen andern Fällen beſchaffen. Solcher geſtalt ſind es nicht die Krankheiten, die uns geſunder machen, ſondern es ſind die heilſamen Veränderungen, welche entweder unter die Krankheit oder durch die gründliche Cur derſelben in uns hervorgebracht werden. Man kan auch ſagen, daß eine Krankheit geſund ſey, wenn ſie als ein Mittel angeſehen werden mus, den Tod, oder eine andere gröſſere Krankheit zu verhüten oder zu vertreiben. In dieſem Fall mus man die Krankheiten als nothwendige, aber kleinere Ubel anſehen, welche geduldet werden müſſen, um gröſſere Ubel zu verhüten. Man hat viele Curen, die nach dieſer Masregel angeſtellet werden. Nimmt man nicht öfters einen Arm oder Bein ab, um den Brand zu verhüten, weiter um ſich zu greifen? Was iſt ein Fontenell oder das Aderlaſſen anders, als eine kleinere Krankheit, die man ſich anbringen läſt, um gröſſere dadurch zu verhüten? Die künſtliche Kolik, welche die Purganzen erregen, die zuſammenziehende Brechmittel im Magen, das Inoculiren der Blattern, ja die Wirkungen aller Arzeneien ſind als ſolche künſtliche Krankheiten zu betrachten, die ärgere Krankheiten verhüten oder aufheben. Da nun dergleichen Würkungen eben ſowohl durch die Natur, als durch die Kunſt hervorgebracht werden können; ſo iſt klar, daß es in der That Krankheiten geben könne, die geſund ſind, weil ſie ärgere verhindern. Was eine Purganz thut, das thut öfters eine natürliche Kolik; was das Aderlaſſen ſtiftet, gewähret uns öfters auch das Naſenbluten; und ſolcher Geſtalt kan man von dergleichen Krankheiten mit eben dem Rechte als von den Purgiermitteln, den chirurgiſchen Operationen und allen Arzeneien ſagen, daß ſie geſund ſind. So gewis nun aber dieſes iſt, ſo wenig kan man in einzelnen Fällen beſtimmen, ob eine Krankheit geſund ſey oder nicht. Der Schnupfen kan z. E. nach der lezten Bedeutung geſund ſeyn, wenn er von einem Triebe der Säfte nach dem Haupte entſtehet, die in den Drüſen der Schleimhaut einen Ausgang finden, ohne welchen ſie vielleicht im Gehirne einen Schlagflus verurſacht haben würden. Betrachtet man ihn aber in der Abſicht, daß er den Säften hier in der Nachbarſchaft des Gehirns einen Ausflus verſtattet, wo ſich der Trieb des Bluts, wenn er nur ein wenig von der Naſe abweichet, leicht nach dem Gehirne wenden, und einen Schlagflus erregen kan; ſo ſieht man wohl, daß dieſe Krankheit in eben dem Grade gefährlich als geſund ſeyn könne. Eben ſo iſt es in allen übeigen Fällen; und man kan in der That den Vortheil einer kleinern Krankheit anders nicht beſtimmen oder behaupten, als bis man entweder die ganze Einrichtung eines gewiſſen Leibes auf das vollkommenſte einſieht, oder bis uns die Folge etwas davon erkläret. Können wir alſo von einer einzelnen Krankheit niemals entſcheiden, ob ſie uns nüzlicher, als gefährlich ſey; ſo können wir doch einen andern, und zwar einen moraliſchen Nuzen aus dieſen Betrachtungen ziehen. Wie wenig haben wir Urſache, wider den Schöpfer zu murren, der uns eine Krankheit auferlegt hat, die vielleicht zu unſerer Erhaltung, ja zur Verhütung eines andern entſezlichen Ubels dienet, das wir nicht vorher ſehen; und das nur derjenige weis, der uns im Mutterleibe gebildet hat. Bei Erklärung des lezten ſonntäglichen Evangelii von dem

Gicht-

Sichtbrüchichen iſt dieſes zumal unter andern vortreflichen Abhandlungen eine der Betrachtungs-würdigſten mit-geweſen, da die Krankheiten als unerkannte Wohlthaten GOttes aus dieſem Geſichtpunkte Erbauungs-voll vorgeſtellt worden. Dergleichen Betrachtungen, die man mit ſonnenklaren Beweiſen und augenſcheinlichen Erfahrungen unterſtüzen kan, tragen in der That vieles bei, die Menſchen in Krankheiten zur Geduld aufzumuntern; welches diejenige wohl zu beherzigen haben, welche durch die Ungeduld ſich ärger martern, als öfters die Krankheiten mit ſich bringen.

Vom Kanapee.

Ruhe iſt die gröſte Erquikung des Lebens. In der Hize ſuchet man den Schatten, und wie ſolte man es einem verdenken können, der die menſchlichen Beſchwerlichkeiten, ſich durch Ruhe erleichteret? Viele ſuchen Ruhe, und komt ſolche Unruhe! Der Zuker wird oftmals zu einem Gift, und die angenehmſte Speiſe erweket ein tägliches Fieber. So verderbet der Misbrauch die kräftigſte Sache! Man erlaube mir hier von dem Kanapee, und zugleich von der Geſundheit zu reden. Wie will ſich doch dieſes, werden die Freunde des Kanapees, und wol noch mit Lachen denken, wie kan ſich das zuſamen reimen? Vielleicht aber ſtehet Kanapee und Krankheit beſſer beiſammen? Hiervon kan man bald überzeuget werden. Es jammert mich der Geſundheit, welche am meiſten durch geringſcheinende Dinge verderbet wird. Ich ſolte zwar den Schaden hiervon nicht anzeigen, denn ſeit Erfindung des Kanapees haben auch die Medici mehr zu thun bekommen. Weil ich mich aber nicht unter diejenige Claſſe einſchreibe, welche ihr Vergnügen an ſchädlichen Gewohnheiten, und ihre Geſundheit aus anderer ihren Krankheiten haben, ſo will ich immer meinen kleinen Geſundheitsrath ohne Furcht ertheilen. Ich will die Kanapees nicht abbringen, denn ich bin ſelbſt ein Freund davon. Ich will nur gewiſſen Perſonen daſſelbe widerrathen, und einigen andern dazu rathen, und zwar ihrer Geſundheit wegen. Könnte ich wohl, wenn ich um ein ſolch Kleinod auch zur unrechten Zeit rede, eine Thorheit begehen? Ich werde mich alſo vielmehr um das Kanapee verdient machen. Es ſind zweierlei Nachrichten von den Erfindern des Kanapees eingelaufen. Einer hätte mit einem Frauenzimmer auf einem Stuhl ſizen wollen, und nach vieler Erforſchung endlich dieſe Invention gefunden. Denn das Kanapee iſt ſehr bequem. Ein anderer, der fleiſig Mittagsruhe gehalten, und von den Medicis gehöret, daß ſizend zu ſchlafen der Geſundheit nachtheilig ſey, überdieſes auch ſeine Gewohnheit nicht gerne auf Federn zeigen wollen, habe ſich ſo einer Erfindung bedienet. Nach der Zeit wäre die Sache ſo beliebet, und gemein worden, daß es diejenigen, ſo ohnedem die Ruhe gerne gepfleget, zu allen Commoditäten gebrauchten. Der Misbrauch der Ruhe wird unter dem Namen der Commodität verdeket. Dieſe pflegen ſich mit dem Kanapee ungemein einzuſchleichen. Die Commodite, welche ich nicht gerne in unſerer Sprache nennen will, hat man von Alters her unter die 3. gröſten Betrüger der Geſundheit geſezet. Der Feind, welchen wir nicht merken, oder nicht achten, iſt allemal der gefährlichſte. Die Krankheit, der Feind des Lebens, wen̄ ſie ſich verborgen hält, iſt die tödlichſte. Alsdenn will und kan man es nicht glauben, daß böſe Gewohnheiten den Zuſtand des Lebens ſo unterminiren. Wer etwas aufs Kanapee und auf die Geſundheit hält, der mache ſich folgende Gedanken zu Nuze: Das Leben unſers Körpers beſtehet in ſteter Bewegung aller innerlichen Glieder. Wo eines von dieſen ruhet, ſo leidet der ganze Körper. Die Beſchaffenheit dieſer Wirkungen nennet man die Geſundheit. Die innere Bewegung wird durch die Motion von auſſen kräftig unterhalten, befördert oder geſtärket. Die Müdigkeit zeiget das Ende dieſer Handlungen an, und alsdenn erquiket die Ruhe. Der Menſch iſt zur Arbeit gebohren, und jeder findet etwas in der Welt zu thun, weil einer um des andern wille lebet. Wir finden Leute, die wol arbeiten müſſen, wann ſie leben wollen. Dieſe ſind aber mit keinem Kanapee verſorget, folglich iſt dieſes nicht vor ſie geſchrieben. Ihre Munterkeit, Stärke und Geſundheit giebt im Gegentheil den Beweis von dem Nuzen der Arbeit und des wahren Genuſſes einer ſanften Ruhe. Diejenigen aber, welche der Stand und das Glüke von dieſer Art Motionen befreiet hat, glauben die beſte Lebensart in der Ruhe, in überflüſſiger Ruhe zu finden. Wir wiſſen, daß diejenigen, ſo viel ſizen müſſen, gemeiniglich von hypochondriſchen, ſcorbutiſchen und catarrhaliſchen Krankheiten angefallen werden. Wie wird es vollend denen gehen, welche beſtändig ſizen, ohne recht zu ſizen? Das Kanapee iſt zu einem Stuhle nicht bequem. Der Leib giebt ſich zuſammen, die Verrichtungen der innerlichen Gefäſſe werden gehindert, die Gefäſſe ſelbſt geſchwächet, die Feuchtigkeiten gehäufet, das Blut verdiket, und die ganze Natur vermattet. Man merket die Schwäche. Aber deſto mehr ſuchet man das Kanapee und die Ruhe. Ein ſo ſchlaues Verſtändnis haben die Urſachen der intricateſten Krankheiten und Fieber. Das Frauenzimmer, welches den ganzen Tag wenig Bewegung hat, und nur auf das Kanapee ſizet, pfleget am meiſten den Schaden, ohne daß ſie es glauben können, zu empfinden. Man wundere ſich nicht, wo der Mangel ihrer Geſundheit, ſo vielerlei Arten von hyſteriſchen Paſſionen entſpringen. Kommt über dieſes noch eine commode Lebensart und der liebe Caffee dazu, wie kan etwas anderes natürlicher Weiſe erfolgen, da eines dem andern ſo favoriſiret? Man wundere ſich, daß das Kanapee unter den Urſachen wichtiger Krankheiten ſtehet. Wie einem vollen Magen die beſte Speiſe nicht bekommet, ſo wenig bekom̃t eine unzeitige Ruhe. Es iſt nicht nur ein Geſez: wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, ſondern es folget auch natürlich: Wer nicht arbeitet, kan nicht wol eſſen; und wer folglich keine Bewegung hat, kan nicht ruhen, oder die Süſſigkeit der Ruhe ſo reizend nicht ſchmeken. Die Alten nehmen die Ruhe vor den Seegen ihres Alters, und die Kranken zu dem Labſal ihrer Schmerzen. Beiden iſt das Kanapee zu recommandiren. Diejenigen Quietiſten aber, welche ohnedem die meiſte Zeit ihres Lebens mit Schlaffen vertreiben, und alle Bewegung des Leibes fliehen, ſchwächen ihre Glieder, erſtiken die natürliche Wärme, und machen ſich ein unedles Geblüte, oder bringen ſich nach der Redensart eines alten Römiſchē Arztes ein frühzeitiges Alter zuwegen. Geſundheitsübungen verſchaffen hingegen eine lange Jugend; und wenn wir unſere Kräfte angewendet, den Leib geübet, unſer Amt beſorget, alsdann wird das Kanapee die Ruheſtatt der ermüdeten Glieder.

Eine moraliſche Abhandlung

(in Abſicht auf die Trägheit.)

On alonge ſa vie en dormant peu. d. i.

Man verlängert ſein Leben, wenn man wenig ſchläft.

Das iſt ein ſeltſamer und wunderlicher Ausdruk! Die Verkürzung des Schlafs, des ſtärkenden und unentbehrlichen Schlafs, ſolte die Verlängerung des Lebens verurſachen? Das iſt unglaublich! denn es ſtreitet wider die allgemeinen Begriffe vom Schlafe, und wider die tägliche Erfahrung. Jedermann wird durch ſeine eigene unleugbare Empfindung des Gegentheils verſichert. So werden viele unter den Leſern meiner Blätter bei dem Anblike dieſes Sazes in der erſten Hize auffahren: Sie haben auch nicht völlig unrecht. Der ſanfte Schlaf iſt eine Wohlthat des Liebhabers unſers Lebens. Seine ſtärkende Ruhe erſezt die benöthigten Kräfte, die wir im Wachen zugeſezt hatten. Der Schlaf iſt die beſte Nahrung und das ſüſſeſte Labſal der Müden: ſo wie eine ſchmakhafte Koſt eine anzügliche Reizung für einen hungrigen Magen iſt. Eine langwierige Ermangelung des Schlafs mus folglich einerlei Wirkung haben mit einer langwierigen Entbehrung der zum Lebensunterhalte erforderlichen Lebensmitteln: Doch alle dieſe fühlbare Wahrheiten heben die Gewisheit des obigen Denkſpruchs gar nicht auf. Dieſer unſchuldige Saz hat zu viel Hochachtung gegen jene ehrwürdige Wahrheiten, als daß er ſich ihnen ſolte entgegen ſtellen; alſo kan er ganz ruhig und unbeweglich an ihrer Seite ſtehen. Mit dem Schlafe verhält ſichs, wie mit Eſſen und Trinken. Der Gebrauch iſt nothwendig; aber die Mäſigkeit in dieſem Gebrauche iſt es nicht weniger. Zu viel iſt allemal ungeſund. Ein Schläfer gleicht einem Schlemmer. Beide fügen ihren Lebenskräften mehr Schaden zu, als daß ſie ſich durch ihre ausſchweifende Uebermaſſe einigen Vortheil zuwege brächten. Beide würden ihr Alter höher gebracht haben, wenn der eine weniger geſchlafen, und der andere weniger gegeſſen und getrunken hätte. Was man alſo von einer klugen Mäſigkeit ohne Widerrede durchgängig behauptet, daß ſie ein bewährtes Mittel zur Verlängerung unſeres Lebens ſey: das läst ſich auch mit gleicher Gewisheit von einer eben ſo vernünftigen Abkürzung der überflüſſigen Schlafſtunden behaupten: *Man lebet länger, wenn man weniger ſchläft.* Man mus dieſes Gleichnis nicht weiter ausdehnen, als die innere Aehnlichkeit geht; ſonſt würde es wie alle übertriebene Gleichniſſe hinken. Die Mäſigkeit im Eſſen und Trinken iſt am meiſten der zarten Kindheit und dem hohen Alter anzupreiſen, weil man in jener noch zu ſchwache, und in dieſer ſchon zu geſchwächte Dauungskräfte hat. Mit der Mäſigung im Schlafen iſts eben umgekehrt. Kindern und Greiſen kan man es am wenigſten verdenken, wenn ſie am meiſten ſchlafen. Jene bedürfen einer oft wiederholten und langen Ruhe, um Kräfte zu ſamlen: und dieſe werden, nach einem gemeinen, und durch die Erfahrung beſtätigten Sprichworte, im Alter wieder zu Kinder; alſo befinden ſie ſich in einerlei Umſtänden. Von ruhbedürftigen Säuglingen u. ſchläfrigen grauen Häuptern redet folglich der obige Ausſpruch nicht: *Die Verkürzung des Schlafs verlängert das Leben.* Den Arzeneigelehrten und naturkundigen Meiſtern in der Zergliederungskunſt überlaſſe ich es, dieſe Wahrheit aus therapevtiſchen, phyſicaliſchen und anatomiſchen Gründen herzuleiten. Ich werde ſie mit den Zeugniſſen einer geſunden Moral unterſtüzen. Billig kan man die Stunden, die wir auf den natürlichen Schlaf verwenden, von der Dauer unſers moraliſchen Lebens abrechnen: Denn im Schlafe beſteht unſer Vorzug für den unedlern vernunftloſen Geſchöpfen nicht; warum? wir haben ihn auch mit den zwei- und vierfüſſigen Thieren gemein. Je mehr wir alſo unſere Schlafzeit verlängern: deſto mehr verkürzen wir unſere moraliſche Lebenszeit; und je enger wir jene einſchränken: deſto mehr erweitern wir das Ziel dieſer leztern. Heist das nicht: *Man verlängert ſein Leben, wenn man wenig ſchläft.* Ich will dieſen augenſcheinlichen Beweis mit folgendem verbinden, den ich für handgreiflich halte; damit ich auch diejenigen überzeuge, die ein zärter Gefühle als Geſichte haben. Der Schlaf iſt des Todes Bruder; wenigſtens iſt er ihm ſo ähnlich, als zwei Geſchwiſter einander immermehr ſeyn können. Der Tod beraubt uns auf lange Zeit der Vorſtellungen und Empfindungen, die von den ſinnlichen Werkzeugen herkommen. Der Schlaf thut eben dieſen ſes, wiewol auf kurze Zeit. Daher hat die bekannte Redensart ihren Urſprung genommen. Der Tod iſt ein langer Schlaf, und der Schlaf ein kurzer Tod. Wenn nun jemand 60. Jahr in der Welt gelebt, und von den täglichen 24. Stunden den dritten Theil, 8. Stunden, mit Schlafen zugebracht hätte: So iſt es klar, daß er auch nur zwei Drittheile von 60. Jahren eigentlich gelebt, und daß er folglich nur 40. Jahre wachend zurükgelegt habe. Ein anderer hingegen, der ebenfalls ſeinen Geburtstag 60mal gefeiert, aber täglich nicht mehr als 6. Stunden auf die benöthigte Ruhe verwendet hat, kan ſich eines 45jährigen Alters rühmen, und ſo hat er ſein Leben um 5. Jahr für jenen verlängert, weil er ſeinen Schlaf um 2. Stunden abgekürzet. Iſt es nicht unwiderſprechlich, daß man durch eine kluge Verminderung ſeiner zum Schlafe beſtimmten Stunden ſeine Lebensjahre beträchtlich vermehren köñe? Gleichwol rathe ich es Niemanden, in der angeprieſenen Einſchränkung des Schlafs allzuweit zu gehen: denn es verhält ſich auch hierinn, wie mit der Mäſigung im Gebrauche der Lebensmittel, wer ſie übertreibet, der wird ein Hungerleider: und wer niemals ausſchläft, der iſt wie ein Schlaftrunkener. Es iſt gefehlt, wenn man ſich überredet, man werde ſeine häufige Geſchäfte eher zu Stande bringen, wenn man ſich des unumgänglichen Schlafs gänzlich enthalte, oder nur etwan ein Stündgen ein wenig ſchlum̃ere. Nichts weniger als dieſes! Langſamer wird man damit fertig, als wenn man es dem müden Gemüthe und Körper zu gute gethan und recht ausgeſchlafen hätte. Ein ſtets geſpannter Bogen wird nach und nach ſchlaff, und trägt nicht ſo weit, als wenn man die Sehne nachgelaſſen, und zu rechter Zeit wieder aufgezogen hat: und unabläslich angeſtrengte Seelen- und Leibeskräfte werden zu zeitig abgenuzet, und endlich unbrauchbar. Eine geübte Selbſterkenntnis wird diesfalls die zuverläſſigſte Rathgeberin ſeyn, wie lange man nöthig habe zu ſchlafen, ohne weder ein Nachtwächter noch ein Schläfer zu ſeyn. Hier aber mus ich ein gewöhnliches Verſehen bemerken: Man verkennt nur allzu oft die verkappte faullenzende Schläfrigkeit für die rathgebende Selbſterkenntnis, und man folgt ihrem einſchläfernden Zureden mit zufallenden Augen. Ein paar Erfahrungen, die ich meinen Leſern zum beſten bekannt machen will, werden dieſe Anmerkung ſattſam rechtfertigen.

Berthold Faulpelz, ein Mann in ſeinen beſten Jahren, iſt noch immer derſelbe Langſchläfer, der er ehedem in ſeiner zarten Kindheit war. Einen Mann nenne ich ihn, weil er ein männlicher Jüngling, oder wie man insgemein zu reden pflegt, ein alter Junggeſelle iſt; aber für einen Ehemann mus man ihn dieſes Ausdruks wegen nicht halten; denn das iſt er nicht, und er wird es auch hoffentlich niemals werden. Wo nähme er bei ſeinen wenigen Wachſtunden ſo viel Zeit her, daran zu denken, und eine mühſame Wahl anzuſtellen? Er müſte ſich denn im Traum eine künftige Gattin erſehen, und dieſe müſte eine beſondere Freundin vom Gähnen ſeyn, ſonſt würden ſie gewis in ſchlechter Harmonie mit einander leben. Weil er im Sommer eben ſo lange ſchläft, als im Winter: ſo hat er völlig die Hälfte von ſeiner Lebenszeit verſchlafen. Er wiedmet ordentlich 12. Stunden zu ſeiner Ruhe. Das ganze Jahr durch ſteht er um 8. Uhr auf, und um 9 Uhr iſt er ziemlich munter. Nach dem Eſſen hält er Mittagsſtunde, und in der Däm̃erung ſchläft er ſein gewohntes Abendſtündchen. Darauf iſſet er noch einmal, und wofern er nicht über der Abendmahlzeit einſchläft, raucht er noch eine Pfeife Tabak, und geht um 10. Uhr zu Bette. Er ſcheint nicht deswegen zu ſchlafen, damit er neue Kräfte ſammle, um der Welt nüzlich zu leben, ſondern er lebt nur, daß er ſich von ſeiner langen Ruhe wiederum ein wenig

nig munter mache, durch Nichtsthun ermüde, und zu der bevorſtehenden Ruhe allmählich einſchläfere. Alles was er zwiſchen ſeinen Ruheſtunden unternimt, das ſcheint er im Schlafe zu verrichten. Die Worte gehn ihm ſo hurtig von dem Munde weg, daß man zwiſchen einem jeglichen bis auf 20. zählen könnte. Daher geſchiehet es nicht ſelten, daß er ſich ſelbſten in ſeiner langweiligen Rede vergiſt, und ehe er zum Punkte kommt, ſich ein paarmal mit der Hand über die Stirne fährt. Indes befördert der unachtſame Faulpelz ſeine anwandelnde Schlafſucht, woraus er in kurzem nicht mehr aufwachen möchte. Er verlängert ſeinen Schlaf, und verkürzt ſein Leben.

Die Frau Baas Simplicia Kleiderpuz, ein Lugendbild ihrer verkehrten Einbildung, und ein tokenhaftes Muſter in dem aufgeblaſenen Gehirn ihres Mannes, gleichet dem Hrn. Faulpelz faſt durchgängig in ihrer Lebensart. Sie würde ſchon längſt nicht mehr auf der Welt ſeyn, wenn ſie von Jugend auf dem Schlafe ſo wäre ergeben geweſen, wie ſie es jezo iſt. Allein aus einem muntern Mädgen ward ſie erſt eine träge Frau, und denn eine ſchläfrige Matrone. Vor einiger Zeit hatte mein Vetter etwas bei ihr auszurichten. Er lies ſich um 10. Uhr des Morgens bei ihr melden, und er bekam zur Antwort, ſie pflegte niemalen ſo früh aufzuſtehen. Er kam um 3. Uhr wieder, und erhielt die Nachricht, ſie befinde ſich noch in ihrer Mittagsruhe. Er verſuchte es nochmal des Abends in der 9ten Stunde ſeine Aufwartung bei ihr zu machen, und man verſicherte ihn, um dieſe Zeit wäre ſie ordentlich im erſten und tiefſten Schlafe. Den Tag darauf ſahe ich ſie in die Kirche kommen, da der Geiſtliche ſchon auf der Kanzel wäre. Faſt die ganze Predigt nikte ſie, und weil ſie vielleicht nicht ausgeſchlaffen, ſucht ſie in der Kirche ein wenig zu ſchlummern. Es iſt recht ärgerlich, wann man, um zu rechter Zeit in die Kirche gehen zu können, nicht einmal am Sonntage aus den Federn zu kommen ſich die Mühe geben will. Doch! ſie hat noch mehr dergleichen Federſchweſtern, die ſich auf ſolche Art verdächtig machen, welche ſo ſpat an Sonn- und Feiertägen in das Haus des HErrn zu kommen gewohnt ſeynd. Indeſſen iſt die Frau Baas Simplicia Kleiderpuz den Sonntag über beſchäftiget, mit ihren Kleidern, die ſie gemächlich abziehet hin- und her anſiehet: ſelbige in Falten legt, und in der beſten Ordnung in die Käſten bringt. Die übrige Zeit bemühet ſie ſich mit Caffee Bier u. Wein trinken, Eſſen und Schlaffen. Sie pflegt gemeiniglich des Tags in der Woche zum Mittagſpeiſen 2. Stunden, und zum Abendeſſen 3. Stunden, und zum Caffee wieder einige Stund, ſich Zeit zu nehmen; Nachgehends, wann der Magen drukt, mus um 11. Uhr Vormittags noch ein Frühſtük her; Und Nachmittags nach dem Caffee, um 5. oder 6. Uhr mus der Magen auch was haben. Nachmittag oder vor dem Abendeſſen wird etwa eine Stunde geſchlaffen, damit der abgemattete Leib, oder vielmehr der ſtrappazirte Magen, (der auf ſolche Art entkräftet, träges und ungeſundes Geblüt kochet, und folglich den Leib zu allerhand Krankheiten diſponiret) nur ein wenig ausruhen kan. Von Hausgeſchäften weis die liebe Frau Baas Simplicia lediglich nichts, denn dieſe Bagatellen ſind für ſie zu niederträchtig, und gehören denen Mägden zu beſorgen. Für das übrige mag der Mann ſich bekümern und plagen. Genug! die Frau Baas Simplicia Kleiderpuz bleibt dennoch eine geehrte Frau, u. eine gute Haushalterin; denn ſie legt das von ihrem Manne errungene Geld an Capital auf ſchöne Kleider: dis macht ihrem eingeſchlafferten Verſtand nach mehr Anſehē, als das Geld im Kaſtē; wenigſtens bei dem Pöbel. Und die Erfahrung lehrt, daß ſolche Leute, wo kein Geld und Verſtand iſt, ſich gemeiniglich durch Stolziren und Kleiderpracht, herfürzuthun pflegen. O gezwungener und elender Vorzug, der auf ein todes Weſen, Unwiſſenheit, Schlaf und Trägheit, gegründet iſt! = = Die Schläfrigkeit iſt, wie mich dünket, ein Mittelſtand zwiſchen Vergnügen und Verdrus; und ſchiket ſich, ſo bald wir aus den Armen der Amme ſind, für alle Theile unſers Lebens ſehr ſchlecht. Ein ſolcher Abſcheu für der Arbeit, und da man ſich gar um kein Mittel bewirbet, ſich ſelbſt oder andern nüzlich zu werden, und zu gefallen, verurſachet in der That nichts anders als eine beſtändige Mattigkeit. Und man ſolte denken, dergleichen Leute machen ihnen ihr eigenes Leben zur Laſt. Ein Schläfriger oder Träger erniedriget ſich von der Hoheit der menſchlichen Natur, und verwandelt das Weſen, welches vernünftig war, in ein bloſes Gewächs. Solche bloſe Maſchinen ſind dabei am Gemüthe krank: die Munterkeit iſt bei ihnen bereits abgeſtorben: ſie haben keinen Trieb zu einer Arbeit; wenigſtens, wann ſie ja was thun ſollen, kommen ſie hart und ſelten daran: langſam gnug: oder tändeln nur: oder verrichten die Arbeit mit Widerwillen, und dabei ungeſchikt. Die Urſache hierzu ſcheinet der Mangel irgend einer nothwendigen Beſchäftigung zu ſeyn, die die Geiſter in Bewegung bringt. Bei ſo bewanden Umſtänden leidet nicht allein der Körper, in welchem die Geſundheit verſiegen mus; ſondern auch das Gemüth, wo alle gute Gaben verroſten müſſen; denn die Faulheit iſt ein Strohm, der langſam anſchwillt, und den Grund einer jeden Tugend durchweichet. Ein lebhaftes Laſter wäre ein viel erwünſchterer Tyrann, als dieſer Roſt des Gemüthes, welcher ſeine freſſende Farbe einer jeden Handlung unſers Lebens mittheilt. Es wäre faſt weniger Gefahr dabei, im Sturme umzukommen, als auf dieſe Weiſe in einer beſtändigen Stille zu liegen; und es hilft gar nichts, wenn jemand den Saamen zu tauſend guten Thaten bei ſich hat, wenn es ihm an gehöriger Stärke und Entſchlüſſung fehlet, dieſelben auszuüben. Der Tod macht alle Menſchen gleich; und dieſe Abſchilderung deſſelben, dieſer Schlaf des Gemüths, läſſet uns unter den erhabenſten Geiſtern und unter den dümmſten Köpfen, keinen Unterſchied merken. Die Munterkeit zu den Geſchäften machet der Tage viel, und die Jahre rühmlich; und nicht die Schläfrigkeit, das Nichts=oder vornehm=thun, und Faullenzen; denn dis iſt Schande und Schade, u. nicht das Arbeiten, wie manche glauben. Wer kan ſichs wohl einbilden, daß Socrates oder Demoſthenes um ihr Anſehen ſolten gekommen ſeyn; weil ſie ſich beſtändig Mühe gegeben, die Vollkommenheit und den Mangel ihrer natürlichen Gaben zu beſſern. Einem jeden iſt die Arbeit und der beſtändige Fleis bekannt, womit ſich Cicero zu einem groſſen Redner gemacht hat. Seneca verſichert in ſeinen Briefen an den Lucilius, daß es keinen Tag gäbe, an welchem er nicht etwas ſchreibe, oder eine Stelle in irgend einem guten Schriftſteller läſe, und Auszüge daraus machte, und ſo weiter. = = Die Application kan nun hier auf allerhand nüzliche und vergnügliche Geſchäften ſelbſt gemacht werden. Und dis gehet auch die fleiſige Frauen an, die nebſt Treibung ihrer ordentlichen Haushaltung, auch andere nüzliche Geſchäfte anzugreiffen ſich keineswegs ſcheuen; Sie mögen nun reich oder arm ſeyn: ſo hat ein jedes genug zu thun, wann es nur will, um die Trägheit oder Schläfrigkeit, (welches gleich viel) zu vertreiben, und ſeine moraliſche Lebensjahre zu verlängern; Denn die Zeit, welche wir leben, kan und ſoll nicht nach den Jahren, ſondern darnach gerechnet werden, wie wir dieſelben angewandt haben; ſo, wie nicht der Umfang der Aeker, ſondern das jährliche Einkommen derſelben, einem Landgute den Werth ertheilet.

Von der Schädlichkeit des Kohlendampfs.

Ich mag, um Weitläufftigkeit zu vermeiden, die Hiſtorie von den Jenaiſchen Teufelsbeſchworern hier nicht anführen; Es iſt bekannt genug, daß dieſe Unglükſeligen blos durch den Kohlendampf ihr Leben verlohren haben. Kein Thier kan in dieſem Dampfe eingeſchloſſen leben, und der Menſch mus von einer ſehr geringen Menge Kohlen, wenn er ſie in einem feſt verſchloſſenen Zimmer bei ſich hat, ſein Leben in wenig Stunden ohne alle Hülfe verlohren geben. Demnach erhellet hieraus zum wenigſten ſo viel, daß der Kohlendampf, auch in offenen Zimmern, und wenn es auch in noch ſo kleiner Doſe ſeyn möchte, nie ſolte geduldet werden. So bald man in einem Zimmer Kohlen riechen kan; ſo bald thun ſie auch Schaden: denn diejenigen ſubtilen Theilchen, welche durch den Geruch empfunden werden, ſind eigentlich das Gift im Kohlendampfe, und betäuben mit einemmale die Nerven. Es iſt umſonſt, wenn man ſagt: die Kohlen wären ausgebrannt, die Fenſter und Thüren wären offen, ꝛc. denn dieſes kan alles ſeyn, und dem ungeachtet wird ein Fremder, der erſt ins Zimmer kommt, den Dampf den Augenblik heftig genug riechen können. Kopfſchmerzen, Dummheit des Hauptes, Wallungen des Geblüts, Herzensangſt, Ekel und Erbrechen, ja hundert andere Zufälle, ſind die erſten und zugleich die gelindeſten Wirkungen dieſer Dämpfe. Und dergleichen Schaden ziehen auch diejenige ſich über den Hals, welche die Gewohnheit haben, Thee, Caffee ꝛc. neben ſich auf dem Tiſche gerne kochend zu haben, wobei viele ein Kohlenfeuer gebrauchen. So iſt es auch beſchaffen, wann man beim Beglen ein Kohlenfeuer neben ſich ſtehen hat: oder bei ſtarker Glut und alleinigen Kohlendampf zu kochen gewohnt iſt; welches leztere jedoch, wann der Zug des Kamins gut, und die Perſon, die da kocht, nicht allzuzärtlich und empfindlich iſt, der Geſundheit eben nicht ſo nachtheilig fallen kan, als die Glutpfannen in Zimmern: oder auch ein dergleichen Ladenwärmer, Fuswärmer, und dergleichen. In dieſen beiden lezten Fällen verhült man ſich ganz und gar in einen giftigen Dunſtkreis; und der Schaden iſt unausbleiblich. Diejenige, die es nicht gewohnt, und ungefehr in ein dergleichen Zimmer oder Laden kommen, tragen wenigſtens gleich die Kopfſchmerzen davon. Ich habe dieſes vorige Woche ſelbſten erfahren. Andere dürfen ſich nicht damit entſchuldigen, daß ſie des Dampfes gewohnt wären, und nichts mehr davon empfänden. Es kan vielleicht ſeyn, daß man ſich daran eben ſo, wie an das Opium und andere Nervengifte, gewöhnen kan. Allein eben dieſe Gewohnheit kan uns zulezt einen Schlagflus, oder eine andere ſchnelle und frühzeitige Todesart zuwege bringen.

Von der Kraft des Kalkwaſſers wider den Stein.

Schon vor 9. Jahren legte Herr Whytt ſeine erſten Ideen von den Tugenden des Kalkwaſſers beim Steine der Edimburgiſchen Geſellſchaft der Aerzte vor, in deren 5ten Theile ſich ſein Verſuch befindet. Nachher hat man den Herrn Whytt ſehr angelegen, ſeine Manier, wie er den allergrauſamſten und bisher unter allen Übeln am wenigſten zu erleichternden Zufall entweder zu heilen, oder doch erträglich zu machen pflegte, in einer beſondern Schrift bekannt zu machen. Er hat dieſem Anliegen ſeiner Freunde Gehör gegeben, und hat ſein ehemaliges Werk nicht allein wieder überſehen, ſondern auch mit vielen neuen Beobachtungen bereichert. Die ſo übel ſchmekenden und öfters ungewiſſen Steinarzneien der Jungfer Stephens veranlaſſeten den Herrn Whytt auf eine ſichere und nicht ſo unangenehme Methode zu denken. Er überzeugte ſich ſowol aus Gründen, als aus Erfahrungen, daß das Kalkwaſſer, beſonders das von calcinirten Auſter- oder andern Muſchelſchaalen ein kräftiges Diſſolvens abgeben müſſe. Nachdem ihn viele Verſuche von der Gewisheit der Tugend dieſes Waſſers überzeuget hatten; ſo ſuchte er zu entdeken, worinn dieſe Kraft deſſelben läge, und wie man ſich bei deſſen Gebrauche zu verhalten habe. Man hat ſchon vorlängſt im Kalkwaſſer ein Mittel wider den Stein geſuchet; (Plin. H. N. XXX. 8 Barbette. Prax. IV. 8.) und einige Chymiſten haben ſchon deſſen auflöſende Kraft gekannt. (Bartholin. Epiſt. Cent. IV. Ep. 76.) Allein, noch kein Arzt hatte dieſe Beobachtung in der Praxi wieder angewendet. Seit kurzem erſt hat man ein wenig gröſſere Portionen von dieſem Waſſer, wiewol zu ganz andern Abſichten, verordnet. Die Beſorgniſſe des Lemery, der nicht mehr als 4. Unzen davon geben wolte, und noch dazu rieth, ſich nicht des erſten, ſondern des zweiten Waſſers dazu zu bedienen und es mit Milch und Syrop zu temperiren, waren lauter theoretiſche Sorgen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man jeden Tag 3. bis 4. Pinten des ſtärkſten Waſſers, Jahr aus Jahr ein, ohne die geringſte Ungelegenheit trinken könne. Indeſſen iſt es gut, mit kleinen Portionen und mit dem ſchwächſten Waſſer anzuſangen, und den dabei zu beſorgenden Zufällen die bekannten Arzeneimittel entgegen zu ſezen. Auſterſchaalen, die erſt neu calcinirt und in kochendes Waſſer nach der Proportion, wie 1. zu 9. gethan worden, geben dieſem Waſſer in wenig Stunden eine ganz ungemeine Kraft. Dieſe Kraft wird vermehret, wenn man daſſelbe Waſſer auf neuen ganz glühenden Kalk ſchüttet. Dieſer Kalk kan hernachmals wieder zu neuem Waſſer dienen; allein es geht langſamer und ſchwächer mit ſeiner Wirkung. Herr Whytt hat einen Kalk, auf den er binnen 48. Tagen 270mal ſo viel Waſſer, als er ſchwer war, geſchüttet, doch nicht völlig ſeiner Kraft berauben können, wovon doch in den Mem. de l'Acad. des Sciences von 1700. S. 124. das Gegentheil behauptet wird. Alle dieſe, und beſonders die ſtärkſten von dieſen Waſſern, löſen nicht allein alle Steine auf, die man darinn einweichet, wenn man nur immer das Waſſer erneuert, indem die aufgelöſeten Theilchen ſeine Wirkung ſchwächen, ſondern ſie theilen auch dem Urine die Kraft mit, dieſelben aufzulöſen, da ihm hingegen die allerſchwächſten Waſſer nur die Kraft benehmen, Steine zu machen. Nur gewiſſe kieſelharte Steine, die ſich ſehr ſelten in menſchlichen Korpern befinden, können ſie nicht auflöſen. Nichts deſtoweniger benehmen doch die Kalkwaſſer auch ſogar in dieſen Fällen den Steinen die Eken und Spizen, und überziehen ſie mit einem Schlamm, ſo, daß ſie keine Verlezungen verurſachen. Der Kranke kan demnach den Troſt haben, zu wiſſen, daß ſein Feind nicht allein keine neuen Kräften erlanget, ſondern auch, daß er die Kräfte zu ſchaden verlohren hat. Die gegohrnen Liqueurs, die Salze, der Honig, die Früchte und Saamen, die Säure in ſich enthalten, vermindern die Kraft des Kalkwaſſers, und müſſen alſo von denen vermieden werden, die eine baldige Heilung verlangen. Milch, Zuker und Pflanzen, die Gegenſäuren ſind, als Zwiebeln, Knoblauch, Sellery, ſind der Arznei nicht entgegen. Unter den Purganzen müſſen die, ſo das Kalkwaſſer trinken, die Aloe, Rhabarber, Jalappe, Senne und Manna erwählen. Der ſüſſe Salzgeiſt verändert die Wirkung des Kalkwaſſers nur ſehr wenig, und können ſich daher diejenigen deſſelben bedienen, denen dieſes Waſſer Alteration, Ekel und Hize verurſachen ſolte.

Von der Sparſamkeit der Alten.

Attilius Regulus, welcher General bei der Römiſchen Armee in Africa war, ſchrieb mitten in ſeinen herrlichen Siegen über die Kartaginenſer an den Staat, (*) daß ihm ein Bauerknecht, den er zur Verwal-

---

(*) Val. Maximus L. IV. c. 4. §. 6.

waltung ſeines Guts, welches in ſieben Morgen Landes beſtund, allein gelaſſen hatte, entlaufen wäre, und die zur Arbeit erforderliche Geräthſchaft mitgenommen hätte: wobei er ſich Urlaub ausbat, daß er nach Hauſe gehen und Anſtalten machen dürfte, damit ſein Weib und ſeine Kinder nicht darunter leiden müſten. Der Rath beſtellte hierauf einen andern zur Verwaltung ſeines Gutes, lies ihm auch den Diebſtahl wieder erſezen, und befahl, daß ſeine Frau und Kinder auf Unkoſten des gemeinen Weſens ernähret werden ſolten. Der alte Cato verkaufte, da er als Conſul aus Spanien zurüke gieng, ſein Pferd, um das Geld zu erſparen, welches darauf gegangen wäre, wenn er es zu Waſſer mit nach Italien hätte nehmen wollen. Als er die Regierung in Sardinien verwaltete, ſtellte er ſeine Beſichtigungen zu Fuſſe an, und hatte kein anderes Gefolg bei ſich, als einen Bedienten der Republik, der ihm ſeinen Rok nebſt den Opfergefäſſe nachtrug, meiſtens aber trug er ſeinen Bündel ſelber. Er rühmte ſich, er hätte nie einen Stok getragen, der über zehn Thaler gekoſtet, niemals mehr als 4. Groſchen an einem Tage auf den Markt geſchiket, und keines von ſeinen Landhäuſern von auſſen bewerfen und überſtreichen laſſen. Scipio Aemilianus hatte, nachdem er zweimal im Siegs-gepränge eingezogen, und zweimal Conſul geweſen war, (*) da er als Legat abreiſete, nur ſieben Bediente bei ſich. Man ſagt (**) Homerus habe niemals mehr als einen, Plato, nicht mehr als drei, und Zeno, das Haupt der Stoiſchen Sekte, gar keinen Bedienten gehabt. Dem Tiberius Gracchus wurden nicht mehr als zwei Groſchen auf jeden Tag ausgemacht, als er in Angelegenheiten des gemeinen Weſens verreiſete, unerachtet er damals der vornehmſte Mann in Rom war.

Wie die Ehrſucht die gröſte Zerrüttung unter den Menſchen anrichten, und nebſt den zwei andern Hauptleidenſchaften das Vergnügen derſelben verſtören könne.

Wie ruhig und vergnügt würden die Menſchen leben, wo ſie nicht durch Geiz, Ehrſucht, und eine ausgelaſſene Wolluſt Feinde ihrer eigenen Vergnügung wären! hat ſchon Seneca zu ſeiner Zeit beklaget. Man betrachte nur genau die Begierden und die Bemühungen der Menſchen: ſo wird man leichtlich finden, daß obiges von dem ſo berühmten Weiſen Seneca ſeinen hinreichenden Grund hat: und gar füglich in ſolchen drei unterſchiedlichen Claſſen eingetheilet werden kan. Und gehören in die 1ſte diejenigen, welche von Natur eine groſſe Begierde zum Reichthum hegen, und ihr Vergnügen einig dahin richten, daß ſie ſich groſſe Schäze ſammlen, und verſchiedenes Metall in ihre Kiſten zuſammen tragen: Ihre Begierde ſättiget ſich nicht mit der Erwerbung eines ſolchen Auskommens, mit welchem ſie ihre Tage geruhig, und ihr Leben vernünftig und vergnügt beſchlieſſen könnten: Sie zehlen ihr Geld niemalen in dem Abſehen, um zu einer anſtändigen Lebensart zu gelangen, ſondern nur zu ſehen, wie viel ihrer unvernünftigen Begierde annoch mangle. Wenn ſie gleich zu dem höchſten Alter gelangen, und bald nichts als die Grube vor Augen ſehen, ſo ſehnen ſie ſich doch immer noch unnöthigen Reichthum, den ſie nicht mehr gebrauchen können, mit höchſter Begierlichkeit zu ſich raffen. Dieſes ſind Leute, die ſich durch eine unvernünftige Zuneigung hinſchleppen laſſen, ohne jemals auf ihre Verrichtungen und ſorgſame Lebensart zurüke zu ſchauen. Die andere Gattung Menſchen ſind von dieſen weit unterſchieden, weil ſie ſich die Wolluſt zu ihrem höchſten Vergnügen auserſehen; Was jene durch groſſen Schweis und Sorge zuſammen gelegt haben, das wiſſen dieſe

---

(*) Val. Maximus L. IV. c. 3. §. 13.

(**) Vnum fuiſſe Homero ſervum, tres Platoni, nullum Zenoni ſatis conſtat ſagt, Seneca in Conſolat. ad Heluiam, c. 12.

ihren ſchändlichen Begierden leichtſinniger Weiſe aufzuopfern; Jene bringen ihr Leben mit allzugroſſer, dieſe mit allzuweniger Sorge durch: Jene ſtürmen auf ihre Geſundheit mit Angſt und Zaghaftigkeit, dieſe aber mit Praſſen und unordentlichen Schwelgen los. Jene verderben ihre Geſundheit mit ſchlechter Speiſe und Trank; ja gar mit Hunger und Durſt; Dieſe aber mit dem Ueberflus, mit welchem ſie den Nahrungsſaft verderben, den Magen beläſtigen, und ſich alſo leichtlich zu Grunde richten: Jene reiſſen des Nachſten Gut durch Recht und Unrecht an ſich, ſchaffen den Rechtserfahrnen ihren Unterhalt durch ihr Gezänke, welche ſie über der geringſten Urſache fürnehmen; dieſe hingegen, weil ſie durch Unmas und Schwelgerei ihre Geſundheit zu Boden richten, müſſen einen guten Theil ihres Vermögens an die Aerzte verwenden, damit ihr geſchwächter Leib zur Fortſezung eines liederlichen Lebens um etwas unterſtüzt werde. Die dritte Art Menſchen iſt den zwo oberzehlten ſehr ungleich; und unter dieſelbe zehle ich die, ſo dem Ehrgeiz ergeben ſind. Wenige ſind von dieſem Laſter frei; und nur diejenigen, welche in dem Geldgeiz erſoffen ſind, haben damit wenige Gemeinſchaft. Bald im Anfange meiner Betrachtung über den Ehrgeiz, ſahe ich, daß kein Laſter ſey, welches ſo viel Städte und Länder in die Aſche geleget, ſo viel groſſe Einzelherrſcher frühzeitig in den Sarg geworfen, und ſo manchen groſſen und geiſtreichen Mann ins Verderben geſtürzet hat, als dieſes: Pracht und Ehrgeiz ſind die allgemeinen Urſachen, warum ſo manches Reich geſtürzet, und von ſeinem höchſten Flor in den Untergang gerathen. Die Begierde der meiſten Könige und Fürſten den Namen eines allgemeinen Einzelherrſchers zu tragen, hat das meiſte Unheil in der Welt angerichtet; ſo viel tauſend vaterloſe Kinder, und eben ſo viel kinderloſe Väter jammern über den Ehrgeiz ihres Fürſten, der mit den väterlichen Gränzen ſeines Reichs ſich nicht vergnügen wollen; woraus ich denn bald geſchloſſen, daß der Ehrgeiz ein abſcheuliches Laſter ſeyn müſte, für welchem Groſſe und Kleine ſich vorzuſehen hätten. Alexander hätte nicht in der Hälfte ſeiner Jahre das Babyloniſche Gift, und Cäſar nicht in der Blüthe ſeines Lebens den Morddolchen des Brutus erfahren müſſen, wo ſie ſich an mittelmäſiger Ehre u. Beherrſchung hätten vergnügen können. Von Betrachtung der alten Zeiten bin ich auf die unſrige gefallen. Groſſe und Kleine ſchnappen nach dieſem Schatten: jene ſuchen durch allerhand Pracht und fremde Koſtbarkeiten aller Augen an ſich zu ziehen, dieſe aber durch Müſſiggang und Nachahmung der Reichen, obgleich ihr Vermögen nicht zulänglich ſolchen Staat zu unterhalten. Insgemein aber ſehe ich, daß der Ehrgeiz ein abgeſagter Feind der Arbeit iſt, welche man jezo als eine bäuriſche und verächtliche Tugend, die nur niedrigen Leuten anſtehe, verſchreiet, daß er alle vernünftige Sittenlehre und die Religion ſelbſt ganz verächtlich hält; ſich dagegen hinter dem Schein der Redlichkeit verbirget, und ſeine ſchlimmen Abſichten mit prächtigen Namen und Titeln verkleiſtert. Die Ehrbegierde der Gelehrten ſcheinet auf etwas beſſers gegründet zu ſeyn, doch lohnet es der Mühe auch nicht ſich durch Arbeit den Ruhm eines Weiſen zu erlangen, es ſeye dann, daß die Liebe zur Tugend den Fleis anzünde, ohne welche kein Vergnügen in den Wiſſenſchaften zu finden iſt. Wie mancher verzehret ſeinen Leib mit lauter Wachen, iſt Tag und Nacht über den Wiſſenſchaften, um dero mehrere Erläuterung zu entdeken beſchäftiget, und mus ſich, ſo man je etwan ſeiner gedenket, mit einem ſchlechten, Er iſt ein ziemlich gelehrter Mann, vergnügen: Für dieſe wenige Werte mus er von Kindesbeinen auf, ſeine Lebensgeiſter verzehren, eine groſſe Summe zu Anſchaffung ſeiner Bücher und anderer darzu dienenden Mitteln aufwenden, und endlich mit drei Worten den Preis der Tugend und Arbeit bezolen, und durch groſſen Fleis einen frühzeitigen Tod ſich auf den Halſe ziehen, das heiſſet: Laborare in titulum ſepulchri: Groſſe Arbeit anwenden um eine ſchöne Grabſchrift, welche jährlich kaum von zwo oder drei Perſonen geleſen wird: da mancher geiler Tyrañ, der nur über die Unſchuld geſieget hat, an den Triumphbögē gelobet wird. Es iſt aber kein Laſter, welches ſich auf ſo verſchiedene Weiſe in der menſchlichen Geſellſchaft bliken läst, wie der Ehrgeiz: Ein groſſer Theil der Welt ſuchet ſein Vergnügen in der Ehre, und zwar in den geringſten Dingen; Ein Kleinmeiſter glaubet von jedermann bewundert zu werden, wenn er auf eine ungewohnte Weiſe ſeine Reden, ſeine Geberden und Schritte einrichtet; und darinnen ſuchet er ſeine Ehre. Ein Frauenzimmer, welches gefallen will, beredet ſich, daß ein neues Kleid, eine neue Art von entlehnten Haarloken, ein ſeidenes Band, ſo neulich erfunden, und als etwas ſeltſames ihr überſendet worden, die Augen der ganzen Stadt auf ſie ziehen ſoll. So ſuchet eine groſſe Anzahl Menſchen ihre Ehre und Vergnügung in Dingen, die keinen Preis nicht haben, als nur in dem Kopf derjenigen, die durch Eigenliebe verblendet ſich einbilden können, mit ſolchen Poſſen u. Kleinigkeiten in der Stadt einen groſſen Ruhm und Namen zu erwerben. Ein und anderes Beiſpiel von dergleichen Kleinigkeiten, dahinter der aufgeblaſne Ehrgeiz ſich verſtekt befindet, ſollen dermal als Beweiſe dienen. Die kleine Madame Reifrok-Sylveſtra, deren ihr groſſer Reifrok ſie rang-mäſig und neu belebt macht, wird gar leicht verdrüslich, wann ihr nicht immer vor andern mit Complimenten zugeſprochen wird. Stattet ſie einen Caffee Beſuch bei jemand ab: ſo trinkt ſie anfänglich nur 2. Schälchen; alsdann aber gibt ſie zu verſtehen, daß ſie ſatt ſeye. Wenn man ihr nun das dritte mal einſchenken will: ſo verſichert ſie hoch und theuer: ſie könne unmöglich mehr trinken; indeme es ſonſt der Geſundheit ſchaden könnte ꝛc. Und gleichwohl trinkt ſie nicht nur noch das dritte, ſondern auch noch das ſechſte, doch allemal nach vielem Nöthigen. Bei dem Eſſen macht ſie es eben ſo: Sie will einen Teller nicht annehmen, weil die Portion zu ſtark iſt. Bei dem dritten Gericht will ſie gar nicht mehr eſſen, und verſichert, ſie ſeye ſatt. Und ſiehe da, auf vieles Bitten und Complimentmachen iſſet ſie noch von dem ſechſten Gerichte mit gutem Appetit. Doch, wie leicht iſt es verſehen! Ihr eigner Vetter hat dieſes lezthin erfahren, als der dieſe Verſicherung unrecht verſtanden, und ihren Worten geglaubt hat; indem er auf dieſes hin den Teller vor ihr vorbei gehen laſſen. Die Madame Reifrok-Sylveſtra ärgerte ſich ſehr über die Grobheit ihres Vetters; Und ſie muſte alle Mühe von der Welt anwenden, zu verbergen, daß ihr das Waſſer in dem Munde zuſammenlief. = =

Dergleichen verkehrte, und mehr als kindiſche Ehrbegierden beſizet auch Honorius, der ſein Anſehen ſeinem Schneider zu danken hat; denn er macht ihm die Kleider nach der Mode. Dieſer Honorius erſchiene neulich auf beſchehene vorherige Einladung bei einem Gaſtmahl; und zwar ſpäter, als man ihn von Rechtswegen hätte erwarten können. Kaum hatte er ſein Compliment dem Wirth und der ganzen Geſellſchaft gemacht, als er an weiter nichts als an ſeinen Rang gedachte. Er betrachtete einen jeden Anweſenden; und wenn er einen nicht kante, ſo erkundigte er ſich nach demſelbigen. Hierauf beſtimte er aufs genaueſte, der wievielſte er in dieſer Geſellſchaft ſeyn müſſe. Nachdem er dieſes feſtgeſezt hatte, ſo erwartete er mit Verlangen, bis man zu Tiſche gieng. Nun erſchien der entſcheidende Augenblik, und Honorius erwartete, zwiſchen Forcht und Hofnung zertheilt, ob ihm der Wirth ſeinen Rang laſſen würde. So oft dieſer jemanden anrief, beſann ſich Honorius jederzeit auf die ganze Rangordnung. Als er, ſeiner Meinung nach, nunmehr folgen muſte, hob er ſchon ſeinen rechten Fus ein wenig auf. Zum Unglük für ihn ſchien der Wirth einen andern anzuſehen, worüber Honorius ſich entfärbte. Er drehte ſich mit einem zimlichen Geräuſch, und der Wirth beſann ſich ſeiner. Er nöthigte ihn, und er bemächtigte ſich ſeines Rangs mit einer Eilfertigkeit eines Jägers, der nach einem verwundeten Haaſen lauft, welcher noch zu entſpringen vermögend iſt. An der Tafel ſahe Honorius nochmals die Geſellſchaft durch, um völlig verſichert zu ſeyn, daß er den Plaz bekom̃en, welcher ſeinem Rang gebühret. Die ganze Mahlzeit hindurch dachte er auf nichts ſo ſehr, als ſeinen Rang zu behaupten. Ich hätte es niemand rathen wollen, ihm einen Teller ſpäter zu reichen, als einem andern, über den er den Rang behauptete. Er iſt einem todfeind geworden, weil ich, um ihn zu quälen, bei der dritten Geſundheit ſeinen Nachbar zur linken Hand die Geſundheit eher trank, als ihm. Das allerärgerlichſte iſt dieſes, daß Honorius blos deswegen in einer Geſellſchaft gegenwärtig iſt, um ſeinen Rang zu behaupten. Dieſe Vorſorge beſchäftiget ihn ſo ſehr, daß er ſich in kein Geſpräch einläſt, weil er beſorget, man möchte unterdeſſen etwas vornehmen, welches ſeinem Range zuwider iſt. Ich habe noch beobachtet, daß er bei dem Geſundheit trinken allemal denjenigen, der neben die Geſundheit trinkt, genau in die Augen faſſet. So bald nun die Reihe an ihn kommt, ſo begegnet es ihm oft, daß er ſich eher bükt, ehe ihm der andere noch die Geſundheit zugebracht hat. So erpicht iſt der ehrſüchtige Honorius auf ſeinen Rang! Ich habe viele Leute beobachtet, welche in Abſicht auf den Rang eben ſo ſich verhalten, als dieſer Honorius, und als die Madame Reifrok-Sylveſtra. Sie weigern ſich ſchlechterdings, und mit vielen demüthigen Gebärden, den Vortheil zu nehmen, über andere zu ſizen, den Teller eher anzunehmen, als andere u. ſ. w., ob ſie es gleich von Rechtswegen thun können. Doch, ſie weigern ſich! Man würde ſich gewaltig betrügen, wenn man glauben wolte, ſie meinten es aufrichtig. Dergleichen Narrheiten gibt es noch mehr! Unter welchen dieſe nicht eine der geringſten iſt, vermöge welcher Leute von einerlei Stande und Vermögen es einander, an Mannigfaltigkeit und Koſtbarkeit der Kleidung, ſuchen zuvorzuthun. Bleichius und Marcellus ſind dieſer Schwachheit in einem hohen Grade unterworfen, ob man es gleich ihres Standes und Alters wegen nicht vermuthen ſolte. Als der jezige Winter ſeinen Anfang nahm, erſchien Bleichius in einer neuen ſammettenen Weſte. Kaum hatte Marcellus dieſes beobachtet, als er ſich alſobald auch eine dergleichen Weſte verfertigen lies. Alsdenn erſchienen dieſe beide Nebenbuhler in einer Geſellſchaft, und trozeten einander mit ihren Weſten. Ein jeder betrachtete die Weſte des andern, und man ſahe aus den Augen eines jeden das Bemühen hervorblizen, des andern Weſte unter die ſeinige zu erniedrigen. Weil ſie mit einander bekannt ſind, ſo geriethen ſie in ein Geſpräch, und Marcellus fragte den Bleichius: wie viel er für die Elle Sam̃et gegeben hätte? Dieſer antwortete: 4 Gulden. Worauf jener mit einer triumphierenden Mine verſezte: Meiner koſtet einen Ducaten. Nun ward der Streit hizig. Bleichius behauptete: ſein Sammet ſey eben ſo gut, und der andere ſey übertheuret worden. Man verglich den Sammet der Weſten aufs genauſte mit einander, und Bleichius bewies mit der gröſten Hize, ſein Sammet ſey eben ſo gut; da im Gegentheil Marcellus aufs heftigſte behauptete, der ſeinige ſey beſſer. Endlich entdekte Marcellus, daß des Bleichius Weſte im Rüken keinen Sammet habe, und nun war der Sieg auf ſeiner Seite, weil die Seinige ganz von Sam̃et war. Er war den ganzen Abend höchſt vergnügt, und Bleichius war im höchſten

Grade niedergeſchlagen. O Narrheit! ⸗ ⸗ Man mus ja nicht vergeſſen, diejenige Leute hieher zu rechnen, deren ganze Ehrbegierde dahin geht, andern Leuten allemal zur rechten Hand zu gehen und zu ſizen: vor andern Leuten in ein Zimmer hinein- und wieder heraus zu gehen, u. d. g. Mit einem Worte: alle diejenigen, die ſich blos des Rangs-wegen bemühen, ohne ihr eigen Verdienſt und Würdigkeit einen Rang vermittelſt eines bloſſen Titels zu bekommen. Wenn man ſich eines Gleichniſſes aus der Schreibe- und Buchdrukereikunſt bedienen will: ſo kan man ſolche titular-vornehme Leute mit den groſſen Buchſtaben vergleichen, welche in der That nichts mehr bedeuten, als die kleinern: das A-will nichts mehr ſagen, als das a; unterdeſſen hat es die Mode in der Schreiberei und Buchdrukerei einmal ſo mit ſich gebracht, daß man die groſſen Buchſtaben in den Wörtern oben an ſezet. Soll demnach das Beſtreben, andere zu übertreffen ein rechtes Verhalten ſeyn, ſo mus man ſich auch vor andern beſſern. Nun beſtehet der einzige Weg, beſſer zu werden, darinn, wenn man ſich bemühet, an Geſchiklichkeit und Tugend zuzunehmen. Ein edler Geiſt wendet demnach ſeine Begierde nach einem Vorzuge dahin, daß er andere Menſchen an Tugend und Geſchiklichkeit übertreffe. Wenn alſo ein Kriegsmann den andern an Heldenthaten zu übertreffen ſucht, der Gelehrte einen andern an Gelehrſamkeit, der Profeſſioniſt und Künſtler einen andern an Kunſt und Geſchiklichkeit, u. ſ. w., ohne darauf aufgeblaſen und thöricht zu werden; Und dabei den andern an Freundſchaft, an Grosmuth, an Dienſtfertigkeit, an Frömmigkeit u. ſ. w. zu übertreffen ſich beſtrebet: ſo iſt dieſes Beſtreben eine Quelle von groſſen Vollkommenheiten. In dieſem beſtehet die edle Ehrbegierde, die nirgend anderſt ihren Urſprung hat, als von einer edlen Anlage des Gemüths; denn wer nach Ehre ſtrebet, der mus auch nothwendig nach einer vorzügl. Vollkommenheit ſtreben: Und nicht wie der gröſte Theil der Menſchē, die ſich ſorglich beſtreben, einander an Kleiderpracht, Wohlleben, Kunſt ohne Klugheit u. Tugend, geſchwülſtigen Hochmuth, Titel, an Intriguen, Herrſucht u. Schulden, an Gottloſigkeit, Bosheit, und andern Tüken und groben Laſtern zu übertreffen, davon wir eine ganze Liſte von derer daher rührenden Thorheiten, dadurch ſo viele tauſend Menſchen ſich gefliſſentlich ruiniren, hier anführen könnten. Allein, wir wollen uns jezo nicht bis zu dieſen Teufeln herablaſſen. Genug, daß hieraus erweislich gemacht werden kan, daß dergleichen verderbte und öfters recht kindiſche Ehrbegierde eine Reihe unzählicher Thorheiten, und eine Menge von Unruhen iſt; denn hieraus erwächſet eben der unerſättliche Ehrgeiz, davon ich gleich Eingangs dieſer Abhandlung geſagt habe, der gleichſam in der Seelen einen heimlichen Aufruhr erreget; ja noch mehr: er entzündet das Gemüth, und ſezet ſelbiges in eine ungemeine Verwirrung der Gedanken. Er trachtet demnach nach einem eitlen eingebildeten Gute, wenn es gleich nicht fähig iſt, ihn zu vergnügen, oder zu dämpfen. Die Ehre kan zwar allerdings ein Gemüth eine Zeitlang mit einer unbeſtändigen Art des Vergnügens erfüllen; aber mit einem ſolchen Vergnügen, welches einen Menſchē unruhig und verdrüslich machet: u. nicht ſowohl den gegenwärtigen Durſt ſtillet; als vielmehr neue Begierde erweket, und die Seele zu neuen Unternehmungē treibt. Denn wie wenig ehrgeizige Leute gibt es doch, die ſo viel Ruhm erlangt hätten, als ſie begehrten; und deren Durſt nach Ehre, auch bei dem höchſten Gipfel ihres Ruhms, nicht eben ſo heftig geweſen iſt, als er vorhin war, ehe ſie noch unter andern Menſchen bekannt und vortreflich genennt wurden. Ich beſinne mich auf keinen einzigen Umſtand in Cæſars Charakter, der mir einen höhern Begrif von ihme gäbe, als ein gewiſer

Ausdruk, deſſen, wie Cicero erzählet, er ſich oftmals gegen ſeine Freunde bedient haben ſoll: daß er nemlich mit dem Maaſe ſeines Lebens und ſeines Ruhmes zufrieden ſeye. Se ſatis vel ad Naturam vel ad Gloriam vixiſſe.

Eine aus einer indianiſchen Handſchrift eines alten Braminen überſezte Abhandlung, von den Schmerzen, und von der Krankheit.

Die Krankheit des Leibes berühret ſelbſt die Seele. Eines kan nicht geſund ſeyn ohne das andere. Schmerz iſt von allen Ubeln dasjenige, ſo man am meiſten fühlet: und zugleich dasjenige, welches von der Natur die wenigſten Arzeneimittel hat. Wann deine Standhaftigkeit fehlet, ſo rufe deine Vernunft zu Hülf: wann deine Gedult dich verläſt, ſo nimm deine Hofnung zur Hand. Leiden iſt eine Nothwendigkeit, ſo deiner Natur unumgänglich iſt; wolteſt du, daß dich Wunderwerke dafür ſchüzen ſolten? oder ſolteſt du murren, weil es dir begegnet? da es doch allen Menſchen zuſtöſt. Es iſt unbillig, zu hoffen, von dem befreit zu ſeyn, wozu du gebohren worden: unterwirf dich beſcheiden denen Geſezen deines Standes. Wolteſt du zu der Zeit ſagen, verſtreiche nicht, damit ich nicht alt werde, iſt es nicht beſſer, das wohl zu ertragen, was du nicht vermeiden kanſt? Schmerz, ſo lang dauret, iſt mäſſig; ſchäme dich demnach darüber zu klagen: was heftig iſt, das iſt kurz; ſiehe, du ſieheſt das Ende davon. Der Leib wurde erſchaffen der Seele zu dienen: indem ſich deine Seele über ſeine Schmerzen betrübet, ſiehe ſo ſezeſt du ihn über ſie. Wie ſich der Weiſe nicht grämet, weil ein Dorn ſein Kleid zerreiſſet; ſo ängſtet der Kranke ſeine Seele nicht, weil das, was ſie bedeket, angefochten iſt.

Von dem Alter.

Ich kan die Art, wie wir die Dauer unſers Lebens ſchäzen, nicht billigen. Ich ſehe, daß die Weiſen dieſelbe, wenn man der gemeinen Meinung nachgehen will, ſehr verkürzen. Wie, ſagt der jüngere Cato zu denjenigen, die ihn ſich zu ermorden abhalten wolten, bin ich denn jezt in einem Alter, da man mir vorwerffen kan, ich verlieſe das Leben zu bald? Und er war (a) doch nicht älter als acht und vierzig Jahre. Er hielt dieſes alſo für ein reifes und hohes Alter, weil er bedachte, wie wenig Menſchen dazu gelangen. Diejenigen, die, ich weis nicht von was für einem ſogenannten natürlichen Laufe, der ihnen einige Jahre darüber verſpricht, reden, würden denſelben vollenden, wenn ſie einen Freibrief hätten, der ſie vor einer groſſen Menge Zufälle ſicherte, denen jeder von uns natürlicher Weiſe ausgeſezet iſt, und die dieſen Lauf, den ſie ſich verſprechen, unterbrechen können. Was für eine Thorheit iſt es nicht, daß wir auf die Abnahme der Kräfte warten, die das höchſte Alter mit ſich bringet, und unſerm Leben dieſes Ziel ſezen, da doch dieſe Todesart, die allerſeltenſte und ungewöhnlichſte unter allen iſt? Wir nennen ſie allein natürlich, eben als wenn es wider die Natur wäre, wenn ein Menſch den Hals ſtürzt, oder in einem Schiffbruche erſäuft, oder von der Peſt und vom Schlag hingeriſſen wird; und als ob uns unſere ordentliche Beſchaffenheit nicht allen dieſen Ungemächlichkeiten ausſezete. Wir wollen uns alſo nicht mit dieſen ſchönen Worten ſchmeicheln: man könne allenfalls dasjenige natürlich nennen, was ſich bei allen ereignet, gewöhnlich und allgemein iſt. Vor Alter ſterben iſt ein ſeltener beſonderer und auſſerordentlicher Tod, und eben deswegen vielmehr natürlich, als die andern Arten des Todes. Dies iſt die lezte und äuſſerſte Art zu ſterben. Je entferneter ſie von uns iſt, deſto weniger dürfen wir uns Hofnung darauf machen. Sie iſt zwar das Ziel, welches wir nicht überſchreiten werden, und welches uns das Geſez der Natur vorgeſchrieben hat. Aber es ertheilt

---

(a) Plutarch in Catons von Utica Leben.

uns auch ſehr ſelten das Vorrecht, ſo lange zu leben. Dies iſt eine Ausnahme, die es aus beſonderer Gunſt mit einem einzigen in einer Zeit von zwei oder drei Jahrhunderten machet, indem es ihn aller Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten entlediget, die es in dieſen langen Laufbahn eingeſchoben hat. Alſo iſt meine Meinung, wir ſolten das Alter, zu welchem wir gelanget ſind, als ein Alter betrachten, zu welchem wenig Leute gelangen. Weil nach dem ordentlichen Laufe die Menſchen daſſelbige nicht erreichen, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß wir zimlich weit voraus ſind. Weil wir die gewöhnlichen Gränzen überſchritten haben, welche das wahre Maas unſeres Lebens ſind, ſo dürfen wir uns keine Hofnung machen, viel weiter zu kommen. Nachdem wir ſo vielen Gelegenheiten zu ſterben entgangen ſind, bei welchen wir die Menſchen hinfallen ſehen, ſo müſſen wir billig erkennen, daß ein auſſerordentliches Glük, wie dieſes iſt, das uns erhält, und das ganz ungewöhnlich iſt, nicht lange währen kan. Es iſt ſo gar in den Geſezen ein Fehler, daß ſie auf dieſe falſche Einbildung zielen. Sie erklären einen Menſchen nicht vor dem fünf und zwanzigſten Jahre fähig, ſeine Güter ſelbſt zu verwalten, und kaum behält er gleichwohl ſein Leben ſo lange. Auguſt ſchnitte fünf Jahre von den alten Römiſchen Verordnungen ab, und erklärete ſich, daß es genug wäre, wenn ein Richter (b) dreiſig Jahr alt wäre. Servius Tullius ſprach die Ritter, (c) wenn ſie über ſieben und vierzig Jahre waren, von Kriegsdienſten frei. Auguſt ſezte dieſes auf fünf und vierzig Jahre herunter. Mir ſcheinet es nicht rathſam, Leuten vor dem fünf und fünfzigſten oder ſechzigſten Jahre, den Abſchied zu geben. Meine Meinung wäre, man ſolte uns in dem gemeinen Weſen ſo lange brauchen und beſchäftigen, als möglich wäre: allein ich finde auf der andern Seiten den Fehler, daß man uns nicht bald genug zu Verrichtungen angewöhnet. (d) Auguſt wurde in ſeinem neunzehenden Jahre Richter der ganzen Welt, und befiehlt noch, daß einer dreiſig Jahr alt ſeyn ſoll, ehe er nur von dem Plaze einer Dachrinne urtheilen darf. Meines Theils halte ich dafür, daß ſich unſere Seelen ſchon in unſerm zwanzigſten Jahre genugſam entwikeln, und alles verſprechen, wozu ſie künftighin im Stande ſeyn werden. Niemals hat eine Seele, die in dieſem Alter nicht deutliche Anzeige ihrer Stärke gegeben hat, in der Folge einen Beweis davon abgeleget. Die natürlichen Gaben und Tugenden zeigen entweder zu dieſer Zeit, oder gar niemals, was ſie lebhaftes und ſchönes haben.

(e) Si l'eſpino non picquo quan naï
à peno que picquo giamai;

ſagt man im Delphinate. Ich denke unter allen ſchönen menſchlichen Handlungen die mir bekannt geworden ſind, von was Art ſie auch ſeyn mögen, wären ſowohl in den alten als neuern Zeiten deren mehr vor dem dreiſigſten Jahre als nach dieſem verrichtet worden: ja ſo gar öfters von eben den Perſonen. Kan ich es nicht mit vollkommener Gewisheit von den Thaten Hannibals und des Scipio, ſeines groſſen Feindes, ſagen? Sie haben die ſchönſte Hälfte ihres Lebens hindurch den Ruhm genoſſen, den ſie ſich in ihrer Jugend erworben hatten. Sie waren hernach in Anſehung aller andern, aber keinesweges in Anſehung ihrer ſelbſt, groſſe Männer. Es iſt möglich, daß bei denjenigen, die ihre Zeit wohl anwenden, die Wiſſenſchaft und die Erfahrung mit dem Leben wächſet: aber die Lebhaftigkeit, die Fertigkeit, die Standhaftigkeit und andere noch wichtigere und weſentlichere Gaben vergehen, und werden nach und nach matt.

(b) Sveton in Auguſts Leben. §. 32. Judices a triceſimo aetatis anno allegit, id eſt, quinquennio maturius, quam ſolebant.

(c) Barbeyrac ſchreibt hievon alſo: Servius Tullius habe die Ritter und die Fusgänger, welche ſechs und vierzig Jahre zurük geleget hatten, von den Kriegsdienſten losgeſprochen.

(d) Man mus merken, ſagt der ehrliche Philipp von Comines, daß alle Leute, die jemals geweſen ſind, und groſſe Dinge gethan haben, ſehr jung angefangen haben und dieſes liegt an der Nahrung, oder kommt von der Gnade GOttes. lib. 1. c. 10. gegen das Ende.

(e) Wenn der Dorn nicht ſticht, weil er jung iſt, ſo wird er ſchwerlich jemals ſtechen.

(f) Ubi iam validis quaſſatum eſt viribus aeui
Corpus, & obtuſis ceciderunt viribus artus
Claudicat ingenium, delirat linguaque mensque.

Bald altert der Körper zu erſt: bald aber die Seele: und ich habe Leute geſehen, die eher ein ſchwaches Gehirn, als einen ſchwachen Magen oder ſchwache Beine bekommen haben. Dieſes Übel aber iſt deſto gefährlicher, je weniger es diejenigen, welche damit befallen ſind, wahrnehmen und empfinden. In dieſem Stüke hat man Urſache ſich über die Geſeze zu beſchweren, und nicht, daß ſie uns zu lange an der Arbeit laſſen, ſondern daß ſie uns zu ſpäte dazu gebrauchen. Mich dünkt, wenn ich die Schwäche unſeres Lebens betrachte, und wie viel gemeinen und natürlichen Klippen daſſelbige ausgeſezet iſt, man ſolte keinen ſo groſſen Theil davon auf die Geburt, auf den Müſſiggang, und auf die Lehrjahre und ſcholaſtiſches Weſen wenden.

Erzählungen von einigen ökonomiſchen Sachen, die beſſer genüzt, oder in der Haushaltung nüzlicher gebraucht werden können.

Ein kluger Hauswirth verſaumet keinen Zufall, keine Gelegenheit und keinen Vortheil, wie er mit allerhand Sachen, die ihm in der Haushaltung vorkommen, Verſuche anſtellen könne, die zu einem Gebrauche und Nuzen Anleitung geben möchten. Er ſinnet dergleichen Verſuche mit aller ihm möglichen Scharfſinnigkeit aus, um, wenn ſie fehl ſchlagen ſolten, nicht allzu viel Verluſt, oder nicht allzu viel vergebliche Arbeit dabei gethan zu haben. Er weis, durch die Stärke ſeines Verſtandes, die gemachten Beobachtungen auf eine ſo kluge Art zu Nuze zu machen, daß es ein beſonderes Unglük ſeyn müſte, wenn ihn nicht immer eine gut gerathene Entdekung in Abſicht der übrigen ſchadlos halten ſolte. So ſolten es billig alle Hauswirthe machen. Sie ſolten nicht blos dasjenige, was ſie von ihren Vorfahren gehört haben, behalten; ſondern ſie ſolten auch fein ſelbſt nachdenken, und ſich durch ihr eigenes Nachdenken reicher und glüklicher machen. So iſt das Geſez beſchaffen, das die Natur allen Arten von Menſchen, auſſer den bloſſen Maſchinen, und allen Ständen vorgeſchrieben hat.

Der Fleis in nüzlichen Geſchäften
Der edle Wucher mit den Kräften
Beſtimmt das menſchliche Geſchik.
Um ihm ſein Glük nicht einzuſchränken,
Verlieh ihm GOtt die Kraft zu denken,
Und ſprach: Menſch, ſchaffe dir dein Glük.

Um die ökonomiſchen Leſer dieſer Blätter zu allerhand ſolchen Verſuchen aufzumuntern, und um ihnen zu beweiſen, daß es eben kein auſſerordentliches Genie erfordere, in Entdekungen neuer Nüzlichkeiten glüklich zu ſeyn, will ich hier eine kleine Sammlung von ſolchen Erfindungen mittheilen, die in mancherlei einzelnen Aufſäzen in zerſchiedenen Sprachen zerſtreuet anzutreffen ſind, und die zugleich, auſſer dieſem eigentlichen Zweke, warum ich ſie hier anführe, auch an ſich ſelbſt Nuzen ſchaffen können, wenn man Gebrauch davon machet. ⸗ ⸗ Der Herr Bergrath Heidenreich hat einen Vorſchlag bekannt gemacht, wie man den rohen Schwefel, auſſer ſeinen vielfältigen Nuzen, auch zu einer andern Abſicht vortreflich nuzen könne, in der es bisher nicht gebraucht worden iſt. Man kan ſich nämlich deſſelben bedienen, einen entzündeten.

Schorn-

(F) Wenn der Körper durch die heftigen Stöſſe der Zeit erſchüttert iſt, und die Glieder entkräftet ſind, wird der Geiſt ſchwach, die Zunge ſtammlet, der Geiſt denkt irre. Lucret L. III. v. 452. u. f.

Schornſtein damit in einem Augenblike auszulöſchen, ohne die geringſte Gefahr zu haben, die bei den ſonſt gewöhnlichen Mitteln ſtatt findet. Man ſoll nämlich eine gute Hand voll geſtoſſenen Schwefels auf glühende Kohlen werfen, und die Gluthpfañe gerade unter dem breñenden Schornſtein ſezen. Der Schwefeldampf erſtikt augenbliklich die Flamme, wenn auch das Feuer ſchon wirklich zum Kamin hinausſchlagen ſolte. Man mus hierbei noch anmerken, daß das Heerdfeuer nicht ausgegoſſen werden mus, weil der Waſſerdampf die Wirkung des Schwefeldampfs ſchwächet; ferner, daß man mit dem Aufwerfen des Schwefels fortfahren müſſe, bis alles gelöſcht iſt, und daß man am liebſten Schwefelfäden dazu wählet, weil dieſe am geſchwindeſten und am helleſten brennen. Man hat dieſes geringe Mittel ſchon ſehr oft verſucht, und jedermann verſichert, daß es zuverläſſig ſeye. Solte alſo nicht jeder Hauswirth eine Portion Schwefel beſtändig im Hauſe bereit haben, um ſich deſſelben in einem ſolchen Nothfalle zu bedienen? Sogar den Schornſteinrus hat man ſich nüzlich zu machen geſucht. Man preiſet ihn als ein untrügliches Mittel wider den Bis toller Hunde; und das Verfahren beſteht in folgendem: So bald der Bis geſchehen, nimmt man gleich einen Hering, reiſſet ihn von einander, und legt die inwendigſte Seite genau auf die Wunde. Statt dieſes kan man auch die Wunde ſchröpfen laſſen, und ſo viel als möglich herausziehen. Zugleich nimmt man etwan eines Dukaten ſchwer, Ofen= oder Schornſteinrus ein, und wiederholt ſolches anfänglich alle vier bis fünf Stunden, nachher aber ſeltener. Hierzu kan man ebenfalls eines Dukaten ſchwer Cardobenedictenpulver, Bezoarpulver, und eine Meſſerſpize voll gebrannten Hirſchhorns in Cardobenedictenwaſſer einmiſchen, und dem Kranken, damit er ſchwize, eingeben. Die Wirkung ſoll bei Menſchen nie, bei Thieren aber, (denen man eine noch einmal ſo groſſe Doſe geben, und ſie ein paar Stunden nachher faſten laſſen mus) nur ſehr ſelten fehl ſchlagen. = = Ich erinnere mich in meiner Jugend öfters Colic Schmerzen erlitten zu haben, darwider viele gebrauchte von einem anſehnlichen Medico verordnete Arzeneimittel nichts verfangen wolten, bis endlich von einem in der Oeconomie wohl erfahrnen Manne, und alten Freunde meiner Eltern gerathen wurde, mir dergleichen abgeſchabenen Ofenrus, einer Hand=voll, in einem Quärtlein Waſſer einzugeben, da denn auch dieſe Schmerzen ſich verlohren, und bishero ſich niemal mehr eingeſtellt haben, welches doch ſchon eine Zeit von 15. Jahren iſt. Es lieſe ſich leicht die Raiſon hievon angeben, und durch ein= und andere Säze in der Medicin dieſe Cur begreiflicher machen, wanns erfordert, und dieſen Erzählungen mehrern Nuzen ſchaffen würde. Der Raum unſerer Blätter erlaubet uns nicht, weitläuftig zu ſeyn; denn wir haben noch andere Erzählungen von gröſſerm Nuzen. = = =

Die Sägeſpäne von gemeinen Brennholze, Balken und Brettern ꝛc werden insgemein ſchlecht geachtet, und, (auſſer die Stubenböden und anderes damit zu puzen) für unbrauchbar gehalten. Allein, ein Hauswirth, ein guter Oekonomus, mus alles beſſer zu nüzen wiſſen: Man hat alſo auch hierinn Fleis angewendet, um etwas nüzliches zu entdeken. Man hat die ſchon gebrauchte oder abgenuzte Holzſpäne ſtark angefeuchtet, hernach in groben leinenen Beuteln gepreſt, und endlich getroknet. Solchergeſtalt erzeugen ſich in den Beuteln harte Kuchen, die, wenn ſie recht troken ſind, lichterloh brennen, und zu einer Aſche verglühen. Man kan mit wenigem Nachdenken dieſe Kuchen zu einer ſolchen Vollkommenheit und Härte bringen, daß ſie ſich leicht verfahren, und alſo ſehr nüzlich gebrauchen laſſen. Indeſſen iſt dieſes nicht der einzige Nuzen der Sägeſpäne. Wenn man ſie, nachdem ſie ſchon gebraucht worden, unter freiem Himmel von Regen und Sonnenſchein treffen läſt; ſo wird daraus in wenigen Jahren die ſchönſte Erde, die man auf einen Wagen laden, und auf die Aeker und Aenger fahren kan, um ſie damit zu verbeſſern und zu düngen. Sie machen das Land lokerer, als der beſte Mergel, und bringen beſonders dem Sandlande groſſen Nuzen. Auch in Gärten, könnte man ſie ſtatt anderer Holz⸗ oder Weidenerde in Beeten, Rabatten, Kübeln und Töpfen, mit Sande vermiſcht, vortreflich nüzen. ⸗ ⸗ Dieſes hat mich vorigen Jahrs veranlaſſet, einen Verſuch zu machen in fremden Gewächſen: Jch habe nemlich unter die beſonders präparirte Erde zu den Pomeranzenbäumen was von dergleichen Sägſpäne Erde miſchen laſſen. Jch habe gefunden, daß die Erde nicht allein dadurch geſchlachter, ſondern auch die Bäume ſelbſten, (weil ſelbige die Wurzel, die ſonſt leicht faulen, truken und kräftig erhält) weit fruchtbarer macht. Die beſondere Tractirung, wie eine gute Orange⸗Erde zu präparieren, werde vielleicht, wann ein anderer gemachter Verſuch wohl anſchlägt, G. G. zu anderer Zeit, denen Liebhabern fremder Gewächſe zum Vergnügen, in dieſen Blättern gleichfalls anzeigen. Hier um Augſpurg, und zumal in denen Wäldern, wo Sägemühlen angelegt ſind, ſiehet man mit Verwunderung auf den Pläzen, wo Sägeſpäne vermodert ſind, das ſchönſte Gras ſtehen. Daher könnte man auch magere Aenger, wo kein Gras wächſet, durch dieſes Mittel in wenigen Jahren zu ſchönen Wieſen, oder doch zur Viehweide nuzbar machen. Ubrigens iſt es eine bekannte Sage, daß an den Oertern, wo Sägeſpäne von Eichenholz vermodert ſind, die ſchönſten Spizmorcheln wachſen ſollen.

Es fragt ſich, wozu man die abgefallenen Eichblätter nüzen könne? die Landjunker und Bauren in Pommern und der Mark⸗Brandenburg wiſſen dieſes ſehr wohl. Sie brauchen ſie ſtatt des Strohes, welches man allemal beſſer nüzen kan; ja ſie brauchen auch ſogar das Moos aus den Hölzungen zum Düngen. Es iſt auch nicht der Eichbaum allein, deſſen abgefallene Blätter hierzu dienen; ſondern es können es auch die von andern Bäumen abgefallenen Blätter verrichten. Herr Muhd hat indeſſen bei dieſem Gebrauche der Eichblätter folgende Cautelen vorgeſchrieben: 1) Daß man nur die Blätter, wenn ſie abgefallen, vorher, ehe ſie dem Viehe untergeſtreuet werden, wohl troken werden laſſe, weil ſich alsdann die Feuchtigkeiten des Miſtes deſto beſſer hinein ziehen können; 2) daß man, wegen der Bequemlichkeit der Miſtfuhren, mit den Blättern zugleich dem Viehe etwas Stroh unterſtreue, damit der Dünger nicht allzu kurz werde, und vieles im Fahren vom Wagen herunter falle. Ob nun gleich alle Vortheile gelten, wie uns ein ſehr altes und löbliches Sprichwort lehret; ſo ſind doch nur diejenigen von einem klugen Manne mitzunehmen, die nicht zugleich einen noch einmal ſo groſſen Schaden auf einer andern Seite bei ſich führen. Dieſes hat man bei dem Eichenlaube wohl zu überlegen. Es dienet den alten Eichſtämmen ſowohl, als auch dem jungen Auslaufe zur Düngung und Fruchtbarkeit, und iſt überdem auch der Weide in den Hölzern ſehr zuträglich, indem es das Wachsthum des Graſes befördert, auf welchen dieſes Laub liegen bleibt, verfaulet und einregnet. Dieſe Vortheile ſind ſo wichtig, daß man das abgefallene Laub der Bäume nimmermehr, wenn man klug iſt, zum Düngen erwählen wird, wo nicht in allzu gröſſem Uberfluſſe in den Hölzern liegt, und das wachſende Gras mehr erſtiket, als ſein Wachsthum befördert. Jn ſolchem Fall mus man nicht alles, ſondern nur den gröſſeſten Theil der Blätter abnehmen, auch ſich dazu keiner eiſernen, ſondern nur ſtumpfer hölzerner Haken bedienen, damit man den jungen Auslauf nicht aus der Erde herausreiſſe, wofern man nämlich auf den Anwachs des jungen Holzes zu ſehen hat. Die Art, wie man ſich des Laubes zum Düngen bedienen kan, iſt mancherlei. Man kan es dem Hornviehe in den Ställen, ſtatt

Strohes, unterſtreuen laſſen; man kan es in die Düngerpüze auf dem Hofe werfen, und mit anderm gemeinen Dünger vermiſchen; man kan es bei Anlegung der Miethen mit den Raſen und dem gewöhnlichen Dünger vereinigen laſſen; und den beſten Nuzen leiſtet eine ſolche Erde alsdann in den Gärten, wenn man ſie auf den Miſtbeeten, Kern- und Baumſchulen, Orangerie- und Blumenfeldern, u. ſ. w. gebrauchet. Man kan damit das Wachsthum der Früchte und der jungen Bäume ungemein befördern; mithin kranke Bäume oder Staudengewächſe damit vom Verderben erretten, und wiederum tragbar machen. Könnte man aber von ſolcher Erde ſo viel aufbringen, daß man damit die Gärten um einige Fus erhöhen könnte; ſo würde der Nuzen auſſerordentlich ſeyn. Man kan mit der Zubereitung einer ſolchen Erde folgendergeſtalt verfahren: Man läst in trokenem Boden eine Grube graben. Auf dem Grunde derſelben wird eine Schicht ganz kurzer feuchter Miſt zween Fus hoch gelegt, und mit einer Schicht Laub bedekt. Hierauf folgt ein Schicht kleiner Holzſpäne von den Oertern, wo man auf den Höfen Holz hauet und ſäget, oder wo Buſchholz und Waſen zum Brauen, u. ſ. w. gelegen haben. So fährt man wechſelsweiſe fort, bis aller Vorrath verbraucht iſt. Drei oder vier Monate nachher wird dieſe Vermiſchung herausgeworfen, wol durch einander gearbeitet, und wieder in die Grube geſchmiſſen, auch damit von ſechs Wochen zu ſechs Wochen ſo lange fortgefahren, bis ſich alles wol mit einander vereiniget hat, und zu ſchwarzer fetter Erde geworden iſt. Man ſieht leicht, daß durch eine ſolche Beizung und Zubereitung ſelbſt das unverwesliche Eichenlaub endlich zermalmet, und in eine taugliche Düngererde verwandelt werden müſſe; daher hier der Einwurf, daß dieſes Laub zur Düngung nicht tauglich ſey, leicht aus dem Wege geräumt werden kan. Es iſt unſtreitig, daß uns die Hüner am vortheilhafteſten ſeyn würden, wenn ſie zu der Zeit legten, da die übrigen gemeiniglich nicht zu legen pflegen. Um deswillen allein, weil alle Hüner mehrentheils zu einer Zeit aufhören und anfangen zu legen, kommt den wenigſten Wirthſchaftern dieſes Vieh recht zu gute, indem ſie oft, wenn die Eyer theuer ſind, eben ſo gut, als andere Leute einkaufen müſſen, ungeachtet ſie den Stall voll Hüner haben. Dieſe Verdrieslichkeit hat manchen Hauswirth veranlaſſet, auf Mittel zu denken, wie er die zur wohlfeilen Zeit allzu häufigen, zur theuren Zeit aber mangelnden Eyer von einer Zeit zur andern aufbehalten könne, ſo, daß ſie beſtändig eben die Güte und den Geſchmak, als friſchgelegte Eyer, haben möchten. Verſuche haben uns dieſe Kunſt endlich entdekt; und ich will ſie hier erzählen, wie ſie ihr Verfaſſer beſchrieben hat: Man nehme etwan im Auguſt friſchgelegte Eyer, die, gegen das Licht gehalten, klar und hell ſind, und worauf noch keine Henne geſeſſen oder gebrütet hat. Dieſe Eyer lege man in Fäslein, die nur einen Boden haben, ſchichtweiſe, und ohne daß eins das andere berühret, in trokenen Roken; doch ſo, daß ſie gerade auf der Spize aufſtehen, damit ſich der Dotter nicht anlege. Dieſes Gefäs ſeze man bedekt an einen mäſſig warmen Ort, wo es nicht viel gerüttelt werden kan, z. E. in den Keller; und ſo wird man die Eyer wohl ein Jahr, wenigſtens gewis zehn Monate unverſehrt erhalten, und den ganzen Winter hindurch, bis die Hüner wieder legen, an alle Speiſen ſo gut, als friſchgelegte Eyer, gebrauchen können. In dieſer Erfindung erhält man auf einmal zweierlei neue Nuzungen, eine, des Rokens, den man ſonſt hierzu gar nicht zu gebrauchen gewust hat, und die andere, der Eyer, die man zur Zeit des Uberfluſſes kaum zu verthun weis, und die man ſich doch, wenn der Winter heran kömmt, vergeblich wünſchet. Wie die Eyer ohne Henne auszubrüten? und zu was Haus und Ärzeneimittel dieſelbe nüzlich zu gebrauchen? iſt in unſerm Referendario bereits weitläuftig beſchrieben worden. ⸗ ⸗ ⸗ Vielleicht würde es ſich der Mühe verlohnen, mehrere ſolche Beiſpiele, wie öfters geringe ſcheinende und ungebrauchte Sachen vortreflich zu nuzen ſind, aus den verſchiedenen Schriftſtellern herauszuziehen; allein, ich will mich vorjezt mit denen begnügen, die mir am nächſten bei der Hand ſind, um noch eine beſondere Betrachtung hinzuzufügen, die von groſſem Nuzen ſeyn kan, weil ſie vielen Schaden abwendet. Wenn nämlich die fleiſſigen Hauswirthe es für ihre Schuldigkeit halten, alles, was ihnen vorkomt, ſo viel als möglich zu ihrem Nuzen anzuwenden, ſo wünſchte ich, daß ſie dieſes vielmehr in denjenigen Theilen der Haushaltungskunſt, die ſie am beſten verſtehen, als in andern, vornehmen möchten. Hierdurch erſparen ſie ſich viele vergebliche Mühe und Koſten, und dem Publico eine falſche Uberredung, die ihm deſto nachtheiliger wird, je mehr man ſich auf die gedrukten Verſicherungen der Landwirthe mit groſſen Vorurtheilen zu verlaſſen pflegt. Am allerwenigſten aber ſolten ſich die Haushalter auf neue Entdekungen in der Arzeneikunſt befleiſſigen. Dieſe Kunſt iſt jezt nicht mehr in ſo ſchlechten Umſtänden, daß ſie ihre Aufnahme den Beobachtungen ſolcher Leute zu danken hätte, die weder in ihren Grundſäzen unterrichtet ſind, noch eine Erfahrung mit gehöriger Behutſamkeit anzuſtellen wiſſen. Es iſt wahr, daß der erſte Urſprung der praktiſchen, das iſt, der ganzen Arzeneiwiſſenſchaft, (denn die theoretiſche iſt erſt lange nach der praktiſchen angefangen worden,) auf den Beobachtungen ſolcher Leute beruhete, die nichts weniger, als Arzeneiverſtändige waren. (Beſiehe den 4ten Theil des Referendarii, pag. 28. wo hinlänglich bewieſen worden, daß man in der Arzeneiwiſſenſchaft vieles von den Thieren und gemeinen Leuten erlernet habe.) Doch, man kan auch leicht erachten, daß es in den damaligen Zeiten auf ein paar hundert Tode mehr oder weniger nicht angekommen ſeyn werde, da man noch keine Regeln hatte, nach welchen man ſein Verfahren einrichten konnte. Jezt, da die Arzeneikunſt ihr männliches Alter erreicht, und da ſo viele geſchikte Männer beſtändig damit beſchäftiget ſind, die Kräfte der Arzeneimittel genau zu beſtimmen, kan man faſt nicht ohne Verwegenheit daran denken, der Welt, ohne ſelbſt eine Arzeneikündiger zu ſeyn, neu erfundene Mittel vorzulegen und anzupreiſen, die man doch nur unter ſehr unbeſtimmten Einſchränkungen in ſehr wenigen Fällen verſucht hat. Dieſe Gedanken ſind bei mir entſtanden, als ich unter den vorigen Beiſpielen einige ſolche anführte, die Mittel wider Krankheiten in ſich enthalten. Es iſt indeſſen wahr, daß man es einem Landwirthe am wenigſten verdenken kan, wenn er ſolche Mittel bekannt macht, die wider alltägliche auf dem Lande vorfallende Krankheiten gerichtet ſind, deren Cur keinen Aufſchub leidet. Es iſt alsdann nur zu wünſchen, daß dergleichen Schriftſteller ihre Mittel nicht ſelber erfinden, ſondern ſie in guten Büchern aufſuchen, oder verdiente Aerzte darum um Rath fragen möchten. Der Bis giftiger Thiere iſt ein ſolcher Zufall, der dem Landmanne ſehr oft vorkommt, und damit er nicht lange warten darf, ohne etwas zu gebrauchen. Daher ſind ſolche Mittel der Bekanntmachung würdig, wenn ſie nur gut ſind. Die Biſſe von Schlangen, Nattern und dergleichen haben ſehr wenig zu ſagen, wenn man nur den gebiſſenen Ort gleich mit einem Bande unterbindet, damit das Gift nicht in den Leib treten kan. Herr Charas hat dieſes in den Schriften der Pariſer Akademie ſowol durch ſein eigenes, als viele andere Beiſpiele bewieſen. Boyle curirte den Natternbis blos mit einem glühenden Eiſen, das er etwa zwölf Minuten auf die gebiſſene Wunde hielt; ja er hat ſogar einen Menſchen für Geld dahin gebracht, ſich von der giftigſten Natter beiſſen zu laſſen, und hat ihn hernach mit einem glühenden Meſſer ſehr glüklich curiret. Solche Mittel kan ein Landmann brauchen. Ich will noch mehr davon anführen. Man kan ſich bei einem Schlangenbiſſe, und dergleichen, ſehr leicht helfen, wenn man die Wunde alſobald mit Eſſig wäſcht, und eine gute Portion davon trinket. Vergiftungen von Kroten und dergleichen werden ſchon dadurch gehoben, daß man das Glied alſobald in ein friſchgegrabenes Loch in die Erde ſtekt. Einige Pohlniſche Landleute ſchütten in ſolche gegrabene Gruben Milch, und ſezen die Füſſe oder Glieder hinein, da ſich denn eine vielfarbigte Haut auf der Milch zeiget, welche man für das ausgezogene Gift hält. Herr Blondel erzählt, daß die Amerikaniſchen Jäger, wenn ſie von den in den wüſten Ländern häufig lebenden giftigen Thieren geſtochen worden ſind, alſobald Schiespulver auf die Wunde ſtreuen, und es anzünden, ohne weiter das geringſte zu thun. Man ſagt, wenn ſich die Flamme erhebt; ſo ziehe ſie das Gift an ſich, und zerſtreue es. Den guten Erfolg dieſes Mittels hat Herr du Clos dadurch wahrſcheinlicher gemacht, daß er das Gift aus einem Krebsſchaden gezogen, indem er den breitern Theil einer Tüte von Papier, die er in Weingeiſt getaucht, und die Tüte darauf am ſpizen Ende angezündet, über den Schaden gehalten. In dem Falle, wenn ein Menſch von einem vierfüſſigen Thiere, das zornig oder toll iſt, gebiſſen worden, iſt das Mittel ſehr gründlich, ſo man im ſchon gemeldē Beiſpiele lieſet, daß man einen Hering zerreiſſen, und auf die Wunde legen ſoll; da hingegen der Rath vom Kupfer ſehr gefährlich und unüberlegt iſt. Herr Tauvry hat ſchon das Seeſalz für ein gutes Mittel wider den tollen Hundbis erkläret, weil es, wie er meint, die Verbindung der Theile des Bluts gewiſſermaſſen unterhalten kan. Herr du Hamel hat das Salzwaſſer, auf dergleichen Wunden gelegt, ſchon allein für ein zulängliches Mittel gehalten. Herr Morin hat die Geſchichte eines Mägdchens von zwanzig Jahren erzählt, welche von einem raſenden Knaben in die Hand gebiſſen worden war. Sie hatte alle Zufälle der Raſerei. Sechszehn Tage nach dem Biſſe ſezte man ſie in ein tiefes Bad von Fluswaſſer, das mehr kalt, als warm war, darinn man eine Meze Salz hatte zergehen laſſen. Man tauchte ſie ganz nakend hinein, zog ſie ofte wieder heraus, und nachdem man ſie auf ſolche Art ungemein mitgenommen, lies man ſie ganz betäubt im Bade ſizen. Nachher ward ihre Krankheit ein Fieber, das man gehörig curirete. Man brachte ſie noch vielmal in das Bad. Endlich ward ſie vollkommen geſund, nachdem die ganze Krankheit nicht länger als einen Monat gedauret hatte. Man ſolte viele ſolche Beobachtungen ſammlen, welche von erfahrnen und behutſamen Arzeneigelehrten angeſtellet worden ſind. Man ſolte diejenigen ausſuchen, da die Cur in einer ſehr einfachen und leichten Operation beſteht, und die Mittel ſo beſchaffen ſind, daß man ſie alle Augenblike überall haben kan. Hierdurch könnte man dem Landmanne einen wahren Dienſt erzeigen; und eine Sammlung ſolcher Hülfsmittel und Methoden für die gemeinſten Krankheiten, denen ein Landmann unterworfen iſt, würde die ſchönſte Arzneikunſt für ſolche Leute ſeyn. Hierzu gehört aber etwas mehr, als viel Geheimniſſe von alten Weibern zu beſizen. Man mus eine gute Beleſenheit haben, und mus ſo viel von den Gründen der Arzeneikunſt verſtehen, als nöthig iſt, das Schlechte, Unwahrſcheinliche und Gefährliche, von dem Guten, Wahrſcheinlichen und Sichern zu unterſcheiden. Was mehrers gibt die im 4ten Theil des Referendarii pag. 193 bis 225. einverleibte Abhandlung von der verſchiedenen Würkung der Arzeneien und Hausmitteln in Anſehung ihres verſchiedenen Gebrauchs.

Rechtliche Erläuterung des Evangelii vom Schalksknecht Matth. 18. v. 23. in Abſicht auf die heutige muthwillige Bankerutirer.

Je mehr die Bruth der Laſter ſich ausbreitet, und ihre Herrſchaft über die Herzen der Menſchen zu erweitern ſuchet, je mehr Menſchen ſich unter derſelben Herrſchaft begeben: je mehr haben alle rechtſchaffene Chriſten dringende Urſachen, keine Gelegenheit zu verabſaumen, dieſelbe auf alle Art und Weiſe zu erſtiken, und zu unterdruken; auch dergleichen und andere Laſter nirgends einige Freiſtadt finden zu laſſen. Die Obrigkeit iſt eine Rächerin zur Straffe über den der Böſes thut, Römern 13, und bleibt eine Dienerin Gottes, und eine Bewahrerin beider Geſeztafeln, was die äuſerliche Zucht anbetrift. Rechtſchaffene Lehrer und Prediger beeifern ſich, die Unwiſſenden zu unterrichten, die Trägen zu vermahnen, und ihre Zuhörer für denen im Schwange gehenden Laſtern zu warnen. Faſt gleichen Endzwek führen die ſo vielfältige moraliſche, theologiſche und auch andere in Druk herauskommende Bücher und lehrreiche Schriften, die nicht weniger bei vielen nicht ohne ſonderlichen Nuzen geblieben ſeyn, und öfters groſſe Dinge gethan haben. Und das kan auch einiger maſſen von denen Wochenſchriften geſagt werden, die auſſer andern vielen nüzlichen Abhandlungen aus allen Theilen der Wiſſenſchaften, auch die Laſter antaſten, und vor den Augen der Vernünftigen lächerlich und verabſcheuungswürdig zu machen ſuchen. Daß nun das muthwillige Bankerutiren, ſo heutiges Tags recht zur Mode werden will, auch ein ſchädliches Laſter; ja ein rechtes Ungeheur von vielen Laſtern iſt, braucht hier gar keinen ſonderlichen Beweis. Unſere Wochenſchrift oder Intelligenzblatt hat bereits im Jahr 1751. Num. 25. hievon eine ſatyriſche Abſchilderung geliefert, die in ihrem Zuſammenhang in dem Referendario oder aus dem Reiche der Wiſſenſchaften auserleſenen Sammlungen p. 161. T. IV. befindlich iſt. Für jezo, da uns das lezte Sonntags-Evangelium Anlas und hinreichenden Stoff hierzu gegeben, liefern wir eine andere Abſchilderung unter dem Gleichnis, vom Schalksknecht Matth. 18. v. 23 ſeq. mit juriſtiſchen Zügen; in welchem **Chriſtus ſich als einen König vorgeſtellt, der ſeinem Knecht, rukſtändiger Gelder halben, verkauffen heiſſen 1) ſich, 2) ſein Weib, ſeine Kinder und alles was er hatte ꝛc.** Dieſes Gleichnis könnte zwar darinn einen Anſtos machen; weil ſich kaum ein ſo hartes Geſez in den Jüdiſchen Rechten finden würde: da ein Schuldsmann, mit Weib und Kinder, ſeinem Glaubiger verbunden ſeyn mögen. Denn ob es auch gleich wohl ſcheinen möchte, daß die Gleichniſſen nicht eben die Nothdurft erforderten einer wirklichen Geſchichte (a) Nachgehends der Heiland disfalls auf den Gebrauch anderer Heidniſcher Völker und beſonders der Römer ſehen mögen; welche aus Schuldleuten, die nicht bezahlen können, nicht allein Knechte gemachet; ſondern auch ihre Kinder dadurch, mit dem Vater, zu Knechten machen können. So dann ſonderlich, was das Weib beträſe; ſolches nicht nöthig hatte, weder für ihren verſchuldeten Mann zu bezahlen, noch ſeinetwegen, die Freiheit zu verliehren. Ueber dieſes die Juden ins beſondere dafür hielten: daß zwar ein Jude, welcher das Geſtohlene nicht ſo vielfältig, als die Geſeze verſehen, wieder erſtatten können, ein Knecht werden müſſen (b): bloſſer Schulden halben aber ſolches nicht geſchehen mögen. Dieweilen aber Anfangs in dem 2. Buch der Könige cap. 4. v. 1. ſq. das Exempel zu befinden: wo die Wittwe mit dem Oelkrug den Propheten Eliſam anſchreiet: Nun kommt der Schuldherr und will meine beide Söhne nehmen zu eigenen Knechten. Denn ich habe nichts im Hauſe (zu bezahlen,) als dieſen Oelkrug u. ſ. w. Welchen deñ Eliſa mit der Vermehrung des Oels und den Worten geſegnet: Gehe hin; verkauſe das Oel und bezahle deinen Schuldherrn. Du aber und deine Söhne nähret euch von dem übrigen. Folglich der Prophet den Anſpruch an die Kinder, der väterlichen Schulden halben, nicht vor unbillig gehalten. Nachgehends, wann dieſes ſeine Richtigkeit, der Vater, als Hauptſchuldner, um ſo viel mehr ſchuldig, mit ſeinem Leib und

---

(a) In ſimilitudinibus non requiritur veritas.

(b) Welches Joſephus lib. XVI. antiquit. Judaic. c. 1. p. 548. erinnert: Furem quadruplum reddere; quòd ſi non ſit ſoluendo, vendi in Servitutem. Non tamen exteris nec in perpetuam; ſed in ſexennium. Und lib. IV. cap. 8. p. 127.

Verluſt der Freiheit zu bezahlen, als die unſchuldige Kinder. Wie denn im 3. Buch Moſe cap. 27. v. 39. die Begebenheit von Moſe ſelbſten geſezet und entſchieden wird: Wenn dein Bruder verarmet neben dir und verkauft ſich dir; ſo ſolt du ihn nicht laſſen dienen, als einen Leibeigenen. Wordurch nicht die Verkaufung der Freiheit misbilliget; ſondern nur, wie ein Jude mit einem Jüdiſchen Knecht umzugehen, vorgeſchrieben wird. Ferner das Eheweib disfalls die Laſt mit dem Manne zu tragen und zu verbüſſen Exod. 16. v. 3. wie nicht minder die Kinder mit den Eltern, Leviticor. 16. v. 41. Dagegen was in denen Zweifelsgründen angeführet, von keiner Erheblichkeit; ſondern leichtlich bei Seiten zu legen. Und zwar ad 1) ob gleich dieſes ſeine Richtigkeit bei denen Gleichniſſen hat; Chriſtus aber hieſelbſt den Schlus vom Recht der Menſchen zu ſeinem himmlichen Vater machen wollen; wobei nicht zu vermuthen; daß er ſich eines erdichteten Grundes bedienet (c); Sondern vielmehr ſolchen, aus der Jüdiſchen Weiſe ſelbiger Zeiten genommen. ad 2) weil Chriſtus an ſolchem Ort die Juden unterrichtet, und nicht die heidniſche Römer: auch nicht zu glauben, daß er auf dieſer ihre Geſeze einige Abſicht haben mögen. Ob gleich auch dieſes gewis; daß wann auch die Juden an ſich ihre Schulden nicht mit dem Verluſt der Freiheit, verbüſſen dürfen; ſolches Joch ihnen dannoch, nachdem ſie unter die Römer kommen, auferlegt worden ſeyn möchte: ad 3) da die Juden mit ihren Eheweibern in gemeinſchaftlichen Gütern geſtanden, hierunter leichtlich aus Exodi 21. v. 3. zu erſehen, daß ſelbige mit dem Manne, der Schulden halben, gleiches Unglük betroffen. ad 4) nachdem die Juden ſelbſten aus ihrem Talmud haben; daß ein Dieb, wann er nicht vierfältig bezahlen können, ein Knecht werden müſſen; der Schlus von demſelbigen um ſo viel ſicherer auf einen Bankerutirer zu machen, weil dieſer leztere dem erſtern nicht allein gleich; ſondern auch der Schuldherr nur das Seinige wieder verlanget; der Beſtohlene hingegen, in vierfältiger Wiedererſtattung, ſich einen Gewinſt zu machen ſuchet (d): Als iſt wohl nicht zu zweiflen: daß der Heiland mit dem Gleichnis des Königes mit ſeinem verſchuldeten Bedienten (Schalksknecht) auf die Jüdiſche Weiſe geſehen; nach welcher ein Schuldmann, der nicht bezahlen können, mit ſeinem Weib und Kind die Freiheit verlohren, und zu einem eigenbehörigen Knecht werden müſſen. Wie man mit dergleichen Schalksknechte ehedem verfahren hat? und wie das ſogenannte Bankerutiren und Betrügen nach und nach durch die Handlung ſich eingeſchlichen? ſolle in gleich folgender Abhandlung angezeigt werden.

Rechtliche Unterſuchung, wie das Bankerutiren und Betrügen nach und nach durch die Handlung ſich eingeſchlichen? Und wie man ehedem nach Rechten mit dergleichen Leute und Schalksknechten verfahren hat?

So lange die Menſchen kein ausgemünztes Geld gehabt; ſo lange hat man von dieſer Landſeuche des Bankerutirens nichts gewust. Wie Tacitus de M. G. c, 17. von den Teutſchen ſchreibet: Vſum auri & argenti, Propitiis an Iratis diis, ignorant. Denn Sachen, zur Leibesnahrung und Nothdurft, dem andern abzuborgen; ſolches machte nichts groſſes aus. Und weil 1) Hanf und Flachs ſich leichtlich geben und lange verwahren, auch nüzlich gebrauchen lieſe; ſo war ſolcher, an ſtatt des Geldes, im Gebrauch. Das Gold und Silber aber verachteten die Teutſche deswegen: weil man ſich in ſolches weder kleiden noch ſonſten einen Gebrauch davon machen konnte; das bloſſe Anſchauen aber zum Spielwerk der Kinder oder einfältigen Menſchen gehörete. So bald aber die alte Teutſche, durch den Umgang mit den Römern, inne worden, daß das Römiſche gemünzte Geld, bei allen andern Völkern, im Werthe wäre: ſo fingen ſie auch an, ſich in daſſelbe zu verlieben. Und kunten 2) die Römer und andere Völker auch in Teutſchland damit alles gewinnen. Wodurch dann eine ſo groſſe Menge Römiſcher Münzen in Teutſchland kommen; auch ſo gar unter der Erden verwahret, und dieſe davon, an manchen Orten, faſt aufgeſchwellet worden, daß wir noch jezo daran auszugraben finden. Das Geld war alſo ein Gift, welches tauſend gute Sitten in Teutſchland verderbete; Denn nun wurden Treue und Glauben, Tugenden und Laſter, Kinder und Rinder, und alles bei ihnen feil. Der Geldgeiz fienge an, alle Tapferkeit, Ehre und Redlichkeit, und was nur immer löblich war, zu erſtiken und auszutilgen. Und, ungeachtet der Teutſche Adel ſich noch am längſten an dem Genus ſeiner Landgüter begnügte, und ſich von dem Unrath des Geldgeizes unbefleket hielte: ſo geriethe er eben dardurch, bei aller ſeiner Ehre und Redlichkeit, auch ritterlichen Thaten, in die äuſſerſte Armuth. Dann es kam eine, bis dahin auf dem Teutſchen Boden unbekannte, Art Menſchen auf, die man Kramer und Handwerker, und theils Künſtler nennete 3) Dieſe hatten, auf der Welt zu leben, keinen andern Endzwek, als durch ihre Invention Geld zuſammen, oder andere theils ums Geld, zu bringen. Bevorab, da dieſelbe aller ritterlichen Thaten unwürdig geachtet, und davon ausgeſchloſſen wurden 4). Dieſe fremde, oder im Land freigelaſſene Leute, riſſen demnach allen Handel und Wandel an ſich. Denen Edelleuten wurde unterſaget, die Handwerker nicht von ihren Leibeigenen mehr treiben zu laſſen; ſondern ihre Kleider, und auch anderes, was zur Nothdurft oder Vergnügen nöthig, von den Profeſſioniſten, Kramern und Künſtlern zu ſuchen. Und eben in den Städten wurde deshalben allerhand, was nur zur Gemächlichkeit, Ubermuth, Wolluſt, Pracht und Verſchwendung dienet, ausgeſonnen; damit ſich der Edele wie der Bürger daran vergaffen, und zu dem Ende Geld erborgen möchte, ſolches alles mitzumachen. Durch dieſes Unheil nun iſt der Betrug des Bankerutirens in unſer Vaterland gekommen, wovon man in denen älteſten Zeiten nichts gewuſt hat. Denn der Adel geriethe in Schulden, und ein Bürger verderbete gleichfalls den andern, wie jedermann auf Credit los zehren oder Geld borgen konte, alles anzuſchaffen, was ihn nur gelüſtete. Gleichwohl hatten die Glaubigere noch gute Zeit und Hofnung, zur Vergütung des Verborgeten zu gelangen. Denn Anfangs, hatte ein Schuldmann nicht an Gütern zu bezahlen; ſo grieffe man ſeinen Leib an. Und er muſte ein eigenbehöriger Knecht ſeines Glaubigers werden. Er verlohr alſo, bloſſer Geldſchulden halben, ſeinen Adel, Ehre und Freiheit. Und mithin wurde er auch von ſeinen Stammgütern verſtoſſen; weil ſeine Geſchlechtsvettern ihn nicht mehr unter ſich litten 5) Bevorab, da die Teutſche mit ihren Knechten und Leibeigenen einen Handel trieben, und ſelbige kauften und verkauften. Die heutige Rechtsgelehrte wollen zweiflen: ob ein

---

(c) Weswegen auch Robert, Sheringham in cod. Talmud. daß die Gleichniſſe Chriſti im Talmud zu finden und bei den Juden üblich geweſen.

(d) Majori autem favore eſt dignus, qui laborat pro Damno vitando; quam qui pro captando Lucro.

1) Dahero Tacitus de M. G. cap. 25. auch wohl ſchreiben mögen: daß ſie von wucherlichen Zinſen nichts gewuſt: Foenus agitare & in Vſuras extendere ignotum. Ideoque magis ſeruatur (umſonſt zu leihen); quam ſi vetitum eſſet.

Gläu

---

2) Tacitus de M. G. cap. 15. *Iam.* & Pecuniam accipere Docuimus.

3) Denn die alte Teutſche hatten keine Städte, und das Land war von lauter Edelleuten und ihren leibeigenen Knechten bewahret.

4) Dann zu Thurnier- und Feldzügen wurden keine andere, als vierſchildige von Adel gelaſſẽ.

5) Tacitus de M. G. cap. 23.

Gläubiger, denen Römiſchen Rechten nach, einem üblen Schuldmann das Leben nehmen könne 6)? Nun iſt ſolchem Zweifel damit leichtlich abzuhelfen: weil dergleichen Gewalt, über Leben und Tod, jeder über ſeine Knechte hatte. Mithin der Verſchuldete nicht als Schuldmann, ſondern als gewordener Knecht das Leben verliehren kunte 7). Die Teutſchen und Römer hatten alſo über Leben und Tod ihrer Schuldleute, als Knechte, gleiches Recht. Nur die lezten gebrauchten vorſezlich dieſe Grauſamkeit; Dahero die bekannte Römiſche Geſchichte: daß zwei Glaubiger einen Schuldmann, an welchen ſie gleiche Forderung hatten, in gleiche Theile mitten von einander hauen laſſen, damit jeder die Hälfte bekäme, vor kein Gedicht zu halten. Die erſtere aber thaten ſolches aus bloſſer Ubereilung. Bei dem allem aber hieltẽ die Teutſchẽ dennoch dieſe Schärfe, der Schulden halben, die Freiheit und wohl gar das Leben zu verliehren, von leichtſinnigen oder frevelhaften Borgen gewaltig zurüke. Als nun aber, in dem 12ten und folgenden Jahrhunderten, die Gewohnheit abkam, ſich leibeigen zu machen oder den Leibeigenen an ihrem Leibe Schaden zuthun: ſo wurde auf ein anderes Mittel gedacht, die Menſchen vom Bankerutiren zurüke zu halten. Man führete das ſo genannte Einlager oder Obſtagium ein 9). Wer ſich nun, bei dem Einlager, verſchrieben und nicht bezahlete; ſolcher Schuldmann muſte ſich dem Glaubiger ſtellen, und, an einem ſolchen Ort, den er benennet, das Einlager halten. Es mochte ſo kümmerlich, ſchimpflich und beſchwerlich ſeyn, als es nur immer wolte. Welches Einlagerrecht nicht allein unter dem Teutſchen Adel durchgehends üblich geweſen; ſondern auch ſich wichtige Exempel finden, daß ſich, im Borgen und Zuſagen, die Fürſten des Reiches, ja der Kaiſer ſelber, bei dem Selbſtzwang des Einlagers, verſchrieben 10). Und es bedienten ſich die Glaubiger dieſes Rechtes nicht allein gegen dem Schuldmann ſelbſten: ſondern auch deſſen Bürgen verbanden ſich zum Einlager, einer oder mehrere. So heilſam nun dieſe Sazung des Einlagers war und für einen Uberbleibſel der, Schulden halben, verlohrenen Freiheit zu achten ſtunde: ſo ruhete man doch nicht, ſolches Einlagerrecht, des Misbrauchs halben, dem man doch leichtl. hätte abhelfen können, abzuſchaffen, u. gänzlich aufzuheben; Dann es wurde vorgegeben: die Edelleute, welche ſich zum Einlager verſchrieben, vertiefeten ſich, durch Schmauſen und Geſellſchaften anderer Edelleute, noch mehr in Schulden. Dadurch dann der Glaubiger nicht allein nicht bezahlet; ſondern auch der Schuldmann vollends zum Bettelſtab gebracht würde. Daß aber dieſes alles nur vom Zaun gebrochen, und das Teutſche Reich wohl dabei fahren würde, wann es des Zwangmittel vom Einlager behalten; ſolches können wir in denen Holſteiniſchen Landen lernen, woſelbſten, aus Furcht des Einlagers, niemand leichtlich borget, der nicht bezahlen kan. Mithin beſonders in dem Holſteiniſchen Adel ſich wenige oder keine Ban-

---

6) Wovon die Dd. ad l. 10. C. de bonis aut iud. poſſid.

7) Eben wie von den Teutſchen Tacitus de M. G. cap. 25. berichtet: Verberare ſeruum ac vinculis & opere exercere, rarum. Occidere ſolent, non diſciplina & ſeueritate: ſed impetu & ira; ut inimicum, niſi, quod impune.

9) Joan. Ott. Tabor. hat ein eigenes Werkgen de iure obſtagii geſchrieben, in conſtitutionem Holſatiæ prouincialem. Es iſt aber nicht an dem: daß ſolches Einlagerrecht, nur in Sachſen und Holſtein üblich geweſen; noch, daß ſich deſſen allein der Adel bedienet. Vielmehr iſt ſolches durch das geſamte Teutſche Reich gegangen, und auch unter Fürſten und Herren gewöhnlich geweſen.

10) Wovon in commentario ad Auream Bullam tit. 27. p. 794. ſo wohl; als auch in denen Reliquiis Medii Ævi monumentorum verſchiedene wichtige Urkunden, anzutreffen.

kerutirer finden: folglich dieſelbe auch, auf Verſchreibungen des Einlagers im Kieler Umſchlag, vollen Credit haben und behalten. Bei welchen Umſtänden auch die Herzoge von Holſtein ſich gegen die Reichsabſchiede verwahret: daß ihrem Adel die Seele vom Credit, das Einlager, nicht entzogen werden möge. Dahero in dem Inſtr. Pac. Oſnabr. art. VIII. §. 5. die Wörter ſich u: ſed haec omnia Holſatiae conſtitutione (vom Einlager) ſalva & illaeta. Und in dem Reichsabſch. 1654. §. 170. jedoch mit Specialausnahme der Holſteiniſchen Conſtitution vom Einlager. Dann wann ſich jemand auf das Einlager entweder als Bürgen oder Selbſtſchuldner verſchreibet; ſo mus er entweder bezahlen oder ſein Quartier im Stalle, Scheunen und Gewölbern nehmen, bis er den lezten Heller, an Capital und Zinſen, bezahlet. Tritt er aus, ſo iſt er Ehr- und Rechtlos, und darf ſich im Lande weiter nicht ſehen laſſen. Seine Geſchlechtsverwandten löſchen auch ſeinen Namen in ihren Stammregiſtern aus, und wird er vor einen völligen Unmann gehalten 11). Nachdem aber nun die Verwirkung der Freiheit ſo wohl, als auch das Einlager im Teutſchen Reich abgeſchaffet: ſo hat man kein Mittel mehr übrig, dem muthwilligen Bankerutiren abzuhelfen. Die Kaufleute machen ſich einen Gewinſt davon. Werden oder ſtellen ſich bankerut; damit ihre Glaubiger, für 100. zehen ſchreiben, und ſie ſich damit noch einen ſchelmiſchen Gewinn machen, auch ſolche Spizbüberei wohl mehr, als einmal, wiederholen. Iſt alſo eine ſcharfe Obrigkeitl. Verordnung, darob feſt gehalten wird, noch das einige Mittel, dieſer Landſeuche, von Bankeruten, abzuhelffen. * Handel und Wandel will ſeyn; das Geld verdient im Kaſten nichts: tauſend Leute helffen ſich damit auf, wann ihnen jemand, durch ein Darlehen, unter die Arme greiffet. Daher ein ſolcher ſpizbübiſcher Bankerutirer ärger, als der verläumdeſte Dieb iſt. Weil vor dieſem, man noch Mauren und Schlöſſer hat, das Seinige zu verwahren; Aber jenem niemand in ſein ſchelmiſches Herz und Gemüth ſehen oder ſeine Caſſen öfnen kan. Es iſt aber hier die Rede allein von muthwilligen und gefliſſentlichẽ Bankerutirern die Rede, denen der Strang nicht ſo viel Qual machet, als den betrogenen Gläubigern, welche das Ihrige, was ſie ſo ſauer erworben, mit dem Rüken anſehen, und öfters darüber, mit den Ihrigen, am Hungertuch nagen müſſen. Für dergleichen Leute hat der ehrwürdige Herr Leſſer in Nordhauſen, ein Buch, unter dem Titel: ſcheusliche Geſtalt eines muthwilligen Bankerutirers, zu ihrer wahren Herzensänderung, andern aber zur Warnung, voriges Jahr in Druk herausgegeben, darinnen dieſe Schalksknechte zugleich nach ihrer wahren Beſchaffenheit abgebildet worden ſind. Ich wünſche, daß es von vielen geleſen wird.

” Er ſagt: muthwillige Bankerutierer, weil ſie ohne Glauben ſind, und in ihrem eigenen böſen Willen leben, nicht aber nach den Regeln des Chriſtenthums, ſo haben ſie vor den Augen des allwiſſenden GOttes eine ſcheusliche Geſtalt. Zwar vor Menſchen ſuchen ſie dieſelbe zu verbergen, wie eine Hure, die ihr räudiges Angeſicht mit Schminke überziehet, und wie ſich der Satan, ihr Vater, der Erzbetrieger, in einẽ Engel des Lichts zu verſtellen weis, ſo ſuchen ſie vor der Obrigkeit ihrer grindichten Sache eine Farbe der Unſchuld anzuſtreichen. Sirach hat ſie alſo mit lebendigen Farben abgeſchildert: Mancher meinet, es ſey gefunden, was er borget, und machet den unwillig, der ihm leihet. Er küſſet einem

” die

---

11) Wovon Joan. Fuchſius in proceſſu Holſatico cap. XII. de proceſſu obſtagii ausführlich, mit Anführung der Landes-Geſeze, gehandelt. Dann Schilter; Strauchius; Fomann; Falconer; Richter; die gleichfalls de obſtagio geſchrieben, haben keine eigene Erfahrung davon.

„ die Hand, dieweil man ihm leihet, und redet ſo demüthiglich um des Nächſten Geld, aber wenn ers ſoll wieder geben, ſo verzeucht ers, und klaget ſehr, es ſey ſchwere Zeit. XXIX. 4. u. f. Oder er wendet Schaden vor, den er nie erlitten: oder Betrug, den er nie erfahren. Kommt denn ein ungewiſſenhafter Advocate darum, der ärger denn jener iſt, und ſchlimme Sachen meiſterlich zu bemäntlen weis, ſo weis er oft der Gerechtigkeit eine wächſerne Naſe anzudrehen; und da die Richter nicht allwiſſend ſind, ſo wird oft eines ſolchen Bankerutierers Sache eine ehrliche Geſtalt gegeben, daß er vor menſchlichem Gerichte als ein Unglüklicher mit durchſchleicht. Aber vor GOttes, des gerechten Richters, Augen, die heller als die Sonne ſind, und in das verborgenſte ſehen, bleibt ihre ſcheusliche Geſtalt blos und entdekket. Ebr. IV. 13.

---

* Eine dergleichen weislich abgefaſte obrigkeitliche Verordnung iſt auch dieſe, ſo Anno 1749. von einem Hochedlen und Hochweiſen Rath dahier, unter der Aufſchrift; Verordnung, die Falliten betreffend, in Druk herauskommen, darinn zumal diejenige, die durch Nachläſſigkeit, Verwegenheit, Bosheit, auch wohl gar durch groſſen Pracht und Uppigkeit, mit koſtbaren Haushalten, Schmuk, Kleidung, Hausgeräth und bauen ꝛc. muthwillig bankerutieren, den Credit der Handelſchaft zum groſſen Nachtheil der Stadt dadurch ſchwächen, und andere ehrliche Leute, Hohe und Niedere, Geiſtliche und Weltliche, einheimiſche und fremde, Wittwen und Waiſen, auch milde Stiftungen unverantwortlicher Weiſe um das Ihrige bringen: folglich gleich Anfangs boshaftig und betrüglich handeln, indem ſie ſchon zum voraus in Schulden ſteken, oder wiſſentlich mehr Geld aufnehmen, und mit fremden Gute praſſen, oder keine ordentliche Bücher führen, noch jährlich richtige Bilanz ziehen, und mit einem Worte, Partiten ſpielen, als vorſezliche Betrüger in die Eiſen verſchaft, und nach Beſchaffenheit der unterlauffenen Gefährde, auch Gröſſe des verurſachten Schadens, mit dem Zuchthauſe, öffentlicher Ausſtellung, Schanzarbeit und ewiger Stadt- und Landesverweiſung cum vel ſine infamia unnachläſſig abgeſtraft werden ſollen. Und weil die meiſten ſich eines theils auf ihrer Ehegattinnen weibliche Rechtswohlthaten, (unerachtet ſie theils um der Gläubiger Geld ſich nambaft bereichern, theils Weiber aber durch ihre Wolluſt, Pracht, und Ubermuth ihrer Männer Verderben ſtattlich befördern) andern theils auf die Gutherzigkeit ihrer Creditorum verlaſſen, als welchen ſie oft die ſchändlichſte und ſchädlichſte Accorde abgenöthiget, auch öfters keine Scheu getragen, nach wie vor bei allen öffentlichen Zuſammenkünften zu erſcheinen: Als hat Ein Hochedler und Hochweiſer Rath, zu Steurung ſolche ärgerlichen Unweſens, um der gemeinen Wohlfarth willen, und Beibehaltung des Credits und Aufnahm der Commercien wegen, die gemeſſene Strafe, ꝛc, nachdeme das Falliment gros iſt, darinn Claſſen-weis angeſezet; indeme der natürlichen Billigkeit ſchnurſtraks entgegen läuft, daß jemand mit des andern offenbaren Schaden und Nachtheil ſich bereichert: Noch viel weniger, daß ein Ubelhauſer und Betrüger andern ehrlichen Perſonen gleich geachtet, und ſolchen Graſſatoribus publicis und gemein ſchädlichen Betrügern gleichſam noch eine Belohnung ihrer Nachläſigkeit und Betrugs zugeſtanden werden kan. Wie dann kraft dieſer Fallitenordnung ein Fallirter, der für 100. fl. weniger und unter 75. fl. accordirt und zahlt, zur Straffe 4. Wochen lang auf einen Thurn geſezt: der unter 50. und gleichwohl wenigſtens 30. für hundert zahlt, 6. Wochen in ein Gewölblein oder 3. Monate auf einen Thurn verſchaft: der unter 30. ſtatt 100. zahlt, 6. Monat mit der Thurnſtraffe belegt: und der unter 15. für 100. fl. oder gar nichts bezahlt, gar des Burgerrechts gänzlich entſezet, und auf ewig der Stadt und ihres Gebiets verwieſen werden ſolle ꝛc. ꝛc.

In andern Handelsſtädten, auch Königreichen, ſind dergleichen heilſame Verordnung gleichfalls mehrers geſchärffet worden; ja in dem Churfürſtenthum Brandenburg und in Preuſſen werden die ſchalkhafte Bankerutirer gar am Leben geſtraffet. Zum Beweis finde nöthig nur einige Punkten aus einem Königl. Preuſſiſchen Bankerutir-Edict von Anno 1723. anzuführen; Da heiſſet es unter andern: §. 3. „ Diejenige ſo des Vermögens ſeyn, ihre Gläubigere zu befriedigen, einen Abfall ihres Vermögens ſimuliren, und zu ſolchem Ende ihre Baarſchaften, ausſtehende Schulden oder Effecten verbergen oder auſſer Landes, zum Betrug der Gläubiger, ſchaffen, wollen wir ohne einige Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht wiſſen; §. 4. Mit welcher Strafe des Stranges ſollen auch die beleget werden, die zwar des Vermögens nicht ſeyn, ihre Schulden zu tilgen, aber dennoch von ihren Geldern oder Effecten was auf die Seite bringen, boshaftig verheelen, und dadurch ihre Creditores zu verkürzen, und einen ſchändlichen Profit zu machen ſuchen. §. 6. Wann auch ein offenbarer Bankerutirer, ehe deſſen Falliment kund wird, verſtirbet, und ſich ſo dann finden ſolte, daß er auf vorgeſchriebene oder andere betrügliche Weiſe ſeine Creditores muthwillig in Unglük geſtürzet, und dadurch den Strang oder Lebensſtrafe, wenn er bei Leben blieben, zu erwarten gehabt hätte; So ſoll deſſen Körper durch den Scharfrichter auf den Schindanger begraben, keinesweges aber einer ehrlichen Beſtattung gewürdiget werden. u. ſ. w. „

Betrachtung über die Einfalt und den Aberglauben, der um die heil. Weihnachtzeit ſich erneuret.

- - Veteres avias tibi de pulmone revello.

- - *Perſ.*

Es iſt kein einziges groſſes Feſt im ganzen Jahre, da bei den ernſtlichen und andächtigen Ubungen der Chriſten die Einfalt und der Aberglaube nicht ein gewiſſes Gaugelſpiel nebenher machet. Ich will jezo nur einige wenige Thorheiten nahmhaftig machen, und ſolche, die nur allein bei dem heiligen Weihnachts- und Neujahrsfeſte begangen werden. In der heiligen Chriſtnacht zwiſchen 12. und 1. Uhr treibet der Hopfe einige Keimen hervor, etwa 1. oder 2. Zolle lang. Man mus dieſe junge Hopfenſproſſen in der Nacht an den Stellen mit einem Licht ſuchen, wo ſonſt der Hopfen wächſet; denn 1) gleich Morgens nach 1. Uhr iſt keiner mehr zu ſehen noch zu hören, 2) er thut auch ſonſt keine Wirkung. Mit dieſem Hopfen kan man allerlei Zeichen und Wunder thun: z. E. Menſchen und Vieh geſund machen, ſich wider Gewehr und Hexerei feſte machen, und was dergleichen Alfanzereien mehr ſind. Ob gleich in dieſem ganzen Gewirre ſo viel Widerſprüche als Worte ſind, ſo ſiehet man doch hieraus, wie die Kraft eines eingewurzelten Vorurtheiles den Aberglauben bei vielen erhält. Was ſoll doch jene Gewohnheit, die, ſo unſchuldig ſie auch ausſiehet, dennoch ſo ſehr ungereimt, und wenn man auf die Umſtände und Folgen Acht hat, in der That ſündlich und unchriſtlich iſt? Man vertröſtet die Kinder das ganze Jahr auf den H. Chriſt; das iſt nicht allein auf ein und andere gute Sachen, als Kleider, Bücher, u. d. g. ſondern auch auf allerlei Thorheiten, Poſſen, Lappereien und Spielwerke, die der heilige Chriſt ihnen mitbringen ſoll. Man machet dadurch die zarte Gemüther nicht nur fähig und geſchikt zu allerlei Aberglauben und wunderſamen Vorſtellungen, zu allerlei widerſprechenden Dingen und Gedanken; als: wo dieſes oder jenes auf einmal herkomme; wie gebratene Aepfel, Lebkuchen, und Zukerſachen auf Tañenbäumen wachſen? u. w. d. m. iſt, ſondern man erweket auch allerlei irrige und ungeſunde, ja ſündliche Begriffe in ihnen von der heilwärtigen Geburt unſers Erlöſers: und was die Hauptſache iſt; ſo wird dadurch die wahre Freude über die Geburt des Heilandes u. die ganze würdige Feier des H. Feſts durch ſolche Poſſen und ſündliche Thorheiten in den Gemüthern der Jugend ganz vereitelt und vernichtet. Es bedeutet nichts, daß man zur Rechtfertigung dieſer ſündlichen Gewohnheit ſaget: es wäre dieſes das beſte Mittel, der Jugend unter dem Bilde der zeitlichen Schäze beizubringen, wie groſſe Seelengüter der liebſte Heiland den Menſchen vom Himmel mitgebracht hätte. Alles dieſes, ſage ich, bedeutet nichts: denn erſtlich unterbleibet dieſer Unterricht, dieſe Auslegung, dieſe Erklärung und Ermahnung bei der angeführten ungereimten Handlung; Hernach verfänget auch ein ſolcher Unterricht, wenn er ja geſchiehet, nichts zu einer Zeit, da das Kind die Hände voll Puppen, den Mund voller Kuchen, und die Augen und Ohren voller Spielwerke und neuen Sachen hat. Und iſt ja die Sache an ſich nicht ſündlich, ſo mus man doch eine jede Sache meiden, die unvermeidlich Gelegenheit zur Sünde gibt. Dergleichen iſt dieſe: Das Neujahr iſt nicht glüklich für jedermañ, wenn man nicht in der Neujahrsnacht zwiſchen 12. und 1. Uhr (ich möchte wiſſen, wie der böſe Feind alle Narrenpoſſen juſt in dieſe Stunde gebannet) ein Fusbad anſtellet. Welch grauſame Thorheiten und abergläubiſche Handlungen werden nicht mit den Wahrſagereien aus dem Kaffee an manchen Orten vorgenommen? der Bauer umwindet ſeine Obſtbäume an dem Neujahrstage mit einem Strohſeile, und zwar ſtillſchweigend; ſonſt tragen ſeine Bäume den folgenden Sommer keine Früchte. Von dergleichen Aberglauben könte noch was mehrers hier angeführt werden, wenn es der Raum dieſer Abhandlung erlauben würde. Wir beruffen uns auf das, was An. 1752. in den Intelligenz-Zetteln Nro. 48. ſchon einigermaſſen als Thorheiten und Aberglauben abgeſchildert worden. = =

Eins finde nöthig, hier noch zu berühren, welches bei Kindern in der Auferziehung, als das ſchädlichſte Gift anzuſehen iſt: Wann, wie es öfters geſchiehet, die Kinder bei Beſchenkung an den H. Weihnachts-Neujahrstagen, oder am Niklastag, mit vermumten Perſonen, bald erfreuet und bald erſchrökt werden. Was für Eindruk ſolches bei Kindern habe? wie ſchüchtern und abergläubiſch ſie dadurch werden? und in wie viel Krankheiten ſelbſten ſie hiedurch geſtürzt werden? iſt mehr als zu viel bekant. Gemeiniglich erfolgt mit den Jahren, die Gicht, das hinfallende Weſen, und was dergleichen mehr. Es bleibt bei allem dieſen nicht; man erzehlt den Kindern noch dazu, allerhand fürchterliche Hiſtorien, Geſpenſter- und andere elende Geſchichte. Ich erinnere mich, daß vor vergangenen Winter zu einer dergleichen Hiſtorie v. Geiſtern und Erſcheinungen, ungefehr gekommen bin; denn, als ich die Thür aufmachte: ſo brachen die jungen Leute in ihrem Reden ab; Doch, ich ſagte: ſie möchten nur fortfahren, und ſich nicht an mich kehren. Ich ſezte mich zu dem Lichte, welches in der einen Eke der Stube auf dem Tiſch ſtunde, und ſtellte mich, als wenn ich in einem Buche läſe, welches ich aus meiner Taſche heraus zog. Unterdeſſen hörte ich verſchiedene fürchterliche Geſchichte von Geiſtern, die in der Heil. Adventszeit, an der Neujahrs-und H. drei Königsnacht zu erſcheinen gewohnt ſind: daß ſie ſo bleich, als die Aſche wären: wie ſie an den Bettern, ja an den Zähen der Schlaffenden zupfen: wie um dieſe Zeit die Wehemutter unruhig ſeye, und dergleichen Weibermährchen mehr; Wie nun ein Geiſt den andern erreget: ſo bemerkte ich, daß zu dem Ende einer jeden Geſchichte die ganze Geſellſchaft dichter zuſam̃en rükte, und ſich näher hinter den Ofen drängte, Sonderlich beobachtete ich einen kleinen Knaben, der auf eine jede Hiſtorie ſo Achtung gabe, daß ich mich ſehr irren müſte, wie er es dies Jahr wagen ſollte, allein zu Bette zu gehen ꝛc. Es läſſet ſich hieraus von ſelbſt ſchlieſſen, wie nöthig es iſt, daß Eltern ihre Kinder vor dergleichē unverantwortlichen Schwachheiten von Grauſen und ſolchen Einbildungen zu verwahren, welche ſie ſich ſo leicht angewöhnen können, wenn ſie noch jung ſind; die ſie aber nicht ſogleich wieder abzulegen vermögen, wenn ſie zu Jahren kommen. Ich habe einen Soldaten gekannt, der ſonſt in die Breſchen getrungen war, und ſich doch vor ſeinem Schatten fürchtete; und der gleich blas ausſahe, wenn es nur ein wenig an der Thüre krazte, da er doch den Tag zuvor wider eine mit Stüken beſezte Schanze gerükt war. Man hat Exempel von Leuten, welche ſich über die Geſtalt eines Baums, oder das Schwanken eines Rohrs recht ſehr entſezt haben; das eben von dergleichen Thorheiten in der Kindheit herrührt. Die Wahrheit zu ſagen, ich ſehe eine geſunde Einbildungskraft, nächſt einer richtigen Urtheilungskraft, und einem guten Gewiſſen, für die gröſte Glükſeligkeit des Lebens an. Inzwiſchen, weil ſehr wenige ſind, deren Gemüther dieſen fürchterlichen Gedanken und Begriffen nicht mehr oder weniger unterworfen ſind: ſo ſolten wir uns durch die

Lehre der Vernunft und Religion dawider wafnen, die alten Grosmütter aus unſern Herzen herausreiſſen, (wie es Perſius in der Uberſchrift dieſer Abhandlung ausdrüket,) und dieſe ungereimten Begriffe vertilgen, die wir zu einer Zeit eingeſogen, da wir noch nicht fähig geweſen, von ihrer Ungereimtheit zu urtheilen.

Entdekung die von Hrn. Potts erfundenen, vortreflich äuſſerlichen Mittel wider das Podagra, die Gicht, das Reiſſen, und dergleichen Zufälle.

Weil das Podagra von den meiſten Aerzten für unheilbar gehalten wird, ſo iſt es der Mühe werth, ſolche Mittel überall bekañt zu machen, die dazu erfunden worden, und wovon gerühmt wird, daß ſie dieſe Krankheit heben ſollen. Herr Whard in England, ein berühmter Chemicus, ſoll eine Salbe beſeſſen haben, womit er Leute wieder hergeſtellet hat, die viele Jahre lang die Gicht gehabt haben, und in äuſſerſter Lebensgefahr geweſen ſind, und zwar blos dadurch, daß ſie ſich drei bis vier Tage mit dieſer Salbe geſtrichen haben. Sein Mittel iſt indeſſen unbekannt; und dieſes würde ſehr zu bedauern ſeyn, wenn uns nicht Herr Pott dieſerwegen ſchadlos gehalten hätte. Die meiſten Aerzte glauben, und ſind überzeugt, daß die Materie des Podagra ein Tophus, oder eine kreidigte oder kalkartige Materie ſey. Dieſe Materien verurſachen, wenn ſie in den kleinen Ausführungsgefäſſen in den Gelenken ſteken, von der daher rührenden Ausdehnung eine drükende beſchwerliche Empfindung und brennende Hize. Jedermann weis, wie gefährlich es ſey, dieſe Materien in den Leib zurük zu treiben, und wie behutſam man um deswillen mit dem Gebrauche der äuſſerlichen Mittel gehen müſſe. Wie gern überlaſſen die geſchikteſtē Aerzte nicht dem gemeinen Haufen ihrer Amtsbrüder die Cataplasmata aus Rokenbrodkrumen, Saffran, Gartenſchneken, Myrrhen, Galbanum, und andere dergleichen Dinge. Inzwiſchen müſſen ſie doch ſo viel eingeſtehen, wenn man glüklicher Weiſe ein Mittel finden könnte, die podagriſche Materie aufzulöſen und zu zertheilen, daß man ſich deſſelben allerdings ohne Anſtand würde bedienen. Doläus hat eben um deswillen ſein Pflaſter ſo gerühmet, weil er von ihm dieſe vortrefliche Art der Wirkung voraus ſezte. Es kommt auf weiter nichts an, als auf ein Mittel, welches nicht allein leicht durch die Haut dringet, ſondern auch ſeiner Natur nach die gypſigte Materie auflöſen kan. Welches Mittel ſchikt ſich wol aus allen dreien Reichen zu dieſer Auflöſung beſſer, als der Salzgeiſt, dem ſelbſt der Marmor nicht widerſtehen kan? Herr Pott ſagt ſelbſt davon, daß er Kreide, Gyps, Korallen, Marmor

mor und alle kalkartige Steine ſchnell, und gemeiniglich mit einiger Heſtigkeit, durchdringe und auflöſe. Wenn man demnach mit dieſem Geiſte einen Körper genau verbindet, der durch die Oeſnung der Haut mit Gewalt dringet, und alſo den Salzgeiſt dahin führet, wo er wirken ſoll; ſo hat man das ganze Kunſtſtük gefunden. Kein Ding in der Natur iſt in dieſem Stüke dem Terpentinöl zu vergleichen. Man vermiſche demnach den Salzgeiſt mit Terpentinöl; feuchte damit leinene Tücher ein, und lege ſie warm auf. Das Oel wird den Salzgeiſt an Ort und Stelle führen; dieſer aber iſt kaum bei den Ausführungsgängen angelanget, ſo zerſtört, zertheilt und vernichtet er, ſo zu ſagen, die Tophos und erdigten, alkaliſchen Materien, die ſie verſtopfen. Endlich werden ſie durch den Schweis völlig aus dem Leibe herausgeſchaft. Es iſt eben nicht allzu leicht den Salzgeiſt mit dem Terpentinöl aufs genaueſte zu vermiſchen. Wir wollen alſo das Verfahren, nach Herrn Potts eigener Vorſchrift, beifügen. Dieſes ſind ſeine Worte:

Proceſſus mixtionis olei Terebinthinæ cum ſpiritu ſalis.

Rec. Salis Unc. II. cum Unc. I. olei Vitrioli. Imbibe & deſtilla.

Ante deſtillationem præponantur in Recipiente Unc. II. olei Terebinthinæ. Aſcendet ſpiritus ſalis fumans, et hac ratione ſubtiliſſimi ſpiritus ſalis fumi mox ſub forma halitus oleum Terebinthinæ ingredientur.

Pars Aquoſa ſubnatans ab oleo ſeparanda. Oleum Terebinthinæ ſaturate rubro colore tingetur.

Wolte man ſich nicht ſelbſt die Mühe geben, den Salzgeiſt auf dieſe Weiſe auszuziehen, und mit einer bloſſen Vermiſchung des Salzgeiſtes mit dem Terpentinöl zufrieden ſeyn; ſo müſte man wenigſten dahin ſehen, einen wohl dephlegmirten Salzgeiſt hierzu zu erwählen: denn, wenn er wäſſerig wäre, ſo würde er, an ſtatt die Materie zu vernichten, ſie höchſtens nur zu verdünnen im Stande ſeyn. Wenn das Terpentinöl nicht die gehörige Güte hätte, ſo würde es unzulänglich ſeyn, den Salzgeiſt an die gehörigen Oerter zu führen; weil alſo nur wenig von dem Salzgeiſte in die Oeſnungen der Haut dringen könnte, ſo würde er, wenn er auch noch ſo gut dephlegmirt und concentrirt wäre, doch nicht kräftig genug ſeyn, die Materien aufzulöſen. Es giebt verſchiedene Arten, den Salzgeiſt auszuziehen; und er wird nach der einen Art immer mehr oder weniger concentrirt, als nach der andern. Am beſten geht es vermittelſt des Vitriolöls von ſtatten. Ein Tophus, der jedem andern Salzgeiſte widerſtehet, wird doch einem ſolchen, der ſo zubereitet worden iſt, weichen müſſen. Vorſichtige und geübte Aerzte werden ſich dieſes Mittels mit der gehörigen Sorgfalt zu bedienen wiſſen. Andern iſt es nicht zu rathen, von der gewöhnlichen Methode abzuweichē, welches diejenige iſt, da man den Feind ganz unberührt läſt. Dieſes ſolte wenigſtens die gewöhnlichſte Methode ſeyn, ob man gleich beklagen mus, daß die unverſtändigſten Rathgeber gemeiniglich von unglüklichen Mitteln voll ſind, und eine unverantwortliche Dienſtfertigkeit haben, ſie überall, auch ungefordert, anzubringen.

Gedanken von den äuſſerlichen Sinnen.

Ovid. Met.

Dulcique animos novitate tenebo.

Geſezt, daß ein Menſch ohne alle Werkzeuge der äuſſerlichen Sinne zur Welt gebohren würde: was würde dann wol ſeine Seele ſeyn? Die Philoſophen haben ſich noch nicht darinn verglichen, ob eine ſolche Seele jemals Vorſtellungen zur Wirklichkeit bringen würde. Weil alle unſere Vorſtellungen doch endlich von den Empfindungen ihren Urſprung nehmen; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nie zu Gedanken kommen möchte. Geſezt aber, ſie dächte: was würde dieſes für ein Zuſtand ſeyn? Der Leib würde ihr zu ſonſt nichts dienen, als daß er ſie von der Welt ſchiede. Sie würde ringsum von ihm, als von einem finſtern Kerker, umgeben ſeyn, und wäre mitten in ihren verworrenen und trüben Begriffen, als eine Inſel in dem Reiche der Weſen zu betrachten. Geſezt aber, daß eine ſolche Seele zu dem Gebrauche der äuſſerlichen Sinne gelangte; ſo würde ſie in dem Augenblike einen Strom von Licht von allen Seiten her auf ſich zuflieſſen ſehen; ſo würde ſie alsbald an die groſſe Welt anrühren, und mit ihr in Gemeinſchaft treten. Durch dieſe Betrachtungen läſt ſich die von den meiſten unerkannte Wohlthat der äuſſern Sinne ſehr lebhaft vorſtellen. Der Menſch hat, ſo viel man muthmaſſen kan, die meiſten Sinne, deren ein anderes Thier auf dem Erdboden fähig iſt. Es iſt gewis, daß nicht alle Thiere fünf Sinne haben, obgleich kein Thier ohne alle Sinne vorhanden iſt. Es giebt Thiere, denen das Geſicht, andere, denen das Gehör, und der Geruch mangelt. Ein Seidenwurm hat niemals weder Gehör, noch Geruch; in ſeinem Raupenſtande hat er den Geſchmak; aber das Geſicht mangelt ihm. Als ein Schmetterling bekommt er das Geſicht; allein, den Geſchmak hat er verlohren. Das Gefühl mangelt ihm niemals. Es iſt auch kein Thier zu finden, das nicht wenigſtens das Gefühl beſizen ſolte. Ob alſo gleich alle Thiere wenigſtens einen äuſſerlichen Sinn haben; ſo können ihnē doch viele fehlen, die der Menſch beſizen kan. Selbſt ein Menſch kan ohne fünf Sinne beſtehen. Es giebt

Blindgebohrne, Taubgebohrne; es giebt auch Exempel von Leuten, die keinen Geſchmak und keinen Geruch gehabt haben. Es iſt vollkommen möglich, daß ſich alle dieſe Mängel, in einer einzigen Perſon beiſammen befinden könten. Ein ſolcher Menſch mit dem einzigen Siñe des Gefühls würde leben, wachſen, und alt werden können. Man kan ſich zugleich vorſtellen, daß noch viele von den übrigen Gliedmaſſen ſeines Leibes die Empfindlichkeit verlöhren. Die Aerme und Hände, die Füſſe und Schenkel köñten ihm erſtarren und taub werden. Gleichwol würde er mit dieſem halben Sinne des Gefühls einzig und allein auskommen, und leben können. Er könnte ſich durch eine heftige Trunkenheit, durch eine Ohnmacht, u. ſ. w. dieſen Reſt von Empfindungen dergeſtalt verdunkeln und vermindern, daß er in einen völligen Zuſtand der Fühlloſigkeit geriethe: und dennoch würde er leben. So weit kan man bei dem Menſchen ſelbſt herunter ſteigen, ehe ihm der Mangel der Empfindungen die thieriſche Natur nimmt. Warum ſolte man alſo nicht eben ſo wohl wieder aufwärts ſteigen können? Solte es wol unwahrſcheinlich ſeyn, daß ein Thier mehr als fünf Sinne hätte? Was ſind alle Sinnen anders, als eigene Arten des Gefühls? Iſt nicht der Geſchmak ein Gefühl der aufgelöſeten Salze? der Geruch ein Gefühl der aufgelöſeten Geruchtheilchen? das Gehör ein Gefühl der Schwingungen der kleinſten Lufttheilchen? das Geſicht ein Gefühl der gebrochenen Lichtſtrahlen? Solte man nicht noch mehr Eigenſchaften der Körper auf eine eigene und beſondere Art empfinden können? Ein Thier, das die hierzu gehörige Gliedmaſſen beſäſſe, würde den ſechsten Sinn haben. Vielleicht empfinden manche Thiere die elektriſchen Ausdünſtungen auf eine eigene Art; und dieſe werden den ſechſten Sinn beſizen. Der ſechſte Sinn ſezt eben ſo wenig die fünf menſchlichen Sinne voraus, als dieſe einander voraus ſezen. Haben wir nicht geſehen, daß ein Thier, wenn es nur das Gefühl hat, dieſen oder jenen v. den fünf Sinnen beſizen, wieder verlieren, und einen andern dagegen bekommen kan? Solchergeſtalt brauchen wir mit dem ſechſten Sinne nicht zu den Mondbürgern, oder in andere Welten zu reiſen. Es können vielleicht viele Thiere auf unſerm Erdboden den ſechſten Sinn beſizen, ohne, auſſer dem Gefühle, die übrigen von den bekannten fünfen zu haben. Vielleicht läſt ſich hieraus manches Geheimnis bei den Thieren erklären. Vielleicht haben die Raubvögel, beſonders die kleinen Eulen, die ſich in der Nachbarſchaft ſterbender Perſonen aufhalten; vielleicht haben auch die Hunde, die eben daſſelbe thun, ingleichem die Spürhunde, einen eigenen Sinn, die Fäulnis zu empfinden, welcher uns unbekannt iſt. Denn alle dieſe Erſcheinungen aus dem Geruche herzuleiten, iſt wol eine ſehr vergebliche Bemühung. Doch, wer wird hierinn neue Entdekungen machen? Wie läſt ſich ein Sinn in einem andern Dinge entdeken, den man ſelbſt nicht beſizt? Wir erklären ja alles blos nach uns bekannten Gründen. Wem iſt aber der ſechſte Sinn bekannt? Da alle Thiere gewiſſe äuſſerliche Empfindungen haben; ſo fragt ſichs, ob ſich dieſer Saz auch wol ſchlechterdings umkehren laſſe? Sind die äuſſerlichen Empfindungen ſonſt keiner andern Creatur, als den Thieren, eigen? Sollten nicht auch die Bäume empfinden? Wer weis, ob nicht die Nelken und Roſen eben auch Sinne haben? Wenigſtens werden ſie ihnen diejenigen nicht leicht abſprechen können, die bewieſen haben, daß die Pflanzen Seelen beſizen. Die höhern Weſen, welchen man Körper zueignen kan, dergleichen die Weltweiſen den Engeln beigelegt haben, können unmöglich ohne alle äuſſerliche Siñen ſeyn. Zu wie viel tauſend Verrichtungen, Empfindungen und Einſichten können ſie nicht vielleicht ihre neuen Sinne geſchikt machen, von welchen es lächerlich ſeyn würde, wenn man ſie blos darum auf fünfe einſchränken wolte, weil wir deren nicht mehr beſizen. Gleichwol fallen alle Vollkommenheiten und Vortheile, die Thieren die Sinne gewähren können, bei dem höchſten Weſen weg, welches ohne alle ſolche Sinne, als endliche Weſen haben, vorgeſtellt werden mus. Dieſe Betrachtungen über die gemeine Materie von den Sinnen ſcheinen uns gewiſſermaſſen ungewöhnlich und neu: daher wollen wir ſie hiermit unſern Leſern zur Prüfung und zu weiterm Nachdenken vorlegen.

Nachricht von einem Mägdchen, das Spinnen gegeſſen.

Es iſt bekannt genug, daß bleichſüchtige Jungfern und ſchwangere Weiber zuweilen einen beſondern Appetit nach den wunderlichſten Sachen haben. Sie eſſen Kohlen, Kalk, Pech, Glaßſtaub, und tauſend andere Sachen. Ich weis nicht, ob man ſchon gedrukte Beobachtungen findet, daß ſie auch Spinnen gegeſſen hätten. Dieſer Appetit iſt aber wenigſtens ſo ſeltſam, daß man es nicht für überflüſſig halten wird, folgendes Beiſpiel aufzuzeichnen, wenn man auch gleich ſchon andere ähnliche hätte. Ein Mägdchen von etlichen zwanzig Jahren, die mit der Jungfernkrankheit gequält war, lies es ſich einfallen, Spinnen zu verzehren. Sie gieng in allen Winkeln herum, ſie aufzuſuchen, und as ſie ſo lebendig mit der gröſten Begierde hinein. Man darf nicht glauben, daß es nur bei wenigen und kleinen Spinnen geblieben wäre. Nein. Sie as alle Tage eine erſtaunliche Menge, und wenn ſie recht fett, und daumendik waren, ſo ſchmekten ſie ihr am beſten. Die ärgſten, häslichſten Kreuzſpinnen wurden nicht von ihr verſchont, und ſie hat niemals die geringſte Ungelegenheit davon gehabt. Man hält die groſſen Spinnen für giftig. Es iſt auch gewis, daß ſie einen ſcharfen Saft bei ſich haben, der ſchädlich iſt. Daher erregen ſie zuweilen Entzündungen auf der Haut, wenn ſie nur über dieſelbe hinweg gekrochen ſind. Sie thun auch andern Leuten im Magen keine gute Dienſte. Ich weis, daß einſtmals einem ſaugenden Kinde eine Spinne von ziemlicher Gröſſe, vermuthlich im Schlafe, da es den Mund offen gehabt, in den Hals gekrochen war. Das Kind hatte ſie verſchlukt, und befand ſich, beim Erwachen, auſſerordentlich ſchlecht. Es ſchrie, es zog die Füſſe an den Leib, wie Kinder thun, wenn ſie Colikſchmerzen haben, und es ſchien immer, als wenn es ſich brechen wolte. Endlich gab die Mutter dem Kinde von ihrer Milch. Kaum hatte das Kind dieſe genoſſen, als es ſich heftig erbrach, und die Spinne mit von ſich gab. Man kan alſo dieſe Thiere, unter den Speiſen, für ein Gift halten. Dieſes Mägdchen hingegen konnte dieſes Gift, in ſo groſſer Menge, viele Monate lang, ohne die geringſte Ungelegenheit, eſſen. Man hat kürzlich in Londen an dem Türken, Muſtapha Satoor, ein Beiſpiel gehabt, daß man täglich drei Quentlein Opium verzehren, und ſich dabei wohl befinden kan. Man weis in Teutſchland eine Frau, die täglich ein ganzes Loth, oder vier Quentlein davon verzehret. Ohne anderer Beiſpiele zu erwähnen, erhellet hieraus die Richtigkeit des Sazes, der vielen ſo wunderlich vorkommt, daß alle Gifte Arzeneien, und alle Arzeneien Gifte werden können, nachdem ſie ein Körper empfängt, deſſen Beſchaffenheit ſie entweder erfordert, oder nicht erfordert. Dieſes iſt wol die vornehmſte Urſache, warum einerlei Arzeneiē in dem einen Falle Wunder, im andern ſehr wenig, im dritten nichts, und im vierten Falle Schaden thun. Wer lehrt uns dieſe Fälle von einander unterſcheiden? Wenn wir dieſes wüſten, ſo würde es uns nicht wunderlich klingen, zu hören, daß jemand mit Arzeneien vergiftet, und daß ein anderer mit Giften geheilet worden ſey; ja, daß weder Gifte, noch Arzeneien gedacht werden könnten, ehe man nicht eine beſondere Beſchaffenheit des Körpers, der ſie bekom̃t, feſt ſezte. Dieſes hat ſogar in die gerichtlichen Unterſuchungen bei Vergiftungen einen wichtigen Einflus.

Wie man ſich für der Kälte verwahren, und in Anſehung der Geſundheit, ſich dabei verhalten müſſe?

Der Schmerz und die unangenehme Empfindung, welchen die Kälte, wenn man darinnen ſtille ſizt, herfürbringt, iſt ein Wink der Natur, dadurch ſie uns zu verſtehen giebet, daß wir uns bewegen ſollen. Folgen wir demſelben nicht; ſo müſſen wir entweder durch Einheizen die Luft erwärmen, oder uns durch warme Kleider für der Kälte beſchüzen. So heilſam dieſes iſt, ſo ſchädlich iſt es, wenn man die Stube gar zu heis macht, und ſich aus derſelben bisweilen in die kalte Luft begiebet, wodurch die Wirkung derſelbigen weit ſchädlicher und heftiger gemacht wird, als ſie ſonſten geweſen ſeyn würde. Man mus alſo entweder in einer allzuheiſſen Stube verbleiben, oder ſich doch vorhero warm ankleiden, ehe man in die kalte Luft gehet, darinnen man doch ebenfalls ſo wenig als nur möglich, ſtille zu ſizen hat. Es müſte dann ſeyn, daß man eine ſo gewaltſame und ſchnelle Veränderung ſchon lange gewohnt wäre, dergleichen Beſchaffenheit es mit den Feuerarbeitern hat. Die Gewohnheit iſt hier das Gegengift; wiewohl nicht zu leugnen iſt, daß auch dieſes viel darzu beitrage, daß ſie bei ihrer Arbeit in beſtändiger Bewegung ſind. Nichts iſt ungereimter, als ſich in einer kalten Luft durch Thee und Kaffeetrinken zu erwärmen, wiewohl der Kaffee in dieſer Abſicht noch ſchädlicher iſt als der Thee. Es iſt wahr, man kan die Kälte damit verjagen, man kan ſich ſo gar in den Schweis bringen; wird aber ſolches wohl von einer langen Dauer ſeyn? Dieſes iſt nicht zu vermuthen, da dergleichen warme Getränke blos durch die Wärme, die ſie ſelbſt haben, die Wärme des Leibes vermehren helffen, und nicht, wie der Wein, würkſame Theilgen beſizen, die durch eine Vermehrung der Leibesbewegungen eine gröſſere Wärme hervorbringen. Höret nun ihre Würkung auf, ſo frieret man hernachmals mehr, als vorher, indem ein Blut zu der Erwärmung deſto ungeſchikter iſt, je mehr Waſſer es bei ſich hat: denn nicht das Waſſer, ſondern die Blutkügelgen machen durch ihr Reiben an den Adern die natürliche Wärme. Hierzu kömmt noch, daß der erregte Schweis deſto eher wieder nachläſt, je leichter die eröfneten Schweislöcher durch die Berührung einer kalten Luft zuſammengezogen werden. Hat man nun Kaffee getrunken, ſo bleiben ſeine zähen und harzigen Theilgen in dem Körper zurük, erregen Angſt und Herzklopfen, welches allemal erfolget, wenn etwas das Herz zu einem heftigen Zuſam̃enziehen reizt, das entweder wegen ſeiner Beſchaffenheit, oder weil die Schweislöcher verſchloſſen ſind, durch die Ausdünſtung nicht aus dem Körper heraus gejagt werden kan. Wird ja endlich die Materie von dem Herzen hinweg getrieben und nach der Haut gebracht: ſo kan ſie doch daſelbſt durch die verſchloſſenen Schweislöcher nicht hindurch gehen, ſondern ſie bleibt in den Schweislöchern der Haut ſizen, und bringt daſelbſt ein Jüken und endlich ſelbſt das Frieſel hervor. In einer kalten Luft ſolte man von rechtswegen niemals ſtille ſizen, ſondern ſich beſtändig bewegen, und die Bewegung auf einen ſolchen Grad treiben, daß die Beſchwerlichkeit der Kälte niemals empfunden wird. Wenn man dieſes thut: ſo wird die merkliche Ausdünſtung deſto ſtärker gemacht, je heftiger die Bewegung iſt, und je begieriger ſo zu ſagen eine recht kalte Luft die Dünſte an ſich nimt, welches von der Gewalt der Feuertheilgen herrühret, die dem Unterſchiede zwiſchen der Wärme des menſchlichen

Leibes und der Luft proportional iſt. Dieſe auſſerordentlich ſtarke Ausdünſtung, welche von einem Schweiſſe darinnen verſchieden iſt, daß bei dieſem mehr gröbere, ſonderlich ſalzige Theilgen des Bluts mit hinweggehen, läſt eine Würkung hinter ſich, die allemal entſtehet, wenn das Blut ſeiner zarteſten und flüchtigſten Theile beraubet wird: denn da dieſes der Nervenſaft iſt, dieſer Nervenſaft, welcher Empfindungen und Bewegungen würkt, und mit Recht die Quelle des thieriſchen Lebens genennet wird: ſo iſt die Folge davon allemal eine Schwäche dieſer Würkungen, mit einem Worte, eine Ohnmacht. Das Experiment läſt ſich nicht beſſer nehmen, als wenn man des Winters auf den Schlittſchuhen fähret; bei welcher Bewegung nicht nur die unmerkliche Ausdämpfung, blos wegen der Kälte der Luft, ſondern auch darum gar ſehr vermehrt wird, weil der beſtändige Wind, welcher von der Luft erregt wird, die Dünſte, ſo aus den Schweislöchern herausgehen, im̃er hinwegjaget, und durch die Empfindung, welche er in der Haut erregt, einen ſtärkern Zuflus der Feuchtigkeitē gegen die Schweislöcher hervorbringet. Wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß auch durch die fortdaurende ſtarke Anſtrengung der Muskeln, die bei dem Schlittſchuhfahren unumgänglich nöthig iſt, nicht wenig Kräfte verlohren gehen. Hizige Getränke und flüchtige Spiritus können dieſen Fall nicht verhüten, ſondern ſie machen vielmehr durch die ſtärkere Ausdünſtung, die ſie würken, daß er noch eher erfolgt. Dafür mus man vielmehr ſolche Speiſen zu ſich nehmen, deren Milchſaft ſehr lange mit dem Blute herumlauffen mus, ehe er ſolche flüchtige Theilgen erzeugen kan, die durch die Schweislöcher verfliegen. Von dieſer Art ſind die geräucherten Sachen, ſonderlich der Spek, ein aus Mehl verfertigter Brei, wenn ſie mit groben und harten Brode genoſſen werden. Es iſt überhaupt rathſamer, ſich ſolcher harten Speiſen mehr des Winters, als des Som̃ers zu bedienen. Denn die Erfahrung lehret, daß ſie alsdann beſſer verdauet werden, und es kan nicht ſchwer fallen, die Urſache davon zu entdeken; Denn es gehen nicht nur bei kalter Witterung die Kräfte weniger, als es durch das Schwizen einer heiſſen Luft geſchiehet, verlohren, und iſt daher auch die Kraft des Magens im Winter ſtärker, ſondern es wird auch eben darum, weil die Schweislöcher der Haut nicht allzuſehr erweiteret ſind, mehr Feuchtigkeit in dem Magen und Gedärmen abgeſchieden, welche zu der Verdauung der Speiſen nicht wenig beiträgt. Es entſtehen des Winters weniger Krankheiten von der Kälte als des Frühlings und Herbſtes. Dieſes hat verſchiedene Urſachen: Die erſte iſt, daß man der Kälte ſchon gewohnt iſt, und die andere, daß die Luft des Winters trokener als zu andern Jahrszeiten zu ſeyn pfleget; denn man frieret in einer naſſen und etwas kalter Luft weit ſtärker, als in einer trokenen, obgleich viel kältern; und wer wolte zweifeln, daß eine mit vielen Dünſten erfüllte Luft die Haut in mehrern Punkten berühre als eine trokene. Indeſſen iſt es gewis, daß die Menſchen weniger krank ſeyn würden, wenn ſie weniger Bemühungen anwendeten, nicht krank zu werden. Die Natur behält immer den Vorzug, und es trägt ſich ſehr oft zu, daß die Kunſt ihre Fehler verſchlimmert, wenn ſie ſolche verbeſſern will. Ein ihm ſelbſt gelaſſener Menſch würde nakend gehen; er würde auf allen vieren laufen; er würde Wurzeln und Kräuter freſſen: er würde mit einem Worte ein menſchlich Vieh, aber er würde geſund ſeyn, durch die Bewegung würde er ſich gegen die Kälte beſchüzen, und die Natur ſelbſt würde ihm Mittel zeigen ſich Löcher in die Erde zu machen, in welchen die Kälte auch in den kälteſten Ländern ſeinen Körper nicht beſchädigen würde, indem ſie nur wenige Fus tief in die Erde hinein dringet, und die Luft in den Schachten der Bergwerke beſtändig gemäſiget iſt. Was iſt beſſer, bei einer ſolchen wilden Lebensart geſund, oder bei einer vernünftigen geſitteten und gekünſtelten, kränklich zu ſeyn? Beides hat ſeine Beſchwerlichkeiten; und was ſonderlich das leztere betrift: ſo wird der Vorzug, welchen die Weisheit dem menſchlichen Geſchlechte für andern Thieren verſchaft, öfters dadurch nicht wenig verdunkelt, daß von einer ſolchen, welche ſie mit einer gänzlichen Hintanſezung ſeiner Geſundheit ſuchet, nur gar zu ofte wahr iſt, was der Herr von Haller ſchreibt:

> Er kriegt ſtatt vor empfundner Luſt,
> Nur Würmer in den Kopf und Dolche
> in der Bruſt.

Es iſt noch zu unterſuchen, wie man ſich in einer kalten Luft zu verhalten habe, wenn weder die Wärme der Kleider, noch die Bewegung hinreichend ſind die Grauſamkeit der Kälte zu mäſigen. Dieſes trägt ſich in unſern Ländern ſo ofte eben nicht zu; aber es kommt doch bisweilen vor, und ſehr ofte in den kalten mitternächtigen Gegenden. Weil die Kälte durch einen Krampf der äuſſern Theile viel ſchädliche Würkungen hervorbringet: ſo iſt es rathſam die Empfindlichkeit der Haut durch eine Erſchlaffung der Fäſergen zu vermindern, und ſie vor dem Hineindringen derjenigen Materie zu bewahren, welche das Gefrieren macht, die in den Salzen wohnet und noch keinen Namen hat, obgleich viele Sachen einen

Vor-und Zunahmen haben, welche gar nicht ſind, oder nicht einmal ſeyn können. Dieſes kan nicht beſſer geſchehen, als weñ man Unſchlitt in braunes gehopftes Bier thut, beides mit einander kocht, und die Haut damit einſchmieret. Die Erfahrung hat gelehret, daß auf ſolche Weiſe die Würkung der Kälte gar ſehr geſchwächt, und das Erfrieren der Glieder verhindert werde.

Von der Gutherzigkeit.

Der Menſch iſt durch die Beſchaffenheit der Menſchlichkeit ſelbſt, unzähligen Sorgen und Bekümmerniſſen unterworfen, und dennoch häufen wir immer Schmerzen mit Schmerzen, und vergröſſern die allgemeine Noth, durch ein unbarmherziges Verfahren unter einander; gleich als ob die Natur nicht ſo ſchon das menſchliche Leben mit genugſamen Trübſalen durchwirket hätte. Das Gewicht der natürlichen Betrübnis eines jeden Menſchen, wird durch den Neid, die Bosheit, die Verrätherei, oder das Unrecht ſeines Nächſten, noch vermehret. Und in der Zeit, da ein Sturm das ganze menſchliche Geſchlecht anfällt, ſo begegnen wir uns unter einander ſelbſt noch grauſam. Die Hälfte des menſchlichen Elendes könnte vertilget werden, wenn die Menſchen den allgemeinen Fluch, dem ſie unterworfen ſind, ſich durch gegenſeitige Dienſte des Erbarmens, der Gutwilligkeit und Menſchlichkeit erleichtern wolten. Eben deswegen brauchen wir nicht ſo ſehr uns ſelbſt und andere zu ermuntern, als diejenige Gemüthsverfaſſung, die wir in unſerer Sprache Gutherzigkeit nennen; und dieſes ſoll der Inhalt dieſer Betrachtung ſeyn. Die Gutherzigkeit iſt im Umgange viel angenehmer, als der Wiz, und giebt dem Geſichte eine gewiſſe Geſtalt, die viel liebenswürdiger iſt als die Schönheit. Sie zeuget die Tugend in ihrem ſchönſten Lichte: ſie mindert gewiſſermaſſen die Häslichkeit des Laſters, und machet ſo gar die Thorheit und Unbeſonnenheit erträglich. Keine Geſellſchaft, kein Umgang kan in der Welt ohne ein gutes Herz erhalten werden; wenigſtens mus an deſſen Stelle etwas ihm ähnlich ſcheinendes kommen, das deſſen Abgang erſezet. Aus dieſer Urſache ſind die Menſchen gezwungen worden, eine Art einer künſtlichen Menſchlichkeit zu erdenken, welches eben das iſt, was wir zu leben wiſſen nennen. Denn wenn wir den Begriff unterſuchen, den wir uns unter dieſen Wörtern machen, ſo werden wir finden, daß es nichts anders, als eine Nachahmung und Nachäffung der Gutherzigkeit: oder anders zu ſagen, daß es eine Leutſeligkeit, Gefälligkeit, und Willfährigkeit ſey, die in eine Kunſt verwandelt worden. Dieſer Augenſchein der Menſchlichkeit machet einen Menſchen bei allen Leuten ungemein beliebt, wenn er ſich wirklich auf ein gutes Herz grundet; ohne dieſes aber gleicht er der Häuchelei in der Religion, oder einer bloſſen Forme der Heiligkeit, welche, wenn ſie entdeket wird, einen Menſchen noch abſcheulicher machet, als die offenbare Gottloſigkeit. Die Gutherzigkeit überhaupt wird mit uns gebohren. Die Geſundheit, die Glükſeligkeit, und ein gütiges Bezeigen von allen Menſchen, ſind groſſe Gönner derſelben, wo ſie ſich finden; nichts aber iſt vermögend, ſie zu erzwingen, wo ſie nicht von ſelbſten wächſt. Sie iſt eine von den Beſeligungen eines glüklichen Naturells; die Auferziehung kan ſie zwar verbeſſern, aber nicht hervorbringen. Xenophon erhebet allezeit in der Lebensgeſchichte ſeines erdichteten Prinzen, den er andern Fürſten zum Muſter darſtellet, deſſelben Menſchenliebe, oder die Gutherzigkeit ſeines Helden, welche er, wie es ſcheint, mit ſich auf die Welt gebracht hatte; er giebt auch verſchiedene merkwürdige Proben davon, in ſeiner Kindheit ſowohl, als in vielen Stellen ſeines frommen Lebens an. Ja auf ſeinem Todbette ſtellet er ihn uns vor, als wenn er ſich gefreuet hätte, daß, da ſeine Seele zu demjenigen gienge, der ſie gemacht hätte, ſein Leib indeſſen mit der allgemeinen Mutter, der Erden, ſolte vereiniget, und auch noch dadurch dem menſchlichen Geſchlechte nuzbar werden. Und eben deswegen befiehlt er ſeinen Söhnen ernſtlich, daß ſie ſeinen Körper nicht in Gold oder Silber einſchlieſſen, ſondern ſo bald er würde verſchieden ſeyn, in die Erde legen ſolten. Ein Beiſpiel einer ſo groſſen Gütigkeit, einer ſo überflüſſigen Menſchenliebe, hätte keinem Schriftſteller in den Sinn kom̄en können, deſſen Seele nicht ſelbſt voller erhabenen Begriffe, und mit einer allgemeinen Neigung gegen die Menſchen erfüllet wäre. Dieſe Gutherzigkeit nun, welche in dem Verzeihen und überſehen der Fehler beſteht, mus deswegen ausgeübet werden, damit wir uns ſelbſt Recht wiederfahren laſſen, und dis ſo wohl im gemeinen Umgang, als in den Begebenheiten des Lebens: denn in den öffentlichen Verwaltungen der Gerechtigkeit, könnte das Erbarmen gegen einen Menſchen oftmals wohl eine Grauſamkeit gegē andern ſeyn. = = Es iſt bereits zum Sprichwort geworden, daß gutherzige Leute nicht allezeit die wizigſten Köpfe ſind? Dieſe Anmerkung hat in der Natur eben nicht allemal einigen Grund; Solche verdienet eine beſondere Abhandlung; welche, da der Raum dermal zu enge, auf ein andersmal folgen ſolle.

Von einem beſondern Nuzen des Ohrläppleins.

Nichts, als die Unwiſſenheit hindert uns, die Gliedmaſſen, worüber ein jeder Menſch ſein eigener Herr iſt, zu allerhand guten Nebenabſichten zu gebrauchen, zu welchen ſie zwar nicht hauptſächlich gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man weis von dem Ohrläpplein keinen erheblichen Nuzen anzugeben; man kan es ſich aber mit ſehr groſſer Bequemlichkeit bedienen, wenn man ſich die Hand, die Finger, kurz, alle ſolche Theile verbrant hat, die man alſobald bis zu dem Ohrläpplein hinbringen kan. Es thut die unvergleichlichſte Wirkung von der Welt, und gehört unter diejenigen Küchengeheimniſſe, die würdig ſind, in die Hörſäle eingeführt zu werden. So bald man ſich einen Finger verbrannt hat, es mag ſo heftig ſeyn als es will; ſo darf man nur denſelben alſobald an das Ohrläpplein veſt andrüken, ſo wird man fühlen, wie ſich die Hize gleichſam im Augenblike aus dem verbrannten Gliede heraus- und zurükziehet, und in das Ohrläpplein übergeht. Die Operation mus nur geſchwind unternommen werden, und man mus den Finger eine Zeitlang am Ohre veſt halten, bis es nicht mehr dariñ tobet. Auf ſolche Weiſe erleichtert man ſich nicht allein die Schmerzen des Brandes ganz ungemein; ſondern man verhütet auch, daß ſich keine Blaſen zuſammenziehen, und daß es nicht zum Schwären kommt. Das Ohr iſt einem gemeiniglich am nächſten an der Hand; daher bedient man ſich deſſelben am liebſten. Auſſerdem aber iſt zu vermuthen, daß jeder anderer weicher und lauer Körper eben dieſe Dienſte leiſten köñte. Denn, weil das Ohrläpplein jederzeit kälter iſt, als der den Augenblik verbrannte Finger, ſo bewegen ſich die Feuertheilchen alſobald dahin, wie man auch fühlen kan, und ſezen alſo ihre Wuth nicht in dem Finger fort. Weil nun das Ohrläpplein noch dazu ſehr weich iſt; die Feuertheilchen aber in einem weichen Körper zur Ruhe gebracht werden, ſo verurſachen ſie in dem Ohre nur eine gelinde Wärme, und verlieren die Gewalt, in den Finger geſchwind wieder überzugehen, weil ſie das Ohrläpplein nicht genug erhizen können, damit der Finger der kältere Ort würde, wohin ſie ſich zu begeben hätten. Für kleine Brandſchäden an den Händen iſt alſo dieſes Mittel ſehr gut. Für gröſſere aber an andern Theilen des Leibes iſt kein ähnlicher Rath zu erſinnen, weil allzu viel Zeit verlaufſen würde, ehe man einen weichen Körper darauf appliciren könnte: denn, wenn dieſe Hülfe nicht im Augenblike geſchicht, da, ſo zu ſagen, das Feuer noch nach der Mitte des Gliedes hineindringet, ohne ſich ſchon feſtgeſezt zu haben, ſo iſt der

Vortheil davon entweder ganz verlohren, oder doch viel geringer, als ſonſt.

Von den Pferden, und einigen Krankheiten derſelben.

Was für erſprieslich e Dienſte die Pferde denen Menſchen leiſten; iſt mehr als zu wohl bekannt: Es wird dahero vielen Leſern nicht unangenehm ſeyn, wann ich ein und anders hier abhandele, das man in denen Rosarzenei Büchern vergebens ſuchet; Was ich aber aus bewährten Büchern anführen werde, das will ich citiren. Ob groſſe Farren und Ochſen nüzlicher, als Pferde ſeynd? wird hier unnöthig ſeyn, zu unterſuchen. In der Geſchwindigkeit gehen jenen dieſe weit vor. Derſelben Fleiſch ſpeiſet man zwar nicht; allein unſere Vorfahren, die alten heidniſchen Teutſchen, und andere dergleichen mitternächtiſche Völker, haben viel davon gehalten, und ſich deſſen, als einer guten Speiſe, bedienet, bis ſie ſich zum Chriſtlichen Glauben bekehret, da es ihnen von den Römiſchen Biſchöffen verbotten worden. Es werden auch die Pferde ſonſt hie und da in der Schrift gerühmt; und GOtt der HErr ſelber hat das Ros ſeinem Knechte Hiob, zum Preis ſeiner Macht und Weisheit, vorgeſtellet: Hiob 39, v. 19.⸗25. An ſeinem edelſten Theile, an dem Gehirn, hat man bemerket, daß ſolches mit dem Gehirn des Menſchen ſehr übereinkomme. Denn, weil die Pferde ihren Kopf, nach Art des Menſchen, empor tragen müſſen, ſonderlich, wenn man ſie, nach ihrer vornehmſten Beſtimmung, zum Reiten gebrauchet, ſo ſind die zwo Schlaf⸗Pulsadern, welche an denſelben in das Gehirn gehen, nicht, wie bei den Ochſen, und andern ſolchen Thieren, die das Haupt gleich vor ſich hin, oder unter ſich, tragen, mit ſo vielen Aeſten, die bei dieſen das ſogenante wunderbare Neze ausmachen, in einander verwikelt und verſtriket; ſondern es lauffen bei ihnen, wie bei den Menſchen nur etliche wenige Aeſte überzwerch. Aus der Gleichheit des Gehirns, welche ein Pferd mit dem Menſchen hat, leitet man auch das muntere und aufgewekte, das lebhafte und muthige Weſen, ſo ein rechtes Pferd von ſich ſpüren läſſet, nebſt andern Eigenſchaften, die es von andern Thieren am meiſten abſondern. Es iſt kein Zweifel, daß ſie vor dieſem Gebrauch, nebſt andern Thieren, ihrer eigenen Freiheit überlaſſen geweſen und wild geloffen; daß ſie hernach von denen Menſchen, welche durch ihre anſehnliche Geſtalt, Leibesſtärke und gute Art gereizt wurden, eingefangen, zahm gemacht, und zum tragen und ziehen angewöhnt wurden. Wilde Thiere ſind auſſer allgemeinen Landſeuchen ſehr wenig oder gar keinen Krankheiten unterworffen. Die Erfahrung aber lehret, daß, ſo bald ſie unter denen Menſchen leben müſſen, und von denſelben entweder zur Luſt oder zum Nuzen gebraucht werden, ſie gleichſam mit denenſelben an ihrer Geſundheit Noth leiden und denen menſchlichen Krankheiten ähnliche Zufälle bekommen. So iſt es auch denen Pferden begegnet. Sie haben mit ihrer Freiheit ihre dauerhafte Geſundheit verlohren. Das Futter, welches ſie vorhero ſelbſt geſucht, konte durch das, ſo ihnen die Menſchen reichen, nicht erſezt werden. Eingeſperret ſeyn, tragen, ziehen, Zwang zu der Arbeit und auf der Schule waren lauter Dinge, welche dieſem Thier nicht natürlich und folglich ihrer Geſundheit ſchädlich waren. Alſo zugerichtete Pferde zeugten ſchon nimmermehr ſo dauerhafte Füllen, und dieſe vermehrten ihr Geſchlecht ſchon wieder mit ſchwächern Thieren. Weiches deutlich daraus erhellet, daß ehemalen ein Pferd bis in das 30ſte 40ſte 50ſte Jahr in dem Krieg und zu andern Arbeiten gebraucht werden konte, jezt aber ein 15jahriges Ros ſchon unter die alten unbrauchbaren Mähren gehöret. Ohne mich bei dieſen allgemeinen Betrachtungen länger aufzuhalten; ſo will ich hier nur einige von den gemeinſten Krankheiten der Pferde auf eine ſolche Art in Betrachtung ziehen, wovon das Publicum einigen Nuzen haben kan, zumal, da ich mich in der Abhandlung von der Wartung der Pferde (*) gewiſſermaſſen anheiſchig gemacht habe, einige andere Betrachtungen, die dieſe ſehr nüzlichen Thiere betreffen, einzurüken. Die erſte und merkwürdigſte Krankheit, die mir jezt beifällt, iſt der Roz. Dieſe Krankheit, die ſchon Vegetius im vierten Jahrhundert beſchrieben, iſt, ihrer wahren Natur nach, in dieſer geraumen Zeit ſo wenig bekannt worden, daß man noch 1749. zu Paris in der Akademie der Wiſſenſchaften eine ſehr elende Theorie davon für etwas wichtiges gehalten, und mit Beifalle aufgenommen hat. Ein Pferdearzt in Paris, Namens La Foſſe, behauptete, daß der Siz des Rozes blos in der Schleimhaut der Naſe wäre, allwo dieſe anſtekende Materie aus einem Geſchwüre herausgeworfen würde. Er gerieth daher auf den Einfall, die rozichten Pferde zu trepaniren, und ihnen ſolche Sachen einzuſprüzen, die das Geſchwür reinigten und heilten. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris lies hierauf regiſtriren, daß Herr La Foſſe entdekt hätte, daß äuſſerſt rozige Pferde dennoch vollkommen geſunde Eingeweide gehabt hätten; daß ſie hingegen jederzeit Naſengeſchwüre und eine entzündete Schleimhaut beſeſſen; daß alſo der Roz nicht in einer allgemeinen Verderbnis des Blutes beſtehe, ſondern einen einzigen und gewiſſen Ort habe; daß daher die allgemeinen Mittel, als Aderlaſſen, Tränke, u. ſ. w. unnüz wären, und man dagegen den Trepan gebrauchen müſſe, um den verhaltenen Eyter auszuführen. So zuverläſſig alles dieſes zu ſeyn ſcheinet; ſo wenig Grund hat es doch, wenn man alle Umſtände genau überlegt, die ſich mit rozigen Pferden zutragen. Dieſes hat der Herr Commiſſionsrath Schreber in ſeiner mit Anmerkungen verſehenen teutſchen Ueberſezung der Schrift des La Foſſe auf eine ſo gründliche Weiſe dargethan, daß man ſein Urtheil für die Stimme eines der erfahrenſten und vernünftigſten Arzeneigelehrten annehmen kan. Er beweiſet darinn mit ſehr guten Gründen, daß der Roz, ſeinem Urſprunge nach, in einer zähen und ſcharfen Lymphe beſtehe, womit ſich auch das Anſteken dieſer Krankheit ſehr gut reimen läſt: denn die Aerzte haben bemerkt, daß alle Krankheiten des Flieswaſſers, ſogar bis auf den ſchlechteſten Schnupfen, etwas anſtekendes bei ſich führen. Dieſe Verdorbenheit der Lymphe hat aber ſehr verſchiedene Grade, von welchen auch die Heilbarkeit und Unheilbarkeit des Uebels abhänget. So lange nämlich die ſcharfe Lymphe noch nicht die Eingeweide des Leibes angegriffen hat; ſo lange kan man den Roz allerdings heilbar nennen, und dieſer geringe Grad der Krankheit iſt es, den man gemeiniglich den weiſſen oder den Steinroz heiſſet. Sobald aber die zähe Lymphe durch ihre Schärfe die edlern Eingeweide des Leibes angegriffen hat; wenn ſie ſelbſt ſchon durch und durch verdorben, und beſonders, wo das Gehirn nud Rükenmark vereitert ſind, ſo iſt keine Errettung mehr zu hoffen. Alles was Herr La Foſſe hiergegen einwenden könnte, betrift ungewiſſe Muthmaſſungen, unvollſtändige Nachforſchungen, erſchlichene Erfahrungen und ſchlechte Beurtheilungen derſelben.

Der Engliſche Robertſon gehet in dieſer Sache gewiſſer. Seine Meinung kommt hierinn mit Herrn Schreber in vielen Stüken überein: er behauptet, daß die Schärfe bereits in der Lymphe überhand genommen; und dahero dergleichen Feuchtigkeiten, welche durch die Drüſen, die in der Naſen, Haut und an dem Kiefer herum ſind, ſich abſondert, von der Natur gegen

---

(*) Siehe Intelligenz-Zettel Num. 9. vorigen Jahrs; wie auch im Referendario, p. 165. 5ter Theil.

dem Kopf getrieben, und ſodann dorten erſt von einer noch üblern Beſchaffenheit wird, wie etwa die Materie in der Venus-Seuche, Krebs, Beinfreſſer und dergleichen bei denen Menſchen. Die Art, wie ſolcher Roz zu heilen, wann dieſe Krankheit anderſt noch nicht eingewurzelt, iſt ganz was beſonders; und eins der ſicherſten u. geſchwindeſtē Mitteln, davon weder Schrebar, La Foſſe, noch andere jemals was gewuſt haben. Solches befindet ſich hinlänglich in der im Intelligenzzettel Num. 4. 1754. recenſirten Robertſons Pferd-Arzeneikunſt, p. 104. beſchrieben. Das Verſchlagen der Pferde, oder die Rehe, iſt eine von denjenigen Krankheiten, die man ſehr ſchwer wieder ausrotten kan, wenn ſie einmal recht eingeriſſen iſt. Herr Schreber hat ein Mittel dawider vorgeſchlagen, das er für untrüglich ausgiebt, wenn man es nur auf friſcher That gebrauchet. Man ſoll nämlich dem Pferde, ſo bald es ſich verſchlagen hat, ein bis anderthalb Quentlein von der Bibergeileſſenz in einem halben Nöſſel laulichten Weins eingeben, es mit warmen Deken wohl bedeken, und es gleich hernach in eine Miſtpfüze, oder auch nur ins Waſſer bringen, es darinn ungefähr eine halbe Stunde ſtehen und recht ſchwizen laſſen, und hernach noch ein wenig herumführen oder reiten. Hiermit kan man in abgewechſelten Stunden fortfahren, damit das Pferd im Schweiſſe erhalten werde, und dabei mus man ihm deſſelben Tages wenig oder nichts zu freſſen und zu ſaufen geben. Es iſt leicht zu beurtheilen, wie dieſe Arzenei in einer Krankheit wirken müſſe, die aus ſchmerzhaften Zuſammenziehungen beſteht, wenn man nur weis, daß die Bierbergeileſſenz unter die Schmerzſtillenden Arzeneimittel gehöre. Die meiſten Fuhrleute ſtehen in den Gedanken, daß das Uebertreiben und Erhizen der Pferde ihnen nichts ſchaden könne, ob man ſie gleich in der Hize kalt ſaufen läst, wenn man dieſelben nur alſobald nach dem Saufen wieder anſtrengete, und ſie vom neuen in Schweis ſezte. Dieſes falſche Vorurtheil iſt den Beſizern der Pferde ſehr nachtheilig: denn ſie ſterben, dieſer vermeintlichen Vorſichtigkeit ungeachtet, doch gar leicht an einer Entzündung, oder gar an einer Verlezung der Leber. Eben ſo iſt es bei den Menſchen; und man ſieht aus dieſem Beiſpiele, daß man in gewiſſen Fällen die Pferde nach eben den Grundſäzen, als die Menſchen beurtheilen müſſe. Ein ſtarker und kalter Trunk bei erhiztem Leibe ſtürzt die Menſchen leicht in die Gefahr entweder des Seiten- oder Lungenſtechens, oder der Leberentzündung, die ſich öfters mit einem Eitergeſchwüre der Leber endiget. Hierwider kan die neue Erhizung nach dem Trunke ſo viel als nichts helfen: denn die Erfahrung beſtätiget dieſe unglüklichen Folgen auch bei den Bauren, weñ ſie ſich in der Ernde mit einem eiskalten Trunke verwahrloſen, ob ſie gleich alſobald wieder in ihrer ſchweren Arbeit fortfahren. Eben dieſe beſtändige Erfahrung hat auch gelehret, daß ſehr erhizte Pferde, ungeachtet man ſie auch nach dem Trunke ſtark wieder angetrieben, dennoch öfters von der Stunde an kränklich geworden, und endlich verrekt ſind, da man denn nicht ſelten in ihrer Leber Löcher, als einer Fauſt gros, gefunden, die von einer Vereiterung entſtanden, und durch keine menſchliche Hülfe hätten geheilet werden können. Die ſogenannte Mauke iſt ein Zufall, deſſen wahren Grund ebenfalls die wenigſten Pferdeverſtändigen einſehen. Die gehörige Leibesbewegung und eine geſunde Luft in den Ställen ſcheinen die ſicherſten Bewahrungsmittel dagegen zu ſeyn; und jedermann weis, daß man hierauf am allerwenigſten zu fallen pfleget. Ich will indeſſen ein Beiſpiel anführen, worüber man weiter nachdenken kan, und das von tauſend ähnlichen Beiſpielen beſtätiget wird (*) Im Jahr 1725. wurden im

---

(*) S. die Breslauer Sammlungen, in 2. Theile des Auszuges, S. 379. u. f.

im Regenſpurgiſchen, innerhalb zween Monaten, mehr als vierhundert Pferde auf einmal von der Mauke befallen. Sie bekamen erſtlich Beulen in den Feſſeln, die nach etlichen Tagen aufbrachen, und hernach fielen ganze Stüke heraus, welches die Pferde ſo ſpannete, daß ſich manches in vierzehn Tagen nicht legen konnte. Sie ſtunden dabei viel Hize und Schmerzen aus, fraſſen wenig, und fielen ſehr vom Fleiſche. Unter den äuſſerlichen zuſammenziehenden vitrioliſchen Schmierereien der Schmiede ſchwollen ihnen die Hinterfüſſe dabei, ſahen zerfreſſen aus, und ſtanken abſcheulich. Aus den Vörderfüſſen fielen ganze Stüken heraus, und die Löcher heilten nur ſehr langſam aus. Die Schmiede gaben den Rath, die Pferde nicht ſtehen zu laſſen, ſondern täglich einzuſpannen, und ſie nur nicht in das Waſſer tretten zu laſſen. Die Urſache ſolte das Schneewaſſer ſeyn, welches ſcharf wäre, und den Pferden die Füſſe auffräſſe. Daß aber dieſes eine erbettelte Urſache geweſen, erhellete daraus, weil die Löcher nicht von auſſen hinein, ſondern von innen heraus durch die vorhergegangenen harten Beulen gedrungen. Ueberdem gab es Pferde genug, die den Winter über alle Tage im Schnee und Eiſe gebraucht worden, und doch dieſen Zufall nicht bekommen hatten. Man merkte vielmehr an, daß nicht ſowohl die Arbeitspferde, als vielmehr die ſchönſten und koſtbarſten, die die beſte Wartung hatten, und bei ſchlimmen Wetter gar nicht aus dem Stalle gekommen waren, am meiſten mit der Mauke befallen wurden. Wer ſieht hieraus nicht offenbar, daß dieſe Krankheit viel eher von der Schonung, als von der Arbeit der Pferde ihren Urſprung genommen, und eine allgemeine Verdorbenheit der Säfte zum Grunde gehabt habe. Herr Robertſon gehet hier weiter, und meldet zwar in ſeiner Pferdarzeneikunſt auch, daß das viele Stehen der Pferde, zumal in der Winterszeit, die Mauke herfür bringen könne, ſ. p. 267. und 265. der Pferdarzeneikunſt, dafür er beſondere heilſame Mittel vorgeſchlagen; er macht aber dabei dieſen Unterſchied wieder, und ſagt pag. 258., daß die Mauke auch durch eine ſolche überflüſſige Feuchtigkeit entſtehen könne, welches durch hartes Arbeiten in die Füſſe herunter gedrungen, und folglich dieſelbe dik oder ſteif gemacht; dadurch denn das Pferd groſſe Schmerzen und endlich gar offene Füſſe bekomme, daß ſie Huf-los werden. Dieſes ſucht er durch Laxative und durch Waſſer von eingeſalzenen Fleiſche zu kuriren, um den Ueberflus von Feuchtigkeiten abzuführen, und beſchreibet ſodann eine Salbe, pag. 260., den Schaden vollend zu heilen.

Wann ein Pferd an dem ganzen Leib erkaltet, zu zittern anfangt, und nach dieſem heis wird, den Kopf und Ohren ſinken läßt, nach 12. bis 16. Stunden ſich wieder ein wenig erholt, beſonders aber wann dieſer Anfall nach einem oder 2. Tagen wieder kommt, ſo darf man verſichert ſeyn, daß das Pferd das kalte Fieber habe: die kalte Fieber bei denen Pferden ſind nicht ſo regelmäſig als bei denen Menſchen, dann man kan nicht ſagen daß ſie ein alltägig 3. oder 4tägig Fieber haben, ſondern die Paroxysmi kommen ungleiche und ſelten läßt die Hiz, ganz nach. Die Urſache iſt gemeiniglich ein ungewohntes Futter, feuchter und kalter Stall, unreines trübes Waſſer, und anhaltende naskalte Witterung. Nachläſigkeit ſowohl als Ungeſchiklichkit im Kuriren, können ein Pferd in dieſer Krankheit zu Grund richten, dahero man ſich wohl vorſehen mus, daß man ſowohl in der Wahl der Arzneien als in der Ordnung dieſelbe zu geben nicht fehle. Folgende Methode wird wohl am vorträglichſten ſeyn: Währendem Froſt kan man das Pferd warm zudeken, ihme aber weder etwas zu freſſen oder zu sauffen anmuthen, wann aber der Froſt vorüber ſo wird folgender Einguß nicht undienlich ſeyn:

Nim̃ Guten weiſen Wein 2. Pfund.
Theriac 2. Loth.
Langen Pfeffer 1. Loth.
Giftlatwerge 2. Loth.
Haberöhl 1. Loth.

Dieſes untereinander gemiſcht, und dem Pferd warm eingeſchüttet. Nach dieſem mus man das Pferd in einem wohl beſchloſſenen Stall wohl zugedekt ſtehen laſſen, da es alsdann unfehlbar einen Schweis bekommen wird. Iſt nun der Paroxysmus vorüber, und man findet, daß das Pferd etwas beſſer, als den Tag vorher, ſo giebt man ihm eine Purganz, welche nach der Gröſſe und Stärke des Pferds in 4. und ein halb, bis 5. Loth von Robertſons Pillen-Maſſe beſtehen kan. Bei dem Purgieren mus man ſich aber wohl in acht nehmen, daß man dem Pferd nicht ſchade. Dann man hat aus der Erfahrung gelernt, daß ein Pferd ſelten vor 24. Stunden von einer Purganz angegriffen wird. Würde es nun geſchehen, daß die Würkung der Purganz gerade zu der Zeit ſich äuſſerte, wo das Pferd wieder mit dem paroxysmo befallen wird, ſo würde es nicht zu geringem Nachtheil deſſelben gereichen, weil man zu dieſer Zeit den Schweis mehr zu befördern ſuchen mus. Dahero iſt es faſt beſſer, man warte vor der Purganz den zweiten Paroxysmus ab, damit man wiſſe, wie gros etwa darzwiſchen Raum ſeye, ſolte ſolcher allenfalls nicht länger als 24. Stunden ſeyn: ſo mus man dem Pferd vor dem Ende des Paroxysmi die Pillen eingeben, damit ſie ihre Würkung verrichten, ehe der folgende Paroxysmus kom̃t. Bei jedem Anfall aber kan man obigen Eingus bereiten und dem Pferd einſchütten. Es iſt kein Zweifel, daß, wann auch der Paroxysmus nach der Purganz nicht ausbleibet, der wiederholte Eingus das Fieber völlig kuriren werde. Solte aber wider Vermuthen ſolches noch nicht aufhören, ſo kan man folgendes Mittel gebrauchen.

Nim. Chaquerill 8. Loth.
Enziam 6. Loth.
Gewürz-Nelken 1. Loth.
Spiesglas-Leber 4. Loth.
Kuchen-Salz 4. Loth.

Dieſes unter einander zu einem Pulver gemacht und des Tags dreimal jedesmal 2. Loth davon unter dem Futter, welches meiſtentheils aus warm angemachter Kleien beſtehen mus, oder mit Wachholder-Geſelz zu Pillen gemacht, eingegeben. Das Fieber wird ſich auf dieſe Weiſe unfehlbar verliehren. Die beſchriebene Arten von Fiebern ſind ſelten gefährlich, doch ſo beſchaffen, daß, wann ein damit behaftetes Pferd verabſaumet oder unrecht tractirt wird, ſolches entweder in eine andere Krankheit, welche gefährlicher iſt, verfällt, oder ſeine edle Art verliehrt, und aus gemuſtert werden mus. Mit denen hizigen Fiebern aber hat es eine ganz andere Beſchaffenheit. Dieſe ſind überhaupt weit gefährlicher, doch aber, weil es deren zerſchiedene Gattungen giebt eine Art mehr als die andere; Davon zerſchiedene Arten in des Robertſon Pferds-Arzeneikunſt ſich hinlänglich beſchrieben finden.

Die Schwindſucht heiſſet bei einem Pferd, wenn dyſſelbe ohne proportionirte Abnahm des Appetits zum Futter an dem Fleiſch abnimmt, faul wird, ſtroblichte Haar bekommt, und die Haut auf dem Fleiſch feſt ſizen hat, auch zuweilen huſtet, welches doch nicht nothwendig zu dem Kennzeichen der Schwindſucht gehöret. Einige Urſachen ſind ſchon in dem vorigen erzehlt worden, man kan aber noch zu denenſelben das Überreiten, das ſchnelle ſauffen laſſen nach der Erhizung, ſtaubig, garſtig Futter und das unter beſtändiger Arbeit herannahende Alter rechnen. In allen dieſen Fällen aber, iſt entweder der Durchgang in den Gekrösdrüſſen verſtopft, oder das Blut wegen ſeiner Schärfe und Dünne, ſich an die Faſſern als Nahrung anzulegen

gen ungeſchikt, oder es iſt in der Lunge, Leber, oder denen Nieren ein Geſchwär vorhanden, woraus der Eiter beſtändig in die Blutadern zurük tritt, und auf eben diejenige Art, wie in dem zweiten Fall, die Nahrung verhindert. In dem erſten Fall, welcher daran vornemlich zu erkennen, wann das Pferd neben ſeiner Ermagerung und andern angeführten Kennzeichen einen diken Bauch hat, viel und dünnen Miſt von ſich giebt, und aus der Tiefe den Athem holt. Wann man alſo dieſe Umſtände wahrnimmt, ſo mus man ſich bemühen dieſe Verſtopfung zu heben, welches ſich beſonders durch Arzneien, welche aus Quekſilber und Spiesglas bereitet werden, am beſten verrichten läst. Als:

Nim̃ Quekſilber 1. Loth.
Spiesglas 8. Loth.

Verſtoſſe es wohl untereinander, bis von dem Quekſilber nichts mehr als runde Kügelein erſcheinet, alsdann thue hinzu

Aronwurzel 4. Loth.
Süsholz 2. Loth.

Mache es zu einem reinen Pulver, und miſche es unter einander, und bringe dem Pferde täglich davon anderthalb Loth zweimal bei. Man kan ihm neben dem Gebrauch des Pulvers, alle Tag ein Clyſtier, worinnen 2. Loth Salpeter zerlaſſen, und 4. Loth ſchwarze Nieswurz, und 2. Loth Zwiebel gekocht worden ſind, appliciren. Und zwiſchen der Kur, welche eine Zeitlang währet, mit einer Doſi von des Robertſons balſamiſchen Pillen laxieren. Die gute Wirkung der Kur wird ſich bald daran äuſſern, wann der Miſt ſich ſowohl in Anſehung der Conſiſtenz als Farbe ändert. Woraus man dann ſehen kan, ob man Hofnung zur Beſſerung habe, und alſo mit der Arznei continuiren müſſe: oder ob die Verſtopfung ſo hartnäkig ſeye, daß keine Eröfnung mehr zu erwarten, in welchem Fall es nicht zu rathen, daß man das Thier vergeblich füttere, ſondern es iſt beſſer, man verehre dem Schinder die Haut, mit ſamt den Beinern. Bei der zweiten Art, wo nemlich das Blut wegen ſeiner Schärfe keine Nahrung geben kan, mus man ganz anderſt verfahren, und vornemlich darauf ſehen, daß man dieſe Schärfe, mit verſüſſenden, ſchleimichten, balſamiſchen Mitteln corrigire, und durch die natürliche Oefnung abführe: zu dieſem Ende kan man dem kranken Pferd ſtatt dem ſchlechten ſolches Waſſer zu trinken geben, worinnen Kleyen geſotten worden, ſein Futter vorher in warmes Waſſer weichen, damit es deſto eher zu verdauen, und ihm folgendes Pulver darunter miſchen.

Nim̃ Schwefelblumen 4. Loth.
Alantwurzel,
Ebiſchwurzel,
Süsholz, von jedem 2. Loth.

Die Doſis davon iſt 2. Loth auf einmal, und kan des Tags zweimal wiederholt werden, oder:

Nim̃ Roſinlein 1. Pfund.
Pappelkraut 3. Hand voll.
Iſoppen 2. Hand voll.
Süsholz 6. Loth.

Siede es in 2. Mas Waſſer, preſſe es durch, und zerlaſſe darinnen 4. Loth Arabiſchen Gummi, welcher vorher klein zerſtoſſen werden mus, und ſchütte dem Pferd des Morgens und Abends, ehe man ihm Futter giebt, einen Schoppen davon ein. Schwindſuchten, welche ihren Urſprung von irgend einem Geſchwür, äuſſerlich oder innerlich in dem Leib her haben, werden auf eben dieſe Weiſe kurirt, auſſer daß man zuvor auf die Heilung des Geſchwürs mus bedacht ſeyn. Aeuſſerliche Geſchwüre zu heilen, wird nach ihrer zerſchiedenen Natur in des Robertſons Pferdarzneikunſt in dem zweiten Theil, Anleitung genug gegeben. Innerliche aber können durch Wundtränke und andere balſamiſche, wie auch reinigende Arzeneien zuweilen, aber, die Wahrheit zu geſtehen, gar ſelten zur völligen Heilung gebracht werden, daher wann nicht gar viel an einem Pferd gelegen, oder der Eigenthumsherr, nicht aus beſonderer Affection zu demſelben, nur um es bei Leben zu erhalten keine Koſten ſparen will, ſo iſt es beſſer, man laſſe es niederſtechen, wann man verſichert iſt, daß es an einer Schwindſucht von innerlichen Geſchwüren laborire, als daß man viel Mühe und Geld auf eine fruchtloſe Kur verwendet.

Kopf- und Ohrenweh iſt bei denen Menſchen eine allgemeine Krankheit, doch ſeynd die Pferde dieſem Ubel noch mehr unterworffen, weil ihre Adern an dem Hals, gegen dem Kopf, nach Proportion der Gröſſe des Thiers ſehr gros und ſtark ſind, auch die meiſten Pferde ihre Köpfe beſtändig unter ſich hängen: da dann natürlicher weiſe der Rukflus ſchwerer ſeyn mus als der Zuflus. Es darf alſo ein Pferd leicht echapiren und mithin ſeine Säfte ausgedehnt werden, ſo dringen ſie mit Gewalt gegen dem Kopf, ſpannen die Adern und Nerven aus, und verurſachen Schmerzen, welche man daran erkennet: wann das Pferd den Kopf auf den Boden hängt, ſich gegen die Krippe ſtellt, die Ohren hängen läſt, ſehr ſchläfferig thut, und ſo matt iſt, daß es, wann man es von der Stelle führet, taumlet. Wann zu dem Kopfweh nur allein die Erhizung Gelegenheit gegeben, und das Pferd ſonſt eine gute Natur hat, ſo iſt keine Gefahr zu beſorgen, dann die Aufwallung des Bluts leget ſich wiederum ſelber, und der Schmerzen höret wiederum auf. Es iſt alſo nicht nöthig weiter etwas zu gebrauchen, als daß man das Pferd in Ruhe laſſe, und ihm mäſſig zu freſſen gebe. Solte aber doch die Erhizung ſo ſtark geweſen ſeyn, daß die Adern ſo weit ausgedehnt worden, daß ſie ſich nimmer zuſammen ziehen mögen, ſo mus man ihm vor allen Dingen eine Bugader öfnen, und ein mit kalt Waſſer, worunter ein drittel Camphergeiſt gemiſcht worden, beneztes Tuch um den Kopf ſchlagen. Solten ihm die Augen nach dieſem trübe werden, oder ſich ſonſt ein Mangel des Geſichts nach dieſem zeigen, ſo mus man die Aderläſſe an einer Halsader wiederholen, und mit pur Camphergeiſt gefeuchtete Bäuſtlein über die Augen legen. Es giebt auch ein Kopfweh welches nicht von der Erhizung, ſondern von einem gehemmten Anlauf des Bluts herkommt, dieſer aber hat ſeinen Grund in einem zähen Schleim, welcher ſich bei dem Blut befindet, und die kleinſte Aederlein hier und da verſtopft. In dieſem Fall mus man die Kur auf eine andere Art angreifen. Beſonders weil man ſich nicht darauf verlaſſen darf, daß ſich die Krankheit von ſelbſten hebe. Man nimmt alſo

Rohes Spiesglas ein halb Pfund.
Quekſilber 8. Loth.
Schwefelblumen 4. Loth.

Dieſe 3. Stüke mus man in einen Mörſer thun, und darinnen ſo lang reiben, bis es ſchwarz wird, und keine Kügelein von dem Quekſilber mehr erſcheinen. Alsdann thut man dazu:

Geraſpelt Franzoſenholz 12. Loth.
Galgant,
Zitwan, von jedem 4. Loth.
Wachholderbeer,
Lorbeer,
Coriander,
Kümmich, von jedem 2. Loth.

Dieſe wohl pulveriſirte Species macht man mit Honig zu einem Teig, und giebt dem Pferd alle Morgen 4. Loth davon ein, worauf man es eine Stunde lang ausreiten, und nach dem Ritt 2. Stund faſten, erſt nach dieſem aber, warm angemachte Kleyen freſſen, und laues Waſſer ſaufen läſt. Ob ſchon erſt gedacht worden, daß ſich daß Kopfweh öfters von ſelbſten verliehrt, ohne dem Pferd weitern Schaden zu bringen: ſo darf man doch niemalen ſicher darauf bauen, weilen man nicht ſelten geſehen, daß die beſchwerliche Krankheit der ſogenannten Koller oder Tobſucht davon ſeinen Urſprung genommen. Und weilen dieſe Krankheit ſehr ſchwer zu heben iſt, ſo hat man genugſame Urſach, durch angewande Sorgfalt, bei ſich ereignenden Kopfſchmerzen, derſelben vorzubeugen. Es iſt aber nicht zu vermuthen, daß man irgendwo bei einer groſſen Menge Pferde ſich auf die Sorgfalt der Wärter in ſo weit verlaſſen darf, daß niemalen kein Pferd verabſaumet werde, daher iſt nöthig zu lehren, wie etwa einem Pferd, welches würklich den Koller bekommen, noch zu helfen ſeye. Der Koller iſt zweierlei, der ſogenante ſtille- und tolle Koller, bei jenem zeiget das Pferd nur eine Ungeſchiklichkeit und Tumheit, lernt keinen Weg, auch nicht einmal ſeinen eigenen Stall recht kennen, oder wann es ſolches gewuſt hat, ſo vergiſt es ſolches wieder, und in dieſer Tumheit bleibt es beſtändig: bei dieſem aber wird das Pferd zu Zeiten ganz raſend, ſtoſt den Kopf wider die Krippe, ſtrampft mit den Füſſen, und wann es geritten wird, will es durch alle Wände durch, und ſezt an gefährlichen Wegen den Reuter oft in Gefahr, ſamt ihme den Hals zu brechen. Zuweilen aber merkt man demſelben nichts an, ſondern es kan das beſte Pferd von der Welt ſeyn. Dem ſtillen Koller ſind meiſtens Phlegmathiſche, dem tollen Koller aber Choleriſche Pferde exponirt. Weil Phlegmathiſche Pferde ohnehin ſelten zu vielen Dingen tauglich, und faſt niemalen wohl gewachſen ſind, ſo halte ich für unnöthig, daß man viel an denenſelben curire, daher ich auch die Kur des ſtillen Kollers ganz übergehe. Der tolle Koller aber befällt oft Pferde von groſſem Werth und Geſchiklichkeit, welche ohne etwas zu ihrer Reſtitution vorzunehmen, zu negligiren unverantwortlich wäre. Der Koller bei denen Pferden kommt der ſogenannten Mania oder der Tobſucht der Menſchen gleich, erfordert auch eine ähnliche Kur. Den Anfang mus man jederzeit mit der Aderläs machen, welche alle 14. ja nachdem das Wüten heftig iſt, alle 8. Tage ſolche repetiren, der Ort, wo man ſolche verrichtet, iſt gleichgültig. Doch wann man der Regul folgen will, ſo mus es an einer Halsader geſchehen, dabei giebt man ihm friſch Gras, Reben- oder Rettiglaub, Lattigſallat oder Pfaffenröhrleinskraut an ſtatt des Heu zu freſſen, alle 3. Tag gieb man eine Doſin von des Herrn Robertſons Laxirpillen. Um das Haupt und Nerven zu ſtärken, welche in dieſer Krankheit vornehmlich Noth leiden.

Nim̃ Baldrianwurzel.
Gichtroſenwurzel, von jedem 4. Loth.
Coriander,
Kümmich, von jedem 2. Loth.
Zinnober,
Campher, von jedem 1. Loth.

Mache alles zu einem feinen Pulver und mit Bengelkrauthonig zu einem Teig, und gieb dem Pferd täglich Morgens früh und Nachts jedesmal eines Hünereyes gros davon ein, und laſſe es 2. Stund darauf faſten: auſſer dem Laxiren thun auch Clyſtire ſowohl in dem Koller, als auch in allen Gebrechen des Kopfs ſehr gute Dienſte.

Nim̃ Mangold,
Paplen,
Bengelkraut,
Violenkräut, von jedem 2. Hand voll.

Siede es in anderthalb Maas Waſſer eine Viertelſtund lang, ſeihe es ab, vermiſche es mit 8. Loth Rautenöl u. Laxierlatwerge, Lorbeerlatwerge, v. jeder 3. Loth, und applicire ſolches tägl., nach mehr erwehnter Weiſe. Aeuſſerlich kan man dem Pferd einẽ kühlenden und zuruktreibenden Umſchlag von Roſenwaſſer und ſtarkem Weineſſig brauchen. Wann die Tollheit gar zu gros, und man wegen der beſtändigen Unruh und Schlafloſigkeit des Pferds eine Verhinderung an der Hauptkur beförchten müſte, ſo kan man demſelben Nachts folgenden Einguſ geben.

Nim̃ Nachtſchattenwaſſer 1. Schoppẽ.
Salpeter 1. Loth.
Mohnſaft anderthalb Loth.

Miſche alles wohl unter einander und gieſſe es dem Pferd durch den Mund ein. Wann man ſiehet, daß es ſich zur Beſſerung anſchikt, ſo giebt man nebſt vorgeſchriebenem Futter, dem Pferd des Tags nur einmal von der obigen Arznei, man kan auch mit dem Laxiren acht, und mit dem Elyſtiren zwei Tag ausſezen, bis ſich das närriſche Bezeugen völlig verlohren. Es iſt aber nöthig, daß man einem Pferde, welches an dem Koller curirt worden, jährlich viermal zu Ader laſſe, und ſolches ja nicht verſaume, widrigenfalls man ein Recidiv zu beförchten hätte.

Weil hier v. der Tollheit der Pferde die Rede iſt, ſo mus folglich nur etwas weniges, auch von dem Tollen-Hunde-bis gemeldet werden. Dieſe bei denen Menſchen ſo abſcheuliche, und wann ſie einmal auf einen gewiſſen Grad geſtiegen, unheilbare Krankheit, iſt auch ſchon mehrmalen bei denen Pferden beobachtet, aber noch leichter als bei denen Menſchen kurirt worden. Ihren Urſprung hat ſie von nichts anders, als, wie auch bei denen Menſchen, von einem Bis eines wütigen oder tollen Hundes; ich will deſſenwegen diejenige Arznei com̄uniciren, welche Herr Robertſon mehrmalen bewährt gefunden.

Nimm Gartenrauten,
Beiminthen v. jedem 12. Loth.
Knoblauch 8. Loth.
Hake und ſtoſſe es wohl, und thue dazu
Gefeiltes Zinn 2. Loth.
Theriac 8. Loth.

Laſſe es in 2. Maas gutem Bier eine Stunde gelind kochen, und hernach durch ein feines Sieb lauffen; von dieſer Arznei giebt man hernach einem Pferd, nachdem es klein oder gros iſt, 10. bis 12. Löffel voll, daneben mus man ihm alle Tag einmal zur Aderlaſſen, und auf die Wunden, von dem Uberbleibſel in dem Sieb täglich friſch legen, oder wann ſolches ausgehen ſolte, und dieſelbe mit warm Salzwaſſer alle Tag zweimal auswaſchen. Dieſe Arznei thut nicht nur allein bei denen Pferden, ſondern auch bei andern Thieren in gleichen Umſtänden unvergleichliche Würkung, nur mus man die Doſin verändern, als zum Exempel, einem Hund giebt man 4. einem Schwein oder Schaf 3. Löffel voll, und tractirt ſie übrigens wie die Pferde.

Endlich auch von der Gelbſucht noch etwas zu ſagen: ſo kommt dieſe Krankheit nicht oft vor, doch nimmt man ſie zuweilen wahr. Einige ſtehen in der Meinung, ein Pferd könne die Gelbſucht gar nicht bekommen, weil es keine Galle habe, weil aber das leztere falſch iſt, ſo iſt auch der daraus gemachte Schlus nicht bündig, auſſer dem daß ihr Vorgeben von der Erfahrung beſtritten wird. Wahr iſts, daß die Pferde keine Gallenblaſen haben, ihre Leber aber zeuget nichts deſto weniger eine Menge Gallen, welche durch eine ziemlich dike Ader in das Gedärme nahe bei dem Magen lauft. Wann nun dieſer Gang, auf was Weiſe es geſchehen mag, verſtopft wird, daß die Galle wiederum zurük in das Blut tretten mus, oder wann hier und da harte Drüſen in der Leber entſtehen, welche die kleinere Gallengänge zuſammen drüken, ſo bekommt ein Pferd die Gelbſucht, welche man ihm daran anmerkt; es wird matt, faul und ſchläferig zum Geſchäft, und wann man es mit Gewalt dazu antreibt, ſo fällt es ſchier um, verliert den Appetit zum Eſſen, wird mager, und an dem Maul, Rachen und in denen Augen gelb.

Wann man nun dieſe Kennzeichen warnimmt ſo

Nimm Gartenrauten,
Rosmarin,
Iſoppen,
Lavendel,
Erdbeerkraut,
Eybiſchkraut,
Pappelkraut,
Senneblätter, von jedem eine
Hand voll.

Siede alles zuſammen, die Nacht vorher, ehe man es eingeben will, in anderthalb Maas Waſſer ſo lang, bis die Helfte eingekocht iſt, ſeihe die Brühe ab, und thue dazu

Gelbwurz ein Loth.
Rhabarbara,

Wein

Weinſteinſalz von jedem 3. Quintl.

Alles wohl pulveriſirt, ſchüttle es wohl unter einander, und wann das Salz völlig vergangen, ſo gieſſe es dem Pferd Morgens früh nüchtern ein, laſſe es 2. Stund lang darauf im Stalle ſtehen, und gieb ihm warm angemachte Kleyen zu freſſen, Mittags Waſſer zu trinken, worinnen Gerſten und Süsholz geſotten worden. Dieſer Eingus wird das Pferd gelind laxiren, und mus wenigſtens viermal wiederholt werden. Hierdurch werden die Verſtopfungen eröfnet, und das Pferd wird dem Anſehen nach beſſer. Man mus aber nicht nur allein die Gefäſſe offen zu erhalten, ſondern auch die während der Krankheit, bei dem Blut geſammlete Unreinigkeit vollends auszutreiben ſuchen.

Nimm Färberröthe,
Gelben Ingwer, von jedem ein halb Pfund.
Gedörrte Erdwürmer,
Myrrhen, von jedem 8. Loth.
Geraſpelt Hirſchhorn,
Weinſtein, von jedem 4. Loth.
Spiesglas 12. Loth.
Safran,
Zimetrinden, von jedem 1. Loth.

Alle dieſe Stüke ſtoſſe zu einem zarten Pulver, und thue ſo viel Venetianiſchen Theriac dazu als nöthig iſt, Kuglen daraus zu machen. Von dieſer Maſſa giebt man dem Pferd alle Morgen 4. Loth, und wäſcht es ihm nach dem Eingeben, mit Gerſtenwaſſer den Hals hinunter. Man continuirt mit dieſer Arznei ſolang, bis die ganze Quantität aufgebraucht iſt.

Wenn die Pferde vernagelt worden ſind, welches man daraus abnehmen kan, wenn ſie alſobald nach dem Beſchlagen hinken; ſo mus man geſchwind dahin ſehen, den zu nahe geſchlagenen Nagel herauszuziehen. Um nun aber zu entdeken, welcher Nagel eigentlich zu nahe geſchlagen ſey, mus man, wie ſchon in der erſten Abhandlung von der Wartung der Pferde angemerkt worden, mit dem Hammer auf alle Nägel nach der Reihe klopfen, und anmerken, bei welchem Schlage das Pferd zuket. Weil aber das Ausziehen der Nägel mit einiger Gefahr verbunden iſt, ſo kan man hierbei nicht ſicher genug gehen; und es iſt alſo vortheilhafter mit dieſen einzigen Kennzeichen nicht allein zufrieden zu ſeyn. Herr Bourgelat hat noch eine andere Probe vorgeſchlagen (*) welche untrüglicher iſt, und die ich um deswillen hier anführen will. Um alſo den Siz des Schmerzens genauer zu entdeken, iſt es dienlich dem Pferde das Eiſen gar abzureiſſen, und den Fus deſſelben rings herum mit der Zange zu drüken, und zwar ſo, daß man den einen Arm der Zange an den umgeſchlagenen Hufnagel anſtemmet, mit dem andern aber auf die Gegend, wo er eingenagelt iſt, drüket. Solchergeſtalt offenbaret ſich der Ort, wo die Verlezung mit dem Nagel geſchehen, augenbliklich

Mein Vorhaben iſt jezo eben ſo wenig, eine vollſtändige Geſchichte der Krankheiten der Pferde zu ſchreiben, als die Leſer mit einer Menge Recepten zu unterhalten, die von keinen beſſern Erfindern, als den Schmieden und Rosärzten herrühren. Ich wünſche vielmehr, daß man aus dem, was ich hier von einigen beſondern, und in gewiſſen Abſichten vor andern merkwürdigen Krankheiten dieſer Thiere geſagt habe, ſo viel abnehmen möge, daß die Heilungskunſt derſelben ganz andere Grundſäze erfordere, als man bisher dazu erwählt hat. Man ſolte nach und nach aufhören, die Urſachen der Krankheiten der Thiere allezeit auſſer ihnen allein zu ſuchen. Man ſolte die Unterſuchung der nähern innerlichen Urſache nicht mehr ſo ſehr vernachläſſigen; beſonders ſolte man bei den anſtekenden Krank-

---

(*) Siehe Elemens d'Hippiatrique. Tom. I. Seite 262. Dieſes Werk iſt 1750. zu Lyon bei Declauſter und Duplain, in einigen Octavbänden herausgekommen.

heiten mehr auf die Beſchaffenheit der ganzen Maſſe der Säfte, als auf die ſonſt gemeinen Urſachen ſehen. Seitdem man dieſes in der menſchlichen Arzeneikunſt zu thun angefangen, hat dieſe Wiſſenſchaft ein ganz anderes Anſehen bekommen. Man ſolte ferner nicht ſo viel auf die blos äuſſerlichen Arzeneien bauen. Die Quakſalber thun dieſes noch jezt bei den Menſchen; aber allemal mit ſehr ſchlechtem Erfolge. Man ſolte beſonders die Ställe ſo einrichten, daß die Pferde eine reine Luft genieſſen könnten. Dieſe Regel iſt nicht allein bei den Pferden, ſondern auch bei dem Rindvieh, ja bei allem Viehe, was in Ställen eingeſchloſſen wird, auf das ſorgfältigſte zu beobachten. Man hat es für die Menſchen leider! viel zu ſpät entdekt, welchen grauſamen tödlichen Krankheiten ſie der Mangel einer reinen Luft ausſezet. Solte man nicht eilen, die Anwendung dieſer Entdekung auch ſo bald als möglich bei dem Viehe zu machen? Die Sache verdient deſto mehr Aufmerkſamkeit, je weniger man darauf fallen kan, was die Urſache ſolcher Uebel ſey. Millionen Menſchen ſind an faulenden Fiebern geſtorben, die ihnen der Mangel einer reinen Luft zuwege gebracht hat, und niemand iſt dahinter gekommen, woher dieſe entſezliche Krankheit wol rühren möchte. Nachdem man in Engeland in den Gefängniſſen die Luftbeweger des Herrn Hales angebracht hat, (davon in unſerm Referendario, pag. 265. und überhaupt von deren Würkung, von pag. 237. bis 269. im III. Theil, gehandelt worden: Es ſind auch in unſerm Intelligenz-Zettel vorigen Jahrs Num. 20. einige Vorſchläge befindlich, wie die Luft zu reinigen, und zu erfriſchen, die zu dieſem Ende nachgeſchlagen zu werden verdienen,) iſt der Unterſchied der jährlichen Toden in dieſen Hauſern ſo gros geworden, daß gegen einige hundert anjezo kaum einer das Leben einbüſſet. Wenn man den Thieren in den Ställen eben dergleichen Wohlthat erzeigte, wie vortheilhaft würde dieſes nicht ihrer Geſundheit und ihren Eigenthümern ſeyn! An ſolchen Oertern, wo eine groſſe Menge Vieh beſtändig ſtehet, wäre es zugleich am nöthigſten, und würde die Koſten am beſten belohnen, eben dergleichen Luftbeweger anzubringē. Reine Nahrungsmittel, beſonders reines Waſſer, ſind unſtreitig bei der Viehzucht von unentbehrlicher Nothwendigkeit. Die Pferde ſind beſonders hierinn empfindlich, und man kan ſich mit ihnen diesfalls nicht genug verſehen. Gleichwohl aber glaube ich, daß man den Artikel, wie die Pferde in Abſicht der Leibesbewegung zu halten ſind, vielmehr einſchärfen müſte, weil er viel ärger vernachläſſiget wird. Kein Thier kan die Bewegung des Leibes völlig entbehren; ſo gar die trägen Muſcheln ſpazieren im Sande des Waſſers umher, und die Auſtern machen ſich eine Motion, indem ſie ihr Haus bald auf- bald wieder zuſchlieſſen, wozu ſie ihre Muskeln gebrauchen, denen die Natur um deswillen eine auſſerordentliche Stärke gegeben hat. Den gröſſern Thieren iſt die Leibesbewegung ganz unentbehrlich, und wer ſeine Pferde ſchonen will, der darf ſie gewis nicht ruhen und ſtehen laſſen, ungeachtet man dieſes beides gemeiniglich für einerlei hält. Bei der Bewegung ſelbſt aber ſind viel Behutſamkeiten nöthig. Wie leicht erhizt ſich nicht ein Pferd, und wie nahe iſt es nicht alsdenn eben ſeinem Untergange. Eine ſchnelle Erkältung von der Luft, oder ein kalter Trunk kan ihn das Leben koſten, wie ich ſchon oben erinnert habe. Ich wolte behauptē, daß an dieſen Verſehen, bei der Erhizung der Pferde, mehr derſelben ſterbē, als an allen den Urſachen, die die Pferdärzte für die allergemeinſten ausgeben. Um dieſe Abhandlung recht nüzlich zu machen: ſo lieffern wir noch ſchlieslich, die

Rechte Kennzeichen,

dadurch man in Stand geſezt wird, was bei dem Pferd Einkauffen zu beobachten, auf daß man nicht betrogen werde. *

Wann irgend viel Betrug vorgehet, ſo geſchiehet ſolches bei dem Pferdhandel, ſo daß auch bisweilen der ausgelernteſte Pferdekenner angeführet wird. Wann man alſo willens iſt, ein Pferd von einem Pferdhändler zu kaufen, ſo mus man ſuchen, daſſelbe in dem Stall zu beſehen, ehe man ſich es vorreuten läßt. Wider dieſes haben gemeiniglich die Roskämme allerhand einzuwenden, und ſuchen ſich von dieſer Stallviſite los zu machen. Wann man aber dieſe Schwürigkeit gehoben, und in den Stall admittirt wird, ſo mus man ſich den Gebrauch der Peitſche von dem Pferdhändler gänzlich abbitten, weilen derſelbe ſonſt die Pferde durch dieſes Inſtrument in einer beſtändigen Munterkeit zu erhalten ſuchet, ob ſie ſchon ohne dieſelbe die trägſte Mähren ſind. Wann man in dem Stall iſt, ſo mus man niemalen Affection bekommen zu demjenigen Pferd welches der Pferdhändler oder ſein Knecht am meiſten herausſtreichen, dann gemeiniglich wären ſie deſſelben am liebſten los. Wann man nun das Aug auf eines geworffen, ſo mus man ſehen, wie es in ſeinem Stand ſtehet, ob es nicht mit einem Fus vor dem andern ſtehet, dann in ſolchem Fall leidet es entweder an denen Musklen oder Nerven Noth. Wann es mit den hintern Füſſen eng ſtehet, ſo ſtreift es ſich, wann es müde wird. Wann es mit den vordern Füſſen fitſchet, iſt es ein Zeichen, daß es Schmerzen an dem Hufwerk leide. Wann es an der Seite aufziehet, ſo fehlt ihm an der Lunge etwas. Wann es den Kopf hängt und ſchläfrig thut, ſo iſt es auch keine gute Waare. Nun nehme man die Peitſche und treibe die Pferde damit hin und wieder, wann ſolche friſch munter und flüchtig werden, ſo iſt es ein Anzeigen, daß ſie freudige Arbeits- und gute muntere Reutpferd abgeben. Wann ſie aber nach der Peitſche ſchlagen, mit den Augen feurig umſehen, und den ganzen Leib zuſammen ziehen, ſo ſind ſie eines zornigen Temperaments und verrichten ihre Geſchäft nicht mit gutem Willen. Hernach führt man das Pferd unter die Stallthüre, daß es mit dem Kopf in der Helle, und mit dem Leib in der Dunkle ſtehet. Hier betrachtet man die Augen, dieſe müſſen hell und klar ſeyn. An denen Zähnen läßt ſich das Alter erkennen. Dann wann das Pferd 3. Jahr alt iſt, ſo fallen ihm die mittelſte vordere Zähne, zwei oben, und zwei unten, aus, wann es 4. Jahr alt wird, ſo ſchiebet es zwei neben dieſen. Die Roskämme ſchlagen denen Pferden oft die Zähne aus, die noch nicht geſchoben haben, um ſie für älter auszugeben als ſie ſind. Im 5ten Jahr bekommt es ſeine vollkommene Zähne, und verliehrt die Milchzähne. Auf die Haken iſt nicht zu gehen, weilen ſie ſich bei einem Pferd eher ſchieben als bei dem andern. In denen wiederum gewachſenen Zähnen ſind tiefe Grüblein mit ſchwarzen Punkten, welche ſie bis in das 8. oder 9te Jahr behalten. Nach dieſen verliehren ſich dieſe Marquen, und mit ihnen die gewiſſe Kennzeichen des fernern Alters, auſſer daß bei einem Pferd ſehr lange Zähne ein ſehr hohes Alter verrathen. Einige prätendiren das Pferdalter an denen Zähnen bis in das 15te Jahr zu kennen: ſie betrügen aber hierinnen ſich, und diejenige, ſo es ihnen glauben. Wann das Pferd für den Stall heraus kommt, ſo kan man, ehe jemand aufſizt, und es entweder geſattelt, oder mit einer Deke begürtet wird, es ganz aufmerkſam betrachten. Ein langes Creuz macht ein Pferd weder zum tragen, noch ſonſt ſtarken Geſchäften dauerhaft; hat es dike, fleiſchigte, ſchwere Schultern, ſo kan es

---

* vid. Rob. Pferd Arzneikunſt.

gewis nicht ſchnell laufen, und kan bald krum̄ oder Buglahm werden. An dem Hals unter den Ohren, zwiſchen dem untern Kienbaken, mus man nach denen dortigen Drüſſen fühlen, dieſe müſſen los und klein ſeyn. Dann wann ſie aufſizen und geſchwollen ſeyn, ſo mus ſich das Pferd verkältet haben, und man iſt auch keine Stund ſicher, daß es nicht einen Abflus durch die Naſe oder inflammirte Augen bekomme. Das Kieferbein mus weit auseinander ſeyn, damit der Schlund Plaz habe. Wann man hier Kern oder dik Fleiſch antrift, ſo iſt das Pferd zu böſen Augen geneigt, Rufen an denen Knieſcheiben verrathen einen Stolperer. Zwiſchen den Knien und Feſſeln mus man die Ueberbeiner ſuchen, kleinere und die auf einem Bein aufſizen, haben nicht viel zu ſagen, aber gröſſere und die an denen Flechſen wachſen, ſind ein groſſer Fehler bei einem Pferd. Bei dem Kniebeugen kan man am beſten wahrnehmen, ob keine Rappen und Struppen vorhanden ſind, dann ſie verbergen ſich oft unter die lange Haare, dahero man ſeine Augen an denen Fingern haben mus. Die Spatten als Zeugniſſe von einer übermäſſigen harten Arbeit werden an denen hintern Füſſen inwendig an der Kniekehle entdekt. Was die Haare über den ganzen Leib anbelangt, ſo bemerken lange, ſtroblichte, verwirrte, dike filzigte Haare, ein Pferd, das zu nichts zu gebrauchen. Dahingegen helle, kurze, glatte und dünne Haare eine edle Art anzeigen.

Läſt man jemanden aufſizen, und ſich das Pferd vorreuten: Da ſiehet man, ob es friſch und hoch aufhebet, und herzhaft wieder niedertritt. Dieſes zu betrachten, mus man in einer geraden Linie mit und vor dem Pferd ſtehen. Im Schritt mus es die Füſſe nicht übereinander ſchrenken, weil der Reuter ſonſt beſtändig in Gefahr iſt, mit ihme zu fallen. Je weiter ein Pferd mit denen hintern eng und mit denen fordern Füſſen weit gehet, je beſſer iſts, weilen es ſich auf dieſe Weiſe nicht ſtreift. Es werffen die Pferde bisweilen mit ihren fordern Füſſen als wie in einem halben Circul aus. Dieſes iſt eine groſſe Untugend, dann dergleichen Pferde ſind zum Fallen geneigt, und es iſt ihnen mit dem Beſchlag nicht zu helffen. Mus man es auch im Trab und im Gallop reuten, in dieſem ſoll es ſich flüchtig und in jenem eilig bezeugen. Es iſt allzeit beſſer, man kaufe ein mageres als ein fettes Pferd, weilen man bei jenem die Proportion und Geſtalt ſeiner Glieder beſſer wahrnehmen kan als bei dieſem, und wann es ſeine Schuldigkeit thut, ſo lange es mager iſt, ſo iſt zu vermuthen, daß es ſolche um ſo mehr thun werde, wann es ausgefüttert worden. Der Ausſage des Pferdhändlers, womit er die augenſcheinliche Fehler bemäntlen will, mus man niemalen trauen, ſondern alles ſelber unterſuchen. Dann wann ein Pferd krumm gehet, ſo mus allemal der Beſchlag ſchuldig ſeyn, wann es ſchon Buglahm iſt, und wann es trübe Augen hat, ſo iſt es gebiſſen worden, wann man ſchon vermuthen mus, daß es bald blind werde, oder wirklich ſchon ſeye. Es iſt auch nicht genug, daß man ſich ein Pferd nur etliche Minuten vorreuten laſſe, oder es ſelber eine Viertelſtund reute, ſondern man mus ſolches 2. bis 3. Stund probiren, Berg auf und Berg abe, auf ebenem und rauhem Weg. Dann ein gutes Pferd ſoll in rauhem und ebenem Weg nicht einerlei Gang machen, ſondern im Gehen ſich nach dem Weg richten. Wann es Berg ab im Trab ohne Forcht und ſicher gehet, ſo darf man ſich gewis auf ſeine gute Knochen und ſichern Gang verlaſſen. An dem Hufwerk iſt gar viel gelegen, dahero man ſolches ſehr fleiſſig viſitiren mus, weilen die Pferdhändler viele Mängel an demſelben als z. E. Hornſpalten u. d. g. mit ihren Huffalben zu verdeken wiſſen.

Es iſt aber nicht genug, wann ein Pferd gut und zu dieſer oder jener Arbeit geſchikt und ganz geſund iſt: man fordert, daß es auch ſchön ſeye. Die Schönheit mus in einer vollkommenen Ubereinſtimmung aller ſeiner Gliedmaſſen, nach der Ordnung, die ſich der menſchliche Verſtand oder Einbildung in der Geſtalt eines Pferds gemacht, ſo ihm gefallen hat. Hierzu gehöret, daß der Kopf ſchmahl, dünn, überhaupt nicht gros und fleiſchicht ſeye. Die Ohren ſollen eng ſeyn, gerad aufgehen, ſich ſchnell bewegen und ſpizen. Mittelmäſſig groſſe, aber helle und volle Augen ſtehen einem Pferd wohl an. Magere, dünne, aber weite Kienbaken verderben an der Schönheit nichts, und laſſen daneben dem Schlund und der Luftröhre, ſo viel Plaz, daß das Pferd weder im Schluken noch Athem-hohlen incommodirt wird. Die Naſenlöcher ſollen gros und weit ſeyn, weil es ſchön ſtehet, und dem Pferd das Athem-hohlen erleichtert. Ein groſſes Maul, dünne Lefzen, kleine Zunge, magerer Rachen, ſind beſonders nöthige Eigenſchaften zu einem ſchönen Pferd, vornemlich darum, weil, wann dieſe Theile gros und fleiſchigt ſind, das Pferd den Kopf um ſeiner Schwere willen beſtändig hängen wird. Breite und erhabene Bruſt, nebſt dünnen und mageren Schulterblättern, ſehen ſchön, und verhüten die öftere Bugverrenkung. Und ein Pferd, welches fleiſchichte Schultern hat, gehet viel ſchwerer und beſchwerlicher als ein anderes. Der Rukgrad mus gleich eben und breit ſeyn, dann wann derſelbe ſchmal iſt, ſo kan das Pferd den Sattel faſt niemalen ohne Verlezung aufliegen haben. Die Rippen ſollen wohl auswärts gebogen ſeyn, weil bei flachen Rippen die Lungen zuſammen gepreſt werden, und das Athem hohlen ſchwer gehet. Ein runder Bauch ſtehet einem Pferd wohl an, dahingegen ein herab hangender, wie die Kühe und tragende Stutten haben, nicht allein nicht ſchön ſtehet, ſondeen dergleichen Pferde können auch nicht zu Sattelpferde genommen werden. Die Lenden oder Croupp müſſen gerad aufrecht ſtark und kurz und überhaupt zwiſchen denen Hüftbeinen nicht über vier Finger breit Plaz ſeyn. Ein Pferd, ſo eine lange und abhangige Croupp hat, kan ſehr übel Berg an marſchiren, noch viel weniger eine ſchwere Bürde tragen, und wird im Gallopiren ſehr ſchlecht arretiren. Der Schweif ſoll nicht zu hoch, auch nicht zu nieder angeſezt, aber ziemlich dik, die vordere Schenkel wohl gewachſen, und die hintere dik, rund, fleiſchigt. ſpann-adericht und ohne Geſchwulſt, die Knie gros und ſtark, die Flechſen zwiſchen Feſſel und Knie, flach und breit, die Spannadern etwas von dem Bein befreit, und die Feſſel an und vor ſich ſelber kurz ſeyn. Dann lange Feſſel ſind nicht ſchön und nicht dauerhaft.

Schreiben, worinn die Art, das weiche Holz zu Bauholze tüchtig zu machen, gewieſen wird.

Mein Herr!

Ihnen iſt gefällig geweſen, von mir eine Nachricht zu verlangen, auf was Art man das weiche Holz zu einer Härte zubereite, daß man ſolches zum Bau und anderer Arbeit mit eben ſo viel Nuzbarkeit, als das Eichenholz gebrauchen köñe.

Ich diene darauf in Antwort, daß der in dem Holze bleibende Saft die Vergänglichkeit des Holzes eigentlich zuwege bringe, entweder einen Wurm zeuge, oder zur Fäulung Anlas gebe.

Das weiche Holz pfleget in ſeinen lukern Theilen mehr Saft in ſich zu behalten als das harte, und iſt mithin dem Verderben leichter unterworfen.

Wenn dahero der Saft aus den lukern Theilen des Holzes gezogen wird, ſo benimmt man denſelben dasjenige, was eine frühzeitige Verweſung verurſachet.

Verſchiedene Handwerker haben den Verſuch gemachet, durch das Kochen dem Holze den Saft zu benehmen.

Dergleichen ausgekochtes Holz iſt zur Arbeit bequemer, von ungleich längerer Dauer, und beſonders das Büchenholz auf die Maaſſe in der Stärke und Dauer den Eichen gleich geſunden.

Die Rademacher und Tiſchler haben aber deſſen ſich nur bedienet, weil man in den Keſſeln und Pfannen nur kleine Stüke kochen können.

Der Nuzen würde daher gröſſer ſeyn, wenn auch das groſſe zum Bauen dienende weiche Holz von dem ſchädlichen Safte mit wenigen Koſten zu befreien ſtünde.

Zu deſſen Ausſiedung groſſe Keſſel und Pfannen machen zu laſſen, würde nebſt der dazu nöthigen Feurung, den Werth des auf die Maaſſe dauerhaft gemachten weichen Holzes über den Preis des Eichenholzes erhöhen, mithin nachfolgende Art die vortheilhafteſte ſeyn:

Es müſte nemlich nach anliegendem Riſſe ein von Brettern rund umher feſt verwahrter Kaſten A gemachet werden, an deſſen einem Ende B eine Fallthür vor der Oefnung befindlich, wodurch das nöthige Bauholz an Dielen, Gründen, Ständern, Riegeln und Sparren in den Kaſten geſchoben würden.

An dem andern Ende dieſes Kaſtens ſtünde ein Topf D mit einer weiten Röhre E. ſo in den Kaſten A raget.

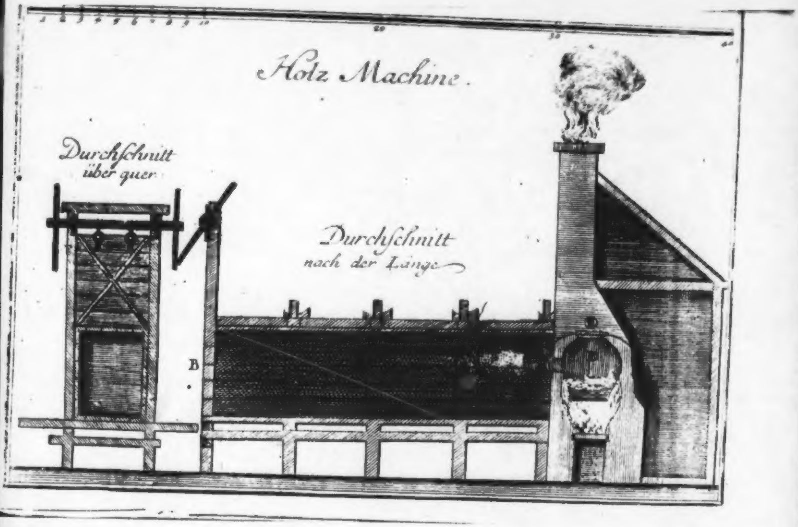
Der Topf würde bis an die Röhre voll Waſſer gegoſſen, und tüchtig darunter geheizet; dergeſtalt, daß der durch die Röhre in den feſt verwahrten bretternen Kaſten fahrende, Qualm durch das darin gelegte Holz dringe, und den Saft herausziehe.

Ich erbitte mir hierüber die etwa dagegen habenden Einwürfe, damit nach fernerer Ueberlegung dieſe ſo nüzliche Zubereitung des weichen Holzes zum Baue zu Stande gebracht werden könne, und bin ꝛc.

Dieſes Schreiben hat veranlaſſet, daß ein Kenner der Bauwiſſenſchaften einige Erinnerungen darüber mitgetheilet: und ein anderer Bauverſtändiger ſich noch weiter über dieſen Vorwurf geäuſſert hat.

Man hat beiden nicht zu misfallen geglaubet, wenn deren Gedanken in dieſen Abhandlungen bekannt gemacht, und dadurch Gelegenheit gegeben würde, aus ihren Anmerkungen weitern Nuzen zu ziehen. Die Erinnerungen über obiges Schreiben ſind folgende:

Dieſe in Ris gebrachte Maſchine iſt vor wenig Jahren in Engeland erfundē. Anno 1740. fand man ſie auf den Schifwerften in Engeland durchgehends, und kommt der Riß des oberwehnten Autoris mit ſolchen völlig überein, obgleich demſelben die zulängliche Explication fehlet, und dahero derjenige, ſo deſſen Vortrag folget, ſehr ſchlecht dabei fahren würde. In ſolcher Maſchine wurden dero Zeit die groſſen Schifbohlen oder Planken ausgelohet, und zum biegen bequem gemacht; Denn, wenn eine ſolche Bohle noch warm aus dem Kaſten genommen wird, ſo läſt ſich ſelbige biegen, wie man ſie haben will, und wenn ſie erkaltet, bleibet dieſelbige in ſolcher Figur, wie ſie gebogen, ſtehen. Dieſes hat man, bevor dieſe Maſchine erfunden, mit Feuer und heiſſen Sand erzwingen müſſen, welches viel Mühe und Arbeit gekoſtet, und manche Bohle darüber zu Trümmern gegangen. Man iſt zwar erſtlich wegen der Dauer beſorgt geweſen, indem die Schifzimmerleute geglaubet, daß, weil dem Holze durch das Auskochen der Saft benommen würde, demſelben dadurch an Kräften etwas abgehen müſte. Allein, Zeit und Erfahrung haben gezeiget, daß ein ſolches Schiff, bei welchem dieſes Experiment gemacht, von keinem Wurm angetaſtet, und weit länger gedauret, als die unausgekochten, dahero es auch Nachfolger gefunden, und haben die Holländer auf ihren Schiffwerften eben dergleichen anlegen laſſen. Daß aber allda weiter mit demſelben Gebrauch gemacht, auſſer dem Schiffbau, ſolches habe nicht wahrnehmen können. Auſſer daß zu Dettford mit einem Teutſchen Zimmermanne in Bekanntſchaft gerieth, welcher mir gleichſam im Vertrauen ſagte, daß die wenigſten den groſſen Nuzen wüſten, ſo dieſe Maſchine zuwege brächte,


1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
20
30
40
Holz Machine.
Durchſchnitt
über quer
Durchſchnitt
nach der Länge
B

te, indem man allerlei Holz darinn auskochen könnte, welches dadurch weit härter und ſchöner würde, als wenn es viele Jahre auf dem Boden gelegen. Seit dem habe mich deſſen bei allen Gebäuden bedienet, da ich denn deren ſonderbaren Nuzen geſpühret, welcher hauptſächlich darinn beſtehet, daß man allem Holze, es ſey weich oder hart, die Lohe oder den Saft dadurch benehmen kan, welches eigentlich die Nahrung der Würmer, und die höchſte Urſache iſt, daß, ſo lange der Saft im Holze iſt, ſelbiges ſich werfen mus; dahingegen habe wahrgenommen, daß das Holz, es ſey ſo ſtark es wolle, und gleichſam friſch vom Stamme kom̃t oder gefället wird, wenn es in mehrerwehnter Maſchine gekocht wird, in der Luft weder reiſſet noch berſtet, und von dem Wurmfras und Auswachſung des Schwam̃es gänzlich befreiet iſt. Ich habe büchene Bohlen, ſo eben gefället und geſchnitten, auf die Art präpariren laſſen, welche niemals wegen ihres Werfens und kurzer Dauer zum bauen, auſſer unter dem Waſſer gebraucht worden, zu Fusboden in Säälen und andern Zimmern en parquet machen laſſen, die man niemals vor Büchen gehalten, indem ſolche durch das Auskochen ſchöne braune Adern bekommen, und ſich niemals werfen. Es iſt faſt keine Art Holz zu nennen, womit ich nicht Experimente gemacht, und mit groſſem Nuzen emploiret, inſonderheit bei dem gangbaren Zeuge der Mühlen, indem es dadurch weit dauerhafter und beſtändiger wird.

Wir ſezen nunmehro auch die Gedanken hinzu, welche ein anderer Bauverſtändiger über dieſen Vorwurf heget. Er äuſſert ſich deshalber folgendergeſtalt:

Was der Herr Verfaſſer vorſtehender Erinnerung gemeldet, und von einer Holzkoch-Maſchine angerühmet hat, iſt theils neu, theils aber auch ſehr alt.

Neu iſt die aus der alten Invention von den Engeländern gezogene Application, indem ſie aus der ſehr alten Kochung allerhand kleinen Holzes, und ihrer bisherigen koſtbaren und unvollkommenen Erwärmung der Schiffbohlen durch naſſen erwärmten Sand den richtigen Schlus gemacht haben, warum ſolte das kleine auch nicht im groſſen angehen, und durch gekochtes Waſſer der Endzwek, die Bohlen recht warm und biegſam zu machen, nicht viel leichter, weniger koſtbar, und weit ſicherer ausgerichtet werden können.

Alles kam hierbei nur darauf an, eine Kochmaſchine oder Pfanne zu erfinden, worinn 40. 50. und mehr Fus lange Bohlen ſo viel erwärmet werden könnten, als die nöthige Biegung es erforderte.

Wem nun die alte koſtbare Art mit Sande bekannt iſt, der wird auch am beſten beurtheilen können, wie viel ſolchen Oertern daran gelegen geweſen, allwo ein ſo ſtarker Schiffbau iſt, dergleichen Maſchine zu erfinden. Die würkliche Erfindung hat ſolches beſtärket, ſie iſt aber, wie in obigen Erinnerungen ſelbſt geſtanden wird, darum nicht erfunden worden, das Holz dadurch dauerhafter zu machen, oder für den Wurmfras zu bewahren, ſondern es nur weich und biegſam zu machen. Die Erfindung dieſer Engliſchen Kochmaſchine iſt auch noch viel zu neu, noch neuer aber ſind die angegebenen Proben, welche erſt nach 1740. haben gemacht werden können, als daß ſchon aus Erfahrungen geſchloſſen werden möge, das Kochen gebe dem Holze eine längere Dauer, und verwahre ſolches für allen Wurmfras. Viel wahrſcheinlicher dörfte folgendes ſeyn:

In den alten Städten Braunſchweig, Hannover, Göttingen, Einbek ꝛc. finden ſich hölzerne Häuſer, welche bis ins 5te Seculum ſtehen, und noch jezt geſundes, und von Wurm nicht zerfreſſenes Holz zeigen; ſolches Holz iſt ſchwerlich damals ausgekochet, und von ſeiner Lohe oder Safte dadurch befreiet worden, daher iſt dieſe 4. und mehr hundertjährige Erfahrung einer andern 10. oder 11jährigen Erfahrung vorzuziehen, und wol noch nicht erwieſen, daß die Lohe oder der natürliche Winterſaft der Ruin des Holzes ſeyn müſſe.

Wenigjährige Erfahrungen können wegen ihrer Neuigkeit, auch deswegen nicht angenommen werden, weilen z. E. gewiſſe hieſelbſt nicht unbekannte alte Gebäude, welche meiſtens von Büchenholze erbauet geweſen, über Menſchen Alter geſtanden, und ſich bis hieher conſerviret haben. Wie lange müſte nun Eichenholz, das man ſich ſelbſt gelaſſen, dauren können? Wir müſſen alſo die Erfahrungen, welche die Kunſt des Kochens bewürken ſollen, gewis nicht in unſern Zeiten ſuchen, ſondern den Nachkommen überlaſſen. Würde man aber auch geſchikte Naturverſtändige, um die Schäd- und Nüzlichkeit des natürlichen Winterſaftes im Holze zu Rathe ziehen, ſo dürften die mehreſten vor - und nicht gegen den Saft des Holzes ſeyn.

Aus obigen aber würde nachfolgende ganz rechtmäſſige Frage entſpringen, nemlich:

Woher es denn komme, daß unſere jezige hölzerne Gebäude von ſo kurzer Dauer, gegen der Alten ihre wären?

Meines Ermeſſens könnte die Auflöſung in folgenden beſtehen:

1) Die Alten haben lauter geſundes, junges und faſt zu jedem Ständer einſtämmiges Holz genommen.

2) Sie haben ſich zu ihrem Bauen mehrere Zeit genommen, und ihre Gebäude inwendig nicht ſo viel ausgebauet, auch

3) Ihre Häuſer ſo ſtark überſezet, daß der Tropfenfall 4. bis 6. Fus weit, von den Häuſern ab, in die Straſſe gefallen, folglich dadurch verhindert, daß der Regen und Schnee nicht an die Häuſer kommen können.

In unſerm Zeit-Alter aber nimmt man gegentheils

1) Lauter alte abſtändige, Pollſohre, dike und windige Bäume zum bauen, man hauet ſelbige im Winter, ſchneidet ſolche in gleichem Jahre, und wenn die Bäume windſchief oder krumm ſind, ſo werden ihre jährigen Faden glüklich durchgeſchnitten.

2) Das in einem Jahre gefällete und geſchnittene Holz wird gleich gezimmert, aufgerichtet, ausgemauret und inwendig zu lauter Zimmern eingerichtet, mithin kan es nicht austroknen, vielmehr mus die Feuchtigkeit des Holzes ſich in den Ständern bis in die Grundhölzer ſenken, und daſelbſt den frühen Anfang zur Fäulung machen.

3) Aber auch werden unſere hölzerne Gebäude wenig übergebauet, ſind folglich aller Feuchtigkeit ausgeſezet.

Daß die Auskochung des kleinen Holzes, welches die Tiſchler, Rademacher, auch Müller gebrauchen, ſehr alt ſey, davon will man nur ein hier ganz bekanntes Exempel anführen, da ein bemittelter Tiſchler ſeit Anno 1700. in Hannover ſchon vieles Holz, in der Pfanne auf dem publiquen Brauhauſe gegen eine geringe Recognition hat auskochen laſſen, auch zum öftern verſichert hat, daß ſolches in Schweden und Dänemark ſehr ſtark im Gebrauch, obgleich ziemlich koſtbar ſey, und darum nur allein geſchehe, daß ſich kleine Hölzer nicht ſo ſehr ziehen und werfen, und die Farben des Holzes nicht zum Vorſchein kommen möchten.

Zu dieſem Zweke iſt das Kochen ſehr dienlich, indem es bei dergleichen Holz nicht auf die Stärke ankommt, und es der Feuchtigkeit nicht exponiret wird, über dieſes in Braupfannen und Keſſeln füglich geſchehen kan.

Zum Schiffbauen iſt demnach das Inventum excellent; zu Bauholz aber dörfte das Kochen viel zu koſtbar ſeyn, und ſehr dahin ſtehen, ob der Nuze für ſo ausgemacht zu halten, wie verſichert werden will.

Daß ſchlimme Mittel zu einem guten Endzwek gebraucht werden.

In der ganzen Ordnung der Werke der Natur findet ſich ein wunderbares Verhältnis, und ein Zuſammenhang, welche wohl zeigen, daß ſie nicht von ungefähr ſind, und nicht von verſchiedenen Herren abhängen. Die Beſchaffenheiten u. Krankheiten unſers Körpers, finden wir auch in den Staaten und Reichen. Die Reiche und Republiken nehmen einen Anfang, ſie blühen, ſie verdorren endlich für Alter, wie wir. Wir ſind einem Uberfluſſe unnüzer und ſchädlicher Säfte unterworfen, ſowohl ſchlechter, welche die ordentliche Urſache der Krankheiten ſind, als guter, für welchen ſich die Aerzte auch fürchten. Sie ſagen, man müſſe eine allzufriſche und muntere Geſundheit durch künſtliche Mittel zu vermindern ſuchen, weil nichts beſtändiges in der Welt ſeye: die Natur mögte ſonſt, wenn ſie gar nichts mehr zu verbeſſern fände, in Unordnung zurück fallen, und dieſes zu jähling. Sie geben deswegen den ſtärkſten Naturen, den ſtarken Fechtern und Ringern, Purganzen, und laſſen ihnen zur Ader, um ihnen die überflüſſige Geſundheit zu benehmen. An ſolchem Uberfluſſe liegen öfters die Staaten auch krank, und hierwider hat man allerlei abführende Mittel. Bald giebt man einer groſſen Anzahl Menſchen den Abſchied, um das Land zu erleichtern, welche hernach auf anderer Unkoſten ſich neue Wohnſtätte ſuchen. Auf dieſe Art ſind unſere alte Franken mitten aus Teutſchland gekommen, und haben ſich Galliens bemächtigt, und die alten Einwohner davon gejagt. Auf eben dieſe Art entſtand der entſezliche Schwarm von Menſchen, die in Italien unter dem Brennus und andern Heerführern einfielen. Eben ſo haben die Gothen und die Vandalen, und die Völker, die jezt Griechenland bewohnen, ihr Vaterland verlaſſen, um geraumere Pläze zu ſuchen. Kaum giebt es zwei oder drei Fleken in der Welt, die nicht eine ſolche Bewegung gefühlet hätten. Durch dieſes Mittel errichteten die Römer ihre Pflanzſtädte; denn wenn ſie merkten, daß Rom über die maſſen an Einwohnern zunahm, benahmen ſie ihm den unnüzlichſten Theil, und ſchikten ihn in die eroberten Länder, dieſelben zu bewohnen und anzubauen. Oefters unterhielten ſie mit Fleis den Krieg mit einigen von ihren Feinden, nicht allein, um ihre Leute beſtändig in Athem zu halten, daß der Müſſiggang, der Urſprung des Verderbens, ihnen kein ärger Unglük zuzöge:

Et patimur longae pacis, ſaeuior
 armis
Luxuria incumbit.

ſondern auch, um ihrer Republik, ſo zu ſagen, zur Ader zu laſſen, und die übermäſige Hize ihrer feurigen Jugend zu dämpfen, ſo wie ein Gärtner einen Baum, der zuviel Aeſte treibet, beſchneidet. Dieſer Urſache halber unterhielten ſie auch die Kriege mit den Karthaginenſern. Zu jeziger Zeit giebt es viele, welche wünſchen, daß dieſe Hize und innerlichen Bewegungen, die unter vielen ſind, zu einem auswärtigen Krieg ausſchlagen möchten, daß nicht etwan die verderbten Säfte, die in theils Körpern die Oberhand haben, die Fieber in beſtändiger Gewalt erhalten, u. endlich ihr ganzes Verderben verurſachen, wenn ihnen kein Abflus verſchaffet wird. Und, die Wahrheit zu geſtehen, iſt ein auswärtiger Krieg ein viel erträglicheres Uebel, als ein innerlicher. Aber ich glaube nicht, daß GOtt ein ſo ungerechtes Verfahren ſegnen wird, als ein ſolches ſeyn würde, jemand anders unſerer Bequemlichkeit halben zu beleidigen, und zu bekriegen. Dem allen ungeachtet treibet uns die Schwäche unſers Zuſtandes oft zu dieſer Nothwendigkeit, ſchlimme Mittel zu einem guten Ende zu gebrauchen. Lykurg der tugendhafteſte und vollkommenſte Geſezgeber der jemals geweſen iſt, erfand doch das ſehr ungerechte Mittel, die Eloten, welches Knechte waren, zu beſäufen, um ſeinem Volke die Mäſigkeit anzurathen, auf daß die Spartaner einen Abſcheu vor den Ausſchweifungen dieſes Laſters bekämen, wenn ſie ihre Knechte voll Weins herum taumeln ſähen. Dieſe aber thaten noch mehr unrecht, welche den Medicinern erlaubten, die Miſſethäter, ſie mochten zu einer Todesſtrafe beſtimmet ſeyn, zu welcher ſie wolten, bei lebendigem Leibe zu zergliedern, um die innern Theile recht natürlich zu ſehen, und die Regeln der Kunſt darnach feſt ſezen zu können. Denn, ſoll man ja dieſes Unrecht thun, ſo iſt es noch leichter zu entſchuldigen, wenn man es der Geſundheit der Seelen wegen, als des Körpers thut. Die Römer gewöhnten ihr Volk durch die grauſamen Fechterſpiele, da ſich die Fechter einander verwundeten, zerſezten und tod machten, zur Verachtung der Gefährlichkeit und des Todes. Dieſer Gebrauch daurete bis auf den Kaiſer Theodoſius. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo war es würklich ein ſehr deutliches und nüzliches Exempel für das Volk, wenn ſie öfters hundert, zweihundert, bis tauſend Paar Menſchen einander mit der gröſten Herzhaftigkeit niedermezeln ſahen, ohne nur das geringſte Zeichen der Furcht oder des Erbarmens zu geben. Ja, ſie machten nicht einmal eine Bewegung, einem Hiebe oder Stoſſe auszuweichen, ſie ſtrekten vielmehr den Hals dem Schwerde entgegen.

Einige unter ihnen haben ſo gar, da ſie auf den Tod verwundet waren, das Volk noch vor ihrem Ende fragen laſſen, ob es mit ihnen zufrieden wäre? und alsdenn erſt auf dem Plaz ihren Geiſt aufgegeben. Ja, es war nicht genug, daß ſie herzhaft ſtritten und ſturben, ſondern es muſte auch freudig geſchehen: denn, wenn ſie den geringſten Widerwillen vor dem Tode bliken lieſſen, wurden ſie ausgeklatſcht und verflucht. So gar das Frauenzimmer munterte ſie auf. Die erſten Römer bedienten ſich hierzu der Miſſethäter: hernach aber brauchte man unſchuldige Knechte hierzu, ja ſo gar Freigebohrne, die ſich dazu verkauften, bis auf Rathsherren und Ritter, und endlich gar Weibsperſonen. Es würde mir dieſes ſehr fremde und unglaublich fürkommen, wenn wir zu unſern Zeiten in unſern Kriegen nicht gewohnt wären, viele tauſend fremde Menſchen zu ſehen, die ihr Blut und ihr Leben fürs Geld verkaufen, und an Streitigkeiten, die ſie nichts angehen, Theil nehmen.

Beobachtungen von einigen Krankheiten.

Perſonen, die von Krankheiten geneſen waren, hiengen in heidniſchen Zeiten Tabulas votivas in den Tempeln der heilenden Götter, ſonderlich des Aeſculaps, auf. Sie meldeten darauf die Krankheiten, und die Mittel, durch welche ſie ihre Geſundheit wieder bekommen hatten. Wenn es wahr iſt, ſo hat Hippocrates dergleichen tabulas votivas in einem Tempel des Aeſculaps abgeſchrieben, und ihn darauf in Brand geſteket, damit er den Ruhm eines Erfinders vieler Arzneimittel davon tragen möchte. Da wir jezt die Buchdrukerei haben, iſt es nicht nöthig, Tabulas votivas nachzumachen; gleichwol wäre es gut, wenn Patienten nach erlangter Geſundheit den Alten darinn folgeten, daß ſie die Art ihrer Geneſung kund machten. Oft hat ein Mittel geholfen, das die Aerzte nie würden gebraucht haben. Zuweilen iſt ein nach der Theorie der Medicin gefälltes Urtheil, wovon man noch keine Beſtätigung gehabt, eingetroffen, oder auch falſch befunden worden. Es entſtehen nicht weniger manchmal neue Krankheiten, die den Aerzten noch nicht bekant ſind. In dieſen und andern Fällen ſolte man billig andern theils die Mittel zur Geſundheit, theils das Ungewöhnliche bekant machen, weil jeder Menſch verbunden iſt, auch für die gemeine Wohlfahrt zu ſorgen. Man würde dadurch manchen von Schmerzen und Koſten befreien. Wie mancher mus nicht z. E. ſich Jahr und Tag mit triefenden Augen ſchleppen, und ein Mittel über das andere probiren, da er doch in zween Tagen von ſeiner Plage würde befreiet ſeyn, wenn er das Weiſſe von einem hartgekochten Ey ganz heis zerhakte, mit vitriolo albo für etwa 3. Pfenninge vermiſchte, den liquorem durch ein Tuch drükte, und davon täglich einigemal etwas in die Winkel der Augen wiſchte.

Die Malabaren zählen in ihrer Medicin 4448. Krankheiten. Wie ſauer würde den Europäiſchen Aerzten ihr Leben werden, wenn man in unſerm Welttheile eben ſo viele zählete? Wofern das Principium indiſcernibilium auch in der Medicin gelten ſoll; ſo iſt die angegebene Zahl gewies nicht zu gros. Wenigſtens ſolte dieſer Saz doch dazu dienen, daß man eifrig würde, neue Krankheiten zu beobachten, oder Krankheiten, wenn man gelinder reden ſoll, die noch unbekant ſind. Jch will eine anführen, die ich darum für unbekant halte, weil ſelbſt einer der erfahrenſten Aerzte, der zugleich in der Anatomie und Chirurgie ein Meiſter und Lehrer anderer, ſowohl durch Schriften, als durch mündlichen Vortrag, iſt, geſchrieben, ihm wäre dieſe Art von Krankheiten in ſeiner langjährigen Praxis nie vorgekom̄en. Man hatte in Osnabrük eine Hebamme, die, wie man hernach erfahren, ein Lungengeſchwür bei ſich hatte, woran ſie auch ſtarb. Etwa ein halb Jahr vor dem Tode derſelben bekamen einige zwanzig Kinder, ſo ſie geholet, alle nacheinander einerlei Krankheit, und giengen darauf; da hingegen ſolches andern Kindern, wobei eine andere Hebamme gebraucht worden, weder zu ſolcher Zeit, noch ſonſten, nicht begegnet iſt. Die Kinder bekamen in den Weichen zu beiden Seiten Wülſte, Fingers dik, und etwa 2. Zoll lang, die knorpelicht hart, dem Anfühlen nach, zu ſeyn ſchienen. Endlich aber muſte man beide Wülſte vom Chirurgus mit der Lanzette eröfnen laſſen, weil die Materie darinn putreſcirte. Es flos in die 3. Wochen eine gelblichte Materie heraus, wobei ſich das Kind wohl befand; aber endlich ſchlug der kalte Brand darzu. Die andern Kinder ſturben weg, ohne daß ein ſolches ſymptoma dazu kam. Ein vernünftiger Vater hatte ſein Kind eröfnen laſſen; und ſoviel mich noch erinnere, war die Leber deſſelben auſerordentlich gros, und voller puſtularum geweſen. Ein Kind, das vom kalten Brand innerlich ſchwarz war, nach dem Tode öfnen zu laſſen, konte nichts helfen, weil man in dieſem Fall die Urſache der Krankheit wol ſchwerlich würde entdeket haben. Einige Aerzte wolten durchaus bald einen Darmbruch, bald einen Fettbruch machen; aber die Kennzeichen der Brüche harmonirtē ganz und gar nicht damit, und es waren auch würklich nicht Brüche. Faſt alle Kinder, die beſagte Hebamme in der Zeit, die kurz vor ihrem Tode vorher gieng, unter Händen gehabt hatte, erreichten 18. bis 20. Wochen. Sie haben alle tumores und Wülſte in den Weichen gehabt, ob aber auf einerlei Art, weis ich nicht. Ein Umſtand macht es ſehr wahrſcheinlich, was die Urſache ſolcher Krankheiten ſeye. Wenn dieſe Hebamme die Nabelſchnur abband, brauchte ſie an ſtatt des Waſſers ihren Speichel. Da ſie nun ein Lungenſchwür hatte: ſo mus dieſe corroſivische Materie den Schaden der Kinder befördert haben. Die vasa umbilicalia ſind bei Kindern hol, und werden erſt bei Erwachſenen zu Ligamenten. Es kan alſo wohl ſeyn, daß durch die hohlen vasa umbilicalia der Kinder die corroſiviſche Materie eingedrungen iſt, die hernach weiter um ſich gefreſſen hat. Ob der Umſtand was dazu beigetragen habe, daß dieſes Weib die Nabelſchnur noch darzu zu kurz ſoll abgebunden haben, mögen die Medici beurtheilen. Es kan dieſe Anmerkung dazu dienen, daß den Hebammen beſſer auf die Finger geſehen werde. Ob die Medici dieſen caſum für beurtheilungswürdig anſehen werden, ſtehet zu erwarten. Er iſt inzwiſchen wahr, und man hat nach dem Tode des Weibes ſolchen zu Osnabrük, wie von daher berichtet wird, nicht wieder erlebet.

Beſchreibung der neueſten Methode, kranke Seelen zu curiren.

Virg.

Sit mihi fas, audita loqui - - -

Carteſius hat in ſeiner Abhandlung von der Methode ſchon lange zuvor, ehe der Herr v. Maupertuis lehrte, daß man aus der Zergliederung des Gehirns die Natur der Seele beſſer zu kennen lernen ſuchen ſolte, behauptet, daß, wenn ja ein Mittel in der Welt vorhanden wäre, die Menſchen weiſer und wiziger zu machen, dieſes Mittel blos in der Arzeneikunſt geſucht werden müſte. Vielleicht iſt dieſer Ausſpruch die Veranlaſſung zu derjenigen neuen Methode geweſen, kranke Seelen zu heilen, die ich meinen Leſern in gegenwärtigem Bogen, blos ihrem Hauptinhalte nach, erzählen werde. Wem ſolte wohl nicht viel daran gelegen ſeyn, zu erfahren, wie man einen dummen Menſchen klug, einen albernen vernünftig, einen ſtumpfen Kopf ſcharfſinnig, einen Laſterhaften tugendhaft, und einen Boshaften gutherzig machen könne? Alles dieſes hat uns der berühmte Pariſiſche Arzt, Herr Anton le Camus, in ſeiner Arzeneikunſt für die Seele, umſtändlich gelehret.* Man würde ſich irren, wenn man dieſe Schrift für eine neue Sittenlehre anſehen wolte. Es iſt hier gar nicht die Rede von Sittenlehren, ſondern nur von Arzeneien. Herr Le Camus will die Seele durch den Körper heilen, und uns Verſtand und Tugend durch Arzeneien oder eine gute Diät beibringen. Dieſes Unternehmen iſt ganz auſſerordentlich. Nichts deſtoweniger aber iſt es ſo wohl gegründet, daß man ſich wundern mus, warum ſich bisher noch niemand unterſtanden hat, es auszuführen. Der Zuſammenhang des Leibes und der Seele iſt ſo gros und ſo genau, daß die beſten Weltweiſen ſchon längſt erkannt und gelehrt haben: Man könne keine Veränderung in dem Körper finden, die nicht einen Grund in der Seele, und keine Veränderung in der Seele, die nicht einen Grund im Körper haben ſolte. Wenn aber dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo mus jeder Mangel, jede Unvollkommenheit, oder Krankheit des Gemüths einen gewiſſen Mangel, eine Unvollkommenheit, oder Krankheit des Körpers zum Grunde haben; und wenn es in unſerm Vermögen ſtehet, dieſe lezten Ubel zu heben, ſo iſt hierdurch die Seele, ohne daß man ſie ſelbſt berühret, gezwungen, dem Leibe in der Vollkommenheit zu folgen, und eine ganz andere Geſtalt an ſich zu nehmen.

Auf dieſe Weiſe iſt es gewies, daß man durch eine gewieſe Lebensordnung, durch chirurgiſche Hülfsmittel und durch Arzeneien einen Narren zu ſich ſelbſt bringen, einen Dummen verſtändig machen, und einen Gottloſen bekehren kan, indem man den Grund der Thorheit oder des Laſters in ſeinem Körper vertilget. Allein nichts deſto weniger ſcheint dieſe Sache in der Ausübung eben ſo unmöglich zu ſeyn, als ſie in der Theorie gewies iſt. Das macht, die materialiſchen Gebrechen, Mängel und Krankheiten, welche die Seele angreifen, haben ihren Siz zwar in unſerm Leibe; allein, ſie haben ihn zu allem Unglüke in den unbekanten Theilen deſſelben. Der Nervenſaft, und ſein Ein- und Ausflus in den Nerven, die Nervenhäute, das Nervenmark, ihre Spannungen und ihr innwendiger Bau ſind lauter ſolche Sachen davon wir kaum das Daſeyn, und wenige von ihren Eigenſchaften wiſſen, da wir hingegen das meiſte nur muthmaſſen, und keine unwiderſprechliche Gründe und Lehrſäze von dem Syſtem haben, das wir uns davon machen. Solchergeſtalt ſcheint es eine ſehr kühne Unternehmung zu ſeyn, ein Lehrgebäude zu erſinnen, wie man die Krankheiten der Seele durch Hinwegräumung der materiellen Urſachen heben ſoll, da uns die Natur derſelben ſo wenig bekant iſt: und eben um deswillen verdienet ein ſolches Unternehmen die gröſte Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und Aerzte. Daher habe ich geglaubt, daß es eine würdige und vortrefliche Materie zu einem dieſer Blätter abgeben könne, weñ ich kürzlich die neue Methode des Herrn Le Camus erzähle, und hierdurch die Leſer in den Stand ſeze, zu beurtheilen, ob ſich dieſer gelehrte Arzt glüklich aus den Schwierigkeiten heraus zu helfen gewuſt hat, welche bisher dieſe Kunſt vor den Augen der Weiſen verborgen haben.

---

* Der Titel dieſer Schrift heist: Medecine de l'Eſprit, où l'on traite des diſpoſitions & des cauſes phyſiques, qui en conſéquence de l'union de l'Ame avec le Corps, influent ſur les opérations de l'Eſprit; & des moyens de maintenir ces operations dans un bon état, ou de les corriger, lorsqu'elles ſont viciées. Par Antoine le Camus, Docteur Regent de la Faculté de Médecine en l'Univerſité de Paris. Paris, bei Ganeau 1753. 2. Theile in Duodez.

Es iſt dem Herrn Le Camus, welchen ich von nun an gleichſam redend einführen werde, ſehr leicht zu beweiſen, daß die Erzeugung die erſte Quelle aller unſerer guten und böſen Eigenſchaften geweſen ſey. Sie ſind öfters nichts anders, als ein bloſes Erbtheil von unſern Eltern. Daher ſind diejenigen Eltern, welche ſich eine kluge und tugendhafte Nachkommenſchaft wünſchen, verpflichtet, auf die Beſchaffenheit ihrer Säfte ein wachſames Auge zu haben, und eine genaue Lebensordnung zu führen. Beſonders iſt dieſe Vorſichtigkeit den Müttern vor der Empfängnis und während der Schwangerſchaft anzupreiſen. Der Unterſchied der Geſchlechter, oder vielmehr ihrer organiſchen Einrichtung hat einen augenſcheinlichen Einflus in den Verſtand und den Charakter. Das Frauenzimmer hat ein viel empfindlicheres, ſanfteres und muntereres Naturell, als die Mannsperſonen; allein, ſie haben (mit Erlaubnis des ſchönen Geſchlechtes) weniger Beurtheilungskraft. Die Männer hingegen ſind viel geſezter, ernſthafter und klüger. Die allzuheiſſen Himmelsgegenden vertroknen die Fibern, und zerſtreuen die Lebensgeiſter, indem ſie dieſelben flüchtiger machen. In den kalten Himmelsgegenden aber gerinnen ſie gleichſam, indem ſie dichter werden, und die Fibern ſind viel gröber. Daher haben die Menſchen in den heiſſen Ländern mehr Wiz als Muth, und in den kalten mehr Muth als Wiz; da hingegen die gemäſſigtern Gegenden am allervortheilhafteſten ſind. Eben ſo iſt es bei nahe mit den Jahrszeiten. Daher iſt der Aprilmonat beſſer für die Dichter, und der Chriſtmonat beſſer für die Weltweiſen geſchikt. Jederman weis, daß eine gute moraliſche oder kluge Auferziehung das kräftigſte

Mittel ſey, den Verſtand vollkommener zu machen. Auch die körperliche Auferziehung thut hierzu mehr, als man glauben ſolte, gleichwie man denn in der That beobachtet hat, daß Kinder, die von ihren eignen Müttern geſäuget worden, nicht allein geſunder, ſondern auch klüger ſind, als die, ſo man fremden Weibern anvertrauet. Wie ſehr haben alſo die Eltern nicht den Misbrauch ihrer Natur zu vermeiden, da ſie ihren Kindern dasjenige entziehen, was die Natur ſchon vor ihrer Geburt zu ihrer künftigen Nahrung zubereitet, und ihnen etwas darreichen laſſen, das nicht für ihre Säfte und für ihren ganzen Leib gemacht iſt. Die verſchiedenen Temperamente haben keinen geringern Einflus in die Neigungen der Gemüther, als in die Kräfte der Körper. Leute von einem hizigen und troknen Temperamente ſind geſchikt, die Wiſſenſchaften mit einem guten Fortgange zu treiben; andere von kalter und feuchter Natur, ſolten ſich vorher bemühen, ihr übles Temperament zu verändern, ehe ſie ſich dem Studiren ergäben. Die Melancholici haben die glüklichſte Einrichtung. Sie können, vermöge ihrer genauen Beurtheilungskraft, Gedult und Unermüdlichkeit, die allertiefſinnigſten Wiſſenſchaften, die Meskunſt, die Weltweisheit, die Rechte, die Arzeneikunſt, die Hauptwiſſenſchaft, und die Gottesgelahrtheit glüklich erlernen. Die gallſüchtigen Leute müſſen Geſchichtſchreiber werden, weil in ihnen die wichtigern Begebenheiten den ſtärkſten Eindruk machen: daher ſie dieſelben beſſer behalten, und beſſer davon reden können, als von andern Sachen. Sie werden ebenfalls geſchikt ſeyn, ſich vor Gericht oder auf der Kanzel mit Nachdruk hören zu laſſen, weil ihnen ihre vortrefliche Scharfſinnigkeit eine Fertigkeit zuwegen bringet, die Sachen zu ergründen, ſie in ihr rechtes Licht zu ſezen, und in ihre Ordnung zu bringen. Die ſanguiniſchen Perſonen haben eine ſehr lebhafte Einbildungskraft, und ein glükliches Gedächtnis: daher können ſie in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Baukunſt, der Erdbeſchreibung, der Chemie, u. ſ. w. groſſe Entdekungen machen. Die phlegmatiſchen ſcheinen zu wenigen Sachen zu gebrauchen zu ſeyn. Sie haben ein ſo unannehmliches Temperament, daß die Keime der Wiſſenſchaften darinn viel eher erſtikt werden müſſen, als daß ſie Früchten tragen könten.

Man kan kaum glauben, wieviel Einflus die Lebensordnung, und beſonders das Eſſen und Trinken in die Gemüther hat. Die Mäſigkeit iſt jederzeit der ſicherſte Weg, die Seelenwürkungen in ihrer rechten Ordnung zu erhalten. Unter den Nahrungsmitteln ſind diejenigen zu eben dieſer Abſicht am geſchikteſten, die keinen groben Nahrungsſaft geben, ſondern geiſtige und flüchtige Theilgen in ſich enthalten. Das ſchlechte Waſſer iſt ſehr heilſam; allein der mäſige Gebrauch des Weins giebt der Seele mehr Glanz und Kräfte. Die Chocolade, der Caffee, und der Thee führen uns alle, in ihrer Art, zu eben demſelben Endzweke. Es iſt unumgänglich nothwendig, ſich in der gehörigen Bewegung und Ruhe des Leibs, wie auch im Schlafen und Wachen zu erhalten, und die Abſonderungen und Ausführungen zu befördern, weil alle dieſe Sachen auf eine beſondere Weiſe in das Gemüthe würken.

Die verſchiedenen Veränderungen des Körpers in den verſchiedenen Lebensaltern verändern zugleich die Gemüthsbeſchaffenheiten aufs nachdrüklichſte, und verwandlen ein Temperament in das andere. Man fängt an ein Phlegmaticus zu ſeyn, und hört öfters mit dem melancholiſchen Temperamente auf.

Die Geſundheit ſcheint überhaupt der geſchikteſte Zuſtand für die Ausübung der Seelenwürkungen zu ſeyn. Inzwiſchen aber iſt doch zuweilen die Stärke und Fetigkeit des Körpers in dieſer Abſicht ſchädlich, ſo daß es ſcheint, als ob die Magerkeit und Schwäche der Seele mehr Freiheit und Kraft geben. Ja, es giebt ſogar Fälle, da gewiſſe Krankheiten, oder Zufälle, z. E. ein heftiger Fall, auf einmal in den Gliedmaſſen die glüklichſte Veränderung für die Kräfte des Verſtandes herfür gebracht haben. Solchergeſtalt haben wir genugſame Hofnung, durch dieſen ſo genauen Zuſammenhang der Leibesbeſchaffenheiten mit den Seelenwürkungen endlich die Mittel zu entdeken, wodurch man der Seele vermittelſt des Leibes zu Hülfe kommen kan. Last uns hierinn einen Verſuch thun.

Weil alle unſere Einſichten und Erkäntniſſen von den Sinnen ihren Urſprung nehmen; ſo iſt es zu allererſt nöthig, die Mittel hervor zu ſuchen, wie man die Sinne vollkommener machen kan. Sie können von zwo Urſachen verdorben werden. Einmal durch die Erſchlaffung, und zum andern durch die Steifigkeit der Fibern. Es iſt gewieß, daß allzuſchlaffe Fibern nicht ſo leicht erſchüttert werden können, als die ihre gehörige Spannung haben. Dieſe Erſchlaffung kan von einem Fehler der Verdauung, von der allzu vielen Wäſſerigkeit im Blute, und von der allzu ſchwachen Bewegung der Säfte herrühren. Alle Aerzte wiſſen, wie man dieſen Fehlern abhelfen könne: daher es unnöthig ſeyn würde, es hier zu wiederholen. Die allzugroſſe Spannung oder Steifigkeit der Fibern kan von der groſſen Gewalt herrühren, womit das Blut in die Pulsadern getrieben wird. Uberhaupt aber kan ſie alles dasjenige veranlaſſen, was den Fibern die Erſchlaffung benim̃t. Man mus alſo dieſe Krankheit durch die entgegen geſezte Mittel heilen.

Nunmehr kommt die Reihe an die Fehler der Einbildungskraft. Es iſt hier nicht von den Fällen die Rede, da dieſe Kraft der Seele gänzlich verlohren, oder in Unordnung gebracht iſt, als in der Raſerei, Phreneſie, u. ſ. w. ſondern nur von ſolchen, da ſie in einem gewiſſen Zuſtande der Unvollkommenheit zu ſeyn pfleget. Die Urſache dieſes Mangels liegt in dem Mangel der Ideen, in der Mittelmäſſigkeit des Genies, und in der allzu groſſen Kraft, womit die Phantaſie wirket. Der Mangel der Ideen, oder die Dummheit rührt von der allzu geringen Menge der Lebensgeiſter, von ihrer Grobheit, Dike, Wäſſerigkeit, von der Schwäche ihrer Bewegung, von der Erſchlaffung oder Steifigkeit der Fibern des Gehirns, und von ihrer gröſſern Unbeweglichkeit her. Die Mittelmäſſigkeit des Genies kan nicht eher aus ihren Gründen erklärt werden, ehe man nicht den Unterſchied des Wizes oder Geiſtes, (Eſprit) und des Genies einſiehet.

Der Geiſt (Eſprit) beſteht nur in einer gewiſſen ſymmetriſchen Zuſammenfügung ſchon bekannter, und zu einander gehöriger Ideen. Er iſt ein Gemählde, worauf alles abgebildet iſt; die Figuren kommen alle nacheinander zum Vorſchein; alle Theile ſind an ihren rechten Oertern, und Licht und Schatten ſind wohl gemiſcht. Er iſt ein ſanftes Feuer, das uns vor der Kälte ſchüzt, ohne uns zu erhizen, und das uns erhellet, ohne uns zu blenden. Das Genie hingegen, kennt keine gewöhnliche Ordnung in ſeinen Wegen. Es ſieht die allerentfernteſten Dinge, und verknüpfet die widrigſten. Es iſt ein Gemählde, wo alle Bilder zuſammen genommen durch kühne Züge von einander verſchieden, und in einer vortheilhaften Perſpective das Geſicht alle zu gleicher Zeit rühren, und uns keine andere Empfindung, als die Bewunderung, übrig laſſen. Es iſt ein Brennſpiegel, der alle Lichtſtrahlen in einem Punkte verſammlet, und alles anzündet, was er in ſeinem Brennpunkte antrift. Das Genie hat alſo eine gröſſere Ausdehnung, als der Geiſt. Dieſer geht von dem Beſondern zum Allgemeinen fort: dahingegen jenes die Dinge ganz und in ihrem Inbegriffe enthält. Im Geiſte ſiehet man eine Einbildungskraft, die mehr zum Bon Sens, als zur Freiheit der Seele, gehöret, welche ſich aus ihrer Sphäre herausſchwingen kan. Im Genie erblikt man eine Seele, die al-

ler

ſer ihrer Vorzüge genieſſet, und deren Kräfte nicht durch die kalte Zergliederung der Vernunft aufgehalten werden. Hierzu mus ein Gehirn ſeyn, das wohl organiſirt iſt, und lauter ordentliche Bewegungen wirket. Zu jenem aber gehören Fibern, die in dem vollkommenſten Grade ſind, und öfters einen Accord und Wohlklang formiren, der weniger empfindbar, oder gar nicht vorhanden ſeyn würde, wenn ſie um einen Ton tiefer geſpannt geweſen wären.

Nach dieſen Gründen kan man der Mittelmäſſigkeit des Genies abhelfen, indem man den Fibern einen höhern Grad der Spannung giebt, und den Nervenſaft feiner und ſubtiler macht. Um hierzu zu gelangen, mus man diejenigen Mittel ergreifen, die uns zur Melancholie neigen, und mus beſonders die Himmelsgegend verändern. Man erwähle ſich alſo diejenige Gegend, die uns am zuträglichſten iſt; beſonders England, wo alles dem melancholiſchen Temperamente aufzuhelfen ſcheinet. Es iſt möglich, daß man ſich zum Enthuſiaſten machen kan, welcher dem Narren ziemlich nahe kommt, weil bei beiden die Fibern ſich heftig bewegen, und die Lebensgeiſter ſehr wirkſam ſind, wenn man die obangeführten Mittel erwählet, und beſonders, wenn man ſehr hizige Speiſen und geiſtige Getränke gebrauchet; wenn man das Feinſte in den Leidenſchaften recht fühlet, und ſeinen Leib durch Wachen, Meditiren, und durch den ſtrengſten Fleis abmattet. Das Beiſpiel des Santeuils kan hier zur Erläuterung dienen. Dieſer Mann machte niemals gute Verſe, wen̄ er nicht vom Champagner erhizt war; und ein gewiſſer anderer berühmter ſchöner Geiſt dieſes Jahrhunderts hat faſt von nichts, als Caffee und Chocolade, gelebet. Es giebt auch ſogar gewiſſe Leibesübungen und Gebärden, welche geſchikt ſind, die Lebensgeiſter in Bewegung zu ſezen.

Eine allzu ſtarke Einbildungskraft iſt diejenige, darinn die Ideen nicht allemal reell, ſondern öfters wild u. chimäriſch ſind. Dieſer Fehler, welchen der berühmte Cyrano de Bergerac beſeſſen, iſt den hizigen, allzu troknen, und ſanguiniſchen Temperamenten gemeiner, als allen andern. In dieſem Zuſtande ſind die Fibern ſehr geſpannt, troken, elaſtiſch, und die flüſſigen ungemein beweglich und ſcharf. Die Aerzte wiſſen die Mittel, wie ſie dergleichen Krankheiten abhelfen ſollen.

Im vollkommenen Zuſtande der Fibern des Gehirns giebt es eine gewiſſe Harmonie, die nicht unterbrochen werden kan, ohne zugleich die Vernunft in Unordnung zu bringen. Dieſe Harmonie wird durch die gemäſſigte Schnellkraft der Fibern unterhalten: ſie geht aber zu Grunde, wenn dieſe Elaſticität allzu gros iſt, weil ſie alsdenn die Fibern ſteif macht, oder wenn ſie zu ſchwach iſt, indem ſie alsdenn ſchlaff werden. Wenn nun auf dieſe Weiſe das Gleichgewicht der Fibern aufgehoben worden iſt; ſo braucht man nur einige die Wirkung geſchikter Arzeneien empfinden zu laſſen. Dieſes iſt in der That vollkom̄en möglich. Man kan eine Fiber austroknen oder erweichen, ohne die übrigen gleichfalls auszutroknen oder zu erweichen; und es giebt Gründe hievon, die ſeltſam genug ſind, welche aber hier nicht erzählt werden können.

Eine andere Quelle des Mangels der Vernunft beſtebt darinn, daß man, anſtatt dem Augenſcheine zu folgen, und Deutlichkeit zu ſuchen, ſich von verſchiedenen Leidenſchaften hinreiſſen, oder niederſchlagen läſt. Dieſe Leidenſchaften aber hängen von zwoen allgemeinen Urſachen ab, deren eine die allzu groſſe Spannung, die andere aber die Erſchlaffung der Fibern iſt. Es bleibt alſo immer bei einerlei Gründen, bei einerlei Mitteln und einerlei Kur.

Die allgemeine Urſache einer ſchlechten Beurtheilungskraft liegt jederzeit in einem Fehler der Gliedmaſſen der Sinne verborgen. Inzwiſchen aber kan man doch auch lebhafte und feine Sinnen, und eine ſtarke Einbildungskraft, dabei aber keine nachdenkliche Beurtheilungskraft beſizen, wie dieſes ſich bei jungen Leuten öfters alſo zeiget. In dieſem Falle mus man ſich ſolcher Mittel bedienen, die die Menge des Bluts vermindern, und die Hize deſſelben mäſſigen. Die beiden Hauptfehler der Beurtheilungskraft ſind die Falſchheit, und die Unbeſtändigkeit derſelben. Die erſte iſt faſt jederzeit eine Folge der Unachtſamkeit, welche von dreien verſchiedenen Urſachen herrühren kan. Die eine Art der Unachtſamkeit wird durch die Sinne veranlaſſet, und heist die Zerſtreuung; die andere rührt von vorhergegangenen groſſen Beſchäftigungen her, und erfordert die Entledigung derſelben, und die Ruhe; die dritte wird endlich von der Uebereilung veranlast, und kan verbeſſert werden, indem man ſich eine Zeitlang gewöhnt, über die kleinſten Handlungen des Lebens zu reflectiren. Die Unbeſtändigkeit der Beurtheilungskraft rührt vornemlich von den Abwechſelungen des Alters und Temperaments, zuweilen aber auch von verſchiedenen ungefähren Urſachen her, welche ſo ſtark auf unſere Körper wirken, daß ſie die Verhältniſſe zu verändern vermögen, welche die Fibern des Gehirns unter einander haben müſſen; welche Veränderung die Urſache iſt, warum man eine Sache läugnet, die man ſonſt bekräftiget haben würde.

Bei dem Gedächtniſſe, welches die Quelle der Wiſſenſchaften genennt zu werden verdienet, hat man beſonders wider die Langſamkeit und Untreue deſſelben zu ſtreiten. Der erſte von dieſen Fehlern hat drei Urſachen, nämlich die Erſchlaffung, die Steifigkeit der Fibern, und die Unwirkſamkeit oder Langſamkeit des flüſſigen Weſens, das ſie erſchüttern ſoll. Die Untreue des Gedächtniſſes kan von der Feinheit und leichten Beweglichkeit der Fibern herrühren, indem dieſe eines Eindruks zwar ſehr leicht fähig ſind, denſelben aber auch deſto ſchwerer behalten. In dieſem Falle mus man eine nahrhaftere und verdikende Art von Nahrungsmitteln erwählen, und ſich viele Bewegung machen. Die Untreue des Gedächtniſſes kan auch mit ſeiner Langſamkeit verbunden ſeyn, und alsdenn erfordert ſie eben dieſelben Hülfsmittel. Um aber überhaupt das Gedächtnis vollkommener zu machen, mus man eine genaue Lebensordnung führen, die Leidenſchaften mäſſigen, und vornemlich, wie jedermann weis, dieſe Kraft der Seele fleiſſig üben. Es giebt auch gewiſſe Arzeneimittel, ſich ein künſtliches Gedächtnis zuwege zu bringen: es iſt aber unnüzlich und allzu weitläuftig, ſie hier bekannter zu machen.

Endlich müſſen wir auch noch einen Blik auf den Willen, oder auf die Tugenden und Leidenſchaften thun, um zu ſehen, wie man dieſe durch die Arzeneikunſt beſſern und befördern könne. Wegen der Mittel, die Tugend in jemanden zu erweken, und ihn der Vortheile, welche die Leidenſchaften dem Geiſte gewähren, theilhaftig zu machen, mus man zu denen zurük gehen, die uns, den Verſtand zu beſſern, gelehrt haben. Der Verſtand und Wille tragen beide etwas zur Bildung der ſittlichen Tugenden bei, ſo daß ein tugendhafter Mann jederzeit auch klug ſeyn mus. Inzwiſchen iſt ein kluger oder verſtändiger nicht allemal nothwendig auch tugendhaft, weil man mit einer lebhaften Einbildungskraft und einer gewiſſen Art von Nachdenken ſchon klug oder verſtändig werden kan, da hingegen die Tugend gleichſam ein Inbegriff aller Vermögen des Verſtandes genennt werden mus.

Von hier an und in der Abhandlung von den Tugenden fällt Herr le Camus ſo tief in die Logik und Metaphyſik hinein, daß man ihm ohne Ekel nicht nachfolgen kan. Ich will alſo hier aufhören, dieſen Seelenarzt redend einzuführen, und werde zum Beſchlus einige Betrachtungen hinzufügen, wozu mich dieſer neue Einfall veranlaſſet hat.

Wenn man die Kunſt, die Seele durch den Leib zu kuriren, bald in Aufnehmen bringen will; ſo däucht mir, daß man nicht von der Theorie anfangen müſſe. Von der ganzen Arzeneikunſt iſt der praktiſche Theil viel eher erfunden geweſen, als der theoretiſche. Ja, da die Aerzte in der Praxis einig ſind, ſo hat doch ein jeder noch ſeine eigene Theorie. Zudem, wer hat es doch geſagt, daß die Fäſerchen des Gehirns ſteif und geſpannt wären, und daß die Vorſtellungen in dem Ein- und Ausfluſſe der Lebensgeiſter in die Nerven beſtehen? Kurz, auf dieſem Wege wird die Seelenkur durch den Körper nimmermehr weit gebracht werden können. Man ſolte ſich vielmehr um richtige Erfahrungen bekümmern, um dieſer Kunſt dadurch ein Anſehen zu verſchaffen: Es ſind deren ſchon genug vorhanden. Kan nicht der Augenarzt der Seele die verlohrnen Empfindungen des Lichts wieder geben? Kan nicht ein unempfindliches Glied durch das Elektriſiren wieder empfindlich gemacht werden? Kan man nicht mit ſtarken niederſchlagenden Arzeneien die gewaltigſten Leidenſchaften bezwingen? Giebt man nicht Raſenden, bei denen die Geilheit unbändig überhand nimmt, mit vortreflichem Erfolge Waſſer zu trinken, welches mit Salpeter völlig geſättiget worden iſt? Heilet man nicht die hypochondriſche Melancholie und Narrheit aufs gründlichſte mit Arzeneimitteln? Macht man nicht mit Burgunder die Einbildungskraft und Dichtungskraft feuriger? Kan man nicht durch Verminderung der Vollblütigkeit die Schwermuth, Melancholie, und viel andere Fehler des Gemüths heben? Es iſt hier nicht Zeit, davon mehrere Beweiſe von der Art anzuführen; allein, eine Sammlung ſolcher Erfahrungen würde den Grund zu einer Wiſſenſchaft legen, die über allen Spott der Weltweiſen erhaben wäre, und die Seelenkrankheiten beſſer würde heben lehren, als die Seelenlehre.

Es ſcheint indeſſen, daß ſich die Natur bei dieſer Sache jederzeit etwas alleine vorbehalten werde. Nicht alle Seelenwirkungen haben einen ſehr lebhaften Einflus in den Körper. Die Wirkungen des Gehirns bei den Vorſtellungen der Vernunft ſind ſo unmerklich, daß man ihre Spuren in den übrigen Theilen des Leibes kaum ſpüren kan; da hingegen die Sinnen, die Einbildungskraft, die Vorherſehungskraft, die Triebe und Gemüthsbewegungen von ſehr heftigen Bewegungen faſt in allen Theilen des Leibes begleitet werden. Eben ſo iſt es auch mit den Entſchlüſſen der Freiheit. Daher ſcheint es am allerſchwerſten zu ſeyn, einen dummen Menſchen verſtändig, einen albernen klug, einen laſterhaften tugendhaft, und einen Sünder mit Arzeneien fromm zu machen. Gleichwol aber darf man den Muth nicht ſinken laſſen. Vielleicht finden ſich noch dereinſt auch Mittel wider dieſe geheimern Krankheiten. Des Herrn le Camus Methode iſt ſehr allgemein. Es iſt die allgemeine Methode, ſich geſund zu erhalten, weil in einem geſunden Leibe jederzeit auch eine geſunde Seele wohnt. Es giebt bei der Geburt verſchobene oder unrecht gedrükte Köpfe; es giebt Familienthorheiten, Erbſünden, und Ahneneinfalt. Dieſe werden nimmermehr gebeſſert werden, und gehören unter die unheilbaren Gebrechen der Seele, wider welche keine Arzenei in der Natur iſt.

Vertheidigte Unſchuld des kupfernen Geſchirrs.

Die vorigen Jahrs in den Intelligenzblättern Num. 41. gemachte Entdekung von dem ſchädlichen Gebrauche des Kuchengeſchirrs von Kupfer, hat hin und wieder in vielen Häuſern eine nicht geringe Reformation veranlaſſet. Theils Weiber, welche um die Geſundheit ihrer Männer beſorgt waren, ſollen auf dieſes hin ſo gar all ihr Kupfer- und Zinngeſchirr bei denē Brandeweinbrennern gegē Krambambuli und Roſoglio umgeſezt haben, damit das vorhin aus kupfernen Geſchirren genoſſene viele Schädliche durch mehrern Gebrauch dieſes geiſtigen Getränks, wieder von Ihnen getrieben werden möchte; womit ſie auch nicht übel gefahren: denn ſie haben mit dem Brandeweintrinken ſo viel zuwegen gebracht, daß ſie das vermeinte Gift aus dem Leibe mit ſamt dem kupfernen Geſchirr aus der Kuchen, glüklich dadurch abgetrieben, welches an ihren Geſichtern abzunehmen iſt, die vom Kupfer ausgeſchlagen, ſo daß ſie alſo, wie andere in den Kuchen, an ihren Wangen jezo mit Kupfer prangen. Doch, vielleicht, wird ihnen auch vieles zur Laſt nachgeſagt. Hier bei dieſer unſerer Abhandlung dienet ſolches wenigſtens uns zu einem Lehrgedichte; denn ſo nüzlich der mäſige Gebrauch des Brandenweins und andern geiſtichen Getränkes, vielen Menſchen ſeyn mag: ſo ſchädlich iſt er andern Perſonen, und ſo gefährlich und giftig wird der unrechte Gebrauch deſſelben der Geſundheit. Faſt gleiche Bewandnis hat es mit dem Kupfer- und Zinngeſchirr, u. w. d. m. Wenn der Menſch eine von dem gütigen Schöpfer verliehene Gabe nicht in gehöriger Ordnung gebraucht, ſo hat er es ſich ſelbſt beizumeſſen, daß er, anſtatt des verhoften Nuzens, an ſeiner Geſundheit oder ſonſt würklichen Schaden dadurch leidet. ⸗ ⸗ Das kupferne Küchengeſchirr hat ſich durch den bisherigen allgemeinen und langwierigen Gebrauch, wobei ſo viele durch alle Secula auf einander gefolgte Geſchlechter ohne alle geführte Beſchwerden alt geworden ſind, als ein den Menſchen nüzliches und ohnentbehrliches Hausgeräthe genugſam legitimiret; und gleichwohl will man uns ſolches nunmehro verdächtig machen, als wenn dadurch allerhand erſtaunliche Unglüksfälle von tödlichen und langwierigen Krankheiten angerichtet worden. ⸗ ⸗ ⸗ Man läſſet dahin geſtellet ſeyn, ob dergleichen Zufälle, wovon der D. Thierri zu Paris ſpeciale caſus angeführet, allemal gehörig unterſucht worden, und ob nicht vielmehr die angeblichen Krankheiten und Todesfälle von andern Urſachen entſtanden ſind. ⸗ ⸗ Indeſſen will man nicht in Abrede ſeyn, daß ein kupfernes Geſchirr durch ſaure oder ſcharfe Speiſen, ſo darinn gekocht worden, und eine Zeitlang ſtehen blieben, ohne ſein Verſchulden der Geſundheit ſchädlich werdē kan, weil die Säure eine Art von Grünſpan heraus ziehet, ſo dem menſchlichen Körper nicht dienlich iſt. In ſolchem Falle aber mus man nicht dem Kupfer an ſich ſelbſt, ſondern deſſen unvernünftigen Gebrauche die Schuld beilegen. Denn, wenn man alle Sachen aus der Welt ſchaffen wolte, deren Gebrauch durch unordentliche und nachläſſige Behandlung oder Zurichtung zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts gereichen kan, ſo würde man viele ſchöne Arzneien aus den Apotheken, und wohlſchmekende Speiſen aus den Küchen verbañen müſſen. Selbſt der Wein, das edle Gewächs, kan dem Menſchen zum Gift werden, wenn er durch unordentliche Diät gemisbraucht wird. ⸗ ⸗ Man will alſo den unvernünftigen Misbrauch des kupfernen Geſchirres nicht vertheidigen, als welcher, wofern das Kupfer etwas giftiges bei ſich führet, eben ſowol bei allen andern mit einem Theil Kupfer vermiſchten metallenen Gefäſſen, worunter die ſo höchlich angeprieſenen eiſernen mit zu rechnen, ſchädlich ſeyn und bleiben wird, (davon auch das Silber nicht ausgenommen, als deſſen Zuſaz und Legirung Kupfer iſt) ſondern es iſt hier nur dir Frage:

Ob ein in gehöriger Ordnung reingehaltenes kupfernes Geſchirr in der Haushaltung ohne Gefahr gebraucht werden kan?

Als man aus der Erfahrung beim Gebrauch des Kupfers angemerket, daß die Säure einen grünlichen Anſaz verurſacht; ſo hat man dafür das Mittel der Verzinnung erwählet, welches auch gut und vollkommen ſeyn würde, wofern in der Welt nur Zinn, ohne Zuſaz von Blei, Kupfer, Zink oder Marcaſit anzutrefen wäre. = = Wolte man deswegen das kupferne Geſchirr verwerfen, und eiſernes erwählen, ſo würde man ſich nicht verbeſſern, weil das Eiſen wegen ſeiner vitrioliſchen Säure ſchwarz kochet, wenn es nicht rein gehalten wird; folglich würde in Abſicht auf die Geſundheit kein anderes unſchädliches Metall übrig bleiben, als das reine Gold, weil Silber ebenfalls wegen obangeführten Urſachen grün anläuft, zumal wenn gekochte, inſonderheit ſaure Speiſen darinn ſtehen bleiben. = = Man laſſe alſo das kupferne Geſchirr fleiſſig verzinnen, und halte ſeine Ehehalten dazu an, daß ſie nach jedesmaligen Gebrauch, inſonderheit wenn ſaure Sachen darinn gekochet worden, dieſelben rein ausfegen, ſo wird alsdenn niemand krank davon werden, geſchweige ſterben, wenn auch gleich die Verzinnung etwas abgenuzet ſeyn möchte. Das irdene glaſſirte Geſchirr iſt neben dieſem freilich ſicherer zu gebrauchen. Das braucht keinen Beweis; Doch kan auch der vernünftige Gebrauch des kupfernen Geſchirrs, in gröſſern Haushaltungen, neben jenen beſtehen. Dis würde aber zu tadeln ſeyn, das kupferne Kuchengeſchirr vor andern heraus zuſtreichē, wie es bereits andere durch Schreibē zu erweiſen geſucht haben; denn derſelben Gebrauch, ohne Ausnahm u. gehöriger Ordnung, bleibt allemal ſchädlich. = = Beim übrigen Gebrauch der kupfernen Geſchirre, auſſer der Küchen, iſt übrigens gar kein Bedenken, und der Erfahrung zuwider, daß ſich Kupfer durch kaltes oder warmes Waſſer auflöſen laſſe. Was für eine unzählige Menge von kupfernen Waſſerbehältniſſen und Braugeſchirren müſte ſonſt, zumalen in groſſen Städten, nicht abgeſchaffet werden, wenn es an dem, daß ſie der Geſundheit ſchädlich wären. Man fülle zur Probe ein rein gefegtes kupfernes Geſchir mit reinem kalten Waſſer an, und laſſe es viele Tage darinn ſtehen: man wird nicht den geringſten widrigē Geſchmak noch Geruch daran verſpüren; und wenn man ſeinen Sinnen nicht trauen will, ſo ſtelle man mit dieſem Waſſer den ſchärfſten chymiſchen Verſuch an, es wird ſich nichts aufgelöſetes darinn finden. Wäre in dem Kupfer, welches ſo weit gebracht iſt, daß Gefäſſe daraus gemacht werden können, noch etwas giftiges verborgen, ſo würden die Kupferſchmiede und Bereiter, welche ſolches vielmal im Feuer ausglühen, und den davon gehenden Dampf und Staub einziehen müſſen, ſchlecht dabei fahren, da doch viele bei dieſem Handwerke umgehende geſunde und alte Leute das alte unumſtößliche Gegentheil erweiſen; wobei die Gewohnheit vieles macht. = = Die Schmelzarbeiten auf den Hütten gehören hieher gar nicht, und ſind ganz anders beſchaffen, weil dadurch die Metalle zuforderſt von ihren anklebenden Unreinigkeiten und Schlaken geſäubert werden müſſen, ehe ſie ſo weit kommen, daß Geſchirre daraus gemacht werden können. Auch hat es mit Verfertigung des Grünſpans eine andere Bewandnis, weil ſolcher mit Fleis durch zugeſezte Säure aus dem Kupfer hervorgebracht wird, wie man z. E. aus Gift eine Arzenei, und aus unſchädlichen Sachen etwas ſchädliches machen kan. Wenn nun der ſchwarze Roſt des Eiſens der Geſundheit eben ſo ſchädlich, als der grüne Ausſchlag des Kupfers iſt, was ſolte uns denn bewegen, eine Veränderung vorzunehmen, und das kupferne Geſchirr auszumerzen, zumalen man in Anſehung der bisherigen Menage groſſen Schaden dadurch leiden würde. Denn die kupfernen Geſchirre behalten, wenn ſie abgenuzet ſind, noch über die Hälfte von ihrem Werth, da hingegen die eiſernen gegoſſenen kaum den achten Theil deſſen, was ſie neu gekoſtet, gelten; und wer ſie aus eigener Erfahrung kennet, wird wiſſen, daß ſie leicht zerbrechen, und nicht wieder brauchbar zu machen, imgleichen daß ſie leicht roſten, und beſchwerlich zu reinigen ſind. Man pflegt ſonſt aus zwei Uebeln das geringſte zu erwählen; warum wolte man denn anſtatt des leichten kupfernen das ſchwere und unbequeme eiſerne Geſchirr zum täglichen Gebrauch anſchaffen, da eins ſowohl als das andere durch Nachläſigkeit der Geſundheit ſchädlich werden kan? = = Das Vorurtheil einiger Groſſen in Frankreich wird nicht ſo mächtig ſeyn, uns eines andern zu überreden. Willeicht ſind eigennüzige Abſichten darunter verborgen, die wir noch nicht eingeſehen haben. Die Franzoſen ſind ſchlau. Es kan ſeyn, daß man uns die Rouenſchen eiſernen Grapen anzupreiſen und deren Abſaz zu befördern ſuchet. Dieſes nun nach gewiſſen Abſichten, zur Aufnahme der Franzöſiſchen Eiſen Waare zu bewerkſtelligen, ſucht man andern Nationen den Gebrauch des Kupfers ſchädlich zu machen. Und das mag genug ſeyn zur Vertheidigung gegenwärtigen Sazes.

Von der Nachtigall.

Die Nachtigallen, ſind ganz anmuthige kleine Vögelein, welche meiſtentheils um ihres lieblichen Geſangs willen gefangen und eingeſezet werden. Sie iſt ein wenig gröſſer als eine Grasmüke, im übrigen aber derſelben ſo wohl an Federn, welche graulicht, als auch am Leib und deſſelben Gliedern ziemlich gleich, wiewol dieſer Vogel ſeine Farbe zum öftern zu verändern pflegt; wobei als etwas merkwürdiges zu gedenken iſt, daß die Nachtigallen keine ſo ſpizige Zungen, als faſt alle andere Vögel haben. Ihr Unterſcheid beſtehet darinnen, daß etliche gröſſer und etliche kleiner ſeyn, und endlich auch zwiſchen denen Männlein und Weiblein. Das Männgen wird einigermaſſen daraus erkennt, weil ihnen das rechte Aug ein wenig gröſſer iſt, als denen Weiblein, und können die Männlein viel länger auf einem Fus unbeweglich ſtehen, welches die Weiblein nicht ſo wohl zu thun vermögen. Sie halten ſich aber nicht alle an einerlei Orten auf; angeſehen einige Nachtigallen ſich lieber aufhalten in Wäldern, bevorab die gröſſern, allwo ſie für den Schlangen ſicher ſeyn. Andere unter dornigten Zäunen; andere auf Bergen; andere auf der Ebene und freien Feld, und endlich auch wieder andere an ſumpfigten Oertern. Ihre Natur und Eigenſchaft beſtehet nur in dem höchſt anmuthigen Geſang, und auch in der Gelehrigkeit. Wegen ihres annehmlichen und wohllautenden Geſanges, den ſie erſchallen laſſen, haben ſie von den Griechen den Namen Philomela überkommen. Im Frühling fangen ſie an zu ſingen, und kündigen mit ihren erfreulichen Stimmlein nicht allein dieſe Jahrszeit, ſondern auch den anbrechenden Tag und der Sonnen Aufgang an, continuiren auch den ganzen Sommer durch damit, dergeſtalt daß ſie öfters funfzehen ganzer Täg u. Nächte aneinander unabläſſig mit Verwunderung ſich hören laſſen. Dabei ſie denn mehrmalen für ſingen ſo gar des Freſſens vergeſſen, und darinnen unter und miteinander ſo heftig und ernſtlich certiren, daß die überwundene für Betrübnis nicht ſelten darüber gar das Leben läſſet. Die Jungen lernen durch vieles Dichten und Übung gleichſam von ihren Eltern eben dieſen faſt muſicaliſch- u. künſtlichen Ton geſchiklich nachmachen, wie ſie denn alle insgeſamt ſo gelehrig ſind, daß ſie nicht allein dieſen ihren Geſang gleichſam der Menſur und dem Tacte nach mit einer ſchönen Symphonie zu führen einander leicht lernen, ſondern auch in der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache unterrichtet werden können. Dergleichen Nachtigallen die 2. junge Kaiſer Druſus und Britannicus des Claudii Prinzen gehabt haben ſollen, welche nach des Philoſtrai Bericht ein gewiſer Jüngling abgerichtet und reden gelehret. Sie ſind ſonſten fleiſſige Wächter, und bringen manche ganze Nacht ſchlaflos zu. Ihre Eyer verwahren ſie gar ſorgfältig. Für denen Geyern fürchten ſie ſich ſehr, als welche ihnen heftig zuſezen, und viel Leids anthun; und endlich, ſo iſt ihre eigene Fettigkeit ihnen ſo ſchädlich, daß ſie zum öftern dafür erſtiken und ſterben. Dieſe Vögel kan man im Frühling am allerbeſten in einer länglichten oder vierekichten Grube fangen, darauf ein Bret geleget, und wie ein Meiſenſchlag geſtellet wird, darein werden lebendige Würmlein gelegt, und wenn ſie nach denenſelben ſpringen, ſo fället es zu. Daferne man auch eine Nachtigall auf einem Baume ſizen ſiehet, und in deren Angeſicht allgemach ſich nahe hinbei machet, und ein ſolches Grüblein gräbet und ſtellet, daß ſie zuſiehet; ſo bald man hinweg gehet, ſo ſoll dieſen Vogel ſeine angebohrne Curioſität reizen, daß er herunter kommt, und zuſehen will, was der Menſch da gemacht, und indem er in das Grüblein hüpfet, wird er gefangen. Sonſten iſt er gar ein weichlicher Vogel, welcher nicht leichtlich von denen ausgehobenen Jungen jederzeit aufzubringen, und will gar eigentlich gewartet ſeyn. Zu denen Nachtigallen gehöret ein länglichter Keſich mit dreien Sprüngen, und oben mit Tuch überzogen. Weñ ſie gefangen werden, ſollen ſie mit Ochſen- und anderer Thiere Herz, mit Mohn beſtreuet, erhalten und damit gewehnet werden. Andere wollen, man ſoll ihnen ihr Futter oder Fleiſchwerk erſtlich im Waſſer etwas abwaſchen, ehe es ihnen vorgegeben würde, ſonſt würden ſie zu fett, u. ſtürben, welches das Waſſer verhindern ſolte, weilen es die Gütigkeit und Nahrung vom Fleiſch etwas entziehe. Ameiſen Eyer purgiren ſie, und ſolche freſſen ſie gern, und könte man deren etwas dörren, und den Winter über aufheben. Hünereyer hart geſotten, und ihnen klein geſchnitten ohne Salz, ſind ihnen ſehr nüzlich zur Speiſe. Vor ein ſtetiges Gemenge der Speiſe iſt das beſte, Ochſenherz, hart geſottene Eyer, und Mohn, ſo geſtoſſen, dieſes untereinander genommen, und klein gehakt. Etliche geben denen Vögeln den Mohn niemals ganz, ſondern reiben ihn auf einem Stein, oder ſtoſſen ihn in einem Mörſer, gieſſen alsdann ein wenig Waſſer daran, daß es wie eine Milch wird. Etliche gieſſen gar ein wenig Milch darunter, dieſes mengen ſie ihnen untereinander zur Speiſe, und geben ihnen allemal ein paar kleine lebendige Mehlwürmlein auf das Freſſen, wenn ſie dieſelbigen ſehen krabeln u. zappeln, ſo ſind ſie geſchwind hinter ihnen her, und freſſen alsdenn darauf deſto begieriger. In denen folgenden 7den und 8ten Theilen ſolle von dieſen u. andern Vögeln was mehrers abgehandlet, und dabei viel nüzliches entdeket werden.

Regiſter

über den fünften und ſechſten Theil dieſer Sam̄lungen.

Nota: V. bedeutet den fünften, und VI. den ſechſten Theil, welches noch über dies zum Unterſchied, u. Erleichterung des Aufſchlagens, mit einer andern Schrift, was nemlich im 6ten Theil anzutreffen iſt, gedrukt worden.

A.

Abendmahlzeiten ſind denen meiſten ſchädlich, V. 197
Abentheuer, in einem Schreiben eines verrufenen Bazens, V. 286
Aberglauben in der Adventszeit, V. 25
⸗ ⸗ der um die H. Weibnachtzeit ſich erneuert, wird betrachtet, VI. 308
Abſichten, von den groſſen, VI. 22
Aderlaſſen, von deren Nüzlichkeit, V. 252
⸗ ⸗ bei alten Leuten, V. 323
⸗ ⸗ im Frühling, warum? V. 204
Adern, V. 77
Adler, von Müller gemacht; der den Kaiſer Friederich III. auf 5000. Schritte vor Nürnberg eingeholt, und bis in die Stadt begleitet hat, V. 47
Adſtringirende Medicamenten ſind mehrentheils ſchädlich, und unſerer Natur nicht gemäs, VI. 131
Adventszeit; was für abergläubiſche Dinge darinn getrieben werden, V. 124. und VI. 308
Aerzte curiren meiſtens nach ihrem Temperamente, V. 50
⸗ ⸗ wie ſie in Verordnung der Purganzen, Vomitiven, Mercurialien, und andern Medicamenten öfters die Patienten zu tod curiren, VI. 128
Affecten, die wunderliche bei theils Hypochondriſten, VI. 173
Ahaſverus, ſ. ewiger Jude.
Akerbau; einige nüzliche Entdekungen, V. 4
Akermeſſer; neue Invention ſtatt des Pflugs, V. 5
Alafanzereien, ſ. Aberglauben.
Alcaliſche Salz, iſt die Schwängerung der Pflanzen und Thiere, V. 115
Alchymiſt; Kunſt Gold zu machen; eine Unterſuchung hievon, VI. 27
Allmacht GOttes und Glükſeligkeit der Menſchen in einem andern Leben, V. 264
Alnaſcher, eine Fabel von der betrüglichen Hofnung, V. 144
Aloe, was daraus zu machen, V. 188
Altane, wie ſolche öfters zu Wetter-Obſervationes dienlich, V. 55
Alte Leute, wie ſie ihre Geſundheit erhalten ſollen, V. 308
Alten ihre Sparſamkeit, VI. 288
Alter der Ehrlichkeit, V. 64
⸗ ⸗ eine philoſophiſche Abhandlung VI. 294
Amerikaner, deren Character, VI. 11
Andacht in der Kirche, wie ärgerlich ſolche bei vielen? VI. 226
Andreas Nacht; was zu dieſer Zeit getrieben wird, V. 24
Anmerkung im Bauweſen, V. 29
Araber, die erſte Kaufleute, V. 147
Architas hölzerne fliegende Tauben, V. 45
Artigkeit, u. üble Folgen der Unart, V. 65
Arzeneien; ob auf die Jahreszeit u. Witterung dabei zu ſehen, V. 204
⸗ ⸗ was von ausländiſchen zu halten? VI. 19
⸗ ⸗ wie man ſolche auf eine neue Art beſſer zurichten könne? VI. 190
Arzt und ſein Kranker, ein Gedichte, VI. 220
Auferſtehung der Heiligen, die bei Jeruſalem mit Chriſto auferſtanden, VI. 65
Aufrichtigkeit, falſche Begriffe hievon, V. 90. eine Abſchilderung hievon, ibid. 506. dieſelbe affectiren, ibid.
Augen, triefende, ein ſicheres Hausmit-

tel dafür, VI. 341
Augenkrankheiten; Recept eines fürtreflichen Niespulvers dafür, VI. 164

B.

Baden im Alter, V. 320
Baldrianwurzel, ein ſpecifiſches Mittel wider die Würmer und fallende Sucht, V. 11
Balgentretter, ſ. Orgeltretter.
Banco, wie derſelbe erfunden, V. 150
Bankerutirer werden dem Schalksknecht gleich geſtellt; eine rechtliche Erläuterung hievon des Evangelii, VI. 301. Wie ſolche Betrügereien ſich in die Handlung eingeſchlichen? u. wie man mit dergleichen Schalksknechten verfahren, ibid. 303
Bart, deſſen Mode, VI. 45
Bart-Rosmühle, eine neue Erfindung, viele Perſonen, mittelſt dieſer Maſchine, auf einmal zu raſiren, wie ſolches der Abris in Kupfer zeiget, V. 42
Bauen; eine dienliche Lehre, in Aufrichtung der Mauren, daß ſie nicht nas und ſchwizend werden, V. 59. Nüzliche Anmerkungen davon, ibid. 79
Bauholz, das weiche tüchtig zu machen; wird durch eine beſonder Erfindung gewieſen, VI. 335
Bauwiſſenſchaft vom Holz, VI. 336
Baurenſtand, V. 268
Bazen, der verruffene; ein moraliſches Schreiben, V. 286
Bedenken von der Einfalt des Glaubens in einem einzigen Glaubensartikel, V. 37
Begehrungskraft; zufällige Gedanken hievon, VI. 72
Begierde ſich zu beklagen, V. 128
Begräbniſſe; zufällige Gedanken hievon, V. 194
Behutſamkeit; eine Moral aus einer Indianiſchen Handſchrift, VI. 267
Beinbruch, von einem ſeltenen, V. 294
Beinkörper eines Menſchen, oder im gemeinen Verſtand der Tod; eine merkwürdige Erzählung hievon, VI. 205
Beleidigung nach dem Nothrecht V. 361
Beobachtungen von einigen Krankheiten, VI. 341
Berge, die feuerſpeiende; deren Urſachen, VI. 85
Beſonderheiten aus dem Gewächsreiche, V. 269
Betrachtung von der Hofnung, V. 133
= = über verſchiedene Gegenſtände aus der Naturlehre, V. 185
Betrügen; die Schikſale dieſer Kunſt, V. 63
Betrügerei im Goldmachen, VI. 29
Betrügereien in der Handlung, eine juriſtiſche Unterſuchung, VI. 303
Beurtheilungskraft, die ſchlechte, woran es liegt, VI. 347
Bewegungsgründe und Mittel zu Erhaltung der Geſundheit, V. 103
Bibel; Gedanken darüber, V. 257
Bier, ſowol vom braunen als weiſſen eine Betrachtung, von deſſen Zubereitung, Künſte; nebſt denen entdekten Betrügereien; wie und wem es geſund, VI. 145
Bis toller Hunde zu curiren, V. 186. it. 264
Blaſenbeſchwerungen im Alter, V. 313
Blattern bei Kindern, V. 13
Bleichius der ehrſüchtige in der ſammetnen Weſte, VI. 292
Blinder Mann; zufällige Gedanken, VI. 102
Bliz, und von dem Donnerkeil, VI. 150. Warum man bei ſtarken Blizen Lichter anzünden ſolle, ibid. 185
Blutadern; was ſie ſeynd, V. 77
Blutharnen, bei alten Perſonen; Urſache, V. 313
Bramine, ein Indianiſcher Weltweiſer; eine Morale von ihme, VI. 268
Brand im Getraide, u. Mittel dafür, V. 183
Brechmittel, von deren ſchädlichen u. giftigen Art, VI. 103
Brod baken, ſo auf Kindskinder dauret, V. 274
Brüſte, ſ. Schnürbrüſte.
Bücher; ſatyriſche Gedanken hievon, VI. 200

Bücher leſen der nüzlichen, deſſen Vortheil in einer Betrachtung, V. 78
; ; wider die Milben zu verwahren, VI. 278. Buchbinderkleiſter wider dieſelben, VI. 279
Bürgerlicher Stand, V. 101
Bürgers, eines unterirdiſchen, Reiſe in unſere oberirdiſche Welt, VI. 197

C.

Calcanten, ſ. Orgeltreter.
Camera obſcura zum Gebrauch eines Reiswagens zu machen, VI. 79
Camin, ſ. Kamin.
Camus neueſte Methode, kranke Seelen zu curiren, VI. 344
Cannapee, ſ. Kannapee.
Carmina und Gedichte, was in der andern Welt davon gehalten wird, VI. 199
Carthaphilus, ſ. ewiger Jud.
Chicanen; die Grundſäze hievon, V. 169
Choleriſche Perſonen haben ſich für dem Tabakrauchen zu hüten, V. 328
Chriſten, ihr Bezeugen gegen die Juden; eine Satyre, VI. 201
Chriſtnacht, ſ. Adventszeit.
Chymie, von einigen neuen und ſehr wichtigē Vortheilen derſelben, VI. 190
Colik, ſ. Kolik.
Commercium, die Hiſtorie hievon, V. 145
Compliment, ſo unter die nichtsbedeutende Wörter gehöret; eine Satyre, VI. 223
Cours bei dem jezigen Geld, nach dem Wort: Verſtand; eine Satyre, VI. 223

D.

Daumens Deutung, V. 85
Daurhaft werden, wie? VI. 13
Degen, deren Mode, VI. 45
Degen tragen, ſatyriſche Gedanken, VI. 199
Deutſche, ob ſie zu Julii Cäſars Zeiten Prieſter gehabt? V. 125. von ihrer Religion, ibid. 153
Dichtungskraft kan in gewiſſen Stüken der Geſundheit recht ſchädlich ſeyn, VI. 187
Dienſtbotten; wie übel es läſſet, über ſolche immer zu klagen: trauriges Exempel davon, V. 131
Dohlen: ſ. Krähen.
Doctor Bodenlos, eine Merkwürdigkeit, VI. 257
Donnerkeil, was davon zu halten, VI. 149
Dopp! woher es komme, V. 85
Drache, ein fliegender, durch Kunſt nachzumachen, V. 46
Druiden, V. 126
Düngen und gute Erde zuzubereiten, VI. 299
Dünſte, wie daraus die Wolken entſtehen, V. 56
Durchſchlechten, ſ. Kinderblattern, VI. 205

E.

Edle, was es ſagen will, V. 357
Ehen, von unglüklichen, VI. 33
Eheſtand, der unglükliche; Urſachen davon, VI. 89
; ; wird vertheidigt, V. 94
Ehre, allgemeine Grundregel der Soldaten, V. 334
Ehrgeizige, die über ſchlechte Zeiten klagen, VI. 266
Ehrlichkeit wird von ihrer Jugend an beſchrieben, V. 63
Ehrſucht, wie ſolche die gröſte Zerrüttung unter den Menſchen anrichte, VI. 289
Eichenblätter zum düngen, und wie ſolche zu andern nüzlichen Dingen in der Oeconomie zu gebrauchen, VI. 298
Eidſchwur, heiſſet an vielen Orten ſo viel, als eine Lüge recht wahrſcheinlich machen; eine Satyre hierüber, VI. 224
Eigenliebe, die verkehrte, V. 48
Eigenſinn, der unartige, wird abgeſchildert, V. 69.

Einbildungskraft, bringt auch die Hypochondrie zuwege, V. 21
= = welche der Geſundheit ſchädlich, VI. 187
Einfalt und Aberglauben um Weihnachten; eine Betrachtung, VI. 308
Einkauf der Pferde, rechte Kennzeichen, ſo dabei zu beobachten, VI. 333
Eis; Gedanken von deſſen Figuren im Gefrieren, VI. 38
Eisgruben anzulegen, VI. 31
Eiſen wider den Roſt zu verwahren, V. 170
Electriſiren, eine merkwürdige Anmerkung hievon, VI. 212
Eltern, die an unglüklichen Heirathen Urſache ſind, VI. 95
= = ungleiche Liebe gegen ihre Kinder, VI 203
= = die ohne rechte Abſicht ihre Kinder ſtudiren laſſen; deren daraus entſtehende Folgen, V. 83. eine Abhandlung für dieſelbe in Anſehung der Kinderzucht, ibid. 172
Empfindlich ſeyn, wie es der Geſundheit ſchade, VI. 185
Endzwek, zu einem guten, daß ſchlimme Mittel gebraucht werden, VI. 339
Entdekungen zu Beförderung des Akerbaues, V. 4
Entheiligung des Sabbaths, VI. 52
Erbarmung gegen die durch eigene Schuld in Noth gerathene Menſchen, VI. 175
Erdbeben u. der feuerſpeienden Berge Urſache, VI. 87
Erdboden, und des darauf befindenden Waſſers, V. 352
Erde, wie ſolche von dem unterirdiſchen Feuer fruchtbar gemachet werde, V. 209
= = die unter derſelben verborgene Luft; deren wunderbare Würkungen, VI. 85
= = zuzurichten zum düngen fremder und neuerer Gewächſe; darzu dienen Sägſpäne, it. Eichenblätter, VI. 297
Erfindungen; darinn ſind die Teutſchen eben ſo reich, wo nicht reicher, als die Franzoſen, VI. 216
Ergözlichkeiten, als ein Stük der Glükſeligkeit des Menſchen betrachtet, VI. 53
Erkänntnis und Begehrungskräfte, Gedanken über den Unterſchied der obern und untern, VI. 72
Eſſen; ob man des Tags zweimal eſſen ſoll? V. 196
Eſſig; ein Beiſpiel, daß die Luft, Waſſer, Speiſen, und alles voll Inſekten ſeye, V. 187. Und einen Eſſig zu machen, der ohne Würmer iſt, ibid.
Evangelium Matth. 18. v. 23. wird rechtlich erläutert, VI. 301
Ewiger Jud; Erzählung und Widerlegung dieſer Fabel, V. 41
Ewiges Leben, in einer Abhandlung von den Würkungen der Gewohnheit, V. 1
Ewigkeit, wird begreiflich gemacht, V. 278
Eyer lange Zeit aufzubehalten, VI. 299

F.

Fall in einem Haus, ob es jemand zum Sterben bedeute, V. 377
Fallende Sucht; ein bewährtes Mittel dafür, V. 9
Falliten Verordnung 1749. von Augſpurg, ein Auszug, VI. 307
Familien; wo öfters ſo ſchlechte Eintracht iſt, VI. 258
Fatalität gewiſer Oerter, V. 96. gewiſſer Zeiten und Zahlen, ibid. 99
Faulpelz, der Langſchläfer, VI. 284
Favor neceſſitatis, eine juriſtiſche Abhandlung, V. 355
Fegmühl zum Gebrauch des Samens; neue und nüzliche Invention, V. 5
Fenſter hinausſehen, deſſen Nuzbarkeit, VI. 99
Feuchtigkeit, wie ſolche in die Zimmer ſich einſchleichen könne, V. 63
= = der Welt, warum ſie abnehmen ſolle: ſo etwas iſt für die naſſe Brüder, V. 117
Feuer, das im Kamin ausbricht, auf eine geſchwinde Art zu löſchē VI. 297

Feuer, das unterirdiſche, wie es den Thau bringe, V. 207
Feuerſpeiende Berge; deren Urſache, VI. 88
Feuerſprizen, die verbeſſerte Art, V. 40
Fieber der Pferde zu curiren, VI. 325
Filziges Weſen, VI. 246
Fiſch, Schwerdfiſch genant, ſamt deſſen Abbildung, VI. 208
Flachsbau, wie ſolcher in Preuſſen getrieben wird, V. 261
Flaſche, eine Verwandlung, V. 117
Fleis, ein Morale aus einer Indianiſchen Handſchrift, VI. 267
Fliegen zu vertreiben, VI. 277
Fliegen, wie ſolches durch Kunſt von den Menſchen nachgemacht worden, V. 45
Flüchtigkeit des menſchl. Lebens, V. 177
Franzoſen nachahmen, ob die Teutſchen daran wohl thun, VI. 215
daß die Teutſchen jenen an Wiſſenſchaften vieles zuvor thun, ibid. 217
Frauens Kleidungen, welche der Geſundheit ſchädlich, VI. 241
Frauenzimmer Klagen über die Hoffart jeziger Zeiten; wie dieſe Klage beſchaffen, VI. 265
Freimaurer ſtammen von Adam, und die Betrüger von Eva her; wird in der Kunſt zu betrügen erwieſen, V. 63
Freundſchaft, worinn ſie beſtehe, V. 189
Fried ernährt, und Unfried verzehrt, VI. 259
Friedfertigkeit, eine Tugend, welche die wenigſten Eheleute beſizen, VI. 94
Friederich III. Kaiſer ſoll von einem künſtlich gemachten Adler zu Nürnberg eingeholt worden ſeyn, V. 47
Frühlingscuren, deren Misbrauch und vertheidigter Nuzen, V. 203
Fürſten abſolute Gewalt, ſ. Gewalt.
Furcht vor eingebildeten Üblen erzeuget würkliche Unfälle, V. 71
= = und Überglauben, wie ſolche den Kindern zum Schaden eingepflanzt werden kan, VI. 308
Furcht, welche graſſirende Krankheiten erblich machen kan, VI. 252

G.

Galant, was es bei den Frauen für eine Bedeutung habe, VI. 200
Gaſtereien, ſ. Mahlzeiten.
Gährung iſt das Wachsthum, V. 114
Gebäude, ſ. Häuſer.
Gebrechlich, oder von den Sitten einiger die gebrechlich ſind, VI. 148
Gebüſche und Heken anlegen, VI. 72
Geburt der Kinder; Erklärung, V. 36
Gedächtnis Niespulver, ein Recept, VI. 165
Gedankenvoll, oder von denen, die beſtändig voller Gedanken ſind, VI. 147
Gedanken von der Zeit, V. 192
Geheimnis des Grafen von Garaye in der Chymie, VI. 193
Gehirn eines Gelehrten, wie es beſchaffen in Abſicht auf die Klagen über ſchlechte Zeiten, VI. 266
Gehörverluſt; beſondere Cur, VI. 215
Geiſt des Menſchen, in was er beſtehe, VI. 346
Geiſtlichen, wie ſie nach ihrem Temperamente predigen, ſo wie die Aerzte nach ihrem Temperamente curiren, V. 50
= = nach den mittlern Zeiten, VI. 61
Geizenau, ein Beiſpiel der verkehrten Eigenliebe, V. 10
Geizigen, die über ſchlechte Zeiten klagen, VI. 266
Gelbſucht der Pferde zu curiren, VI. 330
Geld hat die Sitten der Teutſchen verdorben, VI. 304
= = dem tauſend nach haben, macht die Stuffen des Verſtandes, nach dem gegebenen Cours, VI. 223
Gelehrſamkeit hat oft zu Gefährten die Hypochondrie, V. 21
Gelehrte, die ſich überſtudiren, V. 307
= = die zu wenig ſchlaffen, V. 222.

Gelehrten in Originalgeiſtern u. Kopeyen, VI. 195. Wie es theils in deren Hirn beſchaffen, ibid. 265
• • allzufrühzeitige leben nicht lang, VI. 188
Gemeine; eine Poeſie, VI. 246
Gemüth, ein wohlgeartetes; Abſchilderung hievon, V. 73
Gemüthsbewegungen, die heftigen, haben mehr Selbſtmörder, als Gift, Schwerd und Strik herfür gebracht, V. 70
Gemüthskräfte; von deren rechten Gebrauch, in Abſicht der Geſundheit, VI. 181
Gerichtliche Aufſäze; ſ. Proceſſe.
Geruch, von dem verſchiedenen, VI. 169
Geſchlecht der Thiere, ob es ſich in ein anderes Geſchlecht, oder ein Weiblein in ein Männlein, verwandlen könne, VI. 153
Geſichtsbildung, ſ. Phyſiognomie.
Geſind, deſſen Hochmuth, V. 132
Geſpenſter-Hiſtorien; womit denen Kindern Furcht, Aberglauben, und unſäglicher Schaden zugezogen wird, VI. 309
Geſundheit; wie ſolche zu erhalten, V. 103
auch bei dem rechten Gebrauch der Gemüthskräfte, VI. 181
• • der Teutſchen; warum ſolche ſo geſchwächt ausſiehet, VI. 25
• • wie ſolche bei alten Leuten zu erhalten iſt, V. 308
• • als ein Stük zur Glükſeligkeit des Menſchen, VI. 55
Geſundheitstrinken; eine rechtliche Erläuterung hievon, V. 364
Getheilte Sinnen, VI. 103
Getraide, wie ſolches vor dem Brande zu verwahren, V. 183
• • zum Säen, V. 7
Getraideböden einzurichten, und vor Inſekten zu bewahren, V. 232
Gevatterſchaften; zufällige Gedanken hievon, V. 239
Gewächshäuſer erfordern eine friſche Luft, V. 300
Gewächsreich; Betrachtung darüber, V. 269
Gewalt, die abſolute; iſt öfters der Glükſeligkeit eines Fürſten zuwider, V. 88
Gewehr für Roſt zu verwahren, V. 173
Gewohnheit, und von deren Würkungen in der Zeit und Ewigkeit, V. 1
• • erträgt auch das Gift, VI. 315
Gicht und Podagra zu curiren; eine neue Entdekung, VI. 310
• • können auch durch den Genus der Laurisblätter entſtehen, VI. 267
Gift; die Gewohnheit kan machen, daß es dem Menſchen nicht ſchade, VI. 315
Gift, darunter iſt der Tobak das ſtärkſte, V. 328
• • darunter gehören die heftigen Brechmittel, Purganzen, Mercurialien, Narcotica, und zumal von denen aus Gold, Blei, Kupfer, und andern Mineralien präparirte Medicamenten, VI. 127
Glashäuſer mit einer neuen Invention von Oefen, V. 303
Glaubensartikel, wie in einem einzigen könne das Chriſtenthum beſtehen, nach der Einfalt, V. 37
Gliederſchmerzen in Verwandlung der Hypochondrie, V. 20
Glük im Krieg, V. 335
Glükſelig, wie ein Menſch werden könne, nach einem entworfenen Plan, VI. 51
Glükſeligkeit des Menſchen in einem andern Leben, V. 264
Glüksumſtände, in einer Betrachtung, VI. 100
Gold, ob es eine Herzſtärkende Kraft habe, V. 249. Deſſen Urſprung, ibid. 282
• • zu machen, eine Unterſuchung, VI. 27
Goldfinger, deſſen Bedeutung, V. 249
GOtt loben, was es heiſſe, VI. 1
Grimaldi volante Schifmaſchine, V. 47
Grosmüthige Abſichten, VI. 24
Gutherzigkeit, eine moraliſche Abhandlung, VI. 319

H.

Haar abſchneiden; wie zuträglich es der Geſundheit ſeye, *VI.* 244
Haarbeutel tragen; zufällige Gedanken hievon, *VI.* 198
Haarpuder, wie derſelbe der Geſundheit ſchaden könne, *VI.* 242
Halsbinden, was für Schaden an der Geſundheit daraus erwachſen könne, *VI.* 245
Hand, die rechte; was für Rangſtreit damit vorgehet, *VI.* 293
Handelſchaft Freiheit; eine Betrachtung, V. 102
Handelsweſen; eine Hiſtoriſche Abhandlung, V. 145
Handlung, wie ſie nach und nach entſtanden bei den Teutſchen, *VI.* 304
Handwerker, ihre Gebräuche, zu was ſie nuzen, V. 102
Hanfbau; Unterricht, V. 263
Harnflus; von einem widernatürlichen, V. 297

Häuſer; warum ſolche nicht ſo dauerhaft gebauet werden, als wie vor Alters, *VI.* 338
Haushalten; die Nothwendigkeit, *VI.* 227
Haushaltungsſachen; ſehr nüzliche Erzählungen, *VI.* 269
Hausmittel, in wie weit ſie denen ausländiſchen Arzneimitteln vorzuziehen, *VI.* 20
Hebammen; wie ſie öfters unwiſſend denen Kindern ſchaden können; ein Exempel hievon, *VI.* 342
Hechele Mausfallenmacher; zufällige Gedanken, *VI.* 100
Heimwehe, wie es damit zugehe, V. 145
Heilige, die bei Jeruſalem mit Chriſto auferſtanden, *VI.* 65
Heirathen, um glüklich zu ſeyn, *VI.* 34
Heirathen, die unglükliche; deren Urſache; *VI.* 89
Heirathen, für Wittwer und Jungfrauen, eine Satyre, *VI.* 271
Heirathgut, in Vergleichung eines Akers, bei Abhandlung der moraliſchen Lebensjahre, *VI.* 286
Heken um die Aeker und Gärten, wie anzulegen, *VI.* 72
Hemder, wie ſie der Geſundheit am zuträglichſten getragen werden ſollen, *VI.* 245
Herz eines Liebhabers, V. 189
Heulen der Hunde, ob es Vorboten des Todes, V. 342
Hinausſehen zum Fenſter; deſſen Nuzen, *VI.* 99
Hochzeit Carmina, eine ſatyriſche Abhandlung hievon, *VI.* 200
Hoffahrt der jezigen Zeiten; Klagen hierüber wie lächerlich, *VI.* 265
Holder- oder Hollunderbaum, deſſen heilſame Tugend in Zubereitung ſo vielerlei Arzeneien, *VI.* 19
Hölle, was es ſeye, V. 3
Holz zum bauen tüchtig zu machen, mittelſt einer neu erfundenen Maſchine, *VI.* 335
Holzkoch-Maſchine, *VI.* 337
Honorius, der rangſüchtige, *VI.* 291
Hornfiſch, ſamt deſſen Abbildung, *VI.* 208
Hoſen, wie ſie aufgekommen, *VI.* 45
Hund und Kaze: ein Gedichte von der ungleichen Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, *VI.* 203
Hunde, wütige, deren Bis zu curiren, V. 264 und VI. 297. u. 301
= = des Vultans, welche die Unkeuſchen durch den Geruch unterſcheiden, V. 340
Hut tragen, in wie weit es der Geſundheit ſchädlich, *VI.* 244
Hypochondrie, eine Abhandlung hievon, nach der Pathologie, V. 17
= = deren eigentliche Urſachen und Cur, *VI.* 170

J.

Icarus, ſ. Grimaldi volante.
Jeruſalem, daſige Auferſtehung der Heiligen, *VI.* 65
JEſu Tod, wie ſich die Gräber aufgethan, *VI.* 64
Indianiſche Philoſophie von der ökonomiſchen Ordnung des menſchlichen Lebens, *VI.* 268
Inſecten, ſie zu verwahren; und wie man auf eine beſondere Art dazu gelangen kan, *VI.* 81
= = auf den Getraideböden zu vertreiben, V. 232
= = bewährte Mittel dafür, *VI.* 275
Juden, vom ewigen, V. 41
= = ihre von den Chriſten noch immer angethane Drangſalen, eine Satyre, *VI.* 201
= = Betrachtung über dieſe, V. 251
Jungfrauen, die ſich gerne zum Heirathen antragen laſſen, ein Gedichte, *VI.* 271
Juriſten; wie gerichtliche Aufſäze am leichteſten zu machen, V. 224
= = die in Holland dienen zum Muſter, ibid. 231

K.

Kälte, wie man ſich dafür zu verwahren, und dabei zu verhalten hat, in Anſehung der Geſundheit, *VI.* 315
= = im Winter; deren groſſer Nuzen, V. 159
Kalch, deſſen Zubereitung; wie dem Brande im Getraide damit gewehret werde, V. 185
Kalkwaſſers Kraft wider den Stein, *VI.* 287
Kamin, ſo es in Brand komt, durch Schwefel zu löſchen, *VI.* 297
Kanapee, eine mediciniſche Abhandlung hievon, *VI.* 281
Kartenſpiel, ſ. Spiel.
Kaufleute, welche die erſten geweſen, V. 147
Kaz und Hund, ſ. Hund.
Keil, ſ. Donnerkeil.

Kinder, was für Thorheiten mit ihnen begangen werden, *VI.* 309
= = die von ihren eignen Müttern geſäuget werden, werden viel geſunder und klüger, *VI.* 345
Kinderblattern, neue Meinung hievon, *VI.* 204
Kinder Erzeugung; Erklärung, V. 30
= = Kleidung, wie ſie, der Geſundheit nach, beſchaffen ſeyn ſolle; deren Fehler, *VI.* 240
= = Krankheiten; Anmerkungen über die gewöhnlichſten, V. 13
= = Zucht; was aus einer verkehrten erwächſet, V. 172
Kirchen; was die alten Teutſchen davon gehalten, V. 153
Kirchgänger, über die ekeln, *VI.* 225
Kirſchbaum, ſ. Pferſing.
Klagen über ſchlechte Zeiten, *VI.* 263
= = und deren Begierde, V. 128
Klagmutter, ſ. Wehmutter.
Klagſchrift, ſolle deutlich, und nicht wie ein geſpikter Braten, mit Latein, ausſehen, V. 225
Kleider, und daher rührende Kleidermode, *VI.* 44
= = und Kleiderſchränke wider die Motten zu verwahren, *VI.* 278
= = Kritik, oder mediciniſche Kleiderordnung, *VI.* 233
= = Puz, die Frau Bas Simplicia, der Faulheit ergebene Dienerin, *VI.* 285
Kleiſter oder Pappe zu machen, der die Bücher für Milben und Würmer bewahret, *VI.* 279
Klims unterirdiſche Reiſe, *VI.* 197
Knechte, leibeigene, wegen gemachten Schulden, *VI.* 305
Knochenmann, oder der Tod als ein Beinkörper betrachtet, *VI.* 206
Kohlendampfs Schädlichkeit, *VI.* 287
Kolikſchmerzen zu curiren, *VI.* 297
Koller der Pferde zu curiren, *VI.* 330
Kopeien der Gelehrten, *VI.* 192
Kopfpuz theils eitler Männer wird lächerlich gemacht, V. 89
Kopfwehe der Pferde zu curiren, *VI.* 328
Kornwürmer auf den Getraidböden zu vertreiben, V. 232
= = Anmerkung über deren Erzeugung, ibid. 295
Krähen, von deren Abſicht und Nuzen, *VI.* 36
Kräuter, welche am meiſten im Winter wachſen, V. 158
Kraft zu begehren, mit dem Unterſchied der obern und niedern Erkäntnis, *VI.* 74
Krampf iſt der Anfang zur Hypochondrie, V. 26
Kranken; wie der Schaden bei dem Umgang mit Kranken zu verhüten, *VI.* 257
Kranke Seelen nach der neueſten Methode zu curiren, *VI.* 342
Kranker hat einen ſolchen Arzt zu erwählen, der mit ſeinem Temperamente übereinkomme, wenn die Kur glüklich ſeyn ſoll, V. 54
Krankheit und Schmerzen; eine Morale hievon aus einer Indianiſchen Handſchrift, *VI.* 294
Krankheiten, von einigen; neue Beobachtungen, *VI.* 341
= = anſtekende, wie es damit zugehen könne, *VI.* 253
= = der Küchengewächſe, *VI.* 249
= = der Alten werden erzählt, V. 310
= = ob es gebe, die geſund ſind, *VI.* 279
= = wie theils durch die Muſik curirt worden, V. 177
Krebſe, auf was Art ſie wider den Biß toller Hunde dienen, V. 186
Krönungen, ſind nicht allemal denen Einwohnern nüzlich; eine politiſche Betrachtung hievon, V. 122
Kummer, wie er im Alter ſchadet, V. 314
Kunſt mit guter Manier zu ſterben, *VI.* 212
= = zu betrügen, V. 63
Kupfergeſchirrs in Kuchen ſchädlicher Gebrauch; mit einigen neuen Entdekungen, *VI.* 247
= = vertheidigte Unſchuld deſſelbē, ib. 349
Küſtler, ſ. Zimmerleute.
Kutſche zu einer Camera obſcura zu machen, *VI.* 79

L.

Lacrymæ Chriſti, ein Wein, ſo am Berg Veſuvius wächſet, V. 220
Langſchläfer, Berthold Faulpelz. *VI.* 284
Laurisblätter, von deren Schädlichkeit, *VI.* 267
Leben und vornehmſten Theile unſers Leibes, V. 75
= = das ewige, bei den Würkungen der Gewohnheit betrachtet, V. 1
= = des Menſchen in der Oeconomie, und von der Ordnung, *VI.* 268
= = wird verlängert, wenn man wenig ſchläfet, *VI.* 282

Lebensart, die gute, und ſich ſeines Guts zu erfreuen, *VI.* 24
Lebensgeiſter, V. 77
Le Camus, ſ. Camus.
Lechfeld, angeſtellte Wetterbetrachtung von einer Geſellſchaft, V. 54
Leichen, und über die Ehre der Begräbniſſen, V. 194
Leidenſchaften, die ſchädliche, wie man deren Ausbruch verhindern könne, *VI.* 187
Leſen, das laute, dienet ſtatt der Motion, V. 319
- - der Bücher, eine Betrachtung, V. 78
Liebe, die eheliche, zu ernähren, *VI.* 93
- - die ungleiche, der Eltern gegen ihre Kinder, *VI.* 203
- - Frauen Milch, ein Wormſer Wein, V. 219
Lob GOttes, was es heiſſe, *VI.* 1
Lotterie, eine Fabel, V. 39
Luft, die feuchte in Zimmern von ſchwizenden Mauern, wie ſie ſchade? Und wie ein Gewächs ohne Erde und Waſſer gewachſen, V. 60
- - welche die Alten zu meiden haben, V. 315
- - die verborgene unter der Erden iſt die Urſache der feuerſpeienden Berge, VI. 85
- - zu reinigen, heilſame Vorſchläge, V. 298
Luftmaſchine, ſamt dem Modell, wie man durch die Luft fliegen kan, V. 44

M.

Mägdlein, die Spinnen gegeſſen, *VI.* 314
Männlein in ein Weiblein, ob es ſich verwandeln könne, *VI.* 153
Mäntel, deren Mode bei Mannsperſonen, *VI.* 45
Mäſigkeit erhält die Seelenwürkungen in ihrer rechten Ordnung, *VI.* 345
Mäuſe zu vertreiben, V. 188
Magd, die Herr und Frau auf eine liſtige Art umgebracht, V. 131
Magen-Elixier; dazu dienet bei vielen das braune Bier, *VI.* 146
Magenwehe bei Hypochondriſten, V. 25
Mahlzeiten der Römer mit barbariſchen Luſtſpielen, V. 197
Maienthau, was davon zu halten, V. 214
Mandelblätter, ſ. Laurisbäume.
Marcellus mit der ſammetnen Weſte, *VI.* 292
Marktſchreier; eine Poeſie, *VI.* 224
Martial-Medicamenten; von deren Gebrauch, Nuzen und Schaden, *VI.* 134
Mauke, eine Krankheit bei Pferden; wie ſolche recht zu curiren, *VI.* 324
Maulwürfe; die Geſchichte und zufällige Gedanken hierüber, V. 200
Mauren, feuchte oder ſchwizende; wie es damit zugehe, und wie dieſem Übel abzuhelfen, V. 59. u. 79
Mauſche, ſ. Juden.
Medicamenten, unzuverläſige; und welche todlich, *VI.* 125 - 131
Medici, ſ. Aerzte.
Mediciniſche Kleider Ordnung, *VI.* 233
Meditiren, ſ. Nachdenken.
Meer; wie die Gänge unter der Erde unterhalten werden, *VI.* 89
Mehlthau; neue Entdekung hievon, *VI.* 249
Menſch, und deſſen Erzeugung, V. 31
Menſchliche Leben; zufällige Gedanken hievon, V. 177
Mercurialien ſind ſchädlicher Art, *VI.* 116
Meſſen und Anlegung groſſer Märkte, ob ſie einer Stadt nüzlich ſind? V. 120
Metall, geringeres, in Gold zu verwandeln, *VI.* 27
Milben, die die Bücher zerfreſſen, zu vertreiben, *VI.* 278
Mildigkeit und Artigkeit, wie vieles Gutes es herfür bringe? ein königliches Exempel hievon, V. 73
Milzſucht, ſ. Hypochondrie.
Mineralien und alle daraus präparirte Medicamenten; von deren höchſt ſchädlichen Misbrauch, VI. 127
Mineraliſche Waſſer, wie ſolche in der Hypochondrie dienlich, VI. 181
Mitleidenswürdig ſind mehr diejenigen, welche durch ihre eigene Schuld in Nöthen gerathen, VI. 155
Mittel, die ſchlimm, daß ſie zu einem guten Endzwek gebraucht werden, VI. 339
- - zu Erhaltung der Geſundheit, V. 103
Mode, in Veränderung der Kleider, VI. 46
- - die ſo veränderliche Herrſchaft derſelben über die Menſchen, VI. 167
Moraliſche Lebensjahre, VI. 286
Motten; Mittel wider dieſelbe, VI. 277
Münze Beſchaffenheit und Urſprung, V. 282
Muken oder Fliegen zu vertreiben, VI. 277
Murren der Menſchen wider die göttliche Rathſchlüſſe, V. 119
Muſik; eine Beſchreibung hievon; deren wunderbare Würkung, V. 136.

N. Nach-

N.

Nachäffen, wie die Teutſchen denen Franzoſen; eine Satyre, VI. 215
Nachdenken; wieviel Gelehrte ſich ſchon dadurch unglüklich gemacht, VI. 187
Nachdenken ſchwächet die Kräfte; Mittel dafür, V. 221
Nachteulen, ob es Todes Vorbotten, V. 345
Nachtigal; eine Beſchreibung hievon; wie ihrer zu warten, u. d. g. VI. 352
Nachtvögel, ſ. Inſecten.
Narcotica und ſchlafmachende Medicamenten; von deren ſchädlichen Misbrauch, VI. 122
Naturalien Kabinet; ein beſonderes nöthiges Stück darzu, VI. 205
Nebel aus den aufſteigenden Dünſten, V. 57
Neigung zu wünſchen, VI. 8
Nervenſaft, V. 77
Neubegierde, eine Unterſuchung hievon, VI. 232
Neues; was giebts guts neues? Gedanken über dieſe Frage, VI. 229
Niespulver; von deſſen rechten Gebrauch und Misbrauch: nebſt einigen auserleſenen Compoſitionen von Schnupfpulver und Tabak, VI. 159 - 166
Nieſſen, eine Art der Epilepſie, VI. 159. Und woher die Gewohnheit kommen, daß man dem, der da nieſſet, Glük wünſchet, ibid. 160
Noſtoch, Erdblume, V. 271
Noth gerathen; welche mitleidenswürdiger ſind, VI. 155
Nothrecht; eine juriſtiſche Abhandlung, V. 355
Nürnberger eiſerne Fliege, V. 40

O.

Oeconomie von der Ordnung des menſchlichen Lebens, VI. 268
Oeconomiſche Sachen, die beſſer genuzt werden können, VI. 296
Ofenrus; iſt ein untrügliches Mittel wider den Bis toller Hunde; und dienet auch in Colikſchmerzen, VI. 297
Offenermel, oder Herr Zierlich nach der Kleider Mode, VI. 45
Ohrenflüſſe; ein vortrefliches Niespulver dafür beſchrieben, VI. 164
Ohrenweh der Pferde zu heilen, VI. 328
Ohrläppleins Nuzen; eine beſondere Anmerkung den Schmerz zu lindern, VI. 321
Opiata, wie ſie ſchaden, VI. 124
Orgeltretter; eine Abſchilderung von affectirten Perſonen, V. 107
Originalgeiſter und Kopeien unter den Gelehrten, VI. 195
Ovulum, und Erzeugung der Menſchen, V. 3

P.

Palmbaum, die Baaſe des Menſchen; eine Ueberſezung aus dem Arabiſchen, V. 155
Pandorens Büchſe, V. 133
Patienten, ſ. Kranke.
Pavillon, ſ. Inſecten.
Perukenſtok; Beſchreibung von einer neuen Art, V. 89
Pferde Wartung, und einige wirthſchaftliche Regeln, V. 165
- - deren Nuzen, und einige Krankheiten derſelben, VI. 322
Pferdeinkaufen; hinlängliche Regeln und rechte Kennzeichen, um nicht betrogen zu werden, VI. 333
Pfifferlinge, V. 270
Pfirſingblüthe gegen den Froſt zu bewahren, V. 243
Pflanzen Vegetabilität, V. 113
- - von deren Urſachen, V. 259
Pflaſtertretter, oder Baron Offenermel, VI. 45
Pflug ohne Pferd; neue Invention, V. 5
Philuntes, weil er zu ehrlich, und viel Wiz und Geſchiklichkeit hatte, macht ſich und die Seinigen bei Hofe unglüklich. Ein ſeltenes Beiſpiel redlicher Hofleute, V. 81
Philos macht ſein Glük durch wenig Wiz, V. 81
Philoſoph iſt ein gelehrter Kaufmann, VI. 201
Phyſiognomie, was davon zu halten? V. 241
Podagra und die Spinne, eine Fabel, V. 358
- - und Gicht nach einer neu erfundenen Art zu curiren, VI. 310
Poeten; ihre Kramerei, VI. 199
Pots erfundenes Mittel wider das Podagra, VI. 310
Präſervations Kuren, was davon zu halten? V. 205
Prieſter; ob die Deutſchen zu Julii Cäſars Zeiten ſchon deren gehabt? V. 125
Proceſſe; wie ſolche deutlich ohne fremde Wörter einzurichten, V. 224
Projectenmacher; eine Abſchilderung, V. 144
Puder, ſ. Haarpuder.
Pulsadern, V. 77
Purganzen, wie ſie öfters ſchädlich und giftig

ſeynd; einen zu tod purgiren; und wie ſie den Magen und die Gedärme ſchwächen, VI. 110
Puſilla im groſſen Reifrok, VI. 48
Puz, der lächerliche bei Mannsbildern, V. 48

Q.

Quekſilber nimt durch die Solution eine giftige Natur an ſich; folglich ſind Mercurial-Medicamenten giftig: Beweis hievon, VI. 117

R.

Raben, von deren Abſicht und Nuzen, VI. 36
Rangſucht in der Perſon des Honorius und der Sylveſtra, VI. 291
Raſerei von der Muſik, V. 137
Raſiren nach der neuerfundenen Bartmühle, V. 43
Rauchtabak, von deſſen Schaden und Nuzen, V. 326
Raupen, Mittel wider dieſelbe, VI. 276
Recepte von allerhand Schnupftobak und Niespulver, VI. 172
Rechtshändel der Europäer; eine Satyre, VI. 199
= = die Franzoſen ſind hierinn gründlicher, und beſchämen die Teutſchen, VI. 218
Regen, wie er entſtehe, V. 57
Regenwetter das anhaltende von A. 1752. im Julio wird beſchrieben, V. 54. Wie es nüzlich und ſchädlich, ibid. 58
Regenwürmer, wie ſie von den Maulwürfen aufgeſucht werden, V. 201
Rehe, oder das Verſchlagen der Pferde zu heilen, VI. 324
Reiche Leute, in Abſicht einer guten Lebensart, VI. 25
Reichstäge u. auſſerordentliche Verſammlungen in einer Stadt, ſind denen Einwohnern ſchädlich, V. 122
Reifen, wie allerhand in der Blüthe ſtehende Gewächſe dafür zu bewahren, V. 245
Reifröke, deren Veränderung und Mode, VI. 48
= = wie ſie der Geſundheit ſchaden können, VI. 242
Reinigung der Luft herfür zu bringen, V. 298
Reiſebeſchreibung eines unterirdiſchen Bürgers in unſere oberirdiſche Welt, VI. 197
Reiſſen und Podagra zu curiren, VI. 310
Reiswagen zu einer Camera obſcura einzurichten, VI. 29
Reiten wird denen Hypochondriſten angerathen, VI. 176
Religion; eine politiſche Abhandlung, V. 248
= = der älteſten Deutſchen, V. 153
= = der Soldaten, V. 331
Republiken; welche Zahl ſelbigen fatal ſeyn ſolle? V. 101
Ringe; warum ſolche an der linken Hand getragen werden? V. 249
Römer prächtige Mahlzeiten und barbariſche Luſtſpiele, V. 197
Rosmarin wachſen in den Händen eines Toden aus, V. 270
Roſt beim Eiſen und anderer dergleichen Waare zu verhüten, V. 170
Roz; woher er komme, VI. 159
= = eine Krankheit der Pferde; wie ſolche zu curiren, VI. 323
Ruhe und Muſe, als ein Stük der zeitlichen Glükſeligkeit, VI. 52
Rus, ſ. Ofenrus.

S.

Saamen, deſſen Vegetabilität, V. 113
= = wie er rein zu machen, V. 7
= = der Gebüſche, wie derſelbe zu Anlegung der Heken zuzubereiten, *VI.* 72
Sabbathsfeier, *VI.* 49
Sächſiſch zu färben; von der gemeinen Art, *VI.* 209
Sägeſpäne; wie vielerlei Nuzen ſelbige in der Oeconomie haben, *VI.* 297
Säugen die Kinder durch ihre eigne Mütter; werden viel geſünder und klüger, *VI.* 345
Salomon der König; wie er ſich und die Juden durch die Handlung reich gemacht, V. 148
Salomoniſche Schiffahrt nach Ophir, *VI.* 274
Salpeter; deſſen Vortreflichkeit in Arzneimitteln, *VI.* 20
Satyren Feind, *VI.* 209
Sauffejus, eine Erzählung, V. 49
Saurbrunnen Curen, dienen auch denen Hypochondriſten, *VI.* 181
Salz, wie man alle Körper in ſolches, zu beſſerm Gebrauch der Arzneimittel, verwandeln konne, *VI.* 194
= = das alcaliſche; iſt das Wachsthum und die Vegetabilitat der Pflanzen und Thiere, V. 113
Salzgeiſt; das Podagra damit zu curiren, *VI.* 311

Skeleton, ſ. Beinkörper.
Schalksknecht; eine rechtliche Erläuterung des Evangelii Matth. 18. v. 23. in Abſicht auf die heutige muthwillige Bankerutirer, *VI.* 30
Scharfſinnigkeit iſt der Geſundheit nicht allezeit zuträglich, *VI.* 18
Schiffahrt; wie die Handelſchaft dardurch erwachſen, V. 146
= = nach Ophir, die Salomoniſche, *VI.* 274
Schlaf; zufällige Gedanken hievon, V. 221
Schlafen wenig; dadurch verlängert man ſein Leben, *VI.* 282
Schlagflüſſe, die durch den Genus der Laurisblatter im Caffee ꝛc. entſtanden, *VI.* 268
Schlimme Mittel, daß ſie zu einem guten Endzwek gebraucht werden, *VI.* 339
Schloſſen, ſ. Schnee.
Schmerz; eine Morale aus einer Indianiſchen Handſchrift, *VI.* 294
Schnee und Schloſſen; wie ſie gefrieren, V. 57
= = was vor groſſen Nuzen er hat, V. 159
Schnürbrüſte abzuſchaffen, V. 325
= = Vertheidigung von einer Jungfer; und die dagegen gemachte gründliche Widerlegung, *VI.* 220
Schnupftabak; von deſſen Nuzen und Schaden, V. 326
= = deſſen rechten Gebrauch und Misbrauch, *VI.* 158. Von einigen auserleſenen bewährten Niespulvern, wie ſolche zu machen, ibid. 166
= = vermittelſt welchem das Innerſte der Menſchen zu entdeken; eine Satyre, *VI.* 265
Schorſtein; ſ. Kamin.
Schreiben, gerichtliche Aufſäze; wie? V. 224
Schrift, die heilige, V. 257
Schuld, durch eigne, welche arm werden, verdienen mehr Mitleiden ꝛc. *VI.* 155
Schuldenmacher, wie man nach den Rechten mit ihnen verfahren, *VI.* 302
Schulen, die hohe, ſ. Univerſitäten.
Schwefel; deſſen Nuzen in der Haushaltung, *VI.* 297
Schweizermahler über die Spizen, *VI.* 203
Schwerdfiſch, ſ. Hornfiſch.
Schwindſucht der Pferde zu curiren, *VI.* 326
Scorbut, wie die Hypochondrie daraus werden kan, V. 20
Seelen Unſterblichkeit; zufällige Gedanken, V. 275
Seelen, kranke, nach der neueſten Methode zu curiren, *VI.* 342
Seifenblaſe; ein Gedichte, V. 39
Seuchen und Krankheiten; Verwahrungsmittel dafür, *VI.* 250
Siegel; Daumſiegel, V. 87
Silbergeld, ſ. Münz.
Sinnen, die getheilte, *VI.* 103
= = von den auſſerlichen; zufällige Gedanken hievon, *VI.* 312
Sitten derjenigen, die gebrechlich ſind, *VI.* 148
Soldatenſtand und deſſen Urſprung, V. 329. deren Religion, ibid. 33[illegible]. deren Ehre, ib. 334. deren Tugend u. Wiſſenſchaften, ib. 335
Sommervögel, ſ. Inſecten.
Sonnenwärme, deren Nuzen bei alten Leuten, V. 318
Sonntag; von deſſen Feierung, *VI.* 49
Spaniols Zubereitung, *VI.* 162
Sparſamkeit der Alten, *VI.* 288
Speiſen und Getränke, daß ſie voll Inſecten ſeyen, V. 187. oft genoſſen, wie ſie die Dauung verhindern, V. 196
Spielen, eine privilegirte Plünderung, *VI.* 198
= = zufällige Gedanken hievon, *VI.* 260
Spieler; eine poetiſche Satyre, V. 156
Spinne und das Podagra, eine Fabel, V. 358
= = eſſen; ein Exempel, wo es nicht geſchadet hat, *VI.* 314
Spizen; deren verſchwenderiſcher Aufwand, *VI.* 204
Sprizen, zum Feuerlöſchen, die verbeſſerte Art, V. 40
Staats-Peruke, V. 89
Stand der Bürger, V. 101
Ställe der Pferde, wie ſolche einzurichten, *VI.* 332
Staub- und Fegmühle zu Verbeſſerung des Saamens, V. 5
Stein der Weiſen, V. 182
= = können durch den Bliz entſtehen, und wie: und auf welche Art der Donnerkeil bekant worden, *VI.* 150
= = ein beſonderes Remedium dafür mit dem Kalkwaſſer, *VI.* 287
Steine, die da ſchwizen, zu verbeſſern; und wie ſie nas und dumpfig werden, V. 79
Steinproben, in Einkaufung derſelben, V. 29
Sterben mit guter Manier, *VI.* 212
Studieren, dazu taugen nicht viele: Wie theils Eltern ſich dadurch unglüklich machen, V. 83
= - ohne recht zu ſchlafen, wie ſchädlich, V. 222
= = wie man darinn zu viel thun kan, V. 304.
Stylus, wie er beſchaffen ſeyn ſoll bei denen Juriſten, V. 228
Sucht, die fallende; ſ. fallende Sucht.
Superbus, der übelgeartete, eine Geſchichte, V. 66
Sylveſtra, die Rangſucht-volle Frau, VI. 292

T.

Tabak zum Schnupfen; von deſſen Nuzen u. Schaden; nebſt einigen Formeln, wie ſolcher zuzubereiten für allerlei Augen-Ohren- u. andere Krankheiten, VI. 159
Tabakrauchen; eine Satyre in Form eines Briefs, VI. 210
Tannenbaum, zu Arzeneimitteln, VI. 21
Tempel, ſ. Kirchen.
Temperament der Aerzte, eine Critik, V. 52
Teutſch zu ſchreiben, mus man Lateiniſch, Franzöſiſch u. andere fremde Wörter vermeiden, V. 230
Teutſche, daß ſie den Franzoſen nachahmen, ob ſie wohl daran thun, VI. 215
Thau; neue Gedanken u. Entdekung hievon, V. 338
- - auf den Küchengewächſen; wichtige Anmerkungen hievon, VI. 249
- - deſſen Erzeugung und Nuzen, V. 207
Thiere, von der Unbarmherzigkeit gegen dieſelben, VI. 96
- - ob ein Geſchlecht in das andere, oder ein Weiblein in ein Männlein, ſich verwandeln könne? VI. 153
- - ob theils mehr als 5. Siñe habē, VI. 312
- - Vegetabilität, V. 113
Thorheit derer, die wider die Rathſchlüſſe der göttlichen Vorſehung murren, V. 117
Tod, der jählinge; eine philoſophiſche Betrachtung, VI 272
- - eine Anmerkung hievon, ſ. Sceleton.
- - der ſo fürchterlich in Knochen abgeſchildert wird, VI. 205
Toden begrabē; zufällige Gedanken hievon, V. 194
Todesart in den Gedanken von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seelen, V. 276
Todesbetrachtung, eine moraliſche, VI. 63
Todes Vorbotten, V. 342
Tollheit u. Koller der Pferde zu cur. VI. 330
Tracht der Kleider, wie ſolche nach u. nach aufgekommen, VI. 46
Trägheit, eine moraliſche Abhandlung in dem Saz: Man verlängert ſein Leben, wenn man wenig ſchläft, VI. 282
Träume, ob ſolche etwas bedeuten? V. 108
Traumdeuterei; eine Abhandlung, V. 112
Treibhäuſer, wie ſie nach neuer Art einzurichten, V. 303
Trunkenheit; eine ſatyriſche Abhandlung, V. 117

V.

Vanillenpflanze, V. 273
Vegetabilität der Pflanzen u. Thiere, V. 113
Venus Spiel, Urſache eines Beinbruchs, V. 294
Veränderung wird moraliſch beſchrieben, V. 287
Verbindung aus einer bloſen Zuſage zu machen, haben die Römer abgebracht; warum? V. 15
Verdienſte, welche nach dem Gewichte des Geldes geſchäzet werden, VI. 228
Verfaulung, ſ. Gährung.
Vergnügen wird durch die Ehrſucht geſtöhret, VI. 289
- - im Winter, V. 162
Verläugnung; zufällige Gedanken, V. 290
Verliebte in der Kirche; eine Moral, VI. 226
Vermögen und Habſeligkeit, ein Stük zur Glükſeligkeit; Plan, VI. 53
Vernaglung der Pferde zu helfen, VI. 331
Verrukung der Gelehrten komt von vielem Meditiren und wenig Schlafen, V. 223
Verſchlagen der Pferde zu heilen, VI. 324
Verſchwender findet Troſt, V. 119
Verſtand zu ſcharfen; ein Recept eines Nieſepulvers dafür, VI. 165
- - u. deſſen vielfältige Bedeutung, VI. 222
Verſtellen; ſich verſtellen, wie es mit dem Affectirt-ſeyn überein komme, V. 107
Verſtellung, oder die Kunſt zu betrügen, V. 63
Verſtopfungen, kommen vielmals von Purganzen ſelber her, VI. 111
Verwahrungsmitteln, von den beſten, bei herumgehenden Seuchen und Krankheiten, VI. 250
Vögel, die fliegen, durch Kunſt nachzumachē, V. 44
Völkerwanderung, ob ſolche in den mittlern Zeiten den Verfall der Wiſſenſchaften verurſacht haben, VI. 57
Völlerei; eine rechtliche Erläuterung, V. 364
Vomitiv, ſ. Brechmittel.
Vorboten des Todes, V. 342
Vorſehung, die göttliche, und die darwider begangene Thorheiten, V. 117
Vulcans Hunde, V. 342

U.

Uebelgeartet, was daraus entſtehen kan? wird in einem Exempel erzehlet, V. 66
Ueberſtudiren, wie ſolches zugehe? V. 304
Unart, und die daraus entſtehende üble Folgen, V. 65
Unbarmherzigkeit gegen die Thiere, VI. 97
Unbeſtändigkeit der Hypochondriſte, VI. 176
Unglükliche Ehen, VI. 33
Univerſitäten ſind eine Art Thiergärten, VI. 200
Unkeuſche, wie ſie entdekt worden, V. 340
Unſterblichkeit der menſchlichen Seelen, V. 275
Unvollkomenheiten verdienē Mitleid. VI. 156
Utopianer; wie er über theils Sitten der Europäer ſatyriſiret, VI. 200

W. Wach-

W.

Wachholder zu Arzneimitteln, VI. 21
Wachsthum, V. 77
= = der Pflanzen, und deren Urſachen, V. 259
Waizen, ſolchen vor dem Brand zu verwahren, V. 183
Was giebts guts neues? zufällige Gedanken hievon, VI. 233
Waſſer auf dem Erdboden; phyſicaliſche Anmerkungen, V. 352
Wechſel; welcher Nation die Erfindung zugeſchrieben wird, V. 151
= = Wechſelbriefe Erfindung, Würkung und Nuzen, V. 284
Wehklagen und ſeufzen, VI. 1
Webmutter, was es ſeye, V. 342
Weibleins Verwandlung in ein Männlein, VI. 153
Wein; von deſſen Nuzen in Abſicht der Geſundheit; und wie vielerlei Sorten? V. 215
= = wie er durch Kunſt verditt, und compendieus auf Reiſen mitgenommen werden kan, V. 164
Weinreben für den Reiffen zu verwahren, V. 247
Weisheit GOttes; von einem Braminen beſchrieben, VI. 268
Widerſpruch, ein ſcheinbarer, zwiſchen Marcus und Lucas, wegen der Auferſtehung, VI. 69
Wilde, in Nord America; Anmerkungen, VI. 11
Wilderich, eine Geſchichte in der verkehrten Eigenliebe, V. 48
Willen oder Begehrungskraft, deren Unterſchied ꝛc. VI. 76
= = eine philoſophiſche Abhandlung, V. 93
Winde unter der Erden, was ſie herfür bringen können, VI. 86
Windeln und Einwikeln bei kleinen Kindern; wie es dem Wachsthum und der Geſundheit ſchädlich, V. 325
Winter; deſſen Lob, V. 157
= = wie man ſich in dieſer Zeit, in Anſehung der Geſundheit, zu verhalten habe? VI. 317
Wiſſenſchaften zum Soldatenſtande, V. 336
= = Verfall in den mittlern Zeiten, VI. 57
Witwer, eine Satyre; und insbeſondere auf ſolche Jungfern, die ſich gerne zum Heirathen antragen laſſen, VI. 271
Wiz, Scharfſinnigkeit; wie ſie der Geſundheit ſchade, VI. 187
= = zufällige Gedanken davon, V. 81
Wodan: deſſen Bedeutung, V. 85
Wörterbuch; ein Verſuch von einem Teutſchen; eine Satyre; VI. 223
Wohlgeartet; die Beſchreibung dieſer vortreflichen Eigenſchaft, V. 65. Königliches Exempel, ibid. 73
Wohnungen der Europäer aufeinander; eine Satyre, VI. 202
Wohnzimmer mit reiner Luft zu erfriſchen, wie? V. 303
Wolken, die aus den Dünſten entſtehen, V. 56
Wolkenbruch, wie es damit zugehe, V. 57
Wülſte bei kleinen Kindern, VI. 342
Wünſchen, von der Neigung, VI. 8
Würfelſpiel, VI. 263
Würmer ab dem Getraide zu vertreiben, VI. 234
= = welche Krankheiten davon bei dem Menſchen entſtehen; ein ſpecifiſches Mittel dafür, V. 11
Wunderbare aus der Naturlehre, V. 185
Wurmfras des Holzes vorzubeugen, VI. 337

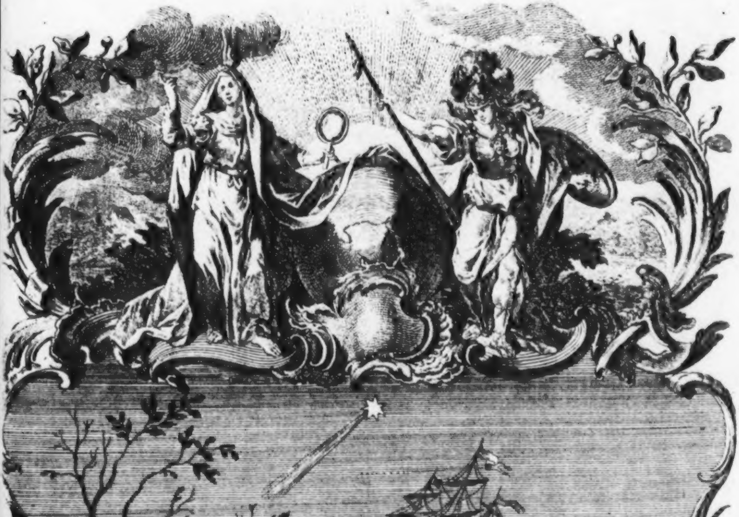
Z.

Zahlen, ſ. Zieffer.
Zanken und Klagen über Ehehalten und Dienſtbotten; deſſen üble Folgen, V. 131
Zeit; zufällige Gedanken hievon, V. 192
Zeiten; wie oft darüber geklagt wird, VI. 263
Zeitungen; was ein unterirdiſcher Utopianer davon hält, VI. 202
Zieffer; welche fatal ſind, V. 99
Zimmer und Gemächer, die da dumpfig und feucht ſind, wie ſolchen zu helfen, V. 59 wie ſolches auch vom Thau kommen könne, ibid. 212. Die Zimmer mit reiner Luft zu erfriſchen, ibid. 302
Zimmerleute; wie ſie das Bauholz dauerhafter machen können, VI. 338
Zinngeſchirr, nebſt dem kupfernen Kuchengeſchirr; von deren Schädlichkeit; phyſicaliſche Anmerkung, VI. 273
Zorn im Alter, V. 314
Zufriedenheit aus zufälligen Gedanken, V. 178
= = eine Morale, aus einer Indianiſchen Handſchrift, VI. 270
Zukker, deſſen Wachsthum, Zubereitung und Nuzen, V. 180
Zuſage; rechtliche Erörterung hievon, V. 15
Zuſammenziehende Arzeneien, VI. 136
Zweifeler, werden unter dem Artikel der Unart beſchrieben, V. 73

Der
aus dem Reiche
der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,

Vierter Band;

Als
den 7den und 8ten Theil
enthaltend.


Por

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,
oder
auserleſene Sam̃lungen
von allerhand
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlichen
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt, was in andern in fremden Sprachen heraus gekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Hiſtorie und
Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen;

welches
in einer beliebten Kürze,
ſamt denen
Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

VII. Theil.
(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

AUGSBURG, drukts Johann Michael Wagner. 1757.

13/180v

巻之[illegible]

[illegible]

Etwas,
das einer Vorrede ähnlich iſt.

Nicht die Tyrannei der Gewohnheit iſt es, welche mich nöthiget, dieſen erſten Bogen des Referendarii vierten Bands in die Alltagskleider einer Vorrede einzukleiden; ſondern die Erkäntlichkeit leitet meine Feder, Etwas ähnliches zu einer Vorrede dieſem Buch voran zu ſezzen, welche ich dem geneigten Beifalle meiner vielen mancherlei Leſern ſchuldig bin, womit die vorige Theile dieſer Sam̃lungen von Denenſelben ſeithero gütigſt beehret worden.

Zu meinem groſſen Troſt haben die Vorreden von undenklichen Jahren her die Freiheit, mit viel Worten wenig Sachen zu ſagen, und noch dazu mit groſſen Buchſtaben gedrukt zu werden; ich könte alſo auch dieſesmal mit Ehren bald fertig werden. Jedoch, nicht wie jener Engelländer, welcher zum Eingang ſeiner Vorrede dieſe Worte zum Grunde geſezzet hatte: Alle Menſchen ſind Lügner! Mit dieſem Ausſpruch will ich nur diejenigen beſchenken, welche in Worten und Schriften, im Reden und Schreiben, mit Complimenten alles einpudern, und gleichſam für lauter Höflichkeit und übertriebener Demuth auf allen Vieren einher kriechen.

Allein, ich werde ſo unhöflich nicht ſeyn; und lieber einen ganz andern Stoff nehmen, zu Ausarbeitung einer ſolchen nagelneuen Vorrede, die ſich nach dem Geſchmak allerlei Leſer richten wird. Eine Vorrede ohne Ordnung, in eine Neujahrs-Betrachtung von hunderterlei Sachen zu verwandeln, iſt was neumodiſch. Alle neue Moden ſind beliebt. In einer ſolchen neumodiſchen Kleidung wird alſo meine Betrachtungs-volle Vorrede auch mehr Beifall finden, als die kleinen und groſſen Vorreden in einem abgetragenen Habit.

Ich werde dahero von meiner Arbeit dieſer Blätter, und von denen Fehlern, die darinnen gefunden werden können, kein Wort ſagen; Die Abſicht dieſer auserleſenen Sammlungen iſt denen fleiſigen Leſern ohnehin bekannt. Nur dieſes mus ich hier beifügen, daß alles, was ich zu einer Vorrede noch beſonders zu ſagen hätte, ſchon in denen vorigen Theilen des Referendarii zur Genüge angemerket worden. Der fernere geneigte Beifall alleine wird mich ermuntern, in meiner Bemühung GG. alſo fortzufahren, um je länger je mehr meinen Leſern gefälliger und nüzlicher zu werden.

Hier könte ich nun freilich meine Vorrede beſchlieſſen; alleine, da ich ſolche eben an dem Tage ausfertige, wo faſt jederman in einer auſſerordentlichen Bewegung ſich befindet, einander zum Neujahr Glük zu wünſchen: ſo muß ich meine Vorrede darnach aufpuzen; weil dieſes eine gute Gelegenheit iſt, meine Anfangsblätter dieſes Buchs deſto ehender voll zu kriegen.

Ich werde alſo lediglich zum Neuenjahrstag gratuliren. Doch nein! Alles Gute, was ich meinem Nebenmenſchen gönne und wünſche, das gönne und wünſche ich ihnen zu andern Zeiten eben ſo gut und ſo ſehr, als am Neujahrstage; Und ſo ich meine Wünſche zuſam̄en faſſen, und nur ein einzigmal recht kräftig machen könte; ſo wollte ich in dieſem 1757ſten Jahre, wo durch den Amerikaniſchen Krieg gleichſam ganz Europa in Kriegesflammen geſezzet worden, die Eintracht in Teutſchland, den edlen Frieden in allen Häuſern, und, durch einen einzigen Wunſch, die güldene Zeiten in der ganzen Welt, die ehemals geweſen ſeyn ſollen, wieder herſtellen. Ich wollte nemlich meinen Brüdern und Schweſtern, das iſt, der ganzen Welt, die Aufrichtigkeit wünſchen: ich wolte ihnen wünſchen, ſo aufrichtig zu ſeyn, als ich. Und ⸗ ⸗ doch, was würde denen Leſern damit gedient ſeyn, wann ich dieſe Blätter mit denen

nen allerkräftigſten Wünſchen anfüllete; An Einfällen ſolte es nicht fehlen, wann ich z. E. wünſchen wolte allen hochtrabenden und gar zu feurigen Geiſtern, einen kältern Winter ins Gehirn, als der heurige: allen den Kleiderpracht liebenden mehr Gold und Silber in die Taſche, als auf der Taſche: Denen, die da handeln, Gewerb und Künſte treiben, mehr Einnahme, als Ausgabe; und denen insbeſondere, die da kunſtreich von groſſer Einbildung, und berühmt von vielen Laus Deo ſind, die ächte Kunſt, was rechtſchaffenes vor ſich zu bringen: allen verſchwenderiſchen Frauen freigebige, aber dabei doch reiche und tumme Eheherren: allen ausſchweiſenden Weibsperſonen gedultige oder gar blinde Ehemänner: denen ledigen Perſonen einen glüklichen Fang; denen Schönen ein Männer-reiches Jahr: denen Herren Candidaten des heiligen Eheſtandes den Glauben an baares Geld, und ſcharfe Augen, um in die Schatullen und Briefſchaften ihrer Herren Schwiegervätern beſſer ſehen zu können: denen lieben Ehemännern, welche entweder unter die Eiferſüchtigen oder unter die Gedultigen gehören, Stärke und Gedult, und die Ausübung der Kunſt: Schiket euch in die Zeit; denn es iſt heutiges Tages böſe Zeit ꝛc. Und endlich, wenn ich ernſtlich wünſchte, allen Einfältigen und Unverſtändigen eine geſunde Vernunft, und allen Laſterhaften eine herzliche Liebe zur Tugend. Was würde aber dieſes alles nuzen? Und wem würde dadurch geholfen werden, wenn ich auch noch 100. andere der allerernſthafteſten, allerauſrichtigſten und bündigſten Wünſche hier abfaſſen wolte? Ein Thor bleibt ein Thor, man mag ihm Klugheit wünſchen, ſo oft und lang man will. Wer nicht Hand anlegt, der wird, aber zu ſpat, gewahr werden, daß der weiſe König recht habe, wenn er ſchreibt: Der Faule ſtirbt über ſeinem Wünſchen. Welcher Menſch kan ſich das Leben ſelber geben? und wer kan ſein Leben nach eines andern Wunſch auf ein beſtim̃tes Ziel fortſezzen? oder welche Creatur kan hierinn ordnen oder gebieten? Ein Menſch, der des Lebens nicht ſatt werden kan, und 70. bis 80. Jahre lebet, und doch noch wünſchet, das Grab auf viele Jahre zu entfernen, mus zu keinen zärtlichen Empfindungen aufgelegt ſeyn: und noch weniger wiſſen, was er wünſchet, und ſich gerne wünſchen läſſet? Doch, ich will von denen nicht reden, auf deren Leben das Wohl ſo vieler Menſchen beruhet. Die Zärtlichkeit, welche ſie gegen ihren Nebenmenſchen empfinden, macht daß ſie ſich demſelben willig aufopfern, und die Müheſeligkeiten eines gewiſen Alters grosmüthig nicht achten, gegen das Glük und den Nuzen, den ſie andern würklich verſchaffen.

Mir deucht, daß ich ſo gerne ein Einſiedler ſeyn, als ſehr alt werden möchte. Ein Menſch, der nur 30. Jahr alt iſt, darf nur auf alle ſeine Bekanten, von der erſten Jugend an, ſich beſinnen, und die noch Lebenden überzehlen: ſo wird er mit Erſtaunen 9. Theile unter den Toden finden, und von dem übrig gebliebenen zehenden Theil bleibt kaum einer übrig, wenn wir das 60ſte Jahr erreichet haben.

Vor einigen Jahren reiſete ich von hier, aus meiner Vaterſtadt, in meine Geburtsſtadt nach Carlsruh, aus welcher ich nur 12. Jahr entfernet war. Wie viel Neues traf ich nicht bei jedem Schritt an. Aus allen Häuſern ſahen mir fremde Geſichter heraus. In denen Häuſern, wo ich vorhin in meinen Jünglingsjahren manche Bekannte und Freunde hatte, da fragte man mich, wer ich ſeye? und begegnete mir an den mir ſo bekanten Stellen ſehr fremde. Mein lieber Vater, meine Geſchwiſtrige, und bei nahe alle Freunde, waren nicht mehr da, und ſchon in die Ewigkeit voraus gegangen. Dieſes vermehrte das Andenken des vorigen daſelbſt genoſſenen Vergnügens, mit einer traurigen Bewegung meines Herzens. In ſo kurzer Zeit war mir der gröſte Theil dieſes ſonſt vergnüglichen Orts, durch den frühezeitigen Tod ſo vieler Verwanden und Freunden, zu einer Einöde geworden.

So fürchterlich zwar den meiſten die Vorſtellung des Todes vorkomt: ſo hat ein Weiſer Urſache zu erſchröken, wenn er nachdenkt, daß er ſo alt werden kan, alle ſeine Freunde zu überleben. Daß dieſes Unglük ſich leicht zutragen könne, wird deutlicher werden, wenn ich die Geſchichte des Sterbens vor Augen lege. Solche kan vielleicht bei meinen Leſern zu mehr als einer wichtigen Betrachtung Anlas geben? Ich will aber zuvor, ehe ich die Liſte mit der Berechnung mittheile, noch ein und andere Betrachtungen hier voran ſezzen, welche das folgende ſo dann deſto begreiflicher machen werden, wodurch das Wunderbare, auch in unbekannten und ſonſt gleichgültigen Dingen, ſattſam in die Augen fallen wird.

Will man ſich die Mühe geben, nur die jährlichen Liſten der gebohrnen, verheiratheten und verſtorbenen Perſonen mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu vergleichen und zu unterſuchen, ſo wird man bald wahrnehmen, wie in geſunden Jahren, wo eine Stadt von ſchädlichen Seuchen, gräulichen Erdbeben, Krieg, Hunger und Waſſersnoth befreiet bleibet, die Zahl der Gebohrnen allzeit gröſſer ſeye, als die Zahl der Verſtorbenen. Worzu nuzet aber dieſe Erkäntnis? wird man ſagen. Wie! wenn es dem Höchſten gefallen hätte, daß nur jährlich ſo viel mehr ſtürben, als jährlich mehr gebohren worden, würde nicht ſchon bei nahe im Verlauf einer Zeit von 100. Jahren das menſchliche Geſchlecht von dem Erdboden vertilget ſeyn? Wenn bei der Geburt und Tode der Menſchen ein blinder Glüksfall herrſchete, könte es ſich nicht leicht zutragen, daß in verſchiedenen Jahren noch ein- oder etliche mal ſo viel ſtärben, als gebohren würden? Würden hier nicht dem menſchlichen Geſchlechte die Pforten zum gänzlichen Untergange, oder zu allem Jammer und Noth eröfnet werden? Was für Ehrfurcht, Gehorſam und Liebe ſoll uns dieſer Gedanke nicht gegen dem höchſten Gebieter über unſer Leben und Tod einflöſſen! So mus ja das menſchliche Geſchlecht beſtändig anwachſen, wo ſich keine giftige Seuche, Waſſersnoth, Erdbeben, Krieg, oder widrige politiſche Urſachen einmiſchen.

Ich mus nun dieſe Wahrheiten zu dem Urſprung aller Wahrheiten zurüke führen. GOtt iſt Urheber von den Anordnungen und Geſetzen, wornach die Menſchen gebohren werden und ſterben. GOtt iſt aber auch das allerweiſeſte Weſen: ſeine Abſichten müſſen alſo, bei dieſen Geſezzen, von ſeiner höchſten Weisheit zeugen. Warum läſt nun GOtt ordentlicher Weiſe mehr gebohren werden, als ſterben? Will er ſich nicht hiedurch als einen Liebhaber des Lebens offenbaren? Will er nicht, daß der Erdboden, ſo viel als möglich, mit Menſchen, als Zeugen ſeiner Herrlichkeit und ſeiner herrlichen Werke, angefüllet ſeyn ſolle? Will er nicht gerne ſeine gewaltige Königreiche, ſein Reich der Natur, der Gnaden und der Herrlichkeit ſein gros und anſehnlich haben?

Man denke nicht, daß der Erdboden mehr als zu voll wäre, und daß neue Ankömlinge auf demſelben die nöthige Herberge nicht würden finden können. In Portugall und Spanien ſind nur allein ungefehr 10. Millionen Menſchen: in Frankreich 20: in Italien und deſſen Inſuln 8: in Grosbrittannien 9: in Teutſchland, Niederland und Schweiz 32: in Dännemark, Schweden und Norwegen 17: in Rusland 18: in Pohlen, Böhmen, Ungarn und der Europäiſchen Türkei 50. Millionen: alſo in ganz Europa bei nahe 154. Millionen Menſchen. Aſien rechnet man auf 500.: Africa auf 150: America auf 200. Millionen: Dieſes betrage in allen 4. Theilen der Erde ohngefehr 1000. Millionen Menſchen. Nach der Rechnung des Herrn Probſt Süsmilch, können wenigſtens 7000. Millionen Menſchen auf der Erdkugel wohnen, und ihren Unterhalt finden. Mögten nur alſo die Menſchen nicht ſo unwiſſend und träge ſeyn, die Erde zu bauen! mögten ſie nur nicht, durch ihre laſterhafte Neigungen, entweder ſich ſelbſt oder andere töden und ermorden, ſo hätten freilich viele Menſchen Raum und Mittel genug, wo ſie bequem wohnen, und ſich reichlich ernähren könten.

Ein Ludwig der 14te, verſchwendete viele Millionen, ſeltene Waſſerkünſte, neue Feſtungen anzulegen, prächtige Gebäude aufzuführen, die nun ſchon meiſt in Staub und Aſche darnieder liegen. Sind ihm nun die alten Egyptiſchen Könige nicht weit vorzuziehen, die durch Kunſt und Fleis, ihr von Natur unbequemes und wildes Egypten ſo zuzurichten wusten, daß dieſes Land, welches man nicht hätte glauben ſollen, die Kornkammer von ganz Italien werden muste? Verdienen nicht die nahrhaften Holländer mehr Lob, die ſo viele Sümpfe und Moräſte, durch Koſten, Geſchiklichkeit und Fleis, in die fruchtbarſten Länder, Wieſen und Weiden verwandelt haben? Das iſt alſo was groſſes von einem Könige und mächtigen Regenten, wenn er vielen hunderttauſenden in ſeinen Landen, die es vorhin nicht gehabt, noch haben können, Brod und reichen Unterhalt zu verſchaffen weis? Hiedurch wird er reich, durch die Menge des Volks ſtark, und den Benachbarten fürchterlich. Würde ich hier die jezigen und die leztern hohen Könige von Grosbrittannien und Preuſſen, und die jezo glorwürdig regierende Kaiſerin und Königin von Ungarn und Böhmen, als die unvergleichlichſten Exempel anführen, ſo würde ich von gar zu bekannten Sachen reden.

Doch, ich ſehe wohl, was man mir hiebei für einen Einwurf machen möchte. Ich habe behauptet, daß etwa 7000. Millionen Menſchen ihren Unterhalt auf Erden finden könten, und daß ungefehr nur 1000. Millionen würklich darauf lebeten. Ich habe vorhin geſchrieben, daß ſich die Menſchen, durch ihren natürlichen Wachsthum, nach dem ordentlichen Lauf, faſt in 100. Jahren verdoppeln würden. Hieraus aber würde folgen, daß ſich ſchon in einem Zeitraum von 800. Jahren 16000. Millionen Einwohner auf unſerer Erdkugel befinden müſten, welchen es aber gewislich an der nöthigen Nahrung fehlen würde. Allein, welche Fuſtapfen einer wunderbaren Vorſehung des höchſten Erhalters aller Dinge, und beſonders bei dem menſchlichen Geſchlechte, bemerket man hier nicht? GOtt offenbaret hierinn als in einem Spiegel, ſo wohl ſeine ſtrafende Gerechtigkeit gegen das ſündliche Volk des Erdkreiſes, als auch ſein väterliches Verſchonen und erbarmende Liebe gegen die elende Menſchen. Man erblikket hier die deutlichſten Spuren des allſehenden Auges GOttes, und die Proben ſeiner herrlichen Macht. Es müſſen ordentlicher Weiſe immer mehr gebohren werden, als ſterben, damit durch Peſt, böſe Seuchen, Krieg, Hungersnoth, und durch andere tödliche Zufälle, als Erdbeben, Waſſersnoth ꝛc. welcher ſich die Menſchen durch die Sünde unterwerfen, damit ſage ich, durch dieſe Uebel, das menſchliche Geſchlecht nicht plözlich möchte aufgerieben werden. Man erwege nur in einigen Exempeln, was dieſe Uebel zu bedeuten haben, und wie der verzehrende Eifer GOttes durch dergleichen Uebel ein Land und Volk könne dünne und leer machen. Unter dem Könige David 2. Sam. 24. nahm die Peſt in einem Tage 70,000. Menſchen hinweg. Unter dem Kaiſer Juſtinian, im Jahre 527. ris die Peſt täglich 5. oder 10000. dahin. Die Peſt in Africa, nach der Zerſtörung Carthago, fras in Numidien 800,000; in Utica 30,000. Im Jahre 1359. wütete die Peſt in Italien dergeſtalt, daß von 1000. kaum 10. Perſonen übrig geblieben. Im Jahre 1346. unter dem Kaiſer Carl dem vierten, nahm die Peſt in Teutſchland, die eine Hälfte der Einwohner hinweg. Die Peſt von 1503. bis 1515. verzehrte in Preuſſen, Dänemark, Schweden, Moſcau, faſt den dritten Theil des Volks. Vom Jahre 1582. bis 1682. hat ſie ſich fünfmal zu Londen eingefunden, und der fünfte Theil des Volks muſte ihr faſt jedesmal zum Opfer werden. Vom Jahre 1542. bis 1633. hat ſie ihr Gift zu ſiebenmalen, in Breslau ausgegoſſen, und ſie hörete jedesmal nicht eher auf, als bis ihr der fünfte Theil zum Raube worden ſind.

Was ſoll ich nun von den blutigen Kriegen anführen, die zu keiner Zeit auf dem Erdboden allenthalben aufhören? Bei der Zerſtöhrung Jeruſalems, und des Jüdiſchen Landes, kamen 2. Millionen Menſchen um, und 336690. Juden fielen durchs Schwerdt. Der einzige andere Puniſche Krieg hat eine Million und 500,000. Menſchen ermordet. Der bürgerliche Krieg, zwiſchen Cäſar und Pompejus, hat 300,000. das Leben genommen, und noch mehr haben des Brutus, des Caſſius, des Sext. Pompejus, Waffen dahin geriſſen. Der einzige Cäſar rühmet ſich, daß er eilfmal hundert und 92000. Menſchen in Schlachten erſchlagen habe; und Pompejus lies ſeine blutige Thaten in dem Tempel der Minerva ſchriftlich aufhängen, wie er nemlich 21 mal hundert, und 83000. Menſchen, theils geſchlagen, theils gefangen genommen und getödet habe. Der Marius erſchlug in einer Schlacht an die 200, 000. Teutſche. Die Spanier haben in America auf die 50. Millionen wehrloſe und unſchuldige Menſchen jämmerlich ermordet. Iſt des Krieges wol jemals ein Ende? Iſt es nicht wahr, daß bei geendigtem Feldzuge, auch wenn keine Schlachten und Belagerungen vorgefallen, die Armeen bei nahe um den fünften Theil eingeſchmolzen? Wie ſehr zernichten alſo nicht die faſt an einander hangende Kriege das menſchliche Geſchlecht!

Die Hungersnoth reibet gleichfalls nicht ſelten viel hundert tauſend Menſchen auf. Wie nun Peſt, Krieg, Hungersnoth, ein Land an Einwohnern dünne machen: ſo wird auch ſolches durch den eheloſen Stand, in vielen Ländern bewerkſtelliget. Wie viele 1000. Menſchen werden nicht hin und wieder durch Erdbeben verſchlungen? Finden wir nicht genug traurige Beiſpiele in den Geſchichtbüchern, da öfters durch Erdbeben auf einmal hunderttauſend Menſchen jämmerlich umgekommen ſind? Davon wir in einer über die leztere Erd- und Waſſerbewegungen in Druk herausgegebenen Schrift ausführlich gehandelt haben; welches verdienet in dieſem Band, im 8ten Theil, p. 115. u. f. nachgeleſen zu werden. Wie viele kommen nicht auf der See und in den Waſſern um ihr Leben?

Wenn man nun dieſe und andere widrige Zufälle, die dem menſchlichen Geſchlechte auſſerordentlich begegnen, überleget: ſo wird man erſt lebhaft erkennen können, warum GOTT, ordentlicher weiſe, die Anzahl der Gebohrnen gröſſer ſeyn läſſet, als die Anzahl der Sterbenden. Die Vorſicht des Höchſten hat dieſes von Ewigkeit voraus geſehen, wie vielen und wie mächtigen Feinden das Leben der Menſchen, wegen der Sünde, ausgeſezzet ſey. Die erbarmende Liebe des gütigen GOttes hat dennoch hiedurch das menſchliche Geſchlecht nicht gar wollen zu Grunde gehen laſſen, darum hat ſie dieſes Geſez als ein gewiſſes Mittel erwählet, daß allen widrigen Begebenheiten unerachtet, das menſchliche Geſchlecht nicht allein nicht ausſtürbe, ſondern ſich noch darzu auf dem Erdboden vermehren, und bis auf ein von GOtt beſtimmtes Ziel ausbreiten könte, ſo, daß es in zimlicher Gleichheit und Gleichgewichte allezeit erhalten werde.

Es iſt aber dieſes nicht allein ein göttliches Geſez und Ordnung, daß in geſunden Jahren jährlich mehr gebohren werden, als ſterben: ſondern GOtt hat auch die Verhältnis, welche die Sterbende zu denen, die gebohren werden, haben, in gewiſſe und weiſe Gränzen eingeſchloſſen. Wie es die Liſten von den Getauften und Verſtorbenen ausweiſen; ſo verhalten ſich in den mehreſten Zufällen die Sterbende zu denen, die gebohren werden, wie 10 zu 13, oder wie 10 zu 14; das iſt, wenn 10 ſterben, ſo werden dagegen 13 bis 14 gebohren. Dieſe Verhältnis iſt von ordentlichen, gewöhnlichen und mittelmäſſigen Jahren zu verſtehen, in welchen keine peſtilenzialiſche, oder dieſen faſt gleichkommende Seuchen, regieren.

Sonſt iſt hier auch wohl einiger Unterſcheid der Länder mit in Betrachtung zu ziehen. Man kan hieraus abnehmen, wie vielmehr in einem Lande, bei dem Anwachs der Leute, in einem gewiſſen Zeitraum, an Lebensmitteln müſſe verzehret werden. Ein Regent kan hieraus den Schlus machen, wie viel Unterthanen ihm, in einem gewiſſen Zeitlauf anwachſen; wie viele Mannſchaft er ungefehr, ohne Entblöſſung des Landes, aus ſeinen eigenen Mitteln nehmen könne. Und gleichwie GOtt alles nach Zahl, Maas und Gewicht angeordnet und eingetheilet: ſo kan man hieraus muthmaſſen, daß, wie GOtt den wütenden und tobenden Wellen des Meeres, durch einen Cirkel von Sande, gleichſam Feſſeln angeleget, und denſelben ihre Grenzen angewieſen: daß, ſage ich, GOtt, der Peſt, der Hungersnoth, dem Kriege, Erdbeben und andern das menſchliche Geſchlecht zernichtenden Uebeln gebothen, daß ſie theils nicht zu ofte kommen dürfen; dann auch, daß, wenn ſie ſich einfinden, ſie doch nicht weiter um ſich greiffen mögten, als wie es bei nahe der Ueberſchus der Gebohrnen über die Geſtorbenen ergiebet, damit das menſchliche Geſchlecht in ſeinem vollkommenen Stande möge erhalten werden, und damit die Verhältnis der Sterbenden zu denen, die das Leben bekommen, bei nahe einerlei und in zimlicher Gleichheit verbleiben möge. Wer erkennet hieraus nicht den Finger des Allmächtigen? Und wer begreiffet hieraus nicht die allerweiſeſte und gnädigſte Regierung des allerhöchſten GOttes und Erhalters aller Dinge.

Noch deutlicher wird dieſes erkant, wenn man aus den Taufliſten bemerket, wie jährlich mehr Knaben als Mädgens gebohren werden; und daß zwiſchen dieſen allezeit eine beſtim̃te Verhältnis ſtatt finde. Es verhalten ſich aber die gebohrnen Töchter zu den gebohrnen Söhnen in einer Mittelverhältnis, wie 1020 zu 1050, oder wie 20 zu 21; das iſt, weñ jährlich an einem Orte 1000. Töchter gebohren werden, ſo werden dagegen 1050. Söhne gebohren. Warum hat aber die Weisheit GOttes eine ſolche Ordnung geſtiftet? Iſt es etwa, daß GOtt vorher geſehen, daß das Leben der Männer mehrern Gefahren unterworfen wäre? daß folglich mehrere vom männlichen Geſchlechte dahin ſterben würden? daß aber doch eine Gleichheit in der Anzahl der Manns- und Frauensperſonen verbleiben möchte? Dieſes, denke ich, wäre hiebei die Abſicht GOttes mit. Wie viele Männer kommen nicht im Kriege, auf der See, in den Bergwerken, und bei andern gefährlichen Arbeiten und Unternehmungen um ihr Leben! Es lieget aber in dieſer Anordnung auch ein Wink der Natur, daraus ein Vernünftiger wohl abnehmen kan, wie GOtt nur einen Mann und ein Weib zuſammen geordnet, wodurch das menſchliche Geſchlecht ſolte fortgepflanzet werden, und wie alſo die Vielweiberei gegen die Geſeze der Natur ſtreite, und ſolche GOtt keinesweges gefallen könne.

Wenn man, um nun wieder auf das vorige zu kommen, ferner in den Liſten die Verhältnis der Sterbenden nach dem verſchiedenen Alter vergleichet: ſo wird man finden, daß von allen gebohrnen Kindern, ehe ſie 4. Jahre voll alt werden, ſchon die eine Hälfte wiederum verſtorben ſey. Man bemerket ferner, daß nur der dritte Theil von allen Gebohrnen das zehende Jahr überleben; 2 Drittel aber ſind bis dahin ſchon wieder verſtorben. Unter 5. Toden iſt einer von 50. Jahren, unter 7. Toden iſt einer von 60. Jahren, unter 20. Toden einer von 70. Jahren, unter 50. Toden einer von 80. Jahren, unter 300. Toden einer von 90. Jahren, unter 2000 Toden einer von 100. Jahren. Wenn man nun etwas genauer erkennen will, wie die Menſchen nach ihrem verſchiedenen Alter ſterben: ſo wird nicht undienlich ſeyn, wenn ich zu dieſem Ende eine Berechnung mittheile, welche der berühmte Herr Probſt Süsmilch von der Sterblichkeit der Menſchen gemacht hat. Nach derſelben wollen wir ſezen, daß 4578. Menſchen folgendermaſſen ſterben, und zwar in folgenden Jahren ihres Lebens, an der Zahl:

Von	1	Jahr	1733	von	26	Jahr	19	von	51	Jahr	29	von	76	Jahr	29
von	2	Jahr	247	von	27	Jahr	20	von	52	Jahr	32	von	77	Jahr	29
von	3	Jahr	186	von	28	Jahr	32	von	53	Jahr	36	von	78	Jahr	16
von	4	Jahr	149	von	29	Jahr	16	von	54	Jahr	34	von	79	Jahr	18
von	5	Jahr	120	von	30	Jahr	42	von	55	Jahr	29	von	80	Jahr	18
von	6	Jahr	80	von	31	Jahr	13	von	56	Jahr	35	von	81	Jahr	3
von	7	Jahr	65	von	32	Jahr	29	von	57	Jahr	33	von	82	Jahr	15
von	8	Jahr	43	von	33	Jahr	22	von	58	Jahr	33	von	83	Jahr	6
von	9	Jahr	49	von	34	Jahr	35	von	59	Jahr	25	von	84	Jahr	6
von	10	Jahr	23	von	35	Jahr	17	von	60	Jahr	57	von	85	Jahr	5
von	11	Jahr	12	von	36	Jahr	41	von	61	Jahr	32	von	86	Jahr	2
von	12	Jahr	10	von	37	Jahr	23	von	62	Jahr	33	von	87	Jahr	3
von	13	Jahr	10	von	38	Jahr	21	von	63	Jahr	32	von	88	Jahr	9
von	14	Jahr	5	von	39	Jahr	15	von	64	Jahr	39	von	89	Jahr	5
von	15	Jahr	11	von	40	Jahr	47	von	65	Jahr	34	von	90	Jahr	4
von	16	Jahr	8	von	41	Jahr	23	von	66	Jahr	60	von	91	Jahr	2
von	17	Jahr	8	von	42	Jahr	23	von	67	Jahr	34	von	92	Jahr	1
von	18	Jahr	10	von	43	Jahr	26	von	68	Jahr	32	von	93	Jahr	1
von	19	Jahr	8	von	44	Jahr	29	von	69	Jahr	20	von	94	Jahr	1
von	20	Jahr	12	von	45	Jahr	28	von	70	Jahr	53	von	95	Jahr	2
von	21	Jahr	9	von	46	Jahr	18	von	71	Jahr	28	von	96	Jahr	3
von	22	Jahr	15	von	47	Jahr	13	von	72	Jahr	28	von	97	Jahr	1
von	23	Jahr	20	von	48	Jahr	35	von	73	Jahr	38	von	98	Jahr	0
von	24	Jahr	15	von	49	Jahr	24	von	74	Jahr	29	von	99	Jahr	0
von	25	Jahr	19	von	50	Jahr	64	von	75	Jahr	28	von	100	Jahr	0

Man ſiehet aus der angeführten Liſte, wie von den 4578. Perſonen in den erſten 4. Jahren 2315. alſo ſchon die Hälfte wieder verſtorben. Hat man folglich Vergleichungsweiſe wohl Urſache, daß man ſich über die Kürze des menſchlichen Lebens beſchwehre? Und will man die Kinder von 4. Jahren ſelig preiſen: ſo wird doch ſchon die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts in den Himmel eingehen. Es laſſen ſich ferner dieſe Liſten gar wohl gebrauchen zur Beſtimmung der Leibrenten, und zu ſehr vielen andern nüzlichen Sachen, die ſich auf die Wahrſcheinlichkeit gründen. Nicht weniger können die Todenliſten gar nüzlich gebrauchet werden, die Zahl der Einwohner eines Landes, oder gewiſſer Städte zu beſtimmen. Die Verhältnis, deren man ſich in groſſen Städten bedienet, iſt, daß von 25. Perſonen jährlich einer ſterbe. In London rechnet man, daß von 20. und in Paris, daß von 23. jährlich einer ſterbe. In Städten und auf dem Lande zugleich kan man annehmen, wenn man eins ins andere rechnet, daß von 30. jährlich einer dies Zeitliche verlaſſe. Auf dem bloſſen Lande aber, daß von 35. Perſonen einer in die Ewigkeit eingehe. Alſo hat man in folgenden Städten die Anzahl der Einwohner beſtimmen wollen:

	Die da jährlich ſterben.	Anzahl der Einwohner.		Die da jährlich ſterben.	Anzahl der Einwohner.
Londen	26078	521740	Danzig	1641	41025
Paris	17804	409492	Königsberg	1579.	39475
Amſterdam	8844	221100	Breslau	1523	38075
Wien	6571	164275	Stokholm	1500	37500
Liſſabon		160000	Leipzig	1172	29300
Rom		125000	Nürnberg	1063	26575
Mayland		123000	Braunſchweig	1014	25350
Venedig	4703	117545	Augſpurg	1240	30500
Madrit		80000			
Berlin	3171	79275	Frankfurt am Mayn	843	21075
Hamburg	3027	75675	Ulm	844	22100
Coppenhagen	2237	55925	Zürch	656	16400
Dresden	1690	42250	Magdeburg	645	16125

Es können endlich die Sterbeliſten auch noch ferner dazu gebraucht werden, daß man daraus die Anzahl der verſchiedenen Nationen und Religionsverwanden in einem Lande oder Stadt erkennen könne.

Uber das alles zeigt das angeführte Schema den deutlichen Eindruk von der kurzen Dauer des menſchlichen Lebens; und lehret uns, wieviel tauſend Menſchen in der Hofnung, alt zu werden, ſich betrügen. Ein 60- bis 70jähriger Menſch hat ſich alſo in der That ſelbſt als eine Seltenheit zu betrachten; der demjenigen gleich iſt, welcher aus einem Schifbruch gerettet und übrig geblieben iſt.

Ich wünſche, daß ein jeder ſein wahres Alter, nicht nach der Zahl der leicht trügenden Jahre, ſondern nach der Zahl der Geſtorbenen, die mit ihm in gleichem Alter waren, rechnen möchte. Wenn ein Kind von 2. Jahren ſchon einen Drittheil ſeiner Zeitverwanden überlebet hat: ſo hat es in dieſer Betrachtung ſchon ein wichtiges Alter. Und da ich dieſes bei dem Anfange meines 37ſten Jahres ſchreibe: ſo ſehe ich mich als einen wahren Greiſen, ſo, daß ich, da meine Bekante meiſtens dahin ſind, mir auch ſelbſt durch dieſen Aufſaz zu meinem Geburtstage zu gratuliren Urſache habe.

Wie deutlich wird mir hiedurch das Gleichnis der heil. Schrift, welche die Dauer des menſchlichen Lebens mit einer Blume, mit einem grünenden Graſe, und die Reihe der Jahre mit der Breite der Hand, uns ſelbſt aber mit einem Schattenbild vergleichet. Ich lerne hiedurch mich mit allen Dingen nicht weiter einzulaſſen, als ich mich mit einem Hauſe, meiner Wohnung, einlaſſe, in welcher ich nur einkehre, um auf den erſten Wink meines HErrn abzureiſen. Und dies iſt die wahre Weisheit, die uns die Todesbetrachtungen lehren, und uns die Ausdrükke der H. Schrift, die uns Gäſte und Pilgrimme nennet, zugleich mit groſſem Nachdruk erklären.

Möchten nur diejenige Menſchen dieſes genau zu Herzen faſſen, welche durch ihr eitles

Bemühen bei dem Wechſel der Jahre ſich und die Ihrige ſo martern, und ohne Rukſicht fortfahren, ſich das Leben ſelbſt ſauer zu machen. Ich mus geſtehen, daß wenn ich mit einem Erbarmungsvollen menſchlichen Herzen das Geſchlecht der Menſchen betrachte, und ihr Verhalten in Abſicht auf den Wechſel der Jahre reiflich überlege, ich über viele meiner Nebenmenſchen mitleidig gerühret werde; indem ich diejenigen, welche mit Sorgen, Bekümmernis, und öfters mit einem überwiegenden Misvergnügen ihre Tage verſchwenden, an dem Neujahrstage gleichſam auf einer Anhöhe ſtehen ſehe, wo ſie mit Seufzen auf das verfloſſene Jahr, gleich als in ein finſteres abſcheuliches Thal, einen Blik zurüke werfen. Einen Augenblik fühlen ſie eine Art eines erquikenden Vergnügens, weil ſie die Anhöhe glüklich erreichet haben; Allein, vor ſich ſehen ſie eine eben ſo ſchrekenvolle Wildnis ausgebreitet. Sie ſtürzen ſich mit einer fürchterlichen Sorge in dieſelbe, ohne ſich zu bemühen, ihre Leidenſchaften zu mäſigen, und ſich zu beſſern. Ein Jahr iſt dieſen Elenden ein ſchwerer Stein, den ſie, wie Siſyphus, mit Angſt in die Höhe wälzen. Haben ſie dieſelbe erreicht, ſo rollt er wieder herab, und ſie fangen ihre betrübte Arbeit von neuem an. Oder, ein ganzes Jahr iſt dieſen Leuten ein Berg, von lauter Sand aufgeführet. Sie ſtehen an ſeiner Wurzel, und wünſchen die Höhe zu erreichen. Bei jedem Tritte glitſcht der Sand unter ihnen weg, und ſie gewinnen, mit der äuſſerſten und ängſtlichſten Mühe, endlich die Spitze.

Eine andere Art Leute verſchwenden die Jahre mit unnüzen Kleinigkeiten, Puzereien, und mit Nichtsthun. Sie legen einen Tag nach dem andern zurüke, und bringen nichts vor ſich. Sie ſind gleich den Vögeln, die man in einem Rad laufen läſt. Der Vogel flattert, und bewegt ſeine Füſſe. Er komt durch alles ſein Bemühen nicht weiter; allein, das Rad drehet ſich doch unter ſeinen Füſſen rings herum. Ich weis nicht, ob man über ſolche geſchäftige Faullenzer lachen, oder ob man mit ihnen Mitleiden haben ſoll.

Und was ſoll man zu denjenigen Böswichtern und Sündern ſagen, deren Jahre ein ſchwarzes Gewebe von lauter Ruchloſigkeiten, Vergehungen und Frevelthaten ſind? Die ſchnelle Zeit trägt ſie auf ihren Flügeln der Verzweiflungsvollen Ewigkeit zu, und an einem jeden Januarius ſind ſie derſelben um ein groſſes Theil näher. Die Tage und Jahre eines Böſewichts ſind gleich den wilden Wellen des Meers, welches durch brauſenden Sturm aufgewühlet worden. Eine Welle ſchmeist der andern das Schif auf den Rükken, bis es endlich die lezte an einem Felſen zerſcheitert.

Möchten doch nur alle Menſchen an dem erſten Tage dieſes Jahrs zu ſich ſelbſt kommen, und gleichſam in dieſem Ruhepunkte ihrer Zeit vernünftige Betrachtungen anſtellen! Man kan die Pflichten dieſes Tages füglich in 2. Regeln zuſammen faſſen. Einmal, man ſehe mit einem vernünftigen Blik auf die verfloſſene Zeit zurük; und zum andern, man thue einen Blik in die Zeit, die vor uns liegt. Es iſt wahr, ich mus den Menſchen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und geſtehen, daß die meiſten an das verfloſſene Jahr zurüke denken. Allein, man laſſe ſich doch einmal erzehlen, was ſie uns von dem ganzen alten Jahre zu ſagen haben. Der eine wird uns eine ganze Menge unglüklicher Zufälle herrechnen: der hat durch den Tod eines andern groſſen Verluſt erlitten: der iſt krank geweſen: jener hat gar einen Geldverluſt gehabt. Ein anderer iſt um ſeinen Credit gekommen, oder iſt an dem Zahlungstag civiliter mortuus worden. Dieſer oder jener hat den Korb bekommen. Der iſt um vieles gekommen durch einen verſchlagenen Juriſten; und jener iſt, da er an ſeinem Schöpfer geſündiget, gar dem Arzt in die Hände gefallen, u. ſ. w. Ein anderer wird uns mit vergnügter Mine ſagen, er habe ſo und ſo viel Geld erworben; er habe ſich verheirathet; er habe den Vaternamen zu tragen angefangen; er ſeye der und der worden; ſein Schneider habe das und das aus ihm gemacht; jene iſt gar Hofnungsvoll geworden, ſo ihr Mann doch kaum glauben will; die andere hat eine reiche Erbſchaft erhalten, u. ſ. w. Sind das aber die wichtigſten und vornehmſten Begebenheiten unſers Lebens? Sind die Glüks- oder Unglüksfälle wol ſo viel werth, daß wir ſie für die merkwürdigſten Sachen halten, und ſie allein einer Aufmerkſamkeit werth achten?

Ein tugendhafter Menſch wird an dem Neuenjahrstage vornemlich unterſuchen, ob er in dem alten Jahre an Einſicht und Tugend zugenommen. Die Frage ſoll vielmehr dieſe ſeyn: Wie viele nüzliche, und in dem Leben der Menſchen nöthige Wahrheiten wir in dem vorigen Jahr gelernet? Wie viel Gutes wir gethan? Ob wir frömmer, gerechter, grosmüthiger, gefälliger geworden? Was für Vortheile wir dem Vaterlande, dem Orte, wo wir leben, unſern Freunden, und allen denen, mit denen wir im bürgerlichen Leben umgehen und zu ſchaffen haben, würklich herfür gebracht? Denn ohne dieſes iſt das ganze Land verlohren.

Wenn Sibylla die Wahrheit bekennen wolte, ſo würde ſie ſagen müſſen, daß ſie noch heute eben ſo unwiſſend, albern, und kindiſch ſeye, als vor dem Jahre. Alle ihre Beſchaftigungen, das Klatſchen, das Puzen, das dokenhafte und kindiſche Weſen ſind mit der Zeit zugleich vernichtet. Sie iſt wie ein Sieb, durch welches die Jahre, wie Waſſer, durchlaufen. Es läſt nichts zurük; auſſer daß der Schlamm ſizen bleibt, und daß das Sieb ſelbſt nach und nach mürbe wird, und vermodert.

Ein vernünftiger Menſch mus überhaupt alle die Tage für nichts rechnen, die er unnüz und mit unrechtmäſſigem Verhalten zugebracht hat. Er ſchämet ſich eines jeden zurükgelegten Jahres, in welchem weder ſeine Einſichten noch Tugenden zugenommen haben. Ein Kaufmann rechnet das nur für baares Geld, was, nach Zuſammenrechnung aller Ausgaben und Einnahmen, würklich unter ſeinen Händen bleibet. Wir müſſen alles in dem alten Jahre zuſammen rechnen, und der Ueberſchus an Tugend und Einſicht iſt eigentlich nur das Reelle, was wir aus dem alten Jahr mit hinüber in das neue bringen, alles übrige iſt eben ſo ein Nichts, als das 1756ſte Jahr.

Noch viel nöthiger und nüzlicher aber iſt es, durch eine vernünftige Vorſicht das folgende Jahr zu überſehen. Das thun zwar überhaupt auch die meiſten, aber auf eine lächerliche, unnüze und vergebliche Art. Sie denken: Was wird in dem 1757ſten Jahre geſchehen? Was denn wohl? Ob der Krieg ganz Teutſchland in Flammen ſezzen wird: ob ſie reich, vornehmer, oder gar thörichter werden; ob ſie werden krank werden; ob ſie ſterben werden; ob eine Peſt kommen werde; kurz, was für Glüks- oder Unglüksfälle erfolgen möchten? Der eine lieſt den neuen Calender durch; der andere läſt ſich wahrſagen, oder bauet gar Schlöſſer in die Luft. Kindiſches Verhalten! Einbildiſches Verderben! Man will Dinge vorher ſehen, die kein Menſch vorher ſehen kan: und was wir vorher ſehen könten und ſolten, darum bekümmern wir uns nicht.

Ich ſage allerdings, daß man ſich ſelbſt kan dem Neujahrstag auf das ganze folgende Jahr wahrſagen müſſe; aber ſo, daß es auch aller menſchlichen Vermuthung nach eintrift. Dieſe ganze vernünftige Wahrſagerkunſt beruhet auf drei Regeln.

Erſtlich, man mache einen ganzen ausführlichen Grundris zum folgenden Jahre. Man nehme alle allgemeine menſchliche Pflichten, und die beſondere Pflichten des Zuſtandes, in welchem ſich ein jeder befindet, und theile ſie dergeſtalt ein, daß auf einen jeden Tag des folgenden Jahrs eine gewiſſe Anzahl Pflichten fallen, die denſelben ganz anfüllen. Nach dieſem gemachten Entwurfe ſeze man ſich vor, denſelben aufs treulichſte auszuführen. So bald man nun einen jeden Morgen erwacht, ſo weis man ſchon, was man den Tag zu thun hat. Er iſt ſchon in dem Entwurfe unter die Pflichten gegen GOtt, gegen ſich ſelbſt, und gegen andere völlig vertheilt worden. Und ſo kan ich ja aufs allergewiſſeſte wahrſagen, daß, wenn ich übers Jahr noch lebe, ich gewis viel Gutes in 365. Tagen werde gethan haben, und daß meine ganze Vollkommenheit einen anſehnlichen Zuſaz wird bekommen haben. Krankheiten und alle Unglüksfälle, können rechte Schulen der Tugend ſeyn, und folglich machen ſie die Prophezeiung nicht ungewis. Alle diejenigen, die ſich keinen ſolchen Entwurf zu dem folgenden Jahre machen, die können nichts von demſelbigen vorher ſehen. Sie rennen in daſſelbige hinein, wie ein Wandersmann, den auf einem ganz unbekanten Wege die finſtere Nacht überfällt. Er geht auf ein geradewohl los, und alles, was ihm begegnet, widerfährt ihm von ungefähr.

Zum andern, man ſeze ſich vor, das ganze Jahr vergnügt zu ſeyn. In dieſer Abſicht ſtelle man ſich jederzeit des Morgens nur den bevorſtehenden Tag, und des Abends die bevorſtehende Nacht für, und bringe beide vergnügt zu. Es iſt höchſt lächerlich und erbarmenswürdig, daß der allermeiſte Verdrus der Menſchen über zukünftige Dinge entſteht. Erfolgen ſie nicht, ſo iſt es eine ausgemachte Sache, daß man nicht klug iſt, wenn man ſich darüber betrübet. Erfolgen ſie aber, ſo iſt man auch thöricht, weil man mit der Betrübnis nicht ſo lang verzogen, bis die Urſache derſelben wirklich geworden. Gleich an dem Neujahrstage, welcher von vielen, ich weis nicht, aus welcher Urſache, pflegt angeſchoſſen zu werden, vielleicht für Freude, daß ſie ein Jahr dem Tode näher ſind, habe ich mirs nun mit Ernſt vorgenommen, daß ich das ganze Jahr recht vergnügt ſeyn will; denn ich werde, ſo viel möglich, an einem jeden ſeiner Tage mich weder über das vergangene noch zukünftige Böſe überwiegend betrüben. Widerfähret mir aber ja an einem Tage ein Uebel, ſo ſoll es genug ſeyn, daß ein jeder Tag ſeine eigene Plage habe.

Drittens, um alle übrige, es ſeyen glükliche oder unglükliche Zufälle, ſeye man unbekümmert; ſie ſtehen gar nicht in unſerer Gewalt. Ich weis, daß der Vater der Welt ſchon alles beſtim̄et hat, was mir vor Glük oder Unglük widerfahren wird; und ich weis noch über dies, daß alles, was mir widerfähret, zu meinem Beſten gereicht. Es kan mir doch nichts ärgers wiederfahren, als daß ich ſterbe; und etliche Jahre mehr oder weniger gelebt zu haben, will nicht viel ſagen. Das ganze Leben wird von der Ewigkeit verſchlungen, und es verhält ſich gegen dieſelbe, wie der Anfangspunkt einer Linie, die ins Unendliche fortläuft.

Ich werde nicht die Thorheit begehen, und meinen Leſern zum neuen Jahre ſolche Sachen wünſchen, die wir von dem bloſſen Glüke zu erwarten haben. Dieſe gemeine Wünſche ſind nicht ganz zu verachten; allein, ſie ſind nicht edel und erhaben genug. Ein Geiſt, welcher über die Eitelkeiten der Welt erhaben iſt, ſiehet unter ſeinen Füſſen ſich das Glük blindlings in der Welt herum tummeln. Er verachtet es nicht ganz, er ſchäzet es aber auch nicht beſonders. Er wünſcht ſich und andern mit einer wahren Liebe, daß er einen jeden Tag des folgenden Jahres ſo zubringen möge, damit es ihn niemals gereuen möge, denſelben überlebt zu haben; und dieſes kan man nicht anders erhalten, als wenn man alle Tage vergnügt iſt, und gutes thut. Was für Heil und Wohlfahrt würde dieſes denen Menſchen bringen? Und welche Glükſeligkeit würde das für ein Land, für eine Republik und Stadt ſeyn? Die güldene Zeiten würden alsdann wieder herrſchen.

Allein, ſo wenig ein Staat zu einem ſolchen Heil gelangen mag, wann gleich weiſe Regenten für die Wohlfahrt der Bürger ſich beeiferten, wenn nicht auch dieſe ſelbſten, da ihnen weiſe und heilſame Mittel und Verordnungen gegeben werden, ſich nach Kräften dahin beſtreben, dergleichen ſo unentbehrlich nöthige Abſichten, nemlich die Beförderung ihrer eigenen Glükſeligkeit, zu erreichen: ſo wenig können die glükſelige Zeiten, die man an dem neuen Jahre einander anzuwünſchen pflegt, eintreffen, wenn nicht die Untergebenen die nöthigen Pflichten gegen die Obern zu beobachten ſich bemühen, wenn nicht die Bürgere u. Unterthanen an der Beförderung ihres allerſeitigen Wohls den gröſten Antheil nehmen.

Verdienet nicht derjenige Staatskörper als unvollkommen angeſehen zu werden, deſſen Stände u. Glieder ſich nicht gemeinſchaftlich angelegen ſeyn laſſen, das allgemeine Beſte zu ihrer vornehmſten Abſicht zu ſezen? Treue und Gewogenheit, Liebe und Tugend in allen Handlungen ſind diejenigen Stüke, welche dem Verderben des Staats Einhalt thun; Dieſe können allen Unfällen Troz bieten, und die Einigkeit in allen Ständen die Macht ganzer Reiche und Städte vermehren, wenn Fleis und Mäſigkeit ꝛc. als wie die Strahlen der Sonnen den Glanz der Länder ins Helle ſezen; Da kan ſo denn die verlohrne Glükſeligkeit wiederum zum Vorſchein kommen, wenn auch gleich zu Zeiten dieſe oder jene Provinz harte Unfälle betreffen.

In ſo ferne nun ſich ſolchergeſtalt dieſe bisher angeführten Eigenſchaften in einem Staate vereinbaren; ſo wird das Wohl deſſelben befördert, das Verderben hingegen abgewand; Friede und Gerechtigkeit werden alsdann einander begegnen, Wohlfahrt und Gedeien ſich vereinigen, Treue und Liebe ſich verbinden, und endlich die vollkommneſte Glükſeligkeit an allen Orten und Enden herrſchen. Dieſes ſchon längſt geſuchte Kleinod wünſche ich bei dem Anfang dieſes Jahrs einem jeden Stande; Alles übrige aber empfehle ich der ſo weiſen als gütigen, aber auch gerechten Vorſehung des Himmels, welche nicht allein für das Beſte der Länder, Städte und Reiche wachet, und derſelben Schikſal lenket, ſondern auch einer jeden vernünftigen Creatur diejenigen Mittel und Wege gezeiget, und noch im̄erdar zeiget, wenn man ſich nur derſelben vernünftig bedienen will, wie ihre Wohlfahrt zu befördern?

Der geneigte Leſer lebe wohl, und bleibe mir und dieſen Sammlungen noch ferner, wie vorhin, gewogen.

Inhalt
derer Schriften, welche in dem ſiebenden Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Etwas, das einer Vorrede ähnlich iſt. p. 3.
Hiſtorie der Motten, oder der Inſekten, welche Wolle und Pelzwerk freſſen. p. 17.
Mittel, die Wollenzeuge und das Pelzwerk für den Motten zu verwahren. p. 26.
Von den Molken. p. 36.
Von den unvorſichtigen Curen. p. 38.
Einen Kellerbogen ohne Bretter und mit geringen Koſten zu verfertigen. p. 39.
Mittel, die Ameiſen in Gärten, und die Grillen in Häuſern zu vertreiben. p. 40.
Von der Selbſterkänntnis. p. 41.
Ohntrügbares Mittel wider den ſogenannten Wurm an der Hand oder den Fingern. p. 45.
Von der übelgegründeten Furcht und den Mitteln darwider. p. 45.
Unterſuchung, ob, und wie die Vergeslichkeit zu befördern ſeye? p. 48.
Gedanken bei dem heranwachſ. Frühling. p. 55.
Gedanken eines Geizigen. p. 60.
Die Feigheit iſt eine Mutter der Grauſamk. p. 68.
Vom langen Leben der Menſchen. p. 73.
Wie man ein hohes Alter erreichen könne. p. 77.
Unſere Empfindungen ſind niemals gänzlich rein. p. 83.
Anweiſung, wie man eine groſſe Menge Bierhefen aufheben kan, daß ſie ꝛc. p. 86.
Zufällige Abſchilderung von angenehmen und unangenehmen Perſonen in Geſellſchaft. ibid.
Vorſchlag zu einer Schlafgeſellſchaft. p. 88.
Gedanken von der Seelenwanderung. p. 92.
Troſtſchrift für diejenige Jungfern, welche längſtens gewünſchet verheirathet zu ſeyn. p. 95.
Von den Vorzügen des Alters vor der Jug. p. 96.
Ein Mittel, das Bauholz und anderes Holzwerk in den Häuſern ſo zu verwahren, daß es nicht auswachſe, demmelich oder ꝛc. p. 99.
Gedanken von dem Vergnügen bei der Traurigkeit. p. 100.
Jederzeit friſche Blumen und Früchte zu haben. p. 104.
Betrachtung über den geſchäftigen und müſſigen Theil des menſchlichen Geſchlechts. p. 105.
Von der Verläumdung, und den Mitteln ſich dafür zu hüten. p. 106.
Beſondere Anmerkungen von der Mäſſigkeit, als ein Mittel zur Geſundheit. p. 108.
Traum von den Fehlern und Beſchwerden der Menſchen. p. 110.
Von der Mode des Degentragens. p. 113.
Von den Wetterprophezeiungen. p. 115.
Eine Erzählung. p. 119.
Von dem unſchuldigen Vergnügen der Einbildungskraft. p. 120.
Beweis, daß die nahrhaften Speiſen, und insbeſondere junge Hüner, Tauben und Kraftſuppen ꝛc. der Geſundheit recht ſchädlich ſind. p. 122.
Untrügliches Mittel, daß die Milch nicht gerinne, oder lang werde. p. 123.
Woraus die Vergnügungen der Einbildungskraft entſtehen? mit Vergleich. der ꝛc. eben daſ.
Einige Anmerkungen und neue Entdeckungen von dem ſogenannten Esparcette, oder Türkiſchen Streuklee, als einem der ergiebigſten und vortheilhafteſten Futterkraute, welches in hieſigen Gegenden den wenigſten bekannt, und das doch in allerlei Erdreich ꝛc. p. 128.
Memoire, oder Beſchreibung, wie der Esparcette oder der Türkiſche Streuklee am beſten geſäet und genuzet werden kan. p. 129.
Von den Kleidergeſezzen der Teutſchen und Römer. p. 131.
MineralExtract von allen Sauerbrun̄en. p. 135.
Von einem beſonders bewährten Mittel gegen den Krebs. eben daſelbſt.
Von der Falſchheit, der Heuchelei, dem Eigennuze, und der Misgunſt. p. 137.
Wie der mancherlei Schriftſteller ihre Werke, und in Druk heraus gegebene Bücher die Einbildungskraft vergnügen? ꝛc. p. 138.
Bewährtes Mittel, die Seide von dem alten geſponnenen Silber ohne Ausbrennen abzuſondern. p. 141.
Von dem Vergnügen der Einbildungskraft aus der Bildhauerkunſt, Mahlerei, Muſik, und zumalen von den Beſchreibungen, ꝛc. p. 142.
Ein verſucht und richtig befundenes Mittel, Pferde und anderes Zuchtvieh ſparſamlich zu unterhalten. p. 146.
Von Entfärbung des rothen Weins. p. 148.
Von dem Lachen und dem Geſpötte. p. 149.
Abhandlung von Gegengiften, Mithridat und Theriak. p. 150.
Von dem Eifer. p. 153.
Traum über die Zergliederung eines Kleidernarren. p. 156.
Vom Zuſammenhange der Krankheiten der Seele. p. 157.
Abſchilderung der unterſchiedenen Charaktere von Frauensperſonen. p. 163.
Beweis, daß der Schweis meiſtens ſchädlich ſeye? p. 165.
Von der Kinderprobe. p. 168.

Gedan-

Gedanken von Eſſig, der bei der Brandeweinsbrennerei mit geringen Koſten und groſſen Nuzen verfertiget werden kan. p. 170.
Von der edlen Freimüthigkeit. eben daſ.
Urſachen der vielen dienſtloſen Menſchen. p. 172.
Betrachtung über die kleinen Triebfedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen. p. 176.
Von der menſchlichen Klugheit und der Göttlichen Vorſehung. p. 182.
Ein ſicheres Mittel gegen den Blutharn des Hornviehes. p. 185.
Von der guten Art und Wohlanſtändigkeit, womit man alles thun ſolle. eben daſ.
Von Kanarienvögeln. p. 187.
Verſuch von dem Nuzzen, den man in der Gottſeligkeit davon hat, wenn man ſich ꝛc. p. 192.
Von der Gewalt der Neuigkeit. p. 196.
Die Betrachtung des Zukünftigen. p. 198.
Anzeigung ſicherer Mitteln, wider die Kälte und Froſt ſowohl, als für dem Erfrier. ꝛc. p. 201.
Die Urſachen, was es mit dem ſogenannten Froſt in Händen und Füſſen eigentlich für eine Bewandnis habe? Warum ſolche Beſchwerlichkeit, wenn man ſie erſt einmal gehabt, ſich nachher alle Winter ꝛc. p. 202.
Einige Geſundheitsregeln und Beobachtungen für verſchiedene Alter des Lebens. p. 207.
Von der heutigen Mode der Verſtellung bei Geſellſchaften, u. von denen verkehrten ꝛc. p. 210.
Zufällige Gedanken von der Freundſchaft. p. 215.
Der bekümmerte Eraſt. p. 221.
Der reiche Taſt nach dem Holländiſchen. eb. daſ.
Von dem Kalk, und den Urſachen, des heut zu Tags ſo ſchlechten Mauerkalks; mit Anziehung derjenigen Mitteln, wie der Kalk u. der Mauerkalk am beſten zuzubereiten ſeye, ꝛc. eb. daſ.
Wie der Leimen oder Erde zum Ziegelſtreichen, daß ſelbiger dauerhaft ſeye, am beſten zugerichtet werde. p. 226.
Was es mit dem uhrmäſſigen Schlagen, ſo man zuweilen in den Wänden höret, für eine Bewandnis habe? eben daſ.
Von der Nüzlichkeit des Abblatens der Bäume und Pflanzen. p. 227.
Das Schlittenrecht. p. 229.
Von dem Ceremoniel. p. 230.
Die Pflanzen. p. 234.
Von den Geſunden in ihrer Einbildung; nebſt den Mitteln, wie fette Leute mager und wieder geſund werden können. p. 235.
Beſonders dienliche Mittel für den Froſt an Hände u. Füſſen, u. die erfrornen Theile. p. 241.
Von der heilenden Kraft des deſtillirten Weineſſigs. eben daſelbſt.
Beweis, daß das Haarabſchneiden zuweilen der Geſundheit zuträglich ſey. p. 242.
Ein Schreiben von der Freundſchaft. p. 243.
Eine Allegorie von Glük und Unglük. p. 246.
Vom Nuzzen und Schaden des Aderlaſſens überhaupt, und ins beſondere was für Perſonen, und in welchem Alter, auch zu welcher Jahrszeit das Blutlaſſen nöthig haben. p. 249.
Wie die Klugheit ſowol zu dieſem als zu jenem Leben ſehr nüzlich ſey. p. 261.
Ein neu erfundenes verſichertes Mittel, die Krähen- oder Hüneraugen, wie auch Warzen zu vertreiben. p. 263.
Neu erfundenes Mittel gegen den Kornw. p. 265.
An einen Geizhals. eben daſ.
Der waſſerſüchtige Säufer. eben daſ.
Eine neue optiſche Entdekkung. eben daſ.
Betrachtung über verſchiedene Krankheiten, die von den Stellungen des Leibes ꝛc. p. 266.
Zufällige Gedanken. p. 277.
Der Arzt. p. 278.
Betrachtung über die Gröſſe des Weltgebäudes und das Weſen GOttes. eben daſ.
Nachricht, wie man in Montpelier den Grünſpan verfertiget. p. 280.
Ob es möglich ſeye, Menſchen durch Arzneien klug und tugendhaft zu machen. p. 281.
Erſt neu erfundenes bequemes Mittel zu Vertilgung der Ameiſen. p. 289.
Einen felſenharten Mauerkalk zu machen. p. 290.
Unterſuchung, wie man das Laſter der Völlerei mit Arzneimitteln heben könne? eben daſ.
Die Luſt Schaden zu thun, bei Gelegenheit einer neuen ſchädl. Erfindung betrachtet. p. 295.
Das Lob der Feinde. p. 301.
Von einem neuen Franz. Frag- u. Anzeigbl. eb. da.
Die fertige Antwort. p. 302.
Gedanken vom Schwindel. p. 304.
Zufällige vermiſchte Gedanke. p. 306.
Anderwärtiges Mittel gegen die Hüner- oder Krähenaugen. p. 307.
Von dem üblen Gebrauch der Zeit, und wie man ſie am nüzlichſten vertreiben ſoll. eben daſ.
Auf was für eine Art die Weinſtökke an den Häuſern u Mauern ſo tragb. gem. werd. ꝛc. p. 310.
Neu- u. wieder gefundenes Mittel von der verlohrnen Kunſt, wie Blumen und ꝛc. eben daſ.
Gedanken von der Entzünd. des Blizes. p. 311.
Anweiſung und untrügliches Mittel, daß man, ohne das Feld zu düngen ꝛc. p. 319.
Von dem Misvergnüg. über ſeine Umſt. p. 320.
Unterſuchung, ob es Fälle gebe, worin man die Natur, ohne ihr Unrecht zu thun, ꝛc. p. 323.
Etwas von den Vorzüglichk. des Ehſtands. p. 330.
Recept gegen die Wanzen. p. 339.
Von der Phyſiognomie. p. 341.
Von dem nüzlichen Gebrauch, und ſchädlichen Misbrauch der Gewürze, ꝛc. p. 343.
Vom Nuzen der Gemüthsbewegungen in Krankheiten. p. 351.

* * *

Hiſtorie der Motten, oder der Inſecten, welche Wolle und Pelzwerk freſſen.

Vom Hrn. von Reaumür.

Erſter Theil.

Man kennet dieſes, unſern Wollenzeugen und Pelzwerken ſo gefährliche Geſchlechte von Inſecten, wenigſtens an dem Schaden, den es thut, nur gar zu wohl. Läſſet man es im gemeinen Zeuge oder dem prächtigſten einniſten, ſo friſſet es dieſelben kahl, entzwey, und verderbet ſie gänzlich. Die beſten Pelzfutter müſſen Hare laſſen. Bei dem allen hat das Uebel, das ſie uns zufügen, berühmte Geſchichtſchreiber der Natur nicht gehindert, von ihnen mit groſſem Lobe zu reden. Man mus ihren Fleiß bewundern, ſo bald man ſie zu beobachten ſuchet. Man nennet ſie Motten, oft aber auch nur Würmer.

Die Claſſe der Motten begreifet unterſchiedene Geſchlechter von Inſecten unter ſich; von denen einige wegen der Natur ihrer Nahrung ungemein ſonderbar ſind. Man hat uns ein Geſchlecht beſchrieben, von dem man verſichert, es erhalte ſich nur von gemeinem Steine. Dieſes iſt unſern Gebäuden gewis nicht ſo furchtbar, als ein anderes Geſchlecht dieſer Würme den Bienenhäuſern iſt, weil es ſich nur vom Wachſe nähret. Dieſes durchbohret die künſtlichen Kuchen von allen Seiten; machet kleine Stüken daraus; und nöthiget die Bienen, ſie zu verlaſſen. Stein, Wachs, Wolle, Har, müſſen uns wol ſeltſame Nahrung zu ſeyn dünken; uns, die wir in einigen von dieſen Materien mit den gemeinen und den heftigſten chymiſchen Auflöſungsmitteln nicht einmal eine Gährung hervorzubringen wiſſen.

Ich will meine Beobachtungen von den Stein- Wachs- und andern ſonderbaren Würmen der Claſſe der Motten andern Abhandlungen vorbehalten. Selbſt die gegenwärtige würde ihre Grenzen überſchreiten, wenn ich alles darin vortragen wolte, was ich von den Wollen- und Pelzmotten zu ſagen habe. Dieſen allein ſollen zwey Abhandlungen gewidmet ſeyn: Und vielleicht wird man befinden, es ſey nicht zu viel; ſie verdienen, bekanter zu ſeyn, als ſie ſind, und uns ſey an dieſem Kentnis gelegen. Hätte man auch bei den Unterſuchungen aus der natürlichen Hiſtorie ſonſt nichts zur Abſicht, als die erſtaunliche Mannigfaltigkeit der Dinge in der Welt zu zeigen; beförderten ſie auch nur in uns gröſſere Begriffe von dem Urheber ſo vieler wunderbarer Werke: ſo verdieneten ſie es doch nicht, daß man ſie für nichtswürdig ausgäbe, wie es manchmal Leute thun, die ſich doch nicht mit etwas wichtigerm beſchäftigen. Es können aber auch dieſe, an ſich ſelbſt artige Unterſuchungen, ſowol, als die von anderer Art, gerades Weges auf einen wirklichen Nuzen, auf ein wirkliches Verhältnis zu unſern wahren Nothwendigkeiten gehen. Man mus ſie nur anzuwenden wiſſen. Hundert und hundert Exempel vereinigen ſich, dieſes feſt zu ſezen, daß die Beobachtungen aus der natürlichen Hiſtorie zum Aufnehmen der Künſte ſo vieles beigetragen haben, als die ſchönſten Erfindungen der Mechanik. Würde derjenige, der durch fleiſſiges Forſchen nach der Natur unſerer Motten, durch fleißiges Beobachten derſelben in allem ihren Alter und unter allen ihren Geſtalten zur Entdekung eines Geheimniſſes, ſie auszurotten, oder unſere Zeuge und Pelze für ihren Zahn feſt zu machen, oder ſie zu tödlichen Gerichten für dieſes Ungeziefer, daran es ſich nicht wagen dürfe, zuzubereiten, gelanget wäre, nicht etwas eben ſo nüzliches entdeket haben, als jemand, der erfunden hätte, unſere Wolle ſo zuzurichten und zu verarbeiten, daß die daraus gemachten Zeuge weit länger, als ſonſt, hielten? Wie viel länger würden nicht Stubenbeſchläge und Bettvorhänge von Serge halten, wenn man ſie vor unſern Inſecten in Acht nehmen könte? Dieſes war allein ſchon zureichend, mich zu bewegen, daß ich einem Geſchlechte von Inſecten mit Aufmerkſamkeit nachgienge, welches auch auſſerdem die Beobachter durch viele Sonderbarkeiten reizet, und dennoch bisher nur im Groben und obenhin betrachtet worden iſt. Jezo will ich nur das merkwürdigſte darlegen, und in der zweiten Abhandlung meine Verſuche mittheilen, dadurch ich Mittel zu entdeken geſuchet, daß dieſes Ungezieſer uns nicht Schaden thue.

Hare, Federn, Schuppen, ganze Schalen bedeken die ganze Oberfläche des Körpers unterſchiedener Geſchlechter von Thieren. Die Natur hat ihnen dichte Kleider geſchenket, ſie vor der Strenge der Luft und dem Reiben der Körper, die ſie oft berühren müſſen, zu bewahren. Wir erſezen durch unſern Fleis, was uns die Natur auf dieſer Seite verſaget hat. Den Motten hat die Natur auch Kleider entzogen; ſie aber dagegen gelehret, ſich Zeuge und Kleider, faſt wie wir, zu verfertigen. Ihr Kopf, ihre Zangen, und ſechs Füſſe nahe am Kopfe ſind alles Schuppige, was ſie haben. Ihr übriger Körper iſt mit einer weiſſen, dünnen, durchſichtigen, mithin zärtlichen Haut bedeket, darauf man kaum hier und dar ein Har wahrnimmt. Sie kommen wirklich naket auf die Welt; und wiſſen ſich doch wirkliche Kleider zu machen; einige von Wolle, andere von Haren. Ich ſage: Wirkliche Kleider. Denn die Hüllen der Motten ſind nicht wie die Gehäuſe der Seidenwürme und unterſchiedener Raupen. Dieſe ſind von allen Seiten verſchloſſen. Das Thier verwandelt ſich darin, und bleibet lange Zeit darin eingeſperret, ohne zu gehen, oder Nahrung zu ſich zu nehmen. Die Motten aber legen ihre Kleidung niemals ab; ſondern tragen ſie immer mit ſich. Dieſe Art der Motten, ſich zu kleiden, haben die Naturkündiger bewundert, und ſind bei der Bewunderung ſtehen geblieben. Sie haben aber nicht geſagt, wie künſtlich das Inſect den Zeug, damit es ſich bedeket, zubereite und webe.

Das Kleid einer Motte hat nicht eine gar ausgeſuchte Figur. Ihr Körper iſt beinahe cylindriſch, und bedarf zu ſeiner Bedekung nur eine Röhre. So ſiehet auch ihre Hülle aus. Es iſt eine, ſo lang die Motte iſt, hohle Röhre, von beiden Enden offen, und daſelbſt gemeiniglich etwas enger, als in der Mitte. (Fig. 1. 2.) Eine ſolche Röhre von den älteſten Motten iſt ohngefehr vier bis fünf, ſelten ſechs Linien lang. Auswendig iſt dieſe Röhre, oder, wie wir ſie meiſtens nennen werden, Scheide, über und über ein Wollengewebe; bald blau, bald grün, bald roth, bald grau, nachdem das Zeug, das der Wurm abnaget, eine Farbe hat. Manchmal ſind allerlei Farben ſeltſam unter einander gemiſchet; zuweilen ſtreifenweiſe an einander geſezet. Inwendig iſt die Scheide weisgrau, von einer Seide, die der Wurm ſpinnet. Es iſt ein Futter, das mit dem übrigen Zeuge eines wird. Oder vielmehr, die Scheide beſtehet aus einem Zeuge, deſſen dikeſter Theil Wolle, das andere Seide iſt; ein Gewebe, das wir nachzuahmen noch nicht unternommen.

Der Zuſtand der Motte iſt wie der Raupe ihrer, veränderlich. Sie muß ſich auch in einen Schmetterling verwandeln; und in dieſer Geſtalt leget das Weiblein Eyer, ihr Geſchlechte fortzupflanzen. Von der Mitte des Frühlings an bis zur Mitte des Herbſtes ſiehet man an den Tapeten und Betten kleine Schmetterlinge von grauweiſſer Silberfarbe herumfliegen; mit denen Leute, die ihr Geräthe in Acht nehmen, einen gerechten Krieg führen. (Fig. 34. 35.) Das ſind die Schmetterlinge, darin ſich die Motten verwandelt haben. Damit ich unſere Inſecten von ihrer Geburt an verfolgete, habe ich etliche ſolche recht muntere Schmetterlinge in gläſerne Sandbüchſen geſezet, darein ich zuvor Stüklein Zeug gethan. Einige darunter haben Eyer geleget. Dieſe Eyer ſind ſehr klein. Das iſt alles, was gute Augen ohne Glas thun können, daß ſie ſie ſehen. Doch erkennet man, daß ihre Figur faſt wie der gemeinen Eyer ihre iſt; daß ſie weis und etwas durchſichtig ſind. Es iſt mir nicht möglich geweſen, die Würme zu der Zeit, da ſie aus den Eyern kriechen, zu beobachten, noch zu ſehen, wie viele heraus kommen. Nur das weis ich, daß ohngefehr drey Wochen oder einen Monat nach dem Legen kleine Motten, aber keine Eyer zu ſehen geweſen ſind, deren Stellen ich mir ſorgfältig gemerket habe.

Kaum ſind ſie gebohren, ſo arbeiten ſie an ihrer Kleidung. Man findet ſie in ſolchen Scheiden, als ich zuvor beſchrieben habe, zu einer Zeit, da ſie noch ſo klein ſind, daß man nicht recht gewis ſeyn kan, was man ſiehet, ſey eine Scheide, wo man nicht ein Glas dazu nimmt. Was die Natur lehret, das weis man frühzeitig. Wenn man ſie aber in der Kunſt ihrer Arbeit verfolgen will, muß man ſie bei höherem Alter betrachten. Wir wollen, wie ich gethan, bei einer Motte ſtehen bleiben, die eine leicht ſichtbare Gröſſe, als von zwey oder drey Linien, erlanget hat, und nun in ihrem beſten Wachsthum iſt. Wächſet ihr Körper, ſo wird ihr der Rok zu kurz, darum verlängert ſie ihn, und iſt, wenn ſie nichts thut, damit ganz bedeket. Die Scheide war an beiden Seiten offen. Wenn das Thier ſie verlängern will, ſo ſteket es den Kopf zu dem Ende hinaus, dem er am nächſten iſt. Es ſuchet mit vieler Lebhaftigkeit rechts und links Wollenhare. (Fig. 3. 4. 21. 22.) Sein Kopf ändert beſtändig und hurtig ſeine Stätte. Wenn ihm die nächſten Hare nicht anſtehen, ſo ſtreket es oft mehr als die Hälfte des Körpers aus der Scheide hervor, um ſich beſſere zu ſuchen. Hat es eins angetroffen, ſo hält es den Kopf einen Augenblik ſtille; es ergreifet das Har mit den beiden Zangen unter dem Kopfe, nahe am Maule, und reiſſet es mit verdoppelten Beſtrebungen aus, und ziehet es ſogleich an das Ende ſeiner Scheide, daran es ſich ſteifet, und es heftet. Die Bewegung wiederholet es oft, und leimet ein Wollhärlein an einen Rand der Scheide.

Ich habe geſaget: Die Motte reiſſe das Wollhärlein aus dem Zeuge. Man ſiehet es auch ziehen, als wolte ſie es ausreiſſen. Doch weis ich nicht, ob ſie es nicht vielmehr abſchneidet. Die Figur und Beſchaffenheit der beiden Zangen unter dem Kopfe (Fig. 16.) und der Gebrauch, den ſie in andern Umſtänden davon machet, veranlaſſet mich zu dieſen Gedanken. Sie ſind, jede, eine ſchalige Klinge, faſt wie unſere Scheren; unten breit, oben ſpizig. Ihre beiden Flächen ſind einander faſt parallel, und der Fläche des Unterkopfes auch parallel. Alſo ſind ſie wie die beiden Stüke einer Schere gebildet und zuſammen gefüget.

Wenn die Motte die jezt beſchriebene Arbeit nur an dem einen Ende wiederholete, ſo würde ſie die Scheide nur an demſelben verlängern, und ihr nicht die Geſtalt einer Spindel geben, die ſie doch meiſtens hat. Sie mus ſie daher an beiden Enden verlängern; und das thut ſie auch würklich. Hat ſie eine Minute, zuweilen auch nur einige Secunden an dem einen Ende gearbeitet, ſo denket ſie nun an das andere. Nun kriechet der Kopf zu dieſem heraus. Und man ſolte faſt glauben, das Inſect habe zwey Köpfe, oder doch das Ende des Schwanzes wie ein Kopf geſtaltet, und daſſelbe eine gleiche Geſchiklichkeit, die Wollenhare auszuſuchen und auszureiſſen. Doch iſt es in der That nur der Kopf, der bald an dem einen, bald an dem andern Ende der Scheide erſcheinet, und dem Schwanze ſeinen Plaz überläſſet. Die Scheide iſt viel weiter, als zur Enthaltung des Körpers der Motte nöthig iſt; ja wohl noch einmal ſo weit. Hat der Kopf an dem einen Ende das Seinige gethan, ſo ziehet ſich der Körper zuſammen, drehet ſich um, und der Kopf kommt da zu ſtehen, wo der Schwanz war. So drehet ſich das Inſect einmal über das andere rund herum. Das gehet aber ſo geſchwinde zu, daß man ſich keine Zeit einbilden kan, die es dazu brauche; ob es gleich klar iſt, es könne es nicht anders anfangen.

Indeſſen wolte ich doch der Sache ohne allen Zweifel gewis ſeyn. Ich kam leicht dazu. Ich drükete ein End der Scheide ſanfte, und nöthigte dadurch die Motte, ſich dem andern zu nähern. Indeſſen ſchnitte ich den verlaſſenen Theil der Scheide mit der Schere ab. Das wiederholte ich an jedem Ende ſo oft, bis die Scheide nur ein Drittheil ſo lang blieb, als ſie zu erſt war. (Fig. 11.) Das Inſect war über die Hälfte entblöſſet, und muſte nun ſein Kleid wieder ergänzen. Es arbeitete auch bald daran. Und da ſahe ich, wie es ſich über einander leget, wenn es die Lage ſeines Kopfes verändern will. Das Dike des über einander liegenden Körpers (es läſſet alsdenn, als wenn man ein Seil über einander gebogen) ſtund in dieſem Umſtande auſſer der Scheide hervor. (Fig. 12.) Gemeiniglich aber iſt es in der Mitte; und deswegen iſt die Scheide daſelbſt diker anzuſehen, als anderswo. Man kan auch unſern Wurm alsdenn am leichteſten arbeiten ſehen. Er vollendet in vier und zwanzig Stunden mehr, als ſonſt in etlichen Monaten. Die Nothwendigkeit, ſich zu kleiden, dringet ihn dazu.

Wenn übrigens die Motte, die ihre Scheide verlängern will, nicht nach ihrem Geſchmake Hare findet, die ſie mit dem Kopfe erreichen kan, ſo ändert ſie von Zeit zu Zeit ihre Stelle. Sie gehet gar geſchwinde, und nimmt ihre Scheide immer mit. Der Kopf iſt alsdenn nebſt den ſechs Füſſen heraus. (Fig. 5. 6.) Denn mit den ſechs Füſſen gehet ſie. Sie hat zwei andere kürzere neben dem Schwanze. Mit dieſen klammert ſie ſich an die Scheide, hält ſie damit, und machet, daß ſie mit dem Körper des Thieres fortgehet, indem die andern Füſſe ſie vorwärts ziehen. Sie bleibet da ſtehen, wo ſie es am beſten befindet, geſchikte Hare abzuſchneiden, und an Verlängerung ihrer Scheide zu arbeiten.

Mit aller dieſer Mühe iſt nur die Hälfte Arbeit fertig. Indem das Inſect länger wird, wird es auch diker; ſein Kleid ihm zu enge, und es an ſeiner Arbeit gehindert. Geſchiehet dieſes, und wird das Kleid zu enge, verläſſet es etwa daſſelbe, wie der Krebs ſeine Schale alle Jahre einmal? Deswegen werden die Krebſe ſo langſam dike und gros, weil ſie nicht mehr zunehmen können, als es die neue Schale verſtattet, deren Ausdehnung nicht wächſet, wenn ſie einmal dichte iſt, und das wird ſie in wenig Tagen. Nein, unſere Motten werfen ihre Scheide nicht ſo ab. Ich habe ſie von ihrem Urſprunge an bis zum völligen Wachsthum, aber das nie beobachtet, daß ſie ihr Kleid abgezogen, und ſich ein neues gemachet. Ich habe demnach nichts anders geſehen, als daß ſie das Kleid, wenn es ihnen zu enge wird, erweitern. Wie ſie es aber anſtellen, habe ich mir doch, ſo einfältig als es auch zugehet, nicht einbilden können. Es iſt einem Verfahren gar zu ähnlich, das eine Reihe von Ueberlegungen vorausſezet. Ich glaubete, der Druk des Körpers an die Seiten der Scheide bei dem Ubereinanderlegen dehnete ihr Gewebe aus, ſchöbe die Hare aneinander, und machete ſie nothwendig weiter, ohne es thun zu wollen. Allein ich nahm durch allerlei Beobachtungen eine ganz andere Mechanik wahr. Die Erweiterung der Scheide iſt nicht ein Werk eines Zufalles, oder einer Nothwendigkeit, ſondern eine Folge der ausgeſuchteſten Mittel zu dieſer Abſicht. Ich ſezete Motten mit Scheiden von einer einzigen Farbe auf Zeuge, die auch nur eine, aber eine ganz andere Farbe hatten: Blaue auf rothen, rothe auf grünen, grauen ꝛc. Nach einiger Zeit ſah ich die Scheiden verlängert und erweitert. Die runden Streifen von den Haren, die ſie izt gefreſſen hatten, zeigeten die Verlängerung an jedem Ende; und die geraden langen Streifen von einem Ende zum andern die Erweiterung. (Fig. 21, 22, q. r.) Die beiden Streifen waren einander parallel, und jeder vom obern und untern Theile der Scheide faſt gleich abſtehend. Unten heiſſet bei mir der Theil, der den Bauch; und oben derſelbe, der den Rüken des Inſects bedeket.

Nun war zu wiſſen nöthig, wie es die Motte machete, daß die Erweiterung zulängſt jeder Seite der Scheide geſchähe. Vieles Beſchauen zu unterſchiedenen Zeiten hat mich gelehret, ſie machet es ſo, wie wir es in ſolchem Falle machen würden. Wir den eine zu enge Röhre von Zeug nicht anders weiter machen, als daß wir ſie lang aufſchnitten, und ein Stük einſezeten; ja wohl, wenn es ſeyn müſte, auf jeder Seite eins einſezeten. So halten es unſere Inſecten mit der Vorſicht oben ein, daß ſie währender Arbeit, ihren Rok weiter zu machen, nicht naket bleiben. Anſtatt zweier ſo langen Stüken, als die Scheide iſt, nehmen ſie viere; jedes halb ſo lang, als ein langes. (Fig. 17. e. f.) Alſo ſchneiden ſie die Scheide nur immer halb in die Länge auf. Und das andere Stük hält ſich, indem das zerſchnittene zu ergänzen iſt. Ich habe geſehen, daß einige den Schnitt in der Mitte anfiengen, und bis ans Ende fortführeten. Mit eben den Zangen, damit ſie die Hare abſchneiden, öfnen ſie ihre Scheidenhälfte, meiſtens ſo gerade, daß wir es mit Schere und Schermeſſer nicht gerader und ebener machen könten. Es läſſet gar nicht, als wenn hier ein Ris geſchehen wäre; kein Härlein ſtehet vor dem andern vor. In dieſen Ris nun ſoll das Stük zur Erweiterung eingeſezet werden. Damit ich ſeine Breite ſähe, und wiſſen möchte, wie lange der Wurm daran arbeitete, habe ich mehr als einmal ein ſo eingeſchnittenes Futteral, das von einer Farbe war, auf einen Zeug von einer andern Farbe geleget, z. E. eine Motte mit einer blauen oder grünen Scheide auf rothes Tuch; da hat ſie die Erweiterung von rother Wolle bearbeitet. Sie hält es hier eben ſo, als wenn ſie etwas zur Verlängerung der Scheide anſezete. Sie reiſſet Hare aus, füget ſie zuſammen, und ſezet ſie an einen Rand des Riſſes an. Der nächſte Ort an der Mitte der Scheide iſt es, da ſie das erſte Har anleget. Das eingeſezte Stük wird gröſſer oder kleiner, nachdem die Motte diker oder dünner iſt. Die breiteſten Einſäze ſind nie diker, als fünf oder ſechs Wollenhärlein geweſen.

Damit die Erweiterung vollkommen werde, müſſen noch drei Stüke hinein. Es gehet mit einem nach dem andern auf die oben beſchriebene Art zu. Es ſcheinet ihr gleichgültig zu ſeyn, in welcher Ordnung ſie die drei andern Erweiterungen mache. Ihre Arbeit iſt daran auch mannigfaltig, und nicht bei allen gleich. Ich habe geſehen, daß, wenn einige mit dem erſten Stüke fertig waren, ſie die Scheide vom Anfang der erſten Erweiterung bis zum andern Ende aufſchnitten. (Fig. 19.) Andere macheten die zweite Erweiterung der erſten gerade gegen über. Das iſt, ſie fiengen an, die Röhre in der Mitte auf der Seite zu durchbohren, die derjenigen, wo ſie etwas eingeſezet hatten, gegen über iſt, und ſchnitten ſie bis an das demjenigen entgegen geſezete Ende auf, wo ſich die erſte Erweiterung endigte (Fig. 18.) Noch andere hingegen fiengen den Einſchnitt dem erſten dergeſtalt gegen über an, daß, wenn die eine ganze Hälfte der Scheide weit war, die andere noch enge blieb. (Fig. 20.) Sie ändern ſich hierinn auf alle mögliche Arten.

Einige fiengen die zu den Erweiterungen nothwendige Einſchnitte nicht in der Mitte, ſondern vom Rande oder Ende; und führeten ſie bis in die Mitte. Dieſe unterſchiedene Arbeit dauret nicht gleich lange. Es gefällt nicht jedem Wurm, zu allen Zeiten gleich zu arbeiten. Ich habe wohl eher geſehen, daß, wenn ſie das Loch in der Mitte gemachet, ſie zwo Stunden damit zugebracht, den Schnitt bis ans Ende zu treiben. Einigen gieng es geſchwinder, andern langſamer ab. Das eingeſezete Stük aber war immer in einem Tage fertig.

Ihr Fleis in Verlängerung und Erweiterung ihrer Scheide, mag uns nun hieraus bekannt genug ſeyn. Allein das Gewebe des Zeuges, daraus ſie beſtehet, haben wir noch nicht genug erkläret. Man ſiehet bei dem erſten Anblik, daß abgeſchorene Wolle das meiſte dazu thue. Wir haben aber auch bereits geſaget, daß man bei aufmerkſamer Betrachtung Seide darunter finde, daß die äuſſere Lage aus Wolle und Seide, und die inwendige nur aus Seide beſtehe. Wie iſt aber dieſes ſeidene Futter angebracht? Wie ſind die Wollenfädlein mit einander verbunden? Dieſe kleine Mechanik erkläret ſich ſelbſt, wenn man weis, daß unſere Inſecten ſpinnen, und, ſobald ſie auf die Welt kommen, ſpinnen können; welches ſie mit unterſchiedenen Gattungen von Raupen gemein haben. Ihr Faden kommt auch ein wenig unter dem Kopfe hervor, wie bei den Raupen. Er iſt ſo zart, daß man ihn ohne ein gutes Vergröſſerungsglas ſchwerlich ſehen kan, und doch ſo ſtark, daß das Inſect in vielen Umſtänden an ihm hängen kan. An dieſer Wirkung merket man zuerſt ſein Daſeyn. Vermittelſt dieſes Fadens verbindet die Motte die Wollenhärlein, die die Scheide ausmachen. Man kan alſo das Gewebe einem Zeuge vergleichen, deſſen Einſchlag von Wolle, und der Aufzug von Seide iſt. Doch kann man nicht leicht erſehen, ob dieſe Verflechtung ſo ordentlich iſt, als wir ſie machen würden; gewiß aber, daß wir ſie ſchwerlich ſo dichte liefern würden. Vielleicht iſt hier ein Untereinanderflechten gar nicht einmal nöthig. Die ſpinnenden Inſecten haben bei ihrer Arbeit vor uns einen Vorzug. Die Faden ſind, ſobald ſie aus ihrem Körper kommen, noch kleberig. Sie dürfen nur an andere Faden gerüket werden, ſo ſizen ſie feſt. Doch ſcheinet es, daß unſere Motten flechten und nicht blos leimen. Das Loch unter dem Maule giebet, wie ein Weberſchif thun würde, einen zum Durchflechten geſchikten Faden. Der Kopf beweget ſich hurtig auf beide Seiten. Eben der Faden, der den Aufzug des obern Gewebes machet, wenn er allein, ſo wie die Raupen die Faden ihres Geſpinſtes unter einander ſchlingen, verflochten wird, machet das Gewebe des Futters.

Bei der gewöhnlichen Arbeit kan man nicht entdeken, ob das Inſect das Stük, das Wolle und Seide, oder das Seide allein iſt, zuerſt machet. Man kan ſie aber zwingen uns ihr ganzes Verfahren zu offenbaren, wenn man ſie nöthiget ſich von neuem zu kleiden. Zu dem Ende habe ich in das eine Ende der Scheide ein Stäblein, faſt von der Dike, als die Motte, hineingeſteket, es immer weiter getrieben und dadurch die Motte hinaus gejaget. Dieſe, da ſie nun naket war, mußte ſich neu kleiden. Sie hatte das Herz, es zu unternehmen; ob gleich Plinius ſaget, die Motten ſterben, wenn man ſie aus ihrer Scheide nimmt. Es kan wahr ſeyn, wenn man nicht alle nöthige Vorſicht dazu brauchet, wie ich gethan habe. Bei unterſchiedenen ſolchen Verſuchen hat die Motte lieber ein neues Kleid machen, als wieder in die alte kriechen wollen, welches ihr doch ſo viel weniger gekoſtet hätte. Es war umſonſt, daß ich ihre Scheiden neben ihnen legete. Sie haben niemals den geringſten Verſuch gethan, hinein zu gehen. Einige, nachdem ſie ganz entblöſſet geweſen, ſind einen halben Tag unruhig, herumſchweifend geweſen, und haben ſich endlich feſt geſezet. Da haben ſie angefangen, ſich ein Gehäuſe zu ſpinnen, das etwas weiſſer ausgeſehen, als das Gewebe der Hausſpinnen, aber faſt eben ſo dicht geweſen. In einer Nacht ward das Gehäuſe gemeiniglich fertig. Zuweilen habe ich es mitten unter Wollenſchur, die nicht daran feſt hielt, angetroffen. Endlich iſt nach fünf, höchſtens ſechs Tagen dieſe ſeidene Röhre ganz mit Wolle bedeket geweſen. In wenig Tagen hat das Thier ein Werk vollendet, wozu es ſonſt etliche Monate brauchet.

Dieſe Motten, die man ſich neu zu kleiden nöthiget, betragen ſich dabei eben ſo, als da ſie erſt gebohren wurden. Ich habe die, welche höchſtens nur am vorigen Tage ausgekrochen waren, den Anfang zu einer Scheide von bloſſer Seide machen ſehen. Nachher haben ſie in der Mitte, und rings umher einen, aus vielen, einander parallel liegenden Wollenhärlein, zuſammengeſezten Ring an die Scheide befeſtiget. (Fig. 23.) Man ſtellet ſich leicht vor, daß hier ein ſtarkes Glas höchſtnöthig ſey, wenn man das alles erkennen will. Unſere Inſecten verlängerten darauf dieſen Ring durch eine neue Reihe von Wollenhärlein, die ſie an jeden Rand des erſten Ringes hefteten. In den erſten Tagen aber verlängerten ſie ihn nie ſo, daß nicht vieles von der Seide vorſtünde. Dieſer Theil des Seidengewebes wird ſtets zuerſt verfertiget; und iſt beſtimmet, die Wollenfädlein zu tragen, die durch andere Seidenfädlein daran geheftet werden ſollen.

Das Kleid einer neugebohrnen Motte iſt zwar ſehr klein, aber doch ungemein weit; eben als wenn ſie ſich die Mühe ſparen wollte, es bald weiter zu machen. Sie iſt aber auch faſt gar nicht daran befeſtiget. Ich habe zuweilen ein kleines Stüklein Tuch, das mit ſolchen neugekleideten Motten bedeket war, auf ein anderes Tuch, darauf ſie arbeiten ſollten, abgeſchüttelt; und gar nakete Motten darauf fallen ſehen.

Weil ſich dieſe Inſecten alle Jahre in Schmetterlinge verwandeln, ſo werden auch alle Jahre viele Scheiden verlaſſen. Es hat mir geſchienen, als wenn die junge Motten die Wolle, von der ſie gemachet ſind, vorzüglich vor der von Zeugen nehmen. Sie legen ihnen die Materialien ganz zubereitet dar. Die Wollenhärlein ſind in faſt gehöriger Länge zugeſchnitten. Ich habe Motten, die auf blauem, rothen, ꝛc. Tuche gebohren worden, geſehen, die ſich in ganz andere Farben gekleidet, wenn an den Orten, wo ich ſie eingeſperret, alte Scheiden waren. Sie hatten braune, grüne, und andere Farben. Deswegen findet man ſo ſelten Scheiden, daraus Motten gegangen ſind, wohl behalten.

Oft habe ich auch Motten, die erſt auf gefärbtem Tuche ausgekrochen waren, Scheiden von weiſſer Wolle geſehen. Vielleicht, weil ſie in dieſer zarten Jugend die Wolle mehr lieben, welche durch das Färben nicht geändert iſt, als daß ſie ſolche Härlein, die nicht Farbe angenommen, ſorgfältig ausſuchen ſolten: wiewohl ſie auch dieſes thun. In einem farbigen Zeuge entdeket das Glas weiſſe Wollenhärlein. Etwas ältere von dieſen Motten habe ich gefunden, die ſich zwar auf mauſefahlen und zimmetfarbenen Tuche Scheiden verfertiget, und ganz mauſefahl und zimmetfarbig ausgeſehen; doch aber ſchon rothe und blaue Streifen gehabt. Wenn ich aber jene Tücher durch ein Glas angeſehen, habe ich blaue, rothe und grüne Härlein entdeket; jene hatten ſich die Motten ausgeleſen.

Wir haben geſaget, die Scheide ſey oft einer Spindel ähnlich. Das iſt immer die Geſtalt derer, die ganz neu gemachet, oder aufs neue erweitert ſind. Diejenigen aber, die nach geſchehener Erweiterung verlängert worden, haben gemeiniglich ausgebogene Oefnungen, deren Durchmeſſer daſelbſt doch nicht ſo lang, als in der Mitte iſt.

Gewiſſe Tage über ſind unſere Motten ganz müſſig, dergleichen ſind alle Wintertage. Im Sommer und Herbſte giebet es auch ſolche Zeiten, ſie ſind aber kürzer. Alsdenn ſezen ſie ihre Scheide auf dem Zeuge feſt, den ſie zuvor abgefreſſen haben. Lege die Scheide blos auf dem Zeuge, ſo könte ſie durch tauſend Zufälle auf die Erde geworfſen werden. Das vermeidet die Motte durch die Befeſtigung. An jedes Ende heftet ſie viele Faden, und leimet ſie mit ihrem andern Ende an das Zeug. Dieſes Thauwerk hält, die Scheide vor Anker. (Fig. 25.)

Von der Wolle unſerer Zeuge kleiden und nähren ſie ſich. Sie freſſen und verdauen ſie. Iſt es etwas beſonderes, daß ihr Magen das verzehret, ſo iſt es ſonderbar, daß er die Farben dieſer Wolle nicht angreifet. Bei der Verdauung der Wolle ändert ſich die Farbe nicht im mindeſten. Der Koth der Motte iſt kleine Körner von eben der Farbe, als die gefreſſene Wolle. Kein Sand unter dem, den man der Seltenheiten der Farben wegen ſammlet, iſt ſo mannigfaltig. als der Koth von Motten, die auf wohl abſchattirten Zeugen gelebet haben.

Wenn ſie nun zu vollkommenerm Wachsthum gelanget ſind, und die Zeit ihrer Verwandelung herannahet, ſo verlaſſen ſie oft die Wollenzeuge, die ihnen Nahrung und Kleider gegeben. Sie ſuchen Oerter, da ſie feſter wohnen, als auf Zeugen, die alles bewegen kan. Nun ſezen ſie ſich in die Winkel der Mauren, und kriechen bis an die Deken. Diejenigen, welche bisher die Stühle ab- und durchgefreſſen, niſten gern in den Rizlein zwiſchen dem Zeuge und Holze. Die, welche ich in Flaſchen mit ausgebogener Oefnung aufbehalten, ſammleten ſich gemeiniglich unter dem Dekel. Es ſey indeſſen wo es wolle, ſo befeſtigen ſie ihre Scheide an beiden Enden, zuweilen auch nur an einem. (Fig. 28.) Einige dem Horizonte parallel; andere unter allerlei Winkeln mit ihm. Ich habe nicht bemerket, daß ſie beſondere Stellungen ſucheten. Das aber unterlaſſen ſie nicht, beide Enden mit Seidenfäden zuzuſpinnen.

Iſt das Inſect ſo eingeſchloſſen, ſo wird es bald ein Püppchen. Das iſt Anfangs weisgelblich, und gehet durch alle Schattirungen bis zum rothgelben. (Fig. 29. 30. 31. 32.) Nachdem es, ich weis nicht genau, wie lange, aber nicht über drei Wochen, ſo geblieben, durchbohret es ein Ende der Scheide, und kriechet als Püppchen halb herans; bleibet aber nur etliche Stunden ein ſolches. (Fig. 33.) Denn es zerbricht ſein Gehäuſe, das ihm die Geſtalt gab; und dann komt der ſilbergraue Schmetterling hervor, von dem wir am Anfange der Abhandlnng geredet. (Fig. 34. 35. 36. 37.)

Unter dieſen Schmetterlingen ſind, wie unter denen von andern Gattungen, Männlein und Weiblein. Sie begatten ſich wie die Käfer, liegen in einer Linie, und berühren einander mit dem Hintern. Einige bleiben eine ganze Nacht an einander kleben. An der unterſchiedenen Gröſſe dieſer Käfer habe ich ihr Geſchlecht nicht ſonderlich erkennen können. Die Zuſammenhangenden waren faſt gleich gros, ob es gleich unter den Mottenſchmetterlingen unterſchiedlich groſſe giebet. Die unterſchiedene Gröſſe zeiget alſo mehr den Unterſchied der Gattung, als des Geſchlechts an. Dieſer Unterſchied der Gattung zeiget ſich auch daran, daß einige ſolcher Schmetterlinge ſtets weiſſer als andere ſind.

Indem wir die Geſchichte der Wollmotten beſchrieben, haben wir der Pelzmotten ihre auch abgehandelt. Ihre Art zu arbeiten, iſt nicht unterſchieden. Sie machen ſich Scheiden von eben der Geſtalt, und auf eben die Art. Nur die Beſchaffenheit der Materien iſt unterſchieden. Die Scheiden der Pelzfuttermotten ſind gleichſam Filz, wie zu unſern Hüthen; der andern ihre unſerm Tuche ähnlich. Es iſt auch nicht ſo leicht, die im Pelze arbeiten, zu ſehen, als die andern. Sie ſezen ſich auf der Haut feſt; und werden mit den Haren bedeket. Sie thun mehr und hurtiger Schaden, als die in Wollenzeugen. Dieſe reiſſen nur aus, was ſie zu Nahrung und Kleidern brauchen. Die Arbeit iſt ſchwer. Sie haben mit diken, ſtark verſchränketen Haren zu thun. Die Pelzhare hingegen ſind fein und nicht verflochten. Die Motte ſchneidet ſie an der Haut ab; und ſcheinet, ſich an der Arbeit zu vergnügen. Denn, was ſie nöthig hat, iſt nichts gegen die groſſen Floken, die heraus fallen, wenn man ſolchen Pelz ſchüttelt. Sie ſchneiden, oder reiſſen ſie ſo glatt aus, daß kein Schermeſſer es beſſer könte. Vielleicht legen ſie ihren Körper nicht auf eine rauhe Haut. Denn der ganze Weg, den ſie nehmen, iſt dadurch kentlich, daß die Hare auf demſelben weg ſind.

Unter ſo kleinen Thieren ſind die bloſſen Unterſchiede der Gattungen nicht leicht zu beſtimmen. Ich habe unter den Pelzmotten und Wollenmotten keinen gefunden. Vielleicht iſt auch keiner, und es iſt ein Inſect. Ein genugſamer Beweis davon iſt wohl dieſes: Ich habe ganz junge Motten von den Häuten weggenommen, und auf Stüke von Wollenzeug geſezet. Sie haben alles davon genommen, was zur Erweiterung ihrer Kleidung und Speiſe gehörete; und ſich in Schmetterlinge verwandelt. Auch habe ich ſolche, die nur auf Wollenzeug jung geworden, auf Häute mit Pelz geſezet. Sie ſind darauf gewachſen, und haben ſich verwandelt, als wenn ſie auf den Zeugen geblieben wären. Ich glaube auch, daß ſie das Pelzwerk ſo vorzüglich angreifen, daß ſie ſich nur aus Mangel deſſelben auf die Wollenzeuge ſezen. Haben ſie nicht ſo zarte Hare, als in unſerm Pelzwerke ſind, ſo befriedigen ſie ſich mit Wolle, ob ſie glech gröber iſt. Im Nothfalle greifen ſie noch härtere Hare an. Ich habe einige in Bouteillen gethan, und ihnen nur Pferdehare vorgeworfen. Sie haben davon gelebet, und ſich gekleidet.

Tom. VII ad pag. 25.

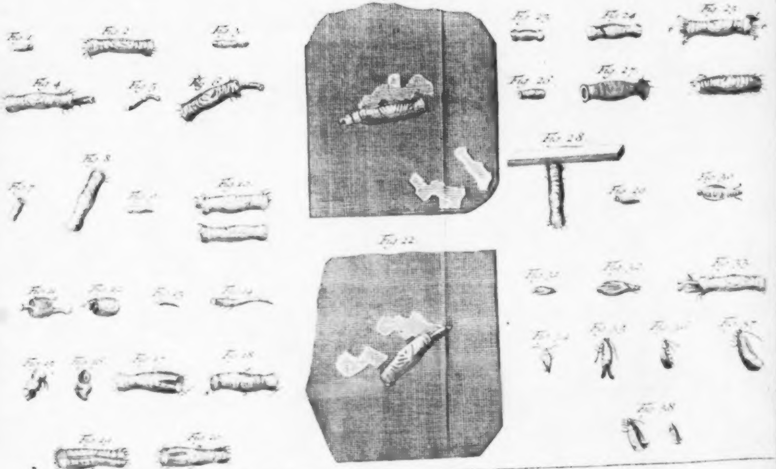


Fig. 1
Fig. 2
Fig. 3
Fig. 4
Fig. 5
Fig. 6
Fig. 8
Fig. 21
Fig. 22
Fig. 24
Fig. 27
Fig. 28
Fig. 38

Dieſe lezte Kleidung iſt zwar in Vergleichung der andern nur Boy; ſie zeiget aber die Ordnung der kleinen Harſtüken, die die äuſſere Lage machen, (Fig. 26. 27.) beſſer als jene.

Gar feuchte Oerter ſind zwar dieſem Ungeziefer nicht bequem; allein, an den Oertern, wo es ſtürbe, würden die Zeuge verſtoken. Es ſcheinet das helle Licht zu fliehen. Man ſiehet es ja wohl auf den Oberflächen der Zeuge; es hält ſich aber lieber inwendig auf. Will es ſich unſern Augen dadurch entziehen, ſo iſt ſein Trieb glüklich. Allein, nun wäre zu verſuchen, ob wir ſie nicht von den Orten wegbringen, wo ſie gemeiniglich einniſten, und ſie daſelbſt tödten köñen. Das ſoll den Inhalt des zweiten Theils dieſer Abhandlung ausmachen.

Erklärung der Figuren.

Fig. 1. Eine Mottenſcheide.
2. Dieſelbe, gröſſer als nach der Natur.
3. Eine Scheide, daraus eine Motte zum Theil herausgekrochen, um zu gehen, und Wolle zu ſuchen.
4. Iſt Fig. 3. durch das Glas vergröſſert.
5. Eine Motte, die ſich auf ihren Vorderfüſſen beweget, und ihre Scheide auf der Seite, wo der Kopf iſt, mit ſich führet.
6. Iſt Fig. 5. gröſſer, als nach der Natur.
7. 8. Eine Scheide, welche die Motte wieder zurechte gemachet. Die eine in mehr als natürlicher Gröſſe. Einer von ihren Schritten iſt aus drei Bewegungen zuſammen geſezet, die durch die Figuren 3. 5. 7. oder 4. 6. 8. vorgeſtellet werden.
9. 10. Eine Motte, die einige Wollenhärlein an das eine End ihrer Scheide befeſtigen will. Eine iſt vergröſſert.
11. Ein Stük von einer Scheide, das an beiden Enden verkürzet worden, damit die Motte zum Theil entdeket ſey, und man ſehe, wie ſie ſich umdrehe. a ein Theil der Scheide, b der Schwanz, c der Kopf.
Fig. 12. Die Motte, noch mehr umgeleget. d die Beugung ihres Körpers.
13. Eine Motte auſſer der Scheide.
15. Dieſelbe, gröſſer als nach der Natur.
15. Der Kopf von oben, gröſſer als in der vorigen Figur.
16 Der Kopf von unten, auf der Seite, wo die ſchneidende Zangen ſind.
17. Eine Scheide, die die Motte von e bis f aufgeſchnitten, um das erſte Stük hinein zu ſezen.
18. Die vorige Scheide, darinn das Stük in e f eingeſezet, und ein Schnitt g h zu noch einem gemachet iſt. Man hat hier beide Schnitte auf einmal zu zeigen geſuchet. Nach den Regeln der Zeichnung wäre nur eine zu ſehen geweſen.
19. Eine andere Art, wie das Inſect das zweite Erweiterungsſtük einſezet. Das erſte iſt von k in l eingeſezet. Zu dem andern der Schnitt von k in m gemachet.
20. Noch eine Art für das zweite Stük der Erweiterung. In o n iſt das erſte ſchon eingeſezet, und der Schnitt zum zweiten in p q gemachet.
21. 22. Zwei Motten, die an zwei Stüken Tuch nagen. q r ſind auf jeder Scheide die gemachten Erweiterungen. l s die abgefreſſenen Stellen vom Tuche.
23. Zeiget, wie die erſten Wollenhärlein auf der Scheide einer gebohrnen Motte befeſtiget ſind.
24. Eine Scheide, zum Theil mit Mottenkoth bedeket. In welchen Umſtänden es geſchehe, zeiget die zweit: Abhandlung.
25. Eine Scheide, welche die Motte an einem Ende durch viele Faden t t t angeheftet.

Fig. 26. 27. Eine Scheide, deren Motte ich nur Pferdehare zur Nahrung und Kleidung vorgeleget. Eine iſt mehr als natürlicher Gröſſe.

28. Eine, an einem Ende ſenkrecht angehangene Scheide, als ſich die Motte in ein Püppchen verwandeln wolte.

29. 30. Ein groſſes Püppchen, und eines in natürlicher Gröſſe, auf der Seite des Rükens zu ſehen.

31. 32. Ein Püppchen auf der Bauchſeite, eines in mehr als natürlicher Gröſſe.

33. Eine Scheide, an deren einem Ende die Hülſe X des Püppchens als der Schmetterling ſie verlaſſen, geblieben.

34. 35. 36. 37. Schmetterlinge von Raupen, in natürlicher und mehr als natürlicher Gröſſe, ruhend, auf allerlei Seiten.

38. Ein Schmetterling, deſſen hinterer Theil ſich zwiſchen den zween Flügeln erhebet. Sie bleiben eine Zeitlang in dieſer Stellung liegen. Ich weis nicht, ob es alsdann iſt, wenn ſie die Begattung erwarten.

Zweiter Theil.

In dem von den Mitteln gehandelt wird, die Wollenzeuge und das Pelzwerk für ihrer Beſchädigung zu verwahren.

Wir haben alſo geſehen, wie künſtlich ſich die Motten zu kleiden wiſſen. Nur Schade, daß es auf unſere Koſten geſchiehet, und wir ſo arbeitſam und geſchikten Inſecten den Krieg ankündigen müſſen. Ich kante ihren Wiz noch nicht völlig, als ich ihr Verderber zu werden ſuchete. Bei dem allen iſt uns vieles daran gelegen, unſere Pelze, ſonderlich unſer Geräthe von Wolle, gegen ihre fräſſigen Zähne zu bewahren. Sie verderben in einem Tage, was ſonſt wohl hundert Jahre daurete.

In den Häuſern, wo man bei ſeinem Geräthe nicht ganz nachläſſig iſt, ſonderlich wo man einen Winter und Sommer gewohnet hat, pfleget man die Beſchläge und Bettenumhänge einmal des Jahrs abzunehmen, auszuklopfen und auszubürſten. Das wäre ein ſchönes Mittel wider unſere Inſecten, wenn es nur zu rechter Zeit gebrauchet würde, nemlich der, da die meiſten jungen Motten ausgekrochen, und keine Alten mehr vorhanden ſind, das iſt die Mitte des Auguſtes und höchſtens die erſten Tage des Septembers. Man mag zu anderer Zeit klopfen und bürſten wie man will; es werden nur einige herausfallen, und die meiſten darinn bleiben. Wir haben droben geſehen, daß dieſe Inſecten einige Zeit ohne Beſchäftigung bleiben, und alsdenn beide Enden ihrer Scheide an Zeug heften. Unzählige Seidenfäden halten ſie ſo feſt, daß es nicht zu hoffen iſt, ſie durch Klopfen abzubringen. Hingegen ſind die neugebohrnen oder jungen Motten niemals an den Zeug befeſtiget. Ich habe ſie von Stüken Serge ganz gelinde abgeſtreifet, und durch Rütteln alle herunter gebracht.

Sie greifen Wolle von allerhand Farben an, obgleich einige ihnen beſſer ſchmeken mag, als andere. Die Zeuge ſind ihnen aber nicht ſo gleichgältig als die Farbe iſt. Die am loſeſten gewebet ſind, ſtehen ihnen am beſten an. Daraus laſſen ſich die Haare am leichteſten ausreiſſen, und ſolche ſuchen ſie ſich in allen Zeugen zuerſt aus. Wenn ich ihnen feines Tuch vorgeleget, habe ich ſie es glatter ſcheren ſehen, als die Tuchſchere es hätte machen können. Sie nahmen die obere Wolle weg, die ſie leichter zwingen konten, als die gedrehete und gewirkete. Sie ſezeten alſo das Tuch in den Stand, als das abgetragene, daran man die Faden ſiehet: Und darnach durchlöcherten ſie es erſt. Je dichter alſo die Faden gedrehet ſind, und je derber das Zeug gewebet iſt, deſtoweniger greifet es die Motte an. Darum bleiben oft alte Tapeten, die ſo beſchaffen ſind, unverlezet;

verlezet; und neue, denen dieſe Vorzüge fehlen, werden zerfreſſen. Die Tapeten aus Auvergne ſind ehe dieſem Uebel unterworfen, als die aus Flandern. Man hat deswegen das Geräthe von Cadis und Serge ganz abkommen laſſen. Die Stühle werden faſt gar nicht mehr mit Serge, ſondern mit Leder oder Leinwand bezogen. Das Gewebe iſt in jenen Zeugen ſo loker, daß ſie in wenigen Jahren zunichte werden. Ein groſſer Beweis, daß ſie die loker gewirkten Haare lieben, und die dicht verſchränkten fliehen, iſt der, daß die Huthmacher nicht ſolche Noth mit ihnen haben, als die Kürſchner. Wann ein Caſtorhuth und eine Caſtorhaut neben einander im Schranke liegen, ſo wird dieſe abgefreſſen werden, indeſſen jener ganz geſund bleibet. Sie freſſen nur Filz, wenn ſie nichts beſſers haben. Ich habe ſolche, die auf Häuten und Tüchern ausgekrochen, blos mit grauen und ſchwarzen Filzſteken eingeſperret. Sie haben ſchön gelebet, und ſich gekleidet.

Wenn ſie nicht lokere Zeuge haben, und ſich mit dichten behelfen müſſen, niſten ſie ſich ein, und thun Schaden; aber nicht ſo bald. Wir werden daher auf Mittel zu denken haben, beide für ihren Anfällen zu bewahren. Dieſe Mittel beſtehen darinn, entweder ſie da zu tödten, wo ſie ſizen, oder das Zeug ſo zuzurichten, daß ſie Ekel dafür bekommen. Die neuen Naturforſcher, welche dieſe Inſecten nicht fleiſig beobachtet, haben uns doch Mittel, unſere Zeuge gegen ſie zu bewahren, vorgeſchlagen; ſich aber nicht bemühet, ſie zu prüfen. Im Aldrovand, Jonſton und Moufet hat man das Ausleſen. Cato, Varro, **Plinius** haben ſie lange zuvor angezeiget. Einige darunter mögen wohl nicht zu verachten ſeyn. Moufet behauptet, die Alten hätten wenigſtens ein unfehlbares Mittel gewuſt. Sonſt hätten des Servius Tullius Kleider nicht bis nach dem Tode des Sejan, länger als fünf hundert Jahre erhalten werden können. Sind aber unter dieſen Mitteln gute, ſo ſind auch viele darunter, die die andern verdächtig machen. **Plinius** ſaget: Wer von einem Scorpion geſtochen ſey, habe nachher keinen Weſpen- Bienen- oder Hummelnſtich zu beſorgen. Man werde über dieſes Wunder weniger erſtaunen, wenn man wiſſe, daß, wenn man ein Kleid auf einen Sarg ausbreite, keine Motte hineinkomme. Rhaſis ſpricht: Wenn man Cantharides in einem Hauſe aufhänge, ſo blieben die Motten weg; und die Kleider wären dafür ſicher, die man in eine Löwenhaut einſchlage. Vielleicht iſt die Haut allein eines ſo fürchterlichen Thieres vermögend, ſo kleine Inſecten zu ſchreken. Was ſonſt von riechenden Pflanzen geleſen wird, möchte noch eher die Probe halten. Sadebaum, Mirthe, Wermuth, Schwertel (iris.) Citronenſchale, Anis, ins Zeug geleget, halten die Motten ab. Cato lehret eine Zubereitung vom Olivenfleiſch, damit man die Kleiderkaſten reiben ſoll; wenn die Motten davon bleiben ſollen.

Ich habe nicht unterlaſſen, dieſe Geheimniſſe zu verſuchen, die aber mit dem Sarge und der Löwenhaut, ohne Vorwurf zu beſorgen, bei Seite geſezet, dagegen habe ich viele andere Verſuche, davon alles zu hoffen ſchien, zu machen gefunden. Ich will dabei aber nur die allgemeine Methode, der ich gefolget bin, und was mir am beſten gelungen ſey, anzeigen.

Ich habe mir gläſerne Flaſchen, die unten und oben gleich weit ſind, genommen; in jede ein Stük grauen, blauen ꝛc. Serge, einige Materien, deren Kraft ich prüfen wollte, und wenigſtens zwanzig Motten von gutem Appetit hinein gethan, das Glas aber oben mit einem Papierdekel verſchloſſen. Dergleichen Verſuche kan man ohne Kunſt erſtaunlich verändern; aber nie zu viel, wenn man nicht wagen will, etwas weſentliches zurük zu laſſen.

Die Motten ſind gemein genug. Doch ſollen jemanden etliche tauſend zuſammen zu bringen ſchon Mühe machen; und ſo iſt es mir ergangen. Meinen Sammlern ward es ſchwer vieles angefreſſenes Zeug auszuſuchen, ehe ſie ein Hundert haſcheten. Die, welche ich in meinen Gläſern behalten, die ſich darinn in Schmetterlinge verwandelt und Eyer geleget, haben mir mehr genuzet. Und doch muſte ich noch dazu ſammlen. Ich habe Schmetterlinge dazu fangen laſſen, und ſie mit Stüken Zeug eingeſperret. Sie haben darauf Eyer geleget. Sie waren hier zwar nicht ſo fruchtbar als in ihrer Freiheit; doch haben ſie ſich zwanzigfältig vermehret. Dieſe Schmetterlinge ſind leicht zu finden und zu haſchen; aber ſo zärtlich, daß man ſie ſchwerlich recht munter bekom̃t. So bald man ſie anrühret, tödet oder verlezet man ſie tödlich. Einer von meinen Jägern aber wuſte ein Mittel, ſo viel zu fangen als er wolte. Man fänget Fiſche mit Reuſen von Weidenruthen. Sie gehen durch eine groſſe Oefnung hinein; und kommen auf den Grund der Reuſe durch eine kleinere, zu der ſie nicht wieder heraus können. Mit ſolchen Glasreuſen fing man meine Schmetterlinge. Ein kegelförmiges Trinkglas, deſſen Fus abgeſchlagen war, und in dem man in der Spize ein Loch gemacht hatte, ſtellete man, mit der Spize zu unterſt in ein oben beſchriebenes weites Glas. Der Mottenſchmetterling wartet, bis man jenes Glas über ihn deke. Er flieget darin umher, und kriechet bald darauf durch das Loch in das weite Glas, aus dem er nicht wieder heraus kan. Eine Butellge mit einem engen Halſe kan es auch verrichten.

Nachdem ich ſolchergeſtalt ſo viele Motten zuſammengebracht, als zureicheten, für viele tauſend Thaler Geräthe zu verderben, war ich im Stande, Verſuche zu machen. Sie giengen, wie geſaget, dahin, entweder die eingeniſteten Motten zu tödten, oder die Zeuge zu einer widrigen Speiſe für ſie zu machen. Eine Ueberlegung einer ſehr bekannten Sache hat mir gezeiget, was das Beſte in Anſehung der lezten Abſicht ſey. Man ſiehet nicht, daß ſich die Motten an die Wolle machen, damit unſere Schopſe und Schafe bedeket ſind. Wäre ſie nach ihrem Geſchmak, ſo würden ſie ſich hinein ſezen, wie ein anderes Inſect, das Redi beſchrieben. Die Schmetterlinge würden ihre Eyer dahin legen, und ſich für ſo friedſame Thiere nicht zu fürchten haben. Sie brauchten nicht die Kühnheit einer gewiſſen Fliege, die den Schöpſen in die Naſelöcher flieget, und daſelbſt legt. Die Würme werden von der ſtets zuflieſſenden Feuchtigkeit genähret, und wachſen, bis ſie wieder ſolche Fliegen werden als die, von denen ſie entſproſſen. Das lehret uns die artige Geſchichte dieſes Inſectes, die der Herr Valliſnieri herausgegeben. Andere Fliegen ſtechen die Thiere in die Haut, und laſſen ihre Eyer oder Würme darinn. Sie wachſen daſelbſt wie die Würme in den Galläpfeln an den Bäumen, bis ſie fertig ſind, ſich zu verwandeln.

Dieſe Anmerkung gehet auf alle Thierhäute, die Haare haben. Sie würden ihrer immer zum Theil beraubet ſeyn, wenn ſich die Motten ſo gern hinein ſezen, als ſie thun, wenn wir ſie an die Arbeit gebracht haben.

Noch mehr. Die unzubereiteten Schaffelle werden ſo wenig angefreſſen, als die, welche auf dem Thiere ſizen. So gehet es auch mit den Rauchhäuten, die man abziehet. So lange ſie nicht gar gemachet ſind, kommt keine Motte hinein. Man ſiehet es in den Küchen, da die Caninchenhäute lange an den Wänden herum hängen, ohne daß ein Härchen ausgehet. Zu noch mehrer Gewisheit habe ich Motten Stüke von gar gemacheten und nicht gar gemacheten Caninchenfellen vorgeworfen. Jene wurden abgefreſſen: dieſe erſt, nachdem ſie mit jenen fertig waren. Doch iſt es nöthig, die Felle gar machen zu laſſen. Sonſt gerathen ſie unter andere Inſecten, welche von ihrer Subſtanz zu leben ſuchen.

Indem wir alſo Wolle und Felle zu unſerm Gebrauch zurichten, bereiten wir ſie auch zugleich für die Motten. Die erſte Arbeit an der Wolle machet ſie zu einem ſchmakhaften Gerichte für ſie. Die noch unzubereitete heiſſet fette Wolle. Sie iſt es ſo, daß die Finger vom Anrühren recht fett werden. Man fängt an, das Fett heraus zu bringen. Dadurch werden die Motten gereizet, und ſchmeket ihnen gut.

Doch ſoll man der Wolle nicht ſofort alles Fett nehmen, ſondern nur die Unſauberkeit. Wenn ſie gekämmet wird, mus man ſie wieder fett machen. Die, welche zu weiſſen oder braunen Zeugen genommen wird, könnte fett bleiben. Allein die Wolle, die man färben will, mus ſchlechterdinges das Fett verliehren.

Man kan daraus ſchlieſſen, daß, wenn man unſerer Wolle, die man in Zeugen verarbeitet, etwas von ihrem erſten Fett, wenn es gleich nicht recht zu merken wäre, wiedergeben könnte, ſie den Motten dadurch unangenehm werden würde. Ich habe aber doch auch verſuchen müſſen, ob die fette Wolle den Motten nur widerlich oder gar ſchädlich ſey.

Ich habe einige, die ſehr munter waren, blos mit fetter Wolle, andere mit Stüken von Serge, die ich an ſolche fette Wolle gerieben, eingeſperret. Beide hielten etliche Wochen lang Faſten, indeſſen andere an anderer Wolle mit allen Zähnen fraſſen. Endlich kam es ihnen auch an, zu freſſen; und ſie verwandelten ſich in Schmetterlinge.

Zur Zeit der Hungersnoth nähret man ſich von Dingen, dafür man auſſerdem einen Abſcheu hat. Daraus ſchlos ich auf der Motten Appetit zur fetten Wolle. Andere habe ich mit Stüken blauen und grauen Serge, davon einige an fette Wolle gerieben waren, andere nicht, eingeſchloſſen. In einigen Butellgen waren die grauen, in andern die blauen angeſtrichen. Die Motten fraſſen beſtändig die nicht angeſtrichenen, und ſchöneten die andern. Selten rupfeten ſie ihnen ein Härlein aus. An der Farbe der Scheiden und des Kothes kennet man die Wolle, mit der ſie ſich gekleidet und genähret.

Was ich gethan, um kleine Stüken Serge zu erhalten, das kan mit groſſen eben ſo bequem geſchehen. Fette und doch daneben reinliche Felle kan man wol haben. Nichts iſt leichter, als damit das Geräthe zu reiben. Es ſchadet dem Zeuge nicht im geringſten. Man kan es nicht einmal ſehen, wo man gerieben hat oder nicht.

Anſtat des Anreibens kan man ſeinen Zweck auf allerlei andere Art erreichen. Das Fett, das den Motten ſo zuwieder iſt, kan man in Apothecken unter dem Namen Oeſype haben. Am beſten iſt es, wenn man es aus dem heiſſen Waſſer nimmt, darinn die Felle gewaſchen worden. Man darf aber auch nur eine Bürſte in das Waſſer tauchen, und die Zeuge damit überfahren. Es thut eben das.

Darüber gerieth ich auf die Unterſuchung, ob nicht Schöpstalch, Butter, allerlei Oele mit Nuzen gebrauchet werden können. Ich will nur etwas anführen, das ich für nüzlich halte. Kein Fett, keine ölige Materie iſt den Motten ſo zuwider, als das natürliche Fett an den Fellen. Es war wol zu glauben, das Geheimnis, das die Natur gebrauchet, die Felle zu bewahren, ſey das beſte. Talch haben mir die Motten nicht ſehr zu meiden geſchienen. Doch ſezen ſie ſich weniger auf Wolle, die damit beſchmieret worden, als auf ganz trokene. Das Fett von den Fellen ſtinket nach dem Bok. Der Finger, der ſie berühret, behält es an ſich. Einige Oele ſind den Motten ſo gar angenehm, z. E. Nusöl. Hingegen fliehen ſie Zeuge, die mit Olivenol gerieben worden. Das kommt des Cato Recept von Olivenfleiſch zu ſtatten. Ich habe es aber nicht nachgemachet.

Dieſe Beobachtungen geben uns Anmerkungen über unſere Wollenarbeit. Ich habe oft gehöret, daß Zeuge von einer Art den Motten mehr unterworfen geweſen, als andere von derſelben. Man ſchob die Schuld darauf, ſie wären zu vieles Fettes beraubet. Vielleicht lag es an gewiſſem Fett und Oel, damit ſie zubereitet waren. Plinius will, in die Kleider, die von Schafwolle gearbeitet wären, die der Wolf zerriſſen hätte, kämen die meiſten Motten. Ich glaube nicht, daß es nöthig ſey, ſolche Wolle durch beſondern Befehl zu verbiethen; beſſer aber wohl, gewiſſe Materien, die man zum Fettmachen brauchet, und andere, den Motten widrige, einzuführen. Endlich mus man der Wolle ſo wenig Fett nehmen als möglich iſt. Je weniger das Waſſer, darinn man ſie wäſchet, heis iſt, deſto mehr Fett behält die Wolle. Und das ſchadet Zeugen, die weis bleiben, als Bettdeken ꝛc. gar nicht.

Auſſerdem habe ich den Motten Süſſes, Saures, Salziges, Bitteres, Gepfeffertes, und allerlei, hieraus zuſammen geſezete Gerichte aufgetragen. Nemlich, ich habe Motten eingeſperret, und ihnen allein ein Stük Zeug, das in Weineſſig, in Wermuthſaft, in Tabakwaſſer, in zergangenes Seeſalz, in Sodeſalz, und in allerlei andere Materien getauchet geweſen, mitgegeben.

Auch habe ich allerlei riechende Pflanzen, die für ein Gegenmittel ausgegeben worden, verſuchet, als Sadebaum, Rosmarin, Wermuth, Myrthen, Citronenſchale, Iris; ingleichem den Geruch von Blumen, als gelben Nelken, Pomeranzenblütwaſſer ꝛc. Keine aber von dieſen Materien iſt den Motten ſchlechterdinges verderblich; einige nur wohl gar angenehm. Keine Motten ſind beſſer gewachſen, als die ich mit einer groſſen Menge von der Wurzel der Irispflanze eingeſezet; die doch beſonders gegen ſie verſchrieben wird. Die Cantharides ſolten, nach dem Rhaſis, im Zimmer ſelbſt die Motten vertreiben. Sie haben ſie in eben dem Glaſe nicht gehindert, ſich gut zu nähren.

Wenn Motten nur Fras haben, der ihnen nicht ſchmeket, ſo wiſſen ſie noch ein Mittel. Im Nothfall wird ihr Kleid ihre Speiſe. Sie wollen lieber leben, und ſchlecht gekleidet ſeyn. Sie freſſen das Obere von ihrer Scheide. Die dadurch entſtandene Unordnung wiſſen ſie, auch ohne Wolle, ſo geſchikt zu erſezen, daß man mit bloſſen Augen weder an der Wolle noch dem Gewebe, noch der Farbe der Scheide, die ſie angefreſſen haben, das Mindeſte wahrnimmt. Die Scheide giebet ihnen Nahrung; ihr Koth erſtattet die Kleidung. Er beſtehet aus kleinen runden Körnern von der Farbe, als die verdauete Wolle. Der Wurm ſezet dieſe Körner vermittelſt Seidenfaden an die Stellen, wo die Wolle ausgeriſſen iſt. Alſo bleibet Geſtalt und Farbe oben auf dem Kleide wie ſie war. Sie laſſen von ihrem Kothe gern einige Körner unter ihre Scheiden kommen. Zur Zeit der Noth aber vertritt er die Stelle der Wolle.

Dergleichen, mit Koth geflikte Kleider haben mir zu erkennen gegeben, daß einige von den obgedachten Materien die Motten abhalten können, die Zeuge anzugreifen. Die, welche ich zu Lappen von Serge, die ich an fette Wolle gerieben, geſezet, haben ihre Scheide angefreſſen, und mit Koth ausgeflikt. Eben ſo haben es die gemachet, denen ich in ſtarkes Tabakwaſſer eingeweichete, mit Pfeffer beſtreuete, in Sodenſalzwaſſer getauchete, mit Olivenöl beſtrichene Sergelappen vorgeleget. Alle dieſe Materien können das Ihrige thun. Ich will aber nicht unterſuchen, welche das meiſte; ſondern vielmehr andere kennen lehren, die ſtärker wirken.

Ich habe von vielen Weibern auf dem Lande gehöret, Kienäpfel ſeyn das beſte Mittel dagegen, wenn man ſie in die Käſten und Schränke thue. Dergleichen Erzählungen, wenn ſie gleich einige Leute alte Weibermärchen nennen, ſind nicht immer zu verwerfen. Einige haben einen vortreflichen Urſprung, der unterſuchungswürdig iſt. Kurz, man hat nicht eher Recht ſie zu verwerfen, als wenn es uns die Proben gegeben. Anſtatt der Kienäpfel habe ich etwas von eben der Art für beſſer befunden. Sie haben einen harzigen Geruch. Thun ſie Wirkung, ſo iſt es durch ihn. Darum habe ich mit ſolchem, nur ſtärkern und durchdringendern Geruch die Probe gemachet. Ich habe ein Stüke Serge auf einer Seite mit Terpentin gerieben, ein anderes auf einer Seite mit etwas Terpentinöl benezet, und jedes zu einigen eingeſperreten Motten beſonders geleget.

Von dieſem lezten Verſuche erwartete ich nicht alles was er that. Ich wartete bis zum andern Tage, zu ſehen, ob die Motten das mit Terpentinöl angeſtrichene Stüke ſo wie ſonſt die andern angefreſſen haben würden. Weit gefehlet. Sie lagen alle tod, und waren gewaltſamen Todes, nach heftigen Krampfbewegungen geſtorben. Die meiſten waren naket und ganz ſteif. Vor ihrem Ende waren ſie aus den Scheiden heraus gegangen, die ſie ſonſt nie verlaſſen, und in denen man die alle findet, die das Jahr über ſterben.

Vielleicht hat man ſchon Mitleiden mit den armen Würmen, die nun gewis ſterben müſſen; und will den vorigen Verſuch nicht gern beſtätiget, die Umſtände erwogen und die Menge des Terpentinöls beſtimmet ſehen, das ihnen ſchnellen oder langſamen Tod bringet. Daß zu dem erſten Verſuche Serge oder anderes Wollenzeug gebrauchet war, that nichts zur Sache. Ich that etliche Motten nebſt Papierſtreifen, die ich gelinde mit dem Oele angeſtrichen, in eine Bouteille; ſtopfete ſie ſanft zu, und beobachtete ſie. Einige rühreten ſich nicht, und thaten es auch nicht mehr. Das waren die kleineſten und ſchwächeſten. Die muntern fiengen an ſich zu rühren und zu quälen. Ich habe anderswo erkläret, wie ſie den Kopf heraus ſtreken, Wollenfädlein zu ertappen; und geſaget, derſelbe Kopf laſſe ſich auch am andern Ende der Scheide ſehen, wo er eben ſo arbeitet. In dem natürlichen Zuſtande kommt immer der Kopf hervor. Hier war es der Schwanz. Manchmal zogen ſie ihn ein, um ihn nachher mit einem gröſſern Theile des Leibes heraus zu ſtreken. Nach einer oder zwei Stunden giengen ſie ganz aus der Scheide, quäleten ſich noch naket, und ſtarben nach heftigen Krampfzükungen, etliche eher, etliche ſpäter.

Die, ſo gewaltſamen Todes geſtorbenen Motten ſchienen mir alle diker, als in ihrem natürlichen Zuſtande zu ſeyn. Das iſt aber auſſer Zweifel, daß ihr Rüken oben ganz roth, oder mit rothen Fleken beſezet war, die man ſonſt bei lebendigen, oder ſanftern Todes geſtorbenen nicht wahrnim̃t. Dieſe Röthe ſcheinet zu beweiſen, dieſe ſeyn erſtiket. Seitdem man ſich nicht geſchämet, den wunderbaren Bau der Körper der ſogenanten elendeſten Inſecten zu erforſchen, hat man entdeket, daß die Werkzeuge des Athemholens der Raupen, Seidenwürmer ꝛc. den Rüken lang ſtehen. Die Ringe, darinn ihr Körper getheilet iſt, haben jeder zwo Oefnungen, auf jeder Seite eine. Sie thun die Verrichtung unſeres Mundes und unſerer Naſe, und laſſen die Luft ein und aus. Wenn man dieſe Inſecten, oder auch nur dieſe Löcher mit Oel beſchmieret, ſo tödet man ſie, wie die gröſten Thiere, denen man das Athemholen benimmt. Sie werden erſtiket. Der Geruch oder vielmehr Dampf vom Terpentinöle thut in der Länge der Zeit, was das grobe Oel ſogleich thut. Seine, für unſer Auge zu zarte Theile ſind ſtark genug, ihre Luftrohren und zarten Gänge zu verſtopfen.

Nicht aller Geruch, der uns ſo durchdringend ſchiene, als der vom Terpentinöle, würde eben dieſe Würkung thun, wenn er aus zartern Theilen zuſammen geſezet wäre. Ich habe zum Exempel ſo vielen Muſcus, daß ich mehr als halb Paris damit hätte riechend machen wollen, zu Motten geleget. Sie haben davon nicht gelitten; ſondern gefreſſen, und ſind gewachſen.

So viel bleibet indeſſen gewis: der Geruch des Terpentinöles oder Geiſtes iſt für die Motten ein ſchrekliches Gift. Allein, wir fürchten uns ſelbſt dafür. Das Mittel, wie es in der Medicin oft gehet, könnte wol ärger als die Krankheit zu ſeyn ſcheinen. Wir wollen uns doch nicht gern zuſamt den Motten vergiften. Wir meiden auf etliche Tage überfirniſte Zimmer wegen des Terpentingeruches. Man würde wol nicht gern in einem Bette ſchlafen, deſſen Vorhänge ſo röchen. Der Farbe der Zeuge ſchadet das Oel nicht. Man machet die Oel-, Fett- und Theerfleke damit aus; und laſſet das Zeug an der Luft liegen, bis ſich der Geruch verzogen. Wenn man aber die Zimmer wegen des Firniſſes einige Zeit nicht bewohnet, und die Kleider nicht träget, was wird es denn ſeyn, wenn man das Geräthe, darinn man die Motten durch dieſes Oel getilget, eine Zeitlang nicht brauchet? Für den, der beſonderes Sommer- und Wintergeräthe hat, wird nichts entſtehen. Die aber, denen das Glük nicht ſo wohl gewollt, daß ſie die Bequemlichkeit oder Verſchwendung ſo hoch treiben können; die da wiſſen, daß ihre Deken, Betten, Beſchläge, Stühle verlohren ſind, ſo bald ſich die Motten hinein ſezen, weil man ſie nicht ganz heraus bringen kan; alle dieſe, ſage ich, ſolten ſich kein Bedenken machen, ihr Geräthe, um längerer Dauer willen, auf einige Wochen zu entbehren.

Alles Zeug, das in Kleiderſchränken und Trödelbuden lange hänget, und daſelbſt mehr Gefahr läufet, als das, deſſen man ſich täglich bedienet, kan ohne Mühe erhalten werden; und verdirbet blos durch Nachläſſigkeit.

Noch mehr, Leute, die nicht einen gar ſchwachen Kopf haben, können den Grad des Geruches vom Terpentinöle, davon die Motten ſterben, gar wohl ertragen. Ich habe auf ein Stük Serge von 15. bis 16. Quadratzoll einen einzigen kleinen Tropfen fallen laſſen, und es in ein weites Glas von 3. Zoll im Durchmeſſer, und 5. Zoll in der Höhe gethan; Alle Motten ſtarben mir davon. Aus dieſem einzigen Verſuche kan man leicht berechnen, wie vieles Terpentinöl man brauchen werde, alle Motten in dem gröſten Kaſten, oder in einer Kleiderkammer zu tödten. Es wird nicht vieles machen. Die Koſten darf man nicht ſcheuen. Wie viele Tropfen ſind wohl in einer Pinte Oels? Und wie wenig koſtet die? Das Gemach mus ſehr gros ſeyn, darinn das vorgedachte weite Glas ſo oft gehet, als Tropfen in der Pinte ſind.

Ein Tropfen Terpentinöl läſſet ſich auf einer Fläche von 16 Quadratzoll nicht wohl gleich ausdehnen, wie ich doch in meinem vorigen Verſuche gethan. Ich habe aber ein Mittel, ihn ſo weit auszudehnen, als man will. Man darf den Tropfen Terpentinöl nur in ſo vielem Weingeiſte verdünnen, als die Fläche, auf der man ſein Oel ausbreiten will, zu befeuchten erfordert.

Jedoch alles dieſes iſt bei dem Gebrauche nicht nöthig. Man darf die Sachen nicht einmal mit dem Oele anreiben, darauf man die Motten verjagen will. Sie dürfen nur an Orten liegen, wo es ſtark darnach riechet. Je ſtärker der Geruch iſt, deſto ſchneller iſt der Tod. Man lege alſo Stüken von Papier, Linnen, Zeug, die etwas mit dieſem Oele überſtrichen ſind, in die Schränke oder Kammern, es darf nicht länger als ein Tag ſeyn.

Je beſſer ſie verſchloſſen ſind, deſto ſtärker iſt der Geruch. Sind ſie es aber auch nicht ſonderlich, ſo ſtirbet die Motte doch. Ich habe ſie auf Stüken Serge ſterben ſehen, die in unzugedekten Gläſern lagen, und da auf dem Lappen weniges Oel war.

Doch hätte ich gewünſchet, die Motten durch einen uns nicht ſo widerlichen Geruch vertilgen zu können, als der vom Terpentinöl iſt. Ich bin wol auf einen gar erträglichen gefallen; nur aber wäre das Mittel theuer. Es iſt der Geruch vom Weingeiſte. Wenn ich Motten zu Papierſtreifen, die das mit angefeuchtet waren, in eine Bouteille, die ich mit Kork zugeſtopfet, gethan, ſo waren ſie den andern Tag tod, und die Schwänze ſtunden an einigen zu der Scheide heraus. Der Geruch aber müſte in feſt verſchloſſenen Schränken ſich ausbreiten; denn der Weingeiſt duftet gar bald aus. Ich habe ein Stüklein Serge mit Weingeiſt nas gemacht, auf einen Tiſch ausgebreitet, und Motten darauf geſezet. Anfangs ſind ſie ohne Bewegung darauf geblieben, ſo lange nemlich, bis der Weingeiſt verrauchete, und der Geruch verflog. Darnach kamen ſie von ihrer Betäubung wieder zu ſich, und krochen fort.

Ich hatte ein gutes Vertrauen zu einem andern Geruch, der zwar nicht angenehm, aber uns doch erträglicher iſt, als der vom Terpentinöle. Es iſt der Geruch von verbranten Sachen. Die Erklärung des Todes der Motten vom Terpentingeruch, war dieſem Verſuche vortheilhaft. Der Rauch, den wir ſehen und riechen, iſt wol aus gröberen Theilen zuſammen geſezt, als die ſind, die aus dem Terpentinöle gehen, und doch die Luftröhren unſerer Inſecten verſtopfen können. Der erſte Rauch, den ich verſuchte, und von dem ich die beſte Meynung hatte, war der Tabaksrauch. Ich that einen Lappen Sarge in ein Glas, und beräucherte ihn ſtark mit Tabak, blies auch vielen Rauch hin, und band das Glas zu. Zwanzig Motten, die darinn geweſen, lagen den andern Tag tod.

Andern gab ich ein ſchwächeres Maas ihres Giftes. Ich that ſie nicht in den Rauch, ſondern auf Sergelappen, die ſtark beräuchert waren, und darnach rochen. Die Motten quäleten ſich gleich. Viele verlieſſen ihre Scheiden und ſtarben.

Darauf habe ich es mit Rauch von Papier, Linnen, Wolle, Federn, Leder, ſogar Rosmarin und andern aromatiſchen Pflanzen (denn das Räuchern mit denſelben zähleten die Alten zu den Geheimniſſen) verſuchet. Ich habe daraus gelernet, daß die Motten ſterben, wenn ſie eine Zeitlang in dikem Rauche gehalten werden. Nichts aber kommt dem Tabak bei. Er würket nicht nur, wenn man keinen Rauch ſiehet; ſondern auch, wenn man ihn an den Zeugen kaum riechet. Gewiſſer Rauch kan nur aus zu groben Theilen beſtehen, als daß ſie die Oefnungen zum Athemholen verſtopfen könnten. Aber die Theile des Tabaksrauchs haben vermuthlich die rechte Gröſſe, dieſe tödliche Würkung zu thun.

Dampf von Queckſilber und Schwefel vertilgen die meiſten Inſecten. Jener aber würde dem Menſchen, dieſer der Farbe ſchaden.

Der Rauch von Kräutern, was für welche es auch ſind, vertreiben die Müken in ſumpfigen Ländern. Sie würden die Einwohner aus den Häuſern vertreiben, wenn dieſe nicht täglich räucherten. Dergleichen Rauch wird unſere Motten auch töden. Doch iſt hier eine beſondere Beobachtung zu machen. Ich weis nicht, ob die aufmerkſamen Motten allen ihnen ſchädlichen Geruch zu fliehen wiſſen, wo es anders für ſie ein Geruch iſt. Die gemeinen Fliegen, ſonderlich die Bienen, ſcheinen einen Geruch zu haben. Unſern Motten ſcheinet er zu mangeln, wenigſtens der, daß ſie die ihnen ſchädlichen Dämpfe erkennen. Wir ſelbſt ziehen oft ſchädliche und vergiftete Luft in uns, ohne es zu wiſſen. Wie viele Leute werden nicht von Kohlendampf erſtiket, ohne zu merken, daß es ihnen ſo ſchädlich ſey? So gehet es vielleicht den Motten mit dem Terpentindampfe. Ein Beweis davon iſt der. Ich habe in eine Perruquenſchachtel an einem Ende ein Stüklein Serge, das mit Terpentinöl wenig, an das Ende eines geleget, das damit gar nicht angeſtrichen war, in die Mitte aber eine Menge Motten geſchüttet, um zu ſehen, wohin ſie ſich wenden würden. Dieſer oft wiederholte Verſuch hat mir darzuthun geſchienen, daß ſie nicht riechen, was ihnen ſchadet. Sie krochen ohne Bedenken zu dem riechenden Lappen, und zu dem andern. Ueberhaupt ſcheinet den Thieren der Geruch mehr gegeben zu ſeyn, ihnen die Speiſen zu zeigen, die ſie ſuchen, als das Uebel kentlich zu machen, das ſie meiden ſollen.

Vielleicht aber erſezet ihr feiner Geſchmak ihren groben Geruch. Ich habe zu einigen Motten Lappenzeuge geleget, die ich ſo wenig mit Terpentinöl beſchmieret, daß der Geruch nicht ſchaden konte; ingleichen gar nicht angeſtrichene Lappen. Nur dieſe wurden angenaget; jene gar nicht, oder ſehr wenig. Auch wurden die mit Tabak beräucherten Lappen nicht ſo merklich befreſſen, als die, daran gar kein Tabaksrauch gekommen war.

Indem ich gegen die Motten gearbeitet, habe ich es gegen andere Inſecten auch gethan. Es war zu vermuthen, daß einige den Terpentinöl- und Tabaksgeruch eben ſo wenig, als die Motten, ertragen würden. Ich ſchlos es aus der Uebereinſtimmung ihres Baues. Raupen von allen Gattungen, Fliegen, Bienen, Ameiſen, Ohrwürmer, keines von allen konte widerſtehen. Selbſt die Wanzen, gegen welche ich den Verſuch am liebſten gethan, ſterben vom Terpentinölgeruche und Tabaksrauche. Sie erſtiken davon bald, wiewol etwas langſamer als die Motten. Ich habe auch lange von ſtarken Tabaksrauchern gehöret, daß ſie ihre Kammern, wo ſie immer rauchen, von Wanzen rein erhielten.

Wenn der Tabaksrauch und Geruch von Terpentin unſern Kornwürmern ſchadete, wie zu vermuthen iſt, ſo thäte er uns einen vortreflichen Dienſt. Man hat für das aufgeſchüttete Getraide nichts ſo zu befürchten, als einen kleinen Käfer, der Lateiniſch Curculio, Franzöſiſch Calandre, Charanſon, Coſſon, Poux des Blets heiſſet. Er friſſet das Mehl aus, und läſſet die Hülſen liegen. Wenn ſich dieſes Ungeziefer auf einem Speicher vermehret, ſo zehret es die gröſten Haufen aus. Ich habe die gewünſchten Verſuche gegen ſie noch nicht anſtellen können. Man mus nicht nur verſuchen, ob ſie der Rauch und Dampf tödtet; ſondern auch, ob das Korn davon nicht einen unangenehmen Geruch bekommt; ob man ihn ihm durch Waſchen ꝛc. benehmen kan. Dieſe Verſuche behalte ich mir vor, anzuſtellen. Der Gegenſtand iſt zu nüzlich, als daß man ihn aus der Acht laſſen könnte.

Um aber wieder auf unſere Motten zu kommen, ſo iſt zwar das Verfahren, die Wollenzeuge gegen ſie zu bewahren, gar einfach; doch wird noch nüzlich ſeyn, von der beſten Art, es anzuwenden, etwas hinzuzuſezen. Will man das neue Geräthe, und alles, darein der Wurm noch nicht gekommen, rein erhalten, ſo weis ich nichts beſſeres, als man reibe ſie mit einem fetten Schaffelle. Eins reichet zu einer groſſen Tapete zu. Man kan auch dieſes Fell in ſo heiſſes Waſſer thun, daß das Fett davon abgehet, oder daß man die Hand nicht darinn leiden kan. Darnach ſteket man eine Bürſte hinein. Dieſe nimmt das Fett und den Geruch an ſich. Damit überfähret man das Zeug, ſo, daß alles, aber nicht ſehr nas wird.

Das iſt aber nur ein Mittel, damit die Motten ſich nicht einſezen. Sind ſie hingegen im Zeuge, ſo müſſen ſie ſterben. Dazu wird man den Geruch von Terpentin, und den Tabaksrauch gebrauchen, nachdem man eines oder das andere für das bequemſte, und am wenigſten furchtbare findet. Soll es Tabak ſeyn, ſo thue man einige Hände voll geſchnittenen auf eine Pfanne mit Kohlen. Es darf eben nicht vom beſten ſeyn. Lieget das Zeug in einem Schranke über einander, ſo iſt doch eine Pfanne oder zwei genug, alles zu durchräuchern. Man ſezet ſie ſo, daß man vom Feuer nichts zu fürchten hat, und machet dann die Thüren zu. Solche kleine Ofen, wie man zum Caffeebrennen hat, ſchiken ſich noch beſſer dazu. Sie faſſen mehr Kohlen und Tabak, und ſind ſicherer zuzumachen.

Iſt es ein Zimmer, darinn Tapeten hängen, und Sachen liegen, das Camin, Fenſter und Thüren hat, ſo mus man das alles wohl zumachen, ſo viele Pfannen hinein ſezen, als zu einem recht diken Rauch nöthig ſind, und alle Thüren zuhalten, damit der Rauch ſtark darinnen bleibe.

Kan man die Sachen ungefaltet über einander in lokere Haufen legen, ſo dringet der Rauch viel beſſer durch.

Endlich mus der Rauch wohl vier und zwanzig Stunden recht dike in der Stube bleiben, da die Motten ſterben ſollen. Darnach kan man die Sachen ſicher an die Luft bringen, damit ſie den unangenehmen Geruch verliehren mögen.

Durch den Tabaksrauch könnten Sachen, darin Silber gewürket iſt, und die zärtliche Farben haben, verderbet werden. Terpentinöl iſt hier beſſer, und thut mehr Wirkung, je ſtärker ſein Geruch iſt. Er iſt es aber, je mehr er ausgebreitet iſt. Denn darauf kommt es alles an. Terpentinöl in einer Butelge, oder in einem Glaſe gieber einen erträglichen Geruch, den man aber nicht ausſtehen würde, wenn es auf dem Fusboden verſchmieret wäre. Der Grad der Wärme der Luft vermehret auch die Stärke des Geruches. Eine Menge umhergeſtrichenes Oeles thut im Winter und im Sommer nicht einerlei Würkung.

Aus allem dem folget, man müſſe das Terpentinöl ſo viel als möglich, ausdehnen. Will man es auf die Sachen ſelbſt ausdehnen, welches das beſte iſt, ſo gieſſet man es in eine flache Schüſſel, thut eines Pinſels

Spize, oder eine Bürſte darein, fähret damit über das Zeug, ſo lange als ſie etwas von ſich läſſet, tauchet ſie wieder in das Oel, und überfähret neue Stellen.

Wenn man aufgeſpannetes Geräthe ſolchergeſtalt überfähret, ſo mus man nachher Thüren und Fenſter zuhalten.

Iſt es ausgeſpannet, ſo darf man es unmittelbar nach der Reibung nur zuſammen legen. Es iſt ſo gar gut, wenn man es gleich darauf an wohl verſchloſſene Orte leget.

Nur der Geruch, der ſich ſehr eingezogen, machet den Gebrauch dieſer Sachen unbequem. Man lege ſie zuvor etliche Tage hinter einander an die Luft.

Der Gebrauch dauret nicht ſo lange, wenn man die Sachen nicht reibet, ſondern an wohl eingeräucherte Orte leget. Man kan z. E. die Sachen in einen Schrank legen, den man mit Terpentinöl wohl ausgerieben, und auf jedes Bret Papierſchnizeln legen, die man mit dieſem Oele beſtrichen.

Wie vieles Oel nöthig ſey, darauf kan ich nicht ſo genau antworten. Es kommt auf die Gröſſe des Orts, da die Sachen eingeſchloſſen ſind, auf die Ausbreitung des Oeles, auf die Wärme der Witterung an. Man kan aber in Anſehung der Würkung der Sache nie zu viel, und in Anſehung der Menſchen, die das Oel riechen, ebenfalls nicht zu viel thun. Eine Pinte Oel kan weit gehen, wenn ſie recht angebracht wird.

Eine andere Frage hat man oft an mich gethan: Wenn die beſte Zeit ſey, die Motten zu vertilgen? Alle iſt gut. Terpentingeruch und Tabaksrauch helfen immer. Doch iſt das Ende des Auguſtes und der Anfang des Septembers die beſte Zeit. Alsdann ſind alle Motten, die bis auf das folgende Jahr entſtehen ſollen, ſchon gebohren. Man darf nicht beſorgen, daß Schmetterlinge von auſſen dazu kommen, und Eyer zuführen. Hätte man ſie am Anfange des Frühlinges auszurotten geſuchet, ſo wäre es ein anderes. Es können aus benachbarten Häuſern und Kammern Schmetterlinge kommen und neue Bevölkerungen anſtellen. Ueber dieſes ſind zu der angezeigten Zeit nur junge Motten, in denen der Geruch vom Terpentinöle mehr als in den alten wirket. Ihre Luftröhren ſind alsdann viel kleiner; der Dampf des Oeles verſtopfet ſie leichter.

Dieſe Zeit haben wir auch für die beſte zum Ausklopfen angegeben. Doch halte ich das Ausklopfen nicht für das beſte Mittel. Man machet dadurch nur, daß die Motten heraus fallen, die in den Zeugen ſind. Allein die, welche an entfernten Orten von denen, wo die Sachen hinkommen ſollen, geworfen ſind, werden ſich in andere Sachen ſezen, und daſelbſt vermehren.

Noch eine Frage: Ob man die Arbeit mit den Stubenbeſchlägen und dem Geräthe alle Jahre vornehmen müſſe, oder ob ſie, wenn die Motten einmal heraus ſind, dafür immer ſicher bleiben? Das leztere läſſet ſich aus dem, was wir geſaget, nicht vermuthen. Es können ſich gar wohl neue einfinden, wenn die alten weg ſind. Es müſſen aber auch dieſes Ungeziefers ſehr viele auf ein Stük fallen, und man ſie viele Jahre darauf arbeiten laſſen, ehe ſie merkliche Unordnungen anrichten können. Ich glaube alſo nicht, daß es nöthig ſey, eine von denen für die Motten beliebteſten Tapeten, nemlich die von Serge, alle Jahre ſorgfältig reinigen zu laſſen. Es iſt Zeit genug, wenn man merket, daß ſich neue einſezen.

Weil die Pelzmotten und Wollmotten vermuthlich eben dieſelben ſind, und es wenigſtens ſicher iſt, daß ſie von einem Gifte ſterben, ſo wird es viel leichter ſeyn, ſie in dem Pelzwerke, als in groſſem Geräthe zu vertilgen. Die Muffe kan man am leichteſten dafür in Acht nehmen. Man darf nur Leinwandlappen, die mit Terpentinöle angefeuchtet ſind, in die Futterale legen. Anderes Pelzwerk feuchtet man ebenfalls damit an. Ich habe die Haut damit beſtrichen, und ſie auf anderes Pelzwerk, das von Motten wimmelte, geleget; ſie haben ſich aber unverlezet erhalten.

Will man endlich die Wänzen beſtreiten, ſo mus der Geruch vom Terpentinöle und der Rauch ſtark ſeyn, damit beides in die

Löcher und Rizen eindringen könne, darin ſich dieſes Ungeziefer erſtreket.

So nüzlich ich auch gern dieſe Beobachtungen habe machen wollen, ſo mus man doch faſt müde geworden ſeyn zu hören, daß man ſo fleiſſige und unglükliche Thiere zu vergiften geſuchet. Vielleicht wird man lieber hören, was ich zum Beſten unſerer Motten vorzuſchlagen habe. Sie ſollen leben, und für uns arbeiten, ſo beſchäftiget ſie auch uns zu ſchaden. Die Würme geben uns Seide; die Bienen Wachs und Honig; das zum Siegelwachſe und Firnis ſo nöthige Lak haben wir von einer geflügelten Ameiſe. Unſere Mahler, ſonderlich mit Waſſerfarbe könnten aus Motten von allen Schattirungen bekommen, wenn ſie einen ſonderbaren Umſtand aus dem erſten Theil unſerer Abhandlung ſich zu Nuze machen wolten. Man machet für die Mahler Lak, gelbe Erde, und färbet Kreide mit allerlei Farben. Unſere Motten überheben uns der Mühe, und geben ſchönere, vielleicht auch dauerhaftere Farben. Ihr Koth hat die Farbe der gefreſſenen Wolle, er läſſet ſich auch in Waſſer reiben. Will man alſo ſchönes Roth, Gelb, Blau, Grün, und andere Farben haben, ſo nähre man Motten mit ſolcher Wolle, auch nur mit ſolcher Schur, welche oft beſſer iſt als das Tuch ſelbſt, wenigſtens, wenn die Tücher erſt gefärbet werden, wenn ſie ſchon gewebet ſind. Z. E. nähret man die Motten mit ſchönem Scharlach, ſo iſt der Koth ſchon etwas blaſſer, als die Farbe des Tuches. Der weiſſe Schnit zeiget die Urſache. Die Scharlache werden von weiſſer Wolle gewebet, und dann gefärbet. Die Farbe gehet nicht durch; aber die Oberfläche iſt ſchön gefärbet, und davon gehet durch die Schur die Wolle ab.

Uebrigens zeiget die Fruchtbarkeit der Motten, daß wir, ſo viel wir auch zum Färben gebrauchen, doch genug haben können.

Die Zahl der Inſecten kan man vermehren wie man will. Die guten Farben unſerer Tücher ſind ſo dauerhaft, als die an unſern Gemählden. Ja es ſcheinet, Farben die durch den Magen gegangen, müſſen aus Urſachen, welche den Färbern bekannt ſind, davon noch beſſer werden. Es iſt doch aber beſſer, daß die Erfahrung die Sache beſtätige.

Von den Molken.

Ob wohl die Milch das beſte und geſundeſte Nahrungsmittel, ſo kan doch ſelbige gar leicht ſchädlich werden u. zu Krankheiten Anlas geben. Sie beſtehet aus flüſſigen und feſten Weſen, welches, wenn es gut würken ſoll, genau mit einander vereinigt ſeyn mus, gerinnet aber das käſichte Weſen, bekommt es eine widrige und dem menſchlichen Leibe ſchädliche Eigenſchaft. Die Theile der Milch nun trennen ſich ſehr leicht auseinander: denn es iſt bekannt, daß alle Milch leicht von der Wärme und ſauren Sachen gerinnet: welches doch von Vitriolöl, als welches ſie vielmehr flüſſiger machet, nicht geſchiehet; wie auch mit einem wäßrigen Spiritu vini, wohl aber mit einem etwas hoch rectificirten und reichlichen dazu gegoſſenen Spiritu vini.) Weil demnach auch in dem Magen, zumal wenn er ſchwach oder gar zu viel Hize, leicht gerinnet, erſiehet man, warum Kindern und alten Leuten die Milch ſo leicht ſchaden kan: wie denn auch die Milch in dem malo hypochondriaco oder Milzſucht von Leuten, die erſt von ſchwehren Krankheiten aufgeſtanden, höchſt ungeſund. Ingleichen dienet ſie nicht in Schmerzen des Hauptes, in Fiebern, wenn die Galle mit dem Stuhlgang fortgehet, nach vielen Blutvergieſſen, Schwindel ꝛc. Um nun, wenn die Milch ja etwan in Magen geronnen, die Gefahr zu verhüten, iſt gut, alkaliſche Dinge vor den Gebrauch der Milch zu geben, und wo ſie ſchon geronnen, was naſſes, das gut abſpühlet, als Thee oder Ehrenpreis reichlich nachtrinken, bei Ekel und Brechen ſelbiges durch einen guten Trunk warmen Waſſers befördern, ſonderlich wenn 1. oder 2. Gran tartari emetici dazu kommt, auch wo es die Kräfte und Beſchaffenheit ſo wohl bei Kindern als erwachſenen

ſenen leitet, den Unrath ab, und unten durch 2⸗3. Unzen Manna nebſt 2. Gran tartari emetici in einem Waſſer gegeben, aus dem Leib ſchaffet. Auch läſſet ſich die Milch weder zur Cur noch Nahrung ſicher gebrauchen bei Leuten, die ſchwammicht Fleiſch haben und viel kleine Adern, und wo die Leber, Milz, Lunge, Nieren, mit vielen diken Säften angefüllet, und das Geblüt an den kleinen Adern ſteket, zumal wenn die Milch wenig Molken und viel käſichtes bei ſich führet, wie die Zügen⸗ Küh⸗ und Schaafmilch thut. So ſchädlich nun das dike Weſen der Milch, ſo geſund ſind hergegen die Molken. Denn dieſe, da ſie meiſt aus Waſſer beſtehen, worinn ſich ein zartes ſüſſes Salz, nebſt einer zarten ſchleimichten und fetten Materie aufhält, verdünnen ſie die zähen Säfte, ſpühlen die Röhren aus und heben die Verſtopfungen in Eingeweiden, ſo dann reizet das ſüſſe Salz die Ausführungsgänge, fürnehmlich durch den Stuhlgang und Harn, wobei es die brennende Schärfe der gallichten Säfte dämpfet; und endlich macht die 3. Eigenſchaften derſelbigen die dürren Faſern weich und ſchlapp und beugt ſich an die ſalzige Schärfe der Säfte. Das beſte Mittel iſt demnach die Molken zum Gebrauch zuzubereiten folgender geſtalt, weil, wenn man die Molken von der Milch nur durch Wärme oder etwas ſaures ſcheidet, ſelbige ihre Süſſigkeit, worauf doch am meiſten zu ſehen, verliehret, und eine nichts nüze Säure annimmt: man läſſet eine friſch gemolkene Milch in einem zinnern Gefäſſe über glüende Kohlen ganz verrauchen, auf das rükſtändige Pulver gieſſet man ſo viel reines, leichtes und geſundes Waſſer, als davon in der Luft verflogen, läſſet es damit aufwallen, bis das ſüſſe Salz und die fette ſchleimichte Materie darinn zergangen, endlich ſcheidet man durch ein Seigetuch den zarten Saft von dem groben irdiſchen Theil, und verwahret ihn zum Gebrauch. Dieſe durch Kunſt bereitete Molken ſind den gemeinen Molken weit an Kraft überlegen, dauren länger, verliehren den Geſchmak nicht ſo bald, und ſind ſo warm als kalt ohne Ekel zu genieſſen. Wie ſie nun zu gebrauchen, da mus man ſich nach den Perſonen richten, wer zart und leicht ekel, nimmt 1. Pf. Apothekergewicht, wer aber ſtärker 2. Pfund. Man kan ſie Morgens, auch wohl Nachmittags, aber alsdenn nicht ſo viel wie Morgens trinken: die Zeit anlangend mus man auf die Hartnäkigkeit des Ubels ſehen: endlich mus man ſelbige gleich der Eſelsmilch nicht gleich auf einander, ſondern zu verſchiednen Zeiten nehmen Leztlich die Fälle betreffend, worinn ſie zu gebrauchen, ſo dienen ſie, nach den Gebrauch heftiger Purganzen und Brechmitteln, ihre ſchädliche Kraft zu bezwingen, man kan auch ſelbige als ein treflich Laxiermittel, wenn die Kräfte und Umſtände des Patienten keine ſtärkere Purganzen zulaſſen wollen, gebrauchen, ſonderlich in ſolchen Krankheiten, wo das Purgiren gefährlich, wie auch in den Fiebern, und faſt überhaupt wo ſich eine übernatürliche Hize findet, und kan man Eſelsmilch, oder ſtatt deren, die Molken von Ziegenmilch nehmen, und ein wenig Manna dazu thun, welches ſonderlich gegen hectiſche Hize gut: ob wohl ferner die Molken, zumal von der Eſelsmilch, ein herrlich Laxiermittel, iſt doch öfters, wenn der Magen die Menge nicht vertragen kan, beſſer wenig davon zu geben, und ſie durch andere gelinde laxantia zu ſchärfen, wozu für andern Manna, der gelind laxirende Roſenſyrup, Wegwartſyrup mit Rhabarber, cremor tartari, und terra foliata tartari dienet; man kan ſie auch mit Tamarinden und Engelſüs kochen und nachmals das Sal polychreſtum oder arcanum duplicatum und Manna oder Holunderſaft (welches viel genommen auch den Leib öfnet) dazu thun und iſt dieſes Laxiermittel gut bei ſchwächlichen Alten, Kindern, von Krankheiten entkräfteten, oder davon erſt aufgeſtandenen, u. wovon Verſtopfung des Leibes in Poken, Maſern und dergleichen Unheil zu beſorgen. Wenn in Bruſtkrankheiten, in troknen oder feuchten Huſten und langſamen Fiebern der Leib zu öfnen, läſſet man 2⸗3. Unzen Manna in 1. Pfund Molken auf, thut 1. Quent.

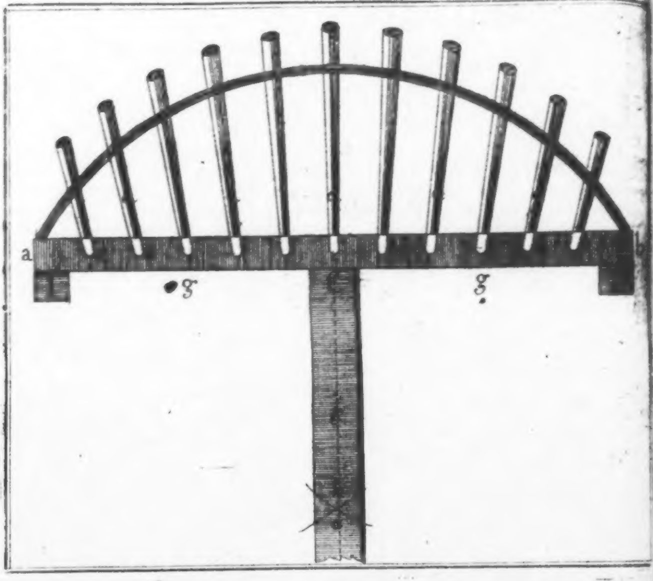
Cremor tartari oder terra foliata tartari hinzu nebſt 2 ⸗ 3. Tropfen Cedroöl zum Wohlſchmak, welcher Trank auf 3. mal nacheinander zu nehmen. So kan man auch die laxirende Kraft der Molken von Ziegenmilch verſtärken, wenn man Schloe oder Pfirſchblüte hinein thut, und eine Weile warm damit ſtehen läſt, ſonderlich wenn man noch ein Sal digeſtivum oder Manna darinn auflöſet. Wenn alſo im Frühling oder Sommer, der ſonſt zu laxiren nöthig, kan man von dem auf dieſe Art verſtärkten Molken täglich ein halb Maas nehmen, und einige Wochen damit fortfahren, welches inſonderheit hagern, ſchwammigten und empfindlichen Perſonen, zumal Jünglingen, viel dienlicher als alles andere. In dem Anfang der rothen Ruhr iſt gut Eſelsmilch oder Molken von Ziegenmilch, wozu einige Gran Rhabarber nebſt 1. oder ein halb Unzen Manna gethan werden. Hat man ſtärkere Purganzen nöthig, iſt am ſicherſten ſelbige mit Eſelsmilch oder Molken zu geben. Man nimmt aber alsdenn ein halb Quent. der Purganzen, ſo gebraucht werden ſoll zu 2. Pfund Molken und läſt dieſes nach und nach nehmen. Auch ſind vor und nach dem Gebrauch der mineraliſchen Waſſer ſehr gut die Molken, worinn man wenigſtens 3. Unzen Manna ein und ein halb Quent. cremor tartari zerlaſſen mus. Auch iſt um den trokkenen Unrath aus dem Leibe fortzuſchaffen nichts beſſer als ein Clyſtir von Molken, Manna, und Mandelöl. Im Scharbok, und auch in der damit verknüpften Bleichſucht ſind die Molken, zumal von Eſels- und Ziegenmilch mit antiſcorbutiſchen Kräutern abgekocht ein treflich Mittel, doch mus man in ſolchen langwierigen Krankheiten die Cur einen Monat und noch drüber in gehöriger Maſſe fortſezen. Das malum hypochondriacum oder die Milzſucht und bei den Frauenzimmer ſo genannte Mutterbeſchwehrung betreffend, ſo ſind auch darinn die Molken gehörige Zeit in gehöriger Maaſſe und auf gehörige Art gleich den Geſundbrunnen gebraucht, wie ſie denn noch beſſer als dieſe in dergleichen Krankheiten was ſehr heilſames. In dem folgenden Theil ſoll hievon weitläufftiger gehandelt werden.

Von den unvorſichtigen Curen.

Daß ſelbige oftmals nicht nur eine Urſach vieler Krankheiten, ſondern auch wohl gar des Todes ſeyn, ſolches iſt mehr als zu gewis. Dieſes kommt zum Theil daher, daß viele ſich einbilden, wenn eine Arznei ein oder mehrmal einen glüklichen Effect in einer gewiſſen Krankheit gethan, es ſteke in den Medicamenten allein die Kraft wider dieſelbige Krankheit, und daher in dergleichen Fällen alſo dieſes allezeit brauchen ohne auf Temperament, Alter, Gewohnheit, und Lebensart, Jahrszeit und Beſchaffenheit ſo wohl des Korpers als der Natur zu ſehen. Da doch jedes Medicament nach dieſen Beſchaffenheiten nicht bei einen wie bei den andern würket, auch die Krankheit nicht allemal einerlei Urſach, Zufälle und Beſchaffenheit hat. Es langt aber anbei auch die Erfahrung allein nicht zu, wo ihr nicht die Raiſon zur Seiten ſtehet: deswegen ein Medicus die Natur der Perſon, den Zuſtand, Urſach und die Zeit der Krankheit und auch die Tugend der Alimente und Medicamente aufs genaueſte ausforſchen mus. So dann mus er alle Umſtände der ihme vor gelegten Krankheitshiſtorie wohl erwegen, und dahero alſo die Arznei und deren Doſes, auch die Lebensart des Patienten darnach einrichten. Demnach nur die vornehmſten Curen ſo oft unvorſichtig angefangen werden, betreffend, ſo gehöret 1) hieher die unvernünftige Verſäumnis des Aderlaſſens. Wie aber hieraus ein groſſer Schade entſtehen kan, ſo iſt 2) auch der Misbrauch des Aderlaſſens ſchädlich. 3) Iſt zu verwerffen der Misbrauch der Vomitive, ingleichen 4) der unvernünftige Gebrauch der Purganzen, ferner 5) hizige Schweistreibende Medicamente, 6) Medicamente aus Opio, 7) der unvorſichtige

Ge⸗

pag. 39 - VII Theil



Gebrauch der Chinarinde, und 8) Mercurialmedicamenten, ferner 9) ſtark zuſammenziehende Medicamente, wenn ſolche unbedachtſamer Weiſe die übermäſſigen Blut- oder Bauchflüſſe zu ſtillen adhibiret werden: Daher die Stillung der Monatszeit und Weiſſenfluſſes durch ſolche Dinge ſehr gefährlich. Ja es entſpinnet ſich die rechte Schwindſucht insgemein von unterdrükten Blutſpeien. Anbei iſt auch die vornehmſte Urſach der Irrthümer in praxi mit, daß viele nicht wiſſen, was zu einer vernünftigen praxi erfordert wird, und einen ſolchen Concept von der Würkung der Arzneien haben, auch den libris practicis allzuviel trauen, die motus der Natur nicht obſerviren, den Zuſtand des Patienten nicht genau betrachten, und Medicamente, die einen Menſchen, der keine gefährliche oder langwierige Krankheit hat, nicht ſchaden auch ſolche ſchwachen und gefährlich Kranken geben wollen, und endlich das Temperament eines jeden Medici. Wenn demnach ein Medicus mit ſeinen Curen nuzen will, ſo mus er alle Umſtände recht genau und wohl erwegen. Ja es ſchaden auch leztlich oftmals noch viele Aerzte dadurch, daß ſie in guter Meinung irren ohne ſelbiges zu merken.

Einen Kellerbogen ohne Bretter und mit geringen Koſten zu verfertigen,

(nach gegenwärtigen Kupferſtich.)

Man nimmt ein Stük Holz, ſo lang als der Keller breit ſeyn ſoll, (a b) und läſt darinn oben mit eines Rademachers Bohrer ziemlich groſſe Löcher, ſo oben weiter, als unten ſind, in einer Reihe, ohngefähr einen Fus breit von einander, aber nicht ganz durch bohren, damit man das Stük Holz nachher wieder brauchen kan, (c) und ſchläget in die Löcher runde Hölzer zu Streben oder Stüzen, (d) auf die Art und Länge, wie in nebenſtehender Figur angezeiget.

Darauf leget man es auf einem ebenen Boden auf die Erde nieder, und in die Mitte vor dem Stüke Holze ein Brett (e), nimmt mit einem Bindfaden die Lange (a b), und bemerket davon die Hälfte in der Mitte des Holzes (f), und die Hälfte von f. b. in (g g), und machet mit der Länge f. b. aus g. unten auf dem Brette den Kreuzbogen (h), ſchreibet oder ziehet von f. in h. eine gerade Linie. Darauf bemerket man auf den mittelſten runden eingeſchlagenen Strebeholze oder Stüze (d), wie hoch der Bogen ſeyn ſoll, als in (i). Darnach rüket man mit einem Ende des Bindfadens auf der Linie f. h. in die Höhe, bis das andere Ende mit a. i. b. gleich kommt, nemlich in (k), daraus ziehet man an den Hölzern oder Streben den Bogen mit Rötel oder Kreide a. i. b. und ſäget das überſtehende von den Strebehölzern ab.

Dann ſpaltet man ſtarke Weidenpflänzer, giebt ihnen die Geſtalt eines Tonnenbandes, und nagelt ſie über die abgeſchnittenen Hölzer oder Streben herum: ſo iſt der Bogen fertig.

Wenn dergleichen Bogen auf ihre Unterbogen (l) geſtellet, und mit Schalbrettern überleget, und beim Mauren bemerket würde, daß der oben aufgenagelte Weidenband ſich zwiſchen den Strebehölzern von der darauf kommenden Laſt etwas eindrüken wolte: ſo kan man nur noch einen Streben zwiſchen der Unterlage und dem Weidenband ſchlagen.

In der Mitte des Kellers läſt man wol ſo viel Erde ſtehen, daß der Bogen darauf mit ruhen, auch die Mauerſteine darauf geleget werden können.

Wenn der Keller fertig gemauret, und man die Bogens nicht mehr brauchen will: ſo hauet man nur die Streben ab, und kan man alsdenn Bogen und Bretter mit geringer Mühe heraus nehmen, auch die in der Mitte des Kellers noch befindliche Erde zum Kellerloche hinaus werfen.

Mittel, die Ameiſen in Gärten, und die Grillen in Häuſern zu vertreiben.

Man nehme gemeinen gelben Schweſel, zwei Theil, und Herbæ Origanis vulgaris, zu teutſch Wolgemuth, oder braunen Doſſen, ſo in allen Apotheken zu haben, einen Theil; das Kraut wird bei gelinder Wärme ſo troken gemacht, daß es ſich zu Pulver ſtoſſen läſt; der Schweſel wird auch beſonders geſtoſſen, und mit dem Pulver des Krauts wohl vermiſchet, oder man kan es auch in allen Apotheken zurichten laſſen.

Der Gebrauch davon iſt dieſer: Man mache um die Wurzel des Baums, ſo weit man Ameiſen verſpühret, die Erde etwas los, ſtreue des Pulvers darauf, und rühre es mit den Fingern, daß es ſich mit der Erde etwas vermiſche, ſo wird man mit Vergnügen ſehen, wie die Ameiſen laufen werden. Da das Pulver nicht koſtbar, mus man eben nicht ſparſam damit umgehen. Es kan auch bei widrigem Wetter etwas mit Waſſer angefeuchtet, und wenn ſie ſich zum erſten male nicht gänzlich verliehren ſolten, ein bis zwei mal wiederhohlet werden, ſo wird ſolches ohnfehlbar geſchehen.

2) Wegen der Hausgrillen oder Heimen, und 4) der geflügelten gelben Ameiſen, hielte ich dieſes Pulver ebenfalls für gut; weil aber die Oerter, wo ſich dieſe befinden ſollen, den Gebrauch auf oben beſchriebene Weiſe ſchwerlich zulaſſen möchten, ſo wäre ſolches zuzurichten, wie folget:

Man nehme Pottaſche 1. Pfund, ungelöſchten Kalk ein halb Pfund, thue dieſes in einen eiſernen Topf, ſchütte 6. bis 8. Quartier Waſſer darauf, und laſſe es etwa eine halbe Stunde gelinde kochen. Alsdenn nehme man es vom Feuer, und laſſe es ſtehen, daß es klar werde. Wenn ſolches geſchehen, wird das klare abgegoſſen: das dike aber, ſo im Topfe geblieben, kan mit etwas friſchem Waſſer noch einmal aufgekocht und wieder aufgekläret werden, hernach wird das dike weggegoſſen, und der Topf rein gemacht.

Man nehme alsdenn das abgeklarte, thue es wieder in den eiſernen Topf, und geſtoſſenen gemeinen Schweſel ein halb Pfund dazu, laſſe es 2. bis 3. Stunde gelinde kochen, und mit einem eiſernen Löffel zuweilen umrühren, ſo wird ſich der Schweſel gröſten theils auflöſen. Zulezt thue man des obbemeldeten Krauts ein Viertels Pfund oder etwas mehr dazu, laſſe es damit ein wenig aufkochen, und gieſſe es durch ein Sieb oder grobes Linnen.

NB. Mann mus kein Zinn- oder Kupfergeſchirr dazu brauchen, weil es ſolche ſehr verdirbet; auch dafür ſorgen, daß es nicht zu nahe an Silber kommt, denn dieſes wird ſchwarz davon.

Es könnte dieſes an die Oerter, wo es nöthig, gegoſſen, oder ſonſten auf eine bequeme Weiſe appliciret werden, wo ich an guter Würkung nicht zweifele.

Im Fall der Geruch nicht zuwider, wäre es mit folgenden auch zu verſuchen:

Man nehme Scheidewaſſer und ſtinkend Hirſchhornöl, jedes gleich viel, etwa ein Loth, ſchütte es in einem Glaſe mit einem engen Mundloch, wohl untereinander, und ſtreiche es mit einer Feder in die Rizen.

Von

Von der Selbſterkänntnis.

Es iſt nichts vernünftigers, noch nothwendigers, als daß der Menſch ſich ſelbſt kennen lerne.

Wir betrügen uns nicht, wenn wir ſagen, daß alles Uebel und Unglük in der menſchlichen Geſellſchaft einig von der Unwiſſenheit der Menſchen in denen Dingen, die ſie ſelbſt betreffen, herkomme, und wir können aus dieſem Mangel den Urſprung des Jammers aller Sterblichen herleiten. Man erlaube zu ſagen, es ſeyen ſehr wenige, die ſich mit Recht können rühmen, ſich ſelbſt zu kennen; viele glauben es, und betrügen ſich, und eben dies iſt ein Zeugnis, wie viele Menſchen in dieſer Unerkänntnis ſteken, weil ſie bei allen ihren Einſchränkungen ſich ſelbſt thörichter Weiſe bereden, ſie kennen ſich ſelbſt wohl. Einer der ſich ſelbſt kennet, iſt ein Weiſer zu heiſſen, und wo dieſe Wiſſenſchaft mangelt, da iſt noch keine wahre Weisheit. Die Griechen ſahen gar wohl, wie ſchwer dieſe Wiſſenſchaft ſey, deswegen ſie in einem ſo groſſen Lande nur ſieben oder auf das höchſte neun Menſchen gefunden, denen ſie dieſen Namen der Weiſen beilegen konnten. Wie glükſelig wäre ein jeder und die ganze Geſellſchaft, wenn man den Menſchen dieſe Wiſſenſchaft beibringen könnte. Wir wollen diesmal ſo viel davon ſagen, als die Schranken dieſer Blätter zugeben können.

Wir ſagen hiemit, daß unſere Blindheit, unſer Hochmuth und die Eigenliebe die Urſachen ſeyen, warum wir uns ſelbſt nicht kennen. Wir wollen dieſen Saz nach dem Begriff eines jeden Menſchen in der Welt beweiſen. Wo iſt ein Menſch in der ganzen Welt zu finden, der nicht glaube, er beſize die gröſten Tugenden und Eigenſchaften, wo nicht in allen, doch in den meiſten Stüken, in eben dem Grade, als diejenigen, die ihrer Weisheit, Gelehrtheit und Fürtreflichkeit halber den gemeinen Beifall erhalten, und über andere erhoben worden. Wo iſt ein Einfältiger, ein Unwiſſender, ein Grober und Ungelehrter, der nicht glaube und bei ſich ſelbſt beredet ſeye, er beſize groſſe Verdienſte. Glaubet man nun, es ſeye möglich dieſe Menſchen zu der Erkenntnis ihrer ſelbſt zu bringen? Ich ſage nein! denn es iſt kein Stand, in welchem man nicht Menſchen antreffe, die von ſo groſſer Eigenliebe und Hochmuth, daneben aber von ſo geringem Verſtande ſeyen, daß es unmöglich, ſolche zu einiger Selbſterkenntnis zu bringen: da iſt alle Arbeit, Kunſt, Wohlredenheit und Vorſtellung ganz vergebens und umſonſt, man mus dieſe arme Leute in ihrem Wahn und Unverſtand laſſen zu der Erden tragen. Zu der Erkänntnis ſeiner ſelbſt zu gelangen, iſt vor allem nöthig, daß man die Tüchtigkeit erwerbe, den wahren Werth der Dinge zu erkennen, damit man nicht die einen zu hoch, andere aber zu gering halte. So wir nun zu dieſer Erkänntnis gelangen wollen, ſo iſt vonnöthen, daß dieſe ſtolze Creatur betrachte, was ſie doch in der That ſey. Was können wir denn für eine Erklärung oder Beſchreibung von dieſem Geſchöpfe geben, welches man einen Menſchen heiſſet? Dieſe, der Menſch ſeye die Creatur, welche mit einem ſchwachen und ſehr genau beſchränkten Verſtande, mit einem verdorbenen Willen, mit einem ſchwachen und ſterblichen Leibe gebohren wird, die ihren Urheber und Schöpfer haſſet, die das Gute fliehet, das Böſe ſuchet, und ein gebohrner Feind nicht nur des Nächſten, ſondern ihres eigenen Lebens und Wohlſeyns mit allem Recht kan genennet werden. Es würde uns zu weit leiten, wenn wir den Menſchen von der Wiege an bis zu der Kindheit, von der Kindheit in das höhere Alter, und endlich von dieſem bis zu dem Grabe begleiten wolten; wir wollen den Menſchen nur in dem Stande anſehen, in welchem er ein nüzliches Glied der Geſellſchaft ſeyn ſoll, um ſeine und anderer Glükſeligkeit zu befördern. Und was iſt er in dieſem Alter? Wir thun ihm kein Unrecht, wenn wir ſagen, er ſey eine Creatur, welche immer mit irdiſchen und ſchlechten Neigungen, die ihn zu keiner Vollkommenheit führen, beſchäfftiget iſt; welche ſich täglich durch ſo viele unſelige Leidenſchaften in alles Unglük hinreiſſen läſt, die ſo wohl als die Thiere des Feldes dem Triebe des Körpers und der Sinnen gehorchet, und deswegen täglich fället, den Fall erkennet, und des Tags darauf dergleichen Fehler wiederum begehet. Hat man etwas einzuwenden, daß nicht alle dieſe Mängel ſich in dem Menſchen befinden? Betrügen wir uns, wenn wir ferner ſagen, das Herz des Menſchen ſeye ein Sammelplaz von allen den grauſamſten Laſtern. Da findet ſich Hochmuth, durch welchen ſich dieſe arme Creatur auch in den geringſten Beſchäftigungen erhebet; da findet ſich Zorn und Rache, durch welche man ſich ſelbſt mehr als andern das Leben kurz und bitter machet; da findet ſich Geiz, durch welchen man für andere mit Gram und Entkräftung des Leibes mus Schäze ſammeln. Da findet ſich Heuchelei und Verſtellung, zu welchen man ſich mit langer Zeit und Arbeit gewehnen mus, damit man vor GOtt und Menſchen abſcheulich werde; da findet man Liebe zu der Schwelgerei und Trunkenheit, damit man geſchwind Ehre und Vernunſt, und bald hernach das Leben verliere; da findet man Liebe zu der Trägheit und Müſſiggang, damit man bei langer Zeit und beſchwerlichen Stunden ſich in

Armuth und Mangel ſtürze. Liegen nun nicht alle dieſe Dinge in dem Herzen des Menſchen verborgen? Betrachte man nun den Menſchen, von welcher Seite man will, ſo wird man allezeit ſo viele Schwachheiten an ihm entdeken. Man findet an den gröſten und tugendhafteſten Männern der Welt ſo vieles auszuſezen; was ſoll man denn von denjenigen ſagen, welche an Verſtand, an Wiſſenſchaft, an Tugend und Liebe des Nächſten groſſen Mangel leiden? Wir laſſen uns verblenden durch die Dinge, welche uns als gros und ſcheinbar vor Augen liegen: wir ſehen Palläſte, Städte, Schlöſſer, Schanzen und Bollwerke und andere Dinge. Woher kommt dieſe Verwunderung? ohne Zweifel von der Unwiſſenheit und dem Mangel des Nachdenkens, woher dieſe Dinge entſtanden ſeyen. Ein groſſer Pallaſt hat ſeinen Urſprung in dem Kopf eines Hochmüthigen, der dadurch ſeine Schäze verſchwendet, und arme Erben hinterläſſet; die Stadt iſt erbauet worden, da der Landmann von dem Akerbau ſich zu dem Müſſiggang gewendet; jenes alte Schlos iſt aus dem Blut und Schweis der Armen aufgethürmet; und jene Schanzen und Bollwerke ſind Beweisthümer, daß die vernünftige Menſchen weit feindſeliger gegen einander leben, als die reiſſende Thiere des Waldes. Der Menſch iſt gros, er bauet groſſe Palläſte, er zwinget ſtarke Flüſſe in einen andern Runz, er machet eine Wildnis zu einem Garten, er ziehet das Gold aus dem Eingeweide der Erde, er bahnet einen Weg über Klippen und Felſen, er ſezet groſſe Gebäude auf die flüchtigen Wellen des Meers, er erforſchet den Lauf der entfernten Geſtirne; aber wie klein iſt dieſer Menſch, wenn er eine Begierde hemmen und bezwingen, wenn er ein Vorurtheil ablegen, wenn er ein Werk der Demuth, der Sanftmuth und Barmherzigkeit ausüben ſoll? Der Menſch iſt gros, welcher durch die Geburt oder das Glük erhoben wird. Er machet ſeine Worte zu Geſezen, und ſeine Blike zu Zornzeichen: die Sterblichen zittern, wenn ſie ihn anſehen: ſie büken ſich vor ihm, weil er über Glük und Unglük, über Leben und Tod abſprechen kan. Eine geringe Beleidigung, die ihm widerfähret, wird mit dem Strik und Schwerd gerochen. Und wie klein iſt dieſer Mann, wenn er mit Widerwärtigkeit und Schmerzen beleget wird? was iſt ſein Gewalt, wenn er ſeine Kinder mus vor ſeinen Augen erblaſſen ſehen, und die Herrſchaft in fremde Hände übergeben? wie gar klein iſt er, wenn er in einer ſchmerzhaften Krankheit ſich in ſeinem Lager wälzet, und endlich die Seele mit Schmerzen, mit Zagen und Wehemuth ausblaſen mus? Wie thöricht iſt der Menſch? Er iſt alle Stunden von den Leidenſchaften ſeines Körpers, wie das Meer von dem Wind, getrieben, er ſuchet die Vergnügung und Zufriedenheit in der Vollbringung ſeiner Lüſten; Er findet, daß ſie nur ſeinen Leib abmatten; die Vernunft und das Gewiſſen zeigen ihm, daß er bisher übel gehandelt: Eine ſchlafloſe Nacht ſtellet ihm dies alles vor die Augen, er nimmt den Entſchlus in der Stille zu leben, und durch die Tugend in den Stand der Zufriedenheit zu gelangen. Was geſchiehet, dieſer Felſen-veſte Entſchlus dauret, ſo lange, bis die Begierden aufwachen, die Vernunft bezwingen, das Gewiſſen einſchläffern. Da iſt der Menſch in dem erſten Zuſtand. Man ſage nun, ob nicht aus dieſer Unbeſtändigkeit auf das Elend des Menſchen ein richtiger Schlus könne gemacht werden? Der Zwek der menſchlichen Handlungen iſt, daß man ſeinen Zuſtand vollkommen mache. Ein jeder ſagt, ich arbeite, daß ich endlich meine Tage in Ruhe zubringen möge. So bald man es dahin gebracht, ſo iſt neue Unruhe, man machet neue Vorſchläge, man bearbeitet ſich zu der glüklichen Ausführung derſelben zu gelangen, und in dieſer Arbeit und Hofnung lebet man in immerwährender Klage und Gram, bis daß man von einer Krankheit danieder geworffen und von dem Tode aufgerieben wird. Die Welt iſt eine Schaubühne, auf deren in dem erſten Anblik alles ſchön und herrlich ſcheinet, aber keiner iſt derjenige, für welchen er ſich ausgiebet. Dieſer ſtellet ſich als einen Heiligen, er wird von vielen Menſchen, ſonderlich aber von den frommen Weibern, die er beſucht, für einen ſolchen gehalten, man ſizet zu ſeinen Füſſen, man läſſet ſich von ihm tröſten; im Grund iſt er von einem in dem Grund verdorbenen Herzen. Alle ſeine Handlungen gehen dahin, daß er geehret werde, daß er Geſchenke empfange und niedliche Speiſe und Trank aller Orten genieſſen, und daß er die, ſo er haſſet, mit giftigen Schmachreden verderben könne. Jener will den Namen tragen, daß er ein aufrichtiger Beamter ſey, es iſt nichts als Betrug und Falſchheit dahinter, und Valerius will ein Patriot ſeyn, und wartet nur auf Gelegenheit, bis man ihm ſeine kluge Anſchläge bezahle, die er vorlängſt in dem vaterländiſchen Herzen verborgen hat. Chremes ein alter Mann, der das höchſte Ziel des menſchlichen Alters erreichet hat, dieſer bauet ein neues Haus, er ſagt dem Werkmeiſter, daß er die Mauren dike und feſt mache, damit er ohne Gefahr darinnen wohnen könne. Er leget einen Baumgarten an, und erfreuet ſich im Geiſt denſelben in der Vollkommenheit zu ſehen. Chremes gedenket nicht, daß er alt und einen Leib mit ſich ſchleppe, der ſchon welk und nach der Verweſung rieche. Wir haben genug geſagt, daraus der Menſch ſich könnte kennen lernen, was er ſeye; wir haben nur zu viel geſagt für die welche zu ſtolz und dumm ſind, wie Sabinus und Strubelius, als daß ſie ſich ſolten kennen lernen, und es werden weder die beſten Redner noch andere Sittenlehrer jemals genug ſagen für die, welche mit klaren Augen das Elend der Menſchen einzuſehen geſchikt ſind.

Ohntriegbares Mittel, wider den ſogenañten Wurm an der Hand oder den Fingern.

Die Probe zu machen: ob der Schmerz an der Hand, an- oder zwiſchen den Fingern, der Wurm ſey oder nicht?

Gleich Anfangs, wenn man das Toben an der Hand, an dem Finger, um den Nagel herum, oder zwiſchen den Fingern merket, nimmt man die weiſe Haut aus einem Ey, leget ſolche darauf; Als nun der Schmerz zunimt, iſt es eine wahre Probe des ſogenannten Wurms.

Denſelben zu töden,

Nimt man einen Topf mit Feldbohnen, gieſſet Waſſer darauf, ſezet ſolches zum Feuer, läſſet es ſo lange ſieden, bis die Bohnen anfangen zu berſten, ſodann nimt man die kranke Hand, tauchet ſolche, ſo heis als man es nur immer vertragen kan, darein, und zerquetſchet damit die Bohnen; werden ſolche kalt, ſezet man ſelbe wiederum zum Feuer, und ſo wie ſie wieder heis geworden, continuiret man damit, wie zuvor, probiret ſolches öfters, wodurch denn der Wurm getödet wird. Wolte der Schmerz ſich aber hiernach nicht legen, und man müſte den Wurm zur Reiſe bringen: alsdenn nimt man vor 4. Pf. Honig, vor 4. Pfennig geſtoſſenen Safran, das Gelbe von einem Ey, und ſo viel Weizenmehl, daß man aus vorgeſchriebenem eine Salbe formieren und ſchmieren kan, ſchlägt ſolches alle Morgen und Abend an den Ort, wo der Schmerz iſt, friſch um, welches den Wurm zur Reiſe bringt, und den ſchmerzhaften Ort ohne groſſe Incommodität aufziehet, auch die böſe Materie zuſammen bringet; Dieſe zuſammen gezogene zähe Materie trachtet man aus der Oefnung etwa mit einem groſſen Nadelknopf heraus zu bringen; wenn ſolches geſchehen, formiret man eine Weiche, kehret ſolche in obiger Salbe um, und continuiret damit in der Maaſſe, bis der Finger, oder der Ort, wo der Wurm geweſen, wieder heil iſt, ſodann iſt die Cur, die kaum 14. Tage dauret, verrichtet. Von ſelbſt verſtehet ſich aber, daß man bei, und auch etwas nach verrichteter Cur, den beſchädigt geweſenen Theil vor Verkältung und Näſſe in Acht nimt. Viele hundert Menſchen ſind ſonſt durch dieſes Recept und Procedure aus dem Grunde, und in bemerkter Zeit ohne alle widrige Zufälle curiret, wodurch man, und um dieſes Geheimnis gemeinnüzig zu machen, bewogen worden, ſolches hiedurch öffentlich bekant zu machen.

Von der übelgegründeten Furcht und den Mitteln darwider.

Man mus geſtehen, daß die Furcht eine ſehr mächtige Leidenſchaft iſt, weil es für eine von den gröſſeſten Tugenden gehalten wird, ſie zu unterdrüken. Da ſie uns zu unſerer Erhaltung eingepflanzet iſt: ſo iſt es kein Wunder, daß ſie uns ſo lange, als wir etwas haben, das wir gerne erhalten wollen, feſt anklebet. Da aber das Leben und alle deſſen Vergnügungen kaum werth ſein würden, erhalten zu werden, wenn wir unter einer beſtändigen Furcht wären, es zu verlieren: ſo iſt es ein Werk der Religion u. Weltweisheit, uns von allen unnöthigen, ängſtlichen Sorgen zu befreien, und unſere Furcht auf ihre gehörigen Gegenſtände zu richten. Wann wir die Beſchwerlichkeit dieſer Leidenſchaft und die gewaltigen Wirkungen, die ſie hervor bringt, erwägen, ſo werden wir ſehen, wie gefährlich es iſt, ihr bei geringen Gelegenheiten Raum zu geben. Einige ſind vor Schreken närriſch geworden; andere haben ihr Leben vor Furcht aufgegeben. Die Geſchichte von einem Manne, der vor Bekümmernis in einer Nacht ganz grau geworden, iſt ſehr bekannt.

> O nox, quam longa es, quæ
> facis vna ſenem?

O Nacht, wie lang biſt du, die du zum Greiſe machſt! Wenn dieſe Furcht von einem Bewuſtſeyn der Straffe herrühret: ſo iſt ſie eine betrübte Warnung der Vernunft, und kan wohl unſer Mitleid erregen, aber kein Hülfsmittel zulaſſen. Wen̄ die Hand des Allmächtigen ſichtbarer Weiſe wider den Gottloſen erhaben iſt: ſo kan ihr das Herz eines Sterblichen nicht widerſtehen.

Wir finden dieſe Leidenſchaft auf eine ſehr erhabene Art in der Straſe der Aegyptier vorgeſtellet, welche mit der Plage der Finſternis gequälet worden, in dem apokryphiſchen Buche der Weisheit, welches dem Salomon zugeſchrieben worden. ⸗ ⸗ Denn da die thörichten Leute meineten, das heilige Volk zu unterdrüken, wurden ſie, als die Ungerechten, der Finſternis Gebundene, und der langen Nacht Gefangene, und als die Flüchtigen lagen ſie unter den Dächern verſchloſſen vor der ewigen Weisheit. Und da ſie meinten, ihre Sünden ſolten verborgen, und unter einem blinden Dekel vergeſſen ſeyn, ſo wurden ſie grauſamlich zerſtreuet, und durch Geſpenſter erſchröket. ⸗ ⸗ ⸗ Denn daß einer ſo verzagt iſt, das machet ſeine Bosheit, die ihn überzeuget und verdammet, und ein erſchroken Gewiſſen verſieht ſich immer des ärgſten. Denn Furcht kommt daher, daß einer ſich nicht trauet, zu verantworten, noch keine Hülfe weis. Die ganze Welt hatte ein helles Licht, und gieng in unverhinderten Geſchäften. Allein, über dieſen ſtund eine tiefe Nacht, welche ein Bild der Finſternis war, die über ſie kommen ſolte; aber ſie waren ihnen ſelbſt ſchwerer, denn die Finſternis. ⸗ ⸗ Für eine ſo gegründete Furcht kan kein Hülfsmittel vorgeſchlagen werden: Allein ein Menſch, welcher kein groſſes Verbrechen über

ber ſeinem Halſe ſchweben hat, welcher auf dem gebahnten Wege der Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit einher geht, und doch entweder durch ſeine natürliche Gemüthsart, oder beſtärkten Vorurtheile, oder durch die Verabſäumung eines ernſthaften Nachdenkens ſich von dieſer verächtlichen und weibiſchen Leidenſchaft bewegen läſt, würde wohl thun, wenn er erwägte, daß nichts ſeine Furcht verdiente, als das gütige Weſen, welches ſein Freund, ſein Beſchüzer, ſein Vater iſt. Weñ dieſer einzige Gedanke in ſeinem Gemüthe ſtark befeſtiget wäre, was für ein Unglük würde wohl erſchröklich ſeyn? was für eine Beſchwerde kan uns wohl die Schande ſeyn, wenn wir des Beifalls desjenigen gewis ſind, der den Schimpf eines Augenbliks mit einer ewigen Herrlichkeit vergelten will? was für eine Heftigkeit kan wohl in Bekümmernis und Krankheiten ſeyn, wenn ſie uns geſchwind zu denen Vergnügungen bringen, die nimmer vergehen werden? Was für einen Stachel hat der Tod wohl, wenn wir gewis ſind, daß er einzig und allein der Anfang des Lebens iſt? Ein Menſch, welcher ſo lebet, daß er ſich nicht fürchtet zu ſterben, iſt mit ſich ſelbſt uneins, wenn er ſich einiger zufälligen Bekümmernis überläſt. Die Eitelkeit der Furcht kan auch ferner erläutert werden, wenn wir betrachten: Erſtlich, daß dasjenige, was wir befürchten, ſich nicht zutragen kan. Keine menſchliche Einrichtung kan ſo genau entworfen werden, daß nicht ein kleiner Umſtand dazwiſchen kommen, und ſie dadurch fehlſchlagen könnte. Derjenige, welcher das Herz des Menſchen nach ſeinem Gefallen lenket, und die Gedanken lange vorher weis, kan durch hunderttauſenderlei Zufälle, oder eine unmittelbare Veränderung in den Neigungen der Menſchen, den allerfeinſten Entwurf zernichten, und ihn zum beſten ſeiner Diener kehren. Zum andern ſolten wir erwägen, daß, wenn gleich das Uebel, welches wir uns einbilden, kommen ſolte, es doch viel erträglicher ſeyn werde, als es zu ſeyn ſcheinet. Wie kein glükſeliger Zuſtand in unſerm Leben, ohne ſeine Unglükſeligkeiten iſt: ſo iſt auch keine Unglükſeligkeit ohne etwas Gutes. Man frage die Groſſen und Mächtigen, ob ſie nicht die Schmerzen des Neides und der Ehrſucht fühlen. Man forſche bei den Armen und Nothleidenden, ob ſie nicht die Süſſigkeiten der Ruhe und der Zufriedenheit geſchmekt haben. Selbſt unter den Schmerzen des Körpers, der Untreue der Freunde, oder der übeln Auslegung, die man von unſern löbl. Handlungen machet, empfindet unſer Gemüth, wenn es eine Zeitlang zu dieſen Drangſalen gewöhnet iſt, geheime Bewegungen des Troſtes, den gegenwärtigen Lohn einer gottſeligen Entſagung. Die Unglükſeligkeiten dieſes Lebens ſcheinen gleich den Felſen und gähen Abhängen, in der Ferne rauh und unfruchtbar; Bei unſerer nähern Ankunft aber, finden wir kleine fruchtreiche Hügel und erfriſchende Quellen, mit der Rauhigkeit und den Häslichkeiten der Natur untermenget. Zulezt können wir uns mit dieſer Betrachtung tröſten, daß, ſo wie die gefürchteten Dinge uns nicht erreichen mögen, wir dasjenige auch wohl nicht erreichen können, was wir fürchten. Unſer Leben mag ſich wohl nicht bis zu dem erſchreklichen Punkte erſtrecken, den wir vor Augen haben. Derjenige, welcher alle unſere Gebrechen kennet, und es nicht zugeben will, daß wir über unſer Vermögen verſuchet werden, hat oftmals bei ſeiner zärtlichē Strenge einen Gefallen, die Seele von ihrem Körper u. Elende zugleich abzuſondern. Wenn wir vorwärts auf ihn nach Hülfe ſehen: ſo werden wir niemals in Gefahr ſtehen, von dieſen jähen und abhängigen Felſen hinunter zu ſtürzen, welche uns unſere Einbildungskraft zu ſchaffen vermögend iſt. Wenn wir, gleich denjenigen, die auf einer Linie gehen, unſere Augen feſt auf einen Punkt heften: ſo mögen wir ſicher vorwärts gehen: dahingegen ein unvorſichtiger oder verwegener Blik an irgend einer Seiten uns unfehlbar verderben wird.

Unterſuchung, ob? und wie die Vergeslichkeit zu befördern ſeye?

Die Gelehrten haben ſich von je her viele Mühe gegeben, um Regeln zu erfinden, wie man das Gedächtnis ſchärfen ſoll; und ſo wohl die Seelenlehrer als Aerzte haben mit vereinigten Kräften an dieſer Kunſt gearbeitet. Es iſt unſtreitig, daß die Seelenlehrer hierinn weit glüklicher geweſen ſind, als die Aerzte. Jene haben aus der Natur der Seele, ſo weit ſie die Erfahrung ſie kennen lehrete, ſehr ſchöne Regeln hergeleitet, wie man ſich das Andenken gewiſſer Vorſtellungen erleichtern könnte; da hingegen die Aerzte auf Arzneimittel geſonnen haben, die das Gedächtnis ſtärken ſolten, ohne weder die Vernunft noch Erfahrung dabei zu Rathe zu ziehen. Vielmehr hat dieſe leztere gelehret, daß die vorgeſchlagenen Mittel untauglich, oder wol gar dem Gehirne und den Nerven ſchädlich ſind. Es hat ſo gar einige gegeben, die das Gedächtnis durch den Geruch haben ſtärken wollen, vermuthlich, weil ſie geglaubt haben, daß die Naſe mit dem Gedächtniſſe ſehr nahe verwand wäre. Indeſſen iſt ſo viel gewis, daß noch kein Arzt in dieſer Sache glükliche Entdekungen gemacht hat; und man mus jedermann vor dem Gebrauche derjenigen Sachen warnen, welche einige herumlaufende für Haupt- und Gedächtnisſtärkende Arzeneien ausgeben.

Ich habe mir hier vorgeſezt, von einer Kunſt zu handeln, die der, das Gedächtnis zu ſtärken, gerade entgegen geſezt iſt. Ich will die Kunſt zu vergeſſen lehren. Die Kunſt zu vergeſſen? wird man fragen; eine Kunſt, die kein Menſch wird lernen wollen. Allein, wo ich nicht ſehr irre, ſo mus dem menſchlichen Geſchlechte an dieſer Kunſt wenigſtens eben ſo viel gelegen ſeyn, als an der Kunſt, das Gedächtnis zu ſtärken. Wie unglüklich wärden wir ſeyn, wenn wir nichts vergeſſen könnten, und wie unglüklich ſind nicht

Millios

Millionen Menſchen, blos darum, weil ſie nicht Vermögen genug beſizen, viele Sachen zu vergeſſen. Welcher Menſch iſt unter der Sonne, der nicht in ſeinem Leben gewiſſe Handlungen ſolte begangen, oder gewiſſe Zufälle erlitten haben, die er vergeſſen mus, wenn er nicht beſtändig unruhig und unglükſelig ſeyn ſoll. Wenn eine Frau ihren Mann, ein Freund ſeinen Vertrauten, ein Kind den Vater, oder eine Mutter ihr Kind durch den Tod verlohren hat, was iſt in dieſem Falle wol für ein beſſeres Mittel ſich zu tröſten auf der Welt, und was iſt wol nothwendiger, als den verlohrnen Gegenſtand der Betrübnis ſo bald als möglich zu vergeſſen? Wenn uns eine Ungerechtigkeit, ein Schimpf, eine Gewalt angethan worden iſt; ſo werden wir den ſich empörenden Trieben des Zorns, der Rache, des Grams nimmermehr widerſtehen können, wofern wir nicht im Stande ſind, dergleichen Beleidigungen zu vergeſſen. Welches Mittel iſt ſicherer, ſich die nagende Reue über begangene Thaten, die das nachfolgende Gewiſſen misbilliget, aus den Herzen wegzuſchaffen, als wenn man das Andenken ſolcher Handlungen vermeidet. Wie können wir wol die göttliche Tugend, unſere Feinde zu lieben, ausüben, wenn es uns unmöglich fällt, das Unrecht, das ſie uns angethan haben, zu vergeſſen? Würden wir alſo nicht ein Raub des Grames, der Betrübnis, der Furcht, des Zorns, der Aergernis und aller unangenehmen Leidenſchaften werden, wenn uns die Vergeslichkeit mangeln ſolte? Wer einen Menſchen hätte plözlich ſterben ſehen, würde, wenn er dieſen Anblik nicht wieder vergeſſen könnte, in einer unaufhörlichen Todesfurcht ſein Leben hinbringen; wer einmal ein Unglük erfahren hätte, würde ſich ſein ganzes Leben hindurch mit dem Andenken deſſelben peinigen; und kurz, wir würden uns ſelbſt unerträglich fallen, und in einem unaufhörlichen Elende leben, wenn wir nicht zu unſerm Glüke das Vermögen, etwas zu vergeſſen, beſaſſen.

Ich kan unmöglich in meinen Betrachtungen weiter fortgehen, ohne vorher eine moraliſche Anmerkung zu machen, die hier vermuthlich nicht ganz am unrechten Orte wird angebracht werden. Man pflegt denjenigen Leuten, die beſtändig mit ihrem Schikſale unzufrieden ſind, die die Fügungen der Vorſehung murrend beurtheilen, und kurzſichtig verwerfen, und die nicht glauben können, daß eine Welt, wie die unſerige iſt, dennoch vollkommen ſeyn könne, öfters zu Gemüthe zu führen, daß die ewige Weisheit ſelbſt die Mängel und Unvollkommenheiten in der Welt zum Beſten des Ganzen zu gebrauchen gewuſt habe. Es iſt ſelten, einzelne Fälle zu finden, die dieſes unwiderſprechlich beweiſen. Allein, die den Menſchen verliehene Vergeslichkeit kan ein ſehr ſchönes Beiſpiel von dieſer Art an die Hand geben. Die Vergeslichkeit iſt, an ſich betrachtet, ein Mangel und eine Unvollkommenheit der Seele. Geſezt, daß es möglich geweſen wäre, uns davon zu befreien, und uns mit einem ſo ſtarken Gedächtniſſe zu verſehen, daß uns nichts entfallen könnte. Solten wir in dieſem Zuſtande leben, und alle diejenigen Begebenheiten ertragen, denen wir jezt ausgeſezt ſind, ſo würde kein Menſch denjenigen Grad der Glükſeligkeit erlangen können, den er jezt in eben dem Lebenslaufe erhalten kan, weil die Untreue ſeines Gedächtniſſes ſeiner Gemüthsruhe, Zufriedenheit und ſeinem Vergnügen auf eine ganz ausnehmende Weiſe zu Hülfe kommt. Solchergeſtalt erhellet, daß ſelbſt an uns die Mängel, die wir dulten müſſen, von der Vorſicht zu unſerm Beſten angewendet worden ſind, und daß wir, an ſtatt Urſache zu haben, uns darüber zu beſchweren, vielmehr geſtehen müſſen, daß wir unglükſeliger ſeyn würden, wenn wir vollkommener wären.

Ich will der Vergeslichkeit hier keine weitere Lobrede halten: denn ich zweifle nicht, daß ſie jedermann, in den vorhin erwähnten Abſichten betrachtet, für ein Vermögen der Seele halten werde, welches wir zu unterſtüzen und zu ſtärken verbunden ſind, und das wir nothwendig in unſerer Gewalt haben müſſen, wenn wir nicht elend und laſterhaft leben wollen. Daher werde ich hoffentlich keine vergebliche Arbeit thun, wenn ich denen zum Troſte, die der Vergeslichkeit bedürfen, die vornehmſten Regeln aus einander ſeze, welche uns geſchikt machen können, alles zu vergeſſen, was wir vergeſſen wollen. Dieſe Regeln ſelbſt werden den Leſern die Fälle in die Gedanken bringen, wo ſie beobachtet werden müſſen; und ich ſchmeichle mir, daß ich hierdurch vielen Betrübten und Niedergeſchlagenen auf eine nüzliche Weiſe werde dienen können. Da ich die Arzeneimittel für das Gedächtnis verworfen habe, ſo werde ich auch keine wider daſſelbe anpreiſen. Ich will vielmehr die Regeln, wie man das Andenken gewiſſer Vorſtellungen abwenden könne, aus der Natur der Seele ſelbſt herleiten; und ich werde zugleich dahin bedacht ſeyn, dieſes auf eine ſolche Art zu thun, daß man nicht eben die Ontologie wird gelernet haben müſſen, um das, was ich vortragen werde, einzuſehen. Das Gedächtnis iſt aus der Einbildungskraft und dem Wize zuſammengeſezt: denn, die Einbildungskraft ſtellt uns ehedem gehabte Vorſtellungen wieder vor, und der Wiz erkennet ſie wieder für diejenigen, die wir ehedem gehabt haben. Man hat alſo hauptſächlich mit der Einbildungskraft zu ſtreiten, wenn man ſich gewiſſe Vorſtellungen gar nicht mehr will in die Gedanken kommen laſſen, und mit dem Wize, wenn man ſich wenigſtens nicht erinnern will, daß man ſie dereinſt in dieſen oder jenen Umſtänden, die uns verhaßt ſind, gehabt habe. Wir wollen zuerſt ſuchen, die Einbildungskraft zu bezähmen, und hierzu werden folgende Regeln dienlich ſeyn können: Wenn man bewerkſtelligen will, daß uns die Einbildungskraft gewiſſe Vorſtellungen nie wieder, oder doch ſelten, aufweken und rege machen ſoll, ſo mus man vorerſt dahin ſehen, daß man die zu vergeſſende Sache nie wieder empfinde. Denn, da die Einbildungen von kurz vorher empfundenen Sachen in einerlei übrigen Umſtänden allemal ſtärker und lebhafter ſind, als von längſt nicht mehr empfundenen; ſo bekommt das Gedächtnis von oft wiederholten Empfindungen einer Art neue Nahrung, wodurch alſo die Vergeslichkeit gehindert wird. Es giebt Leute, die bei dem Tode ihrer Anverwanden ganz auſſer ſich ſelbſt gerathen, ja wol halb von Sinnen kommen, und wobei die Hülfe eines vernünftigen Mannes verlangt wird. Will man dieſe Leute erretten, ſo mus man ihnen nicht mehr die Freiheit geſtatten, den Verſtorbenen, entweder vor dem Begräbnis, wieder zu ſehen, oder ihn gar auf der Grabſtätte zu beſuchen. Dieſe Ehrenbezeugung, welche man dem Andenken eines Verſtorbenen für rühmlich hält, gehört nur für ſolche Leute, die ſich von ihrer Traurigkeit nicht allzuſehr übernehmen laſſen; und man ſieht alſo, was man von den laufenden Weibern zu halten habe, die die Gräber ihrer Männer einen ganzen Monat lang täglich beſuchen, ſich aus dem Athem weinen, und doch ſo geſund und ſtark dabei ſeyn können, als ob ſie Wochenviſiten gäben. Wer die Schwermüthigkeit vermeiden will, die von der Furcht des Todes herrühret, mus diejenigen Falle ſorgfältig vermeiden, wo er bei Sterbenden gegenwärtig ſeyn müſte; und eben ſo iſt es in allen übrigen Fällen, wo man das Andenken empfundener Sachen vermeiden will. Dieſe Regel zeiget uns zugleich, wie ein Feind eines andern den andern ſelbſt verhindern könne, ſeine Beleidigungen zu vergeſſen, wenn er beſtändig fortfährt, ihm dergleichen Beleidigungen von neuem anzuthun. In ſolchen Fällen wird

uns

und die Ausübung der hohen Tugend, Beleidigungen mit Liebe zu vergelten, unendlich ſchwer gemacht; und das beſte Gemüth kan öfters ſeine Schwäche nicht überwinden. Ich würde eine allzu groſſe Ausſchweifung machen, wenn ich hier die Regeln einſchalten wolte, wie man die Empfindungen der zu vergeſſenden Sachen zu verhindern habe. In den meiſten Fallen aber iſt es auch ſchon genug, dieſes nur zu wiſſen, daß man ſie vermeiden ſoll, um es zu thun.

Geſezt aber, daß es Fälle gäbe, wo man es unmöglich vermeiden kan, die Empfindung einer Sache zu wiederholen; ſo mus man auf andere Mittel bedacht ſeyn, das Vergeſſen derſelben zu befördern. Hierzu dienet die zweite Regel, daß man wenigſtens die Wiederholung ſolcher Vorſtellungen ſo lange als möglich verſchiebe. Schnell auf einander folgende Vorſtellungen von einerlei Art klären einander immer mehr auf, und machen hierdurch das Vergeſſen beſtändig unmöglicher. Man iſt öfters im Stande, dieſe Regel zu beobachten, wo die erſte nicht Statt findet. Man kan ein Haus, eine Geſellſchaft, oder einen Umgang, worinn etwas vorgefallen iſt, das man gern vergeſſen wolte, eine Zeitlang vermeiden; man kan einem Feinde ausweichen, und ihn durch Güte dahin bringen, daß er ſeine Bosheiten wenigſtens verzögert, wo nicht völlig aufhebet. Hierdurch wird das erſte Unrecht oder Unglük vergeſſen, und es iſt, wenn es nach langer Zeit erſt wiederkommt, als ein ganz neues zu betrachten, welches allemal leichter beſtritten werden kan, als ein anderes, das ſich durch öftere ſchnelle Wiederholung ſeiner Vorſtellungen in dem Gemüthe ſchon recht feſt geſezt hat. Man mus drittens zwiſchen der Wiederholung der Vorſtellungen, deren Andenken man vertilgen will, viele ſtarke Vorſtellungen von anderer Art erregen: denn, dieſe verdunkeln durch ihre eigene Stärke die verhasten Vorſtellungen, welche vermieden werden ſollen. Die Beobachtung dieſer Regel thut eine vortrefliche Wirkung. Wenn das Gemüth eines Betrübten auf dieſer Seite angegriffen wird, ſo vergiſt er plözlich ſeine Schwermuth; der Zornige wird beſänftiget, die Wuth des Haſſes wird geſtillt, und alle Furcht und Gram verſchwindet. Daher iſt es ſehr gut, um ſich zur Vergeslichkeit eines Unglüks oder anderer verhasten Vorſtellungen zu zwingen, daß man weite und angenehme Reiſen vornimmt, den Ort ſeines Aufenthalts verändert, neue fröliche Begebenheiten, ja ſogar auch Unglüksfälle von anderer Art erlebet. Ein neues Unglük löſcht das Andenken eines vorhergehenden von anderer Art aus; und mittlerweile wird das Gemüth des Leidenden dergeſtalt zerſtreuet, daß er nicht mehr vermögend iſt, ſeiner Schwermuth allzu ſtark nachzugehen. Man hat es daher für eine wahre Wohlthat der Vorſehung zu erkennen, daß ſie uns ſelten ein groſſes Unglük allein zuſchikt, ſondern daſſelbe immer mit andern begleitet, deren eins die Empfindung des andern immer wieder vermindert. Daß dieſes Mittel von der Vorſicht öfters gebraucht werde, um uns nicht unter der Laſt eines einzigen Unglüks erliegen zu laſſen, lehret die gemeine Erfahrung, nach welcher man ſchon längſt das Sprichwort gemacht hat, daß ſelten ein Unglük allein komme. Dieſe Betrachtung iſt einem moraliſchen Redner ſehr nüzlich, wenn er den Unmuth der Menſchen über ihre Schikſale beſänftigen, und den Beſchwerden darüber Einhalt thun ſoll. Man kan zur Beobachtung dieſer Regel auch noch andere Hülfsmittel ergreifen. Das Beſuchen der Schauſpiele, anderer Geſellſchaften, neue Beſchäftigungen, überhäufte Arbeiten, Ueberlauf von Freunden und Bekanten, die Anhörung fremder Geſpräche, einer Muſik, der Noth anderer Leute, und dergleichen, gehen alle auf eben denſelben Zwek, und können uns die ſtärkſten Vorſtellungen vergeſſen lehren. Bei dem allen mus man nur beobachten, daß das Gemüth

müth erſt bereitwillig gemacht werde, dasjenige zu vergeſſen, an deſſen Vertilgung man arbeiten will; daß man die Zwiſchenvorſtellungen recht einnehmend und ſtark mache, und daß ſie ganz von anderer Art ſeyn müſſen, als die, ſo man ausrotten will. Uebrigens mögen dieſe Vorſtellungen, Empfindungen oder es mögen andere Einbildungen oder ſonſt Vorſtellungen von einer andern Gemüthskraft ſeyn. Wenn man zwiſchen der erſten und zweiten Hervorbringung gewiſſer zu vergeſſender Vorſtellungen das Gemüth auf eine ſolche Art zerſtreuet hat, ſo wird der Eindruk der neuen Vorſtellung ſo geringe ſeyn, daß das Gedächtnis wenig davon beſchweret werden wird. Kan man indeſſen die Gelegenheit vorherſehen, da ſich die verhaste Vorſtellung wieder erneuern wird; ſo mus man viertens vor als nach dieſer wieder erneuerten Vorſtellung um deſto mehr darauf bedacht ſeyn, Empfindungen, Einbildungen, Vorherſehungen, Begierden und Verabſcheuungen von anderer Art und ungemeiner Stärke hervorzubringen, um ſolchergeſtalt die wiederkommende verhaste Vorſtellung gleichſam in einen Nebel von andern dergeſtalt einzuhüllen, daß man in der kleinſten Entfernung ſie nicht mehr unterſcheiden, und in dem Gemüthe wahrnehmen kan. Daher iſt es dienlich, daß man Leuten, die ſich über einen bevorſtehenden Unglüksfall, Todesfall, u. ſ. w. ſehr heftig grämen werden, den Fall ſelbſt nicht erſt abzuwarten erlaubet; ſondern ſchon vorher anfängt, ihr Gemüth auf andere lebhafte Eindrüke zu lenken, und damit nachher noch ſo lange fortfährt, bis das Andenken davon wenig Lebhaftigkeit mehr haben kan.

Wenn das Gemüth eines Menſchen nicht bewegt werden kan, ſich ſelbſt zum Vergeſſen zu entſchlieſſen, wie dieſes bei vielen Arten der Traurigkeit Statt findet, worinn ein ſo groſſes geheimes Vergnügen ſtekt, daß uns nichts davon abwendig machen kan; ſo mus der Helfende die fünfte Regel zur Hand nehmen, welche nur eine Einſchränkung der vorhergehenden iſt. Er mus nämlich die fremden ſtärkern Vorſtellungen, womit er das Gemüth des Leidenden überhäufen will, dergeſtalt einzurichten wiſſen, daß ſie eine genaue Verwandſchaft mit denen zu haben ſcheinen, die ihm ſo wohl gefallen, und die er doch gleichwol vergeſſen ſoll. Die Natur thut niemals, auch ſogar in den Leidenſchaften, einen Sprung; und man wird gemeiniglich mit Verachtung aufgenommen, wenn man bei einem Betrübten auf einmal luſtig ſeyn will. Man ſehe alſo nur dahin, daß die fremden Vorſtellungen, die man einem Betrübten beibringen will, ſtark genug ſind, ihn zu rühren, und daß ſie nicht den eigenen Fall des Betrübten vorſtellen, ſondern von anderer Art ſind. Uebrigens mögen ſie gleich eben dieſelbe Leidenſchaft erregen, welche in dem Leidenden die Oberhand hat, und um deren willen man ſein Gedächtnis ſchwächen will; ſie werden dem ungeachtet ihre Wirkung thun. Ein Betrübter vergist ſich in einem Trauerſpiele, weil er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die geſpielte Geſchichte wendet, um darinn für ſeine eigene ihm ſo angenehme Leidenſchaft Nahrung zu finden. Er wird hingegen ein Luſtſpiel verabſcheuen, und bei den luſtigſten Stellen Thränen vergieſſen, weil er ſichs vorgeſezt hat, an keiner Freude Theil zu nehmen. Eben um deſwillen findet man, daß die Betrübten mehr Troſt davon haben, anderer Unglük mit anzuhören, als ſich ganz fremde Geſchichte, und am wenigſten luſtige Schwänke erzählen zu laſſen. Dieſes erkläret zugleich auch das, was ich oben geſagt habe, daß ſelbſt auf einander folgende Unglüksfälle das Gemüth eines Elenden befriedigen, indem ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf viele Gegenſtände lenken, und ſie von einem abziehen, welchem nachzuhängen ihm ſehr gefährlich ſeyn würde.

Mit jeder Empfindung oder Vorſtellung überhaupt ſind gewiſſe andere Vorſtellungen

gen vergeſellſchaftet, welche, wenn ſie in dem Gemüthe von neuem entſtehen, die erſte Empfindung oder Vorſtellung zugleich wieder erregen. Daher mus man ſechſtens vermeiden, daß keine von den geſellſchaftlichen Vorſtellungen im Gemüthe wieder erreget werde, die ehemals mit derjenigen Vorſtellung zugleich vorhanden geweſen ſind, die man vergeſſen will. Daher iſt es billig, daß man Eltern die Kleidungen und Sachen ihrer verſtorbenen Kinder aus den Augen ſchaft, damit ſie durch dieſe Vorſtellungen nicht wieder auf den Begrif vom Abſterben der Kinder gebracht werden. Es iſt unmöglich, alle die kleinen Umſtände zu erzählen, die eine Vorſtellung von neuem rege machen können: denn ſie beruhen auf den einzelnen Umſtänden desjenigen, der die Vorſtellung zu einer gewiſſen Zeit zuerſt gehabt hat. So kan z. E. ein Wort, das auf eine gewiſſe Art ausgeſprochen wird, in einem Menſchen den Begrif ſeines verlohrnen Freundes wieder rege machen, der es etwan auf eine ähnliche Art auszuſprechen pflegte. Ich kan alſo hierbei nur ſoviel ſagen, daß man in Abſicht dieſer Vorſtellungen, die ein jeder ſelbſt am beſten kennen mus, eben die Regeln zu beobachten habe, die ich zur Vermeidung der Wiederholung einer zu vergeſſenden Vorſtellung, und zur Schwächung des Eindruks derſelben im Gemüthe vorgeſchlagen habe. Durch die Beobachtung dieſer Regeln kan man die neue Hervorbringung ſolcher Vorſtellungen verhindern, die man vergeſſen will; und wo dieſe Statt finden, kan man am allerſicherſten gehen. Geſezt aber, daß es nicht möglich wäre, dieſe Wiederholung der Vorſtellungen zu vermeiden, ſo iſt doch ein Mittel vorhanden, ſie dem Gedächtniſſe zu entreiſſen, ob man es gleich nicht gebrauchen kan. Es beſteht darinn, daß man den Wiz verhindere, ſich bei dieſer neuen Wiederholung der Vorſtellungen ins Spiel zu miſchen. Der Wiz zeigt uns die Uebereinſtimmungen der Vorſtellungen an. Er nennt uns alſo, wenn ich ſo ſagen darf, diejenigen Vorſtellungen, die einerlei ſind, mit eben demſelben Namen, und hierdurch bemerken wir, daß es wieder die vorigen ſind. Dieſer Vermittelung des Wizes haben wir es demnach zu danken, daß unſere Einbildungskraft zugleich ein Gedächtnis iſt: denn, wie würden wir uns wol einer Vorſtellung, die wir zum andernmal haben, wieder erinnern können, wenn wir nicht wüſten, daß die zweite eben diejenige wäre, die die erſte war? Man mus alſo, um die löbliche Unwiſſenheit und Vergeslichkeit in nöthigen Fällen zu befördern, dahin trachten, das Wiedererkennen der wiederholten Vorſtellungen zu vermeiden. Dieſes geſchicht auf folgende Weiſe:

1. Man mus gleich beim erſtenmale die Aufmerkſamkeit von der Vorſtellung ſo viel als möglich abziehen, die ins Vergeſſen gerathen ſoll. Denn, auf dieſe Weiſe unterſcheidet man wenige Merkmahle in der Vorſtellung; da man hingegen eine Vorſtellung deſto leichter mit einer andern für übereinſtimmig halten kan, je mehr Merkmahle man davon weis. Es iſt alſo gut, daß man nicht gegenwärtig iſt, und den Verlauf der Sache mit anſieht, wenn z. E. jemand ſtirbt, oder einem das Haus abbrennet, oder ein falſcher Freund einen in Geſellſchaften herumnim̃t u. ſ. w. Dieſer lezte Fall beweiſet, daß ſich die Horcher ſelbſt im Lichte ſtehen, wenn ſie, um jemanden zu belauern, die ganze Reihe ihrer Schwachheiten mit allen Gloſſen und kritiſchen Anmerkungen anhören. Denn, hierdurch verhindern ſie ſelbſt, daß ſich ihr Gedächtnis von dem Andenken dieſes Schimpfes nie wieder völlig befreien kan. Aus eben dem Grunde kan ein Schriftſteller, den man in Schmähſchriften herunter macht, nichts beſſers thun, als daß er ſie entweder gar nicht, oder doch nur ſo obenhin lieſet, daß er nur einen ganz allgemeinen Begrif davon bekommt. Ich will mehrerer einzelner Fälle, da dieſe Regel gebraucht werden kan, nicht gedenken.

2. Wenn die zu vergeſſende Vorſtellung zum andernmal wieder hervorgebracht wird, ſo mus man ſie wenigſtens alsdann, wenn es beim erſtenmal etwan nicht hätte geſchehen können, keiner Aufmerkſamkeit würdigen. Es liegt nichts daran, ob es uns bei der erſten oder der zweiten Vorſtellung an Merkmahlen mangelt: denn, wir ſind alsdann doch in keinem von beiden Fällen vermögend, die zweite Vorſtellung wieder zu erkennen. Ein gemeines Exempel kan dieſes erläutern. Wenn ſich zwei Leute mit einander veruneinigen, ſo kan dieſes ſo in der Geſellſchaft abgehen, daß ſich keiner heftig dabei entrüſtet, weil alsdann die Aufmerkſamkeit der ſtreitenden Partheien zugleich durch die ganze Geſellſchaft zertheilt iſt. Wenn ſie hingegen beiderſeits nach Hauſe kommen, und ein jeder die Vorſtellung des Zankens erneuert, ſo überlegt er alle Umſtände dabei, und geräth darüber in den raſendſten Zorn. Es iſt alſo dienlich, an Sachen, die man vergeſſen will, von der Stunde an mit keiner Aufmerkſamkeit zu denken, ſondern ſie ſogleich wieder zu zerſtreuen, wenn ſie einem auch einfallen ſollten. Daher iſt es einem empfindlichen Mann nicht zu rathen, um Kleinigkeiten willen ſein Recht zu ſuchen, oder ſich allzu ſtrenge zu vertheidigen. Denn indem man auf alles ſinnet, was die Vertheidigung ſtärker machen kan, wiederkäuet man, ſo zu ſagen, den ganzen Verdrus; und dieſes iſt wol die Haupturſache, warum ſelbſt unter den Gelehrten die Vertheidigungsſchriften von tollem Unſinn viel voller ſind, als die erſten Angriffe.

3. Wenn man endlich ja weder das erſte noch das anderemal die Aufmerkſamkeit ſo in ſeiner Gewalt hat, daß man ſie von einem verhasten Gegenſtande ſollte abwenden können; ſo iſt endlich noch das einzige Mittel übrig, daß man es nicht zur Vergleichung der Vorſtellungen kommen laſſe. Ohne Vergleichung zweier Dinge last ſich nicht entſcheiden, ob ſie einerlei ſind, wenn man auch die Merkmahle beider noch ſo genau wiſſen ſolte. Es iſt aber hierbei zu bedauern, daß dieſe Vergleichung gerade zu nicht in unſerer Macht ſtehet, und daß wir ſie nur durch Umſchweife verhindern müſſen. Das beſte iſt auch hier die Abſtraction, oder der Mangel der Aufmerkſamkeit, als welche man den Gegenſtänden augenbliklich entziehen mus, ſo bald man merket, daß ſie ſich einander ähnlich ſind. Uebrigens aber kan man auch die obigen Regeln beobachten, um den Eindruk, den dieſe Wahrnehmung der Aehnlichkeit in den Vorſtellungen macht, zu ſchwächen, oder wol gar zu unterdrüken. Man mus alſo den Augenblik andere ſtarke und fremde Vorſtellungen zu erregen ſuchen, die das Andenken der wahrgenommenen Uebereinſtimmung gleich wieder aufheben, und die verhaste Vorſtellung einhüllen.

Dieſes ſind die vornehmſten Regeln der Vergeslichkeit. Man ſieht aus der hier vorgetragenen Ausführung, daß die Vergeslichkeit nicht allein keine zu vermeidende Unvollkommenheit der Seele, ſondern in Millionen Fällen ein wahres Hülfsmittel für Betrübte, Zornige, Rachgierige und Boshafte ſey, wenn ſie ſich nur der Mittel bedienen wollen, ſie bei ſich zu befördern. Es giebt in der That Fälle, da es ein Laſter iſt, ein allzugutes Gedächtnis zu haben, und worinn die Vergeslichkeit für eine der allererhabenſten Tugenden gehalten werden mus. Wie edel iſt nicht die Seele, die das Unrecht, das ihr widerfähret, leicht vergeſſen kan; wie gros iſt der Wohlthäter, von dem ſein Freund ſagen kan, er vergist ſonſt nichts, als ſeine Gütigkeiten. Dieſe Vergeslichkeit iſt bei einem Wohlthäter eben das, was bei dem Elenden die Dankbarkeit, oder das Andenken der Wohlthaten iſt, und man kan einem Mann, der viel Gutes thut, aber nichts davon in ſeinem ganzen Leben wieder vergeſſen kan, keinen beſſern Charakter beimeſſen, als den Charakter eines Undankbaren, der es zu leicht vergist. Die Vergeslichkeit behütet uns endlich auch noch vor ſchwärmeriſchen Verherſehungen, indem das Gedächtnis den meiſten Stoff zu den prophetiſchen Ahndungen hergiebt. Sie kan unſer Leben ruhig machen, indem ſie das Gewiſſen beſänftiget; ob ich gleich nicht leugnen will, daß es beſſer ſey, bei dem wachenden Gewiſſen ſelbſt ruhig leben zu können. Sie entreiſt uns der Melancholei, dem Grame, dem Leide, der Verzweifelung ſelbſt, und giebt dem Gemüthe Plaz zu edlern und würdigern Vorſtellungen, als diejenigen ſind, die vergeſſen zu werden verdienen; zu ergözendern Leidenſchaften, die das Herz nicht mit einem ſüſſen Gifte anſteken, und zulezt ſelbſt den Verſtand betäuben, und endlich zur Zufriedenheit, die die Quelle derjenigen unſchuldigen Freude iſt, die wir in unſerer zarteſten Jugend empfinden, wenn wir den Gebrauch des Gedächtniſſes noch kaum kennen, und daſſelbe ſo wenig zu nuzen wiſſen, daß uns die erſten Jahre des Lebens als Träume vorkommen, die vorbeigeflogen ſind, ohne die geringſte Spur von ſich in unſern Gemüthern zurük gelaſſen zu haben.

Gedanken bei dem heran wachſenden Frühlinge.

Hagedorn.

Land und Volk regieren,
Ganze Heere führen,
Sich mit Purpur zieren,
Hemmt die Sorgen nie.
Seht der Hirten Freuden,
Die auf ſichern Weiden
Groſſe nicht beneiden:
Wie vergnügt ſind die!

Die erſten warmen und heitern Tage dieſes Jahrs, welche uns den herannahenden Frühling verkündigen, hatten mein Herz zu einer lebhaften Empfindung der neuen Reizungen der Natur vorbereitet, und ſchienen den Geiſt auf einmal aus demjenigen Schlummer heraus zu reiſſen, worinn er den Winter hindurch gelegen hatte; als ich dieſer Tagen den Zuſchauer in die Hände nahm, und meine Augen von ohngefähr auf ein Blatt richtete, worinn ein Dichter erzählt, wie er, mitten in den Betrachtungen der angenehmen Abwechſelung der Jahreszeiten, in einem Garten eingeſchlafen, und im Traume den Schuzgeiſt des Gartens vor ſich gehen geſehen, welcher in dem Gange, worinn er lag, den Aufzug und alle die veränderlichen Scenen von dem Jahreswechſel hinein führte. Ich hoffe, meine Leſer werden mirs Dank wiſſen, wenn ich ihnen den Aufzug, den der Frühling gemacht hat, hier mittheile.

Die erſte Perſon, ſagt der Dichter, die ich auf mich zukom̃en ſahe, war ein Jüngling von ſehr ſchöner Geſtalt, ohngeachtet er noch nicht die vollkommene Verhältnis und Symmetrie der Glieder erreicht zu haben ſchien, die ihm einige mehrere Zeit verſchafft haben würde. Dem ohngeachtet war ſein Betragen ſo friſch, vergnügt und munter, daß ich ihn für den ſchönſten Menſchen hielt, den ich je geſehen. Er war in einem fliegenden Mantel, von grünen Taffent mit Blumen durchwirkt, gekleidet. Er hatte einen Hut von Roſen auf dem Haupte, und eine Narciſſe in der Hand. Unter ſeinen Füſſen ſchoſſen Schlüſſelblumen und Violetten in die Höhe, und die ganze Natur freute ſich über ſeine Ankunft. Die Flora ſtund an einer Seite, und Vertumnus an der andern, mit einem ſchimmernden Taſſent bekleidet. Hierauf gerieth ich in Schreken, als ich das Mondenlicht mit ſchnellem Blizen auf gewiſſe Waffen ſtrahlen ſahe, und einen Mann gewahr ward, der ganz und gar bewafnet, und mit ausgezogenem Schwerde auf uns zukam. Der Schuzgeiſt ſagte mir bald, daß dieſes Mars wäre, der ſich lange Zeit einen Plaz unter den Mitfolgern des Frühlings angemaſſet hätte. Er wich einer ſanftern Annäherung: dies war die Venus, ohne alle Zierrathen, auſſer ihrer eignen Schönheit. Mit ihrem Gürtel hatte ſie eine Kugel umſchlungen, die ſie in der Rechten hielt; und in der linken Hand hatte ſie einen Scepter von Gold. Hinter ihr folgten die Huldgöttinnen, die einander an den Händen hatten. Sie tanzten nach einer Muſik, und ſtieſſen wechſelsweiſe den Boden mit ihren Füſſen. Hierauf folgten die drei zu dieſer Jahreszeit gehörigen Monate. Indem der Merz ſich mir näherte, ſo ſchien mir in ſeinem Blike etwas rauhes zu ſeyn, das ſich für einen Monat nicht wohl ſchikte, der einer ſo gelinden Jahrszeit zugegeben war; allein, da er näher zu mir kam, ſo milderten ſich unvermerkt ſeine Geſichtszüge, er erheiterte ſeine Stirne, und ſahe ſo lieblich aus, daß ich ſeinen Abtritt nothwendig bedauern muſte, ohngeachtet er dem April Plaz machte. Dieſer erſchien mit der erſinnlichſten Munterkeit, und hatte tauſend Luſtbarkeiten mit ſich; Seine Blike wurden oft trübe, kamen aber bald wieder zurechte, und blieben endlich bei einem beſtändigen Lächeln. Hierauf kam der May vom Cupido begleitet, der ſeinen Bogen geſpannet, und im Sinne hatte loszuſchieſſen. Indem er vorüber gieng, dünkte michs, ich hörte ein gelindes Gemurmel voll Klagen, Verſchmachtungen und zärtlichen Seufzern der Liebenden, Gelübde der Beſtändigkeit, und eben ſo viel Beſchwerden über den Unbeſtand. Dieſe alle führte der Wind dahin, ſo bald ich ſie gehöret hatte :c.

Ja! dieſes iſt das Bild des Frühlings; ſo hat ihn eine Meiſterhand geſchildert: denn hier iſt keine von ſeinen Eigenſchaften vergeſſen worden. Seine eigene Schönheit, das Vergnügen, ſo er in die Seelen einflöſt, die Feierkleider, worinn ihn die Natur empfängt, und der neue Schmuk, den die Landſchaften bei ſeiner Annäherung anlegen, ſind die liebenswürdigen Eigenſchaften des Frühlings, welche ſich von ihm nicht trennen laſſen.

Der mahleriſche Lenz kan nichts ſo ſinreich bilden,
Als jene Gegenden von Hainen und Gefilden;
Der Anmuth Uberfluſs erquikt dort Aug u. Bruſt:

O Licht der weiten Felder!
O Nacht der ſtillen Wälder!
O Vaterland der erſten Luſt!

Ich ſtund mit meinen Betrachtungen vornemlich bei den verſchiedenen Charaktern ſtille, wodurch der Dichter die drei Monate des Frühlings voneinander unterſcheidet. Die erſte Rauhigkeit des Merzes, die ſich bald hernach in Gelindigkeit und Anmuth auflöſet; die Unbeſtändigkeit des Aprils, welcher zulezt bei einem beſtändigen Lächeln bleibt; und endlich die Wirkung des Mayes auf alle empfindende Herzen, legten mir den ganzen Lebenslauf des Frühlings in einem ſchönen Bilde vor Augen, und gaben mir Anlas, ſeiner Natur weiter nachzuſpühren, und ſeine eigentliche Lebensart, wenn ich ſo ſagen darf, auszuforſchen.

Eine gewiſſe Ernſthaftigkeit, welche mir von Natur eigen iſt, und womit ich jederzeit das Vergnügen, ſo ich genieſſe, zu würzen gewohnt bin, führte mich auch bei dieſer Gelegenheit auf Betrachtungen, die von ganz anderer Art ſind, als man gemeiniglich bei dergleichen ergözenden Anbliken anzuſtellen gewohnt iſt.

Welche Gewalt, ſagte ich zu mir ſelbſt, haben nicht die Abwechſelungen der Jahrszeiten über die Menſchen! und wie widerſprechend ſind nicht ihre Wirkungen! Der Winter ſtürzt ſie in eine Art der Melancholie, die ſie nöthiget, Geſellſchaften und Zeitvertreibe zu ſuchen, um ſich aufzumuntern, und die traurige Jahrszeit zu vergeſſen, worinn ſie leben. Mittlerweile erhält er unſere Leiber geſund, und reiniget die Luft welche wir athmen. Der Frühling erheitert das Gemüth, u. ſein Einflus iſt nichts als Vergnügen und Liebe. Gleichwol iſt er als eine Jahrszeit anzuſehen, die der Geſundheit Gefahr dräuet. Der Sommer iſt ein Vater der Seuchen; er macht die Seelen ſich ſelbſt zur Laſt, die unter ſeinem hizigen Einfluſſe ſchmachten. Nichts deſtoweniger iſt er der geliebte Gegenſtand aller Wünſche der Menſchen. Der fruchtbringende Herbſt verſammlet alle Schäze der Natur, uns zu vergnügen, und unſer Vergnügen iſt Genus. Dieſer Genus bereitet uns öfters das Grab, und wir fallen mit frohem Gelächter hinein.

Wenn uns die Natur Froſt ſchikt; ſo verſtehen wir dieſe unangenehme Empfindung unrecht, wenn wir uns in die warmen Zimmer verkriechen, um uns dagegen zu ſchüzen. Würden wir nicht geſund, vollkommen vergnügt, und zu allen Geſchäften aufgelegt ſeyn, wenn wir uns in der kalten Luft bewegen, und uns von innen heraus erwärmen wolten? Was iſt wol in der Natur des Winters ſo gar feindſeliges für die unſerige, daß man ihn für die unluſtigſte, und eine der Geſundheit nachtheilige Jahrszeit hält? Die warmen Zimmer und die Ruhe des Leibes, aber nicht der Froſt und die kurzen Tage, machen uns ungeſund u. melancholiſch. Wir würden im Winter die Natur mit eben ſo groſſem Vergnügen ſehen, als im Sommer oder im Frühlinge, woſern wir nur einen Geſchmak an ihren

Werken finden können, wenn wir uns nur bemühen wolten, ſie anzuſehen. Ich ſehe alſo die Melancholie, die lange Weile, die verdrieslichen langen Abende, die Kälte, und alles, was man zur Verkleinerung des Winters zu ſagen pflegt, für lauter Plagen an, die entweder nur leere Köpfe, oder bequeme Müſiggänger treffen, und das von Rechts wegen!

Der Frühling beluſtiget jede Creatur; das Gemüth wird durch jeden Gegenſtand auſſer ſich ſelbſt geſezt, u. findet überall Gegenden, wie jene Schäferin ſie fand:

Sie fand, u. nicht umſonſt, den angenehmſten Ort,
Wo Blum u. Gras die ſchönſten Farben miſchten.
Das Waſſer, das ſich hier von ſteilen Felſen gos,
Die es durch ihren Grund erfriſchten,
Wo es in einem Bach mit ſchnellem Rauſchē flos;
Das Volk verbuhlter Nachtigallen,
Wo bald der Sproſſer ſchmetternd rief,
Und bald, mit Steigen und mit Fallen,
Durch die verliebten Töne lief;
Die Luft, die mit den Blättern ſpielte,
Auf die erhizte Fläche ſties,
Und in den friſchen Blumen wühlte,
Wovon ſie den Geruch durch dieſe Gegend blies;

Ja, noch hundert andere Gegenſtände mehr, die Dichter, im Namen der Schäferinnen, ſehen, gaben dieſer Schäferin, und geben allen Menſchen im May die ſüſſen Empfindungen der Liebe und des Vergnügens ins Herz. Woher mag es alſo wohl rühren, daß dieſe Jahrszeit dennoch an Krankheiten ſo fruchtbar iſt? Liegt es an der Natur, oder liegt es nicht vielmehr an unſerer eigenen Unbehutſamkeit? Wir könnens nicht erwarten, uns dem neuen Vergnügen in die Arme zu werfen. Dieſe Übereilung macht, daß der April, wie die Geburtsliſten in groſſen Städten ausweiſen, an Erzeugungen noch fruchtbarer iſt, als der May ſelbſt, und daß die vergnügteſten Menſchen im Frühjahre am leichteſten krank werden, weil ſie ihre Kleider ſo ſchnell vertauſchen, und nicht bedenken, daß die Natur in den erſten Frühlingsmonaten in einer Art der Verwandlung lieget, u. daß es will abgewartet ſeyn, ehe man ihrer neuen Geſtalt die gehörige Reife zutrauen darf. Wären wir des Sommers behutſamer in der Kleidung, Entkleidung, im Trinken u. Bewegung, und bedienten wir uns klüglich derjenigen Mittel, die uns alsdann die Natur ſelbſt darbeut; ſo würden wir die Sonnenhize mit wenigem Misvergnügen, hingegen die volle Blüthe und Pracht der ganzen Natur mit dem vollkommenſten Entzüken, und bei guter Geſundheit empfinden können. Ja endlich, wem haben wir wohl die meiſten Herbſtkrankheiten zu danken, als unſerer Unmäſigkeit und einer unbehutſamen Aufführung? Es iſt demnach gewiſſer maſſen in meiner Macht, mich alle Jahrszeiten hindurch geſund zu erhalten. Weder der ſchmeichleriſche, veränderliche Frühling, weder der Sommer mit ſeinen anſtekenden Krankheiten, weder der allergefährlichſte u. ſtürmiſche Herbſt, noch der rauhe Winter, können mir den beſten Schaz, meine Geſundheit, rauben, wofern ich mich in den gehörigen Schranken meiner Aufführung halte. Ein geſunder Menſch hat Wiz und Scherz auf ſeiner Seite, und das geringſte Misvergnügen zeuget gewis von einer kleinen Unpäslichkeit. Auf dieſe Art bin ich, auf eine recht mechaniſche Weiſe, auch ſelbſt meines Vergnügens Meiſter; das Jahr und das Wetter mag ſich verändern, wie es will. Der Natur fehlt es nie an Gegenſtänden, mich zu unterhalten, zu lehren, zu vergnügen, und in Bewunderung und in Erſtaunen zu ſezen. Wenn mich der Winter, oder ein ſchlechter Tag nicht rühret; ſo hindert es blos meine Nachläſigkeit, oder meine Unwiſſenheit, die ich überwinden kan, wenn ich nur will, oder mein Unvermögen, das, was ich ſehe, zu überlegen. Ich bin es allemal ſelbſt, der ſich misvergnügt macht, und ein Tag, an dem ich mir vorſeze, mich mit nichts zu beſchäftigen, thut meinem Vergnügen mehr Schaden, als alle Abwechſelungen der Witterung.

Unter allen Jahrszeiten iſt wohl der Frühling am allergeſchikteſten, uns zu beluſtigen, theils weil ſeine Annehmlichkeiten allen und jeden Fähigkeiten leicht zu empfinden ſind, und keine beſondere Gaben und Einſichten darzu erfordert werden, das Schöne darinn zu entdeken; theils auch, weil dieſe Annehmlichkeiten neu ſind, und lauter hellglänzende Bilder in unſern Sinnen hervorbringen. Es iſt alſo nichts dabei zu beſorgen, als daß man den Verluſt der Geſundheit vermeide, den man ſich zu dieſer Jahrszeit ſo leicht zuwege bringen kan, und daß man ſich ſeines Vergnügens auf eine edle Weiſe bediene.

Die Dichter laſſen es ſich recht um die Wette angelegen ſeyn, uns das Schäferleben als den allerangenehmſten Stand auf Erden vorzuſtellen. Ich gehe hierinn noch weiter, und getraue mir zu behaupten, daß es zugleich dasjenige Leben iſt, welches die Regeln in ſich enthält, ſowohl in beſtändiger Geſundheit zu leben, als auch ſein Vergnügen zu adeln. Es wäre gewis dem Hippocrates keine Schande, der Erfinder von Arcadien geweſen zu ſeyn. Die Lebensart des Landvolks, die Geſchäfte, welche ſie treiben, die Unſchuld ihrer Sitten, ihre einfache Koſt, die Kenntnis der Witterungen, und ihr Herz, das allen Vergnügungen offen ſtehet, und allen ſchädlichen Leidenſchaften den Zugang verſchlieſſet: ſehet, dieſes ſind die einzigen Stüke, welche zu einer dauerhaften Geſundheit, zu einem ununterbrochenen vergnügten Leben, und zu einem ſolchen Genuſſe deſſelben erfordert werden, der keinen bittern Nachſchmak zurüke läſt. Hierauf beruhen die vornehmſten Regeln einer vernünftigen Lebensordnung; hierauf beruhet die Sittenlehre, die unſer Innerſtes angeht, und die uns in dem unterrichtet, was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind. Ein arbeitſamer, mäſig gewöhnter Leib kan vielerlei Lüfte vertragen, die einen andern zu Boden ſtürzen; und gleichwie bei dem Genuſſe der Speiſen die vornehmſte Regel blos darinne beſtehet, den Ueberflus zu vermeiden: ſo beſteht ſie in Abſicht der Witterungen, darinn, ſich bei den Abwechſelungen derſelben vornemlich in acht zu nehmen. Wer dieſes kleine Geheimnis weis, kan vielen Ungewittern ſicher Troz bieten. Ich bitte daher meine Leſer, ſich dieſe Regel bei jezigem Frühlinge beſonders zu Nuze zu machen, und ſich vornemlich in Abſicht des Kleiderwechſels zu hüten, damit nicht ein trüber Tag, der auf ein paar warme und ſchöne Tage folgt, wann er ſie in Sommerkleidern antrift, eine allzuſpäte Reue bei ihnen veranlaſſen möge.

Allein, ich weis auch, daß die wenigſten Betrübten, Verdrieslichen, Niedergeſchlagenen, Mürriſchen, Unzufriedenen wahre Unglükliche ſind. Man hat ſolchen Leuten öfters von ihrem Misvergnügen abgeholfen, indem man ihre Geſundheit befördert hat. Es giebt eine gewiſſe Schwermuth, die man damit heben kan, daß man alle Weinflaſchen zum Fenſter hinaus wirft, und keine neuen wieder herein läſſt. Man hat wahre Verzweifelungen durch Aderlaſſen, und manchen faſt unleidlichen Gewiſſenskampf durch ein niederſchlagendes Pulver gehoben. Ich weis einen Herrenhuter, der ſeine Bus- u. Kampfſtündgen mit einem Fusbade vertreibet, worauf er ſich in einen Schweis gehet. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ein Vorſaz, ſich aufzuhenken, einſtmals durch ein geſchärftes Clyſtier glüklich unterbrochen worden ſey, und daß zuweilen, nach Abgang einiger Winde, die Trauer über das Abſterben einer Ehegattin auf einmal aufgehöret habe. Solchen Perſonen, ſolchen Grillenfängern dienet, ſtatt der Moral, eine Holzaxt in die Hand, u. das Mittel wird niemals trügen. Die Geſundheit wird von dem Vergnügen begleitet; und dieſes iſt ſo gewis, daß der geſundeſte

ſte Mann, wenn ihn ein Unglük betrift, das ſein Gemüthe mit Gewalt niederſchlägt, von demſelbigen Augenblike an die Krankheit auch in ſeinem Körper empfindet. Solchergeſtalt würde dasjenige, wornach ich am erſten ſtreben würde, wenn ich misvergnügt wäre, die Wiederherſtellung meiner Geſundheit ſeyn; gleichwie die halbe Cur einer Krankheit darinn beſtehet, daß man das Gemüth des Kranken ein wenig aufmuntert.

Gedanken eines Geizigen.

Ich trachte nicht nach ſolchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich ſind.
Mein Geiſt ſucht nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahne findt.

Canitz.

§. 1. Ich bin ein Geiziger: Jederman hält mich davor, und ich bekenne es ſelber; vielleicht ſuche ich durch dieſes freie Bekäntnis einen Vorzug und eine Ehre, da ſonſt ſelten jemand dafür angeſehen ſeyn will, dieſer oder jener Neigung ergeben zu ſeyn.

§. 2. Ich habe nicht von Jugend auf ſo gedacht; ich weis alſo ganz wohl, wie verachtet ein Geiziger iſt, und wie man den Geiz vor das ſchändlichſte Laſter hält. Wie aber ein jeder ſeine Handlungen billich ſo einrichten ſoll, daß er ſie bei allen vernünftigen Menſchen jedesmal rechtfertigen kan; Alſo geſchiehet es auch nicht ohne Urſache und Ueberlegung, daß ich mich vorſezlich vor einen Geizigen erkläre: Und ich will aller Welt hiedurch meine Gründe öffentlich zur Prüfung vorlegen, mit Bitte, daß ein jeder, der darüber urtheilen will, erſt alle Vorurtheile beiſeite ſezen, auch nicht meine Säze ohnerwogen gleich verdammen, und etwa denken möge: Was kan ein Geiziger doch wohl vernünftiges von ſich anführen? Vielleicht überführe ich einige, daß ich eben ſo viele Gründe vor mir habe, als andere haben, um anderſt zu denken.

§. 3. Unter einem Geizigen pfleget man einen ſolchen zu verſtehen, der auf alle mögliche Weiſe ſeinen Goldklumpen zu vermehren trachtet, ohne ſich ſelber, noch weniger einem dritten davon das geringſte gütlich zu thun. In noch weitläuftigerm Verſtande iſt derjenige geizig, welcher ſein Vermögen auf alle mögliche Weiſe zu vermehren, mithin die Einnahme zu vergröſſern, alle Ausgabe hingegen zu vermeiden trachtet.

§. 4. Mit ſeinem Vermögen kan man auf eine dreifache Art wirthſchaften: 1) Wenn man zufrieden iſt, das Vermögen oder Capital, welches man hat, zu erhalten, und die davon jährlich aufkommende Nuzung verzehret, ohne davon etwas übrig zu behalten. Wenn aber ein jeder ſo denken wolte, ſo würde ein Staat nie mächtiger, nie reicher werden: Niemand würde ſein Vermögen vergröſſern. Vielmehr müſte ein Staat zulezt nothwendig arm werden, und das Geld würde zum Lande hinaus gehen, weil hundert unerwartete Umſtände kommen, und einem oder andern ein groſſes Theil ſeines Vermögens nehmen können. Vornemlich da 2) faſt die mehreſten Menſchen mehr verzehren, als ſie einzunehmen haben, mithin vorſezlich ihr Vermögen verringern. Alſo bleibet 3) am beſten gedacht, wenn man ſuchet ſein Vermögen zu vermehren.

§. 5. Ein jeder folget ſeinem Temperamente, und ſeiner natürlichen Neigung; Vergeblich würde man ſich bemühen, alle Menſchen dahin zu bringen, daß ſie in einem Stüke alle überein denken ſolten. Ein Ehrgeiziger ſuchet Aemter, ein Wollüſtiger Vergnügen, ein Melancholiſcher die Stille: was der eine lobet, tadelt der andere; was dem einen ein Vergnügen iſt, heiſſet dem andern eine Laſt; die Abwechſelung mus ſeyn. Wären keine Ehrgeizige, ſo würde niemand keine Bedienungen annehmen wollen; wären keine Wollüſtige, ſo würde alle Geſellſchaft aufhören.

§.6. Al

§. 6. Alſo laſſen ſich auch keine allgemeine Grundſäze geben, wornach alle Menſchen überhaupt ihre Lebensart und Ausgaben einrichten ſollen; Ein jeder folget ſeiner natürlichen Neigung, und urtheilet ſeinem Temperamente gemäs; was der eine freigebig nennet, ſcheinet dem andern ſchon Verſchwendung, und ein dritter hält es vielleicht noch für Geiz.

§. 7. Uberhaupt machen wir Menſchen Glieder einer Societät aus; wir müſſen alſo nicht ſowohl, und nicht allein auf uns ſelber, als vielmehr jederzeit auf das gemeine Beſte ſehen, und vornemlich lezteres zu befördern uns bemühen.

§. 8. Vor das gemeine Beſte wäre zwar am zuträglichſten, wenn ein jeder ſein Vermögen zu verbeſſern ſuchte, (§. 4.) da aber alle Menſchen nicht überein denken (§. 5.) und alſo vergebens iſt, einen, der zur Verſchwendung geneigt iſt, zu bereden, daß er ſpahren ſolle; ſo wird dies nur einen Plaz unter den guten und frommen Wünſchen behalten.

§. 9. Da aber, ſein Vermögen zu vermehren, der Republik am nüzlichſten iſt; (§. 8.) ſo mus ein jeder, ſo weit ſein Temperament es erlaubet, dieſen Endzwek zu befördern trachten, (§. 7.) und diejenigen, die ſolchen wirklich erreichen, werden immer den Vorzug verdienen.

§. 10. Ein jeder mus ſeinem Temperamente nicht ſchlechterdings nachfolgen, (§. 5.) ſondern mit hinlänglicher Ueberlegung, ſeiner Neigung gemäs, ein gewiſſes Principium feſt ſezen, wornach er ſeine Handlungen einrichtet: ſonſt wird er ſeine Neigung entweder zu weit treiben, und auf Abwege gerathen, oder er wird in ſeinen Handlungen ungewis ſeyn, und bald auf die eine, bald auf die andere Seite verfallen.

§. 11. Dieſes Principium (§. 10.) mus wieder zum Grunde haben, daß ein jeder ſeine Gemüthsruhe zu befördern, und ſolche Güter zu erlangen trachten wolle, deren Beſiz ihn in Zufriedenheit ſezen kan: ſolches iſt nach eines jeden Temperament unterſchieden. Ein Wollüſtiger ſuchet ſeine Gemüthsruhe in beſtändiger Unruhe; Ein Arbeitſamer in beſtändigen Geſchäften; Ein Gelehrter zwiſchen ſeinen Büchern. (§. 5.)

§. 12. Will man zum Grundſaze nehmen, daß ein jeder ſich glüklicher zu machen trachten müſſe; ſo wird man niemanden ohne Gemüthsruhe und Zufriedenheit (§. 11.) glüklich nennen können.

§. 13. Nun bin ich von melancholiſchen Temperamente: Jch haſſe groſſe Geſellſchaften; Weitläuftigkeiten ſind mir zur Laſt; Alles eitele Gepränge ängſtiget mich; Jch würde alſo unvernünftig handeln, wenn ich ſolches wählen wolte.

§. 14. Hingegen finde ich ein Vergnügen in der Ruhe, in der ſtillen Einſamkeit, in einem mäſigen Leben; Jndem ich nun meiner natürlichen Neigung nachkomme, ſo befördere ich meine Gemüthsruhe. (§. 11.)

§. 15. So wie alſo ein Ehrgeiziger das gröſte Glük in Verwaltung groſſer Ehrenſtellen ſuchet, ſo ſchäze ich mit jenem Weltweiſen den vor den glüklichſten, der am wenigſten nöthig hat, andern zu dienen, und ſich von andern bedienen zu laſſen, und befinde mich weit geruhiger, daß ich ohne fremde Bedienung mich ſelber bedienen kan: Die paar Dienſtboten, welche ich zu Führung meines Hausweſens nothwendig gebrauche, können ſich manchmal nicht vertragen, machen mir Unruhe, und ſtehen mir im Wege: wie angſt mus alſo wol nicht andern werden, die ſich aller Orten, bei jedem Schritte und Tritte, von ſo vielen Leuten begleitet und bedienet ſehen? Mir kan ſchon angſt werden, wenn ich nur denke, was jene nicht vor Verdrus und Unruhe von ihnen haben müſſen, und wie ſie wohl für einen jeden noch Beſchäftigung ausfinden können.

§. 16. Da ich Geſellſchaften haſſe, (§. 13.) ſo iſt nichts natürlicher, als daß ich ſolche vermeide. Jch wette, daß mancher, der in einem Tage zehen, ja zwanzig

Geſellſchaften beſuchet hat, am Abend ſich nicht erinnern kan, etwas geſprochen oder gehöret zu haben, das ihm oder andern einen wahren weſentlichen Nuzen bringe.

§. 17. Da ich alle Weitläuftigkeiten haſſe, (§. 13.) ſo freue ich mich, daß meine Beine ſtark genug ſind, mich ſehr bequem von einem Ort zum andern zu tragen: daß ich zu Fortſchleppung eines elenden Körpers nicht vieler Sänften, Gutſchen, Pferde und Bedienten nöthig habe.

§. 18. Da alles eitele Gepränge mich ängſtiget, (§. 13.) ſo bin ich froh, wenn ich in mein Stübchen gleich v. der Kam̃er kommen, und ruhig mein Brod eſſen kan, auch in demſelben Zimmer meine ganze Haushaltung vereinigt beieinander finde.

§. 19. Ich ſchäze mich ferner glüklich, daß ich nicht alle Eitelkeiten, alle neue Moden mitmachen darf; daß mir das Eſſen eben ſo gut ſchmeket, ob ich es aus einer runden oder ekigten Schüſſel eſſe. Die Noth anderer, welche ſich ſo genau um die Moden bekümmern, komt mir lächerlich für.

§. 20. Wenn ich auch höre, was für Beſchwerden andere haben, deren ihr Leib ſo zärtlich gewöhnet iſt, daß ihnen z. E. eine einzige unrechte Falte im Bette eine ganze ſchlafloſe Nacht machen kan; ſo danke ich dem Himmel, daß mein Körper nicht ſo weichlich gemacht iſt: daß mir gleich gilt, ob ich ein Hemd daran trage, von dem eine jede Elle 2. Gulden, oder das ganze Hemd nur ſo viel koſtet: daß mir nicht ein geringes von einem Koche gemachtes Verſehen an einer Schüſſel den Appetit auf die ganze Mahlzeit verderben kan.

§. 21. Da ich ein Vergnügen in der Ruhe finde (§. 14.) ſo ſuche ich alles zu verbannen, was ſolche ſtöhren kan, z. E. überflüſſiges Geſinde, unnüze Stüke der Kleidung, zu entbehrenden Hausrath u. d. g. Ja mich deucht, ich würde unrecht handlen, wenn ich mir ſolche anſchaffen, und davor, oder vor andere Sachen, die nicht zu meinem Vergnügen gereichen, Geld ausgeben wolte.

§. 22. Dieſemnach wird es leicht begreiflich fallen, wie ich zum Geize gekommen bin: Ich hatte in meiner Jugend nicht viel mit Gelde umgehen lernen: ich war natürlicher Weiſe gutherzig, oder vielleicht gar luſtig, oder etwas verſchwenderiſch; andere, die meine Schwäche bald einſahen, misbrauchten derſelben, und zwakten mir mein Geld ab; hatte ich Geld, ſo kam ich alſobald darum, ohne zu wiſſen, wie? Ein paar Jahre waren verfloſſen; ich kam zu mir ſelber, rechnete nach, und fand, daß würklich mehr verzehret war, als ich einzunehmen hatte: Ich erinnerte mich nicht, von allem ausgegebenen Gelde das geringſte Vergnügen gehabt zu haben. Ich faſſete alſobald den Entſchlus, meine Lebensart zu ändern, alle Geſellſchaft zu meiden, und alle Ausgaben einzuſchränken. Nachdem ich dabei ein paar Jahre fortgefahren hatte, ſo fand ich, daß dieſe Zeit ruhig und zufrieden zugebracht war, und da ich mir von der vorigen nichts als Unruhe und Misvergnügen zurük erinnern konte, ſo machte es mir ein beſonderes Vergnügen, daß ich in dieſer kurzen Zeit mehr erſparet hatte, als in der vorigen von meinem Vermögen verſchleudert war.

§. 23. Dieſes brachte mich zu weiterem Nachdenken. Ich lernete, daß ein jeder Vernünftiger erſt Uberſchlag machen müſſe, ehe er eine Lebensart anfange, um ſich nicht gleich zu Anfange zu weit zu verthun; denn es iſt immer ſchwerer, ſich wieder einzuſchränken, wenn man zu weitläuftig angefangen hat, als ſich weiter auszulaſſen, wenn man den Anfang geringe machet. Ich entſchlos mich alſo, meine Lebensart ſo geringe, als möglich, einzurichten: und da ich bald merkte, daß meine Gemüthsruhe immer mehr zunahm, je mehr ich mich einſchränkete, ſo unterlies ich nicht, beſtändig nachzudenken, ob ich nicht hie und da mich noch ferner einſchränken könte?

§. 24. Ich fand ferner, daß das alte Sprichwort: Natura paucis contenta, wohl recht wahr ſey, und daß ſich unſere Natur mit gar wenigem begnügen laſſe. Ein geringer Bauer lebet bei ſeiner harten Koſt und ſchlechten Lebensart eben ſo vergnügt, wo nicht noch vergnügter, als der reicheſte Edelmann.

§. 25. Jederman wird mir recht geben, daß die Mäſigkeit eine Tugend ſey. Warum will man alſo nicht ſolche ſo weit als möglich ausüben, und viel lieber ſein Vergnügen in der Unmäſigkeit ſuchen? Iſt nicht der Bauer darinnen weniger Krankheiten unterworfen, als die Vornehmen und Reichen, weil er mäſig lebet? Denn daß unter leztern alle herrſchende Mode Krankheiten weit häufiger ſind, als unter dem gemeinen Manne, wird wol niemand läugnen. Man ſehe nur einmal eine groſſe Tafel von 16. bis 20. Schüſſeln an, ob nicht recht mit Fleis darauf gedacht iſt, daß ſich lauter entgegen geſezte contraire Gerichte darunter befinden; denn wenn alles übereinſtimmete, ſo wäre ſehr ſchlecht angerichtet. Man unterſuche ferner, ob nicht darunter verſchiedene recht ungeſunde Gerichte ſind, mit denen man, wenn man zuviel davon eſſen will, ſich ganz krank und ungeſund machen kan. Und zu einem ſolchen Gaſtgebote ladet man die beſten Freunde, zum Zeichen ſeiner Wohlgewogenheit, ein. Wäre es nicht eben ſo, wenn man einen Freund zum beſondern Freundſchaftszeichen in eine Apotheke führen wolte, wo theils gute, geſunde und nahrhafte, theils auch widrige und giftige Sachen in ſchön angemahlten Büchſen durcheinander ſtehen, und man nöthigte ihn, von allen zu verſuchen? Oder man überredete ihn gar, er möchte doch ein wenig von dem Gifte eſſen, man habe dagegen ein Gegengift, wenn er ſolchen darauf trinken würde, ſolte ihm der Gift nicht ſchaden? Gleiche Bewandnis hat es, wenn man einen Freund nöthiget, über ſeinen Appetit den Magen zu überladen, und allerlei ungeſunde contraire Speiſen zu eſſen, mit dem Troſte, man habe einen guten ſtarken Wein, oder einen Liqueur, wenn er ſolchen nur nachtrinke, würde er ſicher keine Beſchwerlichkeit haben. Unſere gute Alten hatten mit Recht geſaget: Quod poteſt fieri per pauca, non debet fieri per plura. Da wir uns nun an 2. bis 3. Speiſen ſo ſatt als möglich eſſen können, wozu ſoll dann wohl ein ſolcher Aufwand dienen?

§. 26. Auch in dem Geſchmake beruhet alles auf der Vorſtellung und Einbildung, und dieſe wird durch die Mode beſtimmet. Ein Gerichte, das eben in der Mode iſt, wird vorgezogen, wenn man auch gleich mit weniger Mühe hundert andere beſſer ſeyende Gerichte haben könte. Es komt nicht darauf an, ob ein Gerichte gut ſchmekt, ſondern ob es rar, ſelten und koſtbar iſt. Ich bin froh, daß mir dieſes alles gleich gilt, daß mir ein jedes Gerichte gleich gut ſchmeket, wenn ich nur meinen Hunger damit ſtillen kan, und wenn es nur Nahrung giebet.

§. 27. Eine Sache, woran faſt alle Welt am mehreſten verwendet, iſt die Kleidung. Allein, wir haben die Kleider zu unſerer Bedekung, nicht zur Pracht; Iſt es nicht lächerlich, daß wir ein eignes Studium daraus machen, wie wir unſern elenden Körper mit lauter geborgten fremden Pfauenfedern ausſchmüken können? Das Innwendige mag beſchaffen ſeyn, ſo ſchlecht wie es immer will, wenn nur das Kleid den Mann zieret. Es wird wol niemand abzuläugnen vermögend ſeyn, daß die Vorzüglichkeit einer Kleidung darinn beſtehet, wenn ſie bequem und leichte iſt. Alle Moden ſind aber dahin gerichtet, um die Kleider uns unbequem, eng, oder zu leicht, oder zu ſchwer zu machen. Eine Sache pflegt uns erſt alsdenn am liebſten zu ſeyn, wenn wir daran gewohnet ſind, ſo lange wie möglich zu tragen, als uns durch beſtändige Abwechſelung ſelbſt eine Laſt aufladen?

§. 28. Ich geize und ſpare alſo nicht, weil mir das Sparen ein Vergnügen machet, ſondern weil ich kein Vergnügen im Verzehren finde; ſobald ich finde, daß ich mit wenigerm zukommen kan, ſo ſcheinet mir unverantwortlich, wenn ich das Uberflüſige anwenden ſoll. (§. 23.)

§. 29. Es iſt aber nicht genug, blos zu ſparen; und darinn ſuchen eben die garſtigen Geizigen, welche dem Geize überhaupt einen böſen Namen geben, ihr gröſtes Vergnügen, daß ſie blos zuſammen ſcharren, um das Geld nur in ihrem Kaſten liegen zu haben, und ſolches zu zählen, oder an deſſen Klange ſich erluſtigen zu können. Dieſes getraue ich mich freilich nicht zu rechtfertigen: ſondern man mus auch das Geld wieder rouliren machen.

§. 30. Ein jeder mus der Republik womit zu nuzen trachten. Dies kan auf vielerlei Art geſchehen; durch Gelehrſamkeit, Handlung, Gewerbe u. d. g. Ein Wollüſtiger oder Ehrgeitziger aber wird in ſolchen Geſchäften ſelten in den Schranken bleiben. Was der eine hierinn zuviel thut, thut der andere zu wenig. Sie beſizen nicht allemal die Kunſt, ſich Geld und ein ruhiges Gemüth zu erwerben; denn dies verdienet keine Kunſt u. Geſchiklichkeit, wenn man nicht allein nichts vor ſich zu bringen geſchikt iſt, ſondern auch durch manche Thorheiten ſich in Schulden ſteket.

§. 31. Ein Geiziger hingegen, der vernünftig zu ſparen weis, beſtrebet ſich durch ſeine Kunſt, oder vielmehr durch ſeine Geſchiklichkeit, es ſeye in welcher Profeſſion, Handlung, Gelehrſamkeit ꝛc. es immer ſeyn mag, ſo viel Geld zu erwerben, daß er dabei ruhig leben, und andern noch damit dienen kan, ohne ſich in groſſe Weitläuftigkeiten, unzeitige Projecte, und tauſend andere eitele Dinge im mindeſten einzulaſſen, als dadurch bei andern meiſt das Leben unruhig, die Geſundheit geſchwächt, das Leben verkürzt, und öfters dadurch nur Schaden, Hader und Feindſchaft angerichtet wird. Es iſt alſo nichts natürlicher, als daß ich mich bemühe, immer mehr zu ſparen, um meinem Nächſten immer mehr dienen zu können. Ich würde demnach unrecht handeln, wenn ich ſolches mit luſtigen Geſellſchaften verſchmauſen, verprachten, oder damit wohlleben, faullenzen und Titel dafür kauſen wolte, um ſodann deſto aufgeblaſener am Hungertuch nagen zu können. Ich kan dahero zu meinem und meines Nächſten Beſten nichts beſſers ausüben, als mit dem erſparten Gelde denen, die deſſen benöthiget ſind, gegen billige Zinſe an Handen zu gehen. Daß dieſe Zinſe und Intereſſe darauf bezahlen müſſen, dadurch geſchiehet ihnen kein Unrecht; denn ſie gewinnen und wuchern wieder mit dem Gelde, und befördern folglich ihr Beſtes dadurch: alſo erlegen ſie gerne Zinſe.

§. 32. Den Saz, daß die mehreſten in der Republik zu Zeiten genöthiget ſind, Geld aufzunehmen, und daß nothwendig einige ſeyn müſſen, die jenen helfen können, (§. 31.) wird wohl niemand läugnen. Alſo wird es keinen Beweis gebrauchen, daß man durch den ſogenanten Geiz der Republik merklich recht nüzlich ſeyn könne. Eine jede Handlung aber, die der Republik Nuzen ſchaffet, iſt nicht zu tadeln: folglich wird hinfüro niemand wagen, den Geiz zu tadeln; wenigſtens in der Maſſe, wie ich ſolchen hier beſchreibe.

§. 33. Ein jeder wird eingeſtehen, daß die Banquiers in der Republik recht nüzlich ſind; und womit? daß ſie mit ihrem Gelde wuchern; und wie? daß ſie oft 20. bis 30. ja 100. auf 100. in einem Jahre durch öfteres glükliches Umſezen gewinnen. Dieſes wird keinem Banquier übel genommen: Niemand ſchilt ihn, wenn er die Gelegenheit, die ihm gegeben wird, ſo viel zu gewinnen, ergreifet; und der Unterſchied zwiſchen ihm und einem geizigen Wucherer beſtehet doch nur vornemlich darinnen, daß jener im Groſſen gewinnet, und gleichſam privilegirt iſt: ein Geiziger aber ſeine Vortheile und Gewinnſte im Kleinen zuſammen ſuchen mus, und daß ein jeder gegen ihn eingenommen iſt.

§. 34. Ueberhaupt iſt einmal bekant, daß das Geld das vornehmſte in der Welt iſt.

> Scilicet uxorem cum dote fidemque & amicos.
> Et genus & formam regina pecunia donat.
> At bene nummatum decorat, Suadela Venusque.
>
> *Horat.*

So lang einer Geld hat, wird er geachtet.

> Nemo, an bonus? an dives? omnes quærimus.
> Non quare & unde, quid habeat? tantum rogant.
> Ubique tanti quisque, quantum habuit, fuit.
> Quid habere nobis turpe ſit, quæris? Nihil.
>
> *Eurip.*

Sobald iſt das Geld verlohren, höret
auch die Achtung auf = = =
Und ein Armer wird nirgend geachtet.

> Haud facile emergunt, quorum virtutibus obſtat
> Res anguſta domi - - -
>
> *Juven.*

§. 35. Eine Folge von unſerer menſchlichen Schwachheit iſt, daß je mehr einer hat, je mehr begehrt er zu haben. Glüklich wären wir, wenn wir ein Ende finden könten; Aber wo iſt ein Sterblicher, der ſich rühmen kan, in einer Sache Ziel und Maas zu wiſſen, und ſich ſo weit zu beſizen, daß er nicht weiter gehe, als es erlaubet iſt? Man verdenke es alſo weder mir, noch einem andern Geizigen, wenn wir den Geiz auch würklich in ein oder andern Stüke zu weit treiben ſolten, weil es in der That aus einer löblichen Abſicht geſchiehet. (§. 30.)

§. 36. Wenn wir vernünftig handeln wollen, ſo müſſen wir nur dahin trachten, daß unſere Handlungen übereinſtimmen, und alle zu dem Endzweke abzielen, den wir uns vorgeſezet haben: und ſo zweifele ich, ob jemand in meiner ganzen Einrichtung, die geizig zu ſeyn ſcheinet, etwas widerſprechendes finden könne?

§. 37. Gemeiniglich achtet niemand, daß das Sparen in geringen Dingen von ſo groſſem Unterſchiede ſeye: 15 Bazen machen ſchon einen Gulden, und wenn man 100. fl. hat, iſt es ſchon ein Capital, welches, wenn es untergebracht wird, einem künftig 5. fl. Zinſe trägt. Verzehret man nun die einzelnen Bazen, ſo hat man weder Capital noch Zinſe. Bei einer genauen Haushaltung kan man nun in wenig Jahren die Aufkünfte von einem Vermögen von 800. bis 1000. fl. ſchon über 2000. fl. bringen, und da einer nur gilt, nachdem er viel im Vermögen hat, (§. 34.) ſo iſt man jezt noch einmal ſo mächtig, wie vorhin.

§. 38. Ja, werden andere ſagen, I. das Sparen ſey löblich, man müſſe aber nicht zu weit gehen. Ich triebe die Sparſamkeit zu weit. Aber wer kan gewiſſe Regeln geben, wie weit man ſparen müſſe? (§. 6.) Ein jeder wird nach ſeiner Neigung urtheilen. (§. 5.)

§. 39. II. Wird es heiſſen: der Geiz werde doch durchgängig als ein ſchändliches Laſter angeſehen. Allein, daß die Sparſamkeit erlaubet ſey, iſt ausgemacht. (§. 9.) Es komt alſo nur auf eine Beſtimmung an, wo die Sparſamkeit aufhöre, und der Geiz anfange. Ein Geiziger, der das Seinige blos beileget, und aus dem Handel und Wandel entziehet, iſt freilich nicht zu loben. (§. 29.) Einer, der mit Ungerechtigkeiten, mit falſchen Ränken und heimlichen Erfindungen fremde Güter an ſich zu bringen trachtet, und ſich freuet, wenn er andere um das Ihrige betrügen und ausziehen kan, verdienet billige Verachtung.

Einer, der in gewiſſen Stüken geizet, u. alles bei Heller und Pfenningen zuſammen ſparet, um ſich in andern Stüken, woran ſein Ehrgeiz vornämlich Theil nimmt, mit deſto mehrerm Ueberfluſſe hervor thun zu können, der z. E. ſeinem Geſinde, ſeinen Kindern das Brod nicht gönnet, und ſonſt ſo viel zu erſparen ſuchet, damit er nur des Jahrs eine Gaſterei mit groſſem Lermen geben könne, von der es heiſſe, daß an allem ein Ueberflus geweſen; ein ſolcher iſt freilich lächerlich: Einen Geizigen aber, der, wie ich, nur ſparet, weil er am Verthun kein Vergnügen findet, (§. 28.) wird man nicht misbilligen können.

§. 40. III. Wird ein Geiziger doch immer bei aller Welt verachtet gehalten: Aber ſind nicht diejenigen, welche rechtlich denken, z. E. welche recht fromm und tugendhaft ſind, bei der Welt überhaupt verachtet, und folget nicht der mehreſte Hauſe den Laſterweg? Solte alſo wohl ein vernünftiger Menſch ſich nach der Achtung und dem Wahne der Welt richten?

§. 41. IV. Man führet an, ein Geiziger werde verdammet, und könne nicht ſeelig werden. Man möchte aber wohl antworten: verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet. Ein Geiziger, der blos beileget, der Ungerechtigkeiten begehet, andere ausziehet, unrecht Gut an ſich bringet, Schwache unterdrüket, gottloſen Wucher treibet, wird ſich freilich keine groſſe Belohnung verſprechen können; aber dies ſind Abwege und Misbräuche.

§. 42. V. Solte nicht ein jeder einen Abſcheu gegen den Geiz kriegen, wenn man unter andern lieſet, wie lächerlich ein Caniz den Harpax beſchreibet? Aber beſchreibet nicht eben derſelbe das Hofleben noch weit lächerlicher u. verächtlicher? Wie ſchimpfet nicht ein groſſer Boileau auf den Eheſtand? Wer wolte aber daher wohl behaupten, daß keiner ſich bei Hofe, oder in den Eheſtand wagen dürfe: Es iſt nichts vollkommenes in der Welt, bei allen Sachen bleibt etwas unvollkommnes: Nun iſt leicht ſolche Unvollkommenheiten zu bemerken, und auf eine lächerliche ſpizige Art zu beſchreiben und zu vergröſſern: Ein weiſer Mann ſiehet aber nur auf das Gute, und den wahren Nuzen, den eine Sache hat.

§. 43. VI. Ein Geiziger, heiſſet es, genieſſe gar nicht des Lebens. Allein, wie ſoll man des Lebens und der zeitlichen Güter wohl recht genieſſen? Durch einen gemäſigten, ſeinem Naturelle gemäs eingerichteten Gebrauch, nicht durch Ueberflus, Wohlleben oder Misbrauch. Was ſind andere wohl mehr gebeſſert, die da glauben, der zeitlichen Güter recht zu genieſſen? Groſſer Stand machet Sorgen, Neid und Verdrus. Wohlleben machet ungeſunde Körper, Krankheiten, und beſchleuniget den Tod. Die gemeinen Zeitvertreibe oder Divertiſſemens hinterlaſſen matte Körper, Reue und böſes Gewiſſe.

§. 44. VII. Ein Geiziger, wendet ein anderer ein, thue ſich doch gar nichts gutes: Er zehre ſich ſelber aus. Allein, ich thue mir nach meinem Temperamente eben dadurch gutes, da ich mäſſig lebe; ein guter Brei, eine gute Mehlſuppe ſchmeket mir beſſer, als andern die niedlichſten Lekerbislein.

§. 45. VIII. Aber, wird ein dritter gedenken, wozu iſt uns denn ſo vieles in der Welt gegeben, wann wir es nicht anwenden ſollen? Freilich ſollen wir wohl alles zum Beſten anwenden, aber in ſo weit es zu unſerm weſentlichen Beſten gereichet, nemlich zu unſerer Gemüthsruhe; (§. 11.) zur Nothdurft, nicht zum Ueberfluſſe. Alſo würden wir unrecht handeln, wenn wir diejenigen Sachen, die wir um uns haben, verachteten oder verſäumeten, und nicht zum Beſten anwenden wolten: aber wenn wir Sachen vorziehen, blos weil ſie fremd, oder rar, oder theuer ſind, ſo iſt ſolches noch mehr unrecht.

§. 46. IX. Man kan nicht begreifen, wie ein Geiziger ſich ſo ſchlecht behelfen, und ſo wenig an ſeinen Leib wenden

den könne. Allein, ein jeder wird wahrnehmen, daß man ſich leicht woran gewöhnen könne, und ſo gibt es ein Vergnügen, wenn man in ſeiner Gewohnheit bleibet: mir machet es alſo Freude, und ich ſuche eine Ehre darinn, daß ich einen Rok zehen und mehr Jahre tragen kan, da andere wohl zehen Röke in einem Jahre gebrauchen. Ich ergöze mich, wenn ich ſehe, daß ich mit 20. fl. eben das, ja mehr ausrichten kan, als andere mit 2000. fl.

§. 47. X. Den mehreſten iſt noch weniger begreiflich, wie einer ſeine Kargheit ſo weit erſtreken könne, daß er auch bei Krankheiten nichts zu ſeiner Verpflegung anwende. Solches geſchiehet in der That nicht aus Geiz, ſondern aus Gewohnheit. Auſſerordentliche Sachen, woran ich nicht gewöhnet bin, ſchmeken mir nicht: Was alſo andere für eine Verpflegung nehmen, würde mich nur noch mehr krank und verdrieslich machen.

§. 48. XI. Man hat mir einigemal zu einem groſſen Fehler vorgeworfen, daß ich aus lauter Geize bei Krankheiten nicht einmal Arzenei nehmen mochte. Allein, wer bringet dem Bauren Arzenei? geneſen nicht die mehreſten vor ſich? und wenn man es recht unterſuchte, ſo würde ſich finden, daß mehrere durch den Gebrauch unrechter Arzeneimittel, als durch gänzliche Unterlaſſung des Gebrauches ſterben. Man höre nur unterſchiedene Aerzte über gewiſſe Krankheiten ſprechen, und gebe acht, wie unterſchiedener Meinungen dieſelben ſind. Was der eine für ſehr heilſam hält, ſcheinet dem andern höchſt gefährlich: Die Art, wie man jezo verſchiedenen Krankheiten begegnet, ſchien vor wenig Jahren tödlich. Solte man alſo nicht ein billiges Mistrauen gegen alle Arzenei haben? Ich habe meinen Körper nie angegriffen, und ziehe mir durch eine unordentliche Lebensart nichts zu; (§. 25.) Stöſſet mir nun etwas zu, ſo iſt die Krankheit entweder geringe, alsdenn thu ich ja beſſer, daß ich meine Natur ſich ſelber helfen laſſe, als daß ich wage, durch den Gebrauch eines unrechten Mittels mich ſchlimmer zu machen: oder die Krankheit iſt ſchlimm, ſo kan die Natur ſolche eben ſo leicht heben, als daß man ſich zu tode curiren läſt, und noch dazu dafür bezahlen ſoll. Ein Choleriſch-Melancholiſcher iſt dazu argwöhniſch, und beſorgt: ich weis, daß man auf meinen Tod hoffet, und mich in meinem Leben ohne Nuzen glaubet, alſo befürchte ich immer, daß man ſich kein Gewiſſen machen möchte, mir etwas zu verordnen, welches das Ende befördert.

§. 49. XII. Eine Sache, womit ich am mehreſten anſtöſſig werde, iſt, daß ich den Armen ſo wenig Gutes zu thun ſcheine. Allein, weis denn ein jeder, was ich den Armen zuwende? oder habe ich nur den Namen, weil ich meine Gaben nicht ſo öffentlich gebe, wie andere? Von einem Geizigen will ein jeder gerne was haben, jeder ſuchet ihm was abzuzwaken, und ihn zu betrügen hält man für erlaubt. Dieſes machet mistrauiſch. Wenn es bekannt würde, daß ich einem oder dem andern reichlich gäbe, würden zu viele kommen. Die mehreſten, welche Almoſen begehren, verdienen es kaum: alſo geſchiehet es mit groſſem Bedachte, daß ich ſparſam im geben bin: und wenn ich ja etwas gebe, ſo mus es ſo heimlich geſchehen, daß niemand etwas davon erfahre. Zudem müſſen alle Ausgaben eine Proportion gegen einander haben. (§. 36.) Da ich nun überhaupt ſparſam bin, ſo würde es ſchon wieder eine Art der Verſchwendung ſeyn, wenn ich eben gegen Arme beſonders freigebig ſeyn wolte. Man ſchlage andern, die des Jahre ſo viele 1000. fl. zu ihrem Vergnügen anwenden, vor, nur den zwölften Theil davon den Armen zu geben, ſo werden ſie ſolches ein auſſerordentliches Begehren finden. Ich wende nun des Jahrs nicht 20. fl. zu meinem Vergnügen an, wenn ich alſo den Armen 30. fl. gebe, ſo bin ich, gegen jene, mehr als hundertmal freigebiger gegen Arme.

§. 50. XIII. Andere wollen, ich könte doch den Anverwanden mehr zuwenden. Allein, dieſe ſind nicht darnach: Sie ſehen mich nicht anders an, als einen Geizkragen, und denken nur, wie ſie mich betrügen, oder mir etwas abnöthigen können. Genug, ich wünſche mit jenem ſparſamen berühmten Manne: daß meine Erben dermaleinſt beim Verzehren nicht weniger Vergnügen empfinden mögen, als ich bei dem Sparen genoſſen habe.

§. 49. XII. Ein gemeiner Vorwurf, den man einem Geizigen machet, iſt, daß er doch mit dem Gelde zu ſehr wuchere. Dieſes iſt aber das einzige, wodurch ein Geiziger noch nüzlich ſeyn kan; (§. 30.) wenn er ſein Geld blos beileget, ſo iſt es eben ſchlimm gehandelt.

§. 50. XIII. Nicht unbillig wird mancher denken, wenn ein jeder ſo handeln und blos ſparen wolte, ſo konte die Welt ja nicht beſtehen. Ich verlange auch nicht, daß andere eben ſo denken ſollen, ſondern erbitte nur, daß man mich nicht tadeln möge, weil ich ſo denke, und daß es von mir, weil ich mich der Welt nicht gleich ſtelle, nicht heiſſe:

Und der, dem dieſer Zwang und Weiſe nicht gefällt,

Wird als ein Wunderthier im Schauſpiel vorgeſtellt.

Caniz,

§. 51. XIV. Doch, ſaget man, müſſe ein jeder ſeinem Stande gemäs leben. Dieſes iſt billig für diejenigen, welche in öffentlichen Ehrenämtern ſtehen, oder dafür bezahlet werden. Dieſe würden freilich übel handeln, wenn ſie ſich auf ſolche Weiſe einſchränken wolten; aber wer giebet mir, der ich ohne Bedienung für mich alleine lebe, Regeln, wie ich meine Lebensart einrichten ſolle? Kan ich mir nicht die Regel ſelber geben, daß ich dasjenige thun wolle, was mir am mehreſten Vergnügen machet, und meine Gemüthsruhe befördert? Niemand wird misbilligen, wenn ich mit Caniz ſage:

Hier leb ich, wie ich ſoll; mein Wille giebt Geſeze,
Und keinem Rechenſchaft.

§. 52. Doch was gebe ich mir wohl vor unnüze Mühe, eine Sache zu rechtfertigen, deren bloſer Name ſchon verhaſt iſt, und einen Ekel bei den mehreſten verurſachet. Ich kan mich alſo wohl nicht ſchmeicheln, daß jemand meine Gedanken bis an das Ende durchzuleſen, noch weniger die angeführten Gründe zu prüfen, ſich die Mühe nehmen werde. Die, welche ſo, wie ich, denken, werden nicht weniger, als ich, mit einer mathematiſchen Gewisheit von der Vorzüglichkeit des Geizes überzeuget ſeyn; und andere, die anders denken, zu bekehren, darf ich mir wohl keine Hofnung machen. Alſo höre ich wohl billig auf mehrere Gründe anzuführen, und

* * * laſſe mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüh't und doch erfreut;
Ein andrer mag ſich knechtiſch beugen,
Um deſto höher aufzuſteigen.
Ich neid ihn nicht in meinem Sinn,
Und bleibe gerne wer ich bin.

C.

Maruſava.

Die Feigheit iſt eine Mutter der Grauſamkeit.

Ich habe öfters ſagen hören, daß die Feigheit die Mutter der Grauſamkeit ſeye. Ich habe es auch aus der Erfahrung geſehen, daß eine grauſame und unbarmherzige Hize und Erbitterung ordentlicher Weiſe mit einer gewiſſen weibiſchen Weichlichkeit verbunden iſt. Ich habe recht grauſame Leute, aus geringen Urſachen leicht weinen geſehen. Alexander, der Tyrann in Pheres, konte keine Trauerſpiele auf dem Schauplaze leiden. Er beſorgte, daß ſeine Unterthanen ſehen möchten, wie er über das Unglük der Hekuba oder der Andromache Thränen vergöſſe, er, der doch alle Tage ohne alles Erbarmen ſo viele Leute martern lies. Solte es wol nicht die Schwäche der Seele ſeyn, die ſolche Leute, wenn das Unglük zu ſtark wird, weichherzig macht? Die wahre Tapferkeit beſtreitet nur den Widerſtand.

Nec niſi bellantis gaudet ceruice iuuenci.

Sie iſt zufrieden, den Feind zu Boden geworfen zu haben: Die Kleinmuth aber, die ihre Perſon bisher nicht ſpielen durfte, will doch auch gerne etwas dabei zu thun haben; ſo ſpielt ſie alſo beim Morden und Blutvergieſſen. In den Schlachten geſchiehet das Niedermezeln meiſtens von den Gemeinen, ſonderlich dem Tros. Die unerhörten Grauſamkeiten, die in den bürgerlichen Kriegen vorgehen, komen ſonderlich daher, daß der Pöbel endlich kriegeriſch, und gewohnt wird, ſo zu ſagen, im Blute zu waten, und ſeinen Feind vor ſeinen Füſſen niederzumachen; denn, einen Begrif von der wahren Tapferkeit haben ſie niemals.

Et lupus & turpes inſtant morientibus vrſi,
Et quaecunque minor nobilitate fera eſt.

So wie verzagte Hunde, die zu Hauſe beiſſen, oder das Leder von Thieren zerkauen, die ſie ſich nicht würden unterſtanden haben, im freien Felde anzugreifen. Woher kömt es wol, daß unſere Schlägereien heut zu Tage bei nahe alle tödlich ſind? daß wir gemeiniglich das äuſerſte Mittel der Rache ergreifen, da wo unſere Väter mit einem geringern Grade zufrieden waren, und daß man von keinem Duelle hört, wo nicht einer dabei bleibt? Was wird es ſonſt ſeyn, als eine bloſe Feigheit. Einem jeden fällt es in die Augen, daß mehr Herzhaftigkeit und Verachtung dazu gehöre, ſeinen Widerſacher zu beſiegen, als ihm den Reſt zu geben, ihn im Zorne zu erhalten, als ihn zu töden. Ja, ſo gar die Rachgier findet ihre Rechnung beſſer dabei, denn ihre Abſicht geht doch nur dahin, ein Andenken von ſich zu hinterlaſſen. Wenn wir uns an einen Stein ſtoſſen, oder ein Thier uns Schaden thut, greifen wir ſie nicht an, und das deswegen, weil ſie unſere Rache nicht fürchten könten. Machen wir einen Menſchen tod, ſo heiſt das ſo viel, als ihn vor aller unſerer Beleidigung ſicher ſtellen. Eben ſo iſt auch eine Rache vergeblich, wenn man dem, welchen ſie treffen ſoll, die Mittel benim̃t, ſie zu fühlen: denn ſo, wie der, der ſich rächet, die Rache zu ſeiner Freude ſehen will, ſo muß ſie der, den ſie trift, auch ſehen können, um den Schmerz und die Reue davon zu empfinden. Es wird ihn ſchon reuen, ſagen wir. Glauben wir aber wohl, daß unſer Feind die Reue empfinden könne, wenn wir ihm eine Kugel vor den Kopf gegeben haben? Wir ſehen vielmehr, wenn wir acht geben, daß er uns noch im Fallen ein gräslich Geſicht macht. Ja, wir thun ihm noch dazu den liebreichſten Dienſt von der Welt, daß wir ihm einen leichten und geſchwinden Tod verſchaffen. Unterdeſſen, daß wir uns entweder verſteken, oder herum irren müſſen, um den Gerichten zu entgehen, iſt er in ungeſtörter Ruhe. Ihn niedermachen iſt wohl gut, um einer zukünftigen Beleidigung vorzukommen, nicht aber eine ſchon erlittene zu rächen. Eine ſolche That geſchiehet mehr aus Furcht, als aus Tapferkeit, mehr aus Vorſicht, als aus Herzhaftigkeit; ſie ſcheint ehe zu unſerer Sicherheit, als zum Angriffe eines Feindes zu dienen. Es iſt deutlich, daß wir durch ſie dem wahren Zwek der Rache und der Sorgfalt für unſere Ehre entſagen. Wir fürchten nämlich, er werde uns noch einmal antaſten, wenn wir ihm das Leben laſſen. Wir ſuchen mehr mit Sicherheit, als mit Ehren zu ſiegen, und bei unſern Zweikämpfen ſuchen wir mehr das Ende, als die Ehre. Aſinius Pollio iſt deſto weniger zu entſchuldigen, da er ein vornehmer Mann war, da er auf den Tod des Plancus wartete, um Schmähſchriften wider ihn heraus zu geben. (a) Es war gerade, als wenn ich einem Blinden die Zähne bleken, oder einen Tauben ſchimpfen wolte, oder als wenn ich einen Menſchen, der ohne Empfindung da liegt, lieber beleidigen wolte, als einen, der ſich rächen kan. Darum ſagte man auch von ihm, (b) den Poltergeiſtern gebühre es nur, mit Toden zu kämpfen. Was ſagt der anders, der den Tod ſeines Gegners erwartet, um deſſen Schriften zu beſtreiten, als daß er ſelbſt ſchwach oder doch boshaft ſey. Man ſagte einſt dem Ariſtoteles, daß jemand übel von ihm geredet hätte: Ey! ſo mag er noch mehr thun, antwortete er, er mag mich meinethalben peitſchen, wann ich nur nicht dabei bin. Es iſt auch eine Art von Feigheit, welche bei unſern Zweikämpfen zwei, drei bis vier Beiſtände mitzunehmen eingeführet hat. Sonſt waren es Zweikämpfe; jezt ſind es Scharmüzel und Schlachten. Die erſten, die auf dieſen Einfall geriethen, fürchteten ſich vor der Einſamkeit. (d) Quum in ſe cuique minimum fiduciæ eſſet. Denn in der That, die Geſellſchaft, ſie mag auch ſeyn wie ſie will, bläſt einem eine herzhafte Zuverſicht in der Gefahr ein. Vor Alters bediente man ſich der Beiſtände zu Vermeidung der Unordnung und des Betrugs, und zu Zeugen des Ausganges. Seit dem es aber aufgekommen iſt, daß ſie ſich ſelbſt darein mengen, ſo kan keiner, der darum angeſprochen wird, mit Ehren ein bloſer Zuſchauer bleiben: man möchte ihm ſonſt Schuld geben, als hätte er entweder nicht Freundſchaft genug, oder es mangelte ihm an Herz. Auſſerdem aber, daß es höchſt unbillig und niederträchtig iſt, die Vertheidigung unſerer Ehre auf die Tapferkeit und Stärke eines andern ankommen zu laſſen. So halte ich es noch dazu für gefährlich, wenn ein ehrlicher Kerl, und der ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kan, ſein Glük auf ſeinen Beiſtand mit ankommen laſſen mus. Ich weis wohl, daß das Fechten nach ſeinem Endzweke nüzlich iſt; wie z. E. von dem Zweikampfe der zween Prinzen in Spanien, die leibliche Vettern waren, Titus Livius (e) erzählt, der ältere habe durch ſeine Fechterkunſt und Finten, gar leicht die unerfahrnen Kräfte des jüngern beſiegt. Ich weis, daß mancher dadurch ein Herz gekriegt hat, der ſonſt eben nicht überflüſſig damit verſorgt war. Man kan dieſes auch nicht eigentlich eine Tapferkeit nennen, weil ſie auf einer Geſchiklichkeit beruhet, und nicht aus ſich ſelbſt entſteht. Die Ehre im Streiten ſtekt in einer Nacheiferung der Herzhaftigkeit, nicht in der Wiſſenſchaft. Als der Kaiſer Mauritius (f) ſo wohl im Traume, als durch andere Anzeigen, war gewarnet worden, daß ihn ein gewiſſer, damals unbekanter Soldat, Phokas, umbringen würde: erkundigte er ſich bei ſeinem Eidam, dem Philippus, wer doch dieſer Phokas ſeyn möchte? was er wäre? was er für eine Gemüthsart und Sitten hätte? Da ihm nun Philippus unter andern erzählte, daß er niederträchtig und feige wäre, ſo ſchlos der Kaiſer gleich daraus, er müſſe auch grauſam und mörderiſch ſeyn. Und woher kömt es, daß Tirannen blutdürſtig ſind? Ihre Sicherheit liegt ihnen am Herzen; ihre niederträchtige Seele aber weis keine andere Mittel dazu anzuwenden, als die Ausrottung aller derer, die ſie beleidigen könten, welche ſie ſo gar aus Furcht vor der kleinſten Gefahr, bis auf die Weiber erſtreken. (g) Cuncta ferit, dum cuncta timet. Die erſten Grauſamkeiten geſchehen aus ihren beſondern Urſachen, aus dieſem folgt die Furcht vor einer gerechten Rache, aus dieſer entſtehet eine ganze Reihe neuer Grauſamkeiten, immer die andere, der erſten zur Sicherheit. Philippus, der König in Macedonien, der ſo vielen Streit mit den Römern hatte, wurde von dem Andenken ſo vieler Mordthaten, die auf ſeinen Befehl waren ausgeübet worden, geplagt. Da er ſich nun wider ſo viele Familien, die er zu unterſchiedenen Zeiten beleidigt hatte, nicht zu ſchüzen getraute, ſo kam er auf den Einfall, die Kinder aller derer, die er hatte ermorden laſſen, in ſeine Gewalt zu bringen, u. nach und nach aus dem Wege zu ſchaffen, um ſich in vollkommene Ruhe zu ſezen. Die Tirannen wollen nicht nur umbringen, ſie wollen auch, daß man ihren Zorn recht fühlen ſoll: daher haben ſie allerlei Mittel erſonnen, die Marter zu verlängern. Ihre Feinde ſollen wol aus dem Wege geſchaft werden, aber nicht ſo geſchwind, daß ſie das Vergnügen der Rache nicht recht ſchmeken könten. Darüber ſind ſie manchmal ſehr verlegen: Denn ſind Martern heftig, ſo dauren ſie nicht lange;

(a) Plinius in ſeiner Vorrede an den Veſpaſian gegen das Ende. Quum diceretur Aſinius Pollio orationes in eum parare, quae ab ipſo aut liberis, poſt mortem Planci, ederentur.

(b) Plancus giebt ſelbſt dieſe Antwort: Nec Plancus illepide - - - Cum mortuis, non niſi laruas luctari. Plin. ibid.

(c) Diog. Laert. im Leben des Ariſtoteles. L. V. Segm. 18.

(d) Weil keiner ſich auf ſich ſelbſt verlies.

(e) Maior, vſu armorum & aſtu, facile ſtolidas vires minoris ſuperauit. L. XXVIII. c. 21.

(f) Zonaras und Cedrenus, im Leben dieſes Kaiſers. Der aber, den Mauritius fragte, hies Philippikus, und war kein Eidam vom Kaiſer, wohl aber ſein Stiefbruder.

(g) Er ſchlägt auf alles los, weil ihme alles ſchrökt. Claudian. in Eutrop. L. XL. c. 4.

ſind ſie aber langſam, ſo kommen ſie ihnen nicht ſchmerzhaft genug für. Dieſes macht ihnen die meiſte Sorge. Hievon finden wir viele Beiſpiele im Alterthum: ja ich weis nicht, ob wir nicht ſelbſten einige Merkmale dieſer Grauſamkeit, ohne es zu wiſſen, unter uns haben. Alles was über den einfachen Tod gehet, ſcheint mir grauſam zu ſeyn. Unſere Rechtsgelehrte dürfen ſich nicht einbilden, daß ſich derjenige, den das Schwerd oder der Strang nicht von der Ubelthat abhalten kan, ſich durch den Gedanken eines langſamen Feuers, der glühenden Zangen, oder des Rads, werde abſchröken laſſen. Ich weis nicht, ob wir die Miſſethäter nicht vielmehr in Verzweiſlung ſtürzen. Denn, in was für einem Zuſtande mus wol die Seele eines Menſchen ſeyn, der mit zerknirſchten Gliedern, auf einem Rade, oder nach alter Art, an ein Kreuz genagelt, den Tod erwartet? Joſephus erzählet, (h) daß er einsmals, zur Zeit der Römiſchen Kriege in Judäa, vor einigen Juden vorbei gegangen wäre, die ſchon vor 3. Tagen gekreuzigt worden, und darunter drei von ſeinen Freunden erkannt und los gebeten hätte. Zween wären geſtorben, der dritte aber habe noch das Leben davon gebracht. Chalkondylas, ein glaubwürdiger Schriftſteller, erzählt in den Nachrichten, die er von den Geſchichten ſeiner Zeit hinterlaſſen hat, eine beſondere Todesſtrafe, die der Kaiſer Mechmed öfters ausüben lies. Er lies nämlich die Leute mit einem Schwerdſtreich um die Gegend des Zwerchfelles mitten von einander hauen; daher ſie auf einmal eines gedoppelten Todes ſturben. Man ſahe, wie er ſpricht, beide Theile ſich noch voller Leben ſchmerzhaft bewegen. (i) Mir kömts nicht für, daß bei dieſer Bewegung viel Schmerzen geweſen. Die Todesarten, die dem Anſehen nach am gräslichſten ſind, ſind nicht allemal am ſchwerſten auszuſtehen. Dieſes, was andere Geſchichtſchreiber von ihm erzählen, kömt mir viel ſchröklicher für: daß er nämlich einige Vornehme aus Epirus auf eine ſo liſtig ausgeſonnene Weiſe habe ſchinden laſſen, daß ſie wol vierzehen Tage noch in dieſer Angſt gelebet hätten. Als Kröſus einen Edelmann, den Liebling ſeines Bruders Pantaleons, (k) gefangen bekommen, führte er ihn in die Werkſtatt eines Walkers, und lies ihn daſelbſt mit den Kartätſchen und Kämmen ſo lange hecheln, bis er davon ſturb. George Sechel, (l) das

---

(h) In der Geſchichte ſeines Lebens gegen das Ende.

(i) In ſeiner Türkiſchen Hiſtorie, im 10. Buche zu Anfang.

(k) Herodot. L. I. p. 44

(l) Dieſe Geſchichte ſtehet nach der Länge in des Carions Chronik, die Melanchthon u. ſein Eidam, Caſpar Peucer, umgeſchmelzt haben. IV. Buch p. 700. und in des Joachim Curäus Lateiniſchen Jahrbüchern von Schleſien, p. 233.

Haupt derjenigen Polniſchen Bauren, die unter dem Vorwande eines Kreuzzuges ſo vielen Schaden angerichtet, wurde von dem Fürſten von Siebenbürgen geſchlagen und gefangen. Dieſer lies ihn 3. Tage lang an eine Maſchine nakend anbinden, und ein jeder, der vorüber gieng, durfte ihn plagen, wie er wolte. Den übrigen Gefangenen aber gab man dieſe Zeit über nichts zu eſſen. Endlich wurde, daß ers ſehen und fühlen konte, ſein Bruder Lukat mit ſeinem Blute getränket, um deſſen Leben er nur allein bat, und die Schuld des Unheils alle auf ſich nahm; ſeiner liebſten Kriegsoberſten zwanzig wurden mit ſeinem Fleiſche geſpeiſet, welches ſie mit den Zähnen von ihm herunter reiſſen muſten. Der Ueberreſt von ſeinem Körper, nebſt dem Eingeweide, wurde gekocht, und andern Gefangenen von ſeinen Leuten zu freſſen gegeben.

Vom langen Leben der Menſchen.

Günther.

Ihr, die ihr die Natur verſteht,
Und in der Kunſt weit höher geht,
Ihr werdet mich euch ſehr verbinden:
O ſagt mir doch, ich ſeh euch an,
Wie ſoll ich die Maſchine finden,
Die Zeit und Jugend hemmen kan.

Es iſt eine Art der Unſterblichkeit ſehr lange zu leben; wenigſtens wird dieſer Vorzug von vielen der Unſterblichkeit gleich geſchäzt, und von den allermeiſten ihr vorgezogen. Was kan einem Menſchen, der mit ſich ſelbſt kaum einig werden kan, ob er eine Seele habe oder nicht, wohl an der Unſterblichkeit liegen? und würde man nicht zu den allermeiſten Menſchen ſagen müſſen, daß ſie durch die Unſterblichkeit nur ihren ſchlechteſten Theil erhalten hätten? Ein recht geſunder, viereckigter Bauerkerl ſcheint alle ſeine Vollkommenheiten im Leibe beyſammen zu haben, und ich will wetten, daß er die Unſterblichkeit ſeines Namens und ſeiner Seele gar gern für zehen Jahre vertauſchen würde, die man ſeinem gegenwärtigen Leben zuſezen könte. Auch unter dem feinern Theile des menſchlichen Geſchlechts giebt es ſo groſſe Liebhaber dieſes Lebens, daß ſie nur mit Zittern an ihren zukünftigen beſſern Zuſtand gedenken können. Es iſt freilich wahr, daß ſolche Leute die Kunſt, wohl zu ſterben, nicht verſtehen, welche blos in der Uberzeugung beſtehet, wohl gelebt zu haben. Allein, dieſes iſt eben die Kunſt, welche ſie nicht verſtehen wollen, und der ſie gar zu gern überhoben wären. Ich will nicht unterſuchen, was an dieſem allgemeinen Verderben des menſchlichen Herzens Schuld ſeye; ja ich kan mich nicht einmal unterſtehen, die Liebe dieſes Lebens ohne Einſchränkung unter die menſchlichen Schwachheiten zu zählen. Man mus ſie höchſtens einen Naturfehler aller belebten Geſchöpfe nennen; denn die Verachtung des Todes iſt unſtreitig entweder eine bloſe Würkung der Vernunft und der Weltweisheit, oder eine beſondere Leichtſinnigkeit, die vielmehr ein Triumph über die Natur, als eine höhere Vollkommenheit derſelben genant zu werden verdienet.

Die gröſten Geiſter haben den Grundſaz unter ſich, der eine Ehre der Menſchlichkeit iſt, daß das wahre Leben eines Menſchen nach der Menge groſſer und edler Handlungen abgemeſſen werden müſſe, die er gethan hat. Importe-t-il tant, ſagt der erhabene Verfaſſer des Antimachiavelle, qu'un homme traine jusqu'à l'âge de Methuſalem le fil indolent & inutile de ſes jours? Plus il aura reflechi, plus il aura fait d'actions belles & utiles, & plus il aura vécu. Ich wolte wünſchen, daß alle, die ſich ein langes Leben wünſchen, dieſen Grundſaz mit einer lebendigen Übereinſtimmung einſehen möchten. Es iſt wahr, unter dieſem Maasſtabe verſchwindet einem jeden Menſchen eine Menge von Jahren, Monaten, Stunden und Augenbliken, die er ſonſt zu ſeinem Leben hinzurechnet, und er verringert auf eine grauſame Weiſe die Anzahl unſerer Tage. Allein, nichts deſto weniger ſezt er uns doch auch in den Stand, ſehr lange zu leben, und er macht unſer hohes Alter zu einer willkührlichen Handlung, die völlig in unſerm Belieben ſtehet, und wobei die unerbittliche Hand des Schikſals weniger zu thun hat. Er giebt uns das Vermögen, unſerm Leben in einer Stunde ein ganzes Jahr zuzuſezen, und iſt nur denen gefährlich, die den alten Maasſtab, die Zeit, noch zur Ausmeſſung ihres Lebens gebrauchen. Mancher Greis würde erſtaunen, wenn er nach dieſer Ausmeſſung ſehen ſolte, daß er in ſeinem neunzigſten Jahr kaum einen Monat gelebt hat, und daß er bei ſeinem Tode noch in Windeln zu liegen verdiente. Es giebt Leute, die nach dieſer Rechnung binnen funfzig Jahren noch keinen Augenblik gelebet haben, und Jünglinge, die Jahrhunderte älter ſind, als ihre Väter. Ja dieſes iſt der einzige Fall, wo man in ganzem Ernſte behaupten kan, daß manche Kinder niemals Eltern gehabt haben, ſondern, daß ſie durch eine Art der Mechanik von gewiſſen unbelebten Maſchinen zur Welt gebracht worden ſind. So wunderlich alles dieſes klinget, ſo hat es doch ſeine vollkommene Richtigkeit. Woraus erkennt man wohl das Leben eines Geſchöpfs, als aus ſeiner Wirkſamkeit? und wie läſt ſich alſo einem Thiere ein Leben zuſchreiben, das achzig Jahre unwirkſam zugebracht, oder doch ſeine Seele nur durch ſolche Erſcheinungen offenbaret hat, die nicht würdig geweſen ſind, von irgend einem denkenden Weſen angemerkt zu werden? Wer leben ſoll, der mus gekant zu werden verdienen, und wer ohne dieſes Verdienſt ſtirbt, der mus von der ganzen Welt mit egoiſtiſchen Augen betrachtet werden. Man mus ſein Daſeyn für einen bloſen Traum gewiſer Leute halten, die ungefähr in den engen Wirkungskreis ſeiner Perſon gekommen ſind, und ein Menſchengeſicht haben kennen lernen, das weder ſich ſelbſt, noch den Zwek ſeines Daſeyns kante. Eine in dem Referendario 6.Th. p.248. gelieferte Abhandlung in Abſicht auf die Trägheit, hat dieſen Saz allbereits hinlänglich erläutert.

Dieſer ſchöne, dieſer edle Begriff von dem wahren Leben der Menſchen hat ſo viel einnehmendes an ſich, daß es mich gar nicht wundert, warum er bei allen philoſophiſchen Sekten einen durchgängigen Beifall gefunden hat. Zu allem Glüke leben noch zu unſerer Zeit Leute genug, die ſich in dieſe Grillenfängereien gar nicht einlaſſen, und die das Leben ihrer Seele eben ſo wenig angeht, als der Lebenslauf ihres Papageien, oder ihrer Nachtigall. Doch, ſolte es denn ganz unmöglich ſeyn, ein Mittel zur Verlängerung unſeres Lebens zu finden? Ich zweifle, ob es einen erwachſenen Menſchen in der Welt gebe oder gegeben habe, der dieſe Frage nicht wenigſtens einmal in ſeinem Leben gethan haben ſolte. Die Sache iſt auch gewis ſo unmöglich eben nicht, ob wir gleich die Mittel dazu noch nicht kennen. Man kan aber dieſe Möglichkeit auf zweierlei Art behaupten, wie ſich denn im Grunde die Frage ſelbſt in zwo andere zergliedern läſt. Es iſt bekant, daß die meiſten Menſchen ſehr frühzeitig ſterben, und daß ſie ihrer Natur nach viel länger würden haben leben können, wenn gewiſſe zufällige Urſachen ihren Tod nicht beſchleuniget hätten. So kan man z. E. überhaupt annehmen, daß jeder Menſch hundert Jahre leben könte, wenn er nicht gewiſen Zufällen unterworfen wäre, die es verhindern. Man kan alſo auch die erſte Frage ſo einkleiden: ob es kein Mittel gebe, das Leben aller, oder doch der meiſten Menſchen ſo lange zu erhalten, wie die ſeltenen Beiſpiele der älteſten Leute beweiſen, daß es zu erhalten möglich ſey?

Andere, die mit dem Leben noch viel ungenügſamer ſind, achten überhaupt die Dauer des menſchlichen Lebens zu klein, und verlangen zu wiſſen, ob man nicht im Stande ſey, das Leben einige Jahrhunderte hindurch zu erhalten? Die Beantwortung der lezten Frage iſt unſtreitig die ſchwerſte, und jederman wird begierig ſeyn, das Urtheil eines groſſen und gelehrten Mannes hierüber zu vernehmen. Weil ich alſo nicht hoffen kan, daß man mein eigenes Urtheil verlangen werde; ſo will ich dasjenige kürzlich hier anführen, was der Herr von Maupertuis, Präſident der königlichen Academie der Wiſſenſchaften in Berlin, von dieſer Sache gedacht hat:

Es komt bei dieſer ganzen Sache blos darauf an, zu entdeken, ob nicht in dem Menſchen eine Quelle eines viel längern Lebens, als das gemeine Leben iſt, anzutreffen ſeyn ſolte? Aerzte, ja ſo gar Weltweiſe, haben dieſe Quelle zu entdeken geſucht, und die groſſen Männer, Carteſius und Baco, haben die Sache weder für unmöglich, noch für ihre Unterſuchungen zu hoch gehalten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man durch irgend eine Art von Nahrungsmitteln ſolte dazu gelangen können: denn, nachdem faſt nichts mehr auf dem Erdboden anzutreffen iſt, das nicht der Menſch ſchon zu ſeiner Nahrung ſolte verſucht haben; ſo müſte vermuthlich das Geheimnis, wenn es hierinn liegen ſolte, ſchon längſt entdeket ſeyn. Es iſt wahr, der Fehler könte daran liegen, daß man niemals lange bei einerlei Nahrung geblieben, noch weniger die ganze Lebenszeit hindurch einerlei Lebensmittel genoſſen hat; ja ſelbſt derjenige, der zu allem Glük dieſes Mittel gefunden, und auf die rechte Art gebraucht hätte, könte durch einen äuſſerlichen Zufall frühzeitig umgekommen, oder er könte ſchon vor dieſer Entdekung in ſo ſchlechten Geſundheitsumſtänden geweſen ſeyn, daß das Mittel nicht mehr hätte anſchlagen können. Allein, dieſes ſind nicht eben ſo viele Urſachen, woraus man muthmaſſen kan, daß ſich auch in Zukunft keiner über dieſe Entdekung zu erfreuen haben wird? Ueberdem ſcheinet es auch, daß man bei einer ſolchen Hofnung ſich mehr vor den verſchiedenen Nahrungsmitteln zu hüten, als darauf zu bauen habe. Wenigſtens beſtättiget die Erfahrung von ſehr alten Leuten, daß ſie beſtändig ſehr maſig gelebt, und ganz einfache Speiſen genoſſen haben. Man wird alſo hierinn vielleicht von dem Herrn von Maupertuis einigermaſſen abzugehen Urſache finden, wenn er ſagt, daß die behutſamſte und regelmäſigſte Lebensordnung vieler Menſchen dennoch in der Dauer ihres Lebens von andern keinen erheblichen Unterſchied mache: denn die Erfahrung ſcheint das Gegentheil zu lehren. Nur mus man unter einer regelmäſigen und behutſamen Lebensordnung keine ſolche verſtehen, wie ſie die meiſten Aerzte gemeiniglich vorſchreiben. Die einfältigſte Lebensordnung allein wird dieſen Namen verdienen, weil ſie zugleich die natürlichſte iſt. Ihr folgen die Thiere, und ſie erreichen vergleichungsweiſe ein viel höheres Alter, als die Menſchen. Inzwiſchen lehren uns ſelbſt die verſchiedenen Gattungen der Thiere, daß doch eine jede ihre gewiſſe Gränzen habe, die von andern ihren ſehr verſchieden ſind. Man ſieht nicht ſelten 100jährige Raubvögel; allein, wann hat ein Pferd, ein Hund u. ſ. w. ein ſolches Alter erreicht? Da nun dieſe Thiere gleichwol in ihrer ganzen Lebensordnung den ungehinderten Triebe ihrer Natur folgen; ſo iſt leicht zu ſchlieſſen, daß in unſerer beſten Lebensordnung das Geheimnis nicht liegen werde, unſer Leben über das gemeine Ziel der Menſchenalter hinaus zu führen.

Doch wir wollen den Herrn von Maupertuis weiter hören:

Man ſcheint die Natur zu beleidigen, wenn man dieſes Geheimnis in den Metallen und Mineralien ſuchen will: denn, warum ſolte ſie wohl die Quelle unſers Lebens in den Eingeweiden der Erde verborgen haben? Ohne Zweifel ſind die Univerſalarzeneien, das trinkbare Geld, und alle die Quinteſſenzen, wovon man ſo viele Wunder erzählet, noch mehr der Gewinnſucht, als der Unwiſſenheit zuzuſchreiben. Andere, welche das Blut für die Quelle des Lebens halten, haben einen Alten dadurch zu verjüngern gedacht, daß ſie ihm das Blut eines jungen geſunden Menſchen in ſeine Adern laufen laſſen. Die Verſuche haben bewieſen, wie ausſchweifend der Gedanke davon geweſen iſt.

Das erſte, was einem vernünftiger weiſe wider die Verlängerung des Lebensalters der Menſchen einfallen kan, iſt dieſes, daß unſer Leib eine Maſchine ſey, die ſich nach und nach abnuzet, und nach einer gewiſſen Reihe von Bewegungen endlich zu Grunde gehen mus. Man mus aber hiebei bedenken, daß dieſe Maſchine ihre erlittenen Schäden ſelbſt wieder gut machet, oder doch gut zu machen ſuchet; daß ſie eine wachſende Maſchine ſeye, deren Theile ſich auswikeln, und zunehmen, und daß ſie, ſo bald ſie einmal in Bewegung geſezet iſt, ſich bis zu einem gewiſſen Grade ihrer Reife fortbewegt. Dieſe Reife iſt der Tod: denn, das lezte Wachsthum verſchlieſſt den feinſten flüſſigen Theilen die Oefnung in der kleinen Gefäſſe, wodurch ſie flieſſen ſollen, und macht dadurch diejenigen Theile hart, deren Biegſamkeit zum Leben nothwendig war. Hiermit iſt das Wachsthum vollendet; und die lezte Wirkung des Wachsthums und Lebens iſt der Tod.

Das einzige Mittel zur Verlängerung unſeres Lebens würde alsdenn darinn beſtehen, daß man das Wachsthum unſerer Maſchine verzögerte; und die Beiſpiele der Pflanzen und einiger Thiere bekräftigen dieſe Vorſtellung. Je geſchwinder oder langſamer der Saft in den Pflanzen flieſſet, deſto ſchneller oder langſamer wachſen ſie, und deſto länger oder kürzer iſt ihre Dauer. Wie viel länger halten ſich nicht die Zwiebelgewächſe in einem Keller, deſſen Kälte ihre Auswikelung verzögert, gegen die, deren Saft die Sonne und der Zuflus aus dem Erdreiche in lebhaftere Bewegung ſezet? Hingegen dauren andere Pflanzen oder Bäume, die im Winter gewohnt ſind auszuruhen, nicht lange, wenn ſie durch die Hize der Triebhäuſer gezwungen werden, in allen Jahrszeiten zu wachſen.

Ich überlaſſe dieſen Vorſchlag, den der Herr von Maupertuis ſelbſt für nichts mehr, als einen blos möglichen Einfall gehalten wiſſen will, denen zu weiterer Unterſuchung, die von der Begierde unſterblich zu ſeyn, ärger gequält werden, als ich. Es ſind wol wenige Menſchen, die viel über hundert Jahre alt zu werden wünſchen ſolten; und die es wünſchen, verdienen es kaum, daß ihr Wunſch erfüllet werde, weil ſie nicht wiſſen, was ſie bitten.

Ich könte alſo vielleicht manchem mit der Beantwortung der erſten Frage von denen, die ich oben erwähnt habe, einen angenehmen Dienſt leiſten. Allein, ob ich mich gleich dazu entſchlöſſe, ſo glaube ich doch nicht, daß man meinem Rathe folgen würde. Die Erfahrung hat uns in der That die Regeln ſchon längſt gelehret, wie wir ein hohes Alter erreichen können. Wir dürfen nur die Lebensläufe der Wunder unſerer Tage durchgehen, die uns das vergangene Jahrhundert faſt vom Anfange an beſchreiben können. Es ſind mehrentheils arme, dürftige, phlegmatiſche, oder ſorgenfreie und leichtſinnige Leute, die nicht viele Gelegenheit gehabt haben, die Wollüſte des Lebens zu genieſſen, und die ſich zugleich wenig darum bekümmert haben. Eine ſtrenge Mäſſigkeit, eine immer gleiche

che Lebensart, die die Kräfte des Leibes nicht merklich verzehret, viel Leichtſinn oder Unempfindlichkeit, und eine glükliche Geburtsſtunde ſind das Vornehmſte, worauf dieſes Geheimnis beruhet. Wolte man gleich ſagen, daß auf dieſe Weiſe weit mehr alte Leute in der Welt ſeyn müſten, als man wirklich darinn findet, weil die meiſten von der Nothwendigkeit zu einem mäſigen Leben gezwungen wären; ſo würde man doch bedenken müſſen, daß der gemeine Mann in Freſſen und Saufen eben ſo viele Ausſchweifungen macht, als der vornehme; daß er den Leidenſchaften oft, ja gemeiniglich noch ärger unterliegt; daß der groſſe Theil der geringen Leute allzuharte Arbeit zu thun pfleget, die ihn vor der Zeit alt machet; daß viel ſchen im Mutterleibe kränklich ſind; daß die meiſten durch ungefähre Zufälle, öfteres Eſſen, durch vielerlei Speiſen, ſtarkes Getränke, und überhaupt durch üble Curen und Vernachläſſigung ihrer ſelbſt eines frühzeitigen gewaltſamen Todes ſterben, und daß ſie ſich den gröbſten Wollüſten ohne Zurükhaltung überlaſſen. Nachſtehende Abhandlung wird hievon was mehrers melden; Und zwar,

Wie man ein hohes Alter erreichen könne?

Dieſes beſtehet nun in dem, daß ein Menſch, welcher alt werden will, ſeine Kräfte nicht in der Jugend verſchwenden müſſe. Dergleichē Verſchwendung kan auf vielerlei Art geſchehen. Viele u. ſtarke Leibesbewegungen und Vorſtellungen ſind die beiden Hauptarten derſelben. Davon die leztere wieder ſtarke und viele Empfindungen, Affecten und Betrachtungen unter ſich begreift. Wir machen den Anfang von den Leibesbewegungen. Wenn dieſe in der Jugend die Kräfte überſchreiten: ſo bleibt man klein, wird kränklich, und hat kein hohes Alter zu hoffen; ja, wenn man auch nicht krank davon wird: ſo iſt doch ein frühzeitiges Alter, und folglich auch eine kürzere Lebensdauer die gewiſſeſte Folge davon. Daher verkürzen die Eltern das Lebensziel ihrer Kinder, wenn ſie ſie in der Jugend zu heftiger Leibesarbeit anſtrengen. Dieſes iſt deſto weniger zu verwundern, da es gewis iſt, daß auſſer der Verſchwendung der Kräfte durch vieles Arbeiten die Faſergen vor der Zeit ſteif gemachet werden, woraus es eben begreiflich wird, warum dergleichen Kinder klein bleiben, und die Beſchwerlichkeiten des Alters zeitlich empfinden. Die Pferde und Bauren beweiſen dieſes zur Genüge, welche beide nicht in ſo kurzer Zeit ſteif werden würden, wenn ſie weniger arbeiteten. Beide beſizen gemeiniglich die vollkommenſte Geſundheit, und die gröſte Lebhaftigkeit. Wir ſehen alſo daraus, daß zwiſchen den Regeln geſund zu bleiben, und den Mitteln alt zu werden, ein groſſer Unterſchied ſey. Man betrügt ſich demnach, wenn man gemeiniglich davor hält, daß dieſe zwei Sachen einerlei wären, und daß es alſo überflüſſig ſey in der Lebensordnung eine eigene Abhandlung zu machen, in welcher gezeigt wird, wie man ein hohes Alter erreichen könne. Die Regeln der Geſundheit erfordern keine mäſige, ſondern ſtarke Arbeit des Leibes, und nichts iſt geſchikter das Lebensziel zu verkürzen, als eben dieſes. Ich rede von einer Verkürzung, die blos von einem frühzeitigen Alter entſteht. Soll man alſo vielleicht, um alt zu werden, die Bewegung gar unterlaſſen? Keinesweges. Denn ob es ſchon gewis iſt, daß ſich alsdenn die Beſchwerlichkeiten des Alters ſpäter einſtellen würden; ſo würde es doch unter der Bedingung geſchehen, daß man geſund blieb, und dieſes iſt bei einem gänzlichen Mangel der Bewegung nicht möglich. Nichts kan natürlicher daraus geſchloſſen werden, als daß der, welcher alt zu werden verlanget, in Anſehung der Bewegung eine gewiſſe Mittelſtraſſe beobachten müſſe. Dieſe Mittelſtraſſe beſtehet darinne, daß man durch die Bewegung weder ſeter ker noch magerer wird. So bald ein geſunder Menſch fetter zu werden anfängt, ſo mangelt es ihm an der Bewegung; und wenn er dadurch mager wird, ſo iſt ſie zu ſtark. Um alt zu werden, wird eine gewiſſe Beſtändigkeit der Bewegungen erfordert, und dieſe giebt ſich unter andern auch dadurch zu erkennen, wenn man durch die natürlichen Ausführungen einmal, ſo viel wie das andere, verliert.

Weil man die Kräfte der Jugend nicht verſchwenden mus, wenn man alt werden will; dieſe Verſchwendung aber bei öftern Aderlaſſen, Purgiren, Schwizen und durch den allzuöftern Beiſchlaf unvermeidlich iſt: ſo hat man ſich dergleichen ſo viel möglich zu enthalten, und nicht anders zu bedienen, als wenn die Geſundheit in groſſer Gefahr ſtehet, und dadurch erhalten, oder hergeſtellet werden mus. Finden wir auch nicht würklich, daß diejenigen Leute, welche ein auſſerordentlich hohes Alter erreicht haben, in ihrem Leben entweder gar nicht, oder ſehr ſelten, zu den Hülfsmitteln der Arzeneigelahrheit ihre Zuflucht genommen. Was inſonderheit die überflüſſige Wolluſt ſchade, erhellet daraus, daß ſie die Kräfte auf eine doppelte Weiſe ſchwächet, indem ſie nicht nur bei Mannsperſonen dem Leibe die Kräfte mit dem Saamen zugleich entziehet, ſondern auch durch die heftige Gemüthsbewegung, womit ſie begleitet wird, bei beiderlei Geſchlecht, eine geſchwinde Verſchwendung der Kräfte hervor bringt.

Sehr lebhafte Empfindungen ſind ungemein geſchikt, die Lebensbewegungen zu erhalten und zu vermehren. Ein Leben ohne dieſelbe würde nicht nur wenig Annehmlichkeit beſizen, ſondern auch der Geſundheit ſelbſt ſchädlich ſeyn. Allein, allzuheftige Reizungen der Sinne müſſen nothwendig, ſo wohl wegen der lebhaften Vorſtellung, als wegen der ſtarken Bewegungen, ſo ſie begleiten, einen Mangel der Kräften nach ſich ziehen. Wird ſich alſo ein ſolcher, der ein Bruder des Methuſalems zu werden gedenket, dafür ſnicht hüten müſſen? Ein allzuſtarker Glanz ſchwächet die Augen: ein heftiger Knall das Gehör: ein ſtarker Geruch und Geſchmak verdirbt die Naſe und Zunge: und das Gefühl wird deſto unempfindlicher, je heftiger und öfterer es gereitzet wird: wie man ſolches in einem gewiſſen Lande an den Leuten ſehen kan, die ſich für ein kleines Trinkgeld braun und blau prügeln laſſen. Da es nun gewis iſt, daß allzuſtarke Empfindnugen ſtarke Bewegungen in dem Körper erregen, und ein Leben, welches durch keine Krankheit verkürzet wird, deſto länger ſeyn mus, je mehr die Kräfte geſpart worden ſind: ſo iſt klar, wie lebhafte Empfindungen das Leben, welches ſie vermehren, verkürzen können. Dieſes gilt noch mehr von den Affecten, bei denen gleichfalls ſo wol durch die lebhaften Vorſtellungen, als heftigen Bewegungen die Kräfte auf eine auſſerordentliche Weiſe verſchwendet werden. Sie vermehren das Leben, und ſie verkürzen es, indem ſie es vermehren. Wer gar keine Affecten hätte, bei dem würde der Nervenſaft ſo zu ſagen erſtarren, und wer zuviel davon hat, bei dem werden die Kräfte verſchwendet, die er auf die künftige Zeit nöthig haben würde. Wer alſo alt werden will, der mus ſeinen Affecten weder den Zügel laſſen, noch ſie gänzlich unterdrüken: ſondern er mus mit ihnen umgehen, wie mit einem Pferde, welches man gerne lang behalten will, und das man weder überjaget, noch gänzlich ſtille ſtehen läſt, ſondern täglich damit ein paar Stunden ſpazieren reutet; und zwar auf eine ſolche Art, daß es dadurch nicht ermüdet, ſondern nur munterer gemachet wird. Wer inſonderheit auſſerordentlich zornig oder traurig iſt, der thut wohl, wenn er in dieſem Jahrhunderte ſein Teſtament macht, indem es bei ihm ungewis iſt, ob er das folgende erleben werde.

Nichts iſt gewiſſer, als daß durch ſtarkes Denken die Kräfte erſchöpft werden, und was folgt gewiſſer hieraus, als daß man ſolches unterlaſſen müſſe, wenn man alt werden will. Es iſt wahr, ein Newton, ein Mann, welcher in einer Stunde mehr und weiter gedacht, als tauſend andere in ihrem ganzen Leben, iſt alt geworden. Allein, wie alt würde er nicht geworden ſeyn, wenn er dieſes nicht gethan hätte? Die Zeitungen und Todenzettel melden uns oft, daß Leute im hunderten, ja im hundert und zwanzigſten Jahre ihres Alters verſtorben ſind. Sind dieſes Standesperſonen oder Gelehrte? Nein, es ſind arme Leute, welche ſchlecht gelebet haben, und ſo einfältig geweſen ſind, daß ſie ſich es nicht einfallen laſſen, ſich unter die Weiſen und Klugen dieſer Welt zu zählen. Sie haben dieſen Mangel der Erkäntnis nicht einmal durch einen Arzt erſezt, indem wir gemeiniglich dabei leſen, daß ſie entweder niemals krank geweſen, oder niemals Arzenei gebraucht haben. Wie ſelten ſind dergleichen Beiſpiele unter den Gelehrten, die dem menſchlichen Geſchlechte durch eine Anſtrengung ihrer Seelenkräfte entweder würklich dienen, oder doch zu dienen glauben. Wie nun ſolche, wenn es nicht andere Urſachen verhindern, nicht alt werden können: ſo hat man dieſes deſto weniger von Kindern zu vermuthen, die entweder eine auſſerordentliche natürliche Fähigkeit haben, oder allzuzeitig zum Denken angeſtrenget werden. Wie viel Exempel gelehrter Kinder wird man aufweiſen können, die das vierzehende oder höchſtens zwanzigſte Jahr überlebet haben, und wie ſelten ſind diejenigen alten Gelehrten, die nicht erſt in ihren Jünglingsjahren zu ſtudieren angefangen. Es ſorgen alſo wiederum die Eltern ſchlecht für das lange Leben der Kinder, welche ſie recht mit Gewalt zu dem Studieren zwingen. Das Studieren ſolte billig überhaupt nicht erzwungen werden, und am wenigſten bei denen, welche dazu eine groſſe natürliche Fähigkeit beſizen. Wie bald mus das eine Rad der Mühle ſtill ſtehen, wenn faſt alles Waſſer auf das andere geleitet wird. Inſonderheit nimt man wahr, daß eine Beſchäftigung, worzu man keinen natürlichen Trieb hat, der Geſundheit und dem langen Leben nicht vortheilhaft ſey. Die Natur leidet keinen Zwang, und wer vernünftig iſt, folgt ihren Geſezen. Endlich mus man auch das Studieren nicht länger fortſezen, als es die Kräften, ſoll ich ſagen der Seele und des Leibes, erlauben. Das funfzigſte Jahr iſt die billige Gränze, bei welcher man ſtehen bleiben mus. Ich will eben nicht ſagen, daß man alsdenn aufhören müſſe, der Welt zu dienen; denn dieſes kan mit der bereits erlangten Wiſſenſchaft zur Gnüge geſchehen. Ich behaupte nur, daß man ſich mit Erlernung und Erfindung neuer Wahrheiten alsdenn nicht den Kopf zerbrechen müſſe, und nehme diejenigen davon aus, welche aus den ſchon vorher bekanten Wahrheiten ohne Beſchwerungen hergeleitet werden können. Bei noch mehr zunehmenden Alter iſt noch vielweniger daran zu gedenken. Denn wer daſſelbe verlängern will, mus ſich nach dem Rathe des Börhavens einem unſchuldigen Vergnügen gänzlich überlaſſen. Wer dieſes Ziel überſchreitet, und ſich bei zunehmenden Alter mit übermäſiger Gemüthsarbeit beſchäftiget, der verkürzet das Ziel ſeines Lebens, und kan mit nichts anders getröſtet werden, als daß er nach ſeinem Tode in ſeinen Schriften leben, und eine Ehre genieſſen werde, für die er ſich nicht zu bedanken nöthig hat, weil er nichts davon weis.

Wenn wir blos den Körper betrachten, ſo laufen die Urſachen des Alters hauptſächlich auf die Steifigkeit der Fäſergen hinaus. Was alſo vermögend iſt dieſelbe hervor zu bringen, das kan und mus billig als eine Urſache eines frühzeitigen Alters angeſehen werden. Dahin gehören auſſer einer allzuſtarken Leibesarbeit der Wein, Brandewein, und andere geiſtreiche Getränke. Dergleichen Getränke bringen in der Jugend, wie mehr als zu bekant iſt, Blutſpeien und die Schwindſucht hervor. Wenn ſie bei zunehmenden Jahren, da die Congeſtionen nicht mehr nach der Bruſt gehen, gemisbrauchet werden: ſo äuſſern ſie ihre Schadlichkeit entweder durch die Waſſerſucht, oder doch durch eine Steifigkeit der Glieder, und machen alſo, daß ſich die Beſchwerlichkeiten des Alters vor der Zeit einſtellen. Eben dieſes gilt von dem allzuhäufigen Genuſſe ſalziger und ſaurer Speiſen, dadurch die Fäſergen ebenfalls ſteiffer gemacht werden.

Der Körper eines Kinds, das alt werden ſoll, mus nicht auf einmal in die Höhe ſchieſſen, ſondern langſam, und mit einer gewiſſen Gleichformigkeit. Dieſes gilt gleichmäſig von Menſchen und Thieren. Je langſamer man wächſt, deſto älter wird man. Denn man kan das menſchliche Leben in drei Stufen eintheilen, davon die erſte die Zeit des Wachsthums iſt; die andere iſt die Zeit, da man nicht weiter wächſt; und die dritte, da man wieder abnimt. Man hat bemerkt, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur dieſe drei Zeiten von gleicher Länge zu ſeyn pflegen. Wer alſo 25. Jahre wächſt, dem kan man mit aller Wahrſcheinlichkeit ein Alter von 75. Jahren prophezeien.

Die Geſtalt des Leibes giebt ebenfalls keine dunkele Merkmale, wie der Stärke des Leibes, ſo auch von der Wahrſcheinlichkeit ſein Leben hoch zu bringen. Die Bruſt mus breit und gros, der Unterleib mager, die Schultern, Aerme, Hüften und Füſſe ſtark ſeyn. Die Haut mus hart, groſſe Muskeln, und wenig Fett vorhanden ſeyn. Was den Kopf betrift, ſo erfordert man, daß er gros ſey: dieſes will aber nicht ſo viel ſagen, daß man dike Baken haben ſoll, welche wie ein paar Säke herunter hängen, ſondern es iſt die Rede von der Hirnſchale, und inſonderheit von dem Hintertheile des Kopfs. Denn man würde ſich faſt beſtändig betrügen, wenn man die Stärke des Leibes aus der Gröſſe der Stirne beurtheilen wolte. Dieſe iſt vielmehr ein Zeichen einer vorzüglichen Fähigkeit der Seele, und ſolche wird eher von einer Schwäche, als Stärke des Leibes begleitet: indem man findet, daß meiſtentheils der Hintertheil des Kopfs, darinnen das Hirnlein lieget, deſto kleiner iſt, je gröſſer der Vordertheil iſt, darinne ſich das Gehirne befindet. Die Säfte eines dauerhaften Menſchen müſſen ebenfalls von einer gewiſſen Beſchaffenheit ſeyn. Man erfordert mit Recht, daß das Blut nicht allzuflüſſig ſeyn, ſondern wenn es aus der Ader gelaſſen worden, gleich ſtark gerinnen müſſe. Es mus dunkelroth, aber nicht ſchwarz und grumplicht ſeyn. Die übrigen Säfte müſſen in ziemlicher Menge vorhanden, und von einer gewiſſen Zähigkeit, mäſig warm, nicht ſonderlich ölicht, doch aber auch nicht ſcharf, ſondern ganz gelinde ſeyn. Daher komt es, daß ein ſtarker Menſch nicht ſo leicht bei der Arbeit ſchwizet, als ein ſchwacher.

Endlich mus man auch betrachten, wie die Handlungen, welche zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit dienen, von einem ſolchen Menſchen verrichtet werden. Man erfordert ein langſames, ſtarkes, gleichförmiges und ſolches Athemholen, da man ſich ohne die geringſte Beſchwerlichkeit davon zu empfinden, ſo zu ſagen völlig ein Genüge thut. Man mus dieſe Bewegung ſehr wenig merken, ſo lange man wachet: im Schlafe aber pflegt ſie bei dem geſundeſten Menſchen ſehr ſtark zu ſeyn. Ein gleiches gilt von dem Pulsſchlage, welcher langſam, voll, ſtark, gleichförmig, und von einer Beſtändigkeit ſeyn ſoll, welche macht, daß er ſich nicht ohne eine wichtige Urſache verändert. Daher pflegen die, welche Sklaven kaufen, zu zahlen, wie ofte ſie in einer Minute Athem holen, und wie ofte der Puls bei ihnen ſchlägt: hernach befehlen ſie ihnen zu laufen, und geben acht, ob dadurch das Athemholen und Pulsſchlagen viel geſchwinder gemacht worden. Dieſe

Gleichheit des Pulsſchlages iſt keines der geringſten Zeichen einer wahren Stärke des Lebens. Nach dem Eſſen mus der Leib nicht auf eine beſchwerliche Art dike werden; gleichwie man auch keine Hize darauf verſpühren mus. Daß man wenig ſchwizen müſſe, habe ich ſchon geſagt: es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſes nicht von der Ausdünſtung gelte, welche auf eine ununterbrochene Art fortgehen mus. Was den Schlaf betrift, ſo ſchläft ein ſolcher Menſch ſehr feſte, und befindet ſich, wenn er aufwacht, allemal ſtarker und munterer, als er vorher geweſen. So ſtark ſein Appetit zu eſſen iſt, ſo wohl verdauet er auch die harteſten Speiſen: die Arbeit ſcheuet er nicht, ſondern verrichtet ſie mit Vergnügen, und kan lange darmit anhalten, ohne recht ermüdet zu werden. Hize und Kälte achtet er nicht ſonderlich, und man kan überhaupt von ihm ſagen, daß ihn ein kleiner Rauch nicht beiſſet. Bei allen dieſen Vollkommenheiten mus er doch eine Unvollkom̃enheit beſizen, ohne welche er jene Vollkommenheiten nicht beſizen würde, nemlich er mus ein bisgen tumm ſeyn. Wer ein Salomon iſt, kan kein Methuſalem werden. Ein durchdringender Verſtand und Wiz erfordert eine ungemein geſchwinde Bewegung der Nervenfäſergen, und zur Stärke des Leibes wird erfordert, daß ſie der Bewegung ſehr widerſtehen. Man hat wohl nicht leicht ein Exempel, daß ein Menſch älter geworden, als der Engeländer Parry, welcher über 150. Jahre gelebt. Allein man hat von ſeinem Lebenslaufe nichts merkwürdiges erfahren können, auſſer daß er gerne Käſe gegeſſen, und in ſeinem hunderten Jahre einen Ehebruch begangen. Die Natur iſt gerecht, ſie erſezet den Mangel, welchen dergleichen Leute am Wize haben, durch ein langes Leben.

Sie pflegt die Tummheit zu belohnen,
Und krönt ſie durch Unſterblichkeit.

Weil es eine der vornehmſten Urſachen des Alters iſt, daß ſich die Anzahl der feſten Theile vermehret, und der flüſſigen vermindert: ſo mus, wie wir ſchon oben gezeigt haben, in einem Körper, der völlig ausgewachſen iſt, dafür geſorgt werden, daß ſich die Anzahl der Elemente weder durch allzuſtarke Bewegung vermindere, noch durch Unterlaſſung derſelben vermehre. In der Kindheit mus die Anzahl der Elemente mehr zu- als abnehmen. Daher wird eine allzuſtarke Bewegung alsdenn ſchädlich ſeyn. Ich verſtehe aber durch eine allzuſtarke Bewegung eine ſolche, welche die Kraft überſchreitet. Denn es würde ſehr thöricht ſeyn, denen Kindern durch Verbietung des Herumlaufens die Geſundheit zu rauben, damit ſie nur deſto älter werden möchten. Wenn man das 50ſte Jahr erlebt: ſo müſſen ebenfalls die Bewegungen nach und nach gemäſſiget werden. Ihre allzugroſſe Stärke würde nur die Kräfte verſchwenden, und die Steifigkeit der Fäſergen vermehren: weil durch die Bewegung deſto wenigere Elemente losgeriſſen werden, je ſtärker ſie ſchon aneinander hangen, und ein Druk, welcher ſie nur ſtärker an einander preſſet, blos dienet, ihr Zuſammenhängen zu vermehren. Ich geſchweige, daß durch die ſtarke Bewegung die Menge der flüſſigen Theile vermindert werden würde, an denen es im Alter ohnedem zu mangeln pfleget. Die Thiere haben dieſes mit den Pflanzen gemein, daß ſie in der Jugend ſehr ſaftreich ſind, und im Alter vertroknen. Man hat demnach im Alter darauf bedacht zu ſeyn, den Körper mit flüſſigen Säften zu erfüllen, die zugleich geſchikt ſind, denſelben zu ſtärken, doch aber nicht allzuſtark zu ernähren. Man rathet daher einem ſolchen, der alt werden will, ſchlechte, harte, und ſolche Speiſen, die keine Schärfe bei ſich haben, worunter das Brod ohnſtreitig für allen den Vorzug verdienet. Doch iſt dieſes nicht von einem hohen Alter zu verſtehen, in welchem man, wie in Anſehung der Seele, alſo auch in Anſehung des Leibes wieder zum Kinde werden mus, und ſich daher der Milch, kräftiger Suppen und mehr flüſſiger als feſter Speiſen mit Nuzen bedienet. Das menſchliche Leben iſt wie eine in ſich ſelbſt zurüklaufende Linie, darinne die Semiordinaten nach einer gewiſſen Proportion wachſen, und ſo denn nach eben derſelbigen wieder abnehmen. Die Lebensordnung mus eben dieſer Spur folgen, und man mus ſich gewöhnen, immer ſtärkere Speiſen vertragen zu können, je mehr man zu Kräften gelanget: man mus aber auch die Lebensart nach und nach wieder umkehren, wenn die Kräften abzunehmen pflegen. Inſonderheit müſſen Alte den Mangel der flüſſigen Materien durch das Trinken zu erſezen ſuchen. Es iſt aber nicht gleich viel was ſie trinken. Geiſtreiche Getränke überflüſſig zu genieſſen, würde die Steifigkeit der Fäſergen, und folglich das Alter ſelber vermehren. Allein, ſie haben das Vermögen ihre ſteifen und unempfindlichen Fäſergen, durch die ſtarke Empfindung, ſo ſie hervor bringen, zu einem Zuſammenziehen zu reizen, welches ihnen auf eine kurze Zeit die Lebhaftigkeit der Jugend verſchaffet, welche durch ihr altes Geſichte eine gewiſſe Ehrwürdigkeit an ſich nim̄t, die ſie doppelt angenehm macht. Ich ziehe daraus die Folge, daß ſie ſich eines kräftigen Weines mit Nuzen bedienen können, wenn ſie merken, daß die Triebfeder ihres Lebens matt zu werden anfängt. Trinket man aber Bier, ſo behält das bittere, wenn es den Kopf nicht allzuſehr einnim̄t, für dem andern den Vorzug, welches leichter ſauer wird, und ſowohl deswegen, als wegen ſeiner gröſſern Stärke vermögender iſt die Steifigkeit der Fäſergen zu vermehren. Wie aber das Waſſer, wenn man es von Jugend auf gewohnt iſt, das heilſamſte und geſundeſte Getränke genennet zu werden verdienet; ſo kan es billig auch ein Mittel zum langen Leben genennet werden. Bier, Wein und Brantewein ſind bei einem ſolchen als bloſſe Arzeneien zu betrachten. Selbſt der Alexander, deſſen Thorheit die Thorheit der Menſchen verlachet, iſt nicht von den Feinden, ſondern von dem Weine überwunden worden. Er iſt den Pfeilen eines Darius entgangen, um ſich von dem Gifte des Bacchus umbringen zu laſſen.

Verulamius hat angemerkt, daß alte Leute geſtärkt werden, wenn ſie bei jungen Perſonen ſchlafen, und die Bücher der Könige beſtätigen ſolches durch ein merkwürdiges Exempel an dem Könige David, indem das erſte Capitel des erſten Buchs der Könige folgendergeſtalt anfängt: Und da der König David alt war u. wohl betagt; konte er nicht warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedekte. Da ſprachen ſeine Knechte zu ihm: laſſet ſie meinem Herrn Könige eine Dirne, eine Jungfrau ſuchen, die vor dem Könige ſtehe, und ſein pflege, und ſchlafe in ſeinen Armen, und wärme meinen Herrn, den König. Und ſie ſuchten eine ſchöne Dirne in allen Grenzen Iſrael, und funden Abiſag von Sunem, und brachten ſie dem Könige. Und ſie war eine ſehr ſchöne Dirne, und pflegte des Königs, und dienete ihm. Aber der König erkante ſie nicht. Kan man es alſo wohl einem alten Manne verdenken, wenn er ein jung Mädgen heirathet? Der Arzt verordnet es ihm; der Gottesgelehrte bekräftiget es durch das Exempel des Davids; und der Rechtsgelehrte tröſtet die Braut mit der Hofnung einer reichen Erbſchaft. Solte man alſo nicht vermuthen, daß die Heirathen zwiſchen alten Mannsperſonen u. jungen Frauenzimmern ſehr ofte vorfallen möchten, da auf beeden Seiten ſo wichtige Vortheile ſind.

Gleichwie man, um alt zu werden, eine Lebensart erwählen mus, dadurch man den Körper gewöhnt, die ſtärkſten Würkungen zu verrichten, ohne eine Reizung nöthig zu haben: ſo iſt auch dieſe

Reizung bei vorhandenen würklichen Alter nicht anders als im Nothfalle zu gebrauchen. Daher mus man zwar die Verdauung der Speiſen, den Umlauf des Bluts, den Stuhlgang, die Abſonderung des Urins, und die Ausdünſtung befördern, aber man mus ſie gelinde befördern. Keine Brechmittel, keine Purganzen, keine ſtarke Urin treibende Mittel, keine Schweiztropfen finden bei unſerm Alten ſtatt. Wenn er verſtopft iſt, ſo iſſet er Pflaumen: will dieſes nicht helfen, ſo läſt er ſich ein Clyſtier von Habergrüze und Mandel- oder Baumöl ſezen. Iſt er entkräftet, ſo nimmt er etwas von Ambra ein, er riecht an die Ambra Eſſenz, und nimt ein paar Löffel voll guten Weins zu ſich. Sind die Füſſe kalt, ſo macht er ſich ein Fusbad: fehlt es ihm an der Ausdünſtung, ſo trinkt er ein Schälgen Thee im Bette. Will der Urin nicht abgehen, ſo iſſet er Spargel, und trinkt eine Taſſe Thee mehr, als gewöhnlich. Fällt ihm der Schleim gefährlich, ſo faſtet er, trinkt Thee, und raucht eine Pfeiffe Tobak, deren er ſich auch bedienet, die Oefnung des Leibes zu befördern, und die bei ihm deſto eher würkt, je ſeltener er ſich des Tobaks bedienet. Sorgen hat er gar nicht: er bekümmert ſich nicht darum, ob die Körper aus Monaden beſtehen, oder ob ſie ins unendliche getheilt werden können. Er unterſuchet nicht, wer die beſte Definition des Raumes gegeben, und ob es möglich ſey, einen Euler in der Algebra zu übertreffen, ſondern er wendet den Reſt ſeines Lebens zu einem unſchuldigen Vergnügen an: bald iſt er in dem Garten, bald auf dem Felde, bald in der Geſellſchaft guter Freunde, durch deren Erzählungen er ſich ergözet, und die er liebreich umarmet, wenn ſie die Sprache des Herzens reden, welches die einzige iſt, die ihn noch vergnügt: die gröſten Unglüksfälle ſieht er als Kleinigkeiten an, die ihn nichts angehen, und hält es für eine Pflicht die Tage ſeines Lebens mit Ergözlichkeiten zuzubringen, die, weil ſie ſeiner Geſundheit vortheilhaft ſind, und ihm in einer Welt nichts ſchaden können, von der er nichts weiter zu hoffen und zu fürchten hat, den Reſt ſeiner Kräfte erhalten, und ihm die Dienſte belohnen, welche er der Welt geleiſtet hat. Will ſich die Traurigkeit ſeiner Seele bemeiſtern, ſo weis er ſie durch die Muſik und einen muntern Umgang zu vetreiben. Des Abends ſchläft er mit einer Ruhe des Gemüths ein, die er der Ueberzeugung ſeines Gewiſſens von der Richtigkeit ſeiner Handlungen zu danken hat, und des Morgens erblikt er das Tageslicht, als ein neues Geſchenk, das ihm deſto koſtbarer iſt, je weniger er natürlicher weiſe Hofnung darzu hatte. Merkt er, daß ihm die Bewegung nöthig ſeye: ſo gehet er bei gutem Wetter aus, und wenn dieſes nicht mehr angehen will, ſo läſſet er ſich in der Gutſchen fahren. Zur Ader läſſet er entweder gar nicht, oder thut es nur, wenn er offenbare Zeichen der Vollblütigkeit bemerkt, und einen Schlagflus befürchtet. Sein Geſchmak an den Ergözlichkeiten nimt nach und nach ab, ohne daß ſie ihm ekelhaft werden. Er geräth in einen mittlern Zuſtand zwiſchen dem Leben und Tod, in einen Zuſtand, darinnen ſich die Seidenwürmer befinden, ehe ſie Schmetterlinge werden. Dieſer ſüſſe Schlummer verwandelt ſich endlich in einen völligen Schlaf. Wir berufen uns auf diejenige Unterſuchung, welche in dem Referendario V. Theil p. 309. befindlich, wo die Art und die auserleſenſte Mittel der Länge nach angezeigt worden, wie alte Leute ihre Geſundheit erhalten können und ſollen, nicht nur welche den Jahren nach darunter zu zehlen ſind; ſondern auch dieſe, welche durch ihre eigene Schuld ihnen ein frühzeitiges Alter zugezogen haben.

Unſere Empfindungen ſind niemals gänzlich rein.

Es iſt eine Würkung unſers elenden Zuſtandes, daß die Sachen nicht in ihrer Reinigkeit und ihrem einfachen Weſen in unſere Sinnen fallen können. So gar die Elemente, die wir genieſſen, ſind verfälſcht; die Metalle mus man ſo gar verſchlimmern, um ſie zu unſerm Gebrauche tüchtig zu machen, u. ſo gar das Gold. Weder die einfache Tugend des Ariſto, des Pyrrho und der Stoiker, konte ohne Miſchung beſtehen; noch die Cyrenäiſche und Ariſtippiſche Wolluſt. Kein Vergnügen, kein Glük, das wir genieſſen, iſt von einer gewiſſen Vermiſchung von Uebel und Verdrus befreiet.

(a) - - - medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipſis floribus angat.

Der äuſerſte Grad unſerer Wolluſt hat einige Aehnlichkeit mit dem Seufzen und Klagen. Solte man nicht glauben, ſie stürbe vor Bangigkeit? So gar wenn wir ſie in ihrer gröſten Vollkommenheit abbilden wollen, geben wir ihr Namen und Eigenſchaften der Schmerzen und Krankheiten: als das Schmachten, die zärtliche Schwachheit, das auſſer ſich ſelbſt geſezt ſeyn, das Vergehen, wir brechen in ein klägliches Winſeln aus; ein deutlicher Beweis, daß dieſe Leidenſchaften nahe miteinander verwand ſind, und viel ähnliches miteinander haben. Der gröſte Grad der Freude iſt mehr ernſthaft als luſtig, und ein vollkommenes Vergnügen iſt mehr gelaſſen, als ſchmerzhaft. (b) Ipſa felicitas, ſe niſi temperat, dremit. Das empfindlichſte Vergnügen übertäubt uns. Dieſes ſagt auch ein Griechiſcher Vers: Die Götter verkaufen das Glük, ſo ſie uns geben. Sie geben uns nämlich kein Vergnügen vollkommen rein, das wir nicht durch einiges Uebel erkaufen müſten. Der Schmerz und das Vergnügen, die doch ſehr verſchiedener Natur ſind, haben einen gewiſſen natürlichen Zuſammenhang, der ſie, ich weis nicht wie, verbindet. Socrates ſagt: (c) ein gewiſſer Gott habe einmal den Schmerz und die Wolluſt zuſammen ſchmelzen und vermiſchen wollen, da er es aber nicht zuwege bringen können, habe er ſie doch bei dem Schwanze zuſammen gehängt. Metrodorus ſagte, daß ſelbſt in der Traurigkeit eine gewiſſe Miſchung des Vergnügens ſtekte. (d) Ich weis nicht, ob er etwas anders darunter verſtanden hat, ich bilde mir ein, daß er ſagen wollen, es wäre dann und wann unſer Wille und Zufriedenheit traurig zu ſeyn. Ich glaube, daß auſſer dem Ehrgeize, der drinnen ſtekt, man auch einen Schatten der Wolluſt und des Vergnügens, der uns anlacht und uns ſchmeichelt, ſelbſt in dem Schooſe der Schwermuth gewahr werde. Giebt es nicht Gemüthsarten, die ihr einziges Vergnügen darinnen finden?

(e) - - - eſt quædam flere voluptas.

Ein gewiſſer, Attalus ſagt zum Seneca, (f) das Andenken unſerer verlohrnen Freunde ſeye uns ſo annehmlich, als das Herbe in dem alten Weine,

(g) Miniſter vetuli puer Falerni
Inger mi calices amariores.

(a) Mitten in dem gröſten Vergnügen läſt ſich etwas ſpüren, das uns in ſeinen ſchönſten Reizungen ſtöret. Lucret. L. IV. v. 1126.

(b) Das Glük ſelbſt, wenn es nicht gemäſigt iſt, wird uns zur Laſt. Senec. Epiſt. 74.

(c) In dem Geſpräch des Plato, Phaedon betitelt, p. 367. redet Socrates von dieſem Zuſammenhange. Wenn Aeſop, ſagt er, daran gedacht, hätte er eine Fabel davon machen können, in welcher er gedichtet hätte, daß ein Gott einmal den Schmerz und die Wolluſt vermiſchen wolte u. ſ. w.

(d) Eſſe aliquam cognatam triſtitiæ voluptatem aiebat Metrodorus. Senec. Epiſt. 99.

(e) Es ſtekt ein gewiſſes Vergnügen im Weinen, Ovid. Triſt. Eleg. v. 37.

(f) Sic amicorum defunctorum memoria jucunda eſt, quomodo in vino nimis veteri ipſa nos amaritudo delectat, quomodo poma quaedam ſunt ſuaviter aſpera.

(g) Knabe, der du den alten Falerner einſchenkeſt, gieb mir von dem herbeſten. Catull. Epigr. XXV. v. 1. 2.

und das Sauerſüſſe in den Aepfeln. Die Natur ſelbſt zeigt uns dieſe Vermiſchung. Die Mahler ſagen, eben die Bewegung u. Falten des Geſichts, die zum Weinen gehören, müſten auch zum Lachen ſeyn. Das heftigſte Lachen preſſet Thränen aus. (h) Nullum ſine auctoramento malum eſt. Wenn ich mir den Menſchen mit allen erſinnlichen Vergnügen vorſtelle, und den Fall ſeze, daß alle ſeine Gliedmaſſen auf immer den höchſten Grad des Vergnügens empfinden, das uns bei der Zeugung entzükt; ſo ſehe ich ihn unter der Laſt ſeiner Wolluſt erliegen, er iſt nicht im Stande, ein ſo reines, ſo durchgängiges, ſo beſtändiges Vergnügen zu ertragen. Er flieht in der That davor, wenn er es genieſſet, die Natur giebt ihm ein, davon zu eilen, wie von einem Wege, wo er nicht feſten Fus faſſen kan, und wo er zu verſinken fürchtet. So gar die Geſeze in den Rechten können nicht gänzlich ohne einige Miſchung der Ungerechtigkeit beſtehen. Plato ſagt, daß wenn man alle Unbequemlichkeit und Verdrus den Geſezen benehmen wolte, man eben ſo viel Schwierigkeit dabei finden würde, als bei dem Kopfe der Hydra. (i) Omne magnum exemplum habet aliquid ex iniquo, quod contra ſingulos utilitate publica rependitur. (k) ſagt Tacitus. Eben ſo iſt es auch wahr, daß man zu viel und zu reinen Verſtand zu dem gemeinen Leben und dem ordentlichen Umgang haben kan. Dieſe überall durchſehende Heiterkeit hat zu viel feines und neugieriges an ſich. Um dieſe Seelen gelehrig und thätig zu machen, mus ihnen etwas materielles zugeſezt werden, das ſie langſamer und ſchwerer macht. Es mus ihnen etwas von ihrem Leichten, von ihrer Leichtigkeit benommen werden, um ſie in eine gewiſſe Gleichheit mit dieſem finſtern und irdiſchen Leben ſezen zu können. Daher kömt es, daß ein alltäglicher und nicht allzuſcharfer Verſtand zu den Geſchäften am geſchikteſten iſt, da die hohen und vortreflichen Lehren der Weltweisheit zu der Ausübung untauglich ſind. Dieſe geſchäftige Lebhaftigkeit der Seele und dieſe unruhige Biegſamkeit verwirren unſere Handlungen. Die Geſchäfte der Menſchen müſſen viel gröber und nur obenhin hanthieret werden; einen groſſen Theil davon mus man dem Glüke überlaſſen. Es iſt nicht nöthig die Geſchäfte von Grund aus einzuſehen, und mit ſo vieler Scharfſinnigkeit zu betrachten: man verliehret ſich doch in der Verſchiedenheit der Zeiten, und in den Veränderungen ſo vieler Jahrhunderte, (l) volutantibus res inter ſe pugnantes, obtorpuerant animi. Das iſt es auch, was die Alten von Simonides erzählen, (m) daß er an Erfin-

---

(h) Es iſt kein Uebel ohne einige Vergütung. Senec. Epiſt. 69.

(i) Dieſes iſt nicht eben der Gedanke des Plato. Er will nur ſagen, daß, wenn man den Lehren, die er zur Auferziehung der Jugend giebt, nicht folgen wolte, es unnöthig ſeyn würde Geſeze zu geben, um z. E. den Betrug bei Contrakten und andern bürgerlichen Handlungen zu vermeiden. Denn es würde ſich dennoch eine andere Gelegenheit dazu zeigen, wenn auch die eine benommen würde; da hingegen wohl erzogene Bürger von ſich ſelbſten dieſes und jenes thun und laſſen würden, was ihnen dieſe Geſeze vorſchreiben ſolten. Daher ſchliest er, wären ſie in einer wohl eingerichteten Republik, wie er ſie ausgedacht hatte, unnüz. Dieſes alles findet man im 4ten Buch ſeiner Republik.

(k) Bei allen exemplariſchen Strafen läuft etwas Ungerechtigkeit mit unter, welche aber, da ſie nur auf einzelne Perſonen fällt, durch den Nuzen, den ſie dem gemeinen Weſen ſchaffet, wohl vergütet wird. Tacit. Annal. lib. XIV. in fine orat. C. Caſſii.

(l) Sie erſtaunten ganz, als ſie ſo entgegen geſezte Dinge betrachteten. Tacit. l. c. l. XXXII. c. 20.

(m) Der König Hieron hatte ihn gebeten, ihm zu ſagen, was doch GOtt wäre; Simonides aber, der ſich erſt nur einen Tag, dieſer Frage nachzudenken, ausgebeten hatdung der Wahrheit, in einer Frage, die ihm der König Hieron gethan, und viele Tage zum Nachdenken gegeben hatte, deswegen verzweifelt habe, weil ihm ſein Verſtand ſo viele feine Gedanken eingegeben hatte, darunter er die wahrſcheinlichſte nicht zu finden wuſte. Wer alles auf das genaueſte durchgehen, und alle Umſtände betrachten will, macht ſich ſelbſt unſchlüſſig. Ein mittelmäſiger Weg, auf den man gleich zugehet, führet eben ſo wohl zu groſſen, als zu kleinen Handlungen. Man merke nur, daß die öfters die beſten Hauswirthe ſind, die uns die wenigſten Regeln geben können, und daß die hingegen wenig oder nichts ausrichten, die das meiſte Weſen von ihrer Wiſſenſchaft machen.

Eine Anweiſung, wie man eine groſſe Menge Bierhefen aufheben kan, daß ſie gut bleibt, und auf etliche Monat zu gebrauchen iſt.

Aus einem Engliſchen Monatblat.

Wann ihr Bierhefen im Ueberflus habt, ſo nehmet etwas davon, rühret es um, machet es wohl untereinander mit einer Ruthe von Weiden, bis ſie ganz flüſig u. dünne wird; dann nehmet eine groſſe hölzerne Schüſſel, Kühlfas oder Tonne, rein und troken, und ſchmieret mit einem weichen Rüthlein eine dünne Lage der Hefen in der Tonne herum; kehret alsdann dieſelbe um, zu unterſt oberſt, daß kein Staub hinein fallen, und doch die Luft unten hinein dringen kan, die Hefen aufzutroknen. Wann dieſer Ueberzug ganz troken iſt, ſo leget ihm ein neues Ueberzug an, und laſſet es troken werden, und ſo fahret fort, die Tonne einmal über das andere von innen zu überſchmieren, bis ihr genug Vorrath habt, gerad auf 2. oder 3. Zoll dik, daß ihr auf etliche Monat lang daran habt, und traget allezeit Sorge, daß die Hefen in der Tonne völlig troken ſeye, ehe ihr ſie neu überſchmieret. Wann ihr nöthig habt, von dieſer Hefen etwas zu gebrauchen, ſo könnet ihr entweder ein Stuk aus der Tonne heraus ſchneiden, als genug iſt zu eurem Vorhaben, welches ihr in warmen Waſſer zerlaſſen müſſet; oder ihr könnet eine Ruthe in warmes Waſſer tunken, und ſodann mit dieſer in der Tonne herum fahren, ſo wird ſie ſo viel Hefen wegnehmen, als ihr haben müſſet; wann ihr hernach mit der Ruthe wieder im warmen Waſſer herum fahret, ſo könnet ihr ſolche zu eurem Gebrauch zuſammen ſammeln. Andere preſſen die Bierhefen zuſammen, und ſammeln ſie in ein ſtarkes Tuch, und, wenn der Kuchen troken iſt, gebrauchen ſie einen Theil davon, wie bishero geſagt worden.

Zufällige Abſchilderung

von angenehmen und unangenehmen Perſonen in Geſellſchaft.

> Cum triſtibus ſevere, cum remiſſis jucunde, cum ſenibus graviter, cum juventute comiter vivere. *Cic.*

Oben ſtehende Lateiniſche Worte machen einen Theil eines ſehr laſterhaften Charakters aus; allein ich habe nichts davon hergeſezt, als was zu den Vorſchriften der Billigkeit und Ehre gehöret. Cicero ſaget ſolche von Catilina, der, wie er ſpricht, mit den Betrübten ernſthaft, mit den Frölichen munter, mit den Alten verſtändig, und mit den Jungen luſtig gelebet hat; Er ſezt noch hinzu, er habe auch mit den Schwachen frech, und mit den Eiteln ſchwelgeriſch gelebt. Die zwei lezten Stüke ſeiner Gefälligkeit mag ich nicht erwägen,

---

te, verlangte den andern Tag noch zween Tage, und verdoppelte nachhero jeden Tag die Anzahl ſeiner Tage. Darüber ſagt Cicero: Simonidem arbitror - - - - quia multa venirent in mentem acuta, ſubtilia, dubitantem quid eorum eſſet veriſſimum, deſperaſſe omnem veritatem. Cic. de nat. Deor. L. I. c. 22.

wägen, weil ich anjezt nur von dem gefälligen Betragen eines angenehmen Gefährten reden will. Sich in dieſem Stüke nun nach aller und jeder Leute Gemüthsart zu richten, das kan nicht angenehm ſeyn; es wäre denn, daß es eines Menſchen Naturell ſo mit ſich brächte; ſolches aber aus Ehrgeiz zu thun, um ſich mit dieſer Kunſt ſehen zu laſſen, das giebt die fruchtloſeſte und unanſtändigſte Beſchimpfung ab. Eine verſtellte Rolle anzunehmen, und dies zu keinem andern Ende, als ein ungegründetes Lob der Unverſtändigen zu erhalten, das iſt unter allen Beſtrebungen die allerverächtlichſte. Es mus einem Menſchen eine natürliche Freude ſeyn, andern zur Freude zu werden, oder doch die ihrige nicht zu unterbrechen: daher iſt es ein ungemein leidiger Umſtand, daß gewiſſe Leute ſich in Geſellſchaft begeben, denen es ſehr nöthig thäte, daß ſie alleine blieben. Es iſt gewis, daß Leute, die am mindeſten zum Nachdenken geneigt ſind, eine groſſe Neigung zu Geſellſchaften haben. Sie gehen oftmals unter Leute, da ſie vielleicht beſſer thäten, ſie blieben daheim, und bei ſich ſelbſt, als daß ſie ſich andern Menſchen aufdringen, um wieder zu ihrer Munterkeit zu kommen. Doch nehme ich bei allen dieſen Fällen denjenigen aus, da man einem Freunde einen betrübten Gedanken, oder eine Schwürigkeit entdeket, um ein ſchwermüthiges Herz zu erleichtern. Was ich hier meine, iſt, daß ein Menſch allezeit geneigt ſeyn mus, die Art derjenigen Geſellſchaft anzunehmen, in die er gehen will, oder, daß er lieber gar davon bleiben ſoll. Es iſt in der That ein ſehr glüklicher Charakter, welcher fähig iſt, mit allen Arten der Gemüther zu leben; indem er eine Seele entdeket, die offen ſtehet, alles dasjenige anzunehmen, was andern kan gefällig ſeyn. Dieſes iſt es, was mir an der Gemüthsart des Acaſtus ſo ungemein gefallt. Man ſiehet ihn mit Greiſen, mit Unverſchämten, mit Ernſthaftigen, mit Luſtigen und Wizigen, munter zu ſeyn; Und dennoch hat ſein eigner Charakter eben nichts an ſich, welches ihn einer beſondern Art von Leuten, die man Luſtigmacher nennt, eben gar ſehr beliebt machen könte. Hingegen hat er einen guten natürlichen Verſtand, und ein gutes beſcheidenes Gemüth, ſo daß er ſich nie an einem Orte befunden, wo man ihn nicht zum andernmale gerne wieder gehabt. Will man alſo einer Geſellſchaft angenehm ſeyn: ſo mus es ſcheinen, als ob man ſich nach ihr richtete; nicht aber, als ob ſie ſich nach uns richten ſolte. Ich erinnere mich, daß Cicero, da er, wie mich dünkt, vom Antonius ſpricht, ſaget: In eo facetiæ erant, quæ nulla arte tradi poſſunt. Er habe luſtige Einfälle gehabt, die man durch keine Kunſt erlangen kan. Dieſe Eigenſchaft ſoll alſo von der Art ſeyn, davon ich jezt geredet habe. Wer der Natur folget, der komt niemals unrecht, und zu ungehöriger Zeit an. Wie verächtlich mus daher nicht das Verfahren derer ſeyn, welche ohne alle Aufmerkſamkeit auf die Beſchaffenheit derjenigen Geſellſchaft, zu der ſie kommen, die Ungereimtheit begehen, daß ſie, noch ehe ſie ſich niedergeſezt haben, ſchon um Verzeihung bitten, und gleichſam ſich ausreden, daß ſie, wegen wichtiger Geſchäfte, den Augenblik wieder fortgehen müſſen; ſo doch nichts weniger als dieſes iſt: und wofern die Welt es ausmachen ſolte, daß alle Geſchäfte beſorget werden müſſen, ſo wird ihre Arbeit bald ein Ende haben. Ihre Eitelkeit mus beſchweret werden. Monſignor Korilbuuzolo iſt einer von dieſen, der, wann er in eine Compagnie tritt, ſich mit ſeinen Geſchäften ausredet, er könne ſich nicht lange verweilen. Und da er endlich ohne Zureden doch den halben Mittag bleibet, andern durch Erhebung ſeiner Verdienſte auch dadurch öfters beſchwerlich fällt, daß er ſeine Unvollkommenheiten ſolchen andichtet, die an Gemüths- und Leibeskräften ihn weit übertreffen. Die Schwachheiten, welche mit einer Art von Schlafſucht begleitet werden, vermeint er, daß andere auch wie er haben; und denkt nicht, daß andere das würklich thun, was er vermeint gethan zu haben. Er iſt nicht kapable, nur das zu halten, was er oft pflegt zuzuſagen. Und wenn man ihn hierauf wieder zu ſehen bekömt, ſo hoffet er, daß man ſolches nicht übel nehmen werde. So ein Vergnügen hat er an ſeinen Unvollkoñenheiten, dadurch er andere würklich zu beleidigen ſucht. Doch, was vermag nicht die Einbildung? ⸗ ⸗ ⸗ Weil ich einmal auf dieſe Materie gekommen bin: ſo mus ich doch auch noch eine beſondere Narrheit bemerken, die von eben derſelben Urſache herrühret: da es Leute giebt, die gewiſſe Vorzüge beſizen wollen, die ihnen fehlen. Noch kürzlich hörte ich einen, der dem Korilbuuzolo in der Einbildung nichts nachgiebt, ſich wegen ſeiner Unwiſſenheit in den fremden Sprachen rühmen. Indem er nun ſeinen Ekel vor dieſen Sprachen kund machte: ſo ſagte er, daß die Fertigkeit in denſelben, einem Menſchen mehr übel als gut anſtünde; da ich doch gewis weis, daß ihm ſeine Unwiſſenheit in den heutiges Tages ſo üblichſten Sprachen ſehr zu Herzen gehet, und gereuet.

Vorſchlag zu einer Schlafgeſellſchaft.

Quod caret alterna requie, durabile non eſt:
Hæc reparat vires, feſſaque membra levat.

Ovid.

Man giebt ſich jezo ſehr viele Mühe, allerhand Vorſchläge zur Aufnahme ganzer Geſellſchaften zu machen; u. das iſt gewis eine löbliche Sache. Wenn ſolche Vorſchläge nicht allemal ins Werk gerichtet werden: ſo liegt die Schuld gewis nicht an dem Willen der Erfinder, der in Wahrheit nicht ernſtlicher und aufrichtiger ſeyn kan; auch nicht an der Unmöglichkeit der Ausführung. Denn wer wolte ſich wohl unterſtehen, das vor unmöglich zu halten, was ein Projectmacher mit ſo vieler Mühe ausgedacht hat; ſondern es iſt dem Eigenſinn der Leute beizumeſſen, die ſich nicht wollen rathen laſſen. Deswegen mus ſich aber ein Schriftſteller nicht abſchreken laſſen. Er mus ſo großmüthig ſeyn, dem allgemeinen Beſten zu dienen, wenn ſein Dienſt auch nicht angenommen wird. Er mus der Welt allerhand unvorgreifliche und unmasgebliche Gedanken entdeken, wenn er auch weiter nichts davon hat, als daß man ſag: Der Einfall war artig. Dieſe Betrachtungen habē mich bewogē, mein Pfund diesfalls auch nicht zu vergraben, ſondern zum beſten der Geſellſchaft das meinige beizutragen. ⸗ ⸗ ⸗ Alle Geſellſchaften, welche zum allgemeinen Beſten errichtet werden, betreffen entweder die Gelehrſamkeit: oder den Staat und das Commercium: oder den Umgang in dem gemeinen Leben. Mit den erſten beiden habe ich nichts zu ſchaffen. Eine gelehrte Geſellſchaft aufzurichten, dazu habe ich nicht Anſehen genug. Ich müſte wenigſtens Magiſter ſeyn; und das bin ich nicht. Eine Geſellſchaft, die zur Verbeſſerung des Commercii gereichet, und dahin die Feuercaſſen, die Witwengeſellſchaften ꝛc. gehören, iſt noch weniger für mich; Das iſt eine Sache, dazu viel Weitläuftigkeit und Einſicht erfordert wird. Ich liebe das Vergnügen und die Bequemlichkeit; und daher wird man mir erlauben, eine Schlafgeſellſchaft aufzurichten. ⸗ ⸗ ⸗ Ich glaube, daß viele meiner Leſer meinen Einfall vor thöricht halten werden, und daher ſehe ich mich gezwungen, ehe ich noch das geringſte von der Einrichtung meiner Geſellſchaft ſage, zu beweiſen, daß eine Schlafgeſellſchaft nicht nur nicht thöricht, ſondern auch nöthig und nüzlich ſey. Ich könte mich hier auf das Beiſpiel des berühmten Swift berufen, der eine gelehrte Abtrittsgeſellſchaft errichtet hat. Aber man wird nur nicht erlauben, das Exempel einer Geſellſchaft von ſo üblem

Geruche anzuführen. ⸗ ⸗ ⸗ Meine Leſer werden ſo unerfahren in der Sittenlehre nicht ſeyn, daß ich erſt den Grundſaz beweiſen müſte, daß ein Menſch verbunden ſeye, ſo viel als möglich, ſein Vergnügen zu befördern. Ferner werden ſie von dem Erfahrungeſaze überzeuget ſeyn, daß das Vergnügen der meiſten Menſchen in Eſſen, Trinken, Spielen und Schlafen beſtehe. Auf dieſe beide Säze gründe ich demnach meine Geſellſchaft. Sind wir verbunden, unſer Vergnügen zu befördern, ſo viel als möglich iſt, ſo müſſen wir es auch ſuchen in Geſellſchaft zu befördern, folglich müſſen wir auch in Geſellſchaft eſſen, trinken, ſpielen und ſchlafen. Man kan ſagen, daß man dieſer Vorſchrift der Natur zu unſern Zeiten ziemlich nachkomme; denn es giebt Gaſtereien, da man in Geſellſchaft iſſet und trinket: es giebt Tobakscollegia: es giebt Spielgeſellſchaften; Aber es wird doch noch immer eine groſſe Lüke in unſern Pflichten ſeyn, ſo lange wir keine Schlafgeſellſchaften haben. Unſer Gewiſſen wird uns alſo verbinden, uns in Geſellſchaft ſchlafen zu legen. Ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich den erſten Einfall von meiner Schlafgeſellſchaft den Thieren zu danken habe. In unſern aufgeklärten Tagen, da die Thiere nicht mehr unvernünftig, ſondern vernünftig ſind, kan man vieles von ihnen lernen. Das iſt eine koſtbare Anmerkung, die man nicht in den Wind ſchlagen darf. Ich berufe mich hier auf einen gewiſſen Redner, der, wenn er ſeine Zuhörer zur Grosmuth, zur Mäſigkeit, zur Arbeitſamkeit, zur Keuſchheit, u. ſ. w. ermahnen will, die Beweiſe von den Pferden, Kühen, Ameiſen, Hirſchen, u. ſ. f. hernim̃t. Würde der gelehrte Mann wohl ihrer erwehnen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß uns keine beſſere Muſter zur Nachahmung vorgeſchrieben ſind? Ich ſehe es auch den Zuhörern an der Röthe an, die ihnen ins Geſicht ſteigt, daß ſie ſich in ihren Herzen ſchämen, ſich von Thieren übertreffen zu laſſen. Und wie viel hat man nicht in andern Wiſſenſchaften von den Thieren abgelernet? Wie viel haben die Baumeiſter den Bienen, den Schwalben, den Schnecken und Spinnen zu danken? Die Aerzte haben von einem gewiſſen Vogel, Ibis, die Clyſtiere erfunden: und die Geſundheitsregeln, die ſie uns noch bis dieſe Stunde vorſchreiben, ſind nichts anders, als die Diät der Thiere. Es iſt alſo ſehr vernünftig, den Thieren nachzuahmen: und man wird es mir um deſto weniger verdenken können, daß ich mich in ſolchen Sachen, darinn ſie uns vollkommen zum Muſter dienen können, auf ſie berufe. Denn, was das ſinnliche Vergnügen betrift, darauf verſtehet ſich gewis niemand beſſer, als ſie. ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe einen Vetter, der einen ſehr vernünftigen Hund hat, welchen er Monſie nennet, der, ſo viel ich bemerkt habe, entweder der cyniſchen oder der epikuriſchen Philoſophie zugethan iſt. Genug! Monſie liebt alles, was die meiſten Menſchen lieben: ein gut Stük Fleiſch, einen Trunk Milch, eine warme Stube, ein weiches Lager; Und Madahm ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Madahm iſt ein anderer Hund, den mein Vetter zuweilen zur Geſellſchaft zu ihm läſſet. Weil Madahm keinen Diener hat, ſo meldet ſie ſich ſelbſt, wenn ſie zu ihm kom̃t. Sie bellet vor der Thüre. Alsdann wird ſie eingelaſſen: und Monſie gehet ihr entgegen, und empfängt ſie mit den artigen Manieren eines galanten à la modiſchen Herrn, der ſein Frauenzimmer ins Zimmer führet. Sie wedeln beide, und beiſſen ſich in die Ohren, wie Verliebte ſich aus Zärtlichkeit in die Lippen beiſſen. Denn fangen ſie an, nach ihrer Art zu reden; und was können ſie ſich anderſt ſagen, als daß ſie ſich freuen, die Ehre zu haben, einander wohl zu ſehen. Wenn ſie nichts mehr zu reden haben, wenn ihre ganze Beredſamkeit erſchöpfet iſt, ſo legen ſie ſich auf einen für ſie verfertigten Stuhl, und ſchlafen: und ſchlafen ſo lange, als ſie es für gut finden.

Wer kan es ihnen verdenken? Sie hatten ſich nichts mehr zu ſagen, und weil ſie aufrichtiger miteinander umgehen, als wir, ſo haben ſie lieber ſchlafen, als nichts, oder unnüze Sachen reden wollen. Warum folgen wir ihrem Exempel nicht? ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe bemerkt, daß Monſie und Madahm einander niemals vorrükken, daß ſie geſchlaffen haben. Ich glaube vielmehr, daß ſie ſich deswegen noch lieber leiden mögen, an ſtatt daß wir durch ein gezwungnes Wachen einander verdrüslich werden. Ich kan mich alſo nicht länger entbrechen, meine Schlafgeſellſchaft anzupreiſen, und ihre Einrichtung zu machen, wenn ich anders nicht ſelbſt darüber einſchlafen werde. ⸗ ⸗ ⸗ Ich könte zuförderiſt hier anrathen, lieber mehr in Geſellſchaft zu ſchlafen, als miteinander zu eſſen; allein, dies läſſet ſich nicht allezeit bewerkſtelligen. Doch, würde es bei manchē Perſonen v. groſſer Haushaltung öfters wohl beſſer ſeyn. Folgendes kan zum Beweis dienē: Man mus mir aber nun nicht mehr übel nehmen, daß ich die beiden Thiere meines Vetters zum Exempel wieder vorſtelle. So ſehr ſich auch Monſie und Madahm lieben: ſo fangen ſie doch an zu gnurren, wenn einer mit dem andern von einem Teller eſſen ſolle. Komt vollends Tyras ein gröſſerer Hund darzu, ſo gehen ſie unter den Stuhl, ſagen nichts, laſſen ihm das ganze Freſſen über, und ärgern ſich heimlich. Machen es nicht die meiſten Menſchen eben ſo?. Kinder geben ihre Unzufriedenheit noch deutlicher zu erkennen. Komt nun eben ein Gaſt darzu, ſo müſſen die Kinder Plaz machen, u. man überlaſſet ihm das beſte Stük. Sie ſagen zwar nichts; aber was iſt anders zu vermuthen, als daß ſie ſich innerlich darüber ärgern. Es iſt alſo beſſer, einander zu Bette gebetten. Hier herrſcht eine weit gröſſere Verträglichkeit. Frau u. Mann, wenn ſie ſich auch zanken, werden doch Freunde, wenn ſie ſchlafen wollen. Wer alſo dieſe Schlafgeſellſchaft mithaltē will, der mus vor allen Dingen ein weiches Kanapee haben, oder ein Ruhebette zu 4. Perſonen. ⸗ ⸗ Die Beſcheidenheit wird erfordert, daß, wenn man durch einen Dienſtbotten einander zum Schlaf bitten läſſet, man nur ſagen laſſe, man möchte doch ſo gut ſeyn, und auf einem Polſter vorlieb nehmen. So iſt es unter Leuten, die zu leben wiſſen, gewöhnlich. Sie laſſen ſich einander niemals anderſt, als auf eine Suppe zu Gaſt bitten, wenn ſie auch 10. bis 20. Gerichte hätten. ⸗ ⸗ ⸗ Wenn die Schlafgeſellſchaft zuſammen iſt, ſo macht der Wirth ihr das gewöhnliche Compliment, welches um deswillen beizubehalten, weil man leicht darnach einſchlafen kan. Darauf fängt man miteinander an zu reden, und erkundigt ſich nach dem Wohlbefinden der Angehörigen. Die Frauen können von denen Neuigkeiten reden, die bei denen Kindbettbeſuchungen ausgetragen werden. Wenn nun das geſchiehet, ſo fangen hier und da einige an zu gähnen. So bald der Wirth das gewahr wird, ſo läſſt er ſich eine Bouteille Arzenei bringen, die den Schlaf befördert, und die ein Arzt verordnen mus, weil ich mich nicht darauf verſtehe. Er giebt das von einem jeden zu trinken; und wenn einer etwa nicht trinken wolte, ſo wird die Höflichkeit erfordern, ihn ſo lange zu quälen, bis ers nimt, ſo wie man es beim Eſſen und Trinken zu thun pflegt. Das ware inſonderheit deswegen nöthig, weil ſich zuweilen ein verdrieslicher Gaſt mit einſchleichen könte, der die andern mit einer unnüzen Beredſamkeit vom Schlafe abhalten möchte. ⸗ ⸗ Ich rathe nicht, daß ein Mann ſeine Frau einem andern überlaſſe, um bei ihr am nächſten zu ſchlafen. Ich weis wohl, galante Leute werden hierwider allerlei einzuwenden haben. Sie werden ſagen: es ſeye wider den Wohlſtand, daß ein Mann ſeine eigene Frau führe: es ſchike ſich nicht, daß man in Geſellſchaft bei ihr ſizze: Alſo müſſe man auch in der Schlafgeſellſchaft ſeine Frau einem andern überlaſſen. Aber ich rathe es dennoch nicht, damit man nicht

Gelegen⸗

Gelegenheit habe, meine Schlafgeſellſchaft in einen üblen Ruf zu bringen. ⸗ ⸗ Weñ alſo die Ceremonien in allem behörig eingerichtet ſind: ſo legen ſich entweder je 4. und 4. Perſonen auf ein Ruhebette, jedoch ſo, daß 2. Frauen der Länge nach, und deren Männer der Quer nach, einer oben, und der andere unten, zu liegen kommen: oder man kan ſich auch auf einen Lehnſtuhl, und auf Kanapee legen; da ſodenn ein jeder ſich gähnt, ſtrekt die Glieder, wünſcht ſeinem Nachbar eine ſanfte Ruhe, und ſchläft flux und frölich ein. Ich ſtelle mir im Geiſt die angenehme Stille vor, die in den Zimmern herrſchet,

- - - Silitur
in noctem, feſſosque ſopor ſuos
occupat artus. *Virg.*

Hier ſieht man die vollkommenſten Muſter der Einigkeit an Perſonen, die vielleicht, wenn ſie nicht ſchlafen, ſich gezankt oder geſchlagen hätten. Denn für empfindliche Gemüther, wird der Schlaf weit vortheilhafter ſeyn, als in Geſellſchaft ſeine Schwäche zu entdeken, und ſich an ſolchem Frauenzimmer im Ernſte rächen wollen, die am wenigſten beleidigen können. ⸗ ⸗ ⸗ Wenn nun die Geſellſchaft ausgeſchlafen: ſo folgen die gewöhnlichen Verbeugungen, und man erzehlet ſich einander die Träume. Gelehrte Leute ſollen dieſe Träume von Tage zu Tage aufſchreiben; Und die Künſtler können ſogar dieſe träumende Vorſtellungen in Kupfer ſtechen. Wenn nun viele Leute zuſammen träumen: ſo kan es nicht fehlen, es müſſen viele Träume miteinander übereinſtimmen. Man bemerke alsdañ, was auf ſolche übereinſtimmige Träume vor beſondere Begebenheiten den Träumern zugeſtoſſen ſind. Das was ſie miteinander gemein haben, ſchreibe man als die Bedeutung bei dem Traum; So kan man in Zeit von etlichen Jahren ein recht vollſtändiges gelehrtes Traumbuch mit Kupferſtichen haben. Und was wird das nicht vor Nuzen bringen? Wir werden alsdann mit eben der Gewißheit, mit welcher die fleiſigen Beobachter des Wetters aus der Aehnlichkeit der Fälle die Veränderung des Wetters vorher ſagen, auch aus eben der Aehnlichkeit die Schikſale vorher ſehen können, die uns begegnen werden. ⸗ ⸗ ⸗ Wer ſolte ſich wohl vorgeſtellt haben, daß meine Geſellſchaft ſo nüzlich ſey. Ich will alſo das nicht einmal weitläuftig ausführen, was ich doch ſonſt gar wohl thun könte; z.E. daß eine ſolche Geſellſchaft der Geſundheit zuträglich ſey: daß das Frauenzimmer dadurch ſchöner werde: daß ein junger Herr dadurch eine artige und natürliche Stellung bekomme: daß man überhaupt ein hohes Alter dadurch erreiche.

Longa quieſcenti tempora fata dabunt.
Ovid.

Denn das ſind Dinge, die einem jeden ohnedem ſchon bekannt ſind. Und, es wäre öfters weit beſſer, wenn bei manchen Zuſammenkünften, Verſammlungen ꝛc. wo ſo vielerlei Projecten zu ſo mancherlei Schaden erwachſen, dergleichen Schlafgeſellſchaft ſtatt finden würde. Viele Unordnung, Zank, und tauſend Unglük hätten ſchon öfters dadurch erſtikt werden köñen. Und, o! was für Betrug ⸗ ⸗ ⸗ Doch, es ſeye hiemit genug! Ich ſchlüſſe, u. wende mich, nach der Gewohnheit aller derer, die einen nüzlichen Vorſchlag gethan haben, zu den Groſſen u. Mächtigen, und zu den Freunden des Schlafs, und bitte dieſelbigen ganz unterthänig und demüthig, daß ſie ein ſo nüzliches Werk mit ihrem Beifall beehren, mit ihrem Anſehen unterſtüzen, und mit ihrem Schuze beglükſeligen wollen. Und, nachdem ich dieſes gethan habe: ſo werde ich meinen Leſern eine gute Nacht anwünſchen, und mich zu Bette legen.

Meſſikunkulus.

Gedanken von der Seelenwanderung.

Ich wolte darauf wetten, daß viele von denen, die auf das ſtrengſte beweiſen, daß die Seelenwanderung was ungereimtes ſey, heimlich wünſchen, daß ſie wahr ſeyn möchte. Wir ſind für die Unſterblichkeit der Seele auf die angenehmſte Weiſe von der Welt eingenommen; und es liegt uns gemeiniglich wenig daran, wie wir fortdauern werden, wenn wir nur die Verſicherung haben fortzudauern. Die uralte Meinung vom Uebergange der Seele aus einem Körper in den andern hat jederzeit viele Liebhaber gefunden; und noch heut zu Tage findet man, daß die meiſten Nationen zugleich mit der Unſterblichkeit der Seele dieſe Wanderſchaft derſelben annehmen. Nimmermehr würde dieſes geſchehen ſeyn, wenn nicht dieſe Meinung etwas angenehmes bei ſich hätte, das unſern Wünſchen ſchmeichelt, und das mit der allgemeinen Art zu denken des menſchlichen Herzens übereinſtimmet. Selbſt die Irrthümer, die das Herz befriedigen, und unſern Wünſchen angenehm ſind, verdienen eine gewiſſe Hochachtung, die wir allen den Sachen ſchuldig ſind, die unſere Ruhe und unſer Vergnügen befördern, wenn ſie es auch gleich nur dem Scheine nach thun ſolten. Daher betrachte ich die Lehre von der Seelenwanderung mit viel günſtigern Augen, als ſie die meiſten neuern Philoſophen betrachten, ohne ſie doch deshalb für etwas mehr, als was ſie in der That iſt, für einen ſüſſen Traum, für eine angenehme Thorheit zu halten.

Der Irrthum von der Seelenwanderung iſt ſo natürlich, daß ich glaube, ein Volk, das ſich mit der Unſterblichkeit der Seele ſchmeichelt, könne, ſich ſelbſt gelaſſen, unmöglich zuerſt auf eine andere, als dieſe Meinung fallen. Denn, wenn die Seele nach dem Tode der thieriſchen Leiber übrig bleibt, ſo kan ſich keine Einbildungskraft dieſelbe anders als in einem Körper vorſtellen, weil wir ſie ohne Körper nie haben empfinden können. Da man nun gleichwol ſiehet, daß im Tode die Seele ihren bisherigen Körper verläſſt, ſo iſt man genöthiget, ſich dieſelbe in einem andern Körper einzubilden, den ſie bezogen haben mus, wenn ſie anders fortdauert. Die Aehnlichkeit der Neigungen der Thiere hat die Vergleichungen der Gemüthsarten der Menſchen mit den unvernünftigen Thieren veranlaſſet. Dieſe Ubereinſtimmung iſt ſo gros, ſo deutlich und offenbar, daß ſie der kleinſte Wiz entdeken kan. Daher konten die ungelehrteſten Völker am leichteſten darauf fallen, daß die thieriſchen Seelen, die alle gewiſſen menſchlichen ſo ungemein ähnlich ſind, nichts anders als abgeſchiedene menſchliche Seelen wären, die nach dem Tode einen thieriſchen Leib von niedrigerer Art bezogen hätten.

So mag der Begrif der groben Seelenwanderung bei den wilden Völkern vielleicht entſtehen, und ſie befinden ſich bei dieſer Meinung nicht übel. Denn auſſerdem, daß es ihnen ſo viel leichter wird, ſich die Fortdauer der Seele vorzuſtellen, als denen, die ihr entweder gar keinen, oder doch einen ganz unſichtbaren Leib beilegen; ſo mus es ihnen auch ſehr angenehm ſeyn, wenn ſie die Hofnung haben können, daß vielleicht ihr getreuer Hund einer von ihren verſtorbenen vertrauten Freunden, ihre Kuh die abgeſchiedene Frau Grosmutter, ihr Hahn der vorige Herr im Hauſe, und ihr Affe ein ſchöner Geiſt geweſen ſeye, der ehedem die Geſellſchaften an Feiertagen luſtig gemacht hat. Es mus ſie vergnügen, wenn ſie glauben, daß es nur in ihrem Belieben ſtehen werde, nach dem Tode mit ihren Anverwanden und Freunden fernern Umgang zu halten, oder ſich eine ganz neue Lebensart auszuſuchen, und es alſo in der Welt auf allerhand Arten zu probiren. Der Tod kan einem Menſchen, der in dieſer Hofnung ſtirbt, unmöglich ſchwer fallen.

ſollen: denn er betrift in der That nichts mehr als einen Tauſch, den man jederzeit, wenigſtens aus Neugier, ohnedem gern einmal verſuchen würde; und es kan alſo niemanden mehr darauf ankommen, zu ſterben, als es einem Comödianten darauf ankommen kan, ſich einmal umzukleiden.

Daß die wilden und blödſinnigen Völker von der Seelenwanderung wirklich den Vortheil haben, die Furcht des Todes zu überwinden, beweiſen die Gewohnheiten der meiſten, da ſie entweder bei dem Tode ihrer Freunde von Herzen vergnügt ſind, und die Glükſeligkeit der Verſtorbenen gar nicht in Zweifel ziehen, oder da es ihnen bei dem Tode der Ihrigen auf ihr eigenes Leben ſo wenig ankommt, daß ſie daſſelbe mit kaltem Blute in die Schanze ſchlagen, und die Exempel ſehr gemein, ja faſt alltäglich machen, daß jemand, blos dem Andenken eines guten Freundes zu gefallen, auf die erbärmlichſte Art von der Welt ſtirbt. Mit welcher Gleichgültigkeit frieret nicht ein Tartar zu tode, wenn er ſiehet, daß er ſich in die Länge wider die Kälte nicht wird beſchüzen können. Er legt ſich alsdann ohne die geringſten Umſtände nakend in den Schnee, und darf in dieſem Zuſtande nicht lange auf ſeinen Tod warten. Wie leicht wird es den Amerikaniſchen Wilden nicht zu ſterben, und wie haben ihre Peiniger nicht bewundern müſſen, daß dort der Tod für ein weit geringeres Uebel gehalten wird, als ſich bekehren zu laſſen? Mit welcher Hintanſezung aller Neigungen der Natur verbrennen ſich die Weiber in Indien lebendig mit den Leibern ihrer verſtorbenen Männer? Kurz, alle Zeugniſſe der Reiſebeſchreiber beſtätigen einmüthig, daß man den Tod nirgends für weniger grauſam und fürchterlich halte, als bei den wildeſten und ungeſitteſten Völkern. Eben dieſe aber ſind es, bei welchen noch heut zu Tage die grobe Seelenwanderung für eine ausgemachte Sache gehalten wird. Ich weis wohl, was man wider das vorhergehende einwenden kan. Es iſt nicht ſo wohl die Hofnung eines künftigen Lebens, als der Mangel der Empfindlichkeit, wird man ſagen, der dieſe Leute gegen den Tod gleichgültig macht. Ich bin auch nicht geſonnen, dieſes überhaupts zu läugnen: denn es iſt ausgemacht, daß wider die Furcht kein kräftigeres Mittel in der Welt ſey, als die Unwiſſenheit: denn wie können uns Sachen bekümmern, die uns unbekant ſind. Dieſe Völker ſehen die Schröken des Todes und den wahren Verluſt, den ſie darinn leiden, ſo wenig ein, daß ſie ſich unmöglich etwas wichtiges darunter vorſtellen können, und ihren Herzen iſt die Grauſamkeit gegen ſich ſelbſt durch die Erziehung ſchon natürlich geworden. Nichts deſtoweniger aber lehret doch der Umgang, den die Reiſenden mit dergleichen Völkern gehabt haben, daß ſie von der Hofnung ihres zukünftigen Zuſtandes ſehr eingenommen ſind, daß ſie ſich beſtreben, böſe Handlungen zu vermeiden und Gutes zu thun, damit ſie nach dem Tode nicht in allzuverächtliche oder elende Thiere, ſondern zu einem höhern Range erhoben werden möchten.

Ich will hier nicht erwähnen, daß viele groſſe Weltweiſe des Alterthums Freunde der Seelenwanderung geweſen ſind; ſondern ich will vielmehr beweiſen, daß es noch heute zu Tage Weltweiſe gebe, die wenigſtens das Weſentliche dieſer Meinung, nemlich die Wanderſchaft der Seele aus einem Körper in den andern, nicht allein aufs ſtrengſte behaupten, ſondern behaupten auch, daß die Seelen der Thiere nach dem Tode dergleichen ſubtile Körperchen bekommen werden. Ich will nicht unterſuchen, wie wahrſcheinlich es ſey, daß ein organiſcher Körper zugleich ſo ſubtil ſeyn ſolte, daß er völlig unſichtbar wäre. Ich will auch nicht fragen, wo die organiſchen Körper für die abgeſchiedenen Seelen herkommen ſollen, ob ſie vielleicht dieſelben nach ihrem Tode erſt ſelbſt bauen, oder ob ſie ihn, als ein für ſie zubereitetes Haus irgendswo finden, und ihn beziehen können? ob dieſes fertige Haus ſo lange leer geſtanden, oder ob es vielleicht ſchon vorher von andern Geiſtern bewohnet worden ſey, die es nach der Zeit wieder verlaſſen haben, um in noch ſubtilere oder beſſere Körper zu ziehen? Hingegen aber kan ich das nicht mit Stillſchweigen ubergehen, was man von der künftigen Oeconomie der Seelen in dieſen ſubtilen Körpern gemuthmaſſet hat.

Das neue Körperchen der abgeſchiedenen Seele, ſagte man, wird ſo leicht ſeyn, daß es gar keine Schwere gegen die Erde mehr haben wird. Solchergeſtalt wird dieſes neue Thier, als ein anderer Klim, zwiſchen den Planeten herum ſchwimmen, den Mond hinten und vorn anſehen, und ſich endlich auf einem andern Weltkörper niederlaſſen. Auf eben die Weiſe werden auch einige gute Freunde dieſer Seele auf dieſen Planeten gekommen ſeyn; ſie werden daſelbſten ihren ehemaligen Geſellſchafter wieder erkennen; ſie werden die alte Freundſchaft erneuern, und es werden ſich kleine Geſellſchaften zuſammen ſchlagen, um in dem Raume des Him̄els herum zu wandern. Wie in den Heldengedichten die Engel in weiten Sonnenſtraſſen vom Himmel herunter auf die Erde reiſen, wo ſie zuweilen unter Weges kleine Geſellſchaften ſeliger Seelen ihnen entgegen kommen ſehen, und ſich entweder mit ihnen beſprechen, oder ſie anſingen, oder gar mit ihnen umkehren, und ihnen die Einwohner der Planeten zeigen, vor welchen ſie ihr Weg vorbei führet; ſo werden die alten Philoſophen der erſten Jahrhunderte des Erdbodens die neu angekommenen Seelen in ihre Geſellſchaft nehmen, ihnen die ſchon oft gereiſeten Straſſen zwiſchen den Welten hindurch zeigen, und ihnen auf den Planeten hin und wieder Gönner und Freunde verſchaffen, mit denen ſie auf ihren Reiſen in Bekantſchaft gerathen ſind. Man darf nicht glauben, daß ich mir dieſe Chimären, indem ich ſchreibe, ſelbſt erdenke. Ich könte allenfalls verſchiedene gedrukte Schriften hier anführen, worinn dieſe und noch mehrere dergleichen philoſophiſche Muthmaſſungen, nicht in Verſen, ſondern in Proſa, ja ſo gar in ſchlechter Proſa, umſtändlich vorgetragen worden ſind. Wenn ich nun dieſe Meinung von der Wanderſchaft der Seele nach der neueſten Art zu denken mit der alten Seelenwanderung, die von uns die grobe genennet wird, vergleiche, ſo kan ich mir unmöglich einbilden, daß einer von beiden Partheien ein philoſophiſcher Thor ſeyn ſolte, ich müſte ſie denn alle beide dafür halten. Vielleicht komt noch die Zeit der Eliſäiſchen Felder wieder; ja vielleicht werden ſie noch dereinſt mit allen den Verbeſſerungen wieder geglaubt, die Basmann in ſeinen Todengeſprächen hinzugethan hat. Die leichten Körperchen, die unſichtbar und doch organiſch ſind, und keine Schwere mehr haben, ſind ſchon ein guter Anfang darzu. Es fehlt nun nichts mehr, als einen Beweis auszufinden, daß zwo Seelen, die ſich einander begegnen, einander auch nothwendig ihren Lebenslauf erzählen müſſen; und ich ſolte hoffen, daß ein ſolcher Beweis wenig Schwierigkeit haben würde.

Ich will es meinen Leſern zu beurtheilen überlaſſen, ob die grobe oder die feine Seelenwanderung vernünftiger, wahrſcheinlicher, gelehrter oder ernſthafter ſey. Allein, um wieder auf meinen erſten Sa zu kommen, ſo mus ich anmerken, daß ſowol die erſte als die lezte beweiſet, daß die Seelenwanderung von je her nach dem Geſchmake des menſchlichen Geſchlechts geweſen, und daß ſie wenigſtens unter die angenehmen Träume der menſchlichen Einbildungskraft gehöre. Vielleicht giebt uns die natürliche Unbeſtändigkeit des Herzens den Gedanken ein, daß wir dereinſt unſere Leiber vertauſchen, und neue Planeten zu unſern Wohnungen wählen werden. Vielleicht ſind einige, vielleicht ſind alle dieſe Urſachen zuſammen genommen, die Eltern und zugleich die Erhalter der groben und feinen Seelenwanderung geweſen. Vielleicht hat aber auch das Licht der neuern Weltweisheit die feine Seelenwanderung an den Tag gebracht. Vielleicht iſt dieſe lezte ein Kind des feinſten Verſtands, gleichwie die grobe ein Kind der dunkelſten Unwiſſenheit war: deñ, was wollen wol die alten ſogenanten Philoſophen gegen unſere groſſen Geiſter ſagen? Ich kan dieſes nicht entſcheiden. So viel aber weis ich, daß auch die grobe Seelenwanderung zu ihrer Zeit ein philoſophiſcher Lehrſaz geweſen, und daß noch kein einziger neuer Philoſophe die feine erwieſen habe.

Troſtſchrift für diejenigen Jungfern welche längſtens gewünſchet verheirathet zu ſeyn.

Mein liebes Schweſterchen!

Wir ſind die vertrauteſten Freundinnen, die je gefunden werden. Was wir miteinander reden, das bleibt unter uns; niemand iſt um und neben uns, der uns verrathen, oder aus unſern Unterredungen etwas nachtheiliges ziehen könte. Laſt uns demnach einmal über das Geſchik, daß wir und viele andere unſers Orts, bei der groſſen Anzahl der Junggeſellen, ſo lange im eheloſen Stande leben müſſen, unſere Betrachtungen anſtellen. Ich habe öfters bei mir ſelbſten überlegt, was doch die Urſache ſeyn müſſe, daß die Junggeſellen ſich ſo ſchwer zum Eheſtande entſchlieſſen, und uns ſo lange warten laſſen; Es fällt mir aber jezo ein, daß es mit zu den lezten Zeiten gehöret, da die wahre Liebe in den Herzen der Menſchen erkalten ſoll. Ich mag mich hier wohl des Ausdruks bedienen, deſſen man ſich, wie mir mein Papa geſagt hat, bedienet, wenn man von der Güte und dem Werthe der Lateiniſchen Schriftſteller redet, daß einige im goldenen, andere im ſilbernen, einige im bleiernen, andere im eiſernen Seculo gelebet haben; ſo mag ich die Zeit, darinne wir leben, auch mit Recht die eiſerne nennen, weil die Junggeſellen, wenigſtens an unſerm Orte, gegen uns recht eiſern ſind, und ſich durchaus nicht zum Eheſtande entſchlieſſen wollen. Betrübter Zuſtand! - - wodurch ſie ſich ſelbſt ein böſes Gewiſſen, uns aber das Leben ſchwer machen. Was mich am meiſten ärgert, iſt dieſes, daß viele recht läppiſche Urſachen vorbringen, warum ſie im eheloſen Stande bleiben. Da heiſſt es: es werde heutiges Tages alles übertrieben, alles täglich theurer; man habe mit ſich ſelbſt zu thun; der weibliche Staat werde täglich gröſſer, und erfordere einen ſchweren Beutel; die Auferziehung der Kinder ſeye nicht weniger koſtbar, und verurſache die meiſte Unruhe, Sorge und Kümmerniſſe - - - So redet man, wenn man zu einer Sache nicht Luſt hat, und ſo ſiehet man allezeit eine Sache auf der ſchlimmen Seiten an, wenn man ſie will verhaſt machen. Suchen wir denn nicht durch allerhand Haushaltungsvortheile bei dieſer theuren Zeit die Ausgaben zu erleichtern? Das ſind unverſtändige Weiber, die ihren Puz höher treiben, als des Manns Einkünfte ertragen, u. ſ. w. Bringen wir denn nicht auch was mit ins Haus? Unſere Ausfertigung, Heirathgut u. d. g. - - ſollen denn dieſe nichts heiſſen? Ich weis gewis, Schweſterchen! unſere Männer ſolten von uns keinen Schaden haben. Wir wolten mit allem zufrieden ſeyn. Wir wolten wenig eſſen, wenig trinken, ihnen mit unſerm Staat nicht zur Laſt fallen, und in allem mäſſig ſeyn. Doch, was iſt indeſſen zu thun? wir müſſen Gedult haben. Die Sache läſſet ſich nicht erzwingen, und wenn wir uns noch ſo ſehr grämen. Unſer Verlangen iſt oft unvernünftig und blos ſinnlich; ſolte es uns allezeit gewähret werden, ſo würde es oft unſer gröſtes Unglük ſeyn. Das Sprüchwort: Jung gefreit, hat niemand gereut, mus gar ſehr eingeſchränket werden, wenn es gelten ſoll. Wie weislich macht es demnach der Schöpfer, wenn er unſere Wünſche, da ſie am heftigſten ſind, unerfüllet läſſet! und wie wohl thun wir, wenn wir ihm nicht vorſchreiben, wie er unſer Glük einrichten ſoll! Wir wollen uns alſo die Zeit in den Eheſtand zu kommen nicht mehr lang werden laſſen. Glaube nur, was uns beſcheret iſt, wird uns nicht entlaufen. Ein Witwer iſt ſo gut als ein Junggeſelle. Es giebt deren noch genug. Doch Eins iſt noch nöthig: Wir wollen indifferent ſeyn, nicht mehr zu erkennen geben, als wenn uns am Heirathen ſo viel gelegen wäre, damit wir die Junggeſellen, die ſich ohnedem immer mehr rühmen, als in der That iſt, nicht hochmüthig machen. Wir wollen zwar nicht murriſch, nicht naſeweis, nicht bokbeinicht, oder eigenſinnig, nicht ausrichteriſch, nicht ſtolz und rangſüchtig mehr ſeyn, ihnen nicht nachlaufen, oder in öffentliche Wirthshäuſer mit ihnen gehen, ſondern uns ſo aufführen, daß inſtens die Mannsperſonen, ſo Männlein werden wollen, ſich glüklich ſchäzen müſſen, uns noch zur Ehe zu bekommen. Und wir wollen durchaus ihren vielen Complimenten und leeren Verheiſſungen nicht mehr trauen: denn ihre viele - - gehorſamer Diener, gehorſamſter Diener - - - machen uns nur irre. Mit einem Wort: Wir wollen unſere hohe Gedanken von unſerer Schönheit und Geſchiklichkeit fahren laſſen, und uns bemühen, recht tugendhaft zu leben. Was gilts, wir werden uns auf dieſe Art recht beliebt machen. Ich verbleibe deine

Gehorſame, gehorſamſte, ja ganz gehorſamſte Dienerin, und getreues Schweſterchen S.

P. S. Dieſes habe in Eil geſchrieben, an meinem Geburtstag, am 5. Jun. den Quatember 1754. Denn du muſt wiſſen, daß ich A. 1714. in dem Zeichen des Steinboks gebohren bin.

Von den Vorzügen des Alters vor der Jugend.

Habet natura, ut aliarum omnium rerum, ſic vivendi modum; ſenectus autem peractio ætatis eſt tanquam fabulæ. Cujus defatigationem fugere debemus, præſertim adjuncta ſatietate. *Cicero de ſeneƈt.*

Unter allen ungereimten Wünſchen, welche man in dem Umgange vorbringen höret, iſt keiner einem wakern Manne unanſtändiger, als wenn man ſich jünger zu ſeyn wünſchet, als man iſt. Ich habe beobachtet, daß dieſer Wunſch gemeiniglich bei Erblikung eines Gegenſtandes geſchiehet, welcher uns das Bild einer vergangenen Handlung ins Gedächtnis bringt, dabei es uns keine Unehre iſt, daß wir ſie jezt nicht wiederholen können; oder auch bei einer ſolchen Sache, deren wir uns ſchämen muſten, da wir ſie thaten. Es iſt ein gewiſſes Zeichen eines närriſchen und liederlichen Gemüths, wenn wir unſere Jugend, blos wegen der Stärke der Knochen und Sehnen vermiſſen, die wir ehemals in unſerer Gewalt hatten. Es iſt, wie mein angeführter Schriftſteller ſaget, eben ſo ungereimt, ſich die Kräfte der Jugend zu wünſchen, als es für einen Jüngling ſeyn würde, ſich die Kräfte eines Ochſen oder eines Pferdes zu wünſchen. Beiderlei Wünſche ſind gänzlich wider die Natur, die uns in allen Dingen leiten ſoll, welche nicht der Gerechtigkeit, den Geſezen und der Vernunft zuwider ſind. Allein, obgleich alle alte Leute ehemals jung geweſen, und alle junge hoffen alt zu werden, ſo ſcheinet doch ein höchſt unnatürlicher Misverſtand zwiſchen dieſen beiden Schaubühnen des Lebens zu ſeyn. Dieſer unglükſelige Mangel eines Umgangs miteinander entſtehet von dem übermüthigen Stolze, oder der vermeſſenen Erhebung der Jugend, und der unvernünftigen Kleinmüthigkeit, oder dem Mitleiden mit ſich ſelbſt bei den Alten. Ein junger Menſch, deſſen Leidenſchaft und Ehrgeiz nichts anders iſt, als tugendhaft und weiſe zu ſeyn, und ein Alter, der keine Neigung hat zu ſchwelgen und liederlich zu leben, werden ganz und gar nicht in dieſer Betrachtung mit begriffen: doch die eingebildeten jungen Bürſchgen, welche in die Fusſtapfen ihrer Eltern treten; und die alte Narren, welche den frechen Stolz beneiden, worinnen ſie dieſelben ſehen, ſind die Gegenſtände unſerer gegenwärtigen Verachtung und Verſpottung. Verachtung und Verſpottung ſind harte Worte: wie kan man aber einem jungen Menſchen, der Tag u. Nacht den ſinnlichen Vergnügungen nachhängt, oder ſie beſizt, Lehren geben; oder einem alten Manne, bei dem Unvermögen und der Begierde ſie zu genieſſen, ſein Mitleid bezeigen? Wenn junge unordentliche Leute in Wirthshäuſern und andern öffentlichen Orten in ihrer Aufführung verrathen, daß ſie ihren Lüſten gänzlich überlaſſen ſind: ſo können vernünftige Seelen nichts anders gewahr werden, als ein verächtliches Alter, welches gewis kommen mus, wenn ſie nicht von dem Tode, mitten in ihren Thorheiten, geſtöret werden. Wenn ein Alter den Verluſt ſolcher Vergnügungen bedauret, welche vergangen ſind, ſo zeiget er eine unnatürliche Neigung gegen dasjenige, was in dem ordentlichen Lauſe der Vorſehung nicht zuruk gerufen werden kan. Der Zuſtand eines alten Mannes, welcher blos deswegen unzufrieden iſt, daß er alt iſt, iſt am meiſten auſſer allen Schranken der geſunden Vernunft und des Verſtandes aller Weſen, wovon wir nur irgend eine Nachricht haben, von dem höchſten Engel an, bis auf den niedrigſten Wurm. Wie erbärmlich iſt nicht die Betrachtung, wenn man einen alten wollüſtigen Mann ſiehet, der auf den Lauf der Dinge, da alle Geſchöpfe auſſer ihm und den Teufeln, der Ordnung der Vorſehung folgen, erzürnt, und faſt der einzige Misvergnügte in der Schöpfung iſt. Doch laſſet uns dasjenige ein wenig erwägen, was er durch die Anzahl der Jahre verlohren hat. Die Leidenſchaften, welche er in der Jugend hatte, können nicht mehr ſo ausgeübet werden, als damals: allein die Vernunft iſt jezt, ohne die Unruhe und Verwirrung von ihm, weit mächtiger. Ein alter Edelmann, welcher eines Tages mit einem ſeiner Freunde einige alte Begebenheiten überlegte, die ſie in ihrer Jugend mit einander gehabt hatten, rief in dem Geſpräche aus: O Jacob, da waren noch gute Zeiten! Das iſt wahr, verſezte ſein Freund, aber mich dünkt, wir ſind jezo weit ruhiger in unſern Geſchäften, als damals. Man ſolte denken, es würde kein geringes Vergnügen ſeyn, daß man in ſeiner Reiſe ſchon ſo weit gekommen, daß man des Tages Hize überſtanden habe. Wenn das Leben an ſich ſelbſt ein Fieber iſt, wie es denn in der frechen Jugend nichts anders iſt; ſo ſind die Vergnügungen nichts anders als die Träume eines ſolchen Kranken; und es iſt eben ſo ungereimt, die Rükkehr dieſer Lebenszeit zu wünſchen, als wenn ein geſunder Menſch über den Verluſt der goldenen Schlöſſer, ſchönen

Spaziergänge, und blühenden Wieſen bekümmert ſeyn wolte, worinnen er ſich in dem unruhigē Schlummer, bei währendem Anfalle der Krankheit, vergnügt zu haben erinnert. Was die vernünftigen und unſerm Weſen anſtändige Vergnügungen, die Gewisheit eines guten Namens, die Betrachtung eines andern Lebens, die Ehrerbietung u. den Umgang mit wakern Männern anbetrift: ſo werden unſere Fähigkeiten, ſolche zu genieſſen, mit den Jahren immer gröſſer und gröſſer. Wenn nur die Geſundheit dauret: ſo iſt der lezte Theil des Lebens, in den Augen der Vernunft, gewis der allerbeſte und am erſten zu erwählen. Das Andenken einer wohl angewanden Jugend verurſachet ein ruhiges, reines und edles Vergnügen in dem Gemüthe; und diejenigen, welche ſo unglüklich ſind, daß ſie nicht mit Vergnügen auf ihre Jugend zurük ſehen können, mögen ſich damit ein wenig tröſten, daß ſie nicht mehr der Verſuchung unterworfen ſind, ihre Thorheiten zu wiederholen, und daß ſie dieſelben jezo verachten. Man hat gar artig geſagt: Wer lange ein alter Mann ſeyn will, der mus zeitig anfangen einer zu ſeyn. Die thörichte Neigungen, in der frölichen und galanten Welt zu erſcheinen, und um geringer Vortreflichkeiten wegen gelobt zu werden, machet, daß die Jugend das Alter verachtet, und daß die Alten ſo ungern die Eigenſchaften der Jugend verlaſſen. Allein, dieſes kehret bei beiden Geſchlechtern alle Dinge um, und verwandelt die natürliche Einrichtung unſerer Seelen, welche nur nach dem, was die Natur und Vernunft ſagen, etwas gut heiſſen und verwerfen ſollen, in ein Hirngeſpinſt und in eine Verwirrung. Das Alter bei einer tugendhaften Perſon aus beiderlei Geſchlecht führet ein Anſehen mit ſich, welches ihm einen Vorzug vor allen Vergnügungen der Jugend giebt. Wenn das Beiſpiele von Vergnügungen ſind, daß man gegrüſſet, bedienet, und mit Ehrerbietung um Rath gefraget wird: ſo kan ſolches einem tugendhaften hohen Alter niemals fehlen. Bei der Erzählung der Unvollkommenheiten und Vortheile der jungen und ſpäten Jahre eines Menſchen ſind ſie in ihrem Zuſtande ſo nahe beieinander, daß es, wie mich dünkt, unglaublich ſeyn ſolte, einen ſo wenigen geneigten Umgang unter ihne anzutreffen. Wenn wir die Jugen und das Alter, mit dem Cicero, i Anſehung der Verwandſchaft des Todes betrachten: ſo iſt die Jugend durch weit mehrere Zufälle dem Tode näher als das Alter. Welcher Jüngling kan wohl eher, als ein alter Mann, ſagen: Er werde dieſe Nacht überleben? Die Jugend fällt viel eher in Krankheit; ihre Unpäslichkeiten ſind weit gewaltſamer, und ihre Geneſung iſt zweifelhafter. Es iſt wahr, die Jugend hoffet viel mehrere Tage. Dies kan ein Alter nicht. Der Jugend Hofnung aber iſt übel gegründet; denn was iſt wohl thörichter, als auf eine Ungewisheit einiges Vertrauen zu ſezen? Jedoch, ein alter Mann hat nicht ſo viel zu hoffen; indeſſen iſt er doch glükſeliger als ein junger Menſch. Er hat dasjenige bereits genoſſen, was der andere noch hoffet. Der eine wünſchet ſich, lange zu leben; der andere hat lang gelebt. Allein, ach! iſt wohl eine Sache in dem menſchlichen Leben, deren Dauer lang genennt werden könte? Nichts, was ſich enden mus, iſt ſeiner Länge wegen etwas werth. Wenn Stunden, Tage, Monate und Jahre weggehen: ſo iſt nichts daran gelegen, in welcher Stunde, in welchem Tage, Monate oder Jahre wir ſterben. Einem guten Schauſpieler gebühret ſein Lob, in welchem Auftritte des Schauſpiels er auch abgehet. Eben ſo verhält ſichs mit dem Leben eines vernünftigen Menſchen. Ein kurzes Leben iſt ihm hinlänglich genug, ſich als einen rechtſchaffenen und tugendhaften Mann zu beweiſen. Wenn er aufhöret, dergleichen zu ſeyn, ſo hat er ſchon zu lange gelebt: indem er es aber iſt, ſo hat es bei ihm nicht viel zu bedeuten, wie lange er es ſeyn ſoll; wenn er es nur bis an das Ende ſeines Lebens iſt.

Ein Mittel, das Bauholz und anderes Holzwerk in den Häuſern ſo zu verwahren, daß es nicht auswachſe, demmelich oder wurmſtichig werde, u. ſo leichterdings auch nicht Feuer fange.

In denen von der Königl. Schwediſchen Akademie heraus gegebenen Abhandlungen des 4ten Bands werden zerſchiedene Urſachen angegeben, warum das Holz wurmſtichig, oder auch demmelnd, und ſo bald faulend werden könne. Wir haben auch in unſerm Referendario p. 336. des 6ten Theils eine beſondere Abhandlung geliefert, wo zugleich die Zubereitung des Holzes angegeben, und mittelſt einer Holzmaſchine in Kupfer gewieſen wird, wie das Holz durch das Kochen dieſer Maſchine weit dauerhafter gemacht und für allem Wurmfras verwahrt werden könne. Wir beziehen uns hierauf, und begnügen uns, dermal ein kräftiges Mittel anzuzeigen, dieſem, wann der Schaden ſchon vorhanden iſt, in gewiſſer Maſſe auch abzuhelfen. Es beſtehet darinn:

Man läſſet gemeinen Vitriol, welcher bei denen Materialiſten und Apothekern unter dem Namen Kupferwaſſer vorkomt, im heiſſen oder kochenden Waſſer zergehen. Und weil dieſe Solution ſtark ſein mus, ſo kan man auf ein Maas Würtembergiſch, das iſt, auf 50. Unzen Waſſer, drei Viertelpfund Vitriol nehmen. Dieſes Vitriolwaſſer ſtreichet man, ſo warm als möglich, in die Spalten oder Riſſe des Holzes, ſo wird kein Schwam mehr heraus wachſen. Findet man aber keine Spalten oder Riſſe, ſo kan man mit einem Bohrer bei dem angeſtekten Ort hin und her Löcher bohren, und obgedachtes Vitriolwaſſer hinein ſtreichen.

Dieſes iſt auch ein Mittel, wenn das Holz wurmſtichig wird. Ja, es tödet der Vitriol, wegen ſeines bittern kupfrichten Geſchmakes, alles Ungeziefer; dienet alſo auch gegen die Wanzen, wenn die Bettſtätten und Getäfer öfters mit ſolchem Vitriolwaſſer ausgewaſchen werden.

Bretter und Gebälke mit Vitriol, Salz und Alaunwaſſer ſtark eingetränket, oder gar darinnen gebeizet, werden nicht bald Feuer fangen, oder hell brennen, ſondern wenn ſie in das Feuer gelegt werden, nur glühen, und leztlich zu einer Kohle werden. Wäre alſo dienlich, daß man das Holz, wo es unvermeidlich bei Feuerſtätten mus gebrauchet werden, auf ſolche Art zubereitete, ſo würde vieles Unglük u. Schaden verhütet werden.

So aber das Holz durch die Steine, die da ſchwizen, angegriffen und folglich auch faul wird; da findet dieſes Mittel nicht durchgehends ſtatt, ſondern man hat nöthig, wieder andere Mittel hierwider zu Hülfe zu nehmen. In dem 5ten Theil des Referendarii p. 59. ſind hievon beſondere nüzliche Anmerkungen im Bauweſen, zumal in Anſehung der naſſen Mauren und ſchwizenden Steinen angeführt, und p. 79. der daher rührende Schaden im Bauweſen mit denen dafür abhelflichen Mitteln, hinlänglich beſchrieben worden.

Gedanken von dem Vergnügen bei der Traurigkeit.

v. Haller.

. . . . Fühlſt du nicht im Herzen
Die zarte Regung ſanfter Schmerzen,
Die ſüſſer ſind als alle Luſt?

Die Sache, von der ich hier reden will, iſt ſo gewis und gegründet, als ſie anfangs lächerlich und chimäriſch zu ſeyn ſcheinet. Es giebt ein Vergnügen in der Traurigkeit, das alle Arten der Freude übertrift, und der Empfindung auſſerordentlich angenehm iſt, ob man es gleich mit völligem Rechte das allergewaltigſte heimliche Gift des Lebens und der Geſundheit nennen kan. Dieſes hat ſeinen Grund darinn, weil ein ſolches Vergnügen die Traurigkeit unterhält, die unſerer Geſundheit höchſt nachtheilig iſt. Ich verſtehe hier unter der Traurigkeit jede unangenehme Gemüthsbewegung; und ich behaupte nichts deſto weniger, daß jede unangenehme Leidenſchaft ein gewiſſes Vergnügen bei ſich habe, das alle diejenigen einnim̃t, die es fühlen. Die Betrübnis und das Leidweſen ſind wegen dieſes Umſtandes ſchon ohnedem bekannt. Ein Betrübter, ein Leidklagender kan ſich mit ſeinem angenehmen Schmerze nicht erſättigen, und er ſucht die Einſamkeit ſo ſehr, daß er auch ſeine liebſten Geſchäfte, Zeitvertreibe und Freunde verläſſt, um nur der Empfindung ſeiner ſüſſen Marter nachzugehen. Das Mitleid, das Verlangen und deſſen Schweſter, die Liebe, werden von eben dieſer anmuthigen Empfindung begleitet, und von den Kennern dieſer Leidenſchaften über alle Arten der offenbaren Freude, oder der Gemüthsruhe, erhoben.

Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer;
Des kalten Gleichſinns eitler Schlummer
Iſt unvergnügter tauſendmal.

Der Has, Neid und Zorn gehören ebenfalls in dieſe Reihe. Eine niedrige Seele, die ſich dieſer Leidenſchaften Preis giebt, findet etwas ſo angenehmes in ihrer Ausübung, daß ſie ſich gar nicht wieder herausfinden kann. Mit welcher Sorgfalt ſucht nicht ein Neidiſcher, ein Gehäſiger, alle Gelegenheiten zu ergreifen, ſeinen Gift auszulaſſen? Und wie kühlt ſich nicht das Herz eines Zornigen in der Raſerei ab, die es empfindet? Es giebt nur wenig unangenehme Leidenſchaften, bei welchen dieſes heimliche Vergnügen nicht ſtatt zu finden ſcheinet. Dieſes ſind die Furcht, die Bangigkeit, die Verzweifelung, der Schreken, und einige andere. Nichts deſtoweniger aber hängen wir dieſen Leidenſchaften nach, wenn ſie uns eingenommen haben; es dienet uns zu einer gewiſſen Befriedigung, ihnen den Zügel ſchieſſen zu laſſen; und es komt uns ungelegen, wenn wir darinn unterbrochen werden. Die Weltweiſen haben ſich bemühet, dieſe Erſcheinung aus der Natur der Seele zu erklären. Sie haben geſagt, daß dieſes Vergnügen daher rührete, weil ſich die Seele in ſolchen Leidenſchaften einigermaſſen bewuſt wäre; daß ſie freiwillig und mit Recht ihrem Verdruſſe nachhänge, und daß ihr das Gefühl derjenigen Stärke, die ſie in den Leidenſchaften äuſſert, einen angenehmen Eindruk von ihrer eigenen Vollkommenheit beibrächte. So gewis es nun iſt, daß dieſe Gründe etwas zur Erklärung der Sache beitragen; ſo ſcheint mirs doch, daß man hier noch viel weiter zurük gehen könne, um ſie aus der Natur der Begierden und Verabſcheuungen ſelbſt herzuleiten. Es giebt nur zweierlei Arten von Leidenſchaften: angenehme und unangenehme. Wenn nun dieſe beide Arten ein Vergnügen bei ſich führen; ſo mus man zugeben, daß alle Leidenſchaften ohne Ausnahme mit einem gewiſſen Vergnügen vergeſellſchaftet ſind. Laſſet uns demnach unterſuchen, aus welcher Quelle dieſes allgemeine Vergnügen ſeinen Urſprung nehme.

So bald die Seele nicht mehr im Zuſtande der Gleichgültigkeit iſt; ſo bald begehret oder verabſcheuet ſie. Jenes kan man den Zuſtand ihrer Ruhe, dieſes aber ihre Bewegung nennen. Es giebt keine Vorſtellung in uns, die nicht die Seele durch ihre eigene Kraft würken ſolte. Da nun hierzu die Anſtrengung ihrer Kraft, das iſt, eine Bemühung erfordert wird, die Bemühung aber das Weſen der Begierden und Verabſcheuungen genennet zu werden verdienet; ſo entſtehen alle Vorſtellungen in der Seele durch gewiſſe Begierden oder Verabſcheuungen, ſie mögen ſo ſchwach ſeyn, als ſie immer wollen. Im Zuſtande einer völligen Gleichgültigkeit würde ſie gar keine Vorſtellungen wirken; ſie würde in Abſicht auf ſich und ihre Empfindung unthätig, tod, und gleichſam nicht vorhanden ſeyn. Solchergeſtalt rühret ſelbſt das Bewuſtſeyn, das Empfinden ihrer ſelbſt in der Seele, von ihren Begierden und Verabſcheuungen her. Das Gefühl ihrer ſelbſt iſt der Urſtof aller ihrer Vergnügungen. Keine Creatur haſſet das Gefühl ihres Daſeyns, und dieſes Gefühl entſtehet von ihrer Wirkſamkeit, deren Triebfedern die Begierden und Verabſcheuungen ſind. Solchergeſtalt mus die Seele jederzeit ein Vergnügen empfinden, ſo bald ſie wirkt, das iſt, ſo bald ſie nicht im Zuſtande der Gleichgültigkeit iſt, oder ſo bald ſie begehrt, oder verabſcheut. An dieſer Luſt nehmen die Begierden und Verabſcheuungen gleich groſſen Antheil, und hat keine vor der andern den Vorzug. Sie wird deſto gröſſer, je gröſſer die Wirkungen der Seele ſind, und dieſe werden deſto gröſſer ſeyn, je heftiger wir begehren, oder verabſcheuen. Da nun die Leidenſchaften unſere heftigſten Begierden und Verabſcheuungen ſind; ſo wird dieſe Luſt in den Leidenſchaften ihren höchſten Grad erreichen. Man ſiehet leicht, daß dieſer Grund mit dem vorhin angeführten einerlei ſey, und daß die Seele in den Leidenſchaften aus der Stärke, womit ſie wirkt, eine Empfindung ihrer eigenen Vollkommenheit bekomt, die ſie vergnüget. Allein, ich habe ihn hier nicht blos, wie man bisher gethan, auf die unangenehmen, ſondern auf alle Leidenſchaften, ja ſo gar auf alle Begierden und Verabſcheuungen ausgedehnt. Solchergeſtalt habe ich den Vortheil erhalten, dieſe allgemeine Art der Luſt in allen Leidenſchaften von derjenigen deutlich zu unterſcheiden, die nur den angenehmen Leidenſchaften eigen iſt. Wir wollen dieſen Unterſchied hier noch wahrnehmen. Die angenehmen Leidenſchaften werden aus heftigern Begierden; die unangenehmen aber aus heftigern Verabſcheuungen zuſammen geſezt. Die Begierden haben Vollkommenheiten, die Verabſcheuungen aber Unvollkommenheiten zu Gegenſtänden. Das Anſchauen der erſten vergnügt, vor dem Anſchauen der lezten aber ekelt uns. Solchergeſtalt rührt die Luſt der angenehmen, und die Unluſt der unangenehmen Leidenſchaften, in Abſicht dieſes ihres Unterſchiedes, von dem Anſchauen ihrer Gegenſtände her. Die Bemühung, jene hervorzubringen, und dieſe zu vermeiden, ſezt eine Wirkſamkeit der Seele voraus, von deren Gefühle die allgemeine Luſt bei allen beiden Arten von Leidenſchaften entſpringet. Solchergeſtalt iſt der Unterſchied dieſes Vergnügens deutlich, und braucht keiner weitern Erläuterung.

Wenn wir die unangenehmen Leidenſchaften allein betrachten; ſo finden wir, daß ſie lauter verhaſte Gegenſtände haben, deren Gegentheil wir uns bemühen hervor zu bringen. Bei dem Anſchauen des Gegenſtandes einer unangenehmen Leidenſchaft müſſen jederzeit zweierlei Vorſtellungen zuſammen kommen, welches bei den angenehmen Affecten nicht nöthig iſt. Vorerſt mus man ſich den verhaſten Gegenſtand ſelbſt, und vors andere auch das angenehme Gegentheil deſſelben vorſtellen, das man hervorzubringen trachtet. Wenn nun mitten in einer unangenehmen Leidenſchaft die Vorſtellung des angenehmen Gegentheils ſehr lebhaft wird; ſo drükt uns dieſelbe ein Vergnügen ein, das wir mitten in der Wuth des Verdruſſes fühlen; und dieſes ſcheinet mir dasjenige Vergnügen zu ſeyn, welches den unangenehmen Leidenſchaften eigen, nicht aber, wie das obige, allen beiden Arten gemein iſt. Man gehe nur alle die unangenehmen Leidenſchaften durch, wobei ſich ein nachdrükliches Vergnügen findet; ſo wird man allemal die Vorſtellung des angenehmen Gegentheils darinn wahrnehmen. Was vergnügt wohl den, der den Tod einer Gattin beklaget? Iſt es nicht das Angedenken ihres Beſizes? und beweiſen dieſes nicht Hallers Worte ganz deutlich:

Wie oft, wann ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz, und ſprach:
Wie, wenn ich ſie verlaſſen müſte:

Regiert hier nicht die angenehme Vorſtellung jenes Genuſſes in der Seele des Dichters? Das Mitleid, das Verlangen in der Liebe reizet uns blos durch dieſe Vorſtellung des Gegentheils deſſen, was wir beklagen. Könte ich dieſem Elenden helfen! könnte ich den Genus der Liebkoſungen erhalten, die ich jezo vergeblich wünſche! Dieſes ſind die Seufzer, die uns die Traurigkeit unausſprechlich ſchön machen. Der Haſs, Neid und Zorn ſind von eben der Art. Wir ſtellen uns die Verkleinerung, das Unglük, den Schaden eines andern als etwas vor, das uns zu gute kommen würde. Wir trauren darüber, daß unſer Feind von dieſen Unvollkommenheiten noch frei iſt. Allein, wenn der Gedanke die Oberhand bekömt, daß er darein verfallen könnte: ſo entſteht dieſes boshafte niedrige Vergnügen, das keine reine Seele beflecket.

Ich habe oben geſagt, daß einige unangenehme Leidenſchaften, als die Bangigkeit, die Verzweiflung, der Schreken, kein ſo fühlbares Vergnügen bei ſich führen, als die übrigen. Wenn man es genauer überlegt, ſo wird man finden, daß ſie zwar das allgemeine Vergnügen aller Leidenſchaften, davon ich oben geredet habe, aber nicht dieſes beſondere bei ſich haben, das nur einigen unangenehmen Leidenſchaften eigen iſt. Dieſe ganz traurige Leidenſchaften ſind nämlich insgeſamt von ſolcher Beſchaffenheit, daß bei ihnen keine lebhafte Vorſtellung des angenehmen Gegentheils ihres verhaſten Gegenſtandes ſtatt findet. Die Furcht u. Bangigkeit entſtehet über ein nahe bevorſtehendes ungewiſſes, der Schreken über ein gewiſſes und unverſehenes, und die Verzweifelung über ein ſehr groſſes gewiſſes Uebel. Wer ſiehet nicht, daß in allen dieſen Fällen die unangenehme Vorſtellung uns ſo ſchnell übereilet, und uns ſo wenige Ausflüchte läſſt, daß wir nur an ſie, nicht aber an ihr gefälliges Gegentheil gedenken können? Ein Verzweifelnder giebt alle Hofnung der Errettung verlohren; wie kan er ſich alſo das angenehme Gegentheil ſeiner Leidenſchaft, das er für unmöglich hält, vorſtellen? Ein Banger und Erſchrokener iſt viel zu ſehr von ſeiner Gefahr eingenommen, als daß die Vorſtellung ihres Gegentheils bei ihm lebhafter werden könte. Daher ſind dieſe Leidenſchaften durch den Mangel dieſer Art des Vergnügens ungleich beſchwerlicher, als andere, wobei auch ein Schimmer der Luſt von dem Gegentheile des Gegenſtandes herleuchtet, ungeachtet beide unter die unangenehmen gehören.

Wenn dieſe Herleitung ihre Richtigkeit hat, ſo läſt ſie ſich gewies auch durch entgegen geſezte Beiſpiele erläutern. Giebt es nicht auch unter den angenehmen Leidenſchaften einige, die eine gewiſſe Art der Unluſt bei ſich führen? Nach meiner Theorie müſten dieſes ſolche ſeyn, bei denen das Gegentheil ihres angenehmen Gegenſtandes in uns leicht erwachen könte; da hingegen überall eine reine Freude anzutreffen ſeyn müſte, wo dieſes nicht ſtatt fände. Die Hofnung, die Tapferkeit und Kühnheit, die Barmherzigkeit u. die Liebe, ſind desfalls berühmt, daß eine gewiſſe Schwermuth oder Bangigkeit dabei ſey, die die Luſt ein wenig verbittert. Was ſind aber dieſes für Leidenſchaften? Die Hofnung erſtreket ſich auf ein zukünftiges, aber noch ungewiſſes Gut. Wie kan alſo wohl dieſer Affect ohne eine abwechſelnde Vorſtellung der künftigen Ermangelung dieſes Gutes fortdauern, da daſſelbe nothwendig als ungewies vorgeſtellet werden mus. Die Tapferkeit und Kümheit beſtehet in einer ſehr heftigen Begierde, und in einem ſolchen Zutrauen auf ein ſchwer zu erhaltendes Gut. Die Vorſtellung der Schwürigkeit des Sieges iſt es alſo, die dem tapfern Feldherrn die ungedultige Bangigkeit und den edlen Unmuth vor der Schlacht zuwege bringet. Die Barmherzigkeit, welches die Liebe gegen einen Elenden iſt, wird durch die Vorſtellung des Elends ſchwer gemacht; gleichwie die Liebe, durch das dabei wachende Verlangen, welches an ſich ſchon eine unangenehme Leidenſchaft iſt. Hinc illæ lachrymæ!

Bei der Frölichkeit, Zufriedenheit, Ermunterung, dem Vertrauen, dem Ruhme, der Verlachung, Dankbarkeit u. ſ. w. findet man nicht leicht dieſe Schwermuth, die ſich bei jenen angenehmen Leidenſchaften äuſſert, und ihrer Natur nach können ſie auch das Gemüthe nicht leicht auf die Vorſtellung des verhaſten Gegentheils ihres Gegenſtandes leiten.

Ich hoffe ſolchergeſtalt eine neue Bahn gebrochen zu haben, das Vergnügen und Misvergnügen bei den Leidenſchaften zu erklären. Jede Begierde und jede Verabſcheuung hat ein allgemeines Vergnügen bei ſich, welches in der Seele von dem Gefühle ihres Daſeyns, ihrer Wirkſamkeit und ihrer Kräfte herrühret. Dieſes Vergnügen hat aber nichts mit dem gemein, was die angenehmen Leidenſchaften von den unangenehmen unterſcheidet, und noch weniger mit dem, das man in gewiſſen unangenehmen Leidenſchaften vorzüglich bemerket. Dieſes mag die erſte Art des Vergnügens bei den Leidenſchaften ſeyn.

Die andere Art iſt dasjenige Vergnügen, welches alle Leidenſchaften in Freude und Traurigkeit eintheilet. Es rühret von dem Anſchauen der Vollkommenheiten her, die man hervorbringen will, und iſt eigentlich nur den Arten der Freude, nicht aber den Arten der Traurigkeit eigen.

Die dritte Art des Vergnügens iſt dasjenige, wovon hier eigentlich die Frage war. Es iſt das Vergnügen bei einigen Arten der Traurigkeit. Es entſtehet alsdenn, wenn man in traurigen Leidenſchaften eine ſehr lebhafte Vorſtellung des angenehmen Gegentheils von dem unangenehmen,

nehmen Gegenſtande der Traurigkeit empfängt. Daher iſt es nur ſolchen Arten der Traurigkeit gemein, bei welchen die Vorſtellung dieſes Gegentheils leichtlich ſehr lebhaft werden kan. Dieſes ſind die Betrübnis, das Leid, das Mitleid, das Verlangen, der Has, Neid und Zorn.

Das Misvergnügen bei den Leidenſchaften kann nur in zweierlei Abſicht betrachtet werden, und rührt jedesmal nur von den Gegenſtänden der Leidenſchaften her. Einmal kan man es als ein reines, oder überwiegendes Misvergnügen von dem Anſchauen gewiſſer Unvollkommenheiten betrachten, und ſo iſt es der weſentliche Unterſcheidungscharakter der unangenehmen Leidenſchaften. Zum andern kan es als ein unreines Nebenmisvergnügen in den angenehmen Leidenſchaften betrachtet werden, und ſo macht es die bittere Luſt, gleichwie die dritte Art des Vergnügens die ſüſſe Traurigkeit, aus. Dieſe andere Art des Misvergnügens, findet nur bei ſolchen Arten der Freude ſtatt, wobei die Vorſtellung des unangenehmen Gegenſtandes leichtlich ſehr lebhaft werden kan. Dieſes ſind aber vornemlich die Hofnung, die Tapferkeit, die Kühnheit, die Barmherzigkeit und die Liebe.

Ich habe hier nicht den Vorſaz gefaſſt, dieſe Abhandlung gehörig auszuführen, und mit viel Beiſpielen zu erläutern und auszuzieren. Philoſophiſchen Leſern iſt mehr damit gedienet, wenn man ihnen kleine Aufſäze vorleget, zu welchen ſie noch viel hinzu denken können, als unphiloſophiſchen Leſern daran gelegen ſeyn könte, wenn man ihnen alles noch ſo ausführlich erläuterte. Jene verſtehen es ſo leichter, was man ihnen vorzutragen hat, und dieſe verſtehen es niemals. Damit ſie aber doch bei ihrem Kaufe nicht zu viel Schaden haben; ſo giebt man dergleichen Abhandlungen, die nicht für ſie gehören, nur ſo wenig Blätter ein, als die gegenwärtige hat.

Jederzeit friſche Blumen und Früchte zu haben. (*)

Zuweilen werden erſtaunliche und unerwartete Wirkungen durch die leichteſten und einfachſten Mittel hervorgebracht. Von dieſer Art iſt das, was wir jezo entdeken wollen.

Man erwähle einige der vollkommenſten Knoſpen von ſolchen Blumen, welche man aufbewahren will, und zwar, welche am ſpäteſten blühen, u. ſich geſchwind öfnen. Man ſchneide ſie mit einer Scheere ab, und laſſe jeder, wenn es möglich iſt, ein ohngefähr 3. Zoll langes Stük vom Stengel. Das Ende von dem Stengel bedeke man ſogleich mit Siegellak, und nachdem man die Knoſpen ein wenig aufgedrükt und aufgerizet, ſo wikle man jede in ein Stükgen ganz rein und troken Papier, und lege ſie in eine trokene Schachtel, ſo werden ſie nicht verderben.

Im Winter, oder zu einer jeden andern Zeit, wenn man die Blumen blühend haben will, ſchneide man in der Nacht das mit Siegellak verſchloſſene Ende des Stengels ab, und ſeze es in Waſſer, worein man ein wenig Salpeter oder Salz gethan hat, ſo wird man den folgenden Tag das Vergnügen haben, zu ſehen, daß die Knoſpen ſich öfnen und ausbreiten, und die Blumen ihre ſchönen Farben zeigen, und ihren angenehmen Geruch von ſich geben.

Wenn man Früchte lange aufbewahren will, ſo leſe man die beſten und vollkommenſten aus, wenn ſie noch am Baume hangen. Sie müſſen aber nicht im geringſten verlezt, und die Schale oder Haut mus nirgends angerieben oder anbrüchig ſeyn. Man berühre oder pflüke die Früchte nicht mit den Händen, ſondern binde einen ſtarken Bindfaden an den Zweig, halte den Bindfaden feſt in der Hand, und ſchneide den Zweig über dem Bindfaden mit einer Scheere ab. Wenn man die Früchte alſo von dem Baum her-

unter

(*) Aus the Gentleman's Magazine, for Sept.

unter hat, ohne die Zweige, noch ſonſt etwas berühret zu haben, ſo verſchlieſſe man das Ende des abgeſchnittenen Zweiges mit Siegellak, damit die Luft nicht hinein wirken kan. Hernach mache man von einem Bogen weiſſen Papier eine Düte in Form eines Kegels, und laſſe an der Spize eine kleine Oefnung. Durch dieſe Oefnung ſteke man den an den Fruchtzweig befeſtigten Bindfaden durch, ſo, daß man die Düte in Geſtalt eines Kegels aufhängen kan. Hernach verklebe man die Oefnung mit weichem grünem Wachs, mache die Düte an dem untern weichen Ende auch zu, und verklebe daſſelbe eben ſo mit Wachs, damit die Luft davon abgehalten werde. Denn, wenn dieſe zu den Früchten könte, ſo würden ſie bald verderben. Dieſer Kegel mit denen darinne verſchloſſenen Früchten mus alsdenn mit dem Bindfaden an einen Nagel an einem trokenen und gemäſigten Orte, welcher weder warm noch kalt iſt, alſo aufgehangen werden, daß er nichts berühret. Auf dieſe Art kan man das Obſt ganz unverlezt und vollkommen 2. bis 3. Jahre lang erhalten. Es können Aepfel, Birnen, Pflaumen, und alle dergleichen Früchte darzu gebraucht werden.

Betrachtung über den geſchäftigen und müſigen Theil des menſchlichen Geſchlechts.

Das menſchliche Geſchlecht iſt in zween Theile eingetheilet, in den geſchäftigen und faulen. Die geſchäftige Welt kan in die tugendhafte und laſterhafte eingetheilet werden: die laſterhafte aber wiederum in die geizige, ehrſüchtige u. wohllüſtige. Der faule Theil der Welt iſt in einem geringern Stande, als irgend einer von dieſen. Alle die andern ſind in der Beſtrebung nach der Glükſeligkeit beſchäftiget, wiewohl ſie oftmals verkehrt iſt; und können daher deſto leichter auf ſolche Mittel achtſam ſeyn, welche ihnen zu dem Ende vorgeſchlagen werden. Die Faulen, welche weder für dieſe noch für die künftige Welt weiſe ſind, werden von dem D. Tillotſon ſehr nachdrüklich vollkommene Thoren genennet. Sie ſezen ſich keinen Endzwek vor, ſondern laſſen ſich von einem jeden Winde mit forttreiben. Eine Ermahnung an ſie würde daher nur weggeworfen ſeyn, weil ſie ſich kaum die Mühe nehmen würden ſie zu leſen. Ich will keinem von dieſer unwürdigen Zunft mit langen Reden beſchwerlich fallen, ſondern ſie mit dieſem kurzen Spruche des Plato von mir laſſen: Arbeit iſt beſſer als Faulheit, und Glanz beſſer als Roſt.

Die Beſtrebungen des geſchäftigen Theils der Menſchen ſind entweder auf dem Wege der Religion und Tugend; oder andererſeits auf den Wegen des Reichthums, der Ehre und der Wolluſt. Ich will daher die Beſtrebungen des Geizes, der Ehrſucht und der ſinnlichen Vergnügung mit ihren entgegen geſezten Tugenden vergleichen, und betrachten, welche von dieſen Grundſäzen die Menſchen zu einer Reihe der gröſten Arbeit, Marter und Aemſigkeit verpflichten. Die meiſten Menſchen geben bei ihren kaltſinnigē Vernunftſchlüſſen willig zu, daß der Lauf nach der Tugend am Ende am reichlichſten werde belohnet werden; ſie ſtellen aber den Weg zu derſelben als rauh und ſchmal vor. Wenn es daher kan gezeiget werden, daß die Menſchen ſich durch eben ſo viel Unruhen durchdringen, elend zu werden, als ſie thun, um glükſelig zu werden: ſo werden ſich vielleicht meine Leſer überreden laſſen, tugendhaft zu ſeyn, wenn ſie finden, daß ſie nichts dadurch verliehren werden.

Vom Geize zuerſt. Der Geizhals iſt arbeitſamer, als der Heilige. Die Mühe zu erwerben, die Furcht zu verliehren, und die Unfähigkeit ſein Vermögen zu genieſſen, ſind zu allen Zeiten der Satire ausgeſezt geweſen. Ware ſeine Reue über die Verabſaumung eines guten Handels, ſeine Sorge übertölpelt zu werden, ſeine Hofnung eine Summe zu [illegible], und ſeine Furcht in einen Mangel zu gerathen, auf ihre gehörigen Gegenſtände gerichtet: ſo würden ſie eben ſo viele verſchiedene Chriſtliche Gnadengaben u. Tugenden ausmachen. Er könnte einen groſſen Theil von des Apoſtels Pauli Verzeichniſſe ſeiner Leiden auf ſich deuten: Ich habe oft gereiſet; Ich bin in Gefährlichkeit geweſen zu Waſſer, in Gefährlichkeit unter den Mördern, in Gefährlichkeit unter falſchen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen und Hunger und Durſt, in viel Faſten. Mit welchem weit geringern Unkoſten könnte er ſich einen Schaz im Himmel ſammeln; oder, wenn mirs hier erlaubt wäre, einen Spruch eines groſſen Weltweiſen hinzuſezen, ſich ſolche Güter anzuſchaffen, die ſich weder vor den Waffen, noch vor den Menſchen, noch vor dem Jupiter ſelbſt fürchten.

Wenn wir zum andern die Mühſeligkeit des Ehrgeizes auf eben die Art anſehen, als wir die Beſchwerlichkeiten des Geizes betrachtet haben; ſo werden wir leicht geſtehen, daß viel weniger Unruhe täglich erfordert wird, die ewige Herrlichkeit zu gewinnen, als die Macht und den Ruhm weniger Jahre; oder mit andern Worten, wir können mit mehrerer Gemachlichkeit Ehre verdienen, als ſie erhalten.

Zum dritten, wollen wir die Beſchwerlichkeiten der ſinnlichen Luſt mit der tugendhaften vergleichen, und ſehen, welche davon ſchwerer wiegt. Bei dem erſten Anblike könte es wunderlich zu ſeyn ſcheinen, daß man Leute, die täglich im Vergnügen leben, ermahnen wolte, ihren Wandel zu ändern, weil ſie ein müheſeliges Leben führen. Jedoch, wenn wir ſie ſo geſchäftig und munter in der Nachjagung nach dem Vergnügen, unter ſo vielen Unruhen, und dem Spiele ſo mancherlei Leidenſchaften ſehen, ſo mögen ſie der Wahrheit nach antworten, ob die Beſchwerlichkeiten, die ſie ausſtehen, nicht ihr Vergnügen übertreffen. Die Untreue an der einen Seite unter beiderlei Geſchlechtern, und der Eigenſinn an der andern, die Unterdrükung der Vernunft, die Schmerzen der Leidenſchaften, das Fehlſchlagen im Beſize, die Gewiſſensbiſſe, die Eitelkeiten und Beunruhigungen, welche auch die feinſten und zärtlichſten Vergnügungen begleiten, darinnen die Geſchäfte dieſes Lebens beſtehen, machen es ſo betrübt und untröſtlich, daß kein Menſch für weiſe gehalten wird, bis er es überwunden hat, oder für weiſe, als in ſo weit er ſich von denſelben gereiniget hat. Die Summa von allem dieſem iſt, daß der Menſch zu einem wirkſamen Weſen gemacht worden. Er mag nun auf den Wegen der Tugend oder des Laſters wandeln: ſo iſt er gewis, daß er viele Schwierigkeiten antreffen wird, ſeine Gedult zu prüfen, und ſeinen Fleis zu erregen. Eben dieſelbe, wo nicht gröſſere Arbeit, wird in dem Dienſte des Laſters und der Thorheit, als in dem Dienſte der Tugend und Weisheit erfordert. Und es iſt ihm dieſe leichte Wahl gelaſſen, ob er mit der Stärke, wovon er Herr iſt, der Glükſeligkeit oder der Reue nachjagen will.

Von der Verleumdung, und den Mitteln, ſich dafür zu hüten.

Wenn man alle Verdrüslichkeiten des menſchlichen Lebens zuſam̃en rechnen wolte, ſo würde man finden, daß ein groſſes Theil derſelben von den Verleumdungen und Läſterungen entſpringt, die einer von dem andern ausbreitet. : : Es lebet faſt kein Menſch, der nicht gewiſſermaſſen dieſer Sünde ſchuldig wäre; jedoch mus man zugleich geſtehen, daß, wer der Weisheit Plaz giebt, ſich auch in vielen Stüken dafür hüten kan. Es entſpringt aber das Läſtern gemeiniglich entweder von einem Haſſe, oder von einer innern Neigung uns ſelbſt in Hochachtung zu ſezen, und unſern Wiz zu zeigen; oder von einer Eitelkeit, als wüſten wir alle Geheimniſſe allein; oder aus gewiſſen liſtigen Abſichten, oder endlich von einer Begierde, allen dieſen Leidenſchaften bei unſern Bekannten eine Genüge zu thun. = = Einer, der eine Läſterung ausbreitet, wird bei den Leuten mehr oder weniger verhaßt, und ſelbſt ſchuldiger, nachdem ihn eine oder mehrere von vorerwehnten Urſachen dazu anreizen. Es ſey nun aber an der Ausbreitung ſolcher falſchen Nachrichten ſchuld, was da wolle: ſo ſolle ein jeder bedenken, daß deren Wirkung ſo ſchädlich und gefährlich für denjenigen iſt, den die Läſterung betrift. Das Unrecht bleibt allemal einerlei, wenn gleich deſſen Urſprung unſchuldig iſt. Ein Lügner handelt wider alle Grundgeſeze des geſellſchaftlichen Lebens. Er verleumdet ſeine unſchuldige Nebenmenſchen; er vernichtet und beſudelt ihren ehrlichen Namen; er macht ſie verächtlich. Er zerſtöhret Freundſchaft; er hezet Mann und Weib, Bruder u. Schweſter wider einander auf; und verurſachet unendlich viel Feindſchaften und Zänkereien. Eine Perſon, die da am Lügen und Verleumden eine Freude hat, oder es aus Einfalt oder Bosheit einmal zu thun gewohnt iſt, richtet öfters mehr Schaden an, als ein Dieb, und iſt gleichſam eine Furie, welche aus der Hölle aufgeſtiegen, um das menſchliche Geſchlecht in einen beſtändigen einheimiſchen Krieg zu verwikeln. = = = Weilen nun viele Perſonen gegen ſich ſelbſt gar zu gelinde ſind, wenn ſie von ihren Thaten urtheilen; und weil ſich ſehr wenige dieſes ſchändlichen Verbrechens werden ſchuldig geben wollen, welches doch ſo allgemein iſt, und zu gleicher Zeit von allen ſo einhellig verworfen wird: ſo will ich drei Regeln feſt ſezen, nach welchen ich wünſchte, daß ein jeder ſein eigen Herz prüfen möchte, ehe er ſich von der übeln Gemüthesbeſchaffenheit losſagte, von welcher ich hier rede. = = = Erſtlich, prüfe man ſich, ob man nicht eine Luſt daran hat, wenn man anderer Leute Fehler erzehlen höret. = = = Zum andern, ob man nicht dergleichen ſchimpfliche Anzeigen gar zu geſchwinde glaubet, und geneigter iſt, das Böſe, als das Gute zu glauben. = = = Drittens, ob man nicht bereit iſt, ſolche Berichte, die zum Nachtheile des Nächſten gereichen, auszubreiten und zu vermehren. Wenn erſtlich ein Menſch anderer Leute Fehler gern erzählen höret, ſo zeigt er zur Genüge, daß er eine wahre Freude über der Läſterung, und folglich den Saamen dieſes Laſters im Herzen habe. Höret er gern die Vorwürfe, die man andern Leuten machet; ſo wird er ſie auch gern wieder erzählen, und dies um ſo viel lieber thun, weil er ſich einbilden wird, es hätte ein jeder eben ſo viel Freude daran. Daher mus ſich ein jeder beſtreben, dieſe ſträfliche Neugier aus ſeinem Herzen zu verbannen, die beſtändig ernähret und vermehret wird, wenn man auf ſolche Erzählungen, die anderer Leute Ehre ſchmälern, lauſchet und acht giebt. = = Zum andern, mus ſich ein jeder prüfen, ob er nicht ſolche ehrenrührige Nachrichten leichtlich glaubet, u. lieber das Böſe, als das Gute für wahr hält. Eine ſolche Leichtglaubigkeit iſt an ſich ſelbſt ſehr ſtrafbar, und entſpringet daraus, wenn ein Menſch ſich ſeiner eigenen Verderbnis bewuſt iſt. Es iſt ein ſchöner Ausdruk, deſſen ſich Thales bedienet hat, die Falſchheit iſt eben ſo weit von der Wahrheit entfernet, als die Ohren von den Augen entfernet ſind. Wodurch er anzeigen wollen, daß ein Weiſer nicht leichtlich den Nachrichten von ſolchen Dingen glauben ſoll, die er nicht geſehen hat. Ich will hier zugleich zwo oder drei Regeln anmerken, welche die Mitglieder der berühmten Abtei de la Trappe beobachten müſſen, und die in einem Franzöſiſchen Tractätchen ſtehen. = = Den Mönchen wird darinnen vorgeſchrieben, daß ſie niemals eine Nachricht von böſen oder ſchändlichen Handlungen anhören ſollen; daß ſie, wo möglich, ſolche Geſpräche abwenden ſollen, wofern ſie aber ja etwas böſes ſo richtig bewieſen fänden, daß ſie daran nicht zweifeln konten; ſo ſolten ſie alsdenn dafür halten, daß das Verbrechen wohl aus einer guten Abſicht entſprungen ſeyn möchte. Vielleicht heiſt dieſes die Menſchenliebe zu hoch treiben; aber es iſt doch gewis löblicher, als wenn man voraus ſezt, wie die boshaften Leute thun: daß gleichgültige, ja wohl gar lobenswürdige Handlungen, aus böſer und arger Abſicht entſtanden wären. ⸗ ⸗ Drittens, ſolte ein Menſch ſein Herz prüfen, ob er nicht eine heimliche Neigung darinn findet, ſolche ehrenrührige Nachrichten fortzupflanzen. Wenn dieſe Gemüthskrankheit ſchon zu einem ſolchen hohen Grade gekommen iſt, ſo ſtehet ſie in dem höchſten Punkte, und läuft Gefahr, unheilbar zu werden. Ich darf alſo in dieſem Stüke die Schändlichkeit derſelben nicht weitläuftig darthun, die ein jeder ſelbſt einſehen wird, der nur einige Menſchenliebe oder auch nur geſunde Vernunft hat. Ich ſage nur noch, daß, ſo ſehr ſich auch ein Menſch an Ausbreitung ſolcher böſen Nachrichten vergnügen mag, er eine noch viel gröſſere Luſt an der Überwindung dieſer Verſuchung haben wird, wenn er das Geheimnis in ſich ſterben läſt.

Beſondere Anmerkungen Von der Mäſigkeit, als ein Mittel zur Geſundheit.

In den Arabiſchen nächtlichen Erzählungen findet ſich eine Geſchichte von einem Könige, welcher lange Zeit an einer übeln Leibesbeſchaffenheit krank gelegen, und viele Arzeneien vergeblich gebrauchet hatte. Endlich machte ihn noch ein Arzt, ſaget die Fabel, auf folgende Weiſe geſund: Er nahm eine hole hölzerne Kugel und füllete ſolche mit verſchiedenen Arzeneien an; Darauf machte er dieſelbe wiederum ſo künſtlich zu, daß man nichts daran ſehen konte. Gleicherweiſe nahm er auch einen Schlägel, und nachdem er den Handgriff und den Theil deſſelben, womit man die Kugel ſchlug, ausgehölet hatte, ſo füllte er beides mit eben den Arzeneien an, die in der Kugel ſelbſt waren. Darauf verordnete er dem Sultane, welcher ſein Patiente war, ſich mit dieſen richtig zubereiteten Inſtrumenten früh Morgens ſo lange zu üben, bis er ſchwitzen würde. Da nun, wie es in der Geſchichte weiter heiſt, die Kraft der Arzeneien durch das Holz ausdünſtete: ſo hatte ſie einen ſo guten Einflus in des Sultans Leibesbeſchaffenheit, daß ſie ihn von der Ungeſundheit befreiete, welche alle Arzeneien, die er innerlich eingenommen hatte, nicht heben konten. Dieſe morgenländiſche Allegorie iſt auf eine feine Art ausgedacht, uns zu zeigen, wie zuträglich die Arbeit des Leibes zu der Geſundheit, und daß die Uebung die kräftigſte Arzenei ſey. Ich habe in meinem Referendario 2ten Theil p. 165. unter dem Capitel: **Warnung für Müſſiggang**, genugſam erwieſen, wie nüzlich die Bewegung, Leibesübung und mancherlei Arbeit der Geſundheit ſey.

Jezund will ich allhier ein anderes groſſes Verwahrungsmittel der Geſundheit anpreiſen, welches in vielen Fällen eben die Würkung hervorbringet, welche die Uebung hat, und gewiſſer maſſen deren Stelle erſezen kan, wo man keine Gelegenheit zur Leibesübung hat. Das Verwahrungsmittel, wovon ich rede, iſt die Mäſigkeit, welche vor allen andern Mitteln zur Geſundheit dieſes zum Voraus hat, daß es von allen Ständen und Perſonen, zu allen Zeiten und an allen Orten, kan ausgeübet werden. Sie iſt eine Art Diät, die ſich ein jeder ſelbſt verſchreiben kan, ohne ſeine Geſchäfte zu unterbrechen, Geld ausgeben, oder Zeit zu verlieren. Wenn die Leibesübung alles überflüſſige aus dem Körper wegſchaffet: ſo komt die Mäſigkeit derſelben zuvor. Wenn die Leibesübung die Blutgefäſſe reiniget: ſo erfüllet und verſtopfet die Mäſigkeit ſolche nicht. Wenn die Leibesübung eine [illegible] Gährung in den Säften hervorbringet, und den Umlauf des Geblütes befördert:

dert: ſo giebt die Mäſigkeit der Natur ihr ordentliches Maas, und machet ſie fähig alle ihre Stärke und Kraft zu beweiſen. Wenn die Leibesübung eine anfangende Krankheit vertreibet: ſo läſt die Mäſigkeit ſolche gar nicht aufkommen. Die Arzeneikunſt iſt auch meiſtentheils nichts anders, als eine Erſezung der Leibesübung oder Mäſigkeit. Die Arzeneien ſind in hizigen Krankheiten, welche die langſamen Würkungen dieſer beiden groſſen Hülfsmittel zur Geſundheit nicht erwarten können, allerdings unumgänglich nöthig. Wenn aber die Menſchen in einer beſtändigen ordentlichen Gewohnheit der Leibesübung und Mäſigkeit lebeten: ſo würde man wenig Gelegenheit haben, ſie zu brauchen. Wir finden auch, daß diejenigen Theile der Welt die geſundeſten ſind, wo die Menſchen ſich der Arbeit nicht ſchämen, und nicht vielerlei Speiſe zu ſich nehmen. Spaniſche Fliegen, Schrepfen und Aderlaſſen, werden meiſtens nur gebraucht, wo die Leidenſchaften, Unmäſigkeit ꝛc. Schaden angerichtet; wie denn auch alle die Laxierpülvergen und Pillen, welche unter uns ſo ſehr im Gebrauch ſind, meiſtentheils nichts anders ſind, als Hülfsmittel, wodurch man machet, daß die Schwelgerei mit der Geſundheit beſtehen kan. Der Apotheker wird öfters nur gebraucht, dem Koche und dem Weinſchenke entgegen zu bauen. Vom Diogenes wird geſagt, daß, als er einen jungen Menſchen angetroffen, welcher zu einer Gaſterei gehen wollen, er ſolchen von der Gaſſe weggenommen, und nach Hauſe zu ſeinen Freunden geführet, als einen, der in eine groſſe Gefahr gelaufen ſeyn würde, wenn er ihn nicht davon abgehalten hätte. Was würde dieſer Weltweiſe geſagt haben, wenn er bei der Schwelgerei einer heutigen Mahlzeit zugegen geweſen wäre? Würde er nicht den Herrn eines Hauſes für unſinnig gehalten, und alle ſeine Bedienten erſucht haben, ihm die Hände zu binden, wenn er ihn Vögel, Fiſche und Fleiſch hätte eſſen, Oel und Eſſig, Wein und Gewürze verſchlingen, Salate von zwanzigerlei Kräutern, Brühen von hunderterlei Dingen, Confekt u. Früchte von unendlich vielerlei lieblichem Geſchmake und Geruche hinunter ſchluken geſehen? Was für unnatürliche Bewegungen und unordentliche Gährungen, muß nicht ein ſolcher unmäſiger Miſchmaſch in dem Leibe hervor bringen? Wen̄ ich für meinen Theil eine nach der heutigen Art angerichtete Tafel in aller ihrer Pracht aufgeſezt ſehe: ſo bilde ich mir ein, ich ſehe das Zipperlein und die Waſſerſucht, Fieber und Schlafſucht, nebſt andern unzählichen Krankheiten, zwiſchen den Tellern verborgen liegen. = = Die Natur vergnüget ſich mit den ſchlechteſten und einfältigſten Speiſen. Ein jedes Thier, auſſer dem Menſchen, hält ſich an einerlei Nahrung. Kräuter ſind das Futter für dieſe, Fiſche für jene, und Fleiſch für eine andere Art. Der Menſch allein fällt auf alle Dinge, die ihm vorkommen; nicht die geringſte Frucht, oder irgend ein Erdgewächſe, kaum eine Beere oder Morchel kan ihm entgehen. = = Es iſt unmöglich eine gewiſſe beſtim̃te Regel zur Mäſigkeit zu geben; weil das, was bei dem einen Schwelgerei iſt, bei dem andern Mäſigkeit ſeyn kan. Allein, es giebt wenig Leute, die, wenn ſie eine Zeitlang in der Welt gelebt haben, nicht in ſo weit von ihrer Leibesbeſchaffenheit urtheilen könten, daß ſie wiſſen ſolten, welche Art von Speiſen, und wieviel ihnen am beſten bekom̃t. Ein berühmter Arzt war gewohnt, diesfalls folgende Regeln zu geben: Laſſet eure Mahlzeit aus einem einzigen Gerichte beſtehen. Wenn ihr noch ein und anderes Gerichte dabei habt: ſo hütet euch ſtarkes Getränke zu trinken, bis ihr eure Mahlzeit geendiget habt; zugleich enthaltet euch aller Brühen, oder wenigſtens derjenigen, die nicht ganz ſchlecht und einfältig ſind. Ein Menſch kan nicht wohl der Freſſerei beſchuldiget werden, wenn er ſich an dieſe wenigen, gemeinen und leichten Regeln hält. Durch die erſtere wird der mannichfaltige Geſchmak nicht ſeinen Gaum reizen, und Gelegenheit zur Übermaas geben, und durch die andern wird er keine künſtliche Reizungen bekommen, ſich von neuem zu ſättigen, und einen falſchen Appetit zu machen. Wenn ich eine Regel zum Trinken vorſchreiben wolte: ſo würde ich ſie nach dem einrichten, was der Herr Wilhelm Temple geſagt hat: Das erſte Glas iſt für mich ſelbſt; das andere für meine Freunde; das dritte zur Luſtigkeit; und das vierte für meine Feinde. Weil es aber für einen, der in der Welt lebet, unmöglich iſt, allezeit auf eine ſo philoſophiſche Art zu eſſen und zu trinken: ſo halte ich dafür, ein jeder ſolte ſeine Faſttage haben, nachdem es ſeine Leibesbeſchaffenheit zulaſſen wolte. Dieſe helfen der Natur ſehr, und machen ſie geſchikt, mit Hunger und Durſt zu ſtreiten, wann etwan eine Krankheit oder eine Lebenspflicht ihr ſolche Beſchwerlichkeiten auflegen möchte; und geben ihr zu gleicher Zeit eine bequeme Gelegenheit, ſich von ihren Unterdrükungen loszumachen, und die verſchiedenen Sehnen und Federn ihrer ausgeſpannten Gefäſſe wieder in Ordnung zu bringen. Auſſer dieſem erſtiket ein zu rechter Zeit unternommenes Faſten oftmals eine Krankheit in ihrer Geburt, und zernichtet den erſten Saamen einer Unpäslichkeit. Zween oder drei alte Schriftſteller haben angemerket, daß Sokrates, ohngeachtet er in währender groſſer Peſt zu Athen lebte, welche ſo viel Lärmen durch alle Zeiten gemacht hat, und von ſo vortreflichen Händen zu verſchiedenen Zeiten iſt bemerket worden; ohngeachtet, ſage ich, er zu der Zeit dieſer verzehrenden Seuche gelebet; ſo iſt er doch nicht im geringſten davon angeſteket worden: welches dieſe Schriftſteller einmüthig der ununterbrochenen Mäſigkeit zuſchreiben, die er beſtändig beobachtet hat. Wie die Mäſigkeit die Seelenwirkungen in ihrer rechten Ordnung erhält? iſt bereits in denen Intelligenz-Zetteln dieſes Jahrs, und am ausführlichſten in dem Referendario 6ten Theils p. 345. beſchrieben worden. Wie dann nicht weniger von der Mäſigkeit und Lebensart im Eſſen und Trinken, p. 207. im 2ten Theil des gedachten Referendarii, und im erſten Theil p. 254. von der Lebensordnung; auch 2ten Theils p. 196. von der Som̃er Diät, und p. 314. von der Diätic für alte Leute, ſolche ausführliche Abhandlungen befindlich ſind, die ſich hieher beziehen, und wohl nachgeleſen zu werden verdienen.

Traum von den Fehlern und Beſchwerden der Menſchen.

Es iſt ein bekanter Gedanke des Sokrates, daß, wenn alles Unglük der Menſchen auf einen allgemeinen Haufen zuſammen gebracht würde, um unter das ganze menſchliche Geſchlecht gleich ausgetheilet zu werden, diejenigen, welche ſich jezt für die unglüklichſten halten, eher denjenigen Theil wieder nehmen würden, welchen ſie allbereit gehabt haben, als denjenigen, der ihnen durch ſolche Theilung zufallen würde. Horaz hat dieſen Gedanken viel weiter getrieben. Er ſaget, daß uns dasjenige Ungemach oder Unglük unter welchem wir liegen, weit leichter ſeye, als einiger anderer Perſonen ihres ſeyn würde, im Falle wir unſern Zuſtand mit dem ihrigen verändern könten. Als ich dieſe beiden Anmerkungen überlegte, und dabei allein ſas: ſo fiel ich unvermerkt in einen Schlaf, wo, wie mich dünkte, den Augenblik eine Verkündigung vom Jupiter geſchahe, daß jeder Menſch ſeine Trübſalen und Widerwärtigkeiten herbringen, und ſie zuſammen auf einen Haufen ſchütten ſolte. Zu dieſer Abſicht war eine groſſe Ebene beſtimmet. Ich nahm meinen Stand in der Mitten derſelben, und ſahe mit groſſem Vergnügen das ganze menſchliche Geſchlecht nacheinander herkommen, und ihre verſchiedene Laſten niederwerfen, welche alſobald einen ungeheuren Berg ausmachten, der über die Wolken zu ſteigen ſchien. Ein gewiſſes Frauenzimmer von einer ſehr leichten flüchtigen Geſtalt, bezeigte ſich bei dieſer Feierlichkeit ſehr geſchäftig. Sie hielt ein Vergröſſerungsglas in der einen Hand, und war in einen aufgebundenen fliegenden Rok gekleidet, der mit unterſchiedenen Figuren von böſen Geiſtern und Geſpenſtern geſtikt war, welche ſich von ſelbſt in tauſenderlei närriſchen und wunderlichen Geſtalten ſehen lieſſen, nachdem ihr Gewand in dem Winde fladerte. Sie hatte etwas wildes und zerſtreutes in ihren Bliken. Ihr Name war Einbildung. Sie leitete einen jeden Menſchen auf den beſtimmten Plaz, nachdem ſie ihm mit groſſer Dienſtfertigkeit geholfen, ſein Bündel zu machen, und es ihm auf die Schulter gelegt hatte. Mein Herz zerſchmolz mir, als ich meine Nebengeſchöpfe unter ihren Bürden ſeufzen ſahe, und den ungeheuren Klumpen des menſchlichen Elendes betrachtete, welcher vor mir lag. Inzwiſchen gaben mir doch verſchiedene Perſonen bei dieſer Gelegenheit ein groſſes Vergnügen. Ich beobachtete einen, welcher ein Bündel brachte, das unter einen alten geſtikten Mantel ſehr ſorgfältig verhehlet war; u. da er es zu dem Haufen warf, ſo erkante ich, daß es Armuth war. Ein anderer warf nach groſſem Gähnen und Maulaufreiſſen ſein Pak nieder, und ich fand, als ich es unterſuchte, daß es ſeine Frau war. Viele Liebhaber waren mit ſehr wunderlichen und ſeltſamen Bürden beladen, die aus Pfeilen und Flammen zuſammen geſezt waren. Doch was das ſeltſamſte war, ob es gleich ſchien, daß ihre Herzen unter dieſen Bündeln des Elends brechen wolten: ſo konten ſie ſich doch nicht überreden, ſolche auf den Haufen zu werfen, weñ ſie an denſelben kamen; ſondern nach wenig ſchmachtenden Bemühungen ſchüttelten ſie ihren Kopf, und giengen ſo ſchwer beladen weg, als ſie kamen. Ich ſahe viel alte Frauen ihre Runzeln niederlegen, und einige junge, welche ihre gelbe Haut abzogen. Es waren hier groſſe Haufen von rothen Naſen, diken Lippen und garſtigen Zähnen. Es iſt gewis, daß ich erſtaunte, als ich ſahe, wie der gröſte Theil des Berges aus Häslichkeit des Leibes beſtund. Ich beobachtete einen, der mit einer ſtärkern Ladung auf ſeinem Rüken, als gewöhnlich, nach dem Haufen zugieng, und ich fand bei ſeiner Annäherung, daß es blos ein natürlicher Auswuchs war, welchen er mit groſſer Freude ſeines Herzens unter dieſe Sammlung des menſchlichen Elendes warf. Gleichfalls waren hier Krankheiten von allerhand Arten, wiewol ich das bei beobachten konte, daß manche mehr in der Einbildung, als wirklich, waren. Ich konte nicht unterlaſſen, ein kleines Pak genau zu beſchauen, welches von allen Unpäslichkeiten, die der menſchlichen Natur zuſtoſſen können, zuſammen gelegt war, und ſich in der Hand vieler artigen Leute befand. Dies wurde die Hypochondrie genant. Worüber ich aber am meiſten erſtaunte, war, daß ich anmerkte, wie nicht ein einziges Laſter, oder eine einzige Thorheit auf den ganzen Haufen gelegt wurde. Ich verwunderte mich darüber recht ſehr, nachdem ich bei mir geſchloſſen hatte, daß ein jeder dieſe Gelegenheit ergreifen würde, ſich von ſeinen Leidenſchaften, Vorurtheilen und Schwachheiten los zu machen. Ich gab insbeſondere auf einen ſehr laſterhaften Menſchen achtung, welcher, wie ich nicht zweifelte, mit ſeinen Laſtern beladen käme. Allein, als ich ſein Bündel durchſuchte, ſo fand ich, daß er an ſtatt ſeine Miſſethat von ſich gelegt zu haben, blos ſein Gedächtnis niedergeworfen hatte. Ihm folgte ein anderer nichtswürdiger Kerl, der ſeine Beſcheidenheit ſtatt ſeiner Unwiſſenheit wegwarf.

Ich ſahe nachgehends mit unausſprechlichem Vergnügen das ganze menſchliche Geſchlecht von ſeinen alten Sorgen befreiet; wiewol eben zu derſelben Zeit, da wir rund um den Haufen herum ſtunden, und die verſchiedene Materialien beſichtigten, aus welchen er beſtunde, unter dieſer groſſen Menge kaum ein einziger Menſch war, welcher nicht etwas entdekte, was er für das Vergnügen und die Glükſeeligkeit des Lebens hielte, und ſich wunderte, wie die Eigenthümer davon jemals davon gekommen wären, ſolches als Bürden und Beſchwerden anzuſehen. Als wir dieſe Verwirrung vom Elende, dieſes Chaos von Unglük und Trübſal ſehr aufmerkſam betrachteten: ſo lies Jupiter zum andernmale ausrufen, daß jezo ein jeder die Freiheit hätte, ſeine Betrübnis zu vertauſchen, und mit einem andern ſolchen Bündel, das ihm ſolte gegeben werden, nach ſeiner Wohnung zurüke zu kehren. Hierauf fieng die Einbildung an, ſich wiederum zu beſchäftigen, und da ſie den ganzen Haufen mit unglaublicher Hurtigkeit von einander theilte: ſo pries ſie einem jeden ſein beſonders Päkgen an. Die Unordnung und Verwirrung zu dieſer Zeit war nicht auszuſprechen. Ich will doch einige Betrachtungen, die ich bei dieſer Gelegenheit gemacht, hier mittheilen: Ein ehrwürdiger eisgrauer Mann, welcher die Colik niedergelegt hatte, und dem es, wie ich fand, an einem Erben zu ſeinem Vermögen fehlte, ergrif einen ungehorſamen Sohn, der von ſeinem ungehaltenen Vater in den Haufen geworfen war. Der undankbare Junge zupfte, da noch keine Viertelſtunde vorbei war, den alten Herrn bei dem Barte, und es hatte nicht viel gefehlet, daß er ihm nicht den Kopf eingeſchlagen hätte; ſo, daß dieſer, als er ſeinem natürlichen Vater begegnete, der mit einem Anſtoſſe von Bauchgrimmen auf ihn zukame, ihn erſuchte, ſeinen Sohn wieder zu nehmen, und ihm ſeine Colik zurük zu geben. Doch es war keiner von ihnen vermögend, von der Wahl, die er einmal gethan hatte, zurüke zu gehen. Die unterſchiedenen Vertauſchungen, die hier geſchahen, waren luſtig genug anzuſehen. Für Krankheit nahm man Armuth, für Hunger Mangel an Appetit, für Sorge Mühe. Das weibliche Geſchlecht war in Vertauſchung der Geſtalten unter ſich ſelbſten ſehr geſchäftig. Die eine vertauſchete ein graues Haar für ein Geſchwür; eine andere überlies eine kurze Leibesgeſtalt für ein paar runde Schultern, und die dritte kaufte ein ſchlecht Geſicht für einen verlohrnen guten Namen. Bei allen dieſen Umſtänden aber war nicht eine einzige unter ihnen, welche nicht den neuen Mangel, ſobald als ſie ſolchen in ihre Gewalt bekommen, für weit unangenehmer hielt, als einen von den alten. Ich beobachtete eben das bei allem andern Unglüke oder Elende, welches ein jeder aus der Verſammlung an ſtatt deſſen über ſich nahm, welches er hatte fahren laſſen. Ob dieſes daher kam, daß alles Uebel, welches uns befällt, in gewiſſer Maaſe nach unſern Kräften eingerichtet, und ihnen gemäs iſt, oder ob ein jedes Uebel erträglicher wird, wenn wir deſſelben gewohnt ſind, das will ich nicht ausmachen. Der Haufe wurde zulezt unter beiden Geſchlechten ausgetheilet, welche ein ſehr erbärmliches Geſichte machten, als ſie unter der Laſt ihrer unterſchiedlichen Bürden auf und nieder giengen. Der ganze Plaz war mit Murren und Klagen angefüllet. Jupiter erbarmte ſich zulezt der armen Menſchen, und befahl, daß ſie zum andernmale ihre Laſten niederlegen ſolten, mit dem Vorſaze, einem jeden ſeine eigene wieder zu geben. Sie entſchütteten ſich derſelben mit vielem Vergnügen, worauf dem Geſpenſte, welches ſie in ſo grobe Verblendungen geleitet hatte, befohlen wurde zu verſchwinden. An deſſen ſtatt wurde eine Gottheit von ganz anderer Geſtalt geſendet. Ihre Bewegungen waren ſtandhaft und geſezt, und ihr Anſehen ernſthaft, aber freudig. Sie hob ihre Augen zuweilen gen Himmel, und richtete ſie auf den Jupiter. Ihr Name war Gedult. Sie hatte ſich nicht ſo bald zu dem Trübſalsberge geſtellt, als der ganze Haufe, welches ich für ſehr merkwürdig hielt, ſo tief niederſank, daß er nicht den dritten Theil ſo ſtark zu ſeyn ſchiene, als er vorhin war. Sie gab hernach einem jeden Menſchen ſein eigenes zugehöriges Elend wieder, und lehrete ihn, wie er ſolches auf die bequemſte Art tragen könte. Er gieng damit wohl vergnügt hinweg, und war ſehr erfreuet, daß er nicht bei ſeiner eigenen Wahl gelaſſen worden, ſondern das Uebel nehmen müſſe, welches auf ſein Loos gefallen war. Auſſer denen verſchiedenen Sittenlehren, die aus dieſem Geſichte können gezogen werden, lernte ich daraus, weder über mein eigenes Unglük unwillig zu ſeyn, noch die Glükſeligkeit eines andern zu beneiden, weil es einem Menſchen unmöglich iſt, ein richtiges Urtheil von ſeines Nächſten Beſchwerden zu fällen. Derowegen habe ich auch beſchloſſen, eines andern Klagen nicht für ſo gar ſchlecht zu halten, ſondern die Bekümmerniſſen meiner Nebenmenſchen mit Mitleiden und Erbarmen anzuſehen.

Von der Mode des Degentragens.

Es ſind ſchon mancherlei Moden abgekommen, die mehr beſchwerlich als bequem waren; wenigſtens iſt ſo bald keine Mode, die ſich durch ſo viele Sæcula hindurch ſo aufrecht erhalten, als eben die Mode des Degentragens, welche doch im bürgerlichen Leben mehr ſchädlich als nüzlich iſt: indeme leider dadurch ſchon ſo viel Unglük entſtanden. Ich will von deren Unbequemlichkeit nicht ſagen, wo das Degentragen, zumal wann ich zu einem guten Freunde, oder aber Andachtsvoll in die Kirche gehe, mehr für eine Beſchwerde, als für eine Zierde zu achten iſt. Die Türken (*) lachen über die Chriſten, daß ſie allenthalben, wo ſie hingehen, den Degen an der Seite ſchleppen, und alſo gewafnet im Frieden ihre Tempel und ihre Freunde beſuchen. Solte man wohl an dieſem Zeichen die Kinder des Friedens erkennen, welche der himmliſche Geſezgeber zu ſeinen Jüngern und Nachfolgern erwählet? Denn, worzu dienet doch dieſes mörderiſche Eiſen an der Hüfte, als daß es die Klugen beſchweret, die Thoren reizet, und zu allerhand Unordnungen im gemeinen Weſen Anlas giebt. Wo lieſet man je von einem Volk in der Welt, daß es, auſſer im Krieg, das Schwerd oder den Degen an der Seiten geführet habe? Die Syrier, die Perſer, die Juden, die Griechen, die Römer, welches die tapferſten und vernünftigſten Völker waren, rüſteten ſich niemals damit, als zum Streit wider ihre Feinde. Wie aber das Duelliren oder die Zweikämpfe bei der herum irrenden Ritterſchaft Mode wurden, da verſahe ſich ein jeder, der ein Ritter ſeyn wolte, mit einem guten Raufdegen. Und wie der Adel überhaupt die Ehre im Kopfe hatte, ſo muſte auch das Schwerd an der Seite hängen. Die Gelehrten wolten für nicht geringer gehalten ſeyn, als der Adel, und alſo beliebten ſie auch, ſich das Eiſen umzugürten. Durch die Folge der Zeit machten es die Kaufleute, Künſtler und Profeſſioniſten jenen nach. Andere angeſehene Leute muſten ſichs alſo gefallen laſſen, und nach der einſchleichenden Mode ſich auch damit zu behängen. Solchergeſtalt wurde das Degentragen allgemein; Und dieſe Sucht erſtreckt ſich bis auf die Handwerkspurſche, deren ihr Küzel aber jedoch noch am beſten gemäßigt werden kan, wann man ſie zu Soldaten macht; denn da henken die meiſten die Flügel, und verlaſſen gerne den Degen wieder, ſo bald ſie deſertiren können. Wenigſtens verwünſchen ſie dieſe Mode. Und ſo würde es auch vielen andern ergehen. Fragt man nun bei jezigen friedfertigen Zeiten nach der Urſache dieſer Modeſucht des Degentragens: ſo

---

(*) Voltaire in ſeiner Hiſtoire de Charles XII. Lib. VI.

weis man nichts anders anzuführen, als es ſeye ſolches eine Weiſe und Mode, die zum Wohlſtande gehöre; damit man nicht, wie Schneider und Schuſter, ohne Degen gehe, oder gar für einen Falliten und Betrüger angeſehen werde. Alleine, es lieget eine ganz andere Urſache hierunter verborgen, welche werth iſt, daß wir ſie in dieſen Blättern bekant machen: Die Römiſche Weiſe und Rechte vergönneten keinem andern, als den Soldaten, das Degentragen. Alſo giengen alle Römiſche Bürgermeiſtere, Rathsherren, Richter, Advocaten, adeliche und unadeliche Beamte, ohne Degen. Wer von allen dieſen Perſonen mit einem Degen ſich behängte, wider den war Straſe und Verdacht eines Meuchelmörders, Lotterbubens oder andern böſen Menſchens, der nichts gutes im Sinne hätte. Bei welcher Beſchaffenheit, auſſer dem Soldatenſtande, der Degen kein Ehrenzeichen ſeyn konte. Denen Burgermeiſtern wurden zwar zuſammen gebundene Stäbe, und 2. darein geſtekte Beiler vorgetragen; aber keine Degen oder Schwerder. Die Schwerdſeger und Degenſchmiede waren alle vereidet, ſo wenig den Leuten ohne Unterſchied Degen zu verkaufen, als jezo einem Schloſſer erlaubet, Dietriche und heimliche Hauptſchlüſſel zu machen, oder einem Apotheker Gift zu verkaufen. Wer von Waffenſchmieden darüber betretten worden, hat man als falſche Münzer beſtraffet. Doch mit Endigung der Römiſchen Monarchie hat dieſes alles auch ein Ende genommen. Alles Gros und Klein trägt nun Degen, der Herr wie der Diener. Warum aber? Vielleicht, weil es ein Ehrenzeichen iſt? Nein! der Schlus, wenn man ja eine genaue Definition machen will, und ohnehin wenigen Leſern bekant ſeyn wird, iſt dieſer:

> Wem erlaubt iſt, ſich ſelbſt zu rächen, und mit dem Degen ſein Recht auszumachen, der mag auch den Degen an der Seite führen.

Da hingegen derjenige, der die Rache dem Richter überlaſſen mus, und, wenn er das Schwerd nimt, durchs Schwerd umkomt; das iſt, ein ſchweres Verbrechen begehet; der verfällt in dieſe Straſe, wenn er das Schwerd an ſeine Seite gürtet. Dieſen Saz erläutert nun der Unterſcheid unter den Römiſchen und Teutſchen Geſezen. ; ; ; Die Römer litten keine Selbſtrache; Wer Unrecht litte, muſte bei der Obrigkeit ſein Recht ſuchen und erhalten; Nicht der Geſchimpfte war ehrlos und anrichtig, ſondern derjenige, der Schimpf und Schmach gegen den andern ausgeſtoſſen. Dahero, wenn der Geſchimpfte die Schmähung mit Verachtung angeſehen, ſich darüber niemand aufhielte, oder einem ſolchen einen Vorwurf machte. Folglich weder der Richter Urſache fande, aus eigener Bewegnis die Schmach zu ahnden; noch ein dritter, ſolche zu rügen. ; ; ; Ganz anderſt verhielt es ſich nachgehends mit Schuld- und Schmähſachen, zumal im Teutſchen Reich. Wenn der Geſchimpfte ſich nicht rächete, ſo ſcheinet er deswegen die Schmach verdienet zu haben, und ſich für der Wahrheit zu ſcheuen, oder kein Herz im Leibe auf der Bruſt zu finden: Er muſte deswegen von Leder ziehen; widrigenfalls er ehrlos war, und dadurch ſeine Ehrenämter bei Hofe oder im Felde verlohre. Nur iſt dieſes zu merken, daß ſolches Recht zum Zweikampf niemand als dem Geſchlechts- und Buchadel zugeſtanden worden. Nachdem endlich nach langer Zeit groſſe Herren den Misbrauch des Degens geſehen; daß keiner vor dem andern eine Stunde ſicher geweſen; daß der Adel nichts als den Degen gelernet; ſodann auch dadurch unruhig, zum Aufſtand geneigt, und blutdürſtig geworden: ſo hat man auf allen Reichstägen hierwider Sazungen zum Landfrieden gemacht, und das Duelliren, und die Klinge aus der Scheide zu ziehen, bei Lebensſtrafe verboten; weil ein Menſch, der ſeinen geſezten Verſtand hat, ſeine Hize leicht dämpfet, wenn er an Strang und Schwerd gedenket, welche in den meiſten Reichen auf den Zweikampf geſezet ſind. Nur der Geſchlechtsadel ſucht, an theils Orten, dieſem ohngeachtet, bei der Zweikampfsweiſe, als einem löblichen Herkommen der Teutſchen Freiheit, zu bleiben; Wie ſolches der ohnlängſt in unſerer ordinari Zeitung Nro. 165. gemeldete ohnweit Dresden frei vor ſich gegangene Zweikampf ſattſam beweiſet. Und könten dergleiche traurige Beiſpiele noch mehr angeführet werden, wenn es der Raum dieſer Blätter verſtatten würde. Doch, es wird dieſes in andern Ländern je länger je weniger geduldet, und hart beſtrafet; ja, man fängt hin und wieder an, ſogar das Degentragen zu verbieten. In Venedig iſt dieſe Mode ſchon längſt abgethan, allwo nur allein die Senatores ſich mit Degen behängen dürfen. In theils Städten in Frankreich, zumal in Lion, wie auch in Geneve ꝛc. weis ich, daß diejenigen ausgelacht werden, die mit einem dergleichen Seitengewehr in die Kirche kommen, oder damit einen Beſuch abſtatten, oder ſpazieren gehen. Warum machen dann wir Teutſchen das auch denen Franzoſen nicht nach, das doch löblich und bequem? Und warum äffen wir ihnen nur meiſt in denen Sachen nach, das mehr ſchädlich, als nüzlich iſt? Doch, genug hievon. Die Verordnung iſt ſehr löblich, die vorm Jahre am Römiſch Kaiſerl. Hofe ergangen, daß allen Künſtlern und Handwerkern, verheiratheten und ledigen Standes, wie nicht weniger andern Bedienten, zumal allen Laquaien, Kammerdienern u. ſ. f. das Degentragen niedergeleget worden. Und da dieſes nichts verfangen wollen, ſo hat man unlängſt in Wien, um dieſem Gebot einen Nachdruk zu geben, ſo par Geſpas mehr als 300. Degen und Degeleins hinweggenommen, und die ſich dabei widerſezzet haben, fein ſäuberlich in gefängliche Verhaft gebracht. = = = Was den Unterſchied der Degens, und die mancherlei Weiſe, ſolche zu tragen, anbelangt; ſo iſt der Raum dermalen zu enge, davon was zu berühren. Doch, fällt mir jezo was ein, das ich nicht unberührt laſſen kan. Ich habe vorige Woche, als ich im Spazierengehen allerlei Leute betrachtet, Mannsperſonen angetroffen, welche mit Ober- und Untergewehr, das iſt, per Stok und Degen, einiges Frauenzimmer führeten. Dieſe Mannsperſonen hatten ihr Seitengewehr hinten völlig ſo hangen, daß die Klinge bei jedem Tritt auf den Waden anſchlagen muſte. Ich dachte bei mir ſelbſt, daß dieſe doppelt bewafnete Leute das Herz nicht vornen haben müſten. Ich habe auch bemerket, daß die, welche lange Degen mit Stoßklingen tragen, mehrentheils H. . . ſeynd. Bei dieſen, welche ihr Seitengewehr mit einem groſſen Stichblatt gleichſam fliegend anhangen haben, iſt es ein untrügliches Merkmahl eines R. . . . Eine breite Klinge iſt das Merkmahl eines W. . . . Und ein kleiner Galanterie Degen iſt das Zeichen eines V. . . . Die leztern ſehen in dieſem Stük noch ſo am artigſten aus; Und obgleich die Klopffechter ſich des Lachens nicht enthalten können, wenn etwan ein artiger junger Herr mit dem Hut unter dem Arm, und etwan ein Affections-Bändgen an ſeinem Seitengewehrgen habend, über die Straſſe gehet: ſo ergöze ich mich doch allezeit über dieſe vernünftige Mode (das Bandgen ausgenommen) und kan verſichern, daß vielen von unſerm Frauenzimmer ihre Liebhabere weit beſſer gefallen würden, wenn ſie auch ihre lange Mordeiſen in kurze Federmeſſergen verwandeln möchten.

Von den Wetterprophezeiungen.

Die Winde, die Wärme und Kälte, der Regen, Schnee, Nebel u. Thau, die Dürre, die Wolken, die Dünſte der Luft, und andere dergleichen Veränderungen des Dunſtkreiſes ſind es, die man unter den Witterungen verſtehet, und deren Ordnung die Wetterpropheten zu errathen hoffen. Wenn man nun aber darthun kan, daß keine von allen dieſen Veränderungen auf ſolchen Urſachen allein beruhe, die eine beſtändige und nothwendige Ordnung haben; ſo fällt die Hofnung auf einmal hinweg, daß ſie zu irgend einer Zeit eben die Ordnung halten könten, die ſie ehemals gehalten haben. Die jezige contraire Witterung, welche das vor ungefehr 4. Wochen ſtark gefallene Hagelwetter herfürgebracht, gibt ſolches ſattſam zu erkennen. Wir wollen, um dieſes zu zeigen, die vornehmſten Witterungsveränderungẽ hier, der Reihe nach, durchgehen. Die Winde entſtehen zum Theil von der Erwärmung der Luft, die die Sonne verurſacht. Dieſes beweiſen die beſtändigen Winde unter der Linie, und zwiſchen den beiden Wendecirkeln. Denn Halley und Dampier haben durch ihre eigenen Beobachtungen unwiderſprechlich bewieſen, daß dieſe Winde nicht von dem Umdrehen der Erde herrühren können, indem dieſe Winde nicht beſtändig recht von Oſten nach Weſten, ſondern zu verſchiedenen Jahrszeiten auch aus verſchiedenen Gegenden wehen. Nichts deſtoweniger aber würden doch die Wetterpropheten einen groſſen Sprung im Schlieſſen begehen, wenn ſie hieraus ſchlieſſen wolten, daß es bei allen Winden auf die Sonne ankäme. Es mögen tauſend beſtändige und periodiſche Urſachen vorhanden ſeyn, die eine gewiſſe Wirkung hervorbringen; ſo kan man dem ungeachtet, nach Verlauf des Periodi, nicht eben dieſelben Wirkungen wieder erwarten, wenn man nicht hindern kan, daß ſich zufällige Urſachen mit darein miſchen, die dieſe Ordnung unterbrechen. Die Winde haben viele ſolche zufällige Urſachen. Die Luft kan an einem gewiſſen Orte mit Dünſten beſchwert ſeyn: ſo wird aus dieſem Orte her alſobald ein Wind zu wehen anfangen. Wer kan aber, ohne Scherz, behaupten, daß es gewiſſe regulaire Zeiten gebe, da ſich in dem ganzen Dunſtkreiſe die Dünſte eben ſo wieder vertheilen, als zu einer andern geſezten Zeit. Kan man aber dieſes nicht ſezen, mögen auch die Winde ſogleich von andern periodiſchen Urſachen zu gewiſſen Zeiten, z. E. nach ungefehr zwanzig Jahren eben wieder ſo, als ehemals beſtimmt werden; ſo wird doch dieſe zufällige Urſache allein vermögend ſeyn, zu machen, daß die Winde um dieſe Zeit nicht wieder ſo wehen, als damals, da dieſe zufällige Urſache entweder vorhanden, oder nicht vorhanden war. Noch mehr. Rührt denn alle Erwärmung der Luft von der Sonne her? Gibt es nicht hunderttauſend Beiſpiele in der Natur, daß in einem kleinen Umfange Landes an einem einzigen Sommertage, in eben der Stunde, die Hize an dem einen Orte viel ſtärker und empfindlicher ſey, als an dem andern? Iſt es nicht auf den höchſten Bergen, worauf die Sonne beſtändig liegt, und deren hohen Gipfeln keine Wolke ihre Blike verſtekt, beſtändig eiskalt; und hingegen in den tiefſten Schachten der Bergwerke, wo nie ein Sonnenſtrahl hinreichet, ganz warm? Nimmermehr würde dieſes geſchehen können, wenn nicht die Dünſte des Erdbodens zur Erwärmung der Luft bald mehr bald weniger beitrügen, nachdem ſie, ihrer Natur nach, fähiger und geſchikter ſind, ſich zu erhizen. Wenn aber dem alſo iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, welche periodiſche Urſache vermögend wäre, eine regulaire Erhizung der Dünſte hervor zu bringen. Die Entzündungen in Bergwerken, die unterirdiſchen Entzündungen, welche Erdbeben und Feuer-ſpeiende Berge verurſachen, können unmöglich periodiſch ſeyn, da ſie zu allen Zeiten unordentlich durcheinander entſtehen, und zuweilen wieder auſſen bleiben, wenn man ſie noch ſo ſehr fürchtet. Wie oft hat man nicht dergleichen Entzündungen in der Luft, und wie unordentlich kommen ſie durcheinander! Iſt nun aber nicht höchſt wahrſcheinlich, daß in unſerm Dunſtkreiſe die erhizbaren Dünſte ſich öfter noch erwärmen, ohne ſich deshalben ſo zu entzünden, daß ſie unſern Augen ſichtbar wären? Dergleichen Erhizungen der Dünſte, die wir tauſendmal nicht anmerken, können einen particulairen Wind verurſachen, der nur da ſehr merklich iſt, wo er entſteht; der aber doch gleichwol auch die Bahn der entferntern ſtärker verändern kan, als man wohl glauben ſolte. Der Druk der Wolken iſt im Stande, einen ſehr heftigen Wind zu erregen, wie wir bei allen Regenwolken beobachten. Wer kan ſich aber wohl in den Sinn kommen laſſen, zu glauben, daß es gewiſſe Zeiten gebe, da in dem ganzen Dunſtkreiſe alle Wolken beſtändig wieder in eben der Verhältnis an eben die Oerter zu ſtehen kommen, eben die Gröſe und Schwere beſizen, und eben den Zug halten ſolten, den ſie vor gewiſſen Jahren gehabt haben. Dürfte nicht nur in einer einzigen Gegend unter der Zeit ein Berg durch ein Erdbeben verſunken, oder dürfte nicht nur ein Wald ausgerottet worden ſeyn, um dem Winde eine andere Richtung zu geben, als er ehedem hatte, und alſo auch die Wolken ganz anderſt wohin zu fahren.

Ja, wie kan man ſich vorſtellen, daß nach einigen Jahren alle die Urſachen noch vorhanden ſeyn könten, die ehedem eine gewiſſe Verſamlung von Wolken in einer gewiſen Gegend verurſachet haben. Verurſachen nicht die groſſen Ueberſchwemmungen an ſolchen Oertern Dünſte, Nebel und Wolken, wo ſie ſonſt nie zu der Zeit, oder in der Menge entſtanden ſeyn würden? Man weis aber, daß viele Ueberſchwemmungen blos von einer ſchlechten Einrichtung der Dämme herrühren. Sind alſo auch dieſe Verwahrloſungen periodiſch? Sind ſie es nicht? ſo mus man zugeben, daß es Fälle giebt, da Wolken von ganz zufälligen Urſachen entſtehen, die unmöglich mit zu dem periodiſchen Laufe der Witterungen gerechnet werden können, und die auch in dem neuen Periodo, der folgen wird, nicht wieder vorhanden ſeyn werden. Dieſes zugeben, heist ſo viel, als alles verlohren geben. Dieſe ungefähren und irregulairen Wolken werden irregulaire Winde, irregulaire Nebel, irregulairen Regen, u. ſ. w. verurſachen; und es wird umſonſt ſeyn, wenn man ſagen will, daß dieſes nur ein kleines Stük Landes beträfe, das in der ganzen Ordnung keine merkliche Ausnahme machen könnte. Man rechne nur in einem Jahre zuſammen, was in den öffentlichen Nachrichten von Erdbeben, Waſſerfluthen, Ausbrüchen Feuer-ſpeiender Berge, Feuersbrünſten und auſerordentlichen Lufterſcheinungen erzählet wird; wie viele Moräſte binnen einer Zeit von funfzig oder hundert Jahren ausgetroknet, wie viele Flächen unter Waſſer geſezet, wie viele Canäle neu angeleget, wie viele Dünſte an Orten, wo ſie ſonſt nie entſtanden wären, durch Heereszüge, Bataillen u. ſ. w. in die Luft gejagt werden; was für Veränderungen im Dunſtkreiſe eines groſſen Landes eine herumgehende Peſt veranlaſſet, u. ſ. w. ſo wird man finden, daß der auſerordentlichen Urſachen ſolcher Witterungen, die nicht periodiſch ſeyn können, ſo viele, und daß ſie den Oertern und der Zeit nach ſo allgemein ſind, daß man nothwendig das Periodiſche, was etwan darinn ſeyn möchte. gegen das Uebrige für eine bloſe Kleinigkeit halten mus.

Wenn Wind und Wolken nicht mit in den Periodum hinein wollen, ſo wird es mit den mehreſten Arten der Witterungen ſchlecht ausſehen. Wo will der periodiſche Regen und Nebel herkommen, wenn wir keine periodiſche Wolken noch Winde haben können? Es wird alſo auch an keine periodiſche Dürre oder fruchtbare Witterung zu denken ſeyn. Wir werden zu keiner gewiſſen Zeit eine Sternhelle Nacht, und die Sonne des Tages an einem reinen Himmel zu erwarten haben. Der Donner wird ſich in kein Geſez zwingen laſſen; er wird über unſern Häuptern brüllen, wenn es ihm beliebt, gleichwie das Erdbeben unter unſern Füſſen wüten wird, ohne ſich an eine geſezte Zeit zu kehren. Umſonſt wird der Mond in der Luft eben das Regiment führen wollen, als im Waſſer. Nimmermehr wird er im Dunſtkreiſe die Ordnung einführen können, nach welcher uns das Meer Ebbe und Fluth ſo richtig ſchiken mus. Die Sonne wird nicht das eine mal, wie das andere, den Pflanzen alle Nahrung entziehen, in ein ganzes Land Miswachs und Theurung einführen, und Menſchen und Thiere ſchmachten laſſen, weil es auf ihrer Gewalt nicht beruhen wird, die Wolken zu gewiſſen Zeiten zurük zu halten, um das Erdreich mit ihrem nahrhaften Dufte zu erquiken, die Pflanzen zu ernähren, u. eine milde Mäſſigung in allen Gefilden auszubreiten. Kurz, es beruhet auf der Unregelmäſſigkeit der meiſten übrigen, und zwar in dem Grade, daß man nimmermehr wird hoffen köñen, viel genauere Geſeze der Witterungen zu entdeken, als die wir ſchon jezt wirklich haben. Was die Wärme und Kälte anbetrift, ſo iſt zwar der Stand der Sonne eine der vornehmſten Urſachen derſelben auf unſerm Erdboden; und es iſt wahr, daß dieſer abwechſelnde Stand der Sonne periodiſch ſey. Allein, in ſo fern ſich auf dieſen die Wärme und Kälte unſerer Länder gründet, können wir ſchlechterdings weiter nichts daraus vorher verkündigen, als daß wir ſechs Monate gemäſſigtere Witterung haben werden, als in ſechs andern, oder daß es eine Zeitlang viel kälter ſeyn wird, als ſonſt. Wir wiſſen übrigens weder den Anfang des Eisfroſtes, noch auch nur ungefähr den Grad des Winters, die Zeit ſeines höchſten Grades, ſein Ende oder die Zeit des lezten Froſtes: wir können nicht einmal einen ſo erſtaunlichen Winter, als die von 1709. und 1740. geweſen ſind, im allergeringſten vorher ſehen; wir wiſſen weder die erſte Wärme, wenn das Eis in ſchattichten Oertern im Frühlinge aufgehen wird, noch den höchſten Grad der Hize, noch die Ab- und Zunahme derſelben, noch das Ende des Sommers, da ſich das erſte Eis anleget, oder der Schnee fällt, zu beſtimmen. Rührte die Wärme und Kälte des Dunſtkreiſes nicht von ſo vielen andern Nebenurſachen zugleich her, ſo würden wir nicht allein alle Jahre einen gleich kalten Winter, ſondern auch eine ununterbrochene ſteigende und fallende Wärme u. Kälte haben. Jedermann weis, daß ſich das Gegentheil alle Jahre zuträgt; und niemand zweifelt, daß es auf unſerm Erdboden ſelbſt noch viele andere Urſachen der Wärme und Kälte gebe. Allein, vielleicht halten dieſe irdiſchen Urſachen ihre gewiſſe Zeiten. Es iſt nur ſchlimm, daß wir aus allen Nachrichten von ſehr harten Wintern und von ſehr heiſſen Sommern doch noch nicht die geringſte Ordnung dieſer Veränderung haben heraus finden können. Es ſcheint auch wenig Hofnung dazu zu ſeyn: denn die übrigen Lufterſcheinungen haben hierbei den gröſten Einflus, und leider ſind dieſe, wie ich ſchon vorhin angezeigt habe, keinen Zeiten getreu. Ein einziger Wind kan ganze Wochen lang einen grauſamen Winter, oder eine unerträgliche Hize verurſachen. Ein Heer von Wolken, das ſich zwiſchen uns und der Sonne lagert, kan uns Kühlung im Sommer, und harten Froſt im Winter zuwege bringen. Was ſind aber Wind und Wolken für ungetreue Witterungen! Noch mehr. Wer kennt die Materie der Kälte, oder darf man ſich vielleicht noch nicht einmal wagen, ſie zu nennen? Ich meyne die Materie, die ſich im vermiſchten Schnee und Salz entwikelt, und ein ſchnelles Eis in der Hize verurſacht; die Materie, die, wie Hr. Geoffroy angemerkt haben will, während der Vermiſchung die Luft über dem Gefäſſe erkältet hat; die, ſo die Schneefiguren bildet, die man immer kräftiger zu glauben anfängt, je genauer man auf die Erſcheinungen des Winters Acht gibt. Geſezt, es gibt eine ſolche erkältende Materie, ſo weis ich gewiſſer, daß ſie keine periodiſche Wiederkunft haben könne, als alle meine Gegner wiſſen können, daß ſie nicht vorhanden ſey. Sie mus ſo beſchaf-

fen

ſen ſeyn, daß ſie der Wind mit ſich fortführen kan: denn ſie mus ſich in der Luft aufhalten, um den Schnee zu bilden. Ich brauche nichts mehr zu thun, als ſie den flüchtigen Flügeln des Windes anzuvertrauen, um alle Hofnung zu vertilgen, ſie jemals in einer ordentlichen Zeitordnung zu finden. Doch, warum will ich mich länger bei einer Sache aufhalten, die man in der That ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr glauben will, und die doch erſt ziemlich ſpät zu ihrer verdienten Verachtung kömmt. Indeſſen entſchuldiget der gehofte Vortheil für das ganze menſchliche Geſchlecht die unwahrſcheinliche Unternehmung und die fehlgeſchlagene Hofnung. Er entſchuldiget aber die Thorheit derer nicht, die noch im̃er fortfahren, der Welt ihre Witterungsprophezeihungen mitzutheilen, und ſie zugleich zu verſichern, daß ſie gewis und wahrhaftig ſind. Man kan ein Beiſpiel davon an den Prophezeihungen des Thomas Mouldt ſehen, die im erſten Bande des öconomiſchen Journals ſtehen. Doch wäre es unbillig, die Kalendermacher disfalls einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen. Denn, da ein Bauer das Recht hat, Prophezeihungen des Wetters ſchlechterdings zu verlangen, ſo mus beſtändig jemand ſeyn, der ſie ihm gibt; und der Schade, der durch die Irrthümer der Prophezeihungen geſtiftet wird, iſt ſo unerheblich, daß man keinen Menſchen deswegen des Vergnügens berauben darf, einen Kalender mit einem bunten Druke zu beſizen.

Eine Erzählung.

Jüngſt kam zum loſen **Mordar**
Sein Nachbar, **Konrad Denzel**.
Hört, Nachbar! ſprach er bittend:
Nehmt mirs doch ja nicht übel,
Daß ich ſo zu euch komme.
Es haben mich zwei Weiber,
Die jezt zu meiner Frauen
Beſuchens halber kommen,
Zu meiner Qual vertrieben.
Ihr unaufhörliches Plappern,
Ihr klatſchendes Gewäſche
Fällt mir ganz unerträglich;
Ich bin faſt wie betäubet;
Bei euch hier will ich warten,
Und eine Pfeife ſchmauchen,
Bis der Beſuch geendet.

Gar gern; verſezte **Mordar**
Bleibt hier: Zum guten Glüke
Iſt auch mein Weib abweſend.
Nun gut: doch Nachbar **Mordar**
Ihr wißt ſonſt immer alles,
Sagt mir doch, wie es komme,
Daß aller Weiber Mäuler
So wundergerne ſchwazzen?
Daß ſich, ſo bald nur zweie
Etwa zuſammen kommen,
Ein ſolch Geräuſch erhebet,
Als eine Pfeffermühle?

Nim̃t euch das Ding ſo Wunder?
Sprach **Mordar**: lieber **Denzel**!
Ich will euch augenſcheinlich
Den Grund davon entdekken:
Gleich ſties der loſe **Mordar**
Ein Haufen dürrer Knochen
Vor Nachbar **Denzels** Augen
In einen Sak zuſammen;
Drauf ſchüttelt er die Knochen;
Hört ihrs? ſprach er zu **Denzeln**,
Wie ſie zuſammen ſchlagen?
Könt ihr den Laut wohl hören?

Ich hörs; ſprach Nachbar **Denzel**.
Nun gut; gebt weiter Achtung!
Hier iſt ein Haufen Erde,
Die will ich auch zuſammen
In einen Beutel ſchütten.
Hört ihr wohl etwas klappern?
Ich höre nichts, ſprach **Denzel**.
Begreift ihr nun, ſprach **Mordar**,
Woher es doch wohl komme,
Daß alle Weiber gerne,
So wundergerne ſchwazzen,
So ein Geräuſche machen?
Die weiblichen Maſchinen
Sind, wie ihr wißt, aus Rippen,
Das iſt, aus harten Knochen,
Urſprünglich fabriciret,
Wenn die zuſammen ſtoſſen,
So klapperts, und macht Lärmen.

Von dem unſchuldigen Vergnügen der Einbildungskraft.

Unſer Geſicht iſt der vollkomenſte und ergözlichſte unter allen unſern Sinnen. Es füllet die Seele mit der gröſten Mannichfaltigkeit von Begriffen an, geht mit den Gegenſtänden in der gröſſeſten Entfernung um, und bleibt am längſten geſchäftig, ohne daß es von ſeinen eigenen Vergnügungen ermüdet oder geſättiget iſt. Das Gefühl kan uns in der That einen Begriff von der Ausdehnung, Geſtalt und allen andern Ideen geben, die ins Auge fallen, auſſer von der Farbe nicht. Zugleich aber iſt es ſehr eingeſchränkt, und in ſeinen Würkungen an die Zahl, Gröſe und Weite ſeiner beſondern Gegenſtände gebunden. Unſer Geſicht ſcheinet beſtimt zu ſeyn, alle dieſe Mängel zu erſezzen, und kan als eine zärtlichere und weitläuftigere Art des Gefühls angeſehen werden, welche ſich ſelbſt über eine unendliche Anzahl Körper ausbreitet, die gröſten Figuren faſſet, und einige von den entfernteſten Theilen des Weltgebäudes in unſere Gewalt bringt, daß wir ſie erreichen können. Dieſer Sinn iſt es, welcher der Einbildungskraft Ideen verſchaft; ſo, daß ich durch die Vergnügungen der Einbildungskraft oder der Phantaſie (welche Wörter ich ohne Unterſchied brauchen werde) hier ſolche verſtehe, welche von ſichtbaren Gegenſtänden entſpringen, entweder wenn wir ſie würklich im Geſichte haben, oder wenn wir ihre Vorſtellungen durch Gemählde, Statuen oder Bildſäulen, Beſchreibungen oder dergleichen Dinge in unſerm Gemüthe erweken. Wir können in Wahrheit kein einziges Bild in unſerer Phantaſie haben, welches nicht zuerſt durch das Geſicht hinein kommt: wir haben aber die Macht, dieſe Bilder, welche wir einmal empfangen haben, in allen den mannichfaltigen Gemählden und Erſcheinungen, welche der Einbildungskraft am angenehmſten ſind, zu behalten, zu verändern und zu verbinden. Denn durch dieſes Vermögen kan ein Menſch in einem Kerker ſich mit weit ſchönern Landſchaften und Gegenden unterhalten, als in dem ganzen Bezirke der Natur mögen gefunden werden. Es giebt wenig Wörter in der Teutſchen Sprache, welche in einem unbeſtimtern und uneingeſchränktern Verſtande gebrauchet werden, als die Wörter, Phantaſie und Einbildungskraft. Ich verſtehe aber unter den Vergnügungen der Einbildungskraft, blos ſolche Vergnügungen, welche urſprünglich von dem Geſichte herrühren, welche Vergnügungen ich in zwo Arten abtheile. Meine Abſicht iſt, zuerſt von denen Hauptvergnügungen der Einbildungskraft zu reden, welche gänzlich von ſolchen Gegenſtänden herrühren, die vor unſern Augen ſind; und hiernächſt von denen Nebenvergnügungen der Einbildungskraft zu ſprechen, welche von den Ideen der ſichtbaren Gegenſtände herflieſſen, wenn die Gegenſtände nicht würklich vor unſern Augen ſind, ſondern in unſerm Gedächtniſſe erwecket, oder in angenehmen Erſcheinungen der Dinge, die entweder abweſend oder erdichtet ſind, gebildet werden. Die Vergnügungen der Einbildungskraft, in ihrer ganzen Weite genommen, ſind nicht ſo grob, als die Vergnügungen der Sinne, und nicht ſo fein, als die Vergnügungen des Verſtandes. Die leztern ſind in der That mehr vorzuziehen, weil ſie auf eine neue Kenntnis oder Verbeſſerung in dem Gemüthe des Menſchen gegründet ſind; doch muß man geſtehen, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft ſo gros und ſo entzückend ſind, als die andern. Eine ſchöne Ausſicht ergözet die Seele eben ſo ſehr, als ein unumſtößlicher Beweis; und eine Beſchreibung im Homer hat mehr Leſer gereizet, als ein Capitel im Ariſtoteles. Auſſer dem haben die Vergnügungen der Einbildungskraft dieſen Vortheil vor den Vergnügungen des Verſtandes, daß ſie mehr vorkommen, und leichter zu erlangen

gen ſind. Man darf nur das Auge öfnen, und die Gegend fällt hinein. Die Farben mahlen ſich in der Phantaſie mit geringer Aufmerkſamkeit der Gedanken oder Anwendung des Gemüths bei dem Anſchauer. Wir werden von der Symmetrie aller Dinge, welche wir ſehen, (wir wiſſen nicht, wie?) gerühret, und geben der Schönheit eines Gegenſtandes unmittelbarer Weiſe Beifall, ohne die beſondern Urſachen, und Gelegenheiten dazu zu unterſuchen. ⸗ ⸗ ⸗ Ein Menſch von einer geſchärften Einbildungskraft wird in mancherlei groſſe Vergnügungen geführt, die der gemeine Mann zu bekommen nicht fähig iſt. Er kan mit einem Gemählde umgehen, und eine angenehme Geſellſchaft bei einer Bildſäule finden. Er trift eine geheime Erquikung in einer Beſchreibung an, und fühlet öfters ein gröſſer Vergnügen, in dem Anſchauen der Felder und Wieſen, als ein anderer in dem Beſize derſelben. Dies giebt ihme, in Wahrheit, eine Art eines Eigenthums an allen Dingen, die er ſieht, und machet, daß die allerrauheſten ungebaute Theile der Natur zu ſeinem Vergnügen dienen; ſo, daß er die Welt anſieht, als wenn ſie in einem ganz andern Lichte wäre, und entdeket in derſelben eine Menge von Reizungen, welche ſich vor den meiſten Menſchen verbergen. ⸗ ⸗ ⸗ Es finden ſich in der That nur ſehr wenige Leute, welche wiſſen, wie man müſſig und unſchuldig ſeyn, oder einen Geſchmak an einigen Vergnügungen haben könne, welche nicht ſtrafbar ſind. Eine jede Ergözlichkeit, welche ſich die meiſten machen, geſchieht auf Unkoſten einer oder der andern Tugend, und ihr erſter Schritt aus den Geſchäften geht auf Laſter oder Thorheit. Ein Menſch ſolte ſich alſo bemühen, den Umfang ſeiner unſchuldigen Vergnügungen ſo weit zu machen, als es ihm möglich iſt, damit er ſich ohne Gefahr zu ſolchen begeben, und in ihnen ein ſolches Ergözen finden könnte, deſſen ſich ein weiſer Mann nicht ſchämen würde. Von dieſer Art ſind die Vergnügungen der Einbildungskraft welche keine ſolche Anſtrengung der Gedanken erfordern, als zu unſern ernſthaften Verrichtungen nöthig iſt, und welche auch nicht zugeben, daß unſere Seele in die Achtloſigkeit und Nachläſſigkeit fällt, welche unſere ſinnlichere Ergözungen zu begleiten pflegen; ſondern gleich einer ſanften Uebung der Gemüthskräfte ſie von Trägheit und Schläfrigkeit erweken, ohne ihr einige Arbeit oder Schwierigkeit zu machen. ⸗ ⸗ ⸗ Wir können hinzuthun, daß die Vergnügungen der Phantaſie mehr zur Geſundheit beitragen, als die Vergnügungen des Verſtandes, welche durch ein ſtarkes Nachdenken gewirket werden, und mit einer gar zu gewaltſamen Arbeit des Gehirnes vergeſellſchaftet ſind. Ergözende Vorſtellungen entweder in der Natur, Mahlerei, ſchöne Wohnungen von vortreflicher Ausſicht, oder Dichtkunſt ꝛc., haben ſo wohl einen angenehmen Einflus in den Körper, als in die Seele, und dienen nicht allein, die Einbildungskraft aufzuklären, und zu erheitern, ſondern ſind auch geſchikt, den Kum̃er und die Schwermuth zu zerſtreuen, und die Lebensgeiſter in eine ergözende und angenehme Bewegung zu ſezen. Aus dieſer Urſache hat Herr Franz Bacon in ſeinem Verſuche von der Geſundheit es nicht für undienlich gehalten, ſeinem Leſer ein Gedicht oder eine ſchöne Ausſicht daſelbſt vorzuſchreiben, wo er ins beſondere von verwirrten und ſpizigen Unterſuchungen abräth, und ſie ermahnet, ſolchen Studien nachzuhängen, welche das Gemüth mit ſchönen und herrlichen Gegenſtänden anfüllen, dergleichen die Hiſtorien, Fabeln und Betrachtungen der Natur thun. ⸗ ⸗ Ich habe in dieſem Blatte, als einer Einleitung, den Begrif von den Vergnügungen der Einbildungskraft feſt geſezet, welche die Materie meines gegenwärtigen Unternehmens ſind, und ich habe mich bemühet es meinen Leſern durch verſchiedene Betrachtungen anzupreiſen, dieſen

Vergnügungen nachzujagen. In nächſtfolgenden Blättern will ich die verſchiedenen Quellen unterſuchen, aus welchem dieſe Vergnügungen hergeleitet werden.

Beweis, daß die nahrhaften Speiſen, und insbeſondere junge Hüner, Tauben und Kraftſuppen ꝛc. der Geſundheit recht ſchädlich ſind.

Es iſt ein eben ſo allgemeiner als ſchädlicher Irrthum, daß die Speiſen deſto geſunder wären, je mehr ſie nahrhafte Theile beſizen. Man ſolte vielmehr ſagen, daß dieſes diejenigen Speiſen wären, welche auch in geringerer Menge geſchikt wären, das Leben zu erhalten. Niemand wird zweifeln, daß die Speiſen, welche viel von einer Gallerte bei ſich haben, zu der Nahrung am geſchikteſten ſind. Denn dieſe Gallerte iſt es, was die Menſchen und Thiere ernähret, und worein er ſich durch bloſſes warmes Waſſer vermittelſt der Pappiniſchen Maſchine wieder auflöſen läſt. Nichts hat mehr von dergleichen Gallerte in ſich, als das Fleiſch von jungen Thieren, und die davon bereiteten Suppen. Denn die Sachen aus dem Pflanzenreiche geben überhaupt nicht ſo viel Nahrung, als die Speiſen, welche aus dem Thierreiche genommen ſind, und unter dieſen iſt allemal das Fleiſch der jungen Thiere nahrhafter als der alten. Das Fleiſch beſtehet überhaupt aus Fäſergen, darinnen ſich ein ſolcher nahrhafter Saft befindet. Dieſer Saft iſt es, dadurch der Körper ernähret wird; dahingegen die Fäſergen ſelbſt, nachdem alles flüſſige ausgezogen worden, durch den Stuhlgang ausgeführet werden. Da man dieſes eingeſehen hat, ſo hat man geglaubt, daß keine Art der Speiſen für Geſunde und Kranke ſo heilſam ſeyn müſte, als die jungen Hüner, das Kalbfleiſch, junge Tauben, und die aus dergleichen bereitete Brühen und Kraftſuppen. Ich will ihnen ihr Lob gar nicht abſprechen, das man ihnen mit Recht ertheilet, wenn die Abſicht iſt den Körper ſtark zu ernähren, die verlohrnen Kräfte zu erſezen, und neues Blut zu machen. Dergleichen Fall kommt bei Leuten vor, welche von einer ſchweren Krankheit wieder geneſen ſind, und wieder Appetit zum Eſſen bekommen. Denn bei dieſen iſt durch die lange Enthaltung von Speiſen, durch die heftigen fieberhaften Bewegungen, durch das viele Schwizen oder andere Ausführungen der Körper ſo zu ſagen geſchmolzen, und ſeine blaſſe Farbe verräth den Mangel des Bluts. Grobe Speiſen können nicht nur dergleichen Perſonen weniger Kräfte geben, ſondern müſſen auch ihren durch die Krankheit geſchwächten Magen beſchwerlich fallen. Was kan ihnen alſo heilſamer ſeyn, als ein mäſſiger Genus wohlzubereiteter Suppen und Kraftbrühen: aber ſich derſelben zu der Erhaltung der Geſundheit zu bedienen, iſt ungereimt, und noch ungereimter, wenn man ſie einem Kranken wider ſeinen Willen einzwingt, oder zum wenigſten einſchwazet, ob man ſchon die gute Abſicht dabei hat, dadurch die verlohrne Kräfte zu erſezen, und den Körper zu ſtärken. Denn bei einem vollkommen geſunden Menſchen ſchaden ſolche weichliche Speiſen, wenn man ſie beſtändig genieſt, auf eine dreifache Art. Erſtlich wird der Magen durch die Wärme und Feuchtigkeit ſchlaf, und verlieret, weil er niemals Gelegenheit hat eine ſtarke Würkung zu äuſſern, ſeine Kraft, die bei ihm, wie bei einem jeden Muſkel durch eine oft wiederholte ſtarke Würkung vermehrt wird. Daher geſchieht es, daß dergleichen Weichlinge nicht das geringſte vertragen können, und beinahe von einem jeden unverdaulichen Biſſen krank werden. Der andere Schade, welchen der beſtändige Genus weichlicher und nahrhafter und leicht zu verdauender Speiſen hervorbringet, iſt dieſer, daß der Leib leicht davon verſtopft wird. Denn wie kan eine ordentliche Oefnung des Leibes erfolgen, wenn nichts vorhanden iſt, und durch den

Stuhlgang hinweggeſchaft werden kan. Es iſt aber nichts von dieſer Art gegenwärtig, wenn die Speiſe ganz und gar in Milchſaft verwandelt, und in das Blut geführt wird. Der davon erwartende Schade iſt gröſſer, als man glaubt: denn wenn die Verſtopfung des Leibes einreist, ſo bekommt der Muskel, welcher den Maſtdarm verſchliest, eine ſo groſſe Gewalt, daß er die Winde nicht fortgehen läst, die ſich doch auch von den allerverdaulichſten Speiſen erzeugen, und deſto mehr erzeugen, jemehr der Magen geſchwächt iſt. Wenn nun dieſe Winde den Leib auftreiben: ſo ſchreibt man ſolches der Schwäche des Magens zu. Man hält es für nöthig mit dem Genuſſe leicht zu verdaulicher Speiſen fortzufahren, und vermehret alſo ſolchergeſtalt die Würkung zugleich mit der Urſache. Der dritte Schaden welchen der Genus nahrhafter und leichter verdaulicher Speiſen hervorbringet, beſtehet darinne, daß man davon vollblütig wird. Selbſt bei denen, welche von einer Krankheit geneſen ſind, und guten Appetit haben, mus der Gebrauch ſolcher Speiſen wegen der angeführten Urſachen behutſam angeſtellet werden, worzu noch dieſe kommt, daß leicht eine Cacochymie entſteht, wenn viel Milchſaft mit wenigen Blute vermiſcht wird.

Der Fusgänger. Eine Fabel.

Ein Mann, ein Mitglied jener Zahl,
Die ſich zu ihrer eignen Quaal,
Wo keine Noth iſt, Noth entdeken,
Und ſorgſam Freud und Luſt verſteken,
Bedient, ob er gleich reich gnug war,
Auch nach dem höchſten Stuffenjahr,
Sich immer mühſam ſeiner Füſſe,
Und gieng, wenn ſich ſein Nachbar fahren lieſſe.
Vielleicht war er zu karg? O nein,
Er ſprach: wer kan es mir verſprechen,
Daß alle Fahrten glüklich ſeyn?
Denn fiel der Wagen um, könnt ich den Hals zerbrechen.

Untrügliches Mittel, daß die Milch nicht gerinne, oder lang werde.

Man nim̃t ein Stük ganzen Alaun eines Hünereyes gros, leget ſolches in das ſogenannte Seihtuch, wodurch die Milch in die Töpfe gegoſſen, und von der Unreinigkeit geſäubert wird. Auf dieſes Stük Alaun gieſſet man die Milch in das Seihtuch, und läſſet ſie in die Töpfe flieſſen. Mit einem ſolchen Stük Alaun, wenn es verwahrlich aufbehalten wird, kan man gar lange Zeit auskommen, indem daran ein gar geringer Abgang verſpühret wird. Dadurch verhütet man, daß die Milch niemals lang wird, noch einen bittern und übeln Geſchmak bekom̃t. Ich laſſe mich auf den Beweis nicht ein, wie ſolches zugehe, und wie der Alaun eine ſolche Würkung haben könne. Ich überlaſſe ſolches denen Naturverſtändigen, und berufe mich nur blos auf die Erfahrung.

Woraus die Vergnügungen der Einbildungskraft entſtehen? Mit Vergleichung der Werke der Natur und der Kunſt, zumal in der Baukunſt.

Zuforderſt will ich diejenigen Ergözungen der Einbildungskraft betrachten, welche aus dem wirklichen Anſchauen u. der Erblikung äuſerlicher Dinge entſtehen; und wie mich dünkt, ſo entſpringen dieſelben aus dem Anſchauen deſſen, was gros, was ungemein, oder was ſchön iſt. Es kan in der That zwar etwas ſo fürchterliches und widriges geben, daß die erſchrekliche Ungeheurigkeit eines

Dinges das Vergnügen übertreffen mag, welches aus deſſen Gröſſe, Seltenheit oder Schönheit entſteht. Dennoch aber wird ſich auch ſo gar bei dem Widerwillen, den es in uns erweket, noch eine gewiſe Vermiſchung von Vergnügung befinden, nachdem nemlich eine von erwehnten Eigenſchaften daran deſto merklicher und offenbarer iſt. Durch die Gröſſe verſtehe ich nicht allein das Gebäude irgend eines einzigen Stüks betrachtet. Dergleichen ſind der Anblik einer ganzen Landgegend, als wie unweit hier der vergnügliche Proſpekt von der Anhöhe des Kobels, oder einer ungebauten groſſen Wüſtenei, groſſer hoher Berge und Felſen, ſteiler Höhen und tiefer Abgründe, oder eines ſehr breiten Waſſers, allwo wir nicht durch die Neuigkeit oder durch die Schönheit des Anblikes, ſondern durch die rauhe Art der Pracht gerühret werden, welche in vielen erſtaunenswürdigen Werken der Natur erſcheint. Unſere Einbildungskraft iſt gerne mit einem Gegenſtande beſchäftiget, oder ſchnappet gern nach einer Sache, die für deren Fähigkeit zu gros iſt. Wir gerathen bei dem Anſchauen ſolcher unbeſchränkten Dinge in ein angenehmes Erſtaunen, und fühlen bei deren Herannäherung ein ergözendes Schröken und Entſezen. Das menſchliche Gemüth hoffet von Natur alles, was einer Art von Einſchränkung ähnlich ſieht, und iſt geneigt, ſich ſelbſt für umzingelt zu halten, wenn das Anſchauen in enge Gränzen eingeſchloſſen, und an allen Seiten mit benachbarten Mauren und Bergen umzäunet iſt. Da hingegen iſt ein weiter Geſichtskreis ein Bild der Freiheit, allwo das Auge Plaz hat herum zu irren, die Unermeslichkeit ſeiner Blike auszudehnen, und ſich ſelbſt unter den mannichfaltigen Gegenſtänden zu verlieren, die ſich ſeinem Anſchauen darſtellen. Solche weite und unbeſtimte Ausſichten ſind der Einbildungskraft eben ſo angenehm, als das Nachſinnen über die Ewigkeit oder Unendlichkeit dem Verſtande iſt. Wenn aber in ſolcher Gröſſe, als z. E. ein bewegter Ocean, ein mit Sternen und Lufterſcheinungen gezierter Himmel, oder eine groſe mit Strömen, Wäldern, Felſen und Bergen durchſchnittene Landſchaft iſt, einige Schönheit oder Seltenheit gefunden wird: ſo wächſet das Vergnügen noch um deſtomehr, da es von mehr als einem einzigen Urſprunge entſtehet. Ein jedes Ding, was neu oder ungewöhnlich iſt, erweket ein Vergnügen in der Einbildungskraft, weil es die Seele mit einer angenehmen Verwunderung erfüllet, deren Neugierde ſtillet, und ihr ein Bild beibringet, welches ſie zuvor nicht beſeſſen hat. Wir ſind in der That mit einer gewiſſen Gattung der Gegenſtände ſo bekant, und mit dem wiederholten Anſchauen derſelbigen Dinge dermaſſen umringet, daß alles, was neu u. ungewöhnlich iſt, ein wenig was zum rechten menſchlichen Leben beiträgt, und unſere Gemüther eine Zeitlang mit der Seltſamkeit ſeiner Erſcheinung beluſtiget. Es dienet uns zu einer Art von Erquikung, und zieht uns von derjenigen Sättigung ab, worüber wir uns im gemeinen Umgang ſo oft beklagen. Dieſes iſt es, was auch einem Ungeheuer Reizungen beileget, und uns ſo gar die Unvollkommenheiten der Natur angenehm machet. Dieſes iſt es, was die Mannichfaltigkeit beliebt machet, allwo das Gemüthe alle Augenblike auf etwas neues geloket wird, und wo es der Aufmerkſamkeit nicht frei ſtehet, gar zu lange ſtehen zu bleiben, und ſich über einem einzigen Gegenſtande zu erſchöpfen. Dieſes iſt es auch, welches alles, was gros oder ſchön iſt, deſtomehr erhebet, und dem Gemüthe eine doppelte Beluſtigung darbeuth. Wälder, Felder und Wieſen ſind zu allen Jahreszeiten den Augen angenehm, doch niemals ſo ſehr, als zu Anfange des Frühlings, wenn ſie alle friſch und neu, in ihrem erſten Glanze und den Augen noch nicht ſo gar bekant ſind. Daher belebet eine Gegend nichts ſo ſehr, als Flüſſe, Springbrunnen, oder Waſſerfälle, allwo ſich der Anblik alle Augenblike verändert, und das Auge beſtändig mit etwas neuem unterhält. Wir werden des Anblikes der Hügel und Thäler bald überdrüſſig, allwo alles beſtändig in einer Stellung und auf einem Fleke bleibt: allein, bei dem Anſchauen ſolcher Sachen, die beſtändig in Bewegung ſind, und vor den Augen des Zuſchauers vorüber rüken, werden unſere Gedanken ein wenig erleichtert und bewegt. Dennoch iſt nichts, welches ſeinen Weg ſo gerade zur Seele nähme, als die Schönheit, welche augenbliklich eine heimliche Luſt und ein Vergnügen in der Einbildungskraft ergieſt, und allem, was gros und ungewohnt iſt, den lezten Auspuz giebet. Die erſte Entdekung derſelben rühret das Gemüthe mit einer innerlichen Freude, und breitet eine Munterkeit und ein Ergözen in allen ihren Kräften aus. Es iſt in einem Stüke Materie keine wirklichere Schönheit oder Garſtigkeit zu finden, als in einem andern, weil wir etwa ſo geſchaffen ſeyn können, daß das, was uns widerlich vorkömt, ſich vielleicht angenehm dargeſtellet hat; es lehret uns aber doch die Erfahrung, daß es viele Geſtaltungen der Dinge giebt, welche das Gemüthe ohne alle vorhergehende Betrachtung, ſo gleich für ſchön oder häslich erkläret. Solchergeſtalt ſehen wir, daß eine jede Gattung empfindender Geſchöpfe ſeine eigenen Begriffe von der Schönheit hat, und daß eine jede von den Schönheiten ihrer eigenen Gattung am meiſten gerühret wird. Dies iſt nirgends deutlicher zu ſpüren, als an Vögeln von gleicher Art und Beſchaffenheit, bei denen wir oftmals ſehen, daß das Männchen blos durch eine einzige Farbe der Feder beſtimmet wird, und nirgend anders Reizungen findet, als in der Farbe ſeiner Gattung. Es giebt noch eine Art der Schönheit, die wir in verſchiedenen Werken der Natur und Kunſt finden, welche zwar nicht mit derjenigen Heftigkeit auf unſere Einbildungskraft würket, als die Schönheit unſerer eigenen Gattung thut, gleichwol aber fähig iſt, in uns ein ſtilles Vergnügen, und eine Art der Zuneigung zu denen Oertern oder Gegenſtänden zu erweken, dabei wir dieſelbe antreffen. Dieſe Schönheit nun beſtehet entweder in der Munterkeit, Mannichfaltigkeit der Farben, in der Uebereinſtimmung und dem Verhältniſſe der Theile, in der Ordnung oder Stellung der Körper, oder in einer richtigen Vermiſchung aller dieſer Stüke. Unter allen dieſen verſchiedenen Arten der Schönheiten, vergnüget ſich das Auge am meiſten an den Farben. So wie ſich die Einbildungskraft an allem, was gros, fremd oder ſchön iſt, vergnüget, und ſich um ſo vielmehr beluſtiget, jemehr ſie dieſe Eigenſchaften an einem Dinge wahrnim̃t; ſo iſt ſie auch fähig, durch den Beitritt eines andern Sinnes, noch mehrere Luſt zu empfinden. Auf ſolche Art erweket ein fortdaurender Ton, oder ein Waſſerfall, alle Augenblike das Gemüthe des Zuſchauers, und machet ihn auf verſchiedene Schönheiten des vor ihm liegenden Ortes deſto aufmerkſamer. So geſchiehet es auch, daß, wenn vielerlei Wohlgeruch zuſammen kömt, derſelbe das Vergnügen der Einbildungskraft erhöhet, und die Farbe nebſt dem Grünen einer Landſchaft ſelbſt, deſto angenehmer machet. Denn die Begriffe beider Sinne, preiſen ſich einander an, und ſind beiſammen angenehmer, als wenn ſie das Gemüth nur einzeln rühren. So, wie die verſchiedenen Farben eines Gemähldes, wenn ſie gehörig geordnet ſind, eine die andere erheben, und von dem Vorzuge ihrer Lage eine neue Schönheit erhalten. Wenn wir die Werke der Natur und Kunſt anſehen, wie ſie eingerichtet ſind, die Einbildungskraft zu vergnügen: ſo werden wir finden, daß die leztern, in Vergleichung mit den erſtern, ſehr mangelhaft ſind; denn ob ſie gleich zuweilen eben ſo ſchön oder ſeltſam zu ſeyn ſcheinen mögen, ſo können ſie doch nichts von derjenigen Weite und Unermeslichkeit an ſich haben, welche dem Gemüthe des Anſchauers ein ſo groſſes Vergnügen ſchaffen können. Das eine kan ſo ſchön und zärtlich ſeyn, als das andere; es kan ſich aber in der Abſicht nicht ſo herrlich und prächtig zeigen. Es findet ſich in den rauhen ſorgloſen Zügen der Natur etwas kühners und meiſterlichers, als in den niedlichen Strichen und Verzierungen der Kunſt. Die Schönheiten des ſtattlichſten Gartens oder Pallaſts liegen in einem engen Bezirk, die Einbildungskraft läuft ſo gleich darüber hin, und erfordert noch etwas, ſie zu vergnügen: in den weiten Feldern der Natur aber gehet das Auge hin und wieder ohne Gränzen, und wird mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Bildern, ohne ein gewiſſes Maas oder eine Zahl, geſättiget. Dieſer Urſache wegen finden wir, daß die Dichter ſtets ein Landleben lieben, woſelbſt die Natur in der gröſten Vollkommenheit erſcheinet, und uns alle diejenigen Auftritte verſchaffet, welche am geſchikteſten ſind, die Einbildungskraft zu vergnügen. Allein, obgleich viele von dieſen wilden Aufzügen weit ergözlicher ſind, als irgend einige künſtliche Schauſpiele: ſo finden wir dennoch, daß die Werke der Natur um deſto angenehmer ſind, je mehr ſie den Werken der Kunſt gleichen. Denn in dieſem Falle entſpringet unſer Vergnügen aus einem doppelten Grunde: nämlich von der Annehmlichkeit der Gegenſtände für das Auge, und von ihrer Aehnlichkeit mit andern Gegenſtänden. Wir werden ſo wohl durch die Vergleichung ihrer Schönheit, als durch das Anſchauen derſelben ergözet, und können ſie unſerm Gemüthe entweder als Nachbilder oder Vorbilder vorſtellen. Daher komt es, daß wir an einer Ausſicht ein Vergnügen finden, welche wohl gelegen iſt, und mit Feldern und Wieſen, Wäldern und Flüſſen abgewechſelt iſt; daß wir uns an den zufälligen Landſchaften von Bäumen, Wolken und Städten, die zuweilen in den Marmoradern gefunden werden; an der wunderſamen ausgegrabenen Arbeit von Steinen und Muſcheln, und mit einem Worte, an einer jeden Sache ergözen, die eine ſolche Mannigfaltigkeit oder Regelmäßigkeit hat, welche die Würkung einer Abſicht bei denjenigen zu ſeyn ſcheinen kan, was wir die Werke eines ungefehren Zufalls nennen. Die Kunſt aber, die ich meine, iſt die Baukunſt, welche ich nicht anders, als in demjenigen Lichte betrachten werde, darinne meine bisherigen Blätter ſie geſezet haben, ohne mich in alle die Regeln und Grundſäze einzulaſſen, die von den gröſten Baumeiſtern feſtgeſezt, und in unzählichen Abhandlungen über dieſe Sache erkläret worden ſind. Die Gröſe in den Werken der Baukunſt kan betrachtet werden, entweder ſo, wie ſie zum Ganzen und zum Körper eines Gebäudes gehöret, oder nach der Art, darinnen ſelbiges gebauet iſt. Was das erſte betrift, ſo finden wir darinnen die Alten; inſonderheit unter den morgenländiſchen Völkern, ungemein viel treflicher, als die neuern. Denn, daß ich des **Babiloniſchen** Thurmes nicht einmal gedenke, von welchem ein alter Schriftſteller ſaget, daß deſſen Grundlage noch zu ſeinen Zeiten zu ſehen, und einem groſſen Gebürge ähnlich geweſen: ſo frage ich nur, was wohl edler hat ſeyn können, als die **Babiloniſchen** Mauren, deren hängende Gärten, und grünende Gallerien und Altanen, und der Tempel **Jupiters Belus**, welcher mit acht verſchiedenen Stokwerken eine (Engliſche) Meile in die Höhe gieng, jedes ein Feldweges, und auf deſſen Spize das Babiloniſche Obſervatorium war. ⸗ ⸗ In Egypten ſehen wir noch jezo ihre Spizſäulen, die der Beſchreibung ähnlich ſind, welche man uns davon gemacht hat; ja, ich zweifle nicht, daß nicht ein Reiſender noch gewiſſe Ueberbleibſel von demjenigen Irrgarten finden ſolte, der eine ganze Landſchaft bedekte, und in ſeinen verſchiedenen Vierteln und Abtheilungen bis hundert

Tempel ſtehen hatte. Wir werden bei Anſchauung der vortreflichſten Gebäude, welche die verſchiedenen Gegenden der Welt auszieren, zur Andacht gereizt. Dies iſt es, was die Menſchen bewogen, Tempel und offentliche Pläze zum Gottesdienſte zu zuerbauen, nicht nur, damit ſie durch die Pracht des Gebäudes, die Gottheit erſuchen möchten, darinnen zu wohnen; ſondern, daß ſolche erſtaunliche Werke zu gleicher Zeit das Gemüth zu hohen Begriffen eröffnen, und es zur Heiligkeit des Orts geſchikt machen möchten: Denn alles, was majeſtätiſch iſt, drüket dem Gemüthe des Anſchauers eine Ehrfurcht und Ehrerbietung ein, und rühret die natürliche Gröſſe der Seelen. ⸗ ⸗ Zum andern müſſen wir die Gröſſe der Ordnung in der Baukunſt erwägen, welche ſo viel Kraft über unſere Einbildungskraft hat: daß auch ein kleines Gebäude, worinnen dieſe zu finden iſt, dem Gemüthe edlere Begriffe beibringt, als ein zwanzig mal gröſſeres Gebäude thun wird, deſſen Ordnung gewöhnlich und klein iſt. ⸗ ⸗ Ein jeder, der nach Rom in das Pantheon kommt, mag bei ſeinem Eintritt ſeinen Gemüthszuſtand unterſuchen, ſo wird er ſeine Einbildungskraft mit etwas Groſſem u. mit Erſtaunen erfüllt ſehē; zugleich aber bemerkt er, wie wenig ihn der Anblik einer Gothiſchē Cathedralkirche rühret, ungeachtet ſie fünf mal gröſſer iſt, als jenes Gebäude. ⸗ ⸗ Unter allen Figuren in der Baukunſt finden wir keine, die ein gröſſer Anſehen hätte, als das Hole und Kugelförmige, und wir ſehen an allen alten und neuen Gebäuden, die ſowohl in den entlegenen Theilen von China, als in denen uns nähern Ländern liegen, daß runde Säulen Gewölber oder gewölbte Deken den gröſten Theil derer Gebäude ausmachen, die zur Pracht und Herrlichkeit beſtimmet ſind. Die Urſache davon ſcheint dieſe zu ſeyn, weil wir an dieſen Figuren mehr gewahr werden, als bei andern geſchieht. Es giebt in der That Figuren der Körper, da das Auge zwei Drittel des ganzen Stükes faſſen kan. Da ſich aber bei ſolchen Körpern das Geſichte in vielerlei Winkel zertrennen mus: ſo bekommt es auch keinen einförmigen Begrif, ſondern vielerlei Ideen gleicher Art. Man ſehe eine Kirche mit einer Kuppel von auſſen an, ſo wird das Auge ſie nur halb faſſen; man ſehe ſie von innen an, ſo wird man in einem einzigen Blike ſie ganz und gar überſehen; die ganze Höle fällt auf einmal ins Auge, indem das Geſicht gleichſam der Mittelpunkt iſt, welcher in ſich, die Linien des ganzen Umfangs zuſammen ſammlet. An einem vierekigten Pfeiler empfängt das Auge oftmals nur den vierten Theil; und an einer vierekigten Vertiefung mus es nach allen verſchiedenen Seiten bald auf⸗bald abfahren, ehe es ſich der ganzen Fläche bemeiſtern kan. Aus dieſer Urſache wird die Einbildungskraft durch das Anſchauen der offenbaren Luft und der Wolken, die durch einen Bogen zu ſehen ſind, weit mehr gerühret, als was ſich durch ein Vierek oder durch irgend eine andere Figur zeiget. Die Figur des Regenbogens trägt nicht minder zu deſſen Pracht bei, als die Farben zu deſſen Schönheit, wie dieſes der Sohn Sirachs ſehr poetiſch beſchreibet: Siehe den Regenbogen an, und lobe den, der ihn gemacht hat; denn er hat ſehr ſchöne Farben; er hat den Himmel fein rund gemacht, und die Hand des Höchſten hat ihn ausgebreitet. ⸗ ⸗ Nachdem ich nun von der Gröſſe gehandelt, die das Gemüth bei der Baukunſt rühret: ſo könnte ich nächſtens das Vergnügen zeigen, welches in der Einbildungskraft von demjenigen entſteht, was in dieſer Kunſt neu und ſchön iſt. Jedoch da ein jeder Anſchauer der Natur mehr Geſchmak von dieſen zwoen Vollkommenheiten bei jedem Gebäude hat, das ſich ſeinen Augen vorſtellt, ſo will ich meinen Leſern mit keiner Betrachtung hierüber beſchwerlich fallen. Zu meinem jezigen Vorhaben iſt es ſchon genug, daß ich bemerke, es ſey in dieſer ganzen Kunſt nichts, was der Einbildungskraft gefällt, als was gros, ungewöhnlich, oder ſchön iſt.

Einige Anmerkungen und neue Entdekungen von dem ſo genanten *Eſparcette* oder Türkiſchen Streuklee, als einem der ergiebigſten und vortheilhafteſten Futterkraute, welches in hieſigen Gegenden den wenigſten bekant, und das doch in allerlei Erdreich vor andern am beſten fortkomt, ſchön in die Augen fällt, und am nüzlichſten für mancherlei Gattung Vieh zu füttern iſt; ſamt einer *Memoire* von dem *Eſparcette*-Saamen, deſſen Anbau, Tracturung und Gebrauch.

Dieſer Streuſaamen, welcher von dem Franzöſiſchen Worte Eſpars, (ſparſus, ausgeſtreut, zerſtreut ꝛc.) ſeinen Namen zu haben ſcheinet, und alſo Eſparcette genennet wird, iſt nunmehro faſt 50. Jahr als ein Geſämig, ſo geſtreuet wird, erſt nach und nach in Teutſchland bekant, wegen eines recht geſunden und das Vieh ſehr wohl fütternden Stengels und Krautes, aber auch bereits in Sachſen und andern Gegenden mehr endlich beliebet worden; denn es iſt auch in der That dasjenige Mittel, wodurch die Verbeſſerung der Viehweide, der Triften und Wieſen, der Grasbau, die Vermehrung des guten Viehfutters, am meiſten befördert werden kan, als deren der Landmann vor Alters nicht gedacht, ſondern alles auf die Natur und den wilden Wuchs ankommen laſſen. Ein vornehmer Gönner und Liebhaber der ökonomiſchen und andern vortreflichen Wiſſenſchaften hat mir dieſer Tagen ein Memoire, geſchriebener in Franzöſiſcher Sprache, hievon gütigſt mitgetheilet, ſolches zum Beſten des Publici bekant zu machen. Wir finden darinn ſolche nüzliche Anmerkungen, die wir in andern Büchern, in welchen was darvon gehandelt worden, vergebens geſuchet haben. Die gelehrten und vortreflichen Herren Verfaſſer derer Kunſt- und Naturgeſchichte haben zwar ſchon im Monat Julie 1717. eine Abhandlung davon geliefert, gleichwie ſie auch A. 1721. von andern ſolchen Gras- Futter- Wieſen- und Weide-Saamen und Kräutern, z. E. dem Burgundiſchen Heuſaamen, dem Schuriſaamen, Burei oder Sträparſch ꝛc. Nachricht gegeben; ja, der Herr von Feldek hat in ſeinem wohlerfahrnen Böhmiſchen und Oeſterreichiſchen Haushalter p. 152. ebenfalls ſchon 1718. gar umſtändlich davon gehandelt; allein, ſie haben dieſen Saamen und den groſſen Kleeſaamen für einerlei gehalten, und mehr aus anderer ihrem Bericht, als aus eigner Erfahrung, davon geſchrieben. In der ökonomiſchen Fama, wie auch in denen Leipziger Sammlungen, 7ten und 8ten Bands, und in des Chomels ökonomiſchen und phyſikaliſchen Lexico, haben wir hingegen ſchon was beſſeres von dem Eſparcette oder Türkiſchen Klee gefunden; daraus denn mit Wahrheit behauptet werden kan, daß es eines der nüzlichſten und beſten Gras- Wies- und Futterkräuter iſt; denn es kommt fort, wo faſt nichts anders wachſen will, und läſſet ſich auf die ſchlechteſte, ſteinigte, bergigte und ſandigte Pläze, Aeker und Felder verpflanzen. Brauchet auch keine ſonderliche Mühe, dauret 15. bis 20. Jahre, kan alle Jahr 3. bis 4mal abgehauen, ſowohl grün, als auch wie Heu verfüttert werden, und hinterläſſet endlich ſehr ſtarke und lange abgeſtorbene Wurzeln in der Erde, welche, wenn man den Boden im September und October umpflügen läſſet, (wo es ſeyn kan) ſo dann verfaulen, und denſelben, wo nicht beſſer, als ein anderer Dünger, wie Herr von Feldek meinet, dennoch eben ſo gut düngen. Solcher wird zu aller Zeit, wie man den Saamen haben kan, als im Frühjahr, Johannis, Jacobi, Michaelis, Martini, ja auch im Frühjahre, ſo bald man in die Erde kommen kan, geſäet; Und iſt das Kraut ſelbſt ein herrliches Futter ſo wohl für Rind- Pferde- Schaaf- u. Schweine-Vieh, als für Gänſe u. d. g. Daß wir aber in unſerer Ueberſezung dieſe Eſparcette Türkiſchen Streuklee benennen, geſchiehet darum, weil es würklich was fremdes iſt; denn das nennet man gemeiniglich bei uns entweder Welſch, oder Türkiſch: das iſt, fremd, neu, vormals unbekant, ungewohnt, wie inſonderheit von dem Welſchkorn, (das hier auch noch wenig bekannt) und von denen ſo genanten Türkiſchen Hünern oder Truthünern, die doch eigentlich aus Jndien kommen, und noch vielen andern Dingen bekant iſt. Was aber den Zunamen Klee betrift, ſo hat man überhaupt im Gebrauch allen auf die Wieſen und Gärten nach zuſtreueten guten und fetten Gras-Krautſaamen, Klee zu nennen; deswegen auch ſehr vielerlei Arten von Klee überhaupt angegeben werden. Und woferne dieſes richtig, ſo iſt endlich auch kein Wunder, warum man, um der Sache ein deſto beſſeres Anſehen zu machen, dieſem Streuſaamen einen Namen, der Franzöſiſch lautet, und wie Eingangs erwehnet worden, von Streuen hergeleitet werden kan, gegeben. Denn die Teutſchen achten nichts hoch, weñ es nicht fremd, und ſonderlich Franzöſiſch iſt. Jedoch! = = = ſat, ſatis, abunde! Die uns communicirte Memoire und Beſchreibung hievon, dafür wir ganz gehorſamſt danken, folget hier nach dem weſentlichen Junhalte überſezter

Memoire, oder Beſchreibung,

wie der *Eſparcette* oder der Türkiſche Streuklee am beſten geſäet und genuzet werden kan.

Der Eſparcette iſt eine Art Hediſerum Clepiatum (den wir durchgehends um von allen verſtanden zu werden, Türkiſchen Streuklee nennen wollen) welcher faſt in allem Erdreich, wo auch ſonſt weder Kraut noch Gras wächſet, reichlich fortkomt. Es wird dahero dem Leſer gegenwärtige Memoire und Abhandlung hievon nicht unangenehm fallen, und bei denen, die davon Gebrauch zu machen belieben, nicht ohne ſonderlichen Nuzen bleiben, wenn anderſt dabei dasjenige, was hier folget, aufmerkſam beobachtet wird.

Gleichwie nun der Türkiſche Klee gleichſam in allem Erdreich ohne ſonderliche Mühe aufkomt, wo das Clima mittelmäſig: ſo iſt doch nöthig hier zu erinnern, daß derſelbe auf Bergen, wo der Schnee lange liegen bleibet, und in denenjenigen Ebenen, die moraſtig oder auch nur zu feucht ſeynd, noch weder wo eine anhaltende Dürre, unmöglich gerathen und Wurzel ſchlagen kan. Auſſer dieſem aber iſt alles Erdreich, zumal das lokere, hierzu gut, weil der Eſparcette- oder Türkiſche Kleeſaamen auf 3. bis 4. Schuh tief Wurzel ſchlägt; Und wenn es auch gleich ſteinigt oder ſandigt iſt, welches dem Wachsthum gar nicht hinderlich fällt, in ſo ferne nur keine Bäume vorhanden, deren Schatten dieſem Futterkraut ſchädlich ſeyn ſolle. Zudem darf es, wenn auch Waſſer genug vorhanden wäre, niemals begoſſen, ſondern vielmehr alle Gelegenheit, wo das Waſſer zuflieſſen kan, abgeſchnitten werden. Wenn man demnach Türkiſch Klee ſäen will, ſo mus die Erde, die da ſchollich, vorhero einige mal gepflüget werden. Die beſte Zeit zum Säen iſt mehrentheils im Frühling, vor oder nach Oſtern, und im Herbſt in dem Auguſtmonat; Und zwar ſo, daß, wo man ein Simmern Korn zu ſäen gewohnt iſt, man 3. Simmern Eſparcette- oder Türkiſch Kleeſaamen zu nehmen pflegt, und nicht weniger. Denn man kan, wenn auf ſolche Art damit zu Werke gegangen wird, auf das andere Jahr ſchon 2- bis 3mal mähen; doch ſoll niemal das Vieh gleich darauf geweidet werden, dieweil es ſonſten dem neuen Trieb und Herfürſproſſen ſchädlich iſt. Die Kühe und alles andere Vieh nimt von dieſem Futter ſehr zu; doch mus man acht haben, daß ſie nicht allzuviel davon freſſen; ſonſten es denſelben mehr ſchädlich als nüzlich ſeyn würde: denn weil dieſes Futter mehr Salztheilgen bei ſich hat, und viel ſaftiger, als alles andere Futter iſt; ſo friſſet das Vieh, zumal die Pferde, mehrers hievon, und wird hiebei ſtärker u. maſtiger. Man pflegt dieſen Türkiſchen Klee gemeiniglich in ſeiner gröſten Blüthe abzumähen, will man anderſt recht auserleſenes Futter für allerlei Vieh haben: denn es geſchicht öfters, daß, wenn man damit zu lange wartet, und es allzuviel austroknen läſſet, ſodann die Kolbenblättlein herunter

ter fallen, und faſt nur die Halmſtengel übrig bleiben. Seine Dauer, ſich ſelbſt fortzupflanzen, währet 15. 20. bis 24. Jahr, je nachdem das Erdreich, und die Art der Einwurzelung geſchicht. Die Saamenkörnlein des zeitig gewordenen Türkiſchen Klee pflegt man auf zweierlei Arten abzupflüken und einzuſammlen: entweder mit den Händen, oder mit der Sichel; doch iſt jene Weiſe beſſer, worzu Weiber und Kinder gebraucht werden können, welche die Saamenkörnlein in denen vor ſich habenden Schürzen abſtreiffen, und auf Leinenzeug und Tücher wohl ausbreiten und einigemal umrühren. Auf den Abend wird ſolcher ſodann auf Bretter geſchüttet, etwa 2. bis 3. Querfinger hoch, und ungefehr 5. oder 6. Tag lang, des Tages 2mal, mit dem Rechen untereinander gerührt, damit derſelbe nicht erſtike oder verderbe. So bald er recht troken, wird er in Fäſſern und ſonſten wohl verwahrt; denn die Mäuſe ſind ihm ſehr gefähr. Die andere Weiſe iſt, wie geſagt, das Abmähen; da derſelbe in die Scheure geſammelt, und wie Korn ausgedroſchen wird, welches aber bei weitem nicht mit ſolchem Vortheil geſchehen kan, als das Abpflüken in die Schürze. Um zu wiſſen, ob die Saamenkörnlein gut und recht zeitig ſind: ſo iſt das das richtigſte Zeichen, wenn es röthlicht, glänzend und vollkommen dik iſt, welches am beſten erkennt und examinirt werden kan, wenn man die Hülſe wegnim̃t; denn in ſoferne das darinn befindliche kleine Körnlein ſchwarz befunden wird, ſo iſt es ein Anzeigen, daß es erhizt und erſtikt iſt: Und wenn es noch gelblicht: ſo hat es ſeine vollkommene Zeitigung noch nicht erlangt. ⸗ ⸗ So weit gehet eigentlich der weſentliche Innhalt dieſer belobten Memoire.

In Chomels ökonomiſch⸗ und phyſicaliſchen Dictionnaire finde ich hievon folgendes angemerkt: " Der Saamen ſiehet aus
" wie die ſogenannten Bettelläuſe, und
" hat eine Hülſe, in welcher ein Körnchen
" wie die Vogelwike verſchloſſen iſt. Im
" Aufgehen ſiehet es aus, wie eine kleine
" Bohne, ſchieſt endlich als eine Wike in
" die Höhe, und trägt eine röthlichte Blume,
" und etwas länglichte Blättergen,
" hat einen ſaftigen Stengel, wenn es noch
" jung iſt, welcher aber, wenn es alt wird,
" harthälmig wird. Es wird, wie man
" den Saamen haben kan, im Frühjahre,
" um Johannis, Jacobi, Michaelis und
" Martini, in die Erde, nachdem ſolche
" klar und tief genug gehakt worden, geſäet
" und wohl eingeeget. Ein jeder ſchlechter,
" ſchieferichter, ſteinichter, rother
" und geringer Boden, auſſer dem puren
" Sande, iſt ihm gut. Es wächſt auf und
" an Bergen und Ebenen, und dienet geringe
" und einhübichte Wieſen fruchtbar
" und reich zu machen. Das erſte Jahr
" läſſet man ſelbiges ruhen. Und wenn es
" ſeine Blüthe treibet, ſo läſſet man ſelbige
" ſtehen, damit man Saamen bekomme,
" welchen man nach Jacobi, wenn
" er bräunlich oder röthlich wird, abſtreiffet.
" Nach dieſem kan man es des Jahrs
" drei bis viermal abſchneiden, und ſolches
" in die 15. bis 20. Jahr continuiren.
" Bei dem Abſchneiden aber läſſet man einige
" Stengel mit Saamen ſtehen, welcher
" ausfällt, und ihn alle Jahr diker machet.
" Im Frühjahre aber kan man einem
" damit beſäeten Fleken noch beſſer
" helfen, wenn man Aſche darauf ſiebt.
" Er dienet zu einem vortreflichen Futter
" vor Rind⸗ Schaaf⸗ Pferde⸗ und Schweinsvieh,
" auch vor Gänſe, theils grün,
" theils auch zu Heu gemacht. Nur mus
" man, wenn man Heu daraus machen,
" und es zum Wikenfutter brauchen will,
" daſſelbe, wenn es in der Blüte ſtehet, ehe
" es harthälmig wird, abhauen. In ſolchem
" Stande treibet es dike Mannslange
" Wurzeln, welche, wenn es endlich abſtirbt,
" ausgehaket, und in dem vor Winters
" umgeakerten Fleken liegen bleiben,
" hernach aber untergepflüget werden mus,
" da er denn den Boden ſo gut, als ein anderer
" Dünger, wieder düngen wird.

Und in den Leipziger Sammlungen p. 478. des 8ten Bandes wird hievon alſo gedacht:

dacht: " Der Eſparcette oder Türkiſche Klee iſt an ſich eines der beſten und gedeihlichſten Futterkräuter, darum es auch in etwas behutſamer will verfüttert ſeyn, nemlich grün und troken, dem Vieh hinlänglich Sauffen dabei zu geben; ja, die Bauern, wo es häufig erzeuget wird, füttern es im Winter, zu Hechſel geſchnitten, ſtatt Habers, unterm Strohhechſel vor die Pferde, wie auch auf gleiche Weiſe vors Rindvieh. Bei Erzeugung dieſes Eſparcette, wird er eben ſowohl durch Saamen, wie anderer Klee, geſäet und erzeugt, wo man anders die Menge von Saamen hat. Dieſes ſchöne Futterkraut nun, iſt ſo wohl grün im Sommer, als auch troken im Winter zu verfüttern, und den Sommer hindurch wenigſtens zwei- bis dreimal abzuſchneiden, ja wenn man es auch zum Saamen gehen läſſet, und einerndet, iſt es doch noch gut zu Hechſel zu ſchneiden und zu verfüttern, in welchem leztern Fall aber, man es nur einmal als Gras nuzet, und denn in Samen gehen läſſet. Und wenn denn der Saame reif iſt, iſt es zum Beſten gethan, wenn man ſolchen durch Kinder abſtreifen läſſet, und alsdenn zum Heu abmähet.

Von den Kleider Geſezen der Teutſchen und Römer.

Kleidergeſeze oder Kleiderordnungen ſind in allen Geſezbüchern zu finden: Die Vergeſſenheit aber und die Uebertrettung davon iſt ſehr gemein und geſchwinde geſchehen. Dahero ſich dieſe Gewandgeſeze auch wie ein Gewand verwandeln, ehe man deſſen faſt gewahr wird. Von Göttlichen Geſezen den Anfang zu machen, ſo iſt zwar aus dem 1. B. Moſe cap. 3. dieſes, dem Buchſtaben nach, offenbar, daß Anfangs die Menſchen, wie alle andere Thiere, keine Kleider getragen (1). Wie? und warum aber dieſe, nach dem Falle, aufgekommen? darüber iſt unter den Schriftgelehrten ein mächtiger Streit. Denn Anfangs können dieſelbe die Urſache nicht finden, warum ſich, nach dem Falle, die Menſchen ihrer von GOtt auch vor dem Falle gehabten Glieder ſchämen ſollen? Und wenn dieſes: warum ſie nicht lieber ihren Mund und Angeſicht verhüllet, da jener durch den Apfelbiß geſündiget hätte: die Glieder aber, für welche man jezo Scham trage, weder geſündiget, noch Adam und Eva, ſo lange ſie im Garten allein geweſen, damit ſündigen können. Worzu noch dieſes komme, daß nicht allein in denen warmen Morgenländern, wo vermuthlich das Paradieß geweſen (2); ſondern auch ſo gar in den kalten Teutſchen Landen, die Menſchen, ſo viele tauſend Jahre hernach, nakend gegangen, ohne ſich deſſen zu ſchämen (3) und dieſes weder aus dem Trieb der verderbten Natur, noch aus dem von ihren Eltern fortgepflanzten Herkommen, zu erlernen. Dahero andere auf unverſchamte Auslegungen von dem Baum mitten im Garten gefallen (4), die ſich keuſcher denken, als ſagen laſſen. Nachgehends, ſo iſt der Streit noch gröſſer darüber: Ob u. wie GOtt dem Adam und Eva Röke von Fellen gemacht, und ihnen ſolche angezogen habe (5)? Der vernünftige Calvinus (6) erkläret das Machen der Röke von dem Eingeben GOttes: daß die Menſchen, an ſtatt der zerbrechlichen Feigenblätter, ſich beſſer mit Fellen kleiden mögen

---

(1) Wovon auch Lucretius lib. I. u. 307. zu ſingen und zu ſagen weis.

(2) Wiewohl auch hieſelbſt die Schriftgelehrte Burnetus, Huetius, Braunius, Markius und andere, hunderterlei Einfälle hegen.

(3) Wovon Tacitus de M. G. welchen Ort Cluverus und hundert Reiſebeſchreibungen in den Morgenländern und in America bewähren.

(4) Quaſi, olim, homo ſine pube.

(5) Geneſ. III. v. 21.

(6) Geneſ. III. v. 7.

gen (7). Daraus die verblümten Ausleger das Geheimnis gezogen: da das unſchuldige Lamm, Chriſtus, die Erbſünde verbüſſen und deken ſollen; die Göttliche Weisheit dieſelbe auf den Einfall, ſich mit Lams- oder Schaffellen zu kleiden, gebracht habe (8). Nur andern und Clerico will das Kleiden gar nicht anſtehen. Er giebt alſo vor: Daß das Wort in der Grundſprache nicht allein Röke, ſondern auch Hütten bedeutete, in welche der gefallene Adam mit ſeinem Weibe ſich verſteket. Beſonders da auch das Wort veſtis die Römer für Häuſer und Hütten gebrauchet. Es ſey nun, wie ihm wolle, ſo iſt in der H. Schrift, auſſer den Kleidern des Hohenprieſters und der Leviten im Alten Teſtament, von Kleiderordnungen wenig zu finden: Weil den Reinen alle Geſchöpfe rein ſind. Wie denn auch noch jezo jeder Jud ſich kleidet, wie er will, und wohin ſich ſein Beutel erſtreket, und was die Landesgeſeze ihm zulaſſen. Nur in den Römiſchen Geſezen hat jeder Stand ſeine beſondern Kleider und Trachten gehabt, welche niemand überſchreiten dürfen. Wenn man jemand auf der Gaſſen oder in Geſellſchaft geſehen: ſo erkannte man den Vogel an den Federn. Man ſahe an der Kleidung, wer von Adel, oder aus der Gemeine; wer Knecht oder Freier; wer Bürger oder Fremder; wer Burgermeiſter; Rathsherr; Stadtmeiſter; Policeimeiſter; Richter oder Sachwalter; wer von der Generalität oder dem Stab; wer Ober- oder Unterofficier u. ſ. w. geweſen. Weil aber bei den Namen, womit dergleichen Kleider benennet worden, die Schneider den Zuſchnitt nicht mit beigeleget: ſo iſt und bleibet unter den Gelehrten ein unendlicher Streit, wie dieſes oder jenes Gewand ausgeſehen habe? Woran uns doch nicht eben ſo viel gelegen. Ob wir gleich dieſes nicht läugnen mögen, daß die Römer dieſe ihre Kleiderordnung als ein vornehmes Stük ihrer Policei gehalten, und wohl genuzet haben. Denn, weil zu Rom das Kleid den Mann machte, und diejenigen, welche ein Amt, auch nur Ehren halben (honoris cauſa) gehabt, ſich mit ſolchem Amtsſchmuk, nebſt ihren Weibern und Kindern, zieren dürfen; da ihnen denn andere, geringern Standes, aus dem Weg gehen, und den Vortritt laſſen müſſen: ſo haben viele groſſes Geld an dergleichen Titel geleget, und ſolche von den Kaiſern erkaufet, um ſich auf dem Römiſchen Erdenkreis ein Anſehen zu machen. Ob nun wohl auch im Teutſchen Reich der Unterſchied an Kleidungen, nach Beſchaffenheit des Standes oder Amtes, durch beſondere Reichsabſchiede zur Genüge beſtiget, und empfindliche Strafen darauf geſezet worden, wer über ſeinen Stand einen Kleiderpracht treiben würde: ſo hat doch der Gegengebrauch alles verkehret; ſo, daß man, auſſer den Geiſtlichen, niemand mehr in ſeinem Amte und Stande an den Kleidern erkennen mag; indem jeder dem Ubermuth, nach ſeinem Beutel und Leidenſchaft ſeines Gemüths, den Zügel ſchieſſen läſſet, ohne diesfalls ſtraffällig zu werden. Ein Ehegatte verleitet hierinnen öfters den andern. Iſt das Weib hochmüthig: ſo martert ſie ihren Mann ſo lange, bis ſie kaufet, wornach ſie lüſtet; und ſolte der Mann hierüber an den Bettelſtab gerathen. Ungerathene Kinder dringen auch diesfalls ihre Eltern, daß ſie öfters auch denſelben zu Gefallen über ihr Vermögen thun. Wenn man nun nach dem Grund der Kleidergeſeze fraget: ſo beſtehen ſelbige in folgenden Stüken: 1.) Fremde Moden in Kleidern ſind ein Uebelſtand (9). 2.) Weitläuftige Kleider, dadurch mehr Zeug, als nuzlich, verbracht, gehören unter das

---

(7) In comment. ad h. l.

(8) Cloppenburgius in ſchola ſacrific. c. 11.

(9) Dahero Carolus M. fremde Moden gehaſſet. Und in Moſcau, Pohlen und andern Landen, wird derjenige für einen Feind des Vaterlands gehalten, der in fremden Trachten ſich kleidet.

Laſter der Verſchwendung (10). 3.) So lange es möglich, kein anderes Zeug zu tragen, als was im Lande gezeuget und gemacht wird. 4.) Was überflüßige Arbeit (11) koſtet, ſolches iſt dem gemeinen Stand zu verbieten. 5.) Dieſem allein zuzulaſſen, was von langer Dauer und beſtändiger Währe. 6.) Was nur ſchmüket, und nicht deket, nicht gemein zu machen. 7.) Gold und Silber im Handel und Wandel zu laſſen, und mit Kleidungen nicht zu verderben, und was dergleichen Policeiregeln etwa mehr ſeyn mögen. Nun wir wollen das Römiſche Geſezbuch auch anſehen. Was die Kleidersazungen ſelbſten betrift; ſo war erſtlich das Seidenzeug nur Leuten vom erſten Range zu tragen erlaubet, und Anfangs allein zur Kleidung vornehmer Frauen gebrauchet. Denn Antonius Heliogabalus erſt ſo weichlich worden, daß er von ſeidenem Zeug ſich Kleider machen laſſen (12). Nachhero aber blieb es auch eine Tracht vor den Kaiſer und ſeine vornehmſte Hofbediente. Und dieſes deswegen, weil man die Seide aus Indien über Perſien, holen, und in Goldgleichem Preis bezahlen müſſen. Nachdem aber Juſtinianus M. die Seidenwürmer ſelbſten nach Europa, und endlich nach Italien dergeſtalt gebracht (13), daß die Seide bei den Italiänern ſehr gemein worden; ſo hat man, den Abgang zu befördern, die ſeidene Zeuge faſt jederman tragen laſſen, und dieſes Verbot aufzuheben vor gut befunden. Und jeder Herr in ſeinem Lande gab zu, was er wolte, und darüber wurde der Reichsabſchiede, wo das Sammet- und Seidentragen denen Handwerken und Künſtlern verbotten war, endlich gar vergeſſen. Und was iſt jezo gemeiner, als Gold und Silber auf den Kleidern und Hüten zu tragen? Solches aber iſt gleichfalls in dem

I. 2. C. de veſtibus auratis

wie auch in dem Reichsabſchied 1500. tit. 22. und der Reformat. polit. 1530. tit. 12. ſchlechterdings verbotten, und Gelehrten, Rittern und Doctorn nur in gewiſſer Maſſe zugelaſſen. Durch dieſen Unrath wird gleichwol eine ſo unſägliche Menge Silbers verbracht: daß, ohngeachtet ſo viele hundert tauſend Centner Silber aus America in Europa kommen, und ins beſondere den Teutſchen in ihren Bergwerken zur Ausbeute werden: das Silber doch am Preis täglich aufſchlägt, und kaum vor Geld mehr zu haben iſt. Weswegen die Ausfuhr deſſen faſt in allen Landen verbotten, und über dem Münzzwang gehalten wird. Auch jezo faſt jeder Bedienter aus Silber ſpeiſen, und den Schenktiſch mit ſilbernen Geſchirren gezieret haben will. Dahingegen noch nicht viel über 200. Jahre verfloſſen: daß die Landſtände im Herzogthum Meklenburg ſich berathſchlaget; ob ſie ihrem Landesfürſten, an ſtatt ſeiner zinnern Schüſſeln und Deller, ein ſilbernes Service anſchaffen wolten? Gälten nun die Engliſche Geſeze; ſo würde jedem nur ein gewiſſes Gewicht von Silber angewieſen; alles was darüber aber, müſte in die Münze. An Edelgeſteinen ſind die koſtbarſte, wie auch Schmaragde und Hyacinthen in dem

I. un. C. (Nulli licere Smaragdos.)

bei hoher Strafe verbotten. Wie nicht minder in den Reichsabſchieden an gleich erwehnten Orten. Aber alle Bürger, und Baurenbräute wollen mit dergleichen Edelſteinen jezo beringet ſeyn. Welche Augenluſt den Teutſchen wiederum ihr Gold und Silber aus dem Lande ziehet. Den Kleiderpracht an dem Rauchfutter oder Belzwerk haben nur die Völker in den kalten Ländern getrieben? Davon auch der

---

(10) Viele ziehen die weitläuftige Prieſterröke hieher. Mit welcher Laſt wohl auch keinem Prediger gedient iſt.

(11) Wohin das Spinnengewebe der Brabantiſchen und anderer Spizen gehörig.

(12) Lampridius in vita cap. 26. primus holoſerica uſus.

(13) Procopius lib. IV. de bello Gothic. c. 17.

l. 25. D, de auro, ueſte legata.

Und hat ſich des Hermelinfutters niemand, als die Könige (15) bedienet. Dahero die alte Trachten der Könige in Engelland, Frankreich u. ſ. w. in Purpurröken, mit Hermelin gefüttert und am Rand verbrämet, auch in den Hermelinhüten, anſtatt der Kronen, noch jezo in den Königl. Rüſtkammern verwahret zu werden pflegen (16) Welche Königl. Tracht die Churfürſten (17) noch bis jezo beibehalten. In der Reform. guter Policei 1530. tit. 10. 11. 12. wird gebotten: daß die Bauren nur Belz von Lämmern, Geiſſen u. d. g. die Bürger von Füchſen und Iltes; die Geſchlechter in den Städten von Mardern und nichts beſſers tragen ſolten. Die Zobel aber waren ein Ehrenkleid vor Ritter und Gelehrte. Und Fürſten allein trugen Hermelin, jedoch ohnbebrämet. Aber was vor eine Menge von ſolchem Pelzwerk wird jezo aus Moſcau in Teutſchland geſchleppet, und vor ſchweres Geld verkaufet, weil auch gemeine Weiber Zobelfutter in Müzen, Röken, Müffen oder Schlupfern, ja ſo gar jezo Hermelin zu tragen gewohnet ſeyn. Und ſo iſt es auch in andern Dingen: Alles wird auf das höchſte getrieben. Der Bürger beſtrebt ſich, es hierinn dem Edelmann und Grafen nachzuthun: der Edelmann dem Fürſten: der Fürſt dem König, u. ſ. f. wann gleich das Einkommen hierzu öfters nicht hinlänglich iſt. Noch unanſtändiger und lächerlich läſſet es, wann Mannsperſonen, die in anſehnlichen Bedienungen ſtehen, oder Doctores und andere Gelehrte, und bemittelte Bürgere faſt alles nachäffen, ſich nach der neuſten Mode in Gold und Silber kleiden, und dadurch das Anſehen bekommen, wie die Komödianten und Franzöſiſche Petits Maitres. Doch, ich gehe zu weit! dis gehört zur Modeſucht; Und davon iſt bereits in dieſen Blättern Erwehnung geſchehen. In dem Referendario 6ten Theil pag. 44. habe hievon auch was gehandelt, das ſich hierauf beziehet, unter der Rubrik: Von den Kleidern, und der daher rührenden Kleidermode. So närriſch aber die übertriebene Kleidermode bei ſolchen Leuten läſſet, die weder ſichere Gründe noch Einkünfte, noch Kapitalien haben, und die ſich doch von einem tollen Hochmuth einnehmen laſſen, und alles was ſie verdienen und erwerben, wieder an Puz und Kleider verwenden: ſo ſträflich iſt es ſodann, wann dergleichen Leute auf die lezte, zumal ſo ſie alt und kränklich werden, ſamt Weib und Kindern dem Staat zur Laſt fallen. Doch, viele behelffen ſich mit dem Borgen: ſie borgen ſo lang und ſo viel ſie können: werden ſie angetrieben, zu bezahlen, ſo iſt ſchon andern faſt alles verſchrieben und verpfändet. Hierdurch werden die Richter und Obrigkeiten überlauffen, ſie ſollen Recht verſchaffen, und nehmen, wo nichts iſt. Da findet ſich nun freilich am Ende lauter Klagen, Jammer und Elend ein. So weit bringt es der Narren Stolz! In der Schweiz und in andern Orten einiger Republiquen iſt es hiemit ganz anderſt beſchaffen. Die Leute daſelbſt leben weit glüklicher: ſie ſind zwar nicht ſo reich, wie die in Holland; allein ſie leiden bei ihrer Armuth keinen Mangel: ſie leben ruhig zu Hauſe, und ſind mit ihrem Zuſtande zufrieden. Der Vornehmſte bis auf den Geringſten, wann er auch Geld genug hat, darf keine mit Gold, Silber und mit anderm Pracht, verbrämte Kleider tragen. Und ſo iſt es in Nord Holland, wo die Einwohner reicher ſind; ihr Reichthum macht ſie aber nicht ſtolz, und ihre Glükſeligkeit nicht üppig. Das ſonſt eitle Geſchlecht wird durch die Franzöſiſche Mode nicht angereizet: ſie bleiben bei ihrer alten Tracht: ſind reinlich in Kleidern, haben nette Wohnungen und Luſtgärten: leben ruhig und bequem: eſſen und trinken gut, doch ohne Unmäſſigkeit und Schwelgerei. Adel, Rang- und Titelſucht plagen nie ihre ruhige Gemüther. Der nur iſt bei ihnen geehrt, der Treu und Glauben hält, und durch ſeinen Fleis, und durch ſeine Wiſſenſchaft das gemeine Beſte zu befördern ſich beſtrebet. Denn bei einer ungekünſtelten und natürlichen Lebensart genieſt man weit mehr wahre Glükſeligkeit, und diejenige welche nichts auf Gepräng, Titel- und Rangſucht halten, leben auch weit ruhiger und vergnügter, als unſere ſtolze Prahler, Kleiderhaaſen, und Groshanſen, die in ſteten Sorgen und Zerſtreuungen ihre Tage zubringen, und mit lauter Wind und Blähungen geplagt ſind, dadurch ſie ſich noch viele Feinde machen, nur, damit ſie bei dem Pöbel geehrt, geſtreng und gnädig ſcheinen.

---

(15) In opuſc. miſcellis Ludovici: de formula Ducatus Brandeburgici.

(16) Freſneus ad Joinuillam diſſert. I. des cottes d'armes.

(17) Wovon in formula Marchiae c. 5.

Mineral Extract von allen Sauerbrunnen.

Der Beſitzer eines mineraliſchen Geſundbrunnens zu Reiholdsgrün bei Auerbach im Vogtlande hat wahrgenommen, daß das mineraliſche Waſſer ſeinen Geruch, Geſchmak, und den ſenſiblen Geiſt, der alles dabei ausrichten mus, nach und nach, abſonderlich in der Wärme, verlieret. Dahero hat er einen Verſuch gethan den Spiritum dieſes Waſſers in der Kälte zu erhalten, und ins Engere zu bringen, und hat heuer im Monat Merz, da er erſt darauf gefallen, ein Fäsgen von 20. Kannen gefüllet, im Froſte ſtehen laſſen, endlich durchbohret, und nur etwa 3. bis 4. Kannen Extract erhalten; das übrige aber iſt Eis geweſen. Dieſer Extract riechet und ſchmeket weit ſtärker als das Waſſer vom mineraliſchen Brunnen: und weil der Eiſenvitriol bei ſolchem prädominiret; ſo hat man die Proben, wie gewöhnlich, auch mit dieſem Extract gemacht, und befunden, daß er in der Kälte von ſeiner Kraft nichts verlohren, indem er von Gallapfel violetblau, von Veilgen ſaftgrün, und von Lakmus ſchön roth gefärbet worden; woraus zu ſchlieſſen, daß er in der Kälte die Kraft erhalten, dagegen bei dem warmen Trinken und zu warmen Baden guten theils verlohren geht. Daß es aber auch ſeinen groſſen Nuzen habe, iſt daraus abzunehmen: Man hat einem 75jährigen Manne vom blöden Geſichte dieſen Extract in die Augen gelaſſen, und es des Tages etlichemal wiederholet, da denn von Stund an die Augen beſſer und heller geworden, und er nach achttägigem Gebrauch geſchriebene Schrift ohne Brille leſen können. Die Herren Medici werden vielleicht der Sache ſich ſo weit annehmen, und unterſuchen, ob nicht ein dergleichen Extract von allen mineraliſchen Waſſern gemacht, und alſo vor vielerlei Beſchwerden innerlich und äuſſerlich geholfen und dem Publico gedienet werden könne.

Von einem beſonders bewährten Mittel gegen den Krebs.

Man hat ſich längſtens bemühet, gegen dieſe beſchwerliche und allerdings abſcheuliche Krankheit, eine Arznei auszufinden: es hat aber bißhero noch niemand dergleichen entdeken können. Dann ob man ſchon bald dieſes bald jenes als ein unfehlbares Mittel angeprieſen, und ſolches auch wirklich bei einigen nicht ganz ohne Effect geweſen, ſo hat es dennoch bei vielen andern gänzlich fehlgeſchlagen. Man hat auch allerdings Urſache zu zweiflen, ob jemals, ein würklicher Krebsſchaden, an denen Brüſten einer Frauen ohne Extirpation oder Abſchneiden der ſchadhaften Brüſte curirt worden ſeye. Dieſe ganz beſondere Krankheit, äuſſert ſich vornemlich an denenjenigen Theilen, wo ſich viele Drüſen finden: als an der Naſe, Lippen und Brüſten derer Frauen. Die Aerzte voriger Zeiten haben durch ſchneiden und brennen, dieſem Uebel Einhalt zu thun verſuchet; weil aber dieſes Mittel von denen mehreſten Patienten verabſcheuet wird, ja faſt ſo arg als die Krankheit ſelbſt; als hat man mit ſcharfen äzenden oder freſſenden Dingen, dieſerlei Schäden, zu curiren geſucht. Dieſes aber mehrentheils ohne guten Erfolg, oder erwünſchte Würkung. Nun bringet man ein neues Mittel in Vorſchlag; dieſes aber kommt nicht aus Aſia oder Africa, ſondern aus dem lezt entdekten Theil der Welt, aus America. Man hält ſonſten davor, daß man in deſperaten Krankheiten, wo keine Hofnung ſonſten zur Geneſung anſcheinet, auch deſperate Mittel gebrauchen ſolle. Und es hat allſchon der Grosvater derer Aerzte Hippocrates geſagt: es ſeye beſſer, daß man ein zweifelhaftes Mittel applicire, als gar keines. Aber dieſes, welches wir nun in Vorſchlag bringen, iſt weder gefährlich noch deſperat, und hat, dem Bericht nach, allbereit bei unterſchiedlichen Perſonen gute Würkung gethan. Die Gelegenheit und Urſache, gegenwärtig von dieſem Mittel zu ſchreiben, iſt folgende: Als vor einiger Zeit eine Perſon von Diſtinction, an dieſer Krankheit laborirte, und an allen oder vielen Orten Hülfe geſucht worden, hat ein durchreiſender Medicus, dieſes Americaniſche Gewächſe als ein beſonderes Mittel gegen den Krebs in Vorſchlag gebracht. Die Kräuterkenner haben dieſer Pflanze den halb griechiſch und halb lateiniſchen Namen Phytolacca beigeleget. Die Gärtner beehren es mit dem Namen Amaranthus baccifer; und die Engelländer haben ihm den Namen American Night-Schade, oder Americaniſchen Nachtſchatten gegeben. Nach Millers Engliſchem Gartenbuch, beſtehet die Blume aus verſchiedenen Blättern, die im Crans ſizen, und ſich gleich einer Roſe ausbreiten. Aus der Mitte derſelben kommt ein Piſtil oder Stempſel, welcher hernach zu einer weichen Frucht oder Beer wird. Dieſe iſt inwendig mit einem meiſt runden Saamen angefüllet. Die Blumen und die darauf folgende Früchte, wachſen gleich denen Johannesträublein an Stielen, viele Beere beiſammen. Sie hat alſo mit denen übrigen Gattungen derer Amaranthen oder Tauſendſchön, nichts gemein, als daß die Blätter und der Saame denenſelben etwas gleich ſiehet; wodurch vielleicht die Gärtner bewogen worden, ihr dieſen Namen zu geben. Hingegen haben diejenigen mehr Beifall, welche dieſes Gewächs in die Claſſe derer Solanorum oder Nachtſchatten, mit denen Engelländern ſezen; gleichwie dieſes ſchon Hermañus und Ray mit Parckinſon gethan haben. Bei dieſen heiſſet es Solanum ſpurium, racemoſum, tinctorium, Americanum, foliis amaranthi, oder auch Blitum maximum caule rubente Virginianum. Doch differirt es von denen übrigen Nachtſchatten-Arten darinnen: daß die Blumen aus fünf Blättlein beſtehen, denen die Früchte, gleich einem Träublein zuſammenhängend, folgen, welche inwendig einen ſchwarzen glänzenden Saamen, dem Amaranthen Saamen faſt gleichkommend, haben. Der berühmte Franzöſiſche Botanicus, Tournefort, machet ein beſonder Geſchlecht, und bringet es mit der Chriſtophoriana, Aralia und Aſparago, unter dem Namen Phytolacca in eine Claſſe. Eben dieſer Autor zehlet zwei Arten dieſer Pflanzen; Müller hingegen drei. Es wird aber die erſte Art allhier verſtanden, welche eine gröſſere Frucht oder Beer, als die übrigen hat. Die Wurzel bleibt über Winters in dem Land, und treibet in dem Frühjahr wiederum neue Blätter. Der Saft iſt in der jungen Pflanze noch nicht ſo ſcharf und beiſſend, als er bei zunehmendem Alter des Gewächſes erfunden wird. Beſonders hat der Saft aus der Wurzel eine purgirende Kraft, und dienet denen Einwohnern in Virginien anſtatt eines Purgirmittels, indeme ſie 1. oder 2. Löffel voll deſſelben nehmen. Dieſes wird von denen Engelländern die Virginiſche Purgation genennet. Hingegen bedienen ſie ſich der noch zarten oder jungen Blätter, gleich anderer Melten oder Spinat, zum grünen Gemüſe, ohne allen Schaden. Wann man die Beere von dieſem Gewächſe zerreibet, ſo geben ſie einen ſchönen rothen Saft, woraus die Einwohner ſchöne Farbe machen, welche aber nicht dauerhaft iſt, ſondern bald abſchieſſet. Damit wir aber wieder zu unſerm Zwek kommen, ſo wollen wir auch den Gebrauch dieſes Gewächſes, gegen die Krebsartigen Schäden bekannt machen. Es wird aus denen Blättern und Stengeln der Saft gepreſſet, hernach läſſet man ſelbigen in gläſernen oder porcellanern, flachen Geſchirren oder Dellern, an der Sonne, bis zur Honigdike eintroknen. Dieſer alſo eingetroknete Saft wird auf Tüchern oder Leinwand geſtrichen, dem leidenden Theil applicirt. Dieſes Mittel ſoll zwar, dem Bericht nach, in denen erſtern Stunden nach der Application, groſſen Schmerzen verurſachen; jedoch aber, wann ſolches continuirt wird, gute Würkung thun; ſo daß man die Erfahrung habe, daß durch dieſes einige Mittel, übele Krebsſchäden im Angeſicht, innerhalb acht Wochen, innerhalb ſechs Monaten aber der Krebs an der Bruſt geheilet worden. Es verdienet alſo wohl, daß man dieſes Gewächſe, welches in unſern Gärten glüklich fortkommt, pflanze, und mehrere Erfahrung oder Proben mache. Vielleicht würde auch der Saft von der ſo genannten Bella donna, welche ebenfalls eine Art Nachtſchattens, und bei uns in denen Waldungen und jungen Häuen auf dem Alpgebürg häuffig wächſet, eben dieſe Würkung thun.

Von der Falſchheit, der Heuchelei, dem Eigennuze, und der Misgunſt.

Die wahre Ehre und das rechtſchaffene Weſen, welche die Seele der gegründeten Hoheit ausmachen, ſind von aller Verſtellung ſo weit entfernet, daß ein Falſcher und ein Zweizüngiger zu ihren Heiligthümern unmöglich hinzu nahen kan. Sein bis in den Grund verdorbenes Herz ſcheuet ſich für dem Lichte, und nähret ſich unter dem Schatten der Argliſt von der Ungerechtigkeit und vom Raube. Nichts als Wünſche der Ruchloſigkeit, und eine Kette verrätheriſcher Abſichten machen ihn unendlich würkſam, in dem Verderben anderer ſeine Freude zu finden. Die verkehrte Selbſtliebe, die den Neid als ihren erſten Sohn, und die Begierlichkeit als ihre leibliche Tochter in ihm gebiehret, beſtriket ihn mit tauſend boshaften und eigennüzigen Regungen. Mit dieſen erzeuget ſie zulezt die Heuchelei, welche der oberſte Grad der Falſchheit iſt, und vermittelſt ihres heiligen Selbſtbetrugs andere offenbar zu täuſchen ſuchet, die laſterhafteſten Endzweke deſto ungehinderter zu erreichen. Die Scheinheiligkeit und die Gleisnerei müſſen ihr durch die ſtrengeſte Beobachtung der Ceremonien und der leichtern Tugendpflichten den Anſtrich der Gottſeligkeit leihen. Alsdenn werden ihre ſtolze Demuth, ihre mörderiſche Sanftmuth, ihre liebreiche Hinterliſt, ihr dienſtfertiger Geiz, ihre fromme Herrſchſucht, und ihre amtsmäſige Rachgierigkeit zu den ächteſten Wirkungen der Religion. Wie man ſo wohl eine feinere, als eine gröbere Art der Heuchler entdeket: Alſo ſind auch die Gattungen des Eigennuzes und der Habſucht unter ſich ſelbſt ſehr unterſchieden. Die übertriebene Sparſamkeit entziehet ſich, nebſt dem gehörigen Unterhalte, die allernöthigſten Sachen. Die Kargheit achtet weder Wohlſtand noch Schande, wenn es auf die geringſte Ausgaben ankömt; und der unverſchämte Geiz, oder das filzige Weſen, ſezet aus unerſättlicher Begierde zu ſammlen und aufzuhäufen, allen guten Ruf nebſt den Pflichten gegen ſich und andere bei Seite. Auſſer dieſen allgemein in die Augen fallenden Schändlichkeiten herrſchet ein ſubtiler und unerkanter Geiz, ein Privat- und Familienneid, wie er genennet wird, der ſich vom Vater auf den Sohn u. Enkel fortpflanzet, welcher die Ehre, das Verdienſt, das Glük und die Vorzüge anderer ſcheelſüchtig betrachtet, und an dem auch ſolche Gemüther, die auſſerdem viel Gutes beſizen, ohne es zu wiſſen, krank liegen.

Wie der mancherlei Schriftſteller ihre Werke, und in Druk heraus gegebene Bücher die Einbildungskraft vergnügen? Und wie überhaupts die Einbildungskraft zum Vergnügen ſowohl, als zum Verdruſſe und Widerwillen geſchikt iſt?

Wie die Schriftſteller in der Poeſie u. Dichtung ihre verſchiedene Materien von äuſſerlichen Gegenſtänden borgen, und ſie nach ihrem eigenen Gefallen verbinden: ſo giebt es andere, welche genöthiget ſind, der Natur genauer zu folgen, und ganze Auftritte von ihr zu nehmen. Dergleichen ſind die Geſchichtſchreiber, Naturkündiger, Reiſebeſchreiber, Erdbeſchreiber, und mit einem Worte, alle diejenigen, welche ſichtbare Gegenſtände von einem würklichen Daſeyn beſchreiben. ⸗ ⸗ ⸗ Es iſt die allerangenehmiſte Geſchiklichkeit an einem Geſchichtſchreiber, wenn er vermögend iſt, mit den eigentlichen Worten ſeine Kriegsheere zu ſtellen, und ſeine Schlachten zu liefern; die Trennungen, heimliche Anſchläge, und die Eiferſucht groſſer Männer uns vor Augen zu ſtellen, und uns Schritt vor Schritt in die verſchiedenen Handlungen und Begebenheiten ſeiner Geſchichte zu leiten. Wir ſehen gerne, daß ſich die Sache ſtufenweiſe von ſich ſelbſt entwikelt, und unvermerkt über uns ausbricht, damit wir in einem angenehmen Zweifel mögen erhalten werden, und wir uns Zeit gelaſſen haben, unſere Erwartungen zu erweken, und auf die Seite einer von denen Parteien zu tretten, welche in der Erzählung mit begrifen ſind. Ich geſtehe es, dies zeiget mehr die Kunſt, als die Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers; an: allein, ich rede auch nur blos von ihm, in ſo weit er geſchikt iſt, die Einbildungskraft zu ergözen. Und in dieſer Abſicht hat vielleicht Livius alle diejenigen übertroffen, die vor ihm geweſen ſind, oder nach der Zeit geſchriben haben. Er beſchreibt alle Ding auf eine ſo lebhafte Art, daß ſeine ganze Geſchichte ein vortrefliches Gemählde iſt, und ſolche eigentliche Umſtände in einer jeden Geſchichte berühret, daß ſeine Leſer eine Art von Zuſchauern werden, und alle die mannigfaltige Leidenſchaften bei ſich ſelbſt fühlen, welche mit den verſchiedenen Theilen der Erzählung übereinſtimmen. ⸗ ⸗ ⸗ Unter dieſer Schaar von Schriftſtellern aber ſind keine, welche der Einbildungskraft mehr willfahren, und ſie erweitern, als die Verfaſſer der neuen Weltweisheit: wir mögen nun entweder ihre Lehren von der Erde oder von dem Himmel, die Entdekungen, welche ſie durch Gläſer gemachet haben, oder ſonſt einige von ihren Betrachtungen der Natur anſehen. Wir werden nicht wenig ergözet, wenn wir finden, daß ein jedes grünes Laub von Millionen Thieren wimmelt, die in ihrem gröſten Wachsthum dem bloſen Auge nicht ſichtbar ſind. Es findet ſich in den Abhandlungen von den Metallen, Mineralien, Pflanzen und Luftzeichen etwas, welches unſere Phantaſie ſowohl, als unſere Vernunft einnimt. Wenn wir aber die ganze Erde, und die Planeten, welche in ihrer Nachbarſchaft liegen, auf einmal überſehen: ſo werden wir mit einem angenehmen Erſtaunen angefüllet; indem wir gewahr werden, wie ſo viele Welten eine über der andern hängen, und in einer ſolchen erſtaunenden Pracht und Herrlichkeit um ihre Achſe herum glitſchen. Wenn wir nach dieſem die öden Felder der Himmelsluft betrachten, welche ſich ſo weit als vom Saturn bis zu den nächſten Fixſternen erſtreket, und darüber faſt zu einer Unendlichkeit hinaus läuft: ſo findet unſere Einbildungskraft ihre Fähigkeit mit einer unermäslichen Ausſicht angefüllet, und dehnet ſich ſehr weit aus, um ſie zu begreifen. Wenn wir aber noch weiter hinauf gehen, und die Fixſterne, als ſo viele weite Meere von Flammen anſehen, wovon ein jeder mit einer verſchiedenen Schaar von Planeten begleitet iſt; und ſtets neue Firmamente und neue Lichter entdeken, welche weiter in dieſe unergründliche Tiefen der Himmelsluft verſenket ſind, ſo, daß ſie nicht durch unſere gröſten Ferngläſer können geſehen werden: ſo verliehren wir uns in einem ſolchen Labyrinthe von Sonnen und Welten, und werden mit der Unermäslichkeit und Pracht der Natur ganz verwirret. ⸗ ⸗ ⸗ Nichts iſt der Phantaſie angenehmer, als wenn ſie ſich in ihrer Betrachtung der mancherlei Verhältniſſe ſtufenweiſe erweitert, welche ihre verſchiedenen Gegenſtände gegeneinander haben; wenn ſie den Körper eines Menſchen mit dem Klumpen der ganzen Erde, die Erde mit dem Kreiſe, welchen ſie rund um die Sonne beſchreibt, dieſen Kreis mit der Sphäre der Fixſterne, die Sphäre der Fixſterne mit dem Umfange der ganzen erſchaffenen Welt, die ganze erſchaffene Welt ſelbſt mit dem unendlichen Raume, welcher überall um dieſelbe ausgebreitet, vergleichet; oder wenn die Einbildungskraft abwärts würket, und den Klumpen eines menſchlichen Körpers in Abſicht auf ein Thier, welches hundertmal kleiner iſt, als eine Käſemilbe, die beſondern Glieder eines ſolchen Thieres, die verſchiedenen Triebwerke, welche die Glieder bewegen, die Geiſter, welche dieſe Triebwerke in den Gang bringen, und die proportionirliche Kleinigkeit dieſer verſchiedenen Theile betrachtet, ehe ſie zu ihrer völligen Gröſſe und Vollkommenheit gekommen ſind. Doch, wenn wir noch allem dieſem das kleineſte Stük von dieſen Lebensgeiſtern nehmen, und deſſen Fähigkeit betrachten, daß es in eine ganze Welt ausgearbeitet werden kan, welche in dieſen kleinen Schranken einen Himmel, eine Erde, Sterne, Planeten und verſchiedene lebendige Geſchöpfe in eben der Gleichheit und in eben dem Verhältniſſe in ſich faſſen kan, welche ſie in unſerer Welt gegeneinander haben: ſo kömt eine ſolche Betrachtung, wegen ihrer Kleinigkeit, denenjenigen, welche ihre Gedanken nicht auf eine ſolche Art gelenket haben, lächerlich vor; wiewol ſie zu gleicher Zeit gewis auf die offenbare Wahrheit eines unumſtößlichen Beweiſes gegründet iſt. Ja, wir können noch weiter gehen, und in dem kleinſten Theile dieſer kleinen Welt einen unerſchöpflichen Vorrath von Materie antreffen, welche zu einem andern Weltgebäude ausgearbeitet werden kan. ⸗ ⸗ ⸗ Das Vergnügen der Einbildungskraft iſt nicht ganz und gar nur an ſolche Schriftſteller gebunden, die von materialiſchen Gegenſtänden handeln; ſondern man findet daſſelbe auch oftmals bei den geſitteſten Meiſtern der Morale, der Critik, und anderer von der Materie abgeſonderten Betrachtungen: welche, ungeachtet ſie nicht unmittelbar von den ſichtbaren Theilen der Natur handeln, dennoch ihre Gleichniſſe, Metaphoren und Anſpielungen oft daher nehmen. Bei ſolchen Anſpielungen fällt eine Wahrheit, die der Verſtand vernim̃t, gleichſam auf die Einbildungskraft zurük, wir ſind vermögend, in einem Begriffe, etwas den Farben und der Geſtalt ähnliches zu ſehen, und ein Gebäude von Gedanken zu erbliken, welches auf die Materie gezeichnet iſt. Und hierbei empfindet das Gemüthe ein ſehr groſſes Vergnügen, indem zwei Theile ſeines Vermögens zu gleicher Zeit geſättiget werden, wobei der Wiz ſich bemühet, dem Verſtande nachzumahlen, und aus der geiſtigen Welt, in die materialiſchen Begriffe zu übertragen. Die groſſe Kunſt der Schriftſteller zeiget ſich in der Wahl angenehmer Anſpielungen, welche überhaupt von den groſſen oder ſchönen Werken der Kunſt oder Natur hergenommen werden müſſen. Denn, ungeachtet alles, was neu und ungewöhnlich iſt, das Vermögen hat, der Einbildungskraft zu gefallen; ſo ſolten doch, da die Hauptabſicht einer Anſpielung dahin gehet, die Stellen eines Autors zu erläutern und zu erklären, dieſelben auch allemal von ſolchen Dingen hergenommen werden, die bekanter und gemeiner wären, als die zu erklärende Stelle ſelbſten iſt. ⸗ ⸗ ⸗ Wenn die Allegorien wohl erwählt ſind, ſo vertretten ſie in einer Schrift die Stelle vieler Lichtſtralen, die alles rund herum klar und ſchön machen. Eine edle Metapher wirft, wenn ſie vortheilhaft angebracht wird, einen hellen Schein um ſich, und durchblizet einen ganzen Denkſpruch. Dieſe verſchiedene Arten der Anſpielungen ſind nichts anders, als ſo viele Gattungen der Gleichniſſe: darum mus, wofern ſie der Einbildungskraft gefallen ſollen, die Aehnlichkeit dabei ſehr richtig, oder ſehr angenehm ſeyn; ſo, wie wir gern ein Gemählde ſehen, darinnen die Aehnlichkeit richtig, oder die Stellung und der Anblik angenehm iſt. Indeſſen finden wir, daß einige vortrefliche Schriftſteller in dieſem Stüke ſehr mangelhaft ſind. Es giebt groſſe Gelehrten, die fähig ſind, ihre Vergleiche und Anſpielungen von denen Wiſſenſchaften herzunehmen, die ihnen am geläufigſten ſind, ſo daß man in einer Abhandlung von den gleichgültigſten Dingen den ganzen Inbegrif ihrer Gelehrſamkeit ſehen kan. Ich habe eine Abhandlung von der Liebe geleſen, die niemand, als der tiefſinnigſte Chymiſt verſtehen konte; und manche Predigt gehöret, die vor niemanden, als vor eine Verſamlung von Carteſianern hätte gehalten werden ſollen. Wiederum nehmen andere Leute zu ſolchen Beiſpielen ihre Zuflucht, die gar zu ſchlecht und gemein ſind. Sie ſind fähig, den Leſer auf ein Schach- oder Ballſpiel zu verweiſen, oder ihn von Laden zu Laden, in die Handwerks- und Künſtlerſtätten zu führen. Es iſt zwar gewis, daß eine unendliche Verſchiedenheit in den angenehmẽ Anſpielungen dieſer beiden Arten gefunden werden mag: aber überhaupt, ſind wohl die allerlieblichſten in den Werken der Natur ſelbſt zu ſuchen, die für alle Fähigkeiten begreiflich, und weit angenehmer iſt, als was wir in den Künſten finden. ⸗ ⸗ Dieſe Gabe, die Einbildungskraft zu rühren, iſt es, welche der geſunden Vernunft zum Auspuze gereichet, und die Arbeit eines Mannes angenehmer machet, als eines andern ſeine. Sie erhebet überhaupt alle Schriften, und iſt das wahre Leben, und die höchſte Vollkommenheit der Gelehrten. Sie ſchaffet der Natur Zuſäze, und giebt den Werken GOttes eine gröſſere Verſchiedenheit. Kurz, ſie iſt fähig, die vortreflichſten Aufzüge des Weltbaues auszuzieren, oder das Gemüth mit vortreflichen Anbliken, und Erſcheinungen zu erfüllen, als in irgend einem Welttheile zu finden ſind. ⸗ ⸗ ⸗ Jezo haben wir alſo mannigfaltige Urſprünge derer Vergnügen entdekt, die der Einbildungskraft ſchmeicheln, und es würde uns alſo vielleicht nicht ſonderlich ſchwer fallen, diejenige Gegenſtände, die ſelbige mit Ekel und Schreken erfüllen, gleichfalls unter ihre gehörige Claſſen zuſezen; denn die Einbildungskraft iſt ſo wohl des Verdruſſes, als des Vergnügens fähig. Wenn das Gehirn, durch irgend einen Zufall gerührt wird, oder das Gemüth durch Träume, oder Krankheiten in Unordnung geſezt iſt: ſo wird die Einbildungskraft mit wilden widrigen Ideen überhäuft, und mit tauſend gräslichen Ungeheuern erſchrekt, die ſie ſich ſelbſt zuwege bringt:

Eumenidum veluti demens videt agmina Pentheus,
Et ſolem geminum, & duplices ſe oſtendere Thebas.
Aut Agamemnonius ſcenis agitatus Oreſtes,
Armatam facibus matrem & ſerpentibus atris

Cum vider, ultriceſque ſedent in limine Diræ.

Virg.

Kein ſo jämmerlicher Anblik iſt in der ganzen Natur, als wenn man einen verrükten Menſchen ſiehet, deſſen Einbildungskraft verworren, und deſſen ganze Seele zerrüttet, und zerſtreuet iſt. Die Trümmern von Babilon ſind nicht ſo kläglich anzuſehen. Doch, damit ich von einer ſo widrigen Materie abbreche, ſo will ich nur noch zulezt erwägen, was für einen unendlichen Vorzug der Allmächtige, durch dieſes Vermögen, den menſchlichen Seelen gegeben, und was für ein groſſes Maas des Vergnügens, oder des Elends, wir einzig durch die Einbildungskraft zu empfangen, fähig ſind. Wir haben bereits den Einflus bemerkt, welchen ein Menſch über die Einbildungskraft des andern hat, und wie leicht es ihm iſt, dieſelbe in eine Mannigfaltigkeit von Einbildungen zu verwandeln. Wie gros müſſen wir uns denn nun die Macht vorſtellen, welche bei demjenigen wohnet, der alle Mittel kennet, wodurch die Einbildungskraft gerühret werden kan, der nach eigenen Belieben Ideen einprägen, und dieſe Ideen mit Schreken und Beluſtigung, in dem Maaſſe, wie er es für gut hält, erfüllen kan? Er kan in dem Gemüthe Bilder erregen, ohne daß er dazu der Worte brauchet, und kan ohne die Beihülfe der Körper, oder äuſſerlicher Gegenſtände, Anblike oder Auftritte vor uns erweken, als ſtünden ſie vor unſern Augen. Er kan die Einbildungskraft mit ſolchen ſchönen und herrlichen Vorſtellungen entzüken, die vielleicht für unſern jezigen Begriff zu hoch ſind, oder er kan ſie auch mit ſolchen häslichen Geſpenſtern und Schrekbildern betäuben, die uns eine Sehnſucht nach der Vernichtung erweken, und reizen könnten, das Daſeyn für nichts beſſers, als für einen Fluch zu halten. Kurz er kan, durch das bloſſe Vermögen der Dinge, die Seele dermaſſen ergözen oder quälen, daß es nichts mehr brauchet, die Hölle oder Himmel eines endlichen Weſens auszumachen.

Bewährtes Mittel, die Seide von dem alten geſponnenen Silber ohne ausbrennen abzuſondern.

Denenjenigen, welche ein wenig in der Chymie bewandert, ja gar denen Saiffenſiedern iſt es bekannt: daß alle Dinge, welche aus dem Thierreich ihren Urſprung haben, es mögen ſeyn Haare, Haut oder Leder, Klauen oder Beine, Fettigkeit und dergleichen, von alcaliſchen oder laugenhaften Salzen aufgelöſet werden. Man darf alſo nur die Seide in ſtarker Laugen kochen, ſo wird ſelbige gänzlich davon aufgelöſet oder verzehret werden. Hingegen hat es eine andere Beſchaffenheit mit dem Faden von Hanf oder Flachs, als welche denen alcaliſchen Salzen widerſtehen, aber hingegen denen ſauren mineraliſchen Geiſtern, als zum Exempel dem Vitriolöl nachgeben müſſen. Ich will hier einen nüzlichen Handgriff zeigen die Seide aufzulöſen, und ſelbige von Gold und Silber, oder alten Borten, Spizen und dergleichen, ohne ſie in das Feuer zu bringen, abzuſondern. Man machet erſtlich eine recht ſtarke Lauge von Buchen- oder Eichenaſchen. Alsdann thut man die goldene oder ſilberne Spizen, Faden und dergleichen in ein Säklein von ſtarker Leinwand: laſſet ſolche mit obgemeldter Lauge eine Zeitlang etwan 3. oder 4. Stunden kochen; ſo wird man finden, daß, wann anderſt die Lauge ſtark genug geweſen, die Seide gänzlich aufgelöſet und von der Lauge verzehret worden, und nur allein das Silber zurük geblieben. Sollte es aber noch nicht völlig rein und von aller Seide befreiet ſeyn, ſo läſſet man es mit Zugieſſung neuer Laugen länger kochen, und wann dann alle Seidenfäden verzehret, ſo wäſchet man das Silber, mit Zugieſſung warmen Waſſers, rein aus, ſondert die etwan dabei geweſene Flachs- oder Zwirnfäden davon, und läſſet es troken werden. Bei dem ausbrennen wird auch dasjenige, was von Goldtreſſen oder Spizen genommen worden, weis als ander Silber; aber bei dem Auskochen, bleibet dasjenige, was vergüldet geweſen, gelb. Wann ſich der Käuffer beſorget, es möchte von der Seide noch etwas zurük geblieben ſeyn, ſo darf man das alſo ausgekochte Silber nur in einem Topf oder Tiegel ausglüen, ſo wird man finden, daß es rein und nichts mehr von der Seide darinnen, dahero es auch am Gewicht nicht abnehmen wird, wann anderſt recht damit verfahren werden. Neben andern, daß nemlich dieſer Proceſs viel weniger Mühe erfordert, und viel reinlicher iſt, hat man auch dieſen Nuzen, daß von dem Silber nichts verlohren gehet, welches bei dem Ausbrennen faſt unvermeidlich zu ſeyn ſcheinet.

Von dem Vergnügen der Einbildungskraft aus der Bildhauerkunſt, Mahlerei, Muſik, u. zumalen von den Beſchreibungen, welche die Einbildungskraft vergnügen: und wie man ſolche erweitern könne?

Zuerſt habe ich das Vergnügen der Einbildungskraft eingetheilt in dasjenige, was aus ſolchen Gegenſtänden entſtehet, die wirklich vor uns ſtehen, und die wir ehemals geſehen haben, und deren ſich das Gemüth wiederum erinnert: dies geſchehe nun von ſelbſt, oder durch irgend eine äuſerliche Urſache, als z. E. Schnizbilder, oder Beſchreibungen. Die erſte Abtheilung haben wir bereits betrachtet; daher will ich mich zur andern wenden, welche ich, des Unterſchieds wegen, die untere Vergnügung der Einbildungskraft genennt habe. ꝛ ꝛ ꝛ Wenn ich ſage, daß die Begriffe, die wir von Schnizbildern, Beſchreibungen, oder dergleichen Gelegenheiten erhalten, eben dieſelben ſind, die wir ſchon ehedem geſehen: ſo mus man hiebei nicht denken, daß wir eben denſelben Plaz, dieſelbe That oder Perſon, welche abgebildet oder beſchrieben wird, bereits geſehen hätten. Es iſt genug, daß wir nur Plaze, Perſonen, oder Thaten überhaupt geſehen haben, die eine Aehnlichkeit, oder zum mindeſten etwas nur einigermaſſen gleiches mit demjenigen haben, was wir vorgeſtellet finden. Deñ die Einbildungskraft hat, ſo bald ſie einmal gerührt wird, die Kraft, die beſondern Ideen zu erweitern, zu verbinden, und nach eigenem Belieben zu verändern. ꝛ ꝛ ꝛ Unter den verſchiedenen Mitteln, eine Sache vorzuſtellen, iſt die Bildhauerkunſt die natürlichſte, und zeiget ſich demjenigen am ähnlichſten, was ſie vorſtellet. Um uns eines gemeinen Gleichniſſes zu bedienen, ſo gebe man z. E. jemanden, der blind gebohren iſt, ein Schnizbild in die Hand, und laſſe ihn mit ſeinen Fingern die verſchiedenen Beugungen und Einſchnitte deſſelben befühlen, ſo wird er leicht begreifen, auf was für Art die Geſtalt eines Menſchen oder Thieres dadurch vorgeſtellet werden könne. Leget er aber ſeine Hand auf ein gemahltes Bild, wo alles glatt und eben iſt, ſo wird er ſich nimmermehr vorſtellen, wie es möglich ſey, die mannigfaltigen Erhöhungen und Eindrüke des menſchlichen Leibes auf einem glatten Stüke Leinwand vorzuſtellen, welches gar keine Ungleichheit oder Erhöhung hat. Die Beſchreibung weicht noch weiter von denen Dingen ab, die ſie vorſtellet, als die Mahlerei. Denn ein Gemählde hat doch eine wirkliche Aehnlichkeit mit dem Originale: Buchſtaben und Silben aber haben gar nicht die geringſte Gleichheit damit. Farben reden alle Sprachen, Worte aber werden nur von einem gewiſſen Volke verſtanden. Eben daher iſt ohne Zweifel, ungeachtet die Nothwendigkeit die Menſchen bald reden lehret, das Schreiben dennoch eine ſpätere Erfindung, als die Mahlerei. Man berichtet uns beſonders, daß, als die Spanier zuerſt in America angekommen, man zu dem Kaiſer

ſer von Mexico gemahlte Abgeſanden geſchikt, und demſelben die Neuigkeit ſeines Landes durch Pinſelſtriche bekant gemacht: welches ein natürlicher, obwol unvollkommenerer Weg geweſen, als das Schreiben, indem es unmöglich iſt, in der Mahlerei die kleinen Verbindungsformeln der Rede auszudrüken, oder das Bildnis eines Bindeworts oder eines Nebenworts anzugeben. ⸗ ⸗ ⸗ Es würde noch viel ſeltſamer ſeyn, ſichtbare Gegenſtände durch Töne auszudrüken, mit denen kein Begriff verknüpft iſt, und in der Muſik etwas aufzuſezen, das einer Beſchreibung ähnlich wäre. Dennoch iſt es gewis, daß in der Einbildungskraft eines künſtlichen Componiſten zuweilen einige verwirrte dunkle Begriffe ſolcher Noten entſtehen mögen; und wir finden, daß geſchikte Künſtler fähig ſind, ihre Zuhörer zuweilen in das Lärmen und Getöſe einer Schlacht zu verſezen, ihre Gemüther mit melancholiſchen Vorſtellungen und Schreken des Todes und des Grabes zu bewegen, oder dieſelbe in ſanfte Träume von Luſtwäldern und Eliſeiſchen Gefilden einzuwiegen. ⸗ ⸗ ⸗ Bei allen dieſen Exempeln entſtehet dieſes andere Vergnügen der Einbildungskraft von der Handlung des Gemüths, welche die aus dem urſprünglichen Gegenſtande entſpringenden Ideen mit denen Begriffen verknüpft, die uns das Schnizbild, das Gemählde, oder die Beſchreibung, oder der Ton darbeut, welche den Gegenſtand vorſtellen. Es iſt uns unmöglich, die nothwendige Urſache anzugeben, warum dieſe Handlung des Gemüthes mit ſo vielem Vergnügen verknüpft iſt, wie ich bei derſelben Betrachtung bewieſen: allein, wir finden viele Ergözlichkeiten, die aus dieſem einzigen Urſprunge herrühren. Denn dieſer Grund iſt es, der uns nicht nur an Schnizbildern, Mahlereien und Beſchreibungen ein Vergnügen finden läſſt, ſondern warum wir auch durch alle Bewegungen und Künſte der Gaukelei beluſtiget werden. Dieſes iſt es, was die verſchiedenen Arten des Wizes angenehm machet, welche, wie oben geſagt, in der Aehnlichkeit der Ideen beſtehen. ⸗ ⸗ ⸗ Doch, ich will mich anjezt bei denen Ergözungen der Einbildungskraft aufhalten, welche durch Ideen erreget werden, die von Worten herrühren; weil doch die meiſten Beobachtungen, die mit den Beſchreibungen überein kommen, zugleich auf die Mahlerei und Bildhauerkunſt gezogen werden können. Worte haben, wenn ſie wohl erwählet werden, eine ſolche Kraft, daß uns eine Beſchreibung oftmals vielmehr ergözet, als der Anblik der Dinge ſelbſt. Der Leſer findet in ſeiner Einbildungskraft, durch die Beihülfe der Worte, einen mit viel ſtärkern Farben entworfenen, und mehr nach dem Leben geſchilderten Entwurf, als wenn er die beſchriebene Sache ſelbſt mit Augen ſieht. In dieſem Falle ſcheint der Dichter Lucretius* die Natur zu übertreffen; er ſchildert in der That eine Landſchaft ſo ab, wie ſie iſt; allein, er ſezet mit ſtärkern Farben ab, erhöhet ſie mit Schönheiten, und belebet das ganze Stük dermaſſen, daß die Bilder, welche uns die Natur ſelbſt darreichet, ſchwach u. welk gegen diejenigen zu rechnen ſind, die der Ausdruk mit Worten an die Hand giebt. Die Urſache hiervon iſt allem Anſehen nach dieſe, daß wir bei dem Anblike eines Dinges ſelbſt, nicht mehr Zeichnung in die Einbildungskraft bekommen, als das Auge in ſich faſſet: bei der Beſchreibung aber ſtellet uns der Dichter nach eigenem Belieben einen freien Anblik dar, und entdeket uns verſchiedene Theile, die wir uns entweder gar nicht vermuthet, oder die wir bei dem erſten Anblike nicht gewahr werden können. Unſere Idee machet ſich bei jedem Dinge, das wir anſcheinen, etwa zween oder drei einfache Begriffe: allein, wenn der Dichter uns etwas vorſtellet, ſo giebt er uns entweder einen vollkommenen Begriff; oder er erreget doch ſolche Bilder in uns, die am geſchikteſten ſind, die Einbildungskraft zu rühren. ſ ſ ſ Es iſt hier wohl der Mühe werth, zu betrachten, wie es doch kommen mag, daß ſo viele Leſer, denen allen dieſelbe Sprache bekant iſt, und die alle den Sinn derer Worte verſtehen, die ſie leſen, gleichwol in dem Vergnügen ſehr unterſchieden ſind, welches ihnen dieſes Leſen verurſachet. Einer iſt bei einer Stelle auſſer ſich ſelbſt, die ein anderer mit kaltem Geblüte durchläuft; einer hält eine Vorſtellung für ſehr natürlich, wobei ein anderer gar nichts ähnliches und gleiches finden kan. Dieſer verſchiedene Geſchmak mus entweder von der Vollkommenheit der Einbildungskraft herrühren, die bei einem ſtärker iſt, als bei dem andern; oder ſie entſtehet von denen verſchiedenen Begriffen, die einige Leſer mit den Worten verbinden. Ein Menſch, der ein wahres Ergözen an einer Beſchreibung findet, oder davon richtig urtheilen will, der mus mit einer geſunden Einbildungskraft gebohren ſeyn, und die Stärke, ſo wie den Nachdruk, der in verſchiedenen Worten einer Sprache liegt, wohl erwogen haben; damit er geſchikt ſeye, zu urtheilen, welche Worte am nachdrüklichſten und bündigſten ſind, einen Begriff anzudeuten, und was ihnen ihre Verbindung miteinander für eine Stärke oder Schönheit zutheilen mag. Die Einbildungskraft mus lebhaft ſeyn, damit ſie den Eindruk derer Bilder behalte, die ſie von äuſerlichen Gegenſtänden bekommen; und die Urtheilskraft mus richtig ſeyn, damit ſie wiſſe, was für Ausdrüke dieſelben am füglichſten einkleiden, und zu ihrem Vortheile auszieren können. Ein Menſch, dem es an irgend einem von dieſen Vorzügen fehlet, kan niemals alle beſondere Schönheiten einer Beſchreibung einſehen, wann er gleich einen allgemeinen Begriff davon haben kan. So, wie eine Perſon, die ein blödes Geſicht hat, zwar von einem vor ihr liegenden Orte einen verwirrten Anblik haben wird, allein, die beſondern Theile deſſelben niemals einſehen, oder die Verſchiedenheit ſeiner Farben in allen ihrer Pracht und Vollkommenheit, nimmermehr empfinden kan. Es iſt noch etwas übrig, welches mehr als alles vorhergehende eine Beſchreibung beliebt machet, nemlich, wenn ſie uns ſolche Gegenſtände darſtellet, die geſchikt ſind, in dem Gemüthe des Leſers eine Regung zu verurſachen, und auf ſeine Leidenſchaften heftig zu wirken. Denn in dieſem Falle werden wir auf einmal erhizt und erleuchtet, ſo, daß das Vergnügen allgemeiner wird, und auf verſchiedene Art fähig iſt, uns zu ergözen. So iſt es in der Mahlerei angenehm, wenn wir ein Geſicht erbliken, welches ähnlich getroffen iſt; das Vergnügen aber wird um ein groſſes vermehret, wenn dieſes Bild noch ein ſchönes Geſicht iſt, und wird noch gröſſer, wann dieſe Schönheit mit einer ſanften Mine und ein wenig betrübt und traurig gemahlet iſt. Die zwo Hauptbewegungen, welche die Dichter in uns zu erregen ſuchen, ſind Schreken und Mitleiden. Und hier ſolte man ſich wundern, wie es doch zugehet, daß ſolche Leidenſchaften, die in allen andern Fällen ſehr unangenehm ſind, uns angenehm fallen, wenn ſie durch eine Beſchreibung erreget werden. Das iſt gar kein Wunder, wenn wir uns an ſolchen Leidenſchaften vergnügen, die etwa Hofnung, Freude, Bewunderung, Liebe oder dergleichen Bewegungen in uns zu erweken vermögen: denn dieſe entſtehen niemals, ohne einiges Vergnügen des Gemüths in uns, welches damit verbunden iſt. Allein, wie geht wohl das zu, daß wir uns ergözen, wenn wir durch eine Beſchreibung erſchrekt und beunruhiget werden, da uns doch die Furcht oder der Schmerz den wir von andern Urſachen empfinden, ſo unangenehm iſt? ſ ſ ſ Wenn wir daher die Natur dieſes Vergnügens betrachten: ſo werden wir finden, daß es nicht ſo wohl von der Beſchreibung einer ſchrökensvollen Sache, als vielmehr von der Betrachtung entſtehet, die wir, indem wir ſie leſen, über uns ſelbſt machen. Wenn wir ſolche abſcheuliche Gegenſtände anſehen, ſo gefällt es uns nicht wenig, daß wir ihrentwegen auſſer Gefahr ſind. Zu gleicher Zeit betrachten wir ſie als trübſelig und abſcheulich; ſo, daß, je ſchröklicher ihr Anblick iſt, deſto gröſſer auch das Vergnügen ſeyn mus, welches wir über unſerer eigenen Sicherheit empfinden. Kurz, wir ſehen das Schröken einer Beſchreibung mit eben der Neugierde und eben demſelben Ergözen an, als wir ein Todes Ungeheuer anſchauen:

---

* Quatenus hoc ſimile eſt oculis, quod mente videmus.

- - - - Informe cadaver
Protrahitur, nequeunt expleri corda tuendo,
Terribiles oculos, vultum villoſaque ſatis
Pectora ſemiferi atque extinctos ſaucibus ignes. Virg.

Es hat ebē die Urſache, warum wir an eine vergangene Gefahr mit Vergnügen denkē: oder warum wir einen von uns entfernten Abgrund, mit Luſt anſehen, vor welchem wir uns entſezen würden, wenn er unter unſern Füſſen wäre. ⸗ ⸗ So entſtehet auch, wenn wir von Foltern, Wunden, Tod, und dergleichen unglüklichen Begebenheiten leſen, unſer Vergnügen dabei, nicht ſo wohl aus dem Schmerze, den eine ſo ſchwermüthige Beſchreibung nun verurſacht; als vielmehr von der innerlichen Vergleichung, die wir zwiſchen uns und der leidenden Perſon anſtellē. Solche Vorſtellungen lehren uns unſern Zuſtand recht ſchäzen, und unſer Glük preiſen, welches uns von dergleichen Drangſalen befreiet. Dieſes iſt indeſſen eine ſolche Art des Ergözens, als wir nicht zu empfinden vermögen, wenn wir würklich eine Perſon unter dem Jammer einer ſolchen Marter liegen ſehen, die uns beſchrieben wird. Weil in dieſem Falle der Gegenſtand unſere Sinne gar zu ſtark rühret, und uns ſo ſehr zuſezet, daß wir nicht Zeit oder Muſe haben, an uns ſelbſt zu gedenken. Unſere Gedanken kleben ſo feſt an dem Jammer dieſes Elenden, daß wir denſelben auf unſere eigene Glükſeligkeit nicht richten können. Da wir hingegen dasjenige Unglük, welches wir in Geſchichten oder in Verſen leſen, entweder als vergangen, oder erdichtet betrachten, ſo daß die Betrachtung unſer ſelbſt unvermerkt entſteht, und den Schmerz überwältiget, den wir wegen des Leidens des Betrangten empfinden. Wir können bemerken, daß ein einziger Umſtand von demjenigen, was wir ehemals geſehen haben, oftmals eine ganze Reihe von Bildern erreget, und unzählige Begriffe erweket, welche zuvor in der Einbildungskraft ſchliefen. Ein beſonderer Geruch, oder eine einzige Farbe kan das Gemüth in einem Augenblike, mit dem Gemählde der Felder oder Gärten anfüllen, wo wir ſolche zuerſt angetroffen, und uns alle die Mannigfaltigkeit von Bildern vor Augen bringen, welche daſſelbe ehemals begleitet haben. Unſere Einbildungskraft geräth auf etwas, und führet uns unvermerkt in die Städte oder Schaupläze, Flächen oder Wieſen. Wir können weiter bemerken, wenn die Phantaſie alſo über diejenigen Auftritte nachdenket, welche vormals in derſelben geweſen: ſo ſcheinen diejenigen, welche zuerſt vergnüglich anzuſchauen waren, noch vergnüglicher bei der Ueberlegung, und das Gedächtnis erhöhet die Annehmlichkeit des Originals. Ein Carteſianer würde dieſe beiden Stüke auf folgende Art erklären: ⸗ ⸗ Die Reihe von Begriffen, welche wir von einer ſolchen Ausſicht, oder einem Garten erhalten, haben zu eben der Zeit, da ſie in das Gemüth kommen, eine Reihe ihnen zugehöriger Spuren in dem Gehirne, die ſehr nahe eine an die andere gränzen. Wenn daher eine von dieſen Ideen in der

Einbildungskraft entſteht, und folglich eine Fluth von Lebensgeiſtern auf ihre gehörige Spur bringt: ſo laufen die Lebensgeiſter, in der Heftigkeit ihrer Bewegung, nicht blos in diejenige Spur, auf welche ſie beſonders gerichtet worden, ſondern auch in verſchiedene von denjenigen, welche um ſie herumliegen. Hierdurch erweken ſie andere Begriffe von eben der Reihe, welche eine neue Abfertigung von Lebensgeiſtern lenket, die auf eben die Art andere benachbarte Spuren eröffnen, bis zulezt der ganze Haufe derſelben erregt iſt, und die ganze Ausſicht, oder der ganze Garten in der Einbildungskraft blühet. Weil aber das Vergnügen, welches wir von dieſen Pläzen erhalten, die kleine Unannehmlichkeit, welche wir dabei gefunden, weit überſtiegen, und übertroffen: ſo wurde auch dieſer Urſache wegen, zuerſt eine weitere Oefnung in die Spuren des Vergnügens, und hingegen ein ganz enger Gang in diejenigen Spuren gemacht, welche den unangenehmen Begriffen zukomen; ſo, daß ſie gänzlich verſtopft und untüchtig gemacht werden, einige verdriesliche Ideen in dem Gemüthe zu erregen. ⸗ ⸗ ⸗ Es würde vergebens ſeyn, zu unterſuchen, ob die Macht von denen Dingen, die man ſich einbildet, mehr von einer gröſſern Vollkommenheit in der Seele, oder von einem zärtern Gewebe in dem Gehirne des einen Menſchen, als des andern, herrühret. Das iſt aber gewis, daß ein edler Schriftſteller mit dieſer Fähigkeit in ihrer völligen Stärke und Kraft müſſe gebohren werden, damit er vermögend wäre, lebhafte Ideen von äuſſerlichen Gegenſtänden zu bekommen, ſie lange zu behalten, und ſie, bei Gelegenheit, in ſolche Geſtalten und Vorſtellungen zu bringen, die am wahrſcheinlichſten die Phantaſie des Leſers erhizen.

Ein verſucht und richtig befundenes Mittel, Pferde und anderes Zuchtvieh ſparſamlich zu unterhalten. (*)

Bei dem allgemeinen Mangel an Futter, den man im verwichenen Jahre gehabt, und der annoch anhält, hat man auf alle mögliche Mittel denken müſſen, wie man ſeine Thiere ernähren, derſelben Hunger ſtillen, und ihrem Untergange vorbeugen möchte. Unter anderm Futter für Zuchtvieh, und inſonderheit für Pferde, hat man befunden, daß die Fichtenreiſer eine beſondere Kraft haben, wenn ſie auf eine gewiſe Weiſe zubereitet, und denenſelben vorgeleget werden, welches man, ob zwar verſchiedene ſolches bereits probiret und gut befunden, dennoch jezo zu jedermänniglichs Unterrichte und zum allgemeinen Nuzen mittheilen ſollen.

Es kan dieſes nicht nur bei allgemeinem Mangel an Fütterung, ſondern auch jährlich an allen ſolchen Oertern, wo wenig Wieſewachs iſt, und man doch gern viel Zuchtvieh zu beſſerer Düngung der Aeker, Wieſen u. ſ. f. unterhalten will, mit ungemeinem Nuzen gebrauchet werden. Pferde und Zuchtvieh können auf dieſe Weiſe, mit Erſpahrung eines andern theuren Futters, ſo wohl über Sommer als Winter unterhalten werden, weil die Fichtenreiſer das ganze Jahr durch grünen: jedoch bekommen die im Frühlinge grünenden und roth ausſchlagenden Enden oder Knoſpen dem Viehe am beſten, und ſind wohl ſo gut, als Haber für Pferde, und Siede für die Kühe, weil ſie ſolches gerne freſſen, wenn ſie daran gewöhnet werden. Es bekömt ihnen auch wohl, und hat noch dieſes Gute an ſich, daß es dieſelbe für mancherlei Anſtöſſe und Krankheiten bewahret. Man nimt mäſig groſſe Zweige, vornemlich von jungen Fichten, reiſſet die kleinſten Reiſer

---

(*) Aus dem zweiten Bande der Schwediſchen Abhandlungen, pag. 246.

ſer davon ab, und hakt dieſelben mit einem Beil ſo klein, als immer möglich iſt. Dieſe zerhakten oder zerſchnittenen Fichtenreiſer leget man hernach in ein dicht Gefäs, und ſchöpfet Waſſer darauf, welches man ohngefehr zwei, oder wenigſtens einmal 24. Stunden ſtehen läst, u. das ſtärkſte Harz heraus ziehet. Von dieſen Fichtenreiſern nimt man allein 2. 3. oder 4. Kannenmas zugleich, leget ſolche jedem Pferde in der Krippe vor, u. ſtreuet 1. 2. bis 3. Geſpen voll Abſchrotels von allerlei Saat, Kleye, Habergrüze, oder Trebern vor, ſo wie man es dazu bei der Hand hat, und nachdem man die Pferde beſſer oder ſchlechter gefüttert haben will. NB. Dieſes iſt hauptſächlich im Anfange nöthig, bis die Pferde der Fichtenreiſer gewohnt werden; endlich freſſen ſie ſolche wol ganz troken, ohne daß man ſie weder anzufeuchten, noch etwas darauf zu ſtreuen nöthig hat, wenn man den Pferden jeden Morgen und jeden Abend, an ſtatt des Habers und Hekerlings, ein Futter davon giebt. Mit Kühen, Ochſen und jungem Vieh verfährt man gleichergeſtalt; welche ſich zwar anfänglich dazu nöthigen laſſen, endlich aber dieſes Futter gern freſſen, und wohl dabei gedeihen, wenn es mit der Lake von Häringen, Strömlingen und andern eingeſalzenen Fiſchen, oder auch mit Menſchenharn eingeſprenget wird; doch mus es ſo wol beſſer erweichet, als auch, ſo es nöthig, mit einem Stöſſel wohl zerknirſchet werden, wenn Ochſen, Kühe und junges Vieh wohl damit zurechte kommen ſollen. Ein Theil Thiere, ſo wohl Pferde, als Zuchtvieh, ſo hieran ganz ungewohnet, wollen zwar anfänglich nicht gern daran, wenn man aber Ernſt brauchet, und ſie recht hungrig und durſtig werden läſſet, ſo greifen ſie endlich zu, und gewöhnen ſich allmählich daran, bis ſie es endlich für ihr beſtes Lekerbißlein halten, und ſelbſt darnach langen. Wie dieſe Fichtenreiſer im Winter bei ſtrenger Kälte in acht zu nehmen ſind, daß ſie nicht erfrieren, und alſo unfresbar werden; welches überläſſet man einem jeden ſolchergeſtalt zu beſorgen, wie es ihm am beſten dünket, und am leichteſten fällt. In Viehſtällen iſt es gemeiniglich ſo warm, daß es ſelten darinn gefrieret. Ein jeder, der ſein Vieh ſelbſt füttert, kan den gröſten Nuzen davon haben, denn er kan daſſelbe, wenn er will, daran gewöhnen, indem er ſelbſt Hand an die Fütterung leget. Herrſchaften aber, und alle diejenigen, die ſich auf ihr Geſinde verlaſſen müſſen, werden die gröſte Schwürigkeit finden, ihre Knechte und Mägde darzu überreden zu können. Denn dieſe bilden ſich ein, daß ihre Arbeit dadurch vermehret und ſchwerer gemacht wird: darum ſind ſie geneigt, die Bewerkſtelligung einer ſolchen Fütterung auf alle erſinnliche Weiſe zu verhindern. Sie geben vor, und ſchwören auch wohl darauf, daß es den Pferden oder dem Viehe ganz und gar nicht ſchmeken wolle; daß ſie dabei misgedeien, und zu tode hungern müſſen, nebſt mehr andern ſolchen erdichteten, ja zuweilen auch, ihrem Dünken nach, wohlgemeinten Einwürfen und Vorwänden. Kluge u. ernſthafte Hausväter und Hausmütter aber werden allen dergleichen Unmöglichkeiten, wo nicht anders, doch damit vorzubeugen und abzuhelfen wiſſen, daß ſie ſich die Mühe geben, ſelbſt darzu zu ſehen, und darüber zu halten, daß ſolches geſchehe. Die Gewohnheit macht nachgehends dieſes alles, ſo wohl dem Geſinde, als dem Viehe, leicht. Denn, daß ſolches wirklich, wo nicht auf eine, doch auf die andere Weiſe, wo nicht mit einer, doch mit einer andern Lokſpeiſe, wornach das Vieh am meiſten gelüſtet, angehe, das iſt eine viele Jahre her von verſchiednen Haushältern geprüfte Sache, worauf ſich ein jeder ſicher zu verlaſſen hat. Nur darauf müſte ein vorſichtiger Beſizer von Landgütern genaue Achtung geben, daß ſchlimme Einwohner, oder übelgeſinntes Geſinde keine Erlaubnis haben, zum Schaden und Verderb der Waldung, alle junge Fichten umzuhauen und auszurotten, ſondern dieſelben nur ſparſamlich zu beſchneiden. Auf welche Weiſe denn auch dieſe Fütterung von Fichtenreiſern der Waldung, durch Abkappung und Wegräumung der unterſten Zweige zum gröſten Nuzen gereichet. Angeſehen nicht allein die Holzung reiner wird, und beſſer wächſt, ſondern auch die Holzmaſtung anſehnlich verbeſſert wird. Die groſſen Zweige, die ſolchergeſtalt abgekappet worden, können, wenn ſie einmal nach Hauſe gebracht ſind, zu Brennholze dienen, die aber zu klein dazu ſind, kan man unter den Miſt mengen, wo ſie guten Nuzen ſchaffen, ſo bald ſie hernach in die Fäulung kommen. Dadurch erhält nun eins mit dem andern ſeinen gehörigen Nuzen, und wird nichts unnüzer Weiſe verderbet.

Von Entfärbung des rothen Weins.

Die mehreſte, wo nicht alle rothe Weine, haben die Farbe von der Haut, welche die Beer umgiebet, und kan man dieſes damit beweiſen: daß, wann dieſe Trauben, rothe und ſchwarze, alsbald unter die Kelter gebracht werden, daß daraus kein rother, ſondern ein weiſſer Wein wird. Hingegen, wann der Moſt lange an denen Tröſtern ſtehet, daß er anfänget zu jähren, ſo erhält er eine rothe Farbe, und damit auch einen anziehenden Geſchmak, wird deswegen rauher, als wenn er gleich Anfangs auf die Kelter gebracht worden wäre.

Doch iſt auch eine beſondere Art Trauben, welche man hie zu Lande Färber nennet. Dieſe haben würklich einen rothen Saft, ja ſo gar der Saft in denen Blättern des Weinſtoks, iſt zu der Zeit, da die Trauben bald reif ſind, roth. Dieſe Trauben geben dem Wein eine dauerhafte rothe Farbe. Es folget aber auch die Ungelegenheit daraus, daß derſelbe hart und anziehend wird.

Die Farbe des rothen Weins hat nach einiger Meinung, den vielen Weinſtein zur Urſache; deswegen, wann dieſe Weine lang liegen, ſo ſezen ſie auch mit dem Weinſtein die Farbe ab. Und wann man dergleichen, auch ſtark rothe Weine, durch Sand oder leimigte Erde laufen läſſet, oder filtrirt, ſo laſſen ſie den mehrern Theil der Farbe darinne zurüke; Es entgehet aber auch zugleich dem Wein der gute Geſchmak.

Ein Franzöſiſcher berühmter Naturkündiger, Mr. Rohault, hat den Verſuch gemacht, und rothen Wein auf Armeniſchen Bolus, oder andere fette Kreidenartige Erde gegoſſen, die Bouteille wohl zugeſtopft in die Sonne geſtellt, wodurch der Wein, in wenig Tagen, nachdem die Erde die Farbe an ſich gezogen, ganz weis als Waſſer wurde, und zugleich nicht mehr als Wein, ſondern als mit Waſſer vermiſchter Wein geſchmekte. Wenn aber rothe junge Weine zum frieren ausgeſezet werden, ſo legen ſie zwar, gleichwie die weiſſen, eine groſſe Menge Weinſtein ab, ſie werden aber doch, wie am Geiſt und Stärke, alſo auch an Farbe viel diker. Hingegen fallen öfters die rothen Nekarweine von ihrer Farbe faſt völlig ab, ohne daß man eine wahrhafte oder natürliche Urſache davon angeben kan.

Erſt vorigen Herbſt hat man erfahren, daß ein recht ſchöner und guter rother Wein, von Nekar-Rems, welcher in ein von Burgunder Wein neuerlich ausgeleertes Feuillet gefüllet worden, in kurzem ſeine Farbe faſt gänzlich verlohren, und mehr als der ſo genante Hüninger Bleicher blas worden. Da er alſo weder vor rothen noch vor weiſſen Wein konte gebrauchet werden: als wurde der Verſuch gemacht, ob nicht Quittenwein daraus könte gemacht werden. Deswegen hat man geſchälte u. ganz dürre geſchnittene Quitten in ziemlicher Menge in das Fäslein gethan. Als man aber nach kurzer Zeit dieſen Wein probieret, ſo war die noch übrige rothe Farbe faſt gänzlich abſorbirt, und nachdem dieſer Wein in Bouteillen gefüllet, und wohl bouchiret worden, hat er auf das neue anfangen zu fermentiren, ſo daß er als ein guter junger Champagner Wein brauſete, hatte dabei einen guten Quitten Geſchmak, und die Farbe, als der ſo genante Oeil de Perdrix oder rother Champagne.

Dieſer Zufall kan zu mehrern Proben und Erfindungen Anlas geben, daß man auch weiſſe Weine, durch Quitten, Pomeranzen und dergleichen Früchte in Gährung bringen, und alſo allerhand wohlſchmekende, ja gar eine Art Champagne Wein bereiten könte.

Von dem Lachen und dem Geſpötte.

Der Menſch iſt das luſtigſte Thier unter den Geſchöpfen; alle andere über und unter ihm ſind ernſthaft. Er ſiehet die Dinge in einem ganz andern Lichte, als andere Weſen, an, und findet, daß ſeine Luſtigkeit von Dingen entſtehet, welche vielleicht einem höhern Weſen einiges Mitleiden oder Misvergnügen verurſachen. Das Lachen dienet in der That der Milz zu einem guten Gegengewichte: und es ſcheinet ſehr vernünftig zu ſeyn, daß wir uns zuweilen über gewiſſe Dinge freuen müſſen, welche in Anſehung unſerer kein würkliches Gut ſind; indem wir uns über Dinge bekümmern können, welche kein würkliches Ubel ſind. ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe eine Predigt eines Ordensbruders über die Worte des weiſen Mannes geleſen: Ich ſprach zum Lachen: Du biſt toll, und zur Freude: Was macheſt du? Hieraus trug er als einen Hauptlehrpunkt vor, das Lachen ſey eine Würkung der Erbſünde, und Adam habe vor dem Falle nicht lachen können. ⸗ ⸗ So lange das Lachen dauret, machet es das Gemüthe frei und los, ſchwächet die Kräfte deſſelben, und verurſachet, daß das Vermögen der Seele einigermaſſen nicht ſo angeſtrenget, ſondern nachgelaſſen wird: und deswegen kan es alſo als eine Schwachheit bei der menſchlichen Natur angeſehen werden. Doch, wenn wir die häufigen Ergözungen betrachten, welche wir von demſelben erhalten, und wie vielmal es durch leicht vorübergehende unerwartete Strahlen der Freude die Schwermuth bricht, welche das Gemüthe niederdrüken, und unſere Geiſter dämpfen will: ſo wird man ſchon dafür ſorgen, daß man wegen eines ſo groſſen Vergnügens dieſes Lebens nicht gar zu weiſe werde. ⸗ ⸗ ⸗ Ein jeder hat ſeine Fehler und Schwachheiten; ja die gröſten Fleken werden oft bei den angeſehenſten Leuten gefunden. ⸗ ⸗ ⸗ Wir können anmerken, daß in dem erſten Alter der Welt, da die groſſen Seelen und Meiſterſtüke der menſchlichen Natur herfür gebracht wurden, die Menſchen ſich durch eine edle Einfalt in ihrer Aufführung herfür thaten, und von denen kleinen Ausſchmükungen nichts wuſten, welche in unſerm jezigen Umgange gewöhnlich ſind. Und es iſt ſehr merkwürdig, daß, ungeachtet wir jezo den Alten in der Poeſie, Mahlerei, Redekunſt, Geſchichte, Baukunſt, und allen edlen Künſten und Wiſſenſchaften, welche mehr von unſerm Wize, als von der Erfahrung herrühren, nicht beikommen; wie ſie dennoch in der Pritſchmeiſterei, in Narrenspoſſen, Frazen und allen pöbelhaften Künſten des Auslachenswürdigen eben ſo viel übertreffen. Unter den Neuern treffen wir mehr Spas, unter den Alten aber mehr geſunde Vernunft an. ⸗ ⸗ ⸗ Die beiden vornehmſten Arten, in Schriften etwas lächerlich zu machen, ſind die Luſtſpiele und Scherzgedichte. Die erſtern ſtellen die auslachenswürdigen Perſonen in ihren eigenen Charaktern vor; die andern ſtellen ſie ganz anders vor, als ſie ſind. Die Scherzgedichte ſind alſo von zweierlei Arten. Die erſte zeiget geringe Perſonen in den Rüſtungen der Helden; die andere läst groſſe Leute als die geringſten unter dem Pöbel handeln und reden. Don Quichotte iſt ein Exempel von den erſtern, und Lucians Götter von der andern. Es iſt ein Streit unter den Kunſtrichtern, ob die Scherzgedichte beſſer klingen, in heroiſchen Verſen, wie das Apothekerbuch * gemacht iſt, oder in Pritſchmeiſterreimen, wie der Hudibras. Ich will dieſen Entwurf vom Lachen mit der Anmerkung beſchlieſſen, daß die verblümte Redensart vom Lachen, welche von grünenden Feldern und Wieſen oder blühenden Bäumen gebraucht wird, in allen Sprachen üblich iſt; welches ich von keiner andern verblümten Redensart, auſſer vom Feuer und Brennen, wenn es von der Liebe geſagt wird, angemerket habe. Dies zeiget an, daß wir das Lachen natürlicher weiſe für etwas halten, welches an ſich ſelbſt ſo wohl liebenswürdig als ſchön iſt. Milton hat uns in einer luſtigen Verſammlung von erſonnenen Perſonen das Lachen unter einer ſehr poetiſchen Geſtalt abgebildet. Seine ganze luſtige Geſellſchaft iſt ſo artig beſchrieben, daß ich die Stelle der Länge nach hieher ſezen will.

So komm, du ſchön und freie Göttin,
Die man im Himmel Euphroſyne
Und bei den Menſchen Freude nennt,
Die aller Herzen leichter macht;
Die nebſt zwo andern Gratien,
Die liebenswürdge Venus einſt
Dem Bacchus auf einmal gebahr,
Der ſich mit Epheukränzen ſchmükt.
O eile, Nymph, und bring mit dir
Den Scherz, die jugendliche Luſt,
Spas, Luſtigkeit, muthwillge Liſt,
Das Niken, Winken, artigs Lächeln,
So wie's auf Hebens Wangen hängt,
Und gern im ſanften Grübchen lebt;
Auch Kurzweil, ſo die Sorgen höhnt,
Und ſolch ein ausgelaſſnes Lachen,
Das ſeine beiden Seiten hält;
Komm, hüpf einher, ſo wie ihr geht,
Auf ſchnellem Fus, voll Phantaſei,
Führ an der rechten Hand mit dir
Die Berggöttin, die ſüſſe Freiheit:
Und ehr ich dich, ſo wie ich ſoll,
So nimm mich, Freud, in deine Schaar,
Um frei, in ungeſcholtner Luſt,
Mit ihr und auch mit dir zu leben.

Abhandlung von Gegengiften, Mithridat und Theriak. (a)

Der König Mithridates hielt ſich für den vollkom̄enſten Kenner der Kräfte aller einfachen Arzeneimittel; ſeine Schmeichler beſtärkten ihn in ſeinem Wahne, und die Geſchichtſchreiber beſchreiben ihn als einen zweiten Salomon. Allein, der Begrif von ſeiner Weisheit verringert ſich ſehr, wenn man bedenkt, wie wenige Gelegenheit und Hülfsmittel er zu dergleichen Unterſuchungen haben konnte. Pompejus, der durch das Gerücht einen groſſen Begriff von ſeinen Geheimniſſen bekommen hatte, bemächtigte ſich nach erhaltenem Siege der Schriften dieſes Prinzen, und muſte ſelbſt über ſeine Leichtgläubigkeit lachen, als er ſtatt der Geheimniſſe nichts, als ein paar ſchlechte Recepte fand (b). Wahrſcheinlicher Weiſe ſuchten ſchon damals gewiſſe

Leute

(*) Iſt eine Stachelſchrift wider die Aerzte, welche D. Drach vor geraumer Zeit ans Licht geſtellt.

(a) S. der geſellſch. Erzählungen 85. St.

(b) Q. Seren. Samonic. De Venen. prohib.

Leute von den Vorurtheilen der Menſchen zu profitiren, und ſich durch einen ſcheinbaren Betrug zu bereichern. Man machte alſobald zu Rom, unter dem Titel eines Gegengiftes von Mithridates, das man unter ſeinen Papieren gefunden hatte, eine prächtige Compoſition bekañt; und dergleichen ſind noch heut zu Tage gemein. Indeſſen hat Plutarch (c), der doch alle Kleinigkeiten von Schriften dieſes Königs angemerkt hat, nichts von dieſem Mittel gedacht, weil es ihm vermuthlich an gehörigen Zeugniſſen gemangelt. Hingegen lehrt Q. Serenus Samonicus, daß, ungeachtet der verſchiedenen Zubereitungen des Mithridats, die einzige im Cabinet des Königs gefundene Waare diejenige Compoſition ſey, ſo aus zwanzig Rautenblättern, einem Grane Salz, zween Nüſſen und ſo viel getrokneten Feigen beſtehet (d). Mithridates mag alſo wohl an jenen prächtigen Mitteln den geringſten Antheil gehabt haben. Indeſſen muste doch dieſe Arzenei allen Giften vorbeugen. Eine Doſe des Morgens genommen, entkräftete die Gewalt aller Gifte den ganzen folgenden Tag (e) Das Beiſpiel des erſten Erfinders ward zum Beweiſe gegeben (f). Er hatte ſich deſſen ſo häufig bedienet, daß er kein giftiges Kraut mehr finden konnte, ſo ihn im Falle der Noth hätte vom Leben bringen können (g). Hierdurch erlangte dieſes Mittel einen ſolchen Ruhm, daß Römiſche Kaiſer es mit eigenen Händen zubereiteten, die Aerzte des Alterthums es zu verbeſſern ſuchten, und eine Menge von Büchern und nachgeahmten Compoſitionen daher entſtanden. Andromachus, Nerons Arzt, nahm groſſe Veränderungen damit vor. Er lies den Scink heraus, that die Vipern hinzu, und verringerte das Opium. Das Kind muste einen neuen Namen haben. Er nennete es Galini, bis es zu Trajans Zeiten, der Vipern, oder ſeiner Tugend wegen, wider ihre Stiche, Theriak genennet wurde (h). Es liegt nichts daran, ob Mithridates der wahre Erfinder dieſer Zuſammenſezung iſt, da ausgemacht iſt, daß es kein ſo herrliches Gegengift ſey als man zu einer Zeit glaubte, da man die Gifte ſchlecht, und die Gegengifte alſo nothwendig noch ſchlechter kennen muste. Damals machte die ſchlechte Kenntnis der Natur, daß man die Anzahl der Gifte ohne Noth vermehrte, und daß die Schriften der Aerzte voll lauter Gegengifte waren (i). Was die Unwiſſenheit und ungemeine Liebe zum Leben angefangen hatte, trieb der heftige Geſchmak des Volks an allem, was wunderbar iſt, noch höher. Wenn ein vornehmer Mann an ſeltenen Zufällen ſtarb, ſo war gewis eine Stiefmutter, ein Nachfolger, oder ſonſt jemand Schuld daran. Die Liſt bekräftigte dieſe Fabeln, und ſchrieb den Tod umgebrachter Perſonen einem Gifte zu, das der Erblaste immer bei ſich getragen, und heimlich genommen haben muste. Hierdurch wurden die nähern Unterſuchungen der Sache und der Has des Volks hintertrieben. Vermuthlich iſt der Redner Demoſthenes auf dieſe Weiſe umgekommen: denn die Umſtände von ſeiner Vergiftung werden ſo verſchiedentlich, und ihre Wirkung mit der Wirkung damals bekannter Gifte ſo wenig übereinſtimmig erzählt, daß man nichts anders glauben kan. Dem Hannibal und andern mag es wol nicht beſſer ergangen ſeyn. Dergeſtalt häuften ſich die Gifte immer mehr an, und vermehrten alſo auch die Gegengifte. Starb jemand von einem unkräftigen Gifte nicht, ſo muste ihn nothwendig ein andres erhalten haben.

(c) Plutarch. In vita Pompeji.

(d) Q. Seren. Samon. De Venen. prohib.

(e) Galen. de Antidot. Lib. I.

(f) Celſ. Lib. V. Cap. 23.

(g) Celſ. & Appian.

(h) Galen. Lib. I. de Antidot. & de Theriac. ad Piſon.

(i) Celſ. & Appian.

Dem allen ungeachtet iſt es erſtaunlich, daß die Alten, auſſer dem Wolfskraute, (aconitum,) dem Schierling, (cicuta) und Giften einiger Thiere, ſonſt gar keine andere kannten (k), auch keine ihnen vorbeugende Gegengifte wusten. Man wird zwar die Menge von Laſterthaten aus der Perſiſchen Geſchichte, ſo durch ſubtile Gifte ausgeführet worden ſind, entgegen ſezen. Allein, man mus bedenken, daß doch gleichwohl kein einziger Arzt oder Naturaliſt der Alten, auch ſogar in beſonders davon geſchriebenen Schriften, einiger andern, als vorgedachter Gifte Erwähnung thut. Anfänglich ſprach man nur in Griechenland von den ſubtilen Giften, die unter dem Steine eines Petſchaftes oder Ringes aufbehalten wurden; und Theophraſtus erwähnt eines Geheimniſſes, wodurch man die Wirkung auf eine beſtimmte Zeit einrichten konnte (l). Als ſich dieſe Favel in Europa nicht länger erhalten konnte, flohe ſie nach Afrika, und zu den Zeiten des A. Gellius erzählte man, daß die Carthaginenſer dem Regulus, um ſich ſeines Lebens zu verſichern, einen Gift von dieſer Art beigebracht hätten, ehe ſie ihn nach Rom ſendeten. Aus Afrika gieng das Mährchen nach Aſien zu den Türken über, welche Matthiolus deshalb gar ſtark in Verdacht hat (m). Endlich bemächtigten ſich die entlegenſten Gegenden Indiens dieſer Geheimniſſe (n); weil ſich aber dieſe Völker, vermittelſt der Handelſchaft, näher mit uns bekannt machten, ſo gieng der Irrwiſch nach Amerika über, allwo ſich die alte Fabel wieder ein neues Anſehen gab. Ich leugne mit dem allen keinesweges, daß man, vermittelſt weniger Materie, ja durch die Ausdünſtungen eines vergifteten Handſchuhes oder Briefes jemanden vergiften, oder daß nicht ein Gift lange Jahre durch im Blute verborgen liegen bleiben könnte. Die ſchreklichen Wirkungen des giftigen Saftes der Vipern, der Kohlendämpfe und des Speichels toller Hunde, welcher, wie man ſagt, zuweilen erſt nach zwanzig Jahren ſeine Wirkung äuſſert, lehren die Gewisheit dieſer Sache. Aber genug, daß man bis jezo keine Gifte von dieſer Art entdekt hat, die dergleichen Wirkungen vor unſern Augen ſollten hervorbringen können. Was kan man alſo nach einer ſo ſchlechten Kenntnis der Gifte bei den Alten für eine Kenntnis der Gegengifte vermuthen; und iſt es nicht eben ſo thöricht, davon Gebrauch zu machen, als von ihren Beſchwörungen und Amuleten wider die Hexenmeiſter und Teufel? Alle dieſe Einwürfe betreffen jedes Gegengift ins beſondere; allein, ihre Vereinigung in dem Mithridate iſt das allerſeltſamſte, was man ſich vorſtellen kan. Ohne hier Vorwürfe zu wiederholen, welche ſchon tauſendmal aus vernünftigen Gründen dagegen gemacht worden ſind, kan blos die Erfahrung allein dieſer Panacee, welche ſo gar allen zukünftigen Uebeln vorbeugen ſollte (o) alle ihre Ehre benehmen, indem ſie mit zu dem gemeinen Haufen der Schweistreibenden Arzeneien hinunter ſezet, welchen Namen viele Arzeneien führen, die wenig oder gar keine Tugenden haben. Seit faſt zwei tauſend Jahren, da es gebraucht worden, weis man dem Mithridate keine beſſere Kraft zuzuſchreiben. Der Kaiſer Antonin fiel davon in eine gefährliche Schlafſucht; und Mithridates ſelbſt hätte gewis ſeines Todes wegen nicht in Verlegenheit kommen ſollen, wenn nur ſein Gift kräftig genug geweſen wäre, jeden andern, der kein Mithridat gegeſſen hätte, hinzuopfern. Allen Giften, deren wir heut zu Tage ſo viel mehr kennen, widerſteht das Mithridat nicht beſſer als

---

(k) Hofmann. Medic. Rational. Tom. II. Part. II. cap. 2. § 12. 13.

(l) Hiſt. Plant. Lib. IX. Cap. 16.

(m) In Dioſcor. S. 972.

(n) Purchaſſ. pilgr. Lib. X. Cap. 8.

(o) Galen. Lib. I. De Antidot.

Opium; und wer es darauf wagen wolte, würde mit jenem Charlatan einerlei Schikſal haben, der, ungeachtet des geprieſenen Gegengiftes, ſo er zu ſich nahm, dennoch an dem eingenommenen Arſenik ſterben muſte, worwider es nicht helfen konnte (p). Fällt nun aber dieſe dem Mithridat urſprünglich zuerkannte Tugend ganz und gar weg, ſo wäre es wohl was ſehr ſonderbares, wenn es von ungefähr doch noch zu ſonſt was auf der Welt nüzen ſollte. Die vielen damit gemachten Veränderungen machen es beſonders als ein unnüzes Ding verdächtig, und laſſen uns faſt nicht mehr unterſcheiden, welches eigentlich das wahre ſeyn ſoll. Nach des Celſus Beſchreibung beſtand es aus acht und dreiſſig einfachen Mitteln. Gegen die Zeiten des Nero nahm man fünfe davon, und that zwanzig andere hinzu. Andromachus that bald hernach wieder ſechs davon. und ſezte acht und zwanzig andere an die Stelle, ſo, daß es nunmehr aus fünf und ſiebenzig Ingredienzien beſtand. Aetius, ein Schriftſteller des fünften, und Myrepſus, einer des zwölften Jahrhunderts, beſchrieben das Mithridat ſehr verſchieden; und nach der Zeit iſt es noch immer mehr geändert worden. Viele einfache Arzeneien, ſo ſonſt hineingekommen, ſind uns heut zu Tage ganz unbekannt (q), andere ſehr ungewis; und verſchiedene ſind, beſonders ſeit den Zeiten des Plinius (r), ſehr unbeſtimmt beſchrieben worden. Man hat alſo nachher nach Belieben andere hinzugeſezet, und unter den Beſchreibunbungen des Andromachus, Damocrates, Eriton, Magnus, Xenocrates und Demetrius weis man eben ſo wenig zu wählen, als unter den verſchiedenen Compoſitionen, die faſt in jeder Apotheke anders ſind. Doch dieſes möchte alles ſeyn wie es wolte, wenn nur nicht das Mithridat ein ſo ſchädliches Ding zugleich wäre, worinn das Opium unter ſo eine Menge anderer Arzeneien verſtekt iſt, daß gar leicht ein Irrthum, der tödlich für Kranke ſeyn kan, daher entſtehet. Galen (ſ) will deshalb, daß man es eine Zeitlang aufbewahren ſoll, um die Kraft des Opium dadurch zu ſchwächen, welches aber ein ſchlechtes Mittel dawider iſt (t), ob man gleich noch jezt eben darum das Mithridat dreiſſig bis vierzig Jahr aufbehält. Hierzu kommt, daß durch dieſe weitläuftige Vermiſchung leicht eine Gährung hervorgebracht wird, die die Wirkung des Opium um drei bis viermal ſtärker, als man vermuthet, oder denken ſollte, machen kan. Doch man ſieht zu unſern Zeiten, dem Himmel ſey Dank! dieſes elende Arzeneimittel immer mehr und mehr in Verfall kommen; und wie ſchon ehedem Plinius (u), und in den neuern Zeiten Junker (x) deſſelbe für eine Strafe GOttes erkannt haben, womit er die Menſchen heimſucht, ſo zeigen ſich nun auch ſchon viele, die darauf bedacht ſeyn, dieſe alte Landplage endlich einmal mit vereinigten Kräften auszurotten.

Von dem Eifer.

- - Tantæne animis cœleſtibus iræ.
Virg.

Die Menſchen betrügen ſich in nichts ſo ſehr, als darinnen, was man gemeiniglich den Eifer nennet. Es verſteken ſich ſo mancherlei Leidenſchaften darunter, und es entſtehet ſo vieles Unheil daraus, daß viele ſo weit gegangen ſind, und behauptet haben: es würde zum Heile le des menſchlichen Geſchlechts weit beſſer geweſen ſeyn, wenn derſelbe niemals unter die Zahl der Tugenden wäre gerechnet worden. Es iſt gewis, gegen einmal, da der Eifer löblich und vernünftig iſt, pflegt er hundertmal laſterhaft und irrig zu ſeyn. Es kan auch nicht anderſt ſeyn, wenn wir nur erwägen wollen, daß er in allen Religionen, ſie mögen auch noch ſo ſehr wider einander laufen; ja in allen beſondern Secten einer jeden Religion insbeſondere, mit gleicher Wuth geſchäftig iſt. ⸗ ⸗ Einige von den Jüdiſchen Rabbinen berichten, daß der erſte Mord durch einen Religionsſtreit veranlaſſet worden; und wenn wir die ganze Geſchichte des Religionseifers von Cains Tagen her bis auf unſere Zeiten haben ſolten: ſo würden wir dieſelbe mit ſo vielen Schauſpielen von Mord und Blutvergieſſen angefüllet ſehen; daß ein weiſer Mann furchtſam werden würde, ſich einem ſolchen zu überlaſſen, zumal wenn die Frage bloſe Meinungen und Gedanken betrift. ⸗ ⸗ ⸗ Ich wolte wünſchen, daß ein jeder Eiferer ſein Herz durch und durch unterſuchen möchte; und ich bin verſichert, er würde oft finden, daß dasjenige, was er einen Eifer für ſeine Religion nennet, nichts anders, als Stolz, Eigennuz, oder Bosheit ſey. Ein Menſch, der von andern in Meinungen unterſchieden iſt, ſezet ſich in ſeinen Gedanken über denſelben, und will in verſchiedenen Stüken für weiſer und gelehrter gehalten ſeyn. Dieſes iſt nun einem Hochmüthigen ein groſſer Antrieb, und giebt ihm einen ſcharfen Sporn zu demjenigen, was er ſeinen Glaubenseifer nennet. Und daß ſich dieſes ſehr oft zutrage, das ſehen wir aus dem Betragen einiger, die am heftigſten für die Orthodoxie eifern, die doch oft mit ſehr laſterhaften und übelgeſitteten Leuten groſſe Freundſchaft und Vertraulichkeit pflegen, wenn ſelbige nur in Glaubenspunkten mit ihnen überein ſtimmen. Die Urſache iſt, weil der Irrgläubige einem tugendhaften Manne den Vorzug giebt, und einen guten Chriſten in dem gröſten Werthe hält; da er doch ſelbſt zu dieſer Vollkommenheit nicht gelangen kan. Wir finden dieſes in dem bekanten Spruche erläutert, den wir faſt in allen moraliſchen Büchern, obwohl bei einer andern Gelegenheit, angeführet leſen:

(p) S. Wepfer, De Cicut. aquatic. S. 322.

(q) S. Manard, Epiſt. L. VI. 3. und J. Bapt. Theodoſ. Ep. II.

(r) Plin. Hiſt. N. Lib. XXIX. Cap. I.

(ſ) Galen. Lib. I. de Antidot.

(t) Siehe die Edimburgiſchen Verſuche Vol. V. Art. 12.

(u) Plin. Hiſt. Nat. Lib. XXIX. Cap. I.

(x) Junckeri Medic. Pract. S. 587.

- - Video meliora, proboque,
Deteriora ſequor.

Im Gegentheil iſt es gewis, wenn unſer Eifer wahrhaftig und rechtſchaffen iſt, ſo müſſen wir auf einen Sünder weit mehr zürnen, als über einen Irrgläubigen: weil es verſchiedene Fälle giebt, die dieſen leztern vor ſeinem groſſen Richter entſchuldigen können; keinen einzigen aber, womit ſich der erſte entſchuldigen könte. ⸗ ⸗ Der Eigennuz iſt gleichfalls ein groſſer Aufhezer, und ſtürzet manchen, unter dem Scheine des Glaubenseifers, in Verfolgung. Aus dieſem Grunde finden wir niemanden ſo fertig und bereit, den wahren Gottesdienſt mit Feuer und Schwerd fortzupflanzen, als diejenigen, die ihren augenſcheinlichen Vortheil dabei finden. Doch, ich will das Wort Eigennuz in weitläuftigerm Verſtande nehmen, als man ihm insgemein zu geben pflegt, da es ſo wohl unſer geiſtliches Heil, und unſere Seligkeit, als unſere zeitliche Wohlfahrt anbetrift. Ein Menſch iſt froh, wenn er viele auf ſeiner Seite hat, weil ſie ihme in ſeinen beſondern Meinungen zur Verſtärkung dienen. Ein jeder Neubekehrter iſt gleichſam ein neuer Beweisgrund ſeines Glaubens. Er bildet ſich dabei ein, daß ſeine Grundſäze eine Überzeugung bei ſich führen, und deſto gewiſſer wahr ſind, wenn er findet, daß ſie der Vernunft anderer Leute eben ſo gemäs ſind, als ſeiner eigenen. Daß nun dieſe Gemüthsart einen Menſchen oft zu der Einbildung verführe, daß er einen beſondern Eifer habe, das erhellet aus dem gemeinen Betragen der Atheiſten, die ihre Meinungen mit eben ſo vieler Hize behaupten und ausbreiten, als diejenigen, die da glauben, ſie thäten es blos aus Eifer für die Ehre GOttes. ⸗ ⸗ Die Bosheit iſt noch eine neue fürchterliche Nachäfferin des Eifers. Mancher gute Mann hat eine natürliche Galle und Feindſchaft im Herzen, die zwar einiger maſſen durch die Religion unterdrüket und gedämpfet worden; aber allen Zwang abwirft, und in aller ihrer Wuth raſet, wenn ſie einigen Vorwand findet, auszubrechen, welcher nur mit den Pflichten des Chriſtenthums nicht zu ſtreiten ſcheint. Der Religionseifer iſt alſo ein groſſes Vergnügen für einen boshaften Mann; weil er ihn überredet, er thue GOtt einen Dienſt, indem er doch nur der Neigung eines verkehrten rachgierigen Gemüthes ein Genügen thut. Eben daher finden wir, daß die meiſten Blutbäder und Verwüſtungen, die in der Welt erhöret worden, ihren Urſprung von einem vorgegebenen Religionseifer gehabt haben. ⸗ ⸗ ⸗ Ich ſehe es gerne, wenn ein Menſch in einer guten Sache eifrig iſt, und ſonderlich wenn ſein Eifer ſich zeiget, gute Sitten fortzupflanzen, und die Glükſeligkeit der Menſchen zu befördern. Allein, wenn ich finde, daß die Werkzeuge, womit er umgehet, Galgen und Rad, Galeeren und Kerker ſind; wenn er die Leiber der Menſchen gefangen leget, ihre Güter einziehet, ihre Familien ausrottet, und die Körper verbrennet, um die Seelen zu retten: ſo kan ich mich nicht enthalten, von einem ſolchen, er denke nur von ſeinem Glauben und ſeiner Religion, was er immermehr wolle, zu ſagen: ſein Glaube iſt eitel, und ſeine Religion iſt fruchtlos. Nachdem ich von dieſen falſchen Eiferern in der Religion gehandelt habe: ſo kan ich nicht umhin, einer ungeheuren Art von Menſchen zu erwähnen, von denen man nicht glauben ſolte, daß ſie in der Welt anzutreffen wären, wenn ſie nicht im täglichen Umgange gefunden würden: ich meine die Eiferer in der Atheiſterei. Wer ſolte ſichs wohl einbilden, daß dieſe Leute, welche in allen andern Stüken bei denen, die eine Religion haben, zu kurz kommen, ſie gleichwol in dieſem Stüke übertreffen, und nicht von dem einzigen Fehler frei ſeyn würden, der aus der unbedachtſamen Hize in Religionsſachen zu entſpringen ſcheinet: Allein, ſo ſiehet man, daß der Unglaube mit eben ſo vieler Wuth und Heftigkeit, mit eben ſo vielem Zorne und Grimme fortgepflanzet wird, als ob das Heil der Menſchen darauf beruhete. Es iſt in dieſer Art des Eifers ſo was lächerliches und verkehrtes anzutreffen, daß man nicht weis, wie man ſie mit ihren gehörigen Farben abſchildern ſoll. Sie ſind eine Art von Klopffechtern, die immer in Waffen ſtehen, ob ſie gleich um nichts ſtreiten. Sie winken unaufhörlich ihren Freunden, zu ihnen überzugehen; ob ſie gleich dabei geſtehen, daß keiner von ihnen bei dem Handel etwas gewinnen wird. Kurz, der Eifer, die Atheiſterei auszubreiten, iſt, wenn es anderſt möglich iſt, noch viel abgeſchmakter und ungereimter, als die Atheiſterei ſelbſten. ⸗ ⸗ ⸗ Weil ich dieſes unverantwortlichen Eifers, der an Gotteslaugnern und Unglaubigen erſcheinet, Erwähnung gethan habe: ſo mus ich ferner bemerken, daß ſie gleichfalls auf eine beſondere Art von dem Geiſte des Aberglaubens beſeſſen ſind. Sie ſind von Meinungen eingenommen, die voller Widerſpruch und Unmöglichkeit ſind: doch zu gleicher Zeit ſehen ſie eine jede kleine Schwierigkeit bei einem Glaubensartikel, als eine zulängliche Urſache an, denſelben zu verwerfen. Begriffe, die der geſunden Vernunft gemäs ſind, und mit den Meinungen des menſchlichen Geſchlechtes zu allen Zeiten und bei allen Völkern übereinſtimmen; nicht einmal zu gedenken, daß ſie auf die Beförderung der Glükſeligkeit der Geſellſchaften, oder einzelner Perſonen abzielen: dieſe Begriffe, ſage ich, werden als Irrthümer und Vorurtheile verſpottet; und hergegen machet man an ihrer Statt Lehrgebäude, die ganz ungeheuer u. unvernünftig ſind, ja die allerausſchweifendeſte Leichtglaubigkeit erfordern, wenn man ſie annehmen ſoll. Ich wolte doch einen von dieſen aberglaubiſchen Unglaubigen fragen, wenn man alle die groſſen Lehrſäze der Atheiſterei zum Grunde ſezete, als da ſind, daß die Welt durch einen blinden Zufall entſtanden; daß ein denkendes Weſen aus Materie beſtehe; daß die Seele ſterblich ſey; daß unſer künſtlich gebauter Leib von ungefähr ſoll gebildet werden; daß die Körper von ſich ſelbſt bewegt werden, und eine Schwere haben, u. d. m. und ſie, nach der Meinung der berufenſten Atheiſten, als ein rechtes Glaubensbekäntnis zuſammen fügete, nachmals aber dieſes Glaubensbekäntnis irgend einem Volke in der Welt aufdringen wolte; ſo frage ich ſie: ob nicht ein unendlich gröſſeres Maas des Glaubens dazu gehören würde, als zu irgend einem andern Artikel, dem ſie ſich ſo gewaltig widerſezen? Man erlaube mir alſo, daß ich dieſe Brut von Zungendreſchern, zu ihrem eigenen und dem gemeinen Beſten erinnern möge, doch zum wenigſten mit ſich ſelbſt einſtimmig zu handeln, und nicht für den Unglauben voll Eifers, und für die Unvernunft voller Aberglauben zu brennen.

Traum über die Zergliederung eines Kleidernarren.

Ich befand mich vor etl. Tagen in einer Geſellſchaft von Kunſtverſtändigen, deren einer verſchiedene merkwürdige Entdekungen hervorbrachte, die er unlängſt bei der Zergliederung eines menſchlichen Körpers gemacht hatte. Ein anderer aus dieſer Verſammlung theilte uns eine ſehr wunderwürdige Sache mit, die er bei eben dieſer Gelegenheit, mit Beihülffe einiger ſehr zarten Gläſer, gemacht hätte. Dieſes brachte nun verſchiedene ungewöhnliche Betrachtungen hervor, die uns den ganzen Abend hindurch beluſtigten. Die mannichfaltigen Meinungen, welche bei dieſer Gelegenheit vorfielen, verurſachten in meiner Einbildungskraft ſo viel neue Begriffe, daß ſie mit Hülfſe dererjenigen, von denen ſchon damals die Rede war, meine Gedanken die ganze Nacht beſchäftigten, und mir einen ſehr ſonderlichen ausſchweiffenden Traum verurſachten. Es träumte mir, daß ich zu der Zergliederung eines in ſeine Kleider vernarrten Menſchen eingeladen wäre, ſo vor uns auf einem Tiſche lage. Ein eingebildeter Zergliederer öfnete denſelben mit beſonderer Geſchiklichkeit; welcher, bei dem erſten flüchtigen Anblik, nicht anders, als der Kopf eines andern Menſchen ausſah: allein, da wir unſere Gläſer darauf richteten, ſo entdekten ſie uns etwas ſeltſames, nämlich, daß dasjenige, was wir für Gehirn hielten, in der That nichts anderſt als ein Haufen ſonderbarer Materie war, die ſich in dieſe Geſtalt zuſammen gezogen hatte, und mit erſtaunender Kunſt in die verſchiedenen Hölen der Hirnſchale eingepaket war. Und ſo, wie Homer uns berichtet, daß das Blut der Götter, kein rechtes Blut, ſondern nur etwas ähnliches ſey: ſo fanden wir auch, daß das Gehirn eines Prahl- oder Kleiderhanſen kein rechtes Gehirn, ſondern nur eine Nachäffung deſſelben war. Die Zirbeldrüſe, (Glandula Pinealis) welche viele von unſern Philoſophen für den Siz der Seele halten, roch ungemein ſtark nach Orangen und Jaſminöl, und war mit einer Art von Horne umgeben, das in mehr als tauſend glatte Flächen oder Spiegel abgetheilet war, welche dem bloſen Auge unmerklich waren; ſo, daß folglich die Seele, wenn anders eine da geweſen iſt, allezeit damit beſchäftiget geweſen ſeyn mus, ſich ſelbſt zu bewundern. Im Vordertheile merkten wir eine groſſe Höle, welche mit Titeln, Bändern, Treſſen, u. Stikereien angefüllt war, und einem ſehr wunderwürdigen Neze ähnlich ſahe, deſſen Theile dem bloſen Auge gleichfalls unbekannt blieben. Eine andere von dieſen Hölen war mit unſichtbaren Liebesbriefchen, verliebten Sendſchreiben, zierlichen Tänzen, und andern ſolchen Sachen angefüllet. In einer andern fanden wir eine Art von Staub, der die ganze Verſamlung zum Nieſen brachte, und wir merkten, daß es aufrichtiger Spaniol war. An jeder Seite des Hauptes befand ſich ein ſehr groſſer leerer Raum, den ich nicht vergeſſen mus. Der an der rechten Seiten war mit Erdichtungen, Schmeicheleien, Betrug, Gelübden, Verſprechungen und Betheurungen; der an der linken Seite hingegen mit Eiden und Verfluchungen angefüllet. Das Siebbein war entſezlich voll gepfropfet, u. hatte an einigen Orten vom Schnupftabake Schaden gelitten. Inſonderheit konten wir nicht umhin, das kleine Mäuslein zu bemerken, welches man bei gemeinen Zergliederungen ſelten entdeket, und die Naſe in die Höhe ziehet, wenn es die Verachtung desjenigen anzeigen will, dem ſie gehöret, ſo bald er etwas ſieht, das ihm nicht gefällt, oder etwas höret, das er nicht verſtehet. Ich darf meinen geneigten Leſern wohl nicht erſt ſagen, daß es dasjenige Mäuslein ſey, welches diejenige Bewegung machet, deren die lateiniſchen Poeten ſo oftmals erwähnet haben, wenn ſie ſagen, ein Mann hätte die Naſe gerümpft, oder den Rhinoceros vorgeſtellet. In den Augen finden wir eben nichts beſonderes, als daß die muſculi amatorii, oder die liebäugelnden Mäuslein ungemein abgenuzet und verbraucht waren: der Elevator hingegen oder das Mäuslein, welches das Auge in die Höhe nach dem Himmel wendet, ſchien noch gar nicht gebrauchet zu ſeyn. Ich habe bei dieſer Zergliederung nur ſolcher Sachen erwähnet, die uns zu bemerken möglich waren, und diejenigen Theile nicht berühret, die man auch in allen andern Köpfen findet. Denn was die Hirnſchale, das Geſicht, und ſo gar die ganze äuſſerliche Bildung des Kopfes betrift, ſo konnten wir darinnen keinen Unterſchied mit den Köpfen anderer Menſchen bemerken. Wir bekamen übrigens Nachricht, daß derjenige Menſch, dem dieſer Kopf zugehöret hatte, für einen Mann für mehr als fünf und dreiſig Jahren gehalten worden; in welcher Zeit er, gleich andern Leuten, gegeſſen und getrunken, ſich wohl gekleidet, laut geſchrieen, oft gelachet, und ſich bei Gelegenheit auf Bällen und Gaſtereien noch ſo ziemlich aufgeführet habe. Einer aus der Verſammlung ſezte noch hinzu, daß eine gewiſſe Anzahl von Damen ihn für einen geiſtreichen Kopf gehalten. Er würde in der Blüthe ſeiner Jahre durch den Schlag einer Schaufel gefället, als ein angeſehener Bürger ihn bei ſeiner Frauen gefunden.

Vom Zuſammenhange der Krankheiten der Seele.

Die Seele iſt eben ſowohl, als der Leib, mancherlei Schwachheiten, Mängeln und Krankheiten unterworfen. Es giebt Fehler der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes, der Dichtungskraft, des Verſtandes, der Begierden, des Willens, u. ſ. w. Dieſe verſchiedenen Vermögen der Seele werden insgeſammt durch die einzige Vorſtellungskraft der Welt zur Wirklichkeit gebracht, und daher müſſen alle Krankheiten der Seele urſprünglich aus einem einzigen Grunde herrühren. Gleichwie aber das eine Vermögen der Seele ein anderes beſtändig voraus ſezet, und alſo unter denſelben ein genauer Zuſammenhang ſtatt findet; ſo müſſen ſich auch die verſchiedenen Krankheiten der Seele gewiſſermaſſen aus einander herleiten laſſen, und jedermann wird leicht einſehen, daß es eine Sache von groſſer Wichtigkeit ſey, dieſen Zuſammenhang der Krankheiten des Gemüths zu entdeken. Meines Wiſſens hat man in der Entdekung dieſer Sache biſher ſehr wenig verſucht, und alſo noch weniger geleiſtet. Gleichwol aber iſt es ſchlechterdings unmöglich, ohne dieſe Wiſſenſchaft eine gründliche Cur der Krankheiten der Seele zu übernehmen. Daher kan eine Unterſuchung von dieſer Art in der Lehre von den pſychologiſchen Curen ein ungemeines Licht geben, und eben um deswillen bin ich geſonnen, hier eine Anleitung zu geben, wie man genauer hinter dieſen Zuſammenhang kommen könne. Es iſt zu wünſchen, daß gründliche Seelenkenner dieſer Spur weiter nachgehen, damit man bald in den Stand geſezt werden könnte, die Krankheiten der Seele aus ihren erſten Quellen kennen zu lernen, und ihnen beſſere Hülfsmittel entgegen zu ſezen, als uns noch zur Zeit bekannt ſind. Solche Unternehmungen würden vollkommen geſchikt ſeyn, den Feinden der Seelenlehre zu beweiſen, daß dieſe Wiſſenſchaft nicht lauter unnüze Spizfindigkeiten in ſich enthalte, und daß ſie eben ſowohl, als die Naturlehre, ſehr viel zur Beförderung der Glükſeligkeit der Menſchen beitragen könne. Alle Begehrungskräfte der Seele nehmen aus den Erkenntniskräften ihren Urſprung. Zu jeder Begierde, zu jeder Verabſcheuung werden Vorherſehungen und Vermuthungen erfordert, und beinahe alle Erkenntniskräfte der Seele müſſen etwas zur Hervorbringung einer Begierde, oder eines Abſcheues beitragen. Es gehört dazu eine Erkenntnis der gefälligen, oder misfälligen Gegenſtände, eine Beurtheilung derſelben, aus welcher die Luſt oder Unluſt entſpringet, und die Vorherſehung, welche die Einbildungskraft und die Sinnen in Bewegung ſezt. Daher iſt an den Fehlern der Begehrungskräfte nichts gründlich zu beſſern, wenn man nicht die Erkenntniskräfte zuvor beſſert. Laſſet uns demnach zuerſt unterſuchen, wie die Krankheiten der Erkenntniskräfte aus einander entſtehen. Die Sinne legen den Grund zu jeder andern Erkenntnis. Sie theilen ſich in zweierlei Arten. Die innerlichen Sinnen, die Empfindung ſeiner ſelbſt, das Bewuſtſeyn, oder wie man dieſes Vermögen ſonſt nennen will, ſtellen uns den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Seele, die auſſerlichen fünf Sinne aber den Zuſtand unſers Leibes vor. Wo der Gebrauch des innerlichen Sinnes mangelt, da gehen alle übrigen Kräfte der Seele verlohren, und ſie iſt für ein todes Weſen zu halten. In dieſem Zuſtande befindet ſich ein ungebohrnes Kind, ein Erwachſener in einer tiefen Ohnmacht, ein Nachtwanderer, ein vom Schlage betroffener, u. ſ. w. Eben ſo zieht auch der Verluſt des Gebrauchs der äuſſerlichen Sinne den Verluſt anderer Erkenntniskräfte nach ſich. Wer nie einen äuſſerlichen Sinn gehabt hätte, könnte auch keine Einbildungskraft, kein Gedächtnis, keine Vorherſehung, u. ſ. w. von Sachen auſſer ſich haben. Wer den Gebrauch eines äuſſerlichen Sinnes verlieret, verlieret zugleich eine ganze Reihe von allerhand andern Erkenntniſſen. Ein Blindgebohrner kan ſeine Einbildungskraft, ſeine Vorherſehung auf keine Gegenſtände erſtreken, welche die Geſtalt und Figur der Körper, das Licht und die Farben betreffen. Einem Taubgebohrnen wird nimmermehr träumen, daß man ihm eine Muſik brächte, und ſo iſt es in allen übrigen Fällen. Alle Einbildungen, Vorherſehungen, u. ſ. w. von Gegenſtänden eines Sinnes, deſſen Gebrauch man zwar gehabt, aber wieder verlohren hat, rühren nur von den ehemaligen Empfindungen her, werden durch den Glanz der Neuigkeit nie aufgehellet, und verſchwinden endlich unter dem Schatten, den die Zeit über ſie herbreitet. Die Verminderung eines Sinnes vermindert auch die Vorſtellungen der andern Erkenntniskräfte; ein Betrug der Sinne würde gewis falſche Erkenntniſſe nach ſich ziehen, wenn er ſie auch nicht, wie doch ausgemacht iſt, ſchon ohnedem vor aus ſezte. Wenn einige Empfindungen allzu lebhaft werden, und die übrigen durch ihr Licht verdunkeln; ſo wird ſich dieſer einſeitige Tag und dieſe einſeitige Nacht auch auf die Einbildungen, Vorherſehungen, u. ſ. w. erſtreken. Dieſes beweiſen die Entzükten. Dieſe Leute empfinden einen gewiſſen Zuſtand ihrer Seele ſo lebhaft, daß ſie die übrigen dabei vergeſſen. Wie ausſchweifend ſind aber nicht auch in ſolchem Zuſtande ihre Einbildungen und übrigen Vorſtellungen? Eben ſo iſt es, wenn die äuſſerlichen Sinne gewiſſe Empfindungen allzu lebhaft vorſtellen. Man betrachte einen Menſchen, den der Anblik eines ſchönen Mägdchens auſſer ſich ſezt. Was wird er thun?

> Er wünſchet, ſinnt und denkt, und träumt bei hellem Tage,
> Iſt andern eine Laſt und ſich die gröſte Plage;
> Er iſt Myrtill zugleich, und iſt auch nicht Myrtill.

Kurz, er iſt für halb verrükt zu halten. Wenn ein Wachender die gehörige Lebhaftigkeit der äuſſerlichen Empfindungen verliert, wie ſeltſam ſind nicht ſeine übrigen Einſichten beſchaffen? Dieſer Fall findet bei einem Betrunkenen ſtatt, und es giebt gewiſſe heftigere Arten von Schwindel, da es eben ſo iſt. In dieſem Zuſtande ſtellt uns die Einbildungskraft die Welt nach dem Kopernicaniſchen Syſtem vor, als wenn ſie in die Runde gienge; und alle Kräfte der Seele vereinigen ſich, Projecte zu entwerfen, die in keiner möglichen Welt ausgeführet werden können. Die Krankheiten der Sinne, wovon ich hier die vornemſten Arten angeführt habe, können in der Lehre von den Seelenkrankheiten als urſprüngliche Krankheiten angeſehen werden, aus welchen die meiſten übrigen ihren Urſprung nehmen. Wie dieſes zugehe, will ich bald zeigen; nur mus ich vorher erinnern, daß ein Seelenarzt, wenn er gründlich will curiren lernen, zuerſt Mittel wider dieſe Krankheiten ausfindig machen müſſe. Ohne dieſe iſt alle andere Mühe vergebens. Die Mittel wider die Krankheiten der Sinne haben aber zweierlei Gegenſtände. Zuerſt die innerlichen Sinne, und hernach auch die äuſſerlichen. Da nun dieſe leztern öfters durch eigentlich ſogenannte Arzeneimittel geheilet werden können; ſo iſt klar, daß die Aerzte an einer gründlichen Seelenkur, in ſehr vielen Fällen, eben ſo viel Theil nehmen müſſen, als die Seelenkenner. Durch die Einbildungskraft ſtellen wir uns die vergangenen Zuſtände der Welt, in Abſicht auf uns, vor. Alle unſere vergangenen Zuſtände ſind uns ehedem gegenwärtig geweſen, und damals haben wir ſie empfunden, weil uns die Empfindungen nur unſere gegenwärtigen Zuſtände vorſtellen. Daher ſind alle unſere Einbildungen Vorſtellungen von Sachen, die wir ehedem empfunden haben, und nichts kan in die Einbildungskraft kommen, was nicht vorher in den Sinnen geweſen iſt. Die mitgetheilten Fehler der Einbildungskraft werden alſo ihren Urſprung jederzeit in den Sinnen haben. Dieſes erhellet aus der Art und Weiſe, wie die Einbildungen in der Seele entſtehen. Die Einbildung ſtellt uns nämlich, vermöge des Zuſammenhanges der Vorſtellungen, jederzeit eine ehemals gehabte Empfindung ganz wieder vor, ſo bald wir nur einen Theil derſelben in das Gemüth bekommen haben. So erinnern wir uns eines Freundes aus dem Anblike einer Perſon, die ihm ähnlich ſieht. Der von den Sinnen fortgepflanzte Fehler, welchem die Einbildungskraft am meiſten unterworfen iſt, beſteht darinn, daß uns die ehemaligen Sachen nicht ſo wieder vorgeſtellet werden, als es von Rechtswegen ſeyn ſolte, und dieſes heiſt die Mattigkeit der Einbildungskraft. Je ſchwächer, oder ſchärfer der Sinn iſt, welcher die eingebildete Sache empfunden hat, deſto dunkeler, oder klärer iſt die Einbildung dieſer Sache. Man ſieht dieſes offenbar bei alten Leuten, die ſich der Begebenheiten ihrer Jugend weit beſſer erinnern können, als derer im Alter, weil ſie dieſe mit ſtumpfen, jene aber mit den noch ſcharfen und ungeſchwächten Sinnen empfunden habē.

Jede Kraft der Seele kan zweierlei Krankheiten beſizen. Erſtlich ſolche, die von andern Kräften auf ſie fortgepflanzt werden, und zum andern ſolche, die ihr eigenthümlich ſind. Alle mitgetheilte Krankheiten der Einbildungskraft rühren v. den Krankheiten der Sinne her; allein, ſie hat auch ein eigenthümliches Uebel, das ſie zuweilen befällt, und ihr den Namen einer ungebundenen Einbildungskraft zuwege bringt. Es iſt diejenige Krankheit derſelben, da ſie uns die ehemaligen Empfindungen ganz anders wieder vorſtellt, als ſie wirklich von uns empfunden worden ſind. Dieſe Krankheit der Einbildungskraft kan nicht von den Sinnen hergeleitet werden, und mus, als eine urſprüngliche dieſes Vermögens, auch nach einer eigenen Methode geheilet werden.

Der ſcharfſinnige Wiz iſt die Kraft der Seele, die Uebereinſtimmung und Verſchiedenheiten der Dinge zu bemerken; und gleichwie hierzu jederzeit wenigſtens zweierlei Vorſtellungen gehören, ſo entwikelt er ſich gemeiniglich zuerſt, wenn Empfindungen und Einbildungen in der Seele beiſammen ſind. Daher kan man den Wiz durch viele ſolche Vorſtellungen bei Kindern zeitigen, da hingegen andere, die beſtändig im Bette liegen, und ſchlafen müſſen, und ganze Jahre ihres erſten Lebens, ohne viel zu empfinden, alſo auch ohne viele Einbildungen, zubringen, ſehr ſpät klug werden, und alle Dinge als neue Wunder anſtarren, ohne zu wiſſen, daß ſie jemals ihres Gleichen geſehen hatten. Dahero iſt die Verſpätung des Wizes eine fortgepflanzte Krankheit von der Verabſäumung der Empfindungen und Einbildungen. Die Armuth und der Reichthum des ſcharfſinnigen Wizes hängen ebenfalls von der Menge aller Erkenntniſſe überhaupt, und alſo am meiſten von dem Mangel oder Ueberfluſſe der Empfindungen und Einbildungen her. Sonſt hat der ſcharfſinnige Wiz auch ſeine eigenthümlichen Krankheiten, und zwar iſt vornehmlich ſein allzukleiner Grad hierher zu rechnen, welcher in dum̃en und ſtumpfen Köpfen ſeinen Siz hat.

Das Gedächtnis iſt die Kraft, wieder hervorgebrachte Vorſtellungen wieder zu erkennen. Dieſe Kraft der Seele iſt aus der Einbildungskraft und dem Wize zuſammen geſezt. Ich habe jezo eine Vorſtellung vom Cajus, die ich ehedem gehabt habe: dieſes iſt eine Einbildung. Ich erkenne dieſe Vorſtellung für eben dieſelbe, die ich ehedem gehabt habe: dieſes geſchieht durch den Wiz; daher erinnere ich mich des Cajus wieder: dieſes thut das Gedächtnis. Daher werden die Krankheiten der Einbildungskraft und des Wizes auf das Gedächtnis kommen können. Ein kleines Gedächtnis kan von einer kleinen Einbildungskraft, und auch von einem kleinen Wize herrühren. Daher iſt die Vergeslichkeit, welche ein ungemein kleiner Grad des Gedächtniſſes iſt, jederzeit eine fortgepflanzte Krankheit, und man ſieht wol ein, daß man ſie durch Verbeſſerung der Einbildungskraft, und des Wizes zugleich beſſern mus. Weil das Gedächtnis nur eine Zuſammenſezung dieſer beiden Kräfte erfordert; ſo hat es keine eigenthümliche Krankheit: denn ſelbſt die Betrüglichkeit, oder Untreue des Gedächtniſſes, da es uns ſolcher Sachen erinnert, die nicht wahr ſind, entſteht aus dem eigenthümlichen Mangel der Scharfſinnigkeit.

Die Dichtungskraft iſt das Vermögen, Erdichtungen zu machen. Eine Erdichtung aber entſteht, wenn man einige Theile verſchiedener Einbildungen nimmt, und ſie zuſammen verbindet, ſo daß ſie eine ganze Vorſtellung alleine ausmachen. Dieſes Vermögen iſt wiederum aus der Einbildungskraft, dem Gedächtniſſe, dem Wize, und der Aufmerkſamkeit zuſammen geſezt. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß es eine ganze Menge Krankheiten haben kan, die alle auf daſſelbe fortgepflanzet werden. Hierher gehört die Fertigkeit, falſche Erdichtungen, d. i. Chimären zu machen, welche von der ungezähmten Einbildungskraft herrühret, und die Ausſchweifung der Dichtungskraft genennt wird. Hierher gehören auch die Krankheiten der Phantaſten, die wachend einige Einbildungen für Empfindungen zu halten pflegen, wie auch der Deliranten, die alle Empfindungen und Einbildungen mit einander verwechſeln, welche beide Krankheiten urſprünglich vom Mangel der Scharfſinnigkeit herrühren, als welche die Kraft iſt, die Unterſchiede der Dinge zu erkennen. Endlich gehört auch die Mondſucht hierher, welches die Fertigkeit iſt, Einbildungen im Schlafe für ſolche Empfindungen zu halten, wie man im Wachen zu haben gewohnt iſt: daher denn auch mit dieſer Krankheit eben die Bewegungen des Leibes verbunden ſind, die man im Wachen mit dieſen Empfindungen zu verknüpfen pflegt. Da alſo die Mondſucht eigentlich nur ein Traum von unſern täglichen Geſchäften iſt, welcher die Lebhaftigkeit der Empfindungen völlig erreicht; ſo wird ſie von einer allzulebhaften Einbildungskraft, der ihre Hofmeiſterin, die Scharfſinnigkeit, fehlet, allein herzuleiten ſeyn.

Der Geſchmak, oder die Beurtheilungskraft iſt das Vermögen, die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Dinge zu erkennen. Da nun jede Vollkommenheit in einer Uebereinſtimmung vieler Dinge zu einem, die Unvollkommenheit aber in einem Mangel dieſer Uebereinſtimmung beſteht; ſo mus der Wiz und die Scharfſinnigkeit den Geſchmak bilden. Wer alſo einen blöden Wiz und ſtumpfen Kopf hat, der wird auch wenig Gebrauch des Geſchmaks beſizen, und daher ſagt man, daß dumme Leute auch ſchläfrig und unempfindlich ſind. Der ganze Geſchmak iſt eigentlich ein bloſſer ſcharfſinniger Wiz, in Abſicht des Schönen und Häslichen: daher kommē ihm eigentlich nur lauter fortgepflanzte Krankheiten zu, auſſer daß man die, dem ſcharfſinnigen Wize eigenthümlichē auch eigenthüml. des Geſchmaks nennen könnte. Es giebt aber einen verdorbenē Geſchmak, der das Gute und Böſe ſelten glüklich von einander unterſcheidet, imgleichen einen allzuſchwachen, einen gemeinen, einen groben Geſchmak, welche Fehler insgeſammt ihre Folgen auf die ſinnlichen Begehrungskräfte haben. Die Vorſtellung einer Vollkommenheit gefällt, einer Unvollkommenheit aber misfällt, und einer Sache, die in keiner von dieſen beiden Abſichten betrachtet wird, dieſelbe iſt dem Gemüthe gleichgültig. Wenn zu einer zukünftigen Vorſtellung, die uns gefällt, oder misfällt, die Vorherſehung hinzu kommt, daß man ſie werde hervorbringen oder vermeiden können; ſo begehrt oder verabſcheuet man dieſelbe, und dieſe Verrichtungen der Seele heiſſen Begierden und Verabſcheuungen. Die Begehrungskräfte rühren alſo von den Erkenntniskräften, und zwar hauptſächlich von der Vorherſehungs- Vermuthungs- und Beurtheilungskraft, auf eine nähere Weiſe, her. Daher ſchleichen ſich die Krankheiten der Erkenntniskräfte in die Begehrungskräfte ein, und die Gleichgültigkeit gegen alle Dinge, die heftige Liebe zu allem, eine Neigung, alles auf der böſen Seite anzuſehen, und zu verabſcheuen, die Menge heimlicher und doch gewaltiger und unüberwindlicher Triebe, die auſſerordentliche Beweglichkeit, die uns gleich in Gemüthsbewegungen ſezt, die verſtokte Unbeweglichkeit, die an keiner Freude an keiner Kümmernis Theil nim̄t, die Ausſchweifung in allen, oder in einem beſondern Affecte, die Fertigkeit, in betrübte Leidenſchaften allzuleicht zu gerathen, welche die Melancholei heiſt, oder auch die noch ärgere Fertigkeit im Zorne, welche man die Wuth, oder Raſerei nennet: alle dieſe, und noch viel mehr andere Krankheiten der Begehrungskräfte, die ich hier nicht genennet habe, beweiſen ohne Ausnahme einen Mangel, oder eine Krankheit der Erkenntniskräfte, und folgen ſehr natürlich aus ihnen. Man würde vielleicht viel beſſer thun, die Reihe der Krankheiten der Begehrungskräfte aus den Mängeln der Erkenntniskräfte herzuleiten, als ſie nur unter einander hinzuſezen, wie ſie die Erfahrung lehret. Ueberhaupt iſt zwar bei den untern Begehrungskräften, als von welchen ich hier nur allein rede, zu merken, daß man in deren Herleitung nicht ſo, wie bei den Erkenntniskräften, von unten auf fortgehen kan. Die natürliche Liebe, und der natürliche Has, als die erſten und niedrigſten Würkungen, wodurch ſich das Begehrungsvermögen äuſſert, haben nur dunkle und ſelten erforſchliche Triebfedern, und verſteken uns dadurch die Art und Weiſe, wie ſie an die Erkenntniskräfte anrühren, und ſich mit denſelben verknüpfen. Allein, geſezt, daß wir auch dieſen Uebergang nicht auf das genaueſte wiſſen können, ſo hängen doch die Triebe mit den Leidenſchaften ſo ſehr zuſammen, daß man dieſe füglich ans jenen herleiten kan. Wenn man alſo nur bemerkt, wie das Gemüth durch die Leidenſchaften verdorben wird; ſo kan man doch, wenn man nur ihren Zuſammenhang mit den Trieben beobachtet hat, aus den Bewegungsgründen der Leidenſchaften leicht abnehmen, aus welchem Mangel der Erkenntniskräfte die Krankheit der begehrenden und verabſcheuenden Seele entſtehen müſſe. Solchergeſtalt läſt ſich dieſer Zuſammenhang, den uns die Natur verbirgt, dennoch ſo weit errathen, als ihn ein Seelenarzt wiſſen mus, um eine gründliche Cur anzuſtellen.

Das Vermögen zu deutlichen Vorſtellungen wird der Verſtand genennt, und in ſo fern der Verſtand den Zuſammenhang der Dinge deutlich vorſtellet, giebt man ihm den Namen der Vernunft. Die Begierden und Verabſcheuungen, die er veranlaſt, heiſſen vernünftige, und das Vermögen der Seele, ſie hervorzubringen, bekommt den Namen des Willens. Es giebt demnach eben ſo viel verſchiedene Arten von Erkenntnisvermögen in dem Verſtande und der Vernunft, als in der ſinnlichen Erkenntniskraft der Seele, und eben ſo viel, in Abſicht der Gegenſtände, verſchiedene Arten von Begierden und Verabſcheuungen im Willen, als es natürliche Triebe und Leidenſchaften giebt. Die Herleitung derſelben aus einander iſt mit den vorigen einerlei, und alſo hängen die Krankheiten des Verſtandes und Willens eben ſo, wie diejenigen, zuſammen, die ich jezo von den ſinnlichen Erkenntnis- und Begehrungskräften angezeigt habe. Es wäre demnach überflüſſig, dieſe Reihe von Uebeln hier zu wiederholen. Hingegen hat der Verſtand, wegen ſeines eigenen Unterſcheidungscharakters von den ſinnlichen Erkenntniskräften, und der Wille, wegen des ſeinigen von den Leidenſchaften, die Fähigkeit zu gewiſſen Krankheiten, die ich hier noch mit ein paar Worten werde berühren müſſen.

Die Vorſtellungen des Verſtandes ſind deutlich. Ein Verſtand, der nur die geringſte Deutlichkeit in den Begriffen würken kan, heiſt ein allzu ſchwacher, oder kleiner Verſtand. Dieſer beruhet lediglich auf den Mängeln der Aufmerkſamkeit, der Abſtraction, und der Vergleichung. Man kan dieſe Mängel als urſprüngliche Krankheiten anſehen, woraus ſich alle übrige des Verſtandes und der Vernunft, ja gewiſſermaſſen alle Krankheiten aller Erkenntnisvermögen herleiten laſſen. Daher mus man die gründliche Cur der Fehler des Verſtandes und der Vernunft von der Cur dieſer Uebel anfangen. Viele Menſchen haben blos durch eine allzu ſtarke Abſtraction den Gebrauch ihres Verſtandes völlig verlohren, ſo daß man hierdurch zur Einfalt und zum Aberwize gelangen kan. Wenn man demnach erforſchet, auf welche Gegenſtände die Aufmerkſamkeit zu ſtark, und auf welche ſie hingegen zu wenig gerichtet wird; wenn man Mittel erſinnet, wie man von jenen abſtrahiren, und auf dieſe mehr reflectiren mus: ſo hat man die Cur ſolcher Krankheiten in ſeiner Gewalt. Aus dieſen folgen unmittelbar, und in einem deutlichen Zuſammenhange die Krankheiten des Willens, die Schläfrigkeit, die Hize, die Kühnheit, die Niedergeſchlagenheit, die Unbiegſamkeit, die Verſtokung, die Unbeſtändigkeit, die Unbeſonnenheit, Unentſchloſſenheit, Heſtigkeit, u. ſ. w.

Jedermann wird aus dieſem kurzen Entwurfe ſehen, daß es möglich ſeye, eine Wiſſenſchaft zu erfinden, welche lehret, wie alle Mängel, Unvollkommenheiten und Krankheiten der Seele unter einander zuſammen hängen, und wie immer eine aus der andern entſpringet, indem bei dieſer oder jener Kraft der Seele verſchiedene zu einander kommen, und durch ihre Verbindung eine dritte ausmachen. Ich müſte ſehr unbeſonnen ſeyn, wenn ich behaupten wolte, daß ich hier alle Gründe angezeigt hätte, die man zu einer ſolchen Wiſſenſchaft nöthig hat. Ich habe auch nicht alle Unvollkommenheiten genennet, die bei jeder Art der Erkenntnis- oder Begehrungskräfte vorkommen können, ſondern mich nur begnüget, von jeder einige zum Beiſpiele anzuführen. Die ganze Abſicht dieſes Aufſazes gehet blos dahin, den Gedanken von einer ſolchen Wiſſenſchaft auf die Bahn zu bringen, ihre Möglichkeit zu zeigen, und dadurch ſolchen Weltweiſen Anlas u. Muth dazu zu geben, die Zeit und Geſchiklichkeit genug haben, ſich mit einem Verſuche von der Art abzugeben. Der Nuzen iſt unwiderſprechlich gewis, und von auſſerordentlicher Wichtigkeit. Sollte ſich aber jemand zu dieſem Unternehmen entſchlieſſen; ſo müſte er gewis die Seelenlehre meiſterhaft und aus dem Grunde verſtehen. Alsdenn ſollte es mich nicht wundern, wenn der Plan, den ich hier gemacht habe, in vielen Stüken geändert, und genauer eingerichtet würde: denn ich geſtehe ſelbſt, daß er mir noch lange keine Genüge thut. Man wird ihn deshalb nicht ganz verwerfen, wenn man nur billig ſeyn will. Diejenigen Schriftſteller, die viel groſſe Bücher ſchreiben, thun nicht allemal der Welt die gröſten Dienſte. Zuweilen verdienen diejenigen mehr Dank, die durch eine ungewöhnliche Verknüpfung der Gedanken Anſchläge zu ſchönen Werken geben, die ſie nimmermehr ſelbſt auszuarbeiten im Stande ſeyn würden, die aber durch ihren unvollſtändigen Plan dazu die Veranlaſſung geben.

Abſchilderung der unterſchiedenen Charactere von Frauensperſonen.

Es kan ein Leſer nicht vernünftiger unterhalten werden, als wenn er die Tugenden und Laſter ſeiner Zeiten mit denjenigen vergleichet, welche zu den Zeiten ſeiner Voreltern im Schwange gegangen; zumal, wenn er in ſeinem Gemüthe die Verhältnis ſeines eigenen Characters mit anderer Perſonen ihrem erwägt, die entweder zu ſeiner Zeit, oder vor ſelbiger, gelebet haben. In dieſen veränderlichen Farben iſt die Erwägung des menſchlichen Geſchlechts ſehr geſchikt, uns von einem beſondern Laſter abzuſchröken, oder uns zu einer beſondern Tugend aufzumuntern: uns in den wichtigſten Stüken mit uns ſelbſt wohl oder übel zufrieden zu machen: unſer Gemüth von Vorurtheilen und falſchen Meinungen zu reinigen, und die Niedrigkeit unſerer Gemüthsart zu beſſern, die uns antreibet, von denjenigen ein irriges Urtheil zu fällen, welche von uns unterſchieden ſind. Es gefallen mir dahero keine Schriftſteller beſſer, als diejenigen, welche die menſchliche Natur in verſchiedenen Geſichtspunkten zeigen, und die vielfachen Alter der Welt nach ihren mannichfaltigen Sitten, beſchreiben. Und ich finde, daß unter den Scribenten des Alterthums keine offenherziger unterrichten von den Sitten ihrer verſchiedenen Zeiten, als diejenigen, die ſich auf die Satyre geleget haben, ſie mögen ſelbige nun eingekleidet haben, wie ſie wollen; indem es keine andere Art von Scribenten giebt, deren Pflicht es iſt, die Wege des Menſchen ſo unmittelbar durchzugehen, und ihre Misbräuche in ein ſo ſtarkes Licht zu ſezen. Simonides, ein berühmter Poet ſeiner Zeiten, iſt, wie ich denke, Verfaſſer der allerälteſten Stachelſchrift, die wir jezo haben. Dieſer Dichter lebte etwa 400. Jahr nach der Belagerung von Troja, und zeiget durch ſeine Art zu ſchreiben, die Einfältigkeit, oder vielmehr die Verderbnis der Zeiten, darinnen er lebte. In meinen lezten Theilen des Referendarii habe ich angemerket, daß die Regel, dasjenige zu beobachten, was die Franzoſen in einer Anſpielung Bienséance nennen, erſt in den lezten Zeiten erfunden worden; und daß die Alten, ungeachtet in ihren Vergleichungen eine Aehnlichkeit war, nicht ſonderlich über den Wohlſtand ihrer Vergleichungen bekümmert geweſen ſind. Die Satyren oder Jambiſchen Verſe des Simonides, mit denen ich meine Leſer heute unterhalten werde, ſind ein merkwürdiger Beweis deſſen, was ich vorhin geſagt habe. Die Materie dieſer Stachelſchrift iſt das weibliche Geſchlecht. Selbiges beſchreibet er nach ſeinen vielfältigen Charaktern, die er bei ihnen von einer wunderlichen Einbildung ableitet, welche die Lehre, als wären ſie vor ihrer Geburt ſchon einmal geweſen, ihnen beigebracht hat. Er erzählet uns, daß die Götter die Seelen der Weiber von eben dem Saamen und Stoffe zubereitet hätten, aus welchem viele Gattungen der Thiere und Elementen beſtehen; und daß ihre gute und böſe Beſchaffenheit ſich in ihnen erregte, nachdem entweder einer oder der andere Saamen in ihrem Leibe die Oberhand hätte. Ich habe dieſen Schriftſteller ſehr getreulich überſezet; und iſts gleich nicht von Wort zu Wort geſchehen, welches unſere Sprache nicht zuläſſet: ſo kan man doch einen jeden von ſeinen Gedanken vollkommen verſtehen; ich aber habe von dem meinen nichts hinzu geſezt. Dem Mangel der Zärtlichkeit, der ſich bei dieſem Dichter befindet, habe ich bereits das Wort geredet: nun mus ich nur noch vorher berichten, daß die folgende Stachelſchrift nur den ſchlechten Theil des ſchönen Geſchlechts angeht, und nicht diejenigen, welche durch eine edle Erziehung geſittet worden ſind; als welches zu unſers Dichters Zeiten ſo was gewöhnliches nicht war. Im Anfang ſchuf GOtt die weiblichen Seelen aus verſchiedenem Zeuge, und in einer Abſonderung von ihren Körpern. = = Die Seelen einer gewiſſen Art von Weibern wurden aus dergleichen Zubehörungen gemacht, daraus ein S = = beſteht. Eine Weibsperſon von dieſer Art iſt unflätig in ihrem Hauſe, und ein Vielfras bei Tiſche. Sie iſt ſäuiſch auf ihrem Leibe, nachläſig in ihrer Kleidung, und ihr Haus iſt nicht viel beſſer, als ein Miſthaufen. Eine andere Art der weiblichen Seelen, war aus eben den Stüken gemacht, daraus das Weſen eines F = = = beſtehet. Ein ſolches Weib iſt, was wir ein verſtändiges nachdenkendes Weib nennen, welches alle Dinge erkennet, ſie mögen gut oder böſe ſeyn. In dieſer Art der Weiber giebts tugendhafte und laſterhafte. Die dritte Art weiblicher Seelen iſt von H = = Theilchen zuſammen geſezt. Dieſe ſind das, was man ein keifendes Weib nennet, welches das Thier nachahmet, davon es genommen iſt, immer beſchäftiget und bellend iſt, alle Leute anmurret, die ihr in den Weg kommen, und in einem beſtändigen Geſchrei lebet. = = = Die vierte Art der Weiber iſt aus Erde gemacht: das ſind die Langſchläferinnen, die ihre Zeit mit Müſiggange und Unwiſſenheit zubringen, einen ganzen Winter durch über dem Feuer ſizen, und ſich zu keinem Dinge mit Munterkeit halten, als nur zum Eſſen. Die fünfte Gattung der Weiber iſt aus der See genommen. Dieſe Weibsbilder ſind von unbeſtändiger Gemüthsart, zuweilen iſt lauter Sturm und Ungewitter, zuweilen iſt alles ſtille und voller Sonnenſchein. Ein Fremder, der eine ſolche Perſon in ihrem Lächeln und lieblichen Geſichte ſiehet, der möchte ſie faſt für ein Wunderwerk eines guten Gemüthes ausſchreien; im Augenblike aber verändern ſich Blike und Worte: nunmehr iſt ſie eine Furie, ſie lärmet, ſie ſchreit, und wird zu einem Orcane. = = = Die ſechſte Art beſtehet aus den Theilen eines Eſels oder laſtbaren Thieres. Dieſe Weiber ſind von Natur ausnehmend träge; ſo bald aber der Hausherr ſeine Gewalt ſehen läſſet, ſo leben ſie bei harter Koſt, und thun alles, ihm zu gefallen. Doch ſind ſie den verliebten Ergözungen eben nicht feind, und ſchlagen ſelten einen Liebhaber ab. = = = Die Kaze giebt zur ſiebenden Gattung den Stoff her. Dergleichen Weiber ſind ſchwermüthig, mürriſch, unfreundlich, und ſo widerſpenſtig gegen alle Liebeserklärungen, daß ſie auch vor ihrem eigenen Gatten fliehen. Dieſe nun ſind auch den Diebereien, dem Betrug und dem Mauſen ein wenig unterworfen. Ein Pferd iſt flüchtiger Mähne, welches niemals zu irgend einer Arbeit gebändiget worden iſt, und giebt zu der achten Gattung der Weiber den Zeug. Dieſe Weibsbilder ſind diejenigen, „welche auf ihre Ehegatten wenig paſſen, ihre Zeit mit Ankleiden, Baden und Salben zubringen; ihre Haare in die ſchönſten Loken ſchlagen, und ſelbige mit den ſchönſten Blumen und Bändern aufpuzen.“ Ein ſolches Weib iſt für einen Fremden ein ſehr ſchöner Anblik, für den Eigenthümer aber ſehr nachtheilig: es müſte denn etwa ein König oder ein Fürſt ſeyn, der an einem ſolchen Spielzeuge ſein Gefallen hätte. = = = Die neunte Art der Weiber ſtammet von Affen ab. Solche Perſonen ſind nicht nur häßlich, ſondern auch boshaft; an ſich ſelbſt haben ſie nichts ſchönes, und beſtreben ſich, auch dasjenige, was an andern gutes iſt, zu vernichten, oder lächerlich zu machen. = = = Die zehende und lezte Art der Weiber entſtunde von den Bienen; und ſelig iſt der Mann, welchem eine ſolche Gattin zu Theile wird! Sie iſt ohne Fehler u. ohne Tadel. Ihr Hausweſen bluhet u. wächſet durch ihre gute Wirthſchaft. Nie ſiehet man ſie unter dem Haufen liederlicher Weibsbilder ſizen; oder ihre Zeit mit liederlichen Geſchwäzen verſchleudern. Sie iſt ganz tugendhaft und verſtändig, und das beſte Weib, welches der groſſe Jupiter einem Menſchen ertheilen kan.

Beweis, daß der Schweis meiſtens ſchädlich ſeye?

Die Mode wird heutiges Tags ſehr gemein, daß die Menſchen ſich beſtreben, durch eine gewiſſe Zärtlichkeit ſich vor andern zu diſtinguiren. Sie haben dahero auch den Vorzug, vor dem gemeinen Mann, daß ſie, wo nicht meiſtens kränklich, doch immer ſchwächlich ſind. Diejenige Perſonen, welche mehr das warme als das kalte Getränk lieben, diſponiren ihre Körper zum ſchwizen, und bahnen hierdurch gleichſam den Weg zu mancherlei Krankheiten, wie ich gleich hernach beweiſen werde. Ich kenne Perſonen, die ungemein gerne des Tags 2. 3. mal Viſiten ablegen, nicht um der Freundſchaft, ſondern um des Caffee willen; Und die dabei gewohnt ſeynd, unter ihren gewöhnlichen Kleidern noch etliche Unterkleider zu tragen. Daß ſolches der Geſundheit recht ſchädlich ſeye? Habe vor einigen Jahren in dieſen Blättern ſchon erwähnt, und in dem Referendario hin und wieder (a) gründlich erwieſen; ſo, wie ſolches auch von dem warmen Getränke, zumal vom Caffee und Thee, (b)

(a) Referendarius, 2ten Theil, pag. 239. und 4ten Theil p. 68. (Hierzu dienet auch die Abhandlung von der Kleiderkritik oder mediciniſche Kleiderordnung im 6ten Theil pag. 233.)

(b) Dollmetſcher p. 36. wie auch Refer. 2ten Theil p. 112. zumal im 3ten Theil p. 27. und p. 227. wo deſſen Beſchaffenheit rechte geſchehen. Ich werde alſo heute nur allein den Schaden beſchreiben, ſo die Gewohnheit oder das viele Schwizen auch bei ganz geſunden Menſchen anrichten kan. Sanctorius (c) hat es noch am allerdeutlichſten bewieſen, wie nöthig die Tranſpiration oder unvermerkte Ausdünſtung zur Erhaltung der Geſundheit ſeye: und was für Unheil im Gegentheil daraus erwachſen könne, wann ſolche gehindert, oder übertrieben, vermehrt und zum Schweis gebracht werde, indeme dadurch allzu viel nüzliche Säfte aus dem Leibe heraus geſchaft werden. Weil nun ein allzuheftiger Grad der Tranſpiration den Schweis herfür bringt (d) ſo kan leichtlich hieraus gefolgert werden, warum ein beſtändig fortdaurender Schweis ſo ſchädlich, der die Kräfte ſchwächt; denn derſelbe iſt allemal etwas unnatürliches, etwas gezwungenes, und etwas, das von einer Heftigkeit der Bewegungen, oder allzuſchlafen Beſchaffenheit der Haut zeuget, ob er gleich zufälliger Weiſe nüzlich ſeyn kan, wenn dadurch eine in dem Blute befindliche ſchädliche Materie heraus geſchaft wird. Daher thut man nicht wohl, wenn man ſich angewöhnt, zu ſchwizen, indem man ſich warm ankleidet, und den Magen mit vielen warmen Getränke erfüllet.. Denn die Erfahrung lehret, daß der Körper dadurch ſchwach und kränklich gemacht werde. Dieſes iſt eine der vornehmſten Urſachen, warum ſelten die Kinder vornehmer Leute ſo geſunde, muntere, belebte und dauerhafte Körper beſizen, als gemeiner Leute Kinder. Denn da ſie immer warm gehalten, und vor der kalten Luft bewahret werden: ſo bleiben ſie faſt in einem beſtändigen Schweiſſe, durch welchen es geſchiehet, daß die beſten Säfte des Blutes, die zur Stärke und Munterkeit erfordert werden, hinweggehen, und das gröbere im Blute zurük bleibt. Iſt es alſo wohl rathſam, die Zärtlichkeit in allen Stüken aufs höchſte zu treiben? Oder werden die Menſchen dadurch nicht vielmehr denen Affen ähnlich, die ihre liebſte Kinder in denen Armen erdrüken, da ſich die andern, die ſie geringer achten, auf ihrem Rüken ſehr wohl befinden? Weil alſo der viele Schweis ſo ſchädlich iſt, gleich wie oben geſagt: ſo erhellet hieraus, wie ſchlecht diejenige ihre Geſundheit beſorgen, welche ſich des Thee und Caffee ſo übermäſig gebrauchen, daß ihnen öfters der Schweis über das Geſichte herunter läuft. Seltſame Einbildungen! man will das ſchädliche aus ſeinem Leibe heraus treiben, von dem man nicht einmal weis, ob es vorhanden iſt, und jaget zugleich dasjenige mit fort, welches zu Erhaltung der Kräfte nothwendig erfordert wird. Man könnte das noch gelten laſſen, wenn man dieſen Schweis durch eine ſtarke Bewegung des Leibes herfür brächte: indeme durch die Bewegung die Kraft der Muskeln vermehrt, und der Umlauf des Geblüts lebhafter gemacht wird; allein auch ein ſolcher Schweis iſt ſchon etwas widernatürliches; denn er zeigt von einer Heftigkeit der Bewegung, und von einem allzugeſchwinden Umlaufe des Geblüts, wie man an dem Pulsſchlage wahrnehmen kan. Man iſt dabei in der Gefahr, daß durch die übermäſige Gewalt des Geblüts ein Schade angerichtet werde, und die Natur ſcheinet uns ſelbſten davor zu warnen, da ſie mit einem allzuſtarken Schweiſſe einige Beſchwerlichkeiten verknüpft hat. Daher iſt nichts rathſamer, als daß man ſich der Bewegung vielmehr bediene, die Tranſpiration als den Schweis zu befördern. . . . Zwei Sachen ſind es vornehmlich, welche zu einer guten Tranſpiration, und zu der Hervorbringung des

Schweiß

Zurichtung, Gebrauch, Nuzen und Schaden beſchrieben werden.

(c) Timmii Tranſpiratio Sanctoriano §. IX. XI. XII. XXXIV. XLIV.

(d) Malpighius giebt hiezu noch beſondere Urſachen an. D. Kruger zeigt aber hievon was gründlichers in ſeiner Phyſic Tom. I. p. 231. §. 196. und zumal in ſeiner Phyſiologie p. 312.

Schweiſſes erfordert werden. Das erſte iſt ein lebhafter Umlauf des Geblüts und aller Säfte, und das andere kommt darauf an, daß die Schweislöcher nicht verſchloſſen und zugezogen ſind. Denn wenn die Haut ſchlaf iſt, und die Schweislöcher erweitert ſind: ſo findet die Materie des Schweiſſes einen freien Durchgang; und wenn der Umlauf des Geblüts ſtärker gemacht wird: ſo wird ſie in gröſſerer Menge durch die Schweislöcher herausgetrieben, und ſo ſehen wir, worauf es anköm̃t, wenn die Tranſpiration und der Schweis befördert werden ſollen. Unzählige Fälle laſſen ſich aus dieſen beiden Umſtänden auflöſen. Warum ſchwizen wir in einer warmen Luft? Weil die Wärme die Haut ſchlaf macht, und die Schweislöcher erweitert. Warum erfolget eben daſſelbe, wenn wir uns in einer kalten Luft ſehr heftig bewegen? Gewis aus keiner andern Urſache, als weil ſodann der Umlauf des Geblüts geſchwinder geſchiehet, und mehrere Feuchtigkeit durch die Schweislöcher hindurch getrieben wird. Die Würkung aller Arzeneien, welche die Tranſpiration und den Schweis befördern helfen, beruhen auf dieſem Fundamente. Denn wir werden finden, daß ſie entweder die Bewegung des Blutes ſchneller machen, oder die krampfhafte Zuſamziehung der Haut aufheben. Doch richten auch dergleichen Arzeneien, zumal bei unvorſichtigem Gebrauch, öfters mehr Schaden an; wie ſolches in dem Referendario 6ten Theil, von unzuverläſigen Medicamenten (e) hinlänglich dargethan worden. Wir ſehen das bei dem Frieſel, welches eine Krankheit iſt, die die Menſchen ſelber herfürzubringen die Geſchiklichkeit haben, und welche nun dergeſtalt zur Mode geworden, daß es, beſonders hier, bei dem Frauenzimmer, wenn ſie ſich in dem Kindbette befinden, faſt nothwendig zu ſeyn ſcheinet. Und wenn es auch öfters der Medicus, der den Schaden hievon einzuſehen gelernt hat, widerredet: ſo will es doch öfters die Mutter der Kindbetterin, die Frau Grosmamma, die geehrte Ahnfrau, durchaus haben. Ich rede nicht von gemeinen Leuten; denn dieſe haben die Ehre nicht, eine Krankheit zu bekommen, die eine Tochter einer ſehr fruchtbaren Mutter, dergleichen eine übermäſige Zärtlichkeit iſt, genennt werden könnte. Gewis, vornehme Leute thun ſehr wohl, daß ſie ſich in allen Stüken von dem Pöbel zu unterſcheiden ſuchen. Der gemeine Mann iſt beſtändig geſund. War es alſo nicht nöthig neue Krankheiten zu verſchaffen, um an einer ſo nothwendigen Sache niemals einen Mangel zu haben? Daß aber in der That das Frieſel eine Krankheit ſey, welche unſere Vorfahren entweder gar nicht, oder doch nicht ſo häufig gehabt, bezeugen die Nachrichten der Arzeneiverſtändigen aus ältern Zeiten. Denn man wird finden, daß das Frieſel nur ſo lange Mode geweſen, als das Caffeetrinken gemein geworden, und man ſich hiziger ſchweistreibender Arzeneien, beſonders derjenigen, welche aus denen Harzen der Pflanzen (reſinis vegetabilium) mit Spiritu vini gemacht worden ſind, bedienet hat; und es kan unmöglich ſchwer fallen, die Urſache davon zu begreiffen. Denn bei dem Frieſel kommt alles darauf an, daß eine zähe Materie in die Schweislöcher hineingetrieben wird, und daß die Schweislöcher nicht genugſam eröfnet ſind, um ihr einen Durchgang zu verſtatten. Was nun erſtlich den unmäſigen Gebrauch des Caffee anbetrift: ſo habe in dem oftgedachten Referendario erwieſen, daß ſich ein Harz darinnen befinde. (f) Dieſes wird in die Schweislöcher der Haut gebracht. Es findet auch durch dieſelbigen ſeinen Ausgang, ſo lange die Schweislöcher offen ſind. Da ſie aber von der allergeringſten Berührung einer kühlen Luft, beſonders in einem Körper, welcher ſehr empfindlich iſt, auf einmal zuſammen gezogen, und geſchloſſen werden (g): ſo geſchiehet es, daß dieſe Materie in den Schweislöchern ſteken bleibet, ein Juken daſelbſt verurſacht, und nur nach und nach die unmerkliche Ausdämpfung herausgeſchaft werden kan. Ein jeder ſiehet, daß es mit den hizigen Eſſentien eine gleiche Beſchaffenheit habe. Der Spiritus vini macht eine heftige Bewegung in dem Blute, und treibet eine ſolche klebrichte und harzigte Materie in die Schweislöcher hinein. Und nun können wir begreiffen, woher es komme, daß die vornehme Kindbetterinnen in unſerer Gegend ſo leicht das Frieſel bekommen. Denn ſie finden, kraft ihrer Philoſophie, die in einer die Menſchlichkeit überſchreitenden Verzärtelung beſtehet, für nöthig, ſich währender ſechs Wochen in ein abſcheuliches Gebäude von lauter Pflaumfedern einzuhüllen, um ja nicht etwann von der Luft berühret zu werden; ja ſie haben wohl öfters dabei die Sorgfalt, die Stube beſtändig auſſerordentlich warm zu halten: dabei wird der Caffee in gröſſerer Menge, als ſonſten gewöhnlich iſt, gebrauchet, und dieſes aus einer doppelten Urſache: Einmal, weil man es in Anſehung der Geſundheit für dienlich erkennet, und zum andern, weil es die Höflichkeit bei den zu der Zeit gewöhnlichen Beſuchen alſo erfordert Ja dieſer Caffee mus noch dazu, den ſtrengen Küchengeſezen zu Folge, auſſerordentlich ſtark ſeyn. (Davon gelegenheitlich was mehrers abgehandelt werden ſoll.)

(e) Pag. 138. im 6ten Theil des 3ten Bands.

(f) p. 227. und 229. im 3ten Theil des Referendarii.

(g) Krügers Phyſiologie p. 79.

Von der Kinderprobe.

> Et quos naſcentes explorat gurgite Rhenus.
>
> *Claudian.*

Mein Herr!

Ich fand geſtern eine Nachricht von einer ſehr luſtigen Kinderprobe, die unter den alten Teutſchen gebräuchlich geweſen iſt, und die ich mir ſogleich ihnen zu überſchreiben vornahm. Sie iſt ein wenig aus der Mode, ich geſtehe es, denn wer würde es heutiges Tages einem Manne gut auslegen, wenn er zweiffeln wolte, ob die Kinder ſeiner Frauen ſeine wären. Doch dem ſey wie ihm wolle. Ein gelehrter Ausleger hat aus vielen Stellen der Geſchichtſchreiber bewieſen, daß die Teutſchen die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder in einem Schilde auf den Rheinſtrohm zu ſezen, und ſie den Wellen preis zu geben. Blieb das Schild ſtehen, ſo war das Kind ein ächtes Pflänzgen, und die Freude der Eltern doppelt. Schwam es davon, u. nach einer andern Seite hin, ſo war es ein unächtes Kind. Der Teutſche Name Rhein ſoll eben dahero ſeinen Urſprung haben, weil er gleichſam ein Richter der Reinigkeit und Unſchuld des ſchönen Geſchlechts geweſen; Denn es iſt doch wohl vermuthlich, daß unter einem ſo tugendhaften Volke ſehr wenige Kinder werden davon geſchwommen ſeyn. Das iſt wenigſtens auſſer Streit, daß die Griechen obgedachten Strohm eben deswegen den Richter der Ehen genannt haben. Wenn es Euch, Mein Herr! nun einmal wieder belieben ſolte, zum Beſten des gemeinen Weſens zu träumen, ſo laſſet Euch den Rheinſtrohm dazu empfohlen ſeyn. Solte Euch aber Euer eigner Traum des Morgens nicht ſogleich wieder einfallen, ſo verſucht es indeſſen mit nachſtehendem von Eurem Diener

Scazon.

Es kam mir vor, als ſähe ich eine groſſe Walfahrt von Eheleuten nach den Ufern des Rheinſtrohms, und eben daſelbſt eine noch weit gröſſere Menge von Zuſchauern unter denen ich mich ſelbſt befand. O

Männer und Weiber hatten alle ihre Kinder bei ſich, ſie ſahen aber, wie mich deuchte, zerſtreuet und verdrieslich aus, als ob ſie ſich nur eben zuvor gezankt hätten. Nur wenige giengen mit einem vergnügten Geſichte, und unter gegenſeitigen Liebkoſungen, nach dieſem gefährlichen Fluſſe. Ich erfuhr, daß es auf eine groſſe Kinderprobe abgeſehen ſey, und eilte deswegen voller Neugier aus dem Gedränge auf eine kleine Inſul, von welcher ich das ganze Ufer überſehen konnte. Der erſte, den ich ſahe, war ein Wirth in voller Wuth, mit wenigſtens 12. Kindern, die er eines nach dem andern aufs Waſſer ſezte, ohngeachtet ihm ſein Weib mit fliegenden Haaren und tauſend Thränen zu Fus fiel, um es zu hindern. Der gute Mann war aber würklich zu beklagen, denn von allen ſeinen Kindern blieb ihm nur das erſte ſtehen, die andern giengen eins nach dem andern durch; eins ſchwamm nach einem Landkutſcher zu, ein anders nach einem Studenten, eins nach einem Soldaten, eben ſo viel nach dem Hausknechte, und die übrigen alle zu ſeinem guten Freunde und Nachbar, der des Abends immer einen Krugbier mit ihm getrunken, und dem er ſein ganzes Herz vertraut hatte. Er wolte ſonderlich über dies lezte Unglük faſt in die Erde ſinken; denn es war, wie man ſagte, ſchon die dritte Frau, nit welcher er dieſe Probe machte. Nach hm kam ein ſchönes vornehmes paar Ehe-eute, die ſo höflich und artig mit einander haten, daß ſie die ganze Sache nur zum Scherz angeſtellt zu haben ſchienen. Sie hatten zwei Kinder die von vielen Bedienen zugleich auf das Waſſer geſezt wurden. Das Töchterlein blieb ſtehen, das Söhnlein aber ſchwam auf den Jäger zu, er ihn auf den Flus geſezt hatte, und dem r auch wahrhaftig ſo ähnlich als ein Ey em andern ſahe. Die Dame erröthete, er Herr aber lachte nur ſchalkhaſt, und efahl dafür alle Kinder ſeiner Diener, öche, Schreiber und Pachter auf das Waſſer zu ſezen, die auch alle ſporenſtreichs auf ihn zu ſchwammen. Er bekam einen artigen Schlag mit dem Windell, und hob ſeine Schöne in die Gutſchen. Man ſagte, daß dies Paar übrigens ſehr wohl mit einander lebte. Ein ſehr galanter Junggeſelle, der nur von ohngefehr aus Neugier herzu tratt, als viele Kinder zugleich auf dem Strohm waren, machte ein noch ſeltſamer Schauſpiel; denn er verurſachte, daß dieſe kleine Geſchöpfe in einen rechten Wirbel geriethen, ſo viele derſelben eilten zugleich auf ihn zu. Ich habe ſie ohnmöglich behalten können, es waren aber Kinder von geweſenen Aufwärterinnen, Wäſcherinnen, und endlich Zwillinge v. einer Viehmagd. Ich erfuhr, daß dieſer Herr vollkommen wohl zu leben wuſte, und bei aller Welt beliebt war. Indem ich dieſes wunderliche Schikſal betrachtete, bemerkte ich plözlich eine groſſe Bewegung unter dem Frauenzimmer, ſo gegenwärtig war. Die Urſach davon war, daß man eine Menge von Findelkindern brachte, die in Schachteln, Kiſten und Körben gewachſen, und ohne Mutter waren gebohren worden. Man hatte ſie kaum auf dies zauberiſche Waſſer geſezt, als ſie ſich augenbliklich zu den galanten J⸗ ⸗, zu den St⸗ ⸗; ja ſogar zu einigen andächtigen Wittwen wanden, die ſchwarz und weis gekleidet waren, und eben jezo gen Himmel ſahen. Eine uralte ehrwürdige Matronin dekte ſich für Schreken das Geſicht mit ihrem aſchgrauen Kleide zu, als ein groſſer Schäferknecht ſich mit albernen Lachen aufs Waſſer ſezte, ſeine Mutter zu erfahren, und plözlich auf ſie los getrieben wurde. Ein paar junge Brautleute, die ihr Kränzgen mit gröſter Ehrbarkeit trugen, wurden von zwei kleinen Geſchöpfen heimgeſucht, die in einem Dorffe waren verlohren gegangen, und die ein altes Bauermütterchen an den Flus brachte. In einiger Entfernung glaubte ich darauf ein ſtarkes Wehklagen zu hören, und als ich hinſahe, waren es einige unglükliche Weibsperſonen, entblöſt, und mit verſchobnen Haaren, die von ſo vielen ergrimten Männern von ihrer ganzen Verwandſchaft aus den Häuſern geſtoſſen, und mit Schlägen von einem Ort in das andere getrieben wurden. Ich erwachte, und muste, als ich zu mir ſelber kam, die Ausſchweiffung meiner Phantaſie belachen.

Gedanken von Eſſig, der bei der Brandeweinsbrennerei mit geringen Koſten und groſſen Nuzen verfertiget werden kan.

Bei dem Brandeweinsbrennen können groſſe Vortheile mit einer geringen Anlage und Bemühung zuwege gebracht werden. Man kan dem Brandewein einen lieblichen Geſchmak geben, und den widerlichen Geruch benehmen, ſo, daß der Brandtewein dem Kirſchengeiſt gleich kommt, welchem er ohnehin an Stärke und Geiſt nichts nachgiebt. Ich habe mir die Mühe gegeben, einen Eſſig von der Phlegma des Brandeweins zu verfertigen, und habe gefunden, daß ſolcher in 4. Wochen verfertiget werden könne, wenn man mit gewiſſer Quantität acidulöſen Sachen ein Fas in die Sonnenwärme leget. Es giebt ſodann der Stärke des Weineſſigs wenig nach, allein es behält einē etwas widerlichen Geſchmak an ſich. Ich hoffe aber auch ſo lange zu experimentiren, bis ich dieſen Mangel heben lerne. Vielleicht werden durch dieſe Nachricht einige aufgemuntert, dieſer Sache nachzudenken, immaſſen dem Publico ein beträchtlicher Nuzen verſchaffet würde, wenn man lernet, mit geringen Koſten Eſſig zu verfertigen, der dem Weineſſig beinahe gleich kommt, und ſich noch langer hält. Bekommt man nur halb ſo viel Eſſig, als man Brandewein deſtiliret: ſo würden daraus bei groſſen Brennereien anſehnliche Vortheile zu ziehen ſeyn. Das Acidum in dem Eſſig thut eben daſſelbe, als im Aceto Vini, ausgenommen daß etwas mehr zur Saturation des Salis Tartari erfordert wird, und efferveſciret eben ſo ſtark, als mit Weineſſig, es præcipitiret das Lixivium Hepatis Sulphuris, und das Præcipitatum giebt nach der Edulcirung das ſchönſte Lac Sulphuris. Die Terra foliata Tartari hat man mit dieſem Eſſig ſo gemacht, als wann ſelbe mit Aceto Vini deſtillato gemacht worden wäre.

Von der edlen Freimüthigkeit.

Wahrheit und Freiheit ſind Vorzüge, die den Geiſt des Menſchen über die Sphäre der ſichtbaren Geſchöpfe erheben. Seine Blike haften nicht an den Auſſenwerken der Körper; Er begnüget ſich nicht mit einer Art unvollkommener Vernunftſchlüſſe; Er wird nicht von den innern Trieben und Veränderungen ſeiner Maſchine beſtimmet; die unſterbliche Seele reiſſet ſich von den ſinnlichen Vorſtellungen los; Sie ſchwinget ſich zu dem Throne des majeſtätiſchen Schöpfers; Sie ſpiegelt ſich in dieſem glänzenden Lichte; Sie erſtaunet, voll von ihrer Gröſſe und Schönheit, über die Einrichtung, Endzweke, und unendlichreizende Uebereinſtimmung des Ganzen; Zugleich findet ſie ihre Grenzen in der Verhältnis und Verknüpfung, in welcher ſie mit demſelbigen ſtehet. Wie wunderſam iſt dieſe beſtändige Ebbe und Flut der Gedanken, deren Art und Weiſe, wie ſie gezeuget werden, ihr ſelbſt unbekannt bleibet! Wie erhaben iſt in ihr das monarchiſche Vermögen, alles, was ſie für gut erkennet, unbeſchränket zu erwählen! Nichts verſichert ſie mehr ihres gottlichen Urſprunges; und nichts übertrift in ihr den Adel des in ſie gelegten ewig unzertrennlichen Bundes des Verſtandes mit ſeiner Unabhängigkeit. Je ſtärker, verbeſſerter und geübter ihre Vernunftsfähigkeit iſt: um deſto lebendiger iſt das Gefühl und die Ueberzeugung ihrer unnumſchriebenen Willkühr; um deſto weiſer und vortreflicher behauptet ſie in dem Gebrauche dieſer Freiheit ihren Character. Es war ſelbſt der Ehre der Gottheit daran gelegen, daß wir nicht, wie die Geſchlechter der Thiere, nur Freiheitsähnliche Handlungen zu verrichten ſcheinen. Wir erhielten, mit dem eingepflanzten Triebe zur Freiheit, die der Vernunft wegen ſo unentbehrlich iſt, als die Geſundheit dem Körper, auch zugleich die vorrechtliche Erlaubnis, diejenigen Mittel zu unſerer Glükſeligkeit zu erleſen, die uns vor andern gefielen. Iſt etwas fähiger, die Liebe zu dem höchſten Weſen in uns anzufachen, als die Empfindung dieſer geiſtigen Vollkommenheit, die nicht dem Willen, ſondern allein dem Verſtande zukommt? weil er, nebſt dem Berufe hierzu, die Kraft hat, unſere Neigungen einzurichten, den Begierden zu befehlen, und die Bewegungsgründe, warum er ſich entſchlieſſet, richtiger und vollſtändiger zu machen. So iſt demnach uns allen, nebſt dem Vermögen, auch die Verbindlichkeit, frei zu leben, angebohren; und wenn es das Anſehen hat, daß wir uns meiſtens dem Joche gewiſſer ſelbſterſchaffener Sklavereien freiwillig unterzögen: ſo kommt ſolches daher: weil wir dieſe für die bequemſten Mittel anſehen, uns von gröſſern vermeintlichen Uebeln dadurch zu befreien. Wenigſtens verabſcheuen wir, bis in den Tod, alle Arten der Knechtſchaft; und ſtürzen uns in dieſelben nur alsdenn, wenn wir ſie, verkehrter Weiſe, für einen unbetrüglichen Weg zur Freiheit gehalten haben. Die Fertigkeit, nach feſten Gründen der wahren Beſchaffenheit der Dinge gemäs, aus eigener Bewegnis und ohne Anſehung der äuſſerlichen Umſtände, zu denken und zu handeln, oder, wenn wir es mit einem Worte ausdrüken, die vernünftige Freimüthigkeit, dieſe Republicaniſche Tugend, iſt das erſte und gewiſſeſte Merkzeichen, aus dem wir erkennen, ob wir wahrhaftig frei genannt zu werden, verdienen?

Man weis, daß alle Tugenden miteinander in der genaueſten Verwandſchaft ſtehen, wie der in einander gekettete und geſchlungene Lauf der Flüſſe, die ſich, wie Adern und Nerven, über den Körper des Erdbodens ausbreiten. Auch in der Freimüthigkeit vereinigen ſich die treflichſten Eigenſchaften des Gemüths: eine feurige und dringende Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit; die Aufrichtigkeit des Herzens; die Redlichkeit in Worten; die Ehrlichkeit, oder das rechtſchaffene Weſen in den Handlungen; die Grosmuth gegen die Feinde; die edelmüthige Standhaftigkeit bei Vorfällen, welche ſchwache Sinnen zu Boden werfen. Sie iſt das gerade Widerſpiel von der Blödigkeit, von der Schüchternheit, von dem gezwungenen Weſen, von der Menſchenfurcht und von der Verſtellung. Wie viele Feſſeln der Vorurtheile halten ſonſt den Verſtand in einer faſt unauflöslichen Gefangenſchaft? Wie viele ſelbſtgeſchlungene Bande zwingen den Willen, ſich unter das Joch alter angenommener Meinungen, unter den blinden Eigenſinn des nachahmeriſchen Haufens zu büken? Alles dieſes, tritt ein wahrhaftig Freimüthiger unter die Füſſe. Er iſt weder ein Sklave der Unwiſſenheit, noch ein Waſſerträger fremder Thorheit. Die Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaften allein, ſind die Regiererinnen, ſind die Erhalterinnen ſeiner Freiheit. Nur er betritt die ſteilſten Anhöhen der Weltweisheit, denn ſeine Gedanken ſind vollkommen freimüthig; Und ſelbſt ein König iſt nicht eher frei zu nennen, als bis er ein Philoſoph iſt, oder philoſophiren gelernet hat. Er wird allemal frei denken, wo es erlaubet iſt: frei reden, wie es Wahrheit und Klugheit vergönnen: und frei handeln, ſo lange er das Gute von dem Schlechtern, beſſer, als andere, zu unterſcheiden weis. Dem zu Folge giebt es verſchiedene Arten und Grade der Freimüthigkeit. Doch, wer die erſte beſizet; wer die Wiſſenſchaft, frei zu ſeyn, erlanget hat: dem iſt alles übrige unterthan; der iſt Herr über ſich und andere Gemüther. O daß doch die Anzahl derjenigen geringer wäre, die von der wahren, aus dem Verſtande entſprungenen Freiheit nichts, als den Schein, den Namen und die unterſten Merkmale beſizen! Wie wenige würden zu unſern Zeiten, da man ſich ſo verkehrte Begriffe von der Freiheit machet, das weſentliche derſelben in einer überſtiegenen Ungebundenheit, in einer raſenden Art, zu denken, ſuchen.

Urſachen der vielen dienſtloſen Menſchen.

Man könnte hier eine weitläuftige Abhandlung machen, wann man alle Urſachen anführen würde, woher es komme, daß ſo viele dienſtloſe Menſchen herum lauffen, die dem gemeinen Weſen je länger je mehr ſchädlicher ſcheinen zu werden, weil deren Anzahl immer gröſſer, und der Müſſiggang im̃er beliebter wird, wodurch ſo viele Laſter erzeuget, und ſo viele Millionen Menſchen ins Verderben geſtürzet werden. Dieſes verdient eine beſondere philoſophiſche Abhandlung; welche auf ein anders mal in dieſen Blättern erſcheinen ſolle. Für jezo will ich nur ſolche Urſachen hier kürzlich anführen, deren die berühmteſte Hiſtorienſchreiber u. Rechtsgelehrte weitläuftig gedacht habē.

Es kan vielen meiner Leſern nicht unbekannt ſeyn, daß alle Juden, nach der Weiſe Iſraelis, Handwerker lerneten. Die meiſten konnten und muſten davon leben. Dieſes war niemand verächtlich; er mochte von hohem oder niedrigem Stande ſeyn. (1) Selbſten die Söhne aus Königlichen Geblüte waren Fiſcher, Zimmerleute, Weber und ſo weiter. So wie Chriſti Pflegvater ein Zimmermann und Chriſtus ſelbſten dieſes Handwerk gelernet, und getrieben hatte; Ohne Abbruch ſeines Geſchlechts aus dem Königlichen Stam̃ Davids. Es hinderte dieſe nichts dabei der Gerechtſamkeit und Rechte gewürdiget zu ſeyn: Weil auch die Rabbinen ſelbſten ein Handwerk treiben muſten; indem ſie von dem Lehren und Predigen keine Beſoldungen nehmen, noch für Geld das Geſez lehren durften (2). Womit dann eine groſſe Anzahl von beſoldeten Dienſten wegfiele, und niemand, mit ſeiner Gelehrſamkeit, etwas erwerben kunte. Welchem Exempel die Apoſtel, ſo lange ſie im Jüdiſchen Lande geweſen, billig folgen müſſen, bis ſie auf Gemeinſchaft aller Güter gekommen; Die doch, bei dem Anwachs des Chriſtenthums, und in auswärtigen Landen, keinen Beſtand haben konnte. Es iſt und bleibet alſo ein Irrthum, wenn man den Zuſtand Joſephi und Mariä, vor eine Erniedrigung, ſo dann auch die Apoſtel deswegen vor geringe und ungelehrte Leute halten will, weil dieſelbe Handwerker gelernet und getrieben.

Anderſt ſahe es bei den Römern aus; Dann bei dieſen waren die Handwerker bei den Knechten oder auch bei armſeligen Bürgern; welche leztere damit dem Anſehen ihrer Freiheit, durch Treibung der Handwerker, empfindlich geſchadet haben. So viel aber die öffentliche Aemter, im gemeinen Weſen, betrift; ſo war bei denſelben die Ehre an ſtatt der Beſoldung. Dann, wer zu Verwaltung eines vornehmen Amts kam, der adelte dadurch alle ſeine Nachkommen, und ganzes Geſchlecht (3) Dann von einem andern Geſchlechtsadel, den man, durch Adelbriefe, wie zu unſern Zeiten, erhalten konnte, davon wuſten ſie nichts. Es gelang-

---

1) Welches ich in der Vorrede des Referendarii erſten Bands erwieſen.

2) Iſt gleichfalls in dem Referendario erwieſen.

3) Wer ein vornehmes Amt bekam, der durfte ſein Bildnis aufhängen. Wann alſo ein Geſchlecht viele Bilder ſeiner Vorfahren aufzuhängen hatte, das hieſſe plurium imaginum, und war vor den vornehmſten Adel gehalten. Tiraquelii Buch de nobilitate iſt vollkommen, aber nur in der Römiſchen und Griechiſchen Weiſe des Adels.

gelangten gleichwohl die Römiſche Geſchlechter zu faſt unermäslichem Reichthum, und manche Römiſche Bürger waren in ihren jährlichen Einkünften, den gröſſeſten Reichsfürſten gleich. Aber dieſes nicht durch Beſoldungen; ſondern durch die Anzahl von tauſend und mehrern Knechten eines Herrn; die alle in derſelbigen Claſſe, unter ſchwerer Aufſicht, und mäſſiger Speis und Trank, arbeiten müſſen (4) Da es ſich leichtlich zutruge; daß, wer etwa tauſend, in allen Handwerkern und freien Künſten erfahrene und fleiſſige Knechte hatte, und derſelben jeder, einer in den andern gerechnet, nur etwa hundert Reichsthaler jährlich verdiente; daß ſolches an eine Summ von jährlichen hundert tauſenden anſtiege; ohne daß der Herr dabei weder ſelbſt Arbeit, noch Ausgaben an Beſoldungen hatte, weil die beſten und treueſten Knechte über die andere geſezet waren, ſolche in Arbeit und Ordnung zu erhalten. Auſſer dem wurfſen die jährliche Kriege etwas ab: weil die, dem Feind abgenommene Länder den Kriegsleuten, entweder ganz oder doch meiſtens der dritte Theil davon ausgetheilet worden (5); der öfters erlaubten Beute gegen die Uberwundene nicht zugedenken (6). Wobei anfangs der Sold gar nicht, aber auch nachhero ſehr gering und ſchlecht war, und meiſtens in Eswaaren und Geräthe, welches beides Salarium hieſſe, das wenigſte aber in Sold, den man Stipendium genennet, beſtunde. = = Bei dem alten Teutſchen Adel ſahe es auch nicht wohl anderſt aus. Das Teutſche Volk, womit man den Adel benennte, zog, auf ſeine eigene Hand und Koſten, zu Felde (7). Dann ob ſie gleich kein Geld hatten, noch deſſen Gebrauch kannten: ſo hatte doch ein jeder ſein Stüke Land und Gut, welches ihre Weiber und Knechte zu Hauſe beſorgeten, und ihnen, an Vieh und Koſt, ſo viel ins Feld nachſchiken kunten, als ihre Nothdurft erforderte. Worzu noch kam: daß, Rauben und Beute machen, ihre tägliche Gewohnheit war, womit ſie ſich meiſtens erhalten kunten (8). Als nun aber das Chriſtenthum denen Teutſchen bekannt wurde, ſo hörete dieſe leztere ungeſchlachte Weiſe gänzlich auf, und der Krieg wurde, durch das Aufgebott des gemeinen Adels, beſorget. Als welche zur Landesſchuz verbunden waren; ohngeachtet man von Ritterlehen noch nichts wuste (9. Inzwieſchen war der Gebrauch des Geldes nunmehro den Teutſchen auch bekannt, und muſten dahero die, ſo zu Hauſe gebliebene, leibeigene Knechte, nebſt den zurüke gelaſſenen Edelleuten, ihren Beitrag thun, daß die Adelichen Armeen, und dero Waffenknechte, nebſt dem Fusvolk, im Felde beſtehen kunten. Und da die Könige ihre Unterthanen zu beſteuren anfingen; ſo wurde die Kriegscaſſe hinreichend, die Armeen zu beſorgen, und nahmen die beſoldete Kriegsleute den Anfang. = = = Die Hofbedienungen, Gerichtsämter, und andere Verwaltungen aber, nahm ſelten ein begüterter Edelmann; ſondern nur diejenige an, welche Güterlos waren, oder doch vor ſich nicht leben kunten.

---

4) Hiervon iſt das Römiſche Corpus Juris voll, und Pignorii und Pottgieſſers Bücher de ſervis ſind vollſtändig genug.

5) Wovon die Weiſe der Römiſchen Armeen in dem jure clientelari ſo wohl, als auch in juribus feudorum Germaniae, insbeſondere de beneficiis Romanorum, weitläuftig ausgeführet.

6) Der unglükliche Franzöſiſ. Officier la Nove hat dieſes am lebhafteſten vorgeſtellet, und gewieſen, wie die Römiſchen Soldaten zu Reichthum gelanget; da hingegen bei dem jezigen Krieg nicht viel mehr zu gewinnen. Seine diſcurſus militares ſind öfters gedrukt worden.

7) Hievon iſt in den juribus feudorum Germaniae cap. III. quaeſt. 4. umſtändlich gehandelt, und gewieſen: daß Teutſchland tapfer und kriegeriſch, und gleichwohl ohne Soldaten und Lehen geweſen.

8) Tacitus de morib. German. c. 14. und in juribus feudorum Germaniae an gleich beſagtem Orte.

9) Radevicus lib. III. cap. 20. Largitione pecuniae milites colligit, qui Solidari vocantur.

Und man lieſet ſo gar mit Erſtaunen, daß diejenige Edelleute, die in Herrendienſte giengen, und Hofleute wurden, den Vorwurf leiden muſten: daß ſie ihren Geſchlechtsadel dadurch, wo nicht verlohren, dennoch dergeſtalt geſchwächet hätten; daß die Landesſaſſen, die von ihren eigenen Gütern, als Landjunker lebten, und Landherren hieſſen, ſich ein Bedenken gemacht, ihre Kinder an das Hofgeſind des Herrn zu verheirathen. Die Sache iſt in Exempeln klar: ob gleich die jezige Zeiten, da ſich das Blatt gewendet, dafür erſtaunen möchten.

So ungerne vor dieſem die Edelleute, und reiche Bürger in Herrndienſte ſich begeben, und ſo verhaſſet die Titel und Würden bei Hofe ihnen waren: ſo beliebt und geſucht werden heutiges Tags die Hofbedienungen und leere Titel, pur um äuſſerlich mehrers zu apariren, als andere, die auf ihre Verdienſte nicht ſtolz, und allem äuſſerlichen Schimmer, und der Sklaverei feind ſeynd. In dieſem ſtehet es alſo ziemlich verkehrt aus; denn jezo dünkt ſich der geringſte Bediente mehr zu ſeyn, als der Edle, der Gelehrte und der freie oder reichſte Bürger. Dieſe Sucht iſt nun gleichſam anſtekend geworden, ſo daß ſich faſt alles bei dieſer verkehrten Welt nach Bedienungen, Titel ꝛc. dringet und zwinget. Damit ſchwächet man ſein Haab und Gut. Und an ſtatt daß einer in ſeinem wohlbeſtellten Hausweſen, in ſeinem Gewerb, auf ſeinen Gütern, in der Stadt oder auf dem Lande, mit gröſſeſter Gemächlichkeit, in Ruhe und Frieden, chriſtlich leben und ſelig ſterben, auch das Ererbte unverſchuldet auf die Seinigen bringen könnte, ſo ſtehet ihme doch das Hofleben oder eine Bedienung, oder Titel ohne Verdienſte beſſer an. Er will lieber anderer ihr Knecht, als ſein eigener Herr ſeyn: er unterwirft ſich öfters ſeines gleichen: er hält die Unruh für ſeinen Beruf: andern zu gefallen, verleugnet er ſich ſelber; er ſchmüket ſeine Dienſte aus eigenen Mitteln; er lebet in den Tag ſo hinein, bis er veraltet, das Seinige dabei zugeſezet, und endlich, an Gut und Kräften ausgemergelt, dahin fähret. Inzwiſchen aber bleibet der Ruhm gleichwohl denjenigen, welche GOtt mit ausnehmenden Gaben ausgerüſtet, der Obrigkeit und dem Lande wie der Stadt nüzliche Dienſte zu leiſten und auszurichten. Dieſe haben einen Ruf und Trieb von GOtt und der Natur, ihr Pfund nicht zu vergraben; ſondern daſſelbe, zum gemeinen Beſten des menſchlichen Geſchlechts, anzuwenden. ⸗ ⸗ ⸗ Und ſo iſt es faſt eben, wo nicht noch ärger, mit dem gemeinē Bürgerſtand beſchaffen. Der Müſſiggang, das Elend nim̄t auf ſolche Weiſe im̄er mehr überhand. Hätte man die alte Weiſe beibehalten, ſo würden die Menſchen (*) wie vor deme geſchehen, theuer und angenehm werden; weil niemand in Faulheit leben, und auf dem Markte müſſig ſtehen und die Klage führen dürfte: es hat uns niemand gedinget; es iſt faſt nichts mehr zu verdienen. Keine Kinder würden auf den Gaſſen nach Brod ſchreien und klagen dürffen: daß ſich niemand ihrer annehmen und vor ihre gute Erziehung, zu Wiſſenſchaften, Künſten, Gewerbe und Tugenden, ſorgen wolte. Dann hundert freie Leute würden ſich nach ſolchen ſehnen, und dahin trachten, daß ſie etwas redliches lernen möchten, um dereinſt nüzliche Dienſte von denſelben zu erwarten. Dagegen es jezo die Erfahrung lehret, daß man mit fremden Kindern keine Ehre einleget noch Dank verdienet; Weil dieſelbe, wann ſie noch ſo wohl erzogen, und alle Geſchiklichkeit erlanget, allezeit, als freie Leute, wiederum hinter der Thür Abſchied nehmen, und davon lauffen dürffen, ohne daß ihrem Erzieher, und Wohlthäter ein Recht übrig bleibet, dieſelbe im Zwang zu halten, oder das Eigenthum davon ſich gegen andere zuzueignen.

(*) Ludw. Gel. Anz. 3ten Bands.

nen. ⸗ ⸗ ⸗ Und wozu ſolten einem Herrn noch ſo viel Knechte, wenn er ihnen nichts zu thun geben könnte. Welches gleichwohl erfolgen müſte: weil alle Handwerker jezo allein von freien Leuten gelernet und getrieben werden dürfen. Welches adelichen und freien Leuten alle Mittel nimmet, ſich vieler Knechte zu gebrauchen, und durch dero Dienſte etwas zu erwerben. Mit wenigem: nachdem die Handwerker zu ehrbaren Zünften, und freien Künſten (artibus ingenuo homine dignis) worden; ſo war auch die Knecht- und Leibeigenſchaft wenig mehr nüze. ⸗ ⸗ Der Baurenſtand bleibt allein übrig, den man auf dem Lande allein mit der Wirthſchaft durch leibeigene Leute treiben darf. Nun wäre zweitens ja wohl zu wünſchen: daß, nachdem die Handwerker freien und ehrbaren Leuten allein zu treiben erlaubet, man auch der göttlichen Policei bei den Jüden folgē möchte. Und zwar dergeſtalt: daß ein jeder, neben ſeiner Gelehrſamkeit, auch dabei, von Jugend auf, ein Handwerk lernete, und wann er mit ſeinem Studiren kein Brod verdienen könnte, er ſolches, auf den Nothfall, treiben dürfte. Weil doch das viele Sizen und Studiren ungeſunde und ſchwindſüchtige Leute machet, welchen die Medici ohne dem, bei müſſigen Stunden, die Hobel- oder Drechſelbank und andere Handarbeit anzurathen pflegen. Allein dieſes mag nun deswegen nicht geſchehen, weil die zünftige Handwerker ein Zwangrecht haben, allen andern Menſchen ſolches zu verbieten. Aber noch ſchlimmer iſt es drittens: daß, ob gleich ein Handwerk einē güldenen Boden hat, wobei niemand verarmen darf; dahingegen ſo viele Gelehrte nach Brod gehen: ſo dann die Handwerker nunmehro ehrenhaft, ja ſo lauter und rein, als wenn ſie eine Taube geleſen, ſeyn müſſen; ſo daß ein unſchuldiges unächtes Kind zwar Magiſter, (Doctor) aber gleichwol kein Schuſter oder Schneider werden kan: man doch die Unarth allenthalben ſiehet, daß jedermann lieber ein Student, als Handwerksgeſelle werden, und heiſſen will. Hat ein gemeiner Bürger oder Bauer nur etwas im Vermögen: ſo heiſſet es, ich will meinen Sohn ſtudiren oder einen Kaufmann werden laſſen. Auf Schulen plaket er ſich ſo hin; ſo dann kommen die Univerſitätsjahre, und wann dieſe vorbei; ſo gehet die Sorge an, einen Dienſt zu bekommen. Und auf ſolche Art will alles von Dienſten leben, was nur Feder und Ziffern verſtehet oder einen Fus mit auf hohe Schulen geſezet hat. Wann nun eine Univerſität mit etwa 3000. Studenten beſezet; ſo ziehen, überhaupt zu rechnen, alle Jahre über 1000. ab, und ſo viele jährlich wieder zu. Hat nun ein Herr ein groſſes Land, ſo läſt ſich die Rechnung leichtlich machen: daß die Zahl der Dienſtſuchenden jährlich zu vielen tauſenden anwachſe. Daher man ſich nicht wundern darf, daß kaum ein Dienſt offen werden kan, daß nicht hundert darnach rennen und lauffen. Wann nun gleichwohl das Glük nur einen treffen kan, und alſo neun und neunzig ausgehen: ſo iſt der Schlus leichtlich zu machen, daß viele unbedienſtet bleiben, und durch den Müſſiggang, um vornehm zu ſeyn, verſauren müſſen, als denen doch GOtt geſunde Gliedmaſſen und Hände gegeben, damit zu arbeiten oder Handwerker zu treiben, mithin dem gemeinen Weſen nüzlich zu ſeyn. Aber ſo wollen ſie nicht arbeiten, und gleichwohl eſſen. Da dann nichts anders daraus kommen mag, als weil ſie ſich redlicher Arbeit ſchämen, ſie auf verbotene Künſte fallen, und mit Trug und Liſt Projecten machen, Banquerutiren, u. w. dergleichen mehr, zu nicht geringen Schaden des gemeinen Weſens, ſich durch die Welt zu helffen wiſſen. Und an dieſer Krankheit liegt nun die Policei faſt an allen Orten, wo die angeführte Urſachen obwalten. Es iſt aber dieſes Uebel nicht das alleine, ſondern der Schaden wird auch dadurch gröſſer, wenn Eltern ihre Kinder, blos aus eitlen

Abſichten zum Studiren, oder zur Kaufmannſchaft wiedmen, wann ſie gleich hierzu die Gaben nicht haben; (**) denn da geſchiehet es öfters, daß, indeme die Kinder, um den tükiſchen Hochmuth der Eltern zu ſättigen, groſſe Herren machen wollen, das Verderben auf dem Fus nachfolget, und nicht ſelten eine, ſondern etliche Familien anſteket, und ſchachmatt machet. Wir ſehen das gar oft an Leuten, die, um ihrer Kinder willen, damit ſie nur vor andern hoch ans Brett kommen, faſt all ihr Vermögen hierzu anwenden: Bei dieſem bleibt es aber nicht: der Titel, der Rang, ꝛc. ꝛc. werden öfters Irrwiſche, wodurch noch andere Familien in Sumpf und Ruin gebracht werden, wann ſie ihre Kinder, um des Rangs und Staats willen eben an ſolche Perſonen verheirathen, und dadurch auch ihr Vermögen erſchöpfen, und ſich gleichſam auſſer Activität ſezen, wodurch denn ganze Familien ruinirt; und dem Staat zulezt dergleichen Leute, die nichts rechtſchaffenes gelernet, und der Arbeit ſich öfters ſchämen, zur Laſt fallen, und endlich Titular-Bettler werden, wie in Spanien. Dieſes trift aber nur ein, in ſolchen Ländern, wo der Herren, der Gelehrten, Kaufleuten ꝛc. zu viel, und der Arbeiter zu wenig ſind. Doch Frankreich wimmelt von Menſchen, und ſollen gleichwohl der dritte Theil davon Gelehrte heiſſen. Allein wie viele hundert tauſend werden nicht in den Klöſtern und Stiftern unterbracht; und, wer Licentiat werden, hat die Vermuthung erlanget, daß er ſich zu allen Dienſten ſchike, die er dann kauffen mag. Und weil, wann er abgehet, ſeinen Erben das Kaufgeld wiederum werden mus: ſo findet ein auch noch ſo Armer leichtlich Gelegenheit, daß ihme andere das Geld vorſchieſſen, oder auch die Braut ihren Schaz und Heirathgut darzu hergiebt. So ſolle auch dieſes Königreich die Zahl, v. ein auf 4. mal hundert tauſend Soldaten anſteigenden Armee auf den Beinen haben, dabei gleichfalls eine groſſe Anzahl Menſchen ihren Unterhalt findet. Nicht zu gedenken, daß dieſe Nation vor andern die Begierde und das Geſchike hat, hunderterlei Sachen auszudenken, damit Gewerbe zu treiben, und Geld und Brod ins Land zu ziehen. Wo aber ſich dieſe Stüke nicht beiſammen finden, da entſtehet über der Vielheit der Menſchen, die nichts zu thun und zu verdienen finden, groſſe Klage. Und iſt denſelben nicht anderſt zu helffen, als daß, nachdem kein lediger Plaz mehr auf dem Erdkreis übrig blieben, mithin der Auszug von Colonien, des überflüſſigen Volkes, nicht mehr geſchehen kan, bei Kriegszeiten oder ſonſten wo man Volk brauchet, beſonders in Beſazung der eroberten Pläzen in der neuen Welt, eine hinlängliche Menge fremden Herrſchaften überlaſſen, und das Land dadurch von dieſer Laſt erleichtert und befreiet werde. Dahero das Räzel der fruchtbaren Schweizer leichtlich aufzulöſen, wañ ſelbige eine Peſtilenz, in ihrem Lande, vor nöthig und nüzlich halten, damit die Sterbende, dem ſtarken und zahlreichen Anwachs der Lebenden Raum machten; dann in ſolchem fehlen die obbeſagte Franzöſiſche Mittel, die Leute unterzubringen und Nahrung zu verſchaffen. An welchem Gebrechen auch die meiſte Europäiſche Länder und Staaten darnieder liegen.

Betrachtung über die kleinen Triebfedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen. (***)

Wir Menſchen ſind gar ſehr geneigt, uns und unſere Angelegenheiten als die wichtigſten Dinge anzuſehen, womit ſich vorzüglich jedermann beſchäftiget.

(**) S. Referend. 5ter Th. p. 83.

(***) Aus Juſti Kl. Wahrheiten 3. St.

gen ſoll, den wir dabei nöthig haben. Suchen wir etwas; ſo ſcheint uns unſere Sache ſo beträchtlich, daß wir es nicht anders, als mit Misvergnügen aufnehmen, wenn ſie unter dem Vorwande wichtigerer Geſchäfte bei Seite geſezet wird. Glauben wir etwas vorzügliches geleiſtet zu haben: ſo bilden wir uns ein, die Augen der ganzen Welt müſten auf uns und unſere Geſchiklichkeit gerichtet ſeyn. Ja ſo gar unſer Aeuſſerliches ſcheint uns vor allen die Aufmerkſamkeit aller unſerer Nebenmenſchen zu verdienen; und es iſt vielleicht keine Dienſtmagd, die, wenn ſie einen neuen Rok anzieht, nicht in den Gedanken ſteht, die Augen der ganzen Stadt müſten blos auf ſie und ihren neuen Rok ſehen. Man kan nicht glauben, was dieſe lächerliche Einbildung der Menſchen, nach welcher ſie ſich und ihre Angelegenheiten allemal am wichtigſten halten, dem geſellſchaftlichen Leben für Nachtheil zuzieht. Wie viel Feindſchaften mit ihren ſchädlichen Folgen entſtehen nicht blos aus der Urſache, weil unſere Nebenmenſchen unſere Sachen nicht für ſo wichtig halten, und aus einem ſolchen Geſichtspuncte abhandeln, als wir ſie ſelbſt anſehen. Was für Unrecht und Unbilligkeit werden nicht ausgeübet, weil wir einmal gewohnt ſind, dasjenige, was uns ſelbſt betrift, als wichtig und gut zu betrachten, und nach dieſen Vorurtheilen die Angelegenheiten unſerer Nebenmenſchen zu beurtheilen? Was für Gutes, was für Pflichten werden nicht vernachläſſiget, weil wir unſere kleinſten Umſtände für ſo wichtig anſehen, daß wir vor dieſelben weit eher ſorgen, als wir unſerm nothleidenden Nächſten zu Hülfe kommen, oder die Obliegenheiten unſeres Amtes erfüllen, geſezt, daß der Wohlfahrt des gemeinen Weſens noch ſo viel daran gelegen wäre. Vielleicht iſt es kein allzuſeltner Vorfall, daß ſich ein Miniſter in ſein Zimmer verſchlieſſet, um die Rechnung von einem ſeiner Güter durchzuſehen, oder eine Grenzſtreitigkeit mit dem benachbarten Edelmanne zu unterſuchen, da unterdeſſen das Kriegesherr, die Commercien, die Manufacturen, die Stadt- und Landwirthſchaft, und überhaupt der geſammte Staat wegen tauſenderlei Mängel, die ſie drüken, ſeine Vorſorge nicht erlangen können.

Die Quellen dieſes fehlerhaften Geſichtspunctes, aus welchem wir uns und andere Dinge anſehen, iſt unſtreitig die menſchliche Eigenliebe und der daraus abflieſſende Hochmuth. Man ſchäzet ſich und dasjenige, was uns angeht, allein hoch; und alle andere Dinge auſſer uns, ſind in unſern Augen viel zu geringſchäzig, als daß ſie der geringſten von unſern Angelegenheiten vorgehen könnten. Es iſt aber auch gewis, daß die Unwiſſenheit eben ſo viel Antheil daran hat, als die Eigenliebe. Der Stolz iſt eben ſo ein Abkömmling der Unwiſſenheit, als er es von der Eigenliebe iſt. Je weniger Erkenntnis man hat, und je weniger man einſieht, was die Dinge auſſer uns ſind, deſto weniger iſt man geneigt, ſie hoch zu ſchäzen; und indem uns der Mangel dieſer Erkenntnis verhindert, unſere eignen Beſchaffenheiten gegen andere Dinge zu meſſen; ſo fehlet uns auch die Selbſterkenntnis? Die Eigenliebe hat folglich freie Hände, das liebenswürdigſte Bild von ſich zu entwerfen, das der Einbildungskraft nur einfallen kan. Dieſe Wahrheit iſt ſo wenig Zweifel unterworfſen, daß man ſich niemals irret, wenn man von einem beſondern Hochmuthe und Stolze auf eine grobe Unwiſſenheit ſchlieſſet; und der Saz, daß es der Unwiſſenheit zuzuſchreiben iſt, wenn man ſich und ſeine Umſtände allein für vorzüglich hält, iſt ſo allgemein wahr, daß er in allen und jeden Beſchaffenheiten gilt.

Dieſe Krankheit des Verſtandes, nach welcher wir uns und unſere Angelegenheiten allein für vorzüglich und wichtig halten, kan demnach nicht beſſer geheilet werden, als daß wir uns eine genugſame Kenntnis der Welt, ſowohl ihrer jezigen als vormaligen Beſchaffenheitē erwerben. Wer die Welt kennet, der wird gar leicht einſehen, was für eine kleine und nichts bedeutende Rolle er darinnen ſpielet; und es müſte in der That viel ſeyn, wenn die wahrhaftigſten und weſentlichſten Verdienſte bei einer ſolchen Kentnis auf den Hochmuth und Stolz verfallen könnten. Man findet allenthalben Menſchen, die uns an guten Eigenſchaften, Verdienſten und Geſchiklichkeiten gleich ſind; und geſezt, daß jemand etwas auſſerordentliches leiſtete; ſo darf er nur in die Kenntnis der vergangenen Zeiten zurükgehen; ſo wird er, er mag ein Held, ein Staatsmann, ein Gelehrter, oder gar ein Weiſer, ein Tugendhafter ſeyn, ſo viel groſſe und erhabene Beiſpiele finden, daß in Vergleichung derſelben alle ſeine groſſen Vorzüge gar ſehr in das Kleine herunter fallen werden. Ja wenn dieſes ſeinen Stolz noch nicht zurük halten ſolte: ſo darf er nur bedenken, was unſer ganzer Weltkörper, auf welchem, nach unſerm Erachten, ſo viel wichtige Dinge vorgehen, vor ein kleiner und nichts bedeutender Punct in dem groſſen und unermeslichen Weltgebäude iſt. Selbſt in unſerm eigenen Sonnenſyſtem können uns nur die wenigſten Weltkugeln als einen kleinen und blaſſen Stern erkennen; und ſo viel tauſend Millionen Welten, deren Sonnen wir in dem unbegreiflichen Weltraume ſchimmern ſehen, wiſſen nicht einmal, daß wir vorhanden ſind. Wenigſtens ſolten uns dieſe Gedanken abhalten, dem allerhöchſten Weſen, welches vor ſo unzählige Welten zu ſorgen hat, unſere Angelegenheiten, als Sachen von Wichtigkeit vorzutragen.

Wenn wir vollends die wichtigſten menſchlichen Begebenheiten in ihren erſten Triebfedern unterſuchen; ſo findet der menſchliche Stolz immer weniger Nahrung; und man kan das unmöglich ferner für beträchtlich anſehen, was einen ſo unmerklich kleinen und nichtswürdigen Bewegungsgrund hat. In der That ſcheint es, als wenn die göttliche Vorſehung den Menſchen die unausſprechliche Kleinigkeit ihres Weſens recht empfindlich hätte zu Gemüthe führen wollen, indem ſie die wichtigſten menſchlichen Begebenheiten gemeiniglich aus Triebfedern entſtehen läßt, die unbeſchreiblich klein und geringſchäzig ſind. Was kan für die menſchliche Beſchaffenheit wichtiger ſeyn, als Krieg und Frieden? Das Schikſal der Völker, die Verwüſtung oder der Wohlſtand der Reiche und Länder, das Vermögen, die Glükſeligkeit und das Leben ſo vieler tauſend Menſchen hängt davon ab. Dennoch iſt die Urſache der Kriege, wenn wir ſie bis in ihre erſte Quelle verfolgen, öfters ſo gering und nichtswürdig, daß man über den Zuſtand der Menſchen, der von ſolchen Dingen alle ſein Wohl oder Weh herleiten mus, entweder recht herzlich lachen, oder mitleidige Thränen zu vergieſſen genöthiget wird. Ein unterlaſſenes Kennzeichen der Achtung, ein Fehler in dem Ceremoniel, ein Rangſtreit, ein Wort in dem Titel, eine Eiferſucht, ein nachtheiliges Gemählde, und hundert andere ſolche Kleinigkeiten, weshalb, wie Montagne ſagt, nicht einmal zwei Heringsweiber einander in die Haare gerathen ſollten, bringen zwei Monarchen wider einander auf. Man fällt einander in das Land; man führet Kriegesheere von hundert tauſend Mann gegen einander auf; und dieſe, welche, wenn ſie die erſten Triebfedern des Krieges wüſten, einander aus vollem Halſe anlachen ſollten, brechen einander getroſt die Hälſe. Sie thun dieſes mit ſo vieler Wuth, Feuer und Muthigkeit, als wenn ein jeder eine eigene wichtige Urſache ſeinen Feind darnieder zu ſchlagen vor ſich hätte.

Wenn allemal die erſten Veranlaſſungen bei den Monarchen ſelbſt entſtünden; ſo würde vielleicht etwas weniger darwider zu ſagen ſeyn. Wir ſind es einmal gewohnt, daß unſer Schikſal von dem Willen und Winke der Monarchen abhängt,

hängt. Allein, öfters ſind es die kleinen Angelegenheiten der oberſten Staatsbedienten, oder der Günſtlinge der Monarchen männlichen und weiblichen Geſchlechts, die ſolche wichtige Begebenheiten vor das menſchliche Geſchlecht veranlaſſen. Ein Engliſcher Miniſter verliebt ſich in eine Königin in Frankreich, die ihn, wie billig, auslacht; und ſiehe, er rächet ſich mit Kriege. Ein Richelieu will ſich ſeinem Herrn unentbehrlich machen; und was kan zu ſeinen Abſichten dienlicher ſeyn, als daß er ihn in weitläuftige Kriege verwikelt. Eine Maitreſſe möchte gerne ihren Anverwanden, oder Liebhabern die höchſten Kriegesbedienungen verſchaffen; und damit dieſes deſto ſchleuniger bewerkſtelliget werden kan: ſo mus ein benachbartes Volk mit Krieg angegriffen werden.

Es iſt noch ein Glük vor das menſchliche Geſchlecht, daß dieſe kleinen Triebfedern nicht allemal wichtige menſchliche Begebenheiten hervor bringen, die ſchädlich ſind. Sie veranlaſſen zuweilen auch wichtige Begebenheiten, die nüzlich ſind. Der Friede, welcher vor das menſchliche Geſchlecht ſoviel Güter mit ſich führet, entſteht öfters gleichfalls aus ſo nichtswürdigen Bewegungsgründen. Die Maitreſſe kan die Unbequemlichkeiten und Weitläuftigkeiten nicht länger ausſtehen, womit ſie die neuen Moden und Steffe kommen laſſen mus; Der Miniſter braucht Weine aus dem feindlichen Lande, oder es fehlen ihm einige Nothwendigkeiten auf ſeinen Nachttiſch, und ſiehe! es wird Friede. Dieſe erdichteten Umſtände ſcheinen etwas übertrieben zu ſeyn; allein wenn wir die Beiſpiele in den würklichen Geſchichten erwägen: ſo finden wir daſelbſt eben ſo kleine Triebfedern, die nicht weniger unglaublich ſind, und ſich dennoch wirklich ereignet haben. Ich hoffe, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich einige beſondere Begebenheiten dieſer Art erzähle.

Nichts iſt ſo bekannt, als der Krieg, den Anton und Auguſt, die ſich nach dem Tode Cäſars zu Oberhäuptern der Römiſchen Republik aufgeworffen hatten, mit einander geführet haben. Anton hatte die Kräfte von ganz Aſien und Egypten zu ſeinen Dienſten; und Auguſt both die Römiſche Macht von Europa und Africa wider den Anton auf. Es erfolgten blutige Treffen, in welchen viele tauſend braver Leute ihr Leben laſſen muſten; und der Ausgang war vor den Anton ſelbſt höchſt unglüklich. Man würde ſich irren, wenn man glaubte, daß die Wohlfahrt der Römiſchen Republik, die Anton zu vernachläſſigen beſchuldiget wurde, oder ein perſönlicher Has zwiſchen dieſen beiden groſſen Römern, die Urſache dieſes Krieges geweſen ſey. Die erſte Triebfeder deſſelben war eine verſchmähete Liebe. Anton gründete ſeinen Ruhm eben nicht auf die Treue gegen ſeine Gemahlin. Er fand verſchiedene Gegenſtände, die ihn reizeten. Unter andern liebte er die Comödiantin Cytheris, die vermuthlich auch Glaphire genennet wurde. Seine Gemahlin, die Fulvia, wollte ſich an ihm rächen, und ihn mit gleicher Münze bezahlen, eine Rache, die den Schönen ziemlich natürlich iſt. Sie erwählete den Auguſt zum Werkzeuge ihrer Rache, und gab ihm ihre Neigung genugſam zu verſtehen. Allein dieſer, ob er gleich den Ausſchweifungen in der Liebe ſehr ergeben war, konnte doch an der Fulvia keinen Geſchmak finden; und alle ihre Bemühungen waren vergebens. Dieſe verſchmähete Liebe gebahr die Rache in dem Herzen der Fulvia; und nachdem ſie ihm vergeblich mit einem Bürgerkriege gedrohet hatte, wenn er ihre verliebte Sehnſucht nicht befriedigen würde: ſo ſtreuete ſie den Saamen der Uneinigkeit zwiſchen ihrem Gemahl und dem Auguſt aus; und erfüllete ihre Drohungen wirklich. Auguſt ſelbſt ſpottet über die kleine Triebfeder einer Begebenheit, die den gröſten Theil der damals bewohnten und bekannten Welt in die fürchterlichſte Bewegung ſezte. Er hat ein Sinngedichte darüber gemacht, welches uns Martial aufbehalten hat.

Die Ausdrüke dieſes Sinngedichts ſind ein wenig zu ſtark, als daß man ſie wörtlich überſezen könnte. Ich will mich alſo der Umſchreibung bedienen, die der Herr von Fontenelle in ſeinen Todengeſprächen gemacht hat, und nach welcher dieſes Sinngedicht nach des Herrn Profeſſor Gottſcheds Ueberſezung mit einer kleinen Veränderung folgendergeſtalt ausfällt:

Glaphyrens Reizungen bezaubern den Anton,
Darum will Fulvia, ich ſoll ſie gleichfalls küſſen,
Anton iſt ungetreu; ganz gut, ich weis es ſchon;
Allein, warum ſoll ich vor ſeine Fehler büſſen?
Soll ich ihr günſtig ſeyn, blos weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezählter Haufen,
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! ſpricht ſie: oder ſchlagt! Wohlan! es iſt bedacht;
Sie ſieht ſo häslich aus, Trompeter blaſt zur Schlacht.

Dieſer Begebenheiten aus den alten Zeiten, will ich eine andere aus dem mittlern Zeitalter an die Seite ſezen. Man weis den blutigen und langwierigen Krieg, der damals zwiſchen Engelland und Frankreich mit abwechſelndem Glüke und verſchiedenen kurzen Friedens- und Stillſtandszeiten über hundert Jahr lang geführet wurde. Als Carl der ſiebende König von Frankreich zur Regierung kam: ſo war es mit dieſem Reiche ſo auf das Aeuſſerſte gekommen, daß die Engelländer ganz Frankreich bis auf eine einzige Stadt im Beſiz hatten; und Carl, der keine Mittel vor ſich ſah, ſich weiter zu vertheidigen, war bereits ſo niedergeſchlagen, daß er ſeine Sache völlig aufgeben, den ſiegenden Engelländern Frankreich überlaſſen, und ſich in eine gebürgigte Landſchaft verbergen wollte. Dieſer Entſchlus war nicht nach dem Geſchmack der Agnes Sorel, die Carls Maitreſſe war. Sie hatte gar keine Luſt mit ihrem Coridon in den Gebürgen und Wäldern einſam herum zu irren. Um nun dem Könige dieſen Entſchlus aus dem Kopfe zu bringen; ſo lies ſie einen Sterndeutter holen, mit dem ſie heimlich das Benöthigte verabredet hatte. Dieſer muste ſich ſtellen, als wenn er das künftige Schikſal der Agnes Sorel unterſuchte, muste ihr in Gegenwart des Königes ſagen: Wenn ihn nicht alle Geſtirne betrögen; ſo würde ſie einen groſſen König noch ſehr lange Zeit vergnügen. Agnes ſagte hierauf zu dem Könige: er würde es alſo nicht übel nehmen, daß ſie ſich an den Engliſchen Hof begäbe: denn da er den Entſchlus gefaſſet hätte, nicht länger König zu bleiben: ſo ſey es nicht möglich, daß dieſe Prophezeihung und ihr Schikſal durch ihn erfüllet werden könnte. Die Furcht, ſeine Geliebte zu verlieren, brachte alſo Carln darzu, daß er ſich entſchlos, König zu bleiben, daß er wieder Muth ſchöpfte und auf Mittel dachte, ſich den Engelländern zu widerſezen. Nachdem man dem Könige einmal Muth gemacht hatte: ſo war es nöthig, auch das niedergeſchlagene Herz des Volkes wieder aufzurichten. Man erfand alſo die Comödie mit dem Mägdchen von Orleans, die ſich göttlicher Offenbarungen rühmen muſte; und ſo klein und närriſch alle dieſe Triebfedern waren: ſo hatten ſie doch die Wirkung, daß die Engelländer aus Frankreich getrieben und dieſes ſeinem Untergange ſo nahe Reich wieder beruhiget und hergeſtellet wurde. In der That haben alſo die Herren Franzoſen, wie der Herr von Fontenelle, der dieſe Begebenheit in ſeinen Todengeſprächen aufführet, ſelbſt ſagt, der Galanterie ſehr viel zu danken, und ſie müſſen allerdings viel darauf halten, wenn es auch nur aus Erkenntlichkeit geſchehen ſollte.

Damit man aber nicht glaube, daß nur allein die ältern Zeiten ſo einfältig geweſen ſind, die allerwichtigſten Begebenheiten aus ſo unausſprechlich kleinen Triebfedern entſtehen zu laſſen, ſo will ich noch eine Begebenheit aus unſern heutigen Zeiten, aus unſerm jezigen erleuchteten Jahrhunderte aufführen; in welcher ſich ein noch viel nichtswürdigere Triebfeder veroffenbaren wird, als die beiden vorhergehenden Geſchichte in ſich haben. Ich werde ſolche aus dem Antimachiavel nehmen; und auf den Glauben des groſſen Verfaſſers deſſelben kan man ſchon etwas nacherzählen.

Zu Anfange des jezigen Jahrhunderts entſtand der Spaniſche Succeſſionskrieg, weil Frankreich die Erbfolge in dieſer Monarchie dem Hauſe Oeſterreich mit Unrecht entzogen hatte. Faſt ganz Europa nahm Theil in dieſem Kriege wider die unzähmbare Herrſchſucht Ludwig des Vierzehnden; und beſonders lies ſich Engelland eifrig angelegen ſeyn, die Freiheit von Europa zu retten. Der Engliſche Feldherr Marlborugh hatte ſich in dieſem Kriege durch ſo viele und wichtige Siege einen unſterblichen Ruhm erworben; und gleichwie die Königin Anna gegen ſeine Verdienſte erkenntlich war, und ſie mit den höchſten Ehrenſtellen belohnete; ſo war auch die Gemahlin des Marlboroughs erſte Ehrendame bei der Königin, und ſonſt bei ihr in dem gröſten Anſehen. Mitten in dieſer Geſtalt der Sachen begab es ſich, daß eine Franzöſiſche Handſchuhmacherin in London ankam, die dem Hoffrauenzimmer Handſchuhe nach einer neuen Mode anboth. Die Königin Anna beſtellte ſich ein Paar bei derſelben; und eben dieſes that auch die Herzogin von Marlborough. Gleichwie aber die Königin eben keine ſonderbare Begierde nach dieſen Handſchuhen bezeugte; ſo befahl die Herzogin der Handſchuhmacherin, daß ſie die ihrigen zuerſt machen ſollte. Unterdeſſen fiel es der Königin dennoch ein, ihre Handſchuh bald zu haben. Sie ſchikte darnach; und da ſie ihre Empfindlichkeit zu erkennen gab, daß ſie noch nicht fertig wären; ſo ſahe ſich die Handſchuhmacherin genöthiget, zu ihrer Rechtfertigung anzuführen, daß ſie die Handſchuhe vor die Herzogin von Marlborough zuerſt machen müſſen. Die Feinde des Marlboroughiſchen Hauſes, woran es den Verdienſten und den Günſtlingen der Monarchen niemals fehlet, ermangelten nicht, der Königin dieſe Sache, als einen Vorzug, den ſich die Herzogin anmaſſen wollte, und als das wichtigſte Verbrechen mit den häslichſten Farben abzumahlen, und die Königin wurde auch in der That dadurch ſo ſehr aufgebracht, daß ſie die Herzogin vom Hofe jagte, und ihren Mann einen Theil ſeiner Bedienungen entſezte, welchem die gänzliche Beraubung des Commando über das Kriegesheer und ſeiner andern Ehrenſtellen bald nachfolgete. Die Sache hatte noch andere ſehr wichtige Folgen. Es kam eine ganz andere Parthei bei Hofe an das Bret; und das ganze Miniſterium wurde verändert. Dieſes hatte in Anſehung des vorigen ganz entgegen geſezte Grundſäze. Es neigte auf die Seite des Prätendenten, und hatte folglich an dem Kriege mit Frankreich keinen Gefallen. Der Krieg war auch um deshalb nicht nach ihrem Geſchmake, weil man ſonſt bei widrigen Fällen einen Helden, wie den Marlborough, wieder hervorſuchen können. Man gieng alſo von der Oeſterreichiſchen Verbindung ab, und ſchlos einen beſondern Frieden mit Frankreich, eine Sache, die dem Hauſe Oeſterreich und der Wohlfahrt von Europa ſehr nachtheilig war. Eine ſo nichtswürdige Kleinigkeit, als ein paar Handſchuhe ſind, verurſachte alſo nicht nur, daß ſich das Haus Oeſterreich mit einem gar geringen Theile von der Spaniſchen Monarchie abſpeiſen laſſen muste; und daß ſo viel wichtige und herrliche Siege der Alliirten vergeblich waren; ſondern ſie brachte auch die Uebermacht des Hauſes Bourbon zu wege, davon ſchon Europa die Wirkungen empfunden hat, und wovon ſich die Folgen auf viele

Jahre

Jahrhunderte hinaus erſtreken werden.

Man darf auch dieſe kleinen Triebſedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen nicht allein an den Höfen und in den Kriegs- und Friedens-Begebenheiten ſuchen. Ein jeder vernünftiger Menſch, der über die wichtigſten Vorfälle ſeines Lebens Betrachtungen anzuſtellen, und den Zuſammenhang derer Begebenheiten, die ſich mit ihm ereignen, bis in ihre erſten Triebſedern zu unterſuchen, vermögend iſt, wird gar leicht finden, daß die erſten Veranlaſſungen derer Veränderungen, die in ſeinen Lebensumſtänden vorgehen, gemeiniglich nichtswürdige Kleinigkeiten ſind, die damals, als ſie ſich zugetragen haben, nicht der geringſten Aufmerkſamkeit werth zu ſeyn ſchienen. Ich wenigſtens, der ich in dem noch kurzen Laufe meines Lebens beſondere Vorfälle erfahren habe, entdeke bei den wichtigſten Veränderungen meines Lebens ſo unausſprechlich kleine Triebſedern, daß ich mich oft ſelbſt des Lachens darüber nicht enthalten kan.

Allein iſt das nicht vor uns Menſchen ſehr betrübt, daß unſer Glük, unſere Ehrenſtellen, unſere Reichthümer, unſer Vergnügen, ja unſer Leben ſelbſt von ſo kleinen und nichtswürdigen Veranlaſſungen abhängen ſoll. Freilich mus das vor Menſchen eine verdriesliche Sache ſeyn, die mit der ſchmeichleriſchen Einbildung von ihrer Hoheit und Würde erfüllet ſeyn. Allein ein Weiſer läßt ſich dadurch überzeugen, daß wir Menſchen überhaupt mit unſern prächtigſten Umſtänden gar nichts wichtiges ſind; und gleichwie er ſolche kleine Triebſedern mit allen ihren groſſen Folgen unmöglich überſehen und nach ſeinen Abſichten lenken kan; ſo lernet er alle die wichtigen Begebenheiten, die ihn treffen können, mit Gelaſſenheit anzuſehen, und ſich in ſolche Verfaſſung zu ſezen, daß ſeine Gemüthsruhe dadurch nicht geſtöhret wird. Dieſe allein hält er vor wichtig; Ehren, Würden, Reichthümer und alle andere Glüksgüter lernet er als gleichgültig anſehen; und wie können ihm dieſe Dinge wichtig ſcheinen, da er weis, daß ſie von ſo kleinen und nichtswürdigen Triebſedern abhängen.

Vor allen Dingen aber lernet er hieraus nen die unbegreifliche Vorſehung des unendlichen Weſens verehren. In der That kan uns der allein groſſe GOtt die unendliche Kleinigkeit unſeres Weſens nicht beſſer begreiflich machen, als wenn er diejenigen Dinge, die wir in der Welt am wichtigſten und ſchäzbareſten halten, von einem jeden kleinen Lüftgen bewegen, und über den Hauffen werfen läßt. Er giebt uns dadurch nachdrüklich zu erkennen, daß unſer wichtiges Augenmerk allein auf ihn gericht ſeyn ſoll; und indem wir von ſeiner unendlichen Weisheit verſichert ſeyn können, daß ſich in dem ganzen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten nichts ereignen wird, was nicht ſeinen allgemeinen Abſichten und der unausſprechlichen Güte gemäs iſt, womit er vor alle ſeine Geſchöpfe ſorget; ſo müſſen wir in allen unſern Begebenheiten, und auch in ihren kleinſten Triebſedern, diejenige allerweiſeſte Vorſehung verehren, die allemal anbethenswürdig iſt.

Von der menſchlichen Klugheit und der Göttlichen Vorſehung.

Der berühmte Gracian ermahnet in ſeinem kleinen Buche der Hofmann (l'Homme de Cour) genannt, ſeine Leſer, daß ſie ſich den glüklichen Leuten zugeſellen, und den Umgang der Unglüklichen meiden ſollen: und dieſer Unterricht kan, ungeachtet er zwar einem edlen Gemüthe niederträchtig vorkommen mag, denjenigen dennoch ganz nüzlich ſeyn, die ihrem Nuzen in der Welt nachgehen. Es iſt gewis, daß ein groſſer Theil von demjenigen, was wir Glük oder Unglük nennen, von der guten oder böſen Einrichtung unſers Lebens entſpringt. Wann ich zuweilen einen Menſchen höre, der ſich beklaget, daß er in allen ſeinen Unternehmungen unglüklich ſeye, ſo halte ich ihn gleich für einen Menſchen, der ſeine Sachen nicht recht anzufangen weis. Nach eben dieſer Meinung pflegte der Cardinal Richelieu zu ſagen, daß unglüklich und unverſtändig ſeyn, dem Sinne nach einerlei wären. So wie dieſer Cardinal für ſeine Perſon theils ſehr glüklich, theils ſehr verſchlagen war: ſo kame ſein bekannter Gegner, der Graf von Olivarez an dem Hofe zu Madrit in Ungnaden, weil man gegen ihn angeführet, daß er in gar keinem Unternehmen glüklich wäre. Dieſes hies, wie ein berühmter Schriftſteller ſagt, ihn auf eine verdekte Weiſe der Unbedachtſamkeit beſchuldigen. Cicero ſchlug den Römern den Pompejus aus dreierlei Urſachen zum Feldherrn vor: weil er beherzt, zum Anführen geſchikt, und glüklich war. Unfehlbar hatte es die angeführte Urſache zum Grunde, nämlich, daß ein ununterbrochenes Glük eine gewiſſe Vorſichtigkeit der glüklichen Perſon anzeiget; daß nicht nur Sylla der Dictator, ſondern auch viele von den Römiſchen Kaiſern, ſich unter vielen andern Beinamen, auch das Wort Felix beiſezen laſſen, wie man noch auf den Münzen ſehen kan. Die Heiden ſcheinen in der That einen Mann wegen ſeines Glükes höher geſchäzt zu haben, als wegen irgend einer andern Eigenſchaft; welches, wie mich bedünket, für Leute, die keine ſtarke Hofnung eines andern Lebens haben, ſehr natürlich iſt. Denn, wie kan ich es begreiffen, daß ein Menſch mit anſehnlichen Glüksgütern überhäufet ſeyn ſoll, der nicht innerlich eine Art eines ganz auſſerordentlichen Verdienſtes beſizt, welches dem allſehenden Auge GOttes bekannt iſt, ungeachtet wir es nicht bemerken? Aus was für einer Urſache läſt Homer und Virgil ſeine Helden weder einen Entſchlus faſſen, noch einen Streich vollführen, ohne daß ſie von einer Gottheit begleitet und gelenket werden? Unfehlbar deswegen, weil die Dichter es für die gröſte Ehre hielten, von den Göttern geliebet zu werden; und weil ſie glaubten, die beſte Art, einen Menſchen zu loben, wäre, diejenige Art der Vorzüge von ihm zu erzählen, welche natürlicher Weiſe derjenigen Perſon, die ſelbige beſizt, ein auſſerordentliches Verdienſt beilegen. Diejenigen, welche eine zukünftige Strafe und Belohnung glauben, handeln ſehr thöricht, wenn ſie von den Tugenden eines Menſchen nach ſeinem Glüke ſchlüſſen. Wenn man aber den ganzen Umfang unſeres Daſeyns nicht weiter als von der Stunde der Geburt, bis zu der Stunde des Todes erſtreken dörfe: ſo würde auch ich gewis das Glük eines Menſchen für das rechte Maas und Gleichgewicht ſeiner Verdienſte halten; indem die Vorſicht keine andere Gelegenheit haben würde, ſeine Verdienſte anderſt, als im dieſem Leben, zu belohnen. Ein tugendhafter Ungläubiger, der unter dem Joche des Unglükes ſeufzet, hat Urſache, ſo zu ſagen, wie Brutus ſich kurz vor ſeinem Ende herausgelaſſen haben ſoll: O Tugend, ich habe dich als etwas Selbſtſtändiges verehret: allein, ich ſehe, du biſt nur ein eitler Name. = = = Doch, damit ich wieder zu meinem Zweke komme, ſo iſt es wohl gewis, daß, ungeachtet die Vorſichtigkeit, ohne Zweifel, unſer Glük und Unglük in einem groſſen Maaſſe befördert: es dennoch viel unvermuthete Begebenheiten und Zufälle giebt, welche oftmals auch die liſtigſten Einrichtungen, welche die menſchliche Weisheit nur erſinnen kan, über einen Haufen werfen. Zum Lauffen hilft es nicht ſchnell ſey, noch zum Schlagen, ſtark ſeyn. Es mus nichts minders als eine unendliche Weisheit ſeyn, die dem Glüke unumſchränkt gebieten ſoll: denn der höchſte Grad derſelben, den ein Menſch nur beſizen kan, iſt gar auf keine Weiſe denen ungefähren Zufällen gewachſen, welche unſern Geſchäften in den Weg kommen können. Ja es begiebt ſich zuweilen, daß die Klugheit, welche allezeit ein groſſes Maas der Vorſichtigkeit bei ſich führet, einen Menſchen verhindert, ſo glüklich zu ſeyn, als er vielleicht auch ohne dieſelben geweſen wäre. Ein Menſch der nur nach Dingen ſtrebet, welche leichtlich zu erlangen ſind, und den Vorſchriften der menſchlichen Klugheit genau folget, dem ſtoſſen nicht leicht ſolche groſſe, und unverhofte Glüksfälle auf, welche oftmals nur die Wirkung eines ſanguiniſchen Gemüthes, oder einer beglükteren Tollkühnheit ſind. Und dieſes mag wohl die Urſache ſeyn, warum, wie das gemeine Sprichwort ſaget, das Glük, wie das Frauenzimmer, den jungen Leuten gewogner iſt, als den Alten. ⸗ ⸗ ⸗ Ueberhaupt aber, da nun der Menſch einmal ein ſo kurzes Geſicht hat, und die Zufälle ſo manigfaltig ſind, die ihm begegnen können, ſo mus ich Doctor Tillotſons Meinung beipflichten, die er bei einer andern Gelegenheit gehabt hat: nämlich, daß, wenn man nur einiger maſſen an der Vorſehung zweifeln könnte, es doch ſehr nothwendig ſeyn würde, zu wünſchen, daß es ein ſolches unendlich weiſes und gütiges Weſen geben möchte, auf deſſen Regierung wir uns in dem menſchlichen Leben verlaſſen könnten. ⸗ ⸗ Es iſt ein gewaltiger Eigendünkel, daß wir den glüklichen Fortgang einer Unternehmung, unſerer Klugheit zuſchreiben, und daß wir uns auf irgend eine Glükſeligkeit nicht deswegen was zu gute thun; weil ſie vielmehr eine Wohlthat des Himmels, als ein Gewinnſt unſerer eigenen Verſchlagenheit iſt. Mir gefällt derjenige Schaupfennig ungemein wohl, welchen die Königin Eliſabeth, kurz nach dem Siege über die unüberwindliche Flotte prägen laſſen, um das Andenken dieſes auſſerordentlichen Zufalls zu verewigen. Es iſt ganz bekannt, wie der König von Spanien, und andere, welche Feinde dieſer groſſen Regentin waren, den Untergang dieſer Flotte, um dem Ruhm dieſer Fürſtin Abbruch zu thun, lieber dem Ungewitter und den Stürmen, als der Tapferkeit des Engländiſchen Seevolkes zuſchreiben wollten. Die Königin Eliſabeth aber, anſtatt daß ſie dieſes für eine Kränkung an ihren Ehren anſehen ſollte, wuſte ſich vielmehr mit dieſer beſondern Gnade der Vorſehung recht viel, und lies zu dieſem Ende auf der rechten Seite des Schaupfenniges, eine durch Sturm zerſchlagene Flotte vorſtellen, deren Schiffe eines auf das andere fiel, mit dieſer gottſeligen Umſchrift: Afflavit Deus & diſſipantur. Er blies darein, und ſie zerſtoben. ⸗ ⸗ ⸗ Es wird von einem berühmten Griechiſchen Feldherrn angemerket, deſſen Namen mir jezt nicht beifallen will, und welcher ein beſonderer Günſtling des Glükes geweſen, daß ſelbiger, als er ſeinen Freunden alle ſeine Siege erzählet, am Ende vieler groſſen Thaten hinzugeſezt: und hieran hatte das Glük keinen Antheil. Die Geſchichte aber merken an, daß ihm nach dieſem kein Ding mehr gelungen ſey, was er nur unternommen.. ⸗ ⸗ So wie der Stolz und Eigendünkel wegen unſerer eigenen Geſchiklichkeit, ſchon einem vernünftigen und tugendhaften Manne ſehr widerlich ſind: ſo können wir deſtomehr urtheilen, wie misfällig ſie demjenigen höchſten Weſen ſeyn werden, dem ein demüthiges Herz gefällt, und welches durch mancherlei ſeiner Gaben uns hauptſächlich zu zeigen ſcheint, daß unſere eigenen Anſchläge oder ausgeklügelten Einrichtungen, an unſerm Fortkommen gar keinen Antheil haben. ⸗ ⸗ ⸗ Weil ich bei dieſen Betrachtungen ſchon einiger Sachen erwähnet habe, die, indem ich dieſes geſchrieben, aus den Geſchichten, meinem Gedächtniſſe eingefallen ſind: ſo will ich ſelbige noch mit folgender kleinen Perſianiſchen Fabel beſchlieſſen: „Ein Tropfen Waſſer fiel aus einer Wolke in die See, und brach, da er ſich in einer ſo unausſprechlichen Anzahl der flüſſigen Materie befand, in folgende Betrachtung aus: „Ach! was ſtelle ich doch für ein nichtsbedeutendes Ding, in dieſem ungeheuren Weltmeere vor! mein Daſeyn wird in dem Begriffe der ganzen Welt gar nicht einmal gemerket; ich bin zu einer Art, die Nichts iſt, verdammet, und bin noch minder als das geringſte Geſchöpf GOttes. Es traf ſich aber, daß ſich eine Muſchel, welche in der Nachbarſchaft dieſes Tropfens lag, von ungefehr aufthat, und denſelben, mitten in dieſem demüthigen Geſpräche mit ſich ſelbſt, aufſchnappte. Der Tropfen ſoll, wie die Fabel ſaget, eine lange Zeit in der Schaale gelegen haben, und hart geworden ſeyn; bis er endlich nach und nach in eine Perle verwandelt worden, die, nachdem ſie in die Hände eines Waſſertanchers gerathen, nach manigfaltigen Begebenheiten anjezo diejenige berühmte Perle geworden iſt, welche an der Spize der Perſianiſchen Krone ſteht.

Ein ſicheres Mittel gegen den Bluthaarn des Hornviehes.

Unter denjenigen Krankheiten, welche das Hornvieh zu befallen pflegen, iſt der Bluthaarn keine der geringſten. Es werden dadurch an manchen Orten jährlich viele Stüke hinweggeriſſen, ob man gleich auch wol ein u. anders Mittel dagegẽ gebrauchet hat. Das Vieh bekommt aber dieſe Krankheit zur Zeit des Sommers, wenn es auf der Weide gehet, daß es ſtatt des Urins Blut von ſich läſſet. Ich kan gegenwärtig nicht unterſuchen, ob der Bluthaarn durch die Vollblütigkeit verurſachet werde? oder, ob etwa beſondere Kräuter ſind, welche das Geblüt dieſer Thiere in eine heftige Wallung ſezen und dieſe Krankheit erregen? Es genüget mir für das mal, ein ſicheres Mittel gegen dies Uebel bekannt zu machen.

Man verfährt alſo:

So bald man merket, daß das Vieh dieſe Seuche hat, ſo mus es gleich von der Weide, und in den Stall gebracht werden. Alsdenn nimmt man eine Hand voll weiſſe Stärke, gieſſet rein Brunnenwaſſer darauf, worinn man die Stärke ſich auflöſen läſſet, und alsdenn ſo dünne rühret, daß es dem Vieh bequem kan eingegeben werden. Hierauf giebt man dem Vieh troken Futter, aber nichts zu ſauffen, ſo wird ſich der Blutflus in 24. Stunden ſtillen.

Der Hausherr.

Ein Unbekanter ſprach bei einem Hauswirth ein,
Den fragt er, um gewis zu ſeyn:
Sind ſie der Hausherr ſelbſt? Ich treff es doch?
Ja, ſprach der Wirth, ich bin es noch.
Doch nur noch einen Augenblik,
Denn meine Frau komt gleich zurük.

Die Wahl.

Geſezt, du ſolteſt dich vermählen,
Sprach meine Baſe jüngſt zu mir;
Was dünkt dich? Welche wirſt du dir
Von meinen beiden Töchtern wählen.
Ich, ſprach ich, müſt ich mich vermählen,
Die jüngſte nähm ich ſicherlich.
Aus zweien Ubeln pflegt man ſich
Das kleinſte jederzeit zu wählen.

Von der guten Art und Wohlanſtändigkeit, womit man alles thun ſolle.

Wie man von niemanden ſagen kan, er ſey geſund, der zur blos nicht krank iſt, und keine ihm beiwohnende Quelle der Heiterkeit und Munterkeit bei ſich fühlet, die ihm nicht erlaubet müſſig zu ſeyn, ſondern ihn zur Thätigkeit antreibt: ſo iſt auch in der Ausübung jeder Tugend ein gewiſſer Zuſaz von Anmuth nöthig, wenn man in dieſer oder jener beſondern Handlung, einen Anſpruch auf einige

Vortreflichkeit machen will. Ein Diamant kan, ohne alle Schleifung, dennoch eben denſelben innerlichen Werth haben: und einerlei Gutes kan mit verſchiedenen Graden des Glanzes oder Anſehens ausgeübet werden. Niemand ſoll zufrieden ſeyn, daß er ſchlechthin was gutes thue; ſondern man iſt verbunden, eine jede Sache auf die allerbeſte und anſtändigſte Art zu thun. Cicero erzählet, daß er ſein Buch, von der menſchlichen Pflicht, darum geſchrieben, weil es weder eine Zeit unſers Lebens giebt, darinnen man nicht eine gewiſſe, dahin gehörige Schuldigkeit auszuüben hätte; noch auch eine Pflicht gefunden wird, ohne einen ſie begleitenden Wohlſtand, wodurch jede damit verknüpfte Tugend, verdoppelt zu ſeyn ſcheinen wird. Ein anderer mag eben das thun: dennoch wird in der That dasjenige Anſehen, und die Schönheit fehlen, dadurch ſie ſich von andern unterſcheidet: ſo wie der unnachahmliche Sonnenſchein, welchen Titian über ſeine Landſchaften ſoll ausgebreitet haben; woran man ſelbige für ſeine Arbeit erkennet, indem ihm kein anderer darinnen gleich gekommen iſt. Keine einzige Handlung läst die jezt gedachte Eigenſchaft, ſo deutlich an ſich ſpühren, als die Bewilligung einer Bitte, oder die Erzeigung einer Freundſchaftspflicht. Mummius wird durch ſeine Art eine Gutthat zu ertheilen, machen, daß ſie ihren Namen verliert; indeſſen daß Carus, durch ſeine Freundlichkeit, die Gabe doppelt ſo angenehm machet. Von dem erſten erlanget man zwar endlich die gethane Bitte: allein bei einer ſo zweifelhaftē Stirne, daß der Empfangende faſt eben ſo viel Urſache hat, wegen der Art zu bewilligen empfindlich, als wegen des erhaltenen dankbar zu ſeyn. Carus hingegen ladet mit einer lokenden Geſichtsbildung ein, daß man ihm Gelegenheit geben ſoll, eine Leutſeligkeit auszuüben, indem er die Bitte ſchon halb auf die Bahne bringt, und das Begehren mit einem ſolchen Geſichte bewilliget, welches das Vergnügen ſeiner Seele anzeiget, womit er dem Betrübten Beiſtand leiſtet. Der Wohlſtand alſo, der bei der Freigebigkeit zu beobachten iſt, ſcheint darinn zu beſtehen, daß man ſie mit einer ſolchen Leutſeligkeit ausübe, welche das göttliche Vergnügen ausdrüket, das man empfinden kan, wenn man ſeinem Nebenmenſch Gutes thut; welche einen Ueberflus von Gutherzigkeit und Güte anzeiget, und nicht, wie bei einigen geſchicht, einem Turnierrennen ähnlich ſieht, oder nach den Hefen einer ſchmullenden unfreundlichen Gemüthsart ſchmeket. ⸗ ⸗ Ohne ſie, würde ſich die Tapferkeit in ein wildes Weſen, die Gelehrſamkeit in Schulfüchſerei, und das höfliche Bezeigen in ein gezwungenes Weſen verwandeln, und aus der Art ſchlagen. Die Religion ſelbſt, obgleich der Wohlſtand gleichſam ihre Aufwärterin iſt, wird das Volk nur ſchwermüthig und ſaurtopfiſch machen. Sie aber zeiget die Tugend in ihrer urſprünglichen Geſtalt, giebt der Religion eine Anmuth, und ihren Bekennern den gerechteſten Anſpruch, auf die Schönheit der Gottesfurcht. Ein Menſch, der dieſe Kunſt verſtehet, mag tauſend Geſtalten annehmen: er wird in allen gefallen. Er mag tauſend Handlungen vornehmen, ſie werden ſonſt niemand wohl anſtehen, als ihm: nicht als ob die Sachen ſelbſt unterſchieden wären; ſondern weil die Art, ſie zu thun, ganz anders iſt. Die Annehmlichkeit einer Perſon, und die Wohlanſtändigkeit ihres Bezeigens, geben demjenigen, was jemand ſaget, ein unendliches Gewicht. Dies iſt der Fehler, der oft die Verweiſe und Erinnerungen alter ſtrenger Leute unkräftig machet, und ein Misvergnügen in den Gemüthern derer erweket, gegen die ſie gerichtet ſind. Aber Jugend und Schönheit, wenn ſie mit einem anmuthigen und wohlanſtändigen Ernſte vergeſellſchaftet ſind, ſind auch in den allerruchloſeſten Gemüthern von gewaltiger Kraft, eine Empfindung der Schaam hervor zubringen. Im Mil ten wird der Teufel niemals ſchamhaft beſchrieben, auſſer ein einziges mal; und das zwar bei dem Verweiſe eines ſchönen Engels.

So ſprach der Cherub und ſein ernſtlicher Verweis
Ward hier, ſo ſtreng er war, durch Jugend und Geſtalt,
Unüberwindlich ſtark. Der Teufel ſtund beſchämt;
Empfand, wie ehrenwerth die Gütigkeit, und ſah,
Wie voller Lieblichkeit, der Tugend Antliz iſt.
Er ſah und quälte ſich, um das, was er verlor.

Die Sorgfalt, nichts unanſtändiges zu thun, hat die gröſſeſten Leute bis in ihren lezten Augenblik nicht verlaſſen. Sie haben ſogar in ihrer Todesſtunde eine unehrbare Stellung zu vermeiden geſucht. So ſchlug Cäſar ſeinen Rok um ſich, als er ermordet ward, damit er nicht, auf eine ihm unanſtändige Art fallen möchte. Und die gröſte Bekümmernis, die in dem Bezeigen der Lucretia hervorblikte, als ſie ſich ſelbſt den Dolch ins Herz ſties, war, daß ihr Körper in einer ſolchen Stellung zu liegen kommen möchte, die der Seele, welche ihn bewohnet hatte, anſtünde.

- - Ne non procumbat honeſte,
Extrema hæc etiam cura cadentis erat.

Die lezte Sorgfalt war mit Ehrbarkeit zu fallen.

Und hiemit will ich dieſe Abhandlung ſchlüſſen; und ein Schreiben hier einrüken, welches mir zur Communication von einem Frauenzimmer zugeſchikt worden: folgenden Innhalts:

Mein Herr Intelligenzmacher!

Ich bin ein junges Frauenzimmer, ohne einiges Vermögen; aber von ſehr hohen Sinnen: das iſt, mein lieber Herr! ich ich bin im höchſten Grad ſtolz und eitel. Ich ſpotte immer über die Reichen, weil ſie Dinge thun, die bei genauer Unterſuchung meines Herzens, mich nur darum ärgern, weil ich ſie nicht ſelbſt nachthun kan. Ich trage einen Reifrok, und gehe in Cattun und Seiden, wenn die Vornehmſte in Atlas und Sammet gehen. Die ſeidene Tracht dekt mich nun bei jezigen Froſt nicht genugſam für die Kälte. Und ; ; doch ; ; Es iſt eine recht entſezliche Sache, arm, und doch ſtolz zu ſeyn! wenn es ihnen alſo beliebt, ſo geben ſie uns doch was davon zu leſen, zur Belehrung

Ihrer
misvergnügten Dienerin
Jeſabel.

Von Kanarienvögeln.

Es wird meinen Leſern, die Liebhaber von Kanarienvögel ſeyn, eben nicht unangenehm fallen, wann ich allhier eine Abhandlung liefere, welche viel nüzliches entdeket, und die ich aus dem 14ten Bande des Engliſchen kurzen Syſtems der natürlichen Geſchichte ins kurze gefaſſet habe.

Dieſer Vogel hat ſeinen Namen von der Inſul Canaria, auf dem Atlantiſchen Meere, die eine von denen iſt, welche die Alten, wegen ihrer vortreflichen gemäſſigten Luft, die glüklichen nannten. Alle dieſe Inſuln heiſſen jezt die Canariſchen. Von keinem andern Orte, als aus den Canariſchen Inſuln, wurden dieſe Vögel in Europa gebracht. Jezt aber werden ſie in Teutſchland, Frankreich und Engeland gleichfals ausgeheket. Und jede dieſer Länder haben die Art verbeſſert. Denn ihre Canarienvögel übertreffen diejenigen, die aus ihrem rechten Vaterlande kommen, an Schönheit und Geſange bei weitem. Die Engliſchen geben den beſten nichts nach. Sie ſind von einer härtern Natur, ſie heken beſſer, als die aus andern Ländern; und kommen ihnen am Geſange völlig gleich.

Das Männchen hat eine ſehr feine und helle Stimme. Es hält in einem Hauche eine lange Zeit ohne Aufhören an. Zuweilen zieht es ſeine Töne ſehr lang, zuweilen erhebt es ſie, und macht nach einer mannigfaltigen und faſt muſicaliſchen Abwechſelung der Stimme, eine recht angenehme und künſtliche Melodie.

Kennzeichen des Männchens und Weibchens.

Der Vordertheil des Kopfes, die Kehle, die äuſſerſten Spizen der Flügel und die Bruſt iſt bei dem Männchen von einer höhern gelben Farbe, als bei dem Weibchen. Dieſe Kennzeichen werden eintreffen, die Vögel mögen von einer Art ſeyn, von welcher ſie wollen. Sie haben allzeit etwas gelbes über dem Schnabel, unter ihrer Kehle u. ſ. w. Dies iſt bei dem Männchen allemal von einer höhern, und bei dem Weibchen von einer blaſſern Farbe. Man entdekt gleichfals einen Unterſchied in ihren Luftlöchern. Wenn man unter die Federn von beiden bläſet: ſo wird man ſie bei dem erſtern länger finden, als bei dem leztern.

Ein ander Merkmahl von einem Männchen iſt deſſelben Gröſſe. Es fehlet ſelten, daß nicht der gröſte und vornemlich längſte Vogel ein Männchen ſeyn ſolte; beſonders wenn er ſich majeſtätiſch trägt, und munter iſt. Wenn er oft den Hals und Kopf mit Lebhaftigkeit und Muth hervor ſtrekt: ſo kan man ſich darauf verlaſſen, daß er ein Männchen iſt. Auſſerdem kan man ihn bei ſeinem ſchönen Geſange gewis kennen. Denn das Weibchen ſingt entweder gar nicht, oder ſo ſchlecht, daß es kaum den Namen eines Geſanges verdient. Wenn das Männchen ſingt: ſo wird es allemal die Kehle bald aufſchwellen, bald zuſammen ziehen, nachdem es ſeine angenehme Töne hervor wirbelt. Das Weibchen gegentheils mag ſchlecht oder mittelmäſſig ſingen: ſo wird man doch nie dergleichen Bewegung in ihrer Kehle bemerken. Dies einzige Merkmahl wird zureichen, allemal ein Männchen in der Wahl zu treffen; zumal wenn man die übrigen Kennzeichen zugleich findet.

Anweiſung, einen guten Canarienvogel auszuſuchen, und zu erfahren, ob er geſund ſey.

Die am beſten gezeichneten Vögel ſind von einer hellen, angenehmen gelben Farbe, mit pechſchwarzen Flekten. Die nächſten ſind die gepuderten Vögel, welche von der puderhaften Farbe, die ihre Federn zu bedeken ſcheint, ihren Namen haben. Die dritte Art werden die geſprenkelten Vögel genennet. Ihre Hauptfarbe iſt weis, mit ſchwarzen oder bräunlichen Flecken. Auſſer dieſen ſind einige ganz gelb, oder ganz weis, oder grau ꝛc. Dieſe leztern werden, der Farbe nach, am geringſten geachtet; allein, im Geſange übertreffen ſie oft die am ſchönſten gezeichneten Vögel. Die Wahl eines guten Vogels hängt gar im geringſten nicht von der Farbe ab. Dies iſt eine bloſſe Einbildung.

Was die Geſundheit betrift, wähle einen Vogel, der munter und unerſchroken ſcheint, der wie ein Falke ſteht, und nicht vor allem, was ſich regt, erſchrikt. Daher nähere dich dem Käfige nicht zu ſehr, wenn du einen Vogel ausmerken wilſt, damit du ihn nicht etwa durch eine Bewegung mit der Hand, oder auf eine andere Art aus ſeiner Ruhe bringeſt. Sonſt wird er, wenn er auch ungeſund iſt, doch auf eine kurze Zeit, muthig und geſund ſcheinen. Wenn du aber unbeweglich und in einer gehörigen Entfernung ſteheſt: ſo wirſt du leicht gewahr werden, ob es die Folge der Furcht, oder des natürlichen Muthes des Vogels ſey. Steht er kühn und unerſchroken, ohne daß er ſeine Federn zuſammen zieht; ſind ſeine Augen voll Feuer, nicht ſchläfrig: ſo ſind dies gute Zeichen eines geſunden Vogels. Gegentheils wenn er gerne den Kopf unter die Flügel ſtekt, und in einem Klumpen ſteht: ſo kanſt du verſichert ſeyn, daß ihm etwas fehle.

Bemerke auch ſeinen Miſt. Wenn der Vogel vollkommen geſund iſt; ſo wird er rund, hart, auswendig ſehr weis, inwendig dunkel, und geſchwinde troken ſeyn. Wenn der Canarienvogel, gleich dem Nachtigal, den Schwanz zuſammen zieht, nachdem er gemiſtet hat, oder wenn ſein Miſt ſehr dünne, oder von einer ſchleimigten Weiſſe iſt: ſo kanſt du daraus ſchlieſſen, daß der Vogel krank ſey.

Das nächſte, worauf wir bei der Wahl eines Canarienvogels ſehen müſſen, iſt, ob er gut ſingt. Einige von dieſen Vögeln fangen mit der Annehmlichkeit eines Nachtigals an, laufen durch ſeine verſchiedenen Töne, und endigen mit dem Geſange einer Heidlerche. Andere fangen faſt wie eine Feldlerche an, und fallen durch eine ſanfte melodiſche Wendung der Stimme in das Angenehme eines Nachtigals. Sie ſchlagen und kräuſeln auf eine recht reizende Art. Diejenigen Vögel, die eine ſo mannigfaltige Abwechſelung von harmoniſchen Tönen haben, bedürfen keiner Anpreiſung. Jedermann wird es empfinden, daß ſie Vorzüge haben. Es giebt andere von dieſer Gattung, die mit einer ſolchen Stärke ſingen, daß ſie das Ohr des Zuhörers mit ihrem Schmettern betäuben. Viele finden ein Vergnügen an dieſem Schreyen, andere können es nicht vertragen. Ehe du alſo einen Vogel kaufſt, höre ihn in einem beſondern Käfige. Die Kennzeichen eines Männchens, und der Geſundheit deſſelben ſind angegeben; in Anſehung der Farbe und des Geſanges folge deinem eigenen Geſchmake.

Von der Hekezeit, Ausbrütung und Aufzucht der Canarienvögel,

Zahmgemachte Canarienvögel werden drei oder vier mal im Jahre heken. Gemeiniglich fangen ſie im April an, und brüten im May und Junius, zuweilen auch im Julius und Auguſt aus. Viele Leute in Engeland ſowohl, als in Frankreich und Teutſchland, haben ihren guten Unterhalt davon, daß ſie Canarienvögel aufziehen. Eine eben ſo groſſe Anzahl von Leuten ziehen ſie zu ihrem Vergnügen an.

Man mag ſie nun zum Vergnügen oder zum Nuzen haben: ſo wähle man ſolche zu Zuchtvögeln, die theils in Engeland, theils in Frankreich ausgeheket ſind. Denn dieſe ſind die ſtärkſten und geſundeſten, und heken am beſten. Sie mögen aber von einer Gattung ſeyn, von welcher ſie wollen: ſo ſuche man nur die munterſten aus. Iſt das Männchen oder Weibchen klein: ſo paare man ſie mit einem gröſſern Vogel, z. E. einen kleinen gelben mit einem groſſen gepuderten u. ſ. w. Dies wird die junge Brut ſtärker machen.

Gegen die Mitte des Merzmonats fange an, deine Vögel zu paaren. Seze ein Männchen und ein Weibchen in einen kleinen Kefig. Wenn ſie ſo lange beiſammen geweſen ſind, daß ſie ſich vollkommen kennen, und einander gerne vertragen: ſo thue ſie gegen das Ende des Merzes, oder im Anfange des Aprils, in den eigentlich dazu bereiteten Brütekefig. Las dieſen ziemlich geräumig ſeyn, damit die Vögel Plaz genug haben, herum zu fliegen, und ſich zu bewegen. Mache in dieſem Kefige zwei Behältniſſe, worinn das Weibchen ſich Neſter bauen kan. Denn es wird zuweilen ſchon die zweite Brut ausheken, ehe die erſte fliegen kan. Es wird die Sorge, die erſtere zu futtern und aufzuziehen, dem Männchen überlaſſen, mitlerweile ſie in dem zweiten Behältniſſe die andere Zucht ausbrütet. Wenn es alſo keinen zweiten Plaz hat, wo ſie ein neues Neſt bauen kan: ſo wird es zuweilen daſſelbe über ihren vorigen Jungen machen, (dies geſchicht nicht ſelten) und ſie erſtiken, oder demſelben ſo nahe bauen, daß ſie einander zernichten. So lange ſich die Vögel paaren, gieb ihnen gelindes und angenehmes Futter, Eyer, Brod, Mohnſaamen und ein wenig abgebrüheten Rübeſaamens. Die Eyer müſſen kaum einen Drittheil ausmachen. Dieſe leztern und das Brod reibe fein, und miſche alles untereinander. Wenn ſie Junge haben, ſo gieb ihnen eben dies gelinde Futter, alle Tage friſches. Las es ihnen auch nicht an friſchen grünen Kräutern fehlen, Dann und wann gieb ihnen Kopflattich (Laktuken;) öfterer Vogelkraut (Hünerdärm, Hünermihre) mit dem Saamen auf demſelben; gegen den Junius Taſchenkraut (Schäfertaſchen); im Julius und Auguſt Wegerich (Plantago). Ehe ſie Junge kriegen, gieb ihnen Johanniskraut, (Kreuzwurz) mit dem Saamen auf demſelben. Denen, die zu ihrem Vergnügen nur wenige Canarienvögel aufziehen, rathe ich, groſſe Kefige zu nehmen, weil ſie darinn ſehr gut gerathen. Allein, diejenigen, die eine gröſſere Menge ausbrüten laſſen wollen, müſſen dazu ein eigen Zimmer zubereiten.

Die Lage deſſelben mus ſo ſeyn, daß die Vögel die Morgenſonne haben können. Dies iſt ihnen ſowohl angenehm, als auch erträglich. Anſtatt des Glaſes las die Fenſter aus Draht beſtehen, damit die Vögel den Vortheil der freien Luft haben. Dies wird machen, daß ſie geſunder bleiben, und beſſer gedeien. Den Boden des Zimmers halte immer rein. Zuweilen ſichte feinen Grund, oder troknen Sand auf denſelben. Den Miſt und andere Unreinigkeiten las oft ausfegen. Du muſt Anſtalten zu Neſtern und kleinen Abſchährungen in jeden Winkel, und an jeden bequemen Plaz des Zimmers machen, wenigſtens zwei auf jeden Vogel, damit ſie mehr Freiheit haben, eine Wohnung nach ihrem Sinne auszuſuchen. Denn einige mögen ihre Neſter gern hoch, andere niedrig, einige im vollem Lichte, andere an einem dunkeln Orte bauen.

Es müſſen in dem Zimmer zwei Fenſter ſeyn, an jeder Seite eins. Es mus auch an Stangen in der gehörigen Entfernung von einander nicht fehlen, damit die Vögel ſich darauf ſezen können, wenn ſie hin und wieder fliegen. Man kan auch einen Baum an einen bequemen Ort der Stube hinſtellen. Dies wird den Vögeln gefallen. Einige derſelben werden gar ihre Neſter darauf bauen. Dabei aber mus man ſich in Acht nehmen, daß das Neſt nicht durchfalle, und wenn dies zu beſorgen iſt, daß man den Baum etwas dichter binde. Seze nicht zu viele Vögel zuſammen. Acht oder zehn Paar ſind für ein mittelmäſſiges Zimmer ſchon genug.

Wenn deine Vögel erſt gepaaret ſind, wozu ich vorher Anweiſung gegeben habe: ſo bringe ſie in dies Zimmer. Hier werden ſie gleichſam ein eheliches Leben führen. Wenn ſchon verſchiedene Männchen und Weibchen in demſelbigen Zim̃er ſind: ſo wird ſich dasjenige Männchen und Weibchen, das ſich zuerſt gepaaret hat, beſtändig zuſammen halten, und ſich einander in Ausbrütung und Auffutterung ihrer Jungen treulich beiſtehen und ablöſen. Das Männchen bauet ſowohl ſein Neſt, ſizt auf den Eyern und futtert die Jungen, als das Weibchen.

Von ihren Neſtern, und von der Wartung ihrer Jungen.

Man mus den Canarienvögeln Stof zu ihren Neſtern ſchaffen, z. E. feines Werk, Wolle, Baumwolle, Elendshaare, wenn ſie zu kriegen ſind. Alle dieſe Materialien müſſen vollkommen troken ſeyn. Miſche und binde ſie in ein Nez oder dergleichen zuſammen, damit es die Vögel leicht auszupfen können, wie ſie es nöthig haben. Hänge das Nez zu dem Ende an einem bequemen Orte im Zimmer auf. Sie bauen ein zierliches Neſt. Zuweilen werden ſie ſo emſig dabei ſeyn, daß ſie es in einem Tage anfangen und vollenden. Gewöhnlich bringen ſie ſonſt zwei oder drei Tage damit zu. Das Weibgen legt gemeiniglich 4. oder 5. Eyer, und ſizt 14. Tage.

Wenn die Jungen ausgeheket ſind: ſo überlaſſe ſie der Sorge der Alten. Dieſe werden ſie auffuttern und anführen, bis ſie fliegen und ſich ſelbſt ernähren können. Das Weibchen wird zuweilen, wie ich oben erwehnet habe, aus zu vielem Muthe, weil es immer bei dem Männchen iſt, weil es alle Nothwendigkeiten im Überfluſſe hat, und ſeine Nahrung nicht kümmerlich erſt zuſammen ſuchen darf, von neuen ein Neſt bauen und heken, ehe die erſte Zucht für ſich ſelbſt ſorgen kan. Sie trägt die Sorge für dieſelben ihrem Manne auf, der ſie auch ernährt und füttert, und die Stelle beider Eltern vertritt; da mittlerweile ſie ihr neues Geſchlecht anziehet und wartet. So aber verhält es ſich mit den Vögeln nicht, die im Weiten auf dem Felde leben. Dieſe halten ihre gewiſſe Zeit zum Brüten; und wenn ſie ausgehekt haben, begleiten ſie ihre Jungen, bis ſie gros genug worden ſind, für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Wenn die junge Canarienzucht ſchon ſelbſt freſſen kan: ſo nimm ſie von den Alten, und ſperre ſie ein. Wenn ſie im Zimmer herum fliegen, ſo kanſt du ſie folgendermaſſen fangen: Nimm einen Kefig, lege allerlei angenehmes Futter hinein, ſchaffe alles übrige Futter aus dem Zimmer weg, ſeze den Kefig an die Stelle, wo es gelegen, laß die Thür offen, und mache einen Bindfaden an denſelben. Alsdenn ſtelle dich in die Ferne. Die Alten werden gleich die Jungen in den Kefig zum Futter loken. Darauf ziehe den Faden an, und verſchlieſſe einen, zween, oder ſo viel du kanſt. Die Alten laß fliegen, die Jungen behalte im Kefige. Hiermit fahre fort, bis du ſo viele gefangen haſt, als du für gut hältſt.

Ihre Nahrung laß hartgekochten Eyerdotter, nebſt eben ſo viel von dem beſten Brode, und etwas abgeſottenen Rübeſaamens ſeyn. Wenn der lezte abgekocht iſt: ſo quetſche ihn klein, und thue ein wenig Mohnſaamen darunter. Darauf miſche alles untereinander, und gieb ihnen täglich eine friſche zureichende Portion. Laß es aber nie riechend oder ſauer werden. Auſſerdem gieb ihnen ein wenig abgeſottenen Rübeſaamen, und ein wenig rohen Rübe- und Canarienſaamen beſonders. Bei dieſer Diät kanſt du ſie erhalten, bis ſie gefedert haben. Hernach füttere ſie, wie die Alten. Nimm ihnen ihre gelinde Speiſen weg; ſie möchten denn krank ſeyn. In dieſem Falle fahre damit fort.

Von den Krankheiten der Canarienvögel, und ihrer Cur.

Auſſer dem Federn, das alle Vögel mit einander gemein haben, ſind ſie folgenden Krankheiten unterworfen: Die erſte iſt eine Art der Unverdaulichkeit. Sie entſteht entweder von einer heftigen Verkältung, oder, wenn ſie zu gierig von grünen Kräutern, vornemlich von einer geilen Gattung des Vogelkrauts, das breite Blätter und keinen Saamen hat, freſſen. Dies leztere ſchadet ſowohl alten, als jungen Vögeln. Bei den Jungen verurſacht es gemeiniglich Unverdaulichkeit. Um zu erfahren, ob der Vogel dieſe Krankheit hat, blaſe die Federn unten am Bauch zurüke. Du wirſt ihn aufgeſchwollen, klar, voll von rothen Aederchen finden. Ihr kleines Eingeweide wird ganz nach den unterſten Theil des Leibes hinunter geſunken, und wenn die Krankheit weit gegangen iſt, ſchwarz ſeyn. Iſt dies lezte Kennzeichen ſchon da, ſo erfolgt gemeiniglich der Tod. Die Cur dieſer Krankheit, wenn man ſie beizeiten gewahr wird, iſt folgende: Halte ihn warm, und gieb ihm ganze Habergrüze unter den Saamen, um ihn zu reinigen, und lege Süsholz in ſein Waſſer. Hiemit fahre 3. oder 4. Tage fort. Iſt er gar zu dünneleibig, ſo gieb ihm Mohn- und gequetſchten Hanfſaamen. Dies hält beſſer an. Zugleich thue ein wenig Safran in ſein Waſſer. Du kanſt auch Milch und Brod, nebſt ein wenig Mohnſaamen kochen. Dies iſt für den Vogel bei einer ſolchen Unpäslichkeit ſehr gut. Oder nimm Hirſe, Mohn- Canarien- und Rübeſaamen, von jedem ſo viel als auf einem Sechsgroſchenſtüke liegen will. Laß es nur eben miteinander aufkochen, ſpühle es in kaltem Waſſer ab. Darauf koche ein friſchgelegtes Ey hart, reibe es klein, ſowohl den Dotter, als das Weiſſe. Nimm ungefehr ein Viertheil deſſelben, und miſche es unter die Saamen. Hierzu thue noch eben ſo viel Lactukenſaamen, als von jeder Sorte der andern iſt. Dies gieb dem kranken Vogel. Es hat manchem geholfen. Doch ehe du es ihm giebſt, laß deinen Vogel früh Morgens zwei- oder dreimal Waſſer trinken, worein du ungefehr zwei Erbſen gros Theriak geworfen. Wenn er zwei- oder dreimal geſoffen hat, ſo nimm es weg, und gieb ihm wieder rein Waſſer. Dies wiederhole drei oder vier Morgen ehe du ihm die oben beſchriebene Arznei giebſt.

Eine andere Krankheit, womit der Canarienvogel geplaget wird, iſt ein kleines Geſchwür auf dem Steiſſe, der Pip genannt. Gemeiniglich vergehet es von ſelbſt. Wenn es aber hartnäkig ſeyn und nicht weichen wolte; ſo ſtich es mit einer feinen Nadel auf, und drüke die Eiter ſo ſanft aus, als nur möglich iſt. Hernach nimm ein wenig Zuker, feuchte es im Munde an, und lege es auf die ſchadhafte Stelle. Dies wird ſie heilen.

Die dritte Krankheit iſt eine Art von gelben Geſchwüren, die um den Kopf und um die Augen entſtehen. Die Augen ſind oft aufgeſchwollen, u. voll Eiter. Schmiere dieſe Stellen mit friſcher Butter, oder Spek, oder mit ſüſſem Mandelöl. Dies wird ſie heilen, wenn ſie nicht ſchon zu weit um ſich gegriffen haben. Allein, in dieſem Falle wird nichts als die Zeit und kühlendes Futter ſie vertreiben

Die lezte Krankheit, der ich gedenken will, iſt das Federn. Wenn dies kommen will, ſo wird der Vogel rauch, melancholiſch und ſchläfrig, ſtekt bei Tage den Kopf unter die Flügel, und der Boden des Kefigs iſt mit kleinen Federn bedekt. Denn die Jungen werfen das erſte Jahr nur dieſe ab, das zweite Jahr die Federn aus dem Schwanze und den Flügeln.

Den Vogel ſorgfältig zu warten, iſt bei dieſer natürlichen Unpäslichkeit das beſte Verwahrungsmittel. Halte ihn daher warm. Seze ihn zuweilen in die Sonne, wenn ſie ſtark ſcheint. Dieſe Sönnung wird ihn ſehr erfriſchen. Verwahre ihn mit Fleis vor Kälte und Wind, die ihm zu der Zeit ſehr nachtheilig ſind. Gieb ihm gute nahrhafte Speiſen, z. E. Neapolitaniſche Zweibake, Brod u. Eyer untereinander gemengt. Thue Safran in ſein Waſſer; ingleichen gequetſchten Hanfſaamen mit Lactuken und Mohnſaamen gemiſcht. Iſt das Wetter ſehr heis, wenn ſie federn, ſo gieb ihnen, an ſtatt des Safrans, Süsholz in ihren Trank, und ihr Futter laß Wegerich und Lactukenſaamen ſeyn. Iſt es aber kalt, ſo muſt du ihnen nichts von dieſem Futter geben. Du muſt bemerken, wenn Eyer für kranke Vögel vorgeſchrieben werden, ſo müſſen ſie gekocht und ſehr fein gehakt, oder gerieben, Hanfſaamen abgeſchwemmet oder geſtoſſen, Rüben- und Canarienſaamen abgebrühet und gequetſcht ſeyn.

Dieſe Dinge, nebſt einer guten Wartung, werden allemal ſehr viel zur Erquikung ſiecher Vögel beitragen. Was ſonſt in dieſer Abhandlung von der Natur, dem Geſange, den Kennzeichen des Männgens und Weibgens, von ihrem Neſterbauen, ihrer Ausbrütung, Fütterung, ꝛc. geſagt iſt, wird gleichfalls bei der Unterſuchung die Probe aushalten; weil alles auf Erfahrung gegründet iſt.

Verſuch von dem Nuzen, den man in der Gottſeligkeit davon hat, wenn man ſich eine Zeitlang von dem Geräuſche des menſchlichen Lebens entfernet. (*)

Die Liebe zur Einſamkeit hat ſich zu allen Zeiten bei ſolchen Menſchen faſt unzer-

---

(*) Aus dem Engliſchen allgemeinen Magazine. Mon. Jul. S. 12.

unzertrennlich gefunden, die ſich am meiſten entweder durch Wiſſenſchaften vollkommner, oder durch Wiz berühmt gemacht haben. Selbſt diejenigen, die alles im Beſiz gehabt, was man gemeiniglich zur Glükſeligkeit für nöthig hält, haben ſich gezwungen geſehen, ſie in dem Schatten der Einſamkeit zu ſuchen. Sie haben ſich dazu genöthigt gefunden, ohnerachtet ſie Macht und Reichthümer beſeſſen haben; ohnerachtet ſie von ſolchen Menſchen umgeben geweſen, die es zu ihrer Hauptbeſchäftigung gemacht, alles von ihnen zu entfernen, was ihre Bequemlichkeit unterbrechen, ihre Ruhe ſtöhren, und ihr Vergnügen verringern könte. Sie haben bald den Ekel der Sättigkeit gefühlet, und ſich für unfähig gehalten, ihr Leben vergnügt zu führen, wenn ſie ſich nicht den öftern Erholungen einer abwechſelnden Einſamkeit überlieſen.

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit hervorzubringen, ſcheint nichts weiter erforderlich zu ſeyn, als eine geſchwinde Empfindung und eine würkſame Einbildungskraft. Denn ohne die Bemühung zur Tugend und zu Wiſſenſchaften, wird ein Menſch, deſſen natürliche Fähigkeiten ihn geſchikt machen, geſchwinde Vergleichungen zwiſchen dem Gegenwärtigen und Vergangenen anzuſtellen, einen ſo beſtändigen Zuſammenflus von einerlei Vergnügen, von einerlei Unruhen, von einerlei Erwartungen, und einerlei Fehlſchlagungen antreffen, daß er mit Freuden eine einſame Stunde haſchen wird; eine Stunde, die ſeine Gedanken etwas in die Weite führet, und ihm die Mannichfaltigkeit ſeiner eigenen Vorſtellungen, die ihm die Gegenſtände der Sinne nicht geben konten, näher bringt.

Gröſſe und Ueberflus wird nichts beitragen, ihn von den ungeſtümen Forderungen dieſes Verlangens zu befreien. Wenn er zum Denken gebohren iſt, ſo kan er ſich von tauſend Speculationen und Unterſuchungen nicht zurükhalten, die er mit ſeinem Verſtande verfolgen mus, und die der Glanz ſeiner Umſtände nur wenig hindern kan. Denn diejenigen, die über Abhänglichkeit und Zwang am meiſten erhaben worden, ſind doch noch dazu verurtheilt, einen ſtarken Tribut ihrer Zeit der Gewohnheit, und den Kleinigkeiten des Umganges zu bezahlen. Nach dem Griechiſchen Sprüchworte, iſt kein Menſch im Hauſe ein gröſſerer Sklave, als der Herr des Hauſes.

Ein König fragte den Euclides: ” Ob er ihm ſeine Mathematic nicht nach einer kürzern Methode beibringen könnte „? Allein, er bekam die Antwort: „ Es giebt keinen Königlichen Weg zur Geometrie. „ Andere Dinge kan man durch Macht erzwingen, oder durch Geld erkaufen; aber Wiſſenſchaft läſt ſich nur durch Emſigkeit erhalten; und die Emſigkeit findet nur in der Stille Plaz.

Dies ſind einige der Bewegungsgründe, die ſtark genug geweſen ſind, Könige und Helden von der Menge abzureiſſen, die ſie mit Schmeicheleien umringete, und mit Zurufungen belebte. Allein, die Kraft dieſer Bewegungsgründe ſcheinet nur auf die vorzüglichern Fähigkeiten eingeſchränkt zu ſeyn, und wenig auf die gemeine Gattung von Menſchen zu würken. Dieſer ihren Begriffen iſt die gegenwärtige Miſchung der Dinge gemäs. Sie wagen ſich ſelten über diejenigen Ergözlichkeiten und Beſchwerlichkeiten hin, die ihre Aufmerkſamkeit durch das Sinnliche auf ſich ziehen.

Es giebt aber einen allgemeinen Grund für gewiſſe feſtgeſezte Zwiſchenräume der Einſamkeit, woran mich die gottesdienſtlichen Einrichtungen unſerer Kirche oft erinnern. Ein Grund, der ſich ſo weit, als die moraliſche Schuldigkeit oder die Hofnung der göttlichen Gnade in einem künftigen Zuſtande, erſtrekt. Ein Grund, der auf alle Stände des Lebens und auf alle Stuffen des Verſtandes einen Einflus haben mus. Niemand kan ſich überreden, daß er in der Verbindlichkeit deſſelben mit begriffen ſey. Es mögen diejenigen einzigen Unglükſeligen ſeyn, die ſich feſt entſchloſſen haben, ihrem Schöpfer durch eine hartnäkige Bosheit zu trozen; oder deren ſchwärmerſche Sicherheit, in Anſehung ſeines Wohlgefallens an ihnen, ſie über alle äuſſerliche Anordnungen, und über alle menſchliche Mittel der Beſſerung hingeſezt hat.

Das groſſe Geſchäfte eines Menſchen, der ſein Leben nach den Vorſchriften der Religion einrichtet, iſt, daß er das Künftige über das Gegenwärtige ſiegen läſt; daß er ſeiner Seele eine ſtarke Empfindung von der Wichtigkeit des Gehorſams gegen den göttlichen Willen, von dem hohen Werthe der verheiſſenen Belohnungen der Tugend, und von dem Schreken der gedroheten Strafen gegen die Laſter eindrükt; eine ſolche Empfindung, die alle Verſuchungen von zeitlicher Furcht und Hofnung überwiegt, und ihn fähig macht, der Freude und dem Kummer gleichen Troz zu bieten; eine Empfindung, die ihn fähig macht, ſich zu einer Zeit von den Lokungen des Ehrgeizes abzuwenden, und zu einer andern gegen die Drohungen des Unglüks beherzt zu empören.

Es geſchicht nicht ohne Urſache, daß der Apoſtel unſern Durchgang durch dieſe Scene unſers Daſeyns unter Bildern, die von den Unruhen und Beſchwerlichkeiten eines kriegeriſchen Lebens hergenommen ſind, vorſtellet. Denn wir ſind in einen ſolchen Stand geſezt, daß ſich faſt alles,, was um uns iſt, gegen unſern Hauptvortheil auflehnet. Alles, was ſich unſerer Gedanken bemeiſtert, wird uns gefährlich. Alles, was in uns entweder Schmerzen oder Vergnügen erweken kan, hat die Kraft, uns den Weg zur Glükſeligkeit zu verſperren, und uns entweder auf die Seite zu lenken, oder unſern Fortgang zu verzögern.

Unſere Sinne, unſere Neigungen, unſere Paſſionen ſind in den meiſten Dingen, die ſich blos auf das gegenwärtige Leben erſtreken, unſere rechtmäſſigen und getreuen Führer. Durch unſere beſtändig anhaltende Nothwendigkeit, ſie zu Rathe zu ziehen, ſinken wir allmählig in eine blinde Unterweiſung, in eine gewohnte Zuverſichtlichkeit. Jede Gefälligkeit gegen ihre Reizungen erleichtert eine zweite Gefälligkeit. Jeder neuer Schritt zur Verſchlimmerung geſchicht mit geringerem Widerſtande, als der erſte. Und ſo wird die Herablaſſung zu einem blos ſinnlichen Leben beſtändig beſchleuniget.

Die Sinne haben nicht nur den Vortheil vor dem Gewiſſen, den nothwendige Dinge allemal über willkührlich gewählte haben, ſondern ſie beſizen auch zugleich eine Art der Verjährung für ſich. Wir haben uns weit früher vor Schmerzen gefürchtet, als wir uns vor der Schuld ſcheuten. Wir ſind eher durch die Sinnlichkeiten des Vergnügens hingeriſſen worden, als wir die Fähigkeit bekamen, von der Schönheit der Rechtſchaffenheit gereizt zu werden. Wir müſſen uns erinnern, daß faſt jedermann in einem Theile ſeines Lebens zu dieſer in uns ſo früh eingepflanzten und beſtändig anwachſenden Gewalt der Sinne, durch eine freiwillige oder unbemerkte Unterwerfung ſeiner ſelbſt, neue Stärke hinzugethan habe. Wer iſt wohl, der nicht ſeine Begierden durch Nachgeben geſchärft? Wer iſt wol, der nicht durch eine unwiderſezende Neutralität ihr Gebiet erweitert, und ihre Forderungen vervielfachet hat?

Aus der Nothwendigkeit, die ſinnlichen Fähigkeiten aus dem Beſize des Einfluſſes in die Seele zu ſezen, den ſie durch dieſe vorgängige Einnehmung derſelben natürlich bekommen müſſen, entſteht in den erſten Beſtrebungen, nach einem gottesfürchtigen Wandel, der Streit zwiſchen entgegengeſezten Begierden. Dieſen Streit, ſo enthuſiaſtiſch er auch immer beſchrieben, und ſo verächtlich er belacht iſt, wird man natürlich in einem gewiſſen Grade fühlen. Er wird aber doch nach den verſchiedenen Gemüthsarten, nach den unzähligen Umſtänden der Geſundheit und Glüksgüter, nach dem gröſſern oder geringern Eifer, nach den heftigern oder ſchwächern Verſuchungen zum Rükfall unendlich mannigfaltig ſeyn.

Aus der beſtändigen Nothwendigkeit unſerer ſinnlichen Kräfte, zur Erhaltung des gegenwärtigen Lebens, entſpringt die Schwürigkeit, daß wir ihren Anreizungen auch in ſolchen Fällen nicht widerſtehen, wo ſie von gar keinem Gewichte ſeyn ſolten. Denn die Aufwallungen der Sinne kommen plözlich. Ihre Gegenſtände treffen uns unverſehens. Wir unterwerfen uns oft ihrem Richterſpruche, ohne vorher die Gültigkeit des Richters zu unterſuchen.

Man ſieht alſo, nach einer philoſophiſchen Prüfung, hieraus: Wenn die Seele einmal in ein Gleichgewicht zwiſchen dem Vergnügen dieſes Lebens und der Hofnung der Zukunft geſezt iſt: ſo werden die gegenwärtigen Gegenſtände bald überwiegen, weil ſie viel häufiger auf die Waagſchale fallen. Unſere Achtung vor einem unſichtbaren Zuſtande wird jeden Augenblik ſchwächer werden, bis ſie zulezt alle ihre Lebhaftigkeit verlieret, und ganz unwirkſam wird.

Dieſer fürchterlichen Folge vorzubeugen, iſt die Waage in unſere Hände gegeben. Wir haben das Vermögen, das Gewicht auf eine Seite zu lenken, auf welche wir wollen. Die Bewegungsgründe zu einem heiligen Leben ſind unendlich. Sie ſind nicht geringer, als die Gnade oder der Zorn der Allmacht; nicht geringer, als die Ewigkeit einer Seligkeit, oder eines äuſſerſten Jammers. Allein, dieſe Bewegungsgründe können keinen Einflus in unſern Wandel haben, als wenn ſie unſere Aufmerkſamkeit gewinnen; die Geſchäfte aber, oder die Vergnügungen dieſes Lebens rufen allezeit durch entgegengeſezte Vorſtellungen dieſelben ab.

Die groſſe Kunſt der Gottſeligkeit alſo, und die Abſicht, in welcher alle Einrichtungen der Religion angeordnet zu ſeyn ſcheinen, iſt die beſtändige Erneuerung der Verbindungsgründe zur Tugend, durch eine freywillige geſchäftige Betrachtung unſerer Seele und der Vortreflichkeit, Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Tugend. Nach dem Verhältniſſe, wie dieſe Bewegungsgründe häufiger und williger überdacht werden, gewinnen ſie einen ſtärkern und anhaltendern Einflus, bis ſie mit der Zeit die herrſchenden Begriffe, die feſtgeſezten Gründe unſerer Handlungen und die eigentliche Probe werden, nach welcher wir jedes, was unſerer Beurtheilung vorgelegt wird, entweder verwerfen, oder annehmen.

Dieſe Veränderung, unſere Triebe zu erleichtern, iſt es nothwendig, daß wir die Verſuchungen der Welt, durch eine öftere Flucht von derſelben, ſchwächen. Denn ihr Einflus, der blos von ihrer Gegenwart herrühret, wird ſehr vermindert, wenn ſie der Vorwurf einſamer Betrachtungen werden. Ein beſtändiger Aufenthalt zwiſchen Geſchäften und Ergözlichkeiten müſſen unvermeidlich die Eindrüke der Frömmigkeit auslöſchen. Und eine öftere Verſezung unſerer ſelbſt in einen Zuſtand, wo dies Leben ſowohl, als das bevorſtehende, lediglich auf die Vernunft würket, wird die Religion wieder in ihr gehöriges Anſehen, auch ohne jene Erleuchtungen von oben zurükführen, deren Hofnung ich den Redlichen und Sorgfältigen nicht zu entziehen denke.

Dies iſt der Sieg über die Welt und über uns ſelbſt, der allezeit für die Vollkommenheit der menſchlichen Natur angeſehen iſt. Und eben dieſer kan nur durch eine ungekünſtelte Andacht, durch feſte Entſchlieſſungen, durch öftere Abſonderungē von der Thorheit und Eitelkeit, von den Sorgen des Geizes, und den Freuden der Unmäſſigkeit, von dem ſanften Geſange teuſchender Schmeichelei, und von dem verführeriſchen Anblike einer glüklichen Bosheit, erlanget werden.

Von der Gewalt der Neuigkeit.

Dulcique animos novitate tenebo.

Wenn ich die kleinen Käzchen ihre poſſierlichen Luftſprünge machen, und mit tauſend ſeltſamen Geberden ihre Freude zu erkennen geben ſehe, indem die alte Kaze mit einer ſehr erbaulichen Ernſthaftigkeit da ſizt, und ſich von allem, was vorüber geht, nicht ſtören läſt; ſo denke ich an die Urſachen dieſer verſchiedenen Gemüthsverfaſſungen in zwoen Creaturen, bei welchen ſich ſonſten kein ſichtbarer Unterſchied findet, als der Unterſchied des Alters: und ich bin faſt ſchlüſſig geweſen, zu beſtimmen, daß blos die Gewalt der Neuigkeit ſchuld daran ſey. Unter allen Gattungen von Thieren, ſcheinen diejenigen mit ihrem Zuſtande am vergnügteſten zu ſeyn, die die mindeſte Zeit in der Welt gelebet haben. Denn auſſer daß die Welt für einen neuen Ankömmling etwas Neues hat, welches die Sinne auf eine ſehr angenehme Art rühret; ſo iſt auch das Seyn an ſich ſelbſt, ohne eine gar zu groſſe Mannichfaltigkeit des Genuſſes, ſchon eine Empfindung eines Vergnügens. So bald das Alter aber ſich nähert, ſo ſcheint ein jedes Ding matt zu werden; den Sinnen ekelt vor ihren ehemaligen Ergezungen, und die Exiſtenz kömmet uns ungeſchmak und gleichgültig vor. Wir ſehen die Beſtätigung hiervon am menſchlichem Geſchlechte; ein Kind, welches von Schmerzen frei iſt, und ſich mit einer Abwechſelung von Spielwerken beluſtiget, ergezet ſich an der mindeſten Kleinigkeit. Nichts ſtöret die Luſt eines Knaben, als eine kleine Beſtrafung oder Einſperrung. Ein Jüngling mus ſchon ſtärkere Vergnügungen zu ſeinem Zeitvertreibe haben; ein Mann hat ſeine Luſt an dem Getümmel des geſchäftigen Lebens; er iſt mit dem Beſtreben nach Gütern und Ehrenſtellen angefüllet; und das hohe Alter endlich, welches zu dieſen Zerſtreuungen nicht mehr fähig iſt, wird ſich ſelbſt zu einer unerträglichen Laſt. Dieſe Verſchiedenheit kan man eines Theils auch der Lebhaftigkeit und Abnahme der Kräften des Verſtandes zuſchreiben; allein hauptſächlich wird ſie wohl darauf beruhen, daß, je länger wir in dem Beſize des Daſeyns geſtanden, je mehr verlieren wir die Empfindung davon; und je mehrere Zeitkürzungen ſind wir benöthiget, uns den Ueberdrus und Elend zu vertreiben, den es mit ſich führet. ꝛ ꝛ ꝛ Da nun die Neuigkeit nicht nur einen ſehr mächtigen, ſondern auch einen weitläuftigern Einflus hat; ſo haben die Sittenlehrer ſelbige ſchon vorlängſt als die Quelle der Bewunderung angeſehen, die nach dem Maas, wie wir mit den Gegenſtänden bekannter werden, abnimmt, und bei einer völligen Kenntnis gar verſieget. Das aber, dünkt mich, hat man noch nicht ſo allgemein bemerket, daß alle andere Leidenſchaften gleichfalls von eben dieſem Umſtande ſehr abhängen. Was iſt es anders, als die Neuigkeit, die das Verlangen erweket, die Luſt erhöhet, den Zorn reizet, den Neid ermuntert, und den Abſcheu verurſachet? Dieſer Urſache mus man es zuſchreiben, daß die Liebe beim Genuſſe erkaltet, und die Freundſchaft ſelbſt durch Zwiſchenfälle und Abweſenheit, dauerhafter wird. Daher lehret uns die Gewohnheit, auch ein Ungeheuer ohne Entſezen, und die bezauberndſte Schönheit ohne Entzüken anzuſehen. Diejenige Bewegung der Lebensgeiſter, darinnen die Leidenſchaft beſtehet, iſt insgemein eine Wirkung des Erſtaunens, und ſo lange dieſes währet, ſo vergröſſert ſie die Schönheit oder Häslichkeit des Gegenſtandes; wenn aber dieſe Bewegung nachläſt, (und ſie läſt mit der Neuigkeit zugleich nach) ſo ſtehen die Sachen in einem ganz andern Lichte, und rühren uns wohl gar noch weniger, als man es von ihrer wirklichen Kraft vermuthen ſollte; weil ſie uns vorher gar zu ſtark gerühret haben. ꝛ ꝛ ꝛ Es wird keine unnüzliche Arbeit ſeyn, wenn man unterſuchet, in wie weit die Liebe zur Neuigkeit, ein unvermeidliches Gewächſe der Natur ſeye, und in was für Abſicht ſelbige beſonders unſerm jezigen Zuſtande eigen iſt. Mir kommt es unmöglich vor, daß ſich ein vernünftiges Weſen an dem Beſiz irgend eines Guten ſollte genügen laſſen, ohne weiter zu begehren: Denn das Gemüth hat, nach den gröſten Befriedigungen, doch noch immer einen Begriff von einer Unendlichkeit von Dingen, die noch zurüke ſind, die es verdienen, daß man ſie kenne, und gegen derer Kenntnis es unmöglich gleichgültig ſeyn kan. So, als wenn ein Menſch in einer groſen Ebene auf einen Hügel klettert, ſein Geſichtskreis erweitert ſich, aber mit demſelben zugleich ſeine Neubegierde. Nach allem dieſem glaube ich nicht, daß derjenige den Zuſtand der Seligen ſchmälere, der ſich denſelben als ein beſtändiges Nachforſchen der Natur vorſtellet, und ſich der Ewigkeit in den unendlichen Vollkommenheiten des göttlichen Weſens nähert. Dieſer Gedanke enthält nichts, als was dieſen herrlichen Geiſtern Ehre bringet; wenn man nur voraus ſezet, daß ihr Verlangen noch mehr, nicht von einem Ekel deſſen, was ſie ſchon beſizen, herrühre, und daß das Vergnügen eines neuen Gutes, von ihnen nicht nach deſſen Neuigkeit, ſondern nach deſſen innerlichen und wahren Werthe, geſchäzet werde. Nach einer mehr als tauſendjährigen Bekanntſchaft mit den Werken GOttes, erfüllet die Schönheit und Herrlichkeit der Welt, dieſe ſeligen Geiſter, noch mit eben dem ergezenden Erſtaunen und mit eben der Ehrfurcht, als Adam damals empfunden, da er zum erſtenmale die Augen über dieſem herrlichen Schauſpiele eröfnet. Die Wahrheit beſtriket mit unerborgten Reizungen, und was einmal ein Vergnügen erweken können, das wird ſolches allezeit thun. In allem dieſem haben die Auserwählten einen unſtreitigen Vorzug vor uns, die wir einem ſchwachen und wankelmüthigen Gelüſten unterworfen ſind; ſo daß wir mit einem bewundernswürdigen Kaltſinne, die erſtaunlichen Werke der Allmacht anſchauen, und über den nichtigen Verſuchen der menſchlichen Geſchiklichkeit erſtaunen können; daß wir die erhabenſten und wichtigſten Betrachtungen in einem verborgenen Winkel des Gemüths verſteken, um einigen ganz unnüzen Begriffen Raum zu machen; ja daß uns endlich die Geſundheit ſelbſt zur Laſt wird, weil ſie nicht mit Schmerzen untermiſchet iſt, und daß wir die Kenntnis eines unſcheinbaren Schriftſtellers, dem abermaligen Leſen eines viel würdigern und berühmtern Scribenten vorziehen. Indeſſen verurſachet unſere Verfaſſung in unſerm gegenwärtigen Zuſtande ſehr viel Gutes. Sie hilft nicht wenig zur Aufnahme der Gelehrſamkeit; ſo, wie Cicero bemerket, daß nicht ſo wohl die Wichtigkeit der philoſophiſchen Unterſuchungen, als vielmehr ihre Neuigkeit, die Menſchen bewege, ſich dieſer mühſamen Arbeit zu unterziehen. Zur Jagd iſt Feld und Wild nicht genug; und ſo mus auch der Verſtand nicht nur einen unruhigen Hunger nach Wiſſenſchaften haben, um die Seele zu erheben, die in einem ſchläfrigen und unthätigen Zuſtande ſteht; es mus auch mit dem erſten Anblike der Wahrheit ein ungewöhnliches Vergnügen im Gemüthe verbunden ſeyn. Da nun dies Vergnügen, ſo lange es währet, auserleſen, aber vergänglich iſt, ſo wird das Gemüth gegen die erſte Kenntnis kaltſinnig, und geht zu neuen Entdekungen, in Hofnung das Vergnügen zu erneuren. Es geht mit dem Wiſſen wie mit dem Reichthume; das Vergnügen dabei beſteht mehr in ununendlichen neuen Zuſäzen, als in Betrachtung der alten Schäze. Es giebt einige Zufälligkeiten bei dieſer Gemüthsart,

art, wenn man ſich davor nicht in Zeiten hütet, inſonderheit aber eräugnet es ſich, daß wir aus gar zu groſſer Begierde nach Neuigkeiten, oftmals ungedultig werden, bei einer Frage, die viel Zeit erfordert, lange genug ſtehen zu bleiben; oder, welches noch ärger iſt, daß wir uns einbilden, eine Sache zu wiſſen, ehe wir ſie noch wiſſen, damit wir nur wieder zu etwas anderm ſchreiten können; und wie Locke ſagt: wir ſehen ein Bischen, muthmaſen viel, und ſo ſchreiten wir zum Schluſſe. ⸗ ⸗ ⸗ Noch ein Vortheil, den wir gegenwärtig von unſerer Liebe zur Neuigkeit haben, iſt, daß ſie alle die hochtrabenden Vorzüge der Menſchen vernichtet. Siehe nicht den, der über dir iſt, mit neidiſchen Augen an. Der Wohlklang der Titel, die treflichen Gebäude, ſchönen Gärten, vergoldeten Kutſchen und prächtigen Gefolge, was ſind ſie? Sie blenden eines jeden Augen, nur dem Beſizer nicht: für den, der daran gewohnt iſt, ſind es nichtswürdige Sachen; ſie erfüllen ihn nicht mit edlern Bildern, und ſchaffen ihm kein treflicher Vergnügen, als der Mittelmann haben kan, deſſen kleines Vermögen gerade hinlänglich iſt, ein ſtilles und ruhiges Leben zu führen. Jener geht ſo unachtſam in ſeine Staatszimmer, als dieſer in ſein ſchlechtes Stübchen. Die treflichen Schildereien, und das köſtliche Geräthe, ſind bei ihm verlohren; er ſieht ſie nicht: und wie kan es anders ſeyn, da die Gewohnheit verurſachet, daß eine unendlich herrlichere und vollkommnere Werkſtatt, und die ewigen Lampen des Himmels ſelbſt, unbemerkt und vergebens brennen, und die Sterblichen ihrer nicht gewahr werden? Dank ſey der Natur! die nicht nur dem Urſprunge nach, es mit allen ihren Kindern auf einerlei Art hält, ſondern auch durch die Kraft ihrer Wirkung, dieſe Gleichheit in groſem Maaſe erhält: Troz aller Sorgfalt der Menſchen, die gern einen künſtlichen Unterſchied einführen wollten. ⸗ ⸗ ⸗ Und iſt leztlich dieſe Liebe zur Neuigkeit, die uns alles, was wir ſchon beſizen, gleichgültig machet, nicht ein überzeugender Beweis eines künftigen Lebens? Entweder ein jeder Menſch iſt vergebens geſchaffen, oder dies iſt nicht die einzige Welt, für welche er gemacht iſt: denn man kan kein gröſſer Beiſpiel der Eitelkeit angeben, als das, dem der Menſch ausgeſezt iſt, daß er von der Wiegen an bis ins Grab mit lauter Schatten und Hofnung betrogen wird. Sein Vergnügen, welches nicht einmal ſehr wichtig iſt, fällt mitten im Genuſſe dahin, und die neuen Ergezungen entſtehen nicht plözlich genug, um nur ſein halbes Leben zu beruhigen. Wenn ich Leute ſehe, die ihrer ſelbſt überdrüſſig ſind, ſo bald ihnen nicht etwas vorkömmt, welches ſtark genug iſt, den gegenwärtigen Gedanken zu unterdrüken; wenn ich ſie vom Lande in die Stadt, und in groſſe Geſellſchaften, und von einer Compagnie zur andern ziehen ſehe, wie ſie beſtändig den Stand verändern, und ihrem Leben alle nur mögliche Abwechſelungen verſchaffen, ſo denke ich bei mir ſelbſt: Wahrhaftig! das Leben iſt eitel, und derjenige Menſch mus über alle Maaſen dumm oder von Vorurtheilen eingenommen ſeyn, der von der Nichtigkeit dieſes Lebens nicht ſchlieſſen kan, daß er zur Ewigkeit beſtimmet ſeye.

Die Betrachtung des Zukünftigen.

Nemo vir magnus ſine aliquo
afflatu divino unquam fuit.

Wir wiſſen, daß das gröſte Vergnügen, deſſen unſer Gemüth in einem ruhigen Zuſtande fähig iſt, kein anders, iſt, als das Leſen erhabener Gedanken, die uns von geiſtreichen und beredten Männern mitgetheilet worden. Eine ſolche Beluſtigung nun treffen wir in Cicerons philoſophiſchen Schriften an.

Wahr⸗

Wahrheit und Vernunft erſcheinen hier in einer ſo reizenden Kleidung, daß ſie auch durch den Zuſaz poetiſcher Erdichtungen, und durch die Gewalt eines wohlklingenden Sylbenmaaſſes, ſchwerlich eine gröſſere Anmuthung hätten erlangen können. Dieſer alte Schriftſteller, und noch ein gewiſſer neuerer, ſind mir dieſer Tagen in die Hände gefallen, und der Eindruk, den ſie bei mir zurük gelaſſen haben, hat mir vor jezo alle meine Luſtigkeit verderbet. Der neuere iſt der wunderwürdige Scribent, der Urheber der Erdbetrachtung. Die Materien, womit ſie mich beide neulich unterhalten haben, ſind ſehr nahe mit einander verwandt: ſie betreffen die Unterſuchung des Zukünftigen; und die Gedanken des leztern ſcheinen mir des erſten ſeine ſo weit zu übertreffen, als ihnen die Schrift und Offenbarung einen Vorzug gegeben. Wenn ich Luſt hätte, ſo würde ich jezo von nichts andern zu reden wiſſen; darum will ich ſtatt meiner heutigen Betrachtung nur eine Stelle aus dem erſteren überſezen, und einen Abſchnitt aus dem anderen abſchreiben. Cicero erzählet uns, daß Plato meldet, Sokrates habe nach empfangenen Todsurtheile, ſeine Richter folgendergeſtalt angeredet: Ich bin der gewiſſen Zuverſicht, ihr Richter, daß es mir zu meinem unendlichen Vortheile gereichet, daß mir jezo der Tod zuerkannt worden. Denn es mus nothwendig eins von dieſen beiden Stüken daraus folgen: Der Tod mus mich entweder aller meiner Empfindungen berauben, oder er mus mich in ein ander Leben führen. Werden mir alle Empfindungen beraubet, und iſt der Tod nichts anders, als ein tiefer Schlaf, ohne alle Träume, darinnen wir oft begraben gelegen: O Himmel! wie erwünſcht iſt es nicht, zu ſterben! Wie wenig Tage unſers Lebens können wir wohl einem ſolchen Zuſtande vorziehen! Iſt es aber wahr, daß der Tod nur ein Uebergang zu ſolchen Oertern iſt, wo diejenigen jezo wohnen, die vor uns auf der Welt gelebet haben: um wie viel glüklicher bin ich nicht, da ich von denen, die ſich hier Nächſten nennen, zu denen gehen ſoll, die es wirklich ſind, zu dem Minas, Rhadamantus, Anokus, und Triptolemus, und Männer daſelbſt anzutreffen, die in Gerechtigkeit und Wahrheit gelebet haben. Meinet ihr nicht, daß dieſes eine glükliche Reiſe ſey? Glaubet ihr denn, daß es nichts ſey, mit dem Orpheus, Muſäus, Homer und Heſiodus zu ſprechen? In Wahrheit, ich wollte dieſer Dingen wegen, wohl mehr als einmal den Tod leiden. Mit was für einem beſondern Vergnügen werde ich nicht mit dem Palamedes und Ajax, und vielen andern ſprechen, die, gleich mir, von unbilligen Richtern viel haben leiden müſſen. Ich werde die Weisheit desjenigen groſſen Prinzen unterſuchen, der ein ſo groſſes Kriegesheer wider Troja geführet; und mit dem Ulyſſes und Siſyphus, über ſchwere Sachen Unterredungen halten, wie ich hier im Umgange gethan habe, ohne in Gefahr zu ſeyn, darüber verdammet zu werden. Ihr aber, die ihr mich für unſchuldig erkläret, und frei geſprochen habet, laſſet euch vor dem Tode nicht bange werden. Einem rechtſchaffenen Mann kan weder im Leben noch im Tode, etwas übels widerfahren. Seine Sachen ſtehen allemal unter der Aufſicht der Götter; und ich glaube es weder, daß das Schikſal, welches mir ſelbſt heute begegnet iſt, mir von ungefähr zugeſtoſſen ſey; noch habe ich es nöthig, ſonſt etwas, entweder wider meine Richter oder Ankläger zu ſagen, als daß ſie gedacht haben, ſie thäten mir ein Ubel an. Allein, ich halte euch zu lange auf: es iſt Zeit, daß ich mich zum Tode, ihr aber euch zu denen Geſchäften des Lebens verfüget. Wer es dabey von uns beiden beſſer haben wird, das iſt den Göttern, aber keinem ſterblichen

Menſchen bekannt. Der göttliche Sokrates, wird uns hier in einer, ſeiner Weisheit und Philoſophie anſtändigen Geſtalt, vorgeſtellet, ja die ſich für den gröſeſten Mann, der jemals gelebet hat, geſchiket. Allein die Betrachtung des neuern Scribenten handelt von keiner geringern Sache, als von der Auflöſung der Natur. O wie preiswürdig iſt doch die alte Zeit derjenigen groſen Männer, die ihre Zeit auf ſolche Betrachtungen verwandten, dadurch dieſe unſere Dauer, ſie ſey nun was ſie wolle, zu einer Vorbereitung zum Himmel wird. Er hat, nach dem Lichte der Vernunft und Offenbarung, die ihm aufs kläreſte geſchienen, die Wege der Allmacht gezeichnet. Er hat, mit einem himmliſchen Ehrgeize, ſo fern derſelbe mit Demuth, und Ehrfurcht beſtehen kan, die Spuren der Vorſehung, von der Schöpfung an, bis zur Zertrennung der ſichtbaren Welt, unterſuchet. Wie angenehm mus nicht die Betrachtung geweſen ſeyn. dadurch er wahrgenommen, daß Natur und Vorſicht einerlei Weg gehen; daß die phiſikaliſche und moraliſche (die körperliche und geiſtliche) Welt, einerlei Bahn laufen; dadurch er wahrgenommen, daß das Paradis, und ein ewiger Frühling der Siz der Unſchuld geweſen; unordentliche Witterungen aber und finſtere Wolken das Antheil des Verderbens, und Laſters geworden. Nachdem nun dieſer wunderwürdige Scribent, alles Vergangene und Zukünftige durchgelaufen hat, welches die bewohnte Welt angeht, und ihre ganze Oberfläche durchgezogen iſt: wie hätte wohl ein Schuzengel derſelben, der ihr in allen ihren Laufkreiſen und Veränderungen gefolget iſt, bei Niederlegung ſeines Amtes, mit mehrern Nachdruke davon ſprechen können, als unſer Schriftſteller thut; wenn er, wie es in der That ſcheint, dieſer unſerer Weltkugel, in Anſehung des Zuſtandes, darinnen ſie einmal geweſen iſt, folgende Leichenrede hält: „Laſſet uns nur, wenn es euch beliebt, von dieſer Materie Abſchied nehmen, und bei dieſer Gelegenheit über die Eitelkeit, und vergängliche Pracht dieſer bewohnten Welt unſere Betrachtungen anſtellen. Wie leicht werden doch durch die Gewalt eines Elementes, welches über die andern losbricht, alle Eitelkeiten der Natur, alle Werke der Kunſt, alle Beſchäftigungen der Menſchen zu nichts gemacht! Alles, was wir vorhin, als groß und herrlich bewundert, und angebethet haben, wird vertilget, und vernichtet; und eine ganz andere, ebene, einträchtige, und ſich durchgehends ähnliche Geſtalt und Forme der Dinge bedeket den ganzen Erdboden. Wo ſind nun die groſſe Reiche der Welt, und ihre groſen Reſidenzſtädte? Wo ſind ihre Säulen, Siegeszeichen, und Ehrenmählen? Zeige mir, wo ſie geſtanden; lies die Aufſchrift, nenne mir die Siegesnamen. Was für Uberbleibſel, was für Spuren und Unterſchied ſieht man in dieſem feurigen Klumpen? Rom ſelbſt, das ewige Rom, die groſſe Stadt, die Beherrſcherin der Welt, deren Herrſchſucht und Aberglauben, in alten und neuern Zeiten, einen groſſen Theil von den Geſchichten dieſer Erdkugel ausmachet; was iſt aus ihr geworden? Sie legte ihre Grundſteine tief, ihre Palläſte waren ſtark und koſtbar. Sie rühmte ſich ſelbſt, und lebte wollüſtig, und ſprach in ihrem Herzen: Ich bin eine Königinn, und werde keinen Kummer haben. Aber ihre Stunde iſt gekommen; ſie, ihre Monarchie iſt von dem Angeſichte der Erden vertilget, und in eine unendliche Vergeſſenheit vergraben worden. Allein, nicht nur die Städte, und die Werke menſchlicher Hände; ſelbſt die unvergänglichen Hügel, die Berge und Felſen der Erden ſind wie Wachs von der Sonnen geſchmolzen, und ihre Stätte iſt nicht

" mehr zu finden. Hier ſtunden die Alpen, die Laſt der Erden, die ſo manches Land bedekten, und ihre Arme von dem Ocean bis zu dem ſchwarzen Meere erſtrekten. Dieſer hohe Klump von Steinen iſt zergangen, und wie eine dünne Wolke im Regen zerfloſſen. Hier ſtunden die Africaniſchen Berge, und der Atlas, deſſen Gipfel über die Wolken gieng. Hier war der befrorne Caucaſus, der Taurus und Imaus, und die Aſiatiſchen Gebürge; ja weiter nach Norden ſtunden die Riphäiſchen Hügel, in Eis und Schnee gekleidet. Dieſe alle ſind verſchwunden, und wie der Schnee auf ihren Häuptern weggetröpfelt. Groß und wunderbar ſind deine Werke! Gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Heiligen, Halleluja! „

Anzeigung ſicherer Mitteln, wider die Kälte und Froſt ſowohl, als für dem Erfrieren der Glieder ſich zu verwahren. Und von den Urſachen, warum das Frauenzimmer eine gelbe Haut, und dergleichen zu bekommen pflegt, nebſt denen dafür dienlichen Mitteln.

Die Königlich-Schwediſche Akademie hat der Kälte, Froſts und des Erfrierens wegen, eine beſonders merkwürdige und überaus nüzliche Abhandlung, aufgeſezet, und in ihren gedrukten Sam̄lungen des 3ten Bands p. 319. hinlänglich bekannt machen laſſen. Wir werden uns begnügen, das was nach obigen Artikel weitläuftig angeführt worden, unſern Leſern hier in möglichſter Kürze hievon mitzutheilen: Das Mittel, beſtehet in Talk, oder auch nur Hirſchinſchlitt, womit man die Naſen, Lippen, und die der Kälte blos geſtellte Theile, einzuſchmieren pflegt; denn dieſe Fettigkeit widerſtehet nicht allein der ſcharfen beiſſenden Luft, ſondern auch der Näſſe oder Feuchtigkeit, als welche leztere mehr Schaden bringet, als die Kälte ſelbſt.

Es könnten auch die Füſſe, wann man im Winter zu Pferde über Land reiſen mus, gegen die Kälte verwahret werden: daß man ſelbige bei der Wärme mit Talk oder Inſchlitt einſchmieret.

Die Kälte thut an der Haut den nemlichen Effect, als das Feuer. Es entſtehen ebenfalls davon Blaſen, welche groſſen Schmerzen verurſachen. Die Indianer, und beſonders die Africaner, beſchmieren ſich mit Fette gegen die Sonnenhize, und die in den kalten Nordländern wollen ſich gegen die Kälte ebenfalls mit Fett verwahren.

Die Africaner werden von dem Schmieren mit Fett ſchwärzer, und man hat obſerviret, daß wann die, unter ihnen ſich aufhaltende Europäer ſich vor der brennenden Sonnenhize zu beſchüzen, dergleichen thun, daß ſelbige ebenfalls bräuner werden, als andere, welche dieſes nicht prakticiren.

Wir ſehen alſo daraus, daß die Fettigkeit, ſowohl gegen die Hize, als gegen die groſſe Kälte verwahre; und ſiehet, oder findet man lezteres an denen Wallfiſchen, welche wegen der Hize ihres Fettes ſich lieber in dem kalten Eismeer, als in denen Gewäſſern, welche unter einem warmen Himmelsſtrich liegen, ſich aufhalten.

Aus vorhergehendem kan man ſehen, wie unnüzlich, ja wie ſchädlich es ſeye, wann Dames, um die Haut zart zu erhalten, ſich mit allerhand Pomaden, beſonders, wann es im Sommer geſchiehet, beſchmieren. Dann die Fettigkeit machet bei der Sonnenhize gelb, ja ſo gar der fette Schweis, welcher aus der Haut dringet, hilft dazu.

Deswegen thut man ſehr wohl, daß man ſolchen fetten Schweis, vermittelſt eines zarten Papiers, dergleichen zwiſchen denen reichen Indianiſchen Etoffen lieget, oder mit feinem braunen franzöſiſchen Papier öfters abwiſchet, und, wann ja das Angeſicht von der erſten Sonnenhize oder ſtarken Luft gebrannt worden; ſo kan man zwar Abends vor Schlaffengehen dergleichen angerühmte Brand- oder Hauptpomade gebrauchen, aber morgens, ehe man in die Luft gehet, mus man ſich mit oben gemeldtem feinen Papier wiederum abwiſchen, will man anderſt nicht als ein wohlbeſchmierter oder mit Fett beträufter Braten gelb und braun werden.

Wir wollen von der ſchädlichen Wirkung des Froſts und Erfrierens in nachfolgenden Blattern was mehrers abhandeln, bei Erörterung der Frage: Was es mit dem ſogenannten Froſt in Händen und Füſſen, als Winterbeulen, eigentlich für eine Bewandnis habe; und warum ſie ſich am Winter wieder einſtellen? nebſt den dargegen dienlichen Mitteln.

Die Urſachen, was es mit dem ſogenannten Froſt in Händen und Füſſen eigentlich für eine Bewandnis habe? Warum ſolche Beſchwerlichkeit, wenn man ſie erſt einmal gehabt, ſich nachher alle Winter wieder einfinden? nebſt denen dienlichen Mitteln, für Froſt, Winterbeulen, Leichdorn ꝛc.

Dieſes Gebrechen wird bekannter maſſen nie anders geſpührt, als zur Winterzeit; deswegen es an manchen Orten mit Recht Winterbeulen heist: Sodann wird es auch nur empfunden, wenn es frieret, und man ſich eine geraume Zeit in der froſtigen Luft aufgehalten hat. Je ſtärker anbei die Kälte iſt, um deſto geſchwinder und heftiger zeigt ſich der Froſt an den Gliedern. Es fällt demnach bald in die Augen, daß die Kälte des Froſtes die einzige äuſſerliche Urſache des Uebels iſt: und ich zweifle gar nicht, wenn jemand lieber den nach der Kunſt angeſtellten Verſuchen oder Experimenten, als den natürlichen Wahrnehmungen glauben, und z.E. in der warmen Stube durch Salpeter, Salmiac und dergleichen eine genugſame Zeitlang an ſeinen Händen oder Füſſen einen künſtlichen Froſt ſchaffen wolte; er würde gleiche Wirkung verſpüren.

Bei Entſtehung dieſes Uebels empfindet man in den leidenden Gliedmaſſen erſtlich eine durchdringende Kälte, darauf eine Steifigkeit und Erſtarrung, ferner ein Stechen, Reiſſen, Juken, Röthe, Brennen, Geſchwulſt, blauſchwarze Farbe, aufgeſprungene Rizen, endlich eine gänzliche Erſterbung, Abfaulung, oder offene ſtinkende Geſchwüre: welche und dergleichen Zufälle nach dem verſchiedenen Grade des Uebels ſich verſchiedentlich zeigen, und ſelbſt nach den Umſtänden verſchiedene Grade der Heftigkeit haben. Alſo bleibt es zuweilen nur beim Juken, das aber oft ſehr ſtark iſt, wenn es an empfindlichen Theilen ſtekt, z. E. an den Zehen oder Abſaze.

Die erzählten Zufälle geben zu erkennen, daß an dem leidenden Orte etwas ins Steken gerathen iſt, ſo nachgehends immer mehr und mehr von der natürlichen Beſchaffenheit abweicht und verdirbt. Wie denn auch dieſes die eigentliche Wirkung der Kälte, vorab des Froſtes, als des höchſten Grades derſelben, iſt, daß ſie zuſammen drükt, und die fähigen Säfte aus der Flüſſigkeit in das Erſtarren oder Gerinnen verſezt, wie Eis, Schnee und dergleichen lehren. Juken, Schmerzen, widernatürliche Röthe, Geſchwulſt u. ſ. w. ſind die unzertrennlichen Gefährten eines Bluts, das an nervöſen oder empfindlichen Theilen in ſeinem ordentlichen freien Laufe durch einigen Widerſtand, es mag nun eine Verſtopfung, Druk, Zuſammenziehung, Spannung, oder ſonſt was ſeyn, gehindert und gehemmet wird; wozu hier auch die ſalzigten und fetten Säfte das ihrige mit beitragen. Denn an der Haut, dem Hauptſize des Gefühls, wird von dem Blute beſtändig eine wäſſerichte Feuchtigkeit, auch etwas ſalzigte und fette Materie ausgeworfen, wie die ſogenannte unmerkliche Ausdünſtung und der Schweis ſchon genug beweiſen. Solche Materie iſt auch ſtets in ziemlicher Menge unter dem Oberhäutchen, Epidermes, oder Cuticula, gegenwärtig. Nun iſt bekannt, daß eine ſolche Feuchtigkeit und Materie zum Gefrieren fähig iſt: und daß ſie in der That gefrieret, lehret der Augenſchein, wenn man Gelegenheit hat, die Sache näher zu betrachten, ſonderlich in den kalten Nord- und Oſtlichen Ländern, wo der Othem vor dem Munde gefrieret. Bei ſtarkem Froſte, ſchreibt Peter von Haven a), reiſete ich in einem offenen Schlitten mit bloſſen Ohren, (etwa eine oder anderthalb Meileweges) da ich aber in die Stube kam, worinn ich zu verrichten hatte: ſo fiengen meine Ohren an aufzuſchwellen, da denn ich ſowohl, als die andern gleich gewahr wurden, daß die Ohren ganz ſchneeweis vom Froſte waren. Was iſt dies anders, als die zu Schnee gefrorne Feuchtigkeit der Ohren? Fabricius von Hilden berichtet b), daß jemand, der in den Nordländern gereiſet, einmal auf dem Wege einen Wandersmann angetroffen, der von Kälte ganz ſteif, und faſt tod da gelegen. Er habe ihn auf ſeinen Wagen genommen, und mit ſich in die Herberge geführt; worauf der Wirth alſofort den Mann in kaltes Waſſer geſtekt, und ſodann wäre der Froſt überall an ſeinem ganzen Leibe dergeſtalt herausgedrungen, daß er anzuſehen geweſen, als wenn er mit Eiſe überzogen, oder mit einem eiſernen Küriſſe bekleidet wäre. Dieſer Zuſtand kan demnach in ſofern wohl verglichen werden mit den erfrornen Früchten, worinn man die Stükchen Eis ſichtbarlich wahrnimmt: Und haben alſo die Teutſchen den rechten Namen erwählt, indem ſie es den Froſt nennen.

Wir haben nun die materielle und nächſte Urſache des Gebrechens, nemlich die mehr oder weniger, tiefer oder mehr an der Oberfläche, gefrorne Feuchtigkeit an der Haut: und iſt nicht nöthig, mit einigen anzunehmen, daß aus der gefrornen Luft gewiſſe ſcharfe Stükchen in die Haut dringen und dieſen Zuſtand verurſachen; wobei man doch nicht ſiehet, wie ſolche Dinge hineinkommen können. Eben ſo wenig iſt zu glauben, daß das eigentlich ſogenannte Blut ſelbſt gefrieren, oder gar im ganzen Leibe bei noch währendem Leben gerinnen oder erſtarren könne, und dadurch die Art des Todes, welche man das Erfrieren nennet, erklärt werden dürfe: welches jedoch auszuführen, hier nicht der Ort iſt. So wie ich ebenmäſig an ſeinen Ort geſtellet ſeyn laſſe, auf was für eine Art und Weiſe die Kälte den Froſt in der Natur bringet, und ob ſie nur in dem bloſſen Mangel der Wärme, oder in einem ſelbſtwirkenden Weſen beſtehet? Nur bemerke, daß in dem Oberhäutchen keine eigentliche Blutgefäſſe ſind, worinn vermittelſt des bewegten Bluts die Wärme ſo viel länger ſich halten könte. Hernach, da der kalte Luftkreis die Oberfläche des Leibes zunächſt, und die bloſſen Gliedmaſſen unmittelbar umgiebt; ſo dämpfet daſelbſt die Materie der Wärme in deſto gröſſerer Menge aus, je kälter die ſie umgebende Luft iſt; ſintemal die Erfahrung lehrt, daß ein gleiches auch ſonſt in der Natur geſchicht. Endlich bemerke, daß im Gegenſaz der feſten Theile nicht ſo viel Blut in den äuſſerſten Gliedmaſſen iſt, als anderswo, mithin auch nicht ſo viel Wärme daſelbſt ſich findet, die mit den Wirkungen der Kälte das Gleichgewicht halten konnte. Je mehr nun bei ſo bewandten Umſtänden das natürliche Feuer entweicht, um ſo viel nachdrüklicher zeigt ſich die gegenſeitige Wirkung, der Froſt.

---

a) Reiſe in Rusland, Coppenhagen 1744. in 8vo, Seite 451.

b) In ſeinem Buche vom heiſſen und kalten Brande im 10. Cap.

Auch folget, daß diejenigen, bei welchen ſich die zum Gefrieren tüchtige Säfte in gröſſerer Menge finden, auch den Froſt am meiſten ausſtehen müſſen: welches mit der Erfahrung übereinſtimmt.

Man begreift nunmehro leicht, warum Naſen und Ohren, wenn ſie entblöſſet ſind, von dem Froſte am erſten angegriffen werden: und daß die Hände dieſem Uebel am meiſten deswegen unterworfen zu ſeyn pflegen, weil man ſelbige am wenigſten zu bedeken gewohnt iſt; die Füſſe aber noch mehr deswegen, weil ſie den kalten Fus- oder Erdboden zunächſt berühren, das Blut daſelbſt minder warm iſt, und die Beine nicht bequemlich ſo warm gehalten werden können, als andere Gliedmaſſen. Weil denn die Füſſe dieſe Beſchwerlichkeit am öfterſten erfahren, ſo hat ſie davon den Namen Perniones bekommen; denn das Grundwort Perna oder Pferna bedeutet im Griechiſchen urſprünglich die Ferſe, und überhaupt das äuſſerſte an einem Dinge. Indeſſen läſt ſich der Froſt vielleicht eben ſo oft, wo nicht öfters, an der groſſen Zehe, als an der Ferſe ſpühren. Es kommen aber bei den Händen und Füſſen, auſſer den ſchon gedachten, noch andre Umſtände zu Schulden, davon bald hernach. Man will auch bemerkt haben, daß die Schamglieder dieſem Gebrechen unterworfen ſind, wenn nemlich die ſtrenge Kälte dahin kommen kan.

Die Oerter, wo die gefrorne Säfte ſteken, werden nothwendig zur Bewegung ungeſchikt, oder werden ſteif und ſtarr: Und weil ſie zugleich die nahen Oerter drüken, ſo vermindert ſich auch in dieſen die Beweglichkeit; zumal, wo die zuſammendrükende ſtrenge Kälte noch dazu kömmt. Denn die Tüchtigkeit ſich zu bewegen, beſtehet theils in der Biegſamkeit der zarten Faſerchen, theils in dem Zufluſſe dünner Feuchtigkeiten: beides aber leidet in dem Froſte.

Wenn die Säfte in der Haut gefroren ſind, und man wird wieder warm, oder kömmt an einen warmen Ort; ſo entſteht von der Bewegung des Bluts gegen die gefrornen Oerter und von der angehenden Ausdehnung der ſtarrenden Säfte eine Röthe, Geſchwulſt, Juken, u. ſ. w. So hat ſchon vorlängſt Hippocrates c) angemerkt, daß man dergleichen nicht eher verſpühret, als bis der Ort wieder warm wird. Wenn demnach die erfrornen Glieder ſogleich in eine merkliche Wärme gebracht werden, ſo thauen die geronnenen Säfte zwar wieder auf: allein, durch die ſtarke und ſchleunige Veränderung verderben ſie zugleich, und ſezen den Ort in Fäulnis; eben ſo wie ein gefrorner Apfel faulet, wenn er plözlich in die Wärme gebracht wird: welches aber nicht zu befürchten iſt, wenn er erſt in kaltes Waſſer gelegt wird. Man ſiehet hieraus, was für eine ſchädliche Gewohnheit es ſey, wenn man aus der ſtrengen Kälte ſofort zum heiſſen Ofen läuft, die erfrornen Hände dagegen hält, und die Füſſe daran ſezt. Dieſes iſt ohne Zweifel eine wichtige und gemeine Urſache, warum der Froſt bei vielen an den eben genannten Gliedmaſſen ſich in böſe Geſchwüre verwandelt.

Daß nun ein ſolcher Zuſtand, nachdem man ihn einmal erfahren, ſich nachher alle Winter wieder einfindet, welches der Vorwurf der zweiten Frage war; ſolches rühret überhaupt und vornemlich wohl daher, weil dieſelbigen Urſachen ſich wieder einfinden, einerlei Urſachen aber einerlei Wirkungen haben: Wie dieſes auch in andern Krankheiten zu geſchehen pflegt, zu welchen man eine angebohrne Neigung hat, und die gewiſſe Zeiten halten, inſonderheit die von der Witterung oder den abwechslenden Jahreszeiten erregt werden; von welchen der unſterbliche Hippocrates ein langes Regiſter in dem dritten Buch der Aphoriſmen erzählt. Wer ſpührt z. E. nicht den Schnupfen beim Wechſel der warmen Witterung in die kalte, wenn jemand von Natur viel Ma-

terie

---

c) de Veteri Medicina, Sectione 29. num. 28.

terie des Schnupfens bei ſich führt, und die Veränderung des Wetters leicht empfindet? Wem thun nicht die Krähenaugen wehe bei einfallender feuchten trüben Luft? Vorab wenn ein Ort des Leibes entweder von Natur, oder durch bereits ausgeſtandene Krankheiten eine beſondere Schwäche bekommen hat, daß er die ſchädlichen Urſachen nicht kräftig abwehren kan; ſo führt er daſelbſt einen immerwährenden ſogenannten Gliederkalender; z. E. wer einen Beinbruch, oder eine ſchwere Verlezung der Hirnſchale erlitten hat. Wenn alſo bei jemand eine Menge wäſſerichter Säfte ſich an der Haut zu verſammlen pflegt, die Haut dabei zart iſt, oder gar eine ſchlimme aufgebrochene Froſtbeule, groſſe Verwüſtung in einem Theile ausgerichtet hat, und die neugewachſenen Faſern und Röhren noch nicht zu der gehörigen Veſtigkeit gediehen ſind; wer begreift denn nicht, daß die wiederkommende froſtige Winterluft auch das vorige Uebel wieder mitbringen müſſe? wenn ſonſt nicht durch die gute Vorſicht, und zureichende Mittel der neue Ausbruch verwehret wird.

Es ſind einige, die in dieſer Sache, wie in andern, eine tiefere Einſicht zu haben meinen, und eine gewiſſe Reminiſcentiam Vitalem, eine mit dem natürlichen Leben verknüpfte Erinnerung annehmen, kraft welcher ein geiſtiges Weſen, (denn ein ſolches mus es wohl ſeyn, weil eine Erinnerung ſtatt haben ſoll,) ſich der im vorigen Winter geäuſſerten Krankheit, um die wiederkommende gleiche Zeit erinnert, und ohne materielle Urſache die nemliche Krankheit wieder erzeuget d). Fragt man, wie geſchicht das? ſo iſt die Antwort, der Geiſt, oder die Seele, fühlt mit Verdrus die andringende ungewohnte Kälte, ziehet ſich deswegen zurük, und alle Faſern in krauſen Runzeln zuſammen, ja läuft ſodann ſpornſtreichs in ſeine innerſte Burg, das groſſe und kleine Gehirn ſamt dem Rükemarke, verläſt indeſſen ſeine Wirkung in den äuſſeren Gliedern e).

Allein, es herrſchet erſtlich ein billiger Zweifel, und ſcheinet es einer Chimäre ähnlich, daß dieſes Uebel ſich ohne materielle Urſache entſpinnen könne; da wir vielmehr genug materielle Urſachen wirklich antreffen. Fürs andre, wenn ſchon ein immaterielles Weſen, und die daher entſpringende Lebenskraft, in der Krankheit mit leidet; ſo iſt ſolches doch eigentlich nur eine Folge der Krankheit, nicht aber eine wirkende Urſache. Endlich, wie wird die Sache dadurch deutlicher gemacht, wenn man ſpricht, die Seele, oder der von ihr abhängige Lebensgeiſt, erinnert ſich, daß voriges Jahr um dieſe Zeit der Froſt in den Händen oder Füſſen geweſen, er ziehet ſich deswegen, um dem unangenehmen Gefühle zu entfliehen, zurük, die Faſern werden kraus, und ſo entſtehet von neuen die Winterſucht? Sollen dieſe Redensarten einerlei bedeuten mit denen, die von materiellen oder körperlichen Dingen hergenommen werden? oder ſind es leere Töne? Wenn der furchtſame Geiſt durch ſeine Retirade das Uebel verurſacht, könte man ihm denn nicht einen Muth einſprechen oder machen, daß er feſten Fus hielte und ſich nicht jagen lieſſe? Mögte man auch lieber ſagen, wenn man nicht weiter kommen kan, es iſt eine occulta qualitas? Wenn auch die Erinnerung des gehabten Schadens dieſen wieder hervor brächte, ſo wäre wohl ſchlechte Hofnung, durch bequeme Mittel zu verhindern, daß er nicht wiederkäme: welches aber doch möglich iſt, wie wir in der Folge ſehen wollen.

Nemlich das dritte Stük betrift die Mittel die Froſtbeulen abzuwehren. Da das Uebel darinn beſteht, daß die Feuchtigkeit an der Haut von der ſtrengen Kälte oder froſtigen Luft gefriert und die Faſern ſtarr werden; ſo kömmt, zu Verhütung deſſen, eher als es wirklich geſchicht, alles darauf an, daß die Haut in den Stand ge-

---

d) Man ſehe z. E. Hrn. Profeſſor Junkers Diſputation de Pernionibus §. 7.

e) Profeſſor A. Q. Rivinus Diſp. de Frigoris Damno, §. 22. und 33.

ſezt wird, daß die Kälte nicht die Oberhand bis zum Gefrieren gewinnen kan. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Gliedmaſſen nicht durch unnöthige Erkältung ſchwächen oder verderben müſſe, wie z. E. die Jugend oft thut, indem ſie mit den Füſſen im Schnee, Eiſe, und halbgefrornem Waſſer herumwatet: Ingleichen, daß die Glieder durch tüchtige Bedekungen oder Kleider möglichſt beſchüzet werden müſſen. Weil aber dieſes nicht allemal zureichend ſeyn will, ſo iſt ein kräftiges Mittel, dem Froſte zu wehren, wenn man bei eintretender Winterluft in die Gefahr habende Glieder durchdringende Oele einreibt, wie etliche zu thun pflegen, wenn ſie bei Froſtwetter reiſen müſſen. Dieſes nahm der geſchworne Erbfeind der Römer, Hannibal, wohl in acht, als er um die Zeit des kürzeſten Tages, in einer ſehr kalten Gegend, bei ſtrengem Froſte und Schneeregen ſchlagen wolte. Denn er lies vorher. nebſt guter Speiſung, Oel unter ſeine Soldaten austheilen, womit ſie die Gliedmaſſen und Gelenke wohl ſchmieren muſten. Als er darauf die Römer, die noch nüchtern waren, ins Feld gelokt hatte, und zwar durch einen eiskalten Flus, durch welchen ſie bis an den Gürtel waten muſten; ſo waren dieſe bereits halb erfroren, ehe der Tanz recht angieng, hingegen die Leute des ſchlauen Africaners hatten ſchmeidige und warme Glieder, und jagten mit dem kalten Eiſen einer groſſen Menge Römer die noch übrige Lebenswärme völlig aus dem Leibe heraus f).

Zu ſolchem Gebrauche wider den Froſt iſt ſonderlich gut das Petroleum, Peteröl, Steinöl: ingleichen Terpenthinöl. Dieſe können ebenfalls mit Blaſen oder Papier übergelegt werden: und helfen ſodann auch, wenn der Ort bereits ſchwillet, ja gar ſchon Rizen oder Löcher bekömt. Das Rüböl iſt gleichfals ſehr gut, und kan mit obigen vermiſchet werden. Auch hilft, wenn die Hände oder Füſſe mit Gänſefett oder Schmalz geſchmiert werden. Paracelſus g) verſichert, es ſey nichts beſſer, als die Glieder mit drei oder vierdoppelt zuſammengelegtem Papiere, das aber keine Löcher haben mus, zu umwikeln: ſolches übertreffe alle Lederpelze und Linnentücher. Welches auch guten Grund hat: indem es, wie die Oele und Fettigkeiten, die Luft abhält, und verhindert, daß die innerliche Wärme nicht ausdämpfet. Rodericus von Fonſeca h) erzählt, daß die Barfüſſermönche beim Anfange des Winters die Füſſe mit dem abgekochten rothen Weine von arianiſchen Kräutern, namentlich Brenneſſeln, Rosmarin, Thymian, Raute, Polei, Calaminthen oder Akermünze, baden, und dadurch ſich vor dem Froſte verwahren. Man rühmt auch nicht ohne Grund, die Fusſoken und Strümpfe mit Brantewein anzufeuchten. Libavius i) ſchreibt, wenn den Kindern, vor dem vierten Monate des Alters, die hohlen Hände und Fusſohlen mit dem ausgepreſten Safte von Wermuth, gerieben würden; ſo hätten ſie ihr Lebelang keine Gefahr vom Froſte zu fürchten. Endlich ſiehet man leicht, daß die Bewegung der Glieder, durch Reiben, Gehen, und dergleichen ſehr dienlich iſt, den Froſt abzuhalten, auch wenn er ſich bereits ſpüren läſt: Ingleichen, daß man nicht nüchtern in die groſſe Kälte ſich wagen müſte, ſondern den Leib vorher durch kräftige Speiſen ſtärken und erwärmen.

Wofern aber der Leib oder ein Glied ſchon gefroren iſt, ſo mus man ſich hüten, daß man nicht alsbald zu der äuſſerlichen

Wärme

---

f) Livius Hiſtor. Lib. 21. Cap. 54. 55.

g) In ſeiner groſſen Wundarznei, 1. Buch, 3. Tractat, 12. Cap.

h) In ſeinen Conſultationibus Medicis, Tomo 1. Conſult. 12.

i) In der Praxi Alchemiæ, pag. 106. Edit. Francofurt. 1604. in 8.

Wärme gehe, wie bereits oben angezeigt werden. Eben dadurch verlieren viele in Ruesland Naſen und Ohren, weil ſie ſich ſofort aus der groſſen Kälte in die groſſe Hize der Stuben begeben; wie Straus k) anmerkt. Im Gegentheil müſſen die gefrornen Säfte erſt durch kalte Feuchtigkeiten, kaltes Waſſer, Schnee, u. ſ. w. gemildert, und zur Auflöſung zubereitet werden. Denn dergleichen Dinge, wenn ſie flieſſend, ſind nicht ſo kalt als die gefrornen Säfte; wie ſie denn auch den erfrornen Gliedern warm vorkommen. Die Nordländer pflegen aus der Kälte nicht eher ans Feuer oder in die warme Stube zu gehen, als bis ſie die Hände und Füſſe, Naſe und Ohren, tapfer mit Schnee gerieben, oder in kaltes Waſſer geſteckt haben l) Man reibt aber die Glieder mit Schnee ſo lange, bis ſie warm werden m) Peter von Haven n) muſte ſofort wieder aus der warmen Stube in den Hof gehen, und die Ohren mit Schnee und einem wollenen Lappen reiben, hernach ſolche Tag für Tag, und öfters mit Franzbrantewein baden laſſen, bis daß ſie endlich eine neue Haut bekamen, und wieder geheilet wurden. Rivinus o) rühmt ungemein zum Zertheilen ein Fusbad von abgekochten Agrimonien, Yſop und Majoran. Foreſt p) führt an, daß die gemeinen Leute die abgezogene Haut von einem geräucherten Heringe oder Biklinge mit Nuzen auflegen. Fallopius, der alle Jahre von dem Froſte an den Füſſen viel ausſtehen muſte, ward davon befreiet durch das Bähen mit warmer Aſche q). Andre legen Sauerteig oder Biergäſt auf, um den Froſt heraus zu ziehen.

Wenn der Froſt aufbricht, ſtöſt man gefrorne Rüben klein, und legt ſie auf. Wozu auch Lein- oder ander gelindes Oel, ungeſalzene Butter, u. d. gl. gemiſchet, und über dem Feuer daraus eine Salbe gemacht werden kan. Es wird eine Lauge von Birkenholzaſche und Waſſer ohne Feuer bereitet, und daraus mit zugemiſchtem Meele ein Teig verfertigt, dieſer viele Tage übergeſchlagen, und wenn die offene Stellen gereiniget ſind, laſſen ſie ſich durch einen Breiumſchlag von gekaueten Erbſen bald heilen. Die Lappen ſteken ein glüendes Eiſen in einen Käſe, das Oelichte, was nach wieder ausgezogenem Eiſen herauströpfelt, ſchmieren ſie auf die Glieder, und heilen ſelbige dadurch mit unglaublichem Effect r). Oder man ſchneidet Scheiben von dem Käſe, machet ſie heis, und legt ſie auf. Doch, ich komme zu weit, da ja nur gefragt worden nach den Mitteln, wodurch der Froſt verhütet und ihm vorgebauet werden könne, nicht aber, wie er zu heilen, wenn er bereits aufgebrochen, und ſchlimme Geſchwüre entſtanden ſind. Dieſes und was ſonſt noch zu der völligen ſo innerlichen als äuſſerlichen Cur der Erfrornen gehöret, mus meines Bedünkens den Aerzten ſelbſt überlaſſen werden: Hier habe ich nur ſo viel beibringen wollen, als ein jeder vor ſich ohne den Beirath des Arztes gebrauchen kan.

Einige Geſundheitsregeln und Beobachtungen für verſchiedene Alter des Lebens.

Die natürliche Einrichtung des menſchlichen Körpers iſt von der Art, daß er einige Veränderungen und Unregelmäſſigkeiten ohne vielen Schaden aushalten kan. Hätte die Güte unſers GOttes nicht dieſen Bau in ſolcher Abſicht ſo künſtlich aufgeführt; ſo würden wir faſt ohne Aufhören bei jeder geringen Urſache

krank

---

k) In ſeinen Reiſen, 3. Reiſe, 4. Hauptſtük, Seite 77. der Folio Edition.

l) Bartholin de uſu Nivis, cap. 29. pag. 162.

m) J. J. Straus am angeführten Ort.

n) An dem oben bemerkten Orte.

o) In der angezeigten Diſputation, §. 57.

p) In ſeinen Obſervationibus Chirurgicis, Lib. 5. obſ. 15.

q) An der bereits angezogenen Stelle.

r) Scheffer von Lappland, im 27. Cap. Seite 310.

krank ſeyn. Daß wir es aber nicht ſind, rühret von den wunderbaren Verbindungen der innern Theile unter einander her. Durch dieſelben kommt gleich eins dem andern zu Hülfe, wenn etwas Noth leidet. Iſt z. E. der Körper zu voll von Säften, ſo entledigt ihn die Natur durch einen ſeiner abführenden Canäle. Daher kommts, daß Krankheiten, die aus Mangel entſtehen, gemeiniglich gefährlicher ſind, als diejenigen, die aus Ueberflus herrühren. Wir können viel geſchwinder die Säfte des Körpers verringern als vermehren. Aus dieſer Urſache, ob die Mäſſigkeit gleich allen Menſchen heilſam iſt, riethen die alten Aerzte, geſunden Perſonen und ihren eigenen Herren, ſich in Eſſen und Trinken dann und wann ein wenig gütlicher zu thun, als eben die Natur erfordert. In dieſen beiden Fällen iſt eine Unmäſſigkeit im Trinken ſicherer, als im Eſſen. Wenn jemand im leztern zu viel gethan hat, ſo wird ein guter Trunk kaltes Waſſer bei einem vollen Magen die Verdauung befördern. Man wird wohl thun, daß man hiezu etwas Citronenſaft oder Vitriolelexier nimmt, wenn man ſtarkgewürzte Sachen, kräftige Bouillonen ꝛc. ꝛc. gegeſſen hat. Gewürzte delicate und gekünſtelte Speiſen ſind eine Arznei, deren öfterer Genus aber überhaupt ſchädlich iſt. Je einfacher eine Speiſe iſt, je weniger Schärfe ſie hat, je näher ſie der Beſchaffenheit unſerer Säfte kommt, oder je leichter ſie darein verwandelt werden kan, deſto geſunder iſt ſie. Speiſen und Getränke, die einen ſtarken Geſchmak und Geruch haben, verrathen dadurch, daß ſie geſchikt ſind, auch innerhalb dem Körper heftige Bewegungen herfürzubringen, und ihre Flüchtigkeit macht, daß ſie von keiner langen Dauer iſt. Solche legen den Grund zur alcaliſchen oder laugenartigen Schärfe; und wo ſolche ſchon vorhanden, verſchlimmern ſie die daher rührende Krankheiten. Dieſe reizende Schärfe, welche in einem noch gröſſern Grad bei Genieſſung ſtarker Weinen, und gewürzter Speiſen ihre hizige Würkung gleich beweiſen, iſt durch Vergleichung bei dem menſchlichen Körper nichts anderſt, als was die Peitſche bei einem Pferd iſt, welche macht, daß es geſchwinder lauft, aber auch deſto ehender abgemattet wird. Ein kluger Fuhrmann bedienet ſich ihrer nur, wenn die Pferde faul ſind, und ein Arzt rathet dergleichen nur ſolchen Perſonen, da die Bewegungen allzuſchwach von ſtatten gehen, und die guten Säfte anfangen in Steken zu gerathen. Die gütige Natur hat dahero den Menſchen keine gegohrne Getränke gegeben, ſondern ſie hat ſie mit Waſſer verſorget, das weder Geruch noch Geſchmak hat, deſſen Kräfte ſo zuſagen in einem jeden Theilchen deſſelben ſteken; welches nicht ausriechet, noch ſich alteriren und verderben kan, als wie Wein, Bier u. d. gl. gegohrne Getränke. Von dem unvergleichen Nuzen des Waſſertrinkens, habe ich in dem Ref. pag. 77. 3ten Theils als eine Univerſal Medicin zur Geſundheit des Menſchens, hinlänglich geſchrieben. Es ſind alſo alle gegohrne Getränke mehr als Arzeneien zu betrachten, deren ſich ein geſunder vollkommner Menſch eben ſo wenig, wie der purgirenden und ſchweistreibenden Mittel zu bedienen hat. Was das übermäſſige Eſſen und Trinken für Schaden verurſacht, darüber habe in dieſen Blättern auch ſchon einige malen Betrachtungen angeſtellt, und davon eine weitläuftige Abhandlung von dem Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart in Eſſen und Trinken in dem Ref. p. 207. 2ten Theil geliefert. Der Schaden, welcher daraus erwächſet, erſtreket ſich nicht nur auf den Magen und die Gedärme, ſondern auch auf die andern Theile des Körpers, dadurch der Weg zu vielerlei Krankheiten gebahnet wird, zumal, wo ſo zerſchiedene Speiſen genoſſen werden, welche die Verdauung hindern, und verderbene Säfte in dem Leib herfürbringen. Wenn man alſo im Eſſen und Trinken keine Maaſe zu halten weis, ſo verfällt man, (mit wenigen viel geſagt) in die Hände des Arztes. Iſt es alſo nicht beſſer, daß man ſich nicht über ein oder zwei Gerichte auftragen laſſe, und ſich dabei des Waſſers oder eines dünnen Getränks bediene, das bequem iſt, die Speiſen beſſer aufzulöſen. Jedermann weis, daß die Natur mit wenigem vergnügt iſt; und daß der Hunger der beſte Koch ſey. Dieſer Koch macht die unwürzhaften Speiſen angenehm: er vertritt die Stelle der Gewürze, der Wein, der Roſoglien, des Caffee, und des Nachtiſch. Er thut noch mehr: er hilft die Speiſen verdauen, und macht einen guten Nahrungsſaft; denn der Magen bekommt hiedurch, wie ein jeder anderer Muskel, eine deſto gröſſere Kraft zu würken, wenn er Zeit gehabt, auszuruhen. Iſt es alſo wohl zu verwundern, daß ſich dergleichen Leute, die oft eſſen und trinken, und nicht arbeiten, ſo oft über den Mangel des Appetits beklagen, da ſie mehr als die Bauren eſſen, und doch nicht wie die Bauren arbeiten wollen. Denn an ſtatt daß Hans in einer Viertelſtunde fertig iſt, ſo ſizen weichliche Leute 3. Stunden an der Tafel; an ſtatt, daß jener nur 1. oder 2. Gerichte iſſet: ſo haben ſie dergleichen zehne. Von dieſen allen pflegen ſie zu eſſen. Wie geht aber dieſes zu, ſolte man wohl fragen? Ich antworte, ſolche lekerhafte Leute bringen einen dreifachen Appetit zu Tiſche: der erſte iſt, der natürliche Hunger, welcher macht, daß ſie ſich an dem erſten oder andern Gericht völlig ſatt eſſen. Der andere Appetit wird durch die Verſchiedenheit der Speiſen erregt; Und der dritte entſpringt aus der Gewohnheit, von dem langen Verweilen an der Tafel; denn weil dabei doch immer etwas geredet wird, und ſolchergeſtalt durch die Bewegung des Zwerchfells etwas von den Speiſen in die Gedärme herüber geht: ſo wird das Leere immer wieder erſezet, und der Magen dadurch geſchwächt. ⸗ ⸗ Es iſt alſo nicht gut, zu viel eſſen noch zu oft und ſo mancherlei Speiſen zu genieſſen. Es iſt auch nicht gut, gleich von völliger Sättigkeit zum Hunger, oder vom Hunger zur völligen Sattigung überzugehen. Eben ſo wenig iſt es ſicher, ſich gleich nach einer ſtarken Arbeit ganz der Ruhe zu überlaſſen, oder nach einer langen Stille plözlich an ſchwere Geſchäfte zu gehen. Kurz, alle Abwechſelungen im menſchlichen Leben müſſen ſtuffenweiſe geſchehen. Es iſt gleichfalls zuträglich, die Scenen des Lebens zuweilen zu verändern, bald auf dem Lande, bald in der Stadt zu ſeyn, zuweilen ſtill zu ſizen, aber öfterer in Bewegung zu ſeyn. Zu vieles Stillſizen macht den Leib ſchwach und unempfindlich, Arbeit hingegen ſtark und munter. Doch mus man in allen Dingen Maas anwenden, und zu ſtrenge Arbeiten vermeiden. Eine zu öftere und heftige Bewegung überwältiget die natürlichen Kräfte, und verdirbt den Körper. Denn gleichwie eine ſeltene und geringe Bewegung eine verſaurende Schärfe herfürbringt, ſo verurſacht eine ſtarke heftige Bewegung eine alcaliſche und laugenartige Schärfe, davon gelegenheitlich was mehrers gemeldet werden ſolle. Mäſſige Leibesübungen müſſen allezeit vor der Mahlzeit vorgenommen werden. Der Schlaf iſt eine ſüſſe Erquikung in Sorgen, und eine Erſezung der Kräfte. Er füllt die Lüke, welche des Tages Arbeiten und Geſchäfte gemacht hatten. Allein, zu vieler Schlaf hat üble Folgen. Er betäubt die Sinne, und macht ſie zu den Pflichten des Lebens ungeſchikt. Die leichtern und weichlichen Speiſen ſind Kindern zuträglich, die ſtärkern erwachſenen Perſonen. Alte Leute müſſen ihr Eſſen verringern, und ihr Trinken vermehren. Ich für meinen Theil habe, nach mancher Ueberlegung, folgende Denkungsart angenommen: Obgleich Vergnügen, Reichthum, Macht und andere Dinge, die wir Glüksgüter zu nennen pflegen, mit zu viel Partheilichkeit ausgetheilt zu ſeyn ſcheinen; ſo werden wir doch, wenn wir alles ins Groſſe überſehen, eine augenſcheinliche Gleichheit in ſolchen Dingen unter den Menſchen antreffen, die ihre wahre Glükſeligkeit ausmachen. Leute von niedrigem Stande, die NB. arbeitſam und vernünftig leben, genieſſen gröſtentheils der allgemeinen Vorzüge des Lebens mehr, als Perſonen von höherm Range. Durch eine nicht zu übertriebene Arbeit werden die Nahrungsmittel geſund. Dies befördert bei geringen Leuten den Appetit und die Verdauung. Ein geſunder Schlaf, der von keinen nagenden Sorgen unterbrochen wird, erquikt ihre ermüdeten Glieder. Wie gewaltig weit ſind die eiteln, weichlichen Vergnügungen der meiſten Menſchen von groſſen Gütern unter dieſen wahren Glükſeligkeiten erniedriget! Ihre Ergözlichkeiten ſind nur gar zu genau von wahren Uebeln begleitet. Um ihre Speiſen hinunter zu bringen, erfordert ihr Magen ſtarke und gewürzte Brühen, ſtarke Weine, die doch das Blut erhizen und verderben, und den Körper unzähligen Unpäslichkeiten ausſezen. Die Schwelgereien des Tages ſtöhren ihre Ruhe bei Nacht. Zur Beſtrafung ihrer heimlichen Laſter bekommen ihre Kinder, die Zierde und Stüze ihrer Familie, im Mutterleibe ſchon Krankheiten. Mit denſelben werden ſie durch ihr ganzes armſeliges Leben geplagt; und dies ihr Leben reicht ſelten an ein mittelmäſſiges, noch ſeltner an ein hohes Alter. Sie werden von ängſtlichen Sorgen gefoltert, Ehrenſtellen und hohe Titel zu erhaſchen. Der Beruhigungen des Lebens, die ſie aus ihren überflüſſigen Gütern genieſſen könnten, berauben ſie ſich oft muthwillig durch ihre unerſättliche Begierde, neue Güter zu bekommen. Doch es iſt noch eine groſſe Unbequemlichkeit, die ſich bei Leuten von hohem Stande findet. Sie haben oft Gelegenheit ihrem Körper zu gütlich zu thun, und überladen ihn auch würklich nicht ſelten. Dadurch werden nicht nur die Kräfte ihrer Seele beſchweret, ſondern auch die Leidenſchaften erhizet. Gegentheils unterdrükt ein ordentliches und arbeitſames Leben die Stärke der Seele nicht, und giebt den Laſtern keine Nahrung. Wenn daher die Klugheit und Vorſicht nicht eine beſtändige Begleiterin des Reichthums iſt; ſo lebt man von wenigen beſſer. Wir haben alſo keine Urſache, die Natur für eine ungerechte Stiefmutter zu halten; ſondern müſſen vielmehr geſtehen, ſie ſey eine behutſame, aber immer gütige Mutter.

Von der heutigen Mode der Verſtellung bei Geſellſchaften, und von denen verkehrten Worten und übertriebenen Complimenten bei Freundſchaftbezeugungen.

Es iſt unſtreitig diejenige Lebensart die beſte, welche der Natur und Landesart gemäs iſt. Würden unſere meiſte Teutſchen das geſchwülſtige Weſen ablegen, womit ſie ſich und andern unerträglich werden, und künftighin keine Affen mehr ſeyn, von den Franzoſen und andern fremden Nationen: ſo würden ſie auch viel artiger ſeyn, und, troz der franzöſiſchen Maskerade! ein teutſches und natürliches Anſehen haben; allein ſo machen ſie ſich durch weit hergeſuchte Pracht, unbequeme Kleidertrachten, allzugezirkelte Geſellſchaften, gar zu köſtliche und groſſe Mahlzeiten, zuſamt den vielen beſchwerlichen, und öfters recht lächerlichen Ceremonien und Complimenten ihre Lebensart unbequem, koſtbar, gezwungen und abgeſchmakt; und ſtöhren mit dergleichen in lauter Thorheit und Misbräuche erwachſenen Wohlſtandsregeln, das freundſchaftliche Weſen, welches gleichſam die Seele des bürgerlichen Lebens und der menſchlichen Geſellſchaft iſt. Ich würde nicht fertig werden, wann ich alle dergleichen übertriebene Gebräuche, Sitten u. dergleichen der Länge nach hier beſchreiben wollte. Dieſes erforderet eine beſondere Abhandlung; ſolche habe bereits in dem Referendario 4ten Theil, p. 16. geliefert; derſelben Inhalt verdienet zur gegenwärtigen Abhandlung geleſen zu werden. Von dem Ceremoniel habe an einem andern Orte gehandelt. Für heute nun gedenke ich meine Leſer mit Complimenten aufzuhalten; denn hierzu hat eine Geſellſchaft vor vier Tagen mir Gelegenheit gegeben, wo faſt nichts anderſt als dergleichen Complimenten, verkehrte Worte, und eitle Ceremonien vorkommen ſind. Ich weis wohl, daß man ſagt, daß es die Höflichkeit, die Mode, ſo mit ſich bringe, um anderen der Mode willen bei derlei Fällen, ſich gleich zu ſtellen. Und man hält einen für nicht politiſch genug, wann man dergleichen Grimmacen nicht mitmachen will. Allein, warum ſolle man dieſer ungereimten Mode willen das geſellſchaftliche Leben mit einer Bürde beſchweren, welches wider die geſunde Vernunft lauft? Iſt es denn nicht viel vernünftiger, unſerm Nebenmenſchen liebreich, freundlich zu begegnen, ohne viel Gepräng und Zwang; und ihm mit weſentlichen Gefälligkeiten entgegen zu gehen; nicht aber nach der Kunſt mit eitlen Complimenten, vielen leeren Worten, allerlei wunderlichen Gebärden und Ceremonien, die öfters mit der Sache nicht quadriren, und ſich zuſammen reimen; und welche mehrentheils nur einem närriſchen Stolze Nahrung gibt, der Falſchheit aber zum Dekmantel dienet. Der Engliſche Erzbiſchof Tillotſon hat hievon wohl am gründlichſten geſchrieben. Er ſagt: " Unter andern Beiſpielen der groſen Verderbnus und Unart der Zeiten, darinnen wir leben, iſt der ſtarke und allgemeine Mangel der Aufrichtigkeit im Umgange nicht der lezte. Die Welt iſt ſo voller Verſtellung und Complimenten geworden, daß die Worte der Menſchen ſchwerlich mehr für Ausdrüke ihrer Gedanken gelten können. Und wann jemand ſeine Worte nach dem Herzen miſt, und ſo redet, wie er denket, und nicht mehr Freundlichkeit gegen jedermann bezeiget, als insgemein die Menſchen gegen einander zu haben pflegen, ſo kan er ſchwerlich dem Tadel entgehen, daß es ihm an guter Auferziehung fehle. Die alte Einfalt und Redlichkeit, die edle Aufrichtigkeit der Natur, die ehrliche Gemüthsart, welche allezeit eine groſe Seele anzeigen, und gemeiniglich mit einer unüberwindlichen Herzhaftigkeit und Unerſchrokenheit verbunden ſind, iſt gröſtentheils unter uns verlohren. Wir haben uns viel Mühe gegeben, eine ausländiſche Geſtalt in Sitten und in der Aufführung anzunehmen; und uns zu einer knechtiſchen Nachahmung der Franzoſen, die eben nicht die beſten ſind, zu zwingen, und zwar in ſolchen Eigenſchaften, die mit zu ihren ſchlimſten gehören. Die Sprache des täglichen Umganges iſt heute zu Tag von ſo vielen Eitelkeiten und Complimenten aufgeſchwollen, und, wenn ich ſo reden mag, mit ſo vielen Ausdrükungen der Freundlichkeit und Ehrfurcht überfirniſt, daß, wenn ein Menſch, der vor ein paar Menſchenalter gelebet hat, wieder in die Welt kommen ſollte, es ihm gewis an einem Wörterbuche fehlen würde, ſeine eigene Sprache zu verſtehen, und den wahren innerlichen Werth der herrſchenden Redensarten zu erlernen. Ja er würde ſichs im Anfange gar nicht bereden können, wie geringhaltig die allerhöchſten Betheurungen und Verſicherungen aller erſinnlichen Zuneigung, insgemein genommen zu werden pflegen, wenn es auf wirklichen Abtrag ankömmt: verſtünde er ſie aber endlich, würde es eine gute Weile währen, ehe er ſich mit einem ungezwungenen Geſichte, und mit gutem Gewiſſen würde zwingen können, mit den Leuten auf eben dieſe Weiſe, und nach ihrer Art umzugehen. " Und in Wahrheit, es iſt ſchwer, zu ſagen, ob es mehr unſere Verachtung, oder unſer Mitleiden verdienet, wenn man höret, was für feierliche Verſicherungen der Ehrfurcht und Freundſchaft unter Leuten, und zwar gemeiniglich ohne Urſach, im Schwange gehen; was für groſe Ehrerbietung und Hochachtung ſie gegen jemanden vorgeben, den ſie vielleicht niemals geſehen haben; und wie vollkommen ſie, im Augenblike, ſeinen Dienſten und Vortheilen zugethan und ergeben ſind, ob ſie gleich keine Urſache dazu haben; wie unendlich und ewig ſie ihm, ohne alle vorhergehende Wohlthat, verbunden ſind; und wie ſie ohne alle Urſachen, aufs äuſerſte um ihn bekümmert, ja betrübt ſeyn können. Ich weis, man hat, zur Rechtfertigung dieſes eiteln Umganges, geſagt: es wäre nichts Böſes, auch kein wirklicher Betrug in dieſem Compliment; ſondern wenn man einander nur verſtünde, ſo hätte es weiter nichts zu bedeuten. Verba valent ut nummi. *Die Worte gelten wie die Münzen*; und wenn der gangbare Werth derſelben bekannt iſt, ſo wird niemand dadurch beläſtiget. Dieſes iſt nun zwar etwas, wenn nur ſolche Worte nur noch etwas gelten: aber wenn man ſie zuſammen rechnen will, ſo ſind es lauter Nullen. Indeſſen iſt es doch eine gerechte Urſache zu klagen, daß Ehrlichkeit und Einfalt aus der Gewohnheit gekommen, und daß die Reden ſich in Lügen verwandelt; daß die Menſchen den Gebrauch der Sprache mehrentheils verkehret und Wörter erdacht haben, um nichts zu ſagen; ja, was noch mehr! dergleichen Complimenten und leere Worte zeigen öfters das Gegentheil, das denen Verſtändigen öfters lächerlich genug vorkommen mus. Ich kenne complimentſüchtige Perſonen, von welchen ich gewis weis, daß ſie ihre eigene Worte nicht verſtehen, was ſie bei ihren vielen Gebärden und Complimenten ſagen; Und viele denken dabei ganz was anders. Ich bin verſichert, daß, wenn man ſich bemühen wollte, die wahre Bedeutung der Wörter, die ſo oft bei dem Umgange mit Freunden und Bekannten vorkommen, recht zu beſtimmen und zu erklären, man mit leichter Mühe ein teutſches Wörterbuch zum Druk befördern könnte. Die Bremiſche Beiträge haben ſchon ehemalen einen Verſuch damit gemacht. Und ich habe zur Probe auch einige Artikel in dem Referendario 6ten Theil p. 222. angeführet, die Beifall gefunden. Nun will ich einige Redensarten ſo, wie ſie mir beifallen, hier anführen, welche in Geſellſchaften und bei Freundſchaftsbezeugungen am gewöhnlichſten ſind, und die dem Leſer recht paradox und lächerlich vorkommen werden; zuvor aber will ich einen Brief hier mittheilen, den ich für ſehr merkwürdig halte. Er ſoll unter dem Engliſchen König Karl des 2ten Regierung geſchrieben ſeyn; und zwar von dem Abgeſandten von Bantam, kurz nach ſeiner Ankunft in Engeland: als davon ich ſchon ehemals in dem curioſen, und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher was weniges angeführet habe. Hier aber folgt was mehrers von einem andern Inhalt deſſelben, und lautet in der Ueberſezung alſo:

Mein Herr und Kaiſer!

Das Volk, bei dem ich mich anjezo aufhalte, hat Zungen, die von den Herzen weiter entfernet ſind, als der Weg von hier nach Bantam iſt, da du weiſt, daß die Einwohner in einem von dieſen beiden Ländern nicht wiſſen, was in dem andern vorgehet. Hier nennet man dich und deine Unterthanen Barbaren, blos weil wir ſo reden, wie wir denken; denn die hieſige Einwohner nennen ſich ein geſittetes Volk, weil ſie anderſt reden, als es ihnen ums Herz iſt. Die Wahrheit nennen ſie Barbarei, und die Falſchheit Höflichkeit. Als ich zuerſt ankam, ſagte mir einer, den der hieſige König mir entgegen geſchikt hatte, mich zu empfangen, der Sturm gienge ihm ſehr nahe, he, den ich unterweges gehabt. Es beunruhigte mich, daß er meinetwegen bekümmert und traurig wäre; es währete aber keine Viertelſtunde, ſo lachte er wieder, und war ſo luſtig, als ob nichts geſchehen wäre. Ein anderer, der mit ihm war, ſagte mir durch den Dollmetſcher, er würde ſich eine Freude daraus machen, mir mit allem zu dienen, was nur in ſeinem Vermögen wäre. Daher bath ich ihn denn, er möchte mir einen von meinen Mantelſäken nachtragen: allein weit gefehlt, daß er ſein Verſprechen hätte halten ſollen; ſo lachte er, und befahl es einem andern. Die erſte Woche wohnete ich bei einem Manne, der mich erſuchte: Ich möchte nicht anderſt denken, als daß ich bei mir ſelbſten zu Hauſe wäre. Dem zufolge, lies ich den nächſten Morgen eine Mauer niederreiſſen, damit ich friſchere Luft haben möchte, ja ich hakte auch einige von den Hausgözen ab, davon ich dir ein Geſchenk machen wollte: allein der falſche Hund ward dies kaum gewahr, ſo lies er mir gebiethen, einzuhalten, und ſagen: Er möchte ſolch Unweſen in ſeinem Hauſe nicht haben. Als ich mich erſt kurze Zeit bei dieſen Leuten aufgehalten, ſo ſagte mir einer, für den ich mir bei einem der vornehmſten Staatsbedienten, den ſie den Grosſiegelbewahrer nennen, eine Wohlthat ausgebethen hatte, ich hätte ihn zu einer unendlichen Dankbarkeit verpflichtet. Dieſe ſeine Erkenntlichkeit nahm mich ſo ſehr wunder, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm zu ſagen, was dan doch ein Menſch dem andern für einen Dienſt thun könnte, der ihn in alle Ewigkeit verbündlich machen ſollte! Doch dem ſeye wie ihm wolle, ich bath ihn, ſtatt einer Erkenntlichkeit, nur, daß er mir, ſo lange ich hier im Lande bliebe, ſeine älteſte Tochter leihen ſollte; aber ich fand gar bald, daß er eben ſo verrätheriſch war, als ſeine übrigen Landesleute. = = Als ich das erſtemal nach Hofe kam, ſo brachte mich einer von den Vornehmſten ganz in Verwirrung, da er mich tauſendmal um Verzeihung bath, weil er mich aus Verſehen auf den Fus getretten hatte. Die Gattung von Lügen nennen ſie Höflichkeiten: Denn wenn ſie ſich gegen einem groſen Mann ehrerbiethig bezeigen wollen, ſo ſagen ſie ihm lauter Unwahrheiten, dafür du ihnen durch einen von deinen Schergen hundert Prügel würdeſt geben laſſen. Ich weis in der That nicht, wie ich das mindeſte mit dieſen Leuten werde unterhandlen können, weil man ihnen ſo wenig glauben kan. Wenn ich des Königs Schreiber beſuche, ſo ſagen ſie mir gemeiniglich, er ſey nicht zu Hauſe, und wenn ich ihn gleich den Augenblik zuvor in das Haus habe tretten ſehen. = = (Ihre Lebensart iſt ſo gar verkehrt! Man ſiehet hier wenig friſches und geſundes Blut, folglich auch wenig Aufrichtigkeit, und eben ſo wenig recht wohl gewachſene Körper: Die meiſten Menſchen ſcheinen der Natur in der Geburth verunglükt zu ſeyn. Es giebt Leute, die ſo elend, krüppeligt und verlahmt ausſehen, daß man Mitleiden mit ihnen haben mus. Andre im Gegentheil ſind ſo dik und ſchwer vom Leibe, daß ſie ſich eines groſen Kaſtens bedienen müſſen, der mit Pferden gezogen wird, wann ſie von einem Ort zum andern ſich begeben wollen; wiewohl dieſer Art von Kaſten ſich auch die Vornehmen nur zum Pracht bedienen, um damit die Straſſen auf und nieder zu fahren. Andere ſuchen ihre Glükſeligkeit in köſtlichen Speiſen und Getränken: Sie eſſen und trinken den ganzen Tag, und klagen doch, daß ſie keinen Appetit hätten. In der That ſind ſie auch meiſtentheils immer kränklich und muthlos. Es giebt deswegen hier viele Arzneikündige und Wundärzte, die jährlich eine Menge Blut vergieſſen, um aus den trägen Körpern den Ueberflus des Geblüts abzuzapfen: ſie machen täglich neue Proben an allerhand Kranken, die ſich ihrer Wiſſenſchaft anvertrauen, um an ihnen die Kunſt der Geſundheit zu erlernen.

nen. Viele werden durch ſie auf dieſe Art aus der Welt gebracht, welche Mühe die Erben ſchuldig ſind ihnen zu bezahlen: ⸗ ⸗) Ja, du ſolteſt ſogar glauben, daß das Volk aus lauter Aerzten beſtünde; denn die erſte Frage, die ſie ſich einander thun, iſt: Wie befinden ſie ſich? Dieſe närriſche Frage mus ich den Tag wohl hundertmal beantworten. Ja, ſie ſpähen mir ſolchergeſtalt nicht nur meine Geſundheit aus, ſondern ſie wünſchen ſie mir noch feierlicher, mit einem vollen Glaſe in der Hand, ſo oft ich bei ihnen zu Tiſch bin, ungeachtet ſie mich zu gleicher Zeit bereden wollen, ihr Getränke in einem ſolchen Maaſe zu mir zu nehmen, davon ich, wie ich es bereits erfahren, nothwendig krank werden mus. Oftmals wollen ſie auch deine Geſundheit auf ſolche Art wünſchen; aber ich habe mehr Urſache, dieſelbe von deiner guten Leibesbeſchaffenheit zu hoffen, als von der Ehrlichkeit ihrer Wünſche. Ach! daß doch dein Sklave von dieſer zweizünglerichten Art von Menſchen glüklich loskommen, und länger leben möge, um ſich noch einmal in deiner königlichen Stadt Bantam zu deinen Füſſen zu werfen. So weit gehet der Inhalt dieſes Schreibens.

Es erhellet hieraus zur Genüge, daß es in der That ein unerſezlicher Schade für das Reich der Wahrheit und der Tugend iſt, daß die meiſten Menſchen ihr Gedächtnis mit ſo vielen unbeſtimmten Worten angefüllt haben, die gar nichts bedeuten; und mit denen ſie entweder gar keinen, oder doch einen ſehr falſchen Begrif verbinden. ⸗ ⸗ Wie oftmals werden in denen Zuſammenkünften, ja auf öffentlicher Straſſe, die Verſicherungen gehöret: Schuldiger Diener, gehorſamer Diener, unterthäniger Diener, ganz ergebenſter Knecht. ꝛc. Dies ſind ja Worte und Complimenten, davon das Herz nichts weis, und werden nur von Leuten, welche nach der Mode galant ſind, gemisbrauchet; Und bei welchen, wann man ſie bei ihren Worten und Verſicherungen halten wollte, ſich juſt das Gegentheil zeigen, und dasjenige übereintreffen würde, was der Geſande in ſeinem obgedachten Schreiben hievon angeführt hat. Und von dergleichen Calibre iſt auch dieſes: wann man zu ſagen pflegt: Mein Compliment an die Frau Liebſtin! dieſes kommt ja, nachdem es Perſonen ſind, ſehr ungereimt heraus; denn iſt derjenige vornehmer, dem das Compliment aufgetragen wird: ſo lauft es ja wider die Höflichkeit, daß ich ſolchen zu meinem Diener und Complimenttrager mache; und zeigt, wann er geringer, daß man eine beſondere Affection zu ſeiner Frauen habe. Dies iſt ein gemeiner Fehler, den viele begehen; und davon ich faſt gleich zu Anfang meiner moraliſchen Abhandlungen des Dollmetſchers ſchon verſchiedene Anmerkungen gemacht habe. ⸗ ⸗ Aufwarten, wird ſonſt bei denen Hunden gebraucht, die, wenn ſie einige poſirliche Künſte machen, oder auf 2. Füſſen ſtehen und aufwarten, was zu eſſen bekommen. Bei den Menſchen aber mus dieſes anderſt verſtanden werden; denn da heiſſet, gemeiniglich, aufwarten, oder jemand aufwarten, ſo viel, als ihm Ehre anthun, Eſſen und Trinken zu geben: zum Exempel, heute will ich ihnen, wann ſie es erlauben, meine Aufwartung machen, will ſo viel ſagen: Verſehen ſie ſich auf heute mit gutem Wein, Caffee ꝛc. den ich bei ihnen austrinken will. ⸗ ⸗ Jemanden eine Ehre erweiſen, heiſet gemeiniglich alle Mühe anwenden, jemand zu proſtituiren; denn man trinkt ihm ſo viel zu, bis er, andern zur Luſt, faſt allen Verſtand verlieret, und hernach auf der Straſſe liegen bleibt, oder nach Haus getragen werden mus. Und was noch das lächerlichſte hierbei iſt: ſo muß ein ſolcher Menſch den andern Tag, wann er anderſt wieder bei Verſtand iſt, und den Rauſch ausgeſchlaffen, ſich noch für die groſſe Ehre bedanken, die man ihm erwieſen hat. ⸗ ⸗ Jemand beſuchen, hat mancherlei Verſtand. Ein anders iſt, wann die Aerzte einen Kranken beſuchen, und ſich dafür zahlen laſſen. Und ein anders iſt, wenn ein Freund oder Freundin eine andere Perſon beſucht, um des guten Weins, um des Caffee, oder um ſeiner Frau willen. Ueberhaupt ſind dergleichen Beſuche meiſt nichts anderſt, als ſolche Zuſammenkünfte, da man bei Eſſen und Trinken, (ohne welches die Teutſchen, wie die Franzoſen meinen, nicht frölich ſeyn können) wenig oder gar nichts denkt, ſondern ſich mit Complimenten und leeren Worten aufhält, einander vieles über den Nachbar, über die Gevatterin ꝛc. heimlich ins Ohr ſagt, und überhaupt alle Abweſende durchzieht, vom Wetter und Moden redet, oder gar einen erbaulichen Diſcours auf die Bahn bringt, von den Mägden und den Kindern ꝛc. Hierbei habe beobachtet, daß, wann man bei einem Beſuche gefragt wird, ob man bei dem Abendeſſen bleiben wolle, dieſe Frage gemeiniglich eine höfliche Ankündigung bedeut, daß es nemlich Zeit ſeye, nach Haus zu gehen. Es will dahero nach der jezigen Mode faſt niemand den Aufbruch machen, und der Erſte ſeyn, aus der Geſellſchaft zu gehen; und dieſes nicht allein aus obiger, ſondern aus dieſer Urſache; weil derjenige, welcher zuerſt Abſchied nimmt, gemeiniglich der Inhalt der folgenden Geſpräche und Anmerkungen wird. ⸗ ⸗ Viele gute Freunde haben, bedeutet ſo viel als guten Wein im Keller und eine gute Küche, ja, bisweilen auch ſo viel, als eine ſchöne Frau, haben; Wie dann auf die Geſundheit trinken aller guten Freunde, eigentlich nichts bedeutet, und nur eine Anreizung iſt, daß dadurch einige Gläſer Wein mehr, getrunken werden. Und gute Freundſchaft, Brüderſchaft darauf trinken, iſt eine Gewohnheit, durch welche man nachgehends berechtiget wird, allen Wohlſtand aus den Augen zu ſezen, und ſich alle mögliche Freiheiten gegen andere heraus zu nehmen. Einige bilden ſich viel darauf ein, wenn ſie an einem dritten Ort einen Mann, der am Stand von ihnen unterſchieden iſt, allezeit über das andere Wort, Herr Bruder! nennen. Dergleichen Brüder ſind insgemein als gefährliche Feinde zu betrachten; denn gemeiniglich trägt der dem andern Brüderſchaft an, der hernach Geld von ihm entlehnen oder oft auf deſſen Koſten ſchmauſen will. ⸗ ⸗ Leihen iſt ein vortrefliches Mittel, ſich Freunde zu machen, wenn man die Abſicht hat, das Geliehene niemals wieder zu fordern. ⸗ ⸗ Und redlich, rechtſchaffen, hat ſonſt keine Bedeutung, auſſer in dieſen Redensarten, er kan rechtſchaffen ſauffen: er hat redlich ſeine Portion getrunken, u. ſ. w. Erlauben Sie gütigſt, bedeutet ſo viel, als: es iſt nicht wahr; Und iſt die Sprache derer, die den Geiſt des Widerſpruchs haben. ⸗ ⸗ Ein guter Mann iſt derjenige, der es nicht übel nimmt, daß man ihn beſucht, wenn er auch gleich nicht zu Hauſe iſt. Ein aufrichtiger Mann, hingegen will ſo viel ſagen, daß ein ſolcher kein Politicus ſeye: der ſich nicht zu verſtellen, und ſein Glüke nicht zu machen weiſt. Und ein Mann von vielen Höflichkeiten bedeutet gemeiniglich einen, der wohl und oft eſſen und trinken, und viel Wind machen kan. Ordentlicher Weiſe verurſachen viele Höflichkeiten nicht wenig Kopfwehe; denn je ſtärker Kopfſchmerzen man den folgenden Tag verſpüret, deſto gröſſere Höflichkeiten hat man genoſſen. Durch dieſe Höflichkeiten gewinnen die Aerzte am meiſten.

Zufällige Gedanken von der Freundſchaft.

Es ſind viele Schriftſteller, welche von der Freundſchaft geſchrieben. Ich finde, daß Tullius zuerſt bemerket hat, daß die Freundſchaft die Glükſeligkeit vermehre, und das Elend lindere, indem ſie unſere Freude verdoppelt, und unſern Schmerzen theilet. Dieſen Einfall haben alle diejenigen beibehalten,

welcher

welche ſeit der Zeit einen Verſuch von der Freundſchaft haben machen wollen. Franciſcus Baco hat noch andere Vortheile oder, wie er es nennet, Früchte der Freundſchaft beſchrieben. Und in der That iſt kein Theil der Sittenlehre beſſer abgehandelt, und mehr erſchöpfet worden, als dieſer. Doch, einige haben hierinnfalls der Sache zuviel gethan, welche die Freundſchaft und groſſe Geſellſchaft für einerlei halten, und ſolche als einen groſſen Troſt des Lebens beſchreiben: als ein irdiſches Paradies, und als einen Balſam, der alle Widerwärtigkeiten dieſes mühſeligen Lebens lindert, mit Herfürbringung innerlicher Zufriedenheit, Vergnügen u. d. g. Es iſt aber nichts wenigers als dieſes: die Ruhe, die innere Zufriedenheit, das wahre Vergnügen, wird meiſtens dadurch verlohren. Ich, für mich, ſuche, ſo viel möglich, alle übertriebene Geſellſchaften zu vermeiden. Ich bin ein Feind von den vielen Complimenten und leeren Worten; ich kan nicht ſchmeicheln, und daher werde ich für ſingulaire gehalten. Vielleicht iſt dies die Urſache, daß ich wenig Freunde habe? Das mag ſeyn! Dafür habe ich mehr Ruhe und Zeit, was nüzliches zu leſen, zu denken und zu ſchreiben. Jedoch, ich bin dabei kein Miſanthrope und Menſchenfeind. Ich liebe wenige, aber wahre aufrichtige Freunde. Unter hundert findet man kaum zwei. Wie kan aber ein Vergnügen und Freude bei dem Umgange ſo weniger Perſonen ſeyn? Und wie kan das eine ſonderliche Geſellſchaft genannt werden? Man ſolte denken, daß, je zahlreicher eine Geſellſchaft ſeye, in welcher wir uns befinden, deſto gröſſer müſte auch die Verſchiedenheit der Gedanken, und folglich die Materie zur Unterredung ſeyn; allein, man findet im Gegentheil, daß die Unterredungen niemals eingeſchränkter und ſeltner ſind, als in groſſen Zuſammenkünften. Wenn eine Menge von Leuten von irgend einer Sache zu reden anfängt: ſo endet ſich der Streit bald mit allgemeinen Complimenten und Säzen. Ja, komt man in eine eingeſchränktere Geſellſchaft von Mañsperſonen und Frauenzimmer: ſo gehen die Geſpräche mehrentheils auf das ſchöne Wetter, auf die Moden, auf Neuigkeiten, und dergleichen allgemeine Materien. So wie das Geſpräch in geſchloſſenen Zuſammenkünften und freundſchaftlichen Kränzgen wächſt: ſo verfällt es auch auf beſondere Umſtände, und wird deſto freier und offenherziger. Die offenherzigſten, lehrreicheſten u. unverſtellteſten Geſpräche aber ſind diejenigen, welche unter zween Bekannten und Freunden entſtehen. Bei dieſer Gelegenheit läſt man einer jeden Leidenſchaft und ausſchweifenden Gedanken den Zügel ſchieſſen; man entdeket ſeine verborgenſten Gedanken von Leuten und Dingen; man verſuchet die Schönheit und Kraft ſeiner Empfindungen, und ſtellet ſeine ganze Seele der Unterſuchung ſeines Freundes dar. Die wenigſten wiſſen, was wahre Freundſchaft iſt: Und der gröſte Haufe der Menſchen macht ſich hievon lauter verkehrte Begriffe; denn ſie hegen lauter falſche Abſichten hiebei, und erwählen die unrechten Mittel. Sie haben unrechte Begriffe, weil ſie unter dem Worte Freundſchaft nur eine verſtellte Betrügerei und hochmüthige Sucht zu gefallen verſtehen, die ſie in leeren Worten oder heuchleriſchen Betheurungen ſezen, das wahre Weſen der Freundſchaft aber verläugnen ſie ganz. Zugleich wird man auch leichtlich anmerken, daß, da die Freundſchaft überhaupt was ſehr ſeltenes iſt, ſie demnach unter dem Frauenzimmer noch ſeltener, als unter denen Mannsperſonen angetroffen werde, weil unter jenen der Neid mehr herſchet, welcher der Freundſchaft entgegen ſtehet. Die Menſchen haben falſche Abſichten, wenn ihre Freundſchaft blos Ehrgeiz und Eigennuz zum Grunde hat. Sie verlieren den Geſchmak der Tugend und der Freundſchaft. Das Frauenzimmer iſt meiſtentheils dieſer Schwachheit um ſo viel mehr unter-

werfen,

worfen, je weniger ihr Verſtand angeführet wird, den wahren Werth der Dinge einzuſehen.. Sie erwählen deshalb auch die ungerechten Mittel; ſie ahmen die Freundſchaft nur durch Verſtellung im Aeuſſerlichen nach. Sie betrügen andere, und werden wiederum betrogen; ſie ſind mistrauiſch und argwöhniſch gegen einander, und trauen keinem was gutes zu; ſie ſtreiten, wer dem andern an der Falſchheit am überlegenſten ſey, und geben ſich die ſchwerſte Mühe, daß ſie das ſcheinen mögen, was andere wahre Freunde ohne Arbeit mit gröſtem Vergnügen von ſich ſelbſt ſind. = = = Es iſt nach meiner Meinung eben nicht nothwendig, daß man den Freund, (ehe man ihm trauen könne,) erſt in der Noth müſſe erkennen lernen; und eine unmögliche Forderung würde es ſeyn, wenn zwei Freunde in allem vollkommen gleiche Naturelle haben ſollten. * Genug iſt es, wenn ſie nur in dem Hauptzwek, nemlich im Verſtand, und in der Tugend, mit einander übereinſtimmen; denn dumme und laſterhafte Perſonen können unmöglich einer wahren Freundſchaft fähig ſeyn. So findet man Vereinigungen unter Reichen und Armen, unter unkeuſchen Perſonen, unter Betrügern, muthwilligẽ Banquerotiren, unter Dieben, Straſſenräubern, Trunkenbolden u. d. g.; Dieſes machet zwar unter ihnen eine Gleichheit, mit nichten aber eine Freundſchaft." Denn "dieſe gründet ſich auf Verſtand, und Tugend; ſie iſt Leidenſchaft und Tugend zugleich, Freundſchaft iſt ganz und gar ohne falſche Abſichten und uneigennüzig: ſie ſiehet nicht auf äuſſerliche zufällige Dinge, als Stand, Reichthum, oder Schönheit, ihr Augenmerk iſt Tugend; daher iſt Freundſchaft allemal mit Hochachtung gegen den Freund verbunden. Sie wird niemals niederträchtig und gemein; ſie findet und entdeket immer neue Vollkom̃enheiten, welche ſie nicht nur erhält, ſondern auch beſtändig durch Hochachtung vermehret. Freundſchaft iſt unaufhörlich bemühet, ſich dem Freund gefälliger zu machen, oder ihm Dienſte zu erweiſen." Freundſchaft vergiſt ſich gleichſam ſelbſten, ſie ſezet ihren eigenen Vortheil dem Freunde nach, und ihr gröſtes Vergnügen beſtehet darinn, wenn ſie ihn glüklich machen, oder ſeinen Schaden abwenden kan. Freundſchaft verträgt durchaus nicht, daß der Freund geläſtert, oder übel von ihm geſprochen werde; ſie betrachtet ihn immer nach der ſtärkern Seite; ſie überſiehet und deket die Fehler zu, und iſt bemühet, ſeine Vorzüge und Verdienſte auch andern bekannt zu machen. Freundſchaft iſt vertraut und nicht argwöhniſch; ſie iſt auf die Beſſerung und Erbauung des Freundes gerichtet; ſie iſt vorſichtig, und beleidigt den Freund auf keine Art, wenigſtens niemals mit Wiſſen und Vorſaz. Sie iſt grosmüthig, ſie will keinen Dank haben, damit ſie den Freund nicht beſchäme. Dieſes iſt der höchſte Grad der Freundſchaft, daß ich auch befürchte, daß mich wenig Leute verſtehen werden; deshalb berühre ich es nur im Vorbeigehen. Freundſchaft nimmt an Glük und Unglük des Freundes Theil; ſie iſt aber im gewiſſen Verſtande auch eiferſichtig, und kan auf dem Punct der Freundſchaft nichts vertragen. Freundſchaft iſt zärtlich; ſie iſt ein Herz und eine Seele mit dem andern; und endlich mit einem Wort, ſo heist es, je länger je lieber, und ſie iſt beſtändig. Es iſt kaum zu glauben, daß ſie ſolte unbeſtändig ſeyn können, da ſie ſich auf Verſtand und Tugend gründet; es müste den̄ ſeyn, daß eine von beiden die Gränze der Tugend überſchritte, ſonſt bricht ſie nicht. Dieſes ſind ja unſtreitig ſehr herrliche und vortrefliche Vorzüge und Eigenſchaften. Allein, wo ſind diejenigen Perſonen, welche ſelbige beſizen? Solte man wohl in jedem Jahrhundert 20. Paar alſo antreffen? Ich halte es nicht dafür. Man mus erſtaunen, wenn man Menſchen, die ſich vernünftig zu ſeyn dünken, antrift, welche nicht nur durch ihr Bezeigen, ſondern auch mit Worten bekräftigen, daß es weder Tugend noch wahre Freundſchaft in der Welt gebe. So ſind öfters Perſonen ihre eigene Verräther, indem ſie mehr als zu viel leichtſinnig an den Tag legen, wie es ihnen ſo wohl an Selbſterkenntnis als Begierde zu lernen fehle, und daß ſie weder den wahren Werth der andern vernünftigen und tugendhaften Menſchen ſchäzen noch nachahmen lernen wollen. Woher kommt es aber, daß ſich ſo wenige beſtreben, Freunde zu machen und ſelbſt Freunde zu ſeyn. Warum erleichtern und verſüſſen ſie ſich das Leben nicht, durch die lieblichen und angenehmen Empfindungen der Freundſchaft, an ſtatt, daß ſie ſich daſſelbe verbittern, ſauer, ja zu einem Vorſchmak der Höllen machen da imer einer des andern Henker iſt, der ihn peiniget? Die Urſache iſt: ſie kehren den Grund um, und betrachten nicht, wie ſie, um der Freundſchaft fähig zu ſeyn, Sitten, Herz und Geſchmak zu verändern haben, und daß Freundſchaft, wie das Chriſtenthum, mit keinem einzigen Laſter, wohl aber mit Schwachheiten beſtehen könne. ſ ſ ſ Da nun alle Menſchen natürlicher Weiſe wünſchen, vergnügt und glüklich zu leben; da die Eigenliebe einen jeden dazu verbindet; da GOtt es haben will, und Mittel dazu genug an die Hand giebt, unter welchen Mitteln die Freundſchaft eines der vornehmſten und reizendſten iſt: ſo wäre es ſehr weislich und klüglich gehandelt, wenn ein jeder dieſen in der Natur GOttes und des Menſchen gegründeten Triebe folgte, und die Freundſchaft erwählte. Auf ſolche Art würde man mehr Zufriedenheit und Vergnügen, und weniger Klagen, Murren und Unzufriedenheit in der Welt finden. Hiezu komt noch, daß die Menſchen ſich alle gern gefällig machen wollen. Wohlan, nichts preiſet ſich mehr an, und iſt gefälliger, als Verſtand, und Tugend, oder welches einerlei iſt, Freundſchaft. Sie hat ihrer Natur nach etwas einnehmendes und an ſich ziehendes. Hat jemand Neigung, vor andern etwas beſonders zu haben, welches die Franzoſen ſingulair nennen; ſo iſt nichts ſonderbarer als Tugend und Freundſchaft; wie es leider ſehr wenige wahrhaftig ſind. Im übrigen gebe ich einem jeden den Rath, welcher Freunde ſuchen und ſelbſt freundſchaftlich ſeyn will, er ſoll vor allen Dingen ein gutes Herz haben, ohne falſch ſeyn, und chriſtlich; das iſt, tugendhaft bleiben.

Dein Herz gleicht den criſtallen Fluthen,
Die jeden Stein am Grunde zeigen,
Es fliehet mit erſchroknen Minen
Vor dir die Falſchheit.

Eine ſolche wahre Freundſchaft, die aus tugendhaften Freunden und Freundinen beſtehet, kan nun freilich, nach dem Ausſpruch des Baco der Mittelpunkt der zeitlichen Glükſeligkeit genannt werden; denn ſie iſt ja eine Gleichförmigkeit des göttlichen Willens. Ich könnte vieles von den Vortheilen, und den Früchten der Freundſchaft hier beſchreiben, wann es der enge Raum dieſer Blätter geſtatten würde. Unter vielen ſchönen Sachen, die bei ſo vielen Schriftſtellern geſagt worden ſind, will ich nur einige, doch mit Erlaubnis meiner Leſer, aus einem ſehr alten Schriftſteller anführen; deſſen Buch, wenn es nur unter dem Namen eines Confucius, oder irgend eines Griechiſchen Weltweiſen herausgekommen wäre, von unſern neuern ſinnreichen Köpfen, für eine der ſchönſten Abhandlungen der Morale würde angeſehen werden. Ich meine den kleinen Apokriphiſchen Tractat, genannt: Das Buch JEſes Sirach. Wie ſchön hat er nicht die Kunſt beſchrieben, wie man ſich, durch eine verbindliche und leutſelige Aufführung Freunde erwerben ſoll? Er hat die Regel gegeben, die ein neuer vortreflicher Schriftſteller für ſeine eigne Erfindung ausgiebt: wir würden zwar viel Gönner, aber wenig gute Freunde antreffen. Wer alles zum beſten ausleget, der machet ſich viel Freunde, und wer das beſte zur Sache redet, von dem redet man wiederum das beſte. Halts mit jedermann freundlich, vertraue dich aber unter tauſenden kaum einem. Mit was für einer Vorſichtigkeit warnet er uns nicht in der Wahl unſerer Freunde behutſam zu ſeyn? Und mit was für natürlichen (ich mochte faſt ſagen luſtigen) Zügen, hat er uns nicht einen betrügeriſchen und eigennüzigen Freund abgeſchildert? Vertraue keinem Freunde, du habeſt ihn dann in der Noth erkannt: denn es ſind viel Freunde, weil ſie es genieſſen können, aber in der Noth halten ſie nicht. Und mancher iſt Freund, der bald Feind wird, und wuste er einen Mord auf dich; er ſagte es auch. Es ſind auch etliche Tiſchfreunde, und halten nicht in der Noth. Weil dirs wohl gehet, ſo iſt er dein Geſell, und lebet in deinem Hauſe, als wäre er Hausherr; geht dirs aber übel, ſo ſteht er wider dich, und läſt ſich nirgends finden. Was kan ſtärker und ſchärfer ſeyn, als die folgende Zeilen: Thue dich von deinen Feinden, und hüte dich gleichwohl auch vor Freunden. In den folgenden Worten beſchreibt und erzehlet er einen von denen Vortheilen, die die zween obbenannten Schriftſteller beſchrieben haben, und verfällt auf ein allgemeines Lob der Freundſchaft, welches ſehr richtig und erhaben iſt: Ein treuer Freund iſt ein ſtarker Schuz. Wer GOtt fürchtet, der kriegt ſolchen Freund. Ein treuer Freund iſt mit keinem Gelde noch Gute zu bezahlen. Ein treuer Freund iſt ein Troſt des Lebens, wer GOtt fürchtet der kriegt ſolchen Freund. Denn wer GOtt fürchtet, dem wird es gelingen mit Freunden, und wie er iſt, alſo wird ſein Freund auch ſeyn. Ich erinnere mich niemals einen Ausdruk gefunden zu haben, der mir mehr gefallen hätte, als dieſer, daß ein Freund ein Troſt des Lebens iſt: welcher das Vermögen der Freundſchaft ausdrüket, die Schmerzen und den Kummer zu lindern, die ſich gemeiniglich mit unſerm Leben in dieſer Welt verbinden. So wie mir auch der Spruch in dem lezten Verſe ſehr wohl gefällt, daß ein tugendhafter Mann ſo glüklich ſeyn ſollte, einen Freund zu finden, der ſo tugendhaft wäre, als er ſelbſt. Es iſt noch eine andere Stelle in eben dieſem Schriftſteller, die man bei einem Heiden ſehr bewundert haben würde: Denn du weiſt nicht, ob du ſo viel am neuen kriegeſt. Ein neuer Freund iſt ein neuer Wein: las ihn alt werden, ſo wird er dir wohl ſchmeken. Wie ſtark iſt nicht das Gleichnis und der Gedanken, womit er die Aufhebung und die Trennung der Freundſchaft beſchreibt? Wer unter die Vögel wirft, der verſcheucht ſie: und wer ſeinen Freund ſchmähet, der zertrennet die Freundſchaft. Wenn du gleich ein Schwerd zükeſt über deinen Freund, ſo macheſt du es nicht ſo böſe, als mit ſchmähen. Denn ihr könnt wohl wieder Freunde werden, wenn du ihn nicht meideſt, und redeſt mit ihm; Dann man kan alles verſohnen, ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbahrung der Heimlichkeit, und böſe Tüke: ſolche Stüke verjagen den Freund. Aus dieſem und vielen andern Lehren dieſes Sittenlehrers mögē wir gewiſſe kleine Erläuterungen und gewöhnliche Exempel bemerken, welche man an den moraliſchen Werken des Horaz und Epiktets ſo ſehr bewundert. Unter den verſchiedenen Tugenden eines Freundes, hat dieſer weiſe Mann mit Recht die Beſtändigkeit und Treue, als die vornehmſten, allen andern vorgezogen: andere haben ihnen noch die Tugend, die Wiſſenſchaften, die Verſchwiegenheit, die Gleichheit im Alter und Glüke, und, wie Cicero es nennt, morum Comitatem, ein gefälliges Gemüth, beigeſezt. Wenn ich von einer bereits ſo ſehr erſchöpften Materie meine Meinung ſagen ſolte: ſo würde ich zu den oberwähnten Eigenſchaften noch eine gewiſſe Gleichförmigkeit in der Aufführung hinzu thun. Oftmals geht ein Menſch mit einem andern eine Freundſchaft ein, den er nicht eher als nach einem jährigen Umgang kennen lernet; da denn aus ihm ein hiziges, böſes, heimtükiſches Gemüth hervorleuchtet; welches er an ihm, ehe er die Vertraulichkeit anfieng, niemals gewahr geworden, oder gemuthmaſſet hätte. Es giebt viele Leute, die in gewiſſen Zeiten ihres Lebens ungemein angenehm, in andern aber abſcheulich und haſſenswürdig ſind. Martial hat uns in einer Sinnſchrift eine ſehr ſchöne Beſchreibung ſolcher Leut gemacht.

Difficilis, facilis, jucundus, acerbus
es idem.
Nec tecum poſſum vivere, nec ſine te.

Du biſt bald ſchlimm, bald gut, bald
ſauer, bald auch fein,
Ich mag nicht gern um dich, und nicht
gern ohn dich ſeyn.

Noch was fällt mir ein, womit die Freundſchaft nach der Mode, heutiges Tags auch gemeiniglich befleket und gepeinigt wird; welches zum Beſchlus dieſer Abhandlung noch anführen will. ⸗ ⸗ Ich habe vor Zeiten, da ich gerne in mancherlei Geſellſchaften ware, öfters Leute angetroffen, die ſo groſſe Lobredner und ſo heftige Vertheidiger der Freundſchaft waren, daß ich durch ihre Reden gerühret wurde und ſie unter die ſeltnen Leute zehlte, welche der Freundſchaft Ehre machen. Doch wann ich ihren Charakter genauer unterſuchte, ſo bemerkte ich bald, daß ſie ihre Beredſamkeit nur alsdenn zum Lobe der Freundſchaft gebrauchten, wenn ſie ſich zuvor das Eſſen und den Wein ihres Freundes recht wohl hatten ſchmeken laſſen. Herr Schmauſegern iſt einer von dieſer Zahl. Kommt er in eine Geſellſchaft, ſo ſieht er ſich gleich in dem ganzen Zimmer um, was man für Zubereitungen auf ihn gemacht hat. Seine Zufriedenheit ſteigt mit der Zahl der Weinflaſchen, die herein getragen werden. Je beſſer der Wein iſt, der ihm vorgeſezt wird, deſto lebhafter ſpürt er die Reizungen der Freundſchaft, und deſtomehr erhebt er ſie. Er trinkt ſo lange auf die Geſundheit aller guten Freunde und auf beſtändige Freundſchaft, bis er für lauter Freundſchaftsverſicherungen unter den Tiſch fällt. Niemals habe ich einen lächerlichern Auftritt geſehen, als da ich neulich mit Herrn Schmauſegern bei Herrn Schlechtweg zuſammen kam. Herr Schmauſegern war mit einer ſolchen Heftigkeit eingeladen werden, daß er ſich einen vortreflichen Schmaus prophezeite, und deswegen eine andere Geſellſchaft ausſchlug. Er kam mit einem ſehr aufgeheiterten und viel verſprechenden Geſicht. Seine Stirn legte ſich nach und nach in verdrüsliche Falten, da kein Wein kommen wolte. Herr Schlechtweg redete vieles von der Freundſchaft, und was er ſagte, gefiel mir. Es war vernünftig. Herr Schmauſegern ſchwieg zu meiner Bewunderung bei einer Materie ſtill, die ſonſt die einzige iſt, von der er redet. Er ſah ſich alle Augenblik nach der Thür um. Er wiſchte ſich einmal nach dem andern den Schweis ab. Er rükte immer mit ſeinem Stuhl. Ich konnte faſt nicht glauben, daß dieſes der freundſchaftliche, der zärtliche, der aufgewekte Herr Schmauſegern ſeyn ſollte. Endlich kam eine Bouteille Wein, nach welcher er ſo lange geſeufzet hatte. Der Wein war aber ſo ſchlecht, daß Herr Schmauſegern unmöglich zärtlich dabei werden konnte. Er entfernte ſich mit einem finſtern Geſicht, und hielt die Zeit für verlohren, die er bei Herr Schlechtweg zugebracht hatte. Hier entdekte ich recht deutlich, was Herr Schmauſegern für einen herrlichen Begrif von der Freundſchaft hatte. ⸗ ⸗ ⸗ Unter den eigennüzigen Freunden ſind die Schmarozer noch die allererträglichſten und unſchädlichſten. Sie ſind ordentlicher weiſe ſo behutſam, daß ſie nur reiche Narren aufſuchen, die ſich gern loben hören, und zu ihrem Glük iſt kein Mangel daran. Ein Schlaukopf trift allezeit einen Bramarbas an. Er nimt ſich auch ſonſt gar nichts aus. Es giebt aber andere Freunde, deren Eigennuz weit verſtrikter, und alſo auch weit gefährlicher iſt. Unſere Freundſchaft wird oft von Leuten geſucht, die die zärtlichſten und uneigennüzigſten Geſinnungen gegen uns zu haben ſcheinen. Man verbirgt ſich vor uns. Man gewinnt uns. Wir haben öfters zu viel Ehrlichkeit, um ſie andern abzuſprechen, und zu wenig Erfahrung, die Falſchheit unter der Larve der Freundſchaft zu erkennen. Man gebraucht uns nach und nach zu Erreichung gewiſſer Abſichten, und hat man ſeinen Endzwek durch uns erreichet, ſo erkaltet alle Zärtlichkeit gegen uns, und verwandelt ſich wohl gar in Verachtung; und wie oft geſchiehet es nicht, daß die Freundſchaft, dieſe edle Gabe des Himmels, zu atlen und niederträchtigen Abſichten misbrauchet wird. ſ ſ Wie viele ſeynd nicht, welche die Sache hierbei verkehrt angreiffen? Wie viele berauben ſich nicht ihres Vermögens, ihren Freunden Ehre anzuthun? Zu Ehren der Freundſchaft werden ſie Verſchwender! Zu Ehren der Freundſchaft machen ſie Schulden! Zu Ehren der Freundſchaft bringen ſie ſich und andere an den Bettelſtab; ja, um dieſer Ehre willen kommen viele um ihre Geſundheit. Man pflegt ſonſten zu ſagen, dieſer oder jener bringt ſein Leben elend dahin, weil er keine Freunde hat; welches aber nicht ſo wohl eintrift, als dieſes, wo man mit beſſerm Grund ſagen kan, daß viele um ihr Vermögen kommen, und unglüklich werden, weil ſie zu viel Freunde haben.

Der bekümmerte Craſt.

Jüngſt ſprach Craſt: Die Zahl der Advocaten
Iſt wirklich gar zu gros gerathen,
Schlecht der Verdienſt, und doch wächſt ſie je mehr und mehr;
Ach! daß ich doch im Himmel wär!
Craſt hat Recht, wer ſtimmt damit nicht ein?
Vielleicht iſt dort die Zahl noch klein.

Der reiche Taſt nach dem Holländiſchen.

Taſt macht ſein Glük, zahlt ſeine Schulden,
Kauft Häuſer, Gärten, Aeker, Wieſen,
Auch Kutſch u. Pferd; allein bei dieſen
Ein Bürger ſeyn, und nicht ein Edelmann,
Das ſtehet unſerm Taſt nicht an:
Der Name Taſt, ſchlechtweg, wird ihm nunmehr zur Laſt:
Er kaufet ſich um vier, fünfhundert Gulden
Das hochgeſchätzte Van, und heiſſet nun Van Taſt.

Von dem Kalk, und den Urſachen, des heut zu Tags ſo ſchlechten Mauerkalks; mit Anziehung derjenigen Mitteln, wie der Kalk und der Mauerkalk am beſten zuzubereiten ſeye, daß derſelbe im Wind und Wetter am längſten daure.

Ich finde, daß die Egyptier die erſten geweſen, welche ſich vor andern Nationen in der Baukunſt herfür gethan, und den Kalk und deſſen Zubereitung zur Mauerarbeit erfunden haben. Ich konte dieſes aus vielen Schriften beweiſen, wenn ich mich nicht der Kürze befleiſſen müſte. Es ſolte mir auch nicht ſchwer fallen, zu zeigen, daß faſt alle heutiges Tags bekannte Handkünſte und Handwerke zum theil in dem alten Egypten bereits recht ſehr floriret haben, und daſelbſt am erſten erfunden worden: zumal die Ziegel- und Kalkbrennerei. Wer von ihren Gebäuden lieſet, wird um ſo weniger daran zweifeln können. Die Kinder Iſrael haben die Baukunſt, nebſt noch vielen andern Künſten und Wiſſenſchaften von denen Egyptiern abgelernet. Zum Ziegel- und Kalkbrennen ſind ſie vom Pharao gezwungen, und arbeitſam gemacht worden. Wie gut und dauerhaft der Kalk, Mörtel und Stein von den Egyptiern gemacht worden, beweiſen die Piramiden, die heut zu Tag zum theil noch ſtehen. Seſoſtris, der Baumeiſter des Pharos zu Alexandria wuſte den Namen des Stifters Prolomæi in einen ſchönen Kalk und Gips, den er über den Marmor und ſeinen darein gegrabenen Namen ſtrich, zu bringen, und dadurch ſeinen Ehrgeiz, ſich den Ruhm dieſes Gebäudes bei der Nachwelt allein zuzueignen, des Königs Ruhm aber zu unterdruken, ſo zu verdeken, daß erſt nach etlich 100. Jahren darnach der beſonders zugerichtete Kalk durch das Wetter ſo abgewühlet worden, daß ſtatt des Stifters Namen des Baumeiſters Seſoſtris Namen auf das zierlichſte darauf zum Vorſchein kommen iſt. Hievon, und von Erfindung der Künſte und Handwerker, werde zu einer andern Zeit eine beſondere Abhandlung aufſezen, und in dieſen Blättern liefern. Aus dieſem nur beiläufig Angeführten erhellet, daß vor Alters vielerlei Handkünſte und Handwerker beſſer u. nüzlicher getrieben worden, als heutiges Tags. Und hierunter kan unſtreitig die Maurerarbeit mitgerechnet werden. Deñ die Klage iſt allgemein, daß heut zu Tage nicht ſo gut und dauerhaft gemauret wird, als vor alten Zeiten. Und dieſe Klage iſt auch in der Wahrheit gegründet. Man weis aus der Erfahrung, daß alte Gebäude mit Mauerwerk, auch die erſt vor 1. und 200. Jahren aufgebauet worden, wann hin und wieder nur was eingeriſſen und abgeändert wird, ſo feſte halten, als wie Eiſen und Stahl, nach dem gemeinen Sprüchwort; Wie ich denn ſelbſt aus der Erfahrung zu ſchreiben weis, daß mir bei Durchbrechung eines Lochs von einem halben Quadratſchuh 2. Maurer 3. Tage lang gehammert, und über 9. Brecheiſen dabei abgebrochen haben. Die Aufführung dergleichen Mauren waren gleichſam ſo beſchaffen, daß aus Steinen, Sand und Kalk gleichſam eine Maſſa wie ein zuſammen gewachſener Stein, dadurch entſtanden iſt; Da hingegen die neuerlich gemachten, wo nicht ſelbſt einfallen, doch von ſehr kurzer Dauer ſind: oder daß wenigſtens der Anwurf ſich abſcheelet, und die Mauer gleichſam nakend vor Augen ſtellet. Soll man deñ aber nicht mehr ſo gut bauen können, als vor 100. und mehr Jahren geſchehen? Ich antworte, Ja! Dieſes zu beweiſen, will ich die Art der Alten, wie ſie gebauet haben, und das Schädliche der Neuern, hier entdeken; und das, was ich nicht genugſam aus der Erfahrung weis, aus andern bewährten alten Schriften erſezen; welches, wann es im Bauen von Gewinſucht abgeneigten Mauermeiſtern genau beobachtet, und denen Bauliebhabern begreiflich gemacht wird, gewis von groſſem Nuzen ſeyn kan. Das erſte war, wann in vorigen Zeiten gebauet worden, daß man nach gemachten Bauüberſchalg eine genugſame Menge Baumaterialien zuſammen brachte. Der Ueberſchlag mus aber nicht ſo gemacht werden, daß beim Ausbauen öfters noch einmal ſo viel Koſten darauf gehen, als der Ueberſchlag es erfordert. Jedoch dies gehöret mit unter die Staatsſtreiche einiger Werkmeiſter. Alſo hat man vor dieſem guten Kalch angeſchaft, auf eine beſondere Art gelöſchet, die Stein getroknet, und wohl ausgeſucht; und dies alles in genugſamer Proportion, und das Jahr und Tag vorhero, ehe man zu bauen angefangen hat. Heute zu Tage hingegen werden die Steine ohne Unterſchied, wie ſie aus dem Steinbruch kommen, und ehe ſie noch abgetroknet, in die Mauer geleget. Der Kalch iſt kaum erkaltet, wird er mit Sand, welcher oftmals halben Theil Schlamm, überſezet, nicht genugſam zur Speiſe gerühret, und alſo alles, ehe es noch gut oder halb fertig, verarbeitet. Dieſes mus auch ſo ſchnell und hurtig gehen, daß die Arbeit nicht austroknen kan, ehe ſolche verworfen, oder mit Speis übertünchet wird, woran die Eigenthümere öfters ſelbſt Urſache ſind. Man unterſuchet die Beſchaffenheit des Kalchs nicht,. ob er fett oder mager, viel oder wenig Sand verträget? ob der Sand aus einem Flus, Bach oder Berg gegraben worden. Doch kommt es auf die Bereitung und Beſchaffenheit der Mauerſpeiſe nicht allein an. Die Steine, womit die Mauer aufgeführet werden ſolle, müſſen auch das ihre beitragen, und der Arbeiter mus es an Fleis und Vorſicht nicht ermangeln laſſen. Die gebakene Steine, wann ſie von gutem wohl gearbeitetem Thon mit etwas Sand vermenget, und äuſſerlich beſtreuet, nicht allzu ſtark, damit der Sand nicht flieſſe, und die Steine gleichſam verglaſe, doch zur Genüge gebrännt worden, halten im trokenen, und auſſer dem Grund ſehr gut, und geben, wann ſie wohl verbunden werden, eine feſte, dem Wetter und Feuer widerſtehende Mauer. Vermiſchet man den Leimen oder die Thonerde von dem Ziegelſtreichen mit etwas Spreu oder klein geſchnittenem Stroh, ſo kan man die Steine etwas ſtärker brennen, wodurch ſie dann leichter, rauh und doch feſte werden, die Speiſe gerne annehmen, ſich miteinander gut verbinden, und den Anwurf nicht leichtlich fallen laſſen; wozu noch kommt, daß man die Bakſteine auf dieſe Art diker und gröſſer machen darf, wodurch die Kamine ſtark, und doch nicht ſo ſchwer werden. Denen Bachſteinen folgen die Duchſtein, oder wann man will, ſo will ich dieſen den erſten Rang geben: aber ſie müſſen ſchon eine Zeitlang aus der Erde gegraben, und wohl troken ſeyn. Man hat davon groſſe Stüke, ſie nehmen die Speiſe gern an, verbinden ſich alſo wohl mit einander, und geben eine recht feſte gute Mauer. Man kan gar viel erſparen, wann man dergleichen Steine in Menge hat. Dann die Mauren dörfen nicht ſo dike ſeyn, und werden doch, wegen der guten Verbindung mit der Speis ſtark und feſt, können ſo wohl in den Riegelwänden als in den Hauptmauren gebraucht werden. Sie ziehen keine Feuchtigkeit an, machen alſo geſunde Wohnungen, auch in denen untern Theilen des Hauſes. Dieſen kan man die Bruch- oder Sandſteine nachſezen; es ſollen aber ſelbige ebenfalls nicht ſo neuerlich aus dem Steinbruch kommen, ſondern zuvor wohl getroknet ſeyn. Hingegen ſchiken ſich die harte Marmor-artige Steine keineswegs zu Mauren, welche beſtochen oder verworfen werden ſollen, wohl aber in den Grund. Werden ſie aber in die Wände und Mauren auch inwendig in denen Häuſern geſezet, ſo fällt das Beſtech oder Wurf bald ab, die Wände ſchwizen bei feuchtem Wetter, machen alſo die Wohnung ebenfalls feucht, und der Geſundheit und allen Mobilien ſchädlich, und das in denen Wänden befindliche Zimmerholz faulen, oder daß Schwämme aus demſelben wachſen. Der Kalch iſt unterſchiedlicher Art; zum verbuzen, und mit Jps zu vermiſchen hat man vor andern denjenigen gern, welcher aus weiſſen Marmor-artigen Steinen gebrannt worden. Zu denen Mauren in dem Grund, und zu der Roharbeit verdienet derjenige, welcher aus ſchwarzen Kalchſteinen gebrannt worden, den Vorzug. Die ſchwarzen Kalchſteine ſind mehrentheils härter und dichter, geben alſo in dem Ablöſchen mehrers aus, erfordern auch mehr Waſſer zu dem Ablöſchen. Und man hält davor, dieſer Kalch ſeye beſſer und dauerhafter. Es wird beim Bauen zweierlei Kalk gebraucht. Der eine iſt friſch gelöſchet, und wird gleich verbraucht, wie er aus dem Ofen kommt; die andere Gattung aber iſt alt, und vor einigen Jahren gelöſchet. Eine jede Art hat ihren Nuzen, nachdem der Zwek iſt, wozu man den Kalch beſtimmet. Der beſte Kalch iſt, wie bekannt, derjenige, welcher, wenn er gelöſcht wird, recht fett iſt. Dazu nimmt man gemeiniglich zum Mörtelmachen zween Theile Sand zu einem Theil Kalch. Wie der Sand dazu mus beſchaffen ſeyn, ſolches weis ein vernünftiger Maurer; aber, das muß nicht verſaumet werden, daß man Staub und Erde davon abſondert: denn wo dieſes nicht geſchiehet, und etwas Erde darunter bleibet, wie viele aus Nachläſſigkeit thun, ſo wachſen mit der Zeit Schwämme daraus, welche die ganze Mauer verderben. Der friſch aus dem Ofen kommende Kalch, der alsbald gelöſcht und gleich verbraucht wird, iſt der beſte zum Mauern, und zur Verbindung der Steine, wenn man beim Mörtelmachen folgende Vorſichtigkeit gebrauchet: Man mus nicht mehr löſchen, als man gedenket in 2. oder 3. Tagen zu gebrauchen. In währendem Löſchen, wenn der Kalch noch ganz heis iſt, vermiſcht man zugleich den benöthigten Sand zum Mörtel: aber, welches das vornehmſte iſt, man mus ſich nicht verdrieſſen laſſen, lange ohne Aufhören zu rühren, und zuſammen zu ſchlagen; dieſes iſt ſehr zu merken. Die Alten haben es wohl beobachtet; in den neuern Zeiten aber iſt das beſtändige Umrühren des Kalches ſehr verabſäumet worden. Wenn man endlich mit dergleichen Mörtel eine Wand oder ein Gebäude aufgeführet hat, ſo mus man ſelbige laſſen troken werden, wozu ein ganzes Jahr für eine dünne Mauer nicht zu viel iſt, ehe man ſelbige bewirft: denn wenn die Mauer vorhero nicht recht troken geweſen iſt; ſo lehret die Erfahrung, daß ſie eine ſtete Feuchtigkeit bei ſich führet, und weil der Anpuz in der freien Luft eher troknet, ſo zerſpringen oft die verſchloſſene Mauerſteine, deswegen ſich nothwendig Riſſe und abfallender Kalch einfinden müſſen.

Nun ſchreite ich zur zweiten Art. Dieſer iſt der recht fette und eingeſumpfte Kalch, der wird zum Bewerfen dem vorigen vorgezogen; mit dieſem bereitet man einen Mörtel mit Sand, wie der vorige, und träget ihn ganz dünne auf, nur ſo viel, daß er dekt. Wenn er troken iſt, ſo träget man eine zweite Lage etwas diker auf: aber anſtatt Sand nimmt man Cemet, welches von alten Dachſteinen, Kacheln, Scherben von alten Töpfen, allerlei irdenem Geſchirr, klein geſtoſſen, und wie Sand durchſiebet wird. Man nimmt zwei Theile von dieſem Cemet zu einem Theil alten Kalch; dieſes ſchlägt man Stunden lang wohl unter einander, daß es eine Maſſa, oder ein Teig wird. Je länger man ſelbigen ſchläget, je beſſer es wird. Es darf aber ſonſt bei der Zubereitung kein Waſſer gebraucht werden: denn davon wird er hart. Mit dieſer Materie wird zum zweitenmal aufgetragen, mit der Mauerkelle nochmals fleiſſig durchgearbeitet, und eben und glatt angeſchlagen, daß es auf der Mauer fein gleich wird, und feſt anklebet. Dieſe Arbeit gehet langſam; wird aber, wenn es troken iſt, ſo hart, glänzend und feſt, daß ihm kein Regen und ungeſtümes Wetter ſchaden kan. Wenn es troken iſt, kan man dieſelben abweiſen, und die Farbe geben, die man haben will. Die beſte Zeit zum Anpuzen und Bewerfen iſt im Frühjahre oder im Anfange des Herbſts; aber nicht am Ende: denn wenn die Nachtfröſte kommen, ſo verdirbt alles. Mitten im Sommer, und in der gröſten Hize iſt es auch nicht vortheilhaftig, weil es zu geſchwinde troknet und zerſpaltet.

So groſſer Unterſcheid unter dem Kalch, eben ſo groſſer iſt auch unter dem Sand. Man will den Flusſand vor dem Bergſand loben. Wann man denjenigen darunter verſtehet, welcher von dem Waſſer wohl abgewaſchen, daß nichts als die kleine Sand- oder Kieſelkörnlein überbleiben, ſo hat man recht; wann aber ohne Unterſcheid aller Flusſand, der zuweilen der halbe Theil Schlamm und Erde iſt, darvor ſolte genommen werden, ſo wird man ſich betrügen, und wäre dieſem der Bergſand allezeit vorzuziehen. Der Flusſand hat gemeiniglich kleinere Körner, dienet alſo zum verbuzen oder glatten Wurf beſſer, als ein grober Bergſand. Dieſer aber kan zur rauhen Arbeit, wann man des Flusſandes nicht genug hat, oder wann derſelbe allzu fern herbei zu bringen iſt, gebraucht werden. Iſt aber der Sand mit vielem Schlamm vermiſchet, ſo kan der Anwurf der damit gemachten Speis niemalen in dem Wetter halten, ſondern er fället in kurzem ab. Aus dieſem erſiehet man, daß es nicht auf den Kalch allein ankommt, ſondern daß auch an dem Sand und Vermiſchung ſehr vieles gelegen. Es iſt eine Fabel, wann man ſagt, und ſchreibet, zu dieſem oder jenem alten Gebäude, wäre um beſſern Haltens willen, der Kalch oder der Speis mit Wein oder Bier angemacht worden. Man würde dieſes auch in denen allerwohlfeilſten Zeiten nicht gethan haben. Daß aber bei dem ein oder andern Gebäude ſo viel Wein oder Bier von den Arbeitsleuten, bis der Bau vollendet, ausgetrunken worden, daß dieſe Quantität hinlänglich geweſen, die Speiſe damit anzurühren, iſt gar kein Zweifel. Zu denen Urſachen, daß die alte Gebäude und Mauren ſo feſt halten, gehört auch diejenige Art, deren erſt vorhin gedacht worden, daß man mit Kirchen, Thürnen und dergleichen Bäu lange Zeit zugebracht, folglich die erſte Arbeit allezeit oder zuvor wieder austroknen können, ehe man die andere angefangen. Hingegen hat man ein widriges Exempel an dem ſchönen Gebäude der St. Peterskirche und Thurn zu Berlin. Dieſer Thurn iſt aus keiner andern Urſach eingefallen, als weil der Bau zu ſchnell geführet worden. Er war von gebakenen Steinen erbauet, und die Geſimſe und Decorationen von guten Quader- oder Sandſteinen. Wann man mit gebakenen Steinen eine gute Mauer führen will, ſo müſſen die Bakſteine angenezet werden, und die Mauerſpeiſe ſehr dünne ſeyn, damit ſie mit einander anziehen. Wenn nun die Mauren dik gemacht werden, und der Bau ſtark getrieben wird, ſo kan unmöglich die Menge Waſſer, welche, die Steine anzufeuchten erfordert wird, über Nacht austroknen, ſondern es ſenket ſich ſolches nach unten zu. Kommet dann die folgende Täge wiederum ſo viel dazu: ſo müſſen die unten liegende Bakſteine von dem Waſſer weich oder mürbe, und von der darauf liegenden Schwere verdrukt werden. Wann man auch zu einem jedem Stein nur 4. Loth Waſſers, alſo zu 8. Bakſteinen 1. Pfund rechnen wollte, und dieſer würden Tags über bei einem ſo groſſen und maſſiven Gebäude nur acht tauſend Stük verarbeitet, oder in die Mauer gelegt, ſo ſind doch tauſend Pfund Waſſer dazu nöthig, und dieſe Menge kan über Nacht unmöglich austroknen oder ausdünſten. Es hat ſich auch bei dem abraumen des oben gedachten Thurns ergeben, daß die Bakſteine alle, oder doch mehrentheils als eine Maſſa zuſammengedrukt waren; folglich das Gebäude ſich ſezen und einfallen müſſen. Wann man alſo den Kalch gut zurichten, und die Mauerſpeis, daß ſie im Wind und Wetter halte, zubereiten will; ſo mus man einen Kalch von guter Art, beſonders ſolchen, welcher aus Marmor-artigen Steinen gebrannt, ausſuchen, denſelben mit genugſamen Waſſer löſchen, einen oder mehr Monat lang ruhen laſſen, alsdann mit gutem reinen Sand, welcher keinen Schlamm, noch leimen Erde bei ſich führt, vermiſchen, und wohl durch einander arbeiten laſſen. Zum Anwurf iſt ein magerer und reiner Sand der beſte. Und wann man gute Arbeit machen, und auf die friſche Mauer mahlen will, welches die Italiäner al-freſco heiſſen, ſo ſolle der Sand zuvor rein gewaſchen werden, damit ja kein Schlamm und Leimerde dabei bleibe. Fleiſſige Maurer wiſſen von ſelbſten, und iſt allbereits in vorhergehendem geſagt worden, daß man nicht zu viel Speiſe auf einmal antragen, ſondern bis der erſte Wurf wohl angezogen hat, warten ſolle. Wann alſo alle dieſe Vorſchläge in Obacht genommen werden, Kalch, Sand und Steine von guter Art, ſo wird der Anwurf ohnfehlbar halten, und die Mauer feſt und dauerhaft bleiben.

Wie der Leimen oder Erde zum Ziegelſtreichen, daß ſelbiger dauerhaft ſeye, am beſten zugerichtet werde.

Es geſchiehet gar vielfältig bei denen neuen Ziegeldächern, daß die Ziegel ſpringen, bei andern gar weich werden, und gleichſam faulen, oder daß der Dachdeker bei allem Fleis, welchen er anwendet, kaum verhindern kan, daß der Regen nicht durchſchläget. Der erſte Fehler entſtehet, wann der Thon oder Ziegelerde nicht genug gearbeitet, der zweite, wann die Ziegel nicht genugſam gebrannt worden, und der dritte, wann ſie ſchnell getroknet, alſo ſich verzogen haben; wozu noch kommt, daß ſie zu ſtark gebrannt worden. Es pflegen zwar unſere Ziegler und Töpfer den Leimen zu tretten, oder zu ſchlagen; da dieſes aber eine ſehr mühſame Arbeit, als läſſet man an theils Orten, beſonders, wo man der gebakenen Steine und Ziegel ſehr viel nöthig hat, die Ziegelerde durch Ochſen tretten. Weil aber, wo man die eingetrettene Fusſtapfen nicht alſobald wieder zuſchläget, dieſe Thiere gemeiniglich in die alten Löcher tretten, als hat der Königlich-Schwediſche Capitain der Artillerie, Herr Triewald, eine Maſchine erfunden, wodurch der Thon mit wenig Mühe, und alſo eine groſſe Menge in kurzer Zeit kan durchgearbeitet werden. Es ſind zwei hintereinanderlauffende Walzen als Mühlſteine, davon die vorlauffende mit vielen hervorſtehenden Zapfen von hartem Holz beſezet; alſo Löcher in den Leimen eingedrukt. Die nachfolgende iſt ganz glatt, und machet alſo dieſe Löcher wieder zu. Der Thon wird unter dieſe Maſchine gebracht, mit genugſamem Waſſer angenezet, und alſo wohl durchknettet und bearbeitet. Die beede Rollen oder Walzen lauffen im Circul herum, und wer eine Rosmühle geſehen, kan ſich gar leicht eine Vorſtellung von dieſer Sache machen. Ja, auch die in theils Orten gebräuchliche Maſchine, welche man zum Obſtmahlen, um Moſt daraus zu machen, gebraucht, kan gute Anleitung dazu geben. Wann die Ziegelerde oder Leimen alſo wohl durchgearbeitet, ſo werden aus ſelbigem die Ziegel und Bakſteine, wie ſonſten gewöhnlich, geſtrichen, und wann ſie wohl getroknet, auch wohl gebrannt.

Was es mit dem uhrmäſſigen Schlagen, ſo man zuweilen in den Wänden höret, für eine Bewandnis habe?

Es iſt ein kleiner aſchgrauer Käfer, der wenn es ihm beliebt, dieſes ſchlagende Geräuſch verurſachet. Er iſt nicht viel gröſſer als eine Linſe, und kleiner, als der aſchgraue Spekkäfer. Ein Käfer iſt es, denn er hat zwei harte Flügeldeken, einen ſchwarzen harten Naken, Kopf und Maul, wie die Maykäfer. Er iſt alſo von dem Pediculo fatidico, Linn. Suec. n. 1168. zu unterſcheiden. Ich wolte ihn gerne genauer beſchreiben, allein ich habe mein Würmchen verlohren, und weis mich ſeit 6. Jahren nun ſo genau nicht mehr zu erinnern, wie es nach allen Theilen aufs eigentlichſte geſtaltet war, und ob ich es zu Linn. Dermeſtes, oder einer andern Gattung der Käfer rechnen ſoll. Ein ſolches Thierchen hatte ſich in die Haube eines Frauenzimmers verwirret. Sie gieng mit ihrem einquartirten Gaſte zu einem Beſuche, und die Todenuhr fängt an ihrem Kopfe an zu ſchlagen. Zu allem Glüke begegnete dieſer Zufall einer vernünftigen Perſon; eine abergläubige wäre vielleicht für Schreken geſtorben. Nachdem ſie wieder zu Hauſe gekommen, durchſuchte ſie ihren Habit, und fand den kleinen Käfer, der mir hernach in die Hände kam. Ich verſchlos ihn in Papier, legte ihn bei meinem Schreibetiſche ans Fenſter, und er lies ſich fleiſſig hören, inſonderheit wenn die Sonne warm auf ſeine Wohnung ſchien. Es war nun leicht zu begreifen, daß dieſes regelmäſſige Gethöne nicht durch ein Nagen am Holze, wie vorgegeben wird, entſtehe. Daher war ich begierig zuſehen, wie er ſeine Künſte anſtellete. In dem nur etwas geöfneten Papiere (denn mein Thierchen war ein wenig ſcheu) bekam ich es bald zu ſehen; Er bog ſein Köpfchen unter ſich, und ſchlug mit ſeinem harten Naken ſein Tekterektek ſechs bis ſieben mal ganz an das Papier, und dieſes wiederholte er faſt ſo oft, als, es mir beliebete. Denn ich merkte an, daß er fleiſſiger ſchlug, wenn ich bei ihm ſas und ſchrieb; das Krizeln meiner Feder ſchien ihm vielleicht die Antwort ſeiner Freundin, oder Freundes zu ſeyn, den er oder ſie durch ſeine Anſchläge lokte. Ich machte ihm den Ton ſeiner Lokſtimme mit der Feder nach, und er antwortete mir faſt allemal mit geſtärkten Schlägen, bis er von vieler Arbeit müde ward. Er lebte noch bei 3. Wochen lang; das Papier aber, welches er aus Hungersnoth ohne Geräuſch benagete, war wohl nicht ſeine gewohnte Speiſe. So ſtarb das unſchuldige Thierchen, das ſo manchem den Tod ſoll angekündiget haben, da doch die klugen Rokenphiloſophen viel wahrſcheinlicher hätten vermuthen können, daß es ein verliebtes Paar, oder gar eine Hochzeit im Hauſe anſage. Herr Doctor Bünemann ſchreibt hievon alſo: Im Sommer und bei warmer Zeit kan man dieſer Thiere Arbeit wahrnehmen, da ſie in kurzer Zeit im Stande ſind, ein gutes Holzwerk zu verderben. Der Geſtalt nach überhaupt, ſind ſie ganz klein, faſt nicht einmal den vierten Theil eines Gerſtenkorns gros, bräunlicher Farbe, und haben viele Füſſe. So bald man ſie berühret, liegen ſie ſtille, als wären ſie tod, und laufen nach einiger Zeit wieder davon. Wenn es recht warm wird, fliegen ſie in den Zimmern ohne alles Geräuſche ganz ſtille herum. Ihre Flügel ſind gedoppelt, davon auf jeder Seite der obere Flügel einem Schilde gleichet, der untere aber zart, wie andere Fliegen und Müken, ꝛc. Der Kopf iſt ſehr klein, und nicht darvor anzuſehen, daß er ſo viel verrichten könne. Das Holzmehl, ſo dieſe Thierchen in kurzer Zeit in Menge aus ihren Löchern herauswerfen, hat man ſonſten in äuſſerlichen flieſſenden Schaden recommendiret, und mag auch in gewiſſen Fällen brauchbar ſeyn. Dieſe unanſehnliche aber dem Holze ſehr ſchädliche Inſecta, ſind am beſten abzuhalten, wenn das Holz, wo es thuulich, mit Oelfarben angeſtrichen, lakquiret oder ſtark gebeizet wird.

Von der Nüzlichkeit des Abblatens der Bäume und Pflanzen.

Herr Bonnet hat ſich die Mühe gegeben, mit den Blättern der Bäume und Kräuter die mannigfaltigſten Verſuche anzuſtellen, um uns in einer ſehr vortreflichen Schrift einen Theil der Abſichten zu entdeken, warum die Natur die Gewächſe reichlich damit verſehen hat a). Er hat nemlich gefunden, daß die Blätter der Pflanzen gleichſam ſo viele Zungen ſind, welche die Feuchtigkeit in der Luft und den Thau an ſich ziehen, und in den Körper der Pflanze hineinführen, um ſie zu ernähren, und ihr Wachsthum zu befördern. Es iſt hier nicht der Ort, die Schrift dieſes geſchikten Naturforſchers zu beſchreiben, oder einen Auszug davon mitzutheilen, welchen neugierige Leſer fürerſt in andern Teutſchen Anzeigen nachſehen können b). Wir wollen uns vielmehr hier die Entdekungen des Herrn Bonnets zu eigen machen, und einige Gedanken darüber entwerfen, die in dem Gartenbaue nüzlich werden können. Herr Bonnet erläutert mit ſeinen neuen Verſuchen und Entdekungen dasjenige ungemein ſchön, was ſchon andere, und

---

a) Dieſe Schrift heißt: Recherches ſur l'uſage des Feuilles dans les Plantes, & ſur quelques autres ſujets relatifs à l'Hiſtoire de la Vegetation; par M. Charles Bonnet. &c. In Quart. Göttingen und Leiden. 1754.

b) Unter andern in den freien Urtheilen 102. St. des vorigen, und den erſten Stüken dieſes Jahrs.

beſonders Hales vor ihm beobachtet haben c). Dieſer groſſe Engliſche Naturforſcher wuste, daß alle Bäume, und insbeſondere diejenigen, welche gegen den Winter ihre Blätter abwerfen, im Sommer, wenn die Blätter noch daran hängen, eine groſſe Menge Waſſer in ſich saugeten. Er ſtellete deshalb mit verſchiedenen Baumäſten Verſuche an, deren einigen er die Blätter benahm, andern aber von eben der Art die Blätter lies, und ſie ins Waſſer ſezte: da dann unter gleichen Umſtänden, die beblätterten Aeſte in 12. Stunden des Tages 20. bis 30. Unzen Waſſer an ſich zogen, nachdem ſie viele Blätter hatten, hingegen die, ſo keine Blätter hatten, in gleicher Zeit kaum eine Unze an ſich zogen. So gros iſt der Unterſchied des vorräthigen Saftes in Bäumen, die ihre Blätter noch haben, und in ſolchen, die nicht mehr damit verſehen ſind. Wenn man dieſe Beobachtungen mit den Entdekungen des Bonnet vergleicht, und die Sache mit den Augen eines Gärtners betrachtet; ſo fällt man ganz natürlich auf den Gedanken, ſich eine ſolche Beobachtung in dergleichen Fällen zu Nuze zu machen, wo entweder die Menge des Safts den Pflanzen zur Laſt wird, und zum Nachtheil gereichet, oder wo derſelbe an gewiſſen Seiten oder Aeſten eines Baumes mangelt. Es giebt einen beſondern Fall, wo den Bäumen der überflüſſige Saft höchſt ſchädlich iſt, indem ſie davon umkommen, und dieſer Fall findet ſtatt, wenn bei einem frühzeitigen Froſte noch allzuvieler Saft in den Bäumen ſtehet. Denn man kan leicht erachten, daß ſie in ſolchem Falle am leichteſten erfrieren können, und die Erfahrung hat dieſe Muthmaſſung ſchon längſt zu einer ausgemachten Wahrheit gemacht. Daher hat der ſinnreiche Herr Magiſter Stromer in Upſal, weil ihm die Erfahrungen des Hales bekannt waren, das nüzliche Mittel erfunden, die Bäume vor dem Erfrieren dadurch zu bewahren, daß man ſie fein zeitig abblate d). Wären ihm damals ſchon die Entdekungen des Herrn Bonnet bekannt geweſen; ſo würde er ſeiner Erfindung dadurch ein neues Gewicht gegeben haben, welches wir hier hinzufügen wollen, um dadurch ſeine Methode in deſto beſſern Gang zu bringen, welche übrigens ſchon ſo bekannt iſt, daß wir keine Erläuterungen davon zu geben nöthig haben. Jedoch dieſes iſt nicht der einzige Fall, wo das Abblaten der Bäume nüzlich ſeyn kan. Man weis, daß ein Baum oder Zweig deſto mehr Kraft habe, je ſtärker der Saft unter den gehörigen Bedingungen in ihn hineindringet. Geſezt alſo, daß man einen gewiſſen Zweig eines Fruchtbaumes, der ſchwach iſt, ſtärken wolte; ſo wäre freilich das beſte Mittel, daß man ihm mehr Blätter ſchaffen könnte, damit er deſto mehr Saft zöge. Weil aber dieſes nicht in unſerer Macht ſteht; ſo bleibt uns nur das einzige Mittel übrig, daß man den benachbarten Aeſten ihre Blätter nimmt, dem Schwachen aber die ſeinigen läst; denn ſo wird dieſer denjenigen Saft mehrentheils allein an ſich ziehen, welchen die Entblätterten bis dahin zuſammen geſogen haben. Will man hingegen einen Zweig, der gar zu viel Saft hat, ſchwächen; ſo mus man ihm einige oder alle ſeine Blätter benehmen, den benachbarten Zweigen aber die ihrigen laſſen, damit ſich der Saft von dieſem ab, und zu jenen wende. Auf dieſe Weiſe hat es ein Gärtner in ſeiner Gewalt, den Saft auf dieſe oder jene Seite eines Baumes zu leiten, nemlich wo es ihm beliebt, die meiſten Blätter ſtehen zu laſſen. Wenn ſich ein Spalierbaum zu hoch erhebet, ſo darf man nur ſeine oberſten

Zweige

---

c) S. Hales Statik der Gewächſe. S. 17. der teutſchen Ueberſezung.

d) In den Abhandlungen der Königl. Schwediſchen Academ. der Wiſſ. 1. B. S. 116. u. f. Man kan hiervon auch die Hamburg. Geſellſchaftl. Erzehlungen, 2. Th. 27. St. nachſehen.

Zweige mehr oder weniger abblaten, um dieſes zu verhuten. Oeſters verurſacht die allzugroſſe Menge des Saftes, daß die Früchte an den Fruchtbäumen nicht recht fortwollen; und in ſolchem Falle darf man ihnen ebenfalls nur die überflüſſige Menge der Blätter benehmen. Denn da dieſes bei dem Weine ſo gut angehet, ſo iſt gar nicht abzunehmen, warum es andern Fruchtbäumen eben dieſelbe Beſchaffenheit haben ſollte. Jedoch mus man dieſes dem Nachdenken eines klugen Gärtners überlaſſen, welcher die beſte Zeit wiſſen mus, wenn dieſes Abblaten geſchehen darf: denn man würde z.E. unſtreitig einen Fehler begehen, wann man es zu der Zeit vornehmen wolte, da die Früchte in ihrem vollen Wachsthume ſtehen, und die Bäume aller ihrer Blätter nöthig haben, ihn zu befördern. Wenn man Bedenken finden ſollte, einem Baume die Blätter gänzlich zu benehmen, ſo braucht man ſie auch nur mit einer Scheere zu beſchneiden, welche kleine Operation ihnen nichts ſchaden, und einer allzugroſſen Entkräftung des Baumes vorbeugen wird. Auf dieſe Weiſe lehret uns Herr Bonnet eine neue Art des Beſchneidens durch Abblaten, ob er gleich ſelbſt die Beſcheidenheit hat, zu geſtehen, daß er von dieſer neuen Kunſt nur die erſten Grundriſſe darlege, und daß uns die Erfahrung erſt die Regeln davon werde lehren müſſen e). Weil nicht allein die Baumblätter, ſondern auch die Blätter der Kräuter, Nahrungsſaft an ſich ziehen, und in die Pflanze hineinführen; ſo kan ein kluger Gärtner auch dergleichen Gewächſen durch das Abblaten oder Beſchneiden der Blätter zu Hülfe kommen, nachdem er etwan ſieht, daß eine Pflanze viel Nahrungsſaft hat. Ueberhaupt wäre es wol der Mühe wehrt zu unterſuchen, ob nicht in allzunaſſen Jahren das Abblaten gute Dienſte leiſten ſolte. Denn, wenn die Blätter nicht allein den Thau, ſondern alle Feuchtigkeit der Luft an ſich ziehen, und den Umlauf des Saftes in der Pflanze befördern; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß eine Pflanze in einem ſehr naſſen Jahre deſtoweniger wäſſerigten Saft bekommen werde, je weniger Blätter ſie hat. Solchergeſtalt lieſſe ſich wenigſtens die Wäſſerigkeit der Früchte in ſolchen Jahren verhüten oder doch mindern. Zugleich erhellet auch aus Herrn Bonnets Entdekkungen, warum eine ungeſunde Luft, die voller böſer Dünſte iſt, den Pflanzen ſo viel ſchade, weil die Blätter dieſe Dünſte in ſich ſaugen; und vielleicht findet man noch dereinſt das Mittel, durch vorſichtiges Abblaten die Bäume vor den ſchlimmen Folgen einer ſolchen böſen angeſtekten Luft zu verwahren.

Das Schlittenrecht.

S kax verſezt ſein Sommerkleid
Um des Winters Luſtbarkeit,
So wie andere zu genieſſen.
Er verwahrt ſich Hals und Bruſt,
Um die theure Schellen Luſt
Voll Empfindlichkeit zu büſſen;
Nicht der Pferde ſchneller Flug,
Nicht der Schlitten langer Zug
Kan den Trieb in ihm erregen;
Warum thut ers? Kalt zu ſeyn,
Und ſich ſteif zu frieren? Nein!
Blos des Schlittenrechtes wegen.

Die Schlittenluſt regiert,
Es ſtürmt, es ſchneit und friert;
Klagt, Pferde, Knecht und Diener:
Freut euch, ihr Mediciner!

---

e) Man kan hiervon das erſte Memoire der Recherches des Herrn Bonnet nachſehen, wo er dieſe Vortheile des Abblatens ſelbſt ausführet.

Von dem Ceremoniel.

Wenn Privatperſonen denen Groſſen und Mächtigen Sachen nachmachen, die über ihren Horizont ſeyn, und deren Beweggründe ſie öfters nicht einſehen: ſo iſt es ein Spielwerk, wie bei Kindern, welche denen Erwachſenen was nachahmen, das ſie nicht verſtehen. Das heutiges Tages ſo übertriebene Ceremoniel bei vielen kan in den Augen kluger Perſonen für nichts anders paſſiren, als ein dergleichen Spielwerk, womit ſie einander den Umgang beſchwerlich machen. Ein anders iſt das Ceremoniel unter gekrönten Häuptern; denn da hält man ſo gar Ceremonienmeiſtere, die auf das Ceremonienweſen ſtudiert haben. Æneas Sylvius, welcher, ehe er Papſt geworden, und Pius II. geheiſſen, ſolle der erſte Ceremonienmeiſter geweſen, und ein ſolches hohes Amt mit vielem Verſtand verwaltet haben, hat hievon beſondere Geſeze aufgerichtet. (a) Es ſind einige Folianten hievon geſchrieben worden. (b) Bei andern Höfen iſt von dieſem vieles eingeführet worden. Es hat auch das Ceremoniel bei Kaiſerl. u. Königl. Höfe ſeine gewiſſe u. vernünftige Regeln. Und die hohe Würde der Monarchen und freien Staaten, nach welcher ſie ſo ſehr über die Beſchaffenheit aller anderer Menſchen erhaben ſind, erfordert allerdings, daß ſie ihre Geſchäfte, beſonders ihre öffentlichen Handlungen, durch gewiſſe Feierlichkeiten in den Augen der Menſchen vorzüglich und anſehnlich machen, ſowohl, als daß ſie in ihren Zuſammenkünften und Unterhandlungen untereinander ſelbſt auf Erhaltung des mit ihrem hohen Stande verknüpften Ranges und Vorzuges und der ihnen daher gebührenden Achtung alle mögliche Aufmerkſamkeit anwenden. Allein, wenn Privatperſonen in ihren Geſchäften, Zuſammenkünften und Beſuchen eben ſo viel Umſtände machen, und ein beſonderes Ceremoniel pünktlich beobachten: ſo kan man es vor nichts anders, als ein Spielwerk halten, wodurch die Handlungen der Prinzen eben ſo nachgeahmet werden, als unſere Kinder zu ihrem Zeitvertreibe unſere ernſtlichen Handlungen und Geſchäfte nachahmen. (c) Ich will doch von dieſem Gegenſtande meine Gedanken in etwas ausführlich eröffnen.

Selbſt das Ceremoniel der Monarchen und freien Mächte nuzet nicht viel, wenn es allzuübertrieben iſt, und wenn man darauf allein die Vorzüge und Vortheile der Staaten bauet, die einen viel weſentlichern Grund haben ſollen. Es wird dadurch den Angelegenheiten der Monarchen viel Nachtheil zugezogen; und viel Gutes, welches aus ihren Unterhandlungen entſtehen könnte, geht wegen einer ſo kleinen Nebenſache, als das Ceremoniel ſelbſt vor freie Staaten ſeyn ſollte, öfters gänzlich verlohren. Daher wird man auch wahrnehmen, daß das Ceremoniel und die hartnäkige Beſtehung auf demſelben ſich immer nach der Maaſſe vermindert hat, wie die Zeiten erleuchteter und vernünftiger geworden ſind. In unſern glüklichen Zeiten, obgleich die Monarchen und ihre Miniſters und Geſanden ſich von ihren Vorzügen und Anſehen nichts vergeben, wird man doch ſchwerlich erleben, daß ſich eine Unterhandlung wegen ſolcher Kleinigkeiten zerſchlagen ſollte, ſondern man weis bei vorfallenden Rang und Ceremoniel-Streitigkeiten ſolche glükliche Mittelwege ausfindig zu machen, die den Streit unentſchieden laſſen, und keinem Theile zum Nachtheil gereichen; und würde es auch nicht eine vor die Weisheit der Regenten ſehr anſtändige Sache ſeyn, wenn ſie wegen eines Schrittes ihres Geſanden, der weder zu ihrer eignen noch ihrer Völker Glükſeligkeit das geringſte beiträgt, ihre weſentlichſten Pflichten auſſer Acht laſſen wollten?

(a) Ceremonial. Rom. lib. I. tit. 3.
(b) Marcel. Sacr. Cerem. Rom. Eccleſ.
(c) Juſti Gedanken IV. St.

Es hat auch das Ceremoniel der freien Mächte bei ſolchen Völkern ſeinen Urſprung genommen, die von guten Regierungsgrundſäzen ſchlecht unterrichtet waren. Die Aſiatiſchen Könige, welche in allen Ausſchweifungen der Weichlichkeit und der Pracht lebten, und ſich um die Wohlfahrt ihrer Unterthanen wenig bekümmerten, ſind die erſten Lehrmeiſter in der Ceremonielwiſſenſchaft geweſen. Dieſe fanden an den Griechiſchen Kaiſern, die gemeiniglich keinen andern Endzwek, als die Vergnügung ihrer Ehrſucht hatten, indem ſie ſich faſt alle durch den Untergang ihrer Vorfahren auf den Thron drängeten, ſehr lehrbegierige Schüler, die bald ihre Lehrmeiſter übertrafen, und dieſe nüzliche Erkenntnis eines Regenten in ſyſtematiſche Form brachten. Von dar breitete ſie ſich an den Hof der erſten Fränkiſchen Monarchen aus, die vor dieſe Wiſſenſchaft recht gebohren zu ſeyn ſchienen, weil ſie ſich vor ihren Unterthanen gar ſelten und nur mit groſſer Pracht ſehen, unterdeſſen aber ihre Haushofmeiſter, oder erſte Miniſters, nach eigenem Belieben in dem Staate wirthſchaften lieſſen; und hierdurch wurde endlich ganz Europa mit dieſer Wiſſenſchaft erfüllet, wenn man Spanien ausnimmt, als welches die Mohren, ein Volk, welches durchaus voller Ceremoniel war, zu unmittelbaren Lehrmeiſtern hatte, aus welchem Grunde die Spanier vielleicht noch im̃er einen beſondern Vorzug hierinnen behauptet haben. Bei einem ſolchen Urſprunge der Ceremonielwiſſenſchaft kan man leicht auf ihre Vorzüglichkeit ſchlieſſen, und warum heute zu Tage die Monarchen immer weniger daraus zu machen pflegen, je weiſer und verſtändiger ſie ſind.

Allein dasjenige, was an den Höfen und in den Unterhandlungen fremder Miniſters als eine nothwendige Unbequemlichkeit, die mit der hohen Würde der freien Staaten faſt unvermeidlich vergeſellſchaftet iſt, Nachſicht und Entſchuldigung verdienet, das kan bei Privatperſonen nichts anders als eine auslachenswürdige Thorheit ſeyn. Ihr Stand erfordert nichts weniger, als daß ſie ihre Tritte und Schritte gegeneinander abzirkeln, und es iſt offenbar ungereimt, daß man das geſellſchaftliche Leben mit einer Bürde beſchweret, welches weder von der geſunden Vernunft erfordert wird, noch in derſelben ihren Grund hat. Die geſunde Vernunft und die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens verbinden uns, unſerm Nebenmenſchen liebreich, freundlich und höflich zu begegnen, und ihm mit weſentlichen Gefälligkeiten, nicht aber mit eiteln Ceremonien entgegen zu gehen, die ſich öfters mit der Sache, welche ſie anzeigen ſollen, blutſchlecht zuſammenreimen, und welche nur einem närriſchen Stolze zur Nahrung, der Falſchheit aber zur Deke dienen.

So ſchlecht demnach das Ceremoniel unter den Privatperſonen gegründet iſt; ſo beſchwerlich iſt es jedoch dem geſellſchaftlichen Leben, und ſo nachtheilige Folgen hat es vor daſſelbe. Der vernünftige Umgang unter den Menſchen, der zum wahren Vergnügen des Lebens gereichen ſoll, wird dadurch zur Beſchwerde deſſelben. Was vor eine Laſt iſt es nicht, wenn man ſowohl auf andere, als ſich ſelbſt, ſorgfältig Achtung geben mus, damit der ſteife Göze, das liebe Ceremoniel, ja in keinem Puncte beleidiget werde? und wie kan man eine vernünftige Unterredung unterhalten, und andere viel weſentlichere Pflichten erfüllen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe nichtswürdige Sache richten mus? Wie viel nüzliche Unterhandlungen, die auf beiden Seiten vielen Unbequemlichkeiten, Schwierigkeiten und Streitſachen auf einmal abhelfen könnten, werden nicht verhindert, weil man mit dem Bezeugen in dem Ceremoniel nicht zufrieden iſt, das man in dem Hauſe des andern empfängt: und wie viel Haß, Feindſchaften und Streithändel, die in unſere hauptſächlichſten Lebendumſtände öfters einen wichtigen, aber ſchädlichen Einfluß haben, und die ſich nicht ſelten auf die Nachkommen fortpflanzen, werden nicht dadurch erreget, daß man ſich in dem Ceremoniel beleidiget zu ſeyn erachtet?

Man mus nicht glauben, daß, indem ich das Ceremoniel verwerfe, ich auch zugleich die Höflichkeit und ein anſtändiges Bezeugen in den Geſellſchaften misbillige. Viele glauben zwar, daß das nichts bedeutende Ceremoniel, das bei ihnen eingeführet iſt, ſchlechterdings zur Höflichkeit gehöre. Allein meines Erachtens ſind dieſe beiden Sachen ſehr weſentlich von einander unterſchieden. Ein eitles Ceremoniel iſt nach meinen Begriffen alles dasjenige, was die Gewohnheit an beſondern Orten eingeführet hat, ohne daß es in den guten Sitten und in den Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens gegründet iſt. Höflichkeit hingegen iſt dasjenige Bezeugen in Worten und Werken, welches zwar die Gewohnheit gleichfalls eingeführet hat, das aber in den guten Sitten und den Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens ſeinen wirklichen Grund hat. So erfordert es die Höflichkeit, daß ich denjenigen wieder beſuche, welcher mir ſeinen Beſuch gegönnet hat, weil ich ſonſt zu erkennen gebe, daß mir an ſeiner Freundſchaft und Umgange nichts gelegen iſt, wodurch ich eine beleidigende Verachtung gegen ihn äuſſere. Allein es iſt ein eiteles Ceremoniel, daß ich einem Beſuchenden entgegen gehen ſoll, und daß es eben ſo weit und nicht weiter oder weniger geſchehen mus, oder daß ich aufſtehen ſoll, wenn ein Vornehmer meine Geſundheit trinkt; denn das Entgegengehen bei dem Beſuche und das Aufſtehen bei dem Geſundheittrinken haben mit dieſen Handlungen weder Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung, noch überhaupt das geringſte Verhältnis und Zuſammenhang miteinander. Ich kan mir nicht einbilden, daß eine gute Vernunft nicht einſehen ſollte, wie ſehr durch ein ſolch gezwungenes Weſen, das unſern Körper wie eine Marionette regieret, das Leben und das ſüſſeſte Vergnügen deſſelben, nämlich der Umgang, beſchwerlich, verdrüslich und bitter gemacht wird.

In der That habe ich die Anmerkung gemacht, daß diejenigen unter uns, ſo auf das Ceremoniel am eifrigſten erpicht ſind, gemeiniglich nur mittelmäſſige Kräfte des Verſtandes haben. Ein ſeichter Kopf, von deſſen Begriffen man allenthalben das Ende ſehen kan, läßt es ſich nicht einmal einfallen, daß an dieſen Ceremonien, die alle feine Leute in ſeiner Stadt mitmachen, und die vielleicht ſchon von ſeinem Vater hochlöblichen Andenkens, auf ihn ſo wohl hergebracht ſind, etwas auszuſezen ſeyn könnte. Ueberdies ſind ſie ein artiges Spielwerk vor ſeinen Verſtand, der, weil er ſich in das Weſentliche und Nüzliche nicht ſtark einlaſſen kan, mit dieſen leeren Tonnen ein Geräuſche macht, das ihn auf eine angenehme Art unterhält; denn nichts iſt ſo leicht begreiflich, als dieſes Puppenſpiel. Zugleich wird dadurch der Hochmuth eines eingeſchränkten Verſtandes unterhalten, der davon niemals weit entfernet zu ſeyn pfleget. Denn wenn er alle unbeſchreibliche Kleinigkeiten der Ceremonien weis; ſo ſchmeichelt er ſich, daß er ein Menſch ſey, der zu leben wiſſe; indem nach ſeinem Erachten die gute Lebensart und die Ceremonien einerlei ſind. Ich läugne deshalb nicht, daß nicht auch vernünftige und gründlich denkende Köpfe das einmal in ihrer Stadt eingeführte Ceremoniel mitzumachen genöthiget würden. Die Gewohnheit iſt ein Strom, der alles mit ſich fortreißt; und wenn man nicht für eigenſinnig und ungeſittet angeſehen ſeyn will; ſo mus man ſeine Rolle in dem Marionettenkaſten ſchon mitſpielen, weil man ſonſt als eine unbrauchbare Puppe in den Winkel geſtellet wird. Allein mich deucht doch, wenn vernünftige Männer in einer beträchtlichen Stadt beieinander woh-

wohnen, daß ſie durch gemeinſchaftliche Einwilligung in einer vertrauten Geſellſchaft dieſes ſteife und gezwungene Weſen abſchaffen können; und wer alsdenn in ihre Geſellſchaft aufgenommen ſeyn will, mus ſich ihren ungezwungenen Umgang ſchon gefallen laſſen. Eben dadurch auch wird eine freiere und angenehmere Lebensart endlich allenthalben in der Stadt eingeführet.

Man wird auch ſelten finden, daß an Höfen, wenn man es nicht mit auswärtigen Prinzen und Geſanden zu thun hat, desgleichen in recht groſſen Städten, worinnen man eigentlich die Kenntnis der groſſen und artigen Welt ſuchen mus, ein dergleichen Ceremoniel unter Privatperſonen eingeführet ſeyn ſollte, als man in mittelmäſſigen Handels- und gelehrten Städten gemeiniglich wahrnimmt. Unter einigen hundert tauſend Menſchen, die in groſſen Städten bei einander wohnen, giebt es endlich ſchon Köpfe, welche über die gemeinen Begriffe ein wenig hinaus denken, und die ſich durch keine Nebenabſichten abhalten laſſen, die Feſſeln des Ceremoniel's von ſich abzuſchütteln. Man lebet dannenhero daſelbſt gemeiniglich ungleich freier und ungezwungener. Wenn man einmal in einem anſehnlichen Hauſe aufgeführet iſt, wo Geſellſchaft gehalten wird; ſo kan man kommen und weggehen, wenn und wie es jedem gefällt, ohne daß ſich jemand darum bekümmert. Man kan ſpielen, ſich unterreden, und zuhören, man kan ſizen, ſtehen und gehen nach eigenem Gefallen, ohne daß man befürchten dürfte, wider das Ceremoniel anzuſtoſſen.

Man verſichert, daß das Ceremoniel unter Privatperſonen jezo vielleicht nirgends weniger Verehrer findet, als in Wien. Der Rang, dieſe zärtliche Seite, die anderer Orten von dem geringſten Anſtoſſe gar laut erklingt, wird daſelbſt faſt gar nicht berühret. Man ſezt ſich an den gröſten Tafeln ohne Bedenken untereinander, wie es von ungefehr trift und die Gelegenheit erlaubet: und es kommt mehr auf Bekanntſchaften und perſönliche Eigenſchaften und Geſchiklichkeiten, als auf den Rang an, daß ſich die Vornehmern der Unterhaltung wegen zu jemand ſezen, wenn man einmal mit jemand bekannt iſt; ſo läſt man ſich niemals zum Beſuch anmelden. Man fahrt vor ſein Haus, und ſchiket ſeinen Bedienten hinauf, ob derjenige zu Hauſe iſt, den man beſuchen will. Iſt er nicht zu Hauſe, oder will er nicht zu Hauſe ſeyn, oder hat er Geſchäfte; ſo iſt das eine ganz gleichgültige Sache, die niemand übel nimmt. Perſonen von gleichem Stande, oder auch von etwas geringerer Beſchaffenheit, laſſen es ſich nie einfallen, denjenigen zum Empfang entgegen zu eilen, der ſie beſuchen will. Man hält es vor genug, wenn Bediente vorhanden ſind, die dem Ankommenden allenthalben die Thüren öffnen, und bis in das Zimmer, wo ihre Herrſchaft iſt, führen. Alles was ein Geringerer einem ungleich Vornehmern beim Weggehen erzeiget, iſt, daß er ihn bis an die Treppe begleitet; und es würde daſelbſt auslachenswürdig ſeyn, wenn man jemand bis an die Hausthüre begleiten wollte. Dieſes, glaubt man, gehört vor groſſe Staats- und Ceremonienviſiten, welche die Ambaſſadeurs einander geben. Alles dieſes, deucht mich, iſt ſo ſehr von allem Zwange und dem eiteln Ceremoniel entfernet, und doch den guten Sitten, der Höflichkeit und Wohlanſtändigkeit ſo gemäs, daß man es nur gegen die Lebensart in andern Städten halten darf, um den Unterſchied unter einem ſteifen, ceremonielmäſſigen Umgange und einer freien jedoch vernünftigen Lebensart wahrzunehmen.

Es iſt in der That zu verwundern, daß das Geſundheittrinken, auch in ſolchen Städten, welche den Ruf haben, daß man darinnen den freien Umgang der groſſen Welt genieſt, ſeinen Plaz unter dem Tiſchceremoniel noch immer behauptet, ohngeachtet es bei Höfen und in groſſen Hauptſtädten längſt abgeſchaffet worden. Meines Erachtens hat man zu dieſer Abſchaffung ſehr guten Grund gehabt. Zuerſt hat meine Geſundheit mit dem Trinken eines andern nicht den geringſten Zuſammenhang oder Verhältnis; und es iſt ungemein beſchwerlich, beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, ob es jemand einfallen wird, meine Geſundheit oder Vergnügen zu trinken. Von dieſem Misbrauch des Geſundheitstrinken habe in dem curioſen und in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dolmetſcher ſchon verſchiedenes angeführt. Und eine rechtliche Erläuterung vom Geſundheitstrinken iſt bereits in dieſen Blättern auch geliefert, und in dem Referendario 5ten Theil, pag. 369. mit noch beſondern Anmerkungen, einverleibt worden. Wie denn auch in derjenigen Abhandlung, die p. 149. des Referendarii 4ten Theils befindlich, vieles angemerkt ſtehet, das ſich hieher ſchiket, darauf ich mich beziehe. Dergleichen Geſundheitstrinken, und hundert anderlei Sachen machen bei geringern Perſonen eben das Ceremoniel aus, womit ſie den Umgang untereinander ſich beſchwerlich machen. Ich würde wider meine Abſicht in eine allzugroſſe Weitläuftigkeit gerathen, wenn ich alle beſondere Arten des Ceremoniels unter Privatperſonen durchgehen und ihren Ungrund und Unbequemlichkeit zeigen wollte. Sie werden einem gründlich denkenden Kopfe, ſo bald er ſich vornimmt, das Ceremoniel ohne Vorurtheile zu unterſuchen, ſchon von ſelbſt beifallen.

Die Pflanzen.

Der junge Floridan, dem die Neigung zur Gärtnerei angebohren zu ſeyn ſchien, hatte ſich ſorgfältig von allerlei Blumen und Kräutern Saamen geſamlet, und ihn ſchon im März bei einer warmen Witterung in ein kleines Feld ausgeſtreuet, welches er nach allem Vermögen wohl bearbeitet hatte. Er war auf das Vergnügen zu begierig, etwas im Garten zu ſehen, das ſeinem Fleiſſe zuzuſchreiben wäre. Eine lange anhaltende gelinde Luft brachte bald kleine Pflanzen aus dem Saamen hervor. Er beobachtete ihren Wachsthum, und mit demſelben nahm ſeine Luſt zu. Sein Verlangen, ſie bald volkommen zu ſehen, trieb ihn an, einen Theil derſelben auszuſuchen, ſie mit etwas von der anliegenden Erde behutſam in Töpfe zu verſezen, und ſie in eine Kammer zu bringen, die ziemliche Wärme von der Stube dabei hatte, welche noch täglich verſchiedener Urſachen wegen geheizet wurde. Er düngete und begoß ſeine verſezten Gewächſe mit der gröſten Sorgfalt. Er verwahrete dieſe auserleſenen Kinder ſeiner Arbeit ſehr bedächtlich, und öfnete keine Fenſter, damit keine kalte Luft ihren Fortgang zur Vollkommenheit hindern möchte. Sie wuchſen daher ſchnell auf, und er freuete ſich über ſeinen Einfall, daß er ſie ſo zeitig zu ihrer Gröſſe brachte. Ihre Geſtalt war ſchlank und zart; ihre grüne Farbe fiel ins Blaſſe, und ſie ſchienen die Knoſpen der Blüte ſchon im Munde zu tragen. Sie ſahen aus, wie die Jugend, welche weichlich erzogen wird, und faſt immer in den Gemächern ſizet, um ſich ja nicht zu erkälten, und um die Seelenkräfte mit aller Gewalt frühzeitig herauszutreiben. Wie bei dieſen der Eltern Hofnung wächſet, den hellen Funken der Wiſſenſchaft ihres Söhnleins bald als eine groſſe Sonne in der gelehrten Welt zu ſehen, eben ſo meinete Floridan, er merkte zuſehens, daß die Knoſpen ſeiner jungen Pflanzen immer mehr Blüte und Früchte verſprächen. Er verachtete den langſamen Fortgang der kleinen Gewächſe, die er im Garten gelaſſen hatte, und dachte, er hätte hier einen Beweis, wie Fleis und Kunſt es der Kraft der Natur weit zuvor thäten. Der Wuchs der Pflanzen im Garten ward durch die kalte Nachtluſt noch aufgehalten, daß ihre Gröſſe wenig zunahm, und Floridan zweifelte gar, ob aus ihnen noch etwas rechts werden könte. Aber ehe er ſich vermuthete, erblikte er an ſeinen ausgeſuchten und verpflegeten Gewächſen, daß ihre Blätter welk wurden, und endlich, daß ſie die Köpfe neigeten. Die Begierde, ſeine Hofnung erfüllet zu ſehen, bildete ihm ein, ſie würden von der Frucht, die ſie trügen, etwas matt und ſchwer; aber vergebens. Seine Arbeit war umſonſt. Sie verwelkten frühzeitig, und diejenigen, welche er im Garten gelaſſen hatte, waren der Luft ſo gewohnt worden, und wurden endlich ſo gros und ſtark, daß ſie ihm das Gegentheil von ſeiner Meinung bewieſen, daß nemlich die Natur ſich nicht mit Gewalt zwingen laſſe; daß ſie ſich auf ihrem Wege zur Vollkommenheit nicht übereile; daß ihr langſamer Fortgang oft ein deſto dauerhafteres Werk zuStande bringe; daß ſie einen groſen Vorzug vor der Kunſt behalte, und daß dieſe nichts vermöge, wenn ſie jene nicht zur Lehrmeiſterin, und zwar nicht in einigen, ſondern in allen Umſtänden annimmt.

Von den Geſunden in ihrer Einbildung; nebſt den Mitteln, wie fette Leute mager und wieder geſund werden können.

Jedermann wünſcht geſund zu ſeyn. Was wünſcht aber wohl jedermann, um zu dieſem Zweke zu gelangen? Man unterſuche die Begriffe, welche die meiſten Menſchen von der Geſundheit haben: ſo werden ſie ohngefehr auf dieſe Puncte hinaus laufen: daß ihnen nichts weh thue; daß ſie vergnügt und wohl auf ſind; daß ſie gut eſſen, trinken und ſchlafen können; fein munter ausſehen, und dik und fett werden. Wenn ein kränklicher Menſch einen Mann auf der Straſſe ſiehet, der roth ausſiehet, einen ſtarken Bauch und fetten Rüken hat, und täglich zehn Pfund eſſen kan; ſo ſagt er: dieſer iſt die Geſundheit ſelbſt, er blühet wie eine Roſe, er iſt recht ausgeſtopft. Geſezt, dieſer Kränkliche ſelbſt erholt ſich nach und nach wieder; das Eſſen fängt ihm an zu ſchmeken; er wird dik und fett: ſo iſt er mit ſeinem Zuſtande zufrieden, daß er den für einen Narren halten würde, der ihm ſagte, daß er nunmehr anfinge, wegen ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens in gröſſere Gefahr zu gerathen, als er jemals vorher gehabt hätte. Was? wird er antworten: Lege ich mir nicht einen rechten Bauch zu? Bin ich nicht ſo rund von Geſicht, als der volle Mond? Kan ich nicht für drei Bauren eſſen? und ſiehe ich mich nicht jezt tauſendmal beſſer, als da ich noch meine Rippen und Wirbelbeine zählen konte? Sehet hier einen Geſunden in ſeiner Einbildung! Giebt es noch keine Geſunde in der Einbildung? oder iſt nicht vielmehr die ganze Welt voll von ihnen? Was wünſchen wohl die meiſten Menſchen mehr, wenn ſie ſich die Geſundheit wünſchen, als recht dik und fett zu werden? Sagt man nicht jedermann damit eine Schmeichelei, wenn man ihn verſichert, daß er in einem Monate noch einmal ſo fett geworden ſey? Wer nimmt dieſes wohl für eine Beleidigung, oder für eine böſe Bothſchaft an? Man ſage hingegen einem fetten Manne, daß er ſtark abnehme, man beweiſe ihm, daß er hundert Pfund leichter ſey, als vor ein paar Jahren: ſo wird er gewis anfangen zu glauben, daß es mit ſeiner Geſundheit ſchlechter werde, und wird ſeinen diken Bauch beklagen, den er im Stiche laſſen ſoll. Wünſchet man nicht auch ſo gar ſchon fetten Leuten Glük, wenn ihnen die Kleider zu enge werden, daß ſie dieſelbe müſſen weiter machen laſſen? Da man hingegen ſeine Betrübnis bezeuget, und die Leute mit der guten Hofnung zu tröſten anfängt, daß ſie ſich bald wieder erhohlen werden, wenn ihnen die Kleider zu weit ſind, die ihnen zuvor gepaßt haben. Man hört öfters, daß man einem, der auſſerordentlich ſtark iſt, geſagt wird: Gott Lob! der kan recht eſſen, dahingegen zu einem, der ordentlich iſt, die Frauenzimmer ſagen: Mein Herr, ſie müſſen beſſer eſſen lernen, damit ſie fein fett werden. Solchergeſtalt ſtehen die meiſten Menſchen in der Einbildung, daß man geſund ſey, wenn man recht auſſerordentlich eſſen kan, und recht fett wird. Es iſt gar nicht ſchwer zu beweiſen, daß die fetteſten und gierigſten Leute nicht allein ungeſund, ſondern auch gefährlich ungeſund, und in beſtändiger Lebensgefahr ſind. Schon Hippocrates ſcheint dieſes angemerkt zu haben, weil er ſagt, daß die Geſundheit alsdenn gefährlich ſey, wenn ſie zum höchſten Gipfel gekommen iſt, und daß fette Leute gemeiniglich eines ſchnellern Todes ſterben als magere a). Der unvergleiche Engliſche Arzt Arbuthnoth, deſſen Entwurf und Reglen zur Beobachtung richtiger Ordnung im Eſſen und Trinken bei den verſchiedenen Krankheiten ꝛc. mir lezthin zu Handen gekommen, hält das angehäufte Fette bei dergleichen Perſonen für dasjenige, was bei andern, zumal magern Perſonen, ausdünſtet: und in dieſem Fall, (ſagt er pag. 176. P. I.) iſt vielleicht das Fett auch wie ein kränklicher Auswachs anzuſehen, welcher einen eignen Zuſaz von Nahrungsſafte erfordert. Wenn ein Thier beſtändig ſchwere Arbeit verrichtet: ſo ſcheinen nichts als Gefäſer, Knochen und Fleiſch der Mäuslein an ihm zu ſeyn; Man laſſe aber eben dieſes Thier einige Zeit hindurch beſtändig in der Ruhe ſtehen: ſo wird es wohl noch einmal ſo ſchwer und ſo dik werden. Dieſer Zuwachs iſt alſo nichts anderſt, als Fett oder Oel, das wegen zu weniger Bewegung nicht nur nicht ausdünſten kan, ſondern an der Haut zurük bleibet, und zur Laſt dergleichen Perſonen an den ſchwach gewordenen Fleiſchfellen ſich häufig anleget, welche zu vielen Unbequemlichkeiten, und noch zu viel mehrern Krankheiten Anlas geben b). Celſus nennet den geſunden Leib denjenigen, der ſtark, aber weder mager noch fett c), und prophezeihet den dikbäuchigen Leuten hizige Krankheiten, Stekflüſſe, und wie Hippocrates, ein ſchleuniges Ende d). Ich führe dieſes nicht an, weil ich ſelbſt keine andere Gründe wüſte, den fetten Leuten einen Schreken einzujagen, ſondern nur, um zu beweiſen, daß man ſchon beim Urſprunge der Arzneiwiſſenſchaft eben dasjenige beobachtet hat, was noch jezt die tägliche Erfahrung beſtätiget. Eine Erfahrung hat jederzeit deſto mehr Anſehen, je älter ſie iſt, indem ſie deſto öfter kan beſtätiget oder widerlegt worden ſeyn. Was den gegenwärtigen Fall betrift: ſo ſtimmen die Urtheile der neueſten Aerzte mit den Beobachtungen der älteſten dergeſtalt überein, daß man die Leute im ganzen Ernſte für unglüklich halten mus, die darnach trachten, geſund, oder, welches ſie für einerlei halten, recht fett zu werden. Der Fürſt der neuern Aerzte, Herr Boerhaave, beweiſet, daß bei dieſem Zuſtande des Leibes die Verrichtungen aller Theile des Körpers gehindert, und der Tod beſchleuniget werde, daher müſſe man den Leib durch Arbeit einwenig abzehren, und ſich hüten, nimmermehr fett zu werden e) Dieſe Warnung bekommt dadurch ein gröſſeres Gewicht, daß ſogar diejenigen Aerzte, die in der Theorie von dem Urſprunge der Fettigkeit uneins ſind, dennoch darin völlig überein kommen, daß ſie ſelbige den Menſchen für höchſt gefährlich halten. Herr Boerhaave iſt weit davon entfernt, die

---

a) S. Hippocr. Aphor. S. II. 44. Qui natura ſunt valde craſſi, magis ſubito moriuntur, quam graciles.

b) Arbuthnoth, P. I. p. 167.

c) Celſ. L. II. c. I. p. 43. Corpus autem habiliſſimum quadratum eſt, neque gracile neque obeſum. - - Corpus gracile infirmum; obeſum hebes eſt.

d) L. II. c. I. p. 47. Obeſi plerumque acutis morbis, & difficultate ſpirandi ſtrangulantur, ſubitoque ſæpe moriuntur.

die Uebel dieſes Zuſtandes von der Vollblütigkeit herzuleiten, und dennoch ſagt er von ihrer Schädlichkeit eben das, was diejenigen davon ſagen, die die Fettigkeit für eine Art der Vollblütigkeit anſehen, indem er diejenigen Zufälle, welche andere von dem Ueberfluſſe der Säfte herleiten f), aus dem Zuſammendrüken der Gefäſſe, Nerven, Muskeln, u. ſ. w. ſehr gründlich erkläret g). Man kan alſo hierbei keine Ausflüchte, wegen vorausgeſezter Meinungen und erdichteter Theorien machen, indem es eine durch ſo viele Jahrhunderte beſtätigte Erfahrung iſt, welche denjenigen Zuſtand verdächtig macht, nach welchem alle ſtreben, die in der Einbildung geſund ſeyn wollen. Doch wir wollen die Gefahren ein wenig näher betrachten, denen die allzugeſunden Leute ausgeſezt ſind. Einer der gewöhnlichſten Zufälle bei Leuten, die anfangen ſehr fett zu werden, iſt die Gicht, oder das Reiſſen in den Gliedern. Ich will bei Säzen, die faſt jederman ohnedem bekannt ſind, des Raumes wegen, keine unnöthige Beleſenheit zeigen, ſondern mich auf die bekannteſten Erfahrungen beziehen, welche man faſt in allen practiſchen Compendiis nachſchlagen kan. Es iſt eine Sache, die man öfters beobachten kan, daß Leute, die eine Zeitlang viel gearbeitet und eine unruhige Lebensart geführt haben, dabei aber vollkommen geſund geweſen ſind, wenn ſie endlich daran gedenken, ſich zur Ruhe zu begeben, und ihr übriges Leben bei guten Tagen in der Stille zuzubringen, ſo bald ſie anfangen, ſich einen Bauch zuzulegen, mit der Gicht, dem Reiſſen, dem Podagra, Chiragra, und allen Krankheiten in gra befallen werden. Wie ſehr betrügen ſich dieſe nicht in ihrer Hofnung, wenn ſie glauben, nun erſt recht ihres Lebens zu genieſſen, da ſie anfangen geſund und fett zu werden. Der Anfang ihrer Ruhe iſt der Beſchlus ihrer Geſundheit, und wenn ich einen arbeitſamen Mann ſagen höre, daß er ſeine Geſchäft aufheben, und ſich zur Ruhe begeben wolle: ſo fange ich an, ſeinen Doctor zu tröſten, wenn ihn die Nahrungsſorgen quälen. Die ſtärkſten Leute ſind hiervon nicht ausgenommen. Ein Bauer, der ein Amtmann wird, war ein geſunder Bauer, und wird ein gichtbrüchiger Amtmann. Warum iſt wohl das Podagra eine Krankheit vornehmer Leute, derer Character das Fett iſt, und warum nicht ſowohl der Bauren? Auch ein fetter Schneider kan das Podagra haben, dahingegen Leute, die mager ſind, ſelten von dergleichen Krankheiten etwas wiſſen. Warum bilden wir uns alſo wol ein, geſund zu ſeyn, wenn wir fett ſind?

Eine andere Folge des Fettes iſt die Schlafſucht. Boerhaave erzählte, daß er einſtmals einen Doctor der Arzneikunſt geſehen, der ſich eingebildet hatte, vollblütig zu ſeyn, und der ſich durch vieles Aderlaſſen die Vollblütigkeit, die er zuvor nicht beſas, zugezogen hatte. Er war auſſerordentlich fett, und dabei ſo ſchlafſüchtig, daß er wohl zehnmal unter der Unterredung mit ihm einſchlief, und er hat ihn endlich mit Wermuthſalz und Eſſenz wieder hergeſtellet h). Dieſe Schlafſucht iſt die Urſach der Dumheit, die man bei den meiſten allzufetten Leuten wahrnimmt, und warum Hagedorn Recht hat, wenn er das Gegentheil als eine ſehr rare Sache vorträgt:

> Der ungeheure Foliant,
> Hat, wie der dikſte Kerl, zuweilen auch Verſtand.

---

e) Boerh. Præl. Acad. T. III. p. 720.

f) S. Frid. Hoffmann. Diſſertatio, de pinguedine, ceu ſucco nutritio ſuperfluo. Halæ. 1718. III. J. Juncker. Conſp. Medic. theor. pract. Tab. I. Progn. N. 9. und viele andere.

g) Hiervon S. Boerh. Præl. Acad. T. III. §. CCCLXXVII. Haller. ib. not. c.

h) S. Boerh. Præl. Acad. T. IV. p. 557. der Herr von Haller ſezt ein Beiſpiel aus dem Alterthume hinzu, Ib. n.

Die Engbrüſtigkeit, das H[illegible]klopfen, das Aſthma, die Stekflüſſe, der Alp, und alle andre Arten von Herzdrüken und Bruſtbeſchwerden, haben ihren gemeinſchaftlichen Grund in dem verhinderten Umlaufe des Geblüts in den Adern, und in der verhinderten freien Bewegung der Muskeln, welche zum Athemholen dienen. Daß fette Leute dieſen Zufällen unterworfen ſind, iſt ſo bekannt, daß es ausſchweifend ſeyn würde, es hier zu beweiſen. Die Schlag- und Lahmflüſſe ſind das ärgſte, oder wenigſtens das gefährlichſte, was allzufette Leute zu befürchten haben i) Wenn man bedenkt, wie viele Schmerzen und Angſt die vorhergehenden Zufälle erregen, ſo mus man in der That den Schlagflus für einen nicht ſo beſchwerlichen Zufall halten: aber er iſt dagegen auch ſo beſchaffen, daß man ſeines Lebens dabei nicht ſicher iſt. Weil die ſehr fetten Leute gemeiniglich zugleich ſehr gefräſſig ſind, ſo haben ſie zugleich alle Beſchwerlichkeiten einer übeln Verdauung, und die daraus entſpringende lange Reihe der hypochondriſchen Zufälle zu empfinden k). Mehr Uebel auf einmal kan man gewis leicht niemanden, als fetten Leuten, auf den Hals wälzen, und man erkennt alſo daraus, wie ſehr man ſich den Kindern Zebedäi gleich ſtellet, wenn man den Himmel um recht gute Geſundheit bittet, und darunter einen fetten Leib verſteht. Wir verſtehen nicht, was wir bitten, und es kan nur im Zorn geſchehen, wenn uns der Himmel erhöret. Ich weis wohl, daß man wider alle dieſe Drohungen noch verſchiedenes einwenden kan. Es ſind nicht alle fette Leute mit dieſen Beſchwerlichkeiten geplagt, und es ſind auch nur wenige ſo fett, daß ſie damit geplagt ſeyn könnten. Man wird mir aber erlauben zu ſagen, daß man eben noch kein Ungeheuer ſeyn dürfe, wenn man die Gicht, die Engbrüſtigkeit und die Wirkungen der Gefräſſigkeit fühlen ſoll. Ja, ich berufe mich ſelbſt auf das eigene Geſtändnis ſolcher Leute, die es an ihrem diken Bauche ſchon merken können, daß ſie fett werden, ob ſie ſich bei dieſem Zuſtande ſo munter, ſo aufgeräumt, ſo geſund befinden, als ſie vorher geweſen. Hierzu kommt, daß man nicht mehr im Stande iſt, den höchſten Grad der Fettigkeit zu verhüten, ſo bald man es erſt dahin hat kommen laſſen, die erſten Ungelegenheiten davon zu empfinden. Daher mus man durchaus, wenn man ein wahrer Freund ſeiner ſelbſt iſt, dem oben angeführten Rathe des Boerhave folgen, und auch ſogar den Anfang der Fettigkeit ſorgfältigſt verhüten. Hierin beſteht alles, was man zuverläſſiges wider dieſen höchſtgefährlichen ſcheinbaren Geſundheitszuſtand unternehmen kan: denn die Mittel, die man hernach gebrauchen mus, ſind theils untauglich und unſicher, theils von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſich kein Menſch gern derſelben bedienen wird. Hievon werde ich alſobald auch was anführen, und eine der beſten Methode, wodurch man von dem Fett kommen, und bald geſund werden kan, entdeken, und mit Lehrſäzen und Beweisgründen der gelehrteſten Männern begleiten.

Das Fette, ein groſſer Bauch, oder mit einem Wort, die Dike des Leibes, welches ſo viele für geſund ſich einbilden, iſt alſo nach dem was wir zur Gnüge ſchon angeführt haben, für eine Krankheit anzuſehen, deren Urſachen am gewöhnlichſten ſind:

1) Eine eigne und vielleicht von den Voreltern angeerbte Beſchaffenheit des Leibes, welche allem Anſehen nach darinn beſtehet, daß die Werkzeuge der Nahrungsmilch oder der erſten Verdauung, ſtark, und die Faſern der umtreibenden Gefäſe, ſchwach ſind, l). Durch die

---

i) In vulgus notum eſt, obeſos ſomno & apoplexiæ magis obnoxios eſſe. Haller. ib. Hippocr. & Celſ. loc. ſupr. cit. conf.

k) Conf. Walther. Diſſ. de obeſis & voracibus. Lipſ. 1734. Reſp. J. C. Pohl.

l) Arbuthnoth, 2. Cap.

die Wirkung der Faſern der Gefäſe auf die enthaltenen flüſigen Körper, werden die ölichten Theile der Nahrungsmilch auf das genaueſte mit dem Blute vermiſchet, m) welche viele Stunden nach dem Eſſen noch auf demſelben oben her ſchwimmen. Wenn nun dieſe Wirkung nicht ſtark gnug, und der Nahrungsmilch ſehr viel iſt; ſo kan der dikere Theil des Oels, nicht völlig unter gearbeitet werden. Dies ſehen wir an einigen Orten von dem geſtopften Geflügel, auf deren Blut allezeit ein milchichter Saft oben her ſchwimmt.

2) Iſt auch eine Urſache mit: der häufige Genus nahrhafter Speiſen, gegohrner Getränke ꝛc.

3) Alle diejenigen Dinge, welche eine ſolche Kälte an der Haut verurſachen, daß die Ausdünſtung zuruk gehalten wird. Die Einwohner in kalten Ländern ſind durchgehends fetter, als diejenige, welche in warmen Ländern wohnen. Doch, die aller gemeinſte Urſache iſt, allzu ſtarkes Eſſen und Trinken, allzuwenig Bewegung: oder auf gut teutſch zu reden, Völlerei und Faulheit. Ich bin feſtiglich der Meinung, daß Mäſſigung in der Koſt, und eine darnach einzurichtende Arbeit, auch diejenigen Leiber, welche am ſtärkſten dazu geneigt ſind, vor der Fettigkeit wohl verwahren kan. Das ſiehet man in einer campirenden oder agirenden Armee, zum Exempel von etlich 30,000. Mann zu Fus, wo öfters kein einzig fetter Menſch anzutreffen; würde nun dieſe Mannſchaft überflüſſig gut zu leben, und dabei Ruhe haben: ſo könnte gar leichterdings die Helfte von den 30. tauſenden fett werden. Viel Ruhe bringt eine Neigung zum Schlafe: viel Schlaf vermehret das Fett; wie ich gleich nachgehends mit mehrern zeigen werde. Die gröſten Heilungen dieſer Krankheit hat man durch Abbrechung von dem Schlafe zu Stande gebracht. Sonſten war wohl gar bei den Alten im Gebrauch, allzu fetten Leuten Nadeln in das Fett zu ſtoſſen, damit es heraus lauffen mögte; allein, dieſes Mittel ſowohl, als das Ausſchneiden des Fettes iſt nicht Jedermanns Werk, thut auch nicht hinlängliche Dienſte, indem es den neuen Zuwachs des Fettes nicht hindern kan. Man hat ſich unter den Arzneimitteln des Pfeffers, des Wermuthſalzes, Citronenſaftes, Meerzwiebeleſſigs, des Decocts von Franzoſenholz, der Tabaksblätter zum Käuen, auch gar der Salivation, welche der Herr Haller dem Eſſig und andern Säuren vorzieht, wovon er ein trauriges Beiſpiel anführt n), die aber andere eben ſo ſehr, als das ſtarke Schwizen und Purgiren misbilligen o), zu dieſem Zweke oft, aber meiſtentheils vergeblich bedient. Inzwiſchen iſt es gewis, daß man nach folgender Methode gar bald mager werden kan, ob ich gleich vorher weis, daß ſich niemand derſelben ganz wird unterwerfen wollen:

1. Man mus Sorge, Kummer, Betrübnis ꝛc. ausſtehen. Man hat Exempel, daß Kinder auf Univerſitäten, wenn ſie gleich nicht die Arzneikunſt, ſondern wohl gar Theologie ſtudirt haben, ihren Vättern die diken Bäuche dadurch abgenommen haben, daß ſie ſich in Schulden und Schande geſtürzt, und den Herrn Vater zum Betzler gemacht haben. Dieſe Regel iſt bewährt; ich ſtehe aber an, ſie jemanden anzupreiſen.

2. Man mus wenig ſchlafen. Das Wachen iſt eine rechte Panacee wider die dike Bäuche, denn das viele Schlaffen macht ſolche Leute, die ohnehin meiſtens zur Trägheit geneigt ſind, noch fetter, und vermehrt am meiſten die Fettigkeit: nicht allein dadurch, daß ſolchergeſtalt die Mäuslein eine lange Zeit ohne Bewegung ſind, ſondern auch auf dieſe Art, daß ſolches die feſten Theile ſchlaff machet. Ein König unſerer Zeiten, welcher

---

m) ib. 3. §.

n) Haller. in Præl. Acad. Boerh. T. IV. p. 528. not. t.

o) Insbeſondere Junker Conſp. Med. Theor. pract. T. II. Cautel. 14. u. f.

cher bei ſeiner diken Statur eine beſondere Munterkeit beſizet, iſt, wie mir erzehlt worden, an ſeinem Hofe faſt einer der erſten, der fruh auf iſt; und das meiſtens Morgens ſchon um 3. oder 4. Uhr. Das hindert eben, daß er nicht nur nicht fetter wird, ſondern erhält dadurch ſich auch munter und geſund. Dieſes hohe Beiſpiel verdient alſo um ſo mehr, von denen nachgeahmt zu werden, welche geſund ſeyn wollen.

3. Man mus ſtark mit dem Kopfe arbeiten, und zugleich harte Arbeit mit dem Leibe thun. Die Algebra dringet bis in den Schmeerbauch, beſonders wenn ſie von der Holzaxt, Nahrungsſorgen und Lucubrationen unterſtüzt wird.

4. Eine ſtrenge Lebensordnung, welches gemeiniglich ſo viel heiſt, als wenig eſſen und trinken. Es iſt gewis, daß man vom Faſten nicht fett wird, allein es hält doch gleichwohl auch ſchwer, ſich dadurch mager zu machen. Alle dieſe Regeln ſind höchſtverdrieslich, und ich will es meinen diken Leſern gar nicht verdenken, wenn ſie das Blat in Stüken reiſſen. Doch vielleicht kommt noch etwas angenehmers für ſie, wenn es gleich nicht ſo viel hilft.

5. Zuweilen zur Ader zu laſſen, mit ſolchen Arzneien, die eine beſondere Kraft wider die Fettigkeit haben ſollen, und oben angeführt ſind, zu purgiren, zu ſchwizen, täglich einige und täglich ſtärkere Bewegung des Leibes mit reiten, gehen, tanzen, und wenn es der Ehre wegen geſchehen kan, mit dreſchen und pflügen, vorzunehmen, um, wie ein gewiſſer Schriftſteller glaubt, die Salpetertheilchen, die aus der friſch umgepflügten Erde in die Höhe ſteigen, in ſich zu ziehen, ferner ſich fein oft electriſiren zu laſſen, doch ſo, daß man zuweilen das Rad drehet und andere ſizen läſt, ſich ſtatt des Gerſtentranks, Waſſer zu bedienen, welches zuweilen alleine hilft, auch Brunnen und Bäder gehörig zu gebrauchen, und ſich dann und wann ein kaltes Fieber an den Hals zu eſſen; welches ein wahres Specificum wider die Fettigkeit iſt. Wie ſolches durch ein kaltes Fieber am leichteſten geſchehen kan? Hat Arbuthnoth in ſeinem oben angezogenen Tractat, pag. 170. erkläret; welcher unter andern auch anrathet, bei der gewöhnlichen Koſt zu genieſen: ſeifigte Dinge, als bei Zubereitung der Speiſe, Zuker, Honig, die Säfte vom reifen Obſte, Küchenkräuter, nebſt der Enthaltung von fetten Speiſen ꝛc. Dieſes ſind Regeln, die ſich leichter beobachten laſſen, als alle vorhergehende, und die zuſammen genommen, in der That gute Dienſte leiſten werden. Beſonders pflegt man ſich der Brunnenkuren zu bedienen, wenn ein Frauenzimmer, wegen der Fettigkeit unfruchtbar iſt. Wegen des Aderlaſſens macht **Boerhave** einen Unterſchied unter der Macilentia und obeſitate, bei welcher leztern er das Aderlaſſen nicht rathen will, ob er es gleich bei der erſten dienlich findet. Der Unterſchied iſt leicht, und kan nachgeſehen werden p) Doch findet man, daß Herr **Boerhave** ſelbſt einer Perſon, die er obeſiſſimam nennet, in einem beſondern Zufalle mit dem Aderlaſſen geholfen hat. q).

Ich habe alſo, wie ich glaube, genug bewieſen, daß diejenigen Leute, welche ſich einbilden, daß man geſund ſey, wenn man dik und fett wird, einen gefährlichen Irrthum hegen, den ſie zeitig abſchaffen müſſen, wenn ſie nicht die ſpäte Reue um-

ſonſt

---

p) In macilentia abundantia eſt humorum & auctior moles vaſorum primi generis. Medicos ergo memores eſſe oportet, macilentos Venæſectionem facile ferre, obeſis plerumque nocere Boerh. Præl. Acad. T. III. §. CCCLXXVII. pag. 749, 720.

q) Ego ipſe perſonæ mihi cariſſimæ, ſed obeſiſſimæ. vidi poſt æſtivam ambulationem, cum fuſa pinguedo vaſa primi generis inferciret, paraplegiam accidiſſe, a qua ſoluta vena, ſanata fuit, & purgantibus macilentis, acidis, cryſtallo tartari, Cremore tartari & ſimilibus. Boerh. Præl. Ac. T. IV. p. 527.

ſonſt haben wollen. Ich habe die Mittel hierzu an die Hand gegeben, und nach allem dem, bin ich gewiß, daß es doch jedermann gern ſehen wird, wenn er einen Bauch bekommt, weil hieran den meiſten Menſchen mehr liegt, als daß ſie einen Kopf haben.

Beſonders dienliche Mittel für den Froſt an Händen und Füſſen, und die erfrornen Theile.

Die Abhandlung, welche wir vor einiger Zeit in unſern Blättern, von den Urſachen des Froſts, von Hüneraugen u. d. g. geliefert haben, hat jemand Anlas gegeben, folgendes zur Publication einzuſenden:

Wenn zu Anfange des Winters die erfrornen Glieder zu juken u. roth zu werden anfangen, ſo darf man ſie nur mit nachfolgenden Geiſtern oder Oelen Abends und Morgens entweder kalt, oder ein wenig vorher erwärmt, waſchen und tüchtig reiben: ſo ſchlägt die gute Würkung faſt niemals fehl. Die Mittel ſind folgende: 1) Hoch rectificirter Weingeiſt, 2) ſtark camphorirter Weingeiſt, 3) eben derſelbe mit Safran, 4) Steinöhl, 5) Pinienöhl, 6) Terpentinöhl, 7) Bernſtein-Eſſenz, 8) Myrrhen-Eſſenz. Man fährt mit dem Gebrauche dieſer Sachen ſo lange fort, bis die Empfindung an den gefrornen Theilen wieder verſchwindet, und ſo bald ſie ſich bei merklicher Veränderung des Wetters wieder einſtellet, fängt man den Gebrauch von neuen an, da man denn immer, ſtatt des einen, ein anders dazu erwählen kan. Die Füſſe vor dem Erfrieren zu verwahren, nimmt man einen Bogen Löſchpapier, befeuchtet denſelben mit gutem Brandewein, oder rectificirten Weingeiſte, und ſtekt ſolchen in einen jeden Schuh oder Stiefel, ehe man ſelbige an den Fus ziehet. Enge Schuh oder Stiefeln ſind im Winter gefährlicher, als im Sommer, weil die Füſſe darin leichter erfrieren. Wem die Hände im Winter aufſpringen, der nehme einen Caffeelöffel voll von dem wäſſrigen Myrrhen-Extracte, löſe denſelben in einer Caffeetaſſe voll heiſſes Waſſer, durch beſtändiges Umrühren, auf, und waſche ſich die Hände mit dieſem Waſſer. Dieſer Balſam hält die Wunden rein, und befördert ihre Heilung.

Nachfolgendes Mittel hat in dieſem ſtrengen Winter verſchiedenen Perſonen geholfen, ſo hier auch verdienet angeprieſen zu werden: Nemlich es dienet:

Vier Loth Bokstalg.
Zwei Loth gelb Wachs.
Ein halb Loth gelb Harz.
Ein Loth Terpentin.
Ein halb Loth Baumöhl.

welches man zuſammen ſchmelzt, warm auf Tücher giest, und ſogleich auf Hand oder Fus legt.

Von der heilenden Kraft des diſtillirten Weineſſigs.

Der diſtillirte Weineſſig iſt bei Verlezungen der Haut, auch bei Fleiſchwunden ſo nüzlich zu gebrauchen, daß er auch die übelſten Schäden dieſer Art heilet, wenn man die beſchädigte Stelle in ein damit angefülletes Gefäs einige Minuten eintunket, und ſolches etliche mal wiederholet. Hiedurch wird alle Entzündung verhütet, und die Cur wird niemalen fehlen, wenn nur in der Wunde noch kein Eiter vorhanden iſt. Es iſt deswegen zu wünſchen, daß dieſes nüzliche Mittel, womit man viele Schmerzen und ſchlafloſe Nächte erſparen kan, bekannter ſeyn möchte. Man wird dadurch ſeine Nägel an Händen und Füſſen erhalten, deren unangenehmer Verluſt oftermals eine Folge von leichten Verwundungen iſt. Ich bin ein Zeuge, daß ein geringer Menſch, der eine Laſt trug, ſehr tiefe Wunden von Nägeln bekam, die er in die Füſſe getreten hatte. Er wurde dadurch in beklagenswürdige Umſtände geſezet, und die um ihn waren, wuſten ihm nicht zu helfen. Von ohngefehr kam jemand auf den Einfall, um die verwundeten Füſſe ein Tuch zu ſchlagen, welches mit diſtillirten Weineſſig ſtark benezet war. Man fand davon ſofort Hülfe, und wiederholete dieſes Umſchlagen mehrmals, inſonderheit gegen Abend. Der Verwundete ſchlief die Nacht ohne Schmerzen, und die Wunden waren des andern Tages ohne Geſchwulſt und Entzündung, wurden auch bald darauf völlig geheilet.

Beweis, daß das Haarabſchneiden zuweilen der Geſundheit zuträglich ſey.

Man mus den Calendermachern Recht wiederfahren laſſen, wenn ſie das Haarabſchneiden als eine chirurgiſche Operation mit in die Calender ſezen. Ich weis zwar in der That nicht, auf welcher verborgenen Weisheit die Wahl der Tage beruhet, an welchen das Haarabſchneiden beſſer als an andern Tagen ſeyn ſoll: aber, weil ich viele andere Sachen auch nicht weis, ſo will ich mich dadurch nicht irre machen laſſen. Genug, daß dieſe Herren Dank verdienen, weil ſie ihre Scheere im Calender ſtehen laſſen: denn ſie kan uns wenigſtens daran erinnern, daß wir uns zuweilen des Haarabſchneidens als eines Mittels bedienen können, unſere verlohrne Geſundheit wieder zu erhalten. Dieſes iſt mein wahrer Ernſt, und ich habe ſo mannigfaltige Erfahrungen von dieſer Sache, daß ich ſie kühnlich öffentlich anpreiſen darf. Der vornehmſte Nuzen, den ich vom Abſchneiden der Haae bemerkt habe, iſt der, daß damit eine gewiſſe Art von Kopfſchmerzen gehoben wird, die gemeiner iſt, als man wohl denken ſollte. Wer einen ſtarken Haarwachs hat, pflegt gar leicht Kopfſchmerzen davon zu bekommen, und wenn die Haare auf dem Kopfe allzudik ſtehen, ſo ſcheint es, daß ſie die Ausdünſtung hindern, und auf dieſe Weiſe Kopfſchmerzen erregen. Wenigſtens kan in ſolchen Fällen, die geringſte Urſach, welche die Kopfſchmerzen nur erſt hervor bringet, durch dieſen zufälligen Umſtand, gewaltig vermehrt und unterhalten werden. Ich habe bei ſo vielen Perſonen, die heftige Kopfſchmerzen gehabt, und ſich lange damit geplagt haben, eine ſo erwünſchte Erleichterung zuwege gebracht, daß ich glaube, man könne ſich in keinem Falle irren, wenn man ſich bei Kopfſchmerzen die Haare, wenigſtens auf dem Wirbel des Kopfs, dicht abſchneiden und den Kopf hernach abbürſten läſt, ſie mögen auch gleich von noch ſo verſchiedenen Urſachen entſtanden ſeyn. Die Empfindung, die man bekommt, wenn die Haare abgeſchnitten werden, iſt mit einem gewiſſen kleinen Schauer verbunden, der das in die Höhe ſteigende Geblüt ein wenig zurüktreibt, und das Abbürſten des Kopfs eröfnet die Schweislöcher der Haut, und ſtellet die Ausdünſtung wieder her, deren Unterbrechung die Kopfſchmerzen am meiſten unterhält. Ich erinnere mich beſonders eines gewiſſen Frauenzimmers, welche ſich faſt alle vier Wochen die Haare, ſo kurz ſie auch ohnedem von dem öftern Abſchneiden waren, vom neuen muſte abſchneiden laſſen, weil ſie die vom neuen entſtehenden Kopfſchmerzen daran eriñerten, ſo bald ſie nur einen Zoll lang wachſen lies. Man kan im Umfange des Hauptes rings umher einen Strich Haare ſtehen laſſen, um das Haupt aufzupuzen, welches doch bei dem Frauenzimmer unumgänglich nothwendig iſt. Hingegen aber mus der Wirbel ganz dicht abgeſchnitten ſeyn, welchen man übrigens durch genugſame Bedekkung vor der Erkältung, hinlänglich beſchüzen kan.

Viele Eltern thun ihren Kindern damit nicht geringen Schaden, daß ſie ihnen die Härchen nicht gern wollen abſchneiden laſſen. Der ausgeſchlagene Kopf läſt ſich mit halber Mühe, ja faſt von ſich ſelbſt heilen, wenn man die Haare des Kopfs fleiſſig und dicht hinweg ſchneidet. Das Ungeziefer verliert hierdurch ſeinen Aufenthalt, und mus Landflüchtig werden. Wer weis aber nicht, wie viel Unglük den Kindern dadurch zuwächſet, wenn man ſie nicht zeitig genug ſo wol von dem Ungeziefer, als dem Ausſchlage des Kopfs befreyet? Wenn man hernach genöthiget wird zu ernſtlicher Hülfe zu ſchreiten; ſo müſſen entweder die Haare doch herunter, oder ſie gehen von ſelbſt aus, oder man nimmt ſeine Zuflucht zu zurüktreibenden Mitteln, welche mehr als tauſend Kinder im Jahre ums Leben bringen, oder wenigſtens Zeitlebens ungeſund machen.

Im Anfange der Blattern ſolte man billig den Kindern gleich die Haare abſchneiden, welches, wenn es mit einer warmgemachten Scheere und Händen geſchicht, und der Kopf darauf wohl bedekt wird, nicht die allergeringſte Gefahr haben kan. Wenn man dieſes unterläßt; ſo wachſen die Haare zur Zeit, wenn die Blattern auszuflieſſen anfangen, zuſammen, die Heilung derſelben wird gehindert und verzögert, die kleinen Geſchwüre freſſen tiefer unter ſich, und das Ungeziefer ſezt ſich hinein, daß daraus die verdrieslichſten Zufälle entſtehen.

Wer es für ſchön hält, dunkle Haare zu tragen, der kan ſich dieſelben durch öfteres Abſchneiden verſchaffen, indem die Haare jederzeit einen Grad dunkler fallen, wenn ſie von neuen wachſen. Vielleicht lieſſen ſich hierdurch bei Kindern die rothen Haare verhüten, welche doch heut zu Tage nicht mehr ſo gefallen wollen, als in den alten Zeiten, da ein goldgelbes Haar dem Golde faſt gleich geſchäzt wurde.

So mancherlei Vortheile kan das Haarabſchneiden zuwege bringen, und mit ſo vielem Rechte kan man einen Perüquenmacher wenigſtens unter die Zahl der Wundärzte verſezen. Wenn man aber an ihre Pomaden und an den Puder denkt, womit ſie die Köpfe der Leute verunreinigen; ſo ſieht man wohl, daß es ihnen eben daran mangelt, woran es den gemeinen Wundärzten fehlt, nemlich, daß ſie nur zu wenigen Dingen gut ſind.

Ein Schreiben von der Freundſchaft.

Mein Herr!

Vor einigē Monaten haben Sie in denen Intelligenz-Zetteln was von der Freundſchaft abgehandelt. Selbige Abhandlung hat mir ſehr wohl gefallen. Ich kan es Ihnen nicht bergen. Nur das, was Sie von der Gleichheit der Gemüther dabei angemerkt haben, hat bei mir, und bei vielen meines gleichen keinen Beifall gefunden. Denn das Gleich und Gleich, die Aehnlichkeit der Gemüther, des Glüks und der Umſtände, ſo man als die Quelle dieſer ſüſſen Neigung annimmt, iſt nicht nach meinem Geſchmak, oder hat wenigſtens einiger Einſchränkung nöthig. Nichts iſt mir gleichgültiger als eine Ausſicht, die auf allen Seiten einerlei zeigt, es ſey nun Wieſen und Auen, oder Brachäker und Sandfelder. Eben ſo dünkt michs nicht der Mühe werth, einen Freund zu ſuchen, der gleichſam nichts weiter als ich ſelbſt iſt, und der mir keine weitere Vergnügungen giebt, als ich mir auch geben kan. Man mus nicht nur viel Eigenliebe, ſondern auch eine ziemliche Schläffrigkeit haben, wenn man anders denken kan; denn völlig gleiche Freunde würden in der That nur ihre eigne Perſon einer in dem andern lieben, und die Reizungen der Abwechslung und Lebhaftigkeit ſo wenig kennen, als den geehrten Herrn Peter Kamm den Perrükenmacher. Von dieſem Schlage kenne ich allerdings drei, ſo gleiche Freunde daß nichts gleicher ſeyn kan. Sie ſind alle drei groſſe fette Säuffer, Tobakſchmaucher u. Kartenſpieler; Durch dieſe Stüke aber werden auch alle ihre Vergnügungē und geſellſchaftliche Handlungen erſchöpft. Wer von ihnen am erſten zum andern kommt, es ſey nun Stephan der Hutmacher, oder Krix der Barbierer, oder Iſegrim der Viſitator, der fordert einen Krug, ein Licht, und eine Teutſche Karte, und ſieht dem andern ſo lange ſtarr in die Augen, bis der dritte kommt. Alles übrige in der Welt iſt dieſen dreien Menſchen gleichgültig; ſie dreie aber ſieht man bei einander in der Kirche ſizen, und mit einander in die Bierhäuſer lauffen. Sie ſind Nachbaren, Gevatter und Duzbrüder aus einerlei Urſache, und wann ſie lachen könnten, ſo würden ſie nur darüber lachen, daß andere Leute auſſer dem vertraulichen Dampfe einer gemeinſchaftlichen Tobakswolke Freundſchaft halten können. Doch eine ſolche Zuneigung ſcheint mir ganz und gar kein Werk einer menſchlichen Seele zu ſeyn. Ich glaube, ſie kan aus den Geſezen der Schwere erklärt werden, nach welchen gleichgroſſe Klumpen, gleichſchwerer Materie, in einerlei flüſſigen Cörpern ihre Pläze nebeneinander einnehmen; daß alſo Iſegrim und Krix und Stephan ſo wohl beim Bier ſizen müſten, als drei gleichſchwere Hünereyer durch Weingeiſt und ſüſſes Waſſer durchſinken, und auf dem Salzwaſſer ſtehen bleiben.

Die eigentliche Freundſchaft entſteht aus dem natürlichen Triebe zum Vergnügen, ſo durch Einſicht und Wahl gelenkt wird; ſie iſt an ſchönen Empfindungen deſto reicher, je lebhafter die Herzen ſind, in welchen ſie wohnet. Dies ſezt freilich voraus, daß Freunde in den Hauptſtüken, ohne welche vernünftige Leute nicht vergnügt ſeyn können, übereinſtimmen; Dazu aber braucht es nichts weiter als geſunden Verſtand, ein gutes Herz, und die Neigung zu gefallen. In je gröſſern Graden die beiden erſten Stüken angetroffen, und durch je mehrere oft unerklärliche Annehmlichkeiten des Geiſtes und der Perſon ſie verſtärkt werden, deſto natürlicher wächſt das lezte Stük von ſelbſt, nehmlich die zärtliche Neigung u. Gefälligkeit der Freunde gegeneinander. Wenn eben dis nur durch das obgedachte Gleich und Gleich gemeint wird, ſo bin ich damit zufrieden, und behalte noch Mannigfaltigkeit genug übrig, die Freundſchaft und den Umgang aufzumuntern. Meine Freunde mögen alſo in allen übrigen Stüken, nach Alter, Geſchlecht, Naturell, Wiſſenſchaft, Glük und Lebensart unterſchieden ſeyn, wenn wir uns nur in der geſunden Vernunft, in tugendhaften Grundſäzen und einer edlen gegenſeitigen Zuneigung wieder zuſammen finden. Es giebt eine enge kleinmüthige Art zu denken in der Gelehrſamkeit; eben dieſe Pedanterey herrſcht auch in vielen Freundſchaften. Der Sprachlehrer liebt und ehrt nichts als Sprachlehrer, der Meskünſtler hält nur Meskünſtler für ſeine Nebenmenſchen; und eben ſo halten ſich Wizlinge zu Wizlingen, Kaufleute zu Kaufleuten, und Seelſorger zu Seelſorgern. Weil ich von meinen Freunden immer zu lernen, und mich an ihnen zu beſſern ſuche, ſo liebe ich dieſe Innungsfreundſchaften ſo wenig als die Wahl der Geſchwiſter, die ſich ſo fein einförmig als Zwillinge kleiden, daß man ſie mit einander vertauſchen könnte. Es kan nicht fehlen an Beiſpielen, da Arme und Reiche, Hohe und Niedrige, Phlegmatiſche und Sanguiniſche, Milzſüchtige und Semperluſtige, Gelehrte und Kaufleute, Soldaten und Geiſtliche, die edelſten und dauerhafteſten Freundſchaften mit einander errichtet haben. Ja was will man ſagen? Hat nicht der Schöpfer die genauſte aller Freundſchaften, die Ehe ſelbſt, auf eine natürliche Verſchiedenheit der Gemüthsarten gegründet, um ſie lebhaft und angenehm, ja ich mag ſagen, heilſam zu machen? Iſt nicht das Antheil des Mannes Ernſt, Weisheit und Grosmuth, das Herz des Weibes hingegen weich, zärtlich, ſchmeichelhaft leichtſinnig, den Vergnügungen und Kleinigkeiten ergeben? Ihr Umgang ſolte die Mannsperſonen angenehm, artig und ſanftmüthig machen, und ſie ſolten dagegen von uns Ueberlegung und ein geſeztes Weſen erlernen. Ein ſchönes Herrchen, das ſo jungferlich thut, als ſeine älteſte Schweſter, verdiente Armbänder und Ohrgehänke zu tragen; einer Frau aber, die Mann ſeyn will, wünſche ich immer von ganzem Herzen gar einen Schnurrbart; denn ich habe angemerkt, daß ſelten eine Ehe gerathen iſt, wo ein Geſchlecht das andere ſo nachgeahmt hat, daß ein jedes darüber ſeinen natürlichen Character verlohren. Der Gnädige Herr Baron von Dumkopf war unbeſonnen, wollüſtig, verſchwenderiſch und unverſchämt. Die gnädige Frau Baroneſſe von Dumkopf war aufs genaute eben ſo. Demnach kamen ſie plözlich mit ſechs Pferden und eben ſo vielen gepuderten Dienern und Läuffern gejagt, und beſprizten viele ehrliche Leute. Im nächſten Quartal drauf verkauften ſie die Erbſtüke, die Kleinodien und den Hausrath; Gegen den Winter begaben ſie ſich in einer alten Laterne mit Bauerpferden zur Ruhe auf ihre Landgüter. Dagegen iſt Mezenz ernſthaft, hart und auffahrend, ſeine Frau die gute Doris aber, ſanftmüthig, ſtille, nachgebend und ſchmeichelhaft. Sie lieben ſich beide vollkommen, und führen ihre Sachen ſehr wohl, weil ſie ſo ungleich ſind. Denn wäre Doris wie Mezenz, ſo prügelten ſie einander; und wäre Mezenz wie Doris, ſo würden ſie alle beide zu einer Milchſuppe. Ich könnte ihnen noch viel mehr von dieſer Sache ſagen, als z. E. daß unter den Vögeln die Männchen munter, ſchalkhaft, ſtolz und muſicaliſch ſind, die Weibchen aber dies alles nicht ſeyn dürften, um die Freundſchaft der Geſchlechter zu unterhalten. Noch eins fällt mir ein, das dieſem beigefügt zu werden verdiente: man klagt, daß heutigs Tags die Freundſchaften nicht mehr ſo beſchaffen als wie vor alten Zeiten. Dieſer Saz aber läſſet ſich juſt umkehren: und beweiſen, daß die Freundſchaften heutiges Tags ein weit anders Anſehen bekommen, als vor dieſem, und zum theil recht hoch getrieben werden. Zum Exempel: in den alten Zeiten ſorgte auch der zärtlichſte Freund nur für das zeitliche Glük ſeines Freundes. In unſern Tagen wird die Freundſchaft höher getrieben. Unſre Freunde ſorgen für die wahre Glükſeligkeit unſerer Seele. Sie helfen uns von unſerm Ueberfluſſe, denn ſie wiſſen, daß er unſer Herz nur eitel macht und zu Ausſchweifungen verleitet. Sie ſtürzen uns in die Armuth, damit wir zur Selbſterkenntnis kommen, und unſere Lüſte bezwingen lernen. So weit hat kein Pilades, kein Oreſt die Freundſchaft getrieben. = = Wie viele verborgene und unbekannte Freunde haben wir nicht in dieſen ſo glüklichen Zeiten? Ich mus meinen Leſern ein Geheimnis entdeken, auf daß ſie das Glük unſerer Zeiten deſto mehr bewundern. Alle unſere Verläumder, Feinde und Verfolger ſind nur verſtellte Feinde, ſie ſind unſere wahre Freunde. Sie wollen nur unſere Gedult auf die Probe ſezen, und uns von der Unvollkommenheit des zeitlichen Lebens überführen. Pſeudolus betrügt den Kreon um ein anſehnliches Capital. Er hat ihm dadurch den gröſten Dienſt gethan. Nun ſtirbt Kreon weit lieber. = = Rufinus hat den Philon in einem vornehmen Hauſe durch die bitterſten Verleumdungen angeſchwärzt. Kein offenbarer Freund hätte dem Philon eine gröſſere Freundſchaft beweiſen können. Ohne die Dienſtgefliſſenheit des Rufinus hätte man den Philon zu einem Amte erwählet, deſſen Verwaltung ihm in kurzer Zeit die Schwindſucht zugezogen hätte. = = Ich will nur noch einen Beweis von der vorzüglichen Liebe und Hochachtung anführen, die unſere Zeit für die Freundſchaft hat. Wir ſchäzen die Freundſchaft ſo hoch, daß wir den Schein derſelben auch gegen diejenigen annehmen, gegen die wir wirklich Has und Abneigung haben. Wie oft empfangen wir nicht den mit heiterm Geſichte und mit den freundſchaftlichſten Bliken, dem wir unſer Haus auf ewig verbieten würden, wenn uns unſer freundſchaftlicher Character erlaubte ohne Verſtellung zu handlen? Wie oft wünſchen wir nicht dem Geſundheit und langes Leben, den wir mit gröſtem Vergnügen zu ſeiner Ruheſtätte begleiten würden? Wie oft laſſen wir nicht denjenigen unter den gröſten Freundſchaftsverſicherungen von uns, dem wir, ſo bald er uns nur den Rüken gekehret hat, alles böſe nachwünſchen? ; ; Wie oft bedienen wir uns nicht der Freundſchaft, andern Schaden zu thun? Herr Bibulus weis ſich an Leuten, denen er feind iſt, nicht beſſer zu rächen, als wenn er ihnen unter den lebhafteſten Freundſchaftsverſicherungen einen Rauſch zutrinket. Seine Freude iſt vollkommen, wenn ſie ſich in dieſem Stande der Unvernunft bis zu den gröſten Thorheiten erniedrigen, dazu er ihnen ſelbſt die Anleitung giebt. Kein offenbarer Feind hätte gegen ihre Ehre, Anſehen und Glük einen grauſamern Angrif wagen, und ſeine Abſichten glüklicher erreichen können. Ruſinus nimmt den gröſten Schein der Vertraulichkeit gegen die an, deren Unglük er wünſcht, er ſucht ihre Geſellſchaft, er bittet ſie öfters zum Eſſen. Er will entweder Geheimniſſe von ihnen herauslocken, oder ſie zu Ausdrüken verleiten, die er zu ihrem Schaden nachſagen kan. ; ; Eigenſinnige Köpfe werden dieſe Aufführung Falſchheit nennen. Man kan aber nach der heutigen Politik behaupten, daß ſie die entſcheidende Probe unſerer Neigung zur Freundſchaft iſt. Iſt es nicht etwas groſſes, ſeinem Herzen Gewalt anzuthun, und auch gegen diejenigen, die wir am meiſten haſſen, den Schein der Freundſchaft anzunehmen. Das ſind barbariſche Völker,, die immerzu ohne Verſtellung handlen, und unter denen ein jeder dem, den er haſt, ſogleich durch alle Minen und Handlungen ſeinen Has ankündigt. Geſittete Völker unterſcheiden ſich eben dadurch von den wilden, daß ſie den Has unter der Masque der Freundſchaft verbergen. So weit wird heutiges Tages die Freundſchaft nach der Politik getrieben! So verkehrt iſt man freilich in den alten Zeiten nicht geweſen!

Eine Allegorie vom Glük und Unglük.

Glük und Unglük, die Töchter der Vorſehung, wurden in das Haus eines reichen Phöniciſchen Kaufmanns, mit Namen Velaſ.o, geſchikt, der zu Cyrus, der Hauptſtadt des Königreichs, wohnete.

Glük, die älteſte von beiden Schweſtern, war ſchön, wie der Morgen, und munter, wie der Frühling. Unglük gegentheils, die jüngſte, war ſtörriſch, und von ſehr widrigem Geſichte.

Velaſco hatte zween Söhne, den Felix und den Uranio. Beide wurden zur Handlung auferzogen. Sie hatten bisher in der gröſten Einigkeit miteinander gelebt. Allein, die Liebe, gegen welche alle Leidenſchaften, wie der Weg eines Schiffes auf dem Weltmeere zu rechnen ſind, das nur auf einen Augenblik Spuren zurük läſt, drohete in einer böſen Stunde die gröſte Uneinigkeit zwiſchen ihnen auszuſäen. Sie wurden beide zugleich in die reizende Schönheit der älteſten Schweſter verliebt. Dieſe Nymphe gab, gleich den Töchtern der Menſchen, jedem wechſelsweiſe eine nicht geringe Hofnung. Um aber eine völlige Erklarung zu vermeiden, äuſſerte ſie von Zeit zu Zeit den Entſchlus, ſich nie zu verehlichen, wenn nicht ihre Schweſter, Unglük, von der ſie unmöglich lange getreñt ſeyn könnte, zugleich heirathete.

Velaſco, dem die Neigungen ſeiner Söhne nicht unbekannt waren, und der von ihrer Hize alles befürchtete, wolte den übeln Folgen zuvor kommen, und brachte ſie durch ſein väterliches Anſehen dahin, daß ſie ihre Anſprüche dem Looſe überlieſen. Jeder muſte ſich vorher durch einen Eid verbindlich machen, die Nymphe zu nehmen, die ihm zufallen würde. Das Loos ward geworfen. Glük ward die Gemahlin des Felix, und Unglük des Uranio.

Bald nach den Feyerlichkeiten der Hochzeit ſtarb Velaſco, und hinterlies ſeinem älteſten Sohne, Felix, im Teſtamente das Haus, worinn er wohnte, nebſt dem gröſten Theile ſeiner anſehnlichen Güter.

Felix war wegen der muntern Gemüthsbeſchaffenheit und bezaubernden Schönheit ſeiner Gemahlin ganz auſſer ſich. Er kleidete ſie in Gold und Silber, und ſchmükte ſie mit Geſchmeide von unſchäzbarem Werthe. Er bauete ihr einen Pallaſt in einem angenehmen Walde. Er machte ganze Flüſſe in ſeinen Gärten, und zierte ihre Ufer mit Tempeln und Luſthäuſern. Er lud die Groſſen des Landes an ſeine Tafel, beluſtigte ihre Ohren mit Muſic, und ihre Augen mit mannigfaltigem Gepränge. Seine Verwanden ſahe er als Fremde an, und die Geſpielen ſeiner Jugend bemerkte er gar nicht. Seinen Bruder ſogar konnte er nach und nach nicht mehr vor ſeinen Augen ſehen, und lies ihm endlich ſein Haus verſchlieſen.

Wie ſich aber ein Strom nach und nach in den Thälern verlieret, wenn er nicht durch Dämme eingeſchränkt iſt: ſo vertheilen ſich die Glüksgüter, wenn ſie nicht durch eine ordentliche Haushaltung gleichſam eingedämmet werden. In wenigen Jahren war das groſſe Vermögen des Felix durch Ausſchweifungen geſchmolzen, ſein Handel durch Nachläſſigkeit zu Grunde gerichtet, und ſeine Haabe von den unbarmherzigen Händen der Gläubiger eingezogen. Er wandte ſich an ſeine Freunde, an die Groſſen, die er bisher vergnüget und beſchenket hatte. Allein, ſeine Stimme war wie die Stimme eines Fremden, kaum daß ſie ſich ſeines Geſichts erinnerten. Die Freunde, die er verſäumt hatte, verachteten ihn nun wieder. Seine Gemahlin ſchmähete ihn, wande ſich von ihm ab, und floh weg. Dennoch war ſein Herz noch ſo ſehr von ihren Reizungen bezaubert, daß er ſie allenthalben mit ſeinen Bitten verfolgte, bis ſie endlich bei ihrer Eilfertigkeit auf der Flucht ihre Maske abfallen lies, und ein eben ſo ſehr verwelktes und ungeſtaltes Geſicht zeigte, als es ihm vorher jugendlich und einnehmend vorgekommen war.

Was nachher weiter mit ihm vorgegangen ſey, erzählt das Gerücht nicht mit völliger Gewisheit. Man glaubt, er habe ſich in Egypten begeben, und ſey von der kärglichen Güte der Freunde, die ihn nicht gänzlich verlaſſen hatten, nothdürftig unterhalten worden. Er ſey bald nachher elend in der Fremde geſtorben.

Jezt wollen wir zum Uranio zurük kehren. Er war, wie ſchon angemerkt worden, von der Thür ſeines Bruders, Felix, abgewieſen. Unglük war zwar ſeinem Herzen zuwider, und ſeinen Augen gehäſſig, dennoch begleitete ſie ihn auf allen ſeinen Schritten. Zur Vermehrung ſeines Kummers bekam er die gewiſſe Nachricht, daß ſein reichſtes Schif von einem Sardiniſchen Seeräuber weggenommen, und ein anders auf den Lybiſchen Syrten geſcheitert ſey. Um ſein widriges Schikſal vollſtändig zu machen, erfuhr er gleich darauf, daß ſein Wechsler, dem die gröſte Summe ſeines baaren Geldes anvertrauet war, ſeine Gläubiger betrogen, und ſich nach Sicilien begeben habe. Er ſammlete daher den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens, und entfernte ſich von Tyrus. Vom Unglük durch rauhe Wege und dik bewachſne Wälder geleitet, kam er endlich zu einem kleinen Dorfe, am Fuſſe eines Berges. Hier ſchlugen ſie ihre Wohnung ein Zeitlang auf. Unglük machte, zur Vergeltung alles des Grams, den er gehabt hatte, ihre Blike ſanfter. Sie gab ihm aufrichtigen Rath, und entwöhnte ſein Herz von der unmäſſigen Liebe zu weltlichen Dingen. Sie lehrte ihn, die Götter zu verehren, und ſein ganzes Vertrauen, ſeine ganze Glükſeligkeit auf ihre Regierung und Vorſorge zu ſezen. Sie machte ſeine Seele menſchenliebend, beſcheiden und demüthig. Sie gewöhnte ihn, mit ſeiner Nebengeſchöpfe Widerwärtigkeiten ein Mitleiden zu haben, und machte ihn begierig, ihnen ihr Leiden zu erleichtern.

” Ich werde nur zu denen von den Göttern geſand, ſagte ſie zu ihm, die ſie lieben. Denn ich ziehe ſie nicht nur durch meine ſtrenge Lehren zu einer künftigen Herrlichkeit auf, ſondern mache ſie auch geſchikt, alle diejenigen mäſſigen Ergözlichkeiten, die dem gegenwärtigen Prüfeſtande nicht entgegen laufen, mit mehrerem Geſchmake anzunehmen. Wie die Spinne, wenn ſie angegriffen wird, in ihrem innerſten Gewebe Schuz ſucht; ſo ziehet die Seele, die ich betrübe, ihre herum wandernden Gedanken zuſammen, und flieht zu ſich ſelbſt nach ihrer Glükſeligkeit. Ich war es, welche die Character des Cato, des Socrates und des Timoleon zu einer ſolchen Stufe erhob, und allen künftigen Weltaltern als Muſter vorſtellete. Glük, meine lächelnde, aber zugleich verrätheriſche Schweſter, überliefert nur gar zu oft diejenigen, die ſie verführt hat, den grauſamen Peitſchen ihrer Folgerinnen, der Angſt und der Verzweifelung. Unglük gegentheils leitet diejenigen, die ſich von ihr unterweiſen laſſen wollen, gewis zu den frölichen Wohnungen der Ruhe und des Vergnügens. ”

Uranio hörte ihren Reden mit groſſer Aufmerkſamkeit zu. Und als er ihr ſcharf ins Geſicht ſahe: ſo ſchien die Heslichkeit deſſelben unvermerkt abzunehmen. Seine Abneigung von ihr ward nach und nach ſchwächer; Und endlich übergab er ſich ihrem Rathe und ihrer Leitung ganz. Sie ſagte ihm oft die weiſe Regel der Philoſophen vor: ” Diejenigen, die der wenigſten Dinge bedürfen, nähern ſich den Göttern am meiſten, die gar keiner Sache bedürfen. ” Sie ermahnte ihn, ſeine Augen auf die vielen Tauſende zu richten, die in weit ſchlechtern Umſtänden wären, als er; anſtatt daß er auf die wenigen ſahe, die in Pracht und Ueberfluſſe lebten. Sie ermunterte ihn, in ſeinen Gebeten an die Götter, nicht um Reichthum und Macht, die den Pöbel blenden, zu bitten, ſondern um eine tugendhafte Geſinnung, um einen ruhigen Stand, um ein untadelhaftes Leben, und um einen Hofnungs-vollen Tod.

Als ſie fand, daß er täglich ruhiger und gelaſſener, wiewohl nie in ihr Geſicht verliebt, noch von ihrer Geſellſchaft eingenommen ward; ſo redete ſie ihn endlich mit folgenden Worten an:

” Wie das Gold durch das Feuer von den Schlaken gereiniget wird: ſo wird Unglük von der Vorſehung geſand, die Tugend der Sterblichen zu prüfen und zu verbeſſern. Da ich meinen Endzwek erreicht habe: ſo iſt nunmehr mein Geſchäft zu Ende. Ich verlaſſe dich, und gehe, von meiner Geſandſchaft Rechenſchaft abzulegen.. Dein Bruder, deſſen Loos Glük war, und deſſen Zuſtand du ſo ſehr beneideteſt, iſt, nachdem er den Irrthum ſeiner Wahl eingeſehen, endlich durch den Tod von ſeinem armſeligen Leben erlöſet. Uranio iſt glüklich geweſen, daß Unglük ihm zu Theil geworden. Wenn du dich meiner oft ſo erinnerſt, wie du ſolſt: ſo wird dein Leben geehrt, und dein Tod glükſelig ſeyn. ”

Nach dieſen Worten verſchwand ſie vor ſeinen Augen. Allein, ohnerachtet ihre Blike damals, anſtatt ihres gewöhnlichen Schrekens, eine ſchmachtende Schönheit entdekten; ſo konte ſich doch Uranio, da er ſie troz ſeiner äuſſerſten Bemühungen niemals geliebt hatte, nicht überwinden, ihren Abſchied zu beklagen, oder ihre Wiederkunft zu wünſchen. Wiewohl, ob er gleich wegen ihrer Abweſenheit vergnügt war;

ſo hob er dennoch ihre Rathgebungen als einen Schaz in ſeinem Herzen auf, und ward durch die Ausübung derſelben glüklich.

Nachher fieng er wieder einen Handel an. Er erwarb ſich in kurzer Zeit ein Vermögen, das zu den wahren Vergnügungen des Lebens zureichend war. Mit demſelben erkaufte er ſich ein kleines Gut, auf welchen er den Reſt ſeiner Tage zubringen wolte. Hier beſchäftigte er ſich mit dem Gartenbaue und mit dem Haushalte. Er unterdrükte alle unordentlichen Begierden, und bildete ſeine Seele nach den Vorſchriften ſeiner abgeſchiedenen Gemahlin Unglük. Oft fand er ein groſſes Vergnügen in einer kleinen Einſiedelei ſeines Gartens. An derſelben lag ein kaltes Bad, das von einer Quelle aus einem Felſen mit dem klarſten Waſſer verſehen ward. Ueber der Thür deſſelben ſtand mit groſſen Buchſtaben folgende Inſchrift: Unter dieſem bemooſeten Dache wohnen Treue, Freiheit, Vergnügen und Tugend. Ihr die ihr dieſen Ort mit ſtolzen Augen überſeht, ſagt, welcher Pallaſt kan ſich einer ſo ſchönen Geſellſchaft rühmen?

Er lebte bis in ein hohes Alter und ſtarb geehrt und beweint.

Vom Nuzen und Schaden des Aderlaſſens überhaupt, und ins beſondere was für Perſonen, und in welchem Alter, auch zu welcher Jahrszeit das Blutlaſſen nöthig haben.

So eine nöthige Sache die Einführung des Aderlaſſens bei der heutigen Lebensart der Menſchen geworden, und ſo nüzlich ſolches Anzapffen auch würklich in vielerlei Fällen iſt: ſo ſchädlich iſt auch der heute zu Tag ſo groſſe Misbrauch davon, welcher von dem ungegründeten Vorurtheile herrühret, da man ſich einbildet, als ob, wo nicht alle, doch die meiſten Krankheiten ihren Grund in der Vollblütigkeit hätten. Wie falſch aber dieſer Saz ſeye? zeigt die Erfahrung, da eben ſo viele Krankheiten ihren Siz in den feſten Theilen des Körpers, als in den flüſſigen haben, bei leztern auch der Grund mehrmalen in ihrer verdorbenen Beſchaffenheit, da das Blut mit mancherlei Art ſchweflichter, ſalzigter oder zur Fäulnis geneigter Theilchen verdorben, als in der übermäſigen Menge zu ſuchen; die erſtern aber von weit gefahrlichern Folgen als die leztern ſind, wie ſolches die flek= und hizige Fieber, ja die Peſt ſelbſten, nebſt allen andern allgemeinen epidemiſchen Krankheiten erwieſen; wovon die berühmteſte Aerzte ſchon längſt bemerket, daß ſie denen, ſo einen Mangel des Bluts und nüzlicher Säfte haben, weit nachtheiliger, als denen, bei welchen ein Ueberflus iſt, zu ſeyn pflegen. Ja wie ſehr viele Krankheiten, als Franzoſen, Kräze, ſcorbutiſcher Ausſchlag, Geſchwüre, Waſſerſucht und dergleichen giebt es nicht, welche in einem verderbten Sero oder Salzwaſſer beſtehen; ſolches aber rühret nicht blos von der Verdikung oder Schärfe der Säfte her, ſondern von dem Mangel des erwärmenden ſpirituöſen Theils des Bluts, ſo die Alten das Belebende genennet. Iſt dieſes zulänglich in denen flüſigen Theilen aller Arten zugegen; ſo werden ſie in ihrer gehörigen Conſiſtenz und Miſchung beſtändig erhalten und vom Verderben verwahret. So bald aber ein Abgang davon verſpüret wird; ſo wird die natürliche Vereinigung derer übrigen ſie ausmachenden Theile zertrennet, und ſie zum Verderben geſchikt gemacht. Man betrachte nur die mineraliſchen Waſſer, und andere ſpirituöſen Säfte, als Wein, Bier, und dergleichen; ſo wird man finden, daß ſie bei einem allzugroſſen leeren Raume ihre zarten elaſtiſchen Theile verlieren, und in Fäulnis zu gerathen, oder zu verderben anfangen. = = Nicht minder werden ja auch ſehr viele Krankheiten, als empfindliche Magenkrampf, Gallenfieber, abzehrende u. hizige Krankheiten, durch Ergieſſung der Galle in die Därme, oder derſelben verhinderte Abſonderung von dem Blute verurſachet. Von dieſen lehret die tägliche Erfahrung, daß das Aderlaſſen dabei als ein giftiges Mittel zu betrachten. Und wie öfters iſt nicht der Grund cacochymiſcher Umſtände, und der mancherlei Arten von Fiebern lediglich ein verdorbener Magen, welcher verhindert, daß kein guter Chylus, daher auch kein gutes Blut, erzeuget werden könne; ſolches Uebel aber kan durch Aderlaſſen nicht verbeſſert werden. = =

Wie ſchlecht auch der Vortheil des Aderlaſſens ſelbſt bei denen Krankheiten ſey, die, nach vieler Meinung, einzig und allein durch Blutlaſſen gehoben werden, als nemlich die Entzündung des Gehirnes, Raſereien, Blutſtürzungen durch den Mund, Naſe, Mutter, goldene Ader, und dergleichen, wird jeden daraus begreiflich ſeyn, wenn man erweget, daß dieſe bekannte Krankheiten nicht allemal von Verdikung, ſondern mehrmalen von einem übermäſſigen hizigen Triebe des Blutes, herrühren, ſo durch ausſchweifende Leibes u. Gemüthsbewegungē, Krämpfungen der Nerven, und dergleichen verurſachet werden. Denn dadurch wird das Blut wider die natürliche Weiſe in die zarten Haarröhrgen des Körpers getrieben, woſelbſt es weiter keinen Fortgang findet, ſondern nothwendig eingepfropft bleibet, und durch die mit der Aderlaſſe geſuchte Ableitung nicht wieder heraus gezogen werden kan. Da nun aber die Aerzte, welche zu dieſer Heilungsart ihre ganze Zuflucht nehmen, ſelbſt geſtehen müſſen: daß eben darinnen der gröſte Vortheil des Aderlaſſens beſtehe, daß durch daſſelbe dem zurukbleibenden Blute freier Umlauf verſtattet werde, wodurch ſolches, wenn es auch vorhero noch ſo ſehr verdiket, wiederum verdünnet wird; ſo folget ja, daß je dünner das Blut iſt, und je flüchtiger der Umlauf deſſelben, je eher kan es in die engen Haarröhrgen getrieben, oder die zärtern Blutgefäſſe durch den heftigen Trieb zerriſſen, und ſolchemnach auch die erſt gedachten Krankheiten mehr erweket, als verwehret werden. Was die krampfartige Zufälle, die man dadurch zu heilen denket, betrift; ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daß ſolche öfters davon entſtehen, daß, wegen allzugeringer Gegenwirkung der flüſſigen Theile, die Wirkung der feſten Theile auſſerordentlich verſtärket worden. Wie man bei heftigen Verblutungen in ſtarken Verwundungen täglich ſiehet, und folget dieſemnach, daß das Aderlaſſen hiebei mehr Unheil ſchaffe. Gleichwie nun hieraus erhellet, daß nicht alle Krankheiten der Menſchen von der Vollblütigkeit herrühren, und dahero das Mittel des Aderlaſſens nicht als gemein anzuſehen ſey: ſo kan auch leicht dargethan werden, daß das Aderlaſſen auch ſelbſt bei der Vollblütigkeit nicht ohne Unterſchied ſtatt finden könne. Denn was die Vollblütigkeit ſelbſt betrift, ſo iſt ſolche ſchon längſt in die bewegte (Plethoram motam) und die ruhige (Plethoram quietam) eingetheilt worden. Man hält dafür, daß dieſe leztere durch Ausdehnung und allzu ſtarken Widerſtand den Ton der Blutgefäſſe ſchwäche, das Blut ſelbſten aber wegen dieſer Schwächung, ſowohl als wegen dem allzu geringen Raume nicht genugſam beweget, dahero verdiket, und ſolcher Geſtalt der Geſundheit nachtheilig werde; erſtere aber nebſt erſt gedachten Urſachen noch dazu durch heftige Bewegung vielen Schaden verurſache. Was jene, nemlich die bewegte anbelanget, ſo iſt nach denen mechaniſchen Lehrſäzen gegründet, daß je ſtarker der Widerſtand des Bewegten, je mehr wird die bewegende Kraft geſchwächet. Dieſemnach iſt auch allerdings richtig, daß die Menge des Bluts die zuſammenziehende Kraft des Herzens, der Schlagadern, und aller muſkulöſen Theile hemme, und dadurch den Ton ſchwäche. Das Aderlaſſen aber kan hiebei weiter nichts, als die fernere Schwächung verhüten, die ſchon gegenwärtige aber nicht hemmen. Da hingegen auch die Triebkraft der Schlagadern guten Theils mit von dem häufigen und friſchen Einflus des Bluts aus der linken Herzkammer, in die groſſe Röhre der Pulsader, die zuſammenziehende Kraft des Herzens ſelbſten aber, nebſt dem genugſamen Einflus des Nervenſaftes in die Fäſerchen des Herzens, auch von der Menge des Blutes in denen Cranzadern herrühret; ſo folget, daß nach Abgange des Blutes auch der ſchon vorher geſchwächte Motus tonicus noch mehr geſchwächet werden könne, wie ſolches die Ohnmachten bei dem Aderlaſſen bezeugen. Was nun die Plethoram motam betrift, ſo beruhet ſolche nicht alleine auf der Menge des Blutes, ſondern auch auf der verſtärkten Gegenwirkung der feſten Theile, woraus nebſt der Menge annoch ſtarke Wallung entſtehet, durch den mit Abzapfung des Bluts aber geminderten Widerſtand deſſelben, gegen die Adern, wird dieſe ihre zuſammenziehende Kraft ſtärker, und dem zugleich mehrern Raum zur Wallung verſtatteten Blute wird dadurch Gelegenheit zu Schäumungen gegeben, woraus hernach mancherlei polipoſe Gewächſe erzeuget werden, die ſo wohl zu heilen als zu erkennen, auch dem Allererfahrenſten ſchwer fallen. Ich könnte hier zum Beweis noch was mehrers anführen, wann es der enge Raum dieſer Blätter geſtatten würde. Es wird aber obangeführtes genug ſeyn, den Leſer zu überführen, wie ſchädlich der heutigs Tags ſo eingeriſſene Misbrauch des Aderlaſſens ſeye, zumal derer, welche faſt alle 6. bis 8. Wochen durch Aderlaſſen oder Schröpfen ihr Blut abzäpfen zu laſſen ſich angewöhnt haben, dadurch ihre Kräfte eben ſo verſchleudert werden; denn man ſehe nur die meiſten Einwohner Frankreichs an, bei denen das Blutlaſſen ſo Mode iſt, daß viele des Jahres wohl 10. bis 11. mal zu Ader laſſen; Diejenige ſehen aber auch meiſtens mehr den Toden ähnlicher als den Lebendigen, welche es ſo misbrauchen. Die Ungarn zeigen das Gegenſpiel: bei ihnen iſt das Aderlaſſen nicht ſo gebräuchlich; und ſie ſind doch weit geſunder, lebhafter und robuſter. Dahero dieſes Mittel, Blut zu laſſen, in gar vielen Fällen, entweder gar nicht, oder doch ſehr behutſam zu gebrauchen iſt. Ob? und in welchen Fällen es aber zu gebrauchen, und wie es zu erkennen, welche Perſonen es benöthiget ſind? will ich aus denen bewährteſten Schriften der gelehrteſten Aerzten zeigen. Und hierdurch werde ich vielen Leſern dieſer Blätter in der That einen Dienſt erweiſen. Zuvor ich aber dieſes bewerkſtellige, ſo will ich eigentlich vorhero erklären, warum man Blut abzapfen müſſe oder nicht?

§. 2. Zuförderſt ſcheinets einem jeglichen in die Augen zu leuchten, daß die Leibesgeſundheit davon abhängt, wenn das rechte Maas, und weder zu viel, noch zu wenig von guten Säften, beſonders vom Blute, als woraus alle übrige Säfte gezeuget werden, vorhanden iſt, und dieſelben einen ungehinderten freien Lauf in den gehörigen Theilen haben. Daher folgt unmittelbar, daß, wenn entweder zu viel, oder zu wenig Blut im Leibe iſt, beides der Geſundheit Abbruch thut, wofern ſolcher Ueberflus oder Mangel nicht durch das Gegentheil gehoben wird. Man erfährt auch, daß von allzu vielem Blute Schwerigkeit in den Gliedern verdroſſene Trägheit, ſchwerer Schlaf, ſchweres Othemholen, ſonderlich bei etwas geſchwinder Bewegung, Herzpochen, melancholiſche oder hypochondriſche Schwermüthigkeit, Durchbrüche des Bluts, Schlag- und Lähmflüſſe, plözliche Todesfälle, u. ſ. w. entſtehen, ohne noch zu gedenken der Verderbungen, welche in dem Geblüte ſelbſt von ſeiner übermäſſigen Menge ſich entſpinnen. Wenn demnach zu viel Blut vorhanden: ſo mus ſolches vermindert werden: Wie es hingegen widerſprechend ſeyn würde, ſolches zu thun, wenn deſſen zu wenig iſt. Daß aber beides möglich, nemlich, daß ſowohl zu viel, als zu wenig Blut im Leibe ſeyn, und entſtehen kan, ſolches wird ſchwerlich jemand widerſtreiten. Und daß beiderlei Fälle ſich in der That zutragen, lehren die natürlichen Begebenheiten am menſchlichen Leibe, da z. E. eines Theils ein Naſenbluten, die güldene Ader, die Monatszeit, u. ſ. w. das überflüſſige zum Beſten der Geſundheit wegnehmen; andern Theils unmäſſige Verblutungen den Jammer und Tod bringen, wenigſtens die Kräfte auf lange Zeit erſchöpfen, und mancherlei Arten von Auszehrungen zu den menſchlichen Verrichtungen untüchtig machen.

§. 3. Ueberlegt man, was es mit der Erzeugung des Bluts, mit der Ernährung, Wachsthum und Vollkommenheit des Leibes und ſeinen mannigfaltigen Verrichtungen für eine Bewandnis habe; ſo erhellet daraus gleichfalls, daß im natürlichen geſunden Zuſtande ordentlicher Weiſe mohr Geblüt erzeuget werden müſſe, als eben genau zum Leben unentbehrlich iſt. In den mindern Jahren, bis zum männlichen Alter, ſoll der Leib nach allen Theilen wachſen, und die gehörige Stärke erlangen. Da nun dieſes durch nichts anders, als vermittelſt des Blutes geſchehen kan: ſo mus deſſen ſo viel mehr erzeugt werden, als nöthig iſt, um bei den übrigen Lebenshandlungen auch die zum völligen Wachsthum und Stärke noch fehlenden Theilchen überall anzuſezen. Iſt nun dieſes gröſſeſten Theils oder völlig erreicht: ſo entledigt die Natur ſich vom Ueberfluſſe durch Naſenbluten, monatlichen Abgang, Blutſpeyen, u. ſ. f. und man erkennet mithin den wahren Grund ſolcher Blutergieſſungen, wenn ſelbe nur blos von der ſich ſelbſt gelaſſenen Natur abhangen und alſo betrachtet werden. Nicht zu gedenken der andern Urſachen, wodurch theils eine Vollblütigkeit erzeuget wird, als namentlich des überflüſſigen guten Eſſens und Trinkens, ruhigen Lebens und dergleichen, theils durch das Blut zum Durchbruche angetrieben wird. Iſt auch ſchon der Körper nach allen Ausmeſſungen zur Vollkommenheit gediehen, und genieſſet nicht mehr, als der natürliche Hunger und Durſt fordern: ſo mus dennoch zu allerlei Gebrauche der Lebenshandlungen immer einiges Uebermaas vom Geblüte vorräthig ſeyn, woraus der Abgang wieder erſezt werden kan, und die Natur handelt darinn wie ein guter und kluger Haushalter, der bei Zeiten einſammlet, was er auf bedürfenden Fall braucht. So nehmen die täglichen Arbeiten immer einen Theil der Kräfte hin: und es iſt von Sanctorius Zeit her bekannt, daß bei einem ganz geſunden Menſchen, der ſeine völlig geſezten Jahre erreicht hat, täglich durch die ſogenante unmerkliche Ausdünſtung und übrigen Unreinigkeiten ſo viel wieder verlohren geht, als man an Speiſe und Trank zu ſich nimmt. Davon in dem Referendario pag. 237. des 2ten Theils das Wichtigſte abgehandelt worden.

§. 4. Dieſe lezte Anmerkung ſo wohl als andere Wahrnehmungen geben zu erkeñen, daß die Natur ſelbſt den vorhandenen Ueberflus des Bluts, wenn ſie ihn nicht braucht, wieder zu verzehren und aus dem Leibe wegzuſchaffen pfleget, wie z. E. bei dem einen durch Blutflüſſe, bei dem andern durch Schweis, bei dem dritten und ſo ferner durch Schnupfen, Catharen, Urin, Stuhlgang und dergleichen. Daher findet man geſunde Leute, die ohne Aderlaſſen beſtändig geſund bleiben, und das höchſte Alter erreichen. Allein, dagegen finden ſich auch viele, und vielleicht wol mehrere, die keine ſo vorſichtige, gute und wohlgeordnete Natur haben, daß dieſe allein zur Abſcheidung und Verminderung des Ueberflüſſigen vermögend genug wäre; zumal wenn ſie mit allzu guten Tagen beſchweret, oder durch allerhand Vergehungen, auch wol unvermeidliche Urſachen gehindert wird, daß ſie nicht die überfüllten Gefäſſe zu rechter Zeit ausleeren kan, ſondern im Gegentheil ein Uebermaas zurük bleibt, und folgends ſich immer anhäuft. Es wird z. E. durch eine Ausdünſtung gehemmet, eben dadurch, oder durch undienliche Speiſen, durch einen erregten Krampf, und dergleichen, und Oefnungen, wodurch die Natur den Ueberflus abführt, verſchloſſen: alsdann kan freilich die Natur nicht allein ihr eigener Arzt ſeyn. Doch dieſes kommt den eigentlichen Krankheiten ſchon näher, wovon wir aber jezt nicht reden.

§. 5. Mich dünkt alſo, der rechte Grund, warum das Blutlaſſen vorgenommen werden müſſe, ſey die Vollblütigkeit, oder wenn ein der Geſundheit nachtheiliger Ueberflus des Bluts zugegen iſt, und dieſer nicht von der Natur ſelbſt vermindert wird. Dabei aber, glaube ich, müſſen die zwo eben gedachte Bedingungen wohl gemerket werden, nemlich, daß es ein nachtheiliges Uebermaas von dem eigentlich ſogenanten Blute ſelbſt ſeye, und daß ſolche Vollblütigkeit nicht von der ſich ſelbſt gelaſſenen Natur hinlänglich vermindert werde. Denn wenn eins von dieſen beiden Stüken ſich anders verhält: ſo iſt es bedenklich, zur Ader zu laſſen. Denn wenn z. E. bei jemanden ſich ein häufiger Schleim auf der Bruſt, im Kopfe und ſonſt erzeuget, wenn viel Unrath in den Werkzeugen der Verdauung iſt. u. ſ. w.: ſo müſſen ſolche Dinge durch andere Mittel und Wege, als durch Blutlaſſen vermindert werden. Wollte man ſagen; es kämen ja gleichwol die übrigen Säfte aus dem Geblüte, wenn demnach die Quelle vermindert würde: ſo müſten ſich auch die Ausflüſſe verlieren. Ich laſſe dieſes in gewiſſer Maaſſe gelten, ſofern nemlich die Säfte noch in dem eigentlichen Blute mit begriffen ſind. Denn ſo wird durch Verminderung des Ganzen ſo viel erhalten, daß die Theile, oder abſonderliche Arten der Feuchtigkeiten nicht in ſo groſſer Menge abgeſchieden werden. Jedoch lehret die Vernunft und Erfahrung, daß in ſolchem Falle das Blutlaſſen entkräftet. Deswegen iſt es nöthig, daß man lieber auf andere Weiſe ſolche Säfte wegnehmen ſolle, als durch Abzapfung des Bluts vielleicht den Kräften mehr Schaden, als gewiſſen Theilen oder Lebenswürkungen Vortheil zu ſchaffen. Hingegen, wenn die Säfte ſich bereits an ihre beſondern Oerter geſezt haben, der Schleim in der Schleimhaut u. ſ. w. und man wolte ſelbige ſodann durch Aderlaſſen vermindern; das wäre eben ſo, als wenn man den Schornſtein zur Hausthür hinaus fegen wolte.

§. 6. Betreffend die andere Bedingung, nemlich, daß nur alsdann zur künſtlichen Verminderung der Vollblütigkeit geſchritten werden ſolle, wenn die natürlichen Ausführungen entweder gar nicht geſchehen, oder nicht zureichend ſind; ſo mögten wol manche denken und behaupten, daß man lieber den natürlichen Ausbrüchen durch künſtliche Abzapfungen zuvorkommen ſolle, weil man ſich eine bequemere Zeit dazu nehmen, auch das beſſere Blut der Schlagadern, welches in den natürlichen Blutflüſſen verlohren gehet, erſparen könnte; da es zudem einerlei, oder auf eins hinauslaufe, ob das Blut durch die Kunſt oder durch die Natur vermindert werde; und was dergleichen mehr. Allein erſtlich ſo ſtehet wol ſchwerlich zu erweiſen, daß es von einerlei Würkung und Nuzen ſeye, ob die Natur das Blut austreibe, oder der Arzt ein Loch mache. Dieſes ſtreitet ſowol wider den Begrif der Natur, als auch wider die Erfahrung. Die Natur, das iſt, die mit belebten Kräften und Empfindungen begabte, und durchgehends unter einander verbundene und Gemeinſchaft haltende Theile des Leibes, empfindet ordentlicher Weiſe am erſten und richtigſten, wenn ein ſchädlicher Ueberflus da iſt; ſie trift mit ihren Durchbrüchen diejenige Zeit, die für die Geſundheit die beſte iſt, und der äuſſerlichen Bequemlichkeit in ſolchem Betracht weit vorzuziehen iſt; ſie weis auch die rechte Maaſſe, (die in jedwedem Körper unterſchieden iſt, weil ein jeglicher ſeine eigene Geſundheit hat,) zu halten, wenn ſie nicht geſtöret, noch von gewiſſen Urſachen entweder zu ſehr erregt, oder erſtikt wird, da denn von dem erſteren die Blutflüſſe unmäſſig werden, gar zu oft kommen, und durch gefährliche Wege, z. E. durch die Lungen, durchbrechen. Doch dieſes iſt ſchon ein anderer Zuſtand, als wovon wir reden, und erfordert eine beſondere Cur. Was aber den Einwurf wegen des arterioͤſen Geblüts anlangt, ſo iſt eben dieſes dasjenige, welches vermindert werden ſoll, weil nemlich eben des guten nahrhaften Bluts zu viel iſt: Und iſt daher auch in dieſem Betracht beſſer, den natürlichen Blutflüſſen den Lauf laſſen, als durch den Schnepper dem venöſen-Blute Wege machen.

§. 7. Ich behaupte demnach, daß unter vorangezeigten Einſchränkungen, die allzugroſſe Menge des eigentlichen rothen Bluts, der einzige Bewegungsgrund ſeyn müſſe, wodurch man ſich zum Ädernlaſſen antreiben laſſen ſolle. Und obwol hier nur von dem Blutlaſſen bei geſunden Tagen und dem blos natürlichen Zuſtande gehandelt wird, ſo gilt dieſe Regel doch auch ſowol in Anſehung der Gewohnheit, als bei entſtandenen Krankheiten, wenn ſie nur gehörig auf die veränderten Umſtände angewendet wird. Nemlich, wenn man ſich zum Blutlaſſen gewöhnt hat, ſo ſammlet ſich um die gewohnte Zeit wieder das vorige Uebermaas. Wenn man krank wird, ſo braucht man wegen unterlaſſener Geſchäfte, Verdauung, Abſcheidung der Säfte, Ernährung des Leibes, und anderer Verrichtungen, nicht ſo viel Blut als bei geſunden Tagen; mithin iſt auch dasjenige Maas, das vorher gerecht war, nunmehro überflüſſig, und mus alſo vermindert werden: es wäre denn, daß es vorher ſchon an gutem Geblüte gefehlt hätte, und wol gar die Krankheit von ſolchem Mangel abhängt, oder das Blut ſonſt angewendet und verzehret werden mus, z. E. zur Vereiterung, zum Schweiſſe, zum Schnupfen, zu Stärkung gelähmter Glieder, und dergleichen. Wenn durch ein krampfigtes Zuſammenziehen die Adern enger werden, ſo können ſie auch nicht ſo viel Blut, als vorher faſſen. Wenn entzündete Geſchwülſte, Wunden, Beinbrüche, groſſe Schmerzen, vorhanden, ſo gehet der Trieb des Bluts zu häufig und ſtark nach den leidenden Orten, und iſt folglich in Anſehung derſelben zu viel. Faſt gleiche Bewandnis hats in Fiebern, worinnen der Trieb des Geblüts zu ſchnell durch die Adern geht, und eine allgemeine Entzündung herrſcht. Wenn die Adern von einem wallenden oder ſich zu ſehr ausbreitenden Blute ſich aufblähen, ſo wird ebenfalls der Raum für das wallende Blut zu enge. Und ſo läſt ſich überall in Krankheiten oder widernatürlichen Zufällen zeigen, daß, wenn das Aderlaſſen gut iſt, ſolches deßwegen nüzlich iſt, weil das Blut in gewiſſem Betrachte zu viel iſt. Mithin ſcheinet die Regel allgemein zu ſeyn, daß allein der Ueberflus des Bluts deſſen Verminderung erfordert.

§. 8. Aber wie erfährt man, daß des Bluts zu viel iſt, und deswegen eine Ader geöffnet werden mus? Das Meſſen geht nicht an: und wolte man auf die Weiſe wie Sanctorius, durch eine Waage die Schwere der Säfte im geſunden und davon abweichenden Zuſtande unterſuchen; ſo mögten wol eines theils bei den allerwenigſten die Geſchäfte und Lebensart ſolches erlauben, andern theils würde vielleicht das geſunde Gewicht aller Feuchtigkeiten daraus zu erſehen ſeyn, aber [illegible]ht des eigentlich ſogenannten Bluts, noch weniger die Empfindungen des Leibes, die von einer überhandnehmenden Vollblütigkeit, Wallungen, Erhizungen, und dergleichen entſtehen und das Aderlaſſen anrathen; noch mehrerer Bedenklichkeiten zu geſchweigen. Nicht einmal die blühende Roſenfarbe geſunder Leute beweiſet allezeit die Nothwendigkeit des Blutlaſſens; obwol dieſelbe einen groſſen Verdacht billig erwekt. Es bleibet demnach nichts übrig, als die Zufälle oder Begebenheiten und Empfindungen, welche andere oder man ſelbſt an ſeinem Körper wahrnimmt: ingleichen die Gewohnheit. Jene ſind, wenn man bei blühender Geſundheit eine Schwerigkeit in den Gliedern ſpürt, eine Trägheit zu den Bewegungen, ein gar zu feſter und tiefer Schlaf, ſchwere Träume, im Steigen, etwas geſchwinden Gehen, oder andern Leibesbewegungen, ſchweres Othemhohlen, oder Herzklopfen, Schwindel, hin und wieder Schmerzen, Stechen, Brennen im Leibe, iñerlich oder äuſſerlich, und dergleichen. Kommt noch dazu, daß man wollüſtig iſſet und trinkt, ein gemächliches und geruhiges Leben führt, die ganze Nacht hindurch ſchläft, und wol ſeine ordentliche Mittagsruhe hält: ſo kan man deſto mehr verſichert ſeyn, daß man des guten Geblüts zu viel eingeſammlet hat. Wegen der Gewohnheit iſt zu erinnern, daß, je öfters das Aderlaſſen zu gewiſſen Zeiten wiederhohlet worden, deſto nothwendiger es wird, damit fortzufahren. Wo man aber ohne zureichenden Grund ſich an das Blutlaſſen gewöhnt hätte, und ſolche üble Gewohnheit wieder abſtellen wollte; ſo mus dieſes nicht anders als mit kleinen und langſamen Schritten geſchehen, ſo, daß man immer ein weniges abbricht.

§. 9. Iſt nun der Schlus zum Aderlaſſen gefast, welches iſt denn das rechte Maas, ſo darinnen zu halten? Da der Bewegungsgrund, warum man Blut laſſen ſoll, dieſer iſt, damit dasjenige, was durch ſeine Uebermaas die Geſundheit beſchweret, und die Krankheit verſchlimmert, aus dem Wege geräumt werde; ſo darf man wol nicht mehr abzapfen, als was zu viel da iſt. Doch iſt dieſes ſo weit auszudehnen, daß verſtanden werde, was nach allem Betrachte zu viel iſt, wovon oben bereits gedacht worden. Weil aber die Leiber, die Lebensart, die Zufälle, kurz alle Umſtände, ſo unendlich verſchieden ſind; ſo ſiehet man leicht, daß ſich kein allgemeines und durchgängiges Maas ſezen läst. Indeſſen, wenn blos aus Vorſicht gegen eine erwartete Unpäslichkeit Blut gelaſſen werden ſoll, ſo darf ordentlicher Weiſe die Quantität nicht gar gros ſeyn, und, nach Beſchaffenheit des Leibes, etliche wenige Unzen nicht überſteigen. Denn wäre ein viel gröſſerer Ueberflus vorhanden, ſo müſſen ſchlimmere Veränderungen und Zufälle an dem Leibe erſcheinen, als noch zur Zeit würklich zu ſpüren ſind. Iſt jemand ſchon mehrmalen gewohnt Blut zu laſſen, ſo giebt eben die Gewohnheit das Maas an die Hand, wie viel man flieſſen laſſen ſoll: wofern ſonſt nichts ein mehrers oder wenigeres erheiſchet. Wenn natürliche Blutvergieſſungen ins Steken gerathen ſind, und dieſes bei Perſonen geſchiehet, die bereits den gehörigen Termin des Alters überſchritten haben; ſo mögte man denken, daß ſo viel abgezapft werden müſte, als vorher durch die gewöhnlichen Blutflüſſe weggegangen. Man hält à potiori auch wol noch was mehr; in dem Falle, wenn die Perſon gleiche vollblütig bleibt, und in gleichem Wolleben fortfährt. Denn es mus nicht allein dasjenige weggenommen werden, was ſonſt durch die freiwilligen Verblutungen verlohren gegangen; ſondern auch dasjenige, was ſie noch überdem von ihrem Ueberfluſſe abzugeben benöthigt geweſen; und endlich auch dasjenige, was die mit den Jahren weniger und härter werdende Adern nicht mehr ſo bequem faſſen können, als in den jüngern Jahren, da noch alles weicher und offener war. Hingegen, wenn bei jungen Leuten gewohnte Blutvergieſſungen ſich in ſonſt geſundem Zuſtande verſtopfen, ſo mögte wol nicht gut ſeyn, das künſtliche Blutlaſſen nach dem natürlichen abzumeſſen. Denn bei ſolchen Perſonen mus die Hauptabſicht und vornehmſte Bemühung dahin geben, daß die natürlichen Wege wieder geöffnet und in Gang gebracht werden: dazu aber iſt nöthig, etwas überflüſſiges Blut zurük zu behalten.

§. 10. Ueberhaupt ſcheinet gegründet zu ſeyn, daß, wo das eigentliche Maas der Aderläſſe nicht bekannt iſt, man, bewanden Umſtänden nach, vorerſt nur die kleinſte Quantität, in Betrachtung des gegenwärtigen Leibes und Zuſtandes, lauffen laſſe, und, wenn der gewünſchte Nuzen noch nicht erfolgt, es wiederhohle. Man gebe lieber, wenn mans hat, das Aderlasgeld zweimal aus, oder man laſſe die Armen lieber zweimal umſonſt, als daß man zu verſchwenderiſch oder zu blutdürſtig ſeyn wolte. Wozu dienets, und iſt es nicht vielmehr ſchädlich, ohne Noth Kräfte zu verſchütten? Warum will man ſich in die Nothwendigkeit eines Blutbads, und folgends auch des Blutanhäufens ſezen? Wolte man ſprechen: was ſchadets? das Blut kommt bald wieder; und häuft ſich mehr Blut, ſo bekommt man deſto mehr Kräfte, beſſere Farbe, und völligern Leib. So erwiedere, daß, wenn auch ſchon das Blut bald wieder kommt, ſolches dennoch nicht gleich ſo gut iſt, als das einmal wohl ausgearbeitete, und ohne Noth vergoſſene. Zum andern, ſo würde man doch ſo lange, bis das nöthige, aber vergeudete Blut wiederkäme, den daher entſtehenden Verluſt der Kräfte, und was davon weiter abhängt, erleiden müſſen. Drittens, ſo werden durch angehäuftes Geblüte die Kräfte vielmehr unterdrükt, und es iſt oben p. 235. u. f. in der Abhandlung von den Geſunden in ihrer Einbildung, beerits ſattſam gezeigt worden, daß die Geſundheit dadurch nicht gebeſſert wird, wenn man recht fett wird, und wie eine Roſe zu blühen ſcheint: obwol die meiſten ſich ſolches wünſchen, ſo wie an Haabe und Gut recht reich zu werden.

§. 11. Nachdem nun dieſes zum Grunde gelegt iſt, ſo wende ich mich zu der geraden Ausarbeitung der Materie ſelbſt nach Inhalt des Capitels; und zwar 1) über den Saz: von was für Leibesbeſchaffenheit müſſen diejenigen Perſonen ſeyn, ſo ſich mit Nuzen des Aderlaſſens bedienen wollen? und wem iſt ſolches hergegen ſchädlich? Antwort: Es müſſen ſolche Perſonen ſeyn, die von dem eigentlich ſogenannten Blute Ueberlaſt haben oder empfinden, das iſt, Vollblütigen, Rothen, Sanguiniſchen; die groſſe Adern haben; die ausſehen, wie die Geſundheit ſelbſt; die nach Herzensluſt eſſen, trinken, ſchlafen; die einen Abgang oder völlige Verſtopfung der gewohnten Blutflüſſe ſpüren; die übrigens dergleichen Empfindungen ſpüren, als im 8. Artikel bemerkt worden ſind; endlich, die es gewohnt ſind, wenn ſie gleich nicht unter die Zahl der eigentlich Vollblütigen gehören. Nicht aber müſſen es ſeyn die Blaſſen, und Saft- und Kraftloſen, die Phlegmatiſchen, die von wäſſerichten Säften oder von dem eigentlich ſogenanten Fette aufgedunſen oder dikbauchicht ſind; die mit Catarrhen, kalten Flüſſen, Schnupfen behaftet ſind; die einen Ausſchlag an der Haut haben, einen offenen Schaden, ein Fusſchwizen, und dergleichen; endlich auch diejenigen, ſelbſt Vollblütigen, wo ſich die Natur eigenmächtig durch erregte ordentliche, und in den gehörigen Schranken bleibende Blutflüſſe genugſam hilft.

§. 12. Der 2te Saz iſt: In welchem Jahre des Alters dürfen junge Leute den Anfang machen, Blut zu laſſen, und wenn müſſen Bejahrte wieder aufhören? Ordentlicher Weiſe, in geſunden Tagen, wenn ſonſt nichts iſt, das ſolches erfordert, mus man nicht eher Blut laſſen, als bis ein würklicher Ueberflus von gutem Blute ſtatt hat. Dieſes aber findet natürlicher Weiſe, wie im 3ten Abſaze gezeigt worden, nicht eher ſtatt, als bis der Leib ſein gehöriges Wachsthum erreicht hat. Aus ſolchem Grunde darf ordentlicher Weiſe nicht vor den mannbaren Jahren zur Ader gelaſſen werden, das iſt, wenn bei dem männlichen Geſchlechte der Bart wächſt, bei dem weiblichen aber der monatliche Blutflus angeht. Die Natur ſelbſt ſcheint auch ſolches damit anzudeuten, weil ſie um ſelbige Zeit die Blutflüſſe erregt. Gehen nun dieſe, wie ſie ſollen; ſo läſſet mans damit gut ſeyn: Wo nicht, ſo kommt man der Natur zu Hülfe. Das eigentliche Jahr des Alters, da ein Anfang des Blutlaſſens gemacht werden darf, kan wol ſchwerlich bei ſo unendlicher Verſchiedenheit der Leiber, der Temperamente, der Länder, der Lebensart, u. ſ. w. beſtimmet werden: Sondern man mus auf die angegebenen Zeichen merken, ob der Bart z. E. im 12ten, im 14ten, im 16ten, im 18ten, im 20ſten Jahre kommt; bliebe er zum Unglüke gar aus, ſo mus man auf andere Kennzeichen der Mannbarkeit Acht geben. Doch will ich hiermit nicht geſagt haben, daß ſich nicht Umſtände ereigen könnten, in welchen das Aderlaſſen auch vor den mannbaren Jahren nöthig wäre: Vielmehr, wenn z. E. Kinder zu gut und zu viel eſſen und trinken, Wein genieſſen, u. ſ. w. ſo mus man, wen̄ die übrigen Zeichen zuſtimmen, ihnen ſowol zur Unzeit Blut laſſen, als ſie zur Unzeit Wein trinken; von Krankheiten nicht zu gedenken, in welchen das Aderlaſſen nöthig ſeyn mögte.

§. 13. Wenn aber zugleich gefragt wird: Wenn bejahrte Leute wieder aufhören müſſen Blut zu laſſen; ſo wäre erſtlich zu überlegen, ob auch bejahrte Leute überall einmal aufhören dürfen Blut zu laſſen? Nach den vorgelegten Gründen iſt es gewis, daß zur Ader gelaſſen werden mus, wo und wann ſich ein Uebermaas des Geblüts durch gewöhnliche Zeichen zu erkennen giebt. Haben nun alte Leute vordem nöthig gehabt, dann und wann, oder alle Jahre ein- oder etliche mal Blut zu laſſen; ſo wird ihre Natur ſich in dieſem Stüke mit den Jahren nicht ändern. Ja, im Gegentheil, da die Faſern härter und die Adern weniger werden, folglich nicht ſo viel Blut mehr faſſen können; ſo verfallen ſie dadurch in eine noch gröſſere Nothwendigkeit das Blut zu vermindern, als vorher; geſezt, daß ſie ſonſt bei guter Geſundheit und Kräften, nach Maasgebung ihres Alters, bleiben. Wozu noch die bisherige Gewohnheit des Aderlaſſens kommt, welche allein genug iſt, die Unterlaſſunng dieſes Mittels zu widerrathen. Es lehret auch die Erfahrung, daß alte Leute ſich dabei wohl befinden, wenn ſie das gewohnte Blutlaſſen fortſezen: hingegen in Krankheiten, ja ſchleunige Todesarten verfallen, wenn ſie daſſelbe übergehen.

§. 14. Der 3te Saz lautet: Was iſt von der Gewohnheit zu halten, da man ein- oder zweimal im Jahre zu gewiſſen Zeiten zur Ader läſt: Und da die Erfahrung lehret, daß, wenn man hierinn nachläſſig geweſen, ſodann die gefährlichſten Zufälle ſich einſtellen können, iſt dann eine Unordnung, da man ſich von erſt an, an keine gewiſſe Zeit und Jahre bindet, einer regelmäſſigen Gewohnheit nicht vorzuziehen? Da das Blutlaſſen eigentlich zur Verminderung der Menge dienen ſoll: ſo mus es allemal vorgenommen werden, wenn des Bluts in allen möglichen Betrachtungen zu viel iſt. Die Zeiten, wenn ſich das Geblüt zu häufig ſammlet, können entweder ordentlich und gewis, oder unordentlich und ungewis ſeyn. Wir finden, daß in der Natur gewiſſe Veränderungen zu ordentlichen Zeiten vorgehen, ſowohl in der groſſen Welt, zu den abwechſelnden Jahrszeiten, u. d. g. als in der kleinen, oder dem Menſchen, bei unzähligen Dingen, z. E. in den Stufen des Alters, in der Verdauung, in den Abſonderungen der mancherlei Säfte, in den Zufällen der Krankheiten, u. ſ. w. Inſonderheit ſehen wir, daß der weibliche Blutflus gewöhnlich ſeine ordentliche Zeiten hält, daß die güldene Ader mehrentheils im Herbſte oder Winter losbricht, daß die Naſe im Frühling am häufigſten Blut zu vergieſſen pflegt, u. ſ. f. Iſt es alſo gar nicht wider die Natur, ſondern vielmehr derſelben gemäs, daß die Vermehrung des Bluts zu gewiſſen Zeiten denjenigen Grad erreicht, der deſſen Uebermaas ausmacht, oder von den Jahrszeiten in einen ſolchen Zuſtand geſezet wird, (davon wir im folgenden Abſaze regen wollen,) der deſſen Lüftung erfordert. Sezen nun die Leute ihre gewöhnliche Lebensart ordentlich und beſtändig fort: ſo begeben ſich auch die Veränderungen an ihren Leibern ordentlich und zu gewiſſen Zeiten. Doch, wenn zuweilen neue Urſachen darzwiſchen fallen, wodurch das Blut ausserordentlich angehäuft, oder in Jaſt gebracht wird, z. E. ungewöhnlich gutes, erhizendes Eſſen und Trinken, u. d. g. ſo empfinden auch ordentliche Perſonen zu ausserordentlichen Zeiten die Zufälle der Vollblütigkeit, und müſſen daher eine Verminderung vornehmen. Die Hauptregel bleibt: wenn die Kennzeichen des übermäſſigen Bluts ſich ſpüren laſſen; ſo mus daſſelbe weniger gemacht werden. Empfindet man nun dergleichen ein- oder zweimal im Jahre zu gewiſſen Zeiten; ſo laſſe man auch um ſolche Zeiten zur Ader, zumal wo man ſich bereits dazu gewöhnt hat. Spüret man alle Vierteljahre, oder noch öfters, und wol gar alle Monate, eine Anhäufung des Geblüts; ſo öfne man ihm auch ſo oft die Thür. Denn, wie in der Frage ſelbſt weislich bemerkt worden, wofern man ſolches nöthig und gewohnte Aderlaſſen übergeht: ſo entſtehen die gefährlichſten Zufälle, Schlagflüſſe, hizige Fieber, Entzündungen, Seitenſtechen, u. ſ. w. Doch giebts hier auch Ausnahmen, wenn nemlich die Urſache des Blutlaſſens ſelbſt ſich verändert. Z. E. wenn jemand vor der gewöhnlichen Zeit zu laſſen, durch eine Krankheit, durch eine Verblutung, durch Säugung eines Kindes u. d. gl. erſchöpft wird, oder den überflüſſigen Nahrungsſaft verliert; ſo mus eine ſolche Perſon nicht in dem ſonſt gewöhnlichen Termine Blut laſſen, ſondern warten, bis dieſes ſich wieder angehäuft hat. Will man ſich aber an keine gewiſſe Zeiten und regelmäſſige Ordnung binden, ſondern warten, bis man das Aderlaſſen braucht, oder nöthig findet; ſo mus man eine ſolche Natur haben, daß ordentlicher Weiſe das Blut nicht zu gewiſſen Zeiten ſich anhäuft, und ein Uebermaas in den Adern zurük bleibt, ſondern die Natur ſelbſt, und die Lebensart ſolches entweder wieder verzehrt, (wie es z. E. friſche arbeitſame Bauermädgen giebt, die gar keine oder ſehr wenige Menses haben) oder durch freiwillige Blutflüſſe das übrige wegſchaft: das iſt, es müſſen ſolche Perſonen ſeyn, die ordentlicher Weiſe überall kein Blut zu laſſen nöthig haben. Und ſolche thun freilich am beſten, daß ſie ſich nicht daran, noch an gewiſſe Zeiten gewöhnen. Wer aber eine ſolche Natur nicht hat, der wird ſich dieſelbe nicht machen können, ſondern ſich wol bequemen müſſen, ſeiner Natur zu folgen, und lieber durch eine gebundene Ordnung ſeine Geſundheit zu erhalten ſuchen, als in der freien Unordnung ſich in die Gefahr der Krankheiten und des Todes ſtürzen. Denn dieſes iſt auf ſolchen Fall hier eben ſowol zu befürchten, als wenn man das gewohnte Blutlaſſen verſäumet.

§. 15. Der 4te Saz kan in dieſem beſtehen: Iſt der Frühling und Herbſt die beſte Zeit im Jahre zum Aderlaſſen? oder iſt ſolche gleichgültig? Wenn wir Acht geben auf die Veränderungen, die im menſchlichen Leibe und deſſen Geſundheitszuſtande vorgehen; ſo finden wir, daß bei der Frühlings- und Herbſtwitterung ordentlicher Weiſe mehr beſchwerliche Zufälle, Krankheiten und Todesgefahren, als zu andern Jahrszeiten, ſich regen, die entweder bald in die völlige Würkung ausbrechen, oder in der Folgezeit ihre ſchädlichen Früchte äuſſern. So entſtehen im Frühlinge Naſenbluten, Blutſpeien und andere Verblutungen, Schlag- und Stekflüſſe, Podagra, Gliederſchmerzen, Wechſel- und andere Fieber, Entzündungen des Halſes, Melancholei, Raſerei, Hypochondrie und dergleichen. Um die Herbſtzeit kommen gleichfals viele von ſolchen Krankheiten, die aber ſodann unordentlicher und ſchlimmer ſind, ſonderlich aber Blattern, Flusfieber, Quartanfieber, Stekflüſſe, Durchfälle, Rotheruhr, u. ſ. w. Die Urſachen ſind in der veränderten Luft und deren Eigenſchaften zu ſuchen, wenn ſelbige einen bequemen Zuſtand des Leibes finden, welches aber hier weiter auszuführen, zu weitläuftig gerathen würde. Nur iſt zu erinnern, daß der Herbſt und Frühling, in Anſehung der Geſundheit, nicht eben genau nach der aſtronomiſchen Rechnung, wenn die Sonne in die Wage und den Widder tritt, ausgemeſſen werden mus, zumal in unſern Ländern, ſondern man mus dieſe Wechſelzeiten nach der eintretenden mehrern Wärme und Kälte, Ausſchlagen der Bäume und Gewächſe, Abfallen des Laubes, u. ſ. w. ſchäzen. Verhält ſich die Sache nun alſo, ſo folget von ſelbſt, daß man auch ordentlicher Weiſe zu den genanten Jahrszeiten am nöthigſten hat, Blut abzuzapfen, und dadurch den Zufällen, die von den überflüſſigen Säften herkommen könnten, vorzubeugen. Es mus aber dieſes etwas früher geſchehen, als bis der volle Frühling oder Herbſt eingetretten iſt; und bereits alsdenn, wenn eine ſolche Witterung im Anzuge iſt, bisweilen ſchon im Februar, und im Anfange des Septembers, wenn die Witterung bald gelinde nach dem Winter, und bald rauh nach dem Sommer wird. Und darf man es keinesweges, bis Tag und Nacht gleich, verſchieben, oder gar bis darnach ausſezen. Durch ſolchen Aufſchub iſt mancher betrogen, und von Krankheiten oder Tod übereilet worden. Es iſt demnach für diejenigen, die es nöthig haben, ordentlich am beſten, zur Frühlings- und Herbſtszeit Blut zu laſſen. Unter beiden Zeiten aber, wofern mans nur einmal braucht, iſt der Frühling vorzüglich zu erwählen: weil alsdann natürlicher Weiſe die Säfte in mehrerer Bewegung und Wallung ſind. Auſſerordentlich aber iſt es gleichgültig, zu welcher Zeit man eine Ader ſchlagen läſt, wenn man nur hinlängliche Urſache dazu hat.

§. 16. Endlich zum fünften und lezten: Worinn beſteht der wahre Nuzen des Aderlaſſens, beſonders der, welchen ein Geſunder davon hat? Dieſer kan nun wol kein anderer ſeyn, als daß der Ueberflus des Geblüts ſamt allen ſeinen beſchwerlichen Zufällen und ſchädlichen Folgen dadurch aus dem Wege geräumt wird. Daß aber die Geſundheit nicht bei dem allzugroſſen Uebermaaſſe des Bluts, ſondern nur bei deſſen mäſſigem Vorrathe, beſtehen kan, iſt bereits oben im 2ten Abſaze gezeigt worden: deswegen ich es hier nicht wiederholen will. Wird der Körper von ſeinem Ueberfluſſe in rechtem Maaſſe entledigt, und ſind zugleich keine andere Dinge, die ihm ſchaden, vorhanden; ſo bekommt er ſeine gehörige Behendigkeit und Leichtigkeit; er kan ſeine Geſchäfte mit Luſt und Munterkeit verrichten; Eſſen, Trinken, Schlafen, Verdauung, Abſcheidung der Säfte, Ausdünſtung, und ſo weiter, gehen richtig; der Menſch iſt aufgeräumten Gemüths, und der Geiſt wird nicht von den Fluthen der Säfte überſchwemmet oder umnebelt; er hat ſo viele Krankheiten nicht zu fürchten; und wenn er ſtirbt, ſo geht er aus wie ein Licht.

§. 17. Noch eins will ich hier anführen, das für diejenige dienlich ſeyn wird, welche das Aderlaſſen in was einſchränken, oder auf erfordernden Fall ſich gar abzugewöhnen für rathſam befinden; darzu gewiſſe Vorſicht erfordert wird; denn es iſt nicht allein genug, um dieſes gut zu bewerkſtelligen, daß man ſich angewöhne, mäſig zu leben, mehr zu bewegen und weniger ſchlaffe, um dadurch der Vollblütigkeit zu ſteuren, ſondern man mus auch ſelbſten bei Abgewöhnung des Aderlaſſens ſo vorſichtig ſeyn, daß ſolches nach und nach geſchehe, immer weniger Blut, und endlich kan man, wann man zum Exempel 3. mal des Jahrs gelaſſen, es auf 2. mal, und dies andere Jahr nur auf 1. mal, die Aderläſſe halten. Die bequemſte Zeit es zu unterlaſſen, iſt der Herbſt, maſſen man bei der Sommerhize, wegen mehrerer Bewegung, und ſtärkerem Abgange der Feuchtigkeiten durch den Schweis, ſelten einen ſo groſſen Ueberflus des Blutes geſammlet, daß man üble Folgen davon zu befürchten hätte. Man halte ſich dabei eine Zeitlang in ſtark nahrhaften Speiſen und Getränke mäſſig, und wenn man, wie ſolches gemeiniglich zu geſchehen pfleget, aus einem Krümmern, oder andern Ort, der Empfindung, an dem Orte, wo vorhero die Oefnung gemacht worden, merket, daß die Natur ihre ehemals gehabte Lüftung wieder verlange, ſo brauche man, nebſt innerlichen die Wallung zu beſänftigenden Mitteln, oben gedachte Reibung, beſonders der Schenkel, und beobachte die zuvor angerathene Mäſſigkeit auf das genaueſte, ſo lange bis dieſe Triebe der Natur wieder beruhiget worden. Eben dieſe Mäſſigkeit mus auch bei herannahenden Frühling beobachtet werden. Hat man ſonſten ungefehr 7. Unzen Blut weggelaſſen, ſo laſſe man deren nur 5. weg, das andere Jahr nur 2. ſo kan man es ſich nach und nach völlig abgewöhnen. Die aber ſolches ſich abzugewöhnen ſich ein Bedenken machen, oder ihrer körperlichen Beſchaffenheit nach, dazu genöthiget werden, haben dennoch nöthig dabei beſondere Behutſamkeit zu gebrauchen, und die rechte Zeit und rechtes Maas zu erwählen.

§. 18. In welcher Zeit man des Tags Aderlaſſen ſolle? ſo iſt hierzu freilich der Morgen am bequemſten: weil alsdann die Dauung der Speiſen ſowol vorbei, als auch die Kräften der Natur durch die Nachtruhe erneuert, dannenhero ſelbige nicht ſo ſehr von dem Aderlaſſen angegriffen wird. Doch iſt es eben nicht ſo zu verſtehen, daß man es nüchtern unternehmen müſſe; da vielmehr es vortheilhaft, einige Löffel voll Suppen, oder etwas von einer leicht zu verdauenden Speiſe vorhero zu genieſen, welches beſonders diejenigen, ſo zu Ohnmachten geneigt, denſelben durch dieſes Verhalten vorzubeugen, beobachten können. = = = Was den Ort, wo eine Ader am vortheilhafteſten zu öfnen, betrift; ſo hat man in der Wahl eben nicht Urſache, ſo ängſtiglich ſorgſam zu ſeyn, wie die Alten, die auch dahero die Adern mit beſondern Namen benennten, als Brand- Milz- und Roſenadern, u. d. g. in der Meinung, daß z. E. die Milzadern zwiſchen dem kleinen Finger die Milzbeſchwerde beſſer, als die Hauptader am Daumen, hebe, da doch der anatomiſchen Erfahrung nach, die beiden Aeſte am obern Arme in einen Stamm zuſammen laufen, und alle Adern einerlei Blut in ſich führen. Da beſonders der Zwek, ſo man bei dem Frühjahr- und Herbſt Aderlaſſen hat, kein anderer iſt, als nur eine Abzapfung des überflüſigen Geblütes vorzunehmen; ſo iſt es gleichgiltig, ob es aus denen obern oder untern Theilen gezogen werde. Der einzige Unterſchied, ſo man dabei zu machen hat, iſt, daß diejenigen, welche zu Anhäufungen an denen obern Theilen geneigt, ingleichen Mannsperſonen, die dem Fluſſe der guldenen Ader bereits ausgeſezt, und weiblichen Perſonen wegen der monatlichen Reinigung, beſſer thun, wenn ſie an Füſſen die Aderlaſſe vornehmen, dadurch leicht die Natur allzuſtark nach den untern Theilen loken, und zu denen ſo genanten blinden goldenen Adern Anlas geben. Weswegen es beſſer, daß dieſe eine Abwechſelung machen, und einmal

mal auf dem Arme, das anderemal auf dem Fuſſe die Aderlaſſe vornehmen. Was das Maas des wegzulaſſenden Bluts anlanget; ſo iſt darinnen überhaupt zu merken, daß im Frühling es häufiger, im Herbſte gegentheils weniger wegzulaſſen ſey. Das übrige iſt im vorhergehenden ſchon geſagt worden. Endlich iſt bei dem Verhalten nach geſchehenen Aderlaſſen annoch zu merken, daß man nicht bald, ſondern allererſt einige Stunden darnach, als wo ſich die Natur bereits wieder erholet, Speiſen zu ſich nehme, dieſelben aber, ſowohl als insbeſondere hizige Getränke, ſehr mäſig genieſſe, auch wohl von leztern ſich einen oder den andern Tag gänzlich enthalte, damit nicht dardurch dem ohne dies freier bewegten Blute zu Wallungen, und daraus abſtammenden Zufällen Gelegenheit gegeben werde. Denn dies iſt eine verkehrte Weiſe, wenn man nach geſchehener Aderläſe nicht allein einige Täge darauf gut iſſet und trinket, ſondern noch darzu ſich noch ſo viel gutes thut, daß dadurch die Vollblütigkeit, wegen welcher man doch zur Ader gelaſſen, gleich wieder hergeſtellt, und folglich der Körper nur immer mit ſchlechteres Geblüte angefüllet wird. Gleichwie es nun nöthig iſt, ſich mit der Ueberfüllung in Speiſen und Getränke ſehr in Obacht zu nehmen: ſo hat man auch beſonders darauf zu ſehen, daß man ſich nicht gleich nach dem Aderlaſſen in freie Luft, bei beſonders kaltem oder feuchtem Wetter begebe; denn indem die Ausdünſtung durch das Aderlaſſen befördert werden ſoll: ſo kan durch dergleichen Luft ſelbige hingegen völlig zurük getrieben, und dadurch Schnuppen, Fieber, oder Huſten verurſacht werden. Anſonſt iſt mäſige Bewegung, welche einige Tage nach der Aderläſe mehr verſtärkt werden kan, zu Verdünnung des durch die vorherige Vollblütigkeit verdikten Bluts ſehr vortheilhaft, dagegen alle heftige Gemüthsbewegungen, Zorn, Kummer, Betrübnis, Schreken, wodurch der ordentliche Umlauf des Bluts entweder auſſerordentlich verſtärket, oder allzuſehr gehemmet wird, möglichſt zu vermeiden. Da inzwiſchen, vorhin gedachter maſſen, die Vollblütigkeit eine Urſache der Verdikung der Säfte zu ſeyn pfleget, eine widernatürlich verdikte: dahero nicht ſo leicht bewegliche Materie aber gähling in Bewegung ſezen zu wollen, nicht rathſam; ſo iſt es ſehr nüzlich und nöthig, einige Tage vor dem Aderlaſſen ſowohl, als auch einige Tage darauf, durch innerliche verdünnende: und übermäſige Wallungen vorbeugende Arzneimittel der Natur zu Hülfe zu kommen.

Wie die Klugheit ſowohl zu dieſem als zu jenem Leben ſehr nüzlich ſey.

Nullum numen abeſt, ſi ſit Prudentia.
Jubenal.

Ich habe oftmals gedacht, daß, wenn man den Menſchen ins Herz ſehen könte, man eben keinen ſo groſſen Unterſchied unter einem weiſen Manne und Thoren finden würde. Man findet unendlich viele wunderliche Einbildungen, unzählige Ausſchweifungen, und ein beſtändiges Geſchleppe von Eitelkeiten bei beiden. Der Hauptunterſchied iſt nur, daß der erſte weis, wie er ſeine Gedanken für den Umgang ausſuchen und wählen mus; indem er einige unterdrüket, andere aber eintheilet: Da hingegen der andere ſie alle ohne Unterſchied durch Worte ausfliegen läßt. Dieſe Art von Vorſichtigkeit hat dem ohngeachtet in dem beſondern Umgange zwiſchen vertrauten Freunden keine ſtatt. Bei ſolchen Gelegenheiten redet der weiſeſte Mann oft wie der einfältigſte; denn mit einem guten Freunde reden, iſt in der That nichts anders, als laut denken. ⸗ ⸗ Cicero hat daher einen Lehrſaz, der von einigen alten Schriftſtellern vorgebracht worden, ſehr wohl auseinander geſezt, daß man nemlich mit ſeinem Feinde ſo leben ſolte, daß er wieder unſer Freund werden könte; und mit ſeinem Freunde ſo, daß, wenn er unſer Feind würde, er uns nicht ſchaden könte. Der erſte Theil von dieſer Regel, welcher unſere Aufführung gegen einen Feind betrift, iſt in der That ſowohl ſehr vernünftig, als ungemein klug; der leztere Theil derſelben aber, welcher unſer Betragen gegen einen Freund betrift, zeuget mehr von einer Verſchlagenheit, als Klugheit, und würde einen Menſchen von dem groſten Vergnügen dieſes Lebens abhalten, welches der freie Umgang mit einem Herzensfreunde iſt. Wenn auſſer dieſem ein Freund zu einem Feinde, und wie ihn Sirachs Sohn nennet, zu einem Verräther der Geheimniſſe wird: ſo iſt die Welt gerecht genug, eher die Treuloſigkeit des Freundes, als die Unvorſichtigkeit derjenigen Perſon zu verdammen, die ſich ihm vertrauet. ⸗ ⸗ ⸗ Die Klugheit zeiget ſich nicht allein in Worten, ſondern in allen Umſtänden unſers Thuns und Laſſens, und iſt gleich einem Unterbeamten der Vorſehung, der uns in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens leiten und führen mus. ⸗ ⸗ Es giebt noch viele andere herrliche Eigenſchaften in der Seele eines Menſchen: es iſt aber keine ſo nüzlich als die Klugheit. Sie giebt in der That allen andern einen Werth, richtet ſelbige zu ihrer gehörigen Zeit und am rechten Orte ins Werk, und wendet ſie zum Vortheile derjenigen Perſon an, welche ſie beſizet. Ohne ſie iſt Gelehrſamkeit Schulfüchſerei, und Wiz Unverſchämtheit; die Tugend ſelbſt ſiehet der Weichlichkeit ähnlich; die beſten Gemüthsgaben machen einen Menſchen geſchikt, fruchtbarer an Irrthümern zu ſeyn, und mehr zu ſeinem eigenen Nachtheile zu handeln. Die Klugheit aber machet einen Menſchen nicht allein zum Herrn über ſeine eigene Gemüthsgaben, ſondern auch über anderer Menſchen ihre. Ein Menſch, welcher groſſe Gemüthsgaben, aber keine Klugheit hat, iſt dem Polyphemus in der Fabel ähnlich: ſtark und blind, mit einer auſſerordentlichen Stärke begabt, die ihm aber, aus Mangel des Geſichts, zu nichts nüzet. Wenn alſo ein Menſch gleich alle andere Vollkommenheiten hat, die Klugheit aber ihm fehlet: ſo wird er von keinem groſſen Anſehen in der Welt ſeyn. Wenn er hingegen dieſe einzige Gabe nur vollkommen, und blos etwas weniges von den andern hat: ſo kan er in ſeinem Stande thun, was ihm beliebt. ⸗ ⸗ Indem ich alſo die Klugheit für die nüzlichſte Gemüthsgabe halte, die ein Menſch beſizen kan: ſo ſehe ich zugleich die Verſchlagenheit oder Argliſtigkeit, als die Vollkommenheit kleiner, niederträchtiger und unedler Geiſter an. Die Klugheit ſtellet uns die edelſten Endzweke vor, und wählet die gehörigſten und lobenswürdigſten Mittel, ſolche zu erreichen: Die Argliſtigkeit hat blos ihren Eigennuz zur Abſicht, und machet ſich aus nichts kein Gewiſſen, was nur ſelbigen befördern kan. Die Klugheit hat groſſe und weite Abſichten, und überſiehet, wie ein ſcharfes Auge, einen ganzen Horizont: Die Verſchlagenheit hat eine Art von einem kurzen Geſichte, welches die kleinſte Gegenſtände entdeket, die nahe bei der Hand ſind, aber nicht geſchikt iſt, Dinge in der Ferne zu unterſcheiden. Je mehr die Klugheit entdeket wird, deſto mehr Anſehen giebt ſie einer Perſon, welche dieſelbe beſizt: Wenn aber die Argliſtigkeit einmal offenbar wird, ſo verliehrt ſie ihre Kraft, und machet, daß ein Menſch ſo gar diejenigen Dinge nicht ausführen kan, welche er doch würde zu Stande gebracht haben; wenn er blos für einen aufrichtigen Mann wäre gehalten worden. Die Klugheit iſt die Vollkommenheit der Vernunft, und unſere Wegweiſerin in allen Pflichten des Lebens: Die Verſchlagenheit iſt eine Art eines natürlichen Triebes, welche blos auf unſern unmittelbaren Nuzen und unſere Wohlfahrt ſiehet. Die Klugheit wird allein bei Männern gefunden, die eine ſtarke Vernunft und einen guten Verſtand haben: Die Verſchlagenheit trift man vielmals ſelbſt bei den Thieren und bei ſolchen Perſonen en, die nicht gar ſo viel von ihnen unterſchieden ſind. Kurz, die Verſchlagenheit iſt blos ein Affe der Klugheit, und verführet nur die Einfältigen auf eben die Art, wie die Lebhaftigkeit öfters für den Wiz, und Ernſthaftigkeit für Weisheit genommen wird. ⸗ ⸗ Diejenige Einrichtung des Gemüths, welche einem klugen Manne angebohren iſt, machet, daß er vor ſich inskünftige hinaus ſiehet, und ſo wohl betrachtet, wie ſein Zuſtand nach einigen hundert tauſend Jahren ſeyn werde, als wie er jezt gegenwärtig iſt. Er weis, daß das Elend oder die Glükſeligkeit, welche für ihn in einer andern Welt aufbehalten werden, dadurch nichts von ihrer Würklichkeit verliehren, daß ſie in einer ſo groſſen Entfernung von ihm ſtehen. Die Gegenſtände kommen ihm nicht klein vor, weil ſie ſo weit von ihm entfernet ſind. Er betrachtet, daß diejenigen Vergnügungen und Quaalen, welche in der Ewigkeit verborgen liegen, ſich ihm alle Augenblik nähern; und daß ſie mit ihrem völligen Nachdruke und Maaſe ihm eben ſo gegenwärtig ſeyn werden, als diejenigen Plagen und Vergnügungen, die er in dieſem Augenblik fühlet. Derowegen iſt er ſorgfältig darauf bedacht, ſich desjenigen zu verſichern, welches die eigentliche Glükſeligkeit ſeines Weſens und die lezte Abſicht ſeines Daſeyns iſt. Er richtet ſeine Gedanken auf das Ende einer jeden Handlung, und betrachtet, ſo wohl die entfernteſten, als die unmittelbaren Würkungen derſelben. Er übergehet alle kleine ihm anſcheinende Gewinnſte und Vortheile, die ſich ihm hier von ſelbſt darbieten, wenn er findet, daß ſie nicht bei ſeinen Abſichten auf ein künftiges Leben beſtehen können. Mit einem Worte, ſeine Hofnung iſt voll von Unſterblichkeit: ſeine Entwürfe ſind weit ausſehend und rühmlich, und ſeine Aufführung iſt einem Manne gemäs, der ſeinen wahren Nuzen kennet, und weis, wie er demſelben durch gehörige Mittel nachjagen ſoll. ⸗ ⸗ Ich habe in dieſer Unterſuchung von der Klugheit, ſolche als eine Vollkommenheit, und auch als eine Tugend betrachtet, und habe ſie daher nach ihrer völligen Gröſſe beſchrieben; nicht allein ſo, wie ſie ſich bei weltlichen Geſchäften finden läſt, ſondern ſo, wie ſie unſer ganzes Daſeyn betrift; nicht blos, wie ſie einem ſterblichen Geſchöpfe, ſtatt eines Wegweiſers dienet, ſondern wie ſie überhaupt die Führerin eines vernünftigen Weſens iſt. Auf dieſe Art iſt die Klugheit von dem weiſen Manne vorgeſtellet worden, der ihrer zuweilen unter dem Namen der Klugheit, zuweilen der Weisheit erwähnet. Ihre Vortheile ſind unendlich, und ihre Erlangung iſt leicht; oder mit den Worten des apokryphiſchen Schriftſtellers zu reden: "Die Weisheit iſt ſchön und unvergänglich, und läſt ſich von denen gern ſehen, die ſie lieb haben, und läſt ſich von denen finden, die ſie ſuchen: Ja ſie begegnet und giebt ſich denen ſelbſt zu erkennen, die ſie gern haben. Wer ſie gern bald hätte, bedarf nicht viel Mühe; er findet ſie vor ſeiner Thüre auf ihn warten: Denn nach ihr trachten, das iſt die rechte Klugheit, und wer waker iſt nach ihr, der darf nicht lange ſorgen. Denn ſie gehet umher, und ſuchet wer ihrer werth iſt, und erſcheinet ihm gern unterwegens, und hat acht auf ihn, daß ſie ihm begegne.

Ein neu erfundenes verſichertes Mittel, die Krähen- oder Hüneraugen, wie auch Warzen zu vertreiben.

Das beſte und ſicherſte Mittel wider die Krähenaugen iſt: Man brauche ein ordinaires Fusbad, woran man ſich etwa ſonſt gewöhnet, oder nehme ſtatt deſſen nur allein warm Waſſer, und gebe darein ein paar gute Meſſerſpizen voll Pottaſche. Dieſes wiederhole man entweder Morgens und Abends, oder doch täglich einmal, bis ſich das Auge losgiebet, welches etwa in 14. Tagen, oder nachdem das Krähenauge tiefe Wurzeln gefaſſet, binnen Zeit von 3. Wochen gewis geſchehen wird; wobei man dann weiter nichts zu beobachten hat, als daß man etwa an dem Orte, wo ſich ein oder mehrere Krähenaugen befinden, mit dem bloſſen Finger ein wenig reibet, oder mit einem andern Inſtrument, ſo aber nicht ſchneidend ſeyn darf, fürnemlich in den lezten Tagen, ein wenig nachhilft, damit ſich das Auge deſto füglicher losgebe. Iſt dieſes geſchehen, ſo iſt die Cur geendiget. Solte aber jemand an den Bädern keinen Gefallen haben, oder ſolche podagraiſcher und anderer Umſtände halber nicht gebrauchen dürfen, der nehme nur ein leinen Tüchlein, mache darauf ein wenig von obbemeldeter Pottaſche, und lege ſolches Tüchlein, mit einem Zwirnsfaden feſt gebunden, auf den Ort, wo ein oder mehrere Krähenaugen ſizen, mache etwa nach Belieben, um den dritten und vierten Tag etwas friſches darauf, oder beneze die noch auf dem Läppchen vorhandene Pottaſche mit ein wenig Waſſer. Man kan hiebei durch ein ſehr gelindes Schabē, wie oben angegeben, ebenfalls zu Hülfe kommen: ſo bald ſich aber das Auge löſet, welches artig anzuſehen, da die ganze Wurzel ſich auf einmal heraus nehmen läſſet, iſt man von weiterm Gebrauche frei, und kan dabei verſichert ſeyn, daß an dem Orte, allwo das Krähen- oder Hünerauge vertrieben worden, ſich niemals ein neues generiren werde.

Gelegentlich mus ich hieſelbſt der Warzen auf den Händen erwehnen, welche vielen eben ſo beſchwerlich und unangenehm ſind, als obbemeldete Krähenaugen. Hat man etwa ein und andere auf den Fingern: ſo mache man wiederum fein Läpchen von Pottaſche, verbinde damit den Finger, und verfahre übrigens, wie oben bei den Krähenaugen gemeldet worden. Finden ſich aber der Warzen auf der Hand gar zu viele: ſo iſt am beſten, man thue einen Löffel von Pottaſche in ein Gefäs, und gieſſe darauf ſo viel Waſſer, worinn man ſich füglich waſchen kan. In dieſem Waſſer wäſchet man ſich täglich ein, oder auch mehrere male, bis die Warzen völlig vergangen, welches etwa eine Zeit von 14. Tagen erfordern wird. Nach Belieben ſchütte man das gebrauchte Waſſer über einige Tage weg, und präparire ſich dafür ein anderes. Noch wird hieſelbſt anzuführen nöthig ſeyn, daß man die Pottaſche weder an einem zu trockenen, noch auch gar zu feuchten Orte aufbewahren müſſe, weil ſie erſteren Falls gar zu hart, lezteren Falls aber ganz flieſſend werden, mithin zu einem jeden Gebrauche nicht dienlich ſeyn würde. Die Cur ſelbſt aber, ſowohl der Krähenaugen, als Warzen, iſt um ſo viel zuverläſſiger und ſicherer, weil ſie bei öfters angeſtellten Verſuchen noch niemalen fehl geſchlagen, und bei dem Gebrauch der Pottaſche gar nichts übels zu befürchten iſt. Ihre Eigenſchaft beſtehet nemlich nur darinn, daß ſie das Rauhe der Haut wegnimmt, oder gleichſam abſchilfert, die geſunde Haut aber überall nicht angreifet, welches denenjenigen nicht unbekant ſeyn kan, welche ſich der Pottaſche bisweilen zum Waſchen bedienen, damit ſie darnach eine glatte und feine Haut bekommen mögen. Die Krähenaugen, nach ſonſt gewöhnlicher kunſtmäſſiger Art, mit Scheidewaſſer und andern beizenden Sachen zu befeuchten, und darauf heraus zu reiſſen, iſt eine deſperate Sache. Die davon hinterbliebenen Närben werdē einem jedesmal zur ſichern Zu[illegible]erinnerung ſeiner an dieſer Operation gehabten Schmerzen dienen, und die bei vielen Bauersleuten übliche Methode, daß man auf Warzen an den Händen eine glüende Kohle lege, und dieſelbe ſo weit einbrennen laſſe, bis die Wurzel heraus gezogen werden könne, oder ſich dieſelbe doch wenigſtens durch ein Geſchwür losgeben müſſe, will mir noch weniger gefallen. So hilft auch das Beſchneiden der Warzen und Hüneraugen in der That wenig, und iſt, wie ohnehin bekant, eine höchſt gefährliche Sache. Es nuzet weiter zu nichts, als daß man auf einige wenige Tage Linderung vom Schmerz bekomme; das Krähenauge, oder die Warze ſelbſt aber dadurch, gleich einem Baume, welcher deſto ſtärkere Sproſſen treibet, wenn ihm der Poll genommen worden, zum ſtärkeren Wachsthum befördere.

Ein neu erfundenes Mittel gegen den Kornwurm.

Zu Beförderung des gemeinen Beſtens habe ich nicht anſtehen mögen, ein längſt gewünſchtes untrügliches Mittel wider den Kornwurm bekant zu machen, von dem diejenigen, welche das Unglük des Wurmfraſſes auf ihren Boden trift, das Vergnügen haben können, ſich ſchleunig davon befreiet zu ſehen. Man läst in einem Sake eine gute Quantität Ameiſen holen, wie man ſie im Haufen findet, mit- oder ohne Eier, mehr oder weniger, als ohngefehr ein paar Mezen voll, nachdem die Boden gros und weitläufig, und der Kornhaufen viel, auch der Wurm häufig, oder nur einzeln da iſt, ſchüttet ſie beiſeit auf den Boden an Oerter, wo man eben nicht nöthig hat hinzutretten, ſo greifen dieſe die Kornwürmer an, ſuchen ſie überall, ſo gar in den Kornhaufen auf, bis alle getilget ſind. Es müſſen hierzu die groſſe Holzameiſen genommen werden, als welche ſtärker zum Angrif ſind, hurtiger fertig werden, und ſo dann ſich alle wieder verlichren, weil ſie in Gebäuden zu leben nicht gewohnt ſind, auch ihre Nahrung nicht finden, da hingegen die kleinen ſich leicht in die Wohngebäude ziehen können, wo ſie zu ihrem Unterhalte mancherlei antreffen, und ſich einniſten würden.

An einen Geizhals.

Du biſt ſehr reich, von mir iſt Gold und
Reichthum fern,
Du ſchenkſt und giebſt nichts weg, ich
ſchenk und gebe gern,
Der Grund hievon iſt der, auf welchen
ich mich ſtüze,
Daß dich dein Gut beſizt, und ich mein
Gut beſize.

Der waſſerſüchtige Säufer.

Ein Säufer ward einſt bis zum Tode
krank,
Und von der Waſſerſucht ſein Körper
eingenommen;
O! rief er, wie bin ich zu dieſer Krank-
heit kommen,
Da ich doch niemals Waſſer trank.

Eine neue optiſche Entdekung.

Herr von Buffon hat entdeket, daß der Schatten eines jeden Körpers, der ſeinem Weſen nach ſchwarz ſeyn müſte, weil er nur eine Beraubung des Lichts iſt, bei Aufgang und Untergang der Sonne allemal gefärbt ſey. " Ich habe, ſagt er, dieſen Sommer herdurch mehr als dreiſigmal die Sonne auf- und untergehen geſehen. Alle Schatten, die dabei auf etwas weiſſes, z. E. auf eine weiſſe Wand, oder auf weis Papier fielen, waren zuweilen grün, öfterer aber blau, und zwar von einem ſo lebhaften Blau, als der ſchönſte Laſur nur immer haben kan. Ich habe dieſe Erſcheinung verſchiedenen gezeigt, die ſich eben ſo ſehr darüber wunderten, als ich. Die Jahrszeit macht hierinn keine Verſchiedenheit. Ich wüſte nicht, daß ein Sternkündiger, ein Naturforſcher, oder irgend ein anderer ſonſt dieſe natürliche Begebenheit vor mir ſolte bemerket haben. „

Betrachtung über verſchiedene Krankheiten, die von den Stellungen des Leibes ihren Urſprung nehmen.

Es giebt in den Staaten des groſſen Moguls eine gewiſſe unglükſelige Secte heiliger Mönche, welche, die Sünden des Landes bei den Göttern zu verſöhnen, das Gelübde thun, Zeit ihres Lebens in einer gewiſſen unnatürlichen Stellung ihres Leibes zu verbleiben. Die Reiſenden, welche dieſe Elenden in dem heiligen Haine geſehen haben, verſichern, daß einige ihre ganze Lebenszeit hindurch mit in die Höhe gehaltenen Händen, andere mit zurük gebeugten Naken, damit ſie nichts als den Himmel ſehen können; einige mit auf den Rüken gedreheten Armen, andere mit niedergebüktem Leibe, und die meiſten in den allerbeſchwerlichſten Stellungen ſtehen oder ſizen, und daß dieſe Leute, nachdem ſie dieſe Marter einige Jahre ausgehalten haben, nicht mehr vermögend ſind, ihre Glieder, wenn ſie gleich wolten, wieder in die natürliche Stellung zu bringen, weil ihre Gelenke mit harten Knorpeln verwachſen, ſo, daß ſie ſich nicht beſſer als hölzerne Statuen bewegen können. Dieſe Menſchengeſichter beweiſen mit ihrem Schaden, wie nothwendig es ſey, die Gliedmaſſen des Leibes in beſtändiger Bewegung zu erhalten, wenn man die Verrichtungen leicht und ohne Schwierigkeit damit ausüben will. Das beſte Wachsthum unſeres Leibes beraubt uns endlich des Vermögens, unſere Gliedmaſſen nach unſerm Belieben zu gebrauchen, wenn man ſie nicht unterdeſſen in beſtändiger Bewegung erhält. Daher iſt begreiflich, warum man zu derjenigen Zeit, da der Körper am ſchnelleſten wächſt, nemlich in den Jahren der Jugend, diejenigen Bewegungen am meiſten üben mus, die man zu einer Fertigkeit bringen will. Wer erſt im dreiſſigſten Jahre zu tanzen anfängt, wird gewis keine groſſe Geſchiklichkeit darinn erlangen. Die Alten haben dieſes ſchon gewuſt; denn es war bei ihnen, wie bei uns, Mode, daß ſchon die Kinder tanzen lernen muſten.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, & fingitur artibus
Jam nunc. . .

Niemand wird im Clavierſpielen eine auſſerordentliche Geſchwindigkeit erlangen, wer nicht ſchon in der Jugend entweder dazu, oder zu andern Uebungen mit den Fingern angehalten worden, die ihm das Vermögen, ſie geſchwind zu bewegen, verſchaft haben. Man kan nicht glauben, wie ſich in der Zeit des beſten Wachsthums die Gelenke, durch beſtändige Uebung derſelben, zwingen laſſen, und wie ſehr ſie hingegen verwachſen, und zu vielen ſchnellen u. auſſerordentl. Bewegungen ungeſchikt werden, wenn man ſie zu dieſer Zeit gar nicht gebraucht. Ein Junker, der in ſeinem Grosvaterſtuhle gros wächſt, hält einen Triller auf einer Flaute traverſiere oder Violin für eben ſo was erſtaunliches, als die Verdrehungen eines Seiltänzers und Luftſpringers: weil er nicht vermögend iſt, ſeine Finger ſchneller zu bewegen, als ſeine Füſſe. Man darf auch nicht glauben, daß die Mönche in Indoſtan die einzigen Beiſpiele wären, welche dieſes beweiſen. Ich habe einen Wechſeljuden geſehen, der ſeit ſeiner Jugend faſt nichts anders gethan, als Geld gezählt hatte, und dieſem Manne war der Rükgrad dergeſtalt krumm verwachſen, daß er in eben der Stellung krumm gebogen einher gieng, als wie er an der Caſſa oder am Zahltiſch war, und Geld zählte, ſo, daß es ihm unmöglich war, ſich gerade in die Höhe zu richten. Alle Profeſſionen und Handwerker, die in einer gewiſſen Stellung ihre Arbeiten verrichten müſſen, haben Beiſpiele von Leuten aufzuweiſen, die, ſo zu ſagen, in die Profeſſion hinein gewachſen ſind, und nicht wieder heraus kommen können. Wie viele Künſtler haben nicht von der Schwere ihres Griffels, den ſie führen müſſen, einen hohen Rüken in der Gegend der Schulterblätter; wie vielen Soldaten iſt nicht das Gelenk der linken Hand von dem Tragen der ſchweren Muſquete ſteif; hundert anderer Beiſpiele nicht zu gedenken. Es ſind auch nicht allein die Gelenke, die ſich zur Zeit des Wachsthums durch die Uebung geräumiger, und zu mancherlei Bewegungen geſchikter machen laſſen, ſondern auch die Muskeln, welches die Kräfte der Bewegungen ſind, werden durch die Uebung vermögender gemacht. Es hat Leute gegeben, die blos durch lange Uebung ſo weit gekommen ſind, daß ſie ihre Ohren, wie die Thiere, haben bewegen können. Alle Menſchen würden dieſes zu thun vermögend ſeyn, wenn ſie ſich darauf üben wolten, indem jeder die Muskeln darzu hat, ob ſie gleich bei Leuten, die ihre Ohren gar nicht bewegen können, kaum ſichtbar ſind. Auf der Uebung alſo beruhet alles, was uns in den Stellungen und Bewegungen mancher Menſchen in Erſtaunen ſezt, und das geſundeſte Kind, dem von ſeiner Geburt an keine Bewegung geſtattet würde, würde in ſeinem zwanzigſten Jahre ein Kerl ſeyn, der kein Glied regen, und in einem Garten auf ein Poſtament geſtellet werden könte.

Ich habe irgendwo in einem Franzöſiſchen Schriftſteller geleſen, daß die Thiere hauptſächlich darinn von den Pflanzen unterſchieden wären, daß ſie die Wurzeln, welche ihre Nahrung an ſich ziehen, innwendig bei ſich trügen, dahingegen die Pflanzen dieſelben in der Erde feſt ſchlügen. Wenn wir unſere Nahrung eben ſo, wie die Pflanzen in der Erde, zubereitet fänden: ſo würden wir eben ſo unbeweglich ſeyn, als die Pflanzen, und unſere Arme würden ſo ſteif ſtehen, als die Zweige der Bäume. Allein, wir ſolten uns bewegen; wir ſolten Maſchinen ſeyn, die nach ihrer Nahrung ſelbſt ausgehen könten, und darum tragen wir unſere Milchgefäſſe bei uns. Es iſt alſo eine Widerſtrebung der Abſichten der Natur, wenn wir unſern Leib ruhen laſſen, und ihn nicht in beſtändiger Bewegung erhalten. Eine ſolche Uebertrettung kan uns alſo auch nicht unbeſtraft hingehen. Wir werden ſchwach, unvermögend und ungeſund, ſo bald wir die Leibesbewegung unterlaſſen, und eben dieſes Schikſal trift uns ſogar ſchon alsdenn, wenn wir lange in einer Stellung des Leibes verharren, ohne öfters damit abzuwechſeln. Alles dieſes führe ich blos darum hier an, weil die beſtändige Abwechſelung der Stellungen unſers Leibes, das iſt, weil die beſtändige Bewegung aller beweglichen Theile deſſelben das einzige Mittel iſt, wodurch man allen Ungelegenheiten, Gebrechlichkeiten, Schwachheiten u. Krankheiten ſicher vorbeugen kan, die von den verſchiedenen Stellungen des Leibes ihren Urſprung nehmen. Wie glüklich wären wir, wenn die Ungeſchiklichkeit des Leibes, eine plumpe Geſtalt und verwachſene Glieder die einzigen Uebel wären, die von unnatürlichen Stellungen des Leibes, die nicht oft genug abgewechſelt werden, entſtehen? Aber, welch ein viel betrübteres Schikſal iſt es nicht, daß die wenigſten Menſchen wiſſen, noch glauben, wieviel auf dieſe ſcheinbare Kleinigkeit ankomme, und daß dadurch unzählige ihr Lebensziel verkürzen, und ſich noch darzu Zeitlebens ungeſund, und zu wahren Märtyrern einer ſeltſamen Stellung machen? Ich habe mir vorgeſezt, dieſes in gegenwärtigem Aufſaze zu beweiſen, um dadurch vielen ein Licht zu geben, die auf einen ſolchen geringen Umſtand nicht acht haben, und die, wenn er ihnen bekant gemacht wird, eine ſolche Warnung gebrauchen können, ſich für einem frühzeitigen Tode und den beſchwerlichſten Krankheiten zu ſchüzen.

Eine jede Stellung, welche die Verrichtung eines edlen Theils oder Eingeweides in unſerm Körper hindert, oder denſelben verlezet, mus unumgänglich, ſo wohl der Geſundheit, als dem Leben nachtheilig ſeyn. Dergleichen Stellungen

gen aber ſind alle diejenigen, die die Bewegung des Herzens, der Lunge, der Bruſt, des Zwerchfells, des Magens und der Gedärme, ingleichen die Verrichtungen der Leber, der Milz, der Nieren in Unordnung bringen, oder dieſe Theile verlezen. Ich werde demnach beweiſen müſſen, daß gewiſſe Stellungen des Leibes die Verrichtungen ſolcher Theile hindern, oder dieſelben verlezen; und diejenigen, die ihren Körper öfters in dergleichen Stellungen verſezen, werden daraus abnehmen können, wie vieler Gefahr ſie ſich ausſezen. Ich könte hier alle Profeſſionen und Handwerker durchgehen, und zeigen, welche Stellungen des Leibes bei ihren verſchiedenen Arbeiten der Geſundheit nachtheilig wären. Allein, da man ſchon verſchiedene Schriften von dergleichen Krankheiten, die gewiſſen Handthierungen eigen ſind, hat; auch dergleichen Arbeiten ſchwerlich auf eine andere Art verrichtet werden können, und da endlich die wenigſten ſolcher Leute unſere Warnungen erfahren oder achten würden: ſo will ich mich nur bei ſolchen Erinnerungen aufhalten, die etwa denen, die dieſe Blätter leſen, nüzen können, und die ſolche Verſehen betreſſen, die füglich geändert werden können.

Das Sizen iſt, überhaupt betrachtet, eine unnatürliche Stellung des Leibes. Ich nenne aber eine unnatürliche Stellung diejenige, welche einige Verrichtungen in unſerm Leibe hindert, die eine ſolche Unterbrechung nicht leiden, oder welche gar eine Verlezung mancher Eingeweide nach ſich ziehet. Dergleichen Folgen aber ziehet das Sizen unwiderſprechlich nach ſich. Ich weis wol, daß einige kluge Leute gefunden haben, daß uns die Natur ſelbſt die Glutæos als Küſſen untergelegt, damit wir darauf ſizen ſolten. Allein, dieſe haben nicht bedacht, daß ſo viel tauſend andere Thiere eben dergleichen Küſſen haben, und ſie doch niemals gebrauchen, ſich darauf zu ſezen. Der Unterleib enthält in einem ſehr engen Raume eine Reihe von Gedärmen, die ſechsmal länger ſind, als der Menſch, der ſie bei ſich trägt, und die beſtändig eine gewiſſe regelmäſſige Bewegung haben müſſen, theils um die Verdauung zu befördern, theils um den Ueberflus aus dem Leibe heraus zu ſchaffen. Auſſerdem herbergen in dieſem engen Raume noch der Magen, die Nieren, die Leber, das Gekröſe, die Milz, die Harnblaſe und verſchiedene groſſe und kleine Blutgefäſſe, unter welchen die Pfortader gerade in die Höhe ſteigt, und keine Fallen hat, welche ſonſt das Aufſteigen des Geblüts in dergleichen Adern erleichtern. Die Bewegung des Zwerchfells und der Muskeln des Unterleibes ſchränkt dieſen Raum bei dem Ein- und Ausathmen noch mehr ein, und ſo bald dieſe Bewegung gehemt wird, wird zugleich die Reſpiration beſchwerlicher gemacht, und der Umlauf des Geblüts verbindert. Es iſt alſo leicht zu begreifen, daß keine Stellung des Leibes gefährlicher, und an ſchlimmen Folgen fruchtbarer ſeyn könne, als welche den Unterleib noch mehr zuſammen drüket, und die freie Bewegung deſſelben hindert. Das Sizen thut beides, und zwar um deſto mehr, je tiefer man ſich dabei mit dem Oberleibe vorwärts büket. Daher findet man, daß Leute, die ſehr viel ſizen, beſtändig mit einer ungeheuren Menge von Krankheiten beläſtiget ſind. Die gehinderte Bewegung der Gedärme macht, daß die Verdauung der Speiſen nicht gehörig von ſtatten gehen kan, daß die Speiſen zu lange in den Gedärmen verweilen, daß ſich daher beſtändig mehr Winde darin erzeugen, die nicht abgeführt werden können, daß die Eröfnung des Leibes unterbrochen wird, und daß das Geblüt in den Blutgefäſſen der Gedärme nicht gehörig umlaufen kan. Aus dieſer einzigen Quelle entſpringen demnach alle Ungelegenheiten, welche der erſte Grad der Hypochondrie zu erzeugen pflegt; Wie ich ſolches unter dem Artikel der Hypochondie ſchon voriges Jahr in denen Intelligenz-Blättern ausführlich erwieſen, und noch eine beſondere Abhandlung hievon in dem Ref. V. Theils p. 17. und VI. Theils p. 170. geliefert habe. Wie oft fallen nicht Leute, wenn ſie ſtundenlang vorwärts gebükt geſeſſen haben, ohnmächtig vom Stuhle, beſonders wenn ſie noch dazu den Unterleib mit engen Kleidern ſehr zuſammen geſchnüret haben. Wie ſchlecht iſt nicht ihr Appetit, wenn ſie ſich von dem Schreibſtuhle erheben, um ſich zu Tiſche zu ſezen. Wie ſind ſie nicht mit Blähungen, mit Drüken vor den Magen, mit Uebligkeiten, mit Verſtopfungen geplagt? Alle dieſe Zufälle verſchwinden faſt von ſelbſt wieder, wenn ſie nur einige Tage das Sizen unterlaſſen, und ſich in freier Luft bewegen. Fahren ſie hingegen täglich damit fort, ſo reist das Übel immer weiter ein, der gehemte Umlauf des Geblüts in den Blutgefäſſen des Unterleibes, und beſonders der Pfortader, füget zu den vorigen neue Krankheiten hinzu; die Beſchwerlichkeiten der unordentlichen Bewegungen auf die güldene Ader nehmen ihren Anfang; die Leber und die Milz leiden Gefahr von Verſtopfungen, Verhärtungen und würklichen Geſchwüren, und der Tod beſchliest endlich das vieljährige Elend ſolcher Menſchen. Ich erinnere mich noch mit Schreken eines gewiſſen muntern, geſunden und lebhaften Jünglings, der in ſeinem achtzehnten Jahre auf die Univerſität zog, und weil er auf Schulen wenig gelernet hatte, alles Verſäumte auf einmal nachholen wolte. Er ſtudirte zwei Jahre mit ſolcher Unabläſſigkeit, daß er zuweilen ganze Wochen lang nichts anders that, als von ſeinem Stuhle aufzuſtehen, um zu Bette zu gehen; und aus dem Bette aufzuſtehen, um ſich wieder auf ſeinen Stuhl zu ſezen. Dieſer muntere, blühende Jüngling war nach einem Jahre einem Schatten ähnlich, und ſtarb nach zwei durchgeſeſſenen Jahren an einer Verlezung der Leber, in welcher ein Loch war, daß ein Hünerei darin geraumig liegen konnte. Dieſes war die Frucht des unaufhörlichen Sizens. Ich will mich bei der Herleitung aller dieſer Uebel aus ihren Urſachen nicht zur Unzeit aufhalten. Es iſt aber aus Millionen Erfahrungen bekannt, daß das lange Sizen dergleichen Folgen zu haben pflege, daher wird es dienlicher ſeyn, denen, die eine ſolche Lebensart führen müſſen, mit gutem Rathe an die Hand zu gehen, damit ſie wenigſtens die ſchreklichſten Folgen einer ſolchen unnatürlichen Stellung verhüten können.

1. Es laſt ſich vieles, was man ſizend zu verrichten pflegt, auch im Stehen und Herumgehen verrichten, Z. E. Schreiben, Leſen, Nähen, Striken, und dergleichen. Man mus alſo hierin fein oft abwechſeln, wenn man dabei geſund bleiben will. Ich habe eine beſondere Art von einem ſtehenden Schreibpult darauf ich zur Abwechſelung zu ſchreiben pflege. Und ſo können auch öfters andere Geſchäfte verrichtet werden; doch nur zur Abwechſelung; denn ſonſt würde das anhaltende Stehen auch Schaden bringen, wie ich nachgehends zeigen werde.

2. Man mus nie viele Stunden hintereinander ſizen, ſondern von Zeit zu Zeit aufſtehen, ein wenig herum gehen oder ſonſt eine kleine Leibesübung vornehmen. Es kommt erſtaunlich viel darauf an, daß der Leib nicht lange in einer und eben derſelben unnatürlichen Stellung bleibe, damit nicht immer einerlei Theile gedrüket und gedehnet werden.

3. Man mus nicht immer in einerlei Stellung ſizen. Wo ein abhängiges Zimmer iſt, mus man bald auf dieſer, bald auf jener Seite des Tiſches ſchreiben, damit nicht täglich einerlei Art des Leibes zuſammen gedrükt wird.

4. Man mus ſo viel, als möglich, ſo ſizen, daß der Unterleib nicht zuſammen gedrüket wird. Man mus alſo auf hohen Pulten ſchreiben und leſen, damit man gerade ſizen kan; man mus auf ho-

hen Stühlen ſizen, damit die Schenkel keinen andern, als einen ſehr ſtumpfen Winkel mit dem Unterleibe machen; man mus dabei die Füſſe auseinander halten, oder lieber zu beiden Seiten ein wenig damit auftretten, als ob man halb ſtünde. Hierzu ſind die dreibeinigten Stühle mit einem kleinen runden Size, dergleichen ſich die Schuſter bedienen, am bequemſten, und man könte dieſelben noch vollkommener machen, wenn man ihnen die Geſtalt einer Pritſche gäbe, dergleichen man hinter den kleinen Schlitten zu haben pflegt, und worauf man, halb ſtehend und halb ſizend, reiten kan. Es iſt unglaublich, was ein Menſch, der beſtändig zu ſchreiben hat, von einem ſolchen Size für Vortheile haben kan. Der Unterleib bleibt dabei völlig frei, und man kan dennoch eben ſo bequem dabei ſchreiben, als ob man auf dem bequemſten Stuhle ſäſſe. Beſonders mus man beim Sizen die Kleider nicht zu feſt um den Leib haben. Denn ein Kleid, das einem im Stehen eben gerecht iſt, wird einem Sizenden viel zu enge ſeyn, und ihn bald ohnmächtig machen. Ein Frauenzimmer, das ein Schnürleib trägt, mus, beſonders wenn dieſer Kerker noch dazu mit einem Blankſcheite verſehen iſt, niemals damit vorwärts gebogen ſizen. Wer einen Degen trägt, mus das Degengehänge alsdenn auflöſen; anderer Vortheile zu geſchweigen, die einem die geſunde Vernunft ſelbſt lehret, wenn man einmal weis, daß der Unterleib nicht zuſammen gedrükt werden darf.

Das Liegen kan unter verſchiedenen Umſtänden der Geſundheit ebenfalls ſehr nachtheilig ſeyn. Ueberhaupt iſt dabei, wie bei dem Sizen, zu bemerken, daß man nie lange in einer Stellung liegen mus. Die Natur zwingt uns im Schlafe ſelbſt dieſen Vortheil zu brauchen. Wenn man lange genug in einer gewiſſen Stellung gelegen hat; ſo mus man ſich einmal umwenden, weil man die Beſchwerlichkeiten der unnatürlichen Stellung zu empfinden anfängt. Wenn man auf dem Rüken liegt, ſo wird das Athemholen dadurch beſchwerlich gemacht. Die Schwere der Eingeweide des Unterleibes drükt alsdann das Zwerchfell zurük, weñ es ſich beim Einathmen niederdrüken will. Doch komt hier viel darauf an, wie man ſich beim Athemholen gewöhnet hat. Die Bruſt wird beim Einathmen nicht allein durch das Niederdrüken des Zwerchfells, ſondern auch durch das Aufheben der Rippen und des Bruſtbeines erweitert. Daher arbeiten beim Einathmen bei manchem Menſchen die Muskeln der Bruſt viel ſtärker, als das Zwerchfell; bei andern geſchicht das Gegentheil. Wenn man den Kindern zeitig enge Schnürleiber mit einem Blankſcheite anlegt: ſo fällt es ihnen beſchwerlich, wenn das Zwerchfell den Unterleib vorwärts drüket. Daher gewöhnen ſie ſich bald, ſtärker mit den Muskeln der Bruſt zu arbeiten, und dieſelbe zu erheben, weil ihnen dieſes leichter wird, da das Schnürleib oben offen iſt. Solche Leute können leichter auf dem Rüken liegen, als die mit ruhiger Bruſt Athem holen. Sie können auch leichter eine zugemachte Kleidung über den Unterleib vertragen; dahingegen andere nicht einmal die Schwere des Oelbettes darauf leiden können, ſondern Herzensangſt und unruhige Nächte davon haben. Dieſer Umſtand kan uns alſo hierinn Licht geben, warum manche Leute ganz ruhig auf dem Rüken ſchlafen können, da doch dieſe Stellung im Liegen die unnatürlichſte iſt. Wer des Abends ſtark zu ſpeiſen und bald darauf zur Ruhe zu gehen gewohnt iſt, der kan ſelten auf der rechten Seiten gut liegen, weil die Laſt des angefüllten Magens, der von der linken Seite her auf die rechte drükt, alsdann beſchwerlich fällt. Gemeiniglich ſchlafen ſolche Leute vor Mitternacht unruhig, weil ſie auch auf dem Rüken und der linken Seite nicht lang liegen können, ohne von der Laſt des Magens beſchwert und beängſtiget zu werden. Sie werfen ſich alſo ſo lange herum, bis die Speiſen anfangen in die Gedärme überzugehen, und dann liegen ſie auf der rechten Seite am ruhigſten, weil dieſe Lage den Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm erleichtert. Wenn ſehr vollblütige und fette Leute auf dem Rüken liegen: ſo hindert dieſes aus oben angeführten Urſachen das Athemholen. Der gehinderte Umlauf des Bluts durch die Bruſt bringet alſo Spannungen zuwege, welche man den Alp zu nennen pflegt. Wenn demnach jemand, der bisher mager geweſen, und vollblütig zu werden anfangt, ohne Beſchwerde auf dem Rüken liegend einzuſchlafen gewohnt geweſen: ſo wird er zu dieſer Zeit von ſolchen ungewöhnlichen Spannungen überfallen werden, ſo bald er eingeſchlafen iſt. Endlich merkt er, woran es liege, und gewöhnt ſich eine andere Lage an; und auf dieſe Weiſe vertreibt er den Alp. Dieſe Anmerkung iſt erheblich, weil man wider die Meinung der Aerzte, daß der Alp von der Vollblütigkeit herrühre, öfters zweierlei Beiſpiele anzuführen pflegt, welche das Gegentheil beweiſen ſollen, nemlich theils, daß viele vollblütige und fette Leute keinen Alp haben, der ſie martert, und theils, daß viele, die ihn gehabt, denſelben wieder vertrieben haben, ob ſie gleich nicht das geringſte gethan haben, die Vollblütigkeit oder Fettigkeit zu vermindern. Beiläufig kan ich noch anmerken, daß öfters auch die magerſten und abgezehrteſten Leute, die nicht im geringſten vollblütig ſind, Alpdrüken haben, das ſich nicht curiren läſt, weil es von Verhärtungen oder Tophis in der Lunge herrühret, die ihnen dergleichen Spannungen verurſachen. Es würde ein grober Fehler ſeyn, ſolche Leute mit Aderlaſſen zu verſchlimmern. Man kan es entdecken, ob die Urſache vorhanden ſey, wenn man Erfahrung in dergleichen Sachen hat, und einen Patienten einſchlafen ſieht: denn man entdekt alsdann, daß das, was er einen Alp nennet, vielmehr ein Stekflus (aſthma ſuffocativum) ſey.

Wenn man im Liegen vorſichtig ſeyn will; ſo hat man folgende Regeln zu beobachten:

1. Man mus nicht ganz horizontal, oder wol gar mit dem Kopfe tiefer, als mit dem übrigen Leibe liegen. Weil man aber in einer abhängigen Lage nicht gut ſchläft, weil man niederzuglitſchen anfängt, ſo bald man einſchlaft, und daher ſehr gefährliche Träume bekommt, als ob man in einen abſcheulichen Abgrund hinunter führe; ſo müſſen die Unterbetten ganz horizontal liegen, die Kopfküſſen aber gradweiſe dergeſtalt übereinander gelegt werden, daß man nicht anders liegt, als ob man auf einem bequemen Stuhle mit ausgeſtrekten Füſſen, wie ein vornehmer diker Herr ſäſſe. Wenn die Schenkel mit dem Unterleibe nicht einen ganz ſtumpfen Winkel machen; ſo hat man eben die Gefahr, als beim Sizen zu befürchten, welche hier deſto gröſſer iſt, da man viele Stunden hintereinander in ſolcher Stellung bleibt, und im Schlafe es anfangs nicht einmal empfindet, wenn man ſich dadurch Schaden zufüget.

2. Man mus ſo liegen, daß keiner von den Muskeln, die willkürliche Bewegungen hervorbringen, angeſtrengt wird. Denn dieſe Muskeln laſſen nach, ſo bald man einſchläft, und geben zu ſchlimmen Träumen Anlas. Ich mus hievon ein Beiſpiel mittheilen, das in ſeiner Art höchſt ſonderbar iſt. Ein gewiſſer ſehr vollblütiger, junger und ſtarker Mann, ſchlief des Abends geſund ein, und hatte die Füſſe an ſich gezogen, weil ſein Bette kalt war. So bald er eingeſchlafen war, fiengen die Füſſe an niederzuſinken, und ihm träumte, daß er von einem Thurme herabfiele. Er fieng alſo im Schlafe ſo ſchnell und heftig an zu ſchreien, daß er ſich eine Ader in der Lunge zerriſſen haben muſte: denn er bekam in dem Augenblike ein tödliches Blutſpeien. Ob nun dieſes gleich völlig wieder geſtillt wurde, ſo blieb doch ein Huſten mit blutigem und der Materie ähnlichem Auswurfe nach,

welcher kein Jahr dauerte, da er ſtarb. Dieſer Mann hatte ſich die Schwindſucht und den Tod an den Hals geträumet, und es war nichts anders Schuld daran, als eine unrechte Lage ſeines Leibes. So ſelten dieſer Fall iſt, ſo lehrt er uns doch, daß wir im Liegen, wenn wir ſchlafen wollen, die Muskeln der willkührlichen Bewegungen nicht anſtrengen müſſen, weil ſie ſonſt zu verſchiedenen verdrieslichen Zufällen Anlas geben können.

3. Man mus ſo liegen, daß kein edler Theil in ſeiner Verrichtung gehindert, oder gedrükt, oder geſpannt wird. Dieſes kan ſich zutragen, wenn man ſo lieget, daß entweder die rechte oder die linke Seite zuſammen gedrükt wird, welches von manchen Leuten geſchicht, die ſich im Bette wie Knäule zuſammen wikeln. In ſolchem Falle leidet auf der rechten Seite die Leber, und auf der linken die Milz. Die Verlezung ſowohl dieſes als jenes Eingeweides iſt tödlich, und die langſame Todesart, welche man dabei ausſtehen mus, mus jedermann eine Warnung ſeyn, ſich vor dergleichen unnatürlichen Stellungen zu hüten.

Das Stehen iſt, überhaupt betrachtet, eine gute Stellung des Leibes. Ich will hier nicht unterſuchen, ob es eben die natürlichſte und beſte ſey: denn da ſonſt alle vierfüſſige Thiere, worunter der Menſch als eine Art gehöret, mit hängendem Bauche und hängender Bruſt einhergehen; ſo könnten einige der Meinung ſeyn, daß die Natur den Menſchen zu eben dieſer Stellung beſtimmt habe. Es iſt wahr, daß ſich manches hiergegen einwenden läst. Denn geſezt, daß die Leiber der erſten Menſchen auch würklich dazu eingerichtet geweſen wären, auf allen vieren zu ſtehen und einher zu gehen; ſo ſind wir doch durch ſo viele Generationen hindurch von lauter ſolchen Ahnen entſproſſen, die auf zwei Beinen geſtanden haben, daß uns daher dieſe Stellung ſchon natürlich geworden iſt. Denn da man bei allen Thieren ſieht, daß ſich die allmähligen Abänderungen der Struktur ihrer Leiber auf ihre Nachkommenſchaft fortpflanzen; ſo läst ſich eben daſſelbe vom Menſchen hoffen. Inzwiſchen mag dem ſeyn, wie ihm wolle, es mögten unſere Eingeweide, beſonders die Leber und Milz nicht ſo leicht verlezt werden können, wenn unſer Leib horizontal läge; es mögten vielleicht die hypochondriſchen Bewegungen uns eben ſo was ſeltenes ſeyn, als den Thieren; und es mögte das Geblüt in der Pfortader und den übrigen Gefäſſen des Unterleibes und der Bruſt einen freien Umlauf haben; ſo läst ſich doch dieſes alles nun nicht mehr ändern, weil man jeden Menſchen für verrükt halten würde, der, um ſeiner Geſundheit willen, anfangen wollte, auf allen vieren einher zu gehen. Es kommt alſo hier nur darauf an, daß man wiſſe, wie man ſich im Stehen in Acht zu nehmen habe, um ſich damit keinen unvermeidlichen Schaden zuzufügen.

In den Jahren des ſtärkſten Wachsthums iſt es nicht dienlich, die meiſte Zeit zu ſtehen, weil die Füſſe leicht davon krum wachſen, indem ſich bei jungen Kindern die Gelenke auseinander geben, und die Knochen biegen, auch ſich leicht Knorpel daran feſt ſezen. Daher iſt es unverantwortlich, wenn man die Kinder, die erſt gehen lernen ſollen, ganze halbe Tage in dem Gängelwagen ſtehen läst, und nicht bedenkt, daß ſo zarte Glieder ſchon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müſſen. Die Beiſpiele der Sezer in denen Buchdrukereien und anderer Perſonen, die beſtändig ſtehen, beweiſen, wie ſo gar die Erwachſenen von dieſer Stellung des Leibes beſchwerliche Zufälle leiden müſſen. Denn auſſerdem, daß viele krumme Beine bekommen, haben ſie noch das Unglüke, daß ihnen die Füſſe ſchwellen, daß ſie zuweilen aufbrechen und böſe Geſchwüre veranlaſſen, daß ſie vor der Zeit in den Knien ſteif werden, und Gicht und Gonagra davon tragen.

Wer die meiſte Zeit ſtehen mus, der kan ſich wegen der Geſchwulſt der Füſſe einigermaſſen vertheidigen, wenn er des Morgens die Füſſe mit breiten Binden bis an die Waden umwikelt, ſo daß ſie genau anſchlieſſen, aber doch nicht zu feſt ſizen. Alsdenn ziehet man die Strümpfe darüber, und verhütet dadurch, daß ſich die Feuchtigkeiten nicht in dem untern Fuſſe zu ſehr anhäufen, weil die Binde verhindert, daß die feſten Theile nicht ſo viel nachgeben, ausgedehnt werden, und ihren Ton verlieren können. Eine Binde, die dergeſtalt des Morgens ganz loſe umgelegt worden iſt, wird des Abends, nachdem man den Tag über geſtanden hat, ſo feſt ſizen, daß ſie tiefe Spuhren in die Haut drüket, woraus erhellet, wie ſehr die feſten Theile nachgeben müſſen, wenn man dieſe Vorſicht nicht gebrauchet. Man kan auch zugleich, ſowol Abends, wenn man die Binde ableget, als Morgens, ehe man ſie anleget, den Fus, zur Stärkung der feſten Theile, mit ſtarkem Spiritus oder Brandwein waſchen. Wenn man ſolchergeſtalt die Geſchwulſt der Füſſe verhütet; ſo hat es auch mit dem Aufbrechen der Füſſe und den Geſchwüren eben keine Gefahr: allein, wider die Steifigkeit der Gelenke, wider das Beben der Füſſe, wider die Gicht und das Gonagra kan dieſes Mittel nicht helfen, weil dieſe Zufälle von dem Druke der Schwere des Leibes herrühren. Daher müſte man, dieſer Uebel wegen, die Vorſicht gebrauchen, ſich einen hohen Stuhl, nach ſeinem Leibe machen zu laſſen, auf den man ſich dergeſtalt ſtüzen könnte, daß man einen Theil der Laſt ſizend und den übrigen ſtehend trüge. Zu dem Ende müſte ein ſolcher Stuhl nicht ganz horizontal, ſondern etwas inclinirt ſeyn, und am beſten wäre es, damit man einigen Widerhalt hätte, wenn er in Geſtalt eines Sattels gemacht wäre, ſo daß man darauf, wie ein Reuter halb ſizen, und halb ſtehen könnte. Wenn man den groſſen Schaden bedenkt, den das beſtändige Stehen verurſacht, ſo iſt gewis dieſer Rath nicht geringe zu ſchäzen, und es wäre daher zu wünſchen, daß ſich Leute, die ihre Arbeit nicht anders, als ſtehend verrichten können, deſſelben bedienen mögten.

Viele Gelehrte ſchreiben und ſtudiren vor einem hohen Pulte im Stehen. Dieſes iſt freilich beſſer, als immer zu ſizen, wie ich es ſchon bei dem Anfange dieſer Abhandlung geſagt: allein, man iſt dabei vor den vorhin erwähnten Uebeln nicht ſicher, und mus ſich alſo daher der obigen Vorſichtigkeiten bedienen, um ſie zu verhüten. Man kan ſich aber noch ärgere Uebel zuziehen, wenn man ſich mit der Bruſt an das Pult anleget, und damit einen Theil der Laſt des Leibes trägt, wie die meiſten beim Schreiben im Stehen zu thun pflegen. Hierdurch wird nicht allein das Athemholen, und der Umlauf des Geblüts durch die Bruſt gehindert; ſondern die Muskeln der Bruſt werden auch ſo ſehr gedrükt, daß es öfters nicht anders iſt, als ob unter der Haut lauter Blutſchwären ſäſſen, und man kaum leiden kan, daß die Kleider die Bruſt berühren. Hierwider kan ebenfalls der obige Sattel dienen, auf welchem man feſt ſizet und ſtehet, und dabei die Laſt des Körpers auf denſelben ſtüzet, daß man die Hülfe der Bruſt nicht nöthig hat.

Ein anderer Fehler im Stehen iſt der, daß man gemeiniglich nur auf einem Fuſſe ſtehet, und den andern ausruhen laſt, bis der erſte müde geworden iſt. Hierdurch geſchicht nicht allein den Füſſen und Gelenken deſto mehr Gewalt, indem nur immer ein Fus die ganze Laſt zu tragen hat, die ſonſt von beiden zugleich unterſtüzt wird; ſondern der Leib wird auch unter den kurzen Rippen gedrükt und gebogen, welches gefährliche Folgen nach ſich ziehen kan. Man mus alſo, ſo viel möglich, gerade, und auf beiden Füſſen zugleich ſtehen, und wenn man ja das Umwechſeln der Füſſe nicht laſſen kan; ſo thue man es öfters, und hüte ſich, den Leib nicht zu ſehr in den Seiten dabei zu biegen.

Das Gehen, Tanzen, Springen, Fechten u. ſ. w. ſind keine beſtändige, oder anhaltende Stellungen des Körpers, ſondern vielmehr Leibesübungen, daher ſie nur in ſo fern zu meinem Zwecke gehören, als der Körper dabei in einer gewiſſen Stellung anhaltend verbleibet. So iſt z. E. das Gehen, was die anhaltende Stellung des Leibes dabei betrift, nichts anders, als ein wechſelsweiſes Stehen auf einem Fuſſe, und daher iſt klar, warum Leute, die ihr Brod mit gehen verdienen müſſen, eben den Zufällen unterworfen ſind, als die Stehenden, nur daß ihnen die Leibesbewegung zu gute kommt. Wer den ganzen Tag gehet, hat auf den Abend ebenfalls angelaufene Füſſe, wie der, der beſtändig ſteht; ſeine Füſſe fangen mit den Jahren bald an, ſteif zu werden, und zu beben, und das Reiſſen in denſelben iſt eine gemeine Krankheit der alten abgelebten Boten. Das Tanzen und Springen greift die Muskeln noch viel mehr an, am allermeiſten aber thut dieſes das Tragen ſchwerer Laſten, beſonders wenn man damit Treppen ſteigen mus, daher ſiehet man ſo oft, daß die ſtärkſten Leute, die in der Jugend die ſchwerſten Laſten auf ihren Schultern weggetragen haben, vor der Zeit alt und kümmerlich werden, mit den Füſſen zu zittern anfangen, und über Zuken und Reiſſen darin klagen. Weil aber dieſes alles nicht ſowol von einer anhaltenden Stellung des Leibes, als vielmehr von einer allzuheftigen Bewegung und ſchnellen Anſtrengung der Muskeln herrühret; ſo würde ich mich in eine fremde Materie einlaſſen, wenn ich davon ausführlicher handeln wollte.

Das Knien iſt eine ſehr beſchwerliche Stellung des Leibes, daher man ſie auch zur Creuzigung des Fleiſches anzunehmen pflegt, wenn man ſeine Andacht verrichtet. Es greift beſonders die Kniegelenke und die Muskeln der Schenkel heftig an, und verhindert den Umlauf des Geblüts in den untern Füſſen. Solchergeſtalt würden wir Urſachen genug finden können, das allzuöftere und lange anhaltende Knien zu misrathen, wenn wir fürchten dürften, daß viele Leute hierin zu viel thun mögten. Allein, man hat ſich heut zu Tage die Andachtsübungen ſo bequem zu machen gewuſt, und die Fälle, da man kniend eine Arbeit verrichten mus, ſind ſo ſelten, daß wir füglich unſere Warnungen ſparen köñen.

Viele Leute haben die Gewohnheit, ſowol im Sizen, als im Stehen, die Füſſe über einander zu ſchlagen. Dieſes iſt eine ſehr ungeſunde Stellung, beſonders wenn man im Sizen die Schenkel über einander legt. Denn auſſer dem, daß hierdurch der freie Umlauf des Geblüts in den Füſſen gehindert wird, drüket man auch in dieſer Stellung den Unterleib ſtark zuſammen, welches ein Verſehen iſt, deſſen üble Folgen ich ſchon in dieſer Abhandlung erzählt habe. Es ſind mir Beiſpiele von Frauenzimmern bekannt, welche mit öftern Ohnmachten beſchweret waren, die die Aerzte für hyſteriſche Zufälle hielten, die aber von ſich ſelbſt gehoben worden ſind, nachdem ſie dieſe Stellung, an die ſie ſich zu ſehr gewöhnt hatten, unterlaſſen haben. Wer dieſe Gewohnheit an ſich hat, der darf nur auf ſich ſelbſt Acht geben, wenn er eine Zeitlang ſo geſeſſen hat, wie elend ihm zu Muthe wird, und wie er gleichſam neu auflebet, ſo bald er die Füſſe von einander thut. Der Schade kan in die Länge ſo gros werden, daß Leib und Leben dabei in Gefahr kommt, und ich glaube, daß mehr Leute die Hypochondrie von ſolchen Stellungen, die den Unterleib einklemmen, als von der Vollblütigkeit bekommen haben.

Viele Kleidungen zwingen den Leib in gewiſſe Stellungen, die höchſt gefährlich ſind. Hierbei gehören vornemlich: Das Einwindeln der Kinder, welches dieſelben krüpplich und ungeſund macht; die engen Fallhüte, welche die weichen Knochen des Kopfs zuſammen drüken; die Gängelbänder, worinn die Kinder ihre ganze Laſt unter den Armen tragen, und das ohnedem flache Gelenke des Schulterbeines leicht verrenken; die Gängelwagen, wovon ſchon geredet worden: die Schnürleiber, ſowol der Frauenzimmer als Kinder, welche eine ſo heilloſe Erfindung ſind, daß man den erſten, der ſie aufgebracht hat, billig zur ewigen Marter beſtändig in einen ſolchen Kerker hätte einſchnüren ſollen; die hohen und engen Schuhe, welche die untern Füſſe ungeſtalt machen, und die beſchwerlichen Hüneraugen veranlaſſen; ferner die engen Kleidungen der Mannsperſonen, welche die Bruſt und den Unterleib in ihrer Bewegung hindern, und dergleichen mehr, welches ich hier mit Stillſchweigen übergehe, weil die Fehler der Kleidung in Abſicht der Geſundheit ſchon voriges Jahrs in den wochentlichen Intelligenz-Zetteln, und zumal in dem Referendario pag. 233. im 6ſten Theil ausführlich beſchrieben, auch das Tragen der Schuhe, Brüſte, Schnürleiber im Referendario 3ten Theil pag. 72. und pag. 315 des 1ſten Theils abgehandelt worden ſind, die man lieber ſelbſt nachſchlagen, als eine verdrüsliche Wiederholung von mir erwarten wird. Beſonders findet man darinn noch beſondere mediciniſche Abhandlungen von der Kleidung, und andern Sachen, worinn alles geſagt iſt, was wir von dieſer Materie unſern geehrteſten Leſern etwa mitzutheilen haben mögten.

Das Tragen unter den Armen zwingt den Körper zu einer unnatürlichen Stellung, die man beſonders im zarten Alter ſorgfältig vermeiden ſolte. Man ſiehet öfters die Schulknaben mit einer groſſen Laſt Bücher unter dem Arme in die Schule gehen. Wenn ſich dieſe Kinder gewöhnen, die Bücher täglich unter eben demſelben Arme zu tragen; ſo iſt nichts leichter, als daß ſie davon ſchief wachſen, und auf der einen Seite des Rükens einen Bukel bekommen. Ich kenne einen jungen Gelehrten, der ſich von dem beſtändigen Tragen der Bücher unter einem Arme nach und nach ſo verwöhnt hat, daß ihm die kurzen Rippen auf der einen Seite, wenn er ganz gerade zu ſtehen meinet, viel weiter heraus ſtehen, als auf der andern, daher es das Anſehen hat, als ob er auf einer Seite zuſammen gewachſen wäre. Man kan dergleichen Fehler verhüten, wenn man den Kindern nicht erlaubet, viele, und beſonders groſſe Bücher auf einmal, noch weniger ſie ſtets unter einem Arme zu tragen.

Das Büken, beſonders wenn man den Kopf dabei niederhängen läſt, iſt eine der allergefährlichſten Stellungen, und mus von Leuten, die ſehr vollblütig ſind, ſorgfältig vermieden werden. Der Schwindel, das Kopfweh, eine Betäubung der Sinnen, ja ſogar der Schlagflus und das Blutſpeien kan vom tiefen Büken, beſonders wenn es lange anhält, zuwege gebracht werden. Es wäre lächerlich, dieſes zu beweiſen, denn es iſt niemand, der es nicht wiſſen ſolte. Allein, man glaubt dieſes nur von ſolchen Fällen, wo man ſich ganz tief zur Erde niederbüket, da man hingegen geringere Grade dieſer Stellung lange nicht für ſo ungeſund hält, als ſie in der That ſind. Wer z. E. auf einem ſehr niedrigen Tiſche etwas zu beſehen, oder zurecht zu machen hat, und ſich davor ſtellet, und dazu niederbüket, der kan ſich dadurch ſchon groſſe Verdrieslichkeiten zuziehen. Er wird nicht allein ein gewaltiges Ziehen im Rüken und im Kreuze empfinden; ſondern er darf auch nur ein wenig vollblütig ſeyn, ſo wird ihm bald das Geſicht vergehen, er wird Brauſen vor den Ohren hören, und es wird ihn ein Schwindel überfallen, welcher ihn nöthiget, ſich niederzuſezen. Wenn man ſich nun auf dieſe Weiſe oft vergißt, und durch vielfältige Wiederholung dieſer Stellung dergleichen Zufälle ſich zur Gewohnheit macht: ſo kan man dadurch ſeiñer Geſundheit endlich einen unerſezlichen Schaden zufügen. Daher iſt es rathſam, ſolche Stellungen zu vermeiden, zumal da weiter nichts dazu erfordert wird, als ſich einen höhern Ort auszuſuchen, auf welchem man das, was man zu thun hat, verrichtet. Ich bedaure hierbei das arme Frauenzimmer, das viel in der Küche zu thun hat, und bei einem ſehr niedrigen Heerde kochen mus; und verdenke es allen die es daran wenden können, wenn ſie ſich denſelben nicht höher bauen laſſen.

Das Heben und Tragen einer ſchweren Laſt, verſezt den Leib jederzeit in eine unnatürliche Stellung. Ich habe ſchon vorhin von den Laſtträgern geredet, aber ich betrachtete ſie damals in der Stellung, wenn ſie die Laſt ſchon auf ſich liegen haben, und damit fortgehen oder in die Höhe ſteigen. Hier iſt die Rede von dem Aufheben einer Laſt, die man noch nicht unterſtüzet, ſondern mit den Händen erhält. Dieſe Stellung erfordert eine ſo gewaltſame Anſtrengung der Muskeln, daß es dabei leicht geſchehen kan, daß ſich die Knochen, woran die Muskeln befeſtiget ſind, aus ihren Gelenken ein wenig verſchieben, welches man eine **Verrenkung** nennet. Daher iſt die Redensart unter den Leuten, die ſchwere Arbeit verrichten, ſehr gemein, daß ſie ſagen: Ich habe mich verhoben; ich habe mir weh gethan. Man kan ſich vor dergleichen Uebeln hüten, wenn man die Laſt auf eine vortheilhafte Art hebet. Ein Menſch iſt am vermögendſten, wenn er eine Laſt nach ſenkrechter Linie träget, dahingegen die Thiere mehr Vermögen haben, wenn ſie etwas nach der Horizontallinie fortbewegen ſollen. Daher iſt es allemal vortheilhafter, eine Laſt zu heben, wenn man ſie zwiſchen den Füſſen hat, als wenn ſie hinter ſich her ziehen ſoll. Es läßt ſich aus den Geſezen des Hebels begreifen, warum ein ausgeſtrekter Arm vorne bei der Hand keine groſſe Laſt erhalten kan, und eben hieraus folget, daß man ſich bei einer Stellung am leichteſten zu viel thun könne. Ich will nur ein Beiſpiel anführen. Weñ man auf einem hohen Heerde einen ſchweren Topf zum Feuer hat, der weit hinten ſteht, und kaum erreicht werden kan; ſo darf man es nur verſuchen, ihn aufzuheben, um zu fühlen, was dazu vor eine gewaltſame Anſtrengung der Muskeln erfordert werde. Dieſes Beiſpiel iſt von der Art, daß es vielen Frauenzimmern eine Warnung geben kan, ſich vor dergleichen Heben zu hüten, und eben dieſes iſt die Urſach, warum ich es erwählt habe. Es läßt ſich hier keine Vermittelung vorſchlagen; ſondern man mus ſchlechterdings eine Arbeit unterlaſſen, die einem zu ſchwer iſt, oder man mus ſich auch zugleich die böſen Folgen davon gefallen laſſen.

Es mögen vielleicht noch verſchiedene andre Stellungen des Leibes übrig ſeyn, die man in mediciniſcher Abſicht beurtheilen könnte. Allein, man braucht nicht alles zu ſagen, wenn man einmal den Leſer in den Stand geſezt hat, dasjenige ſelbſt zu denken, was man nicht ſagt. Es iſt aus dem bisherigen klar, daß eine Stellung des Leibes unter den Bedingungen verwerflich und zu vermeiden ſeye: 1) Wenn ſie entweder ſogleich, oder mit der Zeit die Structur eines geſunden Leibes verändern kan. 2) Wenn ſie die Verrichtungen einiger Theile des Leibes hindert, verzögert, unterbricht, oder gar aufhebet. 3) Wenn ſie eine ſolche Anſtrengung der Kräfte erfordert, die dieſelben ſchwächet, verdirbt, und ſolchergeſtalt den Menſchen vor der Zeit alt und unvermögend macht. Ich habe die gewöhnlichſten Stellungen des Leibes nach dieſen Geſezen geprüfet, und angezeiget, warum ſie uns gefährlich werden können. Es wird jedermann leicht ſeyn, alle mögliche Stellungen des Leibes auf dieſe Probe zu ſezen, und das mediciniſche Gutachten davon ſelbſt zu fällen. Ich habe bei denenjenigen Stellungen, deren Schädlichkeit durch die Kunſt verhütet, oder wieder gehoben werden kan, diejenige Mittel erzehlt, die zu dieſem Zweke dienen, und die derjenige wiſſen mus, der deshalb keinen Arzt um Rath fragen will, oder kan. Um deswillen habe ich alles andere verſchwiegen, was ein Menſch, der keine Wiſſenſchaft von der Medicin hat, ohne Verordnung und Aufſicht eines Arztes nicht füglich unternehmen kan. Dieſes iſt das einzige Mittel, jedermann die Vortheile der Arzneikunſt genieſſen zu laſſen, ohne ihn in den Stand zu ſezen, ſich ſelbſt zu ſchaden, und ohne den armen Aerzten Schaden zu thun, die auch um ihr tägliches Brod bitten. Ueberhaupt iſt es eine allgemeine Regel bei allen Stellungen des Leibes, daß man in keiner länge verharre, wie ich ſchon im Anfange dieſes Auffſazes geſagt habe. Die Bewegung iſt die Seele des Leibes: denn ob man gleich der Geſundheit gemeiniglich dieſen Namen beileget; ſo beſteht doch die Geſundheit in nichts anders, als der Proportion aller Bewegungen unſers Leibes. Eine jede Stellung des Leibes, ſo, wie ich ſie hier betrachtet habe, iſt ein Zuſtand der Ruhe, und thut alſo unſrer Geſundheit Abbruch, wenn ſie auch ſonſt nicht den geringſten Tadel litte. Ich weis wol, daß nicht jedermann mit der Leibesübung allein ſein Brod verdienen kan: Allein, wenn auch dieſes meine Meinung geweſen wäre, ſo hätte ich nicht nöthig gehabt, denenjenigen Vorſchläge zu thun, die ihren Unterhalt nur in einer gewiſſen Stellung verdienen können. Zum Beſchlus mus ich noch ſagen, daß ich unter der Ausarbeitung dieſes Auffſazes öfters in die Verſuchung gefallen bin, einige Schriftſteller anzuführen, um meine Beleſenheit zu zeigen. Endlich habe ich es aus Bequemlichkeit unterlaſſen. Meine Leſer werden ſo leicht nichts in dieſem Auffſaze finden, das ſie nicht ohne Zeugnis anderer für wahr halten könnten. Ich erſpahre ihnen demnach ein unnüzliches Nachſchlagen, und ſie können beim Schluſſe dieſer Abhandlung in eben der Stellung bleiben, in der ſie dieſelbe zu leſen angefangen haben.

Zufällige Gedanken.

Redlich, wie ein Kind; Freundlich, wie ein Jüngling; Ernſthaft, wie ein Mann; Vorſichtig, wie ein Greiſe, iſt der Character eines wohlgeſitteten und allgemein beliebten Menſchen. Ein vollkommenes Frauenzimmer iſt ſchön, wie der Frühling; Geſchäftig, wie der Sommer; Reich, beſonders an Tugend, wie der Herbſt; Der Winter komt von ſelbſten.

Gros ſchiene Beliſarius an ſeiner Heeresſpize, wo er Tod und Leben in ſeinen Händen trug, und mit einem einzigen Wink das Schikſal vieler tauſend, die Menſchen waren, wie er, beſtimmen konte. Noch gröſſer aber war er in ſeinem Fall, wenn er, aus dem Gefängnis, von den Vorbeigehenden um ein Allmoſen bate, vor einen Menſchen: den zwar das Glüke, nicht aber die Tugend verlaſſen habe.

Der gröſte Widerſpruch iſt wohl der Menſch: Er will das vornehmſte Geſchöpfe unter der Sonnen heiſſen, und er iſt es doch allein, der den Schöpfer beleidiget. Niemand handelt thöricht, als der Menſch; und doch will niemand ein Narr ſeyn. Die Welt iſt niemanden recht gebaut, doch denkt man ſo ſelten an den Himmel. Niemals iſt der Menſch vergnügt mit ſeinem Leben, und dennoch ſchauert ihm das Herze vor dem bloſen Worte: Sterben.

Nicht alle Eſel tragen Säke; Gleichwie nicht alle, die Säke tragen müſſen, Eſel ſind.

Den Eſel kennt man an den Ohren,
Und am Geſpräch den Thoren.

Es ſind einerlei Naturgaben, welche den Helden und den Laſterhaften gros machen: blos im Vorwurf ihrer Heldenthaten beſtehet der Unterſcheid. Cartuſche würde ſo gut zu einem Staatsbedienten, als zu einem Oberhaupt der Spizbuben getaugt haben. Und unſer Mandrin könte ein andrer Villars heiſſen, wenn ihn das Schikſal an eine Heersſpize von hundertauſend Helden geſtellet hätte. Gelegenheit macht Helden; Gelegenheit macht Diebe.

Bei den Stammtafeln der Fürſten läßt ſich nicht ſelten der Schmeichler erbliken. Sein Geſchlechtregiſter, von dem heutigen Tage an, zurüke bis auf Adam, in gerader Linie vorweiſen, wie zu Brüſſel in einem Kloſter von dem Hauſe Croy gethan wird, iſt ein Verfall in das Thörichte. Von dem Trojaniſchen Pferde abſtammen wollen, wie in den vorigen Jahrhunderten bei den Groſſen eine Seuche einzureiſſen begunte, heiſt lächerlich. Die richtigſte Genealogie mag wohl dieſe ſeyn: Es lebt kein Herr, der nicht ſeinen Abſtamm von einem Knecht hat; und kein Knecht wird gefunden, der nicht einen Herrn zu ſeinem Stammvater angeben könte. Es iſt dahero beſſer, ſeinen Urſprung einem Knecht zu danken haben, und ein kleiner Herr ſeyn: als von einem Herrn abſtammen, und ein groſſer Knecht heiſſen.

Die Gewohnheit der alten Syrer, die Fiſche zu verehren, hat ihre Fortpflanzung, auch bis auf unſere Tage, glüklich erhalten, da man vor ſo manchem Stokfiſch den Hut abnehmen mus. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Abgötterei die dauerhafteſte ſeyn werde; Da es an dergleichen Gözen und Abgöttern bis ans Ende der Tage nicht fehlen wird.

Der Arzt.

Kein Kranker wird es wagen,
Den Arzt noch zu verklagen,
Der ihn ſo wohl curirt,
Und unverhoft zum Himmel führt.

Betrachtung über die Gröſſe des Weltgebäudes und das Weſen GOttes.

Ich gieng vor einigen Tagen beim Sonnenuntergange im Felde ſpaziren, bis mich die Nacht überfiele Zuvörderſt beluſtigte ich mich an der Menge und Verſchiedenheit der Farben, die an dem weſtlichen Theile des Himmels zu ſehen war; in ſo weit ſie nur matt wurden und verſchwanden, erſchienen nach einander verſchiedene Sterne und Planeten, bis das ganze Firmament brannte, das Blaue der reinen Luft war ungemein heiter, und ward durch die ſchöne Witterung und durch die Stralen der leuchtenden höhern Körper ungemein belebt. Die Milchſtraſſe erſchien in der ſchönſten Weiſſe; Als ich nun ſolches in aller ſeiner Schönheit beſahe; ſo entſtund in mir ein Gedanken, der, meines Erachtens, ernſthafte und nachdenkliche Gemüther oft beunruhiget. David ſelbſten iſt in eine ſolche Betrachtung gefallen Wann ich ſehe den Himmel, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet haſt: HErr! was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt? und das Menſchenkind, das du dich ſein annimmſt? So auch wenn ich das unzehlbare Heer der Sterne, oder damit ich mich philoſophiſcher ausdrüke, der Sonnen betrachtete, die damals auf mich zu ſchienen, und die unſägliche Menge der Planeten oder Welten erwog, die ſich eine jede um ihre eigene Sonne, ſchwingen, ja wenn ich meiner Einbildungskraft noch fernern Lauf lies, und mir vorſtellte, daß es noch einen andern

dern Himmel voll Sonnen und Welten geben könne, die ſich noch über denen die man bereits entdeket hat, erheben, und daß dieſe wiederum von einem höhern geſtirnten Firmamente umgeben ſind, deren Abſtand von einander ſo weit iſt, daß ſie den Einwohnern der erſten ſo kleine vorkommen mögen, als die Sterne uns vorkommen; ſo muſte ich nothwendig die geringe und gar nichts bedeutende Figur erwägen, die ich, unter den unendlichen Werken des Schöpfers, mache. Würde die Sonne, welche unſern Theil der Welt erleuchtet, und alles Heer der planetiſchen Welten, das ſich um dieſelbe bewegt, ganz und gar verlöſcht und vernichtet, ſo würde man ſie nicht mehr, als ein Sandkorn am Ufer des Meers vermiſſen. Der Raum, der ihr zugehöret, iſt in Vergleichung mit dem Ganzen, ſo ungemein klein, daß ein ſolcher Fall kaum eine Lüke in den Werken der Schöpfung machen würde. Dieſer Ris würde einem Auge, welches fähig wäre, das Ganze zu überſehen, und von einem Ende des Weltbaues bis zum andern zu ſchauen, kaum merklich vorkommen; wie es denn möglich iſt, daß wir nach dieſem Leben, eine ſolche Fähigkeit zu empfinden, in uns ſelbſt und in andern Creaturen erhalten können, die anjezt erhabener ſind, als wir. Wir ſehen durch Hülffe der Ferngläſer, manche Sterne, die wir mit bloſſen Augen nicht ſehen können; und je ſchöner unſere Sehröhre ſind, je mehr Entdekungen machen wir. Hugenius geht ſo weit, daß er glaubet, es könne wohl Sterne geben, die ſo weit von uns abſtehen, daß ihr Stral ſeit der Schöpfung noch nicht Zeit genug gehabt, zu uns herunter zu kommen. Es iſt gar kein Zweifel, daß nicht der ganze Weltbau gewiſſe Gränzen habe; allein, wenn wir ihn als das Werk einer unumſchränkten Gewalt betrachten, die von einer unendlichen Gnade getrieben worden, und einen unendlichen Raum gehabt hat, ſich auszulaſſen, ſo iſt es nicht möglich, daß unſere Einbildungskraft ihr einige Gränze ſezen kan. = = = Damit ich alſo wieder auf meinen erſten Einfall zurük komme, ſo könnte ich nicht ohne ein innerliches Schreken auf mich, als auf ein Weſen, denken, welches nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit von demjenigen verdienet, der ein ſo groſſes Werk unter ſeiner Aufſicht und Beſorgung hat. Ich fürchte mich unter der Unermeslichkeit der Natur vergeſſen, und unter der erſtaunlichen Menge von Creaturen verlohren zu werden; welche allem Anſehen nach in der Materie dieſer unermeslichen Gegenden herum ſchwärmen. = = Damit ich mich nun von dieſem betrübten Gedanken erholen möchte, ſo erwog ich, daß ſelbiger aus denen niedern Begriffen entſpringt, die wir insgemein von der Natur des höchſten Weſens zu hegen gewohnt ſind. Wir Sterbliche können nicht einerlei Dinge zugleich verſtehen. Wenn wir uns auf eine Sache befleiſſen, ſo müſſen wir nothwendig die andern verſäumen. Dieſe Unvollkommenheiten, die wir an uns ſelbſt wahrnehmen, kleben auch in gewiſſer maſſe den allervollkommenſten Creaturen an, in ſo weit ſie Creaturen, das iſt, endliche und eingeſchränkte Weſen ſind. Die Gegenwart eines jeden erſchaffenen Weſens iſt in einen gewiſſen Raum eingeſchränkt, und folglich mus deſſen Betrachtung auch nur auf eine geſezte Anzahl von Gegenſtänden gehen können. Die Sphäre, in welcher wir uns bewegen, in der wir handeln und denken, iſt für eine Creatur, von einem weitern Umfange, als ſie für eine andere iſt; nachdeme ſelbige nämlich in der Reihe der Weſen über einander erhoben ſind. Allein, auch die weiteſte von dieſen unſern Sphären hat einen Umfang. Wenn wir alſo an das Göttliche Weſen gedenken, ſo ſind wir an dieſe Unvollkom̄enheit in uns ſelbſt dermaſſen gewohnt, daß wir uns nicht enthalten können, ſelbige gewiſſer maſſen auch demjenigen zuzueignen, bei welchem nicht die mindeſte Spuhr einer

Unvollkommenheit iſt. Unſere Vernunft überzeiget uns zwar, daß ſeine Eigenſchaften unendlich ſind; allein die Schwäche unſerer Begriffe iſt ſo gros, daß ſie ſich nicht entbrechen kan, allem, was ſie betrachtet, Gränzen zu ſezen; bis ihr die Vernunft wieder zu Hülfe kommt, und alle dieſe kleine Vorurtheile zu Boden reiſt, die unvermerkt in uns entſpringen, und dem menſchlichen Gemüthe natürlich ſind. Daher müſſen wir dieſen ſchwermüthigen Gedanken gänzlich fahren laſſen, als wenn uns der Schöpfer über der groſſen Menge ſeiner Werke, und der Unendlichkeit derer Gegenſtande vergeſſen könnte, wobei er beſtändig beſchäftiget zu ſeyn ſcheinet: Denn wir müſſen erwägen, erſtlich daß er allgegenwärtig iſt, und zum andern, daß er allwiſſend iſt. ⸗ ⸗ ⸗ Betrachten wir ihn nach ſeiner Allgegenwart; ſo durchdringet, belebt, und trägt ſein Weſen die ganze Natur. Seine Schöpfung iſt in allen ihren Theilen, voll von ihm. Er hat nichts gemacht, welches entweder ſo weit, oder ſo klein, oder ſo nichtswürdig wäre, in welchem er nicht weſentlich wohnen ſollte. Sein Weſen iſt in dem Weſen aller Dinge, ſie ſeyn nun materialiſch oder nicht, und es iſt ſelbiges darinnen ſo genau gegenwärtig, als dies Weſen ſich ſelbſt iſt.

Zum andern iſt er auch allwiſſend ſo wohl als allgegenwärtig. Seine Allwiſſenheit flieſſet nothwendig und natürlich aus ſeiner Allgegenwart. Es kan ihm keine einzige Bewegung unbekant ſeyn, die in der ganzen materialiſchen Welt entſteht, die er ſo weſentlich bewohnet, und kein einziger Gedanke, der in den vernünftigen Geſchöpfen entſtehet, mit deren jedem er ſo genau verbunden iſt. ⸗ ⸗ Wäre die Seele vom Körper abgetrennet, und könte ſie mit den Gedanken den ganzen Umfang der erſchaffenen Welt durchkreuzen; ſolte ſie ganze Millionen Jahre Arbeit, durch unendliche Räume mit eben derſelben Geſchwindigkeit fortſezen, ſo würde ſie ſich doch noch in den Armen ihres Schöpfers befinden, und rund um mit der Unermäslichkeit GOttes umgeben ſeyn. Indem wir nun im Körper ſind, ſo iſt er nichts minder bei uns, ob er gleich vor uns verborgen iſt. Ach daß ich wüſte, wo ich ihn finden, und zu ſeinem Stuhle kommen möchte! ſaget Hiob. Aber gehe ich nun ſtraks vor mich, ſo iſt er nicht da; gehe ich zurüke, ſo ſpüre ich ihn nicht. Iſt er zur Linken, ſo ergreife ich ihn nicht; verbirget er ſich zur Rechten, ſo ſehe ich ihn nicht.

Kurz, die Vernunft und Offenbarung verſichern uns, daß er nicht ferne von uns ſeyn kan, ob er uns gleich nicht offenbar iſt. ⸗ ⸗ ⸗ In dieſer Erwägung der allmächtigen Allgegenwart und Allwiſſenheit GOttes verſchwinden alle betrübte Gedanken. Er mus auf alles Acht haben, was Odem hat, inſonderheit aber auf diejenigen von ſeinen Geſchöpfen, die ſich fürchten, er werde ihrer vergeſſen. Er kennet alle ihre Gedanken, und inſonderheit den Kummer des Herzens, der ſie in dieſem Falle quälet; denn da es unmöglich iſt, daß er ein einziges von ſeinen Geſchöpfen aus der Acht laſſe; ſo können wir gewis ſeyn, daß er mit barmherzigen Augen alle diejenigen anſiehet, die ſich ſeinem Schuze empfehlen, und mit unverſtellter Demuth des Herzens ſich ſeines Andenkens für unwürdig halten.

Nachricht, wie man in Montpelier den Grünſpan verfertiget.

Man braucht zu dem Grünſpan Teutſches Kupfer, indem man bemerket, daß dasjenige, welches aus Africa komt, nicht ſo gut dazu iſt. Die Arbeit wird von Weibsleuten verrichtet. Man machet aus dem Kupfer dünnes Blech, etwa ſo dik, als ein halber Gulden, und ſchneidet davon Stüke, in der Gröſſe wie eine Spielkarte. Hierauf gieſt man in einen Topf 2. Pinten Wein, welcher nicht ſauer, auch nicht mit Waſſer vermiſchet iſt. Ueber dieſen Wein legt man einige Stöker kreuzweiſe, und auf ſolche eine Lage von getrokneten Weintraubenbüſcheln. Dieſe werden mit den eben beſchriebenen Kupferſtüken ſolchergeſtalt bedeket, daß ein Stük das andere nicht berühret. Auf ſolche legt man wiederum die trokenen Trauben, und fähret ſchichtweiſe damit fort, bis der Topf angefüllet iſt, welcher zulezt mit einem hiezu verfertigten, einen halben Fus diken Dekel von Stroh bedeket wird, damit keine Luft hinzu kommen könne. Nach dem Verhältniß der Wärme oder Kälte wird dieſer Topf über 10. bis 12. Tage eröfnet, binnen welcher Zeit die Stärke des Weins, ſo auf dem Boden des Topfes befindlich iſt, verurſachet, daß das Kupfer mit einer Art grünen Pulvers, wie mit feuchtem Moos, überzogen wird. Die Kupferſtüke werden ſodann heraus genoñen, und ein wenig an die Luft geſezet, damit ſie etwas troknen, und von den Weibsleuten mit geringer Mühe abgeſchabet werden können. Dasjenige, ſo auf dieſe Art aus dem Kupfer gezogen wird, iſt der Grünſpan. Man reiniget hierauf den Topf, und leget die Stüke Kupfer wieder hinein, fähret auf gleiche Art fort, bis nach zwei oder drei Jahren die Stüke durch öfteres ſchaben zu weiterem Gebrauch zu klein werden. Im Soñer erhält man mehr Grünſpan als im Winter, und jeder Topf giebt in 10. bis 12. Tagen ein Pfund. In Montpellier werden jährlich an die 2000. Centner gemacht, wovon der Preis ſteigt und fällt, nachdem der Wein theuer oder wohlfeil iſt. Die Kaufleute in Montpellier kaufen den Grünſpan einzeln auf, und verſenden davon davon das nöthigſte nach Holland, Engeland, Teutſchland und Italien, allwo die Mahler, Färber und Wundärzte denſelben gebrauchen.

Um die Güte des Grünſpans zu erfahren, mus man ein Glas halb voll Waſſer nehmen, und in ſelbiges den Grünſpan entweder gepulvert, oder in Stüken legen. Iſt er aufrichtig, und von der beſten Sorte, ſo wird er völlig zergehen; wo nicht, ſo wird ſich der cremor tartari am Boden des Glaſes anſezen.

Ob es möglich ſeye, Menſchen durch Arzeneien klug und tugendhaft zu machen.

Ich habe von dieſer Materie ein und anderes ſchon voriges Jahr in den Intelligenz-Blättern abgehandelt, welches nicht ohne Nuzen geblieben; ſo wie ich deſſen von einigen hochgeneigten Leſern zur Genüge verſichert worden. Dieſes hat mich nun aufgemuntert, hievon noch mehrers zu ſchreiben. Ich habe dasmal angezeigt, daß der Herr Le Camus der erſte geweſt, der bewieſen hat, daß die Seele mit Arzeneien zu cultiviren ſeye; Und auch dieſes nicht unangemerkt gelaſſen, wo er zu weit gegangen. Das, was er hievon geſchrieben, iſt 1753. zu Paris gedrukt worden, ſo aus 2. Duodezbänden beſtehet (a). Seit dieſem ſind mir noch andere Schriften von dieſer Materie zu Geſichte gekommen, welche die Sache theils gründlicher beſchrieben, theils aber auch, wo ſich Herr Le Camus blos gegeben, beſtritten haben. Und aus dieſen werde ich meiſtens den Stof zu dieſer Abhandlung nehmen.

Damit ich aber ordentlich verfahre, ſo will ich zeigen, wieviel Gewalt ein Arzt, vermitteiſt der Arzeneien, über jede einzelne Kraft der Seele habe, und

---

(a) Sie heiſt: Médecine de l'eſprit; où l'on traite des diſpoſitions & des cauſes phyſiques, qui en conſequence de l'union de l'ame avec le corps, influent ſur les opérations de l'Eſprit &c. par M. A. le Camus, Docteur Régent de la Faculté de Méd. en l'Univerſité de Paris.

wie dieſelbe durch den Leib verändert, ausgebeſſert, oder eingeſchränkt werden könne.

Wenn wir fürerſt die Vorſtellungskraft der menſchlichen Seele überhaupt in Erwägung ziehen: ſo iſt bekannt, daß es Mittel in den Apotheken giebt, ſie auf eine geraume Zeit ganz unthätig zu machen. Dergleichen ſind alle ſchlafmachende Mittel, und beſonders das Opium. Dieſes ſchwächet nicht allein alle Empfindungen, ſondern es verlöſcht auch die Klarheit aller andern Vorſtellungen, und unſer eigenes Bewuſtſeyn. Eben dieſes thun auch die geiſtigen Getränke, als Wein, Brandewein u. d. g. wiewol die Würkungsart dieſer leztern von der erſten ihrer ſehr verſchieden iſt. Denn es iſt eine ganz andere Sinnloſigkeit, die das Opium, und eine ganz andere, die der Rauſch hervorbringt. Inzwiſchen aber ſind die lezten Würkungen einerlei, indem ſtarke Doſes, ſowohl von dieſen als jenen Mitteln, die Würkſamkeit der ganzen Vorſtellungskraft der Seele unterbrechen, und uns eine Zeitlang in eine Art von Thierpflanzen verwandeln. Doch, wir wollen die einzelnen Erkäntniskräfte der Seele beſonders durchgehen.

Wie weitläuftig könte ich mich nicht bei den äuſſerlichen Sinnen aufhalten? Man hat eine überhäufte Menge von Mitteln, die die äuſſerlichen Empfindungen ſchwächen, ſtärken, und ganz und gar verändern. Das Opium in kleiner Doſi gebraucht, ſchwächet alle Empfindungen; der Wein aber, in kleiner Doſi genoſſen, erheitert dieſelben. Welch eine Menge von Mitteln giebt es nicht, die die Schmerzen lindern? und alle dieſe beſizen die Tugend, allzulebhafte Empfindungen zu ſchwächen. Wenn ein Miſſethäter auf der Folter ausgedehnt wird: ſo hat ſein Leib eine ſo erſtaunliche Empfindlichkeit, daß die ſchwächſten Eindrüke einen Schmerz erregen. Man kan alſo hierdurch den Sinn des Gefühls auf eine ungemeine Art ſtärken. Es iſt bekant, daß Leute, die geſchwollene Augen gehabt haben, im Dunkeln alles aufs deutlichſte geſehen haben. So ſehr läſſet ſich das Geſicht auf dieſe Weiſe ſchärfen. Was thun aber nicht die Gläſer vor erſtaunliche Würkungen! Wir beſchauen dadurch die Kleinigkeiten im Monde, und Sachen auf dem Erdboden, die wir ſonſt gar nicht wahrnehmen würden. Wir ſehen eine Sache zwanzig- und mehrmal, nachdem ein geſchliffenes Glas viele Eken hat. Wir ſehen durch die Vergröſſerungsgläſer Sachen deutlich, davon die Seele durch das natürliche Auge entweder gar keine, oder doch ganz dunkele Begriffe erhalten kan. Ein gelbſüchtiges Auge ſiehet die Sachen mit andern Farben, als ſie würklich beſizen, und ein gefärbtes Glas thut eben die Würkung. Ein Hörrohr verſchaffet uns deutliche Begriffe von gewiſſen Tönen, die wir ſonſt nur dunkel empfinden würden. In der Trunkenheit hören und ſehen wir die Sache gar anders, als ſie würklich ſind. Eine verwundete Zunge empfindet von denjenigen Speiſen einen Schmerz, die einer andern ſehr angenehm ſind. Eine trokene Zunge verliehrt den ganzen Sinn des Geſchmaks. Ein Wein ſchmekt beſſer oder ſchlechter, nach Verſchiedenheit der Speiſen, die man dabei genieſet. Der Schnupfen ziehet den Verluſt des Geſchmaks u. Geruchs nach ſich, und macht unſere Urtheile von den ſchmakhaften und riechbaren Sachen ungewis und unzuverläſig. Ich will aufhören mehr Beiſpiele von dieſer Art anzuführen, und zu den Vorſtellungen der Einbildungskraft fortgehen.

Die Einbildung ſtellt uns vergangene Sachen vor. Dieſe Kraft der Seele würket zuweilen ungemein lebhaft, ſo, daß ihre Bilder beinahe den Empfindungen gleichen. Sie hat einige Arten unter ſich, nemlich den Wiz, die Scharfſinnigkeit, die Dichtungskraft, und das Gedächtnis. Der Wiz zeigt uns die Uebereinſtimmung vergangener Vorſtellungen mit andern. Die Scharfſinnigkeit zeiget uns die Verſchiedenheit derſelben. Die Dichtungskraft verbindet mancherlei abgeſonderte Einbildungen zuſammen, und macht ein Ganzes daraus. Dieſe dreierlei Vorſtellungskräfte würken faſt beſtändig gemeinſchaftlich in der Seele zuſammen, und man kan ihre Vorſtellungen überhaupt unter dem Namen der Einbildungen begreifen. Ich will beweiſen, daß ſich dergleichen Einbildungen durch äuſſerliche Mittel beſtimmen und verändern laſſen. Man betrachte einmal einen Menſchen, der hypochondriſch iſt, wie wunderlich ſeine Einbildungskraft mit ihm Haus hält. Er bildet ſich die ſeltſamſten Dinge ein, als ob ſie ihm gegenwärtig wären, da ſie es doch nicht ſind. Folglich hat er eine ſehr verdorbene Scharfſinnigkeit. Er unterſcheidet zuweilen nicht einmal die Perſonen, die um ihn ſind, und ſieht einen vor den andern an. Alſo hat er einen ungebundenen Wiz. Er bauet Schlöſſer in die Luft, und erſchaft ſich falſche Bewegungsgründe zur Schwermuth. Folglich hat er eine verdorbene Dichtungskraft. Kurz, ſeine ganze Einbildungskraft iſt im höchſten Grade zerrüttet. Wie iſt hier zu hoffen, daß eine ſo confuſe Seele wieder zurecht gebracht werde? Hat wohl jemals ein Moraliſt, ein Seelenkenner, einen hypochondriſchen Menſchē zurecht gebracht? Niemals. Aber der Arzt iſt es, der ihm hilft. Hilft er ihm aber wol mit Demonſtrationen oder Sittenlehren? Keinesweges. Er rettet ihn durch Arzneien. Wie viele hundert Menſchen von dieſer Art werden nicht durch eine kleine Cur völlig wieder geheilet? Ein paar Aderlaſſen haben öfters die ganze Einbildungskraft eines Menſchen umgekehrt, und aus einem irrig denkenden wieder einen klugen Mann gemacht. Man weiſt, daß die Nachtwanderer, Phantaſten und Deliranten, welche insgeſamt an der Einbildungskraft Schaden leiden, durch chirurgiſche und mediciniſche Mittel wieder hergeſtellet werden, und der Einwurf, daß dieſes daher rührte, weil bei dergleichen Perſonen der Fehler der Einbildungskraft in dem Cörper ſeinen Grund hätte, kan meine Meinung mehr ſtärkē als ſchwächen. Denn vermöge des allergenaueſten Zuſammenhanges des Leibes und der Seele kan keine Unordnung in dieſer vorgehen, die nicht zugleich in dem Leibe ihren Grund haben ſolte. Folglich können ſie auch alle durch Arzeneien gehoben werden, wenn wir nur erſt, entweder durchs Glük, oder durch Schlüſſe, den wahren Siz des cörperlichen Fehlers, und das Mittel, ihn zu heben, gefunden haben.

Ich kan dieſe Materie noch nicht verlaſſen. Wenn man falſche Einbildungen durch Arzeneien vertreiben, und wahre an ihre Stelle bringen kan: ſo mus man auch allzulebhafte oder allzuſchwache Vorſtellungen von dieſer Art durch Arzeneien mäſigen oder verſtärken können. Es giebt niederſchlagende und mäſigende Arzneien, die dieſes würklich thun, wenn die Einbildungen zu lebhaft ſind; und es giebt wiederum geiſtreiche Mittel, die die Einbildungen lebhaft machen. Was vermögen hierinn nicht einige Gläſer Burgunder oder Champagner? Giebt es nicht Dichter, die eher nichts kluges aufſezen können, als bis ſie die Dichtungskraft durch Wein erheitert u. in Gang gebracht haben? Wollen ſie die allzugroſſe Lebhaftigkeit derſelben dämpfen; ſo flüchten ſie zum warmen Waſſer, und es iſt gewis, daß einige Taſſen Thee die Lebhaftigkeit der Einbildungen eben ſo ſtark beſänftigen, als einige Gläſer Burgunder ſie erhizen. Wenn in hizigen Krankheiten die Einbildungskraft ganz ausſchweift, und dergleichen Perſonen zu phantaſiren und zu deliriren anfangen; ſo lehret die Erfahrung, daß alle die Arzeneien, die die

Hize des Geblütes dämpfen, auch zugleich die Hize der Einbildung abkühlen. Daher kan ich die Verſicherung geben, daß die Citronenſäure, das Waſſer, der Salpeter u. dergleichen Arzneien, beſonders wenn ſie häufig genommen werden, die Lebhaftigkeit der Einbildungen mäſigen, und die Scharfſinnigkeit befördern, indem dergleichen Leute, ſo bald ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihre Empfindungen von ihren Einbildungen, mit denen ſie ſie zuvor verwechſelt, wieder unterſcheiden, welches ein Werk der Scharfſinnigkeit iſt. Ich will nicht ſagen, was die Luft und Himmelsgegend, nebſt der Lebensart, für einen gewaltigen Einflus in die Vorſtellungen der Einbildungskraft hat. Denn, man weis, daß ein Spaniſcher, Engliſcher, Teutſcher und Lapländiſcher Dichter in ihren Erdichtungen eben ſo ſehr, als ihrer Lebensart von einander abgehen. Alles dieſes aber ſind äuſſerliche Mittel, welche die Seele nicht eigentlich berühren, und gleichwol ihre Art zu denken verändern. Wenn man einen ſchönen Geiſt, ſo zu ſagen, bezaubern will, daß er nicht im Stande iſt, ein einziges Bon Mot in vier Stunden zu ſagen; ſo darf man ihm nur eine ſtarke Colik machen, oder eine auſſerordentliche Mahlzeit thun laſſen, und nichts darauf zu trinken geben. So bald die ſchwere Verdauung ihren Anfang nimmt, wird der ſchöne Geiſt ſizen, und den Mund aufſperren, ohne ein einziges kluges Wort ſagen zu können.

Das Gedächtnis beſteht in dem Vermögen, vergangene Vorſtellungen wieder zu erkennen. Am leichteſten geſchiehet dieſes durch die Hervorbringung geſellſchaftlicher Ideen, und durch die Munterkeit des Wizes. Daher iſt das Gedächtnis auf eben die Art zu ſtärken, wie man der Einbildungskraft überhaupt aufhilft. Ich will es alſo nicht auf die Art anfangen, wie die Quakſalber, die allerhand Hauptſtärkungen und heilloſe Künſte wiſſen, das Gedächtnis zu ſtärken. Sie beweiſen indeſſen doch etwas. Denn da ſie dem Verſtande Schaden thun, und die Leute viel eher tumm als klug machen, ſo erhellet vom neuen, wieviel Stärke die Arzeneien beſizen, auf das Gemüth zu würken. Soviel iſt überhaupt gewis, daß das Gedächtnis jederzeit deſto munterer iſt, je munterer die ganze Einbildungskraft iſt, und daher gilt von ihr, was oben geſagt worden.

Zu den Einbildungen gehören auch die Träume, ob ſie gleich öfters auch voller Vorherſehungen ſind. Dieſe beweiſen es am allerbeſten, wie gros unſere Macht ſey, durch den Leib in die Einbildungskraft zu würken. Das bloſſe Liegen auf dem Rüken, oder auf einer unrechten Seite, ein ſchlechtes Nachtlager, ein zu voller Magen, oder ein Rauſch verurſachen in unſerer Seele des Nachts eine ſolche Reihe von Erdichtungen, daß man ein ganzes Schlaraffenland erſchaffen kan. Die ganze Geſchichte vom Alpe iſt im Schlafe erſonnen, und vielleicht waren blos Blähungen oder dikes Blut die Schöpfer derſelben. Und da ſieht man, daß ſogar ein Clyſtier oder das Aderlaſſen eine Menge von Erdichtungen, die uns beſchwerlich fallen, ausrotten, und ein Stük Schinken, oder andere harte Speiſe, das Gemüth eines Menſchen die ganze Nacht durch mit närriſchen Zeuge beſchäftigen kan? Ich glaube, es ſind mehr Enthuſiaſten durch verſchloſſene Winde, als durch Verführung der böſen Geiſter in die Welt gekommen. Die Geſpenſterhiſtorien, und ſo viele thörichte Kinder einer verdorbenen Einbildungskraft, würden vielleicht nicht in der Welt ſeyn, wann es nicht Leute darinn gäbe, die ſich vor dem Aderlaſſen fürchten, die öfters harte Verſtopfungen, Bewegungen auf die güldene Ader, hypochondriſche und Mutterbeſchwerungen hätten. Wenn man die Leute von dergleichen Uebeln befreiet, ſo wird ihr Gemüthe gleich wieder zu ſich ſelbſt gebracht.

Ich gehe fort zu den Vorherſehungen künftiger Dinge, welche Kraft der Seele durch Arzneien ebenfalls verändert werden kan. Das Verderben dieſer Vorſtellungskraft äuſſert ſich beſonders bei ſchwermüthigen und hypochondriſchen Leuten, welche ganze Tage ſtille ſizen, und vermuthen können, was ihnen wohl widerfahren möchte. Es haben es viele ſo weit getrieben, daß ſie zu Propheten darüber geworden ſind, und heut zu Tage hat man gegen dieſe Leute keine Hochachtung mehr, weil man ſiehet, daß die neuen Propheten lauter halbverrükte Leute ſind, die ſonſt nichts nöthig haben, als etwa der Brunnencur. So iſt es. Bei einem ungeſunden, vollblütigen, windſüchtigen, hypochondriſchen, oder auch bei einigen hyſteriſchen Perſonen ſchlägt die Narrheit in die Einbildungskraft, und bei andern in die Vorherſehungskraft. In der Cur aber macht es keinen Unterſchied. Ein Prophet ſolte ſich eher umbringen, als durch Vorſtellungen überzeugen laſſen, daß er ein Narr wäre, der ſich betröge. Aber eine gute Purganz, eine ſtarke Leibesbewegung, und dergleichen überzeugt ihn.

Ueberhaupt lehrt die Erfahrung, daß alle Leute, die Fehler der Einbildungskraft und der Vorherſehungskraft haben, dem Leibe nach offenbar ungeſund ſind, und daß ihnen geholfen wird, wenn ſie die Lebensart verändern, und wieder zu ihrer Geſundheit gelangen. Das macht, die ſinnlichen Vorſtellungskräfte hängen noch allzugenau mit unſern Empfindungen zuſammen, welche leztere man bei nahe eingefleiſchte Vorſtellungen nennen könte. Nun will ich zu dem Verſtande und der Vernunft fortgehen, und beweiſen, daß auch dieſe durch Arzeneien gebeſſert werden können. Ich will aber hiermit nicht behaupten, daß man allen Menſchen werde Verſtand beibringen lernen, und daß man die Leute mit Gewalt werde klug zu machen wiſſen. Nein. Sind doch nicht alle Krankheiten des Leibes heilbar: wie ſolten es alle Mängel der Seelen ſeyn? Ein ſchon ausgewachſener Bukel läſt ſich nicht amputiren. Manche Unart der Seele kan nicht mehr ausgerottet werden. Manche Leibesſchwachheiten werden uns angebohren, und manche Seele komt ohne das Vermögen, jemals klug zu werden, auf die Welt. Mit ſolchen Leuten iſt freilich wenig anzufangen, ob man gleich noch nicht wiſſen kan, wie weit es vielleicht unſere Nachkommen in dieſer Kunſt treiben könten. Iſt es aber nicht auch ſchon genug, wenn ich beweiſe, daß ein aberwiziger Menſch durch Arzneimittel den völligen Gebrauch ſeiner Vernunft wieder erlangen, und ſo verſtändig gemacht werden kan, als er zuvor geweſen? Die gewöhnliche Methode, wie dieſes geſchiehet, iſt allen Aerzten bekant, und man kan tauſend Beiſpiele finden, da dieſe Cur ihren erwünſchten Fortgang gehabt hat. Es iſt aber noch eine neuere Methode vorhanden, die würdig iſt, daß man ein wenig umſtändlicher davon benachrichtige, und die beweiſet, wie ſchlecht wir bisher die Arzneien gekant haben, die in die thieriſche Bewegungen gleichſam unmittelbar würken. Herr Triewald hat in den Schriften der Königl. Schwediſchen Academie der Wiſſenſchaften drei Beiſpiele von völlig verrukten Perſonen angeführet, die er in vier Tagen mit einer einzigen Arznei völlig wieder zu ihrer Vernunft gebracht hat. Er citirt noch zwei Beiſpiele von eben der Arznei, aus den Philoſophicaltransactionen, und dieſe Beiſpiele haben berühmte Aerzte aufgemuntert, an ſolchen unglüklichen Perſonen eben dieſe Cur zu verſuchen, welches ihnen auch gelungen iſt. Dieſes Geheimnis will ich hier mittheilen, das Verſtand macht. Es iſt der Campher, wovon der Kranke jeden Tag ſechzehn Gran, klein geſchabt, in beliebiger Form einnimmt, und damit vier Tage hintereinander fortfährt. Der berühmte Doctor Krüger gab einer verrükten Frau ſechzehen Gran Campher in einer

Mandelmilch, und ſie ward ſehr unruhig darauf, bis einige Stunden vorbei waren, da ſie dann einige Stunden ſchlief, und nachdenklicher wurde. Als ſie den andern Tag die Arzenei wieder nehmen ſolte, ſo roch ſie daran, und ſagte: das iſt das Zeug, das mir in den Kopf ſchlägt; das macht mich verrükt und unſinnig. Gleichwol nahm ſie es gern, und war am fünften Tage früh wieder ſo verſtändig als jemals, und weinte über ihre Ausſchweifungen. Dieſe Reden der verrükten Perſon ſchienen ihm ſehr merkwürdig, weil ſie bewieſen, daß ſie in den Nerven oder dem Gehirn die Würkung des Camphers empfunden, welche nunmehr als eine ganz fürtrefliche Nervenarznei bekant iſt. Wenn man nun mehr ſolche Arzneien erfünde, die unmittelbar in die Gliedmaſſen der Vorſtellungen würkten; ſollte man nicht hoffen können, daß ſich der Verſtand noch würde im Löffel einnehmen laſſen? Inzwiſchen mus man den Muth nicht ſinken laſſen, und beſonders mus man nicht aufhören, mit den Arzneien, die ſehr ſubtile, würkſame und durchdringende Theile haben, Verſuche anzuſtellen, weil dieſe am geſchikteſten zu ſeyn ſcheinen, in die Nerven zu dringen, und die organiſchen Gliedmaſſen zu ihren Verrichtungen geſchikter zu machen.

Ich mus eilen, um von den Vorſtellungskräften der Seele zu den Begehrungskräften überzugehen, welche von dreierlei Art ſind. Denn wenn wir aus dunkler Erkäntnis begehren oder verabſcheuen: ſo iſt dieſes eine Würkung der natürlichen Triebe: geſchicht es aus heftigen verworrenen Vorſtellungen: ſo entſtehen Leidenſchaften; und wenn ſich die Begierden und Verabſcheuungen nach deutl. Erkäntnis richten: ſo entſtehen daraus Handlungen des Willens und der Freiheit. Von dieſen dreien Arten der Begehrungskräften mus ich über 8. Tage noch ein paar Worte ſagen.

Tauſend Menſchen haben einen natürlichen Abſcheu vor gewiſſen Sachen, die andern lieb, oder doch gleichgültig ſind. Man curiret dieſe Leute öfters durch den Leib, aber nie durch Beredſamkeit. Manche Perſonen haben einen Abſcheu vor gewiſſen Speiſen, den man ihnen abgewöhnen kan, wenn man die Urſache aus dem Wege räumet, die dieſen Abſcheu hervor bringet, und die jederzeit im Cörper ihren Grund hat. Nach manchen Krankheitē verfallen viele auf ſehr ſeltſame Begierden, und der taugliche Arzt iſt der einzige, der die Mittel weis, ſolche Begierden wieder in Ordnung zu bringen. Kurz, wider die natürlichen Begierden und Verabſcheuungen kan kein Seelenkenner hinlängliche Mittel vorſchlagen, weil ihm die Triebfedern derſelben eben ſo unbekant ſind, als dem Beſizer ſelbſt. Die einzige Hofnung, die noch übrig iſt, beruhet auf den Arzneimitteln, und es iſt bekant genug, daß man vermittelſt derſelben öfters Leuten von ſolcher Art geholfen hat.

Die Leidenſchaften ſind ein neuer und vortreflicher Beweis von der Gewalt der Arzneimittel über die Begierden der Seele. Schon David hat gewuſt, daß der Wein des Menſchen Herz erfreue, und Horaz hat ſich deſſelben zu bedienen gewuſt, die Sorgen zu vertreiben. Um deswillen ermahnet er den Quintilium Varum, vor allen andern Weinſtöke zu pflanzen, und ſagt:

> Siccis omnia nam dura Deus propoſuit, neque
> Mordaces aliter diffugiunt ſollicitudines.
> Quis poſt vina gravem malitiam aut pauperiem crepat?
> Quis non te potius, Bacche pater, teque decens Venus?

Was hat nicht eine Muſik vor Gewalt über die Leidenſchaften, und wie laſſen ſie ſich nicht verſtärken und aufs höchſte treiben,

ben, wenn man die Hize des Geblüts zu vermehren im Stande iſt? Ein Zorniger wird völlig raſend, wenn er zugleich berauſchet wird; ein Verliebter komt gar auſſer ſich, und ein Vergnügter wird ganz ausgelaſſen. Eben ſo zuverläſſige Mittel giebt es, die aufgebrachten Leidenſchaften zu beſänftigen. Die Aerzte wiſſen, wie ſie Perſonen wieder herſtellen ſollen, die eine ausſchweifende Wolluſt und Geilheit beſizen. Sie laſſen ihnen zur Ader, ſie geben ihnen zu purgiren ein, ſie laſſen ihnen Salpeterwaſſer trinken, und demüthigen ſie mit harten Arbeiten.

Quis non malarum, quas amor curas habet,
Hæc inter obliviſcitur!

Man hat eine Menge Beiſpiele von Leuten, die für Freude geſtorben ſind. Solchen Leuten kan kein Redner helfen. Sie müſſen ſterben, wenn ſie nicht etwa ein Arzt oder Wundarzt ſchleunig errettet. Bei melancholiſchen Leuten haben die traurigen Leidenſchaften beſtändig die Oberhand. Man findet in allen mediciniſchen Lehrbüchern Methoden, ſolche Leute wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, und es geſchicht öfters blos durch mediciniſche und chirurgiſche Mittel vollkommen glüklich. Die Tollheit iſt eine Fertigkeit des Gemüths zu zürnen. Dieſe entſezliche Krankheit hat noch keine andere Hülfsmittel, als die die Arzneikunſt darbietet, und es werden alle Tage tolle Leute von Aerzten glüklich geheilet. Wenn die Soldaten in die Schlacht gehen ſollen, ſo iſt es nicht die Rede des Feldpredigers, ſondern der Brandewein, die Muſik und der Rauſch, der ihnen Muth und Tapferkeit verleihet.

Wenn ich nöthig hätte, die Fabeln des Alterthums zu Hülfe zu nehmen: ſo würde ich ihnen von vielen Giften etwas erzehlen, die die Leidenſchaften erregen und unterhalten ſollen; ich würde von den Liebestränken weitläuftig reden, und nichts von den Geheimniſſen verſchweigen, deren ſich in Italien die Liebhaber bedienen ſollen, ihre Geliebten zu allem fähig zu machen, was ſie leiden ſollen. Allein, ich will von ſo ungewiſſen Dingen lieber nichts ſagen; auch das Maslach der Türken, deſſen ſie ſich bedienen ſollen, wann ſie auf eine recht ausſchweifende Art luſtig ſeyn wollen, will ich nicht einmal erwähnen, damit es nicht ſcheinet, als ob ich meine Meinung auf ungewiſſe Erzählungen bauen wolte. Inzwiſchen aber iſt doch ſo viel einzuräumen, daß es Aphrodiſiaca in der Welt gebe; daß dieſe Mittel den Affect, den ſie erregen können, gewis und untrüglich erregen; daß es Gegenmittel dagegen gebe, deren Würkungen eben ſo gewis ſind; daß es möglich ſey, Leute durch eine dazu eingerichtete Lebensordnung nicht allein ſchwermüthig, ſondern auch völlig melancholiſch, und endlich zu würklichen Schwärmern zu machen; daß ſich die Leidenſchaften nach der Beſchaffenheit des Geblüts und deſſen Umlaufe richten, welche durch Arzeneien verändert werden können; daß Brechmittel Abſcheu und Ekel erregen, die Zeitlebens in dem Gemüthe eines Menſchen wider gewiſſe Sachen haften und fortdauern kan; daß Lachen und Weinen durch allerhand Mittel, ſogar wider Willen eines Menſchen, erreget werden können; daß ſo gar die Würmer und Winde in den Gedärmen die Schwermuth, Melancholei u. Kleinmüthigkeit anhaltend machen, und die Arzneien dawider dieſe eingewurzelte Gemüthsbeſchaffenheit wieder ausrotten können; tauſend anderer Beweiſe zu geſchweigen, die ich hier der Kürze wegen mit Fleis übergehe.

Wenn man über das alles noch bedenket, daß die Leidenſchaften auf den ſinnlichen Vorſtellungen des Gemüths, beſonders den Einbildungen und Vorherſehungen beruhen, die man, wie ich anfänglich gezeigt habe, durch Arzneien ebenfalls hervorbringen, unterhalten und verändern kan; ſo iſt gar kein Zweifel, daß nicht ein geſchikter Arzt die Leidenſchaften der Menſchen ungemein ſtark in ſeiner Gewalt haben könne. Gleichwie aber von den ſinnlichen Vorſtellungen die Leidenſchaften entſtehen: ſo entſtehen die Begierden und Verabſcheuungen des Willens und der Freiheit von den Vorſtellungen des Verſtandes und der Vernunft. Da ich nun oben gezeigt habe, daß auch der Verſtand und die Vernunft durch Arzeneien gebeſſert werden können; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß die Arzeneien auch ſo gar in den Willen und die freien Entſchlieſſungen eines Menſchen einen Einfluß haben. Es iſt freilich mit der Kunſt noch nicht ſo weit gekommen, daß man einen Sünder mit Arzneien ſolte tugendhaft machen können. Allein, was mit dem Verſtande möglich geweſen iſt, das läſſet ſich auch noch vielmehr von dem Willen hoffen, da der Verſtand die Bewegungsgründe erzeuget, welche die Triebfedern des Willens ſind. Man weis ferner, daß wir nie reine verſtändige Begierden und Verabſcheuungen beſizen, ſondern daß jederzeit die ſinnlichen Begierden, nemlich die natürlichen Triebe und Leidenſchaften damit vermiſchet ſind. Da nun ein Arzt die Triebe und Leidenſchaften mit Arzneien und einer geſchikten Lebensordnung ganz ungemein befördern und unterdrüken kan; ſo hat er hierdurch ſchon die Hälfte des Willens und der Freiheit in ſeiner Gewalt. Ich weis wohl, daß man ſagen wird, man habe noch kein Beiſpiel, daß ein Laſter mit einem Pulver ſey ausgerottet worden. Allein, es braucht auch nicht eine einzelne Arznei ſolche groſſe Dinge zu thun. Wird man mir nicht zugeſtehen, daß ſich die Maximen eines Menſchen nach hundert äuſſerlichen Umſtänden richten? davon Günther die vornehmſten anführet:

Geſellſchaft, Lehrer, Geld, Patronen,
Land, Auferziehung, Leib und Zeit
Macht, warlich! unter den Perſonen
Und ihrer Luſt viel Unterſcheid.

Die Himmelsgegend, die Auferziehung, die Leibesbeſchaffenheit, und die Witterungen ſind Sachen, die ein Arzt nach den verſchiednen Bedürfniſſen der menſchlichen Natur beſtimmen und anweiſen mus. Auf dieſe Weiſe ſtehet es in ſeiner Gewalt, die Maximen eines Menſchen zu verändern. Ich will einige Beiſpiele anführen. Da man in der Trunkenheit alle Sachen mit einer gewiſſen Leichtſinnigkeit betrachtet, die der Tugend nachtheilig ſeyn kan; ſo wird ein Säufer und Trunkenbold gewiſe Laſter begehen, die blos von dieſer ſeiner Lebensart ihren Urſprung nehmen. Der Arzt verſteht die Kunſt, einem Menſchen das Saufen abzugewöhnen, und mit der Verſtopfung dieſer Quelle reiniget er die Seele des Trunkenbolds von allen bisher daraus hervorgequollenen Laſtern. Ein Enthuſiaſt und Schwärmer hat eine ganz andere Sittenlehre, als ein kluger Menſch, und man weis, wie unglüklich ein Staat ſeyn würde, worinn dergleichen Leute die Oberhand hätten. Ich habe aber oben bewieſen, daß man einen Enthuſiaſten durch Arzneien wieder klug machen kan. Folglich können auch ſeine Laſter auf dieſe Weiſe ausgerottet werden. Die elenden Leute, welche die Welt mit ſo naſſen Augen anſehen, daß ſie nichts als Jammer und Noth darinn finden, und ſich alle Luſt derſelben verſagen, ſind aus einer allzuſtrengen Tugend ihre eigene Henker. Wer kan aber zweifeln, daß ſich ihr Wille beſſern würde, wenn ſie auf gehörige Weiſe geſund gemacht würden? Die Schwermuth macht träge; die Trägheit iſt die Mutter der Armuth, und dieſe macht Diebe. Solte es alſo nicht möglich ſeyn, einen Dieb von dieſer Art, durch Arzneien zu bekehren, indem man ihm die Schwermuth und Kleinmüthigkeit benähme, me, die jederzeit einen groſſen Grund in der Leibesbeſchaffenheit haben? Die Buhlerei und alle daraus entſpringende laſterhafte Maximen laſſen ſich durch die Unterdrükung der Wolluſt heben, und hierzu iſt ein Arzt allerdings vermögend. Hieraus ſieht man alſo wohl, daß es nicht ſo gar ungereimt ſeyn, den Willen eines Menſchen durch Arzneien zu beſſern, und obgleich die Arzneien allein nicht immer zureichend ſeyn möchten; ſo weis man doch auch, daß die Predigten, Strafen und Sittenlehren meiſtens viel unzureichender ſind. Man laſſe ſich alſo beide Künſte untereinander zu einerlei Abſicht verbinden. Man unterſtüze den Sittenlehrer in ſeinen Bemühungen mit Arzneien, und die Arzneimittel mit Sittenlehren. Ich weis gewis, daß die Abſicht auf dieſe Weiſe in hundert Fällen erreicht werden wird, wo ſie auf eine andere Art nimmermehr erreicht werden kan.

Ich habe nunmehr bewieſen, daß alle Vorſtellungs- und Begehrungskräfte der Seele durch Arzneimittel erregt, vermehrt, geſchwächt und unterdrukt werden können. Einige von ihnen ſtehen mehr in der Gewalt des Arztes, als die andern; allein, keine einzige iſt ihm ganz unerreichbar, und die meiſten kan er gewaltiger zwingen, als Unterricht und Sittenlehre jemals zu thun vermögend ſeyn würden. Es iſt wahr, es mangelt uns noch an Arzneien, die gewiſſermaſſen Specifica wider die Mängel der Seele genennet werden könten. Inzwiſchen haben die Aerzte doch ſchon eine ziemliche Menge derſelben, und es könten deren vielleicht noch viele erfunden werden, wenn man nur erſt entſchloſſen wäre, dieſen Gedanken v. den Seelencuren durch Arzneien eifriger nachzuſpühren, und allerhand unſchädliche Verſuche an Leuten anzuſtellen, die in ihrer Art zu denken oder zu begehren einen merklichen und unſtreitigen Mangel haben. So iſt es mit dem Campher ergangen; ſo hat man es mit dem Ambra verſucht; ſo iſt das Bibergeil in der hyſteriſchen Melancholie erfunden worden; ſo hat man mit Eſſig, mit Waſſer u. ſtarkriechenden Sachen bei Ohnmächtigen das Bewuſtſeyn wieder zurük zu rufen gelernt; ſo hat man mit Narcotiſchen Mitteln die Lebhaftigkeit der Empfindungen beſänftiget, die Klarheit der Vorſtellungen verdunkelt, das Bewuſtſeyn vertrieben, und den ſanften Schlummer hervorgebracht, worinn die Seele neue Nahrung ſchöpfet, und den man ihre Mahlzeit nennen könte. Ich übergehe tauſend Beiſpiele, die uns zur weitern Nachforſchung reizen, und berufe mich auf das, was ich im Referendario pag. 342. des 6ten Theils weiters geſagt habe, in der Beſchreibung der neueſten Methode, kranke Seelen zu heilen.

Erſt neu erfundenes bequemes Mittel zu Vertilgung der Ameiſen.

Man mache eine nöthige Anzahl Duten von etwas feſtem Papier, ſchmiere in ſelbigen zu unterſt inwendig etwas Honig, ſtelle und hefte dieſelben aller bequemen Orten in den Bäumen an. Der Geruch des Honigs loket die Ameiſen in erſtaunlicher Menge herbei, wovon einige als Schildwachen am Rande bleiben, und auf die von auſſen befürchtende Gefährlichkeiten Wache zu halten ſcheinen, auch bei der geringſten Bemerkung oder Erſchütterung die übrigen, welche bis dahin ganz geruhig unten in der Dute es ſich wohl ſchmeken laſſen, allarmiren. So bald man bemerket, daß eine anſehnliche Anzahl in den Duten ſich verſammlet habe, drüket und krempet man ſolche oben zuſammen, wirft ſolche ins Feuer, und erſezet deren Abgang durch Hinſtellung einer neuen Dute. Es iſt unglaublich, welche ungeheure Menge Ameiſen man in wenigen Tagen, und bei gar geringer Aufmerkung fangen könne, bis ſolche gänzlich vertilget ſind.

Einen felſenharten Mauerkalk zu machen.

Wenn ein Kalk in den Mauren feſt ſizen, und nicht vom Regen, Wind und Wetter abfallen ſolle: ſo nimmt man eine Quantität Rus aus den Kaminen oder Schornſteigen, und thut ſolchen in ein gros Fas, gieſſet ſo viel Waſſer darauf, als nöthig, und läſſet es einige Tage ſtehen; Es mus aber öfters umgerühret werden; nachgehends wird der Kalk zur Bereitung damit angenezt, und gebrauchet. Dieſes hält ſo feſt zuſammen, wie ein Felſen, und wird je länger je härter.

Unterſuchung, wie man das Laſter der Völlerei mit Arzneimitteln heben könne?

Ich kan mich nicht beſinnen, und es liegt auch nichts daran, welcher alte Weltweiſe geſagt hat, man ſolte, wenn man zornig wäre, vor den Spiegel treten, und mit aller Gewalt ſein Geſicht in freundliche Minen legen, ſo würde der Zorn den Augenblik vorbei gehen. Dieſer gute Mann hat aber vergeſſen, uns ein Mittel zu ſagen, wie man ſich mitten im Zorne entſchlieſſen könne, ſo einen luſtigen Streich mit ſich vorzunehmen, und daher wird ſein Vorſchlag allen denen unnüz, die ihn in Ausübung bringen ſollen. Ich würde einen eben ſo unbrauchbaren Rath ertheilen, wenn ich den Trunkenbolden vorſchlagen wolte, daß ſie bedenken ſollten, wie niedrig, wie verächtlich, wie viehiſch ſie ausſehen, wenn ſie betrunken ſind. Es iſt ſolchen Leuten gar nicht darum zu thun, wie ſie ausſehen; ſie wollen trinken; ſie wollen einen Rauſch haben, und wenn ſie gleich dabei zu Affen werden ſollten. Was die Vermahnungen betrift, ſo iſt es freilich von je her damit eine ganz gute Sache geweſen. Man lernt daraus, wie der Character eines Trunkenboldes in den Augen der Vernunft ausſiehet, das iſt, in ſolchen Augen, die kein Trunkenbold für ſeine Schiedsrichter erkennet. Es gehört zu den Trieben, gern zu trinken, das iſt, dieſe Neigung gehört für keinen Richterſtuhl, der die Handlungen nach deutlichen Bewegungsgründen beurtheilet; wenigſtens richtet ſie ſich nicht nach denſelben. Man ſieht öfters Betrunkene, die ſich ſo gar aus der Schrift vermahnen, und davon immer einer zum andern ſagt: Schäme dich, Bruder, du biſt betrunken, wie ein Vieh. Alſo ſehen dieſe Leute wol ein, daß ſie laſterhaft ſind: allein, ſie wiſſen es nicht anzufangen, um von ſolchem Laſter abzuſtehen. Sie wollen es auch nicht gern wiſſen. Denn es geht ihnen, wie den Gottloſen, die nicht gern vom Tode wieder aufſtehen wollen, weil ſie ihre Rechnung dabei nicht finden. Da ihnen nun ihr Laſter wohl gefällt, ſo kan es nicht fehlen; der Wiz mus bald Entſchuldigungen erfinden, um es zu beſchönigen: und der Vernunft ein x für ein u vorzumachen. Was ſoll man wider ſolche ſchöne Argumente wol einwenden? Iſt es nicht beſſer, daß man darüber lacht, als daß man über den wollüſtigen Heiden ſeufzet? Man halte ihn für ein Kind, das Ausflüchte macht, die nicht beantwortet zu werden verdienen, ob ſie gleich falſch ſind. Man ſehe die Völlerei als eine Kinderkrankheit an, die man heilen mus, ohne daß der Kranke etwas davon zu wiſſen braucht, und man verlange nicht von ihm, daß er ſelbſt weiter etwas zu ſeiner Beſſerung beitragen ſoll, als daß er nur einnimt. Ein Trunkenbold, der ſich ſelbſt beſſern will, fällt jederzeit auf verkehrte Anſchläge. Er ſoll den Wein meiden, und trinkt Brandtewein. Er ſoll nicht aus Uebermuth trinken, und er betrinkt ſich, um den Magen zu ſtärken.

> In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Es fragt ſich alſo, wie man einen Trunkenbold durch phyſiſche Mittel von ſeinem

Laſter abgewöhnen ſoll? Das kürzeſte und alſo das beſte Mittel wäre wol freilich, ihm nicht mehr zu trinken zu geben, als er vertragen kan. Allein, es ſtehen hier zwei Hinderniſſe im Wege. Denn fürs erſte iſt es eben ſo ſchwer, einen Liebhaber des Trunks, als eine mannſüchtige Jungfer zu bewachen. Dieſe Leute wiſſen Mittel, zu ihren Abſichten zu gelangen, die allen Wiz lähmen, aller Klugheit ſpotten, und alle Tyrannei überwältigen. Fürs andere werden ſolche Leute, die einmal ſtark an den Trunk gewöhnt ſind, würklich ungeſund, wenn ſie ihn laſſen müſſen. Daher bleiben ſie lieber bei der Regel der Salernitaniſchen Schule:

Si nocturna tibi noceat potatio vini,
Hoc tu mane bibas iterum, & fuerit medicina.

Wenn man alſo ja Gelegenheit haben ſolte, einem ſolchen Unglüklichen den Wein Bier oder Branden ein, auch wider ſeinen Willen, zu entziehen; ſo müſte man doch zugleich darauf bedacht ſeyn, wie man alsdann denſelben durch Arzneien wider die übeln Zufälle ſchüzen könnte, die die unterbrochene Gewohnheit bei ihm zurük läſt. Dieſes iſt alſo ein Hauptſtük in der mediciniſchen Cur eines ſolchen Laſters. Es iſt aber nicht das erſte, was man vorzunehmen hat. Denn weil ſich ein Trunkenbold eben ſo ungern von den ſtarken Getränken, als ein Säugling von der Bruſt der Amme abgewöhnet; ſo mus man zuerſt auf Mittel denken, wie man ihn zwingen kan, das viele Trinken zu unterlaſſen. Wenn er ſo weit gebracht iſt, ſo kan man erſt daran arbeiten, ihm ſeinen edlern Zuſtand erträglich zu machen, damit er nicht klagen darf, daß er ein Märtyrer der Nüchternheit, und ein Schlachtopfer der Tugend habe werden müſſen. Dieſe beiden Hauptregeln ſind es, wovon ich hier einige Erläuterungen zu geben gedenke.

Unter den Leuten, die ſich oft betrinken, ſind einige, die es gern laſſen wollten, aber nicht können. Schwache Seelen, die von ihren wilden Trieben unaufhörlich geprellt werden. Dieſes ſind die eigentlichen Candidaten für die Methode, die ich vorſchlagen werde. Hingegen giebt es andere, die das Saufen nicht laſſen wollen, und die auch ſogar alle Verſuche, ſich daſſelbe abzugewöhnen, verabſcheuen und verwerfen. Dieſer niedrigſte boshafte Pöbel verdient kaum die Bemühung eines rechtſchaffenen Mannes. Er will zur Tugend geprügelt ſeyn, und verdient keinen andern Sittenlehrer, als den Zuchtmeiſter. Es iſt kein Mangel der Kunſt zu nennen, daß man ſolche Leute nicht kuriren kan. Sie wollen nicht kurirt ſeyn, und ſagen das im rechten Ernſte von ſich, was Horaz im Scherze an Albium Tibullum ſchrieb:

Me pinguem, & nitidum bene curata cute viſes,
Quum ridere voles Epicuri de grege porcum. *L. I. Ep. 4.*

Wer aber gern von einem Laſter befreiet ſeyn wolte, das ſeinem Fleiſche ſo wohl gefällt, und das er nicht verlaſſen kan, ohne ſich weh zu thun, der verdient, daß man ihm die Mühe erleichtere. Wir wollen ſehen, wie dieſes am füglichſten geſchehen könne.

Ein Trunkenbold kommt jederzeit nach und nach zu ſeinem Laſter. Der gute Geſchmak und die luſtige Würkung der hizigen Getränke verleitet ihn am erſten zu dem Genuſſe derſelben, bis er ſich einige mal darin berauſcht hat. So bald der Rauſch ausgeſchlafen iſt, ſo fühlt er, daß ſein Magen verdorben, die Munterkeit verſchwunden, die Glieder matt und der Kopf ſchwer ſind. Er eilt alſo zu dem geſtrigen Hülfsmittel, und trinkt wieder. So wird es ihm nach und nach zur Nothwendigkeit, ſich zu betrinken, weil der Magen immer ſchlechter wird, und alle üble Folgen des Saufens täglich zunehmen. Man kan alſo eben nicht ſagen, daß ein Trunkenbold, der in ſeiner Kunſt ſchon Meiſter geworden iſt, blos aus Ueppigkeit oder aus Uebermuth tränke. Nein. Er weis ſonſt kein anderes Mittel, als Trinken, um heute Vormittage eben ſo aufgeräumt zu ſeyn, und ſich, der Empfindung nach, eben ſo wohl zu befinden, als geſtern Abend. Wäre dieſes, ſo würden wenige ſeyn, die nicht das Saufen freiwillig laſſen ſolten, nachdem ſie geſehen hätten, wie vielen Schaden ſie ſich damit zuziehen. Daher glaube ich nicht, daß ein Arzt auf dem rechten Wege ſey, wenn er in der Cur dieſes Uebels auf weiter nichts achtet, als wie er dem Trinker einen Ekel vor ſeinem Nektar beibringen will. Vielmehr macht er ihn dadurch noch unglüklicher. Denn entweder unterläſt alsdann der Trunkenbold das Trinken, und ſo wird er elend und krank; oder er überwindet den Ekel, und trinkt künftig zu Stillung ſeiner Beſchwerlichkeiten dasjenige mit Widerwillen, als eine Arznei, was er ſonſt mit Vergnügen genos. Weil er alſo dennoch bei ſeinem Laſter bleibt, ſo ſehe ich nicht, warum man ihm daſſelbe ohne Noth und Nuzen beſchwerlicher machen will. Man mus alſo die Cur eines ſolchen Menſchen ſo einrichten, daß man ihm nicht allein einen Ekel wider ſein Getränk beibringt, ſondern ihn auch zugleich in den Stand ſezet, den Verluſt deſſelben ertragen zu können, und hierin verſehen es wol die meiſten, das ſie das erſte allein thun, und das andere unterlaſſen. Wir wollen beides mit einander verknüpfen.

Eine ſeltſame Scharfſinnigkeit hat gewiſſe Leute verleitet, den Trinkern ihre Getränk mit ſolchen Sachen ekelhaft zu machen, die etwa den Augen ekelhaft ſcheinen, oder die gar eine ſympathetiſche Kraft haben ſollen. Man nimmt einen Ahl, eine Eydechſe, einen Landfroſch, und läſt ihn im Wein oder Brandtewein ſterben. Bei einem ſolchen Getränke mus der Trunkenbold trinken, und vielleicht würde er dieſes nicht ohne Ekel thun können, wenn er nur etwas davon wüſte. Weil er aber alsdann nicht davon trinken würde, ſo mus dieſe Kunſt ohne ſein Wiſſen vorgenommen werden, und wie iſt es alſo wol möglich, daß man ſeinen Zwek dadurch an ihm erreichen könnte? daher ſieht man auch ſelten eine erhebliche Würkung von dieſen Mitteln, wo nicht etwa der Trunkenbold aus einigen Umſtänden Verdacht ſchöpfen kan, daß man ihm was ekelhaftes ins Getränk gethan habe. Eben ſo geht es mit den Eyern der Nachteulen und andern ſolchen lächerlichen Mitteln, die ich ohne Nuzen erzählen würde.

Die Erfahrung lehret, daß man ein Getränk eine Zeitlang verabſcheue, wovon man ſo viel zu ſich genommen hat, daß man ſich ſtark darnach erbrochen hat. Man kan alſo durch die Kunſt einen Ekel erregen, wenn man das Getränk, welches ein Trunkenbold zu häufig genieſſet, zu einem Brechmittel macht, und ihm auf dieſe Art ſein Vergnügen ſtöhret. Hierzu kan das Vitrum antimonii, oder der Crocus metallorum und andere Sachen dienen, über welchen der Wein oder das Bier eine Nacht ſtehen mus, ehe es getrunken wird. Der Trinker, der ihn alsdann genieſet, mus ſich darauf deſto ſtärker erbrechen, nachdem man das Getränk ſtark mit den würkenden Theilen des Brechmittels angefüllt hat, und es wiederfährt ihm alsdann, was Rechtens iſt.

Culpam pœna premit comes.

Dieſes iſt eins der beſten Mittel, den Säufern ihre Ausſchweifung verhaſt zu machen, ob es gleich allein keine beſtändige Würkung thun kan, wofern man nicht die Geſundheit des Kranken wieder herſtellet. Wenn man billige Leute vor ſich hat, die ſelbſt geneigt ſind, ſich von dem Saufen abzugewöhnen, ſo können ſie ſich dieſen Vorſaz dadurch ungemein erleichtern, daß ſie nach und nach nur immer etwas von der ihnen gewöhnlichen Menge des Getränks abziehen, und ſich übrigens mit einer guten Lebensordnung helfen, wobei ſie die Beſchwerlichkeiten von der Entwöhnung wenig fühlen können.

Weil auf dieſes lezte bei Leuten, die das Saufen gern laſſen wollten, wenn ſie nur könnten, faſt alles ankommt; ſo wollen wir uns dabei beſonders aufhalten, zumal da bei ſolchen auch ſchon das Brechmittel überflüſſig iſt. Man braucht es indeſſen nicht ganz bei Seite zu ſezen: denn man weis wol, wie gefährlich der Streit des Fleiſches wider den Geiſt, gemeiniglich für den lezten ablaufe, daher man mit einer ſolchen Demüthigung des Fleiſches vorläufig viel Gutes ausrichten kan. Zu eben dem Zweke dienen auch verſchiedene Purganzen, beſonders aus Rhebarber, Caſſien, Scannoneum, dem Turbith, Epithymo, u. a. Dieſe müſſen ſein oft wiederholet, und dabei täglich die Gläſer Wein oder Brandewein in etwas verringert werden. Auf dieſe Weiſe ſoll es nicht leicht fehlen, daß man nicht jemanden einen Ekel vor dem gewöhnlichen Getränke, oder doch wenigſtens eine Gleichgültigkeit dagegen zuwege bringen ſollte.

So wie die Grade der Trunkenheit verſchieden ſind, ſo ſind es auch die übeln Folgen, die davon entſpringen, und die Liebhaber nöthigen, eine Gewohnheit aus dem Trinken zu machen. Ein öfterer Rauſch ſchwächt und verdirbt die Nerven und das Gehirn, welches man daraus beweiſen kan, weil die Säufer gar bald dum̃ und einfältig, wie die Kinder, werden; weil ſie ſich von Sinnen ſaufen; weil ſie der Muskeln zu den willkührlichen Bewegungen nicht mehr mächtig ſind; weil ſie mit der Zeit Schlag- und Lähmflüſſe davon tragen; weil ihre feſten Theile dergeſtalt entkräftet werden, daß ſie zittern, ſchwellen, unempfindlich, ſteif und unbiegſam werden, welches alles unmöglich geſchehen könnte, wenn nicht die Nerven und das Gehirn bei Trunkenbolden ihre natürliche Stärke, und Beſchaffenheit verlöhren. Hiervon rührt es hauptſächlich her, daß das Saufen den Magen verdirbt, und daß ein Held im Trinken ein Mönch im Eſſen iſt. Die Nerven des Magens werden davon am geſchwindeſten verdorben; und wie iſt es alsdann wol möglich, daß die Verdauung der Speiſen gut von ſtatten gehen könnte? Man kan alſo hieraus urtheilen, wie ſchlecht ſich die Weintrinker rathen, wenn ſie zur Stärkung des Magens, den Morgen nach einem Rauſche Brandewein, oder gleich nüchtern wieder Wein trinken. Denn ob ihnen gleich hierdurch die erſte Empfindung der Ueblichkeit vergeht; ſo iſt dieſes doch nur eine Tünche über eine loſe Wand, womit es keinen Beſtand hat. Auf dieſe Art kan man auch unmöglich von der Völlerei abkommen, und daher mus man ganz andere Mittel ergreifen, wenn man vernünftig verfahren will. Die Kopfſchmerzen, welche nach dem Rauſche zu erfolgen pflegen, nachdem man ausgeſchlafen hat, rühren theils von der Zerrüttung des Gehirns, die von dem Triebe des Bluts in der Trunkenheit herrühret, theils auch von dem verdorbenen Magen her, und aus dieſen Gründen laſſen ſich überhaupt alle Folgen der Völlerei begreiflich machen. Wer alſo das unmäſſige Trinken auf eine ſolche Art aus der Gewohnheit bringen will, daß er doch davon nicht allzu viele Beſchwerlichkeiten auszuſtehen hat, der mus vornehmlich dahin ſehen, daß der Magen bald wieder gereiniget und geſtärkt, die geſchwächten und allzuſehr angegriffenen Nerven wieder hergeſtellt, und das Geblüt zur Ruhe gebracht, und von dem Haupte abgeleitet werde.

Die Cur des Magens iſt das erſte, worauf es ankomt, wenn man ſich Tags vorher berauſcht hat. Ich weis, was für unerträgliche Beſchwerlichkeiten daher zu entſtehen pflegen, und erinnere mich verſchiedener elender Säufer mit Abſcheu u. Erbarmen, die, ſo bald ſie des Morgens erwachen, vor unbeſchreiblicher Ueblichkeit, heftigen Herzdrüken, und beſtändigen Bemühungen zum Erbrechen weder aus noch ein wiſſen, und in der entſezlichſten Herzensangſt kaum den Augenblik erwarten können, bis ſie von neuen halb berauſcht ſind, da es ſich dann einigermaſſen mit ihnen beſſert. Man mus alſo zu allererſt dahin ſehen, daß man dieſe Verdrieslichkeiten hebe, wenn man verlangt, daß der Elende nicht den andern Tag wieder trinken ſoll. Einige Trunkenbolde wiſſen hierzu ein gutes Mittel, um wenigſtens den Vormittag ohne Uebligkeit hinzubringen. Sie laſſen ſich gleich frühe eine gute Schaale voll dünner Habergrüzbrühe bringen, die ſie ganz warm austrinken, ohne weder Thee noch Caffee zu ſich zu nehmen. Sie misbrauchen aber dieſes ſonſt gute Mittel darzu, daß ſie darauf deſtomehr wieder trinken können, ohne leicht berauſcht zu werden. Ein Trank aus geraſpelten Hirſchhorne, Althäen. und Scorzonerwurzel mit etwas ſüſſem Holze kan ebenfalls dazu dienen, die erſten Anfälle der Ueblichkeit abzuhalten. Dünne Hüner- oder Kalbfleiſchbrühen mit Peterſilien, Paſtinacwurzeln, Kerbel u. d. g. ſind auch nicht zu verachten. Nur der Thee und Caffee, beſonders mit Milch, mus des Morgens bei dergleichen Leuten wegbleiben. Alle dieſe Sachen hindern die Ueblichkeit, aber ſie ſtärken den Magen noch nicht. Will man dieſen wieder herſtellen; ſo kan man nicht beſſer thun, als daß man allerhand bittere balſamiſche Extracte, z. E. von Cardobenedicten, Wermuth, Löffelkraut, dem ſchwarzen Elleborus, der Fumaria, u. ſ. w. in einem guten alten weiſſen Weine auflöſet, und davon einen guten Löffelvoll des Morgens einnimmt, worauf die Habergrüz oder Hüner- oder Kalbfleiſchbrühe als ein Vehiculum getrunken werden kan. Will man es kürzer haben, ſo kan man das Hofmanniſche Viſceralelexier, oder eine in Wein gemachte Solution der Becheriſchen Pillen zu dieſem Zweke nüzlich gebrauchen, und ich weis aus geſehenen Erfahrungen, daß ſich auf dieſe Weiſe die ſtärkſten Trinker den andern Tag recht wohl befunden haben. Sonſt lieſſe ſich auch zu dieſem Zweke eine Solution des Rhebarberextracts in dem Liquore terræ foliatæ Tartari gebrauchen. Vielen iſt es zuträglich, des Morgens eine leicht gewürzte Weinſuppe oder Wermuthwein, und dergleichen bittere Stärkungen des Magens zu genieſſen. Andere ſpeiſen mit guter Würkung ein paar weiche Eyer mit Zimmet und Muſcatennus. Andere nehmen das vitrioliſche Magenelixier mit Zimmetwaſſer ohne Brandwein zubereitet. Andere ſpeiſen gleich frühe ein fettes Butterbrod; und noch andere nehmen einige Doſen von einer Pommeranzen- oder Citroneneſſenz, und was dergleichen Magenſtärkende Sachen mehr ſind. Alle dieſe Sachen können den Trunkenbolden zur Abwechſelung gegeben werden, nachdem ſie ſich den Tag vorher berauſchet haben. Allein, ſie verlieren bald ihre gute Würkung, wen̄ man es alle Tage wieder da anfängt, wo man es den vorigen gelaſſen. Man mus alſo auf alle mögliche Weiſe verhüten, daß ſich ein ſolcher Säufer nicht allzubald wieder berauſche, und unterdeſſen mus man mit Reinigung und Stärkung des Magens im̄er fortfahren. Man kan in der erſten Abſicht mit dem Gebrauche der bittern Extracte, wovon ich oben geredet habe, und welche den Magen ſtärken, den Gebrauch der Digeſtivſalze und abſorbrender Mittel verbinden, ſo daß man z. E. täglich einigemal ein Pulver aus vitrioliſchen Weinſtein, oder ſonſt einem Mittelſalze, mit präparirten Schnekenſchalen, Krebsaugen, u. d. g. wie auch mit etwas Muſcatnus, oder Zimmet- oder Caſcarillrinde vermiſcht, mit Waſſer, Morgens oder Abends aber einen Löffelvoll von der Solution der obigen Extracte mit Weine einnimmt. Wenn man dieſes eine Zeitlang fortſezet, ſo wird ſich der Leib ordentlich öfnen, der Magen und die Gedärme werden rein, und bekommen ihre natürliche Stärke wieder, und der Appetit zum Speiſen vermehret ſich. Es komt alſo alsdann nur darauf an, daß man die Völlerei eine kurze Zeitlang vermeide, alle Tage etwas weniger von einem guten Weine genieſſe, und die Doſen des ſtarken Getränkes vermindere, ſo wird man bald von allen Beſchwerlichkeiten einer ungewohnten Nüchternheit befreiet werden, und es wird einen faſt nichts koſten, wieder menſchlich und tugendhaft zu werden.

Unter einer ſolchen Lebensart werden die Nerven und feſten Theile, wenn ſie nur nicht ſchon allzuſehr verdorben ſind und der Trunkenbold durch das ſtarke Saufen ſchon die Zehrung, Schwindſucht, Waſſerſucht oder Lahm- u. Schlagflüſſe davon getragen, nach und nach wieder geſtärkt und hergeſtellt werden. Um aber das Gehirn vornemlich wieder in guten Stand zu ſezen, und die Kopfſchmerzen zu heben, kan man ſich äuſſerlich des Camphers und ſtärkender Umſchläge bedienen. Die Alten rieben ſich nach dem Rauſche die Füſſe mit Salz, und ein Sale perunctus war bei ihnen ein ſolcher, der den Rauſch ausgeſchlaffen hatte. Dieſes Mittel iſt, wie die Fusbäder, nüzlich, um den Trieb der Säfte vom Haupte abzuziehen, und ſolchergeſtalt die Schmerzen zu lindern. Es giebt noch Mittel genug wider die Folgen des Rauſches, worunter bei den leichtern Zufällen das beſte die Zeit iſt, die dieſelben bald mit ſich fortnimmt.

Die Luſt Schaden zu thun,

bei Gelegenheit einer neuen ſchädlichen Erfindung betrachtet. (*)

Die Menſchen ſind ſowohl an Kräften der Seele, als an Neigungen und Leidenſchaften, ſehr weit von einander unterſchieden. Man ſtelle ſich einen weiſen Regenten, einen groſſen Staatsmann, einen gründlichen Gelehrten mit einem einfältigen Bauer zugleich zur Vergleichung vor, ſo ſolte man faſt zweifeln, daß in dieſen von Verſtande und Fähigkeiten ſo ſehr verſchiedenen Geſchöpfen Geiſter von einerlei Art wohnen könten; und ob ich zwar mit dem Herrn Marquis d'Argens in ſeinen Jüdiſchen Briefen zu behaupten mich nicht unterſtehe, daß zwiſchen der Seele eines groſſen Newtons, und eines einfältigen Bauers, ein eben ſo groſſer Unterſchied ſey, als zwiſchen der Seele eben dieſes Newtons, und eines Hundes: ſo kan man doch nicht läugnen, daß es vielleicht der gröſte Unterſchied iſt, der zwiſchen Weſen einerlei Art gefunden werden kan. Eben ſo ſehr ſind die Menſchen an Neigungen und Leidenſchaften unterſchieden. Dasjenige, was der eine Theil liebet, verwirft der andere mit eben ſo groſſem Abſcheu, und ein dritter Theil der Menſchen ſiehet es mit vollkommener Gleichgültigkeit an. Man ſiehet harte und unempfindliche Herzen, die ſich die Noth der Menſchen nichts weniger als rühren laſſen; wenn andere von den edlen Regungen der Menſchenliebe auf das lebhaftigſte eingenommen werden. Die Leidenſchaften aber bemeiſtern ſich eben ſo wohl auf gar verſchiedene Weiſe der menſchlichen Gemüther. Hier herrſchet der Geiz, dort die unordentlichen Begierden zu den Wollüſten; bei einem andern der Ehrgeiz und Hochmuth; bei jenen der Zorn und eine übereilte Hize; und dieſe Affecten ſind, in Anſehung ihrer Grade, faſt auf unendliche Art von einander unterſchieden.

Man kan faſt mit völliger Gewißheit behaupten, daß dieſer gewaltige Unterſchied an Kräften und Neigungen der Seelen von der verſchiedenen Miſchung des Geblüts und der verſchiedenen Beſchaffenheit der menſchlichen Körper herrühre. Wenigſtens iſt es nicht ſo wahr

---

(*) Aus Juſti neuen Wahrheiten.

ſcheinlich, daß die Seele, als ein einfaches Weſen, daran allein Urſache ſey, ob man gleich nicht läugnen kan, daß die Erziehung bei unſern Gemüthskräften u. Leidenſchaften einen gar groſſen Einflus habe. Wenn der Beſchaffenheit des Körpers vorzüglich die Urſache beizumeſſen wäre: ſo werden ſich diejenigen, welche geringere Fähigkeiten an ſich wahrnehmen, damit tröſten können, daß ſie mit dem Tode auch die Hinderniſſe ihrer Fähigkeiten ablegen werden, wiewohl ich zweifle, daß dieſer Troſt allzuſtark genüzet werden dürfte, weil ich wenig Menſchen gefunden habe, die nicht mit ſich ſelbſt auf das vollkommneſte zufrieden geweſen wären.

Ich weis nicht, ob ich das Laſter, davon ich jezo reden werde, der Miſchung des Geblüts, oder der Erziehung, oder vielleicht beiden zugleich, zuſchreiben ſoll. Unterdeſſen kan nicht geläugnet werden, daß es Menſchen in der Welt giebt, die eine beſondere Freude und Vergnügen von ſich merken laſſen, wenn ſie im Stande ſind ihren Nebenmenſchen Schaden zuzufügen. Ich rede hier nicht von denenjenigen, die andern, von welchen ſie ſich beleidiget halten, zu Vergnügung ihrer Nachbegierde Schaden und Nachtheil zubereiten. Dieſe Geſinnung iſt der menſchlichen Natur ſo gemein, daß eine ganz auſſerordentliche Gröſſe der Seelen erfordert wird, um alle Empfindungen zur Rache bei würklichen Beleidigungen zu unterdrüken; und das Evangelium hat in der That alles ſeines Anſehens nöthig, um uns zu bereden, daß die Rache unrecht ſey. Ja, ich getraue mir faſt zu behaupten, daß auch eine auſſerordentliche Gröſſe der Seele nicht zureiche, alles Verlangen zur Rache zu erſtiken; ausgenommen in dem einzigen Falle, wenn wir uns nämlich über unſere Beleidiger in verſchiedenem Betracht weit erhaben ſehen; da denn dieſer Vorzug gleichſam die Stelle der Rache von ſelbſt erſezet. Nein, ich rede hier von denjenigen unglükſeligen Menſchen, welche ohne alle vorhergegangene Beleidigung, eine Art der Luſt und Ergözlichkeit vor ihre ſchwarze Seelen finden, wenn ſie ihren Nächſten, und öfters ihre beſten Freunde, in Schaden, Nachtheil, Verdrus, Bekümmernis und Verwirrung ihrer Angelegenheiten ſezen könen; oder die ſich kein Bedenken machen, zu Erreichung eines geringen Vortheils, oder zu Vergnügung ihrer Leidenſchaften, ſolche Händel anzuſpinnen, oder Dinge zu erfinden, die hernach der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zum Unglük u. Schaden gereichen. Denn dieſe leztern würden ſich nicht zu dergleichen Unternehmungen entſchlieſſen, wenn ihre elende Seelen nicht in der Verwirrung Vergnügen, und an dem Unglüke anderer eine Ergözung fänden. Wird ſich wohl ein billiges und mit Menſchenliebe erfülltes Gemüthe jemals einfallen laſſen, ſeines Vortheils oder ſeiner Leidenſchaften halber, Unglük oder Schaden in der Welt anzurichten?

Es mus einem billigen Gemüthe in der That ſchwer fallen, die Verfaſſung der Seele einzuſehen, worinnen ſich dergleichen Menſchen befinden. Iſt es eine übertriebene Eigenliebe, die ſie anreizet, ihren Vortheil oder Vergnügen zu ſuchen, ohne ſich um den Ueberreſt der Menſchen zu bekümmern, ſondern vielmehr dieſelben allzugeringſchäzig zu achten, als daß ihr Wohl oder Weh bei ihren Neigungen und Abſichten in Betrachtung kommen könnte? Iſt es eine auf den höchſten Grad geſtiegene Leichtſinnigkeit, die ohne alle Entwürfe und Endzweke mit flüchtigen Augen und Handlungen dieſes zeitliche Leben überſpringt, und die erſten Gegenſtände, die ihr in Weg kommen, ergreifet, ohne das Unheil zu überlegen, das ſie dadurch anrichtet? Iſt es eine unempfindliche Härte der Seele, welche das Elend und die Noth ihrer Nebenmenſchen mit unbeweglichen Augen anſieht;

ſieht; und, indem ſie ſich durch eine lange Gewohnheit in die Verfaſſung geſezet hat, ſolches für nichts zu achten, es endlich für eine eben ſo wenig betrübende Kleinigkeit hält, dergleichen ſelbſt zu verurſachen? So viel iſt gewis, daß die Menſchenliebe, dieſe liebenswürdige Eigenſchaft, welche uns über andere Geſchöpfe ſo ſehr erhebt, in ihren elenden Seelen keine Wohnung haben kan. Eben ſo gewis iſt es auch, daß man dieſe verdamliche Luſt, an dem Schaden anderer Menſchen, mit keinem gelindern Namen, als der Bosheit und eines abſcheulichen Laſters belegen kan. Allein, da Bosheit und Laſter allgemeine Benennungen ſind: ſo bleibt die beſondere Triebfeder dieſes Laſters noch allemal zu unterſuchen; und ich getraue mir nicht zu entſcheiden, ob ſie aus überlegter Bosheit, oder aus Leichtſinn und Mangel der Erkäntnis handeln. Wenigſtens wünſchte ich, um der Ehre des menſchlichen Geſchlechtes willen, daß man genugſamen Grund hätte, es lediglich dieſen leztern Urſachen zuzuſchreiben.

Meines Erachtens beruhet der weſentliche Charakter der Grauſamkeit auf dieſer unmenſchlichen Luſt, ſich über das Unglük unſerer Nebenmenſchen zu ergözen, und man kan behaupten, daß die Grauſamkeit ihre erſte Quelle u. Urſprung darinne findet, eine Quelle, die hernach durch den Zuflus der Furcht, des Mistrauens, der Rache, des Geizes und anderer Ausflüſſe der Hölle, zu einem reiſſenden Strome wird, der alles überſchwemmet und zu Grunde richtet. Auf dieſe Art ſind die alte Tirannen entſtanden, deren Namen uns die Geſchichte aufbehalten hat, um ihr Andenken zu verfluchen und zu verabſcheuen. Eben ſo mus man den Urſprung der Tirannei in den folgenden Zeiten beurtheilen, deren Beiſpiele in den neuern Zeiten nicht ſo ſelten ſind, als es die Ehre des menſchlichen Namens, und das Bekänntnis einer Religion, die ihrem Weſen nach durchaus ſanftmüthig und liebreich iſt, erforderte. Nichtweniger mus man die barbariſche Art Krieg zu führen daraus herleiten, die nunmehro ziemlich aufgehört zu haben ſcheinet, nachdem ihr die Franzoſen in der Pfalz, und die Schweden mit Altona, das lezte erſchrökliche Opfer angezündet haben, und welche, wenn ſie ganz aufhören ſolte, unſern Jahrhunderten zu einem vorzüglichen Beweiſe dienen würde, daß wir an Vernunft, Sitten und Menſchenliebe die vorhergehende Zeiten weit übertroffen haben. Was ſolte aber unſere erleuchtete Zeiten hindern, dieſen Beweis zu geben? Können wir nicht unſere Staaten vertheidigen, und unſere Gerechtſame behaupten, ohne die Grauſamkeit zu Hülfe zu nehmen?

Jedoch, wenn unſere Zeiten in der That dieſen Vorzug behaupten ſollen: ſo haben wir alle Urſache von der Welt, auf uns ſelbſt aufmerkſam zu ſeyn; denn mich deucht, wir haben alle einen kleinen Anſaz zu demjenigen Laſter, welches die Quelle davon iſt, und wovon ich gegenwärtig handle. Wenn wir uns an den Schlägereien des Pöbels, oder an den Kämpfen der Thiere beluſtigen; ſolten wir nicht die geheime Triebfeder davon in dem erſten Saamen dieſes Laſters finden? Wenn wir mit denjenigen Feldherren ſchlecht zufrieden ſind, die einen Sommer hinſtreichen laſſen, ohne uns wichtige Nachrichten v. blutigen Schlachten und Eroberungen an die Hand zu geben: ſo hat unſer Unwille vielleicht keinen andern, als eben dieſen Grund; und höret man nicht in unſern jezigen friedlichen und glükſeligen Zeiten häufige Klagen über die Unfruchtbarkeit und Unerheblichkeit der Zeitungen führen; gerade, als wenn unſer Vergnügen blos in den Neuigkeiten von Krieg und Blutvergieſſen, Verwüſtung der Länder, und dem Unglüke unſerer Nebenmenſchen beſtünde? Was iſt auch der in der Welt ſo ſehr gewöhnliche Neid anders, als eine würkliche Ausübung dieſes Laſters. Man freuet ſich nicht allein über das Unglük desjenigen, den man beneidet, ob er gleich dem Neider niemals die geringſte Beleidigung zugefüget hat; ſondern man ſuchet auch ſein Unglük und Nachtheil ſo viel möglich zu erregen und zu befördern.

So unvermerkt aber vielleicht dieſe auf das Laſter, wovon wir reden, geführet werden; ſo giebt es hingegen Menſchen in der Welt, die daſſelbe offenbar und in ſeiner vollen Erſtrekung ausüben. Man ſieht traurige und finſtere Gemüther, die ſtets mit ſich ſelbſt unzufrieden ſind, und die nicht eher einen heitern Blik in ihrer Seele empfinden, als bis ſie Unheil geſtiftet, und ihrem Nebenmenſchen Schaden und Verdrus zugefüget haben. Es giebt aber auch leichtſinnige und frevelhafte Gemüther, die nichts, als eine Art der Beluſtigung und einen wizigen Zeitvertreib darinnen ſuchen, daß ſie unter ihren Bekanten Schaden und Verwirrung anrichten, und ihnen vergebliche Sorgen und Bekümmernis zuziehen.

Wann dergleichen nicht ſo ſelten in der Welt iſt, als es zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts zu wünſchen wäre: ſo glaube ich, iſt die Schuld davon der Unachtſamkeit in der Kinderzucht zuzuſchreiben, die wir häufig wahrnehmen. Man bewahret die Kinder nicht genugſam vor den Beiſpielen der Leichtfertigkeit, die ſich an dem angeſtifteten Schaden anderer Menſchen ergözet. Man geſtattet ihnen die Geſellſchaft böſer Buben, die ihre vornehmſte Beſchäftigung ſeyn laſſen, allerlei unfertige Händel und Unheil anzurichten. Man läſt es geſchehen, daß ſie den Vögeln und andern Thieren nachſtellen, und ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie zu töden, und wohl gar mit den grauſamſten und langwierigſten Martern hinzurichten. Was kan daraus entſtehen, als daß ſie eine Ergözung daran finden, wenn ſie den Menſchen und andern Geſchöpfen GOttes Schaden u. Leiden zufügen können. Es iſt wahr, daß viele, die dergleichen unſeligen Zeitvertreib in ihrer Jugend geliebet haben, endlich der Menſchenliebe Raum geben, nach derſelben ihre Handlungen einrichten, und ihre ehemaligen Neigungen ablegen. Es iſt aber auch nicht weniger wahr, daß bei vielen andern dergleichen ſchädliche und grauſame Neigungen mit ihnen ſelbſt erwachſen, zu ihrer völligen Reiſe gelangen, und ſo tief einwurzeln, daß ſie hernach einen Einflus in die Handlungen ihres ganzen Lebens haben. Mich deucht alſo, daß man es in einer ſo wichtigen Sache nicht auf eine freiwillige und ungefähre Gemüthsänderung ankommen laſſen, ſondern gleich anfangs alles dasjenige von unſern Kindern ſorgfältigſt entfernen ſolte, was ihnen die entgegen geſezten Geſinnungen der Menſchenliebe und der Gütigkeit, dieſes wahren Adels der Seele, einzupflanzen vermögend iſt.

Es ſolte dieſes um ſo viel eher geſchehen, je mehr der Republik u. der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt daran liegt, daß ſie keine Mitglieder in ſich haben, die eine unſelige Luſt empfinden, wenn ſie ihrem Nebenmenſchen Schaden thun können. Es iſt wahr, alle Laſter ſind der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich, wo nicht unmittelbar, dennoch mittelbarer weiſe. Allein, man kan mit Grunde behaupten, daß kein anderes Laſter derſelben in ſo ausnehmendem Grade ſchädlich ſey, als dasjenige, was wir jezo betrachten. Man weis, wieviel beſondere Pflichten die Menſchen einander zu erweiſen ſchuldig ſind, wenn die Verfaſſung der Republiken und die menſchliche Geſellſchaft beſtehen ſoll. Die Unterlaſſung dieſer Pflichten iſt dem gemeinen Weſen ſchon überaus nachtheilig. Wie ungleich ſchädlicher mus es alſo demſelben nicht ſeyn, wenn es Mitglieder giebt, die nicht nur ihre Pflichten unterlaſſen, ſondern auch gerade das Gegentheil von demjenigen ausüben, worzu ſie verbunden ſind, und welche, ſtatt am Beſten ihrer Nebenmenſchen zu arbeiten, worinnen die Pflichten eines Mitgliedes des gemeinen Weſens hauptſächlich beſtehen, auf ihren Schaden, Nachtheil und Untergang bedacht ſind, weil ihre ſchwarze Seele ein Vergnügen daran empfindet. Wenn man ſich vollends den Fall vorſtellet, daß dergleichen ſchädliche Menſchen zu einiger Gewalt in dem Staate gelangen können, u. was man ſich in Anſehung der Wohlfahrt der Republik von dergleichen Gemüthern zu verſprechen hat; ſo iſt wohl kein Zweifel, daß kein Laſter der menſchlichen Geſellſchaft ſo fürchterlich iſt, als eben dieſes.

Die Schädlichkeit dieſes Laſters, in Anſehung der menſchlichen Geſellſchaft, kan ſich noch auf viele andere Art äuſſern. Ein billiges und mit Menſchenliebe erfülltes Gemüthe wird niemals etwas zu erfinden ſuchen, was dem menſchlichen Geſchlechte zu groſſem Schaden gereichen, und das Elend deſſelben vergröſſern kan. Dahingegen wird ein Menſch, der dieſem Laſter ergeben iſt, ſich nicht nur kein Bedenken machen, ſondern ſich vielmehr alle Mühe geben, allerlei neue Mittel der Peinigung und der Vergröſſerung des Blutvergieſſens ausfindig zu machen. Unſere heutige Waffen, wenn nicht der ungefähre Zufall das meiſte beigetragen hat, ſcheinen mir von dergleichen Menſchen erfunden zu ſeyn. Denn, zu geſchweigen, daß dadurch das Blutvergieſſen vergröſſert worden, ſo wird dabei alle wahre Tapferkeit und Geſchiklichkeit des Leibes unnüze. Dennoch höret man noch beſtändig, daß es hin und wieder Leute giebt, welche ſich alle mögliche Mühe geben, dieſe ſchädliche Erfindungen immer höher zu treiben, und dieſe erſchrekliche Mittel, wodurch das menſchliche Geſchlecht bereits genugſam verwüſtet wird, immer mehr zu vergröſſern. Vielleicht aber iſt noch niemand auf eine ſo hölliſche Erfindung bedacht geweſen, als diejenige iſt, die ich nunmehro meinen Leſern bekant machen will.

Es hat ſich an einem gewiſen Europäiſchen Hofe, der in Rüſtung zur See ſtehet, ganz neuerlich ein Menſch gemeldet, der aber, zur Ehre unſers Vaterlandes, kein Teutſcher iſt, mit der Erbietung, demſelben gegen eine hinlängliche Vergeltung, eine ganz neue und beſondere von ihm gemachte Erfindung mitzutheilen, vermittelſt welcher alle und jede Schiffe, ſowohl Kriegs- als Kauffahrteiſchiffe, durch 2. oder höchſtens 3. Kanonenſchüſſe in den Grund gebohret werden können. Dieſer auſſerordentliche Erfolg ſoll, ſeinem Vorgeben nach, auf der beſondern Würkung der von ihm erfundenen Zubereitung und Gieſſung der Kugeln ankommen, dergeſtalt, daß eine Kanonenkugel ein ſechzehn- bis ſiebenzehnmal gröſſeres Loch macht, als es ſonſt gewöhnlichermaſſen geſchiehet. Da nun ſolchergeſtalt eine ſechzehn- oder vier und zwanzigpfündige Stükkugel ein ungeheures Loch in der Gröſſe einer Stubenthür machen würde, ſo ſchlieſſet er, daß alle Verſtopfung eines ſolchen Loches unmöglich ſeye, und das Schif müſſe mithin durch etliche wenige Schüſſe zu Grunde gehen. Er ſoll auch würklich vor demjenigen, der ſeinen Antrag befördern ſollen, eine Probe gemacht, und durch einen Piſtolenſchus, in ein Brett von gewöhnlicher Dike, ein Loch einer geballten Fauſt gros geſchoſſen haben, ohngeachtet die Kugel nur von den mittelmäſigen geweſen iſt, ſo, wie ſie gewöhnlicher maſſen zu den Piſtolen gebrauchet werden. Die Kugel hat von gemeinem Blei geſchienen, und kan ihrer Schwere nach nicht hohl geweſen ſeyn, wie er denn verſichert hat, daß die Zubereitung dieſer Kugeln ſo wenig Mühe mache, daß weiter nichts nöthig ſeye, als unter die Materie der Kugeln ein von ihm erfundenes Pulver zu rühren, wenn dieſelbe vor der Gieſſung der Kugeln im Flus ſtünde, wiewohl er ſich nicht heraus gelaſſen hat, was für Metalle darzu geſchikt ſind.

Ich will nicht behaupten, daß dieſe Erfindung ſo vollkommen ihre Richtigkeit habe, als dieſer Menſch vorgiebt. Ich unterſtehe mich aber auch nicht zu ſagen, daß eine ſolche Erfindung gänzlich unmöglich ſey. Gleichwie ich mir überhaupt vorgeſezt habe, in dergleichen Dingen keinen verneinenden Saz zu behaupten, weil wir von den Kräften der natürlichen Dinge noch allzugeringe Erkäntnis haben, ſo haben wir auch bereits in der Natur ähnliche Würkungen, die uns allerdings abhalten müſſen, die Sache für unmöglich zu halten. Es iſt bekant, was das fulminirende Gold für erſtaunliche Würkung thut, ſo daß etliche Gran einen ganzen Küchenherd zu zerſchmettern im Stande ſind. Man hat auch noch verſchiedene andere Miſchungen in der Chymie, davon ein geringer Antheil in einem warm gemachten Löffel, einen darauf gelegten Speciesthaler mit der gröſten Gewalt an die Deke wirft, oder nach Beſchaffenheit des Metalles den Löffel ſelbſt zertrümmert. Es iſt vielleicht auch eine Zuſammenſezung möglich, welche die oben beſchriebene Würkung in einer Kugel hervorbringen kan. Da dieſe Würkung wahrſcheinlicher Weiſe hauptſächlich durch die Zertrümmerung der Kugel erfolgen mus, ſo dürfte es vielen unbegreiflich vorkommen, daß die Kugel eben bei dem Durchgange durch die Bretter, und nicht eher, oder wohl gar in dem Laufe des Geſchüzes, bei der erſten Würkung der Hize zerſchmettert. Allein, dieſe Schwierigkeit macht die Sache nicht unmöglich. Es kan ſeyn, daß der Widerſtand erſt die Würkung der Kugel, und ihre Zertrümmerung veranlaſſet. Es kan auch ſeyn, daß das Waſſer bei dem Erfolg nothwendig iſt, und folglich die Kugel durch die Art einer Zurükprallung von dem Waſſer würket. Dieſes leztere, wenn es mit der Erfindung ſeine Richtigkeit haben ſolte, ſcheinet mir am allerwahrſcheinlichſten zu ſeyn, weil der Erfinder ſein Geheimnis allein zum Dienſte der Schiffe angetragen hat, da doch, wenn die Würkung allein aus dem Widerſtande entſtünde, ſolche zu Lande bei Belagerungen, Niederſchieſſung der Palliſaden u. d. g. eben ſo wohl ihre Dienſte leiſten müſte.

Jedoch die Erfindung habe ihre Richtigkeit oder nicht, ſie ſey wahrſcheinlich oder unmöglich, ſo iſt doch ſo viel gewis, daß ſie die Gemüthsbeſchaffenheit ihres Erfinders genugſam offenbaret. Denn ſolte auch ſein Vorgeben gänzlich falſch ſeyn, ſo ſiehet man doch wenigſtens aus ſeinem Antrage, daß er bei ſich ſelbſt wünſchen mus, eine ſolche Erfindung gemacht zu haben. Was für ein Gemüthe aber bliket durch dieſe Wünſche oder die Erfindung ſelbſt hervor? Er mus ohne Zweifel einſehen, wenn er nicht aller Vernunft beraubet iſt, wieviel ſeine Erfindung, wenn ſie in der Welt eingeführet werden ſollte, das menſchliche Geſchlecht elender machen würde. So viele Menſchen, die ſich in einem Schiffe befinden, würden ohne Rettung verlohren ſeyn, und die Schiffahrt, dieſe Quelle ſo vieler Bequemlichkeiten, würde faſt gänzlich verlohren gehen, weil ſie jedermann, dem es nur einfiele, zu nichte machen könte, anderer erſchröklichen Folgen zu geſchweigen. Wie ſchwarz mus demnach nicht eine Seele ſeyn, die alles dieſes nicht achtet, ſondern ſich vielleicht ſelbſt Glük wünſchet, eine ſo herrliche Erfindung gemacht zu haben. Einem billigen Gemüthe, das noch einige Menſchenliebe hätte, würde eine ſolche Erfindung gar nicht eingefallen ſeyn, ſondern, wenn er würklich darzu erforderliche Wiſſenſchaften beſeſſen hätte, ſo würde er ſie angewendet haben, etwas ausfindig zu machen, welches der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nuzen ſchaffen könte.

Jedoch glaube ich nicht, daß man zu befürchten habe, dieſe Erfindung werde angenommen und zum Schaden anderer Mächte gebraucht werden. Der ſehr billige und weiſe Hof, an welchen er ſich gewendet hat, da bereits über ein Vierteljahr ohne die geringſte Reſolution verſtrichen iſt, wird ihn und ſeine Erfindung, vermuthlich mit einer ſtillſchweigenden Verachtung anſehen. Vielleicht aber iſt dieſes zu viel Ehre für ihn. Sein Angeben ſey nun wahr oder falſch, ſo würde vielleicht die Vorſicht erfordern, ihn ſamt ſeinem entweder wahren oder vergeblichen Geheimniſſe, in ſichere Verwahrung zu nehmen, und es mit ihm erſterben zu laſſen.

Zum Beſchlus kan ich mich nicht entbrechen, die ſpashaften Gedanken eines guten Freundes anzuführen, die er bei dieſer Gelegenheit hatte. Dieſer meinte, man könte dieſe Erfindung zu dem gröſten Nuzen des menſchlichen Geſchlechts gebrauchen, nemlich dadurch allen Kriegen zur See, gänzlich ein Ende zu machen. Man dürfte nur dieſem Menſchen ſein Geheimnis abkaufen, und es in allen Zeitungen öffentlich bekannt machen. Solchemnach würden gar bald alle zur See gehende Schiffe mit dergleichen Kugeln verſehen werden, weil niemand dem andern trauen dürfte. Dadurch aber würde geſchehen, daß auch zu Kriegszeiten kein feindlich Schif dem andern zu nahe und unter den Schus kommen würde. Folglich würde alles Blutvergieſſen zur See ein Ende haben.

Das Lob der Feinde.

Es leben meine ärgſten Feinde!

Sie ſind mir nüzlicher, als alle meine Freunde.

Freund! denke nicht, ich ſey nicht klug.

Mein Saz, klingt er gleich hart, ſteht dennoch feſt genug.

Die Freunde zeigen mir nur ſolche Fehler an,

Die ich zur Noth ſchon ſelbſt an mir entdeken kan.

Die kleinen deken ſie mit Lieb und Freundſchaft zu.

Nicht wahr, Freund? Dieſes thuſt auch du.

Allein, mein Feind bleibt nicht bei groſſen Fehlern ſtehn;

Er iſt vielmehr bemüht, die kleinen zu vergröſſern.

So kan ich auch die kleinen ſehn,

Und mich auch in den kleinen beſſern.

Von einem neuen Franzöſiſchen Frag- und Anzeigblat (*); aus dem Franzöſiſchen überſezt.

Herrſchaftliche Güter, die zu verkaufen und zu vermiethen ſind.

Ein alter Edelmann, der vor dieſem ein ſehr ſchönes Landgut beſeſſen, und keinen andern Fehler hat, als daß er ruinirt und contract iſt, ſuchet ein Galanterie Frauenzimmer, das 100000. Livres Einkünfte hat.

Verſchiedene vornehme Perſonen beiderlei Geſchlechts, geben Unterweiſung in der Kunſt zu reden, ohne etwas zu ſagen, und die ernſthafteſten Dinge in Abgeſchmaktheiten zu verkehren.

Bürgerliche Sachen, die zu verkaufen und zu vermiethen ſind.

Einige geringe Bürgersſöhne, wollen das Vermögen ihrer Väter gegen einen groſſen Federhut vertauſchen, damit man ſie für Cavaliers anſiehet.

Häuſer und Pläze, die zu verkaufen und zu vermiethen ſtehen.

Eine groſſe Anzahl Zimmer in den Narrenhäuſern, ſehr bequem für Projectmacher, Siſtemſchmiede u. d. g.

(*) Es ſind Franzöſiſche, oder vielmehr Pariſiſche Thorheiten und Laſter, die in dieſem Verſuche durchgehechelt werden; welches man den widerſinnigen Auslegern der unſchuldigſten Gedanken zur Nachricht ſagen müſſen.

Würden und Bedienungen, ſo zu verkaufen ſind.

Verſchiedene einträgliche Bedienungen, welche die Pracht ehrwürdig zu machen verſpricht, ſollen nach der Schwere des Golds verkauft werden.

Verſchiedene Nachrichten.

Weibsperſonen, die bereits ein gewiſſes Alter erreichet haben, werden hiemit benachrichtiget, daß ſie keine Blumen mehr in die Haare ſteken, und ihre Kopfzeuger vergröſſern. Auch bittet man ſie, 2. Gran geſunden Wiz, an ſtatt der Blumen aufzuſteken.

Man hat einen Mann und eine Frau entdekt, welche ſich nun ſchon 8. Jahr hintereinander lieben und hochſchäzen. Man wird über dieſes Wunderwerk eine beſondere Abhandlung aus Licht ſtellen.

Beſondere Fragen und Anzeigen.

Ein vornehmer Mann verlanget ein Mittel, zu Verbañung der langen Weile. Eine Hofdame begehret zu wiſſen, ob es wohl möglich ſey, daß man ſich aus Neigung verheirathen könne? Eine Frau vom Stande ſuchet ein Geſellſchaftsfräulein, das recht loben kan. Ein alter Greis ſtrebet nach einem jungen Mädgen, das in ihn verliebt iſt; er will ihr koſtbare Kleider und Kleinodien geben, und alle Abende die Geſchichte ſeiner Jugend erzählen. Verſchiedene ehrliche Bürgersleute verlangen ein Geheimnis zu wiſſen, wodurch man verhindern kan, daß ſich ihre Weiber nicht zur Schau ausſtellen. Ein gewiſſer anſehnlicher Mann ſuchet für ſeine Kinder einen Gedankenmeiſter, und verſpricht, ihn eben ſo gut als einen Tanzmeiſter zu bezahlen.

Eheverbindungen.

Es ſind verſchiedene Käufe geſchloſſen worden, denen man den Nahmen Ehe beigelegt hat. Ein junges Frauenzim̃er hat ſich mit einer Bedienung vermählet. Ein junger Menſch hat eine Geldkiſte geehliget. Ein Greis hat ein ſchönes Geſicht zur Frau genommen; und ein Sonderling hat ſich nach ſeinem Geſchmak verheirathet.

Sterbfälle.

Ein Narr iſt geſtorben, weil er ſich erkannt hat. Ein Wizling, weil er neben ſeiner Studierſtube hat pfeifen hören. Ein Stallmeiſter iſt mit dem Pferd geſtürzt, und auf der Stelle tod geblieben. Ein Fechtmeiſter iſt erſtochen worden. Ein groſſer Capitaliſt iſt Hunger geſtorben, und ein Armer hat ſich zu tode gegeſſen.

Waaren-Cours.

Seit einiger Zeit haben die Tugend und gute Sitten an Ort und Stelle viel von ihrem Werthe verlohren. Ehrſucht und Schwelgerei ſind im höchſten Preiſe. Der Wiz trägt 100. vor 10. und der Verſtand 10. vor 100.

Wechſel-Cours.

Die Ehre	gegen das Gold.
Das Glük	= = die Einbildung
Die Annehmlichkeiten	- - - das affectirte Weſen.
Der Wiz	- - - das gute Maulwerk.
Die Urtheilskraft	- - - den Wiz.
Der Geſchmak	- - - die Mode.
Die Wolluſt	- - - die Schwelgerei.
Die Ergözlichkeiten	- - - die Laſter.

Die fertige Antwort.

Ein Prieſter von dem Dorf, der beſte unter allen,
Ritt einſt, dem Schultheis zu gefallen,
In was Geſchäften weis ich nicht;
Und wenn ichs wüſt, ſo wär es wider Pflicht,

Dieſelbige hier anzuzeigen,
Denn das was heimlich iſt, das mus man wohl verſchweigen.
Genug, es ritt der beſte unter allen,
Und zwar dem Schultheis zu gefallen,
Ins Fürſten Reſidenz und Schlos;
Allwo ſein muntres Ros
Den Kam̃erherrn, der ihm entgegen kam,
Und ,wie ich glaub, das Schreiben nahm,
Den Kammerherrn, ſag ich, zu Haß und Neid bewegte,
So, daß er bei ſich überlegte,
Ob wohl den Pfarrherrn bei dem Reiten,
Ein Eſel, ſtatt des Pferds, nicht würde beſſer kleiden?
Er ſchien ſichs überzeugt, und fieng zu rufen an:
Hört! lieber theurer Gottesmann,
Ihr könt mir doch die beſte Antwort gebẽ,
Und alſo meinen Zweifel heben;
Wie komts, daß ihr ein Pferd, und keinen Eſel reitt?
Da doch anſonſt der Geiſtlichkeit
Die Eſel dazu dienen müſſen.
Ich kan von dieſem Saz auf euch unmöglich ſchlieſſen.
Den Zweifel heb ich leicht, verſezt der Gottesmann,
Ich reit ein Pferd; Nicht wahr? Doch hört die Urſach an:
Es iſt kein Eſel zu bekommen:
Dieweil mein gnädger Fürſt ſie all an Hof genommen;
Sonſt wär ich, ſtatt dem Pferd, auf einem Eſel kommen.

Gedanken vom Schwindel.

Ich will keine vollſtändige Abhandlung vom Schwindel aufſezen, weil man von dieſer Materie ſchon Schriften genug hat. Vielmehr will ich mich nur bei einigen Obſervationen aufhalten, von welchen ich glaube, daß ſie etwas dazu beitragen können, die Natur dieſer Krankheit nach und nach beſſer ergründen zu lernen, oder die Cur derſelben zu erleichtern. Es kan gleich viel ſeyn, in welcher Ordnung dergleichen abgebrochene Säze aufeinander folgen.

Boerhave a) beklagt ſich, daß er von dem Eſſen der Cicutæ (Schierling) einen ſolchen Schwindel bekommen, daß alles auf das ſchnellſte mit ihm herumgegangen, und er ſelbſt nicht habe ſtehen können, bis er ſich mit einem Brechmittel geholfen. Einem ſtarken Gärtner, der nicht einmal davon gegeſſen, ſondern ſie nur geſchnitten hat, iſt eben daſſelbe widerfahren. Die Cicuta aquatica des Gesners iſt noch viel giftiger, und thut eben daſſelbe. Es giebt alſo Arzneien oder Mittel, welche uns Einbildungen von Kreisbewegungen verurſachen, welche ſo lebhaft ſind, daß wir ſie mit den Empfindungen für einerlei halten, und um deswillen den Leib, um uns aufrecht zu erhalten, aus der Stellung bringen, die er haben mus, wenn wir nicht fallen ſollen. Man wird in der Natur wenig Beiſpiele von ſolchen Mitteln finden, die jederzeit nur eine gewiſſe Vorſtellung, und keine andere hervorbringen ſolten. Der Wein macht überhaupt die Einbildungskraft feuriger: aber ein Betrunkener denkt ſtets anders, als ein anderer, ja als er ſelbſt bei einem andern Rauſche denken würde. Was hingegen den Schwindel macht, das bringt jederzeit eine und eben dieſelbe Einbildung, nemlich das ſcheinbare Herumgehen der Objecte im Kreiſe hervor. Man dürfte ein wenig mehr Einſicht in die Natur dieſes Uebels

---

a) S. Boerh. Prælect. Acad. Tom. VI. S. 55. ad §. Inſtit. DCCCLXIII bels und die Würkungsart der Arznei haben; ſo könte man vielleicht hoffen, daß es möglich wäre, Arzneien zu erfinden, die allemal eine gewiſſe beſtimte Reihe von Gedanken oder Leidenſchaften hervorbrächten. Hieraus könte die Gedächtniskunſt und die philoſophiſche Pathologie, durch die Arzneikunſt, einen ungemeinen Vortheil erhalten.

Es iſt ſeltſam, daß ganz entgegen geſezte Dinge den Schwindel verurſachen können. Er entſtehet ſowohl von einem Gedanken, als von der Cicuta; ſowohl von einem überladenen, als ledigen Magen; ſowohl in, als nach dem Rauſche; ſowohl von allzuvielen, als allzuwenigen Blute. Die Gedanken, wovon man ſchwindlicht wird, können wiederum von ganz verſchiedener Art ſeyn. Viele Leute werden ſchwindlicht, ſie mögen von einer Höhe herunter, oder ſie mögen am niedrigſten Ufer den ſchnellen Lauf eines Fluſſes ſehen, ſie mögen ſich ſchnell im Kreiſe herum drehen, oder es mögen andere Sachen ſich ſchnell um ſie herum, oder es mögen auch beide ſich nach entgegen geſezten Richtungen umeinander herum, oder auch nach gleichen Richtungen mit ungleicher Geſchwindigkeit herum drehen. In allen dieſen Fällen ſind es nur bloſſe Vorſtellungen, die den Schwindel erregen. Wolte man gleich ſagen, der Gedanke von einer abſcheulichen Tiefe brächte eine ſolche Bewegung im Gehirne hervor, die dem Gemüthe den Eindruk machte, als ob alles im Kreiſe herum gienge; ſo kan man doch, wenn man z. E. zu viel Blut aus den Adern gelaſſen, oder wenn ſich ein Vollblütiger zu tief büket, eben dieſes Umdrehen der Objecte wahrnehmen, ohne nur einen ähnlichen Gedanken von einer Tiefe zu haben, die man vor ſich ſähe. Solten aber nicht von Rechts wegen gleiche Bewegungen im Gehirne auch einerlei Vorſtellungen in der Seele voraus ſezen?

Der Schwindel kan tödlich werden, weil er zuweilen den Schlagflus nach ſich zieht. Doch trägt ſich dieſes viel leichter bei alten, als bei jungen Leuten zu. Inzwiſchen kan ein öfterer Schwindel auch jungen Leuten gefährlich werden, wenn ſie ſehr vollblütig ſind. Man mus alſo die Gelegenheiten dazu ſorgfältig vermeiden. Es iſt mir ein Exempel eines blindgebohrnen Menſchen bekant, der ſehr vollblütig war, und öfters über Schwindel klagte, daß er auch zuweilen zu Boden fiel, wenn er ſich bükte. Dieſes Beiſpiel wirft manch ſchönes Syſtem über den Haufen. Die meiſten Aerzte leiten den Schwindel von der unordentlichen Bewegung des Nervenſafts in den Augennerven her, wovon das ſcheinbare Umdrehen der Sachen entſtünde. Dieſer blinde Menſch wuſte von dem Kreislaufe der Sachen nichts: allein, er beſchwerte ſich, weñ er den Schwindel bekam, daß er immer fallen wolte, und wenn er ſtünde, daß es ihm wäre, als ob nach und nach die Erde unter ſeinen Füſſen wegwiche, daß er fallen müſte. Uebrigens ſtellte er ſich auch, wenn er den Schwindel hatte, eben ſo an, wie ein andrer; er grief umher, um ſich wo anzuhalten, und beugte ſeinen Leib unvermerkt ſo lange hin und her, bis er aus dem Gleichgewichte kam, und niederfiel. Hieraus erhellet, daß der Schwindel nicht ſtets in dem Betruge des Geſichts ſeinen Grund habe. Was Boerhaave anführet, daß blinde Pferde ohne Schwindel im Kreiſe gehen, wenn ſie mahlen, oder dergleichen thun müſſen, ſcheinet nicht allgemein zu ſeyn, und die Beiſpiele eines Schwindels bei verſchloſſenen Augen, beweiſen ſchon das Gegentheil. Bei den Sehenden äuſſert ſich der Schwindel vornemlich durchs Geſicht: allein, ſie haben auch dabei ein Sauſen vor den Ohren, und alſo leidet auch das Gehör. Der Blindgebohrne merkte den Schwindel blos durchs Gefühl, weil es ihm ſchien, als ob er auf einem Fusboden ſtünde, der mit ihm umgienge. Man ſcheint ſich alſo zu betrügen, wenn man den erſten Siz des Schwindels anderswo, als in dem Senſorio Communi, der Werkſtatt aller materiellen Ideen, oder dem Gehirne ſelbſt ſuchet. Denn obgleich auch aus einem überladenen Magen, und von vielem Faſten ein Schwindel entſtehen kan; ſo weis doch jederman den genauen Zuſammenhang des Magens mit dem Gehirn, und es mus einerlei Urſache haben, warum ein verdorbener Magen Kopfſchmerzen, und warum er den Schwindel verurſache. Da der Schwindel mehrentheils von innerlichen Urſachen ſeinen Urſprung nimt, und alſo bei den äuſſerlichen Sinnen, als den Augen, Ohren, u. ſ. w. nicht der Anfang deſſelben vermuthet werden kan; ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß das Umdrehen der Objecte, und das Sauſen der Ohren, nur eine Würkung desjenigen Zuſtandes im Gehirn, der das materielle des Schwindels iſt, nicht aber die Urſache deſſelben ſey.

Man würde ſich ſehr betrügen, wenn man eine allgemeine Cur aller Arten des Schwindels ausſinnen wolte, da er von ſo entgegen geſezten Urſachen entſpringen kan. Der Schwindel von der Vollblütigkeit kan durch Aderlaſſen gehoben werden. Allein, wenn dieſe Krankheit vom Verbluten herrühret, ſo würde man ſie durchs Aderlaſſen vermehren. Ein Schwindel von Ueberladung des Magens läſt ſich mit Digeſtiven und Purganzen, und der von genoſſenen Giften, anfangs erſt gleich durch Brechen heben. Wenn er aber vom allzulangen Faſten herrühret, ſo würde man ihn wiederum durch dieſe Methode vermehren. So gewis es alſo iſt, daß man bis jezt keine allgemeine Cur wider alle Arten des Schwindels erſinnen kan: ſo gewis iſt es auch, daß eine ſolche allgemeine Cur überhaupt möglich wäre, wenn wir den wahren Zuſtand des Gehirns beim Schwindel kenneten, und eine Arznei hätten, die dieſen Zuſtand wieder verbeſſerte. Dieſe Arznei würde den Schwindel auf eben die Art heben, wie das Opium die Schmerzen lindert; das iſt: es würde die Empfindung des Umdrehens der Gegenſtände verdunkeln, ohne doch die Urſache davon aus dem Wege zu raumen. Man würde alſo dieſes leztere entweder zugleich, oder bald nach Unterdrükung des Schwindels beſorgen müſſen. Nichts deſto weniger würde eine ſolche Arznei eben ſo vortreflich ſeyn, als das Opium. Denn wer weis nicht, daß ein heftiger anhaltender Schwindel die Gefahr des Schlagfluſſes und alſo des Lebens bei ſich führet? Die Hinwegräumung der Urſachen des Schwindels erfordert oft längere Zeit, als man geſtatten kan, wenn man den Kranken retten will. In ſolchen Fällen alſo würde die Interimscur vortreflich angebracht werden können. Da es Mittel giebt, die den Schwindel erregen, wie einige Gifte thun; ſo giebt es vermuthlich auch einige, die das Gegentheil in dem Gehirne würken. Es komt nur auf Verſuche an, und die groſſe Hofnung, die man von einer ſolchen Arznei haben kan, verpflichtet jederman, dergleichen Mittel aufzuſuchen.

Der Schwindel hat eine groſſe Verwandſchaft mit der Trunkenheit. Die Erſcheinungen im Körper ſtimmen in beiden Zuſtänden eben ſo ſehr miteinander überein, als die Zuſtände des Gemüths. Einem ſehr berauſchten Menſchen vergehen alle Sinne; er ſieht Funken vor den Augen; es drehet ſich alles mit ihm herum; endlich ſieht er bei offenen Augen gar nichts mehr, welches leztere auch bei der Scotodine geſchicht; er ſpühret ein Sauſen der Ohren; er fällt ſinnlos nieder; ſeine Empfindungen verlieren ihre gewöhnliche Klarheit; und der ganze Unterſchied ſeines Zuſtandes und eines Schwindelnden beruhet darauf, daß der Rauſch von ſpirituöſem Getränke alleine erreget wird. Daher gedächte ich, daß man den Rauſch füglich eine Art des Schwindels nennen könte, der ſein Unterſcheidungszeichen davon hat, daß er ſo lange dauert, bis die ſpirituöſen Theile des Getränks wieder verraucht ſind. Daß die übrigen Arten des Schwindels nicht ſo lange dauren, rührt davon her, weil ihre Urſachen nicht ſo lange anhalten. Der höchſte Grad des Schwindels macht den Schlagflus; der höchſte Grad des Rauſches thut eben daſſelbe. Solchergeſtalt würde ein Mittel wider den Schwindel, das allgemein wäre, auch zugleich das Mittel ſeyn, einen Betrunkenen den Augenblik wieder nüchtern zu machen. Es geht aber nicht an, umgekehrt zu ſchlieſſen, daß jedes Mittel wider den Rauſch auch jeden Schwindel vertreiben könte; ſonſt würde der Schlaf das untrügliche Mittel wider den Schwindel ſeyn, weil er den Rauſch untrüglich hebet. Wenn man inzwiſchen ein ſolches Mittel wider den Rauſch hätte, das unmittelbar in das Gehirn würkte, und daſſelbe wieder in ſeinen vorigen Zuſtand ſezte; ſo würde dieſes allerdings auch allen Arten des Schwindels mit gutem Erfolge entgegen geſezt werden können. Vielleicht meinen einige, daß die Trunkenheit nur auf die Art den Schwindel nach ſich ziehe, wie es ein verdorbener Magen thut, nemlich vermöge des Zuſammenhanges, der das achte Paar der Nerven mit dem Gehirne hat. Allein meines Erachtens iſt der Wein vielmehr ein ſolches Mittel, das, wie die Gifte, unmittelbar in das Gehirn würkt, und denjenigen Zuſtand darinn vorbringet, den wir den Schwindel nennen. Denn, auſſerdem, daß nicht alle Weine den Magen verderben; ſo mus man auch wiſſen, daß ein Menſch eben ſo leicht, ja noch leichter betrunken werden kan, wenn er den Wein nur im Munde warm werden läſſet, ihn öfters hin und her ziehet, und ſo endlich ein Glas nach dem andern wieder ausſpeiet, ohne einen Tropfen zu verſchlingen, als wenn er ihn alle hinunter trinkt. Was noch mehr iſt, ſo weis jedermann, wer mit ſtarken Weinen umgehet, daß der bloſſe lange Geruch an dieſelben, eben ſo trunken macht, und daß man eben ſo drauf ſchläft, und den Rauſch ausſchlafen mus, als ob man ihn getrunken hätte. Wie könte alſo wohl die Trunkenheit aus dem Magen entſpringen? Ueberhaupt iſt dieſes ein Vorurtheil in der Arzneikunſt, das gröſtentheils abgeſchaft werden ſollte, wenn man die Würkung aller Arzneien aus ihrer Würkung in den Magen herleitet. Denn auſſerdem, daß ſie jederzeit in den Magen ganz anders, als in andre Theile würken, wo ſie erſt hinkommen, nachdem ſie die ganze Verdauung ausgeſtanden haben; ſo mus man ja auch bedenken, daß die wenigſten von denen, die in ſehr kleiner Doſe genommen werden, die geringſte Würkung im Magen äuſſern können. Boerhaave zwang einem Hunde Opium ein, und nachdem daſſelbe ſeine gröſte Würkung ſchon an ihm gethan hatte, ſchnitte er ihn auf, und fand das Opium noch in ſeinem Magen b). Wenn alſo dieſe Arznei nicht unmittelbar durch die Nerven würkte; ſo müſte die Würkung derſelben noch nicht haben geſpühret werden können, ehe es nicht völlig aufgelöſet, und in das Blut übergeführet worden wäre. Thut dieſes das Opium; was mus man nicht von den geiſtigen Arzneien vermuthen, die ſich ſo zu ſagen, ihrem Weſen nach, gleich in die Nerven des Mundes, des Rachens, der Zunge, des Gaumens und des Halſes hinein ziehen? Dieſes iſt eine ſehr ſchöne Materie, wovon ſich mancherlei ſagen lieſſe, das in unſern Tagen noch neu und nüzlich ſeyn würde. Es gehört aber nicht an dieſen Ort, wo ich ſchon ohnedem ſo viele Gedanken untereinander gemiſcht habe, daß ich meine Leſer deswegen um Vergebung bitten mus. Wiewohl warum mus man denn eben immer ordentlich ſeyn? Es läſt ſich auch in einem ſchlechten Styl und nachläſſiger Ordnung was wahres und nüzliches ſagen. Weñ dieſes bei gegenwärtiger Abhandlung zutrift, ſo bin ich doch wohl zu entſchuldigen?

---

b) Boerh. Præl. Acad. T. VI. pag. 246.

Zufällige vermiſchte Gedanken.

Die Redlichkeit iſt in unſrer Zeit eine ſeltſame Münze, und wenn es nicht wahr iſt, was Oxenſtirn von ihr ſagt: ſie ſey gen Himmel geflogen, um nicht ein Zeuge der Falſchheit zu ſeyn, ſo iſt ſie doch faſt eben ſo wenig anzutreffen, als die Münze vom Kaiſer Otto.

Ungerecht iſt es von Herren und Meiſtern wenn ſie mit ihren Untergebenen als Sklaven verfahren, und nicht die Dienſte in Betrachtung ziehn, welche ihnen dieſelben zu ihrem wahren Vortheil leiſten. Was jene ſind, können dieſe werden und es kömmt vielleicht eine Zeit, da leztere die Narrheit der erſtern empfindlich zu beſtrafen wiſſen.

Ein unwiſſender Menſch mit einem ſchönen Kleide kommt mir nicht anders vor, als ein dummes koſtbar angeſchirrtes Pferd, das noch von einem dümmern Reuter beritten wird.

Holberg, hätte keinen allgemeinern Thoren auf die Bühne bringen können, als ſeinen geſchäftigen Müſſigänger. Mancher thut, als ob er alle Hande voll zu thun habe, und er thut doch im Grunde nichts; Mancher ſtellet ſich, als müſſe er unter der Laſt ſeiner Geſchäften erliegen, mit welchen doch blos diejenige beladen ſind, welche das Unglük haben, von ihm als unnüze Knechte angeſehen zu werden.

Ich fürchte mich ordentlicher Weiſe vor den Leuten, welche gar zu fromm und andächtig thun; Denn, indem ſie in der Kirchen ſizen oder zu Hauſe eine Predig leſen, ſinnen ſie gemeiniglich auf Geſellſchaften, zu Spielen, Sauffen, Freſſen, Tanzen ꝛc. den Ruhetag zu entheiligen, und auf neue Ränke, ihren Nächſten zu bevortheilen und zu kränken.

Das ſogenannte Betrugs Lexicon enthält alle nur mögliche liſtige Streiche der Künſtler und Handwerker. Die Beſchuldigungen aber, welche man darinnen den Schneidern zur Laſt legt, gehen zu weit; wenigſtens laſſen ſie ſich nicht in allen Welttheilen anbringen. In einem gewiſſen Lande ſoll man nehmlich die Schneider nicht überführen können, daß ſie nur ein Flekgen von den ihnen gegebenen Zeugen in die ſogenannte Hölle werfen und zurük behalten, ſie verſtehen ſich aber mit den Kaufleuten, die ihnen das Maas, ſo ſie drüber fordern, und nicht empfangen, baar bezahlen. Wer iſt da wohl von beiden der ſtrafbareſte.

Anderwärtiges Mittel gegen die Hüner- oder Krähenaugen.

Man nimmt, nachdem man zuvor den Fus im warmen Waſſer eine kleine Weile ſtehen gehabt, und die Hornſubſtanz des Leichdorns durch gelindes Reiben in Oeffnung gebracht, auch darauf wieder abgetroknet, ein Stük von der Indianiſchen Feige, (ſo ficus indica folio ſpinoſo genant wird) ſchneidet ſolche, der Länge nach, mitten durch, bindet ſelbiges mit der inwendigen Seite auf den Leichdorn, läſſet es ein paar Tage ſizen. Solte ſich der Effect nicht zeigen, wird das andere Stük ebenfalls appliciret, und mehrentheils ein guter Effect erfolgen.

Von dem üblen Gebrauch der Zeit,

und wie man ſie am nüzlichſten vertreiben ſoll.

Wir beklagen uns alle über die Kürze der Zeit, ſaget Seneca, und haben dennoch mehr, als wir anzuwenden wiſſen. Unſer Leben, ſaget er, wird entweder verſchwendet, indem wir ganz und gar nichts thun, oder indem wir nichts thun, was zu unſerer Abſicht gehöret, oder indem wir nicht thun, was wir thun müſſen. Wir beklagen uns ſtets, daß unſere Tage ſo wenig ſind, und führen uns doch ſo auf, als wenn ihrer kein Ende ſeyn würde. Der berühmte Weltweiſe hat durch alle dieſe mannichfaltige Ausdrükungen und Gedanken, welche ſeinen Schriften eigen ſind, beſchrieben, wie uneins wir in dieſem Stüke mit uns ſelbſt ſind. ⸗ ⸗ Ich betrachte oftmals das menſchliche Geſchlecht, wie es oft ſo ſehr uneins mit ſich ſelbſt in einem Stüke iſt, welches mit dem vorhergehenden einige Verwandſchaft hat. Ob wir gleich über die Kürze des Lebens überhaupts bekümmert zu ſeyn ſcheinen: ſo wünſchen wir doch, daß ein jeder Hauptabſaz deſſelben zu Ende ſeyn möchte. Der Minderjährige ſehnet ſich, mündig zu werden, daraut in Geſchäften zu ſeyn, darauf ſich ein Vermögen zu ſammeln, darauf zu Ehren zu gelangen, und darauf ſich der Welt zu entziehen. Ob nun alſo gleich ein jeder geſtehet, daß das ganze Leben kurz iſt: ſo kommen ihm doch die unterſchiedlichen Abtheilungen deſſelben lang und verdrieslich vor. Wir möchten gern unſer Ziel überhaupt verlängern, und wollen doch auch gern die Theile, aus welchen es beſteht, verkürzen. Der Wucherer würde ſehr wohl zufrieden ſeyn, daß alle die Zeit zernichtet wäre, welche zwiſchen dem jezigen Augenblik und dem nächſten Zahlungstage iſt. Der Staatsmann würde mit Vergnügen drei Jahre von ſeinem Leben verliehren, wenn er die Sachen in eine ſolche Geſtalt bringen könte, als er ſich einbildet, daß ſie nach Verlauf dieſer Zeit ſtehen werden. Der Verliebte würde froh ſeyn, wenn er alle die Augenblike ſeines Daſeyns auslöſchen könte, welche erſt vor der glüklichen Zuſammenkunft mit ſeiner Geliebten verflieſſen ſollen. So ſchnell alſo unſere Zeit verläuft, ſo würde es uns doch ſehr lieb ſeyn, wenn ſie in den meiſten Theilen unſers Lebens noch ſchneller verliefe, als er thut. Verſchiedene Stunden des Tages machen uns viel zu ſchaffen; ja, wir wünſchen, daß ganze Jahre weg ſeyn möchten; und reiſen durch die Zeit als durch ein Land, das mit vielen wilden und einöden Wüſten angefüllet iſt, welches wir gerne in Eile durchreiſen möchten, damit wir bald zu denen unterſchiedlichen kleinen bequemlichen, oder eingebildeten Ruhepunkten gelangen könten, welche darinnen hin und wieder zerſtreuet ſind. ⸗ ⸗ ⸗ Wenn wir das Leben der meiſten Menſchen in zwanzig Theile abtheilen: ſo werden wir finden, daß wenigſtens neunzehn davon ledige Hölen und Klüften ſind, welche weder mit Ergözlichkeiten noch mit Geſchäften angefüllet ſind. Ich rechne aber nicht das Leben derjenigen Menſchen hierunter, welche beſtändig viel zu thun haben; ſondern blos derjenigen, welche nicht allezeit in Geſchäften begriffen ſind: und ich werde dieſen Leuten keinen unangenehmen Dienſt leiſten, wenn ich ihnen eine gewiſſe Art und Weiſe ausfindig mache, wie ſie die leeren Stellen ihres Lebens ausfüllen können. Die Mittel, welche ich ihnen vorſchlagen will, ſind folgende: Das erſte iſt die Ausübung der Tugend, in dem allerweitläuftigſten Verſtande genommen. Blos die geſellſchaftlichen Tugenden können dem allerfleiſſigſten und geſchäftigſten Manne mehr zu thun geben, als die mit der meiſten Arbeit verſehene Stelle unſers Lebens. Die Unwiſſenden unterrichten, den Nothdürftigen beiſpringen, die Betrübten tröſten, ſind Pflichten, die uns faſt alle Tage in unſerm Leben vorfallen. Ein Menſch hat häufige Gelegenheit, die Heftigkeit einer Partei zu mäſſigen; dem Character eines wohlverdienten Mannes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; den Neid zu beſänftigen; Erzürnete zu befriedigen, und einen von Vorurtheilen eingenommenen zu rechte zu bringen. Alle dieſe Verrichtungen ſchiken ſich für ein vernünftiges Geſchöpfe, und geben denjenigen eine groſſe Zufriedenheit, welche ſich klüglich damit beſchäftigen können. Es kan noch eine andere Art Tugend zu denen einſamen Stunden angewendet werden, in welchen wir uns ſelbſten gänzlich überlaſſen ſind, und weder einige Geſellſchaft noch einigen Umgang haben; ich meine die Unterredung und das Geſpräch, welches ein jedes vernünftiges Geſchöpf mit dem groſſen Urheber ſeines Weſens halten mus. Derjenige Menſch welcher unter einer eingewurzelten Empfindung der Göttlichen Gegenwart lebet, behält eine beſtändige Freudigkeit ſeines Gemüthes, und genieſt alle Augenblik das Vergnügen zu denken, daß er mit ſeinem liebſten und beſten Freunde in Geſellſchaft iſt. Die Zeit wird ihm niemals beſchwerlich. Es iſt ihm unmöglich, allein zu ſeyn. Seine Gedanken und Neigungen ſind in denen Stunden am geſchäftigſten, in welchem anderer ihre am unthätigſten ſind. Er iſt nicht ſo bald aus der Geſellſchaft gegangen, ſo brennt ſein Herz ſchon vor Andacht, ſchwillt von Hofnung und triumphiret, weil es ſich der Gegenwart deſſen bewuſt iſt, der ihn allenthalben umringt; oder er ſchüttet auch ſeine Furcht, ſeine Sorgen, ſeinen Kummer vor dem groſſen Erhalter ſeines Daſeyns aus. = = Ich habe hier blos betrachtet, wie nothwendig es ſey, tugendhaft zu leben, damit man etwas zu thun habe. Wenn wir aber noch ferner erwägen, daß die Ausübung der Tugend nicht blos dienet, die langwierige Zeit zu vertreiben; ſondern daß ſich ihr Einflus auch auf diejenigen Theile unſers Daſeyns erſtreket, welche hinter dem Grabe liegen; Und daß unſere ganze Ewigkeit ſich nach denen Stunden richten wird, die wir hier zur Tugend oder zum Beſten anwenden: ſo verdoppelt ſich bei uns der Bewegungsgrund, dieſes Mittel, unſere Zeit zu vertreiben, in Ausübung zu bringen. = = Wenn ein Menſch nur ein klein Capital zum Ausleihen hat, und Gelegenheit findet, es ganz mit Nuzen anzubringen; was werden wir von ihm denken, wenn er neunzehn Theile davon tod liegen läſt, und vielleicht ſelbſt den zwanzigſten zu ſeinem Verderben und Schaden anwendet? Allein, weil das Gemüth nicht beſtändig in ſeinem Eifer bleiben, noch auf die Tugend ſo feſt verpicht ſeyn kan: ſo iſt es nöthig, daß wir in denen Stunden, da es ſich erholet, anſtändige Geſchäfte für daſſelbige ausfündig zu machen. = = Das andere Mittel alſo, das ich vorſchlagen wollte, unſere Zeit zu vertreiben, ſollten die nüzlichſten und unſchuldigſten Ergözlichkeiten ſeyn. Ich mus geſtehen, daß ich dafür halte, es ſchike ſich für vernünftige Geſchöpfe nicht, ſich ganz und gar mit ſolchen Ergözlichkeiten zu unterhalten, die nur blos unſchuldig ſind, und weiter nichts an ſich haben, weswegen man ſie anpreiſen könnte, als daß nichts Böſes daran iſt. Ich will nicht entſcheiden, ob man von irgend einer Art des Spiels etwas mehrers zu ſeinem Beſten ſagen kan: mich bedünkt aber, es ſey ſehr wunderſam, Leute von recht gutem Verſtande, zwölf Stunden hinter einander mit Würfeln, Miſchung und Austheilung eines Spiels Karten hinbringen zu ſehen, ohne eine andere Unterredung zu haben, als die aus den wenigen Spielredensarten gemacht wird, und wobei ſie keine andern Ideen haben, als von ſchwarzen und rothen Fleken, die zuſammen in zerſchiedene Geſtalt geordnet ſind. Würde nicht ein Menſch lachen, wenn er einen von dieſen Leuten ſich beklagen hörte, daß das Leben kurz ſeye? = = Der Schauplaz könnte zu einer beſtändigen Quelle der edelſten und nüzlichſten Vergnügungen gemacht werden, wenn er gehörig eingerichtet wäre. = = Doch das Gemüth erholet ſich niemals angenehmer, als mit dem Umgange mit wohl erwählten Freunden; davon ſchon vorigen Jahrs in dieſen Blättern gehandelt worden; denn gute aufrichtige uneigennüzige Freunde erleichtern und entledigen das Gemüth, ermuntern zur Tugend und zu guten Entſchlüſſungen, ſtärken und ſchwächen die Leidenſchaften, und finden einen Zeitvertreib für die meiſten leeren Stunden des Lebens. = = Nächſt einer ſolchen Vertraulichkeit ſollte man ſich nach einem allgemeinen Umgange mit ſolchen Leuten beſtreben, welche geſchikt ſind, diejenigen zu ergözen und zu unterrichten, mit denen ſie umgehen, welches Eigenſchaften ſind, die gemeiniglich bei einander ſtehen. Es giebt noch viele andere nüzliche Zeitvertreibe des Lebens, welche zu vermehren man ſich bemühen ſollte, damit eine bei allen Gelegenheiten lieber eine Zuflucht wozu hätte, als das Gemüth müſſig liegen, oder von der erſten Leidenſchaft, die in demſelben ungefehr aufſtehen möchte, nach Belieben forttreiben laſſen dürfte. = = Ein Menſch, welcher eine Neigung zur Muſik, Mahlerei oder

Bau

Baukunſt hat, iſt einem gleich, der noch einen andern Sinn beſizt, wenn man ihn mit denjenigen vergleicht, die keinen Geſchmak an dieſen Künſten haben. Die Neigung, Blumen zu ziehen, Bäume zu pflanzen, Gärten anzurichten, die Wirthſchaft zu führen, wenn ſie blos als Nebenwerke bei einem begüterten Manne ſind, helfen ſehr viel, und ſind ihrem Beſizer auf mancherlei Weiſe nüzlich. = = Unter allen Zeitkürzungen aber iſt keine geſchikter und beſſer, die unbeſezten Stellen des Lebens auszufüllen, als das Leſen nüzlicher und lehrreicher Bücher. Doch ich mus dieſes nur blos berühren, weil es einiger maſſen in das dritte Mittel hinein ſchlägt, welches ich zur Beſchäftigung unſerer toden und unthätigen Stunden, in einem andern Blatte vorſchlagen will, und wovon ich nur überhaupt erwehne, daß es das Wachsthum der Wiſſenſchaften betrift.

Auf was für eine Art die Weinſtöke an den Häuſern und Mauern ſo tragbar gemacht werden können, daß ein Stok alleine 1000. bis 2000. Trauben zur Zeitigung herfür bringe?

Es hat Herr Doctor Kundmann in Breslau in dem 7ten Theil derer Actorum Physico-medicorum unter andern ſchönen Anweiſungen und Proben, allerlei zu pflanzen, auch zu Verbeſſerung des Weinbaus dieſes, als was Nüzliches und Merkwürdiges, zur Nachahmung aufgezeichnet, daß 1726. zu Breslau in der ſogenanten Neuſtadt an einem Haus ein Weinſtok gepflanzet worden, welcher in wenigen Jahren zu einer Höhe von 26. Ehlen und zu unglaublicher Breite erwachſen. Er hat im Herbſt 1739. 3000. blaue Trauben zur Zeitigung gebracht. Und obwohlen dieſer ſchöne Weinſtok in dem kalten Winter 1740. groſſen Schaden genommen, und bis auf den Grund erfroren; ſo hat er doch in folgendem Sommer 14. Ehlen hoch auf das neue getrieben. Den ſtarken Trieb dieſes Weinſtokes, und deſſen ganz beſondere Fruchtbarkeit, ſchreibet man der Würkung des Taubenmiſtes zu, mit welchem der Herr deſſelben, dieſen Stok jährlich zu zweimalen düngen laſſen. Daß der Weinſtok Beſſerung oder Düngung haben wolle, iſt bekant; und daß der Taubenmiſt viele Hize giebt und ſtark treibet, wiſſen nicht allein die Gärtner, ſondern auch der Landmann. Dahero allerdings zu wünſchen, daß mehrere die Probe machten, und dieſes beſonders bei denen Weinſtöken, welche an Häuſern ſtehen, oder zu bedekten Spaziergängen, angebracht werden, verſuchen wollten. Den̄ es iſt kein Zweifel, es werde dergleichen Unternehmen wohl ausſchlagen. Und ob ihrer einige den Taubenmiſt zu dem Weinſtok nicht dienlich erachten, und gar glauben, der Wein nehme einen übeln Geſchmak davon an; ſo wird doch von denen alten Hausvätern, Columella und Varrone, derſelbe in die erſte Claſſe der Beſſerung geſezet; ſo daß Columella im 2. Buch u. 15. Capitel den Taubenmiſt allen vorzieht, und ſagt: man habe erfahren, wie Taubenkoth auf die Felder geſtreuet, die Erde gleichſam gährend mache, und die Fruchtbarkeit befördere.

Neu- und wieder gefundenes Mittel von der verlohrnen Kunſt, wie Blumen und Kräuter in ihrer natürlichen Stellung und Farben zu troknen, daß ſie lange und zum Theil bis in die Winterzeit, aufzubehalten ſind.

Die wieder gefundene Kunſt, Blumen und Kräuter nach ihrem Wachsthum noch lange zu erhalten, hat man lediglich dem berühmten Jeſuiten, Joh Baptiſt Ferrari zu danken: ungeachtet es ſich der Profeſſor Monti, wie auch Andreas Beker zu Strasburg, aber ohne Grund, zugeeignet haben. Den ganzen Proceſs mit allen Umſtänden findet man in dem ſchönen Buch, de Florum cultura des gedachten Jeſuiten Ferrari auf dem 433. Blatt der Holländiſchen Ausgabe. Und zwar in folgender Zubereitung: Man reiniget ſaubern Flusſand durchs Waſchen ſo oft, daß nichts von Erde noch unreinen Theilen zurukbleibet, und laſſet ſolchen in der Sonne oder bei der Wärme eines Ofens oder Heerdes wohl troken werden, und ſodann durch ein Sieb räten. Mit dieſem gereinigten Sand füllt man einen groſſen Scherben, Kübel oder Kiſte, anfänglich nur bis 4. Querfinger hoch, und darauf werden die Blumen oder Kräutergewächſe mit dem unteren Theil des Stengels oder Stiels geſezt, doch alſo, daß ſie ſich nicht berühren. Hierauf läſſet man durch einen Trichter den trokenen Sand herum lauffen, und wann die Stiele, bis an die Blumen bedekt worden ſo mus man auch neben denen Blumen, den Sand anhäuffen, und ſie inwendig damit ausfüllen, bis daß ſie zwei oder drei Querfinger hoch damit bedekt ſind. Dieſes alſo mit Blumen und Sand angefüllte Gefäs wird, ohne ſelbiges viel zu rütteln, an einen Sonnenreichen Ort, oder noch beſſer, in ein warmes Zimmer, nahe gegen dem Ofen geſezt, und alſo vier bis fünf Wochen lang in Ruhe gelaſſen. Es ſind aber folgende Stüke bei dieſer Blumen-Verwahrung in Obacht zu nehmen. 1) Daß der Sand recht rein gewaſchen, und wohl troken ſeye. 2) Daß man die Blumen abbrechen ſolle, wenn ſie von Thau oder Regen recht troken worden. Ehe ſelbige völlig aufgegangen, oder wenigſtens, gleich anfangs, da ſelbige aufgeblühet. Dann wann ſie ſchon ein oder zwei Tag offen geweſen, ſtehet zu beſorgen, die Blätter möchten abfallen, und alſo Mühe und Koſten vergeblich ſeyn. 3) Wenn man Tulpen nach vorgeſchriebener Art behalten, oder einlegen will: ſo mus zuvor der inwendig aufrecht ſtehende Piſtill, oder Samenbehältnis vorſichtig heraus geſchnitten, und die Blume auch inwendig mit dem gewaſchenen Sand ausgefüllet werden. 4) Solle man nicht zuviel Blumen in einen Kaſten einſezen, wenigſtens ſolle ſolcher Kaſten nicht breit ſeyn, auf daß die Wärme von beiden Seiten durchdringen könne. Die Länge mag aber ſo groes ſeyn als es gefällig iſt. 5) Wollte man nur kleine Bouquets, oder eine einige Blume einſezen, ſo kan ein Glas mit weitem Hals eben ſowohl dienen, und man erhält in kürzerer Zeit ſeinen Endzwek. 6) Beſonders iſt zu verhüten, daß die Blumen und der Stengel, weder bei dem Abbrechen, noch bei dem Einſezen, ſtark gedrukt, und da durch die Blätter gequetſchet oder verlezet werden. 7) Sollte ſich in dem Trokenen Sand an die Blumen hängen, ſo kan man ſelbigen, bei dem Herausnehmen abſchütteln, oder abkehren, ja allenfalls gar abwaſchen, ohne daß zu beſorgen, die Blumen möchten davon Schaden nehmen.

Gedanken von der Entzündung des Blizes.

Es iſt ein Gewitter, welches aus einem Gewölke, Blize und Donner beſtehet, eine bekante Begebenheit in der Natur. Es fällt daſſelbe gar zu ſehr in unſere Sinne, und rühret ſie auf das lebhafteſte: daher es auch eine würkliche Veränderung in dem Gemüthe und Cörper bei uns würken kan. Gemeiniglich verurſachet die vor dem Gewitter hergehende ausgedehnte ſchwüle Luft bei einigen eine nicht geringe Empfindung in dem Cörper, welche die, ſo einen ſonderlich leidenden Theil an demſelben haben, die empfindliche oder ſchwache Nerven haben, die vollblütig ſind, am mehreſten wahrnehmen. Solte ich die Urſache davon angeben, ſo wäre es dieſe: die warme Luft theilet unſerm Cörper die

Wärme in einem Uebermaſſe mit. Nun iſt bekannt, wie die Wärme faſt alle Cörper, ſonderlich die Luft, ausdehne. Unſer Blut wird daher, wegen der in demſelben enthaltenen Luft, als auch der übrigen Theile wegen, ausgedehnet, die Adern ſchwellen auf, und nehmen einen Raum ein, wodurch die empfindlichſten Theile unſeres Cörpers, die Nerven, theils gedrukt, theils auseinander gezogen werden. Hierzu komt noch, daß das Othemholen beſchwerlicher wird, weil das nun ſchon zu ſehr erwärmte Blut durch die nun zu warme Luft nicht genugſam in der Lunge abgekühlet werden kan, welches doch bei dem freien und ungehinderten Othemholen geſchehen mus: ſo wird auch eben dadurch die Empfindlichkeit vermehret. Da nun nothwendig alle dieſe Würkungen bei denen ſtärker ſeyn müſſen, welche ſchwache und empfindliche Nerven haben, und welche vollblütig ſind: ſo iſt auch die Empfindung bei ihnen gröſſer, als bei andern. Bei denen, welche einen leidenden Theil am Körper haben, erfolget bei der geringſten unordentlichen Veränderung in demſelben, die Empfindung an ſolchem am erſten und ſtärkſten, weil die Kräfte da am geringſten, und ſo gehts auch hier.

Die prächtige Gegenwart des Gewitters iſt dem einen fürchterlicher als dem andern, und dem dritten gar nicht, und darnach richtet ſich auch der Grad der Leidenſchaft. Wir pflegen an einigen nicht mit Recht dieſe Furcht zu tadeln, als an denen, bei welchen immer die Erinnerung von den ſchrekhafteſten Würkungen des Gewitters erneuert wird, davon ſie ehemals nahe Zeugen geweſen ſind. Ich kenne groſſe Naturforſcher, und die zugleich nach den Regeln der Weltweisheit zu denken ſich bemüheten, die aber alsdenn in die äuſſerſte Furcht bis zur Niedrigkeit geſezt wurden.

Die Art der Entſtehung eines Gewitters, und was für eine Materie es ſey, woraus es beſtehet, iſt den Naturkündigern nicht unbekant. Gewis iſt es, daß eine ſchweflichte und aus verſchiedenen Salzen beſtehende Materie ſich in der Luft aufhalte, welche dem Blize den Stof giebet. Es hat die Erfahrung von je her bewieſen, und zeiget es noch, daß die von dem Blize berührten Körper einen Schwefel- und Salpetergeruch von ſich gegeben haben, und ſo ſtark, daß er unleidlich geweſen.

Daß überall und in aller Luft ſich eine gewiſſe Art eines ſauren Salzes befinde, jedoch nachdem die Gegenden, die Jahrszeiten und Witterungen ſind, mehr oder weniger iſt, iſt aus vielen Erfahrungen bekant. Es gehöret zwar hier nicht her, zu ſagen, daß dieſes Weſen eben zum allgemeinen Wachsthum, Erhaltung und Veränderung der Dinge gereiche, und ſich denenſelben ſo nothwendig mache, daß ihnen weder das Ganze, noch ein Theil deſſelben, um das zu ſeyn, was ſie ſind, mangeln könne. Alle drei Reiche der Natur bezeugen dieſes. Ich frage die Naturkenner, ob in der Erde was ſey, da es noch in ſeinem Wachsthume ſtehet, oder ſchon zu ſeiner Vollkommenheit gediehen, oder auch wieder auf der Rükkehr iſt, da ſeine Theile wieder auseinander geſezet werden, daran dieſes nicht Theil nehme? Alle Arten von Metallen, die reifen und unreifen, die vielerlei Steine, die mancherlei Salze tragen es in ihrem Innwendigen: die Scheidekunſt ſondert es von ihnen ab, und leget es uns vor Augen. Bei dem Pflanzenreiche fällt es eher in unſere Sinne, welches leichtere Unterſuchungen, und der Geſchmak bei einer jeden grünen Pflanze dargeben. In dem Thierreiche, ohne die innern Säfte derſelben zu unterſuchen, zeiget es ihre Milch, wenn ſie nur über einen Tag aufbehalten werden.

Ich will nur eine mehr in die Augen fallende Eigenſchaft dieſes Weſens, die zum Nuzen der belebten Creaturen gereichet, nennen. Es ſind dieſe zu nichts mehr, ihrem Weſen nach, als zur Fäulung, einer ſchnellen Beförderin ihres Untergangs, geneiget. Was widerſtehet aber mehr dieſer Art der Zerſtörung, als das ſaure Salz? Die Luft iſt nach ihrem Maaſſe damit angefüllet, die der Menſch keinen Augenblik zu ſeiner Erhaltung entbehren kan, und die ſich mit ſeinen innern Säften bei jedem Othemholen vermiſchet. Wolten wir, wie einige der Alten gethan haben, einen allgemeinen Weltgeiſt, jedoch auf eine eingeſchränktere und vernünftigere Weiſe zugeben, wäre es nicht dieſer?

Wenn ich mich nicht des Fehlers der Weitläuftigkeit ſchuldig machte, könte ich ein damit übereinſtimmendes Exempel von einem andern Körper anführen, deſſen Würkungen aber in die Augen fallen, und die Möglichkeit der Kräfte des erſten deutlich machte. Es iſt das Waſſer ein Hauptbeſtandtheil unſers ganzen Erdgebäudes. Wir ſehen an demſelben, wie allgemein nuzbar es ſich macht, wie mancherlei Veränderungen es leiden, und ſelbſt zuwegebringen kan, dabei es, ſeinem Weſen nach, daſſelbe bleibet. Die Natur und Kunſt verändert dieſen Körper durch Zuſäze und Vermiſchungen auf tauſenderlei Arten, und braucht ihn zum unentbehrlichen Hülfsmittel, ſo unzähliche Dinge zur Würklichkeit und aus den verborgenſten Verhältniſſen an das Licht zu bringen. Hat wol die künſtliche Maſchine unſers eigenen Körpers, von ſeiner erſten Bewegung an, das Waſſer entbehren können? Haben es nicht ſo gar die feſteſten Theile derſelben, die Knochen, ehemals zur Führerin durch die allerengeſten Gänge gehabt? es brachte ſie; an den ihnen beſtimten Plaz, und da verlies es ſie wieder. Die flüſſigen Theile haben ihre Benennung davon, und können es noch nicht entrathen. Könte das Blut wol das ſeyn, was es iſt, und leiſten, was es thut, ohne ihm? Ohne ihm würde es wie ein trokener Staub, der aus einigen Salzen, Schwefel und Erde beſtehet, vor unſern Augen liegen. Wird nicht im Pflanzenreiche durch ſeine Beihülfe deſſen ganzer Wachsthum unterhalten, und vermöge deſſen, deſſelben tauſendfache Früchte hervor gebracht? Führet es nicht zu dem Ende die öligten und ſalzigten Theile, die ihnen die ſo oft veränderte Farbe, den ſo ſehr abwechſelnden Geruch und Geſchmak geben, durch die zärteſten Canäle zu dem äuſſerſten Plaz ihres Stammes hin, wo die Sonne durch die Wärme und Kochung ſie vollkommen macht? Das Waſſer löſet hier die verſchiedenen Salze auf, und dieſe wieder den ſubtilen Schwefel, und beide geben nach Verſchiedenheit ihrer Verhältniſſen den ſo mannichfaltigen Geſchmak, Geruch und Farbe. Nimt man das Oel, die Salze und die erdhafte Theile von ihnen hinweg, ſo ſtehet das Waſſer in ſeiner erſten Geſtalt da. Und ſo verhält es ſich auch mit denen zubereiteten Dingen, woran die Hand des Künſtlers einen Antheil hat, als Wein, Bier, Eſſig, und unſern beſten Suppen auf der Tafel. Das ganze Erdreich kan es eben auch nicht entbehren: ſeine Salze, Steine und Metalle ſelbſt, werden durch ſeine Beihülfe gebohren. Leztere, die dauerhafteſten Körper, würden das nicht geworden ſeyn, was ſie ſind, ohne die Art von Salzen, die zu ihrer Geburt erfordert wurde: und wie unwürkſam iſt nicht das Salz in ſeiner trokenen Geſtalt? wie vermögſam aber wird es, wenn es auch nur eine Feuchtigkeit erhält?

Daß ſchwefelichte Theile, ein alcaliſches, ein flüchtiges und urinöſes Salz in der Luft ſeyn, nach Unterſcheid der Gegenden mehr oder weniger, iſt gewis. Sowohl der Auswurf von den lebenden Thieren, als die Ausdünſtung von den toden und verweſenden Körpern des Thierreichs, und das brennende Holz und die verfaulende Pflanzen theilen ſolche der Luft unaufhörlich mit, ja ſelbſt die Erde giebt ihren Theil dazu her. Wird nicht auf die Art der bewundernswürdige Salpeter gebohren, der nuzbare Salmiak desgleichen? ob zwar eigentlich dieſer auf der Erdfläche.

Es heget auf die Weiſe die Luft die Hauptarten von Salzen, und was aus deren verſchiedenen Zuſammenſezung nach dem Vermögen der Luft entſtehen kan. Die Leichtigkeit der Luft iſt bekannt, und was ſich in und über derſelben ohne einer angewandten fremden Kraft bewegen ſoll, mus nothwendig eine ihr nahe kommende Leichtigkeit haben. Wie ſehr ſubtil alſo und von groben Theilen gereiniget die beſagte Materie ſeyn mus, folgt hieraus. Der beſte Künſtler in der Scheidekunſt mus auch hier der groſſen Meiſterin, der Natur, den Vorzug laſſen.

Wie dieſe in der Luft zerſtreuete Materie zu eben der Zeit, da ein Gewitter entſtehet, ſich zuſammen begeben habe, daß ſie die Reife der Entzündung fähig zu werden, erhalten hat, ſuche ich hier nicht eigentlich zu zeigen: da ſonſt aus der Natur bisher bekannt iſt, wie das Anhängen und die daraus folgende Verbindung der ſich berührenden Körper, nach Beſchaffenheit ihrer Maſſe, geſchehe; ferner, daß durch die Zuſammenſezung verſchiedener Körper ein anderer von unterſchiedenen Eigenſchaften entſtehe. Wenn Salpeter, Schwefel und Kohlen zuſammen geſezt ſind, giebet nicht dieſes Pulver das heftigſte Feuer, und die gewaltigſten Würkungen, wozu ſie ohne ihrer Vermiſchung unvermögend waren? Auch braucht die Natur und die Kunſt die Wärme als ein groſſes Hülfsmittel, ihre Körper zu verändern und zu einem gewiſſen Endzwek zuzubereiten. Und auf die Weiſe wird unſere Materie ſowohl durch die gewöhnliche Wärme im Sommer, als auch durch die ſtärkere, ſo vor den Gewittern hergehet, zubereitet und zu ihrer Reife gebracht.

Es iſt alſo die entzündbare Materie in der Luft uns nicht unbekannt: nur auf was Weiſe dieſelbe entzündet werde, iſt bisher von den Naturforſchern nicht mit Gewisheit angegeben worden. Man hat geſagt, das Aneinanderreiben der Materie unter ſich, oder eine Gährung derſelben, oder die gemeiniglich vor den Gewittern hergehende Wärme brächte ſie zur Entzündung. Und es iſt auch auf beſagte Arten eine Entzündung möglich, nur unter ſolchen Umſtänden, welche in der Luft fehlen.

Wo ein aneinanderreibender Körper von ſolcher Würkung ſtatt haben ſoll, mus eine gröſſere in einen engen Raum gebrachte Kraft, wie auch ein feſterer und ſtärkerer Widerſtand ſeyn, als die freie und auf eine jede Bewegung auf allen Seiten weichende Luft geben kan. Die in Bewegung geſezte Luft zeiget Stärke genug, die gröſſeſten Laſten fortführen zu können, doch nur, weil ſie ihre Kraft dabei anwenden kan. Wir würden ſonſt ſo glüklich nicht ſeyn, unſere Mitbürger jenſeit des Meers zu kennen, die uns die Früchte ihres geſegneten Landes ſo entfernet herſchiken. Nur kan die Luft an einen ſubtilen und dünnen Körper, der eine Leichtigkeit hat, und einen wenigen Raum einnimmt, eine ſolche Kraft nicht anbringen. Wenn die Luft eingeſchloſſen und zuſammengedrukt iſt, hat ſie zwar nur im Kleinen eine gröſſere Stärke; denn iſt ſie in die Windbüchſe gepreſſet, ſo kan ein geringer Theil derſelben, ein ſchweres Blei, das einige tauſend mal mehr, als ſie ſelbſt wieget, durch ein hartes Holz treiben, welche Kraft man ihre elaſtiſche nennet. Nur iſt es überflüſſig zu ſagen, daß dergleichen Art vom Widerſtande in der freien Luft ſtatt finde. Zu dieſem kommt noch, daß die Materie des Blizes leichte und dünne, weil die Luft ſie träget, und man ſie ſich in der Form eines Dampfs oder Nebels vorſtellen mus: dannenhero zu glauben iſt, daß wegen des Mangels ihrer Dichtigkeit und der eigenen Schwere, kein ſo ſtarkes Aneinanderreiben, dadurch eine Entzündung entſtünde, geſchehen könne, wann auch gleich die äuſere Kraft dazu käme.

Zu der Gährung iſt zwar die Materie nicht ungeſchikt; es erfordert aber dieſelbe auſſer der Feuchtigkeit und Wärme, welche beide in der obern Luft eine öftere Veränderung leiden, eine ſtille Luft und einen ruhigen ihre Materie einſchlieſſenden Plaz, und dieſes auf eine gewiſſe Dauer. Welches zuſammen genommen, der Materie des Blizes die freie Luft gar ſehr verſaget.

Es iſt noch weniger glaublich, daß die Sonnenwärme allein vermögend ſeye, die Materie zu entzünden, und daß dazu ſchon ein beſonderer Grad der Hize erfordert werde, da derſelbe in der Luft fehlet. Hergegen iſt bekannt, daß, je höher die Luft, oder je entfernter von unſerm Erdkörper, je dünner ſie ſey, und je weniger Wärme ſie habe und wegen ihrer Dünnigkeit faſſen könne. Die Sonne theilet ihre Wärme den ihr ausgeſezten Körpern wenig oder mehr mit, nachdem ſie, vermöge ihrer Dichtigkeit, wenig oder mehr annehmen können. Die freie Luft kan wegen ihrer Dünnigkeit nur einen geringen Grad der Wärme faſſen, denn ſie iſt, auſſer dem Feuer, ſelbſt der leichteſte Körper auf der Welt. Nähme auch die ſubtile Materie des Blizes mehr Wärme an, als die Luft, ſo würde die ſie umgebende kältere Luft, ſolche bald verringern. Denn es iſt die Eigenſchaft der Wärme, ſich ſelbſt immer mitzutheilen, und unaufhörlich aus einem Körper in den andern, der weniger erwärmet iſt, überzugehen. Man drükt dieſes in der gelehrten Sprache kurz aus: calor tranſit.

Es iſt der Gedanke noch weit gezwungener und unrichtig, daß die Entzündung durch die einem Breñglaſe gleichende Wolken, worin die Sonnenſtrahlen geſammlet und die Materie entzündet würde, geſchehe. Es würde ſodann nimmer des Nachts ein Gewitter entſtehen,

Es iſt kein Gewitter, oder es iſt kein Bliz, welchen nicht immer, ohne Ausnahme, eine Regenwolke, und mehrentheils ſtarke begleitet. Ich berufe mich hierin auf eine beſtändige und genaue Erfahrung. Wenn wir ein nahes oder wenig entferntes Gewitter mit ſeinem Blize genau betrachten, ſo ſehen wir, wie derſelbe allezeit durch die gemeiniglich diken und finſtern Wolken herunterſchieſſet. Es folgt daraus, daß die Materie des Blizes ſich in den Wolken oder über denſelben aufhalte, und in oder über ihnen entzündet werde. Daß die Entzündung aber nicht über ihnen geſchehe, beweiſet nebſt der Erfahrung folgendes; Die Materie iſt zwar ſehr ſubtil, nur kan ſie die obere Luft wegen ihrer Leichtigkeit, und da ſie ſich nun mehr zuſammen begeben hat, und nicht ſo dünne mehr iſt, als ſie zertheilet hinauf ſtieg, nicht tragen. Ferner, haben diejenigen, ſo auf einem hohen Berge, unten am Fuſſe, oder in der Mitte deſſelben ein Gewitter geſehen, allezeit wahrgenommen, daß der Bliz in den diken Wolken ſelbſt entſtehe, ſo daß ſie auch wenig von dem Blizſtrahl merken können, davon die, welche in den bergigten Gegenden, als in der Schweiz wohnen, und dieſen angenehmen Anblik oft haben, ein gewiſſes Zeugnis geben. Mir iſt noch neulich von einem erzehlet worden, daß er in Geſellſchaft von mehrern bei trokenem Wetter auf eine Klippe eines hohen Berges geſtiegen, von der man in die Tiefe auf ein ebenes Feld ſehen köñen. Nach einer halben Stunde läſſet ſich eine dike Wolke unter dem Felſen ſehen, worauf die untere Gegend vor ihren Augen verſchwindet. Darauf hören ſie ein gedämpftes Donnern, und ſehen zu ihren Füſſen den Bliz nur geringe aus den Wolken hervorbliken, der nicht weiter als in einer Ferne von etliche Schus weges von ihnen war. Oben auf dem Berge war hell Wetter und Sonnenſchein. Wie ſie hinunter kommen, iſt ein ſtarkes Gewitter mit vielem Blizen, Donnern und Regen da geweſen.

Ein groſſer Naturkenner unſerer Zeit ſaget zwar, die Materie des Blizes hielte ſich unter den Wolken auf, und würde unter denſelben entzündet. Allein, bei der genaueſten Beobachtung ſehen wir, daß der Bliz aus den Wolken heraus fähret, ſo daß öfters der Strahl auch von einem Theile der Wolke bedeket iſt, wo derſelbe nur herdurch ſcheinet. Ich gebe zu, daß unſer Geſicht hiebei oft betrogen werden könne, nur alsdenn nicht, wenn man den Bliz hinter den Wolken, und dieſe hervorſtehen ſiehet. Ferner, wie würde das Gewölke die Materie des Blizes beſtändig mit ſich führen, wenn ſie von einander getrennet wären; ſie ſind aber nie von einander abgeſondert, wenn die Materie entzündet werden ſoll. Wir ſehen am Horizonte eine Gewitterwolke zu uns herſteigen, ſie bringt allezeit die Materie des Blizes mit ſich, ſie führet ſie zu uns her, und es blizet und donnert über uns; die Wolke ziehet weiter weg, und ſie nimmt Bliz und Donner mit fort, das iſt, ſie halten ſich immer zuſammen.

Warum aber haben wir keinen Bliz ohne einer Regenwolke? oder warum mus dieſe jene immer begleiten, wie die Erfahrung zeiget? Kan nicht die Materie des Blizes ſich oft in der Luft bei heiterm Wetter, und zumal bei heiſſen Tagen befinden? Es iſt gar nicht daran zu zweifeln; nur ſie wird nicht entzündet, weil das, was ſie entzünden kan, fehlet. Mus ſich nicht daher die Regenwolke einem entzündeten Blize, die niemals ohne ihm iſt, nothwendig machen?

Es iſt gar zu bekannt, daß das Waſſer dem Feuer in ſeiner Würkung entgegen ſey, es benimmt ihm die Kraft und löſcht es gar aus. Hier aber entſtehet ein Feuer mitten im Waſſer. Es verhindert das Waſſer die Entzündung eines Körpers, und iſt ihm mehr gewachſen vor ſeiner Geburt, als wenn es ſchon da iſt. Iſt die Materie in Brand geſezet, kan oft das Waſſer, entweder wegen Uebergewichts des Feuers, oder der Geſchwindigkeit deſſelben, oder der lautern fetten und ſchwefelichten Materie wegen, womit es ſich nicht wohl vermiſchen kan, ſo ſtark nicht würken. Iſt die Materie noch nicht brennend, ſo hindert ein wenig Waſſer ſchon ſehr, wie am naſſen Holze und andern befeuchteten Sachen zu ſehen. Und dieſes wird auch hier gelten bei der Entzündung der Materie des Blizes, die mit Waſſer umgeben iſt; es ſey denn, daß ſie durch das Waſſer ſelbſt entzündet werde.

Wir haben viele Körper in der Natur, welche durch Vermiſchung mit kaltem Waſſer, oder auch nur Berührung deſſelben, erwärmet, erhizet und entzündet werden. Wem iſt nicht bekannt, wie der ungelöſchte Kalk durch die bloſſe Vermiſchung mit kaltem Waſſer brennend heiß werde, und wenn man ihm nicht genug Waſſer giebet, eine würkliche Flamme zeige, und auch ſo verbrennen könne, daß er zu dem beſtimmten Gebrauche untauglich werde? Der ſtarke Vitriolgeiſt, den man ein Oel deſſelben nennet, wird durch die Vermiſchung mit Waſſer ſehr erhizet; wie auch der rauchende Geiſt des Salpeters, und noch unzählige Dinge mehr, die nicht ſo allgemein bekannt ſind, die die Kunſt hervor bringet. Ob zwar dieſen der Grad der Entzündung fehlet: ſo erhalten ſie doch eine ſtarke Hize, da Wärme, Hize und Entzündung ſich nur nach Graden unterſcheiden.

Ich könnte hier eine Erzählung aus dem weiteſten Alterthume anführen, da von allen Metallen durch eine künſtliche Vermiſchung ein hohles Gefäs gegoſſen worden; es hatte oben eine Oefnung, und da man Waſſer in dieſelbe geſchüttet, ſpeiete es anſtatt deſſen Feuerflammen von ſich. Und dieſes hat auf die Weiſe geſchehen können, daß eine Materie darin enthalten geweſen, die ſich mit Waſſer entzündet hat, es mag dies Gefäs aus ein oder allen Metallen verfertiget worden ſeyn.

Die Unterſuchung hat gelehret, daß der ungelöſchte Kalk aus einer groben und ſubtilen Erde beſtehe, welche mit einem flüchtigen alkaliſchen, einem urmöſen und fixen ſauren Salze verbunden iſt, welches Saure der Art Säure des Meerſalzes gleich kommt. Die Kunſt macht den Kalk durch Zuſammenſezung des gemeinen Schwefels und einer Kreitenerde mit Beihülfe des Feuers nach.

Wie oben geſagt, ſo beſtehet die Materie des Blizes in Schwefel und Salpeter, das iſt, aus einem ſauren Salze, und einer öligten brennbaren Materie, womit das urinöſe Salz verbunden iſt, wie uns die Geburt des Salpeters zeiget, daß er nebſt dem Sauren ohne dieſem nicht werden kan. Es iſt bekannt, wenn zu dieſem Salpeter und Schwefel die alkaliſchen Salze noch ferner hinzu geſezet werden, wie ihre Kraft und Würkung vermehret wird, wie an dem Knallpulver zu ſehen. Und eben dieſes geſchiehet in der Luft, und ſo mehr zu Sommerszeit und bei ſtarker Wärme, die vor den Gewittern hergehet, daß die flüchtigen alkaliſchen und urinöſen Salze deſto häufiger in die obere Luft geführet werden, die alſo ſowohl die Reife der Materie befördern, als die Kraft und Würkung derſelben vollkommener machen.

Es kommt demnach die Materie des Blizes mit den innern Beſtandtheilen des ungelöſchten Kalks überein. Da nun dieſer durch Waſſer entzündet werden kan, und jene immerdar im Waſſer entzündet wird, iſt es nicht wahrſcheinlich, oder vielmehr gewis, daß auch ſie durch das Waſſer entzündet werde? Ich finde keinen Widerſpruch dagegen. Man könnte ſagen, warum denn nicht die in den Wolken ſich aufhaltende Materie des Blizes auf einmal entzündet würde? Wir wiſſen aber, daß eine ſtarke Wolke, wie die Wolken bei einem anhaltenden Gewitter auch ſtark zu ſeyn pflegen, auch in ihrem hohen Maaſſe einen ſonderlichen Raum einnimmt, daß der obere Theil derſelben dünnere und wenigere Dünſte, und der untere mehrere heget, die im Begrif ſind, zuſammen zu tretten, und die eigentliche Geſtalt des Waſſers anzunehmen; daher denn auch, da ſolche die Luft nicht mehr tragen kan, der Regen entſtehet. Und hält ſich unſere Materie in dem mittleren oder oberen Theile der Wolke auf: ſo kan ſie da noch nicht Feuchtigkeit genug zu ihrer Entzündung erhalten; wird ſie aber etwas feuchte: ſo ſenket ſie ſich, weil ihre Schwere zugenommen hat, und erreicht nun mehrere Waſſer, und ſo viel, als ſie zu der Entzündung nöthig hat, das iſt, ſie wird entzündet.

Da wir eine Aehnlichkeit an dem Knallpulver unſerer Materie finden, werden wir die Urſache des fürchterlichen Geräuſches des Donners deſto eher einſehen. Es wird deſſen Knall um ſo vielfacher und öfterer wiederholet, als er ihm entgegenſtehende Körper antrift, die alsdenn der ſehr geſchwinden Bewegung eines ſo groſſen Theils der Luft eine andere Richtung geben. Und dieſes können ſowol die Wolken über uns, als auf unſerm Erdboden erhabene Theile, und ſonderlich die bergigten Gegenden mit ihren Thälern verurſachen. Wir wiſſen, daß die geſchwinde mit einer Heftigkeit verknüpfte Zertheilung der Luft einen Knall hervorbringet, und unſere ſubtile und einmal in Bewegung geſezte Materie durchſchneidet dieſelbe auf eine ſo ſchnelle Weiſe, die kaum unſern Sinnen faslich iſt.

Die Würkung des Blizes in die Körper, welche er berühret, iſt ganz wundernswürdig, und ſcheinet uns unbegreiflich. Wir ſehen hier die gröſſeſte Gewalt der Natur, die ſie in einem Augenblik ausübet. Das, was vielleicht bis ans Ende der Welt unzerſtöhret geblieben ſeyn würde, wird durch einen leichten Körper auf einmal zernichtet. Er zerreiſt die dikſten Bäume von oben bis unten. Er zerſchmettert die Steine, er ſchmelzet die Metalle, und laſſet ein wollen Tuch, das er zugleich berühret, unbeſchädigt liegen, und dieſes koſtet ihm einen ſo geringen Theil der Zeit. Sowol die Beſchaffenheit der Materie ſelbſt, als die ungemeine Geſchwindigkeit, müſſen die Urſachen ſeyn, oder ſind es, die ſo gewaltſame Dinge ausrichten. Ich will nur dieſes ſagen. Die gemeinigliche Kraft des Feuers iſt uns bekannt, nachdem aber ſein brennbares Weſen rein iſt, oder ſolches mit wenig oder viel unbrennbarem verbunden iſt nachdem iſt auch ſeine Kraft gröſſer oder geringer. Eine Art Holz brennet ſtärker als die andere, z. E. das Kienholz. Ein gereinigter ſubtiler Schwefel brennt geſchwinder und heftiger als der gemeine, wie das reine oleum Naphtæ, und das ſogenannte oleum vini zeigen. Kommen nun zu dergleichen gereinigten Schwefel die erforderlichen Salze, ſo wird ihre ſchon ſtarke Kraft um ſo mehr vermehret, wie wir an einigen Phosphoris ſehen, und im Gröbern ſelbſt an unſerm Schiespulver. Wird ein deſtillirtes Oel mit dem rauchenden Geiſte des Salpeters vermiſchet, giebt dieſes auf das geſchwindeſte ein heftiges Feuer. Die Materie des Blizes beſtehet aus Schwefel und den erforderlichen Salzen, deren Reinigkeit auf das Höchſte geſtiegen iſt. Sie hat die Eigenſchaft zum Brennen auf das vollkommenſte, und ſie zeiget es auch auf das vollkommenſte.

Es iſt eine wunderbare Wirkung des Blizes, wenn er Steine zerſchläget, Metalle ſchmelzet, und weichere Sachen, die jene umgeben hatten, unbeſchädigt laſſet. Es ſcheinet gegen die Natur zu ſeyn, und nichts weniger, als daß die Natur gegē ſich ſelbſt handeln könnte. Die Naturkündiger ſagen, und es iſt auch ſo, daß die Wirkung der Körper und die darauf folgende Gegenwirkung einander gleich ſeyn; nemlich, nachdem ein Körper beſchaffen iſt, die Wirkung annehmen zu können. Und dieſes trift auch hier zu. Es giebt ein Körper den Widerſtand nach Beſchaffenheit ſeiner innern Maaſſe und der Art der Zuſammenſezung ſeiner Theile. Ein harter Körper widerſtehet dahero mehr als ein weicher, und ſo iſt jener auch mehr vermögend die Wirkung anzunehmen als dieſer. Iſt die Wirkung in einen Körper gröſſer, als die Verbindung ſeiner Theile ſtark iſt, und der Widerſtand iſt auch gröſſer als derſelbe, ſo wird ſeine Zuſammenfügung aufgeſchoben, er weichet voneinander, das iſt aus dem Ganzen werden Theile. Ein weicher Körper widerſtehet nicht ſo ſtark, er giebt der Wirkung nach, und daher kan er nicht die ganze Kraft des wirkenden Körpers annehmen, er empfangt nicht die Gewalt, die doch würklich da iſt, das iſt, die Wirkung und Gegenwirkung iſt beiſammen ſchwach.

Und ſo trägt ſichs auch zu bei den unterſchiedenen Wirkungen des Blizes. Er verfähret allzeit mit einer Heftigkeit, daher iſt der Erfolg auch alſo. Zugleich trägt die Dünnigkeit ſeiner Materie vieles bei. Dieſe iſt ſehr ſubtil, und daher kan ſie, wozu der Mangel des Widerſtandes, und die groſſe Geſchwindigkeit ihrer Bewegung ſehr behülflich iſt, durch die Zwiſchenraume der weichen Körper hindurch gehen, ohne deren Verbindung zu zerreiſſen. Und trift ſie alsdenn einen Körper von einem ſtärkern Widerſtand an, ſo beweiſet ſie an ſolchem ihre ſo gewaltige Kraft.

Wir haben nicht ſeltener in unſerer Nachbarſchaft, als bei uns Gewitter, und die man nicht allzeit dafür hält. Wir ſehen oft bei heiterm Himmel mehrentheils am Horizonte Blize, und hören gar keinen Donner, und dieſes mehr zu Nachtszeit, als am Tage, weil die Gegenwart des Sonnenlichts am Tage den Schein vermindert, und das nennet man Wetterleuchten. Einige Naturforſcher noch zu unſerer Zeit, unterſcheiden dieſes von einem Gewitter, indem es ohne Donner ſey. Es iſt aber nichts anders als ein entferntes Gewitter, wobei die Entfernung verhindert, den Donner zu hören, und die Abweſenheit von unſerm Horizonte, die Wolken zu ſehen. Man ſagt ſodann: das Wetter kühlet ſich ab; und dieſes empfinden wir alsdann auch in unſerer Gegend, und iſt eben die Würkung, welche wir bei unſerm eigenen oder nahen Gewittern haben. Und erkundiget man ſich nachher nach der Gegend, wo das Wetterleuchten war, ſo wird man allezeit erfahren, daß ein Gewitter daſelbſt geweſen ſeye.

Anweiſung und untrügliches Mittel daß man, ohne das Feld zu düngen, dennoch reichlichen Zuwachs u. Ernde bekommen kan, dies durch Zubereitung des Saamens der Frucht.

Die Breslauiſche Naturgeſchichte, wie auch die Leipziger ökonomiſchen Sammlungen, und das ſchon bis auf 11. Bände angewachſene Hamburger Magazin, geben zu Vermehrung des Getreids wohl die auſſerleſenſte Mittel an Handen; darunter aber noch keines ſo bewährt befunden worden, als das was der berühmte Kreſchmaier und Giebel hievon erfunden hat. Von dem leztern haben wir bereits einige nüzliche Artikel in unſerm Referendario angeführt, pag. 170. des 5ten Theils, nemlich: Welches unter ſo vielen die bewährteſten Künſte ſind, Saamen fruchtbar zu machen. Nun wollen wir hier noch eine andere Art anmerken, welche von jener in etwas abgehet, und von dem Landmann leichter zuzurichten iſt. Sie beſtehet aber in dieſem: Man nehme Schafmiſt, oder noch beſſer die Schafbeere etwann ein Simri. Zerrühret ſelbige mit anderthalb Imi Regenwaſſer, oder auch Miſtlauge; und in Ermanglung deſſen mit einer ſchwachen Lauge von Holzaſche. Wann es ein paar Tage geſtanden, kan man dieſe Lauge, um den Miſt davon abzuſondern, durch ein enges Sieb lauffen laſſen. In dieſer Miſtbrühe zerläſſet man ferner drei oder vier Pfund Salpeter, und zu dieſem ein Scheffel Roggen, Waizen oder Dünkel ꝛc. läſſet es etwan 8. Stunden lang beiſammen ſtehen: alsdenn wird der Saame heraus genommen, und auf einen luftigen Boden oder Bühne ausgebreitet, und wiederum getroknet. Worauf man es ausſäen und wie gewöhnlich einegen kan. Will man den Proces, wenn das Korn getroknet, wiederholen, und es nochmal 6. oder 8. Stunden lang in die vorgemeldte Miſt- und Salpeterlauge einweichen, wiederum etwas troknen, und alsdann gleich ausſäen, ſo wird es nur deſto mehr zur Fruchtbarkeit imprägniret. Auf dieſe Art zubereitetes Saamenkorn kan auch auf ſchlechten und ſandigten Aeckern vielfältige Früchte bringen. Der Aker hat weiter keine Düngung nöthig; iſt dahero dieſe Weiſe, den Saamen alſo zuzubereiten, denenjenigen ſehr nüzlich, welche viele Güter haben, aber keine Viehzucht, zur Beſſerung und Erhaltung des nötigen Dunges, haben können. Desgleichen denenjenigen, deren Güter oder Aeker weit von denen Wohnungen entlegen, welchen es allzu koſtbar fallet, die nöthige Beſſerung dahin zu bringen. Indem auf dieſe Art nicht allein die Beſſerung, ſondern auch Zeit und Fuhrlohn erſpahret wird. Der Saame mus dünne ausgeſaet werden, und rathen einige, ſelbigen etwas tiefer als gewöhnlich einzuakern oder zu egen. Dann ein Saamenkorn, welches etwas tief geſaet wird, und doch einen ſtarken Trieb hat, treibet aus dem erſten und ſogenannten Hauptſtengel, alſobald unten mehrere Nebenzweige, und entſtehen alſo aus einem Saamenkorn zuweilen 6. 8. ja 10. bis 12. Halmen. Woraus erfolget, daß man auch an dem Saamen den halben Theil erſpahret: weil, wie oben gedacht, derſelbe nur ganz dünne mus ausgeſtreuet werden: ſolle die Frucht nicht allzu dike in einander wachſen, ſich legen, und alſo als allzumaſt verderben. Man hat Exempel, daß ein einziger Scheffel dergleichen zugerichtetes Getreide bis 300. Garben u. 8 bis 9fältig derer Körner wieder gegeben, ohngeachtet daß ſelbige auf ein mageres Land ausgeſaet worden. Wollte man dieſes nach der Progreſiv-Rechnung ausrechnen, ſo würde in 12. Jahren eine ganz erſtaunliche und unglaubliche Menge heraus kommen. Gewislich der

der

gütige Schöpfer hat einen ſolchen Seegen in ein einiges Fruchtkörnlein geleget, daß von ſolchen innerhalb drei Jahren, durch wiederholtes Ausſäen, wohl 6000. Perſonen zu einer Mahlzeit genung haben.

Wer vom Düngen, und Zubereitung guter Erde, mehrers zu wiſſen begierig iſt; der findet hinlänglichen Unterricht in dem Referendario, 6ten Theil pag. 299. Wie auch in dem 1ſten Theil deſſelben pag. 71. woſelbſt ein Auszug befindlich, aus einer Schrift des Doctor Blakwels, die Verbeſſerung des Feldbaues betreffend, wo viele nüzliche Entdekungen enthalten ſind, die noch wenigen bekannt ſeyn werden. Und andere beſondere Vortheile in der Oekonomie, zumalen von der Art zu ſäen, düngen u. ſ. w. ſtehen auch in dem 2ten Theil pag. 92. und 5ten Theil, p. 7. angemerkt. Dahin auch die Vegetabilität der Pflanzen und Thiere zu rechnen, davon das Merkwürdigſte in dem 5ten Theil des Ref. pag. 113. abgehandelt worden.

* * * * * * * * *

Wunderbar ſind vom Getraide
Alle Theilgen zugericht:
Da ihr Weſen, uns zur Freude,
Sich in unſer Weſen flicht:
Da ſie, wann wir ſie verzehren,
Uns erhalten und ernähren,
Und ihr Stof in Fleiſch verkehrt,
Iſt das nicht bewunderns=werth!
Alles wird man überdrüſſig;
Brod iſt immer angenehm.
Andre Koſt iſt überflüſſig,
Brod allein iſt ſchon bequem,
Unſerm Körper, unſerm Leben,
Daur und Unterhalt zu geben.
Dies iſt warlich abermal
Von des Schöpfers Lieb ein Strahl.
Stekt hierinnen nicht verborgen
Einer weiſen Vorſicht Kraft,
Da für Dürftige zu ſorgen,
GOtt ſolch wohlfeil Mittel ſchaft?
Da ſich Korn ſo ſtark vermehret,
Daß, wie die Erfahrung lehret,
Blos ein Körnlein, das gelingt,
Mehr als tauſend Kinder bringt.

Von dem Misvergnügen über ſeine Umſtände.

Die Anzahl derjenigen Perſonen, welche ſich beſtändig über ihr Unglük beklagen, iſt nicht geringe. Viel gröſſer aber iſt die Anzahl derer, die zwar nicht durch ihre Klagen Mitleiden verdienen wollen, aber doch, durch ihre beſtändige verdriesliche Gemüthsverfaſſung, die gröſſeſte Unzufriedenheit verrathen. Beide Arten Menſchen ſind würklich unglüklich. Aus ihrem Betragen ſolte man ſchlieſſen, die Einrichtung der Welt beſtimme den Menſchen zur Unruhe, zum Misvergnügen und zum Unglüke. Allein, man darf nur den, oft nicht nennungswerthen Grund ihrer Klagen bemerken, ſo findet man bald, daß nicht die Umſtände, darin ſie geſezt ſind, ſondern ihre Unzufriedenheit ihr Unglük ſey. Sehr wenig Menſchen ſind in der That unglüklich, ſehr viele aber werden es, auch in den vortheilhafteſten Umſtänden, durch ihre eigene Schuld. Kein Stand iſt ſo geringe, daß er nicht ſolte Vergnügen und Zufriedenheit verſchaffen, wenn der Menſch nur auf das Gute, was ſein Stand liefert, aufmerkſam ſeyn will. Hingegen iſt auch kein Stand ſo vorzüglich, daß er nicht ſolte zur Quelle des Misvergnügens und des Unglüks werden können. Man denke ſich einen Menſchen, der der Vorzüge ſeines Standes unwerth iſt, der ſich gewöhnet hat, kleine Unbequemlichkeiten für wichtig zu halten, wie fühllos wird der bei ſeinem Glüke ſeyn! Melinte erwarb ſich durch Arbeit ihren mäſſigen Unterhalt. Sie zürnete mit dem Schikſale, daß es ihr nicht ein ſolches Loos, wie ihrer Freundin beſchieden hätte, und war beſtändig verdrieslich. Die Urſache meiner Unzufriedenheit, ſprach ſie, iſt meine Armuth. Allein, Melinten fiel eine beträchtliche Erbſchaft zu. Wer ſie zu vor gekannt hatte, muſte glauben, daß ſie nunmehro völlig zufrieden und vergnügt ſeyn würde, denn der ganze Grund ihrer vorigen Traurigkeit war verſchwunden, und ihr einziger Wunſch vollkommen erfüllet. Aber Melinte blieb die vorige verdriesliche Melinte. Reicher ward ſie, aber nicht glüklicher. Sie fand hundert neue Vorwürfe zur Unruhe.

Der unzufriedene Menſch würde oft einen ſchlechten Tauſch treffen, wenn er in die Stelle desjenigen verſezt werden ſolte, den er beneidet.

Nun, die Vorrede zu dieſer Erzehlung iſt lang genug, mögte jemand mir einwerfen. Ja, ſie würde zu lang ſeyn, wenn ſie eine Unart beſtritte, die blos in den verdorbenen Säften der Menſchen ihren Grund hätte; aber dieſe Art der Fehler trift jezt mein Tadel nicht. Ich habe Exempel, daß Leute, die von Natur den verdrieslichen Begebenheiten ihr Nachſinnen ſtärker widmeten, als den angenehmen, ſich dennoch durch Gründe und eigenen Fleis von dieſer übeln Gewohnheit abbringen lieſſen: dahingegen andere ſich wider ihre Natur gewöhnten, bei angenehmen Vorfällen fühllos, bei widrigen aber höchſt empfindlich und traurig zu werden. Denen alſo zu gefallen, deren Unglük allein in der Einbildung beſtehet, habe ich mich einmal in eine Welt verſezt, worinn auch lebloſe Geſchöpfe denken, und ihre Gedanken andern mitzutheilen vermögend ſind.

Ein Uhrmacher, der ſich durch ſeine Arbeit den Ruhm der Welt erworben, verfertigte eine Taſchenuhr, an der er den gröſſeſten Fleis nicht vergeblich verwendet hatte. Die genaue Verhältnis der Theile zu der Arbeit, die jegliches Theil zu verrichten hatte, und die vollkommene Regelmäſſigkeit in dem ganzen Baue, lieferte ein Werk, daß zur Ehre des Verfertigers gereichte. Dies Meiſterſtük verwahrte der Künſtler ſorgfältig gegen alles, was ihm im geringſten ſchädlich ſeyn konnte. Nachdem er ſelbſt die richtige Abmeſſung der Zeit an ſeinem Werke ſchon etliche Jahre bewundert hatte, gerieth es in Unordnung, und verſagte ihm ſeine Dienſte. Er kannte die Dauer ſeines Werks zu gut, als daß er die Urſache dieſer Unordnung, der Veränderung des Wetters, oder andern Kleinigkeiten hätte zuſchreiben können. Er unterſuchte das Werk, und fand ſeine Arbeit ſo oft verlohren, als er ſich einen Fehler zu entdeken bemühete. Die zunehmende Unordnung derſelben ward ihm ein Problema, das ſein Nachſinnen beinahe ermüdete. In dieſen Geſchäften vertieft, hörete er unverhoft ein Geräuſch von verſchiedenen Tönen in der Uhr. Der Künſtler ſtuzte. Er gerieth aber noch mehr in Verwunderung, da das Kronrad mit vernehmlichen Worten alſo zu ihm redete:

Ich wundere mich, daß du die Urſache der Unordnung in deiner Uhr nicht errathen kanſt. Ueberführet dich denn dein Gewiſſen nicht ſogleich des Unrechts, das du mir angethan haſt? Warum haſt du meinem Haupte eine Krone aufgeſezet, und die Macht zu herrſchen haſt du dem Schikſale unſerer Republik, der ſchwarzen Feder gegeben? Nimm mir die Krone, und ſeze ſie meinem Knechte auf, den ich treibe, damit auch ich, wie die Feder, über ein gekröntes Haupt herrſchen möge. Ja, ich wolte mein hartes Schikſal grosmüthig ertragen, hätte noch deine Hand mir und der Republik einen leutſeligen gelinden Regenten gegeben, der ſeine Unterthanen mit Sanftmuth, Liebe und Gründen lenket. Aber du haſt uns einen Tyrannen und keinen Regenten geſezet. Wer in der ganzen Geſellſchaft iſt wol, der ſich die Ruhe einer Stunde rühmen könnte? Wir alle ſeufzen unter dem harten Druke ſeines ſtählernen Arms, der nie ſchwächer wird. Und ich, der ich ſelbſt gekrönt bin, ich mus von der harten Feder leiden, was der niedrigſte nach mir leidet. Erwege, ob dein Verfahren ſo gerecht ſey, wie mein Unwille?

Ja, fiel die Spindel dem Kronrade in die Rede: wollen ſie mir, der ſie mich gemacht haben, erlauben, daß auch ich mich unterwinden darf, vor ihnen zu reden? Es iſt wahr, die ſtrenge Feder herrſchet zu deſpotiſch. Alle unſere Bewegungen, auch die geringſten werden von ihrer Tyrannei beſtimmet. Der freye Wille, den ich für die ganze Republik von ihnen demüthigſt erflehe, iſt ein Gut, das wir nicht kennen. Ich allein bin ſo edelmüthig, mich der Feder Wuth mit Nachdruk zu widerſezen. Aber wie viel hilft mein Beſtreben? und was habe ich für Dank davon? Das ſtolze Kronrad beſchweret ſich mit Unrecht. Hätte dero Güte mich an deſſen Stelle ſezen wollen, was könnte ich gröſſers wünſchen? Einen prächtigen Namen führen; mit einer goldenen Krone prangen; und von den Augen der Menſchen bewundert zu werden; dies ſind Vorzüge, die wichtig ſind. Und wer ſie nicht als ein unverdientes Gnadengeſchenk aus ihren Händen annimmt, der wäre werth, in meinen Stand verſtoſſen zu werden. Ich arme Spindel ſize da, und arbeite in niedriger Geſtalt, und wünſche nicht einmal Ehre. Aber der geringe Vorzug, bedauret zu werden, iſt mir verſagt, denn kein Auge der Menſchen ſiehet mich. O kenneten ſie meinen Werth, ſie hätten kein ſo hartes Schikſal über mich beſchloſſen! Ich will es wagen, meine Vorzüge, und meinen elenden Stand in Demuth ſchriftlich vor ihren Füſſen niederzulegen.

Wilt du gerechte Klagen hören, ſo höre mir zu, ſprach die Feder. Ja, ſeze nur den Tag, an welchen du mich zum Regenten gemacht haſt, unter die böſen Tage deines Lebens oben an. Das Schlos, welches du mir erbauet haſt, iſt ein Kerker, darin ich, wie ein Sklav, in den Ketten liegen mus, und herrſchen. Wie beneidens werth iſt der Stand des geringſten im Volke gegen mich gefangenen König! Ohne Freud, ohne Geſellſchaft, ohne Gewalt haſt du mich eingeſperret. Mich haſt du zum einzigen Ziele deiner Tyrannei geſtellet. Die Hand voll Macht, die du mir zum Scheine gegeben haſt, wird noch dazu von der niedrigen Spindel beſtändig unterbrochen. Erlas mich doch nur eine Viertelſtunde des Kerkers und der Ketten, daß ich die rebelliſche Spindel und alle im Volke, die ſich mir im geringſten widerſezen, zerſchmettern möge. Ich bin der Herrſchaft müde, die du mir im Zorne gegeben haſt.

Die Feder hatte ihre Klagen noch nicht geendiget, als die Unruhe zu ſchreien anfieng: deiner Ungerechtigkeit ſchreib es zu, daß ich mit kurzem Othem zu dir reden mus. Ich, ich bin der wahre Märtyrer der ganzen Republic. Der allerniedrigſte und der allergeplagteſte bin ich! Wenn meine Mitbürger, die Räder, langſam mit Bequemlichkeit arbeiten; ſo werde ich mit ungeſtümen, barbariſchen Schlägen von einer Seite zur andern geworfen. Warum haſt du denn eben mich zum Allerelendeſten gemachet? Warum mus denn eben ich das ohne Schuld leiden, was den ſchweren Verbrechen unſerer Republic eine Strafe ſeyn ſollte?

Alles an der Uhr führete eine ſolche Sprache, und war unzufrieden. Ein Rad beneidete das Glük des andern, das ſich doch mit gleicher Sehnſucht in die Stelle des erſten wünſchte. Der Uhrmacher antwortete den Rednern: Wiſſet ihr auch, daß ein jeglicher von euch nur in den Umſtänden, worin er ſtehet, ſo glüklich iſt, wie er werden kan, und daß eine jede Veränderung euer Unglük befördert? Da aber das ganze Werk von neuen zu ſchreien anfing, ſprach der Künſtler: wolan denn, ſo wähle ſich ein jeder ſein eigen Glük, und gab ihnen die Freiheit. Die Feder flohe aus ihrem Kerker nach dem Size der Unruhe, und das Kronrad kroch frölich in die Wohnung der Feder. Ein jeglicher Theil der Uhr veränderte ſeinen Stand. Alle ſpanneten ihre Kräfte zu arbeiten an, aber ihr Beſtreben war umſonſt, und die Republic lag verſtöret.

⁂

Befördere dein Glük rechtmäſſig ſo viel du kanſt, in dem Stande, worein dich ein Weiſerer geſezet hat; und las dich nicht durch den Glanz eines andern blenden. Du ſieheſt ſeine Pracht, aber was ihn drüket, fühleſt du nicht. Beneide nicht den, der vielen befiehlet. Weiſt du, wie oft ſie ihm den ſchuldigen Gehorſam verſagen, und ſeinen Zorn reizen? Beneide nicht den Berühmten. Weiſt du auch, wie viel Arbeit ihm der Vorzug gekoſtet hat, daß ſein Name in fremden Ländern genant wird, und wie wiel Sorge es ihm noch koſtet, den Ruf zu erhalten? Auch beneide nicht den, dem ſeine Kargheit des Vergnügens gewähret hat, Tonnengoldes anzuſchauen. Kenneſt du auch den Hunger, wodurch er es erworben, und die Angſt, womit er es bewahret? Beneide nicht den ſich mäſtenden Müſſiggänger. Weiſt du auch den geringen Unterſcheid zwiſchen ihm und dem Viehe?

Unterſuchung, ob es Fälle gebe, worinn man die Natur, ohne ihr Unrecht zu thun, zu etwas zwingen darf.

Hor. L. I. Ep. II.

- - Animum rege; qui niſi paret,
Imperat: hunc frenis, hunc tu compeſce catena.

Die groſſe Furcht vor dem kleinen Loche macht jedermann ſinnreich, um Ausflüchte zu erfinden, damit er des Aderlaſſens überhoben ſeyn könne. Allein, da es eine ſehr gerechte und heilſame Strafe für diejenigen iſt, die in der Lebensordnung von der beſten Bahn der Natur abweichen; ſo kan ich es unmöglich ſo dahin geben, ohne einen ſehr ſcheinbaren Einwurf wider daſſelbe abzulehnen, der Num. 27. der wochentlichen Intelligenzblätter vorgelegt worden iſt.

Wenn Perſonen, heiſt es, allemal beim Aderlaſſen ohnmächtig werden, die zumal doch ſonſt beherzt ſind, ſolte ſolches nicht eine Anzeige ſeyn, daß bei demſelben Menſchen die Natur das Blutlaſſen verabſcheue?

Allerdings.

Und, heiſt es ferner, weil die Natur ihre eigene Schwachheiten in dieſem Verſtande beſſer kennet, als ein anderer, weil ſie nicht nur mit groſſer Geſchiklichkeit von GOtt begabet iſt ſich ſelbſt zu heilen; ſondern auch die würkliche Heilung ſich äuſſerſt angelegen ſeyn läſſet: daher geſchikte und erfahrne Medici ſich auch niemals als Magiſtros, ſondern als Miniſtros Naturæ verhalten; ſo wird ferner gefraget: ob dergleichen Anfangs gedachte Perſonen nicht gegründete Urſache haben, das Aderlaſſen gänzlich einzuſtellen, und davon mehr Nuzen zu gewärtigen, als von einem der Natur wider Willen aufgedrungenen Blutlaſſen?

Keineswegs.

Die Gründe, welche der Herr Verfaſſer dieſer Frage anführet, laſſen ſich in folgende zwei Säze zuſammen ziehen: 1) Daß die Natur das, was ihr gut oder ſchädlich ſey, unterſcheide, und dieſes durch ihr Verlangen oder Abſcheu zu erkennen gebe; 2) Daß ſich ein Arzt nach dieſen Anzeigen der Natur richten müſſe. Vielleicht iſt es nicht unangenehm, wenn ich dieſe beiden Säze, ohne Einſchränkung auf das Aderlaſſen allein, unterſuche, und anzeige, wie behutſam man dieſelben annehmen müſſe.

Es fragt ſich alſo zuerſt, ob die Natur das, was ihr gut oder ſchädlich ſeye, unterſcheide, und ob ſie dieſes durch ihr Verlangen oder ihren Abſcheu zu verſtehen gebe? Man verſtehet hier unter dem Worte Natur, augenſcheinlich die Seele, als in welcher die Begierden und Verabſcheuungen, und das Vermögen, Gutes und Böſes zu unterſcheiden, allein ihren Siz haben. Kan man alſo wol behaupten, daß die Seele eines Menſchen ihre eigene Schwachheiten, und die Mittel, welche die Krankheiten ihres Leibes erfordern, kenne, ja ſo gar beſſer kenne, als der Arzt? und daß ſie dieſe Kenntnis durch ihre Begierden oder Verabſcheuungen verrathe?

Ich habe alle erlaubte Hochachtung für meine Seele: allein, ich kan nicht bergen, daß ich mich über ihre Einfalt ſchon manchmal geärgert habe, wenn ſie eine Arzneigelehrte vorſtellen will. Es iſt gewis, daß wir die Structur unſers Leibes nicht kennen, und es iſt ein ſeltſamer Traum, darinn ſich einige Leute überreden, daß eine ſolche Wiſſenſchaft in dem Grunde ihrer Seele verborgen liege. Da es nun ohne die Käntnis der Structur u. der Eigenſchaften unſers Körpers nicht möglich iſt, einen richtigen Begrif von der Natur ſeiner Krankheiten zu erhalten, und da ohne die Kenntnis der Krankheiten und ihrer Urſachen auch keine vernünftige Wahl der Hülfsmittel möglich iſt; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß die Seele des Menſchen keine ſolche Weisheit empfangen habe, vermöge welcher ſie den Zuſtand ihres Leibes beſſer, als ein Arzt kennen, und die Mittel, die ihm gut oder ſchädlich ſind, voneinander unterſcheiden könte. Eine ſolche Weisheit müſte uns ſelbſt nicht verborgen ſeyn. Da ſie aber dieſes iſt, und ſich kein Menſch rühmen kan, daß ſeine Seele den geringſten Begrif von ihrem Körper u. deſſen Schwachheiten habe: ſo iſt es eine Sache, die man blos für die lange Weile annim̄t, wenn man ihr eine ſolche Weisheit beileget, und es kan ſie niemand anders, als durch eine Offenbarung, weder in ſich, noch in einem andern entdeken. Es iſt inzwiſchen gewis, daß viele groſſe Leute von einer ſolchen verborgenen Wiſſenſchaft der Seele viel Gutes geſagt und geglaubt haben, und es wird der Mühe werth ſeyn, die Quelle dieſer Meinung aufzuſuchen, um darinn die erſte Anlage zu einer ſo beſondern Muthmaſſung zu finden.

Die Erfahrung lehret uns, daß wir ſeltener im geſunden Zuſtande, ſehr oft aber in Krankheiten gewiſſe Sachen vor andern heftig begehren, und andere verabſcheuen, ohne daß wir den Grund dieſer Begierden oder Verabſcheuungen ſelbſt angeben könten, oder uns deſſelben bewuſt wären. Man hat öfters bemerkt, daß dieſe verlangten oder verabſcheueten Sachen dem Körper in dieſem Zuſtande würklich heilſam oder ſchädlich geweſen ſind. Man hat ferner bemerkt, daß wir zuweilen gewiſſe dunkle Vorherſehungen von dem innerlichen Zuſtande unſers Leibes gehabt, und den Ausgang gewiſſer Krankheiten, aus Urſachen, die wir ſelbſt nicht gewuſt, gleichwol richtig vorher beſtimmet haben. Dieſe und dergleichen Erfahrungen haben den Schein einer beſondern Weisheit, und dieſer Schein hat denen einen Betrug ſpielen können, die die Natur der Seele nicht genau genug gekant haben. Die meiſten Menſchen ſezen den Saz als bekant und ausgemacht zum voraus, daß eine Handlung, die aus einer Reihe aneinanderhängender Schlüſſe erklärt und hergeleitet werden kan, auch würklich nach dieſen Schlüſſen müſſe ſeyn vollzogen worden. Dieſer Saz iſt aber offenbar falſch. Es wird in der Vernunftlehre bewieſen, daß man zuweilen aus zweien grundfalſchen Vorderſäzen einen vollkommen wahren Schlusſaz herleiten könne. Wenn ich ſchlieſſe: Alle Menſchen ſind Inſecten; Alle Inſecten haben eine Vernunft: Alſo haben alle Menſchen Vernunft: So folgt dieſer wahre Schlusſaz aus zween grundfalſchen Vorderſäzen. Es iſt alſo möglich, daß man gewiſſe wahre Einſichten beſize, die man dennoch aus lauter falſchen vorausgeſezten Muthmaſſungen geſchloſſen hat; und daher iſt es falſch, daß die Seele, wenn ſie gewiſſe Sachen für gut oder böſe erkennet, dieſes nothwendig durch Schlüſſe, oder eine geheime Weisheit heraus gebracht haben müſſe. Wenn wir die Sache von einer andern Seite betrachten, ſo iſt ebenfalls

falls gewis, daß die ganz dunkeln Vorſtellungen der Seele öfters Triebfedern zu ſehr lebhaften und uns bewuſten Begierden und Verabſcheuungen ſind, welche wir natürliche Triebe, oder eine Sympathie und Antipathie nennen. Dieſe dunkeln Vorſtellungen oder Triebfedern der natürlichen Neigungen oder Abneigungen haben keinen Schatten einer Weisheit, und verrathen vielmehr die Schwäche, als die Stärke der Seele. Wenn man genau Achtung giebt: ſo findet man, daß gewiſſe dunkle Empfindungen den Grund zu dieſen Trieben legen, und daß ſie alſo gar nicht bewundert werden würden, wenn wir dieſer Empfindungen uns nur bewuſt wären. Da aber dieſes nicht iſt, ſo erſtaunen wir über die Begierden und den Abſcheu der Seele, den ſie nach oder wider ſolche Sachen äuſſert, die ſich zu dem gegenwärtigen Zuſtande des Leibes vollkommen wohl ſchiken, oder ihm ſchädlich ſeyn würden. Wir ſchlieſſen alſo auf eine verborgene Weisheit der Seele, die uns das Gute von dem Böſen unterſcheiden lehret, da doch weiter nichts daraus folget, als daß eine gewiſſe Empfindung eine Begierde oder einen Abſcheu in uns hervor bringe, welches mit dem gemeinen Maaſſe unſerer Weisheit oder Einfalt ſo wohl übereinſtimmet, daß man um deswillen der Seele keine verborgene Qualitäten anzudichten Urſache hätte. Eben ſo iſt es mit den Vorherſehungen der Seele, die aus dergleichen dunkeln Empfindungen und damit verbundenen Einbildungen oft ſeltſam und ungereimt genug entſtehen. Wenn ein Wechſelfieber ſchon ſo weit curiret iſt, daß ſich die erſten Regungen des Appetits wieder ſpüren laſſen: ſo verfallen dieſe Patienten öfters auf ſalzige Sachen, z. E. einen Häring. Das Salz dieſer Fiſche verdauet die wenigen noch im Magen vorhandenen Unreinigkeiten aus demſelben heraus, und man ſagt alsdenn: man habe ſich durch einen Trieb der Natur das Fieber mit einem Häringe vertrieben. Solte die Seele alſo nicht vielleicht ein wenig Weisheit beſizen, da ſie ja auf hundert andere Sachen hätte fallen können, die ihr nicht ſo heilſam geweſen ſeyn würden? Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man nur die Fälle auch anmerkte oder aufſchriebe, da ſich die Fieberpatienten durch ihren unzeitigen und ungereimten Appetit das Fieber vom neuen verurſachen oder doch verſchlimmern. Zudem rührt der Appetit jederzeit von einer Empfindung her, gleichwie der Mangel des Appetits eine der vorigen entgegen geſezte Empfindung zum Grunde hat. Wer einen verdorbenen Magen hat. der empfindet die Kennzeichen davon mehr als zu lebhaft. Seine Einbildungskraft ſtellt ihm die Mittel vor, auf welche dieſes Gefühl zu verſchwinden pflegt, und daher komt das Verlangen nach ſolchen Sachen. Daß es aber nicht eher komt, als am Ende des Fiebers, rühret davon her, weil im Anfange aller Appetit mangelt, indem der Magen noch allzuſehr angefüllt und verunreinigt iſt. In hizigen Krankheiten verfällt man ebenfalls öfters auf verſchiedene Sachen, die würklich heilſam ſind. Ich weis, daß Leute in anſtekenden Krankheiten die Citronenſäure mit einer ſo unmäſſigen Begierde genoſſen haben, als die ſcorbutiſchen Schiffer die Kräuter wider den Scharbok ſuchen. Das ganze Geheimnis beruhet hier wieder auf der Empfindung, welche ſolche Leute haben, ſo bald ſie dergleichen Sachen genieſſen, indem ſie ſich alſobald darauf ein wenig erleichtert befinden. Daher mus man im Anfange mehrentheils Ueberredungen anwenden, ehe man ſie zu dem Genuſſe deſſen, was ihnen heilſam iſt, bewegen kan. So bald ſie aber die gute Würkung fühlen, fallen ſie ſelbſt darauf. Wenigſtens bringt ihnen die Einbildungskraft ſolche Sachen ins Gedächtnis, die ſie bei ähnlichen Umſtänden erleichtert haben; und dieſes iſt die ganze Kunſt, deren richtigen Gebrauch uns die Thiere ſtreitig machen. Der Durſt iſt aus eben dieſem Grunde öfters ein heilſamer und natürlicher Trieb in Krankheiten. Die Prophezeiungen der Kranken von ihrer Gefahr oder Hofnung, und die ſymboliſchen Ausdrüke derſelben haben keinen tiefern Urſprung. Es ſind gewiſſe Empfindungen, die ſie nicht klar einſehen, und allgemeine Säze, die eben ſo oft falſch, als wahr ſind, woraus ſie die Prophezeiungen formiren. Weder in dieſen dunkeln Empfindungen, noch in der Verbindung derſelben mit Oberſäzen, die auf ein Gerathewohl für wahr angenommen werden, iſt Weisheit; und man ſiehet alſo, wenn man nur die Sache ohne Vorurtheil überlegen will, daß die Weiſſagungen der Kranken und ihre natürlichen Triebe keinesweges beweiſen, daß die Seele den wahren Grund und Zuſammenhang ihrer Krankheit einſehe, ſondern daß dieſelben von gewiſſen Empfindungen herrühren, die nur von weiten mit der Krankheit zuſammen hängen, und die ſo gar oft von etwas erreget werden, das bei einer ſolchen Krankheit nur zufällig iſt.

Daß dieſes ſeine Richtigkeit habe, erhellet aus der unzählbaren Menge von Fällen, wo die Prophezeiungen der Seele ganz falſch, und die natürlichen Triebe ſchädlich und ungereimt befunden werden. Gegen dieſe Fälle ſind die, da die Seele von ohngefehr einmal richtig urtheilet, faſt für nichts zu achten. Wie viel hundertmal verſchlimmert nicht ein unzeitiger Appetit, dem man nicht widerſtehen kan, die Krankheiten, die ſchon in der Beſſerung ſind? Wie oft hat nicht ein auſſerordentlich ſtarker Trieb der Natur Krankheiten hervorgebracht, die ſonſt nimmermehr erfolgt ſeyn würden? Wie viele Menſchen haben ſich nicht durch einen kalten Trunk bei erhiztem Leibe ums Leben gebracht? Was iſt nun dieſes wol für eine weiſe Seele, die, wenn ſie raſend iſt, den Trieb des Durſtes öfters mit heilſamen Erfolge erreget, und die, wenn ſie völlig bei ſich ſelbſt iſt, eben dieſen Trieb, oft mit Verluſte des Lebens, geſtillet haben will? Warum iſt ſie weiſer, wenn ſie verrükt, als wenn ſie bei Verſtande iſt? Wofern man nicht annehmen will, daß die Seele dieſe Triebe ohne Abſicht auf die Erhaltung ihres Leibes, blos nach gewiſſen Empfindungen errege, und daß die guten oder ſchlimmen Würkungen davon, in Abſicht der Seele betrachtet, blos von ohngefehr erfolgen; ſo weis ich nicht, wo man mit dieſer Klugheit hinaus will, und kan noch weniger begreifen, wie ſie durch Adams Fall demonſtrirt werden könne. Die Kranken verfallen oft auf ſeltſame Dinge, u. dieſe haben, wenn man ihnen willfähret, eben ſo oft ſo böſe und ſchrökliche Folgen, daß es unverantwortlich iſt, wenn man nicht mit der gröſten Behutſamkeit dergleichen unordentliche Begierden befriediget, oder wenn man ſie nicht zuweilen ausrottet. Es iſt nichts ſo ungereimt, was nicht eine ſchwangere Frau ſchon begehrt haben ſolte. Raſende Leute, hypochondriſche Perſonen, Frauenzimmer, die ihr Blut oder die Liebe quält, Fieberpatienten, und mehr dergleichen unglükliche Leute haben den Kopf immer voll von ſolchen Thorheiten, und machen ſich dadurch in tauſend Fällen weit unglüklicher, als ſie ſonſt nicht geweſen ſeyn würden. Was kan ein Menſch, der Würmer im Bauche hat, nicht für närriſches Zeug begehren? und kaum komt unter hundert Fällen ein einziger vor, wo die Stillung dieſer Triebe nur unſchädlich ſeyn ſolte: denn, daß die Krankheit dadurch gründlich gehoben werde, iſt noch viel ſeltener. Mit den Verabſcheuungen iſt es noch ärger. Kranke Leute ſind gemeiniglich betrübt, niedergeſchlagen und mürriſch. Folglich iſt ihr Gemüthe mehr zu Verabſcheuungen, als zu Begierden geneigt, und daher äuſſern ſich die Triebe der Natur in Krankheiten öfter durch einen natürlichen Abſcheu, als durch dergleichen Begierden. Man ſiehet es in tauſend Fällen, wie ungereimt und höchſtſchädlich dieſe Verabſcheuungen zu ſeyn pflegen. Ein Menſch, der von einem tollen Thiere gebiſſen werden, verabſcheuet alle flüſſige Sachen mit einem ſolchen Eigenſinne, daß er ohne Rettung ſterben mus, wenn man dieſen Eigenſinn nicht mit Gewalt brechen kan. Iſt das wohl Klugheit? Iſt etwan das Trinken ſolchen Leuten gefährlich? Nein: denn die Verſuche haben gerade das Gegentheil gezeigt. Man hat ſie gezwungen zu trinken, man hat ſie ſogar in Waſſer gebadet, und ſie ſind wieder zu ſich ſelbſt gekommen. Ein Kerl, der den Krug anſezet, um zu trinken, und hört, daß die Werber vor der Thür wären um ihn wegzunehmen, rettet ſich mit der Flucht. Als er aber wieder trinken will, bekomt er die fallende Sucht. Dieſer Kerl hätte verdurſten müſſen, wenn ihn nicht der Arzt der erſchreklichſten Convulſionen ungeachtet, gezwungen hätte, ſo lang wieder zu trinken, bis dieſe Anfälle ausblieben. Welch ein raſender Abſcheu iſt dieſes nicht? und könte wohl die Seele eines Schafes dummer ſeyn, als die Seele dieſes Kerls war, die vermöge ihrer verborgenen Weisheit nicht unterſcheiden konte, daß ihr nicht der Krug, ſondern die Werber den Schreken gemacht hatten? Wenn hier der Arzt hätte ein Miniſter, und kein Magiſter der Natur ſeyn wollen; ſo ware der Laquai wie ſeine Gebieterin närriſch geweſen. Eben ſo iſt es mit den Arzneien, welche manche Leute durchgängig verabſcheuen, ſobald ſie ihnen unter dem Namen von Arzneien gereicht werden. Sie brechen ſich von einer Weinſuppe, wenn man ſie ihnen zu ein paar Löffel voll als eine Arznei verordnet. Hat dieſes Brechen wohl Vernunft zum Grunde? Rührt es nicht von einer tollen Einbildung her, die viel eher eine Verrükung, als eine verborgene Weisheit beweiſet? Und endlich, damit wir auch auf den rechten Punct kom̃en: was iſt denn der Abſcheu vor dem Aderlaſſen anders, als eben ein ſolcher thörichter natürlicher Abſcheu, wie der vor den Arzneien? Er beruhet auf einer ſeltſamen Einbildung, die man ſich von der Gefahr macht, in die man dabei gerathen könte. Es iſt kein Einwurf, wenn man ſagt, daß dergleichen Leute ſonſt herzhaft genug wären. Ein General, der in dreiſſig Feldſchlachten verwundet worden, und mitten in den ſchreklichſten Gefahren des Todes ein gegenwärtiges und geſamletes Gemüth behalten hat, erzittert vor einer Lancette, und fällt vor ſeinem unterthänigen Feldſcheer in Ohnmacht, der nichts weniger im Willen hat, als ihm etwas zu Leide zu thun. Ob nun gleich hieraus unwiderſprechlich folget, daß ſeine Seele einen natürlichen Abſcheu vor dieſer Operation habe: ſo heiſſet doch dieſes keineswegs ſo viel, als ob ſie urtheilte, daß ihr die Folgen des Aderlaſſens nicht heilſam ſeyn würden. Tauſend von denen, die vor der Lancette in Ohnmacht fallen, wiſſen nicht eine einzige von denen Würkungen, die das Aderlaſſen hat. Sie ſcheuen ſich auch eigentlich nicht vor dem, was erfolgen wird, ſondern vor der Operation ſelbſt. Wenn da ein Mann mit einem ſehr ſcharfen Meſſer vor einem ſteht, der alle ſeine Aufmerkſamkeit, ja ſeine ganze Seele auf eine kleine Ader heftet, die er mit gröſter Behutſamkeit anrühret, mit allen Bliken verfolgt, und gleichſam bezaubert, wie die Klapperſchlange mit den Thieren thut, die ſie geſtochen hat, damit er da hinein ſtechen, und Blut haben will: ſo macht dieſes einer empfindlichen u. ſchüchternen Einbildungskraft, die von keinem Ehrgeize, oder keiner andern Leidenſchaft unterdrüket wird, ſondern ſich mit kaltem Blute ergeben mus, einen ſo ſeltſamen Abſcheu, daß man leicht darüber ohnmächtig werden kan. Der Grund des ganzen Abſcheues iſt alſo eine Thorheit der Seele. Es giebt Leute, die in Ohnmacht fallen, oder Convulſionen bekommen, wenn ſie eine Spinne ſehen, die ihnen auf den Kleidern kriecht. Wer wird aus dieſem natürlichen Abſcheue wohl ſchlieſſen wollen, daß es einem gefährlich oder ungeſund ſeyn müſſe, eine Spinne auf den Kleidern kriechen zu laſſen? Juncker erzählt, daß ſich zwo Frauenzimmer allemahl haben brechen müſſen, wenn eine jede von ihnen dasjenige Sterbelied hat ſingen hören, welches bei der Beerdigung desjenigen v. ihren beiden Brüdern geſungen worden, den jede am liebſten gehabt hat. Dieſes war ein wahrhaſtiger natürlicher Abſcheu. Soll ich hieraus ſchlieſſen, daß die Seelen dieſer Frauenzimmer erkant hätten, daß ihnen dieſe Lieder, wenn ſie ſie ruhig mit anhören wollten, etwan Bauchkneipen gemacht haben würden, weil ſie ſich ſo geſchwind davon gebrochen haben? Und wenn ich auch dieſes mit Grunde daraus ſchlieſſen könte: war es wohl Weisheit von dieſen beiden Seelen? und folgte wohl daraus, man müſſe ihnen dieſe Lieder nicht vorſingen? Hätten ſie wohl ein elenderes Mittel wählen können, um ſich von der Gefahr zu befreien, die ihnen, ihrer Meinung nach, dieſe Lieder bringen würden, als daß ſie ſich brachen? Hätten dieſe Thörinnen von Seelen nicht lieber ſo lange taub werden können, bis das Lied aus war? ſo hätte doch ihre Thorheit einen Schein von Klugheit gehabt. Ich ſehe alſo nicht, wie man bei dem Aderlaſſen der Seele ſo viel Weisheit zutrauen müſte; da ſie in allen andern Fällen ſo viel Einfalt verräth. Was noch mehr iſt: ſo findet man in der Erfahrung, daß das Blutlaſſen denen, die ſich dafür ſcheuen, eben ſo, und nicht anders bekomme, als ſolchen, die gar nicht bange dabei ſind. Das iſt, es bekommt ihnen gut, wenn ſie es mit Grunde und zu rechter Zeit angeſtellt haben, und es bekommt ihnen ſchlecht, wenn das Gegentheil geſchieht. Dieſes iſt eine Wahrheit, die jeder Barbierer und Arzt durch ſein Zeugnis beſtätigen kan.

Nunmehro habe ich die fürnehmſten Gründe angeführt, welche zur Entſcheidung der obigen Fragen nöthig ſind. Wenn ich alſo ſagen ſoll, ob die Natur oder die Seele das, was ihr gut oder ſchädlich ſey, unterſcheide, und ob ſie dieſes durch ihr Verlangen oder ihren Abſcheu zu verſtehen gebe: ſo mus ich folgendermaſſen und Bedingungsweiſe antworten:

Die Seele kennt weder die Structur, noch den Mechaniſmum ihres Leibes, und hat keinen Begrif von der Natur der Krankheiten deſſelben, und von dem Zuſammenhange, den ſie mit ihren Urſachen haben. Sie kan alſo auch von dem, was ihrem Leibe gut oder ſchädlich ſey, kein zuverlaſſiges Urtheil fällen, und alſo ſind auch ihre Triebe keine zuverläſſige Anzeige davon. Es iſt aber gleichwol gewis, daß ſie von gewiſſen Empfindungen, die ſie mit andern ehemaligen Empfindungen vergleicht, auf Mittel verfallen kan, die dieſe Empfindungen wieder vertreiben, und dieſe Wahl iſt eben ſo zuverläſſig, als die ehemaligen Beobachtungen geweſen ſind, worauf ſie ſich gründet. Geſezt, z. E. man hat einſtmals die Beſchwerlichkeiten eines verdorbenen Magens, wenn er von einer Schärfe entſtanden iſt, mit abſorbirenden Mitteln gehoben: ſo fällt die Seele bei einem wieder verdorbenen Magen auf den Trieb nach eben ſolchen Mitteln. Rühret nun aber in dem lezten Falle der verdorbene Magen von keiner Schärfe her: ſo wird das Mittel unnüz, auch wol ſchädlich ſeyn, ob es wohl ein natürlicher Trieb gefordert hat. Je geringer alſo die Scharfſinnigkeit einer Seele iſt, die Fälle und Urſachen zu unterſcheiden, und die Beobachtungen richtig zu beurtheilen, deſto unzuverläſſiger ſind auch die Anzeigen ihrer Triebe. Geſezt aber, daß hierinnen kein Fehler begangen würde, und daß die Seele auf das rechte Mittel wider dieſe Empfindung verfiele, ſo bleibt nicht allein dieſes, wegen der natürlichen

Unwiſ

Unwiſſenheit aller Menſchen von der Beſchaffenheit der Natur ihres Leibes und ihrer Krankheiten, jederzeit nur ein ungefehrer Glüksfall, ſondern es kann auch ſeyn, daß dieſe Empfindung, ob ſie gleich beſchwerlich fällt, dennoch nicht unterdrüket werden darf, wenn man die Krankheit glüklich und gründlich heben will; oder daß wenigſtens durch dieſe Unterdrükung eines ſolchen einzelnen Zufalls der Zuſammenhang und Grund des ganzen Uebels nicht gehoben wird, und in beiden Fällen iſt ein ſolcher Trieb ſchädlich, oder doch unkräftig. Der Durſt der Waſſerſüchtigen vermehrt ihre Krankheit, wenn ſie ihm ein Genüge thun.

Creſcit indulgens ſibi dirus hydrops:
Nec ſitim pellit, niſi cauſa morbi
Fugerit venis, & aquoſus albo
Corpore languor.

Der ſtarke Durſt bei der Ruhr vermehrt dieſelbe ebenfalls auf eine grauſame Weiſe, wo man ihn nicht klüglich mäſſiget. Alſo iſt es gewis, daß die Seele nicht unterſcheidet, was ihr im ganzen Zuſammenhange der Krankheit heilſam oder ſchädlich ſey; ſondern, daß ſie nur Mittel wider die Beſchwerlichkeiten fordert, die ihr den meiſten Verdrus machen, ohne unterſuchen zu können, ob es rathſam ſey, dieſelben ſo gerade zu hinweg zu ſchaffen. Es kan aber hieraus nicht geſchloſſen werden, daß man die natürlichen Triebe in Krankheiten verachten, und nie befriedigen müſſe, und dieſes mus ich um der zwoten Frage willen erwähnen, damit man ſehe, ob ſich ein Arzt nach den Trieben der Natur richten müſſe.

Die Triebe entdeken uns diejenigen Empfindungen, welche der Natur in Krankheiten am beſchwerlichſten fallen, oder die ihr die lebhafteſten ſind. Dieſer Anzeige kan man ſich ſehr wohl bedienen, um die Cur der Krankheit darnach einzurichten. Dieſes iſt der Hauptvortheil, den ſie dem Arzte ſtiften: denn ich wolte, um des allgemeinen Glaubens, und um des guten Namens der menſchlichen Natur willen, nicht gern ſagen, daß es der einzige wäre. Der andere Vortheil mag alſo darinn beſtehen, daß man auf die Art der Mittel gebracht wird, die wider gewiſſe Zufälle der Krankheit gebraucht werden können. Allein, hierbei mus ein Arzt bedenken, daß die gute Seele oft groſe Fehler mache, und daher mus er, ehe er etwas vornimmt, das einem Frohndienſte der Natur ähnlich wäre, bedenken: 1) Ob es rathſam ſey, um des ganzen Zuſammenhanges der Krankheit willen denjenigen Zufall anzugreifen, zu unterdrüken, oder zu mäſſigen, den der Trieb angiebt; 2) Ob die Art der Mittel, auf die die Natur in der Wahl fällt, auch wahrſcheinlicher weiſe dieſen Zufall in gegenwärtigem Zuſammenhange heben oder lindern könne. Denn die Seele iſt ſo bequem, bei ihrer Wahl voraus zu ſezen, daß alles, was ihr einmal wider eine gewiſe unangenehme Empfindung geholfen hat, ihr allemal helfen müſſe. Endlich mus er auch 3) bedenken, daß man ſelten diejenigen groben und unreinen Mittel ſelbſt erwählen müſſe, die der Kranke ſich ausſucht; ſondern, daß man nur durch die Abſtraction dasjenige entdeke, was ſie in ihrer Art miteinander gemein haben, und hieraus ein gutes Mittel zuſammen ſeze. Daß man alle natürliche Triebe mit Vorſicht ſtillen und jederzeit mäſigen ſoll, iſt eine ſolche Regel, die ſelbſt die Miniſter der Natur an ſich haben gefallen laſſen müſſen, um nicht den Magiſtern derſelben die Waffen wider ſich zu oft in die Hände zu geben.

Wenn ich alſo alles zuſammen nehme, was ſich von der verborgenen Weisheit der menſchlichen Natur überhaupt denken läst; ſo finde ich darinn weder etwas zu bewundern, noch irgend eine Erleichterung der Aufmerkſamkeit des Arztes. Sie erträumt ſich ihre Weisheit, ſie erdenkt ſich einen Zuſtand, wie er ihren Empfindungen vorkomt, ſie fällt auf Mittel, wie ſie ihr etwa gut ſcheinen; ſie verabſcheuet, was ihr nicht anſteht; ſie weis von dem allen keinen Grund, und ihr ganzes Syſtem iſt eben das, was ein Traum iſt; eine Vermiſchung von Empfindungen mit Einbildungen, woraus etwas geſchloſſen wird, das tauſendmal ungereimt, hundertmal unnüz, und einmal wahr und heilſam iſt.

- - - Velut ægri ſomnia, vanæ
Finguntur ſpecies. - - -

Dieſes macht einem Arzte die Dienerſchaft der Natur ungemein ſchwer, und man mus gewis geſtehen, daß kein Laquai einen ſeltſamern Herrn habe, als die Aerzte. Ein rechter Arzt begehrt deshalb nicht ein Magiſter der Natur zu ſeyn, wenn man darunter ſo viel verſteht, als einen Arzt, der ſich an die Bewegungen des Leibes und an die Vorſtellungen und Begierden und Verabſcheuungen der Seele in Krankheiten gar nicht kehren wolte. Allein, ſoll er ein Arzt ſeyn, ſo mus er auch nothwendig zugleich in dem Verſtande der Magiſter einer Ignorantin ſeyn, die ihm ſeinen Patienten ins Unglük ſtürzen kan, daß er ihr nichts für Weisheit hingehen laſſe, als was er erſt unterſucht, und wovon er befunden habe, daß es ihr diesmal dafür hingehen kan, ohne doch daraus eine Folge für das künftige zu machen. Der Abſcheu der Geſunden iſt noch viel unzuverläſſiger; er iſt meiſtentheils eine Thorheit, ein Eigenſinn, eine Verzärtelung oder die Würkung einer unordentlichen Einbildungskraft. Hierhin gehört die Furcht vor dem Aderlaſſen. Ich wolte keinem Menſchen rathen, ſich davon abſchreken zu laſſen, weil ſeine Natur einen Ekel davor hat. Nein; hier gilt nichts, als die Regel des Horaz, die ich zur Ueberſchrift dieſes Aufſazes genommen habe. Man mus der Natur ihren Eigenſinn brechen; und will man kein Herr derſelben ſeyn; ſo ſey man ein Vater, der einem muthwilligen und eigenſinnigen Kinde ſeinen Willen nicht läſt. Man bedenke, daß uns die geſunde Vernunft und kein Orakel, das wir nicht kennen, die Urſachen lehren müſſe, warum man Blut laſſen ſoll. Man kehre ſich alſo nicht an die Ohnmachten, an die kalten Schweiſſe, an die Entfärbung, an den Schreken. Ein wenig Waſſer, ein wenig Eſſig macht dieſen Schaden wieder gut. Einige Priſen ſtarker Tobak, lebhafte Geſpräche, und dergleichen, ſind oft ſchon hinreichend. Ein kleiner Zorn thut auch gut. Ich weis, daß Leute einander zum Scherz geprügelt haben, und wenn ſie ſich ein wenig zu grob gekommen, daß es wehe gethan, und einen Unwillen in dem, der geſchlagen worden, erreget hat, ſo hat es gewis dieſesmal mit der Ohnmacht nichts zu bedeuten gehabt. Die Praxis iſt mannichfaltig; und wenigſtens iſt es rathſamer, die Seele mit Prügeln von der Ohnmacht abzuhalten, als um ihrer Weisheit willen das Aderlaſſen zu verabſäumen.

Etwas von den Vorzüglichkeiten des Eheſtandes.

Es iſt etwas gewöhnliches, daß diejenigen, die immer über dem Eheſtand ſchmälen, über kurz oder lang ſelbſt in die Brüderſchaft tretten, die ſie vorhin verſpotteten, und das Gelächter wiederum auf ſich ſelbſt ziehen. Ich kenne kaum einen Weiberfeind, der ſeine Sucht nicht heunt oder morgen hat büſſen müſſen. Der Eheſtand, welcher andern Männern ein Glük iſt, wird dieſen Leuten zu einer Verdammnis; und Congrev hat ſeinen alten Junggeſellen als ein Beiſpiel in dieſer Art, ſehr lebhaft vorgeſtellet. Kurz, alle diejenigen, welche ſich durch ihren Spott über das weibliche Geſchlecht überhaupt am meiſten berühmt gemachet, die thun gemeiniglich ihre Buſe damit, daß ſie die allerverächtlichſten Frauen und Gattinnen erwählen. Der Eheſtand rächt ſich an ihnen, weil ſie ſeine Geheimniſſe zum Geſpött gehabt. Alle diejenigen, welche die geſunde Vernunft zur Richtſchnur der Handlungen machen, werden dergleichen Geſpötte verabſcheuen, und den Eheſtand als denjenigen Zuſtand betrachten, welcher der höchſten menſchlichen Glükſeeligkeit fähig iſt. Dem allen ungeachtet iſt es nicht zu läugnen, die meiſten Menſchen, zumal die zügelloſe Jugend, machen ein bloſſes Spielwerk aus einer Sache, die ihrer Folgen wegen unter die allerbeträchtlichſten in der Welt gehöret; und auf deren vernünftigen und unvernünftigen Gebrauch GOtt ungemein groſſe Segen und Flüche geleget hat. Ich zähle vier wichtige Schritte, die ein Menſch in der Sterblichkeit thun kan: der Schritt in die Welt, der Schritt in denjenigen Stand, durch welchen er ſein Glük in der Welt zu machen ſucht, der Schritt zur Ehe, und der lezte Schritt zum Grabe. Der erſte beruht nicht auf unſerm Willen: wir werden in derjenigen Religion und in demjenigen Stande gebohren, den eine höhere Vorſicht für uns beſtimmt hat, ohne daß wir etwas dazu beitragen können. Die andern ſind darinnen von den erſten unterſchieden; daß es auf uns beruht, ob und wie wir thun wollen. Die Macht der Sünde nöthiget zwar jeden Menſchen den lezten oft zu der Zeit zu vollenden, da er weder bereitet noch willig dazu iſt: Vernunft und Religion aber ſind die beiden Mittel, wodurch wir demſelben einen glüklichen Ausſchlag geben können. Nur ein wenig Erfahrung in der Geſchichte der Völker wird durch tauſend Exempel, die in dieſem Falle ſo viel als Beweiſe gelten, beſtätigen: daß der lezte gemeiniglich unglüklich ausfällt, wenn wir bey den mittelſten beiden weder Vernunft noch Gottesfurcht haben rathen laſſen. Der Rath einer Frau hat allzuviel Gewalt über ein mäñlich Herz, als daß nicht der gröſte Theil ſeiner ſittlichen Handlungen von demſelben beſtimmt werden ſollten.

Eine unſrer Hauptabſichten bei dieſen Blättern iſt; eine vernünftige Kinderzucht zu befördern. Es fällt jedem Leſer klar in die Augen, daß wir unſern Endzwek unmöglich erlangen können, wenn die Aeltern bei einer misgelungenen Wahl, der Kinder Aergernis werden. Wie beträchtlich muß alſo nicht einer vernünftigen Seele die Wahl eines Gatten werden! Und wie heilig mus uns (mit prieſterl. Lippen zu reden) nicht ein Stand vorkommen, den der heilige Schöpfer einſezte, ſegnete, und mit beſondrer Vorſehung begnadigte! Die Folgen eines geſchloſſnen Ehebundes ſind ſo auſſerordentlich wichtig, daß GOtt nicht mehr GOtt ſeyn müſte, wenn er bei Errichtung deſſelben einen müſigen Zuſchauer abgeben wollte. Die Ehecontracte der Gerechten werden im Himmel geſchloſſen, und vor dem Angeſichte GOttes verſiegelt. Vieleicht grunden ſich auf dieſe unläugbare Wahrheit, die Sazungen der Juden, nach welchen ſie behaupten: die Verlobten würden dreiſig Tage vor ihrer wirklichen Verehlichung im Himmel aufgebothen*. GOtt hat die Wichtigkeit dieſes Standes jedem Volke ſo tief in die Seele geprägt, daß wir auch ſogar bey den Heyden Geſeze finden, die zur Ordnung deſſelben abgefaſſet ſind. Obgleich Lamech, ein Nachkomme Kains, der von Noah Vater zu unterſcheiden iſt, die Vielweiberey einführte, und obgleich GOtt aus beſondern heiligen Urſachen, auch unter dem Volke Gottes dieſelbe zulies, um den kleinen Saamen Abrahä deſto geſchwinder zu verbreiten: ſo war doch durchgängig, unter denen nur einigermaſſen geſitteten Völkern, das auſſerordentliche Zuſammenlaufen der Perſonen von unterſchiedenem Geſchlechte ein Gräuel. Faſt alle Heyden ſtimmten darinnen überein, daß eine Verlöbnis und natürliche Verheirathung zweier Perſonen von unterſchiedenem Geſchlechte, mit Bewilligung der vornehmſten Freunde und in Gegenwart etlicher Zeugen, müſſe vollzogen werden. Bei denen ältern Juden, waren unter dem Ceremonialgeſeze dieſes die weſentlichen Stüke einer ehlichen Verbindung. Die beiderſeitigen Aeltern muſten nach vollendeter Freiwerbung, ihre Einwilligung zur bevorſtehenden Heirath geben. Der Bräutigam muſte ſeine Braut durch ein Stük Geldes löſen; darauf überreichte er ihr den in Gegenwart etlicher Zeugen entworfenen Ehecontract. Die Braut wurde alsdenn nach vorhergegangener Reinigung und Baden, dem Bräutigam mit verdecktem Angeſichte zugeführet, und beide wurden mit einander copulirt oder verbunden. In der patriarchaliſchen Kirche geſchah dieſes von den Vätern oder Zeugen, unter dem Levitiſchen Gottesdienſte aber von denen Prieſtern, welche über die Jungfrauſchaft der Braut urtheilen muſten; in den mittlern Zeiten wurde dieſe Einſegnung mit Vorleſung einiger Stellen aus den Davidiſchen Pſalmen verknüpft. Dieſe Hochzeitſolennitäten wurden unter einem Zelte, verrichtet.

---

* Kirchners Jüdiſches Ceremoniel.

Daß es nicht bloſe Gebräuche geweſen ſind, ſondern daß ſie gute Bedeutung gehabt haben, welche die Verlobten auf die Wichtigkeit ihres zukünftigen Standes zurük führten, iſt offenbar und ſie werden noch bis dieſe Stunde unter den Juden, ob zwar mit vielen thörichten Zuſäzen beibehalten. Auch unter den Heyden ſogar wurden die Verbedingungen der Verlobten, mit moraliſchen Gebräuchen begleitet. Und wenn man den Zeugniſſen einiger Reiſebücher trauen darf; ſo hat man noch in den neuern Zeiten unter den Canibalen, recht wunderbare Zeugniſſe gefunden, wie hoch dieſe Verblendeten den Eheſtand halten. Ich will nur bemerken, was wir von den Hochzeitgebräuchen der alten nordiſchen Deutſchen aufgezeichnet finden. „Die Frauenzimmer trugen, ſo lange ſie mañbare Jungfrauen waren, Glöklein an ihren Gürteln: der, ſo um ſie warb, mußte ſie entführen, und alsdenn bei ihren Aeltern, Freunden um ſie anhalten laſſen; worauf die Zuſage in Gegenwart redlicher Zeugen erfolgte. Bei der Hochzeit wurde die Braut dreimal um einen Feuerheerd geführet, und ihre Füſſe wurden, nachdem ſie ſich auf einen Stuhl geſezet hatte, gewaſchen, mit dem Waſchwaſſer aber wurde das Brautbette und jeder Hochzeitgaſt beſprenget. Alsdenn wurde ihr das Angeſicht verdekt, und ſie mit verdektem Antlize zu allen Thüren des Hauſes geführet. Bei dieſer Ceremonie wurde ſie von denen Anweſenden, mit Korn und Bohnen geworfen, und ihr dabei angedeutet, daß ſie dieſes Korns keinen Mangel haben würde, wenn ſie des Gottesdienſtes fleißig abwarten, und dem Hausweſen wohl vorſtehen würde. Dann wurde ſie mit aufgedektem Antlize dem Bräutigam übergeben. Man ſpeiſete darauf, und führete ſie wohl geprüget und geklopft zu Bette*.“ Vieleicht ſie zu erinnern, daß ſie im Falle der Unordnung, ſich auch der Züchtigung ihres Mannes unterwerfen ſolte. So abergläubiſch und lächerlich dieſe Gewohnheiten waren, ſo waren ſie doch Beweiſe, daß auch unſre Väter im Heydenthume den Eheſtand für keine geringſchäzige Sache hielten. Der Ehebruch wurde von ihnē faſt noch härtee als bey den Juden geſtraft**. Schwert und Scheiterhauſen waren die Strafen deſſelben. Daher muſte bey einigen Deutſchen die Braut auf ein bloſſes Schwert den erſten Schritt ins Hochzeithaus thun; andere legten ein Schwert zwiſchen Braut und Bräutigam ins Bette. Eine geſchändete Jungfrau wurde von ihren eignen Aeltern getödet, und der Jungferſchänder über ihr Grab gehangen, oder auf eine elende Art von den Weibsbildern zu tode gepeitſcht. *** Wenn wir nur heydniſche Achtung für dieſen wichtigen Stand hätten: ſo würden vieleicht die Chriſten mit mehr Behutſamkeit in denſelben treten, und ihn mit gröſſrer Tugend fortſezen. Es wird von dem alten Deutſchen Frauenzimmer gerühmt, daß ſie bei ihren Verlöbniſſen weder auf Geld noch auf andere Eitelkeiten geſehen haben. **** Bald dürfte ich fragen: ob wir noch in Deutſchland wohnen? Aeltern hatten zwar Rath zu ihrer Kinder Verehligung zu geben: der gewaltſame Zwang aber war ihnen durchausaus verſagt. Ich würde die altdeutſchen Tugenden den Neumodiſchen tiefer einzuſchärfen ſuchen, wenn nicht andre vor mir weitläuftig genug, aber auch leider! vergebens genug von dieſer Wahrheit geſchrieben hätten. Sollte ich den Schönen und ihren Aeltern rathen, ſo würde es ungefähr heiſen:

---

* Jo. Miletus in Epist. ad Georg. Sabinum.

** Lundii Jüdiſche Heiligthümer.

Die reichen Mägdchen laſt galante Stuzer frein,
Den armen Schönen gebt die allerreichſten Männer,
Und mit den Tugenden vermählet kluge Kenner
R * *

Doch ein andrer Rath iſt noch wichtiger. Laßt das Herz ſprechen, und die Tugend Freiwerber werden.

In der Geſchichte des Socrates wird erzehlet, wie, da derſelbe einmal von der Liebe geredet, er ſeine Sachen ſo bündig vorgetragen, daß alle anweſende Junggeſellen den Entſchlus gefaſt zu heirathen, ſo bald ſich nur eine Gelegenheit finden würde; Die Ehemänner aber ſo gleich die Pferde ſattlen laſſen, und zu ihren Weibern geeilet. Ich wolte wünſchen, daß dieſe meine Abhandlung von einer eben ſo guten Wirkung ſeyn möchte; wenigſtens daß diejenige, welche durch ihr zügelloſes Weſen, im ledigen Stand ihre Geſundheit und Vermögen ſchwächen, ſich dardurch aufmuntern lieſen, eine ihnen weit heilſamere Lebensart zu ergreiffen. Ein berühmter Spaniſcher Schriftſteller drükt dieſes noch beſſer aus, indem er ſagt: Der eheloſe Stand iſt ein groſſes Uebel unſerer Nation, und die Nachſicht gegen die laſterhafte Aufführung derer Mannsperſonen in dieſem Stande, nebſt dem Spotte, welchem auch die allertugendhafteſte Frauensperſonen ausgeſezt werden, wenn ſie lange unverheiratet bleiben, iſt die Wurzel zu den gröſten Unordnungen dieſer Nation. Der Kaiſ. Auguſtus hat dieſen

---

*** Fabric. Lib. I. Orig. Saxon.

**** Nulli quondam illuſtrium feminarum connubiis idonei cenſebantur, niſi qui ingens famæ pretium ſibi geſtarum inſigniter rerum fulgore ſtruxiſſent. Saxo l. d. p. 88.

ſen auch zu ſeiner Zeit eingeriſſenen Unordnungen ſehr gut zu begegnē gewuſt: denn, als er bei ſeiner Zurükkunft in Rom, nach geendigten Kriege, viele Klagen gehöret, daß eine gar zu groſſe Anzahl junger Leute vom Stande unverheirathet wären, lies er hierauf den ganzen Ritterorden verſammlen: und nachdem er die Verheiratheten von den Unverheiratheten abgeſondert, ſo erzeigte er den erſten viele beſondere Ehre, den leztern aber, das iſt, den Junggeſellen, ſagte er: „Ihre Lebensart und ihre Handlungen wären ſo ſonderbar, daß er nicht wüſte, mit was für einem Namen er ſolche belegen ſollte; er könte ſie keine Männer heiſen, denn ſie thäten nicht, was männlich wäre; auch keine Bürger; deñ die Republik würde ihrer Sorgfalt ungeachtet untergehen; auch keine Römer, denn ſie wären willens, den römiſchen Namen auszurotten.„ Darauf fuhr er fort, ſeine zärtliche Sorgfalt und herzliche Zuneigung gegen ſein Volk zu zeigen, und ſagte wieder zu ihnen “Ihre Lebensart wäre, in Anſehung des Ruhms und der Gröſe des römiſchen Volkes von einer ſo gefährlichen Folge, daß er ihnen ſagen müſte, wie alle andere Verbrechen zuſammen genommen, ihren nicht gleichen könnten: denn ſie wären des Mordes ſchuldig, weil ſie nicht zu gäben, daß diejenigen gebohren würden, welche von ihnen herkommen ſollten: ſie wären der Gottloſigkeit ſchuldig, weil ſie verurſachten, daß die Namen und Würden ihrer Vorfahren aufhörten; und ſie wären der Entheiligung ſchuldig, weil ſie ihr Geſchlecht, welches von den unſterblichen Göttern herrührte, und die menſchliche Natur, die vornehmſte Sache, die ihnen heilig ſeyn ſollte, zernichteten. In dieſer Abſicht alſo handelten ſie wider die Regierung, weil ſie ihren Geſezen nicht gehorchten; verriethen ihr Vaterland, weil ſie ſolches wüſte und öde machten, und zerſtöreten ihre Städte, indem ſie ſolche ihrer Einwohnern beraubten. Und es gienge ihm nahe, daß alles dieſes nicht von einer Tugend oder Enthaltung, ſondern von einer Liederlichkeit und Leichtfertigkeit herrührte, welche in keinem bürgerlichen Staate jemals ſollte angefriſchet werden.„ Man hat jezt keine beſondere Umſtände aufbehalten, welche uns die Aufführung dieſer jungen Helden bekannt machen könnten, denen dieſer groſſe Kaiſer mit ſo vielen Rechten und Unwillen begegnet iſt. So viel weis man, daß die Unordnungen auf Uppigkeit und Schwälgerei hinausgelaufen, wodurch ein ſo groſſer Ruin in ſo vielen Familiē entſtanden. Jener Engelländer, (deſſen Name mir iezt nicht beifällt,) hat ſich über die Vorzüglichkeiten des Eheſtands alſo heraus gelaſſen: Unter den mannigfaltigen Vergnügungen, die dieſen Stand begleiten, kan dem menſchlichen Gemüthe nichts angenehmer ſeyn, als die Macht und Herrſchaft; Und dieſe denke ich völlig zu beſizen, da ich ein Vater und Hausherr bin. Ich bin beſtändig beſchäfftiget, Befehle zu geben, Pflichten vorzuſchreiben, Klagen anzuhören, Gerechtigkeit zu handhaben, Belohnungen und Strafen auszutheilen. Ich kan wie jener Hauptman ſagen, wenn ich zu einem ſpreche, gehe, ſo geht er, komme, ſo kommt er; und zu meinem Knechte, thue das, ſo thut ers. Kurz, ich ſehe mein Hausweſen, als ein patriarchaliſches Regiment an, darinnen ich zugleich König und Prieſter bin. Alle groſſe Regierungen ſind nichts anders, als ein Haufen ſolcher kleiner Regentſchaften, und daher ſehe ich die Hausväter als kleine Statthalter an, die über die verſchiedenen kleinen Abtheilungen ihrer Mitbürger gebiethen. So, wie mir nun die Verwaltung meiner kleinen Regierung ein groſes Vergnügen macht: ſo ſehe ich mich nicht nur als einen nüzlichern, ſondern auch als einen gröſern und glükſeligern Menſchen an, als irgend ein Junggeſelle. ꝛc. Es könten noch mehrere dergleichen Stellen angeführet werden; wir wollen es aber hierbei bewenden laſſen. Genug! der Eheſtand iſt alſo eine Sache, die, ſoviel als unſer Weſen zuläſt, zu einer beſtändigen Folge der Ergözungen beſtimmt iſt. Zwar Perſonen, die ſich einander aus den ganzen zwei Geſchlechtern auserleſen haben; die geſonnen ſind, einer des andern Stärkung und Vergnügen zu ſeyn, haben ſich anheiſchig gemacht, munter, angenehm, gefällig, verſchwiegen, huldreich, gedultig und frölich, einer gegen des andern Gebrechen und Vollkommenheiten zu ſeyn, und dieſes bis an das Ende ihres Lebens. Der Klügſte von beiden, (denn gemeiniglich iſt es doch einer von ihnen) wird allemal mit der gröſten Unverbrüchlichkeit alle Dinge zum beſten zu kehren wiſſen. Wenn nun dieſe Vereinigung dergeſtalt eingerichtet iſt, ſo verurſachen auch die mindeſten Dinge, ein Vergnügen. Ihrer beider Zuſtand iſt eine unerſchöpfliche Quelle neuer Ergezungē. Der Ehemann kan ſagen: geſezt, ich gefiele der ganzen Welt nicht, ſo iſt doch eine Perſon, die ich gänzlich liebe, die mich mit Freuden und Entzüken annimmt; und ſich auch darum verbunden hält, ihre Liebe und ihre Liebkoſung zu verdoppeln, weil ſie ſieht, wie brünſtig ich ſie liebe. Ich darf die Triebe meines Herzens nicht verbergen, aus Furcht, ihr zu misfallen: denn eben dieſe erwecken mir ihre Zuneigung. Dieſe gegenſeitige Neigung, wenn ſie einmal recht feſt geſezt iſt, wird zu einer andern Natur, und die Gütigkeit flieſt eben ſo leicht, als das Blut in den Adern. Wenn dieſe Zuneigung auf den höchſten Grad gekommen iſt, ſo iſt ſie ungeübten Augen nicht einmahl ſichtbar: allein, wo ſie der Veränderung unterworfen iſt, und ſchon einen Anſaz hat, in einen Ekel auszuſchlagen; ſo wird ſie zu einer Unſinnigkeit, und ergeuſt ſich ungeſcheut vor den Augen aller Menſchen; Und da fehlt es an einer guten Gemüthsverfaſſung. Mich dünket, die Regel, daß man ſich allemal in einer gefälligen Gemüthsverfaſſung zu erhalten trachten ſoll, mus zwar in allen Vorfällen des Lebens inſonderheit aber im häuslichen Stande und in der Ehe, beobachtet werden. Dies aber kan nicht anders geſchehen, als wenn man jedes Ding in ſeinem gehörigen Lichte betrachtet: und ſo, wie es die Natur gemachet hat, nicht aber, wie unſere Einbildungskraft oder unſere Luſt, ſelbiges haben möchten. Der Mann, der ſeine Liebe durch die Vernunft unterſtüzet, und ſeine Geliebte als eine Perſon anſiehet, die allen Zufällen des menſchlichen Lebens, am Gemüth und Körper unterworfen iſt, und welche, es gehe ſo gut als es immer möglich iſt, ihnen nothwendig allerlei Sorgen und Verhinderungen zuziehen mus: ein ſolcher Liebhaber, ſage ich, wird ſich nach dieſen Umſtänden richten, und ſein Gemüth wird ſich in die Beſchaffenheit der Sachen ſchiken. Dieſer nun wird bereit ſeyn, ein Vater, ein Freund, ein Fürſprecher und ein Verſorger noch ungebohrner Leute zu werden, und allezeit die gehörigen Empfindungen in Bereitſchaft haben, die jeder neue Zufall im Eheſtand erfordert. Ein ſolcher Mann kan das Schreien der Kinder mit Erbarmen und ohne Zorn anhören; ja wann ſie über ſeinem Kopf herum poldern: ſo machet ihn ihr Lermen nicht verſtört, ſondern er freuet ſich über ihre Munterkeit und Geſundheit. Ein jeder Umſtand des Lebens erwecket einem Manne Luſt oder Misvergnügen, nachdem er ſelbſt in ſeinem Gemüthe beſchaffen iſt. Wenn ſeine Zuneigung wohl angebracht, und von der Erwägung der Ehre, der Pflicht und der Freundſchaft unterſtüzet wird: ſo kan auch im gemeinen Leben nichts vorkommen, es ſeye glüklich oder unglüklich, darinnen ein ſolcher Mann nicht etwas angenehmes finden ſollte, das man im ledigen Stande nicht gewahr wird, Derjenige der ſeine Frau und ſeine Kinder aufrichtig liebet u. ſich bemühet, dieſe Liebe täglich zu ernehren, dem machen auch die gleichgültigſten Dinge ein Vergnügen; da hingegen derjenige Ehemañ, welcher den

Moden u. falſchen Artigkeiten noch nicht abgeſaget hat, ſich über alles ereifert, was rund um ihn iſt. In beiden Fällen indeſſen, kan ein Menſch keine närriſchere Perſon ſpielen, als wenn er andern Leuten mit der Erzählung ſolcher Luſt und ſolches Verdruſſes beſchwerlich fället. Ich, der ich allerlei Gattungen von Leuten beobachte, kan mich des Lachens nicht enthalten, wenn eine treuherzige Frau ihrem Manne erzählet, was für auſſerordentliche Sachen das Kind geredet hat, ſeit er nicht zu Hauſe geweſen. Ich hörte noch viele andere Dinge, die einem andern, der zum Nachdenkē minder geneigt wäre, als ich bin, ein ſchlechter Zeitvertreib geweſen ſeyn würde. Mir aber war die Betrachtung über die Glükſeligkeit eines Lebens ſehr anangenehm; darinnen auch ganz nichtige Dinge Gelegenheit zur Hofnung, zur Zufriedenheit und zum Froloken geben. Ich kenne hergegen einen bösartigen Geken, der Frau und Kinder ſtum und mürriſch machte, weil er Dinge von ihnen begehrte, die ihm wohl ſelbſt zu hoch wären. Indem ich dieſes ſage, ſo leugne ich gar nicht, daß es nicht boshafte Weiber giebt, die einem Manne zu Theil werden können, und bey denen man eine ungemeine Philoſophie nöthig hat, woferne man mit ihnen leben will. Kriegeriſche Weiber einen hizigen Kopf zum Manne, der keine Gedult oder Luſt an dem Studiren hat, ſo werden ſie ſehr mit Prügeln zurechte gewieſen; allein einer unſerer berühmten Rechts-Gelehrten iſt der Meinung, daß dieſes Mittel nur ſparſam zu gebrauchen ſeye. So viel ich mich erinnere, redet er alſo: da es aber vernünftig iſt, aus allē Drangſalen einen geiſtlichen Nuzen zu ziehen, ſo wollte ich denenjenigen, welche böſe Weiber haben, lieber rathen, ſich durch die Gedult zu Hauſe, zum Umgange der Welt, geſchikt zu machen. Socrates, der auſſer allen Zweifel das Haupt der geplagten Ehemänner iſt, geſtund und bekannte es: daß er ein groſes Theil ſeiner Tugend der Uebung zu verdanken hätte, in der ihn ſeine nüzliche Frau immer erhielte. Man kan aus ſeinen klugen Antworten, die er denen gegeben, welche gegen Xantippe ſo gedultig nicht waren, als er, ſehr viele gute Lehren ziehen. Es fragte ihn ein Freund ganz zornig, wie doch immermehr ein ſo frommer Mann mit einem ſo tollen Plagegeiſte leben könne? Er aber gab ihnen zu betrachten; daß diejenigen, die recht gut wollten reiten lernen, die unbändigſten Pferde nehmen, die ſie nur kriegen könnten, um hernachmals, wenn ſie dieſe gebändiget hätten, ſicher zu ſeyn, daß minder wilde Pferde ſie nicht abwerfen wür-

würden. Zu vielen andern hat er auch noch geſagt: ihr lieben Freunde müſſet es Xantippe verdanken, daß ich eure Diſputierſucht ſo geduldig ertrage. Und zu einem andern: Meine Henne kakelt zwar ſehr, aber ſie hekt mir Küchlein. Diejenigen die in einer Handelsſtraſſe wohnen, werden durch das Geraſſel der Wagen nicht beunruhiget. Ich wünſchte, daß ein weiſer Mann, wo möglich, mit ſeinem Looſe zufrieden ſeyn möchte, und wenn es auch ein rechtes Reiſeiſen wäre: denn ungeachtet er ſein Weib nicht beſſern wird, ſo wird er ſelbſt doch durch ſie beſſer werden. ⸗ ⸗ Indeſſen bin ich, da ich mir vorgeſezt hatte, die eheliche Liebe in ihren natürlichen Schönheiten und Reizungen zu beſchreiben, in die Erzehlungen gerathen, die wider dieſen Stande laufen. Ich mus alſo ſagen, daß ich vollkommen überzeuget bin, alles was im menſchlichen Leben angenehm iſt, ſeye im Eheſtand vollkommener anzutreffen, als im ledigen. Derjenige, der recht zärtlich iſt, ſaget, bei freudigen Begebenheiten bei ſich ſelbſt, noch auſſer dem Vergnügen, welches er ſelbſten empfindet, wie glüklich wird dies nicht meine Frau machen. Bei vorfallenden Unglük, oder bei Gefahren aber, tröſtet er ſich damit, indeſſen ſind doch meine Frau und Kinder geſund. Es giebt mir eine groſſe Verdoppelung der Freude, wenn andere ſie mit empfinden; und eine Verminderung der Trübſal, wenn andere frei davon ſind. Alle, die verheirathet ſind, und von dieſer Entzündung nichts wiſſen, die ſind entweder fühllos, und ſchläfrig, worinnen der höchſte Grad doch ſehr was ſeltenes iſt: oder ſie bringen ihr Leben mit der ſtündlichen Wiederholung ſpiziger Antworten, bitterer Vorwürfe und verdrüslicher Zänkereien zu. Kurz, der Eheſtand, mit und ohne die gehörige Gemüthsverfaſſung zu demſelben, iſt die vollkommenſte Abbildung vom Himmel und Hölle, die wir in dieſer Welt erbliken können.

Recept gegen die Wanzen.

Man nimt 3. Theile gemeinen grünen Vitriol, und 1. Theil Arſenicum. Das leztere läſſet man durch einen Mahlerburſchen fein reiben, weil es ſich ſonſt ſchwer auflöſet; den Vitriol aber ſtöſſet man nur gröblich, vermiſchet beide, und läſſet ſie mit einer hinlänglichen Menge Waſſers bis zur völligen Auflöſung kochen. Unter dem Kochen mus die Maſſe brav gerühret werden. Mit dieſer Beize werden die Wände und das Holz, beſonders aber alle Rizen und Fugen, ſtark durchſtrichen, bepinſelt und gequäſtet. Iſt der Raum gros, ſo nimt man 3. Pfund Vitriol und 1. Pfund Arſenicum. Mercurius ſublimatus iſt auch darzu dienlich, aber viel theurer.

Mittel, das wankende Zahnfleiſch zu befeſtigen.

Wenn das Zahnfleiſch von dem Käuen der Speiſen ſehr leicht niedergedrükt wird, und von den Zähnen abweichet; ſo fehlt es demſelben an der gehörigen Feſtigkeit, welcher Fehler gemeiniglich von einer Corruption der Säfte im Zahnfleiſche herrühret, davon die zarten Fäſerchen deſſelben zerfreſſen oder ſchlaff gemacht werden. Dieſe Corruption kan ihren Urſprung entweder aus dem Geblüte haben, welches überhaupt verdorben iſt, wie beim Schaarboke, oder ſie kan auch von den faulenden Speiſen und Säften zwiſchen den Zähnen und unter den Lippen entſpringen, wenn man den Mund nicht reinlich hält und fleiſſig genug ausſpühlet. Denn da das ganze Zahnfleiſch ein Gewebe von lauter ſehr ſubtilen Blutgefäſſen iſt, ſo läſt ſich leicht erachten, daß die Feuchtigkeiten des Mundes in die Eröfnungen dieſer kleinen Gefäſſe beſtändig hinein dringen müſſen, da man dieſes Eindringen der Dünſte von auswendig nicht einmal auf der Haut des ganzen menſchlichen Körpers leugnen kan, indem es die anſtekenden Krankheiten unwiderſprechlich erweiſen.

In dem Falle, wenn ein ſcorbutiſches Geblüt das Zahnfleiſch mürbe und wankend machet, findet eher keine dauerhafte Cur ſtatt, als bis man das ganze Geblüt reiniget, und ihm ſeine natürliche Miſchung wieder giebt. Alsdenn aber können eben die Mittel mit Nuzen gebraucht werden, die ich unten vorſchlagen will.

Wenn die verdorbenen Säfte und Speiſen im Munde das Zahnfleiſch mürbe und wankend machen, ſo mus man folgendergeſtalt verfahren, um es wieder zu befeſtigen:

1. Mus man den Mund täglich, ſowol des Morgens, als auch jedesmal nach Tiſche reinigen. Dieſes kan am beſten mit bloſſem friſchen Waſſer geſchehen.

2. Mus man durch balſamiſche Säfte das Zahnfleiſch wieder geſund machen, damit es ſein natürliches Wachsthum wieder erhalte. Hierzu dienet unter andern vornemlich folgendes Mittel: Man nimmt einen Theelöffel voll von dem wäſſerigen Myrrhenextracte, (Extractum myrrhæ aquoſum) und thut ihn in eine Obertheetaſſe. Hierauf gieſſet man ſo viel warmes Waſſer, daß ſich der Myrrhenextract darin, durch Umrühren, auflöſet, und von dieſem Waſſer nimmt man jedesmal, nachdem die Zähne ausgeſpühlet worden, etwas in den Mund, reibet damit das Zahnfleiſch gelinde, behält es einige Minuten darinn, ſpeyet es wieder aus, und wiederholet dieſes einigemal.

3. Wenn man dieſes, nach Proportion der Corruption, des Zahnfleiſches, eine oder mehr Wochen täglich gethan hat, und das Zahnfleiſch ſeine geſunde Farbe wieder erhalten: ſo iſt noch übrig, daß man den ſubtilen Fäſerchen deſſelben ihre Kraft oder Spannung wieder gebe, und dieſes wird durch ein zuſammenziehendes Mundwaſſer erhalten. Hierzu iſt das Decoct der Tormentillwurzel am geſchikteſten. Nachdem man alſo den Mund mit Waſſer zu gehörigen Zeiten ausgeſpühlet hat, nimmt man nunmehr jedesmal, ſtatt des Myrrhenwaſſers, dieſes Decoct lau in den Mund, und verfährt damit, wie mit dem Myrrhenwaſſer.

Auf dieſe Weiſe läſt ſich das Zahnfleiſch nicht allein wachſend machen, ſondern auch wieder gehörig befeſtigen. Es verſtehet ſich, daß man nach Wiederherſtellung des Zahnfleiſches fortfahren müſſe, den Mund täglich mit Waſſer zu reinigen, und dann und wann die Zähne mit einem Zahnpulver, worinn zugleich Myrrhen iſt, abzureiben. Ich weis aus vielen Erfahrungen, daß ſich das Zahnfleiſch auf dieſe Weiſe beſtändig gut und feſt erhalten läſt.

Unter dieſer Cur mus man weder ſolche Speiſen, die eine freſſende Schärfe haben, noch auch allzu harte Sachen genieſſen, welche ſo zähe ſind, daß die Zähne beim Käuen ſehr tief und ſtark hinein gedrukt werden müſſen. Denn in dem leztern Falle wird das weiche und noch nicht wieder geſtärkte Zahnfleiſch von den Zähnen immer wider los gemacht und niedergedrükt, gleichwie es im erſten Falle von der ſalzigen Schärpſe wieder angefreſſen und mürbe gemacht wird.

Von der Phyſiognomie.

Es giebt gewiſſe Künſte, darinnen gewiſſermaſſen alle Menſchen Meiſter ſind; ohne daß ſie die Mühe gehabt haben, dieſelben zu lernen. Ein jeder, der da ſpricht, der nachdenket, der übet die Sprachkunſt und die Vernunftlehre aus: ob er gleich mit den Regeln der Grammatik oder Logik, wie ſie in Büchern vorgetragen werden, gar nicht bekannt iſt. Eben ſo iſt ein jeder auf gewiſſe Weiſe ein Meiſter der Kunſt, die gemeiniglich durch den Namen der Phiſiognomie bezeichnet, wird; und pflegt ſich natürlicher Weiſe, aus der Geſichtsbildung und den Zügen eines Fremden, eine Abſchilderung von der Gemüthsart, oder dem Stande deſſelben zu machen. Kaum werden wir jemanden, den wir vorhin niemals geſehen haben, dargeſtellet: ſo ſind wir ſchon unmittelbar von dem Bilde eines Stolzen, eines tükiſchen, eines leutſeligen oder gutherzigen Menſchen eingenommen. Und wenn wir zu erſt in eine Geſellſchaft fremder Leute gehen: ſo entſtehet ganz natürlich in uns Zuneigung oder Abſcheu, Hochachtung oder Geringſchäzung gegen verſchiedene Perſonen; ehe wir ſie noch ein einzig Wort haben ſprechen hören, oder gar nicht wiſſen, wer ſie ſind.

Eine jede Gemüthsbewegung giebt der Geſtalt eines Menſchen einen beſondern Schwung, und entdeket ſich ſelbſt in dieſem oder jenem Geſichtszuge. Ich habe einmal geſehen daß ein Auge eine halbe Stunde lang geflucht; und daß gewiſſe Augenbraunen jemanden einen Schurken geheiſſen. Nichts iſt bei Verliebten gemeiner, als durch ein ſtummes Antliz zu klagen, Rache zu üben zu ſchmachten, zu verzweifeln und zu ſterben. Ich kan mich nicht auf den Urheber eines bekannten Sprüchwortes beſinnen, der zu einem Fremden, welcher in ſeiner Geſellſchaft ganz ſtille war, ſagte: **Rede**, daß ich dich ſehen möge. Aber, mit ſeiner Erlaubnis behaupte ich, daß wir beſſer durch unſere Blike, als durch unſere Worte, erkannt werden können; und daß ein Menſch eher ſeine Reden, als ſeine Geſtalt verſtellen könne. Nichts deſto weniger glaube ich, daß die Bildung des ganzen Geſichtes vielmehr bedeutet, als die einzeln Züge deſſelben anzeigen: und der Grund davon iſt dieſer, weil der Anblik nichts anderſt iſt, als eine ſichtbar gewordene innere Beſchaffenheit des Gemüthes. Diejenigen, welche die Phiſiognomia in Regeln gebracht, und eine Kunſt daraus gemacht haben, dadurch man die Neigungen der Menſchen nach ihren Geſichtern beurtheilen ſoll, haben mehr auf Züge, als auf die ganze Geſtalt geſehen. Martial hat ein ſchönes Sinngedicht davon gemacht.

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine læſus;
Rem magnam præſtas, Zoile, ſi bonus es.

Ich habe einen ſinnreichen Schriftſteller darüber nachgeleſen, der ſeine Betrachtungen auf dieſen Grund bauet: daß nachdem ein Menſch in ſeinem Geſichte einige entfernte Aehnlichkeit mit einem Ochſen, Schafe, Löwen, Schweine, oder andern Geſchöpfe hat; ſo habe er auch dieſelbe Aehnlichkeit in der Gemüthsart, mit demſelben Thiere; und ſey zu eben denen Leidenſchaften geneigt, die in dem Geſchöpfe herrſchen, dem er ähnlich ſieht. Diſem zu Folge gibt er Riſſe von allerlei Geſichtern, die von verſchiedenen Formen ſind; und entdeket, durch einen kleinen Zuſaz der Aehnlichkeit, allerhand Geſtalten thieriſcher Geſichter in den menſchlichen Geſichtszügen. Ich erinnere mich, daß in dem Leben des berühmten Prinzen von Conde, der Verfaſſer angemerket: das Antliz dieſes Prinzen habe einem Adler ähnlich geſehen, und daß der Prinz wohl damit zufrieden geweſen, wenn man dis geſagt. Wir konten alſo verſichert ſeyn daß er einen gewiſſen verborgenen Begriff von dieſer Kunſt der Phiſiognomia im Kopfe gehabt, davon ich jezo gedacht habe, wenn ſeine Bediente und Verehrer ihm geſagt, ſein Antliz ſehe einem Adler ähnlich, es eben ſo verſtanden, als ob ſie ihm geſagt hätten: es wäre in ſeinem Geſichte etwas, welches zeigte, daß er tapfer, geſchäftig, durchdringend, und von Königl. Herkunft ſey. Ob nun die verſchiedenen Bewegungen der Lebensgeiſter in allerhand Leidenſchaften, einige Wirkung auf die Geſtalt des Angeſichts haben mögen, wenn die Züge deſſelben noch zart und biegſam ſind; oder ob dieſe Art von Seelen, auch dieſelbe Art der Wohnung erfordere: das will ich der Unterſuchung der Liebhaber überlaſſen. Mittlerweile halte ich dafür, nichts könne einem Menſchen rühmlicher ſeyn, als wenn er ſein Geſicht Lügen ſtrafet: allen denen Kennzeichen zum Troze, welche ihm die Natur von dem Widerſpiele mit gegeben zu haben ſcheint. Dieſes geſchicht öfters bei denen, die an ſtatt durch ihren eigenen Anblik erzürnet, oder über die Geſtalt andererLeute neidiſch zu werden, ſich ganz auf die Verbeſſerung ihres Gemüthes legen, und ſich ſolche Schönheiten erwerben, die dauerhaft ſind, und noch weit beſſer zieren. Ich habe manches freundlich Meiſterſtük der Garſtigkeit geſehen, und bemerket, daß in der allerſeltſamſten Verbindung der Geſichtszüge, die jemals zuſammen gekommen, doch etwas liebreiches gewohnet: welches mir weit lieblicher vorgekommen, als alle die blühende Reizungen einer trozigen Schönheit. Und die Tugend iſt eines zweifachen Lobes werth, wenn ſie in einem Leibe wohnet, der da ſcheinet zur Herberg des Laſters zubereitet zu ſeyn: da es denn in vielen ſolchen Fällen ſcheint, daß Leib und Seele nicht zuſammen gehören.

Sokrates war ein recht beſonderes Exempel von dieſer Art. Es begab ſich, daß zu ſeiner Zeit ein groſſer Phiſiognomiſt nach Athen kam, welcher ſchon recht wunderliche Entdekungen von den Gemüthsarten und Neigungen der Leute, aus dem äuſſerlichen Anblike derſelben, gemacht hatte. Des Sokrates Schüler brachten dieſen Künſtler zu ihrem Meiſter, um ſeine Kunſt auf die Probe zu ſtellen. Er hatte denſelben vorher niemals geſehen, und wuſte nicht einmal, daß er damals mit ihm in Geſellſchaft wäre. Nach einer kurzen Unterſuchung ſeines Geſichts, that der Phiſiognomiſt den Ausſpruch, er wäre der lüderlichſte, wollüſtigſte Trunkenbold, den er ſein Lebenlang geſehen hätte. Hierauf erhuben ſeine Schüler ein recht lautes Gelächter, indem ſie glaubten, daß ſie die Falſchheit ſeiner Kunſt ſattſam entdeket hätten. Sokrates aber ſagte ihnen: die Grundſäze ſeiner Kunſt möchten wohl ganz richtig ſeyn, ſeines jezigen Verſehens ungeachtet. Denn von Natur wäre er zu dieſen beſondern Laſtern, die der Phiſiognomiſt an ſeiner Geſtalt entdeket hatte, geneigt geweſen: er hätte aber die böſen Neigungen, womit er gebohren worden, durch die Lehren der Weltweisheit überwältiget. Ein alter Scribent erzählet uns auch in der That, daß Sokrates von Geſichte dem Silenus ſehr ähnlich geweſen: welches wir auch durch die Schnizſäulen und Bruſtbilder beſtätiget finden, die von beiden noch vorhanden ſind; ſowohl als durch verſchiedene alte Siegel und und koſtbare eingegrabene Steine, die häufig genug in den Cabinettern der Liebhaber vorhanden ſind. Ob nun wohl zuweilen ſolche Anmerkungen Stich halten: ſo iſt doch ein weiſer Mann behutſam, in wie weit er dem äuſſerlichen Anſehen eines Menſchen trauet. Es wäre eine Ungerechtigkeit, die wir einander anthäten, wenn wir uns durch die Bildung und Geſichtszügen derer die wir nicht kennen, in Vorurtheile ſtürzen lieſſen. Wie oft faſſen wir nicht einen Has gegen einen treflichen Mann, oder bilden uns aus dem bloſſen Anblik ein, ein Menſch ſeye ſtolz, und boshaftig; den wir doch nicht hoch genug zu ſchäzen wiſſen, wenn wir mit ſeiner würklichen Gemüthsart bekant werden.

Von dem nüzlichen Gebrauch, und ſchädlichen Misbrauch der Gewürze, und gewürzhaften Dinge, in Abſicht auf die Geſundheit.

Unſere alten Teutſchen haben von denen Indianiſchen Gewürzen, als Zimmet, Muſcatennüſſe, Nelken, Ingber, Pfeffer, ꝛc. nichts gewuſt; Sie waren mit ihren inländiſchen Gewürze, als Majoran, Salbei, Thimian, Pfefferkraut, Rosmarin, Wachholderbeeren, Kümmel, Anis und Fenchel vollkommen zufrieden: und befanden ſich zu Anfang recht wohl dabei. Erſt vorigen Jahrhunderts, da die Teutſchen die Franzöſiſchen Moden ſo nachgeäffet haben: ſind auch erſt die a la modiſchen Zurichtungen der Speiſen mit allerlei Gewürze, bekannter geworden, und, zu Hervorbringung mehrerer Krankheiten, überall ſo gebräuchlich geworden, daß man heut zu Tage faſt keine einige Speiſe, es ſey denn unter ganz armſeligen Leuten, auf den Tiſch trägt, welche nicht mit ausländiſchen Gewürzen angemacht wäre, geſezt, daß man ſie auch ſchon mit einigen hier zu Lande üblichen gewürzhaften Dingen zugerichtet hätte, ja ſelbſt dieſe werden auch jezo nicht mehr, wie ſonſt in Gebrauch gezogen. Gemeiniglich geſchicht es nunmehr nach einer einmals eingeriſſenen herrſchenden Gewohnheit, den Geſchmak zu küzeln, und ſich einen recht guten Biſſen zu machen. Von rechtswegen aber ſollte man vielmehr auf die Geſundheit ſein Haupt-Abſehen richten, den Magen und die Natur dadurch zu ſtärken; weil ſonſt in der That unvermerkt mancher Schade an der Geſundheit damit angerichtet wird. Ich hoffe alſo keine unnüze Arbeit zu unternehmen, wenn ich in dieſer Abhandlung kürzlich zeige, wie man den Gebrauch der Gewürze und gewürzhaften Speiſen nach der Geſundheit gehörig einrichten, und dem Misbrauch hingegen, nebſt den davon zu beſorgenden Schaden, klüglich vermeiden ſolle.

Jedoch ich ſehe zum Voraus, man werde die Würkung, oder den Nuzen und Schaden der Gewürze und gewürzhaften Sachen nicht gehörig beurtheilen können, wenn man nicht zuvor von ihren Beſtand-Theilen ſattſam unterrichtet iſt: Daher ich dieſe zuförderſt hier kürzlich darthun will. Es kommen aber die eigentlichen Gewürze alleſamt darinne überein, daß ſie mit einem flüchtigen und hizigen Oele würken, wobei man auch bei einigen auf das damit vermiſchte reizbare Harz mit zu ſehen hat. Ich will alſo nunmehro die Gewürze kürzlich durchgehen, und von dieſen ihren Beſtandtheilen das nöthige erörtern und beibringen, zugleich aber von ihrem Urſprunge, Wachsthum und übrigen Beſchaffenheit, ſoviel mich davon glaubwürdige Natur- und Reiſebeſchreibungen belehren, ein und anders anführen; weil ich glaube, daß es manchen meiner Leſer nicht unangenehm ſeyn werde.

1. Der Zimmet, komt von dem ſo genanten Zimmetbaum, der auf der Inſul Ceylon wächſet, und iſt die mittelſte Rinde deſſelben, weil die obere graue, als unnüze davon abgeſondert wird, die unterſte düñe aber ſich von dem Holze ſchwer ablöſen läſt. Sie wird jährlich zweimal abgeſchälet, der Länge nach etwas zuſammen gerollt, und hernach gelinde getroknet. Die vornehmſte Kraft des Zimmets liegt in ſeinem Oele, und ob er gleich wenig bei der Deſtillation giebt, indem aus 1. Pfund noch kein Quintgen erhalten wird: ſo iſt es doch ungemein hizig, durchdringend und kräftig, und pflegt im Waſſer unterzuſinken, da ſonſt andere Oele auf demſelben ſchwimmen. Nächſtdem aber führt er auch ſcharfe harzartige Theile bei ſich, die ſich mit Weingeiſt als eine Eſſenz ausziehen, und ſichtbar darſtellen laſſen. Er iſt überhaupt ein ſehr ſtärkendes Gewürze, und es iſt bekant, daß man ſich des daraus bereiteten Oels und abgezogenen Waſſers zur Stärkung in mancherlei Krankheiten mit dem gröſten Nuzen vor faſt allen andern Gewürzen bedienet.

2. Die Muſcatnus iſt der Kern einer Indianiſchen Nus, welche unſern welſchen Nüſſen ziemlich ähnlich ſeyn ſoll. Sie hat auch auswendig eben ſo, wie dieſe, eine weiche Schale, welche bei mehrerer Reife aufborſtet, da denn ein zaſerigtes rothgelbes Gewebe, wie ein Nez zum Vorſchein kommt, welches hernach, wenn es abgelöſet und getroknet iſt, die Muſcatenblumen abgiebt, worauf denn die darunter ſizende harte Schale zerſchlagen, und der Kern, oder die ſo genannte Muſcatnus heraus genom̃en und gedörret wird. Dieſe ſowohl als die ſo genanten Blüthen, führen ſehr viel, theils von einem hizigen und flüchtigen, theils von einem diken Oele bei ſich, davon jenes durch die Deſtillation, dieſes aber durch das Auspreſſen abgeſondert werden kan. Denn gemeiniglich ſind in 1. Pfund Nüſſen über 1. Loth hiziges, nach der Muſcate riechendes und ſchmekendes Oel, und 8. bis 9. Loth dikes befindlich, und die Blüthen halten von dem erſtern etwas mehr in ſich. Es iſt alſo kein Zweifel, daß die Muſcatennüſſe und Blüthen wegen ihres ſubtilen Oels eine balſamiſche, erwärmende und ſtärkende Kraft beſizen, wobei ſie aber zugleich, wegen ihrer übrigen Beſtandtheile, etwas anhalten und ſtopfen, daher ſie auch von den Aerzten zur Stärkung und Erwärmung des Magens und der Gedärme in allerlei Magen- u. Darmzufällen, beſonders aber in Uebelkeit, Brechen, Durchfällen und Ruhren, ſowohl innerlich als äuſſerlich, verſchiedentlich gerathen werden.

3. Die Gewürznelken werden aus den Moluccíſchen Inſeln in Oſt-Indien zu uns gebracht, und man hat erſt lange nicht gewuſt, was ſie würklich ſeyn. Der ſeel. Herr Geheime Rath Hoffmann iſt

der erſte mitgeweſen, der in einer de caryophylis gehaltenen diſputation die zuverläſigſte Nachricht davon ertheilet hat. Sie wachſen auf Bäumen, und ſind eigentlich, wie die Kräuterkenner zu reden pflegen, ein calyx, oder der Untertheil einer Blume, die nur erſt hervor kömt, und als ein Knöpfgen zwiſchen 4 kleinen Spizgen darauf ſizet, daher auch die meiſten zu uns gebrachten Nelken noch mit einem kleinen runden und hohlen Knöpfgen verſehen ſeyn. Man kan ſich eine deutlichere Vorſtellung davon machen, wenn man unſere Roſen anſiehet ehe ſie noch aufblühen, oder wenn ſie erſt hervor brechen. Denn da bemerket man auf dem Stiele ein Knöpfgen, und einige oberwerts daran befindliche Spizen, in denen die Roſen-Knoſpe ſizet. Ehe nun die beſchriebene Nelken-Knoſpe aufblühet, ſo wird die Nelke, weil ſie alsdenn in ihrer völligen Reife iſt, abgebrochen, getroknet und verwahret. Die vorzüglichſte Kraft der Nelken liegt in dem darinne verborgenen hizigen, und in dem Waſſer unterſinkenden Oele, welches ſie in ziemlicher Menge faſt vor allen anden Gewürzen bei ſich führen; Hiernechſt ſind auch viele ſcharfe harzigte Theile darinnen befindlich, die mittelſt des Extractes davon geſchieden werden können, und davon auch der ſcharfe, brennende Geſchmak mit herrühret.

4. Die Cardamomen, worunter man eigentlich die kleine Sorte derſelben verſtehet, ſind ein gewürzhafter Saame, der in Ceylon bey den Indianern wächſt, und in einer häutigten Capſul eingeſchloſſen iſt. Ihre vornehmſte würkende Kraft liegt in dem darinne befindlichen weſentlichen Oele, und einigen harzigten Theilen, davon ſie auch angenehm ſcharf und gewürzhaft ſchmeken, und in verſchleimten Magen, in Fiebern und andern von ſchleimigen Feuchtigkeiten herrührenden Krankheiten mit Nuzē zu gebrauchen ſind.

5. Der Ingber iſt eine ausländiſche Wurzel, die mehr als zu bekannt iſt. Er giebt wenig Oel, indem man von 1 Pfund kaum 1 Quentgen durch die Deſtilation bekomt, welches auch eben nicht hizig iſt. Dagegen aber hat er viele harzige Theile bey ſich, darinnen das beiſſende und hizige Weſen lieget. Er iſt alſo wegen ſeines wenigen Oels bey weiten ſo erhizend nicht, als man wohl aus ſeinem ſcharfen Geſchmak urtheilen ſollte, und gehöret billig unter die beſten Magen-Gewürze, weil er den Schleim zertheilet und wärmet.

6. Der Pfeffer, wie er als ein ſehr bekanntes Gewürze in Küchen gebraucht wird, iſt eine gedörrte Beere einer Oſt-Indianiſchen Pflanze, die anfänglich grün ausſiehet, hernach braun, und endlich ſchwarz wird. Und dieſes iſt der ſo genannte ſchwarze Pfeffer, davon der weiſſe anders nicht unterſchieden iſt, als daß ihm die äuſere ſchwarzbraune Schaale fehlet. Denn die Indianer ſollen den friſchen ſchwarzen Pfeffer in ſchlechten Waſſer, oder auch in Salz-Waſſer einweichen, da denn das äuſere ſchwarze Häutgen aufqvillet und zerſpringet, daß es ſich mit leichter Mühe davon ablöſen läßt. Weil nun während des Einweichens ſchon manche kräftige Theile ausgezogen werden: ſo iſt ohne Zweifel der weiſſe Pfeffer nicht ſo kräftig, als der ſchwarze; daher auch dieſer zuförderſt in Betrachtung komt. Es verhält ſich aber faſt damit, wie mit dem Ingber. Hieraus läßt ſich nun ohne Mühe einſehen, daß man nicht unrecht verfähret, wenn man dem Pfeffer, wegen ſeiner ſubtilen Schärfe, eine Schleim-löſende Kraft zuſchreibet, und ihn daher in verſchleimten kalten Magen, in kalten Fiebern, ja ſelbſt in der Cachexie und Waſſerſucht, ſonderlich bei trägen Naturen anräth.

7. Die übrige gewürzhaften Dinge, deren ich am Anfang Erwehnung gethan habe, führen alleſamt ein flüchtiges und hiziges Oel bei ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß immer eins mehr, oder weniger davon bei ſich hat, als das andre.

Bei denen Citren- und Pomeranzen-Schaalen wird er jedermann gerne zugeſtehen, weil er es gleich ſelbſt ſehen kan, wenn man die friſchen Schaalen zuſammen bieget, und gegen ein helles Glas zerknikt, da denn das Oel daran ſprüzet, und ſichtbar wird. Und dieſes ſubtilen Oels wegen ſind auch dieſe würzhafte Schaalen als gute Magen-ſtärkende und Wind-zertheilende Mittel durchgängig bekannt. Denen übrigen aromatiſchen Kräutern, Blumen und Saamen fehlet es an Oele ebenfalls nicht. Denn alſo giebt z. E. ein Pfund Roſmarin über ein Quentgen hizig Oel, und von dem Majoran gedenket der ſeelige Herr Geheime Rath Hofmann in ſeinen Obſervat. chym. Lib. I. Obſ. I. pag. 7. daß nach ſeiner Bearbeitung vier Pfund deſſelben, 1 Unze gegeben habe, woraus ſich denn leicht auf die übrigen ſchlüſſen läſt. Ferner hat er aus acht Pfund Wacholder-Beeren mittelſt der Deſtillation drei Unzen Oel erhalten, welches ungemein ſtark den Urin treibet, die Blehungen zertheilet, und die güldene Ader ſowohl, als die Monat-Zeit der Weiber befördert. Der Kümmel, Anis und Fenchel, ſind gleichfalls mit dergleichen hizigen Oele ziemlich ſtark verſehen; wie denn z. E. ein Pfund Anis, ein Loth davon in ſich hält, welches eigentlich in der Hülſe ſizt, ſo wie hingegen das dike Oel, das man auspreſſen kan, in dem Kerne zu ſuchen iſt. Was ihre Würkung betrift, ſo hat der Kümmel inſonderheit eine vorzügliche Blehungs-treibende Kraft, die man auch dem Anis und Fenchel keinesweges abſprechen kan. Doch beſizen dieſe noch auſſerdem die Tugend, daß ſie den Schleim zertheilen und die Schärfe mildern; daher ſie auch von denen Aerzten nicht unrecht in Bruſt- und Catarr-Zufällen gerathen werden.

Aus dem, was ich bis hieher von den Beſtand-Theilen der Gewürze und gewürzhaften Dinge angeführet, und von ihren Tugenden hin und wieder beiläufig gemeldet habe, läſt ſich nun füglich beurtheilen, was ſie vor eine Würkung in unſern Cörper erweiſen, und was vor einen Nuzen zur Geſundheit man davon zu erwarten habe. Ich will aber dem ohnerachtet ihre Würkungsart iezo noch beſonders unterſuchen. Da aber die Gewürze und gewürzhaften Dinge durchgehends ein ſehr zartes und hiziges Oel bey ſich führen: ſo iſt daher nicht zu verwundern, und die Erfahrung bezeuget es auch zur Gnüge, daß ſie unter gebührenden Gebrauch den Umlauf des Bluts befördern, und den Cörper erwärmen. Gehet aber die Bewegung unſeres Bluts munter und ungehindert von ſtatten: ſo werden die guten, und zur Geſundheit nüzlichen Säfte gehörig abgeſondert, der Schleim im Blute, der an deſſen gehemmten Fortgange ſchuld ſeyn könte, wird zertheilet, und die Reinigung des Cörpers von unnüzen Feuchtigkeiten, inſonderheit aber durch die Transpiration, wird in gebührenden Stande und Ordnung erhalten. Ja, was das meiſte iſt, die Nerven, und alle übrige feſte Theile erhalten ihre natürliche Spannung, und die ganze Natur wird geſtärket. Doch iſt der iezt gemeldete Nuzen bei einigen Gewürzen, als Nelken Ingber und Pfeffer ꝛc. billig zum theil von ihren dem Oele beigemiſchten ſcharfen, reſinöſen Partikeln mit herzuleiten. Denn wenn dieſe die empfindlichen Fäſerchen, woraus die Gefäſſe zuſammen geſezt ſind, gelinde prikeln und reizen, daß ſie mehrere Kraft zu Forttreibung des Geblüts anwenden: ſo wird dadurch der Umlauf deſſelben ungemein befördert, und alles davon gerühmte Gute, mithin alſo auch die Geſundheit, fürtreflich erhalten.

Vornehmlich aber kan man mit Rechte behaupten, daß die Gewürze den Magen und die Gedärme ſtärken, den Appetit vermehren, die Verdauung der Speiſen erleichtern, und folglich auch zu einem guten Speiſeſafte, woraus hernach ein gut Geblüte wird, nicht wenig beitragen. Und zwar verrichten ſie dieſes alles hauptſächlich deshalb; weil ſie die nöthige Abſonderung des Magenſaftes (liquor gaſtricus) befördern, den im Magen befindlichen Schleim und andere Cruditäten, welche die Dauung nebſt dem Appete verhindern, nach und nach gelinde auflöſen, und ſelbſt die Kraft des Magens vermehren, ſo daß derſelbe hernach in die eingenommenen Speiſen ungleich kräftiger würken, und ſolche deſto beſſer in einen dienlichen Milchſaft (chylus) verwandeln kan. Woferne aber eigentlich die Dauung von vielen im Magen geſammleten ſchleimigten Cruditäten verdorben iſt: ſo pflegen inſonderheit die, mit einem ſcharfen harzigten Weſen verſehene Gewürze ſehr zuträglich zu ſeyn, worunter man billig den Ingber und Pfeffer vorzüglich rechnen muſs. Dieſe ſind auch daher in ſolchem Falle vor die beſten Magenſtärkenden Gewürze mit Recht zu halten, und zwar um ſo mehr, da ſie wegen ihres wenigern Oels nicht ſo geſchwinde ins Geblüte gehen, und daſſelbe in Wallung ſezen, ſondern ihre Würkung zuförderſt im Magen verrichten.

Die Blähungstreibende Kraft der Gewürze iſt aus der Erfahrung ſattſam bekannt, und man kan es auch gar leichte einſehen, wenn man betrachtet, daß ſie theils wegen ihrer ſtärkenden Kraft den Magen und die Gedärme zu Fortſchaffung dieſer beſchwerlichen Dünſte anreizen, theils aber auch die Auflöſung der Speiſen befördern, und ſolchergeſtalt die ſchleimigen Cruditäten, als die Materie zu Winden nicht nur verhindern, ſondern ſolche auch, wann ſie ſchon vorhanden ſind, zertheilen.

Hieraus erhellet nun zugleich hoffentlich zur Genüge, daß die Gewürze hauptſächlich denenjenigen Perſonen, die ein melancholiſch und phlegmatiſch Temperament beſizen, und vermöge deſſelben theils einen langſamen Umlauf des Blutes haben, theils auch deshalb viele ſchleimigte Theile darinne erzeugen, einen heilſamen Nuzen gewähren, und alle ſolche Krankheiten, die ſich auf dergleichen Urſachen gründen, glüklich von ihnen mit abwenden helfen. Nicht minder läst ſich auch füglich einſehen, daß ſie in denen Nordländern, und an ſolchen Orten, wo die Einwohner einer diken, neblichten u. kaltfeuchten Luft genieſſen, ingleichen im frühen Frühjahre und ſpäten Herbſte, bei naskalter Witterung, der ſchwachen Natur fürtreflich zu ſtatten kommen, und wie alle Reinigungsarten des Körpers, alſo inſonderheit die höchſtnöthige Tranſpiration, bei einem vermehrten Triebe im Blut, heilſam unterhalten und befördern, mithin alſo allen davon herrührenden kränklichen Zufällen, als Scorbut, Schnupfen, Flüſſen und Flusfiebern ꝛc. nicht wenig widerſtehen.

Ferner, da von ſchwacher Dauung des Magens nicht nur ein diker, untüchtiger Speiſeſaft, (chylus) ſondern auch nach und nach ein dikes, ſchleimiges Blut erzeuget wird, und ſich davon mit der Zeit allerhand langwierige Krankheiten, als Hypochondrie, Mutterbeſchwerung, kalte Fieber, Cachexie und Waſſerſucht, ja gar ſchleichende und hectiſche Fieber entſpinnen; ſo ſieht man daher ohne Mühe ein, daß die Magenſtärkende Gewürze in gewürzhaften Dingen, wen̄ ſie gehörig in Speiſen genoſſen werden, allerdings denen vorbeſagten üblen Folgen heilſam vorbauen, und wenn ſie ſchon zugegen ſind, zu ihrer Cur mit beitragen können; wie man denn auch dieſerhalb verſchiedene würzhafte Medicamente zu bereiten, und ſie in ſolchen Fällen zur Stärkung des Magens zu verordnen pflegt. Auſſerdem aber können beſonders alte Leute, die gemeiniglich ſchwach ſeyn, und einen trägen Umlauf eines zähen und zum freien Fortgange ungeſchiktes Bluts haben, die gewürzten Speiſen mit guten Nuzen genieſſen. Denn die Gewürze vermehren die Circulation des Bluts, verdünnen den darinne befindlichen Schleim, und ſtärken die Nerven; daher ſie allerdings das kraftloſe Alter mit unterſtüzen, und vor manche demſelben Zuſtande Leibes-Schwachheiten ein dienliches Verwehrungs-Mittel abgeben. Welches die tägliche Erfahrung nur blos dadurch ſattſam beſtätiget, weil die aromatiſchen Arzeneien in mancherlei Haupt und Nerven-Krankheiten, wenn ſolche nicht etwa von Vollblütigkeit und Wallung im Blut herrühren, die beſte Stärkung und Hülfe verſchaffen. Wie aber im Gegentheil die Gewürze und gewürzhafte Dinge auch ſchaden können? und welche Perſonen ſich dafür zu hütten haben? wollen wir nun in dem Verfolg ſattſam zeigen.

So nüzlich und heilſam nun der rechte Gebrauch der Gewürze und gewürzhaften Dinge iſt, ſo ſchädlich hingegen pfleget der Misbrauch derſelbige zu ſeyn, welcher eigentlich darinne beſtehet, wenn man die Speiſen zu ofte und zu ſtark würzet, und dadurch allzuviele hizige und ſcharfe Theile mit ins Geblüte bringet. Denn wegen derſelben haben ja die Gewürze eine groſſe Kraft zu würken, und allerhand Veränderungen in unſerm Körper hervor zu bringen: daher man ſie gar nicht wie ordentliche Nahrungsmittel genieſſen, ſondern nur in der Abſicht hauptſächlich gebrauchen mus, daß dadurch der Genus der Speiſen einigermaſſen angenehmer gemacht, und ihre Auflöſung im Magen befördert werde. Je mehr aber die Gewürze und gewürzhaften Dinge in der Diät gemisbrauchet werden, deſto gewiſſern und gröſſern Schaden können ſie auch bei manchen Perſonen anrichten, wie ſolches aus dem folgenden mit mehrerm erſcheinen wird.

Inſonderheit aber kan der ſtarke und überflüſige Genus der Gewürze denenjenigen allerhand Nachtheil an der Geſundheit verurſachen, die noch jung, choleriſch und ſanguiniſch von Temperamente, und deshalb zur Vollblütigkeit, und zu ſtarken Trieben des Bluts, wegen ihrer gröſſern Empfindlichkeit der Nerven, geneigt ſind. Denn bei dieſen iſt die Geblütsbewegung in geſundem Zuſtande ohnedem ſchon munter und hurtig genug, daß ſie alſo keinen mehrern Antrieb bedarf, oder ſolchen doch nicht wohl leiden kan. Eben dieſes gilt auch von denenjenigen Nationen, welche hizige und gegen Mittag gelegene Länder bewohnen, die, weil ſie vorhin ſchon viel

Hize im Blut haben, dieſelbe durch häufige Gewürze ebenfalls nicht noch mehr vermehren dürfen; es müſte es denn etwa der durch Erhizung geſchwächte Magen, oder ein anderer Umſtand erfordern. Und wer zweifelt wohl, daß auch in unſerm gemäſſigtern Landesſtriche bei groſſer Sommerhize die vielen Gewürze leichte ſchädlich ſeyn, und alsdenn billig ſparſamer genoſſen werden müſſen?

Damit aber der von dem Misbrauch zu beſorgende Schade jedermann deſto deutlicher in die Augen leuchte, und ihn behutſamer mache: ſo will ich noch beſonders etwas davon gedenken. Und zwar können zuförderſt die vielen Gewürze, weil ſie das Blut in heftigere Bewegung bringen, nicht nur bei jungen blutreichen Perſonen hizige Fieber und gefährliche Entzündungen erweken helfen, ſondern auch bey ältern Leuten Schlag- und Lähmflüſſe mit zuwege bringen, und zwar inſonderheit bei denen, die vollblütig ſeyn, und verſtopften Leib haben, oder wenn etwa ein heftiges Aergernis dazu komt. Denn, da ſie theils das Blut erhizen, theils auch die empfindlichen Zaſern unſers Cörpers reizen: ſo können ſie auch allerdings dazu beitragen, daß der nach dem Haupt gerichtete Trieb des Bluts vermehret, und die Adern im Gehirne ſtärker damit angefüllet werden, da denn entweder einige davon zerreiſſen, und ein tödlicher Schlag erfolget; oder es pflegt in denen zu ſehr ausgedehnten Blutgefäſſen eine Stokung des Bluts u. Abſonderung der wäſſrigen Feuchtigkeit von demſelben vorzugehen, die hernach, wenn ſie die Nerven preſſet, eine Lähmung der Glieder verurſachet.

Hiernächſt wird niemand leicht in Abrede ſeyn, daß der unmäſige Gebrauch der Gewürze aus eben den Gründen, die ich bis hieher beigebracht habe, zu allerhand Blutergieſſungen aus der Naſe, Lunge, Mutter und güldenen Ader, gar füglich Anlas geben, oder doch dieſelben unterhalten und vermehren könne. Es iſt auch daher die Urſache, warum heute zu Tage der Flus der güldenen Ader ſo ſehr gemein iſt, und ſo viele Menſchen in elende Umſtände ſezet, billig mit in dem Misbrauche der Gewürze und gewürzhaften Speiſen zu ſuchen; wie ich denn nach meiner wenigen Erfahrung aufrichtig bezeugen kan, daß ich ihn bei denen, die hizige Weine getrunken, und ſtark gewürzt gegeſſen, inſonderheit öfters wahrgenommen, oder doch unordentliche und heftige Triebe dazu bemerket habe; die aber freilich, weil die natürliche Geneigtheit dazu gefehlet, nicht allemal zu Stande gekommen ſind, und deshalb ſehr viele und heftige Zufälle, ſowohl im Unterleibe, als in der Bruſt und Kopfe, erreget haben.

Nicht minder kan auch die Ubermaſſe in dem Genus der Gewürze einigen ſchwangern Weibern ſehr nachtheilig ſeyn, und bei ihnen, wenn ſie zumal wegen des Stilleſizens und unterlaſſenen Aderlaſſens viel Blut ſamlen, zu unzeitigen Geburten Gelegenheit geben; wiewol ich dabei eine natürliche Schwäche und vorhandene Diſpoſition der Mutter keinesweges ausſchlieſſe. Denn, wenn dieſes nicht wäre: ſo würde man die gewürzhaften hizigen Oele nicht vorlängſt ſchon, und zwar mit Rechte, unter die Frucht abtreibenden Mittel gerechnet haben.

Ferner, da verſchiedene Gewürze nicht nur erhizend, ſondern auch ſubtil ſcharf ſind: ſo wird dadurch bei ihrem ſtarken Gebrauch nothwendig nach und nach viele Schärfe mit ins Geblüte gebracht, und wenn ſolche nicht allezeit gebührend wieder abgehet, ſondern in den engſten Zwiſchenraumen des Cörpers hin u. wieder ſizen bleibet: ſo greift ſie mit der Zeit die zarten und empfindlichen Zäſerchen an, und hilft ſolche Krankheiten hervor bringen, die ein hiziges und ſcharfes Geblüte zum Grunde haben, wie dergleichen Scharbok, Frieſel, Kräze, Juken in der Haut, Gicht und Podagra zu ſeyn pflegen. Und hieran darf man, meines Erachtens, um ſo weniger zweifeln, weil man z. E. bei denen, die Fontanelle tragen, gemeiniglich wahrnimmt, daß ſie ſtarkes Beiſſen, Juken und Brennen an dem Orte des Fontanelles empfinden, wenn ſie ofte oder viel Ingber und Pfeffer gegeſſen haben: welches allerdings wahrſcheinlicher Weiſe mehr von der ſubtilen Schärfe dieſer Gewürze, als von ihrem bloſſen Oele herzuleiten iſt, theils weil ſie davon nur wenig bei ſich haben, theils weil es andere Gewürze, ausgenommen die Nelken, ſo leich und ſtark nicht thun. Jedoch, es können auch die mit ihrem hizigen Oele würkende Gewürze nach und nach viel Schärfe im Cörper erzeugen, in ſo ferne ſie nemlich das Blut erhizen und in ſchnellere Bewegung ſezen, davon ſich denn gemeiniglich mehrere ſalzige und ſcharfe Partikeln auszuwikeln pflegen.

Daß aber inſonderheit das Frieſel, als eine neue, und jezo ſehr gemeine Krankheit, ſeinen Urſprung der heute zu Tage eingeriſſenen veränderten Lebensart, und zwar hauptſächlich denen vielen Gewürzen, mit zu danken habe, das kan man aus dieſem Umſtande leicht ſchlieſſen, weil es ſich in der That auf ein hiziges Blut und ſcharfe Säfte gründet, welche von den Gewürzen, wenn zumal der Misbrauch hiziger und warmer Getränke, nebſt andern Urſachen, dazu komt, allerdings in unſerm Cörper erzeuget werden.

Sonſt pflegen auch die häufig genoſſenen gewürzten Speiſen nicht ſelten die zur Geſundheit höchſt nöthige Leibesöfnung anzuhalten, und zu ſtopfen, vermuthlich deshalb, weil ſie den Ton des Magens und der Gedärme ſtärken, oder die darinne befindliche ſchleimige Feuchtigkeit mit ihrem erhizenden Weſen austroknen. Inſonderheit aber hat man dieſes von denen Muſcatnüſſen und Blumen wahrgenommen; daher beſonders diejenigen, die zur Hartleibigkeit geneigt ſind, ſparſam damit umgehen müſſen, wenn ſie nicht allerhand, von der Leibesverſtopfung ſonſt herrührende Beſchwerungen, als Blähungen, Engbrüſtigkeit, Schwindel, Kopfwehe, innerliche Hize und dergleichen davon erfahren wollen.

Ja ich trage faſt kein Bedenken zu glauben, daß die überflüſſigen Gewürze nicht wenig dazu mit beitragen, daß jezo die veneriſchen Krankheiten ſo ſehr im Schwange gehen, und nun mit guten Recht verdienen Modekrankheiten genennet zu werden. Denn da die Gewürze das Blut theils in ſchnellere Bewegung ſezen, theils mit Schärfe anfüllen: ſo reizen ſie daher die empfindliche Geburtstheile beiderlei Geſchlechts ſtärker zum Beiſchlafe, und der Misbrauch deſſen ziehet hernach dergleichen üble Folgen nach ſich. Wer zweifelt aber wohl daran, daß die Gewürze die Luſt zum Beiſchlafe erregen ſollten, weil es zur Genüge bekant iſt, daß man denen kalten, trägen und unvermögenden Leuten allerhand gewürzte Sachen zur Aufmunterung mit Nuzen anräth.

Endlich iſt auch nicht ohne Urſache davor zu halten, daß der jezo eingeführte ſtarke Gewürzbrauch daran mit ſchuld ſey, daß man in unſern gegenwärtigen Zeiten dem wallenden Blute durch Aderlaſſen ſo ofte Luft machen, und es ungleich mehr vornehmen müſſe, als es unſere Voreltern zu thun nöthig gehabt haben. Ob aber dadurch die Natur nicht immer mehr und mehr geſchwächet werde, iſt eine andere Frage, die ich zu bejahen im geringſten kein Bedenken trage.

Nun könte es zwar das Anſehen gewinnen, als wenn ich hiermit demjenigen, was ich vorher von dem herrlichen Nuzen der Gewürze gerühmt habe, ganz widerſpräche. Allein, wer alles wohl überleget, und gegen einander hält, der wird finden, daß ich es nicht thue, und daß ich die Gewürze und gewürzhaften Speiſen nur unter dem Bedinge nüzlich halte, wenn ſie recht gebrauchet werden, ſie aber hingegen vor ſchädlich erkläre, wenn man ſie misbrauchet. Es kommt alſo bei ihrem Genus, wenn er zur Geſundheit dienen ſoll, eigentlich darauf an, daß man den wahren Gebrauch und Misbrauch recht unterſcheiden lernet; und wenn man meine vorher angeführten Gründe wohl erwäget und vernünftig anwendet: ſo zweifle ich nicht, daß man im Stande ſeyn werde, das gute und nüzliche zu erwählen, das böſe und ſchädliche aber zu vermeiden.

Jedoch, damit man dieſes deſto beſſer ins Werk richten, und den Gebrauch der Gewürze nach der Geſundheit recht gehörig anſtellen könne: ſo will ich hier noch einige allgemeine Regeln feſt ſezen, und aus dem obigen heraus ziehen. Zuförderſt gebe ich dasjenige, was ich bereits geſagt habe, hier mit Fleis nochmals wohl zu überlegen, daß nemlich die Gewürze, weil ihre Beſtandtheile gar keine Aehnlichkeit mit unſern Blut und Säften haben, eigentlich nicht zu unſrer Leibesmiſchung und Nahrung gehören, ſondern nur als ſolche Mittel anzuſehen ſind, welche die Speiſen verbeſſern, und zur Nahrung bereiten helfen. Wannenhero ſie nothwendig, mäſſig, und nur zur Nothdurft gebrauchet werden müſſen; worinne es aber leider! die meiſten verſehen, und in den ſchädlichen Misbrauch verfallen. Hiernächſt, da die Gewürze und gewürzhaften Dinge allezeit ſtärker das Blut erhizen, je mehr ſie von einem hizigen Oele bei ſich haben: ſo mus man ſie billig nach dieſem wohl unterſcheiden; weil z. E. Nelken und Muſcatnüſſe, wegen ihres häufigen Oehls, mehr Hize machen, als Ingber und Pfeffer. Zugleich aber mus man auch ſein Temperament, das Alter, die Jahrszeit, und ſelbſt das Clima, das man bewohnet, dabei wohl prüfen, und darnach urtheilen, ob man in Anſehung dieſer Umſtände mehr, oder weniger erhizendes in Leib bringen dürfte oder nicht; indem ein junger Sanguineus und Cholericus nicht ſo viel vertragen kan, als ein alter träger Phlegmaticus: und der beſte Sommer, oder eine ſchwüle Landesgegend weniger hiziges geſtatten, als der kaltfeuchte Herbſt, und das rauhere Norden. Eben dieſe Vorſicht iſt auch bei denen Gewürzen nöthig, die ein mit ſubtiler Schärfe vermiſchtes Oel, wie die Nelken, Ingber und Pfeffer haben. Denn wer ohnedem ſchon Schärfe im Blute erzeuget, oder zu ſolchen Krankheiten geneigt iſt, die davon herkommen, der mus freilich ſolche Gewürze lieber weglaſſen, oder ſehr ſparſam gebrauchen.

Die übrige Lebensart kommt dabei billig auch mit in Betrachtung. Denn wer viel hizige Weine trinket, oder öfters heftige Bewegungen anſtellet, der darf, wenn er ſein Geblüte nicht zu ſehr in Wallung bringen will, nicht zu viel gewürzte Speiſen genieſſen. Und überhaupt pflegen dieſe auch denen meiſten Kindern mehr ſchädlich. als nüzlich zu ſeyn, ihr ohnedem ſchon zur Aufwallung geneigtes Geblüte noch mehr zu erhizen, und in jüngern Jahren zu öftern Naſenbluten, in dem jugendlichen Alter aber leichte zum Blutſpeien und zur Schwindſucht Anlas zu geben. Und wer weis nicht, ob nicht die Urſache, warum heute zu Tage ſo viele vornehme Perſonen ſo ſchwächlich und kränklich ſind, in dem Misbrauche des Gewürzes mit zu ſuchen ſey?

Vom Nuzen der Gemüthsbewegungen in Krankheiten.

Unter den Weltweiſen iſt es ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr Mode geweſen, wider die Gemüthsbewegungen zu eifern. Man lacht über die Stoiker, die ſich mit allen Kräften bemüheten, dieſelben auszurotten, weil ſie glaubten, daß es Krankheiten der Seele wären, und jedermann weis, wie vergeblich ihre Bemühungen in dieſem Stüke geweſen ſind. Socrates, der ſich nicht ſchämte, zu ſeinem Vergnügen, mit den kleinen

Kindern zu ſpielen, ſtand zuweilen lange Zeit auf einem Beine, um ſich in der Gedult zu üben, damit ihn nicht etwan aus Ungedult eine Leidenſchaft überraſchen mögte. Er bedachte aber nicht, daß das Vergnügen ebenfals zu den Leidenſchaften gehörete, und daß der Ehrgeiz auch in dem Herzen eines Mannes herrſchen könne, der die Gedult hat, auf einem Beine zu ſtehen. Sein ganzer Streit mit den Leidenſchaften, war mehr ein Mittel, ſie zu befriedigen, als ſie auszurotten, und dieſes beweiſet die Geſchichte von allen, die der Weisheit des Zeno folgten. Pythagoras, und ſein Schatten, Appollonius Tyanäus, Tertullian, und viele andere Kirchenväter ſahen die Gemüthsbewegungen für Leiden an, die die ihnen der Teufel verurſachte. Hätten ſie ihr eigenes Herz gekannt, ſo würden ſie eine beſſere Theorie gehabt haben. Hierin ſind unſere Zeiten ganz anders beſchaffen. Man erkennt heut zu Tage, daß die Gemüthsbewegungen ein wahres Geſchenk und eine beſondere Wohlthat des Himmels ſind, der ſie uns zur Milderung der Strenge dieſes Lebens und zu Triebfedern gegeben hat, die Pflichten deſſelben frölich zu erfüllen. Ich weis wohl, daß es noch einige milzſüchtige Leute giebt, die ſie für Pförtner halten, welche den Laſtern das menſchliche Herz eröfneten; ich weis aber auch, daß Wiz, Verſtand und Klugheit, wenn ſie gemisbraucht werden, den Laſtern eben ſo beförderlich ſind, als die Leidenſchaften, und daß man bei rechter Beurtheilung einer Sache nicht von ihren Misbräuchen den Anfang machen müſſe. Wann ſich dergleichen Leute rühmen, daß ſie ohne Leidenſchaften glüklicher lebten, ſo wird ihnen ein Philoſoph dieſes Glük kein Augenblik misgönnen, und ſie bezahlen auch in der That den Vorzug, Maſchinen zu ſeyn, viel zu theuer, als daß man ſie deshalb beneiden könte. Die gröſten Weltweiſen bemühen ſich heut zu Tage um die Wette, den ſo lange verachteten Leidenſchaften ihr Recht wiederfahren zu laſſen; ſie entdeken die Geſeze derſelben; ſie lehren die Kunſt, ſie zu erregen und zu mäſſigen, und eröfnen nur hierdurch den Weg zu tauſend Glükſeligkeiten, die das Alterthum aus einem unglüklichen Stolze mit Gewalt von ſich zu ſtoſſen getrachtet hat.

Die Aerzte, deren Wiſſenſchaft ihr Aufnehmung der Weltweisheit und Erfahrung allein zu danken hat, fangen nach und nach an einzuſehen, daß die Leidenſchaften keine ſo groſſe Feinde des menſchlichen Geſchlechts ſind, als man wohl ſonſt geglaubt hat. Inzwiſchen eifern doch noch viele mit einer groſſen Hize wider dieſelben, und man hält ſie beſonders in Krankheiten für ſehr gefährlich und nachtheilig. An dieſer Meinung iſt etwas wahres, aber ſie iſt nicht ſo gegründet, daß man um deswillen die Leidenſchaften in Krankheiten überhaupt verbieten müſte. Daher kommt es mir wunderlich vor, wenn ich höre, daß ein Arzt ſeinen Kranken auf das ſtrengſte verbietet, irgend einer Leidenſchaft über ſich Gewalt zu laſſen, und, daß er deshalb ganze Lectionen von Sprüchen und Warnungen bei dem Krankenbette aufſaget. Man ſolte mit den Leidenſchaften von Rechtswegen nichts anders, als mit den Arzneien verfahren. Ein kluger Arzt wählt für ſeinen Kranken mit Sorgfalt diejenigen Arzneien aus der Menge aller, die vorhanden ſind, heraus, welche ſich für ſeine Umſtände am beſten ſchiken. Er verbietet ein Brechmittel, weil er eine beſänftigende Arznei verordnet hat. So ſolte er auch unter der Menge der Leidenſchaften diejenigen ausſuchen, welche ſich für den Zuſtand eines gewiſſen Kranken ſchiken. Er ſolte ſich bemühen, dieſelben in dem Kranken hervor zu bringen, und ſolte nur diejenigen verbieten, die in ihrer Würkung denen zuwider ſtreiten, die hier heilſam ſind. Ein Arzt, der alle Leidenſchaften verbietet, gleicht einem, der einem Kranken alle Arzneien

unternterſagt, und gar nichts verordnet; as iſt, er hört auf, der Arzt eines ſolchen Kranken zu ſeyn, und überläſt ihn ſeiner guten Natur. Will er ſich hingegen ſelbſt thätig erweiſen, ſo mus er nicht blos verbieten; ſohdern er mus würklich was rathen. Er mus Arzneien verordnen; er mus andere unterſagen; und er mus einige Leidenſchaften anpreiſen, und andere verwerfen.

Dieſer Gedanke iſt es, den ich in gegenwärtigem Aufſaze mit verſchiedenen Gründen unterſtüzen will. Er iſt ungewöhnlich, aber er iſt nichts deſtoweniger vollkommen gegründet, und es ſolte mir leid thun, wenn er nicht von allen vernünftigen Leſern gebilliget würde. Es iſt wahr, daß die Leidenſchaften öfter ſchlimme Würkungen in unſerm Körper verrichten. Chryſippus lachte ſich über einen Eſel zu Tode, den er Feigen eſſen ſahe, und Zeuxis mahlete ein Geſicht von einer alten Frau, welches ihm ſo poſſierlich ins Auge fiel, daß er ſo lang darüber lachte, bis er ſtarb. Viel hundert Menſchen ſind vor Freude geſtorben, viel tauſend haben ſich todt geärgert, und eben ſo viele haben ſich häslich krank und todt geliebet. Was iſt aber dieſes alles nun mehr? Wie viele Menſchen ſind nicht an Arzneien geſtorben, blos, weil ſie zur Unzeit oder in unrechter Doſe eingenommen haben? Dieſe Bedienungen machen die Arzneien zu Giften, und ich ſehe den Tod des Chryſiopus und Zeuxis nicht anders an. Dieſe Leute haben Gift bekommen; ſie haben eine Arznei in unrechter Doſe gebraucht; ſie haben des Eſels und des Schlaraffengeſichts gemisbraucht; gleichwie andere die Freude, die Aergernis, die Liebe gemisbraucht haben. Solche Fälle berechtigen uns nicht, die Leidenſchaften überhaupt zu verwerfen. Sie lehren uns nur, daß wir eine Wahl anſtellen müſſen, wenn wir ſie verordnen, und dieſe Wahl mus der Arzt treffen, der die Würkungen der Affecten in den Leib allein verſtehen kan.

Man bringt hier eine Wiſſenſchaft auf die Bahn, die keine der leichteſten, und n der practiſchen Arzneikunſt noch ſehr ungewöhnlich iſt. Ein Arzt glaubt alles gethan zu haben, wenn er Arzneien verordnet. Soll er auch noch Leidenſchaften verordnen? Soll er auch noch mehr lernen? Soll er ſich um das falſche, unbeſtändige, flüchtige und gefährliche menſchliche Herz bekümmern? Soll er die Winkel deſſelben durchſuchen, die Triebfedern der Leidenſchaften entdeken, und ſie gehörig anzubringen ſuchen? Iſt das nicht zu viel für einen Mann, der ſchon dreihundert und mehr Knochen, fünfhundert Muskeln, ſo viel Eingeweide, Adern, Nerven, Häute, Krankheiten, Arzneimittel, theils griechiſch, theils lateiniſch nennen, Recepte ſchreiben, und die Temperamente unterſcheiden kan? Es iſt wahr, die Laſt iſt gros, die man ihnen aufleget: aber warum lernet der, ſo dieſes einwendet, nicht lieber ein ehrliches Handwerk, warum wird er nicht Soldat? Wenn noch tauſendmal mehr zur Arzneikunſt erfordert würde, als dieſes, ſo würden weniger Menſchen ſterben, denn es würden weniger Aerzte ſeyn. Jeder Patriot mus wünſchen, daß die Arzneikunſt ſchwerer ſeyn mögte, als ſie iſt: damit ſo viele elende Menſchen abgeſchrekt würden, ihre armen Köpfe darzu herzugeben, die mit dem Tode in Bund treten, ſo bald ſich ein niederträchtiger Profeſſor erkaufen läßt, ihnen einen Freiheitsbrief zur Ausübung der Arzneikunſt zu geben. Inzwiſchen iſt es wahr, daß man keine Wiſſenſchaft mit überflüſſigen Sachen erweitern ſoll. Es fragt ſich alſo, ob die Kunſt, Leidenſchaften beim Krankenbette zu wählen und zu verordnen, auch einen erheblichen Nuzen habe?

" Warum ſoll man noch mit den Lei-
" denſchaften Krankheiten zu beſtreiten

" ſuchen, da die Arzneyen ſchon darzu " hinreichend ſind?„ So? Sind denn die Arzneien in allen Fällen hinreichend? Warum mus denn ein vernünftiger Arzt den Kranken, denen er Arzenei giebt, noch eine beſondere Lebensordnung, oder ein Verhalten vorſchreiben, womit viele noch bereitwilliger ſind, als mit den Recepten? Warum ſagt er ihnen, welche Speiſen ſie zu genieſſen, und welche ſie zu meiden haben? Warum verbietet er ihnen hier den Schlaf und die Bewegung, dort die Ruhe? Warum warnt er ſie vor dieſer oder jener Luft, vor der Kälte, oder Hize, vor dem Nachdenken, oder vor gewiſſen Empfindungen? Geſchicht dieſes alles umſonſt, und für die lange Weile, oder iſt es ein nothwendiges Stük bei dem glüklichen Gebrauche der Arzneien? Es iſt das lezte. Die Gemüthsbewegungen gehören auch zu dem Verhalten, und darum haben ſie die weiſen Alten ſchon mit in die Lebensordnung geſezt. Eine einzige Gemüthsbewegung kan alle Würkungen einer guten Arznei verderben, und kan verurſachen, daß der Hofnungsvollſte Kranke unwidertreiblich ſterben mus. Gut! wird man ſagen, darum verbietet man alle Gemüthsbewegungen. Schlecht! werde ich antworten, denn man verbietet hiermit eine Sache, die in keines Menſchen Vermögen ſtehet, und man verſäumet dabei ein Hülfsmittel zur Geneſung, das zuweilen das einzige übrige iſt. Welcher Menſch hat es in ſeiner Gewalt, alle Leidenſchaften aus ſeinem Herzen viele Wochen und Tage lang zu verbannen? Keiner. Das ſteht aber in ſeiner Gewalt, ſein Gemüthe auf gewiſſe Gegenſtände zu lenken, welche es dergeſtalt beſchäftigen, daß dieſe oder jene Art der Leidenſchaften keine Kraft bei ihm ebkommen kan. Es iſt wahr, man verbietet zuweilen einem Kranken alle Speiſen, und das Faſten allein iſt zuweilen eine völlige Cur. Die Gleichgültigkeit des Gemüths iſt ein Faſten des Herzens. Alſo kan es Krankheiten geben, worinn man von allen Leidenſchaften frei ſeyn ſolte. Hier kan man ſie alle verbieten: aber können wir wohl unſere Kranken zwingen, daß ſie uns gehorchen, wenn gleich ihr Geiſt willig iſt? Nimmermehr; vielmehr halte ich Krankheiten, wo dieſes das einzige und lezte Mittel iſt, für ſo arg als unheilbar, weil es einer Arznei ähnlich iſt, die zwar hilft, aber die man nicht bekommen kan. Es iſt alſo wenig Hofnung bei dem Verbote aller Leidenſchaften, auſſer vielleicht bei einem Phlegmatico, deſſen Temperament der Schlaf iſt. Hingegen kan man unendlich viel gewinnen, wenn man in Krankheiten gewiſſe Leidenſchaften würklich erreget, die mit den Arzneien auf einerlei Zwek arbeiten.

Die Würkung der Affecten in unſern Leib iſt ſehr lebhaft, und fängt ſich jederzeit in den Lebensbewegungen an. Nun iſt bekannt, daß die Lebensbewegungen der Urſprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unſers Körpers ſind, und es iſt keine Krankheit möglich, wo nicht eine Verrichtung in unſerm Körper gehindert oder in Unordnung gebracht worden wäre. Folglich würken die Leidenſchaften, ſo zu ſagen, von innen, von dem erſten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringen mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze Siſtem der Bewegungen unſers Leibes, bis in die kleinſten Theile deſſelben. Wie oft mus es alſo nicht geſchehen können, daß hierdurch eine gehinderte Verrichtung wieder in Gang gebracht wird? Die Arzneien fangen ihre Würkung gröſtentheils im Magen an, und dieſes iſt ein Einfall in die Flanquen, dahingegen die Affecten auf das Herz des Feindes losgehen. Der erſte Urſprung des Einfluſſes der Leidenſchaften in den Leib verbirgt ſich vor unſern Augen. Es iſt aber gewis, daß er in denjenigen Theilen des Gehirns geſchicht, die die bewegenden Kräfte der Lebensbewegungen genennet zu werden verdienen. Denn es iſt keine Leidenſchaft in der Welt, die nicht die Bewegung des Herzens, folglich auch das

Athemholen, und die Bewegung des Geblüts verändern ſolte. Eine Veränderung von dieſer Art gehet durch den ganzen Bau der Glieder, ſie dringet bis in die kleinſten Gefäſſe, und miſcht alle Säfte auf eine andere Art. Sie rührt an jedes Fäschen, und wekt es zu einer Bewegung auf. Wie ſelten mus alſo der Fall ſeyn, da eine ſo allgemeine Veränderung nicht eine völlige Aenderung des ganzen Zuſtandes der Krankheit nach ſich ziehen ſolte? Dieſe Veränderung kan freilich zuweilen eine Verſchlimmerung ſeyn: allein, ſie mus weit öfter eine Verbeſſerung ſeyn, weil die Verwandelung ſo regelmäſſig, und ſo natürlich von den Lebensbewegungen angefangen wird, und nach und nach weiter fortgehet. Auſſerdem kommt es auch nur auf die Vorſichtigkeit in der Wahl der Leidenſchaften an, die man erregen will, um aller Gefahr vorzubeugen. Dieſe Wahl iſt ſchwer; aber doch nicht ſchwerer, als die Wahl der Arzneien wider eine gewiſſe Krankheit: denn man mus bei beiden die Natur der Krankheit kennen, und mus die Würkungen der Arzneien und Leidenſchaften vorher wiſſen. Die Würkung der verſchiedenen Leidenſchaften in den Körper iſt in der Arzneiwiſſenſchaft ſchon ziemlich ins Licht geſezt, und alſo kan hier keine auſſerordentliche Schwierigkeit ſeyn. Es iſt nur noch die Frage, wie eine Leidenſchaft, auf die die Wahl gefallen iſt, glüklich hervor gebracht, oder eine andere unterdrükt werden könne? Dieſes mus man aus der Erfahrung und aus den Regeln der Weltweiſen lernen, die in dieſer Sache ſchon groſſe Entdekungen gemacht haben. Hier iſt nicht der Ort, mich in eine ſolche Abhandlung einzulaſſen; ſondern ich will nur allein beweiſen, daß die Leidenſchaften in Krankheiten von groſſen Nuzen ſeyn können.

Es giebt, beſonders in der Arzneiwiſſenſchaft eine Art von Weisheit, die auf dem Papier ſteht, die aber weder zur Erfüllung gebracht werden kan, noch von der Erfahrung beſtätiget wird. Ich würde der erſte ſeyn, der dieſen Aufſaz misbilligte, wenn ich fürchten müſte, daß dieſer Vorwurf auch ihn träfe. Allein, ich habe ſchon die Gründe angeführt, woraus erhellet, daß es möglich, und ungemein nüzlich ſey, Krankheiten mit Leidenſchaften zu beſtreiten, und es ſoll mir auch nicht an Beweiſen fehlen, daß dieſes öfters ſchon würklich glüklich bewerkſtelliget worden ſey. Jedermann weis, wie viel das Zutrauen und eine gute Hofnung zur Geneſung, bei tauſend Kranken darzu beyträgt, daß ſie wieder geſund werden. Der Troſt des Arztes iſt lange dafür bekannt, daß er die halbe Cur ſey. Rührt dieſes wohl von etwas anders, als von dem Affecte her, welchen ein ſolcher Zuſpruch in dem Gemüthe eines Menſchen erreget? Sanctorius hat bewieſen, daß die Furcht die Ausdünſtung des Leibes vermindere, und ſolchergeſtalt den Leib dahin zubereite, daß er leichter anſtekende Dünſte in ſich hinein ziehen kan. Davon in dem Ref. 2ten Th. p. 237. eine ausführl. Abhandlung eingerüket worden. Hieraus hat Hr. Schreiber erklärt, warum die Furcht vielen Leuten zur Peſtzeit dieſe Krankheit zuziehe. Weil hingegen die Freude und das Vergnügen in unſerm Leibe gerade entgegengeſezte Würkungen verrichten, und die Ausdünſtung befördern; ſo ſind ſie zu ſolcher Zeit das beſte Mittel, ſich vor der Peſt zu ſchüzen. Daher ſieht man, wie unglüklich Prediger und Aerzte ſind, die ſich mit traurigen und furchtſamen Herzen zu ſolchen Kranken machen, die anſtekende Krankheiten haben- Das heftige Verlangen oder die Begierden nach einer Sache ſind in Krankheiten die erwünſchteſten Vorboten einer baldigen Geneſung. Eine unverhofte Freude iſt öfters die beſte Arznei wider die ſchlimſten Krankheiten geweſen, und das Glük der Liebe kan diejenigen bald wieder herſtellen, die eine unglükliche Liebe in die verdrieslichſten Krankheiten geſtürzt hat. Was für erſtaunliche Würkungen hat nicht von je her die Muſik in

Krankheiten gehabt, und wem ſind dieſe wohl ſonſt zuzuſchreiben, als dem dadurch erregten Affecte der Freude? Davon beſ. den 5ten Th. des Ref. p. 136. Die Ausbrüche der Freude, nemlich der Tanz, das Gelächter, der Geſang ſind eben ſo viele Arzneimittel, wider viele ſehr gefährliche Krankheiten. Die Muſik und der Tanz heben die Raſerei, welche von dem Gifte der Tarantel entſprungen iſt. Das Lachen iſt ein ſehr bewährtes Mittel wider die Hypochondrie, daher man auch findet, daß hypochondriſche Leute aus einem beſondern Triebe der Natur öfters wider Willen und über nichts lachen, bis ſie ſich dadurch erleichtert finden. Man bemerkt aus den Lebensbeſchreibungen ſolcher Leute, die ein ſehr hohes Alter erreicht haben, daß ſie entweder von luſtiger Gemüthsart, oder doch ſo leichtſinnig geweſen ſind, daß ſie nichts von Sorge und Gram gewuſt haben. Cornaro rühmte die Mäſſigkeit im Eſſen und Trinken als das beſte Geheimnis, alt zu werden; allein, es iſt vergeblich, mäſſig zu leben, wenn man dabey nicht immer vergnügt iſt. Ein geſunder luſtiger Bettler iſt zum höchſten Alter am geſchikteſten, denn er vereiniget die Mäſſigkeit mit der Sorgloſigkeit, und ſolchergeſtalt iſt es unwiderſprechlich, daß die Leidenſchaften zur Geſundheit, zur Cur der Krankheiten und zum langen Leben viel beitragen können.

Ich ſehe vorher, was man mir antworten wird. Es hat noch kein Menſch daran gezweifelt, daß die angenehmen Gemüthsbewegungen der Geſundheit zuträglich und ſelbſt in Krankheiten heilſam wären: allein, wie ſteht es mit den unangenehmen Leidenſchaften? Wäre es nicht unbeſonnen, in Krankheiten dergleichen zu erregen, da ſie geſunde Leute krank machen? Nein, keinesweges. Auch die Arzneien machen geſunde Leute krank, und dennoch Kranke geſund. Ich will beweiſen, daß es mit den unangenehmen Affecten eben dieſelbe Beſchaffenheit habe. Wie ſchreklich iſt nicht der Zorn! ſolte man wohl glauben, daß er in unſerm Körper das geringſte Gute ſtiften könne? Gleichwohl erzählt uns Hildanus, daß der Zorn die Eröfnung des Leibes befördert habe, welches eine ſehr erwünſchte Würkung iſt, die von der Ergieſſung der Galle natürlicher Weiſe entſpringet. Schon Sanctorius rühmt von dem Zorne, daß er die Ausdünſtung befördere, und dieſes ſind gewis die zwo nothwendigſten und heilſamſten Ausführungen in dem menſchlichen Körper. Daher mag es wohl rühren, daß manche Leute nicht leben können, wenn ſie ſich nicht dann und wann einmahl zanken, und daß ihnen ein wenig Aergernus recht geſund iſt, und ſie munter und friſch macht. Inzwiſchen iſt es wahr, daß der Zorn einer Arznei ähnlich iſt, die man jederzeit nur in kleiner Doſe gebrauchen mus. Hört er aber deshalb wohl auf, eine Arznei zu ſeyn? Boerhaave verſichert, daß das Opium, in kleiner Doſe genommen, ein unbeſchreibliches Vergnügen hervor bringe, da es hingegen in groſſer Doſe genommen, alle Empfindungen vertilget. Eben ſo iſt der Zorn. Er iſt in geringer Doſe geſund, und in gröſſerer gefährlich. Er iſt alſo ſo gewis eine Arznei, wie das Opium. Man hat ein Beiſpiel von einem Menſchen, der ſtum̃ geweſen, und durch den Zorn die Sprache wieder erhalten hat. Haben wir wohl eine Arznei, die eine ſolche vortrefliche Würkung verrichten könte? Camerarius hat eben dergleichen Cur der Sprachloſigkeit vom Schreke erlebt, und das Beiſpiel des Sohnes des Cröſus iſt deshalb bekannt genug. Caſpar Hofmann erzählt Beiſpiele, wo der Schrek plözlich Lähmflüſſe gehoben hat, und in den Breslauer Sammlungen ſind Beweiſe zu finden, daß dadurch ſterbende Perſonen wieder zu ſich ſelbſt gebracht worden ſind. Boyle erwähnt einer durch den Schrek gehobenen Schlafſucht. Das vornehme Podagra ſelbſt wird öfters durch den Schrek glüklich vertrieben. Ich weis das Exempel eines Mannes, der ſchon ſechs Wochen ſo ſehr damit geplagt worden war, daß er nicht einmahl die Füſſe von der Stelle heben, noch viel weniger darauf treten konte. Als nun einſtmahls des Nachts in ſeiner Nachbarſchaft Feuer auskam, und er wegen des Lärmens den Vorhang des Bettes wegzog, und das helle Feuer ſahe, ſprang er aus dem Bette heraus, lief ohne Schwierigkeit aus dem Hauſe, und war geſund. Den Morgen darauf, als die Gefahr vorbei war, wolte er ſich wieder zu Bette legen, weil ihn der Fus noch ein wenig ſchmerzte. Man verhinderte es aber, und er blieb nachdem 2. Jahre von dem Podagra frei, das er ſonſt alle Vierteljahr zu haben pflegte. Mehr Beiſpiele von einem durch den Schrek geheilten Podagra führen Boyle, Hildan, und die Breslauer Sammlungen an. Die falſche Bräune beſchwerete einen gewiſſen Mann öfters, und der Hals ſchwoll ihm dergeſtalt zu, daß er weder ſprechen, noch einen Tropfen hinunter ſchluken, auch kaum noch Athem holen konte. Das Kind dieſes Mannes ſas an einem Fenſter, ſeinem Krankenbette gegenüber. Das Fenſter gieng auf, und das Kind ſtürzte hinab. Der erſchrokne Vater fieng laut an zu ſchreien; es gab in ſeinem Halſe einen Schall, als wenn man eine Schote aufdrükt; allein, es war nichts aufgebrochen, ſondern der Geſchwulſt hatte ſich auf dieſe Weiſe in einem Augenblike zertheilt. Der todkranke Mann lief auf die Straſſe, fand ſein Kind unbeſchädigt, und trug es mit Freuden und geſund auf dem Arme wieder ins Haus. Eine ſolche Cur durch den Schrek iſt die einzige in ihrer Art. Kein Mittel in der Welt kan dieſe Krankheit auf eine ſo ſchnelle Art heben. Die Furcht hat ebenfalls ihre Krankheiten, worinn ſie gute Dienſte thut. Ich kenne einen Mann, der jederzeit, wenn er ein Gewitter aufziehen ſieht, einen kleinen Durchlauf bekommt, daher er ſich dieſes Affects bedienet, wenn er verſtopft, oder hartleibig iſt. Wolte man gleich ſagen, daß dieſes vielleicht von der veränderten Witterung bei einem Gewitter herrühren könne; ſo beweiſet doch das Beiſpiel des Griechiſchen Feldherrn Aratus, welcher jederzeit beim Anfange einer Schlacht, eben dieſe Würkung bei ſich verſpürete, bis die Schlacht erſt völlig im Gange war, daß die Furcht oder Bangigkeit dergleichen Würkungen zu verrichten allein im Stande ſey. Man hat ſo gar ein eigenes Sprichwort, womit der Pöbel zu beſchreiben pflegt, wie bange ihm bei dieſer oder jener Gelegenheit geweſen ſey. Der Ekel iſt eine Leidenſchaft, welche ſo gewis Brechen erreget, als die Ipeccacuanne, und man bedient ſich deſſelben würklich öfters mit dem beſten Erfolge, zur Cur verſchiedener Krankheiten des Magens. Ein ſchneller Schrek iſt ein ſicheres Mittel wider den Schluken (Singultus) eine Krankheit, die zuweilen einige zwanzig Jahr gedauret hat, wie Junker in einer eigenen Diſputation erzählet. Ein gewiſſes Frauenzimmer, die ſich ihre Kopfzeug aufſezen wolte, ward plözlich von einem gewaltigen Spasmo ergriffen, und muſte in dieſer Stellung ſtehen bleiben, ohne daß ſie die Arme wieder hätte niederlaſſen können. Der Arzt, der ihr helfen ſolte, war ſo klug, und gab ihr keine Arznei. Allein, er ſtellte ſich an, als ob er ihr die Röke aufheben wolte, und weil verſchiedene Fremde dabei zugegen waren, ſo machte ihr dieſes einen aus Schamhaftigkeit und Zorn zuſammen geſezten Schrek, welcher ſo ſtark würkte, daß ſie den Augenblik die Hände vom Kopfe abziehen, und ſich damit beſchüzen konte. Boerhaave, Hildanus und mehr Aerzte haben angemerkt, daß der Zorn Blutflüſſe errege. Ich weis Fälle, wo der Zorn auf dieſe Weiſe dem Frauenzimmer erwünſchte Dienſte geleiſtet hat; auch der Schrek kan dieſen Nuzen haben, ob man gleich gemeiniglich gerade das Gegentheil davon glaubt. Wenigſtens hat Hildanus ein Exempel von einem Blutfluſſe aus einer Pulsader, die durch einen Schrek iſt zerſprenget worden. Die Hand eines Königs oder eines Toden heilet die Kröpfe, nicht durch das Berühren derſelben, ſondern durch den Schauder, den dieſe Berührung in den Gemüthern niedriger und furchtſamer Perſonen hervor bringt. Der lebhafte Abſcheu vor einer Kröte oder Spinne, welche man als ein Amulet tragen mus, vertreibet die hartnäkigſten Krankheiten, die ſonſt keiner Arznei weichen, und überhaupt würken die allermeiſten ſympathetiſchen Curen vermittelſt der Gemüthsbewegungen. Friedrich Hofmann hat den Urin eines Menſchen gekocht, denn er ſagte, daß er davon vermöge der Sympathie ſchwizen würde. Der Menſch ſchwizte würklich auſſerordentlich. Daß es aber von ſeiner lebhaften Vorſtellung und Erwartung des Schweiſſes hergerührt ſey, erhellet daraus, weil er eben ſo ſtark ſchwizte, als Hofmann zu anderer Zeit ſeinen Urin, ob er es ihm gleich verſprochen hatte, nicht kochte. Die hypochondriſchen Perſonen ſind weit leichter durch Gemüthsbewegungen, als durch Arzeneien wieder herzuſtellen. Man hat aber ſo viele Beiſpiele davon, daß ich mich ſcheue, meinen Leſern allzubekannte Sachen zu wiederholen. Eine ſehr heftige Gemüthsbewegung, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, pflegt faſt untrüglich den Anfall eines Fiebers zu vertreiben, wenn ſie kurz vorher überhand nimmt, ehe der Anfall eintritt. Beſonders iſt der Zorn hierzu vermögend, welcher dieſe Würkung durch eben den Mechaniſmum verrichtet, wie eine zur Zeit des Anfalls vorgenommene ſehr ſtarke Leibesbewegung das Fieber vertreibet. Nichts auf der Welt kan einen Menſchen, der in Gefahr iſt, wegen allzugroſſer Fettigkeit des Leibes den Schlagflus zu bekommen, ſicherer und zuverlaſſiger erretten, als Sorgen und Gram, Leid und Traurigkeit. Dieſe Leidenſchaften gebrauchen ſo vieles Fett zu ihrem Unterhalte, daß dem Kranken wenig davon übrig gelaſſen wird. Ein Menſch, der ſo betrunken iſt, daß er weder Sprache noch Sinne mehr hat, kan durch einen heftigen Schrek oder dergleichen Leidenſchaft auf einmahl wieder nüchtern gemacht werden. Keine Arznei kan dieſes bewerkſtelligen. Ein Schrek, oder eine Furcht, und dergleichen kan Blattern, Maſern, Frieſel, Schweis, u. ſ. w. zurük treiben; allein, Freude, Vergnügen, Zorn thun gerade das Gegentheil.

Man kan auch zuweilen Krankheiten heben, indem man gewiſſe Leidenſchaften bis zu ihrem höchſten Grade erhebet, und das Gemüth dadurch betäubet. Wer würde mir dieſes glauben, zumahl da ich noch immer von unangenehmen Leidenſchaften rede, wenn ich es nicht beweiſen könte? Die Würkung des Giftes von dem Biſſe toller Hunde, verurſacht eine Entzündung des Schlundes und Halſes, welche die unſinnigen Leute, die gebiſſen worden ſind, verleitet, daß ſie einen Abſcheu vor allen flüſſigen Sachen, und, vermöge des Geſezes der Einbildungskraft, vor allen Sachen haben, die dem Waſſer gleichen, z. E. daß ſie keinen Spiegel, kein durchſichtiges Weſen anſchauen können, ohne gleich Convulſionen zu bekommen; wie ſolches Palmarius verſichert. Denn ob gleich Herr Tauvry dieſes daraus erkläret, weil der Spiegel, wie das Waſſer, in ein allzugeſpanntes und entzündetes Gehirn einen allzulebhaften Eindruk machte; ſo iſt doch dieſer blos mechaniſche Grund darum falſch, weil zu viel daraus folget, indem alsdann dergleichen Leute das Licht und die Sonne am allerwenigſten würden anſehen können, welches doch in der That nicht ſo iſt. Doch damit ich wieder zur Sache ſelbſt komme: ſolte man wohl glauben, daß dergleichen Leute dadurch vom Tode errettet, und wieder geſund gemacht werden könten, daß man bei ihnen dieſen Abſcheu vor dem Waſſer aufs allerhöchſte triebe? Herr Morin hat dieſes gleichwohl glüklich bewerkſtelliget geſehen. Ein Mädgen von 20. Jahren war von einem raſenden Knaben in die Hend gebiſſen werden. Sie hatte alle Zufälle der Raſerei. Jedoch 16. Tage nach dem Biſſe ſezte man ſie in ein tiefes Baad Fluswaſſer, das kaum lau, und worinn eine Meze Salz aufgelöſet worden war. Man tauchte ſie ſehr oft ganz nakend hinein, bis ſie ganz von Kräften war, da man ſie denn völlig betaubt in dem Baade ſizen lies. Als ſie das Waſſer ſahe, ward ſie erſtaunt, daß ſie es ohne Widerwillen ſehen konte. Nachher ſchlug es mit ihrer Krankheit zum Fieber, das gehörig curiret wurde. Man brachte ſie noch oft ins Baad, und endlich ward ſie völlig geſund, nachdem die ganze Krankheit nicht länger, als einen Monat gedauret hatte. Wie ſtark die Leidenſchaften bei Frauenzimmern, die ſchwanger ſind, würken, iſt eine ſo bekannte Sache, daß ich nicht nöthig habe, mich dabei aufzuhalten. Indeſſen beweiſen dieſe Beiſpiele, ſowohl die Schädlichkeit als Nüzlichkeit der Leidenſchaften, und ſind öfters den Kindern eben ſo heilſam, als ſie zuweilen ſchädlich ſind, ob man gleich nur die lezten Beiſpiele in allen Büchern findet. Die geſchikteſten Stallmeiſter laſſen in die Pferdeſtälle, wo die Hengſte ſpringen, Gemählde ſchöner und wohlgebildeter Pferde aufhängen, damit ſich dieſe Vorſtellung gleichſam in den heiſſen Affect einmiſche, und die Füllen deſto ſchöner gerathen. Es iſt alſo möglich, durch Leidenſchaften ſogar die Struktur eines künftigen Thiers ſchön und regelmäſſig zu machen. Will man den Schlus von den Pferden auf die Menſchen nicht gelten laſſen; ſo verweiſe ich die Leſer auf die Geſchichte, welche Galenus von einem ſehr häßlichen Manne erzählet, der gern ſchöne Kinder haben wolte. Er hat alſo ſeiner Frau einen ſchönen Knaben mahlen, und in das Ehebette hängen laſſen, den die Frau, vermöge einer künſtlichen Abſtraction v. der Geſtalt des Mannes, unter der Zeit der Empfängnis hat anſchauen müſſen; worauf ſie ein Kind gebohren, welches dem gemahlten vollkommen ähnlich geweſen. Das Inoculiren der Blattern, welches heut zu Tage rühmlich Mode wird, kan ebenfalls ganz allein durch die Leidenſchaften bewerkſtelliget werden. Pechlin erzehlt das Exempel einer Jungfrauen, die vom Schrek, weil ſie gehört, daß in einem benachbarten Hauſe die Blattern wären, dieſelben alſobald auch bekommen. In den Schriften der Kaiſerlichen Academie der Naturforſcher ſtehen mehr dergleichen Exempel. Es iſt wahr, daß viele ſolche Leute auch an den Blattern geſtorben ſind: allein, Hofmann erzehlet auch von einer Jungfer, die die Blattern vom Schrek bekommen, weil ſie einen Knaben, der ſie gehabt, in einem Fenſter geſehen, daß ſie glüklich davon befreiet worden. Wenn man alle Arten von Blattern inoculiren wolte; ſo würden auch eben ſo viel Menſchen davon ſterben, als von den natürlichen. Nur die gutartigen Blattern müſſen eingepfropfet werden. Alſo könten auch Leute, die ſie noch nicht gehabt, und ſich ſehr davor ſcheuen, zu einer Zeit, wenn gutartige Blattern herumgehen, von ungefehr zu einem ſolchen Patienten geführet werden, und es iſt gewis zu vermuthen, daß ſie keine Gefahr davon haben würden. Ich könte noch manches von der Liebe ſagen, welche ein Gemiſch von angenehmen und unangenehmen Leidenſchaften iſt. Ich würde mich wundern, daß Leute ſie verbieten können, die doch ohne dieſelbe nicht entſtanden ſeyn würden, und wenn mir Pythagoras ſagte, daß ihre Ausübung den Leib entkräfte; ſo würde ich den Galen anführen, welcher es beſſer verſtanden haben mus, und geſunden Leuten dieſelbe zur Stärkung angeprieſen hat, wie auch Celſus die völlige Hintanſezung derſelben für die Urſache der Trägheit des ganzen Leibes anſiehet. Allein, ich will mich in keine Materie einlaſſen, in welcher es faſt nicht möglich iſt, die Ausdrüke behutſam genug zu wählen, und Leute, die von dem, was ſie thun, nicht gern geredet haben wollen, nicht zu beleidigen.

Ich habe, wie ich glaube, hinlänglich bewieſen, daß die Gemüthsbewegungen, ſie mögen angenehm oder unangenehm ſeyn, zur Erhaltung der Geſundheit, zur Wiederherſtellung von Krankheiten, und zu Erleichterung der Curen durch Arzeneien vortreflich nüzlich ſind, und daher von den practiſchen Aerzten nicht mit gar zu furchtſamen und mistrauiſchen Augen in Krankheiten angeſehen zu werden verdienen. Dieſe Vertheidigung habe ich denen Gemüthsbewegungen ſchuldig zu ſeyn geglaubet, weil man in den meiſten mediciniſchen Schriften blos von dem Schaden, den ſie ſtiften können, redet, hingegen ihren Nuzen kaum mit ein paar Worten erwähnet. In der Lehre von der Lebensordnung werden ſie zur Verhütung der Krankheiten von den meiſten verworfen, von einigen als gefährlich vorgeſtellt, und unter das Joch verurtheilt, faſt von niemanden aber nach ihrer groſſen Vortreflichkeit erhoben. In der Lehre von den Krankheiten betrachtet ſie niemand anders, als feindlich, und alles, was man von ihnen ſagt, iſt, daß man ſie vermeiden, und im Zaum halten ſolle. Ich wünſche, daß dieſe Sprache endlich einmal geändert würde. Die Gemüthsbewegungen ſind, wie die Arzeneien, wie ich ſchon oben geſagt habe. Ihr Zwek iſt zu nuzen; ſie ſchaden nur zufällig, und durch Misbrauch. Man bemühet ſich alſo, den Menſchen, und beſonders Kranken, ihren rechten Gebrauch zu zeigen; man nehme ſie bei den Arzeneien in Krankheiten zu Hülfe, an ſtatt ſie vergeblich zu verbieten; man lerne, wenn man ein Arzt iſt, die Herzen der Menſchen ein wenig kennen, damit man ſie zu denjenigen Leidenſchaften zubereiten und geneigt machen kan, die in ihnen hervorgebracht werden müſſen; man lege ſich eifriger auf die Beobachtung der heilſamen Würkungen der Gemüthsbewegungen in den menſchlichen Cörper, damit man endlich Regeln feſtſezen kan, was für Leidenſchaften bei einer jeden Art Krankheiten, wenn ſie von dieſen oder jenen Urſachen entſtanden iſt, erregt werden müſſen, und wie ihre Würkungen beſchaffen ſind. Dieſes würde ein vortrefliches Nebengebäude zu dem Pallaſte der Arzeneiwiſſenſchaft abgeben; und man würde anfangen, die Krankheiten mit eigenen Waffen zu beſtreiten, an ſtatt, daß man jezt in den drei Reichen der Natur herum irret, um Mittel zu finden, die wir in uns ſelbſt haben.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte

Referendarius,

oder
auserleſene Sam̃lungen
von allerhand
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlichen
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt, was in andern in fremden Sprachen heraus gekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der Hiſtorie und
Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen;

welches
in einer beliebten Kürze,
ſamt denen
Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens
mit
Einrukung einiger ſeithero eingeſchikten curioſen Anmerkungen,
ſorgfältigſt zuſammen getragen
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

VIII. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

AUGSBURG, drukts Johann Michael Wagner. 1757.

Inhalt

derer Schriften, welche in dem achten Theil dieſer Sammlungen vorkommen.

Abhandlung von der Art und Weiſe, das Korn vollkommen gut aufzubewahren. p. 1.
Sendſchreiben wegen eines neuen Kunſtofens, ſamt dem Entwurf hierzu. p. 10.
Jeder Menſch, wenn er vernünftig denket, hat Urſache, in ſeiner Art ſich glüklich zu ſchäzen. p. 11.
Gedanken vom Rauſch. p. 15.
Mediciniſche Abhandlung vom ſtinkenden Athem. p. 17.
Einige Anmerkungen vom Unterſchied der vorigen und gegenwärtigen Zeiten. p. 21.
Von dem Abgange der Knochentheile in dem menſchlichen Körper, und warum alte Leute kleiner, als in ihren männlichen Jahren ſind. p. 22.
Vom Akerbau. p. 26.
Cur der Mundfäule. p. 29.
Von den vornehmſten Ausführungen des menſchlichen Körpers, und wie man dieſelben zu befördern habe. p. 31.
Einige Betrachtungen vom Herzdrüken. p. 35.
Aufgabe vom Kukuk. p. 37.
Von den Figuren an den gefrornen Fenſterſcheiben. p. 38.
Neue Erfindung, Caffee von Cichorienwurzel oder Wegwart ſo zuzurichten und zu gebrauchen, daß er eben ſo wohlſchmekend, und weit geſunder iſt, als der gewöhnliche Caffee. p. 39.
Von dem Schnupfen, deſſen Urſachen. Ob derſelbe geſund oder nicht? Und wie man ſolchen am ſicherſten vertreiben kan. p. 41.
Von denen Hinderniſſen gutthätig zu ſeyn. p. 46.
Vom Selbſtdünkel. p. 48.
Gedanken von den Graden der Sterblichkeit u. des Todes. p. 50.
Die Raupe. Eine Fabel. p. 59.
Die zärtliche Ohren. eb. daſ.
Das Groſſe im Kleinen. p. 61.
Mittel wider die Hornviehſeuche. p. 63.
Gedanken über die gewöhnliche Frage, ob dieſes oder jenes geſund oder ungeſund ſey? p. 63.
Nachricht von einer in Teutſchland wachſenden Baumwolle. p. 66.
Zufällige Gedanken, in einem Traum über die jezigen Zeiten. p. 67.
Ob es Vorberichungen gebe, die den Empfindungen gleichen? p. 69.
Ein geringes Mittel gegen das Einwachſen der Nägel an Händen oder an Füſſen. p. 71.
Zufällige Gedanken vom Caffee. p. 72.
Gedanken bei dem warmē Winter dieſes 1756ſten Jahres, hergeleitet aus denen Urſachen der ſo auſſerordentlichen Erdbeben. p. 83.
Von den Ohrwürmern. p. 94.
Vom Gebrauch des Gummi Ammoniacum wider die Hühneraugen. p. 95.
Betrachtung über die Cometen. p. 99.
Zufällige Gedanken von dem wahren natürlichen, und von dem eingebildeten phantaſtiſchen Vergnügen. p. 99.
Beſchreibung, wie Eichen und Buchen auf Holländiſche Manier mit gutem Nuzen gepflanzet werden. p. 100.
Das Gleichgewicht des verſchiedenen menſchlichen Zuſtandes. p. 101.
Von Erſparung des Holzes, in Verbeſſerung der Stubenöfen; mit Abbildung eines dergleichen Kunſtofens von einer neuen wohlfeilen ſehr nüzlichen Erfindung. p. 105.
Ein untrügliches Mittel, wie die feuchte Zimmer und naſſe Mauren, in guten trukenen Stand herzuſtellen ſind. p. 110.
Ein untrügliches Mittel, die Muttermäler ſicher u. ohne groſſe Schmerzen zu vertreiben. p. 110
Das Lächerliche des Stolzes. p. 111.

Oeconomiſche Anmerkung von der Menge der Hunde in groſſen Städten. p. 113.
Mittel, das Ausſchlagen des Salpeters an denen Wänden zu verhüten. p. 114.
Angeſtellte Betrachtung über die den 1. Nov. 1755. ſo auſſerordentliche Erdbeben und Meeresbewegungen, wodurch die Grundfeſte eines groſſen Theils Europens erſchüttert, und einige derer Städten verunglüket worden. p. 115
Sammlung einiger Erfahrungen, und Muthmaſſungen vom Erdbeben. p. 150.
Vom Unglük. p. 180.
Die Berathſchlagung der Pferde. p. 181.
Sendſchreiben von den Wiſſenſchaften der Malabaren. p. 182.
Von der Brunnenkreſſe. p. 184.
Recept, die Geſundheit und Ehre der Schönen zu erhalten. eb. daſ.
Mediciniſche Gedanken über das, den Menſchen im geſunden Zuſtande betrachtet, nunmehro zur Mode gewordene Aderlaſſen, par Précaution genannt, in wie weit es ein Misbrauch geworden, und die Geſundheit dadurch Schaden leide. p. 185.
Von Geſchichten der Zukunft. p. 191.
Der allenthalben bekante Mayenkäfer, mit ſeiner Erzeugung, Wachsthum und Verwandlung vom Ey an. p. 194.
Die Verſchönerung der Erde, als eine den Menſchen obliegende Pflicht betrachtet. p. 200.
Phyſicaliſche Betrachtung von den vornehmſten Feuerſpeienden Bergen in Europa. p. 207.
Von den heiſſen Bädern und dem unauslöſchlichen Feuer. p. 214.
Der Verläumder. Eine Poeſie. p. 218.
Die Zufriedenheit. eb. daſ.
Erfahrungsſäze vom Zuſammenhange des Unterleibes mit dem Verſtande. p. 223.
Einige zur Naturlehre gehörige Anmerkungen aus Schweden. p. 246.
Von der Caprification der Feigen. p. 247.
Mittel wider die Flöhe, Wanzen u. Motte. p. 248.
Ein Mittel, die Citronen zu bewahren, daß ſie in langer Zeit nicht faulen. eb. daſ.
Die ungegründete Klage über die verderbene Zeiten, in Abſicht auf die vorigen. p. 249.
Vom beſten Verhalten bei dem Schnupfen, in Abſicht des Eſſens und Trinkens, der Luft u. anderer zu vermeidenden oder zu beobachtenden Umſtände. p. 267.
Wie der Mauerkalk zuzurichten ſey, daß er in Wind und Wetter am beſten daure, ſo, wie es von der Königl. Grosbrittanniſchen und Churfürſtl. Hannoveriſchen Societät der Wiſſenſchaften, zum allgemeinen Nuzen bekant gemacht worden. p. 269.
Gedanken vom Gewitter. p. 275.
Das Ungleiche in der Geſichtsbildung der Menſchen, als ein Beweis der weiſen Vorſehung GOttes. p. 279.
Gedanken vom Zuſtande der Seelen vor dieſem Leben. p. 286.
Abhandlung von Bäumen, die aus Blättern erzogen werden. p. 289.
Neuer Verſuch, das Seewaſſer trinkbar zu machen, ſo durch den Herrn Hales erfunden iſt. p. 290.
Wie der Torf angezogen, und an welchen Gegenden derſelbe am ſchiklichſten anwachſen, und geſtochen werden könte. p. 291.
Von unzuverläſſigen Medicamenten. p. 292.
Beſondere Manier, die Kornwürmer u. Mäuſe von denen Fruchtböden zu vertreiben. p. 296.
Nachricht, wie die Hopfenranken zur Spinnerei zuzurichten. p. 297.
Woher das Paſch- oder Oſterey entſtanden, und was durch dieſe Gewohnheit vorgeſtellet werden? p. 297.
Beobachtung von den Flußkrebſen. p. 298.
Mittel wider die Affecten, zumalen Zorn ꝛc. p. 301.
Die Beerdigung des Maulwurfs. p. 302.
Ob durch das Elektriſiren gelähmte Arme und die Taubheit curirt werden könne? p. 305.
Art, die Maulbeerbäume zu ſäen. eb. daſ.
Neue Anmerkungen vom Sodbrennen, deren mancherlei Urſachen u. Mitteln dafür. p. 306.
Ob die Uebelkeit, die die meiſten Anfänger im Tabaksrauchen empfinden, nicht eine bedenkliche Warnung der Natur ſey, von dem Saugen dieſes ihr ekelhaften, und alſo vielleicht ſchädlichen Dampfes abzulaſſen? Sind die meiſten Tabaksraucher von Zahnſchmerzen frei? p. 307.
Aufgabe vom abnehmenden Wachsthum des Holzes. p. 308.
Geſamlete Nachrichten von den Reiſen der Mäuſe. p. 309.
Nachricht von dem Futterkraute, die Luzerne genant, aus dem Engliſchen überſezt. p. 314.
Mittel wider die Schnecken und Regenwürmer. p. 315.
Ein beſonderer Vorfall, ſo ſich an einem Kinde bei dem Ausbruche der Blattern gezeiget. p. 316.
Der Weltweiſe Pythagoras und der Bauer. eb. daſ.
Beweis, daß der Mehl- und Honigthau nicht von Inſekten herrühre. p. 317.

Abhandlung

von der Art und Weiſe, das Korn vollkommen gut aufzubewahren.

(Aus dem Journal Etranger des Hrn. Freron, Oct. 1755. *)

Die Hofnung, zu einer Akademiſchen Krone, oder vielmehr das Verlangen, ſeinen Nebenmenſchen nüzlich zu ſeyn, hat den Hrn. Tillet veranlaſſet, die gewöhnlichſte Urſache der Verminderung unſerer Ernde zu unterſuchen, und das Mittel, ſie zu vermehren, auszufinden. Der Herr Jntieri gibt uns nun an die Hand, wie wir ſie erhalten ſollen. Seine Abhandlung iſt nur ſeit vorigem Jahre ans Licht getreten; ſeine Unterſuchungen aber hat er ſchon 1728. und ſeine Erfahrungen 1731. angefangen. Schon ſeit 23 Jahren bedienet man ſich in dem Königreiche Neapolis des von dieſem Naturkündiger erſonnenen Mittels mit einem erſtaunlich guten Erfolge, und dieſes hat ihn endlich bewegt, ſein Geheimniß der Welt mitzutheilen. Man fragt vielleicht, warum es damit ſo lange angeſtanden? Er antwortet: er ſey immer der Meynung geweſen, daß es beſſer wäre, ſich durch einen weiſen Verzug in den Stand zu ſezzen, das Publicum von der Untrüglichkeit einer Ent-

---

*) Le nouvelliſte oeconomique & litteraire Tom. X. 1756. liefert uns denſelben Auszug, welcher aus einem Italiäniſchen Buche: Della perfetta conſervatione del grano: Diſcorſo di Bartolomeo Intieri, in Napoli 1754. gemacht iſt.

dekkung zu verſichern, als ſolches übereilter Weiſe mit eitler Hofnung und bloſſen Wahrſcheinlichkeiten zu erfüllen.

Daß übrigens der Hr. Intieri den verſchiedenen Zeitpunkt, wenn eigentlich ſeine Unterſuchungen, und wenn ſeine Erfahrungen den Anfang genommen haben, ſo genau bemerket, iſt deswegen geſchehen, weil er beſorget, daß man ihn eines gelehrten Diebſtahls beſchuldigen möchte. Im Jahre 1740. erfand der D. Hales (a) den Ventilator, wodurch die Luft in den Hoſpitälern, Gefängniſſen, Schiffen, Bergwerken und andern verſchloſſenen Oertern erfriſchet wird. Seine Abſicht war zugleich, ſich dieſes Inſtruments zum Beſten des Korns zu bedienen, und vermittelſt deſſelben in die Vorrathshäuſer nicht nur reine und friſche Luft, ſondern auch die Ausdünſtungen von Schwefel und anderer, zur Ertödtung des ſchädlichen Gewürmes, dienſamer Sachen hinein zu bringen.

Der Herr du Hamel du Monceau, ein Mitglied der Pariſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, folgte den Begriffen des Hrn. Hales, und brachte ſie zu mehrerer Vollkommenheit. Er gab im Jahre 1753. eine Abhandlung von der Erhaltung des Korns heraus, worin, auſſer der Erfindung verſchiedener künſtlich erſonnener Siebe, Ventilatoren und auf eine neue Art eingerichteter Vorrathshäuſer, von einem Ofen zur Austrocknung Erwehnung geſchiehet. Der Herr Intieri bezeuget ſowol für den Engliſchen als den Franzöſiſchen Schriftſteller viele Hochachtung: er hoffet aber, ſie werden ihm beyde zugeſtehen, daß er eher, als ſie, das Mittel zu Erhaltung des Korns gefunden habe, und daß ſein Verfahren ungekünſtelter, leichter und ſicherer ſey, als das ihrige. Es kommt uns nicht zu, den Ausſpruch zu thun, in wie fern der lezte Saz gegrundet ſeye. Wir wollen blos von dem Italiäniſchen Werke Rechenſchaft geben. Es iſt eine von unſern Pflichten, unpartheiiſch und frei von aller vorzüglichen Liebe vor dieſe oder jene Nation zu bleiben; es würde uns auch ungerecht ſcheinen, irgend jemanden die ihm gebührende Ehre darinn zu entziehen, weil ein anderer dieſelbe Ehre verdienet hat.

Der Verfaſſer bemühet ſich gleich Anfangs darzuthun, daß kein Schriftſteller, ſo wenig von den alten, als von den neueren, die Art und Weiſe, das Korn vollkommen gut zu erhalten, erfunden habe. Er führet die Meinungen der vornehmſten unter ihnen an, und begnüget ſich nicht daran, daß er ſie beſtreitet, ſondern er zeiget auch ihr Lächerliches. Wir leſen, ſagt er, im ſpectacle de la Nature, (b) man müſſe dem das Korn freſſenden Gewürme den Krieg ankündigen, und zu ſolchem Ende auf die Kornhaufen Hüner gehen laſſen, welche, vermöge eines natürlichen Antriebes, das Gewürm verzehren, das Korn aber liegen laſſen würden. Ein aufgeweckter Kopf von unſern Landesleuten, der zugleich ein ſehr vernünftiger Mann iſt, füget er hinzu, findet den Rath des Herrn Pluche vortreflich, wenn die Hühner unſer ſind, das Korn aber andern zugehöret. Die Erfahrung hat bewieſen, daß die Hühner Gewürm und Korn ohne Unterſchied auffreſſen, und man kan verſichern, daß ſie ſehr gut aufräumen werden, wenn man ihnen den Willen läſſet.

Doch das Merkwürdigſte der angeblichen Gegengifte iſt dasjenige, ſo Plinius vorſchlägt. Will man, ſpricht dieſer Schriftſteller, ein Vorrathshaus vor allem Schaden hinlänglich ſicher ſtellen, ſo nehme man eine Kröte, (c) und hänge ſie bei dem einen Hinterfuſſe über der Thüre auf.

(a) Der Ventilator iſt eine Art Blaſebalg, oder Luftrumpe, wodurch alle in einem Zimmer befindliche Luft angezogen und ausgetrieben wird, ſo, daß an deren Stelle die äuſſere Luft wieder eindringen kan.

(b) Tom. I.

(c) Die Grundſchrift ſagt: grenouille de bouillon Kubetarama, es iſt eine Art Kröte.

Nachdem Hr. Intieri mit wenigen Worten einige von dergleichen Erfindungen vorgetragen hat, entwirft er ſeine eigene, oder vielmehr ſeine Erfahrungen. Die Deutlichkeit, womit er ſolches bewerkſtelliget, und die Mühe, die er, wie man ſiehet, ſich gegeben hat, alles aufs einfacheſte, und ſo wohlfeil, als möglich, einzurichten, ſezzet jedermann in den Stand, ſein Werk zu leſen, und ſeine Vorſchriften ſich zu Nuzze zu machen.

Er machet den Anfang damit, daß er den wahren Begrif von der vollkommenen Erhaltung des Korns feſtſezzet. Was man ſich hierunter vorſtellen mus, ſpricht er, beſtehet darin, daß man geraume Zeit eine Menge Korn, ſie ſey auch noch ſo gros, vor der Gährung und vor dem Gewürm (d) bewahre, daß ſolches mit wenigen Koſten, ohne viele Mühe, ohne Verluſt eines einzigen Korns, ohne Verminderung des Gewichts, und mit Beibehaltung des völligen Geſchmaks geſchehe. Man darf ſich ſchmeicheln, fähret er fort, ein ſolches Bewahrungsmittel gefunden zu haben, wenn es ſo beſchaffen iſt, daß jederman bey ſeinem Korne Gebrauch davon machen könne; wenn vernemlich das Verfahren dabei nach der geringen Einſicht des Landmanns abgemeſſen iſt; wenn das vorgeſchlagene Mittel bei allen Arten Korn ſich anwenden läſſet, es mag noch ſo zart, feucht, oder gar durchnäſſet ſeyn, von welchem leztern man bisher geglaubet, daß es unmöglich ſeye, es zu erhalten; wenn das Korn, bei welchem man das Mittel gebrauchet hat, eingeſchiffet, und unausgeluftet in den gewöhnlichen Vorrathshäuſern verſchloſſen werden, auch geraume Zeit daſelbſt bleiben kan, ohne, daß man ferner nöthig habe darnach zu ſehen; wenn mit einem Worte der Landmann, nachdem er von der grauſamen Furcht, die der ungewiſſe Erfolg des Akkerbaues ihm verurſachet hatte, befreiet worden, endlich nach geſchehener Ernde, vermöge der angezeigten Vorſicht, wegen des auf ſeinem Boden verwahrten Vorraths, ruhig und ohne Sorgen ſchlafen kan.

Als die Einbildungskraft des Herrn Intieri ſich mit dieſem Gegenſtande im ganzen Umfange beſchäftigte, war das erſte, ſo er anmerkte, daß ein jeder die Nothwendigkeit erkennete, das Korn zuvor vollkommen zu troknen, ehe es in ſeine Behältniſſe gebracht würde. Die alten Römer hatten die Gewohnheit, ihr Korn, nachdem es ausgedroſchen war, lange Zeit auf der Tenne in der heiſſen Sonne ligen zu laſſen. Dieſes war ihr einziges Mittel, und hiedurch wurde unſer Schriftſteller auf die Gedanken gebracht, zu verſuchen, ob er nicht durch Hülfe des Feuers dasjenige völlig leiſten könne, was die Römer durch die Würkung der Sonne nur halb zuwege brachten, indem dieſe nicht allezeit anhaltend genug ſcheinet, oder durch regenhaftes Wetter und dergleichen verhindert wird, das erforderliche zuwege zu bringen.

Ihn beſtätigte in ſeinen Begriffen der ſeit undenklichen Zeiten bei den Aegyptern obwaltende Gebrauch, die natürliche Wärme der Hühner nachzuahmen, ſolche verſchiedene Wochen durch in gemeſſener Gleichheit zu unterhalten, und vermittelſt derſelben in ihren Oefen junge Küchlein bei täuſenden auszubrüten, wie ſolches bei uns dem Herrn Reaumur ſo vollkommen gelinget. Es fiel ihm ferner bei, mit welcher Kunſt unſere Kräuterkundige in ihren Treibhäuſern die Luft der warmen Himmelsgegenden ganze Jahre lang zu erhalten wiſſen, dergeſtalt, daß (ich bediene mich ſeiner Ausdrükke) fremde Pflanzen gleichſam betrogen werden, glüklich auszuſprieſſen, und wie in ihrem Geburtsboden Früchte tragen. Hier aber kam es nicht darauf an, das Korn keimen zu machen, ſondern vielmehr den

---

(d) Die vornehmſten dieſer Inſekten ſind die bekannten Kornwürmer in verſchiedenen Geſtalten.

Keim deſſelben auszutroknen; dieſes auszufinden ſchien ihm nicht ſchwerer zu ſeyn, als das übrige. Er wuſte auſſerdem, daß dieſer Gebrauch bei den Bewohnern der unter Toſcaniſchem Gebiethe ſtehenden Apeñiniſchen Gebirge Statt fünde, und daß man mit Eicheln und Zwiebeln eben alſo zu Werke gienge. Er war endlich überzeuget, daß die Hize, indem ſie den Keim des Korns austroknete, zugleich die Eyer der das Korn zernagenden Würmer austreiben würde. Sein erſter Verſuch beſtand in folgendem:

Er lies einen Kaſten aus Pappelnholze verfertigen, (dieſes Holz iſt geſchikt die Wärme leicht durchzulaſſen, ohne davon viel in ſich zu behalten) dieſer Kaſten war faſt von der Breite, als die Mündung eines Bakofens, und ſeine Länge dem inwendigen Durchmeſſer des Ofens gleich. Oben war er offen. Die Seiten waren ohngefehr einen halben Fuß hoch, und damit die Wärme beſſer durchdringen möchte, hatte er verſchiedene kleine Löcher, wie die Löcher einer Reibe, darein bohren laſſen. Er füllete dieſen Kaſten in der Höhe eines Drittheils von einem Fuſſe mit Korn an, und ſo bald das Brod aus dem Bakofen gekommen war, ſchob er ihn hinein, doch ſo, daß er nicht auf dem Boden des Ofens ſelbſt, ſondern auf untergelegten Brettern ruhete. Er lies den Kaſten in dem Ofen, bis ſolcher kalt war. Darauf zog er ihn heraus, ſchüttete das Korn in ein geraumeres Gefäs, und fand, als er es ſorgfältig unterſuchte, daß es ſehr troken wäre, unter der Hand ausglit (ein untrügliches Zeichen von der Güte des Korns) und ſchön ins Auge fiele, ohne einigen Geruch oder andere böſe Eigenſchaft angenommen zu haben.

Durch dieſen glüklichen Anfang aufgemuntert, ſezte er ſeine Verſuche fort. Er ſäete in einem Gefäſſe fünfzig von dieſen Körnern, fünfzig andere aber, die zwar von gleicher Gattung, doch nicht im Ofen getroknet waren, in einem anderen Gefäſſe, das dem erſten in allen Stükken ähnlich war. Er wartete des einen, wie des andern, und nach ſieben oder höchſtens acht Tagen ſchoſſen alle Körner, die nicht im Ofen geweſen waren, hervor: von den andern aber kam kein einziges zum Vorſcheine, auch nicht, nachdem ſie verſchiedene Monate durch waren begoſſen und gewartet worden.

Hier ſehen wir den Keim des Getraides ausgetroknet: laſſet uns nun ſeine Feinde vertilget ſehen. Der Hr. Intieri wiederholte das Einſchieben ſeines Kaſtens in dem Bakofen, mit eben ſo vielem Korne, als Anfangs, zu zehen verſchiedenen malen. Darauf ſchüttete er es in ein Fas, aus welchem der eine Boden genommen war, damit es ſolchergeſtalt aufgehäuft bleiben, mithin der Gährung und der Zeugung des Gewürmes um ſo mehr ausgeſezzet ſeyn mögte. Er lies es darin über einen Monat, ohne daß es im geringſten ſchadhaft wurde, oder einige Gattung von Gewürme ſich darin zeigte. In ein anderes, dem erſten ähnliches Fas ſchüttete er alsdann eben ſo viel Korn von gleicher Art und Eigenſchaft mit demjenigen, ſo im Ofen geweſen war, doch war es blos durch Schaufel und Sieb, nach dem in Terra di Lavoro üblichem Gebrauche gereiniget. Dieſes Fas lies er an eben den Ort ſezzen, wo das andere war. Kaum war es eine Woche da geweſen, als das darin enthaltene Korn anfieng, vom Gewürme angegriffen, und von einer ſo heftigen Hize durchdrungen zu werden, daß es in Fäulnis und Staub würde verfallen ſeyn, wofern man es nicht ſehr geſchwind aus der Tonne genommen und ausgeſchwenkt hätte. Von dem gedörreten Korne lies Herr Intieri indeſſen einen Theil mahlen: es gab ein ſehr ſchönes Mehl, woraus gutes Brod gebakken wurde, das von vortreflichem Geſchmake und wohl aufgegangen war.

Man kan ſich leicht vorſtellen, wie gros die Freude unſers Naturkündigers war. Sein Verſtand war wegen der Anwendung des von ihm erfundenen Bewahrungsmittels ganz beſchäftiget, als die damit verknüpften Schwierigkeiten ſich ſeinen Augen darſtellten. Er ſahe, wie unzulänglich ſeine Anſtalten wären, groſſen Kornhauffen eine gleichgemäßigte Wärme, und den rechten Grad der Dörrung dergeſtalt mitzutheilen, daß die dem Feuer zunächſt liegende Körner nicht verbrannt würden, mittlerweile die entfernteſten und in der Mitte des Haufens befindlichen kalt blieben. Er fand, daß es unſäglich mühſam ſeyn werde, ſo viele Körner in eine vortheilhafte Lage zu bringen: zugleich aber ſahe er, wie unumgänglich nöthig es ſeye, ſolches zu bewerkſtelligen, es die rechte Zeit darinn zu erhalten, auch nachher geſchwind, und ohne Mühe wieder heraus zu ſchaffen. Dieſe Ueberlegungen ſchienen ihn abzuſchrökken: doch ſein Verſtand verſahe ihn mit den nöthigen Hülfsmitteln. Was ihm auszufinden übrig war, beſtand in zween Punkten: nemlich, welches die dienſamſte Materie zu den Kaſten ſeye, in welchen eine anſehnliche Menge Korn gedörret werden könne, und wie hoch man dieſe Kaſten mit Korn anfüllen müſſe, wenn die in der Mitte liegende Körner vollkommen gedörret, gleichwol aber die an den Flächen befindliche nicht durch das Feuer verdorben werden ſolten.

Was das erſte betrift, ſchien ihm das zarte und leichte Holz, als Tannen und Pappeln am geſchikteſten. Die Dikke der Bretter müſte nicht über einen Zoll ausmachen: ſie müſten durch hölzerne Nägel, oder durch Leim und Einzapfungen verbunden werden. Eiſerne Nägel, als in welche die Hizze ſtark eindringet, würden viele Körner verbrannt, oder doch ſehr beſchädiget haben. Endlich, damit der Zugang der Wärme um ſo mehr erleichtert würde, müſten, wie wir bereits oben geſehen haben, kleine Löcher in die Bretter gebohret werden.

Den zweiten Punkt anlangend, war dienlich, die Kornlagen nicht zu hoch zu machen, mit der Beobachtung, daß, weil die Würkung des Feuers ſtärker iſt, wann die Hizze in gerader Linie aufſteiget, als wann ſie ſich Horizontal ausbreitet, die Kornlagen der oberen Kaſten, wol die Höhe von ohngefehr 4. Zollen haben dörften; da die in dem unteren Kaſten nicht über drey Zoll hoch ſeyn müſten.

Nach dieſen erſten Entdekkungen machte Herr Intieri einen rohen Verſuch mit ſeiner Dörrſtube. Es war ein Zimmer ohne Fenſter, deſſen Wände er rings herum mit Schichten von Kaſten bekleidete, nach Art der Bücherbretter einer Bibliothek, oder vielmehr der Behältniſſe, darinn man Früchte aufbewahret. Doch dergleichen Einrichtung ware noch ſehr mangelhaft: es erforderte viele Zeit und Mühe, die Kaſten anzufüllen und wieder auszuleeren; überdem muſte, nach geſchehener jedesmaliger Dörrung, die Stube eröfnet werden, wodurch die Luft und das Holz alle Wärme verlohr, durch deren Erhaltung die zweyte Dörrung um vieles würde ſeyn verkürzet worden: neuer Stof zum Nachſinnen und zur Unterſuchung, welche den Hrn. Intieri endlich auf die Erfindung einer Maſchine brachten, die von allen Unbequemlichkeiten befreiet iſt.

Er dachte daran, daß das Korn, gleich allen andern, aus verſchiedenen faſt runden kleinen Körpern zuſammen geſezter Materie, gleichſam eine Art von Flüſſigkeit an ſich habe. Die Würkung derſelben beſtehet darin, daß ſie auf einer abhängigen Fläche fortgleitet, wofern der Hang beträchtlich genug iſt. Gleichwol findet ſich zwiſchen der Flüßigkeit des Kornes, und derjenigen, die an andern eigentlich flüßigen Körpern wahrgenommen wird, ein weſentlicher Unterſchied. Solches beſtehet darinn, daß in Röhren das Korn nicht in der Höhe der es drükkenden Säule aufſteiget, wie jene Körper thun. Aus der Verſchiedenheit dieſer Eigenſchaften nahm Herr Intieri den ganzen Kunſtgrif ſeiner Dörrſtube her.

Er ſonderte die Schichten der aus einem Winkel der Kammer bis zum andern dem Boden parallel an den Wänden befeſtigten Kaſten, in der Mitte von einander. Er gab ihnen eine ſchräge Richtung gegen einander, dergeſtalt, daß der obere Theil eines jeden Kaſtens an dem Winkel der Wand feſte, der untere aber gegen die Mitte zu abhängig war. Zwiſchen beide Schichten der Kaſten brachte er einen Kanal an in der Geſtalt eines Winkelmaſſes, welcher gleiche Breite mit den Kaſten hatte, und ſo hoch war, als die ganze Wand. Alle Kaſten hatten ihren Ausflus in dieſen Kanal, welcher faſt ausſahe, wie der Rükgrat eines Fiſches, an welchem die Seitengräten haften. In den beiden Ekken der Wand, wo der obere Theil der Kaſten befeſtiget war, wurden zween Kanäle angelegt, die dem mittlern ſonſt in allem ähnlich, und blos darin von ihm unterſchieden waren, daß ſie nur an der Seite, wo ſie ſich mit den Kaſten vereinigten, Oefnungen hatten. Als dieſes geſchehen war, durfte man nur das Korn oben vom Dache in gedachte Kanäle hinunter ſchütten, aus welchen es von ſelbſt in die Kaſten fiel. Der Hang dieſer Kaſten machte, daß es in den mittlern Kanal ſich ergos, deſſen unterſtes Theil durch die Mauer hinaus geführet war. Die Schleuſſenpforte deſſelben wurde eröfnet, und ſolchergeſtalt leerete man alle Kaſten in ſehr kurzer Zeit und mit geringer Mühe aus, ohne daß es nöthig war, die Thür der Dörrſtube aufzuthun, und ſolche dadurch erkälten zu laſſen.

Alles dieſes gieng mit dem beſten Erfolge von ſtatten: es war aber noch ein weſentlicher Punkt übrig. Es kam nemlich darauf an, daß die Kaſten, denen man anfänglich eine horizontale nachher aber ſchräge Lage gegeben hatte, mit Korn angefüllet werden könten, ohne ſolches zu verſchütten, da doch ihre Seitenbretter nicht über 5. bis 6. Zoll hoch wären, mithin der untere Theil nicht hinreichen würde, das Korn in ſich zu faſſen. Hätte man die Kaſten höher gemacht, würde das Korn in dem untern Theile doch ſich dergeſtalt aufgehäufet haben, daß die Kraft des Feuers ſchwerlich bis zur Mitte hätte eindringen können: dieſen Fehler muſte man aber vor allen andern vermeiden.

Ihm abhelfliche Maaſſe zu geben, fiel Hr. Intieri darauf, in jedem Kaſten drei in gleicher Entfernung von einander abſtehende Queerbretter machen zu laſſen. Dieſe Bretter hielten, wie gleichſam ſo viele Dämme, das Korn in drei verſchiedenen Flächen auf, und jede Abtheilung des Kaſtens faſſete die gehörige Ladung Korn in ſich. Ein Zoll breit fehlete daran, daß die Queerbretter den Boden nicht berührten. Es ward alſo dem Korne ein Durchgang bis in die unterſte Abtheilung gelaſſen, und durch dieſes Mittel blieb niemals ein Theil des Kaſtens vom Korne leer, und keiner wurde zu ſehr davon angefüllet. Man konte überdem nach dem verſchiedenen Verhältniſſe des Raumes zwiſchen den Queerbrettern und dem unteren Theile des Kaſtens, dem Korne eine verſchiedene bald mehrere bald mindere Höhe geben, mithin, nachdem es mehr oder weniger feucht war, die Dörrſtube darnach einrichten, daß es in rechtem Maaſſe vollkommen getroknet wurde.

Dieſes iſt der allgemeine Begrif der Maſchine. Ihr Erfinder beſchreibet uns nun dieſelbe umſtändlicher nach ihren verſchiedenen Theilen. Zuerſt mahlet er uns den Bau der Stube. Dieſe iſt ein kleines Gebäude von gebakkenen Steinen in der Geſtalt eines vierekigten Thurmes; das Jnwendige beſtehet in einer einzigen Kammer, deren Länge, Breite und Höhe ein beſtimmtes Verhältnis haben müſſen. Sie mus nach Art eines Gewölbes aufgeführet werden, und die Geſtalt dieſes Gewölbes ebenfals ihre rechte Beſtimmung haben. Die Kammer hat nur eine einzige Thür, und über ſolcher iſt eine runde Oefnung (Oeil de Boeuf) welche zum Luftloche dienet. Auch die Gröſſe dieſer beiden Oefnungen iſt vorgeſchrieben. Auswärts oben auf dem Thurme befindet ſich eine mit einer Art von Bruſtwehr eingefaſſete Terraſſe. Jſt der Thurm in einem bedekten Orte, z. E. ſelbſt inwendig in denen Vorrathshäuſern eingeleget, bedarf er keiner andern Dekke: ſtehet er aber in freier Luft, mus noch eine ander Kammer umher gebauet werden, deren Wände und Dach die innere, und vornemlich die Terraſſe vor Regen und Wind beſchüzzen.

Mitten in dem Boden der Terraſſe ſind ſechs runde Löcher, jedes drei Zoll weit, und in gleicher Entfernung von einander, in einer geraden Linie, die genau auf den Schlus des inneren Gewölbes ſtoſſet. Dieſe Löcher gehen durch, und laſſen das auf die Terraſſe geſchüttete Getraide hinunter fallen in die kleine Kammer, deren eine Wand durch die Thür und das Luftloch eingenommen wird, die drei übrigen aber mit Kaſten und Röhren beſezt ſind. Der Kaſten ſind an der Zahl vier und achzig ſo groſſe als kleine, der Röhren aber nur achte. Vier von dieſen nehmen die Winkel der Kammer ein; zwo ſchneiden die beiden Seitenwände in der Mitte durch, und dienen zur Ausleerung der daran befeſtigten Kaſten. Von den beiden übrigen füllet der eine die Kaſten an der der Thür gegen über ſtehenden Wand an, und der andere leeret ſie aus. Alle Röhren haben in ihren Seiten ſo viel horizontale Einſchnitte, als Kaſten ſind, die ſich darin ergieſſen. Hierbei muß noch angemerket werden, daß die Canäle, ſo die Seitenwände durchſchneiden, auf beiden Seiten Oefnungen haben, die andern aber nur an einer.

Der Verfaſſer beſchreibet nun abermals die Lage der Kaſten längſt den Wänden, und dieſes vornemlich in der Abſicht, zu zeigen, wie verſchieden die Lage der Kaſten an den Seitenwänden von denjenigen iſt, die der Thür gegen über ſich befinden. Er gehet auch wieder zu den Kaſten ſelbſt zurük, und beſchreibet ihre Geſtalt, ihre Tieffe, und die Bildung des obern und untern Theils der gröſten von ihnen auf das allergenaueſte. Man kan ſich von allem dieſen keinen recht deutlichen Begrif machen, wenn man nicht die Kupferſtiche vor Augen hat, hat, die ſich am Ende dieſer Abhandlung befinden, und den Werth deſſelben um ein groſſes erhöhen. e)

Alles Jnwendige der Maſchine, oder das hölzerne Gebäu derſelben, wird von einem gleichfals hölzernen Dache in Geſtalt eines Kaſtens bedekket. Die beiden Seiten deſſelben ſind ſchräg abhängig, die eine nach der Thür zu, die andere nach der gegen über ſtehenden Wand. Der Gipfel dieſes berühret oben das Gewölbe, und reichet an die ſechs Löcher der Terraſſe. Jn dem Dache ſind deren ein und vierzig, als ſo viele Mündungen, die mit den Kaſten oder Kanälen Gemeinſchaft haben. Dieſer ganze Bau ruhet auf einem Grunde, der ohngefehr vier Fus hoch iſt. Jhn ſo anzulegen, haben den Erfinder drei Urſachen bewogen. Die erſte iſt, daß das hölzerne Gebäu dem Feuer nicht gar zu nahe, mithin dem Brande nicht ſo ſehr ausgeſezt wäre, wenigſtens damit das Korn nicht Schaden

---

e) Wir haben die vornehmſte davon nachſtechen laſſen, und glauben, daß dem Leſer dadurch die Maſchine begreiflich werden könne.

den litte. Die zweite, daß die ausführende Kanäle f) über der Erde erhöhet wären, und das Korn ausſchütten könten. Endlich, weil widrigenfals das Feuer nicht auf die niedrigſten den Kohlen parallel liegende Kaſten, hinlänglich gewürket hätte. Die Glut beſtehet in fünfzig Pfund Kohlen, die in einem auf Rädern ſtehenden Kaſten zum Brande gebracht werden. Wenn dieſe in die kleine Kammer gebracht worden, verſchlieſſet man die Thür, und läſſet es ſechs bis ſieben Stunden darin brennen, auch wel wenigere Zeit, fals ſie ſchon vorher erhizzet iſt. Unterdeſſen ſchwizzet das Korn mehr oder weniger nach ſeiner verſchiedenen Beſchaffenheit. Bei denjenigen, ſo am trokenſten iſt, hat man nicht nöthig, das Luftloch offen zu laſſen, wol aber bei der feuchteren und zärteren Gattung: denn aus dieſer ziehet die Gewalt des Feuers manchmal ſo viel Waſſer, daß es durch die Rizzen der Bretter bis auf die Erde läuft.

Nachmals zeiget Herr Intieri die einfacheſte und leichteſte Art, das Korn auf die Terraſſe zu bringen. Er beſchreibt eine Maſchine, die er zu dieſem Ende erfunden, und wodurch viele Mühe und Koſten erſpahret werden. Er theilet Anmerkungen mit, über die Geräumigkeit der Dörrſtube, bekennet den Irthum, darinn er anfänglich geweſen, daß man das Korn nicht eher heraus nehmen müſſe, als bis es vollkommen trokken wäre, und unter den Zähnen knakkete: er beſtimmet den Aufwand der Dörrſtube, und beweiſet, daß er bei ſeinen Unterſuchungen ſeinen Endzwek im völligen Umfange erreichet habe, nemlich, daß von ihm zu vollkomener Erhaltung des Kornes erfundene Mittel ſeye ohnfehlbar; es laſſe ſich bei jeder Gattung des Getraides anwenden; es ſeie genug, wenn es einmal gebraucht werde; es ſeie der geringen Erkänntnis des Landmanns gemäs, und man könne ſogar entweder durch die Menge der Kohlen, oder in Betracht der Anzahl von Stunden, beträchtliche Fehler dabei begehen, ohne daß darunter das Korn leide. Sein Beweis iſt, daß man bis an die 45. Stunden Korn in der Dörrſtube gelaſſen, und gleichwol unverſehrt herausgenommen habe. Es iſt übrigens ſein Mittel von gar geringen Koſten: der Vortheil aber dabei gedoppelt; denn es bewahret nicht nur das Getraide vor der Fäulnis und dem Gewürme, ſondern es vermehret auch deſſen Gewicht bis auf ſieben vom hundert, wie ſolches der Herr Intieri durch die ſorgfältigſten Beobachtungen bewähret hat. g)

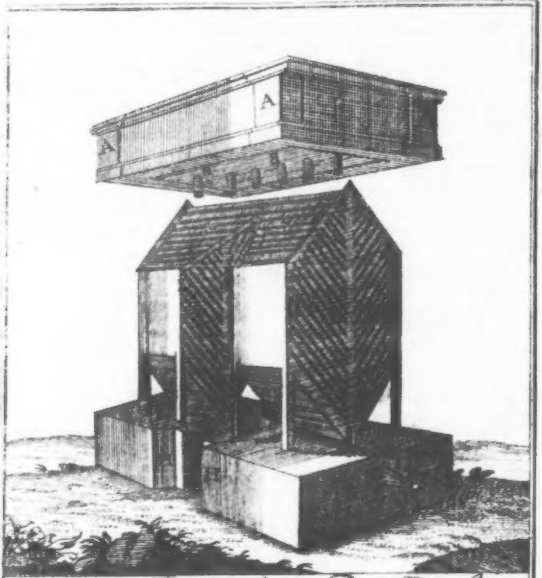
Welche Ehre für einen Gelehrten, und welche Zufriedenheit für einen guten Bürger flos aus einer ſolchen Entdekkung? Herr Intieri konte ſchon mit ſich ſelbſt ſehr vergnügt ſeyn, daß er ſeine Unterſuchungen ſo weit getrieben hatte; aber ſein Eifer für das gemeine Beſte lies es dabei nicht bewenden. Da er wahrgenommen hatte, wie zuträglich dem Getraide die brennende Feuchtigkeit ſeye, von welcher es in der Dörrſtube durchdrungen wurde, fiel ihm bei, ob er es nicht durch kochendes Waſſer erhalten könne. Er verſuchte es, warf das Korn in einen mit ſiedendem Waſſer angefüllten Keſſel, lies es etwa eine Minute darinn liegen, und nachher in Luft und Winde trokuen. Farbe und

Ge-

---

f) So nennet der Verfaſſer diejenigen Kanäle, vermittelſt welcher die Kaſten ausgeleeret werden. Einlaſſende Kanäle hingegen heiſſen ihm diejenigen, ſo die Kaſten anzufüllen dienen.

g) Herr du Hamel behauptet gerade das Gegentheil, und will, daß in der Dörrſtube das Korn am Gewichte verliere. Wer von beiden Recht habe, läſſet ſich nicht anders, als durch eigene Erfahrungen, darthun.



Innere Einrichtung der Machine
wie ſie von den Wänden abſtehet

A. die Gemiſſe.
B. Löcher wodurch das Korn
in die Kaſten fällt
C. das dach mit ſeiner Einfaſſung
D die einlaſenden Canäle

E. die Kaſten
F. die ausführende Canäle
G. Röhre wodurch das Korn
auslaufft
H Thür zur Dörrſtuben

Geſchmak hatten ſich nicht im geringſten verändert. Er pflanzte von dieſem Korne, aber es keimete nicht, zum ſichern Beweiſe, daß die zeugende Kraft gänzlich vertilget ſey. Dieſe Entdekkung iſt noch ſchäzbarer als die erſte. Nun kan man zu jeder Zeit, an allen Orten, ohne Maſchine, ohne Kunſt, ohne Handgrif, ohne irgend etwas, als ein wenig Waſſer und Feuer, ſich einen der gröſten Vortheile der menſchlichen Geſellſchaft zuwege bringen, und ſeinen Nebengeſchöpfen mittheilen.

In der Abhandlung des Herrn Intieri finde ich zween Briefe von dem Herrn Marechal, einem Franzoſen, und eifrigem Bedienten des Königs, der bei dem Proviantweſen im Amte ſtehet. Der eine dieſer Briefe iſt an den Herrn de Troi, der andere an den Kardinal Valenti gerichtet. Durch Vermittelung dieſer Herren leget er dem Herrn Intieri, wegen ſeiner Dörrſtube, nach deren Vorbild Herr Marechall mit einiger geringen Veränderung auch eine zu Lille anlegen laſſen, etliche Schwierigkeiten vor. Der Verfaſſer beantwortet ſeine Zweifel, und löſet ſie durch die bündigſten Gründe auf.

Der Eifer dieſes Schriftſtellers, den man im ganzen Fortgange ſeines Werks wahrnimmt, zeiget ſich ſchon in der Einleitung, die man nicht ohne Rührung lieſet. Der Verfaſſer ſagt in derſelben, daß, da er ſchon durch die Laſt vieler Jahre gedrükket, und ſeinem Ende nahe wäre, er es ſich im Sterben vorrükken würde, wenn er nicht die Geſinnungen der Menſchenliebe an den Tag legte, die ſeine Seele ſeit langer Zeit für das gemeine Beſte erfülleten. Er füget hinzu, daß, wenn er ja beklagte, daß er ſo bald von uns ſcheiden müſſe, dennoch ſein Widerwille nicht nur durch die Hofnung der ewigen Seligkeit, ſondern auch durch die unausſprechliche Freude verſüſſet würde, die er empfände, weil er das menſchliche Geſchlecht in einem weit beſſern Zuſtande verlieſſe, als er es gefunden. Die Tugenden der Fürſten, ſagt er, die Sitten der Völker, der Ruhm der Wiſſenſchaften und Künſte, der Akkerbau, die Handlung, haben ſeit kurzem Laufe meines Lebens dergeſtalt zugenommen, daß eine innere Empfindung mir die Hofnung einflöſſet, alle dieſe Dinge werden in kurzer Zeit einen ſolchen Grad der Vollkommenheit erreichen, zu dem ſie, wie uns die Geſchichte lehret, noch nie gelanget ſind, ja, unſerer Einbildung nach, auch vielleicht künftig nie gelangen können. Dieſes iſt die Sprache eines rechtſchaffenen Bürgers.

Der Verfaſſer hat ein 90. jähriges Alter erreichet, und genieſſet noch einer vollkommenen Geſundheit. Dem ohngeachtet hat er Urſache zu ſagen, es ſey eine kurze Friſt für diejenigen, die, wie er, ſich mit der Wohlfahrt ihres Nebenmenſchen beſchäftigen. Viel zu lang aber iſt die Zeit für müſſige und feindſelige Weſen, deren dumme und betäubte Trägheit nur der Erde eine Laſt iſt, die ihr zu keinem Nuzzen gereichen, oder deren unglükliches Daſeyn die Menſchlichkeit unter dem Gewichte ihres Stolzes und ihrer Härte ſeufzend macht.

Man mus hoffen, daß, nachdem die Herren Intieri und du Hamel uns die Mittel zu vollkommener Erhaltung des Korns gelehret, Herr Tillet aber die Urſachen gezeiget, die es in den Aehren ſchwärzen und verderben, ein anderer eben ſo erfindſamer Kopf uns den Urſprung des Brandes, und die Mittel, es davor zu bewahren, an Hand geben werde. Den Akademien liegt es ob, eine ſo herrliche Arbeit durch die Hofnung der Ehre zu ermuntern, der ganzen Welt aber ſie durch ihr Lob zu belohnen.

Sendſchreiben wegen eines neuen Kunſtofens.

Mein Herr!

Weilen Sie vor einiger Zeit in denen Intelligenzzettuln eine Beſchreibung, wie die groſſe Stubenöfen mit Nuzen verbeſſert werden können, mitgetheilt haben; will ich Ihnen hiermit communiciren, wie ich dergleichen Oefen ändern laſſen. Der unten angezeigte Abris giebt zu erkennen, wie der Ofen im Durchſchnitt ausſiehet, und dienet darzu, daß die Beſchreibung deſto leichter begriffen werden kan. Ich verſichere anbei, daß ich mich dieſes Ofens bereits etliche Jahr mit Vortheil bedienet habe. Ich bin ꝛc.

Beſchreibung dieſes verbeſſerten Stubenofens, ſamt dem Entwurf hierzu.

Ich habe erſtlich den alten groſſen eiſernen Ofen (a b c d) unverrukt ſtehen laſſen.

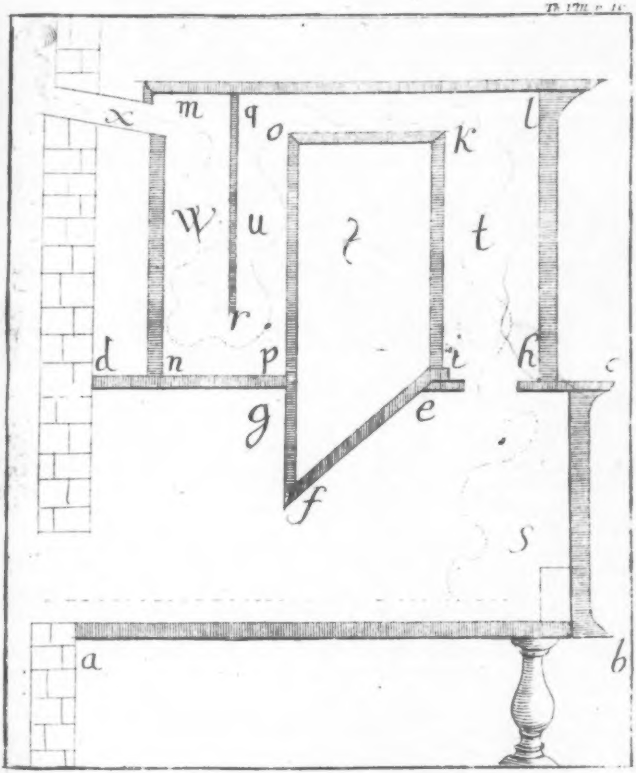
2. Das vierekichte Loch, ſo die obere eiſerne Blatte hat, in drei Theil vertheilt.
3. Auf einen dritten Theil (h i) einen Aufſaz (hikl) von Hafners Kacheln geſezt.
4. In die 2. übrige Drittel dieſes Lochs einen kleinen Keſſel (e f g) gehenkt; welcher von ſtarken Eiſenblech, oder zur Noth von Hafners Arbeit kan gemacht werden.
5. Auf den hintern Theil des Ofens wieder einen Aufſaz (nmpo) von Hafners Kacheln geſtellt.
6. Dieſen Aufſaz in 2. Theil durch eine Schiedwandung (q r) alſo getheilet, daß unten bei (r) eine Oefnung behalten.
7. Dieſe 2. Aufſäz durch einen Gang (r o) an einander gehenkt.
8. Alle 3. Stuk oben mit einem eiſernen Blättlein bedekt. Und dann
9. Aus dem hintern Aufſaz zu oberſt ein Rohr (x) gemacht, ſo durch die Feuermauer gehet.

Wenn nun das Feuer (bei s) angemacht iſt, ſchlägt die Hiz an den Keſſel (bei e f) und die Flamme ſteigt durch den erſten Aufſaz (bei t) in die Höhe; zündet das im Rauch (welcher oben bei l anſtoſt) annoch verbreñliche an; der Rauch ziehet ſich durch den Gang (k o) in den hintern Aufſaz; ſtoſt an der Zunge (q r) an, und fällt durch die Hälfte des Aufſazes (bei u) herunter; gehet durch die Oefnung (bei r) in den hintern Theil dieſes Aufſazes; ſteigt (bei w) wieder in die Höhe, und endlich durch die Röhre (x) und durch die Wand in den Schlot oder Camin.

Daß bei dem Keſſel und allen Seiten der Aufſäzze, item bei dem obern Gang (k o) wie nicht weniger durch das oberſte eiſerne Blättlein, viele Wärme heraus gebe, und damit ſolches geſchehen könne, der Plaz (z) zwiſchen beeden Aufſäzzen offen und leer, der Keſſel auch unbedekt ſeyn müſſe, iſt leichtlich und von ſelbſten zu erachten.

Endſ-

Tr. 1711. p. 16


x
m
q
o
k
l
Ψ
u
ζ
t
r
d
n
p
i
h
c
g
e
f
s
a
b

Endlich iſt eine bekante Sache, daß man pflegt das Holz auf einen Wiegherd und Feuerhund, oder einen eiſernen Roſt zu legen, das Schürloch mit einem Thürlein zu verſehen, welches unten eine kleine Oefnung hat, wordurch das Feuer beſtändig angeblaſen wird; Und endlich das Rauchloch (wann kein Rauch vom Feuer mehr aufſteiget) mit einem Thürlein zuzuſchlieſſen.

Einige Autores, ſo vom Holzſparen geſchrieben haben, z. E. Sturm, Lehmann, Leutmann ꝛc. recommendiren gar ſtark eine Röhre, ſo durch den Ofen gehen ſoll, worein die kalte Luft von auſſen blaſen, und auf dem Feuer gewärmter in die Stube gehen werde.

Dieſes habe ich zwar an meinem groſſen Ofen nicht practiciret, daß es aber hätte geſchehen können, iſt leicht zu erachten. Dargegen hab ich hinter einen andern kleinen nahe an der Wand ſtehenden Ofen, ein kleines Loch durch die Mauer brechen laſſen, wodurch die äuſſere kalte Luft bläſet, und hinter dem Ofen erwärmet wird.

Jeder Menſch, wenn er vernünftig denket, hat Urſache, in ſeiner Art ſich glüklich zu ſchätzen.

Der Trieb ſich zu erhalten und zu ernähren, iſt durchgängig den lebendigen Geſchöpfen gemein; Er iſt der erſte und ſtärkſte, der ſich in der Seele äuſſert; Er nimmt mit dem Alter zu, und dauert auch denn, wann alle andere Empfindungen ſchwach werden. Bei dem gröſten Theile der Menſchen erſezet er, wo nicht die Stelle der Vernunft, doch wenigſtens ihren Abgang; ja man kan ſagen, daß wir ihm allein Künſte und Wiſſenſchaften zu danken haben. Denn, warum lieben wir das Schöne, oder warum ſuchen wir das Nüzliche in dem Wahren und Guten, wenn wir nicht die Abſicht haben, das Nothwendige, nebſt dem Angenehmen, uns zu verſchaffen? So hat die Bedürfnis des Lebens die verſchiedenen Stände hervor gebracht, und ihre Beſchäftigungen eingetheilet, damit einer dem andern behülflich ſeyn mus, die Hinderniſſe der Wohlfahrt aus dem Wege zu räumen. Selbſt der Verſtand iſt durch ſie geſchärfet, und die Seele ihrer Kräfte ſich lebhafter bewuſt worden. Die älteſten Geſchichte, die wir von den menſchlichen Begebenheiten aufweiſen, lehren auch den Urſprung der Stände, wie ſie nicht ohne einer bewundernsweiſen Beſtimmung der Vorſicht in der natürlichſten Ordnung auf einander gefolget ſind. Dem Akersmanne, der ohne Viehzucht nicht ſeyn konte, gebühret mit Recht die erſte Stelle; nach ihm kam der geſchäftige und Erfindungsweiſe Handwerksmann oder Künſtler, den Ueberflus an Materialien zu verarbeiten und auszuſchmüken; zugleich entſtund der Gelehrte, der das unwiſſende Volk von den thieriſchen Sinnlichkeiten zu den höhern Erkäntniſſen der Gerechtigkeit zu leiten ſuchete. Endlich folgeten der Soldat und der Kaufmann, deren erſterer ſich zum Herrſcher und zum Beſchüzer aufwarf, indem der andere auf Mittel ſann, die Reichthümer der Länder mit Vortheil umzutauſchen, und aus den fernſten Gegenden herbeizuſchaffen. Betrachtet man dieſe erſte Grundlage der Geſellſchaft, wie aus dem urſprünglichen Erhaltungstriebe die Staaten und Republiken mit ihren Veränderungen ſich entwikelt haben: ſo kan ich gar nicht begreiffen, was man für Urſache hatte, das einfachſte Principium, das von einer ſo edlen Einfalt zeuget, aus der Acht zu laſſen. Das Natur- und Völkerrecht, nebſt der darauf gebaueten Staatskunſt, haben in der That kein anderes Hauptfundament, als die wechſelsweiſe Hülfsleiſtung zur Beförderung des beſondern Beſten in dem Allgemeinen. Hierin lieget, man mag es auch mit noch ſo veränderten Worten umſchreiben, meines Erachtens, etwas ſehr Erhabenes und die Tiefe einer recht göttlichen Vorſorge verborgen, welche den vernünftigen Bewohnern das groſſe Geſez der Glükſeligkeit in das Herze ſchrieb, damit keiner derſelben v. dem Gebrauche und Genus der dahin vorbereiteten Hülfsmittel ausgeſchloſſen bliebe. Die Menſchen mögen daher ſich noch ſo ſehr verſtellen, und die Natur durch übertriebenes Künſteln verunſtalten: ſie werden dennoch wider ihren Willen genöthiget, nach dieſen und eben den Grundſäzzen zu denken und zu handeln. Denn aus ihren Begriffen vom Guten und Böſen ſiehet man ſolches gar zu deutlich, wiewohl ſie hundert Nebenquellen ſuchen, die ſie immer zu der erſten Quelle zurükführen; und dasjenige, was man insgemein Glük und Unglük nennet, iſt ſo gar nach den dunkelſten und verwirrteſten Bildern der Affecten, ſchlechterdings nichts anders, als der Beſiz oder Mangel, die Vermehrung oder Verminderung deſſen, was zur Erhaltung und Bequemlichkeit des Lebens gereichet. Man findet in den Büchern der Weltweiſen recht ſeltſame Vorſtellungen von den erſten Menſchen, wie ſie ungefehr geweſen ſeyn ſollen, als ſie ſich in dem Stande der natürlichen Wildheit befanden; wo anders dies ein Stand zu nennen iſt, da man ohne Einrichtung und ohne Ordnung mehr träumet, als lebet, und aus Dumheit unfähig iſt, ſeinen Zuſtand abzumeſſen. Selbſt der vernünftige Redner Rouſſeau verſchwendet in dieſer Sache, die nicht den geringſten Nuzen hat, ſeine Scharfſinnigkeit bei ſehr unzuverläſſigen Kleinigkeiten. Ich bin zu unſchuldig, in alle die ſubtilen Streitfragen mich einlaſſen zu können, die ein ſehr gutes Mittel ſind, den Schlaf zu befördern: vielmehr behaupte ich aus der gegenwärtigen Einrichtung der Welt, daß alle Menſchen überhaupt glüklich zu ſeyn beſtimmet ſind, daß jeder für ſich, in einem Grade es auch würklich iſt, und oft, ohne es zu wiſſen, oder wiſſen zu wollen. Hier entſtehet nun vor allen Dingen die Frage, was man in dieſem Verſtande glüklich ſeyn nennet? damit wir uns nicht mit Wortſpielen aufhalten, welche unter die Galanterien der Sittenlehrer gehören. Ich werde meine Meinung ſagen, wie ſie mir jezt, da ich darüber nachdenke, beifält; und weil ich nicht für tiefſinnige Leſer ſchreibe: ſo werden diejenige, die beſſer unterrichtet ſind, mich verbinden, wenn ſie ihre metaphyſiſchen Glükſeligkeiten, denen anpreiſen, die davon mehr Erleuchtung wünſchen, als ich und meines Gleichen. Laſſet uns diesmal auf den Grund der Sache gehen, weil der Weg dazu leicht und natürlich iſt, und auf dieſem Wege laſſet uns mit Aufmerkſamkeit unterſuchen, wie die erſten Begriffe von der Glükſeligkeit entſtehen, oder vielmehr, wie ſie durch den Umgang mit andern, durch Mode und Vorurtheil, weit mehr, als durch das Nachdenken über die ſelbſt eigene Empfindung in uns gebildet, und durch die Gewohnheit mechaniſch werden. Denn das iſt doch einmal gewis, daß wir darinn einig ſeyn könten, wenn es der vermeintliche Vortheil unſrer Imagination zulieſſe, der Natur und den Eindrükungen ihrer Würkungen zu folgen; alsdenn ſehen wir nicht auf das verſchiedene, wie es unordentlich und auf einmal die Sinne an ſich ziehet, ſondern auf das einige beſtändige Gute, darinn die phyſiſche und moraliſche Glükſeligkeit unzertrennlich in einander gegründet, und ohne allen Widerſpruch einerlei iſt. Indeſſen müſſen wir ſchon ein gewiſſes Alter und der Verſtand bereits einige Uebung im Denken haben, ehe wir über das, was glüklich machet, oder was uns ein glüklicher Zuſtand zu ſeyn ſcheinet, Betrachtungen anſtellen, die wir insgemein mit einem kühnen Ausſpruche anfangen, oder beſchlieſſen. Die Idee davon, ſie mag noch ſo falſch und noch ſo verſtümmelt ſeyn, iſt bereits in unſrer Seele; wenigſtens thun wir dabei weiter nichts, als daß wir beſondere Fälle und äusſerliche Umſtände mit dieſer einmal für wahr angenommenen allgemeinen Vorſtellung vergleichen. Denn darum will ich mich gewis nicht bekümmern, ob dieſe Ideen des vorzüglich Guten unſre eigene glükliche Erfindung, oder von andern in unſre Seele hineingeleget ſind; indem wir auſſer der Schule von den dreierlei Graden Zufriedenheit, wenn es nicht mehrere giebt, welches gleich viel iſt, ſo wenig zu plaudern wiſſen, als von Moralität und Naturkunde. Eigentlich zu reden, machet ſich jeder Menſch, nach Belieben, ſein eigenes und beſonderes Augenmaas der Glükſeligkeit, darnach er die Dinge, die im gemeinen Leben vorkommen, mit eben dem Dünkel abmiſſet, als die Stuzer die Schönheit des Frauenzimmers, das ſie in der Kirche durch ein Fernglas betrachtet haben. Es iſt dieſerwegen recht gut, und wir können es der Natur nicht genug verdanken, daß wir ſo wenig Luſt, bei ſo wenig Vermögen haben, bis auf die erſten Urſachen der glüklichen Dinge hinauf zu denken: weil wir alsdenn nicht das halbe Vergnügen hätten, das wir jezt in der Mitte zwiſchen Betrug und Wahrheit empfinden. Wo ich nicht irre, hat eben das willkürliche Augenmaas des wahrſcheinlich Guten, das wir uns zu machen gewohnet ſind, auf die Blutmiſchung, Glüksumſtände, und beſondern Leidenſchaften eines jeden, eine ſo genaue Beziehung, daß ſich eines aus dem andern hinlänglich erklären läſſet. Die meiſten haben daher, nach den Bildern, die ihnen der Zufall eingibt, keine andere Art der Glükſeligkeit im Sinne, als diejenige, die von den äuſſerlichen Dingen abhänget. Zu verwundern iſt es, daß man ſelten, oder auch wol nie einen Menſchen findet, der, wenn er es gleich mit dem Munde vorgibt, im Herzen würklich überzeuget iſt, daß er glüklich, daß er mehr, als andere und recht ſehr glüklich ſey, ja daß ihm nichts mangele, ruhig und bequem zu leben. Und ſo iſt es mit den verſchiedenen Ständen der Menſchen beſchaffen, deren einer den andern immer ſeinem eigenen vorziehet und beneidet, weil er die Beſchwerlichkeiten, die mit jenen verknüpfet ſind, niemals erfahren hat.

Ach was ſind die Gelehrten für glükliche Leute, ſeufzet der Kaufmann, weñ er Nachricht bekömt, daß einige Schiffe durch den Sturm verſchlagen, oder weggekapert werden! Dieſe, fähret er fort, verdienen ihr gewiſſes Brod in der Stube und mit Müſſiggehen, da ich ſo viel hazardiren mus, und mit tauſend Gefahr, betrogen zu werden, es mir ſauer werden laſſe, einen mäſſigen Gewinn zu erwerben. Auf der andern Seite vergröſſert der Gelehrte ſeine Beſchwerden aus dem ähnlichen Irrthume; indem er hundertmal wünſchet, ſein Vater hätte ihn lieber einen Kaufmañ werden laſſen: ſo könte er ſein bei dem Studiren zugeſeztes Geld weit vortheilhafter anlegen, und dürfte ſich lange nicht ſo quälen, ſein ehrliches Auskommen zu finden. Wir wollen, unſerer Gewohnheit nach, hierüber einige Anmerkungen beifügen: weil das doch der ſicherſte Weg iſt, denen, die in ihrem Verſtande Licht genug antreffen, wenn ſie wollen, durch vorläufige Betrachtungen den Weg, gleichſam im Spazierengehen leichter zu machen. Uns allen iſt die alte Regel aus unzähligen Erfahrungen bekant, daß die Menſchen gar zu geneigt ſind, ſich einen ganz andern Zuſammenhang der Dinge zu machen, als ihre Kräfte und die gegenwärtige Verfaſſung der Welt verſtatten. Wie zufrieden könten wir ſeyn, wenn wir das ſcheinbare Vergnügen uns nicht als etwas gründliches vorſtelleten, oder allemal mehr begehrten, als uns nach dem Verhältniſſe unſeres Zuſtandes, mit dem Zuſtande der übrigen, zu Theile werden könte? Wann noch jemand in der Welt ſich rühmen kan, bei ſeinen Phantaſien vergnügt zu ſeyn, ſo ſind es die Goldmacher, welche vergeben, der Grundſtof, daraus ſie den genannten Stein der Weiſen ziehen, ſey allenthalben zu finden, und uns überall gegenwärtig. Eben dies mus ich von der wahren Glükſeligkeit ſagen, die zwar die gröſte Seltenheit, aber doch zu erlangen, uns allen möglich iſt, wenn wir nur einmal das rechte Geheimnis davon beſizen; und worinn kan dieſes ſonſt beſtehen, als in der Kunſt, zugleich ſinnlich und vernünftig zu ſeyn? nicht anders, wie die wahre und edlere Liebe, als der Anfang zur vernünftigen Glükſeligkeit, die nicht in der Wiſſenſchaft allein, auch nicht allein im Genuſſe, ſondern in beiden zugleich, nemlich ſowohl im Denken, als im Empfinden, beſtehet. Alles dies habe ich mit gutem Bedachte vorausſezen müſſen, und bin alſo den Beweis, daß jeder Menſch in ſeiner Art glüklich iſt, mit Fleis bis zulezt ſchuldig blieben.

Wir pflegen denjenigen glüklich zu nennen, von dem wir urtheilen, daß er gewiſſe Vorzüge des Guten beſizet. Wen̄ ich nun von jedem unter uns behaupte, er ſey von Natur mit der Kraft u. den Mitteln würklich verſehen, ſich in einen ſehr guten Zuſtand zu ſezen und zu erhalten: ſo folget, daß, wenn wir daran Mangel litten, die Gottheit, uns dergleichen zu gewähren, entweder nicht gewollt, oder nicht gekont hätte. Daß aber dem ungeachtet beides zugleich, in eben dieſer allgemein zureichenden Verſorgung der Creaturen, als dem Hauptzweke der ganzen Schöpfung, ſchlechterdings ſtatt findet, dies erhellet mit der deutlichſten Gewisheit, aus den vernünftigſten Begriffen von den Eigenſchaften des Weltſchöpfers, aus der unveränderlichen Ordnung und Vollkommenheit der Dinge, ingleichen aus dem Zuſammenhange, worin die materiellen Gegenſtände ſich zum Nuzen und Dienſte der beſſeren Geſchöpfe gleichſam anbiethen und vereinigen. Es iſt in der That auch kein einziger unter uns, wenn er ſich, und ſeinen Lebenswandel mit Vernunft unterſuchet, der nicht vor vielen ſeines gleichen etwas vorzügliches voraus beſizet, und ſolches durch Verſtand und Fleis ungemein vermehren kan. Deswegen fallen die ſchnöden Klagen über geringere Uebel, über gewiſſe Schmerzen, und andre kleine Arten des Unglüks, die nichts anders, als Zugaben der Nothwendigkeit ſind, bei der Summe des Guten gänzlich hinweg, worinn das allermeiſte und unentbehrlichſte zur Schönheit, zum Heil und Vergnügen der Geſellſchaft, nach unverbrüchlichen Geſezen, fortwürket. Wenn wir indeſſen bei alledem, vermöge der gewöhnlichen Krankheit des Gemüths, ſo ſchwach ſind, daß wir Vorzüge haben wollen, die wir, in den Gränzen der gegenwärtigen Beſchaffenheit, nicht haben können, und zu unſerem Untergange haben würden; Oder, wenn wir diejenigen verabſäumen, und wegſtoſſen, die uns in dem gehörigen Maaſſe vorbeſtimmet und anvertrauet wurden: Wem ſonſt, als uns ſelbſt, müſſen wir alsdann die Schuld beimeſſen, ſo oft wir, durch unerſättliche Vergröſſerungsbegierde und durch den ſchlimmen Gebrauch der Freiheit, in ein Labyrinth von Sorgen und Zweifeln verwikelt werden? So viel hat im übrigen ſeine ganz vollkommene Richtigkeit, daß durch bloſſe Vernunftſchlüſſe noch kein Menſch auf der Welt glüklich geworden iſt; und ſie dienen auch weit eher dazu, damit wir uns, in der Wahl und in dem Gebrauche der uns verliehenen Vorzüge, weniger, als ſonſt, irren ſollen. Wenn wir aber, auf der andern Seite unſre Vernunft in einer beſtändigen Schlafſucht hinwegträumen, da doch, ohne ihr und ohne Selbſterkänntnis, keine menſchliche Glükſeligkeit ſeyn, noch gedacht werden kan: ſo verkriechen wir uns ja ſelbſt zu dem Geſchlechte der thieriſchen Geſchöpfe, die um Glük und Unglük ſich unmöglich bekümmern, und weder von Zufriedenheit, noch von andern ſo allgemeinen Dingen jemals zu abſtrahiren fähig ſind.

Gedanken vom Rauſche.

Ich nenne einen Rauſch denjenigen Zuſtand der Seele, worinn ihre äuſſerlichen Empfindungen, ob ſie gleich wacht, dennoch von den geiſtigen Theilen des Getränks merklich geſchwächt ſind. Dieſe metaphyſiſche Erklärung des Rauſches ſeze ich hier um deswillen gleich anfangs zum Voraus, daß ich nicht nöthig habe, eine umſtändliche Abbildung des niedrigſten Zuſtandes zu entwerfen, in dem ſich eine menſchliche Seele zeigen kan. Ich will nur hier einige Beobachtungen von Betrunkenen anführen, die etwas auſſerordentliches und wunderbares in ſich zu enthalten ſcheinen; und von dieſer Art ſind meines Erachtens die folgenden:

1. Ein Betrunkener kan einen ſolchen Grad der Unempfindlichkeit in den äuſſerlichen Sinnen erhalten, daß er einen heftigen Schlag faſt ganz und gar nicht empfindet. Nichts deſto weniger ſind die Würkungen dieſes Schlages eben ſo beſchaffen, und eben ſo gros, als ob er ihn auf das lebhafteſte empfunden hätte. Die neuern theoretiſchen Aerzte behaupten, daß die Würkungen der Empfindungen den Empfindungen ſelbſt proportional ſind. Da nun die Empfindungen blos in einem Gefühle der Seele beſtehen; ſo ſolte man glauben, daß die Würkungen eines gewiſſen Schlages in der Betrunkenheit nicht ſo gros ſeyn könten, als die Würkungen eben deſſelben Schlages im Zuſtande der Nüchternheit. Woran mag es alſo wohl liegen, daß dieſe Folge nicht richtig iſt? Eine geſchlagene Stelle wird roth, und unterläuft mit Blute; ſie entzündet ſich, und geht ſo gar in den Brand über, nachdem der Schlag heftig geweſen iſt, man mag ihn nun in der Betrunkenheit oder in der Nüchternheit empfangen haben. Wenn man dieſe Erfahrung mit einigen andern vergleichen will; ſo wird ſich zeigen, daß dieſes phyſiologiſche Geſez gewiſſer Einſchränkungen bedürfe, die es noch nicht hat.

2. Es iſt kein zuverläſigeres, geſchwinderes und angenehmeres Mittel wider den Rauſch, als der Schlaf. Nun iſt aber der Schlaf eine gänzliche Verdunkelung der äuſſerlichen Empfindungen; der Rauſch aber verdunkelt dieſelben ebenfalls. Der höchſte Grad des Rauſches iſt ein wahrhaftiger Schlaf. Welcher Unterſchied iſt alſo zwiſchen der Krankheit und dem beſten Mittel darwider? Wie und auf welche Art befreiet die gänzliche Verdunklung der Empfindungen die Sinne von dem Nebel, mit dem ſie der Rauſch umgiebt? Warum können Phantaſten und Deliranten, die doch blos darum das ſind, was ſie ſind, weil ſie eben ſo lebhafte Einbildungen als Empfindungen haben, das heiſt, weil ihre Empfindungen nicht den proportionirten Grad der Lebhaftigkeit beſizen; warum, ſage ich, können dieſe nicht eben ſowol, als die Betrunkenen, durch den Schlaf wiederhergeſtellt werden?

3. Der Rauſch, wenigſtens ein kleiner Rauſch, erreget die Gemüthsbewegungen. Wer betrunken iſt, iſt einem Könige gleich. Gegenſtände, die ihm vorher gleichgültig waren, fangen an, ihm zu gefallen, und Sorgen, die ihn vorher quälten, verſchwinden. Sein Wein macht falſche Güter gros, und ſeine Seele ſchwimmt in einem Meer der Freuden. Wie kan der Rauſch ſolche groſſe Dinge thun? Entdeken wir mehr angenehmes in den Gegenſtänden, die wir empfinden, wenn unſere Empfindungen ein wenig geſchwächt werden? So viel iſt wenigſtens aus dieſer Erfahrung gewis, daß es eben ſowol auf uns ſelbſt, als auf die Beſchaffenheit der Gegenſtände ankommt, wenn ſie uns gefallen, oder misfallen ſollen. Ein Geſicht kan bleiben, wie es war; allein, der Betrunkene findet es ſchön, da es ihm gleichgültig ſcheint, wenn er nüchtern iſt.

4. Ein Betrunkener denkt eben ſo, wie ein Verrükter, nach ganz andern Grundſäzen, als nüchterne und vernünftige Menſchen. Die Säze des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes kümmern ihn nicht, und ihm iſt alles möglich, was er glaubt. Beruhet nun dieſe Würkung des

Weins auf einer Ueberhäufung der Lebensgeiſter in den Nerven, oder auf einer andern Art der Bewegung, die ihnen der Wein mittheilet, oder auch auf einer beſondern Art der Spannung oder Bewegung der feſten empfindlichen Theile; ſo fragt ſichs, ob Kreaturen unmöglich ſind, die dieſe Menge von Lebensgeiſtern, dieſe Bewegung derſelben, oder der Nervenfäſerchen, ohne betrunken zu ſeyn, ſchon von Natur beſäſſen? Wenn dem alſo wäre, ſo würde es freilich um das Reich der geſammten Wahrheiten ſchlecht ausſehen. Wir würden nichts für wahr und gewis halten können, als in ſo fern wir Kreaturen von dieſer Art zu denken wären, die wir nun ſind. Es kan alſo wohl unmöglich Weſen geben, die von Natur ſo dächten, als ein Betrunkener oder Verrükter, wenigſtens kan keine Welt möglich ſeyn, worinn dieſe Art zu denken allgemein wäre. Nichts deſtoweniger aber iſt doch die Frage: Warum nicht? meines Erachtens eine der allerſchwerſten in der Weltweisheit. Ein Betrunkener würde eine Welt voll lauter Betrunkene allerdings für möglich halten. Geſezt, daß man ihn widerlegen wollte. Würde er nicht alles zugeben, und doch behaupten können, daß die ganze Widerlegung einem Manne, wie ihm, ſo viel als nichts gelten könnte, weil er nach ganz andern erſten Grundſäzen, als nach dem Saze des zureichenden Grundes, dächte?

5. Man kan den Rauſch eben ſo, wie den Schlaf, durch eine heftige Gemüthsbewegung auf einmahl vernichten. Dieſes macht eine Schwierigkeit in den Theorien beider Erſcheinungen. Man hält den Schlaf für eine Wirkung des Mangels der Lebensgeiſter. Allein, wenn ein Menſch in vier auf einander folgenden Tagen und Nächten nicht einen Augenblik geſchlafen hat, und kaum mehr hören oder ſehen kan; ſo wird er doch durch einen entſezlichen Schrek auf einmahl wieder ſo munter gemacht, daß ihm kein Schlaf in die Augen kömmt. Eben ſo hat man genug Beiſpiele von Leuten, die in der Betrunkenheit ihren Freund erſtechen, und von dem Schrek im Augenblike völlig nüchtern geworden ſind. Erſcheinungen von dieſer Art, mus man beſonders zu Rathe ziehen, wenn man eine gründliche Theorie von einer Sache erfinden will.

6. Der Schwindel und der Rauſch ſind die einzigen Zuſtände dunkler Empfindungen wachender Perſonen, worinn ihnen alles im Cirkel herum zu gehen ſcheinet. Allein, der Schwindel betrunkener Leute wird, wie der ganze Rauſch, durch den Schlaf gehoben; und alle andere Arten des Schwindels werden durch den Schlaf weder gebeſſert noch verſchlimmert. Daher iſt der Schwindel betrunkener Perſonen eine ganz eigene Art, die mit den übrigen nichts gemein hat, als das Umdrehen der Gegenſtände. Es iſt gewis, daß dieſe Erſcheinung anzeiget, daß ſich die Seele in einem ſehr gefährlichen Zuſtande befindet. Wo ein ſehr ſtarker Schwindel iſt, da iſt auch eine ſehr groſſe Wahrſcheinlichkeit, daß man in dieſem Augenblike an einem Schlagfluſſe ſterben könne. Nichts deſtoweniger aber fürchtet man ihn lange nicht ſo ſehr, als den Bliz, der einer einzelnen Perſon mit tauſendmal wenigerer Gefahr drauet.

Ich habe dieſe Reflexionen niedergeſchrieben, ohne mich an eine gelehrte Methode zu binden. Hoffentlich wird es den Leſern angenehmer ſeyn, von einer Sache, die ſehr weitläuftig abgehandelt werden könnte, dasjenige in wenigen Worten zu leſen, was davon einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig iſt, als wenn man ſie mit Theorien unterhielte, welche zu weiter nichts dienen könnten, als die Anzahl der Schwierigkeiten zu vermehren, davon ich hier einige berührt habe. Es iſt bei dem Rauſche ſo viel neues und wunderbares für einen Weltweiſen, daß mir der Ausdruk eines gewiſſen gelehrten Mannes ſehr wohl gefallen hat, der ſich einſtmals ziemlich berauſcht hatte, und ſagte: Izt ſollte man mich den Magiſtern für Geld ſehen laſſen.

Mediciniſche Abhandlung, vom ſtinkenden Athem.

Unter allen Unpäslichkeiten, wobei man herum gehen, und die Geſellſchaften beſuchen kan, iſt keine verdrieslicher, als ein ſtinkender Athem. Nicht darum, weil er den Perſonen beſchwerlich fiele, die ihn haben; ſondern weil er andere Leute beläſtiget, mit denen man ſpricht. Mehrentheils weis man nicht eher, daß man aus dem Munde übel riecht, als bis es einem andere Leute ſagen, welches davon herrühret, weil man entweder dergleichen Geruch bald gewohnt wird, oder weil die Dünſte nicht wohl in die Geruchsnerven würken können, wenn ſie von innen herausgelaſſen, und nicht durch das Einathmen gehörig in die Naſe gezogen werden; woraus beiläufig erhellet, wie viel die Lage der Naſenflügel, und die ganze Structur der Naſe zur Vollkommenheit des Geruchs beitrage. Weil man es nun ſelten wohl aufzunehmen pflegt, wenn einem in Geſellſchaft ein Fremder ſagt, daß man aus dem Munde übel rieche; ſo mus man ſich, wenn man zu leben wiſſen will, beſtändig erinnern, daß man es der Geſellſchaft ſchuldig ſey, ſich einen reinen Athem zu halten, damit ein Freund nicht eben genöthiget ſey, zu riechen, was er höret. Ich will die Mittel vorſchlagen, deren man ſich bedienen kan, dieſes Uebel zu vermeiden, oder zu vertreiben, und daher mus ich fürerſt die Urſachen deſſelben unterſuchen.

So unerheblich dieſe Krankheit überhaupt ſcheinen könte, ſo mus man doch geſtehen, daß ſie viel Merkwürdiges an ſich hat. Schon dieſes iſt ſonderbar, daß ſie der Kranke in vielen Fällen ſelbſt nicht empfindet, und daß er ſich, blos um anderer Leute willen, curiren mus. Es iſt auch beſonders, daß ſie von ſo vielen Urſachen herrühren kan, davon ich wenigſtens zwölfe, die die erheblichſten ſind, werde anführen müſſen. Von dieſen Urſachen ſind einige ſo beſchaffen, daß ſie gar keine Gefahr haben; andere ziehen den gewiſſen Tod nach ſich; einige können faſt mit nichts gehoben werden, und wider andere iſt kein Mittel in der ganzen Welt. Wir müſſen dieſe Urſachen kennen lernen, und ich werde, der Kürze und des Zuſammenhanges wegen, bei einer jeden zugleich die Cur, und alles anführen, was ich davon zu ſagen habe.

Die erſte Urſache eines üblen Geruchs aus dem Munde kan daher rühren, daß man ſich den Magen allzuſehr überladen hat. Denn ob man gleich nicht aus dem Schlunde, ſondern aus der Luftröhre redet; ſo gibt es doch gewiſſe Bewegungen der Muskeln der Gurgel, wobei auch der Schlund in etwas geöfnet wird. Jedoch wenn dieſes geſchicht, ſo mus es mit eben der Empfindung verbunden ſeyn, die man hat, wenn es einem aufſtößt; denn durch das Aufſtoſſen (Ructus) allein iſt es möglich, daß ſich der Geruch aus dem Magen erheben kan. Daher kan dieſes als ein Unterſcheidungszeichen angeſehen werden, daß der Geruch aus dem Magen kommt, wenn er nur beim Aufſtoſſen, aber nicht bei allem Reden, beſtändig geſpürt wird. Der Geruch ſelbſt, der aus dem Magen kommt, unterſcheidet ſich dadurch, daß er dem Geſtanke fauler Eyer ähnlich iſt. Auſſerdem iſt mit einem verdorbenen Magen ein Mangel des Appetits, Ekel und Drukken verbunden, woraus man bald merken kan, wo der Fehler liegt.

Wenn man dieſes Uebel heben will; ſo mus man den Magen reinigen, und die Verdauung befördern. Dieſes läſt ſich am beſten mit ſtarken Digeſtiven und Purganzen, oder, wenn die Ueberladung noch ganz neu iſt, durch ein Brechmittel bewerkſtelligen. Das Brechen kan, nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit einem aus 3. 4. oder 5. Gran Brechweinſtein, und 10. 12. oder mehr Gran vitrioliſchen Weinſtein zuſammen geſezten Pulver, befördert werden. Will man es aber bequemer haben, oder iſt die Überladung ſchon vor vielen Tagen geſchehen; ſo verfährt man, nach der erſten Methode, folgender geſtalt: Man nimmt zwei Tage nach einander, Morgens beim Thee, gegen Mittag um 11. Uhr, und Nachmittags um 6. Uhr, jedesmal eins von folgenden Pulvern, wobei man mit Faſten, oder wenigem Eſſen den Magen zu ſchonen hat. Nehmet vitrioliſchen Weinſtein, reinen Salpeter und Krebsaugen, von jedem 4. Scrupel, theilet das vermiſchte Pulver in 6. Theile. Am dritten Tage früh kan man ein Purgiermittel nehmen. Solte dieſes noch nicht hinreichend ſeyn, den Magen wieder zu reinigen, und den Appetit von neuem zu erregen; ſo kan man die drei folgenden Tage nochmals eben ſo verfahren.

Wenn ein Geſchwür im Magen den Geruch verurſachet, ſo iſt der Geruch beim Aufſtoſſen faulend, und es kommen mehr Kennzeichen hinzu, die es verrathen. Dieſer Fall iſt ſelten, und der Geruch im Munde kan nicht gründlich gehoben werden, ehe nicht das Geſchwür gereiniget und getheilet iſt. Man mus ſich alſo bis dahin mit dem Käuen wolriechender Sachen behelfen, wohin Zitronen- und Pommeranzenſchaale gehören, die bei den Apothekern mit Zukker dazu zubereitet zu haben ſind, anderer Mittel zu geſchweigen.

Nach dem Blutbrechen pflegt auch ein Geruch durch den Schlund aufzuſteigen, der ſich dadurch verräth, daß es beim Aufſtoſſen ſüslich und ekelhaft, wie warmes in die Fäulnis gehendes Blut, riechet. Dieſer Geruch verſchwindet, nachdem der Magen von dem geronnenen Geblüte gereiniget iſt, welches mit einer Doſe Rhebarber oder gelinde abführenden Extracten geſchehen kan.

Das Faſten und ein nüchterner Magen verurſacht auch einen Geruch aus dem Munde, und die Cur iſt leicht zu erachten. Auſſerdem iſt noch zu bemerken, daß man ſich ſtark- und übelriechender Speiſen enthalten müſſe, wenn man in Geſellſchaft gehen will, wo man viel mit Leuten zu ſprechen hat. Zwiebeln, Meerrettig, und beſonders Knoblauch ſind von dieſer Art, und ihr Geruch ſezt ſich ſo ſtark an den Theilen des Mundes an, daß er ſich auch ohne Aufſtoſſen verräth, da man ihn aber aus der Aehnlichkeit des Geruchs mit den genoſſenen Speiſen von andern Urſachen unterſcheiden kan. Das Käuen wohlriechender Sachen hilft wenig dazu, gleich wie dieſes auch den Brantweingeruch nicht vertilgen kan. Wer alſo nicht Luſt hat, dergleichen Speiſen zu meiden, den kan ich nicht anders, als wie Horaz den Mäcen abfertigen, der ihm Knoblauch vorgeſezt hatte, welcher dem Dichter ſehr übel bekommen war.

> - Si quid unquam tale concupiveris.
> Jocoſe Mæcenas, precor
> Manum puella ſuavio opponat tuo,
> Extrema & in ſponda cubet. Epod. III.

Eine andere Urſach des übeln Geruchs aus dem Munde kan die ſeyn, daß der obere Magenmund geſchwächt iſt, und ſich nicht wohl verſchlieſſen kan. Hier mus man magenſtärkende Sachen genieſſen, wohin die ausländiſche Gewürze, als Zimmet, Neiken, ingleichen auch Ingwer, Pfeffer, und dergleichen gehören. Es iſt bekannt, daß man dann und wann 3. bis 4. Maſtixkörner mit gutem Nuzen zu dieſem Zwekke verſchlukken kan, und es hat mir einſtmals ein Arzt verſichert, daß er ſich bei dergleichen Krankheit der gröblich geſtoſſenen Pfefferkörner, die ſo ganz zu verſchlukken ſind, als eines Geheimniſſes bedienet habe. Von Mageneſſenzen brauche ich wohl keine Beiſpiele zu geben.

Auſſer dem Magen kan auch die Lunge der Siz des übelriechenden Athems ſeyn, wenn nemlich darin ein Geſchwür oder Eiterbeulen befindlich ſind. Dieſe Urſach läſt ſich daraus erkennen, wenn, auſſer den übrigen Kennzeichen der

Schwindſucht, bei jedesmaligem Ausathmen, ohne Aufſtoſſen des Magens, ein faulender Geſtank aus dem Munde dringet. Dieſer Geſtank läßt ſich nicht gründlich ausrotten, und iſt ſo unheilbar, als die Schwindſucht ſelbſt. Das Käuen wolriechender Sachen macht hier eine ekelhafte Vermiſchung des guten und böſen Geruchs, die faſt ärger iſt, als der einfache Geſtank eines Geſchwürs. Von den Eitergeſchwüren (Vomica) in der Lunge habe ich ein Exempel erlebt, daß ſie drei Wochen vorher, ehe ſie aufgebrochen, einen entſezlichen Geſtank aus dem Munde verurſacht haben, ohne daß man hätte dahinter kommen können, woher er rührete. Es iſt nemlich bekannt, daß eine Vomica zuweilen ſo unvermerkt entſtehen, und in der Stille zunehmen und reiffen kan, daß ſich der Kranke ſelbſt deſſen nicht verſieht, daß in ſeiner Bruſt ſo etwas vorgehe; daher man den Urſprung des Geruchs leicht von etwas anderm herleiten kan, wenn man nicht wohl auf ſeiner Hut iſt. Mehrentheils kan man ihn dadurch entdekken, wenn man keine von den übrigen Urſachen eines ſolchen Geruchs bei einem Kranken findet; wenn gleichwol der Geruch ſtets dauret, und zunimmt; und wenn ſich ein kurzer Huſten, ein beſchwerliches Hinunterſchlukken, und dergleichen dabei ereignet. Weil es zur Rettung eines Kranken, der eine groſſe Vomicam bei ſich führet, viel beitragen kan, wenn ſie der Arzt, noch ehe ſie aufgehet, vorher ſieht; ſo kan der Geruch aus dem Munde hier mit zu Hülfe genommen werden, um die übrigen Vermuthungen, die man hat, etwan zu beſtärken. Wenn ſolche Leute die Luft ganz langſam, und ſo tief ſie können, in die Bruſt ziehen, und eben ſo langſam wieder heraus laſſen ſollen; ſo fangen ſie bald an zu huſten: und wenn dann der Athem ſtinkend iſt; ſo haben ſie ein Geſchwür oder eine Vomicam in der Bruſt, wofern ſich keine andere Urſach des faulen Geſtanks finden läßt. Ich kan hier keine Cur vorſchlagen, weil ich keine weis; und überdem iſt der böſe Athem das kleinſte Uebel eines Schwindſüchtigen, um das er ſich wenig bekümmern wird, wenn er doch ſterben mus.

Auch die Geſchwüre inwendig im Munde können den Athem verderben. Hieher gehöret beſonders die Bräune, (angina ſpuria) wenn die Drüſen hinten am Halſe aufbrechen wollen. Der davon herrührende Geruch verſchwindet von ſich ſelbſt, wenn das Geſchwür auf iſt, und während der Zeitigung deſſelben reinigen die eingeſprizten Gurgelwaſſer den Mund, wobei man ſich des Maulbeern- und Johannisbeerenſaftes ebenfals bedienen kan, damit ſich nicht noch ein ſaurer Geruch mit dem ſtinkenden vereinige, welcher auch ſogar dem Kranken durch den Geſchmak beſchwerlich fällt.

Wenn man es verabſäumet, den Mund täglich, und beſonders früh beim Aufſtehen, und nach den Mahlzeiten, auszuſpühlen, und die Zähne zu reinigen, ſo entſteht, beſonders bei Tobakrauchern, gar bald ein ekelhafter, ſaurer Geruch im Munde, der ſich aber bald wieder vertreiben läßt, wenn man die Reguln der Reinlichkeit beobachtet, die Zähne mit Salbeiblättern fleiſſig abreibet, oder ſich eines guten Zahnpulvers bedienet, das balſamiſch und ſcharf genug iſt. Hierzu kan man ſich hauptſächlich des Myrrhens bedienen, und es mit den gewöhnlichen Zahnpulvern vermiſchen. Gute Zähne können, wenn ſie täglich gereiniget werden, mit bloſſem friſchen Waſſer gut erhalten werden, wenn man ſich nur dieſelben Morgens und nach den Mahlzeiten damit abreibet.

Auch die hohlen Zähne können einen unerträglichen Geſtank im Munde veranlaſſen. Dieſer Geſtank iſt faulend, und wird nicht geſpühret, wenn ein Menſch mit verſchloſſenem Munde durch die Naſe ausathmet. So bald er aber redet, iſt der Geſtank gleich wieder vorhanden. Das beſte Mittel iſt, den hohlen Zahn ausnehmen zu laſſen. Wenn dieſer Rath verworfen wird; ſo kan man ſich in etwas helfen, wenn man die Höle mit weichem Bleie ausfüllen läſt, damit die Speiſen nicht darinn hängen bleiben, und faulen können.

Der geſundeſte Menſch fängt an aus dem Munde zu riechen, wenn er ihn viele Stunden nacheinander feſt verſchloſſen hält, und nichts redet, und blos durch die Naſe Athem holet. Man mus ſich alſo in Acht nehmen, wenn dieſes geſchehen, jemanden nahe an den Leib zu treten, wenn man zu reden anfängt. Man darf indeſſen nur den Mund mit friſchem Waſſer ausſpühlen, ſo iſt dem Uebel wieder abgeholfen.

Ein Naſengeſchwür verdirbt ebenfals den Athem, und dieſes empfindet man am meiſten, wenn der Athem durch die Naſe ausgeſtoſſen wird. Der Geruch iſt faulend, wie leicht zu erachten iſt, weil ſich in dergleichen Geſchwüren zuweilen groſſe Maden erzeugen, die öfters zu dreiſſigen ſolchen Leuten aus der Naſe herausfallen, und manchmal wol einen Zoll lang ſeyn können. Dieſe Geſchwüre müſſen hauptſächlich durch Einſprizzen in die Naſe geheilet werden; und weil hierbei ein erfahrner Wundarzt nothwendig zu Hülfe gerufen werden mus, ſo iſt es unnöthig, die Methode der Cur hier zu beſchreiben.

Mit dieſem Uebel hat der Schnupfen einige Verwandſchaft, indem die freſſende Materie deſſelben die Schleimhaut in der Naſe anfriſt, daher man gemeiniglich nach dem Schnupfen eine Art von Eiter ausſchnaubet, der von den kleinen Geſchwüren herrühret, die derſelbe in der Naſe zurük läſt. Dieſer Eiter hat einen ſüſlichen unangenehmen Geruch, welcher ſich dem Hauche mittheilet, aber von kurzer Dauer iſt, indem er verſchwindet, ſo bald die leichten rohgefreſſenen Stellen wieder ausheilen. Wer es leiden mag, kan wohlriechende deſtillirte Waſſer lau in die Naſe ziehen, oder ſich eine dünne Auflöſung des wäſſerigten Myrrhen-Extractes einſprizzen laſſen, wovon die Stellen bald ausheilen.

Wem iſt nicht die Mundfäule, (Stomacace) dieſe entſezliche Krankheit des Mundes bekannt, die den Scharbok begleitet? Der Geſtank eines ſolchen Mundes übertrift an Häslichkeit alles Uebele, was gerochen werden kan. Es iſt hierbei nothwendig, innerliche Arzneien mit den äuſſerlichen zu verbinden, unter welchen alle balſamiſche Sachen, beſonders aber der wäſſerige Myrrhen-Extract zu verſtehen iſt, den man in lauem Waſſer auflöſen, und ſich das Zahnfleiſch fleiſſig damit reiben mus. Dieſe Krankheit mus nach einer ſolchen Methode geheilt werden, die man nicht ohne Zurathen eines Arztes vornehmen kan. Daher würde keinem Leſer damit gedient ſeyn, wenn ich gleich ausführlicher davon handeln wolte.

Eben dieſes gilt von der Luſtſeuche, und den Blattern, welche beide Krankheiten einen unnatürlichen ſüſſen Geruch im Munde veranlaſſen, der bei der erſten im höchſten Grade ekelhaft iſt. Hier mus die ganze Maſſe des Geblüts erſt gereiniget werden, ehe man Hofnung haben kan, den übeln Geruch des Mundes zu vertreiben; und da es noch mehr Krankheiten gibt, die den Hauch anſtekken; ſo müſte ich die halbe Arzneikunſt lehren, wenn ich alle Curen derſelben erzählen ſolte.

Es iſt möglich, daß ein Menſch, der nicht das geſundeſte Geblüt hat, einen übeln Athem bekommen kan, ſo bald die Ausdünſtung bei ihm unterbrochen wird; und wenn man dieſes merkt, ſo braucht man dieſelbe nur mit einigen Taſſen Thee oder durch Leibesbewegung wieder herzuſtellen, um den Geruch aus dem Munde zu verlieren.

Dieſes ſind die vornehmſten Urſachen, von welchen der üble Geruch aus dem Munde ſeinen Urſprung nimmt. Ich habe lauter ſolche Mittel dawider ange-

führt,

führet, die man leicht haben kan, und wobei man nicht nöthig hat, einen Arzt erſt um Rath zu fragen, weshalb ich auch die Unterſcheidungsmerkmale der verſchiedenen Urſachen hinzugefüget habe. Wo die Cur eines Arztes nothwendig iſt, habe ich dieſes angezeiget, ohne etwas zu verordnen, weil ich hier nicht Willens geweſen bin, Aerzte zu lehren; ſondern den Leſern zu ſagen, wo ſie keines Arztes nöthig haben. In dieſem lezten wird den meiſten mehr gelegen ſeyn, als an dem erſten, ſintemal es bekannt iſt, daß man es als eine Strafe des Himmels anzuſehen habe, in die Hände des Arztes zu fallen.

Einige Anmerkungen vom Unterſchied der vorigen und gegenwärtigen Zeiten.

In den vorigen Zeiten hielte man die Religion für ein Kleinod, und die die Groſen wie die Kleinen, die Reichen wie die Armen, die Gelehrten wie die Ungelehrten in Ehren halten muſten, wenn ein allgemeiner Wohlſtand blühen ſollte: jezt hält man ſie für ein Werk der Einfältigen und Ungelehrten, für eine Pfründe der Geiſtlichen, und für eine Stüze der Thronen der Monarchen. Wer hat am beſten gedacht, die Alten oder die Neuen?

In den vorigen Jahrhunderten hat man den Adel, durch Gelehrſamkeit, durch Heldenmuth und Tugend erhalten und mit Verdienſten fortpflanzen müſſen, weil Patriarchen des Adels adelmänniſch dachten: jezund darf man nur den Adel durch die Geburt ererbet haben, ihn mit dem Glanz der Vorfahren in Stolz, in Unwiſſenheit und Staat fortſezen; die mehrſten Stimmen werden gewis dahin fallen: man beſize ſchon alle Vollkommenheiten, die zu einem Officier, zu einem Cavalier und Staatsmann gehörten.

Unſere Vorfahren lehnten ihr Geld auf ein ehrlich Wort, oder wenns hoch kam, auf eine Handſchrift aus, und verlohren doch keine Capitalien; wir geben es hin auf gerichtliche Obligationen, auf Hypotheken und werden doch betrogen. Wenn war die Juſtiz und der Credit am beſten, zu unſern oder zu jenen Zeiten?

Die Worte der Alten rochen freilich, wie ein gewiſſer Schriftſteller ſagt, nach Knoblauch und Zwiebel, aber ihr Herz war geſund und ihre Gedanken patriotiſch: jezt riechen die Reden der neuen nach den beſten Weinen und delicateſten Speiſen, aber das Herz iſt krank, die Gedanken bös, die Abſichten eitel und die Handlungen laſterhaft. Welch ein Unterſchied der Zeiten! welch eine Verwandelung der Leute!

Unſere Vorfahren, die Alten ehrlichen Deutſchen, führten eine ſonderbare und in etwas ſtrenge Kinderzucht. Die minderjährigen Söhne durften weder vor ihr Angeſicht kommen, noch mit ihnen bei öffentlichen Zuſammenkünften erſcheinen. Sie muſten erſt von ihren Lehrern in den behörigen Wiſſenſchaften unterwieſen worden ſeyn, und die Kinderſchuhe ausgezogen haben, ehe ſie vors Angeſicht ihrer Väter zu kommen ſich erkühnen durften, und doch muſte ſolches mit entblöſtem Haupte geſchehen. Hernach wurden ſie mit zu öffentlichen Verſammlungen gezogen. Jezt ſind die Zeiten gelinder, und die Väter verfahren mit dem Knaben Abſalon gar ſäuberlich. Dieſer hat einen freien Zutritt zu ſeinem Vater, er thut ſo vertraut, daß er nicht einmal dran gedenkt, in ſeines Vaters Gegenwart, wenn er auch noch ſo angeſehen iſt, an den Hut zu greifen. Ja es iſt ſo weit gekommen, daß alte Graubärte hinter ihren Söhnen, die kaum eine mittelmäſige Wiſſenſchaft erlangt haben, hergehen und den Hut unter den Arm tragen. Oft weis man nicht zu unterſcheiden, wer Vater oder Sohn ſey, ſo ſehr hat ſich mit der Zeit das vierte Gebott umgekehrt! O Miltiades, wie oft bedaure ich dein Schickſal! du hätteſt ein paar tauſend Jahr ſpäter leben ſollen, ſo hätteſt du nicht wegen deiner Schuldforderung, die das gemeine Weſen an dich gemacht, in Ketten und Banden ſterben müſſen! Jezt hält man den für den geſcheideſten Kopf, wer am artigſten betriegen, und die gröſten Capitalien mit dem Schweis ſeines Nachbarn machen kan. Das ſind rechte Narren, die ſich Schulden halber grämen, erſaufen, oder eine Kugel vorn Kopf ſchieſſen. Gros gethan, Credit gemacht, luſtig und dem Stand gemäs gelebt, die groſe Glück bezahlet alles. Ich höre noch oft jenem klugen Geiſt eine Lobrede halten, daß er ein ſo vernünftiger Haushalter geweſen, der ſein und ſeiner Frau Vermögen verthan, und doch ſeinen Kindern ein ſolches Capital hinterlaſſen, daß ſie mit Ehren haben erzogen werden können. Doch, in andern Fällen finden ſich weit mehrere Beiſpiele, die da beweiſen, daß die jezige Zeiten beſſer, als die Vorigen, gleich wir ſchon in dieſen Blättern weitläuftig angeführt worden.

Von dem Abgange der Knochentheile in dem menſchlichen Körper, und warum alte Leute kleiner, als in ihren männlichen Jahren, ſind.

Wäre der menſchliche Körper ſo beſchaffen, daß er bei der häufigen Nahrung, die er täglich zu ſich nimmt, nicht wiederum viele Theile verliehren ſolte; ſo würde er gar bald zu einer ungeheuren Gröſſe anwachſen, und ſich ſelbſt zur Laſt werden. Wäre es auch möglich, daß, ohne an einen Abflus der Theile zu gedenken, die Säfte deſſelben, wie ſonſt zu geſchehen pflegt, herum getrieben würden, ſo müſte es ſich dennoch zutragen, daß die verhandenen Säfte dem neuen Nahrungsſafte endlich gar keinen Plaz mehr würden einräumen können, ſondern daß ſich der Körper von ſelbſt aufreiben würde. Es hat alſo der weiſe Schöpfer es dergeſtalt geordnet, daß nicht nur der Zuflus und Abflus in dem menſchlichen Körper beſtändig von ſtatten gehe, ſondern daß auch der Abgang der Theile öfters den Anwachs derſelben weit übertreffen mus. Er hat es ſo eingerichtet, daß

Der Kreislauf uns belebt, und auch vor Fäulung ſchüzt,
Der ausgebrauchte Theil von uns ſich ſelbſt verſchwizt,
Und unſer ganzer Bau ein ſtetes Muſter ſcheinet
Von höchſter Wiſſenſchaft, mit höchſter Huld vereinet.

Es iſt alſo nicht nur das vornehmſte Mittel, die Geſundheit zu erhalten, daß die unnüzen und hindernden Theile unſers Körpers einen beſtändigen Abflus haben, ſondern man bekommt auch ein ſicheres Mittel, die verlohrne Ordnung des Körpers wieder herzuſtellen, wenn man den überflüſſigen Theilen einen vortheilhaften Abzug verſchaffen kan.

Gegenwärtig iſt meine Abſicht, über den Abgang der Knochentheile in unſern Körpern einige Betrachtungen anzuſtellen, u. zu unterſuchen, ob er vielleicht etwas darzu beitrage, daß alte Leute kleiner zu ſeyn pflegen, als ſie in ihrem männlichen Alter waren. Ich werde dabei einige nicht unangenehme Betrachtungen anbringen, und ich glaube, daß vielen damit werde gedienet ſeyn, die ſich von der Sache einen allgemeinen Begrif machen wollen.

Daß die Knochen einen wirklichen Abgang leiden, ſcheinet dem erſten Anblike nach nicht ſogleich erweislich zu ſeyn. Nichts deſtoweniger äuſſert es ſich an einigen, die dem Geſichte blos geſtellet ſind, augenſcheinlich. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß nicht nur ganze Zähne wegfallen, und andere an deren Stelle wieder hervorwachſen, ſondern man wird auch gewahr, daß diejenigen, welche wir bis ins Alter behalten, durch das beſtändige Reiben in der Kauung der Speiſen einen groſſen Abgang leiden. Man darf nur die Zähne anſehen, welche man vor andern beſonders braucht. Bei manchen ſind die ſchneidenden und ſpizigen, bei andern aber die Bakzähne am meiſten abgenuzt. Beſonders darf man nur die Zähne alter und zwar ſolcher Leute betrachten, die ſich ihr Leben hindurch mit harten und groben Speiſen haben behelfen müſſen. Die Jäger und Roßtäuſcher haben ſogar hieraus Anlas genommen, das Alter der Hunde und der Pferde zu erkennen. Ja, die erſten wiſſen es ſo gut, was bei den Jagdhunden die Abnuzung der Zähne zu ſagen habe, daß ſie ihnen nicht gerne harte Knochen vorzuwerfen pflegen, damit ſie nicht mit ſtumpfen Zähnen zur Jagd untüchtig werden.

Man muß ſich wundern, was für eine Mannichfaltigkeit in der äuſſerlichen Figur der Zähne, der Thiere, und ſogar der Thiere von einerlei Gattung, herrſchet. Viele, die der Sache nachgedacht, haben gefunden, daß es bei dieſen lezten guten Theils von dem Futter herkomme, womit ſie ſich nähren. Man hat die Zähne derjenigen Pferde, die meiſtentheils mit weichem Graſe gefüttert werden, mit den Zähnen anderer zuſammen gehalten, die an hartes Futter, als an Haber, Heu, u. ſ. w. gewohnt ſind. Man hat geſehen, daß der gröſte Unterſchied durch die verſchiedene Reibung und durch die daraus erfolgte verſchiedentliche Abnuzung derſelben verurſachet worden.

Wollen wir dasjenige, was allhier von den Zähnen geſagt worden, auf die übrigen Knochen anwenden, ſo findet ſich freilich dabei einige Schwierigkeit, weil man von dem, was ſie an Theilen verlieren, eben nichts ſogar merkliches wahrnimmt. Unterdeſſen können wir eine Bemerkung nicht vorbei laſſen. Man hat wahrnehmen wollen, als wenn alte Leute und Greiſe allezeit etwas kleiner wären, als ſie würklich in ihrem blühenden Alter geweſen ſind. Man hat dieſes dem Abgange der Knochentheilen zuſchreiben wollen, und Diemerbrok hat im vorigen Jahrhunderte dieſes gar ſehr behauptet. Er will Greiſe geſehen haben, die um zween um einen und um einen halben Zoll breit kürzer geweſen ſind, als in ihren männlichen Jahren. Man gab zur Urſache an, daß die Knochen Schwachheits halber das Gewicht und die Laſt des Körpers nicht mehr vollkommen aushalten könnten, und daß die Gelenke durch die Muskeln nicht mehr recht zuſammen gehalten würden, und ihre gehörige Dienſte zu verrichten im Stande wären.

Allein, wenn wir die Sache genau anſehen, ſo iſt dieſe Urſache für den Abgang der Knochentheilchen bei alten Leuten ſehr unkräftig. Ich hätte wiſſen mögen, was dieſe Leute geſagt hätten; wenn man ihnen dargethan, daß der Menſch alle Nächte um 2. Zoll wüchſe, und des Tages um eben ſo viel wieder abnähme; daß man nach dem Eſſen einige Linien gröſſer, als vor demſelben, ſey. Ja, daß ſo gar das bloſſe Liegen einen Menſchen um einen guten Theil länger mache. Ich ſollte nicht denken, daß ſie während der Nacht, da man liegt, und doch etwas gröſſer wird, die Schuld allein auf das erleichterte Gewicht des Körpers ſchieben ſolten, oder doch wenigſtens dafür halten, daß das Gewicht des Körpers im Stehen einen Menſchen eben um die 2. Zolle kleiner machen ſollte.

Ich will aber hiervon andere Urſachen angeben, die mich vielleicht auf einige Gründe führen können, warum alte Leute immer etwas kleiner ſcheinen, und ob würklich die Abnahme der Knochen daran Schuld ſey. Daß die Knochen einer Ausdehnung, und eines nach und nach unmerklichen Wachsthumes fähig ſind, kan niemand leugnen. Aber es können nicht gleich alle begreifen, wie die Ausdehnung bei ihnen allmählich geſchehe. Robert Nesbitt, der uns eine ſo ſchöne Anatomie der Knochen geliefert hat, geſtehet ſelbſt, daß ſie aus nichts anders, als aus vielen kleinen Platten oder Blätterchen,

terchen, beſtehen, die ſich vermittelſt gewiſſer beinigter Faſern ſo feſt an einander legen, daß gar keine neue Materie zwiſchen ihnen mehr angeleget werden kan. Inzwiſchen ſind doch ſehr viele hohle Röhren in ihnen befindlich, die einen rothen ölichten Saft enthalten, und der ihnen ebenfalls einen Theil der Nahrung verſchaffet. Wenn es ſich nun begiebt, daß dieſe Feuchtigkeit, oder dieſer Saft, in den innern kleinen Gängen der Knochen ſtark anſchwillt, und häufig vorhanden iſt, ſo kan es geſchehen, daß die Knochen dadurch eine unmerkliche Ausdehnung überkommen, und ſich in derſelben nach der Menge des Saftes richten, wie die Naturforſcher gar wohl angemerket haben.

Es giebt aber noch eine andere Art Feuchtigkeit, die in der Länge eines Menſchen einen kleinen Unterſchied machen kan. Man weis, daß zwiſchen allen Gelenken, wo die Knochen in unſerm Körper auf einander liegen, nicht nur gewiſſe Knörpel, die die Hohlung, worinn die Articulation vor ſich geht, überziehet, ſondern es iſt auch noch in eben dieſer Höhle eine gewiſſe ſchleimichte und klebrichte Feuchtigkeit vorhanden, die nach Heiſters Meinung, durch beſondere Drüſen daſelbſt abgeſondert, nach Ruyſchens Angeben aber durch die feinen Oefnungen der Pulsäderchen dahin gebracht werden ſoll. Allein, ſie mag herkommen, woher ſie wolle, ſo iſt es ausgemacht, daß würklich zwiſchen den Gelenken eine ſolche Feuchtigkeit vorhanden iſt, die man beſonders in den Gelenken der Wirbelbeine über einander, und in der Pfannenhöhlung der unbenañten Beine ganz augenſcheinlich ſiehet.

Nimmt man nun diejenigen Fälle an, da die offenen Gefäſſe in den Knochen mit neuem Safte erfüllet ſind, beſonders aber, da die Feuchtigkeit zwiſchen den Gelenken der Knochen ſtark vermehret wird; ſo kan man ſehen, wie die Natur oder die Länge des Körpers um etwas vermehret werden kan. Allein, eben dieſer Zuwachs des Saftes und der Feuchtigkeit geſchiehet theils bald nach dem Eſſen, theils auch die Nacht über im Schlafe. Jener, weil alsdann alle hohlen und offenen Theile eines geſunden Körpers, vermittelſt der Nahrung, mit neuem Safte angefüllet werden, wodurch er, wie bei allen feuchten und ſchwammichten Körpern geſchiehet, nothwendig etwas ausgedehnet werden mus. Dieſes aber, weil alsdann die Verdauung allererſt recht von ſtatten zu gehen pfleget, der Nahrungsſaft überall ſtark verbreitet, und folglich auch die ſchleimichte Feuchtigkeit zwiſchen den Gelenken um ein groſſes vermehret wird.

Alles dieſes gehet dahin, daß ich erweiſe, der Druk und die ganze Laſt des Körpers ſey nicht allein die Urſache, warum ein Menſch in einer ſo kurzen Zeit, wie Tag und Nacht iſt, in der That gröſſer und kleiner ſeyn könne. Die Haupturſache lieget an der Menge der Feuchtigkeiten, die auch ſogar die beinartigen Röhren unſers Körpers merklich ausdehnen können, beſonders aber an der zähen Feuchtigkeit, die, wenn ſie in Menge da iſt, verurſachen mus, daß z. E. der Kopf des Schenkelbeines nicht ſo tief in die Pfañenhöhlung hineingehen kan, als er hineingehen würde, wenn weniger Feuchtigkeit zugegen wäre.

Inzwiſchen kan man doch dem Druke des Körpers nicht alle Würkung abſprechen. Freilich iſt er mit unter die Urſachen zu rechnen, daß man den Tag über kleiner ſey, als man die Nacht zuvor geweſen iſt. Nemlich die Knörpel, welche ſich in den Gelenken um die äuſſerſten Theile der an einander anliegenden Knochen befinden, dehnen ſich, wenn der Körper lieget, und folglich die Knochen nicht aufeinander gedrukt werden, von ſelbſten aus. Es haben einige Naturforſcher dieſe Ausdehnung auf zween Zolle geſchäzet. Allein, Sanktorius hat auch dagegen bemerket, daß der Körper bei geſunden Leuten und nach einem guten Schlafe um 50. Unzen ausgedünſtet, folglich um ſo viel leichter iſt, als er den Abend zuvor geweſen. Es müſte alſo der Druk des Körpers des Morgens nicht ſo viel vermögen, als den Tag vorher. Daher würde die natürliche Länge des Körpers, wenn man die vermehrte Feuchtigkeit zwiſchen den Gelenken in keine Betrachtung ziehet, und blos nach dem Gewichte des Körpers urtheilet, des Morgens geringer ſeyn, als des Abends zuvor. Und gleichwohl äuſſert ſich das Gegentheil. Ja, man müſte auch [illegible] nach dem Eſſen, als zu welcher Zeit man um 4. bis 6. Pfund, nach Sanktorius Rechnung, ſchwerer iſt, eher kleiner, als gröſſer, ſeyn. Nichts deſtoweniger geſchiehet das lezte; und ſorgfältige Bemerker haben wahrgenommen, daß man um dieſe Zeit beinahe zwo Linien mehr in der Länge hat.

Wenn wir nun auf die Entſcheidung der Frage kommen: ob denn die alten Leute deswegen etwas kürzer oder kleiner ſind, als ſie zuvor in ihrer Jugend geweſen? ſo ſehen wir billig, auf was für eine Art dieſe wichtige Veränderung geſchehen könte. Ich habe ſchon erinnert, die Alten hielten dafür, der Abgang der Knochentheilchen ſey daran Schuld. Sie behaupteten, die Knochen verlöhren etwas Kraft, daß der Druk des Körpers ihnen zu der Zeit weit beſchwerlicher und empfindlicher, als in der Jugend wäre. Allein, die Sache beſſer auseinander zu ſezen, will ich folgende Betrachtung machen. Wäre es würklich an dem, daß der Abgang der Knochentheilchen, die Verringerung der Natur bei einem alten Menſchen verurſachte, ſo müſten die Knochen in der Länge etwas verlieren, welches entweder an den Enden, wo nemlich die Körper in die Pfannen gehen, oder auch in dem ganzen Knochen hindurch, geſchehen könte, weñ dieſe ſeine Theile näher in einander gedrukt würden, daß die Verkürzung des Knochens den ganzen Knochen hindurch proportional würde, und nicht blos an einem Ende geſchähe. Beides iſt wider die Erfahrung. Die Zergliederer haben nicht gefunden, daß die Knochen der alten Leute etwan kürzer worden wären; es ſey denn, daß eine Fäulung oder eine Knochengeſchwulſt daran Schuld geweſen wäre, welches aber jezo nicht zu unſerer Sache gehört. Ihre Schlüſſe beweiſen vielmehr, daß die Knochen der Greiſe eben ſo lang und eben ſo harte ſeyn müſſen, als ſie jemals in ihren Körpern geweſen ſind, welches auch mit den Verſuchen, die man darüber angeſtellet hat, wohl übereintrift.

Da es aber dennoch die Erfahrung lehret, daß alte Leute allezeit etwas kleiner, als in ihren beſten Jahren, ſind; ſo darf man, meines Erachtens, keine andere Urſache davon angeben, als diejenige, der ich oben die tägliche Abwechslung der Natur des menſchlichen Körpers zugeſchrieben habe. Nemlich, die Lebensgeiſter werden täglich weniger und ſchwächer, die Nerven und die Muskeln unkräftig, die Säfte nehmen nebſt dem Nahrungsſafte im ganzen Körper ab, das Blut wird weniger, und der Leib verzehret ſich endlich ſelbſt.

Des Lebens lange Laſt erdrükt die müden
Glieder.
Die Freude flieht von ihm, mit flatterndem Gefieder,
Der ſorgenfreien Jugend zu.

Hierdurch kan es nun nicht anders ſeyn, als daß die Feuchtigkeit, die zwiſchen den Gelenken und der Knochen Gelenke befindlich iſt, überhaupt abnimmt, und weniger wird, welches eine Urſache iſt, daß die Knochen näher an einander kommen, und einige Aenderung in der Länge ausmachen. Dieſe Feuchtigkeit darf ſich aber eben ſo wenig zwiſchen den Gelenken völlig verzehren, als die Säfte in den feinen Röhrchen der Knochen gänzlich verſchwinden können. Denn im erſten Falle mus ein überaus empfindliches Bewegen der Glieder, oder eine gänzliche Lähmung, folgen. Jm andern Falle hat man den auffreſſenden Wurm, oder eine jegliche andere Fäulung der Knochen, zu befürchten. Nachgehends hält man auch dafür, daß die Knörpel, welche zwiſchen den Gelenken im Körper befindlich ſind, im Alter nicht ſo viele Nahrung, als in den jungen Jahren, haben, und folglich etwas ſchlaffer und dünner werden, oder, welches einerlei iſt, ſich mehr zuſammen ziehen. Dieſes verurſacht wieder eine Verkürzung in dem aufrecht ſtehenden Körper. Am allermeiſten aber kan dieſer Unterſchied daher rühren, weil die Abnahme der Kräfte bei alten Leuten verurſacht, daß ſie gebükt zu gehen pflegen, und zwar einige ſo wenig, daß es kaum merklich iſt. Dieſes, glaube ich, wird die Statur eines betagten Mannes um ein vieles verkürzen. Allein, ich ſtehe noch immer in der Meinung, daß wir dieſe bei gegenwärtiger Frage nicht in Betrachtung ziehen müſſen, weil es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß ſie von denen, welche von der Verkürzung der Statur im Alter reden, ebenfalls, und zwar wohl bedächtig, bei Seite geſezet wird. Wenn dieſes iſt, ſo wird der angenommene Abgang der ſchleimichten Feuchtigkeit zu Beantwortung unſerer Frage wohl das meiſte beitragen.

Vorſchlag von Löſchung entzündeter Kamine oder Schornſteine.*

Unter die oft gewöhnlichen Zufälle, die aber leicht gefährlich werden können, gehöret dieſer, daß Schornſteine in Brand gerathen. Die Mittel aber, die man bei ſolchem Zufall anzuwenden pfleget, ſind nicht immer zuverläſſig, noch behutſam genug. Folgendes hat die Erfahrung ſicher und bewährt bewieſen: Man mus vor allen Dingen das unten liegende Feuer, wodurch der Brand entſtanden, aus einander nehmen, damit die in die Höhe ſchlagende Flamme gemindert werde. Umſtehende pflegen in der Eile hiebei zum Waſſer zu greifen; aber dieſes mus verhütet, und nicht einmal die Brände damit ausgelöſchet werden. Nach Auseinanderwerfung der Brände nimt man ein irdenes Geſchirr, ſollte es auch nur ein Hohlziegel ſeyn, beſchüttet ſie mit einer Quantität glüender Kohlen, ſezet ſie auf dem Heerd gerade unter dem Schornſtein, und wirft auf dieſelbe eine gute Handvoll Schwefel. Sobald der Schwefel ſich entzündet, ziehet ſich der ſaure Schwefeldampf mit der Luft in den Schornſtein hinauf, und erſtikket im Augenblik das dortige Feuer, wenn es auch gleich bereits ſo überhand genommen hätte, daß die Flamme oben herausſchlüge.

Vom Akerbau.

Der Feld- und Akerbau iſt, wie bekant, eine unentbehrlich nöthige und dabei auch nüzliche Sache. Auf dem platten Lande und auch in Städten beſchäftigen ſich damit viele Menſchen. Die Art und Weiſe aber, das Feld zu bauen, iſt nicht einerlei, ſondern ſehr von einander unterſchieden, und richtet ſich billig nach den Umſtänden, Beſchaffenheit und Situation der Oerter und des Landes. Denn da hier gut, dorten ſchlecht, hier warm, dorten kalt, hier troken, dorten nas Land iſt; ſo mus ja jedes nach den wahren Natur-gemäſſen und in der Erfahrung jedes Orts gegründeten Umſtänden geakert, begailet und beſtellet werden, wenn anders der Akermann unter dem Segen GOttes will einen Auswurf davon haben.

Da nun eine ausgemachte Sache iſt, daß an dem Segen GOttes alles gelegen; denn ohne den Beiſtand des Höchſten iſt alle Mühe und Arbeit vergebens, und der groſſe

---

* Aus der Stuttg. ökonomiſchen Realzeitung, Jahrg. 1755.

GOtt kan auf vielerlei Art und Weiſe die Feldfrüchte vernichten und verderben, ſo der Menſch nicht wehren kan; ſo iſt es daher recht und billig, auch höchſt nothwendig, daß alle Arbeit im Namen GOttes, mit Gebet und einem kindlichen Hofnungsvollen Vertrauen auf die gnädige Vorſorge des dreieinigen GOttes unternommen, aber auch dabei an Seiten der Menſchen vernünftig und Natur gemäß verfahren werde. An Seiten der Menſchen komt es nun

Bei dem Akerbau hauptſächlich auf dieſe drei Stükke, nemlich erſtlich auf die Beakerung, 2tens auf die Begailung, und 3tens auf die Beſtellung des Landes an.

Was nun die Beakerung anlanget, ſo iſt überhaupt nöthig, daß aller und jeder Akker durch Pflügen und Eggen, nach Beſchaffenheit des Erdbodens, zu rechter Zeit, und allemal, wo es anders möglich, bei trokkenem Wetter öfters umgewand, tüchtig klein gemacht, und ſo zubereitet werde, daß derſelbe den Fruchtſaamen in ſich zu faſſen, und dann der Saame ſelbſten in ſolchem zubereiteten Lande zu keimen, Wurzel zu ſchlagen, aufgehen und wachſen zu können im Stande ſeye. Geſchiehet dieſes nicht, und das Land wird nicht tüchtig klein gemacht, und wohl ausgebauet, ſondern es bleibet entweder in ſeinen Furchen ganz, oder aber in groſſen Stükken liegen: ſo iſt ja das Land nicht im Stande, den darauf geſtreueten Saamen in ſich zu faſſen, ſondern es bleibet derſelbe oben auf dem Lande entweder liegen, oder er fällt unter die dikken Erdſchollen, kan nicht aufgehen und mus vermodern, und der oben auf dem Lande liegende Saame gehet gar ſelten auf, wird auch vom Viehe und Vögeln aufgeleſen und weggeraft, und alſo dem Lande entzogen; das Unkraut und Gras hingegen nimmt überhand, und überziehet und unterdrükket das dünne ſtehende Getraide. Iſt hingegen aber das Land tüchtig, klein, rein, milde und wohl ausgearbeitet; ſo kommt der Saame gut in die Erde, kan in derſelben keimen, und tüchtige Wurzel ſchlagen und aufgehen, die Wurzeln der zarten Pflanzen werden für Kälte und Hizze beſſer verwahret, die Pflanze ſtehet in der Erde feſte, und fällt nicht ſo leicht um, wirft mehrere Ueberſproſſen aus, und macht, daß die Frucht dichte bei einander ſtehet, und alſo auch dem Akkermann beſſer lohnet. Da nun die Erde an und vor ſich an den wenigſten Orten in hieſigen Landen ſo beſchaffen, daß dieſelbe ohne Düngung gute Früchte bringet, auch milde und lokker wird; ſo iſt

Die Begailung des Landes ein nothwendiges Stük, und an und vor ſich nicht anders, als eine Anreicherung der Salien und Vermehrung der magnetiſchen Kraft, ſo im alkaliſchen Theile des Salzes ſtekket, um aus der Luft und vom Thau, Regen und Schnee dasjenige an ſich zu ziehen, ſo ihm theils ſelbſt entgangen, theils aber noch gefehlet hatte, um dieſes der Frucht, wegen der in derſelben auch ſelbſt ſchon ſtekkenden magnetiſchen Kraft und Gleichheit zu deren Wachsthum und Erhaltung mitzutheilen. Es ziehet alſo ein Magnet immer den andern, ſo das Wunderbare der Natur iſt. Es mag nun die Düngung geſchehen durch Miſt, Hürdelager, Erd- und Mergelfahren, oder in den Sandländern durch Plaggen, und in den Marſchländern durch das Ausgraben der Erde aus den Graben; alles hat keinen andern Endzwek und Nuzzen, als entweder die Erde mit mehrern Salien zum Wachsthum der Früchte anzureichern, oder aber das ſteinigte und von der Erde entblöſte auch niedrige Land zu erhöhen und erthaft zu machen. Es kommt aber hiebei billig die Frage vor, welche Art der Düngung die beſte ſey, nemlich die Geile und Gahre in die Erde zu bringen, oder auf der Oberfläche der Erde zu laſſen? Ich halte aus vorangeführten Urſachen die leztere für die beſte, und wer es wird erfahren, der wird mir gleich hierunter beifallen, und dagegen nichts ſagen, ſondern die Erfahrung wird für mich das Wort führen, und es in der That beweiſen. Es iſt aber auch in der Natur gegründet: denn alle perfecta corpora in den dreien Reichen der Natur müſſen alle drei Principia Naturæ in ſich haben,

ben, denn ohne dieſe in ſich zu haben, mag keines beſtehen, und iſt unter dieſen das Saliniſche dasjenige Stük, womit ſich das Geiſtige und Oehligte verbindet, und woraus hoc facto ein perfectum Corpus wird oder entſtehet. Hat nun das Sal dieſes in ſich, ſo hat es nicht das ſaure Theil des Salzes; denn dieſes iſt volatiliſch, es mus daher dieſe magnetiſche Kraft im alcaliſchen Theile des Salzes ſtekken. Dieſes iſt die Baſis naturæ, und der wahre Magnet. Stekket nun dieſes in der Erde, oder iſt mit Erde bedekket, ſo iſt es ja begreiflich, daß die anziehende Kraft davon nicht ſo ſtark ſey, als wenn es auf der Oberfläche der Erde iſt, da kan es ja aus der Luft, weiter aus Thau, Regen und Schnee, worinnen Sal, Sulphur & Mercurius ſtekket, an ſich ziehen und den Früchten mittheilen. Da nun die Würkungen dieſes beweiſen, ſo iſt es eine ſichere und unumſtösliche Wahrheit. Und aus dieſem Grunde kan einer, der vieles Land hat, und mit der Düngung nicht reichen kan, alcaliſche und nitröſe Salze mit einander im Waſſer auflöſen, und damit die Saatfrüchte anfeuchten. Wie aber aller Ueberflus in der Natur ſchädlich, ſo hat auch ein jeder, der ſich deſſen bedienen will, denſelben hierunter zu vermeiden. Ein Viertelpfund Nitrum, oder Salpeter, und ein Viertelpfund Pottaſche in 3. Stübchen Waſſer, wozu aber das Regenwaſſer das beſte iſt, aufgelöſet, und damit 1. Himten Saatfrucht angefeuchtet, iſt genug. Es wird dadurch der Salztheil in dem Saamenkorn mächtiglich geſtärket, und deſſen magnetiſche Kraft auch darinn erreget, ein mehreres an ſich zu ziehen. Es iſt nun zwar die Düngung auf der Oberfläche der Erde einigen Schwierigkeiten unterworfen, indem der Miſt, womit gedünget wird, öfters pfleget lang und nicht kurz zu ſeyn, und alſo beim Untereggen hindert und ſchleppet, bei ſtarkem Akkerbau auch die Zeit zur Düngung in der Saatzeit dieſes nicht allemal geſtatten will, ſo iſt, um dieſen Unbequemlichkeiten vorzubeugen, gut, wenn der Miſt in die Brachfelder, und auch ſonſt eine Zeitlang vorher, ehe derſelbe untergepflüget wird, hinausgefahren und gleich zerſtreuet wird, und alſo zerſtreuet eine Zeitlang auf dem Lande liegen bleibet, hernach aber zum Rotten untergepflüget, zur Saat aber allemal wieder aufgepflüget wird. Kan aber einer den Miſt liegen laſſen, daß er tüchtig kurz wird, und egget denſelben bei der Beſtellung, wenn das Land zuvor gepflüget iſt, unter, ſo wird er den Effect davon merklich ſpüren. Iſt nun alſo das Land wohl beakkert und begailet worden; ſo mus daſſelbe auch beſtellet und beſaamet werden. Hierbei iſt nun die Zeit, der Ort und auch das Land in Betrachtung zu ziehen. Denn die Saatzeit iſt nicht aller Orten einerlei, ſondern richtet ſich billig nach den Umſtänden und Erfahrungen jeden Orts. Denn wer z. E. an einem kalten Orte wohnet, und wolte das Winterfeld ſo ſpät beſtellen, als an einem warmen Orte zu geſchehen pfleget, der würde wenig oder nichts bekommen, indem es am kalten Orte der Auswinterung eher, als an einem warmen Orte unterworfen; und hingegen wer an einem warmen und ſandigten Orte wolte ſo frühzeitig, als an einem kalten Orte ſäen, deſſen Saat würde ſich gewis den Herbſt hindurch verwachſen, und ſich dadurch entkräften. Es können daher dieſerwegen wohl keine gewiſſe und ſichere Regeln beſtimmet und feſtgeſezzet werden, ſondern die Obſervanz jeden Orts, und auch die Witterung rathet in dieſem Stükke mit. Einige Haupt- und allgemeine Cautelen aber ſind dieſe:

1) Daß ein Akkermann vor allen Dingen dahin zu ſehen hat, daß er den Saamen gut in die Erde bringe. Der Schade und der Nuzze hievon iſt bereits vorhin angeführet. Iſt nun aber das Land ſo beſchaffen, daß dieſes nicht füglich mag bewerkſtelliget werden, ſo iſt kein beſſeres Mittel übrig, als daß das Land, worauf der Fruchtſaame iſt geſäet worden, flach noch einmal umgepflüget, und darauf wiederum tüchtig klein geegget werde. Hiedurch kommt der Saame nicht nur gut in die Erde, ſondern wenn ſich

das Land ſezzet, ſo werden die Wurzeln nicht gleich blos, und im loſen und leichten Lande wehet der Wind die Wurzeln, zumalen im Frühlinge bei kalter und trokener Witterung im März, nicht gleich aus der Erde hinweg, und die Pflanze der Frucht kan ſich deſto ehender erholen, und leidet auch nicht leicht Schaden von der Hizze, als wenn die Wurzeln auſſer der Erde ſind. Und ich halte dafür, daß dieſes auch diejenigen, ſo pures Sandland haben, wohl beobachten könten: wobei zur Nachricht melde, daß alle hier zu Lande ſeyende Früchte, als Weizen, Rokken, Gerſten, Haber und auch die geſamten Hülſenfrüchte das Unterpflügen leiden, der Rübe- und Leinſaame aber davon ausgenommen werden mus.

2) Iſt allemal dahin zu ſehen, daß die Beſtellung der Früchte nicht im Regen, oder wenn das Land ganz feucht und nas iſt, geſchehen mag: denn folget darauf ein trokkenes Wetter, ſo kan öfters die Frucht nicht einmal durch die harte Rinde des Landes kommen, und wenn es ſchon aufgegangen iſt, ſo ſtehet die Fruchtpflanze im Lande, als in einem Felſen, die Pflanze kan ſich nicht ſo regen und bewegen, wie es das Leben und der Wachsthum derſelben erfordert, auch bringet der Regen und die Feuchtigkeiten nicht bis zur Wurzel, welches alles aber im lokern Lande geſchiehet. Da nun aber dieſes öfters nicht geändert werden kan, auch nicht ſelten geſchiehet, daß, wenn ſchon im Trokenen das Land iſt beſtellet worden, durch einen ſtarken Plazregen kan ſo feſte zugeſchlagen werden, daß die noch nicht aufgegangene Frucht nicht durch die harte Oberrinde des Landes durchbrechen kan, ſo iſt nöthig, das Land mit einer hölzernen, auch allenfals wol ſteinernen Walze überzuwalzen, damit die harte Rinde des Landes dadurch ſich breche, und der Saame aufgehen kan und mag.

3) Mus die Frucht nicht zu dik, und auch nicht zu ſparſam geſäet werden: denn beides iſt ſchädlich, und bringet wenig Nuzen. Und

4) je beſſer, reiner, reifer und vollkommener die Saatfrucht iſt, je mehr Kraft ſtekket in derſelben zum Wachſen.

Alles, was ich vorgetragen habe, wird vermuthlich den Akerverſtändigen bekannt ſeyn, und daher hoffe ich von ihnen hierinnen deſto ehender Beifall zu finden; denen es aber etwa nicht möchte bekannt und wiſſend ſeyn, können davon beliebigen Gebrauch machen, da ſie denn befinden werden, daß, dem Publico zum Beſten, ich es aufrichtig entdekken wollen, von Herzen wünſchende, daß die Segenshand GOttes es ſegnen möge.

Cur der Mundfäule.

Wenn das Zahnfleiſch ſchwammigt iſt, und ſehr leicht blutet: wenn es eine freſſende Fäulnis beſizzet, die öfters die vordern Theile des Mundes verwundet; wenn man dabei des Morgens viel Speichel auswerfen mus; wenn die Zähne entblöſſet ſtehen, die weiſſe Farbe verlieren, angefreſſen werden, wanken und ausfallen, ja oft die Kinnladen ſelbſt angefreſſen werden; wenn der Schlund und die Zunge Hizze haben, und der Athem und Speichel übel riechen; wenn der Mund äuſſerlich ausſchlägt, und die Blaſen ein dünnes, blutiges, freſſendes und ſtinkendes Waſſer mit einem unterlaufſenen Rande haben; wenn man beim Räuſpern ſehr oft eine zähe, blutige, dunkle Materie auswirft; und wenn endlich die übrigen Zeichen des Scharboks vorhanden ſind; ſo nennt man dieſen elenden Zuſtand die Mundfäule. (Stomacace.) Da dieſer Zufall nur eine Folge des Scharboks oder der verdorbenen Säfte iſt; ſo kan er anders nicht durch innerliche Arzneien aus dem Grunde gehoben werden, als daß man die Säfte verbeſſere, oder den Scharbok curire. Hierzu dienen die antiſcorbutiſchen Pflanzen, und insbeſondere die friſchen Säfte derſelben, innerlich gebraucht. Ich will eine Reihe derſelben hier anführen, und weil es mit den deutſchen Namen ſehr mislich und ungewis iſt, hauptſächlich die lateiniſchen beibehalten.

Zu den gelinden ſäuerlichen Pflanzen gehören der Saurampfer, acetoſa, acetoſella, und die Säfte von Citronen, von Johannis- und Preiſſelbeeren. (Succ. berberum.) Stärkere Mittel ſind das Löffelkraut, die Arten von Naſturtium, Rettig, Meerrettig, Senf, Zwiebeln, Knoblauch. Sonſt dienen auch zur Verbeſſerung der Säfte die Beccabunga, Fumaria, Chelidonium minus, Trifolium fibrinum, friſche Schlehenblüthen, das ſedum minus, Cichorienwurzel, Körbelkraut u. ſ. w. Dieſe leztern Kräuter kan man auch in Extracten gebrauchen. Ueberhaupt aber iſt von allen der friſche Saft, oder der Trank der friſchen Kräuter mit kochendem Waſſer zubereitet, am beſten. Man kan dieſe Arzneien auch als Speiſen, Suppen, Salat, oder als Säfte und in allerlei Formen genieſſen; nur iſt zu merken, daß man ihren Gebrauch häufig und lange Zeit fortſezzen müſſe, weil ſich die Maſſe der Säfte nicht ſo ganz geſchwind verbeſſern läſt. Nach Beſchaffenheit der Umſtände kan man zuweilen eine Purganz dazwiſchen nehmen, die aber nur gelinde eingerichtet ſeyn mus, und zum Theil mit den Extracten obiger Kräuter verbunden werden kan. Ingleichem mus man ſich bemühen, die verdorbenen Säfte auf andern Wegen, nemlich durch den Urin u. Schweis aus dem Körper heraus zu ſchaffen. Um den Urin zu befördern, gebraucht man mit Nuzzen die Mittelſalze, den vitrioliſchen Weinſtein, das arcanum duplicatum, arcanum tartari, den tartarum tartariſatum, das Nitrum antimoniatum, und den Salpeter, welcher bei vorhandener Hizze mit Krebsaugen, Perlenmutter, zubereiteten Muſchelſchalen, u. ſ. w. verſezzet werden kan. Zu Beförderung des Schweiſſes iſt eine gelinde Bewegung des Leibes bei dem Gebrauche der obigen Arzneimittel am dienlichſten.

Die friſch ausgepreſten Säfte der obigen Pflanzen, beſonders des Löffelkrauts, der Bachbungen, des Saurampfers und der Arten von Naſturtium dienen, innerlich gebraucht, ganz beſonders wider die Mundfäule, wohin auch das lapathum paluſtre gehöret, welches man fleißig kauen, ja auch niederſchlukken kan. Bei dieſem Gebrauche ſind die äuſſerlichen Sachen ohnumgänglich zu verbinden. Daher will ich auch von dieſen ein Verzeichnis mittheilen.

Die äuſſerliche Mittel müſſen balſamiſch, reinigend, zuſammenziehend und ſtärkend ſeyn. Hieher gehören die Myrrhen- und Bernſtein-Eſſenz, das wäſſerigte Myrrhen-Extract, ſo wie es in der Abhandlung vom ſtinkenden Athem verordnet worden, a) das Drachenblut mit der Tinctura gummi laccæ, der ſpiritus ſalis dulcis, Roſenhonig, die radices biſtortæ und tormentillæ, die herbæ auriculæ muris, plantaginis, cervicariæ, die Citronſäure u. ſ. w. Von dieſen zuſammenziehenden Wurzeln und Kräutern, welche die Zähne befeſtigen, kan man ein Gurgelwaſſer kochen, und es mit rohen und gebrañten Alaun in dem Falle vermiſchen, wenn eine ſchwammigte Vereiterung im Munde vorhanden iſt. Doch mus man nur ſehr wenig gebrannten Alaun in das Gurgelwaſſer thun. In eben dem Falle kan man ſich auch des Olei philoſóphorum und Ceræ nüzlich bedienen. Der Saft oder das Decoct vom Tabacke iſt ebenfals heilſam, und wer keinen feinern Geſchmak hat, als die Matroſen, der wird den Tabak ſelbſt nicht ohne Nuzzen kauen. Die Waſſer von der Prunella, Pyrola und Salbey ſind auch nicht zu verachten, und überhaupt mus man ſich guter Mundwaſſer fleiſſig bedienen. Man nehme z. Ex. 3. Quentlein von der Myrrhen-Eſſenz, 2. Quentlein von der Bernſteineſſenz, hingegen von der Tinctura Gummi laccæ und der Tinctura ſanguinis Draconis, von jeder 1. Quentlein, und 1. Loth vom Löffelkrauts-ſpiritus. Alles mit einander vermiſcht, und das Zahnfleiſch damit abgerieben.

Die

---

a) S. der nüzlichen Samlungen dieſes Jahrs 44tes Stük.

Dieſe Mittel ſind insgeſamt von ſehr guter Würkung: allein, wenn das Uebel des Scharboks ſchon ſehr eingeriſſen iſt, ſo thut man wohl, wenn man einen Arzt zu Rathe zieht. Ueberhaupt hat man, ſo bald man merkt, daß ſich die Säfte des Körpers zu einer ſcorbutiſchen Fäulnis neigen, mit allen Kräften gleich Anfangs dawider zu arbeiten. Es iſt wahrlich keine leichte Sache, die ganze Maſſe der Säfte des menſchlichen Körpers zu verbeſſern, wenn ſie einmal verdorben ſind, und man kan davon die allertraurigſte Würkungen, die keine Hülfe mehr geſtattet haben, in der Beſchreibung eines franzöſiſchen Arztes nachleſen. b) Wie viel eine reine Luft dazu beitrage, den Scharbok zu verhüten, ſolches hat unter andern der groſſe Arzt Richard Mead bei einer Gelegenheit gewieſen, wo ein Mittel angeprieſen werden muſte, die Luft in den Schiffen beſtändig rein zu erhalten. c) Beſonders iſt eine ſehr feuchte Luft ſchädlich, um darin beſtändig zu wohnen, und man kan nimmermehr hoffen, ſich vom Scharbokke zu befreien, wenn man nicht die feuchten Wohnungen entweder verändert, oder austroknet.

Von den vornehmſten Ausführungen des menſchlichen Körpers, und wie man dieſelben zu befördern habe.

Es iſt kein Thier und keine Pflanze in der Welt, die nicht gewiſſe Ausführungen haben ſolte. Das Wachsthum ſowol, als die Verrichtungen der edlern Theile der Thiere erfordern dieſes. Wie wäre es wohl möglich, daß eine Pflanze in die Länge und Dikke wachſen könnte, wenn nicht die Theilchen ihrer Nahrung durch ihren ganzen Bau und bis auf ihre Oberfläche geführet würden. Gleichwol kan dieſes unmöglich geſchehen, ohne daß nicht ſehr viele ſolcher Theile von ihnen ausdünſten, und in die Luft herüber gehen ſolten. Bei den Thieren ſind die Wege des Ausführungen noch viel mannigfaltiger; und doch ſind die meiſten derſelben ſo beſchaffen, daß ſie nur wenig Tage unterbrochen werden dürfen, um den gewiſſen Tod nach ſich zu ziehen. Daher hat man billig ein eigenes Kapitel in der mediciniſchen Lebensordnung dazu ausgeſezt, um Unterricht zu ertheilen, wie man alle Ausführungen des Körpers auf das beſte im Gange erhalten könne. Es wird dahero ſehr nüzlich ſeyn, einige hierzu dienliche und damit verwandte Regeln in dieſen Sammlungen vorzutragen.

Die Eröfnung des Leibes iſt eine der nöthigſten Ausführungen. Gleichwol iſt es ungewis, zu beſtimmen, wie oft ſie veranſtaltet werden müſſe. Es iſt wahr, man findet, daß ſie in einer gewiſſen Proportion mit der Menge der genoſſenen veſten Speiſen ſtehe; allein, es laſſen ſich dem ungeachtet keine allgemeine Regeln hieraus herleiten. Es gibt Perſonen, die Zeit ihres Lebens gewohnt ſind, nur alle acht Tage einmal Eröfnung des Leibes zu haben, und die ſich übrigens ganz wohl dabei befinden. Andere haben alle ſechs, oder zween, drei bis vier Tage eine ſolche Ausführung. Bei den meiſten Menſchen aber ſtellt ſie ſich täglich ein, und viele müſſen ſie des Tages zwei- bis dreimal abwarten, ob ſie gleich geſund ſind. Jeder Menſch iſt ſich ſelbſt ſo viele Aufmerkſamkeit ſchuldig, daß er bemerken mus, wie oft ſich in geſunden Tagen bei ihm ein Trieb zu dieſer Ausführung einfindet, damit er hieraus erfahren könne, ob und wenn ſich dieſelbe bei ihm zurükhält. In dieſem Falle allein iſt es nöthig, ſie zu befördern, und man würde alſo nicht wohl thun, wenn man ſich hierin nach den Beiſpielen anderer geſunder Leute richten, und die Oefnung bei ſich eben ſo oft befördern wollte, als man ſiehet, daß ſie bei andern von ſtatten gehet. Die Naturen ſind hierin gar ſehr verſchieden, und der eine kan bei einer viertägigen

---

c) S. Steinwehrs überſezte anatom. chym. und botaniſche Abhandlung der Akad. der Wiſſenſ. zu Paris, 1. Th. S. 225. u. f.

d) S. die Diſſertation ſur le ſcorbut par le D. Mead, bei des Herrn Sütton Nouvelle Methode pour pomper le mauvais air des Vaiſſeaux S. 117. u. f.

Oefnung eben ſo geſund ſeyn, als ein anderer bei ſolchen, die des Tags zweimal erfolgen.

Es fragt ſich alſo, wie man es anzufangen habe, um die Oefnung des Leibes zu derjenigen Zeit zu befördern, die ſie zu halten pfleget, damit man ſich in Zeiten vor den Verſtopfungen in Acht nehmen könne. Die Thiere ſcheinen hierinn keinem andern Geſezze zu folgen, als das ihnen die Natur ſelbſt gibt, ſo bald der Trieb zur Oefnung des Leibes erfolget. Die Gewohnheit kan hierzu auſſerordentlich viel beitragen. Man nehme ſie alſo in dieſer Sache zu Hülfe, und erwähle ſich täglich, oder an den Tagen, da ſich der Leib zu öfnen pfleget, eine gewiſſe Zeit, da man dieſe Ausführung ohne Hindernis abwarten kan. Die Morgenzeit iſt hierzu die bequemſte, weil nach dem Schlafe die Verdauung der Speiſen vom vorigen Tage völlig geendiget, und die zur Ausführung übrigen Materien an Ort und Stelle gebracht ſind; wie man denn auch ſieht, daß faſt alle Thiere, ſo bald ſie vom Schlafe erwachen, dieſe Ausführung abwarten. Man mus ſich alſo zu ſolcher Zeit, ehe man die gewöhnlichen Geſchäfte des Tages antritt, auf alle Art und Weiſe bemühen, die Oefnung zu befördern; und man kan zu Anfang einige Hülfemittel zur Hand nehmen, um zu ſeinem Zwekke zu gelangen. Wolte aber dieſes nicht die gewünſchte Wirkung thun, ſo enthalte man ſich der Speiſen, oder bediene ſich ihrer mäſſiger, und zwar ſolcher, welche ſalzig ſind, und doch keine Blehungen machen. Man trinke mehr als gewöhnlich, aber eben kein warmes Getränke, und mache ſich dabei eine auſſerordentliche Bewegung des Leibes, die doch nicht ſo ſtark ſeyn mus, daß man dabei zum Schwizzen kommt: denn je mehr man die Ausdünſtung befördert, deſto weniger erfolgt eine Oefnung des Leibes. Was die Salze betrift, ſo ſind dadurch die Mittelſalze zu verſtehen. Das gewöhnliche Küchenſalz iſt in dieſer Abſicht gar nicht zu verachten: es gilt aber auch von vielen Sachen, welche eine Zukkerhafte Süſſigkeit beſizzen, dergleichen die Pflaumen haben; daher ſie auch, wenn ſie recht reif ſind, ob ſie ſchon in gröſſerer Menge genoſſen werden, weniger ſchaden, als anderes Obſt. Bei Leuten, deren Magen ſchwach iſt, machen ſie zwar Blehungen; aber das thut anderes Obſt auch: doch verlieren ſie dieſe Schädlichkeit, wenn ſie gebraten werden. Es iſt daher dienlich, ſich des Morgens einiger abgekochter getrokneter Pflaumen zu bedienen, wozu die ſo genannten Catharinen- und Imperialpflaumen, wenn man ſie haben kan, beſonders dienlich ſind. Solten keine der vorgeſchlagenen Mittel hinreichend befunden werden; ſo wird ihre Kraft vermehret, wenn man ſich dabei einiger in einer alkaliſchen Feuchtigkeit aufgelöſter Extracte der Kräuter bedient, die aber eben keine purgirende Kraft haben, ſondern vielmehr dienen, den Magen zu ſtärken, und durch ihre Bitterkeit die Stelle der Galle zu vertreten. Zu dieſem Zwekke können die Hoffmanniſchen oder Stahliſchen balſamiſchen Pillen, oder auch das Viſceralelixier des erſten ungemein dienen. Doch ich will hier keine eigentliche Arzneimittel anpreiſen, um von der Abſicht, eine blos diätetiſche Abhandlung zu ſchreiben, nicht abzuweichen.

Welche Ausführung könte wohl nothwendiger ſeyn, als des Urins, da dieſelbe, wenn ſie ganz unterdrükt iſt, den Tod in wenig Stunden nach ſich zieht, wofern ſie nicht durch die Ausdünſtung erſezt wird. Es ſind hauptſächlich viererlei Urſachen, welche die Ausführung des Urins vermindern oder unterdrükken, und die aus Fehlern in der Lebensordnung entſpringen. Die erſte iſt die, wenn man zu wenig, oder unvergohrnes Bier, oder auch, wenn man ſehr viel trinkt. Die zwote Urſache der Verminderung des Urins beſteht darin, daß man zu heftig ſchwizt. Schon Sanctorius hat angemerkt,

merkt, daß die Ausführungē des Schweiſſes und Urins in einer genauen umgekehrten Verhältnis mit einander ſtehen. Je mehr man alſo ſchwizt, deſto weniger flieſſet der Urin, wiewol dieſer Tauſch der Verrichtungen eben nicht gefährlich iſt, wenn keine beſondere Umſtände dazu kommen. Es geſchicht öfters, daß man im Schlafe, oder auch in Geſellſchaft den dringenden Urin mit Gewalt zurükhält, und dadurch in einen heftigen Schweis geſezt wird. Wer wenig ausdünſtet, und ſich in einem kalten Zimmer befindet, der mus, wenn alle übrigen Umſtände gleich ſind, viel mehr Urin von ſich geben, als wer in entgegen geſezten Umſtänden iſt. Wenn ſich alſo bei einem ſolchen wenig Urin zeiget, ſo hat er nöthig, auf die Beförderung dieſer Ausführung bedacht zu ſeyn. Die dritte Urſache des auſſenbleibenden Urins ſind ſolche Leidenſchaften, die in der Gegend der Nieren ein Zuſammenziehen veranlaſſen, dergleichen ein ſchneller Zorn, und überhaupt alle Arten des Schrekkens ſind. Es iſt in ſolchen Fällen dienlich, die Arzneien, welche man wider den Schrek, u. ſ. w. zu gebrauchen pfleget, ſo einzurichten, daß ſie den Urin auf eine linde Weiſe befördern, zu welcher Abſicht man ſich der Mittelſalze und der mit Citronenſäure geſättigten abſorbirenden Mittel mit Nuzzen bedienen kan. Die vierte Urſache der Verhaltung des Urins ſind die Erkältungen, beſonders des Unterleibes, woher öfters eine völlige Unterdrükkung deſſelben zu entſtehen pflegt.

Dieſe vier Urſachen ſind unter denen die gewöhnlichſten, welche von einem Fehler in der Lebensordnung herrühren. Sonſt hat man aber deren freilich noch mehrere. Allzu fette und ölichte Speiſen vermindern dieſe Ausführung um deſto mehr, da ſich dergleichen Materien nicht gut durch die Uringänge abſcheiden laſſen. Es kan auch ein Katarrh, oder eine jede Bruſtbeſchwerung die Ausführung des Urins hindern; wie man denn von je her angemerkt hat, daß die Krankheiten der Bruſt einen ſehr groſſen Zuſammenhang mit der Abſcheidung des Urins haben. Daß aber auch die Verſtopfung des Leibes ein Verhalten des Urins nach ſich ziehet, rühret von dem nahen Zuſammenhange der Theile her, und iſt in Abſicht der Kur wohl zu merken.

Es fragt ſich nunmehr, wie man ſich bei der Verhaltung des Urins vorſehen müſſe, um ihren üblen Folgen zeitig vorzubeugen? Die gänzliche Unterdrükkung dieſer Ausführung erfordert ſchleunige Hülfe des Arztes, und wollen hierzu die diätetiſchen Regeln allein nicht hinreichen. Man mus vor allen Dingen laxirende Mittel zu Hülfe nehmen; denn, ſo bald ſich nur der Leib eröfnet, pflegt auch gemeiniglich der Urin alſobald zu flieſſen. Alsdann mus man ſolche Sachen zu Hülfe nehmen, die den Urin befördern, unter welchen der Salpeter, in der Subſtanz gegeben, leicht den Vorzug verdienet. Die beſondern Urſachen erfordern auch beſondere Arzneien, welche hier nicht angeführt werden können. Wenn der Urin nur weniger als gehörig fliest; ſo kan man mit wenigern Umſtänden rathen. Es dienen in ſolchen Fällen dünne, leichte und ſäuerliche Getränke, dergleichen Waſſer mit Rheinwein vermiſcht. Der Thee, welchen man aber ſo trinken mus, daß man nicht dabei ſchwizzet, iſt ebenfals nicht zu verachten. Auſſer den ſäuerlichen Sachen haben ſonderlich die Mittelſalze und einige Speiſen die Kraft, den Urin zu treiben. Dahin gehört Peterſilge, Spargel, Sellery, Wachholderbeern, Erdbeern, Kirſchen, bittere Mandeln, u. dergl.

Wenn der Urin zu häufig fliest, oder gar, wie bey der Diabete, gute Säfte mit fortgehen; ſo mus man hauptſächlich die Hülfe der Aerzte und Wundärzte ſuchen. Um aber dieſen Uebeln durch die Lebensordnung vorzubeugen, mus man diejenigen Sachen, und beſonders den Misbrauch derſelben, vermeiden, von welchen oben geſagt worden iſt, daß ſie den Urin treiben.

Die unmerkliche Ausdünſtung und der Schweis ſind zwo von einander ganz verſchiedene Sachen, indem nur die erſte allein eigentlich zur Geſundheit gehöret; da hingegen der Schweis jederzeit für etwas unnatürliches angeſehen werden mus. Die unmerkliche Ausdünſtung läſt ſich auf keine Weiſe beſſer befördern, als durch eine mäſſige, und täglich wiederholte Leibesbewegung. Die Regeln, wie man dieſelbe gehörig anzuſtellen habe, ſind in den vorigẽ Theil. des Referend. ſo ausführlich vorgetragen worden, daß ich eine unnöthige Ausſchweifung begehen würde, wenn ich ſie hier wiederholen wolte. Solte es aber ſonſt nöthig ſeyn, dieſe Ausführung zu befördern; ſo ſind eine Taſſe Thee, ein Fusbad, eine warme Kleidung, ein warmes Zimmer, und das Reiben der Haut mit warmen Tüchern die gewöhnlichſten und ſicherſten Mittel.

Was den Schweis betriſt, ſo kan man denſelben als eine zur Kur vieler Krankheiten höchſtnöthige Sache anſehen; allein, in der Lebensordnung für Geſunde iſt für die Beförderung deſſelben keine Regel vorhanden. Um deſtomehr aber mus man diejenigen warnen, ihn zu unterdrükken, die entweder zu allgemeinen oder beſondern Schweiſſen gewiſſer Theile von Natur geneigt ſind, und ſich dieſer Beſchwerlichkeit gern entledigen möchten. Das Pudern mit Bleiweis unter den Armen, das Waſſer der Schmiede an ſchwitzenden Füſſen, die zuſammenziehenden und zurüktreibenden Salben, u. dergl. ſind wider den Schweis eben ſo unverantwortliche Mittel, als die Schwefelſalbe wider die Krätze iſt, wenn man ſich ihrer unvorſichtig bedienet. Ich brauche dieſes alles hier nur zu erwähnen, um es den Leſern von neuem ins Gedächtnis zu bringen, denn die übeln Folgen ſolcher Mittel ſind ſo bekannt, daß ſie jedermann ohnedem weis.

Weil von dem Aderlaſſen ſchon eine beſondere Abhandlung in dieſen Samlungen ſtehet, und es überhaupt mehr eine künſtliche als natürliche Ausführung iſt, ob ſie gleich die Stelle der natürlichen vertreten mus; ſo will ich davon weiter nichts anführen.

Alle natürliche Blutflüſſe, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, müſſen nicht allein zur gehörigen Zeit, da ſie ihren Anfang nehmen ſollen, befördert, ſondern auch nachher beſtändig unterhalten werden, ſo, daß man weder allzu viel, noch allzu wenig Verluſt des Geblütes leidet. Sie richten ſich in ihrer Menge jederzeit nach dem Grade der Vollblütigkeit derjenigen Perſon, die ſie leidet. Je weniger man alſo nahrhafte Speiſen genieſſet, je mehr man arbeitet, je weniger man ſchläft, deſto weniger iſt man vollblütig, und deſto weniger Blut wird man auf den natürlichen Wegen verlieren.

Der Speichel, welcher eigentlich zur Verdauung der Speiſen dienet, und alſo von Rechts wegen niedergeſchlukt werden ſolte, wird dennoch bei einigen wäſſerigen Perſonen ſo häufig abgeſchieden, daß er eben ſo wohl als der Schleim aus der Naſe und dem Halſe ausgeworfen werden mus. Dieſen Auswurf kan man durch eine Pfeiſe Tabak befördern. Wenn der Schleim im Halſe zu häufig vorhanden iſt, ſo, daß er einen Huſten mit oder ohne Auswürfe veranlaſſet, ſo mus man durch Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, durch Enthaltung von hizzigen Getränken, Vermeidung der Erkältung, und eine arbeitſame Lebensart die Zertheilung oder Ausführung deſſelben zu befördern ſuchen. Von den Speiſen dienen diejenigen, welche eine Schärfe, die entweder alkaliſch iſt, oder von einem Mittelſalze herrühret, beſizzen; hingegen ſind ſaure Sachen zu vermeiden. Daher räth Hr. Krüger ein aus Weinſteinſalze mit bittern Extracten verfertigtes Elixier und die Geſundbrunnen, welche wegen ihres Mittelſalzes etwas ſtark wirken, als ungemein nüzliche Mittel an. Eben dieſes iſt auch wegen des Schleimes in der Naſe zu beobachten. Wenn es aber bei einigen am genugſamen Schleim im Halſe und der Naſe fehlen ſolte; ſo müſten ſich dieſe vor allen hizzigen Dingen, die das Blut in heftige Bewegung ſezzen, ingleichem vor allen, die eine beſondere Schärfe haben, hüten, und ſich dagegen nahrhafter, fetter und ölichter Speiſen bedienen.

Vom Ohrenſchmalze und deſſen Nuzzen iſt in der Abhandlung von der Kleidung beiläufig etwas vorgekommen; und ich will alſo hier nur mit wenigen Worten ſagen, daß man daſſelbe von Zeit zu Zeit hinwegſchaffen müſſe, weil man öfters gefunden hat, daß es den Gehörgang verſtopft, und mit dem in das Ohr hineinfliegenden Staube ſo hart geworden iſt, daß man es mit vieler Mühe nicht hat erweichen können. Manchen Leuten lauft dieſe Feuchtigkeit beſtändig ſehr häufig aus den Ohren heraus, und dieſe müſſen ſich bei Aerzten Raths erholen.

Einige Betrachtungen vom Herzdrükken.

Das Herzdrükken gehört unter diejenigen Krankheiten, die unter einem falſchen Namen bekannter ſind, als unter dem wahren. Es verſtehet kein Arzt was anders, als das Magendrükken darunter, ob ſie es gleich alle Cardialgie nennen; vermuthlich, weil ſich dieſer Schmerz in der Herzgrube vornehmlich äuſſert. Die Empfindung dieſes Drükkens hat etwas ſo beängſtigendes bei ſich, und dieſe Angſt beklemmet die Bruſt ſo ſehr, daß es nicht zu verwundern iſt, warum man dieſer Krankheit ſchon von alten Zeiten her den Namen des Herzdrükkens gegeben hat. Es gibt aber auch ein wahres Herzdrükken, welches ſehr vollblütige Leute nicht ſelten erfahren, und das gemeiniglich mit einem Herzklopfen vergeſellſchaftet iſt. Dieſe beiden Krankheiten ſind ihrem Urſprunge nach ſehr von einander verſchieden. Die Cardialgie oder das eigentliche Magendrükken rühret blos von Spannungen her, die ſich im Magen und in den erſten Gedärmen äuſſern. Dieſe Spannungen können von mancherlei Urſachen entſtehen, unter welchen die Winde eine der gewöhnlichſten ſind. Man ſolte nicht glauben, wie entſezlich verſchloſſene Winde im Magen und den erſten Gedärmen, denjenigen, der damit geplagt iſt, peinigen können. Noch weniger ſolte man glauben, daß ſie ſo lange an einem Orte verweilen, und dieſer Krankheit eine ſo langwierige Dauer geben könnten. Es ſind Beiſpiele bekannt, da Leute ganze Wochen und Monate lang ein unausſprechliches Drükken vor der Herzgrube gehabt haben, wobei ſich ein ſtarker Geſchwulſt in dieſer Gegend, oder auch in der linken Seite unter den kurzen Rippen geäuſſert hat, welche endlich zugleich mit den Schmerzen gleichſam in einem einzigen Augenblike gänzlich verſchwunden, wenn ſie entweder von ungefehr die Hand in die Seite geſtämmet, und den verſchloſſenen Wind vertrieben haben, welcher alsdann entweder von oben oder unten ſeinen Ausgang genommen, oder wenn ſie ſich ſonſt durch eine auſſerordentliche Bewegung oder Wendung des Leibes Luft geſchaft haben. Bei dem allen kan es ſich zutragen, daß dennoch während der Zeit der Schmerzen der Leib, wie gehörig, offen geweſen, daß öfters ſowol von oben als unten viele andere Winde abgegangen, und gleichwol dieſer, der alles Uebels einzige Quelle geweſen, nicht von der Stelle hat gebracht werden können. Um dieſes zu vermeiden, kan man öfters nichts beſſers thun, als daß man ſolchen Leuten, die mit dem Magendrükken beſchweret ſind, allerhand ihnen ungewöhnliche Leibesbewegungen anräth. An und für ſich erfordert freilich dieſe Krankheit keine ſolche Regel; und es klingt lächerlich, wenn einige Aerzte, die mit der Leibesbewegung alle langwierige Krankheiten heben wollen, bei einer Krankheit die Motion anpreiſen, die doch nur in einem verdorbenen Magen, oder in einer Ueberladung mit Speiſen ihren Grund zu haben ſcheinet. Allein, wenn man bedenkt, daß faſt jeder Menſch wegen ſeiner alltäglichen Geſchäfte zu einer gewiſſen Poſitur des Leibes gewöhnt iſt, in die er ſich alle Tage von neuem verſezt, daß er durch dieſe angewöhnte Stellung des Leibes leicht Anlas geben kan, daß ein Wind an einem ſolchen Orte, der durch dieſe Stellung nicht gedrükt oder verändert wird, eine langwierige Wohnung aufſchlagen kan, und daß ſolche Arten von Leibesübungen, die dergleichen Leute nicht zu unternehmen pflegen, dergleichen Theile auf eine ungewöhnliche Weiſe erſchüttern, zuſam̄en drükken oder ausdehnen können, wodurch die daſelbſt verſchloſſene Winde mit Gewalt heraus getrieben werden; ich ſage, wenn man alles dieſes bedenkt; ſo wird es niemanden ungereimt ſcheinen können, wenn man behauptet, daß ſich ein langwieriges Magendrükken zuweilen durch eine Kugel, die man drechſelt, durch ein Stük Holz, das man von einander hauet, oder durch einen einzigen Luftſprung glüklich und gründlich heben laſſe. Hierzu kom̄t, daß die Leibesbewegung bei den meiſten andern Urſachen, woraus das Magendrükken entſtehen kan, wenig Schaden anrichten könne, und daß es alſo in ſolchen Fällen, wo ſie auch nicht helfen ſolte, doch wenigſtens nicht gefährlich ſeyn kan, ſie auszuüben. So mus man zuweilen durch eine kluge Abweichung von den eingeführten mediciniſchen Regeln einem Uebel abhelfen, wobei die ſtrengeſte Kunſt vergeblich angewendet, und zulezt zu Schanden gemacht wird. Ich halte überhaupt aus den hier angeführten Gründen für ſehr billig, daß man den Windſüchtigen allerhand ihnen ungewöhnliche Leibesübungen nachdrüklicher anpreiſe, als alle Carminative. Die Winde ſind öfters ein groſſes Kreuz für einen Arzt. Alle Arzneien werden wider ſie umſonſt verordnet; aber die Leibesbewegung hat etwas vortrefliches, ſie zu zertheilen und zum Ausführen zu bringen. Vielleicht geſchicht es mehr um dieſer Urſache willen, daß die tägliche Leibesbewegung den Hypochondriacis ſo viele Erleichterung ſchaft, als weil ſie die Ausdünſtung befördert, ob ich gleich dieſes nicht für eine allgemeine Wahrheit ausgeben will.

Das eigentliche Herzdrükken, wovon ich oben geredet habe, und das mit einem Zittern oder Klopfen des Herzens vergeſellſchaftet iſt, hat ſeinen Siz nicht, wie die Cardialgie, im Magen, ſondern vielmehr wirklich in dem Herzen ſelbſt. Und dieſe erfordert eine behörige Kur.

Aufgabe vom Kukkuk.

Weis jemand, wo ſich der Kukkuk von Johannis an bis zu dem nächſten Frühling aufhält, ſo wird ſolcher erſucht dieſes bekannt zu machen. Der Vogel iſt gar zu merkwürdig, als daß man unbekümmert ſeyn dürfte, ſeine ganze Hiſtorie zu wiſſen. Seine Ankunft meldet er im Frühjahre bald genug ſelbſt an, wartet darauf einige Zeit, bis Lerchen, Grasmükken, Bachſtelzen und Feldſperlinge ihre Neſter gebauet haben, ſucht ſich denn ein Neſt von einem unter dieſen vier Vögeln aus, weil er dieſe am bequemſten unter den Neſtern derjenigen Vögel findet, für denen er ſich nicht fürchtet, er ſauft dem Vogel ſeine Eyer aus, und unterſchiebt das ſeinige. Der Vogel bebrütet das Ey ſo getreu, als wenn es ſein eigenes wäre, bis der junge Koſtgänger auskommt. Da füttert er ihn, bis er mit ihm ausfliegen kan. Ich habe beides geſehen. Einen Jungen habe ich in dem Neſt einer Grasmukken geſehen, welchen man nachgehends in ein Bauer ſezte, wo die Grasmükke ihn eine Zeitlang zu füttern fortfuhr, bis er die Thür am Baur einſt aufgedrungen, und ſich hinaus practiciret hatte. Und ein anders mal ſahe ich einen, der ſchon ausgeflogen war, mit einer Bachſtelze auf einem Baume ſizzen, die ihn ſo getreu, wie ihre eigene Jungen, fütterte, bei welcher Gelegenheit man erzählt, daß der Kukkuk, wenn er ſo weit zu ſeyn glaubt, daß er ſeine Nahrung ſelbſt ſuchen kan, die erſte Probe an ſeiner Ernährerin macht. Die Begierde zu wiſſen, was dieſer junge Kukkuk fras, bewog mich auch, mich ſeiner zu bemächtigen, und ich fand in ſeinem Magen nichts wie Fliegen und andere ſchwarze Inſekten. Der Alte iſt bekannter maſſen gleich nach Johannis fort, von den Jungen aber weis ich, daß ſie im September noch da ſind, weil ich einen geſeben, der in dieſem Monate geſchoſſen war. Kurz, es iſt nichts von der Geſchichte dieſes Vogels unbekannt, als ſein Aufenthalt im Winter, und wer davon Nachricht hat, der beliebe dieſelbe mitzutheilen.

Von den Figuren an den gefrornen Fenſterſcheiben.

Der Herr von Mairan iſt der Meinung, daß die vornehmſte Urſache der Figuren an den Fenſterſcheiben in den kleinen unſichtbaren Riſſen und Rizen verborgen liege, welche entweder bei der Verfertigung des Glaſes, oder bei dem Scheuren der Fenſter mit Sande in das Glas hineingebracht würden. Es ſcheint mir nicht, daß dieſe Erklärung in vielen, noch viel weniger in allen Fällen Stich halten werde. Ich habe das Gefrieren der Fenſterſcheiben öfters vom erſten Anfange an beobachtet, und habe ſtets gefunden, daß die erſten Anlagen des Eiſes auf dem Glaſe eben ſo beſchaffen geweſen ſind, wie der Herr v. Mairan den Urſprung deſſelben überhaupt erkläret. Man ſiehet die allerfeinſten Linien, an welchen andere, wie die Büſche an den Federkielen, herausgehen, die, wie einige Schneefiguren, wieder ihre Nebenäſte haben, welche unter eben dem Winkel an ihnen angeſezt ſind. Wären nun die feinſten und unſichtbaren Riſſe auf dem Glaſe an den ſchönen Figuren des Eiſes Schuld; ſo müſte natürlicher Weiſe die erſte Anlage des Eiſes ſich ſchon nach dieſen Riſſen richten: denn, wenn dieſelben erſt mit der unterſten Eisrinde überzogen ſind, ohne daß dieſe ihre Figur angenommen hat; ſo iſt es unmöglich, daß ſie in die andern, die erſt hernach folgen, noch einen Einflus haben könnten. Gleichwol habe ich geſehen, daß dieſe Fenſterſcheiben, worauf ſich das erſte Eis nach ſeiner natürlichen Regel angelegt hatte, nachdem ſie diker gefroren waren, mit den ſchönſten Blumen und Linien von allerhand Art ausgezieret geweſen ſind. Noch mehr. Wenn dieſelben Scheiben wieder aufgethauet, und zum andernmale gefroren ſind, ſo haben ſie ganz anderes Blumenwerk, als den vorigen Tag, gezeiget; welches ebenfalls nicht geſchehen könnte, wenn ſich dieſe Figuren nach den Riſſen im Glaſe richteten, die beſtändig einerlei bleiben. Ueberdem kan es ſich zutragen, daß gewiſſe Scheiben zuweilen ganz dik gefrieren, und einen Schneeſtaub anſezen, ohne doch die geringſte Spur einigen Blumenwerke zu zeigen; da ſie doch hingegen ein andermal mit den ſchönſten Figuren ausgezieret ſind. Alles dieſes ſtreitet wider die vom Herrn von Mairan angegebene Erklärungsart. Ich bin nicht im Stande, eine beſſere zu geben; allein, es iſt ſchon genung, zu wiſſen, daß jene nicht hinlänglich ſey, um die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſe Erſcheinung im Gange zu erhalten. So viel iſt gewis, daß alle dieſe Eisfiguren Krümmungen vorſtellen, die bald Schneckenlinien, bald Blättern von Bäumen, ſelten aber Zirkeln gleichen. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß die wirbelhafte Bewegung der Luft und der Dünſte, welche die Wärme verurſacht, dieſe Züge der Dünſte, die ſich an die Fenſter anlegen und gefrieren, veranlaſſete? Oder ſollte wohl ein gelinder Zugwind, der zwiſchen dem Bleye durchgehet, womit die Scheiben eingefaſt ſind, den Dünſten eine ſo beſondere Direction geben? Denn, nichts ſcheint der wahren Erklärung näher zu kommen, als wenn man erweiſen könnte, daß eine gewiſſe Bewegung der Luft den Dünſten eine beſondere Richtung gebe, weswegen ſie ſich in einem gewiſſen Striche häufiger über einander legen und anfrieren müſten. Hieraus erhellet nicht allein, warum die Figuren mehrentheils über das andere Eis etwas erhaben und diker gefroren ſind; ſondern auch, warum ſie jederzeit wirbelförmig laufen. Ich überlaſſe die Prüfung dieſer Sache den Naturforſchern.

Neue Erfindung,

Caffee von Cichorien Wurzel oder Wegwart ſo zuzurichten und zu gebrauchen, daß er eben ſo wohlſchmekend, und weit geſunder iſt, als der gewöhnliche Caffee.

Es ſind in dieſen Blättern ſchon mancherlei Anmerkungen vom Caffee geliefert, und dabei angezeigt worden, wie der Caffee, wodurch ſo viele Millionen aus Teutſchland geſchleppt werden, durch innländiſche Gewächſe nachgemacht, und, wo nicht ſo delicat u. ſchmakhaft, doch der Geſundheit weit zuträglicher, zugericht werden kan, ſowohl durch gebrannten Ungariſchen Waizen, als auch durch Gerſten und Haber; Und ſeit der Zeit iſt auch dieſe Art vom Getränke würklich von vielerlei Perſonen verſucht, und, ſtatt des ordinari Caffee, in ihren Haushaltungen zum täglichen Getrank, auch bereits eingeführt worden. Allein, an die ſo geſunde Cichorien Wurzel, welche an bittern Geſchmak dem Caffee gleich kommt, hat ſeithero niemand gedacht, als ein geſchikter Gärtner in Sachſen; davon unten mehrers gedacht werden ſolle. Vielleicht gelingt es, daß dieſe neue Erfindung, die einen Zuſaz vom würklichen Caffee hat, bei uns in Teutſchland noch Mode wird?

Es iſt leicht einzuſehen, und es iſt auch in denen Intelligenzzetteln des Jahrs 1756. Nro. 5. 6. u. 7. von mir weitläuftig angemerkt worden, daß für dieſe ausländiſche Waare unendliche Summen aus unſerm werthen Deutſchlande an fremde Oerter gehen. Je gröſſer alſo die Sumen ſind, die unſern Landen dadurch entzogen werden; ſo viel gröſſer würde auch der Nuzen ſeyn, wenn etwas anders, ſo bei uns leichtlich zu haben iſt, mit dazu könte gebraucht werden.

Die Liebe zu dieſem Getränke, und die Begierde, auf eine wohlfeile Art die Mode mitmachen zu können, hat zwar ſchon verurſachet, daß ſich einige hieſiger Garten- oder Feldbohnen, Erbſen, Gerſten, Haber und dergleichen bedienet: Allein, es iſt auch von vielen wieder unterlaſſen worden, da es wohl der Farbe, aber dem Geſchmak nicht gleich gekommen.

Hergegen hat die Gartencychorien etwas vorzügliches in dieſem Stük; weil ihre angenehme Bitterkeit dem Coffee weit näher, als alles andere kommt: indem, wenn dieſer Trank recht zubereitet wird, er dem wahren Coffee ſo ähnlich iſt, daß er von demſelben ſo leichtlich eben nicht zu unterſcheiden, wenn man anders nicht ſchon Wiſſenſchaft davon hat. Sollten aber delicate Coffeemäuler dennoch etwas daran auszuſezen finden: ſo weiſet ja die Erfahrung, daß der Coffee ſelbſt, aus unterſchiednen Urſachen, nicht allezeit einerlei Geſchmak habe, und dennoch trinket man ihn mit Vergnügen; alſo wird auch hier ein kleiner Unterſchied um ſo vielmehr zu überſehen ſeyn, weil dieſer Trank doch viel geſünder iſt, als der Coffee ſelbſt. Denn es giebt ſehr viele Perſonen, welche ſich des Coffees, wegen der ſtarken Wallung, ſo er ihnen verurſachet, faſt gänzlich enthalten müſſen. Dieſe können ſich, wie ſolches allbereits die Erfahrung bezeuget, gemeldeten Cychorientranks ohne alle Empfindung bedienen; wie man denn auch dieſe Cychorien ungemein ſtark in der Arzenei brauchet. Allermaſſen in der Arzeneikunſt von dieſer Wurzel gerühmet, und in der That befunden wird, daß ſie die zähen Feuchtigkeiten verdünnet, und den Urin befördert. Hauptſächlich wird ſie in vielen Blutreinigungen, beſonders aber in allen Leber eröfnenden Medicamenten gebrauchet, daß alſo wegen deren Nuzung keine üble Folgen zu beſorgen, ſondern vielmehr mit gutem Grunde davor zu halten, daß dieſe Art, Coffee zu machen, von weit mehrerem Nuzen ſey, als die gewöhnliche, wenn ſie nur erſt bekanter und allgemeiner würde.

Die Zubereitung dieſes Tranks iſt folgende:

Wenn die Wurzeln im Frühjahr oder Herbſt ausgegraben worden, und noch friſch ſind, mus man ſie in kleine Würfelſtüken zerſchneiden, und zwar dergeſtalt, daß, wenn ſie gedörret, ohngefehr die Gröſſe einer Coffeebohne behalten. Dieſe Stüke troknet man alsdann an einem lüftigen Orte, oder auch auf dem Ofen. Alsdenn röſtet man die Wurzeln als Coffeebohnen, nur mit etwas mehrerer Vorſicht, indem ſie leichtlich zu Kohlen werden. Hierauf werden ſie auf der Mühle oder im Mörſel zu Pulver gemacht.

Bei dem Kochen nimmt man einen Theil dieſes Wurzelpulvers, und einen Theil ordentlichen Coffeemehls, und kochet ſolches, wie gewöhnlich, wiewohl ein klein wenig länger: gleichwie es auch nach dem Kochen ein wenig mehr Zeit zum ſezen haben mus, damit das Wurzelpulver, welches viel leichter als das Coffeemehl, recht zu Grunde ſinken könne.

Solchergeſtalt wird allezeit die Hälfte der Coffeebohnen erſparet, der Coffeegeſchmak erhalten; der Coffee ſelbſt aber temperiret, daß er das Geblüte nicht wie vorhin erhizet. Es kan auch ein jeder, der nur ein wenig Garten oder Land beſizet, mit weniger Mühe und ſchlechten Koſten ſelbſt ſo viel von dieſen Wurzeln bauen, als er zu verthun glaubt.

Wenn wir nicht gar zu ſehr von dem Vorurtheil eingenommen wären, daß die ausländiſchen, inſonderheit Indianiſchen Sachen, einen groſſen Vorzug vor denen Einheimiſchen verdienten: ſo würden wir uns gewis durch ſo verſchiedene Vortheile reizen laſſen, den Coffee nach obbeſchriebener Art ganz allgemein zu machen.

Die übergroſſe Einfuhre der Coffeebohnen würde ſolchergeſtalt, wo nicht auf die Hälfte, doch um ein ſehr groſſes herunter geſezt, und dadurch gewis manche 1000. Gulden im Lande behalten werden.

Denen, ſo nicht wiſſen, wie dieſe nüzliche Wurzel gebauet wird, dienet beiläufig zur Nachricht, daß ſie eben ſo, wie Peterſilien oder Paſternatwurzel im Frühjahre auf ein gut und tiefgegrabenes Land beſtellet, und vom Unkraut fleiſſig geſäubert werde. Was iſt wohl leichter, als dieſes? (*)

(*) Der ſonſt in der edlen Gärtnereikunſt vor andern ſehr erfahrne Erfinder dieſes deutſchen und nüzlichen, ja viel nüzlichern und geſündern Coffeetrankes, wenn man ſelbigen ſonderlich ſtark und häufig, wie viele thun, trinken will, wohnet zu Arnſtadt, und iſt Hochfürſtlicher Hofgärtner daſelbſt. Wir wünſchen vielen Coffeetrinkern, die dieſes Getränke, theils zum Schaden ihrer Geſundheit, theils ihres Beutels, in ſo ferne es aus den fremden Bohnen allein gemachet wird, häufig genüſſen, daß ſie willige Nachfolger ſeyn: und wenn ſie ja daſſelbe ſo gerne, ſo ſtark, und ſo oft zu genüſſen belieben, ſich dieſes Zuſazes, jedoch ſo bedienen mögen, daß ſie nicht etwan nur einer ungegründeten, jedoch ſehr lebhaftigen Phantaſie im Geſchmak nachhängen. Denn dieſe wird bekanter maſſen, wenn ſie durch die Nachricht, es ſey kein ganzer Coffeetrank, aufgebracht worden, wirklich bei manchen Perſonen den Beifall verhindern.

Vom Schnupfen, deſſen Urſachen. Ob derſelbe geſund oder nicht? Und wie man ſolchen am ſicherſten vertreiben kan.

Die Naſe iſt inwendig mit einer Haut ausgekleidet, in welcher unendlich viele kleine Blutgefäſſe herum kriechen, die diejenige Feuchtigkeit von dem Blute abſondern, welche durch die Länge der Zeit zu einem zähen Schleime wird. Es iſt unnöthig zu unterſuchen, ob dieſe Abſonderung in der Schleimhaut vermittelſt gewiſſer kleiner Drüſen geſchehe oder nicht, und die geſchikteſten Zergliederer ſelbſt ſind hierinn noch nicht völlig miteinander einig a). Wenn die Abſonderung dieſer Feuchtigkeit in der Schleimhaut der Naſe allzuhäufig erfolget; ſo flieſſet dieſelbe tropfenweiſe durch die Naſe heraus, und dieſen unnatürlichen Zuſtand nennet man den Schnupfen. Hieraus erhellet, daß alles den Schnupfen verurſachen müſſe, was einen ungewöhnlich ſtarken Zuflus der Säfte nach der Schleimhaut in der Naſe hervor bringet, und was die Behaltniſſe, welche die abgeſchiedene Feuchtigkeit in ſich enthalten, nöthiget, ſie ohne Verweilen von ſich zu geben.

Der häufige Zuflus der Säfte nach der Naſe kan von verſchiedenen Urſachen ſeinen Urſprung nehmen. Alle innerliche Urſachen, welche die Säfte nach dem Haupte in die Höhe treiben, und alle äuſſerliche, die dieſes bewerkſtelligen helfen, können den Schnupfen veranlaſſen. Eine Erkältung der Füſſe iſt dazu am allergeſchikteſten: und daher pflegt der Schnupfen unmittelbar darauf zu erfolgen. Eine natürliche Geneigtheit zum Naſenbluten kan eben daſſelbe verrichten, und weil dieſes bei Kindern gemeiner iſt, als bei Erwachſenen, ſo erhellet, warum jene öfter, als dieſe, mit dem Schnupfen beſchwert ſind. Eine Erkältung des Haupts iſt ebenfalls im Stande, den Schnupfen zu erregen, weil ſie die Feuchtigkeiten einwärts treibet, daß ſie ſich in dem Inwendigen der Naſe anhäufen. Aus dieſer Urſache kan auch eine Erkältung des ganzen Leibes, und die Unterdrükung der Ausdünſtung zum Schnupfen Gelegenheit geben. Ein freſſender Staub, ein ſcharfer Nebel, den man durch das Einathmen in die Naſe zieht, wird durch die Empfindung, die er in der Schleimhaut erreget, einen Zuflus der Säfte an dieſen Ort veranlaſſen, und daher erhellet, warum man in ſolchen Umſtänden ebenfalls den Schnupfen bekommt. Alle dieſe Urſachen des Schnupfens erregen ihn auf die Art, daß ſie einen ungewöhnlichen Zuflus der Säfte nach der Naſe verurſachen. Die Menge der Feuchtigkeiten, die alsdann in der Schleimhaut abgeſchieden worden, iſt viel zu gros, als daß ſie in den kleinen Behältniſſen ſo lange verweilen könte, bis das Flüſſigſte davon entweder verraucht, oder ins Blut zurük geführt worden wäre: und daher nehmen dieſelbe ihren Ausgang durch die Naſe. Ich habe aber oben geſagt, daß der Schnupfen auch davon entſtehen könte, wenn die Gefäſſe, die die abgeſonderten Feuchtigkeiten in der Schleimhaut aufbehalten ſollen, genöthiget werden, dieſelben von ſich zu laſſen. Dieſes kan geſchehen, wenn etwas vorhanden iſt, das die Ausdünſtung oder das Zurükgeben des flüſſigſten Theils dieſer abgeſchiedenen Säfte verhindert. Denn indem immer neue Säfte abgeſchieden werden; ſo finden ſie keinen Raum in den Behältniſſen, die noch von den vorigen Abſonderungen voll ſind: und daher müſſen ſich die Gefäſſe nothwendig ergieſſen. Die Kälte kan dieſe Würkung haben. Sie kan die Eröfnungen, wodurch der flüſſig-

---

a) Man kan hiervon unter andern beſonders nachſehen: *Boerhaave in Prael. acad.* Vol. II. p. 429. u.f. und *v. Haller. ibid.* p. 430. not. c. Item *Prael. acad.* Vol. IV. p. 49. u. f. und beſonders des Herrn v. Hallers Anmerkung b. ibid.

ſte Theil der Säfte entweder ausdünſten, oder ins Blut zurük geführt werden ſoll b), verſchlieſſen, und auf dieſe Weiſe die Anhäuffung der Säfte veranlaſſen. Es kan aber auch eine Schärfe dieſe kleinen Behältniſſe der abgeſchiedenen Säfte zerfreſſen, daß ſie die folgenden nicht in ſich aufbehalten können, und in dieſem Falle entſteht ebenfalls dieſer beſtändige verdriesliche Ausflus aus der Naſe, den man den Schnupfen nennet. Oefters ſind viele von dieſen Urſachen des Schnupfens zugleich miteinander verbunden, und zuweilen kan eine einzige dazu hinreichen. Weil die Cur des Schnupfens von der Verſchiedenheit ſeiner Urſachen beſtimmt wird; ſo iſt daran gelegen, daß man dieſelben von einander unterſcheide: und daher kan ich mit Recht fodern, daß man dasjenige mit Aufmerkſamkeit überlege, was ich bisher von dieſen Urſachen angeführt habe.

Ein jeder einzelner Menſch iſt zu gewiſſen Arten von Krankheiten geneigter, als zu andern, welches von einem unmerklichen Unterſchiede in der Structur des Leibes, der Lebensart, und tauſend andrer kleiner Umſtände herrühren kan. So giebt es auch Leute, die von der geringſten Gelegenheit den Schnupfen bekommen, die ſonſt bei einem andern ganz verſchiedene Würkungen haben würde. Wenn ein Menſch von dieſer Art natürlicher Weiſe ſehr empfindlich iſt; ſo kan er mit ſeinem Schnupfen rechte Gaukelſpiele treiben. Schon Fallopius hat angemerkt, daß einige Leute vom Geruche der Roſen nieſen, welches der Anfang des Schnupfens iſt: ja, Hildanus erzählt ſo gar, daß ein gewiſſer Menſch nach ſeinem Belieben wohl hundertmal hinter einander habe nieſen können, bei dem aber der Schnupfen eine blos willkührliche Krankheit geweſen iſt c). Der Zuſammenhang der Nerven der Naſe mit den Augennerven, der einer viel zu umſtändlichen Erklärung bedarf, als daß ich ihn hier beſchreiben könte d), kan bei ſolchen empfindlichen Perſonen ein Nieſen und den Schnupfen veranlaſſen, wenn ihnen nur blos ein heller Schein des Lichts, oder der Sonne plözlich in die Augen fällt e). Alles dieſes ſind Erſcheinungen, die von einer beſondern Empfindlichkeit einer einzelnen Perſon herrühren, ob ſie ſich gleich alle aus den obangeführten Urſachen des Schnupfens zureichend erklären laſſen.

Aus demjenigen, was wir anjezo vom Schnupfen angeführt, läſſet ſich nun leicht begreiffen, warum der Schnupfen bei gewiſſen Veränderungen des Wetters vielen Leuten gemeiner ſey, als zu anderer Zeit. Ich ſage mit Bedacht: bei gewiſſen Veränderungen des Wetters: denn von allen kan dieſes nicht behauptet werden. Das rechte Schnupfenwetter iſt das, wenn die Luft feucht, wenn ſie kalt, wenn ſie windig iſt, oder wenn einige von dieſen Witterungen zuſammen kommen. Eine feuchte Luft erkältet jederzeit den Leib, und macht ihn zu Flüſſen geneigt. Eine kalte Luft thut eben daſſelbe, beſonders wenn ſie zugleich feucht iſt, u. der Wind iſt beſonders ſolchen empfindlichen Leuten beſchwerlich, die nicht vertragen können, daß ein Theil des Leibes kälter wird, als der andere. Man bekomt alſo bei dergleichen Witterungen den Schnupfen darum, weil alsdann diejenigen Urſachen deſſelben Statt finden, die

---

b) Dieſes leztere glaubt Boerhaave, wie es ſcheint, allein, ob gleich gewis iſt, daß viele von dieſen flüſſigſten Theilen nicht wieder ins Blut zurük gehen; ſondern ausdünſten. S. *Boerh. Præl. Acad.* Vol. II. pag. 430. 431.

c) *Hildan. Cent.* 1. *obſ.* 24.

d) Man kan denſelben finden, in Herrn Heiſters *Compend. Anat.* §. 299. in Herrn v. Hallers *Icon. anatom. præcipuarum partium corp. human.* Faſc. I. Icon. Cran. litt. 26. 28. und nott. 46. 48. in *Boerhaav. præl. Acad.* Vol. IV. §. CCCCLXXXXVIII not. b. und anderwärts.

e) Ad primam lucis irradiationem homini, bovi, equo familiare eſt ſternutare. *Boerhaav. in Prælect. acad.* Vol. IV. p. 86. Eben dieſer Zuſammenhang macht, daß die Augen beim Schnupfen angegriffen werden, und viele, die dabei ſehr heftig nieſen, ſo gar blind werde.

die ich oben erzehlt habe. Wolte man gleich ſagen, daß manche Leute den Schnupfen bekämen, die doch nicht aus ihren Zimmern gehen, und alſo ſich dem Einfluſſe der Witterungen nicht ausſezten; ſo mus man doch bedenken, daß die Wettergläſer auch in den Zimmern die Veränderung der Witterungen anzeigen, und weil dieſes zuweilen ganze Tage eher geſchiehet, als ſich eine neue Witterung würklich einſtellet; ſo erhellet zugleich, wie man bei dem ſchönſten Wetter den Schnupfen bekommen könne, wenn uns kurz darauf eine ſolche Witterung bevorſtehet, die den Schnupfen hervor bringen kan.

Das beſte Mittel, dem Schnupfen vorzubeugen, iſt alſo dieſes, daß man ſich bei bevorſtehender Veränderung des Wetters ſorgfältig in Acht nehme, damit man ſich nicht den Urſachen blos ſtelle, die ihn nach ſich ziehen. Wenn alſo kalte und naſſe Witterung einfällt, wie im Herbſte zu geſchehen pflegt: ſo mus man beſonders darauf ſehen, daß die allgemeine Ausdünſtung des Leibes unterhalten, und kein Theil des Leibes vor dem andern merklich erkältet werde. Jederman weis, wie leicht man den Schnupfen davon tragen kan, wenn man im ſchlakrigten Wetter ausgehet, daß die Füſſe von der Näſſe erkältet werden, wenn der übrige Leib vom Gehen warm wird. Hier kan ein warmes Fusbad, worauf man ſich ins Bette legt, und ein wenig ſchwizt, den Schnupfen wieder vertreiben. Wenn es windiges Wetter iſt; ſo mus man ſich deſto wärmer ankleiden, wiewol es gewis iſt, daß man hierinn gemeiniglich nicht vorſichtig genug ſeyn kan, und daß Wind und Kälte und Regen immer noch eine kleine Oefnung, oder einen weniger bedekten Theil des Leibes finden, den ſie erkälten, und wodurch ſie bei empfindlichen Perſonen den Schnupfen hervor bringen können. Daher iſt das allerbeſte, daß man gleich in der Jugend die Kinder an die Witterung gewöhne, und ihnen ſo wenig Bedekung des Leibes geſtatte, als vernünftig und leidlich iſt. Dieſes iſt das einzige untrügliche Mittel wider die öftern Anfälle des Schnupfens. Ich ſehe zuweilen mit Bewunderung die Poſtknechte mit hinter die Ohren geſtreiften Haaren ganze Tage unter freiem Himmel in einem Sturme fahren, der gerade auf die Oefnung des Ohres gerichtet iſt, ohne daß ſie nur einmal daran denken ſolten, ſich das Ohr zu bedeken. Ein anderer würde das gröſte Unglük von einem ſolchen Verhalten zu gewarten haben, und ihnen iſt es nicht einmal merklich. Wie oft arbeiten nicht die Bauren, daß ſie über den ganzen Leib ſchwizen, da ſie unterdeſſen mit bloſſen Füſſen in einem Sumpfe ſtehen, der mit Schnee und Eis vermiſcht iſt? Gleichwol wiſſen ſie von keinem Schnupfen, von keinem Catarrhe etwas. Wir andern Leute dürfen ihnen dieſes nicht nachthun, und wenn wir uns rühmen, daß wir dafür auch vornehm, zärtlich, reich und gelehrt ſind; ſo lacht uns der Bauer aus, und rühmt ſich ſeiner Geſundheit. Daß wir dagegen vielleicht zuweilen ſinnreicher als er ſind, das wird er uns gerne gönnen, und wir haben es auch nöthig, um die Urſachen unſerer Krankheiten deſto beſſer zu erforſchen, und auf Mittel zu ſinnen, um ſie zu vertreiben. Auf die Unterſcheidung der Urſachen komt alles an, und man kan verſichert ſeyn, daß ein Schnupfen, der von der Erkältung der Füſſe herrühret, durch warme Fusbäder, durch Reiben mit warmen Tüchern, wenn man ſich vor der Näſſe fürchtet, oder wenn man was recht auſſerordentliches u. vornehmes haben will, durch Erwärmung der Füſſe in den geſamleten Sonnenſtrahlen eines Brennſpiegels gewis vertrieben wird, welches lezte Mittel Herr Höſe bei Flusbeſchwerungen verſucht und gut befunden hat (a) Hingegen würden alle dieſe Anſtalten nichts helfen, wenn der

---

(a) S. das Hamb. Mag. 5. Band, 3. St. 5. Art. S. 287. 288.

Schnupfen von einer Schärfe herrührete, die ſich an die Schleimhaut angeſezt hätte. Es iſt alſo ein anders, wenn der Schnupfen im Herbſte von kalter Näſſe, oder wenn er zu eben der Jahrezeit davon herrühret, daß man des Morgens in einem freſſenden ſcharfen Nebel ausgegangen iſt. In dieſem Falle mus man die Schärfe aus der Naſe hinweg ſchaffen, welches Boerhave einſtens glüklich mit lauter Milch bewerkſtelliget hat, die ein Schulmeiſter, dem die Knaben Nieſpulver in eine Roſe geſtreuet hatten, hat in die Naſe ziehen müſſen. (b) Sonſt kan auch laues Waſſer zu eben dem Gebrauche dienen. Der Schnupfen ſelbſt führt eine ſcharfe Feuchtigkeit in die Naſe, welche die Schleimhaut dergeſtalt zerfriſt, daß ſie zulezt voll kleiner Geſchwüre wird, die Materie von ſich geben: daher auch einige Tage nach dem flieſſenden Schnupfen der Auswurf aus der Naſe dem Eiter ähnlich und ſtinkend iſt. Dieſe freſſende Materie mus ungemein ſubtil ſeyn, weil ſie anſteket. Ein Geſunder darf nur in ein Schnupftuch riechen, das einer, der den Schnupfen hat, gebraucht hat, ſo hat er alſobald ſelbſt den Schnupfen. Wenn man, beſonders gleich im Anfange des Schnupfens, beſtändig reine Tücher gebrauchet, ſo kan man ſich damit ſehr wohl vorſehen, und der Schnupfe nimt nicht ſo leicht überhand, als ſonſt. Nicht weniger iſt es auch dienlich, warme Dämpfe von Waſſer, Milch, oder auch von Thee und Caffee fleiſſig in die Naſe zu ziehen, welche die Schärfe abſpühlen, und in der Naſe Luft machen.

Alles dieſes ſind gute Mittel: aber es iſt noch keine Cur nach der Methode. Da es nun aber, wie Moliere öfters ſagt, beſſer iſt, nach einer gründlichen Methode zu ſterben, als wider die Regeln geſund zu ſeyn; ſo ſolte ich wohl eine Vorſchrift hier mittheilen, wie man ſich bei dem Schnupfen recht mit Arzeneien verſehen könne, damit man nicht allzuleicht davon käme. Ich müſte z. E. ſagen, daß man bei einem Schnupfen, der von unterdrükter Ausdünſtung herrührete, etwas zu ſchwizen einnehmen müſte, und hier ſtünde mir ein weites Feld von Gelehrſamkeit offen. Wenn der Schnupfen von einem Triebe der Säfte nach dem Haupte herrührete, den eine Erkältung der untern Theile veranlaſſet hätte; ſo müſte ich nicht allein rathen, dieſe untern Theile wieder zu erwärmen; ſondern auch ein kräftiges Purgiermittel, die Säfte wieder herab zu ziehen, ein Pflaſter von Spaniſchen Fliegen, das ärger iſt, als der Schnupfen, zu eben dem Zweke; ein Kräuter- und Kampferküſſen um den Kopf, zur Zertheilung, und ich weis nicht, und mag nicht wiſſen, was alles noch mehr, zu gebrauchen, um über nichts einen Lermen zu machen, das die Ehre der Kunſt ausbreitete, und einen Mann, der mit dem Schnupfen davon kommen konte, bei nahe zum Krüppel machte. Die Urſache, warum ich dieſes alles nicht thue, warum ich nicht von den temperirenden Tränkgen, von den rothen Pülvergen, den Trieb des Blutes zu beſänftigen, von den Kräutertheen, Eſſenzen und Pulvern, eine geſunde Ausdünſtung zu befördern, von den kleinen Clyſtiergen, die vom Haupte abziehen, von den groſſen Kräutermüzen, die das Gehirn ſtärken, von den Flußtropfen u. tauſend andern Sachen ſage, iſt die, weil ich meinen Leſern ſo viel geſunde Vernunft zutraue, daß ſie alle dieſe Anſtalten, um eines Schnupfens willen, nicht machen werden, wenn ſie ihn ohne die Methode los werden können, und daß ſie ſelbſt urtheilen können, was von allen dieſen herrlichen Sachen ihnen im Nothfalle unentbehrlich ſeye, nachdem ich ſie auf die Unterſuchung und Unterſcheidung der Urſachen, woven der Schnupfen herrühren kan, gewieſen habe.

---

b) *Boerhavius Prael. Acad.* Vol. IV. pag. 86.

Daß übrigens viele Perſonen von dem Schnupfen befreiet bleiben, rühret nicht allein von ihrem choleriſchen troknen Temperament her, ſondern es liegt auch viel an einer ordentlichen Lebensart, wo bei einer rechten Diät dergleichen Unreinigkeiten ſich im Haupte nicht anhäufen können. Zudem komt auch viel darauf an, daß man die allzuwarm eingeheizte Zimmer meide. In Frankreich, wo man keine Oefen hat, wiſſen die Einwohner vom Schnupfen nichts. Sie ſind hingegen nicht gewohnt, wann die Witterung gleich kalt iſt, den Kopf mit diken Hauben oder Küſſen warm zu halten, wie wir das an ihrer Tracht des Frauenzim̃ers ſehen, zumal beim Kopfpuz. Ueberhaupts aber kan dergleichen Trieb gegen das Haupt und Anhäufung des Geblüts und Seroſität am beſten vorgebeugt werden, wenn man das Haupt, Geſicht und Hände mit kaltem Waſſer abzuwaſchen, ſich zeitlich angewöhnet. Ich wenigſtens bediene mich Sommers und Winters hierzu des kalten Waſſers; ſo gar auch zum Raſiren; dagegen bleibe ich von Flüſſen bewahrt, und weis weder vom Schnupfen noch Kopfwehe im geringſten nichts. Wie dann in dieſen Blättern ſchon verſchiedene malen beſchrieben worden, wie nüzlich der äuſſerliche Gebrauch des kalten Waſſers der Geſundheit ſeye.

Es iſt noch eine einzige Frage, zu beantworten übrig, nemlich: ob der Schnupfen geſund ſey? Das weis ich gewis, daß man geſunder ſey, wenn man den Schnupfen nicht hat, als wenn man damit geplaget iſt, und daß man, wenn er wieder vorbei iſt, ſich beſſer befinde, als wenn man ihn hat: ob aber dieſes ſo viel heiſſe, als daß er geſund ſey, kan ich ſo genau nicht wiſſen. Ich habe in dem Ref. 6tẽ Theil, pag. 279. einen Aufſaz geliefert, worinn unterſucht wird, ob es Krankheiten gebe, die geſund ſind, und ich will das Weſentliche davon mit ein paar Worten hier anführen. Die Redensarten, daß etwas geſund oder ungeſund ſey, leiden vielerlei Bedeutungen. Mann nennt das Waſſer geſund, weil es keine merkliche Veränderung in unſerm Körper hervor bringet. In dieſem Verſtande kan der Schnupfen unmöglich geſund heiſſen, weil ſeine Würkungen merklich genug ſind. Man nennt den Wein geſund, weil er angenehme Würkungen äuſſert. In dieſem Verſtande iſt der Schnupfen, wie ich glaube, ſehr ungeſund: denn er hat nichts angenehmes bei ſich. Es fragt ſich alſo, ob der Schnupfen uns für Krankheiten beſchüzen, und uns von Krankheiten, die ſchon vorhanden ſind, befreien könne? Dieſes läßt ſich allerdings behaupten. Er kan eine Schärfe abſpühlẽ, die ſich an die Schleimhaut der Naſe angeſezet hat, und dieſelbe entzünden würde, und in dieſer Abſicht beſchüzet er uns für einer Krankheit. Er kan aber auch ſchon vorhandene Krankheiten dadurch, daß er ſich ihnen entgegen ſezet, wieder aufheben, wie er z. E. öfters thut, wenn er ſich bei heftigen Kopfſchmerzen, Zahnſchmerzen, Ohrenzwange u. d. g. einſtellet, indem er den Trieb der Säfte von dieſen Oertern ableitet. Iſt alſo der Schnupfen nicht geſund? Ich weis noch nicht, was ich hierauf antworten ſoll. Es iſt ganz gewis, daß der Schnupfen andere Krankheiten verhüten und vertreiben kan: allein, weñ er um deswillen allein geſund ſeyn ſolte; ſo iſt die Peſt, das Flekfieber, die Ruhr, der Stein, und kurz, ſo ſind alle mögliche Krankheiten eben ſo geſund. Denn es giebt von jeder Krankheit ein gewiſſes ihr widerſprechendes Gegentheil, das auch eine Krankheit iſt, und nie mit ihr zugleich beſtehen kan. Folglich verhütet jede Krankheit eine andere, und folglich kan auch jede Krankheit eine andere, die ſchon gegenwärtig iſt, aufheben. Woran mag es alſo wohl liegen, daß man den Schnupfen eine geſunde Krankheit zu nennen pflegt? Mir deucht, der Grund der Sache beruhet auf folgendem: Der Schnupfen iſt eine Krankheit, die wenig

Gefahr und Beſchwerlichkeiten hat, und wenig Aufwartung erfordert. Man iſt öfters kaum mit ſich ſelbſt einig, ob man ihn eine Krankheit nennen ſoll. Wann er alſo andere Krankheiten verhüten, oder aufheben kan, die tauſendmal gefährlicher, beſchwerlicher und wichtiger ſind, als er: ſo vergiſt man, bei ſo erheblichem Nuzen, daß er ein Uebel ſey. Man rechnet ihn, auf ſeiner ſchlimmen Seite betrachtet, für nichts gegen die Vortheile, die er ſtiften kan; und daher mag er geſund heiſſen. Inzwiſchen bedanke ich mich herzlich für alle Krankheiten, die geſund ſind, wenn es möglich iſt, ſich ohne Krankheiten geſund zu erhalten. Daß man aber allen Nuzen, den der Schnupfen ſtiften kan, ohne ſeine Vermittelung erhalten könne, iſt eine Sache, die uns die Tsuren beweiſen, die vom Schnupfen nichts wiſſen, und doch geſund ſind. Ein Bauer iſt in der That ein ſtarker Beweis, und er ſteht ſeinen Mañ gegen alle Philoſophen.

Von denen Hinderniſſen, gutthätig zu ſeyn.

Ungeachtet eine eingezogene ſtille Gemüthsart in der Welt das meiſte erhält, ſo darf man doch nicht ſchlieſſen, daß dies der eigentliche Character des Menſchen ſeye; indem es einige giebt, die an nichts einen gröſſern Gefallen haben, als am Wohlthun, und die mehr von der Glükſeligkeit anderer empfinden, oder dadurch, daß andere glüklich ſind, als daß ſie ſelbſt eine Glükſeligkeit genieſſen. Ob es nun gleich nur wenige ſolche edle Seelen giebt, die dem Anſehen nach über den gemeinē Haufen ſo weit erhaben ſind, als wenn ſie aus einer andern Reihe der Weſen entſprungen wären: ſo iſt doch ihre Natur würklich eben dieſelbe; ſie wird durch eben dieſelben Triebfedern gelenket, und iſt mit allen weſentlichen Eigenſchaften begabet, nur daß ſie reiner und gebeſſert ſind. Das Waſſer iſt im Sommer und im Winter eben derſelbe flieſſende Körper; wenn es zu Eiſe gefroren iſt, als wenn es in ſchönen Bächlein dahin flieſſet, und tauſend Felder durch ſeinen Lauf belebet. Es iſt eine Eigenſchaft des menſchlichen Herzens, daß es ſich ausbreitet; ſeine guten Wünſche erſtreken ſich über die ganze Schöpfung: und weñ es ja Leute giebt, wie wir derer nur mehr als zuviel ſehen, die mit nichts, als mit ihrer eignen werthen Perſon beſchäftiget ſind, ohne daß ſie ſich das mindeſte um ihre Mitbrüder bekümmern; ſo wollen wir glauben, daß ihre Menſchenliebe gefroren ſey, und durch die überwiegende Macht einer widrigen Eigenſchaft, in ihrer Würkung aufgehalten wird. Ich will mich dahero bemühen, einige Merkmale von dieſer edlen Ergieſſung der menſchlichen Seele zu bezeichnen, die uns in den Stand ſezen werden, zu urtheilen, ob, und durch was für Mittel dieſe menſchliche Eigenſchaft entfeſſelt, und in ihre vorige Freiheit und Wachſamkeit gebracht werden könne? Die erſte und wichtigſte Urſache, iſt eine unglükliche Leibesbeſchaffenheit. Die Heiden, denen die wahre Quelle des ſittlichen Böſen nicht bekant war, ſchoben alle Schuld auf die Verderbnis der Materie, welche, da ſie ewig und unabhänglich war, in keiner von ihren Eigenſchaften geändert werden konte, auch ſelbſt durch einen allmächtigen Willen nicht, der, als er die Materie zu einer Welt voll Weſen gemacht, dieſelben ſo nehmen müſſen, wie er ſie gefunden. Dieſer Begriff iſt, wie die meiſte Begriffe jener Zeiten, ein Zuſammenflus, von Irrthum und Wahrheit: daß die Materie ewig ſey, daß, von der erſten Vereinigung einer Seele mit derſelben ihre Neigungen verderbet worden, und daß der böſe Einflus, den die Materie in unſer Gemüth hat, auch durch Gott ſelbſt nicht geändert werden könne, das alles ſind ſehr groſſe Irrthümer; worzu aber eine nicht minder unſtreitige Wahrheit Anlas gegeben, nämlich daß die Beſchaffenheit des Gemüths von der Fähigkeit und dem Zuſtande des Leibes in hohem Maas abhänge. So wie es Narren von Natur, ſo giebt es auch natürliche Schelme; und man kan es inſonderheit von einigen ſagen, daß ſie mit einem kargen Gemüthe gebohren ſind. Die Materie, woraus ſie beſtehen, iſt zähe, wie Vogelleim, und es hält eine Art Klammern ihr Herz und ihre Hände zuſammen, daß ſie ſie niemals anders eröfnen, als nur noch mehr zuſammen zu ſcharren. Dies iſt ein ſehr betrübtes Loos! Gleichwohl hat es noch einen Vorzug vor denen, welche es eben ſo ſauer ankömmt, ſich guter Dienſten zu enthalten, als es dieſen wird, welche zu leiſten; nämlich, daß da einige von Natur gut geartete Leute, oftmals den angebohrnen Trieb für eine Tugend halten, weil ſie nicht entſcheiden können, weñ ſie von dieſer oder v. jenem getrieben werden, Leute von der entgegen geſezten Art allezeit die Urſache ihrer Handlungen gewiſſer erkennen können. Iſt es ihnen nicht möglich, eine Wohlthat mit derjenigen Willigkeit und Freudigkeit auszuüben, die nothwendig darzu gehören, wenn ſie den Leuten angenehm werden ſollen: ſo beſtehet hingegen der wahre Werth deſſen, was ſie thun, in der Schwürigkeit, die ſie zu überwinden haben, wenn ſie ſie thun. Die Stärke ihrer Tugend zeiget ſich dadurch, daß ſie ſich der Natur, der Gewalt der Natur widerſezet; deñ allemal, wenn ſie den Entſchlus faſſen, ihre Pflicht zu beobachten, ſo opfern ſie ihre Neigungen dem Gewiſſen auf, welches viel zu erkenklich iſt, als daß es ſeinen Anhängern nicht Merkmale ſeiner Genehmhaltung geben ſollte. Unter den Gewohnheiten des Gemüths, und unter den Gewohnheiten des Körpers, iſt dieſer Unterſchied, daß die lezten ihrer Natur nach, ſtärker und gewaltiger ſind, und um uns zu überwältigen, nur brauchen, daß man ſich ihnen widerſeze; die erſten aber müſſen beſtändig von neuem unterſtüzet werden; ſonſt nehmen ſie ab, und ſterben dahin. Dieſes eben zeiget uns die Urſache, warum gute Gewohnheiten, längere Zeit zum einwurzeln brauchen, als die ſchlimmen; und gleichwohl eher auszurotten ſind. Dies komt daher, daß böſe Gewohnheiten, z. E. die Trunkenheit, eine Veränderung im Körper würken, welches die andern nicht thun; und alſo durch eben die Mittel, wie ſie entſtanden ſind, auch erhalten werden müſſen, nämlich durch beſtändigen Fleis, durch ſtarken Vorſaz und durch Wachſamkeit. Eine andere Sache, die ſich dem Wohlthun widerſezet, iſt die Liebe der Welt, welche aus einem falſchen Begriffe entſtehet, den ſich die Menſchen gemacht haben, daß die weltlichen Güter einen groſſen Einflus in die Glükſeligkeit des Lebens haben. Die Güter der Erden ſind ſo beſchaffen, daß ſie endlich aufhören, wenn man ſie vertheilet, ſo daß, je mehrere ſich darein theilen, je weniger davon auf eines jeden Antheil fället. Daraus folget nun, daß einer den andern mit ſcheelen Augen anſiehet, und ein jeder denket, alle andere ſuchten ihren Nuzen und Intereſſe auf eine Art, die nothwendig zu ſeinem Schaden gereichen müſte. Daher kommen die bittere Streitigkeiten über Geld und Gewalt; daher wird eines Menſchen Glük des andern Unglük; und ſie können ſo wenig als verliebte Nebenbuhler gegen ihre Mitwerber Mitleiden empfinden. Nicht als ob ſie von Natur zum Keifen und Zanken geneigt wären; ſondern weil es natürlich iſt, daß ein Menſch ſich ſelbſt allen andern vorzieht, und erſt auf ſeinen beſondern Nuzen ſieht. Wenn das, was die Menſchen für ihre Glükſeligkeit halten, dem Lichte glieche, ſo bliebe es allemal ein genugſames und unerſchöpfliches Gut: Es möchten es zehen tauſend genieſſen, oder ein einziger, ſo würden wir ſehen, daß der Menſchen Gutherzigkeit und Liebe allgemein ſeyn würde.

Homo, qui erranti comiter monſtrat
viam,

Quaſi lumen de ſuo lumine accendat, facit,
Nihilominus ipſi luceat, cum illi accenderit.

Allein zum Unglük wählen die Menſchen allerſeits einerlei Dinge, die ſie unfehlbar in beſtändigen Streit ſezen. Man lerne alſo, als ein weiſer Mann, den wahren Werth der Dinge. Man begehre nichts mehr von der Welt zu genieſſen, als man zum Durchzuge durch dieſelbe nöthig hat: alles was darüber iſt, ſehe man, nicht nur als unnüz, ſondern auch als beſchwerlich an. Man ſeze ſeine Ruhe nicht in Dinge, die man nicht erlangen kan, ohne ſie andern zu entziehen, und ſich alſo dieſelben zu Feinden zu machen; welche Dinge doch, wenn man ſie erlanget hat, mehr Unruhe machen, um ſie beyzubehalten, als ſie Freude im Beſiz erweken. Die Tugend iſt ein Gut von einer edlern Art; ſie wächſt durch die Mittheilung und gleich den irdiſchen Reichthümern ſo wenig, daß, je mehrere ſie beſizen, je gröſſer eines jeden Theil iſt. So wie viele Lichter dadurch, daß ſie einander ihr Feuer mittheilen, und die Flammen vermiſchen, nicht nur alleſamt einen hellern Schein geben; ſondern auch ein jedes Licht ſtärker brennet. Und endlich merke man, daß, wenn der Reichthum ein Werkzeug des Vergnügens iſt, das gröſte Vergnügen, welches es uns erweken kan, die Gelegenheit iſt, Gutes zu thun. Es iſt wohl betrachtenswerth, daß die ſinnlichen Werkzeuge nur in einem ſehr engen Raume wirken, und unſer Appetit bald ſpricht, es iſt genug. Wer iſt nun alſo von beiden der Glükſeligſte? derjenige, welcher alle ſein Ergözen in die Sättigung der Sinnen ſezet, und alſo nur einer kurzen Luſt fähig iſt? oder der, welcher glaubt, er müſſe mit an der Ergözung anderer Leute Theil nehmen, inſonderheit bei denen, die durch ſeinen Beiſtand beglükt werden, und der alſo den Umfang ſeiner Glükſeligkeit erweitert. Der lezte Feind der Gutthätigkeit iſt eine jede Art der Unzufriedenheit. Ein ſchuldiges oder misvergnügtes Gemüth; ein Gemüth, welches durch Unglüksfälle verwildert, durch ſeine Leidenſchaften zumal durch Wolluſt, Stolz, Hoffart ꝛc. zerrüttet, durch Verachtung erbittert, oder durch mislungene Abſichten geärgert wird, das hat keine Muſſe, nach der Nothwendigkeit oder Vernunftmäſigkeit einer gewünſchtē Gutherzigkeit zuſtreben; noch einen Geſchmak an ſolchen Vergnügungen, die das Wohlthun mit ſich bringet, und die ein gelaſſenes und unbeflektes Herz erfordern, wenn man ſie genieſſen ſoll. Das elendeſte von allen Geſchöpfe iſt der Neidiſche; ſo wie der, der die meiſte Menſchenliebe beſizt, der glüklichſte iſt. Perſonen, die ſich unſträflich wiſſen, die mit ſich ſelbſt und mit ihrem Stande zufrieden ſind, eine herzliche Zuverſicht zum höchſten Weſen und eine Hofnung zur Unſterblichkeit haben, die ſehen alle ihre Nebenmenſchen mit einem Strome von Gutherzigkeit an. Sie ſchieſſen ſo wie die Bäume, die in gehörigen Boden ſtehen, in Zweige der Liebe aus, und erhöhen ſich nicht wie andere übertriebene Bäume mit ihren nichts bedeutenden Früchten, ſondern neigen ſich mit ihrer koſtbaren Bürde zu denen Händen des Sammlers.

Vom Selbſtdünkel.

Hem! quanta ſpecies, cerebrum non habet! *Phaedrus.*

Man hat ganze Bücher von der Schwäche des menſchlichen Herzens geſchrieben, und dies Meer ſcheint auch in der That unerſchöpflich zu ſeyn. Mir gefallen indeſſen die einheimiſchen Beweiſe am beſten, die ein jeder für ſich aus Bemerkung der beſondern Fehler hernimt, durch die er ſich von den allgemeinen Fehlern aller andern Menſchen unterſcheidet. Die Ehrſucht nemlich, der Jachzorn, die Wolluſt und der Geiz dieſes Cajus oder Nero iſt allezeit noch etwas anders, als dieſe Laſter überhaupt betrachtet; und wie man die Welt kennet, wenn man in dieſe eigenthümliche Züge, in dieſe Sonderlichkeiten des Guten und Böſen, daß ich ſo rede, eindringt, ſo zeigt es von der Lauterkeit unſerer Selbſterkäntnis, wenn wir ſie in unſern eignen Herzen auszuſpühren wiſſen.

Wir wollen heute den Dünkel und das Grosthun abſchildern, als ein Gebrechen ſolcher Menſchen, die meiſtens noch andere Mängel haben; Und dies ungereimte Betragen, das Grosthun, hat ſeinen Urſprung in dem Hochmuth, der Hochmuth aber in der Dumheit. Der Dünkel erwächſet aus der übermäſigen Schäzung der eignen guten Eigenſchaften, ſie mögen nun wahre oder eingebildete ſeyn. In dem erſten Falle gleicht die Selbſterkäntnis des Hochmüthigen einem Spiegel, der ſeinen Gegenſtand vergröſſert; in dem zweiten aber einem lügenhaften Glaſe, welches das Alter, die Runzeln und Narben gar liebenswürdig vorſtellet. In beiden Ausſchweifungen iſt der Irrthum deſto unverantwortlicher, weil er uns ſelbſt betrift.

Die Teutſche Sprache macht, nach ihrer aufrichtigen Art, den Hochmüthigen gewiſſer maſſen zum Phantaſten; indem ſie ihn einen Eingebildeten nennet: Und was iſt er in der That anders? Ein Menſch, der nicht die geringſte wahre Urſache hat, mit ſich zufrieden zu ſeyn, würde er ſich anbeten, wenn er aufrichtig zu fühlen und zu empfinden wüſte? Ein Unglükſeliger, der kaum ein Zwanzigtheil einer gewiſſen guten Eigenſchaft hat, würde der ſich in ſeiner Gröſſe verlieren, wenn er von ſeiner Einbildung keine Zuſäze erhielte? Es iſt unmöglich anders, er vertauſchet Phantaſien mit den Vorſtellungen des Würklichen: er gleichet den Romanenleſern, die alle Prinzen u. Ritter, die ihnen gefallen, auf einige Tage ſelbſt vorſtellen, und noch ſehr glüklich ſind, wenn ſie ſich wieder in ſich ſelber finden. Zwar die Beiſpiele ſind häufig genug, daß ſchwache Köpfe in dieſem Schwindel das Gleichgewicht gar verlieren; denn welche Gemüthskrankheiten ſind an würklichen Verrükungen, an chimäriſchen Rieſen u. Potentaten fruchtbarer als Hochmuth und Liebe?

Ein Eingebildeter iſt alſo in den Augen eines Verſtändigen nicht viel beſſer, als ein Unmäſiger, der ſich berauſcht hat. Beide machen ſich zum Gelächter, und ſchaden ſich ſelbſt. Sie zeugen von keinem innern Werthe, von keiner wahren Zufriedenheit; Sie ſind nur Zeichen des Selbſtbetruges und der Uebernehmung. In dieſem Zuſtande iſt keine Kleinigkeit und kein Fehler, darauf ſich ein Menſch nichts einbilden könte; wenn er aufs höchſte die Ueberbleibſel der Vernunft zu befriedigen, die Namen der Dinge zuvor ein wenig geändert hat. Die Blindheit derjenigen Menſchen iſt ſo gros, daß ſie nicht einmal begreifen können, wie dieſe Laſter, durch welche ſie ſich zu erheben trachten, zu ihrer gröſten Schande und Verachtung dienen: Und dieſes ſoll wohl die Urſache ſeyn, warum die alten Sittenlehrer alle Hoffärtigen als Narren angeſehen, und in das Tollhaus hingewieſen haben. Der Hochmüthige iſt eine blinde Creatur, er iſt ſich ſeiner Schwachheiten nicht bewuſt, und wo er ſie empfände, ſo würde er bei derſelben Erwegung Schmerzen fühlen. Die Dummheit des Hochmüthigen iſt ſo gros, daß wenn man ihm ſeine eigene Abſchilderung in dem verachteteſten Bilde mit den beſten und natürlichſten Farben vor Augen leget, er ſich nicht darinnen erkennet, er haſſet und verfolget den Hofartigen; aber mit dieſem allem gewinnet er nicht ſo viel, daß er ſehe, er ſeye ihme ganz ähnlich, und folglich ſo haſſenswürdig als jener. Der Monſieur Dum̃hoch zeiget ſich alsdann am meiſten im Rangſtreit, wo der Paroxiſmus ausbricht; Und die armſelige Madame Faul-frau überhebt ſich in dem Kleiderpuz, wo das Einkommen nicht zureichen will, wanns auch gleich noch ſo ſtürmiſch u. windig ausſiehet. Dergleichē Phantaſten begreifen nicht, daß dieſes alles zu ihrer Schande u. Verderben abzielet, wodurch ſie ſich eben am meiſten verhast und tributbar machen. Doch wenn das Laſter, von dem ich rede, nur bei nichtswürdigen Leuten angetroffen wird, ſo mag es hingehen: es koſtet uns nicht mehr, als ein wenig Gelächter. Wenn man es aber an Leuten von guten Gaben und Verdienſten entdeket, ſo mus es einem jeden von uns ein Mistrauen gegen ſeinen Verſtand und gegen ſein eignes Herz verurſachen. Ein ſolcher Fall iſt eine gar zu traurige Beſtätigung des ſtoiſchen Gedankens, daß derjenige Menſch der gröſte Weiſe ſey, der der kleinſte Narr iſt. Es iſt ein Untergang vieler guten Eigenſchaften, die ohne dergleichen Zuſäze verehrungswerth ſeyn würden. Die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt die artige Welt und der Umgang oft an dieſer Verwüſtung unſrer Vernunft ſchuld; denn wer weis nicht, daß in der That oft ein Menſch in dem Grade von andren geachtet wird, als er ſich ſelbſt achtet; daß die geprieſene gute Art womit wir uns zeigen müſſen, oft nichts anders als die prahlende Empfehlung einer Ungereimtheit iſt; und daß es oft ſehr ſchwer hält, den Hochmuth von der wahren Gröſſe zu unterſcheiden, deren Auſſenſeite er annimmt.

Bei dem allen aber würde man gleichwohl dem menſchlichen Geſchlechte Unrecht thun, wenn man läugnen wollte, daß es erhabne Seelen giebt, die edelmüthig genug ſind, ſich an der Wahrheit zu vergnügen, und den Schein nebſt dem Stolze zu fliehen. Eine gewiſſe natürliche Grosmuth und Redlichkeit liegt bei ihrer Selbſterkäntnis, bei dem edlen Mistrauen gegen ſich ſelbſt, bei dem zärtlichen Geſchmak an wahren Verdienſten, und bei dem wachſamen Gefühl ihrer Menſchheit, welches wir Beſcheidenheit nennen, zum Grunde. Dieſe Maasregeln mus ihnen die Sittenlehre ablernen, und der ſchlechten Welt zu Muſtern vorſtellen. Wo kan der Dünkel bei einem Geiſte ſtatt finden, der ſich ſelbſt kennet, und wo wird der Hochmuth ein Herz aufſchwellen, das ſich ſelbſt nicht trauet, das einen Abſchen für der Falſchheit und Schminke trägt; das die Demuth aus ſeinen Fehlern erlernet, und das endlich eben dadurch wahrer Verdienſte fähig wird, weil es die Lügenhaften verachtet? Die edle gegründete Zuverſicht auf ſich ſelbſt, und das geſezte Weſen bei der Unternehmung und dem Verfolg löblicher Thaten leidet bei dieſer Beſcheidenheit nicht: Die Thoren aber, die nur ſo wichtig thun, weil ſie in der That nichts bedeuten, will ich mit einer Fabel beſchenken, die ich einſtens geleſen, deſſen Autor mir jezt nicht gleich einfällt. Eine ſpröde und dürre Kornähre, heist es, ſtand mit hocherhabner Spize, und verachtete die reiche und volle Aehre, weil ſie gebükt ſtand. Dein Stolz iſt eitel! verſezte dieſe, denn du erhebſt dein Haupt eben deswegen ſo hoch, weil es leer iſt.

Gedanken von den Graden der Sterblichkeit und des Todes.

Horat. C. L. III. Od. 3.

- - Ter pereat - -
- - - ter uxor
- virum pueroſque ploret!

Wer könte wohl zweifeln, daß das Leben der Menſchen ſeine Grade habe? Gegen die Zeiten vor der Sündflut, da man bei nahe tauſend Jahre lebte, iſt unſer Leben nur klein: Es giebt alſo Grade der Dauer des Lebens. Das Leben einer Schnecke iſt bei weiten nicht aus ſo vielen Kräften und Handlungen zuſammen geſezt, als das Leben eines edlen Pferdes, oder eines Menſchen. Es giebt alſo einen innerlichen Unterſchied in der Gröſſe des Lebens, der auf der eigenthümlichen Gröſſe der Natur eines lebendigen Geſchöpfes beruhet. Dieſer Unterſchied fällt hinweg, wenn ich einen

Schuſter mit dem Newton vergleiche. Sie ſind beide Menſchen; ſie haben einerlei Natur und eigenthümliche Kräfte. Allein, bei dem Schuſter entwikelt ſich faſt keine, als die Kraft, das Gebäu eines Schuhes zu überſehen, und denſelben zuſammen zu ſtechen. Newton entwikelt ſich ganz. Er läſt keine einzige Kraft ſeiner Seele ſchlafen; er übt ſie alle; er erhohet ſie ſo weit, daß ſie Handlungen verrichten, die man über die Grenzen der Menſchlichkeit zu gehen glaubte. Hier iſt ein neuer Unterſchied der Gröſſe des Lebens, in Naturen von einerlei Gattung, der auf der Gröſſe der Handlungen beruhet, die man verrichtet. Noch ein anderer Unterſchied beruhet auf der Menge der Handlungen, die ein lebendiges Geſchöpf verrichtet. Sedileau hat eine Raupe beſchrieben, die ein ganzes Jahr lebt. Zween Monate dieſes Lebens bringt ſie als Raupe zu. Hierauf bauet ſie ſich ein Gehäuſe, worinn ſie in Geſtalt einer Bohne zehen Monate verſchloſſen liegt, ohne etwas anders zu thun, als daß ſie ſich bisweilen reget. Endlich lebt ſie als Schmetterling etwa noch 10. Tag[a]. Dieſes Leben von einem Jahre iſt ſo ungeſchäftig und unwürkſam, daß es gegen das Leben einer Biene faſt für nichts zu rechnen iſt. Man kan alſo behaupten, daß das Leben eines Thieres, in verſchiedenen Abſichten betrachtet, ſehr gros, und zugleich ſehr klein ſeyn könne, und daß es nach ganz verſchiedenen Maasſtäben ausgemeſſen werden müſſe, wenn man ſeine ganze Gröſſe kennen lernen will.

Ich brauche mich nicht länger bey den Graden des Lebens aufzuhalten. Niemand zweifelt daran, daß es dergleichen gebe: allein, es iſt nicht ſo klar, ob es auch Grade des Todes und der Sterblichkeit gebe? Wenigſtens iſt dieſer Begrif nicht ſo gemein, daß ſich nicht etwas davon ſagen lieſſe, daß vielen Leſern unerwartet ſeyn mus. Dieſes hat mich bewogen, meine Gedanken von dieſer Sache bekannt zu machen, und ich habe dabei nichts, als den Vorwurf zu befürchten, daß dieſes alles nur bloſſe Speculationen wären, die keinen Nuzen hätten. Ich habe dieſem Vorwurfe nachgedacht, und gefunden, daß eine ſolche Betrachtung dennoch nicht ganz ohne Nuzen ſeyn könte. Dieſes wird ſich finden, wenn ich beim Schluſſe dieſes Aufſazes die Anwendung meiner Säze zeigen werde; und ich bitte meine Leſer, mir bis dahin die Erlaubnis zu geben, ihnen Betrachtungen vorzulegen, die vielleicht die erſten in ihrer Art ſind.

Gleichwie das Leben in der Fortdauer der Natur eines Dinges beſtehet: ſo iſt der Tod das Ende derſelben. Ich will den Innbegrif aller Kräfte und Vermögen eines Dinges ſeine Natur nennen, und es iſt alſo klar, daß ein belichtes Weſen ſtirbt, ſo bald es alle ſeine Kräfte zu würken verliert. Laſt uns dieſes auf die einfachſten Naturen zuerſt anwenden. Ein einfaches Ding, ein Geiſt, eine Seele, hat die einzige Vorſtellungskraft zur Quelle aller ſeiner Handlungen. Der Untergang dieſer Vorſtellungskraft iſt der Untergang eines ſolchen Weſens ſelbſt. Alſo kan ein einfaches Ding, ein Geiſt, eine Seele, nicht ſterben, ohne zugleich völlig vernichtet zu werden. Solchergeſtalt giebt es hier keine Grade des Todes; ſondern die Vernichtung iſt das einzige, was ſich von dem Tode ſolcher Weſen denken läſt.

Ein Körper iſt zu mehrern Arten des Todes fähig. Er kan untergehen, wenn die Verbindung ſeiner Theile getrennt wird ohne daß dieſe Theile ſelbſt untergehen. So hört ein Spiegel auf, ein Spiegel zu ſeyn, wenn man das Quekſilber von ſeinem Rüken trennet, ob gleich das Glas und die Compoſition von Queckſilber bleiben, wie vorhin. Er kan untergehen, wenn man ihn in Stüken ſchlägt, oder ins Feuer legt; anderer Arten ſeiner Verſtöhrung zu geſchweigen.

---

[a] S. des Herrn von Steinwehrs überſezte anatomiſche, chymiſche und botaniſche Abhandlungen der Königl. Academie der Wiſſenſchaften in Paris, I. Theil, S. 41. u. f.

Es giebt Körper von zuſammen geſezten Naturen. Eine Pflanze beſtehet nicht allein aus einer Zuſammenſezung und Vermiſchung verſchiedener Materien, die ſie ſchon zu einem phyſiſchen Körper machen; ſondern ſie hat auch noch überdeme eine Struktur, welche ſie zu einem mechaniſchen Körper, oder zu einer Maſchine macht. Sie kan alſo ihre mechaniſchen Kräfte verlieren, ohne daß ihr von den phyſiſchen das geringſte abgehen ſolte. Man zermalme z. E. einen Apfel, oder eine Blume. Der Umlauf der Säfte höret auf, der künſtliche Bau der Kerne, des Fleiſches, der Haut, der Röhren, der Blätter, des Stiels, verſchwindet. Es iſt hier kein Apfel, keine Blume mehr: allein, die Maſſe beſtehet noch immer aus den Theilen, woraus ſie vorher beſtanden; ſie hat noch die vorige Schwere, die Theile hängen, nach den phyſiſchen Geſezen, noch an einander, wie zuvor. Es iſt alſo bei einer Maſchine ein zweifacher Grad des Unterganges möglich. Sie kan untergehen, wenn ſie ihre Struktur und den Mechanismus verliert, wie ein zermalmetes Obſt, ohne daß ſie darum ihre phyſiſchen Eigenſchaften verlieren ſolte. Sie kan aber auch auf die Art untergehen, daß ihr auch zugleich ihre phyſiſche Natur genoñen wird. Dieſes geſchicht z. E. wenn man eine Blume zu Aſche verbrennt, da alle ihre Beſtandtheile aus einander geſezet und zerſtreuet werden.

Die Natur der Thiere iſt noch mehr zuſammen geſezt, als der Maſchinen. Ein thieriſcher Leib hat fürerſt die Natur eines phyſiſchen Körpers, das iſt, die Beſtandtheile der Materie und die Kräfte, nach welchen dieſelben, an ſich betrachtet, würken, z. E die Schwere, ihre Kraft, einander an ſich zu ziehen, u. ſ. w. Ein thieriſcher Leib hat fürs andere auch die Natur einer Maſchine, oder einen Mechanismus, das iſt, die Maſchinen, aus welchen er zuſammen geſezt iſt, und die bewegenden Kräfte, die dieſelben, ſowol jede für ſich, als auch wegen ihres Zuſammenhangs, beſizen. Endlich hat er auch noch die thieriſche Natur, oder den Organismus, das iſt, die Empfindlichkeit, und die Kraft, ſich nach den Vorſtellungen der Seele zu bewegen. Ein thieriſcher Leib kan alſo auf dreierlei Weiſe tiefer ſterben. Er ſtirbt zum erſten, wenn die thieriſche Natur, das iſt, ſeine Empfindlichkeit und ſeine Kraft, ſich den Vorſtellungen der Seele gemäs zu bewegen, aufhöret, und dieſes iſt der gemeine und natürliche Tod, wobei er noch eine Maſchine und ein phyſiſcher Körper bleibt. Er ſtirbt zum andern male, wenn auch ſein Mechanismus aufhöret, das iſt, wenn er zerſchmettert, oder wenn er in die kleinſten Stüken zerhakt wird. In dieſem Falle bleibt die Maſſe noch immer ein phyſiſcher Körper, und behält ihre Schwere, ihre Beſtandtheile, u. ſ. w. Er ſtirbt aber endlich zum dritten male, wenn auch ſeine phyſiſche Natur zerſtöhret wird. Dieſes iſt die Verweſung oder Vernichtung, und der höchſte Grad des Todes, den z. E. diejenigen leiden, welche lebendig zu Aſche verbrannt werden. Ein thieriſcher Körper kan alſo durch drei Grade des Todes hindurch gehen, und wer weis, ob dieſes nicht die Urſache iſt, warum man einem, der recht tief ſterben ſoll, ein dreimaliges Pereat ruft.

Man ſiehet ohn mein Erinnern, daß dieſe drei Grade des Todes in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen, wenn man ſie in der Ordnung betrachtet, wie ein Grad des Lebens in dem andern gegründet iſt. Das thieriſche Leben ſezt den Mechanismus und die phyſiſche Natur zum voraus. Dieſes Leben kan aber verlohren gehen, ohne daß der Mechanismus dabei leidet. So ſind viele Arten des natürlichen Todes beſchaffen. Wenn ein Menſch vor Freude ſtirbt, ſo iſt ſein Leben ganz unbeſchädiget, auſſer daß der heftige Affect das Herz zum Stilleſtehen gebracht hat. Könte die Bewegung deſſelben nur alſobald wieder hergeſtellet werden, ſo würde ein ſolcher Todter wieder, wie zuvor, fort leben, ohne einmal krank zu ſeyn. Wer an einem Schlagfluſſe ſtirbt, kan den geſundeſten Körper von der Welt haben. Ein paar Löffel voll Waſſer, oder

Blut, die im Gehirne aus ihren Gefäſſen heraus getretten ſind, nehmen ihm das Leben, und wenn man dieſes Waſſer oder Blut, wie öfters geſchiehet, nur bald wieder in die Gefäſſe zurük ziehen kan: ſo empfängt ein ſolcher Menſch das Leben wieder. Ein geſunder Menſch, der in das Waſſer fällt, ſtirbt, weil er nicht mehr Luft ſchöpfen kan. Zuweilen entſtehet hiervon ein Schade in der Struktur des Leibes, wenn Blutgefäſſe zerreiſſen, die nicht wieder geheilt werden können. Oft aber ſtirbt ein ſolcher Menſch ohne die geringſte Verlezung, und daher kommt es, daß man Beiſpiele von Leuten hat, die mehr als einen Tag im Waſſer gelegen haben, todt hervor gezogen worden, und wieder zum Leben gebracht worden ſind. Den Leuten, die erfrieren, geſchicht faſt gar keine Gewalt an ihrem Leibe. Die Säfte in den kleinen Gefäſſen auf der Oberfläche ihres Leibes ſind allein geronnen. Wenn man dieſelben nun zeitig genug wieder flüſſig macht: ſo erwacht der Erfrorne vom Tode wieder. Man las zu Anfange dieſes Jahrs in dem gelehrten Artikel des Hamburgiſchen Correſpondenten a) eine Ermahnung an die Aerzte, um zu verſuchen, ob nicht erfrorne Perſonen auf dieſe Weiſe wieder lebendig gemacht werden könten. Gleich darauf fand man in eben dieſer Zeitung, daß ein Herr einen erfrornen Diener in den Schnee verſcharren laſſen, welcher von der Wärme deſſelben wieder lebendig geworden, und davon gegangen war. Die vom Blize gerührten Perſonen werden öfters wieder zum Leben gebracht, da ſie doch gewis todt geblieben ſeyn würden, wenn man keine Mittel, ſie zu erweken, angewendet hätte. Anderer Beiſpiele zu geſchweigen.

Ich ſchlüſſe hieraus, daß der thieriſche Tod nicht nothwendig den mechaniſchen zum voraus ſeze, oder ohne den Verluſt des Mechaniſmus nicht gedacht werden könte. Daher mag es rühren, daß manche Todte viele Wochen ſtehen, ehe ſie die geringſte Spur einer Verweſung von ſich geben. Es iſt freilich wahr, daß mit dem thieriſchen Tode die mechaniſchen Bewegungen aufzuhören pflegen: allein, dieſes rühret davon her, weil die meiſten mechaniſchen Bewegungen des Körpers zugleich thieriſche oder harmoniſche ſind, die einen Grund in der Empfindlichkeit des Leibes, oder in der Gegenwart der Seele haben. Es iſt aber noch gar nicht ausgemacht, daß dazu ein Bewußtſein erfordert werde, und es kan vielleicht ein ſo kleiner Uberreſt der Empfindlichkeit zurük bleiben, daß er für nichts zu rechnen, und das Thier mit völligem Rechte für todt gehalten werden kan, ohne daß doch ſeine mechaniſchen Verrichtungen dadurch aufgehoben werden ſolten. Man übereile ſich nur nicht, mir zu ſagen, daß ich ins Träumen gerathe. Deñ wenn man mich böſe macht, ſo werde ich aus der Erfahrung beweiſen, daß es würklich Menſchen in der Welt gebe, die geſtorben ſind, weil ſie nicht mehr denken, oder von ſich ſelbſt etwas wiſſen, und die gleichwol leben, ſo fern der Mechaniſmus ihres Körpers ungehindert fortgehet. Boerhaave iſt mein Gewährsmann, und die Sache iſt viel zu erſtaunlich und wunderbar, als daß ich ſie ihm nicht nacherzählen ſolte. Man hat in den Staaten des groſſen Moguls ein gewiſſes Gift, davon man den Leuten alle Morgen ein wenig beibringet. Sie nennen es Pouſt, und es wird aus Opium und dem Stramonio zuſammen geſezt. Es verändert den Leib nicht beſonders, auſſer daß er davon ein wenig mager wird, allein, er erſtikt dasjenige in demſelben, was uns zu Menſchen macht. Er vernichtet nach und nach die Vorſtellungskraft, das Gedächtnis, die Beurtheilungskraft, die Gemüthsbewegungen, und hinterläſt ein blos vegetabiliſches Leben, wenn dieſes ein Leben genennet zu werden verdienet. Man bedient ſich dieſes Mittels in der königlichen Familie, um die gefährlichſten Mitwerber um den Thron auf die Seite zu ſchaffen, und man tödtet ſie darum auf eine ſo beſondere Art, damit dem

---

a) S. des Hamb. Correſpond. 24. Stük.

Volke, bei entſtandenem Aufruhre dieſe lebendige Menſchengeſtalt, die alle Kraft zu denken verlohren hat, gezeiget werden kan b) Der Herr von Haller erwähnet bei dieſer Gelegenheit, daß Bernier dieſe Geſchichte erzähle, und ſchlieſt mit der Anmerkung, daß hieraus augenſcheinlich erhelle, daß ſowohl die einfachen Ideen, als auch die Einbildungskraft, das Gedächtnis, die Beurtheilungskraft, und ſo gar das Bewuſtſeyn unſerer ſelbſt, ſo lange wir in der Körperwelt leben, von dem Körper abhängen. (c)

Es iſt alſo gewis, daß das mechaniſche Leben noch ſtatt finden könne, obgleich der thieriſche Tod ſchon vorhanden iſt. Die Pflanzen würden dieſes beweiſen, wenn gleich keine Beiſpiele von Thieren und Menſchen vorhanden wären. Denn dieſe haben, ohne eine Empfindlichkeit zu beſizen, dennoch einen Mechaniſmus. Auf eben dieſe Weiſe kan nun auch das mechaniſche Leben aufhören, da hingegen die phyſiſche Natur noch fortdauret. Dieſes ſehen wir an zerhakten Thieren und Gewächſen. Hingegen läſſet ſich dieſe Ordnung nicht umkehren. Der Untergang der phyſiſchen Natur ziehet den Untergang des Mechaniſmus, und dieſer den thieriſchen Tod unvermeidlich nach ſich. Ein verbranter Kerl ſteht alle drei Grade des Todes auf einmal aus; und wer in Stüken zerhauen oder zerquetſcht wird, leidet beide Todesarten zugleich, auſſer der phyſiſchen. Inzwiſchen ſolte man doch kaum glauben, wie weit zuweilen eine von dieſen Naturen geſtöret werden kan, ehe die folgende davon untergehen mus. Es giebt ſcorbutiſche Leute, oder veneriſche Kranke, bei denen kein Tropfen von allen Säften ihres Leibes ſeine gehörige Miſchung mehr hat. Nun betragen die flüſſigen Theile vier Theile von der Maſſe des ganzen Körpers, wenn man dieſe in fünf Theile theilet. Dieſer fünfte Theil wird von den verdorbenen Säften ebenfalls verdorben, aus ſeiner gehörigen Miſchung geſezt, und faſt gänzlich getrennet, und dennoch können ſolche Leute öfters noch dabei leben. Herr Poupart hat hievon A. 1699. an einem Scharboke im Hotel-Dieu zu Paris erſchrökliche Beiſpiele geſehen und beſchrieben. (b) Die Säfte waren bei dieſen Leuten ſo verdorben, daß von dem Juken am Zahnfleiſche die Kinder ganze Stüken deſſelben mit den Nägeln abkrazten. Das herauskommende Blut war wäſſerig, ſalzig und freſſend, und der Geruch aus dem Munde unerträglich. Sie hatten harte und bleigraue Fleken an Schenkeln und Hüften, öftern Blutflus aus der Naſe und von unten, und eine ſolche Schwäche in den Knien, daß ſie nur wankend giengen. Wenn man die Kranken bewegete, ſo krachten die Knochen, und man fand nach dem Tode, daß die Anſäze der Knochen von den Knochen ganz abgeſondert waren. Die Knorpel des Bruſtbeins waren von dem beinigen Theile der Rippen abgefreſſen. Dieſe leztern waren 4. Finger lang angefreſſen und faul, und das brennende Weſen des Flieswaſſers hatte ſie ſo durchgenaget. Die Knochen waren ſchwarz, faul und wurmſtichig. Die Bänder oder Sehnen der Knochen waren durchgefreſſen und abgefault, und zwiſchen beiden war, ſtatt des ſüſſen und öligten Flieswaſſers, ein grünlichtes brennendes Waſſer, das die Knochen aufſchwellete, und ſehr weit voneinander dehnte, ſo, daß ſie zweimal gröſſer, als natürlich, und ganz weich waren. Die Bruſt war voll Waſſer oder Eiter, und alles ſo untereinander gemiſcht und verſchlungen, daß man nichts voneinander unterſcheiden konte. Die Leber war faul und voll Geſchwüre,

oder

---

b) Boerhaave. in Praelect. Acad. Vol. IV. pag. 489. 499.

(c) In Boerhaave Prael. Acad. l. c. not. k.

(b) Sein Aufſaz ſtehet in der Überſezung der anatomiſchen, chymiſchen und botaniſchen Abhandlungen der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris des Herrn von Steinwehrs, im I. Theile S. 225. u. f.

oder verſteinert; die Milz dreimal gröſſer als natürlich, und zerflos beim Anrühren, wie geronnenes Blut. Die Nieren waren mit Schwären angefüllt. Wenn man die Spizen der Rippen, die ſich von den Knorpeln abzuſondern anfiengen, mit 2. Fingern drükte, gieng vieles verfaultes Zeug heraus, welches der ſchwammigte Theil des Knochens war. Alſo blieben nur zwo kleine beinigte Platten von den Rippen übrig. Die Drüſen der Achſeln waren aufgeſchwollen, und mit Eiter umgeben. Die Muskeln an den Armen und Hüften waren eben ſo, und oft hatte ſich das Blut ſo feſt hinein geſezt, daß ſie ſo hart, wie Holz, waren, und den Leuten die Schenkel krumm zogen. Die Blutgefäſſe wurden von dem ſcharfen Waſſer zerfreſſen, daß das faule Blut ſich ergos. Vielen war der ganze Leib und alle Glieder ſo geſchwollen, als wenn ſie aufgeblaſen wären. Die Zähne wurden bis auf die Hälfte abgefreſſen, und fielen aus. Einigen waren die Muskeln vom Krebſe zerfreſſen, daß ſie in Stüken zerfielen, wenn man ſie angrif. Einer hatte einen Carbunkel am Vorderfuſſe, die Lippen u. die Naſe ſpalteten voneinander, und ein ſtinkendes Waſſer lief langſam aus den Naſenlöchern. Dieſer Menſch hatte deſſen ungeachtet lange ein ſterbendes Leben geführet. Sein Körper war ſo ekel, daß er nicht geöfnet werden konte. Einem war der Herzbeutel weggefreſſen, und das Herz rund herum mit tiefen Schwären angefüllt. Alle dieſe armen Leute aſſen recht kräftig bis zum lezten Othem. Dieſer Hundhunger entſtand von der ſauren Feuchtigkeit im Magen. Das Fliesmaſſer dieſer Leute war ſo brennend, daß, wenn man die Hände in die toden Körper ſtekket, ſie ſich ganz abſchäleten, und das Geſicht voller Schwären ward.

Welch eine Verheerung der phyſiſchen Natur iſt dieſes nicht! und gleichwol ſind einige von dieſen Leuten wieder geneſen, und andere haben wenigſtens eine Zeitlang in dieſem Jammervollen Zuſtande leben können. Dieſe ſind, eigentlich zu reden, von unten hinauf geſtorben, weil ſich der Tod bei der phyſiſchen Natur angefangen, und durch die mechaniſche und thieriſche nach und nach ausgebreitet hat. Ein ſolcher Tod iſt unſtreitig von höherm Grade, als der, wenn ein geſunder Menſch vom Schlage gerühret wird, daß er den Augenblik ſtirbt.

Auch der Mechaniſmus des thieriſchen Leibes kan erſtaunliche Verheerungen leiden, ehe er den thieriſchen Tod nach ſich zieht. Es kan ein Menſch ohne Aerme, Beine und Schenkel noch leben. Er kan die eine Hälfte der Bruſt verlieren, welche nicht ſelten den Soldaten hinweg geſchoſſen wird, von denen einige Exempel vorhanden ſind, daß ſie doch ſind erhalten worden. Seine Eingeweide können dabei verfault ſeyn; er kan eine zerfreſſene Leber, Milz und Lunge, und Geſchwüre in den Nieren dazu haben. Der Krebs kan ihm einen Theil des Geſichts und der Muskeln des Leibes wegfreſſen. Ein Zufall kan ihm den Hirnſchädel zertrümmern, und einen Theil des Gehirns entführen, und noch kan er leben. Der Herr Eller hat noch kürzlich ein Beiſpiel von einem Knaben von 12. Jahren beſchrieben, a) dem ein Windmühlenflügel den Hirnſchädel eingedrükt, vieles Gehirn heraus geriſſen, und ein Stük Hirnſchädel unter das Stirnbein geſtoſſen, der dennoch völlig geheilet worden, und alle Gemüthskräfte unverſehrt beſizt. Er führt bei dieſer Gelegenheit noch mehr Beiſpiele von Verlezungen des Gehirns an, welche untödlich geweſen. Nun ſtelle man ſich dieſe Rudera von einem Menſchen vor, und bedenke, daß ein ſolches Viertheil von einem Menſchen in dieſem Zuſtande allerdings eine Zeitlang leben könne, welches vollkommen möglich iſt; ſo wird man einſehen, wie weit der Tod

---

a) S. die Mémoires de l'Académie des Sciences & Belles Lettres de Berlin. Tom. VIII. pour l'année 1752. welche Ao. 1754. heraus gekommen ſind.

in den Mechaniſmus hineindringen könne, ehe er das thieriſche Leben vernichten kan.

Bei der natürlichen Todesart der Menſchen iſt der Anfang des Todes in der thieriſchen Natur, das heiſt, die Theile des Leibes verliehren ihre Empfindlichkeit. Weil aber dieſe bei den thieriſchen Maſchinen die bewegende Kraft iſt, ſo ſiehet man leicht, daß dieſelben aufhören müſſen, ihre Verrichtungen zu thun, ſo bald der thieriſche Tod erfolget iſt. Selbſt in dem Falle, den ich oben angeführt habe, kan der Dunſt unmöglich den Theilen alle ihre Empfindlichkeit benommen haben, obgleich ein ſolcher Ueberreſt des thieriſchen Lebens kaum den Namen des Lebens verdienet. Wenn ich alſo oben vom Tode geſagt habe, daß der Zuſammenhang des thieriſchen und mechaniſchen nicht ganz nothwendig ſey, ſo verſteht ſich dieſes in ſo fern, als das thieriſche Leben bei nahe gänzlich verlohren gehen kan, ohne daß das mechaniſche alſobald untergehen müſte. Jedoch richtet ſich hier der Grad des mechaniſchen Lebens auch nach dem Grade des noch übrigen thieriſchen. Herr Mery eröfnete eine ſchwangere Frau, die ohne entbunden zu werden geſtorben war. Als er den Kaiſerſchnitt machte, bemerkte er ganz deutlich eine Bewegung des Schlundes, des Magens und der Gedärme, ob gleich das Herz und die Lunge ganz unbeweglich waren. a) Dieſer Ueberreſt der mechaniſchen Bewegungen konte von einer noch übrigen dunkeln Empfindlichkeit herrühren, zumal wenn die Oefnung des Körpers bald nach dem Tode geſchehen iſt, welches nicht berichtet wird. Man kan nicht genau beſtimmen, wenn bei dem thieriſchen Tode die Empfindlichkeit gänzlich aufhöret, und daher ſcheinet es öfters, als ob noch nach dem Tode die mechaniſchen Verrichtungen fortgiengen. Bei den Thieren, die eine Wärme haben, findet man, daß die Empfindlichkeit deſto mehr abnimmt, je mehr ſie kalt werden. Die Gedärme eines Hundes winden ſich, wenn ſie ausgeſchnitten ſind, auf dem Tiſche ſo lang, bis ſie ganz kalt ſind. Ich habe es verſucht, ſie alſobald in Eiskaltes Waſſer zu legen, als ſie ausgeſchnitten waren, und ihre Bewegung hörte augenbliklich auf. Dieſer Verluſt der natürlichen Wärme läſſt ſich durch keine künſtliche erſezen: denn, wenn man die Gedärme, die ſich einmal nicht mehr bewegen, gleich wieder im warmen Waſſer erwärmet, ſo bleiben ſie doch gegen allen Reiz unempfindlich und unbeweglich. Bei den kältern Thieren läßt ſich das Ende des thieriſchen Lebens nicht ſo genau beſtimmen, und der Punkt der Zeit, da alle Empfindlichkeit verſchwindet, iſt bei verſchiedenen ſehr verſchieden. Redi hat einer Schildkröte das Gehirn ausgenommen, und ſie hat ſich nach 6. Monaten noch bewegt. Wie glüklich iſt ſie, daß ſie das Denken entbehren kan! Wenn ihr der Kopf abgeſchnitten wird, ſo bewegt ſie ſich zwar nicht, lebt aber, und empfindet noch, und fährt fort zu ſchlagen. Man kan alſo durchaus nicht ſchlieſſen, daß ein Thier tod ſey, wenn es den Kopf verlohren hat, ob man dieſen gleich gemeiniglich für den einzigen Siz des thieriſchen Lebens hält. Boyle hat den ſeltſamen Streich geſehen, daß 2. Schmetterlinge, nach abgeſchnittenen Köpfen, ſich noch begattet haben. Die abgeſchnittenen Köpfe der Vipern können noch ſo beiſſen, daß man von dem Biſſe ſterben mus, ob ſie gleich ſchon 12. Tage abgeſchnitten geweſen ſind. a) Das ausgeſchnittene Herz eines Froſches lebt noch einige Stunden, und ſchlägt vom neuen, nachdem es aufgehöret hat, wann man es mit etwas

ſpizi

---

a) S. in Herrn von Steinwehrs überſezten Phyſ. Chym. und Bot. Abh. der kön. Akad. der Wiſſenſ. in Paris. I. Theil. S. 234. Obſ. 1.

a) S. Boerhaave Prael. Acad. T IV. pag. 614. not. x.

ſpizigem oder ſcharfem berühret. Hier iſt alſo der Augenblik des eigentlichen thieriſchen Todes nicht zu beſtimmen, und daher mus man behutſam gehen, wenn man erforſchen will, ob gewiſſe mechaniſche Bewegungen noch fortgeſezt werden, obgleich das thieriſche Leben völlig aufgehöret hat.

Von dem mechaniſchen Leben bleibt uns nach dem thieriſchen Tode, ſobald er völlig vorbei iſt, nichts mehr übrig, als die Structur der Maſchinen, dahingegen die mechaniſchen Kräfte alle dahin ſind. Sobald dieſes geſchehen, geht die Verweſung an, welches der Anfang des phyſiſchen Tods iſt; denn die flüſſigen Theile ſezen ſich aus ihrer Miſchung, und faulen ſchon wenige Stunden nach dem thieriſchen Tode. Ihr Verderben zerſtört nach und nach die Maſchinen, und ſo zieht der Untergang der phyſiſchen Natur den völligen Untergang der mechaniſchen allererſt nach ſich. Es iſt ein Vorurtheil, das ungegründet iſt, wenn man glaubt, daß die meiſten Körper von den Würmern gefreſſen würden. Sehr ſelten können dieſe Thiere zu den verſchloſſenen und begrabenen Körpern hinzukommen, und die meiſten faulen ſo, daß kein Wurm auch nur den geringſten Theil an ihrer Zerſtörung hat. Daher findet man ſo viele Körper, die ſchon lange Jahre tod geweſen, und noch mit ihrer vertrokneten Haut ganz überzogen ſind, die ſo hart u zähe, als Holz und Pergament, geworden iſt. Die lezten Ueberbleibſel der Thiere ſind alſo noch Reſte ihrer mechaniſchen Natur, und der phyſiſche Tod erfolgt zwiſchen dem thieriſchen, welcher den Anfang macht, und die mechaniſchen Kräften mit ſich fortreiſſet, und zwiſchen der gänzlichen Zerſtörung der Structur der Maſchinen, als des Ueberreſtes der mechaniſchen Natur.

So gehen wir natürlicher Weiſe von einem Grade des Todes zum andern. Ich hoffe nicht, daß man mir einwenden werde, ich ſpielte blos mit dem Ausdruke des Todes, und der Tod, den ich den thieriſchen nenne, verdiene nur allein dieſen Namen. Denn gleichwie der thieriſche Tod blos das thieriſche Leben, nemlich die Empfindlichkeit der Theile, und die davon herrührenden mechaniſchen Bewegungen beſchlieſſet; ſo endiget die Verweſung das mechaniſche und phyſiſche Leben, nemlich die Structur, die Miſchung und gegenſeitige Würkung der Theile des Körpers in einander. Das Ende jedes Lebens, das Ende jeder Natur wird bei den Philoſophen ein Tod genennet, und mich dünkt, ich habe genug bewieſen, daß die phyſiſche, mechaniſche und thieriſche Natur unſers Körpers in der That und weſentlich von einander verſchieden, und beſondere Naturen ſind. Man mus alſo in dieſer Abſicht einen verſtorbenen Menſchen als eine Perſon betrachten, die noch einen Theil ihres ganzen Lebens übrig behalten hat, ſo lange, bis ſie Zeit und Verweſung gänzlich vernichten. Ein empfindlicher Leſer wird hieraus einen Grund herleiten, warum man Perſonen, denen man im Leben zugethan geweſen, auch als Leichen eine gewiſſe Achtung ſchuldig ſey, welche Pflicht uns die Natur ſelbſt ins Herz geſchrieben zu haben ſcheinet. Denn es iſt keine geſittete Nation in der Welt, die nicht mit den Leichnamen angeſehener Leute gewiſſe Ceremonien vornehmen, und ihnen ein anſtändiges Begräbnis geben ſolte. Rom war prächtig bei der Verbrennung ſeiner Leichen. Egypten wendete die koſtbarſten Spezereien an, ſie einzubalſamiren, und die, welche die Todten beleidigten, waren in ihren Augen unehrlich. Wir begraben unſere Todten mit Gepränge; und der Wilde, der ſie friſſt, wird ſie ohne Zweifel mit Dankſagung für das herrliche Eſſen verzehren, das ſie ihm preis geben. Inzwiſchen iſt keine Erfindung, welche ſich beſſer zu der Neigung ſchiken ſolte, die Ueberreſte Verſtorbener in Ehren zu halten, als die Kunſt, die Ruyſch ſo hoch getrieben hat, todte Körper mit gewiſſen dazu geſchikten Materien dergeſtalt auszuſprizen, daß ſie nicht allein für aller Verweſung ſicher ſind, ſondern auch Jahrhunderte fortdauren können. Weder das Balſamiren der Leichen, noch die Künſte der Wachspouſſirer, Mahler und Bildhauer, wodurch doch, wie Horaz a) ſagt,

- - Spiritus & vita redit bonis
Poſt mortem ducibus,

können mit dieſer vortreflichen Kunſt in Vergleichung geſtellet werden, weil die Mumien die Schönheit ihres Angeſichts verlieren, auch nur das Gehäuſe des Körpers behalten, die Bildſäulen, Gemählde und Abdrüke aber nur Nachahmungen der Geſtalt ſind. Durch das Ausſprizen eines Körpers erhält man demſelben die andere Hälfte ſeines Lebens, nachdem er die erſte verlohren hat; oder man giebt ihm vielmehr nach dem Tode ein ſchöneres Leben, und eine Art der Unſterblichkeit wieder. Es iſt ein einziger Wunſch dabei übrig, der dieſe Erfindung über alle menſchliche Erfindungen unendlich erhöhen würde: allein, er iſt vergeblich, und kan nie erfüllt werden.

Quid ſi Threicio blandius Orpheo
Auditam moderere arboribus fidem
Non vanæ redeat ſanguis imagini,
Quam virga ſemel horrida
Non lenis precibus fata recludere,
Nigro compulerit Mercurius gregi.
Hor. Carm. l. I. Od. 24.

Ich habe bisher gezeiget, daß Menſchen und Thiere einen dreifachen Tod auszuſtehen haben, nemlich den thieriſchen, oder die Trennung des Leibes und der Seele, den mechaniſchen, oder den Ruin der Structur, und endlich den phyſiſchen, oder die völlige Verweſung. Ich habe gezeigt, wie ein Tod von dieſen aus dem andern folge, und worauf der Zuſammenhang derſelben beruhe. Ich habe endlich auch gezeigt, wie weit dieſe Grade des Todes von einander unabhänglich ſind, und wie fern bei einem Grade des Todes die andern Grade des Lebens noch Statt finden können. Was folgt nun aber wohl aus allen dieſen Betrachtungen, und wie könten ſie würdig ſeyn, den Augen des Publici vorgelegt zu werden? Ich will einige Betrachtungen hinzu fügen, woraus erhellen wird, daß meine Säze nicht ganz unfruchtbar an nüzlichen Folgerungen ſind.

Die Möglichkeit zu ſterben heiſt die Sterblichkeit. Unſer Leib iſt alſo verſchiedenen Arten der Sterblichkeit unterworffen, dahingegen unſer Geiſt, wie ich oben gezeigt habe, nur auf eine einzige Art, nemlich durch die Vernichtung, ſterblich iſt. Dieſes führt uns ſchon in etwas näher zur Ueberzeugung, daß unſer Geiſt zu einer gewiſſern und unverlezlichern Fortdauer beſtimmt ſey, als der Leib. Auf je wenigere Weiſe es möglich iſt, daß ein Weſen untergehe, deſto unwahrſcheinlicher iſt ſein Tod, und deſto ſeltener ſind die Gefahren, die ſeiner Natur den Garaus machen können. Die Seele des Menſchen hat alſo ein Recht der Unſterblichkeit vor dem Leibe zum voraus, welches ſogar in ihrem Weſen ſelbſt gegründet iſt. Es iſt demnach eine eitle Furcht, wenn wir aus der groſſen Sterblichkeit des Leibes einen Schlus auf den Tod der Seele machen. Es giebt eine unendliche Menge möglicher Fälle, wie die Natur eines Körpers durch die Trennung ſeiner Theile zerſtöhrt werdē kan. Zur Vernichtung eines Geiſtes iſt nur die Allmacht allein hinlänglich Alſo verhält ſich die Gefahr zu ſterben bei der Seele, gegen die bei dem Leibe, wie eins gegen das Unendliche. Welch eine Stüze der Unſterblichkeit iſt dieſes nicht, und wie leicht macht dieſe Betrachtung denen nicht die Ueberzeugung eines Lebens nach dem Tode, die rechtſchaffen genung ſind, um es zu wünſchen, und um es ſich zu getrauen, unſterblich zu ſeyn?

Weil der Zuſammenhang des thieriſchen und der darauf folgenden Grade des Todes ſo geheim iſt, daß man, wie ich eben dargethan habe, in vielen Fällen den Augenblik der wahren und lezten Trennung dieſer Naturen nicht beſtimmen kam; ſo mus uns

dieſes

---

a) Horat. Carm. L. IV. Od. 8.

dieſes auf diejenigen Fälle aufmerkſam machen, wo noch ein Zweifel nöthig iſt, ob die Trennung ſchon würklich erfolgt ſey: damit wir die lezten Mittel der Errettung nicht verabſäumen. Wenn ein Menſch mitten in der Heftigkeit einer Leidenſchaft ſtirbt, der ſonſt geſund geweſen: ſo kan die Urſache ſeines Todes eine wahre Kleinigkeit, ein allzuheftiges Zuſammenziehen des Herzens, eine augenblikliche Stokung des Geblüts, eine zu ſtarke Ausdehnung eines Blutgefäßes ſeyn, die von keiner materiellen Urſache, ſondern von einer bloſſen Vorſtellung veranlaſſet wird. Solte man in ſolchen Fällen nicht darauf bedacht ſeyn, zu verſuchen, ob ſich dieſe kleine Hindernis der Lebensbewegungen nicht wieder aus dem Wege räumen lieſſe? Auf ſolche Weiſe würde man einen ſolchen Verſtorbenen wieder auferweken können. Bei dem Schlagfluſſe iſt es eben ſo beſchaffen, und es hat würklich ſeinen Grund in vielen Erfahrungen, daß Leute, die vom Schlagfluſſe, allem Anſehen nach, völlig getödtet geweſen, durch baldige Anwendung kräftiger Mittel das Leben wieder erhalten haben. Die Methode, wie Ertrunkene wieder herzuſtellen ſind, hat Herr D. Eutermann, der allhieſigen Stadt Physicus Ordinarius, und der Kaiſerl. Academiæ naturæ curioſorum Mitglied, vor einiger Zeit in einem Aufſaz: Wie man ins Waſſer Gefallene, und als todt heraus Gezogene wieder zu ſich bringen könne? beſchrieben: welcher Aufſaz in dem Referendario 1ſten Theil pag. 7. eingerukt worden. Von den Erfrornen habe ich ſchon oben ein Beiſpiel erzählt, und von Leuten, die vom Blize gerührt werden, iſt bekannt, daß ſie öfters noch wieder herzuſtellen ſind. Ich wünſche, daß meine Betrachtungen von den Graden des Todes ſolche Leſer finden mögten, die dadurch veranlaſſet würden, über die Mittel zur Rettung der Verſtorbenen weiter nachzudenken. Vielleicht nehmen viele Leſer mit mir Theil daran, und ich will ihn mit den Worten des Freiherrn von Caniz beſchreiben:

Daß ich mich vor der kalten Hand
Des Todes nicht entfärbe;
So mach ich mich mit ihm bekannt,
Vorher noch, eh ich ſterbe.

Die Raupe. Eine Fabel.

" Du Raupe, o du garſtigs Thier,
" Die du beſchädigſt, wo du wohneſt,
" Der ſchönſten Blüthen nicht verſchoneſt,
" Kaum nenn ich dich, ſo grauet mir.
So lies ſich eine Schöne hören;
Die Raupe war nicht weit davon,
Und ſprach mit ganz gelaſſnem Ton:
" O! meine Häslichkeit pflegt ewig nicht zu währen,
" Und wird ſich bald in Schmetterling verkehren,
" Da werd ich durch der Farben Pracht
" Die meine Flügel ſchmükt, der Iris gleich gemacht,
" Dann bin ich ſchön, und kan gefallen.
" Euch Schönen gleicht mein Bild vor allen,
" Gar manche, wie die Rede geht,
" Iſt einer Raupe zu vergleichen,
" Wenn ſie des Morgens früh von ihrem Bett aufſteht;
" Doch bei dem Nachttiſch mus das Bild der Raupe weichen,
" Weil die Verwandelung ſie ſo, wie mich, erhöht.
" Kurz: Eine Raupe beim Erwachen,
" Kan vor dem Nachttiſch ſich zum Schmetterlinge machen.

Die zärtliche Ohren.

Hält die Tugend allemal die Mittelſtraſſe: ſo gilt dieſes auch in Anſehung des Gehörs. Wer alle Dinge gerne bei ihrem eigentlichen Namen nennen höret, und nennet, verdienet ſowol einen Verweis, als wer gar nichts von der Sittlichkeit ſeiner Handlungen nach der

Wahrheit vernehmen will. Der erſte Fehler findet ſich vielmals bei dem niedrigſten, und der andere oft genug bei dem höhern Stande. Die Urſache aber iſt bei jenen oft die Ungeſchiklichkeit, oder Aufrichtigkeit der Rede, bei dieſen nicht ſelten die Kunſt und Verſtellung.

Ein Redner, der die Wahrheiten immer nach bloſſen logiſchen Säzen vorträgt, erreget die Zärtlichkeit der Ohren nicht zu ſeinem Vortheile, ſondern übertäubet ſie, und machet ſie unachtſam. Denn wir ſind natürlicher Weiſe auf das Sinnliche gar zu empfindlich, und verlieren die Aufmerkſamkeit gar zu leicht, wenn unſere Betrachtungen nur der Vernunft allein etwas zu thun geben. Es wird daher eine Pflicht des Redners, durch die mancherlei veränderten Vorſtellungen der Sache, und alſo auch des Tones, das Gemüth in Bewegung zu ſezen. Hier kommt die Natur der Sache, und der dazu erforderlichen Ausſprache in Betrachtung. Allein, es giebt Ohren, welche die Zärtlichkeit ſo weit treiben, daß ſie an der Wahrheit ſelbſt einen Ekel bekommen, ja ſie wohl gar verwerffen, wenn ſie ſelbige blos, und ohne die Einkleidung, die ſie wünſchen, vernehmen. Von dieſen Leuten müſſen wir urtheilen, daß ihre Abſicht nicht ſey, ſich zu belehren, und die Wahrheit zu betrachten, ſondern ihre Einbildung durch mancherlei Gemüthsbewegungen zu beluſtigen.

Im Umgange bemerket man noch mehr zärtliche Ohren. Wie unerträglich wird ein offenbarer Verweis! man höret weit gelaſſener zu, wenn der Tadel unſers Verhaltens unter einer beſcheidenen Aufrichtigkeit oder Nothwendigkeit verdeket iſt. Wir können uns dieſe natürliche Eigenliebe der Menſchen zu Nuze machen, und öfters auf eine gefällige Weiſe ihre Beſſerung ſuchen. Aber wie empfindlich ſind die Ohren, welche gar keinen Widerſpruch vertragen können, wenn es gleich mit Höflichkeit geſchiehet! Bei dieſen Leuten iſt etwa kein Irthum möglich. Turnillo thut einen Ausſpruch, den er mit Ernſt und Nachdruk vorbringet. Polintes glaubet, die Nothwendigkeit erfordere, das Gegentheil zu zeigen. Er thut es aufs freundlichſte. Aber dieſes erreget in jenes Ohren einen ſolchen Lerm, der im Augenblik bis in das Innerſte ſeiner Seele fortrollet, und dieſe ſo erſchüttert, daß ſie von dem Stuhle ihrer Herrſchaft herunter fällt, und auſſer ſich ſelbſt geſezet wird.

So ſehr ein Thor ſein ungereimtes Verhalten liebet: ſo ſehr haſſet er den Namen eines Thoren. Ein Erzſpieler, ein Säuffer, ein Betrüger, ein Lügener, ein Grosſprecher, und ſo ferner, hat ſolche Ohren, die dieſen Namen nicht vertragen können, ja, wenn er ihn auch nur andern beigeleget höret. Konda redet ohne Aufhören, und zeiget, daß er ſich am meiſten dabei vergnüge und verwundere. Seine Wiſſenſchaft, die in ihrer wahren Gröſſe nur ein Sandkorn iſt, ihm aber als der Berg Pico vorkomt, und das Vergehen der Menſchen, wenigſtens, wie er es dafür hält, geben ihm einen unendlichen Stof zur Rede. Man erinnert ihn an ſeine eigene Schwäche. Welch ein Donner, welch eine Verwirrung in ſeinen Ohren! Doch er faſſet ſich; er ſchielet nur in ſeine Selbſterkäntnis: aber ſeine ſonſt vergnügte Einbildung nicht zu ſtören, ziehet er ſich gleich von ſeiner eigenen Unterſuchung, und der Wahrheit wieder zurük.

Es ſcheinet, daß dasjenige Volk, welches unſere Sitten zärtlicher, aber uns villeicht zugleich ſchwächer gemachet, auch unſern Ohren eine beſondere Zärtlichkeit beigebracht habe. Vielfältig bilden ſich die Teutſchen in ihren Reden ein, daß ein Wort, ein Ausdruk, eine Empfehlung nochmal ſo angenehm ſey, wenn ſie mit der wolklingenden Sprache der Herren Franzmänner gezieret iſt. Eine Jungfer, die nicht vom geringeſten Orden, will ſich nicht Jungfer begrüſſen laſſen. Dieſer Titel fällt ihren Ohren unerträglich. Sie heiſſet Mademoiſelle, welches weit mehr ſagen will. Doch der durchgängige Gebrauch befiehlet dieſes, und ihm ſind wir alle unterthan. Emine, mon frere, mon cher, und dergleichen, machen vielen Ohren ein gröſſeres Vergnügen, als Hochachtung, mein Bruder, mein Werther, und ſo ferner. Ja, wenn man nur Sachen mit einem fremden und ausländiſchen Namen benant höret: ſo bekommen ſie eben darum einen höhern Werth.

Die Titel müſſen oft den Ohren angenehmer klingen, als die beſte Muſic. Wenn dem Sindalio auch alle Hochachtung, ja wol gar Ruhe und Brod fehlet, und er hat nur das Vergnügen einen Ehrentitel für ſich zu hören, ſo iſt er ſchon zufrieden. Wenigſtens kan er doch wol ſeine Hausgenoſſen zu einer ſolchen Ehrerbietung zwingen. Jener jüdiſche Rabbi lies ſich von ſeinen Leuten gnädiger Herr nennen. Wenn man dieſen Namen dem Formilio giebt, kan man alles von ihm erhalten, wozu er nur vermögend iſt. So theuer bezahlet er den Schall etlicher Wörter.

Wie ſehr ergözen die Schmeichler der Menſchen Ohren; aber wie ſehr und wie leicht verwöhnen ſie dieſelben auch? Gewis, ein groſſer Vorzug unſerer geſitteten Zeiten, die das Merkmahl eines artigen Menſchen meiſtentheils darin ſezen, daß er ſich durch eine angenehme Sprache gefällig machet, die unſerem Wahn und unſeren Leidenſchaften das Wort redet. Der Menſch hat Verſtand. Warum? Er denket, er redet, wie wir. Aber, vielleicht redet er anders, als er denket; vielleicht bringet er unſern Ohren nur ein ſchuldiges Opfer. Jener iſt ungeſchikt, unhöflich. Warum? Er redet nicht ſo, wie wir es hören wolten. Er hat ſich mehr zur Redlichkeit als zur Hinterliſt gewöhnet; er will nicht aus Finſternis Licht, noch aus Licht Finſternis machen. Wie viel Ohren aber können dieſes noch vertragen? Die meiſten bedürfen einer ſtärkenden Arzenei. Wo ſollen ſie dieſelbe hernehmen? Von der Wahrheit. Aber eben die können ſie ja nicht dulten. Sie iſt aus der Mode, und kommt ihnen ſo abgeſchmakt vor, als ein aufgeſchnittenes Wammes, das die Alten vor etlichen hundert Jahren trugen. Sie wollen oft viel lieber irren, als das Vergnügen ihrer Einbildung entbehren. Denn ſie wiſſen nicht, was die Erkenntnis und Folge der Wahrheit vor eine ungleich gröſſere Luſt bei ſich führet. Darum müſſen ſie durch ihren Schaden klüger werden. Sie mögen ſich bei einer ſchädlichen Speiſe, bei einer verdorbenen Zucht, bei einem unrichtigen Anſchlage, bei einem widerrechtlichen oder unbilligen Verfahren, etwas zu gute thun, und dem Beifalle folgen, den ſie erzwingen oder erkaufen. Sie genieſſen denn endlich auch die Früchte ihres Vorurtheils und ihrer zärtlichen Ohren, nemlich Verdrus, Schade und Verachtung. Wollen ſie dieſes nicht; ſo müſſen ſie ihren Stolz ſo weit erniedrigen, daß ſie ſich einen verſtändigen und freimüthigen Freund anſchaffen, der vor ihren Augen, die ſonſt ſcharf genug ſeyn mögen, die Deke wegnimmt, welche die Sinnlichkeit ihrer Begierden davor gezogen hat. Auf ſolche Weiſe iſt es dennoch die Wahrheit, welche der Schwäche der verzärtelten Ohren abhelfen, und ihnen diejenige Stärke geben mus, wodurch ſie eine andere Zärtlichkeit bekommen, nemlich die Lehrer ihrer wahren Glükſeligkeit, aufs begierigſte, aufs liebreichſte anzuhören und aufzunehmen.

Das Groſſe im Kleinen.

Meine Ruheſtunden gänzlich zu verträumen, mag eine Eigenſchaft ſchläfriger Murmelkazen, niemals aber die Maxime eines Weiſen ſeyn. Mein Freund

Manlius, der ſich zu einer Pflicht gemacht hat, auch den geringſten Zeitpunct zu nuzen, und ſelten das Groſſe im Kleinen findet, hatte auch heute etliche Augenblike ſeiner Morgenruhe einer ähnlichen Betrachtung geſchenket. Auf ſeinem Lager entdekte er von ungefähr ein Härigen von einer Pflaumfeder, beinahe eines halben Zolles lang.

Stolz auf ſeine Gröſſe rogte dieſes über hundert andre dergleichen kaum ſichtbare Schleißgen, faſt wie ein vornehmer Reicher, unter ſeinen Clienten, empor.

Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.

Hier war die Geſtalt eines erhabnen Cedern Baums, im kleinen, zu ſehen. Der Saz der Naturpriſter, hat unſrer Einſicht nach, einen groſſen Grad der Wahrſcheinlichkeit vor ſich, daß nemlich unſer Luftkreis mit Millionen Geſchöpfen belebt ſeye. Geſchöpfe, die auch dem ſchärfſten menſchlichen Auge unſichtbar ſind. Dieſen iſt, wie der Halliſche Weiſe ſchreibt, das kleinſte Sandkörnlein ein groſſer Weltkörper. Eben dergleichẽ kleine Luftbewohner erbliken auch meine Gedanken in der Gegend jezt beſchriebener Pflaumfeder: Wie viele deren werden ſich auf derſelben Aeſten vergnügt haben? Welch eine Menge wimmelte unten an ſeinen Wurzeln im Schatten! Und wer kan wetten, ob nicht eben in der Sekunde, als mein Freund ſeine Betrachtungen anſtellte, ein Vornehmer v. dieſen Kleinen, unter gemeldem Baum, gleich jenem groſſen Kaiſer unter einer Linde, mit ſeinem ganzen Hofſtaat, offene Tafel gehalten? Mit was Erſtaunen berechneten ſie vielleicht würklich, nach ihren kleinen Maasſtäben, die ſtolze Höhe dieſes Naturwunders; und entwarfen ſolches im Kleinen. Die Dauer deſſelben ſchiene ihnen bereits ein Jahrhundert anzuzeigen; Und von der Unbeweglichkeit ſeines Stammes urtheilten ſie ungefehr wie die Menſchen von 1000. jährigẽ Eichen. ... Cador athmet; und ſiehe, ein Würbelwind in den Aeſten unſers Cedern Baums! Sein geringſter Hauch war ſchon der ſchreklichſte Sturm, deſſen Gewalt dieſe ewig ſtarke Pflanze gegen alle vier Himmelsgegenden bis zur Wurzel beugte. Nachdem dieſe laue Mittagswinde etwa drei Sekunden, nach jener Zeitrechnung aber vielleicht ſo viel Monate anhielten, ſo ſammleten ſich bereits eine ſolche Menge feuchter Dünſte auf den Baum, daß er ſein an ſich ſtolzes Haupt, gleich einem Herrenhuther, ſinken lies. Kaum zerflogen die Dünſte, und die Laſt war gehoben, ſo ſahe man jenes von neuem ſtolz in der Höhe. Mein Freund erblikte hiebei einen wahren Abris, der menſchlichen Gemüther, in- und nach den Unglüksſtürmen. Doch, welch ein unerwartetes Schikſal! Eine Müke fleugt vorbei, und ſchlägt durch die groſſe Schwungkraft ihres linken Flügels, unſern ganzen Cedern Baum, wie ein Bliz, zu Boden. Er fällt, und drükt zugleich eine Menge umherſtehender kleiner ihm ähnlicher Pflanzen darnieder. So geht es, wenn die Groſſen fallen! Und welch ein Krachen mag dieſer Fall in den Gehörnerven der kleinen Luftbürger ſelbiger Gegend erregt haben! Welch ein Schreken betäubte ihr Herz! O was bin ich, rief hier Cador mit einer wahren Herzensbeugung aus? Was iſt die Macht aller Sterblichen? Finde ich nicht die gröſten Naturwürkungen allhier im Kleinen? Welche eine geringe Kraft wurde erfordert, die Pflaumfeder zu ſtürzen! Koſtet es die Natur wohl mehr, als einen ſchwachen Hauch, alles dasjenige zu fällen, was wir ſtark nennen? Man berechne das Verhältnis meines Athems, und die Kraft des ganzen Luftkreiſes gegen einander, ſo wird der erſt neulich an ſo vielen Erdſtrichen unſers Welttheils gewütete Sturm u. Erdbeben ꝛc. ſo Häuſer, Städte

und

u. Wälder geſtürzet, in Anſehung des Ganzen, eine geringe Luftbewegung heiſſen. Wenn die Natur athmet, ſo bebet die Welt. Was müſte geſchehen, wenn ſie nach ihrer ganzen Kraft handlen würde? Was iſt der ſtolze Menſch gegen die gröſte Welt? Was iſt Welt und Natur gegen den allmächtigen Schöpfer? Warlich noch weniger, als das Pflaumhärchen gegen mir war. Dieſes groſſe All zu zernichten, und neue Welten zu ſchaffen, was koſtet es dem Ewigen? Einen bloſſen Hauch. Doch auch dein Athem, HErr, iſt der Grund, daß ich lebe.

Mittel wider die Hornviehſeuche. *

In der Grafſchaft Kent in Engelland hat Johann Kavelden, folgendes angezeiget: ſo bald ſich einige Merkmale der Viehſeuche äuſerten, müſte man das Vieh vom Waſſer abhalten, weil ſie nach kalten Waſſertrinken gewis ſtürben. Das Vieh müſte man troken und warm halten, und einem jeden Stük täglich ein oder mehr mal ein halb Quart Pint Leinöhl geben, bis es wieder beſſer geworden. Zum Trank müſſe warme Suppe von Bier, Habergrüze und dergleichen gemacht werden, mit Theriac verſezet, zum Freſſen aber weiſſe oder Savoyekohlblätter gegeben werden, bis ſie das Heu wieder gut freſſen, und verſichert, daß unter dem Seegen des Höchſten kein Stük Vieh, ſo man auf dieſe Art behandelt, geſtorben. Um auch die Seuche zu andern Vieh nicht über zu bringen, müſte man die Kleider der Menſchen, über Kohlfeuer wohl troknen und ausräuchern.

Gedanken über die gewöhnliche Frage, ob dieſes oder jenes geſund oder ungeſund ſeye?

Alle Sachen, die auſſer uns vorhanden ſind, und in unſern Leib einen Einflus haben, z. E. die Luft, die Speiſen, das Getränk, die Lebensart, Kleidung, und dergleichen, würken in denſelben jederzeit in einer zuſammengeſezten Verhältnis, ſowohl ihrer eigenen Kräfte, als auch der Fähigkeit des Leibes, der ihren Einflus leidet.* Es iſt alſo nicht möglich, daß man die Würkung ſolcher äuſſerlichen Sachen in den menſchlichen Körper anders, als unter der Bedingung einer gewiſſen Natur, die beſtimmt ſeyn mus, feſtſezen kan. Wenn man alſo z. E. beſtimmen ſoll, ob Bouillons oder das Fleiſch von jungen Geflügel geſund ſey, oder nicht? ſo kan kein Menſch dieſe Frage beantworten, ehe er nicht eine gewiſſe Natur angenommen hat, von der er dieſes urtheilen ſoll. Denn ob es gleich bekannt iſt, daß dergleichen Speiſe Leuten, die keine ſchwere Arbeit verrichten, allerdings zuträglich ſeyn könne, wenn ſonſt kein beſonderer Umſtand dawider ſtreitet; ſo weis man doch auch eben ſo zuverläſſig, daß Bauren oder überhaupt ſchwere Arbeiter dabei ungeſund werden würden. Wenn die Fuhrleute, die allerhand Waaren weit und breit in den Ländern herum führen, wenn ſie z. E. bei Pompernikel aufgewachſen ſind, in ein Land kommen, wo ſie leichteres Brod, und überhaupt zartere Speiſen, als ſie gewohnt ſind, eſſen müſſen: ſo bekommen ſie eben ſo gewis das Fieber, und verderben ſich den Magen, als wenn ein Oberſächſiſcher Junker Pompernickel zu eſſen anfangen ſollte. Einer und eben derſelbe Menſch kan zu einer Zeit Speiſen genieſſen, die ihm vollkommen zuträglich ſind; die ihn aber zu anderer Zeit ungeſund machen würden, wenn er ſeine Lebensart verändert hat, oder ſonſt andere Umſtände mit ihm vorgefallen ſind. Wenn man fragen ſolte, ob es geſund ſeye im Sōmer und Winter mit offener Bruſt zu gehen? ſo läſt ſich gar nichts darauf antworten, bis man weis, von welchem Menſchen die Frage ſey. Der eine würde ſich dadurch in Lebensgefahr ſtürzen; ein anderer würde erſtiken, wenn er es ändern wolte. Das zarteſte Frauenzimmer kan durch Gewohnheit und Auferziehung ſo daran gewöhnt werden, daß man einen Arzt für thöricht halten würde, der es überhaupt für ungeſund hielte, mit offener Bruſt zu gehen. Vielleicht würden alle Aerzte ſagen, daß es gefährlich wäre, täglich ein Loth Opium zu eſſen, und gleichwol hat es Leute gegeben, die ungeſund worden wären, wenn ſie es nicht täglich genoſſen hätten. Das Reiten würde manchem Menſchen eine ſehr ſchädliche Leibesbewegung ſeyn, und andern, beſonders hypochondriſchen Perſonen, iſt es eine vortrefliche Leibesübung. Es iſt vielen Menſchen geſund, zehn Stunden zu ſchlafen: und es giebt wieder einige, die ſich ſehr übel auf befinden, wenn ſie über ſechs Stunden geſchlafen haben. Man hat wol ſchon tauſendmal gefragt, ob rother Wein geſunder, als weiſſer? ob Caffee mit Milch geſunder als ohne Milch? ob der Thee geſunder, als Bierſuppen? ob es geſunder ſey auf der rechten oder auf der linken Seite zu ſchlafen? ob es geſunder ſey, ſich zwo oder vier Stunden des Tages zu bewegen? ob es geſunder ſey, nach Tiſche zu ſchlafen, oder auszugehen? und Millionen ſolcher Sachen mehr, die weder Ja noch Nein verdienen, ehe man die Fragen nicht beſſer beſtimt. Alle dieſe Fragen, ſage ich, ſind zu unbeſtimt für einen Mann, der eine gute Beurtheilungskraft haben will: denn es iſt nicht etwan ein beſonderer Lehrſaz aus einem Capitel in der Arzneiwiſſenſchaft; ſondern es iſt eine Sache, dazu nur geſunde Vernunft gehöret, um aus ſeinen eigenen, und anderer Leute täglichen Erfahrungen zu ſchlieſſen, daß ſich die Würkung der äuſſerlichen Sachen in unſern Leib nach der Fähigkeit unſers Körpers, und der Häcceität, wenn ich ſo ſagen darf, einer einzelnen Natur richte. Denn geſezt, daß ein allzeit fertiger Arzt die Frage, ob rother Wein geſunder, als weiſſer ſey, beiahet, weil der rothe Wein den Magen ſtärkte: ſo hält er nothwendig dafür, daß alle Leute in der Welt ein Getränk, das den Magen ſtärkt, trinken können. Iſt dieſes aber nicht ein offenbar ungereimter Grundſaz, indem es Fälle geben kan, wo der Magen zu ſtark iſt, wie bei einer gewiſſen Art der Freßſucht? Wenn er ſagt: es ſey geſunder nach Tiſche ſich zu bewegen, als zu ſchlafen: ſo wird er diejenigen nie vor der Bewegung nach der Mahlzeit warnen, die einen ſchwächlichen Leib und ſchwere Verdauung haben, und die füglicher ſchlafen könten. Wenn er eine kalte Luft der Geſundheit überhaupt für nachtheilig hält: ſo wird er ſeinen Patron im Winter nicht aus dem Zimmer laſſen, und ihn höchſt ungeſund machen. Wenn er glaubt, daß ſaure Sachen den Magen verderben, daß ſalzige den Scharbok veranlaſſen, daß harte, geräucherte Speiſen den Magen beſchweren: ſo wird er den Gebrauch derſelben nicht zugeben, wenn es auch gleich die Nothwendigkeit und die Lebensart des Patienten erfordern ſolte. Ja, was das allerſchlimmſte iſt, ſo wird er dieſen elenden Grundſaz mit in ſeine Praxin hinüber nehmen; er wird glauben, daß alle Purganzen allen Leuten einerlei Dienſte thun; daß die Arznei nicht nach dem Leibe des Kranken beſonders eingerichtet werden müſſe, u. ſ. w. und ſolchergeſtalt wird er einer von den privilegirten Todſchlägern, die alle Leute nach der Methode eines gewiſſen berühmten Mannes ins Grab liefern. Wer wolte einem Manne, der dergleichen ſchlechte Grundſäze hätte, ſein Leben und ſeine Geſundheit anvertrauen? Wer wolte aber auch wol von einem Manne, dem man dieſe beiden Schäzbarkeiten anvertrauet, fordern, daß er nicht anders urtheilen ſolte, als wie ein ſolcher urtheilen würde? Daher kan ich es nicht genug bewundern, wann ſich jemand darüber beſchwert, daß ſein Arzt jederzeit ſo viele Bedingungen voraus ſeze, ehe er eine Frage beantworten könte. Die Unterſcheidung iſt jederzeit eine Würkung der Scharfſinnigkeit, und die Scharfſinnigkeit iſt der einzige Feind der Irrthümer. Alle übrigen Kräfte des Gemüths könen Irrthümer erzeugen, und pflegen ſie zu hegen, zu nähren und zu erhalten. Die einzige Scharfſinnigkeit unterſcheidet das Wahre von dem Falſchen, und nirgends iſt dieſe Unterſcheidung unentbehrlicher, als bei der Beurtheilung einzelner Erſcheinungen in einzelnen Subjecten.

---

* Aus dem Univerſal-Magazin 1755. Apr. pag. 142. Lond. Mag. 1755. Apr. pag. 171.

Eine Beſchreibung, wie der Flachs dergeſtalt könne zubereitet werden, daß er der Baumwolle an Weiſſe und Zuſammenhange gleich komt. *)

J

---

* Aus den Schwediſchen Abhandlungen vom Jahre 1747. p. 199 - 201.

In einem eiſernen Topf oder unverzinnten kupfernen Keſſel wird ein wenig Seewaſſer (vermuthlich wird hierzu ein ſchwaches durch die Kunſt zubereitetes Salzwaſſer eben ſo geſchikt ſeyn) auf den Boden gegoſſen, nur daß er nicht verbrennet; zu kochen brauchet es nicht. Hierein ſtreuet man überall birkene oder ellerne Aſche und Kalk, von jedem gleich viel, und beide Arten geſiebet. Darein breitet man eine Schicht reinen Flachs zween Finger dik über den ganzen Boden aus. Ueber dieſelbe wird Aſche und Kalk ſo dik geſtreuet, daß ſie bedeket werden. Nachgehends komt wieder eine Schicht davon, und darüber eine Schicht Aſche und Kalk, und ſo fährt man abwechſelnd fort, bis der Topf oder Keſſel bis faſt auf eine halbe Elle voll iſt; dieſer Raum mus nachgehends dienen, daß es kochen kan. Nun ſezt man es über das Feuer, und gieſt friſches Seewaſſer zu, und läſt es völlige zehn Stunden kochen; dieſe Zeit über darf es gleichwol nicht dike oder troken werden, ſondern man mus es recht oft mit eben dergleichen Waſſer erneuern. Wenn alſo das Kochē vollendet iſt, bringt man den gekochten Flachs ſogleich zur See (ein ſchwaches Salzwaſſer wird auch hier ohne Zweifel dieſelbigen Dienſte thun) und wäſchet ihn da dergeſtalt, daß allemal ein wenig zuſammen in einen groſſen Korb gelegt, und mit einem glatten Steken umgerühret wird. Wenn alles ſo kalt geworden iſt, daß man es mit den Händen handthieren kan, mus man es bedachtſam reiben, und mit Seife waſchen, wie andern Zeug, nachgehends aber mit dem a) Seifenerlet zum Bleichen auslegen. Dieſe Zeit über mus es täglich umgewand und auch benezet werden, wenn das Wetter ſtark austroknen ſolte. Wer dieſe Bleichzeit über ein- oder zweimal Wäſch- oder Seifenerlet daran wenden will, hat den Vortheil, daß es eher völlig gebleichet wird, und, nachdem ſolches geſchehen iſt, mus es zum Schluſſe noch einmal gewaſchen, geklopft und ſehr wohl ausgewaſchen werden, worauf man es troknen läſt. Wenn es ſolchergeſtalt troken iſt, mus es vorſichtig zubereitet und gekartet werden, eben wie andere Baumwolle, worauf man es zwiſchen 2. Bretter, mit Steinen oben darauf, leget. Hat es ſo zweimal 24. Stunden gelegen, ſo iſt die Baumwolle vollkom̄en fertig und brauchbar, bezahlet auch die Mühe ſehr wohl, denn man bekomt am Gewichte mehr als halb ſo viel, als Flachs geweſen war, wenn er recht rein geweſen iſt. Man ſiehet hieraus, daß dieſe Zurichtung nicht nur für das gemeine Weſen nüzlich, ſondern auch einzelnen Hauswirthen Vortheil bringet ꝛc.

Nachricht von einer in Teutſchland wachſenden Baumwolle.

Es iſt bekannt, daß man bisher nur die Levantiſche, oder die aus Italien, Griechenland, und der Türkei auch von andern warmen Orten eingeführte auf gewiſſen Stauden wachſende Baumwolle im Gebrauch gehabt. Es ſind aber auch in Teutſchland Bäume anzutreffen, ſo Wolle tragen, und hierunter die Pappeln, Eſpen, und alle Arten gemeiner Weiden. Wie denn gleichergeſtalt verſchiedene Kräuter und Pflanzen, als die Diſteln, die weiſſen auf ſumpfigten Wieſen wachſenden Federblumen, der Lattig, Scorzonerwurzeln, auch mehr andere Arten Feld- Wald- und Wieſen-Blumen eine meiſtentheils ſtramme, mithin von keinem Gebrauch ſeyende haarige Wolle, oder wenigſtens etwas der Wolle ähnliches hervor zu bringen pflegen.

Von der auf den Weidenbäumen wachſenden Wolle, ſind einige Verſuche zu Stande kommen, die man bekannt zu machen, für nüzlich gehalten.

Und zwar tragen alle Arten der Weiden, vornemlich aber die durchgehends bekannten Knapp- oder Plazweiden im 3ten Jahre und ferner, nachdem ſie be-

hauen

---

a) Seifenerlet, Wäſcherlet, iſt dies nicht eine Oberſächſiſche Benennung von dem, was bei uns die Büche heiſſet?

hauen worden, an den äuſſerſten Aeſten, Fingerslange, aus manchmal 30. und mehr Saamenhäusgen beſtehende ſo genannte Käzgen, ein jedes Häusgen aber beſchließt viele feine Wolle in ſich, wobei auch zugleich in verſchiedenen ſehr kleine öbliche ſchwarze Körner gefunden werden. Gegen Ende des Maymonats, ſo wie das Wetter kühl oder warm iſt, öfnen ſich die Saamenhäusgen, und zwar die unterſten zum erſten, und fleugt die reichlich daraus kommende Wolle in der Geſchwindigkeit fort.

Um nun ſolche zu ſammlen, gibt man um dieſe Zeit acht, ob die unterſten Saamenhäusgen gelb zu werden anfangen, alsdann es Zeit iſt, darzu Anſtalt zu machen, und nach Verhältnis, daß viele Wolle verlangt wird, Leute dazu anzuſtellen, welche entweder mit Hekenſcheeren die äuſſerſten Aeſte abkippen, oder auch gröſſere mit vielen Käzgen beladene Aeſte abhauen, und ſo bald es nur möglich, weg, und in groſſe mit Fenſtern verſehene Kammern zuſammen bringen müſſen.

Daſelbſt läßt man dasjenige, ſo eingeſammlet worden, einige Tage wenden, worauf ſich die Saamenhäusgen von ſelbſt öfnen. Was nun von Wolle oben auf kommt, wird mit einem Federweher, deren ſich die Bettſchwinger bedienen, ab, und in eine zu dem Ende rein zu haltende Eke der Kammer geweht, das andere aber noch einmal umgewendet, und die weiter herauskommende Wolle eben auch in die Eke getrieben, der Unrath, Aeſte und liegengebliebenes Laub aber auf die Seite gebracht; ſo iſt die reine Wolle in weniger Zeit beiſammen.

Wo Dienſtleute ſind, kan das Abhauen und ins Haus bringen durch ſolche, das Reinemachen aber durch Kinder und ſchwache Leute geſchehen.

Der Gebrauch dieſer Wolle iſt folgender: 1) Läßt ſie ſich zum Steppen, auch Unterfutter zu Seiden-Cattun und andern Zeugen gebrauchen. 2) Macht man Lichtergarn oder Tächte daraus. 3) Wann ſolche zur Helfte unter Levantiſche Baumwolle gearbeitet, und geſponnen worden, laſſen ſich artige leichte, halb Seiden- und halb Baumwollene Zeuge daraus fabriciren. Die im vorigen Jahre davon verfertigten 2. Stüke haben die Probe davon gewieſen. In dieſem Jahre wird man aber durch einen gröſſern Verſuch deren anderwärts verfertigen laſſen. 4) Gibt dieſelbe auch leichte, doch ſehr warme Oberbette, und Kopfküſſen, wann ſie mit geringen, ſich hierzu gut ſchikenden ſo genannten Gänſelbumen- oder Pflaumenfedern vermiſcht worden, geſtalten dergleichen Bettwerk den Eiterdunen ziemlich nahe kommt.

Und ſind dieſes die nach und nach damit zu Stande gebrachten Verſuche.

Wie nun zu wünſchen, daß ſolche zu einer weitern Vollkommenheit kommen könten, ſo iſt man desfalls bewogen worden, gegenwärtige Nachricht in Zeiten, und wann man ſich etwa deren in dieſem Jahre gebrauchen wolte, bekannt zu machen.

Zufällige Gedanken in einem Traum über die jezige Zeiten.

Die klägliche Nachrichten, welche bishero wegen denen durch Erdbeben, Waſſersnoth, und auſſerordentliche Witterungen, entſtandenen Unglüksfälle, von ſo viel Orten eingelaufen, u. das jezo am Staatshimmel ſich hin- und wieder zuſammen ziehende ſchwarze Gewölk, welches ſchon in der Ferne blizzet, und durch ein ausgebrochenes von weitem rollendes Kriegswetter gleichſam ganz Europa zu entzünden drohet; ſind hinreichend genug, bei zärtlichen Gemüthern groſſe Beſtürzung, Angſt und Betrübnis herfür zu bringen, und die Sinnen mit lauter traurigen Denkbildern anzufüllen. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn dieſelben auch während dem Schlafe die Phantaſei vieler Menſchen beſchäftiget. Ich ſelbſt habe hievon die Würkung empfunden; denn, als ich verſchiedenen theils politiſchen, und theils phyſicaliſchen Materien nachdachte, und dabei die ſo critiſche und Schrökungsvolle Umſtände zu Gemüthe gezogen, welche vom November an bis in den Februarium der vornehmſte Inhalt der Zeitungs-Blätter geweſen; ſchlieſe ich endlich unter martialiſchen und meiſt lauter traurigen Vorſtellungen ein. = = = Erdbeben, Brand, Krieg= und Kriegsgeſchrei, Leichen, Särge und Gräber waren die Gegenſtände, welche meine Augen vor ſich zu ſehen glaubten, ehe Morpheus, der Gott der Träume, dieſelben zuſchloſſe. Hier ſahe ich ganze Städte und Dörfer umgeſtürzt, und dort groſſe Inſeln in Seen verwandelt: Hier erblikte ich troſtloſe Einwohner zerſtreuet, und auf der Flucht: Dort ſahe ich dieſelben Schaarenweis zu Grabe tragen: und auf einer andern Seite ſahe ich viele Menſchen durch Schwelgerei, durch Faullenzen, durch Projectmachereien, durch Einbildung und Kum̃er, und durch ihre widereinander ſtreitende Leidenſchaften, Hauffenweiſe zu Grunde gehen. In dieſem Labirinth erblikte ich auf einmal in der Ferne ein groſſes Thal, welches von dem Erdbeben ziemlich in die Höhe getrieben worden. Mitten durch lieſe ein auſſerordentliches klares Waſſer, das bei ſeinem Auslauf ſo gros, als ein Schifreicher Strohm ware. An beiden Seiten des Fluſſes ſtunde eine Reihe majeſtätiſcher Bäume, deren Zweige mit ſo vielem Laube als Vögeln beſezet war. Für die am Ufer des Meers eingeſunkene Berge erblikte ich einen angenehmen Thal, und an deſſen Ende einen prächtigen Tempel. Als ich dahin kam, ward ich hinter demſelben einen Markt, mit Buden und Kramläden gewahr; darüber ich mich nicht wenig wunderte. Ein ehrwürdiger Greis, der nicht weit vom Tempel ware, ſagte mir, als er meine Verwunderung merkte, daß dieſes ein politiſcher Götter Jahrmarkt ſeye. = = = In der That erblikte ich den Kriegsgott Mars in einer Bude, der alle Arten mörderiſcher Werkzeuge feil hatte: Kanonen, Mörſer, Flinten, Sabel, Bomben, , Kugeln und Pulver, waren ſeine Waaren; Und wie die Kaufleute zu Anlokung der Käufer gern eine Ladenjungfer halten, ſo verrichtete hier Bellona dieſe Stelle. Es war erſtaunend, wie ſich die Käufer um dieſe Bude drängten. Man ſahe alle Nationen vor derſelben; die meiſten aber waren Engeländer und Franzoſen. Mars wuſte dieſen ſeine Waaren dergeſtalt anzupreiſen u. nöthig zu machen, daß ſie ihre Taſchen faſt bis auf den lezten Heller ausleerten, damit nur keiner mehr Waffen haben ſolte, als der andere. = = Neptun, der Gott des Meers, hatte nicht weit davon einen Laden; ſein Handel beſtand in Maſtbäumen, Segeltüchern, Ankern, Tauen, und allen nur erſinnlichen Schifsbedürfniſſen. Ihm fehlte es gleichfalls nicht an Käufern, und er hatte viel mehr Nationen vor ſeinem Laden, als Mars. Er löſete auſſer den Engliſchen Guineas und Franzöſiſchen Louis d'ors, auch ſehr viele Italiäniſche Scudis, Spaniſche Quadrupels, und Ruſſiſche Rubels; ſeine Loſung muſte auch gut ſeyn, da er eine Sirene zur Ladenjungfer hatte. = = = In einer andern Bude handelte Merkurius mit Wechſelbriefen und Aſſecuranzzetteln; Unter allen Verkäufern nahm dieſer das wenigſte Geld ein. = = Weit unglüklicher aber, als er, war die gute Irene, die nicht weit von ihm den Leuten Oel- und Palmzweige zum Verkauf anbot; ſie ſchrie ſich bald aus dem Athem, und doch wolte ihre Waare niemand haben. Um ſie nur los zu werden, wolte ſie ſolche umſonſt weggeben; allein jederman wendete ihr den Rüken, und trug dem Mars ſein Geld zu. = = Endlich ſahe ich das Volk haufenweis nach einer Hütte laufen. Dieſes war kein Wunder; dann Venus nahm vor derſelben das Geld ein. Ich glaubte gewis darinnen eine Bande Seiltänzer, Gaukler, oder andere Tauſendkünſtler zu ſehen; jedoch ich ſahe nichts, als eine Schmiedeſſe, in welcher Vulkan mit ſeinen Cyclopen arbeitete, und ein Liedgen ſungen, das ſich, ſo viel ich mich erinnere, anfieng: Wir ſchmieden die Waffen zum künftigen Kriege ꝛc. Auf einer erhöheten und offenen Bühne, die den Marktſchreierſtänden nicht ungleich ſahe; ſtunden Apollo und Momus, und verkauften ſatyriſche Einfälle über dieſen und jenen Hof; ſinnreiche Erweiſe über die Anſprüche des einen, und Widerlegungen des andern. Sie löſeten Geld die Fülle; wenn man aber ihre Blätter geleſen hatte, ſo waren die Leute nicht klüger, als zuvor. . . Indem ich mich nun allen dieſen Betrachtungen überlieſſe, und der Sache weiter nachdenken wolte: ſo erofneten ſich die 2. Flügelthüren des Tempels mit einem groſſen Krachen, an deren beiden Seiten wehklagende Perſonen mit auslöſchenden Fakeln mir zu Geſichte kamen, welche mir, auf Befragen, Unterricht gaben, daß es der Friede wäre, welchen man anjezo eben zu ſeiner Ruheſtätte bringen würde. Die Worte bekräftigten ſich, als ich die Leiche etwas näher betrachtete; denn ſie hatte einen halb verdorrten Oelzweig in der Hand, und zu ihren Füſſen lagen einige zerriſſene Tractaten. Oben an ſtunden die Lebensumſtände des Verſtorbenen beſchrieben. Ich konte nichts mehr daraus abnehmen, als daß ſein Leben von ſehr kurzer Dauer geweſen. Die dabei ſich eingefundene Leidtragende waren, nach der jezigen Welt Mode, ganz frölich, in der Hofnung, durch dieſen Zufall vieles zu erſchnappen; darunter befanden ſich viele Trommler und Pfeiffer, und eine Menge Martis Söhne. . . . Ein alter Greis, welcher an einem Stabe von ferne dem Zuge nachſchlich, näherte ſich mir, als ich voll Erſtaunen über die Menge der Leichenbegleiter ſtehen geblieben war. Ich habe (ſprach er zu mir) den Frieden ſchon oft begraben ſehen, allein, durch eine himmliſche Kraft iſt er allezeit wieder lebendig worden. Ich halte auch ſeinen jezigen Tod nur für einen Schlummer; und vielleicht hat der Krieg mit ſeinem Gefolge nicht Urſache, ſo luſtig zu ſeyn. . . .

Den Beſchlus dieſer Leiche machte eine anſehnliche Perſon mit einem Bauche von einem groſſen Umfang; welche ſich ſelbſt nicht würde haben ertragen können, wenn ihn nicht Komus, der Gott der Schmauſereien, und die Nothwendigkeit, die Mutter des Schikſals, unterſtüzet hatten. Es ſcheinet mir ſein Geſicht das greulichſte zu ſeyn, welches ich jemals geſehen habe. Auf dem Vordertheile ſeines Mantels war die Freude, das Vergnügen und die Luſt, mit tauſend Sinnbildern des Ergezens und der Spiele, mit zweien Geſichtern gemalt, die auf zwei Wege zugleich ſahen; allein da er vorüber gieng, ſo erſchrak ich über eine Geſtalt, die mit dem Geſichte ſo wenig überein ſtimmte. Sein Haupt war kahl; und alle ſeine Glieder ſahen alt und mißgeſtaltet aus. Auf dem Rücken ſeines Mantels zeigte ſich der Mord mit fliegendem Haare, und einem blutigen Dolche; der Zorn in ſeinem feuerfarbenen Kleide, und der Verdacht, der mit beiden Augen winkete. . .

Indeme ich weiters gienge, erblikte ich ein paar goldene Waagſchaalen an einer dergleichen Kette über dem vor mir ſtehenden Tiſche hangen. Da ich nun die Gewichte derſelben betrachtet, ſo ward ich gewahr, daß ſelbige den Werth alles deſſen anzeigten, was die Menſchen bei dermaligen Zeiten hoch ſchäzten. Ich that einen Verſuch damit; indeme ich das Gewicht der Weisheit in eine Schaale legte, und das Gewicht des Reichthums in die andere; worauf der leztere, um ſeine ungemeine Leichtigkeit zu zeigen, empor floge, und den Balken anſtieß. Nachdem ich die Schaalen wieder ausgeleeret, ſo legte ich verſchiedene Titel, Würden, die Pracht, die Siege, und mancherlei dergleichen Gewichte hinein: und da ich ein gewiſſes blankes Gewicht neben mir liegen ſah, ſo warf ich es in die Gegenſchale; ich verwunderte mich aber ſehr, als ich das Gegengewicht ſo gleich fand, daß der Balken recht ſenkrecht ſtund. Dies kleine Gewicht war mit dem Worte Eitelkeit bezeichnet. Ich fand auch noch viel andere Gewichte von gleichmäſiger Schwere, die ſich einander genau die Waage hielten. Ich verſuchte nur einige wenige davon, z. E. Geiz und Armuth, Reichthum und Vergnügen, und etliche andere. Ich fande endlich auch 2. Gewichter, eines bemerkte die natürliche Gaben, und das andere die Gelehrſamkeit. Meine Bemerkung dieſer 2. Gewichte öfnete mir ein neues Feld von Entdekungen: denn ungeachtet das Gewicht der natürlichen Gaben ungleich ſchwerer war, als die Gelehrſamkeit: ſo merkte ich doch, daß es noch hundertmal mehr woge, als zuvor, wenn ich die Gelehrſamkeit dazu that. Eben dieſe Probe machte ich mit dem Glauben, und den guten Sitten; denn ob gleich das leztere Gewicht allein das erſtere überwog, ſo bekam es doch durch den Zuſaz deſſelben tauſendmal mehr innerlichen Gehalt, als es vorhin hatte. Dieſe Probe zeigte ſich auch noch in andern Fällen: zwiſchen Wiz und Urtheilskraft, der Weltweisheit und Religion, nebſt unzehlich andern Verſuchen, die hier zu weitläufig fallen würden. . . Dieſes muß ich nur noch ſagen, daß mich bei meinem Erwachen der Verluſt der goldenen Waage nicht wenig kränkte.

Ob es Vorherſehungen gebe, die den Empfindungen gleichen?

Es iſt eine bekante Sache, daß ſich die Menſchen zuweilen in einem ſolchen Zuſtande befinden, da ihre Einbildungen eben ſo ſtark und lebhaft, ja wohl noch ſtärker und lebhafter ſind, als die zu gleicher Zeit vorhandenen Empfindungen. Dieſer Zuſtand findet bei den Deliranten und Phantaſten Statt, die nicht vermögend ſind, ihre Einbildungen von ihren Empfindungen zu unterſcheiden. Die Vorherſehungen ſind, überhaupt betrachtet, noch viel ſchwächere Vorſtellungen, als die Einbildungen; und daher ſolte man kaum glauben, daß ſie einen ſolchen Grad der Stärke erlangen könten, daß ſie den Empfindungen glichen. Nichts deſtoweniger giebt es in der That ganz unleugbare Erfahrungen, die dieſes beweiſen: und beſonders kan man dergleichen Beiſpiele bei kranken Perſonen wahrnehmen, wenn ſie auſſer ſich ſelbſt geſezet ſind. Es giebt einige, die im Delirio nicht allein den Ausgang ihrer Krankheit durch ſehr deutliche Bilder beſtimmen, ſondern auch die Zeit ihres Todes und die innerliche Beſchaffenheit ihres Körpers auf das genaueſte anzugeben wiſſen. Man pflegt dergleichen Prophezeiungen der Kranken gemeiniglich als bloſe ungefähre Zufälle zu betrachten, und meinet, daß die Kranken dieſes alles auf ein bloſſes Gerathewohl, und ohne einigen Grund dazu zu haben, hinſagen, weil man ſich nicht einbilden kan, daß ihre Vorherſehungen einen ſolchen Grad der Lebhaftigkeit erlangen könten, daß ſie im Stande wären, ſich darüber ſo deutlich zu erklären. Ich ſehe aber nicht ein, warum man nur bei den Vorherſehungen ſo kleinglaubig ſeyn müſte, und warum man Begebenheiten, die ſo unleugbar ſind, auf eine ſo unwahrſcheinliche Art erklären ſolte. Es iſt wahr, daß unſere Vorherſehungen zu den ſchwächſten Arten der ſinnlichen Vorſtellungen gehören, und daß es ſich alſo ſehr ſelten zutragen könne, daß ſie über die Empfindungen und Einbildungen, welche zu gleicher Zeit vorhanden ſind, triumphiren ſolten. Allein, nichts deſtoweniger kan ſich dieſes ſehr leicht in einem ſolchen Zuſtande zutragen, wo die gegenwärtigen Einbildungen und Empfindungen den ihnen gewöhnlichen Grad der Lebhaftigkeit merklich verlieren. Dieſer Zuſtand findet nicht allein im Schlafe, wo die äuſerlichen Empfindungen ganz verdunkelt werden, und bei Deliranten, wo die Einbildungen und Empfindungen einerlei Grade der Lebhaftigkeit haben, ſondern auch vornemlich bei ſterbenden Perſonen ſtatt, indem dieſer ihr Zuſtand von dem Zuſtande eines Schlafenden wenig unterſchieden iſt. Im Tode hören alle äuſere Empfindungen gänzlich auf: und das Sterben beſtehet alſo in nichts anders, als in einem allmähligen Verluſte der äuſſerlichen Empfindungen. Die Einbildungen,

dungen hängen mit den Empfindungen viel zu genau und unmittelbar zuſammen, als daß ſie an dieſem Verluſte nicht ebenfalls groſſen Antheil nehmen ſolten. Solchergeſtalt bekommen die Vorherſehungen in den lezten Auftritten des Lebens nicht von der vermehrten Kraft der Seele, ſondern vielmehr von der Abnahme ihrer wirkſamſten und ſtärkſten Kräfte einen ſolchen Grad der Lebhaftigkeit und Stärke, daß ſie leicht hierinn alle übrigen Vorſtellungen der Seele übertreffen können. Auf eben die Art läſt ſich der ſchwache Schein einer Wachskerze viel lebhafter empfinden, wenn man eine Menge anderer Lichter auslöſcht, die vorher bei derſelben ſo helle brannten, daß man ihren ſchwachen Schimmer kaum wahrnehmen konnte. Es iſt alſo ganz natürlich, daß ein Menſch in den lezten Stunden des Lebens die Gegenſtände der Zukunft auf eine ungemein lebhafte Art einſehen kan, wozu er unfähig ſeyn würde, wenn bei ihm die Empfindungen und Einbildungen ihren gewöhnlichen Grad der Lebhaftigkeit noch hätten. Da nun dieſes alles auf den natürlichen Geſezen der Natur der Seele und der Proportion ihrer Kräfte beruhet, und da die Fälle, wo die Vorherſehungen einen auſſerordentlichen Grad der Lebhaftigkeit zu haben ſcheinen, mit den Bedingungen dieſer Geſeze ſo genau übereinſtimmen, und unter dieſen Bedingungen ſo viele hundertmal wahrgenommen werden; ſo kan man nicht anders urtheilen, als daß es ein bloſer Eigenſinn, oder die Würkung einer falſchen Vorausſezung ſeyn müſſe, wenn man dieſe Begebenheiten für lauter ungefähre Zufälle halten, und der Seele das Vermögen zu ſo lebhaften Vorherſehungen ganz abſprechen will. Es iſt ſehr zu loben, daß man ſich in unſern Tagen zu ſchämen anfängt, die natürlichen Begebenheiten mit geheimnisvollen Eigenſchaften der Seele zu erklären; allein, ich glaube, daß man auf ſehr widerſinniſche Meinungen verfallen würde, wenn man alles, was mit uns vorgehet, aus ungefähren Zufällen erklären wolte, ſo bald es einer Urſache zugeſchrieben werden müſte, die wir noch nicht genugſam kennen, um die Art ihrer Würkung deutlich auseinander zu ſezen.

Ein geringes Mittel gegen das Einwachſen der Nägel an Händen oder an Füſſen.

Erſtlich beſchneide man den Nagel wie gewöhnlich, und nehme mit einer feinen Scheere den Splitter, ſo ins Fleiſch eingewachſen, auch mit weg. Hernach nehme man ein Stük Glas, und ſchabe den Nagel vom Saume an, an der Seite da er eingewachſen, etwan zwei Strohhalm breit, bis ganz aus, ſo dünne als es nur zu leiden ſtehet, ſo iſt die Cur geſchehen. Die Urſach davon iſt in der Baukunſt zu ſuchen. Der Nagel iſt ein Bogen und drüket alſo unter ſich. Wenn nun den Bogen ſeine Stärke genommen wird, ſo kan das Fleiſch den Nagel wieder von ſich ſchieben, und ihm die Lage wieder geben, die ihm die Vorſehung, ſo auch im Kleinſten lobens- und bewunderenswürdig iſt, zur Beſchüzung des Zehens beſtimmet hat. Solte es das erſtemal nicht ganz helfen? ſo fahre man wie oben geſagt, wenn der Nagel wieder voll gewachſen, noch etliche mal alſo, ſo wird das Einwachſen der Nägel an Händen oder an Füſſen, abgeholfen ſeyn.

Zufällige Gedanken vom Caffee,

Von deſſen Erfindung, rechten Zubereitung, Nuzen und Schaden, welchen Naturen derſelbe zuträglich, und welchen er nicht geſund ſeyn könne; mit einigen neuen Entdekungen.

Der Caffee war vor dem fünfzehenden Jahrhunderte nach Chriſti Geburt noch nicht einmal in den Morgenländern gebräuchlich. Damals traf ein gewiſſer Araber auf ſeiner Reiſe nach Perſien einige ſeiner Landesleute an, die Caffee tranken, und bedienete ſich nachher bei ſeiner Zurükkunft deſſelben ebenfals, als einer Arznei. Man machte ſich mit dieſer neuen Arznei bald näher bekannt, und ſie gewann einen ſo durchgängigen Beifall, daß einige heilige Muſelmänner den Gebrauch des Caffee verboten, weil ſie ihn für ein rauſchendes Getränk hielten. In Mecca ward er zuerſt verboten: allein, nichts deſtoweniger breitete ſich der Gebrauch deſſelben nach Syrien, und bis nach Conſtantinopel aus, wo er von neuen verbotten wurde. Allein, was hilft ein Verbot bei einer Sache, die unſere Vergnügungen betrift? Man trank gar bald in allen Morgenländern Caffee, und Europa kam, beſonders erſt ſeit dem Jahre 1669. in den rechten Geſchmak davon, da Mahomet der Vierte den Solimam Aga als Geſandten nach Paris ſchikte, welcher eine ungeheure Menge Caffebohnen mit ſich dahin brachte a). Die Mode alſo, und, wie Holberg meinet b), auch die Theurung, hat uns nach einem Getränke lüſtern gemacht, das wir ſonſt vielleicht nicht ſonderlich hoch ſchäzen würden. „Was hat, ſagt Holberg, dem Caffee, oder gebranten Bohnen, einen angenehmeren Geſchmak gegeben, als die Milch hat? Nichts, als der Unterſchied des Preiſes. Denn, wenn ein Maas Milch einen Reichsthaler koſtete, und ein Pfund gebrannte Bohnen zween Schillinge; ſo würde das erſte ein Fürſtliches Tractament ſeyn, und das andere nur in Strohhütten gebraucht werden.“

---

a) Man findet dieſe Geſchichte an verſchiedenen Orten, und es hat ſie immer ein Schriftſteller von dem andern abgeſchrieben. Hauptſächlich kan man davon nachſehen: Journ. des Scav. Sept. 1716. wie auch eben daſſelbe vom Jahre 1752, den 10. Theil der allgemeinen Geſchichte aller Reiſebeſchreibungen, u. a.

b) S. Holbergs moraliſche Abhandl. I. Th. S. 260.

werden. Alles, was aus Indien und China kommt, das ſchmekt gut, weil es uns nicht anders, als durch zweijährige Reiſen kan zugeführet werden." Man mag urtheilen, ob Holberg Recht hat: ich begnüge mich hier blos damit, weil wir doch einmal auf den Preis des Caffees gekommen ſind, den erſtaunlichen Gewinſt zu überlegen, den dieſes Gewächs allein ſchon ſo vielen tauſend Menſchen zuwege gebracht hat. Düfour, der ein eigenes Buch vom Caffee geſchrieben hat, verſichert, c) daß man jährlich aus dem glüklichen Arabien ſieben Millionen und fünfmal hunderttauſend Pfund auf Cameelen herhole, und daß die Caravane, welche nach Mahomets Grabe wallfahrtet, vier Millionen und fünfmal hunderttauſend Pfund nach Syrien und Aegypten verführe. Alles dieſes wird in den Morgenländern allein an Caffee verhandelt. Was wird nun nicht nach Europa verführet, und wie viel tauſend Menſchen leben nicht allein von dieſer kleinen Wolluſt ihrer Brüder? Solte Hume nicht Recht haben, wenn er die Ueppigkeit der Menſchen unter die Mittel rechnet, einen Staat blühend zu machen, und zu erhalten? d)

Der Name Caffee gehöret eigentlich nur dem damit abgekochten Waſſer. Den Baum ſelbſt aber, und die ungebrannten Bohnen, nennen die Araber Bunn, (lateiniſch: Bunchum, franzöſiſch: Bon.) e) Vermuthlich hat hiervon das teutſche Wort, Bohnen, in ſofern es vom Caffee gebraucht wird, ſeinen Urſprung genommen: denn im Grunde verdient die Frucht des Caffeebaumes am allerwenigſten unter die Bohnengewächſe gezählet zu werden, zu welchen ſie auch kein Botanicus rechnen kan. Man iſt lange Zeit uneinig geweſen, zu welcher Claſſe von Gewächſen man dieſen Baum zählen ſoll. Juſſieu, Bouchini, Boerhaave, und viele andere mit ihnen, haben ihn unter andere ſchon bekannten Arten von Pflanzen bringen wollen, bis endlich Hr. Heiſter gewieſen hat, daß er eine ganz beſondere Gattung ausmache, ob er gleich keine genaue Beſchreibung davon gegeben hat. Dieſen Mangel hat der Hr. Prof. Plaz f) in Leipzig erſezet, von dem ich dieſe Anmerkung habe, und welcher übrigens Hr. Heiſtern beipflichtet.

Das Wort Caffe ſelbſt, iſt von ſehr ungewiſſer Herkunſt. Man nennet ſowol die Bohnen, als den Trank Cave, Cavet, Cahue, Co-

---

c) S. Dufour Traité du Caffé Cap. II.

d) Hume in den Political Diſcourſes, Edimburg 1751.

e) Dufour Cap. I. Simon Pauli, De Abuſu Tabaci Americanorum veteri, & herbæ Theæ Aſiaticor. in Europa novo p. 58. &c.

f) Ant. Guil. Plazii, de jucundis morborum cauſis Diſſ. Sept. Sept. pag. 28. ſeq.

rhe, Chaube, Chohava, Cahovah, Cohuer, Coſe, Coffee, Caffee. Das ſind Wörter genug für eine einzige Sache. Dúfour ſagt, daß die Benennung Cahveh von Cohvet herrühre, welches ſo viel, als Kraft oder Stärke bedeute g). Es ſind noch mehrere der Meinung, wiewol Tavernier und Proſper Alpinus glauben, daß das Wort von Cahovah herſtamme, welches Wein bedeutet, weil die Mahometaner dieſes Getränk ſtatt des Weins brauchen h).

Ob nun gleich der Caffee weder viele Kraft gibt, noch dem Weine ähnlich iſt: ſo ſolle er doch für das viele Schlafen dienen, und munter machen. Dieſes trift aber nicht bei allen Perſonen ein: denn ich kenne einiges Frauenzimmer, welche in dieſes ſchwarze Getränk ſehr verliebt iſt, und es häufig genieſet; dadurch aber mehr träg, als munter wird, und öfters kaum vor 9. oder 10. Uhr vor lauter Schlaf nicht aus den Federn kommen kan. Jedoch, dem Caffee, der gar leicht hierdurch in einen üblen Ruf kommen könte, iſt dieſe Herfürbringung der Faulheit keineswegs zuzuſchreiben; ſondern es ſind andere Urſachen, als das öftere viele Eſſen, Wein- und Biertrinken, das zum Caffee Schmauſen nicht quadriret, hieran mehrentheils Schuld; zumal, wann man ſich hiebei wenig oder gar nicht bewegt, und einer bloſſen Maſchine ähnlich wird.

Insgemein hält man dafür, daß er die Verſtopfung hebe, die Tranſpiration befördere, die Menſes treibe, den Rauſch benehme, das Geblüt diker mache; und vielen ein Zittern verurſache, ſonderlich, wann derſelbe zu viel und zu ſtark getrunken werde: da deſſen Oel die Nerven bei empfindlichen Perſonen angreife, und entkräfte. Doch! dieſe Würkungen ſind nicht allgemein, oder bei allen gleich. Und beim Urtheile der Aerzte hierüber kommt es öfters darauf an, ob ſie ihn ſelber gern trinken, oder nicht? = = = Doch, ich mus, ehe ich weiters ſchreite, zuvor meinen Leſern auch was von der Erfindung deſſelben erzehlen: wie und wann derſelbe in Gebrauch kommen iſt? Hierüber wird noch unter den Gelehrten ſehr heftig geſtritten.

Im 1. B. Sam. 25, 18. wird erzählt, daß Abigail dem David unter andern 5. Scheffel Mehl zum Geſchenke gebracht habe. Der hebräiſche Ausdruk zeiget an, daß dieſes gebranntes oder geröſtetes Mehl geweſen ſey, und hieraus hat Herr

Geier

---

g) Le Mot de *Cahveh* vient de *Cohvet*, qui ſignifie *Force* & *Vigueur*, Dufour, Cap. I.

h) Herr Plaz, aus deſſen obiger Schrift ich dieſes ausgezeichnet habe, citirt des Tavernier Itinerarium Turcicum, und des Proſp. Alpin. Schrift, de plantis Egypti C. XVI. und de Medicina Egyptiorum L. IV. cap. 3.

Geier i), und verſchiedene andere beweiſen wollen, daß die alten Juden auch ſchon Caffee getrunken hätten, weil dieſes ohne Zweifel Caffeebohnen geweſen wären. Ich nehme keinen Theil an einem gelehrten Streite von ſolcher Wichtigkeit; und wenn ich ihn allenfals entſcheiden ſolte, ſo würde ich es beinahe wie Melſon k) machen, und ſagen: Haben ſie ihn nicht getrunken: ſo hätten ſie ihn doch trinken ſollen.

Nun will ich einmal verſuchen, ob ich bei den Heiden glüklicher bin, als bei den Juden. **Petrus de la Valle** l) glaubt ganz zuverläſſig, daß der Caffee das Nepenthes ſey, deſſen Homer m) als eines Mittels Erwähnung thut, das die Helena gebraucht hätte, um ſich vergnügt zu machen, und die Schwermuth zu vertreiben. So viel iſt gewiß, daß es die Helena aus Aegypten bekommen, und daß der Caffee eben dieſen Weg genommen habe. Weil ſich nun die Türken des Caffee bedienen, wenn ſie miteinander vergnügt ſeyn wollen, ſo halt de la Valle dafür, daß es ſich die Helena zu eben dieſem Zweke bedient habe. Düfour hält ſich mit der Widerlegung dieſes Gedankens auf a): ich kan ihn aber einem Mann wohl laſſen, der ſich vorgeſezt hat, eine Stelle in der Odyſſee mit Caffee zu erläutern, ob ich gleich im Ernſte vielmehr glaube, daß das Nepenthes ein ſchlafmachendes Mittel geweſen ſey, aber eben nicht juſt ein Caffee; denn ſelbſt der Wein, der doch das Herz erfreuet, in ſtarker Doſi genommen, kan ebenfalls Schlaf und Unempfindlichkeit verurſachen. Es iſt vielmehr deſſen Urſprung und Erfindung in dem glükſeligen Arabien zu ſuchen, deren Gebrauch ziemlich ſpät, und erſt vor 300. Jahren bekant worden. Derſelbe ſolle, wie man insgemein vorgiebt, (b) von den Thieren folgender weiſe erlernt worden ſeyn:

> Es habe nemlich in Arabien einer der auf den Bergen eine Heerde Cameele, oder, wie andere wollen, Ziegen gehütet, dereinſt einem Geiſtlichen geklagt, daß ſein Vieh wider ſeine Gewohnheit die ganze Nacht gewacht, und in dem Stalle herum geſprungen ſeye. Dieſer Geiſtliche habe der Sache nachgedacht, den Ort, wo das Vieh den Tag vorher gewaidet worden, fleiſig unterſucht, und befunden, daß daſelbſt einige kleine Bäumgen ſtünden, von deren Frucht das Vieh gefreſſen hätte. Er nahm darauf auch von derſelben, lies ſie

---

i) *M. E. E. Geier*, Diſſert. an Potus Caffée dicti Veſtigia in Hebræo S. S. Codice reperiantur. Conf. in Act. Erudit. 1708. *Mart. Caſp. Neumanni* explication. alphabeti ebraici. u. a.

k) S. v. Hagedorns moraliſche Gedichte S. 196. der 2. Aufl.

l) S. das 3te Schreiben im 1ſten Theile der Ueberſezung ſeiner Reiſebeſchreibung. Hr. Triller führt auch eine Stelle davon an, im 4ten Theile der poetiſchen Betrachtungen S. 77.

m) *Homer*. Odyſſ.

a) Cap. XII.

b) Siehe den in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher, pag. 60. im 2ten Theil.

im Waſſer kochen, und nachdem er davon getrunken, befand er ſich ebenfalls ganz ermuntert; und wie er nach dieſem Verſuch den Trank andern anrühmte, ſo kam man nach und nach hinter mehrern Nuzen dieſer Frucht. Er wurde bei den Türken ſo gemein, daß man auch verſichern will, ſie pflegen für ein paar Geiſtlichen,[*] die bei Erfindung dieſer Frucht ſonderlich bemüht geweſen, in einem abſonderlichen Gebet zu bitten[**]. Dieſes warme Getränk ward nachgehends bei denen Orientaliſchen Völkern, und zumal bei denen Türken, ſo ſtark in Gebrauch gekommen, als bei denen Europäern Wein und Bier; Wie daß allein in der Stadt Alkair gegen 2000. Caffeehäuſer jezo befindlich ſeyn ſollen. Von da iſt er durch die ſtarke Handlung und Schiffahrt der Venetianer nach der Levante, auch in Europa bekant worden; und zumal von dem Herrn von Marveille A. 1644. zuerſt nach Frankreich gebracht worden. Da nun die Teutſchen in Franzöſiſcher Tracht alles denen Franzoſen gern nachmachen: ſo iſt endlich auch dieſer Trank bald bei uns Mode geworden, und erſt vor etlich und zwanzig Jahren in das Allgemeine verfallen, ſo daß jährlich 6. Millionen Gulden aus Teutſchland dafür verſchwinden.

Doch, ich komme zu weit! Es wird denen Caffee Liebhabern lieber ſeyn, wenn ich von dem Nuzen des Caffee zur Geſundheit was abhandeln werde.

Man ſagt, daß der Caffee wenigſtens das mit den Speiſen gemein habe, daß er den Appetit ſtillet, weshalb er nicht dienlich iſt, wenn man ihn kurz vor der Mahlzeit trinket. Die Türken vertreiben ſich im Falle der Noth den Hunger auf ganze Tage, und jeder Soldat führet ein kleines Caffeecompendium bei ſich. Mir dünkt, daß ſich hieraus mit wenigem Grunde ſchlieſſen läßt, daß der Caffee ſehr nahrhaft ſey; Allein, er hat gar wenig nahrhafte Theile, die in die Art unſers Körpers verwandelt werden könten. Es giebt die Menge Schriftſteller, die ihn chymiſch unterſucht haben, als Neumann, Düfour, Lemery, und wenn dieſe nicht an der Hand ſind, ſo dienet Schaarſchmidts Sammlungen.[a] Da er aber, beſonders durch die hinzu gethane Milch, zu dieſem Zwecke geſchikter werden kan; ſo iſt es eben ſo wohl möglich, daß er alsdenn ſchnell ſättige, als auch, daß er die Stelle der Speiſen eine Zeitlang erſezen könne. Soll man ihn alſo um deswillen häufig trinken, oder wol gar armen Leuten anrathen, um ſich des Hungers zu erwehren? Nein, keinesweges. Ein Armer kan ſich mit einem Stüke Brode, des er allenfalls umſonſt haben kan, weit beſſer ſtärken, und zur Arbeit geſchikt machen, als mit einer ganzen groſſen Kanne voll Caffee; und wer ihn häufig trinken wolte, der würde ſich gewis damit bald den Magen verderben.

Den Magen verderben? werden hier viele Dames fragen. Ja, es mag ihnen gleich noch ſo wunderlich vorkommen; ſo iſt es doch gewis, daß der häufige Genus des

---

[*] Namens Sciadli und Aidrus.

[**] S. Olearius im 5ten Theil der Perſianiſchen Reiſebeſchreibung, p. 559.

[a] Schaarſchmidts wöchentliche medicinische und chirurgiſche Nachrichten, 3. Theil 26. Abſchn.

Caffee den Magen verdirbt. Ich weis wohl, daß Vesling b), Dufour c), Lemery d), Proſper Alpinus e), und eine Menge anderer, den Caffee für die beſte Magenſtärkung ausgeben. Allein bei dem allen bleibt es doch eine ausgemachte Sache, daß vieles warmes Waſſer die feſten Theile ſchlaf macht; daß nicht alle hizige, geiſtige und öhligte Sachen den Magen ſtärken; daß die Sachen, die den Appetit hindern, wie der Caffee thut, keine groſſe magenſtärkende Kraft beſizen können; daß eine Magenſtärkung, wenn ſie häufig genommen wird, keinen Ekel und Uebligkeit zu erregen pflege, welches doch der viele Caffee thut; und daß die Bitterkeit dieſes Getränkes, wenn ſie auch dem Magen ein wenig zu ſtatten kommen könte, durch die Milch und den Zuker dergeſtalt vermindert wird, daß ſie kaum in Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Der Caffee iſt überhaupt, wegen der Kraft und Stärke, die er dem Körper mittheilen ſoll, in keinem beſonders guten Rufe. Olearius verſichert f), daß ſich die Perſer deſſelben vornemlich um deswillen bedieneten, damit ſie nicht zu viele Kinder bekommen mögten, weil ihnen dieſelbe zur Laſt ſind. So viel aber iſt doch gewis, daß der Caffee viel eher vermögend ſeyn würde, dieſe, als die entgegen geſezte Würkung zu thun g), wenn man ihn häufig, nicht ſtark und ohne Milch trinken wolte. Ich bin übrigens kein Feind vom Caffee, weil ich ihn täglich trinke. Ich will alſo zugeben, daß er nach Unterſchiede der Perſonen, die ihn genieſſen, bald nüzlich, bald ſchädlich ſeyn, und mehrentheils keine erhebliche Uebel oder Vortheile der Geſundheit nach ſich ziehen könne. Aber das iſt doch unausſtehlich, daß ihm einige ganz proſaiſche Schriftſteller ſolche übertriebene Lobeserhebungen beigeleget haben, daß man ſie kaum dem Maſſião zu gute halten könte, der den Caffee in Lateiniſchen Verſen erhoben hat. Wer kan es wohl dem Düfour glauben h), daß in Engeland die Gicht und Waſſerſucht was ſelte-

---

b) Vesling. Epiſt. Med. LV.

c) Dufour Chap. 9.

d) Lemery Traite des Alimens cap. 9.

e) Profp. Alpin. de Med. Egyptior. L. 4. c. 3.

f) In der Reiſebeſchreibung nach Moſcau und Perſien Lib. 5. cap. 17. Simon Pauli, der ein geſchworner Feind des Caffee, Thee und Tabaks war, bedienete ſich der Gründe des Olearii, die in der That nicht weit her ſind, dieſes beliebte Getränk deſto ärger herunter zu machen. Düfour hat ihn aber hinlänglich widerlegt. C. 13.

g) Einen Beweis aus Gründen kan man hiervon in Hrn. Plaz Diſſ. de Jucundis morborum Cauſſis Diſſ. 2. §. 12. finden.

nes geworden ſey, ſeit der Caffee daſelbſt Mode geworden? Wenn er und Alpin und Lemery gleich tauſendmal ſagen, daß der Caffee die Menſes ſtark befördere, wenn man ihn noch ſo ſehr wider den Schaarbok, den Durchlauf und die Ruhr rühmet, als Dufour gethan hat i): ſo halte ich doch dieſes alles für lächerliche Würkungen einer Liebhaberei die ſich von Rechtswegen nicht bis in den Verſtand erſtreken ſolte. Man verſuche es nur, die Waſſerſucht durch vieles Waſſertrinken zu heben, und man bediene ſich darzu eines ſtarken Caffeetrankes, der die flüſſigen Theile noch mehr in Wallung ſezet; ſo wird man bald ſehen, wieviel er dazu beitragen kan, die lymphatiſchen Gefäſſe vollends zu zerreiſſen, und das Elend auf den höchſten Gipfel zu treiben. Ich mögte auch wohl wiſſen, woher die Blutreinigende Tugend des Caffee rühren ſolte, die ſo ſtark wäre, daß ſie den Schaarbok vertriebe? und ob in der wenigen Erde, als in dem Caffeetranke bleibt, ſo viele zuſammen ziehende Kraft liegen könne, daß dadurch der Durchlauf und die Ruhr geſtopft werden könten? Ja, was braucht man viel davon zu ſagen, da die Erfahrung genugſam lehret, mit wie ſchlechtem Erfolge der Caffee in allen obigen Krankheiten gebrauchet wird? Hat er jemals eine von den groſſen Würkungen würklich verrichtet, die von ihm auf dem Papiere ſtehen; ſo iſt es gewis andern Nebenumſtänden mehr beizumeſſen geweſen, die man aus allzugroſſer Liebe zum Caffee überſehen hat.

So wenig ich ein übertriebenes Lob des Caffee billige; ſo hoch ſchäze ich ihn doch, wegen der Tugenden, die er würklich beſizet. Boerhaave, Hofmann, Willis, und viele andere Aerzte haben ſeine Tugenden hin und wieder in ihren Schriften auf eine gerechte und der Wahrheit gemäſe Art erhoben. Die meiſten andern ſind darinn zu weit gegangen. Wenn ich eine vollſtändige Abhandlung vom Caffee ſchreiben wolte; ſo würde ich mir die drei erſten Schriftſteller erwählen, um ſeine Lobrede zu verfertigen.

Indeſſen will ich doch dasjenige, was diesfalls mit andern berühmten Schriftſtellern übereinſtimt, und durch lange Erfahrung bewährt worden, hier in der Kürze mittheilen, und die ſo muntere Abhandlung des berühmtē D. Krügers, als auch, was in Weinmanns botaniſchen Werke hievon angeführt worden, mit zu Rathe ziehen.

Die Morgenländer pflegen den Caffee mit Honig zu verſüſſen, und ſol-

---

h) Dufour Chap. 10. S. 116.

i) Dufour C. 10. S. 117-122.

ſolchen ſtatt des Zukers zu trinken; welche Weiſe die Franzoſen, Coffée à la Sultane benennen: und es für ein heilſames Mittel für die Milzſucht, Seitenſtechen und den trokenen Huſten, öfters ſtark gebrauchen. ⸗ ⸗ So man aber den Caffee, wie gewöhnlich, wohl geröſtet, mit Waſſer gekocht (deſſen rechte Zubereitung nächſtens erzehlen werde) zu rechter Zeit fein mäſig gebrauchet: ſolle er auch beſonders dienlich ſeyn, in ſcharfen Hauptflüſſen, Kopfweh, Schwindel, u. vielfältiger Schläfrigkeit; wie auch Huſten, Engbrüſtigkeit und Keuchen, wann ſolches alles von kalten Flüſſen u. zähen Feuchtigkeiten herrühret; bewahret die Leber- Milz- und Gekrösadern für Verſtopfungen, Gelbſucht ꝛc. treibet die Menſes und andere Dinge noch mehr. Auch ſolle es denenjenigen nüzlich ſeyn, welche mit häufigem Fett und flüſigem wäſſerigem Geblüte beläſtiget; weil durch dieſes Getränk ein guter Theil des Anwachs von Fett bei ſolchen in der That kranken Perſonen verzehret, und wieder andere von denen allzuwäſſerigen Theilen ihres Gebluts durch des Caffee Harntreibende Kraft nach und nach davon befreiet werden.

Hingegen magern Perſonen, zumal choleriſche, welche eines gallichten, oder auch melancholiſchen Temperaments ſind, und zugleich ein ſcharfes oder dikes Geblüt haben, kan dieſer Trank durchaus nicht wohl bekommen, dadurch folglich Krankheiten herfürgebracht werden müſſen: weil derſelbe das Geblüt noch diker macht, etwas trukner, zuſammenziehet, und zulezt Verzehrung, Lähmigkeit, und Schlagflüſſe k) verurſachen kan. Einen Beweis hievon giebt das Zittern der Hände bei ſolchen Perſonen ab, welches dieſes Getränk bald nach deſſen Genus hervor bringt. ⸗ ⸗ Mit Milch getrunken, ſolle der hiemit melirte Caffee überaus dienlich ſeyn denen Lung- und Schwindſüchtigen; und zumalen auch das Podagra und alle Athritiſche und laufende Gicht- und Gliederkrankheiten, ſehr mildern, wann derſelbe behutſam nach rechter Art gebraucht wird. Sonſt verſichern auch einige, daß der Caffee ohne Milch die Dauung befördere, das Sodbrennen ſtille; und was das vornehmſte iſt, auch die Blähungen und Winde zertheile; zumal bei ſolchen Perſonen, die durch Wind und Einbildung, ſich aufblähen, oder aufgeblaſen werden. Denn mehrentheils leidet die Einbildung bei ſolchen von Winden geplagten Perſonen, wodurch die noch wenige Beurtheilungskraft, und was zu einem geſunden

---

k) Thom. Willis Pharm. rat. Sect. V. Cap. 3. Und Joh. v. Muralt Hip. Hebr. p. 221.

Verſtand gehöret, vollends dadurch ſchlaf wird und eintruknen mus. ⸗ ⸗ Ueber das alles aber iſt das Caffeegetränke ein unfehlbares Mittel, wider die Langeweile; derſelbe wird bei allen Kindereien, und zumal von denen Kindbetterinnen, und Kindsbettbeſucherinnen, häufig eingeſchlukt, zur Zeitpaſſirung: und weil es ſo Mode iſt. Doch, mehrers will ich nicht ſagen; denn ſonſt könnte ich von denen Caffeewürdigen Dames einer Verrätherei beſchuldigt werden; weil doch auch bei ſolchen Beſuchen viele Familien Sachen, von dem Mann bis auf die Magd, im Stüblein erzehlet werden, u. dergleichen häusliche Sachen der Stof eines vertrauten Geſprächs öfters abgeben mus; Dahero iſt auch der Caffee für ein beſonderes offenherzigmachendes Mittel anzuſehen, wodurch die Frau Baas, Gevatterin, oder Madame Onklin, auf einmal freundlich, geſprächig und vertraut gemacht werden kan.

Das ſind ja lauter untrügliche Anzeigen von vielerlei erwünſchten Würkungen des Caffees: Troz allen Gelehrten, die wider den Caffee zu ſchreiben ſich erfrechen! ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Das ſeye alſo ferne, daß ich hier widerſpreche; vielmehr will ich zu ſeinem Lob noch was gedenken: er ſolle auch, wie mir geſagt worden, die Verſtopfung heben, nemlich der Dampf des Caffeetranks. Es iſt mir als ein Geheimnis anvertrauet worden. Weil es aber was ſo nüzliches iſt, finde ich mich verbunden, es hier zu entdeken: Man mus nemlich, wenn man den Catharren oder Stokſchnupfen hat, den Dampf des Caffeetrankes ganz warm in die Naſe ziehen, ehe die Caffeegäſte kommen, welches die Höflichkeit ohnehin mit ſich bringt. Dieſe Weiſe, ſich wohl einzudampfen, ſolle von einer ſolchen Würkung ſeyn, daß dadurch die beſchwerliche Verſtopfung, nemlich der Naſen, eine Zeitlang gehebt wird, und zugleich dem langweiligen Frauenzimmer klare Augen und rothe Wangen machen ſolle; jedoch auch nur auf eine Weile. Die Erfahrung, zumal wegen des Erſtern, hat, wie ich heilig verſichert worden, ihre Richtigkeit; allein, ich vermuthe, mit Erlaubnis, den Caffee nicht zu verunehren, daß der Dampf der Milch, des Thees, des heiſſen Waſſers, eben dieſelbe, wo nicht noch beſſere Würkung hat.

Ueberhaupt, wann der Caffee weder zu häufig noch zu ſtark, noch mit allzu vielen Zuker getrunken wird:darf man eben nichts ſchlimmes beſorgen; beſonders, wann man ſich dabei wohl in Obacht nimmt, daß man ſich nicht gleich der kalten Luft ausſezet, nachdem er die Schweislöcher eröfnet, und die Ausdünſtung in Gang gebracht hat. Und darzu dienen freilich die Kindbettſtuben am beſten, wann nur die Luft rein, und die Wärme hierbei nicht übertrieben würde; denn auf ſolche Art kan der mit dem Caffee ſo bekannt gewordene Frieſel erregt werden. Doch, ich ſage es nicht von mir ſelbſten; ſondern der Rivinius, der Gelehrte Rivinius, den das Frauenzimmer nicht kennen wird, glaubet es, und behauptet es auch, daß der Caffee dieſes thun kan; und daß derſelbe zu erſt dieſe Krankheit bei uns eingeführt habe. Ich vermuthe aber, die Sorgfalt der Kindbetterinen, womit ſie ſich, nach der jezigen Mode, in geheizten Zimmern unter einer Laſt von Betten einwühlen, würde ihnen allein ſchon das Frieſel zuwege bringen können; wozu denn freilich bei ſolchen Umſtänden die von dem vielen Caffeetrinken erregte Wallung des Bluts deſto mehr beitragen kan. Von dem ſo verſchwenderiſchen öfters recht lächerlich und beſchwerlichen Puz nichts zu gedenken.

Die Art und Weiſe, den Caffee recht zuzurichten und zu trinken, iſt in Arabien, Egypten und denen übrigen Türkiſchen Landen, eben ſo, wie bei uns, bekannt und gebräuchlich: Es werden nemlich die Bohnen, nachdem ſie von dem Unrath gereiniget, nicht in einer offenen, ſondern in einer verſchloſſenen Pfannen oder ſogenannten Caffeetrummel, über einem Feuer ſo lange gebrannt, bis ſie wohl ſchwizen und denen dunklen Caſtanienſchalen an der Farbe gleich werden. Wann ſolches geſchehen, mahlet man ſolchen zu Pulver, thut davon 3. bis 4. Loth auf ein Maas ſiedendes Waſſer in eine Kanne, läßt es über dem Kohlfeuer aufſieden, und damit ſich der Caffee bald ſeze, wirft man 2. Meſſerſpize geſtoſſenes Hirſchhorn hinein, ſo wird er gleich klar. Einige Medici rathen, daß man das Waſſer zum Caffee vorher mit etwas Zimmet, Scorzoneräwurzel oder Saſſafras und Sternanis abkochen ſolle; und hernach wenn man Caffe trinken will, den Caffee in dergleichen geſezten und geläuterten Waſſer kochen ſolle, maſſen dadurch der Magen und die Gedärme corroborirt, und deſto eher denen Blähungen und andern Unfällen geſteuret werde. Warum aber der Caffee müſſe gebrannt oder wohl geröſtet werden, leget Hermann in Colleg. de Mat. Med. alſo aus: damit nemlich die ölichten Theile dadurch herausgebracht, und die ſchärferen temperirt werden. Der gebrannte Caffee ſolle auch ſo geſchwind als möglich gemahlen werden, damit ihn nicht die Luft verderben möge: indeme das Alkali ſo in denen gebrannten Bohnen ſteket, und nichts anders als ein Salz ohne Säure iſt, den Meiſter zu ſpielen anfängt; dahero man auch ſolchen Caffee wohl zu verwahren, und in irdenen oder gläſernen Flaſchen, die man zuſchrauſen kan, zu verwahrē pflegt.

Die neue Zurichtungsart des Caffee iſt: daß man die Caffeebohnen ganz läſſet, ohne zu brennen oder zu röſten; und ſolche rohe im Waſſer, wie den Thee zu ſieden: auf welche neue Art nur diejenige Theile ins Waſſer herauskommen, die nicht ſo dike, und Nerven angreiffend, ſondern leichte, geiſtig und mercurioliſch wären; Welches Citronenfarbe Getränke ſodann viel ſüſſer und anmuthiger würde: und die beſondere Kraft haben ſollen, den Magen zu ſtärken, die Cruditäten beſſer aufzulöſen und abzutreiben, und das Haupt leicht und munter zu machen. Nach dieſer neuen Art könne man die Bohnen etliche mal aufkochen. Welches von zerſchiedenen Holländern alſo practicirt, und ſodann erſt an Leute, die es nicht verſtehen, wieder verkaufet werde. Allein, dieſe neue Mode wird in dem Journal Literaire nicht gut geheiſſen, ſondern alſo beurtheilet: „ Alles, was geröſtet „ wird, ſtärket den Magen viel beſſer; „ folglich kan der roh geſottene Caffee

„ nicht ſo gut für den Magen ſeyn als der
„ gebrannte: zumal, weil allzuviel Spiritus
„ aus den neu modiſch gekochten
„ Caffeebohnen ins Waſſer gezogen wird,
„ welche dem Menſchen mehr ſchädlich
„ als nüzlich; denn wo der ſpirituoſen
„ Sachen zu viel ſind, machen ſie den
„ Menſchē unruhig, und befördern ſeinen
„ Tod ehender ꝛc. Ueber das ſchaffet der gebrannte
„ Caffee die Cruditäten ehender
„ weg, als der roh gekochte, der hierzu
„ viel zu ſchwach iſt ꝛc. So viel kan indeſſen zum Ruhm des Neuern doch angeprieſen werden, daß derſelbige denenjenigen gut ſeyn mag, deren Geblüt gar ſachte umlaufet, und welche kalter und feuchter Natur ſeynd; und die nicht wohl ſchlaffen können: denn der alte, nemlich der gebrannte Caffee, verhindert den Schlaf, und macht viele Perſonen zitternd und unruhig. Wenigſtens iſt dieſe neue Art ein gutes Mittel, den Beutel zu ſchonen; welches ſolche Männer die denen Caffee- und Zuker Debauchen ihrer Frauen Einhalt zu thun Urſache haben, meintwegen einführen mögen.

Doch, dieſen zu Gefallen, und denen fleiſigen Kindbettbeſucherinnen, will ich hier ein Recept von einem noch weit beſſern Coffee Getrank von der neueſten Facon mittheilen. Die neubegierigen Dames belieben nur recht aufzumerken: Die Mode komt aus Ungarn. Wir wiſſen, daß der Ungariſche Wein, der ächte St. Georgen Ausbruch, der Tokayer, vor allen andern Weinen was vorzügliches hat. Um ſo viel mehr iſt auch zu vermuthen, daß die Frucht und Art des neuen Caffees was beſonders nüzliches ſeyn mus. Doch, ich will ſolche benennen, um die Gedult der Dames nicht zu misbrauchen: Es iſt das Triticum rufum peregrinum grano maximo, das iſt in unſerer lieben Mutterſprach, der Ungariſche Waizen, der ſchon hin und wieder in unſern benachbarten Gegenden angeſäet wird; Dieſer Waizen wird wie die Americaniſche Caffeebohnen gebrannt; welches eben ein ſolches Pulver, der Farbe, Geruch und Geſchmak nach, abgiebt; und würklich an vielen Orten, ſtatt des Caffee, mit Waſſer oder auch mit Milch abgekocht, getrunken wird: deſſen Geſchmak etwas lieblicher als der Caffee ſelbſten iſt, und über das eine gute Nahrung geben ſolle. Diejenige nun, welche den Ungariſchen Caffee Waizen nicht gleich bei der Hand haben, belieben allenfalls aus Gerſten oder Haber einen Caffee zu röſten, und wie den Caffee zu trinken; welches Getränke ſehr geſund, und in Frankreich bereits approbirt worden. Und was brauchts da mehr Zeugniſſe! Man macht ja ſonſten denen Franzoſen nach der Mode gerne alles nach? Warum denn dieſes nicht, was doch nüzlich iſt? Gewis iſt es, daß der Haber-Caffee vor ſo nüzlich befunden worden iſt, daß derſelbe dem fremden wahren Caffee in vielen Stüken weit vorzuziehen iſt. Dies ſind nun bereits dreierlei Arten Caffee, welche alſo benamſet werden könnten: als 1) Ungariſcher Waizen-Caffee, 2) Frauen-Gerſten-Caffee, 3) Jungfern-Haber-Caffee. Nun will ich noch eine Sorte hieher ſezen, ſo allerdings in Gebrauch gezogen zu werden verdienet; Und dieſe vierte Art will ich zum Unterſchied, Damen-Caffee nennen, welcher der Geſundheit ſehr zuträglich iſt; deſſen Erfindung wir dem David Friedel, welcher als Doctor Medicinæ mit dem Ruſſiſchen Geſanden Freiherrn von Urbinus von Wien nach Venedig auf der Reiſe geweſt, billich zu danken haben. Selbiger wird aus Mandeln alſo zugerichtet: man nimmt einen Theil bittere und 2. Theil ſüſſe Mandeln, laſſet ſie, nachdeme man mit warmen Waſſer die äuſſerliche Haut davon abgezogen, auf die Art, wie mit denen Caffeebohnen, wohl röſten, und ſodenn ſolchen mahlen, und kochen, wie den Caffee. Dieſer Damen-Caffee ſeye weit angenehmer und geſunder, als der Americaniſche Bohnencaffee; denn, es iſt ja bekannt, daß die Mandeln, wenn ſie nicht zu alt ſind, dem Leib eine gute Nahrung geben, welche von denen Caffeebohnen keineswegs zu hoffen. Dabei haben die Mandeln eine temperirende Kraft: ſie mildern und verſüſſen die ſcharfe Feuchtigkeiten; zumal, wann ſie geröſtet ſind, und mit oder in Milch getrunken werden. Selbe curiren auch die daher entſtehende Schlafloſigkeit, thun gut der Bruſt, Magen, Leber, Nieren und Blaſen. Benehmen den Huſten, ſtärken und nähren die Kraftloſen, bekommen wohl den Schwind- und Lungenſüchtigen, ſie erweken Luſt, und vermehren die Milch ꝛc. Dabei die bittern Mandeln mehrers wärmen, troknen, eröfnen, zertheilen und reinigen. Mehrers hievon anzuführen, würde zu weitläufig ſeyn; Indeſſen iſt es Zeit, daß ich dieſe Caffee-Abhandlung beſchlüſſe, und denen Dames die gänzliche Wahl überlaſſe, zu welchem Caffee ſie unter dieſe vier Sorten greiffen wollen.

Gedanken bei dem warmen Winter dieſes 1756ſten Jahres, hergeleitet aus denen Urſachen der ſo auſſerordentlichen Erdbeben.

Hor. Carm. Lib. 4. Od. 7.

Diffugere nives, redeunt jam gramina campis
Arboribusque comæ;
Mutat terra vices.

Es weis jederman, wer Nerven hat, daß der gegenwärtige Winter, in Vergleichung anderer, ungemein warm ſey. Es weis auch jederman, wer Zeitungen lieſet, daß ſeit dem Anfange des Novembers ganz Europa, ein groſſer Theil des Atlantiſchen Meeres, und ich weis noch nicht, wie viele andere Gegenden, durch ein heftiges Erdbeben erſchüttert worden ſind. Solte wol das Erdbeben der Grund dieſes warmen Winters ſeyn?

Es iſt zu zweifeln, daß jemals ſehr heftige Erdbeben von andern Urſachen herrühren, als von den unterirdiſchen Entzündungen. Ich weis wol, daß Städte umfallen, die vom Waſſer untergraben ſind; daß Berge einſinken, deren Boden eine groſſe Höle bedekt, die ſich nach und nach erweitert, daß die unterirdiſchen Gewäſſer in zuſam̃enhängenden Röhren durch ihren Druk das Erdreich erheben, und hernach zum Verſinken bringen, da ſie alsdenn die Stelle des vorigen Landes einnehmen; ich weis auch, daß die Luft in den unterirdiſchen Gängen von mehr Urſachen, als den Entzündungen, gewaltſam zuſammen gepreſt werden, und alles, was ihr widerſtehet, erſchüttern, und aus dem Wege räumen kan. Allein, alle dieſe Umſtände ſind wenig geſchikt, ein Erdbeben zu erregen, das ganze Zonen Landes erſchüttert, Berge und Felſen mehr, als hundert Klaftern hoch, in die Höhe treibet, und ganze Reiche bodenlos macht. Man mus die Geſchichte ſolcher groſſer Erſchütterungen geleſen haben, denn ich kan ſie hier unmöglich anführen; man mus daraus wiſſen, daß bei den allermeiſten ganz offenbare Entzündungen geſehen worden, daß alle

Felſen und Inſeln im Meer, deren erſten Urſprung man mit angeſehen hat, unter Rauch, Dampf, Blizen, Donnern und Steinhageln, die aus dem Meere empor geſtiegen, entſtanden ſind, und daß man ohne allen zureichendē Grund von den andern neuen Felſen und Inſeln im Meere, und auf dem feſten Lande, deren Urſprung niemand mit angeſehen, vermuthen würde, daß ſie von andern Urſachen entſtanden wären. Man mus ferner aus den Schriftſtellern aller Zeiten gelernt haben, wie unter der Erde und dem Meere alles von entzündbaren Materien voll ſey; wie dieſelben beſtändig in Brand gerathen und wieder verlöſcht ſind; wie ſie hier feuerſpeiende Berge, dort heiſſe Bäder verurſacht; hier Länder umgeworfen, dort neue Länder aus der Tiefe empor gehoben, und jederzeit die allerentſezlichſten Verwüſtungen auf dem Erdboden angerichtet haben. Alles, ſage ich, mus man wiſſen, wenn man nicht einen Augenblik länger zweifeln ſoll, daß das allgemeine Erdbeben dieſes und des vorigen Jahres von einer gewaltigen unterirdiſchen Entzündung entſtanden ſeyn müſſe, die ſich vielleicht unter dem Boden des Atlantiſchen Meeres entſponnen, und nachher weiter fortgepflanzet hat, wie ſolches bei ähnlichen Erderſchütterungen öfters bemerket worden. Es iſt wahr, wir haben bisher noch keine ausdrükliche Nachricht von geſehenen Spuren einer Entzündung. Allein, wir haben mehr Sachen in der Welt nicht geſehen, die dennoch wahr ſind, und es kan ſeyn, daß entweder das Feuer im Meere an Oertern ausgebrochen, wo es eben zu der Zeit keine Beobachter gegeben hat, oder daß es zu keinem ſo offenbaren Ausbruche gekommen, oder daß auch würklich ſolche Beobachtungen gemacht worden, und uns nur noch nicht bekannt geworden ſind. Der Urſprung neuer Felſen im Meere macht dieſes unterirdiſche Feuer ſehr wahrſcheinlich, und die Analogie dieſer Erſchütterung mit andern, wobei die Entzündungen offenbar geweſen, läßt uns nicht daran zweifeln.

Eine unterirdiſche Entzündung, die eine ſo ungeheure Gewalt äuſſert, daß ihr Ausbruch ganze Welttheile erſchüttert, mus in der That von keinem kleinen Umfange geweſen ſeyn, und die ſchwülen Dünſte, die davon in die Luft übergegangen ſind, wie auch die unter dem Erdboden fortlaufenden Entzündungen, welche ihe Wärme dem Erdreiche, das ſie bedekt, und das ſie zugleich erſchüttert haben, mittheilen, können dieſe warme Witterung und die ſo unzeitige Fruchtbarkeit des Erdbodens, welche man an vielen Orten dieſen Winter bemerkt hat, hervorgebracht haben. Ich kan es aus der Geſchichte der Natur beweiſen, daß die unterirdiſchen Entzündungen warmes Wetter und eine auſſerordentliche Fruchtbarkeit des Erdbodens verurſachen, und wenn man ja das Wort unterirdiſche Entzündungen nicht leiden kan, ſo werde ich auch Beweiſe haben, daß überhaupt nach dem Erdbeben warmes Wetter erfolge. Es iſt kein Kopfbrechens bei dieſen Beweiſen. Ich will ſie meinen Leſern blos in Erzählungen liefern.

Daß die unterirdiſchen Entzündungen des Erdbodens zu deſſen Wärme und Fruchtbarkeit nicht wenig beitragen, beſtättiget die Fruchtbarkeit Italiens. Ich will eine Stelle aus Keyßlers Reiſen anführen, woraus erhellen wird, daß ich wenigſtens nicht dieſen Einfall blos einer hinter dem Ofen gemachten Reflexion zu danken habe. “Der Veſuv, ſagt dieſer gelehrte Mann, iſt der herum gelegenen Gegend, wegen ſeines Feuers und Erſchütterungen, zwar oftmals ſehr erſchröklich: allein, gleichwie jede Sache, ſo ſchädlich ſie auch ſcheint, dennoch auch ihren Vortheil mit ſich bringet, alſo trägt dieſer Berg durch die ſchwefeligten und ſalpetrigen Theile, womit er das Land gleichſam dünget, und wegen der Wärme ſeiner unterirdiſchen Gänge, nicht wenig zu deſſen Fruchtbarkeit bei. Gleiche Würkung zeiget ſich, wegen des Berges Aetna, in Sicilien, woſelbſt der Feldbau gar oft das ſechs und dreiſſigſte Korn, ja in einem gewiſſen Striche Landes, wenn er recht bearbeitet wird, das funfzigſte Korn trägt. Die fruchtbarſten Gegenden ſind diejenigen, wo viel Schwefel, Salz, Salpeter und Mineralien gefunden werden. Die ſo genanten Thränen Chriſti, dieſer feurige Wein, wächſt am Fuſe des Veſuvius, und beweiſet augenſcheinlich die Vortreflichkeit ſowol des daſigen Bodens, als auch die Witterung.

Wen̄ es an einem einzigen Zeugniſſe von dieſer Art nicht genug iſt, ſo kan ich noch ein andres von einem ſehr gelehrten Naturforſcher anführen, der eben ſonſt kein Freund unwahrſcheinlicher Meinungen zu ſeyn pfleget. Es iſt dieſes der Verfaſſer der Unterſuchungen vom Meere, welche 1750. unter der Aufſchrift Frankfurt und Leipzig, in Quart ans Licht getretten ſind. Es behauptet derſelbe an einem gewiſſen Orte dieſer Schrift a), daß der Boden oder das Lager des mittelländiſchen Meeres überall voll

---

a) Abhandlung vom Meere, 2. Th. 3. Unterſ. §. 2. S. 135. 136.

einem ſtets brennenden unterirdiſchen Feuer ſey, und führt in dieſer Abſicht folgendes an: “Die beſondere Wärme der Meerluſt, an dem weſtlichen untern Theile von Italien, wo die Pomeranzenbäume an den Ufern ſüſſe Früchte bringen, welche doch tiefer im Lande ſauer bleiben: ferner, daß die Gegend des alten Lucaniens, allwo Paeſtum geſtanden hat, noch jezt zweimal des Jahres Blumen erzeuget, (biferique roſaria Pæſti. Virg. Georg. 4. 119.) und noch andre dieſer Orten angemerkte Seltenheiten der Natur, ſehe ich überhaupt als Würkungen dieſer gewaltigen unterirdiſchen Oefen an, welche, bevoraus um den untern weſtlichen Theil von Italien in ziemlicher Menge ſich befinden. Eben ſo urtheilet Keysler. Denn da er von den natürlichen Merkwürdigkeiten des Königreichs Neapolis handelt, ſchreibet er die Fruchtbarkeit des Landes Terra di Lavoro zum Theile gar recht den unterirdiſchen feurigen Gängen zu Was er von der Fruchtbarkeit dieſer Neapolitaniſchen Gegend meldet, das weiſet den Reiſenden der Augenſchein das ſtimmet auch mit dem Berichte des Plinius vollkommen überein. Dieſer Schriftſteller erhebet die Fruchtbarkeit dieſer Campanien an mehr Orten, wie III. 5. Hard. 9. b) Hernach ſagt er XVIII. 11. Hard. 29. daß der Boden um Neapel vor andern Theilen Campaniens eben den Vorzug habe, welcher dieſer Provinz vor andern Ländern gebühre c). Die Urſach der ſo beſondern Fruchtbarkeit hat Keysler ſehr wohl eingeſehen, weil dieſe Gegend inwendig voll Hize, und derſelben Erdreich, ſo zu ſagen, nur eine Schale iſt, welche durch die unterirdiſchen brennenden Gewölber, wie auch durch die feurigen Laufgräben, ſo von jenen ausgehen, und weit herum ſtreichen, beſtändig erwärmet wird. Daß aber dieſes zur Fruchtbarkeit kein geringes beitragen, deſſen überzeugen uns auf eine begreifliche Art die Weingärten, welche auf der mittägigen und weſtlichen Seite des Veſuvs liegen. Denn die Reben derſelben, haben auſſenher ihre Wärme von der Sonne; das lokere, ſandigte Erdreich, auf dem ſie ſtehen, wird auch von innen Tag und Nacht gebähet,

“wie

---

b) Hier wird die vorige Stelle aus Keyslers Reiſe zum Theil angeführet.

c) Hinc felix illa Campania eſt. Abi hoc ſinu incipiunt vitiferi colles & temulentia nobilis ſucco per omnes terras inclyto, atque, ut veteres dixere, ſummum Liberi Patris cum Cerere certamen.

“ wie auch mit ſalpetriſchen und
“ fetten ſchweflichten Ausdün-
“ ſtungen angeſchwängert. Hier
“ ſtehen alſo die Urſachen der
“ Fruchtbarkeit, wie auch der grö-
“ ſten Zeitigung beiſammen, und
“ kan ſich wol niemand verwun-
“ dern, daß in dieſen Trauben,
“ welche man vor übermäſiger
“ Süſſigkeit kaum genieſſen mag,
“ der edle Saft ausgekocht werde,
“ ſo unter dem Namen Lacrima
“ Chriſti berühmt iſt.

Ich könte leicht noch mehr Zeugniſſe anführen, daß verſtändige Leute die Fruchtbarkeit und Wärme der Meerluft in Italien von den unterirdiſchen Entzündungen herleiten: allein, ich ſehe vorher, daß dieſe Zeugniſſe wenig Nuzen ſtiften werden. Italien iſt an ſich ein fruchtbares Land, weil es in einem warmen Himmelsſtriche liegt, und man hat alſo, wird man ſagen, des unterirdiſchen Feuers zu dieſer Erklärung nicht vonnöthen. Dieſes Argument wird zwar vernichtet, wenn man nur aus obiger Anführung das einige anmerket, daß die Pomeranzen an den Ufern des weſtlichen untern Theils von Italien ſüſſe Früchte bringen, dahingegen die, ſo tiefer im Lande ſind, ſauer bleiben: denn, wenn hier die Sonnenwärme die Urſache der Zeitigung und Reifung ſeyn ſolte; ſo müſte die Erfahrung gerade das Gegentheil lehren. Inzwiſchen weis ich wohl, wie wenig man geneigt ſeye, eine Meinung, die nicht Gebrauch iſt, anzunehmen, ſo lange man noch Gründe wider dieſelbe anführen zu können, vermeinet; und daher will ich mich mit meinen unterirdiſchen Entzündungen in kältere Gegenden wenden, und die Würkungen derſelbē in der Fruchtbarkeit des Landes und der gemäſſigten Witterung zeigen.

Wer ſucht in Grönland ſchöne Gärten, aller Arten von Früchten und Blumen? und wer würde ſie wohl daſelbſt finden, wenn ſie die unterirdiſche Wärme der Entzündungen nicht daſelbſt möglich machte? Ich würde ein ſchlechter Zeuge von dieſer Sache ſeyn. Allein, wir wollen Kirchern ein wenig zuhören, der uns hieriñ Unterricht giebt d). Damit es nicht ſcheine, ſagt er, als ob die Natur die zu ewigem Froſte und Eiſe verdammte äuſſerſte mitternächtliche Gegend ohne Hülfe der Wärme gelaſſen habe; ſo mus man wiſſen, daß ſich auf der dem Pole nächſten Inſel Grönland ein ſehr groſſer feuerſpeiender Berg befinde, an deſſen Fuſſe ein Kloſter, von St. Thomas genannt, angetroffen wird, das aus den Topfſteinen, die der Berg ausgeſpien, aufgebauet worden. Hiervon hat ein Venetianer, Bartholomäus Zenetus, der alles ſelbſt geſehen, folgendes berichtet: Man findet allhier das Dominicanerkloſter St. Thomas, und nahe dabei den feuerſpeienden Berg, aus deſſen Wurzeln ein heiſſer Strom (fons ignitus) hervor quillet, welcher durch Röhren geleitet wird, die nicht allein die Mönchszellen wie Zimmer heizen, ſondern auch zum Kochen der Speiſen, Brodbaken, und dergleichen, heis genug ſind. Eben allhier werden die ſchönſten Gärten von

---

d) Athanaſ. Kircher. Mund. ſubterran. To. I. Lib. 4. Sect. I. Cap. V. p. 180. A. B.

dem heiſſen Waſſer bewäſſert, worinn Blumen und Früchte von allen Arten gefunden werden. Das Waſſer fällt, nachdem es die Gärten durchlaufen, in den benachbarten Haven oder Buſen, der nie zufrieret, und die Fiſche daher ſo häufig herbei loket, daß die Einwohner davon geſattiget werden können. So weit Zenerus. Es iſt wahrſcheinlich, fährt hierauf Kirchner fort, daß der Isländiſche Hekla mit dem Grönländiſchen Feuerſpeienden Berge durch unterirdiſche Gänge zuſammen hange: und daß hierdurch die Heftigkeit der Kalte und des Eiſes durch die unterirdiſche Hizſtuben beſtandig gemindert werde. Dieſes entdekt uns die Urſache, warum in einigen nördlichen Inſeln, und an den Norwegiſchen, Finmärkiſchen, Lappländiſchen und andern Ufern auf der einen Seite das Meer ungemein leicht, auf einer andern aber durch keine Gewalt der Kalte und des Schnees zufriere; ingleichen warum auch an einigen Ufern die reichſten Wieſen mit Bäumen, und die fruchtbarſten Aeker, an andern hingegen, als in Neuzembla, weder Gras, noch irgend etwas zur menſchlichen Nahrung gefunden werde, weil das Erdreich daſelbſt in ewiger Unfruchtbarkeit liegt. Unter den erſten ſtreichen unſtreitig die unterirdiſchen warmen Gewölber hin, die die Erde fruchtbar machen, dahingegen die leztern von der Natur verlaſſen worden ſind. So weit Kircher.

Man ſieht aus dieſen Gründen ganz deutlich, daß die unterirdiſchen Entzündungen in die Oberfläche der Erde, in ihre Fruchtbarkeit und in den Dunſtkreis einen ſehr merklichen Einfluß haben. Da nun aber die Erdbeben von dergleichen Entzündungen zeugen; ſo iſt nichts natürlicher, als daß dieſelben warme Witterung und Fruchtbarkeit nach ſich ziehen müſſen. Wolte ich gleich Zeugniſſe von dieſer Sache aus Italien herholen, wo die Erdbeben in Europa am gemeinſten ſind; ſo würde man ſie doch vermuthlich, aus angeführten Urſachen, nicht für gültig erkennen wollen. Allein, wer kan ſich unterſtehen, etwas einzuwenden, wenn ich beweiſe, daß die Erdbeben in den kälteſten Ländern warmes Wetter nach ſich ziehen, und daß dieſes ſo gewis, ſo gemein und bekannt ſey, daß es zu einer beſtändigen Sage unter den nordiſchen Völkern geworden iſt? Es ſoll mir nicht an ſolchen Beweiſen fehlen, und ſie werden, wie ich hoffe, entſcheidend ſeyn.

Ich finde in einem Auszuge aus dem Tagebuche der Königl. Schwed. Academie der Wiſſenſchaften a) ausdrüklich folgendes Zeugnis, bei Gelegenheit, wo ein Erdbeben beſchrieben wird, daß bei Hernoſand, den 12. Merz 1748. mit unterirdiſchem Donnern, das wie ſtarke Canonenſchüſſe gehöret worden, und einem rollenden Praſſeln, als ob Wagens über Steine fortrolleten, ausgebrochen, und daß alſo gewis eine unterirdiſche Entzündung zum Grunde gehabt hat. „Ubrigens heiſt es, hält es der gemeine Mann für ein Zeichen eines guten Jahres, wenn man ſolche Erdbeben höret.“ Dieſer Beweis iſt nicht zweideutig: Er lehret uns, daß man in dieſen Gegenden ſehr viele Erfahrungen von der Fruchtbarkeit des Erdbodens und der Gelindigkeit der Witterung, nach erfolgtem Erdbeben, gehabt haben müſſe. Denn ehe die Beobachtungen von dieſer Art nicht ſehr gemein ſind, pflegt der gemeine Mann, welcher eben keine genaue und aufmerkſame Beobachtungen anſtellt, keine gemeine Sage daraus zu machen. Ich kan ein noch anderes und deutlicheres Zeugnis von dieſer Sache, aus eben dieſen Schriften der Schwediſchen Academie anführen. In dem Tageregiſter derſelben, von den Monaten

---

a) S. der Abhandlungen der Kön. Schwed. Academie der Wiſſenſchaften 10. Band. S. 157. der Uberſezung des Herrn Prof. Käſtners.

ten April, May und Junius 1750. werden zwei Erdbeben beſchrieben, davon das eine den 25. Junii 1747. zu Bygdea in Weſtbothnien, das andere aber im Kirchſpiele Hammerdal in Jämtland, und anderer Orten, beide mit unterirdiſchem Knalle und Getöſe, ausgebrochen. Nach der Erzählung dieſer Erdbeben findet man folgende Anmerkung b): „Sonſt hält man ſolche Erdbeben für Merkmahle einer ſonderbaren Aenderung im Wetter, und erwartet vornemlich nach ihnen ſehr warme und fruchtbare Sommer, wenn man ſie im Frühjahre verſpüret.„ Was kan unwiderſprechlicher ſeyn, als dieſes Zeugnis? Es iſt eben ſo, wie das vorige, nicht etwa eine Nachricht von einem einzelnen Erdbeben, auf welches warmes Wetter erfolgt wäre. Denn dieſes könte man noch für einen einzelnen Fall halten, der keine Regel machte. Es iſt vielmehr die Regel ſelbſt; es iſt ein allgemeiner Erfahrungsſaz, der nimmermehr entſtanden ſeyn würde, wenn ihn nicht eine Menge von Beobachtungen eingeführet hätten.

Vielleicht wird man ſinnreich ſeyn, um mir einen Saz zu Schanden zu machen, der unwiderſprechlich beweiſet, daß GOtt auch, indem er uns züchtiget, ſeine Straffen ſo wählet, daß wenigſtens ihre Würkungen ſeine Güte von neuen offenbaren. Es kan ſeyn, daß man, weil es unmöglich iſt, ſo offenbaren Zeugniſſen zu widerſprechen, zugiebt, daß ſich der Luftkreis bei ſolchen Erdbeben erwärme, wobei die unterirdiſchen Entzündungen ſich einen ſichtbaren Ausgang bahnen, und die erhizten Dünſte ſolchergeſtalt in den Luftkreis hinein geblaſen werden. Da ſich nun aber dieſes, ſo viel wir wiſſen, bei dem lezten Erdbeben von Europa nicht zugetragen hat; ſo wird man Urſache zu haben glauben, es in Zweifel zu ziehen, daß unſer gelinder Winter von dieſem Erdbeben herrühre. Allein, man wird ſo gütig ſeyn, zu überlegen, daß bei allen den vorerwehnten Erdbeben, deren in den Schwediſchen Schriften Erwähnung geſchieht, zwar ein unterirdiſches Getöſe und Raſſeln, als ob Wagen ſchnell über Steine rolleten, gehöret worden, dergleichen man auch am erſten November 1755. in Liſabon gehöret, bei keinem aber die geringſten Spuren einer Entzündung über dem Erdboden bemerket worden. Es ſey nun, daß entweder der Ausbruch der Entzündungen zwar geſchehen, aber nicht bemerket worden: oder daß er auch von dem Waſſer, das die Entzündung zu zeitig gelöſchet, oder von der Härte der Dächer den unterirdiſchen Tiefen, die der Gewalt nicht ausgewichen, verhindert, und die Entzündung nach und nach erſtikt worden, ohne auszubrechen; ſo ſind doch die Fälle ſowohl dort und damals, als hier und jezt einander völlig gleich: und da alſo jene Erdbeben, wenn ſie im Frühjahre ausbrechen, einen ſehr warmen und fruchtbaren Sommer verkündigen, da ſie doch nur in einer ſehr kleinen Gegend des Landes verſpüret worden; ſo kan eine Erderſchütterung von ſolcher ungeheuren Heftigkeit, als dieſe geweſen, die ganz Europa, Africa und das Atlantiſche Meer erſchüttert, da ſie im Herbſte ausgebrochen, leicht einen gelinden Winter durch ganz Europa nach ſich ziehen.

Vielleicht würden mich einige, die dieſe Gedanken leſen, ſehr auslachen, wenn es ſich etwa zutrüge, daß wir in den nächſten Tagen einen ſehr ſtarken Froſt bekämen. Ich pflege ſonſt immer der erſte zu ſeyn, der über einen Irrthum lacht, den ich begangen habe, und worauf endlich weder Glük noch Unglük beruhet, ſo bald ich ihn entdeke. Allein, ich glaube, daß ich bei dem erſten ſtarken Froſte ganz ernſthaft bleiben werde. Es iſt ſchon drei Monat her, ſeitdem wir den erſten Stos des Erdbebens gehabt haben, und dieſer war am erſten November, zu einer Zeit, da es faſt alle Jahre, wenigſtens dem Froſte nach, ſchon ſtarker Winter iſt. Der December und der Jenner ſind vorbei, und wir haben nur ein paar Tage harten Froſt gehabt. Die jun-

---

b) S. eben dieſer Schriften 12. Band S. 164.

gen Blumen treiben in den Gärten mit aller Macht hervor, und ich habe völlig aufgeblühete Schlüſſelblumen im Anfange des Jenners in einem Garten geſehen, der in 3. Jahren wenig oder gar keine Wartung gehabt hat. Dieſes alles iſt ſchon genug, um das Erdbeben von 1755. mit in die Claſſe derer zu ſezen, deren Würkung ſehr warmes Wetter geweſen iſt. Es wäre zu wünſchen, daß die Geſchichtſchreiber der Erdbeben, anſtatt uns unnüzliche Umſtände von dieſen Verwüſtungen zu hinterlaſſen, die darauf erfolgten Witterungen fleiſſiger aufgezeichnet hätten: ſo würden der Beobachtungen von dieſer Art vermuthlich viel mehrere ſeyn, als jezt. Man hat nicht ſelten bei ſchwülem Wetter Nebenſonnen und Nebenmonden am Himmel beobachtet. Die Naturkündiger ſchreiben dieſe Erſcheinung billig den Dünſten unſeres Luftkreiſes zu, die einen ſolchen Gegenſchein verurſachen. Da wir nun, den öffentlichen Anzeigen zufolge, auch in dieſem Jahre ſolche Erſcheinungen von einigen Nebenmonden und andern Luftzeichen gehabt haben; ſo wäre es der Mühe werth, zu unterſuchen, ob nicht dieſelben eine Folge von den vielen Dünſten ſeyn mögten, welche unſern Luftkreis zu dieſer ungewöhnlichen Jahrszeit ſo ſehr erwärmen.

Einige kurze Ausbrüche des Veſuvs, welche binnen der Zeit, da das Erdbeben in Europa wütet, bemerkt worden, die Veränderungen, welche man an einigen heiſſen Bädern in Deutſchland bemerkt hat; die rothen Schwefelquellen, die den Anzeigen nach, in Africa zum Vorſcheine gekommen; der Schwefelgeſtank, den die Schiffer hin und wieder unter dem Erdbeben auf dem Waſſer empfunden; die neu aufgetriebenen Felſen, und einige andere Umſtände von dieſer Art, beweiſen deutlich, daß der Grund dieſes Erdbebens, wie ſo vieler anderer, die zu allen Zeiten viel ärger, als dieſes, gewütet, und ſich durch einen eben ſo groſſen Raum des Erdbodens erſtrekt haben a), in einer unterirdiſchen Entzündung zu ſuchen ſey, und es iſt blos einer Uebereilung zuzuſchreiben, daß einige, ehe ſie von dem Erdbeben in Portugall Nachricht erhalten, aus der Bewegung der Gewäſſer in entferntern Gegenden, geſchloſſen haben, daß man dieſe Erſcheinung nicht ſowohl ein Erdbeben, als vielmehr eine Waſſerbewegung nennen ſolte. Die Waſſerbewegungen, die nicht von der Erderſchütterung des Grundes im Meere, ſondern von Stürmen ihren Urſprung nehmen, ſind von ganz anderer Art, als die das Erdbeben erreget, und die Schiffer wiſſen beide ſo gut von einander zu unterſcheiden, daß ſie einem Naturforſcher hierinn groſſe Erläuterungen geben können. Es iſt hier nicht der Ort, dieſes weiter auszuführen, und ich führe es auch nicht aus der Abſicht an, um einen eilfertigen Gedanken, der ſich ſelbſt ein Stillſchweigen auferleget, zu widerlegen, ſondern nur, um meinen Saz zu beſtärken, daß unſer leztes Erdbeben von einer unterirdiſchen Entzündung entſtanden, und ſolchergeſtalt diejenige Würkung in unſerm Luftkreiſe habe verrichten können, welche die Erfahrung von ſo vielen andern beſtätiget hat.

Es iſt möglich, daß ſich einige Leſer wundern, warum ich den Urſprung der Wärme in unſern Wintertagen ſchlechterdings auf der Erden ſuche, da er doch dem Anſehen nach von der Sonne hergeleitet werden müſte. Iſt nicht der Sommer um deswillen warm, weil wir der Sonne näher ſind, und der Winter um deswillen kalt, weil wir alsdann weiter von der Sonne abſtehen? Daher werden viele, die die Natur nicht genugſam kennen, lieber glauben wollen, daß das Erdbeben unſere Erdkugel um einen guten Theil näher gegen die Sonne hingerükt haben müſſe, daher wir jezt ſo warmes Frühlingswetter haben könten. Es iſt bei dieſer Meinung des gemeinen Mannes alles auf falſche Vorausſezungen gebauet. Denn

---

a) Man hat einige, die ſich über den ganzen Erdboden erſtrekt haben. S. Rays Betracht. von der Welt Anfang, Veränderung und Untergang. 1. Betracht. 3. Cap. S. 20. u. f.

fürs erſte iſt es falſch, daß die Witterungen im Sommer und Winter auch nur hauptſächlich und gröſtentheils von dem Abſtande der Erde von der Sonne herrühren ſollten; ob ſie gleich überhaupt dadurch beſtimmt werden. Jedermann, wer einige Jahre in der Welt gelebt, und die Witterungen aufmerkſam beobachtet hat, wird wiſſen, daß in verſchiedenen Jahren an einerlei Tagen das verſchiedenſte Wetter geweſen, da doch der Abſtand von der Erde von der Sonne jährlich einerlei bleibt. Ein Wintertag, der in einem Jahre eine unausſtehliche Kälte, Froſt, Eis und Schnee brachte, iſt in einem andern Jahre einem Frühlingsmorgen gleich, und giebt weder Schnee noch Eis. Es giebt wieder Hundstage, die wegen ihrer Hize ſo ſehr beſchrien ſind, da man mit gröſſerm Rechte ein Caminfeuer anzünden könte, als einige Tage des gegenwärtigen Winters geſchehen iſt. In dem ſo weit entlegenen Grönlande, wo Eis und Froſt ſeine Wohnung hat; findet man dennoch, daß die ſüdlichen Winde den Schnee dergeſtalt ſchmelzen, daß keiner daſelbſt zu finden iſt. Eine ſolche Nachricht hat Herr Barhow von einem Reiſenden und mehrern b). Ich will folgende Stelle davon einrüken:

„ Noch fällt mir bei, heiſt es, daß ich
„ von Herrn Bing, wie auch von andern
„ gehört habe, daß, ſo ſtreng als die
„ Kälte des Winters in Grönland war,
„ dennoch, ſo bald als der Wind anfing
„ von Süden zu blaſen, fieng alles an
„ aufzuthauen, und der Schnee zu
„ ſchmelzen, eben ſowol, als wie hier, und
„ an andern Orten.„

Es erhellet hieraus, daß die Wärme und Kälte der Luft, die jährlich zu einerlei Jahrszeiten doch ſo höchſt verſchieden iſt, von ſolchen Urſachen herrühre, die ſich auf unſerm Erdboden, nicht aber auſſerhalb deſſelben befinden. Man hat in dieſen Blättern vor einigen Jahren eine Abhandlung geleſen, worinn ſehr deutlich bewieſen wurde, daß ſelbſt die Sommerhize nicht hauptſächlich von unſerer Annäherung zur Sonne, ſondern von gewiſſen erhizbaren Dünſten herrühre, die ſich überall auf der Oberfläche der Erde befinden. Es iſt auch kein neuer Gedanke, wenn ich ſage, daß ſelbſt die Fruchtbarkeit des Erdbodens wenigſtens nicht ihre einzige würkende und zureichende Urſach in der Sonnenwärme habe, ſondern daß zum Wachsthume der Pflanzen noch eine andere Wärme erfordert werde, die in dem innerſten und vielleicht im Mittelpuncte der Erde ihren Siz hat. Ich weis wol, daß Kircher lächerlich geworden iſt, der dieſes Centralfeuer in Kupfer ſtechen lies, ehe es weder er, noch irgend ein anderer Menſch auf der Welt geſehen hatte d). Ich weis aber auch, daß der Herr von Mairan die Meinung des Kirchers und ältern Naturforſcher ins Feine gebracht, und uns das Centralfeuer von einer ſo vortheilhaften Seite vorgeſtellet hat, daß man wenig erhebliche Gründe dawider wird aufbringen können e). Geſezt aber auch, daß es kein Centralfeuer gebe; ſo weis ich doch gewis, daß es auf den höchſten Bergen mitten in dem heiſſeſten Wetter eine rechte Winterkälte iſt, und daß die Thäler ſo heis ſind, daß ſie nicht ohne Beſchwerlichkeit bewohnt werden können; daß alle tiefe Schächte warm ſind, und deſto wärmer werden, je tiefer ſie gehen, daß ein einziger Regen, ein einziger Wind die Wärme und Kälte der Luft ſo auſſerordentlich und augenbliklich verändern kan, daß man es nicht glauben würde, wenn man es nicht empfände. Alles dieſes ſind unwiderſprechliche Beweiſe einer ganz andern Quelle der Wärme auf unſerm Erdboden, als der Sonne, und eben dieſe Quelle der Wärme, dieſer einheimiſche Feuervorrath, den wir auf unſerm Planeten haben, iſt es, meines

---

b) Barhow, vom Nordlichte. S. 66. und S. 95.

d) S. deſſen Syſtema Ideale pyrophylaciorum ſubterraneorum in Mund. ſubterr. T. I. Tabul. ad pag. 100.

e) Man leſe hiervon beſonders deſſelben Abhandlung vom Eiſe.

Erachtens, der mit den Erdbeben im Zuſammenhange ſteht, und dem, oder einem ihm ſehr ähnlichen, wir unſern gelinden Winter zu danken haben. Dieſe Materie hat nichts mit dem Sonnenfeuer zu thun. Sie iſt es, die die heiſſen Quellen erzeuget, und ſchon hieraus erhellet, daß ſie von ganz anderer Art ſey, als die Wärme der Sonne. Man ſeze einen Keſſel voll von dem heiſſeſten Waſſer eines warmen Bades, und einen eben ſolchen mit kaltem Waſſer zugleich auf einerlei Feuer, ſo wird das heiſſe Waſſer des heiſſen Bades nicht eher, als das kalte, zu kochen anfangen. Man ſieht hieraus, daß die Wärme der mineraliſchen Waſſer nicht von dem gemeinen Feuer herrühre, welches viele mit Kirchern f) unter den unterirdiſchen Waſſerbehaltern in tiefern Feuergewölben annehmen, ſondern, daß dieſe Waſſer eine chymiſche Wärme beſizen, welche ihnen eigenthümlich und weſentlich beigemiſcht iſt. Uebrigens hat dieſer groſſe Naturlehrer ſehr gründlich erwieſen g), daß alle Lufterſcheinungen, Witterungen und Veränderungen, im Luftkreiſe mit den unterirdiſchen Naturbegebenheiten zuſammenhängen, und von ihrem Einfluſſe groſſen Theils herrühren. Ich könnte vieles von ihm hier anführen: allein, ich mus bedenken, daß ich mich zu weit aus meinen Schranken begeben würde, zumal da ich noch eine andere Muthmaſſung zu widerlegen habe, die darinn beſteht, daß vielleicht das lezte Erdbeben unſere Erdkugel der Sonne um ſo viel näher gerükt habe, daß der jezige gelinde Winter davon herrühren könne. Ich könnte, ohne ſtolz zu ſeyn, die Beantwortung einer ſolchen Meinung für zu gering achten; denn ſie iſt in der That ohnweit den Wirthshäuſern viel eher, als in den Studirſtuben erſonnen. Jedoch der gröſte Theil der Menſchen iſt in dergleichen Betrachtungen ganz unwiſſend, und würde nicht unterrichtet zu werden verdienen, wenn er nicht, bei Gelegenheiten von dieſer Art, ſein Verlangen darnach äuſerte. Es iſt demnach denen, die wegen der neuen Laufbahn der Erde beſorgt ſind, zum Troſte zu ſagen, daß der Himmel beſtändig von ſo vielen wachſamen Augen ſo aufmerkſam betrachtet wird, daß ohnmöglich die Erde merklich aus ihrer Bahn weichen könnte, ohne daß man dieſes nicht alſobald an dem veränderten Stande und Laufe der Geſtirne merken ſolte; andrer Umſtände zu geſchweigen, die denen zu hoch ſind, welchen ich antworte.

Ein Philoſoph kan noch etwas anders bei unſerer allgemeinen Erderſchütterung denken, das vielleicht nicht ſo leicht zu beantworten ſeyn mögte. Es iſt nemlich die Frage: ob nicht der ganze Erdboden einen Stos bekommen, der ihn aus ſeiner Lage gebracht, in die er ſich aber alſobald wieder verſezt hat, ohne aus ſeiner Laufbahn zu weichen? Es iſt gewis, daß dieſes eine mögliche Sache ſey, und es fragt ſich nur, ob wir Grund genug haben, ſie bei dem jüngſten Erdbeben anzunehmen? Das Erdbeben würde entweder die Urſach oder Würkung einer ſolchen ſchwankenden Bewegung geweſen ſeyn. Wäre das Erdbeben die Würkung derſelben, ſo ſcheint es nicht, daß man die Art und Weiſe dieſer Würkung erklären oder begreiflich machen könne. Das Schwanken der ganzen Erdkugel kan ſchwerlich eine Erſchütterung einiger Theile derſelben, die dem Erdbeben gleich käme, hervorbringen, obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die ordentliche Bewegung des Meers von Oſten nach Weſten dem täglichen Umſchwunge der Erde von Weſten nach Oſten zuzuſchreiben ſey, und daß alſo auch eine ſolche ſchwankende Bewegung der Erdaxe wenigſtens in den Gewäſſern eine auſſerordentliche Bewegung habe hervorbringen können. Allein, wovon ſolte der Erdboden einen ſolchen Schwung bekommen haben. Eine äuſſerliche Urſach iſt nicht vorhanden.

---

f) Mund. ſubterr. T. I. Lib. IV. Sect. II. c. 10 S. 256. u. ſ. w.

g) Kircher. Ibid. T. I. Lib. IV. Sect. II. c. 10. S. 219. u. ſ.

handen. Es müſte alſo eine innerliche Urſach im Erdboden ſelbſt dieſes bewerkſtelliget haben. Man kan hier auf nichts anders, als auf eine ſehr heftige Exploſion einer unterirdiſchen Entzündung verfallen. Vielleicht hat alſo eine ſolche Entzündung nicht allein das Meer bewegt, die Erde erſchüttert, ſondern auch ein augenblikliches Schwanken derſelben veranlaſſet, welches dieſe ſonderbare Bewegung der Gewäſſer in Europa verurſachet hat. Dieſes wäre alſo der zweite Fall, da wenigſtens einige der neuern natürlichen Erſcheinungen von der auſſerordentlichen Bewegung der Erdkugel hergerührt, und da entweder das Erdbeben ſelbſt, oder doch die Urſach deſſelben, nemlich die unterirdiſche Entzündung, zugleich die Urſach der ſchwankenden Bewegung der Erde geweſen wäre. Es iſt demnach die Frage: ob dieſer Gedanke nicht ſeinen guten Grund habe? Meines Erachtens läſt ſich hierauf folgendes antworten: es iſt theils unnöthig, ein ſolches Schwanken der Erde anzunehmen, da man alle Erſcheinungen bei dem lezten Erdbeben, blos aus einer heftigen unterirdiſchen Entzündung allein, hinlänglich erklären kan, ohne dieſe Abweichung der Lage des Erdballes zu Hülfe zu nehmen; theils auch ſcheint eine unterirdiſche Entzündung nicht vermögend zu ſeyn, ſolche groſſe Dinge zu thun. Dieſes lezte kan ich aus einer Berechnung des Herrn von Büffon erweiſen, welche ich hier, ſtatt jedes andern Beweiſes beifügen will.

Es lieſſe ſich durch die Ausrechnung finden, ſagt Herr von Büffon h), daß ein Erdbeben, wenn es gleich ſtark genug wäre, die gröſten Berge hervor zu bringen, dennoch nicht mächtig genug ſeyn würde, den übrigen Theil der Erdkugel zu verrüken. Laſſet uns einmal annehmen, daß die aneinanderhangenden hohen Gebürge, welche durch Südamerica von der Terra Magellanica, bis an die Berge in Neu-Grenada und an den Darieniſchen Meerbuſen ſich erſtreken, auf einmal durch Erdbeben entſtanden ſind, und mittelſt der Ausrechnung die Würkung dieſes Auswurfs ſehen. Dieſe Kette von Bergen iſt etwan 1700. Meilen lang, und gemeiniglich 40. Meilen breit, wenn man die Gebürge Sierras, die niedriger ſind, als die Andes, darzu nimmt. Die Oberfläche dieſes Erdreichs iſt alſo 68000. Quadratmeilen. Ich ſeze die Dike der durch Erdbeben verrükten Materie auf eine Meile. Das iſt, ich nehme an, daß die mittlere Höhe dieſer Berge, vom Gipfel bis an den Fus, oder vielmehr bis an die Höhlen, genommen, die, nach dieſer Meinung, darunter befindlich ſind, nicht mehr als eine Meile beträgt; und dieſes wird man mir leicht einräumen. Dieſemnach, ſage ich, die Kraft des Hervorſtoſſes oder des Erdbebens hat ſo viel Erde,, als ſich mit 68000. Quadratmeilen gleich verhält, eine Meile hoch empor gehoben. Da nun Druk und Gegendruk einander gleich ſind; ſo hat dieſes Auswerfen dem übrigen Theile der Erdkugel ein gleiches Maas der Bewegung mitgetheilet. Die ganze Erdkugel aber hält 12310523801. Cubikmeilen, davon 68000. abgezogen, bleiben 12310455801. Cubikmeilen: folglich iſt das Maas der Bewegung derjenigen gleich geweſen, die 68000. Quadratmeilen eine Meile hoch empor gehoben hat. Hieraus erkennet man, daß diejenige Kraft, die gros genug geweſen, 68000. Quadratmeilen zu verrüken, und eine Meile hoch zu heben, den übrigen Theil der Erdkugel keinen Daumen breit aus ſeiner Lage gebracht haben würde.

Dieſer ſehr leichte und unumſtösliche Beweis des Herrn von Büffon überzeugt uns alſo, daß das lezte Erdbeben in der Lage und dem Laufe der Erdkugel ganz gewis nicht die geringſte Veränderung gemacht habe. Der jezige gelinde Winter hat alſo in einer ſo auſſerordentlichē Sache ſeinen Urſprung nicht, ſondern iſt unſtreitig blos die Würkung der unterirdiſchen Entzündungen, welche das neuliche Erdbeben hervorgebracht hat. Es kan

---

h) B. Büffons Hiſtorie der Natur. I. Theil S. 274.

ſeyn, daß es noch mehr wahrſcheinliche Einwürfe wider dieſe Meinung giebt: inzwiſchen ſind die, die ich bisher in Betrachtung gezogen, wol die wichtigſten, oder doch die, auf die man zuerſt fällt.

Ich könnte nunmehr noch die Frage in Erwegung ziehen: ob dieſes warme Winterwetter geſund ſey? Ich weis gewis, daß hiervon in allen Geſellſchaften geſprochen wird:

Ein Grübler trinkt, beſeufzt ſein Leid,
Und ſamlet Flüche, Furcht und Dünſte,
Und ſeine Galle prophezeibt
Peſt, Wolkenbrüch und Feuersbrünſte.

Ich könnte vielleicht zu dieſen Sorgen etwas beitragen, wenn mir das eine edle Beſchäftigung ſchiene, die guten Hofnungen der Menſchen zu nichte zu machen, geſezt, daß ſie auch falſch ſeyn ſolten. Weil ich aber im rechten Ernſte glaube, daß es beſſer ſey, zu hoffen, glüklich zu werden, als würklich glüklich zu ſeyn, ſo mag es dabei bleiben.

Muſis amicus, triſtitiam & metus
Tradam protervis in mare Creticum
Portare ventis.

Von den Ohrwürmern.

Die Triebe müſſen die Neze ſeyn, womit wir die Inſekten fangen: denn dieſes Mittel iſt ſo untrüglich, daß die Inſekten ſelbſt kein beſſeres würden finden können, die Menſchen, ihre tyranniſche Beherſcher, auszurotten, wenn es unter ihnen möglich wäre, dieſe Aufgabe einander mitzutheilen. Eben ſo, wie der Menſch in ſeinen Vergnügungen ſeinen Tod findet, finden ihn die Ameiſen in einer mit Honig beſtrichenen Flaſche, oder an einem Knochen, die Motten am Lichte, die Fliegen an vergifteter Milch, und ſo ſollen ihn auch die Ohrwürmer finden. Man darf nur bemerken, was dieſe Thiere lieben, und wo ſie ſich am häufigſten verſammlen; man erbaue ihnen alsdann ein ſolches Haus zu ihrem Vergnügen, ſo werden ſie ſich nicht anders, wie die Trinker in den Schenkhäuſern, ſchaarenweiſe einfinden, und man hat ſie hernach völlig in ſeiner Gewalt. Die Thiere wiſſen die Kunſt nicht, ihre Triebe zu verbergen; weil ſie ſich nicht, wie wir, derſelben zu ſchämen Urſach finden. Hierdurch erſparen ſie uns die mühſame Liſt, welche ſich viele Haushälter geben, wenn ſie die Inſecten recht meiſterlich vertreiben wollen. Man könte ſich dieſe Kunſt im Hausweſen ſehr erleichtern, wenn man ſich mehr darauf legte, die Natur der Inſecten kennen zu lernen, oder wenigſtens auf ihre Handlungen ein wenig aufmerkſam zu ſeyn. Ein Ohrwurm iſt ein Freund von ſolchen Gegenden, die feucht und bedekt ſind. Weder an ſehr troknen Oertern, noch auf einem freien Plaze wird man ihn häufig finden. Vermuthlich rührt dieſes davon her, weil er an feuchten Oertern mehr Nahrung findet, und weil er an bedekten Oertern ſicher zu ſeyn glaubt. Dieſe Oerter müſſen aber nicht glatt, ſondern löcherig ſeyn, weil dieſes dem Thiere den Aufenthalt vielleicht bequemer macht. Da ein hungriger Ohrnwurm ſeinen eignen Leib auffriſt, wie Unzer angemerkt hat; ſo kan man leicht denken, daß er auch andern Inſecten nachſtellen werde, und vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum er an löcherigte und feuchte Oerter geht, weil er daſelbſt beſtändig andere kleine Inſecten findet, die ſeinen Hunger ſtillen müſſen. Nichts kan ihm alſo einen bequemern Aufenthalt geben, als ein angefeuchtetes Stük, zerfaultes weiches Holz, das man mit einem groben, naſſen Lappen bedekt, damit es die Feuchtigkeit deſto länger behalte, und damit der Gaſt, der in dieſe Wohnung genöthiget wird, Dach und Fach darinn finde, weil er es ſo beliebt. Dieſes iſt die beſte Falle für die Ohrwürmer, und man kan hierinn meiner Erfahrung um deſto mehr trauen, wenn man nur die alten verfaulten Fenſter, nach einem Regen eröfnen, oder die Rizen in altem feuchten Holze ausräumen läſt, da man denn gewis eine Verſammlung von Ohrwürmern daſelbſt finden wird, indem ſie ſich weit und breit umher an einem ſolchen Orte einfinden. Wer demnach in einem Haus von dieſen Thieren beſchweret wird, der kan ſie gar bald, wo nicht völlig ausrotten, doch gewis ſehr vermindern, wenn er bei dem trokenen Wetter, und im heiſſeſten Mittage, da dieſe Thiere nach der Feuchtigkeit und Kühle auszugehen pflegen, ein ausgelöchertes Stük faules Holz mit ein wenig Waſſer leicht benezet, und mit einem groben feuchten Lappen bedekt, an einen bequemen Ort in ſeinem Haus hinleget, oder ſtellet, und daſſelbe von Tage zu Tage, oder binnen zween Tagen leiſe aufhebet, und in ein Fas Waſſer oder ſonſt wohin leget, da die ſchnellfüſſigen Würmer nicht entrinnen können. Man wird über die Menge von Ohrenwürmern erſtaunen, die ſich unter einem ſolchen Lappen täglich verſammlen, wofern nur in der Gegend dergleichen Thiere vorhanden ſind. Man hat nicht zu fürchten, daß dieſe Thiere das Holz nicht finden mögten. Es iſt kaum zu glauben, wie bald ſie dieſes merken, und es ſcheint, als ob ſie dazu einen beſondern Sinn empfangen hätten. Inzwiſchen kan man mit deſto beſſerm Erfolge mehrere ſolche Fallen in einem Garten, und zwar in der Nähe der Oerter, wo ſie den meiſten Schaden thun, aufſtellen. Man mus ſelbſt nachdenken, damit ich des Mords nicht allein theilhaftig ſeyn mus.

Vom Gebrauch des Gummi Ammoniacum wider die Hühneraugen.

' Unter den vielen Mitteln, die vor einiger Zeit in dieſen Blättern wider die Hüneraugen ſind vorgeſchlagen worden, hat auch jemand des Gummi Ammoniacum, wiewohl nur beiläufig gedacht. Da mir aber von einem gewiſſen ſehr glaubhaften Arzte nicht allein verſichert worden, daß er mit dieſem Mittel verſchiedene vornehme Perſonen von den Hüneraugen völlig befreiet habe, ſondern auch nach der Zeit andere, auf ſein Anrathen, verſchiedene Verſuche damit gemacht, davon nur wenige fehl geſchlagen ſind; ſo hoffe ich, daß es nüzlich ſeyn werde, wenn ich den Gebrauch dieſes Mittels bekannter mache, damit man ſein Heil damit verſuchen könne, wo es nöthig ſcheinet. Man macht ſich zuerſt ein Fusbad aus warmen Waſſer, und wenn darinn die Hüneraugen wohl erweicht worden ſind, ſo krazt man mit den Fingern ſo viel davon ab, als abgehen will, ohne daran zu ſchneiden. Hierauf nimmt man ein kleines Stükgen Gummi Ammoniacum, legt es auf ein ſo groſſes Stük ganz dünnes Leder oder Leinwand, als hinreichend iſt, es um die Zähe als ein Pflaſter herum zu ſchlagen, und drükt daſſelbe mit einem warm gemachten Meſſer darauf, welches leicht angehet, da dieſes Gummi von der geringſten Wärme ſchmelzet. Der Raum, den das Gummi einnimmt, mus ſo gros ſeyn, als hinreicht, das Hünerauge völlig damit zu bedeken. Man leget es gleich nach dem Fusbade auf das Hünerauge, und zur Befeſtigung ein anderes beliebiges Pflaſter drüber her. Dieſes Auflegen des Gummi wird alle Abend erneuret, ohne daß man nöthig haben ſollte, das Fusbad zu wiederholen; und man fährt mit dieſem Verbande alle Tage ſo lange fort, bis das Hünerauge völlig verſchwanden iſt, welches oft in wenig Wochen geſchiehet. Man mus hierbei diejenigen Behutſamkeiten beobachten, die überhaupt nöthig ſind, wenn man eine neue Erzeugung der Hüneraugen verhüten will. Dahin gehört beſonders, daß man die engen Schuhe ablege, und keine weite Reiſen zu Fuſſe anſtelle; anderer Behutſamkeiten zu geſchweigen.' die die Natur und geſunde Vernunft einem jeden ohnedem lehren.

Betrach-

Betrachtung über die Cometen.

Da die Zeit heran nahet, in welcher der Comet oder Schweifſtern wieder erſcheinen ſoll, der ſich im Jahr 1682. gezeiget, ſo wird nachſtehender kurzgefaster Bericht von den Cometen, dem gröſten Theile unſrer Leſer nicht unangenehm ſeyn.

Ein Comet iſt ein ungewöhnlicher Stern, der entweder einen Schweif oder einen Bart hat, auch wohl rund um gleichſam, wie mit Haarloken beſezt iſt. Die Gelehrten ſind lange Zeit nicht mit ſich einig geweſen, ob die Cometen beſtändige oder lauter zufällige Himmelszeichen wären. Der erſte, welcher den Lauf eines Schweifſterns ein wenig genauer beſchrieben und angezeigt hat, daß die Cometen eine Art von Irrſternen wären, iſt Nicephorus Gregoras, ein vornehmer Sternkundiger zu Conſtantinopel geweſen, der ſolches 1337. gethan hat, gleichwie Seneca bereits vorher geſagt, daß nach Verlauf einiger Zeit, ſolches noch dargethan werden würde. Dem ſey wie ihm wolle, Pythagoras, Hippocrates von Chio, Appollonius von Myndus hielten die Schweifſterne für Planeten, und die Chaldeer rechneten die Cometen unter die Irrſterne, und kenneten, nach nur gedachtem Apollonius, ihren Lauf.

Seitdem alſo Nicephorus Gregoras, zur Nachrechnung von dem Lauf der Cometen den Weg gebahnet hat, ſind ihm viele jüngere Gelehrte auf dieſer Spur nachgefolgt, ſo, daß ſie gegenwärtig im Stande ſind, die bevorſtehende Erſcheinung eines Schweifſterns ziemlich genau vorher ſagen zu können, wie dann verſichert wird, daß der Comet, welcher ſich 1682. gezeigt, zu Ende des jezigen, oder zu Anfang des künftigen Jahrs wieder zum Vorſchein kommen werde.

Weil einige Schwanzſterne ſich verſchiedenemale gezeiget, ſo haben die Sternſeher hieraus Anleitung bekommen, ihrem Laufe nachzugehen, beſonders der drei vornehmſten, da man dann ſiehet, daß der erſte, welcher ſich 1531. 1607. und 1682. gezeiget, und der anjezo wiederum erwartet wird, allemal 75. Jahr gelaufen.

Der zweite iſt derjenige, welcher 1532. und 1661. erſchienen, daß alſo deſſen Umlauf 129. Jahr iſt, und derſelbe im Jahr 1789. wieder zum Vorſchein kommen wird.

Der dritte, als der vornehmſte iſt derjenige, welcher 44. Jahre vor, und 531. 1106. und 1680. nach Chriſti Geburt geſchienen hat, daß demnach der Umlauf dieſes Cometen ohngefehr 575. Jahr beträgt.

Man hält dafür, daß es weit mehr Schwanzſterne als andere zum Sonnenlauf gehörige Körper gebe, als da ſind, die ſechs Planeten mit ihren Trabanten, deren es zehen giebt, nemlich einen für die Erde, 4. für Jupiter, und 5. für Saturnus, und aus ihrer Gröſe und Bewegung mus man ſchlieſſen, daß ſie eine Art von Irrſternen ſind, welche eine Ellipſin ausmachen, die ſo langwürfig iſt, daß der Theil, den wir davon ſehen können, ein Brandſchnitt genennet werden kan.

Die Cometen haben rund um ſich einen unermeslichen Kreis oder einen Hof, welcher wie ein langer Schweif ausſiehet, beſonders bei ihrem nächſten Sonnenpuncte; aus einer übergroſſen Kälte oder Dunkelheit in ihrem weiteſten Sonnenpuncte, gehen ſie in eine groſſe Hize und Klarheit zu ihrem nächſten Sonnenpuncte über, und ſie ſcheinen beſtimmet zu ſeyn bei ihrem Durchgange in den Irrſternen die gröſte Umkehrung zu verurſachen, nemlich allgemeine Waſſerfluthen, wenn ſie dieſelben in dem Niedergange nach der Sonne begegnen, und allgemeine Entzündungen, wenn ſie den Planeten in ihrem Aufſteigen zu nahe kommen.

Der gemeine Mann, ja ſelbſt viele Gelehrte, und unter dieſen Ariſtoteles, ſind der Meinung, daß die Erſcheinung eines Cometen jederzeit mit groſſen Unglüksfällen auf dem Erdboden begleitet ſey, und einige erkühnen ſich gar zu prophezeihen, daß der Comet, der in dieſem oder in dem bevorſtehendem Jahre erwartet wird, der Erde ſo nahe käme, daß er die Lande in Brand ſteken würde, über welchen er unmittelbar ſtehet.

Auſſer dem aber, daß unter andern Herr Whiſton dargethan hat, es könne kein bekannter Schwanzſtern im Aufſteigen, der Erden nahe genug kommen, um eine Entzündung zu verurſachen, (welches gleichwohl, im Fall er ſo nahe käme, unvermeidlich geſchehen müſte; denn der Herr Newton hat ausgerechnet, wie der Comet von 1680. der Sonnen ſo nahe vorbei gelaufen, daß die Hize, ſo die Erde von derſelben entlehnet, 3000. mal gröſſer, als die Hize eines glühenden Eiſens geweſen) auch ſiehet man nicht, daß der Comet, welcher anjezt erwartet wird, als er ſich 1531. 1607. und 1682. gezeiget, niemals dergleichen Unglük verurſachet, woraus folget, daß dieſer Schwanzſtern es gegenwärtig wiederum nicht thun werde, indem man demſelben einen veſten Creis oder Zirkel zueignet, den er nicht überſchreiten kan.

Indeſſen iſt man jezt in der Känntnis der Cometen ſo weit gekommen, daß man entdekt hat, wie ſie nicht auf eine verwirrte Weiſe nach unregelmäſſigen und unbeſtändigen Antrieben herumlaufen, ſondern daß ihr Lauf, welcher mit dem Laufe der Planeten ſchnurſtraks ſtreitet, regelmäſſig, und in gewiſſe Schranken durch ſeinen Laufkreis eingeſchränket iſt, welche ihnen der groſſe Schöpfer der Welt geſezet hat.

Durchgängig hält man die Cometen für Vorboten von Peſt, Krieg, Hungersnoth und dergleichen Plagen mehr; dieſe Gedanken kommen daher, weil auf verſchiedene Cometen juſt dergleichen Unfälle gefolgt; wenn man aber genau erweget, daß man auch Peſt, Hungersnoth, Krieg u. d. gl. erlebet, ohne daß ein vorhergegangener Comet ſolches verkündiget, und wenn man über dieſes auch anmerket, daß einige Schwanzſterne vielmehr Vorboten von darauf erfolgten geſegneten Zeiten geweſen, ſo werden dergleichen Weiſſagungen, bei klugen Leuten ohnfehlbar viel von ihrer Achtung verlieren; und weil die irdiſchen Dinge ſo beſchaffen ſind, daß man ſelten einen Monat erlebet, in welchem nicht an einigen Orten des Erdbodens Unfälle geſchehen, ſo folgt vielmehr, daß, weil nicht allezeit Cometen ſind, welche Schwanzſterne die böſen Zeiten und Unglük gleichſam zufälliger Weiſe begegnen, als daß ſie für Zeichen oder Urſachen dieſer Unglüke angeſehen werden müſſen, und daß ſie nichts anders ſind, als Arten himmliſcher Lichter, die nach ihrem beſtimmten Lauf zu ihren geſezten Zeiten erſcheinen und wieder verſchwinden müſſen.

Nach dem Meilichius, Gemma, Lavaterus, Lycoſthenes, Garceus, Alſtedius und andern, ſo alten als neuern Schriftſtellern erhellet, daß ſeit dem Jahr 13. nach Chriſti Geburt, ſich ohngefehr 170. Cometen gezeigt, nemlich in dem erſten Jahrhundert 11. im zweiten 3. bis 4. im dritten 4. bis 5. im vierten 6. im fünften 9. im ſechsten 5. im ſiebenden 7. im achten 4. im neunten 9. im zehenten 8. im eilften 14. im zwölften 7. im dreizehenten 6. im vierzehenten 20. im fünfzehenten 17. im ſechzehenden 21. im ſiebenzehenden 12, und in dieſem gegenwärtigen oder achtzehenden Jahrhundert bereits 5. bis 6. von welchen die leztere 1737. 1742. und 1744. erſchienen.

Einige Gelehrte ſind der Meinung, daß die Schwanzſterne dunkele Körper ſind, die ihr Licht eben ſo, wie der Mond von der Sonnen, empfangen. Dem ſey wie ihm wolle, durch den Cometen, welcher 1450. geſehen wurde, ward eine Mondenfinſternis verurſachet, da denn der Schwanzſtern niedriger als der Mond ſtund, und weil der Comet gleichwol auf dieſe Zeit viel heller ſchien, ſo ſchlieſſen die Gelehrten daraus, daß ein Comet ſein Licht allein von der Sonnen entlehne. Ein mehrers hievon iſt bereits im Referendario 3ten Theil p. 117. abgehandelt worden.

Zufällige Gedanken von dem wahren natürlichen, und von dem eingebildeten phantaſtiſchen Vergnügen.

Unſer natürliches oder wahres Vergnügen beſtehet mit nichten in dem Sinne eines andern; ſondern vielmehr in dem ordentlichen Gebrauche derjenigen Seelen- und Leibeskräfte, welche der gütige Urheber der Natur uns gegeben hat. Das eingebildete oder phantaſtiſche Vergnügen hingegen bleibet an ſich ganz unmächtig, unſer Herz zu erquiken. Es iſt auſſer uns, und ſeine völlige Kraft lieget in einem verdorbenen Geſchmake der Welt, in einer albernen Gewohnheit, und in der Mode, die etwan ein blinder Zufall hie und da auf den Thron geſezet hat. Die ruhige Zufriedenheit hat, nächſt GOtt, die erſtere Art dieſer Vergnügung zum Grunde, und man hat Urſache, ſich deren mit Vernunft zu bedienen. Die Bedingniſſe derſelben ſind vielen aus keiner andern Urſache verborgen, als weil ſie leicht und einfältig heiſſen. ⸗ ⸗ ⸗ Unſer Herz hat ſeinen beſtändig natürlichen Trieb zu unſerm Vergnügen; aber GOtt, der Werkmeiſter unſers Weſens, weis beſſer, als wir ſelbſt, was für ein Vergnügen wir entweder mit der wenigſten Mühe ſuchen, oder mit der gründlichſten Luſt genieſſen können. Deswegen mus dieſes natürliche Vergnügen nicht ſchwer zu erlangen ſeyn, weil GOtt, der nichts umſonſt gemacht, der Natur die Neigung dazu eingepflanzet, auch durch die Triebe aller übrigen Geſchöpfe theils erläutert, theils unterſchieden hat. Es würde mit der Göttlichen Weisheit und Güte ſtreiten, die menſchliche Seele mit einem Verlangen auszurüſten, welches nie zu erfüllen ſtünde. ⸗ ⸗ ⸗ Zeit und Ewigkeit ſind bereit, dieſen Hunger zu ſtillen, und die Erfahrung bekräftiget, daß uns am allerangenehmſten ſey, was die wenigſte Mühe koſtet. Solches überzeuget uns, daß wir alsdann unſerer Natur gemäs verfahren, wann wir uns in allen Stüken nach der weiſen Verordnung des Beherrſchers der Welt richten. Zu dem natürlichen Vergnügen rechne ich, was beides die Seele und den Leib erquiket. Keine Luſt kan natürlich heiſſen, welche nicht den ganzen Menſchen vergnüget. Was derohalben die Sinne alſo küzelt, daß die Vernunft dadurch beleidiget wird, iſt kein natürliches Vergnügen, weil die Vernunft dem Menſchen nicht weniger weſentlich iſt, als die Sinne. Auch wenn dieſe Vernunft der fleiſchlichen Luſt widerſpricht; ſo geſchicht es allezeit zu der Sinnen ſelbſt eigenem Beſten, weil die Uebermaas und Unordnungen keine Luſt, und noch vielweniger ein natürliches Vergnügen zu nennen ſind. ⸗ ⸗ Ferner erhellet hieraus, daß Begierden, welche Geld um des bloſſen Geldes willen zum Zwek haben, eben ſo wenig natürlich ſind, als die Rangſucht. Beide können an und vor ſich keine anmuthige Empfindungen in uns würken, ohne in ſo weit wir dadurch in den Stand geſezet werden, andern Menſchen deſto behülflicher zu ſeyn. Die neugierige Mode gehöret mit unter dieſe Zahl, wenn ſie uns beweget, darum etwas hoch zu achten, weil es aus fremden Ländern kommt. Menſchen, die ſich ſonſt mit nichts nüzliches hervor zu thun wiſſen, laſſen ſich ihren unruhigen Geiſt treiben, zu verlangen, was ſchwer und koſtbar iſt. Wiewohl auch dieſe ihre Thorheit der Göttlichen Gerechtigkeit zum Preis gedeihet, indem diejenigen, ſo eine ordentliche und leichte Luſt verachten, ſich ſelbſt mit eingebildetem, mühſamen, koſtbaren und ausländiſchen Vergnügen foltern müſſen. Sie wollen die Werkmeiſter ihres eigenen Unglüks werden, und ſich ſelbſt ſtrafen, daß ſie ſich ſo unbeſonnen von dem anmuthigen u. gebahnten Wege einer weiſen Natur entfernet haben. ⸗ ⸗ ⸗ Meine Gewohnheit, fleiſſig an dieſe Wahrheiten zu gedenken, hat mir dieſelben ſo leicht gemacht, daß, ob ich gleich mit Leuten umzingelt wäre, die ihren Geſchmak verderbet hätten, ich dennoch geneigt verharre, mir alle Dinge nicht anders vorzuſtellen, als ſie ſind. = = Die mannigfaltigen Dinge, deren künſtlicher Zuſammenhang die Welt heiſſet, ſind alle zu unſrer Luſt gemacht, und ein jeder Menſch kan ſich für den Beſizer davon halten, in ſo weit er die Annehmlichkeiten zu nuzen weis, welche die gütige Natur den Geſchöpfen einverleibet hat. Dieſe Vorſtellung wird mir zu einer reichen Quelle allerlei Vergnügens, und ich maſſe mir meinen natürlichen Antheil von allen Dingen in der Welt an, ſo fern ſie irgend ein Vergnügen zu erweken fähig ſind. Bin ich vorm Thor, oder auf dem Lande; ſo vergnügt mich der Anblik der ſo mancherlei ſchönen Gegenden, die vielerlei Luſthäuſer und Gärten. Allenthalben, wo mir ein unfreundlicher Beſizer den Zutritt nicht verſaget, nehme ich die allerluſtigſten Spaziergänge, Grotten, Felder, Wieſen und Bäume in Beſiz. Da vergnüge ich mich, und lache über die Unempfindlichkeit ihres Eigenthümers, der zu Hauſe die Einkünfte dieſer anmuthigen Gegend ſorgfältig in einem eiſernen Kaſten aufhäufet, ohne ſich an der Lieblichkeit der reinen Luft, oder an einer unſchuldigen Landluſt zu ergözen. = = = Man pfleget ſonſten eben nicht ohne allen Grund zu ſagen: Wer eines Dings mit Vergnügen genieſſet, iſt ſein rechter Beſizer, und nicht der, ſo es zwar zum Eigenthum hat, aber nicht zu gebrauchen weis. Wo ich gehe oder ſtehe, da richte ich mich nach dieſer Regel. Begegne ich einer mit Gold, Silber, Stok, Degen, Schlupfer behängten und den Hut unter dem Arm habenden Perſon, oder einer prächtigen Caroſſe? Ihre Vergüldung, ihre Zierathen, und die reiche Kleidung deſſen, ſo darinn fähret, verurſachen bei mir eine vergnügliche Aufmerkſamkeit; denn ich danke ihm in meinem Sinne, daß er ſich bemühet, groſſe Unkoſten zu meiner Erluſtigung anzuwenden. So iſt alle Herrlichkeit, womit andere umgeben ſind, ihnen ſelbſt nur ein eingebildetes Gut, mir aber ein würkliches Vergnügen, und geben mir neuen Stof zu mancherlei Abhandlungen in dieſen Blättern. Ich laſſe andere der Eitelkeit nachlaufen; den einen ſchwizen, einen groſſen Namen zu bekommen; dem andern Himmel und Hölle bewegen, um ſeinen Rok mit einem gewiſen Zierath zu behängen, ſo in meinen Augen wie ein Scheke ausſiehet. Es ſtehet nicht übel, und machet ein artiges Anſehen; aber ich nehme mir die Freiheit, zu glauben, daß es an ſtatt Verdienſte zu machen, den Mangel derſelben zuweilen nur deſto deutlicher vor Augen leget. Die ſchöne Ordnung der Natur erinnert mich, daß unſer wahres Vergnügen vornemlich darinn beſtehe, wenn wir uns der Verordnung desjenigen unendlichen Weſens gemäß bezeigen, ſo alle ſeine Weisheit, Liebe und Macht daran wendet, unſere Tugend mit ewiger Glükſeligkeit zu belohnen. Eine Vergeltung, die ſo unſterblich als unſere Seele iſt, machet eine Quelle der Frölichkeit aus dem Herzen ſtröhmen, welche den Kummer verſüſſet, und alles Vergnügen verdoppeln hilft. Das erhabenſte Glük der Welt bleibet unſchmakhaft ohne dieſe Hofnung. Wiſſenſchaft, Weisheit, Tugend, und Gottesfurcht werden, Kraft dieſer Gewisheit, ein Himmel auf Erden. Derowegen haben wir alle diejenigen als Feinde des menſchlichen Geſchlechts zu achten, die ſich eine Ehre aus der Verkleinerung wahrer Tugend machen, oder dieſer Bemühung die edle Stüze einer ewigen Belohnung entziehen, und alſo den Menſchen ſeiner zeitlichen und ewigen Glükſeligkeit berauben.

Beſchreibung, wie Eichen- und Büchen auf Holländiſche Manier mit gutem Nuzen gepflanzet werden.

Der Stamm oder Pflänzling, ſo verſezet werden ſoll, wird zuforderſt nach Proportion ſeiner Gröſſe auf 1. und ein halb, bis 2. Fus rund umher etwas losgehakt, hernach mit einem Spaden mit möglichſter Vorſicht untergraben, und mit allen Wurzeln heraus genommen. Dieſe werden hierauf von aller Erde und den kleinen Nebenzäſerchen, die mit den andern Wurzeln keine Gemeinſchaft haben, gereiniget. Wenn dieſes geſchehen, beſchneidet man die gröſten Wurzeln, und ſonderlich diejenigen, die mit dem Herausnehmen verlezet, alleſamt unterwärts, oder an dem Theil, das auf die Erde zu ſtehen kommt. Die Seitenäſte werden ſämtlich ſolchergeſtalt geſtumpfet, daß ſolche noch eine Hand lang verbleiben; der Kopf oder die Krone mus aber unverlezet bleiben.

Hierauf wird mit Unterſcheid, ob der Erdboden feucht oder troken, erſtern Falls der Stamm, wenn zuforderſt die oberſte Narbe abgeſtochen, auf dem Erdboden, leztern Falls aber in ein nach Proportion des Stammes gegrabenes Loch von 2. bis 3. Fus im Durchſchnitt, und etwa 2. Fus tief geſezet, gute lokere Erde dabei gebracht, beim Einſezen der Stamm öfters gerüttelt, und die Erde mit Vorſicht feſt getretten, und endlich, wenn die Erde ſo hoch, daß der Stamm bis an die Stelle, ſo weit er vorhin in der Erde geſtanden, damit bedekket, eine Reihe Soden, wovon das Grüne unten zu liegen kommt, von weiten herum geleget, zwiſchen dieſe, wo ſich noch Oefnungen finden, wieder loſe Erde geſtreuet; alles mit dem Spaden feſt angeſchlagen, und mit Legung 2. bis 3. Soden ſo lange continuiret, bis ein kleiner Berg um den Stamm befindlich. Zulezt werden Dörner, wovon die Spizen unterwärts ſtehen müſſen, herum gebunden. Die beſte Zeit zum Pflanzen iſt ohnſtreitig im Herbſte, wenn das Laub abgefallen, und den ganzen Winter hindurch bei weichem Wetter. Es ſind aber auf dieſe Weiſe auch Stämme im Monat May, und beſonders Eichenheiſter von eines Beines Dike zur Probe mit Nuzen verſezet, und wenn auf dieſe Weiſe verfahren worden, von 100. Eichen- und Büchenheiſter ſelten mehr, als 1. oder 2. Stük ausgegangen. Pfähle ſind auch hierbei gar nicht nöthig, ſondern es hat der Stamm ohnehin Feſtigkeit genug, und kan von dem Viehe niemals beſchädiget werden, ſo lange als die etwa auf 4. Fus hoch erforderlichen Dornen darum conſerviret werden.

Das Gleichgewicht des verſchiedenen menſchlichen Zuſtandes.

Der Zuſtand, worein den Menſchen ſeine eigene freie Handlungen allein ſezen, iſt es nicht, über deſſen Unterſcheid man ein Recht zu haben ſcheinet, das Schikſal zu meiſtern; ſondern die ſo verſchieden ausgetheilte Gaben der Natur und des Glüks, veranlaſſen ja hauptſächlich die eitelſten und unzufriedenſten Gedanken. Man machet ſich zu Zeiten ſo ſüſſe Vorſtellungen von der Glükſeligkeit derer, die in einer Stufe irdiſcher Güter und Vorzüge höher geſezet ſind, daß man voller Unzufriedenheit, Recht und Unrecht zuſammen raffet, um nur jenen immer näher zu ſteigen. Man meinet oft, die Wage des Schikſals hänge ſehr ungleich. Alleine, wenn wir die Wahrheit mit ihrem Lichte dagegen halten: ſo mögte ſie uns bald zeigen, daß nur die neblichten Begierden der Menſchen dieſer Wage ein ſo ſchiefes Anſehen geben, und daß ſie in der That alles richtig abwäge. Der reiche Pompin, deſſen Mittel alles nach ſeinem Belieben hergeben können, was ſein Herz nur wünſchet, bedienet ſich zur Bewerkſtelligung ſeiner Einfälle mancher geringen und geplagten Leute. Was biſt du dagegen, denket er, vor ein Liebling des Himmels! Jene aber haben an der Glükſeligkeit keinen Antheil, als nur ſo weit es deine Freigebigkeit ihnen erlauben will. Wie weit biſt du über ſie hinauf geſezet! Er meinet, es ſeye ſchon Urſache genug, mehr Nachſicht oder mehr Ehre zu verlangen, weil er reich iſt; und wie leichte giebt ihm der gröſte, das iſt, der dürftige, Haufen Beifall! Das blähet ihn auf, und machet dieſe niederträchtig; beiderſeits aber entſtehet daher, eine Einbildung von einer groſſen Ungleichheit der menſchlichen Wohlfahrt in dieſem Leben, ſo ferne ſie von dem Schikſal abhänget. Was? ſpricht Lempin, ich lege meine Güter rühmlich an; daher gebühret mir allerdings ein beſonderer Vorzug. Iſt dieſes richtig: Was für eine Ehre wilſt du denn für denjenigen beſtimmen, der mit ſeiner ſehr geringen Habſeligkeit ſo hauszuhalten weis, daß er allen Pflichten gegen ſich und den Nebenmenſchen ein billiges Genügen leiſtet? Solte dieſer nicht mehr Fleis und Geſchiklichkeit beweiſen? Solte dieſer nicht mehr Achtung verdienen, als du? Ich denke ja warlich. Geſezt, du haſt mit ihm gleiche Tugenden: ſo wird deinem Ueberflus der löblichen Verrichtungen doch nicht mehr Ruhm gebühren, als dem wenigen Guten, was dieſer nach ſeinen Kräften aufs möglichſte ausrichtet. In dieſer Abſicht, ſo hatte gar jene arme Wittwe mit ihrem Heller in den Gotteskaſten mehr geleget, denn die Reichen, die viel eingelegt hatten. Oder ſoll deiner Pracht ein beſonderer Vorzug gehören? Auch das Laſter ſchmüket ſich oft ſehr, weil deſſelben wahre Geſtalt häslich iſt. Es iſt zwar an dem, ein Begüterter hat das Vergnügen, daß er mehr gutes ſtiften kan, und alſo den Geringern in der Gröſſe oder Menge der nuzbaren Handlungen übertrift; daß er dem Ungemach nicht ausgeſezet iſt, welches ein Dürftiger ertragen mus. Er hat nicht nöthig, ſich mit Nahrungsſorgen zu ängſtigen, oder ſich mit ſchwerer Arbeit zu quälen. O ein groſſer Vorzug! rufet der geplagte Oswald. Aber iſt jener würklich deswegen glükſeliger? Nein. Je mehr er hat, deſto mehr kan er verlieren. Wie oft, wie leicht, wird ein Eigenthum durch Bosheit und Liſt der Menſchen, oder durch Unglüksfälle verringert! Dieſes macht den Beſizer ſorgſam, ja nicht ſelten weit unruhiger, als einen Armen, dem das Schikſal nur wenig rauben kan, und der ſeinen Verluſt leicht wieder erſezet. Jener pfleget ſeines Leibes aufs zärtlichſte; iſſet und trinket ſtets, was ihm einfällt. Iſt er deswegen geſunder? Seinem verwöhnten Geſchmak mus der Koch und die Kunſt erſt die gewünſchte Empfindung geben. Dieſer Betrug aber hat den Nuzen, daß er ſeinen Cörper mit ſo überflüſſigen oder ſo köſtlichen und oft ſo verfälſchten Säften verſorget, dadurch er deſto eher zur Verweſung reif wird. Wie weit übertrift ihn ein mühſamer Arbeiter, dem nur der Hunger die Speiſen würzet, und ihm die geſundeſte Nahrung bereitet! Hiezu komt, daß jener vor dem höchſten Geber eine weit ſchwerere Rechnung von dem Gebrauch ſeiner Güter abzulegen hat, als dieſer; daß jener den Verſuchungen, die Gaben Gottes zu misbrauchen, u. einen Abgott daraus zu machen, weit mehr unterworfen iſt, als dieſer; daß es jenem weit empfindlicher werden mus, die Welt zu verlaſſen, als dem Dürftigen, oder dem Weiſen. So hat dieſer vor jenem, und jener vor dieſem etwas voraus. Beiden aber wäget die Weisheit GOttes genugſame Urſachen der Zufriedenheit ab. Darinn ſind ſie alſo einander gleich. Aber, iſt denn eben die Dürftigkeit nicht auch eine unüberwindliche Verſuchung zu vielen Laſtern und Unheil? Freilich, bei denen, in deren Gemüthe die laſterhaften Neigungen ſchon die Oberhand haben; keinesweges aber bei Tugendhaften. Denn haben dieſe die Kräfte, ſich durch ihre Arbeit fortzuhelfen: ſo wenden ſie ſelbige auch rechtmäſſig an, daß ſie ihren Zwek erreichen.

Sind ſie aber gänzlich unvermögſam, durch ihren Fleis ihr Leben fortzuführen: ſo werden ſich doch allemal Mittel finden, durch Beihülfe ihrer Nebenmenſchen, die gar zu groſſe Dürftigkeit erträglich zu machen. Halten wir den hohen und niedrigen Stand der Menſchen gegen einander: ſo findet ſich auch hier ein Gleichgewicht. Triphon, welcher den wichtigſten Arbeiten des gemeinen Beſten oblieget, deſſen Haus einer Welt ähnlich iſt, wo ſich alle Bewegungen nach dem Wink des Gebieters richten, hat das Anſehen, als ſäſſe er der Glükſeligkeit im Schoſſe. Er erhöhet, er erniedriget; er theilt aus, er nimt weg. Alle nur erſinnliche Arten des Vermögens, die die Geſchöpfe leiſten können, müſſen ihm zu Dienſte ſtehen. Pracht und Ueberflus ſollen überall von der Gröſſe des Beſizers zeugen. Was würket dieſer Anblik in den Gemüthern der Niedrigen oft vor heiſſe und neidiſche Wünſche nach einem ſo ſcheinbaren Wohlleben! Sind jene nicht von gleichem Zeuge gebauet? und du muſt wie ein Wurm im Staube ſchwizen? Aber er vergleiche nur die innere Beſchaffenheit beider Stände mit einander. Dann wird er begreifen, daß jene nicht ſo viel beglükt ſind, wie es ſcheinet, und, daß er nicht ſo elend iſt, wie er es ſich eingebildet. Triphon hat viel zu gebieten, und gleichwohl beruhet ſein Anſehen und Vermögen groſſentheils auf die misliche Treue derer, die ihm unterwürfig ſind, die ihm vor Augen gefallen, indes aber mit ihres Herrn Nachtheil nur ſich ſelber helfen wollen. Der Geringere hat dieſes nicht zu befürchten, da er ſeine Angelegenheiten alle ſelbſt überſehen kan. Jener ſorget für die Verwaltung, des ihm auf ſein Gewiſſen anvertrauten Amtes. Er opfert demſelben ſeine Kräfte auf, da der Geiſt zuviel, und der Leib zu wenig, Arbeit hat. Die Vorſchriften eines hergebrachten Wohlſtandes, nöthigen ihn oft zu ſolchem Verhalten, das ſeinen prächtigen Cörper zu einem Inbegrif von allerlei Schwachheiten und Beſchwerden machet, die keine Weisheit mit den auserleſenſten Arzeneien haben kan. Der niedrige Stand hingegen hat weit mehr Freiheit, den natürlichen Regeln der Geſundheit nachzuleben. Hier ſtärket eben die abwechſelnde Arbeit die Kräfte. Denn, wo giebt es wohl dauerhaftere Leute, als da, wo der Leib nicht gemäſtet, und in ſteter Bewegung geübet wird. Wo iſt die Magenſchwachheit, die Gliederpein, und das ungeheure Regiſter der übrigen Krankheiten am meiſten im Gange? Gewis da, wo man den Cörper aufs zärtlichſte verwahret, und am wenigſten bemühen will. Triphon iſt überdem deſto mehr dem Neide, Tadel und Nachſtellungen ausgeſezet, je gröſſer ſein Anſehen iſt, und je mehr man auf ſein Verhalten Acht giebt. Ein jeder Fehler, den ein geringer Stand bedeken oder bald in Vergeſſenheit bringen würde, fällt im Groſſen allen in die Augen, und wird ein gemeiner Anſtos. Bald richtet ſich gar das Volk nach deſſen Exempel, den es für deſto klüger hält, je mehr er vermag. Dem alſo viel anvertrauet iſt, der ſehr viel Gutes anrichten, der ſich hierdurch ein groſſes Maas der Glükſeligkeit bereiten kan, der hat auch viel Verantwortung vor GOtt und dem Menſchen. So viel endlich die Hohen dieſer Welt, durch die Unruhen des Gemüthes erniedriget werden, die die unvermeidlichen Leidenſchaften mit ſich bringen, wozu ihr Stand Nahrung im Ueberflus hergiebt: ſo viel erhebet die Stille der Seelen die Bewohner der Niedrigen zu jenen. = = = Es giebt aber noch mehr gleichgemachte Ungleichheiten, unter den Menſchen, die ſie oft mit eben ſo wenigem Grunde voller Unzufriedenheit anſehen. Jener iſt von Natur empfindlich. Er geräth bei dem geringſten unvermutheten Zufall in Schreken, Zorn, Mitleiden, oder andere heftige Bewegungen des Gemüthes: aber ſeine Scharfſinnigkeit wafnet ihn zugleich genugſam wider das zu beſorgende Unheil, und lehret ihn ſein wahres Beſte richtig beurtheilen. Sein natürliches Feuer machet ihn zu vielen Tugenden geſchikt, und zu einem brauchbaren Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft. Ein anderer iſt von

Natur träge im Denken und ſchwach im Schlüſſen: aber er iſt deſtoweniger unruhigen Leidenſchaften unterworfen, und behält eine der Geſundheit zuträgliche Gelaſſenheit; er iſt deſto geſchikter, ſich von jenem führen zu laſſen, oder das ins Werk zu richten, wozu jener zu ſchwach iſt. Crito hat von ſeiner Geburt an, einen ohnmächtigen und ungeſunden Cörper, der ihm kein langes Leben verſpricht. Aber iſt ſeine Seele nicht etwa dafür mit den beſten Gaben verſehen, die dem Stärkeren fehlen? Oder hat er nicht deſto mehr Vermögen, den Schwachheiten zu entgehen, wozu Kraft und Muth die Menſchen zu verführen pfleget? Gehet er den kurzen Weg zur Ewigkeit nicht weit ſicherer, weit zufriedener, als der, ſo ſich auf viele Jahre die ungewiſſe Rechnung machet? Tubero trägt eine unförmliche Geſtalt. Man richtet das Angeſicht ungern auf ihn. Man bewundert hingegen die Schönheit einer Perſon, die Vollkommenheit, das Reizende, welches ihr der Schöpfer verliehen hat. Sogleich aber ſezen ſich Misgunſt, Läſterung, Frechheit, hiedurch in Bewegung. Nicht ſelten wird ſie durch ihre eigene Vorzüge geblendet, und machet ſich eine Zeitlang ſüſſe Träume, die ſich aber endlich zu ihrem Schreken verlieren. Was hat ſie nun für Vortheile vor jenem, der von allem Sturm ſolcher Leidenſchaften nichts weis? Creon genieſſet das Vergnügen vieler angenehmen Geſellſchaften. Sein ſinnreicher Scherz machet ihn, wie alle, munter. Allerlei Luſtbarkeiten und Ergözungen erhalten ſein Gemüth in beſtändiger Beſchäftigung. Je mehr er aber derſelben gewohnt wird, deſto mehr entfallen ihm die nöthigſten Gedanken, wie ſein Geiſt eine wahre Beruhigung erlangen könne. Severin hingegen, der gerne in der Stille, zu Erhaltung der Gemüthsruhe, weislich zu leben gewohnt iſt, entbehret zwar die Geſchiklichkeit, welche Andere in Ablegung der Viſiten und Contreviſiten, in Gaſtereien, in Spielen, Scherzen, Lachen, übermäſig an Tag legen, und den gröſten Theil ihrer Zeit oder ihrer Langweile, dadurch zu vertreiben ſuchen. Sein Kopf hingegen, weil er dergleichen Mode vermeidet, gewöhnet ſich mehr zu ernſthaften Betrachtungen, und ſein Leib mehr zu einer regelmäſigen und ſtrengen Lebensart. Aber dieſes vergnüget ihn eben ſowohl, als den Creon das Geräuſch unter ſeinen luſtigen Mitbrüdern. Er bewundert die Werke ſeines Schöpfers mit Luſt und Aufmerkſamkeit, und machet den Weg zu ſeiner vollkomnen Glükſeligkeit immer ſicherer und ſich geſchikter, auch Andern würklich vielerlei Nuzen zu ſchaffen. Er verlacht die Thoren, welche ihr Leben mit Faulheit, oder mit Kinderpoſſen, mit Grosthun, hirnloſen Projecten, Marktſchreiereien, Verſchwendungen, und dergleichen öfters recht peinigen, und dabei, indem ſie ſich und Andern würklich ſchaden, ſich doch noch immer klüger dünken. Und wie viele ſuchen, trachten und ſorgen, durch den guten Credit und durch die Kunſt ihres Schneiders, eine gröſſere Figur zu machen? Sind dieſe mit ihrem Stand zu frieden? Nein! Sie martern ſich zwar; allein, die eingebildete Hoffnung verſüſſet ihnen, allem Anſehen nach, dasjenige, was bei einem Vernünftigen für Thorheit gehalten wird. Solche Leute haben das Naturell wie die Comödianten, die das gerne vorſtellen, wozu ſie weder Fähigkeit, Verſtand, noch Vermögen haben. Zu dieſer Lebensart geſellen ſich heutiges Tags ſehr viele. Alles, was dieſen Thoren einfällt, wollen ſie vorſtellen. Doch, ihre Maſquerade, ihre eingebildete Hoheit, iſt faſt von eben ſo einer kurzen Dauer, als der Comödianten die Jhrige, die bald einen verwirrten Prinzen, einen deſperaten Marquis und Spieler, bald einen Befehlshaber, bald einen Profeſſor, oder gar Schul-Major ꝛc. auf eine kurze Zeit vorſtellen, und nachgehends doch öfters unnüze Knechte bleiben, ohne ſich zu beſſern. Indeſſen finden ſie hieran ein Vergnügen, was Andere verabſcheuen. Doch, bei allem Unterſcheide des Zuſtandes und der Lebensart, deren wir bisher gedacht, finden wir dennoch immer ein gewiſſes Gleichgewicht. Was dieſer zu viel hat, das wird ihm auf eine andere Weiſe wieder verringert; und was dem zu wenig ſcheinet, das iſt ihm auf eine andere Art erſezet. Alſo ſoll es uns denn wohl ganz gleichgültig ſeyn, in welchen Zuſtand wir kommen? Dieſe Folge wollen wir ſehr erbitten. Wenn die Arbeit des Gemühts unſre angenehmſte Beſchäftigung iſt: ſo würden wir nothwendig ſehr misvergnügt ſeyn, im Fall das Schikſal uns zwünge, die Hand an den Pflug zu legen, da wir deſſelben ganz ungewohnt, dazu ungeſchikt wären, und gar keine Neigung dazu hätten. Aber die Natur theilet eben die Neigungen zugleich mit der Fähigkeit ſehr verſchieden aus, damit niemand eine Lebensart wählen ſoll, wozu ihm die Fähigkeit verſagt iſt. Niemand iſt auch in eine ſo unumgänglich Nothwendigkeit geſezet daß er etwas ergreifen müſte, was ſeiner Fähigkeit gänzlich widerſtreitet. Der Urheber und Regierer der Welt iſt zu gerecht. Niemand iſt alſo zu einem Stande verbunden, wozu er gar keine Neigung u. Fähigkeit bei ſich findet. Der Wille eines Vaters, ſeinen blöden Sohn gros und berühmt zu ſehē, kan den ungleich wichtigern Willen des natürlichen u. allgemeinen Geſezes nicht aufheben. Denn ſonſt kan es nicht fehlen, das gemeine Weſen bekomt ein unnüzes Mitglied, das ſich und ihm zur Laſt wird. Firmio würde beglüktere Tage erleben, wenn er ſeinem erſten Triebe gefolget wäre, und das Comödienhandwerk an ſtatt der Feder ergriffen hätte. Dem Crucius würde ſeine Amtsbürde nicht ſo unerträglich fürkommen, er würde ſich nicht mit ſo vieler Gemüthsunruhe plagen, wenn er mehr nach ſeinen Kräften, als nach ſeinem Herkommen eine Lebensart erwählet hätte. Jedoch kan denn nicht Neigung ohne Fähigkeit ſeyn? Ohne Zweifel. Aber der ſchlechte Fortgang würde dieſe Neigung bald für ungültig erklären, und ſie könte ſodann nicht als ein Wink der Natur angeſehen werden.

Haben wir denn aber unſern Zuſtand nach allem Vermögen ſo vollkommen zu machen geſuchet, als es uns nach den Pflichten rechtſchaffener Weltbürger möglich iſt: ſo werden wir aus dem Gleichgewichte des verſchiedenen Zuſtandes der Menſchen einen Grund der Zufriedenheit nehmen, uns im Wohlſtande nicht unvernünftig über unſere niedrige Nebenmenſchen erheben, und in geringern mühſeligen Leben die hohen Glükskinder nicht beneiden, ſondern überall die Weisheit des höchſten Regierers der Welt verehren.

Von Erſpahrung des Holzes, in Verbeſſerung der Stubenöfen; mit Abbildung eines dergleichen Kunſtofens von einer neuen wohlfeilen ſehr nüzlichen Erfindung.

Es iſt eine bekannte Klage, daß heutigs Tags ſo vieles Holz unnüzer Weiſe verbrannt wird; Nur bei Einheizung der Stuben mus einem jeden, der auch nur eine mittelmäſige Einſicht in der Haushaltungskunſt beſizet, gleich in die Augen fallen, was für ein anſehnlicher Vorrath Holzes durch die ſo mancherlei öfters recht ungeſchikte Anlagen der Oefen zu Erwärmung der Stuben, pfleget verſchwendet zu werden. Die mehreſte Oefen ſind ſo beſchaffen, daß dadurch der gröſte Theil der verbrennlichen Materien mit dem Rauch fortgetrieben, und folglich die beſte Hize gleich wieder zum Zug- und Rauchloch durchs Kamin in die Luft gejagt wird.

Anderer Fehler zu geſchweigen, welche in denen Intelligenzzetteln von An. 1749. N. 22. u. 50. bereits weitläufig von mir berühret; und auch in dem Referendario pag. 125. im 1ſten Theil ein und andere Mittel darwider, zu Verbeſſerung der Stubenöfen, vorgeſchlagen worden. Ich habe auch in deſſelben 2ten Theil, pag. 16. und 139. zerſchiedene Modellen und Zeichnungen von beſonders nüzlichen Oefen geliefert, wodurch die Stuben ungleich beſſer geheizet, und vieles Holz in Betracht der andern gemeinen Oefen, erſpahrt werden können; Welche auch würklich v. vielen in der Oeconomie bewanderten Perſonen in ihrē Häuſern eingeführet, u. nüzl. befunden werdē. Weil aber die Herſtellung derſelben zum Theil etwas theuer und mühſamer, und nicht in allen Haushaltungen, wegen der Lage der Zimmer, mit dem Erfolg erbauet werden konnten: ſo hatte dieſe nüzliche Erfindung auch bei vielen wenig ſtatt gefunden. Dieſen mancherlei Inconvenienzien nun ſo viel möglich abzuhelffen, habe ich ſeit einigen Jahren her vielerlei Verſuche angeſtellt. Ich habe die disfalls in Druk herausgekommene Schriften vom Kurdigman, Kepler, Bökler, D. Becher, Kunkel, Agricola, Profeſſor Lehmann, Wedel, Leutmann, Schübler ꝛc. durchgegangen; allein, zu längerer Erhaltung der Hize, und Hebung des Rauchs nichts hinlängliches gefunden. Es iſt zwar bei denen vielen neuerfundenen Oefen vieles nüzliches anzutreffen, aber dabei auch wieder vieles auszuſezen: indem die von ihnen angegebene Anlagen theils gar zu koſtbar, theils gegen das Rauchen nicht genugſam geſichert, theils die Wärme gar zu bald fahren laſſen, oder das Feuer ſehr mühſam zu erhalten, und die Concamerationes oder auch nur die Zugröhren nicht ohne groſſe Beſchwerden zu reinigen ſind. Ich laſſe ſolche alſo auf ihren Werth und Unwerth beruhen, und ſpreche den Nuzen, welche viele, zumal die vom Herrn Wedel und Profeſſor Lehmann Erfundene, in vielen Stüken haben, keinesweges ab, als von deme einige Stüke bei meiner Erfindung beibehalten, die aber leichter angebracht worden. Es beſtehen aber überhaupt die erforderl. Stüke eines guten Ofen in folgenden: Daß 1) derſelbe mit der neuen Anlage wohlfeil, und doch dabei dauerhaft ſeye: 2) mit wenigen Holz leicht und geſchwind zu heizen: Und 3) die Hize lange darinn zu erhalten. Solche Eigenſchaften, welche bei einem Kunſtofen beiſammen anzutreffen ſeyn müſſen, machen die Erfindung recht brauchbar und nüzlich. Der Nuzen einer ſolchen Erfindung, deren Vortheil bei genauer Ausübung nicht nur wenigen Perſonen zu ſtatten komt, ſondern ſich über Städte, ganze Reiche und Länder würklich erſtreket, verdienet vor andern dem Publico bekant gemacht und mit mehr Aufmerkſamkeit in Betracht gezogen zu werden, als bloſſe Projecten, die heutiges Tages ſo gemein, und meiſtens, andern das Geld künſtlich aus dem Beutel zu ziehen, abzweken. Solche Projecte characteriſiren die Verwirrung derer Perſonen, die zwar zu vielen Einfällen und rohen Entwürfen aufgelegt ſind; bei welchen aber nur gar zu oft ſich eine Reizung ihrer verkehrten Neigungen mit einmiſchet, und deren Erfindungen zu ihrem Vortheil und auf den Schaden anderer, mit Verachtung der Gerechtigkeit, ſich gründen. Dieſe Leute nun, welche vor andern Perſonen gerne eine Figur machen wollen, nennet man ſpottsweiſe Projectenmacher; weilen ſie mit ſchädlichen Projecten, aus Eigennuz, Betrug, Bosheit, eingebildeter Hoheit, oder eines andern ſeinen böſen Begierden zu gefallen, immer ſchwanger gehen, und ſolche mit allerlei Liſt und gutem Vorwand bekleiſtern; von welchen aber nüzliche u. verſtändige Erfinder guter und eigentlicher Projecte, wegen der ſo ſchlimmen Bedeutung dieſes Worts, billich zu unterſcheiden ſind. Doch, ich will mich hiebei nicht länger aufhalten. Es iſt bereits im vorigen Jahr eine weitläufige Abhandlung vom Projectmachen in dieſen Blättern geliefert worden. Auf ein anderemal werde den Unterſchied der Projectmacher in einer beſondern Abhandlung beſchreiben. Der gemeine Mann giebt hierinn den beſten Ausſchlag: denn er pflegt ſolche Phantaſten, die das Ihrige verſchleudern, und doch andere glüklich machen wollen, vermummte Betrüger und Windmacher zu tituliren; welches auch beſſer quadriret, als das heutiges Tages ohnehin ſo misbrauchte Wort, Projectmacher.

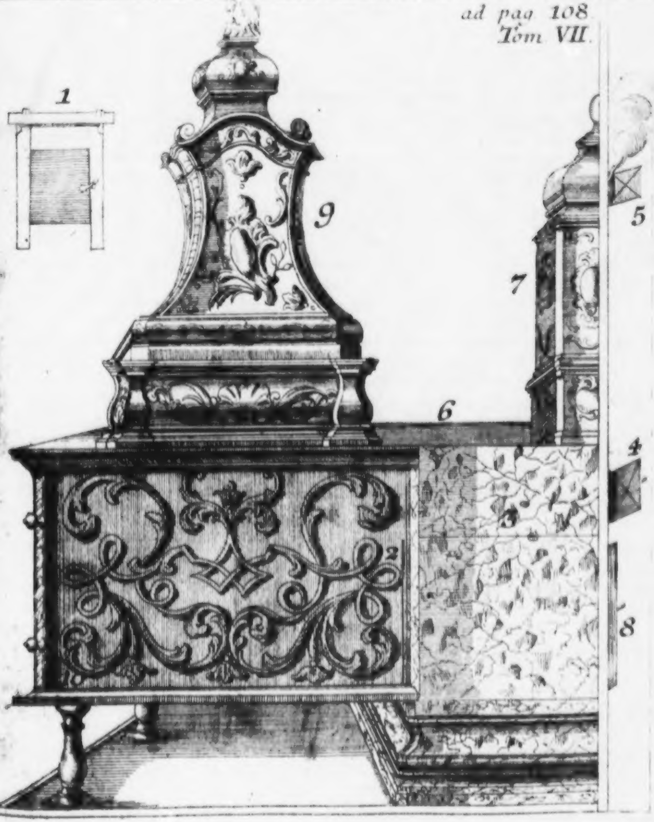
Gegenwärtige Bekantmachung eines neuen Kunſtofens gehöret alſo nicht mehr in die Rangordnung der Projecte. Der von mir gemachte Entwurf hievon iſt ſchon vorm Jahr genau geprüfet, verbeſſert, bewerkſtelliget und ſehr nüzlich befunden worden. Hierdurch habe ich dieſen Winter über mehr als 2. Drittel Holz erſpahrt. Einen ſolchen Nuzen, einen ſolchen gewiſen Vortheil in der Haushaltungskunſt erachte ich mich verbunden, einem jeden, der die Gelegenheit ſuchet, Holz zuſpahrē, hier in die Hände zu liefern, ohne einige andere Abſicht, als immer mehrers durch dieſe Blätter dem gemeinen Weſen Nuzen zu ſchaffen. Es läſſet ſich, im Ganzen betrachtet, leicht ausrechnen, daß, wo bei Einheizung der Zimmer auch nur der halbe Theil Holz erſpahret wird, der Nuzen gros, und in etlichen Jahren in einer volkreichen Stadt mehr als 100. tauſend fl. betragen kan. Dieſes iſt leicht zu bewerkſtelligen, durch die Einführung oder Verbeſſerung der Stubenöfen, nach innliegender Zeichnung dieſes gedachten neuerfundenen Kunſtofens. Der Koſten iſt gering: denn es ſind hierzu alle Oefen geſchikt, auſſer daß die eiſerne vor andern beſſer, und die ſchmalen nüzlicher ausfallen. Die gar zu groſſen laſſen ſich mit Vortheil gegen kleinere austauſchen. Die Kuppel, oder der obere Theil des Ofens, in Kacheln beſtehend, wann ſie nicht allzuweit und wider alle Proportion, kan auch beibehalten werden, im Fall man nur was weniges an die Errichtung eines dergleichen Kunſtofens wenden will. Doch, der Fus und die Maüer des Ofens mus weiters in das Zimmer gerichtet werden, und einen Drittel betragen gegen der Proportion des eiſernen Ofens nach der Länge, damit die Rauchlade raumlich dorein gemacht, und die Wärme beſſer eingeſperret, und ins Zimmer getrieben werden kan. Es komt freilich viel darauf an, wie bei Errichtung eines dergleichen Ofens alles genau beobachtet wird, was ich bei dem meinigen nach gegenwärtigem Modell von Kupferſtich ins Werk geſtellt, und hier beſchrieben habe; dazu denn folgende Erklärung dienet: Nro. 1. iſt die inwendige Ofenthür, mit der Rahme, welche, wo Nro. 2. ſtehet, eingemauert, und durch den Hafner wohl eingeſpannt, und mit Letten ſehr geheb verſtrichen wird. Dieſe nüzliche Maſchine, zu Einſperrung der Hize, iſt vielen ſchon bekant; und vor 6. Jahren in dem Referendario, 2ten Theil pag. 16. in Kupfer angezeigt worden; welche nüzliche Einrichtung man dem allhieſigen Meiſter Hafner Noll und einigen andern zu danken hat. Die untere Oefnung an dieſem Theile dient zu Anblaſung und Unterhaltung des im Ofen brennenden Feuers, als welche innwendige Thüre, bei brennendem Feuer gleich zugemacht werden mus, als daran zur Bequemlichkeit ein eiſernes Stänglein ſich feſt gemacht befindet, um es nach Gefallen lenken zu können. Auf der eiſernen Rame oder Schine dieſer kleinen Feuerthüre, werden der Quer nach Mauerſteine aufgemauert, bis hinüber, und in der Mitte eine Oefnung von 2. Schuh breit gelaſſen, dahinein ſich die übrige Hize und der Rauch ziehet.

Von da an, werden Ziegelplatten angeſezt, und in Leim gelegt, bis an die Feuermauer zurük an der Kuchen, wo die Linie Num. 3. gezogen iſt, als wo zuvor von beiden Seiten der Ofenmauer 2. eiſerne Stänglein befeſtigt werden müſſen, um gedachte Platten darauf legen und mit Hafnersleim geheb verwahren zu können, damit keine Luft durchdringen kan. Der Ort, wo ſonſten das Zug und Rauchloch bei andern Oefen iſt, mus mit Mauerſtein verſperrt, oder, welches beſſer iſt, mit einem eiſernen Thürlein Num. 4. verſehen werden, welches geſperret und mit Leim wohl verſtrichen werden mus. Dieſes dienet zu Auskehrung des Rus, welcher von oben beim Rauch- und Zugloch Num. 5. herunter gefegt, und bei Num. 4. gar füglich vollends heraus gelangt werden kan. Bei Num. 5. müſſen platte Dachziegeln, oder vielmehr eine dünne eiſerne Platte gelegt werden, welches die Oberfläche der Rauch- und Feuerlade ausmacht, und wodurch gar viele Wärme heraus dringen kan. Dieſe Platte darf nur bis an das Stubenkamin reichen. Von da, an deſſen Rand, als auf die Feuer- und Rauchlade wird das Kunſtkamin, von 3. Aufſäzen vom Hafner geſezet, und in die 2. in die Feuermauer gemachte Fälls gleichſam feſt gemauert, und mit Hafnersleim wohl verſtrichen.

Die Breite des Ofenkamins mus wenigſtens 2. Schuh betragen, u. etwa einē Schuh gegen die Mauer tief ſeyn. Die Länge wird nach Proportion der Ofenkupel gerichtet, zu 6. bis 8. Schuh; nur daß die Länge die Kupel nicht überſteiget; denn ſonſt wird das zumachen auſſen in der Kuchen unbequem, wann die Hize geſperrt werden ſolle. So bald das Feuer hell brennt, welches ſehr leicht angehet, wann anderſt hierzu kein naſſes Holz genommen wird; ſo kan das Sperrthürlein Num. 5. halb zugemacht werden; Und ſo nach und nach, wann man recht genau verfahren will. Iſt das Holz verbrennt, daß es nicht mehr raucht, ſo wird es gänzlich geſperret; da alsdann die Wärme im Zimmer erſt recht ſteiget, und das Zimmer 3. bis 4. Stunden länger, als bei andern Oefen, noch warm erhalten wird. Dis iſt hierbei das Vornehmſte, daß die rechte Zeit in Obacht genommen wird. Dieſes Kunſtkamin, und die Fläche des Ofens bei Num. 6. ſpeiet ſo viel, wo nicht mehr Feuer aus, als vornen am Ofen geſchiehet. Die auſſere Ofenthür Num. 8. pflegt ſodann auch zugemacht zu werden, ſo bald es oben Num. 5. geſperrt wird. Doch, dieſe auſſere Ofenthüre kan, wo ſie noch nicht vorhanden, auch erſpahrt werden; weil bei dieſer Invention weder Hize noch Rauch ſich mehr heraus ziehen kan. Der Aufſaz oder die Kupel, als der obere Theil des Ofens, mus verjüngt, und oben zu immer enger zu laufen; damit die Flammen wohl anſchlagen, und überall die Hize in die Zimmer wohl eindringen kan; dahero mag der Ofen nur flache oder gar keine Zierathen haben. Auch ſolle der Aufſaz nicht in vielen Zuſammenſäzzen beſtehen, weil die vielen Fugen das Eindringen der Hize in etwas hindern. Groſſe und weite Kupeln oder Aufſäze von Kacheln mit vielen Verzierungen ꝛc. ſind zu Erſpahrung des Holzes überhaupt ſchädlich. Das Modell von Numero 9. iſt die beſte Art, ſo aus ganzen Aufſäzen beſtehet. Das Holz zum Einheizen mus auf einen Feuerhund mit einem Roſt, bei Nro. 12. aufgelegt werden, als welcher 2. Seitenſtangen haben mus, damit nichts neben hinunter fallen kan. Die Holzſcheiter ſollen 2mal, oder, wo der Ofen gros, einmal oder gar nicht geſpalten, wohl aber jedes 2mal abgeſaget werden, ſo daß ein jedes Scheit 3. gleiche Stük abgiebt. Ein rechtes halbes Scheitholz, zu 3. Stük, iſt ſchon hinlänglich, einen kleinen mittelmäſſigen Ofen in die Hize zu bringen, ein Zimmer zu erwärmen: Ein gröſſerer Ofen in einer groſſen Stube erfordert ſchon 2. bis 3. halbe Scheiter Holz, zu 2. bis 3mal abgeſagt; wobei jedoch

beim

ad pag 108
Tom VII.



beim anzünden jedesmal einige ganz klein geſpaltene zu Stüken geſägte Scheitlein dazu gelegt werden müſſen.

Die Vortheile, welche man ſich bei der Einführung dergleichen Kunſtöfen zu verſprechen hat, beſtehen vorzüglich in folgenden: 1) Koſtet die Structur, Zurichtung und Veränderung wenig, weil dabei alles einfach, und leicht ins Werk zu richten. 2) Iſt dieſe Erfindung dauerhaft. 3) Macht ſie keine Beſchwerung beim Ausfegen, als wie alle andere Oefen von neuer Erfindung; weil man überall leicht zukommen und es rein erhalten kan. 4) Iſt dieſe Erfindung gar keiner Gefahr unterworfen; weil der Rus gleichſam ausgezehrt vom Kunſt- und Stubenkamin in die Rauchlade zuruk fällt, wo ſolcher alle 6. bis 8. Wochen von einem jeden Dienſtboten weggenommen und genuzet werden kan. 5) Hat man hiebei kein Vorkamin nöthig; weil der ausgebrennte Rauch beim obern Sperrthürlein gleich am obern Theil der Kutken ſich ins Kamin ziehet. 6) Kan die Hize nach Gefallen temperirt, und das Feuer im Ofen, wann es im Zimmer zu warm werden will, durch Zumachung des obern Thürleins, auf einmal erſtikt und gedämmt werden; dahingegen, wann das Holz ſchon zu Gluth und Kohlen abgebrannt iſt, die glüende Kohlen heraus, und zu weiterer Nuzung, in einen Hafen gethan werden können, welcher ſich geheb zudeken läſſet. Damit aber hierinn das rechte Maas getroffen werden kan: ſo pflege ich im geheizten Zimmer ein Thermometer zu halten, welches den Grad der Wärme richtig anzeigt; Und ein dergleichen kan in dem Tennen aufgehenkt werden, darnach die da einheizen, in dem Maas des Holzes, je nachdem die Kälte fällt und ſteigt, ſich gar leicht richten können. 7) Iſt vornemlich bei dieſer leichten angegebenen Structur und rechter Einrichtung eines ſolchen Kunſtofens, der halbe Theil Holz, und wo man recht genau nach dieſer meiner Vorſchrift verfähret, gar wohl 2. Drittel zu erſpahren; Es werden aber hierzu auch ſolche Stuben erfordert, welche wohl angelegt, und für Eindringung der Kälte recht verwahret ſind; Wie ich dann die Thüren bei dergleichen Zimmern durchaus am Rand mit Filz von der Farb wie die Thüren ausſehen, mit Vortheil gegen dem Zug habe aufnageln und geheb zupaſſen laſſen. Die Fenſter müſſen gleichfalls mit ihren Ramen geheb, und die Schlöſſer an den Thüren auch ſo verwahrt ſeyn, daß dem Eindringen des Winds der Pas bei denen Schlüſſellöchern ,verwehrt wird. Träge Perſonen, denen dergleichen Anmerkungen gar nicht erheblich vorkommen, als die ſich der Haushaltung ſchämen, und bei allen Geſchäften die liebe Commodität vorziehen, welche gewohnt ſind, die Thüren hinter ſich nicht zuzumachen, können ſich bei Einführung dieſer Oefen dieſes Vortheils keineswegs verſprechen; denn dieſe wiſſen ohnedin nicht, was die Haushaltungskunſt zu bedeuten hat. Sie dienen ihrem Bauch, und laſſen im übrigen ihre Creditores für die Haushaltungskunſt ſorgen. Und darauf bilden ſie ſich nicht wenig ein. Solche mit lerer Einbildung und eitler Hofnung gezierte Leute ſind auch nicht anderſt zu verehren, als bloſſe Kunſt- und Ofenmaſchinen, ohne Zug und Trieb.

Gleichwie nun hiebei ſehr vieles auf die Anlage der Zimmer ankommt: ſo werde ich zu einer andern Zeit eine beſondere Abhandlung, von Verbeſſerung derſelben, liefern: und alsdann Gelegenheit nehmen, von Erſpahrung des Holzes noch mehrere nüzliche Anmerkungen zu machen, da ich ohnehin die Abbildung eines andern dergleichen Kunſtofens, den ich vor einem halben Jahr nach meinem Entwurf habe aufrichten laſſen, denen Leſern vorlegen werde, bei welcher neuen Einrichtung, mit Erſpahrung des Heerdfeuers, zugleich ſehr bequem gekocht, gebraten und gebachen werden kan, ohne daß ſolches in der Stuben, noch in der

Kuven gerichtet, noch geſehen wird. = = Bei einem dritten Ofen, faſt von eben dergleichen Structur, der im Profil nur halb im Zimmer geſehen wird, und dahero auch wenig Plaz einnim̃t, iſt ein Feuer- und Windrohr angelegt, das heraus genommen werden kan, und wodurch die Stube bald mit friſcher warmer Luft ausgefüllet, und gleich erwärmet wird; davon in dem gedachten Referendario des 2ten Theils p. 139. das Nöthige bereits angezeigt habe; und davon zu einer andern Zeit, bei Lieferung der oben verſprochenen Abhandlung, die Abbildung des einen als des andern Ofens, im Proſpect und Grundris, zum Beſten der Haushaltungskunſt, auch in dieſen Blättern vorgelegt und bekant gemacht werden ſolle.

Ein untrügliches Mittel, wie die feuchte Zimmer und naſſe Mauren, in guten trukenen Stand, herzuſtellen ſind.

Es iſt bereits vor einigen Jahren in dieſen Blättern eine Abhandlung geliefert worden, von den Urſachen der ſchwizenden Steinen, naſſenden Mauren, und denen daher rührenden dumpfigten Zimmern, und daraus kommenden Schadens; Und wie ſolchem im Bauweſen abzuhelfen; dabei denn auch wider die bereits naſſen Mauren und ſtokenden Wände einige Mittel, und unter andern, des Oeltränkens, angezeigt worden; ſo nicht ohne Nuzen geweſen. Nun iſt mir ſeithero noch ein anderes und leichteres Mittel bekant worden, * wie man die böſe Feuchtigkeiten in den neu getünchten Zimmern abhalten könne, daß ſie ſich nicht in denſelben ausbreiten, ſondern in der Wand zurük bleiben müſſen, ſo hier mitgetheilt zu werden verdienet. = = = Man ſolle nemlich Nusöl kochen laſſen, und damit die neuen Mauren überſtreichen. Dieſes ſoll man ein paarmal wiederholen, und zwar jedesmal nach einer Zeit von 2 Zwiſchentagen, nachdem die erſte Lage troken worden. Hierauf räth man die Wände mit Oelfarben anzumahlen und zu überſtreichen, welches nach Belieben geſchehen kan. Dieſer Anſtrich kan in Zimmern, die tapezieret werden ſollen, ganz ſchlecht gemacht werden, wo nicht gar wegbleiben, und freilich ſind die Koſten in dieſem Falle nicht zu achten. Wem ſeine Geſundheit nicht für etliche Thaler feil iſt, wird ſich dieſen Aufwand nicht reuen laſſen, da ſich der Nuzen ſo offenbar davon zeiget. Man wird ſonderlich in unſern Gegenden dieſes Mittel vielfältig verſuchen können, an deſſen guten Fortgang man nicht zweifeln darf, wenn man die Natur des Kalks und des Nusöls kennet. Andere Baufehler und Urſachen der ſchwizenden Mauren, ſind in dem Referendario 5ten Theil, pag. 59. und 79. mit denen dagegen dienlichen Mitteln, hinlänglich abgehandelt worden.

Ein untrügliches Mittel, die Muttermäler ſicher und ohne groſſe Schmerzen zu vertreiben.

Schon viele Gelehrte haben hierüber ſich Mühe gegeben die Urſachen der Muttermäler zu entdeken, und ſolche nach phyſicaliſchen Gründen zu erklären. Unter allen hat hiervon der berühmte Slaone am gründlichſten geſchrieben. Hr. D. Vogel iſt dieſem nichts ſchuldig geblieben. Er hat in ſeiner Kranken-Geſchichte unter andern nüzlichen Abhandlungen zugleich auch ein ſehr geſchikliches Mittel darwider vorgeſchlagen; welches wir gemeinnüziger machen wollen: „Man nimmt zuförderſt ein Stükchen Leinwand, und beſtreichet ſolches mit einem auf klebenden Pflaſter, ſchneidet daſſelbe nach der Gröſe des Maals, und in daſſelbe ein Loch, ſo gros, daß das Maal ſich völlig im Geſichte zeiget. Alsdann wird ein Loth venetianiſcher Seife klein gehakt, und 1. Loth ſehr guten ungeleſchten Kalk

zart

---

* Durch das 6te Stük des phyſicaliſchen und ökonomiſchen Patrioten.

zart gepulvert, und nach und nach in die Seife gerieben. Von dieſem Teig nun wird ein kleines Stückchen, ſo gros als das Maal iſt, genommen, und auf daſſelbe gelegt, mit Heftpflaſtern und einer Binde genau beveſtiget. Wenn dieſes geſchehen, ſo pflegt nach 12. Stunden das ganze Maal, wenn es nicht gar gros iſt, in eine Schurſe (Eschara) verwandelt zu ſeyn. welche man durch eine gelinde Vereiterung abheilen laſſen mus. Iſt das Maal aber gros und ſonderlich in die Höhe erhoben, auch dabey geſchwollen, ſo muß dieſer Teig mehr als einmal aufgelegt werden. Ferner iſt noch wohl zu merken, daß auch nicht das allerkleineſte Aederchen übrig bleiben, und in der Haut zu ſehen ſeyn müſſe. Denn ſo lange die allergeringſte Bezeichnung übrig bleibet, pflegen dieſe Mäler einen Anwachs zu bekommen.

Ich habe (lauten ſeine Worte) dergleichen Muttermäler, welche eigentlich nur in der Haut ihrem Siz haben, von der Naſe, den Augenliedern, Schläfen, der Stirn und Bruſt durch dieſen Teig, auch bey den kleinſten Kindern, ohne ſonderliche Schmerzen weggenommen, auch ohne eine Spur der allergeringſten Narbe geheilet. Bey der Heilung aber kommt es nur auf einen praktiſchen Handgriff an, der ſich gar leicht ausüben, nicht aber wohl beſchreiben läſt.

Niemals will ich wakern Eltern rathen, daß ſie denen zur Vertreibung der Muttermäler Gehör geben, welche ſie durch kräftige zertheilende Spiritus, Pflaſter und dergleichen Kräuterſäkchen in Wein gekocht ausrotten wollen. Solche ſich vielwiſſende Grospraler kennen nicht einmal den Siz und die Beſchaffenheit ſolches Uebels; und dennoch vermeſſen ſie ſich, zum gröſten Nachtheil der kleinen Kinder, ſolches zu unternehmen. Denn an ſtatt, daß es oft kleine Flekchen in der Haut, von der Gröſe eines Pfennigs ſind, verurſachen ſolche Verwegene, wiewohl halb unwiſſend, eine Geſchwulſt und Vergröſerung ſolcher Mäler, daß man Geſchwülſte von 1. bis 2. Daumen hoch, und 3. bis 4. Finger breit, zugleich mit wegzubeizen und zu heilen hat, welche man vorher zeitlich hätte wegbringen können. Ich habe dergleichen mehr als einmal mit groſem Unwillen erfahren müſſen. Daher jederman vor dergleichen warmen Verbändern zu warnen iſt, man mag ihnen noch ſo groſe Aufſchriften und Kräfte zuſchreiben. „

Das Lächerliche des Stolzes.

Keine Leidenſchaft ſtielt ſich unvermerkter ins Herz, und verſtellt ſich unter mehrern Geſtalten, als der Stolz.

Ich habe mich allezeit über den Sirachiſchen Ausdruk gefreuet: Hochmuth war nicht für den Menſchen geſchafen. In der That es iſt kein einziger Anblik der menſchlichen Natur unter ihren jezigen Umſtänden, der nicht allen heimlichen Saamen des Stolzes in uns erſtiken, und an der andern Seite die Seele in den niedrigſten Stand der Demuth und Selbſtzernichtung verſezen könte. Hochmuth reimt ſich nicht mit dem Menſchen. Denn er iſt 1) ein ſündiges, 2) ein unwiſſendes, 3) ein armſeliges Weſen.

Es findet ſich nichts in ſeinem Verſtande, in ſeinem Willen, und in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, das ein beurtheilendes Geſchöpf zum Stolz, oder zur Eitelkeit reizen könte.

Dennoch ſind eben dieſe drei Urſachen, warum er nicht ſtolz ſeyn ſollte, die Gründe, warum ers iſt. Wäre er nicht ein ſündiges Geſchöpf: ſo würde er nicht einer Leidenſchaft ausgeſezet ſeyn, die aus dem Verderben ſeiner Natur ihren Urſprung nimmt. Wäre er nicht ein unwiſſendes Geſchöpf: ſo würde er einſehen, daß er nichts habe, worauf er ſtolz ſeyn könte. Wäre nicht das ganze Geſchlecht der Menſchen armſelig: ſo würde er nicht die elendeſten Gegenſtände der Vergleichung mit ſich, vor ſeinen Augen haben. Dieſe eben ſind die Gelegenheit ſeiner niedrigen Leidenſchaft; dieſe eben machen, daß er ſich gröſſer achtet, als ſeine Brüder.

Ein weiſer Mañ wird damit zu frieden ſeyn, daß ſein Ruhm bis auf diejenige Zeit aufgeſchoben wird, wo er wahrhaftig verherrlichet werden ſoll; bis auf die Zeit, wenn ſein Verſtand aufgeheitert, ſein Wille geläutert, und ſeine Seligkeit unumſtößlich gemacht ſeyn; oder mit andern Worten, wenn er weder ſündig noch unwiſſend, noch armſelig mehr ſeyn wird.

Iſt eine Sache, die das menſchliche Geſchlecht in den Augen ſolcher Weſen lächerlich macht, die mit gröſſern Fähigkeiten, als wir, begabt ſind: ſo mus es gewis der Stolz ſeyn. Sie kennen die Eitelkeit der eingebildeten Vollkommenheiten, die oft das Herz des Menſchen aufblähen, ſo ſehr, und erkennen die kleinſten zugeworfenen Vorzüge der Geburt, des Reichthums, oder der Titel, die ein Menſch vor dem andern bekommen hat, ſo richtig, daß es gewis ſehr zu verwundern wäre, wenn ſie ſich nicht oft über die Ueberhebung derſelben mitleidig beluſtigen ſolten. Werden dieſe erhabenere Weſen nicht lachen müſſen, ſo oft ſie einen Sterblichen ſich blähen, und über ſeine Mitſterblichen ſich wegen rechter Kleinigkeiten hinweg ſezen ſehen, da er doch allen Widerwärtigkeiten und Zufällen des ganzen Geſchlechts eben ſo ſehr unterworfen iſt, als ſie alle?

Dieſen Gedanken ein gröſſeres Licht zu geben, wollen wir annehmen, jener Maulwurfshauſe ſey von vernünftigē Geſchöpfen bewohnt, und jede Ameiſe, ihre Geſtalt und Lebensart ausgenommen, habe menſchliche Neigungen. Wie würden wir lächeln, wenn uns jemand von den Stammbäumen, Range und Ehrentiteln der Bewohner dieſes Maulwurfshaufens folgende Erzählung machte:

Sehen ſie, wie ſich die ganze Menge theilt, und jener Ameiſe Plaz macht, die durch ſie hingeht. Sie müſſen wiſſen, es iſt eine Ameiſe von Stande, und hat beſſer Geblüt in ihren Adern, als alle andere am ganzen Sandhaufen. Sehen ſie nicht, wie ſtolz ſie darauf iſt; wie langſam ſie daher tritt, und wie ſich der ganze Pöbel der Ameiſen in einer gewiſſen Entfernung hält? Sie werden hier eine andere wahrnehmen, die auf einer kleinen Anhöhe wohnt, und auf eine lange Reihe von Arbeitern herab ſieht. Sie iſt das reichſte Inſect an dieſer Seite des Hügels. Sie hat einen Spaziergang faſt von einer halben Elle in die Länge, und von einem Viertel Zoll in die Breite. Sie hält wohl hundert Bediente, und hat wenigſtens fünfzehn Gerſtenkörner in ihrem Vorrathshauſe. Jezt eben ſchilt und hudelt ſie die Ameiſe, die vor ihr ſteht, und die doch, ſo viel man entdeken kan, ſo gut eine Ameiſe iſt, wie ſie.

Hier kommt ein Inſect von hohem Range. Bemerken ſie wohl einen weiſſen Halm Stroh, den es im Munde trägt? Eben dieſen Halm, ſollen ſie wiſſen, würde es nicht für den längſten Strich Landes am Maulwurfshügel miſſen. Wenn ſie nur wüſten, wie viel Sorge und Mühſeligkeiten es übernommen hat, um ihn damit zu erkaufen. Geben ſie acht, wie die Ameiſen von Stande und Anſehen um ihn herum ſchwärmen. Sollte ihm dieſer Strohhalm aus dem Munde fallen: ſo würden ſie dieſen ganzen Haufen von Begleitern dem nächſten folgen ſehen, das ihn aufnähme. Alle würden ihn verlaſſen, und wohl gar ſelbſt über ihn hin laufen, um zu ſeinem Nachfolger zu kommen.

Wollen ſie jezt die Damen des Maulwurfshaufen betrachten: ſo bemerken ſie einmal jene Ameiſe, die nach dem Inſect zur linken Seite lauſchet, ohngeachtet ſie zu gleicher Zeit das Geſicht von ihm abzuwenden ſcheint. Er ſagt dieſem armſeligen Thiergen vor, ſie ſey eine Göttin; ihre Augen wären heller, als die Sonne; Leben und Tod ſtünden unter ihrem Gebiete. Sie glaubt ihm, und gibt ſich desfalls kein geringes Anſehen.

Beizers

Bemerken ſie einmal die Eitelkeit der Ameiſen zu ihrer linken Hand. Sie kan kaum mehr vor Alter kriechen; aber, daß ſie es nur wiſſen, ſie iſt von hoher Geburt, und dünkt ſich deswegen nicht wenig. Sie ſtöst alle mit Verachtung von ſich, die ihr zu nahe kommen. Die kleine flüchtige Coquette, die bei ihr herum lauft, iſt eine wizige Schöne, und hat ſchon manches Inſect zur Verzweiflung gebracht. Bemerken ſie nicht, was für ein Zug von Liebhabern hinter ihr her rennet?

Wir wollen hier dieſe eingebildete Scene endigen. Damit wir aber die Aehnlichkeit zwiſchen den Menſchen und Ameiſen noch näher zuſammen bringen: ſo last uns ſezen, der Tod komme in der Geſtalt eines Sperlings auf den Maulwurfhaufen hernieder. Er ſchluke ohne Unterſcheid die Ameiſe von Stande und ihre Schmeichler, die begüterte Ameiſe und ihre Taglöhner, die Ameiſe mit dem Strohhalme und ihre Aufwärter, nebſt allen den Göttinnen, Wizlingen, Schönheiten, ſüſſen Herrn und ſtarken Geiſtern des Maulwurfshaufen nieder.

Mögen wir nicht mit Recht denken, daß Weſen von höhern Range und Vollkommenheiten alle die Beiſpiele des Stolzes und der Eitelkeit unter unſerm Geſchlechte in eben dem Geſichtspuncte erblicken, worinn wir jene Thierchen betrachten, ſo oft ſie die Einwohner der Erde überſehen? oder in der Sprache eines der feinſten Franzöſiſchen Dichter, wenn ſie dieſe Ameiſen überſehen, die unſern Erdhaufen, den die menſchliche Eitelkeit in Länder und Provinzen abgetheilt hat, bevölkern?

Oeconomiſche Anmerkung von der Menge der Hunde in groſſen Städten.

Der Landwirth gebraucht die Hunde zur Sicherheit, und zur Bewahrung ſeiner Höfe, dafür iſt aber in groſſen Städten ſchon beſſer geſorget. Jagen und Hezen pflegen nahrhafte und ſittſame Stadtleute auch nicht zu achten, denn das iſt eine Luſt für groſſe Herren. Die kleine Ergözlichkeit artiger Hunde erkenne ich, die manche, ſonderlich das Frauenzimmer davon haben. Allein, davon rede ich dermal nicht. Die Rede iſt nur von ziemlich groſſen und mittelmäßigen Hunden, welche viel verzehren, und überdem auf den Gaſſen häufig herum lauffen, viele Ungelegenheit oftmals veranlaſſen, und einen Lerm machen, ſich beiſſen, Fremden allerhand Zufälle verurſachen, und ein Uebelſtand für die Städte ſind. Was entſtehet nicht oftmals aus dieſem Herumlauffen vor Schaden und Ungelegenheit. Ich will nur einiger gedenken. Z. E. der Hund wird toll, in der Tollheit aber fällt er Leute an, und beſchädigt dieſe, der zehnte Menſch aber, der auf den Gaſſen gehet, weiß es nicht, ja andere Hunde werden davon angeſtecket. Das Tumultuiren, das Bellen der Hunde, welches bey Nachtzeiten oft heftiger, als bey Tage iſt, wodurch die Benachbarten, und vielerley Leute, die mit dem Kopfe arbeiten, an ihrer Ruhe geſtöhret, und an ihren Schlafe verhindert werden, iſt in Städten gewiß keine kleine Ungelegenheit. Man kan auch eben nicht jedem auflegen, ſeine Hunde ſelbſt zu füttern. die er nur deswegen herumlauffen läßt, weil er ſie nicht ſelbſt futtern will, oder kan, denn die Unvermögenden wollen öfters alle Hunde halten. Warum? Sie haben ihre Luſt daran. In Städten paßiren auch viele Fremde, Erwachſene, und auch Kinder die Gaſſen und Straſſen. Wie viele Ungelegenheit haben nicht auch dieſe von den vielen herum lauffenden Hunden zu befürchten. Der andern Unreinigkeit und viehiſchen Anblicke vor die Jugend zu geſchweigen. Schon die Alten haben daher in Städten auf die Einſchränkung dieſes Weſens geſehen, wenn ſie alle Jahre den Capillern zu gewiſſen Zeiten in den Städten frey gaben, alle Hunde, die keine vor Geld gelöſte Zeichen hatten, und auf den Gaſſen betroffen wurden, todt zu ſchlagen, ſich aber die Häute zuzueignen. Jedoch dieſes alles mögte noch bey vielen in keine groſſe Betrachtung gezogen werden. Wir haben noch eine wichtigere Anmerkung. Eine ſo groſſe Menge Hunde frißt in einem Jahre viel Brod, und erfordert in einer Stadt viel Getraide, und wie viel wird durch ihre Conſumtion nicht den Armen bey theuren Kornpreiſen entzogen. Es iſt wahr, im einzeln wird man dieſes nicht ſo gewahr, und ein Particulier mögte davon wenig oder nichts empfinden. Gewohnheit und Luſt an Hunden verſteckt ihm alles. Das iſt es eigentlich, was ich bey einigen Nachdenken begreiffen konte, und was dieſen Saz beſtättigen wird. Allein, im ganzen bringt es gewis keine kleine Menge. Denn ſeze man nur, in einer Stadt wären 2000. Häuſer, in jeden oder den meiſten ſind 1.2 3. auch wohl mehr Familien. Ob nun wohl jede wenigſtens einen Hund, wo nicht mehrere hält, ſo will ich doch nur auf jedes Haus 2. Hunde durch die Bank rechnen, dennoch aber die kleinen Spiel- und Scheßhündchen nicht einmal anſezen, ſo hat eine Stadt, nach obiger Anlage, 4000. Hunde. Nun rechnet man auf dem Lande gewis zu wenig, wenn man auf einen Haushund 5. bis 6. Himten jährlich zu Brod rechnet. Ich nehme daher nur 4. Himten Rocken, die ein Stadthund jährlich verzehret, ſo bringt dieſes jährlich 16000. Himten, oder 700. Malter. Nun will ich den Freunden vieler Hunde wiederum recht viel einräumen. Denn ich will nur ſezen, daß der Wiſpel in recht wohlſeilen Zeiten 20. Rthlr. koſte, alsdenn aber verzehren ſo viel Hunde jährlich an Gelde 8000. Rthlr., koſtet der Wiſpel aber mehr, ſo ſteigt auch die Summe jährlich an Gelde. Hieraus ſiehet man, was die Conſumtion des Futters ſo vieler unnüzer Hunde im Ganzen bringt, und wie viel andere arme Menſchen davon könten erhalten werden, ja wie viel es zur Vermehrung der Theurung beyträget. Jedoch bey dem allen iſt hier die Rede nicht, daß man eben deswegen nicht alle Hunde aus den Städten verbannen, nur aber gewiſſe Schranken theils in ihrer Anzahl, theils in Anſehung der Leute, die ſie halten, theils aber in Betracht ihrer Art und des Herumlauffens ſezen könne. Man kan, deucht mir, vernünftige Menſchen in ſolchen an ſich in ihrer Maaſſe erlaubten Sachen nimmermehr ſo einſchränken.

Mittel, das Ausſchlagen des Salpeters an den Wänden zu verhüten.

Wie man das Ausſchlagen des Salpeters an den Wänden, und den damit verknüpften Abfall des Kalkes verwehren könte, habe dasjenige, ſo ich probat befunden, und mir vor etwan zwei Jahren von einem ausländiſchen Architekt recommendiret iſt, mittheilen wollen. Ich habe ein von Mauerſteinen aufgeführtes Gartenhaus oder Saal, welcher auf Pilotage halb über Waſſer ſtehet, an welchem alle Frühjahre, unter den Fenſtern, insbeſondere des ausſchlagenden Salpeters halber, der übertünchte Kalk abfiel. Dagegen habe nach dem mir gewordenen Rath, ſo viel Kühkoth unter den Kalk durchſchlagen laſſen, bis der Kalk gelblicht gefärbt wurde; mit dieſer Miſchung habe die Mauer überſezen laſſen, nachher abgeſezet und überweiſſen laſſen, wodurch kein Salpeter wieder ausgeſchlagen, und iſt gut weis geblieben, an andern Orten aber iſt die Mauer flekigt, und fällt ab, ſo, daß ich der Probe mehr verſichert bin. Die Miſchung des Kühkoths mus aber mit Fleis mit den Kalk geſchlagen werden. S. V.

An-

Angeſtellte Betrachtung
über die den 1. Nov. 1755.
ſo auſſerordentliche
Erdbeben und Meeresbewegungen,
wodurch
die Grundfeſte eines groſſen Theils Europens erſchüttert,
und einige derer Städten verunglüket worden.

Augsburg, den 26. Dec. 1755.

Die Witterung, Abwechslung der Kälte und Wärme, Ueberſchwem̃ungen und Erdbeben des zu Ende-eilenden Jahres, wo ein ausgebrochenes Kriegswetter von weitem blizzet, und ganz Europa zu entzünden drohet, ſind ſo auſſerordentliche Zeichen merkwürdiger Begebenheiten, welche allerdings verdienen, beſonders abgeſchildert, und durch Hülfe der Naturlehre und Geſchichtskunde, wohl beleichtet zu werden.

Unter dieſen iſt zuvorderſt zu rechnen die auſſerordentliche Naturbegebenheit, welche am 1. Nov. in einer Stunde ſo weit, an vielen Orten zugleich, durch erſchrökliche Erdbeben und ſchäumende Waſſerfluthen verſpührt worden; Und die bei nahe den gröſten Theil der Erdbürger des kleinen Europäiſchen Welttheils in Erſtaunen geſezzet; Wolte GOtt! es würden viele aus dem Sündenſchlaf hierdurch erweket worden ſeyn!

Menſchen, die in dieſem Jahrhunderte leben, haben ſeit der Waſſerfluth 1571. welche an dem nemlichen Tag ganz Oſtfriesland und die daſige Küſten und Seeſtädte überſtröhmet, nichts ſo fürchterliches geſehen: noch weniger von langer Zeit her ſo Schrökensvolle Zeitungen von Unglük gehöret, als das leztere groſſe Erdbeben leider in wenigen Minuten angerichtet hat.

Der traurige Zuſtand, in welchen Spanien, und am meiſten Portugall, hierdurch geſezzet worden, wird nun viele zu einer geheiligten Aufmerkſamkeit ermuntern;

und giebt auch würklich denen Naturkündigern zu tiefſinnigen Nachforſchungen ſehr reichen Stof. Die Moraliſten können darinnen gleichfalls eine Materie finden, die Schlüſſe der Vorſicht zu verherrlichen, um ſich vor der höchſten Majeſtät des allmächtigen Schöpfers demuthsvoll niederzuwerfen. Selbſt die Deiſten oder Atheiſten, welche alles dem Ohngefehr zuſchreiben, und demſelben eine Gewalt zueignen, welche die Hand eines GOttes nicht erkennen, der ſie noch ſchonet, da Er ſie von der Erde verſchlingen laſſen könte, müſſen hiebei in ſich gehen!

Ihr Spötter! ſchweigt, laſt ab von eurem Hohne,
GOttt ſchlägt das Haupt,* und ganz Europa bebt.
Ihr ſtolzen Städte, zagt! und merkts an eurer Krone!
Wer weis, wenn euch ſein Zorn in Schutt und Graus vergräbt.
. . . Nicht Liſabon allein hegt Sünder;
Die ſtraft des Höchſten Arm, da ſpäter, dort geſchwinder.

Jedoch, das beſagte Erdbeben und Waſſerbrauſen, welches ſo viel Unglük und Verwüſtung angerichtet, mus uns weniger Erſtaunen, als Schmerzen, und eine deſto mehrere Beſſerung verurſachen. = = = =

Groſſe Männer, die wir Naturlehrer und Sternkundige heiſſen, halten zwar dergleichen Phœnomena, ſo, wie alle übrige, für eine bloſſe Würkung der Natur, welche beſtändig nach denen ihr ſeit der Schöpfung vorgeſchriebenen Regeln handelt; Aber, ohne jedoch die Hand GOttes davon auszuſchlieſſen, als welche, ohngeachtet der Ordnungen, die der Natur beſchieden ſind, ſelbige oft zur Rache ihrer beleidigten Gerechtigkeit gebrauchet.

Vernunft und Schrift billiget es, wenn ein mit Vernunft begabter Menſch den Himmel und die Erde als die groſſen Werke GOttes betrachtet, welche die Macht und Weisheit des Allerhöchſten verkündigen; wobei ſo viele Sterbliche taub und unempfindlich bleiben.

Wir hoffen, daß dieſe über die leztere heftige Erderſchütterung vom 1. Novemb. angeſtellte Betrachtung viele empfindlich rühren, und alſo nicht ohne Nuzen ſeyn möge; zu welchem Ende es auch geſchrieben, und dieſe Betrachtungswürdige Beſchreibung, um mehrerer Deutlichkeit willen, in 4. Abſchnitte alſo eingeſchränket worden.

---

* Nach der Landkarte von Europa, das gleichſam ein ſizendes Weibsbild vorſtellet, formiret das Königreich Portugall das Oberſte vom Haupt.

Eine erläuterte Unterſuchung, nach phyſicaliſchen Gründen, von denen Urſachen des Erdbebens, und derer daher rührenden Veränderungen auf der Oberfläche unſerer Erden.

Der Bau der Welt hat ſeine Ausdehnungen in einer genauen Richtigkeit: ihre Triebfedern laufen in der vortreflichſten Ordnung: Alles bewegt ſich darinnen; alles lauft herum, und nach gewiſſen Abwechslungen von Stunden, Tagen, Monaten, Jahren und Seculis kommt alles wieder auf den nemlichen Punkt. Wir ſehen die Sterne in ihrem erſten Lauſe ohne die mindeſte Veränderung fortgehen, die Erde ihre beſtimmte Bewegung vollenden, das Meer ſeinen An- und Abflus zurük halten, die Flüſſe ihr nemliches Waſſer forttreiben, die Jahrszeiten abwechſelnd fort gehen, und wieder kommen, die Atmosphäre, die Dünſte durch eine beſtändige Attraction an ſich ziehen, und dieſe ſich in Winde, Regen, Nebel, Schnee, oder Hagel zertheilen, nach dem Verhältnis der Grade von Hize und Kälte, wovon die Luft gedrüket wird. Denn wenn die Meinung der Naturaliſten wahr iſt, tantum eſt infra quantum ſupra, ſo iſt auch klar, daß die auf unſerer Fläche operirende Phenomena gleichfalls ihre Würkung in dem Mittelpunkt der Erde haben müſſen. Alſo dörfen wir nicht gleichgültig ſeyn, wenn wir fühlen, daß die Erde unter unſern Füſſen bebet, und der Donner über unſern Häuptern krachet. Obgleich beides von einer gewaltſamen Preſſung der Luft herrühret, welche ein Zuſammenflus von ſalpetrigen u. harzigen Dünſten verurſachet, die der Wind bald auf dieſe Seite, bald auf eine andere treibet, und dis um ſo viel ungeſtümmer, daß, da ſie keinen Ausgang findet, ſich Luft zu machen, ſie nothwendig allenthalben auſtoſſen, und ſich einen Weg durch einen gewaltſamen Ausbruch bahnen, der, ſo zu ſagen, die Gewölbe des Himmels, und die Gründe der Erden erſchüttert. Alſo zertheilen der Regen und Hagel das Ungewitter, und die Erde eröfnet durch Stöſſe, welche die unmäſige Schwere der ſie überladenden Gebäude umſtürzen, ihre Poros, um den verſchloſſenen Dünſten, welche ſie preſſen, einen freien Lauf zu verſchaffen. Das Exempel einer mit ſpirituoſen Flüſſigkeit angefüllten Bouteillen macht die Sache begreiflich: Selbige mus nothwendig zerſpringen, wann der Pfropf der Gewalt der Göhrung widerſtehet. So iſt es bei nahe mit dem Erdbeben; welches ein berühmter Franzöſiſcher Gelehrter überhaupt, gleichwie alle Phönomena, durchaus für Bedürfniſſe der Natur hält: ſo, wie die Cometen, welche, ſeiner Theorie nach, die Ausdünſtung der Erden an ſich ziehen, um den Himmel zu erfriſchen. So ſind auch unter andern die feuerſpeiende Berge Veſuv, Aetna ꝛc. für die benachbarte Einwohner zwar Uebel, jedoch ſo nöthige Uebel, daß man ſehr undankbar gegen den Schöpfer ſeyn müſte, wenn man ſie nicht als Wohlthaten anſehen wolte, ohne welche die Erde denen Menſchen, wo nicht ein unerträglicher, doch wenigſtens ein ſehr beſchwerlicher Wohnplaz ſeyn würde, u. w. d. m. So weit geht die Theorie des Franzöſiſchen Schriftſtellers.

Wir wollen die Urſachen des Erdbebens nach phyſicaliſchen Gründen näher betrachten; zuvor aber noch einem Einwurfe hier begegnen, welcher von ſolchen ernſthaften, und es wohlmeinenden Leuten gemacht werden könte, die ſich in allen Bemühungen eine natürliche Urſache von Erdbeben anzugeben zu ärgern fähig ſind. Man ſolte aber billig erwägen, daß der ordentliche Lauf der Natur eben ſowohl durch die göttliche Würkung regieret wird, als die auſſerordentlichen und wunderbaren Begebenheiten. Alle

Begebenheiten ſind unter GOttes Regierung, und vollziehen ſeinen Willen. Feuer, Hagel, Schnee, Dampf und Sturmwinde richten ſeine Befehle aus. Pſ. 148. v. 8. Er ordnet und regieret nicht nur die Würkungen der Natur, ſondern hat auch ſeinen Einflus in die Handlung der moraliſch würkenden Dingen. Er lenket die Herzen der Regierer der Völker, wie es ihm gefällt. u. ſ. w. Gott gebraucht alſo, alle Creaturen zu Werkzeugen ſeines Willens. Die Erdbeben u. andere Naturbegebenheiten müſſen daher nicht mitgleichgültig noch weniger mit verächtlichē Augen angeſehen werden. Es ſind Zeichen, welche einſtens vor gehen können, wann Himmel und Erde ſich bewegen, u. der jüngſte Tag hernahet. Die Erde wird durch dergleichen Verwüſtung immer mehr zu ihrem Untergang zubereitet. a) Schon Plinius hat erwieſen, daß die Erde ſich ſelbſt verzehre; und ſo wäre ein hoher Berg Enbolas mit der Stadt Euride von derſelben verſchlungen worden; woraus zu erſehen, daß die Alten eben das angemerkt, was wir noch heutiges Tags erleben.

Will man nun aber die Natur des Erdbebens begreiflich erklären, ſo mus man vorher die Phænomena und alle erſinnliche Urſachen in Betrachtung ziehen. Man nimmt unterſchiedene Arten der Erdbeben wahr: b) Deñ zuweilen wird eine Stadt, oder Strich Landes mit den Häuſern, und allem dem, ſo darauf iſt, nur blos erſchüttert, welches die gemeineſte Gattung, und im Lateiniſchen Tremor heiſſet; bisweilen bricht die Gewalt der angezündeten Dünſten gerade über ſich aus, und ſtöſſet dasjenige, was oben darauf ſich befindet, per pulſum; oder concuſſionem über einen Hauffen; zuweilen bewegen ſich die Cörper hin und her, wie ein wankendes Schif, ſo inclinatio, arietatio genennet wird; bisweilen wird die Erde geöfnet, oder zerſpringet, wie dann auch wohl die Gewalt ſo ſtark ſeyn kan, daß davon groſſe Stüken Erde, und groſſe Steine in die Höhe geworffen werden, ja es ſinket wohl ein Stük Landes ein, und wird von anderer Erden, oder Waſſer bedeket. So hat man auch angemerket, daß ſich bei dem Erdbeben zuweilen ein Krachen, oder Getös befindet, ſo aber gar unterſchiedlich, indem daſſelbige bald einem Donner, bald einem Heulen, bald einem Brüllen eines Ochſen gleichet, wiewohl man auch dann und wann, dergleichen Getös höret, ohne daß ein Erdbeben darauf erfolget. Zu ſolchen Phænomenis gehöret auch das, wenn durch ein Erdbeben Städte oder ein Strich Landes verſinken, an deren Stellen groſſe Seen entſtehen, und neue Flüſſe werden, da vorher keine geweſen, und im Gegentheil verliehren ſich an den Orten die Waſſer, wo ſie vorher geweſen, und werden an deren Stellen Inſuln. In Anſehung ihrer Dauerung ſind ſie gar unterſchiedlich. Denn einige währen gar nicht lange, da man hingegen andere etliche Tage nach einander, ja gar Wochen, Monate und Jahre vermerket, davon die Neapolitaner und Sicilianer zu ſagen wiſſen. Selten geſchicht es, daß ſich die Erdbeben nur an einem Ort, oder an einer Stadt oder Fleken verſpüren laſſen; ſondern erſtreket ſich mehrentheils auf viele benachbarte Städte, Dörffer, Landſchaften, welchen anbei inſonderheit die bergichten und nahe an dem Meere gelegene Länder, als Peru, Calabrien, Sicilien ꝛc. unterworfen. Dieſe berührte Phænomena ſuchen die Naturlehrer aus gewiſſen Gründen aufzulöſen, wiewohl ſie darinnen nicht einig ſind, woher die Erdbeben entſtehen, und wie es damit zugehe; doch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß es mit dem Erdbeben folgende Beſchaffenheit habe: Es befinden ſich unter der Erden, ſonderlich an den bergichten Oertern viele Höhlen, leere von Luft angefüllte Löcher und Gänge, wel-

---

a) Siehe Referend. Th. IV. pag. 129.

b) S. den in allen Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher, p. 682.

ches aus der natürlichen Hiſtorie bekannt iſt, ohne denen keine Bewegung, wie ein Erdbeben iſt, geſchehen konnte; aus dem Unterſchied aber der Erdbeben, welchen man wahrnimmt, ſchlieſſet man, daß auch dieſe Höhlen unterſchieden ſeyn müſſen, ſowohl in Anſehung ihrer Gröſſe, als auch der Reſiſtenz, die ſie von den Seiten thun, dabei aber allenthalben ſo verſchloſſen, daß ohne Durchbruch kein Ausgang vor dem Dampf, und vor der Luft vorhanden. Doch die unterirrdiſchen Höhlen machen die Sache allein nicht aus: dann man findet in Teutſchland, Böhmen, Schottland, Ungarn, Siebenbürgen groſſe durch allerhand Metallen, am meiſten durch Steinkohlen ausgehölte Gänge unter der Erden; höret aber nichts von Erdbeben, mithin mus noch eine gewiſſe Materie vorhanden, und in den Höhlen eingeſchloſſen ſeyn.

Es befindet ſich in ſolchen unterirdiſchen Höhlen bald Waſſer und wäſſerige Dünſte; daher die Brunnen, Flüſſe und Seen ihren Urſprung haben, bald allerhand ſchweflichte und ſalpetriſche Ausdünſtungen, welches man ſonderlich von Italien weis; bald ein würkliches Feuer und Rauch, davon die Feuerſpeienden Berge Aetna und Veſuvius zeugen. Und hält man für wahrſcheinlich, daß hier ſchweflichte und ſalpetriſche Cörper zum Grunde liegen, und indem der Schwefel in eine Entzündung käme, ſo ſchlage der Salpeter aus einer ſonderbaren Antipathie mit dem Feuer über ſich, mit welcher Meinung folgende Umſtände überein kämen: Denn bei einem Erdbeben fahre viel Feuer mit einem ſchweflichten Geruch in die Höhe, und man höre dabei einen groſſen Schlag, welches anzeige, daß die ſchweflichte Dünſte angezündet würden, und der Salpeter mit Gewalt in die Höhe ſchlage, und weil der Schwefel und Salpeter ſich nicht an einem Orte unter der Erden befänden, ſondern nach der Beſchaffenheit der unterirdiſchen Höhlen zerſtreuet wären, ſo geſchehe daher das Erdbeben nicht auf einmahl, ſondern zeuge eine Erſchütterung nach der andern. Man ſahe dieſes an dem Pulver, welches Thürme, Häuſer, Berge über den Hauffen ſchmeiſſen, und gleichſam ein Erdbeben machen könte, und alſo ſchmeiſſe auch der Salpeter über ſich, wenn der Schwefel entzündet werde. Es geſchehen gemeiniglich die Erdbeben in den mittägigen Ländern, in welchen eine groſſe Menge Schwefel und Salpeter unter der Erden verborgen ſey, auch daher leicht zu begreiffen, daß wegen des ſchweflichten Geruchs, die Thiere ſich wegmachten, und wohl allerhand Krankheiten erfolgten. Die Entzündung geſchehe entweder durch einen Fall eines Steins auf den andern, oder durch die bloſſe Bewegung der widerwärtigen Theile, oder auch durch das unterirdiſche Feuer.

Andere gehen noch genauer, und merken an, weil unter der Erden viele Klüfften und Höhlen verborgen, durch welche oft ſtarke Waſſer-Ströhme giengen; an andern Orten hingegen ſchwefel- und ſalpetriſche, oder andere Feuer-fangende Ertze ſteken, ſo könnte ein jeder von dieſen Umſtänden eine Urſach des Erdbebens abgeben, wenn nemlich eine Kluft, es ſey aus was Urſach es wolle, ſich in einander ſenke, wenn die Waſſer etwas durchreiſſen, und einen Erd-Fall verurſacheten; oder durch den ſie durch das unterirrdiſche Feuer erwärmet würden, ſtarken Dampf aufſteigen lieſſen; oder auch wenn die Feuer-fangende Zeuge ſich erhizten und entzündeten. In der Erde treffen wir die gemeldeten Materialien häuffig an; es iſt auch Feuer genug in derſelben, ſolche Dinge aufzulöſen; ſolte nicht manchmal eine unterirrdiſche Entzündung entſtehen, unſere Oberfläche mit Krachen erſchüttern? es geſchicht leider, u. wir neñen dieſe betrübte Begebenheiten Erdbeben.

Hierzu können auch noch andere Urſachen mitwürken, davon wir einiger ihre

Meinungen mit hieher ſezen wollen, ſo zugleich auf die merkwürdige Veränderung unſerer Oberfläche der Erdkugel abzielen: ⸗ ⸗ Das über dem Seewaſſer erhabene Land, und inſonderheit die Berge, ſind gleichſam Brüſte der Erden, die das Waſſer, als die Milch der Erden, nicht allein auſſen v. dem geſchmolzenen Schnee, oder den herabfallenden Dünſten und dem Regen bekommen, ſondern zugleich, nach Varenii und vieler andern Meinung, aus den Adern der Erde ſelbſt, die aus der See durch unterirdiſche Gänge in der Erde ſich vertheilen. Wann dieſes ſo wahr iſt, ſo wahrſcheinlich es denen deucht, die die Meinung behaupten, ſo mus die öfters wütende See ihre Bewegung dem unterirdiſchen Waſſer mittheilen, u. die NB. über dem Seewaſſer erhabene Oerter untergraben. Auf ſolche Art müſſen ſie einen ſchwachen Grund bekommen, und alſo ſich mit der Zeit durch ihre eigene Schwere ſenken. ⸗ ⸗ Nebſt dem iſt es auch nicht unmöglich, daß die in der Erde würkende Wärme das Waſſer in Dünſte verwandelt, die in den Klüften der Erden eingeſchloſſene Luft ausdehnet, und dadurch die Hölungen der Erden, inſonderheit in den Bergen, wo ſie mit den Dünſten insgemein ihren Ausgang ſuchet, noch gröſſer machet. Dies mus nun nothwendig auch zu der Aushölung und Schwächung der Berge beitragen, daß ſie den äuſſerlichen Anfällen noch weniger widerſtehen können. Wir dürfen uns alſo nicht verwundern, wenn wir hören, daß Berge auf einmal einfallen, woven man viele Beiſpiele der alten und neuen Geſchichte weis. ⸗ ⸗ Daß das Erdbeben mit eine Haupturſache der Erniedrigung der über dem Seewaſſer erhabenen Oerter ſey? davon laſſen ſich viele betrübte Exempel anführen; und in den Zeitungen findet man faſt alle Jahr Nachrichten von deſſelben ſchädlichen Würkung. Es iſt aber auch an ſich begreiflich, daß durch dergleichen Erſchütterung die natürliche Feſtigkeit, mit welcher die Theile aneinander hangen, aufhören, und ſelbige getrennet werden müſſen. Sie ſezen ſich alſo nach den Geſezen der Schwere herunter, und füllen die Hölungen der Erden aus, die dadurch entſtanden, daß die in der Erden ausgedehnte Luft und Dünſte, oder die Materie des Erdbebens ſich einen Weg gemacht.

Die Materie, die das Erdbeben verurſachet, iſt nemlich eben das Feuer, ſo ſich bei den feuerſpeienden Bergen zu erkennen giebt, wie in dem Referendario p. 85. des 6ten Theils, von der Urſache der feuerſpeienden Berge, weitläuftig angezeigt worden. Es dehnet ſich die Luft in den Klüften der Erden mit Gewalt aus, und hat eben die Würkung, die das Schiespulver in angelegten Minen hat. Caſaubonus erzehlet, daß zu ſeiner Zeit im Canton Bern ein Dorf, Hyborn genant, durch einen im Erdbeben eingefallenen, 2000. Schritt von demſelben gelegenen, Berg ganz bedeket, und die ganze Gegend ein ebenes Feld worden. Ein ähnliches Schikſal hat die Stadt Plurs, im Graubünder Lande, 1618. ausgeſtanden, ſo daß man an dem Orte, wo die Stadt geweſen, nach der Zeit nichts als eine See geſehen. Kircher gedenket eines Erdbebens, da er ſelbſt einen Zuſchauer vieler betrübten Vorſtellungen eines Trauerſpiels mit abgegeben, in welchem faſt die ganze Stadt Euphemia in die Erde geſunken: Denn als dieſer P. Kircher 1638. am 25. Merz bei Lopiz anländete; ſo war das Erdbeben ſo entſezlich, daß das Meer ſiedete und brauſete, und die Erde ſo zitterte, daß viele 1000. Perſonen durch den Einſturz der Häuſer zerſchmettert, und die Neapolitaniſche Küſte 200. Italiäniſche Meilen lang dadurch faſt gänzlich umgeſtürzt, auch die gedachte Stadt mit allen Einwohnern in den Abgrund verſenket worden, an deren Stelle eine tiefe ſtinkende See entſtanden; (davon was mehrers in dem angeführten Dollmetſcher p. 683. beſchrieben worden.) Die feuerſpeiende Berge müſſen auch das durch allgemach zu ihrem Ende eilen, daß ſie von Zeit zu Zeit viele Materie auswerſen. Strabo führet aus dem Poſidoneo an, daß eine Stadt nicht weit von Sidon in Phönicien durch ein Erdbeben verſchlungen ſey. Was durch Ueberſchwemmungen für wichtige Veränderungen in dieſem Stüke haben vorgehen müſſen, iſt leicht zu erachten.

Der Untergang der erhabenen Oerter über der Erden, deren natürliche Urſachen am Tage liegen, drohet denen Quellen, Bächen und Flüſſen auch nothwendig den Untergang; Um der Weitläuftigkeit willen beruffen wir uns hier auf einige Schriftſtellen in dem Referendario pag. 113. im 2ten Theil. Es geſchiehet auch zuweilen, daß die Bahn der Flüſſe von dem herabgeſtürzten und zu Boden geſezten Schlamm, Erde und Sand ſo hoch erhöhet wird, als der Ort ſelbſt iſt, woraus das Waſſer entſpringet; ſo hat z. E. ein Arm vom Rhein, der vor Zeiten vor Leyden vorbei in das deutſche Meer ſich ergoſſen, ſchon vor einigen 100. Jahren dieſe Bahn verlaſſen. Da einige Flüſſe vorhin Schifreich geweſen, in welchen anjezo durchzukommen ſchwer wird; ſo läſt ſich ſchlieſſen, daß ihre Bahn erhöhet worden. Ja alle irrdiſche Materien, die bei ſtarken Fluthen und unruhigem Waſſer ſchwimmend erhalten werden, werden ſich bei ſtillem Waſſer ſezzen, und alſo werden Sandbänke, und endlich ganze Inſeln und Länder entſtehen. Wozu noch die bekannte Eigenſchaft des Meers ein vieles beitragen mus, daß es alle Körper, zumal die von leichterer Art ſind, als er ſelber iſt, an das Ufer auswirft. Daß die Maas, Schelde und der Rhein ganz Holland, Seeland und ein Theil von Flandern mitten in der See aufgeführet, iſt nicht unwahrſcheinlich. Die ſeichten Gründe bei Venedig, wo die groſſen Flüſſe, der Po, die Etſch, Brenta, Pavia und ſo weiter, ausflieſſen, die die Inſeln in dem Adriatiſchen Meer, die ihnen entgegen liegen, und auch die, worauf Venedig ſelbſt erbauet iſt, aufführen helfen, können mit der Zeit ſelbſt Land, und ſammt der Stadt mit dem feſten Lande vereiniget werden, da ſie zur Zeit der Ebbe ſchon blos liegen.

Aber es trägt nicht allein die durch die Flüſſe abgeführte Erde u. der Sand vieles zur Ausfüllung u. Erhöhung des Grundes der Seen bei; es wird zugleich die Erde durch groſſe Ueberſchwemmungen in die See geſtürzet, wie wir davon bei Modena Anzeigungen haben, da über dem Seegrund oder derſelben Strand, der ſich durch verſchiedene aus dem Meer ausgeworfene Dinge verräth, verſchiedene Lagen durch unterſchiedene Ueberſchwemmungen müſſen ausgeführet worden ſeyn, wo zugleich ein Erdbeben vorher kan gegangen ſeyn. Ferner wird die Erde von dem Meere untergraben, und durch Erdbeben in ſelbiges hineingeſtürzet. Auf dieſe Art ſind an der Oſtſee die Cüſten, und Pommern, und die berühmte Handelsſtadt Vineta in die See verſenket worden, da das Waſſer an deren ſtatt den Raum eingenommen. Rajus führet in ſeinem angezognen Tractat Carrero von Antony Betrachtung von Cornwal an, darinn dieſer Autor beweiſen ſoll, daß vorhin zu dieſem Lande eine Grafſchaft, Liones, gehöret. Er meldet ferner, daß in der Grafſchaft Suffolk faſt die ganze Stadt Donewich, ſamt der angränzenden Gegend von dem Meer verſchlungen worden. So iſt auch eine uralte Meinung geweſen, daß Sicilien und Italien mit des Meeres Kraft mittelſt eines Erdbebens von einander getrennet worden, nachdem ſie ein Stük Landes dazwiſchen weggeriſſen. Einige haben vermeinet, aus wahrſcheinlichen Gründen behaupten zu können, daß Engelland vorhin an Frankreich gehangen, und ſchon vor uralten Zeiten hat man dafür gehalten, daß die Meerenge bei Gibraltar, nachdem das feſte Land zwiſchen Europa und America von dem Weltmeer zerſtöhret worden, entſtanden wäre. Die Süderſee iſt nur vor einigen hundert Jahren entſtanden. Rajus führet an, daß bei Dortrecht in Holland, und bei Dulaart in Oſtfriesland viele Dörfer bei Einreſſung des Meers unter Waſſer geſezet worden, ſo daß noch einige Schlöſſer und Thürme hervorragten, als unverwerfliche Zeugen einer betrübten Begebenheit, von Sturm, Uberſchwemmung und Erderſchütterung.

Denn dieſe zerſtöhren nicht allein die erhabenen Oerter der Erden, die weit von dem Meer abgelegen, wie wir oben geſehen, ſondern ſtürzen auch ganze Städte und Länder in den Abgrund des Meers, zumal wenn ſelbige durch viele vorhergegangene Erſchütterungen mehr und mehr geſchwächet worden. In Jamaica iſt Pert Royal 1692. in wenigen Minuten durch ein Erdbeben faſt ganz zerſtöhret, und ins Meer verſenket worden. Strabo giebet dieſe Art Erdbeben, das herausdringen der Winde und das ſchnelle Aufſchwellen der mit dem Waſſer bedekten Erde für die Urſachen der Erzeugung der Inſeln an, und darauf erzählet er, daß in der Gegend der Stadt Methone in Pelopones in dem Eingang von Hermion die Erde ſich bis zur Höhe von 875. Schritten aufgeblähet, darauf groſſe unterbrochene Felſen, wie hohe Thürne geſtanden. Er ſezt hinzu, daß ein ſchweflichter Dampf davon die Urſache geweſen, und ſtark gerochen habe. Die Hize ſoll ſo gros geweſen ſeyn, daß das Meer in der Weite von 625. Schritte trübe geweſen. Ein wenig vorher ſchreibt er, daß mitten zwiſchen Thera und Theraſia, oder S. Erini, nicht weit von Candia, 4. Tage lang Flammen aus dem Meer herausgebrochen, ſo daß das Meer gekochet, und endlich wäre eine neue Inſel in die Höhe geſtoſſen worden, die in ihrem Umkreiſe 1500. Schritte gehalten. So viel, und noch weit ein mehrers würken die Naturbegebenheiten. Zum Beweis dienet

Eine kurz gefaste Erzehlung von allen denjenigen heftigen Erdbeben, und denen dardurch verurſachten Unglüksfällen, ſo ſich von Anfang der Welt gleich nach der Sündfluth, bis hieher auf unſere Zeiten zugetragen, ſoviel davon in denen Geſchichtbüchern am meiſten aufgezeichnet gefunden worden.

Vor der Sündfluth, die, nach dem heiligen Geſchichtſchreiber Moſes, im Jahr der Welt 1656. ſich zugetragen, war die Erde keinem Erdbeben, noch einigen andern erſchröklichen Naturbegebenheiten unterworfen. Durch dieſe Sündfluth, welche, a priori der berühmteſten Gelehrten Meinung nach, durch einen Cometen entſtanden, a) iſt unſere Erde erſt ſo alterirt, u. zu dergleichen Erderſchütterungen und andern Phænomenis anbrüchig geworden. Das groſſe Weltmeer iſt auch erſt dadurch entſtanden; und der Regenbogen wird, als eine nie geſehene Sache, nach der Sündfluth in der H. Schrift angeführt. Der berühmte Engeländer Whiſton hat eine beſondere Ausrechnung zu Stande gebracht, nach welcher derſelbe 549755. Millionen Menſchen heraus gebracht, die durch die Sündfluth vertilget worden. b) Will man nun weniger, als den halben Theil, und alſo nur 160000. Millionen annehmen; ſo iſt das ſchon eine erſtaunliche Anzahl Menſchen; Welches wohl möglich, wenn man voraus ſezt, daß die Menſchen vor der Sündfluth ihr Leben meiſtens auf 1000. Jahr gebracht. Nach derſelben ſpricht Moſes in ſeinem Liede: Unſer Leben währet 70. Jahr; wenns hoch kommt, ſo ſinds 80. Jahr. Weil nun nichts

---

a) S. Referend. 3ter Th. pag. 118.

b) Die gelehrte Geſellſchaft zu Londen hat auch ſeine Ausrechnung gut geheiſſen. Vid. Hiſtoire univerſelle depuis le commencement du monde &c. Tom. I. p. 181. ſq.

nichts von ungefehr geſchicht: ſo mus die Abſicht, nach Whiſtons Meinung, geweſen ſeyn, die Erde in ſo ferne zu verderben, daß der Menſch ſein Leben nicht mehr ſo hoch bringen, und die Majeſtät GOttes viele hundert Jahre beleidigen könne. Welcher Streit, welcher Krieg, welches Blutvergieſſen, würde nicht entſtehen, wenn noch eine glükliche Inſel übrig wäre, worauf man ſein Leben ſo hoch bringen könte, als vor der Sündfluth geſchehen. = = Eine ſolche erſtaunl. Veränderung der geſamtē Oberfläche der Erden hat dieſe alſo, und mit derſelben zugleich die Lebensjahre der Menſchen ſehr geſchwächt, und zugleich verurſacht, daß durch Abwechſelung allerhand Naturbegebenheiten, Feuer, Erdbeben u. Waſſersnoth, und dann durch Krieg, Peſt und Hungersnoth ꝛc. von Zeit zu Zeit ſo viele hunderttauſend Menſchen, noch über das alles ſo geſchwind dahin gerafft werden. Wir wollen dermalen nur das, was zu unſerer Abſicht dienet, bemerken, und vom Erdbeben alleine, und denen daher entſtandenen Verwüſtungen und Unglüksfällen eine Beſchreibung von da an bis hieher machen, ſo kurz als es möglich iſt, ehe wir die Relation von dem leztern heftigen Erdbeben liefern.

Zwiſchen 2. und 3000. Jahren haben ſich einige Erdbeben geäuſert, welche aber entweder wenig Schaden angerichtet, oder von den Geſchichtſchreibern nicht hinlängl. aufgezeichnet worden. Ao. 3475. iſt durch ein Erdbebē der Berg Montgibello, ſo heutiges Tages Aetna genant wird, in Brand gekom̄en, daß dadurch die ſo groſſe ſchöne Stadt Catana, mit allen umliegenden Oertern, dergeſtalt verwüſtet worden, daß, was noch von dem Erdbeben übrig geblieben, vollends durch die Flamme verzehret worden, wobei viele 1000. Catanenſer ums Leben gekommen. = = = Im Jahr 3578. iſt in dem Lande Peloponeſo, ſo jezt Morea heiſſet, und den Türken unterworfen iſt, ein groſſer Schade geſchehen, durch Erdbeben und Auslaufen des Meers, dadurch dann 2. ſeine Städte an dem Corinthiſchen Meerbuſen von der See überſchwemmet worden; eine hat geheiſſen Bura, die andere Helica. Ovidius, der 10. Jahr vor Chriſti Geburt gelebet, und hievon geſchrieben hat, meldet, daß die, ſo bei hellem Wetter und ſtiller See daſelbſt hergeſchiffet, die Mauren und Thürme noch zu ſeiner Zeit haben ſehen können.

A. 3726. iſt die Landſchaft Carië in Kleinaſien, ſamt der gegen über liegenden ſchönen Inſul Rhodis durch ein erſchrökliches Erdbeben erſchüttert, und jämmerlich verderbet worden; wobei auch das überaus groſſe Bild der Sonnen, Coloſſus genannt, eingeſtürzt worden. Welches darum merkwürdig, weil dieſer Coloſſus von ungeheurer Gröſſe war, von Erz gegoſſen, innwendig hohl, und mit groſſen Felſen ausgefüllet, die ihme das Gewicht gegeben hatten. Ein jeder Finger war ſo gros, als die Statur eines Menſchen ausmacht; und ſo nach Proportion das übrige. Er ſtund bei dem Eingang des Meeres, mit den Beinen auf Mauren an beiden Ufern auseinander geſperret, daß die gröſten Schiffe dadurch in den Rhodiſchen Seehaven einlaufen konten. Es wurde ſelbiger unter die 7. Wunderwerke der Welt gerechnet, und dienete bei Nachts denen Schiffen zu leuchten.

A. 3919. ungefehr 28. Jahr vor Chriſti Geburt, iſt durch ein anhaltendes Erdbeben ganz Judäa erſchüttert worden, wodurch viel 1000. Menſchen umgekommen, und das Land unſäglich Schaden erlitten, welches in dem 7den Jahr der Regierung des Königs Herodis war.

Nach der Geburt Chriſti A. 18. iſt das kleinere Aſien durch ein Erdbeben ſo gewaltig erſchüttert worden, daß 12. Städte dadurch zerfallen, unter welchen Epheſus, Sardes und Philadelphia die vornehmſten geweſen, zu deren Wiederaufbauung Tiberius das meiſte Geld hergegeben.

Anno 30. iſt in Judäa ein auſſerordentliches Erdbeben verſpühret worden; und zwar um die Zeit, da Chriſtus der Welt Heiland am Creuz ſeinen Geiſt aufgegeben. Damals begab ſich auch die wunderbare Sonnenfinſternis, wovon auch die Heiden ſchreiben, daß ſie gegen das Ende des 19. Jahrs der Regierung Tiberii ſich ereignet, und man die Sterne am hellen Tage geſehen habe, wie Phlegon Trallianus, Dionyſius Areopagita, Lucianus Martyr, Tertullianus und andere melden. Wie denn auch zur ſelbigen Zeit noch andere Wunderwerke ſich zugetragen, deren die Evangeliſten gedenken.

A. 58. iſt zu Rom zur Zeit Neronis ein Comet beobachtet worden, u. die Stadt Laodicea in Aſien durch ein Erdbeben faſt gänzlich zerfallen. : : Im 2ten Jahrhundert ſind wenige, und dabei ſehr geringe Erdbeben verſpühret worden. Hingegen hat A. 342. ein ſchröfliches Erdbeben viele Königreiche und Länder erſchüttert und verderbet, ſonderlich Antiochiam, die Hauptſtadt in Syrien, allwo der Erdboden ein ganzes Jahr gebebet. Die Stadt Durazzo in Dalmatien iſt faſt gar verfallen, wie auch etliche Orte in Italien. Zu Rom hat die Erde 3. Tage gezittert, wodurch alles in groſſen Schröken gerathen. In dem Jahr hernach hat dieſes Erdbeben die Stadt Neu Cäſarea im Lande Ponto ganz über einen Haufen geworfen, daß nichts davon ſtehen geblieben, als die Kirche und des Biſchofs Wohnung. Ein gleiches iſt hernach auch der Stadt Beritho in Phönicien widerfahren.

Im Jahr 365. ſind hin und wieder unerhörte Wetter geweſen, darauf groſſe Erdbeben erfolget, wodurch die Berge von ihrer Stelle verrüket worden, und die Waſſerflüſſe andere Gänge ſuchen müſſen; wo vorhin ebene Felder geweſen, da iſt man mit Schiffen gefahren, und der Erdboden hat an vielen Orten eine ganz andere Geſtalt bekommen. Darauf zu Conſtantinopel den 2. Jul. ein ſolcher Hagel gefallen, daß viel 1000. Menſchen und Vieh dadurch erſchlagen worden.

Anno 458. am 14 September hat abermal ein erſchröfliches Erdbeben Antiochien die Hauptſtadt in Syrien betroffen, dadurch alle vornehme Gebäude zu Grunde gerichtet worden. Dieſes Erdbeben hat auch zugleich faſt ganz klein Aſien, Griechenland, und die Inſuln im Joniſchen Meer betroffen. : : A. 465. haben ſich hin und wieder in Frankreich viele Erdbeben ereignet, auch ſind die Füchſe, Wölfe und Bären in die Städte gelaufen, allwo ſie viel Schröken u. Schaden angerichtet haben. Im Jahr 478. iſt gleichergeſtalt im Monat Sept. ein groſſes Erdbeben wieder zu Antiochia u. Conſtantinopel geweſen, wodurch viele groſſe Gebäude, ſonderlich Kirchen, niedergeriſſen, und etlich 1000. Menſchen getödet worden. Einige Jahre hernach ſind in der Landſchaft Dardanien durch Erdbeben 24. Schlöſſer eingefallen, u. etliche Dörfer und Städtlein ganz, und einige halb verſchlungen worden. Aber alle dieſe Erdbeben übertraf dasjenige, ſo in Syrien geſchehen iſt A. 526. den 9. May, da auf einen Freitag um Mittagszeit ein entſezliches Erdbeben die ganze Stadt Antiochien zugleich erſchüttert, und unzähliche Häuſer zu Boden geworfen hat. Es kam auch zugleich ein unterirdiſches Feuer aus, wodurch die Gebäude, ſo von dem Erdbeben noch übrig gelaſſen waren, durch die Flamme verzehret worden, dadurch viele tauſend Menſchen umkamen. Der Brand daurte noch 6. Tage, dadurch daß die herrliche Stadt und Zierde des ganzen Orients gänzlich zernichtet worden, da ſie kaum etwas über 800. Jahr ſeit ihrer Erbauung, oder vielmehr Erweiterung, geſtanden hatte. Darnach hat der Berg Veſuvius im Königreich Neapolis heftig gebrannt, viele Stein und Aſche ausgeworffen, u. das benachbarte Land verderbet. Nach dieſem hat das Meer bei Frisland ſo gewütet, daß es daſelbſt die Teiche zerriſſen, und das Land überſchwimmet, wobei über 6000. Menſchen und noch weit mehr Vieh ums Leben gekoñen.

Anno 552. hat ein erſchrökliches Erdbeben das ganze Griechenland erſchüttert, und etliche Städte ganz und gar umgekehret: Das Meer hat ſich damals auch aufgeſchwellt, daß es an vielen Orten ins Land getretten, und nachdem es wieder an ſeinen Ort gekehret, viele Gattungen fremder Fiſche auf dem Trokenen gelaſſen. = = Anno 555. den 15. Aug. hat ein gleiches Erdbeben, viel ſchöne Gebäude, auch einen groſſen Theil der Stadtmauren zu Conſtantinopel darnieder geworffen, und iſt dazumal, das Meer ſtatt da es bei vorigen Erdbeben aufgeſchwollen, dermalen 2000. Schritt vom Erdreich zurük getretten, wodurch viele Schiffe beſchädiget worden. Im 2ten Jahr hernach als 557. iſt die Plage wieder gekommen, und hat etliche Tage nach einander gewähret, worauf das folgende Jahr eine ſolche Peſtilenz entſtanden, daß man zu Conſtantinopel noch tauſend Todengräber zu den vorigen annehmen, und zulezt, weil auch dieſe die Leichname nicht begraben konten, ſelbige ganze Wägenvoll in das Meer führen müſſen.

Anno 562. hat ſich ereignet, daß in Frankreich ein Berg an dem Flus Rhone herlief, und auf welchem ein Städtlein gebauet war, etliche Tage lang von innen heraus einen Ton von ſich gegeben, gleich einem ſchröklichen Brüllen, worauf er ſich von dem andern Berge, daran er hieng, auf einmal ledig gemacht, und mit dem Städlein, ſamt allen, was ſonſten darauf war, in den obgemeldten Flus herab geſtürzet. Welcher Fall in vielem gleich komt demjenigen, ſo dem Städtlein Plürs in Graubündten im Jahr Chriſti 1618. widerfahren iſt.

Anno 615. hat ein Erdbeben das ganze Italien faſt ein ganzes Jahr durch wiederholte Stöſſe erſchüttert, worauf eine abſcheuliche Seuche erfolget ; Und darauf

Ao. 684. hat der Berg Veſuvius entſezlich gewütet, und groſſen Schaden angerichtet.

Anno 740. den 26. Oct. iſt ein erſchrökliches Erdbeben zu Conſtantinopel geweſen, welches viele Kirchen, Klöſter und Palläſte über einen Hauffen geworffen hat. Ein gleiches iſt auch zu Nicomedia und andern Staaten in Aſien geſchehen, allwo das Erdbeben noch viel länger gewähret, worauf 741. in Calabrien und Sicilien eine grauſame Peſt entſtanden, welche von dannen wieder in Griechenland und Conſtantinopel gekommen: daran ſo viele Leute geſtorben, daß man ſie nicht alle begraben können.

Einige Jahr hernach, nemlich 750. war ganz Sirien durch ein Erdbeben dermaſſen erſchüttert, daß etliche Städte und Fleken über die Berge herab in die Thäler geſtürzt worden, und das Land dadurch ganz ein anders Anſehen bekommen.

Anno 789. iſt ein gros Erdbeben zu Conſtantinopel geweſen, und ein groſſer Theil der Stadt im Rauch aufgegangen. Auch iſt die Tüber zu Rom ſo ſehr gewachſen, daß ſie über die Mauren gegangen, und das Waſſer an vielen Orten 6. Ellen hoch in der Stadt geſtanden.

Anno 847. hat ein heftiges Erdbeben faſt ganz Italien erſchüttert, ſonderlich Benevento. Die Stadt Iſcania, iſt faſt ganz, und ſonderlich die Hauptkirche verfallen, und der Biſchof mit vielem Volk erſchlagen worden.

Ao. 1034. hat ein erſchrökliches Erdbeben, ſo 40. Tage nach einander gewähret, Thracien und Syrien erſchüttert, und groſſen Schaden zu Conſtantinopel gethan. Cedranus ſchreibet, es ſeyen etliche Städtlein und Dörffer von der Erden völlig verſchlungen worden.

Anno 1040. ware wieder zu Conſtantinopel und in Aſien ein groſſes Erdbeben, wodurch die berühmte Stadt Smirna faſt ganz zerfallen iſt.

Ao. 1064. iſt abermal zu Conſtantinopel, und in ganz Thracien und dem kleinen Aſien, ein ſehr gefährliches Erdbeben geweſen, daß ſich bis ins folgende Jahr erſtreket, dadurch nebſt unzählichen ſchönen Gebäuden, auch die St. Sophien Kirchen umgeſtürzt, und viele 1000. Menſchen erſchlagen worden. Ein gleiches Erdbeben hat ſich auch hernach in Engelland im Jahr 1081. geäuſſert.

A. 1175. ſind entſezliche Erdbeben geweſen, ſonderlich in Syrien und Damaſcus. Dieſe Plage hat auch die Inſul Sicilien gewaltig mitgenommen, daß in und bei der Stadt Catana in die 2000. dadurch ums Leben gekommen.

Anno 1199. hat ein Erdbeben die Stadt Conſtantinopel entſezlich erſchüttert, der Griechiſche Kaiſer Alexius begab ſich aus ſeinem Pallaſt, und wolte hinaus aufs Felde, da that ſich die Erde vor ihm auf, und verſchlang ſehr viele Menſchen.

Ao. 1248. ſind erſchrökliche Erdbeben und Feuersbrunſten in Savoien und Piemont geweſen, alſo daß ſie nicht allein die Gebäude und Thürne, ſondern auch ganze Berge umgeſtürzet haben, dabei über 9000. Menſchen, und eine Menge Viehe umkommen.

Anno 1298. war ein erſchrökliches Erdbeben in Italien, wovon viele Häuſer, ja ganze Städte zerfallen, und unzehliche Menſchen umgekommen ſind. Der Pabſt war damals zu Reata, begab ſich auf den Kirchhof am Prediger-Cloſter, und enthielt ſich mit den Cardinälen, und ſeinem ganzen Hofſtaat in Strohhütten und Gezelden, wiewohl es kalt, und nach St. Andreas-Tag war.

Anno 1348. iſt in Oeſterreich, Steurmarkt, Kärnten und Ungarn ein groſſes Erdbeben geweſen, das 40. Täge lang gewähret hat, wodurch der Orten 26. Städte und Schlöſſer, nebſt eine groſſe Menge Menſchen zu Grunde gegangen ſind; darauf iſt die Peſt wieder gekommen, ſo vor einem Jahr auch in ſelbigen Landen ſich geäuſſert hatte.

Anno 1395. iſt ein gefährliches Erdbeben und Sterben in Teutſchland geweſen. 1427. iſt im Lande Catalonien, ſo zum Königreich Arragonien gehöret, ein entſezliches Erdbeben geweſen, wovon bei 20. Städte, gros und klein, ſtark erſchüttert, und zum Theil verfallen ſind. Auch iſt bei Montpelier ein Städtlein ganz verſchlungen worden; darauf in etlich Jahren in Teutſchland ſo groſſe Waſſerfluten entſtanden, daß die Flüſſe ausgelauffen, faſt alle Brüken, ſonderlich auf der Elbe, abgeworffen worden, und unſäglicher Schade an Menſchen, Vieh und Häuſern geſchehen: wie dann allein in Thüringen dadurch 40. Dörffer ganz zu Grund gegangen.

Ao. 1509. im Monat Aug. hat ein heftiges Erdbeben die Stadt Conſtantinopel etliche Täge hintereinander grauſam verſchüttert, daß viele Gebäude eingefallen, und darunter bei 13000. Menſchen lebendig vergraben worden. Die Mauren und Thürne der Stadt ſind auch meiſtens niedergeworffen worden; welche nachgehends der Gros-Türk Bajazeth in Zeit von 3. Monaten durch 70,000. Werkleute wieder aufbauen laſſen.

Anno 1523. ſind durch das Erdbeben in dem Königreich Granada, einige Städte und Schlöſſer übel zugericht, und zum Theil von der Erden verſchlungen worden. Welches Erdbeben, noch in vielen andern Königreichen, zumal bis Neapolis ſich erſtreket hat, welches mit Blizen und Donnern vergeſellſchaftet war, daß dadurch, nachdeme eine groſſe Uberſchwemmung darauf erfolgt iſt, viele Häuſer und ganze Dorfſchafften und Schlöſſer verwüſtet, und zum Theil gar weg geſchwemmet worden. Darauf 1530. Rom von der Tüber überſchwemmet worden, wodurch allein zu Rom bei 600. Häuſer eingefallen, und auf dem Lande etliche 1000. Menſchen elendiglich ertrunken. Die Ergieſſung des Gewäſſers von der Tüber iſt ſo gar auf dem Campo Flore eines Spiſſes hoch geſtanden, folglich 7. Spannen höher, als es bei Pabſt Alexanders Zeiten geweſen. Dergleichen erſchrökliche Uberſchwemmung hat auch die ganze Niederlanden betroffen, wobei viele Menſchen und faſt alles Vieh ertrunken, und bei nahe alle Dörffer, zwiſchen Antwerpen und Berg Opzoben zu Grunde gegangen; wobei das Unglük noch vergröſſert worden, da die Gewalt des Waſſers die Dämme durchbrochen, wodurch Seeland ziemlich verwüſtet, und gleichfalls viele tauſend Menſchen und Vieh dabei umgekommen. Die Thürne in der Stadt Fliſingen, worauf ſich viel Volks gerettet hat, ſind dadurch umgekommen, ja vieles Volk im Lande, ſo gleichfalls auf die Thürne, Berge und Bäume geflohen, ſind hernach, als das Waſſer überhand genommen, ohne alle menſchliche Hülfe geweſen, und folglich Hungers geſtorben.

Das darauf folgende 1531. Jahr war für Liſabon unglüklich, dann im Januarii iſt ein ſo groſſes Erdbeben daſelbſt entſtanden, daß 200. Häuſer dadurch eingeſtürzt, und bei 1000. Perſonen erſchlagen worden, ohne was ſonſten für Schaden dadurch an anderen Gebäuden geſchehen, welcher auch nicht gering war. Die Einwohner haben etliche Monathe ſich in die Stadt nicht mehr getrauet, aus Forcht erſchlagen zu werden, indeme einige Wochen lang noch wiederholte Stöſſe des Erdbebens verſpühret worden.

Anno 1571. begaben ſich in Niederlanden am Allerheiligen Tag mit dem neuen Mond und Springflut ſehr groſſe und hohe Waſſerfluthen, mit Verſpührung ſtarker Erderſchütterungen, welche in Antorff, Inſprug, Seeland und Holland groſſen Schaden gethan, viele Dörffer ganz weggeführet, und viele Menſchen und Viehe erſäuffet; jedoch hat ſolches in Friesland den gröſten Jammer angerichtet.

Anno 1580. lies ſich ein Erdbeben ſpüren durch die ganze Niederlanden, ſo empfunden war von Cöllen an bis Paris, und alſo fortan in Engelland bis York hinan. Darauf wütete eine gemeine Seiche durch ganz Europa, welche erſtaunlich viele Menſchen hinraſte. Im Junio war dieſe Seuche in Sicilien: im Julio in Rom, und in andern Orten Italiens: im Auguſt in Conſtantinopel: im Sept. in Teutſchland und Ungarn: im October in Pomern und Mekelnburg und andern Landen an der Oſt-See. Endlich aber im Chriſtmonat in Dänemark, Schweden und Liefland.

Fünf Jahr darnach, als 1585. geſchahe in der Schweiz ein grauſamer Erdbeben, da den vierten Tag darauf ein groſſer Berg, welcher von dem Dorf Hiborn, 3. Stund Wegs abgelegen, zerborſtet, und aus der Kluft ein ſo heftiger Wind heraus gegangen, daß er groſſe Steine, Erdſchollen, u. d. g. mit ſich geführet, auch endlich den Hügel, ſo über ſolche Kluft geweſen, herab geriſſen, auf gedachtes Dorf geſchmiſſen, und dardurch alles jämmerlich bedeket, und zerſchmettert

Anno 1588. war in ganz Frankreich ein heftiges Erdbeben, dadurch faſt alles zerſchüttert worden. Zwei Jahr darauf verſpührete man dergleichen Erdbeben in ganz Ober-Ungarn.

Anno 1607. geſchahe zu Würzburg ein entſezliches Erdbeben, wobei die Erde an einem Ort 60. Klafter tief verſunken.

1603. ereignete ſich in Siebenbürgen ein ſtarkes Erdbeben.

1618. bemerkte man dergleichen auch in Bearn.

Das 1612. Jahr hat ſich durch erſchrökliches Erdbeben, Sturmwinde, anlauffende Waſſerſtröme, u. d. g. ſehr unglüklich geendiget, und hin und wieder unſäglichen Schaden gethan. Auf dem Meer giengen dadurch eine groſſe Menge Schiffe zu Grunde, daß in Frankreich und Engelland etlich 1000. Todenkörper, und in Holland über 1200. auf den Schiffen verunglükten Menſchen ans Land geworffen gefunden worden, ohne was ſonſt an Gütern und Waaren zu Grunde gegangen. Ordenburg und Yſendigk in Flandern hätten bei nahe durch dieſen Sturm ihren Reſt bekommen, wie dann auch Fliſſingen und Sluys einen harten Stos ausgehalten, und groſſen Schaden an den Mauren angerichtet.

In Italien war der Po, die Tiber, und andere Waſſerſtröme, dergeſtalt angelauffen und aufgeſchwollen, daß ſie hin und wieder groſſen Schaden thaten, welchen das Römiſche, Mantuaniſche und Ferrariſche Gebiet am meiſten betroffen.

Desgleichen hat ſich in Weſtphalen ein ſolches Erdbeben ſpühren laſſen, daß viele ſchöne und groſſe Gebäude zerriſſen, und völlig über einen Hauffen geworffen worden.

Solches iſt auch in der Inſul Candien geſchehen, daß alſo an ſelbigen Orten dieſes Jahr ein trauriges Gedächtnis hinterlaſſen. Welches Unglük zugleich Lautenbach an der Bergſtraſſe betroffen, wo zugleich durch Sturm und Uberſchwemmung viele Menſchen und Vieh umgekommen.

Das 1615. Jahr fieng mit erſchröklichen Ungewittern an, wodurch in Böhmen, Thüringen und Weſtphalen viele Menſchen und Vieh umkamen. Im Februario war darauf in Ungarn, Böhmen und Oeſterreich ein ſtarkes Erdbeben entſtanden, welches man am meiſten zu Wien und Prag empfunden.

Anno 1618. den 4. Sept. Abend bei Aufgang des Vollmonds verſpürte man in der Schweiz ein Erdbeben, wodurch der erſchrökliche Einſturz des Bergs Conto geſchahe, davon der Fleken Plürs, und das Dorf Schilem, mit 200. Gebäuden, und bei 1000. Menſchen unter einem entſezlichen Gepraſſel und Krachen zerſchmettert worden, davon ein grauſamer Staub und Rauch mit Feur und Schwefel vermiſcht, in die Höhe geſtiegen; durch dieſen Fall wurde der Flus Meyra an ſeinem Lauf gehinderet, und zeigte ſich an dieſem untergeſunkenem Ort ein See dafür.

Anno 1620. den 19. Febr. äuſſerte ſich am Rhein, um Boppart, Ober-Weſel, St. Goar, im Naſſauiſchen und in Heſſen ein heftiges Erdbeben; ſo auch zu gleicher Zeit in Wien verſpüret wurde, darauf ungewöhnliche und ſchrökliche Donnerwetter erfolgten.

Anno 1623. den 29. Nov. geſchahe ein ſtarkes Erdbeben, und heftige Waſſerflut, erſteres hat in der Pfalz vielen Schaden gethan, und leztes viele Brüken weg getrieben, 3. Bollwerke zernichtet, und viele Veſtungen in Niederlanden ruinirt Zu Arnswik und Antwerpen brachen die Dämme aus, davon viele Gebäude weggeſchwemmet, und eine Menge Menſchen und Vieh ertrunken. In Flandern, Seeland, und auf dem Mittelländiſchen Meer giengen viele reich beladene Schiffe durch Sturmwinde unter.

Anno 1624. entſtund zu Argenta ein erſchrökliches Erdbeben, dadurch 130. Häuſer und viele Kirchen und Thürne völlig zernichtet, und die noch übrigen Gebäude dermaſſen zerriſſen worden, daß über 50. groſſe Klüfte in der Erde zu ſehen geweſen, woraus ſodann Waſſer, und ein abſcheulicher Geſtank gegangen.

Anno 1625 ereignete ſich im Budjadinger Land und Bambergiſchen ein Erdbeben, dabei der Berg Trudenleiden von einander geborſtet, und durch ſein Zerfallen ein groſſer Strich Landes bedeket, und viele Menſchen zerquetſchet:

Anno 1626. hat im Jan. zu Worms, und im May in Calabrien ein heftiges Erdbeben gewütet, ſo zu Cantazaro, Nicaſtro, Caſtel, Migliavina, und andern Orten, viele Gebäude und Menſchen verſchlungen. Darauf durch ungewöhnliche Waſſerflut, zu Madrit viele Brüken, und zu Salamanca die Vorſtädte mit 7. Klöſtern weggeführet worden. Desgleichen hat ſich der Flus Guadalquivir, und der Comerſee in Italien alſo ergoſſen, daß ganze Städte u. Dörfer, mit ſamt ihren Einwohnern weggeflöſſet worden. Durch Sturmwind giengen auf dem Meer viele reichbeladene Kriegsſchiffe, ſo nach Liſabon fahren wolten, unter, deren Werth von Diamanten und dergleichen auf 8. Millionen und 66000. Ducaten waren, und eine erſtaunliche Menge Schifvolk gienge hierbei zu Grund.

Anno 1627. den 30. Juli geſchahe in Apulien ein erſchrökliches Erdbeben, welches 5. Stunden gedauret, aber mit ſolcher Heftigkeit gewütet, daß es eine rechte Zerſtörung zuwegen gebracht: In der Stadt St. Severo ſtürzte es alle Palläſte, Häuſer und Thürne ein, daß man hernach nicht einmal die Pläze und Gaſſen mehr unterſcheiden könte, dabei die Einwohner faſt alle ihr Grab unter den Steinen gefunden. Auſſer dem betraf dieſes Unglük in Apulien die Stadt Terimici, Serra Capriola, St. Paulo, Torre Maggiora, Caſtel Nuovo ꝛc. Das Land Della Procina, und die Städte Aſcoli, Bovino, Troja, Trani, Andria, Foggia, Fortora, Campomarino, Remiti, Guaſto, Francavilla, Hortona, deren etliche ganz, andere zum Theil zernichtet worden. Uberhaupt ſollen bei 27. Oerter den gröſten Schaden erlitten haben, und über 17,000. Menſchen dabei umkommen ſeyn. Der See Liſia blieb dazumal etlich Stunden troken, und der Berg di Civita zerborſtete in 3. Stüken, wobei 3. groſſe Klüften mit Schröken erbliket wurden: zu Roſetto that ſich das Erdreich auf 12. Meilen weit von einander, und zu Chicuri ries das Erdbeben einen ganzen Wald ein, daß nicht ein einziger Baum übrig blieb.

Anno 1631. im Dec. war zu Neapolis ein Erdbeben, dabei die Luft verfinſtert, und mit abſcheulichen Geſtank angefüllet war, wobei der Berg Veſuvius entſezlich wütete, mit einem auſſerordentlichen Krachen, und die ganze Stadt mit Aſchen und Steine bedekte, dabei ſich das Waſſer im Haven von Neapolis faſt ganz verlohr. Caſtell de Greco war bis auf den Grund verhöret, dabei die Einwohner faſt alle in der heiſſen Aſchen verſtiket. Der Verluſt dabei war kaum zu ſchäzen, und der Berg ſelbſt ſoll bei dieſem heftigen Erſchüttern an der Gröſſe abgenommen haben. Im Oct. darauf verſpührte man abermal ein Erdbeben, und der Berg Veſuvius warf viel Feur, Aſche und groſſe Steine aus, und die Waſſer ſchwelleten dermaſſen auf, daß viele Häuſer und Menſchen weggeſchwemmet wurden.

Anno 1633. in Sicilien war zwiſchen der Stadt Catanea und dem Berg Aetna ein prächtiges Schlos mit 100. Häuſern durch ein Erdbeben völlig mit den Einwohnern verſunken. In 2. Jahren darauf entſtunde ein heftiges Erdbeben zu Meſſina, welches viele Gebäude umwarf, und damit eine groſſe Anzahl Menſchen erſchlug.

Anno 1636. ereignete ſich auf der Venetianiſchen Inſul ein erſchrökliches Erdbeben, welches den erſten Tag zu Nacht 2. Stund lang anhielte, den andern Tag darauf 13mal wieder kam, und den 3ten Tag faſt alles umgeworffen, und viele Menſchen erſchlagen hat.

Anno 1638. geſchahe in Calabrien ein entſezliches und viele Täge anhaltendes Erdbeben, wodurch die Städte Poliguano, Nicaſtro, Matorano, ein Theil von Coſenza und Nocera, nebſt vielen Fleken und Dörffern ganz umgeſtürzet, und bei 60,000. Menſchen elendiglich umgekommen. In Sicilien ſpührte man dergleichen Unfall, wie dann zu Meſſina: da der Kirchthurn über 300. Menſchen auf einmal dabei erſchlagen hat.

1639. zu Chicheſter in Engelland ereignete ſich ein wunderbares Erdbeben: vor ſelbigem war bei hellem Tage alles mit Finſternis angefüllet, darauf ein entſezlicher Geſtank von Pech und Schwefel erfolgte; worauf ein ſo heftiges Erſchütteren war, daß viele groſſe Gebäude u. Kirchen ſich ſpalteten und umſtürzten, dabei viele Menſchen erſchlagen worden. In der Neapolitaniſchen Landſchaft Abruzzo äuſſerte ſich eben ſolche Landplage, und zwar ſo heftig, daß 20. Fleken und Dörffer einfielen, und viele Menſchen umkamen.

Anno 1640. den 4. April war in Braband, Flandern und Cölln, bis nach Geldern, Nimwegen und Utrecht ein heftiges Erdbeben, mit einem entſezlichen Geräuſch, welches viel Schaden verurſachte.

1641. geſchahen in Perſien erſtaunliche Erdbeben, wovon das eine 3. Tag gedauret, einen entſezlich hohen Felſen zerſpaltet, und einige der vornehmſten Städte mit 200,000. Menſchen zernichtet; das andere aber in der Provinz Anziron, die Städte Riangaſan und Mikau gröſtentheils ſamt 100,000. Menſchen in einigen Minuten verſchlungen hat.

1642. war durch die ganze Lombardie ein starkes Erdbeben, welche viele Gebäude niederries. Auch hatte ſich dergleichen zu Turin heftig geäuſſert, daß viele Häuſer und Menſchen vernichtet worden: Die Waſſerfluthen und Uberſchwemmungen haben in Italien und Teutſchland viele Oerter gänzlich überſchwemmet, dabei eine Menge Menſchen ums Leben gekommen, und der Verluſt an Gütern und Waaren war gar nicht zu ſchäzen.

Anno 1644. in der Grafſchaft Nizza di Provenza äuſſerte ſich ein Erdbeben, wodurch 5. Fleken und viele Menſchen verſchüttet worden.

Anno 1646. zeigte ſich zu Conſtantinopel ein grauſames Erdbeben, dabei das Meer dergeſtalt zurük trat, daß 135. gros und kleine Schiffe auf dem Sande ſizen geblieben; zu gleicher Zeit war dergleichen zu Livorno, wodurch viele prächtige Häuſer, nebſt dem Schlos über einen Hauffen fielen, dabei viele Menſchen elendiglich erſchlagen worden; und der Schaden wurde auf 300,000. Realen geſchäzet.

Anno 1650. ſpührete man in Baſel ein heftiges Erdbeben, wovon viele Thürne und Häuſer eingeſtürzet wurden.

Anno 1651. war in den Spaniſchen Ländern Peru und Chili ein ſo gewaltſames Erdbeben, dadurch verſchiedene ganze Städte untergangen, Felſen und Berge zerriſſen, und zum Theil von der Erden völlig verſchlungen worden.

Anno 1653. war zu Ceſena und Faenza ein heftiges Erdbeben 3. Tage hinter einander, daß, was noch davon lauffen konte, muſte ſich vor dem Umſturz der Häuſer auf das Land flüchten.

Anno 1654. äuſſerte ſich in dem Königreich Neapolis, ſonderlich in den Städten Sora, Iſola, Roccaſecca, Arpino, Aquino und Iſoleta den 23. Jul. bis den 12. Aug. ein ſolch erſchrökliches Erdbeben, welches auſſer unzehlichen Häuſern und Kirchen, etliche 1000. Menſchen zerquetſchet; wie dann in der Landſchaft Abruzzo bis zu Anfang des Auguſts ſchon 2500. Tode aus dem Schutt der eingefallenen Häuſern hervor gezogen worden. Aus dem Berg Cayre, welcher entzwei geborſtet, entſprung ein ſchnelles und rauſchendes Waſſer.

Anno 1656. im Febr. war in der Stadt Tripoli in der Barbarei ein ſo heftiges Erdbeben, daß über die Helfte der Stadt völlig umgeſtürzt wurde; welches man auch in Peru ſo heftig empfand, daß die Städte Lima und Cala groſſen Schaden erlitten.

Anno 1657. war ein entſezliches Erdbeben zu Neapel, Calabrien und Touraine, welches mit ſolcher Heftigkeit wütete, daß dadurch viele groſſe Gebäude umgeſtürzet, und eine erſtaunliche Menge Menſchen plözlich umgekommen. In dieſem Jahr zeigte ſich dergleichen ſchrökliches Erdbeben auch in Salerno, welches 5. Täge anhielte, und einen groſſen Umſturz verurſachte.

Anno 1658. entſtunde zu Malta ein heftiges Erdbeben, ſo 13. Täge anhielt. Zu Meſſina hat ſolches noch ſchröklicher gewütet; in dem Königreich Chili iſt die Stadt Conception, und in der Inſul Cephalonia 2. groſſe Dörffer mit allen Einwohnern auf einmal verſunken.

Anno 1660. entſtund an dem Täg des Beilagers des Königes mit der Infantin, ein ſtarkes Erdbeben in Paris, welches ſich weit in Spanien hinein gezogen, wodurch auch einige warme Bäder ausgetilget worden, die auch nach der Zeit nicht mehr hervor gequollen.

1667. war die vornehme Stadt Raguſa in Dalmatien durch ein heftiges Erdbeben faſt gänzlich in einem Augenblik umgeſtürzt, darauf durch eine entſtandene Feuersbrunſt vollends verzehret wurde, was erſteres übergelaſſen.

Anno 1672. war in der Inſul Stanche im Archipelago, ſo 60. Italiäniſche Meilen im Umkreis hatte, durch ein erſchrökliches Erdbeben mit Menſchen und Vieh ganz verſchlungen, daß man nachhero an ſelbigem Plaz nichts als die Spize eines hohen Thurns aus einem Waſſer herfür ragen geſehen.

Anno 1680. geſchahe in der Stadt Malaga ein entſezliches Erdbeben, dabei es über die Helfte mit vielen Einwohnern zu Grunde gegangen.

Anno 1688. wütete ein ungeheures Erdbeben in Italien, ſo die halbe Stadt Neapel zu einem Steinhauffen verwandelt. Und in der Stadt Benevento blieb faſt weder

Gebäude noch Einwohner übrig, in ſolchem ſchröklichen Erdbeben.

Anno 1692. war dergleichen in Sicilien, dabei Syracuſa und Catanea faſt ganz umgeſtürzet, Auguſta zu einem groſſen See, und 30. kleine Städte zu kalen Steinhauſſen gemacht; es ſeynd weit über 100000. Menſchen dabei umgekommen, und der Schaden war unnamentlich.

Anno 1701. entſtund ein Erdbeben in Schneeberg vom 13. bis 27. Merz, welches man auch in allen herumliegenden Bergſtädten geſpühret hat.

Anno 1703. am 14. Jan. entſtund zu Rom ein entſezliches Erdbeben, welches faſt durch alle Provinzē des Kirchenſtaats, wie auch die Provinz Abruzzo in Neapolis betraf, und that an den Gebäuden einen groſſen Schaden; doch war es noch viel heftiger in Romaney zu Sabina, Umbria, und Campagna; Leoneſſa gieng faſt mit allen Einwohnern völlig unter. Nicht weniger betraf es Noricia, la Preci, le Corone, Monte Leone, Caſcia mit 36. Landgütern und Schlöſſern. Desgleichen Caſtellmio, Piedeval, Montebuſſo, Tripont, Cereto, Conte Monteleale, la Poſta, la Matrice, Viſco, Regno, Borgho, S. Petro in Regno, Barbane in Regno, Aquila die Hauptſtadt in Abruzzo, und noch andere. Von dieſem Erdbeben wurden bei 100,000. Menſchen elendiglich von den Gebäuden erſchlagen: den 2. und 3. Febr. geſchahe ein neuer Anfall, welcher abſonderlich wieder Rom heftig betroffen, und viele Million Schaden that.

Anno 1704. den 4. Dec. iſt in denen Canariſchen Inſuln ein entſezliches Erdbeben, und unterirdiſches Feuer ausgebrochen, welches bei 2. Monat angehalte, und 300. Stöſſe auf einander gefolget. Dabei den 31. Dec. auf der Seite Monja ſich die Erde geſpaltet, und durch die Oefnung, eine groſſe Menge Feuer und Steine ausgeworffen, davon ſich 2. groſſe Berge formirt haben, dadurch auf dem platten Land alles, über eine ſtarke teutſche Meile, in voller Flamme ſtund, bald darauf öfnete ſich der Erdboden zu Oroctava, und man zehlete bei 30. Löcher, worauf Feuer und Stein in die Höhe ſtiege; dabei wurde der Berg de Teneriffa, ohngeachtet er ſonſten allezeit mit Schnee und Eis bedeket iſt, zu einem Feuerſpeiende Berg, und that unbeſchreiblichen Schaden. Die Anzahl der ums Leben gekommene Menſchen konte man nicht wiſſen; das Elend aber war unbegreiflich, weil nirgends keine Rettung zu finden ware, und hatte das Anſehen, als wurde ſich dieſe ſonſt von den alten glükſeligen genannten Inſuln in die Hölle verwandeln.

Anno 1706. den 3. Nov. iſt in der Neapolitaniſchen Provinz Abruzzo ein erſtaunliches Erdbeben, ſo zwar nicht länger als eine Viertelſtund gedauret, jedoch in ſo kurzer Zeit 36. Städte, Fleken, Dörffer und Schlöſſer ruinirt, daß man von manchen nicht eine Spuhr mehr ſiehet, dabei 15000. Menſchen jämmerlich getödtet, und mehr als 6000. elendiglich beſchädiget; welches hier alles anzuführen zu weitläufig ſeyn würde. Vorhero, als den 30. Octob. hat ſich dergleichen in Sicilien ſpühren laſſen, wodurch die Stadt Tarpano de Vaſto auch faſt gänzlich umgeſtürzt worden, und 2000. Einwohner umgekommen; der Berg Aetna auch heftig Feuer und Schwefel ausgeſpien, dadurch die anſtoſſenden Gegenden groſſen Schaden erlitten.

Anno 1715. an den Gränzen Friauls war den 29. Jan. ein heftiges Erdbeben entſtanden, ſo 6. Täge gedauret. Zu gleicher Zeit wütete ſelbiges viel ſchröklicher zu Algier in Africa, dabei viele Gebäude umgeſtürzt, und viele tauſend Menſchen getödtet worden.

Anno 1719. den 6. Merz äuſſerte ſich in Algarbien, in der Stadt Villanova, ein ſo erſchröklich es Erdbeben, daß ſie faſt gänzlich dadurch in ihr Nichts umgekehrt wurde, welches zu gleicher Zeit auch in Conſtantinopel viele Gebäude und Menſchen ruinirte.

Das Jahr 1726. war ein ſehr trauriges Jahr für die ſchöne Italiäniſche Stadt Palermo: dann in der Nacht des 1ſten Sept. nach einem Sturm und Regen, entſtunde auf einmal ein greuliches Brauſen, Krachen und Knallen, mit 3. Blizen und 3. heftigen Stöſſen eines Erdbebens, dadurch faſt in einer Minuten ein groſſer Theil der Stadt, nemlich 4. Kirchen, 10. Palläſte, und 1600. Häuſer eingeſtürzt worden. Zu gleicher Zeit öfnete ſich in der Straſſe St. Clara die Erde, daraus häuffige Flammen ſchoſſen, von denen nicht nur viele Menſchen plözlich ertödtet, ſondern auch die ganze Gegend entzündet und verbrennt worden. An verunglükten Perſonen ſind anfänglich 2000., nach der Hand aber mehr als 3000. gezehlt worden, ſo hiebei ſo jämmerlich umgekommen ſind; darunter auch die Prinzeſſin Rocco Polomba befindlich ware. Einige ſind, nach Wegraumung der Ruinen, auch nach dem 7ten Tag lebendig gefunden worden. Von dieſem Erdbeben iſt indeſſen Sicilien verſchont geblieben; doch in etlichen Tagen darauf, als am St. Johannis, iſt die Stadt Noto durch ein Erdbeben befallen worden, wodurch verſchiedene Kirchen und Klöſter, nebſt einige andere Häuſer über einen Hauffen geworffen worden ſind; jedoch, ohne Menſchen Verluſt, weil das Erſchüttern nach und nach gekommen, und über Hand genommen.

Anno 1727. wurde Sicilien abermal mit ſchädlichen Erdbeben betroffen; zumal das Neapolitaniſche: da am 1ſten Auguſt in der Stadt dieſes Namens ſelben einige Häuſer hierdurch umgeſtürzt, und durch eine greuliche Entzündung des Veſuvii die meiſt herum liegende Oerter eingeäſchert worden. Doch war dieſes alles nichts gegen demjenigen, welches der 7te October mit ſich brachte: da ſich Abends um 4. Uhr viele ſchwarze dike Wolken von dem Veſuvio nach der Stadt zogen, und dieſe Stadt Neapel auf einmal mit Finſternus bedekte, bis endlich die Erde krachte, der Himmel donnerte und blizete, daß die Luft davon ganz entzündet worden, und das Meer brauſete, und durch Sturmwinde und Plazregen, alles zugleich überſchwemmet worden, daß das Waſſer wenigſtens 4. Schuh hoch angewachſen; wobei dieſes merkwürdig iſt, daß der Veſuvius in dem 4. Stund lang anhaltenden Plazregen häuffige Flammen ausgeworffen, und das Meer ſich auf das fürchterlichſte aufthürmte, wobei gegen 1000. Menſchen umkom̃en ſind; ja nicht nur viele Bäume, ſondern ganze Felſen wurden zugleich abgeriſſen. In dem Gebiete Banierli verſunken 2. Orte völlig, mit allem was darauf ware; von deren Stelle ein ſo düſterer und ſchädlicher Dampf aufgienge, daß nachgehends noch verſchiedene Perſonen getödtet worden; da denn bald darauf an dem lezten Tag des Jahrs der Berg bei der Stadt Capo di Monte geſunken, und zum Theil ſich herab ſtürzte, und zerſchiedene Häuſer mit all denen darinn wohnenden Perſonen jämmerlich zerſchmetterte.

Anno 1730. ware zu Salmone ein wichtiges Erdbeben; welches aber gegen demjenigen nichts war, ſo das folgende Jahr 1731. die Provinz Paglia betroffen, am 20. Merz, zu Nachtszeit, durch deren Erſchütterung und unterirdiſches Brauſen das Meer ſo gar aus allen Brunnen, welche meiſt 40. Schuh tief waren, in die Höhe getrieben, und gleichſam ausgegoſſen worden ſeyn; wobei 7. andere Städte auch gewaltig Schaden gelitten, und die Stadt Cerignola über einen Hauffen geſtürzt worden; doch Foggia, die Hauptſtadt von Puliñ, hat hierunter am meiſten gelitten, indem faſt alle Kirchen und Klöſter eingeſtürzt, und zum Theil ſehr beſchädiget worden. Gegen 1500. Perſonen ſind nur allein in gedachtem Foggia getödtet, und noch mehr aus Kummer, Hunger und Durſt geſtorben; indeme alle Mühlen und Brunnen hiebei ruiniret worden, und zum Theil gar eingetroknet ſeynd.

Im 1731ſten Jahr darauf, am 29. Nov. wurde Neapel durch dergleichen Erdbeben ſehr übel wieder zugerichtet, und einige 100. Häuſer in dieſer Hauptſtadt allein umgeſtürzet. Am allermeiſten aber ſind die Orte in Principato, als Ariano, Bonito, Apice und Mirabella auf den Grund ruiniret worden, ſo daß über das noch 140. Städte und Dörffer in dieſem Königreich hierbei ſehr beſchädiget worden; ohne der vielen Perſonen, die ihr Leben hierbei eingebüſſet, welche auf etliche 1000. gezehlt worden.

Anno 1733. am 18. Mai hat das Erdbeben in Franken einigen Schaden angerichtet; und zumal Frankfurt, Mainz, Offenbach ꝛc. ziemlich erſchüttert, daß an denen lezten 2 Orten ſogar die Gloken in Schwung gekommen, und zu läuten anfiengen; dahingegen in Auvergne in Frankreich ein ſchönes und fruchtbares 3. Meilen langes Gebürg, worauf ein groſſes Dorf war, dadurch völlig verſunken, und von der Erde verſchlungen worden, ſo daß nunmehro nichts als eine ungebaute Ebene da ſtehet; und ein Theil vom Berg, in Form eines hangenden Felſens, worauf die Kirche des verſunkenen Dorfs ſtehen geblieben iſt. Doch haben ſich die Bauersleute noch alle mit dem Leben gerettet: indeme ſie, da der Erdboden einige Stunde vorhero bewegt, und ziemlich wankend worden, ſich zeitlich mit der Flucht gerettet. Einige Jahre vorhero hat es auch in Chili groſſen Schaden angerichtet, wobei über 8000. Perſonen umgekommen ſind.

Anno 1742. den 27. Jan. wurde die Stadt Livorno mit einem heftigen Erdbeben heimgeſucht, daß nicht ein einziges Haus von den Ruinen und Merkmalen des Schadens befreiet bliebe: darauf erhub ſich den 1ſten Febr. auf dem Meer ein ſo auſſerordentliches Wüten und Brauſen, daß es ſchiene, die ganze Stadt würde von den Wellen verſchlungen werden.

Anno 1747. verſpührete man in Siebenbürgen, Venedig, Briſtol und andern Orten ein heftiges Erdbeben; welches in America wohl am gröſten Schaden gethan hat; zumalen aber in Peru, wo die Hauptſtadt Lima zu einem Steinhaufen gleichſam verwandelt worden; darinnen von denen ſo vielen ſchönen und prächtigen Gebäuden, nicht mehr als 25. Häuſer ſtehen geblieben; auch alle Schäze dieſer ſo prächtigen Stadt wurden unter denen Ruinen begraben. In etlichen Minuten ſind 74. Kirchen, 14. Klöſter, 15. Hoſpitäler, und einige 1000. Häuſer darinn umgeſtürzet. Die Erderſchütterung und das erſchrökliche unterirdiſche Getöſe währete noch über 14. Tage, und man rechnet, daß in allem 18000. Perſonen umgekommen ſind; und der Verluſt, den der König in Spanien und ſeine Unterthanen dadurch erlitten, beläuft ſich über hundert tauſend Millionen Piaſters. Um dieſes begreiflicher zu machen, und wie reich dieſe Stadt geweſen? iſt genug, unter andern nur dieſes hier anzuführen, wie daß die Kaufleute daſelbſt im Jahr 1682. bei dem Einzuge des Herzogs von Palatra, in denen zweien Gaſſen Merced und Los Mercaderes, wodurch der Herzog in den Königlichen Pallaſt gehen muſte, den Weg mit groſſen klumpen Silbers, Quintez genannt, pflaſtern laſſen, deren jedes gemeiniglich ungefehr 200. Mark wiegen, und eines wie das andere 12. Zoll lang, 6. Zoll breit, und 2. Zoll dik waren, in Form der Pflaſterſteine. Dieſe ſo reiche Stadt Lima iſt nun gleichſam in einem Huy, mit aller ihrer Pracht erſchröklich verwüſtet worden, und bei nahe völlig zu Grunde gegangen. Wie dann die nur 2. Stunden davon gelegene Stadt und Haven Callao gänzlich von dem zu gleicher Zeit wütenden Meer verſchlungen worden.

In dieſem 1755ſten Jahr hat das Unglük am meiſten die Haupt- und Reſidenzſtadt Liſabon, und auch noch mehr andere Städte betroffen; davon eine umſtändlichere Beſchreibung in nachſtehender Abhandlung enthalten iſt.

Eine hinlängliche Nachricht

von dem ſo groſſen Erdbeben und Meereswogen, wodurch Portugall, Spanien ꝛc. und am meiſten die Königliche Haupt- und Reſidenzſtadt Liſabon, Setubal, Coimbra, Praga, Conil, Cadix, Sevilien u. ſ. w. betroffen, und theils ſo jämmerlich verwüſtet worden.

Iſt jemals ein Erdbeben geweſen, das in Europa ſo auſſerordentlich gewürket, und ſo gräuliche Verwüſtungen angerichtet: ſo war es dieſes, welches ſo viele Veränderungen auf unſerer Oberfläche in dieſem zu Ende laufenden Jahre herfür gebracht ; Und deſſen Nachwehen noch immer ſolche Würkungen auf unſerm Welttheil haben, daß bald da, bald dort betrübte Hiobsposten von unterirdiſchen Bewegungen des Waſſers, Verſinkung der Erde, Austrettung der Flüſſe, Ueberſchwemmungen ganzer Länder ,auſſerordentliche Veränderungen des Wetters u. d. g. aus ſo vjelen Orten einlaufen, welche dadurch verunglüket worden: daß der Jammer, das Ach und Wehe, noch täglich ſich zu vermehren ſcheinet. Man iſt kaum durch eine dergleichen auſſerordentliche Naturbegebenheit in Erſtaunen geſezzet worden; ſo komt ſchon wieder eine andere, die das Mitleiden derer von ſolchem Unglük noch befreieten Sterblichen noch mehr vergröſſert.

Portugall u. Spanien, als das Haupt von Europa, nach der Landkarte, iſt am 1. November am heftigſten dadurch gerühret, und hiebei gleichſam alle 4. Elementen auſſerordentlich beweget worden; deren Würkungen bis in die nordlichen eiskalten Länder, Grön- u. Lappland, als in dem hinterſten Theil verſpühret worden: Wo es denn bald darauf auch in den andern Theilen des Weltkörpers, als Frankreich,[*] Teutſchland[**] und Italien[***] ſich geäuſſert, u. deren Adern und Eingeweide, nemlich die Erde, Flüſſe und das Meer hin und wieder auch gewaltig bewegt hat.

Merkwürdig iſt hiebei überhaupt dieſes, daß an allen Orten, wo ſich dieſes Erdbeben am heftigſten verſpühren laſſen, ſolches um die nemliche Zeit und Stunde wahrgenom̃en worden iſt: als in der Travemünde und Cuxhaven um 10. Uhr, und in Spanien und Portugall um 9. Uhr. Dieſer Unterſchied von 60. Minuten machen die 15. Grad, welche dieſe Landſchaften von einander entfernt liegen; Es ſcheinet alſo, daß dergleichen Bewegungen der Erde von Süden nach Norden gelaufen ſeyen, weil das beſchriebene Erdbeben einen groſſen Theil unſerer Weltheile von ſeiner ſüdlichen Extremität bis an die nördliche zwiſchen den 33. und dem 13. Grad der Länge beſtrichen hat.

Es ſind zwar vor dieſer gewaltſamen Erdbewegung ſchon ein u. andere Phœnomena in Europa vorher gegangen: und in dem andern Welttheil hat es vorhin ſchon angefangen, die Grundfeſte der Erde hin u. wieder zu bewegen; als unter andern in Perſien, allwo es zu Cachan zwiſchen Tauris und Iſpahan zu Anfang des Monats Julii durch wiederholte heftige Erſchütterungen über 600. Häuſer eingeſtürzet, und durch deren Einſturz mehr als 1000. Menſchen erſchlagen. In 2. Monaten darauf, als am 4. Sept. iſt dieſes Erdbeben in Rom verſpühret worden; wobei durch eine hiebei entſtandene unterirdiſche Entzündung, und zugleich mit erregten heulenden Windbraus der Wald in Marc Sincone zum Theil in Brand geſezt wordē. = = Dañ hat ſich das Erdbeben am 11. Sept. in Irrland auch geäuſſert gleich nach Mitternacht. Am allerheftigſten ware es in Süſeln u. in dem Diſtrict Huſewig; wo das Schlos und noch 12. andere nächſtanliegende Bauerhöfe eingeſtürzt, und noch andere Maierhöfe beſchädiget worden. Das Erſchüttern hat bis auf den 15ten Sept. angehalten. Bei dem heftigſten Stoſſe hätte es die Eigenſchaft eines Baches zu Huſewig alſo verändert, daß aus einem ſüſſen und klarflüſſenden Brunnenwaſſer ein milchfarbiges, dikes und mineraliſches Waſſer geworden. = = In Lappland hingegen hat ſich hin und wieder die Luft entzündet.

---

[*] Formirt nach der Landkarte die Bruſt oder den Oberleib.

[**] Teutſchland = = = den Unterleib.

[***] Italien den ausgeſtretten Arm in Form eines Stiefels.

Allein, am 1. Nov. brache dieſe innerliche Bewegung der Erde oder des Meeres an gar vielen Orten zugleich aus, mit einer ſolchen Heftigkeit, daß die Erde durch eine ungewöhnliche Erſchütterung nicht allein das ungeheure Meer, aus ihrem Buſen geſtoſſen, daß es brauſend aus ſeinen Ufern getretten, und den ungeſtümm brüllenden Wind und das gräslich verzehrende Feuer aus ihrem kochenden Eingeweide mit tobender Macht herum getrieben und heraus geſpien; ſondern ſie hat auch, dieſe unſere Erde, die auf ihr herfür ragende ſteile Felſen und majeſtätiſche Berge zum theil aus ihrem Schoos in den Abgrund des wütenden und ſchäumenden Meers geſtürzet, und zu gleicher Zeit ſo viele prächtige Palläſte und Wohnungen derer Sterblichen von ihrer Oberfläche abgelöſet, zerſchmettert u. zum theil verſchlungen; wie ich gleich hernach umſtändlicher erzehlen werde.

Nun möchte man hier wohl fragen: Was mus doch dieſe unſere Mutter, die Erde, dermal vorhaben, daß ſie auf einmal ſo unruhig wird, und einen groſſen Theile ihrer Kinder und Einwohner nicht allein den gräulichen Umſturz drohet, ſondern auch bei einigen, wie zu Liſabon, Setubal ꝛc. würklich den Anfang gemacht hat? Die Naturforſcher ſind mit der Antwort hierauf geſchwind fertig, mehrentheils nach denjenigen phyſicaliſchen Gründen, welche hier in der erſten Abhandlung angezeigt worden. Einige vermuthen, daß, weil die am 1ſten November ausgebrochene Naturbegebenheit mehr eine gewaltige Bewegung des Meers als des feſten Lands war, ein groſſer Strich Erdreichs von vielen Meilen lang, durch die unterirrdiſche Waſſerbewegung unten weg und dergeſtalt losgeriſſen habe, daß die Oberfläche davon erſchüttert, und eine ſolche Veränderung herfür gebracht worden, gleichwie zerſchiedene neuere Naturforſchere das Erdbeben durch ein ſolches Abreiſſen erklären. Andere beweiſen es von denen hierinn ſchon vorhin gemeldeten Urſachen des unterirdiſchen Feuers; weil das, was zumal in Liſabon durch heftige Stöſſe über einen Hauffen geworfen worden, kein motus vibratorius oder zitternde Bewegung, ſondern ein pulſus terræ, und aufprallende Stöſſe geweſen ſeyen: wo die Urſache zugleich mit in dem veränderten Bau der Erde zu ſuchen; Wie auch in den Waſſern, die in die ſchon gefüllte Hölen der 7. Berge daſelbſt, dieſen ſo naſſen Sommer über, den wir heuer gehabt, weiters eingedrungen ſind; dadurch die unterirdiſche Feuchtigkeiten, und die durch die dazumal heftige Winde ſich entzündete Dämpfe einen Ausweg geſucht, und bei deſſen Ausbreitung dieſe auſſerordentliche Erderſchütterung verurſacht: zu einer Zeit, da die Minen im Portugieſiſchen ohnehin die volle Ladung ſchon hatten: indeme das in der 2ten Abhandlung gemeldete Erdbeben, ſo ſich A. 1531. zu Liſabon geäuſert hat, ſchon eine unterirdiſche Höle oder Kammer auf der ſchwächſten Seite erſchüttert und gleichſam zerſprengt, und die andere allbereits ziemlich geſchwächt haben ſolle.

Oder, dieſes auſſerordentliche Erdbeben kan auch, wie andere wollen, durch die Annäherung eines Cometens erregt worden ſeyn: wenn es anderſt eintrift, daß ein ſo groſſer Comete im Anzuge iſt, wie von Stokholm aus gemeldet worden; *) da denn der noch entfernte Druk deſſelben

---

*) Der Obſervator, heiſt es, der Aſtronomie bei der Königlichen Univerſität zu Lund in Schonen hat bei der hieſigen Königl. Academie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung von der Wiederkunft des im Jahre 1682. wahrgenommenen Cometen zu unſerm Planetſyſteme eingeſendet, nach welcher er behaupten will, daß, da dieſer Comete 75. Jahre vorher, mithin 1607. ingleichen auch davon 76. Jahre vorher, nemlich 1531. erſchienen, nun auch in dem bevorſtehenden 1756ſten wiederkommen dürfte.

ſelbē die Waſſerwogē ſo gewaltig zum brauſen gebracht haben kan; welche Cometen oder Schwanzſterne ohnehin im Stand ſind, auf unſerer Erde ſo zu würken, daß die allergreulichſten Phönomena, zumal Erdbeben und Waſſerfluth, herfür gebracht werdē köñen; wie ſolches hinlänglich in dem Referendario p. 130. im 3ten Theil bei den aſtronomiſchen Betrachtungen über die Cometen, beſchrieben worden. ⸗ ⸗ Ja, andere in der Sternkundigung erfahrne groſſe Männer vermuthen gar, daß dieſer ſchrökliche Vorfall vom 1. Nov. her eine ſolche Art von Erdbeben könne geweſen ſeyn, welche die ganze Erdkugel ungleich ſtärker in ihrem Schwunge gedrehet habe, als bei der täglichen Bewegung ſonſt zu geſchehen pflegt: welche, ob ſie gleich unfühlbar, dennoch, wie man bemerket hätte, die Gewäſſer aufgeſchwellt habe, daß ſie aus ihren Ufern getretten; da dann das Erdbeben erſt am heftigſten war, als Setubal und Liſabon zerfallen, ꝛc. ⸗ ⸗ Ich würde die Grenzen, welche ich mir bei Abfaſſung gegenwärtiger angeſtellten Betrachtung vorgeſezzet, zimlich weit überſchreiten, wann ich aus den Schriften derer in der Sternkünde und Naturlehre gelehrteſten Männer noch mehrere Stellen, zu Beleuchtung dieſer Abhandlung, hier anführen wolte. Es mag alſo hiemit genug ſeyn!

Doch! noch einen Saz zu erklären: (man ſchreibt:) Das gedachte Erdbeben in Portugall hat ſich bis in Grönlend ſpühren laſſen. Dieſes iſt ganz möglich; Es wäre kein Wunder, wenn man es durch einen Gegenprall von einem bis zu dem andern Polo, das iſt, durch die ganze Welt, empfunden hätte; faſt eben ſo, wie eine Stange in ihrem ganzen Umfange erſchüttert, wenn man auf das eine Ende derſelben ſchlägt. ⸗ ⸗ ⸗ Die bei dieſem Phönomenon zugleich entſtandene Feuersbrunſt, iſt ein Umſtand, der ſich gleichfalls nicht ſchwerer begreifen laſſet, wenn man nur erweget, daß die unterirdiſchen Dünſte entweder feurig ſind, oder doch bei der mindeſten Luft Feuer fangen, wie der Phoſphorus. ⸗ ⸗ Daß übrigens ein Erdbeben, entweder ganz, oder auch gröſtentheils, ſich in einem Orte mehr, als in dem andern äuſert, und daß dieſes z. E. anjezo in der Stadt Liſabon mehr, als anderwärts, gewütet, das komt, wie vorhin geſagt, vom Winde her, welcher die Dünſte in einen gewiſſen Raum des Erdreichs jaget und treibet, wo ſie ſich durch Stöſſe bewegen, die um ſo viel heftiger werden, je mehr ſie eingeſchränkt, und miteinander vereinbaret ſind. ⸗ ⸗ ⸗ Daß aber hierbei, wo gleichſam alle 4. Elementen wüteten, das geſalbte Haupt mit ſamt der Königlichen Familie, wie auch Belem, und des Königs Garten, und die Straſſe dahin, von den Schwefeldämpfen frei geblieben; das iſt der ſonderbaren Vorſicht der Majeſtät GOttes zuzuſchreiben, als die da gehindert, daß kein Wind in dieſe entfernte, aber auch offene Luftlöcher, und an dieſen frommen und leutſeligen Fürſten blieſe.

Das Königreich Portugall hat demnach durch dieſe gewaltige Erderſchütterung u. entſezlich aufſchwellende Meeresbewegung den gröſtē Schaden u. das meiſte Unglük erlitten. Denn es iſt bald keine Stadt, welche an dieſem Tage nicht viel oder wenig verwüſtet worden. Villa nova, Taveira, Caſtro Marino, Beja, Elvas, Portalegro, Caſcaes, Sintra, Santurem, Caſtello Branco, Lamego, Oporto, Viana Braja, Guimaranes, Villareal, Braga, Phinhil, und andere mehr, zeigen insgeſamt die klägliche Spuren und Folgen dieſes auſſerordentlichen Erdbebens. Liſabon aber, Setubal, Coimbra und Bragance, wurden hiebei theils von den brauſenden Wellen des erſtaunlich hoch aufgetriebenen Meeres verwüſtet, mit Verſchlingung vieler Menſchen, Häuſer und Waaren: und theils von der erſchröklichen Erderſchütterung in einen Steinhauſen verwandelt, mit Erſchlagung vieler 1000. Einwohner: ſo, wie die am Ende beſonders angehängten Relationes von dieſen 4. verunglükten Städten alles umſtändlicher in ſich faſſen und abſchildern.

Während dieſem gewaltigen Erdbeben und der Meeresbewegung, hat nicht allein der Tagus, ſondern alle Portugieſiſche Flüſſe gewütet, als der Minho, der Duro und Guadiana, wodurch zugleich das Unglük vergröſſert werden. = = Die gröſten Berge ſo gar in Portugall u. Algarves, als der Eſtrella, Marvan, Sintra, Arabida, Monte Juno ꝛc. ſind von den gewaltſamen Erſchütterungen geborſten; und da groſſe Stüke von denſelben in die Thäler herab geſtürzt: ſo kan man leicht denken, wie gros auch hier das Elend ſeyn müſſen.

Das ganze Königreich Spanien iſt hierdurch zu gleicher Zeit auch zimlich bewegt worden; u. zwar am ſtärkſten ganz Algarbien, wo es ſich zimlich weit ausgebreitet, und durch ganz Andaluſien gegangen. Zwölf Spaniſche Städte ſind dadurch ſehr beſchädiget worden, ſo, daß hin und wieder die Kirchthürne herunter geſtürzt ſind, und nicht wenig Menſchen zerſchmettert und erſäuft zu werden das Unglük gehabt haben.

Die kleine Stadt Conil iſt zum Theil mit einer groſſen Anzahl Einwohner in die Erde verſunken, und theils von den Wellen des Meeres verſchlungen worden. = = = Und zu Guelfas iſt die Kirche, worinnen eben ein Prieſter Meſſe geleſen, eingefallen, und hat dieſen Prieſter ſamt allen Leuten, welche darinnen waren, verſchüttet. = = = Chipiana, Ayamonte, Puerto St. Maria, und viele andere am Meer gelegene Ortſchaften, ſeynd guten theils zu Grunde gerichtet, und viele Wohnungen und Menſchen verſchlungen worden. = = = Auch hat ſich dieſes Erdbeben in vielen andern Spaniſchen Städten, als Cordona. Salamanca, Toledo ꝛc. bis Bilbao u. Valenz verſpühren laſſen. = = = Zu St. Lucar di Barrameda hat es die ganze Straſſe, Pannatteria genannt, weggeriſſen, und durch das ausgetrettene Meer ſeynd die Schiffe, welche in dem Haven gelegen, auf das Land und in die Stadt hinein geworfen worden. = = = Wie denn auch die Stadt Faro durch das Erdbeben und Meeresfluthen zugleich wie ein Bliz überfallen, und hiebei übel zugerichtet worden: ſo, daß viele Häuſer zerfallen, verwüſtet, und bei etlich 1000. Menſchen jämmerlich umgekommen, und viele ertrunken ſeynd. = = = Segovien, Valenza, ja ſelbſten die Königl. Reſidenzſtadt Madrit iſt hiebei nicht unverſchonet geblieben: indeme bei dem erſten Stos des Erdbebens der König mit der ſämtlichen Königlichen Familie Madrit verlaſſen, und nach St. Ildefonſe ſich gerettet haben; doch iſt in Madrit ſelbſt kein ſonderlicher Schaden geſchehen, auſſer, daß 2. Thürne eingeſtürzet ſind, durch deren Thurnſpize, in Form eines ſteinernen Creuzes, etliche Kinder erſchlagen worden. = Hingegen hat es zu Cadix und Sevilien ſchon mehr Schaden u. Unglük angerichtet; davon die 2. angehängte beſondere Relationē hier am Ende nachzuleſē ſeynd.

Dieſe nemliche unteirdiſche Bewegung hat ſich gegen Spanien über jenſeits des Meeres auch an denen Africaniſchen Küſten verſpühren laſſen: ſo, daß einige Städte in Africa nächſt am Meer ziemlich Schaden gelitten. Wie dann nicht allein die groſſe Stadt Maquinez in Africa durch eine dergleichen Erderſchütterung, oder Erdenſtos, an dem nemlichen erſten November bei nahe gänzlich über einen Haufen geworfen worden; ſondern die Stöſſe dieſes auſſerordentlichen Erdbebens, äuſſerten ſich auch zu Algier, in dem bekanten Raubneſt am Mittelländiſchen Meer ſo heftig, daß ein groſſer Theil ſelbiger Stadt eingeſtürzt, und etliche 1000. Menſchen hiedurch erſchlagen worden; ja ſelbſt der Haven ſolle auch vieles erlitten haben: und 5. Raubſchiffe durch des Meeres Wuth zu Grund gegangen ſeyn.

Das mit dem Meer umgebene Engelland, Schott- und Irrland, iſt für dieſes mal durch dieſe unterirdiſche Bewegung gleichſam nur geſtreift worden; und hat wenigen Schaden an denen Seeküſten erlitten, und einige Schiffe hiebei durch Sturm verlohren. Doch, in dem darauf folgenden Monat iſt durch eine andere Erd- und Meeresbewegung ſchon mehr Schaden angerichtet worden, welches zu gleicher Zeit ganz Teutſchland, Italien und Frankreich betroffen, und, durch Austrettung der Flüſſe viele Oerter und ganze Provinzen unter Waſſer geſezt hat; davon nach dieſem eine kurze Nachricht beigefügt werden ſolle.

Endlich hat dieſe Erd- und Waſſerbewegung vom 1. Nov. zugleich faſt in der nemlichen Stunde ſich auch in denē nördlichen Gegenden geäuſert, ſo daß an vielen Orten die Erde geſunken; jedoch, auf eine ganz verwunderungswürdige Weiſe: So bald die Provinz Walmoe in Schweden und die angränzende Provinzen von Norwegen hierdurch erſchüttert worden, ſo ſind die Flüſſe, und zumal der See von Frixen, und der von Stora-Leed, aus ihrem Bette ganz ſchäumend getretten, und haben im Zuruklaufen, als ſich die Waſſer auf einmal wieder erniedrigt hatten, alles, was in dem Weg war, mit in den Strohm fortgeriſſen; Und ſo oft nun der See und die andern Flüſſe geſtiegen ſeynd: ſo oft iſt die Erde auf eine ziemliche Streke weit mit entſezlichen Krachen in etwas geſunken, und niedriger geworden; welche aber ſogleich wieder, je nachdem das Waſſer und die ſchäumende und ſiedende Seen gefallen, und in ihr Bette zuruk getretten, nach und nach in die Höhe gekommen. Wobei dieſes noch am merkwürdigſten, daß in dieſen beſchriebenen Seen das wirbelweis in die Höhe getriebene ſchäumende Waſſer eine Menge Steine und Sand aus ihrem Abgrund mit ſich geführet hat, welches ein ſiedendes Geräuſche und Geraſſel von ſich gegeben, das nicht zu beſchreiben ſeye. Wie dann einige Nachen und kleine Schiffe hiebei verſchlungen auch zerſchiedene herum liegende Oerter zimlich verwüſtet, und einige Menſchen verunglüket worden

Deutſchland ward von dieſem auſſerordentlichen Erdbeben dermalen verſchonet geblieben, und iſt an demſelben Tag nirgends nichts verſpühret worden, noch auf deren Oberfläche eine ſonderliche Veränderung vorgegangen; doch, mus die unterirdiſche Bewegung ſich viel weiters erſtreket, und ſo gar die Grundfeſte Teutſchlands in etwas alterirt, und das unterirdiſche Waſſer und brennhafte Materie gepreſſet, und hin und wieder gleichſam in eine unvollkom̄ene Gährung gebracht haben. Zum Beweis will ich nur eine beſonders merkwürdige Begebenheit hier anführen, welche ſich zu derſelben Zeit in Böhmen ereignet hat: da nemlich, wie von daher berichtet worden, der 1. Nov. an welchem Liſabon bei nahe umgekehret wurde, ein Tag der Freude und des Dankens geworden: weil zu Töpliz durch dieſe entfernte Erd- und Waſſerbewegung das daſige weitberühmte mineraliſche Baadwaſſer denſelbē Vormittag, ungefehr zwiſchen 11. und 12. Uhr, eine merkliche Veränderung erlitten, und ſich um das alterum tantum vermehret hat: indem dieſes Waſſer von dem Urſprung, wo es heraus quillt, auf einmal ſchäumend, und nachgehends ſehr trüb geworden; bald darauf aber gar ausgeblieben iſt. Endlich, nach Verlauf etlicher Minuten kam ſolches wieder mit einer ſolchen Heftigkeit, daß es ganz dik und blutroth gewaltig herfür geſchoſſen. Doch, Nachmittags hat ſich ſolches wieder aufgeklärt, und ſo vermehret, daß, da man ſonſten 8. Stunden warten muſte, bis die Bäder gefüllet wurden, nunmehro nicht mehr als 4. Stunden darzu nöthig waren. Auch ſpührten dieſen Segen die Müller, die nun in 24. Stunden zween Striche Getraide mehr, als ehehin, mahlen. Einige vermuthen, daß durch eine unterirdiſche Gewalt noch eine neue Quelle ſich zugefunden, und durchgebrochen, einfolglich die rothe Erde, welche ſtark nach Schwefel riechet, mit heraus geſtoſſen. Man hat deswegen in der daſigen Pfarrkirche das Te Deum laudamus geſungen. So unterſchiedene Würkungen hat die nemliche Urſache!

Ob es nun wohl hiebei am 1. Nov. geblieben, und an demſelben Nachmitag keine ſonderliche Stöſſe der Erden weiters mehr verſpührt worden: ſo hat ſich doch das Erdbeben zu Liſabon, und auch in andern Städten Portugalls, nachgehends am 7. 8. 16. bis 19. November wieder vermerken laſſen; doch, ohne erheblichen Schaden: auſſer, daß ein und andere ſchon ſchadhafte Häuſer in gedachtem Liſabon vollends dadurch eingeſtürzet worden ſeyen. Wie es denn auch um dieſe Zeit Nachts zwiſchen dem 16. und 17. Nov. verſchiedene Orte derer Seeküſten des mittägigen Spaniens gelinde erſchüttert hat.

Um welche Zeit die im Meer liegende Königreiche und Inſuln durch Sturm, Erd- und Waſſerbewegung, zumalen Irrland, Schott- u. Engeland, und Sardinien, beſonders die in dieſem Königreich ligende Hauptſtadt Cagliari überſchwemmt, und viele Dörfer unter Waſſer geſezet worden; durch deren ſtark aufgeſchwollne Fluth eine groſſe Anzahl Menſchen und Vieh umgekommen. ⸗ ⸗ ⸗ An den Küſten Engellands ſind einige Seehäven hiedurch in etwas beſchädiget, und einige Engliſche Schiffe zu Grunde gegangen. Bei Schottland aber ſind an denſelbigen Küſten durch das mit Wüten und Brüllen aufgeſchwollene Meer einige Orte überſchwemmet, und 5. Franzöſiſche und 2. Holländiſche Schiffe zerſcheitert worden. Wie dann das Waſſer bei Suanſea, einem Haven in der Grafſchaft Glamorgan, mehr als anderthalb Meilen, mit groſſem Getöſe aufwärts getriebē worden, u. einige Orlogſchiffe von Anker losgeriſſen hat. Dahingegen in Irrland nebſt dieſer Waſſersbewegung, das Erdbeben ſich auch zimlich hat verſpühren laſſen.

In dem darauf folgenden Monat December, als am 9. Nachmittags, hat das Erdbeben die Grundfeſte Teutſchlands gröſtentheils gelinde bewegt; deſſen Würkungen in ganz Italien, Frankreich, und andern angränzenden Provinzen, alſo verſpühret worden, daß mehrentheils die Flüſſe gewaltig aufgeſchwellt, und ganze Länder unter Waſſer geſezet worden.

Wie dann diejenigen Oerter Frankreichs, welche hiebei unter Waſſer geſezet worden, einen Schaden von 20. Millionen Livres erlitten; indem nicht allein eine Menge Häuſer nach Ablauf des Waſſers hin und wieder geſunken; ſondern es ſind auch ganze Städte häufig mit Schlamm und Koth angefüllet, und noch eine gröſſere Menge von Häuſern ſchadhaft worden. Zu Taraſcen iſt das ganze Land bis auf 8. Schuh hoch unter Waſſer geſtanden. In Languedoc ſind durch Austrettung des Rhone Fluſſes allein 800. Menſchen ertrunken. Zu Arles und in den umliegenden Gegenden ſind noch mehrere Menſchen und eine Menge Vieh umgekommen, wo der Bezirk von 40. Meilen weit gleichſam ein Meer formiret hat. Viele Häuſer fielen ein, und eine groſe Anzahl Kaufmannswaaren u. allerlei Lebensmitteln, ſamt Menſchen und Vieh, wurden mit dem Strohm dahin geriſſen. Zu Lion iſt gleich nach dem Erdbeben die ſo genante Burg Greiſon bei 8. Fus tief eingeſunken, und zerſchiedene Mauren eingeſtürzet worden. Der gleichfalls ausgetrettene Saone Flus hat viele 100. Menſchen hengenommen. Avignon, Beaucaire ſind 4. Tage lang unter Waſſer geſtanden, und eine Menge Dörfer überſchwemmet worden. Bei Angouleme hat ſich ein Abgrund formirt, welcher ſo dann mit Waſſer angefüllet worden. Zu Thionville ſind, auſſer der Uberſchwemmung, auch ein Theil der daſigen Caſſerme durch das Erdbeben umgeſtürzt, und unter deren Schutt bei 400. Mann begraben worden. Zu Nion und Mager im Livoniſchen, ſind gleichsfalls viele Häuſer eingeſtürzt wordē. In Languedoc iſt durch Austrettung des Flus Eurien die Helſte der Berg Beauchatel weggeſpühlt worden, dadurch zugleich ein Berg mit Weinbergen herunter geſtürzet, und viel Unglük angerichtet. Anderen Unglüksfällen zu geſchweigen.

In der Schweiz hat es weniger Schaden angerichtet; doch das Walliſerland, und am meiſten das Städtlein Brigue ward durch dieſes Erdbeben bei nahe gänzlich ruinirt, und deren Häuſer eben am 9ten Dec. um 2. Uhr Nachmittags, über einen Hauffen geworden. Während dem Erſchüttern ſpaltete ſich die Erde, es gabe gewaltige Luken, aus welchen das Waſſer ſo warm und ſiedend hervor quillete, als wann es von einem unterirdiſchen Feuer wäre gekochet worden. = = = In Teutſchland ſind nur theils Gegenden, und die längſt des Rhein und Nekarfluſſes gelegene Städte hiedurch erſchüttert worden; ſo daß man ſolches auch bis in die Gegenden des Lechfluſſes hin und wieder verſpühret hat.

Hingegen hat in Italien dieſes Erdbeben was mehrers Schaden gethan, wodurch nicht allein einige Häuſer und viele Camin eingeſtürzt worden, ſondern es wurden auch zu gleicher Zeit durch die ausgetrettene Flüſſe, zumal in dem Piacentaniſchen zerſchiedene Oerter unter Waſſer geſezt. Und hat auch der Poflus die Stadt Cremona und andere Gegenden ſo überſchwemmet, daß Menſchen und Vieh dadurch in groſſer Anzahl umgekommen. Der Plaz erlaubet nicht, ein mehrers hievon anzuführen.

Special-Nachrichten aus Portugall.

1) Von Liſabon.

Von dieſer groſſen und prächtigen Haupt- und Königl. Reſidenz-Stadt ware von je her das allgemeine Sprichwort bekannt:

Qui no ha viſto Lisboa,
No ha viſto coſa boa.

Das iſt:

Wer Liſabon nicht geſehen, hat niemals nichts ſchönes geſehen. = = = Allein, eine Zeit von 9. Minuten hat jezo auf einmal, leider! den Gebrauch dieſes Sprichworts, vergeblich gemacht: denn dieſe Stadt, ſo die reichſte in ganz Europa war, welche alle Nationen mit Diamanten verſahe, wo faſt nichts als Gold im Schwange gienge, iſt gegenwärtig nichts als ein Steinhauffen, worunter ſo viel tauſend Menſchen lebendig begraben worden. Die allgemeine Verwüſtung, die man vor Augen ſiehet, iſt fähig, auch demjenigen, welcher ſonſten unempfindlich, und der den geringſten Antheil an dieſem Schikſale nicht gehabt hat, gleichſam Thränen auszupreſſen. Von einer Königl. Reſidenzſtadt erblikt man nichts, als Trümmer, und einen betrübten Ueberreſt. Was ſonſt zur Bedekung, zur Bequemlichkeit und zur ſicherer Wohnung der Einwohner gedienet hat, das wird die Grabſtätte ſo vieler Tauſenden! = = = Glükſelig waren die Einwohner, welche ſich bei dieſem fürchterlichen Verfall auſſerhalb Landes befunden! Aber, o unglüklich, erſchröklich der Tag, an welchem nur allein in dieſer Hauptſtadt mehr als 200tauſend Menſchen theils erſchlagen, zerquetſchet, ertrunken, erſtikt, verbrennt, und vor Schröken plözlich geſtorben: und theils halb erſtarret, verwirret, entblöſſet, und halb todt, mit genauer Noth noch mit dem Leben davon gekommen ſind, auf das freie Feld, wo der Hunger noch ſo viele, die dem erſten Unglük entrunnen, aufgerieben hat!

Dies war freilich ein Tag des Unglüks, welches kein Sterblicher voraus hat ſehen können. Es ward der 1ſte November, als der Aller Heiligen Tag, welcher klar und hell aufgegangen, mit einem ſchönen und ſtillen Wetter begünſtiget, das angehalten hat, bis gegen 9. Uhr, da ein ungeſtümer Wind kam, und ein entſezlicher Sturm zur See, wodurch das gewaltige Erdbeben ausgebrochen, zu gleicher Zeit, als der Tagoflus unglaublich hoch aufſchwellete. Die erſte Erſchütterung nöthigte ſchon viele zur Flucht, als ſie geſehen, wie theils Kirchen, Palläſte und viele Häuſer einſtürzten. Zu gleicher Zeit barſten die Hausthüren, und ſprangen aus ihren Angeln; auch die Mauern und Erker ſtürzten ein. Kurz! es ſchiene, als ob der jüngſte Tag gekommen ſey, und kein Stein auf dem andern bleiben ſolte. Diejenigen, welche noch im Schlafe lagen, wurden durch die heftigen Erſchütterungen ihrer Häuſer und das Einſtürzen der Wohnungen ihrer Nachbaren fürchterlich aufgewekt, u. verſuchten ſich mit der Flucht zu retten; allein, die mehreſten wurden von ihren Häuſern elendig zerſchmettert. Die aber, welche bei dieſer groſſen Noth noch das Glük hatten, auf die Gaſſe zu gelangen, flohen aus der Stadt. Die Einwohner derer Häuſer, die bei dieſem Stoſſe unbeſchädiget blieben, wolten ihre Habſeligkeiten retten; allein, die 2te Erſchütterung verwandelte ſogleich alles in einen Steinhaufen; und dieſelbe Erſchütterung war ſo heftig, daß man nicht ſtehen konte, ſondern auf Händen und Füſſen fortkriechen muſte. Eine halbe Stunde darauf erfolgte eine abermalige Erſchütterung, ſo nachgehends in etlichen Stunden wiederholet worden; Und bald darauf entzündete ſich hin und wieder ein Feuer, ſo gegen den Abend durch den ſtarken Wind ſo heftig zugenommen, daß das Unglük um vieles dadurch vergröſſert worden: indem es mit einer wütenden Flamme um ſich gegriffen, dadurch viel 1000. Menſchen unter dem Umſturz der Häuſer vollends erſtikt ſeyn. Das Fürchterlichſte dieſes traurigen Anblikes läſſet ſich nicht mit Worten beſchreiben: Männer und Weiber, Vornehme u. Geringe, liefen halb nakend, halb bekleidet zitternd durcheinander. Die vornehmſten Herren und Dames waren in ihren Unterkleidern geflüchtet, und die Angſt hatte ihnen nicht erlaubet, an ihre Kleider zu denken. Wohin man die Augen wendete, ſahe man Häuſer einſtürzen, und unter derſelben Ruinen eine unzählbare Menge Menſchen begraben. Ja, wenn man bei dieſer Umkehrung der ganzen Natur bei vollen Sinnen und Verſtand geblieben wäre, ſo hätte man keinen Ort der Sicherheit ausdenken können, da man den Tod auf allen Seiten mit offenen Augen ſahe. Hier ſahe man Menſchen durch die Erderſchütterung auf den Gaſſen niedergeworfen, u. dorten Unglükliche, die durch den unglaublichen Staub, den das Einſtürzen der Häuſer verurſachte, erſtikt waren. Weil es um die Zeit war, daß in allen Häuſern Anſtalten in der Küche zur Mittagsmahlzeit gemacht wurden, und alſo, zumal in den groſſen Küchen, viel Feuer auf den Heerden war, ſo geriethen die Häuſer, wann ſie einſtürzten, ſogleich in Brand. Das Blutbad bei Einnehmung einer Stadt mit ſtürmender Hand iſt ſo erſchröklich nicht, als das Erdbeben, ſo man hier ausgeſtanden hat: Denn bei dem erſtern hat man ſich blos gegen Menſchen zu wehren; allein in dieſem leztern hat man ſein Leben gegen die ganze Natur, und gleichſam gegen alle vier Elementen retten müſſen. Dieſe Stadt ſchlos in ihrem Umkreis 3. Gebürge ein, alle mit Häuſer beſezet, und von dieſen ſind nur wenige, ausgenommen die, welche ſehr hoch ſtunden, ſtehen geblieben, die aber nachher auch von dem Feuer verzehret worden ſind. Da die Wellen des Meers und des Tago Fluſſes nachgehends auf einmal gefallen, ſo iſt durch den gählingen Zuruklauf des Waſſers ein Theil der Mauren und Häuſer mit vielen Waaren mit fortgeriſſen worden; Die Wellen haben ſich ſo hoch aufgethürmt, und der Sturm hierbei war ſo gros, daß man nicht anderſt geglaubt hat, als ob alle im Haven vor Anker gelegene Schiffe zu Grunde gegangen; doch iſt dieſer ſo berühmte Seehaven nicht ſonderlich vieles beſchädiget worden. Diejenigen Schiffe hingegen, welche auſſer dem Haven und auf der offenbaren See waren, ſind zum Theil verunglüket, und 3. davon in den Abgrund des Meeres verſchlungen worden Um Mitternacht ward es am Himmel über Liſabon ganz roth, darauf bald ein diker Rauch in die Höhe geſtiegen, ſo daß dieſe unglükliche Stadt 3. ganzer Tag darnach hin und wieder mehrers in Brand geſezet worden. Die hier befindl. Engliſche, Holländiſche, Franzöſiſche und andere Kaufleute haben vieles gelitten, weil ſie groſſe Handlung hier führen, und viele mit Waaren angefüllte Magazine hatten; und da dieſelben am Fuſſe des Gebürges lagen, um nahe bei dem Fluſſe zu ſeyn, ſo ſind ſie alle mit den Menſchen und den darinn befindlichen Koſtbarkeiten weggeſpühlet worden. In denen Kirchen, welche an dieſem Tage mit Leuten völlig angefüllet waren, ſind die meiſten Menſchen umgekommen, indem in einigen 2000. in andern 1500. und wieder in andern 800. ꝛc. durch den Umſturz derſelben elendiglich um ihr Leben gekommen. Alle Quartiere, allwo die Handelsleute und der Adel wohneten, ſind entweder eingeſtürzet, oder durch den darauf erfolgten Brand in die Aſche geleget worden, und nur allein die auf der Höhe der Stadt gelegene Quartiere, welche von dem gemeinen Volke bewohnet werden, noch ſtehen geblieben; Der Verluſt der Waaren, den man dabei erlitten, wird überhaupt auf mehr als 30. Millionen Cruſades, u. die Anzahl der ums Leben gekommenen Einwohner auf mehr als 40 000. gerechnet. Zum groſſen Glüke befand ſich der König auf dem Luſtſchloſſe Belem, welches Se. Maj. längs dem Tago haben bauen laſſen. Das Königl. Schlos in dieſer Stadt iſt gänzlich verwüſtet; und wenn Se. Maj. hier geweſen wären, würden ſie ohnfehlbar das Leben verlohren haben Verſchiedene Engliſche und Portugieſiſche Schiffe, welche auf der Rheede gelegen, ſind von den wütenden Wellen auf das trokene Land geworfen worden. Die Anzahl Menſchen, welche das Glük gehabt, aus der Stadt zu kommen, begab ſich theils faſt nakend, und theils halb gekleidet nach einer groſſen Ebene unweit der Stadt. Die Menſchen haben ſich drei Tage lang unter Zelten, welche man aufgeſchlagen hatte, aufgehalten, und der König ſelbſt hat ſich in dieſen Tagen im offenen Felde, und ſogar in ſeinem Reitzeuge behelfen müſſen. Durch die Beſtürzung und Unordnung hat man an keine Lebensmittel denken können; und mehr als 100,000. Menſchen, die hier zuſam̃en geflüchtet waren, haben in 24. Stunden keinen Biſſen Brod gehabt. Durch den heftigen Schreken und den erlittenen Hunger fielen viele Menſchen in Ohnmacht u. ſtarben. Da man die Wagen und Fahrzeuge mit Lebensmitteln ankommen ſahe, fiel jedermann dieſelben mit der gröſten Hungersbegierde an, und man hielt ſie für ein ſichtbares Geſchenke vom Himmel. Einige unerſchrokene Perſonen haben es gewagt, ſich nach den Ruinen dieſer unglüklichen Stadt zu begeben, allwo ſie noch das Winſeln von Männern, Frauen und Kindern, die halb erſtikt geweſen, hören müſſen. In einer Zeit von 10. Stunden hat man das Erdbeben zu verſchiedenenmalen noch gefühlet. Die ſtärkſten Erſchütterungen aber ſind in den 10. erſten Minuten geweſen.

Unter den Hauptgebäuden, welche zum Theil eingeſtürzt, zum Theil verbrannt, ſind die Patriarchalkirche, der Königliche Pallaſt, nebſt noch vielen Kirchen und Klöſtern, die hier alle zu ſpecificiren zu weitläuftig ſeyn würde.

Das Unglük iſt in etlichen Tagen darauf vergröſſert worden, durch eine groſſe Anzahl Banditē, die ſich aufs Plündern, Morden und Brennen geleget haben. Was ſich anfänglich in der Stadt ihnen widerſezet hat, iſt maſſacriret, und, zu Fortſezung ihrer Räubereien, zerſchiedene Häuſer noch angezündet worden. Doch, um 6. Nov. hat man Gewalt gebraucht, und 2. Regimenter in die Stadt ruken laſſen. Das Zollhaus iſt halb verſunken, und zwar ſo, daß mit dem längſten Stok kein Grund zu finden. Das prächtige Opernhaus iſt eingeſtürzt. Die Erde war am 2. Nov. ſieben Spannen hoch, die nun wieder auf drei Spannen tief gefallen.

Das Diebsgeſind hatte ſich bereits bis auf 3000. vermehrt. Etliche 100. ſind davon arretirt, und nach und nach etlich 40. gehenkt, und etliche davon verbrannt worden; zumal diejenige, welche Kirchengefäſſe geraubt hatten. Viele Sclaven und Mohren, welche Feuer angelegt, werden auf der Stelle niedergeſäbelt. Alles ſiehet jezo einer gänzlichen Verwüſtung gleich! Von dem Kaufhaus bis an den da geweſten Königl. Pallaſt ward nicht einmal eine Mauer von einem Hauſe ſtehen geblieben. Von denen Hauptgebäuden ſeye nur die Münze unverſehrt geblieben, worinn viele Millionen Gold und Silber ware, deren Plünderung von einem auf ſeinem Poſto 3. mal 24. Stunden lang ſtehen gebliebenen Unteroffizier recht wunderbar verwehrt worden: welcher aber auch zur Belohnung vom Könige zugleich zum Marquis, und General gemacht worden, und über das ein Regiment, nebſt 1. Tonnen Goldes, verehrt bekommen. . . . Unter denen Perſonen von Diſtinction, ſind bei dem erſten Erdbeben umgekommen: der Marquis von Angeia, Don Franciſco von Novonha, einer der vornehmſten von der Patriarchalkirche, die Gräfin von Lumeares mit ihrer Tochter, die Marquiſin von Leurical, die Marquiſin Anna von Meſcoco, der Spaniſche Geſande, und noch zerſchiedene andere Adelsperſonen. Jedoch iſt es Zeit, aus den kläglichen Ruinen Liſabons zu gehen; denn, wem blutet nicht das Herz bei der bloſen Anhörung eines der ſchröklichſten Unfällen?

2) Von Setubal.

Dieſe Stadt iſt mit ihren Feſtungswerken und berühmten Seehaven am 1. Nov. gleichfalls vergangen: indeme keine ſonderliche Spur von demjenigen, was erwehnte Stadt vormals war, übrig iſt; weil die wiederholte Stöſſe, und die brauſende Meereswellen das Ihrige gemeinſchaftlich beigetragen, Setubal, dieſe ſchöne Handelsſtadt, zu verſchlingen. Der Wiederſtand derſelben war um ſoviel ſchwächer, da die Stadt an ſich ſelbſt an der Spize des kleinen Meerbuſens, den die Fluth bei der Mündung des Zadaon formiret, ihre Lage hatte. Dahero auch die Stadt mit all ihren Feſtungswerkern zu eben der Zeit, da die Gewalt der Stöſe des Erdbebens groſſe Stüke Felſen von dem Vorgebürge, das die Erde gegen Abend von Setubal herfürgebracht hatte, los riſe, zum Theil auch gleich eingeſtürzt worden. Kirchen, Klöſter, Kapellen, und zwei Drittel von der Stadt ſind hiebei zu Grund gegangen; Und da die meiſten Inwohner, des Feſts halber in der Kirchen geweſen, ſo habe eine groſſe Menge das Leben eingebüſſet, und das Schreien und Winſeln derjenigen, die nur halb tod geſchlagen worden ſeye gräslich zu hören geweſen. Die Luft ſeye ſehr heiter und windſtill geweſen, auf einmal aber, hätte man vor Staub von dem Einſtürzen der Häuſer, nichts mehr ſehen können. Kaum hätte man ſich von dem erſten Schreken erhohlen können, ſo habe die Fluth die Mauren der Stadt, mit allen am Ufer gelegenen Häuſern, Magazinen und andern Gebäuden, über einen Hauffen geworffen; da dann die Handlungsgüter fortgeſchwemmet, etliche Fahrzeuge aber, ſo bis 75. Laſten Salz am Bord hatten, über eine 24 Schuh hohe Mauer in das Schlos geworffen worden ſind. bei all dieſer Trübſeligkeit hätten jedoch die vor Anker gelegene Schiffe, keinen ſonderlichen Schaden gelitten; man habe

im

indeſſen aber alle Mühe anwenden müſſen, ſie zu erhalten. Den Abend darauf ſeye das Feuer unter den Ruinen hervorgebrochen, und die Brunſt habe zweimalvier und zwanzig Stunden angehalten. Sobald indeſſen der Pöbel ſich ſicher glaubte, nicht mehr lebendig begraben zu werden, welches am 3ten Tage war, ſo ſchüzte ſelbiger die Hungersnoth vor, und legte ſich auf das Rauben u. Plündern: Wodurch beinahe alles noch zu Grund gegangen ſeye. ⸗ ⸗ ⸗ Die Patrons einiger Schiffe, welche zur ſelbigen Zeit in dieſer Gegend unter Segel waren, haben ſogar das entſezliche Erſchüttern auf ihren Schiffen verſpähret. Bald darauf wurden ſie gewahr, wie die gröſten Klippen, und höchſte Gipfel des daſigen Bergs, zumal des Bergs Sizembra, zerbärſtete, welcher mit einem entſezlichen Krachen in das Meer herunter geſtürzt worden. Nach dieſem Fall, und da die Berge ſich zum Theil geöfnet hatten, wurde die Luft mit einem diken Nebel erfüllet. Worauf das Erdbeben wieder angienge, und bis Abends bei Untergang der Sonne, deren Strahlen ſodann erſt ſichtbar worden, mit ziemlichen Stöſſen anhielte. Endlich wurde man bald gegen Oſt⸗Nord⸗Oſt, beim Gebürg Sizembra und Setubal, einen dicht aufſteigenden Rauch gewahr, welcher bei anbrechender Nacht, in ein lichterlohes Feuer ausgebrochen, ſo die ganze Nacht hindurch die Gegend zur See, wo die Schiffe ſegelten, und ungefehr 8. Meilen von Setubal ſchon entfernet ware, beleuchtete. Hieraus iſt zu ermeſſen, wie jämmerlich Setubal durch die 4. Elementen, Feuer, Erdbeben, Sturmwinde und Waſſerfluth, verwüſtet worden.

3) u. 4) Von Braga u. Coimbra.

Dieſe zwei Städte an dem Meer ſind bei nahe durch die Erd⸗ und Meereserſchütterung faſt ſo übel zugerichtet wordē, als Setubal. Braga iſt um einen Drittel ihrer Einwohner kom̄en, u. das anhaltende Erdbeben hat dieſe Stadt halb zu Grund gerichtet. ⸗ ⸗ ⸗ Coimbra hat hingegen noch mehrers hierdurch erlitten indeme alle Hauptgebäude, zumalen die Cathedralkirche, die heilig Creuz Kirche, die Jeſuiter Kirche, ſamt ihrem wunderſchönen Seminario, ſo aus 16. verſchiedenen Hauptgebäuden beſtanden, hierdurch eingeſtürzt worden, zu der Zeit, als viele Leute; wegen dem Feſt aller Heiligen, in denen Kirchen waren. Der Jammer und das Elend ſeye nicht zu beſchreiben, wie greulich alles verwüſtet worden: und wie viele 100. Einwohner hiebei umgekommen ſeynd? Die noch übrige Häuſer ſollen ſo ſchadhaft ſeyn, daß man ſich nicht getraue, ſolche zu bewohnen.

Aus Spanien.

1) Von Cadix.

Den 1ſten dieſes hatten wir hier ein Erdbeben, welches demjenigen, worinnen Lima und Callao in Peru zu Ende des Octobers 1746. verſunken, an Heftigkeit nicht im geringſten nachgab. Es fienge bei ſchönem Wetter um 9. Uhr, 3. Minuten an, und währete 5. Minuten; und folglich 2. Minuten länger, als das in Peru, welches nur 3. Minuten gedauret hat; es war ſo ſtark, daß die Leute ſowohl auf der Straſſe als in der Stadt, noch auch auf den Schiffen ſich nicht aufrecht erhalten konnten, ſondern alles Menſchen und Vieh, muſte ſich zitternd und winſelnd auf den Boden legen, ſo heftig war die Bewegung der Erden. Hiebei wütete und brauſete das in die Höhe ſteigende Meer ſo ſchröklich, daß auch viele Perſonen vor Erſtaunen plözlich geſtorben ſind. Die Einwohner hatten ſich kaum in etwas aus dem erſten Schreken erholet, ſo geriethen ſie in neues Entſezen. Um 11. Uhr, 10. Minuten, thürmte ſich das Meer wider Cadix auf, und ſtieg über die Bruſtwehre, 60. Schuhe höher, als ſonſten; um 11. Uhr, 30. Minuten, kame ein andere eben ſo heftige Waſſerwoge, worauf noch 4. andere eben ſo ſtarke folgten; als um 11. Uhr, 55. Minuten; um 12. Uhr, 30. Minuten; um 1. Uhr,

10. Minuten: um 11. Uhr, 50. Minuten. Dieſe Wellen kamen von Zeit zu Zeit wieder, bis es Nacht war, ſie wurden aber immer kleiner. Sie haben 100. Ruthen vom Walle eingeriſſen, und ganze Stuke von 3. Ruthen, ſo dike ſie auch waren, über 50. Schritte fortgeführet. Die Schiffe haben groſſe Gefahr ausgeſtanden, doch iſt nicht mehr als ein einziges Schwediſches Schif, nebſt einigen Kahnen, untergegangen. Auf dem Wege, nach der Inſel Leſu, ſind viele Leute umkommen, wie denn auch die Straſſe, welche auf die Inſul führet, von den Wellen des Meers völlig weggeſchwemmet worden, und darauf 200. Perſonen das Leben eingebüſſet haben, und bey 300. Häuſer theils eingeſtürzet, theils unter Waſſer geſezet worden.

2) Von Sevilien.

Den nemlichen Allerheiligen Tag, Morgens vor 10. Uhr, hat ſich dieſes Erdbeben auch in Sevilien geäuſert, dergleichen die Einwohner nie erlebet haben, welches 10. Minuten gedauert; und der Wind brauſete unter der Erde mit ſolchem Knallen, als wenn man Kanonen abfeuerte. Alle Kirchen und Häuſer ſtunden in beſtändiger Bewegung, ſo daß es ſchien, als wenn alles auf einmal über den Hauſen fallen wolte. Alle Leute, Kinder und Weiber, verlieſſen ihre Häuſer, lieſen auf die Gaſſen und Märkte, und die da konten, hinaus aufs Feld, weinten, und baten GOtt mit Thränen um ſeine Barmherzigkeit; und die Prieſter ertheilten eine allgemeine Abſolution. In der Domkirche war das Knallen und Krachen ſo ſtark, daß ſich die Mauren bewegten, und die Steine herab fielen; und da eben die Meſſe geſungen wurde, ſo lieſſen die Leute Hauffenweiſe zur Kirche hinaus. Der Prieſter aber, der die Meſſe ſang, gieng vom Altar weg in die Sacriſtey, welcher ſich jedoch, da das Ungewitter nachlies, wieder zu dem Altar verfügte, und die Meſſe, die er mit Singen angefangen, mit Leſen völlig endigte. Des Nachmittags darauf wurde durch einmüthigen Schluß beider Capitel, ſowohl des geiſtlichen, als weltlichen, eine Proceſſion nach der Einſiedeley von St. Sebaſtian veranſtaltet, dabey man das Bildnis Unſer Lieben Frauen de la Sede, und die Reliquie vom Heil. Kreuzholze voraus trug, die von dem ganzen Sevilianiſchen Volke begleitet wurde. Der Thurm von dieſer heiligen Kirche iſt, vom Glokenhauſe in die Höhe, ſo ſehr beſchädiget, daß man alle Augenblike befürchten mus, er wird einſtürzen, wenn GOtt nicht ein Wunderwerk dabey thut. In der Kapelle der Portugieſen von beſagtem Convent iſt der obere Theil, von den Zinnen hinauf, auf das Gewölbe der Kirche gefallen, und hat daſſelbe niedergeſchlagen. In St. Lorenzo iſt die Gloke auf das Chor gefallen, und hat es niedergeſtürzt, wobey eine Frau, die eben communicirt hatte, um ihr Leben gekommen. Die Kirche von St. Hyacintho, wie auch die de Victoria ſind zu Grunde geſtürzt. Das Chor de la Carne, ſo ganz von Steinen war, iſt meiſtentheils eingeſtürzt: und überhaupt iſt keine Kirche, und kein Haus, davon nicht alle Mauern von oben bis unten geborſten ſind. Jedoch mitten in dieſen Verheerungen hat ſich der gnädige Gott noch barmherzig gegen alle Menſchen erzeiget, indem man nür etwa 8. Todte, und einige beſchädiget zu ſeyn gefunden hat.

3) Von Conil.

Conil iſt gröſtentheils von denen aufgethürnten Meerswellen verſchlungen, viele Häuſer durch die heftige Erdſtöſſe gar verſunken, und das übrige eingeſtürzt worden, ſo daß gar wenige Einwohner mit der Flucht ſich haben retten können.

Anhang.

Es iſt aber nicht allein Europa durch das vorhin gedachte Erdbeben groſſen theils erſchüttert worden, als wodurch die Grundfeſte der Erde, zumalen in Portugall, bis in den Monat Merz zu wiederholten malen gebebt, wie gleich hernach gemeldet werden ſolle; ſondern es haben ſo gar auch die andern 3. Welttheile durch ſolche auſſerordentliche Naturbegebenheit ziemliche Stöſſe davon getragen: Denn der Anfang derſelben ereignete ſich im Junio in Aſien, wo zumal in Perſien groſſer Schaden angerichtet worden; davon pag. 134. in dieſer angeſtellten Betrachtung das Merkwürdigſte bereits angezeigt worden = = = = In Africa hat es ganze Städte umgekehret, zu gleicher Zeit, als es in Europa gewütet: nemlich am 1. 18. und 19. Nov. davon unten gleich ein mehrers gemeldet werden ſoll. ⸗ ⸗ ⸗ Jn America iſt ſolches zwar auch, erſt am 18. Nov. verſpühret worden, da vorhin, als am 1. Nov. (welches merkwürdig iſt) theils Flüſſe völlig eingetroknet ſeynd; hat aber in dieſem Welttheil am wenigſten Schaden gethan; denn in ganz Jndien, und zumalen zu Boſton, wor es am heftigſten, dadurch nur wenige Häuſer und viele Kamine eingeſtürzet worden; darauf iſt aber bald eine groſſe Kälte eingefallen, daß die übrigen Flüſſe dick mit Eis überzogen worden. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ Um dieſe Zeit ſowohl, als auch mitten im December, ſind durch dieſes Erdbeben auch viele Gegenden in Europa, ſonderlich am 27. Dec., viele Städte in denen Niederlanden, an der Maas, Schelde, Rhein ꝛc. erſchüttert, und ſo wohl in Engeland, Frankreich, Jtalien ꝛc. groſſe Ueberſchwemmungen hierdurch verurſacht worden, dardurch Menſchen und Vieh in groſſer Anzahl ertrunken, und viele Häuſer weggeſchwemmet worden; Wie dann in Engeland an einigen Orten ganze Feldungen mit denen Bäumen und Hütten verſunken, und zum theil ins Meer geriſſen worden. Zu dieſer Zeit hat in Jtalien der Berg Veſuvius etliche Tage gewaltig Feuer ausgeſpien. Jm Mailändiſchen ſind Luftzeichen erſchienen, darüber die Soldaten aus Schlöken ihre Poſtirungen verlaſſen haben. Jn Schweden iſt eine groſſe Feuerkugel am Himmel geſehen worden; und in Pohlen ein ſolches Phönomenon, ſo denen Einwohnern als wie 4. hellroth ſcheinende Monden vorgekommen; und zwar bey dem zunehmenden Mond, als am 11. Dec. welche innerhalb einer Stunde ſich nach und nach wieder verlohren, ſo wie in denen Zeitungen davon weitläuftig gemeldet worden.

Nirgends aber ſind die Würkungen derſelben heftiger und erſchröklicher geweſen, als in Africa; Denn auſſer der groſſen Stadt Miquenez, welche hiebey, wie ſchon pag. 137. gemeldet, gänzlich zu Grunde gegangen iſt, ſind auch die volkreiche Städte Salee, Tetuan, Fez, Ceuta, Tangers, Oran, Marocco, und viele andere Städte, zumal an der barbariſchen Seeküſte, zum Theil hiedurch eingeſtürzt, und viele 1000. Einwohner erſchlagen worden. Wie dann der Sohn des Kayſers von Marocco am Haupt von 20,000. Mann, 2. Tag nach der Eroberung von Tetuan, als er zuruk nach Marocco marſchirte, an dieſem Tag, als am erſten November, mit ſeiner ganzen Mannſchaft verſchlungen worden, indeme das ganze Feld von etlichen Stunden lang bey der Erſchütterung auf einmal verſunken iſt, in deſſen Abgrund ein groſſer See entſtanden; wobey zu gleicher Zeit längſt denen Küſten der Barbarey, und ſonderlich in dem Kayſerthum Marocco viele Städte und Dörfer von dem erſtaunlich in die Höhe geſtiegenen Meer und andern groſſen Flüſſen überſchwemmt, und zum Theil gänzlich verwüſtet worden; wobey etlich 30,000. Menſchen umgekommen ſeynd. Eine Caravane von ungefehr 200. Kaufleuten, welche von Salee nach Marocco an dem Geſtatt des Meers zu reiſen im Begrif waren, wurden von denen erſtaunlichen aufſteigenden Meereswellen gleichſam überfallen, und in Abgrund mit dem Zurukfall des Meers dahin geriſſen. Eine andere Caravanne von mehr als 400. dergleichen Kaufleuten, ſo von Salee nach Fez giengen, hatten gleiches Schikſal: indeme die Flüſſe ſelbiger Gegenden ſo plözlich aufs Land getretten, und mit einem groſſen Geräuſche alles ſo unter Waſſer geſezet, daß nicht allein dieſe Kaufleute mit allen ihren reichbeladenen Kameelen, ſondern auch noch viele Einwohner hiedurch erſäuft worden. Der austreiſſende Strohm ware während dem Erdbeben, und noch einige Tage darnach, ganz blutroth; denn es ſind zu gleicher Zeit ganze Ströhme aus denen ſich von

einan

einander gethanen Bergen, herfür geſchoſſen; In deren Eingeweide viele Mineralien, und vornemlich eine Menge Einober befindlich iſt. Viele Berge und ſteile Giptel, ſind bey dieſer auſſerordentlichen Naturbegebenheit ins Meer geſtürzet worden. Am 19ten Nov. darauf ſeye durch ein 2tes Erdbeben, der Reſt der groſſen Stadt Miquenez, als hiebey die Erde auseinander getrieben worden, gänzlich in Abgrund geſunken: mit einem noch 8. Meilen weiten Feld, wo 2. Lager Arabiſcher Kriegsvölker von 400. Zelten campirt hatten, in deren jeden 25. bis 30. Mann waren. Dieſe kriegeriſche Völker ſind zu gleicher Zeit mit allem von der Erden verſchlungen worden. Nach dieſem hat die Stadt Fez, und faſt alle Städte in dem Kayſerthum Marocco nicht weniger Unglük erlitten. Madera iſt mitſamt der Inſul von dieſem Erdbeben und dem Meer über halb zu Grunde gegangen. Die Azoriſche Inſuln, deren 9. gezehlet werden, wo ſo groſſe Berge herfür ragen, ſollen zum Theil im Meer verſunken ſeyn; und der Geſtank von vielen hunderttauſend Fiſchen, ſo durch das ſchäumende Meer aufs Land geſezet worden, habe gleichſam unter den übrigen Barbaren eine Seuche erregt, dadurch viele tauſend Menſchen dahin ſterben. Ferners: daß bey dieſem 2ten Erdbeben zu Fez, bey Einſtürzung derſelben Häuſer, gleich über 3000. Einwohner erſchlagen worden; und bey der gräulichen Verwüſtung der Stadt Mequinez ſind allein 26000. Einwohner hiebey zu Grunde gegangen: darunter 4000. Mohren und 8000. Juden befindlich waren, als welche in der abgeſonderten Vorſtadt gewohnt hatten. Marocco habe hiebey auch vieles erlitten, wo mehr als 30,000. Einwohner unter dem Umſturz der Häuſer begraben worden ſeyen. Und auſſer den lezthin gemeldeten 12000. Arabern, welche von der auf einige Meilen weit geſunknen Erde in Abgrund verſchlungen worden, iſt auch dem Sidy Mahomet mit 1500. ein gleiches Schikſal begegnet; wodurch dann der Sidy Sultan Mahomet in ſeinem Vorhaben, einige Seepläze deren Mohren noch wegzunehmen, gänzlich verhindert worden. Nicht weniger wäre auch der 3te Theil von der Stadt Salee hiebey zu Grunde gegangen. Die Briefe von der Inſel Madera, welche, wie gemeldet, vieles hiebey gelitten hat, bemerken einen Umſtand, der ſehr merkwürdig iſt: Wie nemlich die ſo heftig aufgethürmte Meereswellen auf einmal wieder ſo gefallen ſeyn, daß das Meer dadurch ſo erniedriget worden ſeye, daß man hiedurch zerſchiedene Felſen und viele groſſe Klippen hin und wieder im Meer gewahr worden, von welchen man doch vorhin bey der Schiffahrt niemals nichts verſpührt, noch weniger im mindeſten davon was vermerket habe.

In Spanien und Portugall iſt es bey denen erſten Erderſchütterungen nicht geblieben: Am 9ten, 17ten und 19ten Nov. iſt das Meer und die Erde wieder in eine auſſerordentliche Bewegung gekommen; Wie dann in jenem Königreich, auſſer denen vorhin gemeldeten Städten, der gröſte Theil der Stadt Triana, nebſt denen Dörffern St. Juan, Dalfarache, Gilbes, Brines, Canas, und noch andere derſelben Gegenden, den 19. November auf einmal in Schutt verwandelt: und zu Gumbur die Hauptkirche umgeſtürzt worden; darauf durch auſſerordentliche Regengüſſe und Austrettung der Flüſſe die daſige Gegenden vollends verwüſtet, und bey Agamonte allein bey 2000. Menſchen hiebey verunglükt worden. Zu welcher Zeit auch die Stadt Arroes verſunken, und bey nahe alle von da bis an Portugall gränzende Fleken und Dörffer guten theils verwüſtet wären ꝛc. = = = = Ja, Cadix ſelbſten iſt von denen aufſteigenden Meerwellen gleichſam bedekt worden; Daſſelbe bäumte ſich gegen Weſten bey nahe ſo hoch, als die Häuſer auf ſelbiger Seiten; wodurch auch dieſelbige Gegend der Stadt verſenkt, und durch die ungeſtümme Meerswellen ſo gar die Veſtungswerker und Mauren zu 40. Ellen weit weggeſpühlt worden. An dem Landſtrich, der ins Meer hinein gehet, wurden alle Häuſer, und alle Perſonen, ſo gar die auf der Straſſe geweſen, durch die von beyden Seiten einſtürmende Wellen mitgenommen. = = In Portugall hat dieſe Erd- und Meersbewegung vom 1. Nov. bis auf den 9. December, faſt gleiche Verwüſtung angerichtet: zumal bey Setubal: indeme die plözlich zurukgetrettene Meerswellen daſelbſt alles weggeſpühlt, und in Abgrund verſchlungen haben, ſo daß kein Stein von einem Haus, geſchweige ein Menſch, zuruk geblieben; denn die Stätte, wo Setubal geſtanden hat, iſt ſo rein abgeſpühlt und eben, daß man nichts anders darauf gewahr wird, als lauter reinen Sand; kein Fundament noch eine Spur eines Hauſes ſeye nicht mehr da zu finden. Alles, alles iſt dahin! Durch die gräuliche Austrettung anderer Flüſſe in Portugall (davon pag. 137. weitläuftig gehandelt worden) ſeye das Erdreich moraſtig, und theils Orte von denen andern dadurch ſo gar abgeſondert worden, daß dieſe zu jenen nicht kommen können; denn es ſeyen einige Meilen groſſe Seen und Moräſte entſtanden; da auf der andern Seite gegen dem Gebürge, Berge eingeſtürzet ſeynd, und viele ſich geöfnet haben, wo Dampf und Rauch heraus quillt. Die Erde habe ſich an vielen Orten auseinander gethan, daraus ein ungeſtümmes von einem unterirdiſchen Winde getriebenes Feuer mit einem diken ſchwarzen Dampf und Rauch heraus geſpien worden, daß viele Menſchen, die es geſehen, hierüber erkranket, und einige davon plözlich geſtorben ſind. Das Erdbeben, ſo nach der Hand täglich verſpühret worden ſeye, wäre am 1. Nov. und in der Nacht zwiſchen dem 18. und 19. ſelbigen Monats am heftigſten geweſen, und habe bis auf den 12. Dec. angehalten.

Nachtrag

von dem unglüklichen Liſabon.

Es ſind ſeit dem 1. Nov. bis auf den Monat Merz noch mehrere betrübte Nachrichten eingelauffen, und auch ſolche Umſtände erſt hiedurch bekannt geworden, die bey der erſten hierinn mitgetheilten Relation pag. 136. nicht angemerkt werden konten. Sie beſtehen kürzlich in dieſem: Wie daß das Erdbeben daſelbſten, vom 1. Nov. an gerechnet, wohl 20. Täge lang verſpühret worden ſeye, den einzigen 9ten Nov. ausgenommen. Am 9. Dec. ſeye daſelbſt das Erdbeben wieder ſo heftig geweſen, als am Allerheiligen Tag, dadurch die drey noch vorhin ſtehen gebliebene Kirchen nicht allein bis zum Grund eingeſtürzet worden, ſo wie auch alle Ueberbleibſel der verwüſteten Gebäude; ſondern es iſt dadurch der auch noch kleinere Theil der Stadt, der Quai genannt, als welcher beym erſten Erdbeben am wenigſten erlitten hat, auch vollends eingeſtürzt, und zu Grunde gegangen, allwo zu gleicher Zeit die Erde auf 20. Schuh im Umkreis mit der darauf geſtandenen groſſen Halle geſunken, aus welcher Oefnung ein Prudel entſtanden, daraus ein ſchwarzes ſtinkendes Waſſer in groſſer Menge herfür gequollen, welches nachgehends bald fallend bald ſteigend abgewechſelt. Die Zahl derer, die hiebey am Allerheiligen Tag allein umgekommen, ſolle ſich bey genauer Ausrechnung auf 90,000. Menſchen erſtrecken; darunter 6000. Kloſterfrauen, und über 10,000. Weltgeiſtliche befindlich ſeyn ſollen, ohne die andern Ordensleute, denn es ſind gleich bey denen 2. erſten Stöſſen die meiſten Kirchen, welche am Allerheiligen Tage ohnehin voll von Leuten waren, auf einmal eingeſtürzet; als darunter die vornehmſte, welche gleich eingefallen, folgende ſind: Die Kirche zur H. Dreyfaltigkeit, die Catharinä Kirche, die alte Domkirche, die Dominicaner, Carmeliter, Auguſtiner, Capuciner

und

3. Jeſuiten-Kirchen, die 3. Kirchen vom H. Antonio, vom H. Vicenz, vom H. Rochus, und die H. Geiſt-Kirche, die Barfüſſer Kirche, die St. Paulus Kirche, Unſer Liebe Frau von Loretto, die neue Kirche, und noch ſehr viele andere Kirchen. Kein einziger Thurn in der Stadt und an den Thoren, iſt ſtehen geblieben: Alles liegt über einen Hauffen. Das in die Stadt getrettene Waſſer an der Seite des Tagefluſſes, hätte alles verſchlungen, ſo, wie anfänglich ſchon zu verſchiedenen malen gemeldet worden. Das nachgehends ausgebrochene Feuer hat von dem Pallaſt des Marquis Luriſal und von dem Dominicaner Kloſter angefangen, und ſich ſo ausgebreitet, daß es den 2. Nov. ſchon das Haus Santo Domingo mit dem Inquiſitions-Pallaſt, und die Mezge ergriffen, und mit dieſem alle Häuſer bis an die Franciſcaner in die Aſche verwandelt hatte. Von da hat das Feuer noch vier ganzer Tage weiters gebrannt, und hat das Schloß bis ans Quartier Bairarto, wo die Kaufleute und die reicheſten Einwohner ihre Wohnungen hatten, mit allen Waaren und Koſtbarkeiten jämmerlich verzehrt, als welches alles mehr als ein Drittel der Stadt ausgemacht hat, was durchs Feuer verzehret worden. Gleiches Schikſal hatte der Pallaſt des Königs, das Hotel von Braganza, die prächtige Meublen, das Archiv, mit ſamt denen Edelgeſteinen und Diamanten der Krone. Da nun das Erdbeben in Liſabon noch nicht nachgelaſſen, und die Erde noch etliche Schuh aufgetrieben, und alſo noch nicht in ihrer Ruhe iſt; ſo haben die übrige Einwohner ſich um Belem herum in lauter aufgerichteten Hütten und Stände gelagert, denen der König die Bretter umſonſt hat anſchaffen laſſen. Dieſes Belem, ſo etliche Stunden weit unterhalb Liſabon liegt, wird nun zu einer Stadt angebauet, und kan folglich die Hauptſtadt in Portugal werden.

Viele tauſend Einwohner haben ſich auch nach Porto gewendet, als welche Seeſtadt mit ihrem Diſtrict auf dreyßig Meilen weit die einzige in der ganzen Portugieſiſchen Monarchie iſt, welche von dem Erdbeben befreyet geblieben: allwo die umliegende Dörffer, ja alle Felder und Wälder mit Volk angefüllet ſeye. : : : Denn um Liſabon müſſen viele Tauſend auf dem groſſen Feld ſich aufhalten, wo man mit genauer Noth unter Zelten und bretternen Hütten für den continuirlichen Regen geſichert wäre. Die Einwohner ſehen mehrentheils eingefallen, und ſo blaß wie die Geiſter aus. Der Mann wüſte nicht, wo ſeine Frau, und die Kinder nicht, wo ihre Eltern, wenn ſie nicht unter den Ruinen begraben lägen, ſich aufhielten. So zerſtreut wäre alles. Den Kranken fehlte es an Aerzten und Arzeneyen. Capitaliſten, ſo 200,000. reich geweſen, hätten keinen Hut auf ihrem Haupte; und der Anblik wäre höchſt betrübt, da ſo viele Menſchen ohne Kleider und Schuhe theils in leichten Schlafröken, und theils nur oben im Hemde zu ſehen, indem ſie alle mehr auf ihr Leben, als auf ihre Bedekung bedacht geweſen. Der König habe an einigen Oertern die aufgeworffene Erde meſſen laſſen, und man hat befunden, daß ſelbige ſieben Spannen hoch geweſen, nunmehro aber ſchon 2. bis 3. Spannen wieder geſunken ſeye. Das Zollhaus iſt halb verſunken, und zwar ſo, daß mit dem längſten Stock kein Grund zu finden: Die andere Helfte aber ſeye verbrannt. Das prächtige Opernhaus iſt erſt eingeſchoſſen, und nachher verbrannt. Der Königl. Schwediſche Geſandte oder vielmehr Conſul, Herr Arwidſon, iſt gleichfalls bey dem erſten Erdbeben jämmerlich umgekommen, und in ſeiner Wohnung zerquetſchet oder verbrennt worden. Und man beſorget, daß der Erzbiſchof auch unter denen Toden ſeye. , , , Der König habe innerhalb 4. Wochen mehr als 500. Räuber und Mordbrenner bey der Stadt Liſabon aufknüpfen laſſen; und um dieſer dannoch überhand genommenen Raubbegierde kräftig Einhalt zu thun, ſeyen noch über 6000. Mann regulirter Troupen von den Gränzveſtungen dahin beordert worden.

Wir würden noch einige Bögen anfüllen können, wann wir hier alles erzehlen wollten, was für Unglüksfälle in denen darauf folgenden Monaten Februario, Merz und April, durch dergleichen noch immer ſich geäuſſerten Erdbeben in Portugall, und auch in andern Königreichen ſich zugetragen; welche jedoch von keiner beſondern Erheblichkeit geweſen. Wir beſchlüſſen dahero dieſe Abhandlung mit dem, was der Königl. Prophet uns zur Lehre und Beſſerung hinterlaſſen hat:

Du ſchnaubſt; * die Elementen brüllen,
Und eilen tobend deinen Willen,
Erzürnter Herrſcher! zu erfüllen;
Des HErren Stimme geht mit Macht;
Der Wind bricht aus; die Waſſer ſchwellen;
Das Ufer ſinkt; des Tagus Wellen,
Die ſonſt vom Seegen ſchwangre Wellen
Ergieſſen ſich, die Erde kracht.

Die Erde kracht, und Schlöſſer fallen,
Und Thürne ſtürzen ein mit Knallen,
Palläſte, Kirch und Mauren fallen,
Und werden vieler Menſchen Gruft:
Und die noch ungezählte Leichen,
Sind eben ſo viel Warnungszeichen,
Sind viele Zorns- und Schrekenszeichen,
Dadurch uns GOtt zur Buſſe ruft.

" Wie! oder glaubt ihr Menſchen Kinder,
" Daß jene Galiläer Sünder **
" Vor andern, und die ſchlimmſten Sünder
" In Iſrael geweſen ſeyn?
" Und die Siloens Fall zerſplittert,
" Daß ſie den Höchſten mehr erbittert
" Durch Greuel mehr, als du erbittert,
" Jeruſalem? ich ſage nein!

O Schreklichſter! von den Gedanken.
Nein, Seligſter! dir ſoll man danken;
Du wekſt die ſchlummernden Gedanken;
Durch dich lernt man die Ewigkeit
Im ungemeſſnen Raum erbliken,
Zum groſſen Uebergang ſich ſchiken;
Man ſtreicht mit abgewandten Bliken
Durch die Secunden gleiche Zeit.

Wir können dieſes Capitel vom Erdbeben noch nicht verlaſſen. Die Schriften, welche dieſerhalben heraus gekommen, ſind zum Theil ſehr merkwürdig, und ſo beſchaffen, daß es unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, wann wir eine und andere Stellen hier noch mittheilen, in der Geſtalt einer

Sammlung einiger Erfahrungen, und Muthmaſſungen vom Erdbeben. *

§. 1.

Die traurigen Verheerungen, welche ein heftiges Erdbeben in Portugal und

---

* Pſal. 18. v. 16.

** Lucä cap. 13. v. 1. 2.

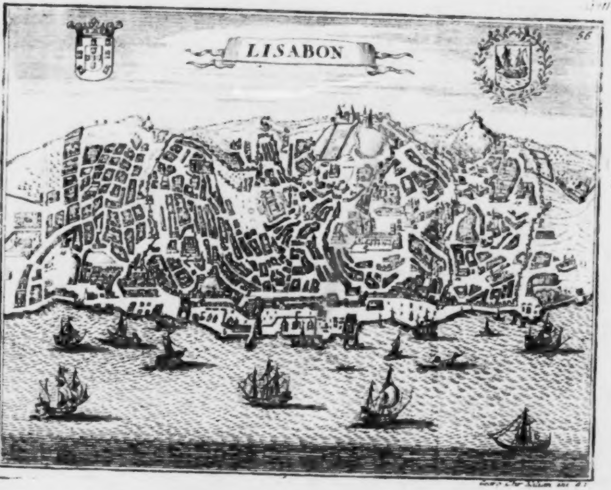
* Aus denen Hannöveriſchen nüzlichen Sam̃lungen Anno 1756.

T. II. p. 150

oder OLYSSIPO.

Hauptstadt des Königreichs Portugall und der Königliche Residentz, in Estremadura am Tago, an einem Hügel gelegen, welcher sich gegen den Fluſs nach und nach erniedriget. Sie ist groſs, hat über 30000 Häuser, und wird durch 2 Castellen beschützet, unter welchen die eine auf einem Hügel liegt, der die Stadt commandiret, das Königliche Schloſs aber liegt am Ufer des Tago. Hier nechst treibet sie groſse Handelschafft und hat einen Ertz-Bischoff, wie auch einen groſsen und vortrefflichen Hafen, in welchen die gröſten Schiffe einlauffen können, wie denn auch die Ufer des Tagi bis ins Meer mit Schantzen versehen seynd. Diese Stadt hat ein Officium Inquisitionis, welches seine Executiones mit gröster Schärffe verrichtet, als es sonst selbst in Italien gebräuchlich ist.

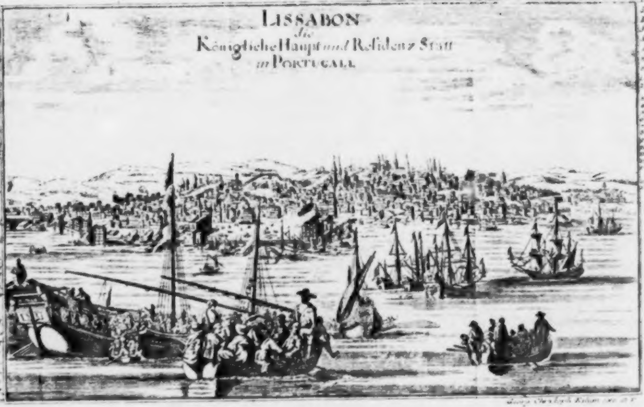
a. Daſs Königl. Castel
b. Daſs Zeughaus
Hospital aller Heiligen
Daſs Rathhaus
Daſs neue Indianische Haus
Daſs alte Ind. Haus
Monast. S. Francisci
Templum maximum oder der Bischöffliche Sitz
i Monaster S. Maria da Graça
Prediger Münch
Carmeliter
S. Paulo
S. Laurentz [illegible]
S. Vincenti
S. Stephani
S. Catharina
S. Andreas
Nun S. Anna



[illegible]

LISABONA

Lißabon [illegible] ist die Hauptstadt des Königreichs Portugall, [illegible] und Prächtig da liegt auf [illegible] Norde [illegible] 39 Grad 6 [illegible] und ist eine von den berühmtesten Handels-Städten in Europa, hat 77 [illegible] Thürme, 57 [illegible] 10000 Häuser, und wird durch 4 Citadellen beschützet. Es sind darinnen zu sehen die Herrliche [illegible] vortreffliche Hauptkirche [illegible] zu [illegible] zu Unserer Frauen, St. Antonii de Padua, zu St. Dominico und zu S. [illegible] ingleichen die [illegible] des Hof [illegible] Don [illegible] der Carmeli[illegible] S. Anna und viele andere Kirchen und Clöster mehr, das K. [illegible] Schloß [illegible] Prächtig auf einem hohen Berg [illegible] das [illegible] und neue Ost-Indianische Haus, [illegible] Rath-, Korn- und Zoll-Häusern wohl zu betrachten. [illegible] der Stadt befindet sich das [illegible] Clo[illegible]



LISSABON
die
Königliche Haupt und Residenz Statt
in PORTUGALL

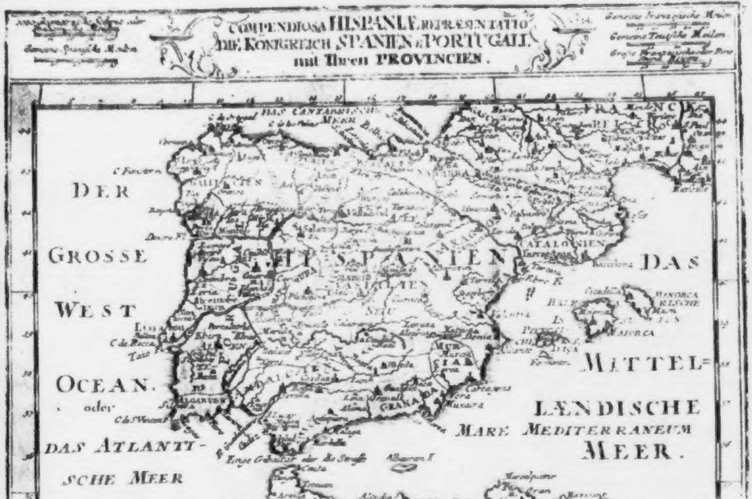
Georg Christoph Kilian exc. A. V.

[illegible]

Bethlehem, welches den [illegible] Königen Begräbnus [illegible] [illegible] [illegible] hat, [illegible] und eine Universität.

1 Das Schloß [illegible]
2 Das kleine Schloß [illegible] Lambone
3 Der [illegible]
4 Die [illegible]
5 Das Schloß
6 Die [illegible]
7 Der [illegible]
8 Der Dom
9 Der Dom Platz
10 Der grosse Platz
11 Der Königl. Palast
12 Das Zoll Haus
13 Die [illegible] Platz
14 Die [illegible]
15 Der [illegible]

T. VIII. p. 170


COMPENDIOSA HISPANIÆ REPRÆSENTATIO
DIE KÖNIGREICH SPANIEN u. PORTUGALL
mit Ihren PROVINCIEN.
Gemeine Spanische Meilen
Gemeine Französische Meilen
Gemeine Teutsche Meilen
DAS CANTABRISCHE MEER
FRANCK REICH
GALLICIEN
HISPANIEN
ARAGON
CATALONIEN
CASTILIEN
GRANADA
MURCIA
ALGARVE
DER GROSSE WEST OCEAN. oder DAS ATLANTISCHE MEER
DAS MITTELLÆNDISCHE MEER.
MARE MEDITERRANEUM
MINORCA
MAJORCA
IVICA
Enge Gibraltar oder die Straße
Alboran I.
Lisabon
C. de Rocca
C. S. Vincent
C. Finisterre
Madrid
Barcelona
Valencia
Carthagena
Malaga
Sevilla
Cadix
Ceuta
Oran
Georg Christoph Kilian Excudit Cum Gratia et Privil. Sac. Caes. Majest.

und andern Ländern angerichtet, ziehen billig aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und verurſachen, daß Gelehrte und Ungelehrte vom Erdbeben reden, und nach der Urſache dieſer fürchterlichen Würkung der Natur forſchen. Nun glaube ich zwar nicht, daß jemals jemand die ſämtlichen Urſachen, welche zuſammen tretten müſſen, wenn ein Erdbeben entſtehen ſolle, entdeken werde. Denn wer wird das innere Eingeweide der Erde aufdeken, und uns deſſen Bau, Hölungen, Gänge und die mancherley Beſtandtheile deſſelben und deren Kräfte und Kreislauf vor Augen legen? Wie wenige Hofnung iſt vorhanden, dieſes alles auszuſpähen, da wir noch ſo unwiſſend ſind in der Erklärung der Bewegungen unſers eigenen kleinen Körpers, der ſo lange von den Zergliederern durchſuchet und betrachtet worden? Indeſſen werden doch wenige aufgewekte Köpfe von ſich erhalten können, daß ſie allen Muthmaſſungen abſagten, wodurch ſie ſich wenigſtens in etwas eine ſolche merkliche Würkung begreiflich zu machen ſuchten. Es wird alſo auch mir zu gute gehalten werden, wenn ich mich unterſtehe, meine Gedanken darüber öffentlich vorzutragen. Da aber dieſe Blätter nicht bloß von ſolchen geleſen werden, welche in der natürlichen Geſchichte eine hinlängliche Kunde haben; ſo muß ich erſt einige den Naturkündigern ganz bekannte Erfahrungen vom Erdbeben voran ſezen, welche diejenigen überſchlagen können, die dergleichen ſchon zum öftern geleſen haben. Es belieben ſolche nur §. 6. und folgende nachzuſchlagen, wo ſie diejenigen Muthmaſſungen finden, nach welchen ich eins und das andere, ſo man bey den Erdbeben wahrzunehmen pfleget, zu erklären meine.

§. 2.

Starke Erdbeben finden ſich da am häufigſten, wo feuerſpeiende Berge ſind. In dem Königreiche Peru in America ſind mehrere ſolche Berge, und die Erdbeben ſind daſelbſt ſehr gemein. Die Stadt Lima iſt von denenſelben ſehr oft erſchüttert und beſchädiget worden. Herr Ulloa hat die Nachrichten von den beträchtlichſten unter denenſelben zu Lima ſelbſt geſammlet, und er berichtet a), daß dieſe Stadt dergleichen in den Jahren 1582. 1586. 1609. 1630. 1655. 1678. 1687. 1697. 1699. 1716. 1725. 1732. 1746. erfahren habe. Daß die Erdbeben im Neapolitaniſchen, in Sicilien und in Ysland häufig und heftig ſind, iſt eine bekannte Sache, und die daſelbſt befindlichen feuerſpeyenden Berge weis auch ein jeder, der nur Zeitungen mit Aufmerkſamkeit lieſet. Wenn ſich an ſolchen Orten merkliche Erdbeben ſpüren laſſen, ſo pflegen auch dieſe Berge Feuer auszuwerffen. Ich will die Beſchreibung desjenigen Erdbebens, welches am 28. des Weinmonats 1746. die groſſe Stadt Lima zerſtöhret, ſo einrüken, wie ſie der Ulloa aufgeſezet hat:

Den 28. des Weinmonats 1746. Abends um eilftehalb Uhr, fünf und drey Viertel Stunden vor Eintrettung des Vollmonds, fieng ſich das Erſchüttern der Erde an, und zwar ſo heftig, daß in nicht viel mehr als drey Minuten faſt alle, oder doch die meiſten groſſen und kleinen Gebäude in der Stadt dadurch umgeſtürzet wurden. Unter dem Schutte derſelben wurden diejenige Einwohner zugleich mit begraben, welche nicht hurtig genug ihr Leben auf den Gaſſen und Märkten zu retten ſuchtē, ſondern aus Faulheit oder Langſamkeit in den Häuſern blieben, oder ſich nahe an die groſſen Gebäude ſtelleten, die eben wegen ihrer Gröſſe, worüber das Erdbeben ſiegete, den Fall und die Zerſtöhrung um ſo viel gröſſer machten. Die erſchrekliche Würkung dieſes erſten Erdbebens endigte ſich zwar, und die Erde hörete auf, erſchüttert zu werden: allein, die Ruhe war von kurzer Dauer. Man ſpürete zum öftern neue Erſchütterungen; und die Einwohner zähleten, wie man in einer davon heraus gegebenen Nachricht findet, in den erſten vier und zwanzig Stunden ungefehr zwey hundert ſolcher Stöſſe und Erſchütterungen. Bis den 24ten des Hornungs im folgenden Jahre 1747., da dieſe Nachricht verfertiget wurde, hatte man ſchon vier hun-

dert

---

a) Man leſe dieſes in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen B. IX. S. 145. 146.

dert und ein und fünfzig Erſchütterungen gezählet; und einige darunter waren nicht von ſo langer Dauer, wie die erſte, doch von nicht geringerer Gewalt.

Der Ort Callao erduldete zu gleicher Zeit, und in eben der Stunde, eine gleich groſſe Verwüſtung. Allein, ſo gros auch die durch das Erdbeben angerichtete Zerſtöhrung ſeyn mogte: ſo war ſie doch ſehr klein, in Anſehung desjenigen, was dem Orte noch bevorſtand. Das Meer trat zurück, wie ſonſt bey dergleichen Gelegenheiten geſchehen war, und zwar ziemlich weit. Hernach kam die aufgeſchwollene See zurück, und ihr wütende Wellen, welche ſchäumende Berge vorſtelleten, verwandelten dasjenige in ein Meer, was zuvor Callao und feſtes Land geweſen war. Der Abfluß der See wurde zu ungleichen Zeiten wiederholet; die Wellen wurden immer wütender, und die Ueberſchwemmung nahm dergeſtalt zu, daß das Waſſer ſo gar die Mauern und andere hohe Gebäude überſtieg. Das Schloß hatte den erſten Anfall ausgehalten: durch den andern aber wurde es dermaſſen überwältiget, daß nur ein Stück Mauer von dem Bollwerke zum H. Creuze, in den äuſſern Umfange des Orts, als ein trauriges Andenken dieſer Begebenheit, übrig blieb. Es lagen damals in dem Haven 23. groſſe und kleine Fahrzeuge. Davon giengen neunzehn unter, und die vier übrigen, worunter das Kriegsſchif San Fermin war, wurden durch die Gewalt des Waſſers fortgeriſſen, und, in einer ziemlichen Entfernung von dem Ufer, auf das feſte Land geworffen.

Die übrigen Häven an der Küſte mußten ſich eben dem Schickſale unterwerffen, welches Callao erduldet hatte. Hierunter gehören ſonderlich die Häven Cavallas und Guanjape. Die Verwüſtung, welche Lima ausgeſtanden hatte, erlitten auch die kleine Städte Chancay, Graura, Barcana, Supe und Patirilca, wovon die drey leztern in den Thälern liegen. Die Anzahl der Menſchen, die in der Stadt Lima verſchüttet worden waren, belief ſich, nach der Zahl der todten Körper, die man, bis den 31ſten des Weinmonats gefunden hatte, auf dreyzehn hundert Perſonen. Hingegen war auch die Anzahl dererjenigen nicht geringe, die, als ein Opfer dieſes Trauerſpiels, Arme oder Beine verlohren hatten, und noch lebten, denen ſolchergeſtalt der Tod nur noch ſchmerzlicher fiel, und welche daher um ſo viel mehr Mitleiden erregeten. In Callao, wo man über vier tauſend Perſonen zählete, kamen nicht viel über 200. davon, und 22. darunter wurden durch ein Stück Mauer erhalten, welches noch ſtehen blieb.

Nach dieſem Zufalle und zwar noch in eben der Nacht, wie man nachgehends in Lima davon Nachricht erhalten hat, wütete zu Lucanas ein feuerſpeyender Berg, und ſpie ſo viel Waſſer aus, daß die Gegend da herum ſehr ſtark davon überſchwemmet wurde. In dem Walde über Patas hinaus, den man die Bekehrung von Caxamarquilla nennet, wüteten drey andere feuerſpeyende Berge, und überſchwemmeten die umliegende Gegend. Ein gleiches geſchah mit dem Carguayraſo.

Einige Tage vor dieſem unglücklichen Erdbeben ſpürete man zu Lima, unter der Erde allerhand Geräuſche und Getöſe. Zuweilen war es, als ob ein Ochſe unter der Erde brüllete; zuweilen, als ob allerhand Geſchüze unter derſelben losgebrennet würde. Eben dieß Geräuſch hörete man auch nach dem Erdbeben; ſonderlich des Nachts, wenn man durch kein anderes Getöſe an Bemerkung deſſelben gehindert wurde. Dieſes war ein offenbares Merkmal, daß der verbrennliche Stof noch nicht völlig verlöſchet war, und daß die Urſache der Erſchütterung noch nicht aufgehöret hatte.

Die groſſe Menge der Erdbeben, denen dieſes ſüdliche America, und darinnen Lima, nebſt den übrigen Gegenden, die zu den Thälern gehören, mehr unterworffen ſind, als andere Länder, giebt nicht weniger, als die Sache, wovon nur jezo gehandelt worden iſt, dem Verſtande neue Gelegenheit und neuen Stof an die Hand, nach der Urſache hiervon zu forſchen. Die Weltweiſen haben verſchiedene Urſachen davon angegeben; die meiſten ſtimmen darinnen überein, und es iſt ſolches auch das Wahrſcheinlichſte, daß die Gewalt der Winde, die unter der Erde ſich ſehr ausbreiten, die Urſache davor ſey. Dieſe Winde ſind nicht nur in den ſchwefeligten Theilchen und andern Bergarten enthalten: ſondern auch ſelbſt in den Löchern und Hälungen der Erde zerſtreuet. Wenn dieſelben nun darinnen gedrücket werden, und in dem bisherigen engen Raume nicht mehr Plaz finden: ſo ſuchen ſie hervor zu brechen ſich auszubreiten, und einen gröſſern Raum zu gewinnen. Hierinnen ſcheint kein Widerſpruch zu ſeyn. Denn nicht nur die natürliche Vernunft lehret uns dieſes: ſondern es wird ſolches auch durch die Erfahrung beſtättiget. Allein, dieſes iſt nur noch übrig, daß man unterſuche, und deutlich zeige, wie die Adern der Erde, nach einem Erdbeben, wiederum mit neuer Luft angefüllet werden. Denn durch das Erdbeben muß ordentlich die zuvor gedruckte Luft ausgeleeret werden; und eigentlich ſolte viel Zeit verflieſſen, ehe wieder ein neues Erdbeben erfolgte. Man ſolte auch darthun, weswegen immer ein Land mehr zu den Erdbeben geneigt ſey, als ein anderes. Von dieſen Sachen haben zwar andere Schriftſteller ſchon gehandelt: und indeſſen ſoll mich dieſes dennoch nicht hindern, auch meine Meynung davon zu entdecken, ſo viel ich davon begreiffe, und wie mir es am wahrſcheinlichſten vorkommt.

Die Erfahrung hat uns gelehret, und ſie zeiget uns am häufigſten in dieſem Lande, durch die vielen feurſpeyenden Berge, die ſich auf den Cordilleras befinden, welche mitten durch das Land hindurch gehen, daß wenn einer davon das erſtemal berſtet und tobet, ſolches eine gewaltige Erſchütterung der Erde verurſachet, ſo daß zuweilen ganze Flecken, welche davon getroffen werden, dadurch völlig zu Grunde gehen. Dieſes geſchah, da der Paramo Carguayraſo wütete. Eine ſolche Erſchütterung, die wir recht eigentlich ein Erdbeben nennen können, geſchicht nicht ſo ordentlich, wenn der Paramo, oder der feuerſpeyende Berg, ſchon zuvor einmal geborſten iſt und eine Ofnung bekommen hat. Wenigſtens iſt alsdenn die Bewegung der Erde nicht ſtark. Daraus folget nun, daß, wenn einmal eine Ofnung gemachet worden iſt, die Erſchütterung zum Theile aufhöre, obſchon innwendig immer eine neue Entzündung entſtehet.

So weit gehet die Nachricht des Ulloa. An ſeiner Erklärung des Erdbebens nehme keinen Antheil, ſondern habe ſie nur wegen der lezten Erfahrung, ſo er damit verbunden, herſezen müſſen.

§. 3.

Es träget ſich bisweilen zu, daß bey einem ſolchen Erdbeben Berge und Städte verſinken, und im Gegentheile auch die Erde durchgebrochen, und ganze Berge von Steinen, Aſche, Harz und Sand in die Höhe geworffen werden. Es iſt bekannt, wie im Jahre 1618. die Stadt Plurs in Graubündten mit dem Berge, woran ſie gelegen, dergeſtalt verſunken, daß da, wo ſie geſtanden, anjezo eine See iſt. Im Jahre 1538. in der Nacht zwiſchen dem 19ten und 20. Sept. entſtand bey Puzzuoli, nicht gar weit von Neapolis, ein neuer Berg. Bey einem ſtarken Erdbeben, welches vielen Schaden verurſachete, öfnete ſich nemlich die Erde, und warf eine ſolche Menge von Steinen, Aſche, Harz und Sand in die Höhe, daß innerhalb 24. Stunden ein Berg, der 400. Ruthen in ſeiner Perpendicular-Höhe, und 3. Italiäniſche Meilen im Umfange hat, daraus wurde a). Ich ſeze dieſem ein Paar neuere nud ähnliche Begebenheiten bey, welche man in in den Sammlungen der Academie der Wiſſenſchaften zu Paris beſchrieben findet b). Ich ſchreibe ſie von Wort zu Wort aus, um mich dadurch in den Stand zu ſezen, unten zeigen zu können, wie unrichtig dieſe Begebenheiten von ſolchen Gelehrten erzählet werden, welche die Hiſtorie der Natur alſo einrichten, wie es ihre angenomme-

---

a) Keyßlers Reiſebeſchreibung, Th. II. S. 369. 370. nach der erſten Ausgabe.

b) Ich entlehne dieſe Beſchreibungen aus den überſezten phyſiſchen Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, wo die erſte B. III. S. 272. 273. 274. und die zweyte B. VI. S. 598. und 599. zu finden iſt.

nen Meynungen von dem Bau dieſer Erde erfordern. Die erſte iſt dieſe:

Man hat jezo von der neuen Inſel, die bey der Inſel Santerini, oder Santorin entſtanden, und deren im Jahre 1707. gedacht iſt, genauern Unterricht bekommen. Ein Schreiben des Jeſuiten und Miſſionarius in Santorin, Pater Bourgnon, der alles mit Augen angeſehen, an den Herrn von Feriol, Franzöſiſchen Geſanden an die Pforte, welches derſelbe nach Frankreich geſendet, und der Academie eingereicht worden, hält ihn in ſich.

Am 23. May 1707. ſahe man bey dem Aufgange der Sonne, von Santorin aus zwo bis drey Meilen in der See, etwas, als einen ſchwimmenden Felſen, den man noch nie erblicket hatte. Einige hielten es für ein Schif, das an einigen kleinen Inſeln, oder Felſen, die dort ſind, ſcheiterte, und ſie fuhren hin, es zu plündern. Sie erſtaunten nicht wenig, als ſie einen neuen Felſen antrafen, und hatten die Kühnheit, auf demſelben auszuſteigen, ob er ſich gleich immer bewegte, und unter ihren Füſſen faſt ſichtbarlich zunahm. Sie brachten, zum Zeugniß ihres kühnen Ausſteigens, Bimſtein von ungemeiner Zärtlichkeit und Feinigkeit, imgleichen ſehr groſſe und vortrefliche Auſtern mit, die der Fels, an dem ſie ſaſſen, aus der Tieffe der See mit ſich in die Höhe genommen hatte. Zween Tage vor dem Ausbruche dieſes Felſens hatte man in Santorin ein kleines Erdbeben gehabt. Der neue Fels nahm in der Breite und Höhe bis zum 13ten und 14. Jun. gar merklich zu, ohne daß ſich ſonſt eine Begebenheit geäuſſert hätte. Sein Umfang war damals faſt von einer halben Meile, und die Höhe 20. bis 25. Fus. Er war rund, weis, die Erde leicht und etwas thonartig.

Man glaubte, dieſe neue Geburt der Natur ſey nun vollſtändig. Allein, das Waſſer ward von Tage zu Tage merklich trüber, und färbte ſich mit verſchiedenen mineraliſchen Materien, vornemlich aber mit Schwefel. In den Wellen ſpürete man ein Brauſen und Kochen, das aus der Tieſe kam. Die, ſo ſich der neuen Inſel nähern wolten, empfanden eine ungemeine Hize, vor welcher ſie nicht heran konten. Die Luft ward von einem Geſtank eingenommen, der die ganze Inſel Santorin anſteckte, und den Einwohnern ſehr beſchwerlich ward. Alles dieſes verkündigte eine ſchreckliche Veränderung, die dieſem Orte bevorſtand, und jedermann ſchwebte in äuſſerſter Furcht. Man erblickte auch in der That am 16. Jul. bey dem Untergange der Sonne, eine groſſe Kette von 17. bis 18. ſchwarzen und dunkeln etwas von einander abgeſonderten Felſen, die aus der Tieffe des Meers nahe an der neuen Inſel hervor traten, und ſich unter einander und mit ihr ebenſtens vereinigen zu wollen ſchienen, wie auch einige Tage darauf würklich geſchahe. Am 18ten brach zum erſtenmale ein ſehr dicker Rauch hervor; und man hörete ein Getöſe, das aus dem Grunde der neuen Erde entſtand, welches deſto drohender war, je dumpfiger es klang. Am 19ten zeigte ſich ein Feuer, das Anfangs ſchwach war, aber ohne Unterlaß zunahm. Des Nachts ſahe dieſe neue Inſel nicht anders aus, als eine Samlung von Oſen, die Flammen ſpien. Einsmals ſahe man gar, als ob der Himmel ſelbſt zu dieſer abſcheulichen Erleuchtung etwas hätte beytragen wollen, in einer Nacht am Ende des Julius, aber nur wenige Augenblicke, eine feurige Lanze, die von Abend gegen Morgen durch die Luft flog.

Währender dieſer Zeit nahm die neue Inſel auch in die Höhe, nicht wenig zu. Das Waſſer kochte heſtiger; es war mit mehr Schwefel und Vitriol belegt; der Geſtank war in Santorin ſo ſtark, daß man kaum Othem holen konte, ſonderlich wenn der Wind den Rauch dahin trieb. Gegen das Ende des Auguſts ward das unterirdiſche Getöſe heſtiger, und ſo groß, daß es nicht anders klang, als wenn 6. bis 7. grobe Geſchüze auf einmal gelöſet würden. Das Feuer machte ſich täglich neue Oeſnungen, und es ſtieg bald eine erſtaunliche Menge feiner Aſche, welche die Felder in Santorin ſehr verderbte, bald eine gleiche Menge kleiner erhizter Steine in die Luft. Dieſe machten, daß eine kleine Inſel, nahe an Santorin, auf die ſie fielen, ganz feurig ſchien. Bald wurden groſſe entzündete Felſenſtücke, wie Bomben und Carcaſſen, in die Höhe getrieben, die über 7. Meilen weit davon ins Meer hinab fielen.

Vom Ende des Auguſts an waren dieſe fürchterlichen Auswürffe immer häufiger geworden. Im Novembr., da ſich des Pater Bourguon Bericht endiget, höreten ſie faſt gar nicht mehr auf. Es iſt ſehr merkwürdig, daß damals weder ſo groſſe noch ſo viele Steine ausgeworffen wurden, daß das Meer nicht mehr ſo trübe, und das Kochen nicht mehr ſo heftig war; daß der Geſtank ſich in Santorin faſt ganz verlohr, und daß hingegen der Rauch täglich dicker, ſchwärzer und häuffiger, das Feuer gröſſer; der Aſchenregen, nebſt dem unterirdiſchen Feuer beſtändig, und dieſes ſo ſtark ward, daß man es von dem Donner faſt nicht unterſcheiden konte. Der Bericht gehet nur bis den 20. Nov., und die Wunder der neuen Inſel werden gewiß nicht ganz aufgehöret haben.

Die Inſel Santorin ſelbſt, die ehemals Thera hieß, iſt von den Alten für ein neuerlich gezeugtes Werk gehalten worden. Es iſt gewiß, daß ſie im Jahre 726. 1427. und 1573. durch das unterirdiſche Feuer Zuwachs bekommen hat; oder daß ſich [illegible] die kleinen nahe gelegenen Inſeln, wie dieſe lezte, von der wir reden, gezeuget haben. Im Jahre 1650. war in Santorin und den umliegenden Gegenden ein gewaltiger Sturm; allein ohne eine neue Zeugung, auſſer einer groſſen Bank, welche vielleicht der Grund einer Inſel ſeyn wird; gewis mus der unterirdiſche Ofen, der an dieſem Orte der Erdkugel ſtehet, einer der feurigſten und hizigſten ſeyn a).

§. 4.

Hiermit verbinde ich eine andere Begebenheit, welche der vorigen ſehr ähnlich iſt. Sie wird an dem ſchon angezogenen Orte mit folgenden Worten erzählet:

Der Herr Delisle hat der Akademie viele ſonderbare Umſtände von der neuen Inſel unter den Azoriſchen, von der wir im Jahre 1721. nur ein Wort erwähnet, zu wiſſen gethan. Er hat ſie aus einem Schreiben des Herrn von Montagnac, Conſul in Liſſabon, genommen.

Ein Schif, auf dem er ſich befand, legte ſich am 17. Sept. 1721. vor der Veſtung der Stadt St. Michel, auf der Inſel gleiches Namens, vor Anker. Ein Pilote aus dem Haven berichtete folgendes:

In der Nacht vom 7ten bis zum 8. Dec. 1720. war ein groſſes Erdbeben in Tercera und St. Michel, die 28. Meilen von einander liegen; und es entſtand die neue Inſul. Man bemerkte zugleich, daß die Spize der Inſel des Pico, 32. Meilen davon, der zuvor Feuer ſpie, verſunken war, und er nicht mehr Feuer auswarf. Die neue Inſul aber gab ſtets dicken Rauch; ſie ward auch von dem Schiffe des Herrn Montagnac ſo lange, als möglich, geſehen. Der Pilote verſicherte, er habe mit der Schaluppe die Inſel umfahren, und ſey ihr ſo nahe, als ſich thun lies, gekommen. Auf der Südſeite warf er das Loth bis auf 60. Klafter, ohne Grund zu finden. Auf der Weſtſeite ſahe er das Waſſer ſehr geändert. Es ſahe blau, weiß und grün aus; ſchien aus der gröſten Tieffe zu ſeyn, und erſtreckte ſich bis auf zween Drittheile einer Meile. Es ſchien, als wolte es kochen. Gegen Nordweſt, welches der Ort war, daher der Rauch kam, fand er 15. Klafter tief Grundwaſſer mit groſſem Sande. Er warf einen Stein in das Meer, und ſahe da, wo er hingefallen, das Waſſer kochen, und mit Heftigkeit in die Luft ſpringen. Der Grund war ſo heiß, daß das Unſchlitt am Ende des Bleyes zweymal hinter einander davon ſchmolz.

---

a) Es iſt nicht gut, daß bey dergleichen Nachrichten nicht allezeit angezeiget wird, was für Meilen man meine, wenn man die Gröſſe einer Sache nach Meilen beſtimmet, denn es iſt unter denenſelben ein gar zu groſſer Unterſchied. Hier werden vermuthlich Italiäniſche Meilen verſtanden, die ſehr klein ſind, und wovon viere kaum eine Teutſche Meile ausmachen. Solten es aber Franzöſiſche Meilen ſeyn, ſo betragen [illegible] derſelben 15. Teutſche Meilen. In der folgenden Erzählung werden vermuthlich Seemeilen verſtanden, wornach die Schiffer rechnen; ſie gleichen den Franzöſiſchen, zwanzig machen einen Grad von der Erdfläche.

Auch bemerkte der Pilote auf dieſer Seite, daß der Rauch aus einem kleinen See kam, den ein Sandhügel begränzte, und daß das Meer, wenn es in Bewegung war, hineindringen konte. Die Inſel war faſt rund, und ſo hoch, daß man ſie bey hellem Wetter 7. bis 8. Meilen weit ſehen konte.

Man vernahm darauf durch ein Schreiben des Hrn. Andrien, Conſuls der Franzöſiſchen Nation auf der Inſel St. Michel, vom März 1722. die neue Inſel habe ſehr abgenommen, und ſey dem Waſſer faſt gleich; es ſey alſo nicht wahrſcheinlich, daß ſie lange beſtehen könne.

§. 5.

Aus dem Vorhergehenden erhellet mit Gewisheit:

1) Daß bey einigen ſtarken Erdbeben unterirdiſche Entzündungen geweſen, welche mit groſſer Gewalt durch die feuerſpeyenden Berge hervor gebrochen:

2) Daß unter der Erde groſſe Hölen ſind, in welche eine Stadt und Berg hinab geſtürzet werden können:

3) Daß dieſe unterirdiſchen Hölen zum theil ſehr tief liegen müſſen, indem die darinnen brauſende und hebende Materie in einer einzigen Nacht einen hohen Berg aus der Erde hervor treiben kan

Mit groſſer Wahrſcheinlichkeit muthmaſſe ich aus den angezeigten Begebenheiten,

a. Daß alle Erdbeben urſprünglich eine unterirdiſche Glut zum Grund haben:

b. Daß die Erde in ihrer Tieffe mit vielen Hölen verſehen ſey, welche mit denen eine Aehnlichkeit haben, die man hier und da in Bergen antrift, und eine Oefnung haben, daß man hinein gehen kan. In dieſen leztern bemerket man, daß insgemein eine mehrere Anzahl Hölen neben einander liegen, welche bald durch weitere, bald durch engere Gänge mit einander verbunden ſind, und wovon die eine höher, die andere aber niedriger lieget. Einige ſind trocken, andere feucht: einige enthalten flieſſende Strohme, andere ſind voll von ſtehendem Waſſer d). Eben dergleichen ſind vermuthlich an mehrern Orten der Erde, und auch in gröſſerer Tieffe vorhanden, und ſelbſt tief unter dem Meere ſcheinen dergleichen zu ſeyn.

§. 6.

Woher kommen aber die innern Entzündungen der Erde, welche ſich durch die feuerſpeyenden Berge zu Tage legen? Woher rühret die ganz entſezliche Gewalt, ſo ſie ausüben? Um dieſes zu erklären pfleget man folgende Erfahrung zu Hülfe zu nehmen. Wenn man Feilſpäne von Eiſen mit eben ſo viel zerriebenen Schwefel miſchet, und mit ſo viel Waſſer anfeuchtet, daß dieſe Miſchung einem Teige ähnlich wird, und ſelbige zwo bis drey Stunden ſtehen läſſet, ſo entſtehet eine Gährung und Aufblehen mit groſſer Wärme. Dieſer Teig ſpaltet an vielen Orten auf, und aus den Rizen gehen Dünſte heraus, die blos heis ſind, wenn die Materie nur in geringerer Menge da iſt; ſie entzünden ſich aber, wenn die Materie, woraus ſie getrieben werden, eine gröſſere Maſſe, etwa von dreyßig oder vierzig Pfunden iſt. Thut man von dieſer Materie in ein Glas mit einem langen Halſe, und hält ſelbiges, wenn die Dünſte aufſteigen, mit dem Daumen zu, und läſſet ſie, wenn ſich ſelbige im Glaſe geſammlet haben, heraus ſteigen, und hält einen brennenden Wachsſtock daran, ſo entzünden ſie ſich mit einem Knalle. Man mus aber das Glas nicht zu lange zuhalten, ſonſt ſpringet es.

Herr Lemery hat folgenden Verſuch damit gemacht. Er hat in einem Sommer fünfzig Pfund von dieſer Materie in einen Topf gethan, ihn in ein gegrabenes Loch auf dem Felde ſezen, mit einem leinen Tuch zubinden, und mit Erde einen Fus hoch beſchütten laſſen. Acht bis neun Tage nachher iſt die Erde in die Höhe getreten, hat ſich erhizet, und Borſten bekommen. Darauf ſind heiſſe und ſchwefelichte Dünſte durchgedrungen, und endlich ſind einige in Flammen hervor gebrochen, welche die Oefnungen erweitert, und ein gelbes und ſchwarzes Pulver um den Ort herum geſtreuet. Die

---

d) Man findet von dergleichen Hölen viele Nachrichten in Keißlers Reiſebeſchreibung. Man ſchlage nur im Regiſter das Wort Hole auf, ſo wird man auf die Stellen gewieſen werden, wo ſie beſchrieben ſind.

Erde aber iſt lange Zeit heiß geblieben. Nachdem man ſelbige hinweg genommen, hat man im Topfe nichts als ein ſchwarzes und ſchweres Pulver gefunden, welches Hr. Lemery für die Eiſenfeile gehalten, die nen Theil ihres Schwefels verlohren gehabt e). Dieſer Gelehrte und mit ihm viel andere glauben, durch dieſen Verſuch ſey das Erdbeben völlig erkläret. Sie legen in ihren Gedanken groſſe unterirdiſche Hölen voll kleine Theilchen von Eiſen, ſo mit zermalmeten Schwefel vermiſcht ſind, und laſſen durch einen Zufall Waſſer dazu kommen, ſo haben ſie ihrer Meynung nach Entzündungen, feuerſpeyende Berge, und ein Erdbeben. Allein, wo findet man die Dinge in der Natur alſo, wie ſie hier die Kunſt zuſammen ſezet. Welcher Bergmann hat jemals einen Gang getroffen, wo Späne von gediegenem Eiſen und Pulver vom Schwefel in einer ſolchen Miſchung gelegen? Ferner iſt das Feuer, welches auf dieſe Weiſe entſtehet, viel zu ſchwach, gegen diejenige Art Gluth, welche in feuerſpeyenden Bergen iſt, welche die härteſten Steine ſchmelzet. Endlich iſt die Bewegung, welche durch dieſe Hize verurſachet wird, zu langſam und gleichförmig, und verurſachet keine Stöſſe, und keine zitternde Bewegung, dergleichen man bey merklichen Erdbeben empfindet. Man trift auch über das ſehr wenige Spuren von Eiſentheilchen in demjenigen an, was die feuerſpeyenden Berge auswerffen.

§. 7.

Es verleitet mich dieſes, überhaupt eine Anmerkung über diejenigen Erklärungen der Würkungen der Natur zu machen, da man durch Dinge, daran die Kunſt ſehr gearbeitet hat, eine Würkung hervor bringet, und ſaget: eben ſo macht es die Natur. Es ſind dadurch die lächerlichſten Erklärungen entſtanden. Als das Pulver erfunden war, und aus Canonen damit geſchoſſen wurde, machte die Einbildung der Naturkündiger Canonen aus Wolken, legte Schwefel und Salpeter hinein, zündete es an, und donnerte. Die heutigen Naturkündiger verlachen dieſes. Sie machen in ihren Studierſtuben ein elecktriſches Feuer, und durch ſelbiges Donnerſchläge. Nun ſind wir klüger, nun iſt der natürliche Donner begreiflicher, wie ehemals. Allein, wie unähnlich iſt doch jener künſtliche Donner dem natürlichen. Es trette doch jemand mit ſeiner Elecktriſirmaſchine in einen Plazregen, und bringe mir einen einzigen elecktriſchen Funken zuwege. Unſer elecktriſches Feuer wird durch Reiben hervor gebracht: wie geſchiehet dieſes in der freien Luft, wo ſich die Blize entzünden? Mancher Bliz läſſet da, wo er einſchläget, einen ſtarken Dampf und Geruch, auch zu Zeiten einen ſtinkenden Schmuz auf den Körpern zuruck, die er berühret. Auch hierdurch unterſcheidet er ſich von dem künſtlichen elecktriſchen Feuer. Und wer kennet denn das elecktriſche Feuer? Wie würket es ſeinem Schlag? Seine innere Natur, und die Art, wie es würket, iſt noch mit der dunkelſten Finſternis, oder vielmehr mit einem blendenden Glanze bedeckt. Da wir alſo ſelbiges nicht einmal hinlänglich kennen, was wiſſen wir denn von der Erzeugung des Blizes, ſo dadurch ſoll erkläret werden? Ich will andern ihre Weisheit nicht ſtreitig machen: ich aber, ich will es offenherzig ſagen, ich weiß nichts davon.

§. 8.

Ich bin von meinen Fragen ganz abgekommen, wie die innern Entzündungen der Erde entſtehen, und wovon ihre groſſe Gewalt herrühret; ich kehre zu deren Beantwortung zurück. Es ſcheinet mir muthmaslich zu ſeyn, daß in einer gewiſſen Tieffe der Erde hier und da Gänge von brennbarer Materie ſeyn, welche an Hölen ſtoſſen, wo ſie ſo viel Luft finden, daß, wenn ſie in Brand gerathen fortbrennen können. Wir treffen ja in unſern Bergen Gänge mit Steinkohlen und mit Schwefelkies an. Imgleichen findet man hier und da auch Erdpech. Es können dergleichen auch noch viel tiefer liegen, als unſere Bergleute kommen können.

---

e) Man leſe dieſes in den Phyſicaliſchen Abhandlungen der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris Th. I. S. 419.

Die Gänge f), wo man Mineralien antrift, ſind bald ſchmäler, bald breiter, lauffen auch in gewiſſen Tiefen unter einander hinweg, und zu Zeiten trift man auch groſſe Lager derſelben an. Ich muthmaſſe, daß eben dergleichen engere und breitere Gänge, und hier und da auch ganze Lager von brennbarer Materie vorhanden, wo die feuerſpeyenden Berge ſind. Was iſt es aber eigentlich für eine Materie, die in den Feuerſchlunden der Erde brennet? Ich weis dieſes nicht mit Zuverläſſigkeit zu beſtimmen. Ein bloſſer Schwefel kan es wohl nicht ſeyn, weil man ſich ſonſt nicht ſo nahe bey die kleinern rauchenden Löcher begeben dörfte, als einige Reiſende thun, welche den Veſuv beſteigen. Der Schwefeldampf würde ihnen die Luft benehmen, welches doch nicht geſchiehet. Diejenigen, welche die ausgeworffenen Schlakken unterſuchet, wollen Spuren von Schwefel und Harz darinnen gefunden haben g), und die Nachrichten, ſo ich von Feuerſpeyenden Bergen geleſen habe, ſagen, daß ſie auch brennendes Harz auswerffen h): doch aber habe ich unter den Dingen, welche Reiſende von dem Veſuv mitzubringen pflegen, niemals ein Stük Harz geſehen. Ein Theil desjenigen, ſo in dergleichen Schlunden brennet, muß wenigſtens von einer ſolchen Art ſeyn, daß es Aſche zurück läſſet. Denn die Feuerſpeyenden Berge werffen unglaublich viel Aſchen aus *). Ich unterſtehe mich aber nicht, mit Gewisheit zu beſtimmen, wovon dieſe Aſche ſey. Wer weis, wie viele brennbare Materien es noch gebe, die wir nicht kennen? Wie geräth aber dieſe brennbare Materie in Glut? Auch dieſes wird wohl niemand mit einiger Zuverläßigkeit ſagen können. Ich überlaſſe es dem Urtheile des Leſers, ob er die Muthmaſſung erträglich findet, daß gleich vom erſten Anfange ein Feuer in die Erde geleget worden, welches noch beſtändig fortbrennet, es mag nun dieſes Feuer entweder von der ſchaffenden Allmacht unmittelbar, oder durch eine zuſammengefügte Miſchung von allerhand Körpern gezeuget ſeyn, welche ſich in dieſer Miſchung nach und nach erhizet und entzündet haben. Wenige Italiäniſche Meilen von dem Veſuv, nemlich zu Pozzuoli und andern Orten findet man ſehr heiſſe Quellen, welche aus einem ganz erhizten Erdreiche hervor kommen. Dieſe ſcheinen Würkungen von einer unterirdiſchen Glut zu ſeyn, welche von dem Veſuv bis dahin ihre Gänge hat i). Aus der Aehnlichkeit, welche andere heiſſe Quellen mit dieſen haben, muthmaſſe ich, daß ſelbige ebenfals von einer unterirdiſchen Glut herrühren. Die alten Geſchichte aber geben ſchon von gewiſſen heiſſen Quellen Nachricht, welche noch bis jezo heis ſind. Schon Joſephus k) und Plinius l) erwähnen der heiſſen Quellen in der Gegend Tiberias in dem gelobten Lande, und es halten einige dafür, daß die Stadt Hamath, deren in dem Buche Joſua Cap. 19. v. 35. gedacht wird, in dieſer Gegend gelegen, und von den ſchon damals geweſenen warmen Quellen dieſen Hebräiſchen Namen bekommen, welcher ſo viel als warm und Wär-

me

---

f) Wenn ich hier von Gängen rede, ſo verſtehet man darunter keine Klüfte in den Bergen, die von Natur offen wären, daß man darinn gehen könte, ſondern Striche, in welchen man zwiſchen den Felſen die Mineralien antrift, woraus denn offene Gänge werden, wenn man die Mineralien weg arbeitet. Sie heiſſen Gänge, weil die Mineralien darinn fortlauffen, oder ihre Strecke darinn haben.

g) Keyßlers Reiſebeſchreibnng, Th. II. S. 220.

h) Eben daſelbſt S. 219. 229.

* Eben daſelbſt S. 219. 227.

i) Man leſe davon Keyßlers Reiſebeſchreibung Th. II. S. 341. 342. 383. 384. Ich behaupte, daß die Glut des Veſuvs gewiſſe Gänge habe, die zum Theil ſehr weit, und durch groſſe Felſen von einander abgeſondert ſeyn müſſen. Denn ſonſt würde das Erdreich öfterer einfallen, und beſonders wäre es unmöglich, daß hier und da die ſchönen kalten Quellen ſeyn könten, welche man doch ſelber an dem Veſuv antrift. Auch findet man an demſelben Oefnungen, wo ein ganz kalter Wind heraus bläſet, welches ebenfalls nicht geſchehen könte, wenn der ganze Berg hohl, und eine Glut wäre. S. Keyßlers Reiſebeſchreibung II. Th. S. 229.

k) *Joſephus*, de bello L. IV. C. 1.

l) Historia Nat. L. V. C. XV.

me bedeutet m). In dieſer Gegend aber ſind noch bis anjezt Quellen, die ein ſehr heiſſes Waſſer geben n) **Plinius** wundert ſich, daß ſchon zu ſeiner Zeit verſchiedene Berge ſo viele Jahrhunderte Feuer ausgeworffen o). Von dem Aetna in Sicilien hat man gewiſſe Nachricht, daß er ſchon gegen die 500. Jahre vor Chriſti Geburt gebrannt habe p). Und zwar dauert die innere Glut beſtändig fort, wenn er auch noch ſo ruhig zu ſeyn ſcheinet. Man kan immer Spuren von der innern Hize finden. Solte hieraus nicht wahrſcheinlich werden, daß, vom Anfange der Erde her, hier und da ein Feuer in dem Eingeweide der Erde gebrannt habe, und ſolten die heiſſen Quellen, deren ſchon ganz alte Geſchichte gedenken, dieſe Wahrſcheinlichkeit nicht erhöhen? Ich ſeze folgenden Schlus hinzu: Es gehöret eine groſſe und weiſe Einrichtung dazu, daß hier und da ein Feuer von ſo vielen hundert, ja mehr denn zwey tauſend Jahren in der Erde brenne. Eine ſo groſſe Einrichtung iſt gewis nicht umſonſt gemacht, ſondern wird ihren groſſen Nuzen in dem Bau des Erdbodens haben. Dieſer Nuzen aber läſſet uns mit vieler Wahrſcheinlichkeit muthmaſſen, daß vom erſten Anfange her ein Feuer in die Erde geleget worden.

Einige gelehrte Engelländer ſind derowegen geneigt, anzunehmen, daß die Mitte der Erde aus Feuer beſtehe, welches ſie daher ein Centralfeuer nennen q). Da aber der Mittelpunct der Erde über 800. deutſche Meilen von ihrer Oberfläche entfernet iſt: ſo bin ich zu furchtſam und zu ſchwindelnd, mich ſo weit mit meinen Muthmaſſungen hinab zu wagen, und die Beſchaffenheit des Innerſten der Erde zu beſtimmen. Ich liebe die phyſicaliſchen Erklärungen nicht, die ſich auf Urſachen gründen, wovon wir nichts wiſſen, noch erfahren können. Ich bleibe gerne bey demjenigen ſtehen, wovon etwas zu erforſchen möglich iſt. Ich bleibe alſo in der obern Rinde der Erde, die uns in etwas bekannt iſt, und ſtelle mir jene brennende Schlünde nach der Aehnlichkeit vor, die man an allen Orten der Oberfläche der Erde findet, ſo weit man in dieſelbe kommen kan. Nichts gehet in derſelben gar weit ohne alle Abwechſelung fort. Es wechſelt mancherley mit einander ab, allerhand Felſen, lockere Steine und Grand, allerhand Metalle und andere Mineralien, Waſſeradern und ganze Hölen voll Waſſer. Inſonderheit haben die Mineralien ihre Gänge und Lagen, wie ſie zwiſchen andern Steinen und Erdarten hinlauffen, welche bald gröſſer, bald kleiner ſind. Und eben dieſes nimmt man auch daſelbſt wahr, wo man brennbare Materien als Steinkohlen und Schwefelkies findet. Ich ſtelle mir daher die Gegenden, wo Feuer unter der Erde unterhalten wird, folgender Geſtalt vor: daß der gröſte Theil derſelben aus Felſen beſtehe, zwiſchen ſelbigen aber Hölen und Gänge von einer brennbaren Materie, wie auch Waſſeradern ſeyn. Alles dieſes wird theils wahrſcheinlich, theils gewis durch dasjenige, was das Auge ſiehet. Die Feuerſpeyenden Berge werffen Feuer und Aſche aus. Dieſe ſind gewiſſe Zeugen von einer brennbaren Materie. Dieſe hat gewis ihre beſondere Gänge zwiſchen Felſen und loſern Steinklumpen. Denn aus obigen Bergen flieſſen zu Zeiten ganze Ströme von geſchmolzenen Felſen, und ſie werffen allerhand kleine und groſſe Steine und gebrannten Sand aus ihrem brennenden Rachen in Menge heraus. Ihre Glut iſt nicht immer gleich ſtark. Die Strecken von der brennbaren Materie müſſen daher bald gröſſer, bald kleiner ſeyn. Eben dieſes wird auch daraus klar, daß nicht in einiger Zeit alles auf einmal in Gluth geräth, und ſelbſt an den feuerſpeyenden Bergen ſolche kalte Stellen bleiben,

---

m) Calmets bibliſches Wörterbuch, unter dem Worte Amath und Emmaus.

n) Pocockes Beſchreibung des Morgenlandes II. Th. S. 101.

o) Hiſtor. Nat. L. II. C. XCIII.

p) S. die Sammlung von Erläuterungsſchriften und Zuſäzen zu der allgemeinen Welthiſtorie I. Th. §. 54. der Erläuterung der Chronik von Paros S. 240. 241.

q) Man findet davon in der Engliſchen Encyclopedie unter dem Artikel von dem Feuer.

ben, welche zu den kühleſten Waſſerquellen geſchickt ſind. Es würde auch eine ſolche Gegend gar bald verſunken müſſen, wenn ſie nicht hier und da groſſe Stüzen von feſten Felſen unter ſich behielte.

§ 9.

Woher rühret aber die ganz fürchterliche Gewalt, welche das unterirdiſche Feuer bey einem Erdbeben äuſſert? Da ich ehemals auf dem Harze gewohnet, und daſelbſt gelernet, was einige Tropfen kaltes Waſſer anrichten können, wenn ſie in einen glüenden Fluß von Metall, oder auch nur von Erzen, in welchen Metall und Stein noch unter einander gemiſcht ſind, fallen: ſo bin ich auf die Vermuthung gerathen, daß ſich alles dasjenige, was ſich bey dem Erdbeben äuſſert, auf folgende Art am beſten erklären laſſe:

Wenn nemlich ein wenig kaltes Waſſer auf einen ſolchen glüenden Fluß fällt, ſo entſtehet ein groſſes Praſſeln, Plazen und Geräuſch, und der glüende Fluß ſpringet mit der gröſten Gewalt umher. Daher muß das Silber, wenn es gereiniget iſt, und geblicket hat, mit heiſſen Waſſer abgekühlet werden. Die Bleyplatten, womit man die Dächer decket, werden auf ein abhangendes Lager, ſo mit naſſem Sande beleget iſt, gegoſſen. Dieſer Sand muß aber erſt mit einem heiſſen Bügeleiſen ganz warm gemacht werden, ſonſt ſpringet das glüende Bley umher. Wenn ein ſolcher glüender Fluß nur über eine kleine Stelle läuft, wo eine kalte Feuchtigkeit iſt, ſo ſprudelt er mit dem gröſten Geräuſch umher. Ich weis, daß einmal in einem Gieshauſe, wo eine Glocke ſolte gegoſſen werden, eine ziemliche Menge Menſchen in Schrecken und Gefahr geſezet wurde. Das glüende Metall muſte eine gewiſſe Strecke aus dem Ofen lauffen, ehe es dahin kam, wo die Form zu der Glocke in der Erde ſtand. Uber dieſe Gegend waren an einem einzigen Orte, ich weiß nicht, durch was für einen Zufall, einige Tropfen kaltes Waſſer gekommen. Als das flieſſende Metall auf dieſe Stelle traf, fieng es an zu praſſeln, und flog im ganzen Gießhauſe umher. Eben dergleichen thut, wiewohl mit wenigerer Kraft, ein ſiedend Pech, wenn kaltes Waſſer dazu kommt, und alle unſere Köchinnen wiſſen, wie ein wenig gebratene Butter oder Speck brauſet, wenn ein wenig kaltes Waſſer hinzu gegoſſen wird. Nun aber findet man in den feuerſpeyenden Bergen eine flieſſende glüende Materie, welche zu Zeiten in einer ganz erſtaunenden Menge aus denenſelben heraus flieſſet, beſonders aber auch alsdeñ, wenn ſtarke Erdbeben in ihrem Bezirke entſtehen. Wenn dieſer Fluß erkaltet, ſo giebt er einen grauen Stein ab, in welchem kleine ſchwarze Flecken von einer andern Materie vorhanden. Dieſer Stein iſt ſo hart, daß man in in Neapel die Straſſen damit pflaſtert. Er nimm auch eine Politur an, und wird zu Tiſchen gebraucht. Die eigentlichen Beſtandtheile dieſes Fluſſes weiß ich nicht anzugeben. Es werden auch Steine, die noch nicht geſchmolzen, ſondern nur glüend ſind, ingleichen auch allerhand ausgebrannte Steine und Schlacken ausgeworffen. Keyßler berichtet, daß Chymiſche Verſuche, ſo man mit den ausgeworffenen Steinen des Veſuvs gemacht, bewieſen, daß in denenſelben Harz, Schwefel, Salpeter, Vitriol, Alaun, Spießglas, Marcheſit, Arſenik, Petrolium oder Steinöhl, und andere dergleichen Dinge enthalten geweſen, auch einigermaſſen noch zu finden ſeyn. Ingleichen hat man die Ueberreſte vom Golde, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, und andern Mineralien darinn angetroffen r). Bey den Peruaniſchen Feuerſchlünden findet man auch eine ſehr groſſe Menge ſchwarzen Sand, welchen der Magnet an ſich ziehet s). Man ſeze, daß die brennenden Gänge eben auf groſſe Lagen von brennbarer Materie ſtoſſen, und hier und da eine beträchtliche Menge von den vorhin gemeldeten Materien ſchmelze, und hier und da ganze Hölen mit dergleichen ausfülle.

---

r) Keyßlers Reiſebeſchreibung II. Th. S. 220.

s) Man lieſet dieſes in der Sammlung neuer und merkwürdiger Reiſen im III. Th. S. 89.

fülle. Man nehme ferner an, daß eine beträchtliche Waſſerader losgebrant, oder in den ſchmelzenden Steinen geöfnet werde, und auf jenen glüenden Flus kaltes Waſſer zuflieſſe: ſo wird man daraus, und aus einigen andern hiezu kommenden Umſtänden alles dasjenige in etwas erklären können, was man bey dem Erdbeben wahrnimmt.

§. 10.

Man ſeze, daß dieſes Waſſer erſt zwiſchen einen Fluß von brennender Materie oder in einen kleinen Theil des geſchmolzenen und glüenden Fluſſes der Mineralien komme, ſo wird ein Getöſe, aber noch kein Erdbeben entſtehen. Kommt das kalte Waſſer zu einer etwas beträchtlichern Menge der geſchmolzenen Materien, ſo wird ein gröſſeres Plazen und Krachen entſtehen. Flieſſet ein merklicher Strohm kaltes Waſſers in einen Ort, wo eine groſſe Menge von geſchmolzenen Mineralien iſt, ſo wird dieſer Flus mit dem gröſten Krachen aus einander ſpringen, das Waſſer ſelber wird ſogleich kochen und brauſen, und in heiſſe Dünſte verwandelt werden, welche ſich mit der gröſten Gewalt ausdehnen. Die Gegend, welche darüber lieget, wird in die Höhe gehoben, und zugleich in eine erſchütterende Bewegung geſezet werden. Sind der Hölen mehr, in welchen geſchmolzene Mineralien ſind, in welche ſich das kalte Waſſer nach und nach ergieſſet, ſo wird man verſchiedene Stöſſe nach einander ſpüren. Wenn endlich alle geſchmolzene Maſſen erkaltet, oder der Zuflus des kalten Waſſers gehemmet worden, wird die Erde wieder ganz ruhig werden.

Will der Leſer ſich hiervon einigermaſſen überzeugen, ſo kan derſelbe nur ein wenig Kupfer in einem Schmelztiegel ſchmelzen, und an einem langen Stocke ein Paar Tropfen kaltes Waſſer darauf lauffen laſſen, ſo wird er ſehen und hören, mit was für einem Geräuſch und Gewalt das Kupfer umher ſprudelt. Es muß dieſes aber mit Fürſichtigkeit geſchehen, und des Kupfers muß nicht viel ſeyn, ſonſt wird man leicht Schaden dabey nehmen. Man hat andere Mineralien, welche ſowohl einzeln als auch in gewiſſen Miſchungen noch viel flüchtiger ſind, wenn ſie im Fluſſe ſtehen, und kaltes Waſſer, oder auch nur ein ganz kaltes Inſtrument z. E. von Eiſen, hinzu komt.

Mit was für einer Kraft ſich heiſſe Dünſte ausdehnen, wenn ſie auch nur von einem kochenden Waſſer ſind, wiſſen diejenigen, welche allerhand gebrannte Waſſer abziehen. Kocht ihre Maſſe ſo ſtark, daß ſie durch die Röhre, die an ihrem Treibkolben befeſtiget iſt, nicht füglich genug durchlauffen kan, ſo wird der Treibkolben mit nicht geringer Gewalt abgeworffen. Ich habe ferner folgenden Verſuch, und in denſelben die Kraft ausgedehnter Dünſte und Luft geſehen.

Diejenigen, welche phyſikaliſche Verſuche machen, pflegen auch einen meßingern Topf zu haben, der ein wenig über einen Fus hoch, vier bis fünf Zoll weit, und in der Form, wie eine Walze zu ſeyn pfleget. Der Meßing iſt den dritten Theil eines Zolles dicke, und kan mit einem dicken Deckel dergeſtalt verwahret werden, daß keine Luft und Dünſte heraus gehen können. Man hat ein Creuz von Eiſen, woran vier eiſerne Stangen in die Höhe gehen, zwiſchen welche man den meßingen Topf ſezet. Oben drüber kan man wieder zwey Eiſen ins Creuz durch dieſe eiſernen Stangen ſtecken, durch welche fünf ſtarke eiſerne Schrauben gehen, womit man den Topf feſte zuſchraubet. Man pfleget in einen ſolchen Topf allerhand Knochen zu thun, und ſo weit voller Waſſer zu gieſſen, daß ohngefehr zwey Finger breit ledig bleibet. Wenn er alsdann feſte zugeſchroben iſt, leget man ihn auf ein gelindes Kohlfeuer. Man thut dieſes aber in freyer Luft, weil dieſer Topf, wie eine Bombe zerſpringen kan. Wenn denn derſelbe mit dem Waſſer und Knochen auf die drey Stunde gekocht hat, ſo ſind die Rinderknochen ſo mürbe, daß man ſie ſchneiden kan, die Kalbsknochen aber ſo weich, daß man ſie, wie eine Butter ſchmieren kan. Dem ſel. Herrn Hofrath Hamberger in Jena iſt es bey dieſem Verſuche einmal begegnet, daß die Gewalt der ausgedehnten Dünſte und Luft den Deckel dieſes Topfes mit ſeinen fünf Schrauben dergeſtalt abgetrieben, daß alle Schraubengänge abgeſcheelet, und die Schrauben ſo glatt waren, als wenn ſie abgedrechſelt geweſen. Ich habe ſie ſelber geſehen, wie denn auch, da ich dieſen Verſuch machen ſahe, der Topf keine drey volle Stunden auf dem Feuer lag, ohne daß die Dünſte und Luft ſich einige Oefnung machten. Man hat ehmals aus dieſem Verſuche das Verdauen der Knochen in dem Magen eines Hundes erklären wollen, welches abermals eine lächerliche Probe, wie oft man künſtliche Verſuche auf die Würkungen der Natur unrichtig anwendet. Folgendes aber beweiſet dieſer Verſuch ohne Widerſpruch, mit was für einer Kraft kochende Dünſte, und eine damit angefüllte Luft ſich ausdehnen können.

Damit der Leſer ſich auch überzeugen könne, daß ein kochendes Waſſer eine zitterende und ſtoſſende Bewegung mache, ſo darf er nur die Hand mit einem Tuche umwinden, und ſie auf einen geſchloſſenen Keſſel halten, worinnen ein Gemüſe ſtark kochet, oder auch nur einen Topf voll Caffee in ſeiner Hand halten, beſonders wenn er eben anfangen will zu kochen, ſo wird er ſolches an dem in ſeiner Hand haltenden Stiele fühlen. Daß aber ein glüender Flus von Steinen und Mineralien eine noch viel ſtärkere Erſchütterung machen, wenn ein wenig kaltes Waſſer dazu kommt, kan er durch das bloſſe Gehör empfinden, wenn er einen dergleichen Verſuch machet.

§. 11.

Aus dem vorhergehenden laſſen ſich auch andere Umſtände des Erdbebens erklären. Wenn an einer Seeküſte ein Erdbeben iſt, ſo pfleget die See erſt zu fallen und zurük zu tretten, noch ſtärker, wie bey der Ebbe, und kommt nach einiger Zeit mit dem heftigſten Schus und mit Wellen, die Bergen gleichen, zurük, und dieſes pfleget einigemal wiederholet zu werden. Es iſt dieſes als etwas gewöhnliches ſchon oben bey der Erzählung des groſſen Erdbebens in Peru beygebracht worden, und die Nachrichten von dem lezten Erdbeben in Portugal und Spanien ergeben ein gleiches. Es läſſet ſich dieſes aus dem vorhergehenden in etwas begreiffen, wenn man noch folgende Erfahrung hinzu ſezet. Wenn heiſſe Dünſte und Luft abgekühlet werden, verlieren ſie ihre ausdehnende Kraft. Es blaſe jemand bey einem heiſſen Ofen eine Blaſe ſtark auf, und binde ſie zu. Er gehe damit in eine kalte Luft, beſonders im Winter, ſo wird er ſehen, wie ſehr die ausgedehnte Blaſe zuſammen fällt. Bringet man ſie wieder bey einen warmen Ofen, ſo dehnet ſie ſich wieder aus. Wie ſehr ſich heiſſe Dünſte zuſammen ziehen, lehret die Maſchine, da man durch Hülfe eines ſiedenden Keſſels ein Pumpwerk treibet. Uber einem verſchloſſenen Keſſel, worinne Waſſer kocht, ſtehet ein Stiefel mit einer Pompe. Die Dünſte des kochenden Waſſers, welche in den metallenen Stiefel dringen, verurſachen, daß die Pumpe, ſo darinne iſt, in die Höhe gehen kan. Wenn er eine gewiſſe Höhe erreichet hat, ſo iſt in dem Stiefel eine Oefnung, durch welche von auſſen ein wenig kaltes Waſſer in den Stiefel ſprüzzet, und ſogleich legen ſich die heiſſen Dünſte, und weil der Stiefel dadurch einen luft-leeren Raum bekommt, ſo drükket die äuſſere Luft die Pumpe mit ſolcher Gewalt nieder, daß durch Hülfe dieſer Bewegung ein ander Pumpwerk getrieben wird, welches eine groſſe Menge Waſſer in die Höhe heben kan t).

Nun

---

t) Man leſe von dieſer Maſchine Keyßlers Reiſebeſchreibung II. Th. S. 940. und 1022. In dem Kunſthauſe bey Herrenhauſen kan man ein Modell davon ſehen.

Nun nehme man an, daß die vorhin angegebenen unterirdiſchen Begebenheiten unter einer Küſte am Meere vorgehen, ſo werden die ausgedehnten Dünſte und Luft die Künſte heben, und das Waſſer wird folglich zurück tretten. Kom̃t aber ein neuer Zuflus vom kalten Waſſer, oder die Dünſte bekommen irgendwo einen Ausgang, ſo wird ſich die Küſte wieder ſenken, und das zurückgetrettene Waſſer wird zurück ſchieſſen, und der ſchnelle Schus wird hohe Wellen verurſachen. Wird ein neuer Zuſchus von dem kalten Waſſer wieder kochend, und zu Dünſten, ſo wird ſich die Küſte wieder heben, und überhaupt die vorige Abwechslung wieder erfolgen. Zu Cadix hat dieſe Bewegung des Meeres erſt einige Zeit nach der Erſchütterung der Erde angefangen. Das Erdbeben hat daſelbſt um 9. Uhr und 50. Minuten angefangen, und ohngefehr 5. Minuten gedauert. Die ſtarken Bewegungen des Waſſers aber haben erſt um 2. Uhr und 10. Minuten ihren Anfang genommen. Es iſt ſechsmal weggegangen, und wieder gekommen u). Es läſſet ſich dieſes in etwas begreiffen, wenn man annimmt, daß bey der erſten heftigen Bewegung Land und Meer gleich ſtark gehoben worden, die unterirdiſchen Dünſte unter dem Boden des Meers aber ſich zuerſt abgekühlet und zuſammen gezogen, und eine Senkung des Meergrundes verurſachet, da denn das Waſſer natürlicher Weiſe zurück tretten müſſen; Die heiſſen Dünſte unter dem Lande aber haben ſich darauf geſchwind in dieſe kühlern Gegenden gezogen, und die Küſte hat ſich wieder in ihre gewöhnliche Lage geſenket, und dem Waſſer Raum gemacht, mit Ungeſtüm̃ zurück zu ſtürzen.

§. 12.

Wie iſt aber der ganz erſtaunend groſſe Umfang eines einzigen Erdbebens zu erklären, da viele groſſe Länder in eben der Stunde eine ſolche Bewegung theils ſtark, theils auf eine ſchwächere Art empfunden? Hiervon eine erträgliche Erklärung zu geben, iſt wohl das allerſchwereſte. Dieſes ſcheinet dadurch gewis zu werden, daß ſehr groſſe Gegenden durch allerhand unterirdiſche Gänge, die in einer gewiſſen Tieffe fort gehen, mit einander Gemeinſchaft haben. Zu der Zeit, da Liſabon am 1. Nov. des vorigen Jahrs erſchüttert worden, haben zu eben derſelben Zeit nicht nur viele entfernte Küſten die Bewegung des Meeres empfunden, ſondern die Seen, Ströme und Quellen der tiefſten Länder haben gleichfalls eine auſſerordentl. Bewegung gezeigt, wie die Zeitungen bisher davon voll geweſen. Beſonders iſt merkwürdig, daß einige Quellen erſtlich zurück getretten, und nachher deſto ſtärker gequollen haben. Man wird durch dieſe Erfahrung ungemein gereizet, anzunehmen, daß von derjenigen Gegend, wo der rechte Siz und der Mittelpunct des Erdbebens geweſen, bis an die entfernteſten Orte, wohin die Bewegung gereichet, unterirdiſche Gänge und Adern ſind, wodurch dieſe Bewegung fortgepflanzet worden. Wie iſt aber dieſes geſchehen? Ich bin ſehr geneigt geweſen, dieſes und die ganzen Erſchütterungen der Erde von einem geſchwinden Feuer herzuleiten, welches dem Blize und dem elecktriſchen Feuer ähnlich wäre. Allein, es ſcheinen die Erderſchütterungen eine gar zu genaue Verbindung mit dem Feuer in den feuerſpeyenden Bergen zu haben. Das Feuer derſelben aber, welches beſtändig fortbrennet, und zu den Zeiten eines Erdbebens in ihrem Bezirk heftiger wird, und ganze Ströme geſchmolzener Mineralien verurſachet, iſt gar zu ſehr von jenem feinen Feuer unterſchieden, und ſeine viele Aſche beweiſet eine lange und groſſe unterirdiſche Glut. Was wollen wir aber für eine Materie annehmen, wodurch dieſe Bewegung in ſo kurzer Zeit auf einige hundert Meilen fortgepflanzet wird. Es muß dieſes kein Körper ſeyn, welcher ſich ſtark zuſammen drucken läßt, denn ſelbige hemmen die Bewegung ſtark,

---

u) Relation du Tremolement de Terre arrivé à Cadix le 1. Nov. 1755.

machen ſie langſam, und heben ſie bald auf. Wenn jemand an ein Fuder Heu auf der einen Seite ſtoſſet, wird es der zweyte auf der andern Seite nicht fühlen. Ein feſter Körper darf es auch nicht wohl ſeyn, weil es ſcheinet, daß ein Druck oder Stos, welchen derſelbe 200. Meilen von uns bekommen, hier nicht dörfte merklich ſeyn. Das Waſſer ſcheinet hierzu am geſchickteſten zu ſeyn. Selbiges läſſet ſich durch die Gewalt, ſo wir ihm anthun können, nicht ſo viel zuſammen preſſen, daß man es irgend merken könte. Es ſind verſchiedene Proben davon in verſchloſſenen und mit Waſſer angefüllten Röhren und Gefäſſen gemacht worden. Waſſer bewegt ſich ferner ſehr leicht, und wenn man deſſen in einer langen Röhre hat, und ſtoſſet es an dem einen Ende, ſo beweget es ſich auch ſogleich an dem andern. Vielleicht wird dergleichen bey dem Mittelpunct des Erdbebens ſo gepreſſet und fortgetrieben, daß es in entfernten Gegenden in der Erde Bewegungen verurſachet.

§. 13.

Allein, die groſſe Heftigkeit des Erdbebens erſtrecket ſich zu Zeiten auch ſehr weit, und beweiſet die Gröſſe ſeiner eigentlichen Reſidenz. Wie iſt dieſes zu begreiffen? Gehen die unterirdiſchen Gluten ſo gar weit? und wie kommt an alle dieſe Orte in ſo gar kurzer Zeit kaltes Waſſer? Es ſcheinet allerdings, daß das Feuer der feurigen Erdſchlünde ſehr weite Gänge, und einen groſſen Umfang habe. Als die oben erwähnte neue Inſel bei den Azoren durch eine unterirdiſche Glut aus dem Grunde des Meeres aufgeworffen wurde, hörete der Pic von Teneriffa auf, Feuer zu ſpeien, der doch ziemlich weit von den Azoren entferret iſt, und die Spize deſſelben ſtürzte ein. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Begebenheiten eine Verbindung mit einander gehabt haben? Da es ferner ſcheinet, daß die Waſſeradern der Erde durch das Erdbeben eine groſſe Gewalt leiden: ſo kan es dadurch auch geſchehen, daß durch die erſten Stöſſe eines angefangenen Erdbebens verſchiedene dergleichen Waſſeradern an andern durchbrechen, wo eben Hölen voll geſchmolzener Mineralien liegen, und dadurch in ſelbigen Gegenden Erſchütterungen verurſachet werden. Der Grund des Meeres kan auch über einem Feuergange durch ein benachbartes Erdbeben durchbrechen, und Waſſers die Menge hinab ſtürzen, ſo in andern Gegenden ſtarke Erſchütterungen zuwege bringet. Jedoch, ich geſtehe es, es ſind dieſes vielleicht nichtige Träume. Denn ich gehöre nicht unter die vertrauten Lieblinge der Natur, die ſich rühmen können, daß ſie ſich ihnen unter einem ſehr durchſichtigen Schleier darſtellet, durch welchen ſie ihre Heimlichkeiten mit leichter Mühe ſehen können. Wenn ſie ſich mir zeiget, ſo iſt ſie ſo verhüllet, daß ich von der Art, wie ſie dieſes und jenes zeuget, wenig oder gar nichts gewiſſes entdecken kan. Es gehet mir aber wie den Kindern, deren muntere Neubegierde immer etwas wiſſen will, ſo noch über die Kräfte ihres Verſtandes iſt, und daher anfänget zu rathen. Da ich alſo einmal angefangen habe, etwas von den Würkungen der Natur zu errathen, ſo will ich damit fortfahren, bis mir jemand etwas gewiſſers lehren kan.

§. 14.

Denen, welche Mathematik verſtehen, kan ich beweiſen, daß das Feuer und die übrigen würkenden Urſachen, ſo man in den feuerſpeienden Bergen antrift, eine viel gröſſere Gewalt auszuüben im Stande, und würklich ausüben, als wir nur immer von einem Blize und elecktriſchen Feuer, ſo weit wir es kennen, erwarten können. Will man aber ganz unbekannte Urſachen annehmen, ſo kan ein jeglicher ſo viel dichten, als ihm beliebt. Wer hingegen mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften nicht bekannt iſt, den muß ich bitten, dieſen Abſchnitt zu überſchlagen.

Erſtlich nehme ich als ausgemacht und gewiß an, daß die Feuerſchlunde weit unter der Erde fortgehen. Ganze Berge von geſchmolzenen Mineralien flieſſen heraus, und wie gros iſt die Menge von Steinen und Schlakken, ſo ſie auswerffen? Und ihre Aſche bedecket zu Zeiten groſſe Länder. Man hat den Ueberſchlag gemacht, daß im Jahre 1669. aus dem Aetna in Sicilien 93838750. Cubikfuß Materie heraus gekommen ſey. Was für Hölen müſſen da nicht ſeyn, wo es über 2000. Jahre beſtändig weggebrannt, und alle Jahre wenigſtens etwas ausgeworffen worden. Wenn derowegen Aetna und Veſuv nur etwas toben, höret man auch in den daran liegenden Ebenen ein Gebrüll, und fühlet leichte Erſchütterungen x). Wenn ein ſolcher Berg zum erſtenmale losbricht, ſo wird eine ganze Spize eines Felſens abgeworffen, und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß Steine, die über 8. bis 9. Fus im Durchmeſſer haben, weiter, als 3. Franzöſiſche Meilen fortgeſchmiſſen werden y). Ferner wird der glüende Flus aus der Tieffe bis in die oberſten Gegenden der Volcane getrieben, und flieſſet daſelbſt, wo nicht aus der alleroberſten Spize derſelben, jedoch nicht viel niedriger heraus, da doch die Höhe einiger derſelben, von der Fläche des Meeres anzurechnen, über 3000. Franzöſiſche Klafter, (Toiſes) oder etwas über eine Seemeile, deren zwanzig 15. deutſche Meilen ſind, ausmachet z). Um nun die Gewalt anzuzeigen, welche zu dieſen Würkungen gehöret, ſo muß ich folgende Erfahrung anführen: Man nimmt eine ſolche platte Tonne, woraus bey uns die Wäſcherinnen waſchen, und läſſet ſie unten und oben mit ſtarken Boden verſehen. In dem oberſten Boden bleibet ein Loch, dadurch man Waſſer in das Fas gieſſen, hernach aber feſt zumachen kan. Unten an dieſes Fas wird eine blecherne Röhre, welche 10. und mehrere Fus hoch iſt, befeſtiget. Man ſezet das Fas mit der Röhre an ein Haus, damit die Röhre an ſelbiges befeſtiget werden, und man oben aus einem Fenſter bey ihre Oefnung kommen kan. Man füllt das Fas voll Waſſer, und verwahret das obere Loch. Man gieſſet die Röhre, welche unten in das Fas gehet, auch voll Waſſer; ſo treibet ſelbiges den Boden des Faſſes mit groſſer Gewalt in die Höhe, wenn man auch einige Centner Steine darauf leget, und iſt das Fas nicht ſehr ſtark, ſpringet es. Solte der Boden nicht krum werden, ſo müſte man ſo viele Steine darauf legen, daß ihr Gewicht ſo ſchwer wäre, als das Waſſer, ſo auf demſelben ſtehen könte, wenn das Fas ſo hoch wäre, als die Röhre. Die Urſache hiervon kan ich niemanden deutlich machen, der nicht Mathematik verſtehet; wer ſelbige aber inne hat, weiß ſie ohne mein Erinnern. Ich füge nur hinzu, daß der Verſuch richtig und vielmals gemacht iſt.

Nun betrachte man den Schlund eines feuerſpeienden Berges, als eine ſehr hohe Röhre, welche mit breiten oder auch nur mit ſchmalen Gängen verbunden, die unter der Rinde der Erde und des Meersgrundes fortgehen; wie gros wird die Gewalt ſeyn, mit welcher diejenigen Kräfte gegen die Seiten ſolcher Gänge würken, welche die Spize eines ſo ſehr hohen Felſen abwerffen, und einen Flus von Mineralien aus einer ſo groſſen Tieffe in die Höhe treiben? Wer die Art weis, dieſe Gewalt zu berechnen, wird finden, daß alle gewaltſame Würkungen des Blizes und des elecktriſchen Feuers ein kleines Nichts dagegen ſeyn, beſonders da Bliz und elecktriſches Feuer, wenn ſie nicht unmittelbar in einen dichten Körper würken, in freyer Luft eine ſo gar ſtarke Gewalt nicht ausüben können, weil ſelbige nicht genugſam widerſtehet, und ſich zu ſehr zuſammen drücken läſſet. Wer

---

x) Man leſe dieſes zuſammen in Keyßlers Reiſebeſchreibung II. Th. S. 220. 225.

y) Sammlung neuer merkwürdiger Reiſen zu Waſſer und zu Lande III. Th. S. 91.

z) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen IX. Th. S. 316, 317.

fühlt wohl einen Stos von der Luft, weñ es blizet, wenn man nicht unmittelbar vom Blize gerühret wird? Wie nahe muß man nicht vor einer Canone ſtehen, wenn man von der Gewalt des Pulvers durch die Luft einen Stos empfinden will? Wie kan man auch von einem elecktriſchen Feuer, welches nur einen Augenblick ſeine Gewalt äuſſert, den beſtändigen Ausflus der geſchmolzenen Mineralien aus den oberſten Gegenden der höchſten Berge in einem Lande herleiten, der bey ſtarken Erdbeben pfleget vorzüglich ſtark zu ſeyn, und bisweilen ganze Monate anhält? Nimmt man aber an, daß in ſolchen Gegenden ganze Hölen voll Feuer und geſchmolzene Mineralien, die unten nur eine kleinere Oefnung, oben aber einen Zuflus von kaltem Waſſer haben: ſo werden heiſſe Dünſte entſtehen, deren ausdehnende Kraft die geſchmolzene Materie in die Höhe treibet. Reichen dieſe Dünſte durch andere höhere Röhren an Waſſeradern: ſo werden ſie das Waſſer derſelben mit der angezeigten groſſen Gewalt preſſen, und in einem Augenblick in den weiteſten Enden derſelben ein gleiches verurſachen. Das Waſſer aber, das man in einer gewiſſen Tieffe der Erde faſt aller Orten findet, wird die Erde, worinnen es lieget, aufſchwellen, und die ſchwankende Bewegung verurſachen, die man in den Gegenden fühlt, die von dem Mittelpuncte des Erdbebens eine gewiſſe Weite entfernet ſind. In den Quellen, welche eine nähere oder ofnere Gemeinſchaft mit denjenigen Waſſeradern haben, welche durchgebrannt ſind, und ihr Waſſer in jenen glüenden Pfuhl ergieſſen, werden erſt zurück tretten. Wenn aber jener Druck angehet, werden ſie mit Gewalt wieder kommen. Kühlen ſich jene Dünſte durch einen neuen Schus kaltes Waſſers wieder ab: ſo werden ſie wieder zurück tretten, da dort ein Luftleerer Raum entſtehet, und hier die Luft auf das Waſſer drücket, und ſelbiges in die Erde preſſet. Wenn aber jene Dünſte wieder heiſſer werden, wird das Waſſer wieder ſtärker quellen, und dieſe Abwechſelung wird ſo lange dauren, als jener Druck mit Heftigkeit abwechſelt. Nach dieſer Muthmaſſung vergleiche ich die Erde mit einem Körper, der ſeine Adern, und ſo viele Herzen hat, als man unterirdiſche Feuer antrift.

Das Vorzügliche, ſo dieſe Muthmaſſung hat, iſt dieſes, daß darinn keine würkende Urſachen angenommen werden, als ſolche, die man in der That in dem Erdboden findet, und mit der Aehnlichkeit der bekannten Dinge übereinſtimmen. Hat jemand Luſt, Hölen anzunehmen, die von der obern Rinde der Erde 800. Meilen bis an den Mittelpunct gehen, und das Erdbeben daher zu leiten: ſo will ich dieſe Hölen nicht beſtürmen. Ich bleibe gerne auf der Erde.

§. 15.

Es pfleget zu geſchehen, daß wenn ein Erdbeben von einem groſſen Umfange geweſen, nachher in eben demſelben Bezirk kleinere Gegenden hier und da und zu verſchiedenen Zeiten erſchüttert werden. Es iſt bekannt, daß nach dem groſſen Erdbeben vom 1. Novemb. des vorigen Jahrs in Engelland, in den Niederlanden und am Rhein, auch in der Schweiz und andern Orten Erdbeben verſpüret worden; und es ſcheinet, daß nach jener groſſen Erderſchütterung in einem groſſen Theil der Erdfläche allerhand auſſerordentliche Bewegungen und Veränderungen vorgegangen. Ich will davon hier ein Exempel einſchalten, dergleichen in den bisherigen Nachrichten, ſo viel ich mich erinnere, keines angeführet worden. Ein gelehrter Freund aus Oſterode, auf deſſen Nachricht mich völlig verlaſſen kan, hat mir folgende Begebenheit berichtet.

Den 22. December des vorigen Jahrs, da man in Oſterode noch nicht gewuſt, daß die groſſe Bewegung in Portugal ſich bis in andere Länder erſtrecket, und ſich auch in den Teutſchen Waſſern ſpüren laſſen, kommen zwey Mägde eines angeſehenen königlichen Bedienten an dieſem Orte des Abends um 6. Uhr bey einen mit Brettern zugeſchlagenen Brunnen, um Waſſer zu holen. Beide Mägde hören zu ihrer groſſen Verwunderung, daß das Waſſer in demſelben mit groſſer Heftigkeit ſchwanket. Sie lauffen beſtürzt ins Haus, und ruffen den Herrn. Alle, die im Hauſe ſind, lauffen zum Brunnen, und hören gleichfalls das Schwanken, jedoch ſchwächer, als es die Mägde anfänglich gehöret. Weil aber der Schall immer ſchwächer wird, und es über das finſter iſt, wird der Brunne nicht geöfnet. Es wird indeſſen Waſſer heraus gepumpet, ſelbiges iſt aber ſo trübe, daß es nicht kan gebraucht werden. Den andern Morgen, als den 23. Decembr. wird wieder eine ſolche Bewegung gehöret. Man meldet ſolches dem Herrn, welcher ſogleich den Brunnen öfnen läſſet, da ſich denn folgende Umſtände gefunden. Erſtlich iſt das Waſſer ganz leimfarbigt, 2tens auſſerordentlich hoch im Brunnen herauf geſtiegen, und drittens in einer heftigen Schwankung von Süden nach Norden, und ſo auch rückwärts geweſen. Der Herr läſſet ſogleich den Stadtbrunnenmeiſter holen, der dieſe Würkung geſehen, ſich aber nicht erinnert, dergleichen jemals wahrgenommen zu haben. Er giebt indeſſen den Rath, man ſolte den Brunnen ganz rein auspumpen, und ausſchöpfen, ſo würde das Waſſer ſchon wieder reine und gut werden, welches denn auch beides geſchehen.

Was haben dergleichen kleinere Erdbeben für eine Verbindung mit dem vorhergehenden groſſen? Ich rühre meine vorige Leyer, und muthmaſſe, daß durch die erſte groſie Erſchütterung, welche auf unterirdiſchen Waſſeradern augenſcheinlich und vorzüglich gewürket, Gelegenheit gegeben, daß bald hier bald dort eine Waſſerader in Gänge und Hölen durchbreche, wo Feuer und geſchmolzene Mineralien ſind, und daſelbſt eine Erſchütterung, an entferntern Orten aber eine ſanfte Schwankung mache, die man nur an dem Waſſer merken könne.

§. 16.

Warum ſind die Erdbeben in einigen Gegenden viel häuffiger und ſtärker, als an andern Orten? Man findet ſie am häufigſten und ſtärkſten da, wo feuerſpeiende Berge in der Nähe ſind, und hiernächſt am mehreſten, wo man andere Spuren von einem unterirdiſchen Feuer, zum Exempel, heiſſe Quellen hat. Am Rheine herum ſind heiſſe Quellen, und die Erdbeben ſind daſelbſt nicht ſelten. Die Die Stadt Aken, hat ein warmes Baad, und das Erdbeben, welches man in der Nacht vom 26ſten auf den 27. December des vorigen Jahrs am Niederrhein verſpürete, war zu Aken am ſtärkſten, und dieſe Stadt ſchien der Mittelpunct deſſelben zu ſeyn. Portugal ſcheinet ebenfalls hier und da unterirdiſch Feuer zu haben, ſo beſtändig fortbrennet. Ich muthmaſſe dieſes aus einem See, der in der Provinz Beira auf dem Berge Eſtrella lieget, und deſſen Waſſer gemäſigt warm iſt. Noch mehr beſtärken mich darinne die warmen Bäder zu Caldas in Eſtremadura a). Daß alſo an einigen Orten ſelten und nur ganz ſchwache oder auch wohl gar keine Erdbeben geſpüret werden, rühret vermuthlich daher, weil daſelbſt kein hinlänglich unterirdiſches Feuer unterhalten wird.

§. 17.

Es iſt beſonders merkwürdig, daß durch das Waſſer den Schiffen im Meer die Erſchütterung der Erde mitgetheilet wird. In der vorhin ſchon angeführten Nachricht von dem Erdbeben zu Cadix wird erzählet, daß ein gewiſſes Schiff, welches den 6ten November, und alſo am 6ten Tage nach dem groſſen Erdbeben zu Cadix eingelauffen, am erſten November, da es 150. Meilen vom Lande geweſen, auf einmal einen ſolchen Stos und Erſchütte-

rung

---

a) Man leſe davon des Hrn. Prof. Büſching neue Erdbeſchreibung II. Th. S. 54. 76. 77.

rung bekommen, und dergeſtalt gekrachet, als wenn das Schiff zerſchmetterte. Das Schiffsvolk erhebet ein gewaltiges Geſchrey, und meynet, der Pilote habe das Schiff übel geführet, lauffet auf denſelben zu, und will ihn ins Waſſer werffen. Zum Glück aber nehmen ſie wahr, daß das Schiff noch wohl behalten, und nur hin und her wanke. Auf dem Verdeck des Schiffs fällt alles über einander, und die Maſten gehen hin und her, wie ein Rohr, das der Wind bewegt. Dieſes Schiff hat an demſelben Tage noch zwey dergleichen Stöſſe ausgehalten, und ein ähnliches iſt einem Holländiſchen Schiffe an demſelben Tage begegnet, welches ebenfalls den 6ten November zu Cadix eingelauffen b). Dieſe Erfahrung zeiget deutlich, daß das Waſſer durch das Erdbeben gleichfalls ſey erſchüttert worden, und die zitternde Bewegung gehabt habe, die bey dem Erdbeben geſpüret wird. Man ſolte meynen, eine zitternde Bewegung ſey einem ſo flüſigen Körper nicht beyzubringen; man kan ſie aber durch eine geringe Mühe einem Glaſe mit Waſſer mittheilen. Man ſpühle ein groſſes Weinglas mit Waſſer und Salz recht reine aus, man waſche auch ſeine Hände mit Waſſer und Salz, damit ſie nichts fettiges an ſich haben. Man gebe das reine Glas mehr denn halb voll Waſſer. Man fahre mit dem Zeigefinger geſchwind auf dem Rande des Glaſes herum, ſo wird ſelbiges einen durchdringenden Klang geben, das Waſſer wird zittern, und am Rande des klingenden Glaſes, wie kleiner Sand, umher ſpringen.

§. 18.

Eine andere wunderbare Würkung des Erdbebens iſt, daß es die Leute ſchwindelnd machet. Ein gelehrter Freund, der ehemals ein geringes Erdbeben in Wien empfunden, hat mir geſaget, daß man gleichſam wie taumelnd werde, und in der angezogenen Nachricht aus Cadix lieſet man, daß daſelbſt ein jeder, niemand ausgenommen, bey dem Erdbeben des 1ten Novembers ſchwindelnd worden, und zwar, daß dieſer Schwindel ſchon angefangen, ehe man noch einen Stos des Erdbebens empfunden, und daß ſelbiger den ganzen Tag fortgedauert. Da die Erde zuerſt angefangen, nur ein klein wenig zu zittern, haben viele Perſonen geglaubet, es überfalle ſie auf einmal eine heftige Krankheit, es iſt ihnen wunderlich worden im Kopfe und im Magen, und auch in andern Theilen des Körpers haben ſie ſolche Empfindungen gehabt, die man fühlt, wenn eine ernſtliche Krankheit antritt. Es ſind ſelbige deſtoweniger auf die wahre Urſach hiervon verfallen, da man an den Thüren, Holzwerk und Mauern der Häuſer und anderer Gebäude noch nichts gemerket, und erſt durch einen ſtärkern Stos des Erdbebens von der wahren Urſach dieſer Uebelkeit benachrichtiget worden c). Es ſind mir zwo Urſachen bekannt, die hiervon könten angegeben werden: ein ſchwefeligter Dunſt und die Bewegung. Bey Pyrmont iſt eine Höle, welche mit der berühmten Grotta del Cane bey den Bädern von St. Germano, nicht gar weit von Neapel eine Aehnlichkeit hat. In derſelben iſt ein ſchwefeligter Duft, welcher beſonders nahe bey dem Boden, wo er am ſtärkſten iſt, Ohnmachten, ja endlich den Tod verurſachet. Wenn ein Menſch ſeinen Kopf in ſelbigen hält, ſo wird er ſchwindelnd, und wenn er ihn ein wenig tief hält, und zu lange in demſelben bleibet, ohnmächtig. Man könte muthmaſſen, daß bey einem Erdbeben ein ähnlicher Duft aus der Erde getrieben würde, und das um ſo viel mehr, da in der angezogenen Nachricht von Cadix gemeldet wird, daß die Neuigkeiten von Huelvalepe unter andern auch dieſes enthielten, daß ſich daſelbſt die Erde an verſchiedenen Orten von einander gethan, und aus den Rizen, welche ziemlich lang und breit geweſen,

Was

---

b) Relation du Tremblement de Terre arrivé à Cadix le 1. de Nov. 1755. p. 14.

c) Relation du Tremblement de Terre arrivé à Cadix le 1. de Nov. 1755. p. 4. & 11.

Waſſer und ſchweſeligte Dünſte hervorgekommen wären, da man ſonſten in derſelben Gegend nie dergleichen und beſonders nichts vom Schweſel wahrgenommen. c) Allein, da der ſchweſeligte Dunſt der eben jezt gemeldeten Hölen ſeine Kraft nicht hoch über der Erde äuſſert, ſintemal er in der Grotte del Cane nur ohngefehr zehen Zoll hoch über dem Boden erſtickend iſt, d) und in der Höle zu Pyrmont nur fünf bis ſechs Fuß hoch eine merkliche Kraft hat, man auch an und auf den Feuerſpeyenden Bergen dergleichen Dünſte, welche Schwindel verurſachen, nicht empfindet; ſo bin ich mehr geneigt zu glauben, daß der Schwindel bey dem Erdbeben von der Bewegung der Erde und dem damit verknüpften Schrecken und Furcht herrühre, und daß ſchon etwas von dieſer Bewegung zu Cadix geweſen, da man ſchwindelnd worden iſt. Es iſt bekannt, daß das Fahren im Wagen und auf einem Schiffe ein gleiches verurſachen kan, beſonders bey einem Furchtſamen. Die Furcht, beſonders die Furcht tief zu fallen, und gewiſſe Bewegungen, ſind überall im Stande bey den mehreſten einen Schwindel zu erregen. Die wenigſten werden vermögend ſeyn, ohne den Schwindel zu bekommene auf ein Gerüſte zu tretten, ſo auswendig an einer hohen Thurmſpize beſeſtiget iſt. Ferner trette jemand auf eine Brücke, unter welcher ein ſchneller Strohm durchflieſſet, und ſehe gerade an der Brüke hinunter eine Zeitlang auf das durchſchieſſende Waſſer, ſo wird die Bewegung, ſo dadurch im Auge entſtehet, die Empfindung verurſachen, als wenn die Brucke fortgienge, und es wird ein Schwindel erfolgen. Diejenigen, welche durch einen ſchnellen Strohm reiten, dürfen daher nicht auf das Waſſer ſehen, ſonſt werden ſie gar leicht ſchwindelnd, beſonders wenn ſie dergleichen zu thun nicht gewohnt ſind. Wenn man einige Zeit, und zwar ſtark gefahren, und ſezet ſich hernach ſtille nieder, ſo pfleget man noch einige Zeit die Empfindung zu haben, als würde man noch gefahren. Ja man darf nur auf einen Baum tretten, der ſo beſchaffen iſt, und ſo lieget, daß man auf demſelben auf und niederſchwanken kan; man darf dieſes nur eine Minute thun, und alsdenn herab tretten, ſo wird man noch die Empfindung behalten, als wenn man auf und nieder ſchwankte. Aus dieſer fortdaurenden Empfindung haben zu Cadix verſchiedene geglaubt, das Erdbeben habe eine ganze halbe Stunde gedauret; ja einigen iſt den ganzen übrigen Theil des Tages ſo zu Muthe geweſen, als wenn die Erde noch bebete.

§. 19.

Eben als ich dieſes geſchrieben hatte, überfiel mich ſelbſt auf einmal derjenige Schwindel, von welchem ich hier gehandelt. Ich hatte eben den Kopf nach einem niedrigen Stuhle gebücket, worauf des Keyßlers Reiſebeſchreibung lag, um darinne etwas nachzuſehen. Mein Kopf bekam einen kleinen Schwung nach dem Buche, in welchem ich las, und wurde etwas ſchwindelich. Ich war zweifelhaft, ob ſolches von dem Bücken, oder von dem Denken an eine ſolche Begebenheit, oder von einem innern Zufalle meines Körpers herrührete. Ich richtete mich geſchwind auf, und da fühlete ich, daß ich und mein Stuhl ſanft hin und her ſchwankete, und daß die Schlüſſel, ſo an einem vor mir ſtehenden Bücherbrette hiengen, klapperten. Ich ſprang von meinem Stuhle auf, und tratt hinter denſelben, und da empfand ich, daß die ganze Stube ganz ſanfte ohne den geringſten Stoß mit mir ſchwankete, und obbemeldete Schlüſſel regeten ſich noch ſtärker, und hiermit war alles ſtille. Es geſchahe dieſes den 18. Februar des Morgens. Ich hatte keine Uhr bey mir, nach welcher ich die Minute beſtimmen könte, So viel kan ich aber nach der Stadtuhr ſagen, daß es ohngefehr um halbe neune geweſen.

---

c) Relation du Tremblement &c. p. 13.

d) Keyßlers Reiſebeſchreibung II. Th. S. 345-348.

Alle, die es gemerket, haben nichts, als ein ſehr ſanftes Schwanken gefühlet, welches von keinen Stöſſen begleitet worden.

Verſchiedene, ſo in der Höhe der Häuſer gewohnet, und doch ganz ſtille geweſen, haben nichts empfunden.

Die Luft iſt in hieſiger Gegend und zu Eimbeck von dem Abend des 17. Febr. bis den 18. des Nachmittags gegen 2. Uhr ganz ſtille geweſen.

§. 20.

Ehe ich hieraus einige Schlüſſe ziehe, will ich noch 2. Erfahrungen hinzu ſezen. Zu Cadix hat man in dem lezteren Erdbeben geſehen, daß die Häuſer und Thürme ſind gehoben worden, und darauf hin und her geſchwanket haben f). Einige Mathematiker, welche vor einigen Jahren eine Reiſe nach Peru thaten, um daſelbſt einige Grade des Erdbodens zu meſſen, haben ſich in dem Jahre 1738. von dem 24. bis den 29. des Herbſtmonats auf dem Berge Chichi choco aufgehalten. An dem Tage, da ſie von dieſem Orte hinweg gehen wollen, und die Indianer indeſſen die Maulthiere beladen, und dieſe Gelehrte unter einem Gezelte gewartet, bis jene fertig würden, und ſie ſich auf den Weg begeben könten, entſtehet ein Erdbeben, welches man in einem Bezirk von 4. Meilen wahrgenommen. Hierbey hat ihr Gezelt ſehr merklich von einer Seite zu der andern geſchwanket. und ſie haben geſehen, wie die Erde ſich Wellenweiſe in die Höhe beweget. g)

§. 21.

Aus dieſen Erfahrungen erhellet, daß das Schwanken der Gebäude bey einem Erdbeben von einer wellenförmigen Bewegung der Erde abhange. Indem aber alle Häuſer einer alſo bewegten Erde, ja ſogar ein kleines Gezelt von einer Seite zu der andern ſchwanket: ſo können dieſe Wellen nicht gros, ſondern auf demjenigen Striche, nach welchem ſie fortlauffen, nur ganz kurz ſeyn. Nun gebe ich einem jeden zu überlegen anheim, ob es ſich gedenken läſſet, daß in diken Felſen und in hohen Bergen, von der oberſten Fläche bis in die Tieffe einer weit verſenkten Höhle, ſo kurze Wellen ſchlagen können. Selten Berge und Felſen von hundert, ja von vielen hundert Ruthen ſich in Wellen krümmen laſſen? Mir kommt es nicht wahrſcheinlich vor. Ich will es wagen, meine Muthmaſſung zu ſagen. Ich glaube, daß der Mittelpunct eines Erdbebens tief liegen könne, und zu Zeiten ſehr tief liegen müſſe. Wenigſtens müſſen diejenige Gänge, aus welchen ein geſchmolzener Fluß von Mineralien hoch in eine anſehnliche Höhe getrieben wird, eine ſtarke Decke haben, ſonſten brächen ſie durch, wie oben iſt erwieſen worden. Uebrigens aber muthmaſſe ich, daß der gröſte Theil der in einem Erdbeben bewegten Erde vornemlich in der obern Rinde, und beſonders in derjenigen Gegend, wo er mit Waſſer angefüllet iſt, und ſeine Waſſeradern hat, durch den oben beſchriebenen ausnehmend groſſen Druck bewegt werde.

§. 22.

Darf ich in einer ſo verborgenen Sache Muthmaſſungen mit Muthmaſſungen häuffen? Woher rühret denn eben die wellenförmige Bewegung? Unter der Erde, wo man allezeit, wenn man gräbet, endlich Waſſer findet, ſind Gegenden, die das Waſſer nicht durchlaſſen, und über und unter welchen das Waſſer ſeinen Stand und Lauf hat. Man findet Steine und Felſen, man findet dichten Thon, die dem Waſſer widerſtehen. Dieſe Schichte ſind nicht eben. Das Waſſer, das füglich über ihmen hinweg gepreſſet wird, gehet und hebet ſich auf eine wellenförmige Art. Jedoch ich fühle die Schwäche dieſer Muthmaſſung. Ich könte ihr zwar noch einige Hülfe geben: allein, der Leſer mögte ermüden.

Wars

---

f) Relation du Tremblement de Terre arrivé à Cadix, p. 5.

g) Allgemeine Hiſtorie der Reiſen, IX. Theil, S. 186.

Warum iſt das Erdbeben in einem ſehr kleinen Bezirke ſtärker und ſchwächer? Wird das gepreſte Waſſer durch eine Ader gedruckt, die an einem Orte enge iſt, und hernach auf einmal ſehr weit wird, oder auch auf einen lockern und nicht genug mit Waſſer angefüllten Sand trift: ſo wird ſie daſelbſt keine groſſe Bewegung verurſachen. Gehet aber eine weite Waſſerader in eine Gegend, wo der Erdboden mit Waſſer gefüllt iſt, ſo wird das Erdreich viel ſtärker gehoben werden, und eine ſtärkere Schwankung entſtehen.

Allein, ſolten die gemeldeten Wahrnehmungen des hieſigen Erdbebens die Meinung derer nicht beſtärken, welche muthmaſſen, daß die Erdbeben von einer Erſchütterung der uns umgebenden Luft herrühren? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß hier nur die obere Luft erſchüttert worden, da die Perſonen, ſo an der Erde geweſen, nichts davon empfunden? Ich kan mich von dieſer Muthmaſſung nicht überreden. Denn die Luft war damals gar zu ſtille, und man hätte die Stöſſe derſelben nothwendig auf den äuſſern Theilen des Körpers empfinden müſſen, da ſie ſo ſtark geweſen, daß ein dicker Thurm dadurch in eine ſchwankende Bewegung geſezet worden. Betrachtet man ferner andere Erdbeben, ſo fällt dieſe Muthmaſſung, meinem Bedünken nach, ganz weg. Da Liſabon umgeſtürzet, und Cadix ſo ſehr erſchüttert worden, iſt die Luft ganz ſtille geweſen. Brächte eine Erſchütterung der Luft dieſe wichtige Begebenheiten hervor, man müſte ſie zu Liſabon und Cadix nothwendig gefühlet haben, welches aber nicht geſchehen.

Daß man die Bewegung eines Erdbebens an den Orten, wo es ganz ſchwach iſt, nur in den obern Theilen der Häuſer, und beſonders auf hohen Thürmen und nicht an der Erde fühlet, läſſet ſich leicht erklären. Man ſeze, daß ein Haus oder Thurm von beyden Seiten wechſelsweiſe nur eine Linie oder die Höhe eines Meſſerrükens gehoben, und wieder niedergelaſſen werde, ſo wird ſelbiges in den untern Kammern niemand merken können, oben aber wird es ſchon einen merklichen Schwung verurſachen. Es trette jemand bey einen jungen biegſamen Baum. Wenn derſelbe unten nur ein klein wenig beweget wird, ſo müſſen ſeine obern Reiſer ſchon merklich hin und her ſchlagen, und je höher er iſt, deſto mehr werden ſeine Zweige hin und her ſchwanken.

Wolte ich die Gründe anzeigen, welche wider die Muthmaſſung ſtreiten, daß die Erdbeben von einem nahen Cometen verurſachet würden: ſo müſte ich entweder ſehr weitläuftig werden, oder einem groſſen Theile meiner Leſer unverſtändlich bleiben. Dieſes einzige mag genug ſeyn: bey den wenigſten Erdbeben ſiehet man Cometen.

§. 23.

Ehe ich dieſe Abhandlung beſchlieſſe, will ich eine falſche Vorſtellung gewiſſer Begebenheiten der Natur anzeigen, welche ſeit einiger Zeit ein Gelehrter dem andern abgeborget, und welcher nach und nach ſo vieler Schmuk angeleget worden, daß man ſich die Begebenheiten ſelbſt ganz anders vorſtellet, als ſie ſind. Gelehrte vom erſten Range ſind hierin vorgegangen, und die übrigen folgen mit Hauffen. Verſchiedene Gelehrte ſind zeither ſehr geneigt geweſen, anzunehmen, daß dasjenige, was anjezt auf der Erde Land iſt, ehemals unter dem Meere geſtanden, und aus demſelben in die Höhe gehoben ſey. Sie glauben, daß ſich dadurch am beſten begreiffen laſſe, woher die vielen Muſchelſchalen und andere Seethiere und Seegewächſe, ſo man hier und da in der Erde theils verſteinert, theils in ihrer natürlichen Geſtalt findet, dahin gekommen. Es iſt mir auf keine Weiſe zuwider, daß jemand dieſer Meinung zugethan ſey. Diejenigen, welche meinen Umgang kennen, wiſſen, daß ich auch von denen der vertrauteſte Freund ſeyn kan, die meiner Meinung gar nicht ſind, und niemand kan die philoſophiſche Freiheit mehr lieben, als ich, und dieſes aus dem Grunde: weil ich mit einer groſſen Ueberredung glaube, daß auch die Gelehrteſten hier noch in ihrer Kindheit ſind, und dereinſten den mehreſten Kram ihrer jezigen Weisheit als ſehr kindiſch verlachen, und als Puppenwerk wegſchmeiſſen werden. Dieſes iſt wenigſtens die Vorſtellung, ſo ich mir von meinem jezigen Wiſſen mache. Ich ſpiele indeſſen damit, bis ich ein männliches Alter erreiche. Ich verlange aber gar nicht, daß anderer Puppen eben ſo ausſehen, als diejenigen, welche ich in meiner Seele bilde. Indeſſen aber halte ich doch dafür, daß wir das wenige, ſo wir mit Gewisheit erkennen können, unter unſerm Wiſſen am höchſten zu ſchäzen und zu ehren haben. Das Allergewiſſeſte aber, ſo wir in der philoſophiſchen Erkäntnis haben, ſind die Erfahrungen. Es iſt mir daher unleidlich, wenn jemand ſelbige verſtellet, und das Gewiſſe ungewiſſen Muthmaſſungen aufopfert. Um es wahrſcheinlicher nnd annehmlicher zu machen, daß alle Länder der Erde ehemals aus dem Meere hervorgeſtiegen, ſo erzählet man, als eine ganz ausgemachte Sache, daß noch bis jezt Inſeln und Länder ſich aus dem Meere empor heben, und daß dergleichen von je her geſchehen. Man ſchmüket dieſes Vorgeben mit einer ſo muntern Beredſamkeit, daß derjenige, welcher die wahren Umſtände nicht weis, auf die Gedanken kommt, fruchtbare Länder wachſen aus der See heraus, wie Schwämme aus vermoderten Pferdemiſte. Und welches ſich denn die entſtandenen Inſeln, Berge und Länder? Erſtlich die beyden Inſeln, deren Urſprung oben §. 3. erzählet worden, welche beyde durch einen heftigen Auswurf eines unterirdiſchen Feuers entſtanden, und wovon vielleicht jezt nichts mehr zu ſehen iſt; denn diejenige, ſo bey den Azoriſchen Inſeln hervor gekommen, iſt gar bald wieder ſo weit geſunken und weggeſpühlet worden, daß ſie dem Meere gleich geweſen. Geſezt aber, daß ſie noch beyde vorhanden, woraus beſtehen ſie denn? Aus Stüken von Felſen und Schlacken, die keine Erde haben. Denn die wenigen Spuren von Erde, welche aus dem Grunde des Meeres mit hervorgekommen, können ſie nicht bedecken. Dieſe beiden Inſeln ſind alſo unfruchtbare Steinklumpen, welche einige deutſche Gelehrte über das noch gröſſer vorſtellen, als ſie ſind, weil ſie in der Beſchreibung ihrer Gröſſe das unbeſtimme Wort, Meilen, behalten, ohne dabey zu ſezen, was es für Meilen ſind, da denn der Leſer aus Italiäniſchen Meilen Teutſche macht.

Der entſtandene Berg iſt der neue Berg (Monte Novo) bey Pozzuoli, deſſen Urſprung ebenfalls oben §. 3. iſt beigebracht worden. Er iſt auch ein Werk eines unterirdiſchen Feuers. Er beſtehet aber auch aus Sand, Aſche und Steinen, und iſt noch bis dieſe Stunde ein öder Berg, worauf noch nicht die geringſte Staude wächſet. Ich habe mich mit vielem Fleis bei denen erkundiget, welche ihn vor wenigen Jahren auf ihren Reiſen geſehen, und ſie bezeugen insgeſamt, daß er aus Steinen und Grande beſteht, und unbebauet und ganz blos ſey.

Endlich führet man Stüke Landes an, die hier und da von der See an die Küſten ſollen ſeyn angeſezet worden. Ich will ein Paar der vornehmſten Exempel davon nahmhaft machen, nemlich die Gegend von Damiate in Aegypten, und die Gegend von Ravenna in Italien. Von Damiate wird vorgegeben, daß ſie jezo wohl 10. Meilen von der See liege, da ſie ehemals ein Seehaven geweſen. Dieſe Sache iſt noch Schwürigkeiten unterworffen.

terworffen. Erſtlich ſagt Pocock, h) daß dieſer Ort nur 4. bis 5. Meilen von der Mündung des Nils liege; und verſtehet er darunter, als ein Engelländer, Engliſche Meilen, ſo machen ſelbige kaum eine kleine Teutſche Meile aus. Zweitens aber zweifelt er, ob das jezige Damiate diejenige Stadt ſey, ſo in den mitlern Zeiten angeführet wird. Er glaubt, daß ſelbige da gelegen habe, wo das jezige Zollhaus, und ein gewiſſes Caſtel befindlich, ſintemal man daſelbſt noch viele Ueberbleibſel von zerſtöhrten Gebäuden findet. Hat ſich aber daſelbſt neues Land angeſezet: ſo hat es ſeine fruchtbare Erde gewiß nicht durch die See, ſondern durch den Nilſtrom bekommen.

Was Ravenna anlanget, ſo iſt es unwiderſprechlich, daß ſelbiges ehemals einen Seehaven gehabt, und die Stadt ſelber auf einem Moraſte gelegen, und daß der ehemalige Haven anjezo ein fruchtbarer Boden ſey. Allein, erſtlich iſt die Sache bey weiten von der Wichtigkeit nicht, als ſie ein beredter Wiz vorſtellet. Der zugewachſene fruchtbare Boden von der Stadt bis an das Meer hat nur eine Länge, die man in einer Stunde abgehen kan. Zweytens iſt noch nicht bewieſen, daß der fruchtbare Boden aus der See entſtanden. Haven ſind insgemein Meerbuſen, wenigſtens ſind es Orte, wo es ſtiller iſt, als in der offenbaren See. Daher ſind ſie dem Zuſchlammen ſehr unterworffen, und das Meer treibet leicht ſeinen Sand hinein, und er bleibet daſelbſt gern liegen, weil er in demſelben geruhiger iſt, wie in der offenen See. Wie viele Haven müſſen daher zu Zeiten ausgebracht werden? Es iſt alſo vermuthlich, daß das Adriatiſche Meer erſt Sand in den Haven von Ravenna geführet; das fruchtbare Erdreich aber haben, aller Vermuthung nach, die beyden Flüſſe, Montone und Ronco, aus dem fruchtbaren Lande mitgebracht, und auf dem Sande liegen laſſen, wozu denn der Fleis der Menſchen auch noch eins und das andere mag zugebracht haben. i)

Bei dieſen Umſtänden halte ich es noch für unerwieſen, daß ſich jemals aus dem Meere fruchtbare Länder erhoben. Mein Zweifel wird deſto gröſſer, wenn ich folgende Umſtände erwäge: Alles, was in der See erhaben iſt, aber alſo, daß entweder das Waſſer noch allezeit darüber gehet, oder doch öfters darüber ſpühlet, iſt entweder eine Sandbank, oder es ſind Felſen. Ich erinnere mich nicht, irgendswo geleſen zu haben, daß jemand in den obern Gegenden des Meeres einen erdhaftigen Boden angetroffen. Selbſt die Küſten, ſo weit mir davon etwas bekant geworden, ſind entweder Felſen oder Sandbänke, oder ſolche Erden, die keinen fruchtbaren Boden geben. Nur die Flüſſe führen eine fruchtbare Erde bey ſich, welche der Regen von den fruchtbaren Bergen und Ländereyen abgeſpühlet hat. Was davon in das Meer kommt, ſinket in die Tieffe deſſelben, wo es mehr Ruhe findet. An dem hohen Strande der offenen See bleibet davon nichts liegen. Deñ die Erde löſet ſich im Waſſer zu ſehr auf, und die geringſte Bewegung treibet ſie weg, und kan daher nirgend liegen bleiben, als an geruhigen Orten, und folglich nicht in den obern Gegenden der See, ſondern in der Tieffe. Der Sand an den Küſten iſt daher von der Erde ganz rein, und gleichſam abgeſchlemmet.

Der Nil in Aegypten führet ſehr vielen Schlamm bey ſich, den man in der Tieffe des Meeres finden kan. Dem ohngeachtet liegen Sandbänke in der Mündung desjenigen Armes, woran Damiate lieget. k)

Wenn alſo der Grund des Meeres einmal in die Höhe erhoben würde: ſo wür-

---

h) Pocockes Beſchreibung des Morgenlandes I. Th. S. 31.

i) Reislers Reiſebeſchr. 4. Th. S. 473.

k) Pocockes Beſchreibung des Morgenlandes I. Th. S. 31.

den alle Berge bloſſe Felſen oder Sandmeere ſeyn, und die tieffen Thäler würden nur eine Erde haben, die zu einem fruchtbaren Boden dienete. Das Harzgebürge aber hat z. E. auch auf ſeinem ſchmaleſten Rüken, und auf ſehr hoch empor ragenden Spizen eine fruchtbare Erde. Hätte dieſes Gebürge ehemals unter dem Meere geſtanden: ſo würde ein einziger Sturm die erhabenen Theile deſſelben von Erde entblöſſet haben. Was ferner hier und da von Erde geblieben, würde nicht, faſt an den mehreſten Orten, einerley Dicke haben, welches doch ein jeder ſehen kan, der z. E. von Oſterode nach Goslar reiſet, und in den eingeſchnittenen Wegen auf die dike Erde achtet, ſo die Felſen bekleidet. Am wenigſten würde man die mehreſte Erde in den höchſten Gegenden des Harzes vermuthen, wo man ſie doch hier und da, als am Bruchberge und bey dem Blocksberge findet, wo es tieffe Moore, und ſogar an dem leztern anſehnliche Torfmoore giebt.

Wolte man annehmen, dieſe Erde ſey nach und nach vom Winde darauf geweyet, ſo ſtehet die Erfahrung entgegen, welche da lehret, daß die Berge ihre fruchtbare Erde nach und nach verlieren, und niedriger werden, indem der Regen ſelbige abſpühlet, und die Bäche und Ströhme ſie theils in die niedrigern Gegenden bringen, theils in das Meer führen. Ja, lieget auf Bergen Erde, und ſie iſt mit keinem Raſen überzogen: ſo wehet ſie ſelbſt der Wind hinweg, an ſtatt daß er dergleichen bringen ſolte.

Man führet ferner an, daß der Grund des Adriatiſchen Meers höher werde, und das Waſſer abnehme. Es iſt dieſes gar leicht zu begreiffen. Das Adriatiſche Meer iſt eigentlich ein groſſer Meerbuſen, der gröſtentheils mit Lande umgeben, und in welchen ſich viele Ströhme ergieſſen, und viele Erde vom Lande mitbringen. Der Grund dieſes Meeres muß ſich, folglich auf eine merkliche Art erhöhen. Ja ich glaube, daß der Boden der See aus dieſer Urſache nach und nach überall etwas höher werde. Was wird aber hieraus entſtehen? Neue Länder? Es werden dieſe Länder wenigſtens nicht viel über das Meer hervor ragen, wenn ſie der Fleiß der Menſchen nicht erhöhet, und Berge und Thäler, und friſche Quellen werden in dieſen neuen Ländern fremde Sachen ſeyn.

Allein Plinius l) nennet ja eine ganze Anzahl Inſeln, welche aus dem Meere ſollen hervor geſtiegen ſeyn, die doch einen fruchtbaren Boden haben, unter welchen beſonders die Inſel Rhodus, die mit fruchtbaren Bergen und Thälern verſehen iſt. Ein jeder Gelehrter weis, daß, da Plinius in ſeiner Hiſtorie der Natur ein gar zu groſſes Feld zu beſchreiben vor ſich gehabt, welches er nicht ſelber überſehen können, er vielen unrichtigen Nachrichten geglaubet. Wären jemals ſo viele fruchtbare Inſeln aus dem Meere hervor gekommen, warum hat man in den neuern Zeiten kein Exempel davon? Vielleicht hat man ehemals manche Inſel als neu entſtanden angeſehen, welche man vorher nicht entdekt gehabt. Oder iſt hier und da eine Inſel in die Höhe geworffen, die anjezo fruchtbar iſt: ſo muß der Fleiß der Menſchen die Erde darauf gebracht haben. So iſt viele Erde aus Sicilien geholet, und auf die dürren Felſen von Maltha gebracht worden. m) Auf eine ähnliche Art iſt die Iſola bella auf dem Lago Maggiore im Mayländiſchen von dem feſten Lande mit Erde verſehen worden, da vorher keine Hand voll darauf geweſen. n)

Es bleibet noch zu unſern Zeiten eine unmögliche Sache, daß ein einziger Mann eine in allen Stüken richtige Hiſtorie der Natur beſchreiben ſolte. Selbſt ein Büffon,

---

l) Hiſtor. Mundi ſ. Nat. L. II. C. LXXXVII.

m) Des Hrn. Prof. Büſchings neue Erdbeſchreibung II. Th. S. 658.

n) Keyßlers Reiſebeſchreibung I. Th. S. 351.

ſon, der jezo als ein Orakel in der Hiſtorie der Natur verehret wird, ſchreibet läppiſche Dinge nieder. Ich will ein Exempel aus einer Gegend anführen, wo ich mich ehemals aufgehalten habe. Es erzählet nemlich dieſer Gelehrte o) aus dem Agricola, daß bey Denſtädt in Thüringen ein See von der Beſchaffenheit, daß, wenn man einen Stein in denſelben würffe, derſelbe im Niederfallen wie ein Strich vom Feuer (comme un trait du feu) ſchiene. Und dieſes führet er unter den Exempeln an, womit er beweiſen will, daß man in und über dem Waſſer zu Zeiten Feuer ſehe. Es iſt aber dieſe Erzählung in einer ſolchen Abſicht ganz falſch. Erſtlich iſt bey Denſtädt oder Tennſtädt im Thüringiſchen kein See, ob man ihn gleich auf gewiſſen Landcharten ſiehet. Auſſer ein Paar kleinen Quellen ſind daſelbſt zwei groſſe, aus welchen zwei ziemliche Bäche flieſſen, davon der eine unmittelbar vor der Quelle eine überſchlächtige Mühle treibet. Die gröſte Quelle iſt nicht breiter, als daß ein ſtarker und geübter Menſch mit einem Steine darüber werffen kan. Dieſe Quellen kommen aus einem ſchwarzen Boden, und ihr Waſſer iſt ſehr hell. Die Kinder machen ſich dabey folgende Veränderung: Sie ſtechen mit einem Meſſer einen kleinen Raſen aus der Erde, auf welchem eine gelbe Blume ſtehet. Neben ſelbige ſteken ſie eine weiſſe Feder, und werffen alsdenn den Raſen in eine von dieſen Quellen. Indem ſelbiger niederfällt, ſo machet die Feder, daß die gelbe Blume oben bleibet, und alsdenn unterſcheidet man Feder und Blume nicht mehr, ſondern man ſiehet eine ſchwache Flamme. Ja es bleibt dieſe Flamme auch noch nachher, wenn der Raſen mit ſeiner Blume und Feder eine gewiſſe und zwar dieſe Lage hat, daß das auftreibende Quellwaſſer zwiſchen dieſem Raſen und dem Auge iſt. Indem nemlich dieſes quellende Waſſer ſich beſtändig aufwärts beweget: ſo werden die Strahlen von der Blume und Feder immer anders gebrochen, und man ſiehet alsdenn keine Blume und Feder, ſondern etwas, das da einen flammigten und gelben Schein giebt, und ſich deſto beſſer ausnimmt, da der Boden ſchwarz iſt. Wer wolte dieſe Flamme aber für ein Feuer halten? Giebet man dem Auge nur eine andere Stellung: ſo iſt die Flamme hinweg. Ich glaube, daß mit einem weiſſen Steine eben dieſe Erſcheinung zu machen ſey: ich habe die Sache aber nur ſo geſehen, wie ich jezo erzähle. Indeſſen glauben die Kinder und der gemeine Mann an dieſem Orte, daß aus der gelben Blum und Feder ein Feuer werde.

Solten wir nach und nach eine richtige Hiſtorie der Natur erhalten, ſo müſten die einzelnen Stüke derſelben erſt von verſtändigen und recht geſezten Männern genau betrachtet, und nach allen Umſtänden nicht ein- ſondern etlichemal beſehen und unterſuchet werden. Denn wenn man eine Sache nur einmal ſiehet, ſo machet die Verwunderung, daß ſie uns ganz anders erſcheinet. Ich habe dieſes an mir ſelber ſehr oft bemerket. Als ich den Rhein das erſtemal ſahe, kam er mir viel gröſſer vor, als da ich ihn mehr geſehen und befahren. Ferner müſte dasjenige, was die Sinnen ſehen, allezeit von demjenigen genau unterſchieden werden, was man daraus ſchlieſſet. Zum Exempel, jener kommt bei einer Oefnung eines Felſen. Er wirft einen Stein hinein, und höret, daß er nach einigen Minuten (vielleicht aber ſind es Secunden geweſen) noch einen Schall von ſich giebet, und er ſchlieſſet daraus, es müſſe darunter eine Höle ſeyn, die einige Teutſche Meilen tief ſey, ſo muß er nicht gleich ſezen: dort iſt eine Höle, die einige Teutſche Meilen tief iſt, ſondern er muß nur erzählen, er habe in jene Höle einen Stein geworffen, und nach einer accuraten Uhr einige Minuten gezählet, ehe er den lezten Schall von dem Steine gehöret. Denn dieſer Schall

kan

---

o) Hiſtoire Naturelle Tom. I. p. 541.

kan vielleicht erſt durch viele hin und her prallende Echo zu ſeinem Ohre gekommen ſeyn, und die Höle eine ſo gar groſſe Tieffe nicht haben p). Mir kommt zwar dieſe Geſchichte überhaupt ein wenig zweifelhaft vor. Wenigſtens auf dem Harze höret man oben das Arbeiten der Bergleute und das Geräuſch der Waſſerkünſte in einer Grube nicht, wenn der Schacht nur zwey bis dreyhundert Klafter tief iſt. Ich habe es nicht einmal oben bey dem Schachte gehöret, wenn man in der Tieffe der Grube die Felſen mit Pulver losgeſchoſſen. Doch kan es ſeyn, daß man es höret, wenn bey Nachtzeit alles ſtille iſt. Solche Schlüſſe, als ich jezo angeführet, verderben die Geſchichte der Natur gar zu ſehr, und ich bedaure, daß groſſe Männer dergleichen Dinge ausbreiten, und mit dem Schmuk der Beredſamkeit zieren können. Es iſt aber gar zu leicht, daß man einen Schluß für eine Erfahrung ausgiebet, wie das Exempel von der flammenden Blume in der Tennſtädter Quelle beweiſet.

§. 24.

Ich erwäge hierbey mit einer wahren Betrübnis, wie es mit unſerm Wiſſen ſtehet, und wie ſchlecht es um die groſſen Lehrgebäude der Gelehrten ausſehe, und wie wir Menſchen uns überhaupt (ich nehme mich ſelber gar nicht aus) von Meynungen, die wir einmal liebgewonnen, auf Schlüſſe leiten laſſen, die ein nachdenkendes Gemüth an den Einſichten des menſchlichen Verſtandes recht irre und zweifelhaft machen können, worauf doch der Menſch, und beſonders der Gelehrte, ſo ſtolz iſt. Ich will davon das Exempel eines Mannes anführen, der dieſen Aufſaz nicht leſen, und den ich daher durch ſelbigen in keine widrige Bewegung ſezen kan.

Der berühmte Italiäner Anton Lazzaro Moro hat eine neue Unterſuchung der Veränderungen des Erdbodens geſchrieben, ſo man auch in einer deutſchen Ueberſezung hat. In derſelben tadelt er ſehr die Gelehrten, welche nur in ihrer Studierſtube ſäſſen, und darinne Lehrgebäude über die Natur machten. Er iſt ſehr vergnügt, daß ihn ſein Land von Begebenheiten unterrichtet, worauf er ein weit ſicherer Lehrgebäude von der jezigen Geſtalt des Erdbodens aufrichten kan. Er findet nebſt andern Naturkundigen über dem ganzen Erdboden hier und da unter der oberſten Rinde der Erde allerhand Ueberbleibſel von Seethieren und Seegewächſen, die theils verſteinert, theils ohne dieſe Veränderung da liegen. Viele Gelehrte ſagen, dieſes ſeyn Spuren der ehmaligen groſſen Sündfluth. Kindergeſchwäz! Wer den neuen Berg bey Puzzuoli geſehen, wer die Nachricht von der neuen Inſel bey Santerini geleſen, weiß die Sache beſſer. Das jezige bewohnte Land mit ſeinen hohen Bergen iſt aus dem Meer hervor geſtiegen. Der Berg bey Puzzuoli iſt durch ein unterirdiſch Feuer aus der Erde heraus geworffen, folglich auch die Alpen, die Pyrenäiſchen Berge, und die Cordilliaren, nebſt allen übrigen Gebürgen, die ihre eisgrauen und ehrwürdigen Häupter über die Wolken erheben. Die neue Inſel bei Santerini iſt ein Werk des unterirdiſchen Feuers, folglich auch Europa, Aſia, Africa und America. Er tadelt die Gelehrten, welche die Natur beſchreiben, ohne ſie geſehen zu haben: allein, hat er ſeine neuen Berge und Inſeln wohl recht angeſehen? Indeſſen wird die Meinung, daß groſſe Länder und Gebürge aus dem Meere empor ſteigen, von verſchiedenen gebilliget und ausgeſchmüket. Ehe mir der Zweifel einfiel, wo die fruchtbare Erde hergekommen, wenn die Berge ſich aus dem Meere erhoben hätten, nahm mich dieſe Muthmaſſung ſehr ein. Ich will es aber frei bekennen, es neigete mich ein heimliches Intereſſe dazu, ihr Beifall zu geben. Ich wolte gerne jene

groſſe

---

p) So tieffe Klüfte ſollen in der Adelsberger Höle im Herzogthum Crain ſeyn.

groſſe Sündfluth erklären, und ſolches war, meinem erſten Bedünken nach, bei dieſer Meinung ſehr leichte. Herr Moro hatte mir die Erde und ihren innern Bau auf das deutlichſte beſchrieben. Er hatte mir ſogar das innere der Erde in einigen Kupfern gezeiget. Da waren gewaltige Hölen und Feuer die Menge. Was war hier leichter, als einen völligen Umſturz des Erdbodens zu verurſachen, und die alte Welt unter Waſſer zu ſezzen, und eine neue hervortreten zu laſſen. Durch ein Erdbeben ſtürzte ich die ehmaligen Länder in jene gemahlten Hölen, und mit eben dem Feuer, ſo jene Erdbeben verurſachte, rükte ich in meinen Gedanken die neuen Länder aus dem Abgrunde hervor. Ich machte meine Sache noch beſſer, als Herr Moro. Dieſer läſſet ſeine Berge entſtehen, wie den Berg bei Puzzuoli, durch einen innern Auswurf der Erde. Ich aber fand die Berge der Erde gar zu ordentlich. Ich ſahe die allermehreſten Thäler offen mit einem mehrentheils allgemähligen Abhange. In ſelbigem floſſen die Bäche aus ſchönen Quellen, und machten nach und nach Ströme. Dieſe hatten auf viele hundert Meilen ihren gemächlichen Abflus, und wurden durch keine Berge, welche groſſe Ebenen zugeſchloſſen hatten, verſperret. Sie fanden ihren Abhang bis ins Meer. Ich nahm alſo in meinen Gedanken eine ſchaffende und weiſe Allmacht zu Hülfe, welche die Berge, Thäler und Ebenen ſchon ehmals im Meere geordnet, und ſie wurden nur in dieſer Ordnung empor gehoben. Die neue Welt erſchien: aber ſiehe, das Meer hatte die Erde abgeſpühlet, und die Berge waren entblöſſete Felſen. Könte mir doch jemand ein Mittel ſagen, ſie mit fruchtbaren Erde zu überziehen; ich fienge meinen Bau noch einmal an, und künſtelte an demſelben ſo lange, bis er alle Eigenſchaften hätte, die ihm nöthig wären. Was iſt doch unſer mehreſtes Wiſſen, ſo über die Erfahrung in die Höhe ſteiget? Was iſt ein groſſer Theil der Einſichten der erhabenen Weiſen? Höchſt und hoch und grundgelehrte Träume.

§. 25.

Das allererhabenſte, beſte und angenehmſte, ſo wir wiſſen, iſt unſtreitig dieſes: daß ein unendlicher GOtt ſey, der dieſe Welt erſchaffen und regiere, und uns gnädig ſey, und uns zu einer andern und beſſern Welt beſtimmet habe. Ich finde ein groſſes Vergnügen darinn, dieſe Erkäntnis bei aller Gelegenheit in meiner Seele zu erweitern, und mein Gemüth dadurch in heilige Bewegungen zu ſezzen. Ich bediene mich hierzu ſowohl des göttlichen Wortes, als auch der Natur, in deren Gröſſe und Pracht ich die Hoheit des Schöpfers fühlen kan. Ich habe daher auch bei der bisherigen Betrachtung jener feuerſpeienden Berge und der fürchterlich prächtigen Erſchütterungen der Erde meine Gedanken zu dem Allmächtigen in die Höhe geſchwungen, und ſeine Weisheit und Macht und Liebe und Ernſt darin erblikket und bewundert. Vielleicht iſt es einigen Leſern nicht zuwider, wenn ich ihnen diejenigen Gedanken vorlege, ſo mir dabei eingefallen und meine Seele beſchäftiget, gerühret und vergnüget haben.

Ich betrachte zuerſt jene rauchenden und feurigen Berge. Schrift und Vernunft überführen mich, ja ſie thun meinem Verſtande eine überzeugende Gewalt an, daß ein weiſer Schöpfer der Welt ſey, und daß er nichts ohne die wichtigſten Urſachen ordne. Ich glaube daher auch, daß jene fürchterlichen Feuerſchlünde dieſer Erde nöthig und nüzlich ſind, ob ich gleich ihren Nuzen mit keiner zuverläſſigen Gewisheit beſtimmen kan. Sie gehören aber auch zu den Dingen der Natur, die bei ihrem Nuzzen zugleich ſchaden können. Wind, Waſſer, Feuer, Regen, Donner und mehr dergleichen Dinge ſind ſehr nüzlich, ſie können aber auch ſchädlich werden. Die Feuerſchlünde der Erde aber würden faſt auf beſtändig ſchädlich ſeyn, wenn ſie in niedrigen Ebenen und Thälern wären. Sie dampfen die mehreſte Zeit einen dikken und ſtinkenden Rauch aus. Wie beſchwerlich würde derſelbe ſeyn, wenn er nicht ſo hohe Rauchfänge hätte, die ihn in die obere kältere Luft leiteten, wo er ſich leichter vertheilet, und vom Winde auseinander getrieben wird. Jene brennenden Gänge und Hölen müſſen zu Zeitē ihre Aſche wegſchaffen. Es iſt derſelben eine erſtaunende Menge. Sie kan Länder von vielen Meilen überziehen. Der Veſuv hat zu Zeiten Aſche ausgeworfen, welche einen groſſen Theil des mittelländiſchen Meeres und die darauf gehende Schiffe einige Zoll hoch bedekket. Im Jahre 472. iſt ſie von dem Winde bis nach Conſtantinopel getrieben worden, und hat auf allen Dächern 3. Zoll hoch gelegen, und man hat einen jährlichen öffentlichen Bettag dieſerwegen daſelbſt angeordnet, ſo man den 6 Nov. gefeiret hat. a) Nun ſezze man, ein ſolcher Feuerſchlund läge in einem groſſen Thale oder in einer Ebene. Wer würde dieſe Aſche ausſtehen können? Alle Wieſen und Felder würden dadurch auf eine Zeitlang verdorben und unfruchtbar werden, wie ſolches die Inſel Santerini erfahren, als die oben beſchriebene neue Inſel entſtanden. Der neue Berg bei Puzzuoli und die oben gemeldeten neuen Inſeln beweiſen indeſſen, wie es gar wohl möglich, daß dergleichen Feuerminen auch durch niedrigere Gegenden durchbrechen können. Wenn aber dergleichen bisher geſchehen, ſo ſind dieſe Minen gleich wieder verſchüttet worden, und es ſind keine Feuerſchlünde daraus geworden. Diejenigen Feuerſchlünde, ſo mir bekannt geworden, ſind insgeſamt auf Bergen, und zwar auf hohen und zum Theil auf den höchſten Bergen der Erde. Solte dieſes wol von ohngefehr alſo ſeyn? Ich kenne kein Ohngefehr, das Dinge beſtändig nach einer Regel, und allezeit ſo ordnete, daß das beſte Ziel auf die bequemſte Art erhalten würde. Ich erkenne alſo in den feuerſpeienden Bergen einen weiſen GOtt und eine gnädige Vorſehung.

§. 26.

Die Erdbeben geben meinem Gemüthe den lebhafteſten Eindruk von der Macht und Vorſehung des groſſen Schöpfers, und von meiner Niedrigkeit und Ohnmacht. Wie majeſtätiſch erſcheinet mir der HErr der Natur in einem Erdbeben? Wie gros iſt die Kraft, welche viele tauſend Geviertmeilen hebt und erſchüttert, und Berge und Felſen bebend macht? Wie mächtig mus der alſo ſeyn, welcher ſolche Kräfte gezeuget? Wie weiſe und mächtig mus derjenige ſeyn, der ihnen die Grenzen geſezet, darüber ſie nicht kommen dürfen? Was iſt der ſtolze Menſch gegen eine ſolche Macht? Was ſind die, welche man Grosmächtige nennet, wenn der HErr ihre Palläſte erſchüttert! Sie und der Niedrigſte ſind gleich. Sie fliehen und wiſſen nicht wohin. Erde und Menſchen beben und zittern, und ſind von aller ihrer Macht verlaſſen, und erwarten das Schikſal, ſo ihnen der Allmächtige beſtimmet. Kom̄ ohnmächtiger Sterblicher, kom̄ Bürger einer Erde, die dir den Untergang drohet, verehre die Macht, die Himmel und Erde träget. Bete den an, der dein Verhängnis in Händen hat, und in welchem du lebeſt, webeſt und biſt.

Derjenigen Stellen, welche gebauet ſind, daß die Städte, welche darauf ruhen, durch Erdbeben können umgeworfen, oder gar in die Tiefe verſenket werden, ſind wenige. Es ſind ihrer wenige gegen diejenigen, welche für einer ſolchen Erſchütterung von dem Schöpfer geſichert ſind. Ich verehre hierinne eine Weisheit und Liebe des Vaters der lebendigen Geſchöpfe. Allein, ich erblike hier auch eine Einrichtung, welche mich zur ehrerbietigſten Furcht erwekket, und ich halte es für vernünftig, daß ich eine Macht fürchte, die mich in einem Augenblik durch das Dach, darunter ich wohne, als einen Wurm zerquetſchen kan. Ich achte hierbei auf folgende weiſe Einrichtung. Es könten die wenigen gefährlichen Stellen der Erden unter einem See liegen, oder ſie könten mit einem unfrucht-

baren

---

a) Allgem. Welthiſt. XIII. Th. §. 631. S. 588. Keislers Reiſebeſchr. II. Th. S. 227.

baren felſigten Grunde, oder mit einem öden Sandmeere bedekt ſeyn, damit niemand darauf bauete. So aber ſind dieſe gefährlichen Stellen insgemein in den ſchönſten, fruchtbareſten und zur Handlung gelegenen Gegenden. Die Menſchen laſſen ſich dadurch reizen, dahin zu bauen, und alſo geſchichets, daß ganze Städte umgeſtürzet, und viele Einwohner unter dem Schutt ihrer Wohnungen das Leben auf eine jämmerliche Art laſſen. Da nun die Natur durchgehends beweiſet, daß ſie nach der gröſten Weisheit gebauet ſey, ſo kan ich auch unmöglich glauben, daß hier ein blindes Ohngefehr Statt gefunden. Ich erkläre dieſes vielmehr aus der Beſchaffenheit der Menſchen. Dieſes vernünftige Geſchöpf ſoll ſeinen Schöpfer erkennen, und die Furcht und Liebe GOttes ſoll ſelbiges zur Tugend reizen. Dieſes Geſchlecht aber vergiſſet ſeines GOttes und ſeiner Abhängigkeit gar leicht. Die Liebe zu den Laſtern machet es geneigt, ſich den Höchſten als einen ſolchen vorzuſtellen, der nicht ſtraffen, und einer widerſpenſtigen Art mit harten Schikſalen begegnen könne. Ich finde, daß die Erdbeben und die Verbergung ihrer gefährlichen Mittelpuncte ein ſehr geſchiktes und weiſes Mittel wider dieſe Art zu denken, und wider diejenige Unart ſey, worin man ſich durch ſelbige zu ſtärken ſucht. GOtt bauet eine Erde, die groſſe Erdbeben zeuget. Groſſe Städte werden dadurch verheeret, und einige tauſend Menſchen in einer einzigen Minute getödtet. Niemand weis, ob ſein Wohnhaus auf einer ſichern Stelle ſtehet. Ganze Länder kommen daher in Furcht, und mancher läſſet ſich dadurch noch bewegen, den Beherrſcher der Natur zu erkennen, und ihn als denjenigen zu verehren, in deſſen Händen ſeine ganze Glükſeligkeit ſtehet. Ich halte dieſes für die weiſe Abſicht der angezeigten Einrichtung, und für meine Pflicht, mir dabei einen neuen Eindruk von der Hoheit GOttes, und meiner Niedrigkeit und Ohnmacht und von der tiefen Ehrerbietung. ſo ein niedriges Geſchöpf dem Allmächtigen ſchuldig iſt, zu geben; und ſolte dieſes wohl unvernünftig ſeyn?

Ich höre mir lachend entgegen rufen: Schwachheit! wer wolte alſo denken? Die Erdbeben ſind natürlich. Wer weis, was für eine Urſache ſie nothwendig machet?

Ich gebe noch mehr zu. Ich muthmaſſe, daß die feuerſpeienden Berge und die Erdbeben ihren groſſen Nuzen haben, und ich vermuthe, daß ſie vielleicht zu den Waſſerquellen nothwendig ſind, und daß beſonders die Erdbeben die verſchlammeten Waſſeradern erſchüttern, zuſammen preſſen und wieder auseinander dehnen, und auf ſolche Art reinigen und von neuem öfnen. Allein, warum ſind diejenigen Oerter, die ein Erdbeben in Gefahr ſezet, nicht ſo angeleget, daß Niemand dahin bauen kan? Man ſiehet ja, daß der weiſeſte Schöpfer für die Thiere geſorget, und ſie durch einen ſehr feinen Geruch für mancher Gefahr warnet, ſo ihnen bevorſtehet; ſolte er nicht auch auf die Menſchen achten? Da er ihnen aber hier eine groſſe und fürchterliche Gefahr verbirget, und ſie hier und da bei tauſenden auf einmal in den Staub leget; ſolte er dabei keine weiſe Abſicht haben? Solte er das Gute nicht wollen, ſo hieraus bei einem vernünftigen und nachdenkenden Gemüthe folget, nemlich die Erkänntnis unſerer Abhängigkeit von ihm und die ehrerbietigſte Demuth und Unterwerfung? Kan man eine nüzliche Sache nicht auch zur Strafe machen? Wie nüzlich iſt die Arbeit? Und ſie kan auch in eine Strafe verwandelt werden.

Da ich ein Chriſt bin, führen die feuerſpeienden Berge und die Erdbeben meine Gedanken auf noch einen andern Gegenſtand, den mir die Offenbarung in der Ferne zeiget. Selbige verkündiget mir einen Tag, da die jezige Erde das Ziel ihrer Beſtimmung erreichet, ihre Grundfeſten ſich bewegen und einfallen, ein allgemeines Feuer aller Orten ausbricht und dieſes Wohnhaus, nachdem alle Einwohner, ſo jemals darauf gelebet, theils wieder hergeſtellet, theils verändert und von demſelben hinweggerüket worden, in Graus und Aſche verwandelt, und die Allmacht alles zu einer neuen Schöpfung bereitet, die weit herrlicher iſt, und wo der Weiſe und Heilige nicht mehr unter den Thoren und Sclaven der Laſter mehr wohnen darf, ſondern jene groſſe Scheidung durch den vorgenommen wird, dem übergeben iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Jch erblikke dieſen Tag im Geiſte, und wünſche ihn, dereinſten mit vollen Freuden und in der Herrlichkeit der Auserwählten GOttes zu ſehen, und ſuche daher die Gnade, ſo mir die groſſe Verſöhnung anbietet. Was iſt vernünftig, was iſt billig? Ernſthaft über ſolche groſſe Begebenheiten nachzudenken, oder leichtſinnig darüber zu lachen und zu ſcherzen?

Vom Unglük.

Das war vom Seneca recht im hohen Tone nach der Stoiker Weiſe geſprochen: " Die Vortheile des Glükes ſind unſere Wünſche, die des Unglüks unſerer Bewunderung werth." Jn der That, wenn das ein Wunderwerk heiſſen kan, wenn man ſich über die Natur hinaus ſezt und ſie bemeiſtert, ſo ereignen ſich in den Unglüksfällen die meiſten Wunderwerke. Er hat einen andern Spruch, der noch was gröſſers als der obige ſagt, und würklich für einen Heiden zu erhaben iſt: " Das iſt wahrhaftig groß, ſo zerbrüchlich als ein Menſch, und doch ſo ſicher und muthig als ein Gott zu ſeyn." Jn der That, das hätte beſſer in einem Gedichte geſtanden, wo man das Uebertriebene eher erlaubt. Und würklich haben die Poeten dieſe Sache nicht unberührt gelaſſen, denn es iſt ungefehr eben dieſes, was die alten Poeten in dem abentheurlichen Mährgen, vom Hercules geſchildert haben, welches nicht ohne geheime Bedeutung zu ſeyn, ja den Zuſtand des Chriſten ziemlicher Maſſen auszudrüken ſcheint. Als Hercules auszog, den Prometheus ſeiner Feſſel zu entledigen, (welcher ein Bild der menſchlichen Natur iſt) durchſegelte er den ganzen Ocean in einem erdenen Geſchirr. Die chriſtliche Standhaftigkeit wird hierinn lebhaft abgemahlet, welche in dem zerbrüchlichen Kahn des Fleiſches das ſtürmiſche Meer der Welt durchſchiffet. Allein wir wollen uns von der hohen Sprache zu der allgemeinen herab laſſen. Die vornehmſte Tugend im Glüke iſt die Mäſſigkeit, im Unglük die Tapferkeit, welche in der Moral für die heldenmäſſigſte Tugend angeprieſen wird. Wie denn auch das Wohlergehen zu dem Seegen des alten Bundes, die Trübſalen zu den Seligkeiten des neuen Bundes gehören, welche in der That die gröſſern ſind, und eine klärere Offenbahrung der göttlichen Gnade enthalten. Jedennoch finden ſich auch im alten Teſtament, wenn wir

Da=

Davids Saiten hören wollen, mehr Klag- als Jubellieder, und die Feder des heiligen Geiſtes hat die Widerwärtigkeiten Hiobs ausführlicher behandelt, als das Glük Salomons. Das Glük iſt allezeit mit vieler Sorge u. Beſchwerde begleitet: Das Unglük iſt nie von Troſt und Hofnung verlaſſen. Es iſt bekant, daß ein Stikwerk, wo Bilder von einer lebhaften Farbe auf einen dunkeln Grund genähet ſind, beſſer gefällt, als wenn der Grund helle, und die Bilder dunkel ſind. Man urtheile aus dem, was das Aug mehr ergözt, was das ſeyn müſſe, das dem Herzen gröſſeres Vergnügen ſchaffen kan. Die Tugend hat mit einigen köſtlichen Salben eine Aehnlichkeit, die gerieben oder angezündet den ſtärkſten Geruch geben. Deñ das Glük entdekt mehrentheils die Laſter des Menſchen, das Unglük aber ſeine Tugenden.

Die Berathſchlagung der Pferde.

(Eine Erzehlung aus dem Engliſchen.)

Ein junges Füllen weidete einmal neben einer groſſen Menge anderer Pferde: Es erhizte ſie durch ſein aufrühriſches Wiehern ins Feuer der Aufruhr. Es blies Zank und Uneinigkeit in die ganze Ebene aus. Nachdem der hohe Rath verſamlet war, gab es über ihre Staatshändel viel Gezänk. Das Füllen, ſtolz auf ſeine Stärke und Jugend, mit Zorn in den Augen, kömmt im Galop daher, ſtellt ſich zuvorderſt an die Seſſion der Pferde, und hält folgende Rede:

" Himmel, wie verachtet iſt unſere Nation! Zur Schande, zur Sclaverei verurtheilt! Iſts recht, daß wir ſtets an Eiſen geſchloſſen ſind, darum, weil es unſere Väter vor uns waren? Freunde, überlegt doch eure Macht und Stärke: Euer Sieg wird euch euer Recht gewähren; der menſchliche Stolz macht eure Schande. Wie ſchwer iſts, eine vergoldte Kutſche zu ziehen! Waren wir wohl zu dieſen täglichen, mühſeligen, und verachtlichen Geſchäften beſtimmet? Beſtimmt, mit dem ſchweren Pflug die Erde zu bearbeiten; unter dem drükenden Pferdgerüſt in den breiten Wägen ſchmachtend zu ſchwizen, und unter dieſer Laſt faſt zu erliegen? Da doch die zweieinigte Creatur gegen uns ſo ſchwächlich iſt! Wie? ſoll der Menſch immer fortfahren, einen ſo ſchönen Mund zum Schäumen zu nöthigen, und auf den Zügel zu beiſſen, der ſolchen verlezt? Soll er dörfen meinen Rüken beſteigen, und mich auf beiden Seiten mit dem Sporn durchſtechen? Davor behüte mich künftig der Himmel! Laſt uns dieſe Bande, dieſe Zäume weit hinter uns wegwerfen! Williget doch nicht in eure Schmache! War er jemal im Stande, den wütenden Löwen zu bändigen, und den ausgehungerten Tiger zu beſiegen? Nun dañ; laſt uns, wie ſie, unſere Freiheit zurük fordern! Er ſoll bei unſerm Namen zittern! "

Ein allgemeines Lob ſprach zu dieſer Rede Ja, und ein jedes Mitglied von der Geſellſchaft bezeugte ſeinen Beifall durch ein Kopfneigen und frohes Wiehern. Blos ein Jagd- und Kriegspferd, klug von Alter und Erfahrung, trat hervor; es näherte ſich gegen die Verſamlung mit gemachen und majeſtätiſchen Schritten; es ſtand ſtille, und als es die ganze Geſellſchaft mit tiefſinnigen Bliken anſah, erhebte dieſer Neſtor auf den Riedern, ſeine Stimme über das Gemürmel des Volks.

"Als ich noch, (fieng er an) ſo geſund, und ſtark war, wie ihr, empfand ich auch wie ihr die Beſchwerlichkeit der Knechtſchaft; allein die Dankbarkeit des Menſchen vergalt mir meine Mühe reichlich; er ſchenkte mir ja den Genus von ſeinen weitläuftigen Gütern; ich nähre mich, wie mirs gefällt, von ſeinen jährlichen Einkünften, und nun bringe ich meine alten Tage in Ruhe und Frieden zu. Es iſt wahr, wir opfern ihm unſere Kräfte, wir helfen ihm ſeine Felder bauen; aber tragt er nicht ſo gut als wir die Laſt der Sorgen fürs ganze Jahr? Welche Gebäude führt er nicht auf, um uns vor Wind und Wetter ſicher zu ſtellen? Erträgt er nicht die gröſte Hize des Sommers, um uns den Winter durch zu ernähren? Er ſaet, er erndtet; und wann wir mit ihm die Arbeit des Feldbaus theilen, ſo theilen wir auch mit ihm die Früchte des Feldes. Und da es die Ordnung des Himmels iſt, daß alle Creaturen einander gemeinſchaftliche Hülfe leiſten, ſo laſt uns dieſer weiſen Ordnung uns unterwerfen; ſo ſeyd dann ruhig, ihr Freunde, und führet euch pflichtmäſſig auf, in dem Stande, worein ihr nun geſezt ſeyd.

Der Tumult hörte auf dieſe Rede auf; das Füllen unterwarf ſich; und man legte ihm, wie ſeinen Voreltern, Zaum und Zügel an.

Sendſchreiben von der Arzneiwiſſenſchaft der Malabaren.

Terent.

Melius, pejus, proſit, obſit, nil vident niſi quod lubent.

Mein Herr!

Warum vergleichen Sie doch nur die Weltweisheit unwiſſender Völker mit der unſerigen? Solten Sie nicht auch Stof genug finden, woraus ſich eine Aehnlichkeit ihrer übrigen Lehrſäzze mit den unſerigen herleiten lieſſe? Wofern Sie alſo nicht eine beſondere Partheilichkeit wider die Weltweisheit verrathen wollen; ſo werden Sie dieſes Sendſchreiben einrücken, worinn ich ganz unwiderſprechlich darzuthun gedenke, daß die Malabaren, welche Sie doch für ſo gute Weltweiſen halten, eben ſo gute Arzneiverſtändige, ja, ich wolte faſt ſagen, eben ſo gute Arzneiverſtändige ſind, als unſere Europäiſchen Aerzte.

Die Malabaren laſſen ſichs eben ſo wenig nachſagen, als wir, daß ſie ſich bei theoretiſchen Kleinigkeiten aufhalten ſolten. Sie verabſcheuen vielmehr die Zergliederungskunſt, und niemand bekümert ſich im geringſten um die Urſachen der Krankheiten. Hingegen legen ſie ſich auf die weſentlichern Theile der Arzneikunſt mit deſto gröſſerm Fleiſſe. Sie wiſſen die Namen von allen Krankheiten; und ihre Sprache iſt kauderwelſch genug, fürchterliche Wörter hervorzubringen, ſo daß ſie hierinn nicht nöthig gefunden haben, mit uns die Griechiſche Sprache zu Hülfe zu nehmen. Wie prächtig klinget es nicht, wenn ſie den menſchliſchen Körper Udelcuru nennen? Die Arzneiwiſſenſchaft heiſt bei ihnen Waiddia Saſtiram; und obgleich in unſerer Sprache das Wort Epilepſia viel ſchöner klingt, als das Wort Sani: ſo iſt doch wiederum Febris Acuta nur Kinderſpiel gegen das majeſtätiſche Wort Nawotti-catſchel, womit ſie ihre hizigen Fieber bezeichnen. Wenn ich dieſe Sache, als ein Patriot überlege; ſo hätte ich zuweilen wol Luſt, den Vorſchlag zu thun, daß das Publicum die allzuleichten mediciniſchen Wörter abſchaffen, und dagegen Malabariſche einführen möchte. Der Kinderhuſten würde ſonder Zweifel der Kunſt mehr Ehre bringen, wenn er Cacuwan, und die Blattern, wenn ſie Ammei-wattudu genennet würden. Doch hievon läſt ſich vielleicht ein andermal ausführlicher handeln.

Die Theorie von den Krankheiten der Malabaren beſteht in einer Art von Algebra, welche anjezo auch in unſern theoretiſchen Lehrbüchern Siz und Stimme bekommen

kommen hat: denn ſie berechnen darinn, wie viel ein Menſch in ſeinem Leibe und Rükgrade Winde enthalte, und wie vielmal er des Tages Athem hole. Auf dieſer einzigen Sache beruhen die 4448. Arten von Krankheiten, denen ein Menſch unterworfen iſt, ingleichen alle die Urſachen, warum ihr Leben verkürzt wird.

Damit man ſich aber nicht einbilde, als ob die Malabaren in der Lehr vom geſunden Zuſtande des Menſchen ganz unwiſſend wären; ſo will ich einige ihrer vornehmſten Lehrſäzze hieranführen. Sie behaupten demnach, daß es am menſchlichen Leibe 96. Tattuwangöl gebe. Es thut mir leid, daß ich dieſes Wort deutſch gebē mus, weil ich dadurch ein Geheimnus entdekke, welches Doläus mit der gröſten Geſchiklichkeit in dem Nebel der Griechiſchen Sprache verſtekt hat. Es iſt das Geheimnus, mit entſezlichen Wörtern Geiſter zu citiren, oder mit einer groſſen Gelehrſamkeit ein Unding zur Wirklichkeit zu bringen. Die Tattuwangöl ſind demnach nichts anders, als 96. philoſophiſche Weſen, und dieſe philoſophiſche Weſen ſind, wie ich vermuthe, ungefähr ſolche Creaturen, als des Doläus ſeine kleinen Geiſter waren, womit er alle Glieder des Leibes anfüllete. Microcosmetor war der oberſte Befehlshaber unter ihnen, und hatte den Oberaufſeher des Herzens, Cardimelech, den Cosmetorges, den Gaſteranax und Bithnimalca, die in dem Magen die Aufſicht hatten, den Nachamalca, der die Erzeugung der Menſchen beſorgte, und eine ganze Menge anderer Geiſter, unter ſeiner Bothmäſſigkeit, welche insgeſamt zu weiter nichts dienten, als dem Doläus aus der Verlegenheit zu helfen, ſo oft er ſagen ſollte: das weis ich nicht.

Ein anderer Lehrſaz der Malabaren beſteht darinn, daß ſie den Menſchen fünf verſchiedene Arten von Leben zuſchreiben. Ich kan jezo nicht nachſchlagen, worinn dieſe fünf Leben eigentlich beſtehen ſollen: allein ich kan mirs leicht einbilden, was ein Europäiſcher Arzneiverſtändiger dabei denken würde. Im Jahr 1640. lies Wilhelm Granger, ein geſchikter Arzt zu Paris, eine Schrift druken, auf deren Titel er ſezte: Paradoxum, daß die Metalle ein Leben beſizen. Heut zu Tage iſt dieſer Saz nicht allein kein Paradoxum mehr, ſondern nachdem man gefunden, daß das Leben blos in der Fortdauer der Natur beſtehe, und daß jedes Ding eine Natur habe; ſo hat man allen Dingen, allen Materien, Körpern, Maſchinen, Thieren und Menſchen ein Leben zugeſchrieben. Da nun der Menſch eine Materie, ein Körper, eine Maſchine, ein Thier und ein Menſch iſt; ſo iſt offenbar, daß er, die Seele ungerechnet, fünferlei Leben beſizen müſſe. Ich will hiermit dieſen Saz nicht lächerlich machen: denn ich weis wohl, daß er eine ſehr vernünftige Erklärung leidet.

Es iſt auch noch zum Ruhme der Malabaren zu erwähnen, daß es unter ihnen Oculiſten giebt: denn man ſieht wohl in Europa, wie wenig dazu gehöre, dieſes zu ſeyn; ſondern daß es die Malabariſchen Oculiſten in der Cur der Augenkrankheiten, welche in ihrem Lande ſehr gemein ſind, ungemein weit gebracht haben. Ich wolte daher wohl unmasgeblich rathen, daß unſere Augenärzte, welche mehr nach dem Ruhme, weit gereiſet zu ſeyn, als Blinde ſehend gemacht zu haben, zu ſtreben ſcheinen, dieſes ungefehr mit in die Zeitungen ſezen laſſen möchten, daß ſie erſt kürzlich aus Malabaren angekommen wären. Es liegt nichts daran, daß dieſes eine Unwahrheit ſeyn würde: denn es würde dem Publico ſehr unangenehm ſeyn, ſich von den meiſten dieſer Leute die Wahrheit ſagen zu laſſen, daß ſie gekommen wären, um von der allgemeinen Begierde, betrogen zu werden, einen unverantwortlichen Gewinnſt zu ziehen.

Ich hätte Stoff genug, dieſe Materie noch weiter fortzuſezen: allein ich habe, meines Erachtens, ſchon ſo viel geſagt, als hinreichend iſt, um zu beweiſen, daß die Malabaren in der Arzneiwiſſenſchaft ſehr weit gekommen ſind, und es in dieſem Stüke uns ziemlich gleich thun.

Ich verharre mit vieler Hochachtung ꝛc.

Von der Brunnenkreſſe.

Der jüngere Herr Lemmery hat unter andern Pflanzen, die wider den Scharbok dienen, auch die Brunnenkreſſe unterſucht. Er nahm 3. Pfund zarte, friſch geſammlete, und ſtark ausgedrükte und zerriebene Bornkreſſe, unter 2. Pfund friſchen Kreſſenſaft, die er unter 2. Pfund Aſche aus Auvergne, und ein halb Pfund gepulverten Salmiac miſchete. Hierauf bedekte er den Kolben mit ſeinem Kopfe, verlemte alles wohl, und deſtillirte, nach 2tägigem Digeriren, die Materie im Marienbade. Er hat 44. Unzen geiſtiger, ſalziger, flüſſiger, durchdringender Materie heraus bekommen, die nach den meiſten chemiſchen Anzeigen, alkaliſch iſt. Sie iſt gut für den Scharbok, nicht nur wegen der flüchtigſten Subſtanz der Kreſſe, die ſie in ſich hält, ſondern auch wegen des darunter gemiſchten Salmiac. Die Aſche aus Auvergne, die aus vielen in den Gebürgen gewachſenen, und der Sonne ſehr ausgeſezten Pflanzen gemacht wird, iſt mit alkaliſchen Salzen ganz angefüllet, und zu dieſer Operation gebraucht worden, um das flüchtige Saure im Salmiac von ſeinem feſtē Theil abzuſondern.

Sie beſizt unter allen übrigen Arten der Kreſſe die flüchtigſten und ſchärfſten Theile, ja ſie wird ſo gar, wegen ihrer Tugend wider den Scharbok, dem Löffelkraute an die Seite geſezt, nur daß ſie von etwas gelinderer Würkung iſt, als dieſes. Sie beſizt auſſer dem die Eigenſchaft den Urin zu treiben, und die Würmer zu töden: daher ſie Kindern, die Würmer haben, gar wohl zu geſtatten iſt.

Wegen ihrer Urin treibenden Kraft läſt es ſich gar wohl begreiffen, wie ſie Leuten, die mit dem Nierenſteine behaftet ſind, wenn ſie dieſelbe zu häufig genieſſen, ein Nierenweh verurſachen können. Daher ſich ihrer dergleichen Perſonen behutſam und mäſig bedienen müſſen. Vielleicht rühret es auch vornemlich von dieſer Eigenſchaft her, daß ſie in Catarrhen und feuchtem Huſten ſehr gute Dienſte leiſtet. Die Bruſt hat einen ganz beſondern Zuſammenhang mit den Nieren. Alle practiſche Arzneigelehrte wiſſen, wie ſchöne Würkung die meiſten Bruſtarzeneien in Nierenweh und beim Nierenſteine verrichten. Warum ſolte man alſo dieſen Zuſammenhang nicht auch umkehren können! Ein Catarrh, ein Huſten, und überhaupt jede Bruſtbeſchwerung verändert den Urin dergeſtalt, daß er faſt untrügliche Kennzeichen bekommt, wodurch man dieſe Krankheiten in ihm wahrnehmen kan. Auch die Menge des Urins vermindert ſich in eben der Verhältnis, wie dergleichen Bruſtkrankheiten zunehmen. Kan man daher nicht mit völligem Rechte behaupten, daß ſolche Arzneien, welche die Abſonderung des Urins vermehren, der Gewalt der Catarrhen, des Huſtens, und dergleichen Bruſtkrankheiten Einhalt thun müſſen? Wenn aber dem alſo iſt; ſo wird auch die Brunnenkreſſe unter den Bruſtarzneien einen Plaz bekommen können.

Recept, die Geſundheit und Ehre der Schönen zu erhalten.

Von 15. bis zu 25. Jahren.

1.Quintlein wohl pulveriſirte Schamhaftigkeit.
3.Gran rectificirte Munterkeit.
2.Unzen ungezwungene Zartlichkeit.
1.Halbe Unze natürlichen Stolz.
1.Quintlein gute Meinung.
2.Gran kleine Affectirkörner.
4.Unzen reines Goldpulver.

Alles dieſes in einen Schoppen Schönheitswaſſer geſchüttet, worzu man noch ein Viertelpfund Matrimonium thun kan.

Von 20. bis zu 40. Jahren.

1.Quintlein geſchärften Geſchmak.
2.Unzen Klugheit.
4.Unzen Liebes-Sirup.
1.Scrupel Eiferſuchts-Sirup.
1.Halb Quintlein Heftigkeit.
2.Unzen Grosmuthsöl.

Alles dieſes in zwei Schoppen Beſcheidenheitsöl gethan.

Frau Erfahrung.

Medici-

Medicinische Gedanken über das, den Menſchen im geſunden Zuſtande betrachtet, nunmehro zur Mode gewordene Aderlaſſen, par Précaution genannt, in wie weit es ein Misbrauch geworden, und die Geſundheit dadurch Schaden leide.

Wenn ein Menſch alle natürliche Luſt, Speiſe und Trank vertragen, auch ohne einige Verhinderung vom Körper ruhig ſchlafen und wachen, ſich eben ſo leicht bewegen und ruhen kan; alle Abſonderungen in dem Körper aus dem Blute, und deren, die nöthig ſind, aus dem Körper gehörig geſchehen, auch überhaupt betrachtet, alle innere und äuſſere Sinne ihre gehörige Eigenſchaften haben, einen ſolchen wird und mus jedermann geſund nennen. Iſt alſo hieraus leicht der Begrif von Geſundheit zu folgern, ſo darinnen beſtehet: **daß dieſelbe ein natürlich Vermögen ſey, wodurch alle Verrichtungen des Körpers, ihren Eigenſchaften, Structur und Lage gemäs, gebührend und ungehindert geſchehen können.**

§.2. Das Gegentheil von einigē oder allen oben angeführten Eigenſchaften beſtimmt uns den Begrif von den Krankheiten, die, nachdem wenige oder viele Verrichtungen des Körpers leiden, oder nachdem diejenigen Theile deſſelben, die da leiden, abſolut zum Leben nöthig, nachdem legen ſich auch gewiſſe Grade, in Anſehung der Gefahr der Krankheiten, an den Tag, ſo die Erfahrung täglich beweiſet. Denn je edler derjenige Theil unſeres Körpers iſt, der da leidet, nachdem er viel oder wenig durch ſein Officium zum Leben beiträgt: ſo haben wir auch gefährliche oder nicht gefährliche, curable oder incurable Krankheiten. Iſt alſo die Krankheit ein natürlich Unvermögen, wodurch alle Verrichtungen des Körpers, ihren Eigenſchaften, Struktur und Lage gemäs, nicht gebührend geſchehen können.

§.3. Nun iſt unſer Körper, überhaupt und ins beſondere betrachtet, eine Maſchine aus allerhand Arten flüſſigen und feſten Theilen, nach den allweiſeſten Abſichten des Schöpfers, zuſammen geſezt, woven die feſten Theile, bis in das unendliche Kleine eines Körpers, Gefäſſe vorſtellen, darinn die flüſſigen Theile, von was Art ſolche auch ſeyn, ſo lange der Menſch lebt, von einem Orte an ſich weg, und wieder zurük dahin bewegen, ſo man nach dem gebräuchlichen Kunſtworte circuliren nennet.

§.4. Alle Arten der flüſſigen Theile, u. alle Arten der feſten Theile des Körpers, nach ihrer innern Compoſition, auch Qualität und Quantität, und deren Verhältnis gegen einander, durchzugehen, wäre eine Arbeit von gröſter Wichtig- ja Weitläuftigkeit, ſo einen von dem Vorſaz, in wie weit es dieſe Blätter erlauben, zu weit ableiten würde. Ich führe alſo überhaupt hier nur die flüſſigen und feſten Theile unſers Körpers, gegen einander betrachtet, an. Wie viel aber der flüſſigen Theile überhaubt bei einem geſunden erwachſenen Menſchen, in Anſehung des Gewichtes, ſich befinden, ſolches würde zur andern Zeit in dieſen nüzlichen Sammlungen anzuführen, dem geneigten Leſer vielleicht nicht unangenehm ſeyn. In Anſehung der flüſſigen Theile gegen die feſten zeiget uns nicht allein die tägliche Erfahrung; ja richtig gemachte Obſervationes bekräftigen ſolches, daß eine gewiſſe Verhältnis, in Anſehung der Menge der flüſſigen Theile gegen die Gröſſe des Diametri oder Durchſchnitts und der innern Kraft der Gefäſſe, als feſten Theilen bei einem geſunden Menſchen ſeyn müſſen. Desfalls unter beiden ein beſtändiges Æquilibrium, in Anſehung der Kräfte, erhalten werden mus, ſo lange man den Menſchen als geſund betrachtet. Dahero iſt das allerbeſte Zeichen eines vollkommen geſunden Menſchen, wenn dies Gleichgewicht oder Æquilibrium der Feuchtigkeiten, gegen den Durchſchnitt der

Geſäſſe und der innern Kraft derſelben, beſtändig einerlei bleibt, daß die Feuchtigkeiten des Körpers, in Anſehung der Verhältnis gegen die Gefäſſe, nicht mehr, noch weniger werden; welches uns Sanctorius in ſeiner Medicina ſtatica, (davon im Referendar. II. Th. p. 237. weitläuſig gehandelt werden,) und nach ihm die neuern Scribenten, Monſieur Dodart, Keil und de Gorter, am beſten bekräftigen. Denn durch Eſſen und Trinken mus, nach den richtigſt gemachten Obſervationibus, nicht mehr noch weniger, als das Zeichen eines vollkommen geſunden Menſchen, in 24. Stunden erſezet werden, als während dieſer Zeit durch die Wege der Abſonderungen aus dem Körper, wohin hauptſächlich die Tranſpiration, als die allerſtärkſte, auch die Abſonderung des Stuhlgangs und Urins, nebſt andern mehr, gehören, durch die Kraft der Gefäſſe fortgetrieben werden. So lange nun dies Gleichgewicht erhalten wird, ſo lange iſt ein ſolcher Menſch für einen der geſundeſten zu halten.

§. 5. Nachdem ich in dem vorhergehenden §pho die vollkommenſte Geſundheit in dem Æquilibrio der Feuchtigkeiten gegen den Durchſchnit und die innere Kraft der Geſäſſe ſeze; ſo werden viele begierig ſeyn, aus der dem Menſchen angebohrnen Eigenliebe gegen ſich ſelbſt, das geſchickteſte Mittel zu wiſſen, wodurch man ſolches erhalten könne. Geſund wollen wir gern alle ſeyn; aber die Art und Weiſe, wie man ſolche erhalten könne, dürfte mit der Sinnlichkeit und dem heutigen Geſchmak der Menſchen nicht überein kommen, ja den wenigſten nachzuleben gefällig ſeyn. Ich weis wohl, ich werde überall angenommene Gewohnheiten, wenn ich es auch noch ſo überzeugend vorſtellete, und mir Mühe gäbe, alles durch die deutlichſten überzeugenden Beweiſe, wenn ich ſolche auch nach den Regeln einer geſunden Vernunftlehre, aus dem Bau des Körpers, und auf die allerbeſte Art, wie man durch einen richtigen Gebrauch von Speiſe und Trank, auch anderer dahin zielender Mittel, ſein Leben zu verlängern vermögend wäre, philoſophiſch bewieſe, ich würde dadurch nichts über den Haufen werfen; die Sinnlichkeit würde allezeit doch das Vorrecht, und übel angenommene Gewohnheiten den Plaz behalten. Doch, was kan es ſchaden, ich will es anzuführen nicht verbergen, es kommt uns heut zu Tage zwar als ein Schrekbild fürchterlich vor. Der Ausſpruch iſt doch bibliſch und jedermann bekant: doch die wenigſten wollen mehr zu unſerer Zeit darnach leben, ob es ſchon eine Wahrheit iſt. Das Mittel heiſt: **Im Schweis deines Angeſichts ſolt du dein Brod eſſen.** Hierinnen iſt alles begriffen, und kan daraus gar leicht gefolgert werden: kein Schweis kan natürlicher Weiſe in dieſem Verſtande anders erreget werden, wie durch Arbeit. Doch mus auch hierinn eine vernünftige Moderation gebraucht werden. Die Arbeit mus nicht, um die Geſundheit und obiges Æquilibrium oder Gleichgewicht zu erhalten, in Anſehung der Nahrung, zu ſtark ſeyn. Hyppocrates giebt uns ſchon in ſeinem Buche, de victus ratione ſanorum Libro III. Cap. 3. die allerheilſamſte und beſte Regel, geſund zu ſeyn, zu beobachten, indem er ſagt: man müſſe dahin ſehen, ob man mehr Speiſe, alſo Nahrungsſäfte zu ſich nehme, deren Ueberflus doch nicht durch Arbeit wieder aus dem Körper geſchaffet worden; oder ob man mehr arbeite, als man nöthige Nahrung zu ſich nehme, wodurch der Körper auch würde geſchwächet werden; oder ob beides gegen einander verglichen, in gehöriger Maaſſe genommen werde. Von welchen unter beiden zu viel oder zu wenig gethan würde, daraus entſtünden Krankheiten. Wenn aber beides gegen ſich betrachtet, in gehöriger Proportion beobachtet würde, darinnen beſtünde die Geſundheit, welches Hyppocrates mit folgenden Worten zierlich ausdrükt: Unter die Arbeit, wodurch die Geſundheit zu erhalten, gehören nicht blos ſtarke Verrichtungen des Körpers mit den Händen, ſondern auch Gehen iſt eine der geſundeſten Arten von Arbeit deſſelben. Es mus alſo unter dem Eſſen ſelbſt und unter der Art von Arbeit eine richtige Proportion, wenn man recht geſund ſeyn und bleiben will, gehalten werden, daß man durch dieſelbe den Ueberflus der Nahrung, wenn zuvor das verlohrne erſezet worden, wieder aus dem Körper ſchaffe, damit aus obangeführter Urſache der Geſundheit nicht mehr zurük bleibe, wie doch ſolte wieder aus dem Körper geſchaffet worden ſeyn.

§ 6. Auf das, was man im vorhergehenden Spho angeführet hat, mögte man wohl bei dem erſten Anblik, der Meinung nach, mir entgegen ſezen, wie ich die Geſundheit zu erhalten, in ſo enge Schranken einſchlöſſe, daß auf ſolche Art leicht das Æquilibrium unter beiden könte aufgehoben werden, und Krankheiten entſtehen müſten. Es würden auf ſolche Art, zumalen wenige dies zu beobachten ſich beſtrebten, auch die wenigſten Menſchen geſund ſeyn können, welches aber mit der Erfahrung nicht überein kommt, ich es auch in ſo enge Grenzen eingeſchloſſen nicht verſtanden haben will. Denn die Gefäſſe oder Canale unſers Körpers ſind flexil, und haben eine innere Kraft, ſich auszudehnen, und wieder zuſammen zu ziehen, ſo wir zum Beiſpiel am beſten bei dem Aufblaſen einer friſchen Blaſe beobachten können. Vermoge dieſer ausdehnenden und wieder zuſammen ziehenden Kraft der Gefäſſe geben ſolche den circulirenden Feuchtigkeiten unſers Körpers einen gewiſſen Widerſtand, und agiren auf ſolche Art mit ihrer natürlichen zuſammenziehenden Kraft in dieſelben, dahero dieſer Widerſtand der Gefäſſe, vermöge ihrer zuſammen ziehenden Kraft, auch eine höchſt nöthige Miturſache der beſtändigen Circulation derſelben iſt. Es können aber die Gefäſſe mit der ihnen natürlichen Kraft, daß ſolche nicht verlohren gehe, nur auf eine gewiſſe Weite gröſſer und kleiner werden, (welche natürliche Kraft man Tonus zu nennen pfleget.) Denn werden ſolche weiter ausgedehnet, als ihre innere Kraft determiniret iſt: ſo verlieren ſolche dieſelbe, ſich wieder gehörig zuſammen zu ziehen, und die Gefäſſe werden geſchwächet. Man ſiehet alſo hieraus, daß in Anſehung der Verhältnis der Gefäſſe gegen die innere zuſammen ziehende Kraft derſelben, die Geſundheit nicht in ſo ſehr enge Gränzen eingeſchränket zu verſtehen ſey, ſondern daß das Æquilibrium zwiſchen beiden ſobald nicht gehoben wird, ob ſchon der Anwachs der Feuchtigkeiten gröſſer wird, folglich die Durchſchnitte der Gefäſſe gröſſer werden müſſen, welches Gröſſerwerden der Gefäſſe auch ohne Gefahr ſo lange geſchehen kan, bis ſolche den äuſſern Grad ihrer vermögenden Ausdehnung nahe komt. Geſchiehet alsdenn der Anwachs weiter: ſo wird das Æquilibrium unter beiden gehoben; es erfolgt alsbald die Schwäche des Körpers und endlich Krankheiten.

§. 7. Seitdem wir aber Jahrhunderte erlebt und noch erleben, worinnen man beinahe den Gebrauch der Füſſe verlohren, worinnen das zu Fuſſe gehen faſt eine eingebildete Schande geworden, ja es einem gemächlicher vorgekommen iſt, lieber zu reiten, ſich fahren oder tragen zu laſſen, noch weniger ſolche Händewerke zu treiben, die unter die Arten ſchiklicher Motion des Körpers, die Geſundheit zu erhalten, zu rechnen ſind; ja mancher ganze Täge und Nächte gleichſam ohne Bewegung, oder deren doch ſehr wenige, ruhig ſizend die Zeit vertreibet, dabei auch eine tägliche gewöhnliche Speiſenmenge, auch Trank, die nach dem Sinnlichen des Geſchmaks von allerhand die Zunge kizelndem, in ſich am Geſchmake doch unterſchiedenem ſehr nahrhaft bereitet worden, zu ſich zunehmen, ſich angewöhnet hat; der zur Nahrung genommene Ueberflus aber, aus Mangel hinlänglicher Arbeit, nach §. 5. nicht wieder aus dem Körper geſchaffet wird: ſo muſte die ſonſt natürliche Eigenſchaft der unter dieſen Umſtänden ſich befindenden Menſchen verändert werden, und ein ſolcher Zuſtand entſtehen, daß bei denenſelben ein Ueberflus, ſowohl an Blut, wie anderer Feuchtigkeiten erzeuget wurde; welchen Zuſtand man die Vollblütigkeit, oder Plethoram zu nennen pfleget. Dieſe kan nun nicht entſtehen, es müſſen denn die Gefäſſe, um ſolche Feuchtigkeiten in ſich zu faſſen, ausgedehnet, folglich gröſſer werden. Da nun nach dem § 6 hierinnen nur ein gewiſſer Grad in deren Ausdehnung beſtimmet iſt: ſo können die Feuchtigkeiten des Körpers, wenn doch Geſundheit beſtehen ſoll, nur auf ein gewiſſes Quantum vermehret werden, damit das Æquilibrium unter beiden nicht gehoben werde, und die Geſundheit in Gefahr lauſe. In ſich und eigentlichem Verſtande aber iſt eine ſolche Vollblütigkeit noch keine Krankheit, und ein ſolcher Menſch kan in ſo weit noch geſund genennet werden, der doch indeſſen in gröſter Gefahr, um krank zu werden, lebet.

§. 8. Weilen nun aus Mangel der Arbeit, nebſt der allzuvielen Ruhe des Körpers, und der doch in Menge zu ſich genommenen kräftigen Speiſe und Trank, bei einem, unter dieſen Umſtänden betrachtet, täglich mehr Blut und Feuchtigkeiten anwachſen, als durch obangeführte proportionirte Arbeit oder Motion nach §. 5. ſolte aus dem Körper geſchaffet werden: ſo mus bemeldete Vollblütigkeit entſtehen. Da ich nun auch nöthig achte, hier anzuführen, wie man erkennen könne, ob ein Menſch vollblütig ſey, oder nicht; ſo hat man auf folgendes zu ſehen: Ob er, dem Anſehen nach, geſund; ob bei ihm die Theile, ſo zur Verdauung nöthig ſind, ihre gehörige Eigenſchaft haben; auch von ihm jederzeit nahrhafte Speiſe und Trank zu ſich genommen werden; er dabei in einem Zuſtande lebe, worinnen er zufrieden ſeyn kan, nebſt hinlänglichem und faſt überflüſſigem doch unruhigem Schlafe, auch weniger Bewegung; dabei ſich denn eine ſtarke Röthe im ganzen Körper zeiget, beſonders äuſſert ſich dieſelbe auch in den Theilen des Körpers, wo die Gefäſſe nicht mit der ordinairen Haut bedeket ſind, wie in den Hintertheilen der Augenlieder und in den Augenwinkeln, auch in der weiſſen Haut des Augapfels ſelbſt, in dem Innern der Naſenlöcher, im Munde, am Gaumen und an den Lefzen des Mundes; wenn man eine ſtarke Wärme bis zu den äuſſern Theilen des Körpers bemerkt, wenn deſſen Adern aufgedrungen ſind, zugleich mit einem volldringenden Puls verknüpft, oder wenn von einer heftigen Bewegung, auch äuſſerlich verurſachten Wärme, oder durch ſpirituöſe zu ſich genommene Getränke in allen Theilen und Muskeln des Leibes eine ſich voll ausdehnende Empfindung, gleichſam als wenn ein weicher Geſchwulſt in den Adern des Körpers wäre, ſich zeiget; ſo auch, daß einiger Maaſſen die Bewegung des Körpers unbequem wird, und daß ein ſolcher faſt die Finger an den Händen nicht recht, ohne einigen ſpannenden Widerſtand zumachen kan; der auch alsdenn träge und müde, auch ſchlafbegierig bei ſeinen Verrichtungen zu werden anfängt, ja wohl triefende Augen, Kopfweh und Schwindel ſich äuſſern. Wo nun dieſe Zeichen theils alle, auch nur zum Theil einige ſind, ein ſolcher Menſch iſt für vollblütig zu erklären.

§. 9. Weil man nun dieſen Zuſtand der Vollblütigkeit heut zu Tage oft bemerket: ſo iſt billig zu fragen, und mit Vernunft zu unterſuchen: wie man am beſten von dieſem Ueberfluß, um nicht krank zu werden, ſich entledigen könne? Die Natur hat ſelbſt Wege genug dazu, ſolche weg zu ſchaffen: allein, es iſt nunmehro keine Mode mehr, ſich derſelben zu bedienen. Es iſt zu langwierig und mühſam, ob es ſchon das beſte und heilſamſte Hülfsmittel iſt. Das Gegentheil von den im §. 7. angeführten Stüken, wodurch die Vollblütigkeit erzeuget worden, iſt auch das Mittel, ſolche wieder zu heben, ſo in Kürze darauf ankommt, daß man nicht mehr, oder wenigſtens eine Zeitlang ſo nahrhafte Speiſen und Trank in Menge zu ſich nehme, auch hinlänglich Motion mache und arbeite, daß dadurch der Uberfluß durch die Wege der im §. 4. angeführten natürlichen Abſonderungen aus dem Körper geſchaffet werde. Hierinnen beruhet das ganze Kunſtſtük, die Vollblütigkeit am allerbeſten und der Natur am allerheilſamſten zu heben. Wer dies betrachtet und beobachtet, der ſorget für ſeine Geſundheit, er erhält eine dauerhafte Natur, alſo Force und Kraft in Gefäſſen und Muskeln des Körpers, und bleibt von Krankheiten, deren viele von allzugroſſer Vollblütigkeit abhangen, geſichert. Allein, dieſes vorgeſchlagene Mittel iſt zu verdrieslich, man mögte ſich, nach der gemeinen Ausſprache, echaufiren, was könte man denn erſt der Geſundheit Schaden thun! ſo werden die meiſten ſprechen. Sie haben, nach ihrer nicht gehörig determinirten Meinung, Recht. - Nicht ſatt zu eſſen und trinken, ja noch dazu nicht delicat, iſt eine Pein und unangenehmes Mittel, die Vollblütigkeit zu heben, und was noch mehr, zu Fus zu gehen, ſtehet einem nicht an, ja zu arbeiten, macht bäuriſche Hände und Schwielen. O! wie würde da das Zärtliche und Angenehme des Körpers erſt Noth leiden. Demnach aber, leider! dies vorgeſchlagene, ob ſchon natürlichſte Mittel, die Vollblütigkeit zu heben, uns nicht mehr gefällt, ob ich ſchon verſichert, wenn man nach deren Meinung einer ſolchen Natur nur den anſcheinenden Tort thun wolte, ſich etwas mehr zu bewegen, oder zu arbeiten, die Tranſpiration und andere Abſonderungen damit zu befördern, bisweilen zu lariren, man würde die Vollblütigkeit in Zeit von 8. Tagen mit Nuzen ſehr verringern können, und die Gefäſſe des Körpers verlöhren die Force, oder ihre innere Kraft, ſich zuſammen zu ziehen, nicht, ſondern es würden ſolche vielmehr dadurch geſtärket. Allein, Leonhard Botallus hat der Welt ein anſcheinend kürzer Mittel, die Vollblütigkeit zu heben, nemlich das Aderlaſſen, par Precaution genant, vorgeſchlagen. Er iſt der erſte geweſen, ſo dieſes durch einen beſondern Tractat recommendiret hat. Es hat ihm geglüket, wie dem Bontekoe die Thee-Recommendation, daß auf ſein Anrathen es erſt die Herren Franzoſen gewagt haben, ſolches zu probiren, welches nun in Frankreich ſo weit gekommen, daß die mehreſten faſt glauben, wer nicht Ader lieſſe, par Precaution genant, könte nicht geſund bleiben. Wir wollen alſo lieber, weil es Herr Botallus angerathen, den Herren Franzoſen folgen, ſo wird man der Vollblütigkeit ja auf einmal los. Wahr iſt es, man ſiehet ſolche durch einen Aderlas auf einmal vergeringert, wenn man nur allemal zuvor wohl überlegte, ob auch die Zeichen der Vollblütigkeit da wären, alſo die Vollblütigkeit ſelbſt, ehe man Ader lieſſe, und man nicht ſo gleich ohne Grund bei Geſunden, es ſey eine Vollblütigkeit da, oder nicht, zum Aderlaſſen ſchritte. Ich rede hier von dem Aderlaſſen par Précaution genant, bei Geſunden. Würde man da alſo behutſamer verfahren, und alles reiflicher überlegen, nicht aber auf Botalli Anrathen den Herren Franzoſen folgen, man würde der Geſundheit mehr Vortheile, und nicht ſo viel Schaden zufügen.

§. 10. Das bishero angeführte, giebt uns nun weiter Gelegenheit zu beſtimmen, wie der Geſundheit durch das Aderlaſſen Schaden zuflieſſen könne, und worinnen ſolcher beſtehe. Es iſt oben weitläuftiger ausgeführet, wie von Natur die Adern des Körpers eine gewiſſe determinirte Kraft beſäſſen, die die Circulation und alle Abſonderungen von dem Blut als eine Miturſache beförderen hülfe. So lange auch die Gefäſſe ihren beſtimten Grad der force noch hatten; ſo würde keine Vollblütigkeit Plaz haben, und der Ueberflus, würde vermöge derſelben, wenn die nöthigen Hülfsmittel nicht unterblieben, wohin hauptſächlich ſchikliche Motion gehörte, nicht zu befürchten ſeyn. Da aber ſolches mit denen dazu concurrirenden nicht gehörig bemerkt wird, und lieber die Aderlaſſe, wie die von Natur gegebne Mittel gebraucht werden; ſo hat bishero die Erfahrung gelehret, daß durch oft wiederhohltes Aderlaſſen, par précaution genant, zumal wenn die Zeichen der Vollblütigkeit nicht einmal da ſind, man die Gefäſſe und deren innere zuſammenziehende Kraft ſchwäche, daß ſolche alſo, durch ſo oft mutirte Durchſchnitte der Gefäſſe mit dem Vergeringeren des Blutes ihre force verliehren, indem man bald zu viel oder mehr als die Natur leyden kan, Blut abzapfet, bald wieder weniger, bald auch bei ſolchen, wenn nicht einmal die Zeichen der Vollblütigkeit da ſind, ſolches nicht mit gehöriger Vernunft unternimt. Es wird alſo dadurch beſonders die innere force und zuſammenziehende Kraft den Gefäſſen des Körpers beraubt, daß ſolche nachhero nicht gehörig vermöge derſelben, in die Feuchtigkeiten agiren kan. Weilen nun alle nöthige Abſonderungen von dem Blut eben dahero nöthige Beyhülfe haben müſſen, daß ſolche gehörig geſchehen, ſo leiden ſolche auch dadurch, daß aus Mangel der zuſammenziehenden force der Gefäſſe, die man Schwäche nennet, das Blut und andere Feuchtigkeiten nicht gehörig aufgelöſet, und folglich zur folgenden Abſonderung auch nicht, wie es ſolte ſeyn, präpariret werden. Es bleiben alſo viele Theile, die doch ſolten abgeſondert worden ſeyn, zurük im Blute. Es häufen ſich alſo die Feuchtigkeiten aus geſagtem Mangel der force mehr an, die man durch das öftere Aderlaſſen par précaution zuwege gebracht. Hieraus läſt ſich alſo auch einſehen und folgeren, wie oft angewöhnte Aderlaſſe Mittel und Urſachen ſind, daß man darauf vollblütiger werde, wie man zuvor geweſen. Wir bedenken alſo ſolches nicht, laſſen der Mode nach oft zur Ader, ſchwächen alſo lieber unſere Kräfte der Gefäſſe, folglich die ganze Natur. Werden alſo lieber vollblütiger hernach, wie wir vorhero geweſen ſind; veränderen vielmehr die von Natur männliche force oder Kraft in eine weibliche Schlapheit. Ja eben aus dieſer verurſachten Schlapheit der Gefäſſe durch das öftere Aderlaſſen wird die Natur bei Mannsperſonen endlich ſo gewöhnt, daß ſie um die ſonſt gewöhnliche Zeit des Aderlaſſens, faſt eben die Umſtände klagen, die ein Frauenzimmer bei verhaltener monatlichen Reinigung ausſtehet. Hier ſiehet man alſo den Schaden, den man dem männlichen Geſchlechte dadurch verurſachet. Wollen wir auch Monſieur Dodarts Obſervation und Meynung beypflichten, ſo haben wir keinen langen Nuzen von dem Vergeringeren des Blutes, welcher in der Hiſtoire de l'Academie des ſciences l'an. 1707. p. 234. behauptet: Daß bei einem geſunden Menſchen 16. Unzen alſo 1. Pfund Blut, ſo durch Aderlaſſen abgezapfet würde, in Zeit von 5. Tagen wieder erſezet würde. Von dem Aderlaſſen der Frauenzimmer zu geſchweigen, denen hat die Natur ſelbſt Mittel und Wege gegeben, das in beſtimter Zeit überflüßige Blut aus dem Körper zu ſchaffen. Die Abſonderungen ſuche man ſo lange, wie es die Natur beſtimt hat, beyzubehalten, daß vermöge ihrer inneren Kraft die Vollblütigkeit vergeringert werde. Man thut wohl, und hütet ſich in den Jahren wenigſtens vor 40. bei ihnen vor dem Aderlaß par précaution. Man komme lieber, wenn ein Fehler da iſt, durch ſchikliche Medicamenta der Natur zu Hülfe, und ſtöhre ſolche bei dieſem Geſchlecht nicht durch den Misbrauch des Aderlaſſens. Man ſchwächet ſolche mehr, man macht ihre natürliche Abſonderungen dadurch geringer, ja gar unordentlich, man leitet die Natur von dem gegebenen Wege ab. Ueberhaupt ſezet man ſie in ſolche Umſtände, daß ſie allezeit ſchwächlich, und beſtändige Klagen in Anſehung der Geſundheit führen. Nach den Jahren aber von 40. bis 50. da die Natur bei dieſem Geſchlecht von ſelbſt anfängt, dieſe Abſonderung zu vergeringeren, ja hernach gänzlich aufzuhören, da iſt es im Gegentheil ein höchſt nöthiges Mittel, um den üblen Folgen der Vollblütigkeit, die bei ihnen nach den Geſezen der Natur noch entſtehen, vorzubeugen, zum Aderlaß jährlich etliche mal zu ſchreiten, und die Natur alſo von Vollblütigkeit zu befreyen, auch damit ſo lange zu continuiren, wie ſich die Zeichen der Vollblütigkeit noch äuſſern. Wer nur ein wenig auf ſeinen Körper Achtgeben will, wenn er an das Aderlaſſen par précaution gewöhnet iſt; der wird das bisher geſagte richtig befinden, und nicht leugnen können, wie man um die Zeit, wenn lange nicht Ader gelaſſen worden, allerhand incommodités ſpühre, die von nichts anders herkommen, als von oft geſagter Schwäche der Gefäſſe und der daraus erfolgten Vollblütigkeit. Der Klagen man überhoben ſeyn könte und würde, wenn man nur den Pflichten, die die Natur erforderte, nachlebte, welches vorhero hinlänglich angeführt habe.

§. 11. Daß auch die Erfahrung und Obſervationes anderer mein gegebenes Urtheil bekräftigen, will ich zum Beweis der Wahrheit erſtlich den mediciniſchen Altvater Galenum anführen; welcher folgendermaſſen vom Aderlas par précaution ſpricht: Er hielte es nicht geſund, jährlich oft Ader zu laſſen, weil zugleich mit dem Blut die Lebensgeiſter mit aus dem Körper abgeſondert würden; wenn man alſo das Blut häufig abzapfte, ſo verlöhr die ganze Maſſa des Bluts im Körper ihr iñeres Feuer oder Vigueur und alle ſonſt natürliche Verrichtungen, (dahin gehören alle Abſonderungen in und aus dem Körper von dem Blut, Kräfte und dergleichen.) würden in ihren Würkungen verſchlimmert, welches er mit folgenden Worten ſehr bündig und kurz ausdrukt, Cap. ult de hirudinibus revuls. &c. Nam per annum venam ſæpius ſecare, haud expedire arbitror, quod una cum ſanguine vitales externantur ſpiritus. Atqui ſi hic copioſius abſumatur, tota moles refrigeratur & omnes naturales operationes deterius perficiuntur. Eine hier zum ſtärkeren Beweis dienende Obſervation hat uns der unſterbliche Boerhaave, der gewis bei jedem vernünftigen Medico nach Gebrauch der Alten zu reden, vergöttert ſeyn muſt, hinterlaſſen, indem er ſagt: Er habe ein Frauenzimmer geſehen, der da wegen eines ſehr heftigen Gemüthsaffekts, 60. mal und mehr, ſeit Jahresfriſt Ader gelaſſen worden, welche in wenig Monaten, ſo fett und dike worden, daß ſie 150. Pfund am Gewicht zugenommen. Indem ſie nun beſtändig, wann das Blut wieder erſezet war, ſich ſehr aufgedunſen befand, trieb ſie die Noth, noch öfterer Ader zu laſſen, biß ſie endlich alle Kräfte in den feſten Theilen verlohren, und die Waſſerſucht bekommen. Man ſiehet alſo hieraus, daß obſchon derſelben ſo oft zur Ader gelaſſen iſt, ſie dem ohngeachtet in weniger Zeit ſo fett und ſchwer geworden; man alſo dadurch die Feuchtigkeiten des Körpers nicht vergeringert hat, ſondern dadurch vielmehr wegen der den Adern zugefügten Schwäche mehr Blut erſezet worden, ſo dahero erfolgen muſte, weil durch die verlohrne Kraft der Adern, der Nahrungsſaft, ſo durch Eſſen und Trinken erſezet worden, nicht gehörig reſolviret und aufgelöſet konte werden, noch weniger dadurch der Ueberfluß von der Natur aus dem Körper geſchaffet werde. Der Chylus blieb alſo beſonders aus Mangel gehöriger Kräfte in den Gefäſſen, gleichſam wie unaufgelöſet im Blut zurük, ſezte ſich an, und muſte alſo fetter werden. Dahero iſt es allemal keine vollkommene Geſundheit zu nennen, wenn jemand fetter wird, ſondern es ſind vielmehr Folgen von einer Schwäche, woran der Körper zu leiden anfängt; ſo wie wir ſolches im verwichenen Jahr in den Intelligenz Blättern, wie auch in dem ſiebenden Theil des Ref. hinlänglich erwieſen haben.

Von Geſchichten der Zukunft.

Wenn es an dem iſt, daß man die Geſchichte für eine bloſe Erzählung der Begebenheiten zu halten habe; ſo hat eine Geſchichte der Zukunft allerdings ſtatt. Denn wer hat es erwieſen, daß die Begebenheiten ein Eigenthum des entwichenen Tages ſind, und daß ſich der folgende kein Recht auf dieſelbe anzumaſſen habe? Ich entſinne mich mehr als zu wohl, daß ſich um und neben mir Dinge zutragen. Noch der jezige Augenblick zeiget mir viele Begebenheiten, und der folgende wird mich, unter gewiſſen Bedingungen, in andere verwikkeln, von denen ich ſchon die ganze Reihe aufgedekt vor mir habe. Ich ſehe dieſes; ich betrachte es, und gewinne dadurch Stoff, die künftigen Begebenheiten, wie ſie ſich unter gewiſen Umſtänden ereignen können, zu betrachten, um dadurch auf das Weſentliche einer Geſchichte der Zukunft zu gelangen. Man ſolte faſt denken, ſie wird auf dieſe Weiſe nichts, als eine bloſe Prophezeiung ſeyn. Ich habe nichts darwider einzuwenden, ſo bald es ausgemacht iſt, daß das Wort, Prophezeien, ein bloſes Vorherſagen bedeutet, das der Menſch aus eigener Einſicht und durch ſeine bloſe Vernunft bewerkſtelligen könne. Mir wenigſtens hat es allemal geſchienen, als wenn ſich das Prophezeien auf eine göttliche Eingebung, oder höhere Kraft, eben ſo, wie das Weiſſagen gründe. Mit dem Worte Geſchichte hat es weit weniger Schwürigkeit. Eine Geſchichte ſezt nicht blos vergangene Thaten zum Voraus. Es iſt ein Wort, welches auf beiden Arten, ſo wohl von vergangenen, als zukünftigen Begebenheiten, oder, wenn dieſes Wort ebenfalls anſtöſſig iſt, Zufällen kan gebrauchet werden.

So mannigfaltig die Gegenſtände ſind, welche uns in der Welt verkommen können, ſo vielfach ſind auch die Arten der Geſchichte. Ich will daher nur fragen: Auf welche Art von Geſchichten wird ſich eine Geſchichte der Zukunft erſtrekken? Ich antworte, auf diejenige, in welcher ſich die zukünftigen Begebenheiten entweder nothwendig, oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden entwikkeln, und feſt ſezen laſſen. Nichts iſt ungewiſſer, als die Handlungen der Menſchen; nichts unbeſtimmter, als ihre Abſichten; nichts zweifelhafter, als die Erfüllung derſelben. Und eben deswegen iſt es ungemein ſchwer, von denenſelben etwas auf das Zukünftige feſte zu ſezen. Sie ſind aber nichts deſtoweniger in einer ſolchen Verbindung mit einander, daß, nach aller Philoſophen Meynung, die folgenden beſtändig aus den vorhergehenden zu flieſſen ſcheinen. Dieſe natürliche Folge derſelben auf einander hat ſehr vielen Anlas gegeben, den zukünftigen Verfolg einiger Unternehmungen herauszubringen. Was thun unſere Staatsklugen, was unſere Geſchichtsrichter anders, als daß ſie mit einem kritiſchen Auge in die Zukunft ſchauen, die gegenwärtigen Umſtände mit den vergangenen vergleichen, und auf die annoch folgenden einen Schlus machen? Und in der That ſoll dieſes der rechte Charakter eines Geſchichtſchreibers ſeyn, daß er, auſſer den wahrhaften Erzählungen, auch feine und ſinnreiche Beurtheilungen einer oder der andern Begebenheit mit einſtreue, den Werth derſelben anzeige, und, wo es bisweilen die Sache erfordert, die beſſere Einrichtung derſelben an die Hand gebe. Auf dieſe Art hat, meines Erachtens, la Motte im geringſten nicht Unrecht, wenn er die Geſchichte eine Philoſopie von Beyſpielen nennet. Polybius iſt, wie wir wiſſen, hierinn ein groſſer Meiſter geweſen, und derjenige hat gewiß Unrecht, der ihn im vorigen Jahrhunderte wegen ſeiner häufigen Beurtheilungen der Begebenheiten tadeln wollen.

Wie aber, kan dieſes wohl mit Grunde eine Geſchichte der Zukunft heiſſen, wo faſt durchgängig alle Begebenheiten nicht nur überaus ungewis, ſondern auch zuweilen, nach Gelegenheit der Umſtände, in der Zeitfolge unmöglich werden können? Könte ich meine Geſchichte der Zukunft nicht mit beſſerm Rechte eine Muthmaſſung, als eine Geſchichte, nennen? Geſchichte müſſen Wahrheiten zum Grunde haben, Begebenheiten, die der Natur der Dinge nicht zuwider ſind, und Vorfälle, die keine leere Erfindung des menſchlichen Wizes ſind.

Wenn es Wahrheiten giebt, die ſich auf viele Jahre hinaus beſtimmen laſſen; ſo läſt ſich im gewiſſen Verſtande eine Anzeige der zukünftigen Begebenheiten gedenken? Allein, wer ſoll zukünftige Begebenheiten vorher ſehen? wer ſoll Wahrheiten anzeigen, deren Erfüllung dereinſt unſern Nachkommen vorbehalten iſt? Kein anderer, als die Philoſophen, und die, welche die Natur mit einem erhabenen Verſtande, und mit ſcharfen Augen verſehen hat, in das entferneteſte Alter zu bliken. Die Geſchichte der Zukunft iſt alſo mit der Philoſophie ſehr genau verwand. Der Geſchichtſchreiber derſelben mus die Vorſchriften des Wahrſcheinlichen überaus wohl kennen. Denn es giebt unzähliche Fälle, da er nichts anders, als ſcheinbar, vorherbeſtimmen kan. Und dieſes ſind beſonders die Vorfälle, da es ihm unmöglich wird, ſeiner Geſchichte den höchſten Grad der Gewisheit zu ertheilen.

Man wird leicht abnehmen, wohin ich mit meiner Geſchichte der Zukunft ziele. Man wird ohne beſondere Mühe glauben, daß ich dahin alle künſtliche Berechnungen der zukünftigen Begebenheiten, die ſich in der Natur ereignen, bringen werde. Und ſo iſt es auch. Dieſe machen einen anſehnlichen Theil der Geſchichte der Zukunft aus. Alle Tagebücher der himliſchen Begebenheiten, die man auf 50. und mehr Jahre berechnet und verfertiget hat, ſind nichts anders, als ein Stük einer Geſchichte für die Zukunft. Es finden ſich aber noch viele andere Theile derſelben. Ich will einige davon zur Erläuterung anführen. Euſtachius Manfredi, Mitglied des Inſtituts zu Bononien, hat, nach dem Hartſöker in Holland, und zwar mit mehrerer Gewisheit, als dieſer, gefunden, daß, wenn man den Sand und den Schlamm, welchen die Flüſſe, nebſt ihrem Waſſer, dem Meere jährlich zuführen, und die Höhe des Waſſers, die demſelben durch die Ausdünſtung weggeht, von dem Waſſer der Flüſſe, und dem herein geſchwemmten Schlamme abzöge, das Meer innerhalb 348. Jahren um 5. Bononiſche Zolle höher werden müſte*, und daß es endlich noch unter 2000. Jahren zu ſolcher Höhe gelangen würde, daß die Flüſſe, welche ſich in ſelbiges ergieſſen, zugleich aus ihren Ufern und Flusbetten tretten, auf das Land, welches ſie überſchwemmen, neue Erde und Schlamm tragen würden, der nicht eben ſogleich wiederum zum Meere könte gebracht werden. Die Menſchen würden die Flüſſe mit neuen Dämmen aufzuhalten ſuchen. Das Meer wird ſich aber gleichwohl beſtändig erheben. Die Flüſſe werden aufs neue austretten, und die Menſchen werden zulezt die ebenen Felder, die ſie bewohnten, verlaſſen müſſen. Von ſolchen Veränderungen, glaubt Herr Manfredi, wären ſeit der Schöpfung an verſchiedenen Orten ſchon mehr als eine vorgegangen.

Wir ſehen hier überaus deutlich, wie der Naturforſcher von zukünftigen Begebenheiten redet. Er ſezet Gründe und Bedingungen voraus, unter denen ſie erfolgen müſſen. Kan man dieſe nicht umwerfen, ſo weis ich nicht, was man von der Falſchheit ſeiner Beſtimmungen dieſer zukünftigen Begebenheiten ſagen will. Es fällt mir eben noch ein anderes Beyſpiel ein. Memmander, ein nicht eben ungeſchikter Profeſſor und Prediger zu Abo, hat vor einem Jahre eine beſondere Schrift bekannt gemacht, und darinn gezeiget, wie die Einwohner in Karelien Jahr aus Jahr ein ihre Witterung und ihr Wetter aus gewiſſen Kennzeichen, die er alle angiebet, und unterſuchet, vorherſagen können. Und was will man denn wider die allgemeinen und gar wohl gegründeten Regeln des Landmannes einwenden, wenn er aus einer ſchönen Abendröthe einen darauf folgenden heitern Tag, aus einer ſtarken Morgenröthe ein baldiges Ungewitter

---

* De aucta maris altitud. Comment. Acad. & Inſtit. Act. Bonon. T. II. P. 2. p. 18.

und Regen, aus der von Weſten aufſtoſſenden Wolke einen Plazregen, und aus dem wehenden Südwinde groſſe Hizze verſpricht? Will man es läugnen, ſo folgt die Erfahrung auf dem Fuſſe nach, und beſtättiget ſeine Verkündigungen. Wolte man ſich angelegen ſeyn laſſen, die Wetterobſervationen aus vielen und zwar entlegenen Ländern zu ſammlen, ſie gegen einander zu halten, und daraus Folgen und ordentliche Beſtimmungen zu ziehen; ſo wäre nichts natürlicher, als daß man eine Geſchichte für die zukünftige Witterung an einem und dem andern Orte erbauen könnte. Eben dieſes hat der Herr Profeſſor Hollmann* gewünſchet, und die Vortheile angegeben, die daraus für die Haushaltung und das gemeine Beſte der Menſchen zu erwarten waren.

Jedoch, dieſes gilt nicht bloß von den Witterungen. Wie viele Dinge liegen auch in den Höhlungen der Berge, in den Klüften des Erdbodens, in den Tiefen der See, und an unzählich andern Oertern verborgen, die uns aus demjenigen, was die Zeit an ihnen vermocht hat, auf die Wirkungen derſelben auch für die zukünftige Zeit ein ſtarkes Licht geben ſollten? Allein ich vermeide alle Umwege und einzelne Fälle, und wiederhole es nur nochmals, daß man bei jeglichem Theile des menſchlichen Wiſſens im Stande iſt, eine Geſchichte der Zukunft aufzuſezen, wo man aus vorhandenen Gründen auf die zukünftigen Begebenheiten ſchlieſſen kan. Ich habe von der Natur- und Gröſſenlehre einige Beyſpiele geliefert. Die Staatsklugen mögen es in der Hiſtorie der Länder wagen, wie die Kenner des menſchlichen Herzens in der Hiſtorie der Tugend und Laſter; die Mechaniker in der Hiſtorie der Künſte und der Maſchinen; die Aerzte in der Hiſtorie der bevorſtehenden Krankheiten und Zufälle, und die Rechtskenner in der Geſchichte ihrer fernern Rechte und gerichtlichen Vorfälle. Geſezt, wir erhalten überall nichts Sicheres und Gewiſſes. Wir werden gleichwol etwas Wahrſcheinliches bekommen, und auch dieſes wird zur Genüge hinlänglich ſeyn, ein anſcheinendes Gift zu befördern, und einem drohenden Uebel auszubeugen. Vom Cicero wird gerühmt, er habe in ſeinen Briefen hin und wieder den Zuſtand der Römiſchen Republik voraus geſehen, und alles vorher geſaget, wie es einmal kommen würde. Cicero war auch am geſchikteſten darzu. Er kannte alle Verwirrungen, die ſich in der Republik angeſponnen hatten. Er ſahe ihre Folgen, und ſchloß daher auf den folgenden Zuſtand. Sollten unſere Staatsklugen nicht eben dergleichen thun können? Sollten ſie nicht manchem Reiche bei gegenwärtigen Umſtänden ſeinen Fall und Untergang, einem andern hingegen ſein Wachsthum und Aufkommen prophezeihen können?

Der allenthalben bekante Mayenkäfer, mit ſeiner Erzeugung, Wachsthum und Verwandlung vom Ey an.*)

Gleichwie die nach vergangener rauher Winterwitterung zum Vorſchein kommende Mayenkäfer, ſowohl Junge als Alte erfreuen; jene, weil ſie an dieſen Inſecten einen beliebten Zeitvertreib finden; dieſe, weil ſie dieſelben als einen Vorboten, der alles erfriſchenden und von neuen belebenden Frühlingszeit anſehen: alſo hoffe ich, daß auch meine Bemühung, von dieſes Inſects Erzeugung, Wachsthum und Verwandlung eine umſtändliche Nachricht zu geben, meinen vielgeehrteſten Leſern, nicht unangenehm ſeyn werde. Denn obgleich in unſerm Welttheil ſehr wenig Menſchen zu finden ſeyn möchten, die den Mayenkäfer nicht ſchon von

---

* Comment. Soc. Reg. Götting. ibique clariſſ. Hollmannus de exiguo qui adhuc appareat obſervationum meteorologic. uſu, p. 41.

*) Aus dem 2ten Theil der Röſeliſchen Inſecten Beluſtigungen.

Jugend an kennen ſolten, ſo wiſſen doch die allerwenigſten, was es mit der Erzeugung, dem Wachsthum und der Verwandlung deſſelben vor Beſchaffenheit habe; vielweniger aber iſt ihnen bekannt, daß ſelbiger aus einem Wurm entſpringe. Jeder weis zwar, daß dieſer Käfer, weil er meiſtens in dem Maymonat zum Vorſchein komt, von demſelben auch ſeinen Namen erhalte; daß die meiſten derſelben in einem Jahre einen rothen, hingegen in einem andern einen ſchwarzen Halsſchild haben, daß, wann ſie in groſſer Menge hervor kommen, nicht nur die Obſtbäume, ſondern auch die gröſſeſten Eichen ſo übel von denſelben zugerichtet werden, daß ſie ein bloſes dürres Reiſig vorſtellen, und wo nicht gar verderben, doch erſt ſpat wieder ausſchlagen, gleichwie wir im verwichenen 1743. Jahr leider! erfahren haben; und endlich, daß ſich nach Verflus zweier Monate dieſe Käfer auf einmal wieder verlieren, indem ſie entweder von andern Creaturen verzehret werden, oder ſterben. Dieſes alles, ſage ich, weis jederman: daß ſie aber Eyer legen, aus welchen Würmer, und aus dieſen hernach innerhalb 4. Jahren Käfer hervor kommen; daß man vorher ſagen könne, ob in einem Jahre viel oder wenig Käfer zum Vorſchein kommen, und ob ſelbige einen rothen oder ſchwarzen Halsſchild haben werden; davon habe ich noch wenig deutliches aufgezeichnet gefunden, will aber, was mir davon durch fleiſiges Nachforſchen bekant worden, nun umſtändlich erzehlen.

Den Anfang meiner Erzehlung will ich von dem Käfer ſelbſt machen. Es giebt aber dieſer Mayenkäfer würklich zweierlei Arten, davon ſich die eine in einem Jahre immer häufiger als die andere, und zwar wechſelsweiſe ſehen läſſet. Ob es nun aber gleich einem jeden leichtlich in die Augen fällt, daß ſich dieſe zwo Arten, bei ihrer groſſen Aehnlichkeit, durch den Halsſchild, der an der einen roth, an der andern ſchwarz iſt, unterſcheiden: ſo giebt doch die harte, ſteife, und unter ſich ſtehende Schwanzſpize auch noch ein zum Unterſchied dienendes Kennzeichen ab. Dann dieſe iſt an allen mit einem rothen Halsſchild verſehenen Mayenkäfern klein und kurz; an denen aber, welche ein ſchwarzes Halsſchild haben, länger und ſtärker, und an einigen dieſer leztern ſind auch die Füſſe von ſchwarzer Farbe. Das männliche und weibliche Geſchlecht beider Arten iſt leicht zu unterſcheiden, indem auch ſo gar den Kindern bekant iſt, daß der an den Fühlhörnern befindliche blätteriche Büſchel, wenn er lang, ein Männlein; wenn er aber kurz, ein Weiblein anzeige. Der blätteriche Buſch der Fühlhörner iſt kleiner, wann der Käfer ruhet, als wann er flieget: denn ſo bald ſich derſelbe zum Fliegen fertig machet, ſobald breitet er denſelben auseinander. Die Fühlhörner ſelbſt ſind vornen an den zwey ſchwarzen Augen eingelenket, und unten an dem Mund ſind noch zwei andere kleine Fühlſpizen zu ſehen.

Die dreiekigen weiſſen Seitenfleken des Bauches unterſcheiden unſern Mayenkäfer vor den andern in dieſer Claſſe vorkommenden Arten: wobei ich zugleich zu erinnern habe, daß auch dieſer Käfer auf der Oberfläche des Hinterleibes gleich andern mit Luftlöchern verſehen ſey, welche auf den Abſäzen zu beiden Seiten ſtehen, und hinter dem Halsſchild, unter den vielen daſelbſt befindlichen Haaren, ſind ebenfalls 2. dergleichen Luftlöcher zu finden, im Sizen des Käfers aber werden ſie alle von den Flügeldeken verborgen. Unter den ſechs Füſſen, haben die zwey forderſten, auſſer ihrer Kürze, darinnen was beſonders, daß ihr mittleres Glied ſtärker und breiter als an den übrigen, auch an ſeinem ſcharfen Rande mit zwey oder drey Spizen ausgezaket iſt; und dieſes deswegen, damit der Käfer die harte Erde deſto leichter ausgraben könne. Die übrigen zwey paar Füſſe ſehen einander ganz gleich, und das geſchmeidige mittlere Glied, hat an dem gegen dem Fuß zu ſtehenden Ende zwey ſpizige Stacheln. Nahe an dieſen iſt nun der dünneſte Theil des Fuſſes eingelenket, welcher in allen ſechſen aus vier bis fünf kleinen Abſäzen beſtehet, und zu äuſerſt mit ein paar ſcharfen hakenförmigen Klauen verſehen iſt, die zum Anhalten dienen. Zwiſchen den Füſſen iſt die untere Fläche des Leibes dicht mit gelb grauen Haaren beſezet, und auf dem Halsſchilde und Kopfe ſtehen ebenfalls verſchiedene, wiewol kürzere Härlein. Dergleichen zeigen ſich auch ſowol auf der Oberfläche der Flügeldecken, als auf den Füſſen, wenn man den Käfer durch ein Vergröſſerungsglas betrachtet, davon die auf den Flügeldecken den bloſſen Augen nur wie ein Staub vorkommen.

Daß ſich dieſe Käfer paaren, und alsdenn lange aneinander hangen bleiben, iſt eine bekante Sache. Das durch dieſe Paarung befruchtete Weiblein kriechet ſodann in die Erde, und wenn es ſich einer Spanne tief eingegraben, entlediget es ſich ſeiner Bürde, und leget etwas länglicht runde, hellgelbe Eyer, welche in keinen von Erde gemachten Pillen, wie einige glauben, eingeſchloſſen ſind, ſondern einzeln da liegen. Nach abgelegten Eyern, kriechet der Käfer wieder aus der Erde hervor, und nähret ſich noch eine Zeitlang von den Baumblättern: ob aber ihre Paarung das Jahr hindurch öfterer als einmal geſchehe, und ſie auch zu verſchiedenen malen Eyer legen, habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können, zweifele auch allerdings daran. Daß ſie Eyer legen, habe ich folgender Maſſen erfahren: Ich ſammlete nemlich viele von dieſen Käfern, die ſich gepaaret hatten, verwahrete ſelbige in etlichen groſſen Zukergläſern, welche bis zur Helfte mit Erde angefüllet waren; auf dieſe Erde legte ich eine grüne Raſen, die Gläſer ſelbſt aber band ich mit einem dünnen Flor zu. Vierzehn Tage hernach, fand ich in einem dieſer Gläſer ſchon etliche hundert Eyer, aber ohne Pillen; ein anderes Glas hergegen lies ich undurchſuchet, weil ich beſorgte, die Eyer mögten dadurch Schaden leiden, und brachte ſelbiges in den Keller.

Gegen den Herbſt dachte ich wiederum an dieſes Glas, und als ich nach den darinn befindlichen Eyern ſehen wolte, fand ich ſtatt derſelben lauter ſolche kleine Würmer, in der Gröſſe einer kleinen Käſemade. Weil aber die Raſe im Keller etwas welk worden, und ich leicht errathen konte, daß ſie ihre Nahrung darinn ſuchten; als verwechſelte ich ſelbige mit einer friſchen. Meine Würmer nahmen auch hierauf den Herbſt hindurch um ein merkliches zu, und im Winter ſtellete ich das Glas wieder in den Keller, welches ich aber mit anbrechenden Frühlinge aus ſelbigem hervor nahm, damit die Raſe länger grün bleiben mögte. Nach verfloſſenem Mayenmonate, und etwas weiter hin in den Sommer, da meine Würmer albereits ein Jahr alt geworden waren, hatten ſie die Gröſſe, wie eine Kohlraupe, und da muſte ich ſie allezeit über den andern oder dritten Tag mit einer friſchen Raſen verſehen. Als aber auch dieſes nicht mehr zulangen wolte, beſäete ich etliche Gärtenſcherben mit Erbſen, Linſen und Salatſaamen, und nachdem aus ſelbigen junge Pflanzen hervor gekommen waren, brachte ich die Würmer hinein, damit ſie darinnen ihre Nahrung finden mögten; indem ſie ſich von den Wurzeln allerlei friſcher Pflanzen zu nähren pflegen. Damit ſie aber auch hier genugſamen Vorrath hatten, durfte ich in ein jedes Geſchirre nicht mehr als einen, oder höchſtens zwei Würmer legen. Auf jezo beſchriebene Weiſe nun verpflegte ich ſie bis in das zweite Jahr, und nach Verflus derſelben, erſchienen ſie in der Gröſſe einer ziemlich groſſen geſellſchaftlichen Raupe, die auf den Eichenbäumen ſich nähret, und haufenweiſe in Klumpen an der Berke ſich einſpinnet.

Nunmehr erkante ich, daß meine Würmer diejenigen wären, welche die Gärtner

ner und Akersleute hier zu Lande Engerlinge nennen, die ſie in Aekern und Graben gar oft zu Geſichte bekommen, und um des Schadens, der ihnen durch ſelbige zuwächſet, für ihren gröſten Feind halten. Denn indem dieſe Inſecte die Wurzel der jungen Pflanzen und Kräuter abnaget, befördert ſie derſelben ihr Verderben; und habe ich öfters geſehen, daß, wann ein Gärtner in ſeinem Bect eine welke Pflanze gewahr worden, und er ſelbige ſamt der Erde heraus genommen, allezeit ein ſolcher Wurm darunter befindlich geweſen. Weil ich alſo nun gewis war, daß meine aus dem Ey erzogene Würmer ſolche Engerlinge ſeyn; als ſammlete ich viele derſelben, und verſchaffete ihnen, ſo viel mir möglich, ihren nöthigen Unterhalt. Allein, da mir die aus dem Ey erzogene, die Zeit gar zu lange machten: ſo wehlte ich, um ihrer Verwandlung zum Käfer bald verſichert zu werden, die Gröſſeſten. Weil ich aber auch zu wiſſen verlangte, wie viel Zeit zur Hervorkunft eines Käfers von dem Ey an erfordert würde: als verwahrete ich die aus dem Ey erzogene Würmer beſonders, und vergas keineswegs, vor ihren Unterhalt zu ſorgen, deme ohngeachtet giengen mir viele darauf; diejenigen aber, ſo mir übrig blieben, legten auch das dritte Jahr, ohne ſich zu verwandeln, zurük, wurden aber darauf um vieles gröſſer, und gewannen endlich eine Länge, die faſt über anderthalb Zoll austrug.

Dieſe wollen wir nun in etwas genauer betrachten, um unſern Wurm von andern deſto beſſer unterſcheiden zu können. Seine höchſte Gröſſe erſtreket ſich faſt über anderthalb Zoll; da er ſich aber meiſtens einwärts krümmet, ſcheinet er kürzer zu ſeyn. Die Farbe ſeines Leibes iſt gröſtentheils weisgelb, durch welche zwiſchen den Runzeln des Rükens etwas graues hervor ſpielet. Die untere Fläche des Leibes iſt glatt; die obere aber rund ausgewölbet. Das hinterſte Glied iſt das gröſte und dikſte, und weil ſich nebſt den Speiſen auch der Unrath darinnen ſammlet, und durch ſelbiges hervor ſcheinet: ſo hat es eine glänzende violengraue Farbe. Der ganze Körper des Wurms beſtehet, ohne den Kopf, aus 12. Abſäze, wie bey den Raupen, u. auf dem gewölbten Rükentheile ſind auf jedem Abſaze ein paar Runzeln oder Falten zu ſehen, welche dem Wurm in der Erde zum Anſtemmen und Fortſchieben dienen und behülflich ſeyn müſſen. An jeder Seite des Leibes läuft über alle Abſäze eine erhabene Leiſte oder Wulſt, an deren 9. Spiegelpuncte zu ſehen ſind, welche ſo viel Luftlöcher, und alſo in allen 18. ausmachen, die dem Wurm zum Athemholen dienen. Auf jedem Abſaze iſt zu beyden Seiten einer zu ſehen, nur mus man den andern, dritten und lezten davon ausnehmen. Die 6. Füſſe, welche unter den 3. erſten Gliedern ſtehen, haben eine gelb röthliche Farbe, und 4. bis 5. Gelenke, davon das äuſſerſte, ſonderlich an dem hinterſten Fuſſe, ſtumpf zuläuft. Keine Klauen habe ich an dieſen Füſſen finden können; hingegen aber ſind alle Gelenke derſelben mit vielen gleichfarbigen zarten Härlein bewachſen, dergleichen ſich auch hin und wieder über den ganzen Leib zeigen. Der Kopf dieſes Wurms iſt nach Proportion ziemlich gros, und von plattrunder Figur. Seine Farbe iſt glänzend und gelb braun, und vorne iſt er mit einer ſtarken dunkelbraunen Gebiszange verſehen, welche an ihren Enden ſtumpf und ausgezaket iſt, zwiſchen ſelbiger aber zeiget ſich eine halbrunde Lippe. Mit dieſem Zangengebiſſe ſchrotet der Wurm die Wurzeln verſchiedener Kräuter ab, und ſauget aus ſelbigen das beſte zu ſeiner Nahrung aus. Daß dieſer Kopf mit Augen verſehen wäre, iſt durch gar kein Merkmahl zu erkennen; aber hinter dem Zangengebiß findet ſich an jeder Seite ein gelbbraunes und aus 5. Gelenken beſtehendes Fühlhorn. So leicht übrigens an den aus unſern Würmern entſpringenden Käfern das mänliche und weibliche Geſchlecht zu unterſcheiden iſt, ſo wenig habe ich dieſen Unterſcheid an den Würmern ſelbſten ausfündig machen können. Von ſich ſelbſt kriechen dieſe Würmer nicht leicht aus der Erde hervor, und wenn ſie durch Pflügen und Graben an das Tageslicht gebracht werden, ſuchen ſie ſich geſchwinde wieder zu verbergen. Denn auſſer dem, daß die Vögel nach ihnen ſehr lüſtern ſeyn, ſo können ſie auch die Sonnenſtrahlen nicht vertragen.

Dieſer Mayenkäferwurm häutet ſich wenigſtens das Jahr einmal; um ſolches aber deſto bequemer verrichten zu können: ſo machet er ſich in der Tiefe der Erden eine geraume Höle, in welcher er ſeine zu eng gewordene Wurmhaut ungehindert ableget. Dieſe Höle iſt hart und rund, wird auch mit einer Pille verglichen: und da mehrere Käferwürmer dergleichen Pillen machen, ſind ſie Scarabæi pillularii, oder Pillenkäfer genant worden, doch hat man dieſen Namen vornemlich dem Miſtkäfer beygelegt. Allein, es giebt auch noch andere Inſecten, nebſt etlichen Raupen, welche vor ihrer Häutung und Verwandlung ſich dergleichen harte Pillen zubereiten, daher ich nicht ſehe, warum der Käfer vor andern mit dieſem Namen zu belegen ſey. Nach abgelegter Haut verläßt der Wurm ſeine Höle wiederum, um den Wurzeln, als ſeiner Nahrung, nachzugehen, ſo lange es ihm die anhaltende Wärme des Erdbodens erlauben will. Denn wenn dieſer von der einbrechenden Kälte verhärtet, ſo gehet er wiederum ſo tief in die Erde, daß er von dem Winterfroſte keinen Schaden leiden möge, bleibt auch ſo lange ohne alle Nahrung liegen, bis er durch die Wärme von neuen in die Höhe gelocket wird.

Wann nun unſer bisher beſchriebener Wurm ſein viertes Jahr faſt zu Ende gebracht, ſo iſt die Zeit ſeiner Verwandlung da. Vielleicht wird dieſes manchem unglaublich vorkommen: allein, wenn man in dem May und folgenden Monaten, in welchen ſich die Maykäfer ſehen laſſen, bey Umarbeitung des Erdreichs Acht haben will, ſo wird ſich finden, daß man zu gleicher Zeit auch die Würmer derſelben antreffe, und zwar nicht von einer, ſondern von viererley Gröſſe, welche vorhin beſchrieben ſind. Mit der Verwandlung des Wurms verhält es ſich aber folgendermaſſen: Er gräbt ſich im Herbſt zuweilen über ein Klafter tief in die Erde, machet ſich daſelbſt eine Höle, welche er durch ſeinen vorhin abgelegten Unrath und andere Feuchtigkeit ſo glatt und eben auszuarbeiten weiß, daß er nicht nur eine bequeme, ſondern auch ſichere Wohnung darin haben kan. Bald darauf fängt er an, indem er kürzer und diker wird, aufzuſchwellen, und legt endlich noch im Herbſte ſeine lezte Wurmhaut ab, da er dann eine Puppengeſtalt hat. Viele dieſer Puppen habe ich in einem Gartenſcherben glüklich erhalten, ob mir gleich die meiſten derſelben alle Jahre zu Schanden giengen. Im Anfange ſiehet eine ſolche Puppe weislicht aus, nachdem ſie aber immer dunkler geworden, gewinnet ſie ihre ordentliche rechte Farbe, welche meiſtens ſchlecht oranien, oder röthlich gelb iſt. Ihre Geſtalt und ganze äuſſere Structur giebt ſchon zu erkennen, was für ein Käfer darunter verborgen liege. Der Kopf iſt nebſt dem Halsſchilde einwärts gegen die Unterfläche des Bauchs gebogen. Die 6. Füſſe, die Fühlhörner und Flügeldeken fallen ganz deutlich in die Augen, doch wird von dieſen faſt die Hälfte der hintern Füſſe verdeket. An dem Hinterleibe und deſſelben ſcharfer Seite beobachtet man dunkele Spiegelpuncte; an dem lezten und kleinſten Gliede deſſelben aber eine gegen dem Rüken gebogen Schnippe, in welcher die ſteife Schwanzſpize des Käfers verborgen ſteket. Wann dieſe Puppe beunruhiget wird, beobachtet man, daß ſie eine merkliche Bewegung habe, und ſich auch drehen und wenden kan.

Unſere Puppe behält dieſe Geſtalt meiſtens nicht länger, als bis in den folgenden Jenner, und längſtens bis in den Hornung, ſo viel ich zur Zeit habe beobachten können, ſodann komt aus ihr ein Mayenkäfer hervor, welcher im Anfange ganz weich iſt, und weisgelblich ausſiehet, und erſt innerhalb 10. bis 12. Tagen ſeine rechte

Härte und Farbe erhält. Da er aber vor ſeiner beſtimten Zeit aus der Erde nicht hervor zu kommen pflegt, und alſo in ſelbiger noch 2. bis 3. Monate verborgen bleibt: ſo ſtehen diejenigen Leute, welche zu dieſer Zeit tief in die Erde graben, und Mayenkäfer darinnen finden, in der Meynung, als verkröchen ſie ſich nur in der Erde, und kämen jährlich aus ſelbiger wieder hervor. Daß aber dieſe ihre Meynung falſch ſey, würden ſie bald inne werden, wenn ſie nur darauf Acht hätten, daß die zwey Arten unſers Mayenkäfers alle Jahr abwechſeln. Zwar findet man allezeit nebſt der Sorte, welche ſich in einem Jahre vornemlich ſehen läſt, auch einige von der andern Sorte; dieſe aber können gar wohl Spätlinge des vorigen Jahrs ſeyn.

Nachdem nun alſo unſer Inſect vier Jahre lang, und zwar die meiſte Zeit als Wurm in der Erde geſtekt: ſo komt es endlich insgemein in dem Maymonat, zuweilen aber auch, nachdem die Witterung wärmer oder kälter iſt, früher oder ſpäter aus derſelben in ſeiner Käfergeſtalt hervor. Wer auch zu dieſer Zeit im Spazirengehen darauf Acht haben will, der wird, ſonderlich gegen Abend, wahrnehmen, daß ſie hin und wieder aus ihrer alten Wohnung hervor kriechen: dahero pflegen ſich dann auch den ganzen May hindurch, ſonderlich wenn die Anzahl der Käfer groß iſt, in der Erde und den hart getretenen Wegen und Fusſteigen viele runde Löcher zu finden.

Da es nun aber gewis iſt, daß ſich unſere zwey Arten von Mayenkäfer wechſelsweiſe, ein Jahr um das andere, ſehen laſſen, und in dieſem die rothſchildigen, in jenem die ſchwarzſchildigen in gröſſerer Anzahl erſcheinen; nebſt dieſem aber auch meine Unterſuchung mich gelehrt, daß der Mayenkäfer von dem Ey an, erſt nach 4. Jahren vollkommen werde: ſo glaube ich vorher ſagen zu können, daß in unſerm jeztlaufenden Jahre wenig derſelben, und zwar ſchwarzſchildige zum Vorſchein kommen werden. Denn als im Jahre 1752. die ſchwarzſchildigen Käfer hätten erſcheinen ſollen, hielte der Winter ſo lange an, daß auch zu Ende des May die Felder mit Schnee bedekt lagen, und an denjenigen Orten, wo die Sonne ihre Strahlen nicht hinwerfen konte, auch noch im Junio und Julio Schnee und Eis anzutreffen war. Da konten nun alſo die Käfer zu ihrer ordentlichen Zeit die Erde nicht verlaſſen, und ungeachtet ich meine Unterſuchung bereits das Jahr vorher angefangen, zu dieſem Ende auch Käfer genug geſammlet hatte: ſo glaubte ich doch, ich würde umſonſt gearbeitet haben, indem ich, um meine Unterſuchung fortzuſezen, in dieſem Jahre nicht mehr als drey Käfer ausfindig machen konte. Zwey derſelben bekam ich im Heumonat, und einen an dem erſten des Auguſtmonats. Die geringe Anzahl der Käfer dieſes Jahrs läſſet uns alſo allerdings ſchlieſſen, daß die mehreſten derſelben unter der hartgefrornen Erde umgekommen ſeyn. Da ſich nun auch die Käfer unter der Erde nicht paaren können, ſo iſt es nicht möglich, daß ſie viele Eyer ſolten hinterlaſſen haben: und alſo können ſich auch heuer nicht viele ſchwarzſchildige Käfer einfinden. Daß es ſich aber alſo verhalten werde, glaube ich durch die Erfahrung gelernt zu haben. Denn im Jahre 1740. hegete ich noch die Meinung, es häte ein jegliches Inſect nur ein Jahr zu ſeinem völligen Wachsthume nöthig, und alſo glaubte ich, das folgende würde uns nur wenig Käfer, und zwar ſchwarzſchildige, ſehen laſſen: allein, es zeigten ſich, zu meiner Verwunderung, die rothſchildigen in ſehr groſſer Menge. Das folgende Jahr darauf wurden die ſchwarzſchildigen ſehr häufig gefunden, und im leztverwichenen wiederum die rothſchildigen. Solte auch dieſer leztern ihre Brut, nach GOttes Schikung, durch einen gar zu heiſſen Sommer oder allzuſtrenge Kälte keinen Schaden leiden: ſo werden wir in dem 1759 Jahre wiederum eine groſſe Anzahl rothſchildiger Mayenkäfer zu gewarten haben *) Trift

dieſe

---

*) Dieſer Aufſaz iſt in der 1749. heraus gegebenen Sammlung enthalten, und vermuthlich 1746. entworfen.

dieſe meine Prophezeiung nicht ein: ſo werde ich nicht unterlaſſen, die Urſache meines Irrthums, womöglich, anzuzeigen, und meine Gönner deswegen um Vergebung zu bitten.

Sonſten iſt noch zu merken, daß, wie den Mayenkäfern die ſtarke Kälte zuwider iſt, alſo ihnen auch die groſſe Hize nicht anſtändig ſeye. Deswegen ſie auch meiſtens den Tag über auf den Bäumen ſtille und unbeweglich ſizen; ſo bald es aber Abend wird, machen ſie ſich auf, fliegen hin und wieder, und ſchwärmen mit groſſen Haufen um die blühende Bäume herum. Da ſie aber dem Wind gerne nachziehen, als begeben ſie ſich immer von einer Gegend in die andere. So ſchädlich ſie aber den Gewächſen ſind, und ſo leicht man ſich durch dieſelbigen verunreinigen kan, welches die Hände der damit ſpielenden Kinder beweiſen: ſo kan man ihnen doch nicht allen Nuzen abſprechen. Vielen Vögeln wird die Unterhaltung ihrer Jungen durch dieſe Inſecte, welche ſich ſonderlich zu derjenigen Zeit einfinden, da jene am meiſten Nahrung vonnöthen haben, ſehr erleichtert: und gegen den Bis der wütenden Hunde wird der Gebrauch der Mayenkäfer in dem Vol. VI. der Actorum N. C. Obſerv. 92. p. 325. vom Hrn. D. Johann Hartin Degner höchſtens angeprieſen. Vielleicht ſteket in den Engerlingen oder Mayenkäferwürmern eine gleiche, und wol gar ſtärkere Kraft: und gleichwie dieſes einer weitern Unterſuchung wohl würdig iſt; ſo hat man ſich auch in Acht zu nehmen, daß man den Mayenkäfer und ſeinen Wurm, mit dem ſogenanten Mayenwurm nicht vermiſche, indem beyde ſehr voneinander unterſchieden ſind.

Die Verſchönerung der Erde, als eine den Menſchen obliegende Pflicht betrachtet.

So bald wir zum Grunde ſezen, (und nöthiget uns nicht aller rechtmäſſiger Gebrauch der Vernunft hierzu?) daß die ganze Schöpfung nicht allein ihren erſten Urſprung durch die Allmacht des unendlich vollkommenen und guten Gottes bekommen, ſondern auch beſtändig unter der Erhaltung und Beherrſchung eben deſſelben ſtehe: ſo können wir keine andere vernünftige Schlüſſe machen, als folgende: “ Sowohl das Ganze, als ein jedes Stük derſelben, vom Gröſten bis zum Kleinſten, mus ſeine abgemeſſene Vollkommenheit, Güte und Schönheit haben, damit es das Lob des Urhebers auf thätige Weiſe verkündige. Alles, was durch de unbeſeelten, und auch durch die blos ſinnlich beſeelten Geſchöpfe gewürket wird, iſt der Abſicht gemäs, wozu ſie beſtimmet ſind. Folglich iſt es ein durch ſie ausgerichteter Wille ihres Werkmeiſters. Und wie könte dieſer mit Recht gemeiſtert werden? Ein wahrhaftig vernünftiges Geſchöpf mag alſo in eine Gegend der Schöpfung geführet werden, wohin es will: es wird darinn die unleugbarſten Spuren der ewigen Kraft und Gottheit deſſen, der alles bereitet hat, wahrnehmen können. Nichts von dem, was wir da erbliken, darf an und für ſich heslich genannt werden, ſo lange noch keine Würkungen eines mit Ueberlegung und einem freien Willen begabten Geſchöpfes einen ſchädlichen Einflus darinn gehabt haben.“

Die Erfahrung beſtätiget die Wahrheit dieſer unſerer Vernunftſchlüſſe. Man verſeze uns in die abgelegenſte Wildnis, wo noch nie eines Menſchen Hand zur Hervorbringung einiger Veränderung angeleget worden; wo alles ſich nach den feſtgeſezten Regeln des Zuſammenhanges der Naturkräfte entwikelt, und welche bisher blos zum Aufenthalt wilder Thiere von allerlei Art gedienet. Wie voll von lauter Naturſchönheiten wird ſie dem ohngeachtet ſeyn? Wie viel Gegenſtände werden wir antreffen, die uns zur vernünftigen Bewunderung reizen? Man führe uns zu den unbewohnteſten, nicht weit von den Polen entfernten Erdgränzen. Wir werden zwar gern geſtehen, daß ſie bei der Einrichtung der Natur, die wir empfangen haben, zu unſerm ordentlichen Aufenthalte ſich nicht ſchiken, und uns freuen, daß andere Erdſtriche da ſind, worinn alles zu unſern Bedürfniſſen viel näher abgemeſſen iſt. Aber haben nicht die gräslichſten Eisberge gleichfalls ihre unleugbare Schönheiten? Könten wir einmal in den Tiefen der Meere herum wandern. O! wie unzählige Wunder der Natur würden wir da erbliken! Wie viele Geſchöpfe mögen da noch vorhanden ſeyn, von deren Schönheit noch nie ein menſchliches Auge die geringſte Empfindung gehabt hat?

So ſieht die ganze Schöpfung aus, wenn wir ſie mit vernünftigen Bliken betrachten. Alſo iſts ein Unverſtand, der entweder eines gerechten Tadels, oder eines wahren Mitleidens würdig iſt, wen̄ man andere Urtheile von ihr fället. Aber nun haben wir weiter zu bedenken, daß ſie zuförderſt um vernünftiger Geſchöpfe willen unternommen ſey, und erhalten werde. So lange wir dieſe weglaſſen, und uns einen Weltbau vorſtellen, worinn entweder gar nichts beſeeltes, oder doch blos ſinnlich beſeeltes, ohne vernünftige Ueberlegung und Entſchlieſſung: ſo müſſen wir geſtehen, daß er für ſich nichts zur Verherrlichung des Schöpfers, der des alles ſelbſt gar nicht bedarf, beitragen könne. Die blos ſinnlich beſeelten Geſchöpfe können, da ſie zum vernünftigen Bewuſtſeyn ſowohl ihrer ſelbſt, als deſſen, was auſſer ihnen iſt, ganz ungeſchikt ſind, von allen Schönheiten und Vollkommenheiten in der ganzen Schöpfung nichts empfinden, folglich ſich auch gar keine Vorſtellungen davon machen. Ihr blos thieriſches Leben erfordert ſo hohe Naturgaben nicht. Daher findet auch bei ihnen kein Vorſaz Plaz, zur Verſchönerung der Welt etwas beizutragen. Ihre ſämtlichen Würkungen entſtehen aus weit niedrigern, blos ſinnlichen Vorſtellungen und Begierden.

Wie der Allmächtige die übrigen Wohnplaze ſeines groſſen Gebietes mit vernünftigen Heeren beſezet, und alſo dafür geſorget habe, daß allenthalben durch ſie ſein Lob verkündiget, auch in ſeinen Werken verſchiedenes verſchönert werde, das mögen wir nicht ausmachen. Doch eins können wir mit Gewisheit ſagen. *Der Himmel allenthalben iſt des Herrn. Aber die Erde hat er den Menſchenkindern gegeben.* Pſ. 115. v. 16. Wir wollen weiter unterſuchen, wie fern, und warum das leztere geſchehen.

Nicht aus Eitelkeit, nicht aus kindiſchem Hochmuthe, ſondern nach der reinſten Wahrheit, und nach Vorſchrift der ehrerbietigſten Dankbarkeit gegen den einigen Oberherrn der ganzen Welt vertheidigen wir die Würde, welche er dem menſchlichen Geſchlechte ertheilet hat, gegen alle elende Spöttereien, womit ſie oft angefochten iſt. Der ganze Bau der Erde iſt inſonderheit dazu eingerichtet, daß der Menſch darauf eine zu ſeinem Zuſtande ſich ſchikende Wohnung anträfe. Und alles, was zu ihr gehöret, beziehet ſich gewis zulezt auch auf uns. Ungereimt würde man ſich ausdrüken, wenn man z. E. ſagen wolte: der Menſch ſeye zuförderſt um der Thiere willen da. Nein. Sie entziehen ſich unſerer Geſellſchaft gerne. Denn ſie bedürfen unſer nicht, und würden ſämtlich, wenn gleich kein Menſch verhanden wäre, in der Wildheit, wozu ſie von Natur geneigt ſind, ihr Futter finden, und ihr Geſchlecht erhalten. Die Thiere ſind eigentlich um unſertwillen da. Sie ſollen uns dienen, und wir bedürfen ihrer auf unzählige Weiſe, wenn wir das, was zur Menſchlichkeit gehöret, bei einander haben wollen. Alles übrige, was wir ſonſt auf Erden antreffen, ſtehet ebenfalls in genauer Verhältnis mit unſern vielfältigen Bedürfniſſen. Und es mag nichts genant werden, wovon mit Wahrheit zu ſagen wäre, der Menſch könne es gar nicht benuzen. Für alle übrige blos ſinnliche Geſchöpfe iſt das meiſte, was da iſt, ja was zunächſt um ihnen iſt, nichts nüze. Eine jede Art der Raupen z. E. bleibt blos bei ſolcher Art der Blätter, als ihr zum Futter dienlich iſt. Alle andere Geſchöpfe ſind um ihrentwillen nicht gemacht. Das Windſpiel, welches die ſchönſten Gegenden durchſtreichet, findet darinn nichts zu ſeinem Gebrauch, als das Wild, welchem es nachſpüret. Aber der Menſch kan die ganze Schöpfung, ſo weit er ſie nur überſehen mag, auf unzähliche Weiſe nüzlich anwenden. Dienet gleich nicht eine jede Sache unmittelbar zu unſerer Erhaltung und Bequemlichkeit: ſo können wir doch gewis ein vernünftiges Vergnügen, unter beſtändigen Abwechslungen, dadurch erlangen und unterhalten. Nicht allein unſere Sinne werden beluſtiget, ſondern wir haben auch daher zu unendlich vielen nüzlichen Unterſuchungen und Betrachtungen lauter Anlas und Förderung. Um unſertwillen iſt die Erde, und was zu ihr gehöret, eigentlich da. Uns iſt ſie von GOtt gegeben. Wir ſollen darauf die eigentliche Herren ſeyn. Dieſe Ehre theilen wir mit keiner Art der neben uns lebenden Geſchöpfe. Denn dieſe ſamtlich taugen zum Herrſchen nicht, und ſind auch nicht darzu von GOtt beſtimmet.

Stellen wir uns ein Stük des groſſen Gebietes GOttes mit einer Gattung der vernünftigen Geſchöpfe beſezt vor; ſo müſſen wir geſtehen, daß es ſodann eine ganz andere Geſtalt gewinne, als vorhin. Ehe ſie da ſind, treffen wir nichts als Schönheiten der Natur an. Nun aber werden auch ſolche Veränderungen und Würkungen entſtehen, die nicht anders, als durch Anwendung der in ſolche Geſchöpfe von GOtt gelegten Kräfte möglich ſind. Stimmen dieſe nun mit den Abſichten überein, weswegen GOtt ihnen das Leben ertheilet hat; ſo wird der Ort ihres Aufenthalts durch ſie gar ſehr verſchönert. Und eben dies wird auch von ihnen gefordert. Wir wollen dieſe Gedanken uns näher bringen.

GOtt hat die Erde deswegen uns Menſchen gegeben, daß wir ſie verſchönern ſollen. Dies können wir thun, da wir das Wahre und Falſche, das Gute und Böſe, das Schöne und Hesliche, in unzähligen Fällen richtig zu unterſcheiden geſchikt ſind; ſonderlich wenn es uns dabei an dem uns ſo nöthigen Unterricht von Kindesbeinen an nicht gemangelt hat. Da wir nun zugleich zur Würkſamkeit auſſer uns Kräfte, ſowohl der Seele als des Leibes, empfangen haben; und wir uns ſelbſt mit einer freien Auswahl beſtimmen, wie wir ſie anwenden wollen: ſo iſts uns möglich gemacht, bei unſern Werken gewiſſe erkante Regeln der Vollkommenheit und Schönheit uns ſelbſt vorzuſchreiben, und uns zu beſtreben, dieſen ein Genüge zu thun. Dies in unſre vernünftige Natur von GOtt gelegte Vermögen iſt uns nicht umſonſt geſchenket. Es ſoll bei aller Gelegenheit von uns angewand werden. Denn darum haben wirs empfangen.

Den Anfang machen wir billig von uns. Unaufhörlich müſſen wir uns beſtreben, uns ſelbſt zu verſchönern. Dies findet wieder blos bei dem vernünftigen Geſchöpfe ſtatt: da hingegen das Thier, weils gar keine Begriffe von der Schönheit hat, noch erlangen kan, unbekümmert in ſeiner niedrigen Sinnlichkeit hinlebet, und, ohne alle eigene Bemühung ſich zu verbeſſern, ſo auswächſet, als ſeine natürliche Anlage iſt. Wäre der Menſch nun in ſeinem jezigen angeerbten Zuſtande noch ein ganz unverderbenes, und von den Regeln der Schönheit, zu deren Beobachtung er urſprünglich beſtimmet iſt, noch gar nicht abgewichenes Geſchöpf: ſo würde uns nichts gleichſam natürlicher ſeyn, als aufs ſorgfältigſte und eifrigſte dahin zu arbeiten, daß wir immer mehr wahre Schönheiten und Vollkommenheiten, zum Preiſe unſers Gottes, und zur Vergröſſerung unſerer eigenen Glükſeligkeit an uns erhielten. Aber wo findet ſich jezt ein Menſch, dem ein ſo hoher Naturadel angebohren wäre? Wir wollen die bittre Wahrheit gerne geſtehen, daß wir ſelbſt der einige wahrhaftig heslich Gegenſtand auf der ſonſt ſchönen ganzen Erde ſind. Was kan abſcheulicher ſeyn, als ein Geſchöpf, welches zur lebendigen Erkenntnis u. Verehrung ſeines allenthalben würkſam gegenwärtigen majeſtätiſchen Schöpfers, zur willigſten Nachfolge ſeines Exempels, zur genaueſten Beobachtung des ewigen Unterſchiedes des ſittlich Guten, und des ſittlich Böſen, in allen ſeinen freien Handlungen, ja zum kindlich vertrauten Umgange mit GOtt ſelbſt, angeleget und beſtimmet iſt: welches aber nun ſo ausgeartet iſt, daß es gerne als ohne GOtt in der Welt ſeyn, im Schmuze blos thieriſcher Sinnlichkeiten ſich beſtändig herum wälzen, und die obern Kräfte ſeiner Seele zu lauter ſich ſelbſt recht närriſch widerſprechenden Dingen, ja gar zur Ausübung der allerſchändlichſten Laſter misbrauchen will? Wer ſiehet von Natur beſſer aus, als dieſe Beſchreibung lautet? Sollten wir ſo heslich bleiben, ſo würde durch uns die Erde ein wahres Tollhaus. Der für ſeine Ehre eifernde, u. zugleich das Elend des menſchlichē Geſchlechts mit Erbarmen betrachtende Vater im Himmel hat ſolche gnädige Anſtalten auf Erden gemacht, daß wir heslich gewordene Geſchöpfe wieder ausgebeſſert werden können. Hier kan allein ein überzeugter Chriſt weiter ſprechen, und Rechenſchaft davon ablegen, wie es möglich geweſen, daß der Welt der Sünder, ohne Kränkung der höchſten Heiligkeit und Gerechtigkeit GOttes, geholfen worden. Aber auch dieſer allein kan angeben, wie die von GOtt Begnadigten wieder ſelbſt ſo verſchönert werden ſollen, daß GOtt an ihnen und um ihrentwillen, an der Erde, die er ihnen gegeben, ein Wohlgefallen haben kan. Blos die Chriſtliche Religion, entdeket und reichet uns das einzige Mittel, wodurch das Hesliche, ſo uns anklebet, von Grund aus gehoben, und wir zum Beſiz einer wahren Schönheit wieder erhöhet werden können. Je mehr man jene nicht allein kennet, ſondern auch in würkliche Ausübung bringet, deſto ſchöner machet man ſich ſelbſt; und deſto geſchikter und geneigter wird man auch an Verſchönerung ſeiner Mitmenſchen unermüdet zu arbeiten. Alle übrige, jemals zur völligen Ausbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts vorgeſchlagene Mittel ſind entweder hierzu gar nicht geſchikt, oder doch für ſich allein bei weiten nicht zureichend; oder ſie ſind ſchon würkliche Folgen aus der nähern göttlichen gnädigen Offenbarung.

Aber nun ſind auch auf der Erde, die uns GOtt gegeben, viele Dinge auſſer uns da, mit welchen wir uns beſchäftigen. Thun wir ſchon genug, wenn wir dieſe nur auf gewiſe Weiſe benuzen? Sollen wir uns nicht auch beſtreben, ſie, ſo viel wir nur immer können, zu verſchönern, und dies, als eine uns obliegende Pflicht, betrachten?

Durch uns entſtehen viele Veränderungen auf der Erde, welche, wenn wir zum Grunde ſezen, daß ſie nicht allein von Thieren, ſondern auch von Menſchen, bewohnet werden ſoll, als Verſchönerungen mit Recht anzuſehen ſind. Z. E. die dikſten Wälder ſind ausgerottet. Dann es wolten nicht ferner Thiere, ſondern Menſchen, ſich daſelbſt aufhalten. Alſo ſind da, wo ſie vorhin waren, groſſe Städte erbauet, die man nach und nach immer mehr zur Sicherheit, Bequemlichkeit und guter Ordnung vieler, die gerne nahe beieinander wohnen wolten, mit zuſammengeſezten Kräften eingerichtet hat. Gärten und Getraidefelder ſind durch der Menſchen Hand entſtanden. Die Ströme ſind an den nöthigen Orten mit Brüken überleget. So gar ſchwimmet der Menſch auf dem Meere in beſonders dazu verfertigten Behauſungen. Dieſe und unzähliche andere Werke würden gar nicht auf der Erde angetroffen werden, wenn ſie nicht von uns erfunden, und durch uns zum Stande gebracht wären. Was ſoll uns antreiben, Fleis auf ſie zu verwenden, und auf ihre beſtändige Verbeſſerung zu ſinnen? Und was für Endzweke ſollen wir uns vorſezen, dadurch zu erreichen?

Ohne Zweifel, handelt man bei allen ſeinen irdiſchen Beſchäftigungen aus dem höchſten Bewegungsgrunde, nach der edelſten Norm, und in der rühmlichſten Abſicht, wenn man ſich dabei vorſtellet: “Siehe! ich bin ja ſchuldig, die Erde ſo viel ich nur immer kan, zu verſchönern. Auch durch mich, auch durch meine Bemühungen, ſie mögen von gröſſer oder von kleiner Erheblichkeit ſeyn, ſoll ſie beſſer werden, als ſie ſonſt ſeyn würde.“ Allenthalben wo Menſchen ſind, müſſen ſie auch lauter deutliche Beweisthümer hinterlaſſen, daß ſie ſich daſelbſt aufgehalten und würkſam geweſen, und daß ſie dabei den Vorſaz gehabt, das, was ihnen der oberſte HErr anvertrauet, durch ihren kleinen Beitrag ſchöner zu machen, als es ſonſt ſeyn würde. Dies Beſtreben mus ihm nothwendig wohl gefallen. Denn hierzu hat er ſelbſt uns beſtimmet. Verſchulden wir nicht billig Verweiſe bei denen, unter deren menſchlicher Aufſicht wir ſtehen, wenn ſie bei ihren Beſuchen finden, daß durch uns die Sachen, welche ſie uns angeſchaffet, oder worauf ſie ſonſt zu achten haben, aus Muthwillen oder Nachläſſigkeit verdorben ſind, und daß unſer ganzer Aufzug unordentlich, ſchlecht und unanſtändig ſey? Erhalten wir hingegen nicht ihren Beifall und Lob, wenn unſre ſämtliche Sachen in guter Ordnung, und anſtändigem Aufpuze, angetroffen werden? Sollte der oberſte Aufſeher nicht vielmehr ſo geſinnet ſeyn? Sollte nicht ein jeder, dem er ein Pläzgen ſeines Erdbodens zur Benuzung eingeräumet hat, werth in ſeinen Augen ſeyn, wenn er in demſelben ſo viel ordentliches und ſchönes zu ſtiften ſuchet, als ihm nach ſeinen Umſtänden nur immer möglich iſt, und zwar deswegen, weil er ſich dazu aus wahrer Ehrfurcht gegen GOtt verpflichtet achtet?

Das Edle und Tugendhafte einer ſolchen Geſinnung und Bemühung, wird am deutlichſten in die Augen leuchten, wenn wir ihr eine dreifache ganz andere entgegen ſtellen. Wir denken alſo erſtlich an ſolche Menſchen, die wir billig Verwüſter der Erde nennen. Oben an ſtehen in dieſer Claſſe grauſame, oder herrſchſüchtige und landgierige Landesherren, wenn ſie Landverderbliche und unnöthige Kriege führen. Freilich iſts eine unvermeidliche Folge, auch aus den allerrechtmäſſigſten, daß dadurch in den Gegenden, wo ihr Schauplaz iſt, entſezliche Zerſtöhrungen angerichtet werden müſſen. Das Kriegsrecht erlaubet nicht allein, ſondern befiehlet gar vieles, was in Friedenszeiten die abſcheulichſte Unmenſchlichkeit und Raſerei zu nennen wäre: wiewohl gewiſſenhafte Krieger auch zu der Zeit, wenn ſie als Feinde handeln müſſen, gerne nach der Menſchenliebe alles deſſen ſchonen werden, was ohne offenbare Hintanſezung ihrer Obliegenheit unverſtöhrt bleiben kan. Doch ſo oft man die traurigen Folgen ſolcher Kriege ſiehet oder bedenket, die mehr aus einer abſcheulichen Gemüthsbeſchaffenheit der Landesherren ihren Urſprung haben, noch auf ganz unmenſchliche Weiſe geführet ſind: ſo wird man, wenn man ſonſt ein vernünftiger Verehrer GOttes iſt, bei allem wahren Mitleiden, ſo man dabei hat, und bei aufrichtigem Geſtändnis der groſſen menſchlichen Unvollkommenheiten, doch zulezt eben ſo davon urtheilen, als man thun mus, wenn irgendwo z. E. durch hohe Waſſerfluthen, ſchwere Ungewitter, Erdbeben, Feuersbrünſte, ꝛc. vieles verwüſtet iſt. Man wird ausrufen: Kommt her, und ſchauet die Werke des HErrn an, der auf Erden ſolch Zerſtöhren anrichtet! Seyd ſtille, und erkennet, daß der HErr GOtt iſt! Er will Ehre einlegen auf Erden. Pſ. 46, v. 9. und 11. Hingegen, wenn man mit Wahrheit ſagen kan, daß irgendwo Kriege um hölliſcher Abſichten willen entſpringen;

ſpringen; oder alles vernünftige Kriegesrecht in ihrer Ausführung ganz aus den Augen geſezet wird: ſo mag man mit gerechtem Eifer ſeufzen: Wehe dir, du Zerſtöhrer! Jeſ. 33, 1. Glüklich iſt ein Volk, deſſen Herr die Geſinnung eines friedfertigen Regenten hat; und der, bei unermüdeter und kluger Abhaltung und Stillung der Kriegesgluten, auf lauter innere Verſchönerungen ſeines Gebietes am liebſten bedacht iſt.

Aber es giebt viel mehrere kleine Verwüſter der Erde. Hieher gehören alle, die die ihnen anvertrauete Pläze des Erdbodens, entweder durch ihre Nachläſſigkeit oder durch ihre unordentliche Lebensart, in eine klägliche Geſtalt bringen. Hat jemand gleich zeitliche Güter, ſonderlich eigentliche Landgüter empfangen, die durch die Fehler der Vorfahren in einem unverbeſſerten Zuſtande gelaſſen; oder gar in einen ſehr verſchlimmerten gebracht ſind; ſo iſts doch ſchon tadelnswürdig, wenn er ſie unbekümmert darin bleiben läſt. Warum will er denn nicht beweiſen, daß er ihres Beſizes würdiger ſey, als jene? Oder wenn er etwa nicht Geſchiklichkeit, oder Zeit, oder Luſt, oder Einkünfte genug hat, ihre Verſchönerung zu bewerkſtelligen: warum will er ſie nicht auf eine ihm ſelbſt unſchädliche Weiſe andern in die Hände bringen, die dazu geſchikter und geneigter ſind? Aber noch weit mehr vergehen ſich diejenigen, ſo zugeben, daß die Ordnungen und Schönheiten, welche ſchon vor ihrer Zeit geſtiftet ſind, verfallen, und endlich gar ausgerottet werden; und dagegen nichts, als Schmuz, Unordnung, Wildnis und Heslichkeit, als klägliche Spuren ihres unglüklichen Daſeyns, hinter ihnen zurüke bleiben. Freilich müſſen treue Verbeſſerer der Erde ſichs recht ſauer werden laſſen, ſie mögen leben, in welchem Stande ſie wollen. Aber ſind wir denn nicht zu einer unaufhörlichen nüzlichen Würkſamkeit erſchaffen? Schämen wir uns nicht, eine unnüze, oder gar Verderben ſtiftende Laſt der Erde zu ſeyn? Wie wollen wirs vor dem Oberherrn der Welt verantworten, wenn wir ein Stük ſeines Gebietes mit Heslichkeiten angefüllet haben? Leider beſtätiget die Erfahrung oft die Wahrheit des bekanten Sprüchwortes: daß auf einen Verbeſſerer gemeiniglich ein Verwüſter zu folgen pflege. Betrübte Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge! Wer iſt Schuld daran?

Zum andern ſtellen wir hier niederträchtig geizige und gewinſüchtige Erdbürger auf. Dieſe ſind oft ſo würkſam und geſchäftig in den ihrer Handhabung übergebenen Dingen, daß ſie ſich dabei wol kaum zu einer einzigen vernünftigen Betrachtung Zeit gönnen. Fragt man aber nach, was ſie zu ihrer unermüdeten Arbeitſamkeit antreibe, und was ſie, als das äuſſerſte Ziel ihrer Wünſche, immer und einzig dabei vor Augen haben: ſo wird man bald finden, daß ſie nichts, als ihren baren Vortheil ſuchen. Alle Verbeſſerungen, welche ſie noch etwa vornehmen, werden blos nach dem daher zu hoffenden Geldertrage abgemeſſen. Schlechte Verſchönerer der Erde! ſie werden nie etwas anwenden wollen, wenn ſie gleich können, um irgendwo eine Regelmäſſigkeit und Schönheit zu ſtiften. Ihr Geldbeutel mus gefüllet ſeyn. Die heslichſten Gegenſtände werden ihnen keine Unluſt erweken, wenn ſie nur mit ihrer Habſucht beſtehen können. Und geſezt auch, daß durch ſie, ſonderlich wenn ſie ſchon ſehr bemittelt ſind, etwas zum Stande gebracht wird, ſo für ſich eine Zierde der Erde heiſſen kan: ſo wird doch, wenn ſie dabei ſonſt nichts zu erhalten geſuchet, als eine Vergröſſerung ihrer Einkünfte, ihr Ruhm mit Recht ſehr mäſig zu nennen ſeyn. Wahre Tugend hat an ihren Unternehmungen und Ausrichtungen keinen Antheil. Sie haben ihren Lohn dahin.

Freilich iſts uns nicht allein erlaubt, ſondern wir ſind gar nach den Vorſchriften einer gereinigten Sittenlehre aufs ſtrengſte verpflichtet, bei unſern Beſchäftigungen mit den Erdgütern auf unſern zeitlichen Vortheil zu ſehen. Zu unſerer

Benuzung ſind ſie da, und uns übergeben. Recht haus zu halten, iſt in der That eine groſſe Kunſt, worinn viele Erdbürger ſehr unwiſſend und ungeſchikt ſind und bleiben. Der Lernbegierige wird immer mehr erfahren, wie viel dazu erfordert werde, und daß man darinn niemals völlig zum Ende komme. Mit Grunde können wirs alſo einen Ruhm unſerer Zeit nennen, daß man jezt ſo viele öconomiſche Dinge in gedrukten Schriften unterſuchet, was man ſelbſt davon erfahren hat, gemeinnüzig machet, und Vorſchläge thut, wie aus allen Dingen, womit wir umgeben ſind, der gröſte, leichteſte, geſchwindeſte und mannigfaltigſte Vortheil entſtehe, ja daß ſich ganze gelehrte Geſellſchaften um die Wette mit Aufgaben und Abhandlungen davon beſchäftigen. Aber dabei haben wir nie zu vergeſſen, daß uns die Erde nicht gleichſam verpachtet ſey. Nein! wir können alles, was ſie uns aufbringet, behalten, ſo lange wir leben. Nur müſſen wirs rühmlich anwenden. Unſern erſten Bedürfniſſen wird noch endlich leicht abgeholfen. So bald wir denn etwas übrig haben, liegt uns auch ſchon der Beruf ob, zur Verſchönerung der Erde das Unſrige beizutragen, und nicht zu geizig immer an den Fingern zu berechnen, was uns die nächſten baren Aufkünfte bringe. Das Auge, der edelſte menſchliche Sinn, will auch etwas, ja ſehr vieles haben. Je mehr alſo jemands zeitliches Vermögen anwächſet, deſto mehr Verpflichtung bekommt er zugleich, zum Aufpuz der Welt einen Theil deſſelben anzuwenden. Ueberdem iſt es grundfalſch, wenn man ſich vorſtellet, daß eine vernünftige Sorge für gute Ordnung und Verſchönerung mit der Abſicht, ein Ding aufs vortheilhafteſte zu benuzen, nicht zugleich beſtehen könne. Alle menſchliche Verrichtungen haben viel ungereimtes, und ſich ſelbſt widerſprechendes, mit ſich verbunden. Gewis der niederträchtig Gewinnſüchtige richtet für ſich ſelbſt zulezt lauter Schaden und Verluſt an, wenn er blos gewinnen, und nicht auch zugleich verſchönern und verbeſſern will.

Aber ſiehe! dort iſt eine dritte Art der Erdbürger, die ganz anders verfahren! Sie bauen prächtige Häuſer. Sie legen koſtbare Gärten an. Ihre Landgüter, und alles, was dazu gehöret, mus aufs herrlichſte ausgeſchmüket werden. Ihr ganzer äuſſerlicher Aufzug iſt lauter Schönheit. Kein Geld, keine Mühe, keine Kunſt wird geſpahret. O! welche Pracht! Hier werden wir doch die rechten Verſchönerer der Erde antreffen? Wir wollen ihnen etwas näher treten. Was treibt doch dieſe glänzende Männer an, ſich und das Ihrige ſo aufzupuzen? Ach! ein kleiner ſtolzer Geiſt hat alles dies Gepränge aufgeführet und angeſchaffet. Eine ins Eitle zu ſehr verliebte Seele iſt in dieſem vergänglichen Glanze verhüllet. Wie viele fallen hiebei in die Verſchwendung? in das Ungereimte, da ſie eine Sache ſich unterziehen, die ſie nicht verſtehen, oder der ſie nicht gewachſen ſind? Der Aufwand im Pracht und koſtbaren Bauen überſteigt die Einkünfte. Ein ſolcher bleibet lediglich am Sinnlichen hangen; der doch das Seinige viel nüzlicher und rühmlicher anwenden könte. Er bauet ohne Verſtand, und das was er öfters verbeſſern und verſchönern will, thut er verunzieren. Und wie oft geſchiehet es, daß ſich ein Solcher auch nachher gar in eine unüberwindliche Laſt von Schulden ſtekket? Schlechte Ehre! Geſezt auch, daß jemand, zwar aus ſeinen, ihm auch rechtmäſſiger Weiſe gehörenden Mitteln, doch blos aus Stolz und Eitelkeit etwas veranſtaltet hat, das für ſich eine Verſchönerung der Erde, ja ein rechtes Meiſterſtük der menſchlichen Erfindungskunſt und Würkſamkeit, mit Recht genannt werden könte; ſo wirds doch ein elender Ruhm für ihn ſeyn, weñ der Sittenlehrer ſagen mus: Hier iſt alles ſchön: aber das Herz des Urhebers und Beſizers hat nicht getaugt. Schade iſts, daß dies Werk nicht mit einer edlern Geſinnung unternommen, und zum Stande gebracht iſt. Verkehrter Zuſtand, wenn man urtheilen mus: In dieſem recht prächtigen und allenthalben ausgeſchmükten Hauſe, iſt der Herr deſſelben das Heslichſte, ſo darinn anzutreffen iſt!

O! könten doch alle Menſchen dahin gebracht werden, daß ſie ein lebendiges Erkentnis GOttes bekämen, und in alle ihre irdiſche Geſchäfte einen ſtarken und beſtändigen Einflus haben lieſſen! Wie viel mehrere rühmliche Verſchönerungen würden ſodann noch auf der Erde entſtehen? Und wie viel mehr wahres Vergnügen könten ſie ſelbſt haben, ſie mögten leben, wo, und in welchem Stande ſie wollten?

Phyſicaliſche Betrachtung

von denen vornehmſten Feuerſpeienden Bergen in Europa.

Unter allen Feuerſpeienden Bergen ſind die 2. ungeheuren Berge, Aetna und Veſuv, in Europa wohl die berühmteſten, als welche wegen ihrem unterirdiſchen Feuerbehältnis, und unermeslichen Zuflus von brennhafter Materie, die allergröſſeſte Verwüſtungen angerichtet haben; als welche das geſegnete Italien ſchon ſo oft betroffen, deſſen die erſtaunliche Menge ausgebrennte Steine betrübte Zeugen ſind; denn daß Italien ein Feuervolles Land iſt, beweiſen ſo gar die daſelbſt wachſende Weine, welche die unterirdiſchen Feuer und Feuerſpeienden Berge daſelbſt auskochen, daß man ihn vor übermäſiger Süſigkeit kaum trinken kan. Der unfreundliche, der ſchrökliche Veſuv, nähret an ſeinem Fuſe die Reben von dreierlei vortreflichen Weinen. Wir haben ihm den Vino Greco, den gelben Muſcateller Wein und die Thränen Chriſti zu danken. Dieſe und andere Urſachen, wenn man ſie genau unterſuchet, und betrachtet, geben ſattſam zu erkennen, daß Italien und die Inſeln in ſeiner Nachbarſchaft, ganz auf Feuer ſtehen müſſe. Dieſes zu beweiſen, will ich zuerſt eine nähere Nachricht von den berühmteſten Feuerſpeiern mittheilen; und auf ein andersmal auch von den Feuerſchlünden, die inn- und auſſer Europa befindlich, erzehlen; denn man findet die ungeheuren Feuerſchlünde nicht nur auf dem feſten Lande und den Inſeln, ſondern ſo gar auch in der Tiefe des Meers.

Dem Rang nach iſt der Berg Aetna der erſte, welcher in Sicilien liegt, nicht weit von Catanea, und wird daſelbſt Monte Gibello genennet. Dieſer Berg hat ſchon ſeit undenklichen Zeiten Feuer ausgeworfen. Strabo, Plinius, Ovidius, Virgil, Lucrez, Cornelius Severus, Seneka und viele andere Schriftſteller der älteſten Zeiten reden davon, als von einer ausgemachten Sache.[*] Man findet in den Geſchichten ſehr häufige Nachrichten von ſeinen oftmaligen und ganz erſchröklichen Ausbrüchen. Die Materie, die er von Zeit zu Zeit ausgeworfen, und die ſich nach ihrer Erkältung verhärtet hat, liegt 68. Fus hoch über der Erde, und man findet unter derſelben Pflaſter von Marmor und Spuren einer alten Stadt, die der Aetna eben ſo, wie der Veſuv Heraclea, begraben hat. Er hat zu verſchiedenen Zeiten neue Oefnungen bekommen, und man kan ſeinen Rauch und ſein Feuer 60 Meilen davon auf der Inſel Maltha ſehen. Er dämpfet und rauchet beſtändig, und wirft zu Zeiten Flammen und brennende Materien mit gröſter Heftigkeit aus. Im Jahr 1537. verurſachte er auf Sicilien ein 12tägiges Erdbeben, welches

---

[*] Strabo, rer. geogr. l. 6. Plin. H. N. l. 2. c. 166. l. 3. c. 8. Ovid. Metam. l. 14. Virg. Æneid. l. 3. Lucret. de rer. Natur. l. 6. Corn. Sever. pecul. Poemate. Senec. de benef. l. 3. c. 37. Nat. Quæſt. l. 2. c. 30.

ches groſſen Schaden that, und nicht eher aufhörte, als bis der Berg eine neue Oefnung bekam, wodurch alles auf 5. Meilen umher verbrannt wurde. Die Aſche, die er auswarf, iſt nach Italien und auf weit von Sicilien entfernte Schiffe gefallen. Nach des Farelli Berichte, der die Entzündungen dieſes Berges ſehr umſtändlich beſchreibet, hat ſein Fus 100. Meilen im Umfange. Er hat 2. beſtändig dampfende Löcher oder Oefnungen, davon die eine enger iſt als die andere. Man will auf 60, 000. Schritte von dieſem Berge Steine gefunden haben, die er ausgeworfen haben ſoll. Im Jahre 1638. entſtand von dieſem Berge ein entſezliches Erdbeben, welches Catanea verwüſtete, worinn allein, ohne die Dörfer zu rechnen, 60, 000. Menſchen ums Leben gekommen.** Unter der Regierung des Julius Cäſar hat er einmal erſchröklich gewüſtet. Damals war die See bis an die Inſel Lipara kochend heis, ſo, daß die Fiſche darinn getödet und geſotten worden. Im Jahr 1650. brannte er an der Nordlichen und Oſtlichen Seite, und es floſſen damals ganz feurige Ströme von ihm herab, die alles überſchwemmeten und umkehreten. Eben ſolche Ergieſſungen des Feuerſtroms müſſen die alte Stadt verſenket haben, die die Einwohner von Catanea in der Tiefe von 68. Fus finden. Im Jahr 1669 warf er anfangs glüende und feurige Ströme aus, die ein gutes Stük Weges bei den Mauren von Catanea vorbei in die See liefen.*** Endlich aber ward der Strom gegen die Stadt ſelbſt getrieben, und verzehrete damals etwa 14. Städtchen und Dörfer, davon einige 3. bis 4000. Einwohner hatten, und wovon man jezt kein Ueberbleibſel mehr findet. Der Feuerſtrom beſtand aus flieſſenden Metallen, die nach und nach hart wurden. Der Aetna bekam vom Erdbeben 3. groſſe Riſſe, woraus die Flammen mit grauſamen Getöſe über 100. Ruthen in die Höhe ſtiegen, und eine Menge Steine mit ſich führten, deren einige 3. bis 400. Pfund wogen, und einige Meilen davon niederfielen; dabei befanden ſich feurige Funken und Aſche in ſolcher Menge, daß davon die Luft verfinſtert wurde.

Im Jahre 1693. ward nicht allein ganz Sicilien durchs Erdbeben erſchüttert, ſondern der Berg warf auch einen ſolchen feurigen Dampf aus, daß bei 6000. Menſchen, die ſich wegen Ueberſchwemmung der See auf den Gipfel dieſes Berges begeben hatten, dadurch hingerichtet, erſtiket, und theils durch die herausfliegende Stein und Schwefelklumpen tod geſchlagen wurden. Ueberhaupt iſt wegen des Brandes dieſes Berges zu bemerken, daß man durchgängig einiges unterirdiſches Getöſe zuvor höret, und bisweilen heftige Erdbeben, als Vorboten der ausbrechenden Wuth, empfindet. Kircher hat den Berg Aetna ſelbſt beſtiegen, und von ihm können wir alſo ſichere Nachrichten von ſeiner wahren Beſchaffenheit erhalten; davon ich Auszugsweiſe, ſo viel zu meiner Abſicht hinlänglich, hier mittheilen will.****

Die gerade Höhe des Berges, wie er von Maurolico und Clavio gemeſſen worden, beträgt 30000 Schritte. Die umliegende Gegend iſt ungemein fruchtbar, und die lachenden Wieſen, Weinberge und Tannen- und Fichtenwälder, mildern die ſchrekliche Nachbarſchaft des mit beſtändiger Aſche, und vielen Bimsſteinen bedekten Gipfels. Der feuerſpeyende Schlund daſelbſt geht bis in den Ab-

---

** Dieſe Nachrichten ſind aus dem Büfon, Hiſtorie der Natur, 1. Theil pag. 265. der Ueberſezung.

*** Dieſer Ausbruch iſt umſtändlich beſchrieben in den philoſophical Tranſactionen, Num. 51. Dieſe Nachrichten ſind aus Luloſs Einleitung zur Kentniß der Erdkugel, pag. 213. u. f. der Ueberſezung.

**** Kircher. Mund. Subterr. Tom. I. lib. 4. Sect. I. pag. 186.

grund immer enger, als ein Trichter, hinunter, und es ſteigen aus demſelben unter beſtändigem Getöſe, wie auch aus den Seiten-Oefnungen, Rauch und Feuer herauf. Es giebt in dieſem Berge Höhlen, worinn 30000 Menſchen ganz bequem Raum haben könnten. In allen dieſen iſt es voll von ausgebrannten Steinen, und im Feuer zerſchmolzenen metalliſchen Waſſern. Schnee und Aſche ſind die ewigen Beſizer des Gipfels des Aetna, und ſie bedeken zuweilen unergründliche Schlünde, in welche diejenigen verſinken, die ſich unvorſichtig dahin wagen. Die Subſtanz des Berges ſelbſt iſt nichts als eine unordentliche Maſſe von ausgebrannten Steinen, Aſche und Steinkohlen, welche ſich immer von neuem entzündet, nachdem ſie vom Schnee, Regen, Hagel und Winde dazu geſchikt gemacht wird. Die Weite des oberſten Luftlochs iſt veränderlich, weil immer bald neue Materie angeſezt, bald etwas durch die Ausbrüche und Erſchütterungen abgebrochen wird, indeſſen ſezt man ſie auf 3 bis 4000 Schritte. Der Schlund kan nicht ermeſſen werden, theils weil er unzugänglich iſt, theils auch, weil ihn zuweilen die abgeriſſenen und hineingeſtürzten Felſen verſtopfen, und unten immer enger machen, bis das Feuer dieſelben einmal wieder aus dem Wege räumet, theils auch, weil ſich die aufgährende und überflieſſende Feuermaterie, nach gemildertem Brande, verhärtet, und oft ganz oben im Schlunde im Erkalten zu einer harten Rinde wird, die die Unterſuchung der Tiefe verhindert, und zweifelhaft macht, wie ſolches auch beym Veſuvio ſtatt findet. Dieſer Schlund iſt nie ohne Rauch, noch ohne Geräuſch, wovon öfters der ganze Berg erbebet. Bey dem Aetna iſt, auſſer vielen andern Höhlen, la Grotta della Palomba, welche ſo weit und tief iſt, daß die Anwohner glauben, man könne darinn, unter dem Meere hinweg, nach den Aeoliſchen Inſeln kommen. Aus dieſen Höhlen ſind ehedem feurige Flüſſe gefloſſen, welche ſich, wie die Geſchichte ſagen, zuweilen auf 18000 Schritte in die Länge, und 3 bis 4000 Schritte in die Breite, wie Waſſerſtröme, ergoſſen. Hieraus nun kan man ein wenig abnehmen, welch ein Vorrath von brennbaren Materien, und welcher Umfang von einer Entzündung hier im Inwendigen der Erde ſeyn müſſe. Die Geſchichte der vornehmſten Ausbrüche des Aetna findet man im Kircher. a) Ich will nur dieſes noch anmerken, daß der Aetna jederzeit erregt wird und wütet, ſobald ſich der Strudel in der Sicilianiſchen Meerenge ungewöhnlich unruhig zeiget, b) wie auch, ſobald gewiſſe Winde ſtürmen, woraus ſich vermuthen läßt, daß es in dieſem Berge Schlünde gebe, die mit dem Meere Gemeinſchaft haben. Wenn man den Aetna von Catanea aus beſteiget, ſo iſt er 30000. Schritte hoch; auf der Seite von Randazzo aber nur 20000. Schritte. Es iſt der höchſte Berg von Sicilien, er liegt ganz allein, einſam und abgeſondert, hat unten 100000. Schritte im Umfange, iſt rund, und ſteigt ſpiz in die Höhe. Seine untern Gegenden ſind fruchtbar an Getreide und Zukerrohr, die mittlern mit Waldungen, Oelbäumen und Weinſtöken, und die Spize mit Schnee bedeket. c) Kircher verſichert, daß die Materie, die er von je her ausgeworfen, zuſammen genommen, wohl 20 mal ſo viel betragen ſoll, als die ganze Maſſe des Berges. d) Dieſes mus niemand zuviel ſcheinen, ſonſt würde man den Ray gar wegwerfen, wenn er ſagt: der Aetna habe einſtmals auf einmal ſo viel brennende mineraliſche Ströme ausgeworfen, daß, wenn man ſolche 3. Schuhe tief und breit ausbreitete, dieſelbe viermal um den

---

a) Loc. cit. p. 188.
b) Kircher, l. c. p. 190.
c) Büſchings neue Erdbeſchreibung, 2. Th. S. 1057.
d) Loc. cit. p. 188.

ganzen Umkreis der Erde und Waſſerkugel reichen würde. e)

So feuerſpeiend dieſer Berg iſt: ſo heftig iſt auch der Veſuvius, wenn er alterirt, und durch den Zuflus hinreichender Materie in eine Entzündungsvolle Fermentation gebracht wird. ꝛc.

Dieſer feuerſpeiende Berg Veſuv, welcher nur 6. welſche Meilen von Neapel liegt, und von Einigen die Dampf- oder Naſenlöcher der Erde genennt wird, iſt von deſſen Fus an, 3. kleine Meilen hoch; über der Fläche des Meers aber liegt der feuerſpeiende Gipfel, (denn der Veſuv hat deren zween, wo zwiſchen ſich ein fruchtbares Thal v. einer Meile befindet,) auf mehr als 1100. Klaftern. Der Berg iſt ſehr ſteil, und voller tieffer ſchwarzer Aſche; dahero man, ohne die Hülfe der Bauren, die ſich, als Wegweiſer, gebrauchen laſſen, und ſich, ſo wie die Gelehrten Antiquarii, welche den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer dieſes Landes erklären, Ciceroni nennen, nicht fortkommen könte. Wo keine Aſche iſt, findet man ſpizige Schlakken von der ehemals heraus gefloſſenen ſchwefligten, harzigten und metalliſchen Materie, worinn, wenn ſie noch flüſſig iſt, ſchwere Laſten mit Steinen, mit fortſchwimmen, die, wenn man ſie gleich mit Stangen niederdrüket, dennoch, wie Holz auf dem Waſſer, auf dem Feuerſtrome ſchwimmen, und die künftige Fläche, nachdeme ſie hart wird, ſo uneben und holpricht machen. Solche Ströme entſtehen nicht aus einem Auswurfe des Bergs, wie es mit den Steinen geſchieht, ſondern als aus einem allzuvollen überflüſſigen Gefäſſe. Es wollen einige nachgerechnet haben, daß der Veſuv im Jahre 1694. ſo gewaltig viele Materie ausgeworfen, daß ſie nach der Verhärtung an etlichen Orten 40. Ellen hoch geſtanden, und einen eben ſo groſſen Berg hätte ausmachen können, wenn ſie beiſammen geweſen wäre. Auf der Helfte des Bergs findet man zuweilen Centnerſchwere noch glüende Steine, wobey man Papier anſteken kan, deren Keisler wohl 15. geſehen. In dieſer Gegend hörte er öfters ein Knallen, als ob eine ganze Batterie groben Geſchüzes von ferne losgeſchoſſen würde, und unter den Füſſen war ein beſtändiges Getöſe, als ob Keſſel im Kochen wären. Wenn man mit dem Stoke nur einer Hand tief in die ſchwarze Aſche ein Loch machte, war gleich die Hize oft ſo ſtark, daß man die Hand nicht hinein ſteken konte. Der Rauch kam hier und da durch Luftlöcher aus dem Berge. Die Sohlen der Schuhe verbranten an manchen Orten auf den Schlaken. Bey jedem Auswurfe hörte man hier ein Ziſchen, als ſtiege eine Menge Raketen auf einmal in die Höhe; aber von dem Getöſe auf der Helfte des Berges war hier nichts zu hören. Die dampfende Oefnung iſt einer ſpringenden Pulvermine ähnlich, und ieder Ausbruch verdunkelt das Licht der Sonne. Die meiſten und ſchwerſten Steine fallen gerade wieder in den Feuerſchlund hinunter, und thun dieſen Weg vermuthlich gar oft, ehe ſie auſſerhalb der Oefnung zu fallen kommen; doch fahren auch viele zu den Seiten hinaus. Dieſe Umſtände ſind nicht immer einerley, und ſchon Virgil hat die Mannigfaltigkeit derſelben beſchrieben. f) Es iſt lächerlich, wenn die Reiſende vorgeben, daß ſie während dem Brennen des Berges oben hinein geſehen, und den Abgrund voll kochenden Schwefel und Metall gefunden hätten. Man kan, auch wenn er nicht brennt, den Grund der Oefnung, wegen des Rauchs, ſelten ſehen; und wenn er auch ja einmal ohne Rauch iſt, ſo ſieht man doch die verhärtete Rinde der geſchmolzenen Materie, daher die Tieffe des Schlundes bisweilen kaum allein hundert Fuß, bisweilen aber faſt unabſehlich iſt, nachdem ſich dieſe Rinde hoch oder tief angeſezt hat. Wenn man

kurz

---

e) Der Welt Anf. Veränderung und Untergang. S. 92.

f) Virg. Æneid. l. 3. v. 570. u. f.

kurz darauf, nachdem der Berg zu brennen aufgehöret hat, Steine in das Loch hinein rollet, ſo verurſachen ſie einigen Lärm, und es kommt Rauch aus der Tieffe. Die Stelle, wo Keisler von dem Berge zurük gekehret war, ſtand einige Tage darauf, nebſt dem ganzen Gipfel, im Feuer, und zu Neapel hörte man ein ein heftiges unterirdiſches Getöſe, und empfand Stöſſe vom Erdbeben g). Seit Chriſti Geburt findet man in der Hiſtorie etlich 20. ſehr heftige Ausbrüche deſſelben angemerket. Die zu den Zeiten des Veſpaſians iſt es, welche die Städte Heraclea und Pompeja, die man jezt wieder aufgräbt, unter dem Schutt begraben hat. Die Aſche iſt bis in Africa, Sirien und Egipten geflogen, und zu Rom hat ſie die Sonne verfinſtert. Die Vögel in der Luft erſtikten, und die Fiſche im Waſſer ſtarben vor Hize und dem Geſtanke. h) Im Jahre 1631. warf er ſo heftig Feuer aus, daß die Sonne ſich am Mittage verdunkelte, und die See einigemal zurüke wich, daß die Schiffe troken liegen blieben i). Im Jahre 1682. war der Rauch von dem Brande ſo heftig, daß er ganzer zween Tage eine groſſe Finſternis 12. Meilen in der Runde verurſachte k). Die Flamme eines Brandes 1685. gab 20. Meilen in der Runde herum helleres Licht, als das ſchönſte Mondlicht. Im Jahre 1689. brannte er ganzer 22. Tage, wobey man in Neapel in dem Innern des Berges ein Getöſe, wie von kochenden Keſſeln, hörte. Eben ſo wütete er 1694., da er heftige und feurige Flammen nach Benevento warf, welches 30. Italiäniſche Meilen davon liegt. Ganze Ströme geſchmolzener Materien lieffen langſam, wie gerinnendes Fett, 3. Meilen weit aus dem Abgrunde fort, und trieben alles, was ſie fanden, vor ſich weg l). Ein Strom, der nach entſezlichem Wüten des Berges und unterirdiſchen Donnern aus dem Berge glühend heraus floß, nahm im Jahr 1717. eine halbe Meile in der Breite ein, und floß 5. Meilen lang fort. Die Flamme, die zuweilen dreifach war, zuweilen eine Säule, ſo dik als die Oeffnung des Berges, vorſtellete, ſtieg auf 1000. Fuß über den Berg in die Höhe. m) Man kan ſich von der Gewalt der Entzündungen des Veſuvs ſowohl hieraus, als auch beſonders aus dem Umſtande einen Begrif machen, daß er zuweilen 5. Centner ſchwere Steine etliche Italiäniſche Meilen weit fortwirft n). Daß der Veſuvius mit der offenbaren See eine Gemeinſchaft habe, ſchreibet Kircher in mundo ſubt. 2. T. p. 758. lehret nicht nur die Erfahrung vom Jahre 1631. da gleich anfangs und vor dem Brande das Meerwaſſer ſolchergeſtalt verſchlungen worden, daß die Galeeren und Schiffe im Haven aufs Trokene zu ſizen gekommen; ſondern auch dasjenige, was im Jahre 1698. geſchehen, da nemlich das Meer 32. Schritte weit zurük gewichen, hernach aus dem Berge ein groſſer Strom von Harz und andern Materien ſich ergoſſen, und ferner, als die See zu ihrer vorigen Höhe wieder gelanget, und der Brand vorbey geweſen, am Ufer der See, das nahe am Berg gelegen iſt, vielerley Muſcheln und andere Seekörper verbrannt, und nach Schwefel riechend, gefunden worden. Ja, Parinno und Boccone bezeugen, daß etlichemal bey ſtarken Entzündungen des Veſuvs auch heiſſes Seewaſſer mit Fiſchen, Muſcheln und Schalen, oder Hülſen von allerley Seefrüchten, ausgegoſſen worden o). Allhier iſt noch beizufügen, was ich von Monte Secco am merkwürdigſten gefunden, als welcher hohle Berg das Ebenbild im Kleinen von Veſuv iſt, welchen man in der brennenden Ebene Solfatara antrift; denn Ne-

---

g) Keyslers 2. Theil pag. 755.
h) Varen. Geogr. Gener. cap. 10. prop. 5. n. 3.
i) Miſſons Reiſen durch Italien 2. Theil.
k) Miſſon, loc. cit. p. 205.
l) Eben derſelbe, eben daſelbſt.
m) Philoſ. Tranſ. Abridg. T. 2. p. 299. 211.
n) Keyslers 2. Theil p. 650.
o) Kircher, Mund. ſubt. 2. Theil p. 758.

arelis liegt zwiſchen dem Veſuve und dieſem dürren Berge, der nur hier und da mit dürrem Gebüſche bewachſen iſt. Er war ehedem im Gipfel ſpizig: jezt aber iſt eine ovale Tiefe von 1000. Fus breit und 1246. lang daſelbſt. f) Dieſer feuerſpeiende Berg, und das ganze da herum liegende Land, ſo beſtändig dampfet, und Flammen auswirft, iſt um des Zuſammenhanges willen merkwürdig, den er mit dem Veſuvio hat, wovon ich unten mehr Nachricht geben werde. Vielleicht iſt dieſe ganze Gegend ehedem voller feuerſpeiender Berge geweſen. Die meiſten Berge und Hügel daſelbſt haben, anſtatt des Gipfels, eine ſolche keſſelförmige Aushöhlung, als der Monte Secco, die, nach des Herrn Popowitſch Meinung, g) deutlich anzeiget, daß es ausgebrannte Berge ſind. Der Berg S. Salvator ſieht eben ſo aus, und ſein Keſſel heiſt il Campiglione. Eine andere Höhe am Meere, die linker Hand gelaſſen wird, wenn man von Pozzuolo nach Cuma gehet, iſt ebenfalls auf dieſe Art obenher eingedrükt. Das hochliegende Feld vor dem gemauerten Bogen, arco felice genannt, dadurch der Weg von dem See Averno zu den Ueberreſten der Cumäiſchen Alterthümer führet, hat ebenfalls die Geſtalt eines Römiſchen Schaugebäudes. Der tiefe Keſſel, darinn der See Averno ſelbſt ſtehet, ſcheint eine Erzeugung des Feuers zu ſeyn, durch welches der Berg ſo nach der Tiefe durchgenaget und ausgezehret werden.

Was den feuerſpeienden Berg auf der Inſel Strongylus betrift, die eine von den Lipariſchen Inſeln von etwa 10. welſchen Meilen im Umfange iſt, ſo hat derſelbe ſeines gleichen noch mehr, und iſt, mit ihnen, ſchon den Alten bekant geweſen. h) Faſt die ganze Inſel wirft öfters ſchwefligte Flammen aus, die einen unerträglichen Geſtank von ſich geben, obgleich einige Gegenden Baumfrüchte und Baumwolle hervorbringen. Auch die Lipariſche Inſel Hiera hat einen feuerſpeienden Berg, oder iſt es vielmehr ſelbſt.

Zwiſchen lauter Schnee und ungeheuren Eisbergen brennt in Island das unterirdiſche Feuer an allen Orten, und ſelbſt der berüchtigte Hekla, der wegen ſeiner heftigen Entzündungen berühmt iſt, iſt ein Eisberg, den kein Menſch erſteigen kan. i.) Man weiß ſo viel von ihm, daß er im Jahre 1104 zum erſten- und 1222. zum 4tenmale Feuer ausgeſpien, wobey ein Comet geſehen worden, und die Sonne eine blutige Farbe gehabt hat. k.) Der Helga und der Kreuzberg ſind ebenfalls ein paar Feuerſpeyer auf Island; es entſtehen oft deren neue, und die alten ausgebrannten entzünden ſich wieder. Man erblikt auf Island, ſagt Herr Anderſon, l.) nicht leicht andere, als ausgebrannte Berge, an und um welchen man die Wirkungen des vorigen Brandes ſattſam wahrnehmen kan. Es iſt überall nichts als alte Aſche und verbrannter Steinſtaub zu ſehen; und noch heut zu Tage ereignen ſich oft im Gebirge entſezliche Feuer-Ausberſtungen, wenn entweder nach geſammletem neuen Vorrathe die alten vormaligen Feuerſpeyer unvermuthet wieder rege werden, und ſpeyen, oder auch neue Berge, die noch nie gebrannt, mit dem heftigſten Knalle auf einmal zerſpringen, und durch ihren Auswurf alles in Schreken ſezen. Die dabey häufig umherſpringenden Bimsſteine und Felſen richten, nebſt der

noch

---

f) Keysler, 2. Th. S. 846. Miſſon ſezt die Länge auf 1250. und die Breite auf 1000. Fus, 1. Th. der Reiſ. durch Italien.

g) Unterſ. vom Meere, S. 346. Anm. 2.

h) Plin. H. N. l. 3. c. 9. Strabo, l. 6. p. 423.

i) Widalin, von Isländiſ. Eisbergen, im Hamburg. Magaz. 13. B. 2. St. S. 215.

k) Bartholin de Cometis, p. 88.

l) Nachr. von Island, S. 9. 10. von dem Ueberfluße des Schwefels in Island. S. unter andern Olai Wormii Epiſtol. Tom. 2. Ep. 806. p. 849. u. f. Havn. 1751. gros 8vo.

noch weiter fliegenden Aſche, viele Meilen weit erſtaunlichen Schaden an. Auf dieſe Weiſe gerieth über der Portlands Bay, im Jahr 1721. ganz plözlich ein Berg, der noch nie gebrannt, in eine große Brunſt, wobey nicht allein viele Flammen und Steine ausgeworfen wurden; ſondern auch bey dem Zerberſten ein guter Theil des Berges, der zu ſchwer war, um mit aufzufliegen, ſeitwärts hinweg, nicht nur eine ganze Meile über die Inſel, bis an den Strand, ſondern gar noch eine Meile weiter in die See fortgeſchoben, und daſelbſt niedergeſezt wurde, woſelbſt er, der Tiefe ungeachtet, anfangs wohl 60. Faden über das Waſſer hervor geraget iſt, und noch groſſentheils da ſtehet. Damals iſt die Aſche mit dem Windſtriche nicht allein über die ganze Inſel, ſondern noch einige Meilen weiter in die See über 30. Meilen weit, auf ein Schif geflogen. Drei Tage verdunkelten Dampf u. Aſche das Licht der Sonne, und nachdem das Feuer auch das am Fuſe des Berges gelegene Land ergriffen; iſt der Brand nach und nach unter der Erde, bis auf 18. Meilweges, fortgelaufen, und hat über Jahr und Tag fortgedauert.

Island iſt nicht der einzige von den Nordiſchen Welttrümmern, oder vielleicht von denen aus dem Grunde des Meeres durch die Gewalt unterirdiſcher Feuer in die Höhe gehobenen Eyländern, der Feuer ſpeiet. Weiter hinauf, um Spizbergen und Grönland herum, iſt es noch eben ſo. In dieſer Gegend liegt das ſogenannte Jan-Mäyen-Eyland, das 6. deutſche Meilen lang, aber unwohnbar und voller nakender Klippen iſt. m) Daſelbſt befindet ſich unter andern ein Berg, den man den Bärenberg nennet, und der ſo hoch iſt, daß ihn die Schiffer 32. Meilen ſollen ſehen können. Er iſt, wie die übrigen, ganz kahl, ohne Geſträuch, Kräuter und Erde, oben mit Schnee und Eiſe bedekt, und oft mit dem Gipfel in den Wolken verbergen. Im Jahre 1732. lag ein Schiffer, wegen widrigen Windes daſelbſt. Dieſer ſahe einſtmals, daß plözlich aus dem Fuſſe des Berges groſſe Flammen hervorſchoſſen, die, wie ſtarke Blize, Strichweiſe hin und her fuhren, und ſtärker, als Donner, knalleten, wobei ein diker Dampf aufſtieg. Dieſer Brand dauerte 24. Stunden, ohne daß ſich der Berg oben geöfnet hätte. Der Dampf dauerte 4. Tage, da der Schiffer fortſegelte. Als er 15. Meilen von der Inſel war, fiel eine ſolche Menge nachgeflogener Aſche auf ſein Schif, daß die Segel davon ſchwarz, und das Dek des Schiffes ganz angefüllt worden. Nach einigen Wochen iſt ein anderer Schiffer, der von dieſem Zufalle gehört, an die Inſel gekommen, woſelbſt er ans Land getretten, und alles ſelbſt unterſucht hat. Der Berg iſt nirgends geborſten, auch nichts herausgelaufen, oder ausgeworfen geweſen; allein der Boden iſt 2. Meilen umher ſo hoch mit Aſche bedekt geweſen, daß er bis zum halben Fuſſe mühſam darinn hat waden müſſen.

Es wäre ſchändlich, da wir ſchon über Island hinaus ſind, wenn wir nicht auch Grönland beſuchen wollten. Wir wollen eben daſelbſt keine Wallfiſche fangen: ſondern wir gehen auf Feuer aus. Ein Däniſcher Admiral, Bartholomäus Zenetus, hat in Grönland einen feuerſpeienden Berg angetroffen, an deſſen Fuſſe ein Dominikanerkloſter ſteht, das die ſchönſten und fruchtbarſten Gärten hat, obgleich die Gegend ſonſt eben nicht geneigt iſt, Blumen und Früchte zu zeugen. Dieſe Gärten erhalten ihre Fruchtbarkeit von den heiſſen Waſſern, die von dem Berge her, durch ſie hinſtrömen. Es ſind hier die eigenen Worte des Zenetus: Hier findet man das St. Thomas Kloſter der Dominikaner, und nicht weit davon einen Feuerſpeienden Berg, aus deſſen Fuſe ein heiſſer Brunnen zum Vorſchein komt. Das Waſſer dieſes Brun-

---

m) Anderſons Nachrichten von Island, S. 8. 9. Anm.

nens, welches durch Röhren geleitet wird, erwärmt nicht nur die Zellen der Mönche, wie ein Ofen, ſondern die Speiſen werden auch davon gekocht, ja ſelbſt das Brod wird dabei gebaken. Der Berg wirft eine Art Bimsſtein aus, woraus das ganze Kloſter aufgebauet iſt; denn wenn dieſe Steine mit Waſſer befeuchtet werden, ſo kleben ſie, als wie mit Judenpeche, an einander, u. ſ. w. n)

So ſieht das Inwendige von Europa aus. Wir haben unſern Welttheil nun quer durchgereiſet, und ich hätte noch viel mehr Spuren unterirdiſcher Entzündungen zeigen können, wenn ich mich nicht ein wenig einſchränken müſte, um nicht allzuweitläuftig zu werden. So wie nun Europa inwendig beſchaffen iſt, ſo ſind es auch die übrigen Welttheile, ſo ſind es faſt alle Inſeln im Meere, ſo iſt es auch ſo gar der tiefſte Grund des Meeres.

(Künftighin ein Mehrers.)

---

n) Kircher, Mund. ſubterr. T. I. p. 194. a. b.

Von den heiſſen Bädern, und dem unauslöſchlichen Feuer.

Schon zu Auguſts Zeiten hat Vitruvius eingeſehen, daß die warmen Waſſer der Bäder von erhizten Erdſtrichen herrühren, wo ſich Alaun, Schwefel, Steinkohlen und erhizte Kiesgänge befinden. Dieſe Meinung wird noch jezt durch die Erfahrung beſtättiget. Ich könte aus Kirchern ein Verzeichnis von dreyen Bogen überſezen, worinn die Bäder und Geſundbrunnen gezählt ſind, die es in Europa und den übrigen bekanten Welttheilen giebt. a) Man darf aber nicht glauben, daß dieſes alle wären, denn es entſtehen faſt jährlich überall neue. Alle dieſe Brunnen rühren von gewiſſen Mineralien her, welche ſich mit den Waſſern vermiſchen, und die man in ſolchen Gegenden häufig findet. Die warmen Quellen haben ihre Hize von denſelben, und vielleicht erhizen ſich viele blos davon, wenn das Waſſer durch ſie hindurch ſtrömet. Der Teich des Lemery, den ich beſchrieben, wird eine Möglichkeit zeigen, wie dieſes geſchehen könne. Meine Abſicht iſt blos, aus dieſer Menge von mineraliſchen Waſſern den Ueberflus von entzündbaren Materien an allen Orten des Erdbodens zu zeigen. Kircher führet ein Zeugnis des Vaſconcellus an, b) daß ſich in Portugall, in einem Landſtriche, der 18. Meilen lang, und 12. breit iſt, bei 25000. Brunnen befinden, worunter ſehr viele warmes Waſſer geben. Spanien und Frankreich hat deren eine erſtaunliche Menge, worunter beſonders der ſiedende Brunnen, ohnweit Montpellier, bei Peroul, bekant iſt. In Teutſchland giebt es wenigſtens auf 120. heiſſe Bäder, worunter beſonders das Aachener ſo heis iſt, daß es auf 18. Stunden verkühlen mus, ehe es zum Baden gebraucht werden kan. Das Carlsbad iſt eben ſo berühmt, und man gräbt in derſelben Gegend ſchon ſeit mehr als 200. Jahren, beſtändig Schwefel, Vitriol und Alaun aus, wie es denn auch daſelbſt einige brennende Erdſtriche giebt. War Vitruv nicht ein gründlicher Mann, daß er dieſes ſchon in damaligen Zeiten für gewis behaupten konnte? Man wird leicht keine heiſſe Bäder finden, worinn nicht Schwefel, Gallmei, Eiſen Ochern u. d. g. angetroffen werden ſolten. Die Bäder zu Ofen ſind ebenfalls bekant, und es iſt beſonders, daß es in dem lauen Waſſer derſelben lebendige Fiſche giebt, c) dergleichen man auch in der Nachbarſchaft eines feuerſpeienden Berges in Grönland, wo die davon entſtehenden heiſſen Waſſer in eine Bay fallen, d) bemerket,

---

a) Kircher, Mund. ſubt. T. 1. lib. 5. Sect. 3. das ganze erſte Kapitel von S. 259. bis 270.

b) Kircher, loc. cit. p. 260. b.

c) Keyslers Reiſen, 2. Th. S. 1282.

d) Kircher, Mund. ſubterr. T. 1. lib. 4. Sect. 1. cap. 5. p. 180. a. b. S. auch Anderſens Nachricht von Island, S. 17.

merket, wo ſich die Fiſche recht nach der Wärme drängen, und den daſigen Dominicaner Mönchen wohl zu Paſſe kommen. Man ſiehet hieraus, daß die Fiſche die warmen Bäder eben ſo gut gebrauchen können, als das Frauenzimmer. Wie groß der Ueberflus der heiſſen Bäder in der Schweiz ſey, beſchreibet Scheuchzer. e) Italien iſt ein rechtes Archiv von heiſſen Bädern. Ihr Verzeichnis im Kircher f) wird den Leſer in Erſtaunen ſezen. Sie ſind ſchon zu Zeiten des Strabo gefloſſen, und werden noch lange nicht aufhören. Varenius, g) Zorgdrager, h) Horrebow, i) und Anderſon k) beſchreiben uns eine Menge heiſſer Quellen auf der kalten Inſul Island, die nichts als ein feuerſpeiender mit Eiſe bedekter Berg iſt. Zorgdrager warf in einen dieſer Brunnen ein Stük Schaffleiſch, welches in einer halben Stunde gar und weis gekocht, und zum Eſſen tauglich befunden worden iſt. Anderſon verſichert eben dieſes. Es iſt daſelbſt ein ſo groſſer Vorrath von Schwefel, Bergharz, Eiſen-Erzen, und Eiſenhaltigen Schwefelkieſen, die die eigentlichen Zeugemütter der warmen Waſſer ſind, daß man es ſehr leicht glauben kan, wenn die Schiffer verſichern, daß das Waſſer der Teiche auf Island an einigen Oertern ſiedend heis ſey, und daß das kalte Waſſer in einem Keſſel, wenn man ihn in den Brudel hängt, gar bald das Fleiſch, ſo man darinn kochen will, gar und esbar mache, auch zuweilen Leute ſich ganze Jahre bei ſolchen Quellen, ohne irgend eine andere Feuerung unterhalten. l) In den andern Weltheilen auſſer Europa iſt die Menge der heiſſen Quellen noch gröſſer. In Aſien ſind ſie unter andern in Japan ſo heis, daß man zur Zeit der Verfolgung der Chriſten dieſe armen Leute, wie Karpfen, darinn geſotten hat. m) Africa und America ſind voll davon, wie man im Kircher finden kan. Ich mus von einer beſondern heiſſen Quelle eine nähere Nachricht geben, die Labat in der Bay von Ferri, auf der Inſul Guadeloupe, ſelbſt unterſuchet hat. n) Man zeigete ihm daſelbſt ſiedendes Waſſer 5 bis 6 Schritte in die See hinein, welches unweit des Strandes am ärgſten kochte, wo er einige Eyer darinn ſotte; darauf gieng er an das Land, wo die Oberfläche des Sandes nicht wärmer war, als an andern Oertern: doch, da er mit der Hand eine Grube in die Erde gemacht hatte, ward er nur in der Tiefe von 6 Zoll einer merklichen Vergröſſerung der Hize gewahr, und je tiefer er die Grube machte, deſtomehr wuchs die Hize, ſo daß er in der Tiefe eines Fuſſes die Hand nicht mehr darinn halten konte. Er lies mit einer Schaufel noch einen Fus tiefer in die Erde graben, und traf alsdann brennenden Sand an, der wie die Erde rauchete, mit der man die Kohlenmeiler bedeket. Der Rauch hatte einen unerträglichen Schwefelgeruch. Unweit davon fand er einen See mit kochendem Waſſer von ſchwefelichtem Geſchmake.

Alle Meinungen der Naturforſcher, von dem Urſprunge und der Urſache der heiſſen Bäder, haben ihre Schwierigkeiten, welche Lulof wohl auseinander geſezet hat. o) Das aber, worinn ſie alle überein kommen, iſt dieſes, daß die

heiſſen

---

e) Scheuchzer, Hydrograph. Helvet. p. 324. u. f.

f) Kircher, Mund. ſubt. T. 1. lib. 5. Sect. 3. c. 1. pag. 264. 269.

g) Geogr. gen. Prop. 7.

h) Groenlandiſche Viſſery, p. 46. 47.

i) Horreb. zuverläſſige Nachricht von Island, §. 9.

k) Anderſons Nachricht von Island, S. 16.

l) Eben derſelbe eben daſelbſt.

m) Lulofs Einleitung zur Kenntnis der Erdkugel, § 368. S. 321.

n) Nouv. Voy. aux Iſles Franc. de l'Amerique, 1. Th. 38. Cap. Ich finde dieſe Erzehlung im Lulof, u. a. O.

o) Einleitung zur Kenntnis der Erdkugel, § 369. bis 373.

wart einer Entzündung in der Erde, oder heiſſen Bäder Beweiſe von der Gegen- einer Erhizung verſchiedener Materien mit dem Waſſer abgeben. Es können zuweilen die heiſſen Quellen und die feuerſpeienden Berge einerlei Urſprung haben. Dieſes iſt daraus unleugbar, weil es ſich zuweilen ereignet, daß feuerſpeiende Berge, nachdem ſie ausgetobt haben, heiſſe Bäder zurük laſſen. Ich habe ſchon in der vorhergehenden Abhandlung von den feuerſpeienden Bergen in Europa Meldung gethan, und von der Inſul Iſchia erzehlt, daß ſie ehedem verſchiedene feuerſpeiende Berge gehabt, die nun lange nicht mehr gebrant haben, aber an deren Stellen man jezt heiſſe Bäder findet, die zwiſchen dieſe alten ausgebrannten Feuerſpeiern hinauf dampfe. p) Es iſt auch gewis, daß ſich die Dünſte heiſſer Bäder ſelbſt entzünden, und das Waſſer, das aus dem feuerſpeienden Eisberge Hekla flieſſet, Feuer fängt. Man ſiehet alſo wohl, daß die Feuerausbrüche der Berge und die heiſſen Quellen eine ſehr nahe Nachbarſchaft, eine Art der Nachfolge, und eine Aehnlichkeit in ihren Würkungen halten. Auch die Aeoliſche Inſel Lipare, welche ehedem heftig gebrannt hat, iſt jezt voller heiſſer Bäder. q) Der Veſuv ſpeiet zuweilen ſiedendes Waſſer und gekochte Fiſche aus, wie ich ſchon anderwarts angeführt habe, und eben ſo, wie wir dieſes auf dem Lande finden, iſt es auch im Grunde des Meers. Hier iſt zu erinnern, daß ich zwiſchen dem Meeresgrunde und dem veſten Lande keinen weitern Unterſchied annehme, als der zwiſchen einem groſſen Thale und den Bergen iſt. Da es nun alſo unter dem Meere eben ſowohl brennende Erdſtriche geben wird, als auf dem trokenen Lande; ſo iſt leicht zu erachten, daß es daſelbſt ebenfalls Stellen geben müſſe, wo das Waſſer ſeine Wärme von dieſen Erdbränden erhält. Hieraus läſſet ſich erklären, daß der ganze Boden des Mittelländiſchen Meeres voller unterirdiſches Feuer ſteke. Wie kan es alſo anders ſeyn, als daß dieſe Wärme dem Waſſer ſelbſt mitgetheilet werde? So hat es Marſigli befunden r). Das Waſſer am Boden des mittelländiſchen Meeres war nach der Anzeige der hinuntergelaſſenen Wettergläſer ungleich wärmer, als näher bey der Oberfläche.

Wie iſt es aber möglich, daß ſich Feuer im Waſſer erhalte, da das Waſſer doch wegen ſeiner Kraft, das Feuer zu löſchen, bekannt iſt? Dis zu beweiſen, brauche hier keine Schlüſſe noch Citation; ſondern ich will den Leſer mit dem Augenſcheine überzeugen. Steke man einmal einen Schwärmer an, und werffe ihn in ein Gefäß voll Waſſer, derſelbe wird mitten im Waſſer vollkommen abbrennen. Der brennende Phosphorus zeiget uns eine andere Art des Feuers, welche kein Waſſer auslöſchen kan. Eben dergleichen treffen wir in der Luft und bey dem Blize an, welcher mitten in den wäſſerigten Wolken brennet, und öfters alles, was er erreichen kan, in Flammen ſezet. Der Salpeter brennet mit dem Schwefel ſelbſt unter dem Waſſer, und die unterirdiſchen Feuer thun ihre grauſamen Würkungen nach eben dieſen Geſezen der Möglichkeit im Waſſer und unter dem Grunde der See. Dieſer Gedanke iſt nicht mein: man findet ihn im Nieuwentyt s), wo alſo davon geſchrieben wird: Man kan gar nicht annehmen, daß das Waſſer im Stande ſey, uns vor dem Verderben zu bewahren, welches uns das heftige Feuer drohet, ſo die Erde umgiebt, und in dem Innerſten derſelben enthalten iſt. Was will man alſo ſagen? Will man es einem bloſſen Zufalle,

oder

---

p) Keyslers Reiſen, 2. Th. S. 869.

q) Boſcowich Unterſuchung vom Meere, S. 139. bis 141.

r) Marſigli Meergeſch. S. 16.

s) Nieuwentyts rechter Gebrauch der Welt Betrachtung, 22ſte Betrachtung, §. 80. S. 346.

oder einer Kette von Urſachen, die ohne Verſtand und Abſicht würke, zuſchreiben, daß dieſes Feuer, welches vermögend iſt, die ganze Erde in Glut und Flammen zu ſezen, in Ruhe bleibet, und gleichſam auf den Befehl der Menſchen wartet, denen es in ſo vielen Fällen die wichtigſten Dienſte leiſtet? Allein, ein Zufall kan ſich alle Augenblike ändern, und eben die unvernünftigſten Urſachen, welche heute das Ihrige thun, den Ausbruch des Feuers zu hemmen, können vielleicht morgen noch vielmehr beitragen, daſſelbe zu entzünden. Man ſiehet aus dieſer Betrachtung des frommen Naturforſchers, daß wir, der überhäuften Menge des Feuers wegen, das ſich in allen Winkeln des Erdbodens befindet, und das der ganze Ocean nicht zu löſchen vermögend ſeyn würde, alle Augenblike das donnerende Weltgericht erwarten müſſen, wenn uns nicht die gewaltige Hand des liebreichen Gottes mitten in allen Gefahren erhielte, und uns auf einem feurigen Boden, und über den Wohnungen der Rächer ſeiner Gerechtigkeit, über den Gewölbern ſeiner Sturmwinde, ſeiner Blize und ſeiner Waſſerwogen, die liebliche Sonne aufgehen, und luſtige Gefilde entſtehen lieſſe, die uns die Strenge des Lebens mildern, den Gram und die Furcht von uns abhalten, und uns mitten in den Thälern des Todes mit Zufriedenheit, Ruhe, Unſorgſamkeit und Freude beglüken.

Ich bin von meinem Zweke abgekommen, dem Leſer zu zeigen, daß das Waſſer nicht alles Feuer löſchen könne. Das griechiſche Feuer iſt von dieſer Art geweſen, und ich preiſe die ſchöne Abhandlung des Herrn Hanow davon an, die im Hamburgiſchen Magazine zu finden iſt t). Es iſt ſchon eher dergleichen unlöſchbares Feuer aus der Erde gekom̃en. Tacitus gedenkt eines ſolchen u), und ich will hier ſeine Beſchreibung mit den Worten des überſezten Ray mittheilen, wo ich ſie gefunden habe x). Die Stadt der Inhonier, in Deutſchland, ſo mit uns in einem Bündnis ſtunde, wurde mit einem plözlichen Unfalle heimgeſuchet. Denn es fuhr Feuer aus der Erden, und verbrannte allenthalben Städte, Felder und Dörffer. Ja, es breitete ſich bis an die Mauren einer neulich erbauten Colonie aus, und konte weder durch Regen- noch Flüswaſſer, noch auch durch einige andre flüſige Materie gelöſchet werden. Bis einige Bauern aus Ermanglung eines andern Mittels, oder aus Zorn über einer ſolchen Zerrüttung, Steine von ferne hinein warffen. Als die Flamme hierdurch einigermaſſen ſchwächer wurde, und näher herbey kam, ſchlugen ſie mit Prügeln und Stangen, oder, was ſie in die Fauſt bekamen, darein, als ob ſie ein wildes Thier vor ſich hätten. Zulezt warffen ſie gar die Kleider vom Leibe hinein, und je abgenüzter, unrein und ſchmuziger ſolche waren, deſto beſſer löſcheten ſie das Feuer. Aus dieſer Beſchreibung kan man die Urſache einſehen, warum im Regiſter von Rays Betrachtungen unter dem Worte Feuer ſteht; wird wie eine wilde Beſtie, zu Tode geſchlagen. S. 255.

Man hat nicht ſelten bey Erdbeben ſolche Feuer aus der Erde ausbrechen geſehen, die gar nicht von gemeiner Art geweſen, wie die, ſo mit Waſſer gelöſcht werden können. Ray erzehlt von einem ſolchen Erdbeben, wo Flammen von widrigem, aber nicht ſchwefelhaftem Geruche aus der Erde gefahren, aber nicht verbrannt haben, auch aus keinen Rizen der Erde gekommen ſind. Vor dieſem

---

t) Hamb. Mag. 12. Band, 3. St. 5. Art.

u) Tacit. Annal. 13. zu Ende.

x) Rays Betrachtung der Welt Anf. V. und Unterg. S. 551. 552.

Erdbeben, welches bey Remiremont an der Moſel geweſen, ſind vier Tage vorher auf einem Berge, bey Venedig, Flammen geſehen worden, die aber, eben wie die vorigen, nichts verbrannt haben, und von der Natur der Irrwiſche geweſen ſind y). Man ſiehet hieraus die groſſe Verſchiedenheit der unterirdiſchen Feuer, aber auch zugleich den Ueberfluß aller Arten deſſelben in der Erde, in den Höhlen, im Waſſer und unter dem Meere.

+ Der Verläumder.

Verläumder! Menſchenfeind! aus jenem Höllenſchlunde
Auf dieſe Welt geſpien, um deren Peſt zu ſeyn.
Der du im Herzen Gift, und Honig trägſt im Munde,
Dir Abſcheu der Vernunſt, werd ich kein Loblied weihn.
Ich wünſchte dich vielmehr recht lebhaft darzuſtellen,
In der Abſcheulichkeit, vor der man ſich entſezt,
Wie du die Unſchuld ſuchſt durch Hinterliſt zu fällen,
Und wie dein Schlangenmaul die Tugend ſelbſt verlezt.

Allein, du biſt nicht werth, daß Dichter von dir ſingen,
Von dir Verwerflicher, von dir der Erden Schmach;
Du ſuchſt die Menſchen nur um Ehr und Lob zu bringen,
Und redeſt ihnen nichts als freche Lügen nach.
Ein Neider, Zorniger und Zänker, welche feindlich
Auf ihre Nächſten gehn, ſind nicht ſo bös als du,
Vor dir iſt niemand rein: du ſprichſt ins Auge freundlich,
Und hinterrüks ſtehlſt du getäuſchter Freunde Ruh.
Dringt in dein giftig Herz noch anders eine Lehre,
So nimm dieſelbige von mir wohlmeinend an:
Mach, eh du andre ſchiltſt, daß man von dir nichts höre,
Was den vermeinten Ruhm von dir beleidgen kan.
Du muſt, den Weſpen gleich, nicht Gift aus Blumen ſaugen;
Die Unſchuld müſſe dir nicht ferner ſtrafbar ſeyn;
Verſchlieſſe der Vernunſt nicht immer Ohr und Augen,
Bevor du andre ſchmähſt, ſieh dich erſt ſelbſt recht ein.

Die Zufriedenheit.

Was ſuchet der Menſch mehr als Zufriedenheit, und was findet er ſeltener, als eben dieſelbe? Die Gelehrten haben genug gearbeitet, ihre eigene und anderer Leute Zufriedenheit zu befördern, wenn ſie dem Drukern, wie den Leſern, die Mittel zu dieſer Vollkommenheit in ausführlichen Werken geliefert. Iſt die Anzahl der Unzufriedenen dadurch ſehr gemindert worden? Scheinet es nicht eine vergebliche Bemühung zu ſeyn, dieſe Sache wieder vorzutragen? Jedoch, einerlei Mittel thun nicht allezeit bei allen Gemüthern gleiche Würkung. Zuweilen wird die Ordnung und Stärke der Wahrheiten, die der Geiſt faſſen will, von einem kränklichen Leibe zerrüttet und entkräftet, und da mus eine bewährte Hülfe der Diät oder der Apotheke die Zufriedenheit befördern. Zu Zeiten leidet die Schwachheit der Seele keine ſtarke Arznei, ſondern wird dadurch noch mehr irre. Sie verlanget leichte, geſchwinde und kurze Hülfsmittel, weil die Ueberlegungskraft ihrer ſelbſt oft nicht recht mächtig iſt, und von den Anfällen der unruhigen Gemüthsbewegung häufig unterbrochen wird. Da es nun noch viele Leſer geben wird, die einſehen, daß un-

zählige

---

y) Ray, eben daſ. S. 406.

zählige Zufälle ihre Zufriedenheit wankend machen können, wenn ſie derſelben Gründe nicht durch wiederholte Uebungen bei ſich befeſtigen; ja, da vielleicht noch manche Leſer aus Unzufriedenheit in dieſen Blättern eine Abwechſelung der Gedanken ſuchen: ſo wollen wir theils zu ihrer, theils zu unſerer Zufriedenheit zwo Wahrheiten hieſelbſt anzeigen und darthun, die uns eine ſolche Zufriedenheit müſſen verſchaffen können, als nur auf dieſer Welt möglich iſt. Dieſen Nuzen aber werden wir nur dann erſt erfahren; wenn wir es nicht bei einer bloſſen Betrachtung bewenden laſſen, ſondern eine völlige Ueberführung des Verſtandes mit einer beſtändigen Uebung der Wahrheit zu verbinden ſuchen. Haben wir dieſe Abſicht, ſo müſſen wir erſtlich dieſen Saz bei uns ſelber zu einer unumſtöslichen Gewisheit bringen.

Der Zuſtand, worin das Schikſal den Menſchen ſezet, iſt für ihn, und nach Beſchaffenheit der alsdenn gegenwärtigen Umſtände, allemal der beſte.

Ein Menſch, der von keinen unangenehmen Empfindungen lange oder heftig geplaget wird, und dem das Glük alles dargiebet, was ein luſtiges Leben erfordert, iſt mehr, als zu geneigt, dieſen Saz für wahr anzunehmen. Er denket etwa nicht daran, daß ſein Wohlergehen in der Welt aufhören werde, oder glaubet, das Ende ſey noch weit entfernet. Er liebet ſein Glük, und hoffet deſſelben Dauer; darum hält er dieſen Zuſtand für ſich am allerzuträglichſten. Gewiſſermaſſen denket er recht: Sein Zuſtand iſt nach ſeinen gegenwärtigen Umſtänden für ihn der beſte. Wie, wird man ſagen, wenn aber der Ueberflus ſein Herz bethöret, und ihn ſelbſt verdirbet; wie, wenn er ſich aus ſeinem eigenen Vermögen ſelber eine Geiſſel bindet? Iſt dieſes für ihn der beſte Zuſtand? Allerdings weil er [illegible] beſſer für ihn möglich war. Die Weisheit deſſen, der die Welt erhält und regieret, ſahe vorher, entweder, daß daß er nicht beſſer, als durch Schaden klug werden, oder in ſeinem Verderben einen Zuſtand bekommen würde, der einen noch ſchlimmern verhüten müſſe. Ein geringeres Uebel aber wird in ſo fern gut, wenn es einem gröſſern Uebel wehret. Iſt aber unſer angegebener Grundſaz nicht zu allgemein? Iſt der Zuſtand eines Menſchen in einer Räuber oder anderer ſchädlichen Geſellſchaft, der Zuſtand eines Menſchen, der ſein Leben aufs Spiel ſezzet, auch der beſte? Wir reden nicht von dem Zuſtande, der ganz allein von der freien Wahl des Menſchen abhänget, ſondern ſo fern Glük oder Unglük das meiſte, oder doch vieles dabei beſtimmet. Darum haben wir bei dem erſten Grundſaze des Schikſals erwähnet. GOtt der HErr aber iſt der Regierer des Schikſals. Er theilet ſeine Gaben ſo unter die Menſchen aus, daß ein jeglicher dadurch ſowohl ſein als der Geſellſchaft Beſtes beſorgen könne; es werde denn dieſer Zwek erhalten, auf welche Weiſe, und zu Zeiten ſo unmerklich, als es immer wolle. So viel Spuren eines unendlichen Verſtandes finden wir in dem Bau der ganzen Welt, daß wir dem Urheber derſelben die höchſte Weisheit zuſchreiben müſſen. Wie viel Uebereinſtimmung iſt zu der groſſen Abſicht des Schöpfers in der Welt! Die ordentliche Bewegung der Himmelskörper; die gewiſſe Maaſſe der vier Jahrszeiten; die Veränderungen der Gewächſe, ihr Entſtehen, ihre Erhaltung, ihre Verwandlung; die künſtliche Einrichtung aller lebendigen Geſchöpfe, wie des Menſchen ſelber, laſſen ihm keinen Zweifel übrig, ſondern können ihm die gröſſeſte Gewisheit von dieſer augenſcheinlichen Wahrheit geben, die Weisheit des HErrn ſey von unendlicher und unbegreiflicher Gröſſe. GOtt kennet und wählet alſo die beſten Mittel zu ſeinen heiligen und guten Abſichten; er kan alſo

Mittel gebrauchen, deren Nuzen wir nicht einſehen, ja, die wir für ein groſſes Uebel halten, und die es doch nicht ſind. Wollen alſo die Unzufriedenen nicht klüger, als der Höchſte ſeyn, wenn ſie ſeine Wege meiſtern, oder dawider murren? Ja, ſpricht jener Misvergnügte, wieviel Gutes würde ich ins Werk gerichtet haben, wenn mir das Gewünſchte zu Theil geworden wäre! Wie würde ich die Wohlthat des HErrn geprieſen haben! Wie vielen Verſuchungen, wie vieler Qual würde ich überhoben ſeyn, die jeze den Leib und Geiſt verzehren! Solte ich dieſen meinen Zuſtand für den beſten halten: ſo müſte ich ja wol alle Sinne verlohren haben. Gemach, mein Freund! du blendeſt dich ſelber mit dem vermeynten Schein deiner Vernunft; in der That wendeſt du die Vernunft hier ſehr unrichtig an. Du vergötterſt ſie, indem du ſie über die Regierung des Allerhöchſten erhebeſt. Soll denn deine kurze Einſicht weiter reichen, als der unumſchränkte Verſtand des HErrn? Hätteſt du das bekommen, warum du ſeufzſt: ſo würde dieſes Gute in der Zeit und deren Umſtänden da du es genoſſen, dir ein wahres Uebel geworden ſeyn, das dich in einen weit gröſſern Kummer würde geſtürzet haben, als du jezo empfindeſt, da du doch deinen jezigen Verdrus ſehr vermindern könteſt, wenn du auf die allweiſe Hand, die die Welt regieret, mit mehrerer Unterwerfung ſehen wolteſt. Wie, ſprichſt du, wie ſolte es möglich ſeyn, daß das Gute mein Unglük werden könte? Habe ich nicht alle Fähigkeit, und alles Erforderliche, um es recht zu genieſſen? So denket der Menſch nur gar zu oft, und denket nicht, daß er ſeine Einbildung über den Verſtand des Höchſten empöret. Wer ſich bei widrigen Zufällen ungedultig bezeiget, und ſeinen aufgebrachten Sinn nicht zu mäſigen weis, der wird gemeiniglich bei glüklichen Umſtänden eben ſo unmäſig, und richtet damit noch mehr Unheil an. Dagegen können wir auch bemerken, daß ein Menſch, der nichts, als gute Tage gewohnt iſt, durch geringe Leiden zu verzweifelten Anſchlägen gebracht werden kan. Ferner lehret die Erfahrung, daß mancher in ſeinen geringen armſeligen Stand ſich wohl zu ſchikken gewuſt; ſo bald er aber zu Reichthum und Ehren erhoben, tauſend Ausſchweifungen vorgenommen. Alſo ſagte jener Officier, da ihn das Heer zum Führer ernante: Ihr lieben Leute machet aus einem guten Hauptmann einen ſchlechten General. Auch zeiget ſich uns die Wahrheit, daß ein Gemüth, das niemahls mit wenigem zufrieden iſt, an den groſſeſten Güthern nicht genug hat. Verdienet ein ſolcher Menſch aber nicht, daß GOtt ſeine Ungelaſſenheit mit gröſſerm Leiden ſtrafe, und ihn zu der nöthigen Erkantnis bringe? Dribot wird von der falſchen Freundſchaft des Leverin in Schimpf und Schaden geſezzet. Aber vielleicht, wir ſagen vielleicht, und wenn wir auf die verborgenen Wege des Regierers der Welt ſehen, ſo mus es heiſſen, ohne Zweifel wird durch dieſes Uebel ein viel gröſſeres aus dem Wege geräumet, das durch die genauere Verbindung mit Leverin würde erwekket ſeyn. Er lernet überdem die Eitelkeit menſchlicher Anſchläge einſehen, eine gröſſere Vorſichtigkeit gebrauchen, den Führungen des HErrn ſich mehr unterwerfen. Pilindo wird von dem mit Gewalt begleiteten Anſehen ſeines Herrn genöthiget, einem gnädigen Gutachten, das ihm doch einen Dorn ins Herz drüket, gehorſamſt zu folgen, und eine ungemeine Wohlthat zu rühmen. Wo, ſprichſt du, wo bleibet die Zufriedenheit? Freylich kan ſich Pilindo wieder faſſen, wenn er überzeuget iſt, daß dieſe ſcheinbare Gunſtbezeugung ihn einer noch viel unerträglichern überhebe. Das mus er aber denken, wenn er einen GOtt glaubet, und ſein Gewiſſen

wiſſen ihn nicht ſelber beſchuldiget. Ampino ſchilt auf die Untreue ſeiner Geliebten, und auf die Argliſt ſeines Nebenbuhlers, ſobald er dieſes Uebel erfähret. Doch er ſiehet, daß er ſich übereilet, und alles Murren die armſelige Dienſtbarkeit ſeiner Vernunft nur immer deutlicher an den Tag leget, ſonſt aber ihm nichts hilft. Er grämet ſich daher heimlich, und ſchadet ſich noch mehr. Hätte er dieſes nöthig, wenn er die Wahrheit erkennete, daß ſein Verluſt kein würkliches Uebel für ihn iſt? Die höchſte Weisheit läſſet aus mehrern Uebeln gewis nur das geringſte zu, und zwar denn, wenn bei ihren guten Abſichten gröſſere Uebel dadurch ſollen vermieden werden. Hätte nun Ampino ſeine Dulcine bekommen: ſo würde ohne Zweifel alle Herrlichkeit nach kurzer Zeit verlohren geweſen ſeyn; er würde eine herrſchſüchtige, oder auch eine verbuhlte, oder eine verthuiſche, oder eine karge, oder eine faule, oder vielleicht eine ſiechhafte Gemahlin zu ſeiner Seite, und wer weis, was noch mehr für Unheil ihrentwegen, oder an den Gütern und Kindern geſehen haben. Iſt es denn nicht eine Wohlthat, daß er ſeines Zwekes verfehlet? Und iſt es denn nicht eine Thorheit, um ein eingebildetes Leiden ſich ſelber ein würkliches Leiden durch unnöthiges Trauren zufügen. Aber Corydon hat faſt alle ſolche Uebel würklich erheirathet, und lebet, als hätte er die Hölle auf Erden. Iſt denn ſein Zuſtand der beſte? Ohne Zweifel. Denn in dieſer Trübſalsſchule bekommt er Vollkommenheiten, die er ſonſt nicht erhalten konte. Er lernet, was das Vergeltungsrecht GOttes ſey; wie viel Uebel die Verachtung des göttlichen Geſezes mit ſich bringe; ihn ekelt endlich vor der Sünde; er lernt ſeinen natürlichen Stolz demüthigen, und ſo ferner. Oder, wenn auch das nicht bei ihm nöthig iſt, er übet ſich in der ſo nothwendigen Tugend der Geduld; er ſiehet ſeinem vergröſſerten Gnadenlohne jener Welt deſto freudiger entgegen. Mirbod verlieret einen wichtigen Freund, einen treuen Gehülfen, ein hofnungvolles Kind. Die Schwere dieſes Unfalls drüket alle Stärke ſeiner Vernunft zu Boden. Warum? Er hat ſich von der Wahrheit, die wir hier behaupten, nicht gänzlich überführet; er hat ſich gegen die Streiche des Unglüks nicht vorher damit gewafnet, daß er in der allweiſen Regierung GOttes ſein Gemüth befeſtiget hätte. Sonſt würde er nun denken: Was du eitler Menſch für eine Stüze deines Lebens hältſt, eben das kan wider alles Vermuthen auf unzählige Art deine Tage verkürzen. Las den Höchſten walten, der unter vielen möglichen Uebeln immer nur das geringſte zuläſſet, und aus den traurigſten Umſtänden einen Weg zur Freude ſchaffen kan. Morin murret über die ungleiche Austheilung der Güter, die dieſes Leben erhalten, und Stanchi verlieret durch Unglüksfälle, womit ſich der Menſchen Unbilligkeit vereiniget, faſt alle ſeine Haabſeligkeit. Unterdeſſen, daß Soſino in der Schenke ſchmauſet und ſpielet, ziehet Morin ſeine ermüdeten Glieder vor dieſem luſtigen Sammelplaz vorbei, und gehet zu einer neuen Arbeit, die ſeinem Hunger wehren ſoll. Er geräth in öftere Verſuchung, fremde Güter mit Liſt und Unrecht an ſich zu bringen, und die Regierung der Welt für ungerecht zu erklären. Stanchi kan ſich in ſeinem Stande nicht mehr gemäs erhalten, und ſchämet ſich, zu geringer Arbeit zu greifen. Iſt ihr Zuſtand der beſte? ja, er iſt es, weil die höchſte Weisheit ſiehet, daß Morin in das gröſſeſte Elend fallen würde, wenn er ihm ein reichlicheres Maas an Gütern zutheilete, daß Falſchheit, Eigennuz, Neid, Bosheit, ihn heimlich, oder öffentlich, als Feinde, oder unter der Geſtalt der Freunde entblöſſen, und auf das empfindlichſte betrüben würde; daß jezo ſeine Tugend einen herrlichen Sieg über die Anfechtungen erhalten werde. Oder, iſt Morin von einer ſchlimmen Gemüthsverfaſſung, ſo hätte das Zeitliche ſein Herz wohl ganz verdorben, und ihn dem gröſſeſten Uebel in die Hände geliefert. Stanchi würde etwa eben das erfahren haben, oder er mus doch glauben, daß der HErr ihn zur ſelbigen Zeit nicht ſo geſchikt halte, den Reichthum und die Ehre, als Armuth und Verachtung zu ertragen; daß er ihn lehren will, wie nicht der Stand, nicht die Güter, ſondern Fleis und Zufriedenheit die Seele ehrenwerth und des Menſchen Glük mache. Sofino wird unpäslich, und endlich von ſeinen übermäſig genoſſenen Vorzügen und Gütern gefährlich krank. Aber er lernet die Thorheit ſeiner vorigen Lebensart und die Eitelkeit der Welt lebhaft einſehen, zu welcher Erkänntnis er ſonſt nicht gelanget wäre. Morin leget ſeine alten Knochen, die vom Mangel der Verpflegung ohnmächtig werden, aufs Krankenbette, und die Welt gefält ihm nicht mehr, als ein Siechenhaus, das er ohne Mühe verlaſſen will. Was die Einfalt betrift, ſo iſt es wahr, daß ſie oft der Argliſt zum Raube und Spotte wird: aber die Einfalt empfindet dieſen Nachtheil ſo ſehr nicht, als ein aufgeklärter Geiſt ihn empfinden würde. Die Einfalt konte die nöthige Erkäntnis der Wahrheit nicht auf andre Weiſe erlangen. Ein Wahnſinniger iſt in einem elenden Zuſtande: aber wer kan ſagen, was er bey dem behaltenen Gebrauch ſeiner Vernunft vor Dinge angerichtet, und wie ſtrafbar er ſich gemacht haben würde. Er wird zudem wenig anders von ſeinen Leidenſchaften geplaget, als die Vernünftigen, die ihre Unruhe meiſtens verbergen; ja er iſt durch Hülfe ſeiner Einbildung oft vergnügter, als der groſſe Mogul, und keine Schärfe des Verſtandes giebt ihm ſeine Mängel ſo heftig zu ſchmeken, wie den übrigen Menſchen, die eben durch die Kräfte der Seele ihre Unfälle nur mehr und verzagter empfinden.

Iſt nun der Zuſtand unſeres Schikſals für uns und nach Beſchaffenheit der jedesmal gegenwärtigen Umſtände allezeit der beſte; geſtehen wir dieſes nicht nur, ſondern ſind auch in der That davon völlig überführet: wie unbeſonnen würde es denn ſeyn, das Verhängnis anzuklagen, und einem unnüzen Misvergnügen nachzuhängen? Dieſe Wahrheit mus alſo dem Verſtande die nöthige Standhaftigkeit geben, daß er ſich von dem Sturme der Leidenſchaften nicht bald auf dieſe, bald auf jene Seite treiben laſſe.

Die zweyte Wahrheit, welche unſern Neigungen und unſerm Willen den feſten Grund der Ruhe geben muß, iſt dieſe:

Auf keine einzige Sache in der Welt müſſen wir eine gewiſſe Hofnung ſezen.

Dieſer Grund würde freylich zu ſchwach ſeyn, wenn wir die erſte Wahrheit nicht gänzlich gefaſſet hätten. Nächſt dieſer aber iſt ſie die nothwendigſte. Was iſt ungewiſſer, als die zeitlichen Glüksgüter, die Ehre, Luſt der Sinnen? gleichwol, ſo bald der geblendete Geiſt eine ſehr wahrſcheinliche Hofnung zu ihrer Erlangung bekommt: ſo ſezet ſeine Einbildung ihn ſchon in den völligen Genuß des Gewünſchten. Wie heftig erſchrickt er aber, wenn der Traum ſeiner Vorſtellung verſchwindet, und er ſiehet, daß er ſich betrogen hat! Stichorius iſt von der Gröſſe ſeiner Geſchicklichkeit ſo ſehr, als von ſeinem eigenen Daſeyn, überführet. Er ſiehet ſich in ſeinen Gedanken ſchon von ſeinen Gönnern zu einer angeſehenen Ehrenſtelle befördert. Er irret; ein anderer machet, daß er ſeinen Zweck nicht trift. Stichorius kommt auſſer ſich ſelbſt. Je mehr ſein verworrener Sinn dem allen nachdenket, je mehr verwirret er ſich. Seine Freunde haben alle Mühe ihn vor wahnſinnigen Anſchlägen zu hüten. Warum machte er ſich ſo gewiſſe Hofnung von den ungewiſſen Veränderungen dieſer Welt, worinn nichts beſtändiger iſt, als die Unbeſtändigkeit. Mirdan empfindet die heftigſte Betrübnis über den Verluſt ſeines Sohnes. Die der

Natur eingepflanzete Liebe leidet da freylich keine Gleichgültigkeit. Aber er weiß in ſeinem Kummer nicht Maaſe zu halten; ſeine Gedanken gerathen alle in Unordnung, und zanken mit dem Verhängnis. Würde er wohl ſo ungedultig ſeyn, wenn er auf die vergnügten Jahre, die ſein Sohn ihm noch gewähren ſolte, nicht gar zu gewiſſe Rechnung gemachet; wenn er ſeine Hofnung allemal durch Vorſtellung der Sterblichkeit eingeſchränket hätte? Würde ſeine Hofnung nun nicht feſter ſtehen, wenn er auf nichts von dieſer Welt eine gewiſſe Hofnung geſezet, ſondern auf die wunderbare und weiſe Hand des HErrn vor allen andern geſehen hätte? Baſilia erkennet den Reiz aller ihrer Vollkommenheiten, und vielleicht noch weit lebhafter, als ihre Verehrer. Sie ſizet im Geiſte ſchon auf der hochſten Stuffe des Glückes, das nur für ſie möglich iſt. Aber in der That ſezet ſie ſich vorbei nieder, und gleitet auf einmal hinunter. Welch ein Schreken, welche Unruhe! Dieſer Fall würde ihr bey weiten ſo empfindlich nicht geweſen ſeyn, wenn eine betrügliche Hofnung ſie nicht zu ſehr erhoben hätte.

Pomponius glaubet von ſeinen Verdienſten, ſie würden überall bekant und erkant; er erfähret nirgends ein widriges Urtheil. Je mehr er ſich hierauf verläſſet, deſto mehr geräth ſein Geblüt in Wallung, da ſein Verhalten und guter Name von der Unwiſſenheit, theils auch von der Bosheit, plözlich angegriffen wird. Hätte er nicht auf beſtändige Ehre und durchgängigen Ruhm gehoffet, ſo würde er ſeine Feinde gelaſſener und mit ſeinem geringern Nachtheil überwunden haben. Traſin gehet in eine einträgliche Bedienung, und will ſein Glük durch eine gute Heirath völlig befeſtigen. Alle ſeine Abſichtē gelingen nach Wunſch. Dieſes veranlaſſet ihn, daß er den Himmel auf Erden, alles Vollkommne in dem Vergänglichen ſuchet. Deſto gröſſer aber wird ſein Kummer, den Amt und Eheſtand mit ſich bringet, je weniger er ſich ſolche Unvollkommenheiten des menſchlichen Lebens vorgeſtellet hatte. Ein vorher geſehener Streich hingegen ſchreket ſo heftig nicht, und wird eher vermieden. Dorino verläſſet ſich gänzlich auf die wiederholten Zeichen der Treue ſeines Freundes. Aber Unbedachtſamkeit und Wankelmuth hatte ihm dieſen Freund zugeführet, und eben die Fehler treiben denſelben an, die Pflichten der Freundſchaft zu übertreten, und dem Dorino Verdrus zu verurſachen. Warum hoffete er aber auf die Treue ſo gewis, da nichts ungewiſſer als dieſe Tugend iſt?

So wenig ein Menſch aber allen Widerwärtigkeiten auf dieſem Erdboden entgehen kan, ſo wenig kan er auch hier ſchon zu der vollkommenſten Zufriedenheit gelangen, die bei einem endlichen Geiſte nur möglich iſt. Genug, daß er weis, das Ungemach dieſes Lebens treffe ihn nur in den Umſtänden, die nach unſerm erſten Grundſaze, für ihn die vortheilhafteſten ſind; genug, wenn er auf die ungewiſſen Güter dieſer Wanderſchaft keine gewiſſe Hofnung ſezet. Gewöhnet er ſich nur die zwei hier angezeigeten Wahrheiten bei allen menſchlichen Zufällen unpartheiiſch anzuwenden: ſo kan er eine ſolche Fertigkeit des Gemüthes erhalten, dadurch es unerſchroken bleibet, wenn alles zittert; dadurch es immer gelaſſen iſt, wenn andere ihr Herz benagen; ſo daß wenn ein unzufriedener Sinn ſeine Hölle bei ſich führet, ein in GOtt beruhigtes Gemüth ſchon in ſich eine heimliche Belohnung genieſſet.

Erfahrungsſäzze vom Zuſammenhange des Unterleibes mit dem Verſtande.

Ovid.

- Cauſa latet, vis eſt notiſſima. - -

Es iſt nicht wahr, daß die Thiere, die das gröſte Gehirn haben,

ben, den meiſten Verſtand beſizzen; ſonſt würde ein vierſchrötiger Ochſe viel klüger ſeyn, als ein Wachtelhund, welches doch eben ſo wenig zutrift, als man behaupten kan, daß ein Kerl mit einem dikken Kopfe klüger ſey, als ein kleiner Menſch. Weder das Leben, noch die Geſundheit, noch der Verſtand ſcheinen im Kopfe ihren Siz zu haben. Man hat wohl eher wohlgenährte Früchte geſehen, die 8. Monate gelebt, und gleichwol keinen Kopf gehabt haben. a) Alſo iſt der Kopf zum Leben nicht unentbehrlich. Was die Geſundheit betrift, ſo hat man Exempel von Thieren, deren Gehirn durchaus verſteinert geweſen, und die nicht allein gelebt haben, ſondern auch geſund und dik und fett geweſen ſind. Man findet ein ſolches Beiſpiel an einem völlig geſunden Ochſen, der friſch, fett und munter zur Schlachtbank geführet worden, und mit vieler Gewalt kaum hat köñen erſchlagen werden, in den Schriften der Königl. Akademie zu Paris. b) Eben daſelbſt iſt die Geſchichte des Hrn. Colberts zu leſen, welche unwiderſprechlich beweiſet, daß das Gehirn wenigſtens nicht der einzige Siz des Verſtandes ſey. c) Dieſer tapfere Maltheſerritter bekam in der Schlacht bei Valcour eine Wunde von einem Steine, der ihm das linke Auge ausſchlug, und ſogar den ganzen Boden der Augenſcheibe, wie man nachher inne ward, in das Gehirn hinein getrieben hatte. Nichtsdeſtoweniger behielt er, den Augenblik der Verwundung ausgenommen, da er ohnmächtig ward, und ſich, wie er ſagte, gleichſam in einer Entzükkung befand, bis an ſein Ende, welches den ſiebenden Tag nach der Verwundung kam, einen geſunden Verſtand, und eine erſtaunliche Gelaſſenheit des Geiſtes. Kurz, er that alle, ſowol blos mechaniſche, als willkürliche Handlungen mit eben der Freiheit, als vor der Verwundung. Deswegen urtheileten die meiſten, die ihn ſahen, das Gehirn habe nichts gelitten, obgleich der Regimentsfeldſcherer, der ihn zuerſt verbunden, verſicherte, er habe etwas vom Gehirne in der Wunde gefundē. Endlich ſtarb der Kranke, wie geſagt, am ſiebenden Tage, ob wol nichts gefährliches, das hätte Sorge machen können, dazu ſchlug, und man weiter nichts, als etwas, das man Unruhe und Schwere im Kopfe nennen mögte, wiewol auch nur wenige Stunden vor ſeinem Ende an ihm bemerkete. Der Leichnam ward vom Herrn dü Verney, in Gegenwart vieler Perſonen, geöfnet. Auf dem Hirnſchedel zeigte ſich ein

Bruch

---

a) S. der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris anatomiſche Abhandlungen, von Steinwehrs Ueberſez. I. Th. S. 567. 573. u. a. O.

b) Steinwehrs Ueberſezung eben derſelben Abhandl. 2. Th. S. 125. u. f.

c) Eben daſelbſt 2. Th. S. 132. 133.

Bruch der von einem Ende bis zum andern durch die Kron- und Pfeilnath gieng, auf der Stelle, wo ſie zuſammen kommen. Das Gehirn war mit einer Art von Brei angefüllet, der nichts anders, als ein geſchmolzener Theil der Subſtanz des Gehirns war. Daneben zeigeten ſich viele Splitter, die entweder durch den Schlag oder die Fäulung dahin getrieben waren. Das ganze Gehirn war durch und durch zerſtoſſen, und bis an das kleine Gehirn verderbet, und ſeine Krümmungen durch die Auflöſung und Erſchlaffung des zarten Hirnhäutleins von einander abgeſondert. Endlich ſahe man, nachdem das Gehirn weggenommen worden, daß der vordere Theil des Sattels des Keilbeines gänzlich zertrümmert war. Hr. dü Verney ſchliest hieraus billig, daß auch auſſer dem Gehirne die Nerven allein ſo viel Geiſter hergeben, daß die Perſon, wenigſtens eine Zeitlang, alle ihre Verrichtungen thun kan. Der Ochſe, deſſen ich oben gedacht habe, hat ebenfals bei ganz verſteinertem Gehirne ſeinen Ochſenverſtand unverſehrt behaltẽ. Sein Gehirn iſt nicht etwa nach ſeinem Tode verhärtet, ſondern man hat es in dem Augenblikke, als er getödet worden, ſchon ſo gefunden. Man kaufte ihn als ein fettes, muthiges und ſtarkes Thier auf dem Markte, und ſein Käufer war noch darzu ein Ochſenkenner, der, was die Ochſen betrift, für einen Kunſtrichter angeſehen werden kan. Der Ochſe entſprang viermal, als man ihn töden wolte: er war alſo weder matt noch kraftlos, ſondern ſtark und munter. Endlich ward er doch getödet. Als man ihm aber den Kopf ſpalten wolte, und die Hirnſchale ſchon durchgehauen war, fand das Beil am Gehirn Widerſtand. Der Fleiſcher glaubte, ſein Hieb wäre auf den eiſernen Ring zugegangen, daran der Kopf befeſtiget war. Er hieb zum andern, dritten und vierten male, immer vergebens. Alſo muſte er endlich die Hirnſchale mit einem Hammer in Stükken ſchlagen, um das Gehirn heraus zu bekommen. Man fand aber mit Erſtaunẽ, anſtatt deſſelben einen groſſen Kieſelſtein. Man konte in dem Steine die beiderlei Subſtanzen des Gehirns deutlich unterſcheiden. Einige Stellen an dieſem Gehirne, die nicht verſteinert waren, hatten ſich in Knochen verwandelt, und kurz, wenn jemals ein Ochſe Verſtand beſeſſen, ſo war es dieſer, und wenn jemals in einem Steine Verſtand gewohnet hat, ſo iſt es in dieſem Gehirne geweſen. Schon Bartholin hat auch ein ſolches verſteintes Gehirn in einem Ochſen angetroffen, der aber nicht, wie dieſer, munter und fett, ſondern ſchwermüthig und mager geweſen. Es iſt indeſſen genug, daß es auch dieſem nicht an Verſtande de gefehlt hat. Man hat unendlich viele andere Beobachtungen von verdorbenem oder abweſendem Gehirne, davon man ein groſſes Verzeichnis anführen konte, wenn es nicht an dieſem ſchon genug wäre. d)

Wenn der Siz des Verſtandes nicht allein im Kopfe iſt, ſo weis ich wohl, wo ich ihn ſonſt noch antreffen werde. Man hat lange genug Scherz damit getrieben, daß der Verſtand der meiſten Schriftſteller im Magen ſeinen Siz habe, und daß der Hunger ein rechtmäſſiger Beruf ſey, ein Autor zu werden. Wenn weiter nichts zu einem Philoſophen erfordert wird, wie es denn eben nicht viel mehr ſeyn wird, ſo hoffe ich mir jezt dieſen Titel durch eine Abhandlung zu erwerbē, die nicht ſeltſamer ſeyn konte, wenn ſie gleich zu einer Magiſterpromotion dienen ſolte. Mir deucht, es läſt ſich ſehr deutlich beweiſen, daß ſich die Schlüſſe nach der Bewegung der Gedärme richten, und daß kein Menſch eine gute Vernunft habe, der ſchlecht verdauet. Ich kan dieſes nicht aus der Vernunft erweiſen. Denn ich begreife eben ſo wenig, wie der Verſtand im Gehirne, als wie er im Magen ſizzen könne. Allein die Erfahrung pflegt uns in ſolchen Fällen aus der Noth zu retten. Wir würden nimmermehr annehmen, daß wir mit dem Kopfe dächten, wenn uns nicht die Erfahrung lehrte, daß in dem Kopfe gewiſſe Veränderungen vorgehen, welche zum Denken erfordert werden, und die ſich viel beſſer empfinden, als beſchreiben laſſen.

Es gibt eine Art milzſüchtiger Leute, deren Schwermuth gefährlich iſt, weil ſie ihre Grillen unter einem ſehr guten Scheine verbergen. Es könte ſich zutragen, daß einige davon dieſe Blätter leſen, und daß ihnen der Scherz gefährlich zu ſeyn ſchiene, womit ich hier den Verſtand von ſeinem alten Wohnplazze verſezzen will. Dieſen mus ich aus Geſelligkeit ſagen, daß meine Abſicht bei dieſem Aufſazze eben ſo gefährlich nicht ſey, und daß ſie nicht die geringſte Urſache haben werden, anderer Meinung zu ſeyn, als ich ſelbſt bin, wenn ſie nur erſt einſehen werden, worauf mein ganzes Vorhaben abzielet. Man ſolte kaum glauben, wie oft ſich die Aerzte irren, wenn ſie den Siz der Urſachen der Krankheiten beſtimmen wollen. Man iſt beſonders bei den Gemüths- und Nervenkrankheiten, wegen des Sizzes ihrer Urſachen, noch jezt in groſſer Ungewisheit. Weil die Seele, allem Anſehen nach, im Kopfe wohnet, und der Urſprung aller Nerven in dem Gehirne zu ſuchen

---

d) S. v. Haller in Boerhaave Præl. Acad. T. II. S. 607. not. a. wo man zugleich dasjenige gründlich erörtert findet, was wider dieſe Beobachtungen zur Vertheidigung der Ehre des Gehirns angeführt werden kan.

chen iſt: ſo hat man bisher ſich kaum einfallen laſſen, daß die Gemüths- und Nervenkrankheiten einen andern Urſprung, auſſer im Kopfe, und beſonders im Gehirne haben können. Daher hat man die Fehler des Verſtandes und Willens mit lauter ſolchen Arzeneien, wiewol vergeblich, beſtritten, die unmittelbar in das Gehirn würken ſolten; man hat die Fieber, die fallende Sucht, die Krämpfe, und mit einem Worte, alle Nervenkrankheiten auf eben die Art angegriffen, weil man der Meinung geweſen, daß ihr Urſprung nirgends anders, als im Gehirne geſucht werden müſſe. Nun iſt aber dieſes eine erweislich falſche Vorausſezzung, und es beruhet das Heil und die Glükſeligkeit vieler tauſend Kranken darauf, daß ein ſolches Vorurtheil, welches die Aufnahme der Arzneikunſt gewaltig hindert, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde. Man hat dieſes zuweilen ſchon eingeſehen, und daher gibt es viele Schriften und Beobachtungen, die uns von gewiſſen einzelnen Krankheiten von dieſer Art bewieſen haben, daß ihr Siz ganz anders wo, als im Gehirne zu ſuchen ſeye. Um dieſe zu unterſtüzzen, habe ich mir vorgeſezt, in gegenwärtiger Abhandlung aus mancherlei Erfahrungen berühmter Aerzte, darzuthun, daß die Gemüths- und Nervenkrankheiten ſehr oft ihren Siz im Unterleibe haben, und daß einer, der dieſes weis, keine Schwürigkeit findet, ſie zu heilen; da es hingegen andern, die bei ihren Vorurtheilen bleiben, unmöglich fällt, dieſes zu thun. Ich hoffe, daß meine Abhandlung, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, weder gefährlich noch unnüzlich ſeyn wird, und daher wird es mir erlaubt ſeyn, den Knoten zu knüpfen, der den Verſtand mit dem Unterleibe vereinigen ſoll. Ich würde kein Wort davon bekant gemacht haben, wann ich nicht zuverläſſig glauben könte, daß die Arzneikunſt von dieſer Sammlung verſchiedener Beobachtungen einen wahren und groſſen Nuzzen haben könte.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß ich keinem Menſchen eine gute Vernunft zutrauen kan, der ſchlecht verdauet, ob ich gleich, im Ernſte von der Sache zu reden, zugebe, daß nicht alle, die gut verdauen, viel Vernunft haben, ſonſt würden mich die Bauren, die Hunde und Strauſſen widerlegen können. Jeder Menſch, der auf ſich ſelbſt aufmerkſam iſt, wird geſtehen müſſen, daß er öfters des Vormittags, ehe er was geſpeiſet hat, gewiſſe Entſchlieſſungen faſt, oder Meinungen bei ſich ſelbſt ſtellet, die er wieder verwirft, und von einer ganz andern Seite betrachtet, ſo bald er gegeſſen hat. Man verſuche es mit einer Ausarbeitung, die man des Vormittags mit einem Eifer fortſezzet, der nie erlöſchen zu können ſcheinet. Man ſpeiſe hierauf mit dem beſten Appetite, und erneuere unter der Mahlzeit den Eifer, gleich nach Tiſche in dieſer Arbeit fortzufahren. Man wird ſich wundern, wie der Eifer erkaltet ſeyn wird, wenn man aufſtehet um fortzufahren. Die Gedanken fehlen, die Einfälle ſtokken, der Wiz iſt gelähmt, und die Hizze verflogen. Nicht eher, als nach vier bis fünf Stunden, komt die Luſt und das Vermögen zur Arbeit wieder, das iſt, nicht eher, bis die ſtärkſte Verdauung vorbei iſt. Geſezt aber, die Nothwendigkeit zwänge uns, gleichwol nach Tiſche fortzuarbeiten, ſo wird nicht allein alles viel mühſamer von ſtatten gehen, und ſchlechter gerathen; ſondern man wird auch in dieſer ganzen Zeit, da man den Verſtand angeſtrenget hat, die Speiſen ſo wenig verdauen, daß man ſich blos durch ein ſolches Studieren den Magen viel ärger verderben kan, als wenn man ſich 8. Tage betränke und überladete. Dieſes beweiſet uns einen Zuſammenhang des Verſtandes mit dem Magen, der in der Pathologie der Aerzte gewis nicht ohne Aufmerkſamkeit betrachtet werden darf. Ich würde mich indeſſen doch nicht unterſtanden haben, eine Erfahrung von dieſer Art anzuführen, wenn es entweder die einzige wäre, oder wenn ich ſie nur mir ſelbſt beobachtet hätte. Denn geſezt, ich hätte meinen Verſtand würklich im Magen, welches mich bei meiner Autorſchaft gar nicht wundern könte; ſo würde ich dennoch nicht auf andere Leute ſchlieſſen können, wenn ich nicht wüſte, daß viele gelehrte Aerzte dieſes ſchon bemerket hätten. Ich habe den Fürſten derſelben, den unſterblichen Boerhave zum Zeugen. “Ich wundere mich, ſagt er, c) wenn ich aus den Schriften und Geſprächen der Gelehrten vernehme, daß ſie der Meinung ſind, es ſtünde in ihrer Gewalt, was ſie denken wolten. Die Speiſe ganz allein kan dieſe particulam auræ divinæ, dieſes hohe Vermögen der Seele, bei ihnen vernichten. Ein Geometer, der vor der Mahlzeit die ſchwerſten Aufgaben aufzulöſen im Stande geweſen, wird von einer ſtarken Mahlzeit ſtumpf und ſchläfrig. Dieſes gilt noch mehr vom Getränke. Es iſt unmöglich, daß ein Nüchterner und Betrunkener einerlei denken können, und ſchon die Alten haben geſagt, daß einer, der Wein getrunken, ganz andere Urtheile fälle, als wer ſich mit bloſſem Waſſer begnüget.„ So ſagt Boerhaave, dieſer groſſe Kenner und Wohlthäter der menſchlichen Natur, und ſo ſagen die Aerzte aller Zeiten.

Es giebt eine Krankheit, die man bei allen fleiſſigen Gelehrten bemerkt, und die daher den Namen der gelehrten Krankheit erhalten hat. Dieſe Krankheit rühret gewis von allzuſtarkem Nachdenken her, ob dieſes gleich nicht die einzige Urſache derſelben iſt. In dem Falle, da ſie vom Studieren herrührt, ſollte man glauben, ſie werde ganz gewis ihre erſten Würkungen im Gehirne äuſſern. Allein, ſie thut gerade das Gegentheil. Das eifrige Studieren ſchwächt zuerſt den Magen und hindert die Verdauung, hierauf erzeigen ſich Winde, Krämpfe und unordentliche

---

c) Boerhav. Præl. Acad. Vol. IV. S. 488. 489.

deutliche Blutbewegungen, nicht im Haupte, ſondern im Unterleibe; dieſe reiſſen weiter ein, und es verſtopfen ſich endlich und ſchwären die Eingeweide, die im Unterleibe befindlich ſind, bis zulezt aus allem dieſem Uebel der Tod erfolgt. Jedermann erkennt aus dieſen leichten Zügen die Hypochondrie, dieſe berühmte Thorheit, die ihren Urſprung im Unterleibe hat. Hievon habe in dem Ref. p.17. im V. Theil u. p.170 im VI Th. ohnehin ſchon eine beſondere Abhandlung geliefert.

Was iſt wohl die erſte Würkung einer Gemüthskrankheit oder heftigen Leidenſchaft? Es wird jederman zugeben, daß es der Mangel des Appetits ſey. Liebe, Schwermuth, Traurigkeit, Schrek, Zorn, Aergernis, auch eine ſehr groſſe Freude, benehmen uns im Augenblike den Appetit zum Speiſen, und gleichwol iſt dieſer eine Begierde, die in dem Magen erregt wird: dahingegen die Gemüthskrankheiten und Leidenſchaften gewis wo anders, wenigſtens nicht im Unterleibe erzeuget werden. Ich weis zwar wohl, daß man Leber und Milz zu Wohnungen einiger Leidenſchaften gemacht hat: allein, es giebt Beiſpiele von Leuten, die alle dieſe Leidenſchaften beſeſſen, und wo ſie gewis nicht in der Leber und Milz haben wohnen können. Ein Kaufmann, Oertel in Antwerpen, hat dieſes durch ſein eigenes Beiſpiel bewieſen, indem er nicht etwa aus einer Krankheit, ſondern natürlicher Weiſe weder Leber noch Milz gehabt, wie man nach ſeinem Tode befunden a). Eben ſo hat man Beiſpiele von ſehr zornigen Leuten, die weder Galle noch Gallenblaſe gehabt haben b), vieler andern zu geſchweigen, die den Siz der Leidenſchaften im Unterleibe wankend machen. Hier iſt alſo ein neuer Zuſammenhang der Seelenwürkungen mit dem Unterleibe, den niemand in Zweifel ziehen kan. Wie ſolte wohl, ohne dieſen Zuſammenhang, der Ekel ein Erbrechen verurſachen können? Man eſſe die leichteſte und geſundeſte Speiſe mit dem beſten Appetite, und laſſe ſich inzwiſchen etwas eckelhaftes erzählen, ſo wird dieſe Speiſe zurükkehren, als ob ſie dem Magen ein Gift wäre. Ja, man mache denſelben Verſuch auſſer der Mahlzeit, wenn an nichts weniger, als an Speiſen gedacht wird: gleichwol wird der Ekel zu allen Zeiten und bei allen Menſchen dieſe unterſcheidende Würkung haben, daß er den Magen krampfhaft zuſammen zieht, und die Bewegung der Gedärme umkehrt. Dieſe unläugbare Erfahrung macht, daß ich es nicht blos für eine Würkung der allgemeinen Heftigkeit der muskulöſen Bewegungen beim Zorne anſehen kan, wenn ſich die Galle ergieſt, die Leber verſtopft und wohl gar Geſchwüre anſezt. Hat man eine Leidenſchaft, die jederzeit und bei allen lediglich in den Magen würket; ſo kan es auch eine geben, die lediglich in die Leber und Gallenblaſe würket: und wenn dieſes nicht beim Zorne geſchähe, ſo wüſte ich nicht, warum ſich nicht auch bei andern ſehr heftigen Bewegungen und Krämpfen aller Theile, die nicht vom Zorne herrühren, auch nicht einmal bei der fallenden Sucht, ſo offenbare Zuſammenziehungen der Leber und Gallenblaſe äuſerten. Mir deucht alſo, die Gelbſucht, welche ſo oft vom Zorne herrühret, daß man kaum daran denkt, daß es auch andere Urſachen derſelben gebe, ſey ein ſehr deutlicher Beweis von dem Zuſammenhange der Begehrungskräfte der Seele mit dem Unterleibe.

Der Hunger und Durſt ſelbſt ſind Begierden, die oft, ſo bald ſie auſſerordentlich zunehmen, auch eine auſſerordentliche Urſache im Unterleibe verrathen. Man hat die Urſache eines ſehr heftigen Hungers in geronnenem Geblüte, das in den Magen ergoſſen worden c), man

---

a) Schenk T. I. L. 4. S. 749.

b) Fernel. Pathol. L. 6. c. 5. Statt der Gallenblaſe iſt ein groſſer Stein gefunden worden.

c) Blaſius, Obſerv. anat. S. 128.

hat ſie in einer ungewöhnlichen Struktur des Magens und dem Mangel der Falten in den Gedärmen d), man hat ſie in einer auſſerordentlich groſſen Milzblutader e), ſehr oft in einer Fäulung der Milz, auch in einer Verſtopfung und Fäulung der Milchaderhaut, (meſenterium) f) welche bei atrophiſchen Kindern die gewöhnliche Urſache ihrer Freßſucht ſind; man hat ſie in einem gedoppelten Pancreatiſchen Gange g), in einem zähen Schleim des Grimmdarms h), gefunden; und man hat ſo gar den unordentlichen Hunger einer Schwangern, in einem verfaulten Magen, und der auf der Harnbloſe liegenden Milz entdekt i). Eben dieſe und dergleichen Urſachen ſind oft die Triebe eines auſſerordentlichen Durſtes geweſen, wovon ich viele Zeugniſſe anführen könte k), wenn ich nicht glaubte, daß man die Urſache des Hungers und Durſtes ohnedem hauptſächlich und gemeiniglich im Magen ſuchte und fände.

Der rechte Ort, wo man den Zuſammenhang des Magens und des Verſtandes, oder lieber den Einflus der Seele in den Unterleib, und des Unterleibes in die Seele kennen lernen kan, iſt das Krankenbette. Die Erfahrungen der Aerzte, die ihre Kunſt ausüben, zeigen uns hier eine erſtaunliche Verknüpfung, die alle unſere Einſichten überſteiget. Ich will einige Krankheiten in dieſer Abſicht kürzlich betrachten, und werde, um nicht die Anführungen zu ſehr zu häufen, bei ſolchen Säzen, die nur aus Erfahrungen überhaupt gefolgert werden, und keine beſondere Beiſpiele enthalten, nur ein einziges Zeugnis von einem der gröſten, neueſten und noch jezt lebenden Prakticorum anführen.

Ich will mit den melancholiſchen, närriſchen, tollen und raſenden Perſonen, die offenbar den Verſtand verlohren haben, den Anfang machen. Es iſt ein bekanter Grundſaz, daß die meiſte Maniaci freßſüchtig, und die meiſten Melancholici entſezlich mit Verſtopfungen geplagt ſind l). Ich habe ſelbſt viele Melancholicos geſehen, die faſt nie anders, als nach 6. oder 8. Tagen Oefnung bekommen haben, welches dann jederzeit auf die beſchwerlichſte und mühſamſte Weiſe endlich erholten wird. Es giebt Beiſpiele, da melancholiſche Leute drei Monate und drei Tage verſtopft geweſen m), und eins von einer melancholiſchen Perſon, die binnen acht Jahren weder Oefnung noch Ausführungen durch den Schweis, den Harn oder das Geblüte gehabt, und welche nur einzig und allein dadurch immer beim Leben erhalten werden, daß man ihr alle drei Tage ein Clyſtier gegeben n). Eine gewiſſe andre melancholiſche Perſon hat erſt ſechs Monate lang keinen Urin gelaſſen, und als dieſer endlich gefloſſen, hat ſich der Leib vier Monate lang verſtopft. Endlich ſind beide Ausführungen weggeblieben, und der Urin iſt durch die Herzgrube auſſerordentlich häufig ausgeſchwizet o). Die Zufälle ſind allen Melancholicis, wiewohl in verſchiedenen Graden, eigen, und daher machen ſie Anzeigen, die zur Cur unumgänglich nothwendig ſind, und öfters von der Natur ſelbſt gebraucht werden. So hat Cardenus von einem Italiäner aufgezeichnet p), daß derſelbe in der Raſerei deutſch geſprochen, ohne es zu verſtehen, und daß dieſe Wiſſenſchaft der deutſchen Sprache mit einer Menge Würmer, die er durch den Stuhlgang losgeworden, wieder von ihm gewichen ſey. Schon Galen hat

---

d) Riolan. Anthropol. lib. 2. c. 12.

e) Hildan. Cent. 6. obſ. 74.

f) Bontius Medic. Indor. obſ. 2.

g) Blaſius Obſ. med. 15.

h) Henricus Obſ. 25.

i) Ballon Epidem. l. 2. S. 227.

k) Conſ. Bonet. Sepulchr, T. 2. lib. 3. ſect. 3.

l) Juncker. Conſp. Med. theor. pract. S. 936.

m) Schenk. T. 1. L. 3. S. 727. ſt. 728.

n) Schenk. ibid. S. 729. u. f.

o) Schenk T. 1. L. 3. S. 861.

p) Cardan. de rerum varietat. L. 8. c. 43.

hat dergleichen Beobachtung, daß die Tollheit (furor) durch einen Durchlauf gehoben worden, der ſich von ſelbſt ereignet hat q). Man findet dergleichen beim Benivenio. Ein gewiſſer Menſch hatte in einer Krankheit nicht allein das Gedächtnis verlohren, ſondern war auch zugleich vom Verſtande gekommen. Er brachte in dieſem Zuſtande zwanzig Tage zu, in welcher Zeit er nicht das geringſte wuſte, was mit ihm vorgieng. Endlich ſtellete ſich ein freiwilliger Durchlauf ein, wodurch verſchiedene Stüken grüngalligten Schleims, mit ausfarbigen Blutſtriemen vermiſcht, abgeführt worden, die ihn von ſeiner Albernheit und Vergeßlichkeit völlig befreieten r). Selbſt die Leidenſchaften, welche den Maniacis und Melancholicis eigen ſind, als der Zorn, der Schrek, die Furcht, legen ſich leichter, oder löſen ſich auch ſelbſt durch dergleichen Ausführungen auf. Man weis in allen Familien, daß es nach Schrek und Entrüſtung gut ſey, ſein Waſſer zu laſſen, daß man nach dem Zorne mit Nuzen einen Durchlauf abwarte und befördere, und daß man oft vor Angſt und Bangigkeit nicht überall feſt halten kan. Iſt es nicht, als ob die Natur den Unterleib dazu angelegt hätte, die Krankheitten des Gemüths dadurch abzuführen? Wie werden wohl die Maniaci, die Melancholici, die Furioſi am leichteſten, ſicherſten und geſchwindeſten curirt? Vielleicht durch Nervenarzneien? Vielleicht durch ſolche, die das Gehirn ſtärken? Keinesweges, ſondern vielmehr durch Brechmittel und Purgiren s). Junker preiſet in der Melancholie Purganzen, die die ſchwarze Galle abführen, und Stahlarzeneien (martialia) t), in der Manie aber ſtarke Brechmittel und Pürganzen u), ohnerachtet er ſonſt nirgends etwas von Brechmitteln zu halten ſcheint. Er hat auch angemerkt, daß ſich die Melancholie durch Brechmittel in die Manie verwandele v). Da nun, ſeinem eignen Rathe zu folgen, die Manie durch ſtarke Brechmittel gehoben wird, ſo mus auch die Melancholie mit Brechmitteln gehoben werden können. Dieſe Wahrheit iſt allen Aerzten bekant. Es iſt gewis, ſagt Willis vv), daß die Brechmittel in der Manie erwünſchte Würkungen thun, ſogar, daß einige Empirici dieſelben ganz alleine gebrauchen. Was iſt doch das beſchriebene Mittel der Alten wider die Tollheit, das zu dem Sprichworte: Elleboro opus habet, Gelegenheit gegeben, anders, als ein brechendes und purgirendes Mittel x)? Jacob Orthaus hat mit dieſem Mittel ſogar die luſtige Tollheit, welche man den St. Veitstanz nennet, curiret y). Wenn nun aber ſolche Mittel tolle, ſchwermüthige und alberne Leute wieder zurecht bringen, da ſie doch nur den Magen und die Gedärme ausfegen, ſo weis ich nicht, ob man die Urſache dieſer Krankheiten nicht vernünftiger Weiſe vielmehr im Unterleibe, als im Gehirne ſuchen ſolte. Ein jeder Prakticus weis, daß Würmer, Gifte, und dergleichen Dinge allein die Manie verurſachen können z). Man findet nicht allein etwan blos in den Köpfen, ſondern auch in den Lebern der tollen Schaafe Würmer; die tollen Wölfe haben dergleichen in den Nieren, und bei tollen Hunden ſind die Gedärme, die Nieren und der Kopf zugleich damit be-

ſezt

---

q) Galen. Commentar. ad Aphor. 5. lib. 7. Hippocrat.

r) Benivenius de abditis. Cap. 47.

s) S. dieſer nüzl. Sammlungen 1755. 84. Stük 1. A. S. 1339.

t) Juncker. Conſp. Med. S. 933.

u) Id. ibid. S. 938.

v) Id ibid. S. 934.

vv) Er hat Beiſpiele davon in Anat. Cerebr. S. 333.

x) S. Steinwehrs Ueberſez. der Anatom. Schriften der Pariſer Acad. 1. B. S. 709. 710.

y) Schenck. T. 1. S. 221.

z) Junck. Conſp. Med. S. 937.

ſezt a). Zwinger hat den Körper eines raſenden Menſchen unterſucht, und ſowohl die Eingeweide, als den obern Magenmund entzündet, die Lungen voll ſchäumendes Blut und das Zwerchfell ebenfalls entzündet gefunden b.) Man hat ausdrükliche Beobachtungen von einer eingewurzelten Albernheit, da das Gehirn völlig geſund und unverſehrt, hingegen die Eingeweide des Unterleibes und der Bruſt verdorben gefunden worden c). Von einer andern albernen Perſon, die ſo wenig geſunde Vernunft übrig hatte, daß ſie ihre eigenen Excremente fras, und drei Jahre in dieſem Zuſtande zubrachte, hat Wepfer angemerkt, daß ſie endlich einen breiten Wurm von ſich gegeben, worauf ſie ſogleich geneſen. Die Gewalt der Dummheit von dieſem einzigen Wurme war ſo gros, daß ſich dieſe Perſon nach der Geneſung nicht des allergeringſten mehr erinnern konte, was binnen dieſen dreien Jahren mit ihr vorgegangen war d). Wie oft überhaupt die ſchlafloſe Melancholei und auch diejenigen Arten, ſo mit Betrübnis und Zorne verbunden ſind, von Steinen in der Gallenblaſe herrühren, davon kan man beim Schenk häufige Beiſpiele finden e). Noch häufiger ſind die, wo die Urſachen dieſer hypochondriſchen Melancholie ganz offenbar und unwiderſprechlich im Unterleibe liegen. Man findet hiervon die Zeugniſſe ſehr vieler Schriftſteller beym Bonetus f). Wer dieſe erſtaunliche Menge von Beyſpielen überſieht, die noch alle Tage mit einer groſſen Anzahl neuer vermehrt wird, der müſte wahrhaftig durch nichts überzeugt werden können, wenn er nicht geſtehen wollte, daß der Siz dieſer Gemüthskrankheiten faſt jederzeit allein im Unterleibe zu ſuchen ſey.

Ich habe vorhin die Urſachen der Raſerei und Melancholei im Unterleibe zu entdeken geſucht, und kan dieſe Materie noch nicht verlaſſen, ohne einige kurze Reflexionen hinzu zu fügen. Man iſt in den neuern Zeiten von der Methode der Alten abgegangen, dieſe Krankheiten mit ausführenden Arzneien zu curiren. Hieran iſt Schuld, daß man es nicht mit der Theorie zuſammen reimen konte, daß die abführenden Arzneien die Nerven und das Gehirn in beſſern Stand ſezen ſolten; denn das fiel niemanden ein, daß man ein geſundes Gehirn haben, und dennoch närriſch und ſchwermüthig werden konte. Man hätte aber gleichwohl dieſen Fehler leicht verbeſſern können, wann man von der Art zu curiren beſſere Begriffe gehabt hätte. Es iſt gewis, daß die Fieber, die Epilepſie und andere krampfhafte Uebel ihren unmittelbaren Grund in der Werkſtatt der Nerven, dem Gehirne, haben. Aber unglüklich iſt derjenige Prakticus, der, mit dieſer Theorie allein verſehen, an die Betten ſolcher Kranken tritt, und Mittel für das Gehirn ſuchet. Ein anderer, der, ohne ſich an den Zuſtand des Gehirns zu kehren, den Magen und die Gedärme von den Winden, Schleime, Galle, Würmern und andern unnatürlichen Dingen reiniget, kommt mit ſolchen Leuten aufs geſchwindeſte zu Stande. Es rühret zum Theil von der Verbeſſerung der Theorien der Krankheiten her, daß die Praktici auf Irrungen verfallen, die den Kranken ſehr nachtheilig ſind. Man will immer gar zu weit in die Natur der Krankheiten und die Verbindung ihrer von einander abhangenden Urſachen hinein dringen, und man glaubt gemeiniglich die Krankheiten deſto glüklicher zu überwinden, je eine nähere, oder wenn ich ſo ſagen darf, je eine unmittelbarere Urſache derſelben man entdekt und beſtreitet. Ich wünſchte, daß dieſes falſche Vorurtheil in der Praxi ganz ausgerottet würde. Es iſt

---

a) Paullini Cynograph. Curioſ.

b) Ephemer. Nat. Cur. Dec. 3. ann. 2.

c) Bonet. Sepulchr. T. 1. L 1. Sect. 10. Obſ. 19.

d) Ephem. N. C. Dec. 3. ann. 2.

e) Schenk. T. 1. L. 3. S. 775. u. f.

f) Bonet. Sepulchr. T. 1. L. 1. Sect. 9. Obſ. 16. bis 47. S. 227. bis 243.

von ſehr unglüklichen Folgen. Die nähern Urſachen der Krankheiten ſind mehrentheils ſo tief verwikelt, und hängen von ſo vielen andern entfernten ab, daß man ſie nicht einmal mit Arzneimitteln erreichen, noch weniger gründlich heben kan, ohne die entfernten Urſachen zuvor aus dem Wege geräumet zu haben. Daher iſt die Methode ſo unſicher und ſchädlich, verſchiedene Arten der Schmerzen, die Schlafloſigkeit und andere ſolche Uebel mit ſolchen Arzneien zu heben, die die Empfindlichkeit der Nerven ſchwächen. Es iſt gewis, daß die nächſte Urſache der Schmerzen und der Schlafloſigkeit in den Nerven und im Gehirne ihren Siz habe. Weil man nun glaubt, daß man die nächſte Urſache einer Krankheit am erſten beſtreiten müſſe, ſo giebt man Opium, das die Empfindlichkeit der Nerven ſchwächt. Man bedenket aber nicht, daß dieſe allzulebhafte Empfindung ihren Grund wieder in andern entferntern Urſachen habe, die ſich viel leichter aus dem Wege räumen laſſen, und der Natur keine ſolche Gewalt thun. Iſt der nicht auf einem Irrwege, der einem Menſchen, der einen Dorn im Finger hat, Opium eingiebt, damit der Nerve, den der Dorn reizet, ſeine Empfindlichkeit verliere, da er vielmehr den Dorn, die entferntere Urſache des Schmerzens, hinweg ſchaffen ſolte. Was hier der Dorn im Finger iſt, das iſt ein Stein in den Uringängen, das iſt die Stokung des Bluts beim Seitenſtechen, das iſt die freſſende Schärfe bei der Ruhr, das iſt die Galle bei den Gallenfiebern, das iſt die Schärfe bei der Gicht, der überladene Magen bei davon herrührenden Kopfſchmerzen, die Stokung beim Podagra, das ſind die Würmer, der Schleim, die Winde bei der fallenden Sucht, den hypochondriſchen Schmerzen, u. ſ. w. Gleichwohl werden alle dieſe Krankheiten von dem groſſen Haufen der Aerzte mit Opium und mit narcotiſchen Arzneien tractiret. Ich weis nicht, was klärer ſeyn könte, als der Irrthum, den man hierinn begehet, zugleich aber weis ich auch nichts, das von wenigern eingeſehen und geachtet würde, als eben dieſes.

Ich komme wieder zur Sache. Es ſind noch einige Arten von Verrükungen übrig, die ebenfalls ſehr oft ihren wahren Urſprung im Unterleibe haben. Unter dieſe gehören die hizigen Raſereien, (deliria acuta.) Man läst es ſich kaum einfallen, daß hierbei der Zuſtand des Unterleibes in Betrachtung gezogen werden müſſe, und gleichwohl ſind die Spuren dieſes Zuſammenhanges ſo offenbar, daß man nur die Augen zu eröfnen nöthig hat, um ſie wahrzunehmen. Die Hirnwuth, (phrenitis,) welche unſtreitig eine Entzündung im Gehirne zur nächſten Urſache hat, beweiſet ſelbſt, daß ein Prakticus hier zugleich ſein Augenmerk auf die Beſchaffenheit des Unterleibes zu richten habe. Warum entfärben ſich die Excremente bei dieſer Raſerei, und bekommen eine weislichte Farbe? und wie geht es doch wohl zu, daß ein Durchlauf, der dazu kommt, dieſe Wuth aufhebet a)? Warum iſt die Eröfnung des Leibes bei dieſer Raſerei ſo nothwendig, daß man ſie durch Salpeterwaſſer, ja auch durch purgirende Clyſtire befördern mus, die man ſonſt in hizigen Fiebern ſehr verkehrt anbringen würde b)? Beweiſet dieſes nicht augenſcheinlich, daß die Hirnwuth einen ganz beſondern Zuſammenhang mit dem Unterleibe habe? Die Entzündung des Zwerchfells, (Pharaphrenitis,) kommt, was die Wuth der Raſerei betrift, der Hirnwuth faſt gleich. Bei dieſen Deliriis aber bemerkt man auch in der That ſehr oft ein Erbrechen, das eine ſchwarze Materie ausführet c), und die Erfahrung lehret, daß ſie durch Brechmittel gemildert werden d). Alles dieſes

---

a) Junk. Conſp. Med. S. 522. 523.
b) Id. ib. S. 524.
c) Id. ib. S. 527.
d) Id. ib. S. 528.

ſes aber iſt noch nichts gegen die ganz erſtaunlichen Würkungen, welche die Gallenfieber (febris cholerica) in das Gehirn und die Einbildungskraft haben. Sowohl dieſe, als insbeſondere das ſogenannte Mordfieber, (cauſus,) welches von einer ſehr heftigen Entzündung des Magens und der dünnen Gedärme entſtehet, richtet in der Seele eben ſo viel Unordnung an, als die Hirnwuth ſelbſt zu thun pfleget. Es iſt nicht allein ein heftiger Schwindel, ſondern auch ein raſender Zorn, Ekel und ein Delirium damit verbunden, dergleichen die ganze Hiſtorie der Krankheiten kein wütenderes und raſenderes aufzuweiſen hat e). Man mus ſolche Leute ſelbſt geſehen haben, wenn man von der unglaublichen Heftigkeit überzeuget werden ſoll, womit eine Entzündung des Magens die ganze Vorſtellungskraft der Seele zerrüttet. Es giebt in Oſtindien eine gewiſſe Art von Unverdaulichkeit, welche ebenfalls mit ſtarken Deliriis verbunden iſt, und das einzige innerliche Mittel, womit man den Indianern die Vernunft wieder herſtellet, iſt der Pfeffer. Dieſe Krankheit wird von den Einwohnern Mordechi genennet f). Der Pfeffer hat wohl ſehr wenig Würkung in die Seele: allein, er iſt als eine Magenarzenei bekant, und dieſe Magenarznei kan ein Delirium heben. Es iſt alſo ſicherlich zu glauben, daß die Urſache der hizigen Raſereien oft im Unterleibe ihren Siz habe. Daher findet man auch bei der Ruhr die heftigſten Deliria, da doch dieſe Krankheit gewis nur im Unterleibe ihren Siz hat. Im Jahre 1753. war eine Ruhr mit einem faulenden Fieber zu Rouen im Schwange, welche mit ſehr heftigen Deliriis ein Ende nahm, und die Kranken ins Grab ſtürzte. Wenn man die Verſtorbenen öfnete, die am allerheftigſten geraſet hatten: ſo fand man nicht das allergeringſte Unnatürliche im Kopfe, die Subſtanz des Gehirns, und die Häute deſſelben waren völlig unverſehrt, hingegen aber waren die Gedärme und der Magen ſehr entzündet g). Mir deucht, Zeugniſſe von dieſer Art ſind unwiderſprechlich, und ſie ſtimmen mit der Hiſtorie aller andern Deliriorum überein, die von einer Entzündung im Unterleibe entſpringen. Ein gewiſſer Menſch trank ein kaltes Getränk bei erhiztem Leibe. Er war ſo geſund, als er es ſelbſt wünſchen konte, aber in demſelben Augenblike bekam er ſehr heftige Deliria. Er war ſo ſehr von Vernunft, daß er ſich, wie ein Schwein, Höhlen in die Erde wühlete, und ſich mit den ärgſten Unflätereien beſudelte. Vielleicht hatte er ſich durch den kalten Trank eine Entzündung des Gehirns zugezogen? Nein, keinesweges. Sein Unglük hatte ſich im Unterleibe entſponnen. Er brach kurz vor ſeinem Tode eine gelbe zähe Materie von ſich, und als man ihn öfnete, war nicht allein ſein Magen entzündet, ſondern auch noch mit dergleichen Materie angefüllet h). Man müſte in der That ſehr eigenſinnig ſeyn, wenn man aus ſolchen Beobachtungen nicht den Schlus machen wolte, daß auch die hizigen Deliria von einer Urſache entſpringen können, die lediglich im Magen und in den Gedärmen wohnet, und man erkennet hieraus, wie viele Erläuterungen ein Prakticus hieraus nehmen könne, um ſich von dieſen Deliriis in einzelnen Fällen einen richtigen Begrif zu machen.

Die Nerven ſind der Siz der Empfindungen, und nebſt dem Gehirne die Inſtrumente aller Seelenwürkungen Es giebt gleichwohl Nervenkrankheiten, bei denen alle Seelenwürkungen vollkommen wohl von ſtatten gehen, dergleichen die Gicht, die leichten Convulſionen, und verſchiedene Arten ſowohl allgemeiner, als beſonderer ſchmerzhafter Krämpfe ſind. Wofern wir uns nicht in der Theorie

---

e) Junck. Conſp. Med. S. 506. 507.

f) Dellon. nouvelle relation d'un Voyage fait aux Indes Orientales S. 300. bis 302.

g) Journ. des Scav. Septembre 1755. S. 44.

h) Blaſius Obſ. Med. 21.

ruiniren, ſo iſt dieſes gewis eine Sache, die Verwunderung verdienet. Ich habe ſchon oben erwehnt, wie oft der Siz der Seelenwürkungen zerrüttet werden könne, ohne daß die Seele merklich dabei leidet. Hildanus hat ein Beiſpiel von einer bleiernen Kugel, welche 6. Monat lang in einem Gehirne geſtecket hat, ohne daß es der Kranke einmal gewuſt, noch weniger ſich davon übel auf befunden hat i). Wenn ich dieſes bewundere, ſo werde ich vollends in Erſtaunen geſezt zu ſehen, daß im Unterleibe eine viel geringere Urſache vorhanden zu ſeyn braucht, die dem Menſchen den Verſtand und die Einbildungskraft verrüket, und wobei das Gehirn unverſehrt bleibet. Der Schleim, die Würmer, die Winde in den Gedärmen verurſachen die heftigſten Nervenkrankheiten, Convulſionen und fallende Sucht; ſie berauben uns des Bewuſtſeyns, indem ſie die gemeinſten Urſachen der Ohnmachten ſind, und verderben, indem ſie die Hypochondrie verlaſſen, ſowohl die Einbildungskraft, als den Verſtand. Dieſes ſind keine bloſſe Grillen, womit ich etwa meiner Meinung eine Farbe anzuſtreichen gedächte. Es ſind Wahrheiten, die unwiderſprechlich dargethan werden können, und ich will nur etwas weniges zu ihrer Vertheidigung beibringen.

Die Würmer ſind ſo oft die Urſache der Convulſionen und fallenden Sucht, bei welcher leztern ſogar die Seele ihrer Perſönlichkeit und des Bewuſtſeyns völlig beraubet wird, daß leicht kein Prakticus zu finden ſeyn wird, der dieſes nicht eingeſehen haben ſolte, ja, daß man ſogar auf die Gedanken gebracht worden, ſie für die einzige Urſache dieſer Krankheiten zu halten k). Ob man nun gleich nicht von den meiſten Fällen auf alle ſchlieſſen kan: ſo iſt doch ſo viel gewis, daß man jederzeit, auch auſſer den Würmern, die Urſachen der fallenden Sucht im Unterleibe gefunden, und dieſes zwar zu einer Zeit, da jedermann glaubte, daß ſie im Haupte zu ſuchen wäre. Wegen dieſer falſchen Vorausſezung ſind vieler verſtorbener fallſüchtiger Leute Bäuche uneröfnet geblieben, und nur das Gehirn unterſuchet worden, worinn man ſelten etwas gefunden, und meiſt von der vorausgeſezten Gewisheit, daß hier die Urſache ſeyn müſſe, verleitet worden, Sachen darinn zu ſehen, die in der That nicht vorhanden geweſen ſind. Dieſer Hinderniſſen ungeachtet, hat man doch oft gezwungen ſehen müſſen, daß die Urſache der Epilepſie im Unterleibe liege. In einem Fallſüchtigen iſt der Magen, nebſt allen Gedärmen und den übrigen Theilen des Unterleibes erſtaunlich verdorben, und alles daſelbſt in Unordnung gefunden worden. Man hat dabei Würmer in den Gedärmen gefunden l). Eine andere Fallſucht war von einem Geſchwüre im Pancreas entſtanden m); wobei von Würmern nichts gedacht wird. Man hat mehr Beiſpiele von dieſer lezten Art n). Ein Knabe von 9. Jahren ſtarb an der fallenden Sucht, nachdem er ſich ſtark gebrochen und heftigen Durchlauf gehabt o). Seine Gedärme ſtrozten von Winden, und waren entzündet; der Magen aber war von zähem Schleim und Winden ſehr ausgedehnet. Ein anderer Fallſüchtiger hatte dieſe Krankheit auſſerordentlich oft gehabt, und war in dem wütendſten Anfalle verſtorben. Er war ein ſtarker Freſſer geweſen, und man befand auch in der That Leber, Milz und Gedärme von auſſerordentlicher Gröſſe, wie ſie bei ſolchen Freſſüchtigen zu ſeyn pflegen. Im Magen war übri-

---

i) Hildan. Cent. I. Obſ. 2.

k) Pietſch, von den Urſachen der Convulſionen, fallenden Sucht und Ohnmachten.

l) Bonet. Sepulchr. T. I. l. 1. Sect. 12. Obſ. 13.

m) Ger. Blaſius ad Cap. 4. Anatom. Vesling.

n) Horder in apiar. Bonet. T. I. l. 1. Sect. 12. p. 304.

o) Ephem. N. C. ann. X. Decur. II.

genk nichts auſſerordentliches, wie denn auch weder in dieſem, noch in allen vorhergehenden Beobachtungen, obgleich in allen der Unterleib unterſucht worden, keiner Würmer in den Gedärmen gedacht wird p). Man hat Beiſpiele, daß Leute von verſchluktem Gifte die fallende Sucht und Entzündung des Magens bekommen haben q). Voltammer hat eine fallende Sucht beſchrieben, die ſo heftig geweſen, daß ſich der Kranke ſelbſt die Schenkel und Schulterknochen zerbrochen r). Die Eingeweide waren unbeſchädiget, die Gedärme aber voller Galle, wie denn auch die Gallenblaſe ſehr gros war. Diejenige Art von Nervenkrankheiten, welche die Aerzte Catochus nennen, rühret von eben den Urſachen, als die fallende Sucht her, mit der ſie auch nahe verwand iſt. Man hat auch Würmer unter den Urſachen, die ſie veranlaſſen, beobachtet s). Wenn ich alle die Beiſpiele anführen wolte, wo Würmer die Urſache der fallenden Sucht geweſen, oder wenn ich auch nur das vorige Verzeichnis, wo man andere Urſachen derſelben im Unterleibe entdekt hat, vergröſſern wolte; ſo könte es mir an ganzen Hunderten von Beobachtungen nicht fehlen t). Allein, es mag genug ſeyn.

Jedermann weis, daß die Schlag- und Lahmflüſſe der Seele ſowohl das Bewuſtſeyn berauben, als auch dem Leibe, dem Gehirne und den Nerven ſelbſt alle ihre Empfindlichkeit nehmen. Niemand ſucht die Urſache dieſer tödlichen und der thieriſchen Natur ſo nachtheiligen Krankheiten anderwärts, als im Gehirne und den Nerven ſelbſt. Was ſoll man aber wohl ſagen, wenn man die Sache ein wenig genauer, und ohne Vorurtheil betrachtet? Es iſt ein praktiſcher Grundſaz, daß der Schlagflus bei alten Leuten von eben den Urſachen herrühre, welche bei Jungen die fallende Sucht hervorbringen u). Nun haben wir aber zur Genüge geſehen, daß die fallende Sucht bei jungen Leuten hauptſächlich ihren Grund im Unterleibe habe. Wo wird alſo wohl der Urſprung der Schlagflüſſe zu ſuchen ſeyn? Kan ich mich wohl irren, wenn ich ſie ebenfalls, wenigſtens öfters im Unterleibe vermuthe, da uns die Praxis nicht einmal andere Hülfsmittel wider die Schlag- und Lahmflüſſe anbietet, als die den Magen und die Gedärme ſchnell reinigen. Jedermann verordnet in dieſen Krankheiten ſtarke Brechmittel und heftige Purganzen, es ſey innerlich oder durch heftig purgirende Clyſtiere x). Mit dem Aderlaſſen, womit ſo viele tauſend Menſchen geſchwächt werden, geſchehen ſelten Wunder, und alle Hofnung beruhet auf dieſen heftigen Ausführungen. Wie oft erbrechen ſich nicht Leute, die vom Schlage gerührt worden ſind, aufs heftigſte von ſich ſelbſt, und mir deucht, man müſte hier die Augen vorſezlich verſchlieſſen, wenn man nicht einen Verdacht auf den Unterleib ſchöpfen wolte. Der Stekflus, (catarrhus ſuffocativus,) wird ebenfalls durch Brechmittel curiret y).

Die Ohnmachten berauben uns, nach einer unausſprechlichen Beängſtigung, des Bewuſtſeyns, und des Verſtandes. Haben ſie alſo auch vielleicht ihren Urſprung im Gehirne? Ich wolte es gern glauben, wenn ich nur nicht täglich ſähe, daß der geſundeſte Menſch, das munterſte Frauenzimmer, alſobald in Ohnmacht fiele,

---

p) Bonet. Sepulchr. T. I l. 1. Sect. 12. additam. Obſ. 2. S. 292.

q) Bonet. Sepulchr. T. I. l. 1. Sect. 13. Obſ. 25.

r) Miſc. cur. a. 1671. Obſ. 225.

s) Schenk. T. I. l. 1. Obſ. 117.

t) Sehr viele hat ſchon Schenk. T. I. lib. I. de Epilepſ. & Spaſmis.

u) E quibus cauſis junioribus Epilepſia, ex iisdem ſeneſcentibus provenit Apoplexia. Junker. Conſp. med. Theor. pract. S. 905.

x) Junk. Conſp. med S. 892. 902.

y) Id. ib. Tab. de Catarrh. ſuffocat.

fiele, ſobald der Unterleib entweder zu feſt zugeknöpft, oder mit den grauſamen Schnürleibern in die Enge gepreſt wird, daß er ſich nicht frei bewegen kan. Wie oft wird nicht eine Ohnmacht von einem einzigen Winde verurſacht, dem der Ausgang aus dem Magen oder den Gedärmen verſperret iſt? Wie oft rührt ſie nicht von Würmern, von Geſchwüren im Unterleibe, von einem verdorbenen Magen, von Leibſchmerzen her, und wie viel Schriftſteller konte ich nicht anführen, die dieſe Urſachen der Ohnmachten und Beängſtigungen ſelbſt beobachtet haben. Man findet deren eine ganze Menge in den Caſusbüchern, und ich übergehe ſie hier, um nicht zur Unzeit bei einer unwiderſprechlichen Sache Zeugniſſe zu verſchwenden. Sylvius z), hat dieſes ſelbſt geſtehen müſſen, ob es gleich wider ſeinen Willen geſchahe. Er ſahe den offenbaren Zuſammenhang des Magens mit den Ohnmachten: und daher erſann er Dünſte, die aus dem Magen durch den Schlund in die Höhe ſteigen, und ſich mit dem Blute vermiſchen ſolten. Dies war auch in der That der einzige mögliche Weg, wider den Augenſchein zu behaupten, daß das Gehirn der Siz der Urſachen der Ohnmachten ſeyn müſſe. Es iſt auf dieſem Wege ſo ſchlecht fortzukommen, daß man heut zu Tage niemanden mehr darauf findet, der den Sylvius begleiten wolte. Schon Galens Beobachtungen hätten ihn warnen können. Dieſer erzählet, daß jemand, wenn er gefaſtet hatte, ſobald er ſich wuſch, in Ohnmacht fiel; imgleichen daß jemand, gleichfalls unter dem Waſchen, jederzeit eine Ohnmacht bekam, wo er nicht vorher ein wenig Brod gegeſſen hätte *).

Wenn wir finden, daß gewiſſe Krankheiten der Seele ſchon ſehr oft aus gewiſſen Fehlern im Unterleibe entſtanden ſind, ſo werden wir, in vorkommenden ähnlichen Fällen die Behutſamkeit nöthig haben, zu unterſuchen, ob ein ſo oft bemerkter Fall nicht auch hier ſtatt finde; und dieſes wird uns abhalten, den Augenblik ein Recept von Hirn- Haupt- und Nerven-ſtärkenden Arzneien aufzuſezen, welches ohnedem gemeiniglich, wenn man die Apothekerſprache entzifern ſolte, nichts anders heiſt, als: Endes unterſchriebener Patient iſt in einem Zuſtande, den ich, der Doctor Medicinä, weder kenne, noch heben werde. Ich weis gewis, wenn man den Unterleib bei den Gemüthskrankheiten ſo oft in Verdacht zöge, als er gezogen zu werden verdienet, ſo würde man oft, ſtatt des Schlagbalſams, ein Clyſtier, ſtatt der Nervenſtärkenden Umſchläge, ein Brechmittel, ſtatt der Herz- und Hirnſtärkenden Tränke eine derbe Purganz verordnen, und die Erfahrung würde nicht ſelten den kezeriſchen Saz bekräftigen, den ich in aller Stille für wahr halte, daß das wahre Heil der Arzneikunſt und ihre unverdächtige Kraft nicht in den alterirenden, ſondern in den ausführenden Arzneien zu ſuchen ſey. Ich will mich mit niemanden dieſer Meinung wegen überwerfen. Sie entfuhr mir nur jezt unverſehens, und weil ſie der Kunſt Schaden thun könte, ſo habe ich ſelbſt Urſache, es gerne zu ſehen, wenn mich jemand, und ſolte es auch nur ein Studioſus Medicinä ſeyn, zu einem öffentlichen und feierlichen Widerrufe zwänge. Jedoch, ich ſchreite aus meiner Bahn, und bin mit meinen Schlafſüchtigen eingeſchlafen. Wir wollen jezt zu den Leuten fortgehen, die zu viel wachen.

Der Schlaf iſt der Seele das, was dem Leibe die Speiſen ſind. Sie ſcheint der wechſelsweiſen Ruhe zu ihrer Erhaltung eben ſo benöthiget zu ſeyn, als die Muskeln; und gleichwie ſich ein von vieler Arbeit entkräfteter Leib durch Speiſe und Trank wieder erholet, ſo iſt der Schlaf eine Mahlzeit für die entkräftete Seele. Dieſes iſt die Urſache, warum man das

---

z) Sylvius de le Boe Tract. VII. append. § 83.

*) Galen. Comment. ad aphor. 41. l. 2. Hippocr.

allzuviele Wachen, und das Unvermögen zu ſchlafen für eine ſehr gefährliche Krankheit der Seele zu halten Urſache hat. Ein Menſch, der einige Täge und Nächte nicht geſchlafen hat, iſt der Verrükkung ſehr nahe, und er wird endlich würklich unſinnig, wenn ihm nicht ein baldiger erquikkender Schlaf zu Hülfe komt. Woher mag doch dieſe unnatürliche Munterkeit, dieſe ſchädliche Geſchäftigkeit des Gemüths rühren? Iſt nicht ohne allen Zweifel etwa das Gehirn von einer Urſache entzündet worden, die ſich in demſelben verbirgt? Es kan in der That alſo ſeyn: aber ich weis auch gewis, daß dieſe Urſache aus dem Unterleibe ihren Urſprung nehmen kan. Dieſes lehrt mich der Zuſtand derjenigen Leute, die ihren Urin nicht laſſen können, und welche davon in eine Wachſamkeit verfallen, die der nahe Vorbote ihrer Verrükung und ihres Todes iſt. Ich ſehe es auch daraus, weil es Leute gegeben, die blos darum nicht haben ſchlafen können, weil das Pancreas eine groſſe Drüſe unter dem Magen, ein verborgenes Geſchwür bei ſich gehabt hat, a) und weil andere gern würden geſchlafen haben, wenn ſie nicht allemal in dem Augenblike, da ſie einſchlafen wolten, eine Ohnmacht und kalter Schweis befallen hätte b). Da ich den Siz der Ohnmachten kenne, ſo kan mir dieſer Zufall gar nicht zweideutig ſeyn. Und wenn er es mir wäre, ſo würde mir die Beobachtung von einem 15tägigen Wachen aus dem Traume helfen, das nichts anders als einen ſchwachen Magen zum Grunde gehabt hat c). Wenn ich hier die Nachtwanderer, dieſe unruhigen Leute, die im Schlafe wachen, mit in die Reihe nehmen darf, ſo beſtärkt mich das folgende Beiſpiel nicht wenig in meiner Meinung. Ein gewiſſer Menſch ſtand des Nachts im Schlafe auf, um ohne ſein Wiſſen herum zu wandern. Er komt auf ſeiner Wallfahrt an einen Brunnen, in welchen er dreiſte hinunter ſteiget. So bald er aber mit dem einen Fuſſe in das Waſſer kam, erſchrak er heftig, und rief: O mein Bein! helft mir! Er ward heraus gezogen, und ins Bette gelegt. Er lag verſtummt, und ohne nur einmal die Augen aufzuſchlagen, welches man kaum erhalten konte, wenn man ihn auch noch ſo ſehr rüttelte. Er blieb den ganzen Tag ſinnlos, aber endlich, wie ward ihm doch geholfen? wie bekam er den Verſtand wieder? wie ward er munter und beredt? Man rüttelte ihn ein wenig, darauf brach er ſich, bekam den Schluken, und ward geſund d). Ein Brechpulver würde dem Schwärmer ſolchergeſtalt das Bewuſtſeyn, die Wachſamkeit und die Vernunft geſchwinder wieder gegeben haben. Alle dieſe erſtaunliche Sachen ſind wahr: aber wer begreift ſie?

Wenn man nach ſo vielen handgreiflichen Beweiſen noch nicht ſo viel Ueberwindung über ſich ſelbſt hat, daß man geſieht, es ſey eben ſo wahr, als ſeltſam, daß der Verſtand und Unterleib einen ſehr genauen Zuſammenhang miteinander haben; ſo weis ich nichts beſſers zu thun, als daß ich mich aufs Bitten lege, nachdem ich die Beweiſe umſonſt verſucht habe. Alle Leute ſagen, daß der Schwindel und Taumel (Temulentia) eine Sache ſey, die in der Seele ihren Siz habe. Ich ſehe auch offenbar, daß mich meine Sinne ſcheinbar betrügen, wenn ich ſchwindle und taumele, indem die Sachen, wovon ich eben ſo gewis weis, daß ſie ſtille ſtehen, als ich weis, daß zweimal zwei vier iſt, wider meine Ueberzeugung vor meinen Augen im Kreiſe herum gehen, und der Fusboden unter meinen Füſſen ſich zu bewegen ſcheint. So gewis ich weis, daß dieſes eine bloſſe Vorſtellung

meiner

---

a) Jacob. Aubert. progymn. Exercit. 44. ad libr. de abdit. Fernel.

b) Id. ibid.

c) Schenk. T. I. L. 1. Obſ. 125.

d) Horſt. Comment. de Noctambul. bei der Schrift vom goldnen Zahn des Schleſiſchen Knabens.

meiner verwirrten Seele iſt: ſo bin ich dennoch ſo thöricht, mich nach der ſcheinbaren Bewegung des Bodens ſo lange hin und her zu beugen, um mich zu erhalten, bis ich längs auf der Erden liege. Dieſes iſt ein gewaltiger Streit meines Verſtandes mit meinen fünf Sinnen, und meiner Ueberzeugung aus der Vernunft mit dem, was mir die offenen Augen zeigen. Der Schwindel iſt alſo gewis eine Begebenheit, die in meiner Seele vorgehet, und die alſo billich im Gehirne ihren Grund haben mus. Nun bitte ich aber jederman, mir zu ſagen, warum meine Seele in dieſen wunderlichen Zuſtand geräth, ſo bald ſich eine Verſtopfung des Leibes ereignet e). Soll ich nicht den Hollerius für einen Phantaſten halten, wenn er mir erzählt f), daß der Schwindel einer gewiſſen Perſon von einer Fäulnis des Nezzes, einer trokenen Leber, von einem zur Hälfte mit einem ſchwarzen Safte angefüllten und gleichſam gequetſchten Magen hergerühret ſey? Sind dieſe Fehler des Unterleibes vermögend, die Kräfte meiner Seele ſo widereinander zu hezen, als im Schwindel geſchicht? Man erzählt mir, daß es eine eigene Art des Schwindels gebe, die jederzeit aus dem Magen entſpringet, und die man nicht anders heben kan, als daß man den Magen reiniget g). Iſt es mir erlaubt, dieſes zu glauben, oder ſoll ich lieber alles für thöricht halten, was mir beweiſet, daß die Urſache des Schwindels irgendwo anders, als im Gehirne und in Augennerven ihren Siz habe?

Die Trunkenheit iſt mit dem Schwindel nahe verwand h). In dieſem Zuſtande verändern ſich alle unſere Einſichten, unſere Urtheile, unſere Maximen, Grundſäze, ja ſo gar die Geſeze der Empfindungen. Wir hören und ſehen nicht mehr; wir ſind klüger als wir ſelbſt; wir finden die Einrichtung der Welt vortreflich, die uns, wenn wir nüchtern ſind, ganz und gar nicht gefällt; wir greifen nach dem Glaſe, das vor uns ſtehet, und verbrennen uns die Finger in der Flamme des Lichts, die wir dafür anſehen; wir ſind die vertrauteſten Freunde des ſchlechteſten Kerls, den wir ſonſt nicht über die Schultern anſehen; wir ſchmelzen vor Liebe gegen ein Affengeſichte, und kurz, wir widerlegen alle Augenblik ſelbſt, daß wir vernünftige Geſchöpfe ſind, und dieſes alles würken einige Gläſer Wein, die wir in unſern Magen ſchütten. Wer giebt mir doch eine Erläuterung, wie der Wein im Magen ſolche groſſe Dinge thun kan? Vielleicht weis ich die Antwort ein wenig vorher, die man mir geben wird. Nicht der Magen, ſondern die Nerven ſind es, die die Urſache dieſer Zerrüttung der menſchlichen Seele in ſich enthalten. Die flüchtigen Theile des Weins dringen durch dieſelben bis zum Gehirne, und ſezen dieſe Werkſtatt der Seele in Unordnung. Daher kan man ſich berauſchen, ohne einen Tropfen Wein zu verſchluken, wenn man ihn nur im Munde hin und her ziehet, und wieder ausſpeyet. Alles dieſes läſt ſich hören, aber ich habe noch um eine Antwort zu bitten. Warum verſchwindet der Rauſch, wenn man ſich weidlich gebrochen hat? Dieſes wollen noch die Aerzte verſichern i); und ich ſelbſt kan verſichern, daß man ebenfalls mit Erleichterung der Trunkenheit zum Erbrechen komt, wenn man gleich nur den Rauſch vom Weine bekommen hat, den man im Munde gehalten und wieder ausgeſpien, oder wenn man ihn auch nur ſo gar von dem Geruche der Dünſte in einem Weinkeller ſich zugezogen. Dieſes ſcheinet

---

e) Die Erfahrung iſt zuverläſſig. S. Junk. Conſp. med. theor. pract. S. 859.

f) Hollerius Obſ. 21.

g) Junk. Conſp. Med. theor. pract. Tab. de Vertigine.

h) S. in den nüzlichen Samml. 47. Stük vom Jahr 1755.

i) Junk. Conſp. Med. S. 957.

net mich, zu dem Geſtändniſſe zu zwingen, daß die Trunkenheit einer von denjenigen unnatürlichen Zuſtänden der Seele ſey, die ihren Einflus in den Magen äuſſern, und man wird ſo gütig ſeyn, mich zu lehren, worinn der Fehler in dieſem Schluſſe liege? Daß der Rauſch, der von dem bloſſen Geruche der Weindünſte in einem Weinkeller herrühret, würklich auch ein Brechen verurſache, kan ich aus eigner Erfahrung verſichern, und es kommt mir dieſes nicht ſeltſamer vor, als daß die Dünſte der Purganzen, wenn ſie gerochen werden, ihre Würkung bei vielen eben ſo gut verrichten, als wenn ſie die Purganz ſelbſt eingenommen hätten k). Geſezt, daß dieſe Dünſte vermittelſt der Nerven und des Gehirns, in die ſie hinein dringen, dieſe Würkung verrichten; ſo beweiſet doch dieſes von neuen den groſſen Einflus, den das Gehirn in den Unterleib hat: denn es iſt einerlei Zuſammenhang, ob der Unterleib in die Seele, oder die Seele in den Unterleib; ob der Magen in das Gehirn, oder das Gehirn in den Magen, die Brechmittel in die Leidenſchaften, oder die Leidenſchaften in die umgekehrte Bewegung des Magens würken, wovon man erſtaunliche Beiſpiele hat l).

Der groſſe Zuſammenhang des Gehirns mit den Eingeweiden des Unterleibes ſcheint mir aus noch verſchiedenen andern Beobachtungen deutlich zu ſeyn, um deren Wiederlegung ich diejenigen erſuchen mus, die ihn etwa leugnen wolten. So bald der Kopf eine Wunde, oder irgend eine andere Verlezung bekomt, ſo erfolgt ein Erbrechen. Alle Wundärzte wiſſen dieſes, und kein Leibarzt, kein Profeſſor hat es noch deutlich erkläret. Die Gefräſigkeit und ein verdorbener Magen verurſachen Kopfſchmerzen m), welche alſobald nachlaſſen, als man ſich gebrochen, oder einen hinlänglichen Durchlauf bekommen hat. Auch die Galle, wenn ſie die Gallenblaſe zu ſehr ausdehnet, macht Kopfwehe n). Thomas Bartholin hat angemerkt, daß diejenigen, ſo mit dem Nierenſteine behaftet ſind, auf derjenigen Seite das halbſeitige Kopfwehe (Hemicrania) bekommen, auf welcher ſich in der Niere der Stein dem Abfluſſe des Urins widerſezet o). Daß ein Magengeſchwür allein vermögend ſey ſehr langwierige und unaufhörliche Kopfſchmerzen zu erregen, läſſet ſich leicht aus den vorerwehnten Umſtänden errathen, und wird auch würklich durch die Erfahrung beſtätiget p). Ich glaube, man hat noch nie eine Wahrheit mit unſtreitigern Gründen bewieſen, als den Zuſammenhang des Gehirns mit den Eingeweiden des Unterleibes. Allein, vielleicht gilt der Schlus nicht vom Gehirne auf die Seele? Wir wollen es ſehen.

Wenn die Nerven und das Gehirn die Werkzeuge der Empfindungen und Vorſtellungen der Seele ſind, wie ſolches alle Aerzte, und alle Seelenlehrer, die ſo klug ſind, den Leib des Menſchen auch ein wenig kennen zu lernen, eingeſtehen, ſo iſt es unmöglich, daß der Magen in das Gehirn, und daß das Gehirn in den Magen würken kan, ohne daß nicht die Vorſtellungen der Seele Theil daran nehmen ſolten. Ich ſehe auch nicht ab, warum der Magen und die Gedärme nicht eben ſo wohl neue Vorſtellungen, Leidenſchaften und Entſchlieſſungen in der Seele hervor bringen könten, als dieſes, wie niemand läugnet, von dem Herzen, vom Geblüte, ja ſo gar von den äuſſerlichen Dingen geſchehen kan, die in die Gliedmaſſen der Sinne würken. Ohne dieſes anzunehmen, würde ſich nimmermehr begreifen laſſen, wie ſich die Freude und Traurigkeit, der Muth und Furchtſamkeit,

---

k) Hiervon findet man viele Beiſpiele im Schenk T. I. lib. 3. S. 736. 737.

l) Junk. Conſp. Therap. Gener. Tab. I. Cautel.

m) Williſ. de anim. brutor. S. 289.

n) Wepfer. Exercit. de Apoplex. S. 435.

o) Thom. Bartholin. Cent. 4. Ep. 6.

p) Bonet. Sepulchr. T. I. lib. 1. Sect. I. Obſ. 123. S. 70.

keit, die Frechheit und Andacht, die Ruhe und Unruhe des Gemüths in der Seele eines Hypochondriaci ſo genau nach der Menge ſeiner Winde in den Gedärmen, und ſeinen Leibesöfnungen richten könnten. Es iſt in der That mein rechter Ernſt, wenn ich ſage, daß viele Enthuſiaſten, Schwärmer, Quäker und Trembleurs nimmermehr die Thoren ſeyn würden, die ſie ſind, wenn ſie fleiſſig Clyſtiere gebrauchten, und oft Rhabarber einnähmen. Man unterſuche einen ſolchen Mükenſauger recht genau, ſo wird man finden, daß ſein ganzer Eifer, ſeine Hize, ſein Spaltungsgeiſt, ſein Geiſt des Widerſpruchs und des Weiſſagens auf nichts als verhärteten Excrementen, verſchloſſenen Blähungen, und einer Menge Schleim in den Gedärmen, oder auch wohl Würmern beruhe. Es iſt kaum glaublich, und ſcheinet anfangs ſicherlich, in welchem hohen Grade alles dieſes, was ich hier ſage, gewis ſeye; und man könte den vernünftigſten Menſchen in kurzer Zeit zu einem Schwärmer, und einen Freigeiſt zum Enthuſiaſten machen, wenn man ihm viele blähende und verſtopfende Speiſe gäbe, die Leibesbewegung verhinderte, und ihm nicht geſtattete, den Winden ihren Lauf in alle Welt zu laſſen. Die Würklichkeit ſolcher böſen Methoden beweiſet ihre Möglichkeit; und jene erhellet aus der Würkung der ſogenanten Liebestränke, (philtra) welches nichts anders als ſolche Gifte ſind, die vermöge des Zuſammenhanges, den der Magen und die Gedärme mit den Vorſtellungskräften der Seele haben, den Verſtand eines Menſchen verrüken. Man kan nicht zweifeln, daß es ſolche Mittel gebe, ob ſie gleich nichts weniger, als die Liebe erweken, und alſo den Zwek nicht erreichen: warum man ſie verfertiget. Es iſt genug, daß ſie den Verſtand verrükken, und die Einbildungskraft in ein wildes Feuer ſezen. Man weis, daß das Opium bei den Türken zu dergleichen Gebrauche im Gange iſt. und es giebt unſtreitig mehr ſolcher Arzeneien, welche zu erzählen nicht nüzlich iſt. Die Würkung derſelben aber beweiſet zur Genüge, daß der Magen und die Gedärme zu den Vorſtellungen der Seele unendlich viel beitragen. Denn ſo gewis, als ſie den Verſtand verrüken, ſo gewis verderben ſie auch den Magen. Daher wiſſen die praktiſchen Aerzte, daß die Liebestränke ein ſchrekliches Erbrechen nach ſich ziehen q), und daß zur Cur ihrer höchſtſchädlichen Würkungen hauptſächlich Brechmittel, Purganzen, Magenſtärkungen, Windstreibende, und die Verdauung befördernde Arzeneien (carminativa & digestiva) erfordert werden r). Wie wäre es möglich, daß dergleichen Arzeneien einen verrükten Menſchen wieder herſtellen könten, wenn nicht die Verrükung vermittelſt der verdorbenen Verdauung und Bewegung des Magens und der Gedärme bewerkſtelliget würde?

Es iſt ſo gewis, daß die Krankheiten des Unterleibes die Vorſtellungen der Seele verändern, daß ſie auch die lebhafteſten Vorſtellungen derſelben, ich meine die äuſſerlichen Empfindungen, zu ſchwächen und zu unterdrüken im Stande ſind. Ich könte dieſes aus vielen Beobachtungen erweiſen, aber es mag an einer oder zwoen genug ſeyn. Riolan erzählet ein Beiſpiel eines Menſchen, der an ſeinem ganzen Leibe unempfindlich geweſen, und gebebt hat, wovon die Urſache in nichts anderm, als einer unförmlichen, vierekigten Milz gelegen hat, die mit einem Knorpel überzogen geweſen iſt s). Ein anderer, der nach langer Kümmernis, Dürſtigkeit und Faſten die bekante Hieram eingenommen, iſt davon gänzlich unbeweglich geworden t). Dergleichen Würkungen, die ſich aus dem Unterleibe über das ganze Syſtem der Nerven erſtreken, und den einzigen empfindlichen Theilen des ganzen Körpers ihre Empfindlichkeit und Bewegung rauben, geben uns

---

q) Junker. Conſp. Med. theor. pract. S. 951.
r) Idem ibid. S. 953.
s) Riolan. Anthropogr. l. 2. c. 23.
t) Traillan. l. 1. c. 16.

Zeugniſſe genug, daß auch die lebhafteſten Vorſtellungen der Seele, die Empfindungen ſelbſt, vor dem gewaltigen Einfluſſe der Krankheiten des Unterleibes in die Werkſtatt der Vorſtellungen der Seele nicht ſicher ſind.

Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß ein lange anhaltender Durchlauf das Haupt ſchwäche u). Was heiſt aber bei jederman das Haupt ſchwächen? Heiſt es nicht eben ſo viel, als die Vorſtellungskraft der Seele verhindern, und ſie zum Nachdenken ungeſchikt machen? Eben ſo ſagt man im Gegentheile, daß gewiſſe Arzneien das Haupt ſtärken. Man hat deren verſchiedene, die ſchlechte Würkung thun, und wenn wir diejenigen, die noch einigen Ruf wegen ihrer guten Würkungen erhalten haben, nahe betrachten, ſo finden wir, daß ſie nichts anders thun, als den Magen ſtärken. So iſt das berühmte Pulver, zur Stärkung des ſchwachen Gedächtniſſes, welches der ſchwache, zaubervolle Spanheimiſche Abt Trithemius, als ein Specificum angeprieſen hat. Es beſteht aus faſt allen möglichen Gewürzen, und andern Magenſtärkenden Arzneien x). Es kan alſo unmöglich unmittelbar in das Gehirn, als das Behältnis der Geſchichte und das Archiv der Seele würken, ſondern mus das Gedächtnis auf eben die Art ſtärken, wie die Aerzte das Heimweh (noſtalgia) mit Arzneien zu curiren lehren, nemlich vermittelſt des Magens. So ſeltſam dieſes lezte ſcheinet, ſo mus man es doch gewis für etwas mehr, als einen bloſſen Scherz halten. Ich weis wohl, daß das Heimwehe ein heftiges Verlangen, der Magen aber ein Schlauch ſeye, der Speiſen verdauet. Aber dieſe unendliche Verſchiedenheit hindert nicht, daß man nicht bei dieſer Krankheit des Gemüths einen Fehler der Verdauung, einen Mangel des Appetits, und eine Verſtopfung bemerken ſolte, welche nothwendig vorher gehoben werden müſſen, wenn man das Heimweh curiren will y). Ich würde mich nicht unterſtehen, aus meinen eignen Erfahrungen ſolche allgemeine Säze zu ziehen, weil ich fürchten müſte, es könten die Augen geſehen haben, was das Herz glaubt, ob es gleich in der That nicht vorhanden wäre. Eben darum führe ich meine Gewährsleute an, und bleibe für meine Perſon ganz unverdächtig.

Boerhaave war der Meinung, daß ein Menſch, der ſtark vom Leibe wäre, wenig Wiz beſize, und daß die ſehr wizigen Leute ſchwächlicher Natur wären z). Niemand hat deshalb von Boerhaave geargwohnet, daß er hierdurch die Lehre vom Zuſammenhange des Leibes und der Seele lächerlich, verächtlich oder gar gefährlich vorſtellen wolte. Ich hoffe alſo, daß es mir erlaubt ſeyn wird, einen Menſchen, der mir, dieſer Abhandlung wegen, dergleichen ſchlechte Abſicht zueignen wolte, wenigſtens einen vierſchrötigen Kerl zu ſchimpfen, denn dieſes würde und müſte nothwendig aus einem Mangel der Scharfſinnigkeit herrühren. Ich erſuche aber zugleich nach Standesgebühr alle dürre und klapprigte Leſer, ſich um dieſes ihres Vortheils willen, in dieſem Punkte an mir nicht zu vergehen: denn ich werde mich in ſolchem Falle meines hier erworbenen Rechts bedienen, ſie zu beſchuldigen, daß ſie im Unterleibe nicht richtig ſind. In Wahrheit, dieſes iſt eine groſſe Ausnahme von der Regel, daß dürre Leute wizig ſeyn müſten: Denn die meiſten magern Gelehrten ſind hypochondriſch, und die Hypochondrie hat vornemlich im Unterleibe ihren Sitz. Es hilft nichts, wenn man mit einigen Arzneigelehrten, die die Hypochondrie mehr von der Vollblütigkeit, als der gehinderten Bewegung des Magens und der Gedärme herleiten, die Ausflucht nehmen wolte, daß ich der Hypochondrie einen falſchen Siz anwieſe: denn ſelbſt die Aerzte, die dieſe Meinung hegen, geſtehen zu,

---

u) Junk. Conſp. Med. S. 875.

x) Id. ibid. S. 929.

y) Junk. Conſp. Med. S. 949.

z) Boerhaav. Præl. Acad. Vol. VI. S. 270.

zu, daß dieſe Krankheit von dem geſamten Umlaufe des Bluts im Unterleibe entſtehe, und eigentlich nichts anders, als eine Menge unordentlicher Bewegungen ſey, die auf die güldene Ader abzielen a). Dieſes verändert alſo den Siz der Hypochondrie keineswegs, und ſelbſt die Bewegungen auf die güldene Ader ſind mir ein neuer Beweis des Zuſammenhanges des Unterleibes mit dem Verſtande. Die Italiäner, Portugieſen und Spanier, ſagt Boerhaave b), ſind bis ins achtzehende Jahr lebhaft und luſtig. Nach dem dreiſſigſten Jahre aber, werden ſie alle traurig, murriſch, melancholiſch, und bekommen die Beſchwerden der güldenen Ader. Dieſes iſt die einzige Veränderung im Körper nach dem dreiſſigſten Jahre, die Boerhaave anführet, und die er mit dieſen groſſen Veränderungen des Gemüths in Verbindung ſezet. Wer kan alſo wohl zweifeln, daß die Traurigkeit, Niedergeſchlagenheit und Melancholie dieſer Nationen, in dem mittlern Alter, aus einem Fehler des Unterleibes ihren Urſprung nehme; und diejenigen, die eben dieſen Fehler für die wahre Urſache der Hypochondrie halten, müſſen alſo ebenfalls darinn mit mir einig ſeyn, daß ſie aus dem Unterleibe entſpringe.

Meine Meinung von dem Zuſammenhange des Unterleibes mit der Vorſtellungskraft der Seele kan vielleicht einigen, weil ſie neu ſcheinet, wunderlich vorkommen. Man wird alſo ſo gütig ſeyn, zu bedenken, daß ich die Beweiſe derſelben insgeſamt aus fremden Schriftſtellern genommen habe, die alſo nothwendig davon haben überzeugt ſeyn müſſen, ob ſie es gleich nicht ſo, wie ich, mit dürren Worten ausgedrukt haben. Solte alſo auch gleich der Saz ſelbſt neu ſcheinen, ſo iſt es doch der Grund und Beweis deſſelben nicht. Ich halte es aber für nüzlich, in der Arzneikunſt die einzelnen Beobachtungen fleiſig zu vergleichen, und allgemeine Säzze daraus zu ziehen, die wiederum in einzelnen Fällen nüzlich angebracht werden, und zu manchen neuen Erfindungen Gelegenheit geben können. Ich habe ſchon hin und wieder in dieſer Abhandlung gezeiget, wie nüzlich es ſeyn werde, wenn die Practici der Arzneikunſt von dem Saze lebhaft überzeuget ſind, daß die Gemüths- und Nervenkrankheiten nicht allemal im Gehirne, ſondern ſehr oft im Unterleibe diejenige Urſache haben, welche in einer gründlichen Cur aus dem Wege geraumet werden mus. Dieſes Principium wird in der Praxi vielen Aerzten ein Licht, und vielen Kranken die verlohrne Geſundheit wieder geben. Ich will einen deutlichen Beweis von dieſer Sache geben; und die Gewisheit, wovon ich überzeuget bin, läſt mich nicht furchtſam werden, denſelben wider den erhabenen Boerhave zu lehren. Dieſer groſſe Mann preiſet den Aerzten die Vergleichung der Krankheiten ſehr an, die ein gewiſſer Patient von je her ausgeſtanden hat. Ein gelähmter Menſch (paralyticus) ſagt er c), kan die Hand nicht ausſtrekken. Ich unterſuche, ob der Fehler an den Muskeln liege, und finde, daß er daſelbſt nicht anzutreffen ſey. Ich frage alſo weiter nach, und vernehme, daß der Kranke ehedem die fallende Sucht oder den Schwindel gehabt habe: hieraus lerne ich, daß der Fehler im Gehirne liege. So weit Boerhave. Wo mich nicht alles betrügt, ſo würde man ſich in dieſem Schluſſe ſehr übereilen. Ich habe eben bewieſen, daß die fallende Sucht bei nahe jederzeit, der Schwindel zuweilen, und das nicht ſelten, ja auch ſo gar die Lähm- und Schlagflüſſe ſelbſt aus einem Fehler des Unterleibes entſpringen. Folglich würde ich mit Uebereilung ſchlieſſen, daß eine Lähmung eines ehemaligen Fallſüchtigen der mit Schwindel behaftet geweſenen Kranken, wenn ſie in den Muskeln nicht ihren Siz hat, ihre Urſache im Gehirne haben müſſe. Ich wiederhole nochmals, daß die im Unterleibe liegende Urſache der fallenden Sucht und

---

a) Junker. Conſp. Med. Tab. de Malo hypochondriaco.

b) Boerhav. Præl. Acad. Vol. VI. S. 276.

c) Boerhaave Præl. Acad. Vol. VI. S. 281.

des Schwindels, wie auch der Lähmungen, nur eine mittelbare Urſache ſeyn, und das Gehirn davon in Unordnung gebracht werden könne. Ich gebe auch zu, daß die im Gehirne angerichtete Unordnung die nächſte und unmittelbare Urſache dieſer Krankheiten jederzeit vielleicht ſeyn möge: allein, nichts deſtoweniger iſt der Schlus auf dieſe nächſte Urſache einem Praktico unnüz, ja ſchädlich, indem er ihr nicht abhelfen kan, und gleichwohl, weil er ſeiner Meinung gewis zu ſeyn glaubet, abgehalten wird, nach derjenigen entferntern Urſache zu forſchen, die er mit ſeiner Kunſt erreichen kan, und die der Urſprung alles Uebels iſt. Geſezt, ein Arzt hätte nach Boerhaavens Anleitung den obigen Schlus gemacht, daß bei dem jezt gelähmten ehemaligen Fallſüchtigen die Urſache der Lähmung im Gehirne ſeyn müſſe. Was wird er nun anfangen? Er wird ſich um Arzeneien bekümmern, die dieſen ihm unbekanten Fehler des Gehirns verbeſſern ſollen; er wird ſie nirgends finden, und geſezt, daß er dergleichen fände, ſo würde er, wenn etwa die Urſache der Lähmung Würmer in den Gedärmen wären, die es ſehr oft ſind, eben den Streich machen, den ich oben erwehnt habe, daß er, um den Schmerz zu ſtillen, den ein Dorn im Finger verurſachte, den Nerven mit Opium oder durch Zuſammendrükken unempfindlich machte, den Dorn aber ruhig ſizen lieſſe. Wäre das aber wohl eine vernünftige Cur; verdiente die Weisheit eines Gelehrten, der die Nerven kennt, und zu töden weis, wohl den Vorzug vor dem Einfalle eines Bauern, der den Dorn ſahe, und ihn heraus zu ziehen wuſte? Hat Boerhaave jemals geirret, ſo iſt es hier geweſen, wo er bewieſen hat, daß auch der gröſte Arzt noch immer ein Menſch ſey.

Man kan leicht erachten, daß es unendlich viele Fälle gebe, wo ſich ein Prakticus auf eben die vorige Art gewaltig irren und vergehen kan, wenn er nicht den Grundſaz fahren läſt, daß von den Gemüths- und Nerven-Krankheiten aller Arten, wenigſtens diejenige Urſache, um die er ſich als Prakticus zu bekümmern hat, und die er allein zu heben ſchuldig und vermögend iſt, nicht allezeit, auch nicht einmal gemeiniglich im Gehirne zu ſuchen ſey. Dieſes allein hat gemacht, daß ſo viele Leute über der Cur der fallenden Sucht zu Thoren geworden ſind, und daß ſich die klügſten blos an gewiſſe lächerliche Specifica halten, von denen ſie nur empiriſch urtheilen, und geſtehen, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie dieſe Krankheit ſollten heben können. Eben dieſes Vorurtheil iſt die Urſache, warum die gelehrteſten Aerzte mit der Cur raſender Perſonen am ſchlechteſten fortkommen, weil ſie alle das Gehirn beſſern wollen, und an die Brechmittel nicht gedenken, womit ſo viele Quakſalber Wunder thun. Es liegt ferner lediglich an dieſer ſpizfindigen Gelehrſamkeit, daß es mit der Cur der Gemüthskrankheiten aller Arten durch Arzneimittel ſo ſchlechten Fortgang hat, da doch ſchon Carteſius eingeſehen, daß das einzige Mittel eine kranke Seele zu curiren, wo eins vorhanden wäre, in der Arzneikunſt geſuchet werden müſſe. Wolte man das gedachte Vorurtheil, das viel Einſicht, aber wenig Vernunft beweiſet, ablegen; ſo würde man bald auf neue Mittel verfallen, die Gicht, die Krämpfe, die Hypochondrie, die Mutterbeſchwerungen, die Vapeurs, die kalten Fieber, und alle Nervenkrankheiten glüklich zu heben; welche noch bis jezo insgeſamt Steine des Anſtoſſens für alle Prakticos ſind. Wenn ein Arzt in einzelnen Fällen, in der Beurtheilung einer beſondern Krankheit und eines beſondern Kranken irret, ſo iſt es nicht gut, und er iſt dem Elenden höchſt ſchädlich, der in ſeine Hände fällt. Allein, wenn ſich die Irrthümer eines Arztes in allgemeine Säzze verwandeln, wie der iſt, daß der Urſprung aller Gemüths- und Nervenkrankheiten im Gehirne zu ſuchen ſey, ſo wird er einer Spinne ähnlich, deren Gewebe ſein Syſtem iſt; und GOtt ſey allen den armen Geſchöpfen gnädig, die in dieſes Gewebe hinein gerathen. Sie ſind ohne Rettung entweders verlohren, oder wenigſtens verlaſſen.

Wenn ich die Krankheiten der flüſſigen Theile und ihrer Gefäſſe ausnehme, ſo werden die allermeiſten der übrigen entweder Gemüths- oder doch Nervenkrankheiten ſeyn. Ein Arzt, der alſo von dieſen Krankheiten und ihrem Urſprunge keinen Begrif hat, kan entweder darinn nicht helfen, oder er wird gar ſchaden. Derjenige Prakticus aber hat in der That keinen Begrif davon, der ſich einbildet, ihre Urſache ſey jederzeit im Gehirne und den Nerven zu ſuchen. Denn da dieſes in unendlich vielen Fällen entwedet nicht wahr iſt, oder wenigſtens die daſelbſt befindliche Urſache keine Anzeige zur Cur geben kan, und nur vergeblich angetaſtet wird, ſo iſt es eben ſo viel für den Prakticum, als ob er von der Natur dieſer Krankheiten gar nichts wüſte. Da nun aber derſelben eine ſehr groſſe Menge iſt, ſo hält ein ſolches Vorurtheil den Fortgang der Arzneiwiſſenſchaft ganz gewaltig auf, und läſſt uns in einer Unwiſſenheit, die doch gleichwol leicht zu überwinden wäre. Dieſes iſt die wahre Urſache, warum ich dieſen Aufſaz verfertiget, und warum ich ihn eben ſo und nicht anders, nicht ernſthafter, nicht kürzer abgefaſſet habe. Ich hätte leicht, ſtatt des lächerlichen Tituls, den ich ihm gegeben habe, einen ernſthaftern wählen können. Ich hätte ihn eine Unterſuchung nennen können, ob die Urſache der Gemüths- und Nervenkrankheiten, die ein Prakticus wiſſen mus, um ſie zu curiren, jederzeit im Gehirne ihren Siz habe? Allein, ich weis, daß man neugieriger ſeyn wird, einen Beweis zu leſen, daß der Verſtand mit dem Unterleibe zuſammen hange, und eben dieſe Neugier wolte ich gerne erregen, um dadurch meinen Leſern eine ſehr ernſthafte Warnung in einer Form vorzulegen, die ſie reizen könte, einer Predigt andächtig zuzuhören. Ich hätte manche Beiſpiele hinweg laſſen können, um nicht ſo weitläuftig zu werden; ich weis auch gar wohl, daß ſie nicht alle einerlei beweiſende Stärke haben. Allein, es iſt mir nur allzubekannt, wie ſelten man in den Beweiſen zu viel thun könne, wenn es darauf ankomt, eine hergebrachte Meinung aus den Köpfen der Leute zu verdringen. Es iſt leichter, ein neues Syſtem zu erfinden, als einen allgemeinen beglaubten Satz über den Haufen zu werfen, obgleich das erſte dem Urheber vielleicht mehr Ehre verdient, als das lezte. Man ſiehet indeſſen hier ein merkwürdiges Beiſpiel von einer gewiſſen Unabhängigkeit der mediciniſchen Praxis von der Theorie, das man ſehr wohl zu merken hat, wenn man allzugeneigt iſt ſich von den ſo genanten Empiricis zu unterſcheiden. Es iſt aller Vermuthung nach theoretiſch richtig, daß die nächſte Urſache aller Gemüths- und Nervenkrankheiten im Gehirne und den Nerven zu ſuchen ſey, und dieſe Entdekung macht den theoretiſchen Aerzten in der That Ehre, gleichwie ſie die Wiſſenſchaft bereichert und verbeſſert hat. Ein Prakticus aber iſt unglüklich, wenn er von dieſer Klugheit des theoretiſchen Arztes ohne genugſame Vorſicht Vortheil ziehen will. Er triumphiret über den entdekten Siz zweer ſehr fruchtbarer Gattungen höchſtwichtiger Krankheiten; er hält nichts für klüger, als die Urſache der Krankheit da aufzuſuchen, und anzugreiffen, wo ſie wohnet, und er verläſt daher die Erfahrung und den Unterleib, um ſich mit der Vernunft und dem Gehirne zu irren. Er bedenkt nicht, daß dem Praktico nicht alle Urſachen der Krankheiten einerlei ſeyn dürfen, da hingegen der Theoreticus keine unausgeſpührt läſſt. Er begehet alſo würklich den Fehler, an dem die Theorie keine weitere Schuld hat, als daß ſie das Irrlicht iſt, das ihn verführet. Die Empirici, die alſo über den ſcheinbaren Sieg ihrer Unwiſſenheit froh ſeyn, und die theoretiſchen Wiſſenſchaften verwerfen werden, ſind auf dieſe Weiſe den Leuten ähnlich, die die Irrlichter für Teufel halten, da ſie ſich doch nur für einfältig halten ſolten, weil ſie ſich ihrer zu ihrem Schaden bedienen. Ein Prakticus kan indeſſen aus dieſem Beiſpiele lernen, wieviel auf die Unterſcheidung der Urſachen bei Krankheiten ankomme, und daß man dem ohnerachtet gröblich und verſchuldet irren könne, wenn man gleich eine wahre Urſache einer Krankheit einſiehet, und ſich der rechten Mittel wider dieſelbe bedienet. Es wäre eine ſehr löbliche Unterſuchung, wenn man in der Pathologie unter der Menge der einander ſub- und coordinirten Urſachen der Krankheiten, zum Vortheile der Praxis, diejenigen entweder bei jeder einzelnen Krankheit namentlich, oder durch allgemeine Merkmale beſtimmete, die ein Praktikus allein in Betrachtung zu ziehen hat, wenn er die menſchlichen Gebrechen gründlich und am klügſten heben ſoll. Es fehlt uns dieſe Unterſcheidung noch gänzlich, und ſie würde die Pathologie erſt recht mit der Praxi verknüpfen, anſtatt daß die vielen Syſtemata von Krankheiten, die ein jeder nach Maaßgebung ſeines Verſtandes, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Lehrmeiſters entwirft, dieſe beiden Theile der edelſten Kunſt nur immer weiter voneinander entfernen, und das Reich der Aerzte, das ſich ohnedem von auſſenher genug mus anfechten laſſen, noch mit ſich ſelbſt uneins machen.

Einige zur Naturlehre gehörige Anmerkungen aus Schweden.

Die meiſten Menſchen verachten die Kentnis der kleinen Inſekten: allein, in Schweden ſieht man den Nuzen davon aus augenſcheinlichen Beweiſen. Die Pferde bekommen daſelbſt zum öftern eine gewiſſe Krankheit, welche darinn beſtehet, daß ſie ihre Hinterfüſſe gar nicht gebrauchen, auch nicht einmal darauf ſtehen können. Man hat dieſelben lange Zeit aus Unwiſſenheit der Urſache und Cur dieſes Uebels getödet: allein, jezt hat man entdekt, daß daſſelbe von gewiſſen Inſekten herrühre, die in den Blättern zweier gewiſſer Pflanzen wohnen, und mit ihnen von den Pferden gefreſſen werden. Man giebt ſich izt alle Mühe, dieſe Gewächſe auszurotten, damit ſie die Pferde nicht mehr genieſſen können. Man hat eins von dieſen Inſekten einem Hunde in etwas Brod zu freſſen gegeben, der 24. Stunden darauf unter Schreien und Heulen ſtarb.

Es geſchicht nicht ſelten, daß die Kornähren in ihrem beſten Wachsthume auf einmal verdorren, und man ſchrieb dieſes ehedem den metalliſchen Dämpfen und den kalten Nächten zu. Man hat aber gefunden, daß die Schuld an gewiſſen kleinen Inſekten liegt, deren Urſprung und Wachsthum die natürliche Geſchichte beſchreibt, und wodurch wir in Stand geſezt werden, dieſen Schaden künftig durch Mittel wider dieſe Inſekten zu verhüten.

Die Leute längs an den Schwediſchen Küſten hin, werden von gewiſſen groſſen Würmern beſtändig ſehr heftig geplagt. Es iſt aber glüklich entdekt worden, daß dieſe Würmer in gewiſſen Fiſchen ſtecken, die man mit der Unvorſichtigkeit ſpeiſet, ſie zuvor nicht lange genug kochen zu laſſen, um die Würmer darinn zu töden. Jezt wendet man bei der Zubereitung dieſer Fiſche mehr Sorgfalt an, damit ſie nicht lebendig in den Magen kommen mögen.

Man hat in Schweden nach vieler Mühe und Beobachtung mancherlei Arten von Kräutern entdekt, die dem Viehe auf den Weiden ſchädlich ſind. Auf einer von den Finnländiſchen Inſuln gab es ehedem ſehr häufige Weiden, worauf alles Vieh ungemein gedieh, auſſer den Schafen, die ſo bald ſtarben, als man ſie hinüber gebracht hatte. Der Verfaſſer dieſer Beobachtungen merkte bei ſeinem Aufenthalte auf dieſer Inſul gar bald, daß die Schaafe gewiſſe Kräuter auf dieſer Inſel fänden, von denen man erſt kürzlich entdekt hatte, daß ſie den Schaafen in allen Ländern ſchädlich wären.

Man hat in Schweden einige Beobachtungen gemacht, welche beweiſen, entweder daß das Meerwaſſer ſich nach und nach vermindere, oder daß das feſte Land anwachſe. Es iſt zuverläſſig gewis, daß Steine und Felſen, die ſeit Menſchen Gedenken unter dem Waſſer geſtanden, jezt mit ihren troknen Gipfeln hervor ragen. Man bemerkt alle Jahre, daß das Waſſer an den Uſern ſeichter wird, und es iſt jezt in Gegenden troknes Land, wo man vor 70. bis 80. Jahren zu Schiffe fuhr, gleichwie an Oertern jezt Getraide wächſt, wo man vor 70. Jahren im Sommer gefiſcht hat. Es iſt am wahrſcheinlichſten, daß das Land nach und nach anwachſe. Denn es giebt eine Gegend in Schweden, deren Erdreich ſich aufblähet, und den Winter hindurch mit ſolcher Gewalt empöret, daß davon Steine und Felſen, wie kleine Häuſer gros über einen halben Fus höher gehoben werden, als ſie vorher geſtanden. Wenn dieſes Aufblähen vorbei iſt, ſo ſinken die Steine zwar wieder, aber doch nicht ſo tief, als ſie zuvor geweſen.

Von der Capeification der Feigen.

Linnäus hat hin und wieder in ſeinen Schriften a) auf die überzeugendſte Art dargethan, daß es im Pflanzenreiche eben ſowohl ein zwiefaches Geſchlecht, als im Thierreiche giebt. Der ſo gemeine Taxus und der Wachholder, daß ich nur ein Paar erwähne, können zum Beiſpiel dienen, in welchen beiden Stauden nur einige Früchte tragen, andere niemals; dieſe hingegen bringen Blumen hervor, aus welchen ein gewiſſer gelbligter Staub in die Luft, und vermittelſt dieſer auf die fruchtbringenden Augen der andern Bäume verſchüttet wird, der allein dieſelben in den Stand ſezet, eine reife Frucht, das heiſſet fürnemlich einen ſolchen Saamen zu erzeugen, der, wenn er in die Erde gelegt, zum Wachsthum tüchtig iſt.

Der aufmerkſame und vortrefliche reiſende Kämpfer, hat b) eben dieſen Umſtand ſchon von dem Palmbaume angemerket, als deſſen weibliche Art niemahls reife Datteln giebt, wo nicht in der Nähe der männliche Baum befindlich iſt, durch deſſen Blumenſtaub ſie zu rechter Zeit befruchtet worden; ſo gar, daß man, im Fall beide Arten zu weit von einander entfernet ſtehen, blühende Zweige von der männlichen ſammelt und ſelbige zwiſchen die Zweige der fruchttragenden befeſtigt, da man denn faſt niemahls des Zweks der reifen Früchte verfehlet.

Einige Pflanzen haben beiderlei Geſchlecht zwar in verſchiedenen Blumen, aber doch auf eben und denſelben Stengeln: da wiederum andere und zwar die allermeiſten aus einer weiſen Vorſicht der Natur, beiderlei Geſchlechtstheile, in ihren Blumen durchgehends beiſammen haben.

Dieſes vorläufig berührt, ſo dienet zu wiſſen, daß der Feigenbaum in die erſt beſchriebene Claſſe gehöret, und daß der ſogenante wilde oder Caprificus der männliche, die übrigen Arten aber, wo nicht alle, doch mehrentheils weibliche Bäume ſind. Dem iſt noch hinzuzufügen, daß dasjenige, was wir gemeiniglich Feigen nennen, eigentlich nicht die Früchte ſelbſt, ſondern nur ſaftige Behältniſſe ſind, in welchen die wahren Früchte mit ihrem Saamen bei tauſenden verborgen ſizen. Und für die Reifung und Vollkommenmachung dieſer Saamen hat der alles auf einmal überſehende

Schöpfer

---

a) Z. E. im Syſtemate Naturæ &c. fürnemlich der Diſſertation de Sponſalibus plantarum, welche in den Amoenitatibus Acad. die zwölfte iſt. Vaillants Rede Sur la Structure des fleurs gehöret einigermaſſen mit hieher.

b) In den Amoenitatibus exoticis. Die Wahrheit dieſer Sache iſt vor wenig Jahren ſelbſt in dem Königl. Kräutergarten zu Berlin von dem Gärtner Michelman durch Verſuche an Palmbäumen beſtättiget worden, und ein ganz neuer ſehr geſchikter Reiſender, Haſſelquiſt, hat in einem Briefe an Linnäus aus Aegypten, die Sache abermals beſchrieben, auf eine mit der Kämpferiſchen Erzählung vollkommen übereinſtimmige Art. Eben derſelbe merkt auch an, daß man um Smirna herum die Feigenbäume faſt eben ſo behandelt, indem man die Feigen vom Caprifico abpflüket, ſie auf dünne Linien reihet, und dann damit die weiblichen Bäume beziehet.

Schöpfer dadurch geſorget, daß er dem kleinen trächtigen Wurm, der jezo durch zu legende Eyer ſein Geſchlecht zu erhalten ſuchet, den Trieb eingeflöſſet, ſelbige den Feigen des wilden Baumes, des Caprifici, anzuvertrauen, in welchen ſie ausgebrütet werden, und aus welchen die Würmer zu eben der Zeit ausfliegen, da dieſelben inwendig voller ſtaubigten Blüten ſind. Die jungen Würmer gehen alsdenn aus dieſer ihrer Geburtsſtätte heraus, mit dem fruchtbarmachenden Staube bedekt, wie der Müller mit Mehl, wenn er aus der Mühle komt: und, daß ich nicht weitläuftig ſey, ſo ſuchen ſie die nicht ſehr entfernten Feigenbäume der weiblichen Art auf, und kriechen in deſſelben Feigen wiederum hinein, wodurch es geſchiehet, daß die darin befindlichen, der Befruchtung fähigen Saamenblüthen mit dieſem, ihnen ſo nothwendigen Staube beſchüttet werden, ohne welchen es ihnen, jemals reifen Saamen zu machen, durchaus nicht möglich ſeyn würde.

Mittel wider die Flöhe, Wanzen und Motten.

Man nehme einen Theil Terpentinöl und 2. Theile Weingeiſt, vermiſche beides wohl zuſammen, und tauche eine Bürſte oder Ruthe hinein, um damit das Geräthe, die Tapeten, Stühle, Deken, Betteſtellen zu beſtreichen. Bei dem Holzgeräthe mus man es auch in die Fugen und Eken bringen. Der ſtarke Geruch des Terpentins verurſachet den Tod dieſer Thiere und das Zerplazen ihrer Eyer; ja kein anderes Inſekt wird ſich unterſtehen, ſich ihm zu nähern. Man vermiſcht den Weingeiſt mit dem Terpentine, um das Mittel dadurch zu verlängern, und würkſamer zu machen. Es iſt gut, daß man dieſe Operation zu der Zeit vornimt, wenn die Eyer der Thiere auskommen, welches man von den Flöhen in Röſels Beſchreibung findet, von den Motten aber im Aprilmonate zu verſtehen hat. Um die Würkung deſto kräftiger zu machen, mus man die Fenſter, Thüren und alle andere Zugänge wohl verwahren, damit der Geruch nicht allzugeſchwind verfliege. Den Abend oder des Morgens öfnet man alles wieder, um dem Zimmer friſche Luft zu geben. Man gehet aber am ſicherſten, wenn man die Operation im Auguſtmonate wiederholet. Wenn man einen Bogen Papier mit der obigen Arznei anfeuchtet, oder ein altes Stük wollenes Zeug damit beſtreichet, und unter das Dekkebette, oder zwiſchen den Falten der Kleider ſtekt, ſo kan man dieſe Thiere dadurch aus den Betten und Kleidern vertreiben. Da man mit Terpentinöle die Flekken aus den Zeugen bringen kan, ſo läst ſich leicht ſchlieſſen, daß es ihnen keinen Schaden thun werde. Das Pelzwerk kan man lieber ganz in ein ſolches mit Oel getränktes Papier einſchlagen, auch in jeden Ermel ein Stük hinein ſteken, um vor den Motten ſicher zu ſeyn. In den Betteſtellen aus Brettern von dem gemeinen Erlenbaume, oder ſolchen, die mit grüner Farbe angeſtrichen ſind, ſollen ſich die Wanzen nie einfinden a).

---

a) Die meiſten andern Gifte wider die Wanzen und Flehe ſind gefährlich, beſonders das Räuchern mit denenſelben. S. die geſellſchaftl. Erzähl. 3. Th. S. 192.

Ein Mittel, die Citronen zu bewahren, daß ſie in langer Zeit nicht faulen.

Wenn man auf einen mit Waſſer angefüllten Topf eine zinnerne Schüſſel voll Citronen ſezet, ſolche zudeket, etwa um den dritten oder vierten Tag in den Topf friſch Waſſer gieſſet, im Keller oder einem kühlen Orte dieſelben ſolchergeſtalt aufbewahret, annebſt bisweilen die etwa ſchadhaft gewordenen ausſuchet, ſo kan man eine ziemliche Anzahl Zitronen ein halbes Jahr, und länger friſch und gut erhalten. Süſſe und bittere Orangen bleiben auf gleiche Weiſe lange Zeit gut, und zum Gebrauch tauglich.

Die

Die ungegründete Klage über die verdorbenen Zeiten, in Abſicht auf die vorigen.

Unter den vielfachen Klagliedern, welche die vernünftigen Einwohner der Erde über ihren verdorbenen Zuſtand hervorbringen, findet ſich auch die Klage über die Abnahme der glüklichen Zeiten. Wie viele zeigen nicht, bei Vorbringung dieſer Sprache der Unzufriedenheit, einen Strom von Beredſamkeit? Wie gern ſuchet doch der Misvergnügte in der Beſchuldigung der jezigen Zeiten einen Troſt bei ſeinen widrigen Umſtänden? Wie angenehm iſt nicht der Zeitvertreib, den viele Müſſiggänger in der Vergröſſerung unſerer ſchlechten Zeiten ſuchen? Haben Thorheit, Unvernunft und Ausſchweifungen, die Sclaverei der Leidenſchaften ſolche in verdriesliche Zufälle geſtürzet; wie bald öfnen ſie nicht alsdenn die Lippen, um der verſchlimmerten Welt alle Schuld beizumeſſen? Da ſoll der Inbegrif aller veränderlichen Dinge bei weiten nicht mehr die Vollkommenheit beſizen, welche er in unſern jungen Jahren gehabt. Da ſollen die nothwendigen ſowohl, als zufälligen Begebenheiten lang nicht mehr ſo ordentlich, ſchön und vortheilhaft ſeyn, als ſie bei unſerm erſten Eintritt in die Welt geweſen. Da ſollen die Unglüksfälle die Glüksfälle faſt unendlich übertreffen. Wir wollen, unſern Begierden zu Gefallen, durchaus nicht zugeben, daß die Reihen von aufeinander folgenden Dingen der Welt annoch ſo gut, als ſie bei dem Anfange unſerer blühenden Jugend geſchienen, und daß die Verbindung des ganzen Weltgebäudes noch ſo veſt und vortheilhaft ſey, als ſie vor wenig Jahren uns in die Augen gefallen. Hat ſich demnach der Herr von Sorgenreich durch ſeine ausſchweifende Jugend, Stolz und Verſchwendung, endlich einen ſiechen Körper, Armuth, Verachtung und bittere Unruhe zugezogen; was ſolte ihn denn hindern, über ſeinen Zuſtand zu murren, und einem jeden frei zu verkündigen, daß die Welt nun ganz im Argen liege?

Sehen wir nun obenhin die Welt an; ſo iſt nicht zu leugnen, daß ſich Mängel, ja ganz ausnehmende Mängel in dem menſchlichen Leben äuſſern. Wer kennt nicht die falſchen und betrüglichen Tüke, welche in dem Herzen ſo vieler tauſend Menſchen herrſchen? Wer merket nicht die unzähligen Empfindungen des Stolzes, der Ungerechtigkeit und Habſucht, um den Nebenmenſchen mit freundlicher Stirne in die Grube zu leiten? Wem ſind die ſchreklichen Ausſchweifungen unbekant, wozu ſich die Wolluſt entſchlieſſen kan? Hat Zank, Streit, Meuterey, Empörung, Falſchheit und Verſtellung bis dieſe Stunde nachgelaſſen, das menſchliche Leben zu verwirren, der Welt unzähliges Unglük zu ſtiften, und die Zufriedenheit aus vieler Herzen zu verbannen? Wer weis nicht von dem ſchreklichen Verfahren der Grauſamkeit in der wütenden Kriegsflamme traurige Dinge zu erzählen? Wann höret der Hochmuth auf, ſein Glük auf anderer Grab zu bauen, die beſten Mitbürger der menſchlichen Geſellſchaft zu unterdrüken, die löblichſten Anſtalten rükgängig zu machen, die Verwirrungen, Streittigkeiten und Drangſalen von Mann zu Mann, von Haus zu Haus, von einer Stadt bis zur andern zu treiben, und das Leben vieler tauſend Menſchen zu einem Marterleben zu machen? Und was kan nicht ein Blutſauger zum Ruin ſeines armen Mitbruders vornehmen? Wie erbärmlich iſt es anzuſehen, wenn Bitten, Seufzer, Aechzen, Thränen, Händewinden und Wehklagen, ſo gen Himmel geſchiket werden, im geringſten ſeine räuberiſchen Hände nicht abhalten können, dem armen Nebenmenſchen den Biſſen Brod, ſo ihm noch übrig, aus dem Munde zu reiſſen, ihn nakend auszuziehen, deſſen Familie an den Bettelſtab zu bringen, und ohne Bedenken der Armen Schweis und Blut zu rauben, um ſeinen Gözen dadurch täglich zu vermehren.

Ferner, wie weit dürfen wir gehen, um die vielfachen Unglüksfälle anzutreffen, wodurch die Welt als mit einer Peitſche GOttes heimgeſuchet wird? Was richtet z. E. ein heftiger Sturmwind zu Waſſer und Lande für Schaden an, wenn ſo viele Seelen, die ſich dem Wind und Meere anvertrauet, durch ſolchen in dem Abgrund ihr Grab finden; wann durch ſolchen die Waſſerfluthen erreget, die Dämme durchgeriſſen, die Länder überſchwemmet, die Häuſer umgeſtürzet, die Einwohner erſäufet, die fruchtbaren Felder und Wieſen ruiniret, und Haab und Gut weggeführet werden, ſo, daß ein erſchrokener Hausvater bei ſeinen grauen Haaren das Unglük noch erleben mus, daß ſeine ganze irdiſche Hofnung zernichtet, und er genöthiget wird, ſeine armen Angehörigen in den Gipfel der Wohnung zu verſammlen, um von demſelben unter Aechzen, Zittern, Seufzen, Thränen und Wehklagen den GOtt der Barmherzigkeit um Hülfe anzuflehen? Welche ſchrökliche Verheerungen richten Erdbeben, Feuersbrünſte, Hagel, Ungewitter, Miswachs, Hungersnoth, Viehſeuchen und andere Zuchtruthen GOttes an? Endlich, wer zittert nicht vor den freſſenden Kriegsflammen, wodurch die Länder verwüſtet, die Städte zerſtöhret, die Wälle niedergeriſſen, die Unſchuldigen ermordet, die Gotteshäuſer verbrannt, die Altäre zerſtöhret, und kein Stein auf dem andern gelaſſen wird; wodurch ſo viele tauſend auf die Schlachtbank geliefert, und den Ländern das Garaus gedrohet wird? Welches Schreken! wenn peſtilenzialiſche Seuchen im Finſtern ſchleichen, und unzähliche Einwohner ſchnell in des Todes Staub legen. Alle dieſe Dinge ſind freilich fürchterlich, und beweiſen, daß die Welt kein ungeſtörter Luſtgarten ſey.

Allein, iſt es denn deswegen ſchon ausgemacht, daß die Welt jezo in ein halb erſtorbenes Alter gerathen ſey? Sehen wir erſtlich auf die ſchreklichen Verwirrungen, welche die ausſchweifenden Begierden der Menſchen verurſachen; wer wolte alsdenn beweiſen können, daß ſolche allein in den jezigen Zeiten dergleichen Zerrüttungen anrichten, und ſo viel Ungerechtigkeit an andern äuſſern? Man nehme doch die merklichſten Ausbrüche der Laſter; ſo werden uns die vorigen Zeiten, die wir für vollkommen halten, eben ſolche, und vielleicht noch ſchreklichere Proben davon aufweiſen. Blättert man nur ein wenig in den Geſchichtebüchern, ſo ſiehet man mit Erſtaunen, wie in den uràlteſten Zeiten die Leidenſchaften auf dem Erdboden gewütet. Welche Barbarei und Grauſamkeit treffen wir nicht bei den Regenten ſowohl, als den unterworfenen Völkern an, die man in den jezigen aufgeklärten Zeiten ſchwerlich ſo häufig finden wird? Wie ſicher ſizen z. E. unſere chriſtliche Regenten jezo auf dem Thron, anſtatt daß bei den Griechen und Römern, nachdem ihre erſte Mäſſigkeit aufgehöret, eine erſtaunende Empörung bei den Oberherren ſich äuſſerte, deren viele den Thron durch eine grauſame Marter oder Todesart verlaſſen muſten, wenn ſie ihn kaum beſtiegen hatten? Wo ſind bei unſern jezigen Kriegen die unmenſchlichen Exempel von Blutvergieſſen und Martern zu finden, die doch das Alterthum uns vor Augen ſtellet? Da die, ſo die jezige Einrichtung der Welt ſo gern anſchwärzen, mitten unter chriſtlichen Völkern wohnen; ſo belieben ſie uns doch unter ſolchen einige Völker vorzuzeigen, die von grauſamen Morden, Rauben und Blutvergieſſen in Europa ein Handwerk machen, dergleichen die vorigen Zeiten der Welt doch genug enthalten.

Wir leugnen indeſſen nicht, daß in unſern jezigen Zeiten Laſter im Schwange gehen, welche in einigen der vorigen Zeiten nicht ſo häufig zu finden geweſen. Solten aber nicht dagegen in den verfloſſenen Zeiten andere Laſter ſich gefunden haben, die man jezt nicht mehr ſo ſehr verſpühret, als vorhin? Gehet nemlich unter andern in unſern Tagen die Wolluſt, Verzärtelung und Schwälgerei mehr im Schwange; ſo hat vorhin das rauhe, ungeſittete und wüſte Leben mehr geherrſchet, welches bei vernünftigen Geſchöpfen eben ſo wenig, als die ſchwelgeriſche Lebensart eine Vollkommenheit zu nennen iſt. Findet ſich jezo die feine Betrügerei, Verſtellung und tief ausſtudirte Kunſtgriffe, andere zu unterdrüken; ſo haben die vorigen Zeiten dagegen mehr Freches in den Sitten, mehr Grauſamkeit bei dem Zorn, und mehr viehiſche Unvernunft bei dem menſchlichen Umgange aufzuweiſen. Ueberhaupt finden unſere Leidenſchaften ihre Rechnung ſo gut bei Anſchwärzung der vorigen, als jezigen Zeiten; man würde bald aus den Geſchichten Beweiſe von vielen Laſtern anbringen, die jezo nicht mehr ſo ſehr, als ſonſten, die menſchliche Geſellſchaft drüken.

Es erhellet aus dem vorigen Saz, daß die ſo gemeine Klagen über die jezige ſchlechte Zeiten, aus einer trüben Quelle von ſolchen Menſchen herkomme, die durch ihre eigene übertriebene Leidenſchaften ſich recht kunſtreich quälen, und andern unerträglich werden; davon an ſeinem Orte was mehrers gehandelt werden ſoll. Hier wollen wir nur zuvor einige Beweiſe aus der Geſchichte anführen, daß die jezigen Zeiten nicht nur ſo gut als die vorigen, ſondern auch, daß ſie um ein merkliches beſſer ſind; Die Menſchen jeziger Zeit ſind wenigſtens nicht mehr ſo unbarmherzig, grauſam, verſoffen, unchriſtlich ꝛc. Tacitus macht zwar viel Rühmens von den alten Teutſchen; und zwar am meiſten von ihrer Ehrlichkeit; allein, es iſt ſchwer zu ſagen, wo die Teutſche Ehrlichkeit zu der Zeit geweſen, als Kaiſer Heinrich der Vierte, erſt von ſeinem älteſten Prinzen Conrad, mit Undank und mit der gröſten Untreue belohnet: und dann von dem jüngern, Heinrich dem Fünften, ohngeachtet eines vierfachen Eides, vom Throne geſtoſſen, und unter Bedrohung des Todes, der Kaiſerlichen Kleider und Zierrathen beraubet; der zur täglichen Nothdurft benöthigten Mittel entblöſſet; ja auch nach dem Ende dieſes Elends ausgegraben, und 5. Jahre durch unbeerdigt iſt gelaſſen worden. Man wird vielleicht ſagen, daß an dieſem Verfahren der Aberglaube der damaligen Zeiten ſchuld geweſen. Alleine, zu geſchweigen, daß man gar zu merkliche Kennzeichen von dem unredlichen Gemüthe Heinrichs des Fünften hat; ſo würde jenes nur erweiſen, daß die Alten dumm, nicht aber, daß ſie redlich geweſen wären.

Wie läst ſich entſchuldigen, daß der Kaiſer Philipp in ſeinem eigenen Zimmer, und da er eben zur Ader gelaſſen hatte, zu Anfange des dreizehenden Jahrhunderts von einem Pfalzgrafen von Wittelsbach ermordet worden iſt? da zumal noch andere Teutſche Kaiſer ein faſt gleiches Schikſal gehabt haben?

Die Geſchichten melden, daß es dem berühmten Bairiſchen Kaiſer Ludwig nicht viel beſſer ergangen ſey, und daß ſeine Schnur, die böſe Grethe von Tirol und ſo genannte Maultaſche, nicht nur ihn, ſondern auch ſeinen Sohn, ihren Gemahl, mit Gift hingerichtet hätte. Man betrügt ſich nicht wenig, wenn man ſich einbildet, daß die alte Teutſche Redlichkeit keine Giftmiſcher, noch Meuchelmörder und ſogenante Banditen habe aufkommen laſſen. Die alten Geſchichten ſind voll von Vergiftungen und von heimlichen Mordthaten. Es wäre leicht hievon eine Menge anzuführen. Man kan aber der Kürze wegen, dasmal nur dasjenige bemerken, was hieher aus den Sächſiſchen Geſchichten gehöret. Alſo weis man, daß den Meisniſchen Prinzen Deda einer von ſeinen eigenen Bedienten von hinten zu, und auf dem heimlichen Gemache, in dem elften Jahrhundert erſtochen hat.

Es iſt nicht weniger bekant, daß zu Ende des zwölften der Margraf Albrecht von Meiſen, gleichfalls von einem Bedienten, mit Gift in die andre Welt iſt geſchikt worden. Ein gleiches haben in dem darauf folgenden Jahrhunderte dem Margraſen, Dietrich dem Dritten, die Leipziger, weil er mit ihnen auch nicht ſonderlich biedermänniſch gehandelt hatte, geſpielet, und ſich dazu ſeines Leibarzts bedienet.

Der tapfre Margraf Diezmann iſt gar in der Kirche, und vor dem Altar, von einem abgeſchikten Meuchelmörder, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, dergeſtalt verwundet worden, daß er daran am dritten Tage, und in ſeinen beſten Jahren, hat ſterben müſſen. Wie es den Kaiſern Philipp, Adolph, Albrecht, Ludwig und Günthern ergangen, iſt ſchon erwähnt worden. Der Kaiſer Arnulph iſt auch am beigebrachten Gifte geſtorben.

Mus man nicht bekennen, daß ſich die jezigen Zeiten der vorigen zu ſchämen Urſach haben, und daß unſere beſſere Sitten das wilde, tükiſche und unbarmherzige Weſen der Alten verabſcheuen? So wie die jezigen Franzoſen die Pariſiſche Bluthochzeit verfluchen, ſo wie die jezigen Genfer ſich der ungerechten und grauſamen Hinrichtung des gelehrten Servets ſchämen, und ſo, wie die Engeländer wegen des Königsmords jährlich Buſſe thun; ſo mus auch ein Teutſcher, der die Geſchichten ſeiner Vorfahren kennt, bei ihren Handlungen oft erröthen.

Die Redlichkeit, Milde und Grosmuth der alten Teutſchen können noch beſſer erleuchtet werden, wenn man ein wenig unterſuchen will, wie ſanft ſie mit ihren Kriegs- und andern Gefangenen zu verfahren gewohnt waren. Es geben uns hievon, theils die Geſchichten der Kaiſer, theils andere, einige Beiſpiele.

Die Franken, die in dem fünften Jahrhundert Gallien eingenommen hatten, waren bekanterweiſe ein Teutſches Volk. Von ihrem Chriſtlichen Könige, Chlovis dem Erſten, wird unter andern erzählt, daß er mit zween unſchuldigen, und aus königlichem Geblüte herſtammenden Fürſten ſo wenige Umſtände gemacht hätte, daß er den einen erſtechen, und dem andern den Kopf mit einem Beile hätte abſchlagen laſſen.

Als der Urenkel Heinrich des Löwen, Albrecht Herzog von Braunſchweig, ſeinen widerſpenſtigen Lehnsmann, den Grafen Dietrich, oder Theodorik, von Eberſtein, zum Kriegsgefangenen bekommen hatte; ſo lies er ihn an den Galgen bei den Füſſen aufhängen, und erſt am dritten Tage jammerlich verſchmachten.

Die Mayländer ſind zwar keine Teutſchen; weil ſie aber damals, nämlich in dem dreizehnten Jahrhunderte, Kaiſerliche Unterthanen waren, und ihre merkwürdige Aufführung, die ſie wider die Gemahlin Kaiſer Friedrichs des Erſten, die Beatrix von Burgund, bezeigt haben, ganz beſonders den Vorzug der alten Zeiten erweiſet: ſo wird es hoffentlich erlaubt und nicht undienlich ſeyn, dieſer Aufführung allhier zu erwähnen. Die junge und ſchöne Kaiſerin hatte ihnen für ihre Perſon nichts zu Leide gethan, ſondern nur aus einer erlaubten Neugierigkeit Mayland, das eben mit ihrem Herrn Gemahl ausgeſöhnt worden war, ſehen wollen. Alleine, die ſo höflichen als getreuen Bürger ſezten dieſe groſſe Fürſtin rüklings auf eine Eſelin; gaben ihr den Zaum, den dieſe hinten hatte, in die Hand; und lieſſen ſie in einen ſo feinen Aufzuge, durch alle Gaſſen, die Herrlichkeit ihrer Stadt betrachten: wie dieſes der bekante Günther, der zu den Zeiten gelebt hat, umſtändlich erzählet.

Der älteſte Sohn der Beatrix, Kaiſer Heinrich der Sechſte, iſt ein ſo lieber Herr geweſen, daß er nicht allein den jungen König Wilhelm von Sicilien hat blenden und ſonſt noch ſehr übel zurichten, und nebſt der Mutter und dreien Schweſtern im Gefängniſſe verſchmachten; und einen andern, Namens Jordan, den auch die Sicilianer wider ihn zum König gemacht hatten, auf einem eiſernen glüenden Stuhle, mit einer gleichfalls glüenden eiſernen Krone hat krönen, und ſie ihm mit vier Nägeln auf das Haupt anheften laſſen; ſondern daß er auch faſt die geſammten übrigen Verwanden ſeiner Gemahlin ausgerottet, und mit ihnen ſo barmherzig gehandelt hat, daß er etliche lebendig ſchinden, ſpieſſen und verbrennen, andern die Augen ausſtechen, einen in Sak ſteken und ins Meer werfen, und noch einen Andern gar in ſiedendem Waſſer kochen, und ihn alsdann zum Frühſtüke einem Verwandten hat vorſezen laſſen.

Engelberts Nachfolger, Churfürſt Siegfried, geborner Graf von Weſterburg, machte es dem Grafen Adolph zu Bergen noch viel ärger. Er lies ihn nämlich, und zwar wider gegebene Treue, gefangen nehmen, nakend ausziehen, mit Honig beſtreichen, in einen eiſernen Käficht ſteken, und in ſolchem peinlichen Zuſtande den Weſpen und Hummeln Preis geben: wie das Hamelmann in dem dritten Buche von ausgeſtorbenen Geſchlechtern erzählt.

Als dem Geldriſchen Prinzen Adolph ſein Vater, der Herzog Arnold, gar zu lang gelebt, und bis in die vierzig Jahre regirt hatte; ſo fand der unnatürliche Sohn für gut nicht nur ſich wider den Vater öffentlich zu empören, ſondern ihn auch im Jahre 1465. des Nachts zu überfallen, ihn aus dem Bette mit Gewalt heraus zu reiſſen, den unglükſeligen Greis in bloſſen Füſſen hinter ſeinem Pferde fünf Meilen lang nach zu ſchleppen, und ihn endlich in ein hartes Gefängnis zu werfen.

Ein Herzog von Sagan lies gar, in eben dem Jahrhunderte, ſeinen Bruder, mit dem er ſich entzweit hatte, im Gefängniſſe Hungers ſterben.

Man wird mir vielleicht ſagen, daß ich nur wie eine Spinne den Gift ausſaugte, und aus den Geſchichten die ſchlimſten Handlungen ausſuchte; hingegen die groſſen Beiſpiele Teutſcher Tugenden, und tauſend löbliche Thaten der Alten, mit Fleis verſchwiege. Hierauf dient zur Antwort: daß ich zwar gern geſtehe, daß man in den Jahrbüchern verfloſſener Zeiten hier und da rühmliche Handlungen antrift: ich glaube aber, daß ſich ſolche auch in unſern Tagen, und zwar in gröſſerer Anzahl, finden laſſen; und daß hingegen gar nicht wahrſcheinlich ſey, daß unſere Sitten erlauben ſollten, einem Fürſten und Erzbiſchofe, ſich öffentlich einer ſo dummen und niederträchtigen Ausflucht zu bedienen, als ſich Hatto wider den Pfalzgrafen von Bamberg bedient hat; einem Erzherzoge oder Römiſchen Könige, ſeinem Kaiſer und Vater ſo zu begegnen, wie Heinrich der Fünfte dem ſeinigen begegnet iſt; den Reichsſtänden, ihre Kaiſer und leibliche Vättern eigenhändig zu ermorden; den Richtern einer ſolchen Ermordung, eine Menge offenbar unſchuldiger Leute hinrichten zu laſſen; einem Bedienten, ſeinen Fürſten ſo ſchändlich zu ermorden, wie jener den Dedo ermordet hat; einer Standsperſon, ſich beſtellter Meuchelmörder zu bedienen, um einen tapfern Fürſten, ſo gar vor dem Altar, entleiben zu laſſen; einem Reichsgrafen, den erwählten Römiſchen Kaiſer auf der öffentlichen Landſtraſſe feindlich anzufallen, und hierdurch ſeinen Tod zu verurſachen; einem Kaiſer, ſeinem leiblichen Brudersſohne, und einem jungen Könige, die Augen ausſtechen zu laſſen; einem erzörnten Fürſten, ſeinen alten Vetter in einen eiſernen Kaſten einzuſperren; kriegeriſchen Herzogen, einen überwundenen Fürſten, oder Grafen, aufhenken zu laſſen; den Bürgern einer Kaiſerlichen Stadt, die Kaiſerin auf einer Eſelin herum zu führen; einem Chriſtlichen Monarchen, auf die Art des König Sigmonds zu verfahren, und noch weniger die unmenſchliche Grauſamkeiten zu begehen, die Kaiſer Heinrich der Sechſte begangen hat; einem Grafen, den gefangenen Erzbiſchof und Churfürſten in einen eiſernen Vogelbauer zu ſteken; dem Churfürſten, mit einem anſehnlichen Grafen noch viel ſchlimmer zu verfahren, einem geiſtlichen Fürſten, den gefangenen Grafen mit eigner Hand zu erſtechen; und endlich den Grafen mit den Biſchöffen, den Bürgern mit ihrem Erzbiſchoffe, dem Sohne mit dem Vater, und einem Fürſten mit ſeinem Herrn Bruder, auf die oben bemelden Arten zu handeln.

> Gewis kein Ruſticus, der von den neuen Sitte
> Noch alles ruhiger, als nüchtern ſeyn, gelitten;
> Der Mann von altem Schrot, dem neuer Wiz misdünkt,
> Der wie die Vorwelt ſpricht, und wie die Vorwelt trinkt.
>
> Haller.

Wenn man allzeit wüſte und bedächte, was oft die Alten für Helden geweſen ſind; ſo würde man nicht tugendhafte Leute Biedermänner nennen, und von ihnen ſagen, daß ſie noch vom alten Schrot und Korn wären. Was ſind doch ſonſt die lieben Ritter geweſen? Von einer Art derſelben ſagt ein bekantes Reimchen:

> Kleider aus, Kleider an,
> Eſſen, trinken, ſchlaffen gahn,
> Iſt, was die deutſche Herrn zu thun han.

Alleine, dieſes wäre was geringes, in Vergleichung deſſen, was man noch ſonſt hier und da von den alten Rittern findet. Jul. Ceſar ſagt ausdrüklich: daß die Teutſchen ſeiner Zeiten die Straſſenraubereien für keine Schande, wol aber für eine löbliche Uebung der Jugend gehalten haben. Der ſchon oben bemelde Fürſt von Paderborn bezeugt von dem 14ten Jahrhunderte, daß damals die meiſten Teutſchen Ritter Straſſenräuber geweſen ſind. Nach Lazii Meinung, ſollen die Rauber, ſo Oeſterreichiſche Freiherren ſind, den Namen von vielem Streifen und Rauben bekommen haben. Vielleicht haben auch die Pommeriſchen Mörder, wie die Spaniſchen Ladrons, ihren Namen von gleichen Verrichtungen erhalten. Von den Herren von Mordax erzehlet Megiſer, daß ſie die Freiheit gehabt haben, ſo lang die Herzoge von Kärnthen auf dem ſo genanten Fürſtenſteine geſeſſen, nach Belieben zu ſengen und zu brennen. In den Brandenburgiſchen Geſchichten ſind Kunz von Quizow, der alte Rauber, und Dieterich von Quizow, der grimmige Heerführer, bekant. Ein Graf von Gleichen war in dem XIII. Jahrhundert unter dem Namen des Thüringiſchen Teufels berühmt. Noch zu Ende des XIV. Jahrhunderts hatte der Pfalzgraf Ruprecht ein Raubneſt, das er zum Ueberfallen der vorbei fahrenden Kaufleute gebrauchte. Lehmann erzehlt in ſeiner Cronik umſtändlich, wie ſonſt in Teutſchland Zeiten geweſen ſind, da ſich viel adeliche Geſchlechter vom Stegreif, oder Raube, ernähret haben; und der Herr von Rohr berichtet, daß man vormals deshalb die Schlöſſer auf hohen Bergen, an Waſſern, und mit Thürnen gebauet habe, um deſto beſſer der Kaufleute auf den Flüſſen, und der Reiſenden auf den Landſtraſſen gewahr zu werden, ſie zu überfallen und auszuplündern. Man darf nur den Rhein, die Donau, oder einen andern Flus herunter fahren; ſo wird man faſt unzähliger Veſten und Schlöſſer anſichtig, die ſonſt rauberiſche Menſchen und Ziklopen bewohnt haben, und die nun GOtt Lob! den Raben und Weihen, den Rohrdommeln und Uhuhu zur Behauſung dienen.

In dem dreizehenden Jahrhunderte hat Kaiſer Rudolph der Erſte eine Menge von Raubſchlöſſern, in denen ehrliche Schwaben gewohnt hatten, zerſtören laſſen; und nur in dem einzigen Thüringen ſind auf ſeinen Befehl gegen ſiebzig ſolcher Schlupfwinkel niedergeriſſen worden. Ein gleiches hat man auch lange darnach mit vielen Schlöſſern in der Mark Brandenburg, auf Befehl Churfürſt Friederich des Erſten thun müſſen.

Man hat oben geſehen, wie man einen Kaiſer auf der öffentlichen Landſtraſſe umgebracht,

gebracht hat; und es iſt bekant, daß in alten Zeiten auch ein Churfürſt von Cölln, ein Biſchof von Würzburg, und noch andere, ein gleiches Schikſal gehabt haben. O unſere zu ſehr verdorbene Zeiten, und völlig ausgeartete Sitten!

Doch, "Unſere Väter wuſtens beſſer,
" Wer war gröſſer
" In den Kämpfen u. beim Wein?

Das Kämpfen iſt inſonderheit in den Fehden und Turnieren merkwürdig geweſen. Jener wegen, iſt Teutſchland oft mit Feuer und Schwerd verheeret worden; und dieſe, haben manchen Biedermann und abentheurlichen Ritter in die Eliſeiſchen Felder geſchikt. Die hieher gehörige Begebenheiten würden uns zwar das ehrwürdige Alterthum in ſeinem rechten-Vorzuge darſtellen: weil uns aber dergleichen Erzählungen zu lang aufhalten könten, und dieſe Sachen auch ſonſt bekannt genug ſind; ſo iſt nur überhaupt zu merken, daß der alten Ritter Dichten und Trachten nur auf jene zween Gegenſtände gerichtet, und ſie deshalb ſo geartet geweſen ſind, daß ſie gemeiniglich ſich nicht einmal um das Leſen und Schreiben, vielweniger um die Sprachen und Wiſſenſchaften, ſondern nur darum von Kindheit an bekümmert waren, wie ſie zur Wartung der Pferde knechtiſch geſchikt, zur Ausübung des ſo beliebten Fauſtrechts wild und roh genug, und zum Beſuchen der halsbrechenden Turniern recht hand- und ſattelfeſt haben werden können.

Auch zu der Zeit, da man ſchon das Kolbenrecht abgeſchaft, und das tolle und unchriſtliche Weſen der Turniere eingeſehen hatte, ſchrieb noch ein Edelmañ von ſich dieſes: "Bei Herrn Konrad von
" Berlichingen, meinem ſeligen Vetter,
" bin ich 3. Jahr für einen Buben ge-
" braucht worden, bis ich alle Gäul
" zäumen und ſatteln, und meinem Hrn.
" den Gaul, das Helmlin und den Spies
" geben können." War das nicht eine edle und ſo eingerichtete Erziehung, daß der Junker nothwendig ein vollkommener Reit und Stallknecht werden muſte?

Ein noch lebender uralter Kriegsheld iſt ſo vollkoñen überzeugt, daß zwiſchen den alten Tugenden und den groſſen Gläſern eine genaue Verbindung geweſen ſeyn müſſe; daß er die beſondere Gewohnheit hat, ſich an der Tafel, nach der Aufhebung der warmen Speiſen, ein fürchterlich groſſes Trinkgeſchirr geben zu laſſen, und ſolches den Tiſchgenoſſen unter dem Ausdruke der alten Hake zuzubringen. Dieſes ſoll ſo viel als die alte Teutſche Redlichkeit bedeuten, und mus bei ihm zur Loſung des ſtarken Trinkens dienen.

Der Herr von Ludewig führet in ſeinen Gelehrten Anzeigen an, daß zwar Carl der Groſſe eine Straffe auf das Laſter der Trunkenheit geſezet hätte; daß aber hernach dem ungeachtet daſſelbe, auch ſo gar auf den Reichstägen, eingeriſſen wäre, daß man die Geſeze der Teutſchen die Morgenſprache genennt hätte, weil bei ihnen in der Nachmittagsſprache gemeiniglich nur Wein und Bier geredet hätten. Er ſagt, daß man das Vollſaufen ſiebenmal in den Reichsabſchieden hätte verbieten müſſen, und daß die Teutſchen Reichstäge lenta & uinolenta wären.

Eine merkwürdige Wirkung der alten Teutſchen Trunkenheit findet man noch in den Geſchichten des XVI. Jahrhunderts. Es hatten nemlich die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg im Jahre 1586. dem Könige Heinrich von Navarra eine Teutſche Armee zu Hülfe geſchikt. Als ſich aber ihre Befehlshaber bei der Martinsgans bezecht hatten; ſo wurden ſie von den Lothringiſchen Fürſten angegriffen, und mit Schlägen aus Frankreich zurük getrieben.

Man kan zwar leicht von dem heftigen Trinken auf die damit oft verwande Leidenſchaft der unordentlichen Liebe ſchlieſſen; man ſolte ſich aber nicht einbilden, daß hierinn die ſonſt ehrwürdigen Alten ſo gar unverſchämt hätten ſeyn können. Unterdeſſen iſt nichts gewiſſer, als daß ſie ſich kein Bedenken gemacht haben, die Ehrbarkeit aus den Augen zu ſezen, und die hieher gehörigen Sünden, nicht etwan im verborgenen, ſondern faſt öffentlich zu treiben, und ſie durch Verträge, Lehnbriefe und Einrichtungen gleichſam gut zu heiſſen.

Ich würde in der That die Geduld meiner Leſer misbrauchen, wann ich hievon mehrers anführen würde. Ich glaube, daß man aus dem bisher erzählten leichtlich urtheilen wird können, was man ſonſt für Begriffe von dem Chriſtenthum gehabt hat; und ſelbſt aus den neuen Zeiten könten viele Beweiſe von der chriſtlichen Liebe, Sanftmuth und Verträglichkeit der Alten, und inſonderheit der Prieſter, hier angeführt werden. Allein, es mag mit dieſem genug ſeyn! Wir ſind ohnehin in etwas von dem Zwek, was der Titel ſagt, abgewichen.

Wir wollen nun auf die Urquelle ſelbſt kommen, woher die ungegründete Klagen der jezigen Zeiten am meiſten entſpringen. Denn, hat man nun, in Anſehung der vorigen Beweiſe, keine gegründete Urſachen, die jezigen Zeiten den vorigen ſo ſehr nachzuſezen, und über die jezige verdorbene Welt zu ſchreien; was beweget denn den Menſchen ſo oft und viel über unſere ſchlechte Zeiten zu klagen? Geben wir auf das abwechſelnde Alter der Menſchen; geben wir auf die ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften etwas Achtung, ſolten wir nicht alsdenn den Schlüſſel hierzu finden? So wie die übermäſſige Sinnlichkeit in die ausſchweifenden Begierden die unſelige Quelle ſchreklicher Laſter abgeben; ſo wird auch der Menſch durch die Früchte dieſer Laſter zu obiger Klage verleitet. Um dieſes einzuſehen, müſſen wir den Menſchen, von ſeiner erſten Kindheit an, betrachten, und ſeine unterſchiedene Denkungsart bei anwachſenden Jahren erwegen. Bei dem erſten Eintritt des Menſchen in die Welt fangen zwar die Sinnen und Einbildungskraft gleich an zu würken, ſie ſind aber noch nicht durch böſe Gewohnheiten, Argliſt, verkehrten Umgang mit andern in weitläuftige Anſchläge verwöhnet, daß ſie nur bei groſſen Ausſchweifungen ſich beſchäftigen und ergözen ſolten. Der Gebrauch der Vernunft iſt alſo noch nicht zur Reife gekommen. Die weitſichtigen Anſchläge fallen dahero weg. Der Ekel hindert gleichfalls die angehende Jugend, an allerhand vorkommenden ſinnlichen Kleinigkeiten ein Vergnügen zu ſchöpfen. Der angehende Erdeinwohner ſiehet alſo alle vorkommende Dinge als neu an, indem er ſie noch nicht geſehen und bewundert hat. Er findet alſo täglich neue Gelegenheit zur Bewunderung und zum Vergnügen, welches das Anſchauen des Vollkommenen dieſer ſinnlichen Dinge bei ihm erreget. Was ſolte ihn alſo hindern, die Welt auf der guten Seite zu betrachten, und auf ſolcher dieſelbe immer näher kennen zu lernen?

Da er noch nicht nach groſſen Dingen trachten kan; ſo kommt er auch noch niemanden in den Weg, der ihn als den Stöhrer ſeiner fleiſchlichen Abſichten anſehen könte. Ein jeder gönnet ihm gern ſeine kleinen Spielſachen, und andere unſchuldige Vergnügungen der frühen Jugend. Der Neid gehet alſo über ihn mit ſeinen grauſamen Verfolgungen weg. Der Hochmuth findet an ihm keine Hinderniſſe, wenn er nicht mit andern von gleichem Alter umgeben iſt. Die Wolluſt tändelt mit ihm, ohne Urſache zu finden, ihn zu betrüben. Der Geiz ſiehet ihn gleichfalls als einen unſchädlichen Mitbürger an, bei dem er nichts gewinnen und auch nichts verlieren könne. Der träge Frodeſſer läßt ihm ungehindert ſeine Spielſachen, ohne einmal desfalls von ſeinem Lehnſtuhle aufzuſtehen. So gehet alſo der angehende Einwohner der Erden von einem Vergnügen zum andern fort. Je weiter ſeine Einſicht zunimmt, deſto mehr Dinge lernet er kennen, die ihm ein anlachendes Vergnügen verurſachen, ſo klein und verächtlich die Sachen auch an ſich ſind. Er iſt mit wenigem zufrieden, nach dem Sprichworte: der Kinder Hand läst ſich leicht füllen.

Seine Sinne und Einbildungskraft ſind beſonders lebhaft, und laſſen ihm das ſchöne und ſinnlich angenehme doppelt ſchmeken. Die traurigen Zufälle, womit die Länder gezüchtiget werden, gehen noch über den Geſichtskreis ſeiner kurzen und kindiſchen Einſicht weg. Er merket gleichfalls die ungerechten Drükungen nnd Verfolgungen verkehrter Mitbürger in ſeiner kindiſchen Einſicht nicht. Hat er alſo Nahrung und Kleidung, welches die mehreſten nothdürftig haben, ſo hat er alles, was ihn in den Stand ſezet, die vielen Vortheile der Natur und des menſchlichen Lebens mit entzükender Luſt zu genieſſen. Die böſen Begierden ſind noch nicht zur Reife gekommen, daß ſie durch ihre betrübte Früchte bei ſeinen frühen Jahren ihn peinigen und beunruhigen ſolten. Er darf alsdenn ſeinen Unterhalt noch nicht mit ſaurer Arbeit und Verſchwendung ſeines Schweiſſes und Blutes erwerben. Wer wolte alſo zweifeln, daß der Menſch bei allen dieſen Umſtänden in ſeiner angehenden Jugend die Welt als ein Paradies ſich vorſtelle, und dieſe beglükte Zeiten nach einem billigen Triebe der Dankbarkeit in ſeinem ganzen nachfolgenden Leben als vorzügliche und glükliche Zeiten rühmen ſolte?

Folgen wir nun aber dem Menſchen auf ſeiner Lebensbahn nicht nur bis zur weitern Einſicht, ſondern auch bis ins beſchwerliche Alter; ſo finden wir eine ganz andere Beſchaffenheit ſeines Vergnügens. Hier hat ſich einmal bereits ein Ekel bei der öftern Wiederholung an vielen ſinnlichen Dingen der Welt eingefunden. Die Erfahrung lehrt nemlich, daß auch die ſchönſten Sachen, wenn ſie täglich von dem Menſchen geſehen und genoſſen werden, endlich einen Ekel und Geringſchäzung nach ſich ziehen. Die Sinnen und Einbildungskraft des Menſchen ſuchen ſtets Abwechslungen der ſichtbaren Dinge. Zweitens, wo bleibt bei den anwachſenden Jahren die Lebhaftigkeit eben dieſer Sinne und Einbildungskraft, welche in der erſten Jugend alles ſinnlich ſchöne faſt doppelt angenehm dem Menſchen vorgeſtellet? Wie bald werden die Sinnen ſtumpf, ſo, daß der Menſch beinahe einer unbeweglichen Bildſaule ähnlich wird? Wo bleibet drittens bei den zunehmenden Jahren die gemächliche Sorgloſigkeit? In den erſten Jahren findet der Menſch faſt insgemein ſeinen Unterhalt ohne Mühe und Sorgen bei ſeinen Eltern, oder ſolchen, die deren Stelle vertretten. Nunmehro aber iſt dieſe Gemächlichkeit verſchwunden, da er ſelber ſorgen, arbeiten und ſich öfters kümmerlich den Unterhalt erwerben mus. Je mehr er im Stande iſt, die Argliſt und Tüke der verkehrten Nebenmenſchen zu merken; deſto mehr Hinderniſſe findet er nicht nur bei ſeinem ehrlichen Auskommen, ſondern auch in Abſicht ſeiner Zufriedenheit, die ihn belehren, daß die Jahre der anlachenden Jugend verſchwunden ſind. Viertens, haben die böſen Begierden und Leidenſchaften nun allmählig ſo viele Kräfte erhalten, daß ſie die angenehme Stille der Seele, ſo vorhin ihn vergnüget, ſtöhren, ihn beunruhigen, foltern, quälen, ängſten Tag und Nacht. Dieſe böſe Begierden ziehen durch ihre Ausſchweifungen ſo viele betrübte Folgen nach ſich, daß der ſich ſelbſt quälende Menſch vor Schwermuth den Kopf zur Erden beuget, ſeines Lebens müde wird, die Stunde ſeiner Geburt wohl gar verfluchet und ſich einbildet, die erſten Jahre ſeiner Jugend ſeyen in Abſicht und Vergleichung mit den jezigen Jahren höchſt glükliche Zeiten zu nennen, und die Welt müſſe ſich nunmehro ganz verſchlimmert haben, obgleich ſein Gemüthszuſtand ſich doch nur eigentlich verſchlimmert hat.

Fünftens treiben die ausſchweifenden Begierden den Menſchen immer weiter zu allerhand verdrieslichen Unternehmungen, die öfters, jemehr die böſen Begierden wachſen, ins Unendliche faſt hinein gehen. Wie kan der Menſch ſolche allemal zu Stande bringen, da die verkehrten Begierden anderer ihm auf eben dem Wege entgegen arbeiten? Iſt nun Sorge, Arbeit, Nachſinnen, Ueberlegung und ängſtliches Beſtreben nicht nur verlohren, ſondern mus er noch überdem den Neid, Has, Feindſchaft, geheime Tüke und Verfolgungen anderer Nebenbuhler empfinden; was ſolte ihn denn abhalten, mit dem Herrn von Sorgenreich einerlei Klaglieder hervor zu bringen, und die jezigen Zeiten der Welt für äuſſerſt verdorbene Zeiten auszugeben?

Kommt nun ſechſtens zu dieſen verdrieslichen Dingen das kränkliche und ohnmächtige Alter, wie ſolte denn das Misvergnügen des ſinnlichen Sclaven nicht vollends reif werden? Nun mus er ſehen, daß die Stärke, die Schönheit und Munterkeit ſeines Körpers verlohren, die ihm zu ſo vielen Vergnügen Gelegenheit gegeben. Nun mus er mit Gram und Unruhe die tägliche Abnahme nicht nur ſeines Geſichts, Gehörs, der Luſt zum Eſſen und Trinken, und der fertigen Bewegung empfinden; ſondern über den Verluſt des Gedächtniſſes, der Ueberlegung und der frölichen Gemüthsart ſeufzen. Mancherlei kränkliche Zufälle, die er in der Jugend gar nicht gekant, finden ſich ein, und machen ihm das Leben noch beſchwerlicher. Bei ſolchen vielfachen widrigen Zufällen iſt es kein Wunder, wenn ihm alles, ſo ihn ſonſten tauſendfach beluſtiget, verdrieslich, ekelhaft und verhaſt wird; wenn die Begierden nun nicht mehr ſo ſehr an den böſen Beluſtigungen Vergnügen finden, und wenn er ſtete niedergeſchlagen, murriſch und misvergnügt zu ſeyn ſcheinet. Wie ſolte denn die Welt nicht bei ihm in den Verdacht kommen, daß ſie ihre Schönheit, die ſie in der Jugend gehabt, verlohren, und daß die jezigen Zeiten höchſt verdorbene Zeiten ſeyn?

Wenden wir nun dieſes, was überhaupt geſaget worden, auf die Anbeter der vier Hauptgözen der Welt, nemlich des Hochmuths, der Wolluſt, der Habſucht und der Trägheit an; ſo wird der Ungrund der obigen Klage noch mehr in die Augen leuchten. Ein Hochmüthiger mag bei anwachſenden Jahren ſeine Thorheit ſo weit treiben, als er wolle; ſo zeiget er dennoch dieſe Krankheit des eiteln Herzens in der frühen Jugend bei Kleinigkeiten in Spielſachen. Wo finden wir nemlich, daß die Laſter gleich vom Anfang durch einen Sprung zum höchſten Gipfel gelangen? Solte nicht demnach ein Hochmüthiger auch zuerſt von niedrigen Stufen anfangen? Lehret nicht die Erfahrung, daß im erſten Frühling ſeiner Jahre kleine Blendwerke hinreichend ſind, ſeinem eiteln Herzen Nahrung zu ertheilen? Dieſe geringen Umſtände macht ihm eben niemand ſtreitig; und dennoch, da er noch keiner groſſen Ehrerbietung von andern gewohnt iſt, verurſachen ſie ein küzelndes Vergnügen. Ein kleiner Vorzug, den er durch Fleis über ſeine Spielgeſellen erhält; einige leere Höflichkeiten in Worten; nichts bedeutende freundliche Minen, ſo andre ihm ſchenken; ein Pläzgen, ſo er über ſeine Mitſchüler nimmt; kleine Lobeserhebungen, die zu ſeiner Aufmunterung dienen ſollen; ein Kleid, ſo mit ſchimmernden Metall beſchlagen, und andere Kleinigkeiten mehr, ſo ohne Weitläuftigkeit von dem angehenden Hochmüthigen erfochten werden; das ſcheinen ihm wichtige Ehrenzeichen zu ſeyn, die er als etwas groſſes hochhalten müſſe. Er vergnüget ſich daran auf eine entzükende Weiſe. Seine Einbildungskraft findet immer mehrere Vollkommenheiten dariñ, und ſtellet ihm deswegen die Welt als einen Freudenſaal rührend vor Augen. Wie angenehm kan er bei der groſſen Lebhaftigkeit der Sinnen dieſe blendende Schattenwerke empfinden? Wie wenig ſtöhren die Sorgen der Nahrung, die ſauren Verrichtungen der erwachſenen Jahre und die noch nicht bemerkte Tüke der Nebenmenſchen? Wie oft wird dieſer ſeichte Friede noch durch der Eltern Verzärtelung gemehret, welche alle dieſe Merkmale des angehenden Hochmuths als Proben einer herrlichen Gemüthsart, und als Vorbedeutungen eines groſſen Mannes blindlings auslegen; die ihr ſo geliebtes Söhngen andern, ſo gar denen, die ihm vorgeſezet ſind, bei häufiger Gelegenheit vorziehen, und alſo das aufgehende Feuer der Eitelkeit noch mehr anblaſen? Alle dieſe Umſtände zuſammen genommen, geben alſo dem noch nicht zu ſehr verwehnten Schüler des Hochmuths täglich Anleitung zu einer anlachenden Luſt. Nichts gehet ſeiner Freude ab. Nichts ſtöhret ihn in derſelben. Nichts ziehet ſein ungeübtes Nachſinnen auf die traurige und unvollkommene Seite der Welt. Seine verblendete Eigenliebe läſt ihm bei ſich gleichfalls nichts, als ergözende Vorzüge und beluſtigende Vollkommenheit antreffen.

Halten wir nun die ſehr veränderte Beſchaffenheit ſeines nachfolgenden Lebens mit dieſer blinden Jugendluſt zuſammen; ſo wird bald erhellen, warum der Hochmüthige bei anwachſenden Jahren die Zeiten des männlichen Alters als höchſt verdorbene Zeiten, und hergegen ſeine Jugendjahre als glükliche Jahre anſehe. Wie lange dauret doch dies ſo ſchlecht gegründete Vergnügen? Wie bald gehen die Jahre der kindiſchen Einfalt vorüber? Wie bald findet ſich der Ekel ein, und läſt dem angehenden Hochmüthigen keines von den eben gedachten Vergnügungen mehr ſchmeken? Wie bald ſchämet ſich ſein ſtolzer Geiſt der kindiſchen Kleinigkeiten, die ihn in der Jugend ſo entzükt haben? Wie bald ſuchet er in gröſſern Ausſchweifungen des Hochmuths ſein Vergnügen? Fallen nun dieſe Blendwerke der Jugend durch den Ekel und gröſſere Einſicht gröſtentheils weg; woher bekommt der Hochmüthige andere an deren Stelle? Will er ſich nun über Erwachſene, wie vorhin über ſeine Spielgeſellen, erheben; ſo wird ihm dieſes nicht mehr mit freundlicher Stirne gut geheiſſen. Der Has, Neid und andere Leidenſchaften ſtehen ſchon wider ihn auf, und verfolgen ihn mit Verachtung, Falſchheit und mancherlei geheimen Tüken und öffentlichen Verdrieslichkeiten. Die Verzärtelung der Eltern verwandelt ſich, da er ſich bei ihnen verhaßt gemacht, in eine finſtere Ungunſt, wodurch ihm tauſend Vortheile entzogen werden. Anſtatt mit eiteln Tändeleien des Hochmuths ſich zu unterhalten, mus er nun, ob er es gleich nicht gewohnt iſt, auf die Erwerbung ſeines Unterhalts denken. Je mehrern Aufwand aber ſeine hochmüthige Denkungsart erfordert, deſto unerträglicher wird ihm die Arbeit, ſolchen zu erwerben. Die hochmüthigen Abſichten fallen hiebei auf mancherlei Anſchläge, um nicht nur das gehörige Auskommen zu erlangen, ſondern ſich auch über andere zu erheben, und es ſolchen an blendenden Aufzügen zuvor zu thun. Wie wird ihm aber ſein Vergnügen verſalzen, wen̄ ſolche Anſchläge nicht durch Kunſtgriffe anderer vereitelt, ſondern er noch überdem durch die Folgen ſeiner eiteln Unternehmungen in die verdrieslichſte Verwirrung, Schande und andere herznagende Unruhen geſtürzet wird? Je mehr ihn alſo Verachtung, Mangel, Arbeit, Verfolgung, Has und ein widriges Schikſal drüken; deſto verhaſter wird ihm nunmehro die Welt, die er in ſeiner Jugend als ein Paradies betrachtet; und je länger dieſe verdrieslichen Umſtände bei ſeiner hochmüthigen Denkungsart fortgehen, deſto heftigere Klagen bringet er über die verdorbenen Zeiten zum Vorſchein, und macht ſich durch die Sclaverei ſeines Hochmuths die Welt würklich zu einem Marterhauſe, ob er gleich ſolche als ein halbes Paradies hätte gebrauchen können, wenn er ſich mehr Mühe gegeben, durch die Huld des Himmels dieſe Leidenſchaft zu bekämpfen.

Der Verehrer der Wollüſte macht ſich nicht weniger durch die Sklaverei der Begierden die Welt zu einem Marterhauſe, nachdem er ſeine Jugend in derſelben als einem Freudenſaale zugebracht. Was kan vor einen Wollüſtigen angenehmer ſeyn, als die ſinnlichen Jahre der Jugend? Was gehet alsdenn ſeiner Luſt ab, wenn ſeine Sinnen, Einbildungskraft und Gedächtnis in der gröſten Lebhaftigkeit ſich befinden, und ihm vor andern bei allen ſinnlichen Abwechſelungen ein berauſchendes Vergnügen verſchaffen? Augen, Ohren und Geſchmak ſind alsdann in der gröſten Beſchäftigung, um das Angenehme der ſichtbaren Dinge, das Reizende der Töne in den ſchmeichelhaften Worten, und das Liebliche der Speiſen und der Getränke recht empfindlich zu machen. Häufige Geſellſchaften von gleichen Verehrern der Sinnlichkeit; abwechſelnde Kleidungen, die in die Augen fallen; öftere Luſtreiſen, die den Anblik neuer Sachen mit ſich führen; ſinnreiche Einfälle, die ein kizelndes Lachen nach ſich ziehen; neue Erfindungen von Spielen, Tanzen und Auszierungen, das ſind Gottheiten, welche nach der Einbildung der wollüſtigen Jugend ihr höchſtes Gut ausmachen. Dieſes ausſchweifende Vergnügen iſt um deſto reizender, je weniger in dieſen Jahren Arbeit, verdriesliches Nachſinnen, Sorgen und traurige Zufälle das ſinnliche Vergnügen ſtöhren. Wie wenig wird auch alle dieſe Luſt vereitelt, da es öfters bei der milden Vorſorge der Eltern oder Angehörigen nicht an dem Unterhalte fehlet, und da bei dem erſten Auftritt auf den Schauplaz der Welt der Ekel daſſelbe noch nicht verſalzen hat? Was iſt es denn Wunder, wenn ein ausſchweifender Jüngling, der täglich ſein hiziges und unruhiges Geblüt durch ſinliche Luſtbarkeiten gleichſam abkühlet, alle die verlachet, welche bei herzugekommenen Alter ſich über die verdorbene Welt beſchweren? Was Wunder, wenn er bei ſeinem Verlachen nicht bedenket, daß bei ihm ſich auch einmal die Zeit einfindē wird, da er eben dieſe Klage anſtellet?

Dieſe Zeiten finden ſich öfters mehr als zu früh ein. Wie bald eilet der Frühling unſerer Jahre von uns weg? Wie bald läſt die Lebhaftigkeit des Geſichts, Gehörs und aller Empfindungen nach, zumalen wenn man in den erſten Jahren heftig auf ſeine Geſundheit losgeſtürmet? Wie geſchwind ſind die Jahre verfloſſen, da ihm, bei einem müſſigen und wollüſtigen Leben, aller Unterhalt ohne Arbeit von den Seinigen gereichet wird? Fällt nun das doppelte Vergnügen an ſinnlichen Dingen weg; höret die Lebhaftigkeit der ſinnlichen Vorſtellungen auf; gehet der Unterhalt von Seiten der Eltern zu Ende, und wird zugleich der Zutritt zu den reizenden Geſellſchaften abgeſchlagen; wie ſolte denn der Wollüſtige von ſeinen erwachſenen Jahren eben ſo gute Gedanken hegen, als von den verfloſſenen Jahren der Jugend? Komt nun überdem der Mangel der Dinge darzu, nachdem das geerbte Vermögen verſchwendet; iſt der Kopf von aller Geſchiklichkeit leer; wird nunmehro die ſauerſte Arbeit erfordert, um das Nothdürftige zu erwerben; finden ſich Unglüksfälle ein; mus der ruinirte Körper unter heftigen Krankheiten und Schmerzen damieder liegen; tritt Hunger und Kummer an die Stelle der vorigen gekünſtelten Speiſen und ausgeſuchten Getränke; mus die groſſe Schwachheit des Körpers den liederlichen Umgang mit verführeriſchen Perſonen büſſen; ja wird er auf allen Seiten von den Schuldfoderern gepreſet: ach! wie ſollen denn die Zeiten dem Wollüſtigen noch gefallen, darinn ſich der Schauplaz ſeines Lebens, wiewol durch ſeine Schuld, ſo kläglich geändert hat. Kommen zu dieſem allen noch Beleidigungen, wodurch böſe Mitbürger der menſchl. Geſelſchaft ihre Nebenmenſchen drüken: ja, macht das halberſtorbene Alter alle noch etwa übrigen Empfindungen der ſinnlichen Luſt unempfindlich; ſo mus Hr. von Sorgenreich wohl obige bittere Klage über das Schikſal der Welt anſtellen; ob die blinde Eigenliebe ihn gleich nicht begreiffen läſt, daß nur ſein gar geringer Lebenszirkel in der Welt verdorben ſey, und daß er eben derjenige ſey, der ſolchen muthwillig verdorben habe.

Wie gelanget nun aber der ängſtliche Verehrer des verſchloſſenen Him̃elreichs, nemlich des Goldklumpen, zu ſeinen glänzenden Ketten, und folglich zu der bittern Klage über die verdorbenen Zeiten der Welt? Bey dieſem fängt die Haabſucht ſo wie bei allen Laſtern, zuerſt bei niedrigen Stufen an. Aeuſſert ſich ſolche in der erſten Jugend, wo ſonſten insgemein die Wolluſt und der Hochmuth mehr zu herrſchen pflegen; ſo beſchäftiget ſie ſich bei geringen Gegenſtänden, die eher zu erhalten ſind, als groſſe Schätze, welche nachhero, wenn der Ekel Kleinigkeiten verachtet, geſuchet werden. Einige glänzende Groſchen ſezen hier das Herz mehr in Freude, als bei vermehrter böſen Gewohnheit ein anſehnliches Capital. Werden nun ſolche kleine Geſchenke häuffig ertheilet, wie oft wird nicht alsdenn die noch faſt unmerkliche Habſucht beläſtiget? Die in der erſten Jugend bemerkte groſſe Lebhaftigkeit der Sinnen und der Einbildungskraft müſſen als Quellen vielfacher Vergnügungen nicht vergeſſen werden. Die Entfernung verdrieslicher Arbeit, der herznagenden Sorgen der Nahrung und unzähliger widriger Zufälle vermehret die Jugendluſt, ſo, wie bei den vorigen, gar merklich, und die Stärke des Körpers giebt zu vielen angenehmen Unternehmungen nicht wenig Gelegenheit. Der Ekel vernichtet bei dieſem allem in den erſten Jahren noch nicht die Luſt an kleinen Eroberungen unmerklicher Vortheile. Wie ſolte nun ein angehender Geizhals bei ſolchen Umſtänden nicht die Welt als einen angenehmen Ort anſehen, worinn er täglich mehr zu gewinnen hofft? Ja, kommt er bei frühen Jahren bald zum Beſitz einer anſehnlichen väterlichen Erbſchaft, wie ſolte ihm dieſes die Zeiten, worin er lebt, nicht als die glüklichſten Zeiten anſehen heiſſen, die er nachher, aus Erkäntlichkeit, allen andern vorziehet? Jezo ſtimmet noch alles mit ſeinen Wünſchen überein. Da noch nicht eine lange Gewohnheit ihn mit ſchweren, ſondern nur leichten Ketten gefeſſelt, ſo kan er deren Laſt ohne ſonderliches Ungemach tragen. Er läſt ſeine begierigen Hände noch nicht gar merklich bei anderer Güther blikken, und hat dahero von deren Has, Neid, Verfolgung und andern widrigen Leidenſchaften um deſto weniger auszuſtehen.

Laſſet uns aber dieſen annoch glüklich ſcheinenden Verehrer des glänzenden Staubes weiter bis zu dem männlichen Alter, und zu dem ohnedem verdrieslichen Alter begleiten. Welche Veränderung ſeines Zuſtandes ſtellet ſich hier unſern Augen dar? So wie er an Jahren zunimmt; ſo pflegen die habſüchtigen Begierden auch gröſſere Kräfte zu gewinnen. Die Blüte der muntern Jugend verwelket. Die Lebhaftigkeit der Sinnen nimmt ab. Die Einbildungskraft wird ſtumpf. Das angenehme Feuer des Körpers verrauchet. Das ſorgenfreye Leben gehet zu Ende. Die anlachenden Erbſchaften kom̃en nicht mehr. Die ergözzenden Geſchenke verſchwinden. Die Ausgaben vermehren ſich. Ein unverhofter Verluſt macht Schmerzen Die Betrügereien anderer ſtören alle Freude. Der Anwachs neuer Ausgaben macht mehrern Kummer, und der Unterhalt einer zahlreichen Familie täglich mehr Sorgen. Wird nun bei ſolchen herznagenden Veränderungen die Habſucht immer gröſſer; werden die Ketten dieſer glänzenden Sklaverei immer ſchwerer; die damit verknüpfte Unruhe unerträglicher, und die Verwirrung mit andern Menſchen, ſo man in der leichtſinnigen Jugend nicht gemerket, immer heftiger; wie ſolte denn der ſich ſelbſt peinigende Anbeter ſeiner ſchimmernden Ketten die jezigen Jahre des reifern Alters für ſo vollkommene und glükliche Jahre anſehen, als die, ſo er in ſeiner Jugend gehabt? Vielmehr wird er bei der täglich anwachſenden Unruhe den Kopf immer mehr gegen die Erde hängen, und dabei beſtändige Klagen über die jezigen ſchlechten Zeiten von ſich hören laſſen. Geſellen ſich zu dieſen verdrieslichen Dingen noch andere unerwartete Unglüksfälle; will es mit ſeiner Nahrung und Gewerbe nicht fort; zieht er ſich auf allen Seiten Haß u. Verfolgung zu; bringt er ſich durch ſeine räuberiſchen Hände viele koſtbare Rechtshändel an den Hals; ja, mus er zanken, ſtreiten und heftige Worte bei ſeinen Gegnern zur Hand nehmen; wie verwirret iſt nicht alsdenn ſein Leben; wie bitter das wenige Brod, ſo er etwa ſeinem ſchmachtenden Körper noch nicht entziehet; wie misvergnügt ſeine Tage, und kummervoll ſeine ſchlafloſen Nächte? Hat er gar das Unglük, daß die räuberiſchen Diebeshände in ſeinem verſchloſſenen Him̃elreiche ernden, wo ſie doch nichts geſäet haben; ruiniret Hagel und Ungewitter alle Hofnung der anlachenden Felder und Wieſen; werden einige ſeiner Gözzen durch Feuersbrünſte plözlich in die Aſche geleget; heben langwierige Krankheiten ſein Gewerbe auf, und nehmen ſolche noch überdem viele Koſten hin; verlieret er wichtige Rechtshändel, und komt er durch Betrug ſeiner Schuldner gar um ſeine ſo ängſtlich zuſammen geſcharrete Capitale: Hilf Himmel! wie ſolte bei ſolchen Donnerſchlägen des widrigen Schikſals ein Sklave, der kein ander Geſez, als das, ſo ihm ſein Geiz ertheilet, erkennet; wie ſolte er nicht, ſage ich, zum Strik greifen, um ſich nur aus einer ſo verdorbenen Welt zu entfernen, welche die Habſucht, in Abſicht ſeiner ſelbſt, unerträglich gemacht hat? Wie viele Urſache hat aber ein ſolcher Verehrer der vergänglichen Gözzen über das Verderben der Welt zu klagen, da er ſich freiwillig das Joch der Habſucht auferleget, ſo er nunmehro nicht ertragen kan? Hätte er Vernunft und Religion über ſeine peinigende Begierden herrſchen laſſen: hätte er die Wege der unverbeſſerlichen Vorſehung zu ſeinem Augenmerk erwählet, ſolte er denn wohl ſo heftig bei anwachſenden Jahren über die verdorbene Welt geklaget haben?

Ein träger Mitbürger der menſchlichen Geſellſchaft empfindet dieſe traurige Folgen der Begierden nicht ſo ſehr, als die, von denen ſchon geſaget iſt. Die Pfeile der böſen Nebenmenſchen gehen über ihn, da er ſich nicht aus dem Staube zu erheben geſuchet, gröſtentheils weg. Seine herrſchende Begierden erfordern nicht ſo weitläuftige Dinge der äuſſerlichen Ehre und der Glüksgüter, als andere Verehrer der kriechenden Neigungen. Sucht er nun ſolche nicht ſo ſehr; ſo kom̃t er andern Sklaven derſelben nicht ſo, wie ein Hochmüthiger und Geiziger in den Weg, und hat deſto weniger von den aufgebrachten Begierden derſelben zu befürchten. Hat er einen gemächlichen Seſſel, ein weiches Nachtlager, gute Speiſen und Getränke: ſo hat er faſt alles, was ſeine halb ſchlafenden Wünſche vergnügen kan. Dieſe Dinge ſind viel leichter zu erhalten, als die weitläuftigen Abſichten obiger Laſter. Allein, hat dieſe unnüzze Laſt der Erden bei anwachſenden Jahren nicht ſo viel Ungemach zu ertragen: ſo wird er auch unter denen der lezte ſeyn, die über die verdorbene ſichtbare Welt und die Zeiten klagen. Er läſt andere klagen, ſtreiten, kämpfen, murren, weinen und heulen, ſo viel, wie ſie wollen. Er hütet in ſtiller Gelaſſenheit ſeinen Seſſel und ſein Lager. Sorget er, ſo geſchichts, um Küchen und Keller in gutem Stande zu erhalten. Wollen andere dieſe Sorge über ſich nehmen, wem iſt ſolches lieber, als dieſer Schlafmüzze? Er iſt übrigens niemanden leicht mit Murren und Klagen beſchwerlich, wenn obige drei Dinge nur ungeſtöret bleiben. Indeſſen wird die Welt doch nicht ganz bei ihm ohne Verdacht der Verſchlim̃erung bleiben. Fehlet es ihm nemlich in der Jugend nicht an nöthiger Verpflegung, Kleidung, Eſſen und Trinken: ſo wird die noch etwas merkliche Munterkeit der Vorſtellungen der Sinnen und Einbildungskraft in die erſte Empfindung aller vorkommenden Dinge einen angenehmen Eindruk machen. Macht nun nichts die Welt in dieſen Jahren verdrieslich; darf man gar nicht arbeiten, und weis man von keiner Krankheit; was ſolte denn das Vergnügen ſtöhren? Wie oft fallen aber dieſe Vortheile bei anwachſenden Jahren hinweg? Wie viele erben von den Ihrigen ſo viel, davon ſie in ihrem ganzen Leben ihren trägen Körper ohne Arbeit unterhalten können? Zwingt ſie daher endlich Hunger und Kummer, daß ſie ihrer Trägheit in etwas den Abſchied geben müſſen, wie hart und unerträglich ſcheint ihnen dieſe Veränderung? Wie ſelten wird man von obigen Hauptgözzen nur einen ganz allein bei einem Menſchen antreffen? Insgemein haben mehr als ein Laſter von Hochmuth, Trägheit, Wolluſt und Geiz bei dem ſinnlichen Menſchen ihren Siz aufgeſchlagen. Iſt nun der Menſch mehrern, als einem von gedachten vier Gözzen der Welt ergeben: ſo wird er auch von mehr als einem derſelben gequälet, und folglich um deſto mehr angetrieben werden, die Schuld von ſich auf die Zeiten zu ſchieben, und über deren Verderben zu murren.

Hiebei mögte jemand gedenken: ich begreife gar wohl, daß die Mynterkeit der Sinnen und Einbildungskraft die frühe Jugend angenehm machen. Ich geſtehe auch, daß die Stärke des Körpers, die Beluſtigung an Kleinigkeiten und die Abweſenheit des Ekels in der Arbeit vieles beitrage. Aber finden ſich denn nicht Unglüksfälle, die mit allen dieſen keine Verbindung haben, und die von Begierden und Leidenſchaften nicht allemal entſpringen? Können ſolche den Zuſtand des Menſchen nicht ſo elend machen, daß er nicht ohne Urſache die Welt beſchuldiget, ſie ſeye nun nicht mehr ſo vollkommen, als ſie in dem Frühling ſeiner Jahre geweſen? Es iſt wahr, es finden ſich unerwartete Unglüksfälle ein, die den äuſerlichen Zuſtand des Menſchen erſchreklich erniedrigen, ohne daß man ihm vorwerfen könne, daß er ſich dahin den Weg gebahnet. Allein, zu geſchweigen, daß die gütige Vorſehung niemals ſolche harte Zufälle zum Schaden der Menſchen verhänge, ſondern dadurch ihr Beſtes ſuche, ob ſie es gleich nicht begreiffen: ſo mus man überhaupt nur erwegen, daß zu allen Zeiten der Welt, wie oben geſagt, ſich ſolche und noch weit tiranniſchere Fälle ereignet haben. Wie unbillig würde man dahero handeln, wenn man die jezige Welt einer gröſſern Unvollkommenheit und Verderbens deswegen beſchuldigen wolte? Wie kan man daher auf das Ganze ſchlieſſen? Werden einige ohne ihre Schuld äuſerlich unglüklich; ſo ſind andere widerum deſto glüklicher. Der eine fällt, der andere ſteiget; wobei die Weisheit des Höchſten allemal ſehr gütige und gerechte Abſichten hat, um die Ordnung, den Zuſammenhang und das Beſte der ganzen Welt zu befördern. Wir würden dieſe unverbeſſerliche Haushaltung höchſtens bewundern und loben, wenn unſer kurzſichtiger Geiſt nur den Zuſam̃enhang u. das Ende abſehen könte.

Ferner mögte jemanden einfallen zu ſagen: die Welt wird doch immer älter. Die verkehrten Exempel und die Neigungen zum Verkehrten, ſind vom Anfang in der Welt geweſen. Allein, ich antworte: woher will man beweiſen, daß der weiſe Monarch des ganzen Weltkreiſes ſolchen Anwachs der Laſter durch böſe Exempel müſig zuſehe? Woher will man beweiſen, daß er nicht eine ſolche Einrichtung in dem groſſen Weltgebäude gemacht, wodurch dem Eindruk ſolcher verführiſchen Exempel gewehret wird? Hat er unter andern nicht die traurigſten Folgen mit der Ausübung der Laſter verbunden? Iſt der unachtſame Menſch ſo kurzſichtig, daß er ſolche nicht allemal in der

Ferne bemerkt und ſcheuet; hat denn GOtt nicht auch willkührliche Strafen bei der Hand? Hat nicht der gerechte und weiſe Regent der Creaturen öfters einzelne Menſchen und auch wohl ganze Länder mit Blutvergüſſen, Verwüſtung, Miswachs, Hagel, Viehſeuchen, Sturmwinden, Waſſerfluth, Erdbeben, Krankheiten, Feuer, Hunger und Peſtilenz dermaſſen heimgeſuchet, daß die groſſen Ausſchweifungen der Sinnlichkeit und Begierden gehemmet, daß die Unachtſamkeit nachgelaſſen, daß die widerſpenſtigen Einwohner der Erden vor den Zuchtruthen des Allerhöchſten gezittert, in ſich gegangen, und die wahre Religion in ihrem Herzen beſſer zur Ausübung gebracht haben?

Was bleibt uns denn anders zu behaupten übrig, als daß die anwachſende Herrſchaft der böſen Begierden und Paſſionen, die anlachende Vortheile der blühenden Jugend verſalze, und mit den fortgehenden Jahren tauſend misvergnügte Begebenheiten und elende Früchte nach ſich ziehe, die das menſchliche Leben bitter machen, und den Menſchen zu der herben Klage über die Verſchlimmerung der Welt verleiten? Wollen wir es etwa nicht gerne geſtehen, daß wir uns ſelber die Ruthen zu unſerer Geiſſelung binden, (denn wer bekennet gerne, daß er laſterhaft ſey?) und daß die Welt an ſich betrachtet, noch ein Schauplaz der göttlichen Güte ſey: O! gelangen wir vielleicht am erſten zur Einſicht dieſer Wahrheit, wenn wir aus unſerer jezigen ſpielenden Jugend herausloken, was ſie von der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Welt gedenket, die uns verdorben ſcheint. Ich bin gewiß, daß ſie ſo gut, als wir in unſerer Jugend gethan, über die gefährlich klingende Beſchuldigung der Zeiten heimlich lachen, und diejenigen einer Einfalt beſchuldigen wird, die ſo viel von der Verſchlimmerung unſerer Zeiten in den Tag hinein reden. Wir ſehen ja täglich, daß die lebhafte Jugend, wenn ſie Nahrung und Kleidung hat, ſich freuet, hüpfet, und bei jeder Kleinigkeit öfters tanzet und ſpringet, ohne ſich um alle verdrießliche Verwirrungen im geringſten zu bekümmern, worin die Eltern durch ihre Paſſionen ſich verwikkelt haben. Sie ergezzet ſich bey allen vorkommenden Sachen, die ſie noch nicht geſehen; läßt ſich Eſſen und Trinken wohl ſchmekken; denket nicht an das etwa nachfolgende Uebel, und verabſcheuet insgemein keine Sachen mehr als den Tod, weil der ſie aus einer Welt entfernet, die ihr als ein Luſtgarten: ihren Eltern aber als eine Marterkammer in die Augen fällt. Wir dürfen aber nicht erwarten, daß der anlachende Frühling dieſer vergnügten Nachkommenſchaft lange dauren werde. Iſt dieſe erſtlich erwachſen; ſo wird der rauhe Winter der ſchwarzen Sorgen ſich bei ihr ſo gut einfinden, wie bei uns geſchehen, und ſie wird, wenn ſie bei einer ſchlechten Modeerziehung in die Fuſtapfen ihrer Eltern tritt, auch bei den betrübten Früchten der böſen Begierden mit uns einerlei Klage über die ſchlechte Zeiten anſtimmen. Sie wird öffentlich vorgeben, daß in ihrer Jugend die Welt noch ganz anders geweſen, als ſie alsdann iſt, d. i. in ihrer Jugend ſeye ſie vollkommen geweſen, nachgehends aber höchſtens verdorben worden.

Frägt man nun aber, wie es anzufangen ſei, wenn die Welt an ſich nicht verdorben, daß man die herznagenden Verdrieslichkeiten von ſich entfernen, und ſich die Welt als einen angenehmen Wohnplaz zu Nuze machen könne; ſo antworte ich: ſtürzet die Gözzen vom Thron, denen ihr bisher gedienet, und die euch, nach dem, was geſaget worden, ſo viel martern: das iſt, kündiget den herrſchenden Begierden und Leidenſchaften den Dienſt auf. Zerreiſſet die Ketten, wodurch ihr euch ſelber ans Verderben gefeſſelt. Verſezzet euch durch die Huld des Höchſten in die erſte Unſchuld der Kindheit, da ihr zwar böſe Neigungen, aber noch keine böſe Gewohnheiten und Vorurtheile hattet, denen ihr als Sclaven dienetet. Fragt man aber, wie gelanget man dahin? ſo ſage ich:

durch die Religion, die ihr euch zwar in der Jugend bekant gemacht, aber nachher nicht zur Ausübung gebracht; ſondern bei der ewigen Zerſtreuung der ſinnlichen Dinge wieder in den Wind geſchlagen habet. Lernet ſolche, ſo weltklug ihr auch immer ſeyd, nicht blos mit dem Gedächtnis, ſondern mit der richtigen Beurtheilung und lebhaften Empfindung, die einen Einflus in den Willen hat. Fragt man aber weiter, welche Zeit hierzu die beſte ſeye; ſo antworte ich ohne vieles Bedenken: die frühe Jugend, da die Gemüthskräfte lebhaft, und die Seele noch nicht mit heftig ausſchweifenden Begierden, gefährlichen Vorurtheilen, und laſterhaften Gewohnheiten angefüllet iſt. Habt ihr aber das Glük nicht gehabt, bei einer guten Erziehung euch die Welt auf eure ganze Lebenszeit angenehm zu machen: O! was wäre denn billiger und klüger, als daß man aus ſeinem Verderben die Wichtigkeit dieſer erſten Zeit des Lebens einſehen lernete, und daß man durch ſeinen eigenen Schaden begriffe, daß man bey den ſo theuergeſchäzten Kindern die unſchäzbare Zeit der Jugend zur Glükſeligkeit des ganzen nachfolgenden Lebens gebrauchen könte, damit die Welt nicht bei dieſer edlen Nachkommenſchaft gleichfals in den Verdacht der Verſchlimmerung geriethe. Wie könte man doch eine edlere Liebe und gröſſere Barmherzigkeit an ſeinen ſo werthgehaltenen Erben beweiſen; als wenn man ſie durch eine ſorgfältige und vernünftige Erziehung in den Stand ſezte, die ganzen Lebensjahre als glükliche Jahre gebrauchen zu könen? Womit könte man ſich doch auf eine rühmlichere Art beſchäftigen, da man doch öfters nicht weis, wie man den Ekel der Zeit vertreiben ſoll, als wenn man ſuchte bei ſeinen Kindern den Hochmuth, die Wollüſte, den Geiz und Trägheit zu unterdrükken, damit man ſolche glüklich machte, und der menſchlichen Geſellſchaft nüzliche Mitbürgere lieferte? Wäre dieſes nicht eine rühmlichere Vorſorge, als wenn man die Erben, die man, dem Anſchein nach, recht zärtlich liebet, durch eine recht grauſame Liebe verzärtelt; ſie vom Guten abhält; ihnen den Hochmuth und Welluſt einpflanzet; ſie in der gröſten Unwiſſenheit ſchon als Herren, und die, ſo ſie erziehen ſollen, als die niedrigſten Dienſtbothen hält; da man ſie alſo auf ihre ganze Lebenszeit zu unglüklichen Sclaven dieſer tiranniſchen Laſter macht: Iſt es denn genug, daß man ſo viele ſchöne Regeln von der Erziehung andern vorſagen; iſts genug, daß man bei andern Eltern viele Fehler entdekken, und iſts genug, daß man die Fehler der Vorgeſezten der Jugend tadlen kan; ob man gleich bei dieſem allen nach einer blinden Affenliebe über die offenbaren Fehler ſeiner Kinder hinſiehet, und ſich einbildet, es ſeye alles artig, was an ſolchen nur zu finden iſt? Hat man aber ſelber nicht die Zeit, Kräfte und Gedult, das allerwichtigſte, nemlich eine gute Erziehung ſeinen theuren Liebespfändern zu liefern; leget man dieſe Verrichtung auf fremde Schultern, warum ſezzet man ihnen nicht beſſere Leute vor, als öfters geſchiehet; da einem doch das Vermögen darzu gegeben; und da das Wohl und das Wehe des ganzen Lebens der Jugend davon abhängt? Sparet man aber nichts, um eine richtige Wahl zu treffen; ertheilet man tüchtigen Perſonen die väterliche Verrichtung die Jugend glüklich zu machen, warum ertheilet man ihnen denn nicht zugleich das von dieſer Verrichtung unzertrennliche väterliche Anſehen, um die muntere und ſinnliche Jugend mit Eindruk in eine glükliche Welt führen zu können? Iſt es bei ſolchem Verfahren zu verwundern, wenn die Jugend ſich dem Hochmuth und der Welluſt immer mehr ergiebet; Eigenſinn und Flüchtigkeit bei ſich herrſchen läßt, und hierdurch mit ſchnellen Schritten einem unglüklichen Leben entgegen eilen, da ſie nachgehends mit Ach und Wehe über die verdorbene Welt klagen, und alle Güter, ſo ihnen der Eltern Fleis hinterlaſſen, ſich wegen der ſchlechten Erziehung zum Fallſtrik machen? Iſt es hiebei genug, wenn man ſich in allen Stüken auf andere beruft, und das für gut annimmt, was ſolche bei ihren Kindern verderben? Nimmt man aber eine ſolche Regel an; was iſts denn Wunder, wenn die Eltern dadurch ihre ſo zärtlich geliebte Kinder zu ſolchen Ungeheuern des nachfolgenden Lebens, und zu den elendeſten Sclaven der ſchimpflichſten Laſter machen, welche ihnen nachher lauter Verdruck, Gram, Herzeleid, bittere Klagen, ein misvergnügtes Alter, oder einen frühzeitigen Tod verurſachen? Wäre es nicht aber von vernünftigen Perſonen zu erwarten, daß ſie dem Uebel alsdenn zuvorkommen, da es noch Zeit iſt, und ehe ſie mit dem bitterſten Herzeleid deſſen Verſäumung bereuen müſſen? Ein Vernünftiger thut das allemal zur rechten Zeit, was er nachher wünſchet, daß es geſchehen ſeyn mögte. Denn welche traurige Früchte der ſchlechten Erziehung, da die Eltern den Kindern die Welt zu einem Jammerthal machen; ſich ſelber aber die Ruthe binden, und in der höchſtverkehrten Denkungsart die übelerzogene Zweige der menſchlichen Geſellſchaft zur Geiſſel; den Unſchuldigen zum Aergernis: den Angehörigen zum Schimpf; der Nachkommenſchaft zum Ruin; dem Vaterlande zur Plage; den Ehrenſtellen zur Verwirrung, und dem Allerhöchſten zur Verdunkelung ſeiner Ehre in die ſo ſehr angeſchwärzte Welt hineinſchikken?

Es iſt mir übrigens ein Vergnügen geweſen, als ich ſchon dieſe Abhandlung geendigt hatte, in der beliebten Wochenſchrift, ſo den Namen des Geſelligen führet, und zwar in dem XXX. Stüke zu finden, daß die ſinnreichen Verfaſſer meine Sätze mit den Worten beſtärken: " Es leget ſich unleugbar an den Tag, daß die Welt immer wohlgeſitteter, verſtändiger, umgänglicher und geſelliger werde. ...... Wir haben nicht nur mehrere und ſtärkere Bewegungsgründe, tugendhaft zu ſeyn, als unſere Vorältern jemals gehabt haben, ſondern wir ſehen auch, daß das Laſter nicht mehr ſo frech ſich zeigen darf, als ehemals. ... Ich finde die Klage über den Mangel der Redlichkeit, der Treue und Freundſchaft nicht eben gar zu gegründet, wenigſtens in Gegeneinanderhaltung mit den vorigen Zeiten. Mir deucht, es liege gröſtentheils an den Klägern. .... Da wir wohl geſitteter ſind, ſo hat das Laſter doch wenigſtens eine gewiſſe Macht verlohren: und ein unredlicher Menſch muß jezt behutſamer gegen, als jemals. Das Licht der Erkenntnis, die Muſter der Groſſen, die guten Lehren der Weiſen, haben einige Gewohnheiten aus den Geſellſchaften, wo nicht ganz verwieſen, doch nur dem Pöbel und pöbelhaften Seelen überlaſſen. Die Völlerei, die ehemalige Ehre unſerer Völkerſchaft, und die Beſchäftigung unſerer Mannsperſonen, iſt bei nahe von allen nur etwas vornehmern Geſellſchaften vertrieben. Und man kan ſicher nach einem Gaſtgebot einen Freund beſuchen, ohne zu befürchten, daß man kein vernünftiges Wort mehr reden könne. Das Frauenzimmer kan nach aufgehobener Tafel ruhig den Caffee erwarten, und mit Vergnügen der Geſellſchaft der Männer genieſſen. Der wilde Lerm, die Rachbegierde und die niederträchtige Gemeinheiten ſind ſelten .... Die ſanft gewordenen Gemüther bringen jezt nicht mehr ſo viel Zänkereien in die Verſammlung, und die daher entſtehende Zweikämpfe ſind jezt merkwürdiger, weil ſie nicht ſo oft mehr geſchehen; und das Selbſtrecht, dieſe elende Rachbegierde, ſo ein Zeichen raſender oder verrukter Perſonen iſt, iſt GOtt Lob abgeſchaft, dafür die rechtmäſige Obrigkeit, welche Recht u. Gerechtigkeit zu handhabem weiß, von GOtt eingeſezt worden. "

Unſere Zeiten ſind alſo nicht allein beſſer als die vorigen; ſondern es geben uns auch die göttlichen Männer in ihren geheiligten Schriften die gewiſſe Hofnung, daß unſere Nachkommen noch glüklicher, und ihre Tage die beſten ſeyn werden. Es mus noch einmal, nach dem Ausdrukke des Propheten, die Wüſte luſtig werden, und das Gefilde wie die Lilien blühen; und es müſſen noch Zeiten erſcheinen, in welchen, nach der Verheiſſung des vortreflichſten Apoſtels, alle Menſchen, von dem kleineſten bis zu dem gröſſeſten, den HErrn erkennen werden.

⁂

Erſcheine bald du güldne Zeit,
Beſchleunigt euren Lauf, ihr Tage,
Daß einſt die Welt, mit froher Dankbarkeit,
Von unſrer Wünſche Nachdruk ſage.
O! wäret ihr ſchon jetzo da!
O! wären wir euch ſchon ſo nah,
Als unſer Herz es wünſchet und begehret!
Das Laſter wäre ſchon verbannt,
Der Muſelmann ganz unbekannt,
Der Jud und Heyde ſelbſt zu Zions GOtt
bekehret.

Gottſched.

Vom beſten Verhalten bei dem Schnupfen, in Abſicht des Eſſens und Trinkens, der Luft und anderer zu vermeidenden oder zu beobachtenden Umſtände.

Wenn jemand ſo geartet iſt, daß bei ihm ſich viele ſchleimigte Feuchtigkeit im Blute erzeuget, und nach dem Kopfe getrieben wird, er anbei eine ſolche Lebensart führet, darinn ſich ein Ueberflus, ſonderlich von ſchleimigten Säften anzuhäufen pflegt, welches z. E. thun vieles Eſſen und Trinken, vorab gegen die Nacht, langes Ruhen und Schlafen, u. ſ. w.: es kommen ſodann ſolche Urſachen und Gelegenheiten dazu, welche die Ausdünſtung hemmen, u. den Schleim verdiken, als da ſind die äuſſere kalte Luft, die abwechſelnde Witterung, welche an gewiſſen Orten oder Gegenden ſehr merklich iſt, das Weintrinken und dergleichen; ſo entſtehen Flüſſe und Schnupfen. Inſonderheit kommt der Erzeugung des Schnupfens zu ſtatten, daß der Kopf an vielen Vorder- und Seitentheilen, ſowohl wenig mit diken Häuten und Fleiſche bedekt, als auch der auswendigen Luft beſtändig blos geſtellet iſt, und dieſe Luft ſtets durch die Oerter, wo der Siz des Schnupfens iſt, aus- und eingehet. Daher nehmen dieſe Oerter und der ganze Kopf den Eindruk der kalten Luft vorzüglich bald und merklich an, und da ſo viele Feuchtigkeit in den häufigen Aederchen um den Kopf flieſſet, und die Schleimhaut ſo loker und weich iſt; ſo werden die Säfte hier vorzüglich erkaltet und verdiket, mithin zum Schnupfen und Flusweſen bereitet.

Nicht allein aber würkt die Kälte in den Kopf zur Erzeugung des Schnupfens, ſondern auch, wenn andere Theile des Leibes davon gerühret werden, daß die Ausdünſtung ſich hemmet, die Bewegungsfaſern in den Muskeln und Häuten ſich zuſammen ziehen, oder durch die Schwere der erkalteten Luft gedrükt, ſodann die Säfte häufiger nach den weniger widerſtehenden Orten, namentlich nach den angezeigten Hölen des Kopfs, welche bemerkter maſſen ſo viele Fähigkeit zur Annehmung des Schleims beſizen, hintertreiben; ſo können dieſe Umſtände gleichfalls Flüſſe, beſonders den Schnupfen, erregen. Hierzu ſind die Füſſe ſonderlich auferlegt, weil dieſe vor andern Theilen von dem kalten Boden, Waſſer u. d. gl. berührt und getroffen zu werden pflegen. Faſt gleiche Würkung erfolget, wenn die Wege beträchtlicher Ausführungen verſchloſſen, oder dieſe nur ungewöhnlich vermindert werden, hauptſächlich, nächſt den Gefäſſen der unmerklichen Ausdünſtung, der Stuhlgang und das Waſſer. Denn wenn von dieſen der Ueberflus im Leibe bleibt, ſo geben die wäſſerigt-ſchleimigten Säfte, die hier nicht durchkommen können, deſto häufiger nach der Schleimhaut hin.

Wenn nun aus angeführten Urſachen, und bei der vorbeſagten Beſchaffenheit des Leibes, beſonders des Hauptes, ein Schnupfen würklich entſtehet, und alſo die Materie einmal an ihrem Orte verſammlet iſt; ſo kommts darauf an, daß ſowohl dieſelbe gehörig abgeführet, als auch die zu der Entſtehung und Fortwährung des Schnupfens helfende Gelegenheiten und Zuſtände des Leibes verbeſſert werden. Um die Materie oder den Schleim abzuführen, iſt nöthig, daß eines Theils die Wege geöfnet und in ſolcher Oefnung erhalten, andern Theils die Materie verdünnet und beweglich gemacht werde, damit ſie durch die Naſe abflieſſe. Zu beiden Abſichten dient hauptſächlich die Wärme, als welche auseinander treibt, und dadurch eröfnet, und das Dike zertheilet; zumal da der Schnupfen gemeiniglich von dem Gegentheile, nemlich von der Kälte, erreget wird, und alſo auch mit dem Widerwärtigen beſtritten werden mus. In ſo fern auf das Verhalten, oder das ſogenannte Regimen, als wovon eigentlich die Frage iſt, geſehen wird, mus man demnach zur Zeit des Schnupfens den Leib, ſonderlich den Kopf und die Beine, warm halten, und wenn es drauſſen kalt iſt, in der warmen, oder doch wenigſtens nicht kalten Stube bleiben. Dadurch werden auch an dem übrigen ganzen Leibe die Schweislöcher wieder oder beſſer geöfnet, die Gefäſſe erweichet, und die Säfte in freie Bewegung gebracht, daß die überflüſſigen häufig durchſchwizen können, und ſolchergeſtalt dem Schnupfen viele Nahrung entzogen wird. Zu dem Ende mus man auch warmes dünnes Getränke, Thee, Coffee u. d. g. mehr, als gewöhnlich, trinken, vorab wenn auch ein ungewöhnlicher Durſt ſich bei dem Schnupfen zugleich einfindet, wie wohl zu geſchehen pflegt. Deñ dadurch erreicht man vorzüglich die Verdünnung der Flusmaterie, die Erweichung der Adern/ Häute/ Muskeln, u.ſ.w. die Eröfnung der Wege, und was dem anhängig iſt. Wenn durch ein ſolches Verhalten ein gelindes Schwizen entſtehet, ſo iſt ſolches gar heilſam; durch ſtärkere Mittel aber mit Fleis auf den Schweis zu treiben, wolte nicht rathen, weil der Schnupfen doch ſeinen eigentlichen Siz in den Naſen- und daran ſtoſſenden Hölen hat, und daſelbſt abgeführet werden mus, hingegen durch Schweistreibende Mittel die Bewegungen zu heftig, auch nach andern Orten, als dem Size des Schnupfens, verleitet werden; das dünneſte verfliegt; das übrige ſich verdiket, und der zähe Schleim zur Unzeit gedrungen wird, eher, als er oder die Wege zur Abführung geſchikt ſind. Doch dieſes beiläufig. Durch das viele warme Getränke erhält man auch dieſen Vortheil, daß der Unterleib ſeine gehörige Oefnung im Stuhlgange und Waſſerlaſſen bekōmt: und wir haben vorher geſehen, daß die Verſtopfung und Hinderniſſe an dieſen Orten dem Schnupfen nicht zuträglich ſind. Doch ſind auch hier keine eigentliche purgirende Mittel dienlich, weil das, was in der Naſe ſchon ſtekt, nicht durch den Stuhlgang abgeleitet werden kan.

Wein und Bier ſind zum guten Ausgange des Schnupfens nicht dienſam, weil ſie die Säfte etwas verdiken, und die Faſern zuſammen ziehen, folglich die Ausführungsröhren eher verſchlieſſen, als öfnen. Doch will ich eben nicht ſagen, daß denen, die ſolcher Getränke beim Eſſen gewohnt ſind, nicht erlaubt ſeyn ſolte, ein weniges über Tiſche zu nehmen, damit die Verdauung beſſer von ſtatten gehe. Sowohl Rauch- als Schnupftobak, und allerlei Nieſepulver ſind nicht undienlich, wenn ſie mäſſig gebraucht werden, zumal von denen, die ſich daran gewöhnt haben. Denn durch den Reiz, welchen ſie in der Naſe machen, befördern ſie den Auswurf des Rozes. Hierzu iſt, wenn die Materie ſtokt und feſte ſizt, noch beſſer, daß man warmes Waſſer, worinn auch ein wenig Salpeter, oder dergleichen Salz aufgelöſet werden kan, in die Naſe zieht. Was die Speiſen anlangt, ſo mus man ſich darinn dem Zweke des Schnupfens gemas verhalten, das iſt, man mus, wie in den übrigen Dingen, ſolche Speiſen und in ſolchem Maaſſe genieſſen, daß die Materie des Schnupfens im guten Abfluſſe nicht gehindert noch geſtöhret, ſondern vielmehr gefördert werde. Es dient folglich nicht vieles Eſſen, weil dadurch die Würkungen der Natur zu viel nach den Verdauungswerkzeugen geloket, und dem Geſchäfte des Schnupfens entzogen werden; keine hart verdauliche Speiſen, aus demſelbigen Grunde; keine ſtopfende blähende Koſt, weil ſie den Stuhlgang und andere Auswürfe hemmet; keine ſaure Sachen, weil ſie die Säfte verdiken, und die Faſern zuſam̃en ziehen, mithin die Oefnungen verſchlieſſen und ſtopfen; keine grobe, fette, ſchleimigte Sachen, keine Milch, Eyer, u. d. g. keine Gewürze, weil ſie zu ſehr reizen, und das Blut in Wallung ſezen. Wofern etwas von einem Fieber, oder Wallung im Geblüte zugegen, ſo iſt Haberbrühe und dergleichen ſehr gut, welche anbei den Unterleib ſowohl, als die übrigen Gefäſſe und Wege des Leibes erweichen. Wie denn auch alle erweichende Speiſen, mäſſig genommen, zur guten Endſchaft des Schnupfens nüzlich ſind.

Dieſes wären etwa die Dinge, die man in Acht zu nehmen hat, wenn ein würklicher Schnupfen ſchon gegenwärtig iſt. So lange man aber noch recht geſund und friſch iſt, thut man am beſten, ſonderlich in den Kindheits- und jungen Jahren, daß man ſich an alle veränderliche Luft und Witterung, kalte und warme, trokene und feuchte, gewöhnt, mit bloſſem Kopfe und Füſſen durch Wind, Regen und Waſſer geht, den Kopf, die Hände, Augen, Naſe und Ohren mit kaltem Waſſer wäſcht, u. ſ. w. Denn dadurch erlangt der Körper, wenn die übrige Lebensordnung damit zuſammen ſtimmt, in ſeinen Faſern und daraus zuſammen gewebten Theilen eine ſolche Feſtigkeit und Eigenſchaft, daß er die mancherlei Witterung und deren Abwechſelungen ohne ſonderlichen Anſtos vertragen kan, und nicht ſo leicht mit Flüſſen und Schnupfen befallen wird. Nachdem man aber zu ſeinem geſezten Alter gelanget iſt, mus man der Regel des weiſen Hauslehrers folgen: Prüfe, mein Kind, was deinem Leibe geſund ſey; und wenn man zu Flüſſen und Schnupfen geneigt iſt, ſo mus man vornemlich dahin ſehen, daß man die kalte und feuchte Luft meide, und den Leib, vorab den Kopf und die Füſſe, wohl bedekt und warm halte, anbei die andern Urſachen, welche den Ueberflus ſchleimigter Säfte befördern, und oben angedeutet ſind, fliehe.

Wie der Mauerkalk zuzurichten ſey, daß er in Wind und Wetter am beſten daure, ſo, wie es von der Königl. Groß-brittanniſchen und Churfürſtl. Hannoveriſchen Societät der Wiſſenſchaften, zum allgemeinen Nuzzen bekant gemacht worden.

Der Stein, woraus der Kalk bereitet wird, iſt aus einer glutinöſen, fetten und ſchmierigten Thonerde, ſo von einer mineraliſchen Salz- und Schwefelfeuchtigkeit imprägniret, und deſſen ſtyptiſchen Säure conſtringiret, in einen ziemlich harten Stein coaguliret worden, welcher Wind und Wetter merklichen Widerſtand thut.

Vitruvius und Dieuſſart, beides Römer und hochberühmte Baumeiſter, erzählen viel Sachen von Kalkſteinen, welche in Italien und anderswo gefunden werden. Wir wollen aber nur dieſe unterſuchen, welche hier zu Lande gebrochen, und zum Bauen gebrauchet werden.

Daß der Kalk die Kleider und andere Sachen zerfriſt, und die Haut rauh und ſchrumpflich macht, iſt eine bekante Sache, und ein klarer Beweis ſeines Corroſives.

Die Gerber brauchen den Kalk, ihre Leder damit zu gerben, und die Haare damit abzubeitzen, imgleichen zum Leimkochen. Die Seifenſieder, Färber und andere Profeſſiones, brauchen den Kalk alle wegen ſeiner beitzenden Eigenſchaft, und vermiſchen ſolchen überdies noch mit einer ſtarken Lauge.

Der Kalk zerfrißt rasuram martis und veneris, wenn ſolche mit Waſſer impaſtiret wird.

Wenn ungelöſchter Kalk mit einer ſtarken Lauge gekocht wird: ſo löſet ſich ſein concentrirtes Schwefelharz recht auf, welches mit bloſſem Waſſer nicht geſchiehet, und alsdenn kommt ſein corroſiviſch und cauſtiſch Weſen erſt recht zum Vorſchein.

Solchemnach bin ich der Meinung, daß der Kalk ſeinen Verderber in ſich habe, und von ſeinen eigenen Hausgenoſſen, der corrodirenden Vitriolerde und concentrirten acido vitrioli ſulphureo, nach Abgang ſeiner nöthigen Feuchtigkeit, zerfreſſen und bäuchig gemacht werde.

Seine Dauerhaftigkeit zu befördern, wird alſo nöthig ſeyn, ſein feuriges und brennendes Weſen zu kühlen und anzufeuchten, die corroſiviſchen Theile ſtumpf zu machen, und ihnen eine andere Form zu geben.

In der Mechanic macht man mit dem Kalke unterſchiedene dauerhafte Cæmente, als aus ungelöſchten Kalk, weichen Käſe und Sand; aus Kalk, Sand und Eyweis; aus Blut, Sand und Kalk; ſo auch aus Kalk, geſtoſſenem Ziegelmehl und Leinöhl.

Alle dieſe Species kühlen und befeuchten den concentrirten ſauren Schwefelgeiſt im Kalke, und machen durch ihre fetten und mucilaginoſen Beſtandtheile die hamoſen und corroſiviſchen ſtumpf. Denn alle fette und mucilaginoſe Sachen dämpfen das Acidum corroſivum, efferveſciren auch nicht mit dem Kalke, worüber ſich der H. Auguſtinus de civitate Dei l. 2. c. 7. verwundert.

Dieſe angeführten Experimente aber ſind zum Mauerkalke zu koſtbar, auch nicht practicable, weil ſie gleich unter den Händen troknen und hart werden. Ich habe nur meinen Saz damit beweiſen wollen, daß der Mauerkalk feſter und dauerhafter werde, wenn deſſen concentrirter Schwefelgeiſt gekühlet, angefeuchtet, und ſeine corroſiviſchen Theile umwikelt, ſtumpf gemacht, und in eine andere Form gebracht werden.

Dieſes auf eine practiſche Art zu bewerkſtelligen, habe ich unterſchiedene Verſuche gemacht, und folgenden vor andern gut befunden:

Ich habe 4. Pf. Küchenſalz in weichem Waſſer auflöſen, und damit 1. Centner gut gebrannten Kalk, wie gebräuchlich, löſchen, ihm zulezt viel Waſſer geben, und in eine Grube laufen und daſelbſt einige Zeit liegen laſſen. Je länger er liegt, je beſſer es iſt. Denn hierdurch wird ſein glutinöſes und harziges Weſen beſſer erbeizet und aufgelöſet, ſeine feurigen und freſſenden Theile abgekühlet, ausgelauget und verringert, nam vis imminuta langueſcit.

Wenn nun dieſer alſo gelöſchte Kalk zum Mauren zugerichtet werden ſollen, habe ich ihn mit 3. Theile reinen Grubenſand einmachen und wohl unter einander ſtampfen laſſen. Es kan auch ein Theil Kalk, ein Theil Sand, ein Theil geſtoſſene Mauerziegel, und zwei Theile geſtoſſener Mauerkalk von alten Gemäuer wohl unter einander geſtampft und vermenget werden. Es vermehret ſolches nicht allein den Mörtel, ſondern das Gemauer wird auch davon ſehr dauerhaft.

Daß der Kalk die Feuchtigkeit liebe, und viel Waſſer in ſich ſchlute, braucht wol keinen Beweis; daß aber von der Feuchtigkeit ein gut Theil ſeiner Dauerhaftigkeit abhange, ſolches beſtätiget die Erfahrung.

Wenn die Steine, ſo man in Kalk leget, nicht mit genugſamen Waſſer getranket werden; ſo verbindet ſich der Kalk mit ſelbigen nicht feſte.

Die mit Kalk gemauerten Fundamente in der feuchten Erde beſtehen und dauren viel länger, als die Mauren über der Erde, ſo der austroknenden Luft und Wetter exponiret ſind.

Der lange anhaltende Froſt und Kälte, wie auch die rauhen Morgen- und Mitternachtswinde, ſind dem Mauerwerke unter andern höchſt ſchädlich.

Ich deducire ſolche Schädlichkeit von der austroknenden Luft, durch welche dem Kalke die nöthige Feuchtigkeit entzogen wird, weil alsdenn das Acidum corroſivum im Kalke ſeine freſſende und beizende Eigenſchaft beſſer ausüben kan. Man ſiehet, wie bei entſtehendem Thauwetter das Mauerwerk und die Steine an Thürmen und Gebäuden die Feuchtigkeit aus der Luft ſehr begierig an ſich ziehen, und wie mit Schnee überzogen werden.

Daß alſo eine proportionirte Feuchtigkeit dem Mauerwerke nöthig und unentbehrlich ſey, wird hoffentlich genugſam erwieſen ſeyn, und wird in folgendem noch mehr dargethan werden.

Ich vermuthe mir aber hier einen wichtigen Einwurf: wie nemlich das Mauerwerk 2. bis 3. Ellen hoch nächſt über der Erde am meiſten wandelbar, und gleichſam zerfreſſen werde, da es doch in dieſer Peripherie die meiſte Feuchtigkeit von der Erde an ſich zöge. Ich antworte darauf:

Exceſſus & defectus imperfectum dant effectum.

Eine proportionirte Feuchtigkeit iſt dem Mauerwerke dienlich; eine überflüſſige aber ſchwächet das im Kalke befindliche Acidum concentratum ſtypticum gar zu ſehr, mithin verlieret es ſeine Kraft, die glutinöſe Erde ſattſam zu conſtringiren und in Bund zu erhalten.

Nächſt dieſem iſt die von der Oberfläche der Erde angezogene Feuchtigkeit mit vielen partibus heterogeneis geſchwängert, nemlich mit einem aphronitro, ſale urinoſo und lixivioſo. Dieſes ergreift das im Kalke verborgene acidum concentratum vitrioli, macht mit demſelben ein neues Gemenge, nemlich einen Salpeter, und läſſet die vorher gebundene Erde fahren und kraftlos liegen.

Daß das Nitrum ſich im Kalke am erſten und liebſten generire, ſolches haben die Salpeterſieder ſchon angemerket.

Ich habe an den Mauren der Häuſer, welche an der Mittagsſeite liegen, angemerket, daß das Aphronitrum von der warmen Luft und Sonnenhiz 3. bis 4. Ellen hoch ſublimiret werde; da es hingegen auf der Mitternachtsſeite nicht viel über eine Elle ſteiget.

Dieſes zu verhüten, wird das beſte Mittel ſeyn, die Mauren auf der Erde 1. u 1. Viertel Elle hoch mit harten ſteinernen Platten oblique zu belegen, und mit einem guten Firnis zu beſtreichen, welche das Aphronitrum nicht ſo begierig an ſich ziehen, wie die calcinirte Kalkerde.

Zur Zubereitung eines guten Mauerkalks iſt ferner der Sand unentbehrlich, und kan ohne dieſen keine tüchtige und dauerhafte Mauer aufgeführet werden.

Plinius l. 36. c. 23. befiehlet zu einem Theile Kalk 3. Theile reinen Grubenſand ohne Erde, oder 2. Theile reinen Waſſerſand zu nehmen. Der in der Architectur hocherfahrne Vitruvius, ingleichen Dieuſſart, ein geſchikter Baumeiſter im vorigen Seculo, haben gleiche Eintheilung. Vitruvius macht unter dem Grubenſande einen Unterſchied, und hält den gelben knirſchenden Sand für den beſten. Allerſeits aber geben davon keine phyſicaliſche Raiſon. Indeſſen ſind ihre Anmerkungen gegründet.

Unſer hier zu Lande gebräuchlicher Kalk, will nicht allemal ſo viel Sand vertragen, als des Vitruvii Italiäniſcher Kalk. Hier ſind öfters 2. Theile Sand zu einem Theile Kalk genug. Weilen aber unſere Kalkſteine der Güte nach, auch ſehr unterſchieden ſind, auch durch übermäſiges calciniren deterioriret, ja gar deſtruiret werden können: ſo läſſet ſich auch die Quantität des Sandes nicht ſo genau beſtimmen.

Der Maurer Probe iſt: wenn der Kalk,

oder beſſer der Mörtel, ſich glatt von der Kelle abwirft, alsdenn hat er Sand genug.

Dieſe Probe zeiget zwar den Defect des Sandes an, ratione exceſſus aber iſt ſie nicht hinlänglich. Folgende Probe wird in beiden Fällen Satisfaction geben. Ich laſſe eine Elle in Quadrat an einer Mauer betünchen, gewöhnlicher maſſen anreiben und troken werden. Schwindet die Tünche, das iſt, ſpringet ſie auf und bekommt viele Riſſe; ſo iſt es eine Marque, daß der Kalk nicht Sand genug habe. Springet ſie nicht auf, ſo ſehe ich ferner, ob ſie mit einer Haut überzogen iſt, und die Weiſſe nicht abgehet, wenn man mit den Fingern darauf reibet. Wenn dieſes ſich alſo befindet, ſo hat der Kalk ſeine richtige und accurate Proportion von Sande.

So viel iſt aus der Erfahrung gewis, und könte man auch Urſachen anführen, wenn dero Vorſchrift bei ſolchen Abhandlungen viel Weitläuftigkeit verſtattete. Je härter und kieſigter der Sand iſt, je beſſer iſt er zum Mauerwerke, daher die hartgebrennten Mauerziegel, imgleichen die hartkieſigten Bruchſteine den Kalk viel beſſer binden und dauerhafter machen, als die weichen und mürben Steine, welche dem Kalke die ſelbſt bedürfende Feuchtigkeit benehmen, nicht ſo kühlend ſeyn, dem acido corroſivo keinen ſolchen Widerſtand thun, und deſſen hamoſe Theile ſich nicht ſo feſte anhängen können.

Es läſſet ſich alſo die Urſache leichtlich errathen, warum die Tünche an den von Leimen gemachten Wänden, Häuſern und Deken, ſo leicht abfällt, und kurze Zeit dauret. Man läſſet daher in ſolche Leimwände, weil ſie noch weich ſind, viel groben Sand und Kieſel eindrüken, damit die hamoſen Kalktheile Kühlung und Widerſtand finden, auch ihre attache beſſer machen können. Das Holz aber läſſet man mit Rohr belegen.

Der Leimen nuzet alſo nichts unter dem Kalk, folglich auch keine andere Erde, welches Livius ſchon angemerket: l. Bell. Pun.

Wo kein reiner Sand zu haben iſt, mus ſolcher durch Schwemmen und Waſchen von Staub und Erde gereiniget werden.

Der Kalk vor ſich hat keinen ſonderlichen Geruch, der Sand auch nicht; wenn ſie aber beide mit einander vermiſcht werden, erzeiget ſich ein beſonderer widriger Geruch. Hieraus erhellet klärlich, daß eine mutua congitatio des acidi corroſivi und des Sandes vorgehe.

Der Sand verhindert auch, daß der Kalk nicht ſchwindet. Denn alle fette glutinöſe Körper ſchwinden, nach Abgang ihrer Feuchtigkeit, daher der fetten und ſchmierigten Ziegelerde Sand mus zugeſezet werden, wenn die Steine nicht krumm werden, und ſchwinden ſollen.

Der Sand bindet auch, und macht den Kalk dauerhaft, wegen ſeiner ekichten Figur und vielen Eminentien, an welchen ſich die hakigten Theile des acidi corroſivi attachiren, beſonders aber wegen ſeiner kühlenden und feuchtenden Eigenſchaft und glaſigten Härte, wodurch die concentrirte harzige Schwefeltheile temperiret, und die corroſiviſchen ſtumpf gemacht werden.

Die practiſche Anmerkung des Plinii und Vitruvii, warum ſie nur 2. Theile Waſſerſand gegen 3. Theile friſchen Grubenſand recommendiren, findet hier ſeine phyſicaliſche Urſache, weil ſie in jenem mehr Kühlung und Feuchtigkeit angemerket, als in dieſem.

Vitruvius l. 2. c. 4. tadelt den Grubenſand zum Mauren, welcher lange an der Luft gelegen, und von der Sonne ausgetroknet iſt. Der Waſſerſand, ſpricht er, iſt zum Mauerwerke recht gut, nur daß er langſamer troknet als der Grubenſand, und das Gebäude in ſolcher Geſchwindigkeit nicht kan aufgeführet werden. Zum Tünchen aber lobet er vor andern den Waſſerſand: weil die Tünche der austroknenden Luft mehr ausgeſezt iſt.

Ich finde hierwider keine andere Urſache, als die Feuchtigkeit, als ein Beſtandtheil des Sandes, welche zur Dauerhaftigkeit des Kalkes nöthig iſt, und welche das acidum corroſivum im Kalke temperiret.

Die alten Thürme und Klöſter ſind zum Theil ſo feſte, daß öfters die Steine eher

von

voneinander gehen, ehe der Kalk nachgiebt, und ſind, ſo viel man ſiehet, mit grobem Sand und Kalk vermenget und gemauret.

Ich ſehe in den Mauren eines gewiſſen alten Kloſters, ſo bei 500. Jahr geſtanden, und noch ſehr dauerhaft iſt viel grobe Sandſteine einer Erbſe, Bohne und Haſelnus gros, welcher grober Sand vermuthlich aus dem nahe vorbei laufenden Fluſſe iſt genommen worden.

Wir finden auch viel Rudera, daß unſere Vorfahren ihren Kalk wohl löſchen, und einige Jahre in der Erde liegen und erbeizen laſſen, ehe ſie ſolchen zum Mauren gebrauchet und angewendet haben. Ob ſie aber Salz darzu gethan, kan ich nicht erweislich machen. Indeſſen bin ich zweifelhaftig: Ob die Critici nach dem Sinne des Cornelii pro Attico c. 13. tectum plus ſalis quam ſumtus habebat, recht gloſſirt haben. Denn Atticus, als ein guter Oeconomus, wird mehr auf die Dauerhaftigkeit, als auf die Commodität geſehen haben, wiewol beides beiſammen ſeyn kan. Ich will mich aber de lana caprina in keinen Streit einlaſſen.

Zulezt mus ich meine Bewegungsgründe beibringen, warum ich dem Mauerkalke zur Beförderung ſeiner Dauerhaftigkeit das Salz oder Salzwaſſer zuſezen laſſen.

Das ſal commune hat eine kühlende Eigenſchaft, imgleichen eine fette, ſchmierigte alcaliniſche Erde, vermittelſt welcher es das concentrirte acidum vitriolico-ſulphureum kühlet und ſtumpf machet, in ein ſal medium, oder vielmehr ſal mirabile invertiret, wegen ſeiner temperirten Säure aber doch die glutinöſe Erde coaguliret.

Salz infringirt das corroſiv- und cauſtiſche Weſen im Kalk.

Salz macht den Kalk geſchmeidig, und benimmt ihm ſeine Sprödigkeit. Dieſe beiden Säze wird Guſtus und Tactus glaubend machen.

Eine Handvoll Salz in einen Eimer Weiſſe gethan, macht dieſelbe feſte, daß ſie ſich nicht ſo leicht abwiſcht, und an die Kleider hängt. ſolches thut auch die Milch, wenn ſolche unter die Weiſſe gegoſſen wird.

Daß das Salz kühlend ſey, beweiſen die Salzlaaken, welche Sommer und Winter ſehr kalt ſeyn, und doch ſelbſt nicht leicht gefrieren. In Anſehung dieſer Eigenſchaft erhalten ſie auch die ihnen anvertrauten Sachen lange Weile.

Salz macht Schnee und Eis in der warmen Stube gefrierend, und gefrieret doch ſelbſt nicht.

Salz in einer Eisgrube, zwiſchen das Eis geſtreuet, conſerviret daſſelbe, daß es nicht leicht ſchmelzet.

Die Töpfer werfen Salz unter ihre Gefäſſe, wenn ſie ſolche brennen, wodurch ſie viel feſter werden, und einen hellen Klang bekommen. Mit lezterer Anmerkung will ich darthun, daß das Salz, nebſt ſeiner kühlenden Eigenſchaft auch vim conſtringendi und coagulandi habe.

Der auf vorbeſchriebene Art mit Salz zugerichtete Mauerkalk, iſt auch im Feuer beſtändiger, als der nach gemeiner Art zubereitete, welcher von einer kleinen Hize leicht mürbe und friable wird. Ein mit Salz beſtreuter Mauer- oder Dachziegel, bekommt im Brennen eine ſchöne Glaſur, und wird ſehr dauerhaft.

Wann dann nun alles, was zur Bereitung eines dauerhaften Kalkes für nöthig gefunden, angezeiget; ſo mus ich den Maurern und Handlangern noch eine nöthige Erinnerung und Vorſchrift geben. Die Handlanger, welchen die Zubereitung des Mörtels gemeiniglich anvertrauet wird, müſſen den Kalk und Sand wohl untereinander ſtampfen, damit eine genaue Vermiſchung geſchehe. Die Maurer aber müſſen die Steine, welche ſie in Kalk legen wollen, mit genugſamen Waſſer beſprengen, ſodann die auswärtigen Fugen wohl ausſtreichen, und vor der austretnenden Luft verwahren, die inwendigen aber mit dünne gemachtem Mörtelmehl ausgieſſen. Wenn aber das Mauerwerk betünchet werden ſoll, ſo iſt es beſſer, daß die Mauer auswendig rauch gelaſſen werde, damit die Tünche ſowohl in den Cavitäten, als auch an den Eminentien ſich beſſer attachiren können.

Daß dieſe Cautel beigefüget, dazu hat mich folgende Anmerkung vermocht: Es wurde bei Veränderung einiger Gemächer in einem Schloſſe, welches etlich 80. Jahre geſtanden, ein Stüke der Mauer eingeriſſen, welches auf beiden Seiten ſo feſte war, daß die Steine voneinander riſſen, inwendig aber war die Mauer ganz mürbe und ſtaubigt. Bei genauer Unterſuchung fand ich ganze Stüken Kalk, eines Hünereyes, ja einer Fauſt gros in dem Mörtel, welcher ganz zerfreſſen, wie ein von der Luft zerfallener Kalk verſtäubete, und ſich wegblaſen lies: wo aber der Kalk mit Sand wohl vermenget war, da war das Mauerwerk dichte und feſte. Dieſer Fehler kam alſo blos von der Nachläſſigkeit des Handlangers her, welcher Sand und Kalk zum Ausguſſe nicht wohl vermenget hatte.

Es iſt demnach bei Zubereitung des Mauerkalkes nöthig: 1) daß der Kalk nicht zu viel, nicht zu wenig gebrannt ſeye. 2) Daß er im Löſchen ſein genugſames mit Salz imprægnirtes Waſſer bekommen habe. 3) Daß er in der Grube wohl erheizet und aufgelöſet ſey. 4) Daß er mit reinem Sande wohl vermenget, und 5) von den Maurern und ihren Gehülfen gebührend tractiret werde, und dieſes alles in behöriger Proportion; nam

Exceſſus & defectus imperfectum dant effectum.

Dieſes ſind meine practiſche Anmerkungen, nebſt beigefügten Beweisgründen vom Mauerkalke, daß derſelbe nicht allein in Wind und Wetter, ſondern auch im Feuer beſſer daure; welche ich einer hochanſehnlichen und hochgelahrten Societät der Wiſſenſchaften hochgeneigten Beurtheilung überlaſſe.

* * *

Um dieſe von der Königl. hochlöblichen Academie vorgelegte Frage in der Kürze zu beantworten; ſo meldet man, daß die Erfahrung an verſchiedenen Gebäuden folgendes gelehret hat:

Es wird nemlich im Bauen zweierlei Kalk gebraucht; der eine iſt friſch gelöſchet, und wird gleich verbraucht, wie er aus dem Ofen kommt; die andere Gattung aber iſt alt und von einigen Jahren gelöſcht. Eine jede Art hat ihren Nuzen, nachdem der Zwek iſt, wozu man den Kalk beſtimmet.

Der beſte Kalk iſt, wie bekant, derjenige, welcher, wenn er gelöſcht wird, recht fett iſt, darzu nimmt man gemeiniglich zum Mörtelmachen zwei Theile Sand zu einem Theil Kalk. Wie der Sand darzu mus beſchaffen ſeyn, ſolches weis ein jeder vernünftiger Maurer, aber das mus nicht verſäumet werden, daß man Staub und Erde davon abſondert; denn wo dieſes nicht geſchiehet, und etwas Erde darunter bleibet, wie viele aus Nachläſſigkeit thun; ſo wachſen mit der Zeit Schwämme daraus, welche die ganze Mauer verderben.

Der friſch aus dem Ofen kommende Kalk, der alsbald gelöſcht u. verbraucht wird, iſt der beſte zum Mauren und zur Verbindung der Steine, wenn man beim Mörtelmachen folgende Vorſichtigkeit gebraucht. Man mus nicht mehr löſchen, als man gedenkt in zwei oder drei Tagen zu gebrauchen. In währendem Löſchen, wenn der Kalk noch ganz heis iſt, vermiſchet man damit zugleich den zum Mörtel benöthigten Sand; aber, welches das vornehmſte mit iſt, man mus ſich nicht verdrieſſen laſſen, lange ohne Aufhören zu rühren und zuſammen zu ſchlagen. Das iſt das vornehmſte, die Alten haben es wohl beobachtet; in den neuen Zeiten iſt das beſtändige Rühren des Kalks ſehr verabſäumet worden.

Wenn man endlich mit dergleichen Mörtel eine Wand oder ein Gebäude aufgeführet hat; ſo mus man ſelbige laſſen recht troken werden, wozu ein ganzes Jahr für eine dünne Mauer, und 2. bis 3. Jahr für eine dike Mauer nicht zu viel ſind, ehe man ſelbige bewirft. Denn wenn die Mauer nicht vorher recht troken geweſen; ſo lehret die Erfahrung, daß ſie eine ſtete Feuchtigkeit bei ſich führe, und weil der Anpuz in der freien Luft ehe troknet; ſo zerſpringen oft die verſchloſſenen Mauerſteine, deswegen ſich nothwendig Riſſe und abfallender Kalk einfinden müſſen.

Nun ſchreite ich zur zweiten Art: dieſes iſt der rechte fette und eingeſumpfte Kalk, der wird zum Bewerfen der Mauer dem vorigen vorgezogen. Mit dieſem bereitet man nun einen Mörtel mit Sande, wie den vorigen, und träget es ganz dünne auf, nur ſo viel, daß er dekt. Wenn er troken iſt; ſo träget man eine zweite Lage, etwas diker auf; aber anſtatt Sand nim̃t man Ciment, welches von alten Dachſteinen, Kacheln, Scherben von alten Töpfen, allerlei irdenen Geſchirr klein geſtoſſen, und wie Sand durchgeſiebet wird. Man nimmt zwei Theile von dieſem Ciment zu einem Theil alten eingeſumpften Kalk: dieſes ſchlägt man zu Stunden lang wohl unter einander, daß es eine Maſſa oder ein Teig wird. Je länger man ſelbiges ſchläget, je beſſer es wird. Es darf aber bei der Zubereitung kein Waſſer darzu gebraucht werden, denn davon wird es hart. Mit dieſer Materie wird zum zweitenmal aufgetragen, mit der Mauerkelle nochmals fleiſſig überzogen, und durchgearbeitet, und plat angeſchlagen, daß es auf der Mauer fein gleich wird und feſt anklebet. Dieſe Arbeit gehet etwas langſam, wird aber, wenn es troken iſt, ſo hart, glänzend und feſt, daß ihm kein Regen und ungeſtümmes Wetter ſchaden kan. Wenn das Werk troken iſt, kan man es abweiſſen und ihm die Farbe geben, die man haben will. Die beſte Zeit zum Abpuzen und Bewerfen iſt des Frühjahrs; oder der Anfang, des Herbſts, aber nicht am Ende, denn wen̄ die Nachtfröſte kommen, ſo verdirbet alles. Mitten im Sommer, in der gröſten Hize, iſt es auch nicht vortheilhaftig weil es zu geſchwinde troknet und zerſpaltet.

Dieſes alles ſchreibe ich aus der Erfahrung, und wird ſolches hoffentlich die vorgelegte Frage zur Gnüge beantworten.

Gedanken vom Gewitter.

Wenn in der Welt nichts ohne zureichenden Grund geſchichet, ſondern die Verbindung der Dinge nach weiſen Geſezen gemachet, und zu gütigen Abſichten eingerichtet iſt, ſo ſiehet der Chriſt bei dem Gewitter nicht blos auf die Kraft und Würkung der Natur, ohne an den zu gedenken, der ein Herr der Natur iſt, und unter deſſen Befehlen alle Geſchöpfe ſtehen.

Ich will jezt nicht die natürlichen Urſachen, von der Entſtehung eines Gewitters, aufſuchen, und den Einflus zeigen, den es zur Reinigung der Luft und Fruchtbarkeit unſers Erdbodens hat: denn dieſes habe ich vor etlichen Jahren in dieſen Blättern abgehandelt. Ich richte dermal mein Augenmerk nur auf die weiſe Abſicht, welche der GOtt der Ehren hat, wenn er donnert, und ſeine Strahlen auf unſere Erde wirft, in ſo ferne ſie den Menſchen in ſeinem Verhalten auf das nächſte betrift. Es iſt nicht genug, daß der Menſch von dem höchſten Weſen wiſſe, er habe eine über alles ſich erſtrekende Gewalt, ſondern er mus auch zuweilen durch das Sinnliche davon lebhafte Eindrüke bekommen, er ſtehe unter der Hand des Allmächtigen, deſſen Wink ihn töden oder verſchonen könne, der ihn in dem Genuſſe ſeiner irdiſchen Güter beſchüzen, oder ſie ihm gänzlich entziehen, und in Dürftigkeit verſezen könne. Kein Bild in der Natur iſt wohl geſchikter, uns die Gröſſe GOttes ſo ſinnlich zu machen, und uns mit Ehrfurcht gegen ſeine Majeſtät zu erfüllen, als ein am Himmel aufſteigendes Gewitter. Selbſt die Geſchöpfe, denen der Vorzug der Vernunft mangelt, empfinden gewiſſe Triebe der Furchtſamkeit, ohne an den gedenken zu können, der ſie ihnen eingepflanzet hat. Die Thiere, welche die Hand der Menſchen unter das Joch gezwungen hat, ſuchen unter ihren Dächern

chern Zuflucht und Schuz. Das Wild eilt mit ſchüchternem Laufe zu ſeinem Lager und verſtekt ſich. Das Heer der muntern Vögel, welche mit ihrem Fluge und Geſange Büſche und Wälder belebten, ſchweigt und verbirgt ſich vor der fürchterlichen Bewegung der Luft. Wie ſolte der Menſch nicht ſtille ſeyn, und ſich fürchten, wenn der HErr in der Stimme des Donners redet, und ſeine Blize durch einander fahren läſt? Der Menſch ſoll hiedurch zu der Ueberlegung gebracht werden, daß er fragt: Wer iſt GOtt? und wer bin ich? Er iſt der HErr, dem alles zu Gebote ſteht, ſeine Hand iſt über alle ſterbliche Macht erhaben, und ſeinem Winke kan nichts widerſtehen. Ich bin in ſeiner Hand ein zerbrechliches Gefäs, das er im Augenblik des Zorns zerſchmettern, oder durch ſein gnädiges Aufſehen verſchonen und erhalten kan. Jene majeſtätiſche Stimme des Donners, die nach den glänzenden Strahlen in unſere Ohren dringet, prediget den allmächtigen HErrn der Natur, und ruft uns gleichſam zu: Seht Sterbliche, ich bin GOtt, und ihr ſeyd Staub! Fürchtet euch für dem, der Leib und Seele verderben kan. Ohne Zweifel hat der erhabene GOtt deswegen mehr als einmal ſeinem Volke des alten Bundes ſeine Herrlichkeit im Feuer ſehen laſſen, und ſein Geſez von Sinai mit Donner und Bliz begleitet, damit ſie einen deſto tiefern Eindruk von ſeiner Majeſtät bekommen, und ihn, als den Allmächtigen, verehren ſolten, der ſie, als Uebertretter ſeiner Geſeze, wie ein verzehrendes Feuer vertilgen könte. Jene Städte, deren Bosheit gen Himmel ſchrie, und den HErrn, den ſie nicht kennen wolten, bewegte, Feuer und Schwefel vom Himmel auf ſie regnen zu laſſen; jene Prieſter, die dem GOtt Iſrael mit fremden Feuer ſich naheten, und darüber vom Feuer des HErrn getödet wurden; jene 50. mit ihrem Hauptmann, welche das Feuer vom Himmel fras, ſind denkwürdige Beiſpiele der Gerechtigkeit GOttes, womit er ſich als ein verzehrendes Feuer offenbarete. Wer kan wohl gleichgültig bleiben, bei welchem ſich noch einiges Nachdenken findet, wenn er die fürchterlichen Bewegungen des Gewitters in der Luft ſiehet und höret? Wer kan ſo flüchtig und unedel denken, daß er bei blos natürlichen Urſachen ſtehen bliebe, ohne den zu ſuchen, deſſen Wink hier den Wolken gebietet, und deſſen Befehle die Begebenheiten der Natur zu Gebote ſtehen? Der Menſch, und zwar der Chriſt, deſſen Vernunft durch eine heilige Religion gereiniget und erhaben iſt, denket billig: Jezt zeigt mir GOtt, wie mächtig er iſt, und wie ſchwach ich bin; er zeigt mir, was er aus mir machen könne. Ich will den GOtt mit Ehrfurcht anbeten, der ſo mächtig, als gnädig iſt; ich will mich in die Arme des Allmächtigen werfen, der ein Richter, aber auch ein Vater ſeiner Menſchen iſt. Furcht und Liebe ſollen ſich in meiner Seele auf das lebhafteſte verbinden. Jene ſoll mich abhalten, nie vorſezlich ſein Geſez zu übertretten, und ſeine Majeſtät mit Sünden zu beleidigen, damit ſein Zorn mich nicht treffe; dieſe ſoll mich antreiben, daß ich mit kindlichem Gehorſam vor ihm wandele, und mich ſeinen heiligen Anordnungen gemäs verhalte, damit er mich als ſein Kind lieben und erhöhen könne. Mein ganzer Wandel ſoll ein Beweis ſeyn von dem Eindruke ſeiner Majeſtät in meinem Gemüthe; ich will wandeln vor dem HErrn, und fromm ſeyn. So denket der Chriſt, der mehr als das äuſſerſte Weſen der Religion kennet, und der den GOtt, den er kennet, auch in ſeinen Würkungen fühlet und findet.

Wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß dieſe Denkungsart unter denen, die in der chriſtlichen Religion erzogen ſind, gemeiner ſeyn mögte, als ſie uns die Erfahrung durch das Bezeigen vieler Menſchen bei einem Gewitter vor Augen legt. Aber auch hier zeiget ſich das natürliche Verderben in ſeiner wahren Gröſſe. Ich darf nur einige Schilderungen entwerfen, ſo wird man

dar

daraus leicht erkennen, wie ein troziges und verzagtes Ding das menſchliche Herz ſey. Jener groſſe Held, der die Furchtſamkeit für unedel und niederträchtig urtheilet, erhebt den unerſchrokenen Muth über ſeine menſchlichen Empfindungen. Er hat dem ſchmetternden Geſchüze ſeiner Feinde Troz geboten, und ihn hat kein Unfall treffen können. Wie würde es ihm anſtehen, wenn er ſich für den Strahlen des Gewitters ſcheuen ſolte? Er überredete ſich und andere, es habe keine Gefahr. Er ſcherzet und lachet, tobet und fluchet, bis ihn ein heftiger Bliz und Schlag zur Erkentnis bringet, er ſey nichts mehr, als ein anderer Menſch, und es ſey eine übertriebene Tapferkeit, gegen GOtt ſelbſt muthig zu werden. Ich mag einer andern Gattung von Menſchen, wenn die noch Menſchen heiſſen konnen, die keinen GOtt glauben, kaum gedenken, und ihren Troz gegen den Allmächtigen beſchämen. Ich habe eine in meiner Jugend gehörte Erzählung mir oft zu Gemüthe geführet. Ein Atheiſte verſpottete den, an welchem er bei aufſteigendem Gewitter die Spuren der Furchtſamkeit wahrnahm. Er redete noch von nichts, als der Natur, und wolte das Daſeyn GOttes mit wizigen Schlüſſen beſtreiten; plözlich aber wurde er durch einen nahen und gewaltſamen Schlag dermaſſen erſchreket, daß die Angſt den untilgbaren Trieb ſeines Herzens mit den Worten auspreſſete: Ach, HErr GOtt! So kan der Allmächtige ja mit einem Schlage die loſe Tüncherei ſolcher Thoren entdeken, und das falſche Gewebe ihrer betrogenen Einbildung zerreiſſen. Wie ſchändet der Menſch ſich ſelbſt, wenn er ſich trozig gegen den auflehnet, unter deſſen Zepter ſich doch alles beugen mus? So trozig das menſchliche Herz gegen die Herrlichkeit GOttes im Gewitter ſeyn kan, ſo verzagt finden wir es auf einer andern Seite bei einer Gattung von Menſchen, die dadurch äuſſerſt bewegt, und in Angſt und Schreken geſezet werden. Ich verſtehe aber hier nicht diejenige natürliche Beängſtigung, die eine ſchwüle Luft durch ihren Druk, vermittelſt ihrer erhizten Theile, in unſerm Körper hervor bringet, und die nach den verſchiedenen Graden der Empfindlichkeit bei einigen bald ſchwächer, bald ſtärker iſt. Denn ſonſt würde ich die Empfindungen ſelbſt tadeln und aufheben, und der Leſer, der mit einem ſo empfindlichen Gefühl, und zarten Körper verſehen iſt, daß er in demſelben die Veränderungen der Luft gar bald bemerket, würde hier mit Recht den Einwurf machen: Die Bangigkeit, die ich bei einem Gewitter empfinde, liegt nicht in der Freiheit meines Willens, ſondern in der Beſchaffenheit meines Körpers, und in dem Verhältniſſe unſerer Umſtände gegen denſelben, darum kan ich ſolche nicht abſchaffen: ich werde bei den überzeugendſten Gründen, die den Geiſt beruhigen können, dennoch bei einem Gewitter zittern. Es iſt wahr, wir werden die Empfindungen des Körpers, in ſo ferne keine Freiheit des Willens dabei Statt findet, durch keine Vorſtellung aufheben können. Man ſage z. E. dem, der keinen Käſe vertragen kan, es ſey der Schweizer- oder Parmeſankäſe ein vortrefliches Eſſen, ſo wird er ihm nichts deſto weniger ekelhaft bleiben, und ſchon der Geruch kan ihn auf eine gewiſſe Weite davon entfernen. Wir müſſen ſolchen Furchtſamen bei dem Gewitter das zu Gute halten, was einigen widerfähret, deren Natur durch die Gegenwart der Kazen, Spinnen, Mäus ꝛc. oder anderer Dinge ſo bewegt wird, daß ihnen der Schweis ausbricht, ja wohl gar ein Erbrechen und Ohnmachten erfolgen, bis ſie von der Gegenwart ihnen ſo widriger Dinge befreiet ſind.

Ich verſtehe hier eine andere Furchtſamkeit, die mehr von den Seelenkräften gewürkt wird, als ſie von den Empfindungen des Körpers herrühret, und worinn etwas tadelhaftes zu finden iſt. Und was iſt dieſes denn? Es iſt eine knechtiſche Furcht, die einem Chriſten nicht anſteht, der eine über alles ſich erſtrekende Vorſehung GOttes glaubet. Dieſe Furcht hat daher ihren Urſprung, daß man ſich von dem höchſten

Weſen nicht die rechten Begriffe machet, die man von ihm und ſeinen Eigenſchaften haben ſolte. Man beurtheilet die göttlichen Vollkommenheiten nach dem Maasſtabe der unvollkommenen menſchlichen Leidenſchaften. Was müſſen daher für Fehler und irrige Begriffe entſtehen? Man denkt, GOtt zürne wie ein Menſch, den eine Rachbegierde ohne Liebe aufgebracht hat. Und daher ſiehet man ſeine Blitze als ſolche Waffen an, die er blos zum Verderben ſeiner Geſchöpfe zugerichtet hat. Daher geſchicht es, daß man ſein tödliches Feuer mehr fürchtet, als ſeine Gerechtigkeit ſelbſt. Man erſchrikt mehr darüber, wenn ſeine Blitze leuchtend und ſchmetternd durch die Luft fahren, als man erſchrecken ſolte, ſeine Gerechtigkeit mit Sünden zu beleidigen, und zu Strafen zu nöthigen. Nach einer ſo unrichtigen Vorſtellung von GOtt äuſſert ſich das Verderben auch im Willen durch eine Abweichung von ihm. Man verlieret über die ſichtbaren Dinge der Welt gerne den groſſen Schöpfer derſelben, und will in dem Genuſſe der irdiſchen Gaben nicht ſchmecken und ſehen, wie freundlich der HErr iſt. Wenn ſich nun die Gefahr in einer Nähe zeigt, welche den Genus der irdiſchen Glükſeligkeiten zu entziehen drohet, ſo wird der Wille in die unruhigſte Bewegung des Misvergnügens, einer ängſtlichen Furcht und Traurigkeit geſezt. Und was nöthigt eine ſolche unlautere Aengſtlichkeit dem Menſchen für Handlungen ab? Nur dergleichen, welche ihr eigen ſind, und die mehr von einer knechtiſchen Bangigkeit, als einer mit Liebe erfüllten Ehrfurcht und Vertrauen auf die Vorſehung und Allmacht GOttes zeugen. Die, welche mit luſtigen Geſprächen, oder einem galanten Nichtsthun ſich die Zeit vertreiben, hören plözlich auf, wenn ein ſtarkes Gewitter entſteht. Man wird blas, zittert und ſeufzet, man eilt zum Gebet- und Geſangbuche. Nicht leicht wird ein Haus ſeyn, worinn nicht die Macht GOttes im Gewitter ſolte befunden werden. Ich tadle dies an ſich keinesweges, wenn nur ächte Triebe des Herzens, eine wahre Demuth des Geiſtes, und ein gläubiges Vertrauen zu GOtt hieran mehrern Theil haben mögten, als die knechtiſche Furcht und ein heuchleriſcher Schein der Gottſeligkeit. Ich bin überzeugt, daß das Gebet wahrhafter Anbeter im Geiſt und in der Wahrheit von groſſer Kraft ſey; aber eben ſo gewis bin ich auch, daß die Seufzer, welche eine bloſſe Furcht und Heuchelei erzwingen, nicht die Kraft der Erhörung haben. Solchen wolte ich lieber wünſchen, daß ihnen das Gewitter eine ſtarke Stimme zur Erweckung aus dem Schlafe der Sicherheit ſeyn möchte, und daß ſie anfiengen mit mehrer Sorgfalt für die Erhaltung ihres unſterblichen Geiſtes zu ſorgen. Ja, wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß von der Majeſtät GOttes im Gewitter ſolche geheiligte Eindrüke in der nachfolgenden Zeit übrig bleiben mögten, welche die Menſchen in ihrem ganzen Wandel behutſam machten, und ihre Ehrfurcht und Liebe gegen das höchſte Weſen in würklichen Proben des Gehorſams an den Tag legten. Man betrachte aber das Verhalten ſehr vieler Menſchen, wenn ſie von dem Gewitter nichts mehr zu befürchten haben. Komt ihr Bezeigen noch mit der vorigen frommen Stellung überein? Man wird gar bald müde, an den Allmächtigen länger zu gedenken, als man die Proben davon vor Augen ſieht. So wie die ſchwarzen Wolken ſich zertheilen, und eine andere Geſtalt des Himmels zeigen, ſo verſchwindet bei ihnen das Feuer der Andacht, worinn ſie ſo heis waren. Man ſieht ſie in einer ganz andern Geſtalt; man höret zwar von denen, welche noch einige Empfindung übrig behalten haben: GOtt Lob, daß das Gewitter vorüber iſt, und wir unbeſchädigt geblieben ſind! Es ſchallen auch noch wohl einige Danklieder nach, und damit endigt ſich auch der ganze Eindruk der von der Gröſſe GOttes im Gewitter bei ihnen gemacht war. Doch, wer kennet nicht auch ſolche genug, die GOtt nicht einmal dieſe Ehre geben, und ihre Lippen zum Preiſe ſeiner Macht und Güte eröfnen? Sie ſind einem Pharao gleich, der des Böſen ſo gewohnt war, daß er nach einer Plage ſofort in die vorige Sicherheit gerieth, worinn er von dem HErrn und ſeinem Verſprechen nichts wiſſen wolte, und Sünde mit Sünde häufte. Kaum iſt alſo das Gewitter am Himmel verzogen, ſo erregt der Has, Zorn, Neid, Verläumdung und andere heftige Leidenſchaften ein neues Gewitter bei den ungezogenen Leuten, die von keinem Zügel ihrer Heftigkeiten etwas wiſſen wollen. Wie ſehr wird da der Name GOttes geläſtert; Wie verwegen fordert man die Strafen GOttes und ſeine tödenden Pfeile gegen ſich und andere zur Rache auf, die man vorher verbeten hat. Der Chriſt erſchrikt über ſolches Bezeigen billig mehr, als über jene harten Schläge des Gewitters, und es betrübt ihn, daß Menſchen ſo thöricht und raſend ſich wider GOtt empören. Solte das Betragen ſo leichtſinniger und verwegener Menſchen die höchſte Majeſtät wol nicht nöthigen, ſeine Ehre zu retten, und von ſeiner Herrlichkeit ihnen glänzende Spuren im Gewitter ſehen zu laſſen? Mus er nicht ſeine Macht da verherrlichen, wo man ſie nicht erkennen will? Und hat GOtt nicht weiſe Abſichten, wenn er bald ein fürchterliches Gewitter nur zeigt, und ſelbiges ſich durch einen erquikenden Regen vertheilen läſt, bald aber ſeinen Strahlen gebietet, daß ſie hie und da die Wohnungen und Habſeligkeiten der Sterblichen treffen, ſolche in Brand ſezzen, und oft ſelbſt mit ihrem Leben ein ſchnelles Ende machen? Geſchicht es wohl umſonſt, daß faſt ein jedes Jahr uns traurige Denkmähler hin und wieder davon erneuert? Einem blinden Zufalle dieſe Würkungen zuzuſchreiben, oder blos von der Natur zu reden, iſt ſo thöricht als boshaft. Wer Vernunft und Chriſtenthum hier verbindet, wird auf den mächtigen HErrn der Natur ſehen, wenn er ſo ſtarke Würkungen in derſelben hervorbringet. Er wird GOtt ſelbſt unendlich gros erkennen, und von ſeiner Majeſtät ſolche Eindrüke behalten, die ihn ſtets mit Ehrfurcht erfüllen, und bei allen Handlungen an die Heiligkeit GOttes erinnern. Ja dies iſt die Abſicht GOttes bei dem Gewitter, in ſoferne ſie uns am nächſten angehet. So müſſen die Menſchen den allmächtigen Richter, in deſſen Hand Leben u. Tod ſteht, hören, wenn ſie ſeine ſanfte Vaterſtimme nicht hören wollen. Und die müſſen wenigſtens knechtiſch zittern, in deren Geiſt noch nicht eine kindliche und zärtliche Liebe wohnet. Wer aber ſeines Gnadenſtandes verſichert iſt, erkennet den GOtt der Ehren, wenn er donnert, noch als ſeinen liebreichen Vater. Er wirft ſein Vertrauen nicht weg, wenn gleich die ſchnellen Flammen ſeinen Augen ſchreklich ſind. Er iſt gewis, daß ihm nichts ohne den Willen GOttes geſchehen könne, und daß der ſein Beſtes auch da ſuchen werde, wenn er das Liebſte verlieren ſolte.

Das Ungleiche in der Geſichtsbilbildung der Menſchen, als ein Beweis der weiſen Vorſehung Gottes.

Alb. v. Haller, in der Vorrede zu dem 2ten Theil der Buffoniſchen allg. Hiſt. der Natur.

> “ Kein Menſch iſt in ſeinem innern Bau dem
> “ andern ähnlich, und folglich kein Kind
> “ ſeinem Vater.

Nicht in der Betrachtung der groſſen Welt und der ſo weiſen als bewundernswürdigen Einrichtung derſelben veroffenbaret ſich die Weisheit, Macht und Güte ihres unendlichen Hervorbringers allein. Es ſind vielmehr tauſend, ja unzählige beſondere Vorwürfe, die ſeine vernünftigen Geſchöpfe von ſeiner Gröſſe und Herrlichkeit überführen können. Je begreiflicher und mehr in die Augen fallend aber dieſelbigen ſind, deſto weniger rühren ſie gemeiniglich die ihrer Pflicht ſo ſehr vergeſſenden Sterblichen. Da doch ihre vornehmſte Beſchäftigung in dem Preiſe und der Verherrlichung des Namens dieſes unendlichen Urhebers aller Dinge beſtehē ſolte; gleichwie er ſie und alles, was er geſchaffen, in dieſer Abſicht gemacht hat, daß ſie Zeugen ſeiner Groſſe ſeyn, und ihr ganzes Daſeyn in der Verbreitung ſeines Lobes zubringen ſolten.

§. 2. Wir ſchmeicheln uns, und handeln den verdorbenen Trieben, die uns beſeelen, zufolge, wenn wir ſezen: es ſeye dem Menſchen gleichſam zur Natur geworden, daß er ſich durch unerwartete und ihm und andern vorher geringſcheinende Dinge weit eher ermuntern läſſet, als durch ſolche, die ſeine äuſſerlichen Sinnen taglich rühren. Sollen wir der Wahrheit ihr gebührendes Recht widerfahren laſſen: ſo müſſen wir geſtehen, daß eben dieſes das wichtigſte Zeugnis von unſern verdorbenen Seelenkräften ablege. Der tägliche Umgang des Menſchen mit den erhabenſten Vorwürfen der göttlichen Herrlichkeit verſezet ihn in eine ſo tadelhafte Schläfrigkeit, und machet, daß er die ihm bekannten öfters vorkommenden Dinge keiner beſondern Betrachtung werth geachtet, oder wohl gar darüber hingeſehen hat, da ihn doch alles dieſes zur Erhebung ſeines Schöpfers bewegen ſolte. Soll demnach die zu ihren eigentlichen Pflichten ſo träge Seele des Menſchen zur Bewunderung ihres höchſten Wohlthäters, und dadurch zum Preiſe ſeiner Herrlichkeit gereizet werden: ſo können und müſſen hiezu mehr die fremdſcheinenden und vorher nicht geachteten Vorwürfe erwählet werden, als daß man die allen bekannten und daher für gemein gehaltenen Bewegungsgründe beſtändig gebrauchen ſolte.

§. 3. Wir rechnen zu ſolchen die Ungleichheit der Geſichtsbildung bei den Menſchen, als in welcher die weiſeſten Abſichten GOttes zwar ſehr tief verborgen liegen, doch aber nicht ſo, daß ſie ſich, bei einer aufmerkſamen Betrachtung, uns nicht täglich, ja ſtündlich zeigen ſolten. Es iſt bei Vernünftigdenkenden auſſer allen Zweifel geſezt, und hat bereits die ſcharfſinnige Feder eines Römiſchen Dichters angemerkt, daß das Geſicht, welches dem Menſchen vor allen Thieren beſonders gegeben, ſo gebildet, daß es zum Himmel gerichtet iſt. a) Es wird daher niemand in Abrede ſeyn, daß nicht dieſe vorzügliche Stellung des edelſten Theils des menſchlichen Körpers, vor allen andern Gliedmaſſen des Leibes, die meiſte Aufmerkſamkeit verdiene. Solche genaue Beobachtung erfordert nicht blos die Nähe des Gehirns bei demſelbigen, ſondern weil es den innerlichen Zuſtand der Seele, ſamt den ſonſt heimlich gehaltenen Gedanken und aufs ſorgfältigſte verdeckten Leidenſchaften, auch ohne die Rede bekant machet. Am meiſten aber, weil durch die ſo ſehr ungleiche Bildung des Geſichts der Unterſcheid der Perſonen ſelbſt aufs deutlichſte dargeleget wird.

§ 4 Den übrigen Thieren unſerer Erde iſt die Gegend des Körpers, welche wir das Geſicht heiſſen, entweder mit Haaren oder mit Federn bewachſen, ſo daß man bei ihnen den Unterſchied nicht anders, als an der Bildung und Abweichung der Augenmänslein wahrnehmen kan, da die Farbe des Regenbogens in dem innern Auge, bei einer jeden Art der unvernünftigen Thiere, gleichwie deren Gröſſe und Ründung, bei den mehreſten derſelben, eine mehrentheils durchgängige Uebereinſtimmung hat. Wenn nun an deren genauen Unterſcheidung ſo viel weniger gelegen iſt, als ſie ſolche, doch gemeiniglich einen Abfall leidende Aehnlichkeit, zum Schaden der Menſchen nicht misbrauchen können, indem ſie ſamtlich zum Dienſte deſſelbigen, bei ihrem Leben ſowohl als nach demſelben, gemacht ſind: ſo erhellet alſofort. aus dem ſo groſſen und mannigfaltigen Unterſchei-

de

---

a) Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram,
Os homini ſublime dedit, cœlumque videre
juſſit, & erectos ad ſidera tollere vultus.
Ovidius Metamorph. Lib. I. Fab. I. v. 58.

de der Geſichter der Menſchen, daß die von ihrem Urheber in ſolcher Verſchiedenheit geäuſſerte Abſicht von beſonderer Wichtigkeit ſeyn müſſe.

§. 5. Es ſind zwar öfters ein und andere Aehnlichkeiten der Geſichtsbildungen unter den Menſchen, die aber bei der geringſten Veränderung der Minenzüge alſofort den Unterſcheid darlegen, und allem Irrthum und Verwirrung, welche nebſt vielen ſchädlichen Folgen daraus entſtehen könten, vorbeugen, gleichwie die Aehnlichkeit der Geſtalten einiger Menſchen mit den Thieren, welche einige Gelehrten bemerket, b) nur in einer ſehr geringen Uebereinſtimmung dieſes und jenes Gliedes, inſonderheit der Naſe, des Mundes und der Augenmäuslein ſich antreffen läſſet. Dagegen die gröſſeſte Weisheit und Herrlichkeit des Schöpfers ſich darinn ſonderlich zu Tag leget, daß er, bei einerlei Anzahl der Mäuslein, der Stirne, der Augen, der Naſe, des Mundes, der Baken und des Kinnes; bei einerlei Erhöhungen und Anzahl der Knochen des Vorderhaupts, welche den Muskeln zur Befeſtigung dienen, bei einerlei Ausdehnung der Haut, welche alles erwehnte umgiebet, eine ſo groſſe Verſchiedenheit entſtehen läſſet, daß dieſelbe ſo fort in die Augen fället.

§. 6. Solte dieſes von ungefehr geſchehen, oder mus es uns nicht vielmehr zum Lobe und Verherrlichung der Weisheit und Güte des ſo herrlichen Werkmeiſters reizen? Was ſollen wir aber ſagen, wenn eine Gleichheit der Geſichter angetroffen wird, die auch dem aufmerkſamſten Beobachter, die gröſſeſte Mühe zu unterſcheiden verurſachet, daß dennoch dem Irrthume und den daraus zu befürchtenden Folgen von der Vorſorge des Schöpfers, durch andere Ungleichheiten des Körpers, und ſeiner ſo verſchiedenen Gliedmaſſen ſo weislich abgeholfen wird?

§. 7. Die Sprache und der bloſſe Ton, welchen der Menſch auch nur bei ſeinem Lachen hervor bringet, ſind ſo verſchieden, daß man einen Bekanten, auch hinter dem Vorhange, ohne ihn zu ſehen, daran erkennen und von andern unterſcheiden kan, da doch die eigentlichen Werkzeuge der Rede und des Schalles an der Luftröhre und deren Eingange in ihrem ganzen Umfange einander ſo ähnlich ſind, daß auch die ſcharfſichtigſten Zergliederer den Unterſcheid vergeblich daran ſuchen. Sie finden vielmehr eine durchgängige und hauptſächliche Uebereinſtimmung in dem Zapfen, der Fallklappe der Luftröhre (epiglottis), den Mäuslein des Schlundes und den Knochen ähnlichen Knörpeln, die ſowohl zum Luftholen, als Hervorbringung des Schalles der Rede dienen; welche Aehnlichkeit ſich auch allemal nach den Jahren des Alters und dem Verhältniſſe der Gröſſe der übrigen Gliedmaſſen antreffen läſſet. Und dennoch merket unſer Ohr allemal einen beſondern Unterſcheid an dem Tone und der Sprache eines jeden Menſchen. Wir läugnen nicht, daß die wahre Urſache dieſer Ungleichheit des Tons der Sprache in der Stärke und Verſchiedenheit der Fibern der erwehnten Theile müſſe geſuchet werden: ſehen uns aber doch dabei genöthiget zu geſtehen, daß die Ungleichheit des Schalles der Sprache, welchen dieſe Theile hervor bringen, uns zum unverwerflichen Zeugen der Weisheit der ewigen Vorſehung diene.

---

b) *Jo. Bapt. Porta* de humana Phyſiognomia L. II. c. 1. p. 62. u. ſ. f. nach der Hanauer Ausgabe 1593. 8vo, allwo die Aehnlichkeit der menſchlichen Geſichter mit den Thieren ſowohl an der Stirne, Augen und Naſe, als Lippen, Zähnen, Kinn, Ohren und andern Theilen des Geſichts in beſondern Riſſen vorgeſtellet werden.

§. 8. Wie wundernswürdig handelt nicht hierinn das erhabenſte Weſen, welches alles regieret? Verdienet dies ſein weiſeſtes Verfahren nicht den gröſten Preis an unſrer Seite, wenn wir ſehen, daß die höchſte Weisheit hiedurch unzähligen Arten des Betruges vorgebeuget, welcher alsdann unter den zum Böſen geneigten Menſchen deſto öfter vorgehen würde, wenn es Perſonen gäbe, deren Geſichter, nebſt den übrigen Gliedmaſſen und angeführten Eigenſchaften, einander durchaus und vollkommen ähnlich wären? Gewis, die Bosheit und Eigen nuz, ſamt andern ſtrafbaren Abſichten der Menſchen, würden noch mehrern Misbrauch von der zu Zeiten ſich findenden ungefähren Aehnlichkeit der Geſichter machen, wenn die weiſe Vorſicht hier nicht ins Mittel träte.

§. 9. Die Geſchichte der nächſten Jahrhunderte, vor unſrer Väter Zeiten, geben uns hievon die deutlichſten Proben an den falſchen Demetrius in Rusland, und Sebaſtians in Portugall. Die aber, nach erregten vielen Unruhen und Blutvergieſſen, ihre Bosheit endlich mit dem Leben bezahlen muſten. Und wem iſt unbekant, was ſich, zu unſern Zeiten, mit einem Betrüger in Schweden zugetragen, der ſich einiger Aehnlichkeit der Geſichtszüge und Leibesgeſtalt halber, für einen der gröſten Könige und Helden des gegenwärtigen Jahrhunderts ausgeben durfte.

§. 10. Und ſo zeiget es dann nicht nur eine Unvollkommenheit an, die allen erſchaffenen Dingen eigen iſt, daß niemals zwei Dinge einander vollkommen gleich und ähnlich ſind: ſondern es läſſet uns vielmehr die höchſtweiſe Einrichtung des groſſen Urhebers und Erhalters aller Dinge, auch in dieſer ſo geringe ſcheinenden Sache, ein weites Feld der Betrachtungen offen, wodurch wir das Lob und die Bewunderung des Schöpfers vermehren, und nicht weniger zugleich dabei in der ſo nöthigen Selbſterkäntnis uns üben können.

§. 11. Hiob, der gröſſeſte Naturkenner, der jemals gelebet, deſſen Entdekungen bei dem frühen Weltalter geſchehen, und doch mit den genaueſten Erfahrungen der neuen Weltweiſen übereinſtimmen, beſchreibet uns den Urſprung des Menſchen, wie er iſt, nemlich einförmig Cap. X, v. 11. 12. Die Zergliederer des menſchlichen Körpers haben, ſamt den Naturforſchern in den neuſten Zeiten, die ſorgfältigſten und mühſamſten Verſuche angeſtellet, den Menſchen in ſeinem erſten Urſprunge nachzuſpüren. Sie haben ſich aber auch gezwungen geſehen, den Entdekungen dieſes göttlichen Schriftſtellers Recht wiederfahren zu laſſen c), indem ſie geſtehen müſſen, daß ſie mit ihren wiederholten Verſuchen nicht weiter kommen können.

§. 12. Warum iſt aber die Bildung der Geſichter der Menſchen ſo verſchieden, da doch der von einem höhern Geiſte getriebene Schriftſteller den Urſprung derſelben ſo einförmig angiebet, und ſein Zeugnis durch die ſorgfältigſten Bemerkungen der fleiſſigſten und erfahrenſten Naturkündiger vollkommen unterſtüzet wird? Geſchwiſter, die von einerlei Eltern gezeuget und gebohren, Zwillinge, die in den erſten Monaten ihres Lebens einerlei Behauſung, einerlei Wärme, einerlei Nahrung bei ihrer Mutter gehabt, ſind einander niemals völlig gleich. Wird gleich eine Aehnlichkeit bei ihnen bemerket, ſo iſt doch niemals eine vollkommene Gleichheit und durchgängige Uebereinſtimmung derſelben, es ſey im Geſichte,

oder

---

c) Man ſehe, auſſer Bern. Nieuwent Werlt Beſchouwing, welcher die Weisheit, Macht und Güte des unendlichen Weſens, aus dem rechten Gebrauche aller irdiſchen Dinge dieſer Welt, auf das herrlichſte darſtellet, und dabei allemal die Uebereinſtimmung der heiligen Schriftſteller mit den Verſuchen der neueſten Weltweiſen und Zergliederer darleget, diejenigen, die insbeſondere über dieſen merkwürdigen Ort Hiobs geſchrieben. Von welchen wir nur blos die beiden groſſen Naturverſtändigen, J. Jac. Scheuchzer, in ſeiner Jobi Phyſica Sacra S. 53. und Joh. Adam Hofmann in ſeiner neuen Ueberſezung und Erklärung Hiobs, namhaftig machen.

ter in ihren andern Gliedmaſſen, anzutreffen. Müſſen wir hier nicht geſtehen, daß eine höhere Hand, deren Hieb gedenket, und die alles ordnet und beſtimmet, allhie im Spiele ſey, welche ihre ſo weiſen als verborgenen Abſichten darunter verfüget?

§. 13. Wer die Verſchiedenheit der Seelen der Menſchen allhie zu einer Urſache der Ungleichheit der menſchlichen Geſichtsbildungen angeben will, der ſcheinet zwar etwas geſaget zu haben. Allein, er wird auch geſtehen müſſen, daß ſein Einwurf dennoch nichts entſcheidendes bei ſich führe. Denn im Fall derſelbige einiges Gewicht haben ſoll; ſo wird ihm obliegen, das Weſen dieſes unſern Leib bewohnenden, und durch ſeine Gliedmaſſen ſo mannigfaltig würkenden Geiſtes aufs eigentlichſte zu beſchreiben. Wenn wird er aber dieſes leiſten können? Er wird hiernächſt die genaueſte Verbindung und den Einflus des einen dieſer weſentlichen Theile des Menſchen in den andern, ſamt der Verhältnis beiderſeitiger Kräfte und Würkungen auf eine unumſtößliche Art beſtimmen müſſen. Wem iſt aber nicht das gröſſeſte Geheimnis bekant, daß unſere Seele, bei allen ihren einem Geſchöpfe zuſtehenden Vorzügen, ihr ſelber unbekant, und die Art ihrer Vereinigung mit dem ihr zugetheilten Körper, ihr völlig verborgen ſey?

§. 14. Wir ſchlieſſen von einer guten Bildung des Geſichts auf die edlen Neigungen der Seele. Wir ſehen aber, daß wir uns betrogen haben, wenn wir dieſelben durch die laſterhafteſten Handlungen, auch bei wohlgebildeten Menſchen und ſchön gemachten Geſichtern ſich äuſſern ſehen. Socrates, welchen das Alterthum uns als den allerheslichſten, in Anſehung ſeiner Geſichtsbildung abmahlet, ſchlos auch alſo, ja er ſchlos das Gegentheil aus den verſtellten und zur Heslichkeit übergehenden Geſichtszügen, und ſein Schlus ward in ſeiner eignen Perſon völlig entkräftet. Verurſachte die Seele die Bildung des Körpers allein: ſo müſten, weil ſie ein einfaches Weſen iſt, alle Leiber der Menſchen, wenigſtens in den zufälligen Dingen, einander gleich ſeyn. Es müſten auch die, welche eine gleiche Seele haben, in Anſehung ihrer Gliedmaſſen, uns in einer vollkommnen Aehnlichkeit dargeſtellet werden.

§. 15. Kurz, die Verſchiedenheit der Seele kan, da ſie ein einfaches Weſen iſt, nicht ſo gros ſeyn, als die, welche wir bei den Leibern der Menſchen antreffen. Wie wir denn auch finden, daß, gleichwie die Uebungen in Arbeiten den Gliedmaſſen des Leibes mancherlei Verſchiedenheit der Stärke und Geſchiklichkeit zuwege bringen, alſo auch die Kräfte der Seele durch die Erziehung, Nachdenken, Umgang mit andern und viele andere Arten entweder ganz, oder doch auf mancherlei Weiſe geändert werden. Und folglich kan weder die Gleichheit, noch Verſchiedenheit der menſchlichen Seele uns den Schlüſſel zu dem Geheimnis reichen, von welchem wir reden. Es mus vielmehr eine weit höhere Macht ſeyn, welche bei der ſonſtigen Gleichheit der Seele der Menſchen ſolche namhafte Ungleichheit ihrer Leiber, und dieſes zwar in einer weiſen Abſicht, bildet. Welche iſt aber dieſe anders, als die einige und für das Wohl ihrer Geſchöpfe wachende ewige Vorſehung, nach ihrer unendlichen Weisheit, Macht und Güte?

§. 16. Da wir der Ungleichheit der Menſchen in ihren Geſichtszügen nachdenken; ſo verdient auf der andern Seite die Gleichheit derſelben nicht gänzlich aus der Acht gelaſſen zu werden, die wir bei Eltern und Kindern, oder auch Anverwanden, ſie mögen nahe oder ferne ſeyn, zuweilen antreffen. Unſere Augen zeigen uns, bei den ſo ſehr abgehenden Geſichtsähnlichkeiten derſelben, dennoch viele und unzählige andere Aehnlichkeiten in ihren übrigen Gliedmaſſen. Man findet bei Kindern, wenn ſolche gleich im Geſichte nichts den Eltern ähnliches haben,

ben, dennoch öfters eine Aehnlichkeit der Bewegungen des Leibes, des Ganges, der Stellung des Körpers und gewiſſer Sitten, von deren Uebereinſtimmung man doch ſo wenig einen zureichenden Grund, als von der Ungleichheit ihrer übrigen Bildung anzugeben im Stande iſt. Dieſe Uebereinſtimmung in der willkürlichen Bewegung und Stellung ihrer Gliedmaſſen nimmt man auch bei denen wahr, welchen ihre Eltern durch einen frühen Tod entriſſen, und ſie dieſelben weder geſehen, noch gekant haben.

§. 17. Die, welche die Voreltern eines Kindes gekant, bemerken nicht ſelten den Gang und die Stellung des Gros- oder Eltervaters, oder eines andern nahen Anverwanden in der Bewegung oder freiwilligen Stellung deſſelbigen. Gleichwie auch die Krankheiten eines Geſchlechtes, welches des Urſprunges des erſten Bluts halber noch leichter zu begreifen iſt, bei den Nachkommen, wiewol doch nicht allezeit, angetroffen werden. Dagegen von ungeſunden Eltern, auch bei den Zufällen der Gicht und anderer in dem Geblüte ſich beſtändig aufhaltenden Krankheiten, erzeugte Kinder ſich einer beſtändigen Geſundheit erfreuen, und niemals, auch bei erreichten hohen Jahren, die beſchwerlichen Zufälle ihrer Voreltern empfinden. Es ſey dann, daß ſie durch unordentliche Lebensart das Ihrige ſelbſt dazu beitragen. Was würde die Welt nicht für ein Lazareth, und wie viele Familien würden nicht ohne ihr Verſchulden elend zu nennen ſeyn. wenn die anklebenden Krankheiten der Eltern mit dem Blute allezeit auf die Kinder und Nachkommen fortgepflanzet würden.

§. 18. Bei einer ſolchen ungleichen Aehnlichkeit mus demnach eine höhere Vorſicht walten, die alles nach einer uneingeſchränkten Weisheit zur Vollkommenheit des Ganzen einrichtet, ihren vernünftigen Geſchöpfen aber allezeit etwas zum Nachforſchen zurüke laſſet, welches die Gränzen ihrer Begriffe überſteiget. Daß Kinder von ihren Eltern Aehnlichkeiten in den Geſichtszügen darlegen, iſt nicht zu verwundern, ob es gleich von den Naturforſchern noch nicht völlig ins Licht geſezet iſt, auch ſchwerlich gänzlich wird ausgemacht werden könen. aus welchen Saamentheilen der Eltern die Frucht in der Empfängnis entſtanden? Hätte der unendliche Schöpfer nicht ſeine weiſſe Abſichten hierunter, ſo müſten wegen der Körperchen, welche bei der Empfängnis aus dem weiblichen Ovario durch die Fallopianiſchen Röhren gehen, alle Kinder der Mutter ähnlich ſehen. Gleichwie auf der andern Seite, wenn von dem mannlichen Saamen allein die Frucht entſtünde, dieſelbe allezeit dem Vater gleichen würden. Nun aber wird das eine ſo wenig, als das andere wahrgenommen; indem man aus einem keuſchen Ehebette öfters Kinder erbliket, die in ihrer Geſichtsbildung auch nicht die geringſte Aehnlichkeit von den Geſichtszügen beiderſeits Eltern haben. Dagegen es andere giebt, die von ihren Verfahren, ſowohl väterlicher, als mütterlicher Seite, auch öfters in die zweite und dritte Stufe oberwärts, viele Aehnlichkeit mit denenſelben in ihren Geſichtsbildungen darlegen. Beides zum augenſcheinlichen Beweiſe der Gröſſe des allgemeinen Hervorbringers aller Dinge, auch zur Geſtändnis der engen Schranken unſers Wiſſens, und zur Ablegung des Stolzes, welcher ſo viele Menſchen aufblähet.

§. 19. Hier könten wir bei der Aehnlichkeit der Kinder mit denen, die nicht unmittelbar zu ihrer Erzeugung etwas beigetragen, einen noch weitern Blik in die Wege der für uns arme Menſchen wachenden göttlichen Regierung thun. Ein Kind wird durch den frühen Verluſt ſeiner Eltern in Kummer und Armuth geſezet, und von aller unentbehrlichen Hülfe zu ſeinem Fortbringen in der Welt entblöſſet. Es träget aber eine Gleichheit und Aehnlichkeit der Geſichtszüge mit ſeinem längſt verſtorbenen Gros- und Eltervater, oder andern nahen Anverwanden ſeiner Eltern, der ein nüzliches Mitglied der Geſellſchaft geweſen. Dies bewegt oft einen und den andern, der blos aus Erkäntlichkeit der nüzlichen Dienſte, die das gemeine Weſen durch jener Vorſchub erhalten, oder auch der Hülfe und Gewogenheit, die er in ſeiner Jugend von jenen verdienſtvollen Alten genoſſen, daß er ſich ſolches verwaiſeten Kindes annimmt, und die Hülfe der Verſorgung demſelben wiederfahren läſſet, welche die Vorſehung ihm durch den frühen Hintritt ſeiner leiblichen Eltern entzogen. Auf dieſe Art zeiget ſich GOtt als einen Vater der Waiſen. Das verlaſſen geachtete Kind erkennet bei zunehmenden Jahren die wundervollen Führungen ſeines oberſten Verſorgers. Es ſtrenget ſich mehr an, durch Fleis und Tugend durch die Welt zu kommen, als wenn ſeine leibliche Eltern das Leben behalten hätten, die, wie bei vielen es geſchicht, daſſelbige aus Unwiſſenheit der Erziehung, oder Nachläſſigkeit der Zucht, oder gegebenen böſen Exempeln, oder unzähliger andern Urſachen halber, die öfters die Jugend unglüklich machen, ihre Kinder verzärteln, und ſtatt nüzlicher Mitglieder der Geſellſchaft, die alleruntauglichſten Böſewichter aus ihnen ziehen. Hieraus wird zugleich die Wahrnehmung ſattſam beſtärket, daß es öfters Kindern zum gröſten Vortheile gereiche, wenn ſie ihrer Eltern durch den Tod frühzeitig beraubet werden.

§. 20. Die Gleichheit des Geſichts, die ein Menſch mit dem andern hat, ſie mag nun ſo groß und ſo geringe ſeyn, als ſie will, theilet uns, zum Beſten des, der ſie führet, öfters unverhoft etwas von der Hochachtung mit, die wir für einen andern angeſehenen Mann tragen, mit dem er einige Aehnlichkeit führet. Wer ſiehet nicht hieraus, daß einer, ſonſt ihren Umſtänden nach, ſchlechten Perſon öfters nicht geringe Vortheile aus ſolcher Gleichheit entſtehen können? dagegen wir oft eine Art des Mistrauens gegen einen Menſchen bei uns vermerken, der mit einem andern gleiche Geſichtsbildung führet, welcher uns oder andern geſchadet. Hieher ſchreibet es ſich, daß wir nicht ſelten einen Widerwillen gegen dieſen oder jenen Menſchen bei uns vermerken, ohne die Urſache deſſelben zu wiſſen, die man ſonſt, wenn dergleichen Gleichheit nicht vorhanden, auf die Uebereinſtimmung, oder den Streit der unvermerkten Ausdünſtungen in dem Duftkreiſe eines jeden Menſchen (in harmonia & disharmonia particularum minimarum homagenearum & heterogenearum) zu ſezen pfleget. Und ſo hat denn auch dieſe Sache einen Einflus in Aufrichtung und Unterhaltung der Freundſchaften unter den Menſchen.

§. 21. Die Gedanken von der Gleich- und Ungleichheit der Menſchen in ihrer äuſſerlichen Bildung, führen uns zu den Thieren, in ſo fern die Empfängnis und der Wachsthum derſelben in den Leibern ihrer Mütter mit den Menſchen die genaueſte Uebereinſtimmung hat. Die, welche wild ſind, und ohne Pflege und Wartung der Menſchen von ihrem groſſen Werkmeiſter verſorget und erhalten werden, haben auſſer den Abzeichen, welche das Männchen von dem Weibchen auch an Haaren, Hörnern, Federn, und Stellungen der Gliedmaſſen unterſcheiden, die allergenaueſte Uebereinſtimmung in ihren äuſſerlichen ſowohl als innerlichen Theilen; Dagegen die, welche von den Menſchen verpfleget und zu ihrem Nuzen gebrauchet werden, auch uns unter dem Namen der zahmen und Hausthiere bekant ſind, ſowohl vierfüſſige als Geflügel, die mehreſte Zeit an einigen merklichen Abzeichen, es ſey an Haaren oder an Federn ſich kennbar machen.

§. 22. Solte dieſes umſonſt ſeyn, oder hat nicht vielmehr die alles einrichtende Vorſorge ihre weiſeſte Hand darunter verborgen? Denken wir unrecht, wenn wir ſagen: Es geſchehe dieſes darum, daß wir von den zahmen Thieren deſto beſſern Gebrauch machen, auch dieſe an ihren beſondern Abzeichen deſto genauer unterſcheiden, und das Eigenthum derſelben gegen die Bosheit derer, die ihre Hände nach andern Gütern ausſtrecken, deſto leichter behaupten können? da es ſolcher genauen Unterſcheidungszeichen, bei dem uneingeſchränkten Rechte der Menſchen über die Thiere des Feldes und Waldes nicht gebrauchet.

§ 23. Man nehme eine gute Anzahl Pferde, die von einerlei Haaren, Gröſſe und ſonſtiger genauen Aehnlichkeit ſind; die, welche mit denſelben umgehen, oder ſie öfters ſehen, werden bei aller erſinnlichen Gleichheit, die man bei ihnen antrift, doch eine Unähnlichkeit an denſelben wahrnehmen, und ein jedes unter ihnen aufs genaueſte unterſcheiden können. Dies laſſet ſich von einem Rudel Hirſche weiblichen Geſchlechts, die von den Jagdverſtändigen Thiere, oder Schmahlthiere geheiſſen werden, ingleichen von einem Volke Rebhüner, inſonderheit wenn ſie eines Geſchlechtes und Alters ſind, keinesweges ſagen. Dieſe wilden Bewohner des Erdbodens ſind einander in allem, was das äuſſerſte betrift, ſo ähnlich, daß auch die erfahrenſten Jäger hier den Unterſcheid, mit gröſter Mühe, nicht finden werden. Ja man hält es für die gröſſeſte Seltenheit, wenn zu Zeiten ein Abzeichen an der Gröſſe oder Farbe unter denſelben angetroffen wird.

§. 24. Dies alles, ob es zwar bisher ein völliges Geheimnis für uns bleibet, ſoll uns dennoch nicht von der Erforſchung der Geheimniſſe, die in unſerer Welt vorgehen, abſchrecken. Vielmehr, da wir finden, daß allemal unüberwindliche Schwierigkeiten dabei übrig bleiben, welche der HErr der Dinge ſeiner Macht allein vorbehalten: ſo mus es uns doch, vernünftiger Weiſe, zur Bewunderung ſeiner Weisheit, Macht und Güte führen.

§. 25. Eine ſolche Betrachtung entkräftet die nichtigen Einwürfe der Fataliſten. Und ſie veranlaſſet uns, bei dem Blike, welchen wir in der entlegenſten Ferne, in die Regierung und Einrichtung der Dinge thun, die Hand auf unſern Mund zu legen, und mit jenem heiligen Manne zu geſtehen: Du wareſt über mir im Mutterleibe. Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich ſind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl!

Gedanken vom Zuſtande der Seele vor dieſem Leben.

Könnten wir nicht ehemahls ſchon vorhanden geweſen ſeyn, ohne etwas davon zu wiſſen? Plato hat hierinn eine ganz beſondere Meinung geheget. Er glaubte, daß alle mögliche Dinge dieſer Welt nur auf ſechstauſend Jahr zureichten. So bald aber das lezte ſeine Würklichkeit verlohren hätte, ſo finge ſich das vorige erſte wieder an, und hierauf würden alle die Rollen wieder durchgeſpielt, die wir izt ſpielen ſehen, und zum Theil ſelbſt ſpielen. Da es mit dieſer Sache von Ewigkeit zu Ewigkeit fortwähret; ſo müſten wir, zwiſchen einem jedesmahligen Zeitlaufe von ſechstauſend Jahren, ſchon unzehligemahl exiſtirt haben. Wir hätten eben die Handlungen verrichtet, die wir izt gethan, und thun werden. Auf ſolche Weiſe ſind die Thorheiten der Jugend eben ſo alt, als die Schwachheiten des Alters, und man hat nicht nöthig, ſich mit der Jugend zu entſchuldigen, wenn man fehlet. Plato ſpürte indeſſen wohl, daß er von dem allen nichts wuſte, was er ehedem gethan hatte: denn er konnte ſein iziges zukünftiges Schikſal nicht vorherſehen. Darum hat er uns das Angedenken der vorigen Zeit genommen, und alle die, ſo die Würklichkeit der Seele vor dieſem Leben behaupten, müſſen hierinn mit dem Plato einerlei Grauſamkeit begehen. Kurz, wir wiſſen von uns nichts mehr, als was ſich in wenigen Jahren unſers gegenwärtigen Lebens zugetragen hat. Unſere Unwiſſenheit iſt alſo entweder dem Verluſte des Angedenkens, oder deſſen gänzlichem Mangel, oder aber dem zuzuſchreiben, daß wir nicht eher waren, als wir izt ſind.

Einige Seelenkräfte können bei uns verlohren gehen, ſo daß wir nur das bloſſe Vermögen derſelben behalten. Was wird es uns aber helfen, ewig die Möglichkeit zu beſizzen, uns unſers vorigen Zuſtandes zu erinnern, ohne es jemahls würklich thun zu können? Wir könnten alſo ehedem würklich geweſen ſeyn, und es iſt möglich, daß wir uns deſſelben nicht erinnern könnten.

Wer annimmt, daß die Seelen einfache Weſen ſind, der findet mehr Schwierigkeit, zu zeigen, daß es möglich ſey, nicht eher, als in dieſem Leben, würklich geweſen zu ſeyn, als einer, der annimmt, daß ſeine Seele ein Theil ſeines Körpers ſey. Aber auch der lezte findet mehr Schwierigkeiten dabei, als man wohl anfangs glauben ſollte. Es iſt zwar wahr, daß täglich neue Körper entſtehen, und täglich andere untergehen; allein, dieſer Urſprung und Untergang iſt eine bloſſe Verwandlung der Körper, welche ſich doch noch immer in den Schranken ihrer Art aufhält. Aus keinem Steine wird ein Baum werden, eben ſo wenig, als wir aus Geld thieriſche Körper machen können. Der Baum entſteht, nach verſchiedenen Verwandlungen, doch zulezt von einem andern Baume. Die Steine entſtehen aus verſchiedenen andern Theilchen, die doch beſtändig mögliche Theile eines ehemahligen Steins bleiben, den ſie ausgemacht haben. Thieriſche Körper entſtehen durch vielerlei Verwandlungen, aber doch gleichwohl allemahl aus andern thieriſchen Körpern, deſſen Theile ſie ehedem geweſen ſind. Die Entdekkung des Leuwenhök, daß wir ehedem Würmer waren, beweiſet genugſam, daß auch ſchon vor dieſem Leben unſere Seelen vorhanden geweſen ſeyn könnten, wenn man gleich annähme, daß ſie bloſſe Materien wären. Denn die Körper dieſer Würmer waren gleichwohl thieriſche Körper, und haben ihre materialiſche Seele bei ſich gehabt. Beide ſind, nachdem ſie einige Verwandlungen ausgeſtanden, menſchlich geworden. Seele und Leib waren alſo ehedem, gewis, aber ſie waren in anderer Geſtalt vorhanden, als ſie nun ſind. Solchergeſtalt kan ſelbſt ein Materialiſt nicht leugnen, daß die Seelen vor dieſem Leben ſchon könnten vorhanden geweſen ſeyn.

Ein Philoſoph, der zu keiner Offenbahrung ſeine Zuflucht nehmen kan, mag alſo von ſeiner Seele und ihrer Natur glauben, was er will; er wird allemahl die Möglichkeit einer ehemahligen Würklichkeit vor ſich ſehen: aber dieſes iſt es auch alles, was er ſiehet. Wir wiſſen, daß wir ſind. Ob wir geweſen, und ſeyn werden, iſt beides vor unſern Augen verborgen. Die Erkänntnis von unſerer Würklichkeit iſt einer Inſel ähnlich, die mit der Erkänntnis der vergangenen und zukünftigen Würklichkeit gar nicht zuſammen hänget.

Man kan ſich leicht einbilden, was bei ſo geſtalten Sachen in dem Reiche der Philoſophie vorgehen werde. Wenn ſich die Sonne verbirgt; ſo machen ſich unterdeſſen die Nachtvögel luſtig. Hier, wo uns Wiſſenſchaft fehlet, iſt ein Ueberflus an Meinungen. Man iſt ſo kühn geweſen, allen menſchlichen Seelen den Schimpf anzuthun, zu glauben, daß ſie vom Anbeginn der Welt, bis zu ihrer Geburtsſtunde geſchlafen hätten, und dieſe Liebhaber des Schlafes werden wohl wenig Bedenken finden, ſie auch nach dem Tode wieder einſchlafen zu laſſen. Wenn man nun überlegt, welche erſtaunende Reihe von Jahren vor und nach dieſem Leben vergehet, die wir alle verſchlafen müſten; daß wir beinahe zehn Jahre in dieſem Leben zum Aufwachen nöthig haben, und eben ſo lange wieder ſchläfrig werden, wenn wir nach ſechzig Jahren zum Grabe eilen, und endlich, daß wir die halbe Zeit dieſes Lebens ebenfalls verſchlafen: ſo ſieht man wohl, daß nach dieſer Meinung unſer Leben eine Ausnahme vom Schlafe ſey. Ein Menſch dieſer Erde würde ein Geſchöpf ſeyn, das ſeiner Natur nach ſchlafen ſollte, und bei dem es nicht von rechten Dingen zugeht, daß es einige Augenblike erwacht.

Andere, die das Leben mehr lieben, laſſen ihre Seelen vor und nach dieſem Leben wachen. Sie tragen ihnen allerlei Geſchäfte auf; ſie geben ihnen Planeten ein; kurz, ſie machen eine ſehr artige Einrichtung, an welcher weiter nichts auszuſezzen iſt, als daß ſie dieſelbe blos nach ihrem Belieben glauben, ohne zu wiſſen, warum?

Die meiſten Beweiſe von der Unſterblichkeit der Seele laſſen ſich auch ſo wenden, daß ſie die Exiſtenz derſelben vor dieſem Leben darthun. Es iſt nur Schade, daß die Vernunft noch keinen unumſtöslichen Beweis von der Unſterblichkeit der Seele gegeben hat. Wenn indeſſen der Schlus gültig iſt, daß die Seelen ewig leben müſſen, weil ſie durch ihre Vorſtellungskraft etwas zur Ehre GOttes beitragen, das kein anderes denkendes Weſen erſezzen kan, und weil ſie, wenn ſie aufhören ſolten, eine Seite der Welt müſſig ſtehen laſſen würden, die gar nichts zur Ehre GOttes beitrüge, ſo läſt ſich aus eben den Gründen behaupten, daß ſie auch ſeit der Erſchaffung der Welt vorhanden geweſen ſeyn müſſen, und daß ihr gegenwärtiger Zuſtand nur eine Auswikelung iſt. Wenn es wahr iſt, daß jede Seele nach dieſem Leben einen neuen Körper bekommen mus, weil ſie ſich unter allen einen am meiſten vorſtellt, und weil ein ſolcher Körper allemal, der ihrige genennet zu werden, verdienet; ſo mus ſie ſich auch vor dieſem Leben, von Anbeginn der Welt her, mit einem Körper in der genaueſten Gemeinſchaft befunden haben. Die dunkeln Spuren der Erfahrung ſcheinen dieſe Meinung auch in der That zu beſtätigen. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Thiere aus denjenigen Würmern durch eine Verwandlung entſtehen, die man in ihrem Saamen antrift. Vielleicht ſind die Seelen dieſer Würmer ſchon die Seelen der zukünftigen Thiere. Vielleicht entwikeln ſie ſich nur nach dem Verhältniſſe, wie ſich ihre Leiber entwikeln. Vielleicht ſind aber auch alles dieſes nur leichte Träume einer ſüſſen Phantaſey. Indeſſen mag es nun hiermit beſchaffen ſeyn, wie es will; ſo glaube ich, daß es für uns beſſer ſey, in dieſer Sache unwiſſend zu bleiben, als ſie zu errathen.

Geſezt, wir wüſten, daß wir vor dieſem Leben nicht vorhanden geweſen wären; ſo würden wir bereit ſeyn, zu ſchlieſſen, daß wir nach dem Tode wieder vernichtet werden würden. Wir würden die ſchönſte aller Hofnungen, die Hofnung der Unſterblichkeit, verlieren. Dieſen Verluſt könnte die Wiſſenſchaft, daß wir zuvor nicht geweſen wären, auf keine Weiſe erſezzen.

Geſezt aber, wir wüſten, daß wir vor dieſem Leben vorhanden geweſen wären; ſo würden wir uns izt unſers ehemahligen Zuſtandes entweder erinnern können, oder nicht. Im lezten Falle müſten wir befürchten, daß die künftige Verwandlung, nach dem Tode, mit eben dieſem Verluſte des Gedächtniſſes, oder unſerer Perſönlichkeit möchte bezahlt werden müſſen. Dieſes wäre, in Abſicht unſerer, eben ſo viel, als ob wir überzeugt wären, daß wir im Tode vernichtet werden würden. Das künftige Leben einer Seele, die ſich nicht mehr kennt, mus ihr eben ſo gleichgültig ſeyn, als wenn nach ihrem Tode eine andere Seele ſtatt ihrer hervorgebracht würde.

Geſezt endlich, wir könnten uns des Zuſtandes vor dieſem Leben erinnern; ſo würden wir uns in demſelben Zuſtande unſerer entweder bewuſt geweſen ſeyn, oder nicht. Im lezten Falle würden wir befürchten müſſen, daß unſer künftiger Zuſtand eben ein ſolcher Schlaf ſeyn könnte, als der vergangene, und dieſes wäre eben ſo viel, als wenn wir unſere Vernichtung vorher ſähen. Denn in dieſem Zuſtande iſt es uns gleich viel, ob wir leben, oder vernichtet ſind. Wüſten wir aber, daß wir uns ehemahls bewuſt geweſen wären; ſo würden wir doch, in Abſicht des Künftigen, keinen gewiſſern Schlus machen können, als izt. Da es nun aber noch dazu höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß wir uns vor dieſem Leben jemahls bewuſt geweſen wären; ſo würden wir vermuthlich einem der vorigen Fälle ausgeſezt ſeyn, wobei wir uns, in Abſicht unſerer zukünftigen Hofnungen, jederzeit ſchlechter befinden würden, als izt.

Laſſet uns alſo mit unſerer Unwiſſenheit, in Abſicht des Vergangenen, zufrieden ſeyn, da wir nicht hoffen können, daß uns eine genauere Einſicht glüklicher machen würde, als wir bei unſerer Unwiſſenheit ſind. Es iſt wahr, es ſcheint, als ob uns das Bewuſtſeyn des Vergangenen, in Abſicht des Künftigen, klüger machen würde; allein, es iſt noch die Frage, wie uns unſer künftiges Schikſal gefallen würde, wenn wir es vorher wüſten? Die Philoſophen haben längſt bewieſen, daß es den Menſchen beſſer ſey, ihr künftiges Schikſal nicht zu wiſſen. Eben dieſe Gründe verpflichten uns, der Vorſicht zu danken, daß ſie uns das Vergangene nicht offenbaret hat.

Abhandlung von Bäumen, die aus Blättern erzogen worden.

Wer eine alte Kunſt wieder aufſuchen kan, verdienet unſers Erachtens eben ſo viel Dank, als der Erfinder einer neuen. Hierzu dienet nicht wenig, daß man nur weiſt, daß ſolche Künſte jemals geweſen ſind, damit ſie aufgeſucht, und wieder hergeſtellet werden können.

Diejenige Schriftſteller, ſo uns eine gründliche Einleitung zur Baumzucht hinterlaſſen haben, gedenken zum Theil eines nüzlichen Verſuches, der mit Pomeranzen- und Citronenblättern gemacht worden.

Von dieſem redet etwas Bökler in dem erſten Band ſeiner Haus- und Feldſchule, Herr von Hohberg in dem erſten Theil des Adelichen Land- und Feldlebens. Was dieſe zwei behaupten, das findet man weitläufiger in des Mandirola Italiäniſchen Baum- Blumen- und Pomeranzengarten, der zu Nürnberg 1679. in das Teutſche überſezt worden.

Mandirola füllete ein Gefäs mit guter geſiebter Gartenerde, drükte in dieſes ganz feſte einige Pomeranzen- und Citronenblätter, ſo daß der dritte Theil davon mit Erde bedekt wurde, er ordnete ſie aber nicht weit von dem Rand ab, damit in der Mitte deſſelben ein Geſchirr mit Waſſer geſtellet werden könte, aus welchem wollene Fäden gegen die Blätter abgehangen, und ihnen nach und nach die gehörige Feuchtigkeit mittheilen konten. Zwei Fehler kan man begehen; einmal, wann die Erde nicht allenthalben an das eingeſezte Blat anſchlieſſet, ſonſt verurſachet Luft und Feuchte eine Fäulung, und dann ſoll der Faden nicht zu ſtark ſeyn, damit die Tropfen recht langſam fallen, und nicht der zweite folget, ehe und dann die Erde den erſtern an ſich gezogen. Die durch dieſes öftere Abfallen verurſachte Löcher füllete Mandirola wieder zu Zeiten mit friſcher Erden aus, und ſahe endlich ſeine Blätter in Bäumlein verwandelt.

Ein Gärtner wiederholte den Verſuch, nahm aber ein Blat ſamt deſſen anhangendem Auge: Jenes ſezte Wurzeln an, dieſes wurde zu einem Zweiglein; dieſer Misverſtand gab alſo zu einer neuen Erfindung Gelegenheit, und ein lobenswürdiger Fürwiz ſtieg weit mehr Gartenliebhabern in den Kopf.

Agricola in ſeinem Verſuch, von der Fortpflanzung der Bäume, ſagt, daß er mit beiden Augen die Citronenbäume geſehen, welche auf dieſe Art der Graf von Wratislau erzogen.

Nicht weniger hat ein Herr v. Münchshauſen die Probe mit einem Limonienblatt gemacht, daran zu allem Glük ein tragbares Auge geweſen, wovon der erſte Zweig im Gipfel blühete, und eine Frucht zum Vorſchein brachte. Dieſes merkwürdige Bäumlein erhielt D. Volkhammer zu Nürnberg als ein koſtbares Geſchenke, und Agricola hat ſolches zur Bewunderung der Nachwelt in Kupfer ſtechen laſſen.

Wir wollen den leztern Verſuch etwas genauer beſchreiben. Im Frühjahr ſezte der Hr. von Münchshauſen ein Citronenblat, welche Gattung der Italiäner Lämon a Rivo nennet; im folgenden Frühjahr bemerkte er Wurzeln, die den erſten

Sommer ohnfehlbar müſſen angeſezt haben, er brachte das Blat wieder in die Erden, alſo, daß nur die Wurzeln damit bedekt, und das übrige Blat frei ſtunde. Im zweiten Sommer zeigte ſich ein mittelmäſſiges Zweiglein, welches auch nicht höher geſtiegen, weil, wie oben gedacht, auf deſſen Gipfel eine Blüthe vorhanden, dem eine Frucht folgte, die in eben dieſem Jahr zur Reiffe gelanget.

Agricola verſprach ſich durch mehrere Verſuche gleiches Vergnügen, war aber nicht ſo glüklich in ſo kurzer Zeit eine Frucht zu erhalten. Dieſem ohngeachtet lies er den Muth nicht ſinken, und ſuchte ſich, nach der Vorſchrift des belobten Italiäners, ein recht geſundes Blat aus, ſchnitte den Stiel ab, und überzog unten deſſen dritten Theil mit einer edlen Mumia, nemlich mit einer Vermiſchung von Pech, Terpentin, Myrrhen und Aloe, damit kein Saft heraus, noch einige Feuchtigkeit hinein gehen möchte. Der beſtrichene Theil des Blats wurde ganz feſt in die Erde geſezt, das Gefäs blieb wohl begoſſen etliche Tage an einem ſchattigten Ort ſtehen. Der mittlere Faſer im Blat erhielt ſich friſch, die übrige Theile wurden welk, worauf ſich nach und nach Wurzeln, entweder an denen Nebenſeiten, oder unten an dem überwallten Fus, angeſezzet. Im folgenden Jahr kamen Knoſpen, und trieben Zweige.

Wer Luſt hat einen Verſuch ſelbſten zu machen, der wird nach unſerer Einſicht deſto eher zum Zwek kommen, wann er einige friſche Pomeranzen- und Citronenblätter von guter Art in Töpfe ſezzet, dieſe in Miſtbeete eingräbt, in Treibhäuſern auf Dung ſtellet, in deren Ermanglung an einen warmen Ort bringet, fleiſſig anfeuchtet, und mit gläſernen Glokken bedekket. Der Fortgang wird Materie genug zu einer langen Reihe Verſuche geben.

Dieſe Art der Fortpflanzung hat einen groſſen Vorzug vor denen übrigen, ſonderlich dem Kern-ſtekken, womit ſich viele unſerer Landesleute beſchäftigen. Die Erfahrung und eine reiffe Ueberlegung, wird klar machen, daß man die erzogene Stämmlein nicht wie jene oculiren darf, vielmehr aber innerhalb wenigen Jahren zu einer ſchönen Orangerie gelangen könne.

* * *

Wie wir an den Stielen ſehen,
Daß ſie blos ein Theil vom Aſt,
Und aus ſelbem Stof beſtehen:
Alſo wird auch leicht gefaſt,
Daß die Blätter, ihre Kinder,
Eben auch wie ſie, nicht minder,
Von demſelben Stof und Zeug
Seyn gewebt, wie Stamm und Zweig.

Sie beſtehen auch aus Röhren,
Welche holzigt, hol und feſt,
Aus Gefäſſen, die ſie nähren,
Als wodurch der Saft ſich preſt,
Noch aus Bläslein, die gleich nezzen,
Sich verſchrenkt zuſammen ſezzen.
Luftgefäs, ein äuſſre Haut
Sind auch mit daran gebaut.

Wer die Zierlichkeit der Blätter,
Und die Mannigfaltigkeit
Ihrer Farb', in heiterm Wetter
Wohl betracht't, wird erfreut.
Der ſubtilen Adern Gänge,
Ihre Ründe, Läng' und Menge,
Rühren billig ein Gemüth,
Daß es ſie mit Ernſt beſieht.

Neuer Verſuch, das Seewaſſer trinkbar zu machen, ſo durch den Herrn Hales erfunden iſt.

Ein jeder weis den groſſen Nuzen, welcher der Seefahrt zuwachſen würde, wenn man das Meerwaſſer trinkbar machen könte. Man arbeitet ſeit langer Zeit in Engelland an dieſer Erfindung, und der berühmte Doctor Hales hat ſich desfalls die meiſte Mühe gegeben.

Dieſer geſchikte Mann, deſſen einzige Beſchäftigung auf ſolche Dinge gerichtet iſt, die der menſchlichen Geſellſchaft Vortheil bringen können, hat bekantermaſſen eine Abhandlung über die Art und Weiſe, das Seewaſſer trinkbar zu machen, heraus gegeben, in welcher eine groſſe Anzahl ſeltener dieſerwegen angeſtellter Verſuche enthalten ſind, die einem jeden, auſſer ihm, ein hinlängliches Genügen geben werden. Er hat aber damit nicht aufgehöret, nachzuſinnen, ob man dieſen Endzwek nicht durch einfältigere und wohlſeilere Mittel erhalten könte. Nachdem er endlich ſo glüklich geweſen, zu entdeken, daß man durch Kalk, oder den Höllenſtein ein ſehr gutes und trinkbares Waſſer aus dem Seewaſſer zuwege zu bringen vermögte, hat er ſeit kurzem hierzu noch ein weit ſicherer Mittel gefunden. Er meldet einem ſeiner Freunde in London, daß er durch viele Erfahrungen überzeuget worden ſey, man könne vier Fünftel ſüſſes Waſſer erhalten, wenn man 4. Pinten Seewaſſer mit einer Unze Schiespulver vermiſchen und ſolche abziehen wolle. Dieſes Waſſer ſey weit geſunder, als dasjenige, welches man aus der Vermengung des Seewaſſers mit Kalk ziehet. Hiervon hat er der Admiralität und den Vorſtehern der oſtindiſchen Compagnie in Engelland Nachricht gegeben: Und man ſiehet leicht, wie vortheilhaft dieſe Erfindung für alle Schiffer ſey, die weite Reiſen zur See thun müſſen.

Wie der Torf angezogen, und an welchen Gegenden derſelbe am ſchiklichſten anwachſen, und geſtochen werden könte?

Torf iſt eine Erde, welche durch fette oder ſchweflichte Dünſte verbrennlich worden iſt. Da dieſe Erde keine ſalzige Theilchen, zum wenigſten keine angeſchoſſene, führet; ſo entſtehet daher in derſelben ein abweichender Trieb, zum Hervorbringen der Gewächſe.

Sie iſt zu mucilaginos, die Gewächſe in natürlicher Maaſſe zu zeigen, und zur Vollkommenheit zu bringen.

Daher in derſelben alle Graswurzeln holzigt, gekrümt, verſchlungen, und vervielfältiget werden, und alle ſich darinn hervorthuende Gewächſe nicht aufſchieſſen können; ſondern verſchleimt und niedergedrukt ſeitwerts in einander verſchlungen bleiben.

Um ſo viel mehr alſo eine Erde verſchleimt werden kan; ſo viel mehr verwurzelt und verbrennlicher wird ſie auch; und alſo, ſo viel beſſer wird der Torf.

Eine Erde wird verſchleimt, wenn die von dem unterirdiſchen Feuer aufgetriebene Dünſte an der Oberfläche durchzubringen gehindert werden, und anſchlagen müſſen; und der aus der verdünerten Luft, durch die Sonne bewegte und niedergedrukte Thau, von oben mit ſeiner auflöſenden ſalzigen Eigenſchaft nicht anbringen kan.

Wenn ein ſogenanntes weiches Waſſer ſtehend, und auſſer Bewegung geſezt wird; ſo entſtehet in demſelben eine Scheidung, und die ſchweren Theilchen ſinken und überziehen den Boden mit einem gähen und mit der Zeit veſtem Schleim.

Wenn auf ein ſolches ſtehendes, von gähen und faſſenden Theilchen geſchiedenes, mattes Waſſer des Morgens der auflöſende Thau fällt; ſo kan er ſich nicht anhängen und vereinigen, und wird des Tages über durch die mehr bewegte und ausdehnende Wärme wieder vertheilt und verſchlungen.

Das Waſſer iſt am ſchwerſten und zur Scheidung vieler fetten und gähen Theilchen geneigter, wenn die, durch den Winter über die Erde gezogene Rinde im Frühjahr ſich auflöſet, und ſonderlich im Maymonat ſich gleichſam alle Schweislöcher der Erden aufthun.

Wenn nun folglich eine Gegend im Frühjahr mit Waſſer überführet, und daſſelbe darauf ſtehend erhalten werden kan; ſo wird daſelbſt der Torf anwachſen.

Es folgt von ſelbſt, daß die Gegend nicht kieſigt, noch von verſteinten Grund ſeyn darf.

Auch daß kein beſtändig zulaufendes

Waſſer darauf geleitet werden mus; weil alsdenn die Scheidung gehindert würde.

Doch mus im Frühjahr ſo viel Waſſer über dieſen zum Torf beſtimmten Strich Erde geführet werden, daß den Sommer hindurch der Grund nicht austroknen könne, ſondern bis gegen den Herbſt Feuchtigkeit behalte.

Mit dieſer Ueberführung des Waſſers mus fünf Jahr wenigſtens fortgefahren werden: Doch kommt es auf die Probe an, daß man alle Frühjahr vor der Anfeuchtung ausſteche, und die Erde unterſuche, wie ſich der Anwachs der krummen Wurzeln befördert, wie moll oder loſer das Erdreich ſich erzeiget, und wie tief man ſich den Anwachs des Torfs verſprechen könne.

Wenn man den Torf ſtechen will, ſo iſt nöthig, daß man die Gegend in ſo viel Theile abzeichne, damit man, wenn die lezte Abtheilung genuzt werden ſoll, wieder an der erſteren anfangen könne, und neu angezogenen Torf finden möge.

Die Spadel oder Stecher, und wie der Torf getruknet und genuzt werde, ſind bekant, und hier unnöthig zu beſchreiben: Nur iſt anzumerken, daß der im Junio geſtochene der beſte ſey.

Aus oben angeführten Urſachen, wie der Torf entſtehe, könte auch hergeleitet, und durch weiteres Nachſuchen gefunden werden, wie man den Torf zu einer ſolchen feuerhaltigen Eigenſchaft und Feſtigkeit zubereiten könne, daß er, ſtatt der beſten Kohlen, auf der Schmiede-Eſſe zu gebrauchen ſey. In der Schweiz iſt dieſer Verſuch zur Vollkommenheit gebracht, und mit groſſem Vortheil ſchon einige Jahre genuzet worden.

Desgleichen könte aus dieſem Begrif, daß das Durchdringen oder Ausſchlagen der Dünſte aus dem Innerſten der Erde, und Auffallen oder Eindringen des Thaues, mehr oder weniger fruchtbar oder unfruchtbar mache; und wie hernach die Lagen des Erdreichs, Verbeſſerung der Wieſen und Aeker, auch ſehr vortheilhafte Nuzung vieler und groſer bis jezt öder unbrauchbarer Striche Landes zu beurtheilen, zu verbeſſern, und zuzubereiten ſey, ein guter Wegweiſer und Licht genommen werden.

Bei Gelegenheit und auf Erfordern wird man über jeden Theil beſonders ſeine Gedanken eröfnen, und die genugſam hierinn gemachten Verſuche, und tägliche Erfahrung aufrichtig anzeigen, und den allgemeinen Nuzen daraus herzuleiten ſuchen. Eine ausführliche Nachricht hiervon, und wie ſolche in dem Herzogthum Würtenberg entdekt worden? iſt in dem Referendario, 1. Th. pag. 164. bis 174. zu finden.

Von unzuverläßigen Medicamenten.

Ein unzuverläßiges Mittel iſt zuförderſt dasjenige, welches eine Krankheit dem auſſerlichen Anſehen nach in etwas hebet oder lindert, aber die Urſache derſelben nicht wegnimmt, ſondern im Leibe zurük läſſet: folglich alſo öfters den Zuſtand des Patienten ärger macht. Es gehören demnach hieher 1) die adſtringentia oder alle heftig zuſammenziehende und adſtringirende Mittel, welche zum Grund ihrer Würkung eine fixe Säure und grobe Erde haben, vermöge welche deren Theilgen nicht allein die poros der Haut und ſubtilen Gänge des Leibs zuſammen ziehen und verſtopfen, ſondern auch das Blut und heftige Säfte in ihren freyen und continuirlichen Umlauff verhindern. Daher ſolche Mittel zumal innerlich in übermäſiger Doſi gebraucht unſerm Leibe nicht nüzlich ſind: denn es haben ſelbige ihre Würkung nicht allein in diejenige Theile unſers Leibes, dahin ſie am erſten kommen, ſondern auch in den weit entlegenen. Es ſind aber beſonders wegen der ſtarken adſtringirenden Kraft die Medicamenta aus Eiſen vor unzuverläſig zu achten, denn ob ſchon das Eiſen aus einem ſubtilen Schwefel, welcher der Natur nicht unangenehm, beſteht, ſo hat es doch auch eine grobe irdiſche Subſtanz, von einer ſtopfenden und adſtringirenden Kraft, ſo durch die Säure noch vermehret wird. Alſo dienen die Arzeneien aus Eiſen am beſten, wo der Schwefel und deſſen alkaliſches Weſen von der andern groben Erde wohl abgeſondert, da hergegen diejenigen, wo die Textur des Schwefels zerſtöhret und das irdiſche Weſen nicht dominiret, als nicht gar heilſam anzuſehen. Hiernächſt ſo ſchaden alle zu ſehr zuſammenziehende Martialia in Verſtopfung der Viſcerum. Weiln aber doch die Martialmedicamente in vielen Zufällen ihren Nuzen haben, ſo muß man nur überhaupt merken, daß man diejenigen davon vornehmlich erwehle, welche von einer gelinden Säure aufgelöſet und flüſſig gemacht worden und ihres natürlichen Schwefels nud ſubtilen alkaliſchen Weſens noch nicht beraubt ſind.

Ferner die ſtark Schweis-treibenden und hizigen alexipharmaca angehend, als da ſind diejenigen, welche mit einem flüchtigen Salze und ſehr hizigen Oele verſehen ſind z. E. die Spiritus von Hirſchhorn, Ottern, Ofenrus, derſelben flüchtige Salze und die aus heftig austreibenden Wurzeln und ſpeciebus als aus Angeliken, Peſtilenz- Alant- und Zwerk-Wurzel, aus Myrrhen, Kampfer ꝛc. wie auch aus dem Theriak verfertigte Spiritus und Eſſenzen. So befördern zwar ſelbige den Schweiß und die Ausdünſtung vortreflich, doch finden ſie in allen den Affecten, wo eine ſubtile Materie an die Oberfläche der Haut auszutreiben, gar ſelten ſtatt, ſonderlich wenn ein Fieber damit verknüpft, und ſind ſie in ſolchen Fällen mehr ſchädlich, als zuverläſſig zu halt . Voraus zu der Zeit, da die Materie zur Excretion noch nicht geſchikt iſt, und die Natur nicht dazu incliniret. Wie nun kein Schweiß bei Fiebern gut und heilſam, wenn die Materie des Fiebers nicht vermindert wird und Erleichterung erfolget, alſo iſt auch ein durch Kunſt zur Unzeit erwekter Schweiß ganz und gar nicht zuträglich. Ja ſo gar in langwierigen Krankheiten bringt übermäſſiger und mit allzuhizigen Sachen erwekter Schweis nicht den geringſten Vortheil, ſondern vielmehr Schaden.

Jngleichen ſind auch noch unter die unzuverläßigen Mittel die hizige und harntreibende Medicamente zu rechnen: als da ſind alle aus Terpentin, Wacholder verfertigte Sachen, Bernſtein und Peterſilienöl und dergleichen. Man kan zwar in verſchiedenen Krankheiten gelinde diuretica mit Nuzen gebrauchen; nichts deſtoweniger aber lehret die Erfahrung, daß dieſe hizige Dinge, wo ſie nicht mit gröſter Sorgfalt adhibiret werden, ganz unzuverläßig ſind, indem ſie bei vollblütigen und ſanguiniſchen, weil ſie das dike Geblüth allzuſtark in die ſubtilen Gefäſſe der Nieren treiben, ſolche öfters zur Schwächung diſponiren, daß ſich alſo leicht Steine in denſelben anſezen können. Ja wenn ein Stein würklich vorhanden, ſo werden die Schmerzen durch dieſe Ding nicht nur gröſſer, ſondern die Zufälle oft nicht ohne Gefahr des Lebens vermehret.

So dann die Milch betreffend, iſt ſelbige gleichfalls in vielen Fällen ſchädlich, obwohl in Krankheiten, wo eine groſſe Schärfe der Feuchtigkeiten, ſonderlich der Galle vorhanden, der Gebrauch der Milch, Leuten, die geſunde Mägen und Lebern haben, groſſe Lindrung geben kan, ſo iſt doch nicht allezeit was zuverläſſiges davon zu verſprechen. Es iſt derhalben rathſamer, entweder ſelbige gar nicht oder doch ſehr behutſam zu gebrauchen: weil ſie in den Magen wegen deſſen Säure gerinnet, und da ſie die Säure der Galle allzu ſehr dämpfet; ſo verurſacht ſie insgemein eine Verhaltung des Leibes. Benebſt entſpinnen ſich von deren Gebrauch Verſtopf- und Verhärtungen derer Viſcerum, ſonderlich der Milz und Leber. Fürnehmlich ſchadet die Milch in Fiebern, Kopfſchmerzen, und überhaupt in alten Krankheiten, ſo ihren Siz und Urſach im Magen haben: in Geſchwüren der Lunge, Gedärme, Nieren und Blaſe, und in äuſſerlichen ſchädigten Gebrechen der Haut iſt die Milch, pur und wie ſie an ſich ſelber iſt gebraucht, nichts nüze; wann ſie aber mit Geſundbrunnenwaſſer, das viel alkaliſch Salz bei ſich führet, vermiſchet, iſt ſie hergegen ſehr dienlich. Dann ſolcher Geſtalt wird die beſorgliche Verſtopfung in denen viſceribus abgewendet, und es bekommt die Milch ſelbſt eine temperirende und eröfnende Kraft. Endlich müſſen die Milchcur nicht brauchen, die enge und kleine Adern haben, denen hingegen bekommt ſie beſſer, die weite Adern haben, und wo die Gänge der viſcerum offen. Das Serum lactis iſt noch weit nuzbarer, weil es eröfnende und temperirende Kraft hat, es treibet den Urin und befördert den Stuhlgang, und thut ſonderlich in Krankheiten, wo die Galle peccirt, und im hizigen Scharbok vortrefliche Dienſte.

Letzlich von äuſſerlichen Mitteln noch etwas zu gedenken, ſo ſind die meiſten unzuverläßlich, ſchädlich und gefährlich. Wenn man in Gebrechen der Haut äuſſerlich und zuſam̃enziehende Mittel braucht, wird der Haut geholfen, aber nachdem ſchlägt die unreine Materie in den Leib, u. macht nachdem, wo ſie ſich hinſezet, allerhand ſchlimme Zufälle: Zumahl wann ſolche Salben aus lebendigen Schwefel und Queckſilber beſtehen, Auch hat man in der Gicht, wenn zurüktreibende und Schmerzſtillende Sachen zumahl opiata und narcotica gebraucht werden, nichts Gutes zu vermuthen. Wenn man übermäßige Flüſſe durch ſtyptica mit Gewalt ſtillet, erfähret man ſelten was Gutes. In der Ophtalmie iſt gleichfalls nicht gut äuſſerlich kühlende Arzeneien zu gebrauchen.

Unter die unzuverläſigen Medicamenten werden auſſer denen oben angeführten Sachen, auch zuvorderiſt heftige Purgirmittel und Vomitive oder Brechmittel gerechnet; welche Arzeneien, ob ſie gleich in gewiſſen Fällen bei ſtarken Perſonen an und vor ſich heilſam, von einer ſolchen heftigen Würkung ſind, daß ſie, wo nicht behutſam damit umgegangen wird, mehr Schaden als Nuzen bringen. Zu dieſen gehören nun vornemlich die aus Antimonio bereitet werden, als der ſo genante Mercurius vitæ, vitrum antimonii, crocus metallorum, und ſulphur auratum, welche an Heftigkeit u. Schärfe dem veritablen Gift ſehr nahe kommen; Und ſind ſolchen Perſonen, die einen ſchwachen Magen, und ohnehin Krampf und Blähungen haben, auch denen Hypochondriacis und ſolchen Frauensperſonen, die mit Mutterbeſchwerungen behaftet, höchſtſchädlich: Doch, wo erhebliche Umſtände vorhanden, ſind ſolche Brechmittel eben nicht zu verwerfen, die aus der Solution verfertiget werden, als das Aqua benedicta Rulandi, Syrupus emeticus, Angeli Salæ &c. Uebrigens, wo es nicht die höchſte Noth erfordert, iſt rathſam, von allen Brechmitteln zu abſtrahiren; Und ſind ſolche zur Præſervation auch vor geſunde und ſtarke Leute allerdings ſchädlich, weil man ſich dadurch leicht um ſeine Geſundheit bringen kan: und nur gar zu oft der Weg zu ſchweren und ganz unheilſamen Krankheiten gebahnet wird, laut D. Hofmanni medic. Unterricht 2. B. p. 607. ⸗ ⸗ ⸗ Unter die heftige Purganzen werden gerechnet: die, ſo den Magen und Gedärme unter ſchmerzlichen Kneiwen ſtark angreifen: als vornemlich, Nieswurz, Coloquinten, Gummi Guttæ, Scammonium, Elaterium, Eſula, Laureola, &c. denn alle dieſe Sachen haben die Eigenſchaften eines mineraliſchen Gifts an ſich. Es führen aber alle Purganzen ein ſcharfes Salz bei ſich, welches man daraus ſiehet, daß ſie im Munde gekauet ein heftig Breñen verurſachen, auch äuſſerlich auf die Haut gelegt Blaſen ziehen, zu Pulver gemacht und in die Naſen geſchnaubt ein ſtark Nieſen erwecken, auch innerlich in ungebührlicher Doſi gebraucht den Magen ſammt den Gedärmen anfreſſen und entzünden. Ihre Flüchtigkeit erhellet daraus, daß ſie äuſſerlich auf den Bauch gelegt oder unter die Fusſohlen gebunden doch Stuhlgang machen können. Die Alten haben ihre Füſſe mit gekochten Nieswurzel Waſſer gewaſchen, und davon ofnen Leib bekommen. Es kommen aber auch weiter die Zufälle, ſo von heftigen Purganzen entſtehen, mit denen überein, ſo nach eingenommenen Gift ſich ereignen. Da nun gegen empfangenes Gift nichts ſicherer und beſſer als Milch, Fett, öhlichte und mucilagineuſe Sachen in groſſer Menge getrunken, als bauet man gleichfalls den Schäden, ſo durch heftige Purganzen entſtehen, am ſicherſten durch Milch und andere fette öhlichte Sachen vor. Demnach ſind die gefährlichen Purganzen, und wovor ſich am meiſten zu hüten, die weiſſe Nieswurzel, die Coloquinten-Aepfel, und grana tilli oder ſemina catapotiæ und alle dergleichen Medicamenten, worinn dergleichen eins oder mehrere enthalten. Doch ſind die aloetiſchen Pillen mit der Nieswurzel extract und trochiſcis alhandal verſezt, ſo geſchärfte Hauptpillen genennet werden, ſehr ſchädlich, zumal bei ſchwachen Conſtitutionen, und wo der Magen ſchon entzündet geweſen, ja es zeigen ſich bei der Section ſolcher Cörper, ſo an ſtarken Purganzen geſtorben, eben ſolche Merkmahle, als bei denen, ſo am Gift geſtorben: und zeiget eine jede Purganz in dem Körper ihre beſondere Würkung. Es ſchwächen aber ferner auch ſolche ſtarken Purganzen den Magen und Gedärme, ja ſie laſſen eine Verſtopfung des Leibes nach ſich, dahero hypochondriaci und ſehr zärtliche Perſonen den Leib nicht mit heftigen ſondern gelinden Purganzen öfnen müſſen. Ferner ſind ſie in ſchmerzhaften Krankheiten und Blutflüſſen ſchädlich, auch müſſen vollblüthige und cachectiſche Perſonen, ſo viel unrein Geblüth haben, ſich des ſtarken Purgierens enthalten. Zu der Claſſe der unſichern Medicamenten, können auch die Mercurialia, ja ſelbſt der Mercurius Dulcis, gerechnet werden; denn dieſer, ob er gleich auch purgiret, macht einen incompletten Alvum, und verurſachet öfters heftige Tormina und Spannen im Unterleibe; und hat die Art, daß, wenn er auch gleich in weniger Doſi eingegeben wird, mit ſalibus cujuscunque generis, ſonderlich ammoniacalibus & alcalibus, er dennoch oftmals Salivationes, Grimmen, Beängſtigungen und andere Zufälle erweket, als wenn er in gröſſerer Quantiät allein genommen wird.*) Wie dann durch die Erfahrung bekant, daß, wo in dem Magen und Gedärmen, auch in der Lympha ſelber, viele ſcharfe, ſalzigte und mit Galle vermiſchte Feuchtigkeiten vorhanden ſind, als bei denjenigen, ſo ſcorbuto laboriren, item bei Hypochondriacis, Podagricis & Hyſtericis zu geſchehen pfleget, der Mercurius Dulcis auch in mäſiger Doſi etliche mal gegeben, die Verdauungskraft, und die Nerven ſchwächet und allerlei krampfhafte Umſtände erreget: ſo daß er bei ſolchen Umſtänden mehr zu vermeiden als anzurathen iſt. Ob nun wohl der Mercurius dulcis bei vorſichtigem Gebrauch in Scabie ferina, eingewurzelten Epilepſia, Hemiplexia, und zumal in veneriſchen Krankheiten; ja ſelbſt auch bei Kindern für Würmer, gut und heilſam ſeyn mag, dafern man ihn nur nicht mit andern Purganzen, als Scammonium, Coloquinten ꝛc. vermiſcht, ſo wird doch in Schröders Arzenei Schatz p. 825. im dritten Buch, dieſes dabei erinnert, daß man ſolchen viel eher den phlegmatiſchen Naturen, als den choleriſchen, reichen möge, weil ſie dieſen ſchädlich ſind; Hergegen die da aus dem Antimonio bereitet werden, mehr denen Cholericis dienen ꝛc. Und was die Mercurialia ſelbſt anbelanget, ſo vermehren ſolche,

---

*) Laut Hofmanni Medic. conſultat. p. 278. T. 1.

che, wenn ſie bei unreinen Körpern bleiben, die Unreinigkeit des Geblüts noch mehr, und nehmen, indem ſie ſich mit denen unreinen ſcharfen Salzen derer Säfte vereinigen, eine corroſiviſche Natur an. **) Dienen dahero ſelten oder gar nicht in Affectibus asthmatico-ſcorbuticis ***) Ueberhaupt entkräften alle ſtarke Purganzen den Leib ungemein. Dahero auch viel Medici den Gebrauch derſelbigen gänzlich verworfen. Jedennoch aber bringet derſelbigen vorſichtiger Gebrauch in gewiſſen Umſtänden groſſen Vortheil und Nuzen. Was ausführlichers hievon haben wir gehandelt in dem Referendario, 6ten Theil pag. 103. bis 140. unter dem Artikul: mediciniſche Anmerkung von der ſchädlichen und giftigen Art der Brechmittel, Purganzen, Merkurial Medikamenten, und von dem Misbrauch anderer unzuverläſſigen Arzneimitteln. Man fähret dahero am ſicherſten, wann ja der Unterleib gereiniget werden ſolle, daß man ſowohl in Curirung und Präſervirung der Krankheiten alle ſtarke Purganzen meidet, und nur gelinderer Laxiermittel, ſo den Magen und Gedärme nicht heftig angreiffen, ſich bedienet, als da ſind, Manna, Caſſia, Aloe und Rhabarbern ꝛc. wie auch die pilulæ aloephanginæ, wie ſie in der Pharmacopæa Auguſtana beſchrieben.

Beſondere Manier, die Kornwürmer und Mäuſe von denen Fruchtböden zu vertreiben.

Bei dem Artikel, welcher von der Vertreibung der Kornwürmer handelt, halte vor dienlich, kürzlich zu melden, was man in dem Breſcianiſchen desfalls zu veranſtalten pflegt, und wenigen bekannt iſt, weil diejenigen, ſo ſich dieſes Mittels bedienen, es für ein Geheimnis halten.

Es beſtehet aber in folgendem: Wann das Getraide auf den Kornboden gebracht wird, ſo miſchen ſie unter 10. Säke Korn 4. Säke Hirſen, und hat man die Erfahrung, daß dadurch das Korn viele Jahrr, daß kein Wurm in daſſelbige kommt, erhalten wird.

Solte das Korn verkauft oder gemahlen werden, ſo kan, vermittelſt eines Siebes, mit geringer Mühe der Hirſen davon abgeſondert werden.

Dieſe Art aber iſt nicht aller Orten, wegen Mangel des Hirſens, practicabel; dahero, wenn das Korn, wie es meiſtens geſchiehet, auf dem Felde, auf der unter freiem Himmel zubereiteten Tenne, ausgedroſchen worden, daß ſie ſolches des andern Tages Morgens auf beſagter Tenne wohl ausbreiten, und es alſo bis nach der Veſperzeit liegen laſſen, damit es durch die Sonnenſtrahlen wohl getroknet und erhizet werde.

Dieſes alſo durchwärmte Korn bringet man ſo geſchwinde, als möglich, damit es warm bleibe, auf die Kornböden, an welchen vorhero alle Oefnungen und Fenſter ſorgfältig verſchloſſen und verſtopfet worden.

Den Platz, worauf die Frucht ſoll geſchüttet werden, beſprüzet man zuvor, vermittelſt eines Beſens, mit ſtarkem Eſſig, und wenn dann das Korn darauf geſchüttet worden, ſo wird der Hauffen auch von auſſen, das iſt, oben und an der Seiten, ebenfalls wohl mit Eſſig beſprenget, und alſo vor den Kornwürmern verwahret.

Hat man aber Fruchthäuffen, welche allbereits von denen Würmern angegriffen ſind, ſo träget man ſelbige auf einen Platz, welcher wohl von der Sonne beſcheinet wird. Daſelbſt wird es durchgeſiebet, und ausgebreitet, daß es ſich wohl erhitze, und wenn ſolches geſchehen iſt, ſo bringet man ſelbiges alſo heis auf den zuvor ſorgfältig gereinigten Boden, ſchüttet es ſo hoch auf einander, als es der Plaz leidet: ſo wird durch die darinnen befindliche Hizze alles Ungeziefer erſtikket,

---

**) Hofm. Med. conſult. T. VII. p. 136.
***) ib. p. 120. T. X.

ſtikket, und das Korn in wenig Tagen widerum gut, daß es lange Zeit vor dergleichen ſchädlichen Plage frey bleibet.

Es giebt indeſſen auch andere Mittel, die weit practicabler ſind, die Kornwürmer gänzlich abzutreiben; davon verſchiedene beſondere ſichere Mittel in dieſem Referendario 3ten Theil p. 43. im 4ten Theil p. 39. und im 5ten Theil p. 232. angezeigt worden; womit man in hieſigen Gegenden bereits einige Verſuche angeſtellt, und für ſehr bewährt befunden hat. Das obige Mittel iſt in Italien üblich. Von Erzeugung der ſchädlichen Kornwürmer befindet ſich eine beſondere Abhandlung in gedachtem Referendario p. 295. des 5ten Theils, ſo hier mit in Betrachtung gezogen zu werden verdienet.

Das Mittel, die Mäuſe von denen Fruchtböden zu vertreiben, hat unſer Herr Correſpondent von Franciſco Maſſa, einem ehemalen ſehr berühmten Venetianiſchen Medico entlehnet. Es beſtehet darinnen, daß man die Fruchtböden mit Klauen von Mauleſeln, auf Kohlen geleget, wohl durchräuchert, ſo ſollen die Mäuſe heraus laufen, daß man ſie leichtlich tod ſchlagen, und ſich alſo dieſer unangenehmen Koſtgänger entledigen kan.

Die Klauen der Thiere haben ein flüchtiges Salz und ein ſtinkendes Oehl in ſich, welches vielleicht einigem Ungeziefer entgegen iſt. Ob aber hier juſtement Maulthierklauen nöthig ſeyn, oder nicht auch Pferdhufe und andere Klauen den Effect thun würden, ſtünde zu probieren.

Nachricht, wie die Hopfen-Ranken zur Spinnerey zuzurichten.

Die Hopfen-Ranken werden zur Spinnerei folgendergeſtalt zugerichtet: Man nimt im Herbſte, da die Hopfengärten aufgeriſſen und die Blätter von den Hopfenranken reine geleſen worden, ſo viel Hopfenranken als man gedenket Flachs zu machen, ſchneidet ſolche in drei Ellen lange Stüken, röſtet ſie entweder im Waſſer oder auf den Dächern, wodurch von innen ein Dampf und Brüken gehet, oder auch im Schnee. Wann ſie nun den ganzen Winter bis ins Frühjahr gelegen, nimt man ſie herunter, und laſſet ſie troknen; nachdem ſie wohl getroknet, werden die Ranken wie der Flachs geſchwinget, und nachmals gehechelt, weil das Brechen ſodann nicht mehr nöthig.

Am beſten werden bemeldte Hopfen-Ranken geröſtet, wenn ſie erſt einige Nächte im Thau liegen, und ſodann in flieſſendes Waſſer geleget, an der Luft getroknet, auf der Tenne gedroſchen, endlich gebrechet, und übrigens wie Lein oder Hanf hanthieret werden. Die daraus gewebten Sachen werden viel ſtärker, als die vom Lein oder Hanf, auch läſſet ſich die daraus verfertigte Leinwand zu allerlei gebrauchen.

Woher das Paſch- oder Oſter-Ey entſtanden, und was durch dieſe Gewohnheit vorgeſtellet werde?

Die Faſtenzeit wurde vor Alters ſo ſtrenge gehalten, daß man ſich nicht nur vom Fleiſche, ſondern auch von Eyern enthalten muſte, worinn man den Egyptiſchen Prieſtern, die dergleichen thaten, mag nachgeahmet haben. Dannhauer im Evangeliſchen Denkmahl, p. 352. u. f. ſpricht von den Oſtereyern: In dem 3ten Seculo hat die Römiſche Kirche geordnet, nachdem man bisher 40. Tage ſich des Fleiſches und der Eyer enthalten müſſen, und nunmehr auf den Oſtertag der Paſch, Fleiſch und Eyer zu eſſen, geöfnet, daß man die Eyer in die Kirche tragen, und mit gewiſen Ceremonien weihen ſoll.

Wenn die Faſtenzeit heranrükte, ſo ſchmauſeten etliche, und ſtellten ein Spiel an, ſo hernach Carneval, von carni vale dicere, genennet worden, darauf ſie vom Fleiſcheſſen ſich in den beſtimten Wochen enthielten. Nach geendigter Faſten fieng man die Feſttage wieder an mit Eyern, die ſchön bemahlt waren, und als Geſchenke ausgetheilt wurden, welches noch jezt in der Griechiſchen Kirche von den Vornehmſten bis zu den Geringſten gewöhnlich ſeyn ſoll. In dem mit Pritii Vorrede 1698 herausgegebenen Moſcovitiſchen Kirchenſtaat p. 47. heiſt es: Es wird auch niemand, es ſey Manns- oder Weibsperſon, hohes oder niedriges Standes, einem andern einen dergleichen Kus oder Grus, nebſt einem rothen oder anders gefärbten Ey verſagen, ꝛc. ꝛc. Und in Heineccii Abbildung Th. III. p. 233. An dieſem Tage ſchikten auch die Griechen einander Geſchenke, ſo wie auch buntgemahlte und vergüldete Eyer.

Es iſt ſonſt bekant, daß die Römer bei prächtigen Mahlzeiten den Anfang von Eyern und den Schlus mit Aepfeln machten, daher das Sprichwort, ab ovo usque ad mala, von Anfang bis zum Ende, entſtanden iſt. Dieſen Gebrauch hat man vielleicht bei der Feſtmahlzeit nachgemacht, und viel Freude über die geendigte Faſtenzeit bezeuget.

Ob überdem dadurch etwas gewiſſes habe vorgeſtellt werden ſollen, weis ich nicht. Wie aber alle Arten der Speiſen auf mancherlei Weiſe zu Tiſchgeſprächen Gelegenheit geben können; ſo konten freilich auch die Eyer dieſe oder jene Rede veranlaſſen. Hatten ſchon die alten Weltweiſen ein Ey als ein Bild der Welt angeſehen, und dabei von den vier Elementen geredet; ſo konte leicht ein chriſtlicher Hausvater hiebei Gelegenheit nehmen, von der Auferſtehung zu gedenken. Ich erinnere mich, wie an einigen Orten in den Faſtenwochen der Kopf eines Hechts anatomiret werde, wie man alle Gräten aus demſelben hervorſuche, und darunter den Kindern die Werkzeuge, ſo bei der Kreuzigung gebraucht worden, vorbilde, ꝛc. ꝛc.

Uebrigens haben einige dieſen Gebrauch von den Heyden hergeleitet, welche die Eyer bei ihren lustrationibus und expiationibus gebrauchten. Und andre, als Georg Frank von Frankenau, haben gar den Urſprung dieſer Gewohnheit in den Jüdiſchen Schriften finden wollen. Man ſehe Jo. Frid. Mikeii Oologia Paschalis. Darmſtadt. 1732. Phil. Grosgebauer, Rect. Vinarienſ. Progr. de ovo paschali, 1693. Jo. Frid. Gottl. Erdmanni Comment. Crit. de ovo paschali, Lipſ. 1736. welche lezte Schrift ich bei der Hand habe.

Beobachtung von den Fluskrebſen.

Wir eſſen bei jeziger Jahrszeit beinahe täglich Krebſe, und finden daran manches angenehmes Lekerbiſſen, vorzüglich zu der Zeit, wenn die alten Schalen bald abgeworfen werden ſollen, oder vor kurzem abgeworfen ſind. Die Gewohnheit, dieſe wunderbaren Geſchöpfe ſo oft und in Menge zu ſehen, iſt Urſache, daß wir das auſſerordentliche daran nicht bemerken, welches einem beobachtenden Auge auf mancherlei Weiſe ſich darleget. Die Gegenwart der ſo genanten Krebsaugen, oder Steine, welche in weniger Zeit wieder vermiſſet werden; die Urſachen, woher dieſe Steine entſtehen; der Endzwek, warum ſie da ſind; die jährliche Veränderung der Krebsſchale, warum und wie ſolche geſchiehet; das Vermögen der Krebſe, ihre abgeriſſenen oder beſchädigten Gliedmaßen mit neuen von gleicher Art zu erſezen, [illegible] Entſtehen der ſo genanten Faden, welc[illegible]an in den Krebſen den Winter hindurch f[illegible]et, und deren Abweſenheit in den Sommerm[illegible]aten, ja der ganze Bau des Krebſes ſelbſt; ſolches alles ſind Wunder der Natur, die gröſſesten Theils nur dieſem Geſchlechte der Thiere, wenigſtens auf die Weiſe, wie wir ſolche hier bemerken, eigen ſind. Unſere vernünftigen Leſer werden gern einige Beobachtungen durchſehen, die hievon bei der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Paris übergeben ſind, und wir wollen ſolche aus dem 3ten, 4ten und 5ten Theile der von dem Herrn von Steinwehr überſezten Abhandlungen mittheilen, da die wenigſten Leſer dieſes angenehme Buch ſelbſt nachzuſchlagen Gelegenheit haben.

Unter den ſehr vielen Beobachtungen, die man in gewiſſen Theilen der natürlichen Hiſtorie gemachet, bleiben einige in Dunkelheit, und iſt ſo viel, als wenn man nichts von ihnen wüſte, weil ſie nicht durch neue Verſuche beſtättiget werden. Indeſſen iſt es zum Aufnehmen der Naturkunde nicht genug, neue Entdekungen zu machen, ſondern es iſt auch daran gelegen zu hindern, daß die alten ſich nicht verlieren. Gewiſſe Materien mus man alſo wieder vor die Hand nehmen, wenn ſie nach einiger Zeit vernachläſiget zu ſeyn ſcheinen, und man von ihnen nichts anders, als auf Glauben eines Schriftſtellers ſagen kan, auf den man ſich immer ſicher verlaſſen darf.

Wenn man es ſo anfängt, ſo hat man das Vergnügen die gemeine Meinung entweder zu beſtättigen, oder zu widerlegen, oder wenigſtens ins Licht zu ſezzen. Denn wenn eine Sache nur von wenigen abgehandelt wird, pfleget ſie nicht erſchöpfet zu werden. Dieſes hat mich bewogen, aufs neue einige Beobachtungen bei den Fluskrebſen, ſonderlich den Steinen, anzuſtellen, die man bei ihnen findet, wenn ſie ihre Schale abwerfen; und die der Geſtalt wegen Krebsaugen genennet werden.

Die gemeinſte Meinung gehet dahin, dieſe Steine hätten ihren Siz im Gehirne der Fluskrebſe. Das glaubet Geſner, Agricola, Bellon. Allein, es fehlet ſo viel, daß ſie im Gehirne zu finden wären, daß man ſie vielmehr umher um ihren Magen antrift.

Van Helmont ſcheint dieſes zuerſt wahrgenommen zu haben. Weil er ſich aber in ſo vielen Stüken verdächtig gemachet, ſo hat ſeine Meinung über die einmahl angenommene nicht die Oberhand gewinnen können. Wenige alſo, die geſehen, daß die Erfahrung für ihm ſey, ſind ihm beigefallen.

Er hatte bemerket, daß gegen die Hälfte des Junius die Krebſe anfiengen krank zu werden: denn das iſt ohngefehr die Zeit, da ſie die Schale zu ändern anfangen. Sie bleiben indeſſen 9. Tage, und länger, matt, und gleichſam todt. In der Zeit, glaubet er, entſtehe eine neue Haut, die den Magen umgiebt, und zwiſchen beiden trete auf beiden Seiten eine milchige Feuchtigkeit aus, die ſich in Stein verwandele. Dieſe neue Haut entſteht, nach ihm, aus dem milchigen Safte, wie ſie auf heiſſer Milch ſich anzuſezzen pfleget. Sie wird der neue Magen, und der alte, der inwendig iſt, löſet ſich mit der übrigen Feuchtigkeit, und den Steinen ſelbſt, nach und nach auf, und dienet dem Thiere 27. Tage lang, ſo lange dauren die Steine, zur Nahrung. Denn indeſſen iſſet es nicht, und man findet keine andere Speiſe in ſeinem Magen.

Allein, was Helmont ſaget, Punct für Punct zu folgen, iſt mir unmöglich geweſen. Ich habe aber einige Beobachtungen gemachet, die mit den ſeinigen überein ſtimmen.

Ich habe Krebſe gefunden, die ſehr weich, und bereit waren, ihre Schale abzuwerfen: denn ſie war ſchon aufgehoben, und die neue in Geſtalt einer ziemlich diken Haut darunter zu ſehen, der nichts als die Zeit fehlte, daß ſie ſo hart ward, als die, welche abgehen wolte.

Die abgehende Schale war ſehr dünne, und die inwendige Haut, die ſie zu bekleiden pfleget, nicht mehr daran feſt, ſondern ſie machte eine neue Schale.

Eben dieſes habe ich an den Krebsſchwänzen bemerket. Die obern Schalen lieſſen ſich leicht aufheben, und die Haut ſehen, aus denen die neue Schale werden ſollte.

Wenn ich die Scheren zerbrochen, habe ich eben dieſes gefunden. Man kan alſo ſagen, daß, wenn der Krebs ſeine Schale abwirft, die inwendige Haut ſich vollkommen los giebt, diker und feſter wird, und die Schale machet.

Diejenigen, welche ihre Schalen zu ändern anfiengen, und die inwendige Haut ziemlich dike hatten, zeigten die vollkommenſten Steine, die wie ein junger Pfifferling (Champignon) ausſahen.

Damit ich aber von dem Urſprunge der

Steine recht unterrichtet würde, ſo habe ich in andern Jahrszeiten Krebſe aufgemachet, aber nichts gefunden. In den lezten Beobachtungen aber von dieſem Monate habe ich muntere Krebſe, und die ihre Veränderung erſt anfiengen, geöfnet, und anſtatt jedes Steines ein weiſſes Plätlein gefunden, das mitten in einem Schleim ſchwamm, und vermuthlich der Anſaz zum Steine war. Dieſer Stein, nebſt dem klebrigen Safte, lagen in einem kleinen häutigen dünnen Sake.

In andern waren die Steine ganz fertig; der Magen war dichte, und voll brauner geſchiger und ſtinkender Feuchtigkeit.

Unter dem Sake, in dem die Steine liegen, habe ich ein häutiges plattes Bläslein angetroffen, deſſen Nuzen ich noch nicht weis. Nur dieſes habe ich bemerket, daß, wenn kein Stein mehr da iſt, dieſes Bläslein mit klarem und ſüſſem Waſſer angefüllet ſey, und eben den Raum einnehme, als der Stein.

Bei andern waren die Steine groß, ſchön, und ſie, nebſt dem Magen, in eine neue ſehr feine Haut gehüllet. Nachdem man dieſe Haut aufgehoben, unterſchied man ganz vollkommen drei neue Zähne, die denen im alten Magen ganz ähnlich waren, ſo, daß man nicht zweifeln kan, dieſe Haut werde mit der Zeit der wahre Magen.

In den Krebſen, die eine neue Haut hatten, war der Magen voll braunen Saftes. Die Haut des Magens war zart. Keine zähe oder klebrigte Materie noch Spur des alten Magens war zu finden. Die Steine waren ſehr klein geworden, und gleichſam von einem auflöſenden Weſen angefreſſen. Sie lagen in einer ſehr feinen Haut, welche die einzige Scheidewand war, die ſie von der Gefangenſchaft des Magens abſonderte.

In andern Krebſen, die ihre neue Schaale ſchon längſt trugen, habe ich ihre Steine nicht an der gewöhnlichen Stelle, ſondern völlig im Magen, und mit den holen Seiten verbunden geſehen.

Bei andern, deren neue Schale faſt ganz hart war, habe ich da, wo die Steine zu liegen pflegen, nur einen weiſſen Flek geſehen, der nichts anders, als die beiden Häute des Bläsleins war, das den Stein einſchlos; die Häute ware zuſammen gefallen. Der Magen war voll gelbes Saftes und Fras, ohne Spur eines Steins. Ich habe ſo gar Stüke von Schalen und Scheeren anderer Krebſe halb verdauet heraus genommen. In dieſen leztern habe ich wahrgenommen, daß der Raum, den die Steine einnahmen, durch eine andere Blaſe voll Waſſers, von der ich ſchon geredet, angefüllet war.

Alle die Beobachtungen beweiſen uns, 1) Daß die Steine, die man aus dem Kopfe der Krebſe nimmt, nicht in ihrem Gehirn, ſondern in dem darunter liegenden Magen ſind.

2) Daß die neue Schale aus ihnen nicht gezeuget werd, wie einige vorgegeben haben: denn ſie ſind noch da, wenn die neue Schale fertig iſt.

3) Daß, wenn ſie die Schalen verlieren, ſie den Magen auch verlieren, ohne daß es ſcheine, daß ſich die andern Theile auch verneuen, das Eingeweide ausgenommen, das ſich, gleichwie der Magen, zu verneuen geſchienen.

4) Daß die Steine nicht zu anderer Zeit, als wenn die Schalenveränderung vorgehet, in den Krebſen zu finden ſind, und daß ſie nachher in den neuen Magen eingehüllet werden, allwo ſie nach und nach abnehmen, bis ſie gänzlich vergehen.

5) Es erhellet alſo, daß dieſe Steine ſowohl, als die Haut des alten Magens, dem Thiere in ſeiner Krankheit, die ihm die Schalenveränderung erreget, zur Nahrung gereichen.

Einige Schriftſteller geben vor, die blaue Farbe an gewiſſen Krebsſteinen ſey die Würkung einer beſondern Krankheit, die einige bei ihrer Schaalenveränderung befalle. Iſt aber auch dieſes nicht die wahre Urſache, ſo iſt doch gewis, daß Steine von dieſer Farbe im Kochen eine Fleiſchfarbe annehmen. Ja die bloſſe Sonnenhize machet ſie röthlicht.

Daher kommt es, daß wir unter denen, die wir brauchen, blaue und fleiſchfarbige antreffen. Es gehet mir ſchwer ein, zu glauben, die meiſten Steine, die man verkauft, ſeyen, wie einige dafür halten, nachgemacht. Sie geben die groſſe Menge, die man hat, zur Urſache an; bedenken aber nicht, daß man Krebſe aller Orten und in groſſem Ueberflus findet. Ueber dieſes hat der Krebsſtein Lagen, wie Bezoar, welche die Kunſt ſchwerlich nachmachen kan. Wenn man ſie calciniret, ſo werden ſie ſchwarz, blätterig, und haben einen urinhaften Geruch. Alſo ſind ſie würklich aus dem Thierreiche. Durch die Auflöſung gewinnt man einen urinhaften Geiſt, und etwas flüchtiges Salz. Es ſcheint, die Krebsſteine, die wir gebrauchen, nehme man aus den lebendigen, und die blauen oder röthlichen aus den kranken und toden.

Man eignet meiſtens den Krebsſteinen eine blos die Säure dämpfende Kraft zu. Folgende Erfahrung aber zeiget, daß ſie andere Eigenſchaften haben, die ſie bis in die Maſſe des Blutes führen.

Eine Perſon hatte der Säure und Schärfe wegen ein Tränklein genommen, darin Krebsſteine waren. Auf einmahl ward ſie von einer Art von Roſe befallen, die nur das Geſicht angrif. Denn dieſes ward davon aufgeblaſen, und hatte groſſes Stechen. Der Geſchwulſt erſtrekte ſich bis zum Halſe, und hinderte, leicht zu ſchlukken. Man dachte Anfangs, es ſey unter den Krebsſteinen etwas ſchädliches gemiſchet geweſen, oder wenigſtens hätte man ſie einem kupfernen Mörſer gerieben, darinn ſie die übele Eigenſchaft angenommen. Man gab eben dieſes Tränklein mit andern Krebsaugen. Sie thaten aber eben die Wirkung. Nachdem aber die Kranke vernommen, daß im Tränklein Krebsaugen wären, befreiete ſie den Arzt von ſeiner Unruhe, und ſagte ihm, ſie erinnerte ſich, daß ihr eben der Zufall, ſo oft, als ſie Krebſe gegeſſen, begegnet ſey. Kurz: Nachdem die Krebsaugen weg blieben, blieben auch die Zufälle weg. Man hat ſeitdem bemerket, daß die Krebſe ihrem Sohne eben die Zufälle erregten. Wie oft ändern und ſtöhren nicht die Temperamente die Wirkung der Arzeneyen!

Neben den Fluskrebſen hat man ſogenante Hummer, oder groſſe Seekrebſe (Aſtacus marinus) darin man Steine findet. Sie ſind, die Gröſſe ausgenommen, unſern Fluskrebſen ganz ähnlich.

Wenn aber einige Menſchen einen Abſcheu vor Krebſen haben, ſo iſt er, wie Helmont bemerket hat, dagegen bei den Krebſen vor den Säuen ſo gros, daß, wenn nur eine bei ihnen vorbei gehet, ſie alle ſterben. Deswegen, ſagt er, ſezzet man im Brandenburgiſchen, wo der Krebsfang ſtark iſt, wenn man ſie verführet, allemahl einen Wächter zu dem Wagen, damit kein Schwein darunter weg laufe. Denn wenn nur ein einziges ſo nahe käme, ſo wären ſie den andern Morgen gewis alle todt.

Mittel wider die Affecten;

zumalen Zorn ꝛc.

Das Geſichte iſt der Spiegel der Seele, und die Augen ſind die wahren Verräther des Herzens, ſie zeigen, was darinnen vorgehet, und ob es von Zorn, Traurigkeit, Liebe, Schreken, Furcht, oder Verzweifelung beherrſcht werde. Dieſe genaue Uebereinſtimmung der Affecten mit den Geſichtsminen macht, daß auch ſogar bisweilen Affecten entſtehen oder vermehret werden können, wenn man mit Fleis die darzu erforderliche Geſichtsſtellung und Geberden annimmt: und es iſt nichts unerhörtes, daß ein Comödiant im rechten Ernſte zornig wird, wenn er eine zornige Perſon vorſtellen ſoll, ob er ſchon weis, daß weiter von ihm nichts erfordert werde, als das Bild des Affects recht lebhaft abzumahlen. Sollte man ſich dieſes Mittels nicht auch bedienen können die Affecten zu mäſſigen? Man hat gar nicht daran zu zweifeln, daß hier ein Teufel durch den andern ausgetrieben werden könne, wenn man nur vermögend iſt einen Affect hervorzubringen, welcher dem gegenwärtigen entgegen geſezt iſt. Dieſes iſt freilich ſchwer, aber es iſt nicht unmöglich. Man ſieht wohl, daß vieles darauf ankomme, daß man die widrige Vorſtellungen durch ſolche vertilgt, welche von einer andern Art ſind, und es iſt nichts ungewöhnliches, ſich die Traurigkeit durch Leſung eines angenehmen Buches oder moraliſche Betrachtung zu vertreiben. Es wird aber dieſer Zwek deſto eher erhalten, und die Schädlichkeit des Affects in Anſehung der Geſundheit verhütet, wenn man ſich bemühet ſolche Geſichtsminen anzunehmen, welche die Kennzeichen eines entgegen geſezten Affects ſind. Laura iſt ſehr choleriſch, eine Kleinigkeit kan ſie zum Zorne reizen, und dieſes iſt der Urſprung ihrer Krankheiten, welcher macht, daß ſie bald ein Gallenfieber bekömmt, bald mit der gelben Sucht befallen wird, oder andere beſchwerliche Zufälle bekömmt. Rathet ihr, daß ſie allemal wenn ſie zornig wird, vor den Spiegel tritt, über die Abſcheulichkeit ihrer Minen Betrachtungen anſtellt, und ſich zwinget ſo freundlich auszuſehen, als wenn ſie ſich wollte abmahlen laſſen: wenn ſie dieſes ofte thut, ſo wird endlich ihr Herz anfangen dem Geſichte ähnlich zu werden, und dieſe Veränderung wird die Arzenei ſeyn, welche ſie von allen Beſchwerungen befreiet. Eben ſo kan man es mit andern Affecten machen, wenn ſie Urſachen zu Krankheiten geben.

Es haben ſich alſo ſonderlich ſolche Leute, welche zu krampfhaften Zufällen geneigt ſind, für dergleichen Affecten zu hüten und ſich zu bemühen, dem Weiſen ähnlich zu werden, welchen uns der Herr von Haller beſchreibt:

Wie dem, der vom Olympus ſieht,
Der Menſchen Pracht in nichts verflieht,
Und ſtolze Schlöſſer werden Hütten:
Die gröſten Heere ſcheinen ihm,
Als wann mit lächerlichem Grimm,
Um einen Halm Ameiſen ſtritten.

So ſieht in ungeſtörter Ruh
Ein Weiſer auch den Menſchen zu,
Und lacht der mühſamen Geberden,
Wenn ihr Geſchwärm den Plaz verengt.
Und ſich um einen Tand verdrängt,
Worüber keiner froh wird werden.

Hat man ſich indeſſen doch von dem Zorne hinreiſſen laſſen, ſo thut man wohl, daß man den Speichel nicht hinterſchlukt, ſondern auswirft, welcher zu der Zeit eine ſehr ſchädliche Eigenſchaft hat. Man mus auf den Zorn weder eſſen noch trinken, viel weniger aber Purgier oder Brechmittel gebrauchen, wodurch das krampfhafte Zuſammenziehen der innern Theile nur vermehrt werden würde. Viele haben die Gewohnheit, ein aus Salpeter, tartaro vitriollato, Krebsſteinen und Zinnober zubereitetes niedergeſchlagenes Pulver, mit einem Glaſe voll Waſſer zu nehmen, indem dadurch der Krampf gelindert, und die Hizze des Bluts gemäſiget wird. Sonſt ſchikket ſich für Leute, welche ſehr zum Zorne geneigt ſind, nichts, das eine Hizze und Wallung herfür bringt, dergleichen die Gewürze, ſtarke Biere, Weine oder Brandeweine ſind: ſondern es ſind kühlende Speiſen und Getränke, imſonderheit die Milch, das Waſſer, und die Gartenfrüchte, für ihr hizziges Temperament viel bequemer.

Die Beerdigung des Maulwurfs.

Der berühmte Herr Profeſſor Gleditſch hat zwar bereits im achten Theile der Abhandlungen der Königlichen Geſellſchaft in Berlin, S. 29. umſtändlich beſchrieben, wie die Maulwürfe beerdiget werden. Es iſt auch eine Teutſche Ueberſezung davon in das 25ſte Stük der phyſicaliſchen Beluſtigungen S. 1103. geruket werden. Da aber gegenwärtige Blätter verſchiedene Leſer haben, denen jene Abhandlungen unbekant bleiben;

ben; ſo wird denenſelben nicht unangenehm ſeyn, hier das Merkwürdigſte von dieſer beſondern Anmerkung wiederholet zu finden.

Wenn man des Sommers über einen toden Maulwurf in einem Garten auf der Erde liegen läſſet, ſo wird derſelbe, wenn das Erdreich nicht gar zu feſte iſt, nach ein bis höchſtens zweimal 24. Stunden weg ſeyn, und man ſiehet weiter nichts, als daß das Erdreich an der Stelle, wo er gelegen hat, loker und umgearbeitet iſt. So bald ein ſolches Thier in die Fäulnis übergehet, finden ſich bei demſelben ein paar, oftmals auch nur ein einzelner Käfer ein, welche durch den Geruch angeloket werden, und von dem Geſchlechte ſind, welches Herr Linnäus Dermeſtes heiſſet, und ſich von den übrigen Käfern darinn unterſcheiden, daß ihre Fühlhörner oben käulenförmig und nicht getheilet ſind, unten aber aus kleinen vor einander geſezten Ringen beſtehen, (Antennæ perfoliatæ transverſim, Linn. Syſt. N. p. 55.) Unter dieſem Geſchlechte gehöret dieſe Art zu denjenigen Gattungen, welche ſich vom Fleiſche nähren, und daher im Deutſchen Spekkäfer genennet werden; dahingegen andere, welche Herr Linnäus in Fauna Suecica p. 136. u. f. beſchreibet, im Holze wohnen. Gegenwärtiger, die toden Thiere begrabender Spekkäfer iſt unter allen dieſes Geſchlechts der gröſſeſte, und viel gröſſer, als einer der übrigen: da er ohngefehr 10. Linien lang und 3. Linien eines Pariſer Zolles breit iſt. Er iſt von Farbe ſchwarz, auſſer daß auf ſeinen harten Flügeldeken, welche mehrentheils vierekigt, und unten ſtumpf abgeſchnitten ſind, zwei bräunlicht gelbe ausgeſchweifte breite Streifen quer über gehen. Herr Linnäus würde ihn alſo nennen:

> Dermeſtes maximus elytris poſtice truncatis, quadrangulis, faſciis duabus, latis, luteis, transverſalibus.

Am beſten ſchiket ſich für ihn der von Hrn. Gleditſch angenommene trivialiſche Name Dermeſtes veſpillo. Denn es iſt beſonders merkwürdig, und artig anzuſehen, mit welcher Geſchwindigkeit und Geſchiklichkeit dieſes Thier für ein anderes todes Thier ein Grabmahl zubereiten kan. Weñ man nemlich des Sommers über, einen Maulwurf in dem Garten auf die Erde leget, ſo wird der Geruch, ſonderlich weñ das Thier in die Fäulnis überzugehen anfänget, in wenig Stunden, und vornemlich in der Nacht, einen oder ein paar (mehrere habe ich niemals dabei gefunden) dieſer Todengräber herbei loken, welche gleich unter das tode Thier kriechen, und die Erde darunter mit ihrem Kopfe und Beinen loszumachen wiſſen; alsdenn ſchieben ſie mit ihren Hinterfüſſen die Erde in lauter kleinen Klumpen hervor, und machen eine Höhlung, ſo gros, als das zu beerdigende Thier ſelber iſt: ſo wie die Höhlung unter demſelben tiefer wird, ſinket das Thier hinunter, und die um daſſelbe herausgekrazte Erde fällt theils darüber von ſelber wieder zu, theils bedeken ſie ſolches damit, und kriechen ſodann zurük. Auf dieſe Weiſe können ſie ein todes Thier einen Schuh tief, und darüber, in die Erde bringen, und dieſes, wenn das Erdreich einigermaſſen loker iſt, in einer Zeit von 2 bis 3. Tagen. Wenn man einen toden Maulwurf gegen Abend auf ein friſch umgearbeitetes Feld leget, und es giebt dieſer Art Käfer in der Nähe, ſo wird jener ſchon des andern Morgens ganz mit Erde bedeket ſeyn. Wenn dieſer Todengräber nun ein todes Thier begraben hat, ſo nähret er ſich ſelber davon, und leget ſeine Eyer darinn, aus welchen bald kleine weiſſe Maden kriechen: dieſe finden gleichfalls in der Höhlung des Thiers eine ſichere Wohnung und ihre Nahrung. Zu Zeiten findet ſich ein Paar dieſer Todengräber bei einem toden Thiere ein, welche mit vereinten Kräften an der Beerdigung arbeiten, oft aber unternimmt nur ein einziges Thier die Beerdigung, und es iſt recht bewundernswürdig, was für Hülfe ſich daſſelbe geben kan, um ein Thier zu bezwingen, das wohl zweihundertmal gröſſer und ſchwerer iſt. Wir Menſchen verzweifeln, wenn wir eine Laſt bewegen ſollen, die etwa noch einmal ſo ſchwer iſt, als wir ſelber. Wenn dieſer Todengräber bei ſeiner Arbeit etwas lebendiges in der Nähe merket, kriechet er hervor, und forſchet neubegierig umher, gehet aber bald an die Arbeit zurük. Hat er ſich ganz ermüdet, ſo ſteket er ſeinen Kopf eine Zeitlang vor ſich in die Erde, und ſchläfet gleichſam. Stöhret man ihn in ſeiner Arbeit, und ziehet das ſchon unter die Erde gebrachte Thier wieder hervor, ſo fänget er ſeine Arbeit ganz unverdroſſen wieder von neuem an, und wird, da die Erde ſchon einmal loker und umgearbeitet iſt, das Thier mit einer faſt unglaublichen Geſchwindigkeit abermals mit Erde bedeken. Da dieſer Todengräber unter der Erde wohnet, und ſich eigentlich bei Tage nicht ſehen läſſt, ſo iſt er den mehreſten unbekant geblieben, und ſelbſt Herr Linnäus hat ihn in ſeiner ſonſt ſo zahlreichen Sammlung nicht angeführet.

Nach des Herrn Gleditſch Angabe hat ihn der Herr Friſch in ſeinen Inſectenbeluſtigungen beſchrieben. Ich habe das Werk ſelbſt nicht bei der Hand, um nachzuſehen, ob der von dieſem beſchriebene Käfer nicht der Scarabæus clypeo marginato, elytris nigris, faſciis duabus transverſis rubris Linn. Faun. Suecic. 347. weil Herr Friſch ſeinen Käfer beſchreibet, daß er einen Muſcusgeruch habe, dieſer Todengräber hingegen einen ausnehmenden, heßlichen, widrigen und durchdringenden Geſtank giebet. Bei jenem führet Herr Linnäus auch den Friſch an, und beide kommen an Geſtalt und Gröſſe ſich ziemlich nahe, auſſer daß die bei dem Todengraber braungelb ſeyende Striche bei dieſem Scarabæo ſchön roth ſind. Eine genauere Beſchreibung von dem Todengräber giebt Herr Gleditſch am angeführten Orte S. 53.

Von einem Maulwurfsfänger erinnere ich mich einmal gehört zu haben, daß es gefährlich ſey, tode Maulwürfe liegen zu laſſen. Denn wenn ſich Schmeisfliegen darauf ſezten, und von da wieder auf Kühe flögen, ſo wären ſie dieſen höchſt ſchädlich, weil ſie von jenen ein gewiſſes, dieſen ſchädliches Gift an ſich zögen, welches ſie, wenn ſie ſich nur darauf ſezten, dem Kuhviehe mittheileten; dieſes würde davon gleich krank, und könte wohl gar daran ſterben. Dieſe Angabe ſchiene mir erſt unwahrſcheinlich, ich habe auch keinen Beweis davon geſehen. Wie aber doch in der Natur nichts ſo ſchlecht und geringe iſt, daß es nicht wieder ſeinen Nuzen habe, alſo hat ohne Zweifel die Allmacht auch in dieſem Stüke für unſer Beſtes geſorget, und nicht ohne Urſache dieſes ſonſt in unſern Augen verächtlich ſcheinende Thier erſchaffen, welches zu unſerer Sicherheit die toden Maulwürfe augenbliklich aufſuchen und einſcharren mus, weil ſie, wenn ſie über der Erde verweſen mögten, uns ſchädlich ſeyn würden.

Wenn übrigens der Hr. Gleditſch die Maulwürfe einen unſerer Hauptfeinde, und den gröſten Zerſtöhrer unſers Vermögens nennet; ſo weis ich nicht, ob wir Urſache haben, den Maulwurf für einen ſo gefährlichen Feind zu halten, und ſo ſehr, wie würklich geſchiehet, zu verfolgen. Denn ein Maulwurf friſt keine Pflanzen, ſondern ſuchet nur in der Erde diejenigen Würmer auf, welche ſich von den Pflanzen nähren, dieſe verzehren, und eigentliche Zerſtöhrer unſers Vermögens ſind. Werden nun die Maulwürfe ausgerottet, ſo bleiben die Würmer, welche ſie ſonſt verzehret haben würden, in der Erde, und thun uns, wiewol heimlich, mehr Schaden, als wie wir zu gewinnen vermeinen. Es gehet uns aber in unſern mehreſten Handlungen ſo: wir urtheilen nur nach dem Aeuſſerlichen, und erwegen niemals die Folgen, noch weniger daß wir auf die Ordnung im

Ganzen Acht geben. Die Gänge, welche der Maulwurf machet, und die Hügel, welche er aufwirft, ſind unſern Augen anſtößig, und es verdrieſſet uns, wenn wir unſere eben gemachten Felder verdorben und in Unordnung gebracht ſehen: alſo mus der Maulwurf ſchon verdammet ſeyn, und wir bedenken nicht, daß er zugleich für unſern wahren Vortheil arbeitet.

Ob durch das Elektriſiren gelähmte Arme und die Taubheit curirt werden könne?

Wenn die leztere von Flüſſen oder Rhevmatismen entſteht, dient zur Antwort, daß die Erfahrungen von ſolchen durch die Elektricität bewerkſtelligten Curen gar nichts neues mehr ſind, und, daß man ſchon viel wichtigere Krankheiten von dieſer Art gehoben habe. Man kan daher allen mit ſolchen Zufällen behafteten Perſonen treulich rathen, den Verſuch mit der Elektricität zu machen, zumal da ſie, wenn ſie auch nicht hilft, doch wenig Schaden verurſachen kan. Es iſt übrigens noch eine groſſe Frage, ob die Elektricität dieſe groſſe Würkungen vermittelſt der elektriſchen Ausdünſtungen, das iſt, auf eine phyſiſche Art, oder ob ſie ſie vermittelſt der durchdringenden Erſchütterung, das iſt, mechaniſch, würket. Das Zittern des Krampfſiſches curirt die gelähmten Theile eben ſo gut, als die Elektricität, und man hat Exempel, daß ganz contracte Leute blos von der Erſchütterung, wenn ſie in Wagen auf Steinen gefahren ſind, die Geneſung erhalten haben. Wenigſtens verdient die Sache Nachdenken.

Art, die Maulbeerbäume zu ſäen.

Die gemeinen Methoden, die Maulbeerbäume anzuziehen, ſind jedermann bekant, und diejenige, welche hier vorgeſchlagen wird, iſt ſo geſchwind, und vermehrt dieſe Bäume ſo ſtark in jedem Erdreiche, und mit ſo wenig Ungelegenheit und Koſten, daß es ein wahrer Nuzen für das Publicum iſt, ſie allgemein bekant zu machen.

Nehmet vollkommen reife Maulbeeren, weichet ſie eine Zeitlang in Waſſer, und zerdrükt ſie dann zwiſchen den Händen. Indeſſen daß die Maulbeeren weichen, laſſet Heu auf die Art zuſammen ſpinnen, daß daraus mittelmäſige Strike oder Wiſche werden, welche man mit dem Breye der zerknirſchten Maulbeeren überziehet, dieſelben hierauf in eine Furche in die Erde leget, und etwa einen Zoll hoch Erde darüber deket. Hierin beſtehet das ganze Geheimnis. In kurzer Zeit werden eine ſolche Menge Maulbeerbäume aufgehen, daß ein Plaz von 30. Toiſen ins Gevierte Vorrath genug geben kan, um ſie in einer groſſen Provinz zu verpflanzen. Wenn dieſe kleinen Maulbeerbäume eine groſſe Höhe erreicht haben, ſo müſſen ſie in die

Baumſchule, das iſt, man verpflanzt ſie zween bis drei Fus weit von einander, und läſt ſie ſo wachſen. Sie kommen darinn ſehr ſchön und in kurzer Zeit an, und wenn man welche in der Baumſchule findet, die ſchon als eigene Bäume betrachtet werden können, ſo hebt man ſie aus, und pflanzet ſie dahin, wo ſie bleiben ſollen. Es läſt ſich nicht genau beſtimmen, in wie kurzer Zeit eine ſolche Pflanzung aufgezogen werden kan. Denn die Geſchwindigkeit des Fortganges richtet ſich nach dem Erdreiche: inzwiſchen kan man verſichern, daß die Arbeit denen bald reichlich werde bezahlt werden, die dieſe Methode erwählen.

Nach eben dieſer Methode kan man auch Himbeerenſträuche, Erdbeerenkraut/ und ſogar Feigenbäume ziehen, obgleich auch die Abſenker der lezteren vollkommen ſchön wieder treiben. Es mag es alſo damit verſuchen, wer will. Was aber die Maulbeerbäume betrift, ſo iſt dieſes gewis die vortheilhafteſte Methode von allen. Man macht die Seile zuweilen mit Rinde von Linden: allein, das Heu ſcheint das beſte zu ſeyn. Denn die Seile oder Wulſte, die man windet, ſind nicht ſo dicht, ſondern rauher, und es laſſen ſich alſo damit die kleinen harten Körner in den Maulbeeren beſſer ſamlen, die eigentlich der Saame davon ſind. Aus eben dem Grunde könnte man ſich härener Seile bedienen.

Neue Anmerkungen vom Sodbrennen, deren mancherlei Urſachen und Mitteln dafür.

Die Urſach dieſes Uebels kan ſehr mannigfaltig ſeyn. Es kan eine überflüſige Säure, ein ſaures freſſendes Aufſtoſſen, es kan eine alkaliſche Schärfe ein Brennen im Schlunde verurſachen, es kan auch der Schlund oder der obere Magenmund angefreſſen oder wund ſeyn, vieler andern nicht ſo gewöhnlicher Urſachen zu geſchweigen. Wider die Säure dienen erdigte abſorbirende, wider die alkaliſche Schärfe, ſaure Sachen, und wider das Anfreſſen ſchmeidigende und heilende. Wenn es nicht recht offenbar iſt, woran der Fehler liege, ſo mus man mit allerlei wider den Sod dienlichen Mitteln Verſuche anſtellen, aber davon auch alſobald wieder abſtehen, wenn man findet, daß ſich das Brennen darnach verſchlimmert, oder nicht gleich ein wenig leget. Hieher gehöret, daß man zuweilen 15. bis 20. Tropfen vom oleo tartari per deliquium allein verſchluket, warmes Getränk trinket, ein Stük Kreide iſt, oder 6. bis 8. Stük geſchälte Mandeln käuet und verſchluket. Wer es haben kan, läſt ſich Morſellen wider den Sod zurecht machen, die nicht übel ſchmeken, und davon man, ſo oft es nöthig iſt, eine genieſſet. Ich will eine ſolche Zuſammenſezung vorſchlagen, die ſehr gute Dienſte zu thun pfleget: Man nimt zwei Quintlein der weiſſeſten Kreide, ein Quentlein ſo wohl von zubereiteten Corallen, als von Schnekenſchalen und ein halbes Quentlein Muskatnus. Dieſes läſt man mit hinlänglichen Zuker, der in Portulacwaſſer aufgelöſet worden, zu Morſellen machen. Wenn das Blut dabei in Bewegung iſt, ſo thun gelinde Säuren, Salpeter, Vitriolſpiritus, oder Salzſpiritus gute Würkung. Wenn die Schärfe der Galle das Sodbrennen verurſacht, ſo kan ein Pulver aus gleichen Theilen von Krebsaugen und Salpeter, oder auch eine der obigen Morſellen dienlich ſeyn. Wenn der Sod vom Genuſſe fetter Sachen entſtehet, ſo dienet ein Schluk Brantwein; und, wenn der Magenmund und Schlund von der Schärfe angefreſſen iſt, ſo kan man mit gutem Nuzen einige Taſſen voll heiſſen Thee trinken, worinn eine gute Menge Gummi Traganth oder arabiſches Gummi aufgelöſet worden iſt. Zuweilen kan von der Vollblütigkeit allein der Sod unterhalten werden, und dann kan man ihm durch Aderlaſſen und andere Mittel wider die Vollblütigkeit abhelfen. Am beſten iſt es, daß man darauf merke, welche Speiſen und Getränke den Sod erregen, und daß man dieſelben vermeide. Der Genus der Pflaumen und fettigten Sachen, wenn man kalt darauf trinket, auch des nicht recht ausgegohrnen Bieres, hiziger Gewürze und Magenelexire, und dergleichen, pflegt gemeiniglich ein heftiges Sodbrennen nach ſich zu ziehen, und man hat ſich alſo, wenn man ohndem mit dieſem Unfalle beſchwehrt iſt, deſtomehr davor zu hüten.

Ob die Uebelkeit, die die meiſten Anfänger im Tabakrauchen empfinden, nicht eine bedenkliche Warnung der Natur ſey, v. dem Saugen dieſes ihr ekelhaften und alſo vielleicht ſchädlichen Dampfes abzulaſſen? Sind die meiſten Tabaksraucher von Zahnſchmerzen frei?

Man kan zuverläſſig glauben, daß nicht alle Sachen ſchädlich ſind, auf die man ſich Anfangs übel befindet, und daß die Natur nicht das Brechen uns zur Warnung errege, weil ſich auch ſolche Leute brechen, die den Tabak nicht mit Ekel, ſondern mit dem beſten Appetit rauchen. Die Natur wird ja nicht ſo thöricht ſeyn, ſich zum Rauchen zu entſchlieſſen, und ſich hernach, wenn ſie es thut, durch eine erregte Uebelkeit ſelbſt zu fürchten zu machen. Der Tabak macht Uebelkeit, weil er ein Brechmittel iſt, und nur die Gewohnheit macht es, daß er es nicht bei alten erfahrnen Schmauchern ebenfalls thut. Sind uns aber wohl alle Brechmittel ſchädlich? Eben ſo wenig, als alle Purganzen und ſchweistreibende Mittel.

Mir ſcheint, die Natur nimmt das herrliche Manna noch viel verächtlicher auf, da ſie es von unten wieder fortjagt, als den Tabak, den ſie zu einer beſſern Thüre hinaus weiſet. Gleichwol hat ſie wohl, wenn ſie nach eingenommenem Manna den Leib öfnet, nicht die Abſicht, uns eine Warnung zu geben, daß wir ihr kein Manna mehr bringen ſollen, ſondern das iſt einmal die phyſiſche Würkung des Manna in unſern Leib, daß es purgiret, und eben die Beſchaffenheit hat es mit dem Tabake.

Man findet eben nicht viel Tabaksraucher, die Zahnſchmerzen haben ſollten. Doch giebt es Leute genug, denen der Tabak vor Zahnſchmerzen nicht mehr helfen will, wenn ſie ihn einige mal mit Nuzen dawider gebraucht haben. Wenn es wahr iſt, daß alle Fäulung Würmer herbei lokt, und daß dieſe die Fäulnis hernach vermehren, ſo könte der Tabak, als ein Mittel wider die Würmer vielleicht die Thierchen töden, die man in den hohlen Zähnen wahrgenommen haben will. Solchergeſtalt kan er ein Mittel ſeyn, die Fäulnis der Zähne zu verzögern, da er zugleich durch ſeinen narcotiſchen Rauch die Schmerzen ſtillt. Auf dieſe Art kan er die Tabaksraucher vor vielen Zahnſchmerzen beſchüzen. Da aber die Würmer nicht die Urſache der Fäulnis ſind, ſondern von ihr nur herbei gelokket werden, ſo ſiehet man wohl, daß der Tabak die Zahnfäule nicht ganz hindern könne. Denn ob er gleich ein balſamiſches Mittel iſt, ſo iſt er doch dieſes nicht in Form des Rauchs, und er ſo die Zahnfäule nicht heben werde, erhellet ſchon daraus, weil die Geſchwüre im Halſe und Munde ſchlimmer werden, wenn man dabei Tabak raucht.

Aufgabe vom abnehmenden Wachsthume des Holzes.

Es iſt eine allgemeine Klage, daß das Holz anjezo nicht mehr ſo ſtark und gut, wie vor dieſem, wachſe, und man höret dieſe Entſchuldigung ſo oft, als neu angelegte Zuſchläge oder Zupflanzungen misrathen. Es heiſſet: Die Kräfte der Erden haben abgenommen; der Trieb in der Natur ſey nicht mehr ſo ſtark, u. d. m. Erfahrne Naturkündiger pflegen über dieſe Entſchuldigung zu lachen; ſie glauben, daß die Natur noch eben die Kräfte habe, die ſie vor vielen tauſend Jahren gehabt hat, und urtheilen, die Schuld müſſe am Mangel genugſamen Fleiſſes, oder an unrechter Beſtellung und Wartung des Holzes liegen. Unterdeſſen zeiget doch die Erfahrung, daß bei dem gröſten angewandten Fleiſſe, und bei allemöglichen Verpflegung, das Holz nicht mehr ſo gut aufwachſe, und bei weitem nicht zu der Stärke gelange, wie dasjenige, welches vor hundert und mehr Jahren gewachſen iſt. Solte dieſes wohl würklich in der Natur ſeinen Grund haben? Es iſt bekant, und durch die von Hales und Bonnet angeſtellten Verſuche vornemlich beſtätiget worden, daß die Pflanzen ihre vornehmſte Nahrung nicht aus der Erde, ſondern aus dem Waſſer, und vornemlich aus der Luft an ſich ziehen. Wenn alſo unter einem groſſen Baume, welcher die beſten Nahrungstheile aus der Luft an ſich ziehet, andere kleinere ſtehen, ſo werden dieſe zurük bleiben, und nicht fort kommen können. Daher ſcheine zu folgen:

1) Wenn an einem Orte mehr Pflanzen oder Bäume angezogen werden, als die in der Luft vorhandenen fruchtbaren Theilgen ernähren können: ſo werden ſolche nicht alle fortkommen, ſondern ein Theil zurük bleiben.

2) Wenn ein Theil der angezogenen Pflanzen vornemlich geſchikt gemacht wird, die fruchtbaren Theilgen aus der Luft an ſich zu ziehen, ſo werden ſolche vor andern wachſen; die übrigen müſſen aber zurük bleiben.

Nun wird anjezo ungleich mehr Land mit Korn beſtellet, als wie vor etwa 100 bis 200. Jahren; Wir verſtehen auch jezt den Akerbau beſſer, als unſer Vorfahren, und man brauchet nur alte Rechnungen nachzuſehen, um ſich zu überzeugen, daß anjezo wenigſtens zwei Drittel Korn mehr wächſet, als vor 100. bis 150. Jahren. Folglich ziehet das Korn von den fruchtbaren Theilgen über zwei Drittel jezo mehr aus der Luft an ſich, als vor dieſem. Die Bäume in den Wäldern nehmen eben ſowohl ihre Nahrung aus der Luft, müſſen aber dasjenige, was in das Korn gehet, entbehren. Hiezu kommt ferner, daß anjezo mehr Vieh gehalten wird, als ehemals, dieſes friſt auch mehr Gras, das Gras treibet immer wieder aus, dazu werden neue Nahrungstheilgen aus der Luft erfordert, dieſe entgehen gleichfalls dem Holze. Alſo kan das Holz anjezo nicht mehr ſo gut, wie vor dieſem, wachſen, oder man müſte annehmen, daß anjezo mehr fruchtbare Theile in der Luft vorhanden wären. Den mehreſten werden dieſe Gedanken gar zu weit hergeholet ſcheinen, wenn man die Weite der Luft, und die Menge der darinn vorhandenen fruchtbaren Theilgen erweget. Ich gebe ſie ſelber auch für keine Wahrheit aus, ſondern blos als ein Problema, um die Meinung von andern darüber zu hören. Ich leugne nicht, daß andere und ſtärkere Urſachen vorhanden ſeyn können, welche den Wachsthum des Holzes vermindern. Z. E. daß das Holz nicht genug Ruhe hat; daß zu viel Vieh herein kommt; daß zu viel Holz verbrauchet wird; daß die Hölzer dadurch zu licht werden; daß dahero nicht genug Laub in den Hölzern bleibet und verfaulet, um dem anwachſenden Holze wieder Nahrung zu geben. Es beruhet nur darauf, ob ber ſtarker zunehmende Akerbau nicht nothwendig den Zuwachs des Holzes verhindern müſſe? und ob daher nicht zu ſchlieſſen ſey, daß der Holzanwachs noch immer mehr abnehmen werde, wie der Akerbau zunehme?

Man wird denken, was ſo wenig Bäume in dem weiten Umfange der Luft machen, und wie es möglich ſeyn könne, daß ſolche ſich einer dem andern die Nahrung nehmen ſolten. Allein, ein Exempel wird die Sache erläutern. In einem Fiſchteich von ungefehr eines Morgens gros, kan nicht einmal ein volles Schok Sezlinge geſezet werden, wenn ſie anders Art haben und zunehmen ſollen. Was nehmen dieſe aber in einem ſolchen Teiche für Plaz ein? Und man ſolte glauben, daß in einem ſolchen Umfange ſich wohl zehnmal ſo viel Fiſche nähren könten; die Erfahrung aber zeiget das Gegentheil.

Geſammlete Nachrichten von den Reiſen der Mäuſe.

Olaus Worm iſt ſo ſinnreich geweſen, uns in einer eigenen Schrift begreiflich zu machen, wie es zugehen könne, daß zuweilen Mäuſe aus den Wolken herunter fallen a). Dieſes iſt unſtreitig ſehr lobenswürdig: aber es würde noch lobenswürdiger geweſen ſeyn, wenn er vorher unterſucht hätte. ob auch würklich jemals Mäuſe aus den Wolken herunter gefallen wären? denn die Wahrheit zu ſagen, ſo hat ſich dieſes nie erweislich machen laſſen. Man fand zuweilen an Oertern, wo zuvor keine Maus geſpürt worden war, in einem Tage eine ganz unzählbare Menge beiſammen, und freilich muſten ſie wol vom Himmel gefallen ſeyn, weil man noch nicht wußte, daß dieſe Thiere in ganzen Schaaren durch die Länder reiſen, und alſo eine Art von Zugthieren ſind, deren es in allen Gattungen des Thierreichs einige gibt. Es gibt im Meere, auſſer den Heringen, noch viele andere Arten von Zugfiſchen; die Schwalben, und viele Gattungen geflügelter Thiere reiſen jährlich durch fremde Länder, und unter den Inſekten ſind die Heuſchrekken, ihrer weiten Reiſen wegen, zur Genüge bekannt. Solte es allein unter den vierfüſſigen Thieren keine geben, die fremde

---

a) Olai Wormii Hiſtoria animalis, quod in Norwagia a nubibus decidit, & lata ac gramina, magno incolarum detrimento, celerrime depaſcitur. Hafniæ, 1653. in 4to 66. Seiten.

Länder beſuchen? Man kan nicht daran zweifeln, da wir nunmehr Erfahrungen genug haben, die uns beweiſen, daß die Mäuſe ſolche Heerzüge thun: und weil uns erſt kürzlich die öffentliche Nachrichten gemeldet haben, daß man an verſchiedenen Orten in Deutſchland einen plözlichen Ueberfall von unzähligen Mäuſen erlitten habe, die alle Früchte des Landes verderben; ſo ergreiffen wir dieſe Gelegenheit um deſto lieber, unſern Leſern die uns bekanten Beobachtungen von den Reiſen dieſer Thiere mitzutheilen, je weniger dergleichen Nachrichten noch bis jezt geſammlet und miteinander verglichen worden ſind, um dieſen Punkt in der natürlichen Geſchichte des Thierreichs in ſein völliges Licht zu ſezzen.

Der berühmte Naturforſcher in Schweden, Herr Linnäus, hat ſeine Beobachtungen von den Zugmäuſen in Norwegen in einem eigenen Auffazze der Welt mitgetheilet, b) und dieſe ſollen die erſten ſeyn, welche wir hier Auszugsweiſe mittheilen wollen. Dieſe Norwegiſchen Zugmäuſe ſind den Naturforſchern unter verſchiedenen Namen bekannt, c) und heiſſen beſonders in Norwegen Bergmäuſe, oder Leming. Sie ſind etwas kleiner, als die gemeinen Razzen, ohngefehr ſo groß, als ein Maulwurf, von Farbe gelblich braun, doch am Bauche mehr gelb, vorn am Kopfe, auf den Schultern und Füſſen ſchwarz, und an den Seiten flekkigt. Ihr kurzer und raucher Schwanz iſt gelb, mit ſchwarz vermiſcht; ſie haben einen Bart, wie die andern Razzen, an jedem Fuſſe fünf Zehen, ſehr kurze Ohren, oben und unten zween Vorderzähne, und an jeder Seite des Kinnbakkens drei Backzähne. Sie wohnen in den Lappländiſchen Bergen, die von ihnen ganz durchlöchert, und zu Wohnungen zubereitet werden, davon ein jede Maus ein eigenes Loch im Beſizze hat. Sie bellen wie kleine Hunde, wenn man ihnen zu nahe kommt, und wenn man ihnen einen Stok hinreichet, ſo beiſſen und zerren ſie daran. Sie bekommen gemeiniglich fünf bis ſechs Junge auf einmal, nie aber mehrere, wie denn auch die Weibchen nur ſechs Zizen haben. Wenn man ſie aufſchneidet, ſo findet man, daß ſie ſich mit Graſe und Rennthiermoſe ernähren, daher ſie denen Norwegern weiter keine Ueberlaſt machen, als daß ſie ihnen die Wohnung geben müſſen. Die Lappländer verſichern, daß die Rennthiere dieſe Mäuſe verfolgen und begierig freſſen, welches merkwürdig iſt, da ihr Magen zur Verdauung des Fleiſches nicht eingerichtet zu ſeyn ſcheinet. Eben dieſe Mäuſe und die Schneewürmer, welche die Lappländer Cheruna nennen, dienen das ganze Jahr einer Art von Füchſen zur Nahrung, die in den Bergen wohnen, und ſchlechtere weiſſe Felle haben, als die Schwediſchen. Die Hunde des Landes, davon jeder Lappe einen hält, bedienen ſich dieſer Mäuſe ebenfals zu Lekkerbiſchen, wenn ſie den Rennthieren auf den Weiden Geſellſchaft leiſten: ſie freſſen aber nichts davon als den Kopf.

Zu gewiſſen Zeiten, ohngefehr alle 10. oder 20. Jahre, ziehen dieſe Mäuſe in groſſen Heeren aus, und reiſen in beſondern Haufen zu vielen tauſenden durch die Länder. Sie krazzen ſich zween Zolle tiefe und eine Viertelelle breite Wege, deren man oft verſchiedene, die miteinander gleich lauffen, in gerader Linie von einander abgetheilt, und jederzeit einige Ellen von einander entfernet ſind, beiſammen wahrnimmt. Unter Weges freſſen ſie die Kräuter und Wurzeln, die ſie finden, und gebähren Junge, wie die Oſtiakken, mitten im Marſche, davon ſie eins ins Maul, eins auf den Nakken nehmen, und die übrigen zurük laſſen. Wenn ſie von den Bergen herab kommen, nehmen ſie den Weg nach dem Bothniſchen Meerbuſen, doch

ſind

---

b) Im 2. Bande der Schriften der Königl. Schwed. Akademie der Wiſſenſchaften.

c) Mus, cauda abrupta, corpore fulvo, nigro, maculato. Mus montanus. Schefferi Lapponia. S. 346. Mus Norwagicus. Wormii Monograph. 6. Mus Norvagicus, vulgo Leming. Worm. in Muſ. S. 322. Ray Synopſ. animal. quadrup. Lemmus Ol. Magni Tab. terrar. ſeptentr. 18. c. 20.

ſind ſie mehrentheils ſchon zerſtreuet und umgekommen, ehe ſie daſelbſt anlangen. Auf dieſer Reiſe iſt das ſehr ſonderbar, daß ſie ſich durch nichts von der geraden Linie ihres Weges ableiten laſſen. Kommt ihnen ein Menſch entgegen, ſo ſuchen ſie lieber ihm zwiſchen den Füſſen durchzukommen, wobei ſie ſich auf die Hinterfüſſe ſezzen, und an dem Stok nagen, den man ihnen hinhält, als daß ſie ihre Linie verändern ſolten. Treffen ſie auf einen Heuhauffen, ſo freſſen und graben ſie ſich gerade hindurch, anſtatt um ihn herum zu gehen. Jedoch verſtehen ſie nicht, wie Hannibal, das Geheimnis, die Berge mit Eßig zu durchmalmen, ſondern, wenn ſie an Felſen gerathen, ſo gehen ſie im halben Zirkul herum, und nehmen auf der andern Seiten genau eben die vorige Linie wieder. Wenn ſie an einen See kommen, er mag ſo breit ſeyn, als er will, ſo ſuchen ſie überzuſezzen, und dieſes in gerader Linie fort, wenn er gleich nach dieſer Richtung am breiteſten ſeyn ſolte. Treffen ſie in dem See ohngefehr auf ein Fahrzeug, ſo ſchwimmen ſie nicht herum, ſondern ſteigen hinein, und ſtürzen ſich gerade auf der entgegen ſtehenden Seiten wieder ins Waſſer. Der ſchnelleſte Strom erſchrekt ſie nicht; ſie behalten ſtets ihre gerade Straſſe, und wenn ſie auch unumgänglich umkommen müſten. Was ſonſt der gemeine Mann von den Mäuſen, Fröſchen, und dergleichen glaubte, daß ſie herab regneten, oder von den Wolken aufgehoben würden, iſt jezt in jedermanns Augen eine lächerliche Fabel. Eine Wolke kan eben ſo wenig etwas von der Erde aufheben, als ein Nebel, und die Mäuſe in den Lappländiſchen Bergen würden von dieſer Seite nichts zu fürchten haben. Allein, ſie haben ihre Zeit, da ſie dieſelben freiwillig Colonienweiſe verlaſſen. Um dieſe Zeit pflegten vor Zeiten die Lappländer, denen ſie die Felder verheerten, ſie durch Verſchwörungen, als Straffen des Himmels zu verbannen.

Der Schaden, den dieſe Mäuſe in Feldern und Wieſen ſtiften, iſt in Lappland ſo gros eben nicht: denn ihre bloſſe Gegenwart hält die Einwohner ſchadlos. So bald ſie in die mitternächtlichen Provinzen von Schweden einrüken, ſo hat man daſelbſt eine reiche Bären- Fuchs- Marder- Vielfras- und Hermelinjagd, weil alle dieſe Thiere den Mäuſen nachgehen, um ſie zu ihrer Beute zu machen, da ſie denn die Beute der Menſchen werden. Ihre Häute würden ſehr nuzbar ſeyn, wenn ſie nicht ſo zart wären, und ſo leicht zerriſſen. Man hält ſie für giftig: allein, es iſt nicht zu entdeken warum? Varro erzählt uns ja, daß man ſie in Italien gemäſtet und gegeſſen habe; und Mathiolus verſichert, daß ſie ſehr gut ſchmeken. Es iſt bekant, daß man in eben dem Lande das Murmelthier tödet, räuchert und iſt, das doch nur eine Art von Razen iſt. Es iſt wahrſcheinlicher Weiſe kein Thier ſo giftig, daß es nicht gegeſſen werden könte. Die Chineſer, die Thiere von allen Arten ſpeiſen, beweiſen dieſes hinlänglich, und es giebt arme Lappländer genung, die in den Wäldern wohnen, und durch die Noth gezwungen ſind, dieſe Razen zu eſſen, ohne davon zu ſterben Inzwiſchen iſt es gewis, daß das Fleiſch einiger Thiere geſunder ſey, als das Fleiſch anderer.

Aus dieſer Beſchreibung des Herrn Linnäus, welche auch Pontoppidan beſtätiget d), erhellet alſo, daß die Norwegiſchen Mäuſe durch ihre ſeltſamen Heerzüge, zu welchen ſie vielleicht durch die Nothwendigkeit, ihre Nahrung anderwärts zu ſuchen, verleitet werden, nachdem ſie ſich in den Lappländiſchen Bergen allzuſehr vermehrt und angehäuft haben, ſich ſelbſt endlich aufreiben, indem ſie entweder unter Weges umkom̄en, oder endlich, nachdem ſie das Meer erreicht haben, darinn ſämmtlich erſaufen,

---

d) Pontopp. Nat. Geſch. von Norweg. 2. Th. 1. Cap. §. 20. S. 58-63.

und den Fiſchen zum Raube dienen. Auſſer den vierfüſſigen Thieren, die ſie auf der Reiſe verfolgen und freſſen, wie oben erwähnt worden, wiſſen ſich auch die Raubvögel ihrer zu Nuze zu machen. Im Jahre 1648. ward die Grafſchaft Eſſex mit einer gewaltigen Menge von Mäuſen überhäuft, die alles verheert haben würden, wenn ſich nicht bald darauf eine groſſe Menge Uhu eingeſtellet hätten, welche das Land davon befreieten e). Nach ſo vielen Gefahren, welche die Mäuſe auszuſtehen haben, müſſen ſie endlich, wie geſagt, den Fiſchen zum Raube dienen. Denn daß die Raubfiſche ſie zu ihrer Speiſe gebrauchen, erhellet aus einer Beobachtung, die Herr Röſel erzählet, und die ich, weil ſie ohnedem hieher gehöret, anführen will.

Ich glaube ſagt er f), daß eine Feldmaus eben ſo ein Zugthier wie Krametsvogel ein Zugvogel, und einige Heuſchrekken Zugheuſchrekken ſind, denn vor 8. Jahren 1742. und wieder vor 2. Jahren haben wir zween auſſerordentlich ſtarke Mäuſeherbſte gehabt. Die erſten waren lauter Spizmäuſe, und die lezten lauter kurzſchwänzigte Feldmäuſe. Mein Gärtner, welcher vor 8. Jahren bei dem Zuge der Mäuſe auf dem Wachtſchiffe Schildwacht geſtanden, hat ſie in ſolcher Menge bei der Dämmerung über das Waſſer ſchwimmen ſehen, daß ſelbiges gleichſam davon bedekt geweſen, und da den vorigen Tag auf der Süderſeite keine einzige Spizmaus anzutreffen war, ſo waren alle Gärten und Felder den folgenden Tag damit erfüllet, daß die Kazzen, die keine Spizmäuſe freſſen, nicht genug davon todt beiſſen konnten. In meinem Garten habe ich damals in dieſen Tagen über 200. Stük todtgebiſſene gefunden, doch nahmen ſie von Tage zu Tage ab, und in 14 Tagen ſahe man keine einzige mehr. Vor zweien Jahren waren die Feldmäuſe allhier, es hatte kurz vorher ein wenig geſchneiet, da unterſuchte ich alles in meinem Garten, ob auch Mäuſelöcher da waren. Ich fand kein einziges. Jedoch nachdem der Schnee geſchmelzen, war eine ſolche Menge im Garten, daß ich einen ganzen Eimer voll todtgebiſſene verſcharrete. Wenn man ſie aus ihren Löchern mit Waſſer heraus trieb, ſo kamen Alte mit ihren nur halb ausgewachſenen Jungen heraus. Es währte 4. Wochen, ſo ſahe man keine einzige im Garten mehr, man fand in der Zeit auch keine todtgebiſſene mehr, weil der Zug vorbei, und die übriggebliebenen nicht in ſo groſſer Anzahl waren, daß die Kazzen ſie nicht hätten verzehren können, welche auch während dieſer 4. Wochen nicht unter das Dach kamen, und ſo fett wurden, als wären ſie gemäſtet. In beiden Jahren habe bemerkt, daß von Oſt- und Nordeſt ſchon Klagen von Mäuſen zu uns kamen, ehe wir noch eine davon geſehen; nachher hörten wir dieſe Klagen von Weſt und Südweſt, auch ſchnitte man in beiden Jahren keinen Hecht auf, deſſen Magen nicht mit Mäuſen wie ausgeſtopft geweſen wäre.

Es iſt alſo gewis, daß die Zugmäuſe den Hechten, und alſo vermuthlich allen Raubfiſchen eine ſehr angenehme Speiſe ſind, und daß ſie die Natur im Bothniſchen Meerbuſen alle 10. bis 20. Jahr einmal gleichſam damit tractire. Eben ſo gewis aber beſtättiget auch dieſe Erzählung die herumſchweifenden Heerzüge der Mäuſe, und zwar ſowol der Spizmäuſe, als Feldmäuſe, wie denn auch Pontoppidan erwähnet, daß ſich unter den Norriſchen Lemmingern öfters auch gemeine Mäuſe befinden, g) daß alſo glaublich iſt, daß das ganze Mäuſegeſchlecht zum Reiſen geneigt ſeye, und auf flüchtigen Füſſen ſtehe. Die Hamſter, die Murmelthiere, die Eichhörnchen halten ſich in und auf der Erde nicht gern lange an einem Orte auf. Die Maulwürfe reiten

Meilen-

---

e) Aus einem Briefe des Herrn de la Croſſe an Hrn. Hart. S. das Journal oeconom. Avril 1754. S. 180.

f) Röſels Inſektenbeluſtigungen, 2. Th. S. 155.

g) Pontopp. 2. Th. S. 63.

Meilenweit unter der Erde herum, wie daraus erhellet, daß nach Ueberſchwemmungen vieler Länder, die alle Maulwürfe tödten, in kurzer Zeit, nachdem das Land wieder trokken worden, alles wieder voll von Maulwürfen iſt. Die Buſchmäuſe in Oſt- und Weſtindien haben ſogar einen Reiſeſak bei ſich, den ihnen die Natur auf ihrer Wallfahrt verliehen hat, um ihre Jungen darin fortzubringen. Die Weibchen dieſer Buſchmäuſe haben nemlich alle unter dem Bauche einen Sak, darin ihre Zizen verborgen ſind, und ſo bald ſie Junge gebähren, ſtekken ſie dieſelben mit ihren Pfoten in den Sak, worin ſie Wärme und Nahrung finden. Wenn dieſe Jungen ihr Geſicht bekommen, ſo nimmt die Alte ſie auf einem Hügel aus dem Sakke heraus, und unterrichtet ſie im Freſſen und Gehen. So bald ſie aber das geringſte Geräuſch verſpüret, pakket ſie dieſelben wieder ein, und flüchtet mit ihnen in eine Höle.

So gar die Fledermäuſe reiſen, und ihre vorderſten Pfoten, die ihnen ſtatt der Flügel dienen, befördern ihre Märſche ungemein. Man ſieht dieſe Thiere ſelten im Winter, wo ſie des Sommers gleich ſehr häufig angetroffen werden. Sie haben alſo ihre Winterquartiere, woraus ſie im Frühjahre ziehen, um ſich in aller Welt auszubreiten. Es iſt noch etwas beſonderes, daß es faſt von allen Arten des Mäuſegeſchlechts auch fliegende Thiere giebt. Man hat in Oſtindien Flederratzen, Fledereichhörner, Fledermäuſe, Flederkatzen, und ſchon in Europa ſind Spuren davon. h) Iſt es nicht, als hätte die Natur alle Mäuſe und ihre Anverwandten zu ewigen Reiſen verdammt, und ihnen ſelbſt zur Erleichterung derſelben nach Beſchaffenheit der Umſtände alle nöthige natürliche Hülfsmittel dazu an die Hand gegeben. Wenigſtens iſt ſo viel unwiderſprechlich, daß die Feldmäuſe auf Reiſen gehen, und da wir dieſes oben ſowol von den Lappländiſchen und Schwediſchen, als auch den Norwegiſchen und Engliſchen Feldmäuſen bewieſen haben, ſo iſt es billig, daß wir es auch von den Deutſchen Mäuſen beweiſen, die eben ſo gern auf Reiſen klug werden wollen, als die ausländiſchen. Ein deutſcher Beobachter liefert uns davon folgende Beſchreibung: i)

Es war A. 1729. als ein ganzes Heer Feldmäuſe die Feldmark des Amtes, wo ich mich damals befand, gleichſam im Zug überſchwemmte. Dieſes geſchahe zu einer Zeit, da eben die Feldfrüchte abgeſchnitten und in Haufen geſezet worden waren. Man hatte bei deren Einſcheurung alle Mühe ſich ſolcher zu erwehren, damit ſie nicht in den Haufen verborgen blieben, und mit zur Scheune geſchleppet wurden. Jedoch aller Vorſicht ungeachtet, waren derer genug mit eingebracht worden, ſo daß man die Früchte vor der Zeit ausdreſchen und zu Boden bringen laſſen muſte. So bald das Feld leer war, verſchwanden auch die Mäuſe in einer Nacht, und niemand wuſte, wo ſie hingekommen waren. Etwa 6. Wochen nachher fügte es ſich, daß ich einen Canonenſchus weit von dieſen Feldmarken durch ein Holz reiten muſte, und ich war kaum in der Mitte deſſelben angelanget, als ich daſelbſt unter dem abgefallenen Laube eine erſtaunenswürdige Menge eben derſelben Art Mäuſe gewahr wurde, die ohne allen Scheu an den abgefallenen Eicheln und Buchen nageten. Vermuthlich war dieſer Schwarm von den Feldmarken gewichen, weil es ihm an Nahrung gemangelt hat, nachdem das Getraide eingebracht worden war. Die Schweine, welche nachher hier in die Maſt getrieben

---

h) Man ſehe des Hrn. Düvernoi Bemerkungen von einem fliegenden vierfüßigen Thiere in Rusland, im 5. B. der Schriften der Petersburg. Akad. S. 218. oder das Hamb. Magaz. 2. B. 2. St. 9. Art. S. 199.

i) S. der Hannov. gel. Anz. 1750. 52. St. S. 246.

worden, werden dieſe Thiere gewis von neuem genöthiget haben, ſich weiter zu begeben, und ſo bilde ich mir ein, daß ſie hiernächſt unſern Nachbarn zu Theile geworden ſind. Da ich nun vorhin des Nachts bei Mondenſcheine gar öfters geſehen, daß ganze Triſten von Mäuſen die Heerſtraſſe hinunter gelaufen, durch einen waſſerreichen Graben geſchwommen, und ihren Weg zu Lande ferner fortgeſezt hatten, ſo wurde ich in der Meinung noch mehr beſtärket, man müſſe den Feldmäuſen die Eigenſchaft der Zugvögel und Heuſchreken beilegen, welche die Länder aus keiner andern Urſache durchſtreichen, als um ihre Nahrung zu ſuchen.

So iſt es, und ſo ſtimmen alle Zeugniſſe für die Reiſen der Mäuſe überein. Wie leicht kan nun nicht der Pöbel, der von dieſem Umſtande nichts weis, und auf einmal eine ſo erſtaunliche Menge Mäuſe wahrnimmt, die zuvor nirgends waren, auf die Gedanken gerathen, daß ſie vom Himmel herabgefallen wären. Es mögte etwas ſchwerer ſeyn, den Grund von der Beobachtung anzugeben, daß kurz zuvor, ehe ein Schif verunglüket, oder ein Haus abbrennt, beide ſowohl Mäuſe als Razen es verlaſſen ſollen, wie Pontoppidan erzählet, welcher hinzu füget, daß man kurz vor der groſſen Feuersbrunſt im Anfange dieſes Jahrhunderts zu Bergen in Norwegen geſehen habe, wie ſich die Razen haufenweiſe, theils aus den Häuſern ins Waſſer, theils auch über das Gebürge bei Sandwich in das nächſt gelegene Kirchſpiel Hammer, den Bauren zu groſſer Plage, gezogen k). Geſezt, dieſes wäre wahr, ſo könte man die Urſache unmöglich anders worinn finden, als daß man, wie Virgil ſagte:

Equidem credo, quia ſit divinitus illis
Ingenium - - -

Nachricht von dem Futterkraute die Lucerne genannt, aus dem Engliſchen überſezt.

Luzerne iſt doppelt ſo nahrhaft, als Heu, nur daß es dem Viehe zu viel Blut machet, und ihm dahero oft zur Ader zu laſſen iſt. Das mit der Violetblume iſt am nützlichſten zu bauen, und alle kalten Winter auszuſtehen vermögend; wie auch denen Kühen zum Melken zuträglich. Man mus es nicht unter Haber oder Gerſte ſäen, ſondern allein, auch in keinen andern, als leichten ſandigen Boden, welcher ſehr gut gearbeitet und zugerichtet, fürnemlich aber von Quecken und Unkraut geſäubert werden mus. Im Anfang des Aprils iſt die beſte Zeit zu ſäen, das Land mus aber troken und ja nicht naß ſeyn. Ich wolte rathen, wenn das Feld recht fein geeget wäre, in kleine Reihen von 2. Fus voneinander, einen Zoll tief, den Saamen dünne zu ſtreichen, und wieder leichte mit Erde zu bedeken. In dieſer Art gehen 6. Pfund Saamen auf einen Aker, und halten lange Jahre. Man kan auch das Unkraut tilgen, und die Wurzeln haben Plaz zu ſtoken. Manche Wurzel wird 18. Zoll groß im Umfange, und hat bis 400. Stengel getragen. Sie gehet ſehr tief in die Erde, und nimmt mit allem Sand und Kies vorlieb, auch im Steine findet ſie Wege. Wenn man den Saamen in Furchen ſäet, kan man zwiſchen denenſelben am beſten das Unkraut ſo ihm ſo ſchädlich iſt, tilgen, und dieſes mus das erſte Jahr 2. bis 3. mal mit eiſernen Rechen, wenn die Luzerne abgemähet worden, geſchehen; auch die Stöke des ſtärkſten Unkrauts ausgehoben werden; die andern Jahre, wenn der Boden derb, nimmt man Eggen, ſo etwas ſchwer, darzu aber allemal beſonders in Acht, daß es bei recht trokenem Wetter geſchehe. Zu Anfang des Auguſt wird es 2. Fus hoch ſeyn, und werden Blumen hervor kommen, da mus man es in trokenem Wetter abmähen, fleiſſig

wenden,

---

m) Pontoppidan. Natürl. Hiſt. von Norwegen. 2. Theil. 1. Cap. 19. S. § 57.

werden, ſo hurtig, als möglich, troken machen, und wegſchaffen, denn wenn es zu lange liegt, hindert es dem Wachsthume. So bald es weg, mus zwiſchen denen Furchen das Unkraut getilget werden. Im Sept. iſt es ſchon wieder 4. bis 5. Zoll hoch, und kan man bis zum Nov. es durch die Schaafe abhüten laſſen. Das Rindvieh iſt zu ſchwer, und tritt die noch zarten Wurzeln zu ſchanden. Das andere Jahr, zu Anfang des Febr. machet man das Feld zwiſchen denen Furchen loker, nimmt ſich aber in Acht, daß man denen Wurzeln nicht Schaden thue, welche im Treiben ſeyn. Brauchet man Futter, ſo kan man im Martio darauf hüten, bis Anfang Aprilis, da es denn wohl genug wachſen kan, bis medio Junii, da es ſchleunig abgebracht, und der Grund zwiſchen denen Furchen wieder geſäubert und aufgelokert wird; zu Ende Julii wird es wieder, wie vorhero, abgebracht, und nachdem abgehütet. Wenn die Würzeln feſt, kan man Rindvieh darauf treiben, mus aber allezeit Acht geben, daß es nicht in die Erde wühle, und die Wurzeln beſchädige.

Bei Beobachtung dieſer Wirthſchaft, hat man 2. mal Ernde und 2. mal zu hüten, welches inſonderheit im Frühjahr nüzlich, da dieſes Futter auf ſchlechtem Boden, der kein Gras träget, wächſet, und viel eher, als Gras herfür kommt, wie man denn medio Mart. 8. Zoll hohe Luzerne findet, da das Gras kaum 1. Zoll hoch.

Keine Kälte kan dieſer Pflanze ſchaden, wie man alle Proben in denen härteſten Wintern gethan, alle Näſſe hingegen iſt derſelben ſchädlich, und machet ſofort die Wurzeln faulend. Der beſte Saame kommt aus der Schweiz, oder dem nördlichen Frankreich. Der aus warmen Ländern kommt nicht ſo gut fort. Man kan ihn bei uns ſammlen, wenn man etliche wenige Pflanzen ſchoſſen und Saamen tragen läſſet, denn man dieſelbe abſchneidet, und in einer Scheune, welche die Luft durchſtreichet, troknen läſſet, denn die geringſte Naſſe, oder auch nur Feuchtigkeit, machet den Saamen anlauffend, oder keimend. Dahero, wenn er troken iſt, ſo driſcht man ihn aus, und bewahret ihn an einem trokenen Orte. Der bei uns erzeugte Saamen thut die beſten Dienſte, und kommt beſſer fort, als aller fremde. Es iſt ein groſſer Irrthum, dieſes Futter unter Getraide zu ſäen, denn es kommt vieler Urſachen halber gewis nicht fort. Wenn man aber nach obiger Vorſchrift verfähret, und wenn das Futter abgebracht, den Boden zwiſchen denen Furchen loker und reine macht, hat man 20. Jahr hintereinander jährlich 2. Ernden und 2mal zu hüten. Schoſſen mus man ſie niemals laſſen. Das Futter mus troken bewahret werden. Ein Aker ernähret 3. Pferde.

Mittel wider die Schneken und Regenwürmer.

Man kochet welſche Nusblätter, noch beſſer aber die grüne Schaale von den Nüſſen, als welche viel kräftiger ſind, in einer Quantität Waſſer, läſſet ſolches wieder kalt werden, und begieſſet damit das Beet, aus welchem man die Würmer heraus haben will. Wenn das geſchehen, ſo kommen ſie binnen einer Minute alle heraus gekrochen, da man ſie dann in ein Gefäs mit Waſſer ſammlen kan, daß ſie darinnen ſterben müſſen. Dieſes gedachte Waſſer kan man auch in andern Fällen, die Regenwürmer zu vertreiben, appliciren. Wenn z. E. eine neue Scheune, an einem Orte, wo ſich dergleichen Ungeziefer befindet, gebauet wird, ſo machen ſie bei Verfertigung der Tenne viel Hindernis, indem ſie ſolchen, wenn er auch noch ſo feſte zuſammen geſchlagen worden, des Nachts wieder zerwühlen, und ſich lange darinnen aufhalten, ehe ſie ſterben. Allein, mit dieſem Waſſer kan man ſie binnen 3. bis 4. Tagen alle vertilgen. Denn, wenn man davon einen Löffel voll in jedes Loch vermittelſt eines darein paſſenden Trichterleins füllet, ſo kommen ſie insgeſamt heraus, daß es mit Luſt anzuſehen iſt.

Ein beſonderer Vorfall, ſo ſich an einem Kinde bei dem Ausbruch der Blattern gezeiget.

Ein von ungefehr geſchehener Zufall hat zu Erfindung der mehreſten Arzneimittel Gelegenheit gegeben. Bisweilen hat man der Natur bei ihrer Würkung ſolche abgemerket. Folgender Vorfall ſcheinet dieſes zu beweiſen: Man hatte einem dürftigen kranken Manne ein ſpaniſches Fliegenpflaſter angelegt. Derſelbe ſchlief bei einem Kinde, dem die Blattern eben auszubrechen anfiengen. Sie zeigeten ſich über dem ganzen Leibe, jedoch nicht in gar groſſer Menge. Weil der alte Mann in der Nacht vielleicht unruhig geſchlafen, und im Bette ſich viel bewegt hatte, ſo war das ſpaniſche Fliegenpflaſter abgefallen, und hatte ſich an dem Hintern des Kindes feſt geſezt. Die ganze Stelle, ſo weit das ſpaniſche Fliegenpflaſter ſolche bedekte, war ſehr ſtark mit kleinen Blattern (de grains de petite verole) überzogen, und auf dem übrigen ganzen Körper war faſt keine einzige zu ſehen, auch ſelbſt diejenigen, welche man Tages vorher bemerket hatte. Solte dieſes nicht ein Mittel anzeigen, den Ausbruch der Blattern auf einen verborgenen Theil des Leibes zu ziehen, und dadurch das Angeſicht, und vornemlich die Augen, von den üblen Zufallen zu bewahren, welche dieſe Krankheit öfters verurſachet?

Der Weltweiſe Pythagoras und der Bauer.

Pythagoras gieng einmal beim Aufgang der Sonne ſpazieren; von tiefen Betrachtungen geführt, gerieth er in beblümte Felder: Er hauchte die lieblichen balſamiſchen Gerüche ein, welche da den Tag über ausdufteten. Ganz in ſeinen Gedanken vertieft, verirrete er ſich, und kam zu einem Majerhof; allda ſahe er einen Bauer oben auf der Leiter mit einem Hammer in der Hand, mit welchem er ſtarke Schläge an die Thüre einer ſchlecht gebauten Scheune that.

Was macht ihr da, guter Freund, fragte ihn der Weiſe? Wozu dienet das? Der Pachter antwortete mit zorniger Stimme: Das ſchreit gen Himmel um Gerechtigkeit und Rache! Dieſer Geier da nährte ſich blos vom Raube; er, dieſer Schreken meiner Hüner, dieſer Mörder meiner Indianiſchen Hähne, büſſet hier ſeine Verbrechen durch ſeinen Tod. Sehet hier ſeine Flügel über dieſe Mauer ausgebreitet; ich habe ihn da angenagelt, den Vögeln von ſeiner Art zu einem abſchrekkenden Exempel zu dienen; mein Federvieh wird deſto ſicherer ſeyn; es wird in meinem Hof ruhig und hurtig aufwachſen, und was mir meine Scheune gibt, wird es feiſt mäſten.

Mein Freund, antwortete ihm der Philoſophe, es iſt zwar billich, daß ein Mörder um des gemeinen Beſten willen ſterbe; verdienen aber die Tyrannen der Luſt ein ſo ernſtliches Urtheil? was meint ihr wohl, daß man der Gefräſſigkeit des Menſchen, und daß ſo blutige Gaſtgebotte ihre luſtigen Feſte und ſchönſten Stunden ſind, zur Strafe thun ſolte? Welch eine partheiiſche Verwaltung des Rechts iſt doch das, den Weih, den Geier, den Falk zum Tode verurtheilen, da mittlerweil ihr, Henker der ihr ſeyd, geſtern vielleicht junge Hühnchen zu Mittag geſpeiſet!

Was ſagt ihr da, gab der Lümmel ganz von Zorn entbrannt, zur Gegenantwort? Soll man mit den Menſchen umgehen, wie mit den Geyern? Da die Götter die Welt mit Creaturen angefüllt haben, machten ſie darauf den Menſchen zum Herrn über dieſelbe.

Das iſt, antwortete der Weltweiſe, die hochmüthige Sprache des Tyrannen! Dieſe Mörder haben kein anderes Recht, als ihre Macht und ihren Stolz. Ihr ſolt wiſſen, daß ihr dieſen guten Raubvogel blos darum mit dem Tode beſtraft, um euerer noch viel gröſſern Freshaftigkeit ein Genügen zu thun. Blos darum läst man die kleinen Diebe hängen, damit die gröſſern Schelmen ſich ihres erſtohlenen Glüks ungeſtraft freuen können.

Beweis, daß der Mehl- und Honigthau nicht von Inſecten herrühre.

Iſt es nicht betrübt, daß wir Herren der Schöpfung, wir Lieblinge, wir Endzweke der Natur, nimmermehr hinter ihre Geheimniſſe kommen können, wenn wir ihr gleich Jahrhunderte nachgehen, und ſie mit gewafneten Sinnen belauſchen. Was uns heut eine Erfahrung von ihr entdekt, das macht uns morgen eine andre wieder zweifelhaft, und übermorgen lehrt uns eine dritte, daß wir vorgeſtern unrecht geſehen haben. Alle Tage finden wir Urſachen mit der Deshoulieres auszurufen:

Que l'eſprit de l' homme eſt borné!
Quelque tems qu'il donne à l'étude,
Quelque pénétrant qu'il ſoit né,
Il ne ſait rien à fond, rien avec certitude;
De ténèbres pour lui tout eſt environné.

Hiervon iſt kein offenbarers Beiſpiel, als der Mehl- und Honigthau, der ſich auf den Blättern und Bluthen ſo vieler Bäume, Sträucher und Früchte zeiget, und allen Hauswirthen und Gelehrten in ihren Köpfen viel zu ſchaffen gemacht hat. Der Mehlthau iſt eine weislichte Materie, die ſich wie ein Staub auf die Pflanzen leget, der Honigthau iſt ein klebrigter ſüſſer aber dabei ſcharffer und brennender Saft, der ſie ebenfalls verbrennet und verdirbt; jedoch ſind die Begriffe dieſer Wörter überhaupt ſo unbeſtimt, daß man faſt alles auſſerordentliche und ungewöhnliche an den Gewächſen, das ihnen Schaden zufüget, einen Mehlthau, und alle klebrigte Feuchtigkeit einen Honigthau zu nennen pfleget. Unbeſtimte Begriffe geben nimmermehr ein taugliches Syſtem, und daher ſind alle bisherige Erklärungsarten des Mehl- und Honigthaues widerſprechend und verworren. Es iſt wahr, man dürfte ſich nur über die Begriffe vergleichen, und einige haben würklich dasjenige genau genug beſtimt, womit ſie Erfahrungen angeſtellt haben. Da man aber von allen ſolchen einzelnen Zufällen der Gewächſe ſehr genaue Beſchreibungen haben müſte, um keine mit der andern zu verwechſeln, und eine ſolche Mühe weder leicht, noch angenehm, noch auch nach Proportion nüzlich wäre, weil doch immer viele Zufälle übrig bleiben würden, wowider kein Mittel zu erfinden, möglich iſt, ſo bleibt man hier in einer Verwirrung, die allen Wiſſenſchaften eigen iſt, welche noch keine gute Methode haben.

Plinius hielt den Honigthau für einen Speichel der Sterne, welches ohngefehr ſo wizig iſt, als wenn man dieſen Einfall einen Speichel ſeiner Seele nennte. Die erſten Beobachter hielten alles, was ſich an den Gewächſen anſezte, und ihre Blätter und Früchte flekigt machte, für die Würkung eines ſcharfen, freſſenden Thaues, und es waren viele, die ihn ſelbſt wolten haben fallen ſehen. In den neuern Zeiten haben viele dieſer Erklärungsart widerſprochen. Leuwenhök glaubte die Sache völlig entdekt zu haben, als er mit ſeinen Vergröſſerungsgläſern eine Menge Würmer oder Inſekten auf den vom Mehlthaue angefreſſenen Blättern und Früchten entdekte. Es ſchien nunmehr unwiderſprechlich zu ſeyn, daß die Fleken und Krankheiten der Pflanzen blos von dem Stiche und den ſcharfen Säften dieſer Inſekten herrührten. Allein, man fand auch hierbei nach der Zeit Schwürigkeiten, die zu neuen Erklärungsarten Anlas geben. Man glaubte, daß die Pflanzen, eben ſo wie die Thiere, ihren gewiſſen Krankheiten der Säfte unterworfen wären, die den Schaden an den Blättern, Blüthen und Früchten verurſachten. Als dieſe Meinung auch nicht überall paſſen wolte, ſo erſonnen die neuern Naturforſcher ein recht gelehrtes Syſtem, um die Würkungen des Mehlthaues zu erklären. Sie verglichen die Tropfen des Thaues mit kleinen erhabenen geſchliffenen Gläſern, welche, wenn die Sonnenſtralen darauf fielen, hinter ſich einen Brennpunkt formirten, der die Blätter und Früchte mit ſolchen Brandfleken zeichnete. Nichts deſtoweniger wolte auch dieſes ſinnreiche Syſtem nicht überall Stand halten. Man glaubte alſo wiederum, daß der Mehlthau nichts anders als ein trokner Schimmel wäre, der von dem Verderben einiger Blätter herrührte, die nach und nach den Nahrungsſaft verlöhren, wenn die Pflanzen zu ſtark in die Höhe trieben. Ich weis nicht, ob man ſich ſehr irren würde, wenn man glaubte, daß alle dieſe Erklärungsarten zuweilen in der Natur würklich ſtatt finden, und daß ſie insgeſamt keinen andern Fehler beſizen, als daß ein jeder die ſeinige für allgemein hält, und daraus alle Erſcheinungen an den Gewächſen herleiten will. Dieſe frühzeitige Allgemeinheit, welche man aus einzelnen Beobachtungen ſchliest, hat ſich beſonders in die Erklärungsart der Würkungen des Mehlthaues von den Inſekten eingeſchlichen, und es zweifelt jezt faſt niemand, daß dieſe Thierchen, da man ſie mit Augen ſieht, die wahre Urſach davon ſeyn ſollen. Damit nun aber jederman ſehe, daß dieſes noch nicht das Syſtem ſey, wobei man ſtill ſtehen bleiben könne, ſo will ich in gegenwärtigem Aufſaze die Beobachtungen einiger von den neueſten Beobachtern mittheilen, woraus erhellen wird, daß die Inſekten, wenigſtens in vielen Fällen, unſchuldig ſind, wo ſie doch von jedermann für ſchuldig gehalten werden. Durch ſolche Widerlegungen alter Meinungen werden neue hervorgebracht, die wieder widerlegt werden, und das iſt der Weg, den man gehen mus, wenn man endlich zur Erkänntnis der Wahrheit gelangen will. Ein kümmerlicher Weg! aber gewis der einzige, auf welchem man in der ausübenden Naturlehre zur Gewisheit komt.

Der berühmte Herr Hill hat uns in ſeinen microſcopiſchen Verſuchen einige Gründe vorgelegt, warum wir die Inſekten von dem Verdachte frei ſprechen müſſen, daß ſie den Mehlthau verurſachten a).

Es

---

a) Im 8. Verſuche. S. des Hamb. Mag. 13. B. 2. Stük 1. Art. S. 145. u. f.

Es iſt dieſes nicht allein eine unnatürliche Erklärungsart, die weder Erfahrungen noch Verſuche beſtättigen, ſondern wir werden auch, wie er ſagt, dadurch von einer Unterſuchung abgehalten, die die ganze Sache nach dem Syſtem einer weit beſſern Philoſophie und nach der Analogie aller andern natürlichen Operationen hätte erklären können. Es iſt nemlich wohl bekant, daß ſowohl die Pflanzen als thieriſche Körper, ſobald ſie zu verderben anfangen, Neſter und Vorrathshäuſer für Inſecten von mancherlei Art werden, welche, ſo lange dieſe Subſtanzen geſund bleiben, weder Wohnung noch Unterhalt darinn finden können. Dieſes geſchiehet weder zufälliger Weiſe, noch durch unſre eigene Beförderung, ſondern die Natur bevölkert die Subſtanzen, ſobald ſie verderben, augenbliklich mit tauſenden derſelben, ohne daß wir errathen können, wo ſie herkommen. Man laſſe ein Stük Fleiſch an der Luft liegen, oder zerſtampfe und bringe ſonſt auf andre Art eine Pflanze in Fäulnis, man weiche nur ein Saamenkorn in Waſſer, oder lege ein Blat in den Thau, ſo findet man im Augenblike eine Menge von allerhand Thieren darauf, die ihren Unterhalt darinn ſuchen und finden. So lange das Fleiſch noch am Thiere, das Blat, der Stengel oder der Saame noch an der Pflanze und der Umlauf der Säfte vorhanden war, konte keins von dieſen fresſüchtigen Geſchöpfen Zutritt zu ihnen bekommen. So wie nun aber in ein faulendes Stük Fleiſch an einem ſonſt geſunden Thiere Würmer kommen, ſo können ſich auch in den Blättern der Pflanzen Würmer einfinden, ſobald ihre Säfte verderben, und das Blat oder ein Zweig in eine Art der Verweſung geräth. Wollen wir dieſes auf den Mehlthau anwenden, ſo wird uns Herr Hill lehren, daß die Inſecten erſt alsdañ auf die Bäume kommen, wenn die Fäulnis ſie ſchon angeſtekt hat; ſo daß ſie alſo nicht die Urſach, welche die Bäume verdirbt, ſondern nur die Säfte ſind, die von ihrer Fäulnis zehren. Ich will alle Beobachtungen des Herrn Hill in dem kürzeſten Auszuge hier mittheilen.

Die Stokung der Säfte iſt der erſte Grad der Fäulnis, und man bemerkt, daß ſie auch in der That ſchon allein hinlänglich ſey, die Inſekten herbei zu loken, indem ſich dieſelben gleich zu tauſenden einfinden, ſobald eine gelegentliche Urſach, ſie mag natürlich oder künſtlich ſeyn, die Säfte des Baumes in Stokung bringt, ob wir gleich nicht wiſſen, wie, warum und woher? Daher ſind die ſchwächſten Bäume und die, ſo an keinen vortheilhaften Oertern ſtehen, dem Mehlthaue am häufigſten unterworfen. Es kommt auch gar nicht von Inſekten her, die ein Wind herwehet, daß Bäume ſolcher Gegenden entweder allein, oder doch zuerſt vom Mehlthaue angegriffen werden, ſondern daher, weil ihre Lage am nachtheiligſten und ihre Natur die ſchwächlichſte iſt. Ein harter Winter tödet allemal die ſchwächſten unter allen Fruchtbäumen; und die ſchwächſten Zweige an den ſtärkern Bäumen. Ein wenig unzeitiger Froſt kan an den ſchwächlichſten Bäumen und Zweigen eben dieſe Würkung verrichten, zumal wenn er im Frühjahre, da der Saft in die Bäume getreten u. flüſſig iſt, einfällt, da es deſto leichter iſt, ihn in Stokung zu bringen. Iſt der Froſt nicht ſonderlich ſtark, ſo überwindet die Kraft des Baums denſelben unter dem Einfluſſe des erſten Sonnenſcheins. Iſt er heftiger und der Baum ſchwächlich, ſo kan er ganz und gar vergehen, oder wenigſtens ſo beſchädiget werden, daß er in dem Jahre keine Frucht trägt. Iſt er nur zum theile ſchwächlich, ſo rührt der Zufall nur dieſen ſchwächſten Theil. Wo die Verlezung geſchiehet, da erfolgt durch die Stokung der Säfte eine Näherung zur Fäulnis. Alſobald finden ſich Inſekten ein, die von dieſer Fäulnis ihren Nuzen ziehen, und ein blöder Beobachter wird ſie, weil er ſie mit der Fäulnis zugleich wahrnimt, für die Urſach derſelben halten. Wären ſie dieſes

würkwirklich, ſo würde man den Mehlthau nimmermehr durch die Kunſt hervorbringen können. So aber darf man nur einen Baum vorſezlich verlezen, oder ihm die gehörige Verpflegung entziehen, ſo wird er alsbald den Mehlthau bekommen. Auf einem ſolchen durch die Kunſt geſchwächten Baume finden ſich tauſend Inſekten auf einmal ein, dahingegen die andern, die neben ihm ſtehen, davon frei bleiben. Man darf nur einen groſſen Theil Erde von der Wurzel eines Baumes, mitten in einer Reihe anderer, wegnehmen, ſo wird er bei der geringſten unfreundlichen Witterung ſogleich verlezt werden, dahingegen alle andre frei durchgehen. Eben dieſes läſt ſich auch durch Binden an einem einzigen Zweige eines Baumes thun, der ſonſt geſund iſt. So hat Herr Hill Millionen von den Inſekten auf einen einzigen Zweig eines Abrikoſenbaumes zu Chelſea gebracht, dahingegen alle übrige Zweige davon befreiet waren. Man kan alſo den Inſekten in dieſem Falle eben ſo wenig, als bei dem Fleiſche und andern Verweſungen die Urſach der Fäulnis zuſchreiben, da ſie vielmehr von der Stokkung der Säfte, die der Froſt oder dergleichen Umſtand veranlaſſen kan, herrühret.

Die Inſekten, denen man den Mehlthau Schuld giebt, ſind auf verſchiedenen Bäumen in einem Jahre, und auf einerlei Bäumen in verſchiedenen Jahren, höchſt verſchieden. Es muſten alſo, der bisherigen Meinung zu Folge, ſehr viele Arten von Inſekten das Vermögen beſizen, Mehlthau zu erzeugen. Man ſieht leicht, daß dieſes ſehr unwahrſcheinlich, und die vernünftigſte Auflöſung dieſer Erſcheinung die ſey, daß ſich verſchiedene Inſekten von den zu Schaden gekommenen Bäumen, Zweigen und Pflanzen ernähren, ſobald ihre Säfte eine Neigung zur Fäulnis erhalten. Wenn man die Blätter verſchiedener Pflanzen quetſchet, und blos in ihrem eigenen Safte faulen läſt, ſo wird die gährende Materie ganz lebendig, und es erzeugen ſich darinn in freier Sommerluft allerlei Arten von Thieren. Das Solanum bringt einen haarigten Wurm, der Hünerdarm einen glatten, der Hollunder eine groſſe, und das Johanniskraut eine kleine Art hervor, die alle vermuthlich von Fliegeneyern entſtehen mögen. Auf gleiche, wiewohl verborgene Weiſe, werden die vom Mehlthaue betroffenen Bäume in einem Obſtgarten mit lebendigen Geſchöpfen bedekt, davon der Apfelbaum eine andre, der Kirſchbaum, der Pflaumenbaum, und ſo weiter wieder andre Arten haben. Herr Hill band den Zweig eines in ſchönſter Blüthe ſtehenden Baumes, und es erfolgte dabei ein mäſſiger Froſt, der Zweig war einer von den ſchönſten und ſtärkſten am Baume, deſſen junge Sproſſen das vorige Jahr ziemlich dicht abgeſchnitten worden waren. Er war voller Tragholz und verſprach eine ziemliche Menge von Früchten. Beim Anfange des Bindens und des Gebrauchs einiger andern Mittel, die die gerinnende Würkung des Froſtes befördern, ſchrumpften die Blätter zuſammen, und der ganze Zweig gewann ganz ordentlich und natürlich das Anſehen eines ſolchen, der vom Mehlthau beſchädiget worden, da indeſſen alle andere Theile des Baumes vollkommen geſund waren. Die Würkung dieſes Mittels zeigte ſich erſt nach zween oder drei Tagen. Anfänglich ſchien es, als wenn es dem Zweige vortheilhaft wäre, und er ſchien viel ſtärker zu werden, als alle andere Theile des Baums. Allein, den vierten Morgen ſenkten ſich die Blätter, und wurden von der Zeit an immer welker, und der Zweig gewann ein immer kränklicheres Anſehen. Am 6ten Tage früh, zween Tage nach dem erſten kränklichē Anſehen des Baums, entdekte Herr Hill zuerſt Inſekten darauf, woraus deutlich erhellet, daß die Inſekten dieſe Krankheit nicht verurſachen. Der ganze Zweig war ſchon dieſen Morgen damit bedekt. Sie krochen allenthalben

den

ben auf der Rinde, häuſten ſich um die Knoſpen, und die Blätter waren damit bedekt. Kurz, ein ſolches Heer von Verderbern kan man ſich nicht leicht vorſtellen. Es war keine junge Brut, die aus Eyern hervorgekommen, oder von Würmern herrührte, die aus Eyern ihrer Alten an dieſem Zweige geheket worden. Wie konten natürlicher Weiſe die alten Inſekten eben den Zweig vom Baume finden, den man durch die Kunſt zu ihrem Unterhalte geſchikt gemacht hatte? Sie waren in ihrem völligen Wachsthume, als ſie ſich zuerſt zeigten, waren auch zuvor nie auf dem Zweige geſehen worden, welches doch bei ſo einer Menge nothwendig hätte geſchehen müſſen. Woher ſie gekommen, das ſcheint ſehr ſchwer zu ſagen: Denn ob ſie gleich alle geflügelt ſind, ſo ſieht man doch nicht, daß ſie ſich nachher ihrer Flügel jemals wieder bedienten, oder daß in den umliegenden Gärten und Feldern, die geringſte Spur von ihnen wäre.

Ob nun gleich dieſe Inſekten nicht die Urſach der Beſchädigung waren, ſo vermehrten ſie doch dieſelbe gar bald. Die Rinde, die anfänglich nur los zu ſeyn ſchien, ward nunmehr voller Runzeln, und die Anfangs nur hängenden Blätter waren nun um die Körper der Inſekten herum gewikelt. Man konte leicht ſehen, daß dieſes von den Wunden herrührte, die ihnen die Inſekten durch ihr Freſſen verurſachten; Ihre Bewegungen entdekten leicht, womit ſie ſich beſchäftigten, und unter der Menge konte man alle ihre Verrichtungen auf einmal ſehen. Einige liefen Haufenweiſe gleichſam ſpielend hintereinander her; andere lagen übereinander und kletterten ſich auf die Rüken. Einige ſchwungen ihre Flügel, und die ganz todſtille ſaſſen, die fraſſen. Sie ſcheinen dem bloſſen Auge ſo gros als ein Floh von dunkel ſchwarzgrüner Farbe zu ſeyn. Auſſer den Flügeln kan man leicht ſechs Beine and eine geſchlanke Maſchine entdeken, die vom Vorkopfe, wie ein kürzeres Bein als die andern, herabgeht. Das Vergröſerungsglas zeiget uns an dieſen Thieren einen Ausbund von Schönheiten: allein, die Beſchreibung davon würde uns zu weit von unſerer Abſicht ableiten.

Aus dieſen Beobachtungen des Herrn Hill erhellet alſo, daß der Mehlthau, wenigſtens eine gewiſſe Art deſſelben, nicht von Inſecten, ſondern von einer natürlichen Stokung der Säfte und angehenden Fäulnis derſelben herrühre, welche nachher die Inſecten entweder herbeilokt, oder erzeuget. Ich mus zur Ehre der Deutſchen ſagen, daß dieſe Entdekung in Deutſchland ſchon längſt vorher, als es uns Herr Hill gelehrt hat, bekant geweſen ſey, indem der Herr Doktor Henning in den Breslauer Sammlungen eben dieſelbe Theorie vorgetragen hat. Vielleicht könte noch etwas geſagt werdē, das den Inſekten dennoch die Schuld wegen des Mehlthaues aufbürdete: allein, ſie müſſen auch einmal ihre Vertheidiger finden: wir wollen ihnen keinen Proces formiren.

So wie es dem Mehlthaue ergangen iſt, ſo ſoll es auch dem Honigthaue ergehen. Man hat die Inſekten im Verdachte gehabt, daß ſie durch das Saugen einen ſolchen ſüſſen und klebrigten Saft aus den Gewächſen heraus lokten, oder daß die Bienen ihren Honig darauf ſchleppten, und was dergleichen mehr iſt. Aber endlich hat ſich ein aufmerkſamer deutſcher Beobachter gefunden, der nach den fleiſſigſten Bemerkungen des Honigthaues dargethan zu haben ſcheinet, daß er, als ein wahrer Thau aus der Luft herabfalle. Er lieget in manchen Gegenden auf vielerlei ganz verſchiedenen Gewächſen ohne Unterſchied in vielen kleinen Flekchen und Tröpfchen, nebſt wenigen gröſſern, und iſt durchgängig auf allen von einerlei Beſchaffenheit; an andern Orten hingegen findet man ihn auf eben denſelben Gewächſen ganz u. gar nicht. Er überzieht in einer Nacht faſt alle Blätter einer groſſen Reihe Bäume, woran vorher nichts daran zu ſpühren war; ja er legt ſich ſogar des Abends und Nachts auf Metall, Glas, abgebrochene Blätter und dürres Holz eben ſowohl als auf wachſende Pflanzen, in freier Luft: und alles dieſes beruhet auf gewiſſen, wiederholten Erfahrungen a), und alles beweiſet, daß dieſe Materie aus der Luft herab fallen müſſe, zumal da man zuweilen durch den Geruch merkliche Spuhren davon entdeket, der Honigthau auf den Gewächſen aber in einer geringen Entfernung nicht mehr gerochen wird. Vielleicht ſammlet ſich dieſer Thau, wie unſer Beobachter meinet, aus den Ausdünſtungen der Blumen u. Blüthen, woraus die Bienen ſo ſchönen Honig zu ſammlen wiſſen, und vielleicht fällt er darum nur ſtrichweiſe, weil ihn der Wind nach einem gewiſſen Zuge fortführet. Ich weis nicht, warum ich zu dieſer Erklarungsart kein rechtes Vertrauen habe. Es iſt dem Anſehen nach faſt die einzige mögliche: allein dem ungeachtet iſt es, als wenn ichs ihr anſähe, daß ſie kein groſſes Glük in der Welt machen wird.

Der Schaden, den man dem Honigthaue beimiſt, iſt ſo ungegründet eben nicht. Man hat augenſcheinliche Beweiſe, daß das Korn davon auswachſe: indeſſen aber geben doch dieſe Körner noch ein taugliches Mehl und verderben das Brod nicht. Man ſchreibt dem Honigthaue auch den Brand im Getraide zu: allein, auſſerdem was uns die neuern Franzöſiſchen Unterſuchungen von den Urſachen des Brandes im Getraide gelehrt haben, kan man auch noch andere Gründe finden, warum derſelbe von keinem Thaue, der auf die Aehren fällt, entſtehen könne. Denn an den brandigten Aehren ſind faſt ohne Ausnahme alle und jede Körner brandig, und wenn eine Aehre von den aus einem Korne gewachſenen Büſchen brandig iſt, ſo ſind es auch alle übrige; worzu noch kommt, daß der Brand ſchon in den Aehren ſtekt, wenn ſie kaum gebildet ſind, und in vielen Blättern tief eingewikelt ſizen: nicht zu gedenken, daß der Freiherr von Wolf in der Gerſten, die er in einem Kaſten in ſeinem Zimmer gezogen, auch Brand gefunden hat. Es iſt noch eine Beſchuldigung übrig, daß nemlich der Honigthau die Blattläuſe erzeugen ſoll, welche die Blätter des Kohls und die Blüthen der Hülſenfrüchte verderben, den Baumknoſpen ſchaden, ja wohl ganze Propfreiſer zu Grunde richten. Allein, es iſt heut zu Tage bekant genug, daß aus einer blos unorganiſchen Materie keine lebendige Thiere entſtehen können, und geſezt, er ſolte auch die Eyer dieſer Thiere nur in ſich halten, ſo würde er dennoch nicht für die Haupturſache der Blattläuſe angeſehen werden können. Man findet ſie nicht immer an den Blättern oder an der Seite derſelben, worauf der Honigthau lieget, u. wie oft findet man nicht auf den Johannisbeerſträuchen eine Menge Blattläuſe, ohne die geringſte Spur vom Honigthaue zu bemerken. Eben dieſes hat man an dem braunen Kohle beobachtet. Ueberdem hat jede Art von Gewächſen ihre eigene Art von Blattläuſen, die der Honigthau unmöglich ſo regelmäſſig eintheilen konte. Aller Vermuthung nach kan alſo dieſer Thau nichts weiter zur Erzeugung der Blattläuſe beitragen, als daß er ſie herbeilokt, weil er ihnen entweder zur Nahrung oder zum Lekerbisgen dienet. Wer weis, ob es nicht vielleicht in der That eben ſo damit zugehet, als mit dem Mehlthaue. Vielleicht lokt er eben ſo wie dieſer, die Inſekten herbei, die ſich gemeiniglich dabei finden. Es ſind unendlich viel Umſtände, die dieſes wahrſcheinlich machen. Die ſchwachen und kränklichen Aehren, Aeſte und Zweige, Sträucher und Bäume ſind dem Honigthaue am meiſten unterworfen; es ſind nur gewiſſe Striche, auf die er ſich leget, wo vielleicht die Pflanzen nicht die beſte Nahrung haben, und alſo von einem ungewöhnlichen Froſte oder kalten Regen geſchwacht u. verdorben werden,

da

---

a) S. des Hamb. Magaz. 14. B. 2. Stük 2. Art. S. 138. und ferner.

da ſie von Natur ſchwächlich ſind. Man bemerkt ferner, daß die mit Honigthau befallenen Blätter flekigt, ſchwarz bezogen und verdorben ſind, und wie leicht kan hier nicht ein Betrug der Urſachen ſtatt finden, wenn man dieſe Kränklichkeit dem Honigthaue als der würkenden Urſach beimiſt, da er doch wohl nur die Würkung davon ſeyn kan. Die Aehnlichkeit der Erſcheinungen beim Mehl- und Honigthaue iſt noch überdem ein groſſes Argument für die Aehnlichkeit ihres Urſprungs. Dieſe Analogie erwirbt einer Erklärungsart ſo viel Vorzüge, daß man ſich billig von einigen Schwierigkeiten, die noch dabei übrig blieben, nicht verleiten laſſen ſolte, ſie ſogleich fahren zu laſſen, da doch ohnedem auch keine andere Erklärungsart von allen Schwierigkeiten frei iſt. Ich überlaſſe dieſes dem Nachdenken der Naturforſcher, und es iſt mir genug, daß ich auch den Honigthau von der Rechnung der Inſecten vertilgt habe. Ich hoffe, daß die Gärtner und Landbauer mit der Zeit billiger gegen die armen Inſekten geſinnt werden ſollen. Man findet die Spur der groſſen Weisheit des Schöpfers in der Einrichtung, daß die Inſekten, die doch ein für allemal eben ſo viel Recht zum Leben haben, als wir, gleichwohl ihre Nahrung nur an ſolchen Land- und Gartengewächſen ſuchen müſſen, die ohnedem ſchon krank und verdorben, und alſo dem Menſchen zu ſeinem Gebrauche entweder unnüz oder doch undienlich ſind. Dieſer neue Gedanke iſt ein Beweis der groſſen Achtung, welche die Natur bei der Einrichtung der Welt gegen den Menſchen geäuſſert hat, und zugleich eine natürliche Folge der Theorie, daß ſich die Inſekten nur auf die kranken Bäume und Pflanzen begeben, um ihre Nahrung zu ſuchen, keinesweges aber den Pflanzen und Bäumen ihre Krankheiten erſt verurſachen. So vortheilhaft werden dieſe Thiere in unſer Eigenthum einquartiret, daß ſie nichts von dem uns nüzlichen Vorrathe aufzehren, ſondern ſich nur an das halten, was uns doch ſchädlich ſeyn würde. Ich wolte wünſchen, daß ſich dieſes von allen den ſogenannten Landplagen aus dem Thierreiche ſagen lieſſe. Allein, auſſer den Raupen, Käfern, Sperlingen, Erdrazen, u. ſ. w. die ſich das beſte, was wir gern mögen, ebenfalls wohl ſchmeken laſſen, finden wir auch der Analogie der Natur gemäs, daß jedes Thier, jede Pflanze und jeder Baum eine eigene Art von Thieren in ſeiner Verſorgung habe, die ſich von ihm nähren, und an daſſelbe einen gewiſſen Tribut bezahlen müſſen, der eine Bedingung des Daſeyns aller Geſchöpfe zu ſeyn ſcheinet. Wir rächen uns indeſſen hinlänglich an den armen Creaturen, die ihrer Nothdürftigkeiten wegen an uns oder an unſre Güter gewieſen worden ſind, und ihr Unterhalt wird ihnen ſo ſchwer und bitter gemacht, daß ſie in der That ſchlecht genug dran ſind. Vielleicht hätten wir mehr Mitleiden mit ihnen, wenn wir beſſer einſähen, wie wenig wahren Schaden uns die meiſten zufügen. Wir würden vielleicht der Ameiſen, der Fröſche, der Schneken, der Regenwürmer, der Maulwürfe, der Fliegen, der Blattläuſe, und hundert anderer unſchuldiger Geſchöpfe ſchonen, wenn wir nur durch Beobachtungen und Verſuche genau genug erforſchen wolten, ob ſie ſich aller der Verbrechen würklich ſchuldig machē, die ihnen eine Sage, die auf Unwiſſenheit und Vorurtheilen beruhet, gemeiniglich beizumeſſen pfleget.

Regiſter

über den ſiebenden und achten Theil dieſer Sammlungen.

Nota: VII. bedeutet den ſiebenden, und VIII. den achten Theil, welches noch überdis zum Unterſchied und Facilitirung des Aufſuchens, mit einer andern Schrift, was nemlich im achten Theil anzutreffen iſt, gedrukt werden.

Abblatten der Bäume und Pflanzen. VII. pag. 227
Abwechſelung des Alters bringt die ſo vielerlei Klagen herfür. VIII. 257
Aderlaſſen von deſſen Nuzzen und Schaden. VII. 249. item VIII. 185
Aetna; ſiehe Berge.
Afrika, wird an vielen Orten durchs Erdbeben verwüſtet. VIII. 146
Affecten des Zorns; ſiehe Zorn.
Akkerbau; eine öconomiſche Abhandlung. VIII. 31
Altanen, als hängende Gärten. VII. 127
Alter, wie ſolches in einem hohen Grad zu erlangen iſt, nach mediciniſchen Grundſäzzen abgehandelt. VII. 77
= Alters Vorzüge vor der Jugend. ibid. 96
Ameiſen in Gärten zu vertreiben. VII. 40
= = wie ſolche am bequemſten zu vertilgen? VII. 289
Antwort, die fertige. VII. 303
Arzt; eine Poeſie. VII. 278
Arzneien; wie durch ſolche die Menſchen klug und tugendhaft zu machen ſind. VII. 285
Arzeneimittel, welche unter die gefährlichſten zu zählen. VIII. 293
Arm, gelähmter; ob ſolcher durchs electriſiren curirt werden kan? VIII. 304
Arzneiwiſſenſchaft der Malabaren in einem Sendſchreiben. VIII. 182
Athem, vom ſtinkenden; eine mediciniſche Abhandlung. VIII. 17
Ausführungen, die vornehmſte des menſchlichen Körpers; wie dieſelbe zu befördern? VIII. 31

B.

Baukunſt, betrachtet mit Vergleichung der Einbildungskraft. VII. 123
Bauholz durch ein neu entdektes Mittel ſo zu verwahren, daß es nicht auswachſe, in den Häuſern nicht demmelich, wurmſtichig werde, und ſo leicht nicht Feuer fange. VII. 99
Bakſteine; ſiehe Ziegel.
Bauch, ein dikker fetter, iſt eine Krankheit. VII. 238
Bauer und Pythagoras, der Weltweiſe. VIII. 316
Baumwolle; eine Nachricht von einer, die in Teutſchland wächſet. VIII.
Bäder, von den heiſſen, und von dem unterirdiſchen Feuer. VIII. 214
von Bäumen, die aus Blättern erzogen werden, eine Anweiſ. VIII. 289
Bäume abblättern; deren Nüzlichkeit. VII. 227
Betrunkener; phyſical. Gedanken. VIII. 15
Berge, die viele Feuerſpeiende; wie ſolche groſſe Erdbeben erregen können. VIII. 153. und wie hierdurch auch wieder neue Berge entſtehen? ibid. = = phyſicaliſche Betrachtung von denen vornehmſten feuerſpeienden Bergen in Europa. VIII. 207
Beerdigung der Maulwürfe, merkwürdige Betrachtung. VIII. 302
Beſchwerlichkeiten der Menſchen, in einem Traum abgeſchildert. VII. 110
Bettel unter dienſtloſen Menſchen; deren Urſachen. VII. 172

Bierhefen auf einige Monate lang gut aufzuheben. VII. 86
Bildhauerkunſt, das Vergnügen daraus in der Einbildungskraft. VII. 142
Blätter, von welchen Bäume gepflanzet werden können. VIII. 289
Blutreinigende Kräuter. VIII. 30
Blumen und Früchte jederzeit friſch zu behalten. VII. 104
Bluthoarnen des Hornviehes; ein ſicheres Mittel darfür. VII. 185
Blumen und Kräuter durch Kunſt bis in den Winter in ihrer natürlichen Stellung aufzubehalten. VII. 310
Blattern bei einem Kinde; ein beſonderer Vorfall. VIII. 316
Bliz; von deſſen Entzündung, neue Entdekkungen. VII. 311
Blähungen, Krämpfe, wie ſie bei Gelehrten entſtehen? VIII. 228
Brechmittel, welche am ſchädlichſten ſind. VIII. 294
Brunnenkreſſe, in welchen Krankheiten ſolche nüzlich? VIII. 184
Buch- und Eichenbäume; wie ſolche auf Holländiſche Manier mit Nuzzen gepflanzet werden. VIII. 101
Bükken; wie ſchädlich es öfters der Geſundheit. VII. 275

C.

Cadix; wie es durch Meeresbewegung und Erdbeben befallen worden. VIII. 133
Coffee; von deſſen Erfindung, rechter Zubereitung, Nuzen und Schaden; welchen Perſonen derſelbe geſund oder ſchädlich? nebſt einigen neuen Erfindungen, von andern Sachen einen ähnlichen Coffee zuzurichten. VIII. 72
= = von Wegwart oder Cichorienwurzel zuzurichten. VIII. 37
Cardomomen. VII. 345
Catarrhen; ſiehe Schnupfen.
Caprification der Feigen. VIII. 247
Ceremoniel; deſſen Bedeutung und ausführliche Beſchreibung. VII. 230
Charakter der Frauenzimmer abgeſchildert. VII 163
Cichorienwurzel ſtatt des Coffee zu gebrauchen. VIII. 37
Citronen zu bewahren, daß ſie nicht faulen. VIII. 248
Complimenten, verkehrte Worte und a la modiſche Verſtellungen bei Geſellſchaften. VII. 210
Corpulent; ſiehe Leibesdikke.
Cometen; Betrachtung hierüber. VIII. 97
Conil gehet durchs Erdbeben zu grund VIII. 133
Curen, von den unvorſichtigen. VII. 38

D.

Degentragen; deren wunderliche Mode; welchem Stande es gebühret, in einer hiſtoriſch-juriſtiſchen Abhandlung betrachtet. VII. 113
Dienſtloſe viele Menſchen; woher es kom̃e? VII. 172
Dikke fette Perſonen; ihre Ungeſundheit: und wie ſolchen zu helfen? VII. 253
Düngen, das Feld; wie man ſtatt deſſen eine andere Zubereitung erfunden. VII. 319

E.

Eheſtand; von deſſen Vorzüglichkeit. VII. 330
Eichen und Buchenbäume, wie ſolche auf Holländiſche Manier mit Nuzzen gepflanzet werden. VIII. 101
Einbildung; ſiehe Selbſtdünkel.
Einbildungskraft, als ein unſchuldiges Vergnügen betrachtet. VII. 120
= = = auch mit Vergleichung der Werke der Natur, Baukunſt ꝛc. ibid. 123
= = = in Bücherſchreiben. ibid. 138
= = = item aus der Bildhauerkunſt, Mahlerei, Muſik ꝛc. ibid. 142
= = = item der Geſundheit wegen. ib. 235
Eifer; eine Abhandlung. VII. 153
Electriſiren, um gelähmte Arme und die Taubheit zu kuriren. VIII. 304

Empfindungen der Menſchen ſind niemals rein. VII. 83
Entzündungen, unterirdiſche, welche ſo viele Erdbeben erregen. VIII. 156
Erdbeben und Meeresbewegungen von Anno 1755. angeſtellte Betrachtungen hierüber; deſſen Urſachen, mit hiſtoriſch = und geographiſcher Beſchreibung dererjenigen Königreiche und Städte, welche am meiſten hierunter erlitten haben. VIII. 115
= = item, zufällige Gedanken hievon, ſamt einer Erzählung von allen Erdbeben, ſeit der Sündfluth. 83
Erde; welche Veränderung ſolche durch Erdbeben, Waſſerfluth ꝛc. erlitten? VIII. 117
= = deren Verſchönerung. ibid. 200
= = deren Gröſſe, Betrachtung. VII. 278
= = deren innerliches unauslöſchliches Feuer. VIII. 216
Erdbeden; wie viele Millionen Menſchen darauf gezehlet werden. VII. 6
Erdſchlünde, erſtaunliche VIII. 164
Erfahrungsſäzze, vom Zuſammenhange des Unterleibes mit dem Verſtande. VIII. 223
Erfrieren der Glieder, ſich dafür zu bewahren. VII. 201. & 241
Eraſt, der bekümmerte. VII. 221
Erfindungen, ſind öfters eine Luſt Schaden zu thun. VII. 296
Eſparcette oder Türkiſcher Streuklee, dieſes Futterkraut nüzlich anzubauen? VII. 128
Eſſig, wie derſelbe bei der Brandtweinbrennerei mit groſſem Nuzzen zu verfertigen. VII. 170
Etwas, das einer Vorrede, und zugleich einem Neujahrswunſch ähnlich. VII. 4

F.

Fallende Sucht, Nervenkrankheiten ꝛc. woher ſie öfters entſpringen? VIII. 227
Falſchheit, Eigennuz, Misgunſt. VII. 137
= = in Complimenten. ibid. 211
Faulheit gegen dem geiſtigen Theil des Menſchen; eine Betrachtung. VII. 105
Feuer, welches die Erdbeben herfürbringt. VIII. 121
Feuerſpeiende Berge; ſiehe Berge.
Felſen, ſchwimmende; wie ſolche entſtehen? VIII. 154
Feldmaus; ſiehe Maus.
Feldbau; ſiehe Akkerbau.
Fenſterſcheiben; von den Figuren an den gefrornen. VIII. 38
Feuerſchlünde unter der Erde; deren Beſchreibung. VIII. 178
Feigen; deren Caprification. VIII. 247
Feigheit iſt eine Mutter der Grauſamkeit. VII. 68
Fehler von dem Menſchen, in einem Traum. VII. 110
Fette Leute; wie ſolche wieder geſund und mager zu machen. VII. 235
Feinde, das Lob derſelben. VII. 301
Fieber; wo ſie öfters ihren Siz haben, und wie ſie zu curiren? VIII. 227
Figuren an den Fenſterſcheiben; wie ſolche entſtehen? VIII. 39
Flachs zuzubereiten, daß er der Baumwolle an Weiſſe gleich kommt. VIII. 65
Flöhe zu vertreiben. VIII. 248
Fluskrebſe; vielerlei Beobachtungen hievon. VIII. 298
Frühlingsgedanken, von einem Engliſchen Philoſophen. VII. 55
= = Geſundheitsregeln. ibid. 59
Früchte und Blumen zu allen Zeiten friſch zu behalten. VII. 104
Frauensperſonen; deren unterſchiedliche Charakter abgeſchildert. VII. 163
Frieſel bei Kindbetterinnen; woher derſelbe meiſt entſtehe? VII. 167
Freimüthigkeit; von der edlen. VII. 171
Froſt, Winterbeulen an Händen und Füſſen; deſſen Urſachen, dienliche Mittel darwider. VII. 202. u. 241
Freundſchaftsbezeugungen, betrachtet nach der heutigen Mode. VII. 210
Freundſchaft; zufällige Gedanken. VII. 215
= = ein merkwürdiges Schreiben hievon. ibid. 233

Freund nach der Mode; Erklärung hievon nach der Schriſt. VII. 219
Frag- und Anzeigeblat; ſiehe Intelligenzzettel.
Früchte, wie ſolche mit Nuzzen anzubauen? VIII. 29
Furcht, die übelgegründete, und darwider dienliche Mittel. VII. 45
Futterkraut; eine Nachricht hievon aus dem Engliſchen. VIII. 314

G.

Geiz; beſonders merkwürdige Gedanken von deſſen vernünſtigem Gebrauch. VII. 60
Geſundheit, wie ſolche äuſſerlich zu erkennen? VII. 80
- - - wie ſolche zu erhalten? ibid. 209
Gewölb; ſiehe Kellerbogen.
Geſellſchaften, von den angenehmen und unangenehmen Perſonen, zufällige Abſchilderung. VII. 86
Geſchäftigkeit, eine Betrachtung. VII. 105
Gewalt der Neuigkeiten. VII. 196
Gelbe Haut; ſiehe Haut.
Geſundheitsregeln und Beobachtungen für verſchiedene Alter des Lebens. VII. 207
Geſundheittrinken; deſſen wunderliches Ceremoniel. VII. 233
Geſunde in ihrer Einbildung; VII. 235
Geizhals; eine Poeſie. VII. 264
Gedanken; zufällige. VII. 277
- - - - zufällige ſatyriſche. VII. 307
Gewürze; deren Beſchreibung, und Anzeige von deren Nuzen und Schaden in Abſicht auf die Geſundheit. VII. 343
Gewürznägelein; deren Nuzen und Schaden. VII. 344
Gebohrne gegen die Zahl der Verſtorbenen; beſondere Anmerkungen hierüber. VII. 6
Gemüthsbewegungen in Krankheiten; deren Nuzen. VII. 351
Geſund, und was nicht geſund iſt. VIII. 63
Geſchichte der Zukunft. VIII. 191
Gemüthskrankheiten haben ihren Siz öfters im Unterleib. VIII. 227
Geiz, der Goldklumpen. VIII. 261
Gewitter; zufällige Gedanken hievon. VIII. 275
Geſichtsbildung der Menſchen, das Ungleiche, als ein Beweis der weiſen Vorſehung GOttes. VIII. 279
Gelenke, und deren Feuchtigkeiten. VIII. 24
Gift und Gegengift; Mithridat und Theriak, eine Abhandlung hievon. VII. 150
Gleichgewicht des verſchieden. menſchlichen Zuſtandes. VIII. 101
Glüklich, ein jeder Menſch. VIII. 11
Glük und Unglük; eine Allegorie. VII. 246
Goldklumpen; ſiehe Geiz.
Gottſeeligkeit; wie es in vielen Dingen nuzet. VII. 192
Groſthun. VIII. 49
Groſſe im Kleinen betrachtet. VIII. 61
Grillen in den Häuſern zu vertreiben. VII. 40
Grauſamkeit kommt öfters von der Feigheit her. VII. 68
Grünſpan; wie derſelbe zu Montpelier verfertiget wird? VII. 280
Gratulationes; zufällige Gedanken hierüber. VII. 4
Gummi Ammoniacum. VIII. 95
Gutthätig zu ſeyn; deſſen Hinderniſſe. VIII. 46

H.

Haar abſchneiden; in welchen Fällen es der Geſundheit zuträglich. VII. 242
Handlungen der Menſchen, deren Urſachen in einer wichtigen Betrachtung angezeigt. VII. 176
Haut, gelbe, beim Frauenzimmer; woher ſolche komme, und wie ſie zu vertreiben. VII. 201
Haushaltungsregeln ſind abgeſchildert in denen Gedanken eines Geizigen. VII. 60
Hauptgözen der Welt, betrachtet in der Abhandlung der ungegründeten Klagen über die verdorbene Zeiten. VIII. 258
Heuchelei, Falſchheit ꝛc. VII. 137

Heben und tragen; auf welche Art es der Geſundheit ſchädlich? VII. 276
Herzdrükken; einige mediciniſche Betrachtungen. VII. 35
Holz, deſſelben Erſpahrung durch Verbeſſerung der Stubenöfen, mit Abbildung eines hier neu erfundenen Kunſtofens. VIII. 105
⸗ ⸗ deſſen Abnahme beim Wachsthum. VIII. 308
Holzwerk beim Zimmern zu verwahren, daß es nicht wurmſtichig, noch feuerfangend werde, VII. 99
Honig⸗ und Mehlthau, daß er nicht von Inſekten herrühre. VIII. 317
Hofbediente, deren öfters Unglük. VII. 174
Hornviehſeuche; Mittel darwider. VIII. 63
Hochmuth und die andere 3. Hauptgözen. VIII. 258
Hopfenranken zur Spinnerei ſo zuzurichten, daß die daraus gewebte Sachen viel ſtärker werden, als die von Lein oder Hanf. VIII. 297
Hunde, von deren Menge, ökonomiſche Anmerkungen. VIII. 113
Hüner, und andere dergleichen nahrhafte Speiſen ſind der Geſundheit recht ſchädlich. VII. 122
Hüneraugen ſicher zu vertreiben. VII. 263 item VIII. 94
Hypochondrie; deren Urſprung bei Gelehrten. VIII. 228

J.

Jahreswechſel; eine merkwürdige Betrachtung hierüber. VII. 12
Inſekten, Motten, wie ſolche ins Tuch und Pelzwerk kommen. VII. 17
⸗ ⸗ ⸗ welche Krankheiten dadurch bei Menſchen, Vieh und Gewächſen entſtehen? VIII. 246
Inſeln und Eilande; wie neue durch Erdbeben entſtehen? VIII. 154
Intelligenzzettel, oder Frag⸗ und Anzeigeblatt aus dem Franzöſiſchen überſezt, von ſatyriſchen Einfällen. VII. 301
Iſabel; ein Sendſchreiben. VII. 187
Jugend, in einer Betrachtung bei den Vorzüglichkeiten des Alters. VII. 96
Jungfern, wie ſie ſich zu tröſten haben? VII. 95
⸗ ⸗ Recept, ihre Geſundheit und Ehre zu erhalten. VIII. 184

K.

Kanarienvögel, beſondere Anmerkungen von deren Kennzeichen, Anweiſung, Ausbrütung, Aufzucht, Wartung, von ihren Krankheiten. VII. 192
Kalk; ſiehe Mauerkalk.
Kaiſer Philipp wird beim Aderlaſſen ermordet. VIII. 251
Kamine, brennende; wie ſolche geſchwind zu löſchen. VIII. 26
Kälte, Froſt, Erfrieren, ein Mittel darwider. VII. 100
Kellerbogen, ohne Bretter mit geringen Koſten zu verfertigen. VII. 39
Kinderprobe, den rechten Vater zu erfahren. VII. 168
Klee, Streuklee; ſiehe Eſparcette.
Kleidergeſezze und Ordnungen der Teutſchen und Römer, in Betrachtung der jezigen Zeiten. VII. 131
⸗ ⸗ Narren; deren Zergliederung in einem Traum. VII. 156
Klagen, ungegründete, über die verdorbene Zeiten. VII. 249
Klugheit der Menſchen, und der göttlichen Vorſehung. VII. 182
⸗ ⸗ wie ſolche ſo wohl zu dieſem als zu jenem Leben nüzlich. VII. 261
⸗ ⸗ wie ſolche durch Arzneien einem Menſchen beizubringen? VII. 281
Kleidungen; welche der Geſundheit ſchädlich? VII. 274
Knochentheile, von deren Abgang im menſchlichen Körper. VIII. 22
Knorpel: ſiehe Gelenke.
Knien, was für Schaden es der Geſundheit bringe? VII. 274
Korn vollkommen gut aufzubewahren; ſamt dem Abris der hierzu gehörigen Maſchine. VIII. 1

Kornwurm zu vertreiben. VII. 264
item VIII. 296
Krampfhafte Uebel; wie ſie entſtehen? VIII. 232
Krämpfe, Winde; ſiehe Hypochondrie.
Kraftſuppen, junge Hüner ꝛc. ſind der Geſundheit höchſt ſchädlich. VII. 122
Krankheiten der Seele, und deren Zuſammenhang. VII. 157
⸗ ⸗ ⸗ die von mancherlei Stellungen des Leibes herkommen. VII. 266
⸗ ⸗ ⸗ der Gelehrten. VIII. 228
⸗ ⸗ ⸗ welche in Leidenſchaften beſtehen, zu heben. VII. 357
⸗ ⸗ ⸗ auſſerordentliche. VIII. 52
Kräuter lange friſch aufzubehalten. VII. 311
Krieg, welche erſtaunliche Menge von Menſchen dadurch ſchon umgekommen. VII. 8
⸗ ⸗ von dem A. 1756. her; zufällige Gedanken. VIII. 67
Kukkuk; Aufgabe davon. VIII. 37
Krebſe; ſiehe Fluskrebſe.
⸗ ⸗ augen; wie ſolche anwachſen? deren veränderlicher Nuzen in der Medicin. VIII. 301
Krebs, ein bewährtes Mittel dafür. VII. 135
Kreuz; wie ſolches ſchon vor einen jeden abgemeſſen. VII. 111
Krieg und Frieden entſtehen öfters durch Kleinigkeiten. VII. 180
Kunſtofen; eine beſonders neue und nüzliche Erfindung; ſamt dem Abris. VIII. 10

L.

Lachen, und von dem Geſpötte. VII. 149
Leben der Menſchen, von einer langen Dauer. VII. 75
Leibesdikke, corpulent; iſt eine Krankheit; wie ſolche zu kuriren? VII. 238
Leibesſtellung; wie ſolche gewiſſe Krankheiten erregen können? VII. 266
Leinwand aus Hopfenranken zu weben. VIII. 297
Leibeseröfnung zu befördern. VIII. 31
Leichdorn; ſiehe Winterbeulen.
Leidenſchaften, zufällige Gedanken hievon zum Beſten der Traurigkeit. VII. 100
Leim oder Erde zum Ziegelſtreichen; ſiehe Ziegel.
Liebestränke; wie ſie den Magen verderben, und den Verſtand verrükken? und wie dieſe Krankheit zu kuriren? VIII. 241
Liegen im Bette; welche Arten der Geſundheit ſchädlich und nüzlich? VII. 270
Liſabon; wie es durchs Erdbeben und Meeresbewegung verwüſtet worden? VIII. 133
Ludwig, der Bairiſche Kaiſer; wie er nebſt ſeinem Sohn heimlich durch Gift hingerichtet worden. VIII. 241
Luſt, Schaden zu thun; eine wichtige Abhandlung. VII. 295

M.

Magen, wie er am meiſten durch Studiren und andere Kopfarbeit verdorben werden kan? VIII. 228
⸗ ⸗ deſſen Entzündung. ibid. 233
Magenkrampf entſtehet vom Weinſauffen. VII. 292
Mahlen, mit Erfindung neuer Farben. VII. 36
⸗ ⸗ das Vergnügen daraus. VII. 142
Malabaren, ihre Arzneiwiſſenſchaft. *VIII.* 182
Maienkäfer, mit ſeiner Erzeugung, Wachsthum, und recht wunderbaren Verwandelung vom Ey an. *VIII.* 195

Mauren, naſſe; ein untrügliches Mittel darwider. *VIII.* 110
: : Kalk; von den Urſachen des heut zu Tag ſo ſchlechten: mit Anzeigung der rechten Mitteln, wie der Mauerkalk Felſenhart zu machen, daß er in Wind und Wetter daure. VII. 221
Item, eine andere Zurichtung nach der Engliſchen Manier. *VIII.* 269
Maulbeerbäume zu ſäen. *VIII.* 304
Maulwürfe; derſelben Beerdigung. *VIII.* 302
Mäuſe ihre Reiſen; geſammlete Nachrichten hievon. *VIII.* 309
: : von den Kornböden zu vertreiben. *VIII.* 296
Mäßigkeit; beſondere Anmerkungen hievon. VII. 108
Medicamenten, von unzuverläſſigen; und welche am meiſten auf gefährliche Kuren hinaus lauffen? *VIII.* 293
Mehlthau; ſiehe Honigthau.
Menſchen durch Arzenei klug zu machen. VII. 281
: : ihre Anzahl in allen Königreichen Europens, und überhaupt in den andern 3. Welttheilen. VII. 7
: : wie viel durch Peſt, Krieg ꝛc. umgekommen? ibid. 8
: : gegen denen vor alten Zeiten betrachtet. *VIII.* 250
: : ungleiche Geſichtsbildung. ib. 279
: : ein jeder nach ſeiner Art hat ſich glüklich zu ſchäzzen. ibid. 11
Meeresbewegungen bei Liſſabon ꝛc. ſiehe Erdbeben.
Meereswellen, und deren Aufſteigen, daß es kochet. *VIII.* 163
Mercurialia, ja ſelbſt der Mercurius dulcis, und andere; in welchen Fällen, und welchen Perſonen es ſchädlich? *VIII.* 294
Melancholici, Urſachen ihrer Krankheiten. *VIII.* 231
Milch, in welchen Fällen, und welchen Perſonen ſolche ſchädlich? *VIII.* 293
: : daß ſie nicht gerinne. VII. 123
Mineralextract von allen Saurbrunnen. VII. 135
Misgunſt, Eigennuz ꝛc. VII. 137
Mitridat und Theriak; eine Abhandlung hievon. VII. 150
Misvergnügen über ſeine Umſtände; eine beſondere Betrachtung. VII. 230
Molken; wie ſolche nach H. D. Hofmanns Weiſe präparirt wird? und welchen Perſonen, und in welchen Umſtänden ſolche nüzlich ſind? VII. 37
Mode der heutigen Freundſchaftsbezeugungen. VII. 210
Mörtel; ſiehe Mauerkalk.
Motten, Inſekten, welche Wolle und Pelzwerk freſſen, eine Hiſtorie hievon, mit Kupfern; und wie ſolche zu vertreiben? VII. 17
: : von ihrem Nuzen in Zubereitung der Farben ibid. 36
: : item Mittel wider ſelbe. *VIII.* 248
Mode des Degentragens. VII. 113
Muſſcatnus; deſſen Nuzzen und Schaden. VII. 344
Muttermähler ſicher und ohne groſſen Schmerzen zu vertreiben. *VIII.* 110
Muſik, Mahlerei; das Vergnügen daraus nach der Einbildungskraft. VII. 142
Mundgeſchwüre, und wann man aus dem Mund übel riecht. *VIII.* 19
Mundfäule, wie ſolche zu kuriren. *VIII.* 129

N.

Naſengeſchwür und andere dergleichen Gebrechen zu kuriren. *VIII.* 20

Natur, ob man ſolche zwingen darf, ohne ihr Unrecht zu thun? eine mediciniſche Abhandlung. VII. 323

Naturlehre; einige beſondere Anmerkungen hievon. VIII. 246

Nägel, wann ſie an Händen oder Füſſen einwachſen; wie ſolchem abzuhelfen? VIII. 71

Neuigkeiten; von deren Gewalt. VII. 196

Nervenkrankheiten; wo ſie herrühren? und wie ſolche im Unterleibe zu kuriren ſeynd? VIII. 227

Neujahrsbetrachtung über das Wünſchen in einer Vorrede eingekleidet. VII. 4

Neujahrswünſche; allerlei Betrachtungen hierüber. VII. 4

O.

Oefen, Kunſt- oder Stubenofen, von einer ganz neuen Erfindung, womit mehr als der halbe Theil Holz erſpahrt werden kan, ſamt dem Abris. VIII. 105

= = ein anderer. ibid. 10

Oefnung des Leibes zu befördern. VIII. 32

Optiſche Entdekkung. VII. 264

Ohren, die zärtliche. VIII. 59

Ohrenwürme; Mittel darfür. VIII. 94

Oſterey; was durch dieſe Gewohnheit vorgeſtellet werde? VIII. 297

P.

Paſch-Ey; ſiehe Oſterey.

Pelzwerk; wie die Motten darinn erwachſen? und wie ſolches dafür recht zu bewahren, mit Kupfern. VII. 17. u. 26

Perſonen, deren angenehmes und unangenehmes Bezeugen in Geſellſchaften abgeſchildert. VII. 86

Peſt; welche erſtaunliche Anzahl Menſchen ſolche ſchon weggeraft? VII. 8

Plaudern der Weiber eine Erzehl. VII. 119

Pflanzen; warum ſolche mit Nuzen abgeblättert werden ſollen. VII. 227

= = eine moraliſche Abhandlung hievon. VII. 234

Pferde und anderes Zugvieh durch ein neuerfundenes Mittel ſparſamlich zu unterhalten. VII. 146

= = Berathſchlagung der Pferde, eine Erzehlung aus dem Engliſchen. VIII. 181

Pfeffer; deſſen Nuzzen und Schaden. VII. 345

Pflichten der Menſchen in Verſchönerung der Erde betrachtet. VIII. 202

Philtra; ſiehe Liebestränke.

Phyſiognomie; und Kennzeichen, die Leidenſchaften und verborgene Triebfedern der Menſchen zu entdekken. VII. 342

Portugall; wie es durchs Erdbeben vieles erlitten? VIII. 133

Project; ein ganz beſonders. VII. 88

Praga; wie es durchs Erdbeben verwüſtet worden. VIII. 133

Purgiermittel; welche unter die gefährlichſten zu zehlen ſind? VIII. 293

Q.

Quaker, Schwermer und andere Religionsverderber; wie ſolche durch Arzneien zurechte zu bringen ſind? VIII. 241

R.

Rang; deſſen wunderliches Ceremoniel wird beſchrieben. VII. 232

Raupe,

Raupe, eine Fabel. VIII. 59
Raſerei; deren Urſachen zu erſt im Unterleib herrühren; und wie ſolche öfters leicht zu kuriren? VIII. 231
Raubſchlöſſer in Teutſchland, wie ſolche ausgerottet werden. VIII. 254
Rauſch von gegohrnen Getränken; phiſikaliſche Gedanken hievon. VIII. 15
Rauchfänge, unterirdiſche, feuerfangende. VIII. 178
Regenwürmer und Schnekken; ein Mittel darwider. VIII. 315
Religions-Spötter, Enthuſiaſten, Schwärmer ꝛc. durch Arzeneien zu beſſern. VIII. 241
Reiſen der Mäuſe; geſammlete Nachrichten hievon. VIII. 309

S.

Saamen, eine beſondere Zubereitung, wodurch das Düngen erſpart werden kan. VII. 319
Sammlung einiger Erfahrungen von groſſen Erdbeben. VIII. 150
Salpeter; wie überaus nüzlich ſolcher zum Düngen. VIII. 28
Sauerbrunnen, von allen ein Mineral-Extract. VII. 135
Schnupfen, deſſen Urſachen. Ob derſelbe geſund oder nicht? und wie man ſolchen am ſicherſten vertreiben kan. VIII. 41
Schwindel vom Rauſch. VIII. 16
Schweistreibende Mittel; von den unzuverläſſigen. VIII. 293
Schornſteine; ſiehe Kamin.
Scharbok und Mundfäule zu kuriren. VIII. 29
Schnecken zu vertreiben. VIII. 315
Schaben; ſiehe Motten.
Schlafgeſellſchaft, ein Project hievon. VII. 88
Schriftſtellere, Einbildungskraft von ihren Werken. VII. 138
Schweis, in welchen Fällen er nüzlich, u. daß derſelbe meiſtens ſchädlich. VII. 163
Schreiben eines Geſandten von Bantam, über der Europäer ihre Complimenten. VII. 213
Schlittenrecht; eine Poeſie. VII. 229
Schaden zu thun; ſiehe Luſt Schaden zu thun.
Schwindel; einige Gedanken hievon. VII. 303
= = ſolchen zu kuriren VIII. 238
Scorbut; ſiehe Scharbok.
Selbſtdünkel, moraliſche und ſatyriſche Abhandlung. VIII. 49
Setubal; deſſen Untergang. VIII. 133
Seelen Zuſtand vor dieſem Leben, betrachtet. VIII. 286
Seewaſſer trinkbar zu machen. VIII. 290
Selbſterkanntnis, eine moraliſche Abhandlung hievon. VII. 41
Seelenwanderung, philoſophiſche Gedanken hievon. VII. 92
Seelenkrankheiten, und deren Zuſammenhang; wie ſie zu kuriren? VII. 157.u.328
Silber von der Seide zu ſondern, ohne auszubrennen. VII. 141
Singulaire in einer guten Bedeutung. VII. 216
Sizen; welche Krankheiten es herfür zu bringen vermögend iſt. VII. 268
Sodbrennen; deſſen mancherlei Urſachen, und Mittel dafür. VIII. 306
Söhne werden überall mehr als Töchtern gebohren; warum? VII. 10
Speichel; zu viel oder zu wenig. VIII. 34
Spaltungsgeiſt und blinden Religionseifer durch Arzeneien zu kuriren. VIII. 241
Speiſen, nahrhafte, Kraftſuppen, junge Hüner ꝛc. wie ſolche der Geſundheit ſchaden? VII. 122

Sterb=

Sterblichkeit: von den Graden des Todes. VIII. 50
Stolz; das Lächerliche hievon beſchreiben. VIII. 111
Stubenofen; ſiehe Ofen.
Stand; warum ein jeder Menſch damit zufrieden ſeyn ſolle? VIII. 13
Streuklee; ſiehe Eſparcette.
Stehen, ſizen, liegen ꝛc. welche Arten geſund und ſchädlich? VII. 272
Sterbliche; eine beſondere Anmerkung hierüber. VII. 9
Städte; ihre Anzahl Einwohner; wie viel jährlich darinnen ſterben? VII. 11

T.

Tabakrauchen; allerlei Anmerkungen hievon. VIII. 307
Tabakrauch, warum derſelbe Schaben oder Motten vertreibet? VII. 33
Tauben, Hüner, Kraftſuppen ꝛc. wie, und welchen Perſonen ſolche recht ſchädlich ſind? VII. 122
Taufliſten; beſondere Anmerkungen hierüber. VII. 10
Tugendhaft zu machen, durch Arzeneien, wie? VII. 281
Taſt, der Reiche; ſiehe Van Taſt.
Taubheit; ob ſolche ſicher durchs electriſiren kuriret werden kan? VIII. 304
Thau, Mehl- und Honigthau; daß er nicht von Inſekten herrühre. VIII. 317
Theriak, Mithridat; beſondere Entdeckung hievon. VIII. 150
Torf, zum Brennen, Kochen und Einheizen, wie derſelbe zum Anwachſen gemacht, und nüzlich gebraucht werden kan? VIII. 291
Tod; Gedanken hievon, nach der Medicin; zumal von den Graden der Sterblichkeit. VIII. 50
Todtengräber; ſiehe Maulwürfe.
Traum, über die jezige Zeiten, als der Krieg, zwiſchen Engeland und Frankreich wegen Amerika ausgebrochen. VIII. 67
= = von den Fehlern der Menſchen. VII. 110
= = über die Zergliederung eines Kleidernarrens. ibid. 156
Trunkenheit der Teutſchen. VIII. 253
Troſtſchrift für die Jungfern. VII. 95
Traurigkeit; welches Vergnügen ſich dabei zu verſprechen? VII. 100
Türkiſcher Klee; ſiehe Eſparcette.
Triebfedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen; eine Betrachtung. VII. 176
Tuch und Wollenzeug und Pelzwerk; wie ſolches für Motten zu bewahren. VII. 226
Tummheit pflegt die Leute alt zu machen. VII. 81

U.

Ueberſchwemmungen und Erdbeben; beſonders diejenige von Anno 1755. VIII. 139
Uhrmäſſiges Schlagen in Wänden, deſſen Urſache. VII. 226
Unauslöſchliches Feuer; ſiehe Feuer.
Unglük und vom Glük; eine Allegorie hievon. VII. 246
= = eine philoſophiſche Abhandlung. VIII. 180
Ungleiche in der Geſichtsbildung des Menſchen, als ein Beweis der weiſen Vorſehung GOttes betrachtet. VIII. 279

Unterleib; wie derſelbe mit dem Verſtand zuſammen hänge; durch mediciniſche Erfahrungsſäzze bewieſen. VIII. 223
Uriniren zu befördern. VIII. 32
= = wann er zu häufig flieſſet, und andere Schwachheiten mehr zu kuriren. ibid. 33

V.

Van Taſt, der Reiche; eine Poeſie. VII. 221
Verdorbene Zeiten; ſiehe Zeiten.
Vergnügen; von dem wahren natürlichen, und von dem eingebildeten phantaſtiſchen. VIII. 99
Vergnügungen in den Werken der Natur. VII. 123
Verdauungskraft; wie ſolche geſchwächt wird. VIII. 228
Vergänglichkeit bei Neujahrswünſchen betrachtet. VII. 4
Vergeßlichkeit, wie ſolche zu befördern, zum Beſten der Geſundheit. VII. 48
Verläumdung, und dem Mittel, ſich dafür zu hüten. VII. 106
Verſchönerung der Erde, als eine denen Menſchen obliegende Pflicht betrachtet. VIII. 200
Verläumder; eine Poeſie. VIII. 218
Verſtand; wie er mit dem Unterleibe zuſammen hängt? mediciniſche Erfahrungsſäzze. VIII. 223
Verſtopfungen; wie ſie einreiſſen und überhand nehmen? VIII. 231
Verſtorbene gegen den Gebohrnen betrachtet. VII. 6
Veſuvius; ſiehe Berge.
Vomitiv; ſiehe Brechmittel.
Vorrede in eine Neujahrsbetrachtung eingekleidet. VII. 4
Vorſehung GOttes, bei der menſchlichen Klugheit betrachtet. VII. 182
Item: bei der Ungleichheit in der Geſichtsbildung der Menſchen. VIII. 279
Vorſchungen, welche den Empfindungen gleichen. VIII. 69
Völlerei durch Arzeneimittel zu heben. VII. 290

W.

Wachsthum des Holzes, und deſſen Abnahme. VIII. 308
Wand, in welcher es uhrmäſſig ſchlägt. VII. 226
Wanzen zu vertreiben. VII. 339
Warzen und Hüneraugen zu vertreiben. VII. 263
Waſſer aus der See trinkbar zu machen. VIII. 290
Waſſerquellen; wie ſolche befördert werden. VIII. 179
Wein, von Entfärbung des rothen. VII. 148
Weineſſig; von deſſen heilender Kraft, wann derſelbe diſtillirt iſt. VII. 241
Weinſauffen und Völlerei; wie ſolches Laſter durch Arzeneimittel zu heben und abzugewöhnen ſeye? VII. 290
Weinſtökke an denen Häuſern ſo tragbar zu machen, daß ein Stok allein 1000. bis 2000. Trauben zur Zeitigung bringe. VII. 310
Weltmode, die heutige gegen der vorigen. VIII. 249
Wetterprophezeihungen. VII. 115
Weltgebäude, und das Weſen GOttes betrachtet. VII. 278
Winde, Blähungen; ſiehe Hypochondrie.
Winterbeulen; deren Urſachen, und dienliche Mittel darwider. VII. 203
Winter, von dem warmen 1756. zufällige phyſikaliſche Gedanken, her-

gelei-

geleitet aus den Urſachen des Erdbebens. VIII. 83

Wolluſt, und die andere Hauptgözen. VIII. 260

Wollenzeug, Tuch und Pelzwerk ſicher für Schaben oder Motten zu bewahren. VII. 26

Wohlanſtändigkeit, womit man alles thun ſolle. VII. 185

Worte und Reden bei Freundſchaftsbezeugungen kommen heutiges Tages mit denen Werken nicht überein. VII. 211

Wurm an der Hand, oder den Fingern, ein untrügbares Mittel darwider. VII. 45

Wurmſtichiges Weſen, im Bauholz, ein Mittel darwider. VII. 99

Wünſchen; ſiehe Neujahrswünſche.

Würmer im Leibe; welche Krankheiten ſolche erregen können? und wie hierinn die Kur anzuſtellen? VIII. 231

= = deren erſtaunliche Menge, werden von den Maulwürfen, zum Beſten der Gartenſachen, aufgeſucht. VIII. 304

Z.

Zahnfleiſch, das wankende zu befeſtigen. VII. 340. u. VIII. 19

Zeit; von deren üblen Gebrauch, und wie man ſie am nüzlichſten vertreiben ſolle? VII. 307

Zeiten, die verdorbene, in Abſicht auf die vorigen; ungegründete Klage hierüber betrachtet. VIII. 249

= = das Gegentheil hievon. VIII. 21

Ziegel; wie ſolche recht dauerhaft zugerichtet werden können? VII. 226

Zimmet; deſſen Nuzen und Schaden. VII. 344

Zimmer, feuchte; wie ſolche in trokenen guten Stand herzuſtellen? VIII. 110

Zorn, als einen der Geſundheit am ſchädlichſten Affecten; moraliſche u. mediciniſche Mittel darwider. VIII. 301

Zugvögel; darunter auch die Mäuſe zu zählen. VIII. 312

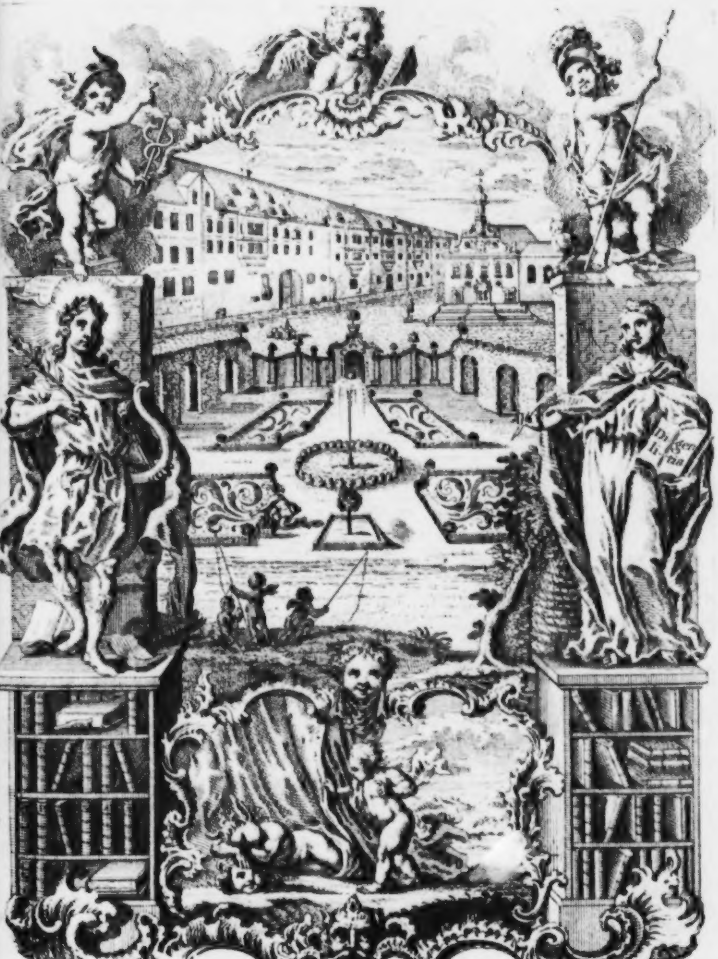
Zukünftige; eine Betrachtung hierüber. VII. 198

Zufriedenheit; eine philoſophiſche Abhandlung. VIII. 219

Zukunft; deren Geſchichten. VIII. 191

Der
aus dem Reiche
der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte
Referendarius,
Fünfter Band.

So
den 9ten und 10ten Theil
enthält.


Di gen
li tia
J. J. Ebersbach del. et sc.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte

Referendarius,

oder

auserleſene Sammlungen

von allerlei
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen heraus gekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen,

welches in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens
ſorgfältigſt zuſammen getragen,
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

IX. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt bei Johann Michael Späth.
1761.

Vorrede.

Ich wüſte eben nicht, was ich in der Vorrede dieſes 5ten Bandes beſonders zu ſagen hätte, das nicht in den Vorhergehenden dieſer auserleſenen Sammlungen, von mir ſchon angeführt worden. Doch, da ich es einmal ſo eingeführt habe, daß jeder Band mit einer Vorrede erſcheint, ſo mus ich auch bei dieſem, der Mode-wegen, ſo fortfahren, und das Wenige, was ich hierbei zu ſagen habe, mit groſſen Buchſtaben auszieren, damit ich mit Ehren bald fertig werde.

Es kan mir nicht anderſt als höchſt angenehm ſeyn, daß dieſe aus allen Wiſſenſchaften referirende Sammlungen von vielen Perſonen beiderlei Geſchlechts, mit Beifall ſeithero geleſen worden; Und dieſem Beifall iſt es auch zuzuſchreiben, daß dieſer 5te Band durch den Druk, endlich auch noch zur Geburt gekommen, unter ſo mancherlei Wehen des nun ſchon im 5ten Jahr fortwährenden ſchweren Krieges.

Die Materialien, die ich mitten unter dieſen Kriegs-Troublen zu Bearbeitung dieſes Bandes, ſehr mühſam zuſammen-getragen, ſind die Ausgeſuchteſten; und faſt aus allen Theilen der Gelehrſamkeit, die Auserleſenſten, welche ich, nach der neueſten Simetrie, in ein regel-mäſiges Verhältnis alſo geſezt habe, daß allerlei Leſern von allerlei Geſchmak dadurch gedienet worden, die vieles darinn finden werden, das zugleich vergnügen und unterrichten wird, um Allen, Allerlei zu werden.

Das Vorzüglichſte, was dieſer Band vor den andern voraus hat, ſind viele neue Entdekungen, und beſonders mancherlei ſchöne in einer kunſtreichen Colorit abgeſchilderte Abhandlungen aus dem Reiche der Natur, und zumal aus der Arzenei Wiſſenſchaft; Darinn denen Leſern, die länger und beſſer zu leben verlangen, als man gemeiniglich lebet, alles was aus der geſammten Arzenei Wiſſenſchaft zu dieſem Endzwek zu wiſſen nöthig iſt, ſo begreiflich vorgelegt und ſo ungezwungen eingekleidet worden, daß Leute, auch nur von mittelmäſiger Einſicht, und die von dieſer Kunſt nichts verſtehen, dadurch in Stand geſezt werden, die Grundſäze der Geſundheit, auch ohne Vorausſezung einer beſondern Gelehrſamkeit, hieraus ſattſam zu begreifen, und die ſo mancherlei Krankheiten in Zeiten zu verhüten.

Es iſt keine Wiſſenſchaft, nächſt der Sittenlehre, allen Menſchen ſo nüzlich und unentbehrlich, als eben die allgemeine Erkanntnis der Grundſäze der Geſundheit, und der Verhaltungsregelen bei allen Vorfällen des menſchlichen Lebens. Wer hierinn nur einiger-maſſen unterrichtet iſt, der weis ſich in tauſend Umſtänden ſo zu verhalten, daß er wenigſtens den gröſten und gemeinſten Gefahren des Lebens entrinnet.

Dahero habe ich in dieſen 2. Theilen, auſſer denen mediciniſchen Haupt-Betrachtungen, nicht allein allerlei unterrichtende Abhandlungen von der Lebensordnung in mancherlei Grundſäzen der Mäſigkeit, der Nüchternheit, der Regierung der Leidenſchaften, des Verhaltens gegen die Witterungen und dergleichen hin- und wieder eingeſchaltet, ſondern auch beſonders gewiſſe Arten von Speiſen und Getränken, beſondere Leidenſchaften, Veränderungen in der Witterung, und verſchiedene Umſtände bei mancherlei Vorfällen des Lebens ꝛc. ſowohl phyſicaliſch als mediciniſch dergeſtalt beurtheilt, und ſolche hinlängliche Begriffe davon gegeben, daß ein aufmerkſamer Leſer, ohne Schwierigkeit, mediciniſch denken lernt, um ſich zu prüfen, was ihme gut und nicht gut ſeye ꝛc. Welches von groſſen Nuzen ſeyn kan, wann ein jeder Leſer behörigen Gebrauch davon zu machen belieben wird.

Das was aus andern Wiſſenſchaften von mir zugeſchnitten, und in ſo mancherlei Trachten eingekleidet worden, habe meiſtens nach dem Plan ausgearbeitet, wie ich es in denen Vorreden der vorigen Theile des Referendarii, verſprochen. = = = Dieſes iſt nun alles, was ich bei dieſer Vorrede zu erinnern weis. Ich habe das gute Vertrauen zu allen aufmerkſamen und klugen Leſern, daß ſie die Redlichkeit meiner Abſicht erkennen, und mir auch in Zukunft ihren ſchäzbaren Beifall ſchenken, und, nebſt mir, nach einer gröſſern Vollkommenheit, trachten werden.

Augsburg, den 3. Merz
1761.

Der Verfaſſer.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem neunten Theil dieſer Sammlungen der Ordnung nach vorkommen.

Zufällige Neujahrsgedanken, 1757. daß das Glükwünſchen und das Glük vielen ſchädlich ſey, pag. 1.
Wie die Krankheiten zu verhüten ſeyn, zu allen Zeiten, 6.
Wie man die Lauterkeit des Baumöls unterſuchen könne, 9.
Beſchreibung, einer neuen Waſch-Meſchinen ꝛc. 10.
Abhandlung von unverbrennlichen Gebäuden von der Art und Weiſe, wie ſolche vermittelſt platter Gewölbe und Dächer aus Ziegelſtein und Gips, ohne Zimmerarbeit, zu bauen ſind, 17.
Ein leichtes, anbei bewährtes Mittel wider die Zufälle ſolcher Perſonen, die bei ihrer Lebensart keine genugſame Leibes-Bewegung haben, 26.
Von dem Talk-oder Schönheitsöle, als welches mit unter die verlohrne Künſte zu zählen ware; nun aber wieder entdekt worden; deſſen rechte Zubereitung, Gebrauch und Nuzen, 28.
Ein ſicheres Mittel wider das Gewild von einem Feld abzuhalten, 30.
Vom Urſprunge des Parukentragens, und deſſen Erläuterung, 31.
Auszug aus Plutarchs Tractat, wie man von ſeinen Feinden Nuzen ziehen könne, 33.
Von Krankheiten gewiſſer Länder, 35.
Von den eingebildeten Würmern in Zähnen; nebſt denen Hülfsmitteln ꝛc. 37.
Forellen und Aale in Körben zu fangen, 38.
Von dem Wurm am Finger, ibid.
Neue Methode, das Gold und Silber von den Galonen zu ſcheiden, ohne ſie auszubrennen, 39.
Ein ſehr leichtes Mittel die Ameiſen zu vertilgen, 40.
Warum die frühzeitig kluge Kinder gemeiniglich bald ſterben, ibid.
Das Schröpfen, als ein Mittel in dem Herzklopfen, 41.
Ein ſicheres Mittel, wider alle ſowohl verborgene als offene Krebsſchäden, 42.
Mittel, wie die Ehen zu befördern, und mit leichter Mühe zu einem guten Brautſchaz zu gelangen, ibid.
Mittel, daß die Bäume, die viel Blüthe haben, auch viel Früchte tragen müſſen, 46.
Vom Nuzen und Schaden der ſogenannten antiſpasmodiſchen röthlichen und niederſchlagenden Pulvern, ibid.
Mittel, die Krähen zu vertreiben, 50.
Die untergehende Sonne, ibid.
Wie bei groſſer Theurung und Brodmangel, aus andern geringen Mitteln, Mehl und Brod, als ein trefliches Nahrungsmittel, auf ein ſehr leichte Art zubereitet werden kan, 52.
Die Ungemächlichkeit und Vorurtheile des hohen Alters, 53.
Ein ſicheres Mittel, Abdrüke von Kupferſtichen zu verfertigen, ohne Beſchädigung des Originals, 55.
Neue Erklärung der Erdbeben, 57.
Untrügliches Mittel, die Müken aus den Schlafzimmern zu vertreiben, 59.
Abhandlung von dem wahren Ruhm. 60.
Wie man verhindern könne, daß die eiſernen Ofenplatten nicht ſpringen, 62.
Mittel für das Gehör, ibid.
Der Kukuk und der Reiſende, 63.
Vom Wachsthum der Tulpen, ibid.
Von den Tigeln, 65.
Vom Nuzen und Schaden der Säure, 67.
Von den Geſundheitsreiſen, 69.
Ob die Verwunderung für eine menſchliche Unvollkommenheit zu achten iſt, 72.
Von den Unordnungen, welche die Dichter im gemeinen Weſen verurſachet haben, 76.
Die kluge Jungfer, 80.
Das Examen, ibid. Der Donner, ibid.
Anmerkungen bei dem jezigen Krieg, 81.
Von einem Garten, Feldern und Wieſen feindſeligen Inſecte, 86.
Gedanken vom Aderlaſſen, 88.
Leinen-und Wollenzeug ohne Seife mit Indianiſchen Caſtanien zu waſchen, 93.
Das Landleben, ibid.
Von einer vortheilhaften Art geſchwinde Obſt zu dörren, 95.
Wie man ſich bei oder nach ſtarkem Schwizen in Abſicht auf die Leibesbedekung zu verhalten habe, 97.
Etwas vom Landbau, mit einer Entdekung der

Gold-

Gold-Tinctur des Landbaues: oder wunderbare Verwandlung des Habers in Roggen, 100.
Des Herrn Tull neue Grundſäze, von der Beſtellung des Landes, das Getraid zu vermehrene 103.
Eine andere Art das Korn zu baizen, 105.
Von der natürlichen Feindſchaft verſchiedener Völker gegen einander, 106.
Wie man zu Quebek im Winter das Fleiſch, ohne es einzuſalzen, lange friſch erhält 112.
Alte, in Pergament gebundene Bücher wieder neu zu machen, ibid.
Eine recht gute Dinte zu machen, 113.
Von den gegenwärtigen ſchlechten Zeiten, und dem Mangel des Geldes, 114.
Der Fuchs und der Hahn, 120.
Von dem Nuzen des Lebens bei verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers, 127.
Betrachtung über die Traurigkeit, 131.
Mittel wider die Weſpen und Hummeln, 138.
Von einem verminderten Appetite zu eſſen, deſſen Urſachen und Mitteln dagegen, 139.
Einige Anmerkungen von der Diät, 152.
Vom Nuzen der Schneken ohne Haus, 164.
Zerbrochene Glas-Bouteillen, ibid.
Entdektes Geheimnis der künſtlichen Schwängerung des Saamens, zu groſſer Beförderung des Getreides Wachsthum, bei Unterlaſſung, die Felder zu düngen, zumal in ſandigten, ſteinigten, leimigten und thonigten Lande ꝛc. ibid.
Die Reiſe eines Blinden, 156.
Von der Hofnung, 158.
Von einer Kunſt friſchen Salat in der Stube des Winters ohne Erde aus bloſſem Waſſer ꝛc. 162.
Von den Wundern des Winters, 164.
Von dem Warmhalten der Füſſe bei Geſunden und Kranken, 169.
Von den Wirkungen der Fus-Bäder, 175.
Wie ein entzündeter Schornſtein geſchwind und ſicher zu löſchen, 181.
Beweis, daß die Gelehrſamkeit à potiori eine Krankheit der Menſchen ſey, 182.
Anweiſung, grüne dauerhafte Heken von einer beſondern tragbaren nüzlichen Art, mit wenigem Koſten, anzulegen, 190.
Von äuſerſt boshaften Menſchen, in Beſchreibung einiger Königsmörder, 192.
Nachricht von den Häuſern Aveiro, Tavora und Atougnia in Portugal, 197.
Oeconomiſche Anmerkungen von dem ſo nüzlichen Anbau der groſſen Jacobs ꝛc. 202.
Der Storch und der Dachs, 204.
Der Haſe und der Löwe, ibid.
Der Staar, das Vieh, und der Storch, 205.
Betrachtungen über das Clima in Anſehung der Sitten und der Geſeze, 206.
Von der Zubereit- und Anwendung des Safts der Bäume zu Arzeneien, 215.
Zufällige Gedanken, 219.
Von einem beſondern Nuzen der Heidelbeeren oder Pikbeeren, 221.
Gedanken vom Gebrauche des Schnupftabaks 222.
Die Zubereitung des Apfelweins in der Gegend um Frankfurt am Mayn, 227.
Beweis, daß die Speiſen am geſundeſten ſind, darnach man lüſternd oder ꝛc. 228.
Von einem Mittel wider die Sommerfleke ꝛc. 232.
Vom Verhalten beim ſtarken Schwizen, ibid.
Ein zuverläſiges Mittel, die Mäuſe auf den Feldern zu vertreiben, 235.
Ob es eine Krankheit der Haſen ſey, wenn deren Eingeweide mit Blaſen beſezet iſt, ibid.
Betrachtung über das Verhalten der Menſchen in Abſicht der freien Luft, 236.
Der Storch und der junge Aal, eine Fabel, 240.
Unterſuchung von den Frühlings oder ſogenannten Präſervations-Kuren, 241.
Ein leichtes Mittel die Erdmäuſe von ꝛc. 249.
Die Zärtlichkeit, phyſiſch und moraliſch ꝛc. 250.
Betrachtung über die Mittel, wodurch die Natur ihre Wünſche befriediget, 255.
Beſchreibung der Frühlingskuren, 285.
Gedanken von der Wirkung des Monds ꝛc. 292.
Wider den Biß toller Hunde, 297.
Von den Leuten, die auf ihre Geſundheit ꝛc. 298.
Mittel wider die Sommerfleke, 302.
Gedanken vom Einfluſſe der Tugenden in die Geſundheit, 304.
Gedanken über das Beſtreben der Menſchen nach höhern Ständen, 310.
Von der Kunſt, ſich in dieſem Leben glüklich zu machen, 314.
Zufällige Gedanken von der Thorheit und Unerſättlichkeit der menſchlichen Wünſche, 317.
Abhandlung von der Mäſigkeit im Genus der Speiſen, als eine medicinische Tugend, 321.
Abbildung der alten Deutſchen, 328.
Entdekung einiger falſchen Begriffe von der Ruhe, 331.
Gedanken vom Einfluſſe des Geſchmaks in die Geſundheit, 336.
Sammlung moraliſcher Säze, 142.
Vom Pfropfen der Weinſtöke auf Kirſchbäume, 344.
Abhandlung von der Natur der Weinſtöke überhaupt, und der Methode, den Wein zuzubereiten, 345.
Warum ſo wenig Menſchen ein hohes Alter zu erreichen begehren, 350.
Geſundheitsregeln des berühmten bologneſiſchen Arztes, Herrn P. Toſſignani, 353.
Allgemeine Anmerkungen über die 4. Jahrszeiten, 360.
Vom Goldmachen, 361.

Neu=

Zufällige Neujahrsgedanken,

1757.

daß das Glückwünſchen und das Glük Vielen ſchädlich ſey.

* * *

Die Weltweiſen haben in ihren Vernunftlehren eine Abhandlung von Gewohnheits Worten; und ſie behaupten, daß aus denſelben oft gar leere Töne werden. Darunter zehlen ſie die Complimenten und Wünſche. Zu keiner Zeit ſind ſolche gewöhnlicher, als im Jenner: Denn, in dieſem erſten Monat des Jahrs erſchallen überall die Gratulationes, die Glükwünſche von Millionen Vergänglichkeiten; welche, ſo gerne wir ſolche öfters einander wünſchen, und von Herzen gönnen, nicht einmal in die Erfüllung kommen: zu geſchweigen, daß, wann es auch ſo geſchehen könte, manchmals mehr Schaden als Nuzen daraus erwachſen würde.

Unſere Denkungsarten, Glükwünſchungen 2c. ſind ſo vergänglich als unſere Neigungen; und beide werden darinn den Dingen ähnlich, mit denen wir umgeben ſind. Was wir geſtern verachteten, das wünſchen, das ſchäzen wir heute: Und was unſere Augen ergözet: zerſtäubet, ehe wir uns ſatt daran ſehen. Qäulende Vorwürfe vergeben, wenn die Furcht für ihre Dauer uns am meiſten ſchreket. Güter, an denen wir auf immer das Recht und Glükſeligkeit zu haben glaubten, hören auf, die unſrige zu ſeyn. Mangel, mit denen wir ſtritten, machen dem Ueberflus Raum. Die Vergänglichkeit übet ihre Herrſchaft an unſern Freunden und Feinden. Der groſſe und der Kleine, der Kluge und der Dumme, fallen neben uns dahin; und wenn wir dis alles erfahren haben, fallen wir endlich ſelbſt.

Betrachtungen dieſer Art leiten mich aus dem mit Erdbeben, Feuer- und Waſſerfluthen merkwürdig gewordenen Jahr, das eben vergangen iſt, in das gegenwärtige mit Krieg- und Kriegsſchrei eintrettende 1757ſte Jahr. Bei ſolchen erſtaunlichen Veränderungen, und in ſolchen martialiſchen Conjuncturen, werden die politiſchen Betrachtungen bei dem Anbruche eines Tages, mit dem wir in der Chriſtlichen Welt ein neues Jahr angefangen, und wo ſich ein Schauplaz von Millionen Vergänglichkeiten vor unſere Augen ſtellet, dermalen bei unſern Leſern ſehr verſchieden ſeyn. Einige werden vielleicht die ſieben fetten, und die ſieben magern Kühe des Pharao, und die dadurch bezeichneten guten oder böſen Jahre einfallen, deren die erſten ſeit dem 1748. in Aachen geſchloſſenen Frieden leider ſo bald dahin gerauſchet; a) die andern aber allem Anſehen nach unter mancher Trübſeligkeit geduldig zu erwarten ſind. Andere werden aus denen jezigen ſo unermeslichen Kriegszurüſtungen, und Unterhaltungen ſo ungeheur-groſſen Armeen, zu behaupten ſuchten, daß der Krieg auf teutſchen Boden, nicht lange dauren könne, ſondern wie die gleich gros und ſchwere Gewitter zwar bald wieder verſchwinden, aber, da, wohin es trift, auch deſto mehr ſchaden werde. Auf ein oder die andere Art wird ſich hier der vorhin müſige Kriegsmann freuen, daß der Tempel des Janus wieder augeſchloſſen iſt; Und dort wird ein commercialiſcher Geiſt bereits im Voraus den Verluſt ſeiner Güter beweinen. Dort wird die Rache ihr Schwerd in Blut tauchen; und hier der aufgebrachte Mars alle Kräfte zu nehmen. Ueberall aber wird der betrangte Unterthan für ſein Leben und ſeine Wohlfahrt beſorgt ſeyn, welches er öfters aufopfern mus, wenn ſich die Groſſen um ein Strich Erdreich ſchlagen. Und, wollte der Himmel! alle dieſe Betrachtungen kämen nicht darinn miteinander überein, was dieſes angetrettene Jahr uns disfalls drohet; Und daß wir ſolche dafür in einen Wunſch des Friedens verwandeln könten; Denn, viel Glük zum Neuen Jahr zu wünſchen, iſt bei jezigen Zeiten bedenklich, und in der That auch höchſt gefährlich; Wenigſtens iſt es rathſam, jedem ohne Ausnahm zu wünſchen, daß er ſich von Jahren zu Jahren beſſeren möge, um ſich und andere glüklich zu machen.

Die Erfahrung, deren Zeugniſſe von ausnehmender Gütigkeit ſind, hat eine alte Sage von unſern aufmerkſamen Vorfahren bis auf uns

fort-

---

a) Denn in den Jahren von 1749. bis 1755. hat der Aachner Friede geherrſchet, und alſo nur 7. Jahr gedauret fortgepflanzet, welche alſo lautet: Es gehören ſtärkere Schultern dazu, ein prächtiges Glük, als ein beſchwerliches Unglük zu ertragen. Und dieſe iſt auch ſehr wohl gegründet; denn das irdiſche Glük, wenn es in der gewöhnlichen Bedeutung genommen wird, iſt ſo beſchaffen, daß es manchen um ſeine Gemuths- und leibliche Vortheile, und um ſein zeitliches und ewiges Wohl bringt. Man verbindet mit der üblichen Anrede: Ich wünſche Ihnen Glük! insgemein dieſe Begriffe: Ich wünſche Reichthum, Anſehen und Bequemlichkeit. Von dieſen vermeinten Glüksgütern behaupte ich, daß ſie nicht jedermann zuträglich ſind Ich will jezo nicht einmal an die betrübte Zerrütung des gemeinen Weſens gedenken, die nothwendig entſtehen müſte, wenn alle Mitglieder deſſelben im Ueberfluſſe und hohen Anſehen lebten, weil ſo dann Niemand einige Handarbeit vornehmen, Niemand, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, dem andern zu Dienſte ſtehen, Niemand ſeinem Mitbürger einige Ehrerbietung bezeugen würde. Ich will nur die erbärmlichen Würkungen insbeſondere erwegen, die ein prächtiges Glüke bei manchem, darzu gar nicht aufgelegtem, Gemüthe herfür bringen würde.

Es gibt Menſchen, welche die gefälligſten Dienſtboten abgeben, und die bei einer glüklichen Veränderung ihrer ſchlechten Umſtände, die unerträglichſte Herrſchaft ſeyn würden. = = Es gibt Arbeitsleute, die durch ihren mühſamen und geſchäftigen oder kunſtreichen Fleis, ihren Nebenmenſchen nüzlich werden, ihre Lebensmittel auf eine wohlanſtändige Weiſe verdienen, und die Geſundheit ihrer brauchbaren Glieder befördern; die aber bei einem anſehnlichē durch unvermuthete Glüksfälle überkommenen Vermögen, zu einer unnüzen Laſt des Erdbodens werden, einem ſchädlichen Müſſiggange nachhängen, ihre geſunde Kräfte verderben, und ihr Lebensziel verkürzen würden. = = Es gibt Dürftige, die, ihrer ſchlechten Einkünfte, ihres mangelhaften Auskommens, und ihrer mühſeligen Beſchwerlichkeiten ohnegeachtet, die ergözende Würkungen eines frölichen Herzens genieſſen, die bei ihrem geringen Vorrathe, auf den erhaltenden Segen der wohlthätigen Vorſehung trauen, die von der Ausübung koſtbarer Laſter entfernet, die wohlfeile und dennoch unſchäzbare Belohnung der unſchuldigen Tugend erlangen. = = Dürftige, denen die ſonſt hochgeſchäzte Eitelkeiten verächtlich und abgeſchmakt vorkommen, weil ſie ihren guten Geſchmak durch den, für ſie zu theuren Genus derſelben, noch nicht verdorben. Dürftige, die mit ruhigem Gemüthe, und gelaſſenen Bliken, ihrem herannahenden Uebergange in die andere Welt entgegen ſehen, weil ihre Hofnung mehr vor ſich findet, als ihre Empfindung zurük läst. Wie unglüklich würden viele von dieſen glükſeligen Dürftigen werden, wenn ſie zu dem, ihnen nachtheiligen Beſize eines gröſſern und prächtiger Glükes gelangten. Die überflüſſigen Mittel zu Stillung ausſchweifender Begierden würden ſie in ein gefährliches Neze verfänglicher Eitelkeiten verſtriken. Der vorige Trieb zur Tugend würde in ihnen allmählig ſchwächer werden, und nachdem ihr Verſtand von der aufſteigenden Hize der wilden Leidenſchaften berauſcht worden, endlich erſterben.

Es gibt Verachtete im niedrigen Stand, welche die unverdiente Schmach der Welt mit einer geſezten Grosmuth vertragen, und in der willigen Betrachtung ihrer Pflichten gegen den erhabenen Schöpfer, und ihre Nebengeſchöpfe, ihre wahre Ehre, und einen dauerhaften Ruhm ſuchen. , , Verachtete, die ſich durch eine beſcheidene Demüthigung, bei vernünftigen Kennern eine würdige Hochachtung erwerben, und die, entblöſt von glänzenden Ehrenmitteln, den ſchönen Namen, ehrlicher und rechtſchaffener Leute, mit in die Grube nehmen. Aber, wie mancher von dieſen verachteten Ruhmwürdigen, würde, nach erlangten hohen Anſehen, ſich ſelbſt verächtlich machen, wann erſt ein ſchwülſtiger Stolz die vorige Demuth aus ſeinem Herzen verbannt, wenn er ſeiner ſelbſt, ſeines geringen Urſprungs, ſeiner vorigen Niedrigkeit, vergist, wenn er ſich frech über andere erhebt, die nicht, wie er, durch den Eigenſinn des Glüks, aus dem Staube erhoben worden; Wie nachtheilig! wie verkleinerlich wird ihm ſein unverdientes Glük!

Es gibt endlich Nothleidende, die ihres dringenden Elendes wegen zu einem mitleidens vollen Erbarmen reizen, die unzählicher Annehmlichkeiten ſich entbrechen, und die widrigſten Empfindungen aushalten müſſen. Doch, weil ſie es ſchon gewohnt ſind, ſo fühlen ſie die Härte ihres Schikſals nicht mit ſo lebhaften Schmerzen, als wenn ſie eine zärtelnde Auferziehung genoſſen hätten. Sie werden nach und nach abgehärtet. Sie üben ſich in der überwindenden Geduld. Sie bedienen ſich einer zufriedenen Mäſſigung; und daß ich es kurz mache, ſie ſind lange nicht ſo unglüklich, als ſie hernach erſt werden würden, wenn ſich ihre Noth in Herrlichkeit, ihr Mangel in Ueberflus, ihr Elend in ein prächtiges Glük verkehrte. Die Neubegierde würde ſie zu allen Arten der Ausſchweifungen verleiten. Sie würden in Unmäſſigkeit und ſchwelgende Völleri gerathen. Sie würden ein ungezogenes Weſen überall bliken laſſen. Sie würden mit einem Worte, wenn es ihnen zu gut gienge nicht gutes thun, ſondern ihren Wohlthäter im Himmel beleidigen, und ſich die Menſchen durch mancherlei Unarten zu Feinden machen.

Es verſteht ſich, daß ich nicht von Allen rede; denn ich weis, daß es auch Unglükliche gibt, die ſich bei einer vortheilhaften Verbeſſerung ihrer Umſtände in ihr neues Glük vollkommen finden können. Aber dieſe nüzliche und ſchwere Wiſſenſchaft wiſſen nicht alle. Demnach bleibt es dabei, daß ein irdiſches Glük, wenn es in der gemeinen Bedeutung genommen wird, manchen um ſeine Gemüthe- und leibliche Vortheile, und um ſein zeitliches und ewiges Wohl bringen. Daraus aber folgt der unwiderlegliche Schlus: Es ſey nicht rathſam, einem jedem, ohne Ausnahme, zu wünſchen, daß er er möge glüklich werden; das heiſt: daß er möge Reichthümer, hohes Anſehen und überflüſſige Bequemlichkeiten erlangen.

Beiſpiele, welche in die Augen fallen, machen bei verſchiedenen Gemüthern einen tiefern Eindruk als Beweisgründe. Dieſe Art von Leſern zu gewinnen, will ich gegenwärtige Abhandlug mit folgendem Exempel erläutern:

Proſper Krebsgang, deſſen Dürftigkeit ihn inventios und ſo geſchäftig machte, daß er in ſeinem Metier Fauſtreich, und durch ſeinen unermüdeten Fleis und Arbeit als ein Meiſter von mittelmäſſiger Gattung bald beruhmt wurde, daß ihm auch noch vor ſeinen reifen Jahren eine Tochter von einem vermöglichen Manne zu Theil geworden. So geſchäftig, ſo gelaſſen, und nach ſeiner Einbildung reich, vornehm, vergnügt und wohl-auf, dieſer Proſper Krebsgang anfänglich auch lebte, und ſich noch mit Wenigem begnügte: ſo wunderlich und verkehrt war derſelbe nach einem ſcheinbaren erlangten groſſen Glük, weil ihm durch eine Erbſchaft ein gutes Los zufiele. Durch dieſes ſein veränderliches Schikſal, welches ihn und die Seinigen hätte noch glüklicher machen können, wenn er ſtatt der vielen Einbildungskraft der geſunden Vernunft mehr Plaz vergönnt hätte, wurde er und ſeine Amalia aufgeblaſen, und zu allem Guten träge. Wie er ſonſt gewohnt ware, vom Morgens bis in die ſpäte Nacht ruhig und mit Nuzzen zu arbeiten, und in allem mit Weinigen ſich zu begnügen: ſo lebte er mit den Seinigen jezo voll auf, in voller Unruhe, immer im Streit mit ſeinen unordentlichen Leidenſchaften, zornig, rachgierig, eigenſinnig, verläumdiſch, dumm und hoch ꝛc.; Und verurſachte hiedurch, daß mit der beliebten Unmäſſigkeit nicht allein er und ſein verkehrtes Tugendbild um ihr ſo unſchäzbares

Kleinod, um die Geſundheit, kamen; ſondern die Zweige ſeiner Ehe, welche man in ihrer zärtlichen Kindheit mit Atlas, Seiden, Bänder und Spizen, entkleidete, und ſogar bei kalter Witterung in- und auſſer der Stadt damit ſtolzirte, muſten das Opfer des närriſchen Hochmuths abgehen, und ſo geſchwind die Schuld der Natur bezahlen. Durch unerträglichen Stolz, der durch ſeine Amalia immer mehrers ernährt wurde, je weniger die Einkünften waren, machte er ſich bei den Seinigen verhaſt, bei andern lächerlich. Durch unüberlegtes Grosthun, Verſchwendung und übermäſſige Pracht, und durch die mehr als unverſtändige Haushaltung ſeiner zur Faulheit und zum Stolz ganz geneigten Gehülfin bahnte er ſich den Weg zum Untergange. Eine wohl verdiente Schmach begleitet den ſelbſt gewürkten Krebsgang. = = So gibt es noch viele, die durch das Glük würklich unglüklich, und öfters unerträgliche Narren werden.

Des Glüks beliebte Güter
Sind ſo, wie die Gemüther
In den Beſizzern ſind;
Gebraucht man ſie nicht recht,
So dienen ſie ſehr ſchlecht.

Wie die Krankheiten zu verhüten ſeyn, zu allen Zeiten.

Jedermann ſiehet, daß es allgemeine und beſondere Regeln geben müſſe, die Erzeugung und den Wachsthum der Krankheiten zu verhindern. Der allgemeinen wird man ſich bedienen müſſen, wenn man noch gar nicht weis, oder vermuthen kan, was es für eine Krankheit ſey, die ſich zu erzeugen anfange. Die beſondern Regeln aber werden alsdenn ihren Nuzen haben, wenn wahrſcheinliche Gründe vorhanden ſind, daraus ſich die Art der Krankheit vermuthen läst. Eine von der Natur ſelbſt feſtgeſtellte Lehrart befiehlt uns von den allgemeinen Regeln den Anfang zu machen. Die Erfahrung lehret, daß faſt immer von den Krankheiten gewiſſe wiedernatürliche Empfindungen vorhergehen. Die gewönlichſten ſind dieſe: Man wird ohne eine ſittliche Urſache betrübt, oder ärgerlich, oder wird es doch in gröſſeren Grade, als man es ſonſt bei eben den Umſtänden geweſen ſeyn würde: man iſt matt; die Leibesbewegung kömt einen ſauer an; man gähnet öfters; die Augen verlieren ihre natürliche Munterkeit; man hat keinen rechten Appetit zum Eſſen; u. ſ. w. So bald man dergleichen bei ſich wahrnimmt, mus man ſorgfältig unterſuchen, worinnen man etwann einen Fehler wider die Lebensordnung begangen habe, um dadurch zu einer genauern Erkenntnis der Urſachen zu gelangen, welche zu der Vertilung eines ſolchen Unkrauts die nächſten Mittel an die Hand giebet. Man wird alſo zu erwegen haben, ob man in der Luft, im Eſſen und Trinken, Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe, den Gemüthsbewegungen oder Ausführungen etwas antreffe, das wider die Regeln iſt. Kan man dergleichen nicht finden: ſo mus man aus den Würkungen auf die Urſache einen wahrſcheinlichen Schlus zu machen ſuchen, und ſich zugleich bemühen, und Würkungen ſelbſt ſo viel zu vermindern, als es nur möglich iſt. Man wird das niedergeſchlagene Gemüth durch ſelbſt beliebige Ergözlichkeiten aufzumuntern ſuchen. Wenn man merke, daß es an einer Ausführung fehlt: ſo wird man dieſelbe durch die oben angeführten Mittel befördern, und überhaupt einem geheimen Winke der Natur folgen, welcher in einem Abſcheue für gewiſſen Sachen und in einem Verlangen nach andern beſteht. Da nun faſt allemal in Anfange einer Krankheit der Appetit zu mangeln pflegt, ſo gehöret die Enthaltung der Speiſen unter diejenigen Hülfsmittel, welche beinahe im Anfange aller Krankheiten heilſam ſind. Es iſt nicht nur ſich des Eſſens zu enthalten, wenn man gar kein Verlangen darnach bei ſich empfindet, ſondern auch ſelbſt ſeinem Appetite nicht einmal ein Gnüge zu thun. Will man nicht gänzlich hungern, ſo kan man ſich ſolcher Speiſen bedienen, die leicht zu verdauen, und doch nicht ſonderlich nahrhaft ſind: wohin nebſt einem nicht alzufriſchen Brode und Semmel, ſonderlich das gebratene Wildpret gehöret. Fällt der Appetit auf etwas auſſerordentliches, und ſonderlich auf ſauer, ſalzige Sachen, auf ein gewiſſes Obſt, oder friſches Waſſer: ſo hat man ſich gar keine Mühe zu geben, demſelben zu widerſtehen. Ich will eben nicht behaupten, daß ein ſolcher Trieb der Natur ohne Ausnahme allemal heilſam ſeyn müſſe; da er es aber in den meiſten Fällen iſt: ſo wird bei einer ſolchē Ungewisheit nichts vernünftiger ſeyn können, als das zu erwählen, was die gröſte Wahrſcheinlichkeit vor ſich hat. Ein gleiches gilt von der Müdigkeit und der Neigung zu ſchlafen. Denn obgleich Fälle vorkommen können, da beides nicht rathſam iſt, als wenn z. E. die Müdigkeit eine Würkung der Vollblütigkeit iſt, oder die Schläfrigkeit von einem Ueberfluſſe des Schleims entſtehet: ſo kom̄t doch beides viel öfter von einem Mangel der Kräfte, der durch Ruhe und Schlaf am beſten erſezt werden kan. Geſezt aber auch, daß die beiden vorher gedachten Urſachen, ohne daß wir es wüſten, vorhanden wären: ſo würden ſie durch die vorher angerühmte Enthaltung von den Speiſen, wo nicht gehoben, doch merklich geſchwächt werden können. Deñ weil die Ausführung und ſonderlich die Ausdünſtung dabei immer von ſtatten gehet, durch welche leztere man, wie Sanctorius bewieſen, 5. Pfund in 24. Stunden verlieren kan: ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß der Hunger ein kräftiges Mittel ſey die Vollblütigkeit zu vermindern. Eben dieſes gilt von dem Schleime. Seine Zähigkeit vermindert ſich durch den wiederholten Umlauf des Bluts, wenn kein neuer Milchſaft darzu kömmt, indem das Blut dadurch eine Schärfe und Flüſſigkeit erhält, die es kaum auf eine andere Art zu erhalten vermag. Will Hunger, Ruhe, und Schlaf keine Linderung verſchaffen, oder hat man keine ſonderliche Neigung darzu: ſo iſt nichts rathſamer, als eine Taſſe Thee zu trinken, und ſich darauf eine Bewegung zu machen, bis man nicht nur ermüdet iſt, ſondern auch merkt, daß ein gelinder Schweis hervorzubrechen anfängt. Iſt dieſes geſchehen, ſo lege man ſich in das Bette, und warte darinnen den Schweis ab, welches mehr und beſſer dadurch daß man einzuſchlafen ſuchet, als durch eine ſorgfältige Erwärmung des Körpers und warmen Trinken geſchehen mus. Dieſes iſt das Mittel, eine noch unbewegliche, dike, ſchädliche Materie, flüſſig und beweglich zu machen, die Wege zu eröfnen, dadurch ſie ausgeführt werden mus, und der Natur die Kräfte zu erſezen, die ihr entzogen werden.

Wer die hier vorgeſchlagenen Mittel betrachtet, der wird finden, daß ſie auf dreierlei abzielen, nemlich auf die Veränderung einer ſchädlichen Materie, auf die Ausführung derſelben, und die Erſezung der Kräfte; ohne welche die bevorſtehende Krankheit weder verhütet, noch überwunden werden kan. Was kan man unter einer ſo unbeſtimmten Bediengung weiter thun? Alle andere Unternehmungen ſind zweideutig, und es wird nicht ſelten dadurch der gröſte Schade angerichtet. Dieſes gilt von den Brechmitteln, die einige für dienlich halten, wenn man eine Krankheit befürchtet. Man iſt nicht gewis,

daß

dan ſich etwas ſchädliches im Magen befindet: man weis noch nicht, von welcher Art die Krankheit ſeyn werde, und wagt es doch durch Brechmittel den Magen in eine convulſiviſche Bewegungen zu ſezen, alles in Körper rege zu machen, und die Kräfte zu verſchwenden, ehe die Krankheit würklich ankömmt. Solchen Patienten gehet es wie einer Armee, welche immer hin und her geführet wird, um den Feind aufzuſuchen, der ſie hernach plözlich überfällt, wenn ſie von ihrem vergeblichen Marſchirē dergeſtalt abgemattet iſt, daß ſie ihm nicht zu widerſtehen vermag. Eben dieſes gilt von dem Aderlaſſen, welches viele Aerzte bei dem geringſten Schatten einer Krankheit anrathen, ob gleich keine Spur einer Vollblütigkeit vorhanden iſt. Wie wohl thäten ſie, wenn ſie ſich die vielfältigen Erfahrungen eines Hippocrates, welcher verlanget, daß man in Krankheiten keine Materie bewegen und ausführen ſolle, die nicht vorher zur Bewegung und Ausführung geſchikt gemacht iſt, zu Nuze machten.

Laſt uns nun auch kürzlich betrachten, wie man ſich zu verhalten habe, wenn man mit vieler Wahrſcheinlichzeit wiſſen kan, daß man dieſe oder jene Krankheit bekommen werde. Wenn man ein kaltes Fieber beſorget, ja wenn es ſchon vorhanden iſt: ſo kan man nichts beſſers thun, als daß man einige Tage hungert. Iſt es von einer zähen ſchleimichten Feuchtigkeit, u. genoſſener vieler unverdaulicher Speiſe entſtanden: ſo kan man an dem Nuzen des Hungers nicht zweifeln. Aber, wenn es auch aus andern Urſachen entſprungen iſt: ſo iſt dennoch der Hunger heilſam. Das Fieber beſteht in einem krampfhaften Zuſammenziehen der Fäſergen, das iſt, in einer allzuſtarken Bewegung, welche nachlaſt, wenn die Kräfte vermindert werden. Habe ich aber vorher nicht ſelbſt geſagt, daß man die Kräfte nicht verſchwenden ſolle? allein werden ſie wohl durch den Hunger verſchwendet, da nichts, als Eſſen und Trinken erfordert wird, um ſie wieder zu erſezen, oder thut man nicht vielmehr eben das, was man bei einer Waſſermaſchine zu thun pflegt, da man durch die Vorſezung eines Schuzbretes den Untergang verhindert, welchen ein allzugroſſer Zuflus des Waſſers nothwendig verurſacht haben würde. Wie nun überhaupt das Hungern ſehr vortheilhaft ſeyn kan, ein kaltes Fieber zu verhüten, ſo können die Gründe, um welcher willen man dergleichen vermuthet, darzu dienen, die Lebensordnung noch genauer zu beſtimmen. Beſorget man dergleichen von einer Erkältung, was iſt vernünftiger, als ſich durch Bewegungs in Schweis zu bringen, und ſolchen durch warmes Getränke zu unterhalten. Iſt es der Zorn, welcher zu einer ſolchen Furcht Gelegenheit giebt, oder hat man ſich erſchroken: ſo wird man die heftigen Bewegungen durch Gemüthsruhe, durch Schlafen, warmes Getränke, und etwa ein niederſchlagendes Pulver zu mäſſigen ſuchen: und ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, auch in andern Fällen die Lebensordnung zu beſtimmen, die man nöthig hat, ein kaltes Fieber zu vermeiden. Dem eintägigen Fieber, wird man durch Verhütung der Vollblütigkeit, heiſſer Luft, ſtarker Leibesbewegung, Vermeidung des Zorns, hiziger Getränke, und wenn es ſich anmeldet, durch eine ſtarke Doſe niederſchlagendes Pulver und ein Glas Waſſer verbauen können. Hält es über 24. Stunden an, ſo wird man durch Aderlaſſen verhindern, daß es in kein anhaltendes, hiziges, oder Entzündungsfieber verwandelt wird. Auſſer dieſem allgemeinen Mittel gegen die Entzündungsfieber, kan man ſich auch, wenn die Entzündung in dem Kopfe, dem Halſe oder der Lunge und Rippenhaut zu beſorgen, mit Nuzen der Fusbäder bedienen. Bei herumgehenden Flusfiebern, der Peſt, und andern anſtekenden Krankheiten, mus man die Luft in den Stuben durch angemachtes Caminfeuer zu reinigen ſuchen, den Leib in einer beſtändigen, aber mäſſigen Ausdünſtung erhalten, und ſolche durch ein Glas Rheinwein befördern, welches wegegen ſeiner Säure geſchikt iſt der Fäulnis zu widerſtehen. Starkes Purgiren iſt bei dergleichen Umſtänden nicht anzurathen, doch kan es nicht getadelt werden, wenn man auf eine gelinde Art den Leib zu eröfnen ſucht, worzu inſonderheit die Rhabarbar ſehr geſchikt iſt, die nicht nur die ſcharfen und ſchädlichen Feuchtigkeiten in ſich hineinziehet, ſondern auch ihren Ausgang auf eine ganz gelinde Art befördert, daher ſie ſonderlich, wenn die rothe Ruhr herumgehet, als ein Verwahrungsmittel gebrauchet werden kan. Die Ruhe des Gemüths und des Leibes ſind dienlich, allzuſtarke Blutflüſſe zu verhüten, und den Schlagflus ſelbſt zu vermeiden. Hingegen wird man bei einem Mangel der Lebensbewegungen, und beſtändiger Neigung zu ſchlafen, durch reizende Mittel die Bewegungen zu vermehren, und durch Bewegung den Schlaf zu verhindern ſuchen. Dieſes einzige mus ich noch erinnern, daß man durch eine allzugroſſe Sorgfältigkeit eine Krankheit zu verhüten, dieſelbe nicht vergröſſere, oder ſie ſich zuziehe, da man ſie ſonſt nicht bekommen haben würde. Wer weis nicht, was die Einbildung vermag, und wie ſchädlich die Furcht der Geſundheit ſey. Eine übertriebene Tugend wird zum Laſter, und die Pflicht für ſeine Geſundheit zu ſorgen, kan ebenfalls durch eine allzu genaue Beobachtung übertretten werden. Wer alſo den Krankheiten vorbauen will, der mus ſolches mit einer gewiſſen Gelaſſenheit des Gemüths thun, ohne welche ſeine Sorgfalt mehr Schaden anrichten, als Nuzen ſtiften würde.

Wie man die Lauterkeit des Baumöls unterſuchen könne. (*)

Ich erinnere mich, ſo wohl von beſondern Leuten, als auch von einem redlichen und rechtſchaffenen Handelsmann gehört zu haben, daß ſie geklagt, wie ſie oft einzeln in Gläſern und auch in ganzen Fäſſern vermiſcht Baumöl bekommen, ſo ſie theils an dem Geſchmak, theils, wenn es nicht in der Kälte geſtehen wollen, gefunden hätten. Unter allen fetten Oelen, die mir bekannt ſind, gefriert oder geſteht das Baumöl am leichteſten und von der gelindeſten Kälte. Wenn Mohnöl, welches ihm ähnlich ausſieht, aber ſchwerlich gefriert, darunter gemiſcht wird, ſo machen ſie miteinander ein Gemiſche, daß man faſt unmöglich von dem reinen Baumöle unterſcheiden kan. Es geſchieht auch nur gar zu oft in denen Ländern, wo das Baumöl ſelten und theuer iſt, daß die Kaufleute dieſen Betrug ausüben. Die beſte Weiſe ſolchen zu entdekken, iſt, daß man dieſes Oel ins Kalte ſezzet, oder es durch Kunſt gefrieren läſt. Das Baumöl gefriert, das andere Oel ſondert ſich davon ab, und behält ſeine Flüſſigkeit. (S. Mairan vom Eiſſel S. 76.) Da das ungefrorne ſich in die Mitte ſezet, ſo darf man bei einem Fas nur einen Zieher von Blech durch das Spontloch hinein ſteken, denſelben, wenn er gefüllt, in ſeinem Ueberzug umdrehen, ſo kan man alles unlautere abſonderlich das Leinöl, abzapfen, wie es der obige Handelsmann wirklich mit Vortheil ausübet, um allem Betrug auch der Schif- und Fuhrleute vorzubeugen, und ſeinen Kunden gute Waare zu verſchaffen.

(*) Phyſical. Oekon. Real-Zeit.

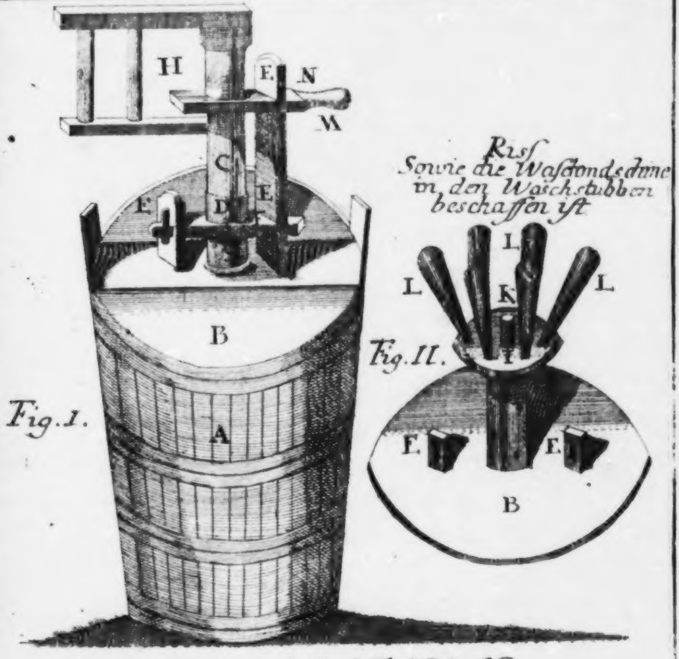
Beſchreibung,

Einer neuen, ſehr nüzlichen

Waſch-Maſchinen,

mit einer kleinen hiſtoriſchen Nachricht von ihrem Urſprunge, von ihrem rechten Gebrauche und dem wahren Vortheile in der Haushaltung; nebſt dem Modell hievon in Kupferſtich.

Es iſt bekannt, daß nicht nur zur Geſundheit und bequemlichkeit des menſchlichen Leibes in der Kleidung, dem Schlafen, Eſſen und Trinken, ja in allerhand Krankheiten die Reinigkeit, zu dem Ende aber auch reines, leinenes Zeug von gar verſchiedenen, gröbern, mittlern und feinen Stüken, die man Wäſche nennet, und zwar ſchön weis und recht zugerichtet, ſondern auch eben dieſes zum Wohlſtande, der Zierde und dem Puze einer Perſon nach ihrem mannigfaltigen Stande, Geſchlechte, Alter und Umſtänden erfordert werde. Allein der Gebrauch beſudelt die Wäſche wiederum auf vielerlei Weiſe gar bald, und es hängt ſich in die Fäſerchen und Härchen der geſponnenen, in die gröſſern oder kleinern Zwiſchenräumchen aber der zuſammengewebeten Fäden verſchiedener Unflath von dem menſchlichen Leibe und andern Dingen, der Luft und dem Staube an. Der Gebrauch ſchwächt endlich nach und nach die Flachshärchen, daraus die Fäden beſtehen, wenn ſie von dem Stoff einer trokenen, ſehr zarten und aneinander klebenden Erde ihrer geſchmeidigen Baſthärchen viel verliehren, und ſie brauchen dannenhero auch von Zeit zu Zeit gleichſam eine geſchikliche Erquikung und Stärkung zu ihrer längern Erhaltung. Das alles ſind bekannte, ob wohl hier ein wenig mehr nach der Naturkunde aus einander geſezte Sachen, welche viele nach empiriſcher Waſchart nicht immer bedenken oder wiſſen. Indeſſen ſo ſuchen doch dieſe Abſicht die Hauswirthinnen, mittelſt des hauswirthlichen Nebengeſchäftes zu erlangen, welches man beſonders das Waſchen, oder auch die Wäſche zu nennen pfleget; und dieſe angenehmen Gehülfinnen haben ſich in demſelbigen gleichſam zu des männlichen Geſchlechts groſſer Hülfe und Bequemlichkeit das Monopolium ſchon lange erworben, alles auch ſo gut und ſo ſchön gemacht, als ſie nur bisher erforſchen und von ihren guten Müttern, oder ſcharfſinnigen Freundinnen lernen können. Allein ſie werden dennoch ganz gewis gütigſt erlauben, daß man ihnen in ihrem liebreichen Geſchäfte die Hand zur Erleichterung und zur Verbeſſerung bietet, Gelegenheit aber deshalb nachzudenken giebet. Das vornehmſte Mittel iſt das Waſſer, nebſt allerhand den Unflath märbe machenden und herausziehenden Dingen, z. E. Wärme, Lauge, Seife, ꝛc. Man ſchaft dieſe wiederum heraus, und braucht Mittel, wie gedacht, um die Fäden zu ſtärken, ihre Härchen an- und zuſammenzuziehen: man preſt ſie wieder an, oder glätet ſie; das Gewebe aber ſucht man doch zugleich auch entweder weich und bequem, oder nach Gelegenheit und verſchiedenen Abſichten ſteif zu machen. Jenes iſt ſonderlich bei den Hemden bequem; Preſſe, Glätte und Steiffe aber verhindern doch auch eine Zeitlang, daß der Schmuz nicht ſo gleich wieder hängen bleibet, oder ſich in die Zwiſchenräumchen der weiſſen Wäſche ſezzet. Das ſind daher die Urſachen, warum man die Wäſche, wenn ſie aus Seife, Lauge und Waſſer gewaſchen, ſtärket, troknet, rollet und plattet, oder begelt. Ich weis nicht, wer das alles, oder ob es das ſchöne Geſchlechte, da es anfieng ſich aus dieſer Verrichtung ein Monopolium zu machen, ſelbſt nach und nach ſo erfunden habe: genug, es wird uns daſſelbe die kahle Bemühung erlauben, ihre artigen Erfindungen, wie ich vermuthe, in mehreres Licht zu ſezen, ſelbige aus zureichenden Gründen zu erklären, und etwas vielleicht hinzuzuthun, welches ihre Sache leichter, gründlicher und wohlfeiler machen kann. Denn man ſiehet hieraus, daß das Waſchen, in weitem Verſtande, viele andere einzelne Verrichtungen in ſich begreife, womit ſich ſonderlich das ſchöne Geſchlecht gar ſehr bemühet und beſchäftiget. Z. E. das Stärken, das Troknen, das Aufkloppen, Ausziehen, das Rollen und Platten, oder das Bügeln, ja das Einweichen, Bauchen mit Aſche vor der Wäſche, das Auswaſchen, Reiben, Durchziehen; Ringen, Seifenbrühen, das Bauchen nach dem Auswaſchen der Seife, das Bläueln, das Luttern ꝛc. ſind lauter Arbeiten und Stüke, ſo dazu gehören. Allein die Art und Weiſe, das Waſſer und dieſes alles wirklich bei der Reinigung und Zubereitung der Wäſche, nach der Natur der Sache und der Abſicht des Geſchäfts recht anzuwenden, ſonderlich aber dadurch den Unflath leicht, bald und ohne die Wäſche durch ſtarkes aneinander reiben in und auſſer dem Waſchen, oder durch den Bläuel zu ſehr anzugreifen und bald zu zernichten, recht rein heraus zu bringen, welches im engern Verſtande das Waſchen genennet wird, iſt doch das wichtigſte Hauptgeſchäfte unter dieſen Verrichtungen. Es erfordert die meiſte Arbeit der Knochen und Arme die meiſte und eine unzertrennte Anwendung der Zeit, allerhand Koſten, Holz und dergleichen; und die übrigen Dinge ſind mehr oder weniger nöthig gebräulich und multiplicirt nach verſchiedenen Gegenden. Ja! die Gewohnheiten, allerhand Vorwand, das Belieben, die Erfindungen, und oft auch eine kleine Prahlerei der Hausmütter, haben nicht allein damit gar verſchiedene Proceſſe und Paradeſtükchen, ſondern auch öfters die Nachtzeit, welche vieles Licht erfodert, ja viele andere unnüze oder gar ſchädliche Dinge verbunden; denn ſie wollen es recht gut machen, und zu unſerm Beſten oft recht eigenſinnig ſeyn. Man weicht die unreine Wäſche vorher ein, oder nicht, man braucht Lauge, oder nur Waſſer und Seife, kaltes und warmes Waſſer: man buket die Wäſche ſchwarz oder weis, um mit denen Niederſachſinnen zu reden. Man ſtellet grobe und klare Wäſchen, groſſe und kleine oder Sudelwäſchen, Buk- oder nur Seifenwäſchen an, und wie die Dinge alle heiſſen, die ich jezo nicht alle erklären, ſondern den Leſer etwan in das Zinkiſche allgemeine Lexicon unter dem Artikel Waſchen, Wäſche weiſen will. Indeſſen laſſen ſich doch, wenn man die oben berührte Natur der Sache erwäget, dem artigen Frauenzimmer hierbei vielleicht verſchiedene Erinnerungen ſagen, die ihnen die Sache leichter und nüzlicher machen würden, wenn ſie folgten. Ich will ihrer Klugheit nur einiges bei dieſer Gelegenheit zu überlegen geben. Viele lieben groſſe Wäſchen, wozu ſie von 4tel ja halben Jahren her alle grobe Leib- Tiſch- und Bettwäſche zuſammen ſparen, damit ſie Arbeit, Zeit, Mühe und Koſten nicht ſo oft im Jahre darauf wenden dürfen; ob ſie gleich alsdenn auf einmal noch viel mehr dazu, und zwar mit allerhand Schaden, und vieler Unbequemlichkeit der Wirthſchaft widmen müſſen. Denn es iſt die Wirthſchaftsregel bekannt: daß in verſchiedenen Zeiten, und mit andern Verrichtungen geſchikt zuſammenhangende vertheilte Arbeiten und Ausgaben viel bequemer und nüzlicher ſind; und mir deucht, gegen dieſe Regel wird ohne Noth bei dem Waſchen verſtoſſen. Bei vielen iſt auch nur eine kleine Eitelkeit ſchuld an dieſer Anſtalt, indem ſie gerne zeigen wollen, wie reich ſie an Gebrauchs-Wäſche, die ich von der Vorrathswäſche anjezo genau unterſcheide, ſind, und mit wie vielen Körben und Fudern derſelben ſie auf die Trokenpläze durch die Gaſſen ihre Leute können ziehen, oder fahren, oder etwan prahlen laſſen, daß z. E. der Mann den 8tägigen Wechſel unter 1. 2. bis 4. duzend Unterhemden habe, ehe dieſe alle ſchwarz werden. Bei dem allen aber halten ſie doch auch inzwiſchen kleine ſo genannte Sudelwäſchen. Die nicht immer recht verſtandene und recht angewendete Haushaltungsregel: halte in Anſehung beweglicher und immer zum Gebrauch fertiger Dinge auf vielen Vorrath, verleitet auch hierbei auf allerhand Vorurtheile und Anſtalten, welche die Proportion überſchreiten, die Mäſſigkeit verlezen, uns viel nüzlichere Güter gegen jenen übermäſſigen Vorrath, ſonderlich aber das Geld entziehen, oder uneinträglich machen, u. ſ. f. Denn um ſich eine ſo groſſe Menge Wäſche zum beſtändigen Gebrauch anzuſchaffen, erfordert nicht allein ein groſſes Capital, welches ſich ſelbſt conſumiret, und den Beutel des Hauswirths ſehr beſchweret, ſondern es wird auch viel mehr Wäſche auf einmal verthan; wenn man aber lange damit zu wechſeln hat, u. alſo viele ſchwarze Wäſche mit dem Schmuz und Unflath lange lieget, vielleicht aber auch von einigen noch dazu ſchlechtweg in die Winkel geſchmiſſen wird; ſo wird ſie, woferne ſie nicht gar verſtoket, von dieſem allem viel eher mürbe, ihre Fäden aber werden zur Fäulnis viel eher diſponiret. Denn die Unreinigkeit friſt ſich feſter ein, und erfordert alsdenn auch mehr Reiben und Strapazze der Wäſche, mehr Seife und Zeit, um ſie wieder reine zu machen, ſonderlich nach gemeiner Weiſe, oder wird gar nicht recht reine. Dieſes aber verkürzet ihre Dauer, und verhindert ihren langen Gebrauch, beſchleuniget folglich den neuen Aufwand zu neuer Leinewand und Wäſche. Man ſollte aber doch überhaupt den Saz wohl verſtehen lernen: allzu vieler Vorrath am Conſumtibilien iſt in Anſehung des allezeit zu viel mehrern und nöthigern Dingen nüzlichen Geldes nicht allezeit wirthſchaftlich. Wenn man hingegen kleinere Wäſchen thut, und nicht ſo viel gebrauchtes Zeug ſo lange mit ſeinem Unflathe liegen lieſſe, folglich aber nicht auf ſo viel Gebrauchswäſche ohne beſondere Umſtände der Lebensart hielte: ſo ſiehet man leicht, daß alle dieſe Folgen um ein groſſes verringert werden würden. Denn dieſe kleinen Wäſchen erfordern nicht ſo viel Zeit, Holz und Leute auf einmal, und es würde dieſe Ausgabe, ja dieſe Arbeit durch ſeine eigene Domeſtiquen viel bequemer eingetheilet und vereinzelt werden können. Viele ſehen daher auch dieſe groſſe Wäſchen eben wegen des vielen Vorraths an Gebrauchswäſche vor ſehr läſtig an; und weil ſie doch einmal über dies die gewöhnlichen weitläuftigen Waſch-Proceſſe nur, woferne ſie ihre Wäſche recht reinigen wollen, vor nöthig halten, folglich aber alsdenn doch viele Laſt von groſſen Wäſchen haben; ſo meynen ſie durch den langen Aufſchub des Waſchens die Sache leichter zu machen. Andere aber betrachten die feierlichen Waſchzeiten gleichſam als ein rechtes Feſt, darinne ſie alles Dichten und Trachten, alles weibliche Geſinde, und die Koſten auf noch abſonderliche 2. 3. 4. ja 5. angenommene Waſchweiber allein wenden, denen Hausgeſchäften aber Zeit und Leute entziehen, ja dieſen Leuten alsdenn um ſo viel mehr Freiheit geben müſten, damit ſie deſto ungeſtörter, troken und nas, und ſo gar des Nachts bei Licht waſchen, und ihr Weiberwerk der Finſternis treiben könnten. Wie aber eben dabei mancher Muthwille, manche Verſchwendung, manche Parthiererei an Holz und Seife deſto beſſer geſchehen, die Waſchzeit aber verlängert, und die Aufſicht auf die ganze Arbeit nicht genau von der Hausmutter beſorget werden kann; alſo werden auch die Koſten durch das dazu nöthige Licht, ſammt allen übrigen, ſonderlich, wenn die Wäſcherinnen des Nachts zu trinken haben müſſen, vergröſſert: ja es wird wohl gar Feuersgefahr und andere Ungelegenheit veranlaſſet. Man hat daher ſchon längſtens auch wegen dieſes Unraths, womit ſich die lieben Hauswirthinnen bei ihren groſſen und weitläuftigen Waſchfeſten, und bei dem unrathſamen vielen Vorrath der Gebrauchswäſche, die ſie ihrer Reinigung wegen alſo veranſtalten, beläſtigen, an Seiten der Männer allerhand Scherz


H
E
N
M
C
E
D
E
B
A
Fig. I.
Riss
Sowie die Waschmaschine
in den Waschstubben
beschaffen ist
L
L
L
L
K
I
Fig. II.
E
E
B

WASCHMASCHINE

Maas von 3. fus

1 2 3

und Spottreden von ihrem Eigenſinn zu ſolcher Zeit gehöret, weswegen ſie die Männer am liebſten alsdenn aus dem Hauſe wünſchen, oder dieſe ſich doch darnach ſelbſt ſehnen ſollten: allein ich will ſie nicht einmal anführen, weil man auch damit oft ausſchweifet, grob redet, und ohne Unterſcheid alle gute Kinder wider Wahrheit und Recht in eine Brühe wirft; wie denn auch überhaupt nicht alle in allen die Sache ſo anſehen, oder dasjenige davon denken, was ich bisher getaddelt habe, ob ſie gleich alle einen oder den andern noch zu weitläuftigen Waſch-Proces vor nothwendig halten, und ſich darüber als ein nothwendiges Uebel beklagen. In groſſen Städten, wo viel vornehme Hausmütter ſind, hat man daher, um alle dergleichen groſſe Unbequemlichkeit im Hauſe zu vermeiden, wenn man dennoch bei den gewöhnlichen groſſen Wäſchen, oder dem groſſen Vorrath beſtändiger Gebrauchswäſche nun einmal bleiben, und andern Haushaltungen damit nachſtrozen will, groſſe öfentliche Waſchhäuſer, wie z. E. in Hamburg angeleget, welches aber wiederum ſeine andern Beſchwerlichkeiten hat. Die Alten aber hatten deswegen ehemals faſt in allen ihren Häuſern eben ſo gut eigene Waſchhäuſer, als eigene Badeſtuben, da das häufige Baden noch ſo ſehr bei uns gebräulich war, weil die guten Hauswirthinnen ein zu groſſes Staats- und ſchweres Haupthaushaltungsgeſchäfte daraus machten. Denn, muſte nicht dazu eine eigene Werkſtatt u. vielleicht auch geheimde Rathsſtube faſt in allē Häuſern ſeyn? Und es fehlet auch jezo nicht an ſolchē beſondern Waſchhäuſern in groſſen Häuſern u. Städten bei denen läſtigen Waſchproceſſen. Allein eben in den groſſen Städten werden dieſer wegen anderer Dinge noch läſtiger. Deñ man weis ja, was daſelbſt, wegen dieſer groſſen und langen Wäſchen, öfters vor Noth aus dem Mangel, der Ungnügſamkeit und manchen Ungezogenheiten vieler Waſchweiber, die man alsdenn braucht, und welche denen Hausmüttern ganz unentbehrlich nach der bisherigen Einrichtung des Waſchens ſind, entſtehet, und wie auch dieſes den Aufwand auf ſolche Weiber und Wäſchen vergröſſert. Einige laſſen ihre Wäſche daher, da ſie das Ungemach der eingeführten groſſen Waſch Proceſſe etwan ſcheuen, oder wenn ſie eben noch nicht viele Gebrauchswäſche beſizen, gar bei ſolchen Wäſcherinnen auſſer dem Hauſe waſchen, die in ihren Wohnungen ſich davon nähern. Allein auch damit ſezen ſie ihre Wäſche den Verluſt, dem baldigen Verderben, dem Waſchen mit Kalk, dem ſchädlichen Bürſten der Wäſche und vielem Betrug noch mehr aus; da dieſe Weiber, Zeit, Koſten und Arbeit ſo gerne ſparen, und nur ſcheinbare reine Wäſche ſchaffen, darnach aber wenig fragen, ob ſie der Eigenthümer lange brauchen könne oder nicht: zugeſchweigen, daß dieſes Stükwaſchen eine beſtändige und viel gröſſere Ausgabe iſt; welche ſonderlich diejenigen läſtig gnug erfahren, die keine Familie oder Hauswirthſchaft haben, ledig ſind, u. ihre wöchentliche oder monatliche Wäſche ſolchen Weibern um ein gewiſſes Geld vors Stük oder ein Quartalgeld in derſelben Wohnung hingeben müſſen, wie auf Univerſitäten, hohen Schulen, in Hof- Handels- und Handwerksſtätten, von Kaufmannsdienern, Handwerksgeſellen und andern geſchieht. Wenn mir aber bei dieſem allen recht iſt, ſo ſollte ich dafür halten, daß alle dieſe Furcht, Laſt und Auswege, die mit ſo vielem Verluſt und Unbequemlichkeiten verknüpft ſind, keinen Grund in der wahren Natur der Sache hätten, oder nothwendig wären. Jedoch, ich muß noch eins bei dem gewöhnlichen Waſchen erinnern, ehe ich dieſe meine Meinung deutlicher machen kann. Man reibet nämlich die Wäſche dabei Stükweiſe aus dem Waſchfaſſe. Es iſt aber ſichtbar, daß, wenn die Wäſche Stükweiſe aus der Wanne genommen, gerieben, und damit nicht allemal, um nur bald davon zu kommen, oder klatſchen zu können, mit

Bedacht und Maaſſe der Stärke handthieret wird, ſelbige dadurch vieles leide, eher abgerieben und abgenuzet werde, und hernach deſto eher zerreiſſe. Es geſchehe aber auch bedachtſam oder unbedachtſam; ſo iſt es doch klar, daß dazu allemal vielmehr Zeit, oder Leute und Koſten erfordert werden. Gleichwohl ſcheint es aus der Natur der Sache gewis daß ein mäſſiges, warmes und weiches Waſſer nebſt ſeiner warmen Dunſt, woferne dieſe recht angewendet und gebrauchet wird, ſo den durch die Wärme erweichten Unflath gut in ſich ſchluket, alles ohne vieles Reiben ausrichte, woferne nur die Wäſche in ſelbigem ſo hin und her beweget wird, daß es durch die Wäſche recht geſchället, und dieſe allenthalben mit einiger Force damit durchgeſchwemmet wird. Denn eben dadurch wird der Schmuz nicht nur auf der obern Fläche, und an den herfürragenden Härchen der Fäden, wie durchs Reiben geſchieht, ſondern auch in den Zwiſchenräumchen ohne Schaden der Wäſche bald und geſchwinde rein, der Unflath aber, ohne die Wäſche zwiſchen den Händen zu reiben und zu ſtrapaziren oder gar mit Waſcheblaueln erſt zuſchlagen, hinweg und heraus geſpület; ſonderlich wenn das Waſſer vollends von etwas fettiger Lauge oder Seife tingiret und geſchärfet wird, als welches eigentlich nur wegen des fettigten und ſehr eingeſeſſenen Unflaths geſchehen mus, folglich auch nach Unterſchied der Wäſche unterbleiben künnte, wenn nicht die Waſchweiber ihren Vortheil in der allgemeinen Nothwendigkeit vieler Seife und vieles Seifenskochens, it. Reibens und der Seife wieder ſuchten. Dieſes Reiben nuzet aber nicht allein die Wäſche viel eher ab, ſondern es wird auch der Unflath meiſtens nur oben weg, vieler aber noch dazu tiefer hineingerieben und verſteket, welcher alsdenn die Fäden nach und nach viel eher mürbe macht, als es geſchähe, wenn der Unflath durch fleiſſiges Aus- und Durchſpielen nur heraus gebracht würde. Weil aber dieſes erfordert, daß die Wäſcheriñen ihre Hände lange, und faſt beſtändig unter dem warmen und beiſſenden Waſſer haben und bewegen müſſen, und doch dieſes beſchwerlich, ihnen aber auch ſo gute Muſe, als das ſchon angewöhnte Reiben zum Klatſchen giebt; ſo wird jenes ſehr untergelaſſen, wenn die Hausmutter nicht iñer dabei ſtehet, und darauf dringet oder dieſes verſtehet. Sie verſchmieren überdem eben darum vielmehr Seife, damit ſie doch etwas heraus bringen; und unterlaſſen hingegen das rechte Durchſchällen, indem ſie nur den zu reibenden Flek immer eintauchen, mit Seife reiben und [illegible] naſſen. Die Härchen werden aber ſolchergeſtalt aus den Fäden aufgerieben, ausgeriſſen, und dieſe Enden verdeken den noch übrigen darunter liegenden und mit Schmuz durchdrungenen Faden, ſonderlich, wenn ſie im Rollen und Platten geſchlichtet und angedrüket werden. Solchergeſtalt aber ſcheint die Wäſche, ſonderlich, wenn ſie vollends geſtärket, getroknet und gerollet, die reinen Härchen aber über die Fäden wieder angepreſſet werden, rein, und iſt doch nicht gründlich rein. Ja eben das iſt die Urſache, warum die betrüglichen Lohnwäſcherinnen, die auch nicht einmal gerne viel reiben und die Hände brauchen oder Seife anwenden wollē, die Wäſche oder ihre naſſen Härchen auf- und heraus bürſten, damit ſie weis ſcheine, womit ſie aber die Fäden gar bald verdünnen, die Wäſche abnuzen, und machen, daß der in den Fäden ſizende Unflath ſelbige deſto eher mürbe macht, und dieſe deſto ſchleuniger im Gebrauche reiſſen. Eben dieſe Ungemächlichkeit des Reibens iſt auch die Urſache des Gebrauchs der Kalk- oder doch ſehr ſcharfer GerberLauge, welche von der ſelbſt gemachten Leklauge zu unterſcheiden. Denn damit werden viele Härchen gar zerfreſſen, und ihre Endchen los, folglich herausgebracht, alle übrigen jeztgedachten Folgen entſtehen aber daraus ebenfalls. Ich zweifle nicht, daß aus dieſen Anmerkungen, darinne ich ein wenig in die innere Natur der Sache gegangen bin, die Fehler bei unſerer gewöhnlichen Einrichtung und Veranſtaltung des Waſchens klar vor Augen legen; und ich würde noch mehr ſolche Anmerkungen machen können, wenn ich vollends die Urſachen der weiſſen Farbe die Wirkungen der Lichtſtrahlen, die dazu nöthige Structur der Oberflächen eines Tuches nach der Naturlehre nehmen, und die eigentlichen Wirkungen der Stärke, die man aber wiederum nur zur Verdekung der Unreinigkeit braucht, unterſuchen, auf unſer Waſchen aber anwenden wollte. Allein dieſes iſt jezo zu weitläuftig. Ich habe nur das angeführte eigentlich zu erwägen geben wollen. Unſer ſchönes und kluges Geſchlecht wird es ſchon verſtehen. Jedoch auch dieſes würde ich nicht gethan haben, wenn nicht vieles darunter wäre, welches die Veranlaſſung, den Gebrauch und Nuzen derjenigen Waſchmaſchine, davon ich jezo handele, erläutern könnte. Und wollten auch einige nicht alles begreifen; ſo werden ſie mir doch folgenden Saz zulaſſen. „Diejenige Art zu waſchen, welche am ſimpelſten, leichteſten, wohlfeilſten und doch dabei viel vermögender iſt, ohne die Wäſche zu ſtrapaziren, ſelbige durch und durch gründlich rein zu machen, iſt die beſte.„ Man gebe dannenhero Achtung, ob eine ſolche Waſchart, vermittelſt dieſer Waſchmaſchine, nach der erklärten Natur des Waſchens zuwege zu bringen ſey. Denn viele derer berührten Unbequemlichkeiten haben, wie man ſagt, denen Engländern Gelegenheit gegeben, dieſelbe zu erfinden, und ſolche ſo wohl bei groſſen und groben Wäſchen, wenn man jene ja beliebt, als auch bei kleinen und klaren Wäſchen mit Erſparung der Zeit, Arbeit, Leute und Koſten, zur Conſervation des Zeugs, und doch zu einer viel beſſern Reinigung zu brauchen. Aus England iſt ſie in Deutſchland, ſonderlich aber nach Hannover gekommen, wo ſie ſchon einige Jahre faſt durchgängig von Hausmüttern von einiger Beträchtlichkeit iſt gebrauchet worden. Endlich hat ſie Braunſchweig vor nicht gar langer Zeit kennen lernen, und braucht ſelbige nunmehro nach und nach häufiger. Sie koſtet nicht viel, und iſt ſehr ſimpel. Ein Waſchfas, deſſen Geſtalt und Gröſſe der Ris zeigt; ein ſehr wohl und ſchief eingelaſſener, das Fas verſchlieſſender Dekel, damit die warme Dunſt im Schällen verſchloſſen bleibe, und in die Wäſche dringe; eine auf denſelben befeſtigte, durchgehende und von dem Drechsler verfertigte Schäll- oder Spühlmaſchine, welche auswendig von einer Perſon, ja auch nur einem ſtarken Jungen ohne beſondere Mühe beweget, und wodurch innewendig der darinn gelegte Saz von der Wäſche in dem mäſſig warmen Waſſer beſtändig hin- und wieder geſpühlet oder geſchället wird, ſind die vornehmſten Hauptſtüke, nebſt denen im Faſſe an der bewegten Maſchine befeſtigten Spühl-Kegeln. Es gehöret dazu in Anſehung eines Wäſchſazes, der auf einmal nach geſchehener Abhebung des Dekels unten auf den Boden geleget, und mit warmen Waſſer, ſo ohngefehr 3. oder 4. Finger hoch darüber ſtehen mus, hineingebracht wird, nur eine halbe 4telſtündige Bewegung. Man braucht die Wäſche gar nicht, wenn man nicht will, einzuweichen, doch ſchadet es auch nicht, nur macht es mehr Koſten und Arbeit, nimmt aber die Zeit weg; das ſogenannte Schwarzbuken (Bauchen) iſt auch gar nicht nöthig. Zu einem Saz nim̃t man ohngefehr 10. Unterhemden, oder von Tiſch- und Bettwäſche, 4. Tiſch- item Betttücher auf einmal, und dazwiſchen kann man in einen linnenen Beutel kleine klare Wäſche an Manſchetten, Spizen zugleich legen; die Schäll- und Drehmaſchine kann tiefer hinein, und höher herausgeſtellet werden, nachdem der Saz hoch oder niedrieg das Fas anfüllet, und dazu dienen die Mutter, darinne die Schällſeule, woran im Faſſe die unten etwas kolbigten Schällkegel ſind, auſſer dem Faſſe gehet, und die Löcher, wodurch ſie, vermittelſt der Pflöker, höher heraus, oder tiefer hinein geſtellet werden kann. Man macht in einem Keſſel warmes Waſſer, hängt in einen Beutel etwas gute Aſche zur Lauge hinein, und kochet ſolches zur beſtändigen Bereitſchaft, thut etwas, jedoch nicht viel Seife, ſonderlich nach Unterſchied des ſehr fettigten Schmuzes dazu, und auf jedem Saz der Wäſche giest man ſo viel, wie gedacht, jedoch nicht zum Verbrühen, ſondern nimmt etwan beinahe die Hälfte kaltes, reines und weiches Waſſer darunter. Nachdem das Fas, wie gemeldet, durch den ſchief einpaſſenden Dekel verſchloſſen, damit die durchdringenden warmen Dünſte beiſamen bleiben, und in die gerührte Wäſche eindringen, ihre bekannten Wirkungen aber in dieſem Gewebe und ſeinem Schmuze thun können; ſo drehet eine Perſon die Schällſeule an dem Drehlinge, ſo weit er gehet, beſtändig eine halbe 4tel Stunde hin und wieder. Der Saz wird alſo ganz und geſchwind durchweichet, durchſchället und durchſpühlet. Man eröfnet alsdenn das Fas, ſiehet jedes Stük an; und ſollten ſich ja noch Unflaths- oder Schmuzſtriefen und Fleke zeigen, ſo ſchället man ſelbige noch mit den Händen heraus, oder wiederholet das Schällen im Faſſe, welches alles eine einzige Wäſcherinn thun kann, wiewohl es auch nicht einmal ſo gleich bei jedem Saze nöthig iſt. Hernach wirft man dieſen fertigen Saz in ein ander Fas oder Wanne, und gieſt das im Faſſe geweſene Waſſer darauf, und läst es alſo ſtehen. Ein neuer Saz wird unter die Maſchine gebracht, und mit neuen warmen und ſchon gedachter Maſſen fertigen Waſſer eben ſo dabei, wie bei dem erſten Saze, verfahren. Mit dieſen Säzen fähret man fort, bis alle vorhandene ſchwarze Wäſche durch iſt. Darauf ringet man alle ausgewaſchene Wäſche, die in gemeldeten Wañen geſam̃let worden, und in dem jedesmal dahin abgegoſſenen Waſſer der Säze bisher gelegen hat, aus. Nunmehro kan man ſonderlich ſehr fettigte und ſchmuzigte Wäſche noch mit Leklauge buken, wenn es ja ſo beliebig und nöthig ſcheinen ſollte; iſt aber Seife dazu gebrauchet worden, ſo ſchället man ſie in warmen Waſſer aus, oder läutert ſie gleich in kühlem Fluswaſſer, weñ man keine Seife dazu gebrauchet hat, nach gewöhnlicher Art, bis ſie zur Troknung fertig iſt. Dazu braucht man aber keinen Waſchblauel und andere Strapaze der Wäſche; und das Ausſchällen der Seife iſt nur nöthig, damit die Wäſche nicht darnach riechet, und die freſſende Seife nicht in den Fäden bleibe. Man kann alſo in 24. Stunden über 30. ſolche Säze nur von einer Perſon fertig machen laſſen, und doch verſichert ſeyn, daß das hernach folgende leicht und mit viel weniger Arbeit in kurzer Zeit geſchehen könne, oder viel von den gewöhnlichen und alten Strapazen gar nicht nöthig ſey, die Wäſche aber dennoch viel reiner und zwar durch und durch werde. Man braucht auch wenigſtens einen 4tel Theil weniger von Seife dazu, woferne, wenn der Schmuz fettig iſt, dieſelbe nöthig wäre, und das wenige Holz unter dem Keſſel will nicht viel ſagen, da es nach und nach nur verbreñet, und zu dem ſchon kochenden Waſſer immer friſches zugegoſſen wird, das Einweichen aber wegbleiben kann. Es ſind hiernächſt weniger Leute, wie aus dieſem zu ſehen, dazu nöthig, und das Drehen können Jungen und Mannsperſonen verrichten. Da es auch übrigens an ſich ſchon beſſer iſt, daß alle Wäſche bei Tage geſchähe, ſo mus auch dieſe ſo geſchehen, damit man alles ſehen könne, das Licht aber erſparet werde. Kleine und ſo genannte Sudel- ingleichen klare Waſchen können endlich mit leichter Mühe in kurzer Zeit geſchehen, und hierzu iſt dieſe Maſchine vorzüglich und in der Eile zu gebrauchen ſehr dienlich. Andere Domeſtiquen aber ſind bei dieſer Waſchart nicht nöthig, u. werden ihren ordentlichen Verrichtungen nicht entzogen, welches ſonderlich auf dem Lande ſehr vortheilhaftig iſt. Es fält das Reiben und Strapaziren der Wäſche hinweg; denn das Durchſpühlen nimmet allein durch die warme Dunſt erweichten Unflath heraus, und darauf kommet alles nach der Natur der Wäſche, des Unflaths, des Waſſers und des Waſchens Eingangs erwehnter Maſſen an. Die Wäſche leidet auch in den glatten Wänden und Boden des Faſſes, oder von den glatten Schällkegeln, ſo von harten Holze ſind, keinen Schaden, wie ſich einige einbilden; denn hier iſt keine Friction unter zwey harten Cörpern, oder doch keine ſolche drükende Stärke, wie zwiſchen den Händen der Wäſcherinnen. Die Maſchine koſtet kaum 2. Rthlr. ja nach Gelegenheit weniger, kann lange gebraucht u. leicht reparirt werden. Die Sache ſelbſt iſt auch keine groſſe Kunſt, und die ganz beſondern Handgriffe geben ſich einer Wäſcherinnen von ſelbſt bei einem einmahligen Verſuche an die Hand. Der Verſtand aber einer Hausfrau kann die Verrichtungen dabey, ihrer Ordnung, Kürze und Wohlfeilheit nach gar leicht beſonders und klüglich verbeſſern und noch geſchikter dirigiren, da ich mich in ſolche Kleinigkeit nicht einlaſſen kan. Denn ich ſcheue mich, auch diſen in diſer Sache ſchon wizigen Perſonen des ſchönen Geſchlechts viel davon zu ſagen, gleich als ob ſie ſolches nicht ohnedem ſchon wüßten. Uebrigens aber kann das viele Eſſen und Trinken vieler Waſchweiber und andere Ungemächlichkeit damit verhütet werden, und es wird nichts in der Wirthſchafft auf dieſe Weiſe eine Zeitlang alteriret. Die groſſen Waſchfeſte der Weibesperſonen aber fallen ſolchergeſtalt weg; und ob man gleich viel Zeit, Seife, Arbeit und Koſten ſparet, ſo wird doch die Wäſche geſchonet, und doch, wie erwieſen, viel reiner. Jedoch wie alle menſchliche Sachen ihre, wenigſtens kleine Gebrechen an ſich oder nach den Umſtänden haben, manche Menſchen aber auch die Verſuche nicht richtig machen und beurtheilen; alſo möchte es auch wohl hierbey daran nicht fehlen. Die Anwendung dieſer Waſchart, wird ſie entdeken, und man wird alsdann auch noch Verbeſſerungen, theils an der Maſchine ſelbſt, theils bey ihrem Gebrauch erfinden und anbringen können. Die Einwürffe derer, welche gern bey dem Alten bleiben, werden auch vielleicht ſelbſt Gelegenheit dazu geben, ſolche zu entdeken und zu heben, zugleich aber auch noch bey verſchidenen Stüken der gewöhnlichen Waſch-Proceſſe das ungegründete zu zeigen. Jezt aber werde ich abbrechen, und zur andern Zeit vielleicht davon handlen.

Abhandlung von unverbrennlichen Gebäuden von der Art und Weiſe, wie ſolche vermittelſt platter Gewölbe und Dächer aus Ziegelſtein und Gips, ohne Zimmerarbeit, zu bauen ſind. Aus dem Franzöſiſchen des Erfinders Herrn Grafen d'Eſpie, Ritters des Königlichen Kriegsordens St. Louis. Mit den gehörigen Riſſen in Kupfer geſtochen.

Man hat bisher noch keine andere Art, die Gebäude zu deken, erfunden, als die mit Zimmerholz verfertigte Dächer ausgenommen die oben gewölbten Pulverthürme, welche mit einem diken Mauerwerk verſehen werden, damit ſie die Bomben aushalten können.

Was die Magazine anbetrifft, die man in veſten Pläzzen errichtet, um den Proviant und andere für Kriegsvölker erforderliche Lebensmittel darinnen aufzubewahren, ſo ſind ſolche, eben wie die Zäughäuſer, mit Dächern bedekt. Dergleichen Dächer können ein Gebäude nicht vor den Feuer ſchüzen, welches entweder durch den Bliz, oder durch den Brand benachbarter Häuſer, oder zur Zeit einer Belagerung durch Bomben und und Feuerkugeln darinnen leichtlich entſtehen kann.

Die Dächer von der neuen Erfindung, die man hier vorträgt, ſind von den Mängeln und Ungelegenheiten befreit, die ich vorher angezeigt habe, und enthalten überdas noch ſo viele Vortheile, daß man keinen Anſtand nehmen wird, ihnen den Vorzug einzuräumen, wenn man ihre Bauart aufmerkſam unterſucht hat. Wir wollen ſie umſtändlich beſchreiben, wenn wir zuvor von den platten Gewölbern werden geredet haben, auf welche die ziegelſteinerne Dächer gebauet werden müſſen.

1) Von den platten Gewölbern.

Es ſind wenige Leute in Frankreich, die nicht Wölbungen geſehen oder davon gehört haben ſolten, welche aus Ziegelſteinen oder Gips iſt verfertigt worden. Dieſe ſogenannte platten Gewölber ſind ſeit einiger Zeit in verſchiedenen Provinzen des Königreichs üblich geworden: Ihre Veſtigkeit zwinget alle, die Känntnis davon haben, und bauen wollen, ſie den Böden von Gebälke vorzuziehen; weilen ſie mehr Nuzen haben, und nicht ſo viel koſten, als ſolche Böden, ohne jezo der Gefahr zu gedenken, die man oft läuft, von den Holzhändlern hintergangen zu werden.

In Rouſſillon und Languedoc hatte man ſich dieſer platten Gewölbe nur zu Kirchen oder zu Gebäuden bedient, die man vor dem Feuer ſichern wolte, als zu Ställen, Schöpfen, Scheuern, und Werkſtätten.

Ich bin zu Toulouſe der erſte geweſen, der es gewagt hat, auch in Zimmern dergleichen Wölbungen anſtatt der gewöhnlichen Böden anzubringen, dabei ich ihnen eine ſo angenehme Geſtalt gegeben, daß alle, die ſie ſehen, ſich einbilden, es wären ordentliche Deken. Die Stärke dieſer Bauart, ihre Nüzlichkeit und die ſchöne Würkung, ſo ſie thut, hat viele Einwohner dieſer Stadt und der benachbarten Gegenden veranlaſſet, meinem Beyſpiel zu folgen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Weiſe, die Stokwerke abzutheilen, in dem Königreiche überhaupt eingeführt würde: Wie vielen Unglüksfällen, die von der Feuersbrunſt entſtehen, würde man nicht dadurch vorbeugen? Auſſer dieſem Vortheile, welcher einer der gröſten iſt, machen auch dieſe Gewölber ein Zimmer im Winter warm, und im Sommer kühl: die Mäuſe und Ratten können nirgends darinnen einniſten: und man mag ein noch ſo ſtarkes Getös machen, ſo wird man in dem Unterſtok nichts vernehmen; dahingegen die ordentliche Deken ein dumpfiges Geräuſch von ſich geben, wenn man auch gleich die Vorſicht gebrauchet hat, einen doppelten Boden anzulegen. Solche doppelte Böden verurſachen nicht nur einen anſehnlichen Koſten; ſondern ſie nehmen auch einen ziemlichen Raum zwiſchen den Stokwerken hinweg, und das Holz ſelbſt, welches mit Gips überzogen iſt, verfaulet meiſtens auf eine deſto gefährlichere Weiſe, da man den Schaden nicht wahrnimmt, bis er geſchehen iſt.

Mann nennet dieſe Gattung von Gewölben platt, weil man ihnen, wenn es gefällt, wenigere Zirkelbögen, als andern zu geben braucht, und zugleich weil

unge⸗

ungefehr in zwei Drittheilen des Gewölbes die gebakene Steine, deren man ſich dazu bedienet, nicht wie bei andern Wölbungen kantenweis, ſondern platt gelegt werden.

Die Ziegelſteine, ſo man zu Perpignan braucht, und deren auch ich mich bei dieſer Art zu wölben bedient, haben nur 10. Zoll in die Länge, fünf in die Breite, und einen in die Dike; ſie machen eine weit beſſere Unterfläche im Bogen, als die groſſen Ziegelſteine, deren man ſich in den Klöſtern und anderer Orten vor Erbauung meiner Gewölber bedient hatte: es iſt leicht zu begreiffen, daß ein kleiner Ziegelſtein, der nur 5. Zoll breit iſt, ſich beſſer in die Krümmung des Gewölbes ſchiken wird, als ein anderer, der 10. Zoll breit iſt: wozu man noch dieſes ſezen kan, daß ſie nach Proportion mehr Oberfläche haben, als die groſſen, folglich auch wegen dieſer doppelten Urſache ſtärker mit Gips geworfen werden können; daher es ungezweifelt iſt, daß das Gewölb bei denenſelben weit veſter werden muß. Es iſt aber wohl dahin zu ſehen, daß man zu dergleichen Wölbung ſolche Steine nimmt, die völlig ausgebaken, und nicht angefeuchtet ſind, und daß der Gips ſeine Kraft nicht verlohren habe; daher wäre es gut, wenn man ihn auf dem Orte ſelbſt brennen könnte, wo er gebraucht werden ſoll, und ihn ohne Verzug auch verarbeitete, da er noch in ſeiner ganzen Kraft iſt: auch muß man immer nur eine geringe Quantität Gips anmachen, die man ſogleich verbrauchen kan. Es iſt willkürlich, dieſen Gewölbern eine Geſtalt zu geben, wie den ordentlichen gegeben zu werden pflegt: nämlich in vollen oder in Spiz- oder in gedrukten oder in elliptiſchen Zirkelbögen, in aufgekragten Bogen im Winkel mit geraden Abſchuß der Verkragung, in Huf oder Tonnengewölben, in Hauben- und Gothiſchen Gewölben. Man kan auch Dachfenſterbögen anbringen, wenn man Oefnungen antrift, es ſeien nun entweder Thüren oder Fenſter, die über den Anfang des Gewölbes erhöht ſind. Indeſſen iſt die ſchönſte und für Zimmer ſchiklichſte Geſtalt der gedrukte oder die Art elliptiſcher Zirkelbogen, en anſe de panier genannt, wodurch ein Kutſchengewölb formirt wird: man gibt den Seiten, die das Kutſchengewölb formiren, die Helfte der kleinſten Seite des zu überwölbenden Plazes, und eben die Krümmung, wie dem Reſte des Gewölbs. Dieſe Krümmung oder Zirkelbogen für die ſchönen Zimmer muß etwas mehr als das Drittheil von der Breite des ganzen Werkes haben, wenn man verlangt, daß die gekrümte Deke ein wenig erhöht ſei, und auf die Art der Italiäniſchen Deken herauskomme; Ein Fünftheil, wenn man weniger Höhe haben will, und ein Achttheil, wenn man nur Veſtigkeit verlangt, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß die Gewölbe, denen man weit wenigern Zirkel gegeben, ſich nicht lange gehalten haben, weil ſie zu platt waren.

Man macht nur ſo viele Bogengeſteller, als nöthig iſt, um das Kutſchengewölb zuformiren, oder ſonſt eine beliebige Geſtalt dem Gewölbe zu geben; ſie ſind ſehr leicht, und beſtehen aus den ſchlechteſten Brettern, die man in ſeinem Bauvorrath hat. Daher iſt es ein ſehr geringer Koſten: Dieſer Bogengeſteller ſind nicht dazu beſtimmt, das Gewölb zu tragen, ſondern nur den Werkmeiſter in ſeiner Arbeit zu leiten.

Man kan dieſe Gewölbe eben ſowohl auf alte Mauren bauen, wenn ſie veſt ſind, als auf neue, wenn man ſie nur vorhero 6. Monathe lang hat ſtehen laſſen, damit ſie die Zeit zu ihrer natürlichen Sezung haben: eine weſendliche Vorſicht, wobei ich mich immer wohl befunden habe. Damit dieſe Gewölbe veſt werden, und gegen die Mauer keine Schiebung machen können; ſo legt man bei ihrer Erbauung ein Widerlager 2. oder 4. Zoll tief an, welches um das ganze

Werk herum läuft, und zwar an dem Orte, wo man haben will, daß das Gewölb den Anfang nehmen ſoll; alſo daß der erſte Ziegelſtein des Gewölbs und bei nahe ſenkrecht auf dieſen Wiederlager liegt, und einen Winkel von etwan 80. Graden formirt. Wann es ein altes Mauerwerk iſt, ſo macht man eine Einſpizung darein, damit man den erſten Ziegelſtein des Gewölbes auf oben beſagte Weiſe legen kan.

Man macht dieſe Gewölbe einfach oder doppelt: einfach, wenn man nicht oben wohnen will, oder wenn ſie nichts tragen ſollen: aber es iſt mehr Veſtigkeit, wenn man ſie doppelt macht, und noch einen Ziegelſtein über den erſten legt, doch ſo, daß die Fugen dieſes zweiten Ziegelſteines nicht auf die Fugen des erſten kommen.

Die Bauart dieſer Gewölbe iſt dieſe: nachdem die Bogengeſtelle verfertiget ſind; ſo zieht der Werkmeiſter ſeine Schnur von dem einem Ende des Werkes bis zum andern 5. Zoll hoch über dem Widerlager der Mauer, wovon erſt geſprochen worden, welches er ſorgfältig ſäubert, damit kein Staub oder Unrath mehr darauf liegt. So bald das Widerlager angefeuchtet iſt, bewirft er es mit Gips, und ſtellet den erſten Ziegelſtein, deſſen zwo Fugen gleichmäſſig mit Gips beſtrichen werden, nämlich ſowohl diejenige, die auf dem Widerlager ruhen, als auch die, ſo ſich mit der Mauer binden ſoll; hierauf richtet er den Bakſtein von unten nach dem Widerlager, daß er weder zu ſehr in die Mauer noch aus der Mauer heraus ſtehet; ſondern mit ihr in gleicher Linie iſt, oben aber ſich nach dem Bogen richtet, welchen die über die Bogengeſtelle geſpannte Schnur angiebet. Wenn er merkt daß der Stein angezogen hat, ſo läßt er ihn fahren, und macht ſich fertig, den zweiten Bakſtein zu ſtellen, da er dann etwas Gips ſowohl auf das Widerlager, als auf die Fugen des erſten Bakſteins wirft, und ein gleiches bei dieſem zweiten Steine thut, nämlich ſowohl die Seite, ſo auf das Widerlager zu ſtehen kommet, als auch die Fuge, welche mit dem erſten Steine ſich binden ſoll, mit Gips beſtreichet und ſolchen auf vorbeſagte Weiſe ſtellet und richtet. und ſo fähret er fort, bis dieſe ganze erſte Reihe vollendet iſt. Es iſt zu merken, daß man nie einen Ziegelſtein ſtellet, ehe er in Waſſer angefeuchtet worden, damit der Gips deſto beſſer in die Raumlöcher (poros) des Ziegelſteines dringt, und das Werk veſter wird.

Wenn nun der Werkmeiſter die erſte Reihe von Ziegelſteinen ganz um das Werk herum geſtellet hat, (wir ſezen voraus, daß es ein Kutſchengewölb iſt) ſo fängt er eine zweite Operation an: Er verändert ſeine Schnur, und erhöht ſie oben 5. Zoll, und ſtellet den erſten Ziegelſtein von der zweiten Schicht oder Reihe, deſſen zwo Fugen er eben ſo, wie den Ziegelſtein der erſten Schicht, mit dem er ſich binden ſoll, mit Gips beſtreichet. Die Steine dieſer zweiten Schicht müſſen unten bündig ſeyn mit der oberſten Kante derer Steine in der erſten Schicht: oben aberleichten ſie ſich nach der Wendung derer Bogengeſtelle, und der Schnur, und ſo geht es fort, bis dieſe zweite um das ganze Werk herum fertig iſt; wobei aber der Werkmeiſter wohl dahin zu ſehen hat, daß der erſte Stein der zweiten Reihe nur die halbe Länge hat, damit die Fugen dieſer zweiten Schicht nicht auf die Fugen der erſten ſtoſſen, welches das ganze Werk hindurch beobachtet werden muß, wenn es ſeine gehörige Veſtigkeit erlangen ſoll.

Wenn dieſe zweite Schicht zu Ende iſt, ſo ſchreitet der Werkmeiſter zur dritten Operation, welche darinn beſtehet, daß er das Gewölb mit einem Ziegelſteine über den erſten verdoppelt, da er den Bakſtein mit Gips auf der einen Seite beſtreichet, mit welcher er auf der erſten zu liegen kommet. Dieſes Legen aber mus allezeit mit der Vorſicht, wie oben gemeldet worden, geſchehen, daß die Fugen dieſer zweiten Lage die Fugen der erſten nicht berühren.

Der Werkmeiſter, hat ſonſt keine Werkzeuge, als zween Kübel, worinnen man ihm den Gips anmacht nach dem Maaſe, wie er ihn nöthig hat, eine Kelle, welche länger und breiter ſeyn muß, als eine Maurerkelle, (*) um die Ziegelſteine mit Gips zu beſtreichen, verkötten, und zu überkleiden, einen kleinen Hammer, der auf einem Ende ſchneidend iſt, um die Ziegelſteine zu zerhaken, wenn es nöthig iſt, und mit dem andern Ende thut er einen oder zween kleine Schläge auf den Ziegelſtein, den er legt, damit der Gips, womit er beworfen iſt, wie auch der Gips der zween Ziegelſteine, mit denen jener ſich binden ſoll, deſto beſſer greifft: wiewohl der Schlag auch dazu dient, den Ziegelſtein längſt der Schnur zu richten, fals er doch unrichtigwäre.

Wenn der Gips gut und in ſeiner Kraft iſt, ſo ziehet er dermaſſen geſchwind an, daß, ſo bald der Werkmeiſter die Gewölbswinkel fertig hat, und anfangt die Bakſteine den platten Weg zu legen, auch kaum den Hammerſchlag auf den Ziegelſtein gethan hat, er ihn nur mit einem Finger noch hält, und nachdeme er wahr nimmt, daß er halten wird, und der Gips angezogen hat, ſo läßt er den Ziegelſtein fahren, welches alles in weniger als 20. Secunden geſchieht.

Der Werkmeiſter muß Sorge tragen, niemahls eine Reihe von Ziegelſteinen anzufangen, ehe die vorige in den vier Seiten des Werkes zu Ende gemacht iſt, damit die vier Reihen allezeit gleichmäßig gegen den Mittelpunkt des Gewölbes fortgehen, bis ſie ſich alle binden, und nur eine kleine Oefnung formiren, die durch einen einzigen Ziegelſtein geſchloſſen wird. Denn da man ein Gewölb in einem unregelmäſſigen Gebäude, das ein ungleiches Vierek (Trapezium) vorſtellte, machen ließ; ſo führt der Werkmeiſter ſo gleichmäſſig ſeine vier Reihen, daß das lezte Vierek von Ziegelſteinen, welches die Oefnung umgab, wo der lezte Ziegelſtein geleget werden ſolte, im Kleinen eben das ungleiche Vierek der nehmlichen Figur vorſtellte; dieſe Einförmigkeit der Reihen wird von allen guten Werkmeiſtern beobachtet, und das Werk wird dadurch weit beſſer und vollkommener.

Der kleine Raum, der zwiſchen der Mauer und der Krümmung des Gewölbes bleibt, wird mit Gips und kleinen Ziegelſteinſtüken 10. bis 12. Zoll hoch ausgefüllt: alsdenn faßt man die Gewölbswinkel mit kleinen Strebmauren, (Contre-Fons) die 4. bis 5. Fuß von einander entfernt ſind: Dieſe Bauart beobachtet man hauptſächlich an jenem von den 4. Winkeln des Gewölbes, welche die weſendlichſte Stüke davon ſind, wenn es ein Kutſchen Gewölb iſt.

Dieſe Strebmauren werden aus Ziegelſteinen gemacht, die man den platten Weg legt, und welche 5. Zoll breit, zwei dik, und 15. lang ſind: ſie müſſen ſich unvermerkt wenigſtens bis auf das Driltheil auf jeder Seite verliehren, und man hält ſie, wenn man will, einige Zoll tiefer, als die äuſſerſte Zirkelhöhe des Gewölbes. Die Strebmauren werden auch aus diken Ziegelſteinen verfertiget, welche 15. Zoll lang, 10. breit, und 2. dik ſind: man legt ſie kantenweis zweene und zweene, und bindet ſie mit Gips in eben der Höhe, wie geſagt worden: Dergleichen Strebmauren dienen das Gewölb zu beveſtigen und zu halten: Der Raum, der von einem bis zum andern übrig bleibt, wird auch mit Ziegelſteinen und Gips gemauert bis zur Höhe von 10. bis 12. Zoll; aber niemals mit Mörtel: weil dieſer allezeit eine gewiſſe Näſſe bei ſich führt, ſo dem Gewölbe zuwider iſt: hierauf

---

(*) Der Arbeiter, welcher den Gips anzumachen beſtellt iſt, hat auch einen dergleichen, um den Gips zu verrühren.

füllt man den Reſt mit trökner Erde oder den feineſt- und leichteſten Urbaue aus: nachher leget man Platten, oder man macht einen Boden von Holz darauf. Sobald das Gewölb fertig iſt, kann man die Bogengeſtelle, ohne etwas zu befürchten, wegnehmen, weil ſie, wie ſchon angezeigt worden, nur dazu dienen, dem Werkmeiſter die Geſtalt des Gewölbes zu zeigen.

Die innere Seite dieſer Gewölbe bekleidet man mit Gips, und iſt beſorgt die Grathe auszuziehen: um das Gewölb muß ein architravirtes Geſims gehen, ſolchergeſtalt daß es oberhalb der erſten oder zweiten Reihe der Bakſteine zu ſtehen kommet, wo der Anfang des Gewölbes iſt; hiedurch wird das Gewölb den Schein gewinnen, als ob es faſt platt wäre, und man wird glauben, es ſeye die ſchönſte und regelmäſigſte Deke: ſonſt kan man auch das Gewölb ſo reich verzieren, als man will.

Wenn die Erfahrung und die Zeit die Veſtigkeit und übrigen Vortheile der platten Gewölbe wird ins Licht geſezet haben; ſo bin ich verſichert, daß man die ſo vielen Ungelegenheiten ausgeſezte ordentlichen Deken verbannen, und an deren Statt nicht nur in Privathäuſern dergleichen Gewölbe bauen wird, ſondern auch bei Kirchen und Klöſtern, wo der Brand oft ſo ſchrekliche Verwüſtung und Schaden anrichtet, daß ſich die Klöſter in langer Zeit nicht erholen können. Wie viele Häuſer und Dörfer in Frankreich, wie viele Städte in Teutſchland hätte man nicht ſchon vom Feuer gerettet, wenn dergleichen Gewölbe üblich geweſen wären? Wir würden nicht ſo oft in öffentlichen Blättern dergleichen betrübte Nachrichten von Unglüksfällen leſen.

Es giebt Länder, wo dieſe Gewölbe um ein Drittheil weniger koſten, als die gewöhnliche Böden; und andere, wo ſie um die Hälfte wohlfeiler ſind; allein ſie werden allezeit zu einer groſſen Hülfe dienen, wo das Holz rar iſt: Man muß ſie nicht in Kellern oder an feuchten Oertern anlegen, weil die Feuchtigkeit dem Gips zuwider iſt.

In den Gegenden, wo die Ziegelſteine zu theuer ſind, und das Eiſen wohlfeil zu bekommen iſt, kan man den Aufwand auf die Strebmauren erſpahren, und die Gewölbe mit eiſernen Ankern verſehen, die von Diſtanz zu Diſtanz eingelegt ſind, den Zwiſchenplaz aber mit abgängigem Gips ausfüllen: auf dieſe Art hat man in Vivarais verfahren müſſen. Wenn aber das Land völlig von ziegelſteinen entblößt, und die Steine deſto häufiger wären, ſo könne man die Steine in eben der Länge, Breite und Dike ſägen laſſen, wie die gebakene Steine; der Gips wird ſich mit dem Steine verbinden, wenn er nicht gar zu glatt iſt: aber, da ſich in den Rauchlöchern (poris) des Steins eine gewiſſe Feuchtigkeit befindet, die hernach bei ſtarkem Froſt Urſache iſt, daß er ſpringt, welches dem Gewölbe ſehr nachtheilig ſeyn würde, ſo wird man dieſes Ubel zu verhüten, wohl thun, wenn man alle geſägte Steine an der Sonne oder im Bakofen troknet. Indeſſen ſcheinet es nicht ſo leicht möglich, daß der Froſt eine ſolche Würkung bei einem kleinen Steine thun wird, wenn das Gewölb unten mit Gips bekleidet, oben bedekt iſt, und ſich in denen Zimmern befindet.

Wenn ein Werk allzugroß iſt, und man eine Einrichtung treffen will, ſie beſtehet nun in einem Schlafgemach mit einer Niſche zu einer Bettſtätte, oder in Garderoben und Kabinetern; ſo kan man dieſes alles ohne Gefahr auf das Gewölbe ſezen, wenn nur die Scheidungswände (*) nicht falſch ſtehen, ſondern auf dem kleinen Mauerwerk (denen Strebmauren) anfangen, womit man die Gewölbswinkel belaſtet, oder auf die veſten Theile des Gewölbs, und nicht auf

dieſes

(*) die aus Ziegelſteinen gemacht ſind.

diejenigen ſich ſtüzen, die mit Abfallſtüken und und Urbau ausgefüllt ſind. Wenn auch ein Stok allzu erhöht wäre, und man in dem Zwiſchenplaz eine Gewölbte Entreſolle nebſt einem Gang zu den Zimmern zu kommen, anbringen wollte; ſo iſt dieſes ungemein leicht zu bewerkſtelligen; ich habe es in dem Flügel der Küchen und Officen bei meinem Bau alſo gemacht, und die oben vorgeſchriebene Regeln dabei beobachtet.

2) Vergleichung der ordentlichen Gewölbe mit denen hier beſchriebenen platten.

Die ordentliche Gewölbe, die aus kantenweis gelegten Steinen oder Ziegelſteinen, vermittelſt Kalk und Sandmörtel verfertigt werden, erfordern eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, und die genaueſte Beobachtung der Grundſäze und Kunſtregeln, von denen man nicht im mindeſten abweichen darf.

Die erſte Sorge alſo, welche ein Baumeiſter bei Errichtung eines ſolchen Gewölbes zu tragen hat, iſt dieſe, daß er denen tragenden Mauren die gehörige Dike gebe, damit dieſe Dike mit der Schiebung des Gewölbs im Gleichgewicht bleibt, ſonſt möchte, wenn die Mauern oder die Schenkel des Gewölbs zu ſchwach ſind, deſſen Schiebung auszuhalten, das Gewölb gegen die Mitte der Winkel, das iſt, zwiſchen dem Kämpfer und dem Keil, berſten, weil hauptſächlich an dieſem Ort die Gewalt der Schiebung ſich äuſſert: folglich, je diker das Gewölb iſt, deſto ſtärker wird die Schiebung ſeyn, indem die Schlusſteine länger und ſchwerer werden, und daher mit mehrer Kraft und Gewalt gegen die Schenkel wirken.

Wenn die Schenkel des Gewölbs, das iſt die Mauren, in welche die Widerlager kommen, ſehr erhöht ſind, ſo muß man ihnen weit mehr Dike geben, um die Schiebung deſſelben auszuhalten, alſo muß dieſe Dike der Schenkel von der Dike des Gewölbes und deſſen mehreren oder geringeren Erhöhung abhangen, damit allezeit ein gleichmäſſiges Verhältnis zwiſchen der Dike und Stärke der Schiebung iſt.

Es iſt auch zu bemerken, daß es verſchiedene Arten von Gewölbern giebt, welche an den tragenden Mauern nicht ſo dik ſeyn dörfen; denn es iſt erwieſen, daß die gedrükten Gewölbe mehr Schiebung haben als die vollen Zirkelbögen, und daß die ſpizbögichte oder gothiſche Gewölbe weniger Schiebung haben als die vollen Zirkelbögen, und ſo weiter in Betracht der andern: folglich muß man ſich nach der Natur und der Geſtalt des Gewölbes, und nach deſſen Höhe und Dike richten, um denen Grundſäzen der Kunſt zu folgen.

Herr Belider in ſeinem Buch von der Ingenieurwiſſenſchafft hat dieſe Grundſäze geometriſch erwieſen. Es wäre zu wünſchen, daß diejenigen, die ſich auf das Bauen legen, ſolche erlernt hätten, und nicht immer einer praktiſchen Gewohnheit folgten, deren Säze allezeit falſch ſind, wenn ſie nicht denen Geſezen der Theorie gemäs ſind. Daher ſiehet man oft Mauerarbeit, die kaum vollendet iſt, und ſchon ſich ſelbſt wieder zerſtört, weil man auf die Regeln und Grundſäze, ſo die Kunſt und Natur dieſer Gebäude nach verſchiedenen vorkommenden Fällen erforderten, kein ſattſames Augenmerk gerichtet hatte.

Da die platten Gewölbe von einer ganz verſchiedenen Natur ſind, ſo iſt es nöthig, daß bei ihrer Errichtung die nämlichen Regeln und Vorſchriften der Kunſt beobachtet werden; es iſt alſo überflüſſig zu unterſuchen, ob die Mauren dik ſind, oder nicht, wenn ſie nur gut und veſt gebaut ſind: denn ich bin nicht von der Meinung dererjenigen, welche glauben, daß dieſe Gewölbe die Mauern ſchieben. Die Erfahrung, die ich in dieſer Sache erlangt, hat mich das Gegentheil überführt.

Ein Verſuch ward gemacht, um ſich der Dauerhaftigkeit dieſer Gewölbe zu verſichern: nämlich man lies ein Kutſchengewölb aufrichten, und es an ſeinen vier Seiten, ausgenommen die vier Winkel, dergeſtalt durchhauen, daß zwiſchen den Mauern und den 4. Seiten des Gewölbes ein beträchtlicher leerer Raum blieb, und das Gewölb ſich nur auf den vier Winkeln hielte. Deſſen ohngeachtet belaſtete man es ungemein ſtark, ohne daß dadurch etwas weiters entſtanden iſt.

Die Verſuche, die ich ſelbſt angeſtellt, werden keinen geringern Begrif von ihrer Veſtigkeit beibringen. Nachdem ich ein Kutſchengewölb in einem Werke von mehr als vier und eine halbe Klafter ins Gevierte verfertigen laſſen, ſo belud ich den Hut des Gewölbes mit 1750. gebakenen Steinen, deren jeder 25. Pfund wog, welches ein Gewicht von 43750. Pfund ausmachte, und lies es zwei ganze Täge darauf liegen. Die Werkmeiſter von Perpignan, die es gemacht hatten, kamen aus Beſorgnis zu mir, und ſagten mir, das ich ihre Arbeit einer allzuſchwehren Prüfung ausſezte, daß die Gewölbswinkel noch leer und unausgefüllt wären, daß das Gewölb nur auf dem Rüken des Bogens eine anſehnliche Laſt hätte, daß, wenn ich die Winkel ausfüllen lies, ich auf ihr Gewölb ein Gewicht, wie groß ich wolte, legen könnte, ohne daß ſie etwas alsdenn befürchten würden. Ich lies alſo dieſe ungeheure Laſt wieder wegthun, ohne daß weder die Laſt, noch die darauf erfolgte Erleichterung eine Veränderung darbei verurſachte.

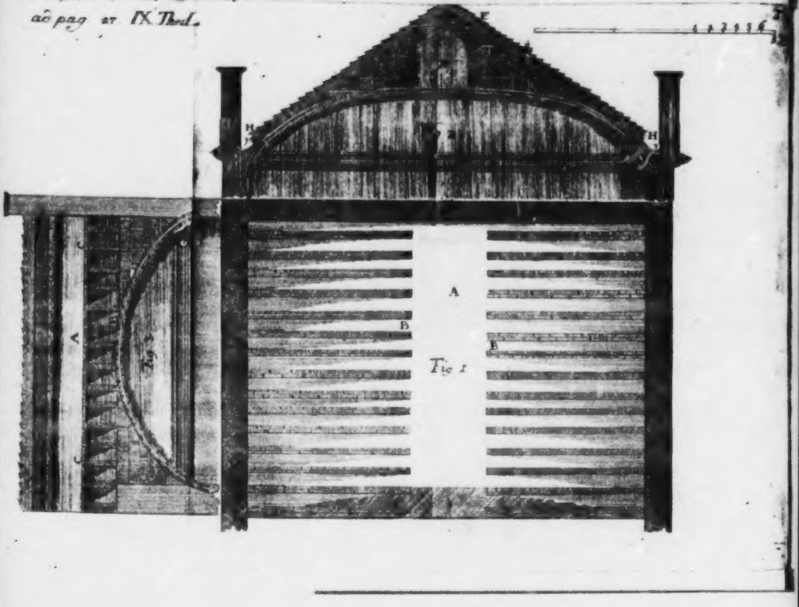
Ein anderes neuerbautes Gewölb lies ich an 7. bis 8. Orten durchhauen, daß die Löcher ſehr nahe bei einander und etwann 6. Zoll im Durchſchnitt waren: Man gieng auf den Rand dieſer Löcher, man beſchwerte das Gewölb, und man ſchlug darauf: alles das that nichts: man verſtopfte die Löcher wieder, als ob nichts vorgegangen wäre.

Aber ſolte man wohl glauben, daß in einem Werke von 3. Klaftern in die Breite und 4. Klafter 4. Fus in die Länge im Lichten, wo die Mauren 2. Schuh in der Dike und 42. in der Höhe haben, drei dergleichen Gewölbe eins über dem andern von mir aufgerichtet, und auf dem leztern mein ziegelſteinernes Dach aufgeſezt worden? Sechs Monath nach Aufrichtung dieſer Gewölber lies ich eines davon durchbrechen, um eine Treppe anzulegen, die auf einen gewölbten Zwiſchenſtok führete. Was werden diejenigen darauf antworten, welche vorgeben, dieſe Gewölbe ſeien nicht ſolid, daß die Mauern ſchieben und daß ſie ſchlechterdings ſehr dik ſeyn müſſen, um jene zu halten? Alle Beiſpiele, die ich hier angeführt habe, ſolten ſie von ihrer übelgegründeten Meinung abbringen. Was mich anbetrift, ſo ſezen ſie mich in den Stand zu behaupten, daß die Dike da nichts thut, wenn nur die Mauren gut und ſtark ſind; indem bei dergleichen Gewölben nicht vieles auf die Dike ankommt, und die Wände hin reichend ſind, wie ich bereits dargethan habe.

Inzwiſchen wird man mir ſagen, daß es platte Gewölbe gegeben hat, welche an verſchieden Orten eingefallen ſind; Ich will es zugeben und antworten, daß ſie von ſchlechten Meiſtern gemacht worden, welche die Regeln zu deren Errichtung übel befolgt, oder die dazu ſchlechte Materialien gebraucht haben. Allein man wird mir kein Exempel aufweiſen, daß die Gewölbe die Mauren auseinander gedrukt haben. Ich kenne einige, welche eingefallen ſind, weil man ſie allzu platt machen wollen; aber ſie haben durch ihren Einſturz keine Schiebung noch Erſchütterung in den Mauern verurſacht; ein gewiſſer Beweis, daß ſie keine Schiebung haben wie andere Gewölbe: Dann wenn der Gips mit den

Ziegel-

ad pag 27 IX Theil.


F
H
H
A
B
B
Fig 1
A
C
C
Fig 3

Ziegelſtein wohl gebunden iſt, ſo macht er aus dem ganzen Gewölbe ein maſſives Werk, welches in ſeinen Theilen kein Druken hat; ſie werden ſich niemals gegen einander ſchieben, weil das ganze nur eine ſolide Maſſa ausmacht, die immer von ſelbſt halten wird ohne ſich zu theilen, wenn ſie nur ein wenig geſtüzet wird. Wenn ihre Bauart gut iſt, ſo müſſen nothwendiger Weiſe die vier Mauern ſich trennen, um ſie zum Einſturze zu bringen.

Wenn man nur im mindeſten die Stärke und Eigenſchaft des Gipſes kennet; ſo wird man mein Urtheil richtig erkennen. Es iſt auf viele Erfahrung gegründet, und ich hoffe, man wird mir die kleine Ausſchweifung nicht verargen, welche ich zu Vertheidigung der platten Gewölbe hier angebracht habe. Ich habe nichts verſchweigen wollen, was ich davon wuſte: Anizo ſchreiten wir zu den Ziegelſteinern Dach.

Erſte Kupferplatte.

Als das Gewölb, worauf das ziegelſteinerne Dach ruhen ſoll, fertig war, ſo führte man auf dem Gewölbe doppelte Wandmauren auf, jede einen Schuh von der andern entfernt, denen man von einer und der andern Seite den Hang gegeben, welchen das Dach von zweien Dachtraufen haben muß (*) Dieſe Mauren ſind in der Mitte des Gewölbes unterbrochen, um einen Gang darin anzubringen, da man, ſo oft man es für gut hält, unter das Dach kommen kan.

Die 1. Figur bezeichnet
den Riß des Gewölbes.
B. den Riß der Wandmauren.
A. den Gang oder Coridor.

Die 2. Figur bezeichnet
den Durchſchnitt des Riſſes in der Länge.
B. den Durchſchnitt einer Wandmaur im Geſicht, wo der Hang des Dachs formirt wird.
A. den Durchſchnitt des Ganges in der Breite.

Die 3. Figur bezeichnet
den Durchſchnitt des Riſſes in der Breite.
B. den Durchſchnitt aller Wandmauren in die Quere.
A. den Durchſchnitt des Gangesin der Länge.

Nachdem alle Wandmauren gebaut worden; ſo hat man darauf ein gedoppeltes Geplatte (carrelage) angebracht, indem man eine Lage gebakener Steine von einer Maur bis zur andern gelegt: alle dieſe Ziegelſteine müſſen mit Gips verkuttet werden.

Man hat geſagt, daß der Raum zwiſchen jeder Maur 12. Zoll im Liechte hat; folglich da der Stein 15 Zoll lang iſt, und von einer Maur zur andern gelegt wird, ſo wird er einen und einen halben Zoll auf jeder Mauer aufliegen. Dieſes Geplätte iſt in der Figar 2. und 3. durch die Buchſtaben CC. angezeigt, und folgt eben dem Hange der Mauern, die es von C. bis H. Fig. 2. tragen. Auf dem Rande des Geplätts CC. hat man ein kleines Gewölb, um den Gang zu bedeken, formirt, wie in der 2. Figur zu ſehen iſt, und nach Vollendung des Gewölbs hat man das Geplätte über dis kleine Gewölb von H. bis F. fortgeführt. Um auch das Werk deſto ſolider zu machen, hat man das Geplätte doppelt gemacht, indem man noch eine

---

(*) Dieſe Mauern werden aus zwei Ziegelſteinen verfertiget, welche mit dem Rüken aneinander ſtoſſen: Die Steine werden kantenweis gelegt bis zur nöthigen Höhe, und mit Gips verbunden. Die Steine ſind 15. Zoll lang, 10. breit und 2. dik: folglich ſind die Mauren ſelbſt 4. Zoll und etliche Linien dik, wegen der Dike des Gipſes, der die Steine bindet.

zweite Lage Bakſteine auf die erſte gelegt, doch ſo, daß die Fugen der zweiten Lage die von der erſten nicht berühren; auch dies Geplätt iſt mit Gips verküttet worden.

Da das kleine Gewölb des Gangs ein gedrukter Zirkelbogen iſt, ſo hat man ſich genöthiget geſehen, auf dem Ruken des Bogens in C. ein kleines Mauerwerk von Hohlziegeln die ganze Länge des Ganges hindurch zu machen, daß es eine Spize formire, die dem ſcharfen Winkel des Daches ohngefähr gleich käme, damit das Geplatt F., ſo oben auf dem Gewölbe zu ſehen iſt, in dem Winkel, der Fürſte ausmacht, zu ſizen kommt. Um die Koſten der Mauerarbeit zu vermeiden, würde man beſſer thun, ein gothiſches Gewölb zu errichten, welches dem Gang mehr Höhe geben würde, daß man, ohne ſich zu büken, darauf gehen könnte, und das Dach würde ſpizer werden, welches in den nordlichen Gegenden wegen des Schnees vornemlich nöthig iſt.

J. Dachrinne von einer Balluſtrade bedekt.

Da viele Privatleute dergleichen Dachrinnen allzukoſtbar finden würden; ſo kan man ſie weglaſſen, und dafür an dem äuſſerſten Theile der Mauer ein Geſims machen, um das Waſſer weit von den Fundamenten wegzubringen, und dem Geſims an dem obern Theile eben den Hang geben, als dem ziegelſteinernen Dach gegeben wird; damit alſo das Geplatt bis ferne an das Geſims fortgeführet werden kan, wie aus R. zu erſehen.

Wie gros würde der Nuzen ſeyn, wenn man in allen Häuſern dergleichen Dächer hätte; denn bei einem entſtehenden Brand können die Flammen wohl die Böden, Thüren, Getäfel und Fenſter in die Aſche legen, aber ſie müſſen doch aufhören, wenn ſie an das ziegelſteinerne Dach kommen: folglich kann der Brand nicht weiter gehen und die benachbarten Häuſer ſind ſicher. Gerieth etwann der Schornſtein in Brand, und die Flammen ſtiegen aus dem Dach; ſo würde man nichts zu beſorgen haben, wenn das Dach von Bakſteinen wäre: dahingegen bei einem Zimmerdach die Funken nicht nur in dem Dache ſelbſt, ſondern auch in der Nachbarſchaft das Feuer verbreiten werden.

Ein leichtes, anbei bewährtes Mittel wider die Zufälle ſolcher Perſonen, die bei ihrer Lebensart keine genugſame Leibes-Bewegung haben. (*)

Es ſind mir öftere Fälle vorkommen von Perſonen, die über ein Drüken und Spannen im Unterleibe, Aufblähen deſſelben, Aufſtoſſen und verſchlagene Winde, Beklemmung auf der Bruſt, Kopfwehe, Krampf und Unruhe im ganzen Leibe, und eine träge Unluſt zu allen Sachen, und Verrichtungen, einer mehr dieſes, der andre mehr jenes, geklagt haben, ſo daß ſie weder recht krank noch vollkommen geſund geweſen. Mehrentheils haben dieſe Zufalle ſich in der Nachmittagsſtunde ſpüren laſſen, und inſonderheit, wenn man nach der Mahlzeit bei ſeinen Verrichtungen viel ſtille, und etwas mit dem Leibe gebogen geſeſſen. Durchgehends aber ſind es Leute geweſen, die an nahrhaften Speiſen keinen Mangel gehabt, und dabei nicht ſowohl eines dünnen wäſſerigten Getränks, als vielmehr eines ſolchen ſich bedient, das ſelbſt nahrhaft, oder zur Säure geneigt, oder auch den Unterleib zu verſtopfen pflegt, dergleichen das Bier, viele Weine, und Coffee ſind. Um deſto mehr haben die angezeigten Beſchwerden ſich entſponnen, wenn die Perſonen von einem ſogenannten phleg-

---

(*) Aus denen Engliſchen mediciniſchen Beiträgen der nüzlichen Sammlungen von dem berühmten Hannöveriſchen D. Matthiæ.

phlegmatiſchen oder melancholiſchen Temperamente geweſen: doch haben ſie auch andre betroffen, wenn nur die Arbeit und Leibesbewegung nicht in ſolchem Maaſſe geſchehen, als nöthig geweſen, um den Ueberflus von Speiſen durch und aus dem Leibe zu treiben. Denn bei dieſem Zuſtande erzeugt ſich viel Schleim und Säure in dem Magen und Gedärmen, wie dergleichen Perſonen ſolches oft bei ſich empfinden. Da nun aus dem allen zu ſchlieſſen iſt, daß dieſe Unpäslichkeit ihren Urſprung aus der Werkſtatt der Verdauung hernimmt; ſo habe ich zur Heilung des Birkmanus Magen-Pulver gegeben, weil dieſes aus ſolchen Dingen zuſammen geſezt iſt, die den körperlichen Urſachen des Uebels entgegen zu würken vermögend ſcheinen. Die Hoffnung hat mich auch nicht betrogen: vielmehr haben die Patienten, nachdem ſie vorher allerlei vergebens gebraucht, ſo augenſcheinliche gute Würkung von dem Medicamente geſpührt, daß ſie es zu einer beſtändigen Hausarznei erwählt, und ich beſchloſſen habe, es zum allgemeinern Gebrauche und durchgängigen Nuzen bekanter zu machen. Es iſt daſſelbe zu jedermanns ſelbſtbeliebigem Gebrauche, ohne erſt einen Arzt zu hohlen, gar bequem: indem es nicht allein ſtets fertig auf der Apotheke zu haben iſt, ſondern auch ohnſchwer genommen, und im Maaſſe zum Schaden nicht leicht geirret werden kan. Es läßt ſich ganz wohl troken nehmen: man kan aber auch Thee, Coffee, oder eine andre Feuchtigkeit, zum Exempel Fenchelwaſſer, ſelbſt Bier, und dergleichen, darzu nehmen, oder nachtrinken. Das Maas iſt zween oder drei gute Zukerlöffel voll: ſpührt man aber davon noch keine zureichende Hülfe, ſo kan und mus man mehr nehmen, und nicht karg damit ſeyn. Man gebraucht es allemahl, wenn die oben erzählten Zufälle ſchon vorhanden und eingetretten, oder im Anzuge ſind. Dieſes iſt demnoch ein Mittel von bequemen Gebrauche und von deſto weitläuftigern Nuzen, je mehr Leute ſich finden, die mit Hypochondriſchen Beſchwerden ſich quälen müſſen. Denn zu einem Grade der jezt genannten Krankheit gehören die erſt beſchriebenen Zufälle: bei den Frauensperſonen aber gehören ſie zu der ſogenannten Mutterbeſchwerung, wenn dieſe, wie oft zu geſchehen pflegt, mit dem Malo Hipochondriaco verwechſelt wird. Denn, daß dieſes Malum ſeine Wurzel in der erſten Werkſtatt des natürlichen Lebens hat, ſolches ſcheint der Zuſammenhang aller Zufälle ſattſam anzuzeigen, und gründliche Männer, namentlich der vortrefliche Friedrich Hofmann, genugſam erwieſen zu haben. Um ſo viel mehr wunderts mich, daß dieſer belobte Autor das gegenwärtige Medicament in dem Capitel de Malo Hypochondriaco, ganz mit Stillſchweigen übergangen hat. Es können inſonderheit Studirende, und die viel bei dem Schreib-Tiſche ſizen müſſen, dahin auch viele Kaufleute und ihre Bedienten gehören, ingleichen eine Menge Frauensperſonen, welche viel ſtill zu ſizen und wenig zu trinken, dagegen aber gern allerlei zähes Gebakenes und was ſonſt Schleim und Säure macht, zu eſſen pflegen, endlich auch die übermäſſigen Coffeetrinker, in dieſem Pulver eine herrliche Arznei wider oberwehnte und alle dergleichen Zufälle, die von Verſchleimung und Verſtopfung in dem Magen und den Gedärmen herſtammen, finden und erfahren. Es heiſt, wie geſagt, Pulvis Stomachicus Birckmanni, Doctor Birkmanus Magenpulver: von andern, ſonderlich den Engelländern und Franzoſen, wird es Pulvis Ari compoſitus genannt. Daß es im Morbo Hypochondriaco gute Dienſte thut, davon habe ich nur eine Obſervation bei Vito Riedlino in ſeinen Lineis Medicis auf das Jahr 1700. oder im VI. Jahrgange, auf der 348. Seite am Ende gefunden. Derſelbe merkt aber viele Exempel von Frauensperſonen an, welche, nachdem ſie vieles ohne Nuzen verſucht, von dieſem Pulver alsbald beſſer geworden, und es nachgehends mehrern zu gleichem Nuzen angerühmt haben. Der Erfinder Birkmann ſelbſt, einer der treflichſten Aerzte ſeiner Zeit, hat es als ein beſondres Geheimnis gehalten, und davon Jahr aus Jahr ein ſechzig bis achtzig Pfund ausgegeben. Joſeph Quercetanus, der dieſes in ſeiner Pharmacopœia Dogmaticorum Reſtituta, im I. Buche, XX. Capitel auf der 378. Seite, in der Pariſiſchen Ausgabe von 1607. in 4. erzählt, auch daſelbſt das Recept zuerſt öffentlich bekant gemacht hat, weswegen das Pulver auch öfters von ihm den Namen empfängt, ſchreibt ihm eine bewunderungswürdige Kraft zu, und lobt es ungemein, jedoch etwas ausſchweifend, und ohne genau zu beſtimmen, wowider es eigentlich gerichtet iſt, und was es für Veränderungen würket: In welchem Stüke auch ſowol die ihm nachgeſchrieben als andre mangelhaft ſind, zum Exempel Johann Schröder in ſeiner Pharmacopöie, im II. Buche LXXVII. Capitel, und Fridrich Hofmann der ältere in ſeinen Anmerkungen über jene oder Clavis §. CCLX. Seite 110. der es höchſt lobwürdig nennet. Georg Baglivo kömmt der Sache näher, indem er in ſeiner Praxi Medica, im I. Buche XIII. Capitel VI. Abſchnitte, p. m. 140. Operum, ſchreibt, drei Stunden nach dem Mittageſſen pflegen einige mit Magenbeſchwerden, vornemlich mit Schmerzen, Winden, Unverdaulichkeit, und dergleichen befallen zu werden. In ſolchen Fällen habe ich das Pulvis Stomachicus Quercetani ſo gut gefunden, daß es mit Recht dawider ein Specificum heiſſen kan, und werden davon alsdann fünf Quentchen mit Coffee genommen. Inſonderheit iſt es denen heilſam, die feuchter Natur ſind und viel zähen Schleim haben; vorab wofern der Patient etwas unmäſſig lebt. Man ſehe auch des ſel. Johann Heinrich Schulzen ſchöne Erläuterungen oder Prælectiones über das Diſpenſatorium Boruſſo-Brandenburgicum. S. 266. und folgende, welcher mich auf die Spur der meiſten angeführten Scribenten gebracht hat.

Von dem Talk- oder Schönheitsöle, als welches mit unter die verlohrne Künſte zu zählen ware; nun aber wieder entdekt worden; deſſen rechte Zubereitung, Gebrauch und Nuzen. Und Beſchreibung des Schadens derer andern mancherlei Schminken, des a la modiſchen Frauenzimmers.

Das Frauenzimmer hat zu allen Zeiten ihre Schönheit durch einen gewiſſen Anſtrich, oder ſogenanntes Schönheits-Waſſer zu erhöhen geſucht. Es hat aber allemal ſo viel Scham gehabt, daß es ſolches nicht öffentlich geſtanden hat. Jezo ſcheinet es dieſe Scham abzulegen. Dieſe Unverſchämtheit hat, wie vieler anderer Verderb der Sitten, in Frankreich ſeinen Urſprung genommen. Das Frauenzimmer in Frankreich macht jezo kein Geheimnis daraus, daß ſie ſich anſtreichen; und gleichwie uns dieſes Land mit allen ſeinen ſchönen Moden beſchenket; ſo fängt auch dieſe harte Stirne an, bei unſern Schönen eingeführet zu werden. Man erzählet, daß die Gemahlin des Franzöſiſchen Geſanden zu Berlin vor einigen Jahren bei der erſten Audienz Ihro Majeſtät die regierende Königin gefraget habe: "Ob es in Berlin "Mode ſey, daß ſich das Frauenzimmer "anſtreiche, in Frankreich ſey es jezo "durchgängig Mode; unterdeſſen wolle "ſie ſich nach der Mode in Berlin und nach "Ihro Majeſtät Befehl richten." Ihro Majeſtät die Königin ſoll geantwortet haben: "Daß dieſes zwar in Berlin nicht "Mode ſey; unterdeſſen habe ſie, die "Frau Geſandtin, vollkommene Freiheit, "die Pariſer Mode auch in Berlin zu be-

"obachten." Dieſer Erlaubnis habe ſich auch die Frau Geſandtin gar wohl bedienet, und ſey beſtändig mit ſchönen gemahlten Wangen zum Vorſchein gekommen. Ein groſſer Theil des Frauenzimmers in Berlin habe dieſer Mode ſo fort nachgefolget, und habe aus ihrem Anſtrich kein Geheimnis mehr gemacht. Unterdeſſen, ſezet man hinzu, habe doch vieles ſittſames Frauenzimmer in Berlin Bedenken getragen, dieſe Unverſchämtheit anzunehmen; und meines Erachtens verdienen dieſe leztern alle Lobeserhebungen. Auſſer vielen andern Gründen der Sittenlehre, welche dieſe Frechheit verdammen, ſcheinet ſie ſo gar den vor bekant angenommenen natürlichen Eigenſchaften des Frauenzimmers zu widerſtreiten. Man hat ihnen zeither allgemein vorgeworfen, daß ſie weniger aufgebracht werden, wenn man ihre Tugend, als wenn man ihre Schönheit in Zweifel ziehet. Allein, ein Frauenzimmer, das ſich anſtreichet, und ſolches frei geſtehet, leget dadurch ein öffentliches Bekänntnis ab, daß ſie ſelbſt von ihrer Schönheit ſehr zweifelhafte Gedanken gehabt habe.

Unterdeſſen möchten diejenigen Frauenzimmer, welche ſo viel innerliche Ueberzeugung von der Schwäche ihrer natürlichen Reizungen haben, immerhin ſich eines Hülfsmittels zu deren Erhöhung in geheim bedienen, wenn nur die Mittel, die ſie dazu anwendeten, wahre Hülfsmittel wären, und ihrer Geſundheit und Haut nicht nachtheilig wären.

In der That ſind die gemeinen Mittel, deren ſich das Frauenzimmer zu ihrem Anſtrich bedienet, alſo beſchaffen, daß ſie eines Theils ihrer Geſundheit nachtheilig ſind, andern Theils aber ihre Haut bei angehendem Alter deſto häslicher machen. Das Bleiweis, deſſen ſich einige bedienen, kan nichts anders, als mit der Zeit eine ſchwärzliche und häsliche Haut machen. Die Luft hat in alle trokene Zubereitungen des Bleies bekantermaſſen einen gar zu groſſen Einflus und ſchwärzet dieſelben. Eben dieſes muß man von dem Magiſterio des Wismuths behaupten. Daß daſſelbe mit Beywürkung der Luft und Sonne ſchwarz färbe, kan um ſo weniger geläugnet werden, weil die Peruquenmacher die Hare damit ſchwarz färben können. Ueberhaupt aber ſind Blei und Wismuth, die doch durch die Haut eindringen, der menſchlichen Geſundheit höchſt ſchädlich. Hauptſächlich aber muß man dieſes von dem Zinnober behaupten, womit vieles Frauenzimmer ihre Wangen ſo ſchön roth mahlet. Ich will eben nicht denjenigen Aerzten vollkommen Beifall geben, welche vorgeben, daß ſich das Frauenzimmer bei häufigem Gebrauch deſſelben die Salivation zuziehen könne. Allein, der Schweis und das Fett können allerdings etwas von dem Zinnober auflöſen, und zum Nachtheil der Geſundheit, Queckſilber und Schwefel dem Körper inſinuiren. Die aus der Benzoe zubereitete Jungfermilch dürfte unter allen Schönheitsmitteln vor die Geſundheit noch am unſchädlichſten ſeyn. Allein, dieſes ſeinem Urſprunge nach gummatiſche oder harzige Weſen iſt doch bei langwierigem Gebrauche der Haut nichts weniger als vortheilhaftig. Ich habe ſelbſt Frauenzimmer gekennet, von denen man gewuſt hat, daß ſie ſich dieſes Schönheitswaſſers von ihrer Jugend an häufig bedienet haben, die in einem Alter von etlichen dreiſſig Jahren eine ſehr grobe und häsliche Haut hatten, welche, ohngeachtet der fortdaurenden Ueberkleiſterung, ſehr ſtark ins Auge fiel.

Wenn wir den Nachrichten der Alten trauen dürften; ſo iſt das Frauenzimmer in alten Zeiten, in Anſehung der Schönheitsmittel, viel glüklicher geweſen. Sie haben das ſogenannte Talköl gehabt, von welchem uns die Alten Wunderdinge erzählen, und welches unter die verlohrnen Kunſte gerechnet ward. Es ſoll einen Mohren, durch einen einzigen Gebrauch, auf 6. Monate zu einem vollkommenen weiſſen Menſchen haben machen, und dem Frauenzimmer die Annehmlichkeiten der Jugend bis in das ſpäteſte Alter haben erhalten können.

Diejenigen, welche dieſe Nachrichten der Alten vor richtig annehmen, glauben, daß dieſes Talköl aus derjenigen Bergart ſey gemacht worden, die wir Talk nennen, und die unter dem Namen des Venetianiſchen oder Moſcowitiſchen Talkes in den Materialiſten-Gewölben zu haben iſt. Die Fettigkeit, womit ſich dieſer Talk angreifet, hat vermuthlich dieſe Meinung hervor gebracht, ohngeachtet es noch nicht ausgemacht iſt, ob den Alten dasjenige, was wir Talk nennen, einmal bekannt geweſen iſt. Unterdeſſen haben alle diejenigen, welche an Wiedererfindung des Talköls gearbeitet haben, hauptſächlich ihr Heil an dieſem mineraliſchen Talke verſuchet.

Der Talk iſt eine von den unbezwinglichſten Bergarten. Das ſtärkſte Schmelzfeuer bringt nicht die geringſte Veränderung in ihm hervor. Er bleibt ſogar eben ſo fettig, wie zuvor. Man hat ihn 40. Tage in Glasofen geſezet; und er iſt faſt ganz unverändert wieder heraus gekommen. Die ſchärfſten Geiſter haben gleichfalls keine Macht, etwas von ihm aufzulöſen. Unterdeſſen muß man nicht glauben, daß der Talk durch keinerlei Art des Zuſazes aufgelöſet werden könte. Auf folgende Art läst er ſich bezwingen und in ein Oehl verwandeln:

Man nehme einen Theil venetianiſchen Talk, und zwei Theile gebrannten Borax, beides in ein zartes Pulver wohl unter einander gerieben, und ſeze es in einem heſſiſchen bedeckten Tiegel in den Glasofen oder eine Schmiedeeſſe. Nach einem ſtündigen ſtarken Feuer wird man in dem Tiegel ein grünlich gelbes Glas haben. Dieſes Glas reibe man zu Pulver, vermiſche es mit zwei Theile Weinſteinſalz, und laſſe es abermals im Tiegel ſchmelzen. Die erhaltene Maſſe lege man auf eine Glastafel oder zinnernes Blech im Keller etwas abſchüſſig, und ſeze ein gläſernes Geſchirr unter; ſo wird ſich alles auflöſen, und ein Oel daraus werden, welches Oel das ganze Beſtandweſen des Talkes mit in ſich haben wird.

Glaubet man nun, daß der Talk ein ſolches Hülfsmittel der Schönheit iſt; ſo hat man ein ſolches Talköl. In der That hat auch ein ſolches Oel bereits eine vorzügliche Würkung bewieſen, eine feine und weiſſe Haut zu machen. Das Weinſteinöl, aus welchen dieſes Oel am meiſten beſtehet, iſt ohnedem das beſte und unſchädlichſte Mittel vor die Schönheit des Frauenzimmers. Vermöge ſeiner alcaliſchen Eigenſchaft nimmt es alle Unreinigkeiten hinweg, und macht eine zarte und geſchmeidige Haut. Hat nun der Talk hierinnen gleichfalls eine vorzügliche Würkung; ſo muß dieſes jezt beſchriebene Talköl von deſto gröſſern Kräften ſeyn.

Ein ſicheres Mittel wider das Gewild von einem Feld abzuhalten. (*)

Ein gewiſſer Burger hieſiger Gegend hatte einen Weinberg nicht gar weit von dem Wald. Da nun die wilden Schweine die im Frühjahr eingelegten Grundbirn, und Türken- oder Welſchkorn fleiſſig ausſuchten und wegfraſſen, auch gegen dem Herbſt zu, die Trauben angrifen: So nahm er ein halb Pfund alt Unſchlitt, ein halb Pf. alten Schmeer, ein halb Pfund zart geriebenes Schiespulver, und für 5. kr. Teufelsdrek, lies alles auf einer Glut zergehen, aber im Feld, dann der Geſtank würde eine halbe Stadt durchlaufen, und dunkte die Spizen von 60. alten Lumpen in dieſes warme Ge-

---

(*) Phyſical. ökon. Stut. Real-Zeit.

Gemeng, ſtreifte ſie über die Weinpfähle, und umgab damit 1. und einen halben Morgen Felds, doch, daß auch noch in die Mitte etwas kam, welches dann vom Majen an bis in den Herbſtmonat ſein Feld dergeſtalt durchräuchrete, daß das Gewild den mindeſten Schaden nicht zufügte. Seine Nachbarn hüteten des Nachts, und doch konten ſie den Schaden nicht ganz verhüten. Dieſer aber blieb geruhig liegen, und genos für etliche Bazen, ſo er aufgewand, nicht nur vollen Schlaf, ſondern ſammelte auch ſeine Früchte voll ein. Da nun dieſes Mittel ſo leicht und wohlfeil, auch durch die Erfahrung beſtätigt iſt: So haben wir keinen Anſtand nehmen wollen es bekannt zu machen. Man weiſt den ſcharfen Geruch des Gewilds: Dieſer Geſtank aber iſt ſo ſtark und widrig, daß auch die ſtumpfſte Naſe die Empfindung davon hat.

Vom Urſprunge des Parukentragens, und deſſen Erläuterung.

Es iſt bishero niemand bekant geweſen, wo ſich das Wort Paruke herſchreibe; Der einzige Menachius (a) zehlet ſieben und mehrerlei Meinungen davon, und ſelbſten weis er ſich nicht zu helfen. Dahero auch die Schreibart, Paruken; Peruken; Parruken; Barüken faſt ungewis worden (b). Nur mir fället der Urſprung dieſes Wortes leichtlich in die Feder. Dann Huke heiſſet ſo viel, als ein Auffaz auf dem Kopf; dahero man denſelben Harhuke, oder, weil andere Völker den Buchſtaben h nicht lieben, Paruke geheiſſen. So wie der Franzoſen Haartouren noch jezo bekant ſeyn. Und ſolchemnach iſt Paruke oder Haarhuke ein Auffaz auf das Haupt von Haaren. So viel nun den Urſprung von den Paruken ſelbſten betrift; ſo muß man wohl einen Unterſcheid, dem Gebrauch nach, machen. Dann es haben die Griechen und Römer, auch wohl die Juden ſelbſten ſich eines Auffazes von fremden Haaren alsdann, bedienet, wann eine Perſon einen kahlen Kopf gehabt; um ſolchen damit zu bedeken, oder auch aus Uebermuth und Stolz, mit dieſen fremden Federn zu ſchmüken und wohlgeſtalter zu machen. Dahero von dergleichen Haarhuken oder Haarhauben bei alten und neuen Scribenten vieles vorkommet. Allein, daß ſich faſt jedermann der Parüken bedienet; dergleichen Paruken-Seculum, worinnen wir leben, findet ſich in keinen vorigen Zeiten. Davon wir die Urſachen kürzlich anzeigen wollen. In den heiſſen Morgen- oder Mittagländern würde es eine groſſe Beſchwerung ſeyn, die Laſt von fremden Haaren auf dem Haupt zu leiden, und darunter zu ſtiken und zu ſchwizen. In den kalten Nordländern machet man auch mit dem Pelzwerk und den Pelzmüzen von Zobel oder Hermelin einen Staat; damit ſich die Paruken gleichfalls nicht wohl vertragen (c). Nur in Teutſchland, Frankreich, Engelland, Spanien und den benachbarten Landen hat man gefunden (d): daß die

---

(a) In ſeinem etymologico p. 571. 572.

(b) Die Italiäner ſagen parruca, auch in den älteſten Zeiten, die Franzoſen perruque, nach ihrer Mundart. Spate in ſeinem Teutſchen Lexico meinet: Bar heiſſe ſo viel, als Kopf und Huke ein Auffaz. Dahero Baruke zu ſchreiben.

(c) Wiewohl jezo die Paruken vor etwa 40. Jahren von Peter dem Groſſen in Moſcau eingeführet, und in Dännemark u. Schweden die Parukenmacher mit beſondern Innungen verſehen.

(d) Dann dieſe ſogar beſondere Arten von Parüken (guarree oder vielmehr carteè perruque, weil ſie an vier Eken herunter hängen) welches die prächtigſte, gröſſeſte und koſtbarſte Art, und die Menſchen faſt den Löwen gleich machet. Die Allongeparuken ſind gleichfalls aus Frankreich und mit angeſezten verlängerten Zöpfen. Da hingegen die Teutſche jezo entweder der kurzen Naturelparuken oder kurz geknüpften oder der ſogenannten Schwanzparuken oder auch der Haartouren mit einem ſchwarzen Haar-

Paruken dem menſchlichen Geſchlecht vollkommen gute Dienſte thun, und alſo, von einem halben Jahrhundert her, dieſelbe durchgehends eingeführet. Dann die Pelzmüzen wurden allzugemein, daß vornehme Leute dieſelbe nicht mehr tragen wollen. Nachgehends da dieſe Völker, aus Ehrerbietung, das Haupt blöſſen, ſo macht ſolches Flüſſe und Kopfwehe; da man hingegen die Paruken auf dem Kopf unverrükt behalten mag. Und ob gleich die Alten der Käpplein, Käppgen oder Blechmüzen ſich bedienet, wie in den alten Zeiten die Häupter aller Generalen, Admiralen, Staatsbedienten, Hofleute u. ſ. w. in den Gemählden (e) mit lauter Blechmüzen geſchmüket zu ſehen: ſo ſind doch allein die Geiſtliche bei ihren Käppgen oder Käpplein geblieben, die doch jezo auch nach und nach abkommen wollen. Weil deren insgemein drei ſeyn, und Streit entſtehen will, vor was für Stand das erſtere, andere oder dritte zu rüken und abzunehmen. Als nun das Parukentragen und Parukenmachen allgemein worden; ſo wäre nun wieder für alle vier Facultäten eine Arbeit, von Paruken zu handeln. Dann den Theologis hat der Pabſt Clemens ſolche gemachet: Weil er An. 1703. die Paruken anfangs allen Geiſtlichen; ſo dann, da ſolches vielen Gegenſtand gefunden, den Ordens-Leuten ſchlechterdings, und bei Strafe des Bannes, verbotten. Ferner warum 1. Corinth. c. 11. verſehen: daß der Mann, der da bete und etwas auf dem Haupt hätte, ſein Haupt ſchände? Da doch alle Jüdiſche Geſeze vermögen: daß kein Iſraelite beten darf, ohne auf dem Haupt bedeket zu ſeyn. Darzu nicht einmal die Parüken hinlänglich; ſondern die heutige Juden, noch über den Parüken, ihren Hut aufhaben müſſen, wann ſie beten. Nicht zu gedenken, daß, ſo viel die Frauenspersonen, das iſt, die Eheweiber im Tempel betrift, ſolche auch, nach dem Ausſpruch des Talmuds, nicht das geringſte von Haupthaaren ſehen laſſen dörfen, um nicht eine Schande in Iſrael zu begehen; und nach Taciti Zeugnis, ſind denen ehebrecheriſchen Weibern ihre Haare, zur ewigen Schande, abgeſchworen worden. Da hingegen die Iſraelitiſche Jungfrauen in Haaren und Haartouren gehen mögen: Weil dieſe, bevor ſie verheirathet, ſich nicht im Tempel ſehen laſſen dürfen. Nachgehends ſo iſt das dritte Capitel Iſaia noch vielem Zweifel unterworfen, was daſelbſt für Arten des Schmukes erzehlet und beſtrafet werden, deren die Töchter Zions ſich bedienet. Denen Rechtsgelehrten lieget das Innungsrecht der Parukenmacher ob, ſolches zu erklären. Dann Anfangs vor 1716. machte Paruken, wer da wolte und es verſtunde. Und weil die Barbierer und Bader mit Haaren zu thun: ſo ergriffen dieſe ſolches Handwerk vornemlich, dadurch einen Nebenpfenning zu verdienen. = = Von denen Medicis wäre zu fragen: Ob die Parüken nicht ein Mittel, alles Hauptwehe zu verhüten? Ob nicht ſeit der Zeit, als das Parukentragen aufgekommen, dergleichen Krankheiten ſich nicht weniger fänden? Ob man Salben und Arzenei habe, den Haarwachs zu befördern oder auch zu hindern? Welches Leztere wohl Leute wünſchen, die es von der gröſten Marter halten, ihren Kopf alle Wochen ſo vielmal dem Bartſcherer hinzuhalten, und damit die Zeit zu verderben? Ob die Haare, denen ſterbenden oder krankenLeuten abgeſchnitten, keine Alteration demjenigen verurſachten, der davon Parüken auf ſeinem Haupte trüge? Die Philoſophi hätten es mit dem

---

beutel ſich zu bedienen pflegen. Die Spaniſche Paruken hingegen ſind vorne kurz und gehen hinten ſpizig zu; weil ein mehreres für der dortigen Sonnenhize nicht wohl zu ertragen. Die Abbeparuken ſind, weil ſie auf den Schultern geſtuzt, ſittlich, ſcheinen auch ſehr gemein.

(e) Bei dem Khevenhüller und in denen Kupferblaten von denen Friedenmachern zu Oſnabrük und Münſter 1648. wie auch den Geſandten auf dem Reichstag 1645. ſind die Häupter alle mit Käpplein anzutreffen.

Wohlſtand zu thun: Ob Seneca Urſache habe, die Parüken, als ein Verbrechen gegen die Sittenlehre auszuſchreien? Und ob nicht die Urſachen vor gezwungen und ſophiſtiſch zu achten; man ſchmüke ſich mit fremden Federn, welches bei allen Kleidern geſchiehet. Ob es wohl gethan, daß jezo ſo viel vom Weizen gemachter Puder, durch die Parükenmacher, zerſtäubet würde?

Auszug aus Plutarchs Tractat, wie man von ſeinen Feinden Nuzen ziehen könne.

Die Menſchen in dem erſten Weltalter waren zufrieden, wenn ſie ſich nur vor dem Uebel bewahreten, was ihnen die wilden Beſtien zufügen konnten; und hatten, indem ſie wider dieſelben fochten, keinen andern Endzwek, als daß ſie ihrer Wildheit nicht zum Opfer werden wollten: jezt beſizen wir die Kunſt, ſie ſogar dem menſchlichen Leben nüzlich zu machen. Es könnte Leuten aus dem gemeinen Haufen wohl genug ſeyn, daß ſie nur den böſen Abſichten ihrer Feinde entwiſchten: allein da Xenophon will, daß wir lernen müſſen, wie wir uns auch ſogar ihren Haß zu Nuze machen ſollen, ſo wollen wir doch dieſen Weltweiſen anhören, und von einem Uebel, welches wir nicht vermeiden können, wenigſtens Vortheil zu ziehen ſuchen.

Der Akersmann kan die Natur von allen Arten der Bäume nicht beſſern; es giebt Thiere, die ſich nicht zahm machen laſſen: gleichwol hat uns die Zeit das Geheimniß gelehret, die unfruchtbareſten Bäume zu unſerm Nuzen zu kehren, und die dem erſten Anblike nach unbändigſten Thiere zu zähmen. Das Seewaſſer iſt geſalzen und nicht trinkbar; allein es dienet dazu, daß es die entfernteſten Völker eines dem andern nähere: und ſeine Weite iſt ein allezeit offener Weg für diejenigen, die ſich aus einem Lande in das andere begeben wollen. Wir wollen alſo erwägen, ob unſer Feind, welcher gemeiniglich Böſes thut, und ſchwer zu lenken iſt, nicht auch irgend eine Seite haben ſollte, wo wir ihn ergreifen, und uns ſeiner bedienen könten?

Verſchiedene vortheilhafte Sachen können uns ſchädlich werden; und wie viele, die unſerer Nothdurft zuwider ſind, können zu unſerm Vortheile gerichtet werden? Eine Krankheit zieht uns oft aus der Verwirrung der Geſchäfte; ein Umſturz des Glükes, oder die Verbannung, haben vielen den Weg zur Erlernung der Weltweisheit geöfnet. Zeno hatte in einem Schifbruche alles verlohren: Wohlan: o Glük, ſagte er, du thuſt recht, und deine Ungnade wird mich in den Rok der Weltweiſen bringen. Man bemerket oftmals, daß dasjenige, was eine nüzliche Nahrung für einen geſunden und dauerhaften Körper iſt, demjenigen ſchädlich wird, deſſen Geſundheit nur ſchwächlich und hinfällig iſt. Selbſt die Freundſchaften ſchlagen für unvernünftige Leute übel aus: da hingegen die Weiſen auch von Feindſchaften Vortheil zu ziehen wiſſen.

Folgender Vortheil wird der erſte ſeyn, den wir davon werden ziehen können. Unſer Feind iſt für uns niemals ſchlafend, er ſuchet allezeit einen Augenblik und eine Gelegenheit, uns zu ſchaden; er folget uns allenthalben, er geht mit uns, und umgiebt uns. Sein Blik, welcher durchdringender iſt, als des Lynceus ſeiner, erforſchet, nicht durch Eichen oder Steine, ſondern durch einen Freund, durch einen Hausgenoſſen, durch irgend jemanden, welcher vertraut mit uns lebe. Er durchſuchet unſere Geheimniſſe, und entführet ſie uns ſo viel als möglich. Er beſtrebet ſich inſonderheit, unſere Fehler zu erkennen, er weis, wo er uns erreichen kan. Die Geyer werden nur durch den Geſtank des Aaſes herbei geloket, und lebendige Körper reizen ihren Geruch nicht. So erweken auch unſere Schwachheiten, unſer Fallen, die Krankheiten un-

unſerer Seele, die Aufmerkſamkeit eines Feindes. Was iſt aber wohl nüzlicher, als wenn man uns beſtändig zuruft: wir ſollen wach ſeyn über uns, wir ſollen wohl auf der Hut und in ſtetem Mißtrauen gegen uns ſelbſt ſtehen; damit uns derjenige nicht erhaſche, der auf uns lauret? Dieſes Mistrauen unterdrüket die Leidenſchaften, es erweket Betrachtungen, und führet uns zu einem untadelhaften Leben. So erhalten ſolche Staaten, die in beſtändigem Kriege mit ſehr nahen Nachbarn leben, eine richtigeere Policey; und werden nicht ſo fahrläßig in Beobachtung der Geſeze, die der Grund ihres Heils ſind. Tugenden, die man aus Nothdurft oftmals ausübet, werden gar bald zur Gewohnheit, und allmählig wird man geübet, in ſeiner Aufführung regelmäſſig zu ſeyn: Dieſes aber hat man der Wachſamkeit eines Feindes zu danken: den man allezeit zu ſehen vermeinet, und der einem beſtändig drohet. Die Muſicanten der Bachusfeſte vernachläßigen ſich, wenn ſie auf ihren Inſtrumenten ſpielen, und nicht vom Nacheifer angeſpornet werden: allein man gebe ihnen nur Nebenbuhler, die ſie zu überwinden hoffen, oder von denen ſie überwunden zu werden ſich ſcheuen; alsdenn denken ſie darauf, wie ſie ihre Inſtrumente vorbereiten, wie ſie die Saiten verſuchen und ſtimmen. Eben ſo iſt es mit den Laſtern beſchaffen. Die Anweſenheit eines Feindes hält uns mehr auf unſerer Hut, als die Gegenwart eines Freundes. Rom beſtund ſo lange, als es die Eiferſucht von Carthago, oder ſolche Feinde noch befürchtete, die es zu unterwerffen hatte; ſein Fall aber erfolgete, ſo bald es keine Feinde mehr zu ſcheuen, und keine Freunde mehr zu verehren hatte.

Dieſen Betrachtungen füge man noch die weiſe und anſtändige Antwort eines Staatsmannes bei, welche Diogenes jemanden ertheilete, der ihn fragete: wie er ſich für der böſen Geſinnung ſeines Feindes hüten könne? Du muſt, antwortete Diogenes, ein tugendhafter und rechtſchaffener Mann werden.

In der That, will man einen Feind zum ſchweigen bringen, will man ihm ein Stillſchweigen auferlegen, welches zu gleicher Zeit ſeine Beſtrafung ſey? ſo erſcheine man in ſeinen Augen gerecht, mäſſig; man ſey Herr über ſich ſelbſt, behutſam im Reden, und führe ein ordentliches Leben. Wenn Pindar ſchreibt, daß die Kämpfer in den griechiſchen Spielen, den Triumpf ihrer Nebenbuhler anſehen, ohne das Herz zu haben, davon zu reden: ſo hat er dieſes nicht blos für diejenigen geſchrieben, die einander den Preis ſtreitig machen; ſondern auch für diejenigen, die ihren Feinden, an Gütigkeit, Grosmuth und Wohlthaten weichen müſſen.

Anſtatt daß man einen Feind durch Verweiſe zu beſchämen ſuchet, anſtatt ihn der Weichlichkeit oder des Geizes zu beſchuldigen, ihn unmäſſig und ausſchweifend zu ſchelten: ſo trachte man die Tugenden zu erlangen, die ihm fehlen, und ſich von denen Laſtern frei zu machen, die man ihm vorrüken könte. Geht man ſo weit, daß man ihn durch Schimpfworte angreift: ſo ſey dis wenigſtens eine Urſache für uns, ſelbſt von denen Laſtern frei zu ſeyn, die man ihm vorwirft. Man gehe in ſich ſelbſt zurük, man unterſuche ſeine eigene Geſinnungen, und ſehe, was ſie laſterhaftes haben: dieſes rotte man bis auf die mindeſten Wurzeln aus. Nichts iſt ſo ſchimpflich, als eine beleidigende Rede, die man auf denjenigen zurük ſchieben kan, der ſie vorbringt. So verſehret das Zurükprallen des Lichtſtrahles kranke Augen mehr, als die geſunden. So geht auch Apollons Vorſchrift: Lerne dich ſelbſt erkennen, niemanden ſo ſehr an, als diejenigen, welche andere tadeln und anklagen wollen; damit ſie nicht, wenn ſie herausſagen, was ſie wollen, etwas hören müſſen, ſo ſie nicht zu hören begehren.

Noch mehr: einer der hauptſächlichſten Theile der Tugend beſtehet in der Enthaltung, und darinnen, daß man ſeiner

Zunge einen Zaum anlege; dieſes nun kan man unmöglich erlangen, wenn man nicht durch die Uebung, durch Mühe und Beſtreben, die Leidenſchaften der Seele, und inſonderheit die heftigſten, dergleichen der Zorn iſt, gezähmet hat. Die vortheilhafteſte Uebung iſt dieſe, daß man ſich angewöhne, ſonder Ungeduld und mit Herzhaftigkeit die beleidigenden Reden eines Feindes anzuhören. Sokrates gewöhnte ſich, die Bosheit der Xantippe zu ertragen: damit er dadurch lernete, von den ſchimpflichſten Reden derer nicht beleidiget zu werden, die ihm zuweilen vorkamen. Mit einem Feinde mus man eben ſo ſanftmüthig und geduldig verfahren. Iſt man in ſo weit Herr über ſich ſelbſt, daß man ſeinen Verdrus bezwingen kan, um ſich einer Rache nicht zu bedienen, die die Gelegenheit darbeut; und einen Feind, den man ſtürzen kan, mit Wohlthaten zu überhäufen, ihm beizuſpringen, wenn es ihm widrig geht: wer wird da nicht gezwungen ſeyn, unſere Grosmuth zu loben? Caeſar bemühete ſich, die Bildſäule, welche man ihm geſezet hatte, zu befeſtigen, indem er die niedergeriſſenen Bildſäulen des Pompejus wieder aufrichten lies.

Von Krankheiten gewiſſer Länder.

Es finden ſich in Europa gewiſſe Diſtricte, wo die Leute hesliche Kröpfe an Halſe bekommen, als auf dem Harz um den St. Andreasberg und Wildemann, in Thüringen, und um Mühlhauſen. In der Schweiz, ſonderlich die Walliſer, und Graubünder: in Kärnthen, Steyermark auch in Siebenbürgen. Dergleichen Diſtricte ſollen auch in Spanien ſeyn. Dieſes Uebel nun komt daher, weil dieſe Länder bergicht, und die Waſſer ſich durch Kalkgebürge hindurch ziehen, daſelbſt viel irdiſche Kalkſteine an ſich nehmen, welche dergleichen Gewächſe verurſachen: auch kan die kalte Luft allda etwas zur Beförderung dieſer Krankheit mit beitragen. Die Weibsperſonen werden mehr als die Mannsperſonen mit dieſem Gewächſe geplaget, weil zu der Zeit, wenn die Frau ſchwanger, oder gebieret, oder die Milch nach der Geburt eintritt, die Gegend um den Hals beſonders gedehnet wird, wovon die Adern und lymphatiſche Röhren auſſerordentlich bei ihnen erweitert werden mögen. = = In Frankreich und fürnemlich in denen Provinzen die nach der Mittelländiſchen See zu liegen, ſind die Waſſer= und Fleiſchbrühe ſehr gemein; daher alcaliſche Schärfe, Stein= und Griesbeſchwerungen, Fieber, Ausſchlag, ꝛc. kommen. Dergleichen Zufälle kommen dahrr, wenn das Geblüt durch die Venas ſpermaticas nicht frei und ungehindert durchkommen kan, alſo daſelbſt lange verweilet, daß die wäſſerige Feuchtigkeiten von Blute ſich abſcheiden und durch die ſubtilen Adern durchſchwizen, folglich in Scroto und denen Häuten der Teſticulorum ſammlen, oder gar zu einem ſchwammichten Gewächs werden mus, wie öfters bei melancholiſchen Alten und wer viel ſizzen mus. Die Urſache aber hievon kommt von den vielen Caſtanien eſſen, welche dike und ſchwer Geblüt machen. Ferner ſind allda vielerlei Fieber, ſo eine beſchwerliche Cur mehrentheils machen. Die Urſache hievon iſt, weil die Franzoſen viel Suppe und Brühen brauchen, das junge nahrhafte Fleiſch ſonderlich lieben, die Speiſen wenig ſalzen, täglich viel Gartenfrüchte eſſen, und mehr Waſſer als Wein trinken. So lange bei ſolcher Diät die Tranſpiration beſtändig fortgehet, iſt alles gut, weil das Blut flüſſig u. dünn bleibt; Weñ aber dieſe gehemt wird, und die Südwinde eine Zeitlang darauf kommen, die die Fibras ſchlapp machen, ſo entſtehet leicht eine Corruption der Feuchtigkeiten, ſo zu Fiebern oder Schwindſucht ausſchlägt. Eben dieſe Lebensart machet auch allda, daß Junge und Alte hesliche groſſe und viele Bauchwürmer haben. In Paris iſt unter den

Kindern eine arge Art von Huſten, ſo alle 5. Stunden einmal angeſezet, und ſelten über eine halbe Stunde anhält, aber ſo heftig iſt, daß alle Augenblik das Erſtiken zu beſorgen. ⸗ ⸗ In Engelland und zumal in Londen finden ſich und zumal im Herbſt viel ſchwere Krankheiten, woran die daſige ſchwere und faſt immer neblichte feuchte Luft ſchuld iſt. Doch iſt nichts gemeiner als die Schwindſucht, ſo die Leute jämmerlich auszehret, und allda Conſumption genennet wird. Sie iſt in Londen ſo gemein, daß jährlich von denen Sterbenden allda der 3te Theil hieran ſtirbt. Zur Erzeugung dieſer Krankheit hilft nebſt der beſtändig feuchten Luft auch der Dampf von Steinkohlen nicht wenig. Andre und zumal reiche mehr als arme werden mit Entzündung der Lunge behaftet: woran ihre unmäſſige Lebensart ſchuld iſt, ſo ſie ſehr vollblütig macht. Welches deſto gewiſſer geſchicht, da die Engelländer nicht viel aufs Aderlaſſen halten. Ueberdem iſt in dem weſtlichen Theile davon die Kinderkrankheit (rachitis) ſehr gemein, welche ihren Urſprung aus dem Rükgrade, oder vielmehr von übler Beſchaffenheit der von hier und aus dem Haupt abgehenden Nerven ihren Urſprung hat. Die Kinder bei dieſer Krankheit kriegen groſſe dike Köpfe, indeſſen fangen die Gelenke der Gliedmaſſen an, ganz ſchlapp zu werden, der Unterleib wird dike, die Augen legen ſich heraus, die Kräfte verfallen ganz, die Knochen werden hohl und ausgezehret, vielmals auch ganz krum zuſammen gebogen. Welches alles die ungleiche und unordentliche Vertheilung des Nahrungsſaftes macht. ⸗ ⸗ In Italien findet man auch eigene Krankheiten; als in Neapolis, wo die Venetianiſche Krankheit ſich zum erſtenmal recht ausbreitete: wie auch ſonſt eine ſchmerzhafte u. gemeine Krankheit hier iſt, da ſich an den Füſſen rothe Fleken ſehen laſſen, bald kommen, bald wieder weggehen, wobei der Patient vor groſſen Schmerzen nicht ſtille ſtehen kan, ſondern ohne Unterlaß herum ſpringen muß, daher ſie auch roſoolæ Saltantes heiſſen, einige meinen es ſey eine Art des Scorbuts. Die unreine Lympha iſt Urſach daran: nächſtdem ſollen die Häuſer, als wohin die Sonne wenig und auch auf der Gaſſe ſcheinen kan, die übrige Lebensart, das viele Rind⸗ und Schweinefleiſch eſſen, und inſonderheit der ſtarke Gebrauch des Kohles ſchuld daran ſeyn. In Venedig iſt die güldne Ader und daher entſtehende Ungelegenheit ſehr gemein: wozu der Gebrauch der ſüſſen Italiäniſchen Weine viel thut, weil dieſe das Geblüt ſehr vermehren, expandiren, und ins Wallen bringen. In Rom iſt eine gemeine Art von Fieber das halbdreitägige (ſemitertiana genañt) welches den Magen und deſſen nervoſe Subſtanz inſonderheit angreift, und die Leber auch ſehr beſchädiget, daher ſehr gefährlich. ⸗ ⸗ In Apulien gibt es öfters hizige Krankheiten, wozu die Witterung, Hize und unordentliche Lebensart der Inwohner das meiſte beiträgt. Daneben hat dieſes Land die beſondere Krankheit, ſo von dem Biß derer Spinnen Tarantulen genannt, entſtehet, denn wenn dieſe Thiere, wenn ſie in der Brunſt ſind, jemand beiſſen, erfolgt darauf groſſe Herzens⸗Angſt, ſo daß der Patient ohne Puls und ohne Sprache liegt, die äuſſern Theile des Leibes ganz ſchwarz und blau werden, und der kalte Schweis überall hervorbricht. ⸗ ⸗ In Spanien ſind viel Leute mit melancholiſcher Milz⸗Beſchwehrung behaftet, ſo von ihrem müßigen und commoden Lebensart herrühret; dabei ſpeculiren ſie viel, gebrauchen ſich der Liebe zu frühe, und trinken zu wenig Wein. Die Manns⸗Perſonen haben ſehr die güldne Ader, und das weibliche Geſchlecht ihre Reinigung öfter und ſtärker als andre Nationen, welches von Ueberfluß des Geblüthes gnugſam zeuget. Die Groſſen des Landes ſterben meiſt am Schlage, wozu die viele Schocolate mit hilft. Ob die Inwohner gleich viel Schweine⸗Fleiſch eſſen, weis man doch nichts da von Scorbut, wozu die geſunde Luft, auch das meiſt gute Waſſer, und das wenig Salzeſſen viel thut. = = In dem Niederland und Holland iſt Scorbut und Stein ſehr gänge und gebe. Das erſte kommt von den vielen Fiſch, geräuchert Fleiſch, Käſe und ſolchen Speiſen, die dike Geblüth verurſachen, wozu die ſehr nebliche feuchte und kalte Luft kommt: das andere verurſacht der unmäſige Gebrauch der Milch, und daraus bereiteter Speiſe, des Käſe und Sallats. = = Es giebt daher auch allhier die allergeſchikteſten Steinſchneider. In den Ländern an der Oſt See und weiter gegen Norden, graſſiret der Scorbut gar ſehr. Denn das rechte Vaterland dieſer Krankheit iſt in ſolchen Ländern zu ſuchen, die vom 25. Grad Norder Breite und weiter hinauf nach Mitternacht gefunden werden, allwo nebſt der diken und kalten See-Luft, die Einwohner viel geſalzen, harte und geräucherte Speiſen, und ſonderlich viel See-Fiſche eſſen. Daß auch die See-Luft und dieſe Speiſen dergleichen Krankheit verurſachen, ſiehet man an den Schiffen, wenn ſie lang auf der See, obgleich von dieſen Ländern weit entfernet, und keine friſche Speiſen und Waſſer haben.

Nebſt dieſer Krankheit giebt es ferner hier viel Gicht, Lähmungen, Waſſerſucht und dergleichen, die denn vielmahls ein ganz ander Anſehen haben, und mit ganz andern Zufällen verbunden, als in den Oertern, wo man von Scorbut nichts weis. = = In Dännemark, Schweden und Liefland und den übrigen obbenannten Provinzen, die zu Deutſchland gehören oder nächſt daran ſtoſſen, ſind auch die Fieber, zumahl kalte ſehr gemein. Wovon man in den weiter nach Norden gelegenen Ländern als Finnland ꝛc. faſt gar nichts, und ſo wenig als von recht hizig anſtekenden Fiebern und Peſt zu ſagen weis. In Lapland, Finnland und Norwegen giebt es viel Augen-Krankheiten, Entzündung der Lunge, Kopf- und Rükenſchmerzen, [illegible] ſo von diken Geblüth kömmt. Ueberdem ſteken ſie Tag und Nacht in engen niedrigen Häuſern, bei ſteten Rauch und Feuer. Ferner iſt in den Mitternächtigen Ländern der kalte Brand gemeiner als ſonſt irgendwo: ſo auch das dike Geblüth, die äuſſerliche Kälte oder ſcorbutiſche Corruption verurſachet. Dieſe und die weiter nach Norden wohnende, als Ruſſen, Samojek ꝛc. werden auch ſehr mit Froſt-Beulen geplaget: wogegen das natürliche Mittel die erfrornen Glieder ſo lange mit Schnee reiben, bis ſie wieder Gefühl erlangen, und ſie hernach an die Wärme bringen. Die groſſe Kälte allhier macht auch, daß Menſchen und Viehe kleiner bleiben, als in unſern oder andern Ländern.

Von den eingebildeten Würmern in Zähnen; nebſt denen Hülfsmitteln ꝛc.

Von dem berühmten Naturkündiger, dem Herrn Paſtor Schäffer in Regenſpurg, erhalten wir abermals eine ſchöne Abhandlung unter dem Titel: Die eingebildeten Würmer in Zähnen, nebſt den vermeintlichen Hülfsmitteln wider dieſelben. 8. Bogen 4. nebſt einer Kupfertafel in Farben.

Eine Standesperſon hatte Zahnweh, und ſuchte ſich durch das bekante Mittel zu helfen, da man auf ein glüendes Eiſen Judenkirſchen mit Wachs wirft, den Rauch in den Mund gehen läſt, da denn in einen Topf, der im Waſſer ſtehet, eine Menge eingebildete Würmer fallen ſiehet, worauf der Schmerz bisweilen nachläſt. Der Herr Autor ſollte darüber ſeine Meinung ſagen. Er glaubte Anfangs ſelbſt, genug Gründe vor ſich zu haben, daß es wirkliche Würmer wären, und andere Autores beſtärkten ihn. Er erzehlt aber hierauf ſeine weitern Verſuche, und entdekt den Betrug der Quakſalber. Er findet endlich augenſcheinlich, durch die genaueſte Prüfung, daß dieſe eingebildeten Würmer keine Würmer, ſondern die Keime von Judenkirſchen ſind, die in Geſtalt der Würmer heraus ſpringen, und erkläret ganz natürlich, wie ſie ſich unter den angegebenen Umſtänden loswikeln. Die ganze Schrift iſt vortreflich, und eine Probe, wie man bey ſolchem Betruge Verſuche anſtellen ſoll. Man weis es dem Herrn Paſtor Dank, daß er der Würmer, deren ſo viel in der Welt ſind, weniger gemacht hat.

Forellen und Aale in Körben zu fangen.

Ein kleiner Weis oder anderer ſchlechter Fiſch, etwan von ein halb Viertels Pf. wird mit Hanf über und über feſte bewikelt, und hiernächſt in einen Tiegel geleget, mit ein wenig Rübenöl, ſo viel als zu dem Braten nöthig iſt, begoſſen, vor einen Bazen Biebergeil, und drei Kreuzer weiſſen Kampfer darzu geleget, und miteinander auf ein wenig Kohlen ſo lange gebraten, bis man glaubet, der Fiſch ſey bereits braun geworden. Man mus den Fiſch hinten im Korbe befeſtigen, und dieſen ſo legen, daß er oben mit dem Waſſer gleich iſt, weil ſowohl die Forellen als Aale darnach ſteigen. Sonſt aber die Forellen an einen Orte zu verſamlen, und hiernächſt mit dem Zugneze zu fangen, iſt folgendes Mittel: Ein Spade Leimen wird mit 3. bis 4. Stük Knoblauch, und vor 1. Bazen Saſſafras, ganz klein geſchnitten, durch einander geknettet, und an einem ſtillen Orte ins Waſſer geworfen; wer nun angeln will, mus die Würmer hierzu 24. Stunde vorher bei dieſem Thone ſizen haben, damit ſie Geruch und die Süſſe bekommen.

Vom dem Wurm am Finger.

Es iſt ſeit kurzer Zeit ein Mittel wider den Wurm am Finger bekant worden, deſſen wahrſcheinliche Unfehlbarkeit in einer ſo ſchmerzhaften und gefährlichen Krankheit, als der Wurm iſt, und die oft den Verluſt ganzer Glieder nach ſich ziehet, mich zu wünſchen vermocht hat, dieſe Nachricht auch in den nüzlichen Samlungen zu leſen. Und in der That wüſte ich auch nicht, was dem Zweke dieſer Blätter gemäſſer ſeyn könte, als dergleichen gemeinnüzige Sachen, ſo viel möglich, zu jedermanns Wiſſenſchaft zu bringen.

Die ganze Sache beſtehet im folgenden: Man macht aus Weinrebenaſche eine ſtarke Lauge. Dieſe Lauge muß ſo heis, als möglich, gemacht, hiernächſt in ein bequemes Gefäs gegoſſen, und das kranke Glied hinein geſtekt und ſehr lang darin gehalten werden. Damit aber der Grad der Hize beſtändig einerlei bleibe, mus man immer heiſſe Lauge zugieſſen, und die Würkung wird ſich bald äuſſern.

Man kan bey dem Wurme drei verſchiedene Umſtände unterſcheiden: Erſtlich den Anfang, wenn das Glied nur aufgelaufen iſt; zum andern die Zunahme, wenn ſich ſchon die ſcharfe Feuchtigkeit erzeugt hat, die benachbarten Theile aufſchwellen, und der Eiter zunimmt, es mag übrigens eine Oefnung vorhanden ſeyn oder nicht; drittens der höchſte Grad, wenn das Fleiſch durchgeplazet, zerfreſſen, einem Schwamme ähnlich iſt, und voller Eiter ſtekt.

In allen dieſen Fällen iſt der Gebrauch des Mittels einerlei, aber die Würkungen ſind verſchieden. Im erſten Falle hemmet die Lauge die Geſchwulſt, zertheilt die ſcharfen Säfte, die ſich erzeugen wollen, und treibt ſie, ohne ein Loch zu machen, durch die unmerkliche Ausdünſtung heraus. Im andern Falle, wo keine Oefnung iſt, ziehet die Lauge die Schärfe an die kränkſte Stelle, erweichet daſelbſt das Fleiſch, und macht eine Blaſe, die man mit der Spize einer Schere öfnet, da dann die ſcharfe Feuchtigkeit erſt ſtromweiſe, hernach tropfenweiſe heraus flieſſet. Man mus alsdann die Lauge dann und wann wieder gebrauchen, bis nichts mehr heraus flieſſet, ja auch noch nachher. Man kan gewis hoffen, daß dieſes einzige Mittel die Cur vollführen werde, u. es braucht weiter nichts, als die unnüze Haut hinweg zu ſchneiden, und reinigende und heilende Wundſalben aufzulegen. Im dritten Grade des Wurms, da das kranke Glied ein gräsliches Anſehen zu haben pflegt, iſt die Wirkung des Mittels eben ſo gewis. Wenn die Geſchwulſt alsdenn die ganze Hand, ja auch einen Theil des Armes eingenommen hat, ſo iſt es gleichwohl hinreichend, nur den angefreſſenen Finger in die Lauge zu ſteken. Es wird alsdenn ein gelbligter fetter öhligter Saft häufig heraus flieſſen, als wenn Blut aus einer Ader ſprizte. Darauf folget eine zähe klebrigte Feuchtigkeit, da man denn dem Finger mit einem gelinden Drüken zu Hülfe komt, um den Ausgang des Eiters zu befördern. Zulezt pflegt ein wenig Blut zum Vorſchein zu kommen. Dieſe Operation erfordert Zeit, und ſie kan etliche Stunden dauren, welches man geduldig abwarten mus. Denn ſo wie die Materie aus dem kranken Gliede heraus komt, ſo ſenket ſich auch die Geſchwulſt, und es iſt hernach weiter nichts nöthig, als die Wunde mit warmen Wein auszuwaſchen, und daß man etwa eine Salbe darauf leget, die Eiterung der übrigen verdorbenen Säfte zu beſchleunigen ꝛc.

Allem dieſen habe ich nichts hinzuzuſezẽ, als daß es zu bedauren iſt, daß wohl nicht jedermañ Weinrebenaſche in Vorrath habẽ möchte, um ſich ihrer im benöthigten Falle bedienen zu können. Allein, ich glaube ganz gewis, daß man der Weinrebenaſche mit ungeſchwächtem Vertrauen eine jede andere Aſche an die Seite ſtellen könne, wenn ſie nur ſonſt ſalzreich genug iſt, um eine ſtarke Lauge, gleichwie hier erfordert wird, zu liefern. Alle Aſchen, woſern ſie nur rein u. ſtark genug ausgebrannt ſind, beweiſen ſich bei chymiſchen Arbeiten, in Anſehung ihres Salzes, gänzlich als einerlei. (blos von Seegewächſen ausgenommen.) Auch ſcheinet hier in der Cur des Wurms die Würkung der Lauge nicht ſowol von einem zufällig anhangenden öhligten Weſen aus den Weinreben, als vielmehr von der Schärfe des alkaliſchen Salzes herzurühren. Ich trage derowegen gar kein Bedenken, daß ich nicht die Lauge aus einer jeden Holzaſche, wenn ſie von hartem Holze iſt, oder gerade zu, aufgelöſetes Weinſteinſalz oder Potaſche, zu demſelben Gebrauche empfehlen ſolte, und ich zweifle nicht, ſie werden ſich von gleichmäſſigen Kräften beweiſen.

Neue Methode, das Gold und Silber von den Galonen zu ſcheiden, ohne ſie auszubrennen.

Ein geſchikter Chymiſt zu London, Namens Herr Woulfe, hat die folgende Entdekung bekannt gemacht, um das Gold und Silber von den Galonen zu ſcheiden, ohne ſie auszubrennen; und wir hoffen, daß uns mancher für die Mittheilung eines ſo bequemen Geheimniſſes Dank ſagen werde. Es iſt dieſes: Man ſchneide die Treſſen in Stükren, nachdem ſie von den Faden geſäubert worden, womit ſie an den Kleidern veſt genähet geweſen ſind. Hierauf binde man ſie in ein Bündel von Leinwand zuſammen, und koche ſie in Seifenlauge, die mit Waſſer verdünnet worden iſt, ſo lange, bis man ſiehet, daß das Bündel merklich kleiner wird. Dieſes geſchiehet in ſehr kurzer Zeit, woſern der Treſſen nur nicht allzu viel ſind. Hierauf nimmt man die Leinwand, wäſcht ſie vielmal hinter einander in kaltem Waſſer, tritt mit dem Fuſſe ſtark darauf, oder hämmert ſie, damit die Seifenlauge heraus gehe. Alsdann wird das Bündel wieder aufgebunden, und da findet man die Gold- und Silbertheilchen ganz abgeſondert, rein, und weder an Farbe, noch an Gewicht im geringſten nicht verändert. Dieſe Methode iſt viel beſſer und bequemer, als die gemeine Art, die Treſſen auszubrennen; und da ſehr wenig Seiffenlauge dazu hinlänglich iſt, ſo ſind die Koſten ſo viel, als nichts, zumal, da man einerlei Lauge mehrmal gebrauchen kan, wenn man nur die Seide vermittelſt der Calcination heraus ſchaffet. Man kan die Operation in einem eiſernen oder kupfernen Gefäſſe verrichten. Die Seifenlauge kauft man bei den Seifenſiedern, oder man kan ſie auch ſelbſt mit wenig Koſten machen, wenn man ungelöſchten Kalk u. Potaſche in genugſamen Waſſer zuſammen kochen läſt. Die Urſache der ſo geſchwinden Auflöſung der Treſſen iſt denen, welche die Gründe der Chymie verſtehen, leicht zu begreifen. Sie gründet ſich darauf, daß die Seide, die in die Treſſen kommt, eine thieriſche Subſtanz iſt, welche alſo von den alkaliſchen Salzen aufgelöſet werden kan, zumal, wenn ſie durch Hinzufügung des ungelöſchten Kalks noch freſſender gemacht worden ſind. Die Leinwand zum Bündel hingegen iſt eine vegetabiliſche Materie, und kan alſo von dem Kalk nicht im geringſten angegriffen werden.

Ein ſehr leichtes Mittel die Ameiſen zu vertilgen.

Wenn in einer Weinbouteille etwan ein Löffel voll Honig mit 3. Löffel Waſſer flüſſig gemacht, gegoſſen, und in dem Orte, wo ſich die Ameiſen aufhalten, hingeſezet wird, ſo ſind ganz gewis in 2. Tagen alle Ameiſen in der Bouteille gefangen. Die bisher in den nüzlichen Sammlungen angegebenen Mittel, ſind in der Anwendung nicht allein weitläufig, ſondern in viele Wege nicht möglich anzubringen. Zum Exempel, wenn ſich dieſes Inſeck in den Häuſern einfindet; oder Blumen-Kohl- und andere Pflanzen abfriſſet. Allein die Art, die ich angegeben habe, iſt auf alle Art möglich, und ſicher. Wolte man die Ameiſen ganz geſchwind in die Bouteille haben, ſo mache man den Honig durchs Feuer warm und bequem in die Bouteille zu laufen, ſo werden die Ameiſen durch den Geruch am geſchwindeſten zu ihrem Untergang gereizet, hinein kriechen.

Warum die frühzeitig kluge Kinder gemeiniglich bald ſterben.

Ich habe in einem kleinem Gedichte, welches auf den Tod eines Kindes von dieſer Art gemacht war, folgende Zeilen geleſen:

Dem Geiſt, der gern geblühet hätte,
Ward hier ſein Körper früh zu klein.

Dieſer Gedanken iſt, meines Erachtens, in allereigentlichſten Verſtande wahr, und nicht blos poetiſch richtig. Ich will verſuchen, ob ich alles was dahin gehöret, auf dieſe Weiſe erklären kan; allein dafür kan ich nicht recht gut ſeyn, daß nicht manches in dieſer kurzen Abhandlung vorkommen möchte, welches manche Philoſophen für kezeriſch halten. Die Seelen der Menſchen ſind Anfangs, und ohne die Uebung zu haben, von einerley Güte und Kräfte. Ich kan nicht ſagē, daß ihre Temperamente angebohren werden. Alle Neigungen zu vorzüglichen Leidenſchaften müſſen ihren erſten Grund im Körper haben. Sonſt würden wir (um nur dieſen einzigen Beweis anzuführen,) nicht begreifen können, wie die Neigungen der Aeltern den Kindern angeerbt werden, oder wir müſten Traducianer ſeyn.

Ich werde alſo behaupten können, daß die Seele eines Kindes in ihrem Körper zu gros werden könne, da ich ſie Anfangs als alle einander gleich annehmen mus? Die Seele wird durch den Körper erſt geübt; dieſes iſt ſo richtig, daß wir ſelbſt finden, die Seele denke matt, ſo bald die Körper zu alt und ſchwach werden, ob ſie gleich die Uebung noch ziemlich behalten. Der Einfluß der Seele in dem Körper, und die Art ihre Würkung auf demſelben iſt uns ſo unbekant, als ſie gewis iſt. Allein dieſes verhindert uns doch nicht, wahrzunehmen, daß die geübteſte Seele von ihrem Körper in ſo ferne abhängt, daß ſie nicht ohne Munterkeit des Körpers, und ohne den richtigen Lauf aller Säfte vollkommen denkt. Bei einem Kinde ſind alle Gefäſſe ſchlaff und weich; ſie müſſen erſt mit den Jahren die gehörige Stärke, u. die Denkungsorgana durch die Ubung erhalten. Sobald alſo ein Kind erzeuget wird, deſſen Nerven von einer ſtärkern Beſchaffenheit ſind, als gewöhnlich; ſo wird die Seele durch Hülfe derſelben männlichere Vorſtellungen haben können, als die Seele anderer Kinder. Allein die Uebung laſt ſich nicht erzwingen. Sie wird zwar etwas leichter kommen, allein weil die Nerven die Seele gleichſam zu ſtark reizen, in ſie zu wirken; ſo wird die Seele dadurch auf eine gewiſſe Art überraſcht, und die Seele wird unordentliche Vorſtellungen dadurch erhalten, die ſie zu ſehr ermüden. Wir bemerken, daß ſolche frühzeitig kluge Kinder niemals ruhig ſchlaffen, ſondern die allerverworrenſte Vorſtellungen im Schlafe nacheinander haben, und auch durch Reden ausdrüken; zum ſichern Beweiſe, daß die Seele zu ſtark von den Nerven, und dem zu ſtarken Zuflus des Nervenſafts beunruhiget werde. Die natürliche Wärme wird in den andern Theilen des Körpers nicht ihre gehörige Dienſte leiſten können, weil ſie zu viel in der Abſicht auf die Nerven zu thun hat, und alſo der Leib dadurch abgemattet worden. Kinder von dieſer Art bringen alles, was ſie ſagen, mit einer ungemeinen Heftigkeit u. Nachdruk in Worten vor, der aber ebenfalls, wegen Mangel der Uebung, ſehr anomaliſch iſt. Die Vorſtellungen ſind verworren, ſo ſtark ſie ſind; und weil die Seele nicht fähig iſt, allen gehörig nachzudenken, ſo werden die Nerven dadurch ungemein angegriffen; und daher pflegt mehrentheils die Epilepſie ſolchen Kindern ein trauriges Ende zu machen.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, daß man die frühzeitige Klugheit als eine Krankheit anſehe, und alſo auch die gehörige Arzenei darwider zu brauchen ſuche. Ich bin aber weit davon entfernet, zu glauben, daß dieſes gut durch verſchiedene Recepte geſchehen könne, die oft dem Körper nur mehr zur Schwachheit gereichen. Die Enthaltung von allen Dingen, die die Nerven hizig machen, und alſo mehr zum Denken reizen, dergleichen ſonderlich der Coffee iſt, wird meines Erachtens, hier von Wichtigkeit ſeyn. Alle Gewürze, ſtärkere Getränke, u. ſ. w. werden dazu dienen die Unruhe der Seele zu vermehren. Hingegen wird der Gebrauch der Milchſpeiſen, und überhaupt aller Nahrung, die dazu dienet, die Gefäſſe in einer gelinden Schlaffigkeit zu erhalten, ohne zugleich den übrigen Körper zu ſehr zu ſchwächen, gute Wirkung thun können. Da die Nerven im Unterleibe aber nicht die gehörige Stärke haben können, ſo werden ſich oft Obſtructiones einfinden, wie auch die Erfahrung bei ſolchen Kindern lehret, denen man um deſto ſorgfältiger abhelfen mus, da man die Uebel weis, die von demſelben, in Abſicht auf den Kopf, entſpringen.

Das Schröpfen, als ein Mittel in dem Herzklopfen.

Ich bin nicht gewillet, vom Herzklopfen ausführlich zu reden, noch auch alle Urſachen anzugeben, welche ein ſolch Ungemach erregen; es iſt aber keine kleine Anzahl derſelben, weswegen auch dieſes Uebel eins der gemeinſten iſt; ſo wie aber die Urſachen wichtig oder gering ſeyn können, ſo ſind auch die Würkungen durch ihre Grade unterſchieden. Einigen iſt dieſe Krankheit erträglich, da ſie andern ſtarke Ohnmachten zuwege bringt; und der Menſch kan gewis nicht gleichgültig dabei geweſen ſeyn, von dem uns Caſtellus a) berichtet, daß er die Schläge ſeines Herzens gehöret habe, indem er ihm zur Seite geſtanden; ja Foreſtus b) will uns glaubend machen, daß er auſſerhalb des Hauſes das Herzklopfen des Kran-

---

a) P. Vaſcus Caſtellus in Exerc. p. 843.
b) Foreſt. L. 17. Obſ. 1.

Kranken gehöret habe, und Horſtius c) erzählt, daß durch die heftigen Schläge des Herzens die Rippen linker Seits bei einem Menſchen ſich gekrümmt hätten; unter allen aber, ſo hievon geſchrieben haben, gibt Angelus Victorinus d) wohl die ſtärkſte Würkung an, nemlich, daß ſogar die Rippen davon gebrochen wären. Ich will nicht unterſuchen, ob dieſes ſeine Richtigkeit haben könne, ſondern, meinem Endzwekke gemäs, nur ein Mittel vorſchlagen, welches ich, nach Anleitung des Zakutus, bewährt gefunden. Man ſezt nemlich dem Kranken, nachdem man ihn durch gehörige Arznei dazu präpariret hat, ein paar Schröpfköpfe auf die Bruſt, jedoch ohne ſich dabei des Schröpf-Inſtruments zu bedienen; wobei denn auch die Anſezung der Blut-Igel ihren Nuzen hat. Solte aber der Kranke die Anwendung dieſes Mittels auf der Bruſt ausſchlagen, ſo thun ihm auch wiederholte Scarificationes auf dem Rüken mit dem Schröpf-Inſtrumente gute Dienſte.

Ein ſicheres Mittel, wider alle ſowol verborgene als offene Krebsſchäden.

Das bewährte Mittel für beiderlei Krebsſchaden iſt folgendes: Man nehme Feigen, Sauerteig und Knoblauch, jedes gleich ſchwer, zerſtoſſe dieſe Stüke in einen marmornen Mörſer mit einem hölzernen Pimpel durch einander zu einer Maſſe, und mache es ſodenn in der Form eines Kuchens, nach der Gröſſe des Schadens, daß ſelbiger davon bedekt wird, alsdenn fahre man einige Morgen friſch aufzulegen damit fort, ſo iſt ein ſolcher offener Krebsſchaden in Zeit von 8. bis 10. Tagen völlig curiret. Solte ſich ſelbiger Schaden noch nicht gänzlich verlehren haben, ſo darf man ſich doch weiter keine Sorge machen, weil das noch übrig gebliebene alsdenn von ſelbſt ohne fernern Gebrauch vergeht; der annoch verborgene iſt gleichfalls in 3. bis 4. Tagen geholfen. Findet ſich hingegen ein ſolcher Schaden im Munde, wie ſich ſolches öfters zuträgt, ſo nimmt man etwas von dieſer Maſſe, und legt ſolches in einer Welſchen Nusſchale, hält ſelbige, ſo viel möglich, mit der Zunge an den Ort, wo ſich der Krebs befindet, feſt, und richtet den Kopf ſo, daß die Feuchtigkeiten ihren gehörigen Abflus haben: ſo wird er ohne weitere Beſchwerde, wie oben angeführt, in der beſtimmten Zeit vergehen, welches ich hiemit aus der Erfahrung bezeuge. Bey währendem Eſſen und Trinken, wie auch beim Schlafengehen aber wird ſolches heraus genommen, welches ſich zwar von ſelbſten verſtehet, dennoch zum Ueberflus anführen wollen. Hat man den Körper vorhero durch eine Doſis Mercurial-Pillen, welches auch nachher geſchehen kan, gereiniget, ſo iſt die Cur um ſo leichter, auch kan man bei dem Gebrauch erſtbemeldter Stüke täglich eine Portion von der Eſſent. Lignor. und Alexipharmaca nehmen. Geſchiehet nun der Gebrauch vorbeſchriebener maſſen, ſo darf man durch Hülfe des Allerhöchſten keinesweges an der Befreiung zweifeln, welches ich einem jeden, der mit ſolchen gefährlichen Schaden behaftet, herzlich anwünſche.

P. G. M.

Mittel, wie die Ehen zu befördern, und mit leichter Mühe zu einem guten Brautſchaz zu gelangen.

(Nro. 23. der Hannöveriſchen Gelehrten Anzeigen, aus dem Engliſchen Gentilmans überſezt.)

Alle Schriftſteller, die das Aufnehmen ganzer Nationen oder groſſer Länder zum Vorwurf ihrer Arbeit gemacht haben, rechnen die Vermehrung der Unterthanen

---

c) Tom. 2. p. 139.

d) Conſ. 97. p. 415.

thanen unter die ſtärkſten Stüzen der Macht und des Reichthums. Dieſer Saz iſt mit ſo vielen Gründen erwieſen, daß niemand mehr daran zweifelt, und es komt lediglich auf die Mittel an, wie man die Vermehrung der Menſchen befördern ſolle. Der natürlichſte Weg iſt, wenn man in regelmäſigen Ehen durch die Zeugung das menſchliche Geſchlecht vervielfältiget. Man hat ausgerechnet, daß in wenigen Jahren an geſunden Orten dadurch die Anzahl ſtärker zunimmt, als man bei der erſten Ueberlegung ſich vorſtellet. Wie ſind aber Mittel zu finden, die Menſchen aufzumuntern, daß ſie ſich verehligen? Die Menge der Bedürfniſſen, welche man vor unentbehrlich hält, eine Haushaltung zu führen, und eine Reihe Kinder zu erziehen, machet den Entſchlus ſchwer eine Frau zu nehmen. Der uns beiwohnende Trieb der Natur wird durch die Furcht der Beſchwerlichkeit überwunden, und man ſuchet ſolchen Trieben auf andere unerlaubte Weiſe ein Genügen zu leiſten. Findet ſich eine Braut, die einen reichen Brautſchaz mitbringen kan, ſo iſt meiſtens nicht ſowohl die Braut, als ihr Geld der Bewegungsgrund, eine Verbindung einzugehen. Wenn man dieſes genau betrachtet, ſo iſt es lächerlich. Wie mancher hat ſich nicht durch das Blendwerk eines anſehnlichen Brautſchazes zum unglüklichen Manne gemacht? Wie mancher hergegen hat mit einer unbemittelten tugendhaften und fleiſſigen Hausfrau ſo viel erworben, daß er ein ruhiges und geſegnetes Alter erreichen können? So gewis dieſes iſt, ſo wenige werden ſich finden, die bei einer ihnen frei ſtehenden Wahl eine reiche Braut der armen nachſezen ſolten. Ja, es geſchiehet gemeiniglich, daß einer artigen und untadelhaften Jungfer der Mangel des Reichthums zu einem ſo groſſen Fehler angerechnet wird, daß kaum jemand, der eine Frau ſuchet, auf ſie Acht hat. In Frankreich hat die Geburt eines jungen Prinzen Gelegenheit zu vielen hundert, ja tauſend Ehen gegeben; dergleichen Gelegenheiten aber äuſſern ſich ſelten, und kommen auch nur denen vom geringſten Stande zu Nuze. Ob nun gleich auch hieran dem Staate ſehr gelegen iſt, ſo iſt doch noch nicht alles erreichet, wenn nicht auch Perſonen vom Mittelſtande ſich zu verheirathen Gelegenheit finden können. Billig ſolten diejenigen Mannsperſonen, welche in den Umſtänden ſind, zu heirathen, eine gewiſſe jährliche Steuer entrichten, wenn ſie eine feſt zu ſezende Anzahl Jahre erreichet, und annoch im ledigen Stande bleiben wollen. Dieſe Steuer ſolte zu Ausſtattung dürftiger Jungfern von gleichem Stande angewendet werden; vielleicht würde dadurch beiden geholfen. Ein jeder behält dennoch die Freyheit, ſich von dieſer Auflage ſo bald er will, durch eine Heirath zu entledigen. Die Heirathscaſſen würden dadurch eine Einnahme bekommen, die an manchem Orte beträchtlich ſeyn kan; und ſo viel ich weis, ſind dazu noch nirgend hinlängliche Einflüſſe erfunden. Unſere Vorfahren haben ohne Zweifel das Hageſtolzenrecht nur um deswillen eingeführet, damit die Jungfern um deſto leichter Männer bekommen mögten. Schade iſt es nur, daß der Nachlas eines alten Junggeſellen nicht ſämtlich zu den Heirathscaſſen gewiedmet worden. Bei den Iſraeliten hatte der weiſeſte Geſezgeber den Neuverehlichten gewiſſe Freiheiten zugeſtanden, und die Liebe zu Fortpflanzung ihres Geſchlechts iſt noch bey den heutigen Juden ſo ſtark, daß ſie ihre Kinder, ſo bald es immer möglich iſt, zu verheirathen ſuchen. Bei den Nationen, wo die natürlichen Geſeze und Triebe noch den Vorzug haben, welche aber in der geſitteten Europäiſchen Welt durch Vorurtheile meiſtens unterdrüket ſind, verheirathet ſich ein Mann, wenn er dazu die Jahre hat, nach ſeinen Neigungen, und genieſſet des unſchuldigen Vergnügens, welches damit verknüpfet iſt, mit einer wahren Zufriedenheit. Bei uns kommt alles aufs Geld an. Das Sprichwort: Geld! Mädgen, ich hab dich lieb, iſt ſo ſehr eingeführet, daß es das Anſehen hat, als wenn die Liebe eines Mannes nicht anders, als um Geld zu Kaufe wäre. Wie iſt aber bei dieſen Umſtänden ein Gegenmittel zu finden? Wolte man ſagen, daß die Natur mit wenigem zufrieden ſey; daß ein junger Anfänger nicht gleich verlangen müſſe, ſo gut zu leben, wie alte Eheleute, die durch vieljährige Mühe und Arbeit ſich etwas erworben habē, welches ſie zu ihrer Bequemlichkeit anwenden können: ſo wird man antworten, daß ſolches gegen den Wohlſtand ſey. Der Mann wird alſo das Heirathen unterlaſſen, und manche Eltern glauben auch ſehr übel für ihre Tochter zu ſorgen, wenn ſie dieſelbe einem Manne geben, der nicht zur Aufwartung der Frauen die nöthigen Bedienten halten kan. Arbeiten ſchikt ſich nur für Leute, die von dem geringſten Stande ſind. Man will nur wohl leben, und gute Tage zählen. Ob dieſes dem Zweke des menſchlichen Daſeyns gemäs ſey, überlaſſe ich einem jeden zu beurtheilen. Indeſſen iſt es nun einmal ſo, und dieſe Mode wird durch Vernunftſchlüſſe ſchwerlich geändert werden. Könte man viele dergleichen Lotterien zum Stande bringen, die der Hamburgiſche Patriot vorgeſchlagen hat, ſo wäre wol noch bisweilen eine Braut reich zu machen. Dieſem Vorſchlag zufolge ſolten hunderttauſend unverheirathete Jungfern oder junge Wittwen jegliche einen Thaler einlegen; die Lotterie ſolte nur einen Gewinn haben, und derjenige, ſo die Lotterie angeſtellet, wolte der Beglükten ihr Ehemann werden. Auf dieſe Weiſe aber mögte wohl wenigen zu helfen ſeyn, und ſo viel ich weis, iſt noch keine Lotterie von dieſer Art zu Stande gekommen. Etwas beſſer hat es jener Engeländer gemacht, welcher ſeine artige Tochter zu verheirathen wünſchte, indem er derſelbigen einen anſtändigen Brautſchaz verſchaffete, und zugleich veranlaſſete, daß ihre Artigkeit beobachtet wurde, welche ſonſt vielleicht nicht würde bemerket worden ſeyn. Die Geſchichte, welche ich in den allerneueſten Londoner Nachrichten geleſen, und da mir vorſtehende Gedanken dabei eingefallen, überhaupt auch ſie zum Vergnügen der Leſer gereichen wird, will ich alſo herſezen:

Ein Bürger in London war verſchiedene Jahre Witwer geweſen, und hatte eine einzige Tochter, für deren Verheirathung er ſorgen muſte. Er liebte ſie zärtlich, und ſie verdiente es. Seine wenigen Reichthümer aber waren nicht hinlänglich, ihr, ohne ſeine Nahrung zu ſchwächen, einen ſtarken Brautſchaz zuzuwenden. Auch in London iſt die Zeit vorbei, da man Verdienſte und Tugend für den beſten Brautſchaz hielte. Die Tochter war ſchön und angenehm: jedoch erhielt ſie verſchiedene Liebhaber, wovon aber keiner einen Ernſt, ſie zu heirathen, bezeigete. Der Vater ſahe wohl, daß die Tochter denen, die mit ihr umgiengen, nicht übel gefiel, u. nahm ſich vor, dieſe Zuneigung zu ihrem Beſten anzuwenden. Zuerſt fragte er die Tochter, ob ſie den Bräutigam annehmen wolte, den er ihr vorſchlagen würde? Und wie dieſe ihm allen Gehorſam verſprochen hatte, bat er fünf Mannsperſonen, denen ſie ſeiner Meinung nach, gefallen, in einem öffentlichen Hauſe, nach Engliſcher Gewohnheit, zum Eſſen. Wie die Geſellſchaft vergnügt war, und man anfieng ohne Zurükhaltung zu reden, wuſte er das Geſpräch auf ſeine Tochter zu lenken. Seine Meinung daß ein jeder von der Geſellſchaft eine Zuneigung zu ihr hatte, wurde durch alles, was er hörete, ſo ſehr beſtärket, daß er dieſe Zeit bequem hielt, ſein Vorhaben auszuführen. Nachdem er bezeuget, daß er ſie ſämtlich vor ſo gute Leute hielte, die einen Vortrag, den er zu thun gewillet ſey, nicht übel aufnehmen würden, fuhr er fort: Sie alle lieben meine Tochter, und einer kan nur ihr Ehemann werden. Keiner von ihnen beſizet ſo viel Reichthum, daß er eine Frau ohne Geld heirathen könne und ſo lange ich lebe, kan ich meiner Tochter keinen Brautſchaz geben.

ben. Ich würde keinem unter ihnen meine Tochter verſagen, und will deswegen einen vernünftigen Vorſchlag thun, durch deſſen Befolgung einer mein Schwiegerſohn werden kan. Er beſtehet in folgenden: Wenn man fünf gegen fünf ſezet, ſo iſt die Hofnung zum Gewinn, und die Gefahr des Verluſts gleich. Wen̄ man Wahrſcheinlichkeit hat, fünfe zu gewinnen gegen eins, ſo man verliehren kan, ſo waget man fünf gegen eins. Wenn man aber fünf verliehren kan gegen einen Gewinn, ſo waget man eins gegen fünf. Das Spiel iſt alſo auf alle Weiſe gleich. Will ein jeder von den Herren 300. Guineen ſezen, ſo haben wir 1500. Ich will 300. hinzu thun. Sie mögen Würfel nehmen, und die meiſten Augen ſollen den Ausſchlag geben. Wer am glüklichſten werfen wird, dem will ich meine Tochter geben, und aus der zuſammen gebrachten Summe ſoll ihr Brautſchaz beſtehen, nebſt der Verſicherung, daß ſie nach meinem Tode meine einzige Erbin ſeyn ſolle. Der Vorſchlag wurde angenommen. Ich weis nicht, ob von allen Seiten ein ernſthafter Entſchlus oder die Würkung des Weins eine beifällige Erklärung ſo geſchwind veranlaſſete. Kurz, ſie redeten ab, noch denſelben Abend wieder zuſammen zu kommen, und ein jeder holete das angelobte Geld. Zu der geſezten Stunde fehlete niemand. Die Würfel wurden herbei gebracht, und der Caſſirer eines reichen Kaufmanns, der ſeit etlichen Jahren Wittwer war, hatte das Glük auf ſeiner Seite. Ein jeder bezahlte ſeinen verſprochenen Beitrag, und gieng nach Hauſe. Vielleicht verfluchten die übrigen viere die Liebe und das Spiel. Eine groſſe Freude iſt ſelten gemäſiget, und deswegen war es dem Caſſirer unmöglich, dieſen Verfall ſeinem Herrn zu verſchweigen. Der Herr fand ſolchen ſo auſſerordentlich, wie er würklich war, und bezeugte ſeine Freude über das Glük des Caſſirers. Wie er der Beſchreibung, die man ihm von der Braut machte, ein wenig nachgedacht, bewunderte er eine ſo liebenswürdige Denkungsart, und glaubte, daß ſolches ein lebendiges Muſter der Sittſamkeit und Gelaſſenheit ſeyn müſte, weil ſie den Willen ihres Vaters mit ſo vieler Unterwürfigkeit ſich gefallen laſſen können. Er wurde deswegen begierig ſie zu ſehen, und ſein Wunſch wurde des folgenden Tags erfüllt. Beim erſten Anblik bemeiſterte ſich die Liebe ſeines Herzens ſo ſehr, daß er ſich entſchlos, dieſe Jungfer glüklich zu machen. Er verlangte von ſeinem Caſſirer, daß er ihm die Braut abtreten ſolte, unter der Bedingung, daß jener zu ſeinem Troſt die 1800 Guinees behalten möge. Der Caſſirer aber war zu dieſer Willfährigkeit nicht geneigt, ſondern verſicherte, daß er die Braut auch dem erſten Prinzen vom Geblüte nicht überlaſſen würde, und daß ihm die Guinees nur um deswillen angenehm wären, weil er dadurch die Verſicherung hätte, diejenige zu erhalten, die er über alles liebte. Nunmehro wurde die Sache ernſthaft. Dem Kaufmann verdroß, daß er von einem Menſchen, der ihm die gröſſeſte Verbindlichkeit hatte, eine abſchlägige Antwort bekommen ſolte, und fragte, woher er das Geld erhalten, mit dem er die Braut und die Guinees gewonnen? Der Herr konnte leicht ermeſſen, daß ſolches aus ſeiner Caſſe genommen wäre, und ein wenig Nachdenken hätte den Caſſirer auf dieſe Frage aufmerkſam machen können. Dieſer aber ſahe die Folgen nicht ein, ſondern bekannte, daß er aus ſeiner Caſſe das Geld genommen hätte, in der Meinung, ihn davon zu benachrichtigen, wenn er verlieren würde, und ſodann durch ein- oder zweijährige Dienſte mit ſeiner Beſoldung wieder zu bezahlen. Wie nun der Caſſirer auch nach dieſem Bekäntniſſe in ſeiner Verweigerung beharrete, forderte ihn der Kaufmann vor das Gericht, und wolte behaupten, daß der geſchehene Wurf ihm zu gut kommen müſte, weil um ſein Geld geworfen ſey: daß ihm folglich die Braut und die 1800. Guinees zugehöreten.

Mit dieſer auſſerordentlichen Klage wurde das Gericht beſchäftiget. Der Kaufmann ſuchte alles auf ſeine Seite zu ziehen, und erbot ſich, den 4. unglüklichen Spielern jeglichem ſeine 300. Guinees zu erſtatten. Die Braut und ihr Vater wünſchten vielleicht, daß der Kaufmann obſiegen möchte. Weil ſie aber in deſſen Entſtehung dem Caſſirer Wort halten müſſen, ſo erwarteten ſie das Urtheil mit aller Gelaſſenheit. Der Caſſirer vertheidiget ſich mit allem Eifer, den ein Verliebter beweiſen kan. Das Publicum wünſchet aus Liebe zu der Braut, daß ſie dem Kaufmanne zu Theil werde, und aus Liebe zu dem Caſſirer, daß er die Braut erhalte. Wie nun dieſer Streithandel ausgehen wird; werden die Londner Nachrichten vielleicht wohl wieder anzeigen.

Mittel, daß die Bäume, die viel Blüthe haben, auch viel Früchte tragen müſſen.

Wenn eine verdriesliche Sache bei dem Landbaue iſt, ſo iſt es die Hoffnungen gefast zu haben, die ſich auf die Menge Blüten gründen, womit die Bäume im Frühiahre ausgezieret ſind, und die mit allen dieſen Blüten wieder zu Boden fallen: denn der gehofte Ueberfluß iſt lange ſo angenehm nicht, als unangenehm der Mangel iſt, den man nachher leiden mus. Um dieſem Uebel zuvor zu kommen, mus man ſeine Urſache entdeken, und dieſe iſt aller Vermuthen nach eine allzugroſſe Hize im Baume, welche machet, daß die Blüten abfallen, die die Hize des Safts gleichſam in ihren Wurzeln verbrannt hat. Man mus alſo der Hize abhelfen, und nichts iſt leichter, als dieſes. Man braucht nur den Fus des Baums zur Blütezeit zu begieſſen, und ihm wenigſtens 5. bis 6 Eimer Waſſer zu geben.

Die Hize iſt es auch, wovon die Knoſpen abfallen. Hier iſt nicht mehr die Sache, dem Baume die Feuchtigkeit erſt zu geben, die er ſchon erhalten hat, oder von ſich ſelbſt beſizt, ſondern man mus ihm dieſelbe nur erhalten. Dieſes kan das Stroh verrichten, das man an den Fus des Baums ſtreuet, damit das Waſſer nicht ſo geſchwind wegdünſte. Mit ſo wenig Mühe und Koſten wird man ſich vor den ſchlimſten Zufällen, die man für die Früchte fürchtet, beſchüzen können.

Vom Nuzen und Schaden der ſogenannten antiſpasmodiſchen röthlichen und niederſchlagenden Pulvern.

Man will, die Arzneien ſollen, auſſer ihren eigenen Kräften, auch ein gutes äuſſerliches Anſehen haben. Es iſt nicht zu läugnen, daß manche Arzeneien in der That nur gefärbt werden, um eine Art eines Anſehens zu erhalten. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob unter dieſe Claſſe der Zinnober mit Recht zu ſezen, und ob derſelbe, auſſer ſeiner Farbe, weiter keinen Einfluß in die Wirkung einer Arznei haben könne. Wir wollen nur als bekannt annehmen, daß der Zinnober heut zu Tage unter viele, ſowol ſalzigte als erdhafte, flüſſige und trokene Arzneimittel komme, beſonders unter diejenigen, die man wider verſchiedene Arten von Wallungen des Blutes, wider Schmerzen, Flüſſe, Alterationen. Schreken, Aergerniſſe und dergleichen zu gebrauchen pfleget. Auch Bezoardiſche und Fieberpulver pflegen von demſelben ihr Theil zu erhalten. Dieſe Gewohnheit, daß durch den Zuſaz von mehr oder weniger Zinnober verſchiedene Arzneien röthlich erſcheinen, hat gemacht daß man insgemein auch dieſe für gut annim̃t. Beſonders iſt es ſehr gewöhnlich, daß ſobald man etwan bey einem Kranken röthliche Pulver wahrnimmt, man glaubet, dieſes ſeyen Bezoardiſche oder niederſchlagende, oder antiſpasmodiſche, oder Flußpulver. Wenn es aber auf dieſe Farbe ankomt, ſo können eine groſſe Anzahl Pulver

ver gemacht werden, die einander gar ſehr ähnlich ſehen ſollen, von welchen aber keines dem anderen in Abſicht auf die Ingredientien, und folglich auch in Abſicht auf die Wirkung gleich ſeyn ſoll: geſezt auch, daß nur ein kleiner Theil vom Zinnober allen dieſen die röthliche Farbe gegeben hätte.

Da alſo ein kleiner Theil vom Zinnober die Ingredientien verſchiedener Pulver ſehr verſteken kan, ſo wird es nur gut ſeyn, wenn die zuweilen von guten Freunden, und in guter Abſicht den Kranken dargereichten Pulver ſolche Dinge enthalten, welche gut, wenigſtens nicht ſchädlich ſind, damit hier nicht der gute Schein betriege. Und da das äuſſere Anſehen gar öfters nicht hinreichend zu ſagen, ob dieſes oder jenes röthliche Pulver heilſam, wenigſtens unſchädlich ſey, ſo wird man entweder andere Unterſuchungen mit einem ſolchen Pulver anſtellen, oder, welches beſſer, das Recept oder Beſchreibung deſſelben einſehen müſſen, ehe man ſein Urtheil fället.

Ich will nur einen Vorfall bekannt machen, wo unter röthlichen Pulvern ſolche Dinge enthalten waren, welche offenbahren Schaden angerichtet, und welche unter dem Vorurtheil, es ſeyen temperirende, und bezoardiſche röthliche Pulver, in guter Abſicht genommen waren.

Ein gewiſſer Beamter von etlichen und vierzig Jahren verfiel in ein Tertianfieber. Verſchiedene unterſchiedliche Geſchäfte machten, daß dieſe Krankheit damals zu ſehr ungelegener Zeit kam. Er ſuchte dahero geſchwinde Hülfe, und da man ihm von einem gewiſſen ſogenannten Bauren-Doctor geſagt hatte, daß er das Fieber geſchwind vertreiben könte, ſo läſſet er ſich ſeine Arzenei kommen. Dieſe beſtand in etlichen röthlichten Pulvern, von ſehr kleiner Doſi. Nach etlichen Tagen aber ſieht er ſich gezwungen zum Arzt zu ſchiken. Er läſſet melden, er habe das Fieber etliche mal gehabt, nach dem Gebrauch einiger Brech- u. Purgierpulver ſeye daſſelbe ausgeblieben. Jezo aber habe er groſſe Mattigkeit, auſſerordentlichen Durſt, beſtändige Unruhe, Hize, beſonders im Unterleibe. Der Arzt konte nicht anders als dieſe Umſtände für ſehr gefährlich anſehen, und er traf den Kranken in den gemeldeten Umſtänden an, ſo, daß eine bereits überhandgenommene und gefährliche Entzündung im Unterleibe offenbar war. Man konte nicht anders, als ſich nach der gebrauchten Arzenei zu erkundigen, um zu erfahren, ob von derſelben die jezigen Umſtände herzuleiten. Man lies dahero noch eine Doſin von erwehntem Pulver holen, und der Vieharzt war ſogleich willig ſolches zu überſenden. In einem kleinen Papiergen erhielt man kaum einen halben Scrupel röthlichten Pulvers. Die kleine Doſis war ſchon befremdlich, u. man vermuthete nicht unbillig, daß hier etwas heftig wirkendes verborgen ſey.

Zur Unterſuchung durch das Schmeken wolte man ſich eben nicht entſchlieſſen. Man warf dahero die Helfte dieſes Pulvers auf eine glüende Kohlpfanne. Sogleich entſtunde ein ſehr unangenehmer Geruch, der gebrannten Haaren, oder dem Knoblauch ſehr nahe kam, der auch ſich nicht ſogleich verlieren wolte.

Konte man hiernach wohl auf etwas anders als auf den Arſenik ſchlieſſen? zumahl da auch der andere Theil des Pulvers auf einem glüend gemachten kupfernen Plätgen einen weiſſen Flek hinterlies; es ſey nun, daß es weiſſer Arſenik, mit wenigem Zinnober vermiſcht, oder der rothe Arſenik geweſen.

So hatte alſo dieſes verdammte Unterfangen ſo einen unglüklichen Erfolg. Man entdekte dahero dem Kranken und denen Angehörigen, was geſchehen wäre. Man wendete alle Mittel an, die ſonſten bei einer durch Arſenik entſtandenen Vergiftung gebräuchlich ſind. Man ſuchte denen bereits vorſeyenden gefährlichen Umſtänden, abhelfliche Maaſe zu geben. Die Entzündung aber hatte bereits ſo überhand genommen, daß alle Kennzeichen zu erkennen gaben, der heiſſe Brand der Gedärme ſeye würklich da, und der Kranke ſtarb nach etlichen Tagen.

Es iſt möglich, daß der Arſenik auf gewiſſe Art ein Fieber gehoben haben kan. Es kan eine Menge unverdauter Speiſen, oder eine Menge Schleim im Magen und Gedärmen vorhanden geweſen ſeyn. Dieſe haben die heftige Würkung des Arſeniks gemindert, und nur ſo viel Empfindung zugelaſſen, das ein Erbrechen oder ein Durchfall zuwege gebracht, und dadurch zum Theil die vornehmſte materielle Urſach des Fiebers gehoben worden. Da der Arſenik ein eigentliches Gift iſt, ſo iſt dieſe Erfahrung ſo unbeſtimmt, und der Schlus davon auf andere Fälle ſo elend, daß man ſich mit der Widerlegung deſſelben nicht zu bemühen hat, zumahl ſo viele klügliche Folgen das Gegentheil beſtätigen. Der Arſenik curirt die Fieber als ein Gift, die, ſo es ausſtehen können. Dieſes Unternehmen ſchiket ſich für keinen ehrlichen Mann und vernünftigen Arzt, und dieſenigen Unglüklichen, die verwegen genug ſind, ohne alle Erkenntnis ſich den Heilungen der Krankheiten zu unterziehen, und dadurch ſe öfters eigentliche Todtſchläger werden, ſolten billig nach dem 134. Artikel der Peinlichen Halsgerichtsordnung, in Abſicht auf die Straf, ſo ein Arzt durch ſeine Arzenei tödtet, angeſehen werden.

Vielleicht aber wäre dieſer unglükliche Fall nicht geſchehen, wenn man nicht dieſes röthliche Pulver für eine Bezoar- oder Fieberpulver, oder für ein ſolches gehalten hätte, von dem wenigſtens nichts zu befürchten wäre. ,, Ich will bey der Gelegenheit wegen der ſo gewöhnlichen niederſchlagenden Pulver noch einige Anmerkungen machen.

Wie man des Guten auch zu viel thun, und die beſte Sache zur Unzeit, folglich unrecht gebrauchen kan, ſo kan man es auch mit den bekañten antiſpasmodiſchen Pulvern machen. Zu wiſſen, daß man ſich bei Wallungen und Erhizungen leicht wieder abkühlen kan, und zu glauben, daß man hierzu ein dienliches Mittel habe, kan manchen in ſchlimme Umſtände verſezen. Den Tag über brav Wein und andere geiſtreiche Getränke zu ſich nehmen, oder bis in die Nacht ſich mit Tanzen oder andern heftigen Leibesbewegungen zu erhizen, und hernach doppelte Doſes niederſchlagender Pulver drauf zu ſezen. Ich weis die betrübteſten Folgen, die auf dergleichen zu ſchnelles zur Ruhe bringen der bewegtẽ Theile ſich ergeben. Stokungen der Säfte, Schwächungen des Magens, der Gedärme und der Eingeweide, Verhaltungen der gehörigen Auswürfe, beſonders des Schweiſſes waren der Grund von andern Folgen, v. der Bleichſucht bei dem Frauenzimmer, von Verhärtungen der Leber und Milz, vom Blutſpeyen und darauf erfolgter Schwindſucht und dergleichen.

Eine anhaltende unbequeme Hize in Krankheiten durch die rothen Pulver zu ſtillen, iſt auch nicht ungewöhnlich. Wie aber wenn dadurch verhindert wird, was durch die Hize hat ſollen bewerkſtelliget werden? In verſchiedenen Arten von hizigen Fiebern hat man zwar Urſache die Hize zu mindern, und ein mäſſig kühles Verhalten anzurathen. Und man hat auch nicht Urſach durch ſogenannte bezoardiſche gifttreibende Sachen Oel ins Feuer zu gieſſen. Allein durch ſo viel kühlende Dinge, dergleichen die Salze in den niederſchlagenden Pulvern ſind, zu einer Zeit, wo vor dem Auswurfe z. E. des Frieſels oder der Blattern Hize hergehen mus, ſolche durch viele Doſes auf einmal zu dämpfen, iſt offenbar ſchädlich, indem dadurch der heilſame Auswurf ſelbſt zurük gehalten wird.

Sodenn iſt ſehr gewöhnlich, die niederſchlagenden Pulver in allen Arten von Alterationen zu gebrauchen. Wenn nun zwar die aus Salpeter, einem Mittelſaze und etwas Zinnober, nebſt einem oder andern erdhaften Mittel, z. E. Krebsſteinen, Muſchel und Auſterſchalen, Perlenmutter und dergleichen beſtehenden Pulver, den egalen Kreislauf des Blutes wieder herzuſtellen im Stande ſind, ſo können ſolche ohne Bedenken in denen Alterationen gebrauchet werden, welche mit einer Wallung verbunden ſind. Soll man aber hier recht zu Hülfe kommen, ſo muß man doch ſehen, was jede Alteration in Abſicht auf die Wallung beſonders hat. Wir wollen zwei entgegen geſezte Gemüthsbewegungen nehmen. Aergernis und Schreken. Bei dem Schreken iſt insgemein die Richtung und der Trieb des Blutes von den äuſſern nach den innern Theilen zu bemerken. Die Haut wird zuſammen gezogen, man zittert, das Blut eilet zurük, als wenn es für einer Gefahr fliehen wolte. Es iſt alſo nöthig, daß zu Wiederherſtellung des egalen Kreislaufes, die nach den innern Theilen zu ſehr angehäuften Säfte nach den äuſſern auch befördert, ſo mit auch das Gleichgewicht erhalten werde. Niederſchlagende Pulver können nun zwar den Trieb in den innern Theilen ſchwächen, und den Krampf der äuſſern nachlaſſen. Dadurch wird eine gleiche Wirkung erhalten. Wenn aber mit den niederſchlagenden Pulvern etwas vermiſcht wird, welches die Anhäuffung des Blutes in den innern deſto eher vertheilen, und nach den äuſern befördern kan, ſo wird ſolches zuträglicher ſeyn, als wenn man zugiebt, daß die kühlenden Pulver, die in den innern Theilen ausgedehnten Gefäſe erſchlappen, die in ihnen enthaltenen Säfte zur Ruhe bringt, und alſo zu Stokungen Gelegenheit gegeben werde. In dieſem Fall iſt es nicht unbillig, wenn im Schreken ein niederſchlagendes Pulver mit dem ſogenannten Zelliſchen Pulver, oder an deſſen ſtatt mit einem Tropfen Zimmet, oder eines andern wahren eſſentiellen Oels verſezet wird, wenn man nicht etwan mit einem andern hierzu ſchiklichen Medicamenten ſich zu verſehen Willens iſt.

Im Aergernis, zumalen wenn man ſolchen auslaſſen kan und darf, findet man das Gegentheil der Wirkungen des Schrekens. Wie bemühet man ſich nicht im Aergernis ein wahres oder ſcheinbares Uebel von ſich zu entfernen. Alles ſcheinet hierauf zu zielen. Das Herz ſchläget heftig, die Bewegung des Bluts wird vermehret, als ob ein Widerſtand überwältiget werden ſollte. Ob man nun gleich nicht Urſach hat, die Affecten ſogleich zu unterdrüken, ſondern deren Wirkung zu mäſſigen, indeme dieſe die Triebfedern unſerer Handlungen zu ſeyn pflegen; ſo weis man doch auch, daß nach der Heftigkeit der in Bewegung geſezten Theile eine Erſchlappung folgen kan. Dieſe zu verhüten, mus das Gleichgewicht oder vielmehr die gehörige Wirkung und Gegenwirkung hergeſtellet werden, ſo bald und ſo gut es möglich. Hier wären nun eſſentielle Oele, wie im vorigen Fall, offenbar ſchädlich, als welche hier die Wirkungen vermehren würden. Vielmehr kan hier ein niederſchlagendes Pulver, ſo aus oben gemeldeten Sachen zuſammen geſezt, ohne Bedenken gebraucht werden, zumal wenn die beigemiſchten erdhaften Dinge, die etwan bereits ergoſſenen galligten Theile verſchluken können, oder etwas hinzugeſezte Rhabarder ſolche gelinde ausführen kan.

Ob nun der Zinnober zu beiderlei Abſichten nöthig ſey, will ich eben nicht behaupten. So viel weis ich aber, daß er vermittelſt ſeiner ſchweren und minder auflöslichen Eigenſchaften bei verſchiedenen Perſonen mehr geſchadet als gefruchtet hat. Hingegen wenn die bloſſen Salze nebſt den abſorbirenden Sachen in den gehörigen Fällen gegeben, und alſo ein weiſſes temperirendes Pulver verfertiget worden, hat man weniger Klagen und mehrere Wirkung vernommen.

So wenig Kunſt aber zu Verfertigung eines oder des andern von ſolchen Pulvern gehöret, und ſo wenig man ſich den Namen eines Arztes beilegen darf, wenn man nicht als dieſes kan; ſo ſehr ſiehet man doch, wie vorſichtig man zu Werke gehen mus, wenn nichts ohne hinreichenden Grund geſchehen ſoll, ſollte auch eine Sache nicht von der Wichtigkeit angeſehen werden, daß ſie ſo viel Ueberlegung verdiene.

Mittel, die Krähen zu vertreiben.

Ich ließ ein Stük Land von Steinen reinigen, um es zum Weinwachs zuzubereiten. Um es vorher ein wenig anzufrischen, säete ich groſſe Bohnen hinein, die mir aber groſſe Raben entweder ohne oder nachdem sie schon getrieben hatten, alle hinweg fraſſen, ob ich gleich zur Beschüzung des Landes eine Menge Kinder zu Schildwachten geſtellet hatte, die dieſe ungebetene Gäſte mit ihrem Geſchrei und Steinen wegſcheuchen muſten. Der folgende Winter war hart, und der Schnee blieb 6. Wochen auf dem Lande liegen. Die Raben waren davon ſo ausgehungert, daß ſie mit meinen Tauben und anderm Federviehe Geſellſchaft machten, wann ſie gefüttert wurden. Ihr Hunger war ſo gros, daß man ihrer eine groſſe Menge mit Prügeln tod ſchlagen konte. Weil mir ihre Nachbarſchaft höchſt verdrieslich war, ſo erſann ich das Mittel, eingeweichte Bohnen mit verroſteten Nadeln und zerbrochenen Nägeln zu ſpiken, die ich ohne viel Koſten zuſammen brachte. Hierauf lies ich auf freiem Felde einen Plaz fegen, und ſäete dieſe Bohnen hinein. Meine Raben blieben nicht lange aus, und verſchlungen alle die ihnen vorgeworfenen Bohnen. Weil der Schlund dieſer Vögel ſehr weit, ihre Gedärme aber ſehr enge ſind, ſo konten ſie die Nadeln und Nägeln nicht wieder los werden, und es ſtarben ihrer davon eine erſtaunliche Menge, die die Bauern ſorgfältig ſamleten, und in den Topf ſtekten. Jedermann weis, wie viel Schaden dieſes unglükliche Geſchlecht den Hölzungen zufüget, die endlich ausgehen, wenn es ſeinen Aufenthalt darin behält; wie viel kleine Vögel es umbringet, und wie grauſam es alles verheeret und beſtiehlt, was man ins Land ſäet, ſo daß davon ein groſſer Theil der gehoften Ernte verlohren geht. Die groſſen Bohnen, (fèves de marais) ſind ſolche Lekerbiſſen für die Krähen, daß ſie das Aas dafür liegen laſſen, und wenn man auch dieſe Bohnen nicht haben kan, ſo thun andere, und Erbſen eben die Dienſte.

Die untergehende Sonne.

Der Tag erblaſſet. Sein heiteres Licht wird mit jedem Augenblik ſchwächer, und drohet, bald ganz zu verlöſchen. Die feurige Quelle dieſes koſtbaren Elements nähert ſich mit ſtarken Schritten dem Horizonte. Nur noch ein ſchmaler Streif ſcheidet ſie davon. Sie hat ſchon den gröſten Theil ihrer Stralen abgeleget. Das Auge verträgt ſchon ihren Anblik, deſſen völliges Verſchwinden es in der nächſten Minute erwartet. Ein feuriger Glanz vergoldet die ganze Abendſeite des Himmels. Die lezte Erſcheinung der Sonne iſt eben ſo prächtig, als heute ihre erſte war. Sie läſſet uns bei ihrem Untergange gleichſam empfinden, wie viel wir an ihr verliehren. Jezt verſinket ſie ; ; ; Sie iſt hin ; ; ; und ich habe ſie vielleicht jezt zum leztenmal in meinem Leben geſehen. Ehe ſie ihre Reiſe bis zur Morgenſeite wird vollendet haben, hat der Engel des Todes aus den Händen des ewigen den gemeſſenen Befehl erhalten, mehr als dreiſſig tauſenden (*) von unſerm Geſchlechte ihren Aufenthalt in den finſtern Wohnungen des Schattenreiches anzuweiſen. Tauſende Würgengel ſind ſchon ausgegangen, dieſen Befehl zu vollſtreken. Sie kennen ihre Opfer mit Namen; gewis, keinen zu ver-

---

(*) Dieſer Gedanke iſt nichts weniger, als übertrieben. Von 30. Menſchen ſtirbt jährlich einer. 1000,000,000. Menſchen leben zur Zeit auf dem Erdboden. Von dieſen ſterben alſo jährlich mehr, als 33,000,000, welches auf jeden Tag im Jahre mehr, wie 90,000, und alſo noch etliche tauſend mehr machet, als der Tag Stunden hat. Eine Sommernacht zu 8. Stunden gerechnet, liefert alſo auf das wenigſte 30,000 Menſchen in das Grab. Es ſagt alſo der obige Gedanke, im ſtrengſten Verſtande genommen, noch weniger, als ſich in der That befindet.

verfehlen. Wer weis? ſteht nicht auch der meinige mit auf dieſer fürchterlichen Liſte? Wer weis? wird ſich nicht auch für mich dieſe Nacht in eine ewige Nacht verwandeln? in eine Nacht, welche der ſpäte Morgen der Ewigkeit allererſt unterbrechen wird.

Wie finſter iſt jezt der Anblik der Natur? die Farben ſterben. Die Schöpfung entſchlummert. Melancholiſche Schatten bedeken die ganze Körperwelt, welche ſchwarz gekleidet das abermalige Abſterben eines Tages zu betrauren ſcheint. Das Geräuſche der Welt verwandelt ſich in eine ſchüchterne Stille. Die Bande der Geſellſchaft ſind aufgelöſet. Die Verknüpfung der Seele mit der Körperwelt iſt faſt gänzlich unterbrochen, da Licht und Schall, ihre vornehmſten Werkzeuge, ſchlafen. Sie iſt allein. Kein mitleidiger Lichtſtral beſuchet ſie mehr. Von einer fühlbaren Dunkelheit umgeben, fühlt ſie nur ſich, und ſich in einer Einöde. Durch das ganze Gebiet der Natur herrſchet ein allgemeines fürchterliches Stillſchweigen. Welch ein natürliches Bild des Todes? Er iſt eben das, nur in einem höhern Grade. In der Nacht iſt die Welt für uns tod. In der Todesnacht ſind wir es für die Welt, und zugleich für uns ſelbſt. Unfähig zu empfinden, zu denken und zu wirken, betäubt, fühllos, und ſich ihrer ſelbſt unbewuſt, erwartet die ſchlafende Seele, um erwachen zu können, den mächtigen Ton der göttlichen Poſaune, welche den Anfang der Ewigkeit verkündiget, und Welten zum Gericht ruft. Die Nacht der Natur läſſet doch der Seele noch die Kraft, wirkſam zu ſeyn; und ihre Stille loket ſie, es auf eine für ſie ſelbſt nüzlichere Art zu ſeyn, als es ihr das Geräuſch des Tages verſtattet. Sie veranlaſſet ſie, über ſich ſelbſt nachzudenken, und, von äuſſern Eindrüken ungeſtört, für das Glük der Zukunft zu ſorgen. Und woran iſt mir wohl mehr, als daran, gelegen! Nacht! ſey mir willkommen! Von deinen Stunden will ich einen beſſern Gebrauch machen, als ich von denen des Tages gethan habe: Deine Finſternis ſoll meine Seele erleuchten. Du biſt eine nahe Verwandin des Todes. Der Umgang mit dir ſoll mich zu ſeiner Bekanntſchaft führen.

Die dunklen Schatten der Nacht ſind ſchrekliche, aber heilſame Boten, von dir abgeſand, um mich vor dem blendenden Schimmer verführiſcher Reizungen zu warnen, und mich durch die Erfahrung zu belehren, daß du allein mein einiges, wahres und höchſtes Gut ſeyſt. Darum verhüllen, auf deinen Befehl ſchwarze Finſterniſſe die Schönheiten der Erde, damit ich ungehindert die unvergänglichen Schönheiten des Himmels ſehen und lieb gewinnen möge. Wie lebhaft empfinde ich jezt in der Finſternis, welche mich umgiebt, die Nichtigkeit der Hofnungen, welche mich heute durch ihren falſchen Schein bezauberten?

Untergehende Sonne! verlöſchendes Licht des Tages! lebendiges Bild von der Unbeſtändigkeit aller irdiſchen Dinge! lehrreiches Schauſpiel für mich, der ich auch einmal untergehen; deſſen Lebenslicht auch einmal verlöſchen; und die Vergänglichkeit aller Dinge mit einem neuen Beiſpiele beſtärken mus! Möchte doch mein Untergang einſt dem deinigen gleich ſeyn. Du gehſt mit Pracht und Majeſtät unter. Auf gleiche Art verläſſet ein Gerechter die Schaubühne dieſes Lebens. Ein tugendhafter Wandel führet zu einem herrlichen Tode. Ein Geiſt, deſſen innere Fähigkeiten die Religion erweitert; deſſen Hofnungen die Lehre des Chriſtenthums erhöhet; und deſſen Geſinnungen der Geiſt der Gottſeligkeit geheiliget hat; ſieht der Auflöſung des Körpers, der bisher ihm zum Aufenthalt gedienet hat, mit geſezter Gelaſſenheit zu. Es iſt gewis, daß er, gleich ihr, prächtiger wieder aufgehen wird. Dieſe Hofnung lebet in ſeinen lezten Gedanken. Ein zufriedenes Lächeln ſtirbt auf ſeinen erſtarrenden

Wangen. Er ſinkt der Ewigkeit in die Arme, unterſtüzet von den getreuen Händen der Allgenugſamkeit, auf welche er durch ſein ganzes Leben vertrauet hat. Seine verlaſſene Wohnung zerfällt in Staub. Seiner wird in kurzer Zeit unter den Lebendigen vergeſſen. Die Räder der Natur bewegen ſich indeſſen ohne Stillſtand fort. Die Planeten wälzen ſich nach, wie vor, um ihre Sonnen: bis der, deſſen gebietend Wort ſie zuerſt in Bewegung ſezte, ihnen den Befehl gibt, zu vergehen. Nun ſtirbt die Natur; aber der Gerechte lebt wieder. Er lebt, um nie wieder zu ſterben. Der erſte Blik, welchen er um ſich thut, entdeket ihm ſeinen Erlöſer. Er erkennet ihn, ſeinen göttlichen Freund, mitten unter der Menge himmliſcher Heere, welche ihn begleiten; er erkennet ihn an der Herrlichkeit des Vaters, welche ihn umgiebt, und an der Allmacht eines Schöpfers, mit welcher er ausgerüſtet zur Erſchaffung neuer Welten hervorgeht. Ein Blik voll göttlicher unausſprechlicher Huld befiehlt ihm, hinzunahen, und ein Zeuge noch nie geſehener Wunder zu ſeyn. Die ſchlaffende Stimme durchſchallet die grundloſe Tiefen des Nichts; und plözlich ſteigt eine neue Sonne mit neuen Welten hervor. Sie glänzt mit einem himmliſchen unauslöſchlichen Glanze. Ein ſegnender Blik ihres Schöpfers weihet ſie zu der ewigen Wohnung der Seligen ein. Hier iſt das Haus des ewigen Friedens, der Siz der Zufriedenheit, und das Vaterland der Liebe. Hier hat der Allmächtige für ſeine Lieblinge gebauet. Hier iſt das Reich ſeines Sohnes und ſeiner Erwählten. Hiehin geht der Gerechte, geführet von ſeinem unſterblichen Freunde, und nimmt das Reich in Beſiz, welches die ewige Liebe des Vaters ihm von Ewigkeit her bereitet hat. O ſeliges Schikſal! ſey du das Ziel aller meiner Wünſche! Mich deine würdig zu machen, ſoll der Endzwek meiner nächtlichen Bemühungen ſeyn. Wann mit dem Tage die Geſchäfte des Tages ein Ende haben, wann mit dem Lichte der Welt auch das Geräuſche der Welt verſchwindet; dann will in ſeliger Einſamkeit meine Seele zu himmliſchen Geſinnungen bilden: dann will ich ungeſehen von Menſchen, und nur von dem Auge der Allgegenwart bemerket, mich mit meinem himmliſchen Freunde und mit der Ewigkeit bekant machen. In dieſen, für den gröſſeſten Theil der Menſchen verlohrnen Stunden, will ich lernen, wie ich heilig leben, und einmal des Todes der Gerechten ſterben kan.

Wie bey groſſer Theurung und Brodmangel, aus andern geringen Mitteln, Mehl und Brod, als ein trefliches Nahrungsmittel, auf eine ſehr leichte Art zubereitet werden kan.

Das Programma, womit der Procancellarius, Hr. D. Samuel Quellmalz, dieſe feierliche Handlung ankündigte, handelt de pane ſuccedaneo, corticeque tiliae interiori, 2. Bogen. Bey groſſer Theurung und Hungersnoth, wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel ſehr ſparſam oder gar nicht zu haben ſind, ſuchen die Menſchen durch andere Mittel ihr Leben zu friſten. Der Herr D. führet einige Exempel aus der Hiſtorie an, da bei groſſem Mangel an Brode, von gewiſſen Baumrinden, von Herbſt-Heu oder Grummet, von Sauerampfer-Saamen, von Mandeln und dergleichen, Brod zubereitet worden. Er erwähnet zugleich anderer Mittel aus dem Pflanzenreiche, die zu dergleichen Endzwek dienlich wären, unter die er zulezt die innere Rinde an denen Linden rechnet, welche, wenn ſie zu einem feinen Mehle zubereitet, und mit andern Mehle vermiſcht würde, ein trefliches Nahrungsmittel ſeyn könnte.

Die

Die Ungemächlichkeit und Vorurtheile des hohen Alters.

Ein alter griechiſcher Sinndichter, der die Mühſeligkeiten zu zeigen ſuchet, welche die lezte Stufe des menſchlichen Lebens umringen, wünſchet denen, welche ſo thörigt ſind, ſich ein langes Leben zu wünſchen, das Unglük von einem Jahrhundert zum andern immer älter und älter zu werden. Er glaubte, es werde kein zufälliger oder fremder Schmerz erfordert, die Verlebtheit ſey ſchon an und für ſich ſelbſt ein Inbegrif alles deſſen, was nur ſchrökliches wäre, und man könne dem Fluch, alt zu werden, nichts hinzufügen, als daß das Alter über ſeine natürliche Gränzen möge ausgedehnet werden.

Selbſt der gleichgültigſte und unachtſamſte Zuſchauer kan in der That kaum anders, als mit ſchwerem Herzen, ſich von dem ſchweren Anblik der lezten Scenen in der Tragödie des menſchlichen Lebens zurükke ziehen, in welchen er diejenigen, die in den erſteren Abtheilungen des Schauſpieles durch den Widerſpruch ihrer Aufführung, durch entgegen ſtehende Abſichten, und durch die Unähnlichkeit ihrer perſönlichen Eigenſchaften von einander unterſchieden waren, alle in eine gemeinſchaftliche Noth verwikkelt findet, und alle mit Trübſalen ringen ſiehet, welche ſie zu überwinden keine Hofnung haben.

Alle andere Mühſeligkeiten, auf was für Wegen wir auch unſern Durchgang durch die Welt nehmen müſſen kan Weisheit vermeiden, oder Tapferkeit überwältigen. Durch Behutſamkeit und Vorſicht können wir hindurch ſchleichen, ohne vieles anzutreffen, das uns aufhalten, beunruhigen könnte: Durch Muth und Stärke können wir uns einen Weg brechen und die Beſchwerlichkeit des Streites mit dem Vergnügen des Sieges belohnen. Allein es mus eine Zeit kommen, da alle unſere Klugheit und Herzhaftigkeit gleich vergeblich ſeyn werden, da wir alle in Hülfloſigkeit und Kummer verſinken werden, ohne einiges Vermögen aus den Vergnügungen, die uns ehedem ergözzet haben, einen Troſt zu ſchöpfen, und ohne eine anſcheinende Hofnung, uns zu einem zweiten Beſiz der Seegensgüter, die wir verlohren haben, wiederum empor zu ſchwingen.

Der Fleis der Menſchen hat es inzwiſchen nicht an Beſtrebungen fehlen laſſen, dieſen Stunden der Niedergeſchlagenheit und Schwermuth einige Tröſtungen zu verſchaffen, und die fürchterliche Finſterniß mit gekünſteltem Licht zu vergülden. Die gewöhnlichſte Stüzze des hohen Alters iſt Reichthum. Derjenige, deſſen Gebiet weitläuftig iſt, und deſſen Kaſten voll ſind, glaubet dadurch wider alle Eingriffe in ſein Anſehen beſchirmet, und zum wenigſten vor offenbarer Verſpottung und in die Augen fallender Verachtung geſichert zu ſeyn. Wenn er alle andere Mittel zur Herrſchaft verlohren hat, wenn ſeine Stärke und ſeine Vernunft ſchwinden, ſo kan er doch zum wenigſten noch ſeinen Willen ändern: Es müſſen daher alle, welche Hofnung hegen, auch Furcht vor ihm haben; Und er kan noch immer fortfahren, denjenigen Geſezze zu geben, die noch nicht aufgehöret haben, auf ihren eigenen Nuzzen zu ſehen.

Die Farben des menſchlichen Lebens ſind, nach dem, als wir auf das künftige vorwärts, oder auf das vergangene zurük ſehen, ſo verſchieden, und die Meinungen und Geſinnungen, welche dieſe Ungleichheit der Ausſicht natürlicher Weiſe hervorbringt, ſo ſehr voneinander abſtimmig, daß der Umgang zwiſchen alten und jungen Leuten ſich gemeiniglich auf beiden Seiten mit Verachtung oder Mitleid endiget. Einem jungen Menſchen, der mit der Fülle der Hofnung und einer brennenden Begierde, ſeine Abſichten auszuführen, in die Welt tritt, iſt nichts ſo unangenehm, als die kalte Behutſamkeit, die feigen Zauderungen, und das ängſtliche Mistrauen, welche die Erfahrung und mancher misgelungene Anſchlag ganz unſtreitig einflöſſen: Der alte Mann wundert ſich hingegen ſeiner Seits, daß die Welt niemals weiſer werden kan, daß weder Lehren noch Beiſpiele die jungen Leute von ihrer Leichtglaubigkeit und Vermeſſenheit zu heilen vermögen, und daß nicht ein einziger ſich davon überzeugen laſſen will, daß ihm Fallſtrikke geleget werden, als bis er ſich in denſelben verwikkelt findet.

Solchergeſtalt dienet eine Geſchlechtsfolge allezeit der andern zur Verachtung und zur Verwunderung, und die Begriffe des Alten und des Jungen gleichen flüſſigen Materien von verſchiedener Schwere und Zuſammenfügung, die ſich niemals mit einander vermengen können. Die Geiſter der Jugend, durch Geſundheit in die Höhe getrieben, und von der Leidenſchaft volatiliſch gemacht, laſſen geſchwinde die phlegmatiſchen Schlakken der Behutſamkeit und Ueberlegung hinter ſich, und brechen in Verwegenheit und kühne Unternehmungen aus. Es wird dannenhero die Zärtlichkeit, welche die Natur einflöſſet, und die lange Gewohnheit, Gutes zu thun, unumgänglich erfordert, ſo widrige Neigungen mit einander auszuſöhnen: Und ein alter Mann mus ein Vater ſeyn, um die Thorheiten und Ungereimtheiten mit Gedult ertragen zu können, die er beſtändig in den Entwürfen und Erwartungen, Ergözlichkeiten und Befahrungen derjenigen anzutreffen glaubet, die noch nicht durch die Zeit abgehärtet, oder durch die Täuſchung ihrer Hofnungen abgekühlet worden.

Obgleich das Alter jeder Gattung menſchlicher Weeſen ſchröklich genug iſt, ſo haben ſich doch artige Frauenzimmer am ſtärkſten davor zu fürchten, die keinen andern Zwek oder Ehrgeiz haben, als beides den Tag und die Nacht mit dem Anpuz, mit Zeitkürzungen und unter Schmeicheleien zu Ende zu bringen, und ſich niemals mit Erkenntnis oder mit Geſchäften bekannt gemacht, ſondern alle ihre Begriffe von dem herum laufenden Geſchwäze jeder Stunde hergenommen haben, und alle ihre Glükſeligkeit denen Ueppigkeiten, Kindereien, den Complimenten und Gaſtmahlen zu verdanken gehabt. Bei dieſen Frauenzimmern hebet das Alter zeitig an, und dauert oftmals ſehr lange. Es hebrt an, wenn ihre Schönheit verwelket, wenn ihr aufgewektes Weſen ſeine Lebhaftigkeit und ihre Bewegung ihre Leichtigkeit verliehret. Von dieſer Leichtigkeit verſchwindet alles um ſie herum, was ihnen Freude verurſachte: Sie hören die Lobserhebungen andern zu Theil werden, die ihren Buſen mit Frolokken anzuſchwellen pflegten. Sie beſuchten die Sizze der Glükſeligkeit und bemühen ſich, die Gewohnheit, ergezzet zu werden, fortzuſezzen. Allein das Vergnügen wird nur alsdenn geſchmekt, wenn wir glauben, es von unſerer Seite auch andern mittheilen zu können; Und Verabſäumung und Muthwilligkeit lehren ſie bald, daß ihre Kraft zu gefallen, und die Zeit, da ſie gegolten haben, vorbei ſind: Und was bleibt alsdenn übrig, als eine verdrüsliche und troſtloſe Einförmigkeit, ohne einige Bewegung des Herzens oder Anſtrengung der Vernunft?

Indeſſen, ſo muthlos uns auch das Alter durch ſeinen Anblik machen kan, wenn wir es in der Entfernung betrachten, ſo werden wir doch alle allmählich gewis alt werden: Und daher ſollten wir uns billig darnach umſehen, was für ein Vorrath gegen dieſe Zeit des Kummers angeſchaffet, was für eine Glükſeligkeit gegen den Winter des Lebens geſammlet und aufbehalten werden könne, und wie wir in den Stand geſezzet werden möchten, unſere lezten Jahre in Heiterkeit und Frölichkeit zuzubringen.

Wenn man durch die Erfahrung gefunden hat, daß keine Abtheilung des menſchlichen Lebens vermögend iſt, ſich genugſame Annehmlichkeiten zu verſchaffen, woferne ſie nicht ungewiſſe Glükſeligkeiten gleichſam zum Voraus genieſſet, ſo kan man in der That nicht dafür halten, daß das hohe Alter, durch Arbeiten abgezehret, durch Befahrungen beunruhiget, und von Krankheiten gemartert, aus ſeinem eigenen Zuſtande einige Munterkeit hernehmen, oder aus dem Anſchauen des Gegenwärtigen ein hinlängliches Vergnügen ſchöpfen könne. Aller Troſt, der jezt erwartet werden kan, mus aus dem Vergangenen zurük geholet, oder von der Zukunft entlehnet werden. Das Vergangene iſt oft gar geſchwinde erſchöpfet: Alle Begebenheiten oder Handlungen, aus welchem das Gedächtnis einiges Vergnügen hernehmen kan, werden bald überdacht; Und die Zukunft liegt jenſeits, des Grabens, wo nur Tugend und Andacht ſie erreichen kan.

Die Frömmigkeit iſt demnach der eigentliche und vollſtändige Troſt eines Menſchen in den abnehmenden Jahren, weil dieſe Welt ihm keine weitere Ausſichten geben kan. Wer alſo ohne die Hofnungen alt wird, die Religion und Gottesfurcht darbieten, der fällt, ſo wie er zur Schwachheit und Unvermögenheit allmälig hinabſinkt, und Schmerzen und Sorgen unaufhörlich ſich umdrängen ſieht, in den bodenloſen Abgrund des Elends, in welchen ihn jede Betrachtung tiefer verſenken mus, und wo er blos neue Stufen der Angſt und neue Klüften des Schrekkens antrift.

Ein ſicheres Mittel, Abdrükke von Kupferſtichen zu verfertigen, ohne Beſchädigung des Originals.

Es iſt bekannt, daß die Farbe, womit die Zeichnung der Kupferplatte auf Papier gebracht wird, aus Leinöhl und Kienrus, nebſt einigen andern Sachen, kunſtmäſſig zubereitet werde. Alle dieſe Ingredienzien laſſen ſich durch eine laugenhafte Schärfe auflöſen. Wenn aber dieſes geſchehen; ſo kömmt es nur blos auf eine Genauigkeit an, daß das reine Papier, auf welches man den Abdruk faſſen will, feſt und unbeweglich an das Original gedruket werde, da man alsdann den Abdruk richtig erhält. Nur zeiget ſich darinn der Unterſcheid, daß die linke Seite auf demſelben in die rechte verkehret wird.

§. 2. Zur Verfertigung dieſer Lauge nimmt man: der beſten klein geſchabten venediſchen Seife, ausgeſiebter Büchenaſche, jedes zwei Pfund, ungelöſchten Kalk, nachdem er gut iſt, ein, bis anderthalb Pf.

Dieſe drei Stüke thut man, wenn ſie vorher wohlgemiſchet ſind, in einen wohl glaſürten Topf, und gieſſet 3. bis 4. Quartier helles Fluswaſſer darauf. Wenn dies zuſammen eine halbe Stund wohlgekocht, ſezet man es vom Feuer zurük, deket es zu, daß kein Unrath darein falle, und läſſet ihm ſo viel Zeit, daß es gemächlich fallen und ſich vollkommen ſezen kan. Wenn dies geſchehen, ſo gieſſet man die klar gewordene Lauge in ein beſonderes reines Gefäs ſo weit ab, daß der dike Saz zurük bleibt.

§. 3. Iſt die Lauge auf dieſe Art verfertiget; ſo nimmt man einen groſſen weichen Haarpinſel, nezet denſelben in der abgeklärten und aufs neue laulich warm gemachten Lauge, fähret damit fein ſanft über die rechte Seite des Original-Kupfers, und zwar ſo, daß es allenthalben gleich getroffen, und mit dieſer Feuchtigkeit gelinde genezet wird.

In Ermangelung eines groſſen weichen Pinſels, kan man ſich auch einer Gänſefeder und deren Barts, der aber weich und allenthalben gerade ſeyn mus, zu dieſem gelinden Ueberfahren bedienen.

§. 4. Nachdem dieſes geſchehen, leget man ein Blat weiſſes Papier auf die benezte Seite des Originals, welches vorher nach Buchdruker Manier allenthalben gleich angefeuchtet worden. Zu unterſt des Originals, das auf einem ſteiffen Bret, worauf ein ebener, etwas feuchtgemachter Papdekel ruhet, geleget worden, leget man, unmittelbar an das Original, einige eingefeuchtete Bogen weis Makulatur. Und nach eben dieſer Ordnung verfähret man die Oberlage auf dem reinen Papier, das den Abdruk faſſen ſoll, zu machen.

§. 5. Man hütet ſich darauf, daß nichts verſchoben werde, bringet die beiden Bretter, welche nunmehro alles zwiſchen ſich einſchlieſſen, auf eine behende Art, unter eine ſcharf und gleichdrükende Buchbinder- oder Zeugpreſſe; ſchraubet ſie, ſo dicht als man kan, zuſammen, und läſſet ſie zwo Stunden lang darauf ſtehen. Da man dann, nach Oefnung der Preſſe, den Abdruk des Kupfers deſto ſauberer finden wird, je vorſichtiger man mit dem Beſtreichen, mit der Lauge, und Einlegen in die Preſſe umgegangen.

Iſt die erſtere Benezung nicht zu ſtark geſchehẽ; ſo wird man nicht ohne Vergnügen gewahr werden, daß das Original-Kupfer nicht nur keinen Schaden bei dieſem Abdruke genommen, ſondern daß es vielmehr dadurch ſauberer geworden, als es vorher geweſen.

§. 6. Die Lauge zu probiren, nimt man ein Blat in einem gedrukten Buche, beſtreichet ſolches auf beiden Seiten mit derſelbigen; leget gegen beiden Seiten ein Blat weiſſes Papier, nebſt etlichen Blättern ebenes Makulatur. Das Buch ſchraubet man, auf oberwehnte Art zwiſchen eine Preſſe, da ſich dann beim Eröfnen derſelben zeigen wird, ob die Lauge ſtark genug geweſen; Hiebei wird man gewahr werden, daß die abgedrukten Zeilen rüklings ſtehen und im Spiegel müſſen geleſen werden.

§. 7. Zur genaueren Befolgung dieſes Proceſſes ſezen wir einige Anmerkungen hinzu, welche ſich beim Ende der Beſchreibung leichter werden faſſen laſſen:

1) Man wählet ein Kupfer, das ſatſame Schwärze hat, und reinlich geſtochen iſt. Der Abdruk fällt dennoch, wie es natürlicher Weiſe nicht anders ſeyn kan, etwas blaſſer und matter aus, als das Original iſt.

2) Das Papier, worauf der Abdruk geſchehen ſoll, kan ehe dik als rauch ſeyn. Je glätter, ebener und feiner von Faden es iſt, je ſauberer fält der Abdruk in die Augen.

3) Je breiter die Preſſe und ſchärfer die Schrauben, oder je ſtärker die Bretter derſelben ſind; deſto ähnlicher wird der Abdruk ſeyn.

4) Nimt man des Makulaturs, das aber ohne groſſe Knoten und ſo eben, als möglich iſt, ſeyn mus, etliche eingefeuchtete Bogen; ſo iſt nicht nöthig, den zunächſt daran ſchlieſſenden Papdekel einzufeuchten. Man kan aber alle dieſe Stüke, um ſie deſto ebener zu machen, vorher etliche Stunden lang beſonders in die Preſſe ſchrauben.

5) Es iſt ſchon angezeiget*, daß der Abdruk die Seiten ſamt dem Schatten umgekehrt darſtelle, wie dies bei allen Abdrüken geſchicht, und nicht anders geſchehen kan.

6) Wenn einige ſich, bei dem Abdruke, ſchwerer Gewichte oder groſſer Steine bedienen, oder auch wohl einen breiten und groſſen Hammer zum Schlagen gebrauchen: ſo erſiehet man leicht, daß dies aus Mangel einer Preſſe geſchehe; Welche Art aber doch, wie ſie oben beſchrieben iſt, die beſte bleibet.

7) Eben die Bewandnis hat es mit der Gänſefeder, beim Aufſtreichen der Lauge; als welcher ein groſſer und nicht ſteiffer Pinſel, von Schweinhaaren vorzuziehen.

8) Das Hauptwerk kömt auf die Verfertigung der Lauge an. Die Reinigkeit des Abdruks aber auf die Genauigkeit beim Einlegen der Papiere, und den ebenen und ſcharfen Druk der Preſſe.

9) Die Walze, deren ſich die Kupferdruker bedienen, nüzet zu dieſem Vorha-

ben nicht, weil das Rad, der Machine ſie zu geſchwinde überfähret, als welches eine alte eingezogene Farbe nicht ſo gut vom Papier, als eine friſche von der Platte darſtellen kan. Doch bleibet es dem, der die Gelegenheit dazu hat, unverwehret, einen Verſuch damit zu machen.

Neue Erklärung der Erdbeben.*

Es iſt beſonders, und zeuget von unſerer Schwachheit und unvollkommenen Erkänntnis, daß wir eben da die mehreſten Zweifel finden, und die entfernteſten Urſachen ſuchen, wo die natürlichen Begebenheiten am kläreſten, und die würkenden Urſachen davon am nächſten ſind.

Die Erdbeben haben ein ſolches Schikſal gehabt. So natürlich und bekant ſolche ſind, ſo ſehr haben ſich die Naturkündiger den Kopf zerbrochen, um die Urſache davon ausfündig zu machen. Der eine ſtellete mit der Ellektriſirmaſchine allerlei Spiele an, und es ſchien ihm gewis, daß die Elektricität den ganzen Erdboden erſchüttern könne; Ein anderer fand unter der Erde ſulphuriſche Theile; Ein Dritter hörete gar Gewitter unter der Erde; Ein Vierter roch unterirdiſche Dünſte; Ein Fünfter wolte ſchon, um ſolche auszuführen, aus dem Innerſten der Erde Canäle heraus bauen; Einem Sechſten brauſeten die unterirdiſchen Winde in ſeinen Ohren; Ein Siebender fand zwiſchen den feuerſpeienden Bergen und dem Erdbeben einen Zuſammenhang; Ein Achter berief ſich auf die unterirdiſchen Waſſer; Ein Neunter verband die unterirdiſchen Feuer und Quellen zuſammen; Ein Zehnter bemerkte in der magnetiſchen Materie eine ganze Zerrüttung; Ein Eilfter ſahe weit über ſich, und fand in dem veränderten Drukke der Schwere eine neue Urſache, ohne zu bedenken, daß eine anderweitige würkende Urſache nöthig ſey, von welcher dieſer veränderte Druk in der Schwere herrühre; Ein Zwölfter ſtieg wohl gar mit ſeinen Gedanken in den Mond; und mich wundert, daß noch niemand ſeine Zuflucht zu des Pontoppidans groſſen See-Ungeheuer, dem Kraken, oder zu deſſen Seewurm genommen hat. Glaubete der eine ſeine Meinung gegründet, ſo fanden die übrigen Eilfe deſto mehr Widerſpruch darinn.

Meine Gedanken habe ich bislang zurük gehalten, um zu ſehen, ob nicht ein anderer auch darauf verfallen würde, und was vor beſondere Meinungen unterdeſſen bekannt gemacht werden möchten: nunmehro will ich ſie hiemit andern zur Prüfung vorlegen.

Es iſt ſchon eine alte Meinung, daß die ganze Erdkugel ſo wie ein Thier, als ein belebter und beſeelter Körper anzuſehen ſey. So wie in einem jeden Thiere etwas iſt, das die Bewegung und das Leben erhält, ſo mus auch etwas in der Erdkugel ſeyn, das darinn die Bewegung erhält. Wir finden in allen in der Natur vorgehenden Veränderungen eine beſtändige Ordnung, und eine gewiſſe Aehnlichkeit: wir ſchlieſſen daher nach den Regeln der Analogie, daß in ähnlichen Bewegungen auch ähnliche Urſachen vorhergehen, und ähnliche Würkungen folgen.

Wenn wir Menſchen auf dem Erdboden herum gehen, ſo müſſen wir uns ſolches vorſtellen, als wenn wieder Fliegen auf uns, und auf ſolchen wiederum ihre Läuſe herum kriechen.

Wir können ferner von uns auf die Erde überhaupt, als von dem Kleinern auf das Gröſſere ſchlieſſen. Da in uns Menſchen, weil wir belebte Körper ſind, gewiſſe Bewegungen und Veränderungen regelmäſſig und in einer beſtändigen Ordnung erfolgen; die Erde aber auch ein belebter Körper iſt: ſo müſſen darinn auch ähnliche Bewegungen und Veränderungen vorfallen, und ähnliche Urſachen ſolcher ähnlichen Bewegungen vorhanden ſeyn. Die Erfahrung beſtätiget ſolches.

---

* Hannoveriſche Sammlung aus dem Londner Gentlemann.

Ich will daraus nur etwas zum Beweiſe anführen.

Wir Menſchen hohlen Athem, alſo ſchöpfet auch die Erde Athem, nur mit dem Unterſcheide, daß, wenn wir in einer Minute etwa 15. bis 20. mal den Athem einziehen, und eben ſo oft wieder von uns ſtoſſen, die Erde überhaupt allemal 6. Stunden lang gebrauchet, um den Athem einzuziehen, und eben ſo lange, um ihn von ſich zu ſtoſſen. Wenn wir den Athem einziehen, ſo erheben ſich die weichen über der Bruſt belegenen Theile, und fallen wieder bei Ausblaſung des Athems. Die feſten Theile der Erde ſind zu dichte, um ſich aufzubläſen, alſo äuſſert ſich das Athemhohlen der Erde nur in den Meeren, und es erfolget, was wir Ebbe und Fluth nennen.

Wenn wir Athem hohlen, ſchwellen nicht alle weiche Theile des Körpers auf, ſondern nur die zunächſt an der Bruſt liegende: und daraus erkläret ſich, warum die Ebbe und Fluth nicht in allen Waſſern beobachtet wird, und warum ſolche in den Meeren gegen den Polen zu ſtärker ſey, als unter dem Aequator, (weil die Pole gleichſam die Naſelöcher der Erde ſind.) und warum ſich niemand den Polen nähern könne.

Wir nehmen durch den Mund die Speiſe zu uns. Denn tritt ſolche in den Magen, wird mit dem Speichel und Galle vermiſcht, alsdenn durch deren Hülfe in nahrhaftes Blut verwandelt, durch die vermittelſt des Athemholens eingezogene Luft verdünnet, und durch dasjenige, was das Leben in uns erhält, in die Adern getrieben, ſo, daß das Blut im Körper herum circuliret, und den feſten Theilen Nahrung und Zuwachs giebet. So iſt das Meer der Mund der Erde, das Salzwaſſer iſt die Galle oder Speichel, welche die Digeſtion und Zubereitung der in das Meer flieſſenden Waſſer und der darinn enthaltenen nahrhaften Theile befördert. Aus dem Meere tretten die Waſſer in die im Innerſten der Erde enthaltene zubereitende Gefäſſe, werden ſodann vermittelſt des von der Erde eingeſogenen Athems ferner verdünnet und zubereitet, und endlich durch dasjenige, was das Leben in der Erde erhält, in den Adern und Röhren der Erde bis zu der Oberfläche heraus getrieben, da ſie denn den feſten Theilen Nahrung geben.

Wie die Thiere alle Jahre zweimal ihre Deken von den Federn oder Haaren ändern, ſo erhält auch die ganze Erde des Frühjahrs eine neue Deke. Die Thiere ruhen des Nachts; und die Erde ſchläft im Winter. Die Thiere geben Schleim und Unrath von ſich, ſo iſt der Bernſtein ein aus dem Innerſten der Erde komender Schleim, und die Lava iſt ein Unrath, den die Erde durch den Veſuvius von ſich wirfet. Die feuerſpeienden Berge aber überhaupt ſind Oefnungen, durch welche die Erde die überflüſſigen und böſen Dinge ausbläſet.

Eine gleiche Aehnlichkeit findet man in hundert andern Stüken. Ich ſchlieſſe alſo daraus folgendergeſtalt: Wir bemerken zu Zeiten, daß die Erde unter uns auf eine auſſerordentliche und gewaltſame Art beweget und erſchüttert werde; die Bewegung kommt aus dem Innerſten der Erde: keine Bewegung entſtehet, wo nicht eine würkende Urſache vorhergehet; es mus alſo auch von dieſer Bewegung der Erde eine Urſache ſeyn, und da die Bewegung in der Erde iſt, ſo mus die Urſache davon auch innwendig in der Erde ſteken, auch mus ſolche nur zufällig ſeyn, weil das Erdbeben nicht an gewiſſen Orten und zu beſtimmten Zeiten beobachtet wird. Wir können aber nicht in das Innerſte der Erde kommen, und dieſe Urſache folglich nicht erforſchen. Wir ſehen, daß die übrigen in der Erde vorgehenden Veränderungen eine Aehnlichkeit haben mit den Veränderungen, welche unſer Körper leidet. Es bleibet alſo nichts weiter übrig, als zu unterſuchen, ob nicht in unſerm Körper dergleichen auſſerordentliche Erſchütterungen vorgehen, woraus wir nach der Analogie jenes Erdbeben erklären können. Nun finden wir, daß wir nieſen, wenn gewiſſe Nerven oder Mäuslein auf eine beſondere Art gereizet werden, ſo, daß der Körper mit einer erſchütternden Bewegung eine Feuchtigkeit von ſich wirfet. Iſt die Urſache davon ſtark u. anhaltend, ſo nieſen wir heftig und öfter hinter einander, wie geſchiehet, wenn wir einen heftigen Schnupfen haben; oft iſt dies Nieſen ſo geringe, daß kaum eine merkliche Erſchütterung darauf erfolget.

Halte ich nun die bei einem Erdbeben eintretenden Umſtände dagegen, ſo finde ich, daß eben ein Erdbeben nichts anders, als das Nieſen der Erde ſey. Es erfolget dabei eine ähnliche Erſchütterung: dieſe iſt nicht anhaltend, ſondern kommt ſtosweiſe. Die Erdbeben ſind bisweilen ſo geringe, daß wir ſie kaum merken, oft, als gegenwärtig in Liſſabon, ſind ſie auſſerordentlich heftig und anhaltend, und es erfolget daraus zugleich ganz natürlich die Erklärung der bei dem Erdbeben beobachtenden Waſſerbewegung, auch warum man die Erſchütterung an nahe bei einander liegenden Orten bald mehr, bald weniger bemerke. Da man in die Tiefe der Erde nicht kommen kan, ſo iſt klar, daß man die Urſache dieſes Uebels nicht heben noch curiren kan: und wie das Uebel, welches in unſerm Körper einen Schnupfen veranlaſſet, heftiger werden, ſich weiter ausbreiten, und den ganzen Körper in ein hiziges Fieber ſtürzen, ja gar uns den Tod zuziehen kan: ſo ſchlieſſe ich, daß die Urſache des Erdbebens ſich auch weiter in der Erde ausbreiten, und wenn GOtt nach ſeiner Allmacht es nicht verhütet, alles zernichten kan; Ja, daß ſich GOtt derſelben als eines natürlichen Mittels bedienen könne, um unſere ganze Erdkugel zu zerſtöhren und zu verwandeln. Daß wir alſo, da unſer Sorgen und Klügeln dabei nichts vermag, Urſache haben, die Erdbeben nicht gering zu achten, ſondern vielmehr als eine Straſe und Warnung anzuſehen. Doch ich ſtelle mir vor, daß ich meine Leſer eben ſo wenig überzeugen werde, als wenig dasjenige, was von andern in dieſer Materie geſchrieben worden, mich überzeuget hat. Viele werden ausrufen, das iſt eine kurzweilige Erklärung, warum nennet es der Verfaſſer nicht eben ſo leichte den Huſten der Erde? Dieſen überlaſſe ich etwas beſſeres auszufinden, und erwarte unterdeſſen erſt das Urtheil anderer über meine Gedanken, ehe ich ſolche weitläuftiger ausführen und durch mehrere Gründe beſtätigen mag, als für welche ich bis dahin keine Gewähr leiſte.

Untrügliches Mittel, die Müken aus den Schlafzimmern zu vertreiben.

Unter allen Verſuchen, dieſe verdrießliche Nachtſchwärmer völlig los zu werden, iſt mir derjenige am beſten gelungen, den ich auf Belehrung meiner beſten Freunde vorgenommen habe. Er iſt weder unbequem noch langweilig. Man ſtellet in ein eröfnetes Fenſter des Schlafzimmers, wenn es völlig dunkel worden, ein oder zwei brennende Lichter, fähret ſodann mit einem Tuche ein wenig im Zimmer herum, und ſiehet alsbald mit Vergnügen die Mükken nach dem Lichte, und gar von dannen in die freie Luft fliegen. In ein paar Minuten iſt man von den kleinen ſingenden Schlafſtöhrern völlig befreiet.

2.

Man ſezze in das Nebenzimmer einen Nachtlampen, und laſſe die Zwiſchenthür etwa zwei Hand breit offen, ſo werden die Müken aus dem dunklen Schlafgemach nach dem Lichte ziehen, und nicht wiederum zurükfinden können. Mache ich mich nicht (ohne Ruhm zu melden) um das Geſchlecht der Damen ausnehmend verdient?

3.

Man nehme Seim oder durchgeſchlagenen Honig, woraus das Wachs ſchon gepreſſet iſt, und ſeze ſolches in einem Thee-Schalgen im Schlafzimmer nieder. Die Müken werden durch den ſüſſen Geruch gereizet, ſich darauf zu ſezen, und können wegen der Klebrigkeit des Honigs nicht wieder davon fliegen, welches ſich in der Erfahrung beſtättigen wird.

4.

Zur Abendzeit, wenn ſich die Müken in die offenen Fenſter eindringen, mus man mit einem Räucherwerke von gedörreten weiſſen Hollunder, rother Roſenblüte, auch den blauen Kornblumen ihren Abzug befördern, maſſen dieſer Rauch, wie ich gefunden, ihnen ſehr empfindlich, den Menſchen aber nicht unangenehm, ſondern vielmehr geſund iſt, wobey jedoch zu bemerken, daß die Fenſter, ſo lange geräuchert wird, offen bleiben müſſen; ſo werden ſie mit dem Rauchzug durch die geöfneten Fenſter abziehen, worauf man aber ſo fort die Fenſter ſchlieſſen mus.

Abhandlung von dem wahren Ruhm.

Die Begierde nach Ruhm und Ehre wird bei allen Menſchen angetroffen, ſo ſehr auch dieſelben in Anſehung ihres Alters und Standes von einander unterſchieden ſind. Ein jeder ſuchet ſich dadurch einen Ruhm zu erwerben, wenn er dasjenige erreichet, wozu ihm ſeine Begierde antreibet. Man beſtrebet ſich den Namen eines Tapfern, eines Grosmüthigen, eines Weiſen und Gelehrten zu erhalten, oder ſich andere ſchöne Benennungen zu erwerben, und die Nachwelt von ſeinen Verdienſten zu überzeugen. Man nimmt ſich auf das genaueſte in acht, dieſe Namen nicht zu verlieren, und bemühet ſich, ſelbige wiederum zu erwerben, wenn man darum gekommen iſt. Unterſuchet man die Handlungen der Menſchen genauer, ſo fällt oft vieles von dem eingebildeten Ruhme hinweg, und man findet, daß diejenigen nur gar zu ſelten auch die Pflichten beobachten, ohne deren Ausübung der wahre Ruhm niemals erreichet wird. Wie viele laſſen ſich von ihren Schmeichlern den Namen eines Klugen beilegen, ohne dasjenige zu thun, wozu die Benennung eines Klugen den Menſchen verbindet, nemlich alle Dinge wohl zu überlegen, und ſelbſt zu unterſuchen. Wie viele ſtreben nicht nach dem ſchönen Namen eines Grosmüthigen, und verſtehen doch nicht die Kunſt, über alle Reizungen ihres Fleiſches, über den Ehrgeiz, und über die Furcht des Todes mit erhabenem Gemüthe zu herrſchen.

Wenn auf eine ſolche Weiſe die bloſſe Begierde und die Betrachtung des Ruhmes nicht mit der Ausübung rühmlicher Thaten, und mit guten Gemüthseigenſchaften verbunden iſt, ſo kan man nicht ſagen, daß der Menſch eine thätige und lebendige Erkenntnis von dem Ruhme habe. Der Menſch bleibet alsdann immer, ſo wie er einmal iſt, und iſt nur allein darum bekümmert, daß ihm ſeine Mitbürger Hochachtung erweiſen mögen, ohne daß er ſich bemühet, ſelbige zu verdinen, und des Ruhmes, den er ſuchet, ſich würdig zu machen. Er wird aber ein ganz anderer Menſch werden, als er zuvor war, wenn er es durch einen weiſen und rühmlichen Lebenswandel dahin bringet, daß ihm andere denjenigen Ruhm beilegen, welchen ſich ſelbſt zu geben, er ſich niemals in den Sinn kommen laſſen. Es iſt alſo gewis, daß mehr darzu gehöret, wenn man den wahren Ruhm erhalten, und bei der Nachwelt in einem beſtändigen guten Andenken blühen will. Nach meiner Meinung gehören hierzu folgende Stüke.

Man mus ſich der Leutſeligkeit und Dienſtgefälligkeit befleiſſigen, alle Menſchen als ſeine Mitbürger betrachten, und gegen jeden ſich willfährig bezeigen. Selbſt der unverſchämte, der Undankbare, der Spötter, der Betrüger, der Falſche, der Misgünſtige, oder andere böſe Leute werden dadurch abgehalten, uns zu ſchaden.

Das andere Mittel, ſich einen wahren Ruhm zu erweken, iſt, alles geduldig zu ertragen, was uns wiederfähret. Ein Menſch, der eine ſolche Gemüthsverfaſſung beſizet, wird auch in ſeinem gröſten Elende und Creuze von ſeinen Mitbrüdern bewundert werden. Und wie leicht iſt es nicht, dieſe Tugend zu erlangen, wenn man nur bedenket, daß eine göttliche Vorſehung vorhanden, wodurch alle Dinge regieret werden, und daß alles, was uns hier begegnet, zum allgemeinen Nuzen der Welt abzielet, davon jeder ein Theil iſt.

Man beobachte ferner die Pflichten, wozu man nach dem Stande, in welchem man lebet, oder nach dem Amte, ſo man bekleidet, auszuüben verbunden iſt. Man verderbe ſeine Zeit nicht durch die Miſchung in fremde Händel oder andere Kleinigkeiten, und ſolche Verrichtungen, die, wenn man ſie genau betrachtet, nur ein verderblicher Müſſiggang und ernſthafte Kindereien ſind. Hingegen beobachte man ſeine Pflichten ſo, daß man alle Augenblike davon Rechenſchaft abzulegen im Stande ſey.

Nichts iſt elender, als ein Menſch, der alles wiſſen will, und ſich doch ſelbſt nicht kennet. Wer dahero ſich einen wahren Ruhm erwerben will, läſſet ſich angelegen ſeyn, ſein Gemüthe von allen Leidenſchaften zu befreien, ſich gegen alle vermeſſene Unternehmungen zu bewahren, und ſich den Seligen immer ähnlicher zu machen. Die Selbſterkenntnis ſeines eigenen Herzens, wird ihn geſchikt machen, dieſen Dingen nachzudenken. Durch dieſe erlanget man die hohen Gaben, der Wolluſt zu entfliehen, in dem Schmerze gelaſſen zu ſeyn, bei dem Unrechte ſich unempfindlich zu bezeigen, unüberwindlich gegen die Laſter und alle Lüſte ſchwinden zu laſſen, unaufhörlich in dem ſchönen Kampfe gegen ſeine eigene Begierden zu verharren, und nur ſolchen Leuten zu gefallen, welche mit ſich ſelbſt zufrieden ſind, und die Lobſprüche der Schmeichler zu verachten. Denn ſo bald wir den Lobeserhebungen des Volkes, und dem von dem Pöbel uns ertheilten Ruhme Beifall geben, und es der Mühe werth achten, uns darum zu bekümmern: ſo bekommen Eigenliebe und Ehrgeiz die Oberhand über uns; ſie werden Meiſter von unſerem Herzen, und reiſſen uns dahin, ehe wir es denken.

Der Held, der ſich einen unſterblichen Ruhm erweken will, gründet denſelben nicht auf viele Siege und Eroberungen, und auf die Verheerung ganzer Länder, ſondern auf die Ruhe und Glükſeligkeit, welche er durch ſeine Wachſamkeit und Tapferkeit ſeinem Vatterlande verſchaffet.

Der Gelehrte ſucht ſeinen Ruhm nicht durch die vielen Bände, ſo aus ſeiner fruchtbaren Feder gefloſſen, auszubreiten; ſondern trachtet durch den Unterricht ſeines Nächſten, und durch ein gutes Exempel denſelben zu erhalten.

Man mus überhaupt gedenken, daß es eine Sache von der gröſſeſten Wichtigkeit ſey, und daß ganz ungemeine Eigenſchaften dazu gehören, wenn man nach ſeinem Tode, in einem ewigen Nachruhme leben will. Man mus bedenken, daß diejenigen, die unſerer nach unſerem Ableben noch erwehnen, ſelbſt bald nach uns ſterben müſſen, daß dieſer ihre Nachkommen eben ein ſolches Schikſal zu gewarten haben, und ſo weiter, bis endlich unſer Andenken, das durch etliche hinfällige Menſchen eine Zeitlang fortgepflanzet worden, von ſelbſt erliſchet.

Da alſo die Erhaltung des Gedächtniſſes nach unſerem Tode eine ſo ſchwere Sache iſt, ſo mus uns dieſes billig zu unſerem Troſte dienen, daß wir eine Seele haben, die auch nach dem Tode noch übrig bleiben wird. Laſſet auf der Welt die Erhaltung eines guten Gemüthes, und eines geſunden Verſtandes unſere rühmlichſte Bemühung ſeyn, ſo wird unſere Seele ſich nie beunruhigen; wir werden mit Gelaſſenheit den Schauplaz dieſer Welt verlaſſen, und uns nicht betrüben, daß die Welt unſern Namen dereinſt vergeſſen wird. Wir werden ein gröſſeres Vergnügen empfinden, als uns ein irrdiſcher Ruhm jemals verſchaffen kan, wenn uns unſere eigene Seele ſichtbarer und deutlicher werden wird, als ſie es vorhin geweſen, da ſie noch der ſterbliche Leib umhüllete.

Wie man verhindern könne, daß die eiſernen Ofenplatten nicht ſpringen.

Zuförderſt wird nöthig ſeyn, die Urſachen zu wiſſen, woher es komme, daß die eiſernen Ofenplatten zerſpringen? So viel ich meine Gedanken damit beſchäftiget, habe keine andere Urſach finden können, als daß die in den innern Concavitäten des gegoſſenen Eiſens feſt verſchloſſene Luft ſich durch die Wärme ausdehnet, und die Platten zerſpringen machet. Das gar zu geſchwinde Abkühlen der Platten, gleich nach dem Gus, iſt zweifelsohne mit Schuld daran, daß die äuſſere Rinde zu geſchwinde erſtarret, und die in einigen Concavitäten vorhandene Luft alſo verſchloſſen wird, daß ſie keinen Ausgang findet; da iſt denn die Gefahr des Zerſpringens wohl gewis zu vermuthen. Wenn eine ſolche Platte ſich an einem Ofen befindet, und zum erſtenmale zu geſchwinde, zumal ſtarkes Feuer, darinn gemacht wird, ſo mus nothwendig in einer ſo beſchaffenen Platte ſich die Luft ausdehnen, und wenn ſie nicht ſo ſchnell einen Ausgang findet, die Platte zerſpringen. Ich habe daher kein beſſer Mittel gefunden, das Springen der neuen Ofenplatten zů verhindern, als daß man die Platten, ehe man den Ofen ſezet, mit einem guten Luto, eines Meſſerrükens dik überziehet, ſolches ein wenig abtroknen, und dann erſt nach einigen Stunden oder folgenden Tages den Ofen ſezen läſſet. Der Leimen kühlet und verhindert, daß das Feuer nicht ſo ſchnell und unmittelbar an das Eiſen ſtöſſet, da denn die verſchloſſene Luft Zeit gewinnet, einen, auch den geringſten Ausgang zu finden. Hauptſächlich habe gut gefunden, die Unterplatte, welche ohnedem am erſten zu ſpringen pfleget, dennoch, obgleich ſie mit dem Luto beſtrichen iſt, anfangs zwei Fingers dik mit Aſche zu deken, und Anfangs, wenn der neugeſezte Ofen troken, ſehr kleines Feuer zu machen, welches man nach und nach, nicht aber übermäſig verſtärken kan. Ich habe viele neue Ofen auf ſolche Art ſezen laſſen, und mir iſt nicht bewuſt, daß ein einziger, bei Anwendung ermeldeter Vorſichtigkeit, geſprungen wäre.

Das Lutum iſt folgendes:

Man nimmt zwei Theile fetten Leimen, 1. Theil friſche Rosäpfel, wenig zerſtoſſen und geſiebten Eiſen-Hammerſchlag, und einen guten Theil Rinderblut. Dieſes wohl geknetet und wenigſtens eine Nacht oder 24. Stunden im Keller liegen laſſen, wodurch die Maſſa zäher wird, alsdenn wie oben geſagt, die neue Ofenplatten damit überzogen.

H. C. W.

Mittel für das Gehör.

Man nehme ſüſſe Milch die zuvor abgerohmet iſt, zur Zeit eine Taſſe voll, und ein Stük aus einem Kopf Knoblauch, und laſſe beides in einem neuen irdenen Topfe ein paar mal aufkochen, denn gieſſe man es durch, daß die dünne Milch nur bleibet; denn nehme man einen Theelöffel voll von der Milch, die aber nicht heis, ſondern nur Milchwarm ſeyn mus, und gieſſe ſolche den Patienten in das ſchadhafte Ohr, und wenn es beginnet kalt zu werden, hält man den Kopf auf die Seite, daß es heraus läuft, und nimmt ſo denn noch einen Löffel voll daran. Dieſes mus des Tages dreimal geſchehen, und des Abends nimmt man bey dem Schlafengehen, ein wenig Baumwolle, tunket ſolche in ſüs gepreſtes Mandelöhl, und leget die in das Ohr; man continuiret damit ſo lange, bis der Effect davon verſpühret wird, und es kan dieſes ohne alle Furcht gebraucht werden,

den, weil es ſchon vielen Perſonen geholfen hat; allenfalls auch wenigſtens keinen Schaden thun kan.

Der Kukuk und der Reiſende.

Vor einiger Zeit ritte ein junger Herr, der Feuer und Wiz beſas, durch einen Wald ganz langſam, ich weis eben nicht in welcher Gegend der Welt, und hörete den verſchiedenen Stimmen der Vögel zu. Eine jede Art hatte was beſonders, und er glaubete ſich gleichſam in einer Geſellſchaft zu ſehen, wo ein jeder für ſich ſprach. Kaum hatte er dis eine Weile angehöret, ſo erſchien auf dem nächſten Baume ein Kukuk, und fieng an, ſich ſelbſt zu rufen. Es war ganz natürlich, daß dieſer Vogel nunmehro allein die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich ziehen muſte, da er ſo nahe war, und ſo laut rief. Der Herr hielte ſtille, ſahe den Vogel an, und brach endlich in dieſe Worte aus: Kukuk! du biſt das allereitelſte Geſchöpf unter allen Vögeln: wenn alle andere nichts als frohe Töne anſtimmen, ſo ſprichſt du nur einzig und allein von dir ſelbſt. Du muſt gewis ein überaus ſtolzes Thier ſeyn. Der Kukuk drehete ſich etwas herum auf ſeinem Zweige, und antwortete dem Reiſenden: Es kommt mir artig vor, daß du dich über mich wunderſt, weil ich mich immer ſelbſt nenne, da du es doch unter den Menſchen ſchon gewohnt ſeyn ſolteſt, von ſich ſelbſt ſprechen zu hören. Ich rufe mich ſelbſt, weil ich ſonſt gar nichts anders weis. Aber geſtern ſaſſen hier ein paar Menſchen, die ganze Stunden lang weiter nichts thaten, als daß ſie von ſich ſelber ſprachen, ſich rühmeten, und ſich mit andern verglichen, von andern übel redeten, um deſto gröſſer zu erſcheinen, und andere deſto niedriger zu machen. Das müſſen ſtolze Thiere geweſen ſeyn! ich ſcherze mit mir ſelbſt, und wenn ich von mir ſpreche, ſo verläſtere ich keinen; ich prüfe mich ſelbſt, und antworte mir ſelbſt und weiter weis ich gar nichts. Thun das deine Brüder auch ſo ſind ſie nicht ſtrafbar. So klug hatte noch kein Thier geredet; und mein reiſender Herr ſtuzete. Der Vogel flog davon, und rief freudig abermals: Kukuk! Kukuk!

Vom Wachsthum der Tulpen.

Es iſt bekant, daß, wie bei den Menſchen und allen Thieren, alſo auch bei den Pflanzen, alle feſte Theile aus dem Blute oder Säfte bereitet werden.

Wo alſo an einer Pflanze neues Holz oder Laub entſtehen ſoll, mus erſt Saft vorhergehen, und dieſer mus ſolchergeſtalt zubereitet werden, daß die erforderlichen feſten Theile auch daraus bereitet werden können. Zu ſolcher Zubereitung werden beſondere Gefäſſe, eben wie bey den Thieren erfordert; die Gefäſſe, worinn der Saft der Bäume zubereitet wird, ſind das Laub, und bei Zergliederung der Pflanzen bemerket man, daß ſie, wo ſie eine neue Art von Saft nöthig haben, auch eine neue Art von Blüthen bilden; ſo ſind neben den ordentlichen Blättern gemeiniglich noch kleine, nachhero abfallende Blätter, aber der ganze Knopſen wird mit beſondern, bei Hervorbrechung der Blätter, abfallenden Schuppen bedeket, in welchen der Saft zu den neuen rechten Blättern erſt gebildet wird.

Die Pflanzen bereiten oft den Saft bereits ein Jahr voraus, der im künfftigen Jahre in feſte Theile auswachſen ſoll: So werden an den Bäumen die Knoſpen, welche im andern Jahr treiben, ſchon den Herbſt gebildet; unter einem jeden Knoſpen ſizet ein Blat, dieſes Blat bereitet den Saft, der dem Knoſpen ſchon im Herbſte die erſte Geſtalt, und im andern Frühling die Nahrung giebet, aus dem Blate wird der Saft, nachdem er gehörig bereitet und verdiket worden, in den Knoſpen zurük geführet, und gleich einem Extracte, darinn den Winter über verwahret, bis im andern Frühjahr mehrere Feuchtigkeit hinzu kommt, womit er diluiret wird.

So wird auch in jeder Tulpen und andern Zwiebeln der Saft, der künftig Jahr den Stengel und Blume treiben ſoll, ſchon in dem Jahre vorher durch die Blätter bereitet, und tritt aus den Blättern durch den Stengel wieder in die Zwiebel zurük. Dadurch wird denn die Zwiebel ſo viel gröſſer und ſtärker.

Eine Tulpen-Zwiebel beſtehet aus verſchiedenen blätterweiſe über einander liegenden Schichten. Nicht die ganze Zwiebel giebet dem neu auswachſenden Stengel Nahrung, ſondern nur die äuſſeren Schichte. Der neu auswachſende Stengel kommet auch nicht recht aus der Mitte der Zwiebel, ſondern unter der zweiten oder dritten Schichte hervor, und wächſet oben nur zu der Oefnung in der Mitte heraus. Der in den äuſſern Schichten befindliche Saft tritt daraus in den unten daran liegenden und den neuen Stengel enthaltenden Knoſpen, und treibet dieſen Stengel nebſt der Blüthe hervor; wenn die in den äuſſern Schichten der Zwiebel enthalten geweſene Säfte heraus ſind, ſo werden ſolche truken, verfaulen aber nicht, ſondern geben eine Deke ab, die die innwendige zarte Zwiebel gegen die daran dringende Näſſe ſchüzet und für Fäulnis bewahret, nachher vergehen ſie ganz, eben ſo, wie die kleinen Schuppen, welche die Knoſpen bedeken, ſobald die Knoſpen gebildet ſind, erſt troken werden, und wenn der Knoſpe ausbricht, und ſie auch zu deſſen Beſchüzung nicht weiter nöthig ſind, abfallen.

Unterdeſſen daß der neue Stengel hervorſchieſſet, wachet die Zwiebel unten auch Wurzeln; die Säfte, welche ſie dadurch aus der Erde an ſich ziehet, werden in dem Stengel und dem Laube zubereitet, und tretten ſodann durch die zurükführende Gefäſſe, welche man bei Anatomirung der Blätter bemerket, durch den Stengel wieder in die Zwiebel zurük; daher erhalten die nunmehr äuſſere Schichte der Zwiebel vornemlich Nahrung, und die ganze Zwiebel wächſet ſo, daß ſie gemeiniglich in Gröſſe zunimmt; der zubereitete Saft wird ſodann in dem Zwiebel nicht alleine verwahret, ſondern es wird auch wieder unter der zweiten oder dritten Schichte ein neuer Knoſpe zu dem Stengel auf das künftige Jahr gebildet. Aus dieſer Urſache hänget der Knoſpe ſowol mit denen nächſt über ihn, als auch mit denen nächſt unter ihm liegenden Schichten zuſammen. Bei den Hyacinthen-Zwiebeln gehet es etwas anders zu; der Stengel wächſet mehr aus der Mitte, dahero werden ältere Zwiebeln gemeiniglich mitten hohl.

Aus dem angeführten flieſſen nachfolgende Regeln für die Gärtner:

1) Wenn Tulpen-Zwiebeln im Herbſte geleget werden, mus man die trokene und braune Haut abſcheelen; weil ſolche ſodann keinen weitern Nuzen hat, vielmehr, wenn ſie wieder in die Erde käme, nur faulen, und der Zwiebel ſchaden würde.

2) Nach der Blüthe das Laub abzuſchneiden, iſt ſehr ſchädlich, weil alsdenn erſt der Saft darinn auf das künftige Jahr zubereitet wird, und die Zwiebel ſonſt nicht zunehmen kan.

3) Die Saamenhäupter abzunehmen, iſt hingegen gut, weil dieſe ſonſt den Saft, der in die Zwiebel zurük geben könte, wegnehmen, und dieſe ſchwächen.

Von den Titeln.

Die heutige Gewohnheit, einander mit Titeln zu überhäufen, hat viel lächerliches an ſich. Wir wollen unſern Leſern einige hiſtoriſch-moraliſche Anmerkungen davon mittheilen, welche nicht unangenehm ſeyn werden, und woraus man ſehen wird, daß die Deutſchen weder die erſten, noch die einzigen ſind, die dieſe Schwachheit lieben.

Horaz ſagt in einem Briefe an den Mäcenas:

Te dulcis amice reuiſam.

Ich will dich, werther Freund, beſuchen.

Dieſer Mäcenas war die zweite Perſon im Römiſchen Reiche, das heiſſet, ein Mann, der angeſehener und mächtiger war, als heutiges Tages kaum der gröſte Monarch in Europa iſt.

Wie befinden Sie ſich, mein werther Freund, ſagte ein Duc und Pair zu einem Edelmanne. Ihnen zu dienen, mein werther Freund, antwortete der andere; Und von dem Augenblike an bekam er an ſeinem werthen Freunde einen unverſöhnlichen Feind. Ein Grand von Portugall redete mit einem Grand von Spanien, und ſagte alle Augenblike zu ihm: Euer Excellenz. Der Caſtilianer antwortete ihm: Eure Artigkeit; *Vueſtra merced*, welches der Titel iſt, den man Leuten giebet, die keinen haben. Der Portugies, den ſolches verdros, nannte den Spanier wiederum Eure Artigkeit; darauf gab ihm der andere die Excellenz. Endlich ward der Portugies des Dinges müde, und ſagte: Warum geben Se mir allezeit den Titel Artigkeit, wenn ich Ihnen die Excellenz gebe; und warum nennen Sie mich Eure Excellenz, wenn ich Eure Artigkeit ſage? Das macht, weil mir alle Titel einerlei ſind, antwortete der Caſtilianer ganz höflich, wenn nur zwiſchen Ihnen und mir nichts gleiches iſt.

Die Eitelkeit der Titel iſt in unſern mitternächtlichen Gegenden von Europa nicht eher eingeführet worden, als nachdem die Römer mit der aſiatiſchen Hoheit bekant geworden waren. Alle Könige in Aſien waren und ſind noch jezo leibliche Vettern der Sonne und des Monds; und ihre Unterthanen dürfen auf dieſe Anverwandſchaft nie einigen Anſpruch machen. So ein Stadthalter in einer Provinz, der ſich die Muskate des Troſtes und die Roſe des Vergnügens tituliret, würde geſpieſſet werden, wenn er ſich den geringſten Verwandten vom Monde oder von der Sonne nennete. Conſtantin iſt der erſte Römiſche Kaiſer geweſen, der die chriſtliche Demuth mit einer Seite von ſtolzen Titeln beladen hat. Vor ihm gab man zwar den Kaiſern den Titel Gott; allein dieſes Wort bedeutete nichts gleiches von dem, was wir darunter verſtehen. *Diuus Auguſtus*, *Diuus Trajanus* hies ohngefehr der heilige Auguſt, der heilige Trajan. Man glaubte, es ſey der Würde des Römiſchen Reiches gemäs, daß die Seele ſeines Hauptes nach dem Tode in den Himmel führe; und oft legte man ihnen den Titel heilig, *Diuus*, ſchon zum voraus bei. Ohngefehr aus eben ſolcher Urſache nannten ſich die erſten Patriarchen der chriſtlichen Kirche alle: *Tua Sanctitas*, Eure Heiligkeit.

Ehemals war es der Kaiſer allein, der den Titel Maieſtät hatte. Die übrigen Könige nannten ſich: Eure Hoheit, Eure Durchlauchtigkeit, Eure Gnaden. Ludwig XI. war der erſte in Frankreich, den die Unterthanen Seine Majeſtät nannten: ein Titel, der in der That einem groſſen erblichen Reiche nicht weniger anſtändig iſt, als einem Wahlreiche. Allein man bediente ſich doch des Titels Hoheit gegen die Könige von Frankreich noch lange nach ihm; und man ſiehet noch Briefe von Heinrich III. in welchen man ihm dieſen Titel giebet. Die Stände von Orleans wollten nicht zugeben, daß die Königin Catharina von Medicis Majeſtät genañt würde. Allein nach und nach behielt dieſe leztere Benennung den Vorzug. Der Name iſt gleichgültig, nur die damit verbundene Gewalt iſt es nicht.

Vor Alters waren nur zween Marggrafen in Deutſchland, zween in Frankreich, zween in Italien. Der Marggraf von Brandenburg iſt König worden, und zwar ein groſſer König; allein unſere heutige Franzöſiſche und Italiäniſche Marquis ſind von einer etwas andern Beſchaffenheit. Wenn einer bürgerliches Standes in Italien die Ehre hat, dem Legaten ſeiner Provinz ein Mittagsmahl zu geben, und der Legat bei dem Geſundheittrinken ſagt: Herr Marquis, ihre Geſundheit, ſo iſt und bleibt er für ſich und ſeine Kinder Marquis in Ewigkeit. Laſſet in Frankreich einen Dorfedelmann, deſſen ganzes Vermögen der vierte Theil von einem ſchlechten Gut in ſeinem Dorfe iſt, nach Paris kommen, und ihn daſelbſt einiger maſſen ſein Glük machen, oder nur den Schein haben, daß er es gemacht habe; ſo nennt er ſich in ſeinen Schriften: *Haut & Puiſſant Seigneur, Marquis & Comte*, hoher und mächtiger Herr, Marquis und Graf; und ſeinen Sohn nennt der Notarius ſchon *Tres-haut & Tres-puiſſant Seigneur &c.* Und weil dieſer kleine Ehrgeiz der Regierung und der bürgerlichen Geſellſchaft im geringſten nicht ſchadet, ſo giebt man nicht acht darauf. Wer in Paris wenig bekant iſt, kan daſelbſt Graf oder Marquis ſeyn, ſo viel ihm beliebig iſt. In Engelland geht es hierinn ganz anders. Weñ der König einem Handelsmanne den Titel Graf oder Baron beilegt, ſo bekömmt er ohne Schwierigkeit von der ganzen Nation den ihm gebührenden Namen. Leute vom höchſten Stande, der König ſelbſt nennet ihn Mylord. Eben ſo iſt es auch in Italien: wo man ein Regiſter der Monſignoren hält. Der Pabſt ſelbſt giebt ihnen dieſen Titel. Sein Arzt iſt Monſignor; und niemand findet etwas dagegen zu ſagen.

In Frankreich iſt der Monſeigneur eine fürchterliche Sache. Ein Biſchof war vor dem Cardinal von Richelieu nichts, als mein in Gott ehrwürdigſter Vater. Als aber Richelieu Staatsſecretair ward, und noch Biſchof zu Luſſon war, vereinigten ſich ſeine Mitbrüder, die Biſchöffe, um ihm den Titel Monſeigneur nicht Ausſchlieſſungsweiſe beizulegen, daß ſie ſich denſelben auch ſelbſten geben wollten. Dieſer Verſuch fand bei dem Publico keinen Widerſpruch. Allein weil dieſes ein neuer Titel war, den die Könige den Biſchöffen nicht gegeben hatten, ſo fuhr man in den Edikten, Ordnungen, und in allem, was vom Hofe herausgegeben wird, fort, ſie nur Herren, Sieurs, zu nennen; Und die Herren vom Königl. Rathe ſchreiben nie anders an einen Biſchof, als Monſieur. Die Ducs und Pairs haben mehrere Mühe gehabt, ſich in den Beſiz des Monſeigneurs zu ſezen. Der hohe Adel verſaget ihnen ſchlechterdings dieſe Ehre. Es iſt die höchſte Staffel, wornach der menſchliche Hochmuth trachtet, von andern, die uns gleich ſeyn wollen, groſſe Ehrentitel zu erhalten; allein es iſt ſchwer, dazuzugelangen. Ueberall ſezet ſich Hochmuth dem Hochmuth entgegen. Als die Ducs verlangten, daß die armen Edelleute ihnen Monſeigneurs ſchreiben ſollten; begehreten die Präſidenten a Mortier eben dieſes von den Advocaten und Procuratorn. Man weis es, daß ein gewiſſer Präſident ſich nicht hat wollen die Ader ſchlagen laſſen, weil der Chirurgus zu ihm geſagt hatte: *Monſieur*, an welchem Arm ſoll ich ſchlagen; Ein alter Rath von der hohen Kammer war hierinn freier. Ein Sachwalter ſagte zu ihm:

Monſeigneur Monſieur votre Secretaire --- Halt, ſagte der Rath ganz kurz; ihr habt drei Schnizer in dreien Worten gemacht. Ich bin kein Monſeigneur: Mein Secretaic iſt kein Monſieur: Er iſt mein Schreiber.

Um dieſen groſſen Streit der Eitelkeit zu endigen, wird es einmal nöthig ſeyn, daß die ganze Welt Monſeigneur werde: So wie alle Frauen, die zuvor Madmoiſelle waren, anjezo Madame ſind. Weñ in Spanien ein Bettler einen andern antrift, ſo ſagt er zu ihm: mein Herr, hat Eure Artigkeit ſchon den Schokolat getrunken? Dieſe höfliche Art ſich auszudrüken erhebet die Seele, und erhält die Würde des Geſchlechts.

Cäſar und Pompejus nannten ſich im Senate Cäſar und Pompejus. Allein dieſe Leute wuſten nicht zu leben. Sie endigten ihre Briefe mit einem *Vale*, lebe wohl.

Vor etwa ſechszig Jahren waren wir ergebene Diener; Nachher ſind wird unterthänigſte u. gehorſamſte Diener und gegenwärtig haben wir die Ehre, es zu ſeyn. Ich beklage unſere Nachkom̃enſchaft. Sie wird Mühe haben, zu dieſen ſchönen Formeln etwas hinzu zu ſezen. Der Herzog von Epernon, der zwar der erſte unter den Gascognern, in Anſehung der Dreiſtigkeit, aber nicht der erſte unter den Staatsleuten war, ſchrieb, ehe er ſtarb, an den Cardinal von Richelieu, und endigte ſeinen Brief mit *Votre très-humble & très-obeiſſant*. Weil ihm aber einfiel, daß der Cardinal ihm nur *très-affectioné* gegeben hatte, ſchikte er einen Expreſſen nach, um ſeinen Brief, der ſchon abgegangen war, wieder einzuholen. Er ſchrieb ihn von neuem, unterzeichnete *très-affectione*, und ſtarb ſo auf dem Bette der Ehren.

Vom Nuzen und Schaden der Säure.

Es iſt wahr die allzu viele Säure kan ſchaden, und es befindet ſich in der Pathologie ein groſſes Regiſter v. Uebeln, welche ſie hervorzubringen vermögend iſt, aber welche Sache kan wohl heilſam genennt werden, deren Misbrauch nicht ſchädlich ſeyn ſoll. Nichts als ſaure Sachen zu ſich nehmen, hieſſe nicht bedenken, daß die Säure unter die Gewürze der Speiſen gehörte, deren man ſich wie die Arzeneien ſehr mäſſig bedienen mus, wenn ſie nicht zum Gifte werden ſollen. Wenn aber dieſer Misbrauch vermieden wird, ſo kan man zum Ruhme der Säure ſagen: daß ſie die Speiſen angenehm mache, den Appetit errege, den Durſt löſche, die Hize dämpfe, die allzu groſſe Flüſſigkeit des Bluts verhindere, und der Fäulnis kräftig wiederſtehe. Ich ſeze, wie allemal, zum voraus, daß man vollkommen geſund ſey. Denn in dem Scorbute und anſtekenden Krankheiten, welche eine Fäulnis der Säfte zum Grunde haben, iſt auch ein ſonſt unmäſſiger Gebrauch ſaurer Sachen für geſund zu halten, da man ſich hingegen derſelben gänzlich zu entſchlagen hat, wo die Säure in den Säften bereits die Oberhand hat, und ihre Gegenwart durch ein ſaures Aufſtoſſen verräth.

Diejenigen ſauren Sachen, deren man ſich zum Eſſen und Trinken bedient, bringt die Natur aus den ſauren Früchten und Pflanzen entweder ihr ſelbſt gelaſſen hervor, oder ſie werden vermittelſt derſelben durch die Gährung bereitet. Faſt alle Gartenfrüchte haben eine angenehme Säure bei ſich, und ſind daher als eine Wohlthat der Natur anzuſehen, die ſie uns gerade zu der Zeit giebt, da wir ihrer wegen der gröſten Hize am meiſten bedürfen. Einige derſelben haben ſie in groſſen Ueberfluſſe wie die Citronen, bei andern iſt ſie mit mehr wäſrigem vermengt, und in einigen geſellet ſie ſich zu irdiſchen mit einer zuſammenziehenden Kraft begabten Theilen, wie wir ſolches an den Quitten ſehen köñen. Ich will nicht behaupten, daß eine ſolche zuſam̃enziehende Säure nicht Schaden anrichten ſollte, wenn ſie gar zu ſtark iſt, und zur Unzeit gebraucht wird, aber eben daraus erhellet, daß ihr rechter Gebrauch Nuzen ſtiften könne. Dieſer Nuzen beſtehet darinne, daß ſie die Erſchlaffung des Magens und der Gedärme verhindert und verbeſſert, indem ſie den Fäſergen eine gröſſere Stärke giebt. Daher verdienen die eingemachten Quitten mit Recht unter die Magenſtärkenden Sachen verſezt zu werden, und müſſen denen beſonders dienlich ſeyn, welche durch vieles warmes Getränke die Fäſergen des Magens allzu ſehr ſchlafgemacht haben: nur mus man darauf Acht haben, ob auch eine Verſtopfung des Leibes dabei ſey: deñ dieſe wird durch dergleichen zuſammenziehende Dinge vermehrt. Was ich hier von den Quitten geſagt habe, das gilt auch von andern Arten eingemachter Früchte, welche herbe und zuſammenziehend ſind.

Aus der Vorſtellung der ſauren Sachen welche ich gemacht habe, erhellet ferner, daß ſie Leuten, deren Blut zu Hize und Wallung geneigt iſt, weit dienlicher ſeyn müſſen, als denen, die bei einer wäßriger und ſchleimigen Beſchaffenheit des Bluts ſich weit mehr über Froſt als Hize zu beſchweren Urſache haben. Denn Säure und Schleim ſind ſo nahe mit einander verwand, daß dieſer nicht leicht mangelt, wenn jener vorhanden iſt, indem es nicht geleugnet werden kan, daß ſaure Sachen eine Kraft haben, die Säfte des menſchlichen Leibs zu verdiken. Man wird alſo einen choleriſchen Menſchen Sallat u. ſaure Speiſen als eine ihm heilſame Arznei öfter gebrauchen laſſen, die man dem Phlegmaticus wegen der wiedrigen Beſchaffenheit ſeines Körpers verſagt. Auch in Anſehung des Alters mus der Genus ſaurer Sachen eine verſchiedene Einrichtung bekommen. Man hält ſie bei ſaugenden Kindern für ſchädlich, und man hat Urſache darzu. Denn ihre meiſten Krankheiten entſpringen von einer Milch, die in dem Magen geronnen u. ſauer geworden iſt, u. kan wohl die Säure gegen die Säure ein Mittel abgeben? Eben ſo hält man es für ungeſund Milchſpeiſen und ſaure Sachen zugleich zu genieſſen: ob wohl die Gefahr ſo gros nicht iſt, als man ſie ſich gemeiniglich einbildet: deñ wer weis nicht, daß eine kleine Erfahrung einem Arzt, der ſeine Worte eben nicht auf die Goldwage zu legen gewohnet iſt, und die Grade der Wahrſcheinlichkeit nicht unterſcheidet, ſehr vieles zu ſprechen Gelegenheit geben könne. Man hat geſehen, daß Eſſig und andere ſaure Sachen, wenn ſie zu der Milch gegoſſen werden, machen können, daß dieſelbe gerinnt, man hat daraus geſchloſſen, daß dieſes auch in dem Magen geſchehen müſſe, wenn ſaure Speiſen und Milch auf einander genoſſen werden, und man zieht daraus, ich weis nicht, was für Folgerungen, von Verſtopfung der Milchgefäſſe, Erzeugung einer corroſiven Schärfe und anderer Gefährlichkeiten. Der Bauer, welcher ſich an alle dieſe Schlüſſe nicht kehrt, iſſt wirklich ſaure Milch mit dem gröſten Appetit: er macht ſich kein Gewiſſen, zu der Milch etwas ſaures zu eſſen, u. befindet ſich wohl dabei. Er vernichtet dadurch alle Vernunftſchlüſſe der Aerzte in dieſer Materie, und beweiſt durch ſeine Erfahrung, daß dieſe Leute öfters den Phariſäern ähnlich ſind, von welchen die Schrift ſagt, daß ſie lange Gebete vorwenden, Müken ſaugen, und Cameele verſchluken. Man macht ſich nichts daraus, den Menſchen durch eine ihm beigebrachte Purganz ganz entkräftet zu ſehen, aber man hält es für ein groſſes Verbrechen, wenn ein ſolcher geſunder Menſch Milch und ſauer zuſammen iſſt. Ich will eben nicht ſagen, daß dieſes gar zu wohl gethan ſey: Die Bauren können nicht allemal andern Leuten, die nicht ſo arbeiten wie ſie, zum Exempel angeführt werden; allein da ſich der ganze Beweis, daß es ſchädlich ſey Milch u. ſaure Sachen zuſammen zu eſſen, darauf gründet, daß die Milch in dem Magen geriñen werden, ſo iſt dieſes ein Grund, welcher ſehr ſchwach iſt. Denn die Milch fängt ſchon im Munde an zu geriñen, weil es unvermeidlich iſt, daß ſich nicht etwas von den Speiſen, es ſey auch ſo wenig als es wolle, an die Zähne anhängen u. ſauer werden ſolle. Im Magen geſchieht dieſes noch eher, welcher niemals ohne Säure iſt, wiewol dieſelbe nicht, wie man ſonſt geglaubet hat, in ihm abgeſchieden wird, ſondern vielmehr von denen in ſeinen Falten zurükgebliebenen und ſauer gewordenen Speiſen entſtehet. Eben ſo ſeltſam iſt es, daß man verbietet Bier auf die Milch zu trinken, weil man befürchtet die Milch möchte davon gerinnen, da man doch ohne den geringſten Gewiſſensſcrupel Suppen iſſt, welche, aus Milch und Biere verfertiget worden. Indeſſen iſt dieſes gewis, daß ſich ſaure Speiſen und Salate beſſer zum Fleiſche, ſonderlich zum Braten und Wildbret ſchiken, indem ſie wider ihre natürliche Neigung zur Fäulnis ein Gegengift ſind. Wenn die Kinder alſo Fleiſch zu eſſen anfangen: ſo darf man ſich kein Gewiſſen draus machen, ihnen ſaure Sachen zu eſſen zu geben, man iſt vielmehr aus mehr als einer Urſache ſolches zu thun verbunden. Sie müſſen, wenn ſie geſund ſeyn ſollen, alles eſſen und alles vertragen lernen, und davon iſt auch das ſaure Eſſen nicht ausgenommen.

In den jünglings und mäñlichen Jahren entſtehen faſt alle Krankheiten von allzuheftigen Bewegungen und einer allzuſtarken Wallung des Bluts. Saure Sachen, welche dieſe Wallung mäſſigen, werden alſo in dergleichen Alter ſicher genoſſen werden können. Allein bei herannahenden Alter wird man ihren Gebrauch etwas wieder einzuſchränken genöthigt ſeyn, weil ſie die Säfte nur noch mehr verdiken möchten, welche ohnedem bei zunehmenden Jahren zur Verdikung ſo ſehr geneigt ſind.

Die ſauren Säfte der Früchte, wohin inſonderheit der Citronenſaft gehöret, ſind nicht flüchtig, und befördern daher die unmerkliche Ausdünſtung ſo nicht, wie die, welche durch eine Gährung entſtanden ſind, welches inſonderheit v. dem Weineſſig gilt, darinnen nicht mehr ſo wie in dem Weine etwas verbreñliches anzutreffen iſt, und den man für nichts anders, als einen flüchtigen Weinſtein zu halten hat, welcher durch eine doppelte Gährung in dieſen Zuſtand gerathen. Dieſer Weineſſig verdienet dem Biereſſige ſeiner gröſſern Flüchtigkeit, Annehmlichkeit und Schärfe wegen merklich vorgezogen zu werden.

Von den Geſundheitsreiſen.

Davon haben die Alten ſchon viel gewuſt, daß wenn ſie etwa krank geweſen, ſich in andere Oerter begeben: ja ſie ſtellten auch dergleichen zur Präſervation an. Es haben aber die Reiſen zuförderſt erſtlich dadurch ihren Nuzen, daß das Gemüthe durch die vielfältig vorfallende Veränderungen von ſeinen täglichen Sorgen befreiet wird: ferner geben ſelbige allerhand Vergnüglichkeiten und Ergözungen an die Hand: ſodann iſt es nüzlich wegen der freien Luft, ſo man genieſſet. Hernach ſo trift man oftmals auf Reiſen die geſundeſten und ſchönſten Waſſer an, und beſonders endlich dienet ſelbiges auch wegen der anhaltenden Bewegung. Geſunde Oerter ſind vornemlich dieſe: die Canariſchen Inſuln; Spanien, und darinn beſonders Granada, Italien, ob wohl auch darinn noch ungeſunde Gegenden genug in deren äuſſerſten Theil Croton. Tabia ohnweit dem Veſuvius, Neapolis; In Griechenland Athen; In Europa Böhmen; In Perſien Iſpahan; In Amerika Braſilien und dergleichen. Beſonders aber ſind geſunde Gegengenden 1) die bergicht oder hoch liegen, und wo ein Ort gegen Nord und Weſt frei, 2) wo eine temperirte Luft, ſo weder zu feucht, noch zu hizig, noch zu unerträglich kalt und 3) wo keine beſtändige Nebel oder düſtere Wolken, in der Nähe ſtehende Waſſer, Moräſte oder ſolche Gegenden, durch deren beſtändige Ausdünſtung die Luft unrein wird, als ſchweflichte, und wo Bergwerke, und endlich ſolche, wo keine Handthierungen, davon die Luft und Waſſer viel fremde Theile annehmen, als Flachs- und Hanfröſten, Leder bereiten, Hütten-Arbeiten, Töpfer, Theer und Kohlen brennen und dergleichen, doch müſſen die bergichten Gegenden keine Unbequemlichkeit von gar zu groſſer Kälte, heftigen Winden und üblen Waſſern haben. Und iſt überhaupt mehrentheils die Luft auf dem Lande geſünder als in den Städten: Es iſt demnach wie überhaupt als beſonders das Reiſen dienlich, wo die Leibeskräfte abzunehmen ſcheinen, und eine Krankheit ſich anſpinnen will, in angehender Schwindſucht, in Austheilung alter und ſchlimmer Schäden, in Haupt- und Nervenkrankheiten, als fallenden Sucht, Schwindel, melancholiſche Schwermüthigkeit, Raſerei und mehr dergleichen; gegen alle langwierige Krankheiten, als malum hypochondriacum, Waſſerſucht, Fieber, Scorbut. Ferner iſt das Reiſen gut gegen allerhand Unreinigkeiten der Haut, gegen anſtekende Krankheiten, als allerhand Fieber und ſonderlich die mit Ausfahren an der Haut verknüft, als Poken, Maſern, Frieſel, Flekfieber, rothe Ruhr und Peſt. Man mus aber auch, wenn man reiſen will, folgende Regeln in Obacht nehmen, wenn man von den Reiſen Nuzen haben will. Alſo mus man erſtlich ſowohl die Beſchaffenheit des Orts, wo man ſich aufhält, als auch deſſen, wo man hin will, genau wiſſen, wer alſo in feuchter und mehrentheils trüber und kalter Luft lebet, mus nach einer heitern und troknen reiſen. 2) Mus man auf die Leibes-Conſtitution ſehen: Wer alſo hager und ausgezehrt, öftere Kopfſchmerzen und unnatürliche Hize hat, mus gemäſſigt feuchte und warme Luft, nicht aber hizige ſuchen; hingegen wer fett und blutreich, Leute die bei Jahren und ſchwache Nerven haben, die zu Schlagflüſſen und Lähmung geneigt, die Heisrigkeit, Huſten und rauhe Hälſe haben, und an der Lunge nicht recht verwahret, müſſen kalte und zumal den

Nordwinden frei gelegene Oerter meiden. 3) Mus man auf die Gewohnheit u. vorige Lebensart ſehen, darum zärtliche Perſonen, und die ein ſchwammicht weich Fleiſch haben, bei einer zärtlichen Lebensart in Anſehung der Diät erzogen, nicht in ſolche Gegenden, wo dike, ſchwere und unreine Luft auch harte Speiſen und Getränke gewöhnlich, kommen. Wer aber ſich an eine härtere Lebensart gewöhnt, mus beobachten nur daß er genugſame Feuchtigkeit von dünnen Getränke in den Leib bringe, und ſich fleiſſig bewege. Sanguiniſche und ſehr choleriſche Leute, die ſchon in einem hizigen Lande leben, müſſen nicht ein noch hiziger, wo zumahl ſtarke Weine gebräuchlich, gehen. 4) Wer eine lange Reiſe antretten will und vollblütig iſt, mus Ader laſſen und den Leib durch gelinde Mittel einigemal reinigen, beſonders wo man dieſe Stüke ſonſt gewohnt. 5) Mus man in Anſehung der Witterung und Jahrszeit behutſam verfahren. Die gröſte Kälte und Hize taugt zu reiſen nicht: Wer bei warmen Tagen reiſet, mus ſich für die einbrechende Kälte bewahren, ingleichen mus man ſich, wenn plözlich Regen oder Wind nach vorhergehender Hize entſtehet, nach Möglichkeit der freien Luft entziehen. 6) Mus man ſich recht Zeit nehmen, um auszuruhen. An dem Tage, da man ſtille liegt, ſoll man ſonderlich zum Schlaf Zeit genug nehmen; dem Leibe an übriger Pflege nichts ermangeln laſſen. Jedoch wenn man weiter reiſen will, iſt der Leib nicht mit vielen Eſſen und Trinken zu füllen. 7) Mus man auf der Reiſe, weil verſchiedentlich Eſſen und Trinken zu gebrauchen, Acht auf ſich ſelber haben, wie es mit Appetit, Verdauung und Stuhlgang beſchaffen. Es iſt gut ſeinen eigenen Wein, eine gute balſamiſche Mageneſſenz oder gut Sal volatile oleoſum, auch gegen die Verhärtung des Leibes Arzeneien bei ſich zu haben. Weil man auch nicht allemal ungeſunde Oerter vermeiden kan, ſo mus man ſich doch daſelbſt ſo wenig als möglich aufhalten, und am allerwenigſten daſelbſt ſchlafen, müſte man aber doch in ſolcher Gegend Quartier nehmen, ſo hüte man ſich kein ſolches Zimmer zu beziehen, worauf die Luft aus der ungeſunden Gegend gerade zuziehet. Ja müſte man gar auf dem Felde zur Nacht bleiben, iſt nöthig die ganze Zeit ein ziemlich ſtark brennend Feuer zu halten. Da man auch nicht allemal lange Reiſen thun kan, ſo iſt doch rathſam ſich zuweilen aus der Stadt auf das Land zu begeben: welches inſonderheit Leuten, die ihrer Verrichtungen wegen immer zu Hauſe ſteken müſſen, und Studierenden dienlich.

Ob die Verwunderung für eine menſchliche Unvollkommenheit zu achten iſt?

Nil admirari prope res eſt una, Numici,
Solaque, quæ poſſit facere & ſervare beatum.

Die Mittel, wodurch die Menſchen ihre Glükſeligkeit befördern wollen, ſind unendlich verſchieden, weil ein jeder eine beſondere Art der Glükſeligkeit verlanget. Was der eine dafür hält, das iſt dem andern gleichgültig, oder wohl gar beſchwerlich. Dieſe Verſchiedenheit rühret theils aus natürlichen Neigungen, theils aus Erziehung, oder auch aus Vorurtheilen her. Wir reden hier nicht von dem höchſten Gute, wovon vorigen Jahrs ausführlich iſt gehandelt worden.

Ein jeder nennet den Zuſtand eines beſtändigen Vergnügens ſeine Glükſeligkeit. So verſchieden alſo die Vergnügungen der Menſchen ſind, ſo mannigfaltig iſt auch ihre Glükſeligkeit. Bei einem Geizigen nimt die Glükſeligkeit mit dem Vorrathe ſeines Geldes ab und zu. Gleiche Verhältnis hat ſie bei einem Ehrſüchtigen, Wollüſtigen, u.ſ.f. Dieſes Frauenzimmer ſucht ſie gewöhnlicher maſſen in dem Anſchauen ihrer Schönheit; jenes in dem Beſize prächtiger Kleider; ein andres in dem Schwarme prächtiger Anbether u. ſ. w.

Die Gelehrten beweiſen dieſes unter vielen andern auch durch die Wahl der Wiſſenſchaften, worauf ſie ſich legen. Dieſe Verſchiedenheit aber ſcheinet noch wichtig genug zu ſeyn in Anſehung anderer unzählicher Kleinigkeiten, welche, nach dem Vorurtheile vieler Menſchen, ihrer Glükſeligkeit einen beträchtlichen Zuwachs geben ſollen. So wird ſich z. E. ein gelehrter Verehrer des Nikots für glükſeliger ſchäzzen, wenn er ſich über ſeinen Büchern dergeſtalt in eine dikke Wolke von Tabaksrauche verhüllen kan, wie die Hand des Mahlers eine heidniſche Gottheit in den Wolken etwa vorzuſtellen pfleget. Ein anderer hingegen, deſſen Studierſtube einer Apotheke an Geruche nicht viel nachgiebet, ſolte bei dem Beſuche des erſtern wohl gar fieberhafte Anfälle zu fürchten haben. So gehet es durch alle Arten der Menſchen. Eine veraltete Betſchweſter, welche ihren eingewurzelten Aberglauben für eine überirdiſche Einwirkung hält, und alle vernünftige aufſteigende Gedanken als böſe Lüſte zu unterdrüken ſucht, würde die Lebensart einer Staatsdame für ihre zeitliche Hölle halten, und dieſe, wenn ſie in jener ihren Zuſtand ſolte verſezt werden, würde ſich als die unglükſeligſte Perſon beklagen.

Man hat von je her geglaubet, daß eine vorzügliche Erlangung der menſchlichen Glükſeligkeit den Weltweiſen am mehreſten obliege.

Die alten Philoſophen haben auch zum theile den Pöbel = = und öfters nicht ohne alle Betrügerei = = = in dieſem Wahne zu erhalten gewuſt. Die Neuern aber darf man deſſen gar nicht beſchuldigen: denn man weis auf das Zuverläſſigſte, daß ſie den Schein der Glükſeligkeit eben nicht durch eine freiwillige Armuth, durch Geduld, ſich von andern verachten zu laſſen, oder durch andere Ungemächlichkeiten, wie die ältern Weltweiſen, zu erlangen ſuchen.

Die Stoiker, ſie mögen es nun aus Vorurtheil oder Ernſte gethan haben, glaubten durch die Unempfindlichkeit allein auf der Welt glükſelig zu werden. Man ſollte ſich, lehrten ſie, durch keine Sache aus dem Gleichgewichte der Ruhe verrüken laſſen. Deswegen müſte uns nichts in Verwunderung ſezen, es ſey auch was es wolle. Dieſer Saz ſcheinet wirklich für die menſchliche Glükſeligkeit gegründet zu ſeyn. Allein wir wollen ihn etwas genauer unterſuchen.

Alle Verwunderung ſezet eine Unwiſſenheit derjenigen Sache, worüber ſie entſtehet, zum voraus, von welcher ſich die Stoiker nicht freiſprechen konten, ſo ſtolz ſie auch auf ihre Weisheit waren. Sie verlangeten nur, daß ſie die unbekant geweſene Sache weder übermäſſig erfreuen, noch auſſerordentlich betrüben ſollte. Die Stoiker geſtunden alſo gerne, daß ihnen etwas wiederfahren könte, welches ſie nicht vorher geſehen hätten; es ſollte ihnen daſſelbe, es möchte auch ſo angenehm oder widrig ſeyn, als es wolle, nur nicht empfindlich ſeyn. Sie waren alſo, wenn ich es unpartheiiſch ſagen ſoll, doch noch etwas beſcheidener, als einige von den neuern Weltweiſen. Dieſe würde man ſehr beleidigen, wenn man in ihre Erkentnis aller möglichen Dinge ein Mistrauen ſezen wollte. Ich hätte dieſes vielleicht für einen übertriebenen Stolz gehalten, welcher einem allzugelehrt ſeyn wollenden wäre angedichtet worden, wie etwa Moliere dem Geizhalſe eine unglaubliche Geldbegierde beileget; wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, den Hrn. Panſophus kennen zu lernen. Dieſer geſtehet einem jeden, welcher ſich über theologiſche oder juriſtiſche Ausſprüche, über philoſophiſche oder mediciniſche Entdekungen zu verwundern ſcheinet, ganz frei: O! haben Sie das noch nicht gewuſt? Sehen Sie doch, das iſt ja natürlich genug! Das hätte ich Ihnen vorher ſagen wollen! u. ſ. w.

Und daher rühret es vielleicht auch mit, daß bei vielen die Verwunderung ein ſo ſehr verächtliches Ding geworden iſt. Mein guter

Freund, welcher ſich darüber zu verwundern ſchien, daß ein gewiſſer Gelehrter, indem er durch phyſicaliſche Verſuche ein Donnerwetter hatte vertreiben wollen, von eben demſelben war erſchlagen worden, muste das ſeltſame Urtheil hinter dem Rüken von ſich fällen laſſen, daß er ein Holbergiſcher Pfalzgraf wäre. Es iſt bekannt genug, daß man ſonſt das Verwundern in eben dieſem Verſtande, für die Mutter der Weltweisheit gehalten hat. Und ſind wir ihr deñ nicht beinahe den gröſten Theil aller Wiſſenſchaften ſchuldig? Es iſt aber ein groſſer Unterſchied bei der Verwunderung zu machen.

Die Verwunderung iſt allemal mit einer Unwiſſenheit verknüpfet, dieſe kan aber entweder mit einer Lehrbegierde, oder Dummheit verbunden ſeyn. Dieſen Unterſchied beobachten ſelbſt die ſcharfſinnigſten Weltweiſen. Die erſte träget, nach dem Geſtändniſſe der vernünftigſten aber auch beſcheidenſten Gelehrten, vieler zum menſchlichen Vergnügen bei. Dieſes iſt der Grund, warum Leute von gutem Geſchmake durch das Neue ſo ſehr vergnüget werden. Selbſt diejenigen, welche die Verwunderung ſo ſehr verachten, finden an dem ſo genanten Neuen, nach ihrem eignen Geſtändniſſe, ein groſſes Vergnügen; und widerlegen alſo ihr partheiiſche Urtheil durch ihr eigenes Exempel.

Unter ſo vielen Gelehrten, welche in ihren Wiſſenſchaften ſich über ſo manches verwundern, will ich nur die Naturforſcher anführen. Dieſe ſind nicht ſo wohl vergnüget, daß ſie vieles wiſſen, ſondern ſie erfreuen ſich auch, wenn ihnen etwas vorkommt, welches ſie erſt unterſuchen müſſen. Sie geſtehen es ſelbſt, daß ſich ſolche Fälle ereignen können, über welche ſie ſich verwundern müſſen, und zwar zu ihrem eigenen Vergnügen.

Ich will nicht einmal der vielen und für die menſchliche Geſellſchaft ſo ſehr nüzlichen Erfindungen gedenken, welche wir dem Zufalle zu danken haben; und welche, weil ſie die Erfinder oder andere in Verwunderung ſezeten, im̄er beſſer ausgearbeitet worden ſind. Wie ſehr verwunderten ſich nicht die Erfinder des Glaſes, welches man den Phöniciern zuſchreibet, als ſie aus einem Feuer zufälliger Weiſe eine durchſichtige Materie flieſſen ſahen, welches in der Folge zum Gebrauche der menſchlichen Bequemlichkeit immer geſchikter gemacht worden iſt? Die Sternkunde, Erdmeskunſt, und die mehreſten Wiſſenſchaften ſind auf dieſe Weiſe zu der nunmehrigen Vollkommenheit gebracht worden. Gleichen Urſprung hat die Erfindung des Schiespulvers und tauſend andere Dinge.

Wenn die Stoiker die Art der Verwunderung verworfen haben; ſo kan man ſie nicht entſchuldigen. Es iſt zwar wahr, daß uns auch die nüzlichſten Sachen, wenn wir uns ihrer Neuigkeit wegen darüber verwundern müſſen, bei ihrer Unterſuchung beunruhigen können. Denn wir wollen entweder ihren Grund oder ihren Nuzen erforſchen. Finden wir nun einige Schwierigkeit dabei; ſo werden wir deswegen unruhig. Und weil die Stoiker ſich durch nichts in ihrer Ruhe wollten ſtöhren laſſen; ſo ſcheinet es, daß ſie auch dieſe Art der Verwunderung verworfen haben, weil die Folgen davon wider ihre Lehre, die Ruhe zu erhalten, ſeyn könten. Allein es iſt nicht eine der wichtigſten Pflichten der Menſchen, den Grund und den Gebrauch von allen Dingen zu unterſuchen, wenn es auch mit unſerer äuſſerſten Beunruhigung geſchehen ſollte, damit der Nuzen oder der Schaden derſelben entdeket werde? Ein jeder iſt nach dem Rechte der Natur dazu verbunden, nicht nur dasjenige, was ſeine eigene Bequemlichkeit, ſondern auch dasjenige, was den Wohlſtand ſeiner Mitbürger befördern kan, zu thun. Allein nach dieſer ſtoiſchen Lehre hätte ſich keiner von den Nachkommen des Tubal Cains über die Erfindung, in Erz und Eiſen zu arbeiten, verwundern und derſelben weiter nachdenken dürfen, damit ſie immer nüzlicher und allgemeiner gemachet würde. Denn dieſe Verwunderung würde die Nachahmer des Tubal Cains zu ſehr beunruhiget haben. Was wäre das für eine verwerfliche Lehre?

Die andere Art der Verwunderung, welche ſich auf eine Dumheit, gründet, iſt mit allem Rechte zu verachten, und dieſer kan man tauſend Vorwürfe machen, welche aber die erſtere Art gar nicht betreffen dürfen. Man ſollte es beinahe nicht glauben, wie ſchädlich dieſelbe ſey. Allein ſie iſt es eben, welche ihre Verehrer unglüklich machet.

Gemeiniglich ſind bei demjenigen, welcher ſich nach dieſer leztern Art über eine Sache verwundert, die Kräfte des Verſtandes u. Willens ſehr ſchwach und ungeſchikt. Daher kommt es, daß ein jeder neuer Gegenſtand tauſend verwirrte Vorſtellungen bei ihm hervor bringet. Sein Verſtand iſt nicht ſcharfſichtig genug, die gegenwärtigen Dinge zu erforſchen, ob ſie ihm ſchaden oder nüzlich ſeyn können. Sein ungezogener Wille verlanget ſie entweder, oder verabſcheuet ſie blindlings. Das betrügliche Bild davon, welches ſich bei dem erſten Anblike ſo tief in ſein Gemüth eingedrüket hat, ſchwebet ihm beſtändig vor Augen, und erreget ſolche Leidenſchaften bei ihm, welche ihn unglüklich machen. Siehet er, daß ein anderer ſolche Gegenſtände glüklicher vermeidet oder erlanget, nachdem ſie nemlich beſchaffen ſind, ſo wird er eiferſüchtig oder neidiſch auf ihn, und verfällt in viele Laſter.

Das Frauenzimmer gibt uns die mehreſten Beweiſe davon. Wie viele werden nicht durch die Verwunderung der leztern Art über reiche Weſten, ſchöne Uhren, neue Complimente u. ſ. w. Zeitlebens unglüklich? Doch weis ich nicht, ob ſie deswegen mehr getadelt zu werden verdienen, als diejenigen, welche ſich alſo wollen bewundern laſſen. Und ſoll man bei den jungen Herren, welche ſich über ein ſchönes Geſicht, ſchmachtende Augen, blonde Haare, fleiſchigte Hände, über einen kleinen Fus bis zur Entzükung, ja bis zur Narrheit, oder wohl gar bis zum Tode verwundern, eine Ausnahme machen?

Ueberhaupt aber halte ich alle Verwunderung für eine menſchliche Unvollkommenheit. Und wenn ſie die Stoiker in dieſer Abſicht verworfen haben; ſo ſind ſie zu entſchuldigen, aber doch nicht zu loben.

Von den Unordnungen, welche die Dichter im gemeinen Weſen verurſachet haben.

Die ſchönen Wiſſenſchaften haben allezeit das Unglük gehabt, daß einige von ihren Verehrern ſie gemisbrauchet, und dadurch in dem gemeinen Weſen nicht nur eine groſſe Unordnung angerichtet; ſondern auch Gelegenheit gegeben haben, daß man ſie mit einer gewiſſen Verachtung angeſehen hat. Der Pöbel unter den Gelehrten, der ohnedem die Wiſſenſchaften nur als ein Mittel der Nahrung und als einen Weg zu einem reichlichen Unterhalte zu gelangen anſiehet, um bei einer einträglichen Bedienung ein gemächliches Leben führen zu können, iſt daher auf das unglükliche Vorurtheil verfallen, daß alle Bemühungen umſonſt, oder gar ſchädlich wären, ſo man der zierlichen Gelehrſamkeit widmet. Er hat ſich des geringſten Uebels, ſo aus dem Misbrauche der ſchönen Wiſſenſchaften entſtanden iſt, zur Vertheidigung ſeiner Unwiſſenheit auf eine vortheilhafte Weiſe bedienet, und ſich nicht geſchämet, von der kleineſten Unordnung, welche von einem unächten Verehrer der freien Künſte angerichtet worden, ſogleich den blinden Schlus zu machen, als ob die ganze Wiſſenſchaft nur in einem Zeitvertreibe müſſiger Stunden beſtehe.

Wie glüklich würden wir nicht ſeyn, weñ dieſes Vorurtheil zugleich mit den überlebeten Tagen der vorigen Zeiten untergegangen wäre; allein ſo hat es ſich bis auf ein Jahrhundert erhalten, in welchem man faſt alle Länder des geſitteten Europa um die Verbeſſerung ihrer Mutterſprache, und die Wiederherſtellung des guten Geſchmakes, und um die Ausbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften ſich bemühen ſiehet; und unter allen Theilen der ſchöneren Gelehrſamkeit iſt keiner faſt einer gröſſeren Verachtung unterworfen, als die göttliche Dichtkunſt, welche doch durch ihre himmliſche Thöne das Lob des Ewigen verherrlichet; die Thaten der Helden verewiget; den rohen Gemüthern der wildeſten Völker die Triebe der Menſchlichkeit eingeflöſſet; ihre Sitten verbeſſert, und die Laſter unterdrüket hat. Und gleichwol iſt es doch andem, daß ſelbſt die Verehrer der Dichtkunſt tauſend Unordnungen und tauſend Uebel in dem gemeinen Weſen angerichtet und ihre Kunſt dadurch verächtlich gemachet haben.

Wir finden, daß durch die Dichter die Ehrfurcht gegen die Religion bei dem gemeinen Volke vermindert worden, und daß dieſelben durch ihre Lieder oftmals der Religion einen unerſezlichen Schaden zugefüget haben. Wenn ich auch jezo nichts von den heidniſchen Dichtern ſagen wolte, welche groſſe Beleidigungen ſie ihren Göttern angethan, die ſie auf alle Art und Weiſe lächerlich gemachet, und dadurch die Ehrfurcht gegen die Religion aus dem Herzen des Pöbels verbannet haben. Wenn wir dieſes und anderes mehr entſchuldigen, mit dem Einwurfe, daß dieſe Dichter in dem Aberglauben des finſtern Heidenthumes erzogen worden, zufrieden ſeyn wolten, ſo treffe ich doch zum Unglüke und zur Schande unſerer erheiterten Tage unter den Chriſtlichen Dichtern ebenfals einige an, von deren Gedichten, wenn man ſie nach der Strenge unterſuchen wollte, kaum ein einziges Lied übrig bleiben würde, ſo nicht von der Gottloſigkeit oder von einer ſchändlichen Freigeiſterei angeſteket wäre.

Eine gleiche Unordnung haben die Dichter in dem Staate erreget, indem ſie durch ihre übertriebene Lobgedichte und Schmeicheleien die Gemüther junger Prinzen und der Regenten überhaupt verdorben haben. Tyrannen haben ſich der Dichter bedienet, um ihren Laſterthaten durch einen erkaufeten Lobſpruch einen guten Schein zu geben. Wie viele Beiſpiele finden wir nicht von ſolchen Dichtern, die durch ihre Lobeserhebungen nur den Beifall der groſſen zu erhalten geſuchet, und dieſe ſo beſchrieben, nicht wie ſie wirklich geweſen, ſondern wie ſie hätten ſeyn ſollen. Fürſten, ſo weiter keine Vorzüge beſeſſen, als welche ſie dem ungefähren Glüke ihrer hohen Geburt zu danken gehabt, und die eine Geiſſel des menſchlichen Geſchlechtes geweſen, gerieten durch die Schmeicheleien der Poeten auf die Meinung, daß auch die abſcheulichſten unter ihren Laſterthaten von allen Tadel befreiet ſeyn müſten. Und wie mancher frommer Prinz würde nicht ſeiner guten Eigenſchaften wegen ſich in den Geſchichten ein unſterbliches Andenken geſtiftet haben, wenn nicht die Dichter, ſo um ihn geweſen, durch ihre unnatürlichen Lobeserhebungen es verurſachet hätten, daß man, weil ihr Zeugnis verdächtig ſchien, und man ſich von ihnen überredet hatte, daß ſie alles verfälſchen, auch an der Würklichkeit ſeiner guten Thaten gezweifelt. Wer kan es dahero einem Plato verdenken, (im Falle es ſeine wahre Meinung geweſen, oder er auch würklich von allen Dichtern überhaupt geredet) wenn er in ſeinem Grundriſſe von einer wohl eingerichteten Republik in derſelben keine Dichter leiden wollen? und wer mus nicht den Ausſpruch der groſſen Königin Dido bei dem Auſonius:

Vos magis hiſtoricis, lectores, credite de me,
Quam qui furta Deum concubitusque canunt
Falſis dici vates, temerant qui carmina verum,
Humaniſque Deos aſſimilant vitiis.

loben, deren Ehre der ſonſt ſo fürſichtige und ſo keuſche Virgil, wo nicht wider die Wahrſcheinlichkeit, doch wider die Wahrheit, auf eine ſo unverantwortliche Weiſe geſchändet hat, wenn ſie den Rath gegeben: man verlaſſe die Dichter und glaube dafür dem Geſchichtſchreiber.

Der Hauſe niederträchtiger Dichter hat auch in dem Reiche der Wiſſenſchaften der Dichtkunſt eine Verachtung zugezogen, und Gelegenheit gegeben, daß viele derſelben ihren Rang in dem Reiche der Wiſſenſchaften gar ſtreitig machen wollen.

Dieſe Dichter haben ſich v. dem edlen Endzweke der Dichtkunſt gänzlich entfernet, und dagegen einen verächtlichen Gegenſtand ihrer Lieder erwählet. Sie haben gleichſam ihre Gaben um Geld verdungen, und die göttliche Dichtkunſt zu einem Handwerke gemachet. So viele elende Hochzeitsreime, ſo viele klägliche Trauerlieder, ſo viele Gedankenloſe Neujahrswünſche, ſo viele gereimte Wiegengeſänge, und andere dergleichen erbärmliche Arten von Gedichten legen davon das ſtärkſte Zeugnis an den Tag. Wie kan bei ſolchen Umſtänden die Hochachtung gegen die Dichtkunſt beſtehen? Müſſen nicht vielmehr viele abgeſchreket werden, ihre Gaben derſelben zu widmen, wenn ſie ſehen, daß ſo gar gemeine Begebenheiten zum Gegenſtande derſelben erwählet werden; wenn ſie ſehen, daß die ganze Kunſt des Dichters nur in der Geſchiklichkeit zu reimen beſtehet, und ein groſſer Geiſt befürchten mus, unter den Haufen gemeiner Poeten gezählet zu werden, wenn er ſich der Dichtkunſt befleiſſigen will.

Aber auch in dem Reiche der Tugend haben die Dichter zu mancher Unordnung Anlas gegeben; und ſelbſt diejenigen ſind von dieſem Fehler nicht frei, die wir uns als Muſter der Nachahmung vorzuſtellen pflegen. Die gröſſeſten Geiſter unter den Dichtern haben anſtatt die Tugend zu beſingen, vielmehr die Laſter erhoben. Sie haben, um reizend zu ſchreiben, die tölrigſten Leidenſchaften, ſo aus einer zügelloſen Wolluſt entſtehen, auf das lebhafteſte abgeſchildert, und dadurch nicht ſowohl ein groſſes Aergernis geſtiftet, als vielmehr ihre eigene Schwachheiten gar zu merklich verrathen. Sie haben durch ſo manche kindiſche Spielwerke den Geſchmak junger Leute verdorben, und ſie von gründlichen Wiſſenſchaften, welche doch die Dichtkunſt erfordert, abgehalten. Sie haben durch ihre zärtliche und verliebte Lieder in den Seelen des annoch jungen Frauenzimmers alle Eindrüke der Schamhaftigkeit ausgelöſchet, um nur einem Geſchlechte durch das Leſen ihrer buhleriſchen Lieder die Zeit zu vertreiben, welches gerne unter Scherzen u. Lachen herrſchen will.

Wer kan ſolche Dichter als wirkſame und unentbehrliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft anſehen? Geſezt, daß ihre Lieder eine Zeitlang Vergnügen und Bewunderung erweken, ſo haben ſie doch keinen Einflus in die Glükſeligkeit der Menſchen, und gemeiniglich dauren ſie nur ſo lange, bis ſie von einem neuerm verdrungen werden.

Mögten doch dafür die Dichter der neuern Zeiten, das Lob des Schöpfers in erhabenen Oden verherrlichen! Mögten ſie doch durch prächtige Heldenlieder die unſterblichen Thaten groſſer Sieger beſingen, oder zeigen, wie man durch rührende Trauerſpiele die Gemüther der Sterblichen empfindlich machen und Leidenſchaften in denſelben erregen ſoll! Mögten ſie doch in reizenden Idyllen die edle Einfalt, den ungekünſtelten Wiz, das natürliche Schöne, ſo in den Sitten der Vorwelt herrſchete, u. die Armuth einer unſchuldigen Liebe darſtellen, oder durch lehrreiche Fabeln und Erzählungen die menſchlichen Herzen in den Trieben zum Guten ſtärken! welche Verehrer würde nicht die göttliche Dichtkunſt allerwärts findeſt.

Die kluge Jungfer.

Die Quelle unſrer Kummernächte,
Wist, Schweſtern, worin ſie beſteht,
Daß keine Poſt zum Monde geht,
Die uns von da die Männer brächte.
Hie iſt das Sprichwort mehr als wahr:
Die Jungfern viel, die Männer rar.

+ Das Examen.

Mortil, ein junger Rechtsgelehrter
Wird im Examine gefragt,
Wie man das Jus in Re erklärte;
Er bükt ſich, macht ein Pas und ſagt:
Meſſieurs: ich bitte zu verzeihen,
Die Frage kommt mir fremde für;
Was weis ein junger Cavalier
Vom Jus, das ſind Pedantereien.
Par ma foi! es wird in Halle
Dergleichen Zeug nicht mehr gelehrt;
Auf kein Billiard, auf keinem Balle
Hab ich davon ein Wort gehört.
Wir lernen reiten, tanzen, küſſen,
Und nehmen gute Mienen an,
Da wird man nach mir fragen müſſen:
Dann werd ich zeigen, was ich kan.

Der Donner.

Die Welt erſchrikt, Tyrannen fliehn,
Und ſuchen zitternd dunkle Grüfte;
Ihr Muth, dem nichts gefährlich ſchien,
Verliehrt ſich jezt im Schoos der Klüfte.
Wie! iſt die Rache zügellos?
Sind die gezükten Schwerdter blos,
Die unterdrükte Bürger führen?
Zieht ein gepreſtes Volk in Streit,
Und öfnet die Gerechtigkeit
Nun plözlich die verſchloſnen Thüren?

Verzagte Helden merket drauf,
Und ſucht der Vorſicht Spuren drunter;
Noch gieng die Sonne feurig auf,
Und Abends wieder prächtig unter;
Kaum ward der dunkle Himmel grau,
So muste ſchon ein heitres Blau
An den gewölbten Bahnen prangen;
Die Düfte hielt der Sonnen Blik,
Der Abend das Gewölk zurük,
Die Winde nahm der Nord gefangen.

Der heiſſe Strahl erhizte nur,
Und keine kühlen Weſte hauchten;
Der warme Süd verbrannt' die Flur,
Und die verdorrten Berge rauchten;
Der bunten Auen Anmuth wich;
Die welken Blumen neigten ſich,
Und zeigten keine Knoſpen wieder;
Die Felder borſten für dem Brand,
Ihr lezter Nahrungsſaft verſchwand.
Und ſchlug der Saaten Hofnung nieder.

Die Luft war von den Dünſten ſchwer,
Die giftig aus den Sümpfen ſtiegen;
Der Strom von ſeinen Fluten leer,
Lies weite Ufer troknen liegen;
Das Wild, ſo für dem Jäger flieht,
Und durſtig nach den Quellen zieht,
Konnt kaum die matte Zunge kühlen;
Die Sonne ſchien der Welt zur Qual,
Und lies den heiſſen Feuerſtrahl
Verſchmachtende Geſchöpfe fühlen.

Der Vater der Natur erwacht,
Und überſieht den Lauf der Zeiten;
Er ruft den Wind aus Mitternacht,
Und Wolken von des Abends Seiten;
Die Dünſte ſchweben in der Luft,
Die Erde haucht den Schwefelduft,
Und dieſes nähret Feuerflammen;
Die Sonne zieht den lezten Schein
Mit ihren matten Strahlen ein,
Der Sturm treibt das Gewölk zuſammen.

Die Völker ſehen zitternd drauf,
Und wollen ſich aus Furcht verſteken;
Es ziehen ſchwere Wetter auf,
Nun hat der Himmel ſchwarze Deken;
Die hellen Blize leuchten nur;
Die Majeſtätiſche Natur
Läst ihre Donner dumpfig brüllen;
Die Himmel weichen ihrer Macht,
Und Strahl und Feuer bricht die Nacht
In Wolken, die den Tag verhüllen.

Der Tiger brüllt, der Panther flieht,
Und die geſchrökten Löwen weichen;
Das Wild, ſo von den Höhen zieht,
Verbirgt ſich unter Strauch und Eichen;
Nun ſind die dürren Triften leer,
Und weiden keine Heerden mehr,

Die mit den blöden Hirten ziehen;
Die Vögel eilen nach dem Wald,
Und ſuchen einen Aufenthalt,
Wohin ſie für dem Wetter fliehen.
  Izt ſenket ſich der Nächte Graus
In dunkeln Deken tiefer nieder;
Die Blize wirft der Ausgang aus,
Der Abend giebt ſich feurig wieder.
Die Erde ſchweigt, der Donner ſpricht,
Die hagelſchwangre Wolke bricht,
Und dekt das Land mit Waſſergüſſen,
Die Stürme drohn mit gleicher Wuth,
Die Flammen ſtreiten mit der Fluth,
Das Licht mit Nacht und Finſterniſſen.
  Dort liegen Städte umgekehrt,
Und rauchen unter Schutt und Leichen,
Der Strahl, der feurig niederfährt,
Zerbricht die Gipfel ſtolzer Eichen;
Der Strom, der aus den Wolken flieſt,
Und ſchäumend von den Höhen ſchieſt,
Schwellt in der Thäler Tiefen wieder,
Die Winde blaſen ſtürmiſch drein,
Und brechen mit den Fluten ein,
Und reiſſen Damm und Mauern nieder.
  Tyrannen flieht! die Rache wacht,
Und ſucht euch in den dunkeln Gründen;
Erzittert für der Blize Macht,
Die euch im Schoos der Erde finden;
Vergeblich dekt euch Fels und Stein,
Der Donner ſchlägt am erſten ein,
Wo euch die Klüfte ſchüzen wollen.
Erſchrokne Völker! kommt ans Licht,
Der Abgrund ſelbſt verbirgt euch nicht,
Wann euch die Wetter treffen ſollen.
  Verlaſt die Wohnung ſchwarzer Nacht,
Und hört die Donner ruhig toben;
Verehrt die unbegrifne Macht,
Und helft mir jene Vorſicht loben,
Die auch im Sturm und Wetter ſchüzt.
Wann Luft und Himmel kracht und blizt,
Und Furcht und Nacht die Welt bedeken;
So will ich zwar der Allmacht Spur
In Werken mächtiger Natur
Bewundern, aber nicht erſchreken.
  Ein Machtwort zieht die Blize ein,
Die Vorſicht winkt, die Donner ſchweigen;
Sie heiſt den Sturmwind ſtille ſeyn,
Und ſchwere Wolken aufwärts ſteigen;
Die Sonne blikt, der Tag erwacht,
Die Luft iſt rein, die Erde lacht,
Und die Geſchöpfe danken wieder.
Quell unerſchöpfter Gütigkeit!
Wann deine Rache Flammen ſpeit,
Fällt auch auf uns ein Seegen nieder.

Anmerkungen bei dem jezigen Krieg.

Es iſt ſchon lange Krieg geführet, und ſchon öfters ſind ganze Länder durch das Geräuſche der Waffen in Furcht und Unruhe geſezet worden. Iſt gleich die Art und Weiſe zu kriegen faſt jederzeit verſchieden geweſen; hat ſich gleich das Betragen der ſtreitenden Heere bald ſo, bald anders dargeſtellet: ſo iſt doch der Krieg an ſich eines der Dinge, von welchen ſchon Salomo behauptet hat, daß nichts neues unter der Sonne geſchehe.

Kriegesläufte ſind von je her unter die Landplagen zu rechnen geweſen; man mag nun auf das Leben und die Geſundheit, oder auf das Vermögen und auf die Güter der Sterblichen geſehen haben. Sie ſind von dem höchſten Regierer aller weltlichen Begebenheiten entweder veranſtaltet, oder doch zugelaſſen worden. Es können auch die von je her geführten Kriege entweder offenbare Verſündigungen, oder offenbare Beſtraffungen der Sünder genennet werden. Bei dem allen hat ein jedesmaliger Krieg Gelegenheit gegeben, die Wahrheit gewiſſer allgemeiner Säze mit neuen Beweiſen zu beſtärken, oder beſondere und einzelne Erfahrungen zu bemerken, wodurch ein Weiſer in den Stand geſezet worden, ſich, die Welt, die Götter der Erden, und den HErrn Himmels und der Erden, beſſer kennen zu lernen. Daß es öfters ganz anders gehe, als man denket, daß des Menſchen Herz ein trozig und verzagtes Ding ſey, und daß es dennoch ſo gehe, wie es im Rathe der heiligen Wächter beſchloſſen worden, hat wohl der Krieg jederzeit in gröſſern und in kleinern Vorfällen auf das deutlichſte gelehret. Vornemlich hat das Vertrauen auf den HErrn der Heerſcharen auch in Kriegeszeiten die gehoften und erwünſchten Folgen gehabt. Es hat im Treffen den Ausſchlag gegeben. Den Verjagten und aus dem Ihrigen Vertriebenen hat es eine ſichere Zuflucht ertheilet. Niemals iſt ein Unterthan beſſer durchgekommen, als wenn er gelaſſen die einen jeden, und alſo auch ihn im Kriege treffende Laſt getragen, und unter den ſchweren Händen der Krieger eine höhere Hand verehret hat. In ſolcher Faſſung iſt ſelbſt die Kriegesflamme eine verehrungswürdige Sache geworden. Was man ſonſt Eigenſinn des Krieges und Unbeſtändigkeit des Glükes zu nennen pfleget, ſind als Würkungen und Schikungen des Höchſten erkant worden, der ſeine hohen Abſichten öfters am herrlichſten durch Kriege erreichet hat. Die Groſſen der Erden, Könige und Monarchen, ſind auch Fürſten von Weibern gebohren. Die nähere Offenbahrung GOttes ſaget zwar von ihnen, was ſie von keinen geringern unter den Menſchen lehret, daß nemlich ihr Herz in der Hand des HErrn wäre, wie Waſſerbäche, und er es neige, wohin er wolle. Wird uns dadurch etwas anders angezeiget, als daß GOtt in die Entſchlieſſungen und Handlungen der groſſen Herren einen beſondern Einflus habe? Weil ſie aber auch als vernünftige und freie Geſchöpfe widerſtreben, und ſich den geheimen Neigungen ihres Herzens widerſezen können: ſo würden ſie öfters die Abſichten des Königs aller Könige zu hintertreiben ſuchen, wenn nicht der Krieg eine ſolche Sache wäre, deſſen Folgen und deſſen Ausgang auf eine vorzügliche Weiſe von der göttlichen Regierung abhangen. Hier können die kleinſten Zufälle auf beiden Seiten groſſe Veränderungen verurſachen. In wenigen Tagen können ſich viele und groſſe Vorfälle ereignen, wodurch die Sache eine ganz andere, und zwar eine ſolche Geſtalt gewinnet, als ihr vorher nicht in den Cabinetten der Groſſen, ſondern in dem Heiligthume GOttes zugedacht worden. Auf ſolche Weiſe iſt öfters der Krig in dieſer Provinz angefangen, und in jener ſind eigentlich die Laſten deſſelben empfunden worden. So ſind die weſtlichen Gegenden bisweilen durch ſtreitende Heere mitgenommen worden, daß ſich die öſtlichen deſto freier und beſſer benehmen konten. Auch in dieſen Abſichten kan man dem Ausſpruche beipflichten: daß die Welt nicht lange ohne Krieg bleiben und ſtehen könne.

Hat aber je ein Krieg zu dergleichen Betrachtungen Anlas gegeben, ſo iſt es gewis der gegenwärtige, welcher im Herbſte des 1756ten Jahr zu vieler und groſſer Bewunderung auf dem deutſchen Boden ausbrach, und welcher bisher mit ſo beſondern Abänderungen und Vorfällen geführet worden. Deutſchland hat dergleichen Trennungen und Verbindungen und dergleichen ſchnelle Abwechſelungen noch wenig geſehen. So wenige Länder ſind faſt noch nie von ſo vielen angefeindet und kriegeriſch angefallen worden. Haben ſich einzelne Mächte mit gröſſern und mehrern in den Streit gelaſſen, ſo iſt es doch nicht ſo auf einmal, ſondern nach und nach geſchehen. Rom und Griechenland ſtritten nicht in einem ſo engen Kreiſe um ſich, ſondern vor ſich her, und wenn ſie mit einem kleinen Heere ein weit gröſſeres ſchlugen, ſo war dieſes auch das einige, mit welchem ſie es in der Gegend zu thun hatten. Daher erfolgten auch nicht ſo öftere und wichtige Schlachten, als der gegenwärtige Krieg der Nachwelt aufweiſen wird. Hat wohl ein Krieg in ſo kurzer Zeit ſo viele Oerter berühret, und ſo viel Aufſehens gemachet, als der jezige in anderthalb Jahren gethan hat? Die geſchwinden und ſchnell auf einander gefolgten Vorfälle, die hurtigen Hin- und Herzüge der Armeen, die unvermutheten Abwechſelungen des Gewinns und Verluſtes, des Abgangs, der Wiedererſezung und dergleichen, werden den Nachkommen unglaublich vorkommen, wenn ſie ihnen nicht recht glaubwürdig berichtet werden.

Billig ſolten geſchikte und weiſe Federn ſchon den Anfang machen, die jezigen Begebniſſe unpartheiiſch abzufaſſen, und die Vorfälle ſo zu beſchreiben, wie es, nach Einziehung aller möglichſten Erkundigung, der Wahrheit am gemäſſeſten geſchehen könte. Die Vorfälle des Krieges ſelbſt, und ſodann das Betragen der Menſchen bei demſelben geben zu vielen und nüzlichen Anmerkungen täglich Gelegenheit.

Man weis noch nicht einmal, wie man den jezigen Krieg eigentlich nennen ſoll. Es hat ſich ſchon alles zu dieſer oder jener Sache angelaſſen, und doch iſt das Gegentheil erfolget. Manches iſt nicht vermuthet worden, und doch iſt es bald zu Stande gekommen. Dergleichen hat ſich nicht nur mit vielen geringern Vorfällen ereignet, welches gleichſam gewöhnliche Kriegesräthſel ſind; auf die wichtigſten Fragen hat man erſt durch ihre würkliche Auflöſung die Antworten erhalten. Ein jeder, der die Begebenheiten der nächſt verfloſſenen 18. Monate im Ganzen und in ihrer Folge überſehen kan, wird leicht etliche 30. Fälle wahrnehmen können, durch welche das Unerwartete dieſes Krieges vermehret, und eines langen Ueberdenkens würdig gemachet worden.

Was leuchtet aber bei Betrachtung deſſelben heller und überzeugender in die Augen, als daß die Rechte des Höchſten mit im Werke geweſen ſey, und die Entwürfe der Mächtigen unleugbar verrüket habe? Vermeinte jemand dabei ein bloſſes Ohngefehr zu ſehen, der müſte auch alle menſchliche Macht, Klugheit und Vorſichtigkeit für ungereimte, unnüze, ja gar unvernünftige Dinge halten. Den̄ wozu wäre es ferner nüzlich, die ausgeſuchteſten Maasregeln zu ergreifen, wenn ein ohngefehrer und ohne alle Urſachen entſtandener Zufall der Dumheit ſo viele Vortheile verſchafte, als wahre Klugheit nur immer zuwege bringen könte? Wolte man ſein Abſehen auf groſſe und zahlreiche Heere nehmen, ſo müſte es ja ſo nicht ausſehen, wie es noch thut. Schriebe man das vornehmſte einer aufs beſte eingerichteten und mit beſondern Muthe ausgerüſteten Armee zu: ſo müſte man auch die Verwegenheit haben, einige Vorfälle zu leugnen, bei welchen eine aufs höchſte gebrachte Tapferkeit dennoch nicht ihre Abſicht erreichen können. Was zaudert man doch lange, dem ewig unleugbaren Bekentniſſe zu unterſchreiben, daß der Sieg vom HErrn komme, und daß menſchliche Macht ohnmächtig ſey, wen̄ ihre Abſichten dem Höchſten nicht nur misfallen, ſondern auch ſeinen Abſichten zuwider ſind, folglich von ihm nicht zugelaſſen werden können? Es machet eine unendliche Beruhigung, wenn man die Vorſicht u. Regierung GOttes da wahrnimmt, wo ſie ſich äuſſert und ſehen läſſet. Durch dergleichen Beſchäftigung wird ein Gemüth in die vortheilhafte Faſſung gebracht, in welcher es alle widrige und übel ſcheinende Vorfälle geſezt anſehen, und allem noch bevorſtehenden getroſt entgegen ſehen kan. Es wird immer mehr davon überzeuget, daß es nicht anders ablaufe, als GOtt beſtimmet und nach ſeiner Weisheit beſchloſſen habe. Solte er es daher auch anders zulaſſen, als es alle redlich geſinnete dächten und hoffeten: ſo würde ſich doch die in GOttes Willen ergebene Gelaſſenheit dabei am beſten befinden, und alle Unwillige fragen können: iſt auch ein Unglük in der Stadt, ſo der HErr nicht thue?

Die Art und Weiſe, mit welcher der jezige Krieg bisher geführet worden, giebt auch zu manchen Anmerkungen Gelegenheit. Doch! Genug, daß bisher die Kriegsnoth in den meiſten Gegenden ſo gemildert worden, daß man auch daraus die väterliche Fürſorge GOttes abnehmen kan. Mögte doch ſeine Güte mehrere zur Buſſe leiten?

Allein, das Betragen oder das Verhalten der mehreſten bei dem jezigen Krieg giebet faſt zu mehrern Anmerkungen Anlas, als der Krieg ſelbſt. Scheinet nicht die eingeriſſene Gleichgültigkeit gegen GOtt und gottesdienſtliche Dinge auch in die Kriegesläufte einen Einflus zu haben? Siehet man auf die vorigen Zeiten zurük, ſo mögte man beinahe glauben, daß unſere Vorfahren bei ausgebrochenen Kriegesunruhen von einer heilſamern Furcht befallen worden, als wir in dieſen Tagen wahrgenommen haben. Der Schreken des Krieges trieb mehrere zu inbrünſtiger Anrufung des Namens GOttes an. Oeffentliche und beſondere Andachten wurden ernſtlicher und eifriger. Die Erkentnis eigener Verſchuldigungen, und der dadurch gereizten Strafgerichte GOttes war lebhafter u. überzeugender, als daß man ſich vor GOtt auf ſeine guten Werke und auf gerechte Sachen hätte berufen ſollen. Eine allgemeinere und wenigſtens äuſſere Aenderung der Lebensart wurde williger vorgenommen, als bisher von manchen Orten und Gegenden gerühmet werden kan, die doch unter feindlichen Waffen geſeufzet haben.

Die dem Menſchen ſo eigene Unzufriedenheit über das jedesmal Gegenwärtige hat ſich auch in dem gegenwärtigen Kriege nicht wenig ſehen laſſen. Ein übertriebener Unwille hat viele dahin gebracht, daß ſie behaupten wollen, es habe noch nie ſo fürchterlich in der Welt ausgeſehen. Nunmehr ſey es nicht nur mit ihnen, ſondern mit ganzen Provinzen aus, und was dergleichen Klagelieder mehr geweſen, welche theils aus groſſer Anhänglichkeit an das Jrdiſche, theils aus unmäſſiger Verabſcheuung des in der Welt unvermeidlichen Widrigen angeſtimmet worden. Was andere in viel rauhern und härtern Kriegeszeiten erfahren, ſolte jezo gar nicht können gerechnet werden. Einige haben ſich gar ſchon mit Ausdeutungen der hohen Offenbahrung Johannis abgegeben, nicht weil etwa die Zeitläufte wichtig genug dazu ſind, ſondern weil ſie ihnen gar zu fremd und ungewöhnlich vorgekom̄en. Nun würde es zwar zu verwegen ſeyn, wenn man ſchlechterdings leugnen wolte, daß die jezigen Kriegesunruhen die wichtigſten Folgen haben, und ein Anfang der Zeit ſeyn könten, in welcher der Friede von der Erde genommen werden ſoll; dergleichen aber mit Gewisheit zu beſtim̄en, will mehr als den Verdrus über die Beunruhigung und Zerrüttung ſeines Hausweſens zum Grunde haben. Denn aus dieſem Grunde ſind ſchon im̄er die ſchlechteſten Zeiten geweſen. Eben daher ſind ſchon einigemal die lezten Zeiten gehoffet und angekündiget worden. Es wird wohl den Menſchen bis ans Ende ankleben, daß ſie ein gegenwärtiges Uebel allemal viel lebhafter empfinden, und alſo auch viel gröſſer halten, als viele ſchon genoſſene und wohl gar noch damit verknüpfte Wohlthaten. Dieſe Wahrheit wird von verſchiedenen in mancherlei Fällen des jezigen Krieges angemerket ſeyn.

Ein ungeordneter Hunger nach neuen Zeitungen hat auch viel zu einem unordentlichen Verhalten in jezigem Kriege beigetragen. Viele ſind an Erhaltung und Vernehmung neuer u. verſchiedener Nachrichten ſo gewöhnet worden, daß ihnen vieles abgegangen, wenn ſie nicht täglich neue Kriegespoſten bekommen haben. Jch will nicht einmal ſagen, daß viele durch dieſe Neubegierde in ihren ordentl. Geſchäftē merklich u. zu ihrem Nachtheil geſtöhret u. zurük gehalten wordē. Es kan nicht anders ſeyn, als daß bei groſſen und mannigfaltigen Kriegesunternehmungen häufige und mannigfaltige Nachrichten ausgetragen, und von einem Orte zu dem andern gebracht werden. Will man auf eine jede derſelben achten, und ſich mit ihrer Unterſuchung abgeben, ſo mus das Gemüth nothwendig vervielfältiget, ohne Noth beunruhiget, und beſonders von Wahrnehmung des ganzen und wichtigen zur Beſchäftigung mit kleinern und geringern Begebenheiten gebracht werden. Jch rede nicht von den Vorfällen, die ſich an dem Orte zutragen, wo man ſich ſelbſt aufhält; und doch kan ſich mancher mit den Geſchichten, die ſich nur mit 2. oder 3. Perſonen in einem oder zwei Häuſern begeben haben, ſo viel abgeben, daß er die gröſſern und allgemeinern Begebenheiten darüber nicht achtet, daß er ſich mit Mährgen und durch viele Zuſäze verſtellten Erzählungen mehr, als mit wichtigen und zuverläſſigen Nachrichten beſchäftiget. Daher iſt es gekommen, daß manche durch die wichtigſten Zeitungen nicht ſo aufmerkſam gemachet worden, als wenn ſie mancherlei kleine Abentheuer, und andere unmerkliche Auftritte erfahren haben. Eben daher ſind die gröſſeſten Vorfälle von vielen gleich ſo aus der Acht gelaſſen worden, daß ſie von einer erhaltenen groſſen Aushülfe nicht auf die Befreiung von einer geringern und anſcheinenden Gefahr ſchlieſſen können. Wenn auch ſchon mit dem Groſſen das Kleine gehoben war, ſo konten ſie ſich doch des leztern wegen ſo lange nicht beruhigen, bis ſie auch deshalb weitläuftige und wiederholte Zeitungen erhalten haben. Iſt nicht dieſes ungeordnete Verlangen nach vielen Nachrichten an der Verbreitung vieler ungegründeter und widerſprechender Zeitungen Schuld? Hat nicht öfters einer dem andern einen groſſen Gefallen erwieſen, wenn er ihm nur allerhand zuſam̄en geſtoppelte Nachrichten zugebracht, oder zugeſchrieben hat? Es iſt wahr, daß es bei Bekantmachung einer zuverläſſig geſchehenen oder ausgerichteten Sache doppelt angenehm und nüzlich iſt, wenn auch die Art und Weiſe der Ausführung, und die damit verknüpft geweſenen Umſtände berichtet werden. Dadurch wird aber das nicht gerechtfertiget, wenn ich nur nach vielen und mancherlei Erzählungen begierig bin, und mich durch die Mannigfaltigkeit, nicht aber durch die Wichtigkeit der Dinge bewegen und einnehmen laſſe. In ſolcher Zerſtreuung bringen die gröſſeſten Vorfälle ſo wenig gehörige und hinlängliche Ueberlegung hervor, daß auch die Nachrichten von den wichtigſten Begebenheiten ſogleich etwas altes oder unnüzliches ſeyn, wenn nur die Zeitungen von kleinern u. weit geringern Dingen, neuer oder neugebakener ſind. Wie kan man auch von einem auf das andere richtig ſchlieſſen, wenn die Vorſtellungen von dem erſtern durch die Bekantmachung des andern gleich verdunkelt und aus der Acht gebracht wird? Ueberhaupt ſind die Menſchen in Abſicht der ausgehenden Nachrichten in zwo Gattungen zu theilen. Die eine höret und lieſet allerlei Berichte mit der Vorſichtigkeit, daß ſie nichts davon glaubet, als was entweder aus zuverläſſigen Quellen flieſſet, oder was ſich durch wiederholte und übereinſtimmende Umſtände ſelbſt beſtätiget. Dabei ſchlieſſet ſie nicht gleich von dieſen gewiſſen oder höchſt wahrſcheinlichen Nachrichten auf das Folgende; weil ſie nicht wiſſen kan, was ſich ſchon ſeitdem wieder geändert, und was ſich etwa in den Tagen zugetragen hat, von welchen noch nicht einmal Zeitungen eingelaufen ſind. Die andere Parthei aber glaubet gleichſam vor der Hand alles, was geſaget und erzählet wird, es mag wahrſcheinlich ſeyn oder nicht, wenn ſie nur was neues hören und ſich damit unterhalten kan. Wird heute gleich dasjenige offenbar, oder doch durch die Sachen ſelbſt widerleget, was geſtern oder ehegeſtern von ihnen erzählet und ausgebreitet wurde: ſo werden ſie doch deshalb nicht ſchamroth, weil ſie das vorige ſchon vergeſſen haben, indem es ihnen kein Ernſt iſt, hinter die Wahrheit, ſondern nur an neue Nachrichten zu kommen.

Dieſes und noch viel anderes Unheil rühret gröſtentheils aus der ausſchweifenden Partheilichkeit der Menſchen her, welche zu Kriegeszeiten vielfältig bemerket und wahrgenommen wird. An ſich iſt die Anhängigkeit, und beſonders die Treue der Unterthanen gegen ihre Fürſten und Herren eine liebenswürdige und ſelbſt von Feinden zu ſchäzende Tugend. Die Furcht und Unterthänigkeit ſo vieler Menſchen gegen gekrönte Häupter und Landesherren iſt überhaupt ein Merkmal des der Obrigkeit vertrauten göttlichen Bildes, folglich auch ſelbſt der Gottheit oder des göttlichen Weſens. Dieſe Partheilichkeit aber mus nicht ſo weit gehen, daß die andern gekrönten Häuptern ebenfalls ſchuldige Ehrfurcht verlezet und aus den Augen geſezet wird. So vortreflich es daher iſt, wenn Unterthanen die Sache ihres Herrn ſo anſehen, als wenn es ihre eigene wäre; wie denn beſonders eine Armee dadurch recht furchtbar gemacht wird, wenn ein jeder Soldat ſo ſtreitet, als ſtreite er für das Seinige: ſo wenig würde es doch ein gerechter Landesherr ſelbſt billigen, wenn ſeine Leute die Treue anderer Unterthanen verachten, beſchimpfen und mishandeln wolten. Iſt es aber nicht eine Art der Verachtung, wenn man alle tapfere und treue Handlungen der Feinde verkleinern und zu Lügen machen will? Thue ich meinem Herrn dadurch einen wahren Dienſt, wenn ich mich über die Thaten ſeiner Feinde ärgere, ſie verleugne oder höhniſch durchziehe? Und doch denket mancher ſo tapfer fürs Vaterland zu fechten, als wenn er in Reih und Gliedern dem feindlichen Geſchos mit entgegen gienge. Mancher iſt ſehr patriotiſch geſinnet, ſo lange er ſelbſt von Landesbeſchwerden nichts mit zu übernehmen hat. Soll er aber mit angreifen, rüket der Feind aus der benachbarten in ſeine Gegend, damit es jener nicht zu ſchwer und unerträglich werde, ſo heiſſet es bald: wenn ſie nur hier nicht her kämen. Sind ſie aus ſeiner Gegend abgezogen, ſo mögen andere immer ſehr mitgenommen werden, wenn ſie ihm nur nicht wieder zuſprechen. Viel beſſer wäre es, wenn man im Kriege die Schikungen GOttes gelaſſen anſehen, und alſo auch heilſamlich verehren könte. Das Gemüth würde von Menſchen und menſchlichen Handlungen abſehen und GOttes Wege verehren lernen. Ohne ſeinen Willen iſt noch nie ein Reich untergegangen und ein anderes empor gekommen. Am Ende iſt es doch allemal ſo geworden, wie es des Höchſten Rath verſehen und beſchloſſen hatte. Was hilft es denn alſo, daß man ſich dieſe und jene Vorſtellungen machet, und darnach die Vorfälle billiget oder tadelt? Man machet nur ſich und andern die Laſten dadurch ſchwerer. Die beſten Freunde, die näheſten Verwandten haben ſich öfters dadurch im Kriege das Leben ſaurer gemacht, wenn der eine verlanget hat, daß der andere eben ſo, wie er, gegen die Vorfälle gefaſſet und geſinnet ſeyn ſolte. Andere Arten des Zwieſpalts haben die Gemüther öfters ſo nicht entzweien und aufbringen können, als wenn ſie an den öffentlichen Angelegenheiten einen verſchiedenen Antheil genommen, und ſich darüber geſtritten und überworfen haben. Wer nicht zum Fechten berufen iſt, der könte alſo auch im Unfrieden in beſſerer Ruhe leben, wenn er das unerlaubte Richten und Beurtheilen einſtellete, dagegen nur auf die Begebenheiten ſorgfältiger und gelaſſener merkete, und im übrigen ſeinen rechtsmäſſigen Pflichten nachkäme.

Von einem Garten, Feldern und Wieſen feindſeligen Inſecte.

Der Schrotwurm, Reutwurm, Gerſtenwurm, Kürbswurm, Rebbelwurm, Erdwolf, Erdkrebs, Akerwerbel, Twerre oder Werre, iſt ein Inſect vom Geſchlecht der Grillen.

Es heiſſet bei Friſch a) die Grille mit Maulwurfsfüſſen; auf Franzöſiſch nennet man es Courtillére, auch Grillon-Taupe b); auf Engliſch Mole Cricket c); und

---

a) J. L. Friſch Beſchreibung von allerlei Inſecten, eilfter Theil, Nr. 28.

b) Memoires pour ſervir à l' hiſtoire des Inſectes par Mr. de Réaumur, à Amſterdam, 1737. Tom. I. Part. I. pag. 32.

c) W. Derhams Naturleitung zu GOtt, Hamburg, 1751. S. 455. Anm. 18. Hiſtory of Animals by John. Hill. London. 1752. pag. 58. 59. Blackw. herbar. tab. 81. f. 10.

und Lateiniſch Gryllo-talpa d): Talpa Inſectum, Gryllus pedibus anticis palmatis e): Grillus ſubterraneus f).

Es findet ſich dieſes Thier hin und wieder, und vielleicht in allen Welttheilen ſehr häufig, und thut, weil es Rüben und auch Wurzeln von andern Gewächſen zernaget, ganz ungemeinen Schaden. Es ſind zwar zu ſeiner Ausrottung verſchiedene Mittel gebräuchlich, allein, auſſer einem, das in der Natur und Lebensart des Inſects ſelbſt gegründet, und gewis noch lange nicht ſo bekant geworden iſt, als man wünſchen mögte, ſind ſie alle entweder gar abgeſchmakt und abergläubiſch, oder doch nichts weniger als zulänglich. Ich übergehe ſie derowegen mit Stillſchweigen, auch will ich, ſo ſonderbar dieſes Thier, die Maulwurfsgrille iſt, von ihrer Geſtalt und Lebensart nichts erwähnen, weil davon umſtändlich genug in einigen derer Schriften gehandelt iſt, die ich (a. b. c. d. e. f.) ſchon angeführet habe, und denen ich noch Leſſers g) Betrachtung der Inſecten ꝛc. hinzufügen kan, die faſt jedermann bekant iſt. Mein Zwek iſt nur, das Mittel durch den Weg dieſer nüzlichen Sammlungen bekanter und gemeiner zu machen, welches Röſel, der unter allen andern, ſo wie überhaupt von Inſecten, alſo auch von dieſem dahin gehörigen Geſchöpfe h) ſchreibet, zur Vertilgung deſſelben ausgeſonnen, und Land- und Gartenleuten empfohlen hat. Ein Brief von einem Freunde in Lüneburg, wo ein gewiſſer Garten, wie vielleicht andere mehrere, von der Maulwurfsgrille Nothleidet, gibt mir insbeſondere Anlas dazu.

Die Sache, worauf es eigentlich ankommt, verhält ſich aber alſo:

Ein Weibchen von dieſen Thieren, weñ es ſein in die Erde gebauetes Neſt mit Eyern anfüllt, legt derſelben gewöhnlich bis auf dreihundert. Solchergeſtalt vervielfältiget ſich ſeine Art auf eine erſtaunliche Weiſe. Wenn nun die junge Brut völlig heran gewachſen iſt, und man durch in die Erde gegrabene Töpfe oder andere Mittel gleich oft 10. 20. und mehrere wegfanget, ſo ſiehet man doch leicht ein, daß es unmöglich und zu ſpät ſey, es nunmehro auszurotten. Man mus nämlich früher dazu thun.

Wann die jungen aus den Eyern hervorgekommen, ſo haben ſie in ihrem Aufenthalt beinahe das Anſehen eines Ameiſenhaufens. Allein, ſie ſo mit ihren Neſtern aufzuſuchen, würde in der That etwas ſehr ſchweres, eine vergebliche Bemühung ſeyn. Man mus ſie etwas gröſſer werden laſſen, um ſie leichter entdeken und ertappen zu können. Wann ſie das erſtemal ihre Haut abgelegt haben, ein Geſchäfte, das ihnen alsdenn noch dreimal bevorſtehet, und etwan 4. Wochen alt ſind, ſo erhalten ſie das Anſehen groſſer Ameiſen. Dann iſt ihr Aufenthalt mit leichter Mühe auszuſpüren. Denn, im Auguſt- und Septembermonat pflegen ſich, wo ſie ſind, z. E. auf den Wieſen, hin und wieder verſchiedene, zuweilen einen Schuh breite Fleken zu zeigen, auf denen das Gras nicht allein gelb ausſiehet, ſondern auch ganz verwelket iſt, und dieſes iſt einzig und allein den jungen Grillen zuzuſchreiben, weil ſie alle die Wurzeln des Graſes an dergleichen Stellen abgefreſſen, ſo, daß es nothwendiger Weiſe abſtehen mus, zugleich aber auch den Aufenthalt dieſer ſchädlichen Gaſte zu erkennen giebt. Um aber davon deſto gewiſſer verſichert zu ſeyn, ſo darf man dieſe gelbe Fleken nur etwan zwei

Zoll

---

d) Muſeum Wormianum, Amſtel. 1655. pag. 243.

e) C. Linnæi Fauna Svecica. Lugd. Bat. 1746. pag. 196. Nro. 619.

f) Muſeum Richterianum, Lipſiæ, 1743. pag. 358.

g) F. C. Leſſers Inſect-Theologie, Erf. und Leipz. 1740. S. 40. 165. 195. 292.

h) A. J. Röſel Beluſtigung an Inſecten, zweiter Theil, Nürnb. 1749. in der Abhandlung von den Heuſchreken und Grillen Deutſchlandes, S. 89. 104.

Zoll tief ausgraben, da man dann der jungen Feinde gleich anſichtig werden wird, und zwar in nicht geringer Anzahl bei einander, folglich iſt nichts leichter, als ſie zu töden. Man brauchet nemlich die erwähnten gelben Stellen nur mit ſiedendem Waſſer zu begieſſen, ſo iſt der Endzwek erreichet. Und thut man dieſes etliche Jahre nacheinander, ſo wird ſich der Nuzen vollkommen zeigen. Der Wieſe ſelbſt wird durch das heiſſe Waſſer kein Schaden zugefüget; denn die Graswurzeln ſind an dergleichen Orten ohnedem verdorben, und im folgenden Frühjahre wird man alle dieſe Stellen mit Gras wieder bewachſen ſehen.

Ich wünſche, daß ein jeder, dem daran gelegen iſt, dieſer Inſecten aus Garten, Wieſen und Feldern los zu werden, dieſes leichte und ſo wahrſcheinlich unfehlbare Mittel nicht unverſucht mögte ſeyn laſſen. Und da wir in dem Auguſtmonat ſeynd, ſo habe ich mich um ſo viel weniger enthalten können, des Herrn Röſels Rath denenjenigen Leſern dieſer nüzlichen Sam̃lungen gleich jezt anzupreiſen und zu empfehlen, welche Gelegenheit haben werden, ihn ſich zu Nuzen zu machen.

Gedanken vom Aderlaſſen.

Virgil,

- - Non ego credulus illis.

Es giebt Leute, die ſonnenklare Säze nicht einſehen können, weil ihnen eine Gewohnheit im Wege ſteht, die einen Schatten auf ſie wirft. Solche Leute behaupten, daß tauſend Sachen unmöglich ſind, die ſie doch täglich mit Augen ſehen konten, wenn es ihnen nur beliebte, und ſie laſſen ſich lieber umbringen, als daß ſie glauben ſolten, ihr Vater habe ſie eine Thorheit gelehrt. Ich brauche keinen andern Beweis von dieſer Sache anzuführen, als die Gewohnheit vieler friſcher und geſunder Leute, zu gewiſſen beſtimmten Zeiten im Jahre Arzeneien zu gebrauchen, oder zu ſchröpfen und die Ader zu laſſen. Man kan nicht glauben, wie weit der Eigenſinn eines Menſchen gehet, der ſich ein für allemal in den Kopf geſezet hat, daß man bei den Gewohnheiten der Alten bleiben müſſe. Ich habe einſtmals den Verſuch mit einem Manne gemacht, der die Geſundheit ſelbſt war, und öfters mit vielem Wize eine Urſache erſann, warum er nothwendig etwas einnehmen müſte. Ich ſagte ihm, daß er über ein Jahr in der und der Woche krank ſeyn würde. Meine Prophezeiung machte ihn beſtürzt, und er fragte mich, woher ich dieſes wüſte? Ich antwortete ihm: weil ich vorher ſähe, daß er um dieſe Zeit eine halbe Apotheke voll Arzneien einnehmen würde. Würden ſie dieſes wohl thun, fragte ich ihn, wenn ſie nicht krank wären? Nein, antwortete er, da müſte ich ein Narr ſeyn. Das Jahr verflos. Es kam die Zeit, ſeine gewöhnliche Frühlingskur zu gebrauchen, ob er gleich ſo geſund war, als er wohl in zehn Jahren nicht geweſen. Als er mitten in der Kur begriffen war, erinnerte ich ihn an meine Prophezeiung. Ich hofte, er ſolte auf dieſe Weiſe von ſeiner Thorheit abgebracht werden. Allein, nichts deſtoweniger fuhr er in ſeiner Kur fort, und er wird nicht unterlaſſen, ſie alle Jahr zweimal, vor wie nach, zu gebrauchen.

Ich weis wohl, was man zu ſeiner Vertheidigung anzuführen pflegt. Können uns nicht Krankheiten bevorſtehen, die man, vermöge einer ſolchen Kur, vorſichtig vermeiden mus? Es wundert mich alſo, warum man nach dieſer Vorſicht nicht beſtändig Arzneien braucht. Hippocrates hat ja geſagt, daß die Geſundheit am gefährlichſten ſey, wenn ſie den höchſten Grad erreichet hat. Solte man alſo nicht deſto mehr Arzneien zur Vorſicht einnehmen, je geſunder man iſt? Das ſchlimmſte hierbei iſt dieſes, daß gemeiniglich diejenigen Leute am kränklichſten ſind, die die meiſten Arzneien aus Vorſicht gebrauchen; daß Leute, die ihr Leben weit über das gewöhnliche menſchliche Ziel hinaus führen, niemals Arzneien gebraucht haben, noch krank geweſen ſind; daß die Bauren und geſundeſten Leute weder von Frühlings- noch Herbſtkuren etwas wiſſen, und daß man kein Thier in der Natur findet, das mehr Krankheiten unterworfen wäre, als der Menſch, der doch unter allen Thieren das einzige iſt, das wider zukünftige Krankheitē Arzneien gebraucht. Wie iſt dieſes auch wohl zu verwundern, da niemand leugnen kan, daß alle Arzneien unnatürliche Bewegungen in unſerm Körper erregen, und daß ſie alſo unmöglich nüzen können, wofern ſie nicht andern unnatürlichen Bewegungen, die ſchon in unſerm Körper vorhanden ſind, nemlich den Krankheiten, entgegen geſezt werden, um den Körper wieder in ſeinen natürlichen Zuſtand zu verſezen? Jede Kur, die blos aus Vorſicht angeſtellt wird, mus und kan vernünftiger Weiſe nicht anders angeſtellet werden, als ſo, daß man alle Abſonderungen und Ausführungen, welche dem Körper natürlich ſind, in ihrer Ordnung und im natürlichen Gange zu erhalten ſucht. Bei einem geſunden Menſchen wird aber hierzu nichts weiter erfordert, als daß er eine gute Lebensordnung beobachtet; daß er ſich den abwechſelnden Witterungen nicht unbehutſam ausſezet; daß er ſeinen Leib täglich beweget; daß er im Eſſen u. Trinken, im Schlafen und Wachen die rechte Maaſſe hält; daß er ſich von keinen ſchädlichen Leidenſchaften einnehmen läſt, und was dergleichen bekante Regeln mehr ſind. Die Beobachtung dieſer Regeln iſt, zur Verhütung der Krankheiten, ſo weit dieſelbe im menſchlichen Vermögen ſteht, nicht allein völlig hinreichend, ſondern auch der Natur gemäs; dahingegen die Arzneien die Abſonderungen und Ausführungen, welche gut von ſtatten gehen, verändern, und alſo die erſte Anlage zu einer Krankheit machen. Ein Menſch, der täglich mit gutem Appetite ſpeiſet, und leicht verdauet, wird ſich mit einer magenſtärkenden Arznei bald verderben. Wer beſtändig in einer guten Ausdünſtung iſt, wird anfangen krank zu werden, wenn er einen ſchönen blutreinigenden Thee trinket, der ihn in Schweis ſezet. Wer täglich gehörige Eröfnung des Leibes hat, wird dieſe Ausführung mit der gelinden Abführung, die ihm ſein Doctor verſchreibt, gewis in Unordnung bringen; und gleichwohl beſtehen alle Kuren, die man aus Vorſicht gebraucht, wenn ſie ein vernünftiger Arzt verordnet, aus ſolchen Arzneien, die dieſe Würkungen verrichten. Iſt es alſo nicht im höchſten Grade ungereimt, wenn ein geſunder Menſch, ob er gleich nicht klagen kan, daß ihm ein Finger weh thut, dennoch Arzeneien gebraucht, blos weil es Frühling oder Herbſt wird? oder könte er nicht, vielleicht mit noch beſſerm Grunde, auch darum Arznei brauchen, weil es Abend oder Morgen wird? Der Engliſche Zuſchauer erzählt von einem gemeinen Mañe in Engelland, daß er nach dem Tode des römiſchen Kaiſers die Fleke aus ſeinem alten ſchwarzen Roke heraus gemacht habe, um in die Trauer zu gehen. Wer hält dieſen gemeinen Kerl nicht für thöricht? Iſt es aber wohl klüger, wenn ein Menſch, dem der eingetretene Herbſt oder Frühling an ſeiner Geſundheit eben ſo wenig Abbruch gethan hat, als dieſem Manne der Tod des Kaiſers an ſeiner Freude, dennoch eine Kur mit ſeinem Leibe vornim̃t, weil einige andere Leute zu dieſer Zeit krank geworden ſind?

Hieraus kan ich mit völligem Grunde ſchlieſſen, daß es ungereimt ſey, wenn ein geſunder Menſch, aus Vorſicht, eine Kur anfängt. Allein, hieraus folgt noch nicht, daß man ſolchen Leuten dieſe Gewohnheit verbieten ſolte. Die meiſten von ihnen ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, daß ſie krank wären, und faſt keiner hat Luſt, diejenigen Regeln der Lebensordnung zu beobachten, welche ihn beſſer, als alle Arzneien, vor Krankheiten ſchüzen würden. Ein gewiſſer angeſehener und ſonſt vernünftiger Mann, hatte am verwichenen Gleichtage ein heftiges Auſſtoſſen der Winde, weil er eine Speiſe genoſſen hatte, die dergleichen jederzeit bei ihm veranlaſſet. Er war ganz beſtürzt über dieſen Zufall. Als er aber im Calender ſahe, daß es juſt Gleichtag war, ſo gab er ſich zufrieden, und ſchrieb an ſeinen Arzt folgendes Billet: „Weil ich den Einflus dieſes gefährlichen erſten Mondviertels heute ſehr lebhaft empfunden habe, als erſuche E. E. mir aufs ſchleunigſte meine vier Arzneien zur Frühlingskur zurecht zu machen, und Morgen beim Aderlaſſen gegenwärtig zu ſeyn.“ Hätte der Arzt dieſem Befehle widerſprechen wollen: ſo würde er ſeine Kundſchaft verlohren haben. Da nun aber ein Arzt von Krankheiten leben mus: ſo nahm er dieſes Billet als einen Wink zu ſeinem Berufe an, und ſein Patient befindet ſich ſeit dieſer Zeit in ganz erwünſchter Verſchlim̃erung. Wer hingegen ſchon würklich kränklich iſt, oder wer ſeiner Umſtände halber die gehörige Lebensordnung entweder nicht beobachten kan, oder nicht will, der kan ſich freilich mit Arzneien rathen: aber im erſten Falle iſt er ſchon würklich krank, und alſo iſt ſeine Kur keine Kur aus Vorſicht; im lezten Falle hingegen hat man die Arzneien nicht um des Frühjahrs oder Herbſt willen, ſondern zu allen Jahrszeiten nöthig, um die Abſonderungen u. Ausführungẽ des Leibes in guten Gange zu erhalten. Denn die allernöthigſten Abſonderungen u. Ausführungen können, ohne Verlezung der Geſundheit, kaum ein paar Tage unterbrochen bleiben.

Das Aderlaſſen iſt beinahe ein weſentlicher Theil der Kuren, die man aus Vorſicht unternimmt, und weil es in manchen Häuſern vornehm iſt, einen natürlichen Abſcheu vor den Arzneien zu haben: ſo hat man daſelbſt das Aderlaſſen, ſtatt aller übrigen Anſtalten, ein für allemal zur ganzen Frühlings- und Herbſtkur angenommen. Weil das Aderlaſſen nicht weh thut, und weil man dabei Gelegenheit hat, mit dem beſten Anſtande v. der Welt in Ohnmacht zu fallen: ſo hat es vielleicht um deswillen das meiſte vornehme Frauenzimmer beibehalten, und daher werde ich es wohl nicht ſo ſtrenge beurtheilen dürfen, als den Gebrauch der Arzneien geſunder Leute. Ich habe zwar von dem Schaden und Nuzen des Aderlaſſens ſchon einige Abhandlungen geliefert; und ſolche in dem Referendario VII. Tom. pag. 249. und pag. 185. im 8ten Theil weiters ausgeführet; Allein, verſchiedene bishero ſich zugetragene Fälle haben mir mehreren Stoff an Handen gegeben, hievon noch beſondere Anmerkungen zu machen, die in den vorigen Abhandlungen nicht berühret worden; welche iedoch, zu mehrerer Beleuchtung gegenwärtiger Abhandlung, verdienen, nachgeſchlagen zu werden. = = Ich werde alſo, indeme mich auf jene Abhandlungen (*) beziehe, hier blos v. dem Aderlaſſen geſunder Leute, handeln, als die wenigſtens keine von denjenigen Krankheiten an ſich haben, denen ſogar ein Proviſor und Altgeſelle ihren griechiſchen Namen zu geben weiß. Um hiervon ein Urtheil zu fällen, iſt es nothwendig, daß man diejenigen Veränderungen überhaupt kenne, die das Aderlaſſen bei einem geſunden Menſchen nach ſich zu ziehen pfleget. Dieſes ſind folgende:

Das Aderlaſſen verändert den Umlauf des Geblüts. Dieſes lehret der Pulsſchlag, und Herr Hamberger hat davon eine Menge Erfahrungen in einer eigenen Abhandlung geſammlet, die es unwiderſprechlich beweiſen. Dieſe Veränderung beſteht anfänglich in einer Vermehrung des Umlaufs des Geblüts, welcher ſtärkere Trieb ſich aber bald wieder leget, da denn hernach das Geblüt leichter, als vor dem Aderlaſſen, fortgetrieben wird. Wer alſo ſo viel Blut hat, daß daſſelbe die Adern zu ſehr ausdehnet, und einen beſchwerlichen Umlauf hat, der hilft ſich

---

(*) S. Referend. p. 249. VII. T. Vom Nuzen u. Schaden des Aderlaſſens überhaupt; und insbeſondere was für Perſonen, und in welchem Alter, das Blutlaſſen nöthig? • • Und p. 185. VIII. T. Mediciniſche Gedanken über das, dem Menſchen im geſunden Zuſtande betrachtet, nunmehro zur Mode gewordene Aderlaſſen, par Præcaution genannt, in wie weit es ein Misbrauch geworden? Was die Geſundheit dadurch Schaden leide? Und wie ſolches ohne Gefahr abgeſtellt werden kan.

durch das Aderlaſſen gewis. Alle Beſchwerlichkeiten, die von einem gehinderten Umlaufe des Geblüts durch die verſchiedenen Theile des Leibes, und von der Ausdehnung der Gefäſſe entſtehen, müſſen alſo durch das Aderlaſſen ebenfalls gehoben werden. Dieſes ſind die langſam von ſtatten gehenden Abſonderungen, weil dieſelben mit dem Umlaufe des Geblüts in einerlei Proportion ſtehen; ferner die Schwierigkeit und Trägheit in den Gliedern, welche von dem Druke der ausgedehnten Gefäſſe auf die Nerven u. Muskeln entſpringet; die ſtumpfen Kopfſchmerzen, welche von der Zuſammendrükung des Gehirns herrühren; verſchiedene Mängel per Sinne, z. E. das Funkeln und Entzünden der Augen, das Klingen der Ohren, und dergleichen bekante Zufälle mehr, die ich nicht alle nenne, um nicht in den Styl der Marktſchreierzettel zu gerathen. Weil die Ausführungen des Leibes mehrentheils mit den Abſonderungen in einerlei Verhältnis ſtehen; ſo mus das Aderlaſſen, weil es die lezten befördert, auch die erſten beſchleunigen. Alle dieſe Folgerungen hängen aneinander, und rühren von der Entledigung der Blutgefäſſe her, die mit den Würkungen des ſchnellern Umlaufs des Bluts verbunden iſt. Die Erfahrung beſtätiget ſie alle Tage. Wer vor dem Aderlaſſen träge und vollblütig geweſen iſt, wird davon leicht, das Brauſen der Ohren verſchwindet, die Augen funkeln nicht mehr, der Kopf wird leicht, die Ausdünſtung vermehrt ſich bis zum Schwizen, und die ganze Natur fühlt eine Erleichterung. Eine andere Hauptwürkung des Aderlaſſens iſt einige Vermehrung der natürlichen Wärme, oder eine kleine innerliche Hize, welche Durſt erreget. Daher pflegt man gemeiniglich nach dem Aderlaſſen ſtärker, als gewöhnlich, zu trinken, und wenn man ſich nur alsdenn nicht den Durſt, wie ein gewiſſer Mann that, mit Brandtewein löſcht; ſo erregt das viele Getränk gar bald die Bewegung der Gedärme. Endlich iſt auch eine Mattigkeit oder Schwäche nach dem Aderlaſſen zu ſpüren, die mit der Menge des weggelaſſenen Bluts in gerader, und mit dem Grade der vorhergegangenen Vollblütigkeit in umgekehrter Verhältnis ſteht. Dieſe Würkung wird bald wieder gehoben, wenn man dem ſtärkern Appetite folgt, der dadurch veranlaſſet wird, und dem ſanften Schlafe Plaz gibt, der eine nothwendige Folge davon iſt.

Es iſt nicht möglich, daß ein Arzt, der auf die Erfahrung Acht giebt, dieſe Würkungen des Aderlaſſens bei Leuten, die viel Blut haben, in Zweifel ziehen kan. Es läst ſich leicht erachten, was für Folgen daſſelbe dagegen bei ſolchen haben müſſe, die entweder nur ſo viel Blut haben, daß dadurch die Verrichtungen aller Theile nicht im geringſten geſtöhret werden: denn hier iſt es augenſcheinlich, daß es den Körper ſchwächen, und kränklich machen müſte; oder die gar zu wenig Blut haben, oder deren Unpäslichkeiten nicht von dem Blute herrühren. Allen dieſen iſt das Aderlaſſen zu misrathen, und wenn ſie gleich ſchon zwanzig Jahre zweimal und immer auf einen Datum daran gewöhnt wären. Wer hingegen ſo viel Blut hat, daß es ihm beſchwerlich zu werden anfängt, der würde ſich ſelbſt verwahrloſen, wenn er das Aderlaſſen nicht zu Hülfe nehmen wolte. So bald man die Ungelegenheiten, welche das viele Blut macht, ſpühret; ſo mag man zwölf oder achzig Jahr choleriſch, melancholiſch, phlegmatiſch oder ſanguiniſch ſeyn; ſo iſt es dienlich, daſſelbe vorzunehmen. Es kommt alſo nur noch darauf an, daß man wiſſe, wenn man zu viel Blut habe? Ich kan mich unmöglich ins Abſchreiben finden, ſonſt wolte ich die Menge der Kennzeichen der Vollblütigkeit, aus dem erſten dem beſten Buche herſezen. Sie ſind leicht und jedermann ohnedem bekant. Ich will ſie alſo überſchlagen, zumal da man viele ſolcher Kennzeichen aus dem vorhergehenden und folgenden wird abnehmen können.

Wer nach den ſtrengen Geſezen der Lebensordnung lebt, hat das Aderlaſſen zur Vorſicht ſelten nöthig. Ich verſtehe aber unter der ſtrengen Lebensordnung nicht die Critik der Geleen, der Paſteten und der Weine. So wie der Bauer lebt, das nenne ich ſtrenge leben; und Hans iſt in den Augen eines Arztes, ein viel geſtrengerer Herr als ſein Junker. Die ſtrenge Diät hat wenig Regeln. Harte Arbeit, und kein Kopfbrechen, ungekünſtelte Speiſen und unſchuldige Vergnügungen; dieſe ſind des Bauers Lebensart und die wahre Diätetik. Dieſe macht, daß ein Edelmann ſagen mus: Meine Bauren ſind ſo geſund, wie das Vieh, worauf ein Bauer einſtmals ſoll geantwortet haben: das macht, wir leben nicht wie das Vieh, welches zwar falſch iſt, weil die Thiere ſehr gute Diät halten, aber doch von einem Bauer ſehr wahrſcheinlich ſcheinet. Bei einer ſolchen Lebensart iſt es nicht leicht möglich, daß einer zu viel Blut bekomme. Die ſtarken und täglichen Ausführungen, beſonders durch den Schweis, verhüten dieſes, daher man auch unter dem arbeitſamen Theile der Menſchen nicht leicht einen finden wird, der ordentlich zur Ader laſſen ſolte. Wer hingegen bei einer guten Koſt müſſige Tage hat, der mus ſich nothwendig in kurzer Zeit einen Ueberflus von Säften, und beſonders vom Blute, zuziehen, welcher bald anfängt ihm beſchwerlich zu fallen. Er iſt durch dieſe Beſchwerlichkeiten gezwungen, zur Ader zu laſſen, und er befindet ſich alsdann ſo lange beſſer, bis ſich wieder ſo viel Blut bei ihm geſamlet hat, daß es ihm beſchwerlich zu werden anfängt. Dieſes iſt der zweite Termin, da er von rechtswegen wieder zur Ader laſſen ſolte, und er kan bei einigen kürzer, bei einigen länger, auch bei einem und eben demſelben Menſchen zu verſchiedenen Zeiten kürzer oder länger ſeyn. Ein Bauer hat das Aderlaſſen im ganzen Jahre kaum nöthig, auſſer etwan im Frühjahre, weil er den lezten Theil des Winters hindurch am wenigſten arbeitet und ausdünſtet. Auf ſo einfachen Gründen beruhet die Auflöſung der Frage, was von der Gewohnheit zu halten ſey, das Aderlaſſen zu gewiſſen Zeiten des Jahres zu wiederholen? Es iſt klar, daß man dergleichen Wiederholung nicht eher nöthig haben könne, als bis die Menge oder der gehinderte Umlauf des Geblüts wieder neue Zufälle zu erregen anfängt, die die Geſundheit unterbrechen. Da aber dieſes zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Perſonen in verſchiedenen Verhältniſſen geſchehen kan; ſo läſt ſich überhaupt nicht beſtimmen, wie vielmal man des Jahrs zur Ader laſſen müſſe. Mein Rath iſt der: gar nicht zur Ader zu laſſen; ſondern eine ſolche Lebensordnung zu führen, wozu uns die Natur beſtimmt hat, nemlich die Erde zu bauen und nicht zu beſchreiben. Ich weis das einige Leute Jahr aus Jahr ein, zu gewiſſen Zeiten Ader laſſen, ob ſie gleich ſo geſund und munter ſind, daß ſie ſich keinen beſſern Zuſtand der Geſundheit wünſchen können. Dieſe werden nothwendig ſchlechter, und dann mus der Mond, die Witterung und der ganze Himmel Schuld daran ſeyn. Das Vorurtheil, daß man das Aderlaſſen nicht wieder aufgeben dürfte, wenn man ſich einmal daran gewöhnet hat, iſt ein Märchen aus der Schule derer, die dem Archäo das Purgiren zuſchreiben, und deren Seele nichts beſſers zu thun haben mag, als ſich mit der Reinigung der Gedärme aufzuhalten. Ich weis wohl, daß man ſich auf die Erfahrung beruft; ich weis aber auch, daß dieſe Erfahrung nicht allemal zutrift. Wer bisher alle Jahr im May zur Ader gelaſſen hat, weil er ein Schneider geweſen iſt, der wird das Jahr darauf, nachdem er ins Arbeitshaus promovirt worden, oder auf dem Feld Frohndienſte gethan hat, gewis weder Beſchwerlichkeiten empfinden, noch das Aderlaſſen mit Gefahr übergehē.

Leinen- und Wollenzeug ohne Seife mit Indianiſchen Caſtanien (Marron d'Inde) zu waſchen.

Man ſchälet die Caſtanien, reibet ſie ganz fein auf einer Reibe, und giebt ſie in kaltes Waſſer. Regenwaſſer oder flieſſend Waſſer iſt dazu am beſten. Zu etwa zwanzig Caſtanien gehören zehn bis zwölf Pinten Waſſer. Wenn ſie darinn zehn bis zwölf Stunden gelegen, ſo kan der daraus gezogene Saft anſtat der Seife dienen. Zum Gebrauch mus man es ſo heis machen, daß man die Hand nicht dariñ leiden kan. Die Erfahrung hat ergeben, daß bei den Wäſchen, auch Strumpf- und Zeugwalken, hiedurch viel erſpahret ſey. Will man dieſe Caſtanien im groſſen gebrauchen, ſo kan die Arbeit erleichtert werden, wenn man die geſchäleten und getrokneten Caſtanien in einer Mühle klein machet. Sie werden alsdenn ein ſehr feines Mehl geben, oder wenn ſie noch nicht troken genug ſind, zu einem Teige zerquetſchet werden, der ſich im Waſſer leicht auflöſet.

Das Landleben.

Ich weis nicht, ob ein ſonderlich hoher Geſchmak erfordert wird, das Entzüken, welches in dem Landleben herrſchen ſoll, recht zu empfinden! Das iſt gewis: einige Erfahrung, die ich davon habe, giebet mir Anlas, in die unendlichen Lobſprüche, womit man dieſe Lebensart von je her beleget hat, ein Mistrauen zu ſezen. Es iſt die Mode ſo, und die Beſchaffenheit des Willens machet ſie zur allgemeinen Mode, daß wir Dinge, deren Genus wir nur zuweilen haben, auf ihrer angenehmſten Seite betrachten, und alles verdrießliche davon in Gedanken abſondern. Was iſt es Wunder, daß Leute, die glüklich oder berühmt ſind, und folglich Neider haben, die noch dazu in Städten wohnen, ſich im Lobe des Landlebens ganz und gar zu verlieren ſcheinen? Iſt dis nicht die wahre Urſache, die ſchon unſern Horaz zu einer ſolchen Lobrede veranlaſſete, daß wenig fehlet, er bewege ſeine Leſer, den Augenblik die Stadt zu verlaſſeñ und Landleute zu werden? Der gute Mañ lebete in Rom, einem Orte, wo Schmeichelei, Neid und Wolluſt einem klugen Geiſte nicht anders als beſchwerlich ſeyn muſten. Er war ein Hofmann, und wer weis nicht, wie viele Behutſamkeit erfodert werde, dieſen Namen mit ins Grab zu nehmen, und den unzählbaren Bemühungen des Neides zum Falle, klug auszuweichen? Er hatte nur zuweilen bei der Kette ſeiner Geſchäfte Gelegenheit, der Ruhe auf ſeinem Landgute zu genieſſen. Was iſt natürlicher, als daß ihm im Vergleiche der wenigen Stunden, die er auſſer Rom zubrachte, die vielen Jahre, welche ihm unter dem Geräuſche der Stadt, unter dem verhaſſeten Ueberlaufe der Klienten, unter den unendlichen Ergebenheitsbezeigungen ſeiner gehorſamen Diener, unter dem Raſſeln der Wagen, und unter dem Lärmen der Kaufleute und Käufer, und unter tauſend andern Dingen, die einem Dichter, der auch auf Märkten und Straſſen ſich in Gedanken mit Satyren und Oden beſchäftiget, nur beſchwerlich ſind, verſtrichen: was iſt, ſage ich, natürlicher, als daß ihn in allen dieſen Umſtänden das Landleben angelachet habe? Horaz iſt es aber nicht allein, der ſich ſo ſehr in die Ruhe deſſelben vertiefete. Er hat von ſeinen Zeiten an bis in das gegenwärtige

Jahrhundert Nachfolger gefunden. Und der Herr D. Eiſenhard in Helmſtädt, deſſen Abhandlung von eben dieſer Sache meines Wiſſens die neueſte iſt [*], wird dem Vermuthen nach ebenfalls nicht der lezte ſeyn, der ſeinen feinen Wiz in dieſem weitläufigen Felde beſchäftiget.

Ich mus für allen Dingen erſt meine Leſer in gewiſſe Claſſen vertheilen: denn von allen getraue ich mir unmöglich zu glauben, daß ihnen mein Saz auf gleiche Art anſtehen werde. Der Menſch iſt entweder ein Geiziger, oder ein Wollüſtiger, oder ein Ehrbegieriger im üblen Verſtande. Es wird mirs niemand übel nehmen, daß ich ohne Ausnahme rede. Die Offenbahrung ſelbſt theilet die Menſchen ſo ein, und es ſind Gründe da für dieſe Abtheilung. Findet ſich eines von dieſen Dreien nicht bei dieſem oder jenem in einem merklichen Maſſe, ſo kan es im wenigen Vorrathe und alſo etwas verborgen da ſeyn. Und hat er keines in beträchtlicher Gröſſe, ſo kan er alle drei Stüke in einer gewiſſen Vermiſchung bei ſich wahrnehmen. Je weniger aber dieſe Fehler in uns zur Kraft kommen, je nachdem hält man uns für tugendhafter.

Ich will zuerſt von dem Geizigen reden. Ein Geiziger iſt ein Menſch, der auf Vermehrung ſeiner Güter mit dem Schaden des Nächſten bedacht iſt. Das kan ich leicht einräumen, daß ein ſolcher ſehr oft das Landleben vorziehen wird. Ich kan es einräumen ohne meinem Saze was zu vergeben. Wenn ich ihn als einen bloſſen Geizigen betrachte, ſo iſt offenbar genug, daß das Land ſeiner Ruhe zuträglicher iſt, als die Städte. Die Urſache iſt am Tage. Er brauchet weniger Aufwand zu machen, als das Stadtleben erfodert. Sein Geiz kan ſich leichter hinter dem Namen der Sparſamkeit verbergen, die auf Dörfern mehr, als in Städten herrſchet. Giebet es denn alſo nicht eine Art Leute, die vergnügter bei dem Landleben ſind, als bei dem Gewimmel in Städten? und hat nun nicht jenes für dieſen in einigen Fällen einen Vorzug? Gar nicht. Es müſte denn dis der Vorzug ſeyn, daß es zu Ausübung eines Laſters bequemer wäre, als das Stadtleben. Wie abgeſchmakt würde der Schlus ſeyn: ich kan meinem Geize auf dem Lande mehr nachhängen, als in der Stadt; folglich iſt das Landleben dem in der Stadt vorzuziehen. Ich gebe es zu in Beziehung auf den Geizigen. Ich leugne es aber, wenn man einen allgemeinen Saz daraus formen will. Ueberdis giebet es Geizige, und deren ſind die meiſten, die weit mehr Gelegenheit ihre Begierden zu befriedigen in Städten haben, als wenn ſie auf Dörfern wohneten; zumal, die allerlei Gewerb und Handel treiben.

Aber der Wollüſtige wird meinen Saz umſtoſſen? Ich verſtehe durch einen Wollüſtigen nicht den, der aus Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit alle Geſchäfte meidet. Ich bin zu gewiſſenhaft, einen ſolchen unter die Wollüſtigen zu ſezen; ſondern derjenige heiſſet bei mir wollüſtig, welcher gewiſſen angenehmen Empfindungen der Sinnen über die Maſſe nachhänget. Ein Menſch von dieſer Art iſt auch ſicher ein Feind vom Landleben. Sezet, daß er das Frauenzimmer überaus wohl leiden kan. Ich glaube, die Stadt giebet ihm hierinn mehr Befriedigung, als das Land. Sezet, daß er gerne ſpielet: denn auch dergleichen Leute gehören zum Theile unter die Wollüſtigen. Nirgends kan er dieſer ſeiner Begierde mehrere Gnüge thun, als in Städten. Und wer wird überhaupt aus Wolluſt ſich entſchlieſſen, aus einem Bürger ein Bauer zu werden? Einer meiner Lehrer ſagete nicht ſelten: Er hielte keinen Menſchen glüklicher als einen reichen Bauren. Ich glaubte ihm dieſes auf ſein ehrliches und ernſthaftes

---

[*] Sie ſtehet in des Hrn. Prof. Wedekinds vergnügten Abendſtunden, 2ter Theil, 26tes Blat. S. 209. ſq.

Geſicht. Stellet euch, ſagete er, ſeinen Stand vor. Was genieſſet ein ſolcher ehrwürdiger Greis, der dort in ſeiner Hütte ſizet, den guten Zuſtand ſeiner Heerden und Felder betrachtet, und von nichts weniger als von dem Neide etwas weis, was genieſſet er, ſage ich nochmals, für eine unſchuldige Wolluſt; Mein Lehrer fügete noch mehr hinzu und beſchlos mit einem väterlichen Wunſche, daß uns allen der Himmel eine ſolche Glükſeligkeit ſchmeken laſſen mögte. Der ehrliche Mann Er war nie beſtändig auf dem Lande geweſen, auſſer wenn er zur Abwechſelung in der Erndte einmahl den Paſtor eines gewiſſen Dorfes beſuchete. Ein Mann, der unter täglichen Laſten ſchwizete, und ſonſt beſtändig in der Stadt wohnete, muſte freilich eine Art der Beruhigung darin finden, wenn ihn ſein Fus aus einem engen Studirſtübchen in ein feuchtbares Feld führete. O wie oft wünſchte ich damahls, ein ſo glüklicher Bauer zu werden, wie er mir vorgemahlet hatte! Ich bin ſo wenig ein Geiziger als ein Wollüſtiger; und ich ändere dennoch nicht leicht meine Meinung, daß das Stadtleben auf dem Lande weit vorzuziehen ſey. Der Ehrgeizige iſt noch übrig. Und ich glaube von dieſem am allerleichteſten beweiſen zu kennen, daß er auf dem Lande ſeine Beruhigung nicht finden werde. Ein Ehrbegieriger iſt ein Menſch der einen immerwährenden Trieb in ſich verſpüret, andern eine gute Meinung von ſich beizubringen. In dieſen Beſtimmungen iſt er tugendhaft. Iſt aber ſein Trieb ſo ſtark, daß er auch mit dem Schaden des Nächſten ihn zu befriedigen ſuchet, und die Liebe, die er ihn ſchuldig iſt, ſeiner Ruhmbegierde aufopfert, ſo gehört er unter die Laſterhaften. Ich rede hier von dem lezteren. Suchet ein ſolcher auf alle mögliche Weiſe, die Welt von ſeinen Verdienſten zu überzeugen, ſo iſt das Landleben ihm hiezu am allerwenigſtem bequem. Wer kennet nicht die hizige Begierde eines jungen Gelehrten, bekant zu werden? ich wolte ihm aber nicht rahten, ſich in eine Bauerenhütte zu verſteken.

Was iſt noch übrig? Es ſcheinet, daß die Lebensart, von der ich bisher geredet habe, keinem einzigen Menſchen anzurathen ſey. Dis folget ohne Mühe aus dem, was geſaget iſt. Ich bin ſo ungütig geweſen, und habe meinen Nächſten ohne Unterſcheid als einen Laſterhaften betrachtet; und wenn ich nichts weiter hinzuſezete, ſo grauet mir, mich gegen den Vorwurf der verabſäumeten Menſchenliebe zu verantworten. Ich wil alſo auch einen tugendhaften, das iſt, einen ſolchen, der die obigen Triebe in Schranken hält, aufs Land ſezen. Wird der da ſeine Beruhigung finden? Ich zweifele auch daran. Wenn ich gleich zugäbe, daß ihm die Abſonderung von ſeinen Feinden einige Zeit angenehm ſchiene, ſo wird ſich doch dieſe Art der Erquikung nicht lange gnug bei ihm äuſſern. Er wird es nach gerade gewohnt ruhig zu ſeyn, und wer kennet nicht das menſchliche Herz, daß auch ſelbſt den beſtändigen Genus eines Gutes für ein Uebel hält. Es wird nur kurze Zeit dauren, daß er auch da ohne Neid lebet. Iſt es hier kein Vornehmer, ſo iſt es ein Tagelöhner, der ihn beneidet. Was ſezen alſo diejenigen, welche das Landleben ſo ungemein erhoben haben, voraus? Sie beſchreiben ein Leben ohne Unruhe; ein Glük ohne Neid; ein beſtändiges Gut ohne Ekel, das iſt, ein Unding.

Von einer vortheilhaften Art geſchwinde Obſt zu dörren.

Die gemeine Art Obſt zu dörren, da man auf die v. Holzſchleuſſen verfertigte Horden oder Obſt-Heerden das Obſt einzeln hinſezt, ſolche Heerde alsdenn in den geheizten und von Aſche und Kohlen geſäuberten Bakofen ſtellet, ſolche einige Tage ſtehen läſſet, bis das Obſt troken worden, iſt zwar hinlänglich bekant. Allein zu einer Zeit, wo man mit dem Dörren eilen mus, wenn z. E. bei einem naſſen Herbſte das Obſt ſich auf dem Lager nicht lange hält, und ſchimmelt, ſcheinet eine vortheilhaftere Art anzuwenden zu ſeyn. Wir wollen eine ſolche anzeigen, und nur die Zwetſchgen zum Beiſpiel nehmen, deren häufiges Dörren und nachmahliger Vertrieb ſehr gewöhnlich iſt.

Vor allen wird der Bak- oder Dörrofen rein ausgekehret, hernach umſtellet man einen Plaz in dem Ofen, ohngefehr einen halben Schuh weit von dem Schürloch mit 4. oder 5. Bakſteinen, die quer aufgeſezet werden: rings um dieſe aufgeſtellte Bakſteine läſt man eine gute Hand breit leeren Raum, damit nichts an die Bakſteine ſich anlege, den übrigen leeren Theil des Bakofens ſchüttet man mit reinen Zwetſchgen ſo hoch an, daß ſie nicht über die aufgeſtellten Bakſteine reichen. Hierauf macht man in dem mit Bakſteinen umſtellten leeren Plaz mit 2. oder 3. Spreiſſel Holz, auf das meiſte, ein ſtetes, langſames und gelindes Feuer, damit nicht die Flamme über die Bakſteine bis an die aufgeſchütteten friſche Zweſchgen ſchlagen, noch dieſelben verbrennen und ausdorren möge. Man läſt das Schürloch offen, um der Luft hinlänglichen Eingang zu verſchaffen, und unterhält ſolches Feuer mit Zulegung eines oder etlicher Spreiſſel Holz den ganzen Tag über, mit der Vorſicht, daß es nicht über das Schürloch heraus ſchlage. Gegen die Nacht läſt man das Feuer völlig ausgehen, und verwahret das Schürloch von auſſen mit einem eiſernen Thürlein, um dadurch die eingeſchloſſene Wärme in dem Ofen deſto beſſer zu erhalten. An dem darauf folgenden Morgen werden von jemand, der hierzu mit ſchlechten Kleidern angeleget iſt, die in der Oberfläche am meiſten abgedörrte Zwetſchgen von denen übrigen noch grünen herab genommen, die dörren ausgeleſen, die noch nicht völlig dörren Zwetſchgen in einer Stuben oben auf dem Ofen, der ohnedem zur Herbſtzeit ſchon mit Feuer verſehen wird, bis zur völligen Dörre geleget, auf die übrigen im Bakofen zurük gelaſſene Zwetſchgen, ſchüttet man wieder ſo viel neue und grüne Zwetſchgen, als vorhin das erſtemal aufgetragen worden ſind: das Feuer wird auf die erſt beſchriebene Weiſe den ganzen Tag hindurch beſorget, auf den Abend aber unterlaſſen, der dörre Ofen wohl vermacht, übrigens an dem künftigen Morgen alle im Dörrofen befindliche Zwetſchgen auf einmal heraus genommen, und auf die obere Platte des Stubenofens bis zu ihrer völligen Eintroknung gebracht, da man dann nach und nach die ganz dörren von denen noch etwas grünen und welken Zweſchgen abſondern, und in etlichen Tagen dieſe leztere wie die erſtere auch als völlig dörre zum künftigen Gebrauch aufheben kan. Mit denen übrigen grünen Zwetſchgen, ſo viel man zur Dörre beſtimmen will, verfähret man auf gleiche Art, und ich kan verſichern, daß wann man mit dem Feuer gehörig zum Werke gehet, innerhalb 8. Tagen ganz wohl ein Centner Zwetſchgen abgedörret werden kan, welcher nach der gemeinen und bekanten alten Weiſe in ſo kurzer Zeit nicht zu erhalten iſt.

Wer die vorher beſchriebene gemeine und bekante Art mit der leztern neuern und noch nicht überall eingeführte Weiſe, die Zwetſchgen zu dörren, in Vergleichung ziehet, der wird erſehen, daß die leztere neue Art leichter, mit geringern Koſten, geſchwinder und vorzüglich beſſer ins Werk zu richten ſeye.

Dann zu geſchweigen, daß man ſich viele Obſt Heerde anzuſchaffen nicht nöthig hat, auch deren nicht viel in einen Ofen gehen, ſo darf man hier nur die Zwetſchgen haufenweiſe, doch mit der gemeldeten Vorſicht, einſchütten, es können alle Tage die dürren ausgeleſen werden, man ſpahret vieles Holz, das kleinere Feuer brennet langſam, ſtet, und die Zwetſchgen ſpringen nicht ſo auf, ſondern der Saft wird beibehalten, und langſam eingekocht, die Zwetſchgen erhalten eine ſchönere und glänzende Farbe, ſie laufen im Kochen hernach beſſer auf, und geben einen angenehmen Geſchmak.

Aepfel und Birnen gehören zwar ſchon unter das härtere Obſt, ſo auf dem Lager länger dauret, und mit deſſen Dörren man nicht ſo ſehr zu eilen hat. Doch kan man auch, wenn z. E. eine groſſe Menge weiches Sommerobſt vorräthig iſt, dieſer Art zu dörren, wenn man eine Menge Aepfel- und Birnſchniz auf einmal in der Haushaltung, zu künftigem Gebrauch, oder auch zum Verkauf, bereiten will, ſich mit gutem Nuzen bedienen.

Wie man ſich bei oder nach ſtarkem Schwizen in Abſicht auf die Leibesbedekung zu verhalten habe?

Der Schweis beſtehet bekantermaaſſen in einer Feuchtigkeit, die zwar gröſſeſten Theils von wäſſeriger Natur iſt, aber doch auch vielerlei andere Materien enthält, die den dabei und hernach erſcheinenden Schmuz ausmachen. Da ſind ſalzige Theilgen von mancherlei Gattung, ſchwefeligte, öhligte, erdigte; ohne was ſich noch weiter an der Haut und Oberfläche des Leibes damit vermiſchet. Dieſe

Haut und Oberfläche hat eine unzählbare Menge gröſſerer und kleinerer Oefnungen, durch welche eines theils, vermittelſt des Antriebs des Herzens und der Schlagadern, der Schweis und Dunſt aus dem Leibe fortgeſtoſſen; andern theils, vermittelſt der zurük nach dem Herzen führenden Adern, die dazu bequeme flüſſige Dinge von auſſen hinein, wie in einen Schwamm, geſogen a) werden. Daß durch gewiſſe Röhrgen und Oefnungen der Schweis herausgetrieben wird, leidet keinen Zweifel, und iſt jedermann genugſam bekant, ſo wie der Name der Schweislöcher ſelbſt. Die einſaugende Röhrgen ſind zwar unbekanter. Wenn man aber bedenkt, wie das Quekſilber eindringt, und alle ihm zukommende Würkungen im Leibe verrichtet, wenn es nur äuſſerlich in einer Salbe in die Haut gerieben wird b): oder wie man ein Purgiren erweken kan, wenn nur auswendig auf den Bauch eine purgirende Salbe geſchmieret wird: oder wie der Terpentin ſich im Urin zeiget, wenn man ihn lang mit den Fingern bearbeitet hat: oder wie die ſpaniſchen Fliegen oft einen blutigen Urin treiben, wenn man ſie in der Taſche bei ſich führt c), oder in Pflaſtern auf die Haut legt; anderer ſolcher Exempel zu geſchweigen, ſo wird man bald von den einſaugenden Röhrgen überzeugt werden.

Da nun hier dieſe aus- und eingehende natürliche Oefnungen ſind, ſo müſſen ſelbige auch erhalten und verhütet werden, daß ſie ſich nicht verſtopfen. Denn, was die ausführenden Röhrgen anlangt, ſo weis man, daß die unverlezte Geſundheit hauptſächlich von der ungeſtöhrten beſtändigen Ausdünſtung, welche eben durch dieſe Oefnungen geſchicht, abhänget, und in Krankheiten, ſonderlich wobei ſich Fieber einfinden, ſehr vieles zur Heilung auf einen guten Schweis ankömt; hingegen ſehr viele Krankheiten und Fieber eben von den verſtopften Ausdünſtungs- und Schweislöchern herrühren. Was die einſaugenden Aedergen betrift, ſo iſt nicht zu zweifeln d), daß durch ſolche eine ſubtile flüſſige Materie aus der umgebenden Luft und andern Dinge zum Blu-

---

a) Ich rede hier nach dem gemeinen Gebrauche, ohne in die eigentliche Art und Weiſe, wie das Einſaugen zugehet, mich einzulaſſen.

b) Es trug jemand in ſeiner ledernen Hoſentaſche ein Gläsgen mit Quekſilber, das Glas zerbrach unterwegs, und das Quekſilber wurde in die Hoſen verſchüttet, der Mann nahm zwar das Quekſilber, ſo viel er konte, weg, zog aber die Hoſen wieder an, worauf er in wenig Tagen die ordentlichen Zufälle der Salivation bekam. *Abr. Kaau*, de Perſpiratione, §. 432.

c) *Joh. Schenk*, *Obſervationum Medicar.* Lib. 8. Obſerv. 37.

d) Hiervon giebt mehreren Unterricht das eben gelobte Buch des Herrn *Kaau* de Perſpiratione.

Blute und den übrigen Säften des Leibes eindringet, und ſelbige zum Gebrauche der Lebenshandlungen geſchikter macht. Dieſe alſo dürfen ſo wenig als die erſte Gattung von Löchern verſtopft werden. Es kömt bei denſelben aber noch ein anderer Umſtand zu betrachten vor, nemlich daß durch dieſe zurük führende Röhrgen auch Unreinigkeiten u. ſchädliche Materien zum Geblüte gebracht werden können, wenn ſie an jene Röhrgen gelangen: und dieſes kan von ſehr ſchlimmen Folgen ſeyn, wie wir zum z. E. ſehen, was für Schaden entſtehet, wenn die Materie der Kräze, des Frieſels, der Poken, u. ſ. w. zurük tritt. Man mus demnach möglichſt vermeiden, daß keine Unreinigkeit noch ſchädliche Materie an die zurük führende Gefäſſe kömt.

Wenn nun der Schweis an der Haut ſizen bleibt, oder das davon befeuchtete Hembd die Haut berühret, oder der Schweisdunſt zwiſchen der Oberfläche der Haut und der Kleidung verſchloſſen bleibt; ſo erzeuget ſich theils ein Schmuz an der Haut, welcher die Oefnungen zuſchmieret, theils können die ausgedünſteten Unreinigkeiten wieder zurük in die einſaugenden Aedergen treten, und durch dieſe ſich mit den Säften des Leibes vermiſchen. Beides kan der Geſundheit ſo wenig zuträglich ſeyn, daß es vielmehr dieſelbe verderben, und zu ſchlimmen Krankheiten, wenigſtens zu allerlei Hautſchäden ausſchlagen kan; nicht zu gedenken der Beſchwerde, ſo der Geruch von einer ſolchen ſchmuzigen Oberfläche des Leibes empfindet.

Damit aber ein ſolcher Schmuz nicht entſtehen, noch das naſſe Hemd und der unterhaltene Dunſt die Haut berühren, und ferner die oben gemeldete Würkungen ſich nicht zeigen mögen; ſo kan man dieſen Unbequemlichkeiten allen dadurch vorbauen, indem man nach ſtarkem Schwizen die Haut mit warmen Tüchern waker abwiſchet, reibet und troknet, anbei das naſſe Hemd mit einem trokenen reinen abwechſelt; welches überhaupt, ſowohl im geſunden Zuſtande, als in Krankheiten, bei erfolgtem Schwizen gilt. Selbſt das warme Baden wäre zur Reinigung der Haut oft heilſam und gut, wenn es nur nicht zu häufig und zu viel geſchiehet, daß die Haut erſchlappet, und die Feuchtigkeiten zu ſehr dahin gewöhnet werden, worin andere Völker, ſonderlich die Alten und Morgenländer, auch vor dieſem unſre Abendländer gefehlt zu haben ſcheinen.

Indeſſen gebe ich gerne zu, daß man ſich in die Gewohnheit ſezen kan, den Schweis und ein naſſes Hemd am Leibe ohne merklichen Schaden der Geſundheit troken werden und erkalten zu laſſen. Giebt es doch ſolche ſchmuzige ganze Völker e) die ihren Leib und alle Glieder noch überdem mit allerlei fetten Sachen ganz dik beſchmieren, daß ſie mit einer abſcheulichen garſtigen Deke überzogen ſind, und deſſen ohngeachtet geſund bleiben und alt werden.

e) Z. E. die Hottentotten, einige Wilde in Amerika, die Grönländer, Samojeden, ꝛc. Man leſe inſonderheit von den Hottentotten den beſten Autor, Peter Kolben, in ſeiner Beſchreibung des Vorgebürges der guten Hofnung.

Etwas vom Landbau, mit einer Entdekung der Gold-Tinctur des Landbaues: oder wunderbare Verwandlung des Habers in Roggen.

Zu der Zeit, als die Menſchen noch auf gutes Glük umher irreten, erwarteten ſie ihren ungewiſſen Unterhalt vom Zufalle, oder von ihrer Geſchiklichkeit; und zogen mit ihren Heerden, von ihren Laſtern und dem Ueberdruſſe begleitet, durch die Wieſen. Die unfruchtbare Erde war ihren traurigen Bewohnern eine weitläuftige Einöde. Ein jeder ſuchte ſeine Bedürfniſſe, ein jeder fürchtete den andern, und dieſe Unglüklichen flohen, und rieben einander auf. Endlich fieng der Landbau an, das Elend einer umherſchweifenden Lebensart zu mildern, und die Bemühung, die Menſchen und Landesfrüchte zu erhalten, erfand die Hülfsmittel, Schanzen aufzuwerfen, u. Städte zu bauen. Unter dieſem neuen Schuze verbeſſerte ſich der Landbau, und breitete den Ueberflus überall aus. Man war vor allerlei Zufällen ſicherer, und ein bequemerer Unterhalt machte, daß ſich die Menſchen ſchneller vermehrten. Dieſe Vermehrung ſtärkte ihre Macht, und gab dem Fleiſſe ſeinen Urſprung. Die Künſte machten die menſchliche Geſellſchaft bequemlicher und prächtiger. Sie verführten diejenigen, die ſich zu ſehr darauf verlieſſen; ihr Anſehen führte die Nachläſſigkeit unter den Menſchen ein, und hieraus entſtand bald die Begierde, ſich mit fremden Eigenthümern gewaltſamer Weiſe zu bereichern. Die Weichlichkeit ward öfters ein Opfer der Grauſamkeit, und auf den Ruinen weitläuftiger Monarchien, die gegen ihre eigene Wohlfahrt unempfindlich geworden waren, wurden neue Staaten errichtet, die ſich durch den Misbrauch ihrer Kräfte und Vorzüge ebenfalls wieder erſchöpften. Sie konten der Menge von Völkern nicht widerſtehen, die Mangel und Barbarei aus ihren Wohnungen trieb. Die Künſte und Nationen verlohren ſich lange Zeit in den Tumulten der Waffen, und ganze Jahrhunderte verſtrichen unter ſolchen beſtändigen Abwechſelungen. Man verſtand die Kunſt noch nicht, einen Staat zu beveſtigen, und ein Volk durch gute Geſeze zu regieren. Der Ehrgeiz allein hatte die Oberhand, und die jederzeit ſchlecht geſicherte Macht ſtüzte ſich lediglich auf Liſt und Gewalt, bis endlich die Verſchiedenheit des Gottesdienſtes das Syſtem der Staaten veränderte. Unwiſſenheit und Aberglaube breiteten ihre dike Finſternis überall aus, und es entſtand die Schwärmerei und Streitſucht, eine neue Plage der Menſchen, die den Erdboden lange Zeit verwüſtete, und alle Beherrſchung ungewiß machte. Nachdem die Völker ſo oft die Opfer ihrer Uneinigkeiten und Irrthümer geworden ſind, ſchienen endlich einige menſchlicher, vernünftiger und aufgeklärter zu werden. So wie die Beherrſcher ſich veſter geſezt, und ſich die Schranken der Vernunft erweitert haben, ſind auch die Sitten milder geworden. Der Krieg iſt nicht mehr ſo grauſam, man darf nicht mehr mit ſo offenbarer Gewalt die Güter anderer an ſich reiſſen, und blos durch Fleis und Geſchiklichkeit ſucht man vor andern den Vorzug zu erhalten.

Die nachdenklichſten Völker wählen ſich

jezt die Handlung und die Berechnungskunſt zu ihrem vornehmſten Augenmerke; und da dieſer Geſchmak das Schikſal der Länder beſtim̃en ſoll, ſo kan man die Urſachen und Wirkungen deſſelben nicht mit zu vieler Sorgfalt unterſuchen. Da nun aber der Landbau der erſte Grund der Handlung, der Stärke und des Reichthums der Staaten iſt, ſo läſt ſich leicht erachten, wie ſorgfältig man die Landesfrüchte und diejenigen, die ſie anbauen, unterhalten müſſe. Wir wollen alſo das Lob des Landweſens nicht in der Annehmlichkeit der Ideen ſuchen, die ſich im Schooſſe der Bequemlichkeit und der Ruhe erzeugen: wir werden es in unſern Bedürfniſſen finden; und dieſe ſind hinreichend, uns von der Nüzlichkeit deſſelben zu überzeugen. Wir müſſen nur den Keim, der ſie hervor bringt, und den fruchtbaren Stamm, der ſie unterſtüzet, nicht aus dem Geſichte verlieren.

Aus dem Schooſſe unſerer allgemeinen Mutter erhalten wir alle unſre Nothwendigkeiten. Die Erde gebiert und unterhält die Sachen, wornach unſer Fleis ſtrebet; in den Feldern liegt die phyſiſche Kraft der Staaten verborgen, und aus ihnen quellen die öffentlichen und beſondern Einkünfte hervor. * * Davon eine beſondere Abhandlung in dieſen Blättern hernach geliefert werden ſoll. Dermalen werde ich eine nüzliche Entdekung, zum Beſten des Landbaues, hier mittheilen, die mir von einem in Oekonomie-Policey- und Cameral-Wiſſenſchaften wohlerfahrnen Liebhaber, zur weitern Bekanntmachung, zugeſchikt worden. Solche iſt ein

Auszug aus dem Phiſikaliſch-ökonomiſchen Patrioten XIII. Stük ſub titulo die Goldtinctur des Landmanns, oder wunderbare Verwandlung der Getraidarten, beſonders des Habers in Roggen.

Die Ausſaat des Habers geſchiehet auf folgende Weiſe. Dasjenige Akerland das man darzu auserſehen hat, brach zu liegen, um gegen dem Herbſt Roggen darauf zu ſäen (es ſeye nun daß es im Herbſt umgepflüget worden, und den Winter über in Furchen gelegen, wie es mehrentheils in Südermanland in Schweden mit dem zum Sommerbau beſtimmten Acker zu geſchehen pflegt, und welches zwar die beſte Weiſe iſt, oder daß es erſt im Frühling umgeackert wird) wird allemal im Sommer anſtatt des im Herbſt auszuſäenden Roggens, welchen man nunmehro erſpahren kan, mit gutem ſchwarzen Haber beſäet, durch welche Ausſaat eine reichere Ernde des Roggens, als wann wirklich wäre Roggen ausgeſäet worden, das folgende Jahr im Herbſt zur gewöhnlichen Zeit erfolget, wann alles nach der Anweiſung, wie unten folget, gehörig in Acht genommen worden. Hiebey iſt nun zu merken

1. Die Saatzeit, welche nicht viel Umſtände erfordert. Man hat damit Zeit bis das Vieh im Frühjahr das erſte Gras abgefreſſen hat, und davon ſtark geworden. Wann der Aker aus leichter und fetter Erden beſtehet, ſo wird nicht eher als zu Anfang des Junii geſäet; iſt das Erdreich hingegen mager, ſo ſäet man etwas früher oder mit Schlus des Maymonats. Das Korn wird nicht all zu dike geſäet, dann in ſolchem Fall hält man es nicht für gut es einzueggen, wiewohl ich dieſes nicht verſucht habe. Ein ganz hartes und leimigtes Erdreich, und überhaupt eine ſchwere Erde iſt zu diker Ausſaat weniger dienlich, weil erſtlich

der Aker, welcher länger als gewöhnlich umgeäkert liegen bleibt, deſto ſchwerer zu pflügen iſt, und ſodann die Akerwurzeln ſich nicht ſo gut ausbreiten können als man bemerket. wie ſie ſonſten in einem leichten und nicht zu fetten Erdreich bei dieſer Art zu ſäen übergewöhnlich zu thun pflegen, welches daher kommt, weil ſie eine längere Zeit, nemlich zwei Sommer, zu wachſen haben, und dieſes iſt eben eine Haupturſache mit zu der wunderbahren Verwandelung und Vermehrung deſſelben.

II. Sieben bis acht Wochen nach dem Säen, nemlich mit dem Schlus des Julii oder Anfang des Auguſt wird man ſehen, daß der Haber in Aehren ſchieſſen will; ſo bald dieſelbe ſich zeigen: ſo mus man nicht lange ſäumen, den noch zarten Halm mit der Seenſ abzumähen, welcher dann ſofort weggetragen, zum troknen geſezt, und ſodann vor ein fettes Futter für das Vieh eingeführet wird. Im Fall der Aker ſehr gros und breit wäre: ſo könnte man, damit der Stumpf nicht allzuſehr betretten würde, etlich ſchmale Kreuz- u. Quergänge machen, den Halm darauf zu ſezen, bis er troken genug zum Einführen iſt, und dieſelbe unbeſäet laſſen, welche dann im Herbſt mit Roggen beſäet werden können, zumalen an ſolchen Orten wo man ſpät ſäet. An den Nördlichen Orten wo man ſäet früh im Herbſt, und eher als der Haber das lezte mal abgemähet worden, da kan man dieſe Kreuzgänge, wo ſie nöthig ſind, im Frühling mit Korn beſäen.

III. Falls der Sommer fruchtbar, naß und warm iſt, ſo wird man nach Verlauf drei bis vier Wochen, von der Zeit an da der Halm abgemähet worden, befinden, daß der Haber aufs neue ſo ſtark hervor geſchoſſen ſeye, daß er in Aehren ſchieſſen will, alsdann er nochmalen, ſobald die Aehren ſich zeigen, gleich wieder abgemähet werden mus. Solte er noch zum drittenmal vor dem Winter in Aehren oder ſonſten zu hoch ſchieſſen, ſo iſt es ein Fehler, woraus eine geringere Frucht ſich zeiget. Es pflegt aber nicht leicht zu geſchehen, in ſofern man ſich nur, wie oben geſagt worden, nach dem Klima und der Eigenſchaft des Akers, wann er entweder fett oder mager iſt, in Anſehung der Saat-Zeit gehörig richtet; doch kan es bei einem naſſen Sommer und gelinden Herbſt ſich zutragen, alsdann aber der Halm ebenfalls der Haber zum erſtenmal abgemähet wird. Nur paſſet man es ab, daß es nicht zu ſpath ſeye, damit der Haber noch Zeit habe, vor dem Winter in etwas zu ſchieſſen. Doch mus es nicht zu früh geſchehen, damit er in währender Zeit nicht zu früh herausſchieſſen, als wodurch er entweder verfaulen oder ſonſt Schaden nehmen könnte.

Man hat in der Gegend von Colmar verſucht, zu Anfang und in der Mitte des Septembermonats, zum drittenmal abzumähen, welcher nichts deſto weniger den darauf folgenden Herbſt eine zwar mehr als gewöhnliche Menge Roggen getragen, doch ſo reich nicht, als derjenige, der nur zweimal und zwar das leztemal mit jenem zu gleicher Zeit abgemähet worden. Unterdeſſen hat man vor allen Dingen dabei in Acht zu nehmen, daß er allemal, es ſey das erſte, zweite oder drittemal, ſobald als ſich die Aehre nur zeigen, abgemähet werden mus; dann wann man die Ausſaat den Sommer über die beſagte Zeit fortwachſen laſſe, ſo wird die Wurzel dadurch geſchwächet, und gleichſam tod, woraus dann nothwendig ein Unvermögen zu der hierunter geſuchten nüzl. Verwandlung und Vermehrung entſteht. Hingegen ſo lange noch die Wurzel ihr vegetabiliſches Weeſen bey ſich behält, um die ihr eingepflanzte Kraft nicht von ſich gibt: ſo ziehet ſie unter währendem langern Wachsthum aus den elementariſchen Kräften immer mehr und mehr Kraft und Stärk an ſich, wodurch dann ihre Frucht zu einem höhern, ja gar zu dem höchſten Grad der Vollkommenheit in ihrer Art gelanget, dergeſtalt, daß ſie ſich vermehret, und, wann ich mit dem Syſtem der alten Weiſen ſo reden darf, ihr Eiſen durch die Reife zu Geld wird. Das iſt, daß aus Haber Weizen und Roggen wird, welches wohl in Wahrheit als ein Wunder in der Natur mag angeſehen werden, und vielleicht ein groſſes Licht in den zum Ackerbau und der Phyſik gehörigen Dingen geben kan.

Ich kan es nicht für gewis ſagen, ob auch Gerſten, welche auf eben die Art geſäet und in Acht genommen wird, wie ich von dem Haber geſagt habe, zu dieſer Art Verwandelung und Vermehrung geſchikt ſeye. Ich habe doch Urſach, ſolches zu vermuthen, weil ich geſehen, daß an den Stellen, wo mit dem Haber zugleich Gerſten aufgeſchoſſen iſt, hernach mahl ein gleich dik und ſtarker Roggen aufgewachſen iſt.

Aus dieſem allem nun, erhellet zur Genüge, daß die Nachahmung und Einführung einer ſolchen neuen Art der Haaber Ausſaat von groſſem Nuzen ſeyn müſſe; denn derſelbe zeiget ſich auf eine vielfältige, und gleichſam 6. fache Weiſe: als 1) daß man von den abgemäheten Aehren Futter bekomt, daß man auch mehr Vieh halten kan. 2) Darf man um Johanni herum den Acker nicht zum zweytenmal pflügen, um dem Unkraut vorzubeugen, ſondern man iſt auch 3) der Arbeit im Herbſt überhoben den Roggen auszuſäen, und hat 4) dabey die Gefahr nicht, daß der zarte Roggen erfrieren möchte. 5) erſpahret man die Ausſaat des Roggens, und bekomt von einer wohlfeilern Frucht eine theurere, welche ohnehin ſchon allein ein ſehr groſſer Nuzen iſt. Endlich 6) iſt der Nuzen dieſer, daß dieſe Ausſaat in einem magern Boden beſſer, als die gewöhnliche Ausſaat des Roggens wächſet.

Des Herrn Tull neue Grundſäze,

von der Beſtellung des Landes, das Getraid zu vermehren.

Die Nahrung der Gewächſe iſt in allen Theilen des Erdbodens verbreitet: allein, ſie würden umſonſt vorhanden ſeyn, wenn die Gewächſe ſie nicht erhalten könnten. Daher mus man die Erde ſo einzurichten wiſſen, daß dieſes leicht geſchehen kan; und wie kan es wohl anders geſchehen, als wenn man dieſelbe in kleine Theilchen theilt, die eine Menge kleiner Zwiſchenräume zwiſchen ſich laſſen, worinn die Wurzeln ſich beveſtigen, und den Nahrungsſaft an ſich ziehen können? Dieſe Zermalmung des Erdreichs kan auf zweierlei Weiſe geſchehen. Einmal durch die Gährung, wenn man den Dünger mit der Erde vermiſcht, oder zweitens mechaniſch, daß man die Erde mit Gewalt klein macht. Der lezte Weg iſt allzeit vortheilhafter, als der erſte: denn der Dünger verändert ſtets die Eigenſchaft der Früchte ein wenig; man kan auch deſſen nicht immer genug habhaft werden, da man hingegen die Bearbeitung des Landes, die die Eigenſchafften der Früchte in nichts verändert, ſo oft wiederholen kan, als man will. Es iſt wahr, der Dünger kan der Erde einige Fruchtbarkeit erwerben; allein, die öftere Bearbeitung derſelben bringt die verſchiedenen Theile nach und nach an die Luft, an die Sonne, und in den Regen, wodurch das Land auſſerordentlich fruchtbar gemacht wird. Der Dünger ladet auch die Inſekten herbei, die die Gewächſe hernach verderben, und um deswillen ſollten ihn beſonders die Blumengärtner aus ihren Gärten laſſen. Die öftere Bearbeitung leiſtet alle Vortheile des Düngers, und hat nicht die geringſte böſe Folge. Man kan alſo dieſelbe nie oft genug wiederholen, und dieſes iſt ein weſentliches Stük der neuen Methode des Herrn Tull.

Eben ſo viel Aufmerſamkeit verdienet die Wahl der Saamen. Man mus nämlich die von dem beſten Lande, und die am friſcheſten ſind, ausſuchen, und vorzüglich das Getraide von der Nachleſe einkaufen. Weil dieſes Aehrenweiſe eingeſammlet wird, ſo iſt es nicht ſo voll unreiner Körner. Jedoch dieſes ſind allgemeine Vortheile, die der neuen Methode nicht allein eigen ſind. Die Art und Weiſe der Ausſaat geſchiehet am beſten mit einer Sämaſchine, welche von einem oder zweien Pferden gezogen wird, und, in beliebiger Weite und Tiefe, Rinnen oder Furchen zieht, in die ſie ſo viel Saamen, als man verlangt, fallen läſſt, und alſobald wieder Erde darüber hinſtreichet. Bei der gemeinen Art zu ſäen ſind nicht alle Händevoll gleich gros, und wenn der Saame klein iſt, ſo bleibt mehr an der Hand des Sämanns hängen. Iſt das Feld hökrig und voller Klöſſer, ſo fällt der meiſte Saamen in die Klüfte, und der wenigſte oben auf: daher die Vertheilung ſehr ungleich wird. Endlich mus man auch mehr Saamen zur gemeinen Art zu ſäen haben: denn weil der Saame nicht gleich tief fällt, ſo kommt der, der zu tief liegt, nicht auf, und der, ſo nicht genug verſchüttet iſt, wird ein Raub der Vögel. Die neue Sämaſchine beuget allen dieſen Uebeln vor. Weil ſie aber nur eben ſo viel Saamen, als nothwendig iſt, ausſtreuet, und öfters ein Theil davon verdorben und taub iſt, ſo mus man immer etwas mehr hinein thun, um das, was etwa nicht aufkom̃t, zu erſezen. Die Maſchine iſt, leicht begreiflich und bequem zu verfertigen. Solche iſt abgezeichnet zu finden, in dem Reverendario.

Die Abtheilung des Landes iſt auch etwas Eigenes der Tulliſchen Methode. Man theile das Feld in Fruchtſtreifen und Brachreine. Auf jeden Fruchtſteig ſäe man 2. bis 3. Reihen Korn, doch ſo, daß zwiſchen jeder Reihe 7. bis 8. Zoll breit Raum bleibe, und daß die Brachreine, oder der leere Raum zwiſchen den Fruchtſteigen 4. bis 5. Fus breit ſey. So viel Land zu verlieren? wird man ſagen: allein, man wird ſich bald zufrieden geben, wenn man ſehen wird, daß jedes Waizenkorn, das ſonſt nur 2. bis 3. Stengel zu treiben pflegt, jezt 20. bis 30. Stengel treiben wird. Wäre es nun möglich, dieſe 30. Stengel auf die Brachreine zu verſezen, ſo würde alles ſo voll ſtehen, als ob die Erde, wie gewöhnlich, durchgängig beſäet worden wäre: und dennoch iſt bei der neuen Methode der Unterſchied, daß die Aehren viel voller von beſſerm Getraide ſind, und daher wird die Erndte in der That reichlicher ſeyn.

Es iſt noch nicht genug, die Erde alſo zu zubereiten; die Pflanzen erfordern ebenfalls ihre beſondere Wartung. So gut ein Land im Herbſte bearbeitet iſt, ſo ſinkt es doch im Winter wieder zuſammen, formirt neue Glöſſer, und wird mit ſchädlichem Graſe beſezt, das den Gewächſen die Nahrung raubet; ſo, daß das Land nach verfloſſenem Winter bei nahe wieder in eben dem Zuſtande iſt, als wenn es nicht bearbeitet worden wäre. Zu dieſer Zeit aber ſollte es doch dieſes am meiſten ſeyn, weil alsdann die Planzen am muthigſten wachſen, und die Wurzeln ſtatt der ausgeſogenen Erde billig neues Erdreich bekommen ſollten. Nach der gemeinen Art giebt man dem Getraide zu der Zeit die meiſte Nahrung, wenn es dieſelbe am wenigſten braucht, und wenn ſie ihm am nöthigſten wird, ſo überläſſt man es ihm ſelbſt. Sollte man den Gewächſen nicht billig zu der Zeit die meiſte Nahrung geben, wenn ſie am meiſten wachſen, ohne ſie eher zu verlaſſen, als bis ſie zu ihrer vollkommenen Reiſe gekommen ſind? Je mehr man die Erde auseinander arbeiten wird, deſtomehr Nahrung wird ſie geben; hierdurch wird zugleich das Unkraut ausgerottet, die unnüzen Hügel werden geebnet, und man verhindert auch die fernere Beſaamung des Unkrauts, das ſich mit groſſem Nachtheile vermehrt, und durch ſeine Vermiſchung mit dem Getraide den Wehrt deſſelben gar ſehr verringert.

Aber vielleicht werden durch dergleichen Arbeit die Wurzeln zerriſſen, welches doch den Gewächſen nothwendig nachtheilig ſeyn müſſte? Nein; die Erfahrung lehret vielmehr, daß aus einer abgeriſſenen Wurzel viele neue erwachſen, die den Nahrungsſaft aus der Erde an ſich ziehen, u. alſo wird durch dieſe Arbeit die Menge der Saugröhren vielmehr vermehret, als vermindert.

Wer alſo nur unverdroſſen genug iſt, alle dazu erforderliche Mühe über ſich zu nehmen, der wird ſich nicht unter das Joch der alten Gewohnheiten beugen. Wiederholte Verſuche werden die Fehler der erſten Proben verbeſſern lehren und man wird bald die neuen Grundſäze bei der Beſtellung aller Ländereien ſo richtig, als glüklich gebrauchen lernen.

So hat uns Herr dü Hamel gelehrt, das Getraide zu vermehren, und der Dank, den ihm das Publicum dafür ſchuldig iſt, wird durch den Unterricht vermehrt, den er in einem andern Werke mitgetheilt hat, das Getraide durch beſtändiges Lüften viele Jahre unverſehrt zu erhalten. Triptolemus ward in Griechenland als ein Gott verehret, weil er die Kunſt gelehrt hatte die Erde zu bearbeiten. Er ward auf einem Wagen abgebildet, den 2. Drachen zogen, und ſtreuete überall die koſtbaren Gaben der Ceres aus. Dieſe Fabel hat zu unſrer Zeit ihre Erfüllung erhalten. Alle Werke des Herrn dü Hamel ſind ſo viele Triumphwagen, die, nebſt ſeinem Namen, noch viel ſchäzbarere Geheimniſſe, als des Triptolemus ſeine waren, in alle Welttheile verführen werden.

Zum Beſchluß dieſer Abhandlung folgt hier die neue Methode, das Korn zu baizen, daß es 2. bis 3. fältig nach der Ausſaat mehr trage, als die ſonſt gewöhnliche Saat.

Man nimmt ein Theil Salpeter und zwei Theile gemeines Salz und thut beides in einen Tiegel und laſſt es zuſammen ſchmelzen. Hierauf thut man es aus dem Feuer und laſſt es erkalten, und gieſſet auf ein Pfund dieſer Materie 10. Kannen Waſſer. Wann die Materie aufgelöst iſt, laſſt man das Korn darinnen weichen.

Eine andere Art das Korn zu baizen.

Man nimmt 2. Pfund Kalk und 4. Kannen Regenwaſſer, und läſſt den Kalk darinnen auflöſen. Dieſe Infaſion laſſe man 3. Tag lang ſtehen und rührt ſie des Tags 3mal um. Hierauf laſſt man das Gewäſſer in ein ander Gefäſs, ſchüttet zu jeder Kanne dieſer Infaſion 4. Unzen gemeinen Salpeter und 1. Pfund Taubenmiſt, worauf alles wohl untereinander gerühret wird. Dieſe Vermiſchung laſſt man wieder 3. bis 5. Tag ſtehen, und rührt ſie jedes Tags 3. bis 4. mal um. Darauf gieſt man das Waſſer in ein ander Gefäſs ab, und nimmt zu einer Handvoll Waizen ein Kanne Waſſer, laſſt das Korn 18. Stund da-

darinn weichen, laſſt es darauf einen Tag an der Lufft troknen, dann läſſt man es wieder 12. Stund weichen, und wieder einen Tag troknen, und endlich zum 3ten mal 6. Stunden weichen, und wieder einen Tag troknen, ſo iſt es zur Ausſaat tüchtig.

Von der Saamenmaſchine iſt eine beſondere Abhandlung, in dem Referendario V. Tom. pag. 4., nebſt noch einigen beſondern Entdekungen, zu Beförderung des Akerbaues eingerukt worden; als woſelbſt auch die Beſchreibung und Abzeichnung eines Akermeſſers oder Maſchine beſindlich, womit ein Menſch; indem er ſelbige auf der Erde vor ſich hinſchiebet, das Feld vortheilhafter als mit dem Pflug umwenden, und dadurch das Akervich erſparen kan. Auch iſt in dem 8ten Theil dieſes Reverendarii, oder der auserleſenen Sammlungen p. 2. eine Kornmaſchine nach der Erfindung des Hn. du Hamel in Kupferſtich abgezeichnet, mit einer Abhandlung, von der Art und Weiſe, das Korn vollkommen gut aufzubewahren: ſo bei dieſer Gelegenheit von denen, die mit Korn handeln, und auch bauen, in Betrachtung gezogen zu werden verdienet.

Von der natürlichen Feindſchaft
verſchiedener Völker gegen einander.

Man hat von undenklichen Zeiten her wahrgenommen, daß der Has eine dermaſſen anſtekende Leidenſchaft ſey, daß ſie ſich in einem Geſchlechte bis auf die ſpäteſten Enkel fort zu pflanzen pflegt. Es iſt ſeltſam, daß öfters groſſe Leute dergleichen geerbten Has gebilliget haben. Cato, der ältere, lobte deswegen einen gewiſſen jungen Menſchen öffentlich (*), der die Feindſchaft ſeines Vaters mit groſſem Nachdruke fortſezte. Bei den alten Deutſchen war es ſo gar eine Nothwendigkeit, die Feindſchaft des Vaters, oder eines nahen Anverwanden, zu erben, (**) und man war beſonders darauf bedacht, daß die angefangenen Mishelligkeiten auch lange nach dem Tode nicht verlöſchen möchten. Von einzelnen Perſonen ſcheinet der Has auf ganze Geſchlechter, von dieſen auf ganze groſſe Geſellſchaften, und endlich von dieſen auf ganze Völker gekommen zu ſeyn. Allein, ſo augenſcheinlich ſich dieſer Has der Völker gegen einander auch noch in unſern Zeiten äuſſert, ſo ſchwer iſt es hinter die Urſachen deſſelben zu kommen, und davon etwas zuverläſſiges anzugeben. Inzwiſchen iſt es doch allemal angenehm, andern Anlas geben zu können, eine Sache vollkommener machen zu helfen, die es vor vielen andern verdienet.

Man darf nicht weit umher ſehen, ſich zu überzeugen, daß es einen ſolchen geheimen Has unter den Völkern gebe. Philipp Comminæus hat ſchon zu ſeiner Zeit nicht unrecht gemuthmaſſet, wenn er glaubte, es wäre kein Volk in der Welt, dem es nicht ein anderes nachthäte. Den Franzoſen, ſezet er hinzu, ſind die Engelländer, dieſen die Schottländer zuwider, eben ſo, wie die Spanier und Portugieſen eine heimliche Feindſchaft unter einander haben.

Wenn wir aber gegenwärtig von dem angebohrnen Haſſe der Völker gegen einander reden, ſo verſtehen wir darunter denjenigen Has, welchen ein ganzes Volk, und alle und jegliche einzele Glieder

---

(*) Plutarch im Leben Catons. C. 28.

(**) *Tacit.* de morib. Germ. c. 21.

der deſſelben, wider ein anderes hegen. Aus dieſer Erklarung wird es gleich Anfangs erhellen, daß billig ein ſolcher Has auszuſchlieſſen ſey, den ſtreitführende Mächte mit einander haben. Denn, gehörte dieſer mit zu unſerer Abſicht, ſo würde endlich die ganze Welt an einander gerathen, und eine allgemeine Antipathie unter den Nationen herrſchen, welches ſich doch gleichwohl in der Erfahrung ganz anders zeiget. Es darf alſo, Krieg zu führen, kein angebohrner Has unter zweien Völkern ſeyn. Aber zwiſchen denjenigen Völkern iſt eine würkliche Antipathie, die entweder beſtändig Krieg, oder einen unſichern Frieden (*) mit einander haben; die ihre Zwiſtigkeiten niemals zu Ende bringen, ſondern ſie nur verändern; die immer die Waffen in den Händen tragen, und nicht anders, als auf ihrem Helme und Harniſche, einige Ruhe genieſſen.

Unterdeſſen darf man nicht einwenden, daß dergleichen Völker, die einen heimlichen Has gegen einander hegen, gleichwohl unter ſich bisweilen Friede machen, und ſich einige Zeichen der Freundſchaft und des guten Verſtandniſſes erweiſen. Wir läugnen dieſes gar nicht. Wir thun noch hinzu: ſie ſuchen ſogar ihre Häuſer durch Heirathen mit einander zu verbinden, ſie berathſchlagen mit einander, ſie richten Commercientractate und allerlei Bündniſſe unter ſich auf. Allein, eben dieſes ſind bisweilen die wahren Kennzeichen der Antipathie, oder wenigſtens die ſicherſten Gelegenheiten, da ſie ſich ungeſtraft ausüben laſt. Denn, wie oft ſuchen nicht Monarchen, unter dem Vorwande, ihren Bundesgenoſſen beizuſtehen, neue Eroberungen zu machen? Wie oft helfen ſie nicht kleine Staaten zu Grunde richten, um ſich hernach auch ſo gar von denen, die ſie als Bundesgenoſſen erkannten, Meiſter zu machen. Auf dieſe Weiſe ſuchten in den alten Zeiten die Athenienſer, unter dem Scheine, den Catenenſern zu Hülfe zu kommen, die Herrſchaft von Sicilien (*) an ſich zu bringen. Und wir wollen es eben nicht ausmachen, ob diejenigen falſch haben, die die Urſache der Kriege, welche die Engelländer zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts wider Frankreich geführet haben, mehr einem geheimen Nationalhaſſe, als der von den Engelländern vorgegebenen Liebe zu ihrer Religion haben zuſchreiben wollen.

Ich bin allemal der Meinung, daß diejenigen ganz recht haben, welche die Verſchiedenheit der Gemüthsarten der mancherley Völker zu einer von den Urſachen ihrer Antipathie unter einander machen. Denn, der erſtaunende Unterſchied, der ſich in dem ſittlichen Charakter der Nationen findet, kann gar wohl zu einem geheimen Haſſe Anlas geben. Es bedarf nichts mehr, als daß die Charakter zweier Völker einander gerade entgegen ſtehen, ſo iſt die Antipathie unter ihnen fertig. Eines darf nur tiefſinnig, langſam, vorſichtig und ernſthaft, daß andere munter, hurtig, leichtſinnig und wankelmüthig ſeyn, ſo können ſie blos aus dieſem Grunde in keiner Freundſchaft mit einander leben. Ihre Aufführung iſt unterſchieden, ihr Umgang widerſpricht ſich, und ihre Geſeze ſtehen einander ganz entgegen. Die Weltgegend hat an dieſer Verſchiedenheit der Gemüthsart, nebſt der Auferziehung, den gröſten Antheil. Montesquiou (**) hat ſchon angemerket, daß die Völker in den kältern Weltgegenden munterer, als in den wärmern ſind. Gleichwohl ſind ſie in dieſen mehr für das Vergnügen empfindlich. Wenn die Indianer von Natur feige Leute ſind, ſo kämpfen die Europäer, beſonders die, welche gegen Norden wohnen, bis auf den lezten Mann. Hieran hat blos das Clima Schuld. Der Einflus

---

(*) *Vellej. Paterc.* L. I. c. 12.

(*) *Juſtin.* Hiſt. IV. c. 3.

(**) Eſprit des Loix. Liv. XIV. Ch. 2.

deſſelben geht ſo weit, daß ſo gar diejenigen, welche ihr Vaterland veränderen, und eine andere Weltgegend wählen, ihre Natur daſelbſt ab zu legen ſcheinen. Die Kinder der Europäer, ſagt Montesquion, die in Indien gebohren werden, verlieren die Tapferkeit ihres Climatis, und die Perſer, die ſich in Indien neiderlaſſen, werden, nach Berniers (*) Berichte, beym dritten Geſchlechte ſo faul und nachläſig, als die Indianer. So viel vermag das Clima. Will man mehr wiſſen, ſo darf man nur die Naturforſcher um die Wirkung der Luft auf den menſchlichen Körper befragen Weiſe Geſezgeber haben daher auch allemal bei ihren Verordnungen auf das Clima geſehen. Gab daſſelbe zur Trägheit Anlas, ſo ſuchten ſie durch ihre Geſeze alle Mittel, müſſig zu gehen, aus dem Wege zu räumen. Konte es aber die Nation über die Maaſe übermüthig oder wollüſtig machen, ſo ſchränkten ſie gegentheils alle Arten der Ausſchweifungen ein. Weñ nun alſo die bloſſe Weltgegend verſchiedene Gemüther hervor bringet, und zwar ſolche, die ſich gerade zuwider ſind, ſo kann es unmöglich anders ſeyn, als daß hieraus ein heimlicher Has von beyden Theilen gegen einander entſtehet. Dieſer Has iſt ſchwer auszurotten, wenn gleich Solon und Lykurgus Verordungen dawider machten. Die Beſchaffenheit des Landes, und die Verſchiedenheit der Sitten nähren ihn beſtändig, und machen, daß er öfters in eine offenbare Feindſchaft ausbricht.

Die Spanier und Franzoſen haben ſeit undenklichen Zeiten her beſtändige Feindſchaften unter einander geheget. Man kan dieſes faſt einzig und allein ihrer ganz entgegen geſezten Gemüthsbeſchaffenheit beimeſſen, die ſich ſo gar auf die Art, Krieg zu führen, und die Wiſſenſchafften zu treiben, erſtreket. Ferdinand V. König in Spanien, hatte kaum mit den Saracenen ein wenig Ruhe bekommen, als er ſchon auf Frankreich los gieng, und eben dadurch, daß er Sicilien hatte erobern helfen, Gelegenheit zu neuen Streitigkeiten ſuchte. Die nachherige Könige, Ludwig XIII. und Philipp IV. waren endlich dahin bedacht, eine ewige Freundſchaft mit einander aufzurichten. Der erſte vermählte ſich zu dem Ende mit der Spaniſchen Prinzeſſinn, Anna Mauritia, und der andere heyrathete die Eliſabeth, eine Schweſter des Königes in Frankreich. Man ſollte faſt glauben, dieſes Verſtändnis müſſte von ungemeiner Dauer geweſen ſeyn; und es hätte auch in der That Beſtand haben müſſen, wenn die Könige ihre Bündniſſe, die ſie als Privatleute geſchloſſen haben, auch als Fürſten gelten lieſſen. Ludwig und Philipp kamen heftig an einander. Sie machten Frankreich und Spanien, wie gewöhnlich, zu dem Schauplaze eines Krieges, der bald an die vierzig Jahre ohne Aufhören geführet wurde. Die neuern Zeiten haben davon noch immer die Spuren gewieſen, und die Nachfolger dieſer beiden Könige ſchienen gleichſam auf die Nothwendigkeit, Krieg gegen einander zu führen, ein Erbrecht zu haben. Noch das jezige Jahrhundert kan dieſes beſtärken, ob gleich ſeit einigen Jahren her keine öffentliche Feindſchaft zwiſchen den beiden Kronen geherrſchet hat. Ich kan faſt nicht beſſer thun, als wenn ich das Widerſinnige in den Gemüthern dieſer beiden Völker aus dem Grammundus zeige, der das Bild derſelben ziemlich natürlich und zuverläſſig entworfen hat. " Die Spanier, ſpricht er, ſind ernſthaft, und dabei aufgeblaſen: die Franzoſen hingegen höflich und geſprächig. Jene ſind von Natur ſparſam, ſo gar, daß ſie auch nicht gern bordirte und geſtikte Kleider tragen: dieſe hingegen ſind in der Kleiderpracht bis zum höchſten Grade verſchwenderiſch. Die Spanier ſind in ihren Rathſchlägen langſam und finſter: aber die Franzoſen ſind hurtiger, munterer, ſtandhaft, beim erſten Anfange tapfer, in Belagerungen vortreflich, und, wenn ſie in der Folge beſtändiger wären, unüberwindlich. Die Spanier,

„wenn ſie ans arbeiten kommen, ermüden ſie nicht ſo bald, als die Franzoſen. Sie beſizen keine ſo hurtige Tapferkeit, als dieſe, ſondern bringen ihre Kriege meiſtens durchs Verzögern zu Ende. Sie haben auch nicht, wie die Franzoſen, an ſchleunigen Treffen und plözlichen Ueberfällen ein Belieben. Kurz, die Franzoſen ſind in ihrem ganzen Leben edel, höflich, und ungezwungen. Die Spanier hingegen führen ein cyniſches, unbekanntes und hoffärtiges Leben. Sie bewundern nichts, als das Ihrige, da doch die Franzoſen, der Liebe zu ihrer Nation ohngeachtet, noch wohl Ausländer zu ſchäzen wiſſen.„

Wenn man der Verſchiedenheit der Gemüther annoch die verſchiedene Religion beifügen will, ſo kan man daraus eine neue Urſache der Antipathie herleiten. Aus dieſem Grunde waren die Juden vorzeiten mit den Philiſtern, und andern unglaubigen Völkern, im unaufhörlichen Streite, und man kan wohl ſagen, daß es heute zu Tage zwiſchen den Chriſten und den Türken nicht viel beſſer hergeht. Iſt der Chriſt edelmüthig und voller Geiſt, ſo iſt der Türke bäuriſch und niederträchtig. Suchet jener die Sitten durch die Wiſſenſchafften zu läutern, ſo verachtet dieſer die Gelehrſamkeit, und kan bei dem Brande des prächtigen Bücherſaales ganz vergnügt ausſehen (*). Ihre Häuſer, ihre Lebensart, ihre Tracht, ihre Regierung, ja man kan wohl ſagen, alles iſt unter dieſen zwo Arten von Leuten, von der Religion an bis zu den Schauſpielen (**), unterſchieden, und entgegen geſezt. Was hat aus dieſem groſſen Widerſpiele, das in den Sitten dieſer Völker herrſchet, anders, als ein natürlicher Haſs, folgen können? Mohamed hatte kaum den Grund zum Türkiſchen Reiche geleget, als er ſchon unter den Chriſten Eroberungen zu machen ſuchte. Die nachherigen Kriege, welche die Chriſten mit ihnen geführet haben, haben dieſen Haſs gegen einander noch deutlicher gezeiget. Die Türken beweiſen ihn faſt an allen Chriſtenſclaven, und es iſt ſchlimm mit ihnen zu fechten, wenn ſie ſich demſelben völlig überlaſſen, und er in eine Grauſamkeit und Raſerey ausbrechen kan.

Die Eiferſucht, die ſich zwiſchen manchen Völkern findet, giebt ebenfalls eine Urſache zu einer Feindſchaft unter ihnen. Denn, die Menſchen ſind nun einmal ſo geartet, daß ſie das Glük eines andern mit neidiſchen Augen anſehen. Hat man mit Jemanden gleiche Vortheile, ſo iſt man bemühet, ihn zu übertreffen: iſt er aber höher, als wir ſind, ſo ſuchen wir, es ihm gleich zu thun. Was haben viele nicht gethan, um den Adelſtand zu erhalten, der doch nur ein Vorrecht der Tugend und der Tapferkeit ſeyn ſollte? Solche Bewandnis hat es mit der Nacheiferung einzelner Perſonen. Geſchiehet es nun, daß ein ganzes Volk, und alle Glieder deſſelben, eben die Hoheit, eben die Macht, eben den Reichthum ſuchen, den ein anderes zum Gegenſtande hat, ſo wird gemeiniglich der Haſs gegen einander nicht nur erzeuget, ſondern auch beſtändig unterhalten und angeflammet. So war Karthago und Rom beſchaffen. Beide buhleten um die Herrſchaft der Welt. Was ihnen durch Liſt und Klugheit nicht gelingen konnte, ſollten ihnen die Waffen ausführen helfen. Dieſe ihre Begierde, die Welt zu beherrſchen, wurde durch eine zweihundertjährige Nacheiferung unterhalten. Das Römiſche Volk war wie ein Feuer, das immer nächſt um ſich greift (*), und alles verzehret. Kaum hatte es Italien in Händen, ſo grif es ſchon nach Sicilien. Die Karthaginenſer trachteten gleichfalls darnach, und dergeſtalt war die Urſache zur Feindſchaft fertig, die ſich nicht anders, als

---

(*) Der Kalife Omar, der die vortrefliche Bibliothek zu Alexandrien zu verbrennen befahl.

(**) Memoires et lettres de Mr. *Argens* lettre XII. *ſur les Turcs.*

(*) *Flor.* Lib. IV. 2.

durch viele Niederlagen, und zulezt, durch den gänzlichen Ruin endigen konnte.

Man mus ſich wundern, wie die Nacheiferung zwoer Nationen auf einer Seite ſo üble, auf der andern aber ſo gute Folgen haben kan. Rom wurde durch die Kriege der Karthaginenſer in ſtäter Wachſamkeit erhalten. Es hatte ſich jederzeit zu fürchten, und ſo lange es ſich fürchtete, betaſtete es ſich beſtändig, und fand überalle ſchwache Stellen. Dieſen ſuchte es ab zu helfen, und ſo blieb es in der Gröſe, worinnen es ſich eine undenkliche Zeit her gekannt hatte. Aber als es den Rath des Scipio Naſica verachtete, und lieber auf Catons Antrieb Karthago zu Grunde richtete, ſo wurde es fühllos. Seine Sicherheit gefiel ihm. Es fieng an den Laſtern zu fröhnen, und war hernach mit allen ſeinen Schäzen nicht mehr im Stande, ſeine Gröſſe zu vertheidigen. Athen und Lacedämon waren in gleichen Umſtänden (*). So lange ſie auswärtige Feinde zu fürchten hatten, blieben ſie vereint, bothen ihnen die Spize, und waren Meiſter in ganz Griechenland. Allein, ſie wurden den alten Feind los. Sie gaben die Furcht vor denſelben auf, und ergriffen die erſte die beſte Gelegenheit, ihre Eiferſucht gegen einander an den Tag zu legen. Es war nicht genug, gegen einander ins Feld zu rüken Schlachten zu liefern, und den Sieg zu verfolgen. Nein! Die Athenienſer lieſſen es ſich ſo gar einmal einkom̃en, an die Spartaner, deren Anſchläge einen ſchlechten Ausgang gewonnen hatten, einen hinkenden Poeten ab zu ſenden. (*) Daß die Handlung zu allen Zeiten unter den Völkern eine Eiferſucht, und folglich einen geheimen Has erweket hat, iſt eine ausgemachte Sache. Man darf ſich nur um die Händel, die Karthago und Marſeille vor Alters mit einander gehabt, ein wenig bekümmern, um hierinnen noch gewiſſer zu werden. In neuern Zeiten ſind Portugall und Spanien hiervon ſichere Beweiſe. Spanien machte im Abend-Entdekungen, und nahm von America Beſiz. Die Portugieſen thaten es im Orient. Sie geriethen aber auch bald, der Handlung wegen, in Europa einander in die Haare, und konnten ſich endlich kaum auf die Bemittelung Pabſt Alexanders vergleichen. Die Eiferſucht im Handel grif um ſich, und machte den Holländern einen Muth, etwas zu wagen. Sie thaten Fahrten nach Oſtindien, und verjagten die Portugieſen aus demſelben. Eben ſo machten es andere Nationen in Amerika. Die Spanier eroberten es. Die Engländer und Franzoſen legten den Handel daſelbſt an, erbaueten Pflanzſtädte, und zogen daraus unſägliche Reichthümer. Jede Nation war auf die andere eiferſichtig. Jegliche hätte die andere lieber in Lappland und bei den Spizbergen in Amerika gewünſchet. Je mehr man auf den Handel und auf das Gewerbe erpicht wurde, deſto mehr nahm die Eiferſucht zu, und es entſtund dadurch unter einigen handelnden Nationen eine gänzliche Antipathie.

Bei den alten Römern war dieſes ſchon ein nicht geringer Grund zu einem heimlichen Haſſe gegen ein anderes Volk, wenn die Länder deſſelben mit dem römiſchen Gebiete zuſammen gränzten. Sie hielten es ſich für unanſtändig, einen König, oder einen andern Barbarn zu ihrem Nachbarn zu haben (*). Ich glaube daher, daß ſelbſt die Nachbarſchaft unter zweien Völkern eine Antipathie zuwege bringen kan. Der Haſs, vorzeiten Perſien und Griechenland auf einander hatten, und der endlich erſchrökliche Irrungen nach ſich zog (**), hatte wohl keine andere Urſache, als die Nachbarſchaft dieſer beiden Völker. Es iſt gleichſam ein Grundgeſez, welches die Nationen unter einander haben, daß keine von ihnen der nächſt angränzenden zu mäch-

---

(*) Thucyd. de bell. Pelop. Lib I.
(*) Juſtin. Hiſt. Lib. VI. c. 2.

(*) *Juſtin. XXIX. c. 2.*
(**) *Herodot. L. V.*

mächtig werden mus. Sie ſehen den Anwachs einer nachbarlichen Gröſſe, als den gewiſſen Ruin ihrer Wohlfahrt und Freiheit an. Die meiſte Zeit iſt ein ſolcher Argwohn gegründet. Von Europa zu reden, ſo darf man die Balance deſſelben nur mittelmäſſig kennen, um hiervon einen Beweis zu haben. Noch das vorige Jahrhundert hat ein ziemlich merkwürdiges Exempel aufzuweiſen, wie ſehr die bloſſe Nachbarſchaft ein Paar Nationen ſcheel auf einander machen kan. Schweden und Dännemark haben von dem vierzehenten Jahrhundert an, bis ins ſiebenzehende, die Sicherheit des einen und die anwachſende Gröſſe des andern, einem von beiden Königreichen für ſehr nachtheilig gehalten. Fieng das eine an ſich zu regen, ſo war es eine ſichere Folge, daß das andere nicht ſtille ſeyn konnte. Als im vierzehenten Jahrhunderte Schonen an Dännemark kam, und die Hanſeeſtädte, wegen des Ruins von Visboe, mit den Dänen in Uneinigkeit geriethen, fanden ſie an den Schweden gar bald einen Beiſtand. Der Krieg wurde lange fortgeſezt, und der Haſs beider Nationen ſchlug dergeſtalt Wurzel, daß kaum ein Friede auf wenig Jahre erfolgen konnte. Wollten wir die übrigen europäiſchen Völker, und zumal die neuern Zeiten etwas durchgehen, ſo würden wir ein gleiches von den Franzoſen und Engländern, von den Franzoſen und dem deutſchen Reiche, beſonders aber den Oeſtereichiſchen Ländern, von den Portugieſen und Spaniern, und ſo weiters zu ſagen haben. Allein, wir überlaſſen dieſes billig den Staatsklugen, und denen, die ſich die Urſachen der Kriege deutlich einzuſehen rühmen.

Wenn ich den Urſachen des geheimen Haſſes, den manche Völker gegen einander haben, weiter nachdenke, ſo ſcheinet mir die bürgerliche Freiheit ebenfalls eine abzugeben. Denn, da ſie ohnſtreitig das köſtlichſte Vorrecht einer geſitteten Nation iſt, ſo kan dieſe mit einer andern keineswegens in Freundſchaft leben, die ihrer Freiheit nachſtellet. Vielweniger kan ſie einiges Zutrauen zu derſelben haben. Montesquiau hat angemerket, daß den mittägigen Völkern die Knechtſchaft ſchon zur Natur geworden ſey (*), und daß hingegen die Nordiſchen nothwendig frey ſeyn müſſen. Denn, die mittägigen haben von der Natur viel empfangen, und verlangen wenig von ihr: die Nördlichen hingegen bekommen von ihr wenig, verlangen aber viel von ihr. Jene ſind daher faul und unkräftig, dieſe arbeitſam und ſtark. Jene können den Reichthum entbehren, folglich auch die Freiheit; ein Saz, der eben ſo gewis, als bei dem erſten Anblike paradox iſt. Dieſe müſſen beſtändig ſuchen, Mittel zuſammen zu bringen: folglich können ſie keine Sclaverei erdulden. Da alſo die mittägigen und nördlichen Völker in ſo widrige Zuſtände geſezet ſind: ſo haben ſie freilich in dieſer Betrachtung nicht gleichgültig ſeyn können. Daher kömmt es, daß unter dieſen Völkern, auch ſogar unter den einzelen Gliedern derſelben, niemals ein gutes Vernehmen obwaltet. Wird es etwa noch äuſſerlich aufgerichtet, ſo iſt es nur ein erzwungenes Verſtändnis, daß beide, ihres beſondern Nuzens halber, zu halten gezwungen ſind. Gleichergeſtalt iſt die Sclaverei, die unter den Türken eingeführet iſt, der ſichere Grund des Haſſes, den die chriſtlichen Soldaten wider ſie im Felde führen, und der ihnen zuweilen mehr Muth, als die kräftigſte Aufmunterung des Feldherrn machet. Wer zweifelt mehr daran, daß der Haſs, den zu Cäſars Zeiten die Gallier wider die Römer ausbrechen lieſſen (**), die Freiheit zum Grunde hatte? Oder, gedenkt wohl ein Holländer an die Spaniſchen Grauſamkeiten, daß er nicht noch immer, aus Liebe zur Freiheit, einen kleinen Unwillen über die Spaniſche Nation bei ſich fühlet? Die Freiheit hat bei uns einen ſo lebhaften Eindruk, daß man den Unterdrükern, oder den Verfolgern derſelben gar bald gehäſſig wird. Die Natur ſelbſt ſcheinet uns wider

---

(*) Eſprit des Loix L. XXI. Ch. 3.

(**) Cæſ. de bell. gall. L. V. 27.

der dieſelben einen geheimen Abſcheu einzuſtöſſen. Der wenige Reſt der Spaniſchen Indianer, die noch von den Familien, welche ſich bei der Ereberung an Spanien ergaben, abſtammen, ſuchen wegen der Gewalt der Meſtizen noch immer ihre Wälder, ohnerachtet ihnen die Spaniſche Regierung mehr Schuz, als andern Unterthanen, angedeihen läſſt, und ſie auch ſo gar von der Inquiſition frei erkläret (**). Die Natur ſelbſt gebietet ihnen dieſes, und es iſt unmöglich, daß ſie ihrem Triebe nicht folgen ſollten.

Wie man zu Quebek im Winter das Fleiſch, ohne es einzuſalzen, lange friſch erhält.

Wir müſſen, wenn wir im Herbſte Vieh auf den Winter einſchlachten, das Fleiſch einſalzen, und verlieren dadurch die guten Brühen deſſelben. Zu Quebek läſſet man das friſche Fleiſch erfrieren, und erhält es dadurch friſch. Der Franzoſe Diereville, der eine Reiſe nach Port-Royal in Akadien im Jahre 1699. gethan hat, ſchreibt davon alſo a): „Zu Quebek, welches weiter, als Port-Royal in Norden lieget, kommt das Rindfleiſch gar nicht ins Salz, ſondern wird nur gleich, nachdem der Hausgenoſſen viel ſind, in gröſſere oder kleinere Stüke zerleget. Wenn dieſe rechtſchaffen durchgefroren ſind, thut man ſie in Kiſten, wo ſie ſich bis in den Maymonat auf dieſe Weiſe, ohne aufzuthauen, erhalten, und ſo lange kan man das Rindfleiſch allezeit friſch genieſſen.“ Aber zu Quebek iſt der Winter anhaltender, da derſelbe bei uns oft abwechſelt. Und erfroren Fleiſch giebt keine kräftige Brühen, wie unſere Köchinnen verſichern. Auch je älter das Fleiſch wird, je mehr dünſten deſſen Kräfte aus, und je ſchmakloſer wird es.

Alte, in Pergament gebundene Bücher wieder neu zu machen.

Vor einem Jahre erſtand ich eine anſehnliche Bibliothek von einer Prediger-Wittwe, weil aber die Pergamentbände, deren Anzahl die allergröſte war, durch den öftern Gebrauch ungemein ſchmuzig ausſahen, ſo dachte ich auf Mittel, ihren alten Glanz wieder herzuſtellen. Die Buchbinder wollten mir ihr Geheimnis nicht entdeken. Ich ergrif ein Stük Seiſe, tunke es ins Waſſer, und überſtrich damit meine ſehr heslichen Bücher, welche nemlich in Pergament gebunden waren, hierauf nahm ich einen Lappen, oder welches beſſer iſt, eine Handvoll ganz grobes Flachs, machte es naſs, und tunkte es ins Sand, und ſcheuerte meine Bücher eben ſo, wie man zinnerne Teller ſcheuert. Wie ſie rein genug waren, hatte ich einen Topf mit Waſſer bei mir ſtehen, worin ein Tuch war, womit ich den Sand abwiſchte, trokuete ſie darauf

---

(**) Voyage au Perou par Mr. *Bouguer* Ch. 5. dans la figure de la terre determinee &c.

a) In der Beſchreibung dieſer Reiſe, S. 224. des dritten Bandes der Göttingiſchen Sammlung von Reiſen.

auf mit einem andern troknen Tuche ab, und ſtellete meine abgewaſchenen Bücher nach der Reihe hin, bis ſie völlig troken waren, nahm darauf ein anderes Tuch, gos etwas Baumöhl darauf, und überrieb meine neu gewordenen Bücher damit, wodurch ſie einen ſolchen Glanz und Glätte bekamen, als wenn ſie erſt eben aus der Hand des Künſtlers gekommen wären. Und da dieſe meine neuen Bücher durchgehends mit hintergeſchriebenen Titeln verſehen waren, ſo rieb ich daſelbſt mit dem Sande beim Scheuren nicht ſo ſtark, mahlte die Buchſtaben mit Dinte wieder nach, führete darauf die vorige Beſizerin zu meinen neu gewordenen Büchern, die ſich ungemein verwunderte, daß ich faſt alle ihre Bücher von neuem hätte einbinden laſſen. Man denke nicht, daß der Pergament durch das Scheuren rauh werde, nein, ganz und gar nicht, es ſchlägt auch nicht durch, daß dadurch der angeklebte abtretten ſollte, es wäre denn, daß es ganz alter und krauſer Pergament wäre.

D. F.

Eine recht gute Dinte zu machen.

Wie viel an einer guten und ſchönen Dinte gelegen, wiſſen alle diejenigen, welche ſelbige gebrauchen müſſen, daß derſelben Nuzen nicht lange braucht bewieſen zu werden. Folgendes Recept wird eine ſo treſliche Dinte darſtellen, als man verlangen kan. Man nehme 4. Loth Arabiſchen Gummi, je weiſſer je beſſer, eben ſo viel Galläpfel und Vitriol; dieſe Ingredientien thue man in eine Selterſer Brunnenkruke und gieſſe lauter NB. gebraueten Biereſſig drauf, daß das Gefaſs voll werde. Man ſchüttele dieſes 8. oder 14. Tage täglich 2. bis 3mal um, ſezze es an die Sonne, nicht aber auf einen heiſen Ofen, ſondern etwas davon. So weit gehen die gewöhnlichen Dintenvorſchriften. Soll aber die Dinte ohne Ankleben glänzen: von ihren Strichen nicht ausweichen, und über 100. Jahre eben ſo leſerlich bleiben, als wen wir es heute geſchrieben hätten; ſo laſſe man vor ein paar Pfennig von der Apotheke von dem ſogenannten Schmak, welches ohngefehr wie Braſilienſpäne ausſiehet, und an ſehr vielen Orten wild wächſet, holen. Hievon nimmt man eine ziemliche Handvoll, und gieſſet darauf in einem beſondern Gefäſſe oder Glaſe einen Orth oder ein Drittelquartier gebraueten Biereſſig, nebſt einer Bohne gros Vitriol, rühret ſolches gleichfalls 8. oder 14. Tage einige mal täglich um. Hat man nun obige Dinte die vorgeſchriebenen Tage wohl umgeſchüttelt, ſo läſſet man ſie noch wol 14. Tage unangerührt ſtehen, und gieſſet ſie alſo nach 4. Wochen behende ab, daß die Grundſuppe in der Kruke bleibet: hierauf gieſſet man den auf den Schmak gegoſſenen Biereſſig, der von dem dazu gethanen Vitriol ſehr ſchwarz geworden, durch ein Tuch zu der abgegoſſenen Dinte, alsdenn hat man eine ſo glänzende und haltbare Dinte, als man verlangen kan. Wenn man hierauf die abgelaſſene Dintenkruke, wiederum mit Biereſſig halb voll füllet, und neues Schmakwaſſer dazu gieſſet, ſo hat man nach dem Verbrauch der erſtern Dinte eine eben ſo ſchöne als die erſtere war. Der Schimmel wird durch eine Handvoll Salz welche man ſogleich, ehe der Biereſſig zugegoſſen wird, hinzu thut, ganz gewis vertreiben.

Ich habe dieſes Recept in einem geſchriebenen Buche vom Jahre 1667. gefunden, und kan verſichern, daß die Schrift noch ſo ſchön glänzet, als wenn ſie erſt vor ein paar Tagen abgefaſſet wäre, und mein zwölfjähriger Gebrauch hat alles bewährt gefunden.

Von den gegenwärtigen ſchlechten Zeiten, und dem Mangel des Geldes.

Geld! iſt die Loſung. Geld iſt der Schlüſſel zu allem. Geld giebt Verſtand, Ehre und Macht; Geld ſtellet Armeen in das Feld und füllet die Magazine; Geld iſt die Wünſchelruthe, womit man die Geheimniſſe der Cabinette entdeket; Geld erwirbt Freunde und verſöhnet die Feinde; Geld iſt die Quint-Eſſenz und die Univerſal-Medicin, zu Erhaltung und Herſtellung aller Kräfte. Es iſt alſo kein Wunder, daß alle Welt die Knie vor dem goldenen Kalbe beuget.

Hat man aber wol jemals mehr Klagen, als jezt, über den Mangel des Geldes gehöret? Die Morgen- Mittags- und Abends-Beſchwerden beſtehen darin, daß unter den Leuten kein Geld ſey; und dennoch wird jährlich, monatlich und täglich eine ſo groſſe Menge Gold und Silber aus den Minen und Bergwerken gewonnen. Kein Metall wird mit mehrerer Sorgfalt bewahret, und kein Metall iſt, ſeiner Natur nach, dem Roſt und dem Verderben weniger ausgeſezt, als dieſe. Woher kommt es denn, daß ſelbiges zu unſern Zeiten nicht häufiger und gemeiner iſt, als zu den Zeiten Salomons, der daraus einen ſo prächtigen Tempel bauen konte? Der Mangel dieſer Metalle iſt leider durch ihren Ueberflus je länger je gröſſer geworden. Die Münzen haben nicht geruhet; es wird täglich Geld zugepräget. Millionen werden eingebracht und abgeliefert, dennoch iſt das baare Geld ſo rar, daß man ſelbiges im Mittage mit der Leuchte ſuchen möchte. Wie iſt dieſes möglich?

Einige glauben, daß der Fürſt dieſer Welt ſelbiges zu Bewahrung den reichen Geizhälſen anvertrauet habe. Aber dieſe leben nicht ewig, und ſie müſſen endlich ihren ganzen Schaz fröhlichen und lachenden Erben laſſen, welche beſſer, als ſie, zu leben, und das Gut an den Mann zu bringen wiſſen. Ihre Spahrpfennige kommen ſelten auf den dritten Erben, und gemeiniglich trift das Sprichwort ein: male parta, male dilabuntur, oder; ſic redit ad Dominum (man ſage lieber publicum) quod fuit ante ſuum. Sie können unter die Erde nichts mitnehmen, wenn ſie gleich wünſchen oder hoffen, ſich dereinſt wieder mit ihrem Schaze zu vereinigen.

Einige glauben, daß das Gold und Silber mit der Zeit in reiche Gefaſſe, Service, Gallonen, Stoffe, Vergulдungen verwandelt und verbraucht werde. Man hat in der That eine ſo groſſe Menge von dergleichen unnützen Hausgeräthe, daß man an groſſen Höfen bei Gallatagen allein von den Bordirungen der Kleider ſo viel Silber ausbrennen könte, als zu Aufhelfung eines ganzen Fürſtenthums nöthig iſt. Die ſchädliche Mode, mit goldenem und ſilbernem Geſchirr zu prangen, iſt nicht allein an Königl. und Fürſtl. Höfen, in adelichen Palläſten und Schlöſſern, ſondern auch in den Städten unter reichen und bemittelten Bürgern eingeführet, ja man findet bei einigen der leztern Gefäſſe von dieſem Metall, welche zu ſolchem Gebrauch angewandt ſind, der mit der Achtung gar nicht überein kommt, die man davor billig haben müste.

Es thut nichts zur Sache, wenn gleich an einigen Höfen ehrliche Beutelſchneider gefunden werden, die mit einer beſondern Geſchicklichkeit die Aufkünfte des Landes ſich zuzueignen wiſſen, ſo, daß der Fürſt ſelbſt nicht die nöthige Einnahme behält. Denn es iſt einerley, ob der Fürſt oder der Bediente Meiſter des Geldes iſt. Beyde nehmen davon nichts mit ſich ins Grab; das Geld, welches in der Welt bleibt, geht aus einer Hand in die andere, und der Empfänger und der Auszahler werden unaufhörlich verändert.

Dieſes alles und andere dergleichen Dinge ſind nur Kleinigkeiten, welche zu der Seltenheit des Geldes am wenigſten beitragen. Die wahre Urſache der ſchlechten Zeiten beruhet ſonder Zweifel in der durchgängig überhand genommenen und noch täglich anwachſenden Unordnung im Bürgerſtande, da niemand die Ausgaben nach ſeinem Vermögen abmiſſet, ſondern von dem Gröſſeſten bis zum Kleinſten alle Ziel und Maaſſe überſchritten wird. Wenn ein jeder in ſeinem Stande über ſein Vermögen in der Pracht ſich hervor thun will, ſo mus nothwendig eine Seltenheit und Mangel des Geldes entſtehen. Wenn man die Menſchen nach ihrem verſchiedenem Stande und Range betrachtet, ſo wird man faſt allerwärts Verſchwendung und unüberlegten Haushalt antreffen.

Die Kaufmannſchaft liegt aufs äuſſerſte, und überläſſet an vielen Orten ihre noch übrigen Mittel den Banqueroutirern, welche ſelten ſo weit in Verfall gerathen, daß ſie weniger Mangel, als ihre Gläubiger, leiden.

Bei vielen Groſſen und Mittelmäſſigen, wird der Mangel durch den Mantel des äuſſerlichen Scheins bedekket. Schlägt man denſelben auf, ſo ſiehet man fremden und geliehenen Staat mit überhäuften Schulden. Niemalen hat man das Finanzweſen mehr zu verbeſſern geſucht, als jezo. An manchen Höfen mus alles vollauf ſeyn, oder der Fürſt kan kein Fürſt heiſſen. Betrübter Uberflus, welcher die gröſſeſte Armuth und Mangel zu erkennen giebt, und die Unterthanen, gleich einem Schwamme, bis auf den lezten Tropfen auspreſſet.

Wenn man unſer heutiges Wohlleben und Gemächlichkeit, und die überall im Schwange gehende und noch täglich zunehmende Misbräuche gehörig einſiehet, ſo darf man ſich nicht wundern, warum die Zeiten ſchlecht, und die Baarſchaften rar ſind. Die Mode iſt eine anſtekende Seuche, welche die menſchliche Einbildung anſpornet, andern in allem nachzuäffen, und durch ſtets währende Thorheiten ſich ſelbſt zu verderben. Unſere Vorfahren lebten fromm, ſtille und bürgerlich. Jezo will ein jeglicher es den Gröſſern gleich thun. Was man vor dieſem mit ein paar Gulden ausrichten konte, dazu reichen jezt ein paar Carlin kaum zu. Es iſt alſo Geld genug in der Welt, aber das Geld hat ſeinen Werth verlohren, weil jezund gar zu viel Menſchen ſind, die gros und vornehm ſcheinen, folglich auch mehr Geld an Pracht und Eitelkeit verwenden wollen, als ſie ihrem Stande und Vermögen zufolge verwenden ſollten. Es iſt unmöglich, ſo viel Geld zu münzen, als ein jeglicher heutiges Tages zu ſeinen auſſerordentlichen und unnöthigen Bedürfniſſen erfordert, um deſto mehr, weil der Preis der waaren und Lebensmittel täglich zunimmt, und der Werth nebſt dem Gehalt des Geldes je länger je mehr vermindert wird, ſo, daß jedermann, der in vorigen Zeiten mit ein paar hundert Thaler haushalten konte, jezt kaum, des Jahrs, mit tauſend Thalern auskommt, und dabei dennach ſich einzuſchränken genöthiget iſt. In vorigen Zeiten hatten die vornehmſten Hofbedienten einen jährlichen Gehalt von etwa 100. Ducaten, und einige geringe Lebensmittel zum Beſten ihrer Haushaltung. Dieſes war es alles, was ſie von der Freigebigkeit ihrer Herren erwarten konten. Jezo haben ſie vier mal ſo viel nöthig, und gerathen dabei auf das alterum tantum in Schulden. Vier Dienſtboten koſteten damals nicht ſo viel zu unterhalten, als jezund ein einziger Liverey- und Cammerdiener, welche links u. rechts mit ſilbernē oder gar goldenen Taſchenuhren und Schnupftobaksdoſen von gleichem Metalle ausgeſpikt ſind. Das Silber wird überall wenig mehr geachtet. Alles mus Gold ſeyn, und wenn dieſes ſo zunimmt, ſo wird man in kurzem alles nach goldenen Münzen rechnen, und die Bettler mit Silbergelde abfertigen.

Wenn ein ehrbarer und in Achtung ſtehender Mann ſich entſchlieſſen würde, ſeine Haushaltung vernünftig und ſeinem Vermögen gemäs zu führen, ſo ſtehet er in Gefahr, von den Spöttern ausgeziſchet zu werden, und der tägliche Vorwurf zum Zeitvertreib in allen Geſellſchaften zu ſeyn. Man wird ihn als einen verzagten und einfältigen Mann ausſchreien, welcher nicht Herz genug hat, gleich andern Galant-Homes, galant zu leben, und von anderer Leute Gelde ſich einen guten Tag zu machen. Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels, und das ſchändlichſte Laſter. Achtungswürdige Männer müſſen keine Sclaven des Geldes ſeyn. Sie ſuchen die gröſſeſte Ehre in deſſen Verachtung. Es zeiget eine groſſe Niederträchtigkeit an, wenn vornehme Leute um dergleichen Kleinigkeiten ſich bekümmern.

So lautet die Sittenlehre derer, welche zu leben wiſſen. Bei ihnen iſt es ein unwiderſprechlicher Glaubens-Artikul, daß alle Leute Geizhälſe und Pinſel ſind, die auf gute Ordnung in ihrer Haushaltung achten. Grosmüthige und erhabene Geiſter müſſen keine Koſten ſcheuen, noch ſich über Schulden grämen. Sie laſſen vielmehr ihre Creditores darum ſorgen, wie ſie ihr geliehenes Geld wieder bekommen ꝛc. Der Aufwand iſt es allein, welcher zeiget, daß man anſtändig zu leben wiſſe. So iſt iſt man überall willkommen, und wenn man gleich bisweilen auf eine empfindliche Weiſe um Bezahlung der Schulden gemahnet wird, ſo mus ſolches dennoch die Denkungsart nicht ändern, ſondern man mus durch ein edeles und erhabenes Weſen ſich vor andern ein Anſehen zu geben wiſſen, ſo, daß ein jeder bezeugen kan, man habe ſich mit voller Grosmuth in das Verderben geſtürzt.

Unglüklich iſt das Land, deſſen Fürſt eine gleichmäſſige Denkunsart hat. Damit es bei Hofe an keiner Pracht fehlen möge, müſſen viel tauſend Unterthanen an den Bettelſtab gerathen, und beinahe verhungern, um nur einige Duzend unnüze Mäuler zu ſättigen, und eben ſo viel überflüſſige Hofleute zu kleiden und zu bereichern. An einem ſolchen Hofe wird Gold und Silber genug in die Augen fallen. Im Lande aber werden die Unterthanen unter der Armuth und dem Elende erliegen. Nichtswürdige Schmeichler erhalten jährliche Zulagen von einigen tauſend Thalern, und ein armer Soldat, der dem Hauſe 50. und mehr Jahre gedienet hat, mus im Hoſpital ſein Alter im Elende zubringen. Bisweilen werden ſchädliche und ſchändliche Dienſte mit Perlen und Diamanten vergolten, weiſe und nüzliche Rathſchläge eines ehrlichen Mannes hingegen mit Beſchimpfung und Ungnade belohnet. Opern, Comödien, Concerten, Balls, Jagden und dergleichen, freſſen mehr Geld, als der Unterhalt aller zur Regierung des Landes nöthigen hohen und niedrigen Bedienten. Das koſtbarſte und lokerſte, was die Erde, das Waſſer und die Luft liefern kan, wird vor einen Schwarm hungriger Lediggänger aufgetiſchet, und von ſelbigen gierig verſchlungen, da unterdeſſen an vielen Orten der Landmann ſeine Hütten verläſſet, und mit Weib und Kindern in andere Länder ziehet, woſelbſt er beſſere Herren, und mildthätigere Obrigkeiten zu finden hoffet.

Wenn wir im bürgerlichen Leben den allgemeinen Wohlſtand herſtellen wollen, ſo müſſen wir unſere jezige Lebensart verlaſſen, und dieſelbe nach der einfältigen Weiſe unſerer verehrungswürdigen Vorfahren einrichten. Alle eingebildete Nothwendigkeiten, welche lediglich aus Hochmuth und Eitelkeit und unentbehrlich gemacht ſind, müſſen vermindert und abgeſchaffet werden. Dieſes kan nicht geſchehen, wenn nicht die Vornehmſten und Erſten im Lande darinne Vorgänger ſind.

Die vorgeſchriebene Lebensart iſt einfältig und angenehm. Es koſtet wenig Mühe, dabei ein ehrliches Auskommen zu erwerben. Hingegen wird durch eine unzeitige und übermäſſige Pracht nur Verdrus, Unruhe und Misvergnügen zuwege gebracht. Sollte man demnach ein ruhiges, gemächliches und untadelhaftes Leben nicht einer unruhigen Gröſſe, und der thörichten Einbildung eines vermeinten Vorzuges vor ſeinen Mitbürgern vorziehen?

Man bedarf nur ſo viel Standhaftigkeit, daß man es nicht achte, wenn man aus Liebe zur Weisheit einmal von dem thörichten Haufen ausgelachet wird, ſo iſt alles Uebel überwunden, welches ein ehrlicher Mann wegen ſeiner vernünftigen Einrichtung zu befürchten hat. Die Misbräuche ſind Gözen des Pöbels, und eine Geiſſel rechtſchaffener Leute. Unter den Misbräuchen verſtehe ich alles, was der gehörigen Ordnung entgegen iſt: was von der Richtſchnur der Redlichkeit und dem rechten Gebrauch der zeitlichen Güter abweichet, wenn man ſolche nicht zum wahren Nuzen anwendet, ſondern durch deren Misbrauch ſich einen unvermeidlichen Verfall über den Hals ziehet. Es iſt ſo ſchwer dergleichen übele Gebräuche abzuſchaffen, als es leicht iſt, daß ſolche ſich unvermerkt einſchleichen und Ueberhand nehmen. Die meiſten entſtehen aus einer thörichten Nachahmung, daß man eine gleiche äuſſerliche Figur mit denen machen will, mit welchen wir von gleichem Range und Stande zu ſeyn glauben. Dieſe Nachahmung rühret aus der unglüklichen Vorſtellung eines fälſchlich ſogenannten Wohlſtandes her, welcher einen jeden antreibet, ſo zu leben, wie diejenigen, die weit mehr Güter und Vermögen haben. Hiedurch wird in jeder Haushaltung beſonders, und im Staat überhaupt groſſer Schaden und Nachtheil verurſachet. Hiedurch kommen die Vermögenden auſſer Stand zu bezahlen, und die Unvermögenden kommen an den Bettelſtab. Viele leben in der That arm und elend, um gros und vermögend zu ſcheinen. Sie zeigen in unnöthigen Dingen einen Ueberflus, und leiden Mangel an dem Unentbehrlichen. Auſſerhalb Hauſes glänzen ſie von Gold und Silber, und zu Hauſe können ſie ſich die nöthige Wärme nicht ſchaffen. Sie verſchenken Ducaten, und behalten kaum ſo viel übrig, wovon ſie dem Beker das Brod bezahlen können. Andere verſpielen des Abends mehr, als ſie des andern Tages durch Leihen und Borgen bezahlen können. Alle empfinden die ſchlechten Zeiten, das iſt: Sie ſind in nahrloſen und ſchlechten Umſtänden, lediglich deswegen, damit ſie reicher ſcheinen mögen, als ſie ſind. Man darf dergleichen grosmüthige Seelen nicht weit ſuchen; wir finden ſie überall, und mitten unter uns. Das Franzöſiſche point d'honneur, iſt eine epidemiſche Seuche, welche von einer Haushaltung zur andern ſich einſchleichet. Man waget alles; man borget alles, und wenn man nichts mehr bekommen kan, ſuchet man ſich oft mit gewiſſenloſen Betrügereien und ſchändlichen Künſten durchzuhelfen. Einer hilft den andern unterdrüken. Die Kaufleute behalten dabei noch das Privilegium, daß ſie, wenn es nöthig iſt, mit ihren Gläubigern handeln, und ihre Schulden mit 10. oder 15. pro Cent bezahlen können.

Man kan niemanden verbieten, daß er von ſeinem Geld und Gut einen beliebigen Gebrauch mache. Niemand aber darf ſolches verſchwenden, oder andern zum Nachtheil ausgeben, und dadurch Verwirrungen und Unordnungen im Staat verurſachen. Dieſes iſt ein Hauptſtük der bürgerlichen Geſellſchaft. Wir müſſen die Republik als einen Körper anſehen, der aus vielen Gliedern beſtehet. Das Geld iſt die Nahrung dieſes Körpers, wodurch er in Bewegung erhalten wird. Das Geld mus durch alle deſſen Theile und Adern ſich verbreiten, und im Umlauf bleiben. Wird dieſer ordentliche Umlauf gehindert, ſo entſtehen allerhand Krankheiten, durch welche der ganze Körper in Gefahr des Unterganges geſezt wird, wenn gleich das Uebel ſich zuerſt nur an einem oder anderm Theile deſſelben äuſſert. Die Römer haben deswegen durch weiſe Geſeze den unregelmäſigen Haushaltungen gehörige Vorſchriften gegeben, und ſolche Maasregeln feſtgeſezt, daß niemand von ſeinem Eigenthum übeln Gebrauch machen, oder ſich deſſen zum unvermeidlichen Nachtheil ſeiner Mitbürger bedienen dürfen. Sie ſahen die Nothwendigkeit hievon ein, und hielten es für eine unvermeidliche Pflicht eines Bürgers, der in einem Staat wohnet, in welchem eine gute Policei gehandhabet wird. Unter die Misbräuche gehören die nichtswürdigen und eitlen Gewohnheiten, worin man die bürgerliche Gröſſe und den Wohlſtand ſezet. Man kan davon füglich ſagen: Conſuetud usque rationem vincit & legem. Juſtinianus aber belehret uns davon eines andern Lib. 2. Cod. Lib. VIII. Tit. 53.

Was iſt hiebei zu rathen? Wer kan über jede Kleinigkeit Geſeze geben? Unmügliche Dinge kan man nicht einführen. Minima non curat Prætor. Wer kan es jemand wehren, wenn er ſein Geld verſchleudern will? Wer kan verbieten, daß jemand Gaſtereien anſtelle, daß er ſich täglich nach der neueſten Mode kleide, daß er eine Menge Hausgeſinde halte, daß er ſeinen Leuten vollauf gebe, und ihnen allen Muthwillen verſtatte? Würde nicht ein jeder fragen, ob er nicht Macht hätte mit dem Seinigen zu thun, was er wolle? Ich antworte: keinesweges. Das gemeine Beſte erfordert, daß niemand ſeiner Güter misbrauche.

Viele Misbräuche erfordern eine ſchleunige Reformation. Sie müſſen nach den Umſtänden des Landes und der verſchiedenen Stände abgeſchaffet und gehoben werden. Zu dieſer Art gehören:

Erſtlich: alle geiſtliche und weltliche Betteleien, ſie haben Namen wie ſie wollen. In einer wohleingerichteten Republik müſſen Lehrer, und diejenigen, welche Aemter bekleiden, wohl beſoldet, die Armuth verſorget, Bettler aber und Müſſiggänger zur Arbeit angehalten werden.

Zweitens. Alle koſtbare Gevatterſchaften, Kindtauf-Schmäuſe und dergleichen. Sie ſind ohne allen Nuzen, und ſowol Vermögenden als Dürftigen laſtig und beſchwerlich.

Drittens. Aller Uebermuth und weitläuftiger Aufwand und Beſchenkungen bei Hochzeiten und Trauungen. Junge Leute die in den Eheſtand tretten, haben ihr Geld zum Anfange und Einrichtung ihrer Haushaltung hoch nöthig. Nichts iſt dem gemeinen Beſten nachtheiliger, als wenn jungen Leuten ſchwer und ſauer gemacht wird, in den Eheſtand zu tretten, oder wenn ſie dieſen bedenklichen Schritt wagen, ihre Nahrung und Gewerbe ſchon im Anfange durch ſo unnüze Ausgaben beſchweret und zurük geſezet wird, welche ihnen keiner Nadel werth Vortheil bringen.

Viertens: Aller unnöthige und übermäſſige Pracht bei Begräbniſſen und der Trauer über verſtorbene Freunde und Verwandten. Dieſes ſind Thorheiten, welche den Betrübten noch mehr betrüben, und worüber andere, die daraus Vortheil ziehen, ſich erfreuen, und dergleichen Trauerfälle in der Familie ſich öfters wünſchen.

Fünftens: Alle Geſchenke und Gaben bei Erhaltung öffentlicher Aemter und Bedienungen. Dieſe haben gemeiniglich den Hochmuth zum Grunde, und ſezen ehrliche Leute in Verlegenheit. Oft mus das Geld dazu erborget werden; wenn alsdenn der Mann frühzeitig ſtirbt, ſo bleiben Frau und Kinder in armſeligen Umſtänden zurük, und behalten einen nichts einbringenden Charakter und Rang zur Erbſchaft. Auſſerdem pflegt man ſelten dergleichen Aufwand zu machen, wenn man nicht gewillet iſt, am Publico ſich ſeines Schadens zu erholen.

Sechſtens: Alle Neujahrsgeſchenke an das Geſinde ſowol, als an alle die, welche ſolche zu erbetteln herum laufen. Dieſe Gewohnheit iſt ſo ſchimpflich als ſchädlich; ſchimpflich, weil bei nahe die eine Helfte der Einwohner bei der andern Helfte betteln gehet; ſchädlich, weil die meiſten mit ihrer groſſen Beſchwerde gezwungen werden, von ihrem ſauer erworbenen, höchſt nöthigen Gelde, einen guten Theil wegzugeben.

Siebendens: Alle gemeine und beſondere Geſellſchaften und Zuſammenkünfte, welche an gewiſſen Tagen und Stunden mit der Verbindung gehalten werden, zu ſolchen Zeiten einen Schmaus zu geben. Ob gleich reiche und vermögende Leute die Freiheit behalten müſſen, von ihrem Uberflus nach Gefallen Ausgaben zu thun: ſo iſt es doch der Billigkeit zuwider, wenn andere, die nicht mit ſo vielen zeitlichen Gütern geſegnet ſind, genöthiget werden, einen gleichen Aufwand zu machen. Das natürliche und angenehme in der menſchlichen Geſellſchaft leidet darunter, und es gibt Gelegenheit zu Haſs, Neid und Misvergnügen, die Glieder der Geſellſchaft mögen gleiches oder ungleiches Standes ſeyn.

Achtens: Alle fremde Moden, ausländiſche Zeuge, neue Kleidertrachten und dergleichen. Hierdurch wird viel Geld aus dem Lande geſchleppt, und die Einwohner haben doppelten Aufwand. Könte man dieſes abſchaffen, ſo würden die einländiſchen Zeuge wohlfeiler, und die Kleider ſo lange getragen, wie ſie dauren, ohne daß ſie der Veränderung, wegen einer eingeführten neuen Mode, unterworfen ſeyn müſten. Es iſt eine allgemeine und unwiderſprechliche Regel, daß ein Staat um deſto blühender iſt je weniger Geld deſſen Einwohner auswärts ſchikken müſſen, um ruhig, vergnügt und gemächlich zu leben.

Neuntens: Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den prächtigen Gebäuden, Luſthäuſern und Gärten. Das Bauen und Anlegen koſtbarer Gärten iſt zwar eine vortheilhafte und lobenswürdige Sache in der bürgerlichen Geſellſchaft. Es mus aber dabei die Mittelſtraſſe auf eine ſorgfältige Art gehalten werden, damit diejenigen, welche ſolchen Aufwand machen wollen, nicht ſich ſelbſt oder ihren Familien Nachtheil zuziehen. Man hat mehrmalen geſehen, daß Leute, die Paläſte und Schlöſſer gebauet haben, oder darin gebohren und erzogen ſind, ihr Leben in Hoſpitälern und Armenhäuſern geendiget.

Zehendens: Auſſer verſchiedenen andern Misbräuchen gehöret noch hieher der Unterhalt unnöthiger und überflüſſiger Dienſtbothen, und der ſchlechten Ordnung, welche unter denſelben gehalten wird. Man ſcheinet es nicht zu merken, daß böſe und ſchlechte Dienſtbothen, und die ihnen nur gar zu häufig anklebenden Laſter und Unordnungen, groſſen Abbruch und Verderben in einer Haushaltung verurſachen; ja es iſt kein Wunder, wenn vernünftige junge Leute, welche dieſes reiflich überlegen, allein hiedurch abgehalten werden, ſich zu verheirathen und eine Haushaltung anzufangen, weil ſie voraus ſehen, daß ſie ihre Lebenszeit in unverheirathem Stande weit ruhiger u. mit mehrerer Zufriedenheit zubringen können.

Man beliebe die Koſten, die allein zu den benanten zehen Artikeln erfordert werden, zu überſchlagen, und in eine Summe zu bringen, ſo wird man finden, daß die Helſte unſerer Ausgaben darauf verwendet werde. Können wir nun unſere Ausgaben mit Vergröſſerung der Ruhe und Gemächlichkeit auf die Helſte vermindern, ſo iſt eine gewiſſe Folge, daß der Mangel an Gelde je länger je mehr verſchwinden, und die Klage darüber nur allein von muthwilligen Verſchwendern geführet werden könne. Dieſe aber haben ihre Armuth ſich ſelbſt zuzuſchreiben, und müſſen ſolche als eine wohlverdiente Strafe tragen. Wir haben von der Unkeuſchheit, Trunkenheit, dem Spielen und andern groben Untugenden und Misbräuchen nichts geſagt, weil ſolche in allen Staaten, wo gute Polizei herrſchet, durch Geſeze ohnehin verboten ſind.

Der Fuchs und der Hahn. (*)

In alten Zeiten lebte, wie uns die Schriftſteller erzählen, eine Wittwe, die ſchon etwas bei Jahren und ſehr arm war. Ihre mit Stroh gedekte Hütte ſtund einſam unter dem Schatten eines Waldes.

Dieſe Wittwe, auf welche ſich meine Erzehlung gründet, führte nach dem Tode ihres Mannes, ein ſchlechtes aber ruhiges Leben, und hatte genug zu ihrem Unterhalte. Durch gute Haushaltung verlieh ihr der Himmel dabei ſo viel, daß ſie nach Gebühr auch einen Groſchen Pachtzins geben konte. Sie aß ſich mit ihren beiden Töchtern nie ſatt, und brachte das Jahr über mit vieler Mühe zu.

Das zahme Vieh auf ihrem Hofe beſtand in drei Schweinen, einem Schaafe, Walli genannt, und drei bunten Kühen. In ihrem Saale hatte ſie einen Tiſch von Tannenholze, auf welchem ſie viele ſchlechte Mahlzeiten bereitete. Denn kein lekerhafter Biſſen kam in ihren Mund. Sie ſtrekte ſich nicht weiter als ihre Deke gieng. Keine Hühnerbrühe, keine koſtbare Mahlzeit kannte ſie. Ihr Hunger würzte ihr Eſſen, und eine ſparſame Diät befeſtigte ihre Geſundheit. In Krankheit war eine Doſis Pfeffer ihr Hülfsmittel. Ehe der Tag vergieng hatte ſie ihre Arbeit verrichtet, und niemals verfügte ſie ſich bei Liechte zu Bette. Durch Arbeit ſchwizte ſie die böſe Feuchtigkeit aus; ſie wuſte nicht was Milzſucht oder Dünſte bedeuten.

Sie hatte einen Garten, der mit Pfälen umſchloſſen, wovon einige hoch und einige niedrig, und mit einem Graben umgeben waren. In dieſem Raume lebte, ohne ſeines gleichen an hellen Krähen zu haben, der edle Gokeler Chenteclär, genannt, ihr ſogenannter Hahn; deſſen Singen die anmuthigſten Noten der Orgel übertraf: das Krähen dieſes Hahnes, die Stunden anzuzeigen, war gewiſſer, als eine Kloke: Und noch ehe die Morgenkloke geläutet ward, ſchwang er ſeine Flügel und ſang. Sein Kamm war hoch, und überall Corallenroth, in Zähnen gekerbt, gleich einem Veſtungswalle. Sein Schnabel war rabenſchwarz, und glänzte gleich Ebenholze; ſeine Füſſe waren blau, und perlenfarbig ſeine Klauen; ſeine Sporen waren weis gleich Silber anzuſehen; ſein Leib glänzte gleich brennendem Golde.

Die-

(*) Eine Erzehlung aus dem Engliſchen des Dryden.

Dieſer edle Hahn hatte zur Ergözung ſeines Lebens, ſieben Kebsweiber, auſſer ſeiner rechtmäſigen Frau. Die Verläumdung, welche auch Könige nicht verſchonet, ſagete, ſie wären alle von ſeinem Fleiſch und Blute: ſeine Schweſtern von Vater und Mutter Seite. Und gewis ihre groſſe Aehnlichkeit verſicherte, daß ſie nahe verwandt waren.

Aber wir laſſen dieſes, das nicht zu unſerer Erzehlung gehöret, vorbei. Madam Perlet war die Beherrſcherinn ſeines Herzens. Er war feurig in der Liebe, wohllüſtig in ſeinen Spielen: ſie hergegen ward nicht allein für ſchön gehalten, ſondern ſie war auch vernünftig und gehorſam, entſchloſſen die leidende Lehre, obgleich wider ihre Abſicht, zu erfüllen, und lies ihm ſeinen loſen Willen. Als ſie ſieben Nächte alt war, ſagete man ſchon, daß ſie keuſch wäre; und demüthig blieb ſie bis an ihren Sterbetag. Weder als Küchlein noch als Henne ward ſie eines Ungehorſams beſchuldiget.

Hiedurch hatte ſie das Herz ihres Gemahls erlangt. Was kan nicht Schönheit mit Tugend verbunden, erhalten! Sie war ſeine einzige Freude, und er ihr Stolz. Sie muſterte ihm, wenn er ſpazieren gieng, die Federn an ſeiner Seite; wenn er den Boden ſporete und ein Korn entdekte, ſo trug er hergegen dieſen Tribut in ſeinem Schnabel, zu ihr. Aber ach! was für Freude war es, ihn ſingen zu hören. Im Sommer, wenn der Tag anbrach, ſtrekte er ſeinen Naken, und wirbelte in ſeiner Kehle; Solus cum Sola waren all ſeine Noten. Denn in den alten Zeiten waren die Vögel zum Theil zum ſingen und reden und zum Theil zu Erlernung der freien Künſten gebohren.

Es trug ſich zu, daß da er mitten unter ſeinen Weibern auf den Wieben ſaß, er, eben da der Tag anbrach, einen tödtlichen Traum hatte. Er ſeufzete und winſelte ſo ſtark, als ob jeder Athem den er holete, der lezte ſeyn ſollte. Madam Perlet, die allezeit an ſeiner Seite war, hörte alles ſein erbärmliches Winſeln, und wie er Götter und Menſchen um Hülfe rief. Sie ſprang geſchwind auf. Sie pikte und rupfte ihn, und wekte ihn zulezt auf. Wehrtes Herz, ſprach ſie, erkläret euren Schmerz und machet mich eurer Sorgen theilhaftig. Ihr ächzet ſchon ſeit dem der Morgen anbrach, als ob etwas euern edlen Geiſt beunruhiget hätte.

Und Madam, ich habe wohl Urſache, ſagete Chenteclär, niemals war wol je eine Martinsgans in ſolcher Furcht: noch jezt tröpfle ich über und über vom Schweiſe, meine Sinnen haben ſich noch nicht wieder erholet.

Denn ich hatte einen Traum von ſo ſchreklicher Vorbedeutung, daß ich ſehr fürchte mein Leib werde geſchändet werden; er bedeutet, daß ich Krieg oder unglüklichen Streit haben, oder in einem ekelhaften Gefängniſſe mein Leben endigen ſoll.

Wiſſet Madam, ich träumte in meiner beſchwerten Bruſt, daß ich in unſerm Garten ein mörderiſches Thier ſah, welches mich fangen wollte. Niemals ſah ich mit wachenden Augen einen ſolchen Schelm. Seine Farbe war zwiſchen roth und gelb: ſein Schwanz und ſeine beiden ſpizigen Ohren waren mit ſchwarzen Fleken geſprenkelt, und ſeinen übrigen Haaren ganz unähnlich. Das übrige glich vollkommen einem ſpührenden Wolfe mit einem breitem Vorkopfe und einer ſpizigen Schnauze: Seine glühende Augen waren tief in den Kopf geſunken, daß mich noch jezt deucht, ich ſehe ihn mit Beſtürzung. Streket eure Hand aus, ich tröpfle noch von klebendem Schweiſſe, leget ſie an mein Herz und fühlet, wie es pochet.

Pfuy, welche Schande! kakelte ſie ihm zu, bei dem Himmel! du haſt auf ewig deiner Dame Liebe verlohren; Keine Frau kan einen verzagten Ritter ertragen: er muß bei Tage kühn und bei der

Nacht frei ſeyn: Unſer Geſchlecht verlangt einen Gemahl oder einen Freund der unſere und ſeine eigene Ehre vertheidigen kan: klug, kühn, verſchwiegen u. freigebig mit ſeiner Börſe; Ein Narr iſt ekelhaft, aber ein verzagter noch ſchlimmer. Kein ruhmwürdiger Maulaffe, jedoch auch kein muthwilliger Ritter. Wie darfſt du von Liebe ſprechen u. willſt nicht ſtreiten? Wie darfſt du deiner Dame erzehlen, daß du furchtſam ſeyſt, haſt du kein männlich Herz und doch einen Bart? = = Wenn man ja aus Träumen etwas abnehmen ſoll, ſo zeiget dieſer einen Hahn von niederträchtiger Art an. Alle Träume, ſo wie ich gehöret habe, werden von Vollblütigkeit und Leibesbeſchaffenheit erzeuget: von aufſteigenden Dünſten der unverdaueten Speiſen, von ſchädlichen Feuchtigkeiten die das Blut anſteken; Und ſeyd verſichert mein Lord, wofern ich recht leſen kan, dieſe närriſchen Fantaſien die ihr dieſe Nacht gehabt, ſind gewiſſe Symptomata der aufkochenden Hize und der überflüſſigen Galle: Dieſe gelbe Galle, die in euren Magen flieſſt, verurſachet alle dieſe eure erſchrekende Gedanken. Wenn die Galle übertritt, ſo entſtehen Träume von Flammen, und der ganzen Familie des Rothen; wir ſehen alsdenn im Schlaffe rothe Drachen und rothe Thiere, denn die Feuchtigkeiten unterſcheiden ſich durch ihre Farbe: und daher träumen wir von Krieg und kriegeriſchen Sachen, von Weſpen und Horniſſen mit ihren doppelten Flügeln.

Verbrannte Galle verdiket unſer Geblüt mit Furcht; und dann ſtoſſen uns ſchwarze Ochſen, und ſchwarze Teufels zerreiſſen uns. In ſanguiniſchen luſtigen Träumen ſpringen wir in die Höhe; wenn wir den Schnupfen haben, ſinken wir in Flüſſen unter.

Ich könnte mehr ſagen, aber kurz von der Sache zu reden, die herrſchende Feuchtigkeit machet die Träume. Nehmet meinen Rath an: wenn wir herunter fliegen, ſo verbeſſert die Geſundheit eures Körpers mit Laxiren, und reiniget ihn von allen böſen Feuchtigkeiten. Es würde mir ſehr leid ſeyn, euch auf eine Bahre zu legen; und obgleich kein Apotheker in der Nähe wohnet, ſo will ich euch doch einmal ein Recept für eure Krankheit verſchreiben, und euch der langen Zettel und den Koſten eines Docters überheben.

Zwei vortreffliche Kräuter, welche ich durch Erfahrung kenne, und die beide gleich zu haben ſind; (denn ſie wachſen in unſerm Hofe): Bei meiner Ehre! Zwey mächtige Kräuter ſollen euch von der gelben Galle und der Melancholie gänzlich befreien: ihr müſt beides, purgiren und brechen; aber gehorchet, und ſchiebt es um des Himmels willen nicht auf. Weil ſich Hize und Trokenheit in eurem Körper vereiniget haben: ſo beobachtet die Sonne wenn ſie in dem Frühlingszeichen iſt. Denn wenn ſie höher aufſteigt in den Widder, und er alsdann euren Leib in Flammen mit Galle angefüllet findet, ſo will ich keinen Pfennig verwetten, daß zulezt nicht ein dreitägiges Fieber euer Loos iſt. Vielleicht kan ein Fieber (welches der Himmel verhüten wolle) eure Jugend zu einem unzeitigen Ende bringen.

Und daher, wofern ihr zu leben verlanget, ſo nehmet ein oder zwei Tage vor eurem Laxiren drei Würmer, nicht mehr und nicht weniger. Dieſes Digeſtiv bereitet euch vor eurem Purgiren, von Erdrauch, Centaurium und Wolfsmilch, von Hühnerſchwarm ein oder zwei Blätter, welche alle in unſerm Hofe oder Garten wachſen. Eſſet dieſes, und ſeyd, mein Herr, von einer beſſern Geſundheit; eures Vaters Sohn war niemals zur Furcht gebohren

Madame, krähete er hierauf, ich danke euch für eure Sorge. Glaubet mir aber, Morgenträume prophezeien den Ausgang der Sachen, und zukünftiges Wohl oder Weh. Einige Warheiten können nicht durch die Vernunft erkläret werden, aber wir haben ſichere Erfahrungen zu unſern Führern.

Ich wollte dir hievon vieles, als Beweiſe, erzehlen; welches ich aber vorbei laſſe. Denn ſich der rechte Tag bricht an. Laſs dieſes genug ſeyn, daß ich deutlich vorher ſehe, mein Traum ſey ſchlimm, und verkündige mir eine Widerwärtigkeit. Pillen und Laxiren belieben mir nicht. Sie dienen nur einen Geſunden krank zu machen. Von ihnen hat der liſtige Doctor ſeinen Gewinſt; Er giebt oft Purganzen, aber ſelten nimmt er ſie. Sie helfen nicht, ſondern vergiften das Blut, und niemals thun ſie einem, auſſer dem Doctor, gut.

Ich verlaſſe daher dieſe melancholiſche Betrachtung, laß mich dir, meine Perlet lieber erzehlen, und ſchwören, daß ich weder Tod noch Gefahr fürchte, wenn ich die Schönheit deines Angeſichts ſehe. Wie viel Glükſeligkeit empfindt meine Seele, wenn ich die ſcharlachene Röthe um dein ſchönes Auge betrachte! weil du mir getreu biſt, und ich alle dein Vergnügen ausmache, ſo flieht aller Gram in deiner Gegenwart. So ſagete er, und floh von ſeinen Wieben herunter, denn der Tag fieng nun an geſchwind einzubrechen, die Droſſel zu zwitſchern, und die Lerche zu ſingen. Er ſchlug mit ſeinen Flügeln das gewöhnliche Zeichen, ſeine Weiber in den Stall zuſammen zu lokken.

Jezt hatte die Wittwe das Thor aufgemachet, und Chenteclär gieng ſtolzirend auſſen herum, mit prächtiger Macht, und mit einem ſo frölichen Herzen, daß es ſchien, als ob er das nächtliche Geſicht verachte. Er lief in dem Garten herum, krazte den Boden, und gab Perlet das erſte Korn welches er fand; dann foderte er ſie mit muthwilligen Spielen ꝛc. Er nahm und gab wechſelsweiſe ſo viel Vergnügen, daß ihre Schweſtern ſich bei dem Anblike eiferſüchtig quälten. Er lokte aufs neue, wenn er ein ander Korn fand, und würdigte kaum einen Fuß auf die Erde zu ſezen, ſondern gieng pralend vor ſeinem Stalle, und ſeine ſieben Weiber kamen auf ſeinen Ruf gelaufen.

Es war nun in dem Monathe, in welchem die Welt anfieng, (wofern der Marz den erſten Menſchen geſehen hat), gleich zu Anfange des Frühlings da die Sonne im Widder ſtand. Wenn Chenteclär ſeine Augen gegen das Licht aufhob, ſo maſs er beides Monate, Tage und Stunden; und ſagete ſie richtiger als die Calender. Denn die Kunſt kan wol irren, aber die Natur niemals.

Alſo zehlte er die Stunden und Jahreszeiten in ſeiner Bruſt. Sein zweites Krähen zeigete die dritte Stunde an. Dann wandte er ſich um und ſagete zur Perlet, wie die verſchwenderiſche Natur das Jahr gezieret hat; wie die blaſſe Frühlingsroſen u. die blaue Violen ausſchlagen, und die Vögel mit ihrer ungewohnten Kehle zu ſingen verſuchen: Alles dieſes iſt für uns. Ich ſehe den Menſchen mit Vergnügen auf zweien Füſſen ſtolzieren und mir nachäffen! eine ungefiederte Creatur von ſchwerer Geſtalt, und welcher weniger Feuertheilgen gegeben ſind. Unſere Dame ſizt knieend auf einer Feuerküke; ich ſchöpfe friſche Luſt und bewundere die Werke der Natur: und eben dieſer Tag iſt ſchöner als einer, ſeitdem ich ein Ey war. So ſagete der Hahn!

Aber die Zeit wird kommen, daß Chenteclär ſeine Worte wird ungeſaget wünſchen, und ſeine gerühmte Glükſeeligkeit haſſen. Der kammichte Vogel ſoll durch die Erfahrung wiſſen, daß Jupiter nicht ihn zum Meiſterſtüke auf Erden gemachet habe; und lernen, daß das

Ende alles Vergnügens ein Wehe ſey.

Ihr Weltweiſen nähert euch und höret auf meine Erzehlung, welche beweist, daß der Hochmuth oft durch Schmeichelei fällt:

Ein Fuchs, voll Betrug und Scheinheiligkeit, dieſer fromme Betrüger, der niemals das Blut der Lämmer ſog, noch ihr Fleiſch fras, als wenn ers unter der Deke der Heuchelei konnte; hatte ſchon drei Sommer in dem benachbarten Walde gelauert; und da er lange nachſann, wen er zuerſt betriegen wollte, ſo faste er endlich eine böſe Abſicht, auf Chenteclären, und verſuchte in ſeiner hohen Einbildung ſeinen Anſchlag durch Liſt auszuführen.

Ehe alſo der Tag anbrach, nahm Herr Reinart ſeinen Weg durch die Heke. Die Pfäle waren nahe an einander, aber mit einem kühnen Sprunge kam er über den Zaun auf den verbothenen Grund. Jedoch weil er befürchtete geſehen zu werden, ſo verſtekte er ſeinen liſtigen Kopf in einem Kohlbeete; und war aufmerkſam, wie Mörder zu thun pflegen, ſein Laſter auszuführen.

O Heuchelei, ſinnreich zum Zerſtöhren! O! Verräther, ärger als Simon bei Troja war! O Chenteclär in einer unglüklichen Stunde verliest du dich auf die Sicherheit deines Gartens! Beſſer für dich, wenn du deinem Traume geglaubet hätteſt, und dieſen Tag nicht von deinen Wieben geflohen wäreſt.

Aber hier ſtreiten ſich die Gelehrten heftig; Einige halten die Vorherbeſtimmung für nothwendig: Einige behaupten, daß es der Himmel vorher ſieht, und nach dieſer Vorherſehung beſtimmt. ⸗ ⸗ Allein kan der Himmel eine tugendhafte That belohnen, welche nicht durch uns verrichtet iſt, ſondern vorher beſchloſſen war. ⸗ ⸗

Ich kan dieſe Materie nicht ſo beſchlieſſen, wie Bradwardin. Entweder beſtimmt die Vorſehung unſere Thaten ſo, daß wir es thun müſſen, weil er es vorher weis: Oder unſere Wahl bleibt, indem ers vorher weis, dennoch frei, und wir werden nicht durch eine ſtrenge Nothwendigkeit zu ſündigen gezwungen. Die Nothwendigkeit, wenn ſie ſchlechterdings nothwendig, iſt von einer andern Art, als die, welche es mit einer Bedingung iſt. Die erſte bindet den Willen in ſofern, daß wir das Vorhergeſehene aus Willkühr, nicht aus Wahl thun. Alſo ziehen Gallerenſclaven willig ihr Ruder und ſind zur Arbeit zufrieden; Aber ſie würden gar nicht arbeiten wofern ſie nicht vorher gezwungen wären. Die andere Art zwingt die Freiheit nicht, ſondern der Menſch kan eine Sache thun, oder unterlaſſen. Der Himmel machet uns frei, gut oder böſe zu handeln und zwingt uns nicht, ob er gleich den Willen vorher ſah. Die Freiheit ward dem menſchlichen Geſchlechte zuerſt gegeben, und die Verſuchung behielt den andern Plaz.

Ob er ſolche handelnde Weſen gänzlich frei machen könne, darüber will ich nicht ſtreiten. Der Punct iſt zu hoch für mich. Denn welcher Menſch kan die unergründliche Macht des Himmels ergründen, oder ſeiner Allmacht einige Gränze ſezen? Er machet uns nach ſeinem Bilde, alle ſtimmen darinn überein, dieſes Bild iſt die Seele, und die mus frei ſeyn, oder ſie iſt nicht des Schöpfers Ebenbild.

Aber ob es beſſer, wenn der Menſch von Natur zum Guten gebunden, und nicht frei zum ſündigen wäre, übergehe ich aus Furcht an einem Felſen zu ſcheitern. Die Geſchichte die ich erzehlet, iſt nur von einem Hahne, der nicht in Gefahr ſein Leben zu verlieren gekommen wäre, wenn er ſeinem Traume und nicht ſeinem Weibe geglaubet hätte. Denn Weiber ſtöhren durch ein ihnen anklebendes Uebel unſere beſſere Einſicht mit böſen Nachrichten. Eines Weibes Rath brachte uns zuerſt ins Elend, und machete, daß der Mann das Paradies verlaſſen muſte, wo er in vollkommener Ruhe lebete, und eben ſo frei von Betrübnus als von der Sünde war. Denn was hat ihr Geſchlecht zu thun, das zur Narrheit gebohren, ſich einbildete alles zu wiſſen, und nicht die Schlange im im Graſe ſehen konte. Aber vielleicht rede ich zu frei, ich übergehe alſo dieſes.

Um meine angefangene Erzehlung zu vollenden, ſo lag Madam Perlet mit erhabener Bruſt im Sande und wärmte ſich an der Sonne. Ihre Schweſtern genoſſen in einem Kreiſe die Stealen von oben und die Wärme von unten. Der Hahn der von ſeinen Weibern nimmer weit war, ſang indeſſen anmuthiger als die See-Nymphen. Und ſo geſchah es, daß da er ſeine Augen unter den Kohl auf eine Butterfliege heſtete, er den falſchen Fuchs gewahr ward, welcher hier gänzlich verſtekt lag. Ich will nicht ſchwören, daß er jezt eben keine Luſt zum Krähen hatte: Er ſchrie nur Kak, Kak, und fuhr plözlich zuſammen, weil er heftig erſchrak und von Herzen furchtſam war. Vögel und Thiere können von Natur diejenigen Arten, welche ihnen entgegen ſind, und fliehen ihren Feind. So machete es Chenteclär, der niemals einen Fuchs geſehen hatte. ihn jedoch ſcheuete, wie ein Schiffer die Felſen ſcheuet.

Aber der falſche Betrüger, der ſeinen Willen nicht mit öffentlicher Gewalt ausführen konnte, wandte ſeine Schmeichelei an. Ich hoffe, mein Herr ſagete er, daß ich euch nicht beleidige. Seyd ihr meinetwegen furchtſam, da ich doch euer Freund bin? Ich wäre in der That eine Beſtie euch unrecht zu thun, ich, der ich euch ſo lange geehret und geliebet habe. Seht Mſr., machet keinen falſchen Lärmen, denn bei meiner Seele, ich bin niemals willen euch Schaden zu thun. Ich komme nicht als ein Spion oder als ein Verräther, die Geheimniſſe eures angenehmen Aufenthalts auszuſpähen. Ein ſo gottloſer Gedanke iſt weit von Reinarten entfernet. Ich ward blos durch die Annehmlichkeit eurer Stimme hieher gebracht. Mein Herr, euren Vater kannte ich ſehr genau: ein Hahn, der einen ſolchen Sohn verdiente wie ihr ſeyd. Er mit eurer Frau Mutter hat oft mein Haus beehret, und iſt mein Gaſt geweſen. Seine lebende Geſtalt zu ſehen iſt mir ſehr angenehm; denn ich bin euer armer Nachbar in dem Walde; und meine Hütte würde hochmüthig ſeyn, den würdigen Erben von meinem ſo vertrauten Freunde zu beherbergen. Aber weil wir doch von Singen ſprechen, ſo laſſt mich ſagen, wie ichs denn mit aufrichtigem Herzen geſtehen kan, daß ich auſſer euch auf der Welt keinen weis, der eurem Vater in Silbertone ſo gleich wäre. Bei Wintertagen ſang er ſo angenehm, daß daß Matronen ihren Weg nach der Kirche verfehlten, und glaubete ſie höreten die anmuthige Orgel ſpielen; Und er, ſeine Stimme mit künſtlicher Sorgfalt zu erheben, ſtand auf den Zähen mit gröſſerer Stärke zu ſingen, und ſtrekte ſeinen wohlgeſtalten Naken nach ſeiner ganzen Länge. Und weil er ſeine Stimme mit Gewalt zwang, die Luft durchzudringen, ſchloſs er, ſo wie es bei Entzükungen zu geſchehen pflegt, ſeine Augen zu; daß der Schall ſich ſtets durch die Kehle zwingen, und er durch ſeine Bemühung die Note recht hervor bringen möchte. Im Singen hatte er niemals ſeines gleichen, von der angenehmen Cecilie bis auf Chenteclärn; darum ſingt, mein Herr. Erfreuet Hügel und Thäler, und ahmet eures Vaters engliſcher Stimme nach.

Der Hahn war vergnügt ſich ſo ſchön loben zu hören, und ſehr hochmüthig, ſo wie das gemeine Volk iſt. Er konnte die Verrätherei von der Wahrheit nicht unterſcheiden, und ward durch dieſe Schmeichelei verführt; und zwar, um deſto mehr, da er nur ein kleiner Geiſt war, und als er die höchſte Meinung von ſich ſelbſt hatte.

Ob er nun gleich kränklich, ſchwächlich, und nicht ſtark von Gliedern, ſo ſchlos er doch, daß die Welt blos für ihn gemachet ſey.

Ihr Prinzen, die ihr durch die Poeten zu Göttern erhaben ſeyd, und in lügenden Oden zu Alexandern erhaben, glaubet nicht eines jeden ſchmeichelnden Betrügers Lobe. Es iſt mancher Fuchs am Hofe verborgen; und er wird mit mehr Achtung empfangen und zugehört, als die beſcheidene Wahrheit.

Dieſer Chenteclär, von welchem die Hiſtorie erzehlet, ſtand hoch auf ſeinen Zähen, ſchlug mit den Flügeln, ſtrekte ſeinen Naken und wimperte mit beiden Augen hochmüthig, als ob er den olympiſchen Preis ſuchte. Aber indem er ſich bemühete ſeine Stimme zu erheben, und die Augen zuſchloſſe fuhr der falſche Fuchs hervor, ergrif ihn bei der Kehle, warf dieſe koſtbare Beute auf ſeinen Rükken, und ſuchte ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt, den Wald. Das Unglük war geſchehen, er nahm ſchnell ſeinen Weg, und ward von niemanden beobachtet noch verfolgt.

Ach! was für eine Beſtändigkeit iſt wol beim menſchlichen Schikſal, oder wer kan dem unvermeidlichen Geſchikke entgehen. = =

Als Ilium in Flammen ſtand, ward von den traurigen tragiſchen Damen kein lauterer Geſchrei in die Luft geſchikt, als das Lärmen, welches die Verwittweten um den Hahn macheten. Beſonders beweinte die ſchöne Perlet, da er aus dem Geſichte getragen wird, mit einer erhabenen Stimme ihren gefangenen Ritter, weit lauter als das Carthaginenſiſche Weib.

Unſere zitternde Wittwe hörete mit ihren beiden Töchtern das traurige Geſchrei der zerſtreueten Hünnen, in dem Garten; und indem ſie auffuhren, ſahen ſie den traurigen Anblik, wie Reinart ſeinen Weg nach dem Walde nahm, und quer über ſeinen Rükken, die Hoffnung und Stüzze ihres Hauſes gleichſam im verächtlichen Triumph davon trug.

Der Fuchs, der gottloſe Fuchs, war ihr ganzes Geſchrei. Die Nachbarn kamē aus ihren Häuſern zuſam̃en: Der Richter kam zuerſt, und hinter ihm die ganze Gemeine mit Forken und Stangen den Dieb zu verfolgen. Da rannte Coll unſer Hund, und Talbat mit dem Bande, und Melkin mit ihrem Spinn okken in der Hand. Kuh und Kalb und Familien von Schweinen liefen im traurigen Schrekken verfolgender Hunde, mit vielem tödtlichen Grauſen und traurigen Quikken herum. Das laute Geſchrei der Mäñer u. furchtſame der Weiber vergröſſerte das Schrekken des Tages. Die Aenten welche das ruffende Geſchrei höreten und eine Verfolgung befürchteten, entfernten ſich wol 2. Meilen weit, und verſtekten ſich im Rohre des flieſſenden Waſſers. Die Gänſe flohen übern Teich, die Bienen gerieten in Zorn und ſummten weit und breit um ihre wächſerne Zellen. Jack Straa zu London, kam mit allen ſeinen Hunden und Geſchirre herzu. Mit aller Macht verfolgeten ſie den mördiſchen Fuchs, mit Trompeten und Pfeifen, und kriegeriſchen Getöne ſuchten ſie den Mars zu entzünden; und keine Hörner fehlten die Sieger anzufeuern.

Aber man ſeh wie das Glük den Klugen verwirren kan; wenn ſie es am wenigſten erwarten, drehen ſich die Würfel um. Der gefangene Hahn, konnte kaum Athem holen, und lag ſchon in dem Rachen des Todes. Jedoch ſeine Einbildung wirkt noch in ſeiner Todesangſt, und die Furcht unterſtüzte ihn mit dieſen glüklichen Gedanken. Der Preis iſt euer ſieghafter Prinz, ſagte er zum Fuchſe, der Richter und alle Einwohner des Dorfes ſehen meine Niederlage. Genieſt euer freundliches Glük, weil ihr könnt, und ſaget zu den Bauern, die euren Raub beneiden, damit ſie ihre Windhunde zurük rufen, und ihr Geſchrei nachlaſſen mögen: Seht, ihr Narren! der Ort des Waldes iſt nahe, und Chenteclár ſoll zu euren Verdruſſe ſterben: Er ſoll gerpflükt und bis auf die Knochen gefreſſen werden.

In der That, ſagte der Fuchs, ⸗ ⸗ ⸗ und kaum daß er das Wort ausſprach, zerbrach der Gefangene mit einem Sprunge ſein Gefängnis, ſtrengte ſein Gefieder mit aller Macht an; und nahm ſeine Flucht auf einen benachbarten Baum.

Als ihn der Verräther auf dem Baume in Sicherheit erblikte, fluchete er den Göttern, und war mit Schaam und Traurigkeit erfüllet; mit Schaam vor ſeiner Thorheit, aber mit Betrübnis, daß er ein unvortheilhaftes Laſter begangen hatte. Jedoch der ſcheinheilige Betrüger verbarg beides; erneuerte den Angrif und verſuchte ſeine lezte Kunſt.

Ob ich gleich, ſagete er, niemals willens war, euch zu beleidigen, ſo könnt ihr doch, mein Herr, euren Freund mit Recht verdächtig halten; der ich euch wahrſcheinlicher Weiſe in Verlegenheit geſezet habe. Wenn meine Hütte mir nicht das Wort redete, möchtet ihr denken, ich breche die Geſeze der Gaſtfreiheit, euch von eurem Pallaſte mit Gewalt weg zu tragen, und eure Perſon in Furcht zu ſezzen. Ich mus es leiden, wenn ihrs übel empfindt, ob gleich der Himmel mein Zeuge iſt, daß ich keine böſe Abſicht hege. Ich that es euch eure Bewirthung angenehmer zu machen, wenn ich euch vorher in Furcht geſezzet hatte. Steigt herunter, ich ſchwöre ihr ſollet finden, daß Reinart aus keiner argliſtigen Abſicht hierher gekommen ſey.

Nein! kakelte der Hahn, ich verfluche uns beide, wofern ich einem Fuchſe auf ſeinen Eid glaube. Ein kluger Mann kan einmal von einem Betrüger hintergangen werden aber Unwiſſende laſſen ſich zweimal betrügen. Einmal gewarnet iſt genug ſich zu hüten. Kein zweifelhafter Lügner ſoll mich mehr bewegen mit wimpernden Augen zu ſingen.

Beſſer, Herr Hahn, ſagte Reinart, ſezet allen Streit bei Seite, kommt herunter, und laſſt uns einen Frieden ſchlieſſen. Einen Frieden! von ganzem Herzen? verſezte Chenteclár; aber mit eurer Erlaubnis, ich will ihn hier oben ſchlieſſen; und wenn der Friede mit Verrätherei ſollte verknüpfet ſeyn, ſo iſt es wenigſtens mein Vortheil, den Baum zwiſchen uns zu haben.

Von dem Nuzzen des Lekkens bei verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers.

Wenn man den Worten des Plinius und Polyd. Vergilius Glauben beimeſſen kan, ſo haben die unvernünftigen Thiere zu verſchiedenen in der Arzneikunſt ſehr nüzlichen Entdekkungen die erſte Gelegenheit an die Hand gegeben. Von den Schaafen wird geſaget, daß ſie die Menſchen die purgirende Eigenſchaft des Helleborus gelehret hätten a). Dem Aegyptiſchen Vogel Ibis, von welchem man weis, daß er zu Eröfnung der Gedärme ſich ſelbſt durch den Schnabel das Seewaſſer in den Leib ſprizzet, wird die ſo nüzliche Erfindung der Clyſtire zugeſchrieben. Der Hippopotamus, welcher, um den Körper von überflüſſigem Blute zu befreien, ſich an den dornigten Stauden des Nil⸗

---

a) Plin. hiſt. nat. lib. VIII. cap. 27. p. 522

Nilſtroms die Adern am Fuſſe öfnet, hat, wie man dafür hält, den Menſchen zum Aderlaſs Gelegenheit gegeben b).

Aus dieſen und andern Beiſpielen von dieſer Art können wir wahrſcheinlich ſchlieſſen, daß der Gebrauch des Lekkens bei verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers ebenfalls von den Thieren ſeinen Urſprung genommen habe. Die Vorſicht hat faſt einem jeden unvernünftigen Thiere den Trieb eingepflanzet, ſich ſelbſt die äuſſerlichen Verlezungen durch Lekken zu heilen. Wir ſehen dieſes faſt täglich an den Hunden, welche das Zuſam̄enwachſen der gröſten Wunden durch dieſes heilſame Mittel in einer faſt unglaublichen Kürze der Zeit befördern. Man mus beides, die Zunge und den Speichel, genau unterſuchen, wenn man ſich von der vortrefflichen Würkung des Lekkens einen vollkommenen Begrif machen will. Betrachten wir die Zunge anatomiſch, ſo iſt ſie nichts anders, als ein aus vielen kleinern zuſammengeſezter Muskul, welcher ſich nach allen gegenſeitigen Puncten des Mundes ſehr leicht bewegen läſſet; die Fläche dieſes Muskels iſt mit häufigen und verſchiedentlich geſtalten Warzen verſehen, durch deren Hülfe wir ſchmekken. Dieſer ſowol im phyſicaliſchen als moraliſchen Verſtande betrachtete höchſt nüzliche Theil des menſchlichen Körpers wird von einem flüſſigen Weſen befeuchtet, welches wir den Speichel nennen; es beſtehet ſolcher, nach der genaueſten Unterſuchung der Chymiſten, aus Waſſer, Luft, Oehl und einem Mittelſalze: alle dieſe Theile ſind aufs ſtärkſte mit einander verbunden, ſo, daß ſie nicht anders, als durch das Feuer, können getrennet werden. Beide Werkzeuge des Lekkens haben wir nunmehro mit kurzen nach ihren Beſtandtheilen unterſuchet: es wird uns daher um deſto leichter ſeyn, die Würkungen derſelben zu erklären. Wie vieles bei Heilung der Wunden und Geſchwüre auf die Reinigung derſelben ankomme, können uns die Wundärzte am beſten ſagen. Was vor ein Werkzeug aber könte wol hiezu geſchikter ſeyn, als die Zunge? Vermöge ihrer Biegſamkeit ſchlieſſt ſie ſich feſt an alle Seiten einer äuſſerlichen Verlezzung; ihre rauhe Oberfläche nim̄t, wenn eine Bewegung dazu kommt, alle Unreinigkeit, welche ſich in den zerriſſenen Gefäſſen einer Wunde geſezzet hat, hinweg, und befördert dadurch den ordentlichen Umlauf der Säfte des verlezten Theils. Hierzu kommt noch die Mittheilung des Speichels, deſſen Salz und öhligte Theile, wenn ſie mit einander verbunden ſind, einen Schleim ausmachen, welcher die getrennten

Flä-

---

b) Polyd. Vergilius de rer. inventor. lib. I. cap. 21. Plinius hiſtor. nat. lib. VII. cap. 26.

Flächen verbindet, und als der kräftigſte Balſam derſelben Heilung befördert. Der Nuzen des Speichels aber erſtrekket ſich nicht allein auf die Heilung der Wunden, ſondern auch auf andere widernatürliche Zufälle des Körpers. Wir finden in den Schriften der berühmteſten Aerzte häufige Exempel, daß durch öfteres Lekken die heftigſten Schmerzen geſtillet, wie auch Geſchwulſte, Hökker, Hüneraugen und Oberbeine glüklich ſind vertrieben worden. Zu mehrerem Beweiſe wollen wir die Erfahrungen einiger Schriftſteller anführen. Von den Römern weis man, daß ſie die bei einer Schlacht empfangenen Wunden durch ihre Weiber bis zur völligen Heilung ausſaugen und lekken lieſſen c). Eben dieſes bezeuget Tawernier von den Circaſſiern d), und Piſo von den Braſilienſern e). Olaus Borrichius f), und Thomas Bartholinus g) verſichern beide, daß Eduardus I. König von Engelland, an ſeiner Wunde, welche er mit einem vergifteten Meſſer empfieng, gewis würde geſtorben ſeyn, wenn nicht deſſen getreue Gemahlin durch öfteres Lekken und Saugen die Wunde von einem der heftigſten Gifte befreiet hätte.

Von dem Gebrauch des Lekkens bei den ſo gefährlichen Verlezungen des Auges, finden wir faſt unglaubliche Exempel aufgezeichnet. Auguſt Hünerwolf h), erzehlet davon folgenden merkwürdigen Zufall: Mein 12. jähriger Bruder, lauten deſſen Worte, indem er ein Stük hartes Leder entzwei ſchneiden wollte, und ihm das Meſſer abglitſchte, verlezte ſich dergeſtalt das linke Auge, daß die Hornhaut gänzlich durchſchnitten war, und eine beträchtliche Menge der wäſſerigten Feuchtigkeit heraus lief. Die Mutter, welche durch dieſen gefährlichen Zufall zum Mitleiden bewogen wurde, lekte eine Zeitlang nüchtern die Wunde, und beförderte dadurch in kurzem die Heilung derſelben ſo glüklicher Weiſe, daß gar keine Narbe im Auge zurük blieb. Wie viel Gefahr die Augen bei bösartigen Poken unterworfen ſind, lehret uns die Erfahrung. Thomas Bartholin i) rühmet dahero das Lekken, als das ſicherſte und beſte Mittel. Er führet in ſeinen Schriften hin und wieder Exempel an, von Kindern, welchen die Augen ganz mit Poken beſezzet waren, und dennoch durch öfteres Lekken, von allem zu beſorgenden Schaden befreiet wurden. Bei Geſchwüren, welche nach überſtande-

---

c) Friedr. Hoffmann diſſ. de neceſſ. ſaliv. inſp. pag. 5. §. 2.

d) In itinerar. lib. III. cap. XII.

e) In hiſt. nat. & med. l. II. cap. 5.

f) De ort. & progreſſ. chem. pag. 46.

g) Anat. reform. lib. 3. cap. 3. p. 553.

h) A. N. C. Dec. 2. Ao. 3. obſ. 92. pag. 195.

i) Cent. I. hiſt. anat. 29. pag. 40. Anat. reform. lib. 3. cap. 13. pag. 553.

nen Poken auf der Hornhaut des Auges bisweilen zurük bleiben, hat Laurentius Scholz k) das Lekken ſehr bewährt befunden; er giebt zugleich den Rath, der lekkenden Perſon etwas Fenchel vorher käuen zu laſſen, damit die zertheilende Kraft des Speichels, dadurch deſto würkſamer gemacht würde. Eben dieſes Mittel wird von dem Claudius Deotatus l) gerühmet. Einen ſehr merkwürdigen Zufall erzehlet Friedrich Hofmann m) von einer Frau, welche lange Zeit ſehr blöde Augen gehabt; alle äuſſerliche und innerliche Mittel wurden bei derſelben vergebens angewendet, bis ſich endlich eine alte Frau erbot, ihr die Augen zu lekken, und dadurch die vorige Schärfe des Geſichts, in kurzer Zeit derſelben wieder verſchaffte. Eben dieſer Schriftſteller gedenket einer Dänen von Adel, welche ihre ganze Lebenszeit hindurch das Geſicht mit Speichel gewaſchen, und ſich dadurch eine jugendliche Schönheit, bis in das 70. Jahr ihres Alters erhalten. Das öftere Lekken eines Hundes wird von Michael Etmüller n) unter diejenigen Mittel, welche die Haut reinigen und ſchön machen, gerechnet. Ich ſelbſt habe aus der Erfahrung, daß auf eben dieſe Art ohne Zuthuung eines andern Mittels, Muttermähler und andere das Geſicht verunzierende Flekken, ſind vertrieben worden.

Von den Königen in Frankreich wird verſichert, daß ſie die Kraft beſizzen ſollen, die Kröpfe und Hökker durch bloſſes Anrühren mit den Händen zu vertreiben o). Eben dieſes können wir von der Würkung des Lekkens mit Grunde behaupten, und mit Exempeln bekräftigen. Martin Schurich p), ein berühmter Arzt, welcher zu Dresden lebete, erzehlet folgenden Zufall, wobei er ſelbſt ein Augenzeuge geweſen: Es wohnet nicht weit von hier ein junger Bauer, welcher einige Jahre her die Kröpfe und Hökker durch Anſpeien und Lekken curiret. Er verfähret damit folgender Weiſe: alle Freitage, und zwar des Morgens nüchtern lekket er 3. mal kreuzweis dem Kranken den Kropf und Hökker, reibet hierauf ſehr ſtark den verlezten Theil und murmelt dabei einige unverſtändlige Worte. Alles dieſes wiederholet er etliche Wochen, bis zur völligen Herſtellung des Kranken. Wolfgang Wedel q) und Philipp Prendel r) haben von Kröpfen und Oberbeinen, Galenus

---

k) Conſil. med. 308. fol. 881.

l) Panth. hygiaſt. lib. 3. cap. 21. pag. 1[illegible]2

m) Diſſ. de neceſſ. ſaliv. inſp. cap. 4. pag 10

n) in oper. med. Tom. I. fol. m. 738.

o) Zentgraphius de tactu regis Franc. Dan. Morhoff de Princip. medico.

p) Sialolog. hiſt. med. cap IV. pag. 138.

q) Exercit. med. philolog. dec. IV. exercit. 8. pag 4[illegible].

r) Conſil. med. conſil. 113. p. 393.

nus s) und Balthaſar Ronſäus von Blutſchwären, Vitus Riedlinus t) vom Geſchwulſt des Hodenſaks, Aloyſius Sinapius u) von Gichtknoten, welche durch öfteres Lekken ſind glüklich zertheilet worden, glaubwürdige Exempel aufgezeichnet.

Die Gedenkſchriften der Engliſchen Academie der Wiſſenſchaften vom Jahre 1666. des Monats Majus n. b. rühmen das Lekken eines Hundes, als ein bewährtes ſchmerzſtillendes Mittel; ſie führen zugleich ſehr weitläuftig einen Zufall an; da ein Mann, welcher lange Zeit mit den heftigſten podagriſchen Schmerzen geplaget wurde, ſich blos durch das nüchterne Lekken eines Hundes ſchleunige Linderung verſchafte.

Dieſe Beiſpiele werden hinlänglich ſeyn, den Nuzzen eines angeprieſenen Mittels zu beſtätigen. Ich würde die Gränzen einer kurzen Abhandlung überſchreiten, wenn ich mehrere derſelben anführen wollte. Ehe ich aber ſchlieſſe, ſo will ich mit wenigen Worten einige nöthige Verhaltungsreguln bei dem Gebrauch des Lekkens berühren.

Man erwähle darzu für andern Thieren einen Hund: weil ſolcher den gröſten Trieb zu dieſer Handlung bezeiget; deſſen Zunge iſt lang, biegſam und alſo beſonders geſchikt, eine Wunde, ſie mag flach oder tief ſeyn, zu reinigen.

Solte etwa ein Geſchwür mit allzu vielem Eiter angefüllet ſeyn: daß es der Hund verabſcheuete, ſo wird man denſelben leicht zum Lekken bewegen können, wenn man es zuvor einige mal mit Speichel benezzet.

Es iſt nöthig, daß man bei der Wahl der Hunde einige Vorſicht gebrauchet; denn ein Kranker, deſſen Säfte mit Unreinigkeit angefüllet ſind, würde eine äuſſerliche Verlezzung ehe durch Lekken verſchlimmern, als die Heilung derſelben befördern.

Eben dieſes Uebel iſt zu beſorgen, wenn ein Hund läufiſch iſt; alle Säfte ſind zu dieſer Zeit in einer gewiſſen Art von Gährung, und dieſe Beſchaffenheit würde alsdann, zum gröſten Nachtheil des Kranken, dem Blute einverleibet werden.

Betrachtung über die Traurigkeit.

Wenn ein unterdrüktes Gewiſſen ſich erhebt; wenn es die Verbrechen des Menſchen, welche ſein Wahn in ein ewiges Nichts verſenkt zu haben glaubt, wieder zurük ans Liecht rufet; dieſe Verbrechung mit ihrem ganzen Gefolge der Strafen darſtellet, und der Menſch trauret alsdenn; ſo iſt dies ſein Ruhm. Dieſe Traurigkeit löſet die harten Bande der Unart auf, welche die Seele des Menſchen in einer ſchimpflichen Niedrichkeit gefangen hielten, worinn ſie ſich ſelbſt

---

s) De ſimplic. med. facult. l. 10. pag. 109.

t) Lin. med. ao. 1699. menſ. Mart. obſ. 31. p. m. 318.

u) De remed. dolor. & opio cap. 4. p. m. 50.

zu Schande unedel freuete. Sie machet dem ſchweren Streite zwiſchen der Güte des Himmels und der Widerſpenſtigkeit des Menſchen ein Ende. Sie erhebet ihn zu der Höhe eines Rechtſchaffenen, deſſen Handlungen ſein Herz billiget, zu der Höhe, wo er den Zwek ſeines Daſeyns zu erreichen vermag, wo er würdig wird, die Freude gröſſerer Geiſter zu werden. Ein ſo erhabener Trauriger verdienet Lob.

Wenn ein dikkes Blut ſich ſchwer durch die Adern des Menſchen dringet, und mit jedem Pulsſchlage dem Herzen die ſchwarze Traurigkeit zuführet, ſo iſt das, was um ihn iſt, nur die Gelegenheit und nicht die Urſache ſeiner Klagen. Sein Verſtand kan mit ſchwerer Arbeit wider die Melancholie ringen, und iſt doch zu ſchwach, dem leidenden Herzen die Linderung zu verſchaffen, die es wünſchet. Die Traurigkeit eines ſolchen Kranken verdienet Mitleiden.

Die Schikſale der Menſchen wieget der, der die Liebe iſt, nach ihrem Glüke ab. Nie leget er die Laſt einer rächenden Gewalt auf die ſchwachen Schultern ſterblicher Menſchen. Wenn aber ihr Glük Züchtigungen, ſo harte Züchtigungen heiſchet, daß ſie ſelbſt ihren niedrigen Feinden zum Vorwurfe des Bedaurens werden: ſo mögen Klagen und Seufzer zur Linderung ihres Kummers ungetadelt hervorbrechen. Ein alſo Gebeugter, ein Unglüklicher verdienet Nachſicht.

Wenn der Tod aus den Armen des Freundes den Freund reiſſet, oder wenn dem Menſchen ein anderer Zufall trift, der ſein Herz verwundet, und er verſaget dieſem blutenden Herzen die Thränen nicht, die es zu ſeiner Linderung fordert; ſo ſind dieſe der Menſchheit würdige Thränen, und ſeine Traurigkeit verdienet keinen Tadel.

Wenn aber die unendliche Weisheit ein Syſtem der Thorheit vernichtet, das des Menſchen blöder Verſtand ſeinem Glüke aufgebauet hatte; wenn ihn ein geringer Verluſt ſeiner Güter, ſeiner Bequemlichkeit betrift; wenn kleine Wünſche zu eitel ſind, um erfüllet zu werden; wenn ſeine Abſichten geſchwülſtig, wenn ſeine Hofnung thöricht, und ſein Lichten und Trachten eitel; wenn ſein Wille nicht die Regel iſt, wornach das Schikſal handelt; und dieſe immer weiſe Fügung des Verhängniſſes den unzufriedenen Menſchen erſchüttert, und einen finſtern Schatten über ſein ganzes Leben verbreitet, daß er ſchwermüthig denkt, ſchwermüthig handelt, und ſich und andern zur Quaal wird; ſo iſt dies gewis nicht ſein Ruhm, die Traurigkeit eines ſolchen verdienet Tadel. Und von ihr nur will ich reden.

Dieſe Traurigkeit, der Sterblichen ſchreklichſte Furie, findet durch alle Umſtände des Lebens einen Weg zum menſchlichen Herzen, und in allen Umſtänden iſt ſie fürchterlich.

1. Leidet der Menſch, ſo fähret ſie durchs Leiden in ſein Herz, und vergiftet das leichteſte Ungemach, daß es zur Quaal wird.

Leidet er nicht, ſo laden Blendwerke einer geteuſchten Phantaſie die Traurigkeit ein. Und ſie, die ſchwarze Traurigkeit, unterhält und vergröſſert die Träume der betrogenen Phantaſie, und herrſchet den Kummer ins Herz.

Selbſt bey überhäuften Geſchenken des Himmels findet ſie Mittel, dem Herzen die Freude und den Geſchenken ihren Werth zu nehmen.

Iſt der Menſch in dieſen dreyen Umſtänden den Anfällen der Traurigkeit blos geſtellet, ſo iſt ja kein Umſtand des Lebens eine ſichere Hülfe für ihn. Oft genug träget auch ſogar ein Liebling des Glüks die Spuren der Traurigkeit, die ſeine Jugend entſtelleten, durchs Alter, und nimmt ſie mit ſich ins Grab. Ihre immer verderbende Wuth empöret den Menſchen wider ſeine eigene Würde und wider ſein Glük.

Selbſt ein ſo erhabener Geiſt, der ein Recht hat, den Ruhm der Nachwelt zu fordern, erlieget unter geringen Widerwärtigkeiten, wenn die Traurigkeit ihre ſchwarzen Flügel über ihn, wie eine Donnerwolke, verbreitet, worunter er nur ſchwer athmen kan. Er ächzet unter Bürden von Kleinigkeiten, die zu geringe ſind, das fröhliche Herz eines ſchwachen Geiſtes zu bewegen; ſein Muth, der ſtark war, gröſſern Gefahren zu trozen, wird erſchüttert, und verſinkt durch nichts bedeutende Gegenſtände in der Traurigkeit, wie ein Gebürge, das ein ſchrökliches Erdbeben erſchüttert und verſenkt. Die Gründe zur Zufriedenheit, die er ſtark fand, den Tumult bei andern zu ſtillen, fahren ſeiner eigenen Seele fürüber, wie ein ſeichtes Geſchwäzze. Wenn die Traurigkeit den Geiſt, der ſo glänzte, trübe machet, und ihn in den Sorgen, wie in der Abendluft, verhüllet, ſo wird er ſcharfſichtig, und ferne Gefahren zu entdeken, die ihm fürchterlich ſind. Es ſteiget, ſpricht er, ein dunkeles Gewitter wider mich auf, das meinem Glüke den Untergang drohet. Ja, ja, zeucht nicht auch dort ein ſchreklicher Rieſe wider dich daher? Siehe, ſein fürchterlicher Schatten verkündiget ihn. Das ſchwarze Ungewitter iſt da, und was iſt es denn? Ein Vorwurf zum Scherze. Der den Rieſenſchatten warf, erſcheinet, und wer iſt er? Ein Zwerg einer Spanne lang. Die untergehende Sonne ſchuf das Bild des Zwerges ſo fürchterlich in ſeinem Schatten. Und ein durch die Traurigkeit geſchwächter Geiſt mahlet ſeinen Traum, und erſchrikt vor dem Gemählde. So ſchwach wird ſelbſt das traurige Herz des Weiſen, wenn ſich ihm auch nur kleine Gefahren von ferne zeigen.

Aber auch da, wo gar nichts zu fürchten iſt, ſchaffet die Traurigkeit Geſpenſter, die den Menſchen ängſtigen. Sie iſt, wie die Nacht, welche dem Wandersmann die Pracht des Frühlings verbirget, und ihm die Bewohner des Sumpfes, die Irrleuter, zum Schreken ſichtbar machet. Durch ſie aufgebracht, durchirret der Menſch die Zukunft, u. webet ſich aus blos möglichen Unglüksfällen der noch fernen Zeit ein Nez, das ſeine freie Seele beſtriket. Wenn die Traurigkeit das unzufriedene Herz des Menſchen beklemmet, und Seufzer erpreſſet, welche die hohle Bruſt wider das Schikſal aushauchet, ſo werden ihm Dinge, die nichts ſind, Vorbothen ſchwerer Unglüksfälle, die ihn ſchon von ferne foltern.

Aber wie? findet auch denn die Traurigkeit einen Weg zum menſchlichen Herzen, wenn das Glük ihn liebkoſet? Ja ſelbſt unter ihren Liebkoſungen öfnet ſie oft ſeinen Mund in unanſtändigen Klagen: "Meine Tage fahren in Ungemach dahin, und das Gefühl der Freude kenne ich kaum. Warum iſt mein Kummer den Winternächten gleich, die lange dauren und öde ſind? Warum fleucht mir die Freude, wie ein Schatten, vorbei, den ich nicht haſchen kan? Ich beſtürme mit billigen Wünſchen den Himmel, und er erhöret mich nicht. Die Gaben des Glüks, die mir das Schikſal zuwirft, ſind keine Gaben die meinen Geiſt ſättigen. Was mir geſtern fürchterlich war, das iſt mir heute fürchterlich, und wird es mir morgen ſeyn. Darum iſt mein ganzes Leben eine einzige lange Klage, ein ungebahnter ſteinigter Weg, den ich durcharbeiten mus, und der mich müde macht."

Aber wenn auch ein mildes Verhängnis dir mehr giebet, als du gewünſchet; ſo werden dennoch deine Loblieder, die du dem Herrn des Verhängniſſes opferſt, ängſtliche Seufzer ſeyn, wie ſie waren, ehe du erhöret wurdeſt. Dein zur Traurigkeit gewöhntes Herz ſpähet neue Labyrinthe aus, worin es zwiſchen Kummer und Ungemach herumirret. Der Güter, wornach dein begieriger Geiſt lächzete, achteteſt du nicht, ſo bald ſie dein wurden.

den. Sie waren nicht das Ziel, woran deine Unzufriedenheit, die der Freude den Weg zu deinem Herzen verſchlos, ſcheiterte. Deine Wünſche ſchmachten wieder nach dem, was ſie verachtet hatten, und in einen ewigen Zirkel jagen ſie ſich ungeſättiget herum. Die ſchöne Natur lächelt der Welt die Freude zu: alles, was lebet, höret ihre Stimme, und freuet ſich. Nur die Traurigkeit empöret ſich wider ſie und ihren Schöpfer, und verhärtet das Herz des Menſchen gegen ihre Reizungen, ihn unter das Vieh zu erniedrigen. Es mag der Himmel dem Knechte der Traurigkeit das, was er wünſchet, zehnfach geben, was hilft es ihm? Die Melancholie erhebet ihr ſchwarzes ſchrekliches Haupt über das Glük, und tödtet ihre ſanfte Würkung, die Freude. So übergeben oft Kleinigkeiten, Vorfälle, die nichts ſind, und ſogar ſelbſt die Geſchenke des Himmels den Menſchen der wilden Traurigkeit zur Beute.

" Es ſey alſo: ſpricht der durch ſich ſelbſt betrogene Menſch, daß Widerwärtigkeiten, die zu leicht ſind, andern fühlbar zu werden, meinen ſchwächern Geiſt drüken. Meine Seele ſey klein genug, vor Geſpenſtern zu erbeben, die durch ihre eigene Phantaſie träumet, ſie ſey freudenlos und traure, wenn das Glük verſchwenderiſch liebkoſet. Dieſem ſey alſo. Allein, gos ich die Traurigkeit meinem Geiſt ein und feſſelte ich ihn in einem Körper, in dem die Freude wohnen konte? War ich der, welcher der Fröhlichkeit den Weg zu meinem Herzen verriegelte, daß es ſeufzen muste, wenn andere die elender waren, jauchzen konten? Habe ich mit dem Gramme eine Freundſchaft, und mit dem Kummer einen veſten Band geſtiftet, ich, der Vorwurf des Bedaurens? Mit Recht kan ich das fröhliche Herz des Elenden beneiden, und das iſt mein hartes Loos, das ich mir nicht ſelbſt erwählet habe." Wer aber anders? Iſt es denn GOtt, der dir ein Herz gab, das hart genug iſt, bei leichten Widerwärtigkeiten ſich ſelbſt zu quälen? Befrage deinen Stolz, und finde ihn, wie er deine Gröſſe dem Schluſſe des Schikſals entgegen ſtellet, finde den Grund deiner Unzufriedenheit in ihm. Gab der Vater der Menſchen dir ein ſo thörichtes Herz, das zukünftige ungewiſſe Widerwärtigkeiten haſchet, und darauf ſchwere Sorgen und Gram bauet? Durchforſche deine Habſucht, und ſiehe, wie die ſich argwöhniſch in die Zukunft waget, das Reich der Möglichkeit durchirret, und ſich da chimeriſche Unglüksfälle ſammlet, die ſtark ſind, deine ganze Ruhe und Zufriedenheit zu zernichten. Iſt es der Geber ſo vieler guter Gaben, der deine Seele verhärtete, gegen ſeine Geſchenke fühllos zu ſeyn? Bemerke deine Trägheit, die ſich der Habſucht zugeſellet, und ſiehe, wie ſie deine Seele in der Traurigkeit, wie in einem dikken Nebel, verhüllet, wodurch ſie die Reizung der Natur und die Gaben des Himmels nicht entdeken kan. Du beſtrafeſt, blödſinniger und verwegener Menſch! durch die Traurigkeit deine eigene Unart. Du verwundeſt dich, aber die Schmerzen deiner Wunde öfnen nie deinen Mund wider dich ſelbſt. Die Härte des Schikſals der Natur und ihres Urhebers verklageſt du.

Wenn doch Stolz, Habſucht und Trägheit die Feinde wären, die der Menſch beſtritte, wie rühmlich würde ſeine Arbeit, wie gemindert ſeine Traurigkeit, und ſein Glük, wie beveſtiget würde es ſeyn.

Wenn der Menſch ſeinen Stolz zu einem Gözen erhebet, dem er opfert, ſo ſind ihm die Befehle ſeines Gözen ein Plan ſeines Glüks, den er ausführen will. Dieſen Plan wieget er gegen ſeine Verdienſte ab, und findet die Ausführung für einen ſo erhabenen Verſtand nicht zu ſchwer, und nicht zu klein für eine ſolche Gröſſe. Er, der das Ruder eines Glüks und Afterglüks ſeiner eigenen tiefen Einſicht übergibt, ſchauet von ſeiner phantaſtiſchen Höhe auf die Fügung des Himmels, auf das Schikſal, verächtlich herab. Aber der das Schikſal lenket, deſſen Winke Welten gehorchen, der Erhabene bieget ſich nicht unter den Stolz, ſeine Weisheit ſtimmet nie mit der Thorheit des Menſchen überein. Er verwirft den Plan, den Beweis der Kurzſicht, ſtellet ſeiner Ausführung Hinderniſſe entgegen, die er nicht überſteigen kan, und ſchreibet ihm einen andern Weg zum Glüke vor, den er wandeln ſoll. Der Knecht des Stolzes findet ſich zu gros, dem Willen des Himmels gehorſam zu werden. Er wafnet ſich mit Troz, und arbeitet ſtürmiſch, die Gebürge zu überſteigen, die der HERR der Welt ſeinen Abſichten entgegen gethürmet hatte. Aber ſein Stolz ſtürzet ihn in die Niedrigkeit wieder zurük, die er verachtete.

Lehret ihn ſein oft wiederholter Fall nicht, daß er zu klein iſt, die Fügung des Himmels nach dem Plane ſeiner Thorheit abzuändern; will er die Lehren der Erfahrung nicht hören, die oft da fröhliche Scenen eröfnet, wo der Menſch ſchwarze traurige Zeiten von ferne ſahe; will ſich ſein Stolz nicht unter ein Schikſal biegen, des Tiefe er nicht durchſchauen kan; und fähret er fort die Fügung des Himmels mit ängſtlichen Wünſchen zu beſtreiten, ſo wird die Macht einer unbefriedigten Sehnſucht, das in ſo kleinen Geſchäften verwikelte Herz des Menſchen offen finden, und es mit der Traurigkeit ſtrafen.

Wenn nur noch blos wichtige Vorfälle die Gewalt hätten, die Seele des Menſchen zu erniedrigen, ſo würde nach den Umſtänden ſeine Entſchuldigung ein Gewicht haben. Aber wie oft gleichet ſein Leben der Reiſe eines Wahnwizigen, der auf ſeinem Wege ſtolz einher trit, die Hinderniſſe des Weges zu verächtlich hält, den abgemeſſenen Schritt ihrentwegen zu ändern? Ein jeder Stein ſoll ſeinem Fuſſe weichen, und ein jeder Stein, an den er ſich ſtößt, wird ihm zur Urſache, ſich über die ganze Reiſe und über den ganzen Weg zu beklagen. Der Menſch iſt mit einer Reihe von Begebenheiten unzertrennlich verbunden. Eine Menge von Vorfällen, die ihm nicht gefallen, werden in ihrer Verbindung nothwendig. Warum erhebet er denn ſeinen Stolz auf den Thron, daß er den unangenehmen Begebenheiten gebiethe, wie ein Regent gebeut, dem ſeine Vaſallen gehorchen müſſen? Iſt denn der Menſch der Gröſſe ſeines Verſtandes ſo gewis, daß denn eben der Entwurf ſeines kleinen Gehirns die Regel auch nur geringer Vorfälle ſeyn ſoll, die oft ein Grund der wichtigſten Folgen ſind? Des Menſchen Stolz befiehlet ſeiner Gröſſe, ſich geringen Widerwärtigkeiten zu widerſezzen. Er gehorchet, widerſezzet ſich trozig einer jeden Kleinigkeit, und Kleinigkeiten erhalten dadurch die Macht, Stöhrer ſeiner Ruhe zu werden. Kurz! ſeine wieder einander ſtreitende Leidenſchaften machen ihn kunſtreich, ſich nur deſto aufgeblaſner zu foltern, damit er, wo nicht hypochondriſch, doch immer Hofnungs-reich und armſeelig bleibe. Eines ſolchen Leben iſt ein beſtändiger Zank mit dem Schikſale. So wird der Menſch ein geplagter Knecht ſeines Tyrannen des Stolzes, der ihm das Misvergnügen und die Traurigkeit zum Lohne giebt.

Auch durch die Habſucht kreucht dieſe ſchwarze Leidenſchaft in niedrigen Wegen zum menſchlichen Herzen. Die nie geſättigte Begierde, iſt ein heimliches Feuer in der Seele des Habſüchtigen, das ihn vereiniget. Sehnſuchtvoll jaget er ſeinen Wünſchen nach, und verſäumet dabei ſein Herz, daß es ihm ſelbſt verächtlich werden mus. Die Unzufriedenheit wird ſein Eigenthum, und die Klage ſeine Sprache.

" Mich hat einmal, ſpricht er, der " HERR des Schikſals auf einen Erdball gebannt, wo ſich traurige Stunden und halb vergnügte Minuten abwechſeln, auf einen Erdball, wo das Glük eine Chimere, und die Freude ein Traum iſt. Aber jener dort, den ich beneide, iſt denn der kein Bürger derſelbigē Erde? Seine zufriedene Seele iſt meinem gebeugten Geiſte eine kränkende Satyre. Das Glük mus wohl gegen ihm die Härte, die ſich des Menſchen Sehnſucht widerſezet, abgeleget, und ſich ſeinem Willen unterworfen haben. Seine Wünſche müſſen dem Schikſale und ſeine Winke der Fröhligkeit ſtrenge Befehle ſeyn, denen ſie gehorchen. Mich, mich aber treibet der Unmuth früh in mein Lager, und weñ ich die Nacht durchſorget habe und die Morgenſtunde findet mich im erſten Schlummer, ſo iſt es noch ein Glük für mich, wenn nicht ein ängſtlicher Traum dem wenigen Schlafe ſeine Süſſigkeit nimmt. Kein Wahn teuſchet mich, mich Armen hat das Schikſal zu einem Feinde erkohren. Ich durchirre Hoffnungsvoll rauhe Wege, um ein Glük zu erhaſchen, das vor mir fliehet u. in die Hände eines andern eilet, der es kaum ſuchet. Die betrogene Hofnung rächet ſich an mich, und ſchlägt meine Zufriedenheit zu Boden.

Mit Schaudern ſehe ich zurük in die bereits durchlebten Tage. Da erblikke ich eine Menge fehlgeſchlagener Abſichten, ein Heer unerwarteter Widerwärtigkeiten. Und die Zeit vor mir dräuet mich noch mit Vorfällen, die mich ängſtigen. Ich ſehe die Anſchläge eines andern gelingen und fühle die Schmach meiner nur halb erfülleten oder gar vernichteten Abſichten deſto ſtärker. So bildet ein widriges Verhängnis mein Herz zu einem traurigen Herzen."

Wenn dem Menſchen die Bürde ſeiner Thorheit zu ſchwer wird, ſo ſuchet er ſich von der Schuld, und nicht von der Bürde los zu machen. Er klaget alles was um ihn iſt, nur nicht ſich ſelbſt, an. Ihm iſt der Himmel zu karg zur Zufriedenheit, verlanget er aber nicht zu viel? Seine Wünſche beſtürmen das Schikſal, und fordern eine ununterbrochene Reihe fröhlicher oder doch nicht unangenehmer Vorfälle. Aber was wäre das Leben desjenigen, der von ganzen Völkern beneidet wird, wenn nicht der Himmel ſeine Tage mit Begebenheiten durchwebte, die ihm misfallen? Ein Leben ohne Gram, aber auch ein Leben ohne wahre Freude. Wer mehr fordert wie er ertragen kan, dem wird des Schikſals Güte, das ihm nicht dem Verderben ſeiner Wünſche überlaſſen will, zu einer Quelle der Traurigkeit.

Dieſer Habſüchtige, der nie ſeinen Bund mit der Unzufriedenheit bricht, ſiehet ſeinen feurigen Wunſch erfüllet, und fühlet es nicht. Ihm iſt alles, was er erhält, und was er hat, kaum bemerkenswerth zu ſeiner Zufriedenheit. Seine nagende Sehnſucht beſchäftiget ſich blos mit dem, was ihm noch fehlet, und alles das ſcheinet ihm zu fehlen, was einem andern beſchieden iſt. Einem ſo unempfindlichen Herzen rauſchen die Geſchenke des Glüks vorüber, wie ein Bach dem Kieſel. Und nur einem jeden unangenehmen Vorfalle öfnet er ſein ganzes Herz, und verewiget ihm da wider die Zufriedenheit der folgenden Tage. Seinen erfülleten Abſichten folget der Kaltſinn, und ſeinen unerfülleten, die Traurigkeit.

Der dem Gelde opfert, ſchäzet einen jeden Verluſt ſeines Kummers werth. Sorgfältig zählet er die Fälle, die ihn um einen Groſchen gebracht, zuſammen. In dieſen Geſchäften vertieft, erbliket ſein argwöhniſches Auge im Ueberfluſſe die Armuth und den Hunger bey grauen Haaren. Und wer dem Vergnügen, wer der Ehre und allen Gütern des Glüks ſeine ganze Sehnſucht weihet; wer ſeinen Willen dem Schikſale zur Richtſchnur vorleget, und keinen fehlgeſchlagenen Wunſch ertragen kan; der Eigennüzige durchirret die vergangene Zeit; rufet aus ihr die Vorfälle wieder ins Gedächtniß zurük, die ihm zur Marter da waren, und ſtellet ſie vor ſich in die Zukunft als Schrekbilder auf, wovor ihm grauet. So erwuchert er ſich mit den Vorfällen, die ſeine Zufriedenheit ſtöhreten, wenn er ſie der Vergeslichkeit entreiſſet, eine mehr als zweyfache Traurigkeit. Wahnwizig vernichtet er ſein Glük, indem er es ängſtlich aufbauet, denn das wahre Glük, das was er hat, mit fröhlichem Herzen zu genieſſen, iſt kein würdiger Vorwurf ſeiner Bemühung. Aus Furcht vor der folgenden Zeit, beſchweret er die gegenwärtige mit Sorgen, die ihn drüken. Wie gräbt ſich doch des Habſüchtigen verkehrter Wahn, auf ebenen Wegen, Abgründe, worin ſeine Fröhlichkeit umkömmt!

Auch die Trägheit iſt eine mächtige Feindin des Glüks der Menſchen. Wenn unter dem Schuze des Stolzes und der Habſucht, die Melancholie wider die freie Seele des Menſchen daher zeucht, und ihr Vorbothe das Mistrauen ſich ihrer ſchon bemächtiget, ſo nimmt die Trägheit die Parthie der Traurigkeit, wieget den Menſchen in einen tödtlichen Schlummer, und ſchlummernd fühlet er die Gewalt der groſſen Feinde ſeiner Ruhe, fürchtet ſie, und ſtellet dennoch ſeine Stärke ihrer noch geringen Schwäche nicht entgegen. Fordert das Mistrauen den Menſchen wider ſeine Zufriedenheit auf, ſo wählet er wahnwizig die Trägheit zu ſeinem Beiſtande. Ein Beiſtand der ihn entwafnet, und ihn wehrlos ſeinen Feinden überliefert. Sie, die verhaste Trägheit, leget die Bürde ſchlechter Begriffe auf ſeine Seele, und dieſe Quelle niedriger Handlungen bringet die Schaam, und ſie die Traurigkeit noch mehr wider ihn auf. Die Schwingen ſeines Geiſtes, die ihn empor zu der fröhlichen Empfindung ſo vieler unverdienter Geſchenke des Himmels heben ſolten, lähmet ſie, daß er dieſe Höhe, die Würde der Sterblichen, und ihr Glük nicht erreichet. Sie iſt es, die das ohnehin räzelhafte Herz des Menſchen mit allen ſeinen Tiefen ganz vor ihm ſelbſt verberget, daß er es nicht kennet, und nicht darauf achtet.

So findet die Traurigkeit das träge Herz offen und unbewahret. Und wenn ſie mit ihrem ganzen Gefolge da wohnet, und den Menſchen ängſtiget, ſo ſchlaget die Tragheit ſeinen Muth mit dem Wahne einer zu groſſen Schwäche darnieder, daß er immer unter der Herrſchaft der Schwermuth zwiſchen Sorgen und Gram verzagt herum kreucht, und nie den Entſchlus waget, ſich ihrer Tyranney zu widerſezzen. Der freie Menſch fühlet in dem Joche der Traurigkeit ſein Glük vernichtet, er ſiehet ſich von der Höhe der Zufriedenheit, der Ruhe und der Fröhlichkeit bis zu der Schmach, worin er ſich ſelbſt unerträglich wird, herunter geſezt. Und dennoch achtet er die ſchwere Arbeit, dieſes Joch zu tragen, und darunter zu ſeufzen geringer, als die Mühe es zu zerbrechen. Die Bewohner der Zweige ſingen Freudenlieder, und die ganze Natur wird vergnügt, wenn der Lenz die Erde belebet. Nur den durch die Trägheit verwahrloſeten und von der Traurigkeit beſeſſenen Menſchen, rufet die Anmuth der Natur, und die Liebkoſung des Glüks umſonſt zur Freude. Er bleibt in den dürren Gründen der Unempfindlichkeit, wo die Trägheit ihn gefangen hält.

Bietet der Menſch nicht bald ſeinen ganzen Muth wider dieſe Stöhrerin ſeines Glüks auf, ſo ergiebet ſie ihm einem Feinde, der gröſſer iſt als ſie ſelbſt. Die Gewohnheit, welche den Feigherzigen zu einem Helden, und den Schläfrigen zu einem Arbeitſamen bildet, feſſelt ihn der Traurigkeit mit ſtarken unzerbrechlichen Banden. Er, der noch des Tadels werth iſt, wird bald ein Vorwurf des Mitleidens, denn ſein ganzer Muth wird oft zu ſchwach, die Gewalt der von der Trägheit unterſtüzten Gewohnheit zu beſiegen. Daß die Seele eines Menſchen, die nicht unedel dachte, ſelbſt unter dem Pöbel der

Geiſter verächtlich wird, das macht die Trägheit, die ſie der Niedrigkeit übergiebt, und die Gewohnheit, die ſie in dieſer verächtlichen Niedrigkeit veſte hält. In den tiefen Schlaf, worin die Gewohnheit ihn verſenket, lernet er die Freude verkennen, und Seufzer die ihm zur Natur werden, opfert er dem Gramme als einen Tribut. Sein durch die Traurigkeit verderbtes ſchwere Blut beklemmet ſein Herz, und verſchleuſt es der Freude, daß oft ſelbſt die Kunſt des Arztes zu ſchwach iſt, dem gedrükten Herzen Linderung zu verſchaffen.

Erwartet vielleicht der Menſch in dem Streite mit ſeiner Wohlfahrt einen Ruhm, oder ſuchet er eine Gröſſe darin, daß er ſich ſelbſt erniedrigen kan? Nein, der Stolz und die Habſucht zeigen ihm das Gewebe ihrer Thorheit in einem reizenden Glanze, den ſie dem Glüke abgeborget, und die Trägheit wehret ſeinen Geiſt, des Betruges inne zu werden. Der Menſch durch dieſen Schimmer gelokket, jaget wie vom Wirbelwinde getrieben, zwiſchen Sorgen und Mühe dem Blendwerke ſeiner täuſchenden Feinde nach, haſchet nach den Schatten, und entdeket den Betrug. Von einem Blendwerke hintergangen, eilet er hizzig in demſelben Zirkel fort, das andere zu erjagen, ſuchet und ringet und findet nie, was er gehoffet. Lehret ihn die Vernunft, lehret ihn die Erfahrung nicht, das was geſtern ein Schimmer war, auch heute nur ein Schimmer iſt? Suchet er ſeine Zufriedenheit auf dem Wege, wo die Zufriedenheit ſeiner Vorgänger verlohren gieng: ſo bewapnet er durch die Traurigkeit ſeine Schwäche zum Siege über ſein Glük.

Mittel wider die Weſpen und Hummeln.

Mein Herr!

Der Eifer für das gemeine Beſte bewegt mich, ihnen ein ſehr ſicheres und wohlfeiles Mittel wider die gefährlichen Bienenfeinde, die Weſpen und Hummeln mitzutheilen, zumal da Herr Palteau in ſeiner neuen nüzlichen Schrift, worin er lehret, wie man hölzerne Bienenſtöke anlegen ſoll, dieſes Mittel nicht gewuſt zu haben ſcheinet, ſondern S. 367. aufrichtig bekennet, daß er für dieſe untreuen und niederträchtigen Mörder kein anderes Mittel, als die Gedult, wiſſe, man müſte dann den Verſuch machen, alle Weſpenneſter in der Nachbarſchaft eines Bienenſtoks zu zerſtören. Wenn es auch wahr iſt, was eben dieſer Schriftſteller verſichert, daß man nemlich behaupte, es haben auf keiner von den franzöſiſchen Inſeln in Amerika Bienenſtöke angelegt werden können, weil ſie die daſelbſt allzuhäufigen Weſpen insgeſamt zerſtörten, ſo wird dieſes für mich ein neuer dringender Bewegungsgrund ſeyn, das Mittel, dieſe ſchädlichen Inſekten auszurotten, ſie mögen ſo zahlreich ſeyn als ſie wollen, der Welt bekannt zu machen; zumal da ſie auch den Weintrauben, und den köſtlichſten Früchten der Reben ſchädlich ſind.

Man wird erſtaunen, daß ein ſo nüzliches Mittel in einer ſolchen Kleinigkeit beſtehe und ſo wenig bekant ſey. Man mus zween Löffel voll guten Honig in ohngefehr drey Viertel von einer Chopine friſchen und klaren Waſſer auflöſen, dieſes Honigwaſſer mit einem Trichter in eine gemeine Bouteille, oder ein andres Geſchirr mit einem engen Halſe füllen, und dieſelbe offen neben die Bienenſtöke ſezzen. Die Weſpen werden ſich alsbald in die Bouteille ſtürzen, weil ſie ſo hizig und dum, als freſſüchtig ſind. Dieſes Mittel lehrete mich ein alter Greis im Jahre 1755. als eben die heiſſeſten Tage, und meine Bienenſtöke mit ſehr zahlreichen Weſpenſchwärmen beſchwert waren. Ich hielt dieſes Mitel gleich hoch, weil ich ſchon andere Verſuche gemacht hatte, um diejenigen Weſpen zu vertreiben, die meinen Weintrauben ſo viel Schaden thaten. Ich hatte nemlich eine Menge kleiner mit Honigwaſſer faſt ganz angefüllter Flaſchen an die Reben befeſtiget, und auf dieſe Weiſe einige Weſpen gefangen. Ich befürchtete nur, daß ich hier zugleich eine Falle für meine Bienen aufſtellen mögte. Ich verſuchte es. Ich ſtellte drey Bouteillen mit Honigwaſſer auf meinen Bienenſtok, der geraumig genug war. Dieſes geſchahe Morgens um 11. Uhr. Ich gieng nach zwo Stunden wieder hin, und zwar eben ſo erſtaunt, als vergnügt. Ich trug meine Flaſchen, faſt ganz mit erſoffenen oder noch ſterbenden Weſpen angefüllt, nach Hauſe, verſtopfte und ſchüttelte ſie um. Die Weſpen, die weder naſs noch matt waren, weil ſie auf den zuerſt erſoffenen ſaſſen, wurden alſo ebenfalls untergetaucht, und auſſer Stand geſezt, darvon zu fliegen. Ich ſchüttete meine drey Bouteillen in ein Gefas aus, ſchöpfte die Weſpen mit einer Schaumkelle heraus, und zehlete deren über 2000. die ins Feuer geworfen wurden. Es war keine einzige Biene darunter. Ich füllte das Honigwaſſer wieder in eben dieſelben Flaſchen, und ſezte ſie auf den Bienenſtok, und that dieſes 14. Tage hinter einander, da ich die Bouteillen täglich zwey bis dreymal ausleerete. Dieſes hatte einen ſo guten Erfolg, daß nicht allein in dem ganzen übrigen Theile des Jahres keine Weſpe mehr um meinen Bienenſtok herum ſchwärmte, ſondern daß ich auch das vorige Jahr davon befreiet geblieben bin, und in dem gegenwärtigen Jahre nur ſehr wenige geſehen habe.

Von einem verminderten Appetite zu eſſen, deſſen Urſachen und Mitteln dagegen.

Es gibt Krankheiten, welche, ob ſie gleich nur eine unmittelbare Urſache (cauſa immediata) erkennen, doch von verſchiedenen mittelbaren Urſachen herrühren. Der Jammer iſt eine von dieſer Art. Würmer in den Därmen erregen denſelben nicht ſelten, doch kan der Ausbruch der Reinigung, das Zähnebekommen der Kinder, der Ausbruch der Pokken, Frieſel und ſo weiters, denſelben auswirken. Das Naſenbluten und andere dergleichen Ausleerungen des Bluts erfolgen nicht ſelten von einer Vollblutigkeit, ſie können aber auch geſchehen, wenn von zu ſcharfen Theilen die Gefäſſe zernaget. Dahin rechne ich das Naſenbluten einiger Patienten bei bösartigen Fiebern, die mit einem Ausſchlage begleitet, welches auch der Erfolg der Krankheit bekräftiget, da ſolche Fieber ſich in kurzer Zeit ſelten zum glüklichen Ausgange endigen. Und wenn wir die Krankheiten betrachten, welche per conſenſum erfolgen, ſo iſt hieran um ſo weniger zu zweifeln. Es giebt Koliken, die von einer Urſache in den Därmen entſpringen, es giebt aber auch dergleichen, welche von einem Stein in den Nieren u. ſ. w abhangen.

Hieraus folgt, daß der Gebrauch der Arzneien eine vernünftige Beurtheilung der Krankheit vorausſezzet, und daß die Arzneien in dieſem Verſtande nur den Namen erhalten, ſonſten aber, wenn ſie ohne Unterſchied auf gerathe wohl gebrauchet werden, nicht ſelten den Namen der Gifte verdienen. Ein junger Menſch lag an einem hizigen Fieber darnieder, und am ſiebenden Tage erfolgte ein heftiges Naſenbluten, und die damit verknüften Umſtände zeigten, daß es die Criſis ſey. Die Umſtehenden ſuchten ſolches durch Eſſig u. andere Mittel zu heben, es erfolgte eine Phrenitis, und der Patiente ſtarb. Solche unglükſelige Folgen kan ein Aderlaſs, Brechen, Purgiren, Schwizen und andere dergleichen Mittel ausrichten, wenn es zur Unzeit und beſonders alsdenn geſchiehet, wenn Umſtände vorhanden ſind, welche dergleichen ſchlechterdings verbieten. Und ſo verhält es ſich auch mit den Magenarzneien, ohne zu wiſſen, wie die Natur des Kranken, und wie die Krankheit und deren Urſache beſchaffen. Mittel, deren Gebrauch ſehr ofte vorkommt, weil bei den mehreſten Krankheiten ein verlohrner Appetit. Mittel, die um ſo viel eher zu Hülfe genommen werden, weil ſehr viele das Krankſeyn in dem verlohrnen Appetite ſezen. Überlegt man, daß die Urſachen des Appetits ſich auch nach der Beſchaffenheit des Bluts richten, ſo würde es nicht ungewohnt vorkommen, wenn derſelbe bei den mehreſten Krankheiten zugleich geſchwächet. Ja es giebt Krankheiten, wo es ſcheint, als wenn die Urſache derſelben ihren Siz in dem Magen hätte, da es doch nicht iſt, ſondern der Magen leidet, weil ein ander Theil empfindet, mit dem er in Verbindung ſtehet. Wie ofte erfolget nicht das Brechen, ein Krampf des Magens, wenn ein Stein in den Nieren befindlich. Dieſe Theile werden gedehnet, gereizet, aber eben dieſes widerfähret auch dem Magen, weil derſelbe mit den Nieren vermöge gewiſſer Theile einen Zuſammenhang hat.

Dieſes habe ich vorläufig erinnern wollen, ohne dieſe Materie weiter auseinander zu ſezen, da ich von einem Mangel des Appetits, deſſen Urſachen und Mittel dagegen reden will. Der Appetit beſtehet in einer Empfindung, welche ſich in dem Magen ereignet, und welche davon herrühret, wenn die Nerven des Magens auf eine gewiſſe Art adficiret werden. Ich will hier nicht von denjenigen Urſachen der Krankheit reden, welche die Nerven des Magens unempfindlich machen, welches ſich hernach zeigen wird, ſondern nur diejenigen Urſachen beleuchten, welche in dem Magen gegenwärtig ſind. Alſo können die innern Wände des Magens mit einem zähen Schleim oder andern Materie umhüllet ſeyn, daß der Magenſaft nicht gehörig in die Nerven wirken und die Empfindung auswirken kan. Ja es kan eine Verſtepfung in den Nerven ſeyn, der Nervenſaft kan nicht die gehörige Eigenſchaft haben, welche erfordert wird, wenn die Nerven gehörig angegriffen werden ſollen. Der Magen kan zu ſchwach ſeyn. Ferner ſo kan der Magenſaft nicht die gehörige Beſchaffenheit haben, die Nerven hinlänglich und beſtim̃t zu reizen. Es wird nicht nur zur Auflöſung der Speiſen in dem Magen eine gehörige Menge Magenſafts erfordert, ſondern eben dieſelbe Menge iſt nothwendig, wenn der Appetit erreget werden ſoll. Ein Mangel einer gehörigen Menge Magenſafts iſt nur alsdenn eine Urſache des Appetits, wenn derſelbe gar zu viele Salze beſizet. Sonſt wird er mit Recht unter diejenigen Dinge gezählet, dadurch der Appetit zu Eſſen geſchwächet wird. Dies beweiſen einige bösartige und anhaltende Fieber, wodurch eine ſchnelle Zertheilung der Maſſe des Bluts und gleichſam durch eine Fuſion dieſelbe verringert, wird. Alle Abſonderungē richten ſich nach der Beſchaffenheit des Bluts, folglich wird dieſes auch von dem Menſtruo des Magens gelten. Die Waſſerſucht kan dieſes ferner beſtätigen, wenn ſie von der Art iſt, daß die Lympha aus ihren Behältniſſen getreten, und folglich durch die zurukführende Gefäſſe nicht wieder dem Blute zugeführet wird. Wenn der Magenſaft nicht die gehörige Salze hat, ſo iſt er minder activ. Dieſes ſiehet man an der Wirkung eines häufigen Theetrinkens, wie dadurch der Appetit geſchwächet wird. Die veſten Theile des Magens werden relaxiret und die ſalzigten des Magenſafts zerſtreuet. Es iſt die Frage, was dieſes vor ein Salz ſey? Einige geben es vor ein Mittelſalz, andere vor ein ſaures Salz aus, und dieſes leztere wird von denſelben durch einige Gründe beſtätiget. Krankheiten, wo eine Säure gegenwärtig und wo dieſelbe gleichſam die Urſache der Krankheit mit ausmacht, erregen einen Hunger. Saure Sachen vermehren den Appetit, wenn wir deren zu uns nehmen.

men. Ja diejenigen Mittel, welche die Säure in dem Magen an ſich ziehen, oder das ſaure Salz in ein Salz von anderer Gattung verwandeln, ſchwächen den Appetit. Dieſes kan der Magenſaft thun, wenn er zähe. Alsdenn ſind die ſalzigten Theile mit andern Theilen verknüpft, ſie können nicht die Nerven in vielen Punkten reizen, folglich geſchiehet eine mindere Empfindung. Oder es können ölichte und fette Theile da ſeyn, daß die ſalzigten Theile umwikelt werden, ihre beſondere Schwere in der Oberfläche und ihre Subtilität wird verändert, folglich können ſie nicht als Salze wirken, und den Nervenſaft in den Nerven des Magens in gehörige Bewegung ſezen.

Es gibt natürliche Stüke, vermöge deren gewiſſe Leute einen Mangel am Appetite, wenigſtens ein nicht hinlängliches Verlangen zum Eſſen haben. Wir müſſen uns dahero hüten, daß wir nicht jeden gemäſſigten Appetit als etwas krankes anſehen. Es kan ein Körper geſund ſeyn, ob er gleich nicht groſſe Luſt zum Eſſen beſizet, und ſo lange ſich der Körper bei dieſen Umſtänden wohl befindet, ſo lange hat es mit dieſem ſcheinenden Verluſte des Appetits zu eſſen nichts zu ſagen. Es können andere Umſtände da ſeyn, die uns von der Unſchädlichkeit deſſelben überzeugen. Durch das Eſſen ſollen Theile zubereitet werden, welche die Materie des Bluts ausmachen. Und dieſem wird ein Genüge geſchehen, wenn wir bei wenigerem Eſſen mehr flüſſiges zu uns nehmen. Ja was noch mehr, es kan eine Bewegſame Lebensart in eine ſtillſizende verwandelt werden, dabei kan es gar nicht fehlen, es müſſen wenigere Theile zertheilet und ausgeleeret werden, und folglich kan bei ſolchen Umſtänden ein geſchwächter Appetit ſeyn, ohne daß man denſelben als ein Kennzeichen einer verlezten Geſundheit erkennen ſolte. Und von rechtswegen mus der Appetit bei dieſem Umſtande gemindert ſeyn. Denn es braucht nicht ſo viel erſezet zu werden, weil weniger verlohren gegangen, ja die Abſonderung des Magenſafts iſt gemindert, und was noch mehr, er mus bei einem geringeren Grade der Bewegung des Bluts zugleich nicht aktiv genug ſeyn, welches allerdings das Verlangen, Speiſen zu nehmen, ſchwächet. Ich will nunmehro die Stüke ſelbſt anzeigen, davon ich Eingangs dieſes Abſazes geredet, und darnach der Mangel des Appetits in Anſehung ſeiner Folge zugleich beurteilet werden kan. Wer von Natur zähe Säfte hat, Säfte welche ihrer Zerteilung zu ſtark widerſtehen, dabei veſte Teile beſizet, die nicht den beſtimmten natürlichen Grad der Spannung haben, und welche alſo nicht genug in die flüſſigen Theile wirken, bei dem wird ein geſchwächter Appetit faſt was natürliches ſeyn. In dem vorhergehenden ſind bereits die Urſachen davon angeführet, und ich will ſie daher hier nicht wiederholen. Ja bei dem Alter, wo die Theile nicht den Grad der lebhaften Empfindung beſizen, da wird ein Mangel des Appetits nichts widerſprechendes in ſich faſſen. Und gewiſſermaſſen iſt es ſehr heilſam, daß dieſe Art Perſonen keinen ſtarken Appetit haben. Denn es dienet zu ihrer Geſundheit, wenn ſie weniger eſſen. Die erſchlapten Fäsgen des Magens können nicht die ihnen eigene gehörige Bewegung vollkommen verrichten, und die zähen Säfte geben uns auch einen zähen Magenſaft, dergleichen Gekrösdrüſenſaft und Galle, auch eine Galle, die nicht genug aktive Teile beſizet, zu erkennen, und nach der angezeigten Beſchaffenheit kan keine gehörige Zertheilung der Speiſen, und eine vollkommene Zubereitung eines tüchtigen Milchſafts ſtatt finden. Bei alten Perſonen ſind die Fäsgen zu ſehr geſpannet, ſie widerſtehen den Bewegungen zu ſtark und laſſen ſich nicht genug verlängern, folglich ſind ſie eben ſo wenig vollkommen zu der natürlichen Bewegung geſchikt, und der Magenſaft kan nicht in genugſamer Menge abgeſondert werden. Bei ſtarken Appetite würde hier ebenfals eine ſchlechte Dauung ſtat-finden, eine verlezte Handlung, davon zugleich andere abhangen. Dieſe Maxim der Natur iſt untadelhaft.

Fragen wir, was zu einem Mangel eines geſunden Appetits Gelegenheit giebt, ſo will ich dieſelben Urſachen hier anführen. Eine warme Luft iſt darzu geſchikt, eine weit geringere Abkühlung des Bluts in der Lunge befördert die Wallung und Zertheilung deſſelben. Auſſerdem daß die Theile zu den Abſonderungen geſchikt, ſo müſſen ſie häuffig durch die Haut weggehen, da die Wärme die Schweislöcher der Haut erweichet, und folglich müſſen dieſe weniger widerſtehen, und endlich ſo müſſen die Theile dieſer Urſachen wegen ſtark dahin getrieben werden. Folglich wird weniger Saft in dem Magen aus dem Blute abgeſondert, u. dieſes iſt die Urſach eines verminderten Appetits. Ganz anders verhält es ſich bei kühler Luft, daran man um ſo viel weniger zweifeln darf, weil es die Erfahrung bezeuget, daß der Appetit der Menſchen jederzeit im Winter ſtärker ſey, als im Sommer. Nur in dieſem Falle, wenn die Luft gar zu kalt, kan ſie eine Urſache eines Mangels genugſamen Appetits werden. Denn alsdenn ſind die Säfte in einem ſolchen geringen Grade zertheilet und beweget, daß gar keine Abſonderung beſonders vermehret wird, und vornehmlich mus ſolches bei dieſen angemerket werden, wo die abſondernden Theile zart ſind. Iſt die Luft zu ſehr mit feuchten Theilen angefüllet, mus daher der Ubergang dieſer aus unſerm Körper in dieſelbe ſparſam erfolgen, ſo werden die unnüzen feuchten Theile in dem Körper geſammlet, u. ſie müſſen zwiſchen die Elemente der Fäſerchen tretten. Es iſt wahr, die wäſſerichten Theile verbinden die Elemente, denn warum fällt dieſe Verbindung weg, wenn die wäſſerichten und öhlichten Theile verflogen, und warum wird der Kalk durchs Waſſer zu einem zuſammenhangenden und endlich harten Körper: Allein wenn ſie zu viel ſind, ſo vermindern ſie den Zuſammenhang der Elemente. Kurz, die Fäsgen werden ſchlap. Nun iſt die Urſache hier allgemein. Folglich ſind die Blutgefäſſe weniger elaſtiſch und wirken alſo weniger in die in ſich haltenden Säfte. Dieſelben werden folglich weniger zertheilet, ſie ſind zu den Abſonderungen nicht geſchikt genug, überdem werden ſie auch nicht mit einer hinlänglichen Geſchwingigkeit und Gewalt nach den Orten hingetrieben, wo Abſonderungen geſchehen. Hiernächſt mus auch der abgeſonderte Magenſaft mehrere flüſſige Theile beſizen und es iſt gewis, daß er alsdenn weniger aktiv. Endlich ſo ſind die Nerven nicht genugſam geſpannt, ſie können alſo von der Feuchtigkeit des Magens nicht lebhaft genug afficirt und in hinreichende Bewegung geſezet werden. Nach dieſer Wirkung richtet ſich die Empfindung, und wer wollte zweifeln, daß hierdurch der Appetit gemindert werde.

Die Auflöſung der Speiſen in dem Magen ſezet gewiſſe Urſachen voraus, und wie die Wirkung der Urſache jederzeit proportional, ſo folget, daß zu viele Speiſen, das iſt, die in Betrachtung der Urſachen des Individui ſich ſo verhalten, nicht recht verdauet werden. Denn eine gewiſſe Menge von Speiſen erfordert eine gewiſſe Menge Magenſafts, einen beſtimmten Grad der Bewegung des Magens und andere Umſtände, welche zur Dauung etwas beitragen, folglich wird ein nicht genugſamer flüſſiger Chylus zubereitet, und es wird folglich ein dikes Blut erzeugt. Ein Blut, deſſen Theile mehr zuſammen hangen, das alſo nicht recht zertheilet wird, und daraus alſo wenigere Theile abgeſondert werden, und zwar ſolche, welche gleichfalls ſtärker unter ſich zuſammen hangen. Bei ſolcher Beſchaffenheit kan der Magenſaft nicht gehörig in die empfindlichen Theile des Magens wirken. Ja es bleiben Cruditäten zurük, dadurch der Appetit geſchwächt wird. Inſonderheit

heit müſſen fette, ölichte, zähe und dergleichen Speiſen, zumal wenn ſie in groſſer Menge genommen werden, die gehörige Aktivität des Magenſafts mindern. daß er alſo nicht hinlänglich in die empfindlichen Theile wirken kan. Es iſt eine bekannte Sache, daß die Wirkung der Salze geſchwächt wird, wenn ihre Koncentration verringert. Da nun die wäſſerichten Theile dieſes vollführen, ſo iſt klar, wie ein zu vieles wäſſerichtes Trinken den Appetit ſchwächt. Die Theile des Magens werden erſchlappet, dadurch die empfindlichen Theile weniger empfindlich, und endlich ſo können die Speiſen ſelbſt durch angezeigte Folgen nicht vollkommen aufgelöſet werden, wodurch Cruditäten erfolgen, die zugleich das Verlangen zu eſſen mindern. Zu dieſem Getränke rechnet man nicht allein das Waſſer, ſondern auch andere dergleichen Getränke, als Serum lactis, Thee und ſo weiters. Denn ob es wohl ſcheinet, als wenn der Thee die Fäsgen etwas zuſammen ziehet, ſo beſtättiget doch die Erfahrung, daß ein zu vieles Theetrinken den Magen ſchwäche. Eine Wirkung, die um deſto gröſſer wird, wenn man bis an dem Mittage beim Theetrinken ſein Vergnügen findet. Man wird ſich wundern, daß ich den Weingeiſt unter dieſe Claſſe ſeze. Vielleicht habe ich nicht unrecht daran gethan. Anfänglich zeiget er eine ſcheinende gute Wirkung, denn er macht fett, aber die Freude dauret nicht lange, ſo wird der Cörper kränklich, ſiech, mager, hektiſch, ſchwülſtig und dergleichen. Doch rede ich hier von einem den Umſtänden des Cörpers nach unmäſſigen Gebrauch dieſes geiſtreichen Weſens. Wenn das Eſſen nicht mehr ſchmekt, ſo kan man gewis glauben, daß dieſe bereits angezeigten Zufälle zu wüten anfangen. Der Appetit wied ſich nach ſtarkem Brandteweintrinken bald verlieren. Das Menſtruum des Magens wird vappide, das iſt, ſo verändert, daß er nicht gehörig eintretten kan, und die Fäsgen des Magens werden erſtlich ſteif, hernach erſchlappet. Die toniſche Kraft des Magens, die bei der Dauung ſo nöthige Hülfe, gehet alſo verlohren, die empfindlichen Theile ſind nicht ſo empfindlich, und da überdem der Zuſammenhang des Bluts zunehmen mus, ſo erfolget eine geringere Abſonderung eines noch dazu weniger wirkſamen Nervenſafts. Der aus den Speiſen zubereitete Chylus wird nicht ſeine gehörige Eigenſchaften haben, man kan alſo nicht behaupten, daß das Blut gut beſchaffen, ein dikes, zäheres Blut kan ſo wenig zu den Abſonderungen taugen, als es frei durch die engſten Gefäſſe tretten kan. Kleine Stokungen machen gröſſere, und folglich braucht es keiner groſſen Beweiſe, die Möglichkeit und die darauf folgende abſolute Wirklichkeit ſolcher Krankheiten nach einem Ubermas, des Brandteweins zu zeigen.

Der Tobak iſt ein Wundkraut, eröfnet den Leib, bei ſchleimichten Zufällen, Kopfſchmerzen, Schnupfen, Huſten und andern ſo genannten Flüſſen gibt er eine Arznei ab, er wird durch die Gewonheit unſchädlich, alles dieſes und was ſonſt noch mehr von den Wirkungen des Rauchtobaks geſagt werden könnte, wird den Schaden deſſelben bei dem Appetite nicht vertheidigen. In Anſehung der verſchiedenen Umſtände, die bei ſeinem Gebrauch vorfallen, u. in Anſehung der Perſonen ſelbſt, welche ſich deſſelben bedienen, müſſen wir den Erfolg ſeiner Wirkung beurtheilen, und dieſelben nicht aus einem Geſichtspunkte betrachten. Der Tobak mindert die Empfindlichkeit der Theile unſers Cörpers, denn er beſtehet zugleich aus Theilen, welche die mediciniſche Schule narcotiſch nennet. Theile, welche alſo die Empfindlichkeit des Magens verringern. Auſſerdem wird das Tobakrauchen vor Tiſche, wo eine häufige Menge guten Speichels ausgeworfen wird, den Appetit ſchwächen. Denn eben dieſer Speichel ſollte nach dem Magen gebracht werden, um daſelbſt gemeinſchaftlich mit dem Magenſafte die empfindlichen Theile des Magens zu reizen, und die Flüſſigkeit der daſelbſt befindlichen Nerven in Bewegung zu ſezen. Alle erdigte Theile, welche die Salze der Feuchtigkeit des Magens anziehen, auch alle poröſe Theile, welche die Salze eben dieſes flüſſigen Cörpers mit demſelben zugleich in ſich nehmen, alle laugenhafte Cörper endlich, welche ſich mit dem Salze des Magenſafts, welches vieler Aerzte Meinung nach mehr zu einem ſauren, als andern Salze geneigt, vereinigen, ſind gleichfalls als Urſachen des Mangels eines gehörigen Appetits anzuſehen.

So wie das Arbeiten und die Bewegung des Leibes und der Glieder die Handlungen des Cörpers befördert, ſeine Munterkeit vermehret, den Appetit zu eſſen rege macht, und den Schlaf zu wege bringt, die Ausleerungen unnüzer Theile aus dem Cörper beſchleuniget, ſo wird ſich bei einer ſtillſizenden Lebensart das Gegentheil offenbar zeigen. Je weniger der Cörper beweget wird, deſto weniger wird die Bewegung des Bluts lebhafter ſeyn, deſto gröſſer der Grad der Ruhe unſers Cörpers, deſto mehr iſt die Bewegung des Bluts gemindert. Je langſamer nun das Blut beweget wird, deſto geringer ſind die Abſonderungen, und folglich auch die Abſonderung des Magenſafts, folglich ſind die Urſachen des Hungers nicht ſo gros, alſo iſt weniger Appetit da. Die Theile ſind zu der Anſezung und Nahrung der Theile minder zubereitet, folglich müſſen die Theile des Magens weniger geſpannt und alſo auch weniger empfindlich ſeyn. Der Saft der Nerven iſt gleichfalls in Anſehung ſeiner Beſchaffenheit ſo geartet, daß wenn gleich eben die Empfindlichkeit noch vorhanden wäre, doch die Bewegung deſſelben nicht lebhaft genug ſeyn würde. Faſt auf eine ähnliche Art wirket ein zu vieler Schlaf. Er macht träge, er benimmt dem Cörper die gehörige Lebhaftigkeit, und dieſes wird ſich auf alle Handlungen beziehen. Eben die angezeigten Urſachen eines geringen Appetits, die wir vorher von einer ſtillſizenden Lebensart in Erwegung gezogen, finden, wiewohl in einem andern Verhältniſſe, auch hier ſtatt. Iſt die Bewegung des Bluts in Anſehung des Temperaments langſamer, ſo iſt der Schade des Cörpers deſto eher gegenwärtig. Eben dieſe Anmerkung gilt bei einer bereits angeführten Nachläſſigkeit den Cörper gehörig zu bewegen.

Nicht beſſer wurden ſich die Handlungen unſers Körpers befinden, als wenn der Menſch einer guten Gemüthsruhe genieſſete. Dieſe nimmt gewiß unter den zeitlichen Glükſeligkeiten den obern Plaz ein. Nicht beſſer wird das Eſſen ſchmecken, als wenn der Menſch von allen heftig wirkenden Affecten frei iſt. Seele und Körper ſtehen mit einander in Verbindung, eins wird das andere verändern. Kan man gleich die Art und Weiſe dieſer Wahrheit nicht auf das genaueſte darthun, ſo wird es genung ſeyn daß dieſelbe durch die Erfahrung uns bekannt worden. Mit den Sinnen gehet es uns faſt nicht anders, der gröſte Philoſoph wird ſich über den Geſchmak nicht ſo deutlich und beſtimmt, als von andern Sachen ausdrüken können. Doch ich kehre zu den Affekten zurük, und zeige, wie ſich dadurch der Appetit verlieret. Ich will dem Zorn hier den Rang geben. Dieſer veranlaſſet in den innern Theilen krampfhafte Spannungen, dieſes widerfähret auch der Leber, der Gallenblaſe u. ſ. w. dadurch die Galle mehr nach den Zwölffingerdarm und auch in den Magen getrieben wird. Sie beſtehet nicht ſowohl aus ölichten, fetten und brennbaren, als auch laugenhaften Theilgen, von denen ich erwieſen, wie erſtere die Salze des Magenſafts einwikeln und ihre gehörige Art zu wirken verhindern, leztere aber ſich mit denſelben vereinigen, die Subtilität derſelben verändern, und folglich ſie auſſer Stand ſezen, gehörig die empfindlichen Theile zu afficiren. Daher auch der berühmte Herr Profeſſor Junker in Conſpect. therap. ſpecial. Tab. CII. unter die Urſachen

chen eines Mangels des Appetits zu eſſen rechnet, wenn die Galle nach den Magen regurgitirt, inſonderheit nach einem heimlichen Aerger, zumal wenn man gleich darauf Speiſen zu ſich nimmt. Denn der Saz iſt in der Erfahrung gegründet, wer ſchlechten Appetit hat, bei dem findet auch mehrentheils eine ſchlechte Dauung ſtatt. Werden die empfindlichen Theile des Magens nicht gehörig angegriffen, ſo iſt es eine Anzeige, daß auch der Magen und die andern Urſachen der Dauung nicht hinlänglich in die Speiſen wirken und ihren Zuſammenhang trennen werden. Findet ſich in dem Magen viele Galle, iſt dadurch der Saft des Magens alterirt, ſo daß er ſeine ihm eigene Art zu wirken verlieret, ſo iſt ohnſtreitig, daß ein Zorn kurz vor oder gleich nach Tiſche beſonders ſchädlich ſey. Auſſer dieſen angeführten Gründen wird die Geblütsbewegung von dem Zorne verändert, dieſe Veränderung zeiget ſich bei den Abſonderungen und andern Handlungen des Körpers, wodurch der Mangel eines Appetits noch vergröſſert wird.

Ich komme nun auf andere Affekten, die faſt gegenſeitig wirken, und doch mus man von denſelben behaupten, daß ſie den Appetit zu eſſen wohl noch mehr ſchwächen. Was kan die Wallung des Bluts langſamer machen, was kan den Ausleerungen mehr hinderlich fallen, und was kan endlich den Elater der Theile die natürliche Spannung, wohl mehr mindern, als Schreken, Furcht und Traurigkeit. Es iſt eben nicht nöthig, daß man nur von Natur ſchrekhaft, furchtſam und traurig, nem, dieſe Affekten kan man nachher erhalten, und kurz man hat weiter nichts nöthig, als nur ein ſtarker Hypochondriacus zu ſeyn. Herr Magiſter Berendts, deſſen Umſtände der Herr Profeſſor Krüger in ſeiner Pathologie oder dritten Theile ſeiner Naturlehre abſchildert, war ſo hypochondriſch, daß er bei allen Kleinigkeiten erſchrak, und keine 6 oder 9 ſehen konte, ohne aufzufahren, und Angſt und bange zu werden. Wird alſo durch erwehnte Affekten die Abſonderung des Magenſafts vermindert, wird ferner die zuſammenziehende Kraft des Magens geſchwächt, ſo folgt eine in dieſem Theile verhinderte Empfindung. Zuweilen finden ſich bei Hypochondriſchen, wo die Theile des Magens nicht die natürliche Spannung haben, Zeichen eines heftigen Hungers, der aber aus andern und beſondern Urſachen erfolget und nicht bei allen anzutreffen iſt. Denn es kom̄t von der in dem Magen befindlichē heftigen Säure, welche durch eine mangelhafte Dauung der Speiſen erzenget worden. Die hypochondriſchen Zufälle ſpielen ihre Rolle auf ſo verſchiedene Art, und dieſes geſchiehet auch in Anſehung des Hungers. Endlich gibt es auch angenehme Affekten, dergleichen die Liebe und Freude iſt, die zu dieſer Urſache etwas beitragen, und dadurch die Bewegungen in unſerm Körper in Unordnung gerathen. Es giebt Leute, die vor Freude weinen, es gibt dergleichen, die vor Liebe und Freude nicht ſchlafen können, und endlich finden ſich deren, welche vor Freude nicht hungert.

Endlich kommen die Ausleerungen in Betrachtung, in ſoferne dieſelben den Appetit ſchwächen. Dahin gehören alle diejenigen heftigen Ausleerungen, dadurch dem Körper viele nüzliche Theile entzogen werden. Ein heftiger Schweis, ein Durchlauf u. ſ. w. können allerdings in dieſe Claſſe geſezet werden. Was durch dieſe Wege weggehet, das kan nicht in andern Orten hingeſezt werden. Die zur Erregung des Appetits beſtimten Säfte nehmen nicht nur in ihrer Menge ab, ſondern es iſt noch die Frage, ob ſie auch die gehörige Eigenſchaft haben, und zwar eben diejenige Beſchaffenheit, welche zu Hervorbringung des Appetits erfordert wird. Man kan leicht einſehen, daß die ſubtilſten Theile beſonders bei dem Schweiſe am erſten verfliegen, und folglich mus die Maſſe des Bluts und die davon abhangende Säfte dike werden. Der Nervenſaft gehöret unter die ſubtilſten flüſſigen Theile unſers

Körpers, er geht durch heftigen Schweis verlohren, eine darauf folgende Mattigkeit gibt den untrüglichen Beweis ab, folglich kan man nicht ſagen, daß die Theile des Magens eine groſſe Empfindlichkeit hätten. Zuweilen zeiget ſich eben dergleichen Würkung bei unterdrükten Ausleerungen. Das Verhalten der Reinigung des Frauenzimmers wird nicht unbillig unter dieſelben gezehlet, eine Vollblütigkeit, welche dieſe nach ſich ziehet, kan allerdings zu ſehr vielen Unordnungen im Körper und auch zu der oben bereits angezeigten Gelegenheit geben.

Ein Mangel des Appetits zu eſſen kan vorfallen, ohne daß ein andere Krankheit gegenwärtig, und davon die Urſache in dem Magen ſelbſt lieget, es iſt aber auch derſelbe nicht ſelten eine Folge einer andern Krankheit, und alsdenn wird er unter die Zufälle gerechnet. Wenn ein Magenkrampf ſich äuſert, ſo kan der Appetit fehlen, denn da jederzeit eine groſſe Empfindung eine kleine derſelben unmerklich macht und gleichſam unterdrukt, ſo wird hier ein Mangel des Appetits zu bemerken ſeyn. Ja es kan der Magen bei ſolchen Umſtänden nicht gehörig ſeine toniſche Kraft ausüben, folglich iſt es möglich, daß ſich Cruditäten ſammlen, die wiederum die Luſt zu eſſen ſchwächen. Das Brechen beſtehet in einem heftigen Zuſammenziehen des Magens, derſelbe wird krampfhaft zuſammen gezogen, darauf folget jederzeit eine Erſchlappung, die Nervenfäſerchen ſind weniger geſpannt, folglich weniger empfindlich. Auſſer dieſem iſt die zuſammenziehende Kraft des Magens gemindert, und was ich vorher von deſſelben Krampf in Anſehung der Dauung geſagt habe, das mus auch hier gelten. In der Milzbeſchwerde wird zuweilen ein groſſer Appetit bemerket, welches ich oben bereits der alsdenn in dem Magen befindlichen vielen Säure zugeſchrieben, welche durch eine üble Dauung hervorgebracht wird. Nicht ſelten aber iſt in dieſem Affecte ein Mangel des Appetits, und dieſes beruhet theils in dem verhinderten freien Umlaufe des Bluts durch die Eingeweide des Unterleibes, dadurch in dieſen Theilen die Abſonderungen der Säfte nicht gehörig geſchehen, theils aber in der Schwäche des Magens, dadurch die Fäſerchen weniger geſpannt, und folglich auch weniger empfindlich ſind. Eine Cachexie, eine Chloroſis, eine Waſſerſucht und dergleichen Krankheiten mehr ſind Beſchwerde, darinnen eben dieſe iezt angeführten Urſachen ſtatt finden. Sie ſezen einen geſchwächten Tonum der Theile zum voraus, ſie erkennen ein übles Verhältnis der Theile der Säfte, und zwar ſo, daß ſie nicht activ genug ſind. In dem erſten Falle ſind die Nervenfäſerchen weniger gedehnet, die in denſelben enthaltene Feuchtigkeit kan nicht genug und lebhaft in Bewegung geſezt werden, in dem zweiten Falle aber fehlet es dem Magenſafte an genugſamen activen Theilen, die Nervenfäſerchen des Magens hinlänglich zu reizen. Der Umlauf der Säfte iſt in angezeigten kränklichen Umſtänden langſam, und folglich ſind die Abſonderungen gemindert, alſo hat auch die Urſache eines verminderten Appetits zugleich ihren Grund in einer wenigen Menge des Magenſafts. Es gibt Krankheiten, deren Urſache in dem Gehirne ihren Siz hat, es gibt deren einige, dadurch der Einflus des Nervenſafts in die Theile gehindert, oder wohl gar gehemmet wird. Da nun die Nervenfäſergen ohne Einflus des Nervenſafts nicht wirkſam ſind, ſo mögen die Urſachen des Appetits noch ſo gros ſeyn, ſo kan doch keine Empfindung eines Appetits erfolgen. Es gibt hizige Fieber, da aus dem ſo geſchwinden Umlaufe des Bluts und aus den Begriffen der vermehrten Abſonderungen nothwendig erhellen müſte, daß ein groſſer Durſt unvermeidlich, die Erfahrung zeiget in einiger dieſer Krankheiten, wie gar kein Durſt gegenwärtig, u. eine genauere Ueberlegung überführet uns, daß die Urſachen in einer Unempfindlichkeit der Theile des Mundes beruhen, welche von einem zu heftigen Umlaufe des Bluts durch den Kopf und der davon herrührenden Drukung des Gehirns abhange. Eben auf dieſe und vorhergehende Erklärung eines Mangels des Appetits bei einigen Krankheiten könte ferner in andern Zufällen gleichmäſſig der Grund hiervon angezeiget werden, da aber faſt in allen Krankheiten eine Verminderung des Appetits zu eſſen zu bemerken, und da bei allen Krankheiten der Umlauf des Bluts unordentlich und von dem natürlichen Kreislauf abgehet, dieſer auch zu den Lebensbewegungen gehöret und die natürlichen Bewegungen in dieſen ihren Grund haben, ſo iſt unnöthig, daß ich dieſes weiter auseinander wikele. Dieſem zu folge, ſolten ſich die Kranken nicht ſo oft über den Mangel des Appetits beklagen, wenn insbeſondere die Lebensbewegungen zu ſehr verändert ſind. Es fehlet bei ſo geſtalten Sachen an einer hinlänglichen Menge guten Magenſafts, es mangelt der Einflus genugſamen Nervenſafts, und zwar eine Feuchtigkeit der Nerven von gehöriger Beſchaffenheit. Folglich mus die dem Magen natürliche und zur Dauung der Speiſen ſo nothwendige Bewegung geſchwächt ſeyn. Folglich werden ſich bei Kranken, anſtatt der Verfertigung eines guten Chyli, Cruditäten ſammlen, davon der Erfolg ſich nicht nur in dem Magen, ſondern auch in dem Blute, und endlich alſo ſelbſt in dem ganzen Cörper zeiget. Wo keine gute und gehörige Dauung vorhergegangen, da wird kein guter Milchſaft zubereitet, und wo kein guter Chylus zum Blute kommt, da können die übrigen daraus zubereitenden Feuchtigkeiten nicht die gehörige Eigenſchaft erhalten, folglich fehlet es an der Verfertigung eines guten Nahrung- und Nervenſafts, folglich geſchiehet die Nahrung des Cörpers nicht gehörig, und es ſtellet ſich ein Mangel hinlänglicher Kräfte ein. Kräfte, darauf bei Hebung der Krankheiten ſo vieles ankommt, die an ſich betrachtet zuweilen hinreichen, die Urſach der Krankheit zu verändern, zu mindern, auch wohl gar wegzuſchaffen. Kräfte, welche die Wirkungen der Arzneimittel verbeſſern, vermehren, und deſto ſicherer dem Arzt von dem Ausgange der Krankheit ein gewiſſes doch gutes Urtheil verſprechen. Da hingegen bei Ueberhäufung der Speiſen in Anſehung des Appetits der Cörper mehr und mehr verunreiniget wird, ſolchergeſtalt, daß die Krankheit hartnäkiger, gefährlicher und in Anſehung der Ehre des Arztes, die er davon zu gewarten hat, unartiger wird. Dieſe Ehre des Medici in Anſehung der Kur der Krankheiten, beruhet gewis eines Theils von des Patienten Verhalten ſelbſt, ob dieſes gleich ſelbſt am häufigſten verborgen bleibt. Wer die Geſundheit nur allein im Eſſen und Trinken ſucht, dem wird meine geringe Anmerkung vielleicht misfallen. Denn bei einer wirklichen gegenwärtigen Krankheit ohne Appetit zu eſſen, heiſt nicht die Kräfte vermehren, ſondern dieſelben ſchwächen, und den Erfolg der Entkräftung habe ich bereits angemerket. Die Krankheiten mindern die Kräfte, allein nach gehobener Krankheit wird ſich ſchon ein Appetit einfinden, dadurch dieſe Entkräftung gehoben werden kan. Geſunden iſt das Eſſen ohne Appetit ſchädlich, wie vielmehr iſt es bei Kranken bedenklich. Man findet Exempel, daß durch Enthalten der Speiſen auf einige Zeit beſchwerliche Krankheiten gehoben worden. Ohne Appetit mus man alſo den Kranken kein Eſſen aufdringen, und ſie gleichſam dazu zwingen. Eine gute Dauung kan ohne guten Appetit nicht ſtatt finden. Denn beide erfodern einerlei Urſachen. Die Alten haben daher nicht unrecht, wenn ſie geſagt, qui bene appetit, bene digerit; qui bene digerit, bene egerit; qui bene egerit, ſanus vivit.

Aus dieſem und dem vorhergehenden iſt klar, wie der Mangel des Appetits zu eſſen zweierlei Gattung ſey, einmal iſt er eine Krankheit, zweitens eine Folge derſelben, nemlich ein Zufall. Dieſe Art hat in der Krankheit ſelbſt ihren Grund, da die erſte hingegen von einem verdorbenen Magen den Urſprung nimmt. Beide ſind in Anſehung ihres Grades der Urſache derſelben proportional. Dieſe beide Arten können wohl von einander unterſchieden werden. Die einen Zufall ausmacht, offenbaret ſich durch die Krankheit, welche gleichfalls durch ihre Zeichen und andere Umſtände erkannt wird. Es finden ſich alsdenn gemeiniglich keine Kennzeichen einer Beſchwerde des Magens, ſie erfolgt plötzlich und ohne daß eine Urſache vorhergegangen, ſo dazu Gelegenheit gegeben. So bald die Krankheit überwunden, verlieret ſich dieſelbe. Weichet ſie aber dem ohngeachtet nicht, ſo ſtellt ſich entweder ein Recitiv ein, oder es erfolgt eine andere Krankheit, wie ſolches Lommius *in Obſervat, Mediz.* bezeuget. Denn ich habe oben bereits angezeiget, wie die Handlungen unſers Cörpers mit einander übereinſtimmen, wie eine in der andern ihren Grund hat, und obwohl die Lebensbewegungen das vornehmſte Augenmerk verlangen, ſo wird doch deren gute Ausübung auch von den natürlichen Bewegungen abhangen. Denn wie kan der Umlauf des Bluts ordentlich ſeyn, wie kan deſſen natürliche und zur Geſundheit nothwendige Beſchaffenheit erhalten werden, wenn beſtändig durch ſo viele Abſonderungen und Ausleerungen Theile weggehen, die nicht wieder erſezet werden.

Daß bei heftigen Krankheiten, wo ein Mangel des Appetis zu eſſen, gegenwärtig, es keine gute Bedeutung habe, wenn auf einmal ein heftiges Verlangen zu eſſen erfolgt, habe ich bereit anderswo angezeiget. Der Mangel des Appetits zu eſſen, wenn er eine Krankheit ausmacht, wird beſonders durch Brechen, durchs Aufſtoſſen aus dem Magen, durch ein Magendrüken, durch eine Müdigkeit des ganzen Cörpers erkannt. Die vorhergegangenen Fehler in der Lebensordnung können gleichfalls die gefaßte Meinung beweiſen und und beſtätigen. Ueberdem ſo kan der Patient ſolche Beſchwerlichkeit klagen, und wenn dieſes alles vorausgeſezt wird, auch keine andere Krankheit gegenwärtig iſt, ſo wird es nicht viel Kunſt koſten, dieſe Krankheit zu errathen. Was aber vor eine Urſache da ſey, welche den angezeigten Appetit vermindert, das läßt ſich aus den beſondern Zufällen leicht ſchlieſſen. Die Beſchaffenheit des Brechens, die Beſchaffenheit des Aufſtoſſens, der beſondere Fehler oder mehrere derſelben, welche in der Lebensordnung gemacht, müſſen hiervon zeugen. Was den Ausgang dieſer jezt angeführten Krankheit betrift, ſo iſt klar, wie dieſelbe leichter, als die andere, die einen Zufall einer Krankheit ausmacht, gehoben werden könne, wenn die Kur nur ordentlich und zeitig genug angeſtellet wird. Wie kleine Fehler, wenn ſie nicht weggeſchaffet werden, gröſſere hervorbringen, ſo kan eben dieſe Krankheit, wenn man ſie mit gleichgültigen Augen anſiehet, gröſſere hervorbringen, die zugleich mit mehr Gefahr verknüpft ſind, auch nach Befinden der Umſtände beſchwerlicher und länger anhalten. Denn es wird nicht genug Milchſaft zubereitet, derſelbe hat nicht die gehörige Eigenſchaft, und wenn ſich die Sanguification hiernach richtet, ſo iſt zugleich klar, wie das Blut gleichfalls auf verſchiedene Art leiden müſſe.

Bei der Cur dieſes Affekts hat man zu ſuchen, die Urſache deſſelben wegzuſchaffen. Krankheiten ſind Wirkungen, die von ihren Urſachen abhangen. Folglich mus man denſelben entgegen ſeyn. Der Mangel des Appetits, als eine Krankheit, hat verſchiedene Urſachen. Nachdem die wahre davon unterſucht und ausgeforſcht, ſo müſſen die dienlichen Mittel dawider angewendet werden. Darin unterſcheidet ſich ein vernünftiger Arzt von einem empyriſchen. Erſterer ſieht auf Vernunft und Erfahrung, lezterer aber nur auf die Erfahrung allein, und man darf nicht denken, daß dieſe jederzeit ächt ſeyn. Nein, es gehöret viel dazu, gegründete Erfahrungen zu machen, und das Zufällige von dem Weſentlichen gehörig abzuſondern. Und zu dieſer Gattung gehören diejenigen, die jedem, der nichts weniger als ein Arzt iſt, Glauben beimeſſen, ja es können ſelbſt dieſe hieher gezählet werden, welche glauben, ein Recht zu haben, ihr eigener Arzt zu ſeyn. Gewiſſermaſſen geht dieſe Redensart an, inſonderheit bei Erkentnis der Krankheit, wenn ein Menſch auf ſeinen Cörper wohl Acht gibt, die wahre Urſache der Beſchwerde zu entdecken, allein bei den Hülfsmitteln würde es fehlen. Noch weniger mus man ſein eigener Arzt ſeyn, wenn einem nichts fehlet.

Ein jeder Menſch will weiſe ſeyn,
Und baut, mit finſtern Mienen,
Den Uebeln vor, die ihm nicht dräun,
Um ſie noch zu verdienen.

Will man den Mangel des Appetits zu eſſen wegſchaffen, ſo mus man entweder die Cruditäten des Magens verbeſſern u. wegnehmen, oder den Magenſaft auch nach ſeiner Güte erſezen, oder die Fäsgen deſſelben, ſonderlich welche der Empfindung gewidmet, ſtärken. Es kan ſeyn, daß zuweilen nur eine, oder auch mehrere dieſer Indicationen erfüllt werden müſſen. Von jeder will ich beſonders reden.

Sind ſchleimichte zähe Cruditäten gegenwärtig, deren Art zu wirken ich oben beſtimmt habe, ſo dienen die Mittel- und Laugenſalze, um ſolche ſchleimichte Theile los zu machen, zu zertheilen, und ſolchergeſtalt fortzuſchaffen. Es gehören dahin einige reſolvirende Mittel, die gleichfalls wegen ihrer zarten Salze zertheilen, und den Zuſammenhang dieſer Cruditäten trennen. Dahin gehören Tartar. vitriolat. Arcan. duplicat. Tartar. tartariſat. Liqu. terr. fol. tartari, Sal abſinth. Card. ben. Cent. min. und andere Rad. Ari, Vincetoxic. Gentian. rubr. Ir. flor. pimpinell alb. und dergleichen mehr. Sind Cruditäten da, die aus ölichten und alkaliſchen Theilen, dergleichen die Galle iſt, zuſammengeſezt, ſo werden ſie durch Mittel, welche eine Säure bei ſich haben, verbeſſert, als Crem. tar. Cryſt. tartar. Nitr. Spirit. nitr. dulc. Liqu. min. anodyn. Hoffm. ſie werden durch angeführte Mittel- und Laugenſalze zertheilet und fortgeholfen. Die Unreinigkeiten des Magens, welche viele Säure enthalten, können mit durch abſorbirende Mittel bezwungen werden, welche die Säure an ſich ziehen und hinwegnehmen. Denn ob wohl die Säure den Appetit vermehret, ſo kan man doch dieſes von zu vieler Säure eben nicht behaupten. Sie macht das Blut dike, ſie verhindert alſo die Abſonderung des Magenſafts, folglich werden die Speiſen nicht genugſam zertheilet und verdauet, dadurch der Magen allerdings mit Unreinigkeiten angefüllet wird, und deſſen Wände mit Schleim überzogen und folglich die empfindlichſten Theile gleichſam unempfindlich gemacht werden. Dergleichen überflüſſige Säure verhindert den freien Umlauf des Bluts durch die Eingeweide des Unterleibes, dadurch denn gleichfalls die gehörige Abſonderung des Gekrösdrüſenſafts und einer tüchtigen Galle verhindert wird. Ein ſchlechter Milchſaft verändert die gute Beſchaffenheit des Bluts, folglich folget immer eine Beſchwerde aus der andern. Die erforderlichen abſorbirenden Arzneien ſind Oc. ♋ pp. Conch. pp. Corall. pp. Matr. perl. pp. Cryſt. montan. pp. Teſt. ov. pp. Limatur martis, die Tincturæ martial: die alkaliſchen Salze, als Sal, Centaur. min. Abſinth. Card. bened. u. ſ. w. Die alkaliſchen Unreinigkeiten, wenn ſie ſich im Uberflus in dem Magen befinden, werden faſt durch eben die Mittel verbeſſert, die ich vorher angezeiget habe, da ich von dem alkaliſchen und ölichten Theilgen zugleich redete. Die ſäuerliche Mittel; die Mittelſalze und dergleichen können hieher gezählet werden.

Ob nun wohl ſehr viele Krankheiten durch unüberlegtes Brechen, Purgiren, Schwizen und dergleichen heftig wirkenden Arzneien verſchlimmert werden, auch der Ausgang ſolcher angewendeten Mittel nicht allezeit der glüklichſte iſt, ob es wohl noch ſo ziemlich ablaufen kan, welches aber nicht jederzeit erfolget, ſo wird doch ein Arzt ſolcher Arzneien nicht entbehren können, wenn Umſtände da ſind, wo ſie ſicher und mit einem glüklichen Erfolge anzubringen ſind. Der Misbrauch einer jeden Sache iſt ſchädlich, und es gilt dieſes um deſto mehr, je heftiger ſich die Sache bezeuget. Alle bisher angeführten Mittel verbeſſern zwar die in dem Magen befindlichen Unreinigkeiten, und geben daher Gelegenheit, daß ſie deſto eher können weggeſchaft werden. allein dabei muß man nicht ſtehen bleiben, ſondern ſuchen ſie fortzuhelfen. Wenn viele Cruditäten da ſind, wenn dieſelbe zur Ausleerung bereits bewegſam, wenn der Körper des Kranken ſo geartet, daß nichts im Wege ſtehet, welches das Brechen verbietet, ſo kan mit einem gelinden Brechmittel der Magen von dieſen unnützen Theilen befreiet werden, wozu ſich die Rad. Ipecacuanh. ſehr wohl ſchikt. Bei einer offenbaren Schwäche des Magens aber wird es nicht gut ſeyn, durchs Brechen in demſelben einen Krampf zu erregen, dadurch die Fäsgen des Magens noch mehr erſchlappet werden. Denn hernach mus die toniſche und zuſammenziehende Kraft des Magens ungleich ſchwächer ſeyn, und alsdenn müſſen ſich von neuem viele Cruditäten ſammlen. Zudem wird der Tonus ſchwerer wieder herzuſtellen ſeyn, als der Magen durch gelinde Mittel von den Unreinigkeiten gereiniget werden kan. In ſolchem Falle bedienet man ſich gelinder Purgierarzeneien, ich ſage gelinder, denn es iſt hier gleichfalls die Behutſamkeit zu gebrauchen, nicht den natürlichen Zuſammenhang der Därme zu mindern. Bei gegenwärtigen vielen zähen Theilen wird das Seidlizerſalz wohl die beſten Dienſte thun, indem es der Salztheilgen wegen die zuſammenhangenden Theile noch mehr einſchneidet, und ſie zur Ausführung geſchickt macht. Wie denn auch hier die balſamiſchen Pillen aus Gumm. ammoniac. depurat. Galban. Sagapen. Opoponac. Bdellii. Myrrh. Iuniper. Aloës. optim. Extr. Rhabarb. Abſinth. Cent. min. Card. ben. Fumar. Vincetox. u. ſ. w. ſtatt finden. Die Becherſchen und Stahlſchen Pillen ſind gleichfalls von der Art. Bei überflüſſigen Theilen der Galle dienen eben dieſe Mittel, die Rhabarber in Subſtanz, die Anima rhabarbari, deſſen Extrakt, und in der Säure beſonders die Magneſia alba. Dieſe Sachen, ob ſie gleich gelinde wirken, ſo wird es doch ſicher und gewis geſchehen, wenn durch die Digeſtivarzneien die Theile vorher zertheilet worden, ſo daß ſie bequem ausgeführet werden können.

Wenn der Magenſaft nicht aktiv genug und alſo in Anſehung ſeiner wäſſerichten Theile zu wenig Salze hat, ſo iſt nöthig, denſelben durch zu vieles Trinken nicht noch mehr zu verdünnen. Hingegen mus auch das Getränke nicht zu wäſſericht, ſondern mehr geiſtreich ſeyn. In dieſem Falle würde ein pures Waſſertrinken mehr ſchaden, als man ſonſt von ſeinem Nuzen gutes reden könte. Ich geſtehe gar gerne, es verdünnet und dämpft die Schärfe, allein das iſt hier der Endzwek nicht, ich ſage noch mehr, es ſchwächt den Tonum des Magens, und die Theile werden unempfindlicher. Es verlieret ſich nicht nur der gehörige Appetit, ſondern die Speiſen werden unvollkommen verdauet. Denn die zur Dauung dienenden Säfte werden nicht hinlänglich und gleichförmig mit den Speiſen vermiſcht, ſie werden nicht ſtark genug zwiſchen die

Theile der Speiſen hineingetrieben, die Luft wird nicht ſattſam aus den Zwiſchenräumungen der Speiſen herausgepreſt, zugleich verhindert ſie das Eintretten der flüſſigen Theile, welche zertheilen ſollen. Dieſes alles wird von der Schwäche des Magens vermehret. Es wird ein diker Nahrungsſaft erzeuget, ein dikes Blut iſt die Folge davon, endlich ſo wird der darauf abgeſonderte Magenſaft gleichfalls dike ſeyn, wenigſtens werden ſeine Theile denn, wenn wir ſolches zuſammen nehmen, ſich unter ſich mehr zuſamen hangen, dardurch nothwendig Cruditäten generiren, die eine neue Urſache der Unluſt zu eſſen abgeben. Die bisher angezeigten Arzneien tragen auch vieles bei, daß der Magenſaft nicht nur in gehöriger Menge, ſondern auch von guter Beſchaffenheit abgeſondert wird. Folglich geben ſie Gelegenheit, daß ein guter Chylus, ein gutes Blut, und endlich der Magenſaft von guter Art verfertiget wird. Einige ſtärkende Magenarzneien erſezen die aktiven und wirkſamen Theilgen. Dahin gehören die ſtärkenden Eſſenzen, Eſſ. Pimp. alb. Zedoar. Calam. aromat, Galang. Cardamom Cinnamom. Cort. aurant. Citr. die Waſſer Aqu. Meliſſ. menth. Fœnicul. Cort. aurant. Citr. u. ſ. w. die bekannten Magenpulver, welche gleichfalls aus Gewürzen beſtehen, und dergleichen.

Endlich werden die Nerven mehr wirken, wenn ſie von dem Schleime, wovon ſie bedeket ſeyn können, und andern Hinderniſſen befreiet worden, und dahin gehören gröſtentheils die bereits beſchriebenen Mittel. Sie werden durch angezeigte ſtärkende Arzneien wirklich geſtärket, auch die muſculöſen Theile, wenn ihre zuſammenziehende Kraft zu geringe, werden hiedurch ſich lebhafter zuſammen ziehen, und alſo ſtärker in die Speiſen wirken,

Die Lebensordnung in dieſer Krankheit beruhet auf dem, was ich bei der Betrachtung der unnatürlichen Dinge, ſo zu dieſer Beſchwerde Gelegenheit geben, angeführet habe. Beſonders wird man auf die Urſache, ſo zu dieſem Affekte Anlas gegeben, Acht haben müſſen. Was den Schleim in dem Magen vermehrt, was den Magenſaft in Anſehung ſeiner Wirkung ſchwächer macht, was den Tonum des Magens verringert, kurz, was zu einer unordentlichen und verdorbenen Dauung Gelegenheit gibt, das mus ſorgfältig vermieden werden. Nicht umſonſt findet ſich bei dem Mangel des Appetits ein Eckel vor den Speiſen, die Hinderniſſe der Dauung müſſen erſt weggeſchaffet werden, wenn man von genommenen Speiſen den rechten Nuzen erwarten will. Sonſt wird die Urſache nur vergröſſert, man folgt in dieſem Stüke einestheils dem Triebe der Natur, dieſer Trieb, der ſich bei ſo vielen Krankheiten zeigt, der gute Abſichten hat, u. dem man ſich nicht ſo blindlings widerſezen mus. Die Urſache dieſer Bewegungen mag nun zugeſchrieben werden, wem es will, genug, daß es die Erfahrung bekräftiget, und täglich mit ſo vielen Exempeln beweiſet, daß ſie da und öfters heilſam ſind. Wie kan es auch anders ſeyn?

Ein heimliches Gefühl liegt in uns ſelbſt verborgen,
Das nie dem Uebel ſchweigt, und immer leicht verſehrt,
Zur Rache ſeiner Noth, den ganzen Leib empört.

Einige Anmerkungen von der Diät.

Selbige beſtehen in dieſen ſieben Reguln:

1. Man mus alles überflüſſige meiden.

2. Man mus nicht allzugeſchwind eine Veränderung vornehmen, in demjenigen, wozu man ſich lange gewöhnet, weil die Gewohnheit mit der Zeit die andere Natur wird.

3. Allezeit frölich und ruhigen Gemüths ſeyn.

4. Sich allezeit einer reinen und temperirten Luft, ſo viel möglich bedienen.

5. Die beſten Nahrungs-Mittel, welches diejenigen ſind, die unſerer Natur gemäs: in den Magen ſich leicht auflöſen laſſen, und geſchwind wieder durch den Leib paſſiren, gebrauchen.

7. Und wenn man ſeine Geſundheit liebt, die Medicos und Arzneien fliehen.

Durch unordentliche kan man ſich in groſſe Krankheiten ſtürzen, daher iſt alles ungeſund, was den Magen ſchwächet, welches durch allen Uberflus in Speiſen geſchicht, wie auch wenn man zu geſchwind und begierig iſſet, und iſt bei ſolchen Leuten, wenn ſie krank, eine langſame und beſchwerliche Cur: Es erreget ſolches gierige Eſſen Blehungen, ſo oft mit vielen Reiſſen verknüpfet, und iſt dieſe üble Gewohnheit denen am meiſten gemein und ſchädlich, ſo erſt von einer Krankheit wieder geneſen, welche ſich dadurch auszehrende Krankheiten, Magendrüken oder Gelbeſucht zuziehen.

Der Uberflus im Eſſen ſchadet überhaupt allen ſchwachen Naturen, der Schlaf wird davon verdorben, der ganze Leib ſchwehr, und entſtehen daraus Flüſſe und Kopfſchmerzen. Die allerbeſten Speiſen ſchaden, wenn man ſie in Uberflus nimmt; dergleichen ſind alles Fleiſch junger Thiere, als Kälber, Rinder und Lämmer, alle Hülſen-Früchte und Mehl-Speiſen, Milch, Käſe, Butter und Eier, weil dieſe alle eine ſehr gute Nahrung geben (dahergegen Fiſche, Kohl-Kräuter, Wurzeln und Salat meiſt ſchlechte Nahrung geben) und Vollblütigkeit verurſachen. Da auch eine Speiſe geſunder als die andere, ſo ſchadet uns alles in Eſſen und Trinken, was allzuſehr ſalzig, ſauer, bitter oder ſüſſe. Als da ſind; Aquavit, ſtarke Weine, hizige Gewürze, weil ſie das Geblüt übermäſſig erregen, Zwiebeln, Knoblauch, Meerrettig, welche in Uberflus gebraucht, an den Fäſerlein ein kranpfhaftes Ziehen verurſachen oder dieſelbe gar angreifen.

Die Hülſen-Früchte, Bohnen, Erbſen, Linſen, Hirſen, alle See-Fiſche, und übrige harte und mit klebrichten Säften angefüllte Speiſen, weil ſie ein dik Geblüt verurſachen. Gurken, Melonen, Pfirſchen, Feigen, Weintrauben, Kürbſe, und alles was einen rohen und kühlenden Saft bei ſich führet, und überhaupt alles ſüſſe und leicht gehrende Obſt, weil es erkältet und ſchwächet. Unter allen dieſen iſt mit ſauren Sachen am behutſamſten zugehen, weil die Säure den Nahrungs-Saft verderbet, das Blut verdikket, die natürliche Schärfe der Galle unterbricht, den Stein erzeuget, und zu Anſaz und Zuwachs der kalkigten harten Knoten an den Gelenken das meiſte beiträgt.

Die Säure macht Kopf- und andere Schmerzen, ſo aus der Säure des Magens entſtehen. Dieſe Säure des Magens aber entſpringet daher, wenn man viel mit Eſſig zubereitete Speiſen und ſaure Weine zu ſich nimmt, wie auch viel Pflaumen, Erd- und Johannis-Beere, Pfirſchen, Aepfel, Birn und Weintrauben iſſet.

Ferner ſind ungeſund die harten geſalzten und geräucherten Speiſen, als hart und grob Brod, alles eingeſalzene, trukene und geräucherte Fleiſch und See-Fiſche. Denn die Speiſen verurſachen ſalzige Flüſſe, Glieder-Schmerzen, Ausfahren an der Haut, Kräze, Scharbok: das Schweinefleiſch ſo wohl friſch als gepekelt viel gegeſſen iſt am meiſten ungeſund, wie ingleichen Kuchen und Gebakkenes u. alles wozu viel Mehl ſonderlich Waizen, Kraft-Mehl, Semmel-Kruhme, Eier, Zukker u. Butter kommt. Zu den ungeſunden Speiſen gehören auch die vielen ſüſſen Sachen und Meth, Moſt, Milch, Honig und dergleichen, und ſind dieſe inſonderheit denen, ſo Milzbeſchwerung haben, höchſtſchädlich, wie auch phlegmatiſchen Leuten, ſo auf der Bruſt Beſchwehrung empfinden. Die Milchſpeiſen ſind auch zu den ungeſunden mitzuzehlen, und iſt ſelbige höchſt undienlich denen, ſo viel Schleim u. Fett auch Vollblütigkeit, ein ſchwachen und und von Säure überladenen Magen oder den Stein haben, wie auch wo die inwendigen Theile zu Verſtopfungen geneigt ſind. Was von der Milch geſagt iſt, verhält ſich auch meiſt ſo mit den Eiern, welche auch in obigen Krankheiten und Fiebern nicht dienen. Was von den Speiſen geſagt iſt, ſolches verſtehet ſich auch vom Getrank, als wovon einer dienlicher als der andere. Dabei kömmt viel auf Gewohnheit an, und mus man von der, wozu man ſich lange gewöhnet und wohl befunden, niemals abgehen. Uberhaupt iſt das Waſſer das beſte, nur mus es nicht unrein, ſchwer oder kalkigt oder ſtehendes faules ſeyn. Die

Weine ſind entweder ſüſſe, ſauer oder ſchweflicht.

Alle ſüſſe Weine gehen ſtark ins Geblüt und machen vollblütig; die hizigen Weine erregen das Geblüte gar ſehr, wo Säure in Wein und daher ſich viel Weinſtein anſezt, als in den Rheinwein, von ſolchen hat man in Krankheiten, die aus Säure und zähen Weſen beſtehen, nichts gutes zu gewarten. Die ſchweflichten Weine ſchwächen die Nerven und bähnen den Weg zu allen Haupt-Krankheiten als Schlafſucht, Lähmung, Kopfſchmerzen und dergleichen. Das Bier betreffend, ſo iſt hievon die Haupt-Regul zu merken, daß alle Biere, worinn viel Hopfen, das Haupt leicht einnehmen; die ſüſſen aber und nicht recht ausgegorne ſchwächen den Magen und Gedärme; die zu ſtark und malzreich, machen vollblütig und engbrüſtig. Bei allen Getränke iſt zu merken, daß nichts eher und mehr in Krankheit ſtürzen konne, als gar zu kalt getrunken, inſonderheit wenn der Leib erhizt und ſchwizet. Endlich, ſo ſind noch ſehr ſchädlich alle Aquavitä und gebrannte Waſſer, weil ſelbige das Geblüt verdikken, die nüzlichen Feuchtigkeiten verzehren und mit der Zeit Bleichſucht, Hectike, Waſſer- und Schwind- auch ſchwarze und gelbe Sucht anrichten, Kopfſchmerzen, Zittern und das böſe Weſen verurſachen.

Vom Nuzen der Schnekken ohne Haus.

Dieſe kleine und gröſſere Art findet ſich oft ſehr häufig auf Aekern, Wieſen, in Gärten und Wäldern, und ſind den Gewächſen ſehr ſchädlich. Allein die Schweine freſſen ſie vorzüglich gerne, und werden davon fett, ihr Fleiſch aber bekom̃t einen beſonders ſchönen Geſchmak. Allein allenthalben laſſen ſich die Schweine nicht hin treiben. In Engelland ſammelt man ſie alſo früh, wenn der Thau noch lieget, und füttert damit die Schweine, alle Tage.

Zerbrochene Glas-Bouteillen.

Die Hälſe von zerbrochenen Glas-Bouteillen, kan man brauchen, die Gewächſe auf den Spargel-Beeten zu bedeken, und den Spargel durch die Hälſe in die Höhe ſchieſſen zu laſſen; davon wird er eher reif, und ungemein ſchön und dike.

Entdecktes Geheimnis

Der künſtlichen Schwängerung des Saamens, zu groſſer Beförderung des Getreides Wachsthum, bei Unterlaſſung, die Felder zu düngen, zumal in ſandigten, ſteinigten, leimigten und thonigten Lande. Ein ganz neuer eingeſandter, von einer Königl. Academie völlig approbirter Auffaz, v. D. E. M.

DA die Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen beliebet haben,

ben, folgende Frage aufzugeben, um dieſe erörtern und beantworten zu laſſen:

> Ob nemlich das Einweichen des Getraides, in dazu dienlichen Miſchungen, die Fruchtbarkeit deſſelben ſehr befördere, und in wie weit man den Dünger dabei erſparen könne?

So habe, weilen dieſe ökonomiſche Sache, dem Publico nüzlich und erſprieslich iſt, die Sache auch ſelbſten in der Natur ihren richtigen Grund hat, ich es auch experimentiret habe, dasjenige, ſo mir davon wiſſend iſt, aus Liebe und zum Beſten meines Nächſten gerne aufrichtig mittheilen und höchſtgedachter hochlöblichen Societät zu deroſelben hohen Beurtheilung mit allem Reſpect übergeben ſollen.

Die Grundlage, ſo der groſſe allmächtige Schöpfer bei Erſchaffung der Welt in die Natur geleget, und die magnetiſche Kraft, ſo in jedem Saamenkörnlein verborgen ſtekket, ſeines gleichen in der einmal angewieſenen Ordnung aus Waſſer, Erde und Luft, vermittels der Wärme an ſich zu ziehen und zu perfectioniren, iſt wol ohne Widerſpruch im vegetabiliſchen Reiche, der Grund des Wachſens, und die Wiederhervorbringung und Vermehrung ſo vieler Saamenkörnlein gleicher Art eines jeden Individui.

Wobei aber vorher zu erinnern nöthig finde: daß, da der Erdboden erſtlich nicht aller Orten, wie bekant, von einerlei Güte iſt, zweitens die Lagen der Oerter und Gegenden, ratione der Kälte und Wärme, ſehr unterſchieden ſind, und drittens auch die Witterungen in einem Jahre anders als in dem andern zu ſeyn pflegen, welchem annoch 4tens beitrit, daß der Akermann entweder es auch an der gehörigen Cultur öfters ermangeln läſſet, oder aber nicht die rechte Zeit beim Säen des Getraides beobachtet, ſo ſind dieſes die Haupturſachen, warum nicht aller Orten einerlei Getraide, von gleicher Güte, und in einerlei Quantität kan und mag gebauet werden, daher dann auch mein Experiment dafür nicht ausgegeben haben will, als ob ich obiges alles dadurch wolte erſezen, und allen und jeden davon gleichen Nuzen verſprechen, ſondern nur es als ein Adminiculum naturæ, und für eine Beihülfe des Wachſens ausgeben.

Der Modus procedendi iſt dieſer: man nimt auf 3. Himten hannoverſcher Maaſſe 1. Pfund wohl calcinirter Pottaſche, und läſſet ſelbige, nachdem dieſe um beſſerer Auflöſung willen zuvor geſtoſſen iſt, in einem ordinairen Waſſereimer voll Miſtpfüze, welche Miſtpfüze aber auch muß zuvor durch einen leinen groben Tuch geſeiget werden, zergehen. Mit dieſer Solution und compoſition, welche aber wohl umgerühret werden mus, wird nun die Frucht, welche auf einem Gyps oder Dielenboden zuvor 3. Finger hoch aus einander gemacht iſt, beſprenget, doch nicht zu ſtark und auch nicht zu geſchwinde, damit die Solution einziehen, und nicht durch den Boden laufen kan. Wenn dieſes geſchehen und es eingezogen, wird die Frucht umgewandt, und wiederum auf eben die Art beſprenget und hiermit continuiret, bis die ganze Solution dazu iſt conſumiret worden. Nach der Einſprengung wird die genezte Frucht in einen runden Haufen gemacht und bleibt darinnen 12. bis 24. Stunden, auch noch länger liegen, und wird dann darauf geſäet. Will auch einer in einen Kübel oder Büdde die Frucht thun, und die Beſprengung darin vornehmen, iſt gleiche viel, jedoch iſt dieſes dabei, daß die unterſte Frucht zu viel Näſſe bekömt und die oberſte nicht ſo viel, auch im Kübel damit nicht ſo gut, als auf dem Boden mag im Umwenden verfahren werden, und die zu ſtark genezte Frucht ſich in Klumpen zuſammen ſezet, und im Säen nicht ſo gut, als die auf dem Boden benezete, theilet.

Ich habe nun gefunden, daß dieſe imbibirte Frucht ehender, als die nicht genezete

zete aufgehet, im Aufgehen ein ſtärkeres Blat hat, viel geſchwinder wächſet, bei trokner Zeit länger die Farbe erhält, und nicht ſo leichte gelb wird, vielmehr da das alcali ſich mit der Pflanze vereiniget hat, welches ein ſtarkes attrahens des Nitri æris iſt, die Pflanze dadurch erhalten wird, und ſtärkere Aehren und mehr Körner ſezet. Mein Auswurf, den ich davon gehabt habe, iſt jederzeit gegen andere ausnehmend geweſen. Auch fand ich vorm Jahre, daß einige Körner von meinem Lande auf meines Nachbars Land, ſo der Zeit annoch unbeſtellet lag, beim Säen abgeſprungen waren, dieſe diſtinguirten ſich ganz ausnehmend, ſowol in Halmen als auch den Aehren.

4. Die darauf zu verwendenden Koſten ſind auſſer der Mühe ſehr geringe, und werden auf einer Morgen nicht über 3. mgr. mithin auf einer ganzen Hufe Landes kaum 2. und halben Reichsthaler betragen, daher ich dieſe meine Erfindung für das Publicum unſchäzbar zu ſeyn erachte.

Ich könte nun den Grund, den dieſe Sache in der Natur hat, Chymice ad oculum demonſtriren, da aber bei Ungeübten, und denjenigen, die Feinde der Chymie ſind, auch die gröſſeſten Wahrheiten blos darum, weilen ſie es nicht wiſſen und begreifen können, ſtets dem Widerſpruch unterworfen bleiben, ſo abſtrahire billich davon, und wende mich nur zum anderen Theile der Frage: Ob und wie weit der Dünger hiebei erſparet werden könne? Da nur nöthig iſt dieſe Sache zu zergliedern; ſo ſeze zum voraus, daß erſtlich fettes gutes Land, ſo gar keinen Dünger gebrauchet, ſondern ohngedünget und ohnbegäthet gute Frucht bringet, dieſe Imbibirung der Saatfrucht ſowol, als die Düngung des Landes, nicht nöthig habe, ſonſten man anſtatt der Körner nur Stroh bekommen werde. Da aber das wenigſte Land ſo beſchaffen iſt, daß es gar keiner Begäylung bedarf, gleichwol 2tens es Land giebet, ſo den Dünger in etwas, doch nicht überflüſſig bedarf; ſo iſt hiebei die præcaution zu gebrauchen, daß an der Saatfrucht in dem Rau- und Brak-Jahre, wenn es dazu gedünget iſt, keine Imbibition geſchehen mus, ſonſten es ſich überwachſen möchte. Iſt aber dieſes Land geſömmert geweſen, mithin das durch die in das Land gebrachte Gäyle ſchon gutentheils wieder daraus verzehret worden, oder aber in der 2ten und 3ten Saat des folgenden Jahres, mag die Imbibition der Saatfrucht mit Nuzen geſchehen. Imgleichen auch im Frühjahre, wenn es nicht iſt gedünget oder begäylet worden. 3tens giebet es Land, ſo nothwendig den Dünger gebrauchet, und welches dabei in langen Jahren erſt durch gute Cultur mag in arthaften Stand gebracht werden. Dieſes Land iſt auch dazu leimigt, thonigt, ſteinigt, auch öfters naß und kleiigt, ſehr miſtfräſig, wie der Akermann pfleget zu reden, hiebei findet ſowol, als auch 4tens bei dem ſchlechten und ſandigten Lande zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit die Imbibition der Saatfrüchte ſtatt, und hat, wer es recht machet und probiret, ſeinen groſſen Nuzen davon, wobei ich aber zulezt noch anführen muß, daß die ohncalcinirte Pottaſche nicht die Wirkung thuet, auch die Pottaſche in ordinairem Waſſer zerlaſſen, vor ſich nicht ſo gut wird wirken, als wenn dieſelbe in einer Miſtpfüze wird zerlaſſen ſeyn, maaſſen ein Sal ſulphurem non corroſivum den Wachsthum fördert.

Soli Deo Gloria.

Die Reiſe eines Blinden.

MAn erzehlet, daß einſt ein Blinder, um ſeinen Verſtand zu ſchärfen, eine Reiſe unternommen habe. -- Warum lacht ihr, meine Leſer, über dieſen Menſchen?

Kömt euch das ſo ungewöhnlich vor, daß ein Blinder reiſen will ?!-- Sollten wol unſere Landesleute, die allerliebſten Söhnchen der zärtlichſten Mütter, heiler ſehen? von denen doch täglich einige, ohne Führer, ohne Empfehlungsſchreiben, ohne alle Erfahrung, den Schos der Mütterchen weinend verlaſſen. Stellet alſo das unzeitige Lachen ein! der Blinde kan, mit gleichem Fuge, wie jene, eine ſolche Reiſe unternehmen, und gleichen Vortheil davon nach Hauſe zurük bringen.

Der blinde Lyſiphon reiſete alſo durch verſchiedene Länder. Dazwiſchen kehrte er in die groſſen und prächtigeren Wirthshäuſer ein, hob das beſtimmte Geld von den Wechslern, berührete die Studierſtuben, die Bibliotheken, und die Samlungen von Münzen und geſchnittenen Steinen, ſtöhrete die Gelehrten in ihren Beſchäftigungen, und kaufte gar viele Sachen. -- Und, frägſt du, dies alles ohne Augen? -- Ja, freilich! denn merke es noch einmal, Lyſiphon war blinde.

Nach einer Abweſenheit von zweien Jahren kam er wieder in ſein Vaterland zurük. Da gefiel dem Menſchen nichts mehr: und er fand alles ſo ſchlecht beſchaffen, daß er faſt nicht aufhörete, die Einfalt ſeiner Landesleute anzuklagen, die ſolche Häuſer, ſolche Gärten, ſolche Kirchen, einen ſolchen Hausrath, und eine ſolche Art, ſich zu kleiden, vertragen könten. -- Du wendeſt ein: von dieſem allen könte doch Lyſiphon nichts ſehen. -- Wie hätte er es thun können da er blind war? Du könteſt doch wol, nachdem es hundertmal geſaget worden, ohne groſſe Mühe, dich erinnern, wie Lyſiphon beſchaffen geweſen. -- Verwundere dich aber darüber nicht, daß du unſeren Menſchen dasjenige tadeln höreſt, wovon er gar keine Kentnis beſizen kan. Dies hat ja Lyſiphon mit ſehr vielen anderen gemein. Wie könte jener reiche Handelsmann, der kaum zu leſen gelernet hat, ſich über die Gelehrſamkeit aufhalten; wie könten Leute, die von Kriegsweſen nichts verſtehen, die Thaten der Feldherren beurtheilen; wie könten die ſuper kluge Künſtler und Handwerker, und alle Verſammlungen der Trödlerinnen die Könige tadeln: wenn eine ſolche Beurtheilung, ohne alle Erkäntnis, nicht angienge? Folglich bedienete ſich Lyſiphon ſeines Rechtes, und gewann bei vielen Beifall, denen er ein Mann von Bedeutung zu ſeyn ſchien, weil er fremde Sachen eben ſo ſehr erhob, als er gegen die einheimiſchen Verachtung bezeigte.

Dünket euch meine Leſer, daß dieß alles nicht gänzlich wahrſcheinlich ſey: ſo gebet nur Acht! vielleicht werden euch ſehr viele Tadler vorkommen, die, ob ſie gleich beide Au-

Augen haben, dennoch die Sache, von der ſie ſich das Urtheil anmaſſen, nicht beſſer überſehen, als dieſer unſer Lyſiphon.

Von der Hoſnung.

Die Hoſnung iſt über alles Wünſchen. Dies zeigt Mangel, und jenes verſchaft Vergnügen, und erhält das Gemüth bei jedem Wechſel beſtändig heiter und aufgeräumt. Sie iſt eine Art von einer lebendigen Wärme in der Seele, welche ſie erquiket und erfreuet; und machet den Schmerz leicht, und die Arbeit angenehm.

Cäſars Ausſpruch iſt disfalls bekannt: Als er, nach einigen Bataillen ſein Vermögen an ſeine Freunde und beſte Generals verſchenket hatte, ſo fragte ihn einer unter ihnen, was er denn für ſich behalten hätte? worauf dieſer groſſe Mann antwortete: Die Hoſnung ⸗ ⸗ ⸗ Die Hoſnung des Sieges und groſſer Vortheile unterſtüzet alle die kriegeriſchen Unternehmungen, von welchen jezt die Zeitungen voll ſind. Ohne dieſe Hoſnung würde weder der Feldherr noch der Soldat muthig ſeyn. Sie machet beyde herzhaft genug, ſich den gröſten Beſchwerlichkeiten blos zu ſtellen. Die Hoſnung iſt es aber auch, welche denen ihre Laſt erleichtert, die unglüklicher Weiſe entweder bereits unter den unvermeidlichen Uebeln des Krieges ſeufzen, oder welche nach den verborgenen Rathſchlüſſen des Himmels Gefahr laufen, noch künftig dieſe ſchwere Laſt zu fühlen. Sie iſt das ſtarke Triebwerk, welches alle Glieder der menſchlichen Geſellſchaft in einer beſtändigen Bewegung und Thätigkeit erhält, und die groſſe Maſchine des Staates treibet; aber ſie iſt auch zugleich die Stüze, welche uns das Gewicht der unzählichen Mühſeligkeiten erleichtert. Und mit einem Wort, hätte GOtt nach unerforſchlichen Gerichten beſchloſſen, das menſchliche Geſchlecht auf einmal alſo zu verderben, daß es von ſelbſt, wie ein groſſes Gebäude, deſſen Säulen brechen, ohne äuſſere Unglüksfälle geſtürzt werden ſollte, ſo würde es ihm weiter nichts koſten, als dieſes ſanft erwärmende und belebende Feuer, die Hoſnung, auf einmal in allen Herzen auszulöſchen. Aber, wer ſchäzet dieſes unausſprechliche Geſchenke der Vorſehung nach Würden? Wer kennet dieſes groſſe Gut? Wer dankt dem Schöpfer für ſeinen Muth, und ſein getroſtes Weeſen? Vielleicht Niemand, als der der dann und wann Gelegenheit hat, muthloſe Leute zu ſehen, die ſich und andern zur Laſt fallen. Vielleicht hat dieſes Stük die gute Wirkung, daß wir künftig die Hoſnung als eine recht groſſe Wohlthat unſers guten Schöpfers betrachten.

Was iſt denn die Hofnung? Eine ſanfte und erquikende Empfindung, die ſich in uns reget, weil wir uns vorſtellen, daß ſich künftig unſere Umſtände verbeſſern werden, und daß uns gewiſſe glükliche Begebenheiten noch bevorſtehen. Oft, wenn unſer Geiſt durch äuſſerliche Umſtände ſehr aufgeheitert und mit lebhaften Empfindungen angefüllt iſt, wird ſie ſo ſtark u. mächtig, daß ſie auf einmal unſere ganze Seele, u. alle unſere Kräfte u. Glieder in Bewegung ſezet: u. in dieſem lezteren Fall heiſt ſie ein Affect, ſo wie ſie in dem erſtern als eine, eine gewiſſe Zeit anhaltende Gemüths Beſchaffenheit betrachtet werden kan. Wir haben nicht nöthig, daß wir dieſen Unterſchied in dem folgenden genau beobachten. Doch wollen wir ihm hier durch ein Exempel merklich machen. Warum ertragen wir die rauhe Witterung des Winters mit einer ziemlichen Gelaſſenheit, ungeachtet er uns unſere Wohnungen in Gefängniſſe verwandelt und unſere Verrichtungen auſſer dem Hauſe ſo beſchwerlich macht? Das Bild des lieben Frühlings zeiget ſich uns ſchon in einer gewiſſen Entfernung. Was unterſtüzet bei dieſen kriegeriſchen Zeiten die groſſe Menge von Kaufleuten und Handwerkern, daß ſie weder ihren Handel noch ihre Arbeit aufgeben? Die Hofnung beſſerer Zeiten. In ſo ferne iſt die Hofnung eine ruhige Gemüthsbeſchaffenheit. In dem folgenden Fall aber iſt ſie eine Gemüthsbewegung: Ein reicher, vornehmer und ungemein liebenswürdiger Herr läſt ſich bei den Eltern der Cynthia melden, und läſt ſich zugleich die Ehre ausbitten, ihnen und Cynthia eine Viſite zu geben. Es iſt gerade der Cavallier, den ſie ſich in ihren Gedanken unter allen auserſehen hat. Wir haben keine Fenſter nöthig, um zu ſehen, was jezt in ihren zärtlichen Herzen vorgehe. Es fängt an vor Freuden zu ſchlagen und zu hüpfen: Das Blut wallete in allen Adern: Cynthia iſt im Affecte der Hofnung.

Keine andere Gemüthsbewegung wechſelt öfters ab, als die Hofnung. Je lebhafter und näher wir uns dasjenige Glük vorſtellen, ſo uns unſerer Meinung nach beſtimmet iſt; deſto gröſſer wird unſere Zuverſicht und die Freude. Ja, ſie nimmt uns zuweilen ſo ſtark ein, daß wir das, was um uns iſt, ganz aus dem Geſichte verlieren und nichts als unſeres künftiges Glük vor Augen ſehen. Wir eilen ihm gleichſam entgegen und ſtrekken die Arme, vor Wonne ganz auſſer uns, darnach aus, und machen es, wie das Baurenmägdchen in der Fabel, welches, da es mit ſo vieler Gewisheit hofete, künftig in einer Caroſſe nach der Stadt zu fahren, vor Freuden in die Höhe ſprang, und den ganzen Korb mit Eier, worauf ihr ganzes Glüksſchlos gegründet war, an die Erde ſchmies. Wie viele verſchwenden nicht die Güter, die ſie in Händen haben, in der Hofnung, ein gutes Loos in der Lotterie, oder eine reiche Braut, würde alles wieder erſezen. Sind wir hingegen einmal wieder nicht recht aufgeräumt, legen ſich uns einige Schwierigkeiten in Weg, ſo werden wir ſo zaghaft und zweifeln auch wirklich an denjenigen beſſern Umſtänden, die wir mit gutem Grunde hofen können. Dieſer Unbeſtändigkeit ungeachtet bleibet dennoch die Hofnung das unſchäzbareſte Gut des menſchlichen Lebens. Sie iſt ein Geſchenk der väterlichen Regierung GOttes, wodurch er uns ſo wol die Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens als unſere Pflichten verſüſſet. Ja, ich behaupte mit Recht, daß ſie ohne dieſen Wechſel uns eher ſchädlich als nüzlich ſeyn würden. Die Göttliche Weisheit hat uns zu unſerm Beſten wegen des Künftigen in einer groſſen Ungewisheit laſſen müſſen, damit wir das Gegenwärtige mit deſto gröſſerm Fleis, und mit mehr Ruhm abwarten könten, ohne uns auf ein künftiges, eingebildetes Glük zu viel zu verlaſſen, und dadurch faul und nachläſig zu werden: und eine ſtets anhaltende Hofnung würde auch ihre Süſigkeit und ihre heilſame Kraft verlieren: ſie würde nichts anders als ein beſtändiger Traum ſeyn, der uns im Schlummer erhält, ohne uns jemals munter und aufmerkſam auf unſere Pflichten u. Handlungen zu machẽ. Die Hofnung iſt es der wir es zu verdanken haben, daß wir nunmehr vernünftig u. tugendhaft ſind. Wenn Blanda auf ihrem Schos ihrem kleinen Sohn die Buchſtaben weiſt, ſo weiſt ſie kein beſſeres Mittel, ſeinen natürlichen Widerwillen gegen das Lernen und ſeinen lebhaften Hang zum Spiel zu beſiegen, als daß ſie ihm Hofnung macht, wenn er dieſen Buchſtaben herſagen könte, ſo ſollte er künftig ihr lieber Sohn, künftigen Sommer alle Tage nach dem Garten fahren und ein ſolcher Mann werden als der Papa wäre.

Welche Pflicht iſt mit mehr Beſchwerlichkeiten verknüpft, als die Kinderzucht? Was erleichtert aber dieſe beſchwerliche Laſt? Die Hofnung. Sie erſcheint unvermuthet, mit einem ſanften Lichte umſtrahlet, in einer ſchlafloſen Nacht der ganz entkräfteten und ihres Lebens überdrüſigen Mutter, und zeiget ihr dieſen Schmerzens-Sohn, der ihr ihre Ruhe raubet, auf der Kanzel, oder auf einer noch hohern Stufe. Den Augenblik verſchwindet aller Verdrus: ihre Liebe geräth in neue Flammen; und die Freude von einem geehrten Sohn einmahl geehret zu werden, verdrängt den Verdrus, den ihr ein kleines Kind verurſachet.

Was hat ſo manchen jungen

Menſchen gerettet, den der Vater einmal über das andere aus dem tiefen Schlam herausgeriſſen, in welchen er ſich blindlings ſelber geſtürzet hat? Die Hofnung. Würde der bekümmerte Vater zaghaft geworden ſeyn, würde er an ſeiner Beſſerung verzweifelt, würde er nichts im Gegentheil unermüdet an ſeiner Errettung gearbeitet haben: ſo wäre der ehemals verführte und unnüzze junge Menſch jezt nicht der groſſe und dem gemeinen Weſen ſo nüzliche Mann.

Der Hofnung haben wir allen Künſten zu verdanken, und ſie iſt es auch eigentlich, welche dem Reiche der Wahrheiten die groſſen Geiſter, und den Königreichen alle die vortreflichen Miniſter und Helden gebildet hat. Welche uns die Geſchichtbücher der alten und neuen Zeiten als die gröſten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts aufſtellet. Ihr Erfinder der Wiſſenſchaften und Bequemlichkeiten die wir genieſſen, würdet ihr euch wol eine ſo unbeſchreibliche Mühe gegeben und ſo viele Nächte ſchlaflos zugebracht haben, wenn ihr nicht immer, ungeachtet aller ſich hervorthuenden Schwierigkeiten, gehoft hättet, eure angewandte Mühe würde nicht vergeblich ſeyn: wenn ihr euch nicht mit der Verſicherung ermuntert hättet, daß ſich noch viel neues entdeken und viel altes verbeſſern lieſſe? Ja, nimmermehr würden wir jezo die Früchte von America genieſſen, wenn ſich Columbus durch die vielen Einwendungen, die man ihm an dem Spaniſchen und Portugieſiſchen Hofe gemacht hat, und durch die groſſen Schwierigkeiten, die er hernach auf der Reiſe ſelber antraf, in ſeinem heldenmüthigen Vorhaben hätte irre machen laſſen. Die Hofnung ſtärkete dieſen groſſen Geiſt. Sie feuerte ſeinen Muth an und macht ihn zum Sieger über alles. Sie wies ihm von ferne die groſſen Staaten, die damals noch niemand wuste, und für einen ſo hohen Preis erduldete er unglaubliche Gefährlichkeiten. Aber die Hofnung bringt noch gröſſere Tugenden hervor. Sie hat gemacht, daß Paulus, deſſen Leben eine Kette von ununterbrochenem Leiden, Beſchimpfung und Marter geweſen iſt, dennoch nicht einmal müde geworden iſt, das Kreuz des Erlöſers in der Welt herum zu tragen. Die Hofnung, die ihm die zukünftige Herrlichkeiten von ferne zeigte, machten ihn ſtark und freudig. Hier laſſt uns im Vorbeigehen bemerken, daß allein die Hofnung der Chriſten groſſe Tugenden, das iſt, ſolche, an denen weder Eigennuz noch Ruhmſucht Theil hat, hervor bringen könne, und zwar deswegen, weil dieſe Hofnung, in dem ſie ſich auf Zuſage des wahrhaftigen GOttes gründet, die vollkommenſte Gewisheit mit ſich führet.

ret. Hingegen vergröſſert auch die Zaghaftigkeit alles Leiden. Sie hänget unſern Beſchwerlichkeiten täglich ein Gewicht mehr an, und macht uns zu ganz unnüzen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft. Cajus bekleidet ein Amt, das ihm täglich Gelegenheit gibt, unzählich viel Gutes zu ſtiften. Aber er iſt zu allem verdroſſen, weil er ſich einmal die Gedanken in Kopf geſezt hat, daß alles, was er vornehme, umſonſt und vergebens ſeyn werde. Alſo wagt er, alſo thut er gar nichts. Solche Leute ſind ſich und andern zur Laſt.

Von einer Kunſt friſchen Salat in der Stube des Winters ohne Erde aus bloſſem Waſſer in wenigen Stunden zu zeugen.

Eine Dame, welche liest und eine gute Haushälterin iſt, ſich aber Doroth. Frieder. Anton. von L ‸ ‸ ‸ unterſchreibet, fand neulich bei Durchſicht des Hamburg. Magazins, in deſſen neunten Bande, 6ten Stüke Nr. 4. S. 594. die Beſchreibung eines Gefäſſes, Kreſſe in bloſſem Waſſer wachſend zu machen, welche der Herr Prof. von Bergen in Frankfurt an der Oder in einem Briefe an den berühmten Herrn Prof. Käſtner mitgetheilet. Sie hat darauf eine noch kürzere und bequemere Art, die Kreſſe, und andern Salat, ſonderlich im Winter, zu ziehen und ausnehmend angenehm, ja geſunder, als Salat oder ſonſt zu genüſſen, in die Braunſchw. Anzeig. das 75. Stük a. c. N. II. druken laſſen, und damit abermal die angenehmen Proben ſolcher Perſonen des ſchönen Geſchlechts und ſolcher Hauswirthinnen vermehret, die eine beſſere als die gemeine Frauenzimmererziehung genoſſen, um mit mehrerer Einſicht in der Wirthſchaft Gehülfinnen abzugeben.

Man nimmt nämlich eine zinnerne, oder noch beſſer, eine irdene Schüſſel, oder Teller, weil die Kälte des Zinnes die Hervorbringung der Kreſſe in etwas aufhält, ſchlägt in der mittlern Ründe der Schüſſel, oder des Tellers, bis an den Rand, eine alte abgenuzte und daher weiche Serviete dergeſtalt zuſammen, daß ſie mit Unterbiegung der Enden, ſo gut, als möglich, in vorgedachte inwendige Ründe einpaſſet, und ohngefähr eines kleinen Fingers dike wird, oder 6. auch wohl 8. mal über einander lieget. Je ebener man ſelbige machen, und die Ungleichheit daran verhindern kan, deſto mehr wird das Werk den Meiſter loben. Dieſe Serviette beſprenget man mit gutem Waſſer, dergeſtalt, daß ſie durch und durch allenthalben gleich durchnäſſet werde, doch kein Waſſer unter der Serviette ſtehen bleibe. Hierauf beſäet man die Serviette überall, auch zu Bedekung derſelben etwas am Rande, mit guten, jedoch nicht gar zu alten Kreſſe-Saamen. Man mus Acht haben daß der Saame nicht an einem Orte diker, als am andern, zu liegen komme, und auch nicht irgendwo ledige Stellen bleiben.

Gleich am andern Tage kan man merken, daß der Saame quillet, aufſpringet, mit einer klebrichten Materie gleichſam überzogen wird, und zu keimen anfängt. Man läſt ihn alſo fortreiben, und hütet ſich nur, daß er in der Nacht nicht zu viel von der Kälte, und bei Tage nicht zu ſehr von der Wärme eines eingeheizten Zimmers leide: andergeſtalt er im erſten Falle etwas länger zurük bleiben würde, im andern Falle aber zu troken, und gelb werden mus. Hingegen ſezt man ihn aus der temperirten Luft, in welcher man ihn zu halten hat, bei gutem Sonnenſcheine, etwas an oder vor das Fenſter, welches ihm treflich zu bekommen, oder fortzubringen pfleget, und beſprenget ihn täglich des Morgens, nebſt vorſichtiger Abgieſſung des alten Waſſers einmal: ſchüttet auch wohl etwas friſch Waſſer unter die Serviette, welches aber, wie oben angezeiget, nicht ſtehen bleiben darf, ſondern ſich alles einſaugen mus.

Am 8ten Tage früher oder ſpäter, nachdem man den kleinen Garten wohl in acht genommen, hat man Kreſſe, die ungleich ſchöner, auch herrlicher iſt, und einen viel ſchärfern auch angenehmern Geſchmak als diejenige hat, ſo in gemeiner Erde, oder auf dem Miſtbeete, gezogen worden, bei welcher auch insonderheit die ſchönen langen weiſſen Wurzeln, die ſich aus der Serviette, ganz leicht heraus ziehen laſſen, und die ſonſten gar nicht genoſſen werden können, den Geſchmak erhöhen.

Hat man eine Schüſſel oder Teller von saubern Porcellain genommen, ſo läſſet ſich die Kreſſe in ihrem Wachsthume, zur Verwunderung derer, welche die Kunſt nicht wiſſen, auf der Tafel ſerviren.

Die Serviette ſiehet, nachdem man ſie aufgehoben, wegen der durch und durch, auch unten unter einander gewundenen unzähligen langen Wurzeln, nicht viel anders, als ein Nez, aus.

Man kan auch, wenn man will, wie ich ſolches ebenfalls probiret, die Serviette gar weglaſſen, und das Waſſer nur in eine bloſſe Schüſſel oder Teller gieſſen, um die Kreſſe dahinein zu ſäen; welche Art ich noch beſſer, als die vorhergehende halte. Die Kreſſe wird vollkommen ſo gut als auf jene Weiſe wachſen, und mittelſt des klebrichten Weſens, welches der keimende Saamen an ſich hat, auch der Hülſen von Saamen, gleichſam einen runden Kuchen am Boden formiren. Vor Weyhnachten will dieſe Manier Kreſſe zu ziehen nicht ſo, wie bei angehendem Frühlinge gelingen; es müſte dann ſeyn, daß es nicht an der nöthigen Sonne fehlete.

Von den Wundern des Winters.

Die Erfahrung, als die allgemeine Lehrmeiſterin, überzeugt uns, daß die Natur keiner Gegend ſtiefmütterlich begegnet iſt. Das glükſelige Arabien hat wegen ſeiner beſtändigen Wärme, und wegen ſeinem vielen Goldwachs, vor andern Ländern was zum voraus; allein die Länder, in welchen der Winter mit unter die Jahrszeiten gerechnet werden mus, ſind doch am beſten bedacht: Sie ſind ſelbſt in dem Wechſel des Froſtes und der Hizze Wunder-voll, und einem aufmerkſamen Betrachter giebt der Winter erſtaunende Wunder zu erforſchen. Von der Hize und dem Froſt würden viele vieles nicht wiſſen, wenn es bei uns nie fröre. Beide ſind mit einander ſehr ſtreitende Dinge; und dennoch finden wir bei dieſen, ſo zu ſagen, unverſöhnlichen Feinden gleichſam einerlei Denkungsart und Handlungsweſen. Wir empfinden, wenn wir uns der Glut allzuſehr nahen, ein Brennen; und wie ſcharf der Froſt brenne? wiſſen alle die in ihrer kindiſchen Jugend ſich mit Verfertigung der Schneeballe erluſtiget haben. Die gleiche Benennung dieſer Empfindung der Hize und des Froſts bekräftiget uns, ſo gut als das Gefühl, das der Froſt ſo ſehr und ſo ſchmerzlich brenne, als das Feuer.

Man findet in den dürren Wüſten des Lybiens, in Egypten und Authiopien, Todenkörper, die im brennenden Sande um das Leben gekommen, und in demſelben durch die Hize wohl erhalten und zu Mumien gemacht worden. Indem die Hize Feuchtigkeiten verzehret, die eine Faulnis verurſachen können, indem der Körper durch Austroknen ganz dürre wird: ſo kan es nicht anders ſeyn, als daß er ſeine Geſtalt lange behalten mus. Der Froſt hat hat eben die Geſchiklichkeit, einen Todenkörper unverweslich zu machen: und ein in Novazembla und auf den Spizbergen in dem Schnee vergrabener Leichnam wird durch alle Jahrhundert mehr einem ſanfte Schlafenden als einem Toden gleichen. Indem der Froſt die Feuchtigkeiten des Körpers verhärtet, ſie feſte macht, und noch vermindert: ſo iſt es eben ſo gut, als wenn die Hize ſie verzehret und wegjaget. Die Wärme des Sommers gibt uns an den beblümten Auen und den grünenden Bäumen einen ſchönen Anblik; allein er würde ſeinen Reiz nicht behalten, wenn nicht der herannahende Winter dieſe Farbe vertriebe.

Er thut aber dieſes nicht neidiſch, ſondern er ziehet den Feldern und den Wäldern einen andern Atlas an, der nicht minder ſchön iſt, und das Auge ergözt, wenn wir, ſo weit als ſich das Geſichte erſtreket, ein blendendes Weis überall ausgebreitet finden; welches zwar durch den Mangel der Abwechſelung nicht ſo reizend iſt, dennoch aber eine deſto majeſtätiſchere Schönheit uns vor die Augen leget. Es iſt nicht zu leugnen, daß die wachende Schönheit weit lebhaftere Reize hat, als die Schlafende: allein die Schlafende hat gewiſſe andere Reize, die nicht minder auf unſer Herze wirken. Wenn alſo die im Frühling, Sommer und Herbſt wachende Natur uns ergözt, durch ihre jugendlichen Morgenſpiele im erſten Lenzen, u. durch ihre reiferen Schönheiten des Sommers, wie auch durch ihre mütterlichen Geſchenke und ihre Fruchtbarkeit im Herbſte: ſo können wir doch auch unſere Augen nicht von ihrer Schönheit abkehren, wenn wir ſie in ihrem Nachtkleide in Ruhe liegen, und in dem Winter durch einen kurzen Schlaf ſich erholen ſehen.

Ich glaube, daß der, der die Schönheiten und Wunder des Winters ohne Rührung des Herzens, ohne bewundernde Betrachtung und Erforſchung derſelben, und ohne Lob des Höchſten anſehen kan mehr durch die Gewohnheit als durch den Schnee geblendet, ſie nicht wahrgenommen habe. Wir wollen nur einen Afrikaner mitten in eine beſchneyete Gegend verſezen, ſo wird ihm der Froſt, den er plözlich empfinden würde, nicht ſo ſchmerzhaft, als der Anblik einer mit blendend weis überzogenen Welt ergözlich ſeyn. Mit welcher Bewunderung würde er die Floken vom Himmel fallen ſehen? Mit welchem Erſtaunen würde er bemerken, daß ſie die Kürze des Tages erſezen, und in die dunkelſte Nacht ein Wunder-volles Licht bringen? Er würde dieſen härteren Regen, dieſe troknen Tropfen beſchauen, fühlen, koſten, und ganz auſſer ſich ſeyn? Bei ſolchen unerhörten und unbegreiflichen Wundern? Warum ſehen wir die ſo Wunder-volle winterlichen Erſcheinungen mit dummen Augen und einem ſtarren Blik an? gleichſam als ob uns bei der Kälte auch die Wiſſensbegierde, die Einſicht und das Nachdenken erfroren wäre. Höret ein Wunder auf, das zu ſeyn, was es iſt, wenn es jährlich widerkommt? oder haben wir den Winter mit allen ihn begleitenden Begebenheiten ſchon hinlänglich unterſucht, daß er uns ſo ganz was Altes iſt, daß wir an ihm nichts Neues mehr wahrzunehmen haben ſollten? Hätten wir nichts, als den Schnee, ſo würden wir blos an ihm ein reiches Feld groſſer Wunder zubetrachten haben. Und nicht umſonſt gedenket die heilige Schrift des Schnees unter denen Sachen, die uns die Gröſſe GOttes zu ſeinem Lobe vor Augen ſtellen ſollen. Wie entſtehet derſelbe? und wie herrlich iſt er gebildet? Sollen diejenigen, ſo ſich auf die Naturgeſchichte ganz allein legen, allein dieſe entzükenden Bildungen ſehen, die ſo ordentlich ſind, als wenn ſie mit dem Zirkel abgemeſſen wären, die zu den beſten Muſtern Gelegenheit geben können, deren Bildung ſo Regel-mäſſig, ſo mancherlei, ſo ungemein zierlich iſt, daß der menſchliche Verſtand dabei ſtille ſtehen mus? Welcher Künſtler kan ein ſo kleines, ſo zartes Gewebe ſo ungemein zierlich machen? Und GOtt bildet ſie durch die Natur, in ſolcher unzählbaren Menge, daß unnennbare Millionen derſelben ungeſehen vergehen: er bildet ſie ſo ſchön, da ſie keine Dauer haben, und ihre regelmäſſige Bildung entſtehet ſo ſchnell, als ſie wieder aufgelöſet wird. Ein jeder Schneefloke entſtehet aus vielen andern kleinen Nebeln oder Dunſttheilgen; die, indem ſie frieren, aneinander ſchieſſen, und Sechseke von unendlicher Abänderung hervor bringen. Einige ſtellen Sterne vor, andere Roſen, andere andere Figuren, da die Winkel mit den hervorſtehenden Spizen abwechſeln, mit Rundungen abändern, und ſo genau abgemeſſen ſind, daß man mit Erſtaunen ausrufen mus: GOtt ſey in den kleinſten Dingen am gröſſeſten. Welche Hand bildet dieſe Floken, nach dem genaueſten Ebenmaas aus einem Nebeldunſt, und machet ſie ſo ſchnell, und bringet ſie in ſo groſſer Menge hervor? Wir müſſen nothwendig von der Natur auf ihren Uhrheber zurük gehen; und eine unendliche Kunſt bei der Allmacht erkennen, und demüthig verehren.

Ich will meine Gedanken vom Entſtehen dieſes wunderbaren Geſchöpfes vortragen. Es iſt bekannt, daß jede Wolke ein feuchter Dunſt ſey, ein Nebel, deſſen kleinſte Theile Tröpflein ſind, die rund geſtaltet ſind; die, indem ſie einander ſtoſſen in gröſſere Tropfen zuſammen flieſſen, ſchwerer werden als die Luft, die ſie bisher getragen hat, und daher niederſinken und im Regen herab fallen. Es iſt ferner bekannt, daß in der Luft ein verdünneter Salpeter in unſichtbaren kleinen Theilgen herum ſchwimmen, und daß die Feuchtigkeiten in der Luft dieſen aufgelöſeten Salpeter mit ſich herum tragen. Es iſt kein Nebeltröpflein ſo klein das nicht mit dieſem Salze befeuchtet ſey. Indem durch den Froſt die Feuertheilchen, in welchen die Wärme beſtehet und die Flüſigkeit aller flieſſenden Dinge unterterhalten wird, entweder vertrieben oder dichter in einander gezogen werden: ſo verändern die kleine Nebelkügelein ihre runde Geſtalt. Der Salpeter ſchieſt an, und bekommt die Geſtalt eines kleinen Spieſſes, und die ſechseckigte Bildung iſt ihm natürlich, und ligt in ſeinen erſten Grundtheilen, dieſe kleine Spieslein ſezzen ſich aneinander, das zwiſchen ihnen ſich befindende Waſſertheilchen wird hart, und folgt dem Salpeter in der Bildung. Dieſe Spieslein ſtoſſen, in dem der Nebel gefrieret, aneinander, und hängen nach der Beſchaffenheit der Geſtalt zuſammen, daraus entſtehen die ſechseckichten Floken, oder die kleinen gefrornen Reifen, die aus einer geraden Spize beſtehen, an welcher zu beiden Seiten lang herunter kürzeren Spieslein ſich anſezen. Ohne Kupferſtich iſt dieſe wunderbare Bildung des Schnees kaum vorzuſtellen; Wir verweiſen demnach unſere Leſer auf die häufigen Naturlehren, in welchen dieſe Zeichnungen anzutrefen ſind. Dieſe Floken ſind alle ſehr dünne und breit, daher folgen ſie in ihren Bewegungen jedem Hauch der Luft, und fallen hin und her fladdernd ſachte herab. Man hat gefunden, daß nach den verſchiedenen Winden die Geſtalten des Schnees verſchieden ſind; und das kommt auf die verſchiedenen Stuffen der Kälte und der Trokenheit oder Feuchtigkeit des Winters an.

Die Macht des Wunder-vollen Winters erſtrecket ſich aber nicht nur über das Reich der leichten Luft und der Dünſte; ſondern er überwältiget auch die Meere, Flüſſe und Ströhme, und verwandelt ſie in Stein. Wo keine menſchliche Gewalt den Fluthen ein Joch anlegen, ſie anhalten und überbruken kan, da bläſet der rauhe Winter ſeinen kalten Hauch, und alsbald vergiſſet das Waſſer ſeine Geſchiklichkeit zu flieſſen, es gehorchet dem Nord, und wird zu einem veſten Marmor, über den groſſe Laſten, ganze Armeen und ſchwere Geſchüze gebracht werden können. Wie wunderbar iſt dieſe Verwandlung, dergleichen Ovid nicht wunderbarer beſchrieben hat? Was würde ein verbrannter Mohr ſagen, wenn man ihm erzählte, daß ein Land wäre, in welchem zu gewiſſen Zeiten die Fluthen hart würden, und ſich in einen veſten Spiegel verwandelten? Er würde glauben, daß wir ihn für einen Narren halten wollten; und wir verwundern uns nicht, weil wir es jahrlich vor Augen ſehen? O Kaltſinnigkeit, du Kind der Gewohnheit! Wie gros iſt deine Fühlloſigkeit, und wie elend und niedrig denket der Menſch, der dir gehorchet! Er lebet in einer mit Wundern angefüllten Welt, ohne ſie wahrzunehmen: er hat Augen, und ſiehet nicht, er hat Ohren, und höret nicht, und ein Herz, das kälter iſt als das Eis. Dieſer moraliſche Froſt iſt ſo gros, daß er macht, daß wir, als tod, den phyſicaliſchen Froſt nicht empfinden. Wie entſtehet eine Brüke, die auf dem weichenden Waſſer gegründet iſt, und doch unbeweglich ſtehet? Die Menſchen bilden ſich mit ihrer Erfindung, das Waſſer durch aufgeführte Bogen zu überbrüken, was ein: Sollten ſie aber die Fluth in einer breiten Ebene überpflaſtern, und die Grunglage blos auf die Oberfläche des Waſſers legen: ſo würde ihr geſammter Verſtand ſtille ſtehen. Und ein ſolches Werk führet der Winter in kurzer Zeit auf. Es iſt wunderbar, daß dieſes Werk bei einer ſo groſſen Laſt dennoch veſte ſtehet und hält, und ſeine Veſtigkeit blos in der Natur des unter ihm wegflieſſenden Waſſers gegründet iſt. Dieſes, indem es flieſſet, ſtüzet und träget es, und legt uns alle Jahre ein ſolches Wunder vor Augen, das einen Widerſpruch in ſich zu haben ſcheinet; Waſſer, das hart wird. Eine entſezliche Laſt, die unbeweglich iſt, und blos auf Waſſer ruhet. Eine Haltbarkeit und Veſtigkeit, die unbegreiflich iſt, und bald entſtehet, auch bald wieder vergehet. Alles dieſes ſind Rathſel der Natur. So ſind die Werke GOttes beſchaffen, gros im Kleinen wichtig im Geringen, wunderbar im Täglichen. Die Art und Weiſe des Frierens und Entſtehens des Eiſes iſt auch ſonderbar. Es geſchiehet da im Groſſen, was wir bei dem Nebel im Kleinen bemerket haben; und man kan Wahrnehmungen anſtellen, wenn man kaltes Waſſer in den Froſt ſtellet, in einem durchſichtigen runden Glaſe, deſſen Oefnung, um die Ungleichheit des Frierens zu vermindern, nicht ſo gros iſt, als der Boden. Man ſtelle in die Mitte dieſes Gefäſſes einen Stab oder Eiſen, und alsdann wird man ſehen, wie ſich hin und wieder gleichſam Strahlen von Eis ſchieſſend von dem Rand bis an das Eiſen zeigen, die nach und nach Wände unter ſich machen, an welchen ſich neue Strahlen anſezen, bis nach und nach alles zu Eis geworden iſt. Wer dieſes in der warmen Stube anſehen will, der brauche ſich des bekannten Mittels, eine Schüſſel mit Waſſer in eine andere zu ſezen, die mit Schnee angefüllet iſt, der mit Salz oder Salpeter vermiſchet iſt: ſo wird er auf die bequemſte Art bei dem warmen Ofen Eis entſtehen ſehen, und Eis machen können. Wie wunderbar und ergözlich ſind nicht die gefrornen Dünſte an den Fenſterſcheiben anzuſehen, die das natürlich gebildeſte Laubwerk und Zweige vorſtellen. Aus dem obigen wird es begreiflich werden, wie ſich die kleinen Eisſpieſſt in ſolche Bildung an die Fenſter anſezen können, die ſonſt in der Luft zu wohlgeſtaltem Schnee, und im Waſſer zu Eis würden geworden ſeyn. Eine gefrorne Fenſterſcheibe ſtellet einem aufmerkſamen Naturforſcher viele ſchöne Sachen dor. die ihm oft unter den Augen verſchwinden, zu ſeinem Leidweſen, noch ehe er ſie recht betrachtet, und uns ein ſehr gutes Bild von der Flüchtigkeit aller irrdiſchen Dinge, und derſelben Schönheiten, in das Herz drüken, indem ſie vergehen, wenn man ſie genau anſehen will. Wie wunderbar werden die Wälder durch den ſogenannten Rohreif gezieret, der ſich an die Zweige leget, und ſie mit einem Laube von ganz beſonderer Art ausſchmüket. Solte auch niemand durch den Anblik des geſtirnten Himmels an einem reinen Winterabend gerühret worden ſeyn? die heiterſte Sommernacht ſtellet uns die Himmelslichter nicht ſo ſchön vor die Augen. Der Froſt reiniget die Luft von allen Dünſten, und ſcheinet die Lichter des Himmels mit einem lebhaftern Feuer anzuſteken, indem er macht, daß ihre Strahlen nicht ſo gebrochen und gehindert, als ſonſt, in unſere Augen fallen. Zu wie viel erbaulichen Gedanken kan der geſtirnte Himmel in einer Winternacht dem Naturforſcher nicht Gelegenheit geben, in dem ſie ihm Anleitung gibt, die groſſen Werke GOttes genauer als ſonſt zu betrachten?

Ich hätte beinahe eine beſondere Macht des Winters vergeſſen, die um ſo viel wunderbarer iſt, da er ſie mit der gröſten Feuershize gemein hat, und uns ohne die geringſte Koſten und Bemühung groſſer Vortheile verſchaffen kan, die wir von dem Feuer mit theuer erkauften Kohlen unter vieler Behutſamkeit und Aufſicht, nicht ohne Gefahr erhalten. Ich meine das Abziehen des Brandteweins, die Verbeſſerung des Weins, und das ſtärkermachen alles Getränkes. Da der Froſt die wäſſerigen Theile angreift und verhärtet, ſo ziehet er alle wäſſerige Feuchtigkeit aus den geiſtigen, die daher näher zuſammen vereiniget und viel ſtärker werden. Man kan alſo dadurch den Brandtewein abziehen und den Weingeiſt reinigen und erhöhen, wenn man ihn frieren läſſet. Wie wenig koſtet das? Eben ſolche Verbeſſerung kan man mit dem Wein vornehmen, die unſchädlich iſt, weil ſie durch keinen fremden Zuſaz geſchiehet. Ja die Erfahrnen wollen behaupten, daß kein Feuer in dieſem Stük ſo gute Wirkung thue, als der Froſt: indem bei dem Feuer dennoch noch viele fremde Theile mit übergehen, die alle in den wäſſerigen Theilen verwikelt bleiben, aber auch nicht wenig geiſtige Theile verlohren gehen. Wie gros dieſer Vortheil ſey, und wie brauchbar viele Säfte dadurch zu den Zubereitungen der Arzneien werden, iſt allen bekannt, die nur einige Erfahrung in dieſem Stüke erlanget haben. Zumal da es auch bekannt iſt, daß ſolche durch den Froſt erhöhete und gereinigte Getränke und Waſſer ſich viel länger, auch in freier Luft, erhalten, ohne ſich mit andern Dingen zu vermiſchen, oder ſchwach zu werden, wie denn ein ſo ausgefrorner und faſt in einen ungariſchen Wein verwandelter Landwein, in einem ſchlecht verwahrten Glaſe, ſich über zwei Jahr erhalten hat, ohne das geringſte von ſeiner Stärke oder ſeinem Geſchmake zu verlieren; und man behauptet, daß ein alſo zubereiteter Wein oder Getränke die Linie paſſire.

Doch es gibt viele Menſchen, die alles Schöne und Wunderbare nicht achten, wenn ſie keinen wichtigen Nuzen davon haben, und daher noch immer die Widerwärtigkeiten des Froſts und die Unbequemlichkeit der harten Jahrszeit vorwenden, um dem Winter ein ſaures Geſichte zu machen. Dieſem zu Gefallen mus ich auch den groſſen Nuzen, den wir dem Winter zu danken haben, berühren. Es iſt bekannt, daß die nordlichen Länder, die bei einer mäſſigen Sommerhize durch den Winterfroſt abgekühlet und erfriſchet werden, viel geſünder ſind, als die Welttheile, in welchen es niemals frieret. Die Erfahrung lehret es. Die heiſſen Länder ſind weit mehr anſtekenden Krankheiten unterworfen: die Menſchen leben nicht ſo lange: ſie ſind nicht ſo ſtark und ausdaurend: ſie ſind bald über den Haufen geworfen: ſie vermehren ſich auch ſehr ſchlecht. Norden wird mit Recht die Völkerſcheide, Vagina gentium, genennet. Welche Welten voll Menſchen ſind nicht aus dieſem kalten Welttheile herausgegangen, zu verhüten, daß die übrige Welt nicht entvölkert würde. Und ehe die Geſchichtſchreiber die Länder kenneten, die unter dem Nordpol wohneten, waren ſchon Schwärme derſelben über Kamſchatka nach America übergegangen, eine neue Welt zu beſezen und zu gebrauchen. Columbus fand ſie, und drei Welttheile erſtaunten über den vierten, der ſo viel Menſchen hegte; und die überklugen Freigeiſter wollten ſchon die Anherren dieſes Volks in der nordlichen Tartarei finden, denen auch der Froſt des Winters durch ſein Eis ſonder Zweifel den Weg gebahnet, eine neue Welt zu entdeken. Doch hiebei halte ich mich nicht auf. Es iſt in der Erfahrung gegründet, daß man im Winter geſünder iſt als im Sommer. Die innerliche Wärme wird mehr zuſammen gehalten; alſo iſt es noch leichter zu begreifen, daß Menſchen, die von einer ewigen Hize gedrüket werden, ſchwächer ſeyn müſſen, als die, die den Winter haben. Es wird nun nicht mehr widerſprechend ſcheinen, wenn ich behaupte, daß die Nordländer von Menſchen bewohnet werden, die eine hizigere Natur haben, als die Bewohner der Gegenden des heiſſen Mittags. Iſt es Wunder, daß ſie mehr trinken; die Nüchternheit der Südländer iſt nicht ſowol eine Tugend, als ein Mangel des Durſts; denn ſie haben nicht ſo viel innerliche Hize, als wir. Da ich dem Winter beſondere Schönheiten zugeſchrieben habe.

So darf ich nicht vergeſſen, daß er ſelbſt der Vater der Schönheit ſey. Weil er unſere Himmelsgegend mit beherrſchet: ſo darf keine verbrennte Schwärze unſern Leib überziehen. Das blendende Weiſſe wird mit dem lebhaften Roth vermenget, und bringet bei einer uns eigenthümlichen weicheren und zärtern Haut, die Schönheit zuwege, womit das nordliche Geſchlecht allen überlegen iſt. Der Winter, ein Liebhaber der weiſſen Reinigkeit, bleichet, nebſt dem Geſicht, Leinwad, Oel, Wachs und andere Dinge, wie auch das Papier. Der Schnee deket unſere Aeker, und hat einen doppelten Nuzen. Einen, der ſich blos auf den Winter beziehet, u. hieher nur ſo weit gehöret, als er zeiget, der Froſt mache ſich ſelbſt durch Bereitung des Schnees unſchädlich. Der andere aber erſtrecket ſich weiter, und gehöret hieher, er befeuchtet das Land beſſer als aller Regen übrige Dünger, man darf nur die Gruben zu den Bäumen, die im Frühjahre geſezet werden ſollen, mit Schnee anfüllen, ſo werden ſie ſo viel Frucht bekommen, daß man die Kraft des Schnees vorzüglich ſpühren wird. Er erhält nicht nur die Wärme in der Erde zum Trieb des Saamens, ſondern er ſchliest ihn durch ſeine Salpeter-volle Feuchtigkeit recht auf, und befeuchtet ihn ausnehmend. Der Winter ſelbſt verſchaft der Erde eine Ruhe, und bewahret uns vor dem Unglük der verbrannten Gegenden, die in Staub und Sand verwandelt ſind.

Von dem Warmhalten der Füſſe bei Geſunden und Kranken.

Es wird ſehr ofte gefraget: ob dieſe oder jene Sache geſund oder ungeſund ſey? da doch dieſe Frage mehrentheils nur nach Beſchaffenheit des Individui beurtheilet werden kan. Es kommt bei den mehreſten Sachen der ſogenannten unnatürlichen Dinge nicht auf allgemeine Regeln an, ſondern auf die Wahrheit: Prüfe deinen Körper, und was ihm gut iſt. Ja in den mehreſten Fällen darf man nicht einer gar zu zärtlichen Lebensordnung folgen. Vor jezt mus ich eine Frage aufwerfen, die dem ganzen menſchlichen Geſchlechte angehet, deren Ausübung nothwendig, nemlich, daß ſowol Geſunde als auch Kranke nöthig haben, die Füſſe, worunter ich vor dieſesmal die Artus inferiores verſtehe, warm zu halten. So kurz ich dieſe Warheit erweiſen will, ſo hoffe ich ſie doch durch tüchtige Gründe zu beſtätigen.

Die Aerzte haben ſchon längſt die Handlungen des menſchlichen Körpers in natürliche Bewegungen, Lebensbewegungen und Seelenbewegungen eingetheilet. Die Phyſiologie handeln nicht unrecht, welche die Lebensbewegungen zuerſt vornehmen, billig mus es ſo ſeyn: denn ſie enthalten gröſtentheils den Grund von den andern. Sie heiſſen Lebensbewegungen, weil ſie ſchlechterdings zum Leben nothwendig, und dieſes aufhöret, ſo bald jene zu verſchwinden anfangen. Der Umlauf des Bluts gehöret zu dieſen Handlungen, und ohne einen Widerſpruch zu beſorgen, ſo kan man ſicher annehmen, daß in deſſen rechten Umlaufe die ganze Geſundheit beſtehet. Der weiſe Schöpfer hat den Cörper ſo eingerichtet, daß

Der Creislauf uns belebt, und auch vor Fäulung ſchüzt,
Der ausgebrauchte Theil von uns ſich ſelbſt verſchwizt,
Und unſer ganzer Bau ein ſtetes Muſter ſcheinet,
Von höchſter Wiſſenſchaft, mit höchſter Huld vereinet,

denn ſo lange das Blut in ſeiner Bewegung weder zu heftig noch zu langſam erhalten wird, ſo lange werden die Handlungen gehörig ausgeübet werden. Es wird das Blut dergeſtalt zubereitet, daß ein tüchtiger Nervenſaft in dem Gehirne, als dem Abſonderungs-Eingeweide dieſes Safts, abgeſondert wird. Schwerlich kan dieſes bei einem langſamen Umlaufe des Bluts geſchehen, denn die Blutkügelchen werden nicht genug zerrieben, daß Theile davon in die ſubtilſten Abſonderungsröhrchen eintretten könnten. Und bei einer zu heftigen Geblütsbewegung werden die ſubtilſten Theilchen mit ſchweren Theilen, denen ſie anhangen, durch andere Abſonderungswege abgeſondert, und beſonders durch Schweis und Urin aus dem Cörper ausgeführet. Der Nervenſaft wird zu vielen Handlungen erfordert, die Bewegung des Herzens und der Schlagadern ſelbſt erfordern einen gehörigen tigen Einfluß des Nervenſafts, die willkürlichen Bewegungen, die Sinne, Empfindungen und dergleichen, die Ernährung der Theile ſezzen ſeinen Einflus in die Werkzeuge zum voraus. Ja die Bewegung des Magens, die ſo nothige Bewegung, zur Dauung, die Bewegung der Därme zu Ausleerung der Unreinigkeiten, und der Blähungen wird gleichfalls nicht geſchehen können, wenn der in dem Gehirne abgeſonderte zarte Saft nicht durch die ſubtilſten Röhrchen einflieſſet. Alle Abſonderungen ſind bei einer geringen Geblütsbewegung gemindert, alle Ausleerungen ſparſamer, da ſie ſich ordentlich und natürlich verhalten, wenn der Umlauf des Bluts moderat, doch aktiv genug iſt. Da bei einer heftigen Geblütsbewegung die Abſonderung vermehret, ſo ſollte man beinahe glauben, daß dieſelbe heilſam ſey. Es iſt wahr, daß dadurch die Theile zu den Abſonderungen geſchikt gemacht werden, allein da beſonders durch den Schweis die zerriebenen Theile ausgeleeret werden, und die Erfahrung ferner bezeuget, daß wenn an einem Orte die Abſonderung der Säfte vermehrt, ſie an andern Orten vermindert ſey, ſo iſt klar, wie alſo die andern Abſonderungen in geringeren Grade erfolgen. Ein in weniger Menge abgeſonderter Magenſaft wird nicht diejenige Menge Speiſen auflöſen, welche er bei einer gröſſeren Maaſſe zertheilen würde, es iſt weniger Galle und weniger Gekrös-Drüſenſaft vorhanden, alſo iſt die Verwandelung des Chymi in einen Chylum nicht ſo vollkommen; und eben ſo verhält es ſich mit den andern Handlungen unſers Cörpers. Ohne dieſes weiter auseinander zuſezzen, ohne Beweiſe von Aerzten anzuführen und ohne dieſe vorgetragene Wahrheit mit Exempeln zu erläutern, ſo erfordert ein natürlicher Umlauf des Bluts auch eine Gleichheit. So gewis das Blut von dem Herzen durch die groſſe Pulsader durch den Körper herumläuft, aus einem Gefäſſe in das andere gehet, und durch die Blutadern dem Herzen wieder zugeführet wird, ſo nothwendig mus das Blut in keinem Theile einen Wiederſtand finden, wenn es gleichförmig ſeinen Creislauf verrichten ſoll. Denn die Bewegung des Bluts wird gleich in dieſer Wirkung geſtöret werden, wenn Gefäſſe verſtopft, oder wenn die Bewegung des Bluts in denſelben gar zu langſam geſchieht. Die natürlichſte Folge, ſo wir daraus ziehen, iſt dieſe, daß dieſer flüſſige Cörper ſtärker und in gröſſeſter Menge nach andern Theilen hingepreßt wird, welches ſich in den folgenden deutlicher ergeben ſoll.

Das Blut beweget ſich von dem Herzen durch alle Blutgefaſſe, es wird aber durch die Gewalt und Zuſammenziehen des Herzens, als die bewegende Kraft, beſonders fortgeſchikt. Da beſtändig durch den Widerſtand, den das Blut in ſeinem Laufe leidet, etwas von der Bewegungenden Kraft verlohren gehet, ſo iſt auſſer allen Zweifel, es mus die Bewegung des Bluts deſto langſamer werden, je weiter ſie von dem Herzen iſt. Dahero iſt klar, daß die Bewegung des Bluts in den Füſſen langſam ſey. Dieſes beweiſet auch die Erfahrung; denn man wird finden, daß die Füſſe bei vielen gleichſam kalt anzufühlen, wenigſtens wird ſich zeigen, daß dieſelben nicht den Grad der Wärme haben, den andre Theile beſizen, in welche das Blut mit einer ſtärkern Gewalt hingeſchikt wird. Woher kommt aber dieſes? Es iſt aus der Phiſologie bekannt, wie durch das Reiben der Blutkügelchen unter ſich und an den Häuten der Adern die Feuertheilchen befreiet und in Bewegung geſezt werden, u. wie alſo die Urſache der Wärme in dem Blute ſey, und wie das Blut nach allen Theilen hingetrieben werde, und ſolcher Geſtalt den Theilen die Wärme mittheile. Alſo iſt zu folgern, es mus der Einflus des Bluts in u. durch die Füſſe langſam ſeyn. So iſt auch der Zurükflus des Bluts an den Füſſen gemindert, da das Blut wieder ſeine Schwere hier beweget werden mus, und da die Blutadern keine bewegende Kraft haben, ſondern die Bewegung durch dieſelben noch gröſten Theils von der zuſammenziehenden Kraft des Herzens abhänget. Darf man alſo wohl glauben da der Umlauf des Bluts durch die Füſſe natürlicher Weiſe langſam, daß die Geſundheit erhalten werden, wenn man noch dazu die Füſſe nicht warm hält? Nein, die Geſundheit leidet groſſen Schaden, wenn man durch Verabſäumung der Wärme durch Kleidung die Füſſe erkältet. Denn dadurch werden die Blutgefäſſe zuſammengezogen und verringert, daß das Blut durch die Röhrgen nicht frei durch circuliren kan, das Blut wird ferner dadurch verdiket, es hänget mehr zuſammen, alſo gehet es ſehr langſam durch die kleine Gefäſſe. Wir wollen den Schaden davon gehörig anzeigen, und zum voraus jedweden anrathen, ja durch ein gehöriges Warmhalten der Füſſe die Geſundheit zu erhalten, und allen Zufällen vorzubeugen, die dadurch allein, oder doch deſto eher ausbrechen, und zu ihrer Reife kommen.

Es iſt zur Erhaltung der Geſundheit nöthig, daß der Körper beſtändig ausdünſte; denn wenn die Schweislöcher verſchloſſen ſind, ſo kan kein rechter Umlauf der Säfte erfolgen, und dieſer gehöret unter die Bewegungen, welche zu Erhaltung des Lebens und der Geſundheit nothwendig erfordert werden. Ja die Erfahrung zeiget, daß faſt in allen Krankheiten die unmerkliche Ausdünſtung nicht gehörig beſchaffen ſey, zu einem offenbaren Kennzeichen, daß dieſelbe bei einem geſunden Körper gehörig geſchehen müſſe, und daß ſie davon unzertrennlich ſey. Sanctorius hat ſich die Mühe gegeben, dieſes durch Verſuche darzuthun. Wir finden ſie in ſeiner Medicina Statica. Er hatte in ſeiner Studierſtuben eine Schnellwage mit einem Stuhle, darauf er ſich alle Tag geſezet, um die Veränderungen zu bemerken, welche in ſeiner Schwere vorgiengen. Er hat jederzeit den Urin u. die Excrementa, ingleichem die zu ſich genommene Speiſen abgewogen, um zu erfahren wie viel er durch die unmerkliche Ausdämpfung verlohren. Wenn er ſich um zum Exempel heute wog, ſo fand er, daß er [illegible]0. Pfund ſchwer geweſen ſey, wog er ſich des andern Tages um eben die Stunde, ſo fand er, daß er noch eben ſo ſchwer ſey. Urin und Excrementa, ſo in der Zeit von ihm gegangen waren, wegen 3. Pfund. Da er nun 8. Pfund an Speiſen und Getränke zu ſich genommen, drei Pfund aber nur durch die zwei angeführte Ausführungen hinweggegangen waren, ſchlos er nicht unrecht, es müſſen fünf Pfund durch einen unmerklichen Weg und alſo durch die Schweislöcher ausgedünſtet ſeyn. Ob nun gleich dieſe Experimenta in eine Italiäniſche Luft vorgenommen, ſo kan man doch behaupten, daß über die Helfte der zu ſich genommenen Speiſen und Tranks durch dieſe Ausdünſtung weggehen. Dieſe Ausleerung, wenn ſie in Steken gerathen, bringet Krankheiten, und aus dieſem allen mache ich den Schlus, es mus dieſe Ausführung erhalten werden. Geſezt aber, in den Blutgefäſſen der Füſſe circuliret das Blut und die übrigen Säfte mit einer verminderten Geſchwindigkeit, geſezt ferner, die Füſſe werden noch dazu nicht warm genug gehalten, ſo folgt, es müſſen die ausdünſtenden Theile mehr und zuſammen hangen, daß ſie nicht geſchikt ſind, durch die Schweislöcher der Haut zu tretten. Selbſt die Kälte zieht die Haut zuſammen, die Schweislöcher ſind nicht genug offen, folglich mus auch die Ausdünſtung in den Füſſen, in Abſicht der Schweislöcher ſelbſt, vermindert ſeyn. Auſſer dem erfordern die Abſonderungen daß die abzuſondernde Materie mit einer gewiſſen Gewalt nach dem Ort der Abſonderung hingetrieben wird. Da alſo erwieſen, daß der Trieb des Bluts und der Säfte in den Füſſen langſam, ſo erhellet, wie die Ausdünſtung in dieſen Theilen aus verſchiedenen Urſachen gehindert wird. Die ganze Maſſa mus in ihrer Beſchaffenheit ſo verändert werden, daß kein gehöriges Verhältnis der Theile untereinander ſtatt findet, weil ſie nicht gehörig gereiniget wird. Ja es mus die wäſſerichte Feuchtigkeit in den Füſſen ſteken bleiben. und wie oft wird es nicht bemerket, wie davon dike Füſſe entſpringen. Viel leichter geſchiehet dieſes, wenn bereits eine Neigung zu dieſem Zufalle da iſt, und wenn andere Fehler in der Lebens-Ordnung dazu kommen, die hiezu ſehr viel beitragen können.

Dieſes iſt das allerwenigſte, es kommen weit mehrere und bedenklichere Zufälle von einem nicht hinlänglich Warmhalten der Füſſe. Es iſt eine gewiſſe Maſſa des Blutes da, und zwar ſo, daß die Blutgefäſſe gehörig damit erfüllet ſind. Denn findet der Gegentheil ſtatt, ſo kan ich nicht ſagen, daß der Menſch vollkommen geſund ſey. Geſezt alſo, eine Verkältung der Füſſe hindert den freien Durchgang des Bluts, ſo mus ſich daſſelbige nach andern Theilen des Cörpers begeben. Es iſt bekannt, daß dieſes deſto mehr geſchehe, je weniger der Theil Widerſtand thut. Wenn alſo die Blutgefäſſe der Lungen und die Lunge ſelbſt Verhaltungs-Weiſe eine gröſſere Schwäche haben, ſo folget, dieſe Gefäſſe werden mehr mit Blut angefüllet, ſie werden ausgedehnet, ſie werden geſchwächet, u. dieſes kan ſo weit geſchehen, daß ſie endlich gar zerreiſſen. Es kan bei Verlezzung kleiner Gefäſſe ein Blutſpeien, und bei Zerreiſſung gröſſerer eine Blutſtürzung ſelbſt erfolgen; Wie wohl werden alſo diejenige thun, welche zu dieſen Zufällen geneigt, wenn ſie ihre Füſſe fein warm halten. Das Blut wird freier durch die unterſten Theile gehen, es wird weniger nach der Bruſt gepreſt, allmählich werden ſich die Blutgefäſſe der Lunge mehr zuſammenziehen, und folglich werden ſie nachher dem Druk des Bluts mehr widerſtehen können. Tritt das Blut nach dem Gehirne, ſo werden die Blutgefäſſe gleichfalls ſehr ausgedehnet; ſind ſie natürlicher Weiſe in Anſehung anderer Blutgefäſſe ſchwächer, ſo können ſie ſo mit Blute angefüllet werden, daß ſie endlich das Gehirne druken, ſo daß der Einflus des Nervenſafts in anderen Theilen des Körpers weniger oder mehr gehindert wird, da in dem erſten Falle verſchiedene Arten der Lähmung, in dem zweiten aber ein wirklicher Schlagflus erfolget. Zerreiſſen die Gefäſſe ſelbſt, ſo daß viel Blut aus ſeinen Behältniſſen tritt, ſo erfolgt ein tödtlicher Schlagfluß; Daher rechnet der berühmte ſeel. Herr Geheimde-Rath Hoffmann nicht unbillig die ſpaſtiſchen Zufälle des Unterleibes unter die Urſachen des Schlagfluſſes.

Herr ſchaarſchmidt gedenket gleichfalls in dem erſten Jahrgange der mediciniſchen und chirurgiſchen Nachrichten Bl. 297. einer Apoplexiâ ſpasmodico-verminoſâ, da lediglich ein Krampf in dem Untertheile den Zuflus des Bluts nach dem Kopfe vermehret; dieſelbe hat ſich dahero auch ohne Aderlaß heben laſſen, nachdem durch das Reiben der Füſſe, durch Fusbäder und dem Gebrauch einer antiſpasmodiſchen Mandelmilch das Zuſammenziehen und Spannen der untern Theile nachgelaſſen, dadurch ein freier und gleichmäſſiger Umlauf des Bluts wieder hergeſtellet worden. Der ſtarke Trieb des Bluts nach dieſen Theilen befördert dieſe Krankheit, ſo wie der Abflus deſſelben dieſen Zufällen zuwider.

Ein beſtändiges Ohrenklingen, der verdächtige Schwindel, Kopfſchmerzen im Naken und Hintertheil des Haupts ſind öfters die Vorboten dieſes Zufalls. Auch mus eine Verkältung der Füſſe bei der Reinigung rigung des Frauenzimmers und dem Flus der güldenen Ader eine Veränderung machen. Ich will allen denen, bei welchen dieſe Ausleerung, darum das Frauenzimmer geſund iſt, ſparſam oder unordentlich den heilſamen Rath geben, die Füſſe, nicht nur den untern ſondern auch den obern Theil, gehörig warm zu halten, und dadurch eine gleiche Bewegung des Bluts, wie auch einen ſtärkern Trieb nach den untern Theilen zu befördern. Es wird eben die Wirkung thun, als ein warmes Reiben der Füſſe mit warmen Tüchern und die Fusbäder. Es iſt wahr, dieſe leztere erweichen ſtärker, allein wenn man bedenket, wie ein Fusbad nur zu Zeiten gebrauchet wird, ſo wird ein beſtändiges Warmhalten der Füſſe vielleicht ja gewis noch mehr nuzen. Eben dergleichen Grund findet bei dem Fluſſe der güldnen Ader ſtatt, alle Hæmorrhoidarii ſelten von rechtswegen auch eine Erkältung der Füſſe vermeiden.

Unter die verdrüslichen Krankheiten gehöret die Hypochondrie. Dieſe wird von Erkältung des Körpers überhaupt vergröſſert. Die mit dieſer Krankheit beſchweret, befinden ſich im Sommer beſſer, als im Winter. Eine gute Tranſpiration, ein lebhafter Umlauf des Bluts durch die Eingeweide des Unterleibes, eine vielleicht beſſere Dauung der Speiſen, und noch weit mehrere Umſtände, die der Sommer vor dem Winter bei ihme voraus hat, mindern zum wenigſten die hypochondriſchen Zufälle, wenn ſie ſie nicht haben ſolten. Es iſt aber die Hypochondrie auch eine Krankheit, welche von der Erkältung der Füſſe ärger wird. Denn alsdenn wird das Blut noch mehr nach dem Unterleib gepreſt. Da nun die Bewegung des Bluts durch die Eingeweide dieſes Theils ſehr langſam, ſo müſſen noch mehr ſpaſtiſche Zufälle, und Beſchwerde nachfolgen.

Wird das Blut durch eine Erkältung der Füſſe zu ſehr nach den Blutgefäſſen der Bruſt getrieben, ſo kan eine Engbrüſtigkeit erfolgen, ja ein Herzklopfen. Dieſes kan auf folgende Weiſe zugehen. Weil nicht alles Blut, ſo die linke Herzkammer durch die groſſe Schlagader nach den Theilen ſchiket, frei circuliret, ſondern in ſeiner Bewegung durch die Füſſe Widerſtand findet, ſo mus viel Blut in der Lunge zurük bleiben, die Gefäſſe dehnen, und einer freien Ausdehnung und Zuſammenziehen der Lunge hinderlich fallen. Wird die linke Herzkammer von zu vielem Blute ausgedehnet, ſo fällt ihr freies und lebhaftes Zuſammenziehen weg, und folglich wird ein Herzklopfen bemerket. Dieſe verhinderte Bewegung des Bluts durch die Füſſe mag nun, durch zu wenige Bedekung, oder durch enge Kleidung erfolgen. Iſt der Trieb nach dem Kopf vergröſſert, ſo können verſchiedene Arten eines Kopfſchmerzens und andere Zufälle entſpringen. Der angeführte Herr Hofmann erzehlet uns in eben dem Buche Tom. IV. P. IV. C. VII. de aphonia zwei Obſervationen einer Stummheit, wo eine Erkältung daran ſchuld geweſen. Insbeſondere iſt die pag. 182. beſchriebene lediglich von einer Erkältung der Füſſe erfolgt.

Aus dieſem wenigen erhellet demnach, wie ein nicht genugſames Warmhalten der Füſſe ungeſund, und viele Krankheiten auswirkt. Ich könte noch mehrere Arten der Krankheiten, ſo davon entſpringen und gröſſer werden, anführen, wenn es nöthig wäre.

Das Warmhalten der Füſſe bei Podagraiſchen befördert die Zertheilung und Abgang der ſtokenden Materie durch eine vermehrte Ausdünſtung. Sanktorius hat bemerkt, daß er, wenn er des Nachts in Strümpfen geſchlafen, dieſelbe Nacht ohngefehr ein Pfund mehr durch die Tranſpiration verlohren, als ſonſt. Es iſt ein accurater Obſervator geweſen, welches man mit daraus abnehmen kan, weil er bei Ausarbeitung der Medicinæ ſtaticæ dreiſſig Jahre gebraucht. Und folglich kan man mit Grunde behaupten, daß er, wie alle Verſuche, auch dieſes angezeigte Experiment zum öftern werde wiederholet haben, ehe er was allgemeines daraus gefolgert.

Ich mus auch von dem Warmhalten der Füſſe in hizigen Krankheiten etwas gedenken. Es iſt bekannt, wie die mehreſten derſelben durch einen Dunſt oder Schweis ſich endigen. Nun wird die Erkältung der Füſſe den Dunſt und Schweis hindern, folglich mus die Krankheit alsdenn nicht ſo bald und ſo ſicher können gehoben werden. Sie kan in eine andere Krankheit übergehen, wie ſolches die Erfahrung zeigt, wenn die Natur in ihrer Criſi gehindert wird; das Warmhalten der Füſſe iſt in hizigen Krankheiten gut. Man dekt die Bruſt zu, und kein kühles Lüftgen ſoll dieſelbe berühren, man quält den Patienten mit dieſer Methode, weil es methodiſch, und wenn man bedenkt, daß die Füſſe ſehr ofte aus dem Bette geſtrekt werden, ſo würde es wohl beſſer ſeyn ſich anſtatt der Bruſt um die Füſſe zu bekümmern. Viele dieſer Patienten phantaſiren, einige derſelben können nicht ſchlafen, wieder andere gerathen auf den Abweg, nemlich ſie haben die Schlafſucht als einen Zufall. Die ſtarken und zum Theil unordentlichen Umlaufe des Bluts durch den Kopf.

Die kalten Fieber ſind gleichfalls mit einem Delirio verknüpft, wenn die Bewegung des Bluts zu ſtark, dieſes findet bei einer minderen Bewegung nicht ſtatt, es höret auch auf, ſo bald nur die Heftigkeit der Geblütsbewegung nachläſſt. Zu der natürlichen Abſonderung des Nervenſafts gehöret eine beſtimmte Bewegung des Bluts durch das Gehirn, dieſe fällt bei einer ſtarken hizigen Krankheit weg. Von einem Mangel des Schlafs, ingleichem von der Schlafloſigkeit; in dieſer Krankheit finden wir in dem bereits angezeigten Buche p. 344. die Urſach angegeben. Und die Erfahrung bezeuget gewiß; wie Leute bei Verkältung der Füſſe nicht ſo leicht einſchlafen können, als wenn die Füſſe erwärmet. Um ſo mehr findet dieſes in Krankheiten ſtatt, wo ſchon der Trieb des Bluts gar zu heftig nach dem Kopfe iſt. Nunmehro mus ich auch wohl die Mittel anzeigen, die Füſſe in gehöriger Wärme zu erhalten, um den Umlauf des Bluts und der übrigen Säfte durch dieſe Theile zu befördern. Das erſte, was hierbei zu bemerken, beruhet nur darinn, durch genugſame Kleidung die Kälte abzuhalten. Dies braucht keiner groſſen Erklärung. Zweitens iſt nöthig, die Füſſe durch Gehen brav zu bewegen. Dadurch wirken ſo viele Muskeln, und durch dieſelbe wird alſo das Blut geſchwinde fortgepreſt und dem Herzen bald wieder zugeſchikt. Das Schwizzen der Füſſe nach vielem Gehen zeiget ſattſam, wie die Säfte in ihrer Bewegung fortgeholfen werden. Daher kan bei geſchwollenen Füſſen, ſonderlich denen, die von vielem Sizzen kommen, die ſtokende Feuchtigkeit gehörig ausdünſten. Da auch das Gehen eine Bewegung des ganzen Cörpers iſt, ſo wird das Blut überhaupt von dem Herzen ſtärker fortgepreſt, es hat alſo einen ſtärkern Trieb in, durch und aus den Füſſen zu gehen. Das Spazierengehen gehöret überhaupt unter die unentbehrlichſten und angenehmſten Geſundheitsübungen, ſowohl bei Geſunden als Kranken. Pechlin ſagt, daß das Spazierengehen auf eine vortrefliche Art den Geſchäften der Natur, ſowohl zur Dauung und Nahrung, als in den Abſonderungen beiſtehen, und wenn etwas von dieſen Säften übrig ſeyn ſollte, daſſelbe glüklich verdünne. Celſus und Avicenna rathen dieſe Art der Bewegung in allen Magenbeſchwerungen, in Schnupfen und Flusfiebern. Der ehemalige Profeſſor Schneider in Wittenberg rühmet in dem Buche, das er von den Schnupfen geſchrieben, das anhaltende Spazierengehen in Kopf und

Bruſtbeſchwerden, in anſtoſſenden Flüſſen, wodurch dieſelbe von dem Haupte und Bruſt abgezogen und durch Beihülfe der Natur endlich können gar vertrieben werden. Plutarch verſichert, daß ehedem ſchon die Aerzte in der Hypochondrie weiter nichts, als anhaltendes Spazierengehen angerathen.

Endlich verſpricht Merkurialis dem Frauenzimmer durch öfteres Spazierengehen, über rauhe, unwegſame Oerter und Berge, einen gewiſſen Nuzen in Anſehung der Reinigung, einen Nuzen, der ſich auf die Geſundheit beziehet. Drittens wird der Umlauf des Bluts durch die Füſſe durchs Reiben mit warmen Tüchern erhalten. Dadurch werden die flüſſigen Theile in den Gefäſſen fortgedrukt und ihrer Bewegung fortgeholfen. Die Theile werden gleichſam gereizet, und die Bewegung des Bluts nach den unteren Theilen vermehret. Bei den diken Füſſen, wo viele Feuchtigkeiten ſtoket, werden die Füſſe anfangen zu ſchwizen und die ſtokenden Theile ausdünſten. Endlich ſo dienen die Fusbäder nach Beſchaffenheit der Umſtände, welche die untern Theile erweichen, daß ſie alſo dem Theile des Bluts weniger widerſtehen. Einen weitern Nuzen der Fusbäder werde ich in einer beſondern hierzu gewidmeten Abhandlung auch nächſtens zeigen.

Von den Wirkungen der Fusbäder.

Die äuſſerlichen Arzneimittel müſſen mit den innerlichen verbunden werden, wenn ſie beide einerlei Wirkung haben, dadurch der Endzwek erhalten wird, wenn man deſto eher ſeine Abſicht erreichet, und wenn es Fälle gibt, wo man vor den innerlichen Arzneien einen groſen Widerwillen bezeuget. Dieſes findet zwar nicht allezeit ſtatt; denn es gibt Kranke, denen der Arzt nicht genug Arznei verordnen kan, und welche beſſer thäten, mit wenigen Arzneien die Krankheiten zu bezwingen. Unter die äuſſerlichen Mittel, denen man die Macht eine groſe Wirkung und Veränderung in dem Cörper zu erregen, nicht abſprechen kan, gehören auch die Fusbäder, und ich verſtehe darunter vornemlich diejenigen, welche eine erweichende Kraft beſizzen. Wenn ich aber von deren Wirkung rede, ſo will ich beſonders diejenigen gemeinet wiſſen, welche in Abſicht der Geſundheit, ſowol zu ihrer Erhaltung als Wiederherſtellung gebraucht werden. Man bedienet ſich der Fusbäder die Füſſe zu reinigen, man braucht dieſelben beim Aderlaß, um den Trieb des Bluts in die Füſſe zu vermehren, und was dergleichen Kleinigkeiten mehr ſind.

§. 2.

Wenn man ein erweichendes Fusbad gebrauchet, ſo findet ſich, daß die Füſſe wärmer werden, die Röthe derſelben nimmt zu, ſie werden mehr ausgedünſtet, die Adern laufen auf. In dem ganzen Cörper bemerkt man einen geſchwinden Puls, und eben derſelbe wird mehr erwärmet und ſchwizet. Aus dieſen Wirkungen und aus dem Begriffe, daß die Fusbäder aus erweichenden Sachen beſtehen, nicht nur in Anſehung der Kräuter und anderer Ingredienzen, ſondern auch in Betrachtung des Waſſers, läſt ſich leicht die Art und Weiſe, wie ſie wirken, einſehen. Die Wärme der Füſſe relaxirt die daſelbſt befindlichen Fäſerchen, dieſe geben eher nach, ſie laſſen alſo die flüſſigen Theile mehr durch, ja dieſe Feuchtigkeiten ſelbſt werden verdünnet, daß ſie alſo um deſto geſchikter ſind, in ihrer fortgehenden Bewegung geſchwindere Schritte zu nehmen. Daher kommt es, weil das Blut ſtärker und geſchwinder durch die Füſſe fortgepreßt wird, daß es deſto ſtärker und heftiger wieder herzu flieſſt, u. daß es alſo freier zum Herzen gebracht und deſto geſchwinder von demſelben zu den Theilen fortbeweget werden kan. Daraus iſt abzunehmen, wie die Fusbäder den Umlauf des Bluts durch die Theile erleichtern, wie die Theile dadurch mehr unter einander gerieben werden, und wie überhaupt auch die Wärme des Cörpers vermehret wird. Die Haut der ganzen Peripherie wird relaxirt, die Theile ſind durch eine ſchnelle Geblütsbewegung zu den Abſonderungen mehr zubereitet, folglich mus die Ausdünſtung gröſſer ſeyn. Da der Umlauf des Bluts, wenn er ungehindert und natürlich zu der Ausübung der Aktionen nothwendig erfordert wird, ſo iſt klar, daß die Fusbäder ihren groſſen Nuzen haben, wenn ſie zur rechten Zeit und in gehöriger Ordnung gebraucht werden, wovon ich unten ein mehreres beibringen werde. Alle Abſonderungen geſchehen beſſer, der Nervenſaft wird häufiger abgeſondert. Dieſes gilt nicht nur von den ſubtilſten Feuchtigkeiten unſers Cörpers, ſondern auch von den gröbern, ſo wohl per urinam als per alvum &c.

§. 3.

Ich habe den Fusbädern überhaupt einen groſſen Nuzen beigeleget, allein ich mus zeigen, daß derſelbe ſich noch weiter, beſonders in einigen Krankheiten erſtreke. Dieſes Mittel wird in Betrachtung der Krankheit nüzlicher, als es bei der Geſundheit war. Es gibt Kopfſchmerzen, aber es gibt nicht einerlei Urſache derſelben, ob gleich alle Schmerzen von einer Ausdehnung der empfindlichen Theile herrühren, dieſe Ausdehnung mag nun gewirket werden, von welchem Cörper ſie will. Es gibt Kopfſchmerzen, die von einer Vollblütigkeit herkommen, und ich wollte wohl ſagen, es würde hier ein Aderlasſchnepper oder andere Arzneien beſſere Dienſte thun, als die Fusbäder. Ob gleich eine Vollblütigkeit gegenwärtig, ſo werden die Füſſe doch durch das Fusbad erweichet, die Bewegung der Säfte durch dieſelben fortgeholfen, und durch einen wenigern Widerſtand von neuem ein vermehrter Einflus befördert, dadurch das Blut nothwendig von den obern Theilen abgezogen wird. Allein ich habe geſagt, daß die Fusbäder zugleich die Bewegung des Bluts vermehren, folglich wird es ſich mehr ausdehnen, folglich wird es auch die Gefäſſe mehr auseinander treiben, mithin mus der Schmerz, anſtatt gemindert zu ſeyn, noch mehr vermehret werden. Es gibt noch andere Arten des Kopfſchmerzens, ein Hypchondriacus, eine Hyſterica, ein Haemorrhoidarius, ein Frauenzimmer, bei dem die Reinigung in Unordnung iſt, alles dieſes ſind Perſonen, die an Kopfſchmerzen ſehr oft keinen Mangel haben. Bei allen dieſen Perſonen iſt ein Krampf in den untern Theilen gegenwärtig, dadurch das Blut mehr nach den obern Theilen gepreßt und deren Gefäſſe ausgedehnet werden, daß ein Schmerz erfolget. Alles dasjenige, was den Krampf in den untern Theilen mindert, welches alſo ferner den freien Umlauf des Bluts und die Säfte durch dieſe Theile vermehret, das wird das Blut mehr herabloken und alſo den Schmerz endigen. Dieſes habe ich von den Fusbädern bereits erwieſen, und folglich kan ich ſagen, daß ſie in dieſer Art Kopfſchmerzen gut thun. Entſtehet aus eben dieſer angegebenen Urſache ein Schwindel, wo das Senſorium commune einigermaſſen gedrukt wird, ſo wird auch hier das Füſſebaden erſpriesliche Dienſte thun. Herr Hofmann rathet zu Fusbädern, welche aus Nervenſtärkenden Kräutern, gemeinen Salze und Pottaſche zubereitet, und Herr Profeſſor Junker rühmt ſie beſonders, wenn der Schwindel von einer Congeſtion entſtehet. Das Klingen der Ohren, die Zahnſchmerzen und dergleichen können bei eben der Urſache auch durch eben dieſes Mittel bezwungen und gebändiget werden. Die

Schlafſucht wird dadurch gemindert weñ ſie nemlich von einem Zuſammendrüken der Nerven entſtehet, wodurch der Einflus des Nervenſafts in die Theile verhindert wird. Aus gleicher Abſicht werden die Fusbäder in Schlagflüſſen, Raſerei, Meloncholie, Sprachloſigkeit in dergleichen Zufallen mit Nuzen gebrauchet. Dadurch wird der Abflus des Bluts vom Kopfe befördert ꝛc. Hofmann *M. R. S. Tom. II. p. 18.*

§. 4.

Nicht nur bei den Zufällen des Haupts, ſondern auch bei den Beſchwerden der Bruſt iſt der Nuzen der Fusbäder zu bemerken. Denn wenn das Blut nicht frei und ungehindert durch die Füſſe circuliret, ſo habe ich geſagt, daß es mehr nach den obern Theilen getrieben werde. Es iſt aber nicht die Folge, daß es allezeit nach dem Kopfe gehen müſſe, ſondern es kan ſolches auch nach der Bruſt geſchehen. Es kommt hier auf den Ort an, welcher den wenigſten Widerſtand thut. Solchergeſtalt kan das Blut nicht frei die Gefaſſe der Lunge paſſiren, die Theile werden gedehnet, die Lunge zieht ſich krampfhaft in ihren Theilen zuſammen, es erfolgt ein trokener Huſten. Werden aber die Gefaſſe zu ſehr ausgedehnet, ſo zerreiſſen ſie, und befördern ein Blutſpeien. Stemmet ſich das Blut in der Lunge, ſo ziehet es eine Engbrüſtigkeit nach ſich. Ja findet die linke Herzkammer in den äuſern Theilen zu vielen Widerſtand, das aus der Lunge erhaltene Blut frei fortzuſtoſſen, ſo iſt das Herzklopfen davon die Folge. Bei dieſen Zufällen, und noch mehr, wenn die Urſache der Beſchwerde in dem verhinderten Umlaufe des Bluts durch die untere Theile ligt, können die warmen Fusbäder Erleichterung verſchaffen.

§. 5.

Es wird die Reinigung öfters zurükgehalten, und das Frauenzimmer mus viele Beſchwerde davon ausſtehen, welche allezeit der Vollblütigkeit ihren Urſprung zu danken haben, die anſtatt durch dieſe Ausleerung vermindert zu werden, nur vermehret wird. In dem Fall, wann es durch einen Krampf herrühet, wird zur Beförderung der Reinigung ſehr viel beitragen, wenn das Blut durch die Fusbäder mehr nach den untern Theilen hingelokt wird, dadurch die Blutgefaſſe mehr ausgedehnet dadurch ſie alſo mehr ſchwächer werden, und endlich die Blutkügelchen durch die gehörigen Wege durchlaſſen. Das mehreſte, was die Fusbäder bei dieſem Affekte thun, beſtehet darinn, daß ſie das Blut nach den Geburtstheilen determiniren. Und dieſer Nuze iſt nicht geringe, wenn wir überlegen, wie ſich ſonſt das Blut nach andern Theilen begibet, welche ſchwächer ſind. Man darf die Fusbäder nicht zu allen Zeiten gebrauchen. Der Herr Geheimerath Hofmann *M. R. S. Tom. III. Sect. II. Cap. X. §. XVI.* gibt uns davon eine vortrefliche und durch eine lange Erfahrung beſtätigte Anmerkung. Wenn aber der Antrieb des Bluts noch nicht zu dem Unterleibe hingehet, ſondern mehr zu denen obern Theilen hingerichtet iſt, ſo wirken die Fusbäder, daß derſelbe überhaupt heruntergezogen werde, und ſo bald man dieſes erhalten, hört man mit denen Fusbädern auf, und ſuchet auf andere Art den Durchbruch des Bluts, wenn er an ſich ſchwer halten ſollte, zu befördern.

§. 6.

Der Flus der güldnen Ader maſſet ſich eben das an, was ich von der Reinigung des Frauenzimmers bemerkt habe. Es erfolgen Congeſtionen des Bluts nach andern Theilen. Erſt machen ſie Drüken und Schmerzen im Unterleibe, ſonderlich in der Gegend des heiligen u. des Schwanzbeins. Es können Blutflüſſe, Schlagflüſſe und dergleichen erfolgen. Herr Profeſſor Schulze führet *Diſſert. de viro apoplexia extincto ab haemorrhoidum inconſulta ſuppreſſione* ein trauriges Exempel an. Inzwiſchen kan ſtarkes Drengen bei einer Hartleibigkeit, ein krampfhaftes Zuſammenziehen der Gefäſſe im Unterleibe, ein verhinderter Umlauf des Bluts, ſonderlich in den Därmen, das Blut zu ſtark in die Haemorrhoidalgefäſſe preſſen, da denn bei einer genugſamen Flüſſigkeit des Bluts etwas davon aus den Gefäſſen ausgepreſt wird, bei dikken Blute aber die ſogenannten Zakken ſich äuſern. Wenn nun der Umlauf des Bluts durch Gebrauch der Fusbäder mehr befördert wird, ſo müſſen dieſelben in beiden Fällen gut thun. Denn iſt eine Neigung zu dieſem Fluſſe da, ſo wird das Blut in den Blutgefäſſen des Unterleibes mehr angehäufet, es macht molimina, dadurch der Flus der güldnen Ader befördert wird. Iſt aber keine Neigung dazu da, und ſind bereits im Unterleibe von einer Congeſtion des Bluts Spannungen zu bemerken, ſo wird doch die Bewegung des Bluts durch die Füſſe beſſer befördert, daher die Blutgefäſſe des Unterleibes wenigern Widerſtand finden, ſich lebhafter zuſammen ziehen, das Blut beſſer fortpreſſen, dadurch das Drengen des Bluts nach den Därmen und beſonders dem Maſtdarm gemindert wird. Was ich in Anſehung der Zeit von dem Gebrauche der Fusbäder im vorigen Abſaze angeführet, das gilt auch hier aus eben der daſelbſt angezeigten Urſache und Gründe.

§. 7.

Wenn die Fusbäder weiter keinen Nuzen hatten, als daß ſie die Zufälle der Milzbeſchwerde linderten, ſo wäre dieſes allein hinreichend, denſelben darum eine Lobrede zu halten. Ich will unterſuchen, ob ſie in dieſen Affekten Nuzen ſtiften können. Die Hypochondrie, und wer kennt nicht dieſe verdrüsliche Krankheit, gehöret unter diejenigen Affekten, die ſich auf eine veränderte Geſtalt, auf eine ſo mannigfaltige Art, mit ſo wunderlichen Zufällen und mit einer verdrieslichen Einbildungskraft und Vorſtellung zeigen. Herr Mead *Monit. & praecept. medici Cap. XVIII.* ſagt, ſie ſey eine Krankheit des ganzen Leibes. Sie iſt der Anfang einer Schwermüthigkeit, und die Aerzte haben der Hypochondrie die Ehre angethan, ſolche in drei Claſſen, nemlich in die anfangende, eingewurzelte und ſich feſtgeſezte zu theilen. Bei allen dem iſt ein Hypochondriacus ein gewiſſer Menſch, der wie der Mond ab und zunimmt, und die Zeit ſelber nicht weis, da er mit Recht von ſich ſagen kan: Ich denke, darum bin ich. Man hat Hypochondriacos, die zugleich die vollkommenſten Mathematiker ſind; hypochondriſche Prediger, die nicht eher klug ſind, als auf der Canzel; hypochondriſche Philoſophen, die allemal klug ſind, wenn ſie philoſophiren, aber im übrigen faſeln; hypochondriſche Metaphyſicos, die vielleicht blos darum hypochondriſch ſind, weil ſie Metaphyſici ſind, die aber gleichwohl ihre Schulweisheit ſo gut inne haben, als Ariſtoteles ſelbſt. Sollten die Aerzte gänzlich von der Hypochondrie befreiet ſeyn? Dieſes alles betrift die Gemüthsveränderung, und davon iſt die Urſache gleichwol in dem Cörper zu ſuchen, welches ſich durch verſchiedene Zufälle zu erkennen gibt. Blähungen, krampfhafte Beſchwerungen, Congeſtiones nach der Bruſt und nach dem Kopfe, ein Schaudern, ein ſpannender, ziehender, und drükender Schmerz unter den kurzen Rippen, eine Verſtopfung des Leibes, ein Magendrüken, eine Beängſtigung ſonderlich nach Tiſche, eine Uebligkeit, ein Aufſtoſſen, Brechen, eine Engbrüſtigkeit, Kneipen im Leibe, Kolikſchmerzen, ein Kollern und Bollern im Leibe, ein trokner Huſten, ein ängſtliches Herzklopfen, ein Sauſen und Brauſen der Ohren, ein unruhiger und mit ängſtlichen Träumen verknüpfter Schlaf, eine Schwere der Glieder, eine Trägheit und dergleichen Sachen mehr können hievon ſattſam zeugen. Sie beweiſen deutlich, wie der Magen, die Därme und die Eingeweide des Unterleibes erſchlappet, wie der Umlauf des Bluts durch dieſelben langſam und beſchwerlich ſey, wie ſich das Blut daſelbſt ſtemme, die Adern ausdehne und krampfhafte Spannungen zuwege bringe, worauf jederzeit eine noch gröſſere Erſchlappung erfolget. Da nun die Fusbäder die Füſſe erweichen, den Umlauf des Bluts durch dieſelben erleichtern, befördern u. beſchleunigen, ſo iſt klar, wie ſich das im Unterleibe anſtemmende Blut leichte aus demſelben weg und in die Füſſe begeben könne, dadurch ſich die Gefäſſe conſtringiren und in ihrem Zuſammenhange zunehmen. Die Därme ziehen ſich lebhafter zuſammen, nicht nur die Eröfnung des Leibes erfolget beſſer, ſondern es werdē auch die Blähungen eher fortgetrieben. Das Blut, welches durch die ſpasmodiſchen Zufälle mehr oberwärts gepreſt, kan nun mehro unten freier circuliren, die Congeſtiones nach den obern Theilen werden nicht nur vermindert, ſondern es laſſen auch die davon herrührenden Zufälle nach. Die Beſchwerlichkeit im Athemholen fällt hiedurch weg, und zwar weil das Zwergfell beſſer unterwärts ſteigen kan, da die Blähungen den Unterleib nicht mehr ſo ſehr ſpannen. Kurz, es gehören die Fusbäder mit unter diejenigen Mittel, welche die Hypochondrie erleichtern, und wenn eine hinlängliche und geſchikte Leibesbewegung nebſt ein gehöriges Verhalten dazu kommt, ſo werden ſich die Hypochondriaci dabei beſſer befinden, als wenn ſie mit Pulvern, Elixieren, Eſſenzen, Mixturen, Pillen und dergleichen gequälet werden. Eine Methode, welche dieſer Krankheit mehr ſchadet, als nuzet. Sehr viele können nicht einſchlafen, wenn ſie bis in die ſpäteſte Nacht dieſem Geſchäfte obgelegen, und alsdenn könnte ein Fusbad ſehr zuträglich ſeyn. Der Zuflus der Säfte nach dem Kopfe wird gemindert, das Gehirn wird weniger beunruhiget, folglich kan der Schlaf deſto gewiſſer erfolgen. Der berühmte Herr Hoffmann rathet in ſeinen *Conſultat. medic. Tom. I. p.* 184. zur Beförderung des Schlafs ein Fusbad an, da man Kamillenblumen, Klaproſen, Roſenblätter, beifus, etwas Salpeter und Küchenſalz in einen Sak thut, darauf kochendes Waſſer gieſt, ſolches eine halbe Stunde ſtehen läſſt, u. darnach kaltes Waſſer darauf gieſt, daß es temperirt wird. Die Hyſterik iſt mit der Hypochondrie genau verwandt, was bei den Mannsperſonen Milzbeſchwerde heiſſt, wird bei dem Frauenzimmer Hyſterik oder Mutterbeſchwerde genennt, es werden nur wenige und geringe Umſtände ſeyn, darin ſich dieſe von der erſten unterſcheidet. Der Nuzen der Fusbäder findet, wie in der Hypochondrie, ſo auch bei der Hyſterik ſtatt.

§. 8.

Auch in dem Podagra zeigt ſich der Nuzen der Fusbäder. Es iſt meine Abſicht nicht, den Rath zu geben, dieſelben zu der Zeit zu brauchen, wenn das Podagra wirklich gegenwärtig. Denn es iſt bereits da, oder ſind ſchon Schmerzen in den Füſſen, ſo kan ich es nicht loben, ſich derſelben alsdenn zu bedienen. Sie finden hingegen nicht ohne Wirkung ſtatt, wenn es zur gewöhnlichen Zeit auſſen bleibet, oder nicht lange Stich hält, wenn die Materie nach andern Theilen gepreſt wird, dadurch Kopfſchmerzen, Schlafloſigkeit, Schwindel, Herzklopfen, Beklemmung der Bruſt und andere Zufälle erfolgen. Herr Dokter Schwenke ſagt in ſeinem geſunden Landleben Bl. 289. Was das Podagra betrift, ſo kan man zur Verwahrung öfters die Füſſe reiben laſſen, welches die Ausdünſtung fördert, und die Glieder ſtärket. Auch dienet zuweilen das Schröpfen an dem Ort, wo der Schmerz gewöhnlich einkehret. Man kan es auch mit folgendem Bade verſuchen, welches Graf Ludwig zu Königſtein alle vierzehn Tage gebraucht haben ſoll. Man nimmt Weinrebenaſche, Salz, jedes zwei Hände voll, gieſſet etwas warm Waſſer darauf, und endlich eine halbe Kanne guten Wein, läſt eine zeitlang die Füſſe wohl begieſſen und reiben. Die Fusbäder erweichen die Füſſe, die Theile widerſtehen weniger, und folglich kan alsdenn dieſe Art der Materie von andern Theilen abgezogen werden.

§. 9.

Bei Gebrauch der Fusbäder iſt wohl zu merken, daß dieſelben nicht zu kalt auch nicht zu warm ſeyn ſollen. Vollblütige Perſonen, und die ein dikkes Blut haben, müſſen dieſes beſonders merken. Die Fusbäder befördern durch ihre Wärme, da ſie erweichen, die Bewegung des Bluts. Je wärmer alſo die Fusbäder, deſto mehr thun ſie ſolches, folglich mus das Blut bei groſſer Wärme mehr bewegt und erhizet werden, es dehnt ſich ſtärker aus, folglich da die Gefäſſe ſchon von einer Vollblütigkeit ſtark ausgedehnet ſind, ſo werden ſie noch mehr von einander getrieben, und alſo kan das Blut in Nebengefäſſe gepreſt werden, die ſonſt kein Blut an ſich nehmen, die allmählig enger werden, dadurch die Blutkügelchen ſtoken, oder es können gar Gefäſſe zerreiſſen und Verbluten erregen. Alle üble Folgen, welche von einem Ueberflus des Bluts, ſo in ſtarke Bewegung geſezzet worden zu erwarten, finden auch hier ſtatt. Man hört dahero öfters, daß die Fusbäder nicht bekommen wollen, gemeiniglich geſchiehet dieſes bei Vollblütigen und ſolchen, bei denen das Blut ſehr zur Wallung geneigt, die viele aktive Theile in dem Blute beſizen, die durch einen vermehrten Umlauf und Trieb des Bluts noch mehrere Aktivität erhalten. Cörper, woſelbſt die veſten Theile eine groſſe Empfindlichkeit beſizen, welche hierdurch noch mehr rege gemacht wird. Man mus das Waſſer lauwarm machen, wenigſtens doch nur ſo warm, daß davon keine groſſe Empfindlichkeit erfolget. Iſt das Waſſer kalt worden, kan man bequem was wärmeres dazu ſchütten. Einige Zufälle verlangen, daß man die Füſſe tief ins Fusbad ſezze, und wenn man von der Gewisheit des Nuzens eines Fusbades nach Beſchaffenheit der Umſtände überzeuget iſt, ſo mus es ſo ſeyn. Man kan auch das Gefäſſe oben etwas enger machen, ſo wird das Bad deſto länger ſeine Wärme behalten. Ja wenn man etwas lange in dem Fusbade ſizet, ſo kan die Wärme des Waſſers füglich vermehret werden, ohne daß man davon Unbequemlichkeiten empfinden ſollte. Denn eine allmählig verſtärkte Wärme wird nicht ſchaden, man darf nicht befürchten, daß das Blut dadurch in zu heftige Wallung geſezt werde.

§. 10.

Es kommt nun auf die Frage an, zu welcher Zeit das Fusbad am nüzlichſten, ja ich möchte wohl ſagen, auch am bequemſten zu gebrauchen ſey? Wenn die nächſte Abſicht iſt, wie es denn auch keine andere ſeyn kan, als den Einflus des Bluts in die Füſſe zu vermehren, dieſe Bewegung durch dieſe Theile zu erleichtern, und ſolchergeſtalt von den obern Theilen den Abflus des Bluts zu befördern, ſo erhellet, wie ſchädlich es ſey, ſich nach gebrauchtem Fusbade bald zu erkalten. Schleunige Veränderungen werden unſerm Cörper und unſerer Geſundheit niemals zum Vortheil gereichen. Alsdenn würde der Zuflus des Bluts mehr zu den obern Theilen erfolgen, da die Kälte nothwendig die Theile der Füſſe conſtringiret, welche alſo mehr widerſtehen,

hen, und folglich das Blut weniger ein und durchlaſſen. So viel bekannt iſt, ſo laſt ſich das Blut nicht zuſammendruken, die Maſſe bleibt einerlei, und es mus alſo nothwendig häufiger in andere Gefäſſe gepreſt werden. Zu Gefäſſe, die nur geringern Widerſtand thun, welches daraus abzunehmen, weil ſie ſchon vorher mit zu vielem Blute angefüllt geweſen; denn ich ſezze voraus, man habe die Fusbäder in Congeſtionen nach den obern Theilen genuzet. Dieſer zu erwartende Schade iſt nicht beſſer zu verhüten, als wenn man das Fusbad des Abends gebrauchet, ſich gleich darauf ins Bette legt, und ſolchergeſtalt die Erkältung vermeidet. Man wird darauf ruhig ſchlafen, eine etwas lebhaftere Bewegung des Bluts, ja eine gleichmäſſige Bewegung dieſes flüſſigen Cörpers wird die Ausdünſtungen vermehren, davon die Beſchaffenheit der Geſundheit gröſtentheils mit abhanget. Dieſer Effekt wird ſich um deſto mehr offenbahren, je ſorgfältiger man damit verfährt, und ſich beſonders in Acht nimmt, daß man ſich nicht mit vollem Magen zu Bette legt. Alsdenn wird der Zuflus der Säfte nach dem Magen vermehret, und dadurch wird die ſanktoriſche Perſpiration gehindert.

Wie ein entzündeter Schornſtein geſchwind und ſicher zu löſchen.

Wann ein Schornſtein in Brand geräth, ſo muß man vor allen Dingen das unterliegende Feuer, wodurch der Brand entſtanden, aus einander nehmen, damit die in die Höhe ſchlagende Flamme gemindert werde. Man hüte ſich aber ja, daß man kein Waſſer in dieſes Feuer gieſſe, oder auch nur die Brände damit auslöſche, als welches hiebey ſchädlich iſt. Man nehme alsdenn ein irdenes Geſchirr, ſolte es auch nur eine alte Hohlziegel ſeyn, lege eine gute Quantität glühende Kohlen darauf, ſetze dieſes Kohlfeuer recht unter den brennenden Schornſtein, und werfe eine gute Hand voll Schwefel auf die Kohlen. Sobald der Schwefel in Brand geräth, ziehet ſich der ſaure Schwefeldampf mit der Luft in den Schornſtein hinauf, und das Feuer wird im Augenblike erſtiket, wenn es auch gleich bereits ſo überhand genommen hätte, daß die Flamme oben hinaus ſchlüge. Hiebey iſt nur mit wenigem noch folgendes zu erinnern:

1) Das ausgieſſen des Feuers mit Waſſer muß, wie oben gedacht, um deswillen unterlaſſen werden, weil ſich ſonſt der ſaure Schwefeldampf an die feuchte Waſſerdünſte ſchläget, und alſo in ſeiner Würkung gegen das Feuer gehindert wird.

2) Wenn bereits Kohlen auf einem unter dem Schornſteine ſtehenden Heerde liegen, oder man kan die Kohlen ohne Gefahr aus dem Ofen vor das Ofenloch ziehen, ſo brauchet es keines abſonderlichen Gefäſſes.

3) Das Gefäß kan auch von Eiſen, Kupfer oder Meſſing ſeyn, es wird aber durch den brennenden Schwefel verdorben.

4) Iſt der Schornſtein ſehr weit u. hoch, muß man deſto mehr Schwe-

ſel aufwerfen, auch bedürfenden Falls bis zur völligen Löſchung mit dem Aufwerfen continuiren.

5) Gezogener Schwefel, oder Schwefelfaden, wenn man die haben kan, ſind hierzu am beſten, weil ſie geſchwind und helle brennen; in Ermangelung deren aber ſchlage man nur den ganzen Schwefel ein wenig in Stücken.

6) Solte ſich das Feuer im Schornſteine ſo lange verhalten haben, daß unten keine Kohlen mehr vorhanden wären, ſo muß man in Ermangelung der Schwefelfaden geſchwind ein klein Holzfeuer anmachen, und den ganzen Schwefel in Brand bringen.

7) Bey dieſer Löſchungsart hat man ſich nicht zu befürchten, daß der Schornſtein etwa ſpringen mögte, wie durch Waſſergieſſen, Schieſſen und dergleichen gewaltſame Mittel zuweilen zu geſchehen pfleget.

Beweis, daß die Gelehrſamkeit à potiori eine Krankheit der Menſchen ſey.

Res eſt ſacra miſer.

Die Sinnen, der Witz, die Einbildungskraft, das Gedächtnis, die Vernunſt, ſind den Menſchen natürlich, wie ihnen die Verdauung, der Umlauf des Bluts, der Schlag der Pulsadern, die Verfertigung der Galle, u. ſ. w. natürlich ſind. Beides ſind angebohrne Kräfte, die man beſizt, ohne zu wiſſen, auf welche Weiſe man dazu gelanget iſt. Wir wiſſen ſo wenig, wie wir es anfangen, wenn wir einen Budding in Blut verwandeln, als wenn wir uns die Aehnlichkeit Alexanders des Groſſen mit Carln dem Zwölften vorſtellen. Der ſchlaueſte Magiſter kan eben ſo wenig entdeken, wie in ſeiner Leber die Galle gemacht wird, als wie es ſeine Seele anfängt, wenn ſie ſchliest: ich denke, darum bin ich. So iſt es mit allen Kräften, die wir der Natur zu danken haben. Man vergleiche aber hiermit die Gelehrſamkeit. Kein Menſch auf der Welt wird gelehrt gebohren. Man hat keine Schule, worinn man die Kinder verdauen oder denken und empfinden lehrt: allein, um ſie zu Gelehrten zu machen, dazu mus man erſt Schulen anlegen. Das Latein mus ihnen gewaltſamer Weiſe eingeſchlagen werden. Das Griechiſche und Hebräiſche iſt ſo ſpröde, daß es Tauſenden nicht einmal eingeſchlagen werden kan, und das komt davon her, daß ſie zu gute Naturen haben, welche der Krankheit, in die man ſie ſtürzen will, widerſtehen. Was bei geſunden Leuten Vernunſt heist, das lernen ſie ohne Unterricht. Die Logik hingegen, die Vernunſt der Gelehrten, iſt ein unnatürliches Ding, wovon kein Menſch im natürlichen Zuſtande der Geſundheit einen Begrif hat. Kurz: die ganze Gelehrſamkeit mus mühſam erlernet werden, und alles Lernen iſt ein Streit wider die Natur. Man ſage nur nicht, daß die Gelehrſamkeit darum Fleis und Unterricht erfordere, weil ſie die Kräfte der Natur über ihren natürlichen Grad erhöhen ſoll. Denn, zu geſchweigen, daß der Zuſtand einer übertriebenen Natur auch eine Krankheit ſeyn würde, ſo iſt es auch nicht erweislich, daß man durch den gröſten Fleis und durch den höchſten Grad der Gelehrſamkeit die natürlichen Kräfte erhöhen könne. Man laſſe es einem Newton ſo weit bringen, daß er oben im Himmel wie zu Hauſe iſt, und im Weltbau zwiſchen den Sternen, wie zwiſchen den Blumen ſeines Gartens, umher gehet. Was iſt dieſes wohl für eine Vollkommenheit der Kunſt, gegen die ungekünſtelte Kraft der Natur, welche Herr Krazenſtein bewieſen hat; daß eine Seele in Mutterleibe ſich einen Körper bauet, oder die Kraft, welche der Bauer beſſer, als der Gelehrte, verſtehet, Perſonen, wie er ſelbſt iſt, zu zeugen? Wenn hat die Gelehrſamkeit ein blindes ſehen lehren? wenn hat ſie einem ſtumpfen Kopfe Wiz, einem ſchwachen Gedächtnis, einem blöden Vernunft zuwege gebracht? Niemals. Vielmehr müſſen die Gelehrten ſelbſt geſtehen, daß man die Naturkräfte vorher ſchon umſonſt in ihrer vollkommenheit beſizen müſſe, ehe man gelehrt werden kan. Die Gelehrſamkeit iſt alſo kein erhöheter Grad der natürlichen Einſichten, ſondern ſie iſt etwas, das die Natur nie einem Menſchen mittheilet, und woran ſie nicht anders Theil nimmt, als wie in einem Fieber; nemlich, daß ſie dadurch in Unordnung und Verwirrung geſezt wird, und ſich in einen Kampf mit ihr einläſt, worinn ſie öfters erliegen mus. Eine ſolche Sache wider die Natur iſt unſtreitig eine Krankheit, von welcher die Kunſt die Materia peccans iſt.

Ich will dieſe troknen Unterſuchungen fahren laſſen. Laſſet uns in das Gebiet der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts bliken, um zu ſehen, was die Gelehrten für Leute ſind. Unter den älteſten Nationen, die ohne Aerzte einige Jahrhunderte leben konten, unter dieſen daurhaften Stam̄vätern der ſchwächlichern gelehrten Nachwelt finden wir keinen einzigen Gelehrten Unter den wilden Völkern, wo man von der Gelehrſamkeit nicht einmal einen Begrif hat, gibt es die ſtärkſten, die älteſten, die dauerhafteſten Leute. So, wie ſich nach und nach die Zeiten aufkläreten, ſo, wie die Gelehrſamkeit wuchs, und die Wiſſenſchaften empor ſtiegen, ſchwächten ſich die Naturen der Menſchen, und verkürzten ſich ihr Leben. Horaz war ſchwach und zärtlich, wie ein Mutterſöhngen, und Socrates krüppligt und ungeſtalt, wie ein Alp. Als Deutſchland noch in der Barbarei lag, da wohnten die Teutſchen in Wäldern, da war ihnen weder Froſt noch Hize ſchädlich, da hatten ſie Körper von Eiſen, die der Natur Troz bieten konten; da wuſten ſie zwar noch nicht, daß ſie in der beſten Welt lebten; allein, ſie lebten beſſer darinn, als wir; da konten ſie noch nicht beweiſen, daß keine Materie denken könne: allein, ſie konten den Varus ſchlagen; da konten ſie weniger demonſtriren, aber beſſer verdauen; weniger Bücher ſchreiben, aber mehr Krüge ausleeren; weniger diſputiren, aber mehr Strapazen ausſtehen, als wir. Was ſind wir jezt gegen die alten Deutſchen? Wir haben das Rauhe, was ſie auswendig trugen, einwärts gekehret. Wir haben unſere Seelen durch die Gelehrſamkeit männlich, gros und fruchtbar, und hingegen à potiori unſere Körper weibiſch und gebrechlich gemacht.

Das Raubgeſindel, die unſterblichen Banditen, welche die Welt Rom zinsbar machten, beſaſſen nicht die mindeſte Spur von der ſchönen Litteratur, die jezt Italien in unſern Augen ſo gros macht. Allein, ſie beſaſſen ihre Legionen, und Italien war etwas, daß es jezt nicht iſt. Die Römer, die damals im Felde zu Hauſe waren, und mit ihren abgehärteten Leibern und ihrer groſſen Vernunft Natur und Barbarn bändigten und unter ihr Joch brachten, die würden jezt ihr Vaterland und ihre Nachkommen nicht mehr erkennen. Ein Redner, wie Cicero, der ſelbſt mit zu Felde gieng, ſolte ſchwerlich ſeinen Nachkömmling, den kleinen fetten Gelehrten, für einen gebohrnen Römer halten, der ſein cachektiſches Geſicht einer Verſammlung entzükter Zärtlinge zeiget und mit einer kleinen weibiſchen Stimme lächerlich auf ſie herab donnern will.

Man hat eine gemeine Erfahrung, daß Kinder, welche ſehr zeitig gelehrt werden, nicht lange leben. Ein Baratier redete ſo viel Sprachen, als er Jahre alt war. Seiner Natur war durch die Gelehrſamkeit Gewalt geſchehen. Er ward ſchon in ſeiner erſten Jugend zum kraftloſen Greiſe, und ſtarb an der Entkräftung, zwar als ein Wunder der Welt, aber doch als ein Weichling im 23ſten Jahr. Wäre die Gelehrſamkeit eine Sache von der Natur, ſo würde ſie nimmernehr das Leben verkürzen, und die Geſundheit ſchwächen. Der feurigſte Wiz, den die Natur einem Menſchen mittheilet, mattet keine einzige Kraft ſeiner Seele und ſeines Leibes ab. Man kan das ſtärkſte Gedächtnis, die lebhafteſte Einbildungskraft, die reinſte Vernunft beſizen, ohne damit ſeiner Geſundheit Abbruch zu thun. Allein, gelehrt kan man nicht werden, ohne ſeine Kräfte zu ſchwächen, und Leben und Geſundheit aufzuopfern. Wo findet man die meiſten alten und ſtarken Leute, als auf dem Lande, unter dem Pöbel, in den Feldlägern und in den Wildniſſen? Welches Geſchlecht der Menſchen iſt kränklicher, hinfälliger und gebrechlicher, als die Gelehrten? Kan man nicht durch vieles Studieren und Nachdenken die Gemüths- und Leibeskräfte eben ſo ſehr ſchwächen, als wenn man die ſtärkſten Strapazen ausgeſtanden, oder die ſchädlichſten Ausſchweifungen begangen hätte? Die Handarbeit des Bauren ſchwächt ſeine Kräfte ſo wenig, daß er ihr vielmehr ſeine Dauerhaftigkeit zu danken hat. Durch Leibesarbeit und Strapazen wird der Körper abgehärtet und geſund erhalten, und in einem geſunden Leibe wohnt auch eine geſunde Seele. So iſt es mit allen Arbeiten, die der Natur nicht entgegen ſind. Wo ſoll man aber, nach dieſer Regel, die Gelehrſamkeit hinrechnen? Man ſetze den blühendſten Jüngling zu den Büchern, und ſehe, wie er in kurzer Zeit vertroknen und verſchwinden wird. Man nehme den viereckigten Baurenkerl hinter dem Pfluge weg, und ſeze ihn hin, daß er ſich zum Profeſſor ſtudiere. In kurzer Zeit werden ihm die Speiſen, die ihm die Natur both, zu ſchwer, zu hart, zu unverdaulich ſeyn. Der künſtliche Koch mus ihm feinere Nahrung und kräftige Suppen zubereiten, damit er nicht nöthig habe zu verdauen. Seine Kräfte verzehren ſich, die Abendluft wird ihm empfindlich, und er fängt an, es nicht mehr zu begreifen, wie er ſonſt des Nachts unter freiem Himmel hat ſchlafen können. Unterdeſſen wird er immer gelehrter. Bei dem erſten Buche, das er ſchreibt, drüken ihn ſchon alle Plagen der Gelehrten, und wenn ihm ſeine Mutter, als Profeſſor friſche Butter bringt, ſo ſagt ſie: du biſt gar nicht der ſtarke Flegel mehr, der du bei uns wareſt.

So iſt es. Man vertheidige die Gelehrſamkeit, wie man will, ſo wird es doch ewig bei dem Ausſpruch jenes alten Weltweiſen bleiben, daß die Menſchen nicht dazu gemacht ſind, die Erde zu beſchreiben, ſondern ſie zu bauen. Kein Menſch kan dieſe beiden Würkungen des Studierens und Nachdenkens leugnen, daß es den Nerven ihre Kraft entziehe, und daß es die Verdauung des Magens ſchwäche. Man frage die Aerzte aller Zeiten, ſie werden uns einſtimmig verſichern, daß das Meditiren den Nervenſaft mehr, als die härteſte Arbeit verzehre, und daß man in einer Nacht, in der man emſig ſtudieret, mehr Kräfte verliehre, als wenn man dieſelbe in anderer Arbeit, oder in Ausſchweifungen vollbracht hätte. Wem dieſes noch nicht genug iſt, der gehe die Gelehrten, die er kennet, nach der Reihe durch, und ſehe, wie viel ſtarke Leute er unter ihnen antreffen wird; doch er mus die Titulargelehrten nicht mitrechnen. Unter ſelbigen wird er allezeit Leute finden, die den Namen der Gelehrten führen; aber die ſich wohl hüten, ihre arme Seelen mit ſchweren Unterſuchungen zu quälen. Allein, man ſuche die armen Leute hervor, die aus unglüklicher Begierde, weiſe zu werden, oder aus Hungersnoth fleiſſig ſind, und im Dienſte der Wahrheit verkrummen und vertroknen. Hier wird man den erbärmlichſten Anblik ſehen. Einen Baccalaureus von 20 Jahren, dem nichts fehlt, als ein Weiberkleid, um ein altes verunzeltes Müttergen von 70. Jahren vorzuſtellen, das mit einem kleinen Geſichte, wie ein troкener Apfel, aus einer weiten Haube heraus gukt; einen Magiſter mit ſchmalen Schultern, dem die Rippen, wie zwo Leitern hervor ſtehen, über welche eine ſchwarze Weſte ausgeſpannt iſt; einen Profeſſor, der mit 3 paar Strümpfen doch noch niemanden überreden kan, daß er jemals Waden gehabt habe; einen Autor, deſſen dürre Finger ihm, wie einem Skelette, bis an die Handwurzel reichen, und in deſſen Magen das Chaos einer Mahlzeit, die ihm vor 8. Tagen ein Barmherziger Bürger gegeben, noch nicht verdauet iſt; Einem andern, deſſen Mienen die Majeſtät des Schulſtolzes mit dem Jammer der zehrenden Hektik ringet. Solche Bilder wird er überall finden.

Auſſer der Auszehrung und Erſchöpfung der Kräfte hat auch das Meditiren, wie ſchon geſagt worden, die beſondere Würkung, daß es die Kräfte der Verdauung ſchwächt. Was alle Aerzte hiervon ſagen, das beſtätigen alle Erfahrungen, und die Sache iſt ſo unſtreitig, daß man den Folgen dieſes Uebels ſogar den Namen der Gelehrtenkrankheit gegeben hat, welche ſie ſelbſt, wie billig griechiſch, die Hypochondrie nennen. Dieſe elende Krankheit iſt zwar nicht den Gelehren allein eigen: denn man findet ſie zuweilen auch bei Marquis, bei Aebten, bei Predigern, bei Reichen, bei Kaufleuten und bei Schneidern, die offenbare Feinde der Gelehrſamkeit ſind. Nichts deſtoweniger aber iſt ſie den fleiſſigen Gelehrten ſo algemein eigen, daß man die Gelehrſamkeit für eine der vornehmſten Urſachen derſelben halten müſte, wenn man auch gleich noch nicht wüſte, wie gros der Zuſammenhang der Arbeiten des Verſtandes mit den Bewegungen des Unterleibes iſt. Es iſt nicht leicht, dieſen Zuſammenhang zu erklären: allein er iſt ſo offenbar, daß er auſſer der täglichen Erfahrung keines Beweiſes mehr bedarf. Man iſt im Stande mit einer algebraiſchen Demonſtration ſich den Magen ſo ſehr zu verderben, als wenn man hundert faule Auſtern gegeſſen hätte, u. daher mag es wohl rühren, daß die Spötter den Beruf, ein Autor zu werden, im Magen, und die Triebfedern dazu im Hunger ſuchen. Aus der geſchwächten Verdauung entſpringt eine Reihe von Krankheiten im Unterleibe, welche unter dem Namen der Hypochondrie viel zu bekannt iſt, als daß ich ſie hier widerholen müſte. Dieſe Uebel verderben, wegen eben deſſelben Zuſammenhanges mit den Gemüthskräften, die Seelen der Menſchen in ſolchem Grade, daß man ſich keinen ſeltſamern Charakter gedenken kan, als den man bei einem Hypochondriaco findet. Veränderlich, wie ein Apriltag, bald luſtig mit ernſthaften Mienen, bald ſchwermüthig mit Lachen, bald einig mit ſich ſelbſt, und uneins mit der ganzen Welt, bald zänkiſch mit ſich ſelbſt, ſich ſelbſt ein Greuel, eine Laſt, u. allen andern zur Satyre, von Blähungen geängſtiget, voll Zweifelsknoten, bald uppig, bald andächtig, bald gefräſſig, bald ſatt beym Faſten, bald trozig, bald verzagt, von einem kleinen Lobe aufgeblaſen, von einem kleinen Tadel in ſeiner Seele vernichtet, unſchlüſſig, zu allem ſchlüſſig, ohne etwas anzufangen, oder ohne das Angefangene zu vollenden, und nie vermögend, ſeine morgenden Ueberzeugungen und Entſchlieſſungen vorher zu ſagen. Oft aber werden die Folgen der Hypochondrie tragiſcher; oft verzehrt dieſe Krankheit die Eingeweide, und tödtet den Unglüklichen, den ſie zuvor lächerlich gemacht hat.

Sind dieſes wohl Würkungen einer Geſchiklichkeit, einer Vollkommenheit, wozu uns die Natur beſtim̃t haben kan? So mag ſich der die Natur gedenken, der glauben kan, daß wir ihr Poſſenſpiel und ihre Verachtung ſind. Hat ſie nur wenigen Menſchen den Vorzug der Gelehrſamkeit eingeräumet, um die höchſte Vollkommenheit der Vernunft nicht durch Gemeinmachung zu entheiligen; ſo beſtraft ſie die, die ſie damit beehret, als Uebelthäter, und ſo entzieht ſie der ganzen Perſon, was ſie der Vernunft zu viel eingeräumet. Aber nein; keine Vollkommenheit, die uns Leben und Geſundheit in Gefahr ſezt, kan uns natürlich ſeyn. Die Natur ſtreitet nicht wider ſich ſelbſt, wie manche Philoſophen zu thun pflegen. Sie hat uns zu nichts beſtimt, als was auf unſere Erhaltung und Wohlfarth abzielet.

Man wird, wegen dem, was ich oben abgehandelt, einwerden, daß nur das allzufleiſſige Studiren, und der Misbrauch der gelehrten Nachforſchungen, Urſache ſeye, wodurch ſo viel Gelehrte ihr Leben und ihre Geſundheit verwarloſen? Welches, ob es wohl in gewiſſen Fällen nicht gänzlich zu verwerfen iſt, ich doch dieſes darum nicht zugeben kan, weil uns die eigentlichen Wiſſenſchaften ſo unentbehrlich nicht ſind, daß das menſchliche Geſchlecht nicht ohne dieſelben beſtehen könte, und weil auch ſchon der Anfang in der eigentlichen Gelehrſamkeit, nemlich die Erlernung fremder Sprachen, und der abſtrakten Regeln der Kunſt zu denken, die Kräfte des Leibes und des Gemüths auf eine nachtheilige Weiſe angreift.

Ueber dies, kan ich unmöglich einen erheblichen Unterſchied unter dem rechten Gebrauche und Misbrauche des Studirens zugeben, da uns ſchon der erſte Anfang in dieſer unnüzzen Bemühung ſo viel Mühe koſtet, daß wir dabei unſre Kräfte des Lebens und der Geſundheit zuſezzen. Man betrachte die Kinder, die in den Schulen zur Gelehrſamkeit zubereitet werden. Die, ſo nicht fortkommen, die immer hinter den andern zurük bleiben, die ſich die wenigſte Mühe geben, das zu begreifen, was ihnen der Schulmeiſter ſagt, die ſind die geſundeſten, die munterſten, weil ſie am wenigſten lernen. Die andern hingegen, die ſich mit einem ſogenannten löblichen Fleiſſe auf die Schulwiſſenſchaften legen, werden bald kränklich und zärtlich, und nehmen deſto mehr an den Leibeskräften ab, je mehr die Gemüthskräfte zunehmen. Eine ſtrenge Aufmerkſamkeit kan allein ſchon unordentliche Bewegungen in unſerm Körper erregen. Das Blut ſteiget ſtärker zum Haupte, und die Lebensgeiſter werden im Gehirn häufiger abgeſondert, und auf eine uns unbegreifliche Weiſe angewendet, unſre Vorſtellungskräfte anzuſtrengen, da ſie uns ſonſt zu den natürlichen Verrichtungen des Cörpers gedient, und Kräfte und Leben in alle Glieder ergoſſen haben würden. Nun wird aber kein Menſch in der Welt gelehrt werden, ohne ſeine Aufmerkſamkeit ſtark anzuſtrengen; und alle Vorſtellungskräfte auf eben dieſelben Koſten der Leibes-Kräfte über die Natur zu erhöhen. Folglich bleibt allezeit der Weg, der uns zur Gelehrſamkeit führt, zugleich der Weg zu unſerm Verderben, und ſo iſt es allezeit ein Misbrauch unſerer Gemüthskräfte, zu ſtudiren. Wie kan aber von einem Misbrauche ſelbſt ein rechter Gebrauch Statt finden? Ein Menſch der mäſſig ſtudiret, thut ſich an ſeinem Leben und an der Geſundheit weniger Schaden, als wer ſich übertreibt; allein, er ſtreitet allezeit wider ſich ſelbſt, und ſchwächt ſeine Kräfte durch eine Arbeit, die ihm ganz entbehrlich wäre. Je mäſſiger ſein Fleis iſt, deſto weniger gelehrt wird er werden: denn man findet die Gelehrſamkeit nicht umſonſt, wie eine geſunde Vernunft, Wiz, Geſchmak, und alle übrige Naturgaben. Die Verſuchung, ein groſſer Gelehrter zu werden, iſt alſo allezeit der Trieb, ſich zu verderben, ſich ungeſund zu machen, und zeitig ins Grab zu ſtürzen. Solchergeſtalt beruhet der ganze Unterſchied des rechten Gebrauchs, und des Misbrauchs des Studirens darin, daß man ſich entweder langſamer oder weniger ſchadet. Man genieſſet gleichſam ein Gift in ganz kleiner Doſi, und ſtöret die Wirkungen der Natur mit mehr Behutſamkeit, aber nie zu ſeinem Nuzen, auſſer in den Fällen, wo der Gift zur Arznei wider eine andere Krankheit gebraucht werden kan. Dieſes will ich erläutern.

Es kan Leute geben, die zu geſund ſind, und die es nöthig haben, daß ſie ein wenig krank gemacht werden. So ſind die allzufetten und allzuvollblütigen Leute. Könten dieſe irgend eine Handarbeit verrichten, die ihre überflüſſigen Kräfte und Geiſter verzehrte, ſo würden ſie dadurch nicht allein ihren Ueberflus verthun, ſondern ſich auch durch die Uebung zugleich dauerhafter, ſtärker und geſunder machen. Beweisthümer finden wir hievon in dem alten und neuen Teſtament. Die jüdiſche Policei war diesfalls gar ſittlich und vernünftig eingerichtet; Und dieſes rechne ich auch zumal unter die Moſaiſche Weisheit mit: daß zwar einem jeden Sinn- Hirn-reichen Kopf frei geſtanden, gelehrt zu werden; derſelbe aber dennoch, neben ſeiner Gelehrſamkeit, eine Profeſſion oder Gewerb lernen, und auch öfters wohl treiben müſſen. Im neuen Teſtament ward ein Ehren-Titel aus Rabbi Zimmermann, Rabbi Fiſcher ꝛc. genommen. Die Leibes-Bewegung und Arbeit, im Schweis deines Angeſichts ꝛc. ꝛc. iſt ja das vorzüglichſte zu Erhaltung der Geſundheit; Denn eben hierin beſteht der Unterſchied, welchen die übrigen Künſte, die uns die Natur auch nicht gegeben hat, vor der Gelehrſamkeit haben, daß ſie unſere Geſundheit vermehren, indem ſie uns die Leibesübung unentbehrlich machen. Die Gebrſamkeit hingegen könte eine Sache für allzugeſunde Leute ſeyn, die ſich keinen Geſchäften, die Leibesübung erfordern, ergeben können. Es iſt eine gemeine und unſtreitige Erfahrung, daß man ſich durch anhaltendes ſtrenges Studiren gar bald von dem überflüſſigen Fette befreien kan: allein, beweiſet eben dieſes nicht von neuen, daß ſich die Seele auf Koſten unſerer Leibeskräfte nähre, und daß wir uns alſo in allen den Fällen an unſerm Cörper und an Geſundheit, Leben und Kräfte Schaden zufügen, wo wir die Leibeskräfte nicht zum Verſchwenden übrig haben? In dieſem einzigen Falle kan die Gelehrſamkeit einen richtigen Gebrauch haben Das Studiren behält auch in dieſem einzigen Falle noch immer den Charakter einer Krankheit, die Schaden ſtiftet, nur daß hier ein Uebel durch das andere vertrieben wird. So kan ein freiwilliges Erbrechen einen überladenen Magen reinigen, und dem ungeachtet bleibt das Erbrechen doch allezeit eine Krankheit.

Allein, gibt es nicht viele groſſe Gelehrte, die alt und grau werden, die ihre Krafte bis ins Alter behalten, und keinen Mangel an ihrer Geſundheit leiden? Es iſt wahr, es gibt einen achtzigjährigen Hofmann, einen hundertjährigen Fontenelle, einen Wolf, der bei unermeslichen Arbeiten des Gemüths noch ziemlich geſund und ſtark blieb. Allein, was ſind ſo wenige Beiſpiele gegen ſo viel hundert Baratiers, Baumgartens, u. ſ. w. So viel iſt doch allemal gewis, daß ein erfahrner Menſch, der die Welt kennet, wenn er groſſe, ſtarke, dauerhafte, alte und muntere Leute zuſammen ſuchen ſollte, gewis nicht in die Studierzimmer, ſondern aufs Land, in die Bauerhütten, und in niedrigen Wohnungen des Pöbels gehen würde. Hier würde er ſie zu Hunderten, und dort kaum einzeln finden. Es können mancherlei Umſtände zuſchreiben. Keinesweges macht aber dieſes die Gelehrſamkeit unſchuldig. Es gibt Leute genug, die bei den ärgſten Ausſchweifungen und bei der zügelloſeſten Lebensart dennoch ein hohes Alter erreichen. Hören aber deshalb dieſe Laſter auf, ſchädlich zu ſeyn?

Wenn wir nun die Gelehrſamkeit aus dieſem Geſichtspunkte betrachten; wenn wir bedenken, daß ſie blos eine Beſchäftigung ſolcher Leute ſey, die nicht nöthig haben, mit ihrem Cörper zu arbeiten, und daß die Natur keinen Menſchen dazu berufe, weil wir ohne ſie glükſelig ſeyn können; daß das Studiren, welches der einzige Weg zur Gelehrſamkeit iſt, in allen Umſtänden unſere Lebenskräfte verzehret und uns zu Schwachheiten und Krankheiten führet; daß diejenigen, die es in der Gelehrſamkeit am weiteſten bringen, gemeiniglich am ſchwächlichſten und hinfälligſten ſind, und ihr Leben nicht hoch bringen; daß mit der Gelehrſamkeit ganz eigene Krankheiten verbunden ſind, die ſich bei keinen von allen natürlichen Gemüthsvorzügen äuſſern; daß der ungelehrte Theil des menſchlichen Geſchlechts aus den ſtärkſten Gliedern deſſelben beſtehe; und daß der härteſte Cörper davon abgemattet und ruiniret werde, u. ſ. w. ſo kan ich, wie ich glaube, mit dem vollkommenſten Rechte behaupten, daß ein Vorzug, zu welchem wir auf keine andre Weiſe, als durch den Ruin unſerer Geſundheit gelangen können, ein wahrer widernatürlicher Zuſtand, eine wahre Krankheit des Menſchen ſey?

Man würde mir unrecht thun, wenn man mich um deswillen einen Feind der Vernunft und der Wiſſenſchaften nennen wollte. Die Gelehrſamkeit iſt ein Uebel, das eine einzelne Perſon betrift, und das ganzen Reichen zur Wohlthat wird. Ein Baumgarten iſt ein Curtius, der ſich für das gemeine Beſte aufopfert; und eben darum haben ſich die Gelehrten ſchon längſt einem Lichte verglichen, das ſich verzehret, indem es andern dienet. Meine Hochachtung vermehret ſich gegen einen Gelehrten, wenn ich ſehe, wie elend er ſein Leben vollbringet, um nüzlich zu ſeyn. Er ſtirbt ſo, wie ein Held in der Schlacht für das Vaterland ſtirbt. Man mus einen groſſen Baumgarten geſehen haben, oder ſeinen Lebenslauf leſen, wenn man ſich von einem ſolchen Opfer einen lebhaften Begrif machen will. Wie kümmerlich, wie vertroknet, wie leicht und abgezehrt war er in ſeiner Geſundheit? wie erbärmlich, wie erſchöpft, als ſein Ende herannahete, da faſt nichts als die groſſe Seele mehr übrig war, die in einem ganz bis auf den Grund verdorbenen Cörper die Auflöſung ſehnlich wünſchte, die ſie ſelbſt ſo ſehr beſchleuniget hatte? In dieſem Anblike offenbaret ſich der wahre Werth der Gelehrſamkeit, wie ſie auf einer Seite die Welt erleuchtet, und auf der andern ihren Ernährer, ihren Pfleger, ihren Märtyrer hinopfert.

Es wird ſich ſelten ein Menſch durch Gelehrſamkeit gros machen. der blos aus Pflicht oder aus Nothwendigkeit ſtudiret. Die natürliche Neigung beflügelt den Fleis, und läst die Aufmerkſamkeit immer entſchlaffen. Solchergeſtalt iſt ſie die Wirkung einer Art von Vergnügungen, die ein unbändiger Trieb zu ſeiner Sättigung gebraucht. Nun nenne man mir aber eine ausſchweifende Vergnügung, deren Folgen nicht Krankheiten ſeyn ſollten?

Ich will hier nicht unterſuchen, ob es erlaubt ſey, ſich ſelbſt einem auch noch ſo nüzlichem Triebe mit Leib und Lebens-Gefahr aufzuopfern. Noch weniger will ich behaupten, daß man ſchuldig ſey, der Gelehrſamkeit zu entſagen. In der völligen Ueberzeugung, daß die Welt beſtehen und vielleicht glüklicher ſeyn könte, wenn keine Gelehrſamkeit darin vorhanden wäre, glaube ich doch nicht, daß es gut ſeyn würde, es darauf anzufangen, daß ſie wieder in die Barbarei verfiele. Aber das kan ich im ganzen Ernſte verſichern, daß es für die Republik, und ſelbſt für das Reich der Gelehrſamkeit beſſer ſeyn würde, wenn ſich nicht eine ſolche Menge Menſchen dem Studiren ergäbe, als jezt geſchicht. Die Welt wird dadurch mit einer Menge elender gebrechlicher Leute überhäuft, welche zu allen andern Dienſten unnüz, und in dem Reiche der Gelehrſamkeit doch völlig entbehrlich ſind. Vielleicht laſſen ſich viele Eltern, zumalen auf dem Lande abſchrekken, ihre Kinder dem Studieren zu widmen, wenn ſie ſehen, daß dieſes eine Art der Aufopferung derſelben iſt, und daß die kleine eitle Ehre, einen Magiſter zum Sohne zu haben, mit der Geſundheit und dem kurzen Leben des armen Geſchöpfes erkauft werde, das ſich zum Märtyrer des Ehrgeizes ſeiner Eltern machen laſſen mus. Wenn man bedenkt, was oft ein geſunder Jüngling an Geſundheit, Jahren und Kräften zuſezzen mus, um endlich ſo weit zu gelangen, daß er einer Gemeinde Bauren alle Sonntage eine Predigt vorſagen, oder als ein Schulhalter in Armuth, Gram und Verdrus ſterben, als ein flüchtiger Candidat in den Häuſern verächtlich herumziehen, ein Notariat bekleiden, oder ſeinen Unterhalt ſonſt kümmerlich ſuchen mus; ſo wäre es unbegreiflich, wie ſo viele Eltern, ſonderlich die aus Ehrgeiz das Ihrige noch dabei aufopfern, ſo grauſam mit den Ihrigen umgehen, und ſie zur Gelehrſamkeit beſtimmen könnten, wenn ſie nur wüſten oder vermutheten, wie viel ſie ihnen dadurch zu Leide thun.

Nun könnte ich auch noch mancherlei Beweiſe hier anbringen, aus der Naturlehre ſowohl als aus der Arznei-Gelahrtheit, zu mehrerer Beleuchtung deſſen, was oben geſagt worden; wann ich nicht fürchten müſte, daß ich vielen Leſern damit verdrüslich fallen würde. Was mehreres, das ſich zu dieſer Abhandlung ſchiket, iſt in dem Referendario abgehandelt worden, von dem rechten Gebrauch der Gemüthskräfte, in Abſicht auf die Geſundheit, pag. 188. des 4ten Theils; Und: Erfahrungs-Säzze vom Zuſammenhange des Unterleibs mit dem Verſtande, pag. 223. im 8. Theil.

Anweiſung,

Grüne dauerhafte Hekken von einer beſondern tragbaren nüzlichen Art, mit wenigem Koſten, anzulegen.

Es iſt ein gedoppelter Fehler, weñ Leute ihre Häuſer, Gärten und Dörfer mit todten Zäunen umgeben. Einmal iſt es eine höchſt ſchädliche Holzverſchwendung, und zum andern, werden ihre Gärten u. Häuſer nichts als Feuerneſter dadurch. Wir geſchweigen, wie wenig dieſe todten Zäune zur Sicherheit gereichen: und wie man ſich durch die Unterlaſſung des Anbaues der grünen

nen Zäune und Heken manches Holzes und andern Nuzens beraube. Man bildet ſich zwar dabei öfters 100. Schwierigkeiten ein. Bald ſoll es an jungen Stämmchen dazu fehlen; bald ſollen ſie der Beſchädigung des Viehes ausgeſezt; bald aber mus das Land und der Boden oder andere Umſtände nicht dienlich dazu ſeyn. Vorizo wollen wir einiger leichten Arten gedenken, dieſen Zwek zu erlangen.

Die erſte iſt, wenn man ſie durch allerhand Kerne und Holzſaamen, anbauet, und dieſes ſogleich hinter den todten Zäunen, da man ſie noch hat, als einem Gehege thut. Hierzu ſchiken ſich Kirſch- Pflaumen- Aepfel-und andere Kern. Man legt ſie vorher beſonders in Sand ein, läſt ſie keinem, und alsdenn pflanzt man ſie in einem 1. oder ½ Fus tiefen, mit etwas Miſt verſehenen Graben, dem man vor Winters dazu gehoben und gedinget hat. Dieſe Heken geben zugleich mit der Zeit Waaſenholz und manchen wilden Stamm zum Verſezen und Pfropfen. Sie geben auch Blätter zum-Futter und ſo fort. Noch eher aber wachſen die weiſſen Maulbeerbäumheken aus dem Saamen, ſonderlich in etwas feuchtem Lande. All ein, man kann auch Kreuzdorn- imgleichen Schleendornkern und Saamen dazu nehmen. So lange als dieſe Heke, welche doch geſchwinde wächſt, noch nicht gros genug iſt, behält man den dürren Zaun, oder Dillertrond hinter welchem die grüne aufwächſt.

Eine andere Art geſchwinde Heken anzulegen, geſchicht durch Pflanzung junger Stämchen. Haynebüchen, Kreuzdorn, Rüſtern, ſonderlich aber junge ſchlechte Maulbeerbäumchen, ja ſo gar Schnittlinge von dieſen, ſind am geſchikteſten dazu. Dieſes lezte Holz giebt eine der dichteſten, ſchönſten, und haltbarſten, dabei aber ſehr brauchbaren Heken. Das Laub davon iſt ein herrliches Futter für alles Vieh.

Eine dritte Art Heken anzulegen, geſchicht durch die Wurzeln des ſo genannten Kreuzdorns. Dieſes Strauchwerk wird bekannt ſeyn; wir überheben uns daher der Mühe, es zu beſchreiben. Von dieſen Stauden und Wurzeln läßt man einige Fuder nachdem die Hecke lang ſeyn ſoll, um Martini aus, anfahren. Hahnebutten-Brombeer-und Himbeerſtauden kan man zugleich mit untermengen. Hierauf läßt man ein[illegible] Schock junge Vogelbeer, oder Quitſcherbäume herbey ſchaffen. Jene legt man in einem an dem Garten oder Felde, welches man mit einer Hecke umgeben will, gemachten ſchmalen und geraden Graben, nachdem man ihn gedünget. Dieſer Graben muß 1. Fuß breit und 1. Fuß tief ſeyn. Es geſchicht ganz dichte in einer Reihe neben einander.

Dieſe aber, die jungen Quitſchernbäume, pflanzt man alle 8. Schritt darzwiſchen. Binnen 2 Jahren wird dieſe Hecke und 3 Ellen hoch ſeyn. Alsdenn muß man im Merz, die oben auf geſcheſſenen Kreuzdornreiſer, in guter Bogen herunter ziehen und mit Weiden an die Stämme kreuzweiſe anbinden, damit kein gerades Reis oben hervor raget. Das folgende Frühjahr verfähret man eben ſo, bis die Hecke volle 4 Ellen hoch und ſehr dicke iſt. Binnen dieſer Zeit haben ſich die Himbeer- und Brombeerſtauden unter dem Zaune feſt verwickelt. Alles iſt unten dichte, oben iſt ſie egal, gleich und breit, ſonderlich wenn man ſie unter der Scheere hält. Die dazwiſchen gepflanzten Bäume dienen ſtatt immerwährender Pfäle und halten die Hecke zuſammen. Und an dieſe Art von Hecken vergreift ſich nicht ſo leicht das Vieh.

Von äuſerſt boshaften Menſchen, in Beſchreibung einiger Königsmörder.

Kaum haben die Zeitungen aufgehört, von einem Königsmörder zu ſchweigen, welcher durch ſeine entſezliche That vom 5ten Jenner vorigen Jahrs, unter dem Namen Franz Damien, überall ſo bekannt geworden, die derſelbe an dem jezigen Könige von Frankreich, Ludwig XV. ſo frech u. tollkühn ausgeübet: indeme er dieſem Vielgeliebten Monarchen, dem Allerchriſtlichſten König, den weder die Majeſtät und Heiligkeit Seiner Königl. Würde, noch die Trabanten-Wache, wider dieſem Mörder ſchüzen konnte, einen Stich mit einem Meſſer beigebracht hat; davon die Geſchichte noch jedermann in friſchem Andenken ſeyn wird; ja, ich ſage vielmehr, kaum hat man alſo dieſes Ungeheuer vergeſſen: ſo ſind ſchon wieder die Zeitungen voll, von einer weit entſezlichern That einer ganzen Rotte, die dem Allergetreueſten Könige der Röm. Kirche, welchen die göttliche Vorſicht bei dem ſo gräslichen Umſturz von Liſabon, ſo wunderbar errettet, recht meuchelmörderiſcher Weiſe zu ermorden ſich beſtrebet, und wirklich Hand angelegt haben; doch, dieſer Geſalbte des HErrn iſt mitten aus der Gefahr, wo ihn ſo viele Mörder am 3. September aufgepaſſet, und ihn wie Tieger und Löwen umgeben hatten, auch wieder, wie wohl hart verwundet, recht wunderbar errettet worden; davon wir am Ende dieſer Abhandlung eine kurze und ächte Beſchreibung mittheilen wollen. ⸗ ⸗ Die alte und neue Hiſtorie iſt für uns das Archiv, wenn wir die Natur und die Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens in dieſen Blättern unterſuchen; ſo wie auf der andern Seiten daß ganze Reich der Schöpfung uns die Urkunden liefern mus, wenn wir die Gröſſe und Vollkommenheit des Schöpfers ſchildern wollen. Möchten wir doch zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts eben ſo aus den vortreflichen Eigenſchaften der Menſchen dem unſichtbaren GOtt ſichtbar machen können! Allein, ſo ſind wir genöthiget, bisweilen die ärgſte Laſter zu beſchreiben, um die Gerechtigkeit GOttes und die Heiligkeit ſeiner Gerichten zu rechtfertigen, die er durch eben die Geſchöpfe, welche uns ſeine Liebe verkündigen, über ganze Länder und Städte mit einer äuſſerſt ſtrengen Rache ausführet. ⸗ ⸗ ⸗ Die That des Franzoſen iſt äuſſerſt abſcheulich; die entſezliche That aber der ſo vielen vornehmen Portugieſen, die ſelbſt Freunde und Beſchüzer des Königs waren, iſt noch weit abſcheulicher. Sie iſt ein Schandflek des ganzen menſchlichen Herzens; und es wäre zu wünſchen, daß ihr Gedächtniß durch das Blut der Menſchelchelmörder auf ewig aus dem Gedächtnis der Menſchen ausgelöſchet werden könte. Da ſie aber in allen Jahr-Büchern ihren Plaz behalten wird: ſo erforderte es die Klugheit, nach dem Exempel der göttlichen Weisheit, die auch durch das unvermeidliche Böſe, ſo in der Welt iſt, dem Menſchen groſſe Vortheile verſchaffet, nüzliche Betrachtungen und Lehren aus ſolchen auſſerordentlichen Beiſpielen der menſchlichen Bosheit zu ziehen. Sie ſtellen uns den Menſchen in ſeinen natürlichen Zuſtande dar. Sie vertheidigen die heilige Schrift, die uns das Verderben des Menſchen ſo gros und ſo unergründlich vorſtellet, wider diejenigen, die aus Stolz es auf ſich nehmen, auch die gröbſten Verbrechen durch einen partheyiſchen Wiz zu verkleinern. Sie zeigen uns, worzu der Menſch aufgelegt ſeye, wenn ihn nicht eine frühzeitige Zucht ſeine Leidenſchaft gebändiget, wenn nicht vernünftige Grundſäze ihm die Häslichkeit des Laſters recht verabſcheuungswürdig gemacht, und wenn nicht, damit ich alles auf einmal ſage, die Gnade des Geiſtes GOttes ſein wildes unbändiges Herz gezähmet, gemildert und geheiliget, und die laſterhafte Neigung mit der Wurzel ausgerottet hat. Was die Freunde der Tugend betrift, ſo wird ihnen eine ſolche Bosheit ihre Glükſeligkeit recht ſchäzbar machen, und ſie werden ſich in eben der Maſſe der Gottheit genähert ſehen, in welcher ſie dieſe Ungeheuer zu der Gleichförmigkeit mit dem Tenfel erniedriget erbliken. Die wenigen Exempel, die wir jezo von äuſſerſt verruchten Böſewichtern anführen wollen, werden uns dieſe und andere wichtige Anmerkungen an die Hand geben. Wir haben mit Fleis ſolche gewählt, welche mit Damiens und der Portugieſen That eine Verwandſchaft haben, weil wir ſonſt mit andern Beiſpielen etliche Bogen hätten anfüllen können. = = = Alle Menſchen ſeind von Natur böſe, und ſie haben einen ſtarken Hang zu Laſtern. Aber ſie ſeind zu verſchiedenen Graden böſe. Der höchſte Grad derſelben macht die Claſſe der äuſſerſt Boshaften aus. Darunter zählen wir überhaupt diejenigen, welche die allermeiſten Menſchen an Bosheit übertreffen; und wir rechnen hieher folgende Merkmale 1.) Ein äuſſerſt Boshafter übet alle Arten der Sünden aus, da die meiſten Menſchen insgemein nur einer Art derſelben beſonders ergeben ſeind. 2.) Seine Sünde iſt eine ſolche, die alle übrige Empfindungen erſtiket, welche auch die Ausſchweifungen und Begierden der frechſten Miſſethäter entweder durch ihre innere Abſcheulichkeit, oder durch die fürchterlichen Strafen welche ſie ſich über den Hals ziehen, noch zähmen. 3.) Es ſeind Thaten, die dem Verbrecher äuſſerſt unglüklich machen, ohne ihm den geringſten Vortheil, oder die geringſte Wolluſt, auch nur auf einige Augenblike zu verſchaffen. 4.) Es ſind Thaten, die er nicht, von einem Affect verblendet, in der erſten Hize vollziehet; nein, die er auch einer langen Uberlegung und mit einem verhärteten Vorſaz, nachdem er alle Vorwürfe des Gewiſſens unterdrüket hat, vorſezlich vollziehet. 5.) Es ſind Thaten, die ſehr viele Menſchen auf einmal höchſt unglüklich machen. 6.) Thaten, die ſehr ſchwer auszuführen ſeind, und faſt allemal mislingen; dazu alſo eine recht blinde Tollkühnheit gehöret. 7.) Endlich befindet man auch an ſolchen Miſſethätern nach der That nicht die geringſte Reue. So ſind die Bosheiten beſchaffen, davon wir jezo beſondere Beiſpiele anführen wollen. Die heilige Geſchichte ſtellete uns einen Abſalon und Judas vor. Jener ſtand ſeinem Herrn und Vater, der ihn mit einer übertriebenen Zärtlichkeit liebte, nach dem Leben, und dieſer Unglükliche lieferte den Erlöſer der Welt, ſeinen Schöpfer und beſtändigen Wohlthäter, deſſen heilſame Wunder er ſelbſt mit angeſehen, für 15. Thaler in die Hände ſeiner Blutdürſtigen Feinden.

Heroſtratus ſtekte das Meiſterſtuk der alten Griechiſchen Baukunſt, den Tempel der Diana zu Epheſus mit Feuer an, um ſich in den Geſchichtbüchern einen ewigen Namen zu machen. Wir würden ihn unter die Unſinnigen rechnen, wenn nicht ein Mordbrenner eben deswegen zu der Zahl der äuſſerſt Boshaften gehörte, weil er durch eine einzige Handlung unzähliche Unſchuldige einen jämmerlichen Tod, und wenigſtens einer unvermeidlichen Armuth und Noth aufopfert. Aber wir ſehen hier eigentlich auf diejenigen, welche ihre Hände mit dem Blute groſſer und wichtiger Perſonen befleket haben. Der erſte derſelben ſoll ſeyn Franz Maurevel, ein Franzöſiſcher Edelmann aus Brie. Sein ganzes Leben iſt eine Kette von den entſezlichſten Gottloſigkeiten. Er war Page bei dem Herzog von Guiſe. Da er einsmal in ſeinem ſechszehenden Jahr eine groſſe Bosheit ausgeübet hatte, und deswegen von dem Pagen-Hofmeiſter ſcharf gezüchtiget wurde: ſo ermorderte er denſelbigen heimtükiſcher Weiſe. Er nahm hierauf unter den Spaniern Kriegs-Dienſte an, und kam nach geſchloſſenen Frieden wieder nach Paris. Kaum hatte er daſelbſt vernommen, daß das Parlament demjenigen eine groſſe Belohnung geben wolte, welcher den Admiral, Caſpar Coligny, tödten würde, ſo bot er ſich zur Ausführung dieſer Ermordung von freien Stüken an, und lies ſich etwas von dem Blutpreis voraus bezahlen. Damit er ſich nun einen Zutritt zu der Perſohn des Admirals, der immer mit einer ſtarken Leibwache umgeben war, machen möchte: ſo beſuchte er fleiſſig die Predigten in welche der Admiral zu kommen gewohnt war. Dadurch, und durch ſeine natürliche Lebhaftigkeit, gewann er das Herz des Herrn von Vaudre. Vaudre trieb ſeine Gewogenheit gegen dieſes Ungeheuer der Bosheit ſo weit, daß er ihn in ſein Haus und ſo gar an ſeine Tafel nahm. Morevel hatte ſchon eine geraume Zeit vergebens dem Admiral aufgepaſt. Damit er alſo nicht zulezt das Geld wieder heraus geben dürfte, ſo wolte er es wenigſtens an ſeinen gröſten Gönner und Wohlthäter verdienen. Alſo erſchos er ihn 1569. in einem Garten, in dem der Herr von Vaudre mit ihm auf das vertrauteſte ſprach. Der Mörder flüchtete ſich hierauf, auf eben dem Pferde welches ihm der Entleibte ſelber geſchenket hatte. Er ward aber wieder 1572. zurük berufen. Denn, da Carl IX. oder vielmehr ſeine Mutter, Catharina von Medizes, den Admiral, todt wiſſen wolte; ſo fand man unter allen Werkzeugen kein bequemeres zur Ausführung dieſer Mordthat, als Morevel. Ein Preis von 10,000. Reichsthaler, den Catharina verſprach, hätte ihn bewegen können, Paris an allen vier Eken anzuzünden. Jezt konte er dieſe Summe durch einen Schus Pulver verdienen. Er ſchos alſo, da der Admiral aus dem Louvre gieng, nach demſelben, und zwar mit einem mit drei Kugeln geladenen Gewehr. Allein, er zerſchmetterte ihm blos die eine Hand und den andern Arm. Die Wunden waren nicht tödtlich. Morevel irrte hierauf allenthalben in der Welt herum. Laſt uns hier die Langmuth GOttes bewundern, oder vielmehr vor ſeiner erſchröklichen Gerechtigkeit erzittern, welche die Gefäſſe des Zorns nicht verſchmettert ſondern erhält, um unbegreifliche Rathſchlüſſe an ihnen u. durch ſie auszuführen. Es iſt aber merkwürdig, daß ſelbſt die Geſichts-Züge die unnatürliche Bosheit dieſer teufliſchen Seele verrathen haben. Denn da er 1573. nach Engelland kam, ſo ſtellte ein Britte, der ihn niemals weder in Perſon, noch im Bilde geſehen, eine Wette an, daß dieſer Fremdling den Admiral verwundet haben müſſe. Maurevel iſt ein Exempel eines Menſchen, der gar kein Gefühl von Menſchlichkeit mehr hatte. Endlich ward er 1584. von dem Sohn des von ihm entleibten Herrn von Vaudre zu Paris erſtochen, und einer von ſeinen Bedienten ſchos dem Bluträcher ſeines Vatters, ſo gleich über den Hauſen. Alſo ward auch ſein Tod noch mit einem Mord verknüpfet. Denn ſo muſte das Ende eines Böſewichts ſeyn, für den alle andere Arten der Bosheiten zu klein waren, wenn ſie nicht groſſen Männern, und mit ihnen vielen Tauſend andern den Untergang brachten. ⸗ ⸗ ⸗

Die andere Beſtie in einer menſchlichen Geſtalt iſt der Mörder Heinrichs des III. Königs von Frankreich, Jacob Clement, ohngefehr drei und zwanzig bis vier und zwanzig Jahr alt; Er hatte ſich etlichmal damit gerühmet, daß der König von keinem andern als ſeiner Hand ſterben würde. Und er dachte auf nichts, als auf Mittel, ſein Vorhaben auszuführen. Er hat ſich leicht vorgeſtellet, daß er den allergrauſamſten Tod würde ausſtehen müſſen. Alſo härtete er ſein Gemüth frühzeitig, dazu ab. Ein wunderswürdige Standhaftigkeit. Er hatte die Hand einiger Staats⸗Leute nach manchen gelernet, um den König einen beglaubten Bericht von dem, was in der Stadt zu ſeinem Beſten geſchmiedet würde, zu ertheilen. Und nachdem er auch einen Pas, um ins Lager gelaſſen zu werden, bekommen; ſo reiſete er den lezten des Heumonats von ſeinen Brüdern ab, nachdeme er ſie ermahnet, GOtt für ihn zu bitten, in deſſen Dienſt er jezt hingienge, ohne jemals wieder zu kommen. Den erſten Auguſt erhielt er erſt, und zwar unter dem Vorwand höchſtwichtiger Geheimniſſe, die Freiheit, mit dem Könige ſelber zu ſprechen. Der Prinz nahm ihn in ſein Cabinet, wo er über eine Viertelſtunde mit demſelbigen redete. Nachdem der König die erdichtete Briefe geleſen, ſo ſtellte ſich der Mörder an, als wenn er noch den wichtigſten aus ſeinem Ermel hervor ſuchen wolte. Er zog aber das Meſſer heraus und ſtach es dem König in den Magen. Heinrich fieng an zu ſchreien, ries dem Jacobiner Clement, das Meſſer aus der Hand und zerſezte demſelben damit das Geſicht. Die Leibwache eilte herbei, und gab dem Mörder vollens den Reſt. Vorher pries er noch GOtt dafür, daß er ihn hätte ſo ſanft ſterben laſſen, und daß er ſo guten Kaufs davon gekommen wäre. Sein toder Körper wurde verbrannt. Der König aber ſtarb die Nacht nach ſeiner Verwundung.

Die Zeitordnung führt uns auf die Mörder des Prinzen von Oranien, Wilhelms des Heldenmüthigen Verfechters der Freiheit der Niederländer. Wir wollen kurz von ihm handeln: Jauregui war Handlungsbedienter bei einem verdorbenen Kaufmann, Annaſtro: Dieſem geſchah von S⸗⸗⸗ der Antrag, daß er 24. tauſend Ducaten und eine Commenthurei erhalten ſollte, wenn er dem Prinzen ermordete. Annaſtro aber getraute ſich nicht, eine ſo gefährliche That zu vollziehen, ſondern trug es ſeinem Bedienten auf, den er zu dieſem Ende eine gute Zeit im Schieſſen übte. Den 18. Merz 1582. ſchlich ſich Jauregui an einem Galatag in das Zim̃er des Prinzen und ſchos nach ihm. Der Mörder ward auf der Stelle niedergemacht: obgleich der verwundete Prinz, der wieder curirt wurde, ſogleich ſchrie, ſie ſolten den Thäter nicht töden, weil er ihm gerne verzeihete.

Niclas Salcedo, ein Spanier, von einem vornehmen Geſchlecht, ein Alchymiſt und Falſchmünzer, lies ſich ebenfalls gebrauchen, den Prinzen zu ermorden. Da er aus dem Gefängnis entkam, worinn er wegen des Falſchmünzens gelegt werden, ſo verbrannte er denjenigen, der ihn angegeben hatte in ſeinem eigenem Hauſe. Er ſtellte hierauf dem Prinz von Oranien nach dem Leben; aber ſein Vorhaben war zu zeitig entdekt, und er bekante nachher, da er in Ketten lag, daß er auſſer dem Statthalter, auch den Herzog von Alenſon, und ſelbſt Heinrich III. habe umbringen wollen.

Endlich vollzog Balthaſar Gerhard die bisher immer von der Vorſehung verhinderte Ermordung eines Prinzen, welchem die glüklichen Provinzen Hollands ihre Freiheit, und den Grund ihres jezigen Flors zu verdanken haben. S ⸗ ⸗ ⸗ hatte damals auf dem Kopf des Prinzen dritthalb Tonnen Goldes und einen Adelsbrief geſezt. Er gieng an dem Hof deſſelben, und nahm die Larve einer Scheinfrömmigkeit an. Endlich befahl ihm der Statthalter, wieder nach Frankreich, ſeinem Vaterlande, zu gehen, aus welchen er der Religion willen vertrieben zu ſeyn vorgab. Der Prinz gab ihm noch einen Zehrpfennig mit, wofür er ſich aber zwei Piſtolen kaufte, die er mit den vergifteten Kugeln lud, womit er zweien Tage nachher, nemlich den 30. Junii 1584. den Oraniſchen Helden, da er von der Tafel gieng, meuchelmörderiſcher Weiſe verſchos. In dem Verhör geſtand er, daß er ſchon ſeit 6. Jahren Willens geweſen wäre den Prinzen zu entleiben. Im Gefängnis ſagte er, daß er den Prinzen, wenn er auch mit tauſend Trabanten umgeben wäre, noch jezt ermorden wollte, geſezt auch, daß er auch ſelbſt eines tauſendfachen Todes darüber ſterben müſte. Bei ſeiner grauſamen und langſamen Hinrichtung, oder vielmehr Zerfleiſchung, lies er nicht die geringſte Empfindlichkeit ſpüren. So ſehr hatte er alle Menſchheit ausgezogen.

Nunmehro kömmt die Reihe an die Mörder Heinrichs des IV. Königs von Frankreich, der ſich durch ſeine auſſerordentliche Fähigkeiten und Thaten den Namen des Groſſen, und nach Bayle Bericht, über 50. Lobredner erworben hat. Der erſte iſt, Johann Chaſtell, ein junger Menſch von 19. Jahren. Er ſtach mit einem Meſſer nach dem König, da ſich Dieſelben zu gutem Glük bükten. Allein, er brach ihm nun einen Zahn aus. Anfangs wuſten die Anweſenden im Zimmer nicht, wer der Thäter wäre. Er entdekte ſich aber ſelber durch ſein verwirrtes Geſicht. Bey der Execution ſahe man ihm nicht das geringſte Merkmal einer Empfindlichkeit oder Reue. ⸗ ⸗

Die entſezliche Marter, unter welcher dieſer Böſewicht ſeine teufliſche Seele ausblieſe, ſchrekte Franz Ravaillac nicht ab, den König 1610. den 14. May auf der Gaſſe de la Feronnerie, in ſeiner Caroſſe, mit einem Meſſer zu erſtechen. Er legte ſich vorher eine Zeitlang aufs Advociren, hernach auf Privat⸗Informationen bei ſchlechten Leuten. Nachdem er den Mord am Könige verrichtet hatte, ſo blieb er ganz frei ſtehen, und lieſſe ſich greifen: Er hat im Verhör auf Niemand bekannt. ⸗ ⸗ ⸗

Ich könte noch mehrere Beiſpiele von dergleichen äuſſerſt boshaften Menſchen beibringen, wann es die Umſtände jeziger Zeiten leiden würde. Viele wichtige Umſtände müſſen öfters mühſam mit andern Farben eingehüllt, oder gar zurukgelaſſen werden. ⸗ ⸗ Doch da mir eben jezo ein ganz unbekannter Umſtand von dem Ableben des Schwediſchen Königs, Guſtav Adolph, in der Franzöſiſchen Amſterdamer⸗Zeitung, vom 1. Merz. 1759. Nro. 17. zu Geſichte gekommen, das durch ſich erſt veroffenbaret, daß dieſer König auch durch einen äuſerſt boshaften Mörder umgebracht worden: So will ich zum Beſchlus dieſes nunmehro geoffenbarte Geheimnis und nähern Entdekung einiger Umſtände v. König Guſtav Adolphs Tod, überſezter mitheilen, nachſtehenden Inhalts:

Es iſt billig, daß man ſich um die kleineſten Umſtände von dem Tode ſolcher Könige bekümmere, deren Leben glorreich, und einem anſehnlichen Teil des menſchlichen Geſchlechtes erſprießlich geweſen. Allein gemeiniglich geſchieht es, daß die Neugier des Publici da, wo ſie am gröſten iſt, und natürlicher Weiſe am gröſten ſeyn muß, am wenigſten befriediget wird; ich meine, wenn ein anderer auſſerordentlicher Zufal das Leben eines Monarchens abgekürzet. Guſtav Adolf kan hier nebſt zwei andern ſeiner Nachfolger zum Beweiſe dienen.

Dies

Dieſer König, der einer der gröſten iſt, welchen die Geſchichte kennet, ſtarb in der Weltberümten Schlacht bei Lüzen 1632. nicht durch Feindes Hand, ſonder durch einen Meuchelmord. Dies weis jederman. Allein der eigentliche Urheber ſeines Todes, die Veranlaſſung dazu, und die Art deſſelben, ſind bis jezo noch Geheimniſſe. Untenſtehender Auszug aus einem Brief des ehemaligen Domprobſten in Wexiö, Andr. Göding, an den Sekretair im Antiquitäts Archiv Niklas Hufwedsſon Dal, dat. Wexiö den 21. Jan. gehet in dieſer dunkeln Sache einen Schritt weiter. Er gibt zwar lange noch nicht alle diejenige Aufklärung, die man erwarten kan; allein auch die wenigen Nachrichten, die er enthält, ſind mit Dank anzunemen, weil ſie neu ſind. An der Zuverläſſigkeit deſſelben iſt ganz und gar nicht zu zweifeln. Jezo wird die Urkunde davon in dem Königl. Reichsarchiv zu Stokholm aufbehalten.

"Wie ich im Jahr 1685. in Sachſen und Thüringen war, bekam ich durch einen glüklichen Zufal zu wiſſen, wie es mit des ſeel. Königes Guſtav Adolfs Tode zugegangen. Dieſer groſſe König war nemlich mit ſeinem Leibknecht zu rekognoſciren ausgeritten; allein weil eben damls ein ſehr diker Nebel war, ſo gerieth er unglüklicher Weiſe unter einen Trupp Kaiſerliche, welche ihn zwar ſchoſſen, aber doch nicht zu tod, ſondern nur leicht bleſſirten. Der Leibknecht ſolte ihn hierauf ins Lager bringen, allein unterwegs ſchoß er ſeinen Herrn vollends tod und nahm ihm ſein Perſpectiv, deſſen ſich der König bediente, weil er nähſichtig war. Dieſes Perſpektiv habe ich mir nachgehends von dem Diakono erhandelt. Der Leibknecht war damals ſehr alt, und lag in den lezten Zügen, hatte aber eine unbeſchreibliche Qual über die abſcheuliche That, die er verübet, und konte ſich nicht zu frieden geben, noch Ruhe in ſeinem Gewiſſen bekommen, bis er bemeldten Diakonus zu ſich bekam, und ſein Bekentniß umſtändlich vor ihm ablegen konte. Von dieſem Diakono habe ich dieſe Nachricht erhalten, von ihm bekam ich auch das Perſpektiv, welches nun im Reichsarchiv lieget. ꝛc.

Nachricht von den Häuſern Aveiro, Tavora und Atouguia in Portugal.

Die abſcheuliche Verſchwörung gegen das Leben des Königes in Portugal, Joſeph I. und die erſchrekliche Execution der Verſchwornen, iſt jezo der allgemeine Gegenſtand der geſellſchaftlichen Unterredungen. Hier heiſt die Bosheit, nicht einem elenden Mönch Element und Ravaillac, oder einem unſinnigen Damians, Leuten ohne Geburt, ohne Ehre, und ohne edles Gefühl der Menſchheit zu beſizzen, die Mordhand gegen ſeinen Souverain ausſtreken: ſondern ſie machet, daß Perſonen vom höchſten Range, ſelbſt Biſchöfe und ein ganzer Orden im Reiche ihre edle Geburt, ihre geſittete Erziehung, ihre Ehre, Religion, und ſelbſt die Menſchheit, welcher die gröſte Ehre machen ſollten, vergeſſen, und beſeelet ſie, ihre Hände mit dem Blute, nicht eines Tyrannen und eines allgemeinen Gegenſtandes des Haſſes, ſondern eines Königes, der durch ſeine weiſe und kluge Regierung, und durch das mitleidsvolle Theilnehmen an der vorigen Verwüſtung ſeiner Reſidenz und ſeines Reichs die Freude der Unterthanen worden, zu beſudeln. Kaum kan man die Möglichkeit begreifen, wie in den jezigen geſitteten Zeiten, wo die Wiſſenſchaften die Welt ſo ſehr aufgekläret, und wo die Veränderung der rohen, wilden und unbändigen Sitten das menſchliche Herz ſo fühlbar, ſo weich und zärtlich gemacht haben, es noch eine ganze Bande ſolcher Unmenſchen, und zwar von ſolcher Geburt, von ſolchem Range geben könne. Die Gröſſe dieſer mehr als hölliſchen Bosheit verräth ſich noch insbeſondere dadurch, daß dieſe unmenſchliche Verſchwörung nicht ein Werk eines flüchtigen und unbedachtſamen Einfalle geweſen, ſondern daß es mit ſo viel Nachſinnen, mit ſo viel Ueberlegung, in mehr als wenigen Tagen, und bei mehr als einer Zuſammenkunft, in Häuſern, wo die Heiligkeit und Frömmigkeit ihren Wohnſiz haben ſollte, zu Stande gebracht worden. Sollte man nicht beinahe auf die Gedanken gerathen, daß ſelbſt der Charakter der Nation vielen Zunder zu dieſer Gottloſigkeit dargereichet?

Die Wiſſenſchaften, die in dem übrigen Europa ein ſo helles Licht angezündet, ſind nicht bis über die Pyreneen, viel weniger bis nach Portugal durchgedrungen. Man lebte da, ohne es zu wiſſen, in der gröſten Unwiſſenheit, und die Irthümer, die man aus den übrigen Ländern verbannet hat, haben in dieſem Winkel von Europa eine ſichere Freiſtadt gehabt. Die Inquiſition, geben ſich alle Mühe, die Nation in dieſer Unwiſſenheit zu erhalten, und alles zu entfernen, was die Finſternis, die in Portugall herrſcht, vertreiben könte. Jedoch der Vater des jezigen Königs, Johannes V. hatte den löblichen Vorſaz gefaſſet, durch Reiſen in fremde Länder, ein Reformator ſeiner Nation, ein anderer Czar Peter I. zu werden. Allein, die Portugieſen bezeigten ſich eben ſo widrig geſinnet, als die alten langbärtigen Ruſſen, und legten ihm ſo viel Hinderniſſe in den Weg, daß er muſte zu Hauſe bleiben. Der jezige König hat das Gute, den Verſtand und die Einſicht, die er beſizt, nicht ſowol ſeiner Erziehung und Unterweiſung, als vielmehr ſeiner eigenen natürlichen Fähigkeit zu danken. Der Königin Beichtvater, ein deutſcher Jeſuite, den ſie aus Wien mitgebracht, hatte den gröſten Antheil an ſeiner Erziehung; Und dahero iſt bei der jezigen Regierung gar vieles abgeſchaft und verbeſſert worden. ; ; ; ;

Iſt es nun wol ein Wunder, wenn der Portugieſe zum theil keine vernünftige Einſicht in die Sitten hat? Entfernt von Sentiments der Moral, die das Herz bilden, wächſet er in allen Laſtern auf, und überlaſſet ſich ihnen ganz, ſo bald ſein Körper zu der Härte gekommen, daß er das ausüben kan, wozu ihn ſeine Leidenſchaften treiben. Denn die Bewegungsgründe der Tugend ſind ihm entweder unbekannt, oder er kennet ſie nicht in dem Grade, daß ſie über ſeine Leidenſchaften ſiegen ſollten ꝛc.

Zu dem kommt, daß theils Perſonen eine tückiſche Gewalt über die Gemüther der Portugieſen haben; und wie leicht es ihnen fallen müſſe, Leuten, die ſchon für ſich von Portugieſiſcher, das iſt, von der grauſamſten Rachbegierde gegen ihren König entbrannt ſind, ihre böſe Moral, daß alles erlaubt ſey, was da nur in einer guten Abſicht geſchiehet, beyzubringen, und ſie zu überreden, in einer guten Abſicht die Hand an den Geſalbten des HErrn zu legen.

Hiezu kommt noch, daß der portugieſiſche Adel noch nicht verſchmerzen kan, daß er durch die lezten Könige des Hauſes Braganza von ſeiner ehemahligen Gröſſe ſo tief herunter geſezet iſt; da einige eben ſowohl von unechten königlichem Geblüt entſproſſen, andere noch ein gröſſeres Alterthum, als das königliche Haus, vor ſich haben, mithin aus portugieſiſchen Hochmuth eben ſo gut ſeyn wollen. Ehedem begieng der Adel ungeſcheuet die gröſten Ungerechtigkeiten, beſonders gegen Leute von niedrigerm Stande, die ihn ſein Stolz als Elende, als Nichtswürdige, gegen die ihm alles erlaubt ſey, anſehen laſſet. Der vorige König war ihnen in Hochmuthe und Ungerechtigkeiten beſonders hart. Diejenigen,

gen, welche es verdienten, verbannete er entweder auf ein Schlos auf den Guineiſchen Küſten, oder ſchikte ſie nach Oſtindien und Amerika, wo dieſe ſtolze Herren ſchlechte Soldatendienſte thun muſten, und nicht eher auf eine Begnadigung hoffen durften, bis ſie durch eine gebeſſerte Aufführung ein gutes Zeugnis von dem Gouverneur des Orts, unter deſſen Auge ſie lebten, erhalten. Noch einer andern ſchimpflichen Art der Züchtigung des Adels, die zu der Mauren oder Saracenen Zeiten üblich war, bediente ſich der verſtorbene König Johannes V. Sie beſtehet darinne, daß der König, wenn an den Gehörtagen, an welchen ihn ein jeder Unterthan ſprechen kan, über einen dieſer Herren, die in dem Audienzſaale gegenwärtig ſind, gegründete Klagen kommen, denſelben nach geendigtem Gehör in ſein Zimmer ruft, und ihn mit einem Stoke, der am Ende eine knotigte Wurzel hat, und Caca Porko heiſſet, einige Schläge auf den Rüken giebt, oder geben läſſet, die ihm theils zur Beſchimpfung, theils zur Wahrnung, nicht zu einer zweyten Klage und härteren Beſtrafung Gelegenheit zu geben, dienen ſollen. Daher war Johannes V. mehr Herr über die Herzen der niedrigen Stände, als des Adels, der ihn mehr fürchtete, als liebte. Der Stolz des Portugieſiſchen Adels kennet keine Grenzen. Das Geringſte, was er zum Dienſte des Staats thut, rechnet er dem Könige als einen groſſen Verdienſt an, und wenn er nicht die Belohnung, die er nach der Gröſſe ſeiner eingebildeten Verdienſte abmiſſet, erlanget, ſo glaubet er, der König handele ungerecht gegen ihn, welches bei einem Portugieſen die Begierde, ſich zu rächen, nach ſich zu ziehen pflegt. Das Exempel des Ferdinandus Magellanus mag zum Beweiſe hievon dienen. Der Adel in Portugall bekommt jährlich vom Könige ein gewiſſes Gnaden-Geld, das nennen ſie Moradie. Sie ſehen es aber nicht als eine Gnaden-Penſion, ſondern als einen verdienten Lohn ihrer Dienſte an, und ſchlieſſen von der Gröſſe und der Erhöhung dieſes Geldes auf die Gröſſe ihrer Verdienſte. Magellanus verlangte die Erhöhung ſeiner Moradie mit einer Cruſade vom Könige Emanuel, und wie er ſie nicht erhalten konte, ſo gieng er zu den Spaniern über, und that ſeinem Vaterlande unſäglichen Schaden.

Die vornehmſten Häuſer, die an der jezigen Zuſammenverſchwörung Theil genommen, ſind das von Aveiro, von Tavora und von Atouguia, wovon das erſte ſein Geblüt vom Königl. Stamme ableitet. Und ich glaube mich meinen Leſern verbindlich zu machen, wenn ich ihnen dieſe Häuſer etwas bekannter mache.

Aveiro iſt eine Villa, das iſt, eine Stadt von der zweiten Claſſe; die von der erſten heiſſen Ciudades. Sie liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene an einem Meerbuſen, in welchen ſich über der Stadt der Fluſs Vouga ſtürzet. Der Hafen, den dieſer Meerbuſen machet, iſt aber ſo ſchlecht, und wegen der Klippen und Sandbänke ſo gefährlich, daß nur mittelmäſſige Schiffe bei der Fluth, unter Führung erfahrner Lothſen, da einlaufen können. Die Stadt hat keine andere Beveſtigung, als eine alte Mauer mit Thürmen, und keine andere Nahrung, als vom Salze, das hier im Überfluſſe gemacht wird. In der Stadt iſt ein Nonnenkloſter, welches dieſes beſonders hat, daß die Nonnen bei ihrer Aufnahme nicht nur ihre Ahnen, ſondern auch dieſes beweiſen müſſen, daß ſie von altem Chriſtenblute entſproſſen, und ihre Vorfahren keine Juden oder Saracenen geweſen. Denn die Portugieſen machen einen groſſen Unterſchied unter einem alten und neuen Chriſten, (Chriſtam velho und Chriſtam novo,) weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß unter dem Chriſten-Namen noch viele Juden, ſelbſt unter der Mönchskutte, unter einer Biſchofsmüzze, ſogar unter den Inquiſitoren, verborgen ſteken, die ſich von Zeit zu Zeit, wenn ſie ſich nicht länger halten können, nach Amſterdam begeben, daſelbſt wieder zum Judenthume übergeben, und unter dem Namen Portugieſiſcher Juden bekannt ſind. Die Stadt liegt in der Ouvidoria de Montemar e Velho. Eine Ouvidoria iſt ein Diſtrict, welcher nicht den König, ſondern einen andern geiſtlichen oder weltlichen Herrn des Reichs zum Eigenthums- und Gerichtsherrn hat. Von des Königs Johannes III. Zeiten hat dieſe Stadt den Namen eines Herzogthums.

Die alte Linie des Herzoglichen Hauſes Aveiro leitete von männlicher, und die neue von weiblicher Seite ihren Urſprung von dem Könige Johanes II. ab, der 1495. ſtarb, und ebenfalls eine Conſpiration zu dämpfen hatte, die ihm nach Kron und Leben ſtand. Johannes fand bei Antritt ſeiner Regierung ſo viel Ungerechtigkeiten und Unordnungen im Reiche, welche Folgen von der allzugroſſen Macht und dem Uebermuthe des Adels waren, daß er denſelben durch heilſame Geſeze einſchränken muſte Der Adel hängete ſich an den Herzog von Braganza, der die übrigen an Macht und Gütern weit übertraf, und durch dieſe Einſchränkung am mehreſten verlohr. Als der König den Herzog vergebens gewarnet, und ſeiner Schuldigkeit erinnert, lies er ihn gefangen nehmen, Gericht über ihn halten, und ihm, als einen Verlezzer der Majeſtät, den Kopf abſchlagen. Hierdurch war die Rebellion nicht gedämpfet. Der rebelliſche Adel bekam jezo ein Haupt an dem Herzoge von Viſeo, welcher des Königs Vaters Bruders Sohn, der Königin leiblicher Bruder, und des enthaupteten Braganza Schwager war. Seine Abſicht war, den König und ſeinen Prinzen umzubringen, und ſich auf den Thron zu ſezen. Allein, der Anſchlag wurde glüklich entdeckt. Der König, von gerechtem Zorn entbrannt, er ſtach den Herzog mit eigner Hand in ſeinem Zimmer, unter den Worten: Gehe und verkündige dem Braganza den Ausgang der Conſpiration, wovon er der Anſtifter geweſen. Die übrigen mitſchuldigen Edelleute wurden zum Theil enthauptet, zum Theil aus dem Reiche verbannet, der Biſchoff von Evora (denn auch damals war der Geiſt der Rebellion in Geiſtliche gefahren) in ein hartes Gefängnis geworfen, worin er am dritten Tage, wie man glaubte, an Gift den Geiſt aufgab. Die Güter des entleibeten Herzogs ſchenkte der König dem Bruder deſſelben, Emanueln, der ſich aber nicht von Viſeo, ſondern Herzog von Beja nennen muſte. Ich führe dieſe Verſchwörung aus der Urſache an, weil ſie eine groſſe Aehnlichkeit mit der jezigen hat. Eben dieſer König nahm auf die 20000. Judenfamilien, die man aus Spanien vertrieb, auf, die er und ſein Nachfolger aber nach einiger Zeit nöthigten, daß ſie, der Verfolgung und der Knechtſchaft zu entgehen, ſich taufen lieſſen, aber dennoch das Judenthum heimlich auf Kind und Kindeskind fortpflanzten.

Johannes hatte mit ſeiner Gemahlin, der Schweſter des Herzogs von Viſeo, nur einen Prinz, mit Namen Alfonſus, gezeuget. Auſſer ihr war ſeine Beiſchläferin Johanna von Mendoza. Dieſe gebahr ihm 1481. einen Sohn Georg, den Stammvater des Hauſes von Aveiro. Seinen Prinz Alfonſus vermählte Johannes mit der älteſten Prinzeſſin Ferdinands des Catholiſchen und der Iſabellen in Spanien, und beide Königreiche hätten durch dieſe Ehe können vereiniget werden, wenn die Gemahlin nicht durch den frühzeitigen Tod des Alfonſus wäre unfruchtbar geblieben. Denn als der Prinz wenige Monate nach der Vermählung mit Johann von Meneſes ein Wettrennen hielt, ſo ſtürzte er vom Pferde und ſtarb. Nun war der uneheliche Sohn Georg allein am Leben, den der Vater zum Herzoge von Coimbra, zum Herrn von Torres novas und Aveiro zum Großmeiſter der Orden St. Jacob de la Spatha und von Avis machte. Der Vater hätte ihm gern, aus Haſs gegen Emanueln, des Herzogs von Viſeo Bruder, welcher der nächſte Erbe war, die Krone gelaſſen. Er konte aber vom Pabſte nicht erhalten, daß er ihn legitimiret hätte. Zudem nahm ſich die Königin ihres Bruders, des Emanuels, ſehr an. Daher machte der König, als er in eine tödliche Krankheit verfiel, welche man einem beigebrachten Gifte zuſchrieb, ein Teſtament, worin er den Emanuel zum Nachfolger erklärte, ihm aber auf dem Fall, wenn er ohne Erben aus der Welt gehen ſollte, ſeinen unehelichen Sohn ſubſtituirte.

Dieſes Georgs Kinder nahmen, das Andenken ihrer Urgrosmutter, des Königs Johannes I. Gemahlin, die des Herzogs von Lancaſter Tochter, und die Schweſter des Königs Heinrichs IV. in Engeland geweſen war, zu erneuern, den Namen Alencaſtre an. Es waren 3. Söhne des Georgs, welche das Geſchlecht fortpflanzten, Johann, Alfonſus und Ludwig. Dieſer lezte ſtiftete eine neue Linie Alencaſtre. Der älteſte, Johann, ward vom Könige Johannes III. zum erſten Herzoge von Aveiro gemacht. Sein Sohn, Georg, verlohr das Leben in dem unglüklichen Feldzuge des Königs Sebaſtian nach Africa. Er hinterlies eine Tochter, welche ihres Vaters Titel und Güter ihrem Gemahl Alvarus, der ihres Grosvaters Bruders, des Alfonſus Sohn war, zubrachte. Der Sohn aus dieſer Ehe, Georg, vierter Herzog von Aveiro, hatte ſich mit einer Herzogin von Manqueda in Spanien vermählet, und mit ihr einen Sohn Raymund, und eine Tochter Maria de Guadalupe gezeuget. Nach dem damaligen Abfall Portugals von Spanien 1641. und nach der Eltern Tode wendete ſich Raymund nach Spanien. Er gewann daſelbſt den Proceſs wegen ſeiner Mutter Güter, und ſtarb in Spaniſchen Seedienſten. Im Gegentheil hatte man in Portugal ſeine Güter eingezogen, und ihm abweſend das Leben abgeſprochen, auch ſeine Schweſter, nach Spanien zu fliehen genöthiget. Unterdeſſen nahm Raymunds Vaters Bruder Petrus, Biſchof von Guarda und Generalinquiſiter, den Titul als Herzog von Aveiro an. Als dieſer ſtarb, und der Friede zwiſchen Spanien und Portugall wieder hergeſtellet war, meldete ſich Raymunds Schweſter, die Marie, welche in Spanien den Emanuel Ponce de Leao, Herzogen von Arcas, geheyrathet hatte, zu den Aveiriſchen Gütern, und berief ſich auf den 8ten Artikel des Friedens mit Spanien. Der König in Portugall konte nicht anders, als die Gerechtigkeit ihrer Forderung erkennen. Man verſprach ihr das Herzogthum Aveiro zu reſtituiren, wenn ſie nach Portugall zurük kommen, und beſtändig da bleiben wollte. Für ihre Perſon gefiel ihr dieſe Bedingung nicht, ſondern ſie entſchlos ſich, ihr Recht an die Portugieſiſchen Güter ihrem zweiten Sohn Gabriel Ponce de Leao Lancaſtro und Cerdenas, Herzoge von Banhos in Caſtilien, zu übertragen, und denſelben nach Portugall zu ſchiken. Es geſchahe, 1720. wurde ihm das Herzogthum Aveiro zu erkannt, und 1732. leiſtete er die Huldigung. Dieſer war der erſte von der zweiten Linie der Herzoge von Aveiro, und bis ſo weit iſt die Genealogie dieſes Hauſes bis jezo in Deutſchland bekannt.

Die Familie von Tavora iſt alt, und theilet ſich in mehrere Aeſte. Sie beſizt die Grafſchaft Alvor und St. Joao von Pesqueira. Luiz Alvares de Tavora, dritter Graf von S. Joao de Pesquera, wurde von Petrus II. zum erſten Marggrafen von Tavora gemachet. Dies Haus ſuchte beſonders ſein Glük durch eine doppelte Verſchwägerung mit dem Staatsminiſter und alten Herzoge von Cadaval, der von dem jezigen Königlichen Hauſe Braganza abſtammet, zu machen. Luiz Alvares de Tavora heyrathete die eine Tochter des Herzogs von Cadaval, Anna de Lorena, welche ihm einen Sohn Antonius, und eine Tochter Eleonora, gebahr. Bernhard von Tavora nahm die zweite Tochter des Herzogs, Johanna de Lorena zur Ehe, woraus Franciſcus und Nuno von Tavora gezeuget ſind.

Der erſte Herr des Orts und Namens Atouguia ſoll Wilhelm Lacorni geweſen ſeyn, der ſich bei der Belagerung von Lisbon, als man es den Saracenen abnahm, befunden. Alfonſus V. hat nachher eine Grafſchaft daraus gemacht, und ſie dem Geſchlechte Ataide, welches ſie noch jezo beſizt, geſchenket. Alfonſus V. machte den Alvarus Gonſalvus von Ataide zum Grafen von Atouguia. Seinen Nachkommen wurde ſie wieder entriſſen. Doch der König Sebaſtian gab ſie Ludwigen von Ataide, da er ihn zum andern male als Unterkönig nach Indien ſchikte, wieder. In dem lezten Abfall Portugals von Spanien machte ſich Hieronymus von Ataide, Graf von Atouguia, berühmt. Er war Gouverneur von Alentejo, erkannte Johannes IV. von Braganza für König, und hielt ſich wohl wider die Spanier.

Atouguia iſt eine kleine Stadt am Meere von etwa 1300. Einwohnern, in der Provinz Eſtremadura, in der Correicao, (das iſt, ein Diſtrict, über welchen der König Eigenthums- und Gerichtsherr iſt,) de Leiria.

Oekonomiſche Anmerkungen von dem ſo nüzlichen Anbau der groſſen Jacobs-Erd-Aepfel

(Daraus Mehl, Brod, allerlei Zugemüſe und andere Speiſe, und auch der beſte Brandtenwein zu machen.)

Es ſind die Jacobs-Erdäpfel von den andern Früchten, die eine Aehnlichkeit mit ihnen haben, ſehr wohl zu unterſcheiden. In Böhmen, Mähren und in ganz Voigtland ꝛc. werden die ächte und beſte gepflanzet. Anfänglich mus man ſie nicht mit denen wilden und gepflanzten Trüffeln, welches Gewächs die Franzoſen Truffe, viele Deutſche aber auch Erdäpfel nennen, verwirren. Jene beſtehen aus einer runden, ziemlich groſſen und mehlichten Wurzel, haben keinen beſondern Geruch, ſind von weisgelblichter Farbe, und haben dunkelgrüne und niedrige Blätter, faſt wie die weiſſen Rüben, jedoch etwas höher, ſtärker, gröſſer und breiter. Zwiſchen denſelbigen befindet ſich eine weiſſe Blüte, daraus zulezt grüne Aepfelchen werden, welche den Saamen in ſich enthalten. Allein ſie ſind ſchwer durch den Saamen fortzubringen.

Dieſe hingegen, die Trüffeln, haben kleinere Wurzeln, die ſehr fleiſchigt, inwendig aber mit roth und weiſſen Adern verſehen ſind. An warmen Orten wachſen ſie in der Erde von ſich ſelbſt. Sie treiben weder Kraut noch Stängel, noch Blüte, noch Saamen über der Erde. Wenn ſie zeitig werden, ſo ſiehet man auf ihrer Schale kleine dunkele Hügel, worinne vielleicht ihr Saamen befindlich iſt, und dadurch ſie ſich in der Erde von ſelbſt fortpflanzen. Sie riechen geil, und vermittelſt dieſes Geruchs finden ſie die Schweine und die darauf abgerichteten Hunde ſehr bald. Daß ſind die Trüffeln, die rare Delikateſſe groſſer Herren.

Zum andern ſind die Jacobsäpfel von derjenigen Frucht zu unterſcheiden, welche die in das Brandenburgiſche niedergelaſſenen Schweizer bekannt gemacht haben. Sie nennen dieſe Frucht auch Tartüffeln; allein, ſie ſcheinet doch nichts anders, als jene wilde aus ihren Saamen und Pflanzen mit Mühe und Fleis gezogenen Trüffeln zu ſeyn. Sie ſehen faſt eben ſo aus wie jene, treiben ein Kraut, das unſern Erdäpfeln gleichet, und blühen purpurroth auf hohen Stängeln, riechen nicht ſtark und ſind ſonſt faſt von gleicher Beſchaffenheit, Geſchmak und Kraft als die wilden.

Zum dritten ſind die Erdäpfel auch von denenjenigen Erdbirnen zu unterſcheiden, welche man hier zu Lande auch Erdäpfel nennet. Sie ſcheinen das weibliche Geſchlecht von unſern Erdäpfeln zu ſeyn. Ihre Wurzel iſt weis, und wenn man ſie zerſchneidet, ſehr durchſichtig. Man kocht ſie ſonderlich als ein wohlſchmäkendes Zugemüſe an Rind- und Schöpfenfleiſch. Sie blähen aber ſehr und ſind nicht mehlicht.

Dieſen Unterſchied mus man alſo merken, wenn man bei ihrer Anpflanzung nicht irren will.

Was den Anbau dieſer Frucht anlanget, ſo iſt es eine bekannte Erfahrung, daß ſie im Sandlande am beſten wachſen. Sie erfordern wenig Dünger, reinigen das Land, und ſcheffeln ſo reichhaltig, daß man von einem Vierfas voll 40. fältige Frucht erndten kan, wenn ſie einigermaſſen gerathen. Sie misrathen aber ſelten.

Hat man das Land im Frühjahr umgegraben, oder gepflüget und zurechte gemacht, ſo pflanzet man ſie reihenweis, ein auch anderthalb Fus im Quadrat, von einander und nicht zu tief, ſchneidet die Aepfel in 3, 4, 5 oder mehrere Stüke, nachdem ſie gros oder klein ſind, jedoch ſo, damit die Augen nicht verlezzet werden. Wenn das Kraut etwas gros wird, ſo jätet man ſie aus, behaket ſie übrigens 3mal im Jahr, wie den weiſſen Kohl, und erndet ſie endlich um Jacobi oder Michael herum, nachdem man ſie früh oder ſpat gepflanzet hat, ein. Von der erſten Zeit ihrer Erndte hat dieſe Frucht auch ihren Namen. Das iſt der Bau dieſer Frucht. Wir wollen nunmehro auch von ihren vielfältigen Nuzen in Anſehung der Futterung für das Vieh, und der Speiſe für Menſchen, etwas erwehnen.

Dem Viehe iſt ſo wohl die Frucht als das Kraut: eines der herrlichſten Futter. Dieſes ſchneidet man etwan 14. Tage vor der Einerndung nach und nach ab, und füttert es dem Rindvieh ohne andere grüne Futterung oder Vermengung, allenfalls geſtoſſen und gebrühet. Die Kühe geben ſonderlich gute Milch darnach, und die Butter bekommt den ſchönſten Geſchmak davon. Schweinen, Gänſen und Aenten, kan man es klein ſtoſſen, die es gerne freſſen. Will man es auch auftroknen und im Winter denen Schaafen geben, ſo wird man viel anderes Futter dabei erſparen können, wenn man es ſonderlich einſalzet. Andere aber laſſen es auf dem abgeerndteten Flekke liegen, etwas trokken werden, und graben es zur neuen Düngung unter.

Die Frucht ſelbſt iſt eine der herrlichſten Maſt für alles und ſogar das Federvieh, folglich kan man dadurch viel Getraide, welches man ſonſt zur Maſtung anwenden mus, erſparen, und wo keine Eichelmaſt iſt, daſelbſt verſehen ſie die Stelle dieſes Futters fürtreflich. Dem Menſchen dienen ſie zu einer geſunden, nahrhaften und ſätigenden Speiſe. Man kan Mehl, Brod, Brei, Kuchen, das beſte Gebakene, Stärke, Brandtenwein ꝛc. daraus machen. Der gemeine Mann genieſſet ſie da, wo man ſie häufig bauet, wie zum Exempel im Voigtlande geſchicht, meiſtentheils nur geſotten, mit Salz, und theils wenigen, theils gar keinen Brodte. Allein, vornehmere und ſchon mehr auf dem Geſchmak ſehende Leute, machen dieſe Frucht auf ſehr viele Art zu den delikateſten Speiſen zurechte. Man kochet ſie auch an allerlei Fleiſch ſtatt des Zugemüſes, man machet Klümpe, oder Klöſſe daraus; An braunen Kohl ſchmekken die ganz kleinen, wenn ſie vorher ein wenig in Zukker geſotten, wie Kaſtanien, und es iſt faſt keine Speiſe, die man nicht daraus machen könte. Ihre Zurichtung nimmt wenig Zeit und Feuerung weg. Eine Magd kan binnen zwei Stunden ſo viel, als 20. Perſonen eſſen können, zurichten. Allein man mus ſolche erſt aufſieden laſſen, ehe man ſie ſchält, nicht aber auf den Einfall kommen, daß man ſie roh ſchrapen, und alsdenn erſt kochen läſſt. In dieſem Fall nimmt ihre Zurichtung freilich viel Zeit weg.

Wie nöthig, wie nüzlich würde es doch ſeyn, wenn man ſich auf den Anbau dieſer Frucht, mehr und ernſtlicher legte. Wie viel Brod, zur Speiſe für Menſchen, wie viel Getraide, zur Maſt für das Vieh, kan man nicht dadurch erſparen; Und wie rathſam ſcheint es zu ſeyn, bei der ausnehmenden Theurung des Getraides und anderer daraus verfertigten Victualien, auf die Erſparung deſſelben ſorgfältig zu denken. Man hat angemerkt, daß es in Ländern, wo die Erdäpfel häufig gebauet werden, z. E. im Voigtlande, niemals zu einer übermäſſigen Theuerung des Getraides gekommen ſey.

Der Storch und der Dachs.

Der fette Dachs ſprach zu dem Storchen:
Freund! willſt du nicht ein wenig horchen?
Wie kömmt es, daß ein Storch ſo leicht
Das ganze Rund der Welt durchſtreicht;
Ganz unbeſorgt für ſeine Speiſe
Vollendet er die längſte Reiſe.
Ich, ſollt ich einen Weg, wie du,
Von vielen Tagen für mich nehmen,
So fehlte mir der Muth dazu;
Ich würde mich mit Sorgen grämen;
Und, wie du leichtlich denken kanſt,
Dem Tode wär ich bald im Rachen;
Es würde meinem fetten Wanſt
Der Hunger bald ein Ende machen.
Allein, was weis ich? Störche wiſſen
Viel Künſte, die wir Dächſe miſſen.
Du könnteſt in der Kunſt zu reiſen,
Mein Freund, mich beſſer unterweiſen.

Der Storch verſezt: Dein Wanſt beweiſet,
Wie tüchtig du zum Reiſen ſeyſt.
Wer ſich zu viele Nahrung ſucht,
Und immer auf den Mangel flucht,
Für den iſt kaum ein Rath zu finden;
Ein ſolcher bleibt, wie du, dahinden.
Sez alle Nahrungsſorg hindan,
Und tritt die Reiſe muthig an;
Daneben traue dem Geſchikke;
Denk wenig an dein Loch zurükke;
Such ſüdwärts Trauben und Getreide;
Dort find ich meine Fröſcheweide.
Kanſt du die Sorgen überwinden,
So wirſt auch du dort Speiſe finden.
Dir diene noch zum Unterricht,
Daß meiner Reiſe gröſtes Licht
Die Hofnung nebſt der Sehnſucht ſeye,
Davon ich keines noch bereue.

Der Haſe und der Löwe.

Ein Haſe führte ſeine Klagen
Beim Löwen über viele Plagen.
Er ſprach: So kan ich nicht mehr leben!
Von Feinden bin ich ganz umgeben;
Der Habicht lauſcht auf mich in Feldern,
Die Kaz' im Dorf, der Fuchs in Wäldern.
Ich habe vor des Jägers Hunden
Noch keinen ſichern Ort gefunden.
Dein Vetter ſelbſt der groſſe Parder,
Reibt ſich an meinem Körperlein,
So wol als der verſchmizte Marder.
So, König, kan es nicht mehr ſeyn.
Bei Tag ſtört man mich an der Ruh,
Des Nachts ſtürmt jeder auf mich zu.

Nimm mich, mein Fürſt in deinen Schuz.
Und wehre meiner Feinde Truz.
Auf dieſe Klage ſprach der König:
Mein Haſ', es giebt der Thiere wenig,
Die nicht die Furcht vor Feinden plagt;
Du dünkeſt mich nur zu verzagt,
Du biſt vortreflich gut geſchaffen,
Es dienet dir ja dein Gehör
So gut als andern ihr Gewehr,
So gut als einem Schwein die Waffen;
Dein ſchneller Lauf beſchämt die Pferde;
Und deine Farbe gleich der Erde
Dekt dich auch für dem ärgſten Feind,
Daß ſelbſt des Habichts ſcharfe Augen
Dich, zu entdeken ihm, nicht zu trugen.
Begreif dich denn, mein kleiner Freund.
Von allen Arten ſtarb noch keine;
Die deine lebt noch, wie die meine.
Selbſt durch die Furcht die in dir liegt,
Wird oft der ſtärkſte Feind beſiegt.
Das aber bilde dir nicht ein,
Du müſſeſt ohne Feinde ſeyn.

Der Staar, das Vieh, und der Storch.

Der Staar, ſaſs ſtets beim Vieh in Matten,
Wo beide fette Weide hatten:
Es hatte dies an Gras im Ueberflus zu ſchlüken,
Der Staar ergözte ſich an Müken;
Denn zu der Sommerszeit ſind die
Gewöhnlich Schaarenweis beim Vieh.
Es ſprach der Staar: Ihr Ochſen und ihr Küh,
Ihr wiſſt es allbereit von euren Alten
Warum die Staaren ſtets ſich zu dem Vieh gehalten;
Warum auch ich ſo fleiſſig mit euch zieh;
Den Freundſchaftsbund, den ſie gemacht,
Nahm ich bisher getreu in Acht;
Ja, euch zum Beiſpiel, mehr als ihr:
Ich fliehe ſtets zu euch, und ihr kommt nicht zu mir.
Drauf ſprach das gute Vieh zum Staar,
Da er mit Schwazen fertig war:
Wir haben längſtens wahrgenommen,
Daß dein Geſchlecht zu uns gekommen;
Indeſſen bleibt es uns bisher noch unbekannt,
Wie wir im Freundſchaftsbund einander ſeyn verwandt.
Wir ſehen wol, daß du faſt immer bey uns biſt,
Doch nicht, wenn jener Bund gemachet worden iſt.
Wir mögen dich daneben gerne dulden,
Zugleich verſichern wir die Staaren unſrer Hulden.
Es wird, wir wollens dir verſprechen,
Von uns die Freundſchaft niemand brechen,
Ein Storch, der dorten in der Nähe
Bei ihnen an dem Waſſer ſtund,
Sprach zu dem Vieh: Wiſſt ihr den Grund,
Daß ich ſo viel am Waſſer gehe?
Des Viehes Antwort war geſchwind:
Ja wol, weil Fröſche drinnen ſind.
Ey: ſprach der Storch zum Vieh, drum glaubt dem Schwazer nicht,
Was er von ſeiner Freundſchaft ſpricht.
Wiſſt, daß die Staaren ſich nur von den Müken nähren,
Und folglich wenn die nicht alltäglich um euch wären;
So wär zu gleicher Zeit die Freundſchaft aufgehoben;
Die Freundſchaft fodert andre Proben,

Betrachtungen über das Clima in Anſehung der Sitten und der Geſeze.

Daß die Einwohner der verſchiedenen Theile unſers Erdbodens nicht nur dem äuſſern Anſehen, ſondern auch den Sitten nach ungemein von einander abgehen, wird ſo leicht Niemand läugnen, der nur entweder einige zuverläſſige Reiſebeſchreibungen geleſen, oder wol ſelbſt einige benachbarte Himmelsſtriche beſuchet hat. Aber daß eben dieſe Verſchiedenheit gröſtentheils in der Beſchaffenheit einer Weltgegend ihren Grund habe, wird nicht einem jeden beim erſten Anblike in die Augen fallen. Vielweniger wird er einſehen, daß die Geſezgeber ſich nicht ſelten nach der Beſchaffenheit ihres Himmelsſtriches gerichtet haben, und daß viele Geſeze auf eine weisliche Art in einem Lande nothwendig ſind, und die Wohlfahrt deſſelben erhalten, die in einem andern, nicht nur nicht üblich ſind, ſondern auch mit der Wahlfahrt deſſelben gar nicht beſtehen können. Es iſt gegenwärtig meine Abſicht zu zeigen, erſtlich, daß die Verſchiedenheit der Himmelsgegend, oder des ſogenannten Climatis unter den Einwohnern des Erdbodens verſchiedene Sitten und Gebräuche verurſache, nachgehends aber daß die vornehmſte Pflicht eines Geſezgebers dahin gehe, die Beſchaffenheit ſeiner Himmelsgegend beſtändig vor Augen zu haben, und die Geſeze darnach einzurichten.

Es iſt zwar die Beſchaffenheit der Luft, ſeit dem die Naturlehre ein neues Anſehen gewonnen, nicht gänzlich ununterſuchet geblieben. Doch hätte man denken ſollen, die Aerzte, welche auf alles was in dem äuſſern Zuſtande des Menſchen einiger maſſen einen Einfluſs hat, bedacht ſind, würden ſich weit mehr als die Philoſophen und Scheidekünſtler um die Luftwirkungen bekümmert haben. Es iſt aber nicht geſchehen. Leute, die ſich mit dem Land- und Gartenbau beſchäftiget haben, ſind öfters weit aufmerkſamer auf den Zuſtand der Luft und der Witterungen als die Aerzte geweſen, ja die leztern würden vielleicht in dieſer Sache nichts verſucht haben, wenn ihnen nicht ein berühmter Engliſcher Arzt, vor ungefähr 20. Jahren, den erſten Leitfaden an die Hand gegeben hätte; welchem ſie in Erforſchung der Luft ſicher nachgehen durften.

Inzwiſchen darf man nicht glauben, als wenn blos die Aerzte die Beſchaffenheit der Luft ihrer Weltgegend zu erforſchen verbunden wären. Es iſt wahr, es iſt dieſes eine Pflicht, die ihnen vor andern beſonders zukömmt, weil ſie die Geſundheit des Menſchen und den äuſſern vollkommenen Zuſtand des Cörpers zum Augenmerke haben. Allein da die Luft vornehmlich dasjenige iſt, welches die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche ausmachet, ſo müſſen auch alle diejenigen auf dieſelbe Acht haben, die an der Wohlfahrt der Menſchen auf eine oder die andere Weiſe arbeiten. Dahin gehören nun beſonders diejenigen, welche auf den ſittlichen Zuſtand ihrer Bürger ein wachſames Auge haben ſollen. Ich werde hiervon in der Folge ein mehreres ſagen.

Wenn ich alſo von der verſchiedenen Gemüthsart der Völker in den mancherlei Himmelsgegenden reden will, ſo kan ich keinen beſſern Weg erwählen, als wenn ich die Luftbeſchaffenheit und ihre Wirkungen in Betrachtung ziehe, und daraus zeige, daß ſie an den Charakteren der Nationen den gröſten Antheil habe. Ich will anfänglich von der Wärme und Kälte der Luft reden. Die Hize derſelben mus beſonders in die Lunge wirken. Die Naturforſcher haben bemerket, daß das Blut der Thiere faſt um 20. Grade kälter iſt als gekochtes Waſſer. Man kan ſich alſo vorſtellen was für wunderbare Folgen in dem menſchlichen Cörper entſtehen müſſen, wenn die äuſſerliche Hizze der Luft die thieriſche Wärme in einem Lande um 54. Grade übertreffen ſollte, wie Herr Hales einsmal einen dergleichen heiſſen Tag in Engeland geſehen hat. Wenn daher heiſſe Luft in die Lunge geſchöpfet wird, ſo mus dadurch das Blut, wenn es durch dieſelbe gehet, weit wärmer werden als es natürlicher Weiſe iſt. Die Aerzte haben bemerket, daß in ſolchem Zuſtande das Blut aus der Lunge recht ſchäumend heraus trette, ohnerachtet es vor ſeinem Eintritte in dieſelbe nur mittelmäſſig warm geweſen. Hiedurch entſtehen nun überaus wichtige Folgen. Hält die Hizze der äuſſern Luft lange an, oder iſt gar der Himmelsgegend eigen, ſo werden die flüchtigen Waſſertheilchen des Blutes durch die innere Hizze deſſelben heraus getrieben und verfliegen. Die zähen und röthlichen Theile deſſelben bleiben zurüke, und werden mit der Zeit noch immer mehr verdiket. Dieſes iſt eine allgemeine Erfahrung, die an den Einwohnern der heiſſen Länder iſt gemachet worden, und deren Blut man beim Abzapfen ſchwarz und dik befunden hat. Zwar ſucht die Natur, wie Herr Arbuthnot gar wol angemerket hat, dieſen Abgang der öhlichten Theile des Blutes dadurch zu erſezen, daß ſie den Einwohnern des Landes eine Menge Gewürze und ſolche Pflanzen liefert, die wiederum zur Verdünnung und Flüſſigkeit des Geblütes dienen, wenn ſie gebrauchet werden. Andere haben geglaubet, das viele Trinken, zumal des Waſſers, wäre in den warmen Ländern zur Verdünnung des Geblütes von beſonderm Nuzen. Bernier trunk zu dieſem Ende auf ſeinen Reiſen in Süden täglich über zehen Kannen Waſſer, deren er jegliche, ſo bald er ſie getrunken hatte, aus allen ſeinen Gliedern, ſo gar aus den Fingerſpizen wie einen Thau heraus tretten ſahe. Allein die Erfahrung hat bei dem allen gelehret, daß dieſes noch lange nicht ſo viel wirke, daß nicht das Geblüt allezeit diker bleiben ſollte, als es natürlicher Weiſe in einer gemäſſigten Himmelsgegend ſeyn würde. Und daß mehrentheil die entgegen geſezte Würkung ſich zeiget: wie ich ſolches bei der Abhandlung von dem innerlichen Gebrauch des Waſſers, und deſſen mancherlei Schaden, pag. 34. im X. Theil des Referendarii, erwieſen. Es mus daher dieſer unnatürliche Zuſtand des Blutes, die Leute in dieſen Ländern träge, ſchwermütig, ſchwach und zu den meiſten ſauren Arbeiten, oder zu langwürigen Geſchäften ungeſchikt machen. Eben dieſes iſt der Charakter, den der Herr de la Condamine den Indianern in Peru beileget, und den andere Reiſebeſchreiber uns von den Südländern machen.

Was ich von der Hize geſagt habe, davon wird das Gegentheil bei der Kälte erfolgen. Da ſie die Luft dichter macht, ſo wird ſie auch die äuſſern Fibern des menſchlichen Cörpers ſtärker ſpannen und die Feuchtigkeit in denſelben zuſammen ziehen, ja die Fibern ſind in den kalten Ländern gleichſam in einer beſtändigen Schwingung. Und dieſes wird um ſo viel merklicher, je mehr die äuſſere kalte Luft einen freien Eingang in die Lungengefäſſe hat. Weil nun auch hiedurch die innern Gänge und Röhren in etwas zuſammen gezogen und enger werden, ſo gewinnen ſie dadurch eine gröſſere Spannkraft und befördern den Cirkellauf des Geblütes um ein vieles. Die nächſten Folgen hievon ſind, daß die Leute in den kalten Gegenden munterer werden, daß die äuſſern Fibern mit den Wirkungen, die das Herz inwendig hervor bringet, in einem beſſern Verhältniſſe und Gleichgewichte ſtehen, ſo wie hievon lezthin ſchon ausführlich gehandelt habe, bei der Betrachtung des Winters, und deſſen vielerlei Wunder (v. Refer. pag. 164. Th. IX.) Monteſquiou drüket die Wirkungen der Luft in dieſen Himmelsgegenden folgendergeſtalt aus: ” Dieſe Leute beſizzen ” ein gröſſeres Vertrauen auf ſich ſelbſt, ” das iſt, einen gröſſern Muth; mehr ” Kenntnis von ihren Vorzügen, das iſt, ” weniger Verlangen ſich zu rächen; ein ” beſſeres Vertrauen gegen ihre Sicher-

" heit, das iſt, ein freieres Bezeigen in
" den äuſſerlichen Handlungen, weniger
" Argwohn, Staatsſtreiche und
" Liſt."

Bei dem Unterſchiede, der zwiſchen den Einwohnern der warmen und kalten Länder herrſchet, iſt noch dieſes anzumerken, daß in den warmen Ländern die äuſſerſten Ende der Nerven an der Oberfläche der Haut offen, und noch über dieſes jederzeit ſchlaff und länger ſind, als ſie natürlicher Weiſe bei kälterer Luft ſeyn würden. Sie werden alſo von den geringſten Veränderungen, die von auſſen vorgehen, angegriffen. Hergegen in den kalten Erdſtrichen ſind dieſe äuſſern Theile der Nerven kürzer, geſpannt. und zugleich mit der Haut zuſammen gezogen, ſo daß, wenn eine Bewegung in den Nerven, folglich eine Empfindung geſchehen ſoll, bei nahe die ganzen Nerven in Bewegung geſezet werden müſſen. Daher iſt man in dieſen Gegenden für das Vergnügen lange nicht ſo empfindlich als in den heiſſen. Ein Engeländer iſt bei einer Muſik ganz geruhig, bei welcher der Wälſche auſſer ſich iſt. Eben ſo gehet es auch mit der Empfindung des Schmerzens zu. Montesquiou ſagt, man mus einen Ruſſen ſchinden, wenn er es fühlen ſoll.

Nach dem nun das Gefühl bei den verſchiedenen Völkern mehr oder weniger zärtlich und fein iſt, deſto heftiger oder gleichgültiger werden auch die Leidenſchaften ſeyn. Die Nordländer kennen kaum die Natur der Laſter, wozu eine gewiſſe Weichheit und Zärtlichkeit erfordert wird. In den Südlichen hergegen liebt man ſie um deswillen, weil ſie eine Zärtlichkeit und Weichheit zum Grunde haben. Wenn jene in den rauhen und beſchwerlichen Beſchäftigungen, in der Jagd, in den Reiſen, in den Kriegen und in dem Weine ihr Vergnügen finden, ſo werden dieſe es in dem Müſſiggange, in der Liebe und in einer Unwirkſamkeit des Cörpers antreffen. Wenn der Europäer beherzt und tapfer iſt, ſo iſt der Indianer ſchüchtern und feige. Das Clima vermag bei den Einwohnern dieſer zween Welttheile ſo viel, daß ſo gar die Kinder der Europäer in Indien die Tapferkeit ihres Climatis verlieren. Will man ſagen: die Indianer und die mittägigen Völker ſind wild und grauſam, wie können ſie alſo verzagt und kleinmüthig ſeyn? hat eine Indianerinn das Herz ſich lebendig zu verbrennen, wie ſollte nicht ein Indianer Herz genug haben den Feind ins Angeſicht zu ſehen und ihm Stand zu halten? Allein man mus bedenken, wenn dieſe Nation eine ſo lebhafte Einbildung hat, daß ſie von dem geringſten Gegenſtande gerühret wird, ſo macht eben dieſe lebhafte Einbildung, daß ſie bisweilen das äuſſerſte vornehmen. Wenn ſie den Tod auf einer Seite ſcheuen, ſo ſcheuen ſie auf der andern Seite tauſend Dinge mehr als den Tod ſelbſt. Eben dieſe Vorſtellung welche ihnen ein Mistrauen gegen ihre Kräfte einſtöſſet, macht zugleich daß ſie ſtolz darauf ſind, und ohne ſich zu bedauren unterliegen.

Wenn in den heiſſen Ländern die wäſſerigten Theile des Blutes zu ſtark verfliegen, ſo bleiben ſie in den kalten mehrentheils im Cörper zurük, und er iſt die meiſte Zeit mit gar zu vielen Feuchtigkeiten beladen. Die ſtarken Getränke können dem Geblüte eine ſtärkere Bewegung, und dadurch den Austritt einiger überflüſſigen feuchten Theile befördern. Sie ſind alſo in den nördlichen Ländern dienlich und der Geſundheit heilſam, und man findet auch, daß mit den Graden nach Norden die Grade des Trinkens unter den Völkern zunehmen (*) Hergegen wenn Mahommet den Wein verbietet, ſo iſt dieſes ein Geſez, welches die Himmelsgegend in Arabien ohne dem erfordert hätte. Die alten Carthaginenſer hatten ſchon das Verbot Wein zu trinken unter ihren Bürgern eingeführet, weil ihr Clima es ebenfalls erforderte, und faſt mit dem Arabiſchen einerlei iſt.

Wenn

(*) Siehe Reſer. IX. Theil p. 169.

Wenn die Luft über dieſes noch ſo beſchaffen iſt, daß die Ausdünſtung in derſelben nicht recht von ſtatten gehen will, ſo iſt leicht zu erachten, was die Einwohner dadurch für ein beſonderes Temperament bekommen werden. Denn, wenn die Dünſte aus dem menſchlichen Cörper keinen freien Ausgang haben, ſo entſtehen daher alle die langwürigen Zufälle die Sanctorius (**) mit ſo vielem Fleiſſe angemerket hat: Verwirrungen im Gehirne, der Schlag, unmäſſig ſtarkes Herzklopfen und Beängſtigungen, zu häufige Preſſung des Geblütes, anhaltende Schwermuth, und bisweilen plözliche Erſtikungen, ſind die natürlichen Folgen einer durch die Himmelsgegend verhinderten Ausdünſtung. Es ſcheinet auch daß man dieſerhalben die grauſamen Unternehmungen mancher Engländer, und den Selbſtmord unter ihnen nicht für ein ſo groſſes Verbrechen halte, als in andern Ländern: denn die Engliſchen Naturforſcher haben gefunden, daß die Ausdünſtung daſelbſt allen andern Excretionen noch lange nicht beikomme, ob ſie gleich des Sommers doppelt ſo ſtark als des Winters iſt. Allein in Padua hat ſie faſt doppelt ſo viel betragen, als die übrigen Excretionen zuſammen genommen.

Die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche hat noch über dieſes eine ſolche Würkung auf die Einwohner, daß ſie dieſelben bald zu einer bald zu der andern Kunſt geſchikter und geneigter macht. Die Engeländer beſchäftigen ſich mit ſolchen Wiſſenſchaften, die ein tiefes Nachdenken, eine ſtarke Beurtheilung und einen unermüdeten Fleis erfordern. Frankreich hat die beſten Köpfe gezeuget, die ſich durch ihre Einbildungskraft, durch ihren Wiz und durch ihr ſchnelles und munteres Naturell hervor gethan haben. Soll man aber dieſe Fähigkeiten der gedachten Völker einem bloſſen Unterrichte, oder einer klugen Regierung, oder den häufigen Mitteln, etwas in einem Lande zu erlernen, oder vielmehr dem Clima, der Luftbeſchaffenheit und ihren Wirkungen zuſchreiben? Ich meyne das lezte wird ſich nicht allein am vernünftigſten, ſondern auch am gewiſſeſten behaupten laſſen. Denn iſt es die gute Anführung, oder vielmehr das Clima geweſen, daß ſich über die tauſend und mehr Jahre z. E. in Frankreich erhalten hat, und daß die älteſten Gallier eben ſo beſchaffen geweſen, als die heutigen Franzoſen ſind? Cäſar beſchreibet ſie uns nicht anders als Barklajus und alle übrigen Neuern. Und Arbuthnot führet aus dem Julianus ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel an, daß dieſer Kaiſer einsmals einen Winter in Paris zugebracht, da es daſelbſt mehr Comödianten, Tänzer und Muſicanten, als Bürger gegeben hat. Bei den alten Griechen hieſſen die Einwohner von Chius wollüſtig, leichtſinnig und liederlich, und das ſind ſie noch bis auf den heutigen Tag. Diejenigen, welche dahin gereiſet ſind, behaupten, es ſey in der dortigen Luft ſo etwas vorhanden, das zur Leichtſinnigkeit und Frölichkeit geneigt machet. Dieſes ſind Betrachtungen die der gelehrte und oft beregte Engländer über die Sitten der Völker in Anſehung der Luftbeſchaffenheit macht.

Wenn ich die feuchten Länder in Betrachtung ziehe, ſo finde ich, daß die Einwohner derſelben wiederum einer beſondern Gemüthsart unterworfen ſeyn müſſen. Wenn die Luft entweder durch die häufige Ausdünſtung die aus dem Boden ſolcher Länder, oder aus den angränzenden Meeren und Sümpfen, oder ſonſt aus den daſelbſt befindlichen Thieren und Pflanzen aufſteigen, feuchte wird, und ſich nicht wieder in kurzer Zeit reinigen kan, ſo macht dieſe Feuchtigkeit, die die Einwohner in ſich ziehen, die Fibern in kurzer Zeit ſchlaff, unwirkſam und unkräf-

---

(**) Siehe Dollmetſcher p. 694. bis 699.

kräftig. Hieraus folgt nothwendiger Weiſe eine Trägheit. Die Leute werden lang, aufgeſchwollen, und bekommen eine bleiche Farbe. Sie verfallen aber auch dabei aus ihrer Schläfrigkeit in eine Sclaverei, und die Dienſtbarkeit wird ihnen zur andern Natur. Sind feuchte Gegenden noch dazu heis, ſo werden die ſchlaffgemachten Fibern zugleich hart und ausgetroknet, und die Leute gerathen in einen Zuſtand der ihnen die vornehmſten Empfindungen raubet, und ſie blöde und ſtumpf machet. In einer kalten und feuchten Luft werden die häufig eingeſchlukten Feuchtigkeiten gemeinhin gehindert wieder fort zu gehen; Und wenn ſich die Einwohner nicht durch ſtarke Getränke oder andere Mittel davon zu befreien wiſſen, ſo werden ſie ungeſchikt und zu allem verdrüslich.

Wir müſſen allhier noch etwas von den Ländern gedenken, in welchen die äuſſere Schwere der Luft beſtändig abwechſelt. Wenn auf dem menſchlichen Cörper zu einer Zeit ein Gewicht von 1200. Pfunden zu einer andern aber eines von 3600 drüket, ſo iſt es offenbar, daß dadurch auf einmal eine gewaltige Aenderung in den Fibern und in der von innen widerſtehenden Luft vorgehen mus. Die Empfindung leidet vornemlich darunter. Die Fibern werden bald ſehr wenig, bald erſtaunend ſtark geſpannet. Alle Nerven werden gerühret, und das ganze thieriſche Empfindungsſyſtem gehet alle Augenblike aus einem Zuſtande in den andern über. Die Neigung eines Menſchen iſt mit der in den Nerven vorgegangenen Bewegung in ſehr genauem Verhältniſſe; Folglich wird die Neigung dieſer Leute ſo oft abwechſeln, ſo oft in ihren Nerven eine ſo gewaltige Veränderung vorgehet zumal wenn dieſelbe einige Zeit anhält. Die Gemüther werden alſo unbeſtändig aber auch dabei muthig werden, wie dieſes Hippokrates ſchon längſtens von den Europaeern angemerket hat. Daß aber die plözliche Veränderung der äuſſern Luft die uns umgiebt ein vieles vermag, laſt ſich nicht nur aus dem kurz vorhergehenden beurtheilen, ſondern die Erfahrung hat es auch mehr als zu deutlich gelehret. Ich würde noch viele Beyſpiele hievon erzehlen, wenn ich nicht von den übrigen Verſchiedenheiten der Luft in den Ländern des Erdbodens annoch einige Anmerkungen zu machen hätten.

Wenn ein Land offen liegt, genug lüftig iſt, und einer beſtändigen aber doch dabei gelinden und unmerklichen Abwechſelung ſeines Luftbezirkes genieſſet, ſo werden die Einwohner deſſelben, wenn ſonſt der Boden am Nöthigen keinen Mangel hat, jederzeit friſch, munter, lebhaft, zu den künſtlichſten Unternehmungen geſchikt, aber auch dabei verſchlagen und muthig ſeyn. Hergegen wenn ein Land der Luft keinen freyen Zugang verſtattet, ſondern gleichſam von hohen Bergen umzogen wird, die alle Winde und alle Ströme der Luft abhalten, ſo ſind die Einwohner gerade zum Gegentheile geneigt. In Amerika, beſonders in Peru, giebt es heiſſe und kalte Erdſtriche, die ſo nahe an einander liegen, daß man nur in die Gebirge, oder wieder aus denſelben gehen darf, wenn man Länder haben will, die weit mehr von einander unterſchieden ſind, als wenn man ganz Europa durchreiſete. Dieſes haben die Sternkundigen, welche aus Frankreich dahin geſandt worden, alſo befunden, und wir haben Urſache, ihre Nachrichten für die zuverläſſigen zu halten. Die Indianer, welche in dieſem Lande unten an den Bergen, und in den durch das Gebirge verſchloſſenen Gegenden leben, ſind nach ihren Berichten, angenehme, ſtille und ehrliche Leute. Sie verrichten das Ihrige und bekümmern ſich gar nicht um das was bei ihren Nachbarn vorgehet. Sie ſind keines Mistrauens fähig, und ſie laſſen es ſich nicht einmal in den Sinn kommen, daß man ſie betrügen wolle. Ihr Temperament gleicht der Beſchaffenheit der Luft, die vollkommen ruhig iſt, und eine beſtändige Windſtille hat. Allein die Indianer, welche oben an den Bergen und unter einem unruhigen und ſehr veränderlichen Himmel wohnen, ſind böſe Leute, von Natur dumm, dabei entſezlich faul und verſchwenderiſch, und in Anſehung der Reichthümer überaus gleichgültig. Es wird nicht ſchwer ſeyn in Europa eben dergleichen Gegenden, und Einwohner von demſelbigen Charakter zu finden. Die Schweizer kommen den Indianern, die in den dortigen Bergen liegen, ziemlich bei: Scheichzer hat ihre Natur ſo gut aus einander geſezt, daß wir gegenwärtig kein Bedenken tragen, ihre Neigungen und Gemüthsart von der Lage ihres Landes herzuleiten. Polen und der Nördliche Strich von Europa könnte mit den andern Indianern verglichen, die an höhern Orten und einem offenen Himmel liegen.

Ehe ich die Wirkungen des Climatis bei Seite ſeze, kan ich nicht unterlaſſen noch einer beſondern Anmerkung zu gedenken. Sie hat den Herrn Arbuthnot zum Verfaſſer, und ich will ſie deswegen anführen, damit ſie zu weiterem Nachdenken und mehrerer Prüfung Anlaſs gebe. „Die Luft, ſpricht er, hat einen Einfluſs in die Einrichtung der Sprachen der Menſchen. Die geſchloſſene und enge Art zu ſprechen der Nordlichen Völker, kan vielleicht daher rühren, daß ſie eine Abneigung haben den Mund in kalter Luft weit auf zu thun, daher es denn kommen mus, daß ihre Sprache an ſtummen Buchſtaben einen Uberfluſs hat; dahingegen von einer gegenſeitigen Urſache die Einwohner wärmerer Gegenden den Mund weiter aufthun, daher denn eine ſanfte Sprache entſtehen mus, die einen gröſſern Ueberflus an Lautbuchſtaben hat.“ Eben ſo behauptet auch der Doctor, daß Leute in windigten Gegenden von Natur laut zu reden gewohnt wären, damit ſie gehöret würden. Allein da dieſe Betrachtungen auſſer einer groſſen Kenntnis der Sprachgeſchichte, auch noch eine genaue Einſicht in die verſchiedenen Abſtammungen derſelben erfordert, ſo würden mir die vorgeſezten Gränzen meiner Abhandlung abbrechen, und ich würde wider meine Abſicht handeln, wenn ich auch nur etwas ſehr mittelmäſſiges in dieſer Sache veſt ſezen wollte.

Daß jegliches Clima beſondere Arten von Nahrungsmitteln für Menſchen und Thiere hervorbringet, iſt auſſer allem Zweifel. Ich würde daher den Einfluſs deſſelben in die Neigung und Sitten der Einwohner um ein groſſes beſtärken, wenn ich noch unterſuchen wollte, wie die Einwohner wegen der Speiſen wovon ſie ſich ernähren, einen verſchiedenen Charakter unter einander bekommen müſſen. Allein ich darf dieſes wohl nicht ausführlich berühren. Wir können uns davon überzeugen, wenn wir uns nur in dem Verhältniſſe mit unſern Vorfahren, den alten Deutſchen, betrachten wollen. Nachdem wir angefangen haben uns an verſchiedene ausländiſche Getränke zu gewöhnen; nachdem wir die einheimiſchen Früchte, die uns der Boden darbietet, weniger als die aus der Fremde herbei geſchafften ſchäzen; nachdem wir alle mögliche Mühe anwenden unſern Cörper kraftlos zu machen, und die Lebensgeiſter zu betäuben: nachdem ſind wir unter eben dem Himmel zu einer andern Art Menſchen geworden, für die man neue Einrichtungen und neue Geſeze hat geben müſſen.

Wenn ich daher gegenwärtig zu dem zweiten Punkte meines Entwurfes komme, ſo werde ich darinn ungemein ſicher verfahren, wenn ich die Beiſpiele, die in der Einrichtung verſchiedener Völker vorhanden ſind, vor mir nehme, ſie mit dem, was ich oben vom Clima geſagt habe, vergleiche, und meine Abſicht da durch erweiſe. Denn aus dem vorhergehenden erhellet ziemlich deutlich, daß das Clima in die Gemüthsbeſchaffenheit ſeiner Einwohner einen Einfluß hat. Wird ſich nun ein verſtändiger Geſezgeber nach der Denkungsart und Beſchaffenheit ſeiner Unterthanen richten, ſo wird er ſich eben dadurch zugleich nach dem Clima richten. Und das iſt es, was wir die Wirkung des Climatis auf die Geſeze nennen. Ich will dieſes genauer unterſuchen. Ich will von einigen Italiäniſchen Geſezen anfangen, die mit dem dortigen Himmelsſtriche wohl beſtehen, da ſie ſich hergegen für den in Deutſchland gar nicht ſchiken. Ich mus hiebei alle diejenigen zum voraus um Vergebung bitten, die von keinem andern als dem römiſchen bürgerlichen Rechte etwas wiſſen wollen, und ſeinen Gebrauch für alle Länder in der ganzen Welt gleich geſchikt halten. Denn, daß ich dieſe Leute beleidigen werde, iſt unſtreitig, und ich würde auch ihren Unwillen daraus abnehmen können, weil ich von einer Sache reden mus, mit der ſie ſehr wenig zu ſchaffen haben.

Die Römer hatten eine gewiſſe geſezte Zeit ſich zu verheirathen, die man weder in der Jugend noch auch im Alter überſchreiten durfte. Dem jungen Frauenzimmer wurde das zwölfte, den Jünglingen aber das vierzehente Jahr angewieſen. Dio Caſſius berichtet ausdrüklich, daß Auguſt allen gänzlich unterſaget habe, ſich mit einem Mädgen vor dem zehenten Jahre zu verbinden, die Heirath aber vor ihrem zwölften zu vollziehen. Der Juriſte Pomponius beſtätiget dieſes. Ein Frauenzimmer, ſpricht er, das vor dem zwölften Jahre einem Manne anvertrauet wird, iſt denn allererſt ſeine rechtmäſſige Ehegattinn, wenn es bei ihm das gedachte Jahr überſchritten hat. Fragt man woher die Römer ſo jung zur Heirath haben ſchreiten können, ſo darf man nur das Clima von Italien betrachten. Beide Theile waren in den gedachten Jahren mannbar, und ſie ſind es noch jezo, wenn man die Lebensart und den Zuſtand der heutigen Italiäner kennet.

Weil dieſe Leute unter einem ziemlich warmen Himmel wohnen, die Deutſchen hergegen ein gemäſſigteres Clima haben, ſo haben bei ihnen beiderlei Geſchlechte zum Heirathen geſchikter werden können, als bei den Italiänern. Tacitus, wenn er von den Sitten der Römer etwas beibringet, ſezet ihnen ſogleich die Gewohnheiten der Deutſchen entgegen, die, wie er berichtet, allererſt bei guten Jahren unter ſich zur Heirath ſchreiten, wenn ſie ihre Kräfte völlig erlanget, und beide Theile, wo möglich gleiches Alter haben. Ihre Kinder, ſezet er hinzu, werden daher eben ſo ſtark, wie die Aeltern. Eben dieſes Urtheil fällt auch Cäſar von den Deutſchen. „Die am ſpäteſten mannbar werden, verdienen unter ihnen das meiſte Lob. Sie glauben, daß dieſes das Wachsthum befördere, die Kräfte unterhalte, und die Nervenſtärke. Nichts iſt ſchändlicher unter ihnen, als wenn Jemand vor ſeinem zwanzigſten Jahre bei einem Mädgen ſchlaft.„ Und eben dieſes war faſt die geſezte Zeit, unter welcher ſich nicht leicht Jemand bei den alten Deutſchen verheirathete; Eine Zeit die den Römern in der That ein Wunderwerk würde geweſen ſeyn. Ein unverheirathetes Mädgen von zwanzig Jahren war in Rom dasjenige, was bei uns eine Jungfer von achtzigen iſt.

Diejenigen, welche dieſe Verfaſſung der Römer, ihre Kinder frühzeitig zu verheirathen, von ihrer beſondern Staatsklugheit herleiten, haben nicht völlig recht. Es kan ſeyn, daß ſie es für gut gehalten haben, wenn das Land früher bevölkert würde, und neue Bürger bekäme. Aber es kan doch nicht ſeyn, daß ſie ihre Staatsklugheit hätten in Ausübung bringen können, wenn nicht die Leute wegen des warmen Climatis ſo früh wären mannbar und zum heirathen geſchikt geweſen. Es iſt freilich keine Urſache vorhanden jungen Leuten, die ihr gehöriges Alter und Kräfte haben, das Heirathen zu unterſagen: Aber es ſind triftige Urſachen da, ſie von ſolchen Ehen ab zu halten, wo ſie der Republik ſchwache, und unnüze Bürger zeugen würden. Dieſes ſahen die alten Deutſchen gar wohl ein, und ihre Nachkommen haben es in dieſen Ländern immer beibehalten.

Weil ſich die jungen Leute in Rom ſchon ſo früh zuſammen begaben, ſo geſchahe es, daß ſie auch ſehr früh aufhörten die Endzweke der Republik in dieſem Stüke zu erfüllen. Die Römer hielten daher alle dieſe Ehen in Anſehung des Kinderzeugens, als um welches willen eigentlich die Leute unter ihnen heirathen muſten, für ungültig, die ein Mann über ſechzig, und eine Frauensperſon über fünfzig Jahre mit einander vollzogen. Man brachte ſo gar unterm Claudius den Perſianiſchen Rathſchlus auf, wodurch einem ſolchen, der über ſechzig Jahre alt, annoch heirathete, eine beſtändige Strafe auferlegt wurde. Man änderte zwar hierin nachgehends etwas, allein darinn blieb man doch einſtimmig, daß bei dergleichen alten Perſonen der wahre Endzwek, den die Republic bei dem Eheſtande hätte, gänzlich wegfiele.

Ganz anders verhielte es ſich bei den Deutſchen. Es war bei ihnen gar nichts ungewöhnliches, daß alte Leute noch in ihrem achtzigſten Jahre Kinder zeugeten. Sie erlaubeten daher die Ehen den Betagten nicht wie die Römer, als einen Troſt des Alters, ſondern als ein Mittel dem gemeinen Weſen Bürger zu ziehen. Sie konten dieſes auch mit dem gröſten Rechte thun. Denn ſie waren durchgängig munter und ſtark, keine zärtliche Speiſen, keine warme Getränke wurden angewandt, die Veſtigkeit des Cörpers zu überwältigen. Man ſuchte durch keine Muſſe ohnkräftig und zu den Arbeiten ungeſchikt zu werden. Ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre männlichen Jahre, ihr Alter war eine beſtändige Reihe von Arbeiten und Uebungen. Dadurch wuchſen nun ihre Kräfte vielmehr als daß ſie abnehmen ſollten. Dadurch war ihr Alter oftermals dasjenige was bei andern die männlichen Jahre ſind. Hiezu kam nun noch insbeſondere das ihrer Beſchaffenheit zuträgliche Clima. Noch zu jeziger Zeit wird der Deutſche allemal härter und arbeitſamer ſeyn als der Italiäner. Dieſer thut ſich noch wohl heute etwas darauf zu gute jenen, nach Art der alten Römer, einen Barbaren zu nennen, weil er ihm etwas rauher und nicht ſo weichlich oder, verſtändlicher zu reden, ſo weibiſch wie er ſcheinet. Dieſes alles zuſammen genommen konte leicht verurſachen, daß ſechzig Jahre die Einwohner Deutſchlandes zum Zeugen noch nicht ungeſchikt machte, und daß die Geſeze in dieſer Abſicht mit den Römiſchen nicht übereinſtimmten.

Das Clima hat in Anſehung der Geſeze unter dieſen beiden Völkern noch wichtigere Verſchiedenheiten hervor gebracht. Die Römer nannten ein Frauenzimmer im zwölften, eine Mannsperſon aber im vierzehenden Jahre mündig. Die Himmelsgegend erforderte es alſo, und da junge Leute in dieſen Jahren, wie gedacht, bei ihnen heirathen konnten, ſo hatten ſie auch zugleich das Geſez gemacht, daß ſie um eben dieſe Zeit aus der Vormundſchaft gröſtentheils frei gelaſſen wurden. In Deutſchland konte ein ſolches Geſez gar nicht ſtatt finden. Wer allda ſeinen Sachen ſelbſt vorſtehen, und die Herrſchaft über ſich führen wolte, muſte wenigſtens zwanzig Jahre haben. In dieſer Zeit wurden die Leute mannbar, und um dieſe Zeit hörte auch die Vormundſchaft auf, unter der man ſtand. Einige Völker, wie die Sachſe in Deutſchland, damit ſie bei einer wichtigen Sache ja nichts verſehen möchten, nahmen hiezu gar das vollendete ein und zwanzigſte Jahr an, weil der junge Menſch alsdenn auſſer allem Zweifel mündig ſeyn muſte.

Wem es nicht deutlich genug iſt, daß die Weltgegend die Sitten, dieſe aber die Geſeze verſchiedentlich einrichten, dem will ich noch einige Beiſpiele von Geſezen anführen, die nicht ſowohl den Einflus des Climatis, als vielmehr das Clima ſelbſt anachen. Man hatte in Italien Geſeze, worinn die Luft einer Gegend, das Anſpülen des Meeres, und die Beſchaffenheit des Bodens in Betrachtung kam. Dieſes waren die Geſeze, die man wegen der Landgüter hatte. Varro ſagt: „Wo man Stürme oder Orkane auf einem Landgute zu befürchten hat, da ſind weder die Früchte noch die Einwohner ſicher. Der Ort mus geſund und wohl gelegen ſeyn, den man kaufen oder bewohnen will." Da nun die Himmelsgegend in Italien, theils der Wärme, theils der übrigen Ausdünſtung wegen, viele Orte ſehr ungeſund machte, ſo hatten die Römer in ihren Geſezen beſtimmet, daß alle und jegliche Beſchaffenheit der Luft und des Ortes, nebſt den von ſeiner Lage herrührenden Unbequemlichkeiten bei dem Kaufe oder Verkaufe muſten angezeiget werden. Der Rechtsgelehrte thut ſo gar einmal den Ausſpruch, daß der ganze Kauf, durch Verſchweigung eines Umſtandes der die üble Luft betraf, ſolte rükgängig ſeyn.

Alles dieſes fällt in Deutſchland weg. Es iſt an dem, die Beſchaffenheit des Landes iſt hier freilich anders als in Italien; allein die Luft iſt hier gleichwohl ſo beſchaffen, daß die Geſeze ihrentwegen nicht beſondere Vorſichten haben in Acht nehmen dürfen. Hören ſie was Kayſer ſagt: „Man hat in Deutſchland bei dem Kaufe eines Landgutes nicht eben auf die Luft zu ſehen, dieweil dieſe ganze Himmelsgegend faſt eine beſtändige und nicht ſehr v. einander abweichende Witterung hat, ſo daß auch die Einwohner derſelben einer dauerhaften Geſundheit genieſſen." Ich will nicht hin zu ſezen, daß das Land, nach dem Striche, worunter es liegt, verſchiedene Früchte trage, und auf unterſchiedene Weiſe mus gebauet werden. Dieſe Abweichungen der Landesgebräuche geben den Geſezen einen neuen Stof.

Wolte ich bei dieſer Sache weitläuftiger ſeyn, ſo könte ich noch einen ſehr merkwürdigen Umſtand aus dem Lehnrechte anführen. Es iſt nemlich in den Langobardiſchen Geſezen feſt geſtellet worden, daß wenn der Vaſall nach dem erſten Merz ſtürbe, alle durch ſeinen Fleis zu hoffenden Früchte den Erben des Verſtorbenen anheim fallen ſolten. Stürbe er aber nach dem erſten September, ſo würde das Recht auf die Früchte des folgenden Jahres dem Herrn zufallen. Es iſt augenſcheinlich, daß hierinnen auf den Himmelsſtrich in Italien geſehen worden. Denn die Wärme dieſes Landes macht, daß man daſelbſt zu Ende des Heumonats mit der Ernde und dem Einſammeln der Früchte völlig fertig wird. Man weis auch daſelbſt von keinem Säen im Herbſte oder von einiger Winterſaat. Hergegen in Deutſchland, wo das Land vor dem Winter zugeſaet iſt, können die Erben des Vaſallen ſich mit Rechte die Früchte anmaſſen, worauf ihr Erblaſſer annoch einigen Fleis verwandt hat. Und dieſes haben auch die Rechtsgelehrten gar wohl eingeſehen, und die Climate in dieſem Falle zu unterſcheiden gewuſt.

Dieſes wäre von dem Unterſcheide der römiſchen und des deutſchen Rechtes in Anſehung des Climatis genug geſaget. Ich würde noch weit mehr ſagen können, wenn ich die übrigen Beiſpiele, die das Clima in den Geſezẽ anderer Länder merkwürdig gemacht hat, allhier anführen wollte, auf welche uns der Präſident Montesquiou ſo ſorgfaltig verwieſen hat.

Von der Zubereit- und Anwendung des Safts der Bäume zu Arzneien.

Wer nur wenig Zeit auf dem Lande einen beſtändigen Aufenthalt gehabt hat, und im geringſten auf die Umſtände des niedrigern Landmannes aufmerkſam geweſen iſt, den wird es gar nicht befremden, wenn ich ſage, daß ſehr viele und wol die meiſten ſolcher Perſonen, ohne die ſchuldige Achtſamkeit für ihre Erhaltung, vermittelſt Anwendung vernünftiger Arzneyen, unverantwortlich dahin ſterben. Bald iſt der Ort, wo man einen wahren Arzt antreffen kan, zu entfernt, und man bringt die Medicin, wenn ſie nicht mehr helfen kan; bald machen die bevorſtehenden Schwierigkeiten das Uebel gar zu unerheblich, und man wartet dieſerwegen, bis es zu ſpät iſt; bald verdrengt ein Zutrauen gegen abergläubiſche Mittel die Neigung zu rechtſchaffenen Arzneyen, weil man jener leicht theilhaftig werden, dieſe aber ohne Umſtände nicht haben kan; bald ſcheuet man die Unkoſten; bald bekömt der Kranke auch wol, wenn dieſe ja auf ein für allemal gewagt werden, wegen eines miſlichen und abgekürzten Berichts nicht ſelten gleichgültige Medicin: und wer könte ſich endlich die Fälle alle wieder vorſtellen, warum viele der gedachten Perſonen ſich keiner förmlichen Arzneyen bedienen mögen oder können?

Wäre es alſo ſo ganz uneben und ſehr überflüſſig, ſolche ſogenante Hausmittel, die gelehrte und glaubwürdige Männer genau unterſucht haben, ſich folglich nicht auf Aberglauben und Thorheit gründen, einfach ſind, von dem Landmanne ohne Koſten erhalten, leicht zubereitet, und ſicher angewendet werden können, allgemeiner zu machen ſuchen? Aus bekanten Urſachen, die ſich von ſelbſt verſtehen, dürfte es durch dieſe Beiträge mit vorzüglicherm Nuzzen geſchehen; geſezt auch, daß ſie anfänglich nur von wenigen in wenig Dörfern mit einem zu vermuthenden glüklichen Erfolge nachgemacht und gebraucht würden.

In dieſer Zuverſicht darf ich hier etwas von dem Safte der Bäume, ſo, wie er daraus gezapfet wird, ſagen. Für den Ablauf der damit angeſtellten Verſuche würde ich ein ſehr entbehrlicher und überflüſſiger Bürge ſeyn, indem ich von ſo berühmten Männern, die keines Beſtätigens bedürfen, gelernet habe. Dies ſoll ich nur ganz leiſe ſagen, daß ich vieles bezeugen könte. Und warum ſolte hier das Glauben auch wol bedenklich fallen? Wer nur weis, was Medicin iſt, der wird mit kurzſichtigen Augen deutlich abnehmen, daß der aus den Bäumen gezogene Saft eine Arznei abgeben könne; und dies wird auch wol niemand in Zweifel ziehen.

Aber gewis ſtellen ſich einige vor, daß die heilſame Kraft den ausgequälten Säften nur erſt durch die bereitende Hand eines Apothekers oder Laboranten eigen werde. Mögten dieſe ſich die dabei vorfallenden gewaltſamen Bearbeitungen eben ſo lebhaft vorſtellen, ſo würden ſie ſich vielleicht bald überreden, daß dadurch vielmehr den weſentlichen und heilenden Eigenſchaften der Gewächſe vieles entfliehen, und folglich ihre Vollkommenheit verringert werden müſſe. Für einen weitläuftigen und ausführenden Beweis iſt hier der Ort nicht. Ich will mich, ſtatt deſſen, auf die Acta Philoſ. menſ. Ian. 1669. berufen. Dieſe werden doch wol Glauben haben, und folglich wird man für wahr halten, daß der für ſich ſelbſt flieſſende Saft dem durch die Kunſt erzwungenen noch wol vorzuziehen ſey. Gut: wie bekomt man den denn?

Man bohre ein Loch in den Baum; man bohre es ſchreg, ſo, daß die Spize des Bohrs hinten allezeit ein wenig höher, als die forderſte Oefnung iſt, gehet, oder man bohre nicht horizontal, ſondern abſchüſſig, damit der Saft deſto beſſer abflieſſen könne; man bohre nicht auf ein paar Zoll hinein, ſondern nach Befinden des Baums, und um vielen Saft zu haben, ſogar durch das Mark oder den Rettich, und kehre nur bis auf ein paar Zoll von der gegenſeitigen Rinde oder Borke wieder; man bohre von der Mittagsſeite, und in der Mittagszeit ſelbſt, weil alsdenn der Saft wegen der ſtärkern Sonnenhize in mehrerer Bewegung iſt, mithin lieber flieſt; man bohre nahe an der Wurzel unten am Stamm, damit der Stamm ſelbſt zu einem etwaigen künftigen Gebrauch nicht ungeſchikt gemacht werde, und man auch den Saft, vermittelſt einer kleinern Röhre, deſto bequemer auffangen könne. Die Art und die Beſchaffenheit der Röhre hängt zwar von unſerer Willkühr ab, und eine jede Einbildung wird lebhaft genug ſeyn, ſich eine zu erfinden; durch eine weite Federpoſe aber kan gleichwol Saft genug abflieſſen. Man ſtekt ſie nur in das Loch, und klebt umher ein wenig Wachs, damit der Saft nicht neben her, ſondern durch die Röhre in die untergeſezte Flaſche laufe.

Nicht alle Bäume geben zu einer und aller Zeit eine gleiche Vielheit Saft. So ſoll z. E. der Feigenbaum zu allen Jahrszeiten flieſſen; die Eſche aber will nun erſt in der Mitte des März, und der Nusbaum am Ende deſſelben Monats recht bluten. In Abſicht aller Bäume ſchränken die Acta Philoſ. dies Bohren auf die Zeit vom Ende des Jan. bis in die Mitte des May ein. Im Herbſt bluten die

Bäume eigentlich nicht, und im Frühling nur eines Monats lang, bald viel, bald wenig, nachdem die Witterung feuchte oder ſehr troken iſt.

Ich kenne viele, welche anfänglich glaubten, daß das Bluten den Bäumen höchſt ſchädlich ſey, und ich betrüge mich wol nicht, wenn ich muthmaſſe, daß es auſſer jenen noch mehrere geben dürfte, die eben dies meinen, beſonders unter den Perſonen, für die ich eigentlich zu ſchreiben wünſche, mithin ſolte ich ihnen billig einen hinlänglichen Beweis von der Wahrheit des Gegentheils führen. Dies wäre mir allenfals möglich, aber ich halte es auch hier aus Urſachen für das Kürzeſte und Nüzlichſte, wenn ich ſtatt deſſen den groſſen engliſchen Groscanzler Baco de Verulamio reden laſſe. Der denkt, Sylva Sylvarum Cent. 5. Num. 463. & 464. ohngefehr ſo: Das Bohren der Bäume iſt ihren Wachsthum zuträglich; man befreyet ſie dadurch von den überflüſſigen und der Fruchtbarkeit hinderlichen Säften; keine aber, als ſolche, gehen heraus. Dieſes beweiſen die angenehmern und vollkommnern auf ſolchen Bäumen demnächſt wachſenden Früchte. Ein Ueberfluß von Säften und Blut in den Thieren iſt ihrer Geſundheit nicht nur nicht zuträglich, ſondern verurſachet vielmehr die ſchwereſten u. gefährlichſten Zufälle. Dieſen vorzukommen und abzuhelfen läſſet man zur Ader. Eben dieſes aber iſt in Abſicht der Bäume das Bohren. Wenn man alſo dieſem ſtarken Naturforſcher trauen darf, und welches man ſicher thun kan, ſo iſt das Bluten den Bäumen nicht nur gleichgültig, ſondern noch zuträglich. Vielleicht wird dieſer zufällige Vortheil bei manchen die Haupturſache, zu Zubereitung einiger Medicin, die Bäume bluten zu laſſen, und darum verzeihe ich es nur, dieſen Beweis vorzüglich erwählet, und den damit verbundenen Vortheil beiläufig angeregt zu haben.

Dieſer Saft wird wol, ſo wie alle dergleichen flüſſige Körper, dem Verderben und der Fäulnis unterworfen ſeyn, mithin müſte man eben im Frühling krank werden, wenn man einigen Nuzen daher hoffen wolte. Dieſes würde dieſe Medicin unerheblicher machen, ſo wie ihren Vorzügen eine merkliche Vortreflichkeit zuwächſt, wenn ſie vor der Fäulnis bewahret, und folglich zu allen Jahrszeiten angewandt werden kan. Dies kan geſchehen, und geſchiehet vermittelſt einer Gährung. Die Acta philoſoph. lehren dieſe Art: der nach und nach aufgefangene Saft wird in gläſernen Flaſchen an die Sonne geſezt, ſo lange bis man für dieſes mal keinen mehr ſamlen will, alsdenn wirft man ein Stük aus reinen Weizen ohne Zuſaz gebakenen Brods hinein. Hierauf fängt der Saft an aufzugehen und zu gähren, alsdenn nimt man das Brod heraus, faſſet den Trank in gläſerne Flaſchen, wirft in jede eine Nelke, verſtopft ſie hierauf mit Korken, und verwahrt dieſe wohl mit Wachs, ſo hält ſich dieſer Trank ein ganzes Jahr.

Dieſes iſt nun der ganze Proces zu einer anſehnlichē Hausapotheke. Er iſt kurz, leicht, ohne Koſten, und könte verſchiedenen Perſonen zum angenehmſten Zeitvertreib dienen, und dies iſt es eigentlich, was ich habe bekanter machen wollen. Damit ich aber hierzu mehr Trieb erweke, und mañ den Nuzen dieſer Beſchäftigung gleich einſamlen könne, ſo will ich ein paar Exempel, die ſo gegründet und beſtätigt ſind, als ich es oben verlangt habe, anführen:

Der Eſchenſaft heilet das Anhauchen und die Biſſe giftiger Thiere. Man wäſchet den leidenden Theil damit und legt demnächſt darin getunktes Leinen darauf. Befürchtet man ein innerliches Gift von dem Genus ſchädlicher Kräuter, u. ſ. w. ſo trinkt man davon wenigſtens ſicher dieſes für üble Zufälle, bis man eines mächtigern Gegengifts theilhaftig werden kan. Wann anſtekende Krankheiten in Schwang gehen, ſo nimt man des Morgens nüchtern einen Löffel voll nicht ohne Nuzen. Zu Linderung der Kopfſchmerzen läſt man ihn mit eben ſo viel Wein aufkochen, tunket darin ein Leinwand, und bindet ſolches vor dem Kopf, ein darin getunktes, und demnächſt auf die Wunde gelegtes weiches Leinwand verhindert, daß die angehenden Krebsſchaden ſogleich gefährlicher werden; er hemmet das Naſenbluten, und wird oft ſtatt der China gegen das Fieber gegeben.

Den aus den Weinreben gefloſſenen Saft trinket man mit Nuzen gegen die Steinſchmerzen; oft ſoll er Sand und kleine Steine abgetrieben haben. Das Waſchen damit machet eine reine Haut und befreiet ſie vom Ausſchlag. Er ſtärket ſchwache Augen, wenn man ſie zuweilen ein wenig damit befeuchtet. Sezt man den Saft eine Zeitlang in die Sonne, ſo wird ein Balſam daraus, der allerley Wunden reine hält und ſie heilet.

Den Maymonat hindurch trinket man ein Glas Birkenſaft gegen den Nierenſtein und Lendengries, inſonderheit erfriſchet und erſtärket dieſer Saft das Eingeweide, er dämpfet die Hize der Leber, und hemmet die Coliken.

Von dem Nusbaumſaft weis ich nur dieſes zuverläſig, daß die ſo genanten ſchwächlichen Naturen ſolchen getrunken, und davon eine merkliche Stärkung verſpüret haben.

Der Pflaumen- oder Schwetſchenbaumſaft iſt ein ſicheres Mittel gegen das empfindliche Juken, und heilet die offenen Beinſchaden; man wäſchet den leidenden Theil damit, und legt Weinblätter darauf. Dieſe ziehen die erweichte freſſende Materie heraus.

Der Eichenſaft hebt das Uebel, wenn durch den natürlichen Waſſergang Blut fortgehet.

Der Hollunderſaft iſt unvergleichlich gegen die Waſſerſucht, u. ſ. w.

Vielleicht könte ich hier weitläuftig an und ausführen; allein, wer ein Vergnügen an artigen, unſchuldigen, ſichern und leichten Verſuchen findet, der wird ſie ohne dies anſtellen und befördern, welches eben die Abſicht der geſagten Beiſpiele iſt.

Zufällige Gedanken. *)

Ein Menſch von gutem Temperamente, und der ohne heftige Gemütsbewegungen iſt, darf ſich nur leidend verhalten, um glüklich zu ſeyn. Die Natur bietet ihm tauſend Annehmlichkeiten dar, die ihn nicht lange misvergnügt laſſen können. Aber, wehe dem, der ſich heftigen Leidenſchaften überläſſet! er kan nicht glüklich ſeyn, und eine ohnfehlbare Verzweifelung iſt endlich über lang oder kurz das Ende ſeines Unglüks. Die Schönheiten des Gebaudes der Welt ſind zu ſanft für ihn, als daß er ſie fühlen ſolte. Für ihn rieſeln keine Bäche, und duften keine Blumen. Die Sonne ſcheinet ihm finſter, und die ganze Schöpfung iſt ihm erſtorben. Diejenigen von den neuern Philoſophen, welche behaupten, daß man glüklich iſt, wenn man nur ſeinen Leidenſchaften genug thut, haben nur einen philoſophiſchen Domino angezogen. Vernunft und Erfahrung iſt wider ſie.

Diejenigen die am meiſten glüklich ſeyn wollen, ſind es am wenigſten. Ihre gröſte Sorge iſt ſich immer neue angenehme Empfindungen zu machen, und wenn dieſes nicht mehr möglich iſt, verfallen ſie in Traurigkeit und Schwermuth.

Ich kann mich nicht genug über die Klagen gewiſſer Moraliſten wegen der Falſchheit und des Misbrauches der Komplimente verwundern. Belohnet es denn nicht die Mühe einem reichen Narren für die überflüſſige Austheilung ſeines Weins und Konfektes ein paar unterthänige Worte zu ſagen? Warum ſoll man ihm nicht ein ſo wohlfeiles Opfer der Erkenntlichkeit bringen; wenn er damit zufrieden iſt? Verſaget man ihm ſolches Vergnügen; ſo untergräbt man den Bau ſeiner ganzen Glükſeligkeit. Man entreiſt ihm alle Mittel dem gemeinen Weſen zu dienen.

Es iſt beſſer niemals ein ehrlicher Mann zu werden, als es zu ſpät werden, und leben lernen, wenn man kein Leben mehr hat.

Oft ertragen wir groſes Unglük und mäſigen uns im heftigen Zorn. Bald darauf reiſt uns ein kleiner Unglüksfall, eine geringe Beleidigung aus allen Schranken. Die Seele iſt ſchon vorher voll von Schmerz geweſen, der nur um ein weniges vermehret, wie ein Strom aus ſeinen Ufern ſchwillt, und die Schleuſen der Geduld durchbricht.

---

*) Einige derſelben ſind aus dem Engliſchen genommen. Verſchiedene Verfaſſer haben einen anſehnlichen Zuſaz zu denſelben hinzugefüget.

Wenn uns die Aerzte nicht geſund machen können, ſo machen ſie uns doch wenigſtens krank; und wenn wir unter ihren Händen nicht für Krankheit ſterben, ſo ſterben wir doch für lauter Geneſung.

Ich bin kein Arzt. Ich bekümmere mich alſo nicht um die phyſikaliſchen Urſachen der ſogenannten Familienkrankheiten. Sollten ſie aber Grund haben: könnte man ſie nicht moraliſch als die Strafen betrachten, welche die Enkel für die Sünden ihrer Väter leiden müſſen?

Wer mir auf das erſte Anſuchen alles bewilliget, ſcheinet mir entweder nichts zu überlegen, oder mich höflich abzuweiſen.

Ein Sandkorn iſt ins unendliche theilbar. Wenn uns Geſicht und Inſtrumente fehlen es zu theilen, ſo fehlet die Möglichkeit nicht. Es müſſen immer zwo Seiten übrig bleiben, die ewig getheilet werden können, und man kann ſich das Gegentheil nicht denken. Welch ein erſtaunendes Gebäude iſt alſo nicht die Welt. Unſer Geiſt verlieret ſich nicht nur in der Unendlichkeit der Himmel, ſondern auch eines Stäubchens. Was für eine Menge Bewohner müſſen nicht dis unendliche Ganze erfüllen, da die Natur alles bevölkert! Von was für verſchiedener Geſtalt und Gröſſe müſſen ſie nicht ſeyn! Ein Sandkorn iſt vielleicht eine Erdkugel für Millionen Thiere auf denen ſich andere nähren, und ſie für Elephanten, für Thierberge halten.

Haltet den klugen Feind für ſchädlich, aber noch mehr den dummen Freund.

Je mehr Verſtand jemand hat, je beſſer wird ſein Herz ſeyn. Was iſt ein guter Gemüthscharakter anders als gute Begriffe von Schönheit, Tugend, Glükſeligkeit, von dem was edel und gros iſt, und die Harmonie der Welt befördert. Uebel geſinnet ſeyn, heiſt übel denken.

Alle Unglüksfälle ſind leichter zu ertragen, als lange Weile.

Wollüſtige Leute haben gemeiniglich nur ſo viel Verſtand, als ſie zu ihrer Wolluſt gebrauchen.

Niemand iſt glüklicher, als der einen öffentlichen Feind und einen gewiſſen Freund hat: und umgekehrt, niemand iſt unglüklicher, als der einen heimlichen Feind und einen ungewiſſen Freund hat.

Debet wundert ſich, warum der deutſche Gelehrte nicht lateiniſch ſchreibet. Er möchte ſich aber lieber wundern, warum er als ein Deutſchlateiner nicht deutſch zu ſchreiben weis.

Leute die bei der erſten Bekanntſchaft, die man mit ihnen macht, alle ihr Wiſſen auskramen, ſind gemeiniglich ſchlechte Geſellſchafter. An eigenem Wize leiden ſie gemeiniglich Mangel, und weil ſie den Fremden verſchwendet haben, ſo ſind ſie hernach Figuranten in der Geſellſchaft.

Es giebt keine unbiegſamere und zärtere Menſchen, als die immer mit Betrachtung ihres Unglüks beſchäftiget ſind.

Nur groſſe Geiſter, die den Zuſammenhang der Welt, und alle Wiſſenſchaften überſehen, ſind zur Freundſchaft vermögend; denn nur die allein können wahre Hochachtung für einander haben.

Mir gefällt es in einer Sprache, wenn die Ausdrüke, wie man jemand anredet, grüſſet u. ſ. f. faſt einerley ſind ohne Anſehen der Perſon. Ich finde darinn eine Beſcheidenheit, welche dem Vergnügen im geſellſchaftlichen Leben ſehr zum Vortheile gereichet. Der Franzoſe nennet jedermann vous, wo nicht im vertrautern Geſpräche tu. Der Italiäner ſpricht in der dritten Perſon, und zum Geringern voi. Der Engelländer liebet ſein you. Nur unſere Sprache hat einen erſchreklichen Ueberflus an ſolchen Worten, die ſie bei nahe fürchterlich und barbariſch machen. Du, Er, Sie im Singulari, Ihr, Sie, im Plurali weiblichen und männlichen Geſchlechtes ſind bei uns im vollen Gange einerlei. Hiezu kommen noch die verſtekten Redensarten z. E. wenn man nicht mit der Sprache recht heraus will. z. B. Man wird beſſer thun. Wie befinden wir uns. Dieſe Vorwörter werden ſo wohl nach den Umſtänden der Perſonen als anderer Abſichten wegen regelmäſſig gebrauchet. Ich gebe gerne vorüber die getreuen, ſtrengen, feſten u. ſ. w. Auf dieſer Liſte ſtehen noch Jungfer, Mademoiſelle, Fräulein (oder Frölen), Frau und galanter Frz, Madam, gnädige Frau, item ergebener, ganz ergebener, ergebenſter Diener. Ein gleiches geſchichet mit gehorſamer, dienſtwilliger, unterthäniger Diener. Durch dieſen Wuſt unterſcheidet ſich die deutſche Sprache von den übrigen. Mus ſolche Sprache nicht oft das Vergnügen der Geſellſchaft ſtöhren? Es kränkt gewis die Eigenliebe einer artigen Schöne, wenn ſie ſich höret Mamſell, und eine andere gnädiges Fräulein nennen. Hies es nur Mamſell de oder von: So wäre es noch zu verſchmerzen, denn über das Wörtchen de oder von könnte man bald als über ein ſechszehen Theilgen in der Muſik weghüpfen.

Niemand lebet, der nicht einmal ruhig zu ſeyn gedenket. Auch diejenigen, die mit der gröſten Heftigkeit Tag und Nacht arbeiten, ihr Glük zu machen, haben dieſen Vorſaz. Der Tod aber übereilet ſie oft.

Auf übermäſſige Freude mus nothwendig der menſchlichen Natur nach, Traurigkeit folgen. Die Freude macht das Blut zu wallend, und dieſes verurſachet eine unangenehme und ſchmerzhafte Empfindung, die Traurigkeit wirken mus. Wer heftiger Leidenſchaften fähig iſt, wird wiſſen, daß er mitten in ſtarker Freude ſchon Misvergnügen gefühlet hat. Eben dieſe Bewandnis hat es mit allen übrigen heftigen Leidenſchaften. Ein Beweis, daß Tugend allein glüklich macht, die in der Mittelſtraſſe beſtehet.

Was unvernünftig iſt, kann nicht edel, und was vernünftig iſt, nicht unedel ſeyn.

Von einem beſondern Nuzen der Heidelbeeren oder Pikbeeren.

Die Aufgabe im 76. Stüke des 4ten Bandes der nüzlichen Samlungen, einen beſondern Nuzen der Heidelbeeren, oder der pechſchwarzen, im plattdeutſchen ſogenannten Pikbeeren, anzuzeigen, veranlaſſet mich, einen bewährten mediciniſchen Gebrauch derſelben anzuzeigen, von welchem ich aus der Erfahrung weis, daß er ſo ſicher als bewährt, ſey. Man mus die Heidelbeeren troknen laſſen, und ſie ſo im nöthigen Falle zum Gebrauche aufbewahren. Wenn ihre Wäſſerigkeit verraucht iſt, ſo behalten ſie eine blos zuſammenziehende Kraft, welche die Fäſergen des Magens und der Gedärme ſtärket, und alſo die allzugroſſe Erweichung und Erſchlaffung dieſer Eingeweide heben kan. Daher bedienet man ſich derſelben wider den Durchlauf, welchen ſie zuweilen beſſer, als viele Arzneyen ſtillen. Da inzwiſchen der Durchlauf von verſchiedenen materielen Urſachen erregt werden kan, welche die Gedärme reizen, und die Säfte herbei loken, daß ſie ſich häufig in dieſelben ergieſſen, ſo iſt es billig, daß man ſich zuvor angelegen ſeyn laſſe, dieſe Urſachen zu dämpfen. Wenn z. E. der Durchlauf von einer Gährung roher Speiſen herrühret, ſo müſſen dieſe zuvor ausgeführet; wenn er von einer

Schärfe oder Säure in den Gedärmen erregt wird, ſo muß dieſe erſt gedämpft; wenn er von der, durch eine Erkältung zurük getriebenen unmerklichen Ausdünſtung verurſacht wird, ſo mus dieſe erſt wieder hergeſtellt werden u. ſ. w. Inzwiſchen kan alles dieſes zuweilen doch nicht hindern, daß nicht der Durchlauf fortdauren ſolte, u. in ſolchem Falle iſt, nach dem Gebrauche der gedachten Arzneyen, das Decoct der gedrokneten Heidelbeern ein ſehr nüzliches Mittel, den Durchlauf zu ſtillen. Es iſt beſonders eine Arzney für arme Leute, weil ſie wenig koſtet, und von einem jeden ſelbſt zubereitet werden kan. Man nimt eine oder zwo Hände voll von den troknen Beeren, kochet ſie mit einem Nöſel Waſſer, ſo wie man eine Heidelbeerſuppe zu kochen pflegt, und thut, wenn man es haben kan, ein wenig Zimmetrinde mit hinein. Von dieſer Suppe trinkt man einige Theetaſſen voll, warm, doch ohne Zuker, und wiederholet dieſes alle vier Stunden, ſo lange bis der Durchlauf nachgelaſſen hat. Ich weis, daß ſich mit dieſem Mittel viele Leute von dieſer Krankheit befreiet haben. Man könte auch nur die Hälfte Waſſer und die Hälfte rothen Wein zum Decocte nehmen: allein das Waſſer allein iſt ebenfals hinlänglich: nur mus man keinen Syrup oder Zuker in das Decoct thun, weil dieſes Salz die Wirkung ſchwächen, oder wohl gar eine entgegen geſezte Würkung thun mögte.

Gedanken vom Gebrauche des Schnupftabaks.

Was war nicht Cohauſen wizig, der den Chriſtoph Columbus mit der Taube vergleicht, die Noah aus der Arche ſendete, um Land zu ſuchen, und die mit einem Oelblatte im Schnabel zurük kam! 1 (Allein, eine verwünſchte Taube war er, die ſtatt des Oelblatts ein Tabaksblatt mitbrachte, und die neue Welt erfand, um die alte mit dieſem ſchädlichen Kraute zu vergiften. So meint Cohauſen. Es iſt dem Columbus ſchon recht, daß er ſo angelaufen iſt: denn ein für allemal, warum hies er Columbus? Weil ich aber kein ſchöner Geiſt bin, noch zu ſeyn begehre, ſo ſoll mich ſein Name nicht verleiten, ſeinen Schatten weiter zu beunruhigen: denn wenn es wahr iſt, daß der Tabak nur denen ſchädlich wird, die ihn misbrauchen; ſo iſt ihm die Sünde wohl zu vergeben, die er begangen hat, uns mit einer Pflanze bekañt zu machen, die lange ſo ſchädlich nicht iſt, als hundert andere, für deren Kenntnis wir dem Himmel danken. Hätte Cohauſen bei ſeiner Strenge nicht vielmehr Recht gehabt den Eſel von Nauplia in Effigie aufhenken zu laſſen, der durch das Abfreſſen der Reben die Menſchen zuerſt lehrte, den Weinſtok zu beſchneiden? Denn wenn hat jemals der Tabak ſo viel Unglük geſtiftet, als der Saft, den Paulus dem Timotheus um ſeines ſchwachen Magens willen anpreiſet? Eine jede Sache hat ihren Gebrauch und Misbrauch, und nie hat ein ſcharfſinniger Mann das, was er beurtheilen will, nur auf ſeiner böſen Seite betrachtet. Ohne den Schnupftabak, den

---

1) Cohauſen. Pica Naſi, P. I. §. 2.

den ich ſelbſt nie gebraucht habe, über ſeinen Wehrt zu erheben, hoffe ich doch, ihn von manchen Vorwürfen befreien zu können, die man bei furiöſen Anfällen wider ihn aufgebracht hat.

Die berühmte Pflanze, die von der caribiſchen Inſel Tabago den Namen führet, hat einige ſchwefligte Theile bei ſich, die ſich durch den Geruch entdeken, und die troknen Blätter derſelben ſo leicht entzündbar machen. Vielleicht ſind dieſe nicht weſentlich von den öligten Theilen verſchieden, die man bei friſchen Blättern fühlen, und durch chemiſche Unterſuchungen heraus bringen kann. Der Geſchmak dieſer Blätter beweiſet genugſam, daß ſie auch ein Salz in ſich enthalten, und die ausgebrannte und von den Salzen befreyete Aſche läßt uns eine unſchmakhafte Erde zurük. Oel, Salz und Erde ſind alſo die Beſtandtheile des Tabaks. Wenn die troknen Blätter dieſer Pflanze zu Pulver gerieben werden, ſo ſind ſie Schnupftabak, der alſo, wenn er in die Naſe gezogen wird, vermöge ſeiner Beſtandtheile, einen Geruch v. ſich giebt, und zugleich die empfindliche Haut der Naſe kizelt, und ein wenig anfriſt, ſo bald ſich die Salze darinn auflöſen. Dieſe kizelnde Empfindung macht ein Nieſen, und von dieſem Nieſen rühret faſt alles Unglük her, was man dem Schnupftabake beimiſt. Wir wollen die Vorwürfe ſeiner Feinde anhören, und ſehen, was zu thun iſt.

Kerkring weis zu erzehlen; daß ein Bauer von einer einzigen Priſe Tabak ſo heftig genieſet habe, daß ihn ein darauf erfolgtes heftiges Naſenbluten in Lebensgefahr geſtürzt hätte. 2) Ich weis mich auch eines Menſchen zu erinnern, dem ein Stük Brodt im Halſe ſteken blieb, daß er beinahe erſtikt wäre. Was wollen wir beiden, Kerkring und ich nun wohl aus unſern Erfahrungen ſchlieſſen? Soll man keinen Tabak ſchnupfen? Soll man kein Brod eſſen? Iſt wenigſtens der Schnupftabak manchen Leuten gefährlich? Welcher Menſch kan daran zweifeln? Aber iſt er deshalb wohl gefährlicher, als das liebe Brod? Das finde ich nicht. Der Menſch, dem das Brodt im Halſe ſteken blieb, hatte einen geſchwollenen Hals und ſein Biſſen war zu gros. Der Bauer war vielleicht ſehr vollblütig, und zu Naſenbluten geneigt, und vielleicht war die Priſe zu ſtark. Dieſer hätte den Tabak aus der Naſe, und jener das Brodt aus dem Schlunde laſſen ſollen. Es iſt inzwiſchen hierinn eine Lehre für die Anfänger in der Kunſt Tabak zu ſchnupfen. Wer zu Naſenbluten ſehr geneigt, und dabei vollblütig iſt, der fängt den Gebrauch deſſelben zur Unzeit an, weil der erſte Gebrauch des Tabaks faſt durchgängig ein heftiges Nieſen veranlaſſet, und die Säfte noch mehr in die Höhe zieht.

Einige wollen bemerkt haben, daß von Tabake Würmer in der Naſe entſtehen, die wol gar bis ins Gehirn dringen könnten. 3) Ich dächte aber, alle, die nicht ohnedem Würmer im Kopfe haben, von dieſer Furcht ſicher befreyen zu können, weil bekannt iſt, daß die Allermeiſten Inſekten und Würmer vom Tabake ſterben, und durch den Tabaksrauch ſelbſt aus der Naſengeſchwüren vertrieben werden. Ohne dieſen Beobachtern an ihrer Ehre Abbruch zu thun, kann man ſagen, daß ſie ſich v. einem Betruge der Urſachen haben verführen laſſen. Es erzeugen ſich ſehr oft in den Naſengeſchwüren groſe Würmer. Wenn dergleichen Leute eine Priſe Tabak nehmen, ſo kann nicht allein der widerliche Geruch deſſelben, der den Würmern ſo verhaßt iſt, ſondern auch das Nieſen, dieſe Würmer gezwungen haben, aus der Naſe zu weichen; und weil ſie alſo nach dem Gebrauche des Schnupftabaks zum Vorſcheine gekommen ſind, ſo hat man geglaubt, daß die

---

2) Kerkring. Spicil. anat. obſ. 51. p. 110.

3) Plazii de Jucund. morb. Cauſſ. Diſſ. 1. p. 11.

die Eyer derſelben mit dem Tabake in die Naſe hineingezogen worden ſeyn müſſen. Man hört jzt, da der Schnupftabak von ſo viel tauſend Leuten gebraucht wird, keine einzige Nachricht, daß er bei Jemanden weder in der Naſe, noch in Gehirne, Würmer verurſachen ſollte. Mann kann ſich vielmehr hieraus die Lehre nehmen, daß wer ein Naſengeſchwür, und darinn Würmer zu befürchten hat, ſich des Schnupf und Rauchtabaks zuweilen bedienen müſſe, um ſie zu vertreiben.

Ein ſehr gegründeter Vorwurf, den man dem Schnupftabake macht, iſt der, daß er den Geruch verdirbt. Die freſſende Schärfe deſſelben reizet die Nerven, und verwundet ſie in den kleinſten Theilen. So oft dieſe kleinen Wunden wieder zuheilen, entſteht eine Narbe, welche die Spizen der Nerven verhärtet, und ſolchergeſtalt gegen alle Eindrüke der riechbaren Theilchen nach und nach unempfindlich macht. Ich mag mich nicht mit Simon Pauli zu behaupten unterſtehen, daß der Tabak ſowohl die Geruchsnerven des erſten Paares, als auch die zizenförmigen Fortſäze ſo hinwegfreſſe, daß der Schnupftabak bis in das Gehirn hineindringen könnte. 4) Wenigſtens hat er und ich noch keinen geſehen, der ſein Gehirn durch die Naſe ausgenieſet hätte: auch iſt der Geruch des Schnupftabaks nicht von der Art, wie der durchdringende Geruch einiger Blumen, die das Haupt einnehmen und Kopfweh verurſachen. Nichts deſtoweniger aber iſt es gewis, daß der Geruch davon verlezt werde, und ich ſehe nicht, wie man den Schnupftabak gegen dieſe Beſchuldigung gründlich vertheidigen könnte. Es kann aber ſeyn, daß viele lieber ein wenig ſchlechter riechen, als den Tabak entbehren wollen. Es iſt eben, wie mit den Gläſern vor die Augen, wodurch ſich viele das Geſicht verſchlimmern, und die ſie doch nicht entbehren wollen, weil ſie es nicht ohne viel andere Beſchwerlichkeiten thun können. Man kann indeſſen hieraus abnehmen, wie ſehr man ſich vor dem allzuhäufigen Gebrauche des Tabaks zu hüten habe, und daß die ſtärkſten Arten deſſelben dem Geruche am nachtheiligſten ſind. Die meiſten, die den Tabak lieben, ziehen ihn wenig in die Naſe, und laſſen ihn nur auf den Lippen und zwiſchen den Naſenflügeln ſizen, um blos den feinſten Geruch davon zu genieſſen. Dieſe Behutſamkeit iſt nüzlich, und es giebt viel hundert Leute, die ſich dadurch den Geruch bis ins Alter erhalten, ohne ſich dieſe angenehme Koſt der Naſe zu entziehen.

Man hat nicht ſo gar ſeltene Beyſpiele, daß von heftigem Nieſen ſowohl das Geſicht, als das Gehör, Schaden genommen, ja ſogar zuweilen ein Schlagflus und plözlicher Tod ſich ereignet habe. Die meiſten Liebhaber des Schnupftabaks werden hierauf antworten, daß ſie nur ſehr ſelten davon nieſen, und daher trifft dieſer Einwurf nur die Anfänger im Schnupfen. Dieſe werden alſo hieraus abnehmen, daß ſie ſich, beſonders wenn ſie vollblütig ſind, und das Blut bei ihnen ſtark nach dem Haupte ſteiget, des Schnuptabaks entweder gänzlich enthalten, oder ihn doch Anfangs nur ſehr ſparſam und mit der oberwähnten Vorſicht gebrauchen müſſen, damit ſie nicht oft darnach nieſen, bis nach und nach die Nerven von dem langen Gebrauche unempfindlicher geworden ſind. Es giebt einige ſo empfindliche Naſen, die beſtändig, auch von dem leichteſten Tabake, nieſen, und dieſe müſſen es als einen Wink der Natur anſehen, um gänzlich davon abzuſtehen. Die mehreſten thun dieſes v. ſelbſt, um der Beſchwerlichkeit des Nieſens und des Schnupfens überhoben zu ſeyn, den ſie ſich dadurch zuziehen.

Es giebt Augen- und Ohrenkrankheiten, welche von ſo genannten Flüſſen entſtehen, wenn ſich die Säfte in den Gegenden dieſer

---

4) Sim. Pauli de abuſ. Herb. Tabac. & Thée. p. 7[illegible]4

edlen Gliedmaſſen anhäufen, und durch ihre Zähigkeit in Stoken gerathen. In dieſen Fällen thut eine Priſe Schnupftabak eben die Dienſte, als ein Blaſen ziehendes Mittel, und wird auch dabei häufig mit Fortgange gebraucht. Der Stokſchnupfen wird durch eben dieſe Arzney zum Flieſſen gebracht, und man ſieht alſo, daß es Fälle gebe, wo es eine Pflicht iſt, Tabak zu nehmen. Ich könnte deren noch mehrere anführen, wo ein Ausflus durch die Naſe, oder das Nieſen, zur Cur oder Beförderung gewiſſer Umſtände nothwendig, iſt: allein, dieſer Nuzen iſt mediciniſch, und vermiſcht eine Galanteriewaare unter die Specereyen des Apothekers. Ich führe ihn auch hier blos um deswillen an, um einen neuen Vorwurf wider dieſe Waare zu formiren. Man kan zuweilen ein blaſenziehendes Mittel zur Unzeit und am unrechten Orte anlegen, und da dieſes alſo von dem Schnupftabake auch geſagt werden kann, ſo ſieht man wohl, wie er zuweilen zum Schaden der Geſundheit gebraucht werden könne. Es iſt nicht immer nüzlich, die Säfte nach der Naſe zu ziehen: aber die Fälle, da dieſes nicht geſchehen darf, ſind ſchwer zu beſtimmen, weil überhaupt in der Lehre von den Revulſionen durch reizende und äzende Mittel noch wenig Beſtimmung herrſchet. Daher rathe ich Jedermann, in Zweifelhaften Fällen behutſam zu gehen, und auf die Wirkung des Tabaks Acht zu haben. Vermehren oder erzeugen ſich davon gewiſſe unangenehme Zufälle, ſo iſt leicht zu erachten, daß man den Gebrauch einſchränken müſſe.

Weil der Schade, den das Nieſen verurſachet, nur den Anfängern im Tabakſchnupfen dräuet, ſo mus ſich Niemand damit abgeben, den dieſer Schade treffen könnte. Es wäre alſo thörigt, wenn einer anfangen wollte Tabak zu ſchnupfen, der eine ſchwache Bruſt, ein Geſchwür in der Lunge, Gefahr von Blutſpeyen, Schwindel, Augen Ohren- und Halskrankheiten von der Vollblütigkeit, einen Bruch, Seitenſtiche, eine neue Wunde, wo groſſe Blutgefäſſe verlezt ſind, die blinde güldene Ader hat, oder wenn man im Anfange oder gegen das Ende der Schwangerſchaft den Tabak häufig zu nehmen anfinge, andrer ſolcher Fälle zu geſchweigen, die ich übergehe, weil ich an der geſunden Vernunft meiner Leſer nicht zweifle, die ihnen dieſelben leicht entdeken wird. Ich will lieber glauben, daß ſich Leute, die mit dieſen Krankheiten ſchon zuvor beläſtiget geweſen ſind, dieſelben durch den Gebrauch des Schnupftabaks verſchlimmert oder erneuret, als daß ſie ſich dieſelben dadurch zugezogen haben. Indeſſen iſt es gewis, daß man hierinn behutſam ſeyn müſſe, weil das Nieſen eine ſo heftige Bewegung iſt, daß die wenigſten Krankheiten dieſelbe dulden können. Wer ſchon ein Held im Tabakſchnupfen iſt, und nicht mehr davon nieſet, der iſt dieſer Furcht überhoben.

Ich weis nicht, ob es viel Leute giebt, welche den Schleim, den der Tabak in der Naſe und im Rachen zuſammen zieht, verſchluken: das aber weis ich, daß man ſich dadurch den Magen verderben und Ekel und Erbrechen zuziehen würde. Der berühmte Herr Hofrath Triller hat hiervon ein Beiſpiel in Verſen erzehlt, das ich, als Proſa, mit ſeinen eignen Worten hieher ſezen will. 5) Es heiſt:

Nie werd ich eines Manns vergeſſen, der den Tabak zu häufig nahm, und bald darauf vor allem Eſſen ſo ſtarken Ekel überkam, daß alles, was er eingenommen, gleich wiederum zurük gekommen. Man brauchte mancherley dagegen, doch lief es alles fruchtlos ab, bis man, mehr Brechen zu erregen, ihm ein gelindes Mittel gab: da lag nun bald, zu unſerm Schreken, ein Haufen Spaniol im Becken. Kaum war nun aus der Magenfalten der Unrath völlig ausgeführt; ſo hat

---

5) Trillers poetiſche Betracht. 4. Th. S. 435. 436.

der Mann zum Tafelhalten gleich wieder bei ſich Luſt verſpürt, und iſt, nach glüklichem Geneſen, dem Tabak ewig feind geweſen.

Aus dieſer Art von Romanze erhellet, daß es eben ſo gefährlich als unreinlich ſey, den Schleim, der ausgeworfen werden ſoll, zu verſchluken, und ich ſollte glauben, daß es nicht viel Uberwindung koſte, ſich deſſen zu enthalten. Wer ſich mit dem Auswerfen nicht zurecht finden kan, der thut alſo vernünftiger, wenn er den Schnupftabak ganz bei Seite ſezet.

Die ſtarken Schnupfer leiden gemeiniglich an der Sprache Schaden, die davon undeutlich wird, wie bei allen, die einen langwierigen Schnupfen haben. Der Fehler, der dieſes verurſacht, liegt daran, daß man ſich gewöhnt, den Schleim durch den Mund auszuwerfen, u. daß man den Tabak ſo heftig in die Naſe zieht, daß er hinten in den Rachen fällt. Hieraus folgt, daß man, um die Undeutlichkeit der Sprache zu vermeiden, theils den Tabak mäſſig gebrauchen, den Schleim durch die Naſe auswerfen, theils auch den Tabak nicht zu ſtark einziehen müſſe. Wenigſtens vermeidet man hierdurch, daß die Theile des Rachens nicht von der Schärfe des Tabaks angefreſſen werden, und ſich erhizen.

Der beſtändige Schnupfen, welchen der Schnupftabak bei denen veranlaſſet, die ihn ſehr ſtark gebrauchen, giebt der Sprache eine gewiſſe Rauhigkeit und Tiefe, die nur den Baſſiſten angenehm ſeyn kan. Die übrigen Sänger verderben ſich damit die Stimme, und überhaupt thut er Rednern, Predigern, Frauenzimmern und Kindern. die auf die Reinigkeit und Deutlichkeit der Stimme zu ſehen haben, keinen Vortheil.

Man hat noch ein groſſes Argument wider den Schnupftabak, das von der Unreinlichkeit hergenommen iſt. Die Mädchen mit ihren Schnurrbärten, die Cavaliers mit ihrer beworfenen Wäſche, und die triefenden Naſen und illuminirten Schnupftücher konnten einem Manne, wie Cohauſen, wie Hr. Triller und viele andere ſind, die auf Reinlichkeit halten, zu tauſend Spaſen Anlas geben, und mir deucht! ſie haben was rechts darüber geſpottet. Ihre Scherze ſind ſo weit gegangen, daß ſie das mit Erlaubnis zu ſagen, unmöglich dabei entbehren konnten, und dieſe Unreinlichkeit der Scherze war eine Wirkung der Unreinlichkeit ihres Inhaltes. Ich bin weit entfernt, der Unreinlichkeit das Wort zu reden: allein, ich glaube doch, daß man die Sache aus einem andern Geſichtspuncte betrachten könne. Man ſeze voraus, daß der Gebrauch des Schnupftabaks in vielen Fällen nüzlich, in noch mehrern unſchädlich, und endlich eine Art von Vergnügungen iſt, ſo wohl als der Caffee und Wein. Wenn deme alſo iſt, ſo frage ich, ob man verlangen könne, daß eine nüzliche, eine wenigſtens unſchädliche Vergnügung um einiger Umſtände willen abgeſchaft werden ſoll, die ſehr viel von ihrer Abſcheulichkeit verlieren, wenn es geſittete Leute ſind, die ſich damit abgeben. Es iſt leicht, Geſicht und Wäſche vom Tabak rein zu halten, und nur diejenigen bemahlen ſich damit, die entweder darinn etwas ſuchen, oder die von Natur nicht ſehr kritiſch in der Reinlichkeit ſind. Dieſes kommt aber den Charaktern der Perſonen, und nicht dem Schnupftabake, zur Laſt. Daß ſich ſolche Leute öfters ſchneuzen, und ihre Wiſchtücher den geographiſchen Charten ähnlich machen, das ſind Sachen, die man überſehen mus, weil ſie die Bedingungen der Vergnügung ſind. Soll der Indianer darum nicht Betel käuen, weil er öfters auswerfen mus? Soll der Jude nicht Knoblauch und Zwiebeln eſſen, weil er davon aus dem Halſe riecht? Soll man darum nicht Wein trinken, weil er den Urin ſtärker treibt? Soll man darum nicht tanzen, weil man davon nach Schweiſe riecht? Oder ſoll man darum ſo manches ſchöne Gerücht nicht eſſen, weil man Aufſtoſſen darnach bekommt? Mir ſcheint, man überläſt billig geſitteten Leuten die Sorge, die Unannehmlichkeiten, welche mit ihren Vergnügungen natürlich nothwendig verbunden ſind, ſo viel als möglich zu verbergen, und andern erträglich zu machen, dahingegen andere bedenken, daß man der Menſchlichkeit und der Luſt etwas nachgeben müſſe, daß man ſelbſt nicht von gewiſſen Unannehmlichkeiten frey ſey, die andere nach dem Geſeze der Geſelligkeit wieder gern überſehen, und daß man die unſchuldigſte Sache abſcheulich finden könne, wenn man zu abſcheulich wizig iſt.

Die Zubereitung des Apfelweins in der Gegend um Frankfurt am Mayn.

Das Obſt wird, vermittelſt hölzernen rund geſchnizten Klözgen, an welchen etliche Finger dike Stiele befindlich, in einem aus einem ganzen Stüke Holze ausgehauenen Trog, oder eines Mühlſteins, welcher in einer Stange in einem Trog, der nach der Form eines halben Monds ſeyn mus, läuft, und welche am andern Ende entweder an einem Pfoſten oder ſtarken Pfahl feſt gemacht, damit der Stein eben ſo, wie ein Rad in ſeiner Axe, laufen kan, zerquetſcht; jedoch daß das Obſt nicht allzu klein werde, ſondern nur ſolchergeſtalt, daß der Saft fein ausgepreſſt werden kan. Das Obſt ſo gekeltert werden ſoll, mus, weñ es reif iſt, u. von den Bäumen abgenommen, alſobald geſtoſſen werden, und nicht lange liegen, auch ſo bald daſſelbe zerſtoſſen, mus gleich der Saft ausgepreſſet werden. Der ſolchergeſtalt ausgepreſſte Saft wird ſofort in recht ſauber und rein gewaſchene Fäſſer, ſo, wie andere Weinfäſſer, ebenfalls mit Schwefel aufgebrant worden, eingefüllet, bis das Fas voll, da man denn ſolches ohne zugeſpundet oder offen ſo lange liegen läſſet, bis der Moſt, wie derjenige, ſo von Trauben, gänzlich vergohren, und ſich gereiniget hat. Nunmehro ſezt man den Spunten nur auf das Spuntenloch 14⸗21. bis 28. Tage lang, und füllet unter der Hand von Zeit zu Zeit mit eben ſolchem Moſt von gleichartigen Obſte das Fas immer wieder gleich eben voll. Nachdem ſchläget man, doch nicht zu feſte, den Spunten zu, und läſſet den Wein liegen bis nächſten Frühling, nur daß man mitlerweil von 14. zu 14. Tagen mit Homopenern-Moſte das Fas fleiſſig anfülle. Im Frühjahre wird endlich der Wein in ein anderes rein ausgewaſchenes Fas, wie ein Traubenwein, abgezapfet, das Fas vorhero ebenmäſſig mit Schwefel ausgebrant, und durchgehends, wie der Traubenwein, tractiret. Wollte man den Apfelwein viele Jahre lang aufheben, ſo iſt es am dienlichſten, daß man das erſtere Abzapfen ein ganzes Jahr, und alſo bis in den folgenden Herbſt, verſchiebe, ſodann aber den nächſtkommenden Frühling wiederhole, auch wenigſten⸗

alle Monat den Spunten ſauber puze, und das Fas auffülle, ſo hält er ſich, ſo lange als man will, ohne daß er abfalle, oder kanigt oder ſauer werde.

Beweis, daß die Speiſen am geſundeſten ſind, darnach man lüſternd oder am begierigſten iſt.

Man glaubet, was man wünſchet; und wer wollte nicht wünſchen, daß die Speiſen am geſundeſten wären, die am beſten ſchmeken? Ich hoffe demnach, daß mir meine Leſer wegen dieſes Sazes um deſtoweniger Schwierigkeiten machen werden, da ſchon Hippokrates denſelben für wahr gehalten und gelehrt hat. Eine etwas ſchlechtere Speiſe, oder ein ſchlechteres Getränke, ſagt er, das aber angenehm ſchmekt, iſt dem geſündern, aber unangenehmern, vorzuziehen. 1) Eben dieſen Saz hat im Jahre 1751. Herr Lavirotte noch in der mediciniſchen Schule zu Paris vertheidigt, und wenn er nun nicht wahr iſt, da ihn Hippokrates und Paris glauben, ſo mus kein Saz auf Erden wahr ſeyn. Die Speiſen, welche dem Gaumen am angenehmſten ſind, und die man am begierigſten genieſſet, werden inniger mit dem Speichel vermiſcht, von dem Magen mit mehr Verlangen aufgenommen, von dem Magenſafte leichter aufgelöſet, und alſo auch eher in Milchſaft verwandelt. Haben ſie auch einen Fehler an ſich, ſo wird derſelbe doch bald verbeſſert, und das Vergnügen beim Genuſſe erſezt das leicht, was ſie Schädliches beſizen könnten. 2) Die leicht zu verdauenden, aber unangenehmen Speiſen widerſtehen hingegen der Wirkung des Magens und des Magenſaftes. Hat man einen wirklichen Abſcheu davor, ſo geben ſie die Gedärme wieder ohne alle Veränderung von ſich. Ubrigens iſt es gewis, daß die angenehme Empfindung bei dem Genuſſe der Speiſen jederzeit die Wirkung gewiſſer Dispoſitionen unſers Körpers ſey, und daß eben dieſe angenehme Empfindung eine gewiſſe Verwandſchaft der Speiſen mit der Beſchaffenheit unſers Körpers beweiſe. Man ſiehet täglich die zärtlichſten Leute die härteſten und zäheſten Speiſen verdauen, die ſie mit Vergnügen eſſen, da ſie hingegen die zarteſten und ſaftigſten Speiſen, die ſie mit Widerwillen eſſen ſollten, nicht verdauen würden. Dieſe Sache iſt ſo bekannt, daß ſie keines weitern Beweiſes nöthig hat; und daher kommt es, daß Hippokrates, dieſer genaue Beobachter der Natur, glaubete, man müſſe zuweilen den Kranken etwas erlauben, was ſie heishungrig begeh-

---

1) Hippocrat. Aphor. Sect. 2. Aph. 38.

2) Svvain, querel. Ventric. pag. 101.

gehren, wenn es ihnen nur nicht offenbar ſchädlich, wenigſtens nicht ſo ſchädlich wäre, daß man dem Ubel nicht gleich wieder abhelfen könnte. 3)

Jedermann kennt die Macht der Gewohnheit, beſonders in Sachen, die die Geſundheit betreffen; und wer weis nicht, daß ſie die andere Natur genennt werde? Man könnte ſagen, daß die erſte Macht nicht allein der andern gleich ſey, ſondern daß ſie auch faſt ihr ganzes Weſen verändern könne. Hiervon rührt es her, daß Leute, die ſchädliche und unverdauliche Dinge gewohnt ſind, keinen Schaden davon verſpüren; hingegen aber Gefahr laufen, wenn ſie Speiſſen genieſſen, die für geſund und heilſam gehalten werden. Man erzehlt, daß Mithridates ſo ſehr an den Gift gewöhnt geweſen ſey, daß er ihm nicht habe ſchaden können. 4) Manche Leute eſſen ſiebenzig Gran Opium, wovon fünf bis ſechs Gran Leute tödten könnten, die nicht daran gewöhnt ſind. Der Geruch des Teufelsdreks, (aſa fœtida,) den wir heut zu Tage nicht vertragen können, war das Vergnügen der Alten, 5) und wird noch von den Perſern hoch gehalten. Hingegen ſchien ihnen der Geruch der Citronen unangenehm zu ſeyn. Sehen wir endlich nicht auch täglich, daß die zarteſten Frauenzimmer ihren offenen Buſen der kälteſten Luft ohne Beſchwehrlichkeit und Schaden ausſezen, blos weil ſie es gewohnt ſind? Sollte der ſtärkſte Mann ſeine Bruſt ſo offen tragen, er würde nicht ohne Catharr, oder andere vielleicht noch ärgere Zufälle, davon kommen. Alles dieſes war dem ehrwürdigen Alten, der uns das erſte gründliche Werk von der Arzneykunſt hinterlaſſen hat, ſo bekannt, daß er an verſchiedenen Oertern ſeiner Schriften den Rath ertheilet, bei der Cur der Krankheiten auf die Gewohnheit und Lebens-Art der Kranken Acht zu haben. 6) Diejenigen, ſagt er, 7) die an gewiſſe Arbeiten gewöhnt ſind, ertragen ſie beſſer, ob ſie gleich ſchwach und alt ſind, als die ſtärkern und jüngern, die nicht daran gewöhnt ſind. Es iſt von den Dingen, an die man lange gewöhnt iſt, weniger zu fürchten, ob ſie gleich an ſich gefährlicher ſeyn mögen, als von denen, die man nicht gewohnt iſt, ob ſie gleich an ſich beſſer ſind. 8) Um deswillẽ iſt es gut, ſeine Lebens-Art dann und wann zu verändern, und ſich nach und nach an alles zu gewöhnen. Dieſes iſt die Lehre des Hippokrates, dem Eraſiſtratus gefolgt iſt, welcher hinzufüget, daß ein Arzt, der dieſe Regeln hintanſezet,

---

3) Hippocr. de affect. epid. lib. 6. Sect. 4.

4) Le Clerc. Hiſt. de la Medecine pag. 390.

5) Plin. H. N. lib. 19. cap. 3.

6) Hippocr. de Diæt. lib. 3. de victu acut. de humid. uſu. &c.

7) Aphor. Sect. 2. Aph. 49.

8) Aphor. Sect. 2. Aph. 50.

ſezet, die gröſten Fehler begehen, und die Urſache des Todes ſeiner Kranken ſeyn kan, wie es dem Peripathetiker Arius gegangen iſt. Dieſer Philoſoph unterſtand ſich nicht, kaltes Waſſer zu trinken, weil er davon im Augenblike den Schluken bekam. Als er nun einſtmals das Fieber hatte, riethen ihm die Aerzte, dieſes Umſtandes ungeachtet, kaltes Waſſer zu trinken. Er trank es, und ſtarb alſobald. 9)

In dieſer Abſicht kan man alſo ſagen, daß es gefährlich ſey, immer einerley Lebens-Art zu führen, und daß es gut ſey, ſich von Jugend auf an alles zu gewöhnen. Faſt alles aus dem Pflanzen- und Thierreiche kan uns zur Nahrung dienen, auſſer die Sachen, die uns die Erfahrung, als unſerer Natur ſchädlich, hat kennen lernen. Blos das Mineralreich hat gar keine Verwandſchaft mit unſern Körpern, und bis dahin gehen die Gränzen, welche wir unſerm Geſchmake ſezen müſſen. Wenn man in dieſen Gränzen nur dasjenige ausſucht, was dem Geſchmake oder der Gewohnheit im Speiſen gemäs iſt, ſo kan man gewis verſichert ſeyn, daß ſie noch beſſer werden verdauet werden, als die feinern und zartern Speiſen, die unſerm Geſchmake zuwider ſind.

Mir ſcheint, daß man von dieſer Sache noch weſentlichere Gründe anführen könne, als die Herr Lavirotte berührt hat, aus deſſen Schrift das vorhergehende blos ein Auszug iſt. Es iſt überhaupt medieiniſch nothwendig, daß man nicht eher eſſe und trinke, als bis man völligen Appetit dazu hat, weil die Begierde im natürlichen Zuſtande das Zeichen iſt, daß der Magen etwas zu verdauen geſchikt ſey und nöthig habe. Der Appetit zu gewiſſen Speiſen und Getränken iſt nur eine beſondere Art des Hungers und Durſtes, und man kan ſicher ſchlieſſen, daß ihn diejenigen Nahrungsmittel ſicher und ohne Schaden ſtillen werden, auf die ein Geſunder mit beſonderer Begierde verfällt. Alles dieſes aber ſind eben die Speiſen, von welchen geſagt wird, daß ſie dem Geſchmake angenehm ſind: denn in jedem andern Verſtande getrauete ich mir nicht, den Saz zu behaupten. Ein auſerordentlicher Trieb nach einer bittern, ſauren, groben Speiſe mus mit eben dem Rechte befriediget werden, als der nach ſüſſen, leichten und wohlſchmekenden Speiſen. Wir haben auch keine andere Begriffe, nach welchen wir beſtimmen könnten, was für Speiſen einen angenehmen Geſchmak haben. Welchem Anfänger im Schmauſen iſt nicht der Geſchmak der Oliven, der Sardellen, des bittern Bieres, u. ſ. w. zuwider, und wer findet gleich anfangs einen Geſchmak an herben, rothen Weinen? Die Gewohnheit macht alle

---

9) Galen. lib. de Conſuetud.

dieſe Sachen erſt dem Geſchmake der Liebhaber angenehm, und man kan alſo nicht ſagen, daß es Sachen gebe, die an ſich einen angenehmen Geſchmak für alle Gaumen und Zungen in der Welt hätten. Solchergeſtalt ſteht der Saz, daß man auch ſchlechte Speiſen, wenn ſie wohlſchmekend ſind, mit Nuzen genieſſen könne, beſtändig auf Schrauben, wenn man ihn nicht in dem Verſtande nimmt, daß die wohlſchmekenden Speiſen hier, ohne Abſehen auf den Geſchmak, den ſie im Munde verurſachen, diejenigen ſind, die man mit einem begierigen Vergnügen genieſſet, oder an die man ſchon vorlängſt gewöhnt iſt. Die obigen Beiſpiele vom Opium und andern Arzneyen erläutern die Sache nicht gründlich: denn es iſt hier von Speiſen allein die Rede. Wir können aber andere beibringen, die beſſer paſſen, woraus aber auch zugleich erhellet, daß es nicht auf die Qualität des Geſchmaks dabei ankomme. Ich ſage alſo, daß man ſchlechte und grobe Speiſen, wenn man dazu einen beſondern Trieb hat, lieber eſſen ſoll, als beſſere und feinere. Ich kenne Leute, die zuweilen einen unerſättlichen Durſt nach Eſſig bekommen, der an ſich ein unangenehmes Getränke iſt, und die groſſe Schaalen davon mit Vergnügen, ohne Gefahr und Schaden, austrinken. Eine Taſſe Caffee würde ihnen dagegen Vergleichungsweiſe ein Gift ſeyn. Ein gewiſſer Mann hatte einen heftigen Trieb nach rohen getrokneten Schollen, und das war die einzige Speiſe, die ihm wohl bekam, nachdem er viele Tage lang nichts ohne Ekel gegeſſen hatte. So verfallen einige auf Milch, Wein, auf gewiſſe Arten von Bieren, Heringe, Salzgurgen, Oliven, und, mit einem Worte, es iſt keine Art Speiſe, auf welche nicht zuweilen ein Menſch einen beſondern Trieb bei ſich ſpüren ſollte. Alsdann iſt es nicht der Geſchmak, nicht der Speichel, der ſie uns dienlich macht, ſondern das, daß ſie das Arzneymittel wider ein Ubel in unſerm Körper ſind, wowider uns eine dunkle Schluskunſt, die allen Thieren zu ihrer Erhaltung beigelegt worden iſt, nach den Geſezen der Einbildungskraft die Mittel offenbaret, die alsdann unſere Triebe hizig fodern. Eine ganz andere Urſache iſt es, warum uns ſchlechte und grobe Speiſen beſſer, als andere, bekommen, wenn wir daran gewöhnt ſind. Dieſe liegt in der Proportion der Kräfte der Verdauung gegen die Speiſen. Man gebe den Arbeitsleuten, die an geräuchertes und geſalzenes Ochſenfleiſch gewöhnt ſind, Hühnerſuppen und andere leichte Speiſen: ſo werden ſie ſo gewis das kalte Fieber bekom̄en, als ein vornehmes Frauenzimmer, wenn ſie dügene Würſt oder Schunken eſſen ſollte. Die Kräfte eines ſtarken Magens erfordern Speiſen, die ihrer würdig ſind, und die Gewohnheit beſteht hier blos in der proportionirten Sättigung und Anfüllung des Magens: daher auch die Leute, die lange faſten, das Fieber eben ſo wie die bekommen, die viel ſchmauſen. Man hat Beiſpiele, daß Leute aus Noth gezwungen worden ſind, faules Rindfleiſch, das an der Luft verdorben, und die Suppe davon, lange Zeit, ohne Salz und alle Zubereitung, zu eſſen. Anfangs machte ihnen dieſes Ekel, nachher aber aß jeder täglich zehen Pfund davon, und es war keiner, der nicht dik und fett dabei geworden wäre. 10) Die Isländer trinken Fiſch-Thran ohne Schaden; und es giebt ſo wohl Thiere, 11) als Menſchen, 12) die beſtändig Seewaſſer trinken. Dies ſind Beiſpiele, die Herr Lavirotte hätte anführen müſſen.

Von einem Mittel wider die Sommerfleke und Leberfleke.

Es iſt gewis, daß es nicht leicht ſey, dieſe Fleken zu vertreiben, und daß öfters ein Mittel, das dem einen hilft, einem andern nicht die gehofte Würkung thut. Indeſſen iſt doch der Citronenſaft unter denen, die im Gebrauche ſind, noch am meiſten bewährt erfunden worden, und daher können ihn diejenigen verſuchen, die mit ſolchen Fleken gezeichnet ſind. Man berühret die Fleken öfters mit dieſem Safte, und ſie verſchwinden davon zuweilen in ſehr kurzer Zeit.

Wieder die breiten, ſogenannten Leberfleken iſt der Quendelſpiritus (Spiritus ſerpelli abſtract.) oft bewährt erfunden worden. Man mus mit demſelben die Fleken täglich einige mahl waſchen, und den Gebrauch eine Zeitlang fortſezen. Da indeſſen alle dieſe Mittel nicht allgemein ſind, ſo wiederholen wir nochmals die Bitte, daß dergleichen ſtets zuverläſſiges Mittel, wenn Jemanden ein ſolches bekant wäre, in dieſen Blättern angezeiget werden mögte.

Vom Verhalten beim ſtarken Schwizen.

Der Schweis iſt eine Feuchtigkeit, die wenn ſie einmahl aus der ganzen Maſſe unſrer Säfte abgeſondert worden, nicht mehr in ihre Verbindung wieder zurük tritt, und wenn man ſie zurük treibet, die üblesten Folgen verurſachet. Unſer Verhalten beim Schwizen mus alſo, wenn es der Geſundheit gemäs ſeyn ſoll, ſo eingerichtet werden, daß der Schweiß nicht zurük gejagt werde. Die Kräfte, welche ihn zurük treiben, ſind entweder in uns ſelbſt verborgen, z. E. wenn wir heftig erſchreken, oder in groſſe Furcht

geſezt

---

10) Hiſtorie aller Reiſebeſchreib. 14. B. S. 587.

11) Hiſt. aller Reiſeb. 8. B. S. 414.

12) Hiſt. aller Reiſeb. 11. B. S. 458. 14. B. S. 13.

geſezt werden, oder wenn wir durch ſehr kaltes Getränk den Zug der Wärme nach den inwendigen Theilen leiten, u. ſ. w. Alle dieſe Fälle ſind bei gegenwärtiger Unterſuchung fremd. Es kan aber auch eine äuſerliche Urſach den Schweiß zurük treiben, und dieſes iſt die Empfindung einer Kälte auf der Oberfläche unſers Körpers. Die Schweißlöcher ſind die kleinſten Endungen der Pulsadern, und dieſe hauchen, ſo lange ſie offen ſind, denjenigen wäſſerigten Dunſt aus, den wir den Schweiß nennen. Die Kälte zieht dieſe empfindlichen Röhrgen zuſammen, und unterbricht die Ausdünſtung derſelben. Dieſes iſt ſchon an ſich ein ſehr groſſer Nachtheil für die Geſundheit. Es ſcheint aber auch zugleich, daß ſich die äuſſerſten Endungen der Blutadern, in eben dem Maaſſe eröfnen, wie ſich die Endungen der Pulsadern verſchlieſſen, und daß dieſe Zweige der Blutadern die Dienſte eben ſo einſaugen und ins Blut zurük führen, als ſie die Endungen der Pulsadern aushauchen. Dieſes wird aus mancherlei Erſcheinungen höchſt wahrſcheinlich, welche ſich ſonſt auf keine Weiſe würden erklären laſſen. Ein Menſch der in einer mit den ſchädlichſten Dienſten angefüllten Luft beſtändig gut ausdünſtet, hat nicht zu befürchten, daß er davon angeſtekt werde; ſo bald er aber auszudünſten aufhöret, läuft er die gröſte Gefahr. Dieſes geht ſo weit, daß man von der Peſt ſelbſt wenig zu fürchten hat, wenn man die Ausdünſtung beſtändig in Gange erhalten kan. Es Muß ſich alſo, ſo bald ſich die Wege der Ausdünſtung verſchlieſſen, ein Weg öfnen, durch welchen die Dünſte die unſre Oberfläche berühren, in unſer Inwendiges hinein dringen können. Die Erſcheinungen bei der Diabete, da man weit mehr Urin läßt, als man flüſſiges zu ſich genommen hat, die Würkungen des Quekſilbers das äuſſerlich auf die Haut gebracht wird, und ſich in den inwendigſten Theilen des Körpers verbreitet, u. viele hundert andere Erſcheinungen geben dieſer Sache ein ſolches Gewicht, daß faſt alle Aerzte einmüthig geſtehen, es müſſen auf unſrer Haut Gefäſſe vorhanden ſeyn, welche die Dünſte und ſubtilen Theile, die ſie berühren, in unſre Säfte zurük führen, und welche ſich in eben der Verhältnis öfnen, wie ſich die ausgedünſteten Haarröhrgen verſchlieſſen.

Wenn dem alſo iſt, ſo wird ſich leicht begreifen laſſen, wie ein Menſch, der ſtark ſchwizet, Gefahr laufen könne, wenn er ſich erkältet. Die erſte ſchädliche Würkung wird darin beſtehen, daß die Ausdünſtung aufhöret. Die andere wird die ſeyn, daß ſich ſeine zurükführenden Schweißlöcher öfnen, und die kleinen ſubtilen Theile und Dünſte, welche die Haut berühren, in ſich hinein ziehen. Beide Würkungen verurſachen die gefährlichſten Krankheiten; es iſt aber hier nicht der Ort, dieſe zu beſchreiben und aus ihren Quellen herzuleiten. Es iſt genug, daß von dieſen beiden Urſachen üble Würkungen entſtehen, und es frägt ſich nur allein, in welchem von beiden Fällen ſie ein Schwizender am meiſten zu befürchten habe: entweder wenn er unter dem Schwizen das Hemd verwechſelt, oder wenn er es am Leibe behält, bis er zu ſchwizen aufgehört hat?

Ich ſeze zum voraus, daß der Wechſel der Wäſche in beiden Fällen unter einerlei Bedingungen und mit der gehörigen Behutſamkeit geſchehe. Z. E. daß man ſich in einer verſchloſſenen warmen Luft mit der gehörigen Geſchwindigkeit umkleide, trokne und warme Wäſche dazu gebrauche, und nicht unmittelbar darauf in die Kälte gehe. Wenn man unter dieſen Bedingungen die Wäſche zu der Zeit verwechſelt, wenn man noch im vollen Schwizen iſt, ſo ſind zu dieſer Zeit die Ausdünſten der Röhren noch offen; und wegen der obigen allgemeinen Bedingungen, die ich voraus geſezt habe, iſt es auch nicht möglich, daß ſie ſich ſogleich verſchlieſſen konten. Hieraus folgt, daß die zurükführenden Röhren zu eben dieſer Zeit noch verſchloſſen ſind. Gleichwie nun der erſte Umſtand verhindert, daß die Ausdünſtung nicht unterbrochen werde, ſo verhütet der andere, daß die Dünſte des Schweiſſes nicht zurük treten und ſich mit unſern Säften wieder vermiſchen können. Es iſt wahr, man hört bald hernach, wenn die Wäſche verwechſelt worden iſt, auf zu ſchwizen. Ob ſich aber alsdann gleich die zurükführenden Gänge eröfnen, ſo iſt doch durch das Umkleiden der Dunſtkreis, welcher unſre Haut umgab, gröſtentheils zertheilt worden, und die trokne Wäſche hat die übrige Feuchtigkeit, welche wie Haut benezte, in ſich hineingezogen, ſo daß alſo die ſich eröfnenden zurükführenden Röhren wenig Nahrung für ihren Durſt finden. Solchergeſtalt iſt von dem Umkleiden bei völlig erhiztem Leibe um deſto weniger Schaden zu befürchten, da der noch nachher fortdaurende Trieb des Bluts die ausdünſtenden Röhren gleich wieder öfnet, wenn ſie ſich auch unter dem Umkleiden in etwas verſchloſſen haben ſolten; wodurch denn zugleich die zurükführenden Röhren gehindert werden, anzufangen.

Wenn man hingegen mit dem Umkleiden wartet, bis ſich der Schweiß geleget hat, ſo erwartet man die Eröfnung der zurükführenden Schweißlöcher mit groſſer Geduld ſo lange, bis ſie am allerſchädlichſten iſt. Denn da der Leib deſto mehr erhizt iſt, je ſtärker er ſchwizt, ſo muß er auch deſto weniger erhizt ſeyn, jemehr ſich der Schweiß leget. Unterdeſſen iſt die Wäſche von dem Schweiſſe völlig durchgenäſſet worden, und dieſer Schweiß hatte nothwendig mit dem Grade der Wärme des Körpers, als er in vollem Schweiſſe war, einerlei Grad der Wärme. Sobald der Körper ſelbſt dieſen Grad der Wärme verlieret, wird die naſſe Wäſche um eben ſo viel kälter, und es iſt natürlich, daß ſich unter ſolchen Umſtänden die ausdünſtenden Schweißlöcher nach und nach verſchlieſſen, die zurükführenden aber ſich öfnen. Weil nun die ganze Oberfläche des Körpers mit kaltwerdenden Schweißdünſten bedekt, und die Wäſche ſelbſt damit angefeuchtet iſt, ſo finden die zurükführenden Röhren volle Nahrung für ihren Durſt, und in dieſem Zuſtande fängt man an ſich übel zu befinden. Die muntere Geſchäftigkeit verlieret ſich, man wird träger, ſtiller und ſo blaß, als eine Wand. In dieſem Zuſtande befindet man ſich, ſo bald man zu ſchwizen aufgehört hat, und dies iſt die Loſung zum Umkleiden. Ob ich nun gleich, vermöge der obigen Bedingungen, annehme, daß bei dem Umkleiden nichts verſehen werde, ſo iſt doch das allezeit gewiß, daß es zu dieſer Zeit wenig mehr nuze, weil die Wäſche nicht nur auf dem Leibe ſchon mehrentheils troken, ſondern auch kalt geworden iſt. Ich kan alſo, wie man ſiehet, zwar nicht behaupten, daß das Umkleiden, nach aufgehörtem Schweiſſe, an ſich ſchädlich ſey: allein, der Schade geſchichet durch das Warten; und dies komt in der Folge wie im Grunde auf eins hinaus.

Es iſt wahr, daß es den Schein einer Kühnheit hat, ſich im vollen Schweiſſe zu entkleiden. Allein, wenn man nur beim Umkleiden die gehörige Behutſamkeit gebrauchet, ſo iſt in der That nicht das geringſte davon zu befürchten. Man könte die Erfahrungen, da es damit aufs beſte gelungen iſt, nicht zu hunderten, ſondern zu tauſenden anführen, wenn es nöthig wäre. Dahingegen verräth die blaſſe Farbe, wenn man mit dem Umkleiden zu lange wartet, allezeit einen unnatürlichen Zuſtand des Körpers: und man befindet ſich nie ſo wohl dabei, als wenn man ſich gleich trokene Wäſche anleget. Indeſſen iſt es nicht allemal möglich, dieſes ſogleich zu thun. Man erhizet ſich zuweilen in Geſellſchaften, wo es nicht angehet, ſich umzukleiden. Man muß alsdenn in kalter Luft nach Hauſe gehen, und unterdeſſen leget ſich der Schweiß. Bei ſolchen Umſtänden leidet man Gefahr, ſich tödlich zu erkälten, und es iſt alsdenn eine beſondere Behutſamkeit nöthig, um ſie zu verhüten. Am beſten iſt es, daß man ſich in dergleichen Fällen den Leib mit warmen Tüchern ſtark reiben läßt, einige Taſſen voll heiſſen Thee trinket, und wenn man ſolchergeſtalt die Ausdünſtung wieder hergeſtellt hat, die feuchte Wäſche mit einer troknen und durchgewärmeten vertauſchet. Nie aber iſt es rathſam das naſſe Hemd am Leibe zu behalten, wenn man nicht mehr hoffen kan, ſich wieder hinlänglich zu erhizen, und den Schweiß wieder in Gang zu bringen.

Ein durch verſchiedene zuverläßige Proben bewährt befundenes Mittel, die auf beſaamten Feldern befindliche Mäuſe zu vertilgen.

Es werden Wurzeln, Rüben oder Ertuffeln, wovon diejenige Gattung die dienſamſte iſt, welche noch den mehreuſten Saft in ſich hat, in kleine Stüke zerſchnitten: Selbige müſſen mit fein zerſtoſſenem Arſenico ſtark beſtreuet, und darin ſo lange umgekehret werden, bis daſſelbe ſich aller Orten angeſezet hat. Hievon leget man ſofort nach der Zubereitung bei trokener Witterung in jede Röhre, worin, nach den leicht zu erkennenden Umſtänden, Mäuſe zu vermuthen ſind, einige Stüke. Wenn nach wenigen Tagen die Löcher nicht verfallen ſind, ſo iſt es ein ſicheres Kennzeichen, daß darin auſſer den alten Mäuſen bereits herangewachſene Junge vorhanden, mithin das hineingeworfene vergiftete Gartengewächs nicht hinreichend geweſen, dieſelben alleſamt zu tödten: daher ſodann noch mehreres davon hineingeleget werden mus.

Ob es eine Krankheit der Haſen ſey, wenn deren Eingeweide mit Blaſen beſezet iſt? ꝛc.

Ich muß voraus ſezen, daß ich hier als ein Weidemann ſchreibe, der ſich blos auf Erfahrungen gründet, mithin behaupte ich aus dieſem Grunde, daß es allerdings eine Krankheit der Haſen iſt, wenn man obige Merkmahle an ihrem Eingeweide findet. Bei dem Anfange der Krankheit ſind dieſe Gewächſe nur Blaſen. Sie erzeugen ſich zuerſt im Schloſſe und an den Geburtsgliedern, nachgehends erweitern ſie ſich an dem Geweide, an der Leber und an den Magen. Endlich verhärten die Blaſen, und werden zu ordentlichen Drüſen, woran ſehr viele, ja wohl die mehreſten ſterben. Ich habe verſchiedene derſelben mit Hühnerhunden todt gefangen, und nachdem ich ſie ausgeweidet, wahrgenommen, daß ſie an [illegible] Krankheit geſtorben ſind. Man nennet ſie die Poken, und mein Lehrherr war gar ſo unbeſcheiden, mir ſelbige unter dem Namen der Franzoſen bekant zu machen, weil er glaubte, daß dieſe Krankheit von der Geilheit herrühre, welches auch ſehr wahrſcheinlich iſt. Um welche Zeit die Haaſen damit behaftet ſind, ſolches läſſet ſich nicht gewiß beſtimmen. Ich habe ſowol im Frühjahre, als im Herbſt und Winter Haſen geſchoſſen, welche die Poken gehabt haben. Ganz anders aber iſt die Frage: ob man ſolche kranke Thiere ohne Schaden der Geſundheit genieſſen köñe? Ich habe ehemals einem Herren gedienet, dem ich allemal, wenn ich Haſen geſchoſſen hatte, ins geheim anzeigen muſte, welche geſund geweſen waren, und welche die Poken gehabt hatten. Jene behielt mein Herr vor ſich, und mit dieſen beſchenkte er entweder die benachbarten Pfarrer, oder es war eine Speiſe auf unſerm Domeſtikentiſch. Die Herren Pfarrer befanden ſich eben ſo wohl darauf, als ich und meine Cameraden. Nur die Camerjungfer wolte mit Zwang ekelhaft ſeyn, weil es die gnädige Frau von Natur war. **Weidemann.**

Betrachtung über das Verhalten der Menſchen in Abſicht der freien Luft.

O Bild der Niedrigen, der Bauren und der Hirten,
Die ſich in Flur und Wald, in Dorf und Thal bewirthen;
Wo Einfalt und Natur, die ihre Sitten lenkt,
Auch jeder rauhen Koſt, Geſchmak und Segen ſchenkt!

Ich habe vor einigen Tagen, als es ſehr warm war, vorm Thor am Geſtatte des Waſſers, im Spazierengehen einige Troup Fiſche beobachtet, die ſich in dem durch die Sonnenſtrahlen wie Silber beglänzten Waſſer, das rings umher mit hohem Graſe bewachſen ward, mit einander ſehr beluſtigten. Ich erblikte weiter ſeitwärts in einem Schlamm einen andern Hauſen von Fiſchen, die ihre Köpfe ganz dicht zuſammen geſtekt hatten, und mit ihren Schwänzen einen groſſen Stern formirten. Ich entdekte leicht, daß ſie eine Unterredung zuſammen hielten: deñ man müſte die Thiere ſehr ſchlecht kennen, wenn man ſich einbilden wollte, daß nur den Menſchen allein Verſtand und Sprache gegeben wäre. Ein Kenner dergleichen Thiere iſt hievon ſattſam überzeugt; und weis mit ihnen eben ſo vernünftig umzugehen, wie ein Gutſcher mit ſeinen Pferden, der ſie, wie Menſchen, ermahnet, bittet, warnet und ſtrafet; ja es iſt bekannt, und in dieſen Blättern ſchon angeführt worden, daß öfters dergleichen Thiere viele dumme und faule Menſchen in mancherlei Stüken noch übertreffe, oder wenigſtens ihnen manches abzulernen Gelegenheit geben ꝛc. (a) Indeſſen durch Hineinwerfung eines Steins wurden dieſe in Form eines Sterns verſammlete Fiſche zerſtreuet, bis auf einige, welche ich für krank hielte, davon einer ſchon tod, eben im Schlamm geſchwemmen; Da mittlerweile die andern im klaren Waſſer ſich noch immer munter bewegten, und ſich beluſtigten. So bald ich weiters fortgienge, und über dieſe Betrachtung meine Gedanken machte: ſo fiele mir ein, daß die Fiſche im Schlamm mehr Wärme und Nahrung finden, folglich

---

(a) Siehe Reſtaurat. VII. Theil, pag. 19.

lich auch mehr zärtlicher und kränklicher ſeyn müſten, als jene, im klaren Waſſer; ſo, wie die Menſchen, davon die Geſchäftigſten theils im Fleis und munterer Bewegung, ungekünſtelt, in freier Luft, ein Vergnügen finden, da im Gegentheil die faulen und üppichen gleichſam ohne Bewegung, ohne Gedanken, ohne Nuzen ꝛc. theils in ihren eingeſperrten Zimmern, und unreinen Atmoſphære, und theils in allerlei Schlamm, ohne Abſicht, dahin leben, und dadurch immer zärtlicher und kränklicher werden.

Avicenna und noch andere alte Aerzte haben ſchon gelehret, daß man die Luft mit Windfächern reinigen müſſe, wenn man an eingeſchloſſenen Orten ohne Gefahr leben will. Man hat dieſes in unſern Zeiten von neuem rege gemacht, und die Engelländer und Franzoſen haben ſich viel Mühe gegeben, die Menſchen von der groſſen Gefahr zu erretten, in die ſie der Genus einer mit faulenden Dünſten angefüllten Luft ſtürzet. Der D. Stephan Hales in London, ein Mann, der ſich um die Wohlfahrt der Menſchen in vielen Abſichten unſterblich verdient gemacht hat, ſahe das Unglük, welches unter den Menſchen dadurch geſtiftet wurde, mit ſolcher Uberzeugung ein, daß er auf ein Mittel bedacht war, ihm vorzubeugen. Die Oerter, wo ſich die Wirkungen der unreinen Luft am meiſten äuſſerten, waren die Gefängniſſe und die Schiffe. Beiden ſchlug er eine Maſchine vor, die eine Art von einem groſſen künſtlichen Blaſebalge, (Ventilator) war, welche durch gewiſſe Röhren mit den Zimmern der Gefängnishäuſer und mit den Boden der Schiffe Gemeinſchaft hatte, durch welche ſie die faule Luft aus dieſen Oertern heraus zog, indem ſie eine künſtliche Zugluft verurſachte. Die Wirkungen dieſer Maſchine für die Geſundheit iſt wichtig. Davon in dem Referendario eine beſondere Abhandlung, nebſt der Abbildung in Kupferſtich zu finden iſt. Ich will jezt nicht erzählen, von welchem groſſen Nuzen die Ventilators auf den Schiffen geweſen ſind, weil es mich zu weit von meinem Zweke entfernen würde, welcher darinn beſtehet, meine Leſer, um ihrer eigenen Wohlfahrt willen, zu bitten, das ſchädliche Vorurtheil wider die freye Luft abzulegen, und ſich, ſo viel als möglich, heraus, der Sonne entgegen zu wagen, vor der ſie ſich, wie der Vogel vor der Minerva, verkriechen. Was unſere Züchtlinge, was unſre Gefangene, was unſre Waiſenkinder ſind, die in der verdorbenen Luft ihre Geſundheit verwahrloſen müſſen, das ſind die meiſten reichen, faule und üppigen Leute aus Vorſicht. Blas, gelb, zärtlich, weibiſch, cachektiſch, übelriechend, ſchwach, krüppligt, niedergeſchlagen, von giftigen Säften durchſchwemmet, zu Seuchen augenbliklich geſchikt, ſo bald eine kleine Gelegenheit den Ausbruch veranlaſſet, ſtets elend, ſtets ohne Appetit, ohne Muth, ohne Genus, ohne Geſundheit, und, was iſt dies mehr? ohne Leben. Dieſes alles ſind wir durch unſre Kunſt, durch den Fleis, womit wir uns bemühen, der Geſundheit zu entfliehen, durch das Vorurtheil unſerer Erziehung und durch die Wolluſt unſerer Bequemlichkeit. Warum wollen wir zu Blaſebälgen und Windmaſchinen unſre Zuflucht nehmen, da uns die Natur ſelbſt balſamiſche Düfte entgegen hauchet, und da Zephir bereit iſt, ſich einzuſtellen.

Der Aufenthalt in freier Luft beuget nicht allein dem Verderben unſerer Säfte vor, welches eine faule Luft, die müſſige Bequemlichkeit und die wollüſtige Ruhe, zumahl bei zunehmender Hize nur allzuſehr befördern, und wodurch der Sommer mit Recht den Namen des Vaters würgender Seuchen verdienet; ſondern es härtet ſich auch unſer Körper unter freyem Himmel, und trozet beſſer den Gefahren. Man ſpeiſet mit mehr Appetite, und verdauet leichter und kräftiger. Man wird mehr ermüdet, und ſchläft ſanfter. Das Gemüth wird mannichfaltiger beluſtiget, und die Glieder werden leichter, und zu den heilſamen Ubungen geſchikter.

Ich brauche alle dieſe Vortheile, welche uns der Aufenthalt in freier Luft gewähret, nicht erſt zu erweiſen; denn wir dürfen nur die Erfahrung zu Rathe ziehen, um davon auf das vollkommenſte überzeugt zu werden. Wie die reine Luft der Faulnis der Säfte widerſtehe, das zeigen nicht nur die obangeführten Wirkungen der Ventilators; ſondern es haben ſogar die Aerzte bemerkt, daß die Patienten, welche wirklich an faulenden Fiebern krank liegen, von der friſchen Luft ihre Geneſung ſicherer hoffen können, als von allen Arzneien, bei deren Gebrauche ſie mangelt.

Wie der Aufenthalt in freier Luft unſern Leib härte und ſtärke, das lehrt uns der Landmann, der Gärtner, der Hirt, der Soldat, der Reiſende, der Wilde, der Schiffer, der Zigeuner, u. ſ. w. Kurz, man findet nirgends ſtärkere, dauerhaftere und geſundere Leute, als in den verfallenen Hütten, wo man nicht nöthig hat, erſt vor die Thür zu gehen, um zu wiſſen, was drauſſen für Wetter iſt. Dieſe eiſernen Leute, die wie ein Rhinoceros eſſen, und wie Strauſſen verdauen, die auf der Pritſche, und auf der Erde ſanfter, als die Weichlinge auf Eiderdunen ſchlafen, und die zu aller Zeit geſchikt ſind, mit ihrem Viehe um die Wette zu arbeiten; dieſe Leute, ſage ich, ſind die Muſter, nach welchen wir uns in den warmen Monaten bilden ſollten.

Ich begreiffe es leicht, wie ſchwer es manchen geſchäftigen, gemächlichen und unvergnügten Leuten fallen würde, ſich das was ich oben geſagt, zur Pflicht zu machen. Ich weis zu wohl, daß es Leute giebt, die kaum Zeit haben, zu leben, noch viel weniger ihre Geſundheit abzuwarten; daß es Leute giebt, die keine andre Geſundheit erlangen, als die man im Lehnſtuhle erlangen kan, und daß andern ihre Schwermuth gebeut, der Natur zu entfliehen. Inzwiſchen aber kan ich doch nichts dafür, daß es eine gewiſſe Wahrheit bleibt, daß man es ſeiner Geſundheit ſchuldig ſey, die freye Luft zu genieſſen; und vielleicht läßt ſich wenigſtens eine Vermittelung treffen, wobei weder die nothwendigen Geſchäfte, noch die Bequemlichkeit gänzlich hintangeſezt werden dürfen.

Was die allzu fleiſſigen Leute betrift, die nie mit ihren Arbeiten fertig werden können, ſo wünſchte ich daß ſie überlegen möchten, wie ſie es anfangen würden, um ihre Geſchäfte abzuwarten, wenn ihnen der Himmel eine Krankheit zuſchikte, die ſie ganz unvermuthet von ihrer Arbeit abrufte, und daß ſie ſich dieſes Mittels, wozu ſie nun noch Muſſe haben, um es ins Werk zu richten, in der angenehmſten Jahrszeit dazu bedienten, um eben einer ſolchen Krankheit vorzubeugen. Dieſes würde ſie in den Stand ſezen, einem Befehle der Natur nachzuleben, auf welchem ein ſehr groſſer Theil ihrer Erhaltung beruhet. Es kan ſeyn, daß dieſes nicht ohne ihren Schaden abgehen würde. Allein was ſind Schäze nicht für geringe Opfer für Geſundheit! Werden ſie auch deshalb wohl erſpart, daß man es darauf ankommen läßt, erſt krank zu werden?

Der wichtigſte Einwurf, in Abſicht der freyen Luft, iſt der, daß man der Witterungen nicht gewohnt, und von allzu zärtlichem Gefühle iſt, als daß man ihren unmittelbaren Einfluß ertragen könnte. Dieſe Schwierigkeit iſt nicht allein wahr, ſondern auch ſehr gemein. Die vornehme Erziehung, die Wollüſte der Bequemlichkeit, die [illegible] Lebensordnung von der freyen Luft, der ſtete Aufenthalt in den Zimmern, mit immer zugeſchloſſenen Fenſtern, warmen Getränke, und [illegible] affectirte Zärtlichkeit bringen oft die geſundeſten Leute ſo weit, daß ſie weder Sonne, noch Luft, weder Bewegung, noch Wind vertragen können, und einer Milchſupe ähnlich werden. Solche Leute werden zulezt eine Art von Wettergläſern, die ſo gar in den verſchloſſenen Zimmern die Veränderungen des Wetters empfinden. Ich kenne eine alte Jungfer, die ſchon viele Jahre in einem ſehr engen Zimmer, wie in einer Senfte, ſizt, worinn ſie weder Sonne noch Luft hat, und dem ungeachtet einen bevorſtehenden Sturm eben ſo zuverläſſig, als eine bejahrte Krähe vorherverkündigen kann. Wenn ſich ihr holer Zahn meldet, ſo bedeutet es Sturm aus Nordweſten; wenn die Leichdornen oder Hüneraugen zu ſchmerzen anfangen, ſo komt Regen, oder Schneegeſtöber; wen̄ der Huſten ärger wird, ſo erfolgen Nachtfröſte; und wenn ſie nicht ſchlafen kan, ſo gehen die hellen Nächte an. Ich beſorge, daß viele, die ihrer Zärtlichkeit zu viel nachgeben, Gefahr laufen, dieſer Jungfer ähnlich zu werden, die nicht ihr Fenſter offen laſſen darf, ohne ſich ungeſund zu machen. Daher mus ich ſie warnen, ſich nicht zu ſehr zu ſchonen, es mag auch ſo ſeltſam klinge[illegible] als es will. Allein man muß in allen Dingen eine gewiſſe Mittel-ſtraſſe halten, von welcher die Nebenwege auf beiden Seiten zum Verderben führen. Je zärtlicher man iſt, und je mehr man ſich von der Luft ſchon entwöhnt hat, deſto ſorgfältiger mus man die Tage wählen, da man ſich zuerſt heraus waget. Frühling und Sommer bringen uns genug ſolcher Tage, die man nur in Acht nehmen darf, um ſie zu genieſſen. Wenn die Sonne Luft und Erde erwärmt hat, wenn in der heitern Atmoſphäre kein Wind und kein Nebel regieret, wenn in den Wäldern geſunde Düfte balſamiſche Gerüche ausbreiten, u. die Natur in aller ihrer Schönheit pranget; dann iſt es Zeit, daß ſich die zärtlichen Schönen, die verſeſſenen Weichlinge und die verwöhnten Mutterſöhne aus ihren Zimmern herausbegeben, und mit vorſichtiger Kühnheit dem Leben, der Geſundheit und der Natur entgegen gehen. Dieſe Witterung wird ſie, wenn ſie nur noch ein wenig zum Leben taugen, auf keine Weiſe beleidigen, und ſie wird ſie für erſt ſo weit bringen, daß ſie auch einen ſchönen Abend, einen Spaziergang bei Mondenſcheine und einen beſcheidenen Zephir Morgens vor Aufgang der Sonnen ertragen lernen. Man mus ſich alsdann immer etwas mehr herausnehmen. Endlich wird man ſo ſtark werden, daß man einen umwölkten Himmel, einen Süd, ja wohl einen übelberüchtigten Oſtwind, und im Falle der allerhöchſten Noth gar eine freie Luft zu Nachts bei offenem Fenſter in ſeinem Schlafzimmer vertragen kan. Auf dieſe Weiſe kommt man derjenigen Härte und Dauerhaftigkeit, immer etwas näher, obwohl ohne ſie jemals völlig zu erreichen, da man wie Carl XII. König von Schweden, der Natur Troz bieten, und mit einem Körper von Eiſen die Witterungen eben ſo unbeſchadet ertragen kann, als die Wetterhähne auf den Gipfeln der Häuſer, die weiter nichts thun, als daß ſie den Stürmen den Rüken zukehren. Wenn man einen Poſtknecht, der im Winter bei Nachtzeit, im allerſchreklichſten Wetter, ſeine Reiſe eben ſo unverſehrt, als ſein Pferd, vollendet, mit einer zärtlichen Dame vergleichen ſollte, die ſich in den Hundstagen in ihrem verwahrten Zimmer erkältet, weil ſie ſich durch Warmhalten zum Erkälten nur immer fähiger macht; ſo würde man kaum glauben können, daß dieſe beiden Menſchen einerlei Gattung von Thieren, und daß ihre Körper aus einerlei Stoffe gebauet wären; und gleichwohl iſt doch bloß die Erziehung, die Weichlichkeit und die Verzärtelung der Grund dieſer ganzen Verſchiedenheit. Je zärtlicher man ſich gewöhnt, deſto unmöglicher macht man es ſich, lange geſund zu leben; und wer hierinn ſeiner Verwöhnung nachgiebt, der ſondert ſich freiwillig von der Welt ab, und ſcheidet aus dem Umgange der Menſchen, und hört auf zu leben, ob er gleich noch einige Jahre exiſtiren kan. Denn ſo hat Hagedorn mit Recht geſagt:

ſ ſ ſ Die reinen Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.

Ich kan dieſe Betrachtung nicht beſchlieſſen, ohne eine Anmerkung beizufügen, welche einer meiner Freunde gemacht hat, als er an einem Sonnabende von den Gärten nach der Stadt zurükfuhr, und ihm alle die Wagen begegneten, welche viele Einwohner unſerer Stadt vors Thor führten. Ich habe, unter ſo vielen doch bei wenigen kein einziges vergnügtes Geſicht geſehen. Ein jeder ſaß entweder in Gedanken vertieft, oder es ſchien ſchwermüthig, ſorgenvoll, ſatt oder gleichgültig zu ſeyn. Wer ſpazieren fährt oder gehet, der ſollte billig alle Sorgen, alle Gedanken die zu ſeinen Berufe gehören, alle Wünſche eines gefräßigen Herzens, alles Nachdenken über Nahrungsgeſchäfte, alle Empfindung der heimlichen Noth, alle Furcht vor einer unvermeidlichen Zukunft, alle Reue über unveränderliche Dinge zu Hauſe laſſen, und mit dem Dichter ſagen:

Geſchäfte, Zwang und Grillen
Entweiht nicht dieſe Trift;
Ich ſuche hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.

Der Storch und der junge Aal.
eine Fabel.

Ein bejahrter Storch gieng an dem Strande eines groſſen Fluſſes, und ſuchte etwas, womit er ſeinen Hunger ſtillen mögte. Nachdem er eine Zeitlang vergebens geſucht hatte, ſo erhaſchete er endlich einen Aal, der zwar noch nicht viele Monate überlebet, aber doch ſchon ziemliche Erfahrung erlanget hatte. Dieſer ſahe wohl, daß er ſich von dem Feinde, der ſich ſeiner bemächtiget hatte, mit Gewalt nicht los machen konte. Er wagete daher auch nicht den geringſten Verſuch dazu mit Winden und Schlagen. Alles, was er that, war dieſes, daß er mit geſezter Stimme zu dem Storche ſagte: du wirſt an mir nur einen ganz kleinen und magern Biſſen haben. Allein, ſchenkſt du mir mein Leben, ſo will ich dir einen groſſen fetten Aal zeigen, den ich eben irgendwo am Ufer ſchlafend verlaſſen habe. Der Storch war von dieſem Vorſchlage zufrieden, u. ſezte den jungen Aal wieder in Freiheit. So bald aber hatte dieſer das Waſſer nicht erreicht, ſo machte er ſich unſichtbar, und lies dem alten Storche, der ſich betrogen fand, das leere Nachſehen.

Lehre.

An dieſem jungen Aale lerne ich, daß die Klugheit oft mehr hilft, als die Gewalt. Der alte Storch aber dienet mir zum Beweiſe, wie thörigt es ſey, gegenwärtige Vortheile, die gewiß ſind, um künftiger ungewiſſer Verſprechung willen in den Wind zu ſchlagen.

Unter-

# Unterſuchung
von den Frühlings- oder ſogenannten Präſervations-Kuren;
nebſt den dienlichſten Mitteln dagegen.

. . Folgt der Natur; in deren ſchönen Werken
Wir weder Mangel ſehn, noch Ueberfluß bemerken.
Erkennt, belacht und flieht, mit rühmlichem Entſchlus,
Den geizigen Beſiz, den üppigen Genus,
Den thörigten Geſchmak . . . .

Die Wieſen grünen; die Gärten kleiden ſich; das Erdreich der Felder iſt inwendig wieder lebendig; die Wälder hauchen balſamiſche Dünſte in die Luft; die Vögel frolocken auf den neu-begrünten Zweigen; das Rind liegt wollüſtig im Graſe, und wiederkäuet; der Landmann ſeegnet die Felder, die ihm ſo viel Hofnung zeigen; das ganze Land mit allen ſeinen Bewohnern iſt voll von Würkungen der Frölichkeit. Nur in den Städten ſcheinet ein groſſes und allgemeines Unglük die meiſten beſtürzten Einwohner betroffen zu haben: Alles iſt gleichſam beſorgt, ſo unruhig und ſo furchtſam für ſein Leben; wo der gröſte Theil unter ihnen ſich beängſtiget, was wider den Frühling zu gebrauchen, und par Präcaution, zu Ader zu laſſen, zu purgiren, blutreinigende Getränke, oder mineraliſcher Waſſer, Milch- oder anderer Frühlings-Kuren ſich zu bedienen, in der Abſicht, ſeine Geſundheit zu conſerviren, oder zu ſchwächen. (Wie ſolches bereits erörtert worden in dem Referendario, pag. 203. des 5ten Theils.) - - Es iſt alſo noch zu unterſuchen, ob? wie? und bei welchen Perſonen, die Präſervations-Kuren zum Beſten der Geſundheit, dienlich ſeyn können? als welches, nach den beſten Schriftſtellern der gelehrteſten Aerzte, hier ſo kurz als möglich, abhandlen werde.

Es iſt wohl keine Gelehrſamkeit widerſprechender, als die die Geſundheit betrift, und mir deucht, man kan einem Arzte allezeit mehr glauben, wenn er Rath ertheilet, wie eine Krankheit zu heben ſey, als wenn er Regeln vorſchlägt, wie man ſeine Geſundheit erhalten ſoll. Denn in dieſer lezten Abſicht iſt faſt kein Arzt ſelbſt mit dem andern recht einig, und wie können ſie auch wohl miteinander einig ſeyn? Wir wollen es in einem Gleichniſſe ſehen.

Ein reicher Mann kaufte ſich eine ſchöne goldene Repetiruhr. Er verliebte ſich alſobald in dieſes koſtbare Stük dergeſtalt, daß er die Uhr nie aus den Augen lies. Er bemerkte alle ihre Schläge, er ſahe nach allen Rädern; die Uhr gieng allezeit richtig, es war kein Tadel daran. Nichts deſtoweniger trieb dieſen Mann die Liebe zu ſeiner Uhr, daß er zween Uhrmacher kommen lies, die er um Rath fragte, wie dieſelbe am beſten conſervirt werden könnte, daß ſie immer ſo richtig fort gienge, als nun? Der eine Uhrmacher war etwas hizig, und nahm dieſe Frage für eine Spötterey auf. Man mus eine Uhr, die richtig geht, richtig gehen laſſen, ſagte er trozig, und man wäre ja wohl nicht geſcheidt, eher etwas daran zu beſſern, als bis man ſieht, daß ihr etwas fehlt. Ihr ſeyd vernünftig, mein Freund, antwortete der Beſizer der Uhr. Erlauben Sie, fiel ihm der andere Uhrmacher in die Rede, ich will die Uhr mitnehmen. Ein ſo koſtbares Stük verdient ſchon, daß man auf ſeine Erhaltung etwas mehr als gemeine Sorgfalt wendet. Ich will die inwendigen Theile von allem Staube reinigen; vielleicht kan ich auch eine noch beſſere Feder dazu finden, und einige Fugen beſſer verwahren. Genug, es ſoll nichts ermangeln, was zur Dauerhaftigkeit der Uhr etwas beytragen kan. Der erſte Uhrmacher war ſchon unwillig hinweg gegangen; der zweyte begab ſich jezt mit der Uhr fort, und der Beſizer derſelben ſezte ſich nun in ſeinen Lehnſtuhl, und dachte nach, wer von den beyden Uhrmachern wohl der Vernünftigſte wäre, oder wer Recht hätte? So oft er die kalte Vernunft zu Rathe zog, ſo lobte er den erſten Uhrmacher: denn, ſagte er bey ſich ſelbſt: was ſoll man an der Uhr meiſtern und beſſern, ehe ſie den geringſten Fehler hat? Dies würde ſie nur verderben. So bald er hingegen daran gedachte, wie lieb ihm die Uhr wäre, ſo war in ſeinen Augen der zweyte Uhrmacher der rechtſchaffenſte und vorſichtigſte Mann, wie ſorgfältig nimmt er ſich nicht einer Sache an, die ich ſo ſehr liebe: Eine ſo zarte Maſchine erfordert beſtändig Nachbeſſerung und Verwahrung. Dieſes waren ſeine Reden.

Wer will nun in dieſer Sache Richter ſeyn? Und wie ſoll der Ausſpruch wohl ausfallen? Hätte man die Uhr unberührt gelaſſen, ſo könnte ſie vielleicht zehen Jahre noch richtig fort gegangen; ſie könnte aber auch in wenig Tagen von ohngefähr ſtehen geblieben ſeyn. Nachdem ſie ausgepuzt worden iſt, kan ſie vielleicht zehen Jahr gut fort gehen, ſie kan aber auch den andern Tag ſtehen bleiben. Welcher Rath iſt alſo wohl in einer ſo ungewiſſen Sache zu faſſen?

In dieſer Verlegenheit ſind die Aerzte, wenn ſie entſcheiden ſollen, ob man zur Erhaltung der Geſundheit und, um den zukünftigen Krankheiten vorzubeugen, Arzneyen gebrauchen ſoll. Unſer köſtlichſter Schaz auf Erden iſt die Geſundheit. Wer wollte ſie nicht gern erhalten? Wer liebt ſie nicht aufs zärtlichſte? Wer ſucht ſie nicht wie ſeinen Augapfel zu bewahren? Jezt fällt es nun uns geſunden Leuten ein, die Aerzte um Rath zu fragen, ob wir eine Cur zur Präſervation gebrauchen ſollen, oder nicht? Wie iſt es aber wohl möglich, daß die Aerzte in der Beantwortung dieſer Frage übereinſtimmen ſollten? Müſſen nicht nothwendig Viele den Schlus machen, daß es eine unnüze und übertriebene Sorgfalt ſey, einen geſunden Leib mit Arzeneyen auszubeſſern, und daß es beſſer ſey, damit zu warten, bis ſich einige kränkliche Umſtände zeigen, die uns entdeken, was er für Arzeneien nöthig habe. Eine unzählige Menge Erfahrungen von Leuten, die alt werden und geſund bleiben, ohne jemals etwas zur Präſervation einzunehmen, tritt auf die Seite dieſes Vernunftſchluſſes. Die Gründe kommen dazu, welche uns lehren, daß eine Arzeney jederzeit unnatürliche Bewegungen würke, und daß dieſe unnatürlichen Bewegungen, wenn ſie in einem geſunden Körper erregt werden, nichts anders als durch die Kunſt hervorgebrachte Krankheiten ſind. Warum ſoll man nun einen geſunden Leib durch die Kunſt krank machen? Alles dieſes klingt vernünftig: aber man mus auch die andre Partei hören.

Da jeder Menſch in ſeine Geſundheit verliebt iſt, ſo iſt es natürlich, daß er alles anwende, ſie zu erhalten. Dieſes kann unſtreitig durch eine gute Lebens-Ordnung erhalten werden. Iſt ſie aber auch allezeit dazu hinreichend? Giebt es nicht Fälle, wo man ſchlechterdings keine gute Lebens-Ordnung führen kann? Wenn nun in ſolchen Fällen die Arzneien die Stelle der Lebens-Ordnung erſezen, oder ſie auch nur ergänzen köñen: iſt man nicht ſchuldig, ſie zu gebrauchen? Iſt es denn unmöglich, daß Arzneien Krankheiten vorbeugen? Kann man nicht die Froſtbeulen vor dem Ausbruche bewahren, wenn man ſie zu rechter Zeit mit guten Specereien wäſcht? Kann man nicht eine ſchwere Krankheit, die von der unterbrochenen Ausdünſtung herrühret, dadurch abwenden, daß man ſolche Arzneien gebraucht, welche die Ausdünſtung unterhalten? Tauſend andere Fälle übergehe ich mit Stillſchweigen. Iſt es nun alſo gewiß, daß man durch Arzneien den Körper vor Krankheiten bewahren kann, die er noch nicht hat: warum will man die Präſervationscuren verwerfen? Gewiß, wenn eine Frage ſchwer und verworren iſt, ſo iſt es die, von den Mitteln, die Geſundheit der Menſchen zu erhalten, oder ihren zukünftigen Krankheiten mit Arzneien vorzubeugen.

Es intereſſiret das ganze menſchliche Geſchlecht, daß dieſe Frage gehörig aus einander geſezt und gründlich beantwortet werde. Es iſt alſo wohl der Mühe werth, hierinn einen Verſuch zu thun.

Eine jede Präſervationscur hat die Abſicht, zukünftige Krankheiten abzuwenden. Eine Krankheit iſt ein unnatürlicher Zuſtand des Körpers, der ſeinen Grund entweder in oder auſſer ihm hat. Wenn die Urſache einer Krankheit in unſerm Körper ſelbſt lieget, ſo befindet er ſich ſchon in einem unnatürlichen Zuſtande, der eine würkliche Krankheit iſt, die wir aber nicht eher dafür erkennen, als bis ſie uns in die Sinne fällt, welches durch den Ausbruch ihrer Wirkungen geſchicht. Man muß alſo unter den Krankheiten, die ihre Urſach in uns ſelbſt haben, einen Unterſchied annehmen; indem einige ſchon ausgebrochen, andre aber noch unerkannte Krankheiten ſind. Liegt die Urſach einer Krankheit nicht in uns ſelbſt verborgen, ſondern iſt auſſer uns befindlich, ſo ſind wir ſo lange völlig geſund, bis dieſe Urſach von auſſen her in uns wirket. Alle zukünftige Krankheiten ſind Krankheiten. Folglich ſind allzukünftige Krankheiten unter dieſen dreien Arten enthalten.

Es iſt möglich, zukünftigen Krankheiten vorzubeugen. Die Erfahrung und die Vernunft lehren es beide. Man kan aber nicht allen Krankheiten vorbeugen, und dieſes wird niemand leugnen. Es fragt ſich alſo, welche Arten von zukünftigen Krankheiten abgewendet werden können, und welche nicht?

Eine ſchon ausgebrochene Krankheit läßt ſich nicht mehr abwenden, ſondern nur heilen. Alſo fallen unter der Reihe aller möglichen Krankheiten dieſe ſchon in Abſicht der Präſervationscuren hinweg. Es bleiben demnach nur die beiden folgenden Arten übrig. Erſtlich diejenigen zukünftigen Krankheiten, die wir von dem Einfluſſe einer auſſer uns befindlichen Urſach dereinſt zu befürchten haben. Zum andern diejenigen, deren Urſach in uns ſelbſt noch unentwikelt liegt.

Wenn man eine Krankheit, deren Urſach von auſſen in uns wirket abwenden will, ſo muß man entweder dieſe äuſſere Urſach vernichten; ſo vertreibt man mit den Ventilatorn die faulende Luft in den Zimmern und Schiffen, und verhütet damit die faulende Fieber und den Scharbok: oder man muß ihre Wirkung in unſerm Körper verhindern, ſo ſpeiſet man des Morgens ein Butterbrod, damit der ſcharfe Nebel nicht die inwendige Theile des Halſes verleze; oder endlich, man muß dieſe Wirkung, wenn ſie nicht abgehalten werden kann, ſogleich wieder vernichten; ſo trinkt man warmes Getränk und ſtellet dadurch die Ausdünſtung ſogleich wieder her, die man von einem kalten Winde auf einer Reiſe hat unterbrechen laſſen müſſen.

Eben ſo verhält es ſich mit der Abwendung der Krankheiten, deren Urſach in uns ſelbſt noch unentwikelt liegt. Das Daſeyn dieſer Urſach iſt ſchon eine Krankheit, und alſo iſt die Abwendung der daraus entſtehenden zukünftigen Krankheit eigentlich keine wahre Abwendung, ſondern eine wirkliche Cur. Dieſe wird dadurch bewerkſtelliget, daß man entweder die in uns ſchlafende Urſach bei Zeiten gänzlich tödtet oder vernichtet. So verhütet man zukünftige Steinſchmerzen dadurch, daß man den Stein durch den Gebrauch des Kalkwaſſers auflöſet, ſo verhütet man ein Wechſelfieber von Ueberladung, wenn man gleich nach der Ueberladung ein Erbrechen befördert: oder man muß die Entwikelung und Wirkung dieſer inwendigen Urſach vernichten; ſo wird ein Durchlauf von einer Schärfe in den Gedärmen verhütet, wenn man abſorbirende oder ſolche Mittel gebraucht, welche die Schärfe in ſich hinein nehmen, oder ſie entkräften, und in einen gutthätigen Saft verwandeln: oder endlich, man muß die Wirkung der ſich entwikelnden Urſach in der Geburt erſtiken; ſo verhütet man das Lungengeſchwür, oder die Schwindſucht nach gehabten Bluthuſten durch ſolche Arzneien, welche die gemachte Wunde reinigen und heilen.

Auf dieſe ſechſerlei Arten iſt es möglich, zukünftigen Krankheiten vorzubeugen, ſonſt nicht. Hierauf beruhet alſo alles, was man zu unterſuchen hat, wenn man entſcheiden will, ob es dienlich ſey, eine Präſervationscur zu gebrauchen.

Wer um äuſſerlicher Urſachen willen krank zu werden beſorget, der hat ſehr viel zu thun, wenn er alle mögliche im Voraus beſtreiten will.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen?

Man würde darüber zum Thoren werden, wenn man ſich um zu viel Dinge bekümmern ſollte. Wer wollte z. E. Zeit ſeines Lebens etwas gegen die Peſt oder die Ruhr gebrauchen? Mann muß alſo nur ſolche Uebel fürchten, die zu gewiſſen Zeiten, unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen wahrſcheinlich, oder gewis vorhanden ſind. Da ſich in dem Wechſel der Jahrszeiten groſe Veränderungen in der Natur ereignen: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſich äuſſerliche Urſachen zu Krankheiten erzeugen, und hier iſt der vernünftige Urſprung des Frühlings- und Herbſtcuren überhaupt betrachtet. Man muß hier die Urſachen nach den Graden ihrer Wahrſcheinlichkeit in Betrachtung ziehen und nur wieder die wahrſcheinlichſten, und zugleich wieder die dringendſten und gefährlichſte Präſervationscuren gebrauchen. Hier iſt aber der erſte Stein des Anſtoſſes. Viele Leute bilden ſich ein, daß eine Präſervationscur auf gar keinen gewiſſen Gegenſtand gerichtet werden müſſe, ſondern daß ſie durchgehends in Aderlaſſen, Purgiren und Blutreinigungen beſtehe. Dieſer grobe Irthum kann dadurch gefährlich werden, daß man die wirklich dräuenden Uebel nicht abzuwenden ſucht, und daß man durch eine ſolche Cur ohne Abſicht dem Fluſſe deſſelben noch dazu beförderlich iſt. Wie viele Aerzte müſſen ſich nicht ſelbſt in dieſem Punkte anklagen? Es iſt ſo dumm als gewiſſenlos, eine Präſervationscur zu verordnen, ohne die dräuende Gefahr zu kennen, welche man dadurch abwenden will.

Ein anderer Fehler iſt der, die Präſervationscur wider die unwahrſcheinlichen, ungefährlichen und geringen Gefahren zu richten. Hierdurch verfehlt man den Zwek der Curen, nämlich die Abwendung der Krankheiten, und ſezt ſich in noch mehr Gefahr, indem man andern nichtswürdigern oder unwahrſcheinlichern vorbeuget. So kenne ich eine Matrone, die alle Frühjahr eine Cur zur Stärkung des Magens gebraucht, deſſen Schwächung ſie im Frühjahr nicht mehr zu befürchten hat, als zu allen andern Jahrszeiten. Dieſer Fehler iſt allgemein, in Abſicht der Blutreinigungen. Niemand denkt daran, ob man auch eine wahrſcheinlichere, ſchädlichere oder dringendere Gefahr abzuwenden habe, als die Verſchleimung des Bluts.

Nach geſchehener Entdekung der wahrſcheinlichſten, gefährlichſten und dringendſten äuſſerlichen Urſachen zukünftiger Krankheiten iſt es erſt billig und vernünftig, die Wahl der Regeln und der Mittel zur Cur zu treffen. Gemeiniglich aber wird dieſe Unterſuchung ganz hintangeſezt. Die erſte Sorge muß darinn beſtehen, die äuſſerliche Urſache gänzlich zu zernichten, oder zu entfernen. Tauſendmal kann dieſes geſchehen, ohne daß man nöthig haben ſollte, Arzney einzunehmen: allein tauſendmal nimmt man lieber Arzney, ob es gleich wider die Vernunft iſt. Um das Blut von faulenden Dünſten zu reinigen, dürfte man nur in den Wohn- und Schlafzimmern friſche

Luft einlaſſen: allein ſie bleiben verſchloſſen, und man trinkt lieber einen Blutreinigenden Thee.

Nur dann, wann die äuſſere Urſach ſich nicht vernichten oder entfernen läſt, ſollte man die Maasregel ergreifen, ihre Wirkung in den Körper zu verhüten. So muß man ſich im Winter bei ſchlakrigtem Wetter die Füſſe warm kleiden, weil ſich die naſſe Kälte, die ſie erkältet, nicht hinwegräumen läſt. Auch dieſes könte oft ohne alle Arzney geſchehen, und geſchicht nie ohne Arzney. Man könnte, um den böſen Nebel nicht zu verſchlingen und deſſen Wirkung zu hindern, nur ein Tuch vor den Mund halten, allein man hält lieber den Mund offen, ſpühlt ihn mit Thee aus, und nimmt etwas, die Schärfe abzuführen.

Das lezte Mittel müſte das bleiben, die erſten Wirkungen der äuſſerlichen Gefahren in ihrer Geburt wieder zu erſtiken: allein es iſt gemeiniglich das erſte, womit man anfängt, und geſchicht oft unſinniger Weiſe, eher, als dieſe Wirkungen vorhanden ſind. Man befürchtet z. E. im Frühjahr mit Recht die Erkältungen. Was die geſunde Vernunft hiebei räth, nämlich ſich warm zu kleiden, und in freier Luft nicht müſſig und unbehutſam zu ſeyn, das thut Niemand. Weil aber die Kälte, wenn ſie ſchaden wird, die Ausdünſtung unterbrechen muß, ſo trinkt man zur Präſervation vor der Erkältung Caffee, und Thee, der die Transſpiration wieder herſtellt, die noch nicht verlohren geweſen iſt. Hierdurch ſezt man ſich der Gefahr aus, ſich deſto leichter zu erkälten, weil dieſes deſto eher geſchicht, je gröſſer der Unterſchied der Wärme der Luft und des menſchlichen Körpers iſt. Dieſer wird aber deſto gröſſer, je mehr man im Körper mit Schweis treibenden Arzneyen einheizet.

Dieſe ganze Klaſſe zukünftiger Krankheiten von äuſſerlichen Urſachen läſt ſich in den meiſten Fällen durch Vorſichtigkeit, durch eine vernünftige Lebensordnung und durch kleine Hülfsmittel abwenden, die den Namen von Arzneyen nicht führen. Es iſt ein allgemeines Verderben der Menſchen, daß ſie ſo viel wider die Luft und die Witterungen einnehmen, und ſo wenig Vorſichtigkeit in Abſicht ihrer beobachten.

Die andere Klaſſe zukünftiger Krankheiten hat ihre unentwikelten Urſachen in uns ſelbſt. Dieſe erfordern eigentlich nur die rechten Präſervationscuren oder den Gebrauch chirurgiſcher und mediciniſcher Mittel: allein ich habe ſchon oben gezeigt, daß dieſes eigentlich keine bloſſen Ablehnungen künftiger Krankheiten, ſondern wirkliche Curen ſchon vorhandener ſind. Man ſieht hieraus, wie klein die Anzahl wahrer Präſervationscuren ſey.

Das erſte, was man bei dergleichen Gefahr zu thun hat, iſt, daß man ſich genau unterſuche, und alle Kennzeichen der Geſundheit mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande vergleiche, zu entdeken, ob man von irgend einer verborgenen Urſach einer bevorſtehenden Krankheit etwas zu befürchten habe. Kurz man unterſuche ſich, ob man recht wohl auf ſey. Findet man dieſes; ſo handelt man ohne Abſicht, wenn man eine Präſervationscur gebrauchet; und dieſes geſchicht doch gemeiniglich. Man nimmt dieſe Curen vor, ohne die allergeringſte Urſach dazu zu haben, wenn man auch noch ſo geſund iſt, und dies iſt unſtreitig thörigt. Man reparirt eine Uhr, die vollkommen gut geht.

Wenn man Spuren einiger Unpäslichkeit an ſich wahrnimmt, ſo iſt es noch keine Folge, daß man deswegen zur Verhütung des Uebels Blut laſſen, purgiren und eine Blutreinigung oder den Brunnen gebrauchen muß, wie man doch faſt durchgängig thut. Nein: man betrachte ſich als würklich krank: man unterſuche regelmäſſig, oder laſſe einen Arzt unterſuchen, was uns für ein verborgenes Uebel dräue, und nehme darnach ſeine Maaßregeln in der Cur. Geſchähe dieſes, ſo würden unendlich viele unnüze und ſchädliche Präſervationscuren unterbleiben.

Wenn die verborgenen Gefahren entdekt ſind, ſo ſuche man die Cur ſo einzurichten, daß zuerſt auf die völlige Ausrottung des Keims der Krankheit gedacht wird. Dieſes wird oft durch ganz andre Mittel geſchehen, als die man zu den gewöhnlichen Präſervationscuren verordnet. Man wird einen Mangel des Appetits im Frühjahr nicht mit Aderlaſſen und Blutreinigungen; ſondern mit Digeſtiven curiren, und dadurch das dräuende Wechſelfieber verhüten u. ſ. w.

Wenn dieſe ſchlafende Urſach nicht getödtet werden kan, ſo hindere man ihre Entwikelung, oder ihr Erwachen.

Wenn auch dieſes nicht gehen will, ſo iſt es alsdann früh genug, die ſchon in der Geburt ſtehende Wirkung dieſes Uebels wieder zu vertilgen.

So viel Unterſuchung, ſo viel Vorſichtigkeit im Entſchluſſe, ſo viel Abgeneigtheit vom Mediciniren gehört dazu, wenn man eine Präſervationscur vernünftig anſtellen will. Ein jeder Leſer wird ſehen, daß ich hier nur einen flüchtigen Entwurf von einer groſſen Abhandlung über die Präſervations Cur gemacht habe, der ſich vielleicht zu vieler Nuzen ſehr weitläuftig ausführen lieſſe. Da aber die gegenwärtige Schrift keine ſo groſſe Ausdehnung geſtattet, ſo will ich nur noch einige allgemeine Anmerkungen von dieſen Curen beifügen, davon die Beweiſe alle im Vorhergehenden liegen.

Es iſt eine ſehr allgemeine und ſchädliche Sucht der Menſchen nach Präſervationscuren. Die geſunde Vernunft lehret, die Erfahrung beſtättiget es, und es folgt unmittelbar aus meinem vorhergehenden Betrachtungen, daß ein vollkommen geſunder Menſch in den meiſten Fällen alle Präſervationscuren entbehren könne, und daß er ſich damit mehr ſchade, als nüze. Wollten doch die Menſchen einmal erkennen, daß eine gute Lebensordnung, im weitläuftigſten Verſtande genommen, faſt allezeit allein hinreichend ſey, die zukünftigen Krankheiten von ſich abzulehnen!

Man macht einen ſehr ſcheinbaren Schluß für die gewöhnlichen Präſervationscuren, die faſt durchgängig im Blutlaſſen, Purgiren, Blutreinigungen, der Molken-Milch und Brunnencur beſtehen. Man ſagt, es ſey auch einem ganz geſunden Menſchen allemal nüzlich, wenn alle ſeine natürlichen Ausführungen befördert werden, welches wirklich durch dieſe gebräuchlichen Mittel geſchicht. Allein es iſt augenſcheinlich falſch, daß es einem geſunden Menſchen nüzlich ſey, ſeine natürlichen Ausführungen zu befördern. Dieſe haben bei einem geſunden Menſchen ihr Maas, das nicht überſchritten werden darf. Sie bei einem Geſunden zu befördern, heiſt eben ſo viel, als ſie zu ſtark machen wollen; und das heiſt, ihn krank machen. Alſo fällt dieſe allgemeine Ausflucht von ſelbſt hinweg.

Für die Geſunden iſt kein andrer vernünftiger Weg, um geſund zu bleiben, als die gute Lebensordnung; keine Frankfurter Hauptpillen, kein pyrmonter Brunnen, kein Selterwaſſer, kein blutreinigendes Decoct, kein Aderlaſſen, nichts von dem allen! Es iſt genug, daß dieſes Kranke gebrauchen, welche nur allein eine Abſicht bei dem Gebrauche haben können. Man mus alſo nicht eher Arzeneien gebrauchen als bis man findet, daß man ſie nöthig hat. Man wird ſie aber alsdann nöthig finden, wenn man bei einer guten Lebensordnung dennoch ſich nicht wohl auf befindet. Ich ſeze dieſe Einſchränkung billig hinzu. Denn wenn von einer ſchlechten Lebensordnung Unpäslichkeiten entſtehen, ſo können ſie mehrentheils durch die Verbeſſerung derſelben allein wieder gehoben werden. = = Worinn beſtehet aber dieſe gute Lebensordnung, bei der unſre Väter ohne Präſervationscuren alt geworden ſind? Darinn, daß wir unſre Lebensart der ihrigen, ſo viel als möglich iſt, gleich machen. Sie liebten die freie Luft, in Wäldern und Feldern. Sie athmeten eine reine geſunde balſamiſche Luft, die ſich in keinem verſchloſſenen Zimmer befindet, das ſtets von Menſchen bewohnet wird. Es iſt wahr, wir müſten wieder Barbaren werden, wie ſie waren, wenn wir ihnen hierinn völlig nachahmen wollten. Allein, wer wehret es uns, eine Mittelſtraſſe zu treffen? Wir können eine reine Luft genieſſen, ohne deshalb unter Gezelten zu wohnen. Wir dürfen nur unſre Zimmer fleiſſig öfnen, um den Dünſten einen Ausgang zu verſchaffen. Wir dürfen nur die ſchönen Jahrezeiten und Tage in Acht nehmen, um uns unter den freien Himmel zu begeben. Die reine freie Luft iſt ein Balſam des Lebens und eine Läuterung der Seele. Sie härtet den Leib und erheitert das Gemüth. Davon oben pag. 236. T. IX. ausführlich gehandelt worden.

Purius cœlum acutiora felicius alit ingenia.
PANCIROLL. P. 2. S. 244. *Rer. Memor.*

Unſre Väter hatten noch einen andern Vortheil, der darinn beſtand, daß ſie der Himmel nöthigte, mäſſig zu leben. Unſre Köche ſind eine Art von Aerzten, und ihre Mahlzeiten ſind Präſervationskuren, die ſie uns vorſezen, wenn uns nichts fehlet. Wie kan es alſo wohl anders ſeyn, als daß wir davon kränklich werden müſſen? Ein reichverſehener Tiſch iſt eine von den gefährlichſten Verſuchungen. Denn unſre Triebe ſchweigen nicht; und wenn ſie auch ſchweigen wollten, ſo löſet ihnen der Wein die Zunge. Wir ſpeiſen um des Geſchmaks willen; und dieſes könnte allenfalls ohne Schaden geſchehen, wenn wir nur nicht alles auch verſchlingen müſten. Allein der Magen iſt ſchneller befriediget, als die Zunge; und jenem kan ekeln, wann dieſe noch lüſtern iſt. Hiedurch verderben wir unſre Verdauung, die Quelle, aus welcher alle Säfte, die unſern Leib durchſtrömen, ernähren und erhalten, rein oder unrein herflieſſen, nachdem wir ſie rein erhalten, oder durch Uberflus und Miſchmaſch verunreinigen.

Unſre Väter begnügten ſich damahls mit Waſſer und Brod, oder mit nicht viel mehr. Denn da ſie noch Land baueten, konnten ſie keine ſolche vornehme Leute werden, wie wir ſind; das iſt, ſie konnten nicht ſo viel Summen täglich daran wenden, um ſich den Magen zu verderben. Man ſchreibt ihrer Mäſſigkeit und Nüchternheit das hohe Alter zu, das ſie erreichten; und wenigſtens iſt ſo viel gewis, daß es ſehr wenig Schwelger erreichen werden.

Die Leibesbewegung iſt ein weſentliches Stük unſrer Geſundheit. Unſer Körper will geübt ſeyn, wenn er zunehmen und gedeien ſoll. Es iſt freylich gewis, daß wir nicht alle Bauern und Soldaten ſeyn können. Allein ich verlange auch ſonſt nichts, als die Mittelſtraſſe zu halten. Wir müſſen Gelehrte, wir müſſen ſizende Damen und Handwerker, wir müſſen vornehme Leute haben, die ſich für das Beſte des Ganzen aufopfern, indem ſie ihren Laquayen, Kutſchern und Pferden Motion machen, ſelbſt aber verkrummen und verwachſen. Inzwiſchen könnten doch alle dieſe Leute, und beſonders die Gelehrten, Leibesübung genug haben, wenn ſie nur ernſtlich darauf bedacht wären, und es für ſo nothwendig hielten, als es wirklich iſt. Die Leibesübung kan alſo zugleich wider die Armuth und wider die Magerkeit dienen, zwo Eigenſchaften, welche beinahe die Definition der Gelehrten ausmachen könnten. Ein Herr ſeiner Leidenſchaften zu ſeyn, oder beſſer, keine zu beſizen, welches faſt einerley ſeyn wird, iſt eine Regel für die Geſundheit, aber eben nicht für den Menſchen. Die unempfindlichſten und leichtſinnigſten Menſchen erreichen wenn die übrigen Umſtände einerlei ſind, das höchſte und geſundeſte Alter. Allein es iſt noch ein Streit unter den Gelehrten, ob dieſe Leute überhaupt leben. Denn einige wollen behaupten, daß ſie blos wachſen. So viel iſt gewis, daß die Leidenſchaften die Triebfedern der meiſten menſchlichen Handlungen, ja ich würde ſagen aller, ſind, wenn es nicht einige Sittenlehrer gäbe, die dieſes nicht an ſich kommen laſſen dürfen. Solchergeſtalt kann ich freilich nicht auf ihre Ausrottung dringen. Allein ich kann wol ſagen, was Horaz ſagte:

- - - Animum rege, qui niſi paret,
Imperat; hunc frenis, hunc tu compeſce catena.

Man ſey nur argwöhniſch gegē ſich ſelbſt. Man überzeuge ſich, daß die Leidenſchaften ein ſüſſes Gift ſind, das zum Herzen ſchleicht; ſo wird uns ihre Süſſigkeit nicht verleiten, uns in ihnen zu ſättigen. Dieſes iſt ein groſſes Mittel, ſein Gemüth zu beherrſchen. Allein es iſt nicht immer bei der Hand, ob es gleich blos auf die Eigenliebe gegründet iſt.

Der Gebrauch des Verſtandes und aller übrigen Gemüthskräfte hat Einſchränkungen vonnöthen, die öfters zum groſſen Nachtheile der Geſundheit übertreten werden. Man kann ſich, wie das Sprichwort ſagt, zum Doctor, aber auch zum Narren, ſtudiren, wobei ich nur noch das einzige anmerken will, daß auch beides zugleich möglich iſt. Es giebt viele Arten der Tollheit, die blos einem Misbrauche der Gemüthskräfte zuzuſchreiben ſind; und ob es gleich Leute giebt, die die geſunde Vernunft nicht mit zu ihrer Geſundheit rechnen, ſo können ſie es doch uns andern auch nicht zurechnen, wenn wir ſie für krank halten.

Auch die Geſelligkeit gehört in die mediciniſche Lebensordnung. Sie veranlaſſet Aufmunterungen des Gemüths, Leibesübungen, nützliche Zerſtreuungen, ſanfte geſunde Leidenſchaften, und viel andre Vortheile, die ich izt übergehe; nur mus ſie von rechter Art ſeyn.

Die Stellung und Kleidung des Leibes iſt ein ſehr wichtiger Artikel der Lebensordnung. Der menſchliche Körper iſt nicht für alle Poſituren gemacht. Weil aber die Gewerbe der menſchen ſehr verſchiedene Stellungen erfordern, ſo kann man nicht jedermann begehren, daß er ſich ſtets in der beſten Stellung erhalte, welches diejenige iſt, da der Leib gerade ausgeſtrecket, und jedes Glied da gelaſſen wird, wohin es die Kraft der Muskeln natürlicher Weiſe lenket. Man muß ſich beſonders hüten, den Unterleib nicht zuſammen zudrücken. So wie man nun in der Erfahrung bemerkt, daß Handwerksleute, Künſtler und Gelehrte durch die beſondern unnatürlichen Stellungen des Leibes, welche ſie bei ihren täglichen Geſchäften annehmen müſſen, theils verwachſen, theils auch gewiſſe ihnen ganz eigene Arten von Krankheiten auszuſtehen haben; eben ſo kan man auch von den verſchiedenen Kleidertrachten behaupten, daß ſie die Geſundheit der Menſchen auf verſchiedene Weiſe unterbrechen. Wie oft erkältet ſich nicht der Stuzer, der ſeinen Hut unter dem Arme trägt, um das Gebäude ſeiner künſtlichen Locken nicht zu zerſtören. **Puffendorf** würde nicht an einem Hüneraugе oder Leichdorne geſtorben ſeyn, wenn man die Schuhe, wie die Hüte unter dem Arme trüge, und tauſend Menſchen hätten ihrem Tode und den gefährlichſten und ſchmerzhafteſten Krankheiten entrinnen können, weñ ſie ſich nicht zu leicht, zu luſtig, zu modiſch gekleidet hätten! ſo, wie ſolches ſchon öfters erwieſen, und das Nötigſte hiervon in dem Referendario, pag. 69. des 3ten Theils, pag. 18. 4ten Theils, pag. 232. 6ten Theil, und pag. 274. des 7ten Theils angemerkt worden.

Ein

Ein leichtes Mittel die Erdmäuſe von den beſaamten Feldern und Wieſen zu vertreiben.

Es iſt in den vorigen Blättern pag. 235. ein bewährtes Mittel zu dieſer Abſicht bekant gemachet. Ob ich nun gleich dieſes Mittel nicht verſuchet; ſo bin ich doch darum nicht geſonnen, ihm ſeine Kraft abzuſprechen, wenn nur von dem Arſenico an den erwehnten Ort ſo viel kan gebracht werden, als zur Tödtung dieſer Thiere nöthig iſt. Eine andere und ſicherere Art zu gleichem Zweke zu gelangen, habe ich nachher in einem, ich weis nicht welchem, Gartenbuche geleſen, und da ich ſelbſt nicht Gelegenheit hatte den Verſuch zu machen, meinen Freunden eröfnet, welche ſich derſelben mit Nuzen bedienet. Sie beſtehet darin, daß man Sauerteig und Feilſpäne, zu gleichen Theilen, vermiſchet, und die daraus gemachten Kugeln in, oder vor die Löcher der Mäuſe und Erdrazen leget.

Es giebt mehrere Mittel, dieſe ſo ſchädlichen Thiere weniger zu machen, und wie man das eine gegen das andere nicht ſofort verwerfen kan, wenn man nicht alſobald den verlangten Erfolg davon ſiehet: ſo iſt es nöthig, mit denenſelben öfters abzuwechſeln, gleichwie man gegen die Hausmäuſe die Witterung in den Fällen öfters zu verändern hat; indem kein Thier, bei dem Genuſſe aller esbaren Dinge, naſch- und lekerhafter iſt, als eine Maus, deren bekannte Luſt zu ſteten Veränderungen der Speiſen, zur Ausrottung derſelben angewendet werden kan; ſo wie der Schlemmer unter den Menſchen ſich ſelbſt die Zahl ſeiner Tage freiwillig dadurch verkürzet.

Nunmehro komme ich zu einem mit Nuzen bewährten Mittel, die Saatfelder und Wieſen von den ihnen ſo ſchädlichen Mäuſen mit ſehr leichter Mühe zu befreien. Man bedienet ſich hier keines Gifts, noch vergifteter oder mit Koſten, und nicht ohne Bemühung zubereiteter Dinge, die auch andern Hausthieren, wider Willen, gefährlich werden können. Es giebt nemlich, auſſer den Kazen, Füchſen, Madern, Jltiſſen und andern Raubthieren, auch geflügelte Feinde der Feld- und Wieſenverderber, die ihrer, vermittelſt der Federn, ihnen mitgetheilten Geſchwindigkeit halber, auf ihrer Jagd, ihres beliebten Wildprets ſelten verfehlen. Dieſe ſind die fleiſchfreſſenden Thiere unter den Vögeln, und inſonderheit die Krähen. Um denſelben ihren Fang, zur Erhaltung der Saat und des Graſes, zu erleichtern, ſchläget man auf den Feldern und Wieſen, wo man im Herbſte oder Frühling, aus den kahl gefreſſenen Stellen und vorhandenen Mauſelöchern, die Anweſenheit dieſes Ungeziefers vermerket, kleine Pfähle oder etwas dike Stöke in die Erde, daß ſie zwei bis drei Fuß hervor ragen, und hänget auf einen jeden derſelben einen abgeſtochenen Grasraſen. Auf ſolche Pfähle ſezen ſich die Krähen und bedienen ſich ihrer zu einer Warte. Sie ſchieſſen von denſelben auf die durch Hunger aus ihren Gebäuden getriebene Mäuſe, deren ihnen nicht leicht eine entgehet.

Ob die Eulen des Nachts ſich dieſer Gelegenheit, ihre Begierde nach Mäuſefleiſch zu ſtillen, nicht gleichfals bedienen, kan ich nicht mit Gewisheit ſagen, weil ich es zu ſehen nicht Gelegenheit gehabt.

Der Froſch.

Ein Froſch hatte einſtens das Gewäſſer verlaſſen, und ſich aufs Trokkene begeben, um im weichen Graſe durch die wärmende Stralen der Sonne erquiket zu werden. Von ohngefehr hörete er das Geklapper eines Storches, und als er dadurch erweket wurde, ſich umher zu ſehen, ſo wurde er denſelben, wiewol annoch in einer ziemlichen Entfernung, gewahr, doch ſchien es, als ob deſſelben Gang auf ihn gerichtet wäre. Aus Furcht, von ihm erhaſchet und verzehret zu werden, warf der Froſch ſich alſofort ins Waſſer, ohne zu bemerken, daß in derſelbigen Gegend, wohin er ſprang, ein bejahrter und raubbegieriger Hecht ſtand. Dieſer erwiſchte ihn alſofort, und verſchlang ihn. Immittelſt hätte der Froſch am Ufer ganz ſicher liegen bleiben können. Denn nach einigen wenigen Schritten nahm der Storch eine ganz andere Richtung, und ehe man es ſich verſahe, fieng er von neuen an zu klappern, erhob ſeine Flügel, und flog davon.

Lehre.

Ueberhaupt lehret dieſe Fabel zwar, daß Furcht, Uebereilung und Unvorſichtigkeit uns oft in eben das Unglük ſtürzen, das wir zu vermeiden gedachten; ich will ſie aber doch denen beſonders ins Ohr liſpeln, welche bei dem erſten Gerüchte von der Annäherung eines Feindes ohne Noth ſich mit dem Ihrigen auf die Flucht machen. Ihre Furcht und Flucht wird ihnen ſehr oft weit nachtheiliger, als eine geſezte und ſtandhafte Erwartung deſſen, was geſchehen wird.

Die Zärtlichkeit;

phyſiſch und moraliſch betrachtet.

Zu der Zeit, als die Menſchen noch nicht glaubten, daß ſie die Welt hätten beſſer einrichten wollen, als Gott, hielten ſie alles für ſehr gut, wie es der Schöpfer ſelbſt that. Sie fanden die Luft, in der ſie leben ſollten, weder zu rauh noch zu heis, und gebrauchten weder Pelze noch Kleider. Sie fanden, daß die Natur ihre Haut gegen die Witterungen ſelbſt ſtärke, wie ſie bei allen Thieren that. Sie aſſen das Kraut auf dem Felde, und waren einig, daß es ihre Pflicht wäre, ſich ihren Unterhalt ſelbſt zu ſuchen und das Land anzubauen. Es fiel ihnen nicht ein, daß das rohe Waſſer den Magen erkältete, oder daß die Feldfrüchte Blähungen verurſachten. Es ſchien ihnen eine Wohlthat des Himmels zu ſeyn, daß ſie Fäuſte zur Arbeit und Füſſe zur Bewegung empfangen hatten, und Niemand hielt ſich deshalb für unglüklich, daß Niemand anders für ihn arbeitete, und daß ihn nicht Menſchen oder Thiere von einem Orte zum andern brächten. Kein Menſch auf dem Erdboden wuſte, wie lange er ſchlafen, und auf welcher Seite er liegen müſte, wenn es ihm ſollte geſund ſeyn. Er ſchlief ein, wenn er müde war; er erwachte, wenn er ausgeſchlafen hatte, und wuſte ſich nicht zu erinnern, auf welcher Seite er gelegen hatte. Kurz, die Menſchen lebten wie die Thiere, ſie waren ſo geſund und wurden ſo alt, wie das liebe Vieh. Man konnte an ihnen nicht merken, daß ſie mehr Seele hätten, als andre Geſchöpfe. Sie beſaſſen Empfindungen, Leidenſchaften und eine Beurtheilungskraft, die ſie für nichts beſonders halten konnten, weil ſie gewohnt waren, eben daſſelbe an den Thieren wahrzunehmen.

Ich weis nicht, wie lange es her iſt, daß die Menſchen ganz anders geworden ſind: aber das weis ich, daß es eine ſolche Zeit gegeben haben müſſe, weil wir noch izt die Helfte des menſchlichen Geſchlechts in eben dem Zuſtande finden. Der wilde Amerikaner, der Mohr, der die afrikaniſchen Wüſteneyen bewohnet, der Grönländer, der aſiatiſche Tartar lebt noch izt in dieſem Stande der Natur, den wir den Stand der Wildheit, die Barbarei nennen. Die andre Hälfte der Menſchen allein iſt geſittet geworden. Dieſe Verwandlung beſteht eigentlich darinn, daß man mit der Einrichtung der Welt immer ſchlechter zufrieden ward, daß man fand, ſie ſey für unſere Natur nicht gut eingerichtet, und daß man eine Vernunft zu Rathe zog, wie man den Fehlern Gottes abhelfen könnte. Es war zu beſchwerlich und zu niederträchtig, das Feld zu bauen; es war empfindlich und unanſtändig, unbekleidet zu gehen; die Witterungen mochten noch zur Noth für das Vieh erträglich ſeyn: allein für Menſchen hätte Wind und Wetter nicht mit in die Reihe der Dinge gebracht werden müſſen. Die Speiſen, welche die Natur darbot, waren zu einfach für den Geſchmak, und für den Magen zu grob und unverdaulich. Es war eine Weisheit nöthig, zu entdeken, was uns unter den Dingen, die uns die Natur darbot, zuträglich wäre, und als man deſſen ſehr wenig fand, ſo muſte man darauf gedenken, neue Nahrungsmittel zu erſinnen, woran die Natur nicht gedacht hatte. Man entdekte nach und nach, wie man ſich in einem weichen Bette ſo legen müſſe, daß man ſich nicht weh thäte, oder am Schlafe hinderte; wie man die Luft, die doch durch alle Rizen dringen kann, aus einem Raume abhalten könne, den man mit ſeinen Dienſten anfüllen und zu ſeiner Wohnung erwählen wollte. Und endlich, was iſt weiter viel davon zu ſagen? wir wurden, dem Himmel ſey Dank! aus wilden Barbaren geſittete Menſchen, aus Bauren gnädige Herren, aus Mägden gnädige Damen ꝛc. Wir erfinden täglich etwas Neues, um der Natur nichts zu danken zu haben, und ſind dabei ſchwach, kränklich, zärtlich, und immer bemüht, das Geheimnis zu entdeken, wodurch die Patriarchen ein ſo hohes Alter haben erreichen können.

Es iſt eine ſehr wichtige Frage, was das menſchliche Geſchlecht durch dieſe ſeine groſſe Verwandlung für Vortheile erhalten habe? Ich bin viel zu unvermögend, dieſe Frage zu beantworten, ob ich gleich täglich höre, daß es ein Glük für eine Nation ſey, geſittet zu werden, Doch ſo gelinde ich nun auch von dem Verluſte unſrer Barbarey urtheile, und ſo wenig ich begehre, daß ſie um unſrer Stärke und um des hohen Alters willen wieder eingeführt werden mögte, ſo kan ich doch nicht umhin, zu geſtehen, daß ich mich öfters ungemein wundere, wie ſchlecht der gröſte Theil der geſitteten Menſchen die Kunſt verſteht, die aus den üblichen Lebensarten und den feinern Sitten entſpringenden Übel auf eine der Vernunft anſtändige Weiſe zu mäſſigen, und hierinn ſich, wie in allen nothwendigen Umſtänden, wo man auf zweyen Nebenwegen ſehr unglüklich ſeyn kan, nach Art der Weiſen um eine ſichere Mittelſtraſſe zu bekümmern. Man müſte ſehr wenig Überlegungen anzuſtellen gewohnt ſeyn, wenn man nicht alſobald entdeken ſollte, daß unſere geſittete Lebensart ein gezwungenes Weſen ſey, wozu uns die Natur nicht beſtimmt zu haben ſcheinet, welche uns vielmehr alle zu Bauren gebohren werden läſt. Da wir aber durch die allmählige Verzärtelung unſrer Eltern endlich auch mit verzärtelten Leibern ſchon gebohren werden, und unſre Naturen hierdurch ſo wohl zur Wildheit unvermögend, als auch zu deren Folgen zu ſchwach geworden ſind; ſo wäre es wenigſtens billig, daß wir bei der einmal nothwendig gewordenen Lebensart, die uns ſo weit von unſrer natürlichen Beſtimmung entfernt, und ſo wichtiger damit verbundener Vortheile, dergleichen die Stärke und Dauerhaftigkeit des Körpers ſind, beraubt hat, auf alle Weiſe bemüht wären, dieſe verlohrnen Vortheile wenigſtens in dem Grade zu erhalten, der bei unſrer heutigen Lebensart noch zu erhalten möglich iſt. Allein man muß das Gegentheil hievon täglich erfahren, und das geſittete Geſchlecht der Menſchen verdient deshalb das Mitleiden aller Redlichgeſinneten. Man ſucht zu unſern Zeiten einen beſondern Vorzug darinn, die Zärtlichkeit auf den höchſten Grad zu treiben, und es wird beinahe verächtlich, geſund, ſtark und dauerhaft zu ſeyn. Man hält einen, der alle Witterungen, alle Speiſen, alle Strapazen vertragen kan, für gemein und niedrig. Ein Mann, der ſich vom Pöbel unterſcheiden will, muß nicht allein ſelbſt zärtlich erzogen ſeyn, ſondern er muß auch ſeine Kinder gleich von Jugend an auf dieſe Weiſe erziehen, damit es ihnen unmöglich fällt, ſich beſſer als ihre Eltern in die Welt zu ſchiken. Dieſe übertriebene Gewohnheit ſtiftet ſo viel Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft, daß es eine Sache von äuſſerſter Wichtigkeit iſt, hierüber die ernſthafteſten Betrachtungen anzuſtellen.

Welcher Menſch, er ſey von welchem Stande er wolle, kan ſich wohl rühmen, daß ihn ſein Stand auſſer Gefahr ſeze, ſich zuweilen den Witterungen blos zu ſtellen. Hat er nun einen ſo zärtlichen Körper, daß er dieſelben ohne Schaden ſeiner Geſundheit nicht ertragen kan, ſo verliehrt er das Vermögen, dem Staate zu dienen, und der Staat verliehrt an ihm eine Perſon, von der er die Belohnung ſeiner Erziehung erwartet, welche darinn beſteht, ihm zur Zeit, wenn es nöthig iſt, Dienſte zu leiſten. Eine ſchwache Nation iſt das gröſte Unglük, was ein Staat erleben kan. Die Witterungen richten ſich nun ein für allemal nicht nach uns. Sie ſind unſern Körpern erträglich eingerichtet, ſo lange dieſelben im Zuſtande der wilden Natur bleiben. So bald wir aber eine künſtliche und verzärtelte Lebensart anfangen, ſo ſind ſie uns zu rauh und zu ſtrenge. Was ſollen wir alſo wohl anfangen, wenn wir uns nicht fürchten wollen, daß uns ſogar die Luft tödte, und wenn wir doch gleichwohl nicht wilde Menſchen werden wollen, weil wir es nicht mehr werden können? Wir müſſen eine Mittelſtraſſe treffen. Wir müſſen unſre Kinder nicht geſitteter erziehen, als ihr Leben, ihre Geſundheit und ihr zukünftiger Stand es erlauben

lauben will. Für einen Staat iſt es mehr Nuzen, daß diejenigen Zärtlinge, die in ihrer Jugend darum ſterben müſſen, weil ſie eine nicht allzuzärtliche Erziehung genieſſen, aus der Welt kommen, als daß ſie im Verborgenen der Natur gleichſam ihre Lebenstage heimlich ſtehlen, und dem Staate nie anders als bei warmen Sonnenſchein dienen können. Die erſte Gelegenheit, da ſie bei einem rauhen Winde das Glük ganzer Provinzen machen könnten, wird ſie doch aufreiben; und wer kan immer auf gute gelinde Witterung warten, wenn man einen Dienſt nöthig hat? Eltern, die ihre Kinder in der Jugend zu ſehr vor den Witterungen bewahren, thun mit der emſigſten Sorgfalt eigentlich nichts anders, als daß ſie denenſelben tauſend Gelegenheiten mehr zubereiten, wo ſie umkommen können, daß ſie dem Staate tauſend Gelegenheiten benehmen, wo er ihren Dienſt gebrauchen könnte, und daß ſie ihnen die Welt, ſo viel als möglich iſt, unerträglich und zur Laſt machen.

Eben ſo iſt es mit der Zärtlichkeit in den Nahrungsmitteln. Welcher Menſch kan unglüklicher ſeyn, als der keine Speiſen, keine Getränke vertragen kan, die doch alle andre Menſchen ohne Schaden genieſſen? Wer iſt ſo glüklich, daß er zu allen Zeiten in allerley Umſtänden einerley Dinge haben kan? Unter den Sachen, die uns unentbehrlich ſind, kan man nie zuviel Mannigfaltigkeit haben. Ein Menſch, der wie ein Straus Eiſen verdauen könnte, würde noch da zu Eſſen finden, wo alle andre Menſchen verhungern müſten. Man iſt alſo immer deſto glüklicher, je mehr Arten von Speiſen und Getränk man vertragen kan. Der Reichſte, der Adliche, der Fürſt ſelbſt, der Gelehrte, der Kaufmann, der Künſtler, das Frauenzimmer, kurz, jeder Stand der Menſchen kan durch zufällige Umſtände in die Nothwendigkeit gerathen, mit ſchlechten Speiſen, mit mancherley Getränke vorlieb zu nehmen, und unglüklich iſt er, wenn er ſo zärtlich erzogen worden, daß ſein Magen nicht alles verdauen will, was ihm den Hunger ſtillt. Mancher König, mancher Prinz hat im Felde Spek und Kommißbrod, Kraut und Rüben zu ſeiner Speiſe erwählen müſſen. Mancher vornehmer Gelehrter muß zuweilen mit ſchlechter Koſt zufrieden ſeyn, wenn ſeinem Verleger eine Noth zuſtößt, oder ſeine Frau mehr Männer zu verſorgen hat, als ihn. Kurz, da es ausgemacht iſt, daß ein Menſch, der in der Welt fortkommen will, auch leicht müſſe befriediget werden können, da es ausgemacht iſt, daß man ſich durch eine vorſichtige Strenge in der Erziehung an alle Speiſen und Getränke gewöhnen kan, und da kein Menſch dafür ſicher iſt, daß er nicht in die Nothwendigkeit gerathen ſollte, alle Nahrungsmittel zu verſuchen; ſo iſt es ein unverantwortlicher Fehler der Zucht, den Kindern die eigenſinnige Wahl in den Speiſen und Getränken zu geſtatten, oder, wenn ſie ſelbſt dieſen Fehler aus angebohrner Neigung vermeiden, denſelben von Seiten der Eltern zu erſezen, und ihnen aus thörichter Zärtlichkeit eine Menge von Nahrungsmitteln zu entziehen, welche man ihnen für ſchädlich oder unnüz, für zu ſchlecht oder für zu niederträchtig hält.

Die Leibesbewegung iſt eins der unentbehrlichſten Mittel zur Geſundheit, und zugleich dasjenige, wodurch ſich geſittete Leute am leichteſten diejenigen Vortheile für ihre Geſundheit und Dauerhaftigkeit wieder erwerben können, welche ſie zugleich mit der Rauhigkeit der Barbarei verlohren haben. Es iſt nichts geſchikter, den Leib geſund und dauerhaft, das heiſt, das Leben angenehm zu erhalten und zu verlängern, als die Leibesübungen. Allein, wer ſie mit Nuzen anſtellen will, der muß es mit Vergnügen thun können; und wer es mit Vergnügen thun ſoll, der muß eine Fertigkeit darinn beſizen. Dieſe Fertigkeit erhält man leicht in der Jugend, ſelten in den beſten Jahren, oder niemahls im Alter. Daher iſt es ein weſentlicher Vortheil in der Kinderzucht, die Jugend an mancherley Ubungen zu gewöhnen, wodurch ihr Körper ſtark und abgehärtet wird. Dieſer Vortheil, welchen die Alten durch mancherley mechaniſche Spiele der Jugend zu erwerben wuſten, wird zu unſern Zeiten zu ſehr vernachläſſiget. Das Ringen, das Springen, das Reiten, und viel andre ſolche Ubungen bereicherten den Staat mit einer Jugend, die alle Tage ſeine Armee ſeyn konnte, und die den Krieg für nichts anders, als eine ernſthafte Fortſezung ihrer frölichen Leibesübungen anſahe. Der gröſte Theil unſrer heutigen Jugend wird ſo erzogen, als ob man Leute daraus bilden wollte, die einſt zur Schau geſtellt werden ſollten. Ich weis nicht, welche Art zu denken uns eingebildet hat, daß es eine gewiſſe Unanſtändigkeit ſey, die Jugend zu Leibesübungen zuzulaſſen, die ſie zugleich vergnügen, und daß man, ich weis nicht was für ein Verderben der Sitten daraus befürchtet.

Ich will von den übrigen Mitteln, wie man ſich ſtark und dauerhaft machen kann, nichts mehr ſagen, um noch einige Gedanken hinzuzufügen, welche vielleicht hier nicht ganz unrecht angebracht ſeyn werden. Ich habe bisher die übertriebene Zärtlichkeit der Menſchen für ihren Leib getadelt: allein, es gibt auch eine Zärtlichkeit in Abſicht der Seele, die auch eine Folge der Verbeſſerung unſrer Sitten, ein Vorzug unſrer Zeiten, und vielleicht eine Krankheit unſers Jahrhunderts iſt. So fein die Empfindungen unſrer Sinne geworden ſind, ſo fein ſind izt die Empfindungen unſrer Gemüther.

Man treibt heut zu Tage die Zärtlichkeit in den Empfindungen ſo hoch, daß ſie einer Schwärmerei nicht unähnlich iſt. Man liebt keinen Menſchen mehr ſchlechthin, ſondern man wird von ihm entzükt: man freuet ſich über nichts mehr, ſondern man zerſchmelzt in ſüſſer Wolluſt: man hat keinen Freund mehr, ſondern ein andres Ich; man findet nichts mehr ſchön, ſondern es iſt göttlich; man lächelt über keinen ſcherzhaften Einfall mehr, ſondern er iſt zum Tollwerden. Dieſe Enthuſiaſterei in den Empfindungen benimmt unſern Nachkommen alle Hoffnung, uns zu verehren. Aber was macht ſie aus uns? Man ſagt, das nichts Uebertriebenes lange Beſtand habe; man ſagt ſogar, daß die hohen Empfindungen ſolcher groſſen Seelen mehrentheils nur in Worten beſtehen, und daß ein Freund, der allzuſüs iſt, ein gefährlicher Menſch ſei, vor dem man ſich hüten müſſe. Alles dieſes will ich unausgemacht laſſen. Allein, wenn es wahr iſt, was Leute ſagen, die keine Poeten ſind, ſo ſind übertriebene Leidenſchaften noch nie das Glük der Menſchen geweſen, und ſo ſind unſre Vorfahren, ſo rauh ſie waren, ſo wenig ſie von dem ſüſſen himliſchen Entzüken wuſten, ſehr ehrliche rechtſchaffene Leute geweſen. Ihr Sinn war ſtark und ungezieret, und alle ihr Wiz war nur Verſtand. Zu einem dauerhaften Leibe und zu einem langen Leben gehören keine heftigen Leidenſchaften, ſondern eine Gleichgültigkeit, ein Leichtſinn, der über alles hinfliegt, und nur auf kleinen Gegenſtänden ausruhet. Doch, wenn der Sage der Verleumdung nach unſre modiſche Empfindlichkeit nur in den Ausdrüken und nicht im Herzen ihren Siz hat, ſo will ich keinem erhabenen Freunde ein frühes Ende prophezeien.

Man kann ſein Glük in dem Vergnügen finden: aber wenn es dauerhaft ſeyn ſoll, ſo muß es keine Leidenſchaft ſeyn, die nie Stand hält. In dieſer Abſicht preiſe ich meine zwote Regel, oder meine zwote Kunſt an, ſeinen Geſchmak nicht zu zärtlich zu gewöhnen; ſondern die Kunſt zu lernen, an ſo vielen Gegen-

ſtän

ſtänden in der Welt, als möglich iſt, Vergnügen zu finden. Wie arm iſt nicht der an Vergnügungen, dem blos die Meſſiade gefallen kann? Wie glüklich iſt nicht der, dem tauſend Dichter gefallen. Jener iſt dem ähnlich, der nur an einer einzigen Speiſe Geſchmak findet; dieſer dem, dem alle Speiſen wohl ſchmeken. Ich leugne nicht, daß der Geſchmak des erſten beſſer ſeyn werde; ich ſage nur, daß er nicht ſo glüklich iſt, als der andre. Dieſer lezte kann ſich an etwas vergnügen, das kein richtiger Geſchmak gut findet: allein da uns viel andre Irthümer in der Welt glüklicher machen, als die Wahrheit, warum ſollen es die Irthümer im Geſchmake nicht auch thun? Vielleicht iſt es der Mühe werth, dieſe noch einmal zu überlegen.

Betrachtung über die Mittel, wodurch die Natur die menſchlichen Wünſche befriediget.

Horat. A. P. 108.

Format enim Natura prius nos intus ad omnem Fortunarum habitum.

Ich weis nicht, ob das bloſſe Erkentnisvermögen die Menſchen und Thiere ſehr merklich von den Gewächſen unterſcheiden würde. Man ſtelle ſich ein Geſchöpf vor, das von ſehr vielen Dingen die gründlichſten Einſichten beſäſſe, ohne jedoch ein einziges derſelben von ſeiner guten oder böſen Seite anſchauend zu erkennen, ſo würde die ganze Erkentnis dieſes Geſchöpfs ohne alle Triebfedern des Gemüths ſeyn. Eine Seele von dieſer Art wäre ein wahrhafter todter Spiegel der Welt, der einen Influxioniſten gar nicht unmöglich wird ſcheinen können, und welchen der Occaſionaliſt in allen menſchlichen und thieriſchen Seelen würklich findet. Mit ſolchen Einſichten könten alle Pflanzen in einem ſehr hohen Gerade begabt ſeyn, und ſie würden alsdann eben ſo wenig Handlungen verrichten, und eben ſo wenig Begierden äuſern, als izt. Die Weltweiſen mögen entſcheiden, ob eine ſolche todte gelehrte Seele möglich ſey, oder nicht. Wenn ein Schriftſteller ein gutes Buch ſchreibt, ſo macht er ſich zum Schöpfer eines ſolchen Weſens. Ein Foliant iſt eine ſolche todte Samlung groſſer Einſichten, davon er ſelbſt nichts empfindet; und eine gelehrte Seele ohne alle Triebfedern des Gemüths würde ein ſolcher Foliant ſeyn.

Die Natur wollte uns zu geſchäftigen Weſen machen. Wir ſollten nicht blos da ſeyn, ſondern auch wirken. Die Welt lag da vor unſern Augen und alle Winkel derſelben waren mit Gütern angefüllt. Unſern Seelen wurden Gedanken gegeben, die durch die ganze Schöpfung laufen, und die Gottheit ſelbſt jenſeits der Welt anrühren konten. Eine jede Seele konte ſich, wie eine kunſtreiche Spinne, ein Nez von Gedanken weben, das an den äuſerſten Gränzen der Schöpfung befeſtiget war, die Welt umſpannete, und der Seele, die ſich im Mittelpunkte deſſelben befand, alles empfinden lies, was in den inwendigſten Winkeln und an den äuſerſten Ufern des Weltgebäudes vorgieng. Es kam nur darauf an, dieſe Seele empfindlich zu machen; es kam darauf an, ihr eine Neugier einzupflanzen, die ſie bewegen konte, daß ſie die Gedanken in die Welt hinaus ſendete, um zu erfahren, was darin wäre? ihr Nez in der Abſicht auszuſpannen, um auf einen Fang zu lauren, und ſich darum zu bemühen, daß ſie dächte. Die Natur fand hierzu nichts geſchikter, als daß ſie uns das Weltgebäude intereſſant machte. Sie verband mit der Einſicht der Güter eine Süſſigkeit, welche die Seele mit Bewunderung und Beifall koſtete, und mit der Einſicht der Uebel eine Bitterkeit, die ſie ihr unerträglich machten. Kaum empfand die träge, gleichgültige Seele ihren erſten Gedanken, ſo ſchmekte ſie zugleich dieſes Gewürz, dieſe reizende Süſſigſigkeit, dieſe widrige Bitterkeit. Dieſe Empfindung ward im erſten Falle das Gefallen, im leztern das Misfallen. Alle unſre Gedanken waren mit einem von dieſen Gewürzen angemacht. Einige empfanden wir gern, die gefielen uns, andere empfanden wir ungern, die misfielen uns. Nun war das Intereſſe ſchon beſtimmt, das wir an allen unſern Vorſtellungen und ihren Gegenſtänden nahmen. Wir unterſchieden daſſelbe ſehr bald, und nennten die Empfindungen unſrer ſüſſen, gefälligen Ideen die Luſt, unſrer bittern, misfälligen aber, die Unluſt; und nennten die Gegenſtände der erſten Güter, der leztern aber Ubel. Die Luſt und Unluſt war es alſo, die uns intereſſirte; ſie war es, die uns bewog, die Güter der Schöpfung aufzuſuchen; wir ſendeten unſre Gedanken nach ihnen ſo weit aus, als wir konten; ihre Süſſigkeit war uns unentbehrlich geworden; ſie war es, die uns bewog, die Ubel vorbei zu gehen, uns in Acht zu nehmen, daß unſre Gedanken nicht daran rührten, und über ſie hinflatterten: denn ihre Bitterkeit war uns unerträglich. Inzwiſchen intereſſirten uns doch beide. Unſere Bemühung zur Luſt konte nicht ermüdet werden, wir ſezten ſie ohne Unterlas fort, und nennten dieſe Bemühung eine Begierde. Unſere Bemühung, die Unluſt abzuwenden, beſchäftigte uns eben ſo unaufhörlich, und wir nennten ſie die Verabſcheuung. So wurden Luſt und Unluſt die allgemeinen Triebfedern, welche das Gemüth in Bewegung ſezten, und die Seele geſchäftig machten, und wenn unſre Bemühung glüklich geweſen war, wenn wir die Empfindung der Luſt, auf welche wir ausgeweſen waren und des Mangels der Unluſt, wider die wir geſtritten hatten, beſeſſen, ſo nennten wir dieſes den Genus, die Sättigung unſrer Begierden.

Die Natur hatte uns einmahl durſtig gemacht; es war alſo billig geweſen, daß ſie Quellen angelegt hatte, woraus wir uns tränken konten. Der Genus war die allgemeine Quelle, in der wir unſern Durſt löſchten. Der Trieb, der einer Fakel gleich brante, verloſch im Genuſſe. Die hungrige Begierde entſchlief in demſelben über der Sättigung; die glühende Wolluſt ſprazelte und ward kalt; und die unruhige, wilde, tobende Seele fiel nieder und entſchlief auf dem Roſenbette der Luſt. Unbegreiflich, uns ſelbſt die wirs empfinden, unbegreiflich, verläßt uns im kurzen Augenblike des Genuſſes die groſſe Kraft, womit ſich im Tumulte der Triebe der ringende Geiſt über ſich ſelbſt erhebet, und alle Hinderniſſe wie kleinen Staub unter die Füſſe tritt. Schauet den Unſinnigen, welcher der Wolluſt nacheilet, die ihm den Genus in der Ferne zeiget, ihn ihm verſpricht, und doch ſchneller vor ihm herfliehet, als er ſie erreichen kan; wie er ſich treibt, wie er eilet, wie ihm die Gefahren ein Spott, und der Tod ein Gelächter ſind; ſchauet ihn, wie ſie ihm endlich plözlich Stand hält, wie ſie ihm lachend ſteht, wie er izt, in eben demſelben Augenblike ſchon ſatt iſt, wie nichts bedeutend er ſie anblikt, wie abgeſchmakt ihm ihre Lokungen ſind, wie ſich die Scene verändert hat; wie er ihre neuen Verheiſſungen nicht mehr hören mag!

Allein, er glimmet wieder auf. Kein prächtiges Gaſtmahl von hundert Gerichten ſtillt uns den Hunger länger, als die Periode der Sättigung dauret. Der Genus gönnt uns nur Zeit, um neue Kräfte zu ſammlen. Die Sättigung iſt der Schlaf der Begierden. Wir ſind aber nicht zur ſtetswährenden Ruhe beſtimmt. Sie ſoll uns nur die Kräfte wieder herſtellen, die wir der Arbeit aufgeopfert haben. Die Seele iſt ein Handwerksmann, der über böſe Zeiten klagt, wenn er nichts zu thun hat, und der es ſich zum Schimpfe rechnet müſſig zu ſeyn.

Hierzu kommt noch ein anderer Umſtand von gröſſerer Wichtigkeit. Es iſt nicht genug, daß uns der Genus nur auf kurze Zeit ſättiget, es war auch der Natur nicht einmahl möglich, alle unſre Begierden durch ihn zu befriedigen. Die Menſchen waren nicht der einzige Zwek der Schöpfung; noch viel weniger war es die Befriedigung ihrer Begierden. Sie ſolten befriediget werden; unſer Durſt nach Luſt ſolte geſtillt werden: aber nicht ohne Einſchränkung. Solten die Menſchen ſchlechterdings und in allen Stüken befriediget werden, ſo muſte die Welt ſo ſeyn, wie ſie nicht beſtehen konte. Sie ſolte aber beſtehen. Hieraus entſtand eine Schwierigkeit, welcher abgeholfen werden muſte.

Die Natur bot ihre Güter aus, und die Menſchen ſtunden und erwarteten ſie. Wie bei der Kaiſerwahl der Fürſt, der Geld auswerfen will, die gedrukte Menge des Volks unter ſich ſieht; nichts als gierige Geſichter und in die Luft greifende Hände, lauter wütende Sehnſucht und neidiſchen Drang; ſo ſahe die Natur mit mitleidigem Lachen das menſchliche Geſchlecht, wie es auf ihre Hand lauerte, die es mit ſeinen Bliken zu bezaubern ſchien. Es war doch nicht möglich, daß ſie alle etwas, es war doch nicht möglich, daß jeglicher von ihnen gleich viel empfiengen. Die Menge erdrükte ſich, und der gröſte Theil ward ein Opfer ſeiner Wünſche.

Nein, ſagte ſie, ſo wirſt du nicht beſtehen, armes menſchliches Geſchlecht! So wirſt du dich ſelbſt aufreiben, und ich, deine Mutter, kan dieſes Elend nicht dulden. Kanſt du nicht ohne Begierden leben, ſo ſollen dich doch vergebliche Wünſche nicht aufopfern.

Das Reich der Güter war da, die Schäze waren unermeslich. Es waren ſo viele goldne Bildſäulen, es waren ſo viel reizende Gemählde. Dieſem groſſen Haufen hier, ſagte die Natur, will ich jene Reihe von Schäzen verlegen; und jener Haufe dort, ſoll von dieſen Schäzen nichts erfahren, und dagegen will ich ihm eine andre Kammer eröfnen. Die Eintheilung war gemacht. Einem jeden Volke blieb eine Menge von Gütern verborgen, und ihre Begierden konten unmöglich an etwas arbeiten, wovon ſie keinen Begrif hatten. Auf dieſe Weiſe war dem dringendſten Uebel abgeholfen: allein, noch blieb die Menge der Menſchen zu groß, noch konten die unzählichen Wünſche eines einzigen nicht befriedigt werden.

Es ward beſchloſſen, daß nicht allen Seelen alles gefallen ſolte, ob es gleich gut war und gefallen konte, und daß nicht allen alles misfallen ſolte, ob es gleich böſe war und misfallen konte. Kurz, einerlei Empfindungen ſolten nur bei einigen einen Stachel haben, und unvermögend ſeyn, andre Seelen zu reizen. Durch dieſe Vermittelung ſahen Tauſende ohne Gefühl, was andre Tauſende in Entzüken ſezte. – Ein jeder betrachtete eben denſelben Gegenſtand von einer andern Seite, und von allen Seiten konte er doch nicht ſchön, von allen nicht häslich ſeyn. Daher blieben die, ſo eine ſchlechte Seite von ihm betrachteten, entweder gleichgültig gegen ihn, oder ſie verabſcheueten ihn auch, und machten den Uebrigen gern Plaz, die ihn von einer liebenswürdigen Seite ſahen, und alle Kräfte anwendeten, ihn zu erreichen. Dieſer Unterſchied der Seelen, wodurch ſie nur von einigen Gegenſtänden, die ſie empfinden, gerührt werden, und der darauf beruhet, von welcher Seite ſie ſich ihr zeigen, macht dasjenige aus, was wir den verſchiedenen Geſchmak nennen.

Nun ward merklich mehr Raum im Gedränge der Menſchen, und ein jeder, der bei der Austheilung der Güter gegenwärtig geweſen war, befriedigte ſich mit etwas, das nach ſeinem Geſchmake war, und überlies ſeinem Nachbar gern die Freude, über das Seinige. Einer ſtürzte mit einem Topfe voll alter kupferner Münzen nach Hauſe, und hielt ſeine Beute für den allervortreflichſten Schaz unter allen Gütern der Natur. Er ſahe den entzükten Jüngling mit einer neuen Braut vor ſich vorbeirauſchen, ſtand mit ſeinem Topfe einen Augenblik ſtille, ſahe ihm nach, und bewunderte die Hize, womit dieſer ſein Mädgen in Sicherheit brachte, für die er keinen einzigen Scherf aus ſeinem Topfe hingegeben haben würde. Ein Frauenzimmer, die mit einem köſtlichen Geſchmeide alle ihre Wünſche in Erfüllung gebracht ſahe, erſtaunte über die Luſtigkeit eines Bettlers, der vor Freuden ganz auſſer ſich war, daß man ihm ſein lahmes Bein curirt hatte. Ein Mann, der unter einem verſchabten Mantel einige alte Manuſcripte verbarg, ſties mit dem Fuſſe ein Meiſterſtük vom Apelles aus dem Wege, welches ein anderer begierig aufnahm und voll Entzüken tauſendmahl küßte. Ihm folgte einer, der eine alte Geige probirte, und mit dem Bogen einem Sternſeher ins Auge fuhr, der ſich am Monde nicht ſatt ſehen konte. Ein Kind kam mit einem Apfel geſprungen, ein Mädgen mit einer Puppe, und ein Naturforſcher mit einer verſteinerten Muſchel. Dort lag Archimedes im Staube und zirkelte, dort opferte Pythagoras, und hielt den Magiſter Matheſeos in der Hand. Ganz drauſſen gieng Homer betteln und ſang, wie ſich die Götter Arme und Beine entzwey geſchlagen haben könten. Hier ſtand Alexander beim Faſſe des Diogenes, und begrif nicht, wie dieſes Schwein ſeine Hoheit für nichts halten konte. Dort gieng Ariſtoteles, wie ein Betrunkener, zwiſchen der Metaphyſik und der Meze Herpyllis. Ein jeder war entzükt, dieſer von einer Krone, dieſer von einem Diploma, jener von einem Weibe, jener von einer Bouteille. Keiner begrif, wie der andere mit ſeinem Antheile zufrieden ſeyn konte, ſie ſpotteten einer den andern, ſie hielten einander für blind, für unſinnig, für dum, für albern, für ſeltſam, ſie verunreinigten ſich über den Tand, den niemand, als wer ihn beſas, loben wolte; ſie ſchrieben Satyren, machten ſich einander lächerlich, und fanden endlich, daß ein jeder ſelbſt lächerlich war, und keiner mit Rechte gelacht hatte, als die Natur über ſie alle.

Dieſes waren die Würkungen des verſchiedenen Geſchmaks, den die Natur den Seelen ausgetheilt hatte. Er war in der That ein neues und vortrefliches Mittel, viele tauſend Wünſche faſt mit nichts zu befriedigen; er war das Beſte, um die groſſe Menge ohne Koſten reich zu machen. Nichts deſtoweniger aber gab es noch Fälle, wo auch dieſes Mittel nicht zureichen wolte; die ſchnelle Sättigung der Wünſche ſtürzte die Seelen in eine Unthätigkeit, die ihrer Natur unerträglich war. Sie drangen immer auf neuen Genus, und ſo verſchieden auch ihr Geſchmak war, ſo konte es doch nicht fehlen, daß nicht oft vieler Wünſche auf einen einzigen Gegenſtand trafen. Es gab Güter von ſolchem Werthe, und von einem ſo ſchimmernden Glanze, daß es nicht möglich war, ſie vor den Augen der Menſchen zu verbergen. Es gab Güter, die zu viel ſchöne Seiten hatten, als daß ſie nicht Seelen von dem verſchiedenſten Geſchmake hätten begehren ſollen. Dieſem gefiel ein Diamant, wegen ſeiner ſchönen Farben, jenem wegen ſeines groſſen Werthes; dieſem, weil er an ſeiner Hand ſpielen ſolte, jenem, weil ihn ſeine Gemahlin zu ihrem Schmuke haben wollte. Inzwiſchen konte ihn doch nur einer erhalten. Die ſinnreiche Natur erfand neue Mittel, ſich ihre Bettler vom Halſe zu ſchaffen.

Daß nicht jeder das Urbild erhalten konte, was er ſich wünſchte, ſo verfertigte ſie Copeien, die ſie denen gab, die das Urbild verlangten. Seyd durch Irthum glüklich, dachte ſie, wenn ihr durch die Wahrheit nicht beglükt werden könt; ich ſchenke euch den Scheingenus, der eben ſo glüklich macht, als der wahre. Dem Haufen derer, die nach Ehre trachteten, bewundert zu werden, ertheilte ſie ein Gefühl, das demjenigen gleich war, wenn man bewundert wird. Denen, die ihr Vergnügen darin ſuchten, geliebt zu werden, gab ſie die Uberzeugung, daß ſie gefielen; denen, die groſſe Reichthümer beſizen wollten, endekte ſie Geheimniſſe, wodurch ſie reich zu werden hoffen konten, und in deren Beſize ſie glaubten, daß ſie es ſchon würklich wären. Nun ſas der Cornet ruhig in ſeinem Quartiere, und wußte, daß die ganze Welt auf ſeine Thaten Rechnung machte, und ihn ſchon jezt des Marſchallſtabes würdig hielt. Nun gieng der Magiſter vergnügt auf Reiſen, und war gewis, daß alle Poſtmeiſter auf den Stationen die Müzen aus Hochachtung vor ihm von den Köpfen reiſen würden, wenn er ihnen die angenehme Beſtürzung verurſachen, und ſeinen berühmten Namen nennen wollte, der ihnen aus ſeiner Inauguraldiſputation bekant genug ſeyn müſte. Nun glaubt der Profeſſor auf den ein Haufen betrunkner Handwerksburſche, die ihm auf der Straſſe begegnen, mit Fingern zeigen, weil ihnen ſeine krummen Beine in die Augen fallen: Ha! Nun fragen ſie einander: kenneſt du den? das iſt der berühmte Profeſſor, von dem wir drauſſen im Reiche ſo viel haben reden hören! Sieh! wie ſchmächtig, wie kleinlich! und doch ein ſo groſſes Thier!

Nun ſizet die verjährte Jungfer am Fenſter, und ſamlet die verliebten Blike der Stuzer mit Entzüken ein, die doch nur ihrem kleinen ſchwarzſchnäuzigten Mopſe gelten. Nun läuft, ach! wie läuft der kleine bukligte Verliebte nach Hauſe, und wiederkäuet das freundliche Geſicht, womit ihn heut ſeine Göttin am Fenſter erquikte: denn wer konte ihn überreden, daß ihr Haubenſtok, den er gegrüßt hat, ſo himliſch lächeln könte? Nun geth endlich auch der chymiſche Bettler vergnügt zu Bette, nachdem er die Spur gefunden hat, den Stein der Weiſen aus allen zerbrochenen Scherben zu ziehen.

Auch dieſer Scheingenuß verlangter Güter ſättiget alſo die Wünſche der Sterblichen, und es kan wenig daran liegen, ob uns eine Wahrheit oder ein Irthum beglüket. Ich mag den Lohn mit niemanden theilen, der einen von dieſen jezt beſchriebenen in ihrer Einbildung glüklichen Menſchen überführen wollte, daß ſein Genuß auf einem Irthume beruhete. Was iſt eine Wahrheit, die uns unglüklich macht! Was iſt dagegen ein Irthum, der uns beglüket! Der lezte ſöhnet die Menſchen mit ſich ſelbſt und mit der Natur aus, womit ſie die erſte unzufrieden machen würde. Es iſt kein Dienſt, es iſt eine Verfolgung des menſchlichen Geſchlechts, ſie von allen Irthümern zu befreien. Die Natur befriediget dadurch Wünſche, die ſie auf keine andre Weiſe ſtillen konte. Man mus ihr für dieſe Gütigkeit verbunden ſeyn: denn ob es gleich das Anſehen hat, als ob ſie ſich mit uns luſtig machte, wenn ſie uns auf eine ſolche Weiſe hintergeht, ſo können wir doch damit beſſer zufrieden ſeyn, als wenn ſie uns unſern Wünſchen Preis gäbe, die uns prellen würden, bis wir verzweifeln müſten.

Sind aber nicht die meiſten Menſchen zu ſchlau, als daß ſie ſich auf eine ſolche Weiſe lange hintergehen ſollten? Sie würden es unſtreitig ſehr bald entdeken, wenn die Natur nicht ſo vorſichtig geweſen wäre, unſere Eigenliebe dabei zum Grunde zu legen. Allein, ehe nicht die Welt vergehet, wird nie ein Anſchlag mislingen, deſſen Ausführung und Unterſtüzung der Eigenliebe der Menſchen überlaſſen wird.

Das Verlangen, das Sehnen, das Wünſchen der Menſchen war und blieb unendlich, und aller Wiz ward erſchöpft, es zu ſtillen: aber noch immer vergebens. Das macht, die Wünſche waren die Triebfedern, welche unſere Vorſtellungskraft in Würkung ſezen muſten. Sie ſind eben das, was die Gewichte an einer Uhr ſind, welche nicht zu drüken aufhören dürfen, ſo lange das Werk fortgehen ſoll; da unterdeſſen doch ihre Würkung in ſonſt nichts beſtehet, als den Zeiger der Uhr beſtändig in einerlei Kreiſen herum zu führen. Unſere Vorſtellungskraft wird nie in Bewegung geſezt, ohne daß die Triebfedern des Gemüths würken, und eben dieſe Würkung iſt unſer unaufhörliches Sehnen und Beſtreben, das nicht eher aufhören wird, als bis die Wunderuhr ſtille ſteht. Unterdeſſen treiben uns unſere Wünſche immer in einerlei Kreiſen herum, wir ſehnen uns von neuen nach dem, was uns ſchon öfters geſättiget hat, und wir verlangen nur unter neuen Geſtalten immer das alte wieder. Es iſt nichts, daß uns ganz ſättigen kan, als was zugleich unſere Vorſtellungskraft vernichtet, und wir würden ſelbſt im Genuſſe der vollkommenſten Güter ſo todt, ſo ruhig nicht ſeyn können, daß wir gar nichts begehrten, und daß unſer Herz von allen Wünſchen leer wäre. Dieſe Nothwendigkeit erkannte die Natur, und darum war ſie ſo freigebig gegen uns bei der Stillung unſerer Begierden. Wir ſollten leben, wir ſollten würken, weil unſer Daſeyn im Würken beſtund: allein, unſer Daſeyn ſollte uns doch auch nicht zur Laſt werden, welches geſchehen ſeyn würde, wenn nicht unſere meiſten Wünſche erfüllt worden wären. Der Genuß, der verſchiedene Geſchmak, der beglükende Irthum ſelbſt, der ſo viel Wünſche durch Scheingenus ſättiget, war noch nicht hinlänglich genug, uns unſer Daſeyn angenehm zu erhalten. Der Lebenslauf einer Seele, die faſt ein Jahrhundert unaufhörlich wirkt, unaufhörlich fordert, war zu lang; die Möglichkeit war nicht da, ſo viele Millionen Wünſche einer einzigen, noch weniger ſo vieler Millionen Seelen mit einem von dieſen Mitteln zu befriedigen. Es blieben noch Fälle übrig, wo wir weder durch wahren, noch durch einen ſchmeichelhaften Scheingenus erquiket werden konten. Es gab Wünſche, die unbefriediget bleiben muſten. Strenges Schikſal für uns Elende! Beſchwerliches Daſeyn, das ſelbſt auf ſeine Vernichtung arbeitet! Warum muſten wir das Herz immer voller Wünſche haben, daß ſie nicht alle erhöret werden konten?

Ich will reich ſeyn! ruft Harpax, dies iſt der einzige Wunſch, der mir noch übrig iſt. Es mögen alle übrige unerfüllt bleiben, aber dieſer muß mir nicht fehl ſchlagen! Nein, Harpax, antwortet das Schikſal, es iſt mir unmöglich, dich glüklich zu machen. Du kanſt nicht würklich reich werden, oder die ganze Welt müſte eine andere Einrichtung bekommen. Dein Geſchmak iſt zu eigenſinnig; er will ſich durchaus auf keine Gegenſtände wenden, die ich dir geben konte, und alle Vorzüge, die du vor tauſenden beſitzeſt, gefallen dir nicht. Du biſt zu ſchlau, zum Adeptus, ſonſt ſolteſt du wenigſtens in der Einbildung reich ſeyn. Wie kan dir nun wohl geholfen werden? Vernichte mich dann! antwortet der zornige Harpax, vernichte mich nur, oder vernichte inwendig in mir den tollen Wunſch, der mir zu mächtig wird! Harpax! antwortet das Schikſal: dein einziger Wunſch iſt Reichthum. Ihn zu vernichten, heiſt dein Herz mit einem mahle von allen Wünſchen ledig machen. Du kanſt aber nicht ohne alle Wünſche da ſeyn. Ich vernichte dich, wenn ich deinen thörigten Wunſch tödte! Nun dann! erwidert er, ſo ſiehe dein unglükliches Kind vor deinen Augen verzweifeln! Ein ewiger unerſättlicher Wunſch, der einzige, der mich noch erhält, iſt mir eine hölliſche Marter; kan ich ihn nicht befriedigen, ſo mag ich auch nicht mehr ſein Märtyrer ſeyn! Tödte mich! denn wie ich ſehe, ſo iſt die Verzweifelung, der Wunſch zur Vernichtung, das einzige, was mir noch übrig iſt.

Die Natur ſah ihn, den unſinnigen pochenden Harpax, ſie ſah ihn unglüklich, ſie ſah ihn ſein Daſeyn verfluchen. Solte nicht, dachte ſie bei ſich ſelbſt; ſolte nicht für dieſes kleine wütende Herz noch ein

Mittel zu finden ſeyn; ein Mittel, das ihm ſeinen Wunſch, der nicht befriediget werden kan, wenigſtens nicht zur Laſt machte? Sie ſann auf ein Meiſterſtük, das eigentlich nur eine Wohlthat für ſolche Unglükliche ſeyn ſolte, deren Wünſche ſchlechterdings nicht, auch nicht einmahl in ihrer Einbildung erfüllt werden konten. Sie fand es. Es war die Würkung ihrer unumſchränkten Menſchenliebe und Erbarmung. Es war das Herrlichſte, was ſie erſchuf, ein Kind des Himmels, ein Labſal leidender Herzen. Ich ſehe ihn in ſanftem Glanze da ſtehen. Ach! Himmelskind! ich erkenne dich! Schuzgeiſt und Wohlthäter der Elenden! Du biſt die Hofnung.

Ja, fürwahr! nie hat der Genus unſere Herzen im Taumel entzükender Freuden mit ſolcher Wolluſt beſeliget, als die lachende Hofnung die Herzen der Elenden erquiket, die muthlos mit der Verzweifelung kämpfen. Durch ſie ſtillt der Himmel den Tumult empörter Triebe; durch ſie beſeligt er die Herzen, die zum Leiden beſtimmt waren. Vor ihr entfliehen Sorgen, Ungeduld, Schmerz, Furcht und Verzweifelung. Sie heilet die Wunden des Kummers und der Reue; ſie tröſtet das Herz, das Leid und Gram ängſtigen. Sie lindert die brennenden Schmerzen der Leidenſchaften; ſie zeigt uns die Erfüllung unſerer Wünſche in der Zukunft, und läſt uns den Genus empfinden, in deſſen würklichen Beſiz wir nie gelangen können. Sie zeigt uns ſelbſt im Künftigen, wie wir uns an Vergnügungen weiden, und wie bekannt wir mit den Freuden ſind, die wir doch in dieſem elenden Leben nie ſchmeken werden. Sie überredet uns, daß wir wollüſtig, fröhlich, reich ſind, und ſezt uns dadurch in den Beſiz der Seligkeit, welche wir dadurch erhalten würden, wenn wir es würklich wären. Durch ſie beruhigt ſich das Herz, das doch noch nicht befriediget iſt, und nie befriediget werden wird. Sie ſtillet den Durſt der Wünſche, ohne ſie zu tränken, und ſie begleitet ihre elenden Freunde bis ins Grab, und ſtürzt ſich mit ihnen in den Abgrund hinunter.

Was macht jezt auf einmahl den zankenden Harpax ſtille, der ſchon der Verzweifelung nahe war? Ein Blik der Hofnung beruhiget ſeine wilde Seele; und dieſe Hofnung, vielleicht noch reich zu werden, führt ihn durch funfzig ganz erträgliche, doch unglüksvolle Jahre, als einen vergnügten Bettler, ans Grab. Wie kan jener Elende noch lachen, der in der Hütte der Armuth, von der Natur verlaſſen, unbekleidet auf dem Strohe liegt; an deſſen Fleiſche zwanzig verſchiedene Seuchen feſt ſizen, und Blut und Mark heraus ſaugen, bei dem die Noth die Pflegerin iſt, der Hunger den Tiſch dekt, und die lange Weile gähnet; den die Verachtung mit Staube beſtreuet, und vor deſſen Hütte der Ubermuth ſteht, und mit verfluchtem Kizel lacht, daß ſein gemäſteter Bauch ſchüttert? Was hält die Fauſt dieſes Unglüklichen, daß er ſich ſelbſt nicht erwürget? Fraget ihn ſelbſt, oder trettet hinzu. Neben ihm liegt die Hofnung, zwar müde, zuweilen im kleinen leichten Schlummer, aber doch immer noch lebendig, immer freundlich und ſchmeichelnd. Sie wird ihn nie verlaſſen, bis ihn ein Bettler in ſeiner Hütte begräbt, und wenn er ſein Leben von ſich hauchet, ſo hält ſeine Rechte noch die Hofnung feſt, und drükt ſie an die erkaltete Bruſt. Sie allein hat ihn 20. Jahre in ſeinem Elende beſeliget. Tauſend Verzweifelungen, tauſend Tode wären leichter auszuſtehen geweſen, als ein Lebenstag dieſes Elenden, wenn nicht die Hofnung ihn beruhiget, getröſtet und beſeliget hätte. Spes pulcherrima fovet!

Doch laſſet uns dieſe traurige Scene verlaſſen. Die Hofnung kehrt nicht nur bei ſolchen Unglüklichen ein, die ihre Wünſche nie befriediget ſehen ſollen: ſie bietet auch dem ihre Dienſte an, der nur die Gabe zu warten nicht hat. Sie meldet ſich bei ihm, wenn er voll Unruhe iſt, und empfiehlt ihm ihre beſcheidene, geſezte und kluge Töchter, die Geduld, die ſie ihm zur Geſellſchaft zurük läßt. Sie kommt zu allen, und iſt freygebig; ſie weiß mit ihren Wünſchen Beſcheid, und dieſe kleine Brut öfnet, wie junge Schwalben, den groſſen gefräſſigen Rachen, und läßt ſich von der Hofnung weis machen, daß ſie gefuttert habe. Sie geht, und gibt dem alten Baron Theodor im Towr ein Mäulgen, und dann ſizt er im Towr ſo vergnügt, als auf dem corſiſchen Throne. Zweymal hat ſie dem Staniſlao das Compliment gemacht, und hundert tauſendmahl den alten Jungfern und Hageſtolzen, welche durch ſie alle Süſſigkeit der Ehe empfunden, und alle das Unglük, und theils auch die Schläge vermieden haben, welche ihnen dieſer rauhe Schulmeiſter, der Eheſtand, gegeben haben würde. Auch bei den Narren wird man die Hofnung finden: ſie verachtet keinen Stand und kein Gewerbe der Menſchen: allein, ſie begegnet einem jeden, wie ers verdienet. Den Narren ſperret ſie das Maul auf, und läßt ſie zuſchnappen, ohne ihnen etwas hinein zu geben, und ſagt: ſiehe, iß! das iſt Braten; das iſt Wurſt! wie ſchmekt dir das? und es iſt doch nichts; und der Narr mus ſagen: Es ſchmekt gut! Einem Meßner giebt ſie Kragen und Prieſterrok um, und er ſieht ſich mit einem unvergleichlichen Blike in ihrem Spiegel als Paſtor oder Pralat. Er wird in ſeinem ganzen Leben den geraden Gang und ſteifen Naken behalten, den er als Paſtor im Spiegel hatte. Einem Sergeanten hängt ſie das Ordensband um, und giebt ihm dem Commandoſtab in die Hand. Dem Juden zeigt ſie im Traume den Ort, wo ein Schaz verborgen liegt, und nöthigt ihn, ein Zeichen darauf zu ſezen, das er des Morgens im Bette wieder findet. Sie war es, die den Herzog Michel bei nahe aus dem Staube erhoben hätte; ſie war es, die jenen Halloren des Nachts aus dem Bette rufte, und ihm einen Schaz in einem groſſen Topfe zeigte, den er ſchnell aufhob, noch ſchneller aber wieder nieder warf, weil Geruch und Farbe zu wenig überein ſtimmeten. Sie ſezt den Harlekin zu Pferde, welcher dem Volke die Univerſalmedicin verkaufet, und ſie treibt den groſſen Haufen zuſammen, der von ihm ſeine Glükſeligkeit erwartet. Sie bildet dem alten Poeten ein, daß er noch Jugendfeuer beſize, wenn er ſich hinſezet, und ſich um die Ewigkeit ſingt. Sie beruhiget das Mädgen, das auf die Schwüre ihres Liebhabers bauet. Sie macht den Ignoranten ſtolz, der zwanzig leere Titel unter ſeinen Namen ſchreiben kan. Sie ſchenkt dem Schriftſteller die Ewigkeit, die er ſelbſt überleben wird. Als Edelmann und La Mettrie die Feder ergriffen, um ſich lächerlich zu machen, war ſie es, die ihnen Beifall verſprach. Als ſich der Jude Süs ſeinen Galgen ſo mühſam verdiente, war ſie es, die ihm die Arbeit erleichterte. Kurz, die Hofnung iſt es, die eben ſo gewis allen Thoren ihr Recht wiederfahren läßt, als ſie die Weiſen und Tugendhaften im Elende ſelbſt beglüket. Sie befriediget einen jeden nach ſeiner Fähigkeit, und in dieſer Befriedigung liegt zugleich der Lohn der Verdienſte, und die Strafe der Laſter und Thorheiten verborgen. Sie iſt die Triebfeder aller groſſen Handlungen, den kleinen aber iſt ſie zu ſtark, und darum ſchleudert ſie die Narren ins Chaos hinaus, wie dort der Windmühlenflügel den tapfern Ritter von Mancha mit ſeiner Rüſtung in die umliegenden Gegenden hinaus warf. Eben ſo gerecht, wie ſie die Tugend im Staube beſeliget, hält ſie das Laſter auf, damit es der nachhinkenden Strafe nicht entrinne, und eben ſo prellt ſie die kleinen Narren, wie Füchſe. Sie iſt eine Univerſalarzney, die nach der Fähigkeit eines jeden Patienten würket.

So getreu die Hofnung ihren Nothdürftigen iſt, und ſo wenig ſie dieſelben zu verlaſſen pflegt, ehe ſie nicht der Tod ausgeſpannt hat, ſo wird ſie doch zuweilen matt von der überhäuften Arbeit, und ſo entſchläft ſie wohl einige Stunden. Dieſes geſchieht deſto leichter, je länger ſie ſchon bei einem Patienten ihren Dienſt verwaltet hat. Dieſe Müdigkeit iſt natürlich. Ein Elender kan ſich funfzig Jahr mit der Hofnung unterhalten haben: allein nun er alt wird, nun er ſieht, wie die groſſen Anſtalten zu ſeinem Glüke allein mehr Zeit erfordern, als er noch zu leben hoffen kan, nun ſeine Wünſche ſo lange gefaſtet haben, und kaum der Hofnung mehr glauben wollen, daß ſie nicht täuſche; nun hätte er ihrer Hülfe am unaufhörlichſten nöthig: allein nun ſchläft ſie oft ganze Tage vor Mattigkeit, und unterdeſſen rufen die Wünſche nach Futter. Die Natur ſahe, daß von der Hofnung nichts mehr verlangt werden konte, als was ſie wirklich that. Daher ward ſie bewogen, ein Mittel zu ergreifen, wozu ſie zwar ungern ſchritte, wogegen ſie aber auch, ſo lange es nur möglich geweſen war, vorgekehrt hatte, was vorgekehrt werden konte. Sie muſte ſich bequemen, den Wünſchen ſelbſt in dem Alter ihre Kräfte zu entziehen, da ihnen die Hofnung und der Genus nicht mehr genug ſteuren konte. Man ſiehet hieraus, warum die Natur nur im äuſſerſten Nothfalle zu dem Mittel geſchritten iſt, die Wünſche der Menſchen zu entkräften, wenn ihr kein anderes mehr übrig bleibt, ſie zu befriedigen. Es iſt eine Gewaltthätigkeit, die ſie an uns ausübet, und woraus wir ſchlieſſen können, daß ſie ſelbſt die Hofnung fahren läſt, uns noch lange zu erhalten, oder groſſe Thaten durch uns auszuführen.

Der Jüngling würde ſich eben ſo wenig, wie der erkaltete Greis, von ſeinem Size oder Ruhebette entfernen, wenn nicht eine Begierde vor ihm her tanzte, die er erhaſchen will, und wenn nicht eine Verabſcheuung hinter ihm her eilete, vor welcher er fliehet. Dieſe beiden Geſpenſter ſezen alles in Bewegung, was Gefühl hat. Sie loken und jagen den kühnen Schiffer von ſeinem weinenden Weibe und flehenden Kindern ins Weltmeer hinaus; ſie weken den Kaufmann auf, und machen, daß er mit dem Glokenſchlage auf der Börſe erſcheinet. Sie bringen den zarten Junker ins rauhe Feld, und ſtellen ihn vor die Canonen. Sie jagen den Töpfer von einem Jahrmarkte zum andern, den Buchhändler auf die Meſſen, den Handwerksburſchen auf Reiſen, und den Verliebten durch die Straſſen der Stadt. Der Greis ſieht endlich dieſe beiden Geſpenſter nicht mehr, oder ſie verlaſſen ihn wirklich aus Ungedult, wie man ein ſtätiges Pferd ſtehen läſt, das nicht mehr aus der Stelle will. Hierdurch gewinnt er ein Anſehen von Weisheit, welches man ſeiner Kentnis der Welt und ſeiner langen Erfahrung zuſchreibt, und das doch nur eine Unempfindlichkeit und eine Vis inertiæ iſt. Er lacht, wenn ſich der Jüngling ängſtiget, und arbeitet, und tauſend Abſichten erreichen will, und ſich dabei aufopfert. Eile nur, ſagt er, du wirſt nicht weiter kommen, als ich; wir kommen beide ans Grab. Erhalte alles, was du willſt, es wird doch nur Eitelkeit ſeyn! Ich bin endlich klüger geworden; ich ſehe die Eitelkeit aller Dinge wohl ein. Deine Wolluſt iſt eine flüchtige Raſerei; dein Reichthum iſt ein Tand, den du hier deinen lachenden Erben zurük laſſen muſt; dein Ruhm iſt eine Waſſerblaſe, die in dem Augenblike deines Todes, wo nicht viel eher zerplazen wird! Spricht dieſer alte Mann nicht weiſe? Hat er nicht Recht?

Allerdings hat er Recht. Alle unſere Handlungen und alle ihre Wirkungen, alle unſre Mittel und Zweke ſind vergänglig, ſind eitel, haben nichts bleibendes, nichts das lange dauren, nichts das uns lange befriedigen wird. Allein, mit Erlaubnis, wie koſtbar ſind denn die Handlungen der Menſchen, daß man ſie an nichts vergängliches, an nichts Eitles, an nichts, als was uns ſchlechterdings unvermögend macht, mehr zu begehren, wenden will? Braucheſt du alter, ehrwürdiger Greis, das vergängliche Brod, das dir der vergängliche Bauer bauete, nicht zur Erhaltung deines vergänglichen Lebens? Wie wäre es wenn dir die Schneider in deiner Jugend geſagt hätten: Wir flüchtige Schneider, werden dir flüchtigem Herrn kein vergängliches Kleid machen? Würdeſt du nicht zornig geantwortet habē: Was wolt ihr flüchtigen Müßiggänger denn ſonſt thun? Sind eure Fäuſte zu edel, mir ein Kleid zu zuſchneiden, und eure Finger zu zart, es zuſammen zu nähen? Eben ſo iſt es mit allen menſchlichen Dingen, mit allen Zwecken, mit allen Bemühungen. Iſt es nicht genug, wenn die Sachen ſo lange dauren, als wir ſie nöthig haben? Warum muß alles ewig ſeyn, was wir verrichten ſollen? Iſt das nicht der ſeltſamſte Einfall von der Welt? Was jezt angeführte einzelne Begierde iſt, das ſind ſie alle. Wir müſſen wirkſam ſeyn, um unſer Daſeyn zu verdienen: denn dadurch unterhalten wir es, wenn wirs verdienen. Unſre Begierden aber müſſen uns wirkſam machen, und dieſe Begierden müſſen Gegenſtände haben, denen ſie gewachſen, und die unſrer Natur gemäs eingerichtet ſind.

Der Greis fühlt dieſe Begierden nicht mehr; und ſie ſind ihm ein Spott, weil er zu ohnmächtig iſt, ſich mit ihnen einzulaſſen. Er ſchmähet ſie, wie jener Fuchs die ſüſſen Trauben; Eigentlich aber ſeufzet der Alte unter dem Joche des Unvermögens, und die Natur, die aus Erbarmung gegen ihn, ſeine Wünſche ſchweigen heiſt, verſtopfet zugleich das Ohr der Jünglinge vor ſeinen Ermahnungen, weil dieſes noch brauchbare Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind, die durch Begierden und Abſcheu angehalten werden müſſen, ihre Schuldigkeit zu thun, ſich dem gemeinen Beſten aufzuopfern; den ſanften Schlaf gern zu verlaſſen, um einem Nothleidenden oder Bittenden zu Hülfe zu eilen; die Bequemlichkeit hintan zu ſezen, um mit der Ungemächlichkeit hin zu gehen, fürs Vaterland zu ſtreiten; die Geſundheit zu verſchmerzen, um Kranken, Pflege und Arznei zu verſchaffen; die Zartlichkeit zu überwinden, um ſich für die Nothdurft des Schwachen ſtark und dauerhaft zu machen; in Armuth, in Elende und Verachtung zu leben, um dem, der Verdienſte beſizt, und dem der Gelt hat, Gemächlichkeit und Wohlleben zu verſchaffen; aber auch, wie billig iſt, ſich zu vergnügen, um ſein Leben zu genieſſen, ſich nieder zu laſſen, um einmahl auszuruhen, einen Becher Wein zu koſten, um ſich wieder zu ſtärken und zu erquiken, und einen Augenblik entzükt zu ſeyn, um der Welt, mit Aufopferung ſeiner eigenen Ruhe und Wolfarth, eine nüzliche und edle Nachkommenſchaft zu erziehen? So betrachtet ein Greis, der in der Geſchichte des menſchlichen Herzens und des Laufs der Welt wirklich gelehrt und erfahren iſt, ſeinen eignen, und den Zuſtand der munteren Jugend. Er weis, wie die feurigen Triebe ihre Handlungen beſeelen; er kent die kleinen Wünſche, wodurch ſie groſſe Thaten begehet; er weis, daß ſie ein kurzer Genus nur kurze Zeit ſättigen mus, damit ſie wieder erwachen, um ſie zu gröſſern Thaten zu reizen; er weis, wie geſchikt ſich die Natur ihres verſchiedenen Geſchmaks, ihrer Unwiſſenheit, und des Scheingenuſſes bedienen wird, um ſie zu überreden, daß ſie viel genoſſen habe, um ihr Muth zu machen, noch immer mehr Wünſche zu befriedigen zu trachten, und um ſo glükſelig zu ſeyn, zu glauben, daß ihrer Sehnſucht nichts fehl ſchlage. Er weis, daß die Natur, ſo lange ſie noch Kräfte beſizet, ihren Muth zu guten Thaten auch dann, wenn ſie ihn nicht mit Genuſſe belohnen kan; dennoch mit Hofnung zu unterhalten wiſſen wird, und daß ſie dieſe Hofnung für wahren Genus, für wahre Belohnung halten kan, weil ſie ſie wirklich beſeeliget. So, wie ſolches oben

ſcho

ſchon abgeſchildert, und der Hofnung Vortreflichkeit und vielfältigen Nuzen pag. 158. beſchrieben worden. Endlich weis er auch, daß die Natur ihre Wünſche ſchwächen wird, ſo bald ſich die Kräfte ihres Lebens ſchwächen. Sie will uns nicht reizen, wenn wir nicht mehr ſtreiten können; ſie will uns in der Ohnmacht nicht zum Tanze auffordern; ſie will unſrer nicht ſpotten, wenn wir Invaliden geworden ſind, die ihre Kräfte in ihrem Dienſte verzehrt haben; ſie will uns nicht betrüben, wenn wir elend ſind. Sie verdunkelt unſre Augen, damit wir wenig Schönheit mehr an der Welt finden; ſie verſtopft unſre Ohren, damit wir uns an dem Jauchzen der muntern Jugend nicht ärgern; ſie macht unſern Geſchmak ſtumpf, damit wir nicht verſucht werden, etwas zu genieſſen, das wir nicht mehr vertragen können. Weil wir nichts mehr genieſſen können; ſo vermittelt ſie es, daß wir nichts mehr begehren, weil wir uns unſrer Schwachheit, unſrer Unthätigkeit nicht ſchämen ſollen, ſo erlaubt ſie uns, zu behaupten, daß wir bei grauen Haaren weiſer und klüger ſind, und ſo prägt ſie der Jugend Ehrfurcht gegen uns ein, die nur ſo weit nicht gehen darf, daß ſie den Greiſen glauben ſolte, ſie müſte, um eben ſo weiſe, als ſie, zu werden, eben ſo wenig begehren und eben ſo wenig thun, als ſie.

Dies iſt der Lebenslauf des menſchlichen Herzens. Dem verlebten Greiſe wird die Gleichgültigkeit zur Natur. Kein Wunſch empört mehr ſein Herz, das ſich nur noch auf eine mechaniſche Weiſe reget. Man verkündige ihm das gröſte Glük, das ihm auf Erden wiederfahren könte. Ey nun! wird er antworten, und kaum lächeln: Ey nun! das iſt gut! Man ſehe ihn im gröſten Unglüke; er wird ſich eben ſo wenig dabei verwandeln, als ſein Portrait. Endlich erſcheint der Tod, und der Greis vergiſt ſich.

Beſchreibung der gewöhnlichſten Frühlings- und Sommer-Kuren.

Bei der lezthin gelieferten Abhandlung und Unterſuchung von den ſogenannten Präſervations-Kuren, iſt der Misbrauch derſelben abgeſchildert, und die vielerlei üble Folgen, die zum groſſen Nachtheil der Geſundheit bei vielen Perſonen entſtehen, kürzlich angezeigt worden. Um nun ſolche Abhandlung vollkommner zu machen: ſo wird es nöthig ſeyn, auch die heilſame Würkung der ſo mancherlei Brunnen- und andern Kuren, hier kürzlich anzuführen, und zugleich zu zeigen, welchen Perſonen ſolche Kuren allerdings nüzlich und vortheilhaftig ſeyn müſſen. , , Die wenigſten Einwohner der Städte leben ſo, wie es die Geſeze der guten Lebens-Ordnung erfordern.

Wolte der Soldat die Nachtfröſte und den Schnupfen ſcheuen, wolte der Schneider nicht krumm ſizen, der Gelehrte nicht nachdenken, der Kaufmann nicht ſchreiben und rechnen, das Frauenzimmer nicht waſchen, nähen, kochen, wolte der Hofmann nicht leben, wie der Hof lebt, wollte der Geiſtliche leben, wie die Welt lebt, wollte niemand etwas unternehmen, was nicht mit den ſtrengen Regeln der Lebensordnung übereinkommt; ſo würde die Welt gar bald eine Herberge feiger und geſunder Bettler werden, und die erſte Frucht einer ſolchen Verzärtelung würde die Aufhebung aller Stände und des geſelligen Lebens ſeyn. Man lebt nicht, um blos vorhanden zu ſeyn, ſondern um der Welt zu dienen. Man mus, wenn man des Lebens würdig ſeyn ſoll, den Muth beſizen, es dem Dienſte der Welt aufzuopfern, und man mus nicht geſunder zu ſeyn begehren, als man es in dieſem Dienſte ſeyn kan, nachdem man einmahl die Wahl freywillig getroffen hat, dieſes oder jenes Amt und Gewerbe zu beſtreiten. In dieſer Nothwendigkeit kan es unmöglich fehlen, es mus unter ſo vielen Lebensarten der Stadtleute, die wider die ſtrengen Regeln der Lebensordnung ſtreiten, eine Menge kränklicher und hinfälliger Leute geben, die, wenn ſie ſich nicht ſelbſt umbringen, und in die elenden Umſtände verſezen wollen, der Republik, als unvermögende Mitglieder, zur Laſt zu leben, nothwendig einen Theil ihres Lebens daran wenden müſſen, um die ihnen dräuenden Krankheiten in ihrer Geburt zu erſtiken, und ſich auf eine geraume Zeit wieder tüchtig zu machen, ihre unnatürliche Lebensart zum Opfer für das gemeine Beſte fortzuſezen.

Die Gelehrten, die Kaufleute, die Künſtler und das Frauenzimmer führen gröſtentheils, ihrer Berufsgeſchäfte wegen, eine ſolche unnatürliche Lebensart, welche ſie mehrentheils kränklich und elend macht. Man ſollte theils dieſer Leute, die auf den Straſſen ſo geſchäftig und munter einhergehen, mit ihren Aerzten, mit ihren Freunden, oder mit ſich ſelbſt im Vertrauen ſprechen hören; ſo würde man erſtaunen, wie viel heimliches Elend die Menſchen drüket. Dieſer kan bei dem reichſten Gaſtgebote nichts ſpeiſen, weil er keinen Appetit und keine Kraft zu verdauen hat. Jenem ſind alle Speiſen rügſam, alle Getränke zu hizig. Dieſer ſizt mit einem von Blähungen aufgetriebenen Bauche, und ſchnappet nach Luft.

Dieſer wird von Zweifelsknoten, jener von Sorgen, dieſer von einer nichtsbedeutenden Furcht, jener von ſchrekhaften und ſchwermüthigen Träumen geängſtiget. Dem einen iſt die Welt zu enge, dem andern zu weit. Jener, der alles hat, was ſein Herz wünſchen kan, beſizt nichts, weil er nicht vermögend iſt, etwas zu genieſſen. Dieſer ſinnet auf Unglüksfälle, die ihm wiederfahren könnten, und macht ſich die Mittel unmöglich, ihnen zu entgehen. Schwermuth, Furchtſamkeit, Feigheit, Trägheit, Unverdaulichkeit, Mangel des Appetits, Ekel, Windſucht, Verſtopfungen, böſe Träume, Milzſucht, Alp, Vapeurs, Bleichſucht, dikes und ſchweres Geblüt, verdorbene Säfte, und tauſend andre Plagen ſind bei vielen Gelehrten, Kaufleuten, Künſtlern und Frauenzimmern, bei vornehmen Müſſiggängern und bequemen Reichen beſtändig zu Hauſe; und gleichwohl ſind alles dieſes lauter ſolche Krankheiten, weshalb man ſich weder zu Bette leget, noch ſeine Geſchäfte verabſäumet.

Dieſen unglüklichen Perſonen kan ein Arzt mit Recht im Frühjahre oder Sommer eine Cur verordnen; und dieſe Jahrszeit ſind darum die Bequemſten, weil die eingezogene Lebensart, die man im Winter, der Witterung und kurzen Tage wegen, zu führen gezwungen iſt, mehrentheils am Ende deſſelben alle dieſe Zufälle auf einen ſo hohen Grad gebracht hat, daß man gezwungen iſt, ihrer einreiſſenden Macht etwas entgegen zuſezen, und weil zugleich die Witterung zu denen Arten der Curen im Frühjahre und Sommer am günſtigſten iſt, die dieſe Krankheiten erfordern. Unter allen dieſen Curen ſind für die Leute, von denen ich hier rede, die Brunnencuren am vorzüglichſten; und damit ſie deſto geneigter ſeyn mögen, ſie zu gebrauchen, ſo will ich ihnen, aus bewährten Schriften die Vortheile erzählen, die ſie ſich von dieſen Curen zu verſprechen haben. Ich will hauptſächlich nur bei denen ſtehen bleiben, welche den meiſten Arten von Brunnencuren gemein ſind. Doch werde ich auch etwas von den beſondern Wirkungen der verſchiedenen Brunnenwaſſer ſagen.

Den meiſten fehlt es bei ihrer Lebensart an der gehörigen Leibesbewegung. Sie verkrummen auf ihren Stühlen; ihre Säfte werden dik und ſchwer; ihre Verdauungskräfte werden durch das Zuſammendrüken des Unterleibes geſchwächt und gehindert; und aus dieſen beiden Quellen entſpringen die meiſten ihrer Krankheiten.

Bei den Brunnencuren iſt man genöthiget, ſeinen Leib durch Bewegung zu üben. Die Brunnentrinker ſind Läuſer, die in den Alleen Gärten ꝛc. herum ſtreichen, und ſich zerſchütteln, um das Waſſer wieder los zu werden, daß ſie in groſſer Menge getrunken haben. Sie kehren alſo in der Brunnenzeit wieder unter den Gehorſam der Natur zurük, welche von uns die beſtändige Leibesübung fordert, wenn wir geſund ſeyn wollen. Bei der Brunnencur mus der Mann mit dem diken Bauche, der ſich, wie eine Gans, im Sizen fett gemacht hat, eben ſo ſchnell mit fort, als die kurzluſtige Dame, die ſeit dem September die freye Luft nicht gerochen hat. Der dürre Gelehrte mus fort, und der grübelnde Kaufmann. Es läuft der verwachſene Künſtler, die bleiche Jungfer, der dikbeinigte Reiche, der cachektiſche Vogt, und der hypochondriſche Magiſter. Alles läuft, vom Waſſer und Arzte getrieben, bis ein jeder zu dem Ruhepunkte kommt, wo man ihn gern allein läßt. Sie finden ſchon in der Leibesbewegung allein das Mittel, das ihnen ſo unentbehrlich iſt, um ſich vor den übeln Folgen einer gemächlichen oder ruhigen Lebensart zu bewahren. Sie ſezen dadurch ihr Geblüt in ſtärkere Bewegung, alle ihre Säfte in beſſere Miſchung. Sie befördern alle natürliche Verrichtungen der innern Theile, und ſtärken durch die Übung ihre erſchlafften Muskeln. Man ſiehet hieraus, wie nothwendig es ſey, daß die Brunnentrinker dieſen Vortheil in ſeinem ganzen Umfange zu genieſſen ſuchen. Ich wünſchte, daß ſie um deswillen zu den Quellen ſelbſt. oder an andre Oerter hinreiſen möchten, anſtatt das Waſſer zu ſich kommen zu laſſen. Denn in der That iſt die Reiſe den Brunnengäſten nüzlicher, als dem Brunnenwaſſer. Es iſt auch nicht genug, nur ſo lange zu ſpazieren, bis man das Waſſer wieder los geworden iſt; ſondern man mus auch den übrigen Theil des Tages zu ſanften und gemächlichen Leibesübungen anwenden, und ein wahres Landleben führen. Das Spazierengehen, das Fahren, das Reden, das Lachen, u. ſ. w. ſind alles heilſame Übungen, womit man in der Brunnenzeit den ganzen Tag abwechſeln ſollte, ohne ſich an die Spieltiſche hinzuſezen, und bei denſelben den ganzen Nachmittag in einer Stellung zu bleiben, die man des Vormittags nur bei der Wirkung des Brunnens annehmen darf.

Die zärtlichen, fetten, müſſigen, ſchwermüthigen und milzſüchtigen Leute trinken gemeiniglich ſo wenig, wie ihre Paragogen. Sie hindern hiedurch nicht allein die Verdauung der Speiſen, ſondern ſie verdünnen auch ihre Säfte nicht genug, damit ſie zu allen den Wirkungen, wozu ſie beſtimmt ſind, geſchikt ſeyn könnten. Wenn dieſe Leute den Brunnen trinken; ſo müſſen ſie doch einmahl ihren Mund weit aufthun, und aus trokenen Paragogen naſſe Enden werden. Dieſe Verdünnung der Säfte iſt ein anderer allgemeiner Vortheil der Brunnencuren für ſie.

Es gereichet dieſes den Brunnengäſten zum gröſten Nuzen: Die trokne Dame, der klapprigte, knöcherne Litteratus, der hagere Hypochondriſt, der weingelehrte Zecher, und der dürftige Poet, der alle die ſchönen Weine beſingt, davon ihm ſein Mäcen keinen Tropfen im Glaſe läſt; alle dieſe Schmachtenden werden hier mit Waſſer reichlich getränkt, und ſtellen, nachdem ſie entweder lange genug troken, oder mit hizigen Getränken angefüllet geweſen, lebendige Waſſerleitungen vor, worinn ganze Bäche ein- und ausflieſſen. Die von der Trokenheit oder vom Durſte nach hizigen Getränken verſiegeten Eingeweide werden von einem kräftigen Waſſer getränkt und durchweicht. Die verdünnten Säfte durchdringen die zarteſten Röhren, und eröfnen die Wege, auf welchen unſerm Fleiſche die Nahrung zugeführet wird, und auf welchen die Natur die abgenuzten Theile der Säfte aus unſerm Körper wieder heraus ſchaffen.

Einer der gröſten Vortheile bei den Brunnencuren iſt die Abwendung des Gemüths von den täglichen Geſchäften, und die Pflicht, ſich zu ergözen. In dieſer Abſicht iſt es abermahls beſſer, den Brunnen nicht zu Hauſe, ſondern entweder bei der Quelle, oder an einem fremden Orte, zu trinken, wo die Gegenſtände neu und angenehm, und von ganz andrer Art ſind, als die man täglich geſehen hat. Dieſes iſt ein ſehr weſentliches Stük für Brunnengäſte, die gröſtentheils an ihren Gemüthern mehr leiden, als an ihren Körpern. Beim Brunnen mus der Abt, der Magiſter, der Kaufmann, der Künſtler, die Dame und das Mägdchen zu arcadiſchen Schäfern und Schäferinnen werden. Das freye Feld, die Gärten, die Wieſen, ſind ihre Palläſte. Der blaue Himmel iſt ihr Dach, die grüne Erde ihr Bette, die reine Luft ihr Element und das Vergnügen ihr Zwek. Unter den Vergnügungen ſind aber einige Arten, wozu man mehr verpflichtet iſt, als zu andern, obſchon keine Art derſelben ganz hintan geſezet werden mus, wenn ſie nur zu haben iſt. Mehrentheils ſind die Leute, denen die Brunnencuren am nöthigſten ſind, ſchwermüthig, misvergnügt, Feinde der Luſt, der Freude, des Umganges und der ſinnlichen Ergözungen. Daher kommt es, daß ſie ihre Cur ohne Nuzen gebrauchen werden, wenn ſie nicht an allem Theil nehmen, was ſie auch ſonſt für thöricht halten, wenn es nur ihr Gemüth zerſtreuen, und ihre ſchwarze Einbildungskraft ein wenig aufhellen kan.

Die vorzüglichſten Vergnügungen ſind die, ſo in Leibesübungen beſtehen. Für die ſchwächlichſten Leute dienen in dieſer Abſicht die Spazierfahrten bei ſtiller, warmer Witterung, unter dem Geräuſche der Freude. Für ſtärkere Perſonen dienet das Spazierengehen, das Schlagen des Volanten, das Reden, das Singen, die Spiele, die in Leibesübungen beſtehen, die Jagd, die muſikaliſchen Leibesübungen ꝛc.

Nach den Leibesübungen verdienen diejenigen Vergnügungen den nächſten Rang, welche in einer angenehmen Zerſtreuung und Beſchäftigung des Gemüths beſtehen, und womit man die Stunden ausfüllen kan, da man die Leibesübungen hintan ſezen mus. Das Leſen angenehmer Schriften, ſo wie ſie dem Geſchmake eines jeden gemäs ſind, das geſellſchaftliche Leben, die Muſik, die Veränderung der Gegenſtände, die Betrachtung der Natur, die Fiſcherey, das Vogelſtellen, die Scherze ſind zu dieſen Abſichten vortreflich.

Es giebt aber noch eine andre Art der Vergnügungen, welche bei Brunnengäſten ſehr groſſe Einſchränkungen erfordert, und das ſind die Vergnügungen der Zunge, die Gaſtereyen, Schmäuſe, die Kaffee- Wein- und Kartenſpiel-Geſellſchaften. Die ſtrenge Mäſſigkeit, welche eine der erſten Brunnenregeln iſt, mus ſchlechterdings keine Ausnahme leiden, wenn man den Brunnen mit Nuzen gebrauchen will. Die Kartenſpiele hingegen beſchäftigen theils die Aufmerkſamkeit zu ſehr, und theils ſind ſie einer andern Hauptbrunnenregel, der Leibesübung, entgegen. Man mus ſich alſo dieſer Arten von Vergnügungen mit vieler Enthaltſamkeit und Mäſſigung bedienen.

Ich will die übrigen allgemeinen Vortheile der Brunnencuren in einen Artikel zuſammen ziehen. Sie beſtehen darinn, daß man durch die eiſenhafte Erde in den meiſten Brunnenwaſſern die feſten Theile ſtärket; daß man durch natürliche Salze den Leib von ſeinen Unreinigkeiten befreyet, und daß man den Nerven gleichſam neue Geiſter und Kräfte mittheilet, indem man den flüchtigen Geiſt mitgenieſſet, welchen die mineraliſchen Waſſer bei ſich führen, und der ihnen ſo eigenthümlich iſt, daß man eben um deswillen kein ſolches Waſſer durch eine künſtliche Vermiſchung nachmachen kan.

Der Pyrmonter Brunnen hat insbeſondre eine ſtärkende, durchdringende und purgirende Kraft. Dieſe leztere iſt bei der Quelle ſelbſt nicht ſo gros als wenn er verführt worden iſt. Hingegen aber kan er auch wiederum nicht eher verführt werden, als bis ſeine flüchtigſten Geiſter verraucht ſind, weil dieſe ſonſt die Flaſchen zerſprengen würden. Daher trinkt man ihn auswärtig mehrentheils nur als eine ſtärkende Purganz. Empfindlichen Leuten iſt er, zumahl bei der Quelle, zu ſtark; daher müſſen ihn dieſe entweder wenig, oder mit Brunnenwaſſer verſezt, oder auch mit halb ſo viel Milch vermiſcht trinken.

Der Egriſche Brunnen iſt nicht ſo geiſtreich, als der Pyrmonter; daher iſt ſeine Wirkung gelinder und ſicherer. Er purgiret vermöge ſeines Salzes, und wirket nicht anders, als wie das Sedlizerſalz. Er hat nicht ſo viel gelbe, kalkhafte Erde bei ſich, als der Pyrmonter, und ſein Waſſer iſt zarter, leichter und reiner. Er löſet den zähen Schleim ſo wohl im Magen und den Gedärmen, als auch in den Gefäſſen auf, und iſt alſo beſonders hypochondriſchen Männern und bleichſüchtigen Frauenzimmern dienlich.

In dem Dorfe Niederſelz im Stifte Trier, nicht weit von der Stadt Limburg quillet aus einer reichen Quelle das angenehme Selterwaſſer, welches, wie ein neuerer franzöſiſcher Schriftſteller behauptet, ſeine Tugenden der groſſen Menge von Luft allein zu danken hat, die ſich darinn befindet. Dieſer Brunnen iſt gelinde, treibt das Waſſer ein wenig, verbeſſert die Säfte, lindert die Krämpfe, und dienet den zärtlichen, ſchwachen, abgezehrten, und gichtiſchen und ſchwindſüchtigen Perſonen. Er hat den Vorzug, den andre Quellen nicht haben, daß er ſich mit dem Weine vermiſchen läſt, und denſelben auf keine unangenehme Weiſe ſchwächet, und daß man von ihm nicht, wie Gleim von ſeinem klaren Schmerlenbache ſagen darf,

Dein Waſſer löſcht den Durſt; allein
Mein guter Bach! mit meinem Wein
Darf es ſich nicht vermiſchen.

Es erreget, wenn man es mit ein wenig Wein vermiſchet, und etwas Zuker hinein wirft, ein Brauſen und Sprudeln, das dem Champagnerweine nachahmet, und man trinkt in dieſer Vermiſchung Wein und Waſſer mit gröſſerm Vergnügen, als eins von beiden allein. Viele Geſunde trinken dieſes Waſſer den ganzen Sommer hindurch mit Weine vermiſcht, ſtatt des täglichen Getränks, und es hat den Charakter aller guten, unſchuldigen Dinge, daß es nicht viel hilft, und nicht viel ſchadet, und daß es auf eine Weiſe, die keine Reue noch Nachweh zurük läſt, die Zunge vergnüget.

Der Tönnſteiner Brunnen iſt wegen ſeines überaus angenehmen Geſchmaks beliebt, und befördert alle Ausführungen ſehr gelinde. Sein Waſſer iſt das Labſal der Hypochondriſten.

Ihm kommt der Wildunger am nächſten, der noch gelinder iſt, und, wenn man ihn reichlich trinkt, die Säfte verdünnet, vielleicht blos darum, weil er Waſſer iſt. In eben der Abſicht dienet er gichtiſchen und ſcorbutiſchen Leuten.

Der Schwalbacher Brunnen iſt etwas ſtärker, aber doch allezeit noch gelinde genug, und befördert einigermaſſen die Ausführungen.

Der berühmte Spabrunnen, welcher, mit Weine vermiſcht, ſprudelt, und warme Dünſte von ſich ſtößt, wird beſonders für die Nierenkrankheiten gut gehalten, deren Schmerzen er lindert, gleich wie er die Geſchwüre der Nieren reiniget und heilet.

Der Deinacher, Göpinger und Uberkinger, wird wegen ſeinem martialiſch-vitrioliſchen Principio, in hypochondriſch- und melancholiſchen Beſchwerungen, vorzüglich gerühmet; Und dienet zumal lezterer, in Anſehung ſeines ſtärkeren martialiſchen Elementis, die geſchwächte Verdauung und ausgedehnte Vaſa und Viſcera zu ſtärken; und iſt denen, die mit Schwindel, verlohrnen Appetit, Kopfweh, Engbrüſtigkeit, Cachexie, Bleich- und Gelbſucht ꝛc. behaftet, am dienlichſten.

Der Buchſäuerling, welcher in Böhmen beim Carlsbade in einem Buchenwalde quillet, treibt das Waſſer, und öfnet, wenn man ihn mit Vitriolgeiſte vermiſchet, den Leib.

Unter den eiſenhaltigen Waſſern ſind der Radebergiſche, der Lauchſtädter, der Bebraiſche, der Freyenwalder und der Weiſſenburgiſche berühmt. Dieſe Brunnen eröfnen, ſtärken, befördern die Ausdünſtung, und reizen.

Unter den Bitterwaſſern iſt das Sedlizer und Seidſchüzer, wegen ſeiner Tugend, den Magen und die Gedärme von ihren Unreinigkeiten zu ſäubern, in einem gegründeten gutem Rufe.

Sonſt kan auch das Schlangenbad und der Schleuſinger, oder Wilhelmsbrunnen, ſo wohl innerlich als äuſſerlich mit Nuzen gebraucht werden, obgleich ihr Vorzug nur darinn beſteht, daß ſie ein leichtes, zartes und reines Waſſer haben. Der Wilhelmsbrunn befördert den Schweis, und zertheilet. Daher dient er zur Verhütung verſchiedener Krankheiten, und zur Erleichterung in langwierigen Zufällen.

Dieſes ſind die Wirkungen der vornehmſten trinkbaren Geſundbrunnen in Deutſchland. Davon im 3ten Theil des Referendarii pag. 1. was Mehrers abgehandelt worden.

Ich kan dieſe Beſchreibung nicht völlig beſchlieſſen, ohne noch etwas von den Milch- und Molkencuren zu erwähnen, die ſchwächlichen und kränklichen Perſonen, theils zur Nahrung theils zur gelindeſten Reinigung, anzurathen ſind. Um dieſe Zeit, da das Vieh das ſchöne Gras genieſſet, das ſeine Säfte arzneyhaftig macht, bedienen ſich viele ſchwache, magere und ſchwindende Perſonen, vier Wochen oder vierzehen Tage lang, alle Morgen eines gewiſſen Maſſes Milch, das ſie ſo warm, als es von dem Thiere kommt, austrinken, und wobei ſie in dieſer Zeit eine förmliche Brunnendiät führen. Es giebt Beiſpiele von Leuten, die ſich durch dieſes Mittel fett und rund gemacht haben. Allein, es erfordert einen reinen Magen, in welchem die Milch nicht ſo leicht verderben kan. Daher iſt es rathſam, ſowohl vor dem Anfange der Cur, als auch in deren Fortgange, etwa um den vierten oder ſechſten Tag eine Arzney zur Reinigung des Magens und der Gedärme zu nehmen. Was ſich hierzu am beſten für jede Perſon ſchike, und von was für einem Thiere die Milch getrunken werden ſoll, das mus ein Arzt aus der beſondern Leibesbeſchaffenheit einer jeden einzelnen Perſon beurtheilen. Was aber ganz geſunde Leute, die nur ein wenig fett werden wollen, anbetrift, ſo gebe ich ihnen den Rath, daß ſie ſich die Thiere nach ihren Temperamenten ausſuchen. Ein Cholericus kan ſich der Pferdemilch, ein Sanguineus der Ziegenmilch, ein Melancholicus der Kuhmilch und ein Phlegmaticus der Eſelsmilch bedienen. Ich ſollte meynen, daß wenigſtens ein jeder dabei ſicher ſeyn könnte, daß die Milch ſein Temperament nicht ſehr verändern würde. Ubrigens kan man auch auf den Stand ſehen. Ein Adlicher kan ſich ſchon ein ſaugendes Pferd halten, um ſich ein wenig auf deſſen Koſten zu mäſten. Ein anſehnlicher Kaufmann kan eine Eſelin in Dienſt nehmen: denn einem ſolchen Manne kommt es nicht darauf an, ob er einen Domeſtiquen mehr hat, oder nicht. Ein wohlhabender Bürger und Künſtler hat Ehre genug davon, wenn er eine eigene Ziege hält. Hingegen die armen Gelehrten und Poeten müſſen ſich mit der gemeinen Kuh behelfen, deren Milch man für eine Kleinigkeit von der Weide hohlen laſſen kan, ohne das ganze Vieh zu kaufen. Dieſe vier

Thiere ſind die Ammen erwachſener Leute. Denn obgleich die Menſchenmilch vielleicht das natürlichſte Mittel für Menſchen wäre, ſo iſt es doch eben nicht gebräuchlich, daß ſich der Herr vom Hauſe an die Bruſt einer Amme anlegen ſollte, oder daß Madame den Titt ſaugte.

Der gemeine Mann bedient ſich ſtatt der Molkencuren im Frühjahre der Buttermilch, welche eine Art von Molken, aber nicht ſo mager iſt, als die mediciniſchen Molken. Dieſe leztern werden gemacht, indem man Milch kochet, den Rohm fleiſſig abnimmt, und dann eine Säure, entweder von Limonenſaft, oder Cremor Tartari, u. d. gl. hinein ſchüttet, und die Milch ſo über eine halbe Stunde bei gelindem Feuer ſtehen läſt. Solchergeſtalt ſezt ſich das Dike der Milch zu Boden, und die darüber ſtehenden Molken werden klar abgegoſſen, und ſo getrunken. Damit aber die Molken ein wenig abführen, ſo bedienet man ſich eines Purgierſalzes dabei.

Dieſe Cur diehet zur Verſüſſung der Säfte, und zur gelinden Reinigung des Körpers. Vielen verurſacht aber die Säure, womit die Molken geſchieden werden, ein ſaures Aufſtoſſen, welchem entweder dadurch abgeholfen wird, daß man durch das Salz die Wirkung der Molken nach unten befördert, oder daß man ſich ſüſſe Molken zubereitet. Das leztere kan auf zweyerley Weiſe geſchehen. Man nimmt zwey Maas Milch, ſezt ſie aufs Feuer, und läſt ſie unter beſtändigem Umrühren ſo lange einkochen, bis nur ein troknes Pulver davon zurük bleibt. Auf dieſes Pulver gieſſet man zwey Maas Waſſer, läſt es wieder aufkochen, ſeigert es hernach durch, und trinket es, wie Molken. Dieſe Molken erfodern eine groſſe Behutſamkeit im Kochen der Milch, damit ſie nicht anbrenne. Denn wenn dieſes geſchicht, ſo erhalten die Molken davon einen unangenehmen brandigten Geſchmak. Dieſen hat man bei der andern Art der Zubereitung nicht zu fürchten, welche folgendermaſſen geſchicht. Man nimmt friſch gemolkene Milch, thut friſche wohlgequirlte Eyer hinein, vermiſchet beides, und läſt es kochen. Die Eyer und das Dike der Milch vereinigen ſich, und gehen zu Boden, und es bleiben darüber ſchöne klare Molken ſtehen, die man genieſſen, und alle Tage friſch zubereiten mus.

Izt haben meine Leſer die Wahl unter mancherley Mitteln, die ſie nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände gebrauchen können, und wobei das allezeit das Beſte ſeyn wird, daß ſie eine ſolche Lebensordnung bei der Cur führen, als es ihnen ihr Arzt verordnen wird. Die armen Leute, die aller dieſer herrlichen Sachen entbehren müſſen, ſind deshalb nicht viel unglüklicher. Können ſie gleich keinen Eſel und keine Ziege, keine Stutte noch Kuh bezahlen, ſo ſteht es doch nur bei ihnen, ſich aller der Vortheile, die dieſe Thiere Herren und Damen gewähren, durch Arbeitſamkeit, Sorgloſigkeit, Mäſſigkeit, und durch den Genus der reinen freyen Luft theilhaftig zu machen. Die Leute, die Beſtien ausſaugen müſſen, um geſund zu bleiben, dürfen ſich gewis auf dieſen Unterſchied ſehr wenig zu Gute thun. Mich fragte einsmahls vorm Jahr ein Herr, den ich auf ſeinem Garten beſuchte, ob ich ſeinen D... oder Amme kennete? Als ich antwortete: Nein, ſo ſagte er: Hier logirt ſie, und machte die Stallthür auf, wo ich einen Eſel in ſeinem grauen Kleide ſtehen ſahe. Ich fragte ihn, ob derſelbe auch Madame bediente? O Ja, verſezte er, und wir befinden uns beide ſehr wohl bei ſeinen Arzneyen. Das macht, ſagte ich, daß er ihnen nichts giebt, was nicht ihrer Natur gemäs wäre. Hier rufte der Eſel J-J A! und der Stallknecht gähnte und ſagte: "Leever wull ik ſtärven, as den aaſigen Beeſte ſiene Melk ſupen!" Vielleicht hatte der Stallknecht nicht unrecht; wenigſtens kan ſich ein jeder, wie er, zufrieden geben, daß kein Eſel für ihn verdauet.

Gedan-

Gedanken von der Wirkung des Monds in den menſchlichen Körper.

Ich bedaure zum öftern das Schikſal unſerer Vorfahren, wenn ich ſehe, wie ſie den Augen ihrer Nachkommenſchaft ſo lächerlich ſcheinen. Was haben wir nicht gelacht, wenn uns die Alten verſichern wolten, daß im Mittelpunkte der Erde ein beſtändiges Feuer brenne; daß die Seelen im Tode ihre Körper umtauſchten; daß eine kaltmachende Materie in der Luft vorhanden ſey; daß die Aehnlichkeit der Menſchengeſichter mit den Thieren ähnliche Neigungen verrathe; und daß die Geſtirne in den menſchlichen Körper einen Einflus hätten! Wer war glüklicher, als die alten Weltweiſen, daß ſie der Schoos der Erde vor der Schande unſers Gelächters verbarg, und daß ſie von allen den Spöttereien nichts mehr empfanden, womit ſie die klügere Nachwelt überhäufte. Doch, endlich weis die Natur ihre verachteten Schüler zu rächen. Endlich gibt ſie den weiſeren Söhnen die Einfalt der Väter wieder; endlich verwandelt ſie die lächerlichen Thorheiten der erſten Weltweiſen in ernſthafte Lehrſäze der Neuern, und endlich ſezt ſie uns in den Zuſtand, daß unſere Kinder auch über uns, wie wir über unſere Väter, lachen können. Ein Mairan ſtellt das Centralfeuer wieder her, ein Wolfianer gibt den Seelen nach dem Tode neue leichte Körper zu ihren Wohnungen, ein Geoffroy entdekt bei kalten Gährungen aufſteigende kaltmachende Dünſte. Wolf ſelbſt vertheidiget die Uebereinſtimmung der Neigungen mit den Geſichtsbildungen der Menſchen und Thiere, und wie lange wird es dauren, ſo nehmen es alle Naturforſcher für eine ausgemachte Wahrheit an, daß die Geſtirne einen Einflus in Menſchen und Thiere haben. So iſt es. Die Einſichten der Weltweiſen verändern ſich, wie Kopfzeuge des Frauenzimmers, und die alten Lehrſäze werden eben ſo wieder Mode, wie die Trachten der vorigen Jahrhunderte. Laſſet uns ſehen, ob wir nicht auch den Mond wieder in ſeine alten Rechte einſezen können. Sonſt fiel der Gärtner, der Säemann, der Arzt und der Kranke vor ihm nieder, und vermiſchten ihre Anrufungen mit den Seufzern der Verliebten. Was konte wohl ein geſchikter Gärtner mit ſeinen Bäumen anfangen, ehe er nicht den Mond zu Rathe gezogen hatte; wie hätte ſich der Säemann unterſtehen können, ſeine Saat in die Erde zu bringen, ehe er wuste, ob der Mond damit [illegible]eden wäre; und welcher Elender hät[illegible]kühnt, ohne den Beifall des Mon[illegible]e Abführung zu nehmen? Allen b[illegible]n löblichen Gebräuchen ſchien die neuere Weltweisheit mit einem male ein Ende zu machen. Sie warf die Altäre nieder, die man den Planeten errichtet hatte, und erklärte die Gebete an den Mond und an die Geſtirne für einen einfältigen Aberglauben. Doch was geſchiecht? Newton hatte dem Monde die Direction der Ebbe und Fluth im Meere aufgetragen. Seine Meinungen wären Naturgeſeze, und ſo wie er urtheilte, daß die Maſchine des Weltgebäudes gehen müste, ſo gieng ſie. Niemand unterſtand ſich, ihm und der Natur zu widerſprechen. Der tiefſinnige Meskünſtler und der ſcharfſichtige Schiffer ſagten mit einem Munde, daß Newton Recht hätte. Die Fluth richtet ſich genau nach dem Monde, daß man mehr Unglauben beſizen müste, als ein Naturforſcher haben darf, wenn man ihr eine andere Urſache, als ſeine anziehende Kraft, zuſchreiben wolte. Vermöge dieſer ziebt er das Waſſer im Meere, da, wo er mit ſeinem runden Geſichte über ihm ſchwebt, zehn Fus hoch in die Höhe, und macht rings um den Horizont herum einen Abflus des Waſſers, welchen man Ebbe nennet. Die Sonne, welche eben dieſe Kraft, aber nur im geringerm Grade, beſizt, kan das Waſſer des Weltmeeres wenigſtens um zwei Fus erheben, und hiervon rühret es her, daß zu den Zeiten des Neu und Vollmonds, wenn Sonne und Mond in Conjunction ſtehen, und alſo gemeinſchaftlich wirken, die Fluth weit merklicher iſt, weil ſie alsdann zwölf Fus an der Höhe beträgt.

Kaum hatte Newton dieſe Entdekung bekannt gemacht, ſo muſte natürlicher Weiſe in den Naturforſchern der Gedanke entſtehen, ob nicht vielleicht der Mond, der das Waſſer zehn Fus hoch erheben kan, ſeine anziehende Kraft in gleichem Maaſe auch auf den Luftkreis erſtrekte, und da die Luft beſonders in der Gegend, wo die Wolken ſchweben, mehr als tauſendmal leichter als das Waſſer iſt, in unſerm Dunſtkreiſe eine Fluth und Ebbe hervorbringen mögte, die dieſem Unterſchiede der Schwere zu Folge ſich zu der Fluth im Waſſer, wie 1000. zu 10, verhalten müſte. Welcher Naturforſcher hätte wohl dieſen Gedanken für chimäriſch halten ſollen? Man erinnerte ſich der groſſen Veränderungen, welche die Witterungen zur Zeit des Neu- und Vollmonds leiden, da die Sonne mit dem Monde gemeinſchaftlich eine Fluth im Dunſtkreiſe erreget, die nicht weniger als 12000. Fus an der Höhe betragen mus. Man konte hieraus erklären, warum ſich um dieſe Zeiten zuweilen plözlich eine Menge Dünſte im Luftkreiſe verſammleten, und Wolken bildeten, die vorher nirgends zu ſpüren geweſen waren. Man ſahe, daß der Landmann Recht hatte, wenn er ſich auf die Veränderung des Wetters beim Neu- und Vollmonde verlies, und kurz, man fand endlich, wenn man alle Erſcheinungen in der Natur mit einander in Vergleichung ſtellte, daß dieſe Ebbe und Fluth in der Luft eben ſo gewis, als die im Meere, ſtatt finden müſte.

Was haben wir nun aber wohl weiter nöthig, um den Einflus des Mondes in den menſchlichen Körper zu beweiſen, als eben dieſe groſſen Veränderungen, die er im Dunſtkreiſe hervor bringt? Die Luft iſt das Element, worinn wir leben; die verſchiedenen Witterungen ſtimmen und verſtimmen unſern Körper, wie ein muſikaliſches Inſtrument, und verändern die Töne und Harmonie deſſelben, welches ſeine Empfindungen und natürlichen Verrichtungen ſind. Kan uns nun der Mond unter einen 10000 mal höhern Dunſtkreis begraben; kan er uns rings umher von dem ganzen Horizonte die Dünſte herbei führen u. ſie über unſern Häuptern verſamlen; kan er in den obern Gegenden der Luft ein ſo wichtige Bewegung hervorbringen, die ſich, wiewol unmerklicher, dicht bei dem Erdboden ebenfalls ereignen mus; und kan er alſo die Urſachen von Wind, Wärme, Kälte, Wolken, Dünſten, Nebel und Ungewitter ſeyn; ſo müſſen wir in ihm einen Geſundheitsgott verehren, auf deſſen Einfluſſe ein groſſer Theil des Wohlſtandes unſers Körpers beruhet; ſo dürfen wir ihn nicht blos, als ein kleines Licht, das die Nacht regieret, mit verächtlichen Augen betrachten, und ſo müſſen wir die alte Sage, daß der Mond eine gewiſſe heimliche Herrſchaft über die Menſchen habe, nicht für eine lächerliche Phantaſey abergläubiſcher Seelen, ſondern für eine Wahrheit halten, die unſern ganzen Ernſt, unſere ganze Aufmerkſamkeit verdienet. Laſſet uns ſehen, ob wir nicht in der menſchlichen Natur Spuren dieſes geheimen himmliſchen Einfluſſes entdeken können: denn die Wahrheit zu ſagen, ſo kann dieſe Wirkung wirklich ſo geringe nicht ſeyn, daß ſie ſich nicht ſollte bemerken laſſen. Es wird nur darauf ankommen, daß wir dieſe Spuren an ihrem rechten Orte ſuchen.

Die Veränderung der Schwere der Luft hat einen nicht geringen Einflus in unſern Cörper. Vielleicht bilden ſich manche Feinde der himmliſchen Einflüſſe ein, daß das ganze Syſtem von der Ebbe und Fluth in der Luft ſchon dadurch widerlegt ſey, weil wir keine Veränderung in der Schwere der Luft zur Zeit der Ebbe und Fluth wahrnehmen; denn dieſe müſten uns unſtreitig die Barometer entdecken. Allein, in der Veränderung der Schwere der Luft kann man die Wirkungen des Mondes in unſern Luftkreis nicht ſuchen. Es iſt wahr, daß zur Zeit der Fluth eine 10000. höhere Luftſäule, als gewöhnlich, über unſern Häuptern ſchwebt: allein, man mus ſich dieſe Luftſäule als eine Laſt vorſtellen, die von der anziehenden Kraft des Mondes getragen wird, und alſo den Druk der auf den menſchlichen Cörper in nichts vermehret. Ein Beiſpiel wird dieſes erklären. Man lege in eine Wagſchaale 20, in die andere aber nur 10. Pfund Eiſen, und halte über die erſte einen Magneten, der 10 Pfund zieht, ſo wird die Wage im Gleichgewicht ſtehen, weil der Magnet die Hälfte von dem 20pfündigen Gewichte trägt, daß alſo die Wage auf beiden Seiten nur mit 10 Pfund beſchwert iſt. Der Mond iſt dieſer Magnet. Er ſammlet die Luft zwar unter ſich in einen Haufen zuſammen; allein, indem ſie eine Schwere gegen ihn hat, verliert ſie die Gewalt, auf den unter ihr ſchwebenden Dunſtkreis zu drüken.

Wenn wir alſo bei der Ebbe und Fluth der Luft in unſerm Cörper keine Wirkungen ihrer vermehrten Schwere wahrnehmen können, es müſte denn dieſes blos zufälliger Weiſe geſchehen, indem die Fluth des Dunſtkreiſes die obere Luft mit Dünſten und Wolken anfüllen könnte, die die untere mehr als zuvor zuſammen drüken; ſo werden wir doch gewis dieſe Wirkung des Mondes in unſern Dunſtkreis an dem Winde oder der Zugluft wahrnehmen, die davon nothwendig entſtehen mus, wenn ſich rings umher unter dem Monde eine ſo ungeheure Laſt von Luft zuſammen zieht, die ohngefähr alle ſechs Stunden ab- und zuflieſt. Dieſe Folgerung ſcheinet ſehr natürlich zu ſeyn, und gleichwol mus man geſtehen, daß wir nichts von einer ſolchen regelmäſig abwechſelnden Zugluft wahrnehmen. Es fragt ſich alſo billig, wie dieſes mit der angenommenen Ebbe und Fluth beſtehen könne? Die Schwierigkeit iſt in der That ſo gros nicht, als es wol anfangs ſcheinen mögte. Da die obere Luft von leichterer Art iſt, ſo weicht ſie einer jeden in ſie wirkenden Gewalt viel leichter, als die, welche der Erde näher iſt. Daher mus ſich die gröſte Bewegung der Fluth in der Luft in dem oberſten Theile des Luftkreiſes zutragen. Hierzu kommt, daß ſo vielerlei zufällige Urſachen im untern Luftkreiſe Winde von ſehr verſchiedenen Richtungen erregen können, und wenn wir dieſe Umſtände zuſammen nehmen, ſo läſt ſich leicht begreifen, warum wir unten am Grunde des unbegrenzten Lutfmeeres die regelmäſige Fluth der Luft nicht bemerken können. Daß dieſes kein bloſſer Einfall ſey, erhellet aus verſchiedenen Spuren, die uns überführen, daß würklich in der obern Luft mancherlei Bewegungen vorgehen, davon wir hier unten nichts empfinden. Wie oft ſehen wir nicht, daß ſich die höchſten Wolken nach einer ganz andern Richtung bewegen, als die untern, und wie wäre dieſes wol möglich, wenn nicht in der Höhe eine ganz andere bewegende Kraft die Wolken führte, als in der Tiefe? Es iſt naturlich, zu glauben, daß man auf ſehr hohen Gebürgen den Wechſel der Ebbe und Fluth in der Luft merklicher, als in dem platten Lande, müſſe ſpüren können. Es iſt nur zu bedauren, daß an dieſen entlegenen Oertern keine Naturforſcher wohnen. Vielleicht aber kan̄ man auf andere Weiſe entdeken, daß wirklich ſo etwas auf hohen Gebürgen ſtatt finde. Unter dem regenveſten Obdache der Fichten auf dem Pilatusberge, im Canton Lucern in der Schweiz, welche oft 50. Fus im Umfange haben, verſammlen ſich zuweilen im ſchönſten Wetter die wilden Thiere Haufenweiſe, und dann erfolgt in einer Viertelſtunde gewis ein Ungewitter. 1) Woher ſollten die wil-

---

1) Nouvelliste œconomique & litteraire, T. 12. p. 84.

wilden Thiere auf dieſem Gebirge dieſe prophetiſche Gabe erhalten haben, wenn ſie nicht aus gewiſſen Veränderungen, die ſich im Luftkreiſe ereignen, und welche die Menſchen zu beobachten entweder nicht genug Empfindlichkeit, oder Aufmerkſamkeit, oder Erfahrung haben, die bevorſtehende Witterung voraus zu vermuthen gelernt hätten? In der That haben die Thiere in dieſen und vielen andern Fällen eine ihnen beſonders eigene Scharfſinnigkeit im Beobachten, und eben dieſe lehret uns, daß wir nicht ſchlieſſen dürfen, es gebe keine Veränderung oder Bewegung in unſerem Luftkreiſe vor, wenn unſere Sinnen zu ſtumpf oder zu grob ſind, dieſelbe zu bemerken. Man hat hiervon die überzeugendſten Beweiſe. Die norwegiſchen Schafe, die wild im Lande umher laufen, lagern ſich des Nachts aus einem eigenen natürlichen Antriebe genau auf der Seite des Landes, woher der Wind des folgenden Tages wehen wird, und dieſes iſt den Seeleuten, die ſich doch ſonſt ſo gut auf die natürlichen Kennzeichen der zukünftigen Witterungen verſtehen, ein ſicheres Kennzeichen. a) Ohne mich auf die vielen Beweiſe zu berufen, welche uns die Thiere von ihrer Empfindung der bevorſtehenden Ungewitter geben, und wovon Jedermann ſich ſelbſt auf Beiſpiele wird beſinnen können, erhellet ſchon aus dieſem einzigen, daß es einen uns unmerklichen Zug der Luft geben könne, welcher den Thieren die Anweiſung giebt, was ſich des folgenden Tages im Luftkreiſe ereignen wird, und gerade ein ſo ſanfter Zug der Luft kan es ſeyn, der von der Ebbe und Fluth der Luft entſtehet, und ſich bis in die Gegend der Luft erſtrekt, die wir bewohnen. Ich habe aufmerkſame Naturforſcher geſprochen, welche mich verſicherten, daß ſie jederzeit an den Wolken am Himmel eine merkliche Veränderung wahrnehmen können, ſo bald die Fluthzeit eintritt, und es iſt an den Seeküſten und unter den Schiffern ein allgemeiner Grundſaz, daß ſich der Wind mit der Fluth des Meeres zu verändern anfange.

Dieſe Beobachtungen allein können ſchon hinreichen, uns einen geheimen Einflus des Mondes in die menſchlichen Cörper zu zeigen. Wem iſt unbekannt, daß auch ſo gar diejenigen Veränderungen der Luft, die wir nicht klar empfinden, in unſerem Cörper ſehr merkliche Bewegungen hervorbringen? Leute, die Hüner-Augen, erfrorne Glieder, Narben ehemaliger Wunden, geheilte Beinbrüche, und alte Schäden haben, können es ganze Tage vorher empfinden, wenn ſich das Wetter merklich verändern will. Das Stechen, das Reiſſen, die Schmerzen, die alsdann in dieſen Gliedern entſtehen, ſind eben ſo viel Beweiſe eines geheimen Einfluſſes der unmerklichſten Veränderungen im Luftkreiſe in den menſchlichen Cörper. Da nun der Mond die Witterungen verändert, und da er in unſerer Luft gewiſſe ſanfte Bewegungen hervorbringt, die die Thiere beſſer empfinden, als wir, ſo iſt kein Zweifel, daß er nicht auch auf eben dieſem Wege einen Einflus in unſere Geſundheit haben ſollte. In der That bemerkt man, daß Leute, die mit ſolchen Fehlern ihres Körpers geſtraft ſind, als ich vorhin erzählt habe, oder daß auch nur ſehr empfindliche Perſonen, um die Zeiten des Neu und Vollmondes, da die Fluth in der Luft am ſtärkſten ſeyn mus, weil ſie von der Kraft der Sonne unterſtüzt wird, die gedachten Bewegungen am merklichſten ſpüren, und deswegen zu ſagen pflegen, daß ſie einen lebendigen Calender an ihrem Leibe trügen.

Der offenbarſte Einflus des Mondes in die Körper der Menſchen iſt der, welchen er, vermittelſt der Witterungen, äuſſert, die er nach ſeinem Gefallen verändert, und die Jedermann genug in die Sinne fallen. Wenn es gewis iſt, daß eine kalte, feuchte, dunſtige, ungeſtüme Luft auf eine ganz an-

---

a) Pontoppid. Nat. Hiſt. von Norwegen, 2. Th. S. 13. Anm. f.

dere Weiſe in unſere Geſundheit würke, als eine heiſſe, trokene, reine und ſtille Luft; ſo kann auch der Mond alle dieſe Veränderungen in unſerm Körper würken, weil er uns alle dieſe Abwechſelungen der Luft zuführen kann. Es kommt hierbei alles auf die Beſchaffenheit des Dunſtkreiſes am Horizonte rings um die Gegend der Fluth und Ebbe der Luft umher an. Iſt derſelbe in dieſen Gegenden mit warmen Dünſten erfüllt, ſo bringt uns die Fluth der Luft eine warme Witterung; iſt ſie mit feuchten Dünſten überhäuft, ſo bringt uns die Fluth, nach Verſchiedenheit der Umſtände, Wolken, Nebel, Regen, Reif, Hagel und Schnee u. ſ. w. Eben ſo kann uns die Ebbe unſerer Luft eine Menge ſchädlicher Dünſte entführen, und unſern Luftkreis reinigen und mannigfaltig verändern. Man wird es mir hoffentlich nicht verdenken, wenn ich mich bei dieſem offenbaren Einfluſſe des Mondes in den menſchlichen Körper nicht lange aufhalte. Es beruhet auf einem ſehr allgemeinen Grunde, den Niemand in Zweifel zieht. Unſere Geſundheit hängt groſſentheils von der Beſchaffenheit der Witterungen und des Luftkreiſes ab. Wer kann hieran zweifeln? Dieſe Beſchaffenheit der Witterungen aber wird von der Fluth und Ebbe in der Luft, welche der Mond verurſacht, beſtimmt und verändert. Wer kann dieſes leugnen? Wir haben alſo dem Monde einen groſſen Theil von allen den guten und böſen Wirkungen zuzuſchreiben, die die Witterungen in unſerm Körper äuſſern.

Es giebt gewiſſe Veränderungen in dem menſchlichen Körper, die zuverläſſig unter einem geheimen Einfluſſe des Mondes ſtehen, ohnerachtet wir nicht deutlich begreifen, wie er dieſelben wirken könne. Ich will mich nicht in Muthmaſſungen verlieren, aus denen es ſo ſchwer iſt, ſich wieder heraus zu finden.

Im weiten Labyrinth von ſcheinbaren Begriffen
Kann auch der Klügſte ſich in fremde Bahn vertiefen.

Inzwiſchen wird es mir doch erlaubt ſeyn, die Sache ſelbſt mit einigen Beiſpielen zu erläutern. Vielleicht giebt es eine Ebbe und Fluth im menſchlichen Körper, die von dem Monde eben ſo, wie die in der Luft und im Meere, gewirkt wird. "Man könnte noch weiter gehen, ſagt der berühmte Herr Profeſſor Krüger, 3.) und behaupten, daß eben die Kraft, welche Fluth im Meere hervorbrächte, bei dem Menſchen die Wirkung hätte, das Blut mehr nach dem Kopfe zu treiben. Da aber noch viel mehr Urſachen, als bei der Witterung, hier eine Schwierigkeit machen, dieſe Wirkung zu bemerken; ſo wird eine groſſe Menge von Erfahrungen erfordert werden, ſie auſſer Zweifel zu ſezen." Vielleicht könnte man einige ſolcher Erfahrungen entdeken, wodurch dieſe Meinung eines ſo anſehnlichen Naturforſchers beſtärkt würde, wenn man ſich nur darum Mühe geben wollte. Vielleicht thut der Mond in den Adern des menſchlichen Körpers eben die Wirkung, wie in den Canälen des ſehr groſſen Rohrs bei Quito, in Amerika, welche im Neumonde leer, im Vollmonde aber voll Waſſer ſind, welches auch eben ſo mit dem Monde ab- und zunimmt, obgleich dieſes nur in einem Rohre um das andere bemerkt wird: denn wenn das eine voll iſt, ſo ſind, wie Herr v. Ulloa verſichert, jederzeit die beiden daneben ledig. 4.) Warum ſollen die Gewächſe allein eine Ebbe und Fluth vom Monde haben? Hier finden wir wirklich eine Erhebung der Säfte im Vollmonde, und wer weis, ob dieſelbe nicht eben ſo gewis im menſchlichen Körper ſtatt findet. Die monatliche Veränderungen, welche die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts zu geſezten Zeiten erfährt, und die ſich unſtreitig nach dem Monde richten, laſſen uns ſchon ſo etwas vermuthen, und alle Menſchen, die öfters natürliche Blutflüſſe haben,

---

3.) Krügers Lebens-Ordnung, 8. Cap. §. 145. S. 470.

4.) Hiſt. aller Reiſebeſchr. 9. B. S. 170.

den, werden bemerken, daß dieſelben gewiſſe Zeiten ihres Ausbruchs halten, welche ſie nach den Mondeszeiten richten. So hat man nicht ſelten ein monatliches Naſenbluten, eine monatliche güldene Ader, monatliches Blutſpeien, Blutbrechen, u. ſ. w. Ich ſehe nicht ein, warum die allermeiſten Krankheiten, die etwas periodiſches haben, vielmehr alle vier Wochen, als in längern oder kürzern Zwiſchenzeiten, zurük kehren ſollten, wenn nicht die Wirkungen des Mondes in den menſchlichen Körper einen Zuſammenhang damit hätten. Es iſt bekannt, daß die hizigen Krankheiten meiſtentheils alle ſieben Tage eine groſſe Veränderung leiden, und eben dieſes ſind ohngefähr die Mondeszeiten. Eine uralte Erfahrung hat die Aerzte gelehrt, daß das Aderlaſſen, das Purgiren, und überhaupt alle künſtliche Ausführungen zu gewiſſen Zeiten des Mondes viel beſſer von ſtatten gehen, als zu andern. Mehrentheils erwählt man hierzu den abnehmenden Mond: allein, der Herr Profeſſor Krazenſtein erinnert nicht ohne Grund, daß dieſe Regel eine Ausnahme leide, und nur alsdann ſtatt finde, wann das Apogäum um die Zeit des Vollmondes fällt. 5.) Der Mangel hinlänglich genauer Beobachtungen iſt unſtreitig die vornehmſte Urſache, warum wir in dieſer Sache noch kein gröſſeres Licht haben: denn es iſt, zumal in unſern Zeiten, ganz aus der Mode gekommen, bei der Wirkung der Arzeneien, und bei den Veränderungen in Krankheiten, auf die Mondes-Aſpecten Acht zu geben. Gleichwie aber dieſes eine ſehr nüzliche Sache ſeyn würde, um uns die Macht des Einfluſſes des Mondes in unſere Cörper zu erklären; ſo würde es auch nicht wenig zur Beſtätigung der in unſerer Luft abwechſelnden Ebbe und Fluth beitragen, wenn Jedermann, vornehmlich aber ſchwächliche, empfindliche und kränkliche Perſonen, auf die Veränderungen genau Acht geben wollten, die bei jedesmaliger Ebbe und Fluth im Meere, das dem Orte ihres Aufenthaltes am nächſten iſt, in ihren Körpern vorgehen. Madame S. in Norwegen hatte, wann ſie ſchwanger war, dike Beine, welche ſtets mit der Ebbe und Fluth ſo genau ab- und zunahmen, daß man dieſes bemerken konnte, ohne nach der See zu ſehen. 6.) Wie viele Beobachtungen von dieſer Art würden wir nicht haben, wenn Jedermann ſeine Krankheiten mit dem Ebb- und Fluthszeiten eben ſo aufmerkſam vergleichen wollte? Vielleicht läſt ſich dieſes hoffen, ſo bald man es wieder von neuem zu glauben anfangen wird, daß der Mond einen Einflus in die Geſundheit der Menſchen habe. Ich habe dieſes meines Erachtens allhier auf eine ſolche Art erwieſen, daß man ſehr ungläubig ſeyn, und in der Naturlehre an viel hundert andern Sachen, die Jedermann für ausgemachte Wahrheiten hält, zweifeln müſte, wenn man ſich von den beigebrachten Gründen und Erfahrungen nicht überzeugen laſſen wollte.

Wider den Biß toller Hunde.

Je leichter es geſchehen kan, daß jemand von einem tollen Hunde gebiſſen werde, und je gröſſer das daraus entſtehende Unglük werden kan, wenn demſelben nicht bei Zeiten vorgebeuget wird, deſto mehrere Verdienſte erwerben diejenigen ſich, die zuverläſſige Mittel wider die ſchädlichen Folgen dieſes Biſſes ausdenken, oder die von andern erfundene Mittel weiter ausbreiten und bekannt machen. Um dieſer Urſache willen hat man ehemahls ſchon in unſen Wochenblättern dergleichen Mittel mitzutheilen kein Bedenken getragen. Seit einigen Jahren ſind verſchiedene ſolche Mittel in den engliſchen Journals beſchrieben worden. Und man wird uns, wie wir hoffen, gerne die Erlaubnis geben, dieſelben

---

5.) Krazenſteins Gedanken vom Einfluſſe des Monds in die Witterungen, §. 36.

6.) Pontoppid. natürliche Hiſtor. von Norwegen, 1. Th. S. 138.

allhier herzu ſezen, und zwar nach der deutſchen Überſezung, die man davon in des Bremiſchen Magazins erſten Bande S. 253. 254. und 735. antrift.

1. Nim grau zerrieben Leberkraut 1. Drachma, Alantwurzel 1. Drachma, ſchwarze Nieſewurzel 20. Gran: alles wohl pulveriſirt, Zinnober, natürlichen oder gemahlten, fein gerieben, 20. Gr. Alles zu einer Doſis wohl gemiſchet, nüchtern des Morgens früh nach dem Biſſe mit weiſſen Wein, oder Waſſer und Wein genommen; doch mus man einige wenige Stunden nachher noch faſten. Dieſe Medicin iſt von kräftiger Würkung, und wird bei genauer Beobachtung der Diät, wenn es innerhalb 48. Stunden nach dem Biſſe genommen wird, nicht allein dem Gifte widerſtehen und es dämpfen, ſondern auch geſchwind austreiben.

Unzähliche Verſuche ſind mit dem beſten Erfolge nicht allein an Menſchen, ſondern auch ſelbſt an Hunden und andern Thieren hiemit vorgenommen worden; da es denen, die es eingenommen, in kurzer Zeit eine erwünſchte Würkung zuwege gebracht; diejenigen hergegen, die es nicht genommen, ſind in kurzem raſend geſtorben. Ob gleich dieſes als ein Mittel von keinem ſonderlichen Gewichte einigen ſcheinen mögte, wie viele Dinge, wenn ſie erſt bekannt werden; ſo hat man doch nichts deſtoweniger aus der Erfahrung gelernet, daß, wenn es zu rechter Zeit gegeben wird, es eben ein ſo untrügliches Mittel in gemeldetem Falle ſey, als das Queckſilber den Speichelflus erreget, und ein ordentliches Wechſelfieber durch die Fieberrinde vertrieben wird.

NB. Die Wunde kan nach gemeiner Art mit beſſern zertheilenden Mitteln behandelt werden.

2. Nim 6. Unzen Weinraute, rein geſäubert, und in einem Mörſer zerſtoſſen, 4. Unzen Mithridat, oder Venetianiſchen Theriak, 4. Löffel voll Zinn, oder von dem beſten alten Spialter geſchabet, geraſpelt oder gefeilet. Dieſes in 2. Quart Bier eine Stunde lang über langſamen Feuer in einer bedekten Pfanne gekochet. Nachdem alles durchzeiget, wird 3. Morgen hinter einander nüchtern von dieſem Tranke, und zwar einem Menſchen 8. oder 9. Löffel warm, und einem Hornvieh kalt gegeben. Einem Hunde, Schweine oder Schafe giebt man 3. oder 4. Löffel voll.

NB. Es mus nach dem Biſſe innerhalb 9. Tagen genommen werden.

3. Nim Blätter von Raute von den Stengeln abgeleſen und zerquetſchet 6. Unzen, Knoblauchzwiebeln zerſtoſſen, Venetianiſchen Theriak oder Mithridat, und gefeilten Spialter, von jedem 4. Unzen. Alles in 2. Quart ſtarken Bieres gekochet, bis 1. Quart eingekochet iſt. Dieſes wird in einer wohl zugeſtopften Bouteille aufbewahret. Hievon wird einem Manne oder einer Frauen ſieben Tage hinter einander nüchtern 9. Löffel voll gegeben.

NB. Dies Mittel hat ſeine Würkung dermaſſen bewieſen, daß 29. von 30. die es gebraucht, wieder geheilet worden, und derjenige, der es nicht nehmen wollen, toll geſtorben iſt.

Von den Leuten, die auf ihre Geſundheit lauren.

Es giebt eine unglükliche Art Menſchen, die ſich beſtändig damit beſchäfftigen, auf die kleinſten Veränderungen ihrer Geſundheit Acht zu geben, und die zu einer ſolchen Zeit, da viele Leute ſterben, ſich ſelbſt durch dieſe Aufmerkſamkeit aus einer Todesfurcht in die andere jagen. Ich glaube, daß dieſe Leute Mitleiden verdienen. Es iſt wahr, daß ſie ſich ſelbſt peinigen, und daß alle ihre Qual von einer Schwachheit herrühret, die ins Lächerliche fält. Allein, was iſt es mehr, ob unſere Plagen einen ernſthaften oder lächerlichen Urſprung, eine Tugend oder eine Thorheit, zur Urſache haben? Auf ſolche Weiſſe müſten wir diejenigen Leute nicht bedauren, die vom Lachen geſtorben ſind; gleichſam, als ob ſie weniger todt wären, als die verdrieslich aus der Welt ſcheiden. Es iſt eine Marter, alle Augenblike den Tod zu befürchten; und dieſe Marter quelt die arme Leute, die beſtändig auf ihre Geſundheit lauren.

Windfahnen, Wolken, Thermometer Barometer, Mondsviertel, Aequinoſtia, Solſtitia, und, andere Wind- und Wetterzeiger und Wechſeltermine, ſind die Orakel, welche dergleichen Leute, ihrer Geſundheit wegen, täglich, monatlich und jährlich um Rath fragen. Sie werden auch von ihnen eben ſo hintergangen, wie alle Leute, die jemals Orakel um Rath gefragt haben. Ich kenne einen gewiſſen Herrn, der ſeinem Hauſe gegenüber einen ſchönen vergoldeten Wetterhahn ſtehen hat, den er aus allen Zimmern ſeines Hauſes ſehen kann. So bald dieſer ſich ſchwinget; ſo eilt er nach dem Fenſter, um die Wolken zu beobachten, ſiehet in der Ferne den Horizont an, und riecht zum Fenſter hinaus in die Luft. Er kann den Regen 24. Stunden voraus riechen, und hat die Schlaueſte Witterung von ſchwefligten Dünſten. Wenn ſich ein Sturm erheben will; ſo kann er es, wie eine alte Krähe, vorher ſagen. Und weñ die Luft diker wird; ſo fühlt er es an ſeinen Hühneraugen. Wenn ſein Licht fakelt; ſo weis er, daß entweder die Luft ſehr leicht iſt, oder daß die Lichter nicht taugen. Er kennt alle Speiſen, die rügſam ſind, und hat ſie am Geruche. Er iſt kein Pekelfleiſch beim Oſtwinde, keinen Hering beim Südwinde; Sein Trunk iſt im Winter, Wein; um Faſtnachten, Bier: gegen die Hundstage, braun Bier, Er weis, wenn die Flöhe ſcharf ſtechen, daß das Wetter umſchlägt, und iſt nunmehr hinlänglich hiervon überzeugt, ob er es gleich ſeiner Frau auf anderthalb Jahre abgeſtritten hatte. Seine Schwachheit, die er zu weit treibt, iſt ein ſehr allgemeiner Fehler der Menſchen; und es hat, in Abſicht der Geſundheit, faſt ein jeder ein Capitel, worinn er nicht recht geſcheidt iſt. In der Jugend iſt jedermann, in Abſicht ihrer, leichtſinnig, und lacht über die Sorgſamkeit der Alten. Im mittlern Alter fängt man an, das Sprüchwort im Munde zu führen: Daß kein edlerer Schaz auf Erden ſey, als die Geſundheit. Im Alter iſt jedermann, in Abſicht ihrer, beſorgt und furchtſam, und ſeufzet über die Unſorgſamkeit der Jugend. Inzwiſchen iſt keiner in dieſem Punkte vernünftig, als wer die Geſundheit nach ihrem wahren Werthe zu ſchäzen weis, und die wahren Mittel zu ihrer Erhaltung gebrauchet. Wo findet man aber einen ſolchen? Der Jüngling verſchleudert, mit tauſend Freuden, zehn Jahre ihres Genuſſes für eine vergnügte Stunde. Der Alte verdirbt ſich zehn vergnügte Jahre, die er auf die Erfindung wendet, eine Stunde geſund zu ſeyn. Beides ſind unglükliche Fehler. Ich will aber izt nur bei dem leztern bleiben. Er iſt nicht blos ein Eigenthum des Alters. Wenigſtens werden viele Leute durch dieſen Fehler frühzeitig alt Man braucht nur ein wenig lebhaft davon überzeugt zu ſeyn, daß es nicht gut wäre, wenn man ſtürbe; man braucht nur ein wenig vornehm erzogen, ein wenig nachdenklich zu ſeyn: man braucht nur eine Zeit zu erleben, wo einige bekannte und geſunde Leute ſchnell hinter einander ſterben: ſo ſtellt ſich gleich die Sorgſamkeit für die Geſundheit in dem Gemüthe ein; und ſo ringet man unwiſſend nach dem, was man mit Angſt zu vermeiden trachtet.

Es iſt eine allgemeine Beobachtung, daß diejenigen Leute, die am meiſten für ihre Geſundheit beſorgt ſind, am [illegible] geſund zu ſeyn pflegen. Dieſes läßt ſich auf zwofache Weiſe erklären. Entweder hat die öftere Kränklichkeit ſolcher Leute ſie bewogen, auf alles ſo ſchlau zu lauren, was ihnen ſchädlich ſeyn könnte; oder ihre Behutſamkeit ſelbſt iſt die Urſache, warum ſie niemahls geſund ſind. Im lezten Falle würden ſie unſtreitig geſunder ſeyn, wenn ſie nicht ſo genau auf ſich ſelbſt aufmerkſam wären; und im erſten

Fälle

Falle nehmen ſie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das ſie beſtändig kränklich erhalten wird. Ein allzugenauer Beobachter ſeiner Geſundheit iſt in beſtändiger Furcht ihrentwegen. Wäre ſie ihm nur einigermaſſen gleichgültig; ſo würde er nicht alle Augenblike an ſie gedenken, und in einer beſtändigen Beſtrebung zubringen, alles im Voraus zu entdeken, was ſie verändern könnte. So bald er nun den geringſten Anſchein von einer Verſchlimmerung derſelben wahrnimmt; ſo geräth er in verdriesliche Sorgen und in eine traurige Bekümmernis. Nichts kan aber der Geſundheit nachtheiliger ſeyn, als eine ſolche beſtändige Gemüthsverfaſſung. Ein geſunder Menſch iſt immer vergnügt, und erträgt ſelbſt die moraliſchen Uebel weit leichter, als ein misvergnügter Kranker. Was mus ein Menſch nicht für Noth in ſeinem Gemüthe haben, der unaufhörlich daran denkt, daß er elend ſey, und bald ſterben werde. Seine Hausgeſchäfte, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſein Geld und Gut, ſeine Freunde, kurz, alles, was er ſieht und vornimmt, ſtürzt ihn beſtändig in die verdrieslichen Gedanken und in die Leidenſchaften zurük, die ſeine Seele foltern und ſein Herz zerreiſſen. Er betrachtet ſie alle aus dem Geſichtspunkte ſeines Todes, das iſt, aus einem Geſichtspunkte, wo uns kein Vergnügen der Welt mehr rühret. Es iſt alſo faſt unmöglich, eine vergnügte Stunde zu erleben, wenn man ſich alle Augenblike fürchtet, krank zu werden; und ſo geht es denen, die immer auf ihre Geſundheit lauren.

Man mag ſo geſund ſeyn, als man will; ſo wird man doch beſtändig eine Veränderung an ſich wahrnehmen, die mit unſerer Geſundheit entweder wirklich nicht beſtehen kann, oder damit wenigſtens nicht beſtehen zu können ſcheinet, ſo bald man ſich hinſezt, und darauf lauret. Welcher Menſch kann ſich wol rühmen, daß ihm keinen Tag die geringſte Veränderung widerfahre, die einer Abweichung der Geſundheit ähnlich ſähe, wenn man ſich vorgeſezt hat, alles dafür zu halten, und wenn man auf alles unaufhörlich lauret, was man dafür anſehen will. Alſo iſt es auch nicht möglich, daß ſich ein ſolcher von ſeiner Todesfurcht befreien kann, und wenn er auch noch ſo geſund wäre. Ja, wenn auch alles gut gienge; ſo dürfte nur ein Fremder oder ein Freund ins Zimmer treten, und ihm von ohngefähr ſagen, daß er nicht recht geſund ausſähe: ſo würde dieſes allein ſchon hinreichend ſeyn, ihn niedergeſchlagen und elend zu machen.

Wie glüklich ſind nicht gegen einen ſolchen Selbſtpeiniger diejenigen Menſchen, die ihre Wohlfahrt auf eine vernünftige Leichtſinnigkeit zu bauen wiſſen. Es iſt in der That wenig Wiſſenſchaft dazu nöthig, um geſund und lange zu leben. Man kann ſehr unwiſſend ſeyn, und doch einfältig und der Natur gemäs leben. Wer die Unmäſſigkeit, die Gemüthsunruhe, und die Ueppigkeit und Bequemlichkeit ſeiner Geſundheit aufzuopfern weis; der kann ſchon die Wiſſenſchaft der Winde und Witterungen entbehren. Wer eine kleine Unpäslichkeit mit Faſten, Gemüthsruhe, und ohne Arzenei, blos durch eine gute, natürliche und vernünftige Lebensordnung, geduldig überſtehen kann; der gewinnt dadurch an ſeinem Leben und an der Geſundheit mehr, als wer, um zukünftiger möglicher Krankheiten willen, ſich beunruhiget und mit einer Menge Arzeneien überhäufet. Iſt dieſes denn ſo ſchwer zu begreifen; iſt es ſo unglaublich, da es doch die tägliche Erfahrung lehret; oder iſt es ein böſes Verhängnis, das die Menſchen an dieſer heilſamen Ueberzeugung hindert?

Man wird vielleicht antworten, daß dieſe Schwachheit ein natürlicher Fehler gewiſſer Menſchen ſey, von welcher ſie eben ſo wenig durch Argumente befreiet werden könnten, als die Geizigen von der Liebe zum Gelde, und die Weibiſchen von der Wolluſt. Die Geſundheit iſt der Gegenſtand der Hauptneigung einiger Menſchen. Anſtatt daß Harpax, bei allen Zerſtreuungen, an ſein Geld denkt, und keinen Augenblik vorbei läſt, ohne es zu beſuchen; anſtatt, daß Seladon kaum eine Stunde leben kan, ohne einmal vor dem Fenſter ſeiner Geliebten vorbei zu gehen: ſo hat der Laurer auf die Geſundheit ſeine Gedanken beſtändig darauf gerichtet, wie es mit dem Zuſtande ſeines Leibes beſchaffen ſey; und ſo kann er eben ſo wenig Zeit verlieren, um ſich nach allen Umſtänden zu erkundigen. Es iſt ein allgemeiner Character der Hauptneigungen der Menſchen, daß ſie dieſelben, in der ganzen Zeit, die ſie dauren, nichts anders, als wie böſe Geiſter, beſizen, ihnen keinen Augenblik Ruhe laſſen, ſie von allem andern abziehen, und ſie auf den Gegenſtand heften, der ſie auf allen ihren Wegen und Stegen, im Schlafen und Wachen, in Leid und Freude, verfolgt und wirklich bezaubert. Alle dieſe Umſtände findet man auch bei dieſer Schwachheit der Menſchen, welche man die Diätſucht nennen könnte. Sie iſt eben ſo ſelten, als Geiz und Wucher, eine Neigung der muntern Jugend; aber das männliche und hohe Alter theilen ſich darein. Man ſchreibt es der reifern Vernunft zu, daß man immer vorſichtiger wird. Allein, es iſt weiter nichts, als man wird immer verliebter in die Diät. Man ſucht in ihr den Rükweg vom Grabe zur Geburt, weil man mit Verdrus wahrnimmt, daß man auf dem Wege von der Geburt zum Grabe ſchon ſehr weit gekommen ſey. Man weis, daß man ſich irret. Allein, ein verliebter Aberglaube iſt ein Grund zur Seelenruhe. Man liebt einmal die Diät; man giebt ſie für ein nothwendiges Mittel an, alt zu werden und geſund zu bleiben, um einen Vorwand zu haben, alle Ausſchweifungen ungeſtraft mit ihr zu begehen. Dieſer Vorwand mus uns beruhigen, damit wir, uns nicht ſelbſt für thörigt und unſinnig halten. Denn keiner, der ſeiner Neigung nachjagt, kein Geiziger, kein Wollüſtiger, kein Ehrgeiziger, kann ohne Vorwand bei ſeiner ausſchweifenden Neigung leben.

Jener hat die Klugheit der Vorſorge fürs Künftige, ein anderer den Zwek des Lebens und der menſchlichen Geſellſchaft, dieſer die Triebfeder groſſer Handlungen, und endlich unſer Laurer die Unſchäzbarkeit der Geſundheit zum Vorwande. Allein, man nehme dieſen Dekmantel auf; ſo findet man die pure blinde Neigung in ihrer Blöſe: ſo ſiehet man überall nichts, als ſchwache Seelen, die von ihren Begierden gepreſſt werden; und ſo kan man ſich unmöglich ſelbſt für etwas anderes halten. Wenn nun dem alſo iſt; wenn die Geſundheit nur der Vorwand der Laurer, ihre Diätſucht aber in der That ihre Hauptneigung iſt: wie will man ſolche Leute wohl durch die Vorſtellung deſſen davon befreyen, daß ſie ihrer Geſundheit damit mehr nüzlich, als ſchädlich, ſind? Es iſt ihnen ja nicht um die Geſundheit zu thun, ſo wenig es dem Wollüſtigen darum zu thun iſt, den Zwek der menſchlichen Geſellſchaft, oder dem Geizigen, den Genus der Güter im Alter zu erhalten.

Ich empfinde die ganze Stärke dieſes Einwurfs, und glaube es in der That ſelbſt, daß dieſe Schwachheit gewiſſen Perſonen, wie eine natürliche Neigung, anklebe. Ich werde ſie ſolchergeſtalt aus einem ganz andern Tone anreden müſſen.

Wir wollen demnach die Diätſucht als eine Neigung betrachten. Wir wollen nicht unterſuchen, ob man ſich damit ſchade oder nuze; ſondern wir wollen ſehen, ob man ſie ſolchen Leuten, die ſich damit verwahrloſen, auf eben eine ſolche mechaniſche Weiſe abgewöhnen könne, wie die Ausſchweifungen aller Neigungen. Ich habe faſt durchgängig bemerkt, daß die, welche auf ihre Geſundheit lauren, groſſe Müſſiggänger ſind. Alle Arbeit, die ſie verrichten, geſchiehet ſo eilfertig, als ob der eigentliche Zwek aller ihrer Handlungen darinn allein beſtünde, mit ſeiner Arbeit fertig zu ſeyn, und dann aufzuhören. Sie ſind nicht von der Art der geſchäftigen Müſſiggänger, die, ob ſie gleich nichts thun, doch immer beſchäftiget ſind; ſondern es fehlt ihnen wirklich an Beſchäftigung. Die lange Weile peiniget ſie; die Thorheiten der Jugend ſind begangen; die Weiber haben der Liebesangelegenheiten ein Ende gemacht; Geld iſt ſo viel geſammlet, daß man müſſig gehen kan; das Leſen verdirbt die Augen; die Zeitungen ſind bald verſchlungen; Geſellſchaften erfordern Zwang; die Neuigkeiten der Straſſe intereſſiren zu wenig, und von wenig Speiſe wird man ſatt. Was ſoll man nun anfangen? Es iſt nichts natürlicher, als auf die Thorheit zu gerathen, ſich recht zu pflegen, und ſeine Geſundheit, wie einen Augapfel, zu bewahren. Und hieraus entſpringt das ganze Ubel.

Wenn alſo jemand wäre, dem es zur Laſt fiele, auf ſeine Geſundheit zu lauren; oder, wenn Freunde vorhanden ſind, die einen ſolchen Elenden gern von ſeiner Sclaverey befreyen wollten: ſo rathe ich ihnen, daß ſie alle mögliche Sorgfalt anwenden, ſich ſelbſt, oder einen ſolchen, in beſtändiger Beſchäftigung zu erhalten. Nichts iſt geſchikter, uns die Sorgen für unſere Geſundheit auf eine ſolche Weiſe aus den Gedanken zu bringen, daß wir ſie, demungeachtet, nicht verwahrloſen, als eine ſtetswährende Beſchäftigung und emſige Arbeitſamkeit. Man vergiſt bald den Lauf der Wolken und Winde; man empfindet tauſend Kleinigkeiten nicht mehr, die uns ſonſt alle Stunden beſorgt machen und beunruhigen; man läſt manche Arzney ſtehen, die uns ſonſt gewis krank gemacht haben würde, weil wir ſie wider eine zukünftige Krankheit, die nicht vorhanden war, eingenommen hätten; man vergiſt ſelbſt, daß man immer fleiſſig auf ſich ſelbſt Acht geben will: und in den erſten ruhigen Augenblicken wird man gewahr, daß uns dieſes nicht ſchädlich geweſen ſey. Man fängt an, es zu merken, daß die Geſundheit nicht eben beſchlichen zu werden brauche; ſondern, daß man ſie umſonſt haben könne, wenn man gleich ganz andere Dinge im Kopfe hat. So kommt man durch die Arbeitſamkeit bald von einer Plage ab, die ſich kein Menſch ſo arg vorſtellet, als wie es bei vielen Leuten iſt, die ſich und den Ihrigen dadurch ſo zur Laſt werden, daß ſie ihr Leben verwünſchen, und die ihrer Geſundheit auflauren, welche ſie doch ohnedem beſizen: wie jener ſein Pferd ſuchte, worauf er ritt.

Auch die Geſelligkeit iſt ein gutes Mittel wider die Wetterforſchung. Wenn ein ſolcher ernſthafter Thor voller Schwermuth und mit dem Vorſaze, nichts, was ihm ſchädlich ſeyn mögte, an ſich kommen zu laſſen, in die Geſellſchaft kommt, die ſich nach ſeiner Gemüthsart zu richten weis, ſo wird ſeine Stirn immer glatter, ſein Mund immer breiter, ſeine Augen immer freundlicher, ſein Herz leichter, und glaubt gewis, daß ſich der Wind geändert haben müſte, weil er es an ſeinem Körper fühlen kan, daß ihm beſſer zu Muthe wird. Er ſpeiſet mit beſſerem Appetite, als wenn er allein iſt; er trinkt ein Glas Wein mehr, als in ſeinem Obſervatorio; er geht vergnügter nach Hauſe; ſchläft geſchwinder ein; liegt ruhiger und länger; wird beſſer vom Schlafe erquikt; ſtehet, gleichſam wie neugebohren, wieder auf; ſezt ſich an den Caffeetiſch, = = = denkt plözlich an die geſtrige Ausſchweifung, und wird vom Schreken wieder ſchwermüthig. Hätte er gleich frühe wieder etwas zu thun gehabt, ſo würde er auf einmal von ſeiner Thorheit abgekommen ſeyn. Arbeitſamkeit und Geſelligkeit zuſammen genommen, die können die Cur bewerkſtelligen.

Mittel wider die Sommerfleke.

Nothwendig mus dem ſchönen Geſchlechte an einem zuverläſſigen Mittel wider dieſes Ubel, welches der Schönheit ſo groſſen Abbruch thut, gar ſehr gelegen ſeyn. Es kömmt darinnen mit dem

Citronenſafte überein, daß dieſes auch ein ſaurer Saft einer Frucht iſt:

"Man nimmt unreife Johannisbeeren oder Weintrauben, welche noch nicht klar, ſondern undurchſichtig ſind, preſſet daraus den Saft, und vermiſchet ſolchen mit eben ſo viel ſcharfen Wein, oder deſtillirten Eſſig, ſchüttelt ihn ſcharf durch einander, daß er milchigt wird. Hiermit beſtreichet man des Tages einige mahl die Sommer- oder Leberfleke. Des Abends macht man aus Schwefelmilch und weis Lilienwaſſer einen diklichen Brey, ſtreichet ſolchen auf die Fleke, und wäſchet ihn des Morgens mit weis Lilienwaſſer wieder ab. Hiermit fähret man ſo lange fort, bis ſich die Fleken verlieren.

Daß die Sonne vieles zu den Sommerfleken beitrage, giebt die Erfahrung, indem ſie ſich des Winters über verliehren, im Sommer aber, wenn die Sonne uns näher kommt, und wärmer ſcheint, wieder hervor tretten: daher man ihnen den Namen Sommerſproſſen gegeben. Man ſiehet auch, daß die, welche ſich den Sonnenſtrahlen blos geben, und welchen

Tempus in agrorum cultu conſumere dulce eſt,
Et qui - - mane boves in paſcua ducunt,

viel brauner ausſehen: allein, dieſe braune Farbe iſt von einer andern Art, und die Sommerfleke ſcheinen mehr von einer innern als äuſſern Urſache herzurühren. Ich glaube, ich werde nicht Unrecht haben, wenn ich ſage, daß dieſelben, ſo weit ſich ihr Umkreis erſtreket, eine ſchleimige Materie enthalten, welche von einer dem Sauren entgegen geſezten Natur ſey, und die Lichtſtrahlen mehrentheils in ſich behalte, daher denn alſo ihre braune Farbe entſtehe.

Der Siz dieſer die Sommerſproſſen verurſachenden Materie iſt der ſchleimige und nezförmige Körper (corpus reticulare) des Malpighs, zwiſchen der dünnen (cuticula) und diken Haut, (cute,) welches auch der Aufenthalt der Farbe bei den Mohren iſt.

Durch die ſauren Säfte wird dieſe undurchſichtige braune Materie gewiſſermaſſen zerſtöhret, ihre Beſtandtheile alſo auseinander geſezet, die Verbindung derſelben dergeſtalt verändert, und die Zwiſchenraumgen wieder hergeſtellet, daß die Haut nunmehro weit mehrere Lichtſtrahlen zurüke werfen kan, das heiſt, ſie wird weis, die Fleke vergehen, und die Haut wird der andern gleich. Dieſe durch die ſauren Säfte aufgelöſete Materie, welche ihre Natur ganz verändert hat, kan alſo weit leichter mit der Schwefelmilch, als einer Sache, welche einſaugend iſt, (abſorbens) vereiniget, und von der Fläche des Körpers weggebracht werden. Vielleicht giebt die Erklärung von der aus Vitriol und Galläpfeln gemachten Dinte, und der Art, wie ſolche entſtehet, einiges Licht. Sie iſt von dem Hrn. Lemmery, dem Sohne, und ſtehet im dritten Theile der von dem Hrn. von Steinwehr ins Teutſche überſezten pariſiſchen anatomiſch-chymiſch- und botaniſchen Abhandlungen S. 168. und folgenden. Wenn man auf Griesholz (lignum nephriticum) Waſſer gieſſet, ſo erhält ſolches eine blaue Farbe, daher es auch von vielen blauer Santel genennet wird. Wenn man in dieſe Tinctur Vitriolöl, oder Vitriolgeiſt tröpfelt, ſo verſchwindet die blaue Farbe, und das Waſſer wird weis; ſchüttet man Weinſteinöl (oleum tart. p. d.) hinein, ſo kommt die vorige blaue Farbe wieder. Wenn man Galläpfel und Vitriol, jedes beſonders auflöſet, ſo ſind ſolche helle und durchſichtig, ſo bald ſie aber mit einander vermiſchet werden, entſtehet eine ſchwarze Farbe, welche wir Dinte nennen. So bald Vitriolöl oder eine andere Säure hinzu gegoſſen wird, ſo wird es wieder durchſichtig. Gieſſet man Weinſteinöl hinein, ſo kommt die ſchwarze Farbe wieder. Aus allen dieſen Erfahrungen erhellet, daß das Saure eine dunkele Farbe in eine helle verwandele, welches auch ſogar die Wäſcherinnen wiſſen, indem ſie die Dintenfleke oder Eiſenmaal mit Citronen oder unreifen Traubenſafte und Sauerkleeſalze vertreiben. Borellus rühmet wider die Sommerfleke den Aquavit, Obſerv. Cent. IV. Obſerv. 21. Ob ſolcher helfe, weis ich zwar nicht. Ich ſolte aber glauben, daß er etwas Nuzen ſchaffen könne, ob gleich beſagter Schriftſteller nicht ſagt, woraus ſolcher Aquavit eigentlich beſtanden: denn die entzündbaren Spiritus haben, wie Hr. Neumann in ſeinem Unterricht zu den Praelect. Chym. S. 66. zeigt, ein ſaures Salz, welches die öligten und wäſſerigten Theile mit einander verbindet, ob es gleich nicht körperlich abzuſcheiden und darzuſtellen iſt. Inzwiſchen aber läſſet ſich doch deſſen Gegenwart aus verſchiedenen chymiſchen Verſuchen und Wahrnehmungen ſchlieſſen.

- - Si quid noviſti rectius iſtis
Candidus imperti : ſi non, his utere
mecum.

Gedanken vom Einfluſſe der Tugenden in die Geſundheit.

Die meiſten Menſchen machen ſich ein Verdienſt daraus, tugendhaft zu ſeyn. Sie wollen deswegen gelobt ſeyn, daß ſie Gott fürchten; daß ſie einem jeden das Seine laſſen; daß ſie ſich zuweilen ihrer Rechte begeben, um gegen andere gefällig zu ſeyn, u. ſ. w. Ein Bettler fordert, man ſoll ihm verbunden ſeyn, daß er kein Spizbube iſt. Ein Handwerksmann will damit Dank verdienen, daß er gute Arbeit macht. Ein Edelmann will gerühmt ſeyn, wenn er ſeine Schulden bezahlt; und ein Fürſt, wenn er ſein Wort hält. Es iſt nicht anders, als ob wir alle unſere Tugenden Gott und der Republik ſchenkten, und als ob wir eigentlich das Recht hätten, alle Laſter zu begeben, die uns belieben.

Dieſes unſinnige Vorurtheil hat ſeinen Urſprung ohne Zweifel darinn, daß wir uns wehe thun, wenn wir unſere natürlichen Triebe und Leidenſchaften der Rechtſchaffenheit aufopfern. Und kein Beweis kan deutlicher ſeyn, als dieſer: Daß wir von Natur verdorbene Herzen haben. Es iſt bloſſe Heucheley, wenn ſich ein Menſch rühmt, daß er von Natur geneigt ſey, die Tugenden auszuüben, die wider ſeine Eigenliebe, ſeinen Eigennuz, ſeine Wolluſt und ſeinen Ehrgetz ſtreiten. Ein jeder Menſch bequemt ſich nur zu ſolchen Tugenden freywillig, die er unter dem Dekmantel ſeiner natürlichen Neigungen verbergen kan. Er iſt freygebig, gaſtfrey und gutthätig, wenn er zur Verſchwendung geneigt iſt; er iſt friedfertig und gedultig, wenn er ein feiges Herz hat; er hält auf ſeine Ehre und guten Namen, und läſt keinen Schurken auf ſich ſizen, wenn er rechthaberiſch, hizig und ſtreitſüchtig iſt; er verſorget die Armen, wenn er glaubt, daß es ihm Gott hundertfältig wieder erſtatten werde. Und kurz, ein jeder bedienet ſich ſeiner natürlichen Schwachheiten, um gewiſſe Tugenden auszuüben, die dieſe Schwachheiten nähren. Allein, wenn es darauf ankommt, ſeine Leidenſchaften einer rechtſchaffenen Handlung aufzuopfern: einen Armen zu ſpeiſen, wenn man geizig iſt; einem Feinde zu vergeben, wenn man rachſüchtig iſt; einem Freunde ſein Brod zu gönnen, wenn man neidiſch iſt; einem Unterdrükten beizuſtehen, wenn man unbarmherzig und boshaft iſt: ſo verſchwindet entweder auf einmal der Trieb zur Tugend, oder man rechnet ſie Gott ſo hoch an, daß man ſich nicht einbilden kan, wie er es anfangen müſte, wenn er ſie uns vergelten wollte.

Bei dieſer allgemeinen Verderbnis des menſchlichen Herzens iſt es in der That eine ſehr ſchwere Aufgabe für die Sittenlehrer, die noch dazu eben ſo verderbte Menſchen ſind, als ihre Schüler, die Menſchen lebendig von den Vorzügen der Tugenden zu überzeugen, und ſie zu nöthigen, daß ſie lieber ihnen, als ihren Neigungen und Leidenſchaften, folgen. Dieſe weiſen Sittenlehrer erfahren nur allzu oft, daß die Tugenden bei den Menſchen einen Eingang finden, als in ſo fern ſie mit ihren natürlichen Neigungen und Leidenſchaften übereinſtimmen und beſtehen können.

Jnzwiſchen iſt der Republik daran gelegen, daß die Menſchen die Handlungen der Tugend ausüben; und ein jeder hat, um ſeines eigenen Beſtens willen, dahin zu ſehen, daß dieſe Handlungen aus einer reinen Quelle flieſſen. Unſere Triebe und Leidenſchaften veranlaſſen uns öfters zu ruhmwürdigen Handlungen. Der Ehrgeiz macht die Menſchen grosmüthig, tapfer, getreu: die Wolluſt macht ſie weich und mitleidig; die Liebe demüthig und geſchmeidig; der Geiz arbeitſam und unverdroſſen. Durch dieſe Wirkungen gewinnt die menſchliche Geſellſchaft ſehr vieles; ungeachtet dabei die meiſten Menſchen ihr wahres Heil, ja ſich ſelbſt verliehren, weil die Quellen unlauter ſind, woraus ſie flieſſen.

Wenn man ein Mittel erfinden könnte, den Menſchen die Tugenden angenehm zu machen; wenn dieſes Mittel von ſolcher Beſchaffenheit ſeyn könnte, daß das menſchliche Herz mit der Tugend vertraulich in einen Bund trette; daß ſich deſſen natürliche Neigungen und Leidenſchaften ihren Geſezen gutwillig unterwürfen, und daß der Bewegungsgrund, durch welchen dieſes geſchähe, ſeiner Natur nach, unſchuldig und unſträflich wäre: ſo würde man, meines Erachtens, dadurch der menſchlichen Geſellſchaft einen wahren Dienſt leiſten, und zur Ausbreitung der Tugend nicht wenig beitragen. Ein Wollüſtiger, der die Geilheit verläſt, weil er karg wird, und ſich um deswillen für frömmer hält, hat ſeine Enthaltſamkeit keiner Tugend, ſondern einem andern Laſter, zuzuſchreiben, das er an die Stelle des vorigen ſezet. Sein Herz hat dabei nichts gewonnen; er iſt eben der vorige, in einer andern Verkleidung. Seine Verwandlung iſt blos ein Tauſch eines Laſters gegen ein anderes. Könnte man dieſen Tauſch nicht ändern und unſträflicher machen? Giebt es kein Gut in der Welt, das man den Menſchen, ſtatt aller ihrer Laſter, anbieten kann, wogegen ſie alle eine gleich ſtarke Neigung haben, und das ſie nicht allein gern gegen die Laſter vertauſchen würden, ſondern das ſie auch dagegen umtauſchen könnten, ohne ſich einen gerechten Vorwurf deshalb zuzuziehen? Jch will in dem gegenwärtigen Aufſaze zu erweiſen ſuchen, daß ein dergleichen Gut vorhanden, und daß es die Geſundheit der Menſchen ſey.

Welcher Menſch liebt nicht ſein Leben und ſeine Geſundheit? Alles, was ein Mann hat, ſagt jener heilige Schriftſteller, läſt er für ſein Leben. Sollte er nicht die Laſter für ſeine Geſundheit laſſen? Wenn uns das Leben gewis iſt; was haben wir denn noch für ein groſſes Kleinod auf Erden, ohne welches uns das Leben unnüz und läſtig iſt, und welches uns in den Genus aller Güter deſſelben einſezzet? Die Geſundheit iſt dieſes Kleinod, und wird auch würklich von allen dafür erkannt, die nicht unſinnig ſind. Man ſagt, daß es Leute gäbe, die ihr Leben für nichts, und andere, die es für eine Laſt achten. Wenn es ſolche Leute giebt; ſo hat ihr Unmuth unſtreitig in dem Elende und Unglüke ihres Lebens ſeinen Grund. Sie wünſchen ſich alſo den Tod, weil er das Mittel iſt, dieſem Elende zu entgehen. Allein, ſo raſend iſt kein Menſch, ſich Unglük und Elend ſelbſt zu wünſchen. Man hört wol kranke und gebrechliche Perſonen ſagen, daß ſie des Lebens müde ſind, und es aufzugeben wünſchen. Aber, welcher Menſch hat den unſinnigen Wunſch gethan, krank und gebrechlich zu leben? Es iſt alſo natürlich daß die Menſchen ihre Geſundheit lieben: ja, es iſt noch natürlicher, daß auch die ihre Geſundheit lieben, die das Leben ſelbſt für kein Gut mehr halten; daß man Krankheit mehr, als den Tod fürchtet, und daß man mehr daran wendet, geſund zu bleiben, als ſein Leben ſelbſt zu erretten. Iſt nun die Liebe zum Leben eine natürliche Neigung der Menſchen: wie viel mehr mus es nicht die Liebe zur Geſundheit ſeyn? Wir finden alſo an der Liebe zur Geſundheit einen ſehr mächtigen natürlichen Trieb, der ſelbſt den natürlichen Trieb zum Leben übertrift, für welchen doch faſt alle Menſchen ihre liebſten Leidenſchaften, Triebe und Neigungen gern aufopfern.

Welcher Menſch würde nicht anſtehen, ein Laſter zu begehen, ob ihn gleich ſeine Hauptleidenſchaft dazu reizte, wenn er überzeugt wäre, daß er mitten in der Ausübung deſſelben ſein Leben verliehren müſte? Stünde der Tod auf einer Sünde der Unreinigkeit: welcher Menſch würde ſie nicht gern freiwillig vermeiden? Als der unerſättliche Midas ſeinen Wunſch, alles, was er berühren würde, in Gold verwandelt zu finden, erfüllt ſahe, und keine Speiſe zu ſeinem Unterhalte mehr übrig war; ſo flehete er die Götter, um ſeines Lebens willen, an, die grauſame Gnade zurük zu nehmen. Sein Geiz gab nach, als er ihm das Leben koſten ſolte. Kan alſo die Liebe zum Leben die Menſchen nöthigen, ihren liebſten Laſtern zu entſagen: um wie viel eher mus dieſes nicht von der Liebe zur Geſundheit behauptet werden können, die auch bei denen noch nicht verlöſcht, welche die Liebe zum Leben nicht mehr empfinden? Es kan alſo den Menſchen kein ſtärkerer Bewegungsgrund vorgelegt werden ihre laſterhafte Neigungen zu beſtreiten, als der, wenn ſie überzeuget werden, daß ihre Laſter ſie um ihre Geſundheit bringen.

Die Liebe zur Geſundheit iſt auch, an ſich betrachtet, weder laſterhaft, noch ſträflich. Wenn man ihr ſeine Laſter aufopfert; ſo kan kein Sittenlehrer behaupten, daß man dadurch einem Laſter ein anderes aufopferte: wie ſolches geſchiehet, wenn man eine neue ſträfliche Neigung einer alten aufopfert. Ein Wollüſtiger, der enthaltſam wird, weil ſich der Geiz ſeines Herzens bemeiſtert, bleibt laſterhaft, wie er vorher ſchon war. Ein Wollüſtiger, der darum enthaltſam wird, weil er eine Menge Krankheiten vermeiden will, iſt zwar um deswillen kein ſonderlicher Heiliger: allein, er vertauſcht kein neues Laſter mit dem alten; er fährt nicht wie jener, fort, der Republik durch neue Laſter ſchädlich zu ſeyn: ſondern er wird wenigſtens unſchuldig, wenn er auch noch nicht heilig iſt. Alſo gewinnt dabei die Republik, der er durch ſeine Laſter ſchädlich zu ſeyn aufhöret; und er gewinnt ſelbſt, indem er ſein Laſter verläſt, und kein anderes dagegen erwählet. Eben ſo iſt es in allen anderen Fällen.

Es iſt alſo keine unanſtändige Bemühung, die Menſchen, vermöge des Bewegungsgrundes ihrer Geſundheit, von den Laſtern abzumahnen. Und wenn erwieſen werden kan, daß die Geſundheit durch die Ausübung der Laſter unendlich leidet; ſo kan man ſich von der heftigen natürlichen Neigung der Menſchen zu derſelben den Vortheil verſprechen, daß ſie den mächtigſten und lebendigſten Bewegsgrund abgeben werden, die Menſchen mit ihren liebſten Laſtern in Feindſchaft zu ſezen, und ihre kräftigſten Leidenſchaften und Triebe, die ſie dazu verleiten, zu entwaffnen.

Dieſes zum Voraus geſezt, wollen wir izt einmal die Verhältnis der Geſundheit gegen die Tugenden und Laſter in Betrachtung ziehen. Wir wollen zeigen, daß die Geſundheit durch die Ausübung der Tugenden unendlich gewinne, und hingegen durch die Ausübung der Laſter unendlich verliere. Hierdurch wird die Tugend in einem Geſichtspuncte vorgeſtellt, aus welchem man ſie bisher ſehr wenig betrachtet hat, und hierdurch bekommen die Laſter einen ſo abſcheulichen Anſtrich, daß ſie verhaſſter werden, als wenn man ſie uns aus jedem andern Geſichtspuncte zeiget, wo ihre Folgen zwar allemal abſcheulich und fürchterlich ſind, aber uns und unſere Eigenliebe, unſere allerheftigſte Neigung, und unſern angelegentlichſten Trieb nicht ſo ſehr intereſſiren.

Es gibt einige Laſter, welche durch Handlungen des Cörpers begangen werden, die deſſen Geſundheit faſt unmittelbar zerrütten. Dergleichen ſind die Unmäſſigkeit, die Völlerei, die Unkeuſchheit und verſchiedene andere Arten der Ueppigkeit und Unreinigkeit. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie viele Menſchen durch dieſe Ausſchweifungen allein auf ihre ganze Lebenszeit ungeſund werden. Nimmermehr würde die Gicht, die Luſtſeuche, und das groſſe Heer aller Arten dieſer verhaßten Krankheiten, eine ſo allgemeine Seuche unter den Menſchen ſeyn, wenn ſie ſich dieſen Laſtern nicht ſo ſehr ergeben hätten. Die reiſſenden und brennenden Schmerzen des Podagra, Gonagra, Chiragra, der Hüftgicht, der Migraine, haben faſt nie einen andern Urſprung, als die Unmäſſigkeit und Uppigkeit. Der elende Zuſtand derer, die ſich der Völlerey ergeben, iſt ſo jammervoll für ſie, und ſo abſcheulich in den Augen anderer Menſchen, daß er kaum beſchrieben werden kan. Die Zerrüttung ihrer Sinne, die Unverdaulichkeit, Lähmungen der Zunge und der Glieder, und Schlagflüſſe, ſind die gewöhnlichſten Folgen davon. Ein Wollüſtling, verſchwendet durch ſeine Ausſchweifung ſo viel Kräfte, daß er dennoch gar bald zum elendeſten Geſchöpfe wird. Ausſchweifungen von dieſer Art verzehren mehr Kräfte, als das heftigſte Verbluten. Der Gebrauch des Geſichts geht zeitig davon verlohren; der Leib verſchwindet; die Glieder werden verkrümt, und vor der Zeit ſteif; und man verſezt ſich in dem blühendſten Alter in den kläglichen Zuſtand eines verlebten Greiſes. Kurz, es ſind durch dieſe Art von Laſtern mehr Menſchen unglüklich gemacht worden, als durch tauſend phyſicaliſche Urſachen, denen man allgemeine und anſtekende Seuchen zuzuſchreiben pfleget. Das gröſte Unglük dabei iſt dieſes, daß man dergleichen übele Folgen nicht vermuthet: denn eben durch dieſe Sicherheit geſchiehet es, daß ihnen niemand entgehet.

Sehr viele Laſter ſind von der Art, daß ſie nicht ohne heftige Leidenſchaften ausgeübt werden können; und es iſt etwas beſonderes, daß dieſe Leidenſchaften durchgängig ſolche ſind, die der Geſundheit groſſen Abbruch thun. Die Zankſucht macht ihren Sclaven durch ſeinen Zorn und durch ſeine Aergernis zum Märtyrer, und verzehret das Mark in ſeinen Gebeinen. Der hündiſche Neid macht die Menſchen dem Sinnbilde dieſes Laſters ähnlich, da ihn die Dichter abſchildern, wie er ſein eigenes Fleiſch friſt, und an ſeinen dürren Fäuſten naget. Ein Neidiſcher iſt ein Gerippe, das nur in ſo fern lebet, als es ſein Laſter beſeelet. Der Geiz martert ſeinen Sclaven mit Gram, Sorgen, Schlafloſigkeit und Unruhe; welche Leidenſchaften insgeſamt die ſchädlichſten Wirkungen auf die Geſundheit äuſſern Der Unkeuſche wird durch ſein Laſter entnervt; ſeine Leidenſchaften verzehren ſeine Lebensgeiſter. Der Hochmüthige wird unaufhörlich von Gram und Neid verfolget, und ſein Leib muß das bezahlen, was ſich ſeine Einbildungskraft erwirbt. Der Schwelger opfert ſeine Geſundheit ſeinem Geſchmake auf, und ſizt mit Ekel bei der Tafel, auf welcher kein Gericht zu finden iſt, das ſein Magen verdauen könnte. Die Falſchheit und Untreue beunruhiget das nichtswürdige Werkzeug, durch welches ſie ſich offenbahret, mit Gewiſſensbiſſen, die ihm die Ruhe des Nachts entziehen, und ihn im Wachen mit lauter ſolchen Leidenſchaften ängſtigen, die niemahls mit der Geſundheit beſtehen können. Kurz, alle Leidenſchaften, wodurch ein Laſter ausbricht, haben für die Geſundheit übele Folgen.

Die vergnügten Leidenſchaften werden ihr ſchädlich, weil ſie ausſchweifend ſind. Denn, wenn ſie dieſes nicht wären, ſo würden ſie den Namen der Laſter nicht verdienen. Und die unangenehmen ſind durchgängig ein heimliches Gift, das an dem Leben naget, und den geſundeſten Menſchen nach und nach auszehret und hinopfert.

Alle Laſter haben die Art, daß ſie mit einer gewiſſen Gemüthsunruhe verbunden ſind, welche man die Gewiſſensbiſſe nennet. Man hat dieſe von jeher mit einem nagenden Wurme verglichen, der unſere Eingeweide und Kräfte verzehret; und ſo iſt es auch in der That. Wer geſund ſeyn will, der muß ein heiteres Gemüth, ein frey Gewiſſen, und alſo ein reines Herz haben. Der verruchteſte Böſewicht kan dieſen inneren Regungen des Gewiſſens nicht widerſtehen. Er kan ſie zuweilen betäuben. Allein, dieſes geſchiehet durch neue Laſter, die ſeiner Geſundheit vielleicht noch mehr entgegen geſezt ſind. Im kurzen aber wacht das Gewiſſen wieder auf, und der nagende Schmerz wird verdoppelt. Viele Böſewichter, die ihre Laſter lange genug im Verborgenen getrieben haben, verfallen zulezt in Gemüthskrankheiten, Melancholey, Unſinn, Wahnwiz und Tollheit. Wer weis aber nicht, daß dieſe Krankheiten ihren Urſprung in gewiſſen Leibeskrankheiten haben, welche die Früchte der Schwachheiten ſind, die ein unregelmäſſiger und laſterhafter Lebenslauf im Körper hervor gebracht hat?

Ich könnte dieſes alles viel weiter ausführen, wenn ich nicht glaubte, daß es hinlänglich ſey, die Sache nur zu erzehlen, um einen jeden von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Iſt es gewis: und wer kan wohl daran zweifeln? daß die Geſundheit des Leibes ein ruhiges, von heftigen unangenehmen Leidenſchaften freyes Gemüth und eine gemäſſigte Lebensordnung erfordert; ſo wird leicht kein herrſchendes Laſter zu finden ſeyn, bey welchem alle dieſe Erforderniſſe Statt finden ſollten, und ſo wird es unmöglich ſeyn, bei herrſchenden Laſtern lange geſund zu leben.

In welcher Geſtalt zeiget ſich uns hingegen nicht die Tugend, wenn wir ſie in eben dieſer Verhältnis betrachten? Weſſen Herz iſt wohl ruhiger, weſſen Leidenſchaften ſind gemäſſigter und angenehmer? weſſen Lebenslauf iſt beſſer geordnet und mäſſiger und vergnügter, als eines Tugendhaften, der ſich mit der Uberzeugung eines wohl vollbrachten Tages alle Abend zur Ruhe legt, und mit dem Verlangen, einen Tag wohl zu vollbringen, alle Morgen früh erwachet? Wañ foltern ihn unordentliche Begierdē u. tadelhafte Wünſche? Wann erſchrekt ihn eine Handlung in dem Regiſter, das ihm ſein Gedächtnis täglich vor Augen leget? Wann empfindet er den Dorn der Reue, den Brand der Rachſucht, das Nagen des Grams, die Wuth des Zorns, den Rauſch der Wolluſt, den Gift des Neides, den Kizel ſchadenfroher Freude, das Gewicht der Angſt, die Unruhe der Sorgen, den Wurm des Gewiſſens? Er lebt jeden Tag in einer ſtillen Freude; er ruhet jede Nacht ſanft; er genieſſet die Glükſeligkeit des Lebens mit vergnügter Dankſagung, und iſt geſchikt, alle Vergnügungen zu ſchmecken, weil er geſund iſt.

Ich bin nicht ſo thörigt, zu glauben, daß uns die Tugend vor allen Krankheiten ſchüze. Denn, ob uns dieſelben gleich mit als ein Lohn der Sünde angerechnet werden; ſo betrift doch derſelbe, eben ſo, wie der Tod, den Gerechten und Ungerechten ohne Unterſchied. Ich glaube alſo auch nicht, daß alle Krankheiten von Laſtern herrühren. Allein, das halte ich für gewis, daß ſich ein Laſterhafter jederzeit in Umſtänden befindet, die ſeine Geſundheit zu unterbrechen geſchikt ſind; daß bei ihm tauſendmal mehr Gelegenheiten zu Krankheiten Statt finden; daß er, vermöge ſeiner laſterhaften Gemüthsverfaſſung und ſchlechten Lebensordnung, ſeinen Leib natürlicher Weiſe ungeſund mache, und daß von dieſem allen das Gegentheil bei dem Statt finde, der ſich der Tugend befleiſſiget. Ich fürchte nicht, daß mir jemand den Einwurf machen werde: Ich hätte die Gründe dieſer Behauptung zu weit hergeholt. Man müſte nicht wiſſen, was eine ſchlechte Lebensordnung, was ausſchweifende Leidenſchaften, was langſame, nagende und unangenehme Gemüthsbewegungen, und was ein beunruhigtes und geängſtigtes Gemüth für einen offenbahren und unwiderſprechlichen Einflus in unſere Geſundheit haben, wenn man dieſen Einwurf machen ſollte. Zudem beſtättiget die tägliche Erfahrung alles, was ich behauptet habe. Sollte mancher ehrwürdiger Greis reden, wie er zu ſo vielen Gebrechen und Krankheiten, die ihm ſein Alter verbittern, gekommen ſey; ſo würde man mit Erſtaunen hören, daß diejenigen Laſter den meiſten Theil daran haben, die er nun, ſeit dem er grau geworden iſt, nicht mehr begehen kan. Giebt es nicht ganze Geſchlechter und Familien von Krankheiten, die blos das Laſter zum Urſprunge haben. Mus nicht natürlicher Weiſe ein Tugendhafter von allen dieſen frey ſeyn; und iſt dieſes kein Vorzug der Tugend vor dem Laſter, in Abſicht der Geſundheit? Iſt es nicht eine allgemeine Lebensregel, die kein Arzt leugnen wird, daß eine mäſſige und ordentliche Lebensart, ein heiteres Gemüth, und ein Herz, das keinen heftigen und unangenehmen Leidenſchaften unterworfen iſt, die ſicherſten Mittel zu einem geſunden und langen Leben ſind? Sind denn nun aber dieſes wohl Eigenſchaften eines Laſterhaften?

Inzwiſchen giebt es doch Laſterhafte genug, die geſund leben. Dieſes iſt der einzige Einwurf von Erheblichkeit; und er beruhet mit dem auf einem Grunde, daß es viele Tugendhafte giebt, die ihr Leben in beſtändiger Krankheit zubringen. Allein fürs erſte kan ich dieſen ganzen Einwurf von mir ablehnen. Es giebt Leute, die bei der ſchlechteſten Lebensordnung dennoch geſund bleiben. Gleichwohl wird um deswillen niemand leugnen können, daß eine gute Lebensordnung von allen geführt werden müſte, die gern geſund ſeyn wollen. Eben ſo iſt es mit der Tugend und dem Laſter. Wenn einige Laſterhafte geſund ſind; ſo bleibt doch die Regel allezeit unumſtöslich, daß man tugendhaft leben müſſe, wenn man geſund ſeyn will, weil ein laſterhaftes Leben den weſentlichſten Bedingungen der Geſundheit ſchnurſtraks entgegen läuft. Zum andern aber iſt auch gewis die Zahl der Laſterhaften ſehr geringe, die ſich einer guten Geſundheit rühmen können. Von denen, die bei ihren Laſtern die Kräfte ihres Leibes misbrauchen, iſt kein einziger geſund. Von denen, die ausſchweifenden und unangenehmen Leidenſchaften frohnen, ſind es ſo wenige, daß man ſogar im gemeinen Leben Sprüchwörter eingeführt hat, welche die Krankheiten dieſer Leute characteriſiren. Man ſagt von einem abgezehrten Menſchen: er ſey ſo dürre, als der Neid; von einem Geizigen: er freſſe ſich ſelbſt auf; von einem Feindſeligen: er glühe von Zorn und Rache; von einem Aufgeblaſenen: er werde von Hochmuth närriſch; von einem ſchadenfrohen Menſchen: daß ihn der Kizel plage; von einem Menſchen, der ein ſcheusliches Anſehen hat: er ſehe aus, wie ein Spizbube, u. ſ. w. Alle dieſe Redensarten zeigen die Gebrechen und Haupteigenſchaften der Krankheiten an, die man bei den Laſterhaften aller Arten aus unzähligen Erfahrungen hat kennen gelernt. Zudem ſo verbergen laſterhafte Leute die aus ihren Laſtern flieſſenden Gebrechen, ſo viel ihnen möglich iſt, vor den Augen der Welt eben ſo ſorgfältig, als die Laſter ſelbſt. Sie ſchämen ſich der Wirkungen, weil ſie die Urſachen davon wiſſen, die ihnen keine Ehre bringen; und endlich ſo offenbahren ſich auch dieſe ſchädlichen Wirkungen der Laſter nicht allezeit ſo bald, daß man ſie von ihren unreinen Urſachen herleiten ſollte, wozu man ohnedem nicht ſehr geneigt iſt.

Ich will aufhören, die Laſter zu ſchelten. Aber, ich kan dieſen kleinen Aufſaz nicht beſchlieſſen, ohne noch einmal alle Menſchen vorzuſtellen, meinen hier vorgetragenen Sazen eifrig nachzudenken, und ſich bei Zeiten den Weg der Tugend zu erwählen, um ſich ſelbſt ein geſundes und vergnügtes Leben, ſo viel wenigſtens an ihnen iſt, zu erwerben: da es doch ein für allemal unmöglich iſt, auf dem Wege des Laſters dazu zu gelangen, und da doch gleichwohl kein Menſch ein ſo raſender Feind von ſich ſelbſt ſeyn kan, daß er ſeine Geſundheit für nichts ſchäzen ſollte, um ſich der Menſchlichkeit unwürdig zu machen, und, auſſer dem Vergnügen dieſes Lebens, noch den Troſt im Tode und die Hoffnung eines künftigen vergnügten Lebens zu verliehren.

Gedanken über das Beſtreben der Menſchen nach höhern Ständen.

Es iſt ein ordentliches Gewerbe unter den Menſchen mit ihren Abſichten. Eine jede Begierde iſt eine Waare, und der Werth dieſer Waare wird nach der Heftigkeit der Begierde beſtimmt. Der Zuſammenhang der Menſchen beſteht darinn, daß ſie einander dieſe Waaren entweder erhalten helfen, oder ſich deshalb in einen gewiſſen Tauſch einlaſſen. Oft muß der eine eine Begierde fahren laſſen, um eine andre, welche ihm lieber iſt, zu erhalten: oft muß der andere ihm eine der Seinigen aufopfern, um von ihm die Unterſtüzung einer andern hoffen zu können, welche ihm mehr anliegt. So iſt es mit allen, ſo wohl guten als böſen Handlungen der Menſchen beſchaffen, und ſo kan ich den Ausſpruch des Plato annehmen, daß die Tugend nichts anders als ein Tauſch ſey, ohne doch deshalb mein Geſchlecht durchgangig für laſterhaft zu erklären.

Der Freyherr von Wolf hat Europa zuerſt gelehrt, daß alle Gedanken und Geſpräche der Menſchen im gemeinen Leben nichts anders, als eine aneinander hängende Reihe logikaliſcher Schlüſſe wären, davon man nur nicht allzeit beide Vorderſäze ſich deutlich vorſtellete. Was dieſe Entdekung in Abſicht der Vernunft iſt, das iſt der Tauſch oder die Handelſchaft der Begierden der Menſchen in Abſicht der Begehrungskräfte der Seele. Er iſt ein allgemeiner Grundſaz in der praktiſchen Weltweisheit, woraus ſich vollkommen beſtimmen läſt, nach welcher urſprünglicherſten Maxime die ſittlichen Handlungen der Menſchen beſtimmt werden, und warum ſie ihre Begierden und die daraus flieſſenden Handlungen andern aufopfern, welche ſie gewis nicht würden haben fahren laſſen, wenn ſie nicht nach einer dunkeln Rechenkunſt gefunden hätten, daß die Begierden, welche ſie behalten und ausführen, ihnen im Ganzen den gröſten Gewinn verſprechen. Dieſes iſt der Grund des Thuns und Laſſens der Menſchen, und gleichwie der Herr von Leibniz glaubte, daß die Seele bei Anhörung einer Muſic, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die Schwingungen der Töne zählte, ſo glaube ich, daß die Menſchen in ihren ſittlichen Handlungen beſtändig den Gewinn und Verluſt berechnen und vergleichen, den ſie von der Ausführung jeder Begierde zu erwarten haben: wobei ſie allezeit derjenigen Begierde den Vorzug geben, welche vermöge der Beſchaffenheit ihres Gemüths den heftigſten Eindruk in daſſelbe macht.

Wenn ich dieſen Grundſaz zum Vortheil meines Geſchlechts anwenden ſoll, ſo kommt, um die Menſchen überhaupt glüklicher zu machen, alles darauf an, daß man ſie den wahren Werth der Waaren kennen lehre, womit ihre Seele in der menſchlichen Geſellſchaft Handel treibt, damit ſie nicht in die Fehler unvorſichtiger Kaufleute verfallen, die ihre Rechnung ohne den Wirth machen, die das für einen groſſen Gewinn halten, was doch ihr wahrer Schade iſt, und die öfters einen kleinen ſcheinbaren Gewinn mit einem viel gröſſern Schaden erkaufen. Man ſiehet leicht, wie alle Regeln der Sittenlehre aus dieſem Grunde hergeleitet werden könnten: allein es iſt hier meine Sache nicht, eine neue Sittenlehre zu ſchreiben. Ich will nur bei einem einzigen Beiſpiele ſtehen bleiben, um dieſes Handlungsgeſchäfte der Seele daraus zu erläutern, und zu zeigen, wie ſchlecht die meiſten menſchlichen Seelen ihre Handlung verſtehen. Ich will das faſt allgemeine Beſtreben der Menſchen nach höhern Ständen zu meinem Gegenſtande nehmen.

Die meiſten Menſchen wären im Stande, ſich die ſchwerſten Bedingungen gefallen zu laſſen, blos um ſich in der Welt zu einem höhern Stande zu ſchwingen, und ſich immer weiter von der Niedrigkeit ihres Urſprunges zu entfernen. Dieſe Begierde gehöret alſo zu den Waaren, welche man kauft, ſie mögen koſten welchen Preis ſie wollen: und eben dieſe Begierden ſind es, welche, wenn ſie keine gute, ſondern geringſchäzige Waare ſind, die Seele in diejenige Art der Unbeſonnenheit ſtürzen, die man im Handel ſo ausdrükt, daß einer blindlings in ſein Unglük hinein renne. Meines Erachtens iſt die Begierde, ſeinen Stand zu erhöhen, bei ſehr vielen Menſchen von dieſer Art, und um deswillen gebe ich allen denen Recht, die in ihren Sittenbüchern die Eitelkeit der menſchlichen Hoheit mit verächtlichen Farben vorſtellen. Da ich aber die Triebe der Menſchen als Waaren anſehe, womit ſie Handlung treiben, ſo kan ich mich nicht überreden, daß es wahrſcheinlich ſey, ſie von ihren thörigten Neigungen auf eine andere Weiſe abzuleiten, als daß man ſie ihnen von der Seite vorſtellt, wie ſie ihrem Eigennuze ſchaden, und ihnen diejenigen Vortheile nicht erwerben, die ſie von ihnen erwarten. Aus dieſem Geſichtspuncte gedenke ich jezt das Beſtreben der Menſchen nach höhern Ständen zu betrachten, und zu beweiſen, daß ſie ſich auf keine andere Weiſe mit ſo wenig Koſten ſo geehrt, ſo glüklich, und der Republik ſo nüzlich machen können, als wenn ſie dieſes eitle und thörigte Beſtreben bei ſich unterdrüken, und niemahls zur Reife kommen laſſen.

Es iſt einmahl ausgemacht, daß die Stände, Titel und Würden für äuſſerliche Zeichen der innern Verdienſte der Menſchen gehalten werden. Weil nun alle Vorzüge der Menſchen von andern, aus einer angebohrnen Unart unſers Geſchlechts, mit neidiſchen und misgünſtigen Augen angeſehen werden, ſo iſt keine Unterſuchung kritiſcher und genauer, als die die Welt wegen der innern Verdienſte derer anſtellt, die eine vorzügliche Hoheit in ihrem äuſſerlichen Zuſtande genieſſen. Die Welt will wiſſen, wenn ſie ehren ſoll, und auf welche Verdienſte ſich die Hochachtung gründe, welche man jemanden um ſeines Standes willen erzeigen ſoll. So lange ſie dieſe innern Vorzüge bei einer Perſon nicht in einem ſo reichen Maaſſe findet, daß ſie, allen Regungen des Neides ungeachtet, geſtehen muß, daß ſie um ihrentwillen den Grad der Unterſcheidung verdiene, den ihr ihr Stand erwirbt, ſo ſieht ſie denjenigen, der einen ſolchen Stand bekleidet, mit den verächtlichſten Augen an, und hält diejenigen für niederträchtig, die ihn nach dem Grade, wie ſolches ſein äuſſerlicher Stand verdienet, ehren. Nach dem Urtheile der Menſchen von der Gröſſe der Verdienſte eines andern richten ſich alle ihre übrigen Handlungen gegen ihn. Solchergeſtalt hat ein Mann, von dem die Welt urtheilet, daß ſeine Ehrenzeichen gröſſer ſind, als ſeine wahre Ehre, das iſt, daß ſein äuſſerlicher Stand gröſſer ſey, als ſeine innern Verdienſte, von Niemanden die Ehre, die Unterſtüzung, den Beiſtand zu hoffen, welchen er erwarten könnte, wenn ſein Stand ſeinen Verdienſten mehr proportioniret wäre. Hieraus folget nun ganz unwiderſprechlich, daß ein Mann, der ſich in der Welt geehrt und glüklich machen will, vor allen Dingen darauf ſehen müſſe, daß ſein äuſſerlicher Vorzug niemahls gröſſer ſey, als ſein innerlicher, und daß ihm auch nicht einmahl ein leerer Titel einen Grad der Hochachtung zuſprechen möge, den er nicht um ſeiner innern Verdienſte willen allein mit Recht fodern könnte.

Man ſage nicht, daß die Welt in dieſem Stüke leicht hintergangen werden könne, und daß der äuſſerliche Schein ihre Augen blende. Welcher Blik iſt durchdringender, als der Blik des Neides, und auf wenn fällt dieſer Blik mehr, als auf die Perſonen von Stande? Je gröſſer der Name eines Menſchen in der Welt iſt, deſto genauer wird ſeine wahre Gröſſe unterſucht und beſtimmt. Man ſehe einen armen Schulmeiſter durch die Straſſen ſchleichen: wie unbemerkt geht er vorüber. Er trete in eine Geſellſchaft; er mache ſo viel Geräuſch, daß der ganze Saal davon betäubt wird: Niemand wird ihn bemerken: Niemand wird wiſſen wollen, ob er ein Mann ſey, der ſo viel verſteht, als zu einem Schulmeiſter erfordert wird. Dieſem Schulmeiſter kommt die Thorheit in den Sinn, ſich zu einem Profeſſor machen zu laſſen. Izt fragt ein jeder: Wie iſt dieſer Mann zum Profeſſor geworden? Was verſtehet er? Erwirbt er ſich Beifall? Jedermann ſucht ſeine Kräfte zu erforſchen, und Jedermann findet in dem ſchlechten Profeſſor mehr nicht, als einen guten Schulmeiſter. Wie viel Glük hat ſich dieſer Pedant wohl dadurch erworben, daß er ſeinen Stand vergröſſert hat? Er, der zuvor noch ſo glüklich war, überſehen zu werden, befindet ſich izt durch die Erhöhung ſeines Standes auf einmal im Stande der ſchändlichſten Verachtung.

So verkehrt ſind die Anſchläge der Menſchen. Ihr wahres Intereſſe würde darinn beſtehen, vor der Welt weniger zu ſcheinen, als ſie ſind, und ſie ſuchen es darinn, daß ſie mehr ſcheinen wollen, als ſie wirklich ſind. Die wahre Ehre beruhet in dem Urtheile anderer von unſern guten Eigenſchaften. Unter dieſen Eigenſchaften ſind einige, die man um unſers Standes willen mit Recht von uns fodert, und ob uns dieſe gleich ehren, ſo unterſcheiden ſie uns doch nicht. Die übrigen guten Eigenſchaften ſind ſolche, die man von uns nach unſerm Stande nicht erwartet, und dieſe ſind es, welche uns unterſcheiden. Wer bewundert einen Prediger, wenn er einen Text gut erklärt? einen Advocaten, der einen Proces gewinnt? oder einen Arzt, der eine Krankheit heilet? Alle dieſe guten Eigenſchaften ehren zwar die Perſonen, die ſie beſizen; weil ſie aber zu ihrem Stande erforderlich ſind, ſo bewundert man ſie nicht an ihnen. Dahingegen bewundert man einen gemeinen Bürger, der ſeine Sachen vor Gericht mit der Geſchiklichkeit eines Advocaten ſelbſt ausführet: einen niedrigen Mann, der von vielen Dingen gute Begriffe hat, wovon andre ſeines Standes kaum die Namen kennen. Solchergeſtalt beſteht das Mittel, ſich in der Welt Hochachtung und Bewunderung zu erwerben, ſich eine allgemeine Liebe und die Unterſtüzung aller Rechtſchaffenen zu verdienen, blos darinn, mehr Verdienſte zu beſizen, als die Welt von unſerm Stande fodert und erwartet. Wie kan aber wohl ein Menſch dieſe Unterſcheidung hoffen, der nur nach neuen Würden und Titeln ſtrebet, ohne doch ſeine Verdienſte in eben der Proportion zu vermehren?

Alles dieſes, wird man vielleicht ſagen, ſind alte Sittenlehren, die ſich viel leichter ſagen, als ausüben laſſen. Ein jeder Menſch beſizt von Natur Ehrgeiz und Eigenliebe, welche ihn zu der Bemühung anſpornen, ſich in den Augen andrer Menſchen zu unterſcheiden, und da dieſes durch Titel, Würden und dergleichen äuſſerliche Ehrenzeichen am füglichſten geſchehen kan, ſo erwählt man dieſe Mittel um deſto lieber, je ſchwerer es iſt, durch die Vermehrung innerer Vollkommenheiten dazu zu gelangen. Daß die Welt an allen Ständen ſo viel auszuſezen findet, rühret gröſtentheils daher, daß ſie heut zu Tage von jedem zu viel fodert, und es alſo unmöglich macht, ſie zu befriedigen.

Ich will ſezen, daß dieſes leztere wirklich geſchehe; was hilft aber dieſer Troſt einem, der ſein Glük in der Welt machen will? Kan er mit der Welt darüber einen Streit anfangen, daß ſie zu viel von ihm fordert? Er muß ſich nach ihr richten, weil ſie ſich nicht nach ihm richtet. Iſt es ſo ſchwer, durch innere Vorzüge in ihren Augen gros zu werden; ſo ſuche man ein Mittel zu erfinden, ſie zu zwingen, uns in unſerer Art für vortreflich zu halten, ohne daß wir nöthig haben, unſre innern Vollkommenheiten zu vermehren. Dieſer Anſchlag iſt gar nicht unmöglich. Wer geehrt und unterſchieden werden will, der hat dazu zween Wege, und einer von beiden iſt allen Menſchen möglich. Er erhöhe entweder ſeine innern Verdienſte über ſeinen äuſſerlichen Stand, oder er erniedrige ſeinen äuſſerlichen Stand unter ſeine innern Verdienſte. Der erſte Weg iſt für groſſe, der lezte für mittelmäſſige und kleine Genies offen. Ich will hier, meiner Abſicht gemäs, nur bei dem leztern ſtehen bleiben.

Wenn der Stand eines Menſchen ſo beſchaffen iſt, daß die Welt von ihm mehr Verdienſte dazu verlanget, als er beſizt, und wenn es ihm gleichwohl unmöglich fällt, mehr Verdienſte zu erhalten; ſo liegt es nur an ihm, daß er ſeinen Stand um ſo viel herunter ſeze, daß ſeine Verdienſte denſelben überſteigen, ſo wird er in ſeiner Art vortreflich ſeyn.

Man gebe im gemeinen Leben darauf Acht, wie ſich die Menſchen ſelbſt durch ihr Beſtreben nach höhern Ständen verächtlich machen; ſo wird man erkennen, wie gegründet dasjenige ſey, was ich izt geſagt habe. Ein jeder wird ſich zerſchiedener Perſonen erinnern, die zu einer gewiſſen Zeit einer allgemeinen Liebe und Hochachtung genoſſen haben, und die, nachdem ſie ihre Eigenliebe verleitet hat, nach höhern Würden zu trachten, in eine tiefe Verachtung gerathen ſind.

Ich weis wohl, was man mir gegen meinen Vorſchlag einwenden wird. Es iſt in den allermeiſten Fällen nichts thunlich, ſich ſeines Standes zu begeben, und einen geringern dafür zu erwählen. Dieſe Veränderung iſt allemahl für den verächtlich, der ſie vornimmt. Sie beraubt ihn des äuſſerlichen Glüks, daß er von ſeinem Stande genieſſet, und es ſind nicht allemahl diejenigen geringern Aemter für ihn offen, die er mit Ruhm bekleiden könnte. Ich will alles dieſes Stükweiſe beantworten.

Was die Möglichkeit betrifft, ſo iſt es allemahl leichter thunlich, einen geringern mit einem höhern, als einen höhern mit einem geringern Stande zu vertauſchen. Da nun hier von denen die Rede iſt, die ihren Stand um ihrer Ehre willen gern verändern wollen; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß das erſte leichter für ſie möglich ſey, als das Lezte. Wenigſtens kan man auf dieſe Weiſe die neuen Stände leichter ohne Geld erhalten, als wenn man die Kleinern mit den Gröſſern verwechſeln will.

Es iſt wahr, wer ſeinen Stand verläſt, der verlieret das damit verbundene Einkommen. Allein ein jeder, der dieſen Schritt thut, mus auch dagegen bedenken, daß er ſein Brod bisher mit Sünde, in Schande und in Verachtung gegeſſen hat. Zudem ſind die meiſten Aemter, die von Unwiſſenden bekleidet werden, ſo einträglich eben nicht: das macht, man kennet die Herren gar bald, die zu nichts nuzen. Die meiſten ſchlechten Leute, die in der Höhe des Standes ihr Glük ſuchen, kaufen ſich leere Titel, die nichts einbringen, drängen ſich in berühmte Geſellſchaften, und haben einen Schweif von Titeln hinter ihren Namen, davon kaum ein einziges Wort ein wahrer Charakter iſt. Was kann es ſolchen Leuten ſchaden, wenn die ledigen Blaſen, worauf ſie ſchwimmen, zerplazen? Würde ein Schulmeiſter, der ſich die Titel eines Profeſſors, eines Mitgliedes einer Akademien ꝛc. ꝛc. erbettelt hat, wohl um einen Schilling ärmer werden, wenn er alle dieſe Wuſt von Titeln fahren lieſſe, um das nur mit Ehren zu heiſſen, was er wirklich iſt?

Ich wollte darauf wetten, daß viele meiner Leſer meinen ganzen Vorſchlag für eine bloſſe Spötterey aufnehmen werden. Allein wenn ich als ein ſittlicher Kaufmann von der Sache reden ſoll, ſo kan ich nicht anders, als im ganzen Ernſte, glauben, daß er das wahre Intereſſe aller derer erfodere, die mit geringen Verdienſten in hohen Aemtern ſizen, und ſich inwendig nicht gröſſer machen können, daß ſie ſich auswendig kleiner machen, daß ſie die Triebe nach Hoheit, die ſie ins Verderben ſtürzen, dem demüthigen Triebe zur Niedrigkeit aufopfern, und daß ſie dadurch einen kleinen Gewinn höher ſchäzen lernen, als einen ſcheinbaren groſſen, der doch ein wahrer Verluſt für ſie iſt. Wir wollen den Gedanken auf eine andre Seite wenden, ſo wird er ſehr ernſthaft und nüzlich werden.

Ich will jezo von denjenigen reden, die ihre Aemter nach Würden bekleiden, und von denen die Welt urtheilet, daß ſie würdig wären, nach ihren Verdienſten auch einen höhern Stand zu erhalten. Dieſe haben nichts dabei zu wagen noch zu verliehren, wenn ſie dem Rathe folgen, ſich nicht von ihrer Eigenliebe blenden zu laſſen, und der Verſuchung Raum zu geben, ſich in einen höhern Stand zu verſezen. Izt genieſſen ſie das Vergnügen, daß ſie Jedermann lobt, daß Jedermann fragt, warum ſie nicht ein höheres Amt beſizen? daß Jedermann ſagt, ſie ſind in ihrer Art vortreflich, und es wäre zu wünſchen, daß alle Aemter mit ſolchen Perſonen bekleidet wären, die mehr Verdienſte beſeſſen, als ſie dazu nöthig hätten. In der That, ein verdienſtvoller Mann kan nicht lange gnug klein bleiben, und will er gewis ſeyn, daß er den Ruhm eines verdienten Mannes mit ins Grab nimmt, ſo mus er täglich bitten, daß ihn der Himmel nicht zu groß werden laſſe. Gemeiniglich ſtellt man dergleichen Überlegungen nicht eher an, als bis ſie zu ſpät ſind. Man überlegt nur allzuſelten, in welche Gefahr und Verlegenheit man ſich wegen ſeiner Ehre und Wohlfahrt ſezet, wenn man nach Titeln trachtet, und wenn man ſich endlich ſo weit erhöhet hat, daß man verächtlich und lächerlich geworden iſt, und ſich die Wege ſelbſt unbrauchbar gemacht, in einem Stande, dem man gewachſen wäre, rühmlich zu leben, ſo verdammt man die laſterhafte Welt, und bedenkt nicht, daß die Schuld blos daran liege, daß man den Handel mit ſeinen Begierden nicht verſtanden hat.

Von der Kunſt, ſich in dieſem Leben glüklich zu machen.

Plato, einer der gröſten Weltweiſen Griechenlandes, ſagt mit vollkommenem Grunde; daß die Kunſt, wahrhaftig reich zu werden, nicht darinn beſtehe, ſeine Güter zu vermehren, ſondern ſeine Habſucht und Unerſättlichkeit zu vermindern. Mit eben ſo viel Grunde kan man ſagen, daß überhaupt die Kunſt, ſich in dieſem zeitlichen Leben glüklich zu machen, nicht darinn beſteht, wenn man ſich bemüht immer mehrere und mehrere zeitliche Güter zu erlangen, ſondern wenn man ſeine Begierden nach dieſen Gütern vermindert, und jederzeit mit demjenigen Maaſſe derſelben zufrieden iſt, deſſen man habhaft werden kan. Die zeitlichen Güter machen uns nur glükſeelig, in ſo ferne man ſie mit einem zufriedenen Gemüthe genieſt. Wir mögen derſelben noch ſo viel beſizen, ſo iſt es doch allemahl möglich, daß man noch mehr haben könte. Wenn wir nun unſerer Begierde nach den-

ſel

ſelben kein Maas und Ziel ſezen, ſo werden wir allemahl nach Gütern ein Verlangen tragen, die wir nicht beſizen. Und ein ſolches Verlangen macht uns unruhig, und indem es uns unſern Mangel zu fühlen giebt, quält es uns mit Unzufriedenheit, und wir ſind alsdenn mitten im Reichthum dürftig. Der Zufriedene hat allemahl genug. Und es iſt demnach eine ungemein elende Geſinnung und unglükſelige Gemüthsfaſſung der allermeiſten Menſchen, welche daher entſpringt, daß ſie ihre unerſättliche Habſucht nicht vermindern, und in die gehörigen Schranken der Mäſſigung einſchlieſſen.

Daher kommts, daß der Ehrgeiz ſein eigener Henker iſt. Die Kunſt, ein berühmter und gelehrter Mann zu werden, beſteht nicht darinn, daß man immer von einer Stufe der Ehre zu einer andern fortſchreite, ſondern daß man die Begierde nach der Ehre vermindere und mäſſige. Wir wollen hier uns nicht einmahl die Mühe nehmen, von demjenigen Ehrgeize zu reden, welcher nach einer bloſſen Scheinehre trachtet, und noch dazu durch unrechtmäſſige Mittel und Wege: denn es iſt augenſcheinlich, daß ein ſolcher unſinniger Ehrgeiz einen Menſchen niemahls beruhigen und glükſelig machen kan. Sondern wir wollen einen Ehrgeizigen annehmen, der nur nach wahrer Ehre, durch den Weg der wahren Verdienſte, aber auf eine unmäſſige Art, trachtet. Ein ſolcher Ehrgeiziger hat die raſende Begierde, allen Menſchen ſeine Verdienſte bekannt zu machen. Er will, daß alle Menſchen, die ihn kennen, ihn ehren ſollen, ja er will wohl gar, daß ihn niemand nicht kennen ſoll. Und nun iſt ſehr leicht zu zeigen, daß man bei einer ſolchen Geſinnung niemahls das Vergnügen und die Glükſeligkeit genieſſen kan, um welcher willen man nur vernünftiger Weiſe die Ehre und den Ruhm begehren kan.

Ein ſolcher Ehrgeiziger macht allemahl noch eine Entdekung, die ihn noch mehr beunruhiget. Ein Menſch mag nehmlich noch ſo ehrwürdig ſeyn, ſo finden ſich doch allemahl Leute genug, welche aus Dummheit, Unwiſſenheit, Neid, Haß und Bosheit die Verdienſte deſſelben leugnen, lächerlich und verächtlich machen, und ihn juſt um ſolcher Sachen willen verachten, weswegen er geehrt zu werden verdient. Alle wahre Ehre in dieſer Welt iſt allemahl mit vieler Scheinſchande untermengt. Der Ehrgeizige, welcher auf eine unmäſſige Art ſeine Verehrer auskundſchaftet, entdekt allemahl ſehr viele Menſchen, die ihn verachten, läſtern und herunter machen. Dieſe Entdekung beunruhiget ihn unendlich. Er vergiſt beinahe darüber, daß er Verehrer habe. Er ärgert ſich über ſeine Feinde, und dieſe unſelige Entdekung iſt ofte ſo mächtig, daß ſie alle angenehme Empfindung der wirklichen Ehre unterdrukt, und alsdenn iſt ein ſolcher Menſch, bei aller ſeiner Ehre, nicht beſſer daran, als ein Menſch, welcher unter einer allgemeinen Verachtung liegt.

Worinn beſteht demnach die Kunſt, wahrhaftig berühmt und dadurch glükſelig zu werden? Gewis nicht in den Kunſtgriffen, die Anzahl ſeiner Verehrer auszukundſchaften, und ihre Urtheile genau abzuwägen. Sondern wenn man aufs möglichſte vollkommen wird und Guts thut, und dabei ſeine Begierde nach der Ehre gewaltig mäſſiget; wenn man nicht einmahl verlangt, von jedermann verehrt, und von niemanden verachtet, verſpottet und geläſtert zu werden; und wenn man alſo ſeine Begierde nach der Ehre vermindert. Dergeſtalt wird ein verdienſtvoller Mann allemahl, nach ſeinem eigenen Urtheile, Verehrer und Ehre genug haben, und er wird über ſeine Ehre mehr Vergnügen empfinden, als ein Ehrgeiziger in ſeiner Hofnung irgends zum voraus ſich vorſtellen kan, indem dieſer nach einer Ehre trachtet, die er niemahls erlangen wird, und vermöge ſeiner Geſinnung nicht eher vergnügt iſt, bis er dieſe Ehre erlangt hat, das iſt, niemahls.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Reichthum. Man muß allerdings geſtehen, daß Armuth und Dürftigkeit ſehr drükende Übel ſind, indem ſie mehrentheils mit den meiſten zeitlichen Übeln begleitet ſind, und wohl gar noch dazu eine Hindernis der geiſtlichen und ewigen Güter werden. Man kan es daher keinem vernünftigen Menſchen verdenken, wenn er ſich bemühet, reich, oder weil dieſes Wort ofte eine übele Bedeutung hat, ſo wollen wir ſagen, wohlhabend zu werden. Die Kunſt reich zu werden, wenn man ſie gehörig erklärt, iſt demnach eine vortrefliche Kunſt, und ein jeder Menſch ſollte ſich auf dieſelbe legen. Gewiſſer maſſen kan man in der That behaupten, daß keine Kunſt von den Menſchen ſo ſtark ausgeübt und getrieben wird, als die Kunſt reich zu werden, nur ſchade, daß die allerwenigſten die wahre Regel dieſer Kunſt verſtehen.

Es iſt faſt ein allgemeiner Irrthum der Menſchen, vermöge deſſen ſie glauben, daß die Kunſt, reich zu werden, darinn beſtehe, wenn man ſeine Güter, ſein Geld, ſeine Einnahmen, und ſeine geſamte äuſſerliche Habſeligkeit vermehrt. Unglüklicher Irrthum des menſchlichen Geſchlechts! Es ſcheint, als wenn eine feindſelige Macht das menſchliche Geſchlechte mit dieſem Irrthume bezaubert habe, um daſſelbe in unendliche Unruhe zu verwikeln, und in einem beſtändigen Elende zu erhalten. Dieſes Beſtreben, ſeine Güter und Haabſeligkeiten zu vermehren, iſt wahrhaftig nicht der rechte Weg reich zu werden; ſondern erhält in dem Menſchen ein beſtändiges Gefühl ſeines Mangels, und macht, daß er beſtändig mit Verdrus denkt, er ſey dürftig und arm.

Ein Menſch mag noch ſo viel Geld und andere Haabſeligkeiten beſizen, ſo iſt es doch allemahl möglich, daß er noch mehr beſizen könte; ja deſſen, was er nicht beſizt, iſt allemahl unendlich vielmahl mehr, als deſſen, was er beſizt. Hat er nun ein haabſüchtiges und unerſättliches Gemüth, ſo hat er niemahls genug. Er ſtellt ſich nicht ſo wohl die Gröſſe und Zulänglichkeit ſeines Vermögens vor, ſo er wirklich beſizt, als desjenigen, was er nicht beſizt, aber beſizen könte und zu beſizen wünſcht. Folglich mag er noch ſo viel Güter erlangt haben, ſo beſizt er die verwünſchte Fertigkeit, jederzeit mit ſchmachtender Sehnſucht an diejenigen zu denken, die er noch nicht hat. In ſeinen Augen iſt er alſo allemahl arm, und wenn er auch noch ſo viel hat. Es iſt demnach unmöglich, daß ein Menſch, blos durch die Vermehrung ſeiner Güter und Haabſeligkeiten, reich werden könte.

Ein Menſch iſt nicht eher reich, bis er nicht ſeines Reichthums zu ſeiner wahren Glükſeligkeit, mit einem wahren Vergnügen, genieſſet. Wer aber blos dadurch reich zu werden trachtet, daß er ſeine Güter beſtändig zu vermehren ſucht, der genieſt der ſchon erlangten niemahls mit der gehörigen Gemüthsruhe. Seine Methode reich zu werden, macht ihn geizig und filzig, ſie erfüllt ihn mit beſtändigen Nahrungsſorgen, und mit Gewinnſucht, er lebt in beſtändiger Furcht vor Betrügern und Dieben; ein jedes Donnerwetter macht ihn für ſeine Güter zitternd. Kurz, wer auf dieſe Art reich werden will, ſtürzt ſich in ein Labyrinth voll Unruhe, mühſamer Beſchäftigungen, Sorgen, ſchlafloſer Nächte, höchſt beſchwerlicher Unternehmungen, und er fällt in Verſuchung und Strike. Kan ein Reichthum, der mit ſolchen Unruhen und Unbequemlichkeiten verknüpft iſt, ein wahrer Reichthum ſeyn?

Wer im Gegentheil kein unerſättliches Gemüth hat, und ſeine Haabſucht vermindert, der kan allemahl reich ſeyn. Er unterſucht, wie viel er jährlich auf eine pflichtmaſſige Art verdienen, oder auf eine andere unſündliche Art erlangen kan. Und mehr verlangt er nicht. Er rechnet aus, wie viel Nuzen und Vergnügen er von ſeinen dergeſtalt erlangten Gütern haben kan, und mehr verlangt er nicht. Reicht ſein Beutel nicht zu ſeidenen Kleidern zu, ſo verlangt er keine andere Kleider als Wollene, und er iſt auch bereit mit wenigerm ſich zu begnügen, als er wirklich hat. Ein ſolcher Glükſeliger hat alſo, ſeinem eigenen Urtheile nach, mehr, als er nothwendig braucht, und alle vernünftige Leute ſagen, daß ein ſolcher Menſch reich ſey. Wer demnach reich werden will, der verlange nicht mehr Güter, als er von GOtt und Rechts wegen, durch ſein pflichtmäſſiges Verhalten, erwerben kan. Stehet es alſo nicht in eines jedweden Menſchen Gewalt, reich zu werden, wenn man einige wenige Unglüksfälle ausnimmt, vor welche ein Menſch niemahls ſtehen kan?

Und ſo könnten wir auch die Wohllüſtigen, und alle übrige Menſchen betrachten, welche die Güter dieſer Welt unmäſſig begehren. Allein wir hoffen, alle unſere Leſer in den Stand geſezt zu haben, ſich völlig von der Wahrheit zu überzeugen: daß der Weg zu unſerer äuſſerlichen Glükſeligkeit nicht darinn beſteht, wenn man den Beſiz der äuſſerlichen Güter zu erweitern und zu vergröſſern ſucht, ſondern wenn man ſeine Begierden nach denſelben mäſſiget. So gewis iſt es, daß die Quelle aller unſerer Glükſeligkeit in der gehörigen tugendhaften Einrichtung unſeres Gemüths zu ſuchen ſey. Der Tugendhafte iſt, unter der Führung der göttlichen Vorſehung, ſich ſelbſt genug.

Zufällige Gedanken von der Thorheit und Unerſättlichkeit der menſchlichen Wünſche.

Wie der Prophet Jonas mit Gott haderte, als ihm die Sonne auf den Kopf brannte, und nicht eher aufhörte, als bis er ihm einen Kürbis wachſen lies, der ihm Schatten gab; wie er, auch hiedurch noch nicht zufrieden geſtellet, ſein Murren fortſezte, als ein Wurm kam, und ihm den ſchönen Kürbis verdarb; ſo ſind wir Menſchen alle von je her geweſen, und ſo ſind wir auch noch. Hizig ringen wir nach dem, was wir für gut halten. Einen Augenblik freuen wir uns über deſſen Beſiz. Bald wird es uns gleichgültig, und zulezt iſt es uns ekelhaft. Man nehme den Reichthum, die Ehre, ein ſchönes Weib, und ſelbſt die Geſundheit zu Beyſpielen. Es iſt einmal, wie das andere. Unſere Herzen ſind nicht zu befriedigen, ſo lange wir leben. Die Wünſche ſezen ſie in Bewegung, und der Genus bringt ſie zur Ruhe. Jenes iſt der Zuſtand der Wachſamkeit und des Lebens; dieſes iſt hingegen der Schlaf und die Ohnmacht der Seele. Die ſchöne Phantaſey, ſein Herz von Wünſchen leer zu machen, iſt nur in den Köpfen der Sittenlehrer möglich, deren eigene Herzen am meiſten davon aufgetrieben werden.

Wie unglüklich würden wir nun nicht ſeyn, wenn uns die Güter der Welt Stand hielten, wenn uns der Genus einer Sache auf ewig ſättigte, ohne daß wir ihn wieder mit einer neuen Sehnſucht vertauſchen konnten! Ich habe kürzlich über dieſe Sache meine Betrachtungen angeſtellet, und war darin ſo vertiefet, daß ich gleichſam im Wachen träumte, indem mir die Einbildungskraft, die mir im Schatten der Einſamkeit allen ihren Glanz zeigen konnte, meine Begriffe, gleichſam in lebendige Bilder verwandelte, welche ich mit meinen Augen zu ſehen ſchien, und mit welchen ich, wie es in einem ſolchen wunderlichen Zuſtande des Gemüths zu geſchehen, pfleget, ganz vertraut umgieng, und laut redete, als ob ſie alle in Natur gegenwärtig geweſen wären.

Himmel! ſagte ein junges Frauenzimmer, das in der Allee, wo ich gienge mit ihren ſeidenen Kleidern auf und nieder rauſchte. Himmel! warum giebſt du uns nicht das ganze Jahr Sommer! Wie temperirt iſt dieſe Luft, wie luſtreizend die ganze Natur! Ich lies mich von dieſer Phantaſey fortreiſſen, und ſahe nur die Natur erſt recht an, und fand ſie vortreflich, und der Sommer war mir die liebſte Jahrszeit. Es vergieng etwas Zeit, ſo trieb eine Geſtalt, wie eine Ente, aus der Allee gegen mich herauf; und als es näher kam, war es ein kleiner ſehr breiter und dikbäuchiger Mann, der kaum Luft ſchöpfen konnte. O, die verwünſchte Hize, ſagte er, was iſt der Sommer beſchwerlich! Ich lobe mir den Winter; denn da kann ich mein Zimmer ſo warm machen, als ich will. Allein, wo ſoll man ſich vor der Hize des Sommers bergen. Es kam ihm ein andrer Mann entgegen, der ſehr roth von Geſicht ſahe, und redete ihn an: Ich freue mich recht auf den Herbſt. wenn alle die ſchönen Früchte reif ſeyn werden. Es wird ein vortrefliches Weinjahr werden! Sie giengen mit einander fort, und ich hörete ſie zwar von weiten diſputiren, konnte aber nicht eigentlich verſtehen, was ſie ſagten. Ich bekümmerte mich ſchon nicht mehr um ſie, als das erſte Frauenzimmer mit ſchnellen Schritten wieder zurük kam, u. ſich von einem Kammermägdchen führen lies. Ich hörte, daß ſie nach Hauſe eilte, weil ſie ein Gewitter hatte aufſteigen ſehen. Ja, ſagte das Kammermägdchen, gnädige Frau, das bringt der leidige Sommer ſo mit ſich. Dafür lobe ich mir das Frühjahr, wo man doch wenigſtens in den Gärten vor den Gewittern ſicher ſeyn kann. Sie eilten mir aus dem Geſichte. Ich fing an, mich mit den Pflanzen, und Thieren in ein Geſpräch einzulaſſen, und erſtaunte über die mannichfaltigen Bedürfniſſe einer jeden Art, die ſich einander ſo ſehr entgegengeſezt waren, daß unmöglich ein Theil derſelben befriediget werden konnte, ohne daß nicht ein anderer dadurch etwas hätte leiden müſſen. Dieſe verlangten Regen und kühle Luft; jene warteten auf heiſſe Witterung. Dieſe konnten die Nachtfröſte nicht vertragen; jenen war der dürre Oſtwind ſchädlich. Mit Erſtaunen ſahe ich die wunderbare Vermiſchung ſo vieler Millionen von Dingen, von Begebenheiten, von Wirkungen, die alle ohne Ausnahme zu etwas dienten, gewiſſen Bedürfniſſen abhalfen, gewiſſe Wünſche ſättigten, gewiſſe nüzliche Begierden erregten, oder ſonſt etwas Gutes hervor brachten. Ich fragte einen alten Greis, der voller Entzükung da ſtund, und den Himmel betrachtete, wie es doch zugehe, daß ſo wenig Menſchen mit der Einrichtung der Welt zufrieden ſind, da man doch findet, daß unter ihnen kein Geſchmak ſo ekel, keine angenehme Einbildung ſo koſtbar, keine Thorheit, ſo lüſtern, kein Wunſch ſo ſeltſam, kein Traum ſo glüklich, kein Herz ſo verwöhnt, und kein Wille ſo weiſe ſey, für deren Befriedigung nicht die Natur auf eine gewiſſe Weiſe geſorgt haben ſollte.

Aus der Erhaltung aller Weſen, ſagte er, kan jeder Menſch ſchlieſſen, daß die Natur für Aller Bedürfniſſe hinlänglich geſorget haben müſſe: Aus der allgemeinen Liebe aller Creaturen zum Leben, welche nicht, wie die Verhütung der Krankheiten und des Schmerzes, blos auf die Vermeidung unangenehmer Empfindungen, ſondern vielmehr darauf gegründet iſt, daß unſer Herz überhaupt im Leben ſeine Befriedigung findet, welches unmöglich wäre, wenn nicht unſere meiſten Wünſche entweder würklich befriediget, oder doch auf eine ſolche Weiſe abgeſpeiſet würden, die uns angenehm iſt. Aus dieſer allgemeinen Liebe zum Leben erhellet, ſelbſt wider das Geſtändnis der Menſchen, daß ſie mit ihren Schikſalen ſehr wohl zufrieden ſeyn könnten, wie die Thiere es wirklich ſind, wenn ſie nicht durch eben dieſes Wohlthun der Natur übermüthig, üppig, eigenſinnig, hochmüthig und wollüſtig würden; wenn ſie ſich nicht durch alle dieſe Ausſchweifungen verleiten lieſſen, ſich in dem

Mit⸗

Mittelpunkt der Welt zu ſezen, ſich für wichtig genug zu halten, die vornehmſte Abſicht der Schöpfung geweſen zu ſeyn, ihre Einſichten, die ſo mangelhaft ſind, mit der hohen Weisheit für einerlei zu halten, die das Weltgebäude regieret, ſich nie einfallen zulaſſen, daß ſie unwiſſend wären, und ſich irren könnten, ſich zu entrüſten, wenn die Erfolge in der Welt anders geſchehen, als ſie es für gut halten, und ſich einzubilden, daß es eine Grauſamkeit wäre, wenn GOtt nicht alles thäte, was ſie verlangen, wenn ſie ihn nur darum bitten, geſezt auch, daß ſie um ihr eigenes Unglük bäten. Bei dieſen Worten verlies mich der Alte; und es war mir nicht anders zu Muthe, als ob ich auf einmal aus einem tiefen Schlummer erwachte. Alle meine Bilder verſchwanden, und ich befand mich wieder allein bei mir ſelbſt, und hatte einen Theil des engliſchen Zuſchauers neben mir liegen, in welchem mir ein kühler Zephir eine gewiſſe heidniſche Fabel aufgeblättert hatte, welche ich ſo geſchikt fand, meine vorhergehenden Phantaſeien zu unterhalten und zu beſtätigen, daß ich nicht umhin kann, ſie hier zu eben der Abſicht meinen Leſern mitzutheilen.

Menippus, der Weltweiſe, ward zum andernmale in den Himmel zum Jupiter gerükt, welcher ihm zum Zeitvertreibe eine Fallthüre öffnete, die zu ſeinen Füſſen war. So bald ſelbige geöffnet war, hörte man ein ſolches Geſchrei, daß der Weltweiſe erſchrak; und als er nach deſſen Urſache fragte, ſo antwortete ihm Jupiter, es wäre der Schall von den Gebeten, die von der Erde an ihn gerichtet würden. Menippus hörte unter der Verwirrung der Stimmen, die ſo groß war, daß niemand, als Jupiter, ſelbige unterſcheiden konte, die Worte: Reichthum, Ehre, langes Leben, in vielerlei Tönen und Sprachen erſchallen. Als das erſte Getöſe vorüber war, und die Thier offen ſtehen blieb, ſo wurden die Stimmen allmählig deutlicher und klärer. Das erſte Gebet war ſehr närriſch, und kam von Athen. Es verlangte vom Jupiter das Wachsthum der Weisheit und des Bartes. Menippus merkte aus der Stimme, daß es ſein Freund Lykander, der Weltweiſe, war. Hierauf folgte das Flehen eines Mannes, der eben ein Schif beladen hatte. Es verſprach Jupitern, wenn er dafür wachen, und es mit Reichthümern wieder heimſenden wollte, eine Gabe von einem ſilbernen Becher. Jupiter kehrte ſich nicht daran; und indem er ſich niederbükte, und mehr, als ſonſt, aufmerkſam war, ſo hörte er die Stimme eines Bittenden, der ſich über die Grauſamkeit einer epheſiſchen Witwe beklagte, und ihn bat, dieſelbe mitleidig zu machen. Das iſt ein ſehr ehrlicher Kerl, ſprach Jupiter; er hat mir in ſeinem Leben viel geopfert. Ich will nicht ſo grauſam gegen ihn ſeyn, und ſein Gebet erhören. Hierauf klang ein ganzer Schwarm von Stimmen, die für eines tyranniſchen Prinzen Leben in ſeiner Gegenwart baten. Menippus, der dieſes eifrige und andächtige Flehen angehöret, erſchrak, da er bald darauf heimliche Seufzer vernahm, die dem Jupiter vorrükten, daß er dieſen Tyrannen ſo lange leben lieſſe, und ihn fragten, warum ſein Donner ſo müſſig läge? Jupiter erzürnte ſich über dieſe zweizüngigen Böſewichter dermaſſen, daß er das erſte Bitten erhörte, und das andere verwarf. Menippus ſahe ferner einen groſen Nebel, der ſich der Fallthüre näherte, und fragte den Jupiter um die Urſache? Dies iſt, ſprach er, der Rauch vieler Rinder, die mir ein gewiſſer Feldherr opfert, der mich ungemein plaget, daß ich ihn ein hundert tauſend Mann ſoll ſchlachten laſſen, die in Waffen wider ihn ſind. Was mag doch derſelbe denken, daß mir an ihm gelegen iſt? da er glaubt, ich werde ihm zu gefallen, und etwan ſeiner Ehre zu Liebe, ſo viel Menſchen auf die Schlachtbank ſchiken, die alle ſo gut ſind, als er ſelbſt. Aber höre, ſagte Jupiter, hier ſchallet eine Stimme, die ich niemals gehöret habe, als zur Zeit der Noth. Es iſt ein Böſewicht, der auf der joniſchen See Schifbruch gelitten hat. Vor drei Tagen habe ich ihm auf ein Brett geholfen, weil er mir verſprach ſich zu beſſern. Die Beſtie iſt nicht einen Groſchen reich, und unterſteht ſichs, mir einen Tempel anzugeloben, wofern ich ihm helfe! Doch, da iſt ein gewiſſer Jüngling der bittet mich, ſeinen Vater der ein groſſes Vermögen für ihn bewahrt, aus der mühſeligen Welt zu nehmen. Der alte Mann ſoll leben, bis dem Sohne das Herz bricht, das gebe ich ihm zur Antwort auf ſein Anſuchen! Dieſem folgte die ſanfte Stim̃e einer andächtigen Frau, welche den Jupiter bat, daß er ſie doch in den Augen ihres Königs reizend und ſchön machen möchte. Der Weltweiſe wunderte ſich über dieſe ſeltſame Bitte; und indem blies ein ſanfter Wind durch die Fallthiere, den er anfänglich für einen Zephirhauch hielt, nachmals aber für laute Seufzer erkannte. Sie rochen ſtark nach Blumen und Balſam, und wurden durch viel Klagen über Wunden, Martern, Brand, Pfeile, Grauſamkeit, Verzweiflung und Tod begleitet. Menippus glaubte, daß dieſes jämmerliche Geſchrei von einem gewiſſen allgemeinen Blutbade, oder von armen Sündern herrührte, die auf der Folter lagen. Allein, Jupiter ſagte ihm, ſie kämen aus der Inſel Paphos, und er bekäme alle Tage dergleichen Beſchwerden von den ſeltſamen Geſchöpfen unter den Menſchē, die man Verliebte nennet. Dieſes quälet mich, ſprach er, unter beiden Geſchlechtern ſo ſehr, und es iſt mir ſo unmöglich, ihnen ein Genüge zu thun, ich mag ſie nun erhören, oder nicht, daß ich künftig einen Weſtwind beſtellen will, der ſie nur fort und wieder zur Erde blaſen ſoll. Die lezte Bitte war von einem alten Greiſe, der faſt hundert Jahre alt war. Dieſer flehete noch um ein Jahr Leben; hernach wolte er gerne ſterben. Dies iſt der ſeltſamſte alte Gek, ſprach Jupiter. Wohl ſchon ſeit zwanzig Jahren hat er dieſes Gebet an mich gethan. Als er 50. Jahre alt war, bat er mich, ich ſollte ihn doch nur leben laſſen, bis ſein Sohn verſorgt wäre. Ich that es. Hierauf bat er von mir eben dieſelbe Gnade wegen ſeiner Tochter; hernach wieder, daß er ſeinen Enkel erwachſen ſehen möchte. Da alles dies geſchehen war, ſo bat er mich, ſo lange zu leben, bis ein gewiſſes Haus, das er bauete, fertig wäre. Kurz, es iſt ein alter unverſchämter Narr, und weis immer eine Ausflucht. Ich will ihn nicht mehr hören. Hierauf ſchmis Jupiter die Thüre zu, und wollte den Tag keinen mehr vor ſich laſſen.

Noch Eins fällt mir bei, daß ſich zu dieſer Materie ſchiket, welches ich zum Beſchlus dieſer zufälligen Gedanken, in folgenden Aufſaz anführen will:

Irene reiſete mit groſſen Koſten nach Epidaurus, beſuchte den Aeſculap in ſeinem Tempel, und fragte ihn ihrer Beſchwerden wegen um Rath. Zuerſt klagte ſie über Müdigkeit und Schläfrigkeit; und Aeſculap antwortete ihr, daß es von der zurükgelegten langen Reiſe herrührte. Hernach führte ſie ferner an, daß ſie des Abends gar keinen Appetit hätte, worauf ihr das Orakel rieth, des Mittags nur wenig zu ſpeiſen. Als ſie ſagte, daß ſie nicht gut ſchlafen konnte, hies es, ſie ſollte ſich am Tage nicht niederlegen. Auf die Frage, warum ſie ſo träge ſey, und was ihr dagegen zu rathen? antwortete das Orakel, daß ſie früh aufſtehen, und ihre Fuſſe anſtrengen ſollte, um ſich zu bewegen. Sie meldet, daß ihr der Wein ſchädlich ſey, und es wird ihr gerathen, Waſſer zu trinken; und daß ſie eine ſchlechte Verdauung habe, wogegen ſie erinnert wird, eine gute Diät zu halten. Mein Geſicht wird ſo ſchwach, ſagt Irene. Aeſculap giebt ihr den Rath, die Brille zu brauchen. Ich werde von Tage zu Tage ſchwacher, fährt ſie fort, und bin weder ſo ſtark, noch ſo geſund, als ich vermals geweſen bin. Dieſes rühret daher, ſagte der Gott, weil du alt wirſt. Aber was ſoll ich thun, um von dieſer Schwachheit befreiet zu werden? Der kürzeſte Weg, Irene, iſt der, zu ſterben, wie deine Mutter und Grosmutter gethan haben. Sohn des Apollo! ruft Irene, welchen Rath ertheileſt du mir! Iſt dieſes die ganze Wiſſenſchaft, welche die Menſchen lehren, und welche dir die Hochachtung der ganzen Welt erwirbt? Was lehreſt du mich wohl Beſonderes oder Geheimnisvolles? Wuſte ich nicht alle die Mittel vorher, die du mit vorgeſchlagen haſt? Warum bedieneſt du dich derſelben nicht, antwortete der Gott, ohne ſo weit anhero zu kommen, mich darum zu befragen, und deine Tage durch eine ſo lange Reiſe zu verkürzen.

der Abhandlung

von der Mäſigkeit im Genus der Speiſen, als eine medicinische Tugend angeprieſen.

Die ihr das ſtille Glük des Mittelſtands verſchmähet,
Und das zur Nothdurft macht, warum nur Thorheit flehet,
Und mehr vom Schikſal heiſcht, als die Natur von euch.
Seht ein verachtet Volk bei Müh und Armuth lachen;
Die mäſſige Natur allein kan glüklich machen.

Wenn ich meinen Leſern die Natur und Oeconomie des menſchlichen Körpers, auf eine ſinnlichere Weiſe vorſtellen wollte; ſo ſollte die Schmiede-Eſſe Vulcans, die uns Homer beſchreibet, mein Bild ſeyn. In dieſer Werkſtatt arbeiteten die goldenen Mägde, welche Maſchine waren, die zwar nicht lebten, aber doch durch verborgene Kräfte des Gottes, die in ihnen wirkten, lebendigen Perſonen glichen, im Angeſichte des Königs freiwillig und ungeheiſſen, ſo wie es Vulcan haben wollte, und wie es die Sachen erforderten, die ſie verfertigen ſollten. So ſind die Maſchinen des menſchlichen Körpers. Man kan ſich das Herz, die Lungen, das Gehirn, den Magen, die Leber und alle Eingeweide wie lauter ſolche von einer höhern Kraft in Bewegung geſezte Maſchinen vorſtellen, die in einer Werkſtatt gemeinſchaftlich zu einem allgemeinen Zweke arbeiten, ſo wie es die Abſicht des Schöpfers und die verſchiedenen Materialien erfordern, welche ſie zu verarbeiten haben. So iſt der Schlund abgerichtet, dem Magen die Speiſen zuzuführen, die dieſer erwartet, um ſie ſogleich in die Arbeit zu nehmen, und ihre Verdauung anzufangen. So bald er das Seinige daran verrichtet hat, befördert er ſie weiter, daß die Gedärme ſie vollends ſcheiden, und in guten Nahrungsſaft verwandeln. Die Leber und die Gekröſedrüſe ſcheinen dieſen Augenblik nur zu erwarten, um den Gedärmen in dieſer Arbeit zu Hülfe zu kommen. Sie gieſſen dem Speiſeſafte Galle und andere Safte zu, die ſie in die Natur unſers Körpers verwandeln. Die Milchgefäſſe ſaugen aus den Gedärmen die Milch an ſich, wie Säuglinge die Brüſte ihrer Ammen ausleeren, und tragen, wie fleiſſige Bienen, ihren erbeuteten Vorrath in das allgemeine Magazin zuſammen, wo ſich wieder Automaten befinden, die ihn ins Blut führen. Hier nehmen ihn das Herz und die Lunge in Arbeit, um Blut daraus zu verfertigen, das ſie den übrigen Theilen zuführe, von welchen ſich ein jeder dasjenige auf eine noch nicht begreifliche Weiſe davon abſondert, was ihm gehöret, um dadurch eine Abſicht zu erreichen, die auf die Erhaltung des ganzen abzielet. Dieſe wundervolle Einrichtung entſchuldiget den Wahn einiger ältern Aerzte, welche ſich eingebildet haben, daß jedes Eingeweide unſers Körpers eine eigene Seele, einen beſondern mit Inſtinkten verſehenen

Schuzgeiſt oder Director beſäſſe, der ſie zu ihren Verrichtungen anhielte. Dieſer Irrthum beweiſet zum wenigſten, daß man die bewundernswürdige zuſammenhängende Ordnung der Verrichtungen aller Theile wohl eingeſehen, und daß man erkannt habe, es könnten ſich dieſelben in ihren Arbeiten nicht beſſer, als ſie izt wirklich thun, einander die Hand bieten, wenn auch gleich jedes von einem beſondern verſtändigen Weſen dirigiret würde, das den ganzen Zuſammenhang der Maſchine verſtünde, und von allem, was es an ſeinem Theile dazu beizutragen hätte, vollkommen unterrichtet wäre.

Ein jeder Fehler, welchen ein Menſch wider die Regeln der Lebensordnung begehet, hemmet eine von dieſen ſelbſtſtändigen Maſchinen, wenn ich ſie ſo nennen darf, in ihren Verrichtungen, und man kan leicht ſehen, daß dieſes den ganzen Zuſammenhang ihrer Wirkungen aufheben müſſe. Man unterbreche den Magen in ſeiner Arbeit, ſo wird er das Chaos, das ihm der Schlund zugeführt hat, entweder ſo unverdauet bei ſich behalten und verderben laſſen, oder er ſendet es den Gedärmen ohne die nöthige Zubereitung zu. Zugleich aber hindert auch ſein Unvermögen die Verdauungskräfte der Gedärme, die eigentlich nur eine Fortſezung des Magens ſind. Es wird ein übler Nahrungsſaft aus den Speiſen bereitet, welchen die durſtigen Milchadern ins Blut bringen. Hieraus entſtehet eine üble Miſchung des Bluts; und wie können nun wohl die beſondern Säfte, welche auf dem Wege des Umlaufs von dem Blute abgeſondert werden, der Speichel, die Galle, die Säfte der Drüſen, der nährende Saft, durch den wir wachſen, u.ſ.w. von beſſerer Beſchaffenheit ſeyn, als die unreine Quelle iſt, aus welcher ſie flieſſen? So viel kommt darauf an, daß in der Oeconomie unſers Körpers ein jeder Theil ſeine ihm eigenen Verrichtungen ununterbrochen fortſeze!

Wenn man dieſes bedenkt, ſo wird man die Leichtſinnigkeit voll Erſtaunen anſehen, womit die Menſchen die Geſeze der Natur übertreten, gleich als ob dieſes eine Kleinigkeit wäre, die nicht die geringſten Folgen hätte. Ich habe das Beiſpiel von der gehinderten Verrichtung des Magens zur Erläuterung angeführet, und ich will heute bei dieſer Materie bleiben, um meinen Leſern die Mäſſigkeit im Genuſſe der Speiſen als eine mediciniſche Tugend anzupreiſen, welche niemand übertreten kan, ohne ſich allen den üblen Folgen auszuſezen, die ich izt eben beſchrieben habe. Die ungehinderte Verdauung iſt, wie wir geſehen haben, ein ſehr wichtiger Grund unſerer Geſundheit. Sie beruhet aber hauptſächlich darauf, daß der Magen nicht durch die Ueberladung verdorben und geſchwächet werde.

Ich habe in dem Referendario, 2ten Theil, pag. 207. den Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart im Eſſen und trinken, ſchon beſonders abgeſchildert, und zumal im 5ten Theil, pag. 196. gezeiget, wie unvermeidlich es ſeye, den Magen zu überladen, wenn man die Gaſtereien auf eine ſolche Weis veranſtaltet, wie es bei den Römern geſchehen, und jezo zum Theil wieder Mode wird; denn ſo bald man jezo zuſammen kommt, ſo pflegt man Caffee, Milch, Thee oder Choquelade zu trinken, welches warme Getränk die Dames für geſund halten. Die Geſellſchaft pflanzet ſich um das warme Getränk herum, in welcher Stellung 2. bis 3. Stunden die Zeit paſſiret wird. Nach 12. Uhr, oder auch ſpäter, nachdem es für vornehm gehalten wird, pflegt man zu Mittag zu ſpeiſen. Man ſizt da öfters wieder 2. bis 3. Stunden, nimmt mancherlei Speiſen zu ſich, nach der Mode, ohne Hunger. Um 3. oder 4. Uhr wird, um die Dauung zu befördern, oder vielmehr den Magen zu erſchlaffen, und beſſer zu erweitern, wieder Caffee getrunken. Man ſezt ſich zum Spieltiſche. ⸗ ⸗

Die Laſt der Kleider, die natürliche

Trägheit, welche die Verdauung der Mittagsmahlzeit begleitet, und die Länge der Zeit erlaubet den Mannsperſohnen nicht, dieſe ganze Zeit hindurch in einerley Stellung gerade und ausgeſtrekt zu ſizen. Sie fallen auf ihren Stühlen zuſammen, und bringen den Magen und die Gedärme ſo in die Enge, daß ſie unvermögend werden, die Verdauung der mitgebrachten Mahlzeit zu bewerkſtelligen. Das Frauenzimmer, welches zwar ſteif genug ſizen muß, weil es in ſeine Kleider gleichſam eingerammelt iſt, leidet eben dieſelbe Beſchwerlichkeit noch viel mehr, da es ſeinen Leib von dem Schnürleibe zuſammen preſſen und zudrüken laſſen muß. Es iſt kaum zu glauben, wie viel darauf ankomme, daß der Unterleib und die Bruſt ihre freye Bewegung behalten. Ohne dieſen Umſtand geht keine Verdauung gehörig von ſtatten; ohne ihn entwikeln ſich die Blähungen nicht; ohne ihn kan die Ausführung des Leibes nicht in Ordnung gehalten werden, und ohne ihn kan man nicht frey Luft ſchöpfen. Alle dieſe und noch viel mehr Ungelegenheiten dräuen denen, die zu viel ſizen, und endlich bemeiſtert ſich ihrer die Hypochondrie, die ihre armen Sünder lächerlich macht. Iſt es nun wohl vernünftig, in Geſellſchaft zu gehen, um ſich ſo vielen Ungemächlichkeiten auszuſezen, da ſie doch eigentlich den Zwek hat, uns wegen deſſen ſchadlos zu halten, was wir in unſern Berufsgeſchäften und ordentlichen Arbeiten der Welt von unſrer Geſundheit aufopfern müſſen.

Man ſiehet die übeln Wirkungen einer ſolchen unnatürlichen Geſelligkeit in unſern Zuſammenkünften, leider! nur allzu häufig. Bald klaget faſt die ganze Geſellſchaft über Kopfweh, bald über Engbrüſtigkeit und kurze Luft. Bald wird hier eine Dame ohnmächtig. Bald läuft dort ein Herr zur Thür hinaus, um, unter dem Vorwande, ein wenig reine Luft zu ſchöpfen. Bald wird dieſes Geſicht blas, und jenes roth. Bald ſtehet dieſe Zunge von Herzensangſt und Uebligkeit ſtill, da hingegen jene, nachdem ſich die Angſt ein wenig verzogen hat, wieder zu plaudern anfangt; und endlich, wenn alles überſtanden, und die Abendmahl-Zeit bereit iſt, ſo ſteht man vom Spiel-Tiſch auf, um ſich wieder den Magen zu überladen.

Warum ſollte es nicht angehen, die Zwiſchenzeit zwiſchen dem Caffee und der Abendmahlzeit zu ſolchen Ergözlichkeiten anzuwenden, wobei ein Menſch ſeine Mittagsmahlzeit verdauen, und ſich munter und aufgeräumt erhalten kan, warum hat nicht ein jeder Hauswirth für Kartenſpiel ein Billiard auf ſeinem Saale? Warum kan man die Zeit des Müſſigganges, das iſt, die Nachmittage der Feſte, nicht in Gärten zubringen, oder vielmehr, warum kan man nicht in Gärten Geſellſchaft haben, ohne auch da zu ſpielen, oder vors Thor zu gehen ꝛc. Warum fängt man ſich noch nicht an zu ſchämen, obgleich unſer Hagedorn ſchon geſagt hat:

Die auf dem Land' an trägen Sizen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Inſecten ſind lebendiger, als ſie.

Warum iſt es nicht möglich, daß ſich eine Geſellſchaft, mit Geſprächen, mit Muſik, mit Spazieren, mit Reden und Lachen, mit Singen und dergleichen vergnügen kan, bis der Abend kommt? Man würde auf ſolche Weiſe in der Geſellſchaft munterer, weniger geängſtiget, weniger von Winden aufgetrieben, weniger ſtumm, weniger gleichgültig, weniger misvergnügt, weniger gähnen und das Maul aufreiſſen, und weniger eine Maſchine ſeyn.

Bei einer ſolchen Einrichtung der Zuſammenkünfte, wo man nicht im Stande iſt, durch Bewegung die Verdauung der Mittagsmahlzeit zu befördern, bleiben die Speiſen unverdauet im Magen liegen und verderben. Es erzeugen ſich Winde, de, die den Leib anfüllen. Man empfindet Magendrüken. Der Kopf iſt ſchwindlicht und dumm. Das Athemholen wird beſchwerlich. Die Glieder ſind ſchwer. Das Gemüth bleibt unheiter, und der Ekel warnet uns vor dem Verderben, in das uns die Luſt ſtürzen will. Ich brauche nicht zu beweiſen, was eine Abendmahlzeit, die in ſolchen Umſtänden genoſſen wird, der Geſundheit für Schaden zufügen müſſe, zumahl wenn man bedenkt, daß dieſelbe gemeiniglich einen guten Theil in die Nacht hinein dauert, und daß man alſo nach derſelben wieder keine Leibesbewegung haben kan, ſondern vielmehr ſich zur Ruhe legen, und das rohe Chaos unverarbeitet laſſen muß, das uns am andern Morgen den Magen verſchleimet, und in der Nacht die Ruhe geſtöhret hat.

Die Verdauung iſt eine von den allererſten Verrichtungen in der an einander hängenden Kette derer, die auf unſere Erhaltung und Ernährung abzielen. Man untergräbt alſo gleichſam den erſten Grundſtein der Geſundheit, wenn man durch Unmäſſigkeit ſeinen Magen verdirbt. Die ganze thieriſche Oeconomie wird dadurch zerrüttet und in Verwirrung geſezt; und wie kan es alſo wohl anders ſeyn, als daß Leute, die aus der Unmäſſigkeit eine Gewohnheit machen, ihr kurzes, elendes und ſieches Leben in eben den Zeitpunkte beſchlieſſen, da andere erſt anfangen, es auf die vollkommenſte Weiſe zu genieſſen.

Man kan ſich darauf verlaſſen, daß die Mäſſigkeit eine von den Haupttugenden iſt, wodurch wir vermögend ſind, unſer Leben ſo gar über das gewöhnliche Ziel der Sterblichen zu verlängern. Dieſes beſtätigen ſowohl die Beiſpiele ganzer Völker, als auch einzelner Perſonen; ja man findet ſelbſt unter den alten Weltweiſen die Mäſſigkeit als eine beſtändige Maxime angeprieſen, welche unfehlbar zur Beförderung der menſchlichen Wohlfahrt das Ihrige beitragen müste.

Ich erinnere mich einer Stelle des Seneca, wo er ſagt: "Die mäſſigkeit kan "das Alter verlängern, und ich glaube, "daß es wieder billig ſey, daſſelbe zu "wünſchen, noch auch es mit Fleis von "ſich zu ſtoſſen. Denn es iſt angenehm, "ſo lange, als möglich iſt, bei ſich ſelbſt "zu bleiben, wenn man ſich erſt ſo weit gebracht hat, daß man mit ſich ſelbſt Umgang halten kan."

Seneca bringt dieſen Ausſpruch bei einer Gelegenheit an, wo er die Mittel erzehlet, durch welche Plato ſein Leben auf 81. Jahre zu bringen gewust hat. Ich kann dieſe Erzehlung, welche ſo ſchön zu meiner heutigen Abſicht dienet, unmöglich mit Stillſchweigen übergehen. Durch Vorſicht und Aufmerkſamkeit gelangte Plato zu dieſem ſo hohen Alter, weswegen ihm die Magi, die ſich bei ſeinem Tode von ohngefehr zu Athen befanden, Opfer brachten, weil ſie ihn für etwas mehr als einen Menſchen hielten, da er die vollkommenſte Zahl erfüllet hatte, welche ſie für 9 mal 9 hielten. Plato war an ſich ſtark, und hatte ſeinen Namen von ſeiner breiten Bruſt empfangen, welche, wie Boerhaave angemerket hat, mit zu den erforderlichen Stüken eines dauerhaften und ſtarken Körpers gehöret. Allein, ſeine Schiffahrten und Strapazen hatten ſeine Kräfte ſehr mitgenom̃en. Wie war es nun wohl möglich, daß dieſer Mann, der noch dazu auſſerhalb ſeinem Vaterlande lebte, ein ſo hohes Alter erreichen konnte? Seneca lehret es uns. Die Sparſamkeit, die Mäſſigung und die aufmerkſame Sorgfalt für ſeinen Leib haben, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dieſes Wunder bewerkſtelliget.

Man gehe die Geſchichte aller Zeiten durch, ſo wird man finden, daß ſtets die Mäſſigkeit an dergleichen natürlichen Wunderwerken ihren Antheil gehabt habe. Durch ſie konte Diogenes in einem faſt 9-jährigen Alter die Rolle eines Esquimaux ſpielen. Alt und Lebensſatt hieng er ſich auf; und ich wolte dieſe Entſchlieſſung nicht billigen, wenn es nicht der H. Hieronymus ſelbſt gethan hätte, welcher uns ſeinen Tod auf folgende Weiſe beſchreibet: "Sein Tod, ſagt er, iſt ein Zeugnis ſeiner Mäſſigkeit und ſeiner Tugend. Denn als er nach den olympiſchen Spielen reiſete, ſo überfiel ihn auf dem Wege ein Fieber. Er legte ſich unter einen Baum, und ſchlug die Dienſte ſeiner Reiſegefährten aus, die ihm ein Pferd, oder einen Wagen anboten. Reiſet in Friede nach den Spielen, ſagte er zu ihnen. In dieſer Nacht will ich entweder ſiegen, oder unterliegen. Ueberwinde ich das Fieber, ſo werde ich euch nach den olympiſchen Spielen folgen; überwindet es hingegen mich, ſo gehe ich hinab in die Unterwelt. Das lezte geſchahe. Der Greis erdroſſelte ſich, und ſagte, im Tone eines melancholiſchen Engländers, daß er ſich nicht ſowohl umbrächte, als vielmehr nur das Fieber vertriebe." Weil zu dieſer Cur des Fiebers keine Fieberrinde erfordert wird, ſo wird man es mir zu gute halten, daß ich die Ausſchweifung gemacht habe, ſie hier, als eine nüzliche praktiſche Beobachtung, anzumerken. Die Mäſſigkeit des Diogenes gab mir Gelegenheit, ſeiner zu gedenken. Denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er ſich nicht erſt im 90ſten Jahre würde aufhenken müſſen, wenn er nur ſo, wie unſere Bon Vivants, tractiret hätte. Wir beſizen die Kunſt, uns weit früher und mit mehr Ehre durch unſere Unmäſſigkeit ums Leben zu bringen. - - Durch Mäſſigkeit und Nüchternheit brachte Chryſippus ſein Lebensalter auf mehr als 80. Jahre. Jedermann, wer weiſe ſeyn wolte, ſuchte bei den Alten ſeinen Ruhm in der Mäſſigkeit, und fand den Lohn dieſer Tugend in der Geſundheit und im langen Leben.

Phocion ſuchte in ſeiner Mäſigkeit und Sparſamkeit den edlen Rhum, daß er ſich dadurch in Stand ſezte, dem Mangel ſeiner Mitbürger abzuhelfen, und die tugendhaften Mägdchen zu verheirathen, die um ihrer Armuth willen nicht an einen Mann kommen konnten. Im Vorbeigehen kann ich hierbei nicht unangemerket laſſen, daß ein Phocion in unſern Tagen gewis würde verhungern müſſen, wenn er viel Ehen ſtiften wollte, weil izt nicht nur Mägdchen, die nichts haben, ſondern auch diejenigen nicht an Mann kommen können, die nicht genug haben.

Stobäus erzählt uns, daß Georgias einſtmals gefragt worden ſey, wie er zu einem ſo hohen Alter gekommen? und daß er geantwortet habe: dadurch daß er nie etwas aus Wolluſt gegeſſen oder getrunken. Eben ſo bemerket Cenſorinus vom Ariſtoteles, es habe dieſer Weltweiſe die natürliche Schwachheit ſeines Magens und die verſchiedenen Beſchwerden ſeines kränklichen Leibes durch ſeine Tugend dergeſtalt gebeſſert, daß es mehr zu bewundern ſey, wie er ein ſolches Alter, nämlich von 63. Jahren, habe erreichen können, als warum er nicht älter geworden ſey.

Wenn ein Poet hundert Jahre alt wird, ſo braucht man nicht erſt zu fragen, durch welche Tugend er ein ſolches Alter erreichet habe. Denn, man weis allzu wohl, daß die Dichter nur in ihren Verſen ſchmauſen. Gombauld, ein Dichter am franzöſiſchen Hofe, hat dieſes hohe Alter erreichet, und ſeine Geſchichte beſchreibet uns denſelben als einen ungemein mäſigen Mann. Der Jeſuit Theophilus Raynaud war ſeiner groſſen Mäſigkeit wegen berühmt. Der weiſe u. mäſige Cornaro ſchrieb noch in ſeinem höchſten Alter ein Buch, worinn er die Kunſt, alt zu werden, aus ſeinem eigenen Beiſpiele lehrte. Das ganze Geheimnis beſtund in der Enthaltſamkeit und Mäſſigkeit. Der engliſche Bettler Perry erreichte ein Alter von 150. Jahren; und was iſt viel davon zu ſagen? Man beobachte die Lebensart der allermeiſten ſolcher Leute, die ſich durch ein ſehr hohes Alter nach ihrem Tode noch in den Zeitungen berühmt machen; ſo wird man finden, daß es Leute von niedriger

Herkunft, von einfältigen Sitten und einer armſeligen Lebensart geweſen ſind, die weder Ueppigkeit, noch Schwelgerey, noch Ueberflus gekannt haben, ſondern in einem ſcheinbaren Elende veraltet ſind* Die groſſe Menge ſolcher Beiſpiele würde allein dem Schluſſe für die Mäſſigkeit ein Gewicht geben, wenn es auch nicht die Gründe der Wiſſenſchaft der menſchlichen Natur thäten. Eben dieſe häufigen Erfahrungen können allein die alten Völker und Philoſophen bewogen haben, die Mäſſigkeit zu einer beſtändigen Maxime ihrer Lebensordnung zu machen.

Kein Spartaner hat, wenn wir dem Xenophon glauben dürfen, über die Sättigung gegeſſen. Socrates, welcher warhaftig einer der würdigſten Menſchen geweſen, warnte die Leute, ſich von den Speiſen und Getränken zu hüten, die denen, die nicht hungern oder durſten, Luſt zu eſſen und zu trinken machen. Man kann keine Maxime erſinnen, die alle Pflichten der Mäſſigkeit ſo in einem einzigen Brennpunkte gleichſam vereinigte, als dieſen Ausſpruch des Socrates. Alle unſere Unmäſſigkeit rühret davon her, daß wir uns von den Künſten der Köche reizen laſſen, diejenigen Speiſen zu genieſſen, die wir zurükſezen würden, wenn wir unſern Hunger nur zum Maasſtabe unſerer Mahlzeiten machten, und eben um deswillen ſagte auch dieſer weiſe Mann, daß nichts der Geſundheit mehr zuwider wäre, als ein guter Koch. Die Thiere ſind in dieſer Abſicht weit beſſer daran, als die Menſchen. Denn dieſe laſſen ſich durch keinen Reiz bewegen, über ihren Hunger zu ſpeiſen, gleich wie ihnen auch der gütigſte Herr nicht mehr Futter darreichet, als er weis, daß zu ihrer Sättigung hinlänglich iſt. In dieſer Abſicht konte man dasjenige ſehr wohl auslegen, was Rabbi Moſes an den Sultan von Babylon ſchrieb: "Ich ſage euch, ehrwürdiger Herr, nach der "Wahrheit. Wenn man ſich ſelbſt eben "ſo regierte, wie man das Thier regieret, "das man reitet, ſo würde man dadurch "vielen und mancherlei Krankheiten ent"rinnen.„ Ja wohl, guter Moſes. Allein, wo iſt das Mittel, ſeine Begierden im Zaume zu halten, wenn uns die Seltenheiten aller vier Theile der Welt zum Genuſſe winken, und die wohl ſchattirte Tafel alles liefert, was der Wein der Lüſternheit zu wünſchen und zu fordern eingiebt? Denn wirklich ſind es eigentlich unſere Begierden, oder wir ſelbſt, die wir unſere eignen Forderungen nicht ausſtehen können, und die wir ſie damit ſättigen, daß wir uns, wie Kraniche, die Bruſt öffnen, um dieſe Brut der Begierden mit Theilen unſers eigenen Lebens, und auf Unkoſten unſerer Wohlfahrt zu ſättigen. Dieſes ſahe Democrites wohl ein, wenn er beim Plutarch ſaget, daß unſere Seele ſehr zu kurz kommen würde, wenn ſich der Körper, wegen ihrer Verwaltung der Oekonomie der Natur, zur Rechenſchaft fordern ſollte. In der That iſt ſie es, die uns, nach Rabbi Moſes Rathe, eben ſo, wie wir unſere Pferde, regieren, und uns zu mehr nicht Appetit machen ſollte als wir vertragen können, und die es gleichwol ſtets mit Gelaſſenheit anſiehet, wie wir von unſern eigenen Begierden geprellet werden.

Was haben wir inzwiſchen davon, daß wir mit unſerer Seele unzufrieden ſind? Es iſt wahr, daß uns unſere Begierden oft ſehr unglüklich machen. Allein würden wir auch wol einer einzigen Art der Glükſeligkeit fähig ſeyn, ohne ſie zu beſizen? Eine jede Sache, die unendlich nüzlich iſt, hat auch unendliche Misbräuche, die ſie ſchädlich machen. Ich kann alſo nicht umhin, denen, die ſich durch ihre Begierden, durch ihren Geſchmak und durch ihre Unmäſſigkeit verwahrloſen, meinen Rath zu ertheilen, um ſie, wo möglich, aus dem Unglüke herauszureiſſen, in das ſie ſich durch ihre Vergnügungen ſtürzen.

---

*) Siehe Referen. 7. Theil, pag. 18.

Plutarch giebt denen, die es vorher wiſſen, daß ihnen ein Schmaus bevorſtehet, den Rath, ein paar Tage vorher wenig zu eſſen. Durch ein ſolches willkührliches Faſten wird der Magen allerdings zu einer ſtarken Mahlzeit vorbereitet. Allein er wird auch dadurch der Gefahr, überladen zu werden, deſto mehr ausgeſezet. Es iſt kein ſicherer Rath, die Unmäſſigkeit dadurch zu verhüten, daß man ſich vorher ſehr hungrig machet. Die Sättigung iſt ein beſſeres Gegengift wider den Hunger der Begierden. Allein bei ſo vielen Reizungen, als man in Geſellſchaften zu befürchten hat, iſt gröſtentheils alle Vorſichtigkeit eitel. Daher glaube ich, daß man den Schmauſern einen beſſern Dienſt leiſte, wenn man ſie lehret, wie ſie es anzufangen haben, um die übeln Folgen der Unmäſſigkeit und Uberladung zu verhüten.

Faſten und Arbeit ſind die zwei groſſen Mittel, wodurch dieſes bewerkſtelliget werden kann. Das erſte iſt ſogar den gefräſſigſten Schmarozern eine ſehr leichte Pflicht, wenn ſie ſich überladen haben. Den auf die Ueberladung folget alſobald der Ekel, welcher eine wohlgemeinte Warnung der Natur iſt, die uns zu unſerer Cur leitet. Durch die Enthaltung der Speiſen gewinnet ein überladener Magen Zeit, die allzuſtarke Mahlzeit, die er genoſſen hat, nach und nach zu verdauen, und daher wählet die Natur, die ſtets über unſere Erhaltung wachet, den Ekel zum Mittel, um uns wieder herzuſtellen. Man kann mit völliger Sicherheit ſchlieſſen, daß einem Menſchen keine Speiſe dienlich ſei, der vor allen einen Ekel hat. Ein reiner Magen in einem geſunden Körper fordert mit dem gröſten Ungeſtüm ſeine Speiſe. Hingegen beweiſet der Ekel allezeit eine Krankheit, bei welcher der Genuß der Speiſen undienlich iſt. Daher ſind in dieſem Stüke die unwiſſendſten Völker öfters weit klüger, als wir in Europa, die wir es für unſere Pflicht halten, Kranke wider ihren Appetit zum Eſſen zu nöthigen. In China, Japan, Tongking, Kochinchina, und in allen andern Ländern bis nach Indien und Indoſtan iſt es eine allgemeine Maxime, den Kranken faſt gar nichts, beſonders keine Fiſche, Fleiſch noch Eyer, ſondern höchſtens nur Reisbrodt, dünn gekochten Reis, oder einige geſalzene Kräuter zu eſſen zu geben. Solten wir in Europa mit unſerm einen Auge, das uns die Chineſer nur zu geſtehen, wenigſtens nicht eben das einſehen, wozu ſie die ihrigen alle beide gar nicht einmal nöthig haben, daß man einem Menſchen, dem ekelt, nicht den Hunger zu ſtillen ſuchen müſte; und iſt es nicht eben ſo klug, wenn wir unſern Patienten, die keinen Appetit haben, nährende Speiſen aufdringen, als wenn wir einem Hungrigen den Finger in den Hals ſteken wolten, daß er zum Brechen komme? *

Die Leibesübungen ſind ein vortrefliches Mittel, einen vollen Magen auszumergeln. Den jede Leibesübung erfordert die Anſtrengung vieler Muskeln, durch welche der Umlauf des Geblüts befördert, und die Reſpiration vermehret wird. Beim ſtarken Athemholen aber wirken die Muskeln des Unterleibes und das Zwerchfell mit groſſer Gewalt, und bewegen und erſchüttern den Magen und die Gedärme, deren wurmförmige Bewegung dadurch vermehret wird, und die Verdauung der Speiſen auf eine bewundernswürdige Weiſe beſchleuniget. Man hat dieſes längſt aus der Erfahrung gemerkt, und daher iſt die Redensart entſtanden, daß man den Ueberflus der Speiſen ausarbeiten müſſe. Dieſes Ausarbeiten geſchiehet durch den izt beſchriebenen Mechanismum; und wenn man die Wirkung der Leibes-

---

* beſiehe Reſer. 122. im 7 Theil.

bewegung in den Magen ſehen will, ſo darf man nur die Schnitter in der Erndtezeit beſuchen, und wahrnehmen, wie oft ſie des Tages über, bei ihrer ſchweren Arbeit, mit den ungeheuren Schüſſeln von den härteſten und unverdaulichſten Speiſen fertig werden können.

Wem dieſe Methode, durch Faſten und Arbeiten ſich zu curiren, zu langweilig ſcheinen ſollte, der kann ſich geſchwinder helfen, wenn er den folgenden Tag, nachdem er ſich überladen hat, ein Brechmittel einnimmt, oder durch Salze, die hierzu geſchikt ſind, die Verdauung befördert. Hierdurch kann man ſich in der That helfen. Allein, um mich eines Gleichniſſes zu bedienen, das der berühmte Herr Profeſſor Käſtner an einem gewiſſen Orte anführet, ſo iſt dieſes eben ſo viel, als wenn man auf einen weiſſen Bogen Papier oft einen Dintenflek machen wolte, um ihn allezeit wieder auszukrazen. Wenn man ein ſtarkes Papier hat, das es aushält, ſo gehet es zur Noth an. Iſt es aber zart, ſo wird man den Bogen bald zunichte krazen.

Abbildung der alten Deutſchen.

Die Geſchichte ſind ein Spiegel, welcher uns die Gröſe und die Schwachheiten der Menſchen zeiget. Sie führen uns auf den Wachsthum und auf den Fall ganzer Völker, und ſie geben uns Gelegenheit, den Grund aller dieſer Begebenheiten auf das Genaueſte zu unterſuchen. Sie ſind es, welche uns alle Zeiten eröfnen, und die endlich den Vorhang wegziehen, welcher die Tugenden und die Laſter verſtekt hat. Sie machen die Nachwelt aufmerkſam, und dieſe unpartheiiſche Richterinn beurtheilet die Handlungen des groſſen Schauplazes der Welt nach ihrer wahren Beſchaffenheit. Sie ziehet einen Mann aus der Dunkelheit herfür, mit welcher ihn der Neid und die falſchen Abſichten umgeben hatten; ſie reiſt aber auch demjenigen die Larve ab, welchen die Schmeichelei ſeiner Zeit bis an den Himmel erhob. Und zu dieſer wahren Ehrerbietung, zu dieſer Verabſcheuung geben ihr die Geſchichte die Gelegenheit.

Ich habe mir vorgenommen, aus den deutſchen, griechiſchen und römiſchen Geſchichten einige der ſchönſten Stüke heraus zu ziehen, und ſie den Leſern angenehm und nüzlich zu machen. Ich glaube, daß ich alle Leſer dadurch unterhalten kan. Diejenigen, welche ſich gerne mit ernſthaften Gedanken beſchäftigen, werden hier Gelegenheit genug finden, ihrer Neigung ein Genügen zu thun, und die andern wird die Neugierigkeit, und überhaupt das Angenehme, welches die Hiſtorie begleitet, ſattſam beſchäftigen.

Ich werde heute meinen Leſern eine allgemeine Abbildung von unſern Voreltern machen, und ſie mit meinen Anmerkungen begleiten.

Die alten Deutſchen wohnten in keinen Städten. Die Landesart, die harte Erziehung, die ſchlechten Speiſen, die beſtändige Abwechſelung von Ruhe und Bewegung machten ihnen alles dasjenige erträglich, was der Weichlichkeit anderer Völker ſehr ſchmerzhaft gefallen wäre. Eben dieſe Lebensart ſtärkte ihre Natur, gab ihnen ein munteres und und lebhaftes Anſehen, und machte ihre Geſundheit dauerhaft. Man unterſchied ſie wegen ihrer Länge, wegen ihrer weiſſen Haut, und wegen ihrer lichten Haaren von andern Völkern.

Seitdem die Mäſſigkeit in Deutſchland aufgehöret hat, ſeitdem ſind auch dieſe beſonderen Vorzüge weggefallen. Ich habe an den Veränderungen keinen Abſcheu, welche eine ſittlichere Lebensart bei uns eingeführet hat, ich wolte aber wol, daß wir dieſe Vortheile zu nichts anders, als zu einer vernünftigen Bequemlichkeit anwendeten, und daß wir nicht dadurch den Kräften des Gemüthes und des Leibes

Abbruch thäten. Die vielen vermiſchten Speiſen, welche eine [illegible] deutliche Zärtlichkeit immer angenehmer machen will, und die falſchen Wollüſte, bringen die Seele und den Körper um ihre Stärke. Laßt uns alle erhaltene Annehmlichkeiten zu unſerm Nuzen und zu unſerm Vergnügen anwenden, ohne zu vergeſſen, daß unſer Geiſt eine vernünftige Unterhaltung verlanget, und daß unſer Körper durch eine groſſe Weichlichkeit immer mehr geſchwächt wird.

Die meiſte Neigung der alten Deutſchen gieng auf den Krieg. Dieſe kriegeriſche Begierde machte ſie wild. Eine Eigenſchaft, welche mit den Waffen verknüpft iſt, und die zu Sparta eben dieſe Würkung zeigte. Ein bloſſes kriegeriſches Volk iſt zwar fähig, ſeine Nachbaren in Furcht zu erhalten, und viele Eroberungen zu machen; allein, es weis ſich weder der Ehrerbietung zu bedienen, welche ihm die erſtere erweiſen, noch diejenigen Vortheile aus ſeinen Siegen zu ziehen, welche ſein Anſehen erſt recht erheben würden. Der Krieg führet eine gewiſſe unausbleidliche Härte bei ſich, welche allmählig die Menſchlichkeit immer mehr ableget, und die an dem Elende ein Vergnügen findet, welches die Welt verſtöhret, und das die Menſchen unglüklich macht.

Die Teutſchen ſahen den Krieg als das einzige Mittel an, Ruhm zu erwerben. Die Waffen waren folglich ihre beſtändige Beſchäftigung, und ihre Erziehung, ihre ganze Lebensart, ja ihre Religion ſelbſt, machten ihnen dieſelben anſehnlich und nothwendig. Nichts war bei ihnen ſchimpflicher, als ein verzagtes Herz. Ein feiger Mann ward für einen Ausſchus einer ganzen Nation gehalten, und man ſahe ihn als eine Beſchimpfung an, welche alle auszulöſchen, bemühet waren.

Ihre Treue iſt nicht weniger berühmt, als ihre Tapferkeit. Verſchiedene Kayſer wählten ſich Teutſche zu ihrer Leibwache, und vertrauten ihnen ein Leben an, welches nicht allemal in den Händen ihrer Landesleute ſicher war.

Die Freiheit war bei ihnen in einem ſolchen Anſehen, daß ſie dieſelbe dem Leben gleich ſchäzten, ſie wird auch vom Lucano als ein in den Teutſchen eigenes Gut angegeben. Doch eben dieſe Begierde zur Freiheit hat oftmals diejenigen betrübten Folgen gehabt, welche mit einer unmäſſigen Eiferſucht für dieſelbe unzertrennt verknüpft ſind. Inzwiſchen ſahen ſie doch ein, wie nothwendig es war, der Obrigkeit zu gehorchen, und dieſes Band iſt allemal eines der Heiligſten geweſen.

Dieſe Vermiſchung von Tapferkeit, Treue und Hochachtung der Freiheit, macht einen guten Charakter einer Nation. Ein Volk iſt zu groſſen Unternehmungen fähig, daß alle Beſchwerlichkeiten des Krieges ausſtehen kan, das treu in ſeinen Zuſagen iſt, und welches die Freiheit für ein Gut ſchäzt, daß keinem andern nachgeſezt werden muß. Es hat zwar den Teutſchen auch nicht an Kriegsliſt gemangelt, welche oft die Grenzen verlaſſen hat, allein ihr Hauptcharakter war doch eine geſezte Redlichkeit. Wir haben von dieſer Redlichkeit, von dieſer Treue noch die Namen behalten.

Die Wiſſenſchaften, eine ſittliche Lebensart, eine angenehme Geſellſchaft fehlen dieſen Vorzügen. Die leztern ſind mit den erſtern auf das genaueſte verknüpft. Dieſer Mangel lies allenthalben an den Teutſchen eine Rauhigkeit ſehen, welche den Römern um ſo viel ſtärker in die Augen fallen muſte, je mehr dieſe den Werth und die Annehmlichkeit alles deſſen einſah[illegible] was den Teutſchen fehlte.

Die Wiſſenſchaften bringen die Gemüthsart erſt in Ordnung. Sie machen die Tapferkeit menſchlich, ſie ſchlieſſen den Muth in gewiſſe Grenzen ein, und ſie zeigen einem Volke einen Weg zu der Ehre, welcher nicht ſo blutig iſt, als die Bahn des Krieges. Sie ſezen die Tugenden in ein helleres Licht, und machen ſie angenehm. Sie führen uns auf die Schönheit der ſittlichen Geſellſchaft, des friedfertigen Umgangs, und ſie geben der Seele eine gewiſſe lebhafte Stärke. Ja ich darf behaupten, daß ein Volk, bei den Wiſſenſchaften und Tugenden in Anſehen ſind, ſeine Nachbaren gewis an Macht und Hoheit übertreffen wird. Die griechiſche und römiſche Geſchichte kan uns hiervon überzeugen.

Ihre Religion war mehr eine Wirkung des allgemeinen Erkenntniſſes eines höchſten Weſens, als ein gewiſſes angenommenes Gepränge. Sie übertrafen in der Reinigkeit die Griechen und Römer. Man ſahe bei ihnen keine Gözenbilder, ſie bemerkten die Ungereimtheit, dasjenige anzubeten, was ſie ſelbſt gemacht hatten, und ſie verehrten das höchſte Weſen in der ſtillen Einſamkeit ihrer Wälder. Sie erkannten zwo groſſe Wahrheiten, eine göttliche Vorſehung und die Unſterblichkeit der Seele. Nur daß der Aberglaube beide misbrauchte. Sie wollen ihr künftiges Schikſal wiſſen, und fragten die Wahrſager darum, deren ſie verſchiedene Arten um ſich hatten. Die Verſicherung der Unſterblichkeit der Seele machte ſie im Kriege deſto beherzter, und ſie glaubten, daß es der gewiſſeſte Weg zu einem andern glükſeeligen Leben wäre, im Felde zu ſterben, ohne ſich lange zu bekümmern, ob die Urſache des Krieges rechtmäſig ſey oder nicht.

Nur das helle Licht, welches vom Himmel kömmt, erleuchtet unſern dunkeln Verſtand, und lehret ihn, die Abwege vermeiden. Es verkläret die Seele, und weiſet ihr beidem eingepflanzten Erkenntniſſe ſeines Urhebers aller Dinge, ihre heilige Pflichten. Dieſer göttliche Beiſtand macht uns gerecht, klug, ſtandhaft, und giebet allen unſern Unternehmungen ganz andere Bewegungsgründe, als die Erkenntnis der Vernunft thun kann

Es war bei ihnen eine glükliche Gewohnheit, das Volk zur Tugend aufzumuntern, wenn man ihnen die Thaten ihrer Helden vorſingen lies. Dieſe Kunſt mag ihnen unter allen am beſten gefallen haben. In dieſen Geſängen ward die Tapferkeit, die Liebe zu dem Vaterlande, die Beſchüzung der Freiheit erhoben. Dieſe Erinnerungen machten bei einem Volke einen gewieſſen Eindruk, welches einen groſſen Trieb zu der Ehre empfand.

So wild ſie auch im Kriege waren, ſo viel hielten ſie doch unter ſich auf Gerechtigkeit. Ihre Geſeze machten ſie deutlich, und ſie hatten keine, als welche nöthig waren, die Gerechtigkeit und die Tugend zu unterſtüzen. Eben daher ſtand das Richteramt bei ihnen in groſſem Anſehen.

Dieſe Verfaſſung hat die mehreſte Ehrerbietung gegen Voreltern bei uns erwekt. Die Gerechtigkeit iſt das heilige Band, welches der menſchlichen Geſellſchaft eine Stärke und eine Zierde giebt. Die Geſeze machen daſſelbe dauerhaft, und befördern zugleich die Sicherheit, die Ruhe und die Glükſelligkeit eines ganzen Staats. Weil aber die Geſeze todt wären, wenn ſie nicht von einer vernünftigen Gewalt unterſtüzt würden, ſo haben die Völker dieſe Vorſorge der Obrigkeit aufgetragen. Mit welcher Ehrerbietung, mit welcher Liebe ſollen wir dieſelbe nicht anſehen, da ſie unſere Glükſeeligkeit beſorgt.

Das Frauenzimmer hatte an aller dieſer Härtigkeit und an allen Tugenden gleichen Antheil. Die Pracht war beiden Geſchlechtern unbekannt; ihre Kleidung diente blos zur Bequemlichkeit. Die Weiber theilten mit den Männern die Sorge der Kinderzucht, der Haushaltung, und ſelbſt die Beſchwerlichkeiten des Krieges. Ja ſie halfen ihren Männern oft mit ſtreiten, und man hat mehr als einmal nicht wenige von dieſem zärtlichen Geſchlechte unter den Todten auf der Wahlſtatt gefunden. Ich mus hier geſtehen, daß mir die gegenwärtige Ein-

ges

gezogenheit des ſchönen Geſchlechts weit beſſer gefällt. Ihre Kleidung, ihre Zierrathen, ihre Häuslichkeit ſtimmen beſſer mit ihrer Zärtlichkeit überein, als Schwerdt und Degen. Die Natur hat ſie zu einer zärtlichen Tugend und zur Gefälligkeit gemacht.

Teutſchland ſiehet gegenwärtig ganz anders aus. An ſtatt der ungeheuren Wälder und der vielen Moräſte zeigen ſich groſſe und prächtige Städte. Das Land iſt überall bebauet, es bringet unzählige Gewächſe herfür. Die Künſte, die Wiſſenſchaften haben in demſelben ihren Siz genommen, und die angenehme und aufgewekte Lebensart hat die vorige Rauhigkeit ganz vertrieben. Wir beſizen alle Bequemlichkeit, alle Vortheile, welche unſern Voreltern unbekannt waren. Wir haben Urſache, mit dieſer Veränderung zufrieden zu ſeyn. Laßt uns aber auch dahin ſehen, daß wir durch Treue, durch Standhaftigkeit und durch Liebe zum Vaterlande einer ſo erhabenen Abkunſt würdig bleiben.

Entdekung einiger falſchen Begriffe von der Ruhe.

Es wird nicht viel fehlen, ſo unterſcheidet man kaum die Ruhe noch von der Glükſeligkeit überhaupt. Der wilde Krieger wünſcht, wenn er genug Schlachten beigewohnt hat, endlich die Ruhe. Der mühſelige Landmann hat, ſeiner Meinung nach, ſein ganzes Glük erreicht, wenn er ſein Gut ſeinen Nachkommen überlaſſen und ſich zur Ruhe begeben kann. Der veraltete König und der junge Sklave trachten beide, nur mit dem einzigen Unterſchiede, nach der Ruhe, daß ſie jener erſt dann für ein Gut erkennet, wenn er ſie nicht mehr genieſſen kann, und daß ſie dieſer zu der Zeit, da er ſie nicht erhalten kann, wünſchet. Es iſt ein allgemeines Beſtreben der Menſchen nach Ruhe, und Jedermann hält den für glükſelig, der ſie erreicht hat. Unſer ganzes Leben beſtehet in einer an einander hangenden Reihe kleiner Zweke, welches eben ſo viele Ruhepunkte ſind, die wir nicht ſo bald erreicht haben, als wir uns ſchon neue Ruhepunkte auſſuchen, welche wir noch zu erreichen trachten. So wie ein Reiſender in der gebirgigen Schweiz von einer Höhe zur andern ſteiget, und ſo bald er ihren Gipfel erreicht hat, einen neuen noch höhern Gipfel vor ſich ſieht, den er erſteigt, bis er die Wolken unter ſeinen Füſſen dahinwallen ſieht. Unſer lezter Gipfel, unſer äuſſerſter Ruhepunkt iſt das, was wir den Zwek unſers ganzen Lebens, die Abſicht der Handlungen unſers ganzen Lebenslaufs, den wahren Genus des Lebens nennen. Dieſer lezte Zwek iſt die Ruhe, und wenn man darunter die Ruhe im Grabe verſteht, ſo iſt wol nichts dagegen einzuwenden: allein, wer wünſcht ſich dieſe Ruhe? Niemand hat gröſſere Luſt zu leben, als wer den Vorſaz faßt, der Ruhe zu genieſſen: denn dieſes heiſt eben ſo viel, als ſein Leben recht beglükt zu vollbringen. Iſt nun aber wol eine ſolche Ruhe in der Welt, die den Namen einer wahren Glükſeligkeit verdienen ſollte? Ich zweifle ſehr daran, und vielleicht werden die folgenden Betrachtungen etwas in ſich enthalten, woraus ſich dieſer Zweifel vollkommen rechtfertigen läßt.

Ein jeder Menſch bildet ſich einen Begriff von der Ruhe, nach Maasgebung der Umſtände, die ihm in ſeinem Leben beſchwerlich fallen. Der Landmann ſuchte ſie in der Ungeſchäfftigkeit, weil ihm die ſchwere Arbeit ſein Leben ſauer macht. Der Geizige wird ſie nach ſeiner Meinung alsdann [illegible] erhaſchen, wenn er überzeugt ſeyn wird, daß er genug Schäze habe; der Gelehrte findet ſie in demjenigen Grade ſeiner Einſichten, der ihn von weitern Nachforſchungen befreien wird; der Hausvater in der Bequemlichkeit, die Verwaltung ſeiner Angelegenheiten ſeinen Erben überantworten zu köñen; und kurz, die Ruhe, die ein Menſch ſuchet, iſt von eines andern ſeiner ſo ſehr verſchieden, als die Gewerbe und Handlungen der Menſchen ſelbſt von einander verſchieden ſind. Darinn aber ſcheinen ſich die Begriffe aller von der Ruhe zu vereinigen, daß ſie ſie in der Entſchlagung der Geſchäffte ſuchen, die ſie ihr ganzes Leben hindurch in Bewegung geſezt haben. Iſt aber eine ſolche Ruhe wol eine wahre Glükſeligkeit? Dies wollen wir jzt ſehen.

Der allgemeine Fehler der Menſchen, mit ihrem Schikſale unzufrieden zu ſeyn, giebt ihnen die erſte Anlage zu ihren Begriffen von der Ruhe. Kein Menſch, der mit ſeinem Zuſtande zufrieden iſt, kann den Wunſch verfaſſen, daß er der Ruhe genieſſen mögte. So lange wir unſere Geſchäffte ohne Ueberdrus und Ekel verwalten, würde uns diejenige Ruhe, die uns dieſelben entzöge, eine wahre Strafe ſeyn, und daher findet man dieſen Wunſch ſelten anderswo, als bei alten Leuten, die nach vieljähriger Erfahrung haben einſehen lernen, daß ſie mit aller ihrer Geſchäftigkeit weiter nichts erhalten, als daß ſie von einem Ruhepunkte zum andern gelangen, ohne das Ende dieſes Beſtrebens abſehen zu können. Der muthige Jüngling hat dieſe Erfahrung noch nicht. Er hält einen jeden von den kleinen Zweken die er durch ſeine Arbeitſamkeit und Geſchäftigkeit zu erreichen trachtet, für den lezten, der ſeine Wünſche reizen wird, und weis nicht, daß ihm, ſo bald er ihn erhalten hat, in einer noch gröſſern Entfernung ein neuer Gegenſtand loken wird, ſeine Kräfte zu verdoppeln, um auch dieſen zu erreichen. Wenn er dieſe Rolle, die immer einerley bleibt, ſo lange wiederholt hat, bis er merkt, daß ſeine Kräfte nicht hinreichend ſeyn werden, die lange Reiſe, auf die ihn ſeine Wünſche verleitet haben, zu vollenden; ſo verliert er mit der Hoffnung zugleich die Luſt, den Muth und das Vermögen, einen ſo unendlichen Weg bis ans Ende zu verfolgen: und weil er ſeine Wünſche noch nicht befriediget ſieht, ſo ſehnt er ſich nach dem Zuſtande, worinn er ſie für befriediget halten kann. Das Kennzeichen dieſes Zuſtandes würde unſtreitig das ſeyn, daß er in ſeinem Gemüthe keinen Trieb mehr fühlte, weiter zu gehen, daß er ſich an einem Orte niederlieſſe und nicht mehr daran gedächte, daß noch ein Ruhepunkt für ihn übrig ſey, welchen er noch erreichen müſte. Dieſer eingebildete Zuſtand würde ſeine Ruhe ſeyn, und ſo gelangen endlich alle Menſchen dahin, daß ſie die Ruhe für die lezte Glükſeligkeit ihres Lebens halten.

Wenn dem alſo iſt, ſo iſt es nicht möglich, daß ein einziger Menſch ſeine Ruhe da finde, wohin er noch ſeine Begierden mitnimmt: denn die Begierden ſind die Augen der Seele, womit ſie die immer neuen Zweke und entferntern Ruhepunkte ausſpähet, die unſere Kräfte ſpornen, und uns geſchäftig erhalten. Es iſt kein Ort in der Welt, aus welchem man nicht neue Oerter entdeken könnte, die uns an ſich loken, ſo lange man nicht die Augen verſchlieſt, um ſie nicht zu ſehen. Wer kann alſo wohl die Ruhe finden, die er ſucht, wenn er nicht zuvor ſein Herz von Wünſchen leer gemacht hat, und wenn er nicht mit demjenigen Zuſtande zufrieden ſeyn kann, in welchem er ſich befindet? Die einzige Zufriedenheit des Gemüths iſt der lezte Ruhepunkt unſers Lebens, und das wahre Mittel, die Ruhe zu erhalten.

Die meiſten, welche die Ruhe am ängſtlichſten ſuchen, kehren dieſe Begriffe in ihren Gemüthern um, und glauben, daß ihnen die Ruhe erſt die Zufriedenheit erwerben müſſe. Daher vernachläſſigen ſie die Mittel, die ſie lehren würden, zufrieden zu ſeyn, und ſuchten durch ihre Unzufriedenheit ein Gut zu erhalten, daß dieſe nur immer weiter von ihnen entfernet. Iſt es alſo wol zu bewundern, daß ſo viel Menſchen die Ruhe bis an ihr Grab ſuchen, wünſchen und nie erhalten?

Kann dir das die Ruhe verſchaffen, mein Freund, wenn du allen deinen Geſchäfften entſageſt, und den Reſt deines Lebens in einer unedlen Ungeſchäftigkeit vollbringeſt? Wird dir, der du zur Arbeitſamkeit und Geſchäfftigkeit geſchaffen biſt, der du im Dienſte der Welt, der den Gebrauch deiner Kräfte erfodert, ſterben ſollſt, der du unter keiner andern Bedingung geſund und vergnügt leben kannſt, als daß du deine Kräfte in beſtändiger Uebung erhältſt, und der du dir den Wohlſchmak der Speiſen, die Süſſigkeit des Schlafs, die angenehme Abwechſelung der Ermüdung, und der Sammlung neuer Kräfte, durch deine Unthätigkeit entziehſt; wird dir, ſage ich, bei dieſer neuen, unnatürlichen und fühlloſen Lebensart wohl ein Tag der Freude aufgehen, und wirſt du nicht ſelbſt in deiner neuen Ruhe deinen Untergang, dein Elend befördern, deinen Ekel vermehren, und dir die Quelle alles Vergnügens verſtopfen? Wird nicht die höchſte Glükſeeligkeit, die du auf ſolche Weiſe erreichen kannſt, ein Pflanzenleben, dein Daſeyn eine Laſt deiner Mitbürger, dein Müſſigang dein eigner Peiniger, und dein lezter Lebenslauf ein langſamer Tod ſeyn? So iſt die Ruhe beſchaffen, die du dir wünſcheſt, und ſo wird dich der Himmel ſtrafen, wenn er ſo hart gegen dich geſinnt iſt, dir deine thörigte Bitte zu gewähren.

Wenn wir das Eine wiſſen, daß in der Zufriedenheit die wahre Ruhe beſteht, ſo iſt kein Stand, kein Alter, keine Lebensart in der Welt, die dieſer Glükſeeligkeit in einem gewiſſen Grade nicht theilhaftig werden könnte. Aber o, wie weit iſt dieſe Ruhe von derjenigen verſchieden, die alle Menſchen wünſchen! Die Ruhe, welche uns die Zufriedenheit ſchenket, kann mit der mühſeligſten Lebens-Art, mit allen Ungemächlichkeiten des Lebens, mit den Strapazen des ſklaviſchen und mit allem Geräuſche des hohen Standes beſtehen. Man braucht weder Menſchen, noch enkratitiſch) weder träge, noch müſſig, weder alt noch Lebensſatt zu werden, um ſich dieſes Glük zu erwerben. Vergebens ſucht der Philoſoph, der in allen Regeln der Weisheit die nicht bemerkt hat, mit ſeinem Schikſale zufrieden zu ſeyn, die Ruhe, die er nirgends gefunden, in der Einſamkeit. So wenig ihm die Welt gefiel, wird ihm die Einſamkeit gefallen. Sein immer hungriges Herz wird hier nicht die Nahrung finden, die die ganze Menge ſeiner Begierden ſättigen könnte. Der Müſſigang, der ihn in den Alleen mit gähnendem Rachen erwartet, die Trägheit, die ſeine Schritte verzögert, der Ueberdrus, der unſichtbar zu ſeiner Rechten geht, und das weite leere Feld der Erkenntnis, das ſeine Betrachtungen nicht ausfüllen können, alles wird ihm die Wahl der Einſamkeit verhaßt machen; da er hingegen mitten in der groſſen Welt, in dem Tumulte der Städte, in dem Geräuſche der Geſellſchaften und in dem Umgange mit wahren und Scheinfreunden die ſüſſeſte Ruhe würde haben genieſſen können, wenn nur in ſeinem Herzen der Friede wohnte; wenn er überzeugt wäre, daß ſein Stand für ihn der glükſeligſte in der Welt ſey, und wenn er ſich nur getraute, mit dem Schikſale vergnügt zu ſeyn, das ihm beſchieden iſt.

Wie eitel iſt doch die Hoffnung derer, die ihre Ruhe in der Sättigung ihrer Begierden erwarten! Wiſſen dieſe Unglüklichen auch wohl, daß keine Begierde geſättiget werden kann, als der die Vernunft zu gebieten weis? So bald man aber ſeine Begierden durch die Vernunft ſtillen und beſänftigen kann, ſo bald hat man den Schlüſſel zum Tempel der Zufriedenheit in Händen, welcher der Eingang zur Ruhe iſt. Wenn Harpax glaubt, daß er ſeine Ruhe dann finden werde, wenn ſeine Käſten gefüllt ſind, ſo irrt er ſich, weil er in der Meinung ſteht, daß er alsdann nichts mehr begehren werde. Er wird, wenn ſie alle voll ſind, noch einen ledigen Kaſten daneben ſezen, und ſein Herz wird nicht eher ruhen, als bis auch dieſer die Laſt neuer Schäze trägt. So wird er ſein Elend und ſeinen Geiz bis an ſein Ende fortſezen, und nimmer wird er empfinden, was Ruhe ſey.

Auch deine Hoffnung iſt vergebens, mühſeliger Landmann, arbeitſamer und fleiſſiger Künſtler, geſchäfftiger, rechnender Kaufmann, und wachender Gelehrter; Eure ſüſſe Hoffnung iſt allzumal vergeblich, wenn ihr glaubt, daß ihr dann die Ruhe finden werdet, wann ihr euch eurer mühſeligen Geſchäffte entſchlagen könnt. Iſt die endliche Ruhe der Zwek, die lezte Abſicht eurer Bemühungen, ſo ſollt ihr wiſſen, daß die Ungeſchäfftigkeit keineswegs die Abſicht eures Lebens ſey. Die Kräfte ſind das Capital, das euch das Schikſal gegeben hat, und das ihr dem menſchlichen Geſchlechte verzinſen ſollt. Im dienſte der Welt zu ſterben, das iſt unſer Loos, und das iſt der Wunſch edler Menſchen. Geſezt aber auch, daß es eine erlaubte und edle Begierde wäre, die es doch nicht iſt, ſich in den Stand zu ſezen, einen Theil des Lebens in Ungeſchäftigkeit, im Müſſigange, in Trägheit zuzubringen: wie könnt ihr hoffen, daß ihr in dieſer Lebens-Art euer Glük, die Ruhe, finden werdet? Wie ſchwer iſt das nicht, müſſig zu gehen, wenn man der Arbeit gewohnt iſt? Wie wenig kann der Leib, den die Arbeit erhält, dieſe träge Ruhe vertragen? Wie unerträglich iſt nicht der Seele dieſe Ungeſchäfftigkeit, die eine Art ihres Todes genennet zu werden verdienet? Tauſend Beiſpiele lehren uns, wie ſchlecht es diejenigen getroffen haben, die, in der Hoffnung ihr Glük zu finden, ihre Geſchäffte verlaſſen, und Zuſchauer ihrer Bedienten abgegeben haben.

Kein Sklavenhandwerk iſt ſo ſchwer als Müſſiggehen.

Wie oft wünſchen nicht die zu Herren gewordenen Diener die Niedrigkeit ihres erſten Standes zurük, wie unglüklich ſchäzen ſie ſich nicht, daß ſie in den Augen anderer glüklicher geworden ſind! Wie verhaſt ſind ihnen ihre Tage, wie lang ihre Augenblike, wie unerträglich die Nächte, da der Schlaf, der ehedem ſeine Flügel über ſie breitete, ſo bald ſie ihre Glieder nach der Arbeit dahin ſtrekten, izt ihren Pfuhl vorbei ſchleicht, und ſich auf die Augenlieder ihrer arbeitſamen Sklaven herabläſt, die das von ihrem Gebieter verlaſſene Glük beſizen. Laſſet uns doch eine Ruhe verabſcheuen, die ſo voll Unruhe iſt. Laſſet uns beſſern Maximen folgen.

Der Fleis in nüzlichen Geſchäften,
Der edle Wucher mit den Kräften,
Beſtimmt das menſchliche Geſchik.
Um ihm ſein Glük nicht einzuſchränken,
Verlieh im Gott die Kraft zu denken,
Und ſprach: Menſch, ſchaffe dir dein Glük!

In der Geſchäfftigkeit alſo müſſen wir es ſuchen: und wenn dies Glük die Ruhe iſt, ſo wird kein Müſſiggänger derſelben jemals theilhaftig werden.

Ich kenne die Schlüſſe gar wohl, womit man zu beweiſen trachtet, daß die Ruhe in nichts anders gefunden werden könne, als in dem Abſchiede aus der groſſen Welt, in der Entſchlagung aller weltlichen Geſchäffte, kurz, in der Einſamkeit und Unthätigkeit. So lange wir noch an der groſſen Welt Theil nehmen, werden wir in tauſend Begebenheiten verwikelt, deren Verlauf wir nicht gleichgültig abwarten können, und der unſer Gemüth an ſeiner Beruhigung hindert. So lange wir unſere Geſchäffte fortſezen, verknüpfen wir damit die Sorgen, die Müheſeligkeit, die Beſchwerden, die allen Gewerben eigen ſind, und die unſer Gemüth nicht zur Ruhe kommen laſſen.

Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit, wenn wir Leute vorausſezen, denen die Zufriedenheit ein unbekanntes Gut iſt. Nimmermehr werden dieſe im geſellſchaftlichen Leben und in der Arbeit die Ruhe finden; ich geſtehe es: aber finden ſie denn dieſelbe in der Einſamkeit, in der Unwirkſamkeit? Keinesweges. Der Himmel ſtehe dir offen, du wirſt dennoch die Ruhe darinn nicht finden, ſo lange dein Herz nicht befriediget werden kann! Verbirg dich, unzufriedener Alceſt, verbirg dich in die angenehmſte Einöde, las dich Nachtigallen in Schlaf ſingen, und reich bekleidete Laqueyen ſtehen um deinen Tiſch, um in deinen Augen deine Befehle zu leſen. Siehe mit Erbarmen aus deinem Lehnſtuhle auf deine weit glüklichern Sklaven herab, die die Arbeit verrichten, wozu du die Kräfte erhalten haſt, und die die Geſundheit, die Munterkeit, die Freude, den Frieden genieſſen, der dir beſtimmt war. Dein flüchtiges, unſtätes, veränderliches und unruhiges Herz wird dich auch hier in dieſer Einöde peinigen; deine Begierden werden an dem Keime deines Lebens nagen, und deine Ruhe wird nichts anders, als eine fürchterliche Stille für dich ſeyn. So wenig unſere Natur eine ſtets anhaltende ununterbrochene Arbeit vertragen kann, eben ſo wenig verträgt ſie die anhaltende ununterbrochene Ruhe. In der Abwechſelung dieſer beiden Beſtimmungen beſtehet die Süſſigkeit von beiden, und keine iſt ohne die andere weder angenehm, noch erträglich, weder ein Gut, noch edel. Siehe den Landmann ſchlaſen, vornehmer Müſſiggänger, und du, armer Knecht, ſiehe den leichten unruhigen Schlummer des übermüthigen Reichen? Wer hat den Genus dieſer Ruhe? Wem iſt der Schlaf ſüs, wen erquikt er? Nur den, der ihn durch ſeine Geſchäfftigkeit verdient hat. Wiederum kann der nicht empfinden, was darinn für Süſſigkeit verborgen liegt, nach genoſſener Ruhe, von neuem auch die rauheſten Arbeiten wieder anzutreten, wer es für ein Unglük anſiehet, beſchäfftiget zu ſeyn. So wie ſich keine Freude beſſer ausnimt, als die auf ein Leiden erfolget, ſo wie kein Wohlklang reizender iſt, als wenn ein Uebelklang vorhergehet, ſo iſt weder die Arbeit noch die Ruhe angenehm, als wenn ſie gleichſam in lauter Gegenſäzen auf einander folgen. Wie kann alſo wohl eine beſtändige Einſamkeit, wie kann ein beharrlicher Müſſiggang, das Glük der Menſchen, die Ruhe, befördern?

Wohl! ſagt man, der Müſſiggang ſey verbannt. Nur laſt uns die ſchweren, die mühſeligen Geſchäfte, wozu uns die Nothwendigkeit in unſerm vorigen Lebenslaufe verdammte, nur dieſe Laſt uns hintanſezen, und geſtattet uns geruhigere, leichtere und vergnügendere Beſchäftigungen, die wir mit mehr Vergnügen abwarten können. Wie ſoll man dieſe ſo billig ſcheinende, ſo gerechte Foderung verwerfen?

Es iſt alſo gewis, daß du, der du dieſes ſagſt, in den Beſchäftigungen deiner vergangenen Lebensart nicht dein Vergnügen gefunden haſt: und hier entdekt ſich die Quelle deines Wunſches zur Ruhe, deine Unzufriedenheit. Wirſt du mit andern, dir izt gefälligern Geſchäften zufriedener ſeyn? Wird ſich dein Herz verändern, wie deine Lebensart? oder wird deine neue Lebensart dein Herz beſſern? Nein! Suche die Bewegungsgründe zur Zufriedenheit in den angenehmſten Beſchäftigungen: du wirſt ſie nimmermehr finden, wenn du kein Herz beſizeſt, das auch mit deinem vorhergehenden Schikſale hätte zufrieden ſeyn können. Glaubſt du wohl, daß eine Lebensart möglich ſey, die keine Unbequemlichkeiten bei ſich führen ſollte? Dieſe Unbequemlichkeit iſt der Keim der Unzufriedenheit, den dein ungenügſames Herz bald zur Reife bringen wird. Wäreſt du zufrieden, ſo würdeſt du die Ruhe nie in einem andern Stande ſuchen, als in dem, der dich am geſchikteſten macht, der menſchlichen Geſellſchaft die wichtigſten Dienſte zu leiſten, geſezt auch, daß es zugleich die Schwerſten ſeyn ſollten.

Wo finden wir denn nun aber alſo die wahre Ruhe, die Zufriedenheit des Herzens? iſt ſie wohl ein Eigenthum der Menſchlichkeit? Giebt es Mittel, ſie zu erhalten, wenn man ſie nicht beſizt, und welches ſind dieſe Mittel? Dieſe wichtige Frage verdienet unſrer Aufmerkſamkeit um deſto mehr, da ſie das einzige wahre Geheimnis, zur menſchlichen Glükſeligkeit zu gelangen, betrift.

Um unſer Gemüth über unſer eigenes und das Schikſal anderer, in ſo fern es uns interreſſiret, zu befriedigen, und uns den Zuſtand, worinn wir uns befinden, vollkommen erträglich und ſo gar angenehm zu machen, dazu trägt ohnſtreitig das Meiſte bei, daß wir lebendig überzeugt ſind, es gebiete ein allmächtiges Weſen, das jeden Menſchen mehr als väterlich liebt, über das allgemeine und alle beſondre Schikſale ſeiner Geſchöpfe; es ſey unmöglich, daß wir, ſelbſt in der vollkommenſten Welt, von Leiden und Elend, und überhaupt von den Ubeln, die uns unſrer Natur nach ankleben, hätten befreyet bleiben können: der weiſe Regierer des Weltkreiſes habe nichts deſtoweniger unſre Schultern nicht ſchwerer beläſtiget, als wir es ertragen können, und er verſüſſe uns das Elend durch unausſprechliche Wohlthaten; er habe uns ſo gar nach dieſem mühſeligen Leben eine ſelige Ewigkeit vorbehalten; es ſey eine Art von Opfer, das wir der Vollkommenheit des Ganzen bringen, wenn wir im mühſeligſten Dienſte der Welt veralten und ſterben, und wenn wir an dem allgemeinen Elende der menſchlichen Natur und Schikſale Theil nehmen; und es ſey endlich alles Leiden der Welt der Herrlichkeit nicht wehrt, die an uns ſoll offenbaret werden. Dieſes alles ſind wahre und faſt die einzigen Bewegungsgründe, die uns mit unſerm Schikſale vergnügt machen können, und ſie waren der Grund der Zufriedenheit des göttlichen Dichters, als er mit Entzüken ſagen konnte: das iſt meine Freude, daß ich mich zu GOtt halte, und meine Zuverſicht ſeze auf den HErrn.

Bei dem allen aber finden wir doch ſo wohl in der heiligen als weltlichen Geſchichte ſehr wenig Beiſpiele von Menſchen, die ſich zu allen Zeiten und in allen Umſtänden wider die Anfälle des Zweifels, des Unmuths, der Ungeduld und des Leides hätten wafnen können. Der tapferſte und geſezteſte Mann kan in ein Labyrinth unglüklicher Umſtänden gerathen, aus welchem ihm ſeine Vernunft keinen Ausgang zeigen kan, und niemand iſt zu aller Zeit ſeiner Leidenſchaften Meiſter. Man muß dieſes der Schwachheit der menſchlichen Natur verzeihen: denn es iſt niemand ſo geſezt, daß ihn nicht zuweilen ein Donner des Schikſals erſchüttern und erſchreken ſollte. Was folgt aber hieraus wohl natürlicher, als daß dieſe Welt der Schauplaz der ununterbrochenen Ruhe nicht ſey, und daß wir dieſe Glükſeligkeit nicht anders als mangelhaft und unvollkommen genieſſen können?

Wenn dem alſo iſt, ſo müſſen wir einen andern viel weitern entfernten Ruhepunkt annehmen, zu welchem zu gelangen, wir erſt den Durchgang des Grabes überſtanden haben müſſen. Dieſer Ort der Ruhe, dieſer Grad der Zufriedenheit wird endlich das ſehnende Verlangen ſtillen, das wir mit ins Grab nehmen, und das uns noch in den lezten Augenbliken unſers Lebens überzeugt, wie eitel alle Hoffnungen auf die zeitliche Glükſeligkeit ſind. In jenem Leben wird dieſes Verlangen aufhören, und das wird uns wegen des Elendes des Vergangenen befriedigen.

Gedanken vom Einfluſſe des Geſchmaks in die Geſundheit.

Der Grieche Theopompus verſichert uns ganz zuverläſſig, daß Leute welche viel Fleiſch eſſen, ihre Vernunft ſchwächen, blödſinnig, zornig, rauh von Gemüth, werden. ꝛc. Andere Philoſophen haben angemerkt, daß eine heitere Luft die Menſchen ſcharfſinnig mache;

das

dahingegen diejenigen, welche in einer dicken und ſchweren Luft leben, zu blödſinnigen und ſtumpfen Köpfen werden. r) Ich will nicht ausmachen, ob dieſe Ausſprüche eine ſtrenge Richtigkeit haben, und es mus allen, die gern Fleiſch eſſen, und die die Luft ihres Vaterlandes nicht mit dem Aether in Vergleichung ſezen dürfen, daran gelegen ſeyn, daß dieſe Säze nicht zu ſtrenge bewieſen werden. Ich führe dieſelben auch aus keiner andern Urſache hier an, als um zu zeigen, daß der Gedanke, den ich in gegenwärtigem Aufſaze auszuführen gedenke, nicht ſo ſeltſam ſey, daß man nicht ſeines gleichen ſchon mehrere in den Schriften der Weltweiſen ſollte finden können. Es iſt einerley Seltſamkeit, daß der Wiz von der Luft und den Speiſen verändert werde, und daß der Geſchmak einen Einflus in die Geſundheit des menſchlichen Körpers habe. Ich weis nicht, wie bündig die Gründe für die erſte Meynung ſeyn mögen; das aber weis ich, daß der Geſchmak einen ſo groſſen Zuſammenhang mit der Geſundheit habe, daß ich hierdurch dem menſchlichen Geſchlechte eine neue Quelle ſeiner Wohlfahrt anweiſen kann, die bisher noch in keiner Lebensordnung angezeiget worden iſt. Wenn ich ſo glüklich bin, meine Leſer von dieſer Wahrheit zu überzeugen, ſo werde ich bei denen viel Dank verdienen, die ſich einbilden, daß es zur Beförderung der menſchlichen Glükſeligkeit gehöre, den guten Geſchmak allgemeiner zu machen. Wer weis nicht, wie wenig man bisher bemühet geweſen iſt, den Geſchmak unter den Menſchen auszubreiten? Welcher Vater, welcher Lehrer der Jugend hat ſich bisher wohl einfallen laſſen, die Beförderung eines guten Geſchmaks für eine der vornehmſten Regeln bei der Erziehung und Unterweiſung der Kinder zu halten? Wer hat nicht einen Jüngling für vollkommen, der einige Sprachen verſteht, ein Syſtem der Weltweisheit durchgedacht, und eine Brodtwiſſenſchaft zu ſeiner Nahrung und Nothdurft erlernt hat? Wer hat wol geglaubt, daß man einem Kinde den guten Geſchmak eben ſowol, als das Leſen und Schreiben, beibringen müſſe, und daß er eine nothwendigere Eigenſchaft aller wohlerzogenen Kinder ſey, als die Dichtkunſt, welche man nur denen zu treiben geſtattet, die eine natürliche und unerlernte Gabe und Geſchiklichkeit dazu beſizen? Izt aber wird ſich dieſes alles verändern. Kaum wird man einſehen, daß der gute Geſchmak ein groſſes Hülfsmittel zur Erhaltung der Geſundheit ſey; ſo wird ſich jedermann aus eben dem Triebe entſchlieſſen, Geſchmak zu erhalten, welcher ſo viele Menſchen verleitet hat, ihren geſunden Leib zu caſteyen, und mit Arzneyen zu ſchwächen, um ſich vor der Gefahr zukünftiger Krankheiten zu beſchüzen. Welche Vortheile werden nicht hierdurch ſowol den Menſchen, als auch dem guten Geſchmake zuwachſen, wenn man nur erſt anfängt, es für eben ſo nothwendig zu halten, die Kinder den guten Geſchmak zu lehren, als ſie alle Jahr viermal purgiren zu laſſen! Die Eigenliebe zwingt uns, für unſere Geſundheit mit kritiſcher Sorgfalt zu wachen, und nie iſt eine Pflicht unerfüllt geblieben, die ſich auf die Eigenliebe gegründet hat. Meine Leſer mögen ſelbſt entſcheiden, ob es ein ſichereres Mittel in der Welt gebe, den guten Geſchmak allgemein zu machen, als dieſes; und man mag nun dieſen Gedanken mit Ernſt oder mit Lachen betrachten, ſo wird man doch etwas darinn finden, das ihn von ſeiner erſten ſcheinbaren Seltſamkeit reiniget.

Es iſt Jedermann bekannt, daß der Geſchmak nichts anders ſey, als die ſinnliche Beurtheilungskraft, und daß derjenige

---

r) Purius cœlum acutiora felicius alit ingenia Panciroll. rer. memorab. P. 2. p. 244. Hieher gehört des Horaz:
Bœotum in craſſo jurares ære natum.
Epiſt. l. 2. Ep. l. 244. S. auch Juvenal. Sat. 10. 50.

Geſchmak beſize, der die Fertigkeit hat, die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Dinge ſinnlich wahrzunehmen. Alle Dienge dieſer Welt haben eine gute und böſe Seite, und ſind alſo insgeſammt Gegenſtände des Geſchmaks, in ſo fern ſie von dieſen beiden Seiten ſinnlich erkannt werden können. Ein Menſch, der Geſchmak beſizt, wird alſo die Vorzüge und Mängel derjenigen Dinge, auf die ſich ſein Geſchmak erſtrekt, ſehr leicht, ſehr lebhaft, und in ihren kleinſten Unterſchieden, zu jeder Zeit und in allen Umſtänden, entdeken. Dieſe ſinnliche Erkenntniß der guten und böſen Seite der Dienge iſt die Triebfeder aller unſerer ſinnlichen Begierden und Verabſcheuungen, folglich, auch aller unſerer Triebe und Leidenſchaften. Die Triebe und Leidenſchaften ſind in unzähligen Fällen die Quellen unſerer Geſundheit und unſerer Krankheiten. Folglich hat der Geſchmak eines Menſchen einen ſehr groſſen Einflus in den Zuſtand ſeiner Geſundheit.

Die herrſchende Leidenſchaft eines Menſchen, ſeine Triebe, ſeine Hauptneigungen und ſeine Temperamente werden insgeſammt von ſeinem Geſchmake beſtimmt, und aller Einflus, den ſie in die Geſundheit deſſelben haben, rührt urſprünglich von der natürlichen Beſtimmung des Geſchmaks her. Er iſt es alſo, welcher die Arten unſerer Vergnügungen, unſerer Wollüſte, unſerer Ausſchweifungen, unſerer Laſter, unſerer Verabſcheuungen und unſerer Gleichgültigkeit beſtimmt, und worauf beruhet wohl der Zuſtand unſerer Geſundheit mehr, als auf allen dieſen Stüken? Woher kommt es, daß Tirrius hypochondriſch iſt als weil er ſein einziges Vergnügen im Studiren findet, und weil ſeinem Geſchmake nichts angenehm iſt, als was er bei der ſpäten Nachtwache in den kleinen Schriften der Alten und in den groſſen Folianten der Neuern lieſet? Welcher Urſache hat es Cajus wohl zuzuſchreiben, daß ſein Magen ſeit vielen Jahren nichts mehr gut verdauen kann, als weil er in ſeiner Jugend an nichts, als an einen wohlſchattirten Tiſche, Geſchmak finden konnte? Was hat dem Davus ſeine ſchändliche Krankheit zugezogen, als ſein Geſchmak an den Vergnügungen der Liebe? Was hat die Flavia im Kopfe verrükt gemacht, als ihr donquiſchottiſcher Geſchmak an albernen Romanen? Wovon iſt Mävius melancholiſch, als weil ihn ſein Geſchmak reizte, unaufhörlich ſchwärmeriſche Bücher zu leſen, und ſich zum Eucratiten zu grübeln? Wovon hat Sylvia ihre Vapeurs, als von der übeln Verdauung, die ſie ſich von dem beſtändigen Sizen am Näherahmen zugezogen, weil ſie ſich zu ſehr an den künſtlichen Werken vergnügte, die ihr fleiſſiger Finger mit der ſchöpferiſchen Nadel hervorbrachte? Blos der Geſchmak an der Tonkunſt hat dem Sänger Tigellius die Schwindſucht und den Tod zugezogen. Kurz, man durchſuche den Zuſtand der Geſundheit ſo vieler tauſend Menſchen; ſo wird man faſt durchgängig finden, daß er urſprünglich von den Handlungen beſtimmt worden ſey, zu deren Ausübung ſie ihr beſonderer und eigener Geſchmak veranlaſſet hat.

Die Weltweiſen und Aerzte haben dieſe Wahrheit in der That ſchon längſt erkannt: allein ſie haben bisher noch nicht den rechten Gebrauch davon gemacht, der den Menſchen zu ihrer Glükſeligkeit beförderlich ſeyn könnte. Sie ſahen ein, wie viel hundert Krankheiten der Menſchen blos von ihren Neigungen und herrſchenden Leidenſchaften herrühreten. Sie triumphirten über dieſe Entdekung, weil ſie darinn das Mittel gefunden zu haben glaubten, die Menſchen vor allen dieſen betrübten Folgen zu behüten. Allein, wie haben ſie dieſes wohl bewerkſtelliget? Die Philoſophen fiengen an, wider die Leidenſchaften zu predigen, und die Aerzte ſezten ein Kapitel von den Gemüthsbewegungen in die Lehre von der Lebensordnung. Die Reihe vieler Jahrhunderte hat uns gelehrt, daß dieſes Mittel von keiner Kraft geweſen iſt. Die Menſchen blieben Sklaven der Leidenſchaften. Die Aerzte begnügten damit, die Menſchen zu lehren, daß ihre Leidenſchaften ihnen ein Gift wären, und ſie konnten nicht mehr ſagen, als das man ſich vor ihnen hüten müſte, weil ſie ſelbſt nicht wuſten, wie man dieſes anfangen ſollte. In der That iſt auch dieſes ganze Verfahren nicht beſſer überlegt, als wenn man uns das Eſſen und Trinkẽ verwehren wollte, daß wir doch unſrer Natur nach, nicht entbehren können, ehe man uns noch den Hunger und Durſt nimmt. Niemand gedachte daran, daß alle Neigungen, Leidenſchaften und Temperamente nichts anders, als natürlich nothwendige Folgen unſers Geſchmaks, wären, und daß man diejenigen unter ihnen, die unſerer Geſundheit nachtheilig ſind, uns auf keine andere Weiſe entreiſſen könnte, als daß man zuvor unſern Geſchmak veränderte, und denſelben auf unſchuldigere und unſchädlichere Gegenſtände lenkte. Die erſte Methode gleicht den baufälligen Deichen, welche man den Durchbrüchen des aufgebrachten Meeres oder gewaltiger Ströme entgegen ſezet. Das heiſt, ſie dauret nicht länger, als bis der Strom mit rechter Heftigkeit anſezet, und alles danieder reiſt. Die lezte Methode hingegen beſtehet darinn, daß man dem Strome einen andern Lauf giebt, und ihn durch ſolche Gegenden leitet, wo er, wenn er auch einmal aufſchwillt, dennoch keinen Schaden anrichten, ſondern nur die herumliegenden durſtigen Wieſen wohlthätig bewäſſern kann. Kann man wol zweifeln, daß die leztere Methode vor der erſten einen groſſen Vorzug verdiene?

Wohl! wird man ſagen: Iſt es denn auch möglich, den Geſchmak eines Menſchen von ſolchen Gegenſtänden abzulenken, wozu ihn die Natur neiget? Woſern dieſes unmöglich iſt, ſo heiſt dieſer ganze Vorſchlag eben ſo viel, als eine Schwierigkeit mit einer andern verwechſeln, die eben ſo unüberwindlich iſt. Was hilft es uns, zu wiſſen, daß wir unſern Geſchmak verändern müſſen. um geſund zu leben, wenn uns derſelbe zu Ausſchweifungen veranlaſt, die ihr ſchädlich ſind, woſern wir kein Mittel haben, dieſes zu bewerkſtelligen? Ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, wenn es eben ſo ſchwer wäre, den Geſchmak eines Menſchen zu verändern, als ſeine herrſchenden Leidenſchaften unmittelbar anzugreifen, und zu unterdrüken. Allein der Unterſchied iſt handgreiflich. Die Leidenſchaften ſind der mächtige Strom, den keine Kraft in der Natur aufhalten kann: der Geſchmak hingegen iſt die Quelle, die ſich hinleiten läſt, wohin man will. Jene ſind dem ganzen menſchlichen Geſchlechte auf einerley Art eigen, und dieſes iſt ein Zeichen ihrer natürlich nothwendigen Verknüpfung mit unſerer Natur. Dieſer hingegen verändert ſich mit den Altern, Geſchlechtern und Lebens-Arten der Menſchen, und dieſes beweiſet, daß er ſich nach viel zufälligern Gründen richte, als die Leidenſchaften. Ich will mich deutlicher erklären. Eine jede Gemüthsbewegung hat ihre beſtimmten Gegenſtände, von denen ſie auf einerley Art erregt wird. Alle Beleidigungen wirken den Zorn, das Miſstrauen den Haſſ; alle gefällige Gegenſtände wirken die Freude, die Liebe; alle misfällige die Traurigkeit und ihre Arten, und dieſes leidet bei keinem Menſchen eine Ausnahme. Wir müſſen uns an dem vergnügen, was uns gefällt; wir müſſen das, was uns misfällt, verabſcheuen, und dieſes hat der feinſte Europäer mit dem rauheſten Wilden gemein. Hingegen ſind die Menſchen in dem, was ihnen gefällt, oder misfällt, ſehr verſchieden, und dieſe Verſchiedenheit rühret von der Mannigfaltigkeit und Abwechſelung des Geſchmaks her. Einen Mohr ergezt ein ſchwarzes Geſicht mit einer breiten Naſe; ein Chineſer zerdrükt eine Wanze aus Wolluſt, um ſich an ihrem Geſtanke zu vergnügen, der uns ein Ekel iſt.[a] Dieſer findet ein Vergnügen in metaphyſiſchen Wahrheiten, ein anderer in grammatikaliſchen Unterſuchungen. Dieſen ergezt die Muſik, einen andern die Dichtkunſt; und kurz, es iſt kein Ding in der Welt, ob es gleich noch ſo viel Schönheiten oder Häslichkeiten beſizet, das nicht vielen ein Abſcheu und ein Vergnügen ſeyn ſollte. Man ſieht alſo hieraus, daß ſich der Geſchmak auf ganz entgegen geſezte Gegenſtände leiten laſſe; dahingegen die Leidenſchaften, Neigungen und Triebe natürlich nothwendiger Weiſe aus den Empfindungen flieſſen, die uns der Geſchmak angenehm oder unangenehm vorſtellet. Iſt es alſo nicht eine vergebliche Bemühung wider die Natur, die Leidenſchaften, der Menſchen zu beſtreiten, wenn man ihnen nicht die Gegenſtände derſelben auf einer andern Seite zeiget, damit der Geſchmak etwas darinn entdeken kann, was ihn vermögend macht, das Gemüth zu einer andern Leidenſchaft gegen denſelben zuzubereiten? Man ſage dem Caſus, der den Titius haſſet, tauſendmal, daß dieſe ſeine Leidenſchaft unedel, und keines erhabenen Menſchen würdig ſey: er wird dennoch unmöglich aufhören können, den Titius mit ſeinem Haſſe zu verfolgen. Man zeige aber hingegen dem Cajus einige liebenswürdige und ihm gefällige Eigenſchaften des Titius, man entdeke ihm den Ungrund der Fehler, die er an dem Titius mit Widerwillen wahrzunehmen glaubt; ſo wird ſich ſein Has alſobald in Liebe verwandeln. Eben ſo iſt es mit allen andern Leidenſchaften beſchaffen. Nichts kann ſie zurük halten, unterdrüken oder beſänftigen, als die Veränderung des Geſchmaks, und hierauf beruhet alſo auch einzig und allein das Geheimnis, die Menſchen vor den Neigungen, Trieben, Leidenſchaften und Vergnügungen zu bewahren, die ihrer Geſundheit Schaden zufügen können.

Es erhellet alſo aus dem, was ich bisher geſagt habe, daß man die Krankheiten der Menſchen, die ſie ſich durch die Ausſchweifung ihrer Neigungen und Leidenſchaften zuziehen, durch nichts, als eine heilſame und vernünftige Beſtimmung ihres Geſchmaks, verhüten könne. Wer es auf dieſem Wege verſuchen will, das Heil der Menſchen zu befördern, der wird es am beſten treffen, wenn er ſchon bei der Erziehung der Kinder ſeine Aufmerkſamkeit darauf wendet, ihren Geſchmak ſo zu bilden, daß derſelbe keine ihnen ſchädliche Neigungen und Gemüthsbewegungen hervorbringen kann. Ein Kind iſt ein Wachs, daß ſich in alle Formen drüken läſt. Es betrachtet die Dinge, die man ihm zeiget, von der Seite, die man ihm darbietet, uhd dieſer Anblik beſtimmt das Urtheil, das es von nun an davon fällen wird. Man ſtelle ihm die ekelhafteſte Sache unter einer angenehmen Geſtalt vor; ſo wird ſich eine Neigung dagegen in ihm entwikeln, die eben ſo ſeltſam iſt, als die, womit ein junger Chineſer an die zerdrükten Wanzen riecht, wovon ihm ſein Vater geſagt hat, daß ſie einen lieblichen Geruch haben. Welche Vortheile könnte man nicht hiervon in der Kinderzucht erhalten, wenn man ſich dieſer Maxime zum Beſten der Geſundheit der Kinder bediente. Woher kommt es, daß die meiſten Menſchen einen Abſcheu vor Arzneyen haben, als weil man in der Erziehung derſelben die Unvorſichtigkeit gehabt hat, ihnen die Arzneyen unter einer ekelhaften Geſtalt vorzuſtellen? Ein Kind wird einen Löffel voll Honig mit Vergnügen eſſen, wenn es von andern ſieht, daß man es für eine angenehme Speiſe halte. Man gebe ihm hingegen eben dieſen Honig unter dem Namen einer Arzney, ſo wird es durch keine Verſprechungen mehr zu bewegen ſeyn, ihn zu genieſſen. Liegt dieſer Fehler nicht blos an dem erſten Begriffe von Arzneyen, den man dem Kinde von der gehäſſigen Seite vorgeſtellt hat? So wie es mit dieſem Beiſpiele beſchaffen iſt, eben ſo iſt es auch mit allen Gegenſtänken des Geſchmaks. Die Neigung zu den ſchädlichſten Laſtern und Ausſchweifungen der Kinder hat ihren Grund blos in dieſem Fehler der Erziehung, daß man ihren Geſchmak nicht auf eine ſolche Weiſe an die Gegenſtände gewöhnet, die ſie mit Maaſſe lieben und haſſen ſollten, daß es dereinſt ihrer Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn kann. Es wird ſich nicht leicht ein Menſch an das Laſter der Völlerey, der Buhlerey, an das Nachtſchwärmen und hundert andere ſchädliche Ausſchweifungen gewöhnen, dem man in ſeiner Kindheit dieſe Neigungen in einer abſcheulichen Geſtalt auf eine ſolche Art gezeigt hat, die einen Eindruk in ſein Herz hat machen können. Die Vorſtellung der liebenswürdigen oder auch der ſcheinbar angenehmen Seite eines Gegenſtandes neiget den Geſchmak eben ſo ſtark zu ihm, als ihn die Vorſtellung ſeiner wahren oder blos ſcheinbaren böſen Seite davon abneigen wird. Hier haben wir alſo einen mediciniſchen Bewegungsgrund, warum wir den Kindern gleich in den erſten Auftritten ihres Lebens die Tugenden unter einer liebenswürdigen und angenehmen Geſtalt, die Laſter aber, die ihrer Geſundheit ſchädlich werden können, unter einer gehäſigen Geſtalt zeigen müſſen. Wir ſehen zugleich hieraus, wie man ihnen ſelbſt die Schranken der Tugenden und die Verſuchungen des Laſters ihrem wahren Werthe nach kennen lernen müſſe, damit ſie nicht durch beide ihre Geſundheit in Gefahr ſezen. Viele Lehrer der Tugend verſehen es darinn, daß ſie ihr die an ſich löblichen Handlungen nur blos auf ihrer guten Seite zeigen, und die ſchlimme Seite verbergen, und daß ſie ihnen die böſen Handlungen blos von der böſen, und nie von der guten Seite zeigen, da doch alle Handlungen der Menſchen theils gut, theils böſe ſind. Hierdurch gewöhnen ſie den Geſchmak der Jugend parteyiſch und irrig, und legen den Grund zu vielen Fehlern, die der Geſundheit mit der Zeit nachtheilig werden. Sie unterſtüzen zum Exempel den Fleis der Kinder in nüzlichen Wiſſenſchaften durch alle mögliche Aufmunterungen, und vergeſſen dabei, ihnen auch den elenden Zuſtand derer vorzuſtellen, die ein übertriebener Fleis ungeſund gemacht, und frühzeitig ins Grab geſtürzt hat. Wiederum ſtellen ſie ihnen das freye geſellige Leben, das in der That viele üble Folgen haben kann, wenn es zu weit getrieben wird, unter der abſcheulichſten Geſtalt vor, und anſtatt, daß ſie ihnen auch ſagen ſollten, wie ein freyer, munterer Umgang die Menſchen beglüke, zeigen ſie ihnen allein die Beyſpiele derer, die mit einer frechen Unverſchämtheit zum Spott, zur Laſt und zur Verachtung der Menſchen werden. Hierdurch bereiten ſie die Jugend zu einem blöden, furchtſamen und menſchenſcheuen Charakter vor, der ihnen zur Laſt, und ihrer Geſundheit eben ſo nachtheilig wird, als er den geſelligen Menſchenfreunden verhaſt und unerträglich iſt.

---

[a] Hiſtorie aller Reiſebeſchreib. 6. B. S. 545.

Der gute Geſchmak lehrt uns den wahren Wehrt der Dinge, und zeiget ſie uns in ihren wahren Geſtalten von beiden Seiten. Wollen wir alſo unſere Nachkommen in den Stand ſezen, die Güter und Uebel des menſchlichen Lebens nach ihren wahren Wehrte zu beurtheilen, damit ſie der falſche Schein des Guten und Böſen nicht zu Ausſchweifungen in ihren Neigungen und Leidenſchaften verleiten möge; ſo müſſen wir alle unſere Kräfte darauf wenden, ihren Geſchmak zu reinigen, und ihn, ſo viel als möglich, wahr und richtig zubilden. Selbſt Erwachſene können ſich durch die Cultur ihres Geſchmaks in den Stand ſezen, von hundert Ausſchweifungen abzuſtehen, in die ſie aus Mangel einer richtigen Beurtheilung ihres unzuverläſſigen Geſchmaks ſchon verfallen ſind. Es iſt hier meine Abſicht nicht, in den Regeln Unterricht zu geben, wie man den Geſchmak eines Menſchen bilden, beſſern und reinigen müſſe. Ich ſeze vielmehr als bekannt zum voraus, daß eine ſolche Wiſſenſchaft möglich, und wirklich vorhanden ſey, und habe mit dem allen, was ich hier geſagt habe, nur darthun wollen, daß dieſe Wiſſenſchaft insbeſondere auch zum Nuzen der Geſundheit des menſchlichen Geſchlechts, beſonders bei der Kinderzucht, angewendet werden könne. Aus dieſem Geſichtspuncte hat man ſie bisher noch ſehr wenig betrachtet, und wenn man, nach der kurzen Anleitung, die ich hierzu gegeben habe, dieſer Sache weiter nachdenken will: ſo wird man finden, daß die Ausbreitung eines guten und richtigen Geſchmaks eines der vortreflichſten Hülfemittel ſey, nicht allein die Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen; ſondern auch ſie in den Stand zu ſezen, zu verhüten, daß ihnen ihre Vernunft und Tugend eben ſo wenig, als die Unvernunft und das Laſter, an ihrer Geſundheit ſchädlich werden könne. Man muß weder die Vernunft noch die Tugend höher treiben, als es der wahre Wehrt der Dinge erfordert, den uns der Geſchmak lehret, und als es der Inbegrif aller unſerer Pflichten erlaubet, worunter auch die einen Plaz verdienet, ſein Leben und die Geſundheit zu erhalten.

Sammlung moraliſcher Säze.

Ausführliche moraliſche Abhandelungen haben ſelten das Glük, von ſehr vielen Menſchen geleſen zu werden: denn den Mehrſten fehlet es an der Geduld, die dazu erfordert wird. Und die ſie auch noch leſen, ſind doch nicht alle mit der Aufmerkſamkeit verſehen, die da nöthig iſt, wenn man ſich dieſelben recht zu Nuze machen will. Dieſe Leſer verlieren unter dem Schmuk der Worte, darinn ſie eingekleidet ſind, und wobey ſie bekleben bleiben, gemeiniglich das Weſentlichſte deſſen, was darin enthalten iſt. Sie vernachläſſigen den Kern, da ſie bei der Schale ſich aufhalten. Kurze moraliſche Säze aber machen gemeiniglich einen guten und ſtarken Eindruk, und gleichen, mit der Schrift zu reden, den Spieſſen und Nägeln. Ich habe mich dahero entſchloſſen, das gegenwärtige Blat einer Sammlung ſolcher kurzen moraliſchen Säze zu wiedmen. Ich thue dis um ſo viel lieber, als dadurch ſehr vielen Arten unſerer Leſer auf einmal gedienet werden kan; da ſonſt eine einzige, umſtändlich abgefaſſte, moraliſche Wahrheit nur einer und andern Gattung derſelben zum Vortheile gereichen würde.

1.

Ich folge dem Piloten nicht anders, als mit geheimer Bangigkeit und Furcht, der mich durch eine nicht oft befahrne See bringen will, wenn ich ihn, in ſeinen eigenen Gewäſſern auf verborgene Klippen und Sandbänke ſtoſſen ſehe. Und ich bin mistrauiſch gegen den Wehrt aller Anweiſungen zur Tugend und Glükſeligkeit, wenn ich bemerken muß, daß ſie auf das Herz ihres Urhebers unwirkſam und kraftlos ſind.

2.

Das Verlangen nach Glükſeligkeit iſt der erſte, mächtigſte und ganz allgemeine Grundtrieb der menſchlichen Handlungen. Dieſes ſezet den Fürſten und den Bauer, den Gelehrten und den Einfältigen, den Hut und die Schürze in Bewegung.

3.

Alles was ich weiß, iſt weniger als nichts, wenn es auch noch ſo viel wäre, wofern ich kein Mittel für mein unruhiges Gemüth, und keine Cur für meine verdorbene Leidenſchaften weis.

4.

Keine Nahrungsmittel ſcheinen ſich für unſere Natur beſſer zu ſchiken, als die in einer Gegend mit uns gezeuget, und von gleich beſchaffenen Elementen erzeuget werden. Ich habe das Inländiſche dem Ausländiſchen immer vorgezogen, und befinde mich dabey ganz wohl.

5.

Is zur Sättigung allemal: bisweilen zur Erquikung: niemahls zum Uberflus.

Der Leib erfordert ſeine Pflege. Aber dieſe Pflege mus nicht ſo weit getrieben werden, daß er geil werde. Folge der Ordnung, welche GOtt und die Vernunft vorſchreiben.

6.

Das Leben eines Menſchen iſt nicht nach der Zahl der Jahre, die er erreicht, ſondern nach ſeiner Nuzbarkeit, und nach den Dienſten, die er der Welt geleiſtet hat, zu ſchäzen.

7.

Einfalt und Hochmuth richten viel Böſes an. Dann aber werden ſie am gefährlichſten, wenn ſie bey einem Menſchen zugleich ihre Wohnung genommen haben. Alle Mängel des Verſtandes und Willens kennen einander. Einfalt aber kennet den Hochmuth nicht, und dieſer iſt hinwiederum ſo blind, daß er die Einfalt oft für wahre Klugheit anſieht. Daher bietet eine Schwachheit der andern die Hand, und beyde arbeiten mit vereinigten Kräften an die Beſchimpfung und das Verderben des Menſchens, der von ihnen regieret wird.

8.

Wer in den Wiſſenſchaften gar nichts gründliches; in der Sittenlehre gar nichts anſtändiges; in der Tugend gar nichts beſſerndes; und in der Weisheit gar nichts ſcharfſinniges findet, der muß entweder einen ſehr einfältigen Verſtand, oder ein ſehr boshaftes Herz beſizen.

9.

Die Glükſeeligkeit eines Staats kommt nicht blos auf dieſe oder jene Verfaſſung an. Keiner derſelben kan die bey allen vertheilte Vortheile beiſammen haben, oder alle, hie und da befindliche Mängel gänzlich vermeiden. Es ſind jedem Staate gewiſſe kleine Ubel unentbehrlich, um noch viel gröſſere zu vermeiden. Die vorſichtige Klugheit derer, welchen die Beſorgung des gemeinen Wohls anvertrauet iſt, kan allem daher zu befürchtenden Schaden durch Wachtſamkeit und Eifer vorbeugen.

10.

Nichts kommt uns in der Welt ſo theuer zu ſtehen, als unſer Eigenſinn. Der thut einen groſſen Schritt zur wahren Klugheit und Glükſeeligkeit, der denſelben verläugnet. Aber wie ſchwer iſt nicht dieſe Verläugnung dem natürlichen Menſchen.

11.

Stille und Liebe ſind die beſten Waffen wider die Anfälle der Bosheit. Es iſt beſſer Unrecht erdulden, als es auf eine Art und Weiſe, die nicht recht iſt, ablehnen. Wenn unſer Gewiſſen uns vor dem ewigen Richter nicht verklaget, ſo ſind die Anklagen und Beſchuldigungen, die wir von andern leiden müſſen, für Pfeile zu rechnen, die nur unſere Geduld prüfen ſollen, ſonſt aber keinen Schaden thun können.

12.

Weder die Natur, noch der Zwek des Geldes beſtehet darinn, daß man es zuſammen pake und verſchlieſſe; ſondern, daß man es anlege und brauche, und durch beſtändiges Circuliren, zugleich zu anderer Leute Nuzen, in ſich ſelbſt vergröſſere.

13.

Man muß nicht gleichgültig und nachläſſig ſeyn, ſeine Ehre zu erhalten. Denn es iſt mit der Ehre eine eben ſo kizliche Sache, als mit der Jungfrauſchaft. Wer ſie einmahl in die Schanze ſchlägt, der findet ſie lebenslang nicht wieder.

14.

Dummheit und Hochmuth ſind die zwo ſaubern Mütter, welche beiderſeits ein Kind zu gebähren pflegen, daß man Grobheit nennet; jedoch mit dieſem Unterſcheide, daß die Tochter der Dummheit zwar eine ſehr ungeſtalte Misgeburt, doch aber erträglicher und mitleidenswürdiger iſt, als die vom Hochmuth herſtammende Grobheit, welche nothwendig Haß und Zorn wider ſich erweken muß.

15.

Die Tugend iſt mit einer ſo ausbündigen Schönheit geſchmüket, daß auch unerleuchtete Gemüther oft durch ihren Anblik entzündet und gerührt werden, unerachtet ihre beſten und edelſten Schäze ihnen gröſſeſten Theils unbekannt bleiben.

16.

Die Kleider ſind eine nothwendige Deke unſerer elenden Blöſſe; und man macht ſie zum Werkzeuge der ſchändlichſten Hoffart. Der Wein iſt unſeren ſchwachen Körper zur Stärkung gegeben; und mancher ſäufet ſich darinn um ſeine Geſundheit, ja, gar zu tode. Hilf, ewiger GOtt! wie verkehrt ſind die Menſchen! Wie thöricht misbrauchen ſie das zu ihrem eigenen Schaden und Verderben, was der weiſe und gütige Schöpfer zu ihrem Nuzen und Vergnügen bereitet hat!

Vom Pfropfen der Weinſtöke auf Kirſchbäume.

Man fraget auf Veranlaſſung des Plinius 17, 16. der da der Pfropfung der Weinſtöke auf Lindenbäume erwähnet, wie die Verſuche, die man in neuern Zeiten mit Pfropfung der Weinſtöke auf Kirſchbäume angeſtellet haben ſoll, abgelaufen?

Ich glaube ſchwerlich, daß derjenige Gartenverſuch, einen Baum fortzupflanzen, den man eigentlich Propfen nennet, bei Weinſtöken, es mag auf den Stamm eines andern Weinſtoks, oder eines ganz unterſchiedenen Baumes geſchehen, überall thunlich ſey; und warum, meinem Bedünken nach, nicht? 1) Weil das Weinſtokholz zu pechig iſt. (Man nennt nemlich diejenige weiche und ſchwammigte Materie, die ſich in der innern holzleeren Röhre, und gleichſam in dem Rükgrade gewiſſer Bäume, z. E. der Hollundern, der Johannisſtauden, u. ſ. f. befindet, das Pech des Baumes. Man ſolte es lieber das Mark deſſelben nennen.) Aus dieſer Urſache wird ſich der Propfreis des Weinſtoks nicht wohl keilförmig, oder der Spalte des Stammes, worein es gepfropfet werden ſoll, gemäs, ſpizig und gehörig zuſchneiden laſſen.

2) Weil der Weinſtok bekanntlich, nebſt der Birke, derjenige Baum iſt, der den allermeiſten Saft hat. Man kan einem alten Weinſtoke durch Abſchneidung einiger Zweige in einer einzigen Nacht einen ganzen Eimer voll Blut abzapfen. (Man hält dafür, und ich glaube es auch, daß zum Thee und Coffee kein geſunderes und wohlſchmekenderes Waſſer ſey, als das Weinſtok- und Birkenwaſſer.) Juſt zur Pfropfzeit aber tritt auch der Saft in die Weinſtöke; und wenn man auch gleich eine andere Zeit dazu wählen wolte, würde man nichts damit gewinnen. Genug, der fremde Stamm wird dem Weinpfropfreiſe nicht ſo vielen Saft gewähren können, als dieſes ſeiner eigenen Geburt wegen bedarf. Weil ich indeſſen dieſe Verſuche nicht ſelbſt gemacht habe: ſo kan ich bei dieſer Aufgabe ſo wenig bejahen, als verneinen.

Folgenden Verſuch hingegen habe ich ſelbſt angeſtellet. Ich zog den feinen Zweig des Weinſtokes durch das Loch, welches ich durch einen nahe dabey ſtehenden, ohngefehr 2. Zoll diken Kirſchbaum gebohret hatte. In 2. Jahren war alles ſchon zu- und in einander gewachſen. Das 2te Jahr trug mein neuer Kirſchbaumweinſtok ſchon Trauben, und zwar ſolche, die noch ihren vorigen Geſchmak hatten. Das 3te Jahr ſchnitte ich den Nabel des Weinſtoks am Kirſchbaume ab. Mein Baum blieb grün, aber er trug das Jahr nicht. Das 4te Jahr ſchlug er zu ſeiner Zeit wieder aus, und brachte auch 2. Trauben von ganz fremden, aber unvergleichlichem Geſchmake.

Abhandlung von der Natur der Weinſtöke überhaupt, und der Methode, den Wein zuzubereiten,

von Herrn de Goyon.

Die Beſchaffenheit des Weins hängt von der Beſchaffenheit der Trauben, die man dazu genommen hat, und von den Zubereitungen dieſer Frucht, nachdem man ſie eingeſammlet hat, ab.

Die Beſchaffenheit der Trauben beruhet auf viererley Sachen, nemlich 1. auf dem Erdreiche, worinn der Weinſtok wächſt, 2. auf der Lage des Weinbergs gegen die Sonne, 3. auf der Natur der Rebpflanze, die ihn hervor bringt, und 4. auf den verſchiedenen Gebräuchen, die bei der Cultur des Weinſtoks gemein ſind. Es iſt indeſſen doch nicht hinlänglich zur Verfertigung guter Weine gute Reben zu haben. Die Beſchaffenheit des Weins kommt auch auf die Art und Weiſe an, wie man ihn in den Gewölbern und Kellern zubereitet. Wir wollen kürzlich von allen dieſen Stüken handeln, und mit einigen Anmerkungen vom Weinhandel den Beſchlus machen, wobei wir die beſte Art und Weiſe, den Wein zu verbeſſern, und den ſchlechteſten Wein vom Gewächs um ganz Paris herum trinkbar zu machen, entdeken werden.

Von der Beſchaffenheit des Landes.

Jedermann weis, daß einerley Erdreich nicht zur Hervorbringung aller Arten von Gewächſen tauge. Ein Land, das Roken im Überfluſſe trägt, iſt nicht geſchikt Waizen zu tragen, und eben ſo iſt es mit ben Weinſtöken. Es giebt Länder, worinn die beſten Reben ausarten, und eine ganz ſchlechte und unbrauchbare Frucht tragen würden; und unter den Ländern, worinn Wein wachſen könnte, findet man ſelten zweye, die Trauben von einerley Güte hervor bringen ſollten, wenn ſie gleich auf Weinſtöken von einerley Art wachſen. Dieſes rührt davon her, daß jedes Land ſeine eigene Art von Säften hat, die zur Hervorbringung des Weins mehr oder weniger geſchikt ſind. Die thonigten, ſandigten und kieſeligten Erden haben alle ihre beſondre Beſchaffenheit, welche ſich den darinn wachſenden Weinen mittheilet, und die ihnen den ſogenannten Landgeſchmak giebt. Es giebt Erden, die ihrer Schwere nach einerley Beſchaffenheit zu haben ſcheinen, und die dennoch nicht gleich vermögend ſind, einen guten Saft hervor zu bringen. Die mehr oder weniger feuchte Lage eines Landes, das daher mehr oder weniger kalt iſt, macht, daß ſich die Säfte deſſelben leichter oder ſchwerer bewegen und entwikeln; daher giebt es auch Gegenden, die einerley Lage, einerley Wärme und einerley Erdreich, dennoch aber nicht die Eigenſchaft haben, welche zu einem guten Weinbaue erfodert wird, oder deren Wein ſo ſchlecht ausfällt, daß man aufhören muß, ihn zu bauen. Es glauben viele, daß zu einem guten Weinwachſe ſonſt nichts erfodert werde, als ein fruchtbares Land, und eine gute warme Lage: allein man kan leicht beweiſen, daß dieſes ein Irrthum ſey. Ungarn bringt vortrefliche Weine hervor; die Rheinweine werden ſehr hoch gehalten, und in Flandern und England findet man gar keinen trinkbaren: da inzwiſchen doch die Grade ſehr wenig unterſchieden ſind, und die Lage der Weinberge in allen dieſen Gegenden einerley ſeyn kan. Es iſt alſo nicht die Lage und die Sommerwärme allein, die den Weinen die Güte geben, ſondern das Erdreich muß auch zu ihrem Wachsthum geſchikt ſeyn.

Von der Lage der Weinberge an der Sonne.

Ein guter Boden giebt dem Weine nicht allein die Güte, ſondern der Weinberg muß auch eine ſolche Lage haben, daß die Sonnenſtrahlen mehr oder weniger ſchief auf die Fläche des Landes fallen. Es muß auch vor gewieſen Winden und Nebeln gedekt ſeyn, die Froſt mit ſich bringen und den Wein verderben können. Nicht jede Lage iſt dem Weine zuträglich; und etwas mehr oder weniger Wärme hat einen groſſen Einfluß in die Beſchaffenheit des Landes. Die Erfahrung lehret, daß unter allen Lagen, die gegen Mittag dem Weine am zuträglichſten ſey, weil er alsdann von den Sonnenſtrahlen ſtärker und länger erwärmet wird. Man weiß aber auch, daß ein ſchief gegen Mittag liegender Weinberg, der ohngefähr 45. Grad abhängig iſt, überhaupt die beſte Lage habe; weil dieſer Grad die mittlere Elevation der Sonne an unſerm Horizonte iſt, und das Land alſo die meiſte mögliche Wärme empfangt; und weil die Sonnenſtrahlen ſolchergeſtalt in einer Richtung auffallen, die der ſenkrechten Linie näher kommt, als wenn die Fläche des Landes Horizontal wäre. Es iſt alſo für einen Weinberg zuträglicher, gegen Mittag, als gegen Norden, Weſten oder Oſten, zu liegen. Mit einem Worte, je länger die Sonnenſtrahlen ein Land erhizen, deſto mehr beſchleunigen ſie die Bewegung ſeiner Säfte, deſto mehr zerſtreuen ſie die wäſſerigten Dünſte, und deſto mehr erhöhen ſie die ſalpetrigten und balſamiſchen Theile, und bereiten und verbeſſern ſie, durch ihre Vermiſchung, die Güte der Säfte. Aus dieſem Grunde bringen Länder von einerley Beſchaffenheit, mit einerley Reben bepflanzt, ob ſie gleich auf einerley Art gewartet werden, Weine von verſchiedenem Geſchmake, und von mehr oder weniger Feuer und Stärke hervor, nachdem ſie den rechten Grad ihrer Lage gegen die Sonne haben.

Wenn die Lage gegen Süden wegen der Wärme jeder andern vorzuziehen iſt, ſo hat ſie doch auch die Unbequemlichkeit, daß ſie dem Froſte mehr unterworfen iſt, als die gegen Norden. Die Wärme treibt den Saft ſtärker in die Höhe, und die Pflanzen entwikeln ſich geſchwinder, als in der Lage nach Norden; und daher kan den Weinſtöken der Frühlingsfroſt ſchädlicher werden. Auſſer dem vertroknet und verzehret der Nordwind die Feuchtigkeit, in welcher der Froſt ſeine Gewalt mehr äuſſern kan. Die abhängigen Länder empfangen mehr Wärme, als die Horizontal liegenden: aber ſie lauffen auch dagegen Gefahr, von den Regenfluthen verſchwemmet zu werden.

Von den Arten der Trauben.

Es giebt Arten von Trauben, die ſich zu gewiſſen Ländern viel beſſer ſchiken, als zu andern. Eine Traube, die ſchwer zur Reife kommt, kommt in kaltem, thonigtem und fruchtbarem Erdreiche nicht gut fort: hingegen die frühzeitigen Trauben gerathen darinn wunderſchön und erhalten beſſere Eigenſchaften, als wenn ſie in einem hizigen Lande gezogen würden. Denn in dieſem würden ſie zu zeitig reif geworden, ihre Geiſter würden hinweg gedünſtet ſeyn, und der Wein hätte davon ſchlaf, ſüslich, dik und grob werden müſſen. Man muß alſo die Arten der Trauben nach den Eigenſchaften des Landes und ihren verſchiedenen Lagen einzutheilen, ſie gehörig zu vermiſchen und die Doſes zu proportioniren wiſſen. Man kan hiervon keine nähern Regeln geben, jedes Land, jede Gegend erfodert eine verſchiedene Anwendung. Verſtändige Landwirthe müſſen die Natur des Landes, das ſie beſizen, erforſchen, um die gehörige Vermiſchung genau zu treffen.

Von der Wartung der Reben.

Die Wartung der Reben hat einen groſſen Einflus in die Beſchaffenheit der Weine; je ſorgfältiger man einen Weinberg bearbeitet, deſto ſtärker und ſaftiger iſt der Wein, den er träget. Die Arbeit der Heke ſezt die Theilchen des Erdreichs in Bewegung, und macht, daß Luft, Regen und Wärme beſſer hinein dringen und die Säfte beleben, die ſolchergeſtalt häufiger aus den Wurzeln in die Stöke dringen. Es iſt in der Erfahrung gegründet, daß wenn man von zweyen Stüken Landes das eine nur ein Jahr unbearbeitet liegen läſt, oder es nur nicht vollkommen abwartet, der Wein, den es trägt, nicht mehr denſelben Geſchmak habe, ſondern viel herber, roher und härter ſey, als der von dem andern, das gehörig bearbeitet worden iſt. Denn da die Trauben nicht ſo viel Nahrung haben, ſo werden ſie darauf ſpäter reif, und da die Beeren kleiner ſind, ſo haben ſie die Gröſſe nicht, die ſie nach Proportion der Gröſſe der Kämme und Kernen erhalten müſten. Da nun ſo wohl die Kämme als Kernen viel Bitterkeit in ſich enthalten, ſo theilet ſich dieſe den Trauben mit und verändert ihren Geſchmak. Auſſer dem weiß auch jedermann, daß in dieſem Falle die Menge der Früchte viel geringer ſey, daher kein fleiſſiger Landwirth unterläſt, ſeine Weinberge, ſo viel als möglich, zu bearbeiten.

Auch das Beſchneiden des Weins verändert deſſen Güte, nachdem die Stöke mehr oder weniger mit Holz- und Blatt- und Fruchtknoſpen überhäuft ſind. Läſt man den Reben zu viel Holz, Blätter und Früchte, ſo hat der Saft zu viel Zweige zu ernähren, und kan ſich nicht ſo häufig in die Trauben ergieſſen, daher der Wein beinahe eben ſo ſchlecht geräth, als wenn man das Land nicht umgearbeitet hätte. Behält aber der Weinſtok nicht genug Zweige, ſo treibt der Saft ſtark in die Zweige und Blätter, welche das Erdreich bedeken, die Trauben beſchatten und die Wirkung der Sonne verhindern, dahingegen die Nebel hinein dringen und die Früchte verderben. Man muß alſo hier beyde Ausſchweifungen ſorgfältig vermeiden. Auch dürfen die Stämme der Reben einander weder zu nahe ſtehen, noch zu entfernt ſeyn; ſondern es müſſen ſo wohl die Reihen, als auch die einzelnen Stämme, nach Verhältnis der Fruchtbarkeit des Landes, von einander gepflanzt werden. In einem Lande von mittlerer Beſchaffenheit müſſen die Stöke nach allen Seiten drey Schuh weit von einander abſtehen, damit ſie aus dieſem Raume allen Saft an ſich ziehen können, um dem Weine einige Güte zu geben, ohne ſich einander zu ſchaden. In einem ſchlechtern Lande pflanzt man die Stöke weiter aus einander, in einem ſehr ſaftreichen Erdreiche aber rathe ich, gar keine Weinberge anzulegen. Will man es inzwiſchen doch thun, ſo müſſen die Stöke nicht mehr noch weniger als drey Fuß von einander abſtehen, ſondern es iſt beſſer, daß man den Fehler durch das Beſchneiden verbeſſere, indem man den Stöken mehr Holz läſt. In der That wird der Wein, den man davon erhält, von ſchlechterer Beſchaffenheit ſeyn, als man ihn in einem nicht ſo fruchtbaren Lande erhalten würde: allein die Menge deſſelben wird dieſen Schaden erſezen.

Es iſt ein Fehler der Weinſtöke, wenn ſie zu hoch treiben: denn die von der Erde zu weit entfernten Trauben werden nicht hinlänglich reif. Die Reflexion der Hize und die heiſſen Dünſte, die bei Sonnenſcheine aus der Erde aufſteigen, kochen und arbeiten eigentlich den Traubenſaft aus, und je höher die Reben laufen, deſto mehr werden dieſe Dünſte von der Luft zerſtreuet. Sie müſſen aber auch nicht zu niedrig ſeyn, weil ihnen ſonſt die Feuchtigkeit der Erde ſchadet: denn der Regen der den Koth umher ſprizet, beſudelt ſie und verringert ihre Güte. Ein Landwirth, der den Weinbau aus dem Grunde lernen will, wird unendlich viel Anmerkungen zu machen finden, und ſeine Entdekungen werden ihn täglich beſſer belehren, und ſeine Mühe mit Wucher bezahlen

Von der Zubereitung des Weins.

Alles, was wir bisher geſagt haben, betrifft nur den Bau der Weinberge, und zielet darauf ab, daß die Reben Trauben von guter Art tragen: allein die Güte des Weins kann eben ſo ſehr von der Art ſeiner Zubereitung abhängen. Wenn man guten Wein haben will, ſo mus man erſtlich die Trauben in ihrer völligen Reife leſen. Sind ſie zu reif, ſo wird der Wein zu ſüs, und hat weder die Stärke noch das Angenehme im Geſchmake, das er haben ſollte. Sind ſie nicht reif genug, ſo wird er roh und ſauer, und braucht mehr Zeit ſich im Faſſe zu verbeſſern. Inzwiſchen wäre von zweien Uebeln das doch das Beſte, den Wein lieber zu früh als zu ſpät zu leſen

In der Zeit der Weinleſe vermiſcht man alle Arten Trauben, die ſich am beſten zuſammen ſchiken, mit einander, und und es gehört ein kluger Landwirth dazu, dieſe Wahl gut zu treffen. Man mus alle ſchlechte Sorten ausleſen, und die beſten zu gutem Weine abſondern: denn es iſt beſſer, zwo bis dreierlei Sorten als eine einzige ſchlechte, zu haben. Man mus es machen, wie die Weinhändler, die Weine von verſchiedenem Werthe haben, und ſie doch alle verkaufen.

Wenn die Eintheilung gemacht iſt, ſo mus man zu den Weinen, die ſich viel Jahre halten ſollen, wenig weiſe Trauben nehmen. In der That machen die weiſſen Trauben den Wein ſchön, wenn er in dem Jahre getrunken werden ſoll: Allein, wenn er ſich lange halten ſoll, ſo macht die Vertheilung der feinen Theilchen dieſer Trauben, daß der Wein davon gelb wird. Zudem, wenn man zu viel weiſe Trauben in den Wein nimmt, und ihm doch die Farbe geben will, ſo mus man ihn lange auf der Kufe gähren laſſen, wovon er ſeine Güte zum Theil verlieret, weil er mehr ausdünſtet, und zugleich durch die Gährung aus den Kämmen, Häuten und Kernen, ein ſaurer Saft abgeſondert wird, der dem Weine einen unverbeſſerlichen unangenehmen Geſchmak giebt. Dieſer Stich von einer Säure, den der Wein davon bekommt, ſezt ihn der Gefahr aus, ſauer zu werden.

Der weiſſe von weiſſen Trauben gemachte Wein darf nicht auf ſeinen Tröſtern gähren, wie alle Weinbereiter wiſſen: aber ich wollte, daß man auch ein Mittel finden könnte, die groſſe Ausdünſtung deſſelben zu verhindern. Meines Erachtens würde das wahre Mittel darinn beſtehen, ihn in gute, ſtets verſchloſſen gehaltene Fäſſer zu ſchlagen, damit er in ſich durchgährete. Vermuthlich würde er ſolchergeſtalt mehr Zeit gebrauchen, um gut zu werden; allein, wenn ſeine Aufwallung von der Kälte beſänftiget worden wäre, würde er vermutlich den Winter hindurch wieder zur Ruhe kommen, und ſeine Hefen würden ſich am Boden des Faſſes ſezen.

Weder weiſe noch rothe Weine dürfen auf den angeſtekten Fäſſern liegen bleiben, ſondern man mus ein Fas, ſo bald es angeſteket worden iſt, abziehen, ſonſt bekommt der Wein, weil ſeine Geiſter verfliegen, einen ſchlechten Geſchmak. Der weiſe wird trübe, und der rothe bekömmt

kömmt eine ſüsligte Säure, ſobald das Fas lange angeſtekt liegen bleibt.

Je gröſſer die Fäſſer ſind, und je dikere Dauben ſie haben, deſto vollkommener wird der Wein und deſto beſſer iſt er verwahrt. Dieſes beweiſen die deutſchen Fuder, worinn der Wein vollkommen ſchön wird. Ich habe in der Abtei Tilſelbrunn, im Lothringiſchen, weiſſe Weine von demſelben Jahre, die dem ſchlechten ſauren Suppenweine gleich waren, in Fudern von 40. bis 50. Tonnen, binnen 10. bis 12. Jahren zu den angenehmſten Weinen werden ſehen. Dieſe Güte könnten ſie in kleinen Tonnen, und ohne Hülfe des Schwefels, den man hinein thut, nicht erhalten. Die anderthalb Zoll diken Dauben dieſer Fuder halten die feinen Theile des Weins, die durch die Zwiſchenräume der kleinen Fäſſer hindurch gehen, vollkommen zurük: denn daß dieſes bei den kleinen Fäſſern geſchehe, erhellet daraus, weil in den erſten Monaten, und, nach dem Winter, aller ſechs Monate, die Tonnen nachgefüllt werden müſſen, wozu man jemals wenigſtens ein Nöſſel Wein gebraucht, um den durch die Ausdünſtung der Geiſter leer gewordenen Plaz auszufüllen. Hierdurch wird der Wein geſchwächt, und die Schuld liegt blos an den Zwiſchenräumen des Holzes der dünnen Dauben der kleinen Fäſſer. Wenn eine groſſe Menge Wein beiſammen liegt, und die Geiſter nicht davon fliegen können, ſo arbeitet der Wein, und ſeine Gährung macht eine neue Vermiſchung und Art der Verdauung, vermöge welcher die ſcharfen und ſauren Salze ſtumpf gemacht werden, und ſich ſo beſſern, daß der Wein vollkommen gut wird.

Es giebt ſtets Theile von widerwärtiger Beſchafenheit im Weine. Je mehr deren ſind, deſto mehr Zeit wird erfordert, ehe ſie ſich durch die Gährung mit einander vereinigen; bis ſie zu dem Grade der Vermiſchung und Vereinigung gelangt ſind, ſind ſie in ſteter Bewegung. Je länger ſie darinn bleiben können deſto mehr nähern ſie ſich der Vollkommenheit alter wohl zubereiteter und erhaltener Weine. Die jungen Weine, die dieſen Grad der Verdauung nicht ausgeſtanden haben, wirken in den Gedärmen ſolche Bewegungen, wie in einer Deſtillirblaſe und ſteigen zu Kopfe.

Wenn die Weine bereitet ſind, und einmal liegen, iſt es ungeſund, ſie mit andern von verſchiedenen Naturen und Ländern, oder auch mit einerley Weinen von andern Fäſſern, zu vermiſchen. Die Pariſiſchen und faſt alle Weinhändler machen ſich kein Gewiſſen daraus, die Weine in ihren Kellern zu vermiſchen, und das Publicum iſt noch glüklich, wenn ſie ſie nicht gar mit ſchädlichen Mitteln verfälſchen. Die Weine, die von allen Orten her nach Paris kommen, ſind an Geſchmak und Farbe verſchieden; und da ſie auch von verſchiedenen Preiſen ſind, ſo machen die Weinhändler daraus ganz unförmliche Zuſammenſezungen. Aus einer gewiſſen Menge Languedokiſchen, ſchlechtem Champagner, und dergleichen aus den Bergen um Paris, verfertigen ſie eine Art Burgunder, ſchlagen ihn durch, klären ihn, und thun einige andre Ingredienzen dazu. Hieraus wird ein ſchönsfärbigter und wohlſchmekender Wein: allein, wenn die Hize der Gedärme alle dieſe widerwärtigen Geiſter, die durch keine lange Gährung vermiſcht und verdauet worden ſind, ſammlet, ſo gähren ſie, wie gewiſſe chymiſche Oele, zuſammen, die Dünſte ſteigen davon zum Gehirne, verwirren die Lebensgeiſter, greifen die Nerven an, verſtopfen die kleinen Gefäſſe, und ſezen die ganze Maſchine des Leibes in Bewegung. Ein jeder dieſer Weine allein genommen, würde keine üble Wirknug gethan haben: allein ihre Vermiſchung verurſacht viele Krankheiten.

Warum ſo wenig Menſchen ein hohes Alter zu erreichen begehren?

Man mag den Tod ſo nothwendig machen als man will; ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß er in Abſicht gewiſſer Bedingungen eine willkührliche Handlung ſey: nemlich, in ſo fern er bei den meiſten Menſchen aus ihren willkührlichen Handlangen natürlich nothwendiger Weiſe folget. Alle Menſchen müſſen ſterben: allein, daß faſt alle Menſchen ſterben, ehe ſie noch hundert Jahr alt ſind, das hätten ſie nicht nöthig: ſondern das belieben ſie nur nicht anders. Dieſe Sache iſt mein ganzer Ernſt. Ich weiß das Geheimniß lange zu leben. Ich weiß auch, daß es faſt jedermann weiß: aber daß niemand dazu Luſt hat. Woher mag dieſes rühren? Dieſe Frage verdient ſchon einmahl unterſucht zu werden. Wir müſſen nur erſt überzeugt ſeyn, daß ſie gegründet ſey.

Es giebt überall in der Welt ſehr alte Leute. Es iſt alſo möglich, ein hohes Alter zu erreichen. Warum ſterben aber die meiſten Menſchen in ihren beſten Jahren? Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, ſo finden wir, daß einige durch äuſſerliche gewaltthätige Urſachen ums Leben kommen. Einige dieſer äuſſerlichen Urſachen ſind unwillkührlich. Der Donner erſchlägt dieſen, ein fallender Stein einen andern. Einige ſind willkührlich, und wenigſtens auf eine entfernte Weiſe frey. So ſterben diejenigen, welche im Kriege oder in der ſtürmenden See ihren Untergang finden. Von dieſen will ich hier nicht reden. Allein die meiſten Menſchen, welche von keinen ſolchen äuſſerlichen Urſachen umkommen, erreichen dennoch kein hohes Alter. Die geſundeſten Jünglinge verſchwinden oft plözlich aus der Welt, und zeugen die Urſachen des Todes in ihrem eigenen Buſen. Was iſt die Urſach dieſer ſo allgemeinen frühzeitigen Niederlage des gröſten Theils des menſchlichen Geſchlechts? Giebt es kein Mittel, ſie zu verhüten? Wie haben es die uralten Greiſe angefangen, daß ſie ein ganzes Jahrhundert haben durchleben können? Läſt ſich dieſes ihnen nicht nachthun? Wir wollen es ſehen.

Ich finde durchgängig, daß die älteſten Perſonen, ſo jemahls auf Erden gelebt haben, Leute geweſen, welche entweder Zeitlebens nothdürftig geblieben ſind, oder welche eine beſondre Enthaltſamkeit in den Vergnügungen dieſes Lebens, oder auch eine gewiſſe glükliche Leichtſinnigkeit beſeſſen, die ſie verhindert hat, ſich die Begebenheiten, die ihnen in der Welt vorkommen ſind, ſehr zu Herzen gehen zu laſſen. Ein Weichling iſt nicht zum Greiſe tüchtig: ein Wollüſtiger iſt ein Weichling, und wer gemächlich lebt, wird wider ſeinen Willen wollüſtig. Der Ueberflus bähet gleichſam die Leidenſchaften und thut ihnen wohl. Die Leidenſchaften wirken viel zu heftig, als daß ſie die Geſundheit befördern könnten. Sie ſind Arzneyen, die zwar zuweilen die Geſundheit wieder herſtellen, aber ſie nicht unterhalten können. Der Ueberfluß überhebt uns der ſtarken Arbeit, womit ſich der Bauer gleichſam verſteinert. Die Gemächlichkeit der Lebensart iſt ein überzukertes Gift, das wir mit Sehnſucht und Vergnügen genieſſen, und ohne das wir uns für unglüklich halten: da es doch mit den Kräften des Lebens einen unaufhörlichen Krieg führet. Die Enthaltſamkeit beruhet blos darauf, daß man dieſes Gift verabſcheuet, weil man es kennet, und daß man lieber weniger gemächlich, weniger üppig, als weniger geſund und lange leben will. Kurz, ein Enthaltſamer iſt der, der ſich durch die Kunſt zum Bauer macht, da er es von Natur nicht geworden iſt. Die Leichtſinnigkeit, in gutem Verſtande, iſt in Abſicht ihrer Wirkung eben das, was bei dem Bauer die Unempfindlichkeit iſt, die ihn vor den heftigen Leidenſchaften ſchüzet. Das Herz eines Leichtſinnigen iſt einer elaſtiſchen Feder ähnlich, die alles von ſich zurük preſſet, und ſich den Augenblik wieder in ihren vorigen Zuſtand verſezt. Beiden kan kein Gegenſtand Unruhe machen. Beide werden von keinem Dorne verlezt, der die weichen Herzen verwundet und zerreiſſet. Den Bauer macht die Arbeitſamkeit, die Mäſſigkeit, und die Unempfindlichkeit alt. Ein Menſch von jedem andern Stande kan die Arbeitſamkeit, wozu den Bauer der Mangel zwingt, durch willkührliche Leibes-Ubungen erſezen; er kan die Mäſſigkeit, die jener aus Zwange beobachtet, durch die Enthaltſamkeit zu einer willkührlichen Tugend machen; und er kan die Unempfindlichkeit, welche bei jenem eine natürliche Unvollkommenheit iſt, durch eine edle Leichtſinnigkeit erhalten, die gröſtentheils darauf ankommt, daß man ſich von allen Begebenheiten dieſer Welt richtige Begriffe macht.

Wenn dem alſo iſt, ſo iſt das hohe Alter in der That keine blos zufällige Sache, die nur auf ohngefehren Umſtänden beruhete. Wenn Arbeitſamkeit, Mäſſigkeit und Unempfindlichkeit die wahren Mittel zu einem hohen Alter ſind: wenn es wahr iſt, daß ſich dieſe drey Stüke erhalten laſſen, wenn man nur will; ſo muß es nothwendig blos an den Menſchen liegen, daß ſie nicht alt werden wollen, wenn ſie jung ſterben. Nun iſt aber das erſte eine ausgemachte Erfahrung; und das andere erfodert blos eine ſtandhafte und kräftige Entſchlieſſung. Alſo iſt gewis, daß die wenigſten Menſchen alt werden wollen.

Ich weiß wohl, daß eine Art Menſchen von Natur ſchwächlicher iſt, als die andre, und daß man gewiſſermaſſen zum Greiſe gebohren werden muß, wie zum Poeten. Nichts deſtoweniger aber könnten doch gewis viel tauſend Menſchen, die von ſchwachem Herkommen ſind, alte Leute werden, wenn ſie ſich die obigen Bedingungen gefallen lieſſen. Ich will alſo meinen Saz nur ein wenig einſchränken, und dann wird hoffentlich niemand mehr etwas dagegen einzuwenden haben. Von allen denen, die, ob ſie gleich von ſchwachem Herkommen ſind, dennoch ihre Kindheit ſo glüklich durchgebracht haben, daß ſie nicht ſchon die Keime des Todes in ihren Eingeweiden bei ſich führen, könnte eine ſehr groſſe Menge ein viel höheres Alter erreichen, als gemeiniglich geſchieht, wenn ſie arbeitſam, mäſſig, und in gutem Verſtande leichtſinnig lebten. Wer an dieſem Saze zweifeln wollte, der müßte leugnen, daß die Arbeitſamkeit, Mäſſigkeit und Leichtſinnigkeit keine wahren Mittel zur Verlängerung des Lebens wären, das iſt beinahe eben ſo viel, als er müßte leugnen, daß zweymal zwey viere ausmachte. So viel hundert Erfahrungen, ſo viel übereinſtimmige Gründe würden ihn zum Stillſchweigen bringen müſſen, und wenn er gleich alle Beredſamkeit der Vertheidiger der Uppigkeit, der Gemächlichkeit und der Vortreflichkeit der Leidenſchaften anwendete.

Der träge Müſſiggänger; der alle Arbeit, wie Nattern, ſcheuet, dem der Schlaf ſein höchſtes Gut iſt, und der keinen beſſern Troſt in der Welt findet, als den, daß der Tod des Schlafes Bruder iſt, opfert ſein Leben ſeiner Gemächlichkeit mit einer Gleichgültigkeit auf, die genug zu verſtehen giebt, wie wenig ihm darauf ankomme, alt zu werden. Er iſt das von Natur, und bei kaltem Blute, was Horaz durch die Dichtkunſt und blos in der Begeiſterung war: er ſieht den Bau der Welt über ſich zuſammen ſtürzen, und läſt ſich von ihm unerſchroken erdrüken.

Wenn wir alle Arten der Menſchen genau betrachten; ſo finden wir bei ihnen durchgängig einerley Verachtung des Lebens, ſo bald es darauf ankommt, ihren natürlichen Neigungen und ihren herrſchenden Leidenſchaften ein Genüge zu thun. Der Menſch findet ſeinen Untergang, wie die Motten, die um das Licht flattern, in ſeinen Vergnügungen. Es ſind lauter leere Figuren, worinn er den Tod furchtbar und erſchreklich abſchildert. Es muß unendlich leichter ſeyn, zu ſterben, als ſeinen Leidenſchaften zu entſagen. Der Ehrgeiz, die Wolluſt, die Liebe zur Gemächlichkeit, der Has, die Liebe, der Zorn, Gram, Verzweiflung ſind die allgemeinen Menſchenwürger, die deſto gefährlicher ſind, je angenehmer ſie uns unſern Untergang vorbilden. Wer wollte nicht lieber jung und mit Ehren, als alt in Verachtung ſterben? Wer mögte den Vergnügungen entſagen, um alt zu werden? Wer ſollte ſeine Gemächlichkeit nicht lieber behalten, als die Hoffnung eines langen Lebens mit der Arbeitſamkeit und Mühſeligkeit erkaufen? Wer iſt ſo edel ſeinem Feinde zu vergeben? Wer haßt nicht ſeinen Beleidiger, wenn es ihm auch gleich ſein eignes Leben koſten ſollte? Wer opfert ſich nicht mit Freuden den Ausſchweifungen der Wolluſt auf? Welchen Zornigen kan der Gedanke wohl zähmen, daß er mit ſeiner Wuth ins eigene Eingeweide raſet? Wem iſt das Leben ſo lieb, daß er den Verluſt, auch der entbehrlichſten Scheingüter, ohne Gram und verzehrenden Kummer erdulden könnte? Der Feigeſte, der ſein Leben bewahret, wie ein Mutterſöhnchen, der in kein Haus hinein gehen mag, wo ſich ein Kranker befindet, der vor einem zweydeutigen Traume, vor dem Geſchrey der Nachteulen und vor dem Heulen der Hunde erzittert, den ein Zigeuner mit einer Prophezeihung hin zu dem Eubach jagen, und ein Gepolter in der Mitternacht aus dem Schlafe zu Todesgedanken ruffen kan; der Feigeſte, ſage ich, wird ſein Leben kaltſinnig in den Wind ſchlagen, ſo bald es darauf ankommt, einen Trieb, eine Neigung, eine Leidenſchaft zu befriedigen. Er wird ſich lachend auf das Roſenbette der Wolluſt hinſtreken, und ſeinen Tod mit Verachtung hereilen ſehen. Er wird im Schooſſe des Müſſigganges die dränende Geſtalt giftiger Krankheiten ohne Erſchütterung ſehen. Er wird das verfluchte Vergnügen zu haſſen in einem viehiſchen Zorne büſſen, der ſeiner Natur den unvermeidlichen Untergang zubereitet; er wird wünſchen zu ſterben, er wird nach dem Tode ringen, ſo bald er ſich vorſezt, berühmt zu werden; er wird ſich todt hungern, ſo bald er ſich vorſezt, reich zu werden; das Leben wird ihm eine Laſt ſeyn, ſo bald er ſeine niedrigſten Begierden unbefriediget laſſen ſoll.

So wohlfeil wollen alſo die Menſchen ihr Leben haben! ſo wenig ſoll es ihnen koſten, wenn ſie alt werden ſollen. Arbeitſamkeit, Mäſſigkeit und Leichtſinnigkeit, oder, wenn man lieber will, eine vernünftige Gleichgültigkeit, ſind viel zu ſchwere Tugenden, ſind ein viel zu theurer Preis, als daß man damit ſein Leben erkaufen ſollte. Lieber müſſig, lieber üppig, lieber im Sturme und Tumulte der Leidenſchaften wollen wir ſterben, als geſchäfftig, mäſſig, geſezt und gleichgültig leben.

Dieſes iſt nun die wahre Urſach, warum ich glaube, daß die wenigſten Menſchen ein hohes Alter zu erreichen begehren. Man mag mich noch ſo ſehr verſichern, daß man das Leben liebe; man mag noch ſo oft ſagen alles, was ein Mann hat, laſſe er für ſein Leben; man mag ſich noch ſo furchtſam anſtellen, wenn man von Tode reden hört, oder ſeine Spuhren in der Ferne erbliket. Es iſt durchaus nicht an dem! Man begehrt nicht zu leben; man will nicht alt werden! Rede, träger Müſſiggänger! willſt du leben? Mache dich von deinem ſanften Size auf, ſuche edle Vergnügungen, die deinen Leib in Bewegung ſezen. Wollüſtiger, du wirſt leben: laß dir die Mäſſigkeit und Enthaltſamkeit nur empfohlen ſeyn. Ehrgeiziger, du wirſt leben; leide es nur, daß dein

Name ſtirbt! Neidiſcher, haſſender, zorniger Unmenſch, auch du kanſt das Leben, daß du izt ſo wenig verdienſt, ins künftige Jahrhundert hinaus führen: leide es nur, daß dein Feind auch lebe; gönne ihm nur die Luft, die du ihm doch nicht vergiften kanſt. Aber nein! keiner will leben. Alle wollen ſie ſterben; einer im Schlafe der Trägheit; einer im Taumel entzükender Freuden; einer im Tumulte des Nachruhms; einer in ſchäumender Wuth und im niedrigen Kizel der Rache. So ſtirbt es ſich viel beſſer, als es ſich anders lebt. Wer will wohl leben, ohne ſein Leben auch zu genieſſen? Ein hundertjähriges Leben iſt nicht mehr, als ein hundertjähriges Daſeyn, wenn es ungenoſſen verflieſt. Worinn beſteht aber der Genus des Lebens? Darinn, daß wir unſern Neigungen den Krieg ankündigen; daß wir unſre Herzen von Wünſchen ausleeren; das wir unſre Ruhe hintan ſezen, daß wir zuſehen, wie es andern Leuten wohl geht? Muß man bei Waſſer und Brod, hinter dem Pfluge und ohne Empfindlichkeit alt werden, ſo heiſt dieſes ja nichts mehr, als ſein Leben in ein Daſeyn verwandeln; ſo hat der Herr von Maupertius einen noch beſſern Vorſchlag, unſer Leben zu verlängern, wenn er machen kan, daß wir länger im Mutterleibe bleiben, und langſamer wachſen, ſo wie er das Daſeyn der Hünereyer verlängern kann, wenn er ſie nicht geſchwind ausbrüten läßt. Weg mit einem ſolchen Leben, das zugleich ein Tod, eine Sclaverey und ein Streit wider die Natur iſt.

Ich habe wider dieſes alles nichts zu ſagen: den es beweiſet mehr, als alles, was ich davon ſagen könnte, daß wir nicht belieben, lange zu leben. Ich habe mir nichts weniger vorgenommen, als meinen Leſern das Leben anzupreiſen. Ich kann auch nichts dafür, daß es ihnen nicht gefällt: ſondern ich habe hier nur die Urſachen anführen wollen, warum es viele ſo gering ſchäzen. Ich kan mich alſo in keine andere Einwürfe einlaſſen, als welche entweder leugnen, daß ich die wahren Urſachen entdekt habe, oder, daß die Menſchen das Leben gering achten. Es iſt ein ſehr allgemeines Vorurtheil, daß man die Menſchen für groſſe Liebhaber ihres eigenen Lebens hält; ja, daß man glaubt, ſie ſchäzten es über ſonſt alles. Nein! Erſt kommen unſre Neigungen, Triebe und Leidenſchaften. Alles, was ein Man hat, ſo gar ſein eignes Leben, läſſet er für ſeine Neigungen und Leidenſchaften. Wenn es mit dieſen beziehen kann: aber unter keiner andern Bedingung, halten wir auch das Leben und ein hohes Alter für gut. Niemand kann dieſes leugnen, wenn er nicht wider ſeine Ueberzeugung, oder wenigſtens wider die tägliche Erfahrung, ſprechen will.

Geſundheitsregeln des berühmten bologneſiſchen Arztes, Herrn P. Toſſignani.

Wenn die kleine Abhandlung des D. Toſſignani, welche wir izt dem Publico bekannt machen wollen, kein andres Verdienſt beſäſſe, als das ſie ſehr ſelten zu finden iſt; ſo würde es hinreichend ſeyn, ſie blos anzuzeigen. Allein da ſie auch zugleich die vortreflichſten Grundſäze in ſich enthält; ſo ſcheinet es der Mühe werth zu ſeyn, ihren Inhalt ſelbſt von neuem bekannt zu machen, um das Publicum in den Stand zu ſezen, ſich die weiſen Regeln dieſes klugen Arztes zu Nuze zu machen. Dieſes Werk erſchien zuerſt 1535 zu Baſel bei Chriſtian Mechel, auf 12. Seiten. Der Verfaſſer wird auf dem Titel mit dem Namen eines Monarchen in der Arzneykunſt, und des durch ſeine lange Erfahrung allerberühmteſten Arztes, beehret. Dergleichen prächtige Titel waren damals Mode. Indeſſen ſcheinet doch der D. Toſſignani derſelben nicht ſchlechterdings unwürdig geweſen zu ſeyn. Man wird dieſes aus der getreuen Ueberſezung ſeines Textes am beſten beurtheilen können. Hier iſt ſie:

Da ich mir vorgeſezt habe, Geſundheitsregeln vorzuſchreiben, denen Verabſäumung vielen Menſchen ſchädlich iſt; ſo werde ich dieſelben in 6. Geſeze zuſammenfaſſen, welche die 6. Sachen betreffen, von welchen die menſchliche Geſundheit abhänget, nämlich die Luft, das Getränk und die Speiſen, den Schlaf und das Wachen, die Anfüllung und Ausleerung, die Bewegung und Ruhe, u. die Seelenwirkungen.

Erſte Regel. Von der Luft.

Obgleich die Wahl der Luft in einem geſunden Jahre nicht von ſolcher Wichtigkeit iſt, als wenn anſtekende Krankheiten graſſiren; ſo iſt es doch allezeit vorſichtiger, an einem Orte zu wohnen, wo die Luft rein und geſund, von faulenden Waſſern, ſtehenden Seen und Moräſten entfernet iſt, als in einer Gegend, die allen dieſen Unbequemlichkeiten ausgeſezt iſt.

Es iſt auch gefährlich, nahe bei einem Moraſt und Kloake zu wohnen, weil dieſes peſtilenzialiſche Fieber veranlaſſen kann, welche ein unwiſſender Arzt nicht zu curiren weis, weil er ihre Natur nicht genugſam kennet.

Anmerkung des Ueberſezers. Zu dem Capitel von der Luft habe ich eine ſehr nöthige Regel hinzuzuſezen, welche auf Beobachtungen beruhet, die zu den Zeiten des Toſſignani noch nicht gemacht waren. Es iſt ſehr gut, ſeine Wohnung an einem ſolchen Orte aufzuſchlagen, wo die Luft rein und von faulenden Dünſten unangeſtekt iſt. Allein, man baue ſich ſein Haus in die beſte Gegend von der Welt, ſo wird man eben ſo viel Gefahr laufen, anſtekende faulende Fieber zu bekommen, als wenn man mitten in einem Kloake wohnte, wenn man in dieſem wohlgelegnen Hauſe ſeine Wohnzimmer veſt verwahret, die doppelten Fenſter zunagelt, alle Thüren, ſo viel möglich, verſchloſſen hält, und alle Ausdünſtungen des Leibes, der Speiſen, der Oefen, der Kohlen und der Kleidungen darinn auffſammlet und bewahret. Dieſes iſt die Maxime der Weiſten, die aufs ſorgfältigſte für ihre Geſundheit ſorgen. Sie bauen ſich ihre Häuſer in die allerreinſte Luft, und verhüten mit aller möglichen Sorgfalt, daß kein einziges friſches Lüftchen in ihre Zimmer komme. Daß dieſes ſchädlich ſey, will ich durch ein Beiſpiel erweiſen. Ich ſezte einen Sperling im ſchönſten Sommer, da die angenehmſte Witterung und die reinſte Luft war, in freier Luft, ja ſogar im offenen Felde, unter eine kleine gläſerne Gloke. Nach wenig Stunden ſtarb er von ſeinen eignen Ausdünſtungen. Wie war dies möglich? Seine Gloke ſtand doch in einer ſehr reinen Luft. Die Ventilatores des Hales und ihre ausserordentlichen Wirkungen in die Geſundheit werden Jedermann in den Stand ſezen, dieſe Frage zu beantworten. Wollte man ſagen, daß dieſe Anmerkung ſehr überflüſſig ſey, und daß die geſunde Vernunft einem Jeden ſelbſt lehre: ſo würde dieſes eine Läſterung wider den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechts ſeyn. Denn man dörfte nur die wohlgelegenſten Häuſer inwendig riechen, um überzeug zu werden, daß die Leute in der That nicht oft ſo klug ſind, als man es denket.

Zweyte Regel. Vom Eſſen und Trinken.

Es iſt ein unumſtößlicher Grundſaz, daß Leute, die ihre Geſundheit erhalten wollen, beſorgt ſeyn müſſen, die Kräfte ihres Magens zu ſchonen. Wenn ihm die Nahrung nöthig iſt; ſo mus ſie ihm nicht verſagt werden. Allein man mus ihm auch weder mehr zu eſſen noch zu trinken geben; als er verdauen kann. Man fragte den Galen: was die beſte Arznei wäre? und er antwortete: die Enthaltſamkeit

Es giebt zweierlei Arten der Enthaltſamkeit, eine allgemeine und eine beſondere. Die erſte beſtehet in einer gänzlichen Enthaltung von Eſſen und Trinken, bis der Appetit merklich oder hinlänglich geſtärkt iſt. Ich ſage mit Fleis, hinlänglich. Denn es kann ſich zutragen, daß ſich von der Hize des Grundes des Magens beim Faſten die Dünſte und Dämpfe ausdehnen, den obern Magenmund, wo die eröfnete Kraft ihren Siz hat, beſezen, und daſelbſt eine bloſſ eingebiltete Anhäufung des Magens verurſachen, als ob man gegeſſen hätte. Wenn man aber etwas zu ſich nimmt; ſo werden dieſe Dämpfe zurükgetrieben, und der Apetit vermehret ſich. Es iſt alſo nicht rathſam, allzuenthaltſam zu ſeyn, weil ein allzulediger Magen aus allen Gliedern verſchiedene Saſte an ſich ziehet, die darhin verdorben, und die, nach dem Galen, die Quelle verſchiedener Krankheiten ſind. Die beſondere Enthaltſamkeit beſtehet darinn, daß man ſolche Nahrungsmittel vermeide, welche der Complexion eines jeden Menſchen zu ſehr ähnlich ſind; z. E. daß die choleriſchen Temperamente den Knoblauch, den Pfeffer, ſtarke und geiſtige Weine und andre hizige und trokene Speiſen, die phlegmatiſchen hingegen die kalten und phlegmatiſchen Speiſen vermeiden. Das, was die Alten zu dem Rathe, mäſſig zu eſſen, bewogen hat, iſt darinn gegründet, damit die natürliche Wärme allzeit gröſſer ſey, als die Menge der Speiſen, um ihre Verdauung zu bewerkſtelligen. Den wenn im Eſſen das Paſſivum, nemlich die Speiſe, über das Activum, nemlich über die natürliche Wärme, die Oberhand hat, ſo iſt die natürlichſte Folge der Ekel; und hiervon wird die Fäulnis, die Erzeugung übler Säfte und Krankheiten ungemein befördert.

Anmerkung des Ueberſezers. Ich will die alten ehrwürdigen Theorien des Verfaſſers nicht in Zweifel ziehen, noch weniger aber mit ihm ſtreiten, ob der Knoblauch ein Cholericus ſey. Inzwiſchen ſcheinet es mir, daß der Herr D. Toſſignani, ſtatt aller dieſer Erklärungen, die einzige Regel des alten Cornaro zum Inhalte dieſes Capitels hätte machen können. Durch dieſe Regel ward dieſer Man̄ in ſeinem 80ſten Jahre zum Schriftſteller; und ſein Buch, worinn er uns lehret, wie er ſo alt geworden ſey, und wie man ihm dieſes ablernen könne, enthält die einzige Regel: Seyd mäſſig im Eſſen und Trinken. Ich weis nicht, warum dieſe Regel keinen Eingang findet. Man lieſet und höret ſie ſehr oft. Aber es iſt eben ſo viel, als wenn uns der Nachtwächter des Morgens um 3. Uhr zurufet: Ihr lieben Chriſten ſeyd munter und wacht! Viele gehen wohl darum zu Bette; aber Niemand ſteht darum auf.

Dritte Regel. Vom Schlafen und Wachen.

Es iſt gefährlich und ungeſund, gleich nach der Mahlzeit zu ſchlafen. Vielmehr muß man aufbleiben und ſich eine gelinde Bewegung machen. Wenn man aber genöthiget iſt, zu ſchlafen; ſo mus es wenig ſeyn, und erſt lange nach der Mahlzeit. Denn ſonſt erfolgen Kopfſchmerzen, Unverdaulichkeit und Reimatismen. Eben ſo mus man, wenn man ſchlafen ſoll, den Gurtel auflöſen, ſich anfänglich etwan eine halbe Stunde auf die rechte, eine andere halbe Stunde aber auf die linke Seite legen, und aus den obangeführten Gründen nicht länger, als eine Stunde, ſchlafen. Wer vor dem Eſſen ſchläft, der wird mager, weil dieſer Schlaf die Säfte austroknet; allein der Schlaf nach dem Eſſen macht fett. Die beſte Lage im Schlafe iſt die, den Kopf und die Bruſt hoch zu legen, beſonders nach der Mahlzeit. Denn dieſes verhindert, daß die Speiſen nicht wieder zum Magenmunde zurük tretten, ihn nicht beſchweren, und folglich den Kopf und die übrigen Glieder nicht beleidigen.

Anmerkung des Ueberſezers. Ich habe hier nichts nachzuholen, als den einzigen Umſtand, welchen der Verfaſſer vergeſſen hat, daß man in der Stunde, die man halb auf der rechten, halb aber auf der linken Seite ſchlafen ſoll, jemanden beſtellen müſſe, der uns nach der erſten halben Stunde aufwekt, oder ſo gütig iſt, und uns auf die linke Seite herum wirft. Der gemeine Mann hat ſonſt in allen Jahrhunderten die Gewohnheit gehabt, zu ſchlafen, wenn er müde und ſchläferig geworden iſt, ſo lange zu ſchlafen, bis er aufwacht, ſich in die Lage zu legen, in welcher er einſchlafen kan, und ſich umzuwenden, wenn er fühlet, daß er ſich umwenden muß. Die Regel, daß man hauptſächlich im Schlafe nach der Mahlzeit Kopf und Bruſt hoch legen ſoll, läßt ſich ohne groſſe Gefahr allgemein machen; und ich will niemanden rathen, deshalb die Beine höher zu legen, als den Kopf, weil er vorher nichts gegeſſen hat.

Vierte Regel. Von der Anfüllung und Ausleerung.

Ehe man ſich zu Tiſche ſezt, muß man, ſo viel als möglich, den Ueberfluß von der vorhergehenden Verdauung aus dem Körper heraus jagen, damit ſich nicht die reinen und unreinen Materien mit einander vermiſchen, und dadurch die Kräfte des Magens und der Gedärme nicht beunruhiget werden. Vier Dinge verurſachen eine Menge Krankheiten: Die Verſchiedenheit der Speiſen, das lange Sizen beym Tiſche, eine üble Zerkäuung der Speiſen, und das allzuöftere und allzuſtarke Trinken. In Abſicht der Verſchiedenheit der Speiſen kan es ſich zutragen, daß man zuerſt etwas ſpeiſet, das ſchwer zu verdauen iſt, daß das folgende Gericht leicht, und das dritte mittelmäſſig verdaulich iſt. Durch dieſen Wechſel und Unterſchied wird im Magen ein Streit erreget, welcher nothwendig verſchiedene Flüſſe verurſachen, und die Natur an ihren Verrichtungen ſehr hindern muß. Das allzulange Sizen bey Tiſche iſt ungeſund, weil alsdann die eine Speiſe ſchon verdauet ſeyn, und ins Blut übergehen kan, da eine andere erſt anfängt verdauet zu werden; und in ſolchem Falle ziehet die ſchon verdauete die noch unverdauete Speiſe nach der Leber hin, welche das erſte Agens und der Koch der Natur iſt. Es iſt auch nöthig, die Speiſen wohl zu zerkauen. Die Natur hat uns Zähne gegeben, um die Speiſen zu zermalmen und zu erweichen, ehe ſie an den Ort der Verdauung kommen, welches der Magen iſt. Wenn man die Speiſen nicht hinlänglich zerkäuet; ſo ſezt man ſich vielen Gefahren aus, und thut der Natur Gewalt an. Hiervon entſpringen die vielen Krankheiten der gefräſſigen Schlucker, welche in der That auch ſehr ſelten ein hohes Alter erreichen. Das allzuſtarke oder öftere Trinken verhindert die Verdauung; und dieſes braucht keines groſes Beweiſes. Wir haben alle Tage ein Beiſpiel an einem Topfe, der auf dem Feuer kocht. Wie leicht kan man nicht machen, daß er zu kochen aufhöret, wenn man oft Waſſer zugieſſet. Man mus nur einmal des Tages eſſen, beſonders wenn man fett und pflegmatiſch iſt, und alſo weite Schweislöcher hat. Mit den choleriſchen, magern, hizigen und trokenen Temperamenten hat es eine andere Beſchaffenheit; weil Avicenna geſagt hat, daß dieſe enge Schweislöcher haben. Wenn aber ja das Temperament erfordert, täglich zweimal zu eſſen, ſo mus es doch wenigſtens des Abends nicht viel ſeyn. Dreimal zu ſpeiſen, iſt ſchlechterdings unerlaubt, nach der alten Maxime.

Qui ſemel, eſt juſtus; qui bis, vir; beſtia qui plus.

Das iſt:

Einmal iſt billig, zweymal iſt menſchlich; öfter iſt viehiſch.

Ich kann verſichern, daß unendlich viel Leute von Ueberladung, ſehr wenige aber von Enthaltſamkeit, oder Ledigkeit des Magens, ſterben. Es iſt ein ſehr weiſer Ausſpruch, daß wir uns durch die Ausſchweifungen unſers Mundes, nebſt unſern Jahren, ſelbſt auffreſſen.

Exceſſus facimus, ſed nos annoſque voramus.

Wer ſeine Geſundheit liebt, der muß nicht ſo lange eſſen, biß er nichts mehr hinunterbringen kann. Eine Mahlzeit, die gar kein Pläzgen im Magen übrig läſt, iſt allezeit gefährlich. Man mus es alſo ſo einrichten, daß man noch immer mit etwas Hunger von der Tafel aufſtehe, welche mit ihr zugleich verſchwinden wird. Wenn man aber ja eine Ausſchweifung begangen hat; ſo ſey man nur des folgenden Tags im Eſſen und Trinken mäſſig, um die Ueblichkeit und den Ekel zu verhüten. Wenn man ſich vor der Mahlzeit etwas ſtark beweget hat: ſo mus die Bewegung nach der Mahlzeit gelinde und ohne ſtarkes Anſtrengen geſchehen, damit die Speiſen ſanft und ohne Heftigkeit in den Mund des Magens hinabgleiten, und daß vermittelſt dieſer Bewegung die erregte natürliche Wärme die äuſſern Theile durchdringe. Es iſt alſo gut, nach Tiſche ein wenig ſpaziren zu gehen, hingegen ungeſund, ſizen zu bleiben, oder ſich niederzulegen.

Anmerkung des Ueberſezers. Dieſe lezteren Regeln ſind überhaupt vort[illegible]flich; allein ſie gehören von Rechtswegen zur obigen zweiten. Hier hätte man erwarten ſollen, daß uns die Nothwendigkeit und Ordnung der natürlichen Ausführungen gezeigt worden wäre, auf welche faſt das meiſte bei der Geſundheit ankommt. Der Leib mus ordentlich offen erhalten werden; und man mus nicht eher ruhen, als bis man dieſen Zwek erreicht hat. Die unmerkliche Ausdünſtung mus ſtets unterhalten werden: und eben ſo mus allen natürlichen Ausführungen ihr Recht wiederfahren.

Was der Verfaſſer oben vom zweimahligen Eſſen und wenigen Trinken ſagt, mus man von Italien verſtehen, wo man überhaupt wenig ißt. Auſſerdem würde der obige grobe lateiniſche Vers eine unendliche Menge rechtſchaffener Deutſchen, die täglich dreimahl eſſen, zu Beſtien machen. Das Gleichnis mit dem Topfe iſt ſchwach. Indeſſen hat eben dieſer Topf eine wächſerne Naſe, die man beim Feuer drehen kann, wohin man will. Denn die Aerzte, welche das viele Trinken für gut halten, das ſind wir durſtige Deutſchen, beweiſen es mit eben dem Topfe, wenn ſie fragen, ob man nicht, wenn man Speiſen darinn kochen will, Waſſer genug hinzugieſſen müſſe! Es iſt auch ſchwach.

Fünfte Regel. Von der Leibesbewegung.

Es giebt zweierlei Arten von Leibesübungen. Eine mäſſige und gleichförmige Bewegung verurſachet im ganzen Körper eine mäſſige, gleichförmige und unübertriebene Wärme. Eine ſolche Bewegung ſollten diejenigen haben, die nach aller Bequemlichkeit und Gemächlichkeit ruhig leben können. Hierdurch wird die natürliche Wärme vom Mittelpunkte zum äuſſern Umfange des Körpers getrieben, dringet durch alle Theile hindurch und verzehret durch die Beihülfe der durch die Bewegung erlangten Wärme die überflüſſigen Feuchtigkeiten, in welche ſie gleichſam verwikelt war; und wenn dieſe natürliche Wärme von dieſem Ueberfluſſe flüſſiger Theile befreiet wird; ſo wird ſie deſto wirkſamer, und befördert die Verdauung beſſer. Ein andrer Vortheil dieſer Leibesübung iſt, daß ſie ſtatt einer Purganz dienet, weil ſie zu rechter Zeit eine natürliche Purganz iſt. Eine ungleiche und unmäſſige Bewegung verurſachet im Körper eine ungleiche unmäſſige und übertriebene Wärme, auf welche eine Erkältung und Austroknung erfolget. Dieſe Wirkunkungen haben eine natürliche Urſache. Durch eine heftige Bewegung werden die natürlichen Feuchtigkeiten, nebſt der Wärme, ſehr verzehret, und die Kräfte geſchwächt, weil dieſe, nach der Meinung der alten Weltweiſen, in der Vermiſchung des Warmen und Feuchten beſtehen. Eine ſolche Bewegung iſt alſo der Geſundheit entgegen, und ſtreitet wider die gute Lebensordnung. Wäre man aber dazu gezwungen, oder man machte ſie aus Unbehutſamkeit; ſo müſſte man ſich etwas vom Eſſen abziehen, und etwas mehr trinken, weil ſich dieſes leichter verdauet, als jenes. Dieſes beweiſen die Verſuche, welche einige Reiſende angeſtellet haben. Wenn ich aber vom Trinken rede; ſo verſtehe ich darunter eine nahrhafte Flüſſigkeit, nicht aber bloſſes Waſſer, als welches, wie Avicenna behauptet, in dergleichen Fällen ein wahres Gift ſeyn würde, weil es die natürliche Wärme in den vornehmſten Theilen, als im Herzen der Leber und dem Gehirn, unterdrükt und ausdämpfet. Noch iſt zu merken, daß man eine ſanfte und mäſſige Bewegung öfter im Winter und Frühjahre, als im Sommer und Herbſt, vornehmen müſſe, weil der Ueberflus in den beiden erſten Jahrszeiten häufiger vorhanden iſt. Im Sommer und Herbſt werden viel Säfte durch die Hize der Luft und durch die Eröffnung der Schweislöcher verzehret; und man iſt zu dieſer Zeit auch weniger als in Winter und Frühjahre. Ich will indeſſen nicht alle mäſſige Bewegung in dieſen Jahrszeiten verwerfen. Nur mus ſie, um der angeführten Urſachen willen, nicht ſo oft vorgenommen werden.

Anmerkung des Ueberſezers. Sonſt gehöret noch zu einer geſunden Leibesbewegung, daß ſie in freier Luft vollzogen, bis zur angenehmen Ermüdung fortgeſezt werde; daß man ſich dabei aller gewöhnlichen Geſchäffte und Gedanken entſchlage, und daß ſie mit einer Aufmunterung des Gemüths verbunden ſeyn müſſe.

Sechſte Regel. Von den Seelenwirkungen.

Unter allen Leidenſchaften iſt die ausſchweifende Freude und der unbändigſte Zorn der Geſundheit am nachtheiligſten; und man empfindet ihre ſchädlichen Wirkungen im Augenblike.

Anmerkung des Ueberſezers. Dieſes Kapitel von den Gemüthsbewegungen iſt ſehr kurz abgefertiget, ob es gleich eins der wichtigſten in der Lebensordnung iſt. Man vermeide alle Ausſchweifungen der Leidenſchaften. Es iſt unmöglich, bei heftigen Trieben alt zu werden. Es ſcheinet, als habe die Natur denen, die zu wenig Empfindlichkeit gegen die Vergnügungen haben, ihren Mangel dadurch erſezen wollen, daß ſie deſto länger leben ſollen. Unempfindlich mus der ſeyn, der lange leben will. Empfindlich mus der ſeyn, der ſein Leben genieſſen will. Welche Wahl iſt die beſte?

Allgemeine Anmerkungen über die vier Jahrszeiten.

Man mus ſich auch nach den bekannten vier Jahrszeiten richten. Der Frühling, der ſich im Märzmonate anfängt, und bis in den halben Junium dauert, iſt warm, feucht und ſcharf. Es entſtehet zu dieſer Zeit eine Art von Germination im Blute, wegen ſeiner Temperatur. In dieſer Jahrszeit ſind die jungen Hühner, Tauben, friſche Eyer, Laktukenſallat, Ziegenmilch, und Auſtern in Ragout oder Fricaſſee, geſunde Speiſen. Nichts ſchikt ſich beſſer zum Blutlaſſen, Schwizen und zum Purgiren. Die in der Cur der Krankheiten oder im Blutlaſſen begangenen Fehler werden durch die Temperatur und die ſanften Einflüſſe des Frühlings am beſten wieder gut gemacht. Der Sommer fängt ſich in der Mitte des Junii an, und dauert bis in die Mitte des Sept. Er iſt troken und feurig: und die Feuchtigkeit, welche man Cholera rubra nennet, erhebet ſich leicht in dieſer Jahrszeit. Es iſt alſo klug gehandelt, wenn man die hizigen und troknen Speiſen vermeidet; und wenn jemals die Mäſſigkeit nöthig iſt, ſo iſt es im Sommer. Um die natürliche Wärme nicht zu ſchwächen, kann man ſich kühler und feuchter Mittel bedienen, als Kalbfleiſch mit Eſſig, Gurken, fette Hühner mit Gerſtengraupen und ſäuerliche Früchte. Die Vergnügungen der Liebe müſſen mäſſig gebraucht werden; und man mus alle heftige Leibesübungen vermeiden, hingegen ſich zuweilen, doch nicht zu viel, baden. Der Herbſt fängt ſich in der Mitte des Sept. an, und dauert bis in die Mitte des Decembers. Er iſt kalt, troken und erdigt, und bringt die ſchwarze Galle, oder die Melancholei, hervor. Man mus ſich warmer und feuchter Nahrungsmittel bedienen, als junger Hühner, Lämmer, Roſinen, alter leichter Weine, und dergleichen. In dieſer Jahrszeit erlaubet man Bäder und Purganzen noch lieber, als im Sommer. Der Winter fängt ſich endlich mit dem halben December an, und dauert bis in den halben März. Dieſer iſt eine kalte, feuchte wäſſerigte Jahrszeit, in welcher ſich das Phlegma oder der Schleim erzeuget. Darum ſoll man ſich warmer und trokner Speiſen bedienen, als junger Tauben, Rehwild, geröſtetes Fleiſch, alles, was fett iſt, Feigen, Nüſſe, rothen Weins und guter Zugemüſe. Man mus alsdann die Purganzen und das Blutlaſſen, wo es nicht ſchlechterdings nothwendig iſt, vermeiden. Eine mäſſige Leibesbewegung iſt im Winter ſehr heilſam.

Dieſes ſind die vornehmſten Regeln, welche ich zur Erhaltung der Geſundheit vorzuſchreiben habe.

Ich kann behaupten, daß ſie aus den Quellen der guten Phyſik geſchöpft worden ſind; und wenn man ſie tadeln wollte, ſo würde man uns, ſtatt der Gründe, nur bloſſe Wörter aufdringen wollen. Wenn mann ſie aber beobachtet, ſo gebe man nur, wenn man krank wird, weder den Aerzten, noch der Arzneykunſt, ſondern ſeinem eignen Mangel der Vernunft, ſeinem Ungehorſame und ſeiner Nachläſſigkeit die Schuld.

Anmerkung des Ueberſezers. Die gute Phyſik, aus welcher der Herr D. Toſſignani ſeine Gründe hergenommen, zu haben verſichert, iſt, wie man wol ſiehet, die vom Anfange des 16ten Jahrhunderts. Damals aber war die gute Phyſik in der Arzneykunſt, was ſie beinahe noch izt iſt, eine Reihe uralter Erfahrungen, welche man zum Grunde legte, um gute Wahrheiten zu lehren, die man aber nach der Mode des Jahrhunderts erklärte, um ſich einen Schein der Weisheit und Gelehrſamkeit zu geben. Aus dieſer Phyſik ſchreibt es ſich her, daß der Frühling ſcharf, der Sommer feurig, der Herbſt erdigt und der Winter wäſſerigt ſeyn ſoll. Heut zu Tage begreifen wir kaum mehr, was dieſes heiſſen ſoll; ſo ſehr hat ſich die gute Phyſik von 1535. verändert. Gleichwol war der D. Toſſignani in der That der Boerhaave von Italien. So viel iſt indeſſen gewis, daß die meiſten ſeiner Lebensregeln ſehr wohl gegründet ſind; und man darf ſie nur gegen die Schriften von der Lebensordnung des achtzehnten Jahrhunderts halten, um überzeugt zu werden, daß wir im Grunde noch nicht viel mehr wiſſen, als man im 15. Jahrhunderte wuſte, ob wir gleich izt unſtreitig viel gelehrter geworden ſind. Das macht die Wahrheit, die uns zu unſrer Erhaltung nöthig iſt, hat ſich von je her den Menſchen leicht offenbaret: und die Natur hat ſie vor unſern Augen nur leicht verdekt, nicht tief vergraben. Die Gelehrſamkeit hingegen ſcheinet eine Art von Krankheiten der Menſchen zu ſeyn, womit ſie in gewiſſen Jahrhunderten heimgeſucht werden; und man wird finden, daß alle Sachen, die uns ſchädlich ſind, tiefer vor unſern Augen verborgen liegen, als die wir zu unſerm Beſten unentbehrlich nöthig haben.

Vom Goldmachen.

Midas, ein phrygiſcher König, der das ſeltene Glük erhalten hat, durch ſeine Eſelsohren unſterblich zu werden, hat ſich bei ſeinem Wohlthäter, dem Bacchus, die Gnade aus, alles, was er anrühren würde, in Gold zu verwandeln. Bacchus war boshaftig genug, ihm dieſe Bitte zu gewähren; und weil ihm auf dieſe Weiſe alle Speiſen im Munde zu Golde wurden, ſo würde ihn der Stein der Weiſen unfehlbar das Leben gekoſtet haben, wenn nicht der Gott ſo gnädig geweſen wäre, dieſe gefährliche Wohlthat wieder aufhören zu laſſen. Wenn Midas gleich um dieſer Geſchichte willen kein Goldmacher genennet zu werden verdienet, ſo hat er doch dieſes mit ihnen gemein, daß er ſeine Begierde, alles zu Golde zu machen, ſehr zeitig bereuet hat. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß noch kein einziger Goldmacher in der Welt geweſen iſt, den dieſe Reue über ſein Unternehmen nicht ſollte betroffen haben; und es iſt beſonders, daß eben dieſe Reue immer neue Adepten macht. Nichts iſt leichter, als den Grund hiervon zu finden. So bald ein Mann, der mit dem Steine der Weiſen ſchwanger gehet, ſein Geld und Gut daran gewendet hat, ohne das Geringſte dadurch zu gewinnen; ſo nöthiget ihn endlich die Armuth, ſich für einen Adepten auszugeben, damit andere Leute, die eben ſo gern Gold machen lernen wollen, als er, ſich ſeiner erbarmen, und ihm aus der Noth helfen mögen. Daher kommt es, daß man einen Menſchen, der ſich in ſehr ſchlechten Umſtänden befindet, nicht beſſer beſchreiben kan, als daß man ſagt, er ſey ſo arm, als ein Goldmacher, und daß man denenjenigen mit gutem Grunde den Bettelſtab prophezeihet, die anfangen, den Stein der Weiſen zu ſuchen.

Wenn man die Frage aufwirft, was doch eigentlich an dem ſchlechten Erfolge dieſer groſſen Unternehmung Schuld ſey? ſo wird ſie von verſchiedenen auf ganz verſchiedene Arten beantwortet. Einige halten es für ganz unmöglich, aus einem ſchlechtern Metalle Gold zu machen. Andere, die es für möglich halten, glauben, daß dieſes Geheimniß nur denen offenbaret werde, die es nicht ſuchen, aber im übrigen die gehörige Heiligkeit dazu beſizen. Noch andere ſagen, daß es uns bisher noch an denjenigen Einſichten in die Natur und Zuſammenſezung der Körper gefehlt habe, welche zu einer ſolchen Erfindung erfordert wird; und wenn man zu dieſer Meynung hinzu füget, daß wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſey, daß unſere Einſichten jemahls ſo hoch getrieben werden möchten, ſo hat man meines Erachtens die gründlichſte Auflöſung von der Sache gegeben. Ich will dieſes im gegenwärtigen Auſſaze darzuthun ſuchen, und werde deshalb die beiden erſten Meynungen zuerſt beurtheilen müſſen.

Es gibt zwar ſehr kluge Leute, welche die ganze Kunſt, Gold zu machen, für ſchlechterdings unmöglich halten. Wenn dieſe Leute einige Kenntniß von der Metaphyſik haben, ſo führen ſie das zum Beweiſe an, daß die Weſen der Dinge unveränderlich wären, und daß man alſo das Weſen des einen Metalles, z. E. des Bleyes, unmöglich in das Weſen eines andern, nemlich des Goldes, verwandeln könne. Allein, vernünftige Leute ſtellen ſich die Sache nicht anders, als wie ſie in der That iſt, nemlich als eine bloſſe Verwandelung vor; und wenn wir die Sache von dieſer Seite betrachten, ſo findet ſich gar kein Grund, warum man das Goldmachen für unmöglich halten ſollte. Man kan vielmehr deutlich zeigen, daß eine ſolche Kunſt nicht allein nichts widerſprechendes, ſondern ſo gar etwas ſey, das zu erfinden der menſchliche Verſtand, überhaupt betrachtet, gar wohl hinreichend ſeyn konnte.

"Der menſchliche Verſtand iſt zu noch viel gröſſern Werken fähig, als dieſe ſind. Es giebt ſelbſt in der Chemie Operationen, die weit ſchwerere Bedingungen haben, als dieſe; und man kan alſo, wenn man die Sache auf allen Seiten betrachtet, weder die abſolute Unmöglichkeit des Goldmachens behaupten, noch daſſelbe für ein Werk halten, das die Kräfte des menſchlichen Verſtandes und aller Kunſt überſtiege."

Da wir alſo der Meynung derer, die die Goldmacherkunſt überhaupt für eine bloſſe Chimäre halten, nicht beitretten können; ſo werden vielleicht manche unſerer Leſer glauben, daß wir geſonnen wären, dieſe Kunſt dem Fleiſſe der Naturforſcher zu empfehlen: aber es iſt eben das Gegentheil, was wir uns zu thun vorgeſezt haben. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß noch jemahls ein Menſch dieſes Geheimnis beſeſſen habe, man mag auch noch ſo viel von den Adepten und ihrer Heiligkeit ſagen. Es giebt Leute, die ſich einbilden, daß man daſſelbe nur durch eine gewiſſe Art der Offenbahrung erfahren könne; und weil ſich zu einer Offenbahrung niemand beſſer ſchikt, als ein Gläubiger, ſo laſſen ſie leicht keinen Mann, der wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt iſt, aus dem Verdachte, daß er die Kunſt, Gold zu machen, verſtanden haben müſſe.

Andere, die weltlicher geſinnet ſind, nehmen die Schriften der Alchymiſten zur Hand, um ſo wohl die Gewisheit, daß es Goldmacher in der Welt gegeben, zu beweiſen, als auch das Verfahren zu lernen,

nen, wie ſie zu dieſer Kunſt gelangen können. Allein ſolche Schriften müſſen von einem vernünftigen Manne als nicht vorhandene Werke betrachtet werden: denn, wenn jemand Luſt hat, die Kunſt, Gold zu machen, aus einem Räthſel zu lernen, ſo kan ihm ſeine eigene Unwiſſenheit die beſte Anleitung dazu geben. Inzwiſchen findet man gemeiniglich in ſolchen Schriften eine Menge Geſchichte und Erzählungen von Leuten, die jemals Gold gemacht haben, und ſo viele hochmüthige Ausdrüke des Verfaſſers, daß man dadurch veranlaſſet wird, die Arbeit anzufangen, wodurch man ſich mit vielen Umſtänden ruiniret, da man es doch viel bequemer haben könnte. Dieſe Erfahrungen und Aufſchneidereyen, welche die Goldmacher ſo wohl ſchriftlich als mündlich ausbreiten, ſind faſt der einzige Grund, auf den man ſich ſtüzet, wenn man beweiſen will, daß es wirklich Goldmacher in der Welt gegeben habe. Er verdienet auch unter allen allein eine ernſthafte Widerlegung, und daher wollen wir noch ein wenig dabei ſtehen bleiben.

Was die erſte Frage betrift, ſo mus man die eigentliche Beſchaffenheit ſolcher Nachrichten wohl unterſuchen. Sie rühren entweder von den Goldmachern ſelbſt, oder von ſolchen Perſonen her, die ihre Operation mit angeſehen oder gehört haben. Die Goldmacher laſſen ſich in Betrüger und in redliche Leute eintheilen. Die erſten, deren, wie die allgemeine Erfahrung lehret, die allermeiſten ſind, verdienen keinen Glauben. Die lezten, welche keinen Schein des Betrugs von ſich bliken laſſen, können durch einen Betrug, den ſie ſich ſelbſt ſpielen, glauben, daß ſie Gold machen können, da es doch in der That nicht iſt. Sie können nach vielfältiger Zerlegung und Zuſammenſezung verſchiedener natürlicher Körper, von ungefähr etwas Gold herausbekommen, das ſchon vorhin darinn verborgen wär; und der Wunſch daß ſie das Geheimnis finden möchten, überredet ſie, daß ſie es würklich gefunden haben. Es kann geſchehen, daß ſie durch ihre Arbeiten einen Körper herausbringen, der die Farbe des Goldes, aber nicht ſeine übrigen Eigenſchaften beſizet. Es giebt noch zwanzigerlei Arten, wie ſich der rechtſchaffenſte Mann, dem es an Geſchiklichkeit und Einſicht in die chemiſchen Wiſſenſchaften nicht mangelt, fälſchlich überreden kann, daß er das Geheimnis, Gold zu machen beſeſſen habe, oder noch beſize; und man findet daher auch von ſolchen Leuten ſo viele falſche Nachrichten, daß man ein ſehr ſtrenger Richter ihrer Verſicherungen ſeyn mus, um ſich vor dem Schaden desjenigen Betruges zu hüten, den ſie ſich ſelbſt geſpielet haben.

Was die Augen- und Ohrenzeugen betrift, ſo iſt es einem behutſamen Manne faſt unmöglich, einem einzigen derſelben Glauben zuzuſtellen. Ich will nicht erwähnen, daß es viele darunter giebt, die ihren Vortheil dadurch ſuchen, wenn ſie vorgeben, daß ſie das Gold hätten machen ſehen. Man hat die gröſten Betheurungen von den redlichſten Leuten und von Monarchen ſelbſt, daß ſie die Verfertigung dieſes edlen Metalls mit Augen angeſehen, und die Wirkungen der Kunſt in den Händen gehabt hätten., Der allergröſte Theil derſelben ſind Betrogene, die, aller Scharfſinnigkeit und Einſicht ungeachtet, dennoch die liſtigen Kunſtgriffe der Betrüger nicht entdeken können., Man muß nur einige ſolcher Betriegereyen wiſſen, um hiervon überzeugt zu werden. Der ältere Herr Geoffroy hat einen Aufſaz hiervon in den Schriften der pariſiſchen Akademie mitgetheilet, wovon ſich im 7. Bande des Hamburgiſchen Magazins ein Auszug findet. Eben dergleichen findet man im 16. Briefe der Caprices d'imagination, und wir wollen aus beiden einige Beiſpiele heraus nehmen.

Einige dieſer Betrüger bedienen ſich ſolcher Werkzeuge von Metall oder Holz, die mit einer Solution von Gold oder Silber angefüllt ſind, oder die eine Höhle haben, worinn klein gefeiltes Gold oder Silber befindlich iſt. Sie können dieſe Höhle ſehr ſauber verſtopfen, und ſchütten, indem ſie die im Tiegel befindliche Materie umrühren, das verſtekte Gold darunter, ſo, daß der aufmerkſamſte Zuſchauer dadurch betrogen werden mus. Einige haben Schmelztiegel oder Kapellen mit zweenen Boden, davon ſie den erſten, unter welchem das Gold liegt, während der Arbeit zerſtoſſen, ſo, daß man beim Aufdeken das klare Gold zu ſehen bekommt. Andere haben gefütterte Schmelztiegel, woran am Boden der Kalk von Gold oder Silber befindlich iſt, den ſie mit Staube von zerbrochenen Ziegeln, der mit Gummi angemacht iſt, dergeſtalt zu überziehen wiſſen, daß man dieſes Futter für den rechten Boden des Tiegels anſiehet. Zuweilen verbergen ſie das Gold oder Silber in dem Loche einer Kohle, oder tränken den Kohlenſtaub mit einer Solution dieſer Metalle. Sie mengen das Gold auf unzählige Weiſe unter die Dinge, woraus ſie es zu machen verſprechen. Denn ein wenig Gold oder Silber kan unter vielem Queckſilber, Spiesglaskönige, Bleye, Kupfer und anderm Metalle nicht leicht geſpühret werden. Beſonders läſt ſich der Kalk von Silber und Golde unter dem Kalke von Bley, Spiesglaſe und Queckſilber ſehr verſteken. Oefters ſtekt das Scheidewaſſer des Goldes und Silbers ſchon voll von dieſen aufgelöſeten Metallen. Das Papier, worein ſie ihre Sachen wikeln, die Tinte, womit es beſchrieben iſt, enthält öfters Theilchen des Goldes oder Silbers. Die Spielkarten, deren ſich dieſe Betrüger bedienen, können innwendig metalliſchen Kalk enthalten. Man hat auch Glas geſehen, darein auf der Glashüte etwas Gold verſteket war, da es noch flüſſig geweſen. Man hat ſich auch wohl folgendes Streiches bedienet, daß man eine kugelrunde kupferne Büchſe genommen, in welche man ein gewiſſes Pulver gethan, alsdann die Fugen verkittet, und in ein Feuer gebracht, darinn ſie zwar glühen, aber nicht ſchmelzen konnte. Man hat ſie eine Weile darinn ſtehen, und dann das Feuer ausgehen laſſen. Wenn man die kalte Büchſe eröffnet, iſt der Obertheil derſelben verſilbert, und gewiſſermaſſen in Silber verwandelt geweſen. Das macht, das erwähnte Pulver war nichts anders, als ein Silberkalk, den man hinein geſtreuet hatte, und welcher, im Feuer nach dem obern Theile der Büchſe getrieben, durch das Meerſalz mit einem Kupfer vereiniget worden, ſelbſt etwas vom Kupfer ergreifen und mit ſich fortgeführet hat, an deſſen Stelle hernach das Silber da geblieben iſt. Einige haben vorgegeben, ſie könnten zwar ächters Gold machen; allein ſie wären noch nicht im Stande, ihm die Schwere zu geben. Sie haben aber unter das ächte Gold etwas gethan, wodurch es ſich aufgeblähet hat, und inwendig voller Löcher geworden iſt, daß es daher nur etwann die Schwere des Silbers zu haben geſchlenen. Dem Kupfer die Farbe zu geben, welche das Gold hat, iſt ſehr leicht. Man darf nur Queckſilber und ein wenig Zink darauf tragen. Einige mit Arſenic zubereitete Materien machen das Kupfer ſo weiß, daß es wie Silber ausſieht. Man hat ſich alſo vor denen zu hüten, die aus ſolchen Kunſtſtüken beweiſen wollen, daß ſie wenigſtens ſchon nahe an dem Geheimniſſe wären. Andere haben Queckſilber mit Grünſpan vermiſcht, welches ein Amalgama von Queckſilber und Kupfer giebt, welches im Grünſpan enthalten iſt. Dieſes geben ſie für die Kunſt aus, das Queckſilber zu einem veſten Körper zu machen; und wer zu wiſſen verlangt, wie viel dieſes bei den Goldmachern ſagen welle, der braucht nur Boerhaavens Verſuche von Queckſilber, und zwar den Anfang des erſten Theils nachzuleſen. Man findet die Stelle im 4. Bande des Hamburgiſchen Magazins 4. Stük, 7. Art. S. 439. u. f.

Der
aus dem Reiche der Wiſſenſchaften
wohlverſuchte

Referendarius,

oder
auserleſene Sammlungen
von allerlei
vermiſchten Schriften und Verſuchen
aus
der Naturlehre, Arzeneiwiſſenſchaft, natürlicher
Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Politic, Haushaltungskunſt,
und überhaupt was in andern in fremden Sprachen heraus gekommenen
Wochenſchriften und neuen Büchern von wirthſchaftlichen, Policei- und Finanz-
Sachen, Vorſchläge, Begebenheiten, und wichtigen Stüken aus der
Hiſtorie und Critik, zumal aus denen ſchönen Wiſſenſchaften,
Gutes und Nüzliches vorgekommen,

welches in einer beliebten Kürze
ſamt denen Gelehrten Sachen
des hieſigen Intelligenzweſens
ſorgfältigſt zuſammen getragen,
und verlegt worden
von Joh. Andreas Erdmann Maſchenbauer.

X. Theil.

(Mit zerſchiedenen Kupferſtichen.)

Augsburg, gedrukt bei Johann Michael Späth.
1761.

Innhalt

derer Schriften, welche in dem zehenten Theil dieſer Sammlungen der Ordnung nach vorkommen.

Neujahrs-Betrachtungen der bedenklichen Kriegsläuften und unruhigen Zeiten zum Intelligenzzettel auf das Neu-Jahr, 1758.
Die Schminke. 9.
Der verbannte Verdrus, 14.
Der Löwe. Der Fuchs, 18.
Vom Zimme, ibid.
Mittel zu Erhaltung der Bienen, 20.
Ein Mittel zur Vertilgung der Weſpen, ibid.
Auf was Art und Weiſe das Brod wider den Schimmel bewahret werden kan, 21.
Mittel wider die Ameiſen in Gärten, ibid.
Vom Nuzen und Schaden des Zukers, der, bei deſſen Gebrauch, in Betrachtung der Geſundheit, ſich ſo mannigfaltig ſchon veroffenbahret, ibid.
Ein ſicheres Mittel, ein ganz Jahr lang Feuer zu erhalten, ſo zu einem Feuerzeug dienlich, 30.
Aus Eiſen Stahl zu machen, ibid.
Die jungen Bäume und die hohen Tannen, ibid.
Eine Manier, mit wilden Kaſtanien Federvieh zu mäſten, 31.
Wie allerlei weichliche Speiſen, Semmel, Kuchen, Eier, Gebachenes und Zukerwerk der Geſundheit höchſtſchädlich werden kan, ibid.
Eine beſondere Art des Dunges zu denen Feldern, Weinbergen, Baumgärten rc. wodurch ſowohl die ſandigten Aeker als die andern zu einer merklichen Fruchtbarkeit gebracht werden können, 33.
Von Verfertigung des Sauerteigs, 34.
Sicheres Mittel zu erfahren, ob der Wein mit Waſſer vermiſcht ſey. Und wie Waſſer vom Wein zu ſcheiden, ibid.
Von den Würkungen des Waſſers; und was deſſen innerlicher unvorſichtiger Gebrauch für Schaden anrichten könne, ibid.
Von der Reiſe des Lebens, 41.
Von dem ſchädlichen Gebrauch der Schwämme, als Morchlen, Champignons und dergleichen, 46.
Mediciniſche Betrachtung, wie die Leibesbewegungen beſchaffen ſeyn müſſen, wann ſolche der Geſundheit nüzlich ſeyn ſollen, 49.
Vom Geburtstage der Welt, zum Anfange des Intelligenzzettels, auf das Jahr 1760. 54.
Von der Beſchäftigung, 62.
Einige Betrachtungen von den Eigenſchaften thieriſcher Speiſen; mit der Beurtheilung, von der Geſundheit oder Schädlichkeit der Speiſen überhaupt, 71.
Vom Nuzen der Sturmwinde, 1760. den 3. Febr. 78.
Von der Lebensordnung im Winter, 83.
Die Fliege und Made, eine Fabel, 89.
Bittſchrift, um eine Beiſteuer von 1000. Thaler, 90.
Moraliſche Betrachtung über den Neid, ibid.
Der Ochſe und die Müke, 94.
Von der Art, Zwergen durch die Kunſt zuwegen zu bringen, 95.
Waſſer zum Begieſſen der Bäume und Pflanzen, und Zubereitung der Saat, ibid.
Von dem Verhalten bei feuchter Luft, 96.
Von der Geſchichte des böſen Gewiſſens, 99.
Kurze Geſchichte vom guten Gewiſſen, 104.
Moraliſche Betrachtung über die Gröſſe des Weltgebäudes, 109.
Wie man die geſchnittenen Edelgeſteine der Alten in allerlei gefärbtem Glaſe abdruken kan: eine wichtige Entdekung aus den Engliſchen überſezt, 114.
Mittel wider den Schwam am Holze, 117.

Daß es ein Vergnügen ſey, weiſe und tugendhaft zu ſeyn, ibid.
Mittel, wie geräuchertes Fleiſch für den Verderb zu conſerviren, 121.
Von dem Gebrauche einiger Speiſen bei fremden Völkern, für welche wir einen Abſcheu haben, ibid
Von dem Nuzen und mancherlei Schaden des Rauch- und Schnupftobaks, wie und bei welchen Perſonen derſelbe das Gedächtnis ſchwäche? auch, ob in dem Tobakskraute ein ſubtiler ſtarker Gift ſteke, 125.
Schädlichkeit der Bleiglaſuren, 135.
Betrachtung, von der Eitelkeit im Kleidertragen, 137.
Ein beſonderes Mittel wider das Podagra, 151.
Gedanken, wie das Holzwerk an Gebäuden vor Fäulnis und den Schwämmen zu bewahren, 156.
Theoretiſche und auf der Erfahrung gegründete practiſche Anmerkung den Brandweizen betreffend, 157.
Gedanken von den verſchiedenen Arten des Thaues und den Urſachen deſſelben, 159.
Vom Zorn, 165.
Von der Kenntnis der Welt, 168.
Probates Mittel gegen die Colic, 170.
Abſchilderung der Einwohner dieſer Welt, als Fremdlinge und Pilgrimme, 171.
Unterſchied zwiſchen groſſen und kleinen Geiſtern, 179.
Sammlung einiger mit den Vergröſſerungsgläſern angeſtellten Unterſuchungen, aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammen getragen, 182.
Obidah und der Einſiedler, eine morgenländiſche Geſchichte, 184.
Von wunderbaren Würmern, welche in Guinea in den Füſſen, Lenden und Hodenſak der Menſchen wachſen, 188.
Zufällige Gedanken über Glük, Verſtand und Verdienſt, 189.
Der Taſchenſpieler, aus dem Engliſchen überſezt, 191.
Die kluge Jungfer, 193.
Der Student, ibid.
Die Tarantel Cur, 193.
Der beliebte und unbeliebte Mahler, 196.
Von dem Misbrauch des Koffeetrinkens, und dem daher rührenden Schaden der Geſundheit und der Oeconomie: Welchen Perſonen derſelbe zur Geſundheit dienlich? Und welchen er allerdings ſchädlich ſeyn mus? zumalen des Nachmittags; nebſt andern zufälligen Gedanken hievon, 198.
Gedanken von der ſeit geraumer Zeit in Deutſchland ausgebrochenen Caffee Seuche, 202.
Der Perſer, die Sonne, und die Wolke; von Gay, 213.
Abhandlung vom Alter, und den Veränderungen, welche der menſchliche Körper darinn leidet, 215.
Von dem rechten Gebrauch der Magentropffen, und deſſen Misbrauch, 224.
Von der Beſchäftigung, und dem Müſſiggang, 226.
Gedanken eines Arztes bei der Sommerhize, 228.
Geſchichte und Würkung des Weins, 235.
Etwas von denen Chatarren, Schnupfen, Huſten ꝛc. 242.
Abhandlung von der weiſen Vorſorge der alten Schweden, die einreiſſende Ueppigkeit zu hemmen, 247.
Das Gerichte des Herkules, 253.
Betrachtung über die heutige Art Krieg zu führen, als die dritte Anmerkung über die Süßmilchiſche Schrift, 255.
Zuverläſſiger Bericht, von der Präparation einer tüchtigen Erde zu denen Pomeranzen, Citronen, und andern ausländiſchen Bäumen, um ſie tragbar zu machen, 257.
Sicheres Mittel, die podagriſchen Schmerzen ohne alle Gefahr zu lindern und zu ſtillen, vom Herrn Zinn, 258.
Vom ſchädlichen Gebrauch der öligten Arzneien wider den Huſten, und andere Bruſtkrankheiten, 261.
Gedanken von der Arzneiwiſſenſchaft, 265.
Welche Farbe, womit Leinwand gezeichnet werden ſoll, Waſchen und Bleichen ausſtehen könne, und mit dem Linnen ſelbſt unvergänglich ſey, 267.
Des Ritters Linnäus Gedanken vom Thee, 268.
Anderweitige Abhandlung vom Mauerkalk, 270.
Einige Anmerkungen von dem Heil. Abendmahl; Mit dem erläuterten Alterthum, der Weiſe, zu Tiſche zu liegen; und der Laage Chriſti bei dem Heil. Abendmahl, den Füſewaſchen, Salben, und andern aufgelöſeten Schwürigkeiten ꝛc. bei den Evangeliſten, 273.
Vom Choquelade, 279.
Von dem mediciniſchen Nuzen des Tannenbaums wider den Scharbok, 284.
Diätiſche Betrachtung, vom Genuſſe der fetten Speiſen, 289.
Betrachtung, über den Character der Geſundheit und über das Alter, 297.
Betrachtungen über das Alter, 305.
Das menſchliche Leben, eine beſtändige Maſquerade, 308.

Neujahrsbetrachtungen der bedenklichen Kriegsläuften u. unruhigen Zeiten zum Intelligenzzettel auf das Neu Jahr, 1758.

Zur Beruhigung.

Groſſe Begebenheiten, die einen groſſen Theil der Welt in Bewegung ſezzen, verdienen bei dem Wechſel dieſes in vollem Krieg und Kriegsgeſchrei angetrettenen Neuen Jahrs, für ſo vielen leeren Neujahrs Complimenten, zum Eingang dieſer Wochenſchrift einen vorzüglichen Plaz. Perſonen, die in dem Neuen, wie in dem alten Jahr ihr Datum in eitles Hoffen und Wünſchen zu ſtellen gewohnt ſind, gönne ich herzlich gerne alles, was ſie ſich nur immer wünſchen mögen

Ein Mädgen? Eine Frau? ein reich verſehnes Haus.
Ein Amt; ein Kapital? Karoſſen? Edelknaben?
Ein Land? ein Königreich? Sprich nur, was willſt du haben?
Mir gilt es alles gleich. - - Das beſte ſuch dir aus.

Ich werde mich alſo beſtreben, über die groſſe Begebenheiten gegenwärtiger bedenklichen unruhigen Zeiten was Betrachtungswürdigers hier abzuhandeln: Begebenheitē, in welchen ſo groſſe Kräfte angewendet werden, und die heftigen Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen der Menſchen aufwühlen, als das Erſtaunen, die Verwunderung, den Haß, Zorn, Uebermuth, Schröcken und Furcht. - - Begebenheiten, darüber man mit jenem Aſtronomo zu Berlin ausrufen kan, der bei dem Anblik des Cometens 1740. plözlich geſtorben, mit den Worten: Mein GOtt! mein GOtt! was ſehe ich! Begebenheiten, welche ſo viele wichtige Folgen nach ſich ziehen, die groſſe Städte, ganze Länder und Völker betreffen, und auf welchen das Wohl und Weh jezliger und künftiger Zeiten beruhet. - - Bedenkliche Zeiten! da, ſo lange die Welt geſtanden, (ob es gleich nie an groſſen Begebenheiten von einer oder der andern Art gefehlet hat) doch keine Zeit ſo fruchtbar an ſehr groſſen Begebenheiten von ſo mancherlei Arten zugleich, als die jezige, kan gefunden werden: Denn es haben ſich niemals im Naturreiche ſo allgemeine und fürchterliche Erdbeben ereignet, als in dieſen Zeiten, da in wenig Minuten ganze Königreiche, ja, ganz Europa, erſchüttert, und ſogar die andern drei Welttheile auf eine auſſerordentliche Art mit beweget worden;

den: Da ganze Städte in einen Schutt verwandelt, und Berge verſunken ſeynd. ⸗ ⸗ (Davon ich ſchon in einer Betrachtung im 8ten Theil pag. 115. dieſer Sam̃lungen, das Merkwürdigſte und das Wunderbare angeführet habe.) ⸗ ⸗ ⸗ Und wie viele tauſend Menſchen und Thiere haben nicht durch groſſe Ueberſchwemmungen jämmerlich ihren Untergang gefunden! ⸗ ⸗ Am Himmel zeigten ſich die auſſerordentlichen Kometen: in der untern Luft die ſeltene Feuerkugeln, und dergleichen Phœnomena mehr. ⸗ ⸗ Gehe ich weiters, und werfe einen Blik auf das Reich ver Sitten, unter welches alle Handlungen des Verſtandes und Willens der Menſchen gehören: ſo darf ich nur der jezigen Umſtände von Deutſchland, oder vielmehr von ganz Europa, ja auch der übrigen Theile des Erdbodens gedenken, ſo wird jeder Leſer geſtehen, daß wir in einer der allermerkwürdigſten Zeiten leben, und Tage erlebet haben, die in der Geſchichte der Welt eine ſehr wichtige Stelle einnehmen werden. Solche Kriegszeiten, die das menſchliche Geſchlecht faſt allenthalben in auſſerordentliche ungemein groſſe Bewegung ſezzen! Der beſte Krieg, der auf die beſte und menſchliche Art geführet wird, führet entſezlich viel trauriges mit ſich: Horaz nennet ihn mit Recht den Fluch, den die Mütter verfluchen; er iſt eine reiche Quelle vieler Thränen und vieler Schmerzen; ihm folgt die Verheerung, die, ſie ſeye ſo klein als ſie wolle, dennoch immer Jammer⸗voll iſt. Es iſt ein grauſamer Anblik, weñ man ſiehet, Menſchen auf Menſchen gehen, und mit Schwerd und Feuer einander niedermachen, und durch das Donnern der Kanonen ganze Reihen von Menſchen zerſchmettern; wenn ſie über Sterbende und Ach und Weh⸗Schreiende wegmarſchiren, ohne auf ſie zu ſehen, um noch mehrere in gleichen Stand zu ſezzen! Was ſoll man aber von ſolchen Kriegen ſagen, da man mit Luſt wütet, und die Wuth bis auf die wehrloſen Landleute erſtrekket, maſſakriret und verheeret, nicht aus Noth, ſondern mit Herzensfreude? ⸗ ⸗ Wenn ich bedenke, daß nicht eine, ſondern tauſend Witwen, Mütter u. Waiſen alsdann ſeufzen; ſo erſtaune ich, daß es Menſchen giebt, die es ſo wenig ſind, da ſie es ihres Chriſtenthumswegen am meiſten ſeyn ſolten!

Wer iſt aber bei allen ſolchen Begebenheiten ungerührt, oder nicht vielmehr auſſerordentlich gerührt? Eben dieſes iſt es, worauf ich jezt meine Augen richte, um den Einflus zu betrachten, den dieſe Begebenheiten auf das Herz der Menſchen haben. Wem dieſe Betrachtung zu klein dünket, der hat nie auf ſich und auf ſeine Nebenmenſchen Achtung gegeben: er hat ein fühlloſes und todes Herz: oder er iſt wie ein kindiſcher

Menſch, der bei einem groſſen Seeſturm auf nichts, als auf das Brauſen der Luft acht hat, und die ſtürmenden Wellen und die nothleidenden Menſchen keines Anbliks würdiget. Erbliken wir nicht ſeit Jahr und Tag viel auſſerordentliches in dem menſchlichen Betragen an uns und andern? u. iſt dieſes Betragen nicht eine Würkung der groſſen Begebenheiten im Reiche der Natur u. der Sitten? und iſt dieſes nicht eine aufmerkſame Betrachtung würdig? Ich werde von dem Einflus dieſer groſſen Begebenheiten auf die Sitten der Menſchen, und ſodann was zur Beruhigung dieſer unruhigē Zeiten dienet, handeln, u. meine Gedanken in keinen eigentlichen Zuſammenhang bringen, ſondern das hinſezzen, was mir zuerſt einfällt; Und das iſt der Aberglaube. Wenn unſere Seele in groſſe Bewegungen geſezzet wird, ſo iſt der Aberglaube das, was ſich gemeiniglich am erſten einfindet. Die Furcht und das Warten der Dinge iſt bei einem Menſchen, der in Erſtaunen geſezt iſt, ſo gros, daß die Einbildung ſehr entſezliche Schrökbilder ſiehet. Wir haben alle in uns eine geheime Sucht, das Zukünftige zu wiſſen, daß viele Menſchen groſſe Begebenheitē nicht einmal abwarten, dieſe Begierde zu zeigen. Allein, ſobald die Natur erzittert, oder ein Komet ſeinen fürchterlichen Schweif durch den Lauf des Himmels ſtrekket, oder ein Krieg ſich erhebet, ſo bricht der Aberglaube durch den Dam̃. Man trägt ſich mit Wahrſagungen, man macht neue, man erzählt Träme, man ſucht ſogar die H. Schrift durch, und mancher, der ſie ſonſt nicht angeſehen hat, wird nun ein Schriftforſcher; ja, dieſes gehet ſo weit, daß auch ſogar öffentliche Spötter der Schrift ſie nun des Leſens würdigen, und alſo aus eben ſo thörichten Gründen leſen, als ſie ſie vorher verachtet hatten. Ich tadle die Chriſten nicht, ſo aus den jezigen groſſen Begebenheiten Unterricht, Rath und Troſt in dem Göttlichen Worte ſuchen; Ich glaube vielmehr, daß die H. Schrift, und insbeſondere Daniel und Johannes, uns noch zukünftige Begebenheiten des Reichs Chriſti weiſſagen; Allein, ich halte es für abergläubiſch und fürwizig, wenn wir daraus ſelbſt von den jezigen Zeiten wollen wahrſagen lernen. Die Geſchichte der Kirche ſind mit der Geſchichte der Welt ſo genau verbunden, daß GOttes Wort uns die Göttliche Wahrheiten u. Handlungen GOttes nicht lehren kan, ohne uns auch Geſchichte zu erzählen; Allein, ſo wenig die H. Schrift uns deswegen gegeben iſt, die allgemeine Welthiſtorie bis auf unſere Zeiten zu lernen; ſo wenig hat ſie den Zwek, uns die künftige Weltgeſchichte zu lehren. Alles, was wir daraus erſehen, iſt, daß die Kirche GOttes nie ſoll unterdrükket werdē;

und die jezigen Begebenheiten ſind allerdings in der Kette der Begebenheiten Glieder, dadurch ein Zuſammenhang mit der Erhaltung der Kirche GOttes in die zukünftigen Tage erhalten wird. Das iſt genug zu unſerer Stärkung. Aber die beſondern Umſtände und Veränderungen ſind nicht in der Schrift enthalten; alſo mus man ſie auch nicht darinn ſuchen. Doch was thut der Aberglaube nicht! ‥

Eine Hauptwürkung ſolcher groſſen und auſſerordentlichen Begebenheiten iſt die Neugier, u. zwar nicht die billige und untadelhafte, ſondern eine ganz unerſättliche und kindiſche, der es auf eine Viertelſtunde ankömt, und die Zeit nicht erwarten kan, bis ſie was neues erfähret. Herr Dumshirn ſoll mir das Beiſpiel geben: Er ſuchet nicht nur alle Zeitungen auf, die recht aufſchneiden, und träget ſich mit den elendeſten gedrukten Blättern, die am wohlfeilſten zu haben; ſondern es iſt ihm auch unerträglich, wenn er nicht immerzu was Neues hört. Um ſeine Neugier zu ſättigen, ſollen die Armeen ſich alle Tage ſchlagen, und ihr Blut vergieſen, ihm die Zeit zu vertreiben. Er ſizt den ganzen Tag am warmen Ofen, beim Trunk, und ſizet daſelbſt Gedanken-los; allein ſo bald ein Zeitungsblatt erſcheinet, ſo reiſſet er es der Trägerin aus den Händen; und man ſiehet es ihm an, daß er mit Leib und Seele lieſet; findet er nichts, ſo wirft er es mit heftigen Schimpfworten hin, und er ſagt alle Augenblike: Es mus doch was paſſiren! findet er was, das nach ſeinem Geſchmak iſt, alsdann wird ſein träger Leib, wie Queckſilber, und er läuft herum, ſolches wieder zu erzählen, mehr zuzuſezzen, und zu vermehren, und wird nicht erſättiget, eine Begebenheit dreiſigmal anzuhören. Wenn das Seufzen der Chriſtenheit erfüllet und ein daurhafter Friede in dieſem Winter hergeſtellet würde, ſo würde er den gröſten Verdrus empfinden: Und ohnerachtet er nicht wünſchen kan, daß die Ruſſen abermalen ankommen möchten, ſo wird ihm doch die Zeit lang, bis ſie anrüken, damit er was neues erfahren könne. Bei dieſer übergroſſen Neugier iſt es kein Wunder, daß die groſſen Begebenheiten zu vielen Lügen Anlas geben. Ein neugieriger Menſch iſt leichtglaubig, und ſelbſt zum Lügen geneigt. Jede Begebenheit von der Art, davon ich hier handle, verurſacht ein groſſes Aufſehen, Erſtaunen und Schröken, und wird gleichſam mit vollem Munde ausgebreitet; daher wird ſie mit falſchen Umſtänden kund gemacht, und erhält, wie ein Strom, mehr Zuſäze, je weiter ſie ausgebreitet wird. Viele politiſche Kannengieſſer und fingirte Räthe, und dergleichen, die nicht in Dienſten ſtehen, geben ihre Einfälle für

Wahrheiten aus, und verſichern ſie dem Zuhörer mit der gröſten Gewisheit. Andere haben eine Luſt, jedermann was aufzudringen, und alles hundertmal furchtbarer und erſchreklicher zu machen. Es iſt daher kein Wunder, daß wir in unſern Tagen faſt alle Augenblike andere und im̃er ſich widerſprechende Nachrichten hören, und dergleichen auch in den öffentlichen Zeitungen zu leſen bekommen. Da viele ſolcher Lügen von dem Geiſte der Partheiligkeit gebohren werden, ſo mus ich auch ſeiner gedenken, weil er ſich insbeſondere bei Kriegszeiten reget. Es iſt derſelbe einer der Gefährlichſten: Er macht Mükken zu Elephanten, und wieder hohe Berge zu Maulwurfshaufen, je nachdem es der Parthei, welcher er anhängt, zuträglich iſt. Als ein ſichtbarer Geiſt irret er aus einer Geſellſchaft in die andere, und er verbreitet darinnen die Neuigkeiten, nicht ſo wie ſie ſich würklich zutragen, ſondern wie er wünſchet, daß ſie ausgefallen wären, oder wie ſie ihm ſeine Phantaſie vorſtellet. Man hat ſich für dieſem Geiſt, als einem ſehr heimtükkiſchen Geiſt, zu hüten; er haſſet alle diejenigen, welche nicht mit ihm einerlei Meinung ſind, ja, er rächet ſich deswegen an ihnen, ſo bald er eine Gelegenheit dazu findet. In jeglichen Lande, ja, faſt in jedem Stande trift man geheiligte Partheien an; die Whigs ſind niemals mit der Denkungs-Art der Torris zufrieden. Da es nicht in unſerm Vermögen ſtehet, eine Sache anders zu machen, als ſie würklich iſt; ſo gleicht es der Thorheit ſehr, wenn man ſie durch Worte zu verdrehen, oder gar als ungeſchehen anzugeben ſucht: Oder auch was fingirtes zum Gegenſaz ausſtreuet. Solche falſche Schminke iſt die Mutter vieler Erbitterungen und lügenhafter Gerichte, mit welchen jezo alles ſo ſehr angefüllt iſt. Am lächerlichſten iſt es, wenn Leute, denen die Sache ganz und gar nichts angehet, die Partheilichkeit ſo weit treiben, daß ſie ſich bis aufs Schlagen mit einander entzweien, und Sieg und Flucht austheilen nach ihrer thörichten Neigung.

Nun will ich auch zur Beruhigung bei dieſen unruhigen Zeiten was noch anführen: Eine Zeit von 9. Monaten hat uns gelehret, wie wandelbar alles im menſchlichen Leben ſeye. Und dieſe Ungewisheit mus nothwendig auch in denjenigen Staaten die Furcht ausbreiten, wo man ſich gegen alle Anfälle ſicher geglaubt hat. Wer kan jezt einer von dem Kriegsſchauplaze noch ſo weit entfernten Stadt die Verſicherung geben, daß ſie nichts unter dieſem ſich weiter ausbreitenden Krieg zu leiden haben werde? Und wenn ſie auch gleich von der Vorſehung mit den Ubeln des Kriegs verſchont bleibt, ſo kan doch eine einzige ungegründete Nachricht, die der Zeitungsſchreiber ohne Prüfung und Ueberlegung in die Drukerei geſchikt hat, eine ganze Gegend mitten in der Ruhe in Furcht und Bangigkeit verſezen. Wir wollen demnach in dieſem Blat einige Präſervative wider die Furcht und allzugroſſe Traurigkeit mittheilen. ⸗ ⸗ Unter allen Krankheiten des Gemüths hat die Furcht dieſes beſonders, daß ſie zur Vergröſſerung und Vermehrung ihrer Angſt ganz unglaublich erfinderiſch iſt, und keine Gegenvorſtellungen annimmt. Man machet ſich ſelber in Gedanken unmögliche, wenigſtens höchſt unwahrſcheinliche Begebenheiten, ohne dabei zu gedenken, daß das Gegentheil davon eben ſo leicht eintreffen könne. Man häuſet einen ſchlimmern Umſtand auf den andern. Und allen dieſen, von der veränderlichen Zeit und von veränderlichen Menſchen abhangenden Zufällen, ſchreibt man eine ſolche Nothwendigkeit und Gewisheit zu, als wenn ſie unmöglich anders ſeyn könten, als wir ſie uns vorſtellen, gerade als wenn wir uns in unſern Muthmaſſungen nicht ſchon unzähligemal betrogen hätten. Dis iſt aber ein gemeiner Fehler der Menſchen, daß ſie nie in der Mittelſtraſſe bleiben. Die, welche ganz von weiten ein kleines Glük aufgehen ſehen, bilden ſich ſchon güldene Berge ein, und weben ſich ein Geſpinnſte von lauter groſſen Vortheilen. Aber plözlich ereignet ſich ein Zufall, und zerreist das Gewebe. Auf dieſe Art macht uns die Furcht unglüklich, ehe wir es wirklich ſind, und läſt uns alſo das Uebel, ſo wir hernach empfinden, doppelt empfinden; ja, man kan ſagen, daß man ein gegenwärtiges Unglük leichter erträget, als ein zukünftiges fürchtet. Denn ſelten trift uns alles Böſe, ſo wie befürchten, zuſammen u. auf einmal, ſondern es kommt nach und nach, und GOtt lindert es durch einen Zwiſchenraum von Ruhe. Die Furcht macht alſo den Menſchen unglüklicher, als die Thiere. Ein Thier fühlt nur das Uebel, welches es würklich trift, ein künftiges beunruhiget daſſelbe gar nicht.

Wir machen uns alſo vor der Zeit unglüklich, und genieſen die gute Zeit nicht, die uns GOtt noch gönnet. Wolte GOtt haben, daß wir uns mit dem Künftigen quälen ſolten, ſo würde er daſſelbige nicht ſo ſorgfältig vor uns verbergen, und ſo würde auch unſer groſſer Lehrer nicht geſagt haben: Es iſt genug, daß ein jeder Tag ſeine eigene Plage habe. Dis iſt ſchon ein groſſes Linderungsmittel im Unglük, daß die ſchlimmen Zufälle abwechſeln, ſo wie die Zufälle eines Kranken: Es gibt Stunden der Ruhe, da die Schmerzen nachlaſſen und v. einem ſanften Schlaf abgelöſet werden. Habet etiam mala fortuna inconſtantiam: Auch das Unglük iſt unbeſtändig.

dig. = = Wenn uns der Verluſt, den wir hier auf der Welt leiden müſſen, auch noch in jenem Leben unglüklich machte: ſo wäre freilich kein Troſtgrund ſtark genug, um unſern traurigen Empfindungen auch nur das geringſte Gegengewicht zu geben. Aber wenn man Millionen Jahre, darinn eine jede Minute unſere Seeligkeit vermehren wird, gegen die wenigen, flüchtigen und ungewiſſen Jahre hält: ſo ſcheint es nicht der Mühe werth zu ſeyn, daß ein Chriſt, dem eine reiche Erbſchaft alles millionenmal wieder einbringen wird, ſo zage und traure als ein Heyde, der eben deswegen ſo unglüklich war, weil er keine Hofnung der Wiedererſezung hatte. Anſtatt demnach, daß wir unnüzer weiſe die kurze Lebenszeit mit Sorgen und Grämen über den Verluſt an ſich vergänglicher Dinge verſchwenden, ſolten wir vielmehr Fleis anwenden, um uns den Beſiz derjenigen zu verſichern, die, wenn wir ſie erſt einmal haben, uns hernach ewig nicht mehr werden können genommen werden. = = Die ſtärkſten Waffen aber, womit wir das gröſte Uebel, ſo uns begegnen kan, ja ſelbſt die Schröken des Todes, entkräften können, giebt uns unſer Heiland in die Hände, wenn er uns auf die Vorſehung GOttes verweiſet. Dieſe Lehre iſt an Troſt ſo reich, daß uns die Wahl ſchwer ankömt, welche Wahrheit wir vornemlich betrachten ſollen. GOtt regieret die ganze Welt. Werfet einen Blik auf das vergangene Jahr. Wie ordentlich und fruchtbar war nicht die Witterung? Schlieſſet hieraus, daß ſich GOtt mit der gröſten Sorgfalt um die ganze Welt, ſo gros und weit ſie iſt, bekümmere. GOtt regieret die Angelegenheiten der Menſchen. Zu ihrem Dienſt ernähret GOtt ſo viele tauſend unvernünftige Thiere und Vögel. Das Leben unſers Heilandes machte uns das ſichtbar, was GOtt unſichtbar, für alle Menſchen alle Augenblike thut, und erkläret uns ſeinen Ausſpruch: Mein Vater würket bisher, und ich würke auch. Wie verächtlich iſt nicht ein Sperling? Er findet gleichwol ſein Futter, und keiner derſelben kan ohne eures Vaters Zulaſſung und Willen, tod auf die Erde fallen. Insbeſondere erſtreket ſich ſeine allergenaueſte Vaters Vorſorge auf ſeine Kinder; ja, es verſichert uns der Geiſt GOttes, daß GOtt denen, die ihn aufrichtig lieben, alles, und folglich auch das Böſe, zu ihrem Beſten mitwürken laſſe. Und dis kan ein jeder aus ſeiner eigenen Erfahrung einſehen. Man denke nur an alle die neue uns bekant= gewordene Gefährlichkeiten zurük, in die wir uns und unſern Eltern unwiſſend gerathen ſind, und aus welchen uns die verborgene Hand der Vorſehung allein wunderbar erretten kan. Man bedenke, das gerade diejenigen Wege uns zu unſerm Glüke führen können, vor denen wir uns ſelber ſo ſehr fürchten. Bei dem allem bleibt die Regierung GOttes bei dem Verhängnis trauriger Schikſale über ſeine Kinder, unbegreiflich. Aber aus folgenden Gründen kan man alle Einwendungen niederſchlagen. 1) Eben deswegen, weil GOtt nicht ein Menſch, ſondern das allerhöchſte und allerweiſeſte Weſen iſt, ſo müſſen ſeine Arten zu handeln über unſere Begriffe gehen. Könten wir ſie begreifen, ſo hätten ſie vor menſchlichen Wegen nichts zum voraus. 2) Menſchen verſehen es in ihren eigenen kleinen Haushaltungen: ſie irren, wenn ſie einen Admiral, der eine Flotte regieret, tadeln: und ſie ſolten es treffen, wenn ſie die Regierung der ganzen Welt beurtheilen wolten? 3) Dieſes Leben begreifet den allergeringſten Theil, und nur die Vorbereitungs Epoche von einem Leben, das ewig dauern ſoll, in ſich. Folglich richtet ſich GOtt in der Beſtimmung unſerer jezigen Schikſale nach dem, was uns in Ewigkeit heilſam iſt. Er will die Herrſchaft der Sinnlichkeit in uns dämpfen, und uns ganz an ſich ziehen, daß wir ihn über alles ſichtbare und vergängliche lieben. 4) So wenig Kinder, ehe ſie vollkommen vernünftig ſind, eine ſcharfe Zucht, und Kranke eine harte Kur des beſten Arztes loben: ſo wenig ſind wir mit den widrigen Schikſalen zufrieden, ob ſie uns gleich heilſamer ſind, als diejenigen, ſo nach unſerm Wunſch ausfallen. Seyd demnach ſtille, und erkennet, daß ich GOtt bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden. Ich will Ehre einlegen auf Erden. Pſal. 46.

Zum Beſchlus dieſer Neujahrsbetrachtung will ich meine Leſer wünſchend bitten, ſich diesmal die Feier des Neuen Jahrs ſo wohl als die folgende, ſo zu Nuze zu machen, daß ſie ihre Gedanken in der Stille ſammeln, und die ganze Reihe von 365. Tagen ſo durchzugehen, um einen allgemeinen Ueberſchlag von den unzähligen Wohlthaten, die er ihnen und den Ihrigen erwieſen, von dem mannichfaltigen Uebel, wovon er ſie befreiet hat, machen zu können. Durch dieſe ernſthafte Unterſuchungen vorbereitet, werden ſie ihre Gedanken auf das Gegenwärtige und Künftige richten: Auf das Gegenwärtige, weil alle Welt die wichtige Veränderungen weis, die ſich in den lezten Wintermonaten zugetragen haben: Auf das künftige, weil es noch niemand weis, oder vorſiehet, und weil folglich alle unſere Vorſicht und Sorge vergebens und unnüze iſt. So viel wiſſen wir, daß das Kriegsfeuer in der Zeit, wo die Felder mit Schnee und Eis bedekt, und wo ſonſten die Krieger zu ruhen, und wo man an Frieden zu arbeiten gewohnt iſt, überall zum Schröken, recht lichter-loh ausgebrochen; und daß faſt in allen mächtigen Provinzen Donnerkeile geſchmiedet werden; ja ſogar, daß fremde Nationen ihre Kräfte, um Deutſchlad zu verwirren, anbieten. * * Eine Minute iſt lang genug, um einen Menſchen; oder etliche Stunden aber, um eine ganze Stadt zu verderben. Wie viele ſolche Minuten und Stunden in 365 Tagen! HERR! du allein überſieheſt mit einem Blik dieſe kommende Stunden und Tage, die das Schikſal ſo vieler Völker und ſo vieler tauſend Menſchen entſcheiden werden! Du haſt ſie ſchon beſchloſſen, und bei dir iſt das alles ſchon gegenwärtig, was uns jezo verborgen, und was noch entfernet iſt. Von deinem allweiſen und allmächtigen Willen, oder von deiner Zulaſſung, hänget das Schikſal ab, das uns jezo ſo ſehr beunruhiget. Und gleichwohl ſehen wir alle auf die Handlungen und Schritt der Mächtigen. Wenn die eine Zeitung uns erhebet, ſo ſchlägt uns die andere wiederum nieder. Unmöglich werden wir ſo ruhig die Entſcheidung unſers Verhängniſſes erwarten können. So viele Mühe geben wir uns, uns ſelbſt durch Nachrichten und Vermuthungen zu beunruhigen. Wie viel leichter könten wir unſer Herz beruhigen, wenn wir den Entſchlus faſten, von nun an, die Gnade des Königs aller Könige zu ſuchen; und wenn wir lernten, unſer Glük mit einer ſo vollkommenen Reſignation in ſeine Hände zu übergeben, daß wir uns ſeinen Willen, er falle aus wie er wolle, gefallen ließen. Keine beſſere und den jezigen Umſtänden gemäſere Betrachtung wüſte ich für meine Leſere nicht, und auch keinen beſſern Wunſch, als daß ſie aus den gegenwärtigen Umſtänden einſehen mögen, wie nöthig, heilſam und erquikend es ſey, entweder ein guter Chriſt zu ſeyn, oder den Vorſaz zu haben, es in dieſem Jahr gewis zu werden.

Die Schminke.

Si nive candidior
Præſtanis rubeant æmula labra roſis

Martialis, Epig. L. VI. 42.

Sobald ſich die Menſchen etwas mehrten, fiengen ſie an, auf ihre Bequemlichkeit zu denken. Sie ſuchten dasjenige, was ihnen die Natur verſagt hatte, durch die Kunſt zu erſezen. Diejenigen, welche in kalten Himmelsgegenden wohnten, kleideten ſich in Fellen von Schafen, weil ihnen die Natur keine ſolche warme Deke, als dieſen Thieren, gegeben hatte, und die Unbequemlichkeiten des Reiſens zu vermindern, machten ſie Schuhe von Häuten, weil ſie nicht mit ſo diken und harten Fusſohlen als die Pferde gebohren waren. Dieſes iſt eine kleine Ausſchweifung, welche nur den Weg zu meiner folgenden Be-

trachtung bahnen ſoll. Mit der Menge der übrigen Menſchen vergröſerte ſich auch die Anzahl des Frauenzimmers. Unter dieſen waren vermuthlich ſchon damals eben ſo viele häsliche als jezo. Die Begierde zu gefallen iſt dieſem Geſchlechte aber jederzeit viel zu natürlich geweſen, als daß ſie nicht hätten auf Mittel denken ſollen, dieſen Mangel zu erſezen. Sie fanden endlich ein ſolches, nemlich die Schminke. Dieſe ward in der Folgezeit, nach Bedürfſtnis einer jeden, immer mit neuen Künſten vermehret. Etliche waren von der Sonne gelb gebrandt; andre hatten gar zu kleine Augen: andre eine gar zu blaſſe Farbe; und noch andre rothe Haare. Dieſem allen muſte geholfen werden. Es wurden alſo Mittel erfunden, die Haut weis, und die Lippen roth zu mahlen; die Augen zu vergröſern, und ſtatt der rothen Haare andere aufzuſezen. Dieſe Künſte ſind ſehr alt. Wir finden ſchon unter den Juden a) Beiſpiele davon, und Jeremias b) redet von der Kunſt zu ſchminken als einer gewöhnlichen Sache. Auch das griechiſche Frauenzimmer bediente ſich dieſer Künſte. Hievon wird in den monatlichen Unterredungen c) aus dem Grandi d) eine lächerliche Geſchichte erzehlet: "Als einſtmahls, ſagte er, auf
"einer Gaſterei das Königs-Spiel
"geſpielet wurde, daß einer nach
"dem andern den übrigen Gäſten
"etwas befehlen durfte; ſo hat die
"Phryne, da ſie ſah, daß die andern
"Weiber ſo dabei waren, ſich ge-
"ſchminkt hatten, befohlen, man
"ſolle Waſſer herbringen, welches
"eine jede derſelben mit der Hand
"ſchöpfen, das Geſicht waſchen,
"und alſobald mit der Quehlen
"abtroknen ſolte; und ſie that es
"ſelbſt am erſten unter allen. Die
"übrigen Geſichter wurden darauf
"voller garſtiger Fleken, daß man
"hätte glauben ſollen, die allerab-
"ſcheulichſten Larven wären daſelbſt
"zuſammen, aber Phryne wurde
"nur ſchöner durch das Waſchen.

In den älteſten Zeiten brauchte man dazu Weide, Bohnenmehl, Safran und Stybium. e) Das römiſche Frauenzimmer zog, wenn es zu Hauſe war, einen rechten Teig übers Geſicht, um die Haut zart zu

---

a) 2. Buch der Kön. 9, v. 30. Die Jeſabel bediente ſich einer Art Spiesglas, welches Stibium genennet wird, wodurch die Augen ſchwarz gemacht wurden, und die Augenlieder aufſchwollen. S. die heil. Schrift mit den Anmerkungen der engliſchen Schriftſteller, IV. Theil p. 373. 374.

b) Jerem. 4. v. 30. conf. Buch Eſther. c. 11. v. 12.

c) Vom Jahre 1689. p. 505.

d) Grandi medici Diſſ. de Stibio ejusque uſu apud antiquos in re cosmerica.

e) Wovverius ad Petron. c. 13. Victor. Variar. lection. II, 4.

zu erhalten, wozu ſie ſich auch der Eſelsmilch bedienten f). Diejenigen, welche ſchlechte Haare hatten, ſchnitten dieſelben auch ſchon damals ab, und ſezten andere auf g), ja alte Mannsperſonen, welchen die Haare ausgiengen, lieſen ſich die Glaze gar mit andern bemahlen h).

Die Heiden ſahen dieſe Künſte als vollkommen gleichgültig an, und wenns hoch kam, ſo ſpotteten ſie darüber i); hingegen die Chriſten und unter ihnen die Kirchenväter betrachteten die Sache mit ganz andern Augen. Tertulliansu k), Cyprianus l), Auguſtinus m), St. Hieronimus, Clemens Alexandrinus n) haben zu ihren Zeiten ſchon ſehr heftig dagegen geeifert. Ich habe verſchiedene von den neuern Moraliſten dieſer Sache wegen nachgeſchlagen, und ich finde keinen einzigen, welcher es nicht ſolte für unrechtmäßig und unzuläßig gehalten haben. Ich will ihre Gründe, welche alle vornemlich auf 5. Säze angekommen, nach einander erzählen, und daraus prüfen, in wie weit ſie recht haben mögen? o) Sie verdammen es 1) weil die Zeit dadurch unnüz angewand wird. 2) Weil die Schönheit ein vergängliches Guth ſey, ſo müſſe man nicht viel Sorgfalt darauf wenden. 3) Weil ein Frauenzimmer zu vielen Sünden Anlas giebt, wenn ſie die Mannsperſonen gar zu ſehr zur Liebe reizet. 4) Es ſey ſündlich, GOttes Werk meiſtern wollen, weil man dadurch anzuzeigen ſchiene, daß er es uns nicht gut genug habe machen können. 5) Schminken ſey ſo viel, als Lügen; weil aber jenes ſündlich ſey, ſo ſey es dieſes ebenfalls.

Allein, alle dieſe Gründe beweiſen theils zu viel, theils zu wenig. Ich will ſie nach der Reihe betrachten, und zeigen, warum ſie nicht vor gründliche Beweisthümer können gehalten werden. 1) Was den Verluſt der Zeit anbetrift, ſo müſten wir unſerm Vergnügen und der

---

f) Poppæa Sabina hatte zu dieſem Gebrauch 600. Eſelinnen gehalten, daher auch dieſe Art Schminke hernach Poppæanum genennet ward. Pitiſcus I. 753.

g) Martial. Epigr. l. VI. 12.

h) Id. Epigr. 57.

i) Wiewol es auch unter den Heiden Völker gab, welche die Schönheit für ſchädlich hielten. S. des ſel. Hrn. Canzlers von Mosheim Sittenlehre 2. Th. p. 319.

k) De cultu fœminar. c. V. fol. 166. It. Scrutin. conſcientiæ p. 760.

l) De habitu virginum fol. 99. ſqq.

m) De tempor. ſerm. 247.

n) Mehrere Stellen der Kirchenväter, worin das Schminken verworfen wird, kan man angeführet ſehen in Mill. Cavens erſten Chriſtenthume L. III. p. 427.

o) Es würde zu weitläuftig fallen, alle diejenigen Schriftſteller anzuführen, ich will ſie alſo lieber weglaſſen, da man dieſelben doch allenthalben, wo v. Schminken gehandelt wird, antreffen kan. Z. E. Engelſchalls præjud. vitæ 2. Th. p. 327. it. Picktets Sittenlehre p. 1226. ſq.

Schönheit unſers Leibs gar keine Zeit mehr widmen, weñ das Schminken aus dieſer Urſache böſe ſeyn ſoll. Allein ich weis nicht, ob die Herren Moraliſten cyniſch genug ſind, um dieſes zu bejahen. Wir können ja nicht beſtändig arbeiten und beten, warum ſollen wir denn nicht die übrigen Stunden zu unſerm Vergnügen anwenden können, wie es uns beliebt. Es wird hier zum voraus geſezt, daß es unrechtmäſſig ſey, folglich beweiſt dieſer Grund ſo viel als nichts. 2) Weil die Schönheit ein vergängliches Guth ſey, ſo müſſe man nicht viel Mühe darauf wenden. Müſſen den alle vergängliche Güther nicht geachtet werden? Iſt die Geſundheit nicht auch ein vergängliches Guth, und ſind wir nicht dem ohnerachtet verbunden, ſie mit der äuſſerſten Sorgfalt zu erhalten? Was wolten dieſe Moraliſten einem Trunkenbolde antworten, wenn ſie ihm vorſtelleten, daß er ſein Leben durch das übermäſige Trinken abkürze, und er mit kaltem Blute zu ihnen ſagte: dies Leben daurt nicht ewig, es iſt ein vergängliches Guth, es wird alſo wohl eben nicht ſo gar viel darauf ankommen, ob ich es verkürze. 3) Weil ſie zu vielen ſündlichen Gedanken Anlas geben, wenn ſie andere zur Liebe reizen. Ein verderbtes Herz kan ſich an beſten und gleichgültigſten Dingen ärgern, ſo, wie eine Spinne aus den ſchönſten Blumen Gift ſaugen kan. Wer wolte wohl ſagen, daß man alle Dinge deswegen abſchaffen müſſe. Geſezt, daß das ganze ſchöne Geſchlecht dieſen Leuten zu gefallen ſich mit einem Schleier verdekte, würde es dadurch dieſen Leuten alle Gelegenheit zu unkeuſchen Gedanken benehmen? Gar nicht. Eine rothe Wange und ein zierliches Grübchen im Kinne, kan das geile Feuer mancher Leute entzünden; ſoll man deñ deswegen dieſe Reizungen, womit ſie der Schöpfer, zur Ehre der Natur, gezieret hat, für unverwerflich halten? 4) Weil man dadurch GOtt zu meiſtern ſchiene. Dieſer Einwurf beweiſt eben ſo, wie die drei vorhergehende, mehr, als er beweiſen ſoll. Wenn wir durch einen jeden Gebrauch natürlicher Mittel GOtt meiſtern wollen, ſo iſt auch die ganze Arzneigelehrſamkeit verwerflich. Denn GOtt hat uns die Krankheit zugeſchikt, und wir meiſtern ihn nach dieſem Grundſaze, wenn wir ſie zu vertreiben ſuchen. Wir meiſtern unſern Schöpfer, wenn wir Kleider anlegen, und zeigen dadurch, daß er unſern Leib nicht gut genug geſchaffen habe. Wie abgeſchmakt würde dieſes klingen? und dennoch folgt es ganz natürlich aus dem eben angeführten Grundſaze. 5) Schminken heiſt ſo viel als Lügen: dieſes aber iſt ſündlich, folglich auch jenes. Gewis, das heiſt die Aufrichtigkeit zu weit treiben! Folglich müſten wir einem jeden unſere Fehler offenbaren, um recht ehrlich zu ſeyn. Die Liebe gegen andere Menſchen befiehlt uns ia, ihre Fehler, ſo viel, als möglich, verbergen zu helfen, warum ſollen wir uns denn gegen uns ſelbſten nicht einer gleichen Barmherzigkeit bedienen? Doch das Lächerliche dieſes Sazes iſt ſo augenſcheinlich, daß ich auf eine unnöthige Art weitläuftig ſeyn würde, wenn ich mehr von demſelben hinzu ſezen wolte.

Nun iſt es Zeit, daß ich meine eigene Meinung vom Schminken entdeke, da ich mich bisher blos bei der Widerlegung fremder Beſchuldigungen aufgehalten habe. Viele werden mich vielleicht, bei der Durchleſung des vorhergehenden Abſazes, für einen eifrigen Verfechter deſſelben halten. Allein, ſie irren in ihrem Urtheil. Ich würde es für eine löbliche Gewohnheit halten, weñ unſerer Bildung u. Schönheit eine würkliche Vollkommenheit dadurch zuwüchſe. Allein, da dieſes nicht geſchiehet, und ich im folgenden vielmehr das Gegentheil beweiſen werde, ſo kan ich mich ohnmöglich entſchlieſſen, es nicht zu verwerfen. Ich tadle es aus folgenden Urſachen: 1) Weil ein Frauenzimmer ſich dadurch lächerlich und verächtlich macht, wenn es entdeket wird. Wie leicht kan dieſes aber geſchehen? Sie kan ehe ſie Zeit gehabt ihr Geſicht zu färben, von jemand geſehen werden, alsdenn iſt der Betrug gleich offenbar. Wie vielen Spöttereien iſt aber ein Frauenzimmer, von dem man weis, daß es ſich ſchminket, ausgeſezt, weil man daraus ihre heftige Begierde, den Mannsperſonen zu gefallen, abnehmen kan. 2) Weil es zu vielen Zänkereien in der Ehe Anlas giebt. Wie mus es einen jungen Ehemann verdrieſſen, der ſeine Frau um der weiſſen Haut und rothen Wangen willen geheirathet hat, wenn er des Morgens nach der Hochzeit gewahr wird, daß er nur ein gemahltes Bild bekommen habe. Jener Neuvermählte, als er des Morgens mit ſeiner Gattin erwachte, fand ſie, zu ſeinem gröſten Erſtaunen, gänzlich verändert. Dasjenige Geſicht, welches den vorhergehenden Tag mit einer weiſſen Farbe, aus welcher die ſchönſte Röthe, gleich den aufbrechenden Roſen, hervor geblicket, war jezt mit einer gelben runzlichten Haut überzogen. Er gieng ſogleich zu ſeinem Schwiegervater, und beklagte ſich, daß ihm ſeine Braut ausgetauſchet ſey. Dieſer aber antwortet ihm, es ſey noch eben dieſelbe; wenn ſie ſich nur erſt wieder geſchminkt hätte, ſo würde er ſich leicht davon überzeugen können. Allein, ich glaube nicht, daß er damit wird zufrieden geweſen ſeyn, weil die meiſten eine Frau verlangen, die bei Nacht ſo ausſieht, wie bei Tage. 3) Weil die Schönheit auch gar dadurch verdorben wird. Diejenigen Sachen, welche dazu gebrauchet werden, haben eine ſolche natürliche Schärfe an ſich, daß ſie der Haut den gröſten Schaden zufügen. Die Erfahrung beſtätigt die Gewisheit dieſer Sache. Die Haut wird dadurch ſehr zuſamen geſchrumpfet, daß die Runzeln zulezt mit keiner Schminke können bedeket werden, und alsdenn ſieht eine ſolche Perſon zehnmal heslicher aus, als ſie ſonſt würde ausgeſehē haben. Die Liebe zu unſerer eigenen Schönheit verbindet uns alſo, dieſes zu unterlaſſen; und welches Frauenzimmer wird nicht gern alles vermeiden, was ihrer Schönheit ſchadet?

Denn überhaupt ſagt man, daß es kein Mädgen giebt,
Das nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt.
Gellert.

Das ſchöne Geſchlecht bemühet ſich vorzüglich, durch dieſe Künſte ihr Geſicht zu verbeſſern. Denn ob es gleich Mannsperſonen giebt, die weibiſch genug ſind, um ſich alle Morgen vor ihrem Nachtiſch zu ſchminken, und etliche Stunden bei Legung eines Schönpfläſterchens zuzubringen, ſo wird es doch bei dieſen nicht ſo häufig angetroffen, als bei jenen. Ich glaube, dieſes rühret hauptſächlich aus dem edlen Stolz her, welcher unſerm Geſchlechte eigen iſt. Sie glauben die Natur habe ſie ohnedem mit genugſamen Schönheiten begabet, um dem gegenſeitigen Geſchlechte zu gefallen, und daß ſie kein Bleiweis oder Zinnober nöthig haben, um ihre Gunſt zu erhalten.

Der verbannte Verdrus.

Wenn ich den Zuſammenhang der Dinge, in welchem wir eingeflochten ſind, und unſere ganze Verfaſſung anſehe, ſo wundere ich mich gar nicht, wenn wir Menſchen nicht immer in einer fortwährenden Reihe des Vergnügens unſere Tage fortführen können! Wir ſind gar zu vielem Verdrus, gar zu vielen Widerwärtigkeiten unterworfen, die ſolches unterbrechen köñen. Sie haben ihren Grund theils auſer uns, theils in uns ſelbſten. Eine unendliche Reihe von widrigen Dingen ſtürmen von auſen auf uns los, die uns unzehlige widrige Empfindungen verurſachen, an welchen die Seele, wegen der genauen Verbindung mit dem Leibe, ihren Antheil nehmen mus. Dadurch wird ihre Ruhe geſtöhret. Noch weit mehr Hinderniſſe werden dem Lauf unſerer Glükſeligkeit durch die Bosheit der Menſchen, die doch in einer menſchlichen Geſellſchaft mit uns leben ſollen, entgegen geſezet. Und was ſoll ich ſagen von einem ganzen Meer voll Unglükſeligkeiten, in welches ſo viele durch den wütenden Strom ihrer verderbten Leidenſchaften dahin geriſſen werden?

Oder was ſoll ich ſagen von einem ſolchen Verdrus, der nur in der Einbildung und in den falſchen Vorſtellungen des menſchlichen Gehirns ſeinen Grund hat, und dennoch ſeine Ruhe und Zufriedenheit ſtöhret? Mus aus dieſem allen nicht ein Augenblik unzähliger Unvollkom̃enheiten entſtehen, die unſere Zufriedenheit verſchlingen? Aber ſolten denn nicht zum Vortheil der wankenden Zufriedenheit noch einige Stüzen zu finden ſeyn, die dieſes Gebäude aufrecht erhalten? Ich will einen kleinen Verſuch thun.

Ich habe freilich von etwas wichtigen Unglükſeligkeiten geredet, die uns Menſchen betreffen; dennoch will ich keine ſolche hieher ziehen, die das ewige Heil unſerer Seele unmittelbar angehen. Und wenn ich gleich v. einem wütenden Strom verderbter und unordentlicher Leidenſchaften geſprochen habe, ſo verſtehe ich es doch nicht, in ſo ferne ſie im theologiſchen Verſtande verdam̃lich ſind, ſondern nur in ſo ferne ſie den Menſchen verdrüslich und ihn der menſchlichen Geſellſchaft unbrauchbar machen. Ich werde auch deswegen aus der reichſten Quelle überſchwenglichen Troſtes keine Gründe nehmen. Die Hochachtung, die heilige Ehrfurcht, die ich davor habe, iſt zu gros, als daß ich ſie zu Kleinigkeiten misbrauche. Ein jeder mag ſelbſten zuſehen, daß er ſie würdig anwendet. Ich werde mich hier nur an ſolchen begnügen, die uns die natürliche Kraft unſerer Seelen verſchaffen kan.

Das ſicherſte und das beſte Mittel unſere Zufriedenheit zu erhalten, wäre wohl dieſes, wenn wir eine geſchehene Sache, die uns beunruhiget, ungeſchehen machen könten. Aber weil ſich dieſes offenbar ſelbſten widerſpricht, ſo wird wohl unſere Mühe darinnen vergeblich ſeyn. Wir wollen lieber auf andere Dinge bedacht ſeyn, die mehr Möglichkeit vor ſich haben.

Ich weis einen Grund, der, wo nicht der beſte, doch einer der beſten ſeyn mus. Wenn alle Mühe vergeblich angewendet worden iſt, ſo mus dieſer noch eine Zuflucht der Unglüklichen ſeyn. Da iſt er: Es iſt ſchon geſchehen, es kan nicht mehr geändert werden. Dieſe Vorſtellung mus ja wohl ſtark genug ſeyn, den gröſtē Verdrus aus meinem Herzen zu verbannen. Es iſt ſchon geſchehen, was ſoll ich mich beunruhigen über eine Sache, die nicht mehr zu ändern iſt! Gutman hat das Schikſal: ſeine Tochter macht ihn zum Grosvater in ihrem jungfräulichem Stande. Er iſt gewaltig darüber bekümmert. Seine Nachbarinnen beſtreben ſich äuſſerſt, ſeinen Schmerzen zu lindern. Sie machen ihm einmal über das andere die Vorſtellung: Was er ſich dann bekümmere, es ſey ja ſchon geſchehen. Aber wie? ich ſehe keine Linderung ſeines Schmerzens? Warum? er ſagt, das ſeye das ſchlimſte, das es nicht mehr zu åndern ſeye. Dieſer ehrliche Mann macht mich faſt zweifelhaft. Ich glaube er hat recht. Was war die Urſach ſeines Kummers? Eben-das, weil es ſchon geſchehen war. Iſt aber das die Urſach ſeines Verdruſſes, wie kan deñ eben dieſelbe Urſache ſo verſchiedene Wirkungen haben; Wir můſſen auf andere Mittel bedacht ſeyn wenn wir den Schmerzen heilen wollen, den wir bei widrigen Begebenheiten empfinden. Sollten wir nicht mit beſſerm Fortgang und glůklicherm Erfolg arbeiten, wenn wir ſolche Dinge ergreifen, mit welchen wir den Widerwårtigkeiten ſelbſten ihr Widriges benehmen kônnen? Nur ſolche will ich aufſuchen.

Oft iſt unſere Seele aus Einbildung krank. Ein bloſes Hirngeſpinnſte beunruhiget ſie. Wůrde ſie nicht alſobald von freien Stůken geneſen, ſobald ſie dieſes erkennen wůrde? Laſt uns daher die Urſachen des Verdruſſes allemal reiflich unterſuchen. Muſſi Federſpizer begleitete bisher einen Dienſt, deſſen er wohl wůrdig war, mit aller Zufriedenheit. Neulich bekam er ein Schreiben vom Herr Titularius, mit der Zuſchrift, ich weis nicht aus Scherz, oder aus Dum̃heit: Dem Hochedelgebohrnen und Rechtsgelehrten ꝛc. Dieſe Ueberſchrift macht ihn hochmůthig. Von der Zeit an redet er nicht anderſt, als halb teutſch und halb lateiniſch. Er ſagte leztens: Die Juribus tragen uns Herren Juriſten viel ein, beſonders das Punkto Fornikazis. Er iſt jezo mit ſeinem Dienſt nicht mehr zufrieden. Er verlangte mit allem Ernſt eine Hofrathsſtelle, und weil man über ſein Anſuchen nur lachte, ſo kůmmert er ſich jezo bis in Tod, und will weder eſſen noch trinken. Wůrde ſich nicht Herr Federſpizer ſeines Kummers bald entlediget ſehen, weñ er erkennen wůrde, daß dieſes nur eine Scheinglukſeligkeit, in der That aber für ihn eine Unglůkſeligkeit wůrde geweſen ſeyn, wann man ſeinem Geſuch willfahret håtte? Einem Amte, ohne genugſame Krâfte vorzuſtehen, die dazu erfordert werden, iſt eine Unglůkſeligkeit.

Oft machen wir uns Verdrus, weil wir uns den Verluſt, den wir erlitten haben, grôſſer vorſtellen, als er wirklich iſt. Warum beſtimmen wir den Verluſt nicht genauer? Warum ſehen wir die Sache nicht beſſer an? Damåt betriſt ein widriges Geſchike, ſeine Climene wirſt ſich in die Arme des Lucidors. Dem unglůklichen Dåmat wird dieſe Liebe hinterbracht. Er wird darůber beſtůrzt, und zwar heſtig. Man ſucht ihn zu trôſten, aber vergebens. Er wůnſcht ſich den Tod. Der Verluſt ſeiner Schône iſt ihm zu empfindlich. Er glaubt, er habe mehr als eine Welt verlohren. Dåmat beſinnet ſich. Er kommt zu ſich ſelbſten. Er ſiehet ſeine Ungetreue nicht mehr mit bezauberten Augen an. Er fängt an ihre Vorzüge, und ihren Reiz, ohne verblendete Blike, zu prüfen. Er findet ihre Augen nicht mehr ſo bezaubernd, noch ihre Lippen ſo reizend. Die Haare fallen jezo ziemlich in das Gelbe. Der Mund iſt eben keiner der kleineſten. Ihre langſame und ſchwere Sprache, gibt ihm ein Zeichen einer ziemlichen Einfalt. Damät findet den Verluſt würklich weit geringer, als er ſich ſolchen anfänglich einbildete, beſonders da ſich bei ihr ein treuloſes Herz verrathen hat. Er wird ganz gleichgültig gegen ſie. Sein Gemüth iſt völlig in Ruhe. Wäre Damät noch weiter gegangen, vielleicht hätte er mehrers entdekt.

Bisher möchte es wohl ein leichtes ſeyn, dieſen Regeln nachzukommen; aber wie ſtehet es um ſolche Fälle, da wir das Widrige unſrer eignen Thorheit zuſchreiben müſſen? Hier finden ſich freilich ungleich gröſſere Schwierigkeiten; doch wird einer auch hier nicht ganz troſtlos bleiben, wenn er Betrachtungen anſtellen will. Der beſte Rath, den man dafür geben kan, iſt dieſer: man hüte ſich Thorheiten zu begehen, damit man nicht den Lohn ſeiner eigenen Thorheit davon tragen müſſe.

Niemals iſt das Widrige ſo widrig, daß es gar nichts Gutes bei ſich habe, oder zu gar keinem Guten ſolte Anlas geben können. Allerwenigſtens werden wir dadurch klug gemacht, und lernen auf unſerer Hut zu ſeyn; und das iſt ſchon etwas Gutes. Dadurch kan oft weit gröſern Widerwärtigkeiten vorgebeuget werden. Uberhaupt kan ich mir dabei gar viele und mancherlei Wege, als möglich vorſtellen, wie eine Sache zu meinem Beſten dienen kan. Finde ich nur etwas Gutes, ſo mus das Widrige ſchon einen groſſen Theil ſeiner Widrigkeit verlieren. Socius iſt in einer Geſellſchaft. Er redet etwas unbeſonnen, und nimmt Dinge vor, die ſeinem Charackter zuwider ſind. Er komt nach Haus. Er denkt ſeinem Bezeugen nach, und findet unanſtändige Dinge darinnen. Sein Gewiſſen macht ihn ſchamroth. Er hält es für etwas Böſes, ſeine Ehre und Anſehen leiden darunter. Er beſtraft ſich ſelber wegen ſeiner Unbeſonnenheit. Er nimmt ſich vor, in Zukunft alle mögliche Behutſamkeit anzuwenden. Indem er dieſes bei ſich gedachte, wird er froh, weil er aufmerſam worden iſt, indem er durch ſeine leichtſinnige Aufführung gar leicht auf gröſſere Thorheiten hätte verfallen können, zu gröſſerem Nachtheil ſeines Anſehens. Socius ſiehet dieſes, als etwas Gutes an, und vergiſſt dabei ſeinen Verdrus. Bisweilen beunruhigen wir unſer Ge-

Gemüth, weil wir die Zufriedenheit der Seelen nicht wiſſen zu ſchäzen. Oft ſind es nur Kleinigkeiten, die uns verdrieslich machen, die einen gröſſern Einflus in die Stöhrung unſrer Zufriedenheit haben, als die Sache, worüber wir unruhig ſind, in die Stöhrung unſrer Glükſeligkeit; und dennoch laſſen wir uns beunruhigen. Iſt unſere Zufriedenheit nicht höher zu ſchäzen? Tranquill erfähret von ſich ungegründete widrige Urtheile. Unſinn würde es für eine grobe Beleidigung angeſehen, und ſich deswegen mit einem rachgierigen Herzen beunruhiget haben. Tranquill, der ſich ſelbſten in ſeiner Gewalt hat, ſchäzet ſeine Zufriedenheit weit höher, als daß er ſie dadurch hätte ſtöhren laſſen. Er verachtet grosmüthig dieſe Urtheile, und ſiehet ſie an, als Urtheile der Raſenden.

Der Löwe. Der Fuchs.

Herr Löwe! ſprach ein Fuchs, ich mus
Es dir nur ſagen, mein Verdrus
Hat ſonſt kein Ende.

Der Eſel ſpricht von dir nicht gut.
Er ſagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wüſſt er nicht; Dein Heldenmuth
Sey zweifelhaft; auch gäbſt du keine Proben
Von Grosmuth und Gerechtigkeit;
Du würgeteſt ohne Unterſcheid;
Er könne dich nicht loben.
Ein Weilchen ſchwieg der Löwe ſtill;
Dann ſprach er: Fuchs! er ſpreche, was er will;
Denn, was von mir ein Eſel ſpricht,
Das acht ich nicht.

Vom Zinne

Man iſt in der Politic immer auf Vorſchläge bedacht, wie man groſſe, für fremde Waaren auſſer Landes gehende Geldſummen im Lande erhalten, und ſtatt jener, eigene Landesproducte in den Gebrauch bringen könne.

Unter allen in dieſem Lande im Gebrauche ſeyenden fremden Waaren iſt wol keine, die mehr Geld auſſer Landes ziehet, als das Zinn. Man rechne, wie viel Zinnengeräthe in jeder Haushaltung vorhanden iſt; was zu Verzinnung anderer Kupfergeräthe, der Pferdezeuge und mehrerer Eiſenarbeit, insbeſondere zu Bedekung der Eiſenbleche und des Fenſterbleyes, auch zur Glaſirung des unächten Porcelains, gebraucht wird. Nicht zu denken, was die vielen Orgeln, Buchdrukerlettern, Glokenſpeiſe, Färbereien, und andere Zinnzubereitungen wegnehmen. Gleichwol findet man noch keine Vorſchläge, wie der Gebrauch des Zinnens eingeſchränket, oder an deſſen Statt ein ander Landesproduct untergeſchoben werden könne.

Solte alſo nicht dieſe Materie eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

dienen, und würde ſich nicht derjenige, der darunter Vorſchläge an Hand geben könte, würklich verdient machen?

Die Bergwerke geben viel Bley. Es iſt zwar bekant, daß Zinn und Bley, ihren erſten Beſtandtheilen nach, ganz unterſchiedene Medalle ſind, ſie kommen ſich aber dem Anſehen und verſchiedenen Eigenſchaften nach ſehr nahe, und laſſen ſich am leichteſten vermiſchen. Wenn nun möglich iſt, aus Bley oder Eiſen, Gold, oder aus lezterm Kupfer, und aus dieſem wieder Meſſing zu machen. Solte es denn nicht eben ſo leichte, und vielleicht eher möglich ſeyn, aus Bley Zinn, oder etwa eine neue, dem Zinn vorgehende Zuſammenſezung zu machen? Könte nicht derjenige, der darunter eine neue Entdekung machen würde, dabei eben ſo gut, oder vielleicht gar beſſer fahren, als wenn er würklich das Geheimnis Gold zu machen beſäſſe? weil ihm jenes nicht ſo ſehr von groſſen Herren beneidet werden würde, und in keine Gefahr ſezte; und da der Preis des Zinnes gegen Bley wie 6. gegen 1. ohngefähr iſt, ſo könte man dabei leichte 3, bis 400. fl. pro Cent gewinnen,

In Franken und Sachſen braucht man in den Küchen ſtatt der kupfernen Gefäſſe zum Kochen viel irdenes Geräthe. Dieſes iſt daſelbſt ſehr wohlfeil, und dabei von beſonderer Stärke und Feſtigkeit, ſo, daß ein groſſer Topf Jahr und Tag gebrauchet werden kan. Man erſparet alſo ſehr viel damit, weil auf neues irrdenes Geräthe jährlich nicht ſo viel gewendet wird, als bei uns alleine die alle Jahr wenigſtens zu wiederholende Verzinnung der kupfernen Gefäſſe koſtet; folglich wird das ziemlich anſehnliche auf das kupferne Zeug zu verwendente Capital gewonnen. In der That ſind alle in irdenen Gefäſſen gekochte Speiſen weit ſchmakhafter. Sie haben ein beſſer Anſehen, und man hat wegen der Geſundheit nicht die Gefahr zu befürchten, als bei den im Kupfer gekochten Gerichten.

Es belohnete alſo gewis der Mühe, eine Unterſuchung anzuſtellen, warum die irdenen Gefäſſe, welche in Franken und Sachſen gemachet werden, dauerhafter ſind? Ob ſolches an dem Thone oder an deſſen Zubereitung liege? oder ob die Ofen, oder die Art der Brennung, von den unſrigen unterſchieden ſey; oder ob die daſige Luft etwa einen beſondern Einflus auf die Ofen habe? Ferner wird hier im Lande ſo wol als an andern Orten viel von dem unächten Porcelain, oder ſo genanten Fayance verfertiget. Dieſes iſt im Gebrauche weit reinlicher und geſunder als das Zinn, und wenn es gut gemachet iſt, auch weniger koſtbar. Man ſolte alſo billig deſſen Gebrauch ſtatt der Zinnernen Service gemeiner zu machen bemühet ſeyn.

Mittel zu Erhaltung der Bienen.

Ein Freund hat denen Bienen-Liebhabern einen Gefallen zu erzeigen, mir folgendes Mittel ſchriftlich zugeſchikt, welches die Bienen wider alle Krankheiten bewahren, und die Raub-Bienen vertreiben ſoll. Es beſteht in folgenden Pulver: Man nimmt Granaden-Schaalen, Fenchel-Saamen, jedes ein halb Loth, Bibergeil, 20. Gerſten-Körner ſchwer. Dieſes wird zu Pulver geſtoſſen, und ein halb Loth davon mit zwei Loth Honig vermiſcht, welches denen Bienen vorgeſezt wird, und ſie vor allen Schaden ſichert.

Ein Mittel zur Vertilgung der Wespen.

Jederman weis, wie ſchädlich die Wespen in den Gärten für das Obſt, und auch für die Bienen ſind:

Sie nehmen den Bienen das Honig, und können ganze Stöke in kurzer Zeit verderben; und ich habe im vergangenen Som̃er zu meinem groſſen Verdruſſe erleben müſſen, daß ſie die Kirſchen von ganzen Bäumen, ſo wie ſie reif wurden, in einer faſt unglaublichen Geſchwindigkeit verzehreten, und für die Menſchen von denen ihnen am beſten ſchmekenden Arten faſt keine einzige übrig lieſſen.

In der Holländiſchen Ausgabe vom Journal des Sçavans vom Monat November vorigen Jahrs S. 103. u. f. wird ein Mittel gegen dieſe Wespen vorgeſchlagen, das zwar nicht ganz unbekant iſt, aber noch weiter bekant gemachet zu machen verdienet; hier iſt es: Man läſſet zwei Löffel voll Honig in einem Quartier friſchen klaren Brunnenwaſſers zergehen, gieſſet davon, vermittelſt eines Trichters, in kleine Bouteillen, Flaſchen oder andere Gläſer mit einem engen Halſe, und ſezet dergleichen Gläſer eins oder mehrere neben die Immenkörben, oder hänget ſie an die Bäume, welche Anfall von den Wespen leiden. So fräſſig dieſelben überhaupt ſind, ſo begierig und dum̃dreiſte werden ſie, ſobald ſie den Honig riechen, in die Gläſer kriechen, aus welchen ſie nicht wieder heraus finden können, und man kan ſie, wo ſie häufig ſind, in einem Tage bei tauſenden fangen.

Wenn die Gläſer voll ſind, ſchüttelt man ſie tüchtig, damit die noch lebende und nicht bereits erſtikenden Wespen naſs und mit dem Honigwaſſer beſchmiert werden, daß ſie nicht davon fliegen können: alsdenn leeret man die Gläſer in ein weites Gefäſs aus, füllet mit einem Schaumlöffel die Wespen heraus, und verbrennet ſie, weil ſie ſonſten wieder lebendig werden, und davon fliegen können: ſo kan man das übrig bleibende Honigwaſſer wieder in die Gläſer füllen, und öfter gebrauchen.

Man ſolte glauben, die Bienen würden ſich nach dieſem Honigwaſſer ziehen, und auch fangen, und ſo wäre das Mittel mehr ſchädlich als vortheilhaft; in oberwehnten Briefe iſt aber auch angemerket, daß nie eine Biene in dergleichen Gläſer kriechen wird.

Ich habe in Ermanglung des Honigs einen Verſuch gemachet, und ſtatt deſſen Syrop genommen; wornach die gemeinen Fliegen ſehr häufig kommen: Es hat aber in Anſehung der Weſpen nicht denſelben Nuzen.

Auf was Art und Weiſe das Brod wider den Schimmel bewahret werden kan.

Wenn der Taig zum Brode eingeknettet werden ſoll, ſo nimmt man ohngefähr hundert Tropfen Lavendel-Waſſer, und gieſſet dieſelben in das Waſſer, damit das Mehl eingemenget werden ſoll, ſo wird das Brod niemals ſchimmeln, und der Geſchmak des Brodes wird doch der ordentliche bleiben.

Mittel wider die Ameiſen in Gärten.

Ein jeder Garten-Liebhaber wird durch ſeine Erfahrung geſpüret haben, daß dieſe Thiere in den Gärten, ſonderlich an denen Bäumen mannigfaltigen Schaden verurſachen, und man hofft alſo dieſelben ſich deſto mehr durch Bekanntmachung dieſes Mittels zu verbinden. Man nehme von gemeinen Schwefel zwei Theile, und Herbæ Origani vulgaris, deutſch Wohlgemuth oder braunen Doſten, ſo in allen Apotheken zu haben, einen Theil. Das Kraut wird bei gelinder Wärme ſo troken gemacht, daß es ſich zu Pulver verreiben läſſt, und der Schwefel wird beſonders geſtoſſen, hernach aber mit dem Pulver des Krauts wohl vermiſcht. Der Gebrauch davon iſt dieſer: man macht um die Wurzel des Baums, ſo weit man die Ameiſen ſpürt, die Erde etwas los, ſtreuet das Pulver darauf, und rühret es unter die Erde, da man denn die Wirkung an denen Ameiſen mit Vergnügen ſehen wird. Da das Pulver nicht koſtbar iſt, mus man eben nicht ſparſam damit umgehen. Es kan auch bei widrigen Wetter mit Waſſer etwas angefeuchtet, und wenn ſich die Ameiſen zum erſtenmal nicht gänzlich verlieren ſolten, ein bis zweimal wiederholt werden, da es denn ohnfehlbar erfolgen wird.

Vom Nuzen und Schaden des Zukers, der, bei deſſen Gebrauch, in Betrachtung der Geſundheit, ſich ſo mannigfaltig ſchon veroffenbahret.

Ich habe in den vorigen Theilen dieſer Blättern bereits von dieſem nunmehro ſo beliebten Salze, eine der Oeconomie nüzliche Abhandlung geliefert; Und darinn die Art, wo? und wie ſolcher auf ſo mancherlei Weiſe verfertiget wird? Was für Betrug damit unterlaufet? Wie der unverfälſchte zu erkennen? und welcher der Beſte zur Geſundheit ſeye? Nunmehro aber will ich beſonders Mediciniſche Anmerkungen hievon liefern; und zugleich auch den überaus groſſen Schaden zeigen, wo durch deſſen unrechten Gebrauch ſo vielerlei Krankheiten denen Menſchen zugezogen werden. ⸗ ⸗ ⸗ Bei der Chymiſchen Auflöſung finden wir im Zukker einen brennlichen Spiritum, nebſt einer Kalkförmigen gleichwohl auflöslichen Erde. Ich habe keinen Ort in der Materia Medica finden können, wohin ich die Lehre vom Zukker vor andern bringen konte: ſein Nuzen iſt vielerlei, ſein Gebrauch iſt zu verſchiedenen Abſichten beſtimmt, er kan als ein geiſtiges Mittel betrachtet werden, alsdenn gehöret er unter die ſtärkenden Arzneien. Er vermehret die Magenkräfte. Er würde nicht Lob genug verdienen, wenn er nicht zu überflüſſig gebrauchet, ja gar genusbrauchet würde. Kan aber der Misbrauch den wirklichen Werth einer Sache verringern? In der That hat man Urſache zu glauben, daß verſchiedene Krankheiten, welche vor Erfindung des Zukkers und deſſen allgemeinen und häufigen Gebrauche, wie er jezo bei jedermann üblich iſt, nicht vorgekommen, dem Misbrauche dieſes lokenden und eine angreiſende Säure unter ſeinem geſchmeidiſchen Theilen habenden Salze zugeſchrieben werden müſſen. Der Scorbut bindet ſich jezo nicht mehr an ſein Vaterland, wo er ſonſt zu Hauſe war, nicht nur die Seeländer, nicht nur die äuſſerſt warmen Himmels-Gegenden, ſondern das ganze menſchliche Geſchlecht iſt dieſem Uebel mehr unterworfen als ſonſt. Die ſonſt unbekannten Friſel ſind denen lekerhaften Zukkermäulern gemein. Die Süſſigkeit des Zukkers und das darinnen befindliche geiſtiſche Weſen kan das Blut im menſchlichen Körper zu einer faulenden Gährung geneigt machen, und es, zumal bei Säften ſalziger Miſchung, in wallende Bewegungen ſezen, mithin daſſelbe nach und nach alſo verändern, daß es zum Stoken und zur Ruhe in denen kleinſten Gefäſen geneigt wird. Die Säure, welche im Zukker um ſo viel gefährlicher wird, je verborgener ſie iſt, wird ohnedem mit Recht die Mutter des Scorbuts genennet. Dieſem geſellet ſich zu, die Kalkförmige im Zukker liegende Erde, dieſe wird zu ſamt der Zukkerſäure, zu nicht ge-

geringem Schaden derer Körper, in die zarte Gefäſe geführet: daſelbſt wird ſie zur Gichtmaterie, welche denen Zukkerfreſſern auf dem Fuſſe nachſchleicht. Die Arabiſchen Medici haben den Zukker auch beſchrieben, wiewohl ſie ihn ſo fein, oder vielmehr, mediciniſch zu reden, ſo verdorben, als er jezo iſt, nicht gehabt, und ſie haben ſich deſſen, als einer Arznei, bedienet: nunmehr iſt er der Vorwurf der Wolluſt und des ſchädlichen Geſchmaks in Speiſen und Trank. Der Misbrauch iſt ſogar bis in die Werkſtätte der Geſundheit in die Apotheken eingedrungen. Die unnüze Menge derer Conſerven, derer Sirupen, Latwergen, Condituren, Zukkerküchlein, Morſellen, beſchweret die Apotheker, machet ihnen unnöthige Unkoſten, und dienet zu nichts. Es möchte genug ſeyn, von jeder Art Zukkermiſchungen einige Formeln zu haben; ſo aber mus man ganze Reihen unnüzer und mit der Zeit unbrauchbarer werdender Zukkermittel unterhalten. Ich glaube aber nicht zu irren, wann man den Zukker in das Fach der gelinden laxirenden ſüſſen Mitteln ſezze; ich meine, daß die Aehnlichkeit mit denen übrigen ebenfalls ſüſſen Kräuterſäften ſolches erfordere: wiewohl man von Bruſtmitteln, mit eben dem Rechte davon handlen könte, geſtalten der Zukker in ſeiner gehörigen Maaſe, ſonderlich deſſen geläuterte von der ſchweren Kalkerde geſäuberte Arten, der Candis und der ſchaumichte oder Stöhr Zukker, Saccharum virgis cœlum Spumeum, für ein Schärfe-tilgendes Mittel allerdings gehalten, und dafür gebrauchet werden könne; und alſo auch mit unter die heilſame Darm-reinigende Mittel billich anzupreiſen iſt, wann ſichere Arzeneien damit zubereitet werden.

Beobachtungen und Verſuche über die Natur und Eigenſchaften des Zukkers, mit neuen Entdekungen, von deſſen Schaden. *

Obgleich verſchiedene von gegenwärtiger Materie ſchon geſchrieben haben, ſo habe ich doch dem dringenden Anliegen einiger guten Freunde die öffentliche Bekantmachung meiner neuen Beobachtungen und Verſuche nicht verſagen können, welche ich über die Natur und Eigenſchaften des Zukkers angeſtellet.

Der Zukker iſt nichts anders, als ein Saft aus dem Marke eines gewiſſen Schilfes, der, wenn er vorher gereiniget, gekocht, weis gemacht und getroknet worden, die Form und Feſtigkeit gewinnet, die wir an dem Zukker wahrnehmen. Das Rohr wird gewöhnlicher Weiſe

---

* Aus denen Pariſer h. phyſ. Anzeigen.

ſe alle 14. oder 15. Monate geſchnitten. So bald die Rohrſtangen abgeſchnitten, und wohl abgepuzet ſind, preſſet man daraus den Saft durch gewiſſe Mühlen oder Preſſen, die beſonders dazu verfertiget ſind. Darauf kochet man den Saft in Keſſeln mit einer Lauge von Aſche oder ungelöſchtem Kalk ab. Dieſe erſte Operation iſt noch nicht hinreichend. Man läutert den Zukker nachher noch einmal durch eine andere Lauge, die weit ſtärker iſt, und mit einer Menge ungelöſchten Kalk, Alaun und Gyps vermiſchet wird. Dieſe Species geben dem Zukker eine Weiſſe, ſeinen Glanz und ſeine Feſtigkeit, und machen, daß man ihn in die gehörige Form bringen kan.

Zuweilen mus man die Lauge noch mit geſtoſſenem oder ungeſtoſſenem Spiesglaſe vermiſchen. Dieſes geſchiehet gemeiniglich, weñ die Rohrſtangen entweder noch gar zu grün oder zu reif ſind; denn in beiden Fällen iſt der Saft dike, klebrigt, und ſchwer rein zu machen, wenn er auch gleich öfters gekocht iſt.

Von dieſen Species, welche bei der Reinigung des Zukkers gebraucht werden, bleiben einige ganz und gar: oder doch zum Theil in demſelben zurük, andere aber laſſen nothwendiger Weiſe ihr laugigtes und freſſendes Salz von ſich, welches, ſeiner Natur nach, durch das Kochen nicht verrauchen kan. Sie müſſen alſo dem Zukker eine beiſſen und ſo thätige Eigenſchaft mittheilen, welche unvermerkter Weiſe nicht allein die zarte Haut der Adern, Hauptarterien und groſſen Blutgefäſſe anfriſſet, ſondern auch die Faſern der Muskeln und die dünnen Häute der Gedärme verlezen, woraus Blutflüſſe und auſſerordentliches Reiſſen, beſonders in der Bruſt, in den Nieren und der Blaſe entſtehen.

Wenn ich alle diejenigen Menſchen wollte namhaft machen, welche wegen gar zu groſſer Begierde zum Zukker, durch Blutflüſſe, Krebsſchaden, Schmerzen und innerlichen Wunden ihr Leben eingebüſſet haben, ſo mögte ich die Welt nur gar zu ſehr erſcheken. Noch vor kurzem ſtarb ein Mann in Italien von groſſem Anſehen, weil er ſich das Zukkereſſen ſo ſehr angewöhnet hatte, daß es ihm unmöglich fiel, ſich deſſelben zu enthalten. Bei Eröfnung ſeines Körpers fand ich, daß ſein Magen ſo klein und dünne war, daß es ſchien, als beſtünde er aus einem einzigen Häutlein, das aber nur ſehr zart an einander hienge.

Man mus unter den Eigenſchaften des Zukkers die heftige Hize nicht auslaſſen, welche er in einem gröſſern Ueberfluſſe hat, als man ſich es wohl einbilden kan. Es mag hinreichend ſeyn, wenn ich ſage, daß ein Pfund Zukker im Diſtilliren 5 Unzen entzündenden Spiritus giebt.

Etmüller a) berichtet, daß aus dem Zukker durch ein einfaches Diſtilliren eine ſo ſcharfe und freſſende Feuchtigkeit gezogen wird, welche die Corallen, Perlen und dergleichen ähnliche Sachen aufzulöſen im Stande iſt. Der berühmte Doctor **Dolco** b) verſtattete niemals, daß eine Arznei mit Zukker zubereitet wurde, und zwar mit groſſem Grunde, weil der Zukker der Geſundheit zuwider, und er aus Verſuchen erwieſe, daß derſelbe keine lindernde Kraft beſäſſe, ſondern die Sehnen zerfräſſe und angriffe. Der Doctor Joſeph Lanzoni von Ferrara erzehlte mir, daß ein Prieſter, welcher ſeit langer Zeit mit einem Geſchwür behaftet geweſen, das faule Fleiſch in demſelben mit geſtoſſenem Zukker weggebeizet habe, und daß er geſehen, daß einer ſeiner Landsleute vom Schlage gerühret worden, und verſchiedene Frauen zu frühzeitig gebohren hätten, weil ſie ſich gar zu unmäſſig des Zukkers bedienet.

Herr **Ray** c), die Ehre und Ruhm der Engliſchen Arzneikunſt, führet den unmäſſigen Gebrauch des Zukkers beim Eſſen und Trinken als die Urſache des Scorbuts und der Schwindſucht an, welche in Engelland eine ſo groſſe Verwüſtung angerichtet haben. Er machet zugleich die Anmerkung, daß ſich die alten Mediciner ſehr geirret, welche den Zukker für ein Mittel gegen Schnuppen, Huſten, Lungenſchaden und andere Krankheiten der Bruſt hielten.

Ich will nunmehro meine verſchiedene Verſuche anführen, welche die beiſſende und freſſende Eigenſchaft des Zukkers auf das klarſte beweiſen.

Redi berichtet, daß eine Schnecke, welche man mit fein geſtoſſenem Zukker beſtreuet, in dem Augenblik aus allen Oefnungen ihrer Haut eine groſſe Menge klebrigte und zähe Materie von ſich läſſet, die weis und gelb ausſiehet, und ſich darauf wie Schleim verdikket. Die Schnecke ſtirbt in einigen Minuten, und ihr Leib ſchwillet auf, als wenn ſie waſſerſüchtig geweſen wäre. Sondert man die Haut von dem Eingeweide ab, ſo findet man die Haut der Schnekke, die ihrer Natur nach dikke und hart iſt, welk, dünne und ganz vertroknet. Die Urſache hievon iſt, weil alle klebrigte Feuchtigkeiten aus den kleinen Canälen getretten ſind, die man in groſſer Menge an der Haut der Schnekke wahrnimmt, wenn man ſie gegen die Sonne hält.

Aber was werden die Naturkündiger

---

a) Coll. Phar. p. 719.

b) Encyclopediæ Med. Theoretico-practicæ Lib. I. de Tuſſi.

c) Plant. Hiſt. Tom. II. lib. 29.

diger ſagen, wenn ich ihnen ſogar zeige, daß auch andere Thiere, die weit ſtärkerer und feſterer Natur ſind, als die Schnekken, durch das Zukker in kurzer Zeit mit Convulſionen ſterben, daß ihr Leib davon ganz verſtellet werde, daß ihre Lenden eingezogen und ihre Pfoten ganz zuſammen gefaltet werden.

Ich nahm einen Froſch, ſechs Dragma ſchwer, und ſchlos ihn in eine kleine Schachtel ein, in deren Oberdekel verſchiedene Luftlöcher befindlich waren. Ich beſtreuete die Haut des Froſches mit einer Dragma ſehr feinen Zukkers. Sogleich lies derſelbe durch die Haut, die ſehr hart iſt, eine Feuchtigkeit von ſich, die ſo klar, wie Waſſer war. Ich ſahe darauf, daß ſich derſelbe marterte, und 50. Minuten lang quälete, nach welcher Zeit er unter heftigen Convulſionen ſtarb. Sein Gewicht hatte ſich bis auf 2. Dragmen und 2. Gran vermindert.

Ich ſezze einen andern Froſch, 2. Dragmen ſchwer, in ein Gefäs, worinn ich eine gleiche Menge Waſſers und feinen Zukker geſchüttet hatte. Er lebte darinn nur 55. Minuten. Ich lies ihn darinn nach ſeinem Tode noch 40. Stunden lang liegen, und er verlohr die Helfte von ſeinem Gewichte, ſo, daß er einem Gerippe ähnlich ſahe.

Ich zwang einen Froſch mit Gewalt, 12. Gran Zukker hinunter zu ſchlukken, und ich erſtaunte, wie ich ihn innerhalb 10. Stunden geſtorben ſahe. Seine Haut war ganz mit einer wäſſerigten zuſammen geronnenen Feuchtigkeit bedekket, welche aus allen innerlichen Theilen des Körpers daſelbſt durchgedrungen. Dieſer Froſch wog anderthalb Unzen, und verlohr davon vierthalb Quinten.

Ein Froſch, der 24. Gran geſtoſſenen Pfeffer mit Zwang hinunter geſchlukket hatte, ſtarb nicht davon. Sieben Stunden nach dieſer in dem Behältniſſe der Nahrung erzwungenen Krankheit, gieng dem Froſche aller Pfeffer wieder durch den Mund ab, und er ſchien weit geſtärkter und munterer, wie vorher, nachdem durch die Schweislöcher ſeiner Haut einige Tropfen wäſſerigter Feuchtigkeit getrieben waren.

Stöſſet man den Pfeffer zu Pulver, und ſtreuet denſelben den Fröſchen äuſſerlich auf die Haut, ſo ſterben ſie bald nach vielen krümmen und martern, wie man aus ihrem Springen beurtheilen kan, welches ſie auch alsdann noch thun, wenn ſie ſchon tod zu ſeyn ſcheinen. Allein, ihr Körper verlieret nichts merkliches von ſeinem Gewichte. Sie ſcheinen auch nicht ausgetroknet u. zuſammen gezogen, wie diejenigen, die die Marter des Zukkers ausgeſtanden haben.

Eine Taube, der ich 7. Quentgen Zukker hinunter ſchluken lies, lebte nicht länger als 4. Stunden. Eine kurze Zeit vor ihrem Tode muste ſie heftige Convulſionen erdulden, und zu gleicher Zeit eine Menge Waſſer von ſich brechen. Bei ihrer Eröfnung bemerkte ich zuerſt, daß die Haut des Kropfs weit dünner geworden, als ſie natürlich iſt. Die Lunge war ſo roth, wie Zinnober, und die Gedärme von grünen und gelben Waſſer angefüllet, das ſüs und bitter ſchmekte. Dieſes überredet mich, daß ſich durch die freſſende Eigenſchaft des Zukkers die Galle u. andere Feuchtigkeiten des Körpers daſelbſt verſammlet hatten. Die Glieder waren ſchwarzgelblich, troken und geſchwächet, ſo, daß es ſchien, als wäre die Taube für Hunger geſtorben.

Eine Aente, die 6. Pfund ſchwer war, muste mit Zwang 5. Quentin feinen Zukker verſchluken. Sie lebte nur 7. Stunden, und ich wurde bei ihrer Eröfnung gewahr, daß ihr Magen und Kropf von grünen und gelben mit Zukker vermiſchtem Waſſer angefüllet war. Ich lies es bei dieſen Verſuchen noch nicht bewenden, ſondern zwang eine andere 3. Pf. ſchwere Aente, dritthalb Unzen geſtoſſenes Zukker hinunter zu ſchluken. Nach einer Stunde fieng das Zukker an, durch den Hintertheil zugleich mit den flüſſigen Unreinigkeiten von ihr zu gehen. Fünf Stunden nachher wurde die Aente ſo matt, daß ſie nicht Kraft genug hatte, auf ihren Füſſen zu ſtehen. Sie zog ſich wie ein Klaun zuſammen, und ſezte ſich nieder. Ihre Glieder zitterten, als wären ſie vom Schlage gerühret, und am Ende von 12. Stunden ſtarb ſie. So bald ſie tod war, eröfnete ich ſie, um zu unterſuchen, ob etwa in dem Schlunde, der bis zum Magen gehet, (œſofago) und in dem übrigen Eingeweide einige Veränderung vorgegangen. Die Gedärme ſchienen mir alleſamt ganz leer zu ſeyn, auſſer daß ich um denenſelben eine gewiſſe Feuchtigkeit bemerkte. Von dem Zukker aber war nicht die allergeringſte Spur mehr vorhanden. In dem Unterbauche fand ich Sand und andere kleine Steine, die dergleichen Art Geflügel, zu beſſerer Verdauung ihrer Speiſen, hinunter zu ſchlukken pflegen. Das Gewicht der Aente hatte ſich bis auf etwa 7. Unzen vermindert.

Wie ich auf dieſe Art die verwunderungswerthe Eigenſchaft des Zukkers, die Thiere zu töden, erfahren hatte; ſo wollte ich auch die Würkung beobachten, welche er in todtem Fleiſche hervor brächte. Ich beſtreuete zu dieſem Ende ein Stük Fleiſch mit Zukker auf der äuſſern Seite, und fand, daß es nach und nach die Feuchtigkeit ſeiner Faſern von ſich lies. Dieſes machte, daß daſſelbe endlich ganz troken, zuſammen gezogen und unverderblich wurde; doch konte es leicht von den Würmern verzehret werden. Im Geſchmak war es durchgängig ſüs, zum offenbaren Kennzeichen, daß der Zukker bis auf den Grund hindurch gedrungen.

Ein kleines Stük Kalbfleiſch, ohngefehr ein Quint ſchwer, welches ich in einer halben Unze Zukker geleget hatte, verlohr in 8. Stunden ein Drittheil, und in 13. Stunden die Helfte ſeines Gewichts. Ich legte eben dieſes Stük Fleiſch nachher ins Waſſer, und fand, daß es innerhalb 12. Stunden ein Drittheil von ſeinem vorher verlohrnen Gewichte wieder erlanget hatte.

Das Herz eines Hammels verlohr in anderthalb Unzen Zukker innerhalb 41. Stunden ein Drittheil ſeines Gewichts, nachdem vorher eine röthliche Feuchtigkeit davon gegangen. Ich mus nicht vergeſſen, daß dieſe blutfärbige Feuchtigkeit ganzer 50. Tage nach einander gährete, und daß ſich auf deren Oberfläche 4. Finger weiſſer Schaum ſezte. Während der Zeit, daß dieſe Feuchtigkeit in der ſtärkſten Gährung ſtand, war ſie laulicht warm; nachher ſchmekte ſie ohngefehr wie ſüſſer Wein, der anfängt ſauer zu werden, endlich wurde ſie wie ein Julep; allein, weit jäher und ſchleimigter. Ich wiederholte eben den Verſuch in der Mitte des Auguſtmonats, und gos die Feuchtigkeit, die einem Julep ähnlich ſchien, in ein irdenes Gefäs ohne Dekel. Am Ende des Jahrs hatte ich die Neugierde, ſie mit einigen Tropfen Waſſer zu vermiſchen, um ſie zu erfriſchen. Nach 3. Stunden fieng ſie wiederum zu gähren an; doch nicht mit eben der Kraft, wie zu erſt. Dieſes beſtättiget die Meinung einiger Phyſiker, die dem Zukker eine groſſe gährende Kraft beilegen, welche das zur Erhizung geneigte Blut in Wallung ſezzen, und dadurch verurſachen kan, daß es ſich verdünnet, und alſo einen gröſſern Plaz einnehmen mus, wie es zuvor hatte: woher es denn kommt, daß es die zarten Häute der groſſen Adern heftig angreift, ſie ausſpannet und öfters gar zerreiſſet.

Doch wir kehren wieder zu unſern Verſuchen zurük, damit ein jeder die thätige Würkung des Zukers auf das überzeugendſte erkenne, die den menſchlichen Köreer austroknet und verzehret; eine Würkung, die viele ſehr ſtarke Salze weit übertrift. Ich nahm vier kleine cryſtallene Gefäſſe, und ſchüttete in das erſtere gemeines Salz, in das zweite Ammoniac-Salz, in das dritte gereinigtes Salpeter-Salz, und in das vierte geſtoſſenes feines Zukker. Ein jedes von dieſen Species wog 5. Quentin. Darauf legte ich in jedes Gefäs ein Quintin Menſchenfleiſch, das ich von einem kurz vorher verſtorbenen toden Körper abgeſchnitten hatte, und ſchüttete auf jedes Stük eine gleichwichtige Menge Waſſer, welches ich deswegen hinzu that, um verſichert zu ſeyn, daß nicht die Salze, ſondern ein heftiger Druk die Feuchtigkeit des Fleiſches verzehre und austrokene. Ich fand darauf, daß das Fleiſch in dem gemeinen Salze innerhalb 32. Stunden 12. Gran, das in dem Ammoniac-Salze 18. Gran verlohren. Das Fleiſch aber, welches in dem Zukker gelegen, war 36. Gran leichter. Ich legte darauf eben die Stüke Fleiſch noch einmal in eben die Salze, und lies ſie darinn 24. Stunden liegen. Während dieſer Zeit verlohren die Stüke von ihrem Gewichte nichts mehr. Ich mus hiebei anmerken, daß das Stük Fleiſch, welches in dem Zukker gelegen, eine auſſerordentliche Härte erlanget, welche bei den andern Stüken Fleiſch nicht anzutreffen war, die in den andern Salzen gelegen, und die ich von ihrem natürlichen Zuſtand ſehr wenig verändert fand.

Aus dieſen Verſuchen folget der Schlus: man ſchelte die Schule der Arabiſchen Mediciner nicht ohne Grund, der den ſtarken Gebrauch des Zukkers eingeführet, deſſen ſchädliche Eigenſchaften wir jezo erkannt haben. Ich hoffe, unpartheiiſche Richter werden meine Unternehmungen nicht tadeln, da ſie auf das gemeine Beſte zielen, und die Erleuchtung derjenigen zum Gegenſtande haben, welche die Indianiſchen Gewürze nur gar zu leicht zu ihrem Gebrauche anwenden, ohne ſie vorher genugſam geprüft zu haben.

Der Zukker mus zwar aus der Arzneikunſt nicht ganz verbannet werden. Nein, er verdienet allerdings einen Plaz darinn, und reichet uns ein reinigendes und den Abflus des Urins beförderndes Mittel dar, welches mit Nuzen zu Erleichterung des Leibes von den überflüſſigen Feuchtigkeiten und groben Unreinigkeiten kan verordnet werden. Ja, wir ſehen in der That durch Erfahrungen, daß der Zukker die Feuchtigkeiten und den Urin in Bewegung ſezzet, welches mich überführet, daß derſelbe allerdings in den Apotheken ſeinen Plaz haben müſſe. Allein, man mus den Zukker nicht für ein Gewürz halten, daß man zu täglichem Gebrauche und zu jeder Zeit nur ſo blindlings anwenden könne, wie diejenigen thun, die der Vernunft weniger, als denen gemeinen Vorurtheilen Gehör geben, und nur der betriegeriſchen Begierde ihrer Sinne folgen. Von deſſen weitern Nuzen und Schaden iſt hievon insbeſondere eine Abhandlung in dem Referendario 5ten Theil, pag. 180. weitläufig gehandelt worden.

Ein ſicheres Mittel, ein ganz Jahr lang Feuer zu erhalten, ſo zu einem Feuerzeug dienlich.

Man ſammlet in dem May Kühkoth, und macht denſelben zu Pulver. Hierunter thut man guten friſchen gebrannten Wein und macht eine Kugel daraus, einer welſchen Nus gros, oder auch noch gröſſer, nimmt darnach Kalk und Eierklar, Hanf und Weyrauch, und ſchlägt es um die Kugel. Wenn man es nun brauchen will, ſo bohrt man in dieſe Kugel ein kleines Loch mit einer Pfrieme, und thut Feuer hinein, und dieſes Feuer hält ſich auf einen Monat lang, ſo, daß wenn man Feuer haben will, man nur einen Schwefel-Faden daran halten darf.

Aus Eiſen Stahl zu machen.

Man nimmt eiſerne Stäbe ohngefehr Daumens dik, todte Weiden- oder büchene Kohlen, das Abgeſchabte von Ochſen-Hörnern, Rus aus dem Schorſtein, von allen ein Theil, machet damit eine Lage um die ander, und thuſt erſt alles in ein Geſchirr von Erden gemacht mit einem Dekel. Erſtlich thut man eine Lage der Mixtur eines Fingers dik, darnach eine Lage Eiſenſtäbgen, und dann wieder von der Materie, und alſo fort bis das Käſtlein voll iſt, zu oberſt aber mus von der Mixtur kommen. Hierauf verkleibt man das Geſchirr, und ſezt es in einem darzu gehörigen Windofen, und giebt ihm bei vier und zwanzig Stunden lang ein lüſtiges Feuer, ſo wird das Eiſen in Stahl verwandelt ſeyn.

Die jungen Bäume und die hohen Tannen.

Weh: wir werden ſo nicht alt;
Des Weſtwinds ſchrekliche Gewalt
Wird uns unfehlbar niederreiſſen.

Dies war der jungen Bäume Klage,
Als einſt ein Weſtwind viele Tage
Mit ſtürmeriſchem Wüten brauſte,
Und raſend durch die Lüfte ſauſte.

Allein als jezt der Sturm verſchwand,
Und jeder ſich noch feſt befand,
So ſahen ſie, ſelbſt unverſehrt,
Die hohen Tannen umgekehrt.

Sie ſprachen demnach unter ſich:
Die Zeit her gieng es fürchterlich;
Doch nunmehr iſt das Spiel gewonnen,
Wir ſind für tauſenden entronnen.

Denn ſchaut doch rings um uns herum,
Es ſchmies die gröſten Tannen um.
Wir wünſchten ſonſt: ach, wären wir
Ihr Tannen auch ſo ſtark wie ihr!
So möchte zwar ein Sturm uns büken;
Doch niemals völlig niederdrüken.
Der Wunſch war wider unſer Heil;
Wir ſehen jezt das Gegentheil.

Drauf ſprach ein Alter unter ihnen:
Obgleich wir wie verlaſſen ſchienen,
So ſind wir dennoch, liebe Kinder,
So gut als Tannen, und nicht minder.
Sind wir gleich kurz und jene lang,
Hoch ſeyn hilft oft zum Untergang.
Viel Holz, viel Aeſte, viele Tangeln,
Dient nur zur äuſſerlichen Pracht;
Denn wem die guten Wurzeln mangeln,
Den wird der ſtarken Wetter Macht
Doch endlich ohne Müh beſiegen.
Warum? Er weis ſich nicht zu ſchmiegen.

Ein

Eine Manier, mit wilden Kaſtanien Federvich zu mäſten.

Man macht eine ſtarke Lauge von Kalk und gemeiner Aſche, wie man die ordentliche Lauge macht. In dieſe Lauge legt man die wilden Caſtanien, wenn ſie vorhero abgeſchält worden, und wäſcht ſie darauf im friſchen Waſſer. Endlich läſt man ſie kochen, und macht daraus einen Teig, der ganz ſüſs iſt, und den das Geflügel gerne friſt, und davon bald fett wird.

Wie allerlei weichliche Speiſen, Semmel, Kuchen, Eier, Gebackenes und Zukkerwerk, der Geſundheit höchſtſchädlich werden kan.

Es iſt durchgehends in der Erfahrung gegründet, daß der Genuß vieler Mehlſpeiſen, dazu feines Kraftmehl, Semmel, Eier, Zukker, Butter ꝛc. genommen werden, ein dikkes zähes Blut verurſache. Solche Sachen ſchmekken freilich der Kehlen gut, werden aber dem Leibe leider oftmals zu Gifte, indem ſie denſelben mit allzu viel Nahrung überfüllen, und folglich, wie oben gezeiget iſt, zu Krankheit kräftig Anlaſs geben. Es wäre zu wünſchen, daß wir die wohlgemeinte Lehre eines redlichen und berühmten teutſchen Medici ſtatt finden lieſen, der uns folgendes zur Warnung mittheilet: (*) Welche Leute ſich damit was zu gute zu thun meynen, wenn ſie lauter Semmel auf ihren Tiſch tragen laſſen, die ſind ganz und gar unrecht daran, und thun zwar wol ihrem Maule ein wenig zu gefallen, aber im übrigen ziehen ſie ſich, zumal bei übrigem bequemen und faulen Leben eine groſſe Laſt von Krankheiten über den Hals. Denn bei ſolchen Umſtänden wird Milz u. Leber alſobald verſtopfet, und nicht lange darauf werden ſich wol auch Nieren- und Gicht-Beſchwerungen anmelden, und das darum, weil in dem lieben Gute ein zäher und ſüſſer Nahrungs-Saft iſt, der ſolchen arbeitloſen Leuten am allerwenigſten zuſchläget. Solchen Perſonen wäre vielmehr zu rathen, daß ſie ſich an grob gemein Brod hielten; denn weil in ſolchem noch viel Kleyen iſt, ſo bleibet mehr davon in denen Gedärmen zurüke, ſodann durch den Stuhlgang eher ausgeführet wird. Und dieſes Verſehen iſt meines Erachtens eine mit von den fürnehmſten Urſachen, warum reiche und vornehme Leute mit Hypochondrie, Gicht und Stein beladen ſind. Hierbei iſt auch noch zu erinnern, daß es etliche noch gröber mit den Semmel, auch wol andern gebakenen Sachen verſehen, die ſobald es aus dem Ofen kömmet, da-

mit

(*) Simon Pauli in Quadrip. Botan. p. 53.

mit dem Munde und Magen zu eilen, aber es gar oft genung zu ſpäte beklagen müſſen: wie mir denn Frauens-Leute bekannt ſind, die bei dieſer Gelegenheit ſolche Blehungen und Spannen im Unterleibe bekamen, die der Milz und Mutter Beſchwerung ſehr gleich gekom̄en.

Ob nemlich ſüſſe Sachen, als Zukker, Honig und was daraus bereitet wird, dem menſchlichen Leibe geſund oder ſchädlich ſeye? wird folgendermaſſen beurtheilt: Daß Leute, die von dergleichen keinen Schaden vermerken, ſondern ſolcher Natur ſind, daß ſie alſofort durch bequeme Wege ſich wieder davon entſchütten, kein Bedenken tragen dürfen, ſich derſelben zu bedienen, denn bei denen heiſſet es: denen geſunden iſt alles geſund; hingegen wo keine rechte Verdauung iſt, und der Magen nebſt denen zunächſt daran hängenden Gedärmen mit zähen und harten Schleim überfüllet ſind, ſo, daß daſelbſt ein Gehren und Verſauren ſtatt finden kan: da wird man allemal finden, daß ſüſſe Sachen viel Ungelegenheit und Schaden anrichten. Bei Kindern ſtellen ſich davon gar leichte Würmer ein, und die Zähne werden ſchwarz und angefreſſen, wodurch man genug überzeuget wird, daß ſie Schärfe in unſern Feuchtigkeiten anrichtē wie ſolches p. 29. hinlänglich bewieſen worden. So lehret auch die Erfahrung, daß ſuchs aller Appetit verdorbē wird, weñ man früh nüchtern viel ſüſs Zeug einnimmt, weil ſolche alle Verdauung vernichten, und die Säfte, wodurch ſolche verrichtet werden, mus gänzlich untüchtig machen. Celſus a) hat daher gute Urſache, alle übrig ſüſſe Dinge als Honig, Meth und Moſt unter die Claſſe derer dem Magen ſchädlichen, u. Blehung verurſachenden Speiſen zu ſezen, woriñen ihm die Erfahrung allerdings vollkommenen Beifall giebet. Weil auch, wie erwehnet, dieſe Stükke leicht in eine Gehrung kommen: ſo ſchaden ſie ſolchen Leuten überaus ſehr, deren Magen vor andern zu ſolcher Säurung geneigt iſt, als da ſind Leute, ſo mit der Milzbeſchwerung geplaget werden, oder ſonſt ordentlich hartleibig ſind, denn bei ſolchen wird nichts als eine ſehr ſaure und vor Schärfe angreiffende Feuchtigkeit daraus. Auch ſind ſie denen edelſten inwendigen Theilen des Leibes ſehr vielmals ſchädlich. Als Celſus ſchon bemerket hat, b) verſtopfen ſie die Milz, und Oribaſius c) ſtimmet damit überein, daß die Milz und Leber von allzu viel ſüſſen Sachen verſtopfet und gänzlich verhärtet werden. Wenn aber die ſüſſen Dinge, ſo in den Magen kommen ſind, weder in demſelben, noch nächſt da-

ran

---

a) Sectione V. aph. 74.
b) Lib. IV. cap. 18. & Lib. III. c. 25.
c) Lib. 2. cap. 92.

ran liegendem Darme (inteſtino duodeno) verwandelt und zubereitet werden, ſondern gehen ſo wie ſie ſind ins Geblüt hinein; ſo kan daraus nichts anders werden, als es müſſen alle Säfte eine klebrichte zähe Natur annehmen. Und ſolcher Gefahr ſind phlegmatiſche Leute, und überhaupt alle die ein weich ſchwammigt Fleiſch haben und wenig ausarbeiten, hauptſächlich unterworfen, und müſſen immer befürchten, daß ſich davon langwierige unheilbare Krankheiten anſpinnen und befeſtigen möchten. Was von dieſem alſo geſaget, verhält ſich meiſt auch ſo mit denen Eiern, die geſunden Leuten, wenn ſie weich geſotten ſind, ſehr wohl, aber hingegen vollblütigen und mit einem ſchwachen Magen verſehenen Perſonen, ſonderlich wo derſelbe noch dazu mit viel Säure überladen iſt, übel bekommen, indem ſie in ihren Magen verharten, und verderben, daher auch ſolche Patienten, die am Fieber oder Milzbeſchwerung Noth haben, ſich der Eier niemals ohne merklichen Schaden bedienen können.

Eine beſondere Art des Dunges zu denen Feldern, Weinbergen, Baumgärten ꝛc. wodurch ſowol die ſandigten Aeker als die andern zu einer merklichen Fruchtbarkeit gebracht werden können.

Man nimmt einen Sak gemeines Salz und drei Säkke ungelöſchten Kalk. Dieſes thut man zuſammen in einen Bottich oder ſelbſt beliebiges weites Gefäs, feuchtet es an mit Regen- oder auch andern Waſſer, und rühret es wol um. Mit dieſer Arbeit fähret man ſo lange fort, bis es ein Brei oder zubereiteter Kalk wird. Hierauf nimmt man gebakene Steine, und leget dieſelben in zwei Reihen. Auf dieſe zwei Reihen leget man Holzſcheite, ſo, daß es unten hohl ſey, auf die Hölzer aber Stroh, und auf das Stroh thut man obgemeldete Materie mit einer Schaufel, Flek- oder Kugelweiſe. Auf dieſe Materie leget man wieder Holz und Stroh auf obgemeldete Art, und ſolches Legen wird ſo lange continuirt, bis die ganze Maſſe der Materie verbraucht iſt. Hierauf zündet man es mit Feuer an, und laſſet es ſo lange glimmen und brennen als es will. Immittelſt ſtöſſet man es zuſammen auf einen Haufen, und gibt acht, daß das Feuer allezeit beiſammen und aufeinander bleibe. Hierauf laſſt man es von ſich ſelbſt erkalten, und wenn es erkaltet, kan man es gebrauchen in folgendem Verhältnis: Zu einem Weinſtok kan man eine Hand voll nehmen, und ſie auf die Wurzel thun; um einen Baum kan man eben ſo viel ſtreuen. Auf einen Morgen Aker thut man vier Säke voll, und auf einen Morgen Weinberg acht Säke. Den Nuzen, ſo man davon haben wird, wird den Gebrauch dieſes Dunges am beſten anbefehlen.

Von Verfertigung des Sauerteigs.

In manchen Orten iſt ſelbſt denen Bekern unbekannt, wie der Sauerteig verfertiget werden kan, ſo, daß, wie Kunkel in ſeinem Laboratorio Chymico berichtet, zu Torgau der Sauerteig von einem Beker zum andern getragen, und immer nur etwas von dem Weizen-Mehl oder Teige zugeſezet würde. Es iſt aber gar leicht den Sauerteig, wenn man will, zu verfertigen, und beſtehet das ganze Geheimnis darinn: Man thut zu etwas eingekochten Hopfen Weizen-Mehl, das Weiſſe vom Ey und ein wenig Zukker. Hierdurch kan ein Beker einen ſtetswährenden Sauerteig machen. Sollte dieſes einem und dem andern unbekannt geweſen ſeyn, ſo wird er hierdurch einen ungemeinen Nuzen zu erhalten im Stande ſeyn.

Sicheres Mittel zu erfahren, ob der Wein mit Waſſer vermiſcht ſey. Und wie Waſſer vom Wein zu ſcheiden.

Man nimmt einen mit Oel beſtrichenen Spahn, und hänget denſelben in das Weinfaſs, ſo derſelbe bei dem Herausnehmen tröpfelt, ſo iſt eine Anzeige, daß der Wein mit Waſſer vermiſcht ſey. Man kan auch eine kleine Quantität Wein in ungelöſchten Kalk gieſſen, iſt der Wein richtig und rein, ſo ziehet er den Kalk zuſammen, wenn aber Waſſer unter demſelben iſt, ſo zertreibt er ihn und macht ihn zerfallen.

Waſſer vom Wein zu ſcheiden.

Gieſſe in ein leeres Glas Waſſer und Wein untereinander, tunke ein wöllnes Band in das Waſſer, daß es durch und durch wohl naſs werde, laſſe es mit dem einem Ende in das Getränke in dem Glas hangen, das andere lege in ein Geſchirr, ſo neben dem Glaſe ſtehet, und niedriger als das Glas, ſo wird das Band das Waſſer alles aus dem Glaſe in das nebenſtehende Geſchirr ziehen, und alſo der Wein gereiniget werden. Welches wohl in Acht zunehmen auf den Reiſen, da man oft Wirthe antrift, welche aus Waſſer Wein machen wollen.

Von den Würkungen des Waſſers: und was deſſen innerlicher unvorſichtiger Gebrauch für Schaden anrichten könne?

Wenn das Waſſer nach Beſchaffenheit der Umſtände nicht gemisbrauchet wird, ſo iſt es ein geſundes Getränke. Von deſſen Nuzen, ſo es ſowohl innerlich als äuſſerlich, zu Beförderung eines geſunden Lebens herfür bringt, ſind ſchon in dem Referendario, 3ten Theil pag. 77. und 5ten Theil pag. 352. beſondere wichtige Abhandlungen geliefert worden. Es werden ſo viele Exempel erzählet, daß Leute durchs Waſſertrinken ſehr hohe Jahre erreichet, und wenn es ſeine völlige Richtigkeit hätte, daß der Gebrauch des Waſſers ein hohes Alter zuwege bringt, ſo würden die Aerzte wohl thun, den Gebrauch deſſelben auf das beſte anzupreiſen. Warum ſie es aber nicht alle ohne Ausnahme rühmen, davon ſind Gründe da, welche ich unten anzeigen mus, wenn ich von dem ſchädlichen Erfolg des Waſſertrinkens reden werde. In den *Miſcellan. N. C.* findet man ein Exempel von einem Greiſe, der in ſeinem 100. und 20ſten Jahre nicht nur ganz friſch und munter geweſen, ſondern wie man verſichern will, ſo hat er auch in dieſem Jahre neue Zähne bekommen. Man hat die Urſache davon unterſuchet, und keine andere anzugeben gewuſt, als daß er von Jugend auf Waſſer getrunken. Cardanus, ein Italiäner, der von den Wirkungen des Waſſers in Krankheiten geſchrieben, iſt der Meinung, daß das Waſſer ſehr viel zu einem langen Leben beitrage, und führet disfalls einen Indier an, welcher ſein Leben ſoll auf 300. Jahre gebracht haben. Bei einem Spanier aber habe er ſelbſt bemerket, daß er nichts als Waſſer getrunken, und über 100. Jahr alt worden. Ich will zugeben, daß dieſes allerdings viel zur Geſundheit und langem Leben beitragen könne, wenn ein Menſch von Jugend auf beſtändig Waſſer trinkt, und ſich in den zarten Jahren gleich daran gewöhnet hat. Ob aber ein unfehlbarer Schlus jederzeit auf dieſe Wirkung gemacht werden könne, iſt eine andere Frage. Es iſt ein Getränk, das nicht heftig in die Nerven wirkt. Dies bezeugt die Erfahrung; und wie ſollte es auch ſolches verrichten können, da es keine aktive Theile bei ſich hat. Das Waſſer hat keinen Geſchmak, zum offenbaren Kennzeichen, daß die Nerven, welche dieſem Sinne gewidmet, nicht adficiret werden. Wein, Bier und dergleichen Getränke greifen die Nerven eher an, ſie enthalten Theile, die ſolches verrichten. Sie machen aber auch eine Wallung, welches ſonderlich der Wein thut, wodurch die Nerven leiden.

Die vornehmſte Wirkung des Waſſers beſtehet darinn, daß es die Säfte unſers Körpers verdünnet. Weil es keine fremde Theile bei ſich hat, ſo nimmt es inn und zwiſchen ſich Theile von den Säften, und da es ſeiner Natur nach ſehr flüſſig, ſo wird auch dieſe Flüſſigkeit den Säften mitgetheilet. Das Blut, als derjenige flüſſige Körper, daraus die andern Säfte unſers Körpers abgeſondert werden, hat ſeine Flüſſigkeit von den wäſſerichten Theilen. Das Waſſer iſt ein Element unſerer Säfte und aller Getränke, die unſere Säfte erhalten. Wenn die wäſſerichten Theile des Bluts durch einen zu ſtarken Schweis, oder durch andere Ausleerungen häufig aus dem Körper weggehen, ſo wird es dikke. Der Schaden iſt bekannt, wenn man dieſe Theile durch ſparſames Trinken nicht wieder erſezt, daß ein dikkes Blut verſchiedene üble Zufälle verurſacht. Iſt das Blut genugſam flüſſig, ſo iſt es zugleich geſchikt, frei durch die kleinſten Geäder zu gehen. Dieſe ſind Harröhrchen. Ihr Durchſchnitt iſt ſehr klein; wie iſt es möglich, daß das Blut dieſelbe frei paſſire, wenn ſeine Theile nicht wenig unter ſich zuſammen hangen. Dieſer iſt jederzeit ein Hindernis der Bewegung durch dieſe Gefäſſe. Das Herz und die groſſen Schlagadern finden kein Hindernis in ihren Zuſammenziehen, wenn das Blut flüſſig genug iſt. Solchergeſtalt kan die bewegende Kraft dieſen flüſſigen Theil deſto bequemer in dem Körper herum treiben. Die Erfahrungen ſind da, daß bei gegenſeitiger Beſchaffenheit eine Angſt erfolget, und ein Theil dieſer Plage hat bei hypochondriſchen und hyſteriſchen Perſonen lediglich hierinn ihren Grund. Wenn man überleget, wie viel an einer ordentlichen und ungehinderten Bewegung des Bluts gelegen ſey, wie davon alle übrige Handlungen unſers Körpers abhangen, wie dadurch Stokungen und Entzündungen verhütet werden, dem wird dieſer Nuze von einem vernünftigen und mäſſigen Gebrauch des Waſſers nicht klein vorkommen. Das Waſſer befördert die Abſonderung. Die Flüſſigkeit des Bluts, der genugſame Trieb in demſelben, der die abzuſondernden Theile nach dem Abſonderungsorte hinführet, ſind dazu hinlänglich. Auſſerdem verdünnet und verſüſſet es die Salze, daß ſie minder aktiv und die empfindlichen Theile weniger angreifen.

Es iſt daher in denen Krankheiten mit Nuzen zu gebrauchen, wo das Blut verdünnet, die Bewegung vermehret, die Abſonderungen befördert, und die Schärfe gedämpfet werden ſoll. Alle hizige Fieber vertragen den Gebrauch des Waſſers, um die ſcharfen Theile zu zerſtreuen. Wenn ſich nur das Waſſer jederzeit mit den Säften in dieſer Krankheit gut vermiſchte. So dienet es auch in vielen Krankheiten, in der Abſicht, diejenigen Wirkungen zu erhalten, von denen man weis, daß es dieſelben befördern kan. Einer der gröſten Aerzte, ich meine Boerhaave, leget dem Waſſer dieſes Lob bei: Das Wachsthum des Körpers wird inſonderheit durch das Waſſer vollführet. Vom Waſſer entſtehen die meiſten Krankheiten, die meiſten werden auch damit kuriret. Der Tod ſelbſt iſt öfters dem Uebermaſſe des Waſſers zuzuſchreiben, weit öfterer aber wird er durch den Mangel deſſelben erweket. Die glüklichſte Kur geſchiehet mit dem Waſſer. Der ſeel. Herr Geheimerath Hofmann erzählt in ſeiner M. R. S. Tom. III. p. 620. ein merkwürdiges Exempel, daß das kalte Waſſer, welches einige Zeitlang in ziemlicher Menge getrunken worden, blos deswegen ſehr heftige Convulſiones vertrieben habe, weil es mit ſeiner Kälte einen Fieberkrampf erreget, dieſer aber nachgehends eine ſchnelle Bewegung der Bluts zu erwünſchter Hebung der Krankheit verurſacht hätte. Ja in dem Scurbut kan das reine Waſſer die beſte Wirkung thun. Es nimmt ſehr viele Salze an, und führet ſie aus dem Körper. Bei der Schwäche des Kopfs, der Augen und ſo weiter, dienet es, und Celſus ſchreibt von dem äuſſern Gebrauche Libr. 1. Cap. V. Bei dem Gebrauch des Waſſers iſt alle Behutſamkeit zu gebrauchen, welche Herr Hofmann Diſſertat. de ſalubritate aquae frigidae anführet. Es mus innerlich unter gewiſſen Umſtänden und gehöriger Ordnung gebraucht werden. Hauptſächlich iſt zu merken, daß man es nicht auf einmal und überhaupt zu viel trinke, ſondern allmählig davon nehme, und die äuſſern Theile des Körpers, inſonderheit die Füſſe und die Gegend des Magens wohl vor der äuſſern Kälte verwahre, damit eine vermehrte Ausdünſtung erfolge.

Doch ich mus die Gründe anführen, warum ein ſtarkes Waſſertrinken ſchwächet. Einmal zeiget die Erfahrung, wie ſo viele Körper durch das Waſſer überhaupt erweichet werden. Man wird ſagen, dieſes könne in einem belebten Körper nicht erfolgen; aber es wird doch folgen, daß das Waſſer wieder einen Grad der Wärme, der in einem belebten Körper jederzeit da iſt, annehme, und deſto geſchikter wird es ſeyn; die Theile zu erweichen. Seine Theile haben eine weit geringere Schwere, als unſere veſten Theile. Sie werden alſo denſelben anhangen, und noch leichter, wenn ſie mit vielen Feuertheilen verſehen, ſie werden mehr zwiſchen die Theile der veſten Theile eindringen, und wenn dieſes erfolget, ſo werden ſie weniger Berührungspunkte, und alſo einen geringeren Zuſammenhang haben. Folglich werden ſie die veſten Theile ſchwächen,

chen, und dieſes wird in dem Magen am eheſten erfolgen. Denn das Waſſer berühret dieſen Theil am erſten, und verweilet ſich etwas in demſelben.

Was folget hieraus anders, als daß der Magen nicht diejenigen Handlungen recht vollführen kan, die von ſeiner gehörigen Stärke abhangen. Wer einen ſchwachen Magen hat, wird die üblen Folgen davon durch die Erfahrung finden. Ich will ſie anführen, wie ſie aus dem Weſen der Sache hergeleitet werden können. Der Magen iſt die Officin, darinn die Speiſen verdauet werden ſollen, er ſtellt den Ort vor, da ein flüſſiges Weſen zubereitet werden mus, welches die Materie zum Blute giebt. Es kommen verſchiedene Urſachen vor, die dieſe Wirkung zuwege bringen müſſen. Es iſt ſehr gut, daß die Dauung der Speiſen nicht von einer Urſache allein herrühret, vielleicht würden noch mehrere und gröſſere Beſchwerde erfolgen, wenn die einzige Urſach in dem Magen zum Nachtheil der Dauung verlezt wäre. Doch mus man geſtehen, daß die eine mitwirkende Urſach der Dauung vor den andern den Vorzug hat. Ich will mich hier auf den Beweis dieſer Wahrheit nicht einlaſſen, er iſt bekannt, und die Phyſiologi haben ſich die Mühe gegeben, ſolches auszumachen. Sie werden es auch wirklich auſſer Zweifel geſezt haben. Iſt der Magen geſchwächt, ſo zieht er ſich minder lebhaſt zuſammen. Folglich wird er weniger die Speiſen unter einander vermiſchen, und folglich werden die Dauungsſäfte weniger mit den Speiſen vermenget, ſie müſſen in wenigern Punkten den Speiſen anhangen, alſo weniger zwiſchen die Theile eindringen und ihren Zuſammenhang nicht hinlänglich trennen. Die Dauung der Speiſen erfordert dieſes, ſie ſollen ſo weit zertrennet werden, daß die Theile zwiſchen den Dauungsſäften hangen und mit denſelben einen flüſſigen Körper ausmachen. Die Luft, welche zwiſchen den Theilen der Speiſen befindlich, wird nicht hinlänglich aus den Zwiſchenräumgen derſelben hervus gepreſt, folglich verhindert ſie das Eindringen der verdauenden Säfte in und zwiſchen die Theile der Speiſen. Anſtatt daß ein flüſſiger Milchſaft verfertiget werden ſollte, ſo werden ein zäher, diker, grober und nicht wohl gemiſchter Chylus und Cruditäten erzeugt. Starke und robuſte Leute, deren Fäſergen in dem ganzen Körper einen veſten Zuſammenhang haben, welches alſo auch von dem Magen gilt, doch ſo, daß es keine Steifigkeit zu nennen, werden gröbere Speiſen deren Theile ſtark zuſammen hangen und der aufzulöſenden Kraft gröſſern Widerſtand thun, mit mehrerer Bequemlichkeit und ohne Schaden verdauen können, da ſie im Gegentheil in einem zarten Körper ſchwer verdauet werden und Unbequemlichkeiten nachlaſſen. Was ich bisher von dem Schaden eines zu vielen Waſſertrinkens angezeiget, das wird um ſo mehr ſtatt finden, wenn das viele Waſſer dem Magenſafte ſeine Aktivität benimmt. Dieſer hat Salze, welche zur Dauung erfordert werden, ob gleich die Flüſſigkeit nicht auszuſchlieſſen. So viele Chymiſche Verſuche beweiſen dieſe Wahrheit. Die Hauptveränderung der Speiſen geſchiehet in dem Magen, doch ſind ſie noch nicht ſo aufgelöſet, wenn gleich die gehörige Zertheilung in demſelben erfolget, daß der daraus verfertigte Saft geſchikt wäre, in die Milchgefäſſe zu tretten. Nein, er iſt noch zu grob vor dieſe ſubtilen Röhrgen, und mus alſo in dem Duodeno noch eine Veränderung leiden. Der Gekrösdrüſenſaft und die Galle ſind die Mittel, welche denſelben flüſſig machen ſollen. Es wird beſonders die Galle in gehöriger Menge und unter gehöriger Beſchaffenheit erfordert. Ein voller Magen drukt die Gallenblaſe, und preſt die Galle heraus, daß ſie in dem Zwölffingerdarm ſtärker flieſt, eben da es nöthig iſt, und ſie darum in der Gallenblaſe aufbehalten worden, ja damit ſie auch aktiver werde, indem die wäſſerichten Theile davon von andern Gefäſſen angezogen, und mit den circulirenden Säften vermiſcht werden. Je aktiver die Galle, deſto beſſer wirket ſie. Sie vermiſcht die Theile des Chyli vollkommen, ſie verhindert ſonderlich die ölichten und wäſſerichten Theile, und macht den Chylum flüſſiger. Wenn man nun zu viel Waſſer trinkt, ſo wird die Galle ſehr verdünnt, ſie iſt minder aktiv, der Chylus wird nicht flüſſig genug ſeyn, er iſt grob, dik, zähe und ungeſchikt, frei ſich durch die Milchgefäſſe zu bewegen. Es wird daraus ein Blut verfertiget, das gleichfalls die angezeigten Eigenſchafften erhält, die zu vielen Unbequemlichkeiten, Krankheiten und Zufällen Gelegenheit geben. Ein Blut; das ſchwer circuliret, das leicht ſtoket, Entzündungen, Fieber und andere dergleichen Krankheiten zuwege bringen kan.

Hat das zu viele Waſſertrinken, die Folge, daß die veſten Theile unſers Körpers dadurch geſchwächet werden, ſo wird dieſes auch den Därmen wiederfahren. Folglich werden dieſelben nicht genug Kraft anwenden, die Unreinigkeiten derſelben zur gehörigen Zeit auszuführen. Alle die Zufälle, welche eine ſparſame Oefnung des Leibes nach ſich ziehet, finden auch hier ſtatt. Dieſe mus von einem zu häufigen Waſſertrinken deſto ſpäter und ſeltener erfolgen, je mehr ſie von dem Reiz der Därme abhanget, ſo von der Aktion der Galle erfolget, und je mehr die Schärfe der Galle durch ein gar zu vieles Waſſertrinken geſchwächet wird. Ein zu weniger Zuflus der Galle nach den Därmen mindert die Oefnung des Leibes, wie wir bei der Gelbſucht ſehen, und eben dieſes mus geſchehen, wenn die Galle minder wirkſam. Zakutus Luſitanus rühmet daher das kalte Waſſer in der Kolik, wenn dieſelbe von der Galle entſtanden. Freilich kan dieſes auf keine andere Weiſe erfolgen, als weil dadurch die Galle ſo verdünnet wird, daß ſie die Därme weniger reizet. Die Verſtopfung des Leibes hält deſto länger an, wenn die Speiſen nicht recht verdauet werden. Denn alsdenn bleiben ſie länger liegen, es werden die nicht aufgelöſeten Theile nicht geſchwinde genug nach den diken Därmen geführet. Daß dieſes ein zu häufiges Waſſertrinken ausrichte, iſt in dem vorhergehenden gezeiget worden. Wenn die Speiſen ſich über die Zeit in dem Magen verweilen, wenn ſich die Unreinigkeiten länger in den Därmen verſamlen und liegen bleiben; ſo entſtehet eine Gährung und Fäulung, dadurch die Luft aus ihren Zwiſchenräumgen völlig frei gemacht wird, und wodurch das Herabſteigen des Zwergfels nicht anders als verhindert ſeyn kan, welches ſonſt, wie aus der Phyſiologie bekannt, allerdings zur Oefnung des Leibes ein vieles beitraget. Die Därme finden in dem Zuſammenziehen zu vielen Widerſtand. Folglich können ſie die Unreinigkeiten um ſo weniger gehörig forttreiben. Ja, indem die Därme von der Luft zu ſehr ausgedehnet werden, ſo ſind ſie zugleich noch mehr relaxiret und geſchwächet. Die Erfahrung beweiſet die hergeleiteten Folgen. Wer kein Waſſertrinken gewohnt, bekommt anfänglich einen harten und verſtopften Leib. Nachher erfolget bisweilen ein Durchfall. Dieſes iſt aus der Schwäche der Fäſergen herzuleiten. Dieſe und folglich auch die Gefäsgen und Drüsgen der Därme werden dergeſtalt geſchwächet, daß die Säfte ſtärker zuflieſſen, ſie ſammlen ſich, und werden endlich durch ihre eigene Schwere, durch den Druk des Zwergfels und der Bauchmuskeln, durch den Trieb des Herzens und der Schlagadern in groſſer Menge hindurch und heraus getrieben, ſie ſammlen ſich, und ſind die Urſache des Durchfalls. Man kan dieſen Zufall nicht gleichgültig anſehen. Ein beſtändiger Ausflus der Feuchtigkeiten trägt zur Verdikung des Bluts und der übrigen Säfte, ja zur Cacochymie derſelben ein vieles bei, und dieſe Urſachen machen eine fruchtbare Quelle ſo vieler Krankheiten aus.

Wird der Magen mit zu vielem Waſſer beſchweret, ſo gehen auch viele Theile derſelben ins Blut. Man ſollte glauben, daß daſſelbe alsdenn deſto flüſſiger würde. Allein, es iſt zu verwundern, daß gerade das Gegentheil geſchiehet. Denn zu viele wäſſerichte Theile mindern den Zuſammenhang der Theile des Bluts, alsdenn können die zertheilten und zum Theil aufgelöſeten Theile des Bluts nicht hinlänglich gehalten werden, ſie ſenken ſich, es berühren ſich mehrere dergleichen, und das Blut wird verdiket und gleichſam coagulirt. Wenn die Gefäſſe von denen Waſſertheilgen geſchwächet werden, wie ſolches oben bereits erwieſen worden, ſo müſſen dieſelben ſich weniger zuſammen ziehen, und folglich wird das Blut weniger beweget werden. Daraus folgt, das Blut wird weniger zertheilt, und folglich wird es diker. Es kan nicht gehörig circuliren, es kan Stoken, und dergleichen Beſchwerlichkeiten mehr auswirken. Ueberhaupt habe ich ſowohl bei dem Nuzen als Schaden von einem Waſſertrinken die vornehmſten Folgen angemerket, daraus ſich noch ſehr viele andere herleiten laſſen.

Von der Reiſe des Lebens.

Geſchrieben aus dem Ueberlinger Baad. 1758.

Ipſa quoque aſſiduo labuntur tempora motu,
non ſecus ac flumen:
Neque enim conſiſtere flumen, Nec levis hora
poteſt, ſed ut unda impellitur unda,
Urgeturque prior veniente, urgetque priorem,
Tempora ſic fugiunt pariter, pariterque ſequientur. - - *Ovid.*

Das Leben, ſagt Seneca, iſt eine Reiſe, bei deren Fortgang wir beſtändig unſre Scenen ändern: Wir laſſen zuerſt die Kindheit hinter uns zurüke, dannächſt die Jugend, dann die Jahre des reifen männlichen Alters. Das Leſen dieſer Stelle hatte in mir eine Folge von Gedanken über den Zuſtand des Menſchen, über das unaufhörliche Hin- und Herwanken ſeiner Wünſche, über die allmähliche Veränderung ſeiner Stellung in Anſehung der Dinge auſſer ihm, und über die Gedankenloſigkeit, mit welcher er den Strohm des Lebens hinabſchwimmt, zufälliger Weiſe, erweket. Mitten in dieſen Betrachtungen fiel ich in einen Schlaf; und in einem Augenblik füllten meine Ohren das Geräuſch der Arbeit, der laute Ruf der Aufmunterung, das Getöſe des Lärmens, das Sauſen der Winde, und das Sauſen der Wellen. Mein Erſtaunen hielt auf einige Zeit meine Neubegierde zurük; doch erholte ich mich bald ſo weit, daß ich fragte, wohin wir giengen, und was die Urſache eines ſolchen Geſchreies und einer ſolchen Verwirrung ſey? Ich erfuhr darauf, daß wir in dem Ocean in das weite Weltmeer des Lebens ausliefen, daß wir bereits durch die Straſſen der Kindheit gekommen wären, in welchem viele ihren Untergang gefunden hätten: einige durch die Untauglichkeit und Zerbrechlichkeit ihres Fahrzeugs, noch mehrere aber durch die

Thorheit, Verkehrtheit oder Unachtſamkeit derjenigen, die es übernahmen, ſie zu ſteuren; und daß wir uns jezt auf der offenen See befänden, den Winden und Wellen überlaſſen, ohne einige andere Hülfsmittel, auſſer der Sorgfalt unſers Steuermanns, den ein jeder ſich unter einer groſſen Anzahl, die ihre Leitung und ihren Beiſtand anboten, ausſuchen konte. Ich ſah mich hierauf mit ängſtlicher Eilfertigkeit herum, und erblikete, da ich meine Augen zuerſt hinter mich wandte, einen Fluſs, der ſich durch beblümte Inſeln wand. Alle, alle die den Strom hinabſegelten, ſchienen ſie mit Entzüken anzuſehen: Doch, ſo bald ſie ſich ihnen näherten, ries der Lauf des Stroms, der zwar kein Geräuſch noch Lärmen machte, inzwiſchen aber doch unwiderſtehlich war, ſie mit ſich fort. Jenſeits der Inſeln war alles Dunkelheit und Nacht; und keiner der Reiſenden vermochte das Geſtade zu beſchreiben, allwo er zuerſt zu Schiffe gegangen war. Vor mir und auf beiden Seiten war eine weit verbreitete Waſſerfläche, die in einer heftigen Bewegung und mit einem ſo diken Nebel bedeket war, daß das ſchärfſte Auge nur auf eine kurze Streke ſehen konte. Sie ſchien voll Klippen und Strudel zu ſeyn. Denn viele ſanken unvermuthet hinweg, wenn ſie mit günſtigem Winde und vollen Segeln fuhren, und derjenigen ſpotteten, die ſie hinter ſich zurüke gelaſſen hatten. Die Gefahren waren ſo vielfältig, und die Finſternus war ſo dichte, daß keine Behutſamkeit völlige Sicherheit zu verſchaffen vermochte: Und bei dem allen fanden ſich noch Leute, welche diejenigen, die ihnen folgten, durch falſche Nachrichten betrüglicher Weiſe in die Strudel ſtürzten, oder andern, die ihnen auf ihrem Wege begegneten, mit Gewalt auf die Klippen warfen. Der Strom war unwandelbar und unüberwindlich: Inzwiſchen ſo unmöglich es auch war, ihn hinauf zu ſegeln, oder zu dem Ort, bey dem man einmal vorbei gefahren war, zurüke zu kehren, ſo war er doch nicht ſo heftig, daß er keine Gelegenheit verſtattet hätte, ſich ſeiner Geſchiklichkeit und ſeines Muthes zu bedienen. Denn wenn gleich Niemand von der Gefahr ſich zurüke zu ziehen vermögend war, ſo konte man ihr doch oft durch eine Seitenwendung ausweichen. Inzwiſchen war es doch nicht ſehr gewöhnlich, mit vieler Vorſichtigkeit oder Klugheit zu ſteuren. Denn es ſchien, als wenn durch eine allgemeine Bethörung ſich ein jeder ſicher zu ſeyn dunkte, ob er gleich jeden Augenblik ſeine Gefährten rund um ſich herunter ſinken ſah. Die Wellen hatten ſich kaum über ſie zuſammen geſchlagen, da ſchon ihr Schikſal und ihre Fehltritte in Vergeſſenheit geriethen. die Reiſe war mit eben derſelbigen fröhlichen Zuverſicht fortgeſezet: Ein jeder wünſchte ſich ſelbſt zu der Veſtigkeit ſeines Fahrzeuges Glük, und glaubte tüchtig zu ſeyn, dem Strudel zu widerſtehen, der ſeinen Freund verſchlungen hatte, oder über die Klippe hin zu flieſſen, an welcher jener ſcheiterte: Man beochtete es nur ſelten, daß jemand durch den Anblik eines zertrümmernden Schiffes ſeinen Lauf zu ändern veranlaſſet ward. Und wenn er ſich auf einen Augenblik auf die Seite wandte, ſo vergas er doch bald, auf das Steuerruder zu achten, und überlies ſich wieder der Lenkung des Zufalls. Dieſe Fahrläßigkeit entſtand nicht aus einer Gleichgültigkeit oder Zufriedenheit über ihren gegenwärtigen Zuſtand; denn es war unter denen, die ſolchergeſtalt dem Verderben in den Rachen eilten, kein einziger, der, wenn er in den Abgrund hinab ſank, nicht mit lautem Geſchrei ſeine Reiſegefährten um Hülfe angeflehet hätte, die ihm nicht weiter wiederfahren konte: Und viele von ihnen wandten ihre lezte Augenblike dazu an, daß ſie andere für die Thorheit warneten, durch welche ſie in der Mitte ihres Laufs dahin geriſſen wurden. Ihre gute Geſinnungen wurden zuweilen gelobet: Auf ihre Ermahnungen aber war wenig geachtet. Weil die Fahrzeuge, auf denen ſie in See gegangen waren, ganz offenbar der ungeſtümmen Gewalt des Stroms des Lebens nicht gewachſen waren, ſo wurden ſie auf dem fernern Fortgang der Reiſe augenſcheinlich ſchlechter: Ein jeder Reiſende konte alſo ſicher glauben, daß, ſo lang er auch durch einen oder den andern günſtigen Zufall, oder durch ſeine unaufhörliche Wachſamkeit erhalten würde, er doch endlich zu Grunde gehen müſte. Man hätte natürlicher Weiſe glauben ſollen, daß die Nothwendigkeit des Unterganges den Frölichen betrübt und den Vermeſſenen verzagt machen, oder doch zum wenigſten die ängſtlichen und furchtſamen in beſtändiger Unruhe halten, und ſie an dem Genus aller der mannigfaltigen Ergezzungen hindern ſollen, welche die Natur ihnen, gleichſam zu einem Troſt bei ihrer Mühſeligkeit darbot: Allein in der That ſchien niemand den Untergang weniger zu erwarten, als diejenigen, denen er am fürchterlichſten war; Sie beſaſſen alle die Kunſt, die Gefahr vor ihnen ſelbſt zu verbergen; und die, welche ihr Unvermögen kannten, den Anblik aller der Schrekkensbilder zu ertragen, die ihnen den Weg verſperreten, hüteten ſich ſorgfältig, nie vorwärts zu ſehen, ſondern ſuchten eine Zeitkürzung für den gegenwärtigen Augenblik, und beſchäftigten ſich gemeiniglich damit, daß ſie mit der Hofnung ſpielten, welche bei allen die beſtändige Reiſegefährtin auf der Wallfahrt des Lebens war. Indeſſen war alles, was die Hofnung denen, welchen ſie am mehreſten günſtig war, verſprach, nicht, daß ſie dem Untergang entrinnen, ſondern daß daß ſie im Sinken die lezten ſeyn ſollten. Mit dieſer Zuſage war ein jeder zufrieden, ob er gleich über alle die andern lachte, daß ſie ſolcher Glauben zuſtelleten. In der That aber ſpottete die Hofnung offenbar der Leichtglaubigkeit ihrer Gefährten. Denn je mehr ihre Fahrzeuge allmählig Waſſer zu ſchöpfen anfiengen deſto mehr verdoppelte ſie ihre Verſicherungen: und keiner war emſiger, ſich zu einer langen Reiſe den nöthigen Vorrath anzuſchaffen, als diejenigen, die ein jeder anderer, auſſer ihnen ſelbſt, durch eine unwiederbringliche Abnahme dem baldigen Verderben ſich nahen ſah. Mitten in dem Strom des Lebens war der Schlund der Unmäſigkeit, ein fürchterlicher Strudel, mit Klippen untermenget, deren ſcharfe Spizzen unter dem Waſſer verborgen, oder deren hervorragende Gipfel mit grünen Kräutern, auf denen die Gemächlichkeit Ruheküſſen ausbreitete, und mit ſchattenreichen Hainen bedeket waren, in welchen die Wolluſt den Geſang der Einladung anſtimmte. Alle, die auf dem Ocean des Lebens ſegeln, müſſen nothwendig im Geſicht dieſer Felſen vorbei. Die Vernunft war zwar allezeit bereit, die Reiſende durch einen engern Canal hindurch zu ſteuern, durch welchen ſie der Gefahr entgehen konten. Allein ſehr wenige konten durch ihre Bitten oder Vorſtellungen bewogen werden, ihrer Hand das Steuerruder zu überlaſſen, ohne dabei zu bedingen, daß ſie ſich dem Felſen der Wolluſt ſo weit nähern mechten, daß ſie ſich durch einen kurzen Genus dieſer anmuthigen Gegend tröſten könten, wonächſt ſie ohne einige fernere Abweichung ihren Weg fortzuſezzen verſprachen. Die Vernunft lies ſich oft durch dieſe Verheiſſungen ſo weit gewinnen, daß ſie ſich mit ihrer Fracht auf den Rand des Schlundes der Unmäſigkeit wagte, wo der Wirbel zwar ſchwach war, in deſſen aber doch den Lauf des Fahrzeuges unterbrach, und es durch unmerkliche Umdrehungen in den Mittelpunkt zog. Sie bereueten alsdann ihre Unbeſonnenheit, und wandten alle ihre Kräfte an, ſich wiederum zurük zu ziehen; Allein die anziehende Kraft des Strudels war gemeiniglich zu ſtark, als daß ſie hätte überwältiget werden können; und der Reiſende ward, nachdem er einige Zeitlang mit einer angenehmen und ſchwindlichten Schnelligkeit in beſtändigen Zirkeln herum getanzet hatte, endlich von den Fluthen bedeket, und verſchlungen. Die wenigen, welche die Vernunft der Gefahr zu entreiſſen vermochte, litten gemeiniglich auf den Spizzen, die auf den Felſen der Wolluſt hervorſchoſſen, ſo viele Stöſſe, daß ſie unfähig waren, mit gleicher Stärke und Geſchwindigkeit, wie vorhin, ihren Lauf fortzuſezzen, ſondern furchtſam und ſchwach dahin floſſen, durch das geringſte Lüftgen geängſtigt, und durch jede Bewegung des Waſſers beſchädigt, bis ſie endlich nach langem Arbeiten und nach unzählichem Verſuchen, ihre eigene Thorheit bereueten, und alle andere, für die erſte Annäherung zu dem Schlunde der Unmäſigkeit warnend, langſam und allmählig hinab ſanken. Es fanden ſich zwar einige, welche ſich dafür ausgaben, daß ſie die zertrümmernden Stellen ausbeſſern, u. die Lekken der Fahrzeuge, die an den Felſen der Wolluſt beſchädiget waren, ſtopſen könten. Viele ſchienen auch in ihre Geſchiklichkeit ein groſſes Vertrauen zu ſezzen, und in der That wurden auch einige, die blos einen einzelnen Stos bekommen hatten, durch ihre Kunſt für dem gänzlichen Untergang bewahret. Ich beobachtete aber, daß wenige von den Fahrzeugen, welche ſtark ausgebeſſert waren, lange dauerten; Und eben ſo wenig konte ich finden, daß dieſe Künſtler ſich länger über dem Waſſer erhielten, als diejenigen, die ihres Beiſtandes am meiſten genoſſen hatten: Der einzige Vortheil, welchen die Vorſichtigen auf der Reiſe des Lebens vor den Fahrläſigen voraus hatten, beſtand darinnen, daß ſie ſpäter und ſchleuniger ſanken: denn ſie fahren ſo lange den Strom hinab, bis ſie alle die mit ihnen zugleich aus den Straſſen der Kindheit ausgelaufen waren, auf dem Wege hatten umkommen geſehen, und wurden endlich ohne die Arbeit des Widerſtandes, und ohne die Angſt der Erwartung durch einen Wirbelwind übern Haufen geworfen; Diejenigen aber, die oft an die Klippen der Wolluſt geſtoſſen, ſanken gemeiniglich Stuffenweiſe, rangen lange Zeit mit dem auf ſie eindringenden Waſſer, und matteten ſich durch beſtändiges Arbeiten dergeſtalt ab, daß kaum die Hofnung ſelbſt ihnen mit einem guten Erfolge ſchmeicheln konte. Da ich ſolchergeſtalt das verſchiedene Schikſal der groſſen Menge um mich herum aufmerkſam beobachtete, ward ich plözlich in meinen Betrachtungen, durch die Ermahnung einer unbekanten Macht unterbrochen. ' ' Gaffe nicht müſſig nach andern, wenn du ſelbſt im Begriff biſt, zu ſinken. Woher kömmt dieſe unbeſonnene Sicherheit und Ruhe, wenn du mit jenen in gleicher Gefahr biſt? ' ' Ich blikete auf, ſah den Schlund. der Unmäſigkeit hinter mir und vor mir, als ich an das Land zu kommen mich bemühete, und kame endlich an das Geſtatt, und erblikte arbeitſame Bauersleute, in denen mit aufgeſchoſſener Saat bereicherten Feldern, mit majeſtätiſchen Bergen und anmuthigen Thälern, abwechſelnde Fluren und ſchattenreiche Wälder mit mancherlei Chören ſingender und zwizernder Vögel, von anmuthig rauſchender, und von ſteilen Felſen herabflieſſender Bäche und Quellen; wohin mich mit meinem Kahn nähern wollte, juſt, da ich erwachte. ⸗ ⸗ ⸗ O! welche Ruhe und Pracht. ⸗ ⸗

Hier kont ich Schaf und Rind in den begrünten Auen,
Die Scheunen voller Frucht, das Feld voll Hofnung, ſchauen. ⸗ ⸗

von Caniz.

Wo wohnt da Ehrlichkeit und Treu?
In jener ſtillen Schäferei.

Von dem ſchädlichen Gebrauch der Schwämme, als Morchlen, Champignons und dergleichen.

Wenn ein guter Rath und eine wohlgemeinte Warnung icht zu verachten ſind: ſo ver- reche ich mir von den meiſten mei- r Leſer eine gütige Aufnahme ſer Zeilen. Ich beſtrebe mich Allerlei nüzlich zu ſeyn. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗
nter den Schwämmen verſtehe h Bretlinge, Bülze, Pfifferlin- e, Morchlen, Champignons, rüfel, und was dergleichen Na- en mehr hat, welche alle zuſammen enommen, nichts anderſt denn Geſchwüre oder Gewächſe ſind, ſo von zäher ſchleimigter Feuchtigkeit der Erden oder Bäume ihren Urſprung haben: daher es kommt, daß in naſſen Jahren ſo viele gefunden werden. Groſſe Herren und vornehme Leute, und die es enen gerne nachmachen, pflegen ſolche als eine Delicateſſe, in allerlei zugerichteten Speiſen zu eſſen; unter welchen die Morcheln am meiſten hochgeachtet werden, bevor, wenn ſie an Kalb⸗ Hüner⸗ und anderem zarten Fleiſch und Speiſen gekocht werden; und nach dieſen, die Trüffeln und Champignons, mit Wein gekocht. Ob nun gleich dieſe Arten v. Schwämme eßbar, und auf groſer Herren Tafeln ſtark gebraucht werden; auch Galenus und Dioſcorides ſie zu gebrauchen verſtatten: ſo iſt doch unlaugbar, daß ſie ihre ſchädliche und tödtliche Art an ſich behalten; welche ſie, wann ſie auch noch ſo gut zugerichtet werden nicht gänzlich verlieren. Der lekerhafte Genus derſelbigen erfüllt den Leib mit wäſſerigten ſchädlichen Feuchtigkeiten, macht eine bleiche üble Farbe, und bringt bei manchen die Waſſerſucht zuwege (a). Ja, ſie verurſachen auch dike, melancholiſche Feuchtigkeiten; Und der unmäſige Gebrauch derſelben machet vielerlei Unverdauligkeit, verurſacht Magenſchmerzen, ſchweren Athem, das Zipperlein, Lähmung, und ſo gar Schlagflüſſe (b). Deswegen rathen gründlich gelehrte und in der Praxi wohl⸗erfahrne Aerzte (c) man ſolle ſich ihrer entwe-

---

(a) Vid. Cardan. l. 2. de tuend. ſanit. c. 43.
(b) Ex Ephemerid. D. J. A. II. Obſer. L. IV.
(c) Phyſ. med. natur. curioſ. A. 2. Obſ. 54.

weder ganz und gar enthalten, oder mäſſig gebrauchen; und zwar wohl kochen, und würzen, auch den beſten alten Wein darauf trinken. Doch, wird à Potiori dafür gehalten, daß, wenn die Schwämme am beſten und koſtbarſten zubereitet wären, man ſelbige nichts deſto weniger auf den Miſt ſchütten ſolle. ⸗ ⸗ ⸗ Wann ich nun hiebei noch die Gefahr bedenke, daß unter allen Arten von Schwämmen auch öfters giftige mit anzutreffen ſind; daran ſchon viele, ſelbſt einige, die mir wohl bekannt geweſen, ihren Tod gefunden: ſo hat man ja um ſo viel mehr Urſache, dergleichen Modehafte ⸗ und öfters koſtbare Lekereien, als wie Gift zu meiden. ⸗ ⸗ Nun mus ich noch von giftigen Schwämmen, und Schampignons was ſagen: Es iſt bekannt, daß die gutartigen und unſchädlichen mit jenen zuweilen vermiſchet ſind, und daß diejenigen, ſo ſolche genoſſen, die ſchwereſten Zufälle auszuſtehen haben, ja wohl gar die Lüſternheit nach dieſen Lekerbiſſen mit dem Leben bezahlen müſſen. Die Schampignons, die in den Wieſen wachſen hält man überhaupt für ſicherer und beſſer, als diejenigen, die in den Wäldern wachſen, wo oft die giftigen neben den geſunden hervorkommen, und ihre Unterſcheidungszeichen manchmal ſo unmerklich ſind, daß man ſie leicht verkennen kan.

Die Bauern in Burgund ſind ſo auſſerordentliche Liebhaber von Champignons, daß ſie auch, um ihren Appetit ungeſtraft befriedigen zu können, ein Mittel ausgeſonnen haben, den etwanigen Gift der Schwämme zuförderſt auszuziehen, ehe ſie dieſelben eſſen, und dieſes Mittel beſtehet, wie die Beobachtung (d) erzählet, blos darinn, daß ſie ſolche erſt in Waſſer abkochen und dieſes alsdenn weggieſſen. Dieſes Mittel mag volkommen ſicher ſeyn oder nicht, ſo bleibt doch die Frage übrig, welches das beſte Gegengift ſey, wenn man einen giftigen Champignon gegeſſen? Daß dieſes die Milch, gleichwie andere fettige Sachen, nicht ſey, erhellet mit vieler Wahrſcheinlichkeit daraus, daß man ſelbſt Fliegen mit Milch, darinn giftiger Schwam gelegen, umbringen kan. Die Erfahrung hat die Nüzlichkeit eines andern Mittels gelehret, deſſen Eigenſchaften den Eigenſchaften der Milch ganz entgegen geſezet ſind: ich meyne den Eſſig. Wiewohl andere vegetabiliſche Säuren, z. E. der Citronſaft, vermuthlich von eben der Wirkung ſeyn mögten. Der Patient, nemlich, der giftige Champignons genoſſen, nachdem er ſich, welches allerdings gut und nöthig, von einem Theil derſelben durch ein Brechmittel entledigt, braucht nur allein zum Eſſig ſeine Zuflucht zu nehmen, welcher mit Waſſer verdünnet, getrunken, ſich als ein Specificum gegen den Gift beweiſen wird. Ja am geſchwindeſten wird ſeine Hülfe ſeyn, wenn mann das Brechmittel gleich mit ihm verbindet, da man zu dem Ende eine zum Erbrechen hinlängliche Doſe Meerzwibel-Eſſig Acetum (Scilliticum) oder Honig mit Meerzwibel-Eſſig angemacht (Oxymel Scilliticum) nehmen, und hernachmals noch verdünneten oder mit Honig verſüßten Eſſig (dergleichen das Oxymel ſimplex iſt) nachtrinken kan. Dieſes einfache und was die Hauptſache anlanget, faſt in jedermanns Händen vorhandene Mittel hat man, wie wiederhohlte Verſuche ergeben, als ein unfehlbares Gegengift der giftigen Champignons anzuſehen. Iſt es mir nicht erlaubt, von dieſer nüzlichen Entdekung eine Anwendung auf die Cur des Gifts der Morcheln und Muſcheln zu machen? ich weis gar wohl, daß Milch in Menge getrunken, die von dergleichen Muſcheln erkrankten Menſchen wieder herſtelle; ich weis aber auch, daß ſie dem ohngeachtet viel ausſtehen müſſen, ehe ſie ſo weit gelangen. Beliebet man ſich nun zu erinnern, daß die Zufälle, ſo ich nach den gegeſſenen Muſcheln erlitten, gar nicht ſtark geweſen, daß ich aber auch nach den Muſcheln eine ziemliche Portion mit Eſſig angemachten Salat zu mir genommen hatte: ſo wird, dunkt mich, hieraus faſt ein jeder geneigt ſeyn zu folgern, daß die Kraft des Eſſigs gegen das Gift der Muſcheln wenigſtens ſehr wahrſcheinlich ſey.

(d) Phyſ. und ökon. Patriot XLII. St. 1756.

Beiläufig mus ich hier erwehnen, daß ein gewiſſer Freund von Krebſen, ſo er einige gegeſſen, die widrige Würkung verſpühret, daß er einen Neſſelausſchlag bekommt, der mit Uebelkeiten und Ohnmachten vergeſellſchaft iſt. Und in dieſem Zuſtande erhält er von Citronſaft in Thee getrunken die geſchwindeſte Hülfe.

Ich überlaſſe es übrigens nachdenkenden Leſern, ob dieſe Sache nicht einer weitern Nachforſchung würdig iſt? Den Damen aber, welche dieſe Blätter etwa leſen, und die wegen meiner leztern Abhandlung, (von dem ſo groſſen Schaden des Zukers ꝛc) zum Theil über mich nicht wohl zu ſprechen waren, hoffe ich durch meine Erzehlung Anlas gegeben zu haben, daß ſie künftig, um die obſchwebende Gefahr doch wenigſtens einigermaſſen zu verringern, ſowol Morcheln als Champignons nicht anders als mit ſäuerlichen Saucen angemacht auf die Tafeln ſchikken werden.

Mediciniſche Betrachtung, Wie die Leibesbewegungen beſchaffen ſeyn müſſen, wann ſolche der Geſundheit nüzlich ſeyn ſollen?

von Haller.

• • • Die Arbeit ſtärkt der Leiber reife Kräfte;
Die Luſt macht ſie gering, und die Geſundheit leicht.

Ich höre ſehr oft, daß man den Aerzten, wenn ſie die Leibesbewegung anpreiſen, zur Antwort giebt, man habe Bewegung genug; man ſize den ganzen Tag über wenig ſtille, und es gebe ſtets etwas im Hauſe zu thun, daß man nicht müßig ſeyn könne. Solcher Strapazen rühmen ſich die vornehmſten, die zärtlichſten, die bequemſten Leute, und ſelbſt das vornehme Frauenzimmer. Ich merke hieraus, daß die wenigſten Leute richtige Begriffe von einer rechten Leibesübung haben; und darum will ich heute die Regeln erklären, welche beobachtet werden müſſen, wenn man ſeinen Leib ſo bewegen will, daß es der Geſundheit zum wahren Nuzen gereichet.

Wenn uns nicht die ganze Structur unſers Körpers ſchon überzeugte, daß wir nicht zum Stilleſizen geſchaffen ſind, da unſer ganzer Leib mit muskulöſen Maſchinen bekleidet iſt, die ihn in allen Gelenken regen; ſo würde es doch die Erfahrung aller Zeiten thun, indem man gemeiniglich findet, daß arbeitſame Leute ſtärker an Kräften, blühender von Farbe, dauerhafter gegen alle Zufalle des Lebens, munterer von Gemüthe, und, mit einem Worte, geſunder ſind, als die Zärtlinge, die ſich auf Eiderdunen und weichen Polſtern ausſtrecken. Wie iſt dieſes auch anders möglich? Durch die Uebung werden unſre Muskeln geſtärkt, und daher erlangt unſer Körper durch ſie Kräfte und Dauerhaftigkeit. Durch die Uebung brachte es der Athlet Milo ſo weit, daß er zuerſt ein Kalb, hernach aber gar einen Ochſen forttragen, ihn mit einer Hand erwürgen, und, welches ebenfalls zu den Wirkungen der Leibesübung gehöret, ihn auch in einem Tage auffreſſen konnte. Durch die Uebung härtet der Bauer und der Soldat, der Taglöhner und der Matroſe ſeinen Leib dermaſſen, daß er ſeine Glieder ſtatt des Handwerksgerathes gebrauchen, und den rauhen Witterungen mit eben ſo wenig Ungelegenheit, als der warmen Morgenſonne, entgegen gehen kan. Aus Mangel der Uebung bleibet der verzärtelte Junker, das von Mutterleibe an zum Magiſter verwünſchte Mutterſöhnchen, das ſchwache vornehme Frauenzimmer, und der Tros der ſizenden Künſtler, Handwerksleute ſtets zärtlich, weichlich, hinfällig und höchſt empfindlich. Man ſehe dieſe beiderley Arten von Menſchen in einerley Umſtänden, und bei einer Gelegenheit, wo ſie eigentlich erſcheinen, um das Geſchik ihrer Kräfte im beſten Anſtande zu zeigen. Man ſehe hier eine Kirms, und dort einen Ball. Welch ein Contraſt!

Dort öfnet den Ball ein ſchmaler kurzluſtiger Herr mit Beinen ohne Waden, und mit einem elenden Geſichte, das ſich ſelbſt widerleget, indem es fröhlich ſcheinen will, und worinn die lächerliche Verzweiflung ſichtbar iſt. Er führt eine fette Dame, welcher nach ein paar Gängen die Luſt ſtehen bleibt, und das Herz, wie einem geſcheuchten Vogel, pochet. Nach ihnen folget ein kleiner, zarter Gelehrter, ein Ebenbild des kleinen Poeten und Kunſtrichters Philetas, der ſich Bley an die Füſſe binden muſte, damit ihn der Wind nicht mit fortführte. Er führet ein Fräulein, das von Vapeurs aufgetrieben iſt, und in deren Bauche die Winde ſo laut heulen, daß ſie die Bäſſe der Muſik überſchreyen. Die Sprünge, die Wendungen, die Schritte der ganzen vornehmen Geſellſchaft ſind lauter Gewaltthätigkeiten, die ſie an ihrer Natur ausüben, künſtliche Convulſionen der über ihr Maaß angeſtrengten Muskeln, und ſo viel Beweiſe einer Ohnmacht, die ſich nach dem Takte richtet.

Wenn die Uebung ſtark und geſchmeidig gemacht hat, den färbt das flüchtige Blut, das durch die Kraft ſeiner Muskeln durch und durch ausgearbeitet wird, und bis in die äuſſerſten Endungen der Blutgefäſſe dringet, wo es wie ein Scharlach durch die reine Haut hindurch ſchimmert. Sein Herz ſchlägt muthiger. Seine Bruſt arbeitet freyer; und ſo wie die Lebensbewegungen durch die Leibesübung gewinnen, ſo nehmen auch die natürlichen Bewegungen ihren Antheil daran. Der Magen verdauet die Speiſen, ſo ſtark ſie ihm ſind, ohne daß ſein Beſizer etwas davon erfähret. Die Ausdünſtung der Haut wird nicht ſo leicht, als bey andern, unterbrochen, weil ſie die ſtärkern Lebenskräfte mit beſſerm Nachdruk unterhalten. Kurz, man kan ſagen, daß die Wirkungen der Leibesübungen durch den ganzen Körper hindurch dringen, und ihm eine Natur geben, welche mit derjenigen überein kommt, womit unſere Vorältern in ihren Wäldern und Kitteln den Anfällen der Jahrszeiten Troz boten.

Es iſt nichts Geringes, ſo viele Vortheile durch ein einziges Mittel zu erhalten. Nur kommt es darauf an, daß man wiſſe, ſich dieſes Mittels auf die gehörige Weiſe zu bedienen. Die Leibesübung ſchiket ſich nicht für jedermann. Sie dienet in einigen Krankheiten, bei einigen Witterungen, unter gewiſſen Umſtänden, aber nicht in allen. Ich will mich izt nicht in die weitläuftigen Unterſuchungen aller der Bedingungen einlaſſen, welche voraus geſezt werden müſſen, wenn die Leibesübung geſund und rathſam ſeyn ſoll. Denn dieſe laſſen ſich beſſer lehren und behalten, wenn man ſie beiläufig erzählet, indem man die beſondern Verhältniſſe der Menſchen unter ihre Geſeze zwinget. Izt will ich blos zeigen, wie man die Leibesbewegung anſtellen müſſe, wenn man geſund, und in ſolchen Umſtänden iſt, daß man ſie vornehmen muß.

Zuerſt iſt der Grad der Bewegung zu beſtimmen. Man hat angemerket, daß Leute, die ſehr ſchwere Arbeit zu verrichten gewohnt ſind, vor der Zeit ſtumpf, ſteif und alt werden. Solche Leute ſind den Pferden ähnlich, die nur eine kurze Jugend lang leben, worinn ſie auſerordentlich ſtark ſind. Der, welcher die gröſten Laſten fortgetragen, bebt, wenn er kaum ein Mann iſt, und bleibt nicht mehr mächtig, ſeinen Gliedern zu gebieten, daß ſie ruhen, nachdem er ſie durch die Arbeit übertrieben hat. Dem Tänzer entgehet die Kraft der Waden, und das ſtarke Kniegelenke wird weich und läſt ihn fallen, wenn er eben glaubt, ein Meiſter geworden zu ſeyn. Der Sezer, welcher den ganzen Tag die Laſt ſeines Leibes trägt, (denn Stehen iſt auch eine Arbeit der Muskeln) gehet nach kurzer Zeit mit geſchwollenen Füſſen davon. Der Bauer, der mit ſeinem Viehe um die Wette büffelt, kan kaum das ſechzigſte Jahr erreichen, und iſt ſchon lange vorher ſteif und gebrechlich. Man ſoll ſich alſo nicht ſtrapaziren, wenn man es verhüten kan. Man muß aber auch kein Sclave der Bequemlichkeit ſeyn. Eine allzuſanfte Bewegung iſt gleichſam nur ein Compliment, daß man der Natur macht, wenn ſie uns gebietet, im Schweiſe unſer Brod zu eſſen. Boerhaave hat den Grad der Leibesübung beſtimmt, und dabei muß es bleiben. Man muß ſich bewegen, bis man anfängt, ganz gelinde zu ſchwizen, oder bis man eine angenehme Ermüdung in den Gliedern empfindet.

Wenn ich dieſen Grundſaz voraus ſeze, ſo folget daraus, daß keine Bewegung geſund ſeyn könne, die auf einmal mit groſſer Heftigkeit angefangen wird. Denn dieſe erreget das Geblüt zu ſchnell, ſezet den Leib augenbliklich in Schweis und erſchöpfet die Kräfte, anſtatt ſie zu ſtärken. Darum haben die vornehmen Leute ſehr ſelten vom Tanzen denjenigen

Vortheil, den ſie ſich davon verſprechen. Sie ſind den Federballen ähnlich, die entweder ſtille liegen, oder in der Luft ſpringen. So muß man aber nicht ſeyn. Eine mediciniſche Bewegung muß ſich gelinde anfangen. Sie muß immer zunehmen, ohne eine Strapaze zu werden, und muß ſich mit einem ſanften Schweiſe in abnehmenden Graden allmählich beſchlieſſen. Von den gelindeſten Arten der Bewegung kan man dieſe Wirkung nie erwarten, wo nicht die warme Witterung, nebſt andern Umſtänden, dazu behülflich iſt. Daher iſt es nur den ſchwächlichſten Perſonen in der heiſſen Jahrszeit hinlänglich, auf dem Waſſer zu fahren, ſich tragen zu laſſen, oder in einem bequemen Wagen die Pferde ſpazieren zu führen. Die mittiern Arten der Leibesübungen ſind allezeit die beſten, nemlich das Gehen, das Reden und das Reiten im Schritte. Das erſte iſt die beſte Leibesübung, wobei man faſt niemals Gefahr zu befürchten hat. Man kan es nach ſeiner Empfindung mäſſigen, und ſelbſt die Empfindung lehret uns, wenn wir den gehörigen Grad der Bewegung erreichet haben. Es ſtärket die veſten Theile durch die Uebung, und vermiſchet die Flüſſigen, wie ſie ſeyn müſſen. Das Reden thut mehr das lezte, als das erſte. Denn da alles Geblüt unſers Körpers bey jedem Umlaufe durch die Lunge ſtrömet, ſo kan die Erſchütterung dieſes Eingeweides, welche das Reden verurſachet, in unſere Säfte einen groſſen Einflus haben. Allein, es bleiben viele Muskeln dabei ruhig, welche beim Gehen gebraucht werden. Das Reiten im Schritte erfordert mehr Arbeit der Muskeln, aber auch mehr Umſtande, gute Witterung, und mehr Dauerhaftigkeit und Starke. Das Laufen, Tanzen, das ſtarke Reiten, das Fechten, das Springen ſind die heftigſten Bewegungen, womit ſich zärtliche und ſchwachliche Leute nicht abgeben müſſen, ob ſie gleich auf verſchiedene Weiſe gemäſſiget werden können, und alsdann ihren Nuzen haben.

Da man ſich bis zum Ausbruche eines gelinden Schweiſes und bis zur angenehmen Ermüdung bewegen ſoll; ſo fallen die Ausflüchte von ſelbſt weg, deren ich gleich anfangs gedacht habe. Daß ein Frauenzimmer, das ſeine Küche voll Geſinde hat, ſo gütig iſt, ein wenig mit nachzuſehen, wie ſie arbeiten; daß ſie dann und wann eine Treppe ſteigt, einen Tortenteig wargelt, dem Gärtner befiehlt, was er pflanzen ſoll, und ihm zuſiehet; daß ein vornehmer Herr ſeinen Hund ein wenig abrichtet, ſein Zimmer auf- und abgehet, und einige Pas verſuchet; daß ein Gelehrter und ein Kaufmann vor ſeinem Pulte ſtehet, hin- und hergehet, mit ſich ſelbſt ſpricht, eine Oration vor ſeinen Stühlen hält, wie Melanchthon vor ſeinen Töpfen, oder daß er einmal nach der Börſe oder aufs Poſthaus trabet, ſich ſchnell erhizet, und bald wieder ſtill ſtehet oder ſizet; alles dieſes ſind falſche Münzen, womit man die Natur betrügen will, wenn ſie ihren Zoll von uns fordert. Soll die Bewegung ſo ſeyn, wie ſie gültig bleiben kan, ſo muß ſie nicht unterbrochen, ſondern anhaltend ſeyn. Sie muß nicht in den täglichen Geſchäften beſtehen, wenn dieſe nicht ſelbſt anhaltende ſanfte Leibesübungen ſind; ſondern ſie muß gemächlich angefangen, bis zum ausbrechenden Schweiſe fortgeſezt, und alsdann eben ſo allmählig wieder nachgelaſſen werden. Dieſes erfordert bei einigen eine halbe, bei andern eine ganze Stunde Zeit. Die übrigen Verrichtungen ſind für nichts zu rechnen. Sie verhüten allenfalls ſo viel, daß man nicht zuſammen wachſe, wenn man zu viel ſizet; aber zur mediciniſchen Lebensordnung ſind ſie nicht hinlänglich.

Dieſes iſt noch nicht alles. Je ruhiger die Lebensart iſt, die man im Dienſte der Welt führen muß; je unnatürlicher die Stellungen ſind, in die wir unſern Leib bei unſern täglichen Geſchäften zwingen, und kurz, je weiter wir uns auſſer den Zeiten der Leibesübung von der Bahn der Natur entfernen, deſto öfter müſſen wir wieder in dieſelbe zurük kehren, und deſto nöthiger iſt es, dieſe heilſame Leibesübung, ſo wie ſie Boerhaave von uns fordert, zu wiederholen. Bei einer ſizenden Lebensart muß dieſes wenigſtens alle Tage einigemal geſchehen. Und hierbei entſteht die Frage, zu welcher Zeit es am dienlichſten ſey? Ich würde thörigt handeln, wenn ich meinen Leſern die Streitigkeiten der Aerzte über dieſe Frage vorlegen wollte. Es haben einige die Bewegung nach der Mahlzeit für ſchädlich erklärt, und andere haben das Sprichwort vertheidiget, daß man nach dem Eſſen, ſtehen, oder tauſend Schritte gehen ſoll. Dieſes iſt gewiß, daß eine regelmäſſige Bewegung vor den Mahlzeiten und nach dem Anfange der Verdauung von ſehr groſſem Nuzen ſey. Die Bewegung in den Morgenſtunden macht den Leib zu den Geſchäften munter, befördert den Abgang deſſen, was ſich die Gedärme von den Mahlzeiten des vorigen Tages vorbehalten haben, zertheilet die Blähungen, erreget einen ſtarken Appetit, und giebt dem Magen die Kraft, zu verdauen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man ſich nach der Bewegung erſt eine kleine Ruhe geſtatten müſſe, ehe man zur Tafel geht. Die Bewegung nach den Mahlzeiten iſt mit vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft, welche bei manchen in Sodbreñen, Aufſtoſſen, ja wohl gar in einem Erbrechen beſtehen. Hat man nun keine andere, als dieſe Zeit, für die Leibesübungen übrig, ſo muß man ſich dieſe Ungelegenheiten eine Zeitlang gefallen laſſen, bis ſie die Gewohnheit überwinden hilft, und unterdeſſen befördere man dieſe Ueberwindung durch eine deſto gröſſere Mäſſigkeit im Eſſen und Trinken. Da die Verdauung bei Leuten, die ſich wenig bewegen, ſehr langſam hergeht, ſo ſind ſie faſt den ganzen Nachmittag zu den Leibesübungen untüchtig, wofern ſie ſich an dieſe Beſchwerlichkeiten kehren wollen. Da ſie nun mehrentheils Vormittags andere Geſchäfte abzuwarten haben, ſo müßten ſie ganz ohne Leibesübungen bleiben, wenn ſie die Sache nicht durch eine nüzliche Hartnäkigkeit durchtreiben wollten.

Ich rechne ohngefähr, daß jedermann, wenn er auch noch ſo geſchäftig iſt, täglich ein paar Stunden auf ſeine Geſundheit wenden kan. Dieſe Freyſtunden müſſen der Leibesübung gewidmet ſeyn. Ich höre ſchon eine neue Ausflucht! Wir können uns nicht täglich ordentlich bewegen. Allein wir fahren öfters aus, wir gehen zuweilen ſpazieren, u. ſ. w. Es iſt alles nichts! Ich weiß ſehr wohl, daß es unſere Geſundheit erfordere, ſich zuweilen eine auserordentliche Leibesbewegung zu machen, und dazu können die Spazierfahrten, die Bälle, die Luſtreiſen gebraucht werden. Allein, deshalb muß die tägliche Leibesübung dennoch fortgeſezt werden, und darf nur etwa an ſolchen Tagen ausfallen, die man der Bewegung allein widmet. Das macht, jene iſt geſunder; ſie iſt regelmäſſiger, weil ſie gelinde angefangen, gleich unterhalten, bis zum gehörigen Grade abgewartet, nicht unterbrochen, nicht zu heftig wird, und ſie iſt uns unentbehrlich, weil 24. Stunden hinreichend ſind, einen Menſchen merklich kränklich zu machen, wenn er die Bewegung ſo lange ausſezet, und weil die Bewegung die Verdauung, die Miſchung des Blutes, und die Ausführungen befördert, welches binnen 24. Stunden nöthig iſt. Darum pflegte ein gewiſſer Arzt denen, die ihn fragten, ob denn die Bewegung nicht einen Tag ausfallen könnte? zu antworten: Ja! alle Tage, wenn ihr nicht eſſet. Nach dieſer Regel würden wir ſehr viel Faſttage haben, wenn wir nur an den Tagen Leibesübung hätten, da wir ausreiſen, oder Gaſtereien halten.

Wenn die tägliche Leibesübung gleich nach allen Regeln, die ich bisher angeführt habe, geſchicht, ſo fehlt ihr doch noch ein weſentliches Stük, wofern ſie nicht in einer reinen Luft unternommen wird. Der arbeitſamſte Matroſe wird in See ſcorbutiſch, weil er in einer unreinen Luft lebet. Der härteſte Soldat vermißt die Vortheile ſeiner rauhen Lebensart, wenn er in ſumpfigten Thälern compiret. Der Bergmann, der ſich in die Tiefen der Erde hinein arbeitet, verkrümmt und verdirbt, von den giftigen Schwaden, die er einathmet. Eine Dame, die ſich in ihrer Kinderſtube Bewegung macht, ein Gelehrter, der in ſeiner Studierſtube Holz ſäget, ein Kaufmann, der in ſeinem Comtoir herum ſpazieret, wo ſich mehr Theile des Beſizers als Luft im dumpfigten Raume aufhalten, begehen einen ſo weſentlichen Fehler in ihrer Lebensordnung, daß man ſich nicht wundern darf, wenn ſie einhellig ſagen, daß ſie ſich durch die Leibesübung in nichts gebeſſert finden. Ich habe der reinen Luft ſchon eine Lobrede gehalten. (Siehe IX. Tom.) Sie verdient dieſes Lob unſtreitig, da ſie das Element iſt, worinn wir leben ſollen, worinn wir aber doch leider am wenigſten leben. Ein Menſch, der immer in einem engen Zimmer eingeſchloſſen lebt, genießt mehr von ſeinem eignen Abgange, als von der Luft. Wenn er doch nur wenigſtens ein paar Stunden des Tages daran wenden wollte, ſich auszulüften, und unterdeſſen die friſche Luft durch ſein Arbeitszimmer wehen zu laſſen! Die Leibesübung erfordert geräumige Zimmer, oder Gärten, oder das freye Feld, Oerter, wo Luft iſt, und wo man vor unreinen Dünſten ſicher athmen kan; und doch iſt dieſes noch nicht das lezte, was ſie erfordert.

Die Uebungsſtunden des Leibes müſſen die Ruheſtunden des Gemüths ſeyn. Leib und Seele müſſen zwo gemeinſchaftliche Röhren vorſtellen, wovon immer die eine leer wird, wenn man ſie umbieget, daß ſich die andere anfüllet. Die Lebensgeiſter ſind der gemeinſchaftliche Stof der materiellen Kräfte von beiden. Das Denken verzehrt ſie, und die Bewegung und Arbeit des Leibes verzehrt ſie nicht weniger. Daher thut man ſich Gewalt, wenn man beym Meditiren mit dem Körper arbeitet. Dies iſt der Fehler der Gelehrten. Sie nehmen ſich gemeiniglich etwas zu denken mit auf den Weg, wenn ſie ſpazieren gehen. Dies heißt ſich muthwillig verbluten. Man muß nur eine Sache auf einmal vornehmen; und weil doch die Stunden der Leibesübung ein für allemal der Geſundheit gewidmet ſind, ſo ſollte man billig alle Vortheile mitnehmen, die man zu gleicher Zeit für die Geſundheit genieſſen kan. Es iſt ſehr nöthig, das Gemüth dann und wann zu zerſtreuen, und von ſeinen ordentlichen Geſchäften abzuziehen. Wenn die Gelehrten dieſes verabſäumen, ſo werden ſie endlich dem Carneadi ähnlich, welcher ſo ſehr in ſeine Betrachtungen vertieft war, daß er die Hand nach der Schüſſel zu ſtrecken vergaß, wenn er bei Tiſche ſaß. Der Handwerksmann, der Kaufmann, ja ſelbſt der Bauer vom Lande hat eine Gemüthsergözung nöthig, damit er die Haus- und Nahrungsſorgen, die ihn angreifen, eine Zeitlang vergeſſe. Man ſieht aus der Erfahrung, daß dieſe Anmerkung gegründet ſey. Denn obgleich der Landmann bei ſeinen täglichen Geſchäften ſtets Leibesübung hat, ſo geht er doch, ſo bald ſich nur eine Gelegenheit darbietet, in die Wieſen, oder auf den Kegelplaz, um ſich einmal eine Bewegung zu machen, wobei er vergnügt ſeyn kan. Dieſes iſt ein neuer Grund, warum ich die Entſchuldigung nicht annehmen kan, daß man bei ſeinen täglichen Geſchaften genug Bewegung habe. Wer ſich nicht ſo bewegt, daß er dabei lachen kan, der genießt die Vortheile der Leibesübungen nur zur Hälfte. = = Von denen ſo mancherlei Leibesbewegungen, wird in der Folge, auch in dieſem Theil, von jeder beſonders, hinlängliche Begriffe gegeben werden.

Vom Geburtstage der Welt, zum Anfange, des Intelligenz-Zettels, auf das Jahr 1760.

Nur eine kleine Aufmerkſamkeit wird dazu erfordert, wenn man mit lebhafter Gewisheit überzeuget ſeyn will, die ganze Anlage der Schöpfung ſey mit der verehrungswürdigſten Weisheit und Güte ſo gemacht, daß die vernünftigen Geſchöpfe die Zeitfolgen genau bemerken, und mit völliger Uebereinſtimmung ausmeſſen und berechnen können: auch wie nüzlich, ja nöthig und unentbehrlich ſolche Bemerkung und Berechnung zu ihrem wahrhaftig vernünftigen und ordentlichem Leben ſey.

Zur eigentlichen Zeitberechnung gehöret ſchlechterdings ein mit Vernunft und Verſtand begabtes Geſchöpf. Man mag das ſinnliche Erkäntnisvermögen anderer, zwar gleichfals beſeelter, aber nicht bis zum Beſiz einer vernünftigen Natur erhöheter Creaturen vergröſſern, ſo ſehr man immer will: ſo bleibt doch allemal aus der Erfahrung unleugbar, daß Meſſen und Zählen nicht Handlungen ſind, wozu dieſe von ſelbſt Geſchiklichkeit beſizen; oder wozu ſie durch die mühſamſte Abrichtung der Menſchen angeführet werden könten. Zwar bemerket und geſtehet ein jeder ſorgfältiger und dabei gehörig beſcheidener Beobachter natürlicher Dinge gerne das Wunderbare und Unbegreifliche, womit die ganze Schöpfung angefüllet iſt. Folglich wird er auch oft verſtummen müſſen, wenn er die chronologiſche Ordnung, welche viele Arten der Thiere ſehr genau beobachten, gründlich, und zur völligen Befriedigung derer, die gerne allenthalben lauter Licht zu haben wünſchen, erklären ſoll. Ein Storch unter dem Himmel weis ſeine Zeit. Eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn ſie wieder kommen ſollen. Jerm. 8, 7. Wie alt und bekannt iſt dieſe natürliche Wahrnehmung an den eben genannten und vielen andern Streichvögeln! Aber können wir denn auch wohl in unſern Tagen, in welchen man ſich oft übermäſſig rühmet, daß man der Väter Einſicht in phyſicaliſchen Dingen bei weiten übertreffe, die Art und Weiſe, wie ſich alles nach natürlichen Urſachen dabei verhalte, ſo angeben, daß ein Wisbegieriger gänzlich beruhiget werde? Inzwiſchen mus man doch immer einräumen, daß eine ſolche Wahrnehmung und Berechnung der Zeitfolgen, als einem jeden Menſchen, ſeit ſeiner erſten Kindheit an, möglich und überaus leicht iſt, weit mehrers in ſich faſſe, als die allerſonderbarſten Zeitbeobachtungen der Vögel und des übrigen blos ſinnlichen Thierreichs; und daß die uns angebohrne Fähigkeit hiezu aus einer höhern Quelle ſeinen Urſprung habe

Wir Menſchen müſſen, wenn wir ein wahrhaftig menſchliches Leben führen wollen, die Zeit mit deutlichem Bewuſtſeyn wahrnehmen und berechnen können: das iſt: die Ordnung, wie allerley Veränderungen, ſowohl an uns ſelbſt, als andern Dingen, mit denen wir in Verbindung ſtehen, auf einander folgen. Wie könnten wir ſonſt die bekannteſten und nöthigſten Geſchäfte, z. E. den Akerbau und die Gärtnerey erlernen, und mit Nuzen treiben? Wie würden unſere Reiſen und Schiffarthen einen erwünſchten Fortgang haben? Wie würden wir uns unter einander bedienen können, wenn wir uns zu gemeinſchaftlichen Ausrichtungen unter den gehörigen Abwechſelungen verbinden wollen? Ein jedes Ding will, nach einer bekannten Redensart, ſeine Zeit haben, ehe es zum Stande kommt. Wie? wenn wir dabei mit Hand anlegen ſollen, und wir doch, wenigſtens aus der Erfahrung, uns nicht vorſtellen könnten, welche Veränderungen, und in welcher Ordnung dieſe erſt auf einander folgen müſſen, ehe wir uns

Hoff-

Hofnung machen dürfen, unſere Abſicht zu erreichen? Je ſorgfältiger wir Zeit und Stunde in unſern täglichen rühmlichen Beſchäftigungen zu beobachten wiſſen, und uns bemühen: deſto mehr Ordnung bringen wir in unſer ganzes Leben hinein. Und deſto mehr gute Würkungen können wir uns auch davon verſprechen. Gewis, es iſt eine wahre Verunehrung einer ſo vortreflichen menſchlichen Erfindung, als unſere Sakuhren ſind, wenn man ſie blos aus Eitelkeit bey ſich träget. Da hingegen ihr vernünftiger Gebrauch ein erwünſchtes Mittel zur Beförderung einer guten Lebensordnung zu nennen iſt. Inſonderheit würde die ganze Geſchichtskunde ein rechtes Chaos ſeyn, wenn ſie nicht durch eine genaue Zeitrechnung belebet und nüzlich gemacht werden könte.

Eine jede auf die andere in Ordnung folgende Veränderung kan von einem vernünftigen Geſchöpfe zur Bemerkung und Ausmeſſung der Zeit angewandt werden. So können wir z. E. nach unſern Pulsſchlägen rechnen; oder von einer Mahlzeit, von einem Schlaf zum anden; von einem Froſte, von einer Erndte, von einem Geſchlechte zum andern. Oder, wenn wir ſchon unſere künſtliche Werkzeuge in Betrachtung ziehen wollen, wir rechnen und zählen von einem Glokenſchlage zum andern. Aber wir mögen dieſe oder vielerley andere Dinge, welche ſämtlich als Maasſtäbe der Zeit gebrauchet werden können, nennen: ſo iſt doch darunter noch nichts beſtändiges und allemal genau genug Zutreffendes. Wie leicht und oft wird etwas in der Folge dieſer Dinge auf einander verrüket? Auch unſere vollkommenſten künſtlichen Uhren ſind unvermeidlichen Unvollkommenheiten, ſowohl wegen des Stofs, woraus ſie zuſammen geſezet ſind, als wegen der in ſie einen Einflus habenden äuſſerlichen Urſachen, unterworfen. Sie kommen bald in Unrichtigkeit, und ihrer mehrere, die man einmal mit der gröſten Sorgfalt zuſammen geſtimmet, verlichren in kurzer Zeit ihre Uebereinkunft. Unſere ganze Zeitberechnung würde in der kläglichſten Verwirrung und Ungewisheit ſeyn und bleiben; folglich würde auch lauter Unordnung in unſerm ganzen Erkänntniſſe und Leben unvermeidlich ſeyn: wofern nicht der groſſe Schöpfer und HErr Himmels und der Erde in der Schöpfung der Welt ſelbſt gewiſſe Anordnungen gemacht, und bisher erhalten hätte, auf deren unverrükten Fortgang wir uns ganz zuverſichtlich verlaſſen; die dabei von uns, als vernünftig-ſinnlichen Geſchöpfen leicht und allenthalben wahrgenommen werden können; die uns alſo zu einem untrieglichen Maaſſe der Zeit dienen. Wir wollen die Welt aus dem Geſichtspuncte betrachten, worinn wir hier auf der Erde ſtehen. Für die übrigen vernünftigen Geſchöpfe, die in andern und höhern Sphären leben, wird der allgemeine Vater auch auf ſolche Weiſe, wie ſichs zu dem Orte ihres Aufenthalts und ihren Umſtänden am beſten ſchiket, geſorget haben. Sie werden gleichfalls die Zeiten, worinn ſie leben, und GOttes Herrlichkeit ausbreiten ſollen, genau berechnen können. Uns liegts in der erſten Periode unſers vernünftigen Daſeyns ob, daß wir GOttes Werke, in ſo weit ſie ſich auf die Erde beſonders beziehen betrachten, rühmen und recht benuzen.

Die Erde, worauf wir wohnen, und der Himmel über uns, ſtehen in einer unaufhörlichen Bewegung gegen einander. Wie ſichs damit nach der phyſiſchen Wahrheit eigentlich verhalte, das haben wir hier gar nicht nöthig zu berühren, oder zu entſcheiden. Hieraus folget, daß uns die Sonne bald auf bald untergehet. Wir in den gemäſſigten Erdſtrichen, und auch die, ſo in dem heiſſen wohnen, erleben dieſe Veränderungen gewis einmal innerhalb 24. Stunden. Hier ſind veſtgeſezte Puncte, welche uns durch die

Ordnung in der Natur dargebotten werden. Wir rechnen alſo von einem Morgen zu dem andern, oder von einem Abend zum andern. Der gewöhnliche Sprachgebrauch bringts ſo mit ſich, daß wir, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, die Zwiſchenzeit zwiſchen einer Mitternacht, und die unmittelbar darauf folgenden, nur ſchlechtweg einen Tag nennen. Und nach ſolchen Tagen, die wir denn auf künſtliche Weiſe in Stunden, Minuten ꝛc. weiter eintheilen, rechnen wir zunächſt die Zeit alles deſſen aus, was wir ſelbſt erleben, und bemerken, wie viele derſelben ſeit einem gewiſſen Anfange verſtrichen.

Wäre gleich ſonſt nichts in der ganzen Schöpfung, welches uns zu einem ganz gewiſſen Maasſtabe der Zeit dienen könte, als die unverrükte Folge der Tage auf einander: ſo hätten wir doch ſchon hohe Urſache, dieſe herrliche Anordnung mit dem ehrerbietigſten Danke gegen ihren Urheber und Erhalter zu erkennen. Wir könten auch alsdann ſchon viele Deutlichkeit und Gewisheit in unſer Erkänntnis, und Ordnung in unſer Leben bringen, und darinn erhalten. Auch könnten wir den Fehlern unſerer künſtlichen Werkzeuge zu kleinern Abtheilungen der Zeit bald wieder abhelfen. Ein genauer Sonnenzeiger macht alles wieder gut, was unſere Uhren verſehen.

Aber nun überlege man, daß der Menſch auch in dem izigen Zuſtande der Erde oft ein ziemlich hohes Alter erreiche. Wie viele Tage werden hierzu erfordert. Wer 18250. derſelben zurük geleget (ein Alter von 50. Jahren, wenn wir die Schalt-Tage jezt nicht mit berechnen) iſt noch ein Mann in ſeinem beſten Lebensjahren. Wie? wenn wir nun die Dauer unſerer eigenen Lebenszeit blos nach Tagen bemerken und brauchen ſolten? Wie leicht würden wir uns dabei verſehen, und wie werden? Wie viele Mühe würden wir anwenden müſſen, um den Mängeln unſerer Aufmerkſamkeit und unſeres Gedächtniſſes vorzubeugen? Und hätten wir einmahl einen Fehler in unſerer Rechnung begangen, ſo würden wir ihn nie wieder zu ergänzen wiſſen. Wer iſt wohl mit einer ſo ungeheuren Gedächtniskraft begabet, daß er ſich eines jeden Tages ſeines Lebens deutlich wieder erinnern könnte, wenn ihre Anzahl ſchon auf viele tauſende angewachſen wäre? Sollen nun gar allerhand völlig glaubwürdige Nachrichten von den älteſten Begebenheiten unter dem menſchlichen Geſchlechte aufbehalten werden (als welches nicht allein um politiſcher, ſondern auch um wichtiger theologiſcher Urſachen willen nöthig iſt): ſo ſehe ich gar nicht ab, wie wir bei einer bloſſen Tagerechnung uns rathen würden. Wie mühſam, wie verworren und ungewis würde eine ſolche Chronologie ſeyn, wenn ſie ſich auch nur auf ein einziges Jahrhundert erſtrekte?

Der Allmächtige hat zur Erleichterung und Befeſtigung unſerer Zeitrechnung mehr gethan. Er hat den Mond unſerm Erdballe zum Begleiter zugeordnet. Seine Bewegung um unſere Erde iſt ſo eingerichtet, daß er in 29. Tagen und etwas über 12. Stunden in eben ſolcher Geſtalt wieder erſcheinet, und eben ſolchen Stand gegen unſere Erde wieder hat, als er vor eben ſo viel Tagen und Stunden hatte. Und ſo können wir nun mit leichter Mühe und geringer Aufmerkſamkeit die Zeitfolge der Dinge von einem Neumonde, oder von einem Vollmonde bis zum andern, ausmeſſen und berechnen. Ohne allen Zweifel haben die erſten Bewohner der Erde, wenn ſie ohne Beihülfe beſonderer göttlicher Offenbarungen die erſte Grundlage zu dem nach und nach entſtandenem Erkänntniſſe natürlicher Dinge machen müſſen, (als welches wir jezt unentſchieden laſſen) des Mondeslauf gar frühzeitig bemerket, und, ob gleich nicht alſofort nach der Genauigkeit der jezigen Aſtronomen; doch ſo weit, als ihre erſte Bedürfniſſe forderten, ausgerechnet. Die

Rechnung nach Monden-Monate hat alſo nothwendig unter den Menſchen bald nach ihrem Urſprunge bekannt und eingeführet werden müſſen. Und ſo bald dies geſchehen, iſt ſchon ein ſchönes Hülfsmittel bei der Tagerechnung da geweſen. Wer nach Monaten die Daure der Dinge bemerket, und abzählet, hat ſchon einen viel gröſſern, und ſo vielen Mängeln des Gedächtniſſes nicht unterworfenen Masſtaab der Zeit.

Aber auch dieſer iſt für des Menſchen Lebenszeit, und die Reihe der Dinge, auf welche ſein Erkänntnis ſich erſtreken ſoll, noch zu klein. Unſere ganze Chronologie würde, ſo bald nur erſt etliche menſchliche Geſchlechter auf einander erfolget wären, bei der Rechnung nach Monden-Monaten ſchon verworren und ungewis genug geworden ſeyn. Was wollen wir denn ſagen, wenn wir uns in den Umſtänden betrachten, in welchen wir jezt lebende Erdbewohner uns befinden? Hat denn der Schöpfer der Welt uns nicht noch einen andern, eben ſo gewiſſen Masſtaab der Zeit, als die Tage- und Monat-Rechnung iſt, ſelbſt angewieſen, der aber noch weit gröſſer, und gleichſam noch viel beſſer zu der längſten Dauer unſeres hieſigen Lebens, ja der Dauer der Erde ſelbſt, proportionirt iſt?

Sehet! das herrliche Licht iſt da, welches uns den Tag gebieret, aber zur Vollkommenmachung unſerer Zeitrechnung noch viel gröſſere Dienſte thut. Bei der unaufhörlichen Bewegung, aus welcher ein Tag nach dem andern entſtehet, ſehen wir gar bald, daß die Erde und die Sonne ihren Stand gegen einander, nach Verlauf eines Monates, ſehr merklich geändert haben. Und wie viel Einflus hat dies in unſere Erde? Wie ſchmükt ſie ſich, wenn ſie bei Ablegung des Winterkleides durch höhere und längere Sonnenſtrahlen belebet wird? Wie entfärbt ſie ſich dagegen, wenn ihr im ſpäten Herbſte immer niedrigere und kürzere zugeſandt werden? Haben wir nun, nach überſtandenen Beſchwerlichkeiten des Winters, der Frühlingsluſt genoſſen, des Sommers Hize ertragen, und des Herbſtes Schäze eingeſammlet: Siehe! ſo ſind wir eben da wieder, wo wir vorhin waren. Und ſo haben wir inzwiſchen eine gewis nicht kleine Menge von Tagen, und eine gleichfalls ſchon ſteigende Anzahl von Monaten, zurük geleget, die wir nun in eins zuſammen faſſen, und ein Sonnenjahr nennen.

Freylich würde mehr als eines Menſchen Alter von ſolcher Länge, als jezt in der weiſen Haushaltung GOttes für uns ausgemacht iſt, dazu erfordert werden, wenn wir den ſogenannten Sonnenlauf, und das darauf ſich gründende wahre Sonnenjahr ſelbſt erſt durch eigenen Fleis mit völliger Gewisheit und Genauigkeit bemerken und bewohnen ſolten. Aber wir ſind dieſer Mühe längſt überhoben. Wir bauen jezt nur auf die langen Wahrnehmungen und Rechnungen ſo vieler Geſchlechter fort, die ſchon vor uns gelebet. Und unſern Sternkundigen iſt nichts übrig gelaſſen, als daß ſie die Kleinigkeiten in Beſtimmung der Gränzen des wahren Sonnenjahres immer weiter unterſuchen und ausmachen, welche unſere älteſte Vorfahren theils noch nicht nöthig hatten, ſo mühſam zu erforſchen; theils auch noch nicht ausfindig machen konten, weil dazu eine lange Reihe von Jahren gehörete, und mehrere Hülfsmittel ihnen gefehlet, die erſt mit der Zeit erfunden ſind.

Allerdings beut uns die Schöpfung noch gröſſere Maasſtäbe der Zeit dar, als unſer Sonnenjahr iſt. Mann denket nur an die Bewegung der am weiteſten von der Sonne entfernten Sonnen-Planeten. Man ſehe nach, was unſere Sternkündige von der Anzahl der Sonnenjahre beſtimmen, verſtreichen, ehe z. E. der Saturn oder der Jupiter den Lauf um die Sonne vollendet. Was für ein groſſer Maasſtab der Zeit iſt nicht der, von gelehrten Zeitforſchern längſt erfundene, und ſeit dem zur Befeſtigung unſerer Chronologie ſehr nüzlich angewandte Julianiſche Periodus? Wie viele andere, und vielleicht noch gröſſere Maaßſtäbe können wir uns vorſtellen, wenn wir bedenken, daß alle himmliſche Cörper in der regelmäſſigſten Bewegung ſtehen, wovon durch den mühſamen Fleiß unſerer Himmelsbetrachter ſchon manches mit völliger Gewisheit oder doch mit zimlicher Wahrſcheinlichkeit, ausgerechnet iſt? Je mehr unſere kleine Einſicht in die wahre Beſchaffenheit des Weltbaues wächſet; deſto mehr Verſicherungē bekom̄en wir, daß der oberſte Werkmeiſter, mit erſtaunlicher Weisheit, allenthalben die genaueſte Zeitordnungen eingeführt habe, und daß dieſe unter beſtändiger Aufſicht ſeiner würkſamen Algegenwart beobachtet werden. Aber bei dem allen bleibt es doch unſtreitig, daß unſere menſchliche Zeitrechnung nicht leichter und gewiſſer, als durch Bemerkung und Abzählung der Sonnenjahre, geſchehen kan: worinn denn nun auch alle geſittete Völker längſt miteinander übereinkommen.

Da wir die Zeit, der Natur gemäs, nach Jahren abmeſſen; ſo müſſen diejenigen, welche eine völlig gleiche Zeitrechnung haben wollen, ſich darüber vereinigen, mit welchem Tage ihr gemeinſchaftliches Jahr jedesmal den Anfang nehmen ſoll. Sonſt wäre lauter Verwirrung unvermeidlich, und das geſellſchaftliche Leben würde auf mancherlei Weiſe läſtig und gehindert werden. Wären wir, die wir jezt leben, das erſte Geſchlecht, welches auf Erden entſtanden; ſo käme es auf unſer Belieben an, in welche Jahrszeit, u. auf welchen Tag derſelben, wir den Neujahrstag feſt ſezen wollten. Aber die Erde iſt ſchon längſt vor unſerer Zeit bewohnt geweſen. Wir treten in die Stellen unſerer Vorfahren, und müſſen vieles was durch ſie ſchon angeordnet iſt, in ſeiner Gültigkeit laſſen. Dies iſt inſonderheit bei der Zeitrechnung nöthig. Nicht eher iſt darinn eine merkliche Veränderung anzurathen, als bis wir darthun können, daß der Vorwelt Fehler gar zu ſtarke Abweichungen von der Ordnung der Natur veranlaſſet haben.

In den erſten chriſtlichen Gemeinen ward, wie bekannt iſt, das Jahr allemal mit dem erſten Advents-Sonntag, wovon das Gedächtnis noch vielfältig bei unſerm öffentlichen Gottesdienſte erneuert und erhalten zu werden pfleget. Aber, ſeit dem das bürgerliche Regiment, und die gottesdienſtlichen Dinge, durch die Chriſtliche Religion in die ſchönſte Uebereinſtimmung und genaueſte Verbindung gekom̄en ſind, hats gar geringen Nuzen mehr, wenn wir noch von einem beſondern Kirchenjahre reden. Da in chriſtlichen Ländern das bürgerliche Jahr durchgängig mit dem 1ſten Jenner ſeinen Anfang nimmt: ſo ſchikt ſichs nicht anders, als daß man ſich in kirchlichen Dingen gleichfalls darnach richte. Alſo iſts höchſtrühmlich! daß wir ſodann einen Tag unſerer Verſamlung zum öffentlichen Gottesdienſt haben. Und ob man gleich gerne die auf uns gepflanzte kirchliche Ordnung in ihrem ganzen Umfange beibehält und erfüllet, nach welcher, ſodann das jährliche Gedächtnisfeſt der Beſchneidung unſers hochgelobten Heilandes gefeiret wird; ſo bleibt es doch unſtreitig, daß ein jeder gewiſſenhafter Lehrer ſowohl, als Zuhörer, an dieſem chriſtlichen Gedächtnistage auch beſonders lebhaft ſich vorzuſtellen habe, zu wie vielen herrlichen Betrachtungen der chriſtliche Neujahrstag Anlas gebe, und zu welchen Pflichten wir dadurch verbunden werden. Wir wollen zu einer derſelben, hier noch eine kurze Anleitung geben. Laßt uns bedenken, daß unſer chriſtlicher Neujahrstag billig als der jährliche Geburtstag der Welt, zu feiren ſey.

Ein jeder, der ſich vorgeſezt hat, ein moraliſch gut beſchaffenes leben zu führen, wird von ſelbſt überaus geneigt ſeyn, den eigentlichen Tag des Jahrs, an welchem er als Menſch gebohren iſt, zu erfragen; wenn er ihn mit Gewisheit erfahren hat, zu behalten; und, ſo oft er ihn von neuen erlebet. auf gewiſſe Weiſe zu feiren. Dies können wir thun, da wir unſere eigene Lebenszeit nicht allein nach Tagen, ſondern auch nach Jahren bemerken und berechnen. Ich rede hier nicht von einer ſo abſcheulichen Geburtstags-Feier, da man das Gedächtnis ſeines Lebens-Anfanges mit toller Raſerei und Völlerei ſchändet; auch nicht von einer ſolchen, die blos aus einer kleinen Eitelkeit ihren Urſprung hat, und zur Befriedigung derſelben allein angewandt wird. Ich betrachte jezt den Menſchen in einem vernünftigern und geſitteteren Zuſtande. Was iſt gleichſam natürlicher, als daß wir, ſo oft der Jahrstag von neuem wieder da iſt, an welchem wir ans Licht getreten, nachdem wir wunderbar im Verborgenen gebildet worden, allerhand ernſthafte Betrachtungen über unſer Entſtehen, unſer jeziges Daſeyn, und künftiges Schikſal anſtellen? Billig beſinnen wir uns ſo dann recht lebhaft 1) wie alt ſind wir denn nun? Wie klein, oder gros iſt die Anzahl der Jahre, die verſtrichen ſind, ſeit dem wir ein Leben, und nachher auch deutliches Bewustſeyn unſer ſelbſt bekommen? Was iſt uns darin begegnet? Wie haben wir ſelbſt unſer Lebenszeit angewandt? Müſſen wir uns derſelben ſchämen? Oder können wir uns ihrer mit Wahrheit freuen? 2) Wie lange wird unſer jeziges Leben noch dauren? Geht die Reihe unſerer Jahre nicht zum Ende? Veralten wir nicht immer mehr? Bei wem ſteht die Zahl unſerer Monden und Jahre? Hiob 14, 5. Wie ſollen wir uns aufführen, daß wir wegen unſers künftigen Ergehens allemal einen getroſten Muth haben und behalten, und bei der beſtändigen Ungewisheit der eigentlichen Zeit des Schluſſes unſers Lebens, nie von demſelben übel angeſchikt übereilt werden?

Nicht blos unſer Leben, ſondern auch die Erde ſelbſt, worauf wir nach und nach zum vernünftigen Daſeyn hervorgerufen werden, muß einen Anfang gehabt haben. Dieſe Vorſtellung iſt uns Menſchen gleichſam ſo natürlich, und der ganzen Einrichtung unſerer vernünftigen Natur ſo gemäs, daß ſie nicht anders, als mit vieler übel angewandten Mühe und Gelehrſamkeit, in uns verdunkelt, und ihrer Kraft, die ſie über uns hat, beraubet werden kan. Folglich mus auch einer der Tage, die zu einem Jahre gehören, der Geburtstag der Welt ſeyn. Könnten wir dieſen nun noch jezt mit genugſamer Gewisheit ausmachen und angeben: ſo würden wir unverſtändig handeln, wenn wir ihn nicht auch als den Neujahrstag feireten.

Viele unſerer Gottesgelehrten nehmen zwar an, die gleich auf dem erſten Blate der göttlichen nähern Offenbarung beſchriebene Schöpfung Himmels und der Erde, ſey zur Herbſtzeit geſchehen. Denn unter den Iſraelitern fieng ſich das bürgerliche Jahr immer mit dem erſten Tage des Monats Tiſri, beim Einbruche des Herbſtes an, auf welchem Tage nachher, nach der göttlichen Verordnung 3. Moſ. 23, 24. und 4. Moſ. 29, 1. der heilige Sabath des Blaſens, oder der Drommetentag gefeiret werden muſte. Die verſtändigſten jüdiſchen Ausleger verſichern uns dabei, unter ihrem Volke, als welches allein die älteſten und ſicherſten Nachrichten und Urkunden vom Urſprunge der Welt in Händen gehabt, ſey allemal behauptet, daß dieſer Tag im Jahre der erſte Schöpfungstag geweſen, und daß deswegen ihr burgerliches Jahr mit dieſem Tage von je her angefangen ſey a). Aber, ob man gleich

---

a) Man ſehe des Herrn D. Ikens Antiquit. Hebraic. p. 135. die aus dem franzöſiſchen überſezte Erklärung der Heil. Schrift, ſowohl bei den angeführten Stellen der Bücher Mogerne geſtehet, daß dieſe Gewohnheit des Hebräiſchen Volkes, und die dabei auf die Nachkommen durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzte Nachricht von der Urſache derſelben, alle Aufmerkſamkeit verdiene: ſo bleibt doch auch bei dieſer Hypotheſe noch viel zweifelhaftes übrig. Da uns nun jezt aus Mangel genugſam glaubwürdiger Nachrichten nicht mehr möglich iſt, zu ſagen, welcher Tag ihm Jahre mit dem erſten Schöpfungstage genau übereintreffe; und da wir den nun ſchon längſt durch unſre Vorfahren feſtgeſezten Neujahrstag nicht verändern dürfen: ſo iſts ohne Zweifel am verſtändigſten, daß wir dieſen als den Geburtstag der Welt begehen. Mit jedem Neujahrstage, man mag ihn feſtgeſezet haben, auf welchen Tag im Jahre man gewollt, iſt die Welt gewis ein Jahr älter geworden, und es hebt ſich ein friſches Jahr ihrer Fortdauer an.

Billig fallen uns alſo an unſerm chriſtlichen Neujahrstage folgende Nachfragen ein: 1) "Wie alt iſt denn nun die " Welt ſchon, deren Fortdauer jezt nach " Jahren von uns ausgerechnet wird? " Iſt gar kein Ende dieſer Rechnung von " forne zu? Und wie weit iſt es ſchon " von uns entfernet? 2) Wie alt wird " ſie noch werden? Soll die Rechnung " nach Jahren bei ihr bis ins unendliche " fortwähren? Oder wird ſie ein " Ende haben? Wie nahe oder ferne iſt " dies?"

Was wird man hierauf zu antworten wiſſen, ſo lange man die heilige Schrift nicht zum Gebrauch hat, oder wenn man ſie entweder öffentlich, oder auch nur heimlich verachtet? Wo ſonſt ſind jezt noch wol glaubwürdige hiſtoriſche Nachrichten vom Urſprunge der Welt, als blos in dieſem Buche? Wer ſonſt kan uns ſagen was ihr bevorſtehe? Unſere Naturforſcher können zwar von der jezigen Beſchaffenheit unſrer Erde, und der Dinge, die ſich auf ihr zutragen, vielerlei bemerken, und richtig angeben. Unſere Meskünſtler und Sternſeher beſtimmen immer genauer die Begebenheiten am Himmel. Aber mögen ſie ſämtlich durch alle ihre Wahrnehmungen und Ausrechnungen auch wol erfinden, wie die jezigen Ordnungen des Himmels und der Erde entſtanden, wie viel Jahre ſie ſchon vor unſerer Zeit gedauret, und wie lange ſie noch ſo, ohne Hauptveränderung, beſtehen werden?

Das Naturbuch ſtimmet, wie allenthalben, alſo auch in dieſem Stüke mit dem Buche der näheren göttlichen Offenbarung vortreflich überein. Aber, wie wenig würde aus ihnen allein mit einiger Gewisheit ausgemacht werden können? Die heilige Schrift mus uns erſt erweken, und Anleitung geben, im Naturbuche mit wahrem Nuzen zu leſen. Sonſt würden wir vieles nicht darin bemerken und verſtehen, was uns doch auf gewiſſe Weiſe vor Augen gemahlet iſt.

Die nähere göttliche Offenbarung, deren wir Menſchen gewürdiget ſind, hat auſſer ihrer Hauptabſicht, nemlich der Kundmachung der Verſöhnung der ſündig gewordenene Welt mit Gott, und der Darbietung unſers ewigen Heils, auch einen ſehr wichtigen Nebennuzen uns verſchaffen ſollen. Wir lernen daraus verſchiedene, uns zu wiſſen ſehr nöthige Wahrheiten von dem, was GOtt vor unſerer Zeit ſchon in ſeinem Machtreiche gethan, und was er darin noch ferner thun wolle, die wir auf andere

Weiſe

ſis, als auch bey 2. B. Moſ. 12, 2. imgleichen des Herrn Inſpectors Joh. Th. Haupt- Theologiſche Gedanken von einem Schöpfungsfeſte. Berlin, 1748. in 8. S. 126. welcher gar ſo weit gehet, daß er völlig beweiſen will, die Welt ſei am erſten Tage des Herbſtes, oder an dem Tage deſſelben, da Tag und Nacht gleich ſind, geſchaffen: weswegen er denn auch dieſen Tag für ſein in Vorſchlag gebrachtes neues Schöpfungsfeſt beſtimmet.

Weiſe entweder gar nicht erfahren könten; oder worinn wir doch ſonſt immer ſehr ungewis bleiben würden. Bedienen wir uns des herrlichen Erkenntniſſes, welches wir ihr allein zu danken haben: ſo können wir an einem jeden Neujahrstage, wenn wir den zugleich als den Geburtstage der Welt feiren, folgende Lehren ſowol öffentlich vortragen, als in unſern ſtillen Ueberlegungen zur Beruhigung und Beſſerung unſers Herzens, recht durchdenken.

Erſtlich: Die ganze Welt, die jezt noch ſtehet, hat ihre Würklichkeit von dem allein ewigen und allmächtigen GOtt empfangen, und es hat ſich damit ſo verhalten, wie uns gleich im erſten Capitel der Bibel erzählet wird. Denn da ſehe ich zureichende Gründe vom Urſprunge, und der erſten Anordnung deſſen, was jezt noch gegenwärtig iſt. Und dieſe Erzählung hat immerhin ein recht kentliches und unleugbares Siegel ihrer Wahrheit. Denn der Sabbath, den GOtt ſofort nach vollendeter Schöpfung den Menſchen zum Gedächtnis derſelben vorſchrieb, wird jezt noch gefeyret. Nun kan ich, wenn ich in der älteſten bibliſchen Geſchichte nachforſche, und der menſchlichen Hülfsmittel mich gehörig bediene, durch welche die Zeitrechnung der neuern Zeiten auf einen feſten Fus geſezet iſt, das jezige Alter der Welt beſtimmen. Sie hat nun ſchon gegen 6000. Jahre geſtanden. Aelter iſt ſie noch nicht. Der Streit und die Uneinigkeit unſerer Zeitforſcher über etliche Jahre, ja Jahrhunderte, mehr oder weniger, thut hier zur Sache nichts. Vorher waren noch keine Jahre. Denn es war noch kein ſolcher Mond, und keine ſolche Sonne, als jezt da ſind. Und ſo bald ich dieſe Lichter des Himmels wegnehme, fält auch die ganze Rechnung nach Jahren von ſelbſt weg.

Ich denke und rede nemlich blos von der Erd- und Himmelsverfaſſung, da bis jezt noch beſtehet, und bin zufrieden, wenn ich ſichere Nachricht habe, wie dieſe entſtanden, und wie alt ſie ſchon ſey. Denn hierin mus ich zur Gewisheit gekommen ſeyn, wofern mein Erkäntnis der Wahrheit, ſo weit ichs in der erſten Periode meines vernünftigen Daſeyns nöthig habe, nicht wanken, und mein Herz nicht unruhig bleiben ſoll. Erkühne ich mich, über dieſen Anfang noch gleichſam weiter hinaus zu ſehen; ſo verliehre ich mich ganz. Ich will nicht nachfragen: Ob denn nicht ſchon vorher etwas erſchaffen worden, ehe der Himmel und die Erde, welche wir kennen, bereitet ſind? Wie dies etwa beſchaffen geweſen, und wie alt dies ſey? Denn ſonſt gerathe ich in eine Sphäre hinein, wo ich gerade nichts mit deutlichem Bewuſtſeyn ſehen und antworten kan. Das eine iſt mir gewis genug, daß der ewige, unendliche, und ſich ſelbſt allgenugſame GOtt da war, ehe der Himmel und die Erde, mit welchen ich im Verhältnis ſtehe, gebauet wurden, und daß er ihnen, da es ihm wohlgefiel, ihr Daſeyn gab. Mehr verlange ich nicht zu wiſſen. Sonſt misbrauche ich das Erkäntnisvermögen, und die Begierde, allerley zu erforſchen, dieſe edle Gabe, welche mein Schöpfer in meine vernünftige Natur geleget hat, zu Ausſchweifungen und zu einer mir ſelbſt höchſt ſchädlichen Tollkühnheit.

Zum andern: Die Welt, worin wir leben, kommt ihrem Ende immer näher. Sie ſoll nicht in der Verfaſſung, die ſie jezt noch hat, bis ins Unendliche fortdauren. Eben der, der ſie erbauet hat, will ſie wieder zerſtören, wenn die groſſen Abſichten völlig erreichet ſind, die er bei ihrer Hervorbringung gehabt hat. Dies hat er uns in ſeiner uns ertheilten nähern Offenbahrung deutlich und oft genug vorher geſaget. Himmel und Erde veralten, wie ein Kleid. Pſ. 102, 27. Jeſ. 51, 6. Hebr. 1, 11. Unſere Frechdenker mögen, wenn ſie auf dies Stük der bibliſchen Phyſicotheologie kommen, ſpotten; und unſere Flüchtlinge in der menſchlichen Gelehrſamkeit mögen ihre Verwunderung über ſolche Schriftſtellen, und ihr Misfallen an ihnen bezeugen, wie ſie wollen: ein ernſthafter und geſezter Naturforſcher wird bald ſelbſt einſehen, und auch andern zeigen können, wie richtig dies geredet ſey, und wie ſehr wir verpflichtet ſind, dieſer Vorſtellung nachzuhängen. Mitten unter den unzähligen Beweisthümern der beſtändigen Erhaltung der durch die Schöpfung einmal im Weltgebäude hervorgebrachten Kräfte entdeken ſich uns doch immer mehrere und deutlichere Spuren, daß die jezige Erd- und Himmelsverfaſſung ihrer Endſchaft entgegen eile. Wäre alſo der Menſch der allgemeinen Sterblichkeit nicht unterworfen: ſo wäre er doch ein recht unglükliches Geſchöpf zu nennen, wenn er auf ſonſt nichts, als was zu der jezigen Erdverfaſſung gehöret, ſein Vertrauen ſezen könte, und wenn er keine andere, als irdiſche Güter zu genieſſen und zu hoffen hätte. Er muß ja dabei immer das Ende der veralteten Welt befürchten.

Aber ausdrüklich vorher erforſchen und beſtimmen wollen, wie viele oder wenige Jahre das von GOtt vorher geſagte Ende der Welt noch entfernet ſey: das iſt offenbar ganz unbibliſch gehandelt. Auch läßt uns die Heil. Schrift auf viele Nachfragen, die von dieſem gewis bevorſtehenden Ende aufgeworfen werden können, in einer ganz unſchädlichen Ungewisheit. Wie ſollten wir uns denn damit beunruhigen, und uns unſerer eigenen Einbildungskraft Zügellos überlaſſen? Genug, daß die Anzahl der Jahre der Dauer unſers Himmels und unſerer Erde im göttlichen Rathſchluſſe feſt geſezet iſt, und wir vorher wiſſen, ihr Ziel komme uns eben ſo gewiß immer näher, als der Schlus unſers Lebens! So dann wird auch unſre ganze Rechnung nach Tagen und Jahren ihre Endſchaft erreichet haben. Was wird nachher ſeyn? Und wie werden wir, wenn wir in die zukünftige Welt eingeführet ſind, die Zeit berechnen? Ich antworte: Nicht ferner nach Tagen und Jahren. Denn das gehöret blos für die jezige Erd- und Himmelsverfaſſung. Wie denn? Hierauf will ich einem jeden gerne bis nach meinem Tode die Antwort ſchuldig bleiben.

Von der Beſchäftigung.

Es läßt ſich die Geſchäftigkeit von dem Leben in der ganzen Natur ſo wenig abſondern, daß ſie vielmehr das erſte Triebrad derſelben abgiebt: Dadurch alle unſere Kräfte zur Ordnung und Schönheit des Ganzen, zur Glükſeligkeit der Geſchöpfe und zur Ehre des Schöpfers, gleichſam erhöhet und wirkſam werden. Unſere löbliche Thaten verlieren gewiſſer maſſen ihre Güte, wenn wir ihrer nicht ſo viel herfür bringen, als uns nur immer möglich iſt. Der Werth unſerer Geſchäfte hängt von ihrer Menge ab; denn es wird eine Geſchiklichkeit von uns erfordert, viel, wenigſtens alles uns mögliche Gute zu verrichten; Eben aus dieſer Fertigkeit, unſer Thun zu vervielfältigen, und alſo jeden Theil unſerer Zeiten wohl anzuwenden erwachſet der Begrif der Geſchäftigkeit: wie der Fleis in nichts anderm, als in dem Trieb, in der Anſtrengung unſerer Kräfte auf gewiſſe Zweke beſteht. Ohne ſolchen Trieb gleicht der Menſch einem Kürbis, der bald verwelkt: Er ſchadet ſich, und andern. Ein Müſſiggänger iſt gewiſſer maſſen an ſich ein Selbſtmörder, und an der übrigen Welt ein Betrüger: ſo wie ich hiervon bereits vor einigen Jahren in dieſen Blättern eine Abſchilderung gemacht: (*) Der Müſſiggang iſt nicht nur der Weg zur Sünde, ſondern er iſt ſo gar ſelbſt eine abſcheuliche Sünde; und den

groſ

(*) Siehe pag. 24. des Referendarii 4ten Theils.

groſſen Endzweken, die GOtt bei der Schöpfung und Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes ſich vorgeſezet hat, ſchnurſtraks entgegen. Kan man ſich wohl einbilden, daß GOtt, der nichts gemacht hat, was nicht einen vortreflichen Endzwek hätte, den Menſchen zu gar keinem oder nur zu einem Endzwek von geringer Erheblichkeit, ſollte geſchaffen haben? Die Seele iſt die Quelle des Lebens, und der Wirkſamkeit; und die Vernunft iſt uns nur dazu gegeben, uns zur Ausübung des Guten fähig zu machen. Dies iſt das natürlichſte und wahreſte Vergnügen einer vernünftigen Seele, die allezeit wirkſam ſeyn, und die Tugend beſtändig zum Vorwurf haben ſoll. Würde es nicht der unendlichen Weisheit zuwider ſeyn, daß ſie uns mit ſo vortreflichen Eigenſchaften, um ſie auf Eitelkeiten und Thorheiten zu verwenden, gezieret hätte; Und wenn wir das Laſter des Müſſigganges in Anſehung der Erlöſung betrachten, hat ſich unſer Erlöſer nicht ſelbſt für uns gegeben, daß er ſich heiligte ein Volk zum Eigenthum, daß eifrig wäre zu guten Werken? Wie kann ein unthätiges und unfruchtbares Leben mit der Erwartung unſers Erlöſers überein kommen? Kann dieſer Eifer, den er von uns fordert, ſich bei dem Müſſiggange finden? Wird die Flamme deſſelben nicht ſchwach und unrein ſeyn? Was zeiget der verdorrete Feigenbaum an? Was anders, als den Tod und das Urtheil des Trägen und Faulen? Warum kam der unnüze Knecht um? Aus keiner andern Urſache, als weil er mit ſeinem Pfunde nicht gewuchert hatte. Die Schrift iſt voll von Drohungen gegen die Müſſiggänger und Ausſchweiſende. Der Sohn GOttes iſt ſowohl ein Muſter der Tugend geweſen, als der Unſchuld. Er war nicht damit zufrieden, ſich vom Böſen zu enthalten, ſondern er übete ſich ſtäts in der Ausübung des Guten. Das Evangelium verbietet uns nicht nur die Unreinigkeit des Fleiſches und des Geiſtes, ſondern es gebietet uns auch vollkommen heilig zu ſeyn in der Furcht des HErrn. Kan ſich der Verſtand des Menſchen einen lebhaftern und beſſern Begrif von einen thätigen Leben machen, als wenn er es mit einem Laufe vergleichet. Und wie kan er ſeinem Lauf mit Ruhm vollenden, wenn er zurük bleibet, und ſich gar nicht in Bewegung ſezet, den Preis zu erlangen? Es iſt keine chriſtliche Tugend, die nicht von dem Müſſiggange angefochten und bekämpft wird. Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, die Furcht GOttes, die Wachtſamkeit, und die Tödtung unſerer ſelbſt, oder die Beherrſchung der Sinnlichkeit, können mit dieſem Laſter unmöglich beſtehen: und folglich muß dieſes ein Laſter ſeyn, das die Seele tödtet. Alle dieſe Tugenden beleben den Geiſt, und ſtärken ihn, anſtatt, daß der Müſſiggang ihn ſchwach und unbeweglich macht. Die Tugend iſt rein und ſtrenge; der Müſſiggang iſt nachgebend und weich: Jene erhebt und ſtärket die Seele; Dieſer erniedriget und ſchwächet ſie. Und mit welcher Unſchuld, oder mit welchem Verdienſt ſich auch der Müſſiggang ſchmeichelt, ſo iſt doch ſein Anfang Sünde und ſein Ende Schande und Tod, die Dummheit, die Unwiſſenheit, der Leichtſinn und die Sinnlichkeit ſind ſeine Gefehrten. Und ſo gleichgültig und unſchuldig er auch ſcheinen mag, ſo iſt er doch das gefährlichſte und ſchädlichſte von allen Laſtern.

Es iſt faſt keine Sünde, die ſo traurige Folgen, als der Müſſiggang, nach ſich zieht. Er iſt die Mutter des Unglüks und der Armuth; und dem ohngeachtet mag der Müſſiggänger ſich doch gerne durch eine leere Einbildung ſeiner Unſchuld ſelbſt betrügen. Er iſt ſo thöricht, daß er hoffet glüklich zu ſeyn, ohne daß er ſich darnach bemühet; ja, ſo gar nicht einmahl daran gedenket es zu werden. Allein, geſezt auch, der Müſſiggang ſeye ſo unſchuldig, als er ſelbſt es zu ſeyn vorgiebet; und geſezt, er ſey ein verneinendes

des Gut, ſo wollen wir doch einmal unterſuchen, welche Wirkungen dieſes verneinenden Gut nach ſich zieht. Es entzieht der Religion und der Welt alles das, was man ihnen ſchuldig iſt, und es raubet uns die Vergnügungen und Ergözungen des Lebens, und die Zufriedenheit. ⸗ ⸗ Die wahre Ruhe und Zufriedenheit des Lebens mus rein ſeyn, und in der Seele wohnen; es iſt alſo unmöglich, dieſelbe aus dem faulen und ſtillſtehenden Waſſer des Müſſiggangs zu ſchöpfen. Die Tugend iſt ein klarer und flüſſender Bach; in einem ſtehenden Waſſer ſammlen und häufen ſich allerhand Unreinigkeiten, und die Seele eines faulen und Müſſiggängers iſt, gleich dem Grunde eines ſolchen ſtehenden Waſſers, nichts als Unreinigkeit und Unflat. Der Müſſiggänger iſt gegen die Tugenden, der Vernunft und der Religion gleich unempfindlich; kan ihn alſo wohl die Hoffnung der Glükſeeligkeit, kan ihn das Verlangen nach Ruhe und Ehre beleben und in Bewegung ſezen? Wo iſt ſeine Andacht? Wo ſeine thätige Liebe gegen ſeinen Nebenmenſchen? Sind nicht alle Handlungen, die gros und ſchöne ſind, ihm unbekannt? Was für ein Vergnügen kan er alſo in ſeinem Leben, und was für einen Troſt kan er in der Stunde ſeines Todes haben? Wie wird es alsdenn um den ſtehen, der nichts gethan hat? Wird ein ewiger Ruhm die Belohnung desjenigen ſeyn, der Gutes gethan hat, welch ein Schikſal wird den Müſſiggänger treffen, der dieſe koſtbare Zeit, die der GOtt der Ewigkeit, ſein Richter ihm zum nuzbaren Gebrauch gegeben hatte, verabſäumet und verlohren hat? ⸗ ⸗ Man würde dieſes Laſter in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit darſtellen können, wenn man die Pfunde, die es vergräbt, wenn man die Pflichten, die es verabſäumet, wenn man die Hoffnungen, die es vereitelt und vernichtiget, berechnen und her zählen wollte. Es iſt wahr, dieſes Laſter iſt allgemein; allein ſollte dies ein Grund ſeyn, uns daran zu gewöhnen, und uns mit demſelbigen bekannt und vertraulich zu machen? ſollte es uns nicht vielmehr bewegen, um deſto mehr auf unſerer Huth zu ſeyn, aus Furcht der Stärke der Verſuchung unter zuliegen. So lange der Weg zum Himmel wird ein enger Weg ſeyn, und ſo lange die Ausübung der Tugend die geringſte Mühe mit ſich führen wird, ſo lange werden auch die tragen Müſſiggänger den Schatten allezeit dem Körper vorziehen, und dies wird ihr Verderben ſeyn. ⸗ ⸗

Die Reichen können ſich ſchmeichlen, das die Lehren wider dieſes Laſter ſie nicht angehen; ihr Unterhalt hängt nicht von ihrem Fleiſſe und ihrer Arbeitſamkeit ab; ſie ſind Herren ihrer Zeit, und können dieſelbe nach ihrem Gefallen anwenden. Aber müſſen ſie nicht bedenken, daß je mehr ſie Muſe haben, deſto mehr ſie dieſe der Religion zu heiligen ſchuldig ſind. Dem viel iſt gegeben worden, von dem wird vieles wieder gefordert werden. ⸗ ⸗ Die Groſſen, deren Beiſpiele, in Anſehung der Religion, von ſo groſſen Folgen ſind, könnten die müſſige Zeit, die ihnen das Glük und der Uberflus verſchaffet, nicht beſſer anwenden, als zur Betrachtung göttlicher Dinge zum Leſen, und zur Erweiterung ihres Erkenntniſſes; weil es ihnen ſehr leicht iſt, alle dieſe Pflichten mit mehr Inbrunſt, Eifer und Feierlichkeit zu erfüllen, als die beſtändig ihren Geſchäften obzuliegen, genöthiget ſind. ⸗ ⸗ Sie muſſen vor allen Dingen in der Wahl ihrer Freunde ſehr vorſichtig ſeyn. Die Zeit kan durch den Umgang mit andern eben ſowohl genuzet werden, als leichte es iſt, ſie dardurch zu verderben. ⸗ Die Reden und Betrachtungen unſerer Freunde können uns erweken, wenn wir eingeſchlummert ſind, und uns, wenn wir gefallen ſind, wieder aufrichten. Nichts ſchaft in dem Laufe eines tugendhaften Lebens gröſſern Nuzen, als eine Geſellſchaft vernünftiger Leute, deren Unter

redungs

redungen durch Tugend und Religion belebet werden. Im Gegentheil ſchadet nichts ſo ſehr, als eine Geſellſchaft von Leuten, deren Reden nur Leichtſinn und Scherz zum Vorwurf haben. Die Fröhlichkeit iſt, vielleicht dem Scheine nach, dabei zugegen, allein im Grunde iſt es nichts als Unbeſonnenheit und Thorheit. Die Höflichkeit zwinget uns nicht, thöricht zu ſeyn. Iſt aber wohl eine gröſſere Thorheit, als die, daß wir eine Geſellſchaft lieben, wo wir unſere Unſchuld nicht erhalten können, und wo die Freude und die Luſt, die uns einnehmen, unſere Gemüther vergiften, und ſie mit Thorheit oder Unreinigkeit, ja nur gar zu oft mit beiden, erfüllen. Ein Menſch, der Geburt und Reichthum beſizet, muß bei allen ſeinen Ergözungen darauf ſehen, was ſich zu dem Character ſeiner Geburt und zu der Würde eines Chriſten ſchiket. Er beleidiget alle beide, wenn er eine niederträchtige oder laſterhafte That begehet.

Was Leute von niedrigern Stande, anbetrift, ſo werden wir, wenn wir über die Art, wie ſie ihre Zeit gebrauchen ſollen, nach denken, leicht finden, daß Leute, die ſo wenig Zeit übrig haben, ſehr ſträflich handeln, wenn ſie dieſelbe übel anwenden. Diejenigen, deren Faulheit ihr Verderben ſowohl in dieſer als in jener Welt verurſachet, haben gar keine Entſchuldigung. Ihre Sünde iſt deſto gröſſer, je weniger ſie der Verſuchung ſind blos geſtellet geweſen. Die Zeit, die ein Chriſt ganz dem Gewinn aufopfert, kan man unmöglich für wohl angewendet halten, da die Gottſeligkeit ein gröſter Gewinn ſeyn ſolle; allein, es iſt auch gewis, daß wer in ſeinen weltlichen Geſchäften nachläſſig iſt, ſein geiſtliches Beſte nicht minder verabſäumen wird. Es iſt übrigens unnöthig, hievon noch weitläufiger zu reden; Denn der Geiz verhindert es, daß die Seuche des Müſſiggangs ſich nicht unter Leute von geringem Stand ausbreitet, die gemeiniglich die Sorgen für das zukünftige Leben, den Sorgen für das Gegenwärtige nachſezen.

Die Frauens-Perſonen ſind ſehr geneigt zu glauben, daß die Zärtlichkeit ihres Geſchlechts ihren Müſſiggang entſchuldiget; Und ein Frauenzimmer, welches nichts zu thun weis, bildet ſich ein, daß es auch nichts zu thun habe. So wenig erheblich auch die Beſchäftigungen der Frauenzimmer ſeyn mögen, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ihre Zeit nicht unbeſchäftiget zubringen müſſen, und daß der Müſſiggang bei dem Frauenzimmer eben ſowohl, als bei dem männlichen Geſchlechte, ein Laſter iſt. Die Chriſten in dem erſten Jahrhunderten, und ſelbſt die Gröſten und Vornehmſten unter ihnen, lieſſen ihre Hände arbeiten. Dieſes thaten die Apoſtel und der Heiland der Welt ſelbſt. Ihre Arbeit dienete ihnen nicht blos zum Zeitvertreibe, ſondern ſie machten ſich daraus eine ernſthafte, anhaltende und nüzliche Beſchäftigung. Auguſt trug keine andere Kleider, als die ſeine Gemahlin *Livia*, und ſeine Tochter für ihn gewirket hatten. Und wir haben in unſerm Jahrhundert eine Dame, die ihre Religion und ihre erhabne Tugend weit über die Livia ſezte, die vortrefliche Grosbrittanniſche Königinn, Maria, geſehen, die allezeit ihre müſſigen Stunden zu kleinen Arbeiten, die nüzlich waren, und ſich für ſie ſchikten, anwandte. Sie hatte vor dem Müſſiggange einen ſo groſſen Abſcheu, daß ſie niemahls litte, daß eine von ihrem Frauenzimmer unbeſchäftiget war. So ſehr war ſie überzeuget, daß die Arbeit eine getreue Wächterinn der Unſchuld ſey. Und in der That der Geiſt, der ſtets wirkſam ſeyn will, wird ſich, wenn es ihm an nothwendigen und nüzlichen Beſchäftigungen fehlet, mit unnüzen und nichtswürdigen Dingen beſchäftigen: und wird er nicht zur Ausübung des Guten angehalten, ſo wird er ohne Zweifel auf das Böſe verfallen. Dies iſt das gefährlichſte und gewöhnlichſte Nez, das der Feind uns ſtellet. Der Müſſiggang hat zwei, von ihm nicht zu trennende, Gefährtinnen, die Unentſchloſſenheit und die Unbeſtändigkeit. Die Frauenzimmer, die mit dieſem Laſter angeſtekt ſind, haben nicht ſo bald einen Vorſaz gefaſſet, im Augenblik laſſen ſie ihn wieder fahren. Der Grund wird in der That oft von ihnen geleget, aber niemals vollführen ſie ein Gebäude darauf. Sie ſagen nicht, ich will, ſondern ich bin eben nicht ungeneigt, dis oder jenes zu wollen; nicht, ich wünſche dieſes, ſondern ich möchte ꝛc. Sie berathſchlagen ſich, ohne daß ſie jemals ſich entſchlieſſen, und bei allen Schritten, die ſie thun, kommen ſie nie weiter fort. Sie kehren immer wieder um, und legen keinen weiteren Weg zurük, als einer, der in einem Irrgarten herum gehet. Und was kan man auch für einen Fortgang von der Arbeit ſolcher Leute erwarten, die nichts zur Abſicht haben, und die ſich nichts anders vornehmen, als die Zeit hin zubringen. Sie machen ſich gar nichts daraus, auf welche Art die Zeit verflieſt, wenn ſie nur das erhalten, daß ſie ihnen nicht zur Laſt wird; Dahero ſie als der kleine Unrath und Staub in den Lüften, herum flatteren, und jedesmal ein Spiel des nächſten Zufalls ſind, der ſie ergreifet. Ihre Tage ſind unabgetheilt, und von der ganzen Zeit ihres Daſeyns wiſſen ſie keinen wichtigern Gebrauch zu machen, als daß ſie dieſelbe vertreiben. So lebt die faule Tändelpuppe, die, wenn ſie mit der Caffeetaſſe in der Hand die Sonne im Mittage erbliket, ſich als dann mit neuen Bänderen und ihrem lächerlichen Kleiderpuz beſchäftiget, und die übrige Zeit in ihrer Athmoſphäre mit Eſſen und Trinken, bis zur Ermüdung, zubringt, ohne ſich um die Haushaltung im geringſten zu bekümmeren. Anderſt macht es die Frau Wiſchwaſch, die, um nicht ſchwermüthig zu werden, täglich in Geſellſchaft gehet, um einigemal Caffee Viſiten abzulegen, und dergleichen wieder anzunehmen, und die Zeit mit Plaudern, Splitterrichten, und dergleichen dabei zuzubringen ſuchet. Anderſt macht es der alte mürriſche Grampus, der ſein Leben damit zubringt, daß er Schreib- und Drukfehler, Donatſchnizer ꝛc. ſammlet, und ſich darüber ärgert. Wieder anderſt macht es der Vielgeſchrei, der mit einer Feder im Maule, mit einer Feder hinter dem Ohr, und mit einer Feder in der Hand im Contor ſizt, den Gewinn von Waaren zu verrechnen, davon er kaum einige Pfund hat, um nur geſchäftig ſich vor den Leuten zu zeigen. Wieder anderſt lebt der junge Pflaſtertretter, der morgens um 10. Uhr aus dem Bette regelmäſſig an die Arbeit gehet, und ſich ſodann beſchäftiget, die übrige Zeit unnüze zuzubringen. Und anderſt lebt die Frau Wirrwarr, die ſich einige Tage hindurch nebſt 2. Schneidern und 3. Mägden mit einem neu-modiſchen Reifrok beſchäftiget ꝛc. Dergleichen Ungereimtheiten und Kleinigkeiten erfüllen eben ſo leicht das Leben vieler Menſchen, und preſſen ihnen ſo oft Seufzer aus, als nüzliche Geſchäfte und groſe preiswürdige Unternehmungen. Dieſe Hirn-loſe Maſchinen gleichen den Schiffen, die Wind genug haben, aber zu leicht geladen ſind. „ Vielleicht ſind einige, die, wie ſie ſelbſt ſagen, die Zeit zu vertreiben, und zu ihren Vergnügen ein wenig arbeiten. Auf dieſe Art kehren ſie die Ordnung der Natur um, die ihnen ſich ein wenig auszuruhen erlaubet, damit ſie arbeiten können; ſie im Gegentheil verlangen daß ſie viele Ruhe haben müſſen, um ein wenig zu arbeiten. Die Religion redet hievon ganz anders; ſie verbietet uns Ruhe und Erholung nicht; allein ſie will, daß dieſe nicht übermäſſig ſeyn ſolle. GOtt mag mit uns als Tagelöhner oder als Kindern umgehen, ſo befiehlt er uns allezeit zu arbeiten, weil er ſelbſt nie unwirkſam iſt.

Was für Betrachtungen können wir nicht über die Vortheile anſtellen, die beide Geſchlechter durch einen guten Gebrauch der Zeit erhalten, und über die mañigfaltigen Arten, wie wir ſie, wohl anwenden konnten; wer mit ſeiner Zeit ſparſam ſeyn will, mus in ſeinen Handlungen und in der Wahl der Geſellſchaft ſehr vorſichtig ſeyn, damit alles Sträfliche oder Unnüze, daß man dabey finden könnte, vermieden werde. Die Zeit, die uns GOtt auf der Welt gegeben hat, iſt von kurzer Dauer und doch hanget von dieſer kurzen Dauer ein ewiges Wohl oder Wehe ab. Wenn wir zu einem Alter gekommen ſind, in dem wir das Gute von dem Böſen unterſcheiden können, ſo iſt keine Stunde unſers Lebens, von der wir GOtt nicht Rechenſchaft geben müſſen, weil wir ſie von ihm empfangen haben. Soll uns kein unnüzes Wort in der Rechnung überſehen werden, wie wirds denn in den ganzen Tagen werden, die man ohne Nuzen im Müſſigang wird hingebracht haben; es ſind viele Feinde, die wir überwinden, viele Uebel die wir verhüten, viele Schwierigkeiten die wir beſiegen müſſen; es ſind viele Dinge wofür wir ſorgen müſſen, es iſt viel gutes daß wir thun müſſen. Wo iſt dann die müſſige Zeit, die Leute von allen Ständen ſo ſehr zur Laſt wird; noch mehr, wir ſind nicht für uns allein in der Welt. Wenn wir alles gethan haben, was wir uns ſelbſt ſchuldig ſind, ſo haben wir noch unzähliche Pflichten zu erfüllen, die unſere Kinder, unſere Verwandte, unſere Freunde unſere Nachbaren, unſere Obern und unſer Vaterland, von uns fordern. Es iſt kein Stand, darinnen man nicht GOtt dienen kan. Wenn man ſich beſchäftiget, was die Nothwendigkeit, oder die Liebe fordern, oder was zu Erreichung einer Abſicht, wozu wir verpflichtet ſind, dienlich iſt; So thut man das Werk GOttes, der uns das Gute in dieſer Welt gegeben hat, den Bedürnißen der Natur durch die Arbeit des Akermanns, durch den Fleis des Künſtlers und durch die Handlung des Kaufmanns abzuhelfen. Alle dieſe, ſind Diener der göttlichen Verſehung, ja ſo zu ſagen, die Austheiler, Aufſeher und Haushalter des Schöpfers. So verrichtet, der König, der Richter, der Geiſtliche, der Rechtsgelehrte und der Arzt, das Werk GOttes, wenn ſie ſich mit der Ausübung, der Verrichtungen ihres Standes beſchäftigen, und durch ihre Arbeit den Bedürfnüſſen, die GOtt hat zu gelaſſen, und nicht anders, als durch ihre Vermittelung hat auf heben wollen, abhelfen. Niemand kan ſich beklagen, daß ſein Stand ihn von der Religion entfernet und abziehet, denn man dienet GOtt, wenn man die Pflichten ſeines Standes ausübet.

Gegen die Wolluſt und Weichlichkeit iſt kein beſſeres Mittel, als die Arbeit ꝛc. Wer ſich damit beſchäftiget, verhauet den Verſuchungen allen Zugang; ſie greifen ihn nur verſtohlener Weiſe an, da ſie einen Müſſiggänger offenbar beſtürmen. ⸗ ⸗ Der Müſſiggang iſt ein Grab, worinnen ſich ein Menſch lebendig eingräbt. Der Müſſiggänger iſt in der That ein Todter, er iſt auf der Erden, ſowohl in Abſicht auf GOtt als auf ſeinen Nebenmenſchen, völlig unnüze. Er nimmt an allen dem, was auf der Welt vorgehet, gar keinen Antheil, und er lebet nur, ſeine Zeit zu verſchleidern, und die Früchte der Erden zu verzehren. Wenn ſeine Stunde kommt, ſo ſtirbt er, wie ein Inſekt oder ein Raubthier, ohne das er das Geringſte anders, als unnüzliches und ſchändliches gethan hat. ⸗ ⸗ Kein gröſſerer Verſchwender iſt auf der Welt, als ein Müſſiggänger. Er vergeudet etwas, deſſen Werth unſchäzbar, und deſſen Verluſt ohnerſezlich iſt. Alle Bemühungen der Natur und der Kunſt ſind zu ſchwach, die verlohrne Zeit wieder zuruk zu bringen. Kan man ſich deñ wohl eine gröſſere Thorheit gedenken, als wenn man nicht alle ſeine Sorg darauf wendet, ſeine Zeit wohl und nüzlich anzuwenden? Wir dürfen nur folgende Regeln bedenken und ausüben, um dieſe Abſicht leicht und glüklich zu erreichen: ⸗ ⸗ Unſern Beruf müſſen wir uns, er ſeye von welcher Art er wolle, gänzlich ergeben, und ihm die Stunden die eine Haushälteriſche Klugheit ihm zubeſtimmet, nicht entziehen, um ſie dem Müſſiggange oder dem Vergnügen aufzuopfern. ⸗ ⸗ ⸗ Laſſet das fröhliche Weſen, die angenehmen Wollüſtlinge, die man Kinder der Freude nennet, euch nicht verführen, noch euch dahin reiſen, die Zeit, damit niemand ſparſam genug umgehen kan, zu verſchwenden. Eben ſo ſehr hütet euch für die leeren Gehirne, für die ewigen Schwäzer, die ihre Zeit einem Nichts verſchwenden. Ein einziger Schwazhafter iſt die Urſache, daß viele Perſonen ihre Zeit verderben; aber die, die ihn anhören, ſind nicht minder ſtrafbar, als er. Vermeidet alſo die windigſten Flattergeiſter, die nichts thun als lachen, deren Munterkeit aus den Dünſten des Weins aufſteiget. Die Munterkeit iſt eben ſo unächt, als ihr Wiz. So bald ſind nicht die Dünſte des Weins zerſtreuet, ſo fallen ihre Geiſter wieder in ihre natürliche Schwere zurük, und ſie ſcheinen nur ſo lange eine Seele zu haben, als der Wein ihre Einbildungskraft erhizet. ⸗ ⸗ Widmet eure Muſe und eure andern Stunden, allezeit ſolchen Dingen, die nüzlich und vernünftig ſind, und die ſich für euren Stand und euer Alter ſchiken; ſonſt gleicht ihr den Kindern und Wahnwizigen, die mit läppiſchen Dingen ihre Zeit hinbringen. Ein Menſch kan ſich beſchäftigen, ohne das er dabei aufhöret müſſig zu ſeyn. Die Zeit, die er nichtigen und lächerlichen Dingen widmet, iſt eben ſo wohl verlohren, als die, die er dem Schlafe giebet, oder in einer völligen Unwirkſamkeit dahin gehen läſſet. Domitian beſchäftiget ſich mit Fliegen fangen, und ein gewieſer Arzt in unſern Zeiten, blos mit der Schmetterlingejagd und mit Muſchlen ſammlen; und beide waren nicht minder zu tadeln, als wenn ſie in einem gänzlichen Müſſiggang gelebet hätten. Alle Beſchäftigungen, die keinen guten Zwek haben, ſind eben ſo verderblich, als der Müſſiggang ſelbſt. Beſchäftiget euch alſo mit keinen andern Dingen, als die mit eurem Stande einſtimmig ſind. Erinnert euch, daß ihr Menſchen ſeyd, und das eure Handlung nicht wider die Menſchlichkeit ſtreiten müſſen. Wie ſehr verachteten alle Völker Griechenlandes den Nero, da er ihr ganzes Land durchzog, und alle Saitenſpieler deſſelben zu einem Wettſtreit heraus forderte? Die alte Geſchichte ſtellet uns verſchiedene Prinzen dar, die ſich ſo weit vergeſſen haben, daß ſie ſich mit Dingen beſchäftigten, die für die Geringſten unter ihren Unterthanen gehörten. Aerop, König in Macedonien, machte Laternen; Harkatius, der Parther König, fieng Maulwürfe, und die Haupt Beſchäftigung des Lydiſchen Königs Byantes war, Aale an einer Schnur zu fangen. Wer würde lächerlicher ſeyn, als ein Richter, der nicht thäte als auf der Flöte blaſen, oder als ein Staatsminiſter, der von Morgen bis in den Abend, die Titel aller beſtäubten Bücher betrachtete und auswendig lernete? Ein verſtändiger Prälat ſagte zu dem Patriarchen Teophilact, es wäre der ſchändlichſte Müſſiggang, wenn er die Zeit, da er ſich in ſeinem Bücherſaal oder auf der Kanzel befinden ſollte, in dem Stalle bei ſeinem Pferden zubrächte. Solche Beſchäftigungen ſind, daß ich es ſo ausdrüke, die Krankheiten der Arbeit, und ein Roſt der Zeit, der nicht aus der Ruhe, ſondern aus Schmuz entſtehet. ⸗ ⸗ Vor allen Dingen mus man aber dahin ſehen, daß man ſich nur mit ſolchen Dingen beſchäftige, die ſich für einen Chriſten ſchiken, und an denen die Sünde keinen Antheil hat. Der, welcher arbeitet um ſeinen Geiz ein Genügen zu thun, oder ſich zu einem Werkzeuge gebrauchen läſſet, die Leidenſchaften anderer zu ſtillen, oder der mit der Unzucht und Unmäſſigkeit ein Gewerbe treibet, iſt in der abſcheulichſten Art des Müſſigganges, die man ſich gedenken kan. Jeder Augenblik, den er ſo anwendet, ſezet ihn zurük; und der rükſtändige Theil ſeines Lebens, der vielleicht der kleineſte deſſelben iſt, wird niemals lang genug ſeyn können, einen Verluſt von der Art wieder zu erſezen. Perſonen vom Stande müſſen ihre Beſchäftigung mit äuſſerſten Sorgfalt ordnen. Sie ſind höchſt zu bedauren, wann ihre Erziehung ſo ſchlecht geweſen iſt, daß ſie nicht wiſſen, wie ſie ihre Zeit nüzlich anwenden ſollen, wenn ſie allein ſind. Es iſt keine erſchröklichere Einſamkeit, als die, die ſolche Leute ſich allein ſelbſt überläſt, und nichts iſt ihnen angenehmer, als die Gelegenheit, die ſie von einer ſo beſchwerlichen Laſt befreiet. Wer Wiſſenſchaften kennet und liebet, der weis, wie koſtbar eine jede Stunde des Tages iſt, und was für ein Vortheil daraus erwächſet, wenn er dieſe Zeit ſo wohl für ſich, als für das gemeine Beſte, in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften, und auf das Beſte der Republic nüzlich anwendet. Diejenige, die nicht mit den Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit bekannt ſind), müſſen bei der Wahl ihrer Geſellſchaften auf nichts weiter ſehen, als die Einſichten anderer ſich nüzlich zu machen. Sie müſſen nur mit ſolchen Leuten umgehen, die nicht vermögend ſind, ſie in Laſter zu führen, und ſie nicht in ihren ſchlimmen Gewohnheiten beſtärken, damit durch die Belehrungen und das Beiſpiel ſolcher Leute ihre Sitten recht gebildet, und ihr Geiſt aufgekläret würde. ⸗ ⸗

Die übermäſſigen und lächerlichen Sorgen für die Kleidung und den Puz, ſind unter allen Beſchäftigungen diejenigen, die ſich zu dem Leben eines Chriſten am wenigſten ſchiken, und ſo wohl Männer als Frauens⸗Perſonen von allen Ständen können ihre Zeit nicht ſchlechter, als darauf verwenden. Nicht minder gefährlich iſt es, ſich einer Ausſchweifung der Zunge und des Geſchmaks zu überlaſſen; weil dieſe der Geſundheit des Körpers eben ſo ſehr, als der Seele, nachtheilig iſt. Es wird zur Stillung derſelben gar zu viel Zeit erfordert; und über dem, wenn man dem Fleiſche alſo ſchmeichelt, ſo vermehret man nur bei demſelben die Reizungen, ſich den Anfällen der Verſuchung zu ergeben. ⸗ ⸗ Diejenigen, die gar zu neugierig ſind, und die nur von ſolchen Dingen, die ſie nichts angehen, eine Kenntnis zu erhalten ſuchen, wenden ihre Zeit ſehr unnüz an. Wenn man Berichte und Erzählungen entweder ſelber thut, oder auch anhöret, ſo fehlet es faſt niemahls, daß man nicht ins Uebelreden und Läſtern verfallen ſollte. Laſter, welche den Chriſten, die ein neues Geboth haben, ſich einander zu lieben, aufs äuſerſte verabſcheuen ſollten; aber nichts deſtoweniger Laſter, die wir in unſern Tagen überall herrſchen ſehen, deren traurigen Würkungen wir nur gar zu ſehr fühlen, und die ſich in der ganzen Welt durch das Bemühen derer, die ſich nur die Sachen anderer vorwizig bekümmern, als eine Peſt ausgebreitet haben. Mit einem Worte, wir müſſen uns um die Geſchäfte unſeres Nebenmenſchen aus keiner andern Abſicht bekümmern, als nur an ſeinen Widerwärtigkeiten Theil zu nehmen, und ihm alle die Erleichterungen zu verſchaffen, die in unſern Vermögen ſtehen. Was ſollen wir von den unnüzen und lächerlichen Viſiten oder Beſuchen ſagen, die dem Frauenzimmer keinen groſſen Theil ihrer Zeit wegnehmen. Wenn ſie uns als eine von den Wirkungen des Müſſigganges, verboten ſind? was für eine Rechnung werden die Frauenzimmer nicht, in Abſicht auf dieſelbe, abzulegen haben? Jezt beſteht Höflichkeit und Artigkeit bei vielen darinn, daß man drei oder vier Tage in der Woche von einem Hauſe ins andere eilet, nicht nur daſelbſt etwas Gutes, ſondern um gar nichts daſelbſt zu thun; und daß man die übrige Tage in ſeinem Hauſe bleibet, um daſelbſt diejenige zu erwarten, die von ihrer Zeit eben dieſen ſchlechten Gebrauch machen. Wird der ganze Morgen nicht aufm Bette zugebracht, ſo geht der übrige Theil deſſelben bei dem Caffeetiſche hin. Nach der Tafel gehöret der Nachmittag den Beſuchen, und der Ueberreſt des Tages, der Abend, und faſt die ganze Nacht, dem Spiele und einer üppigen und wollüſtigen Tafel ꝛc. Welcher Theil davon bleibt ihnen denn für die Sorg ihres Hausweeſens übrig? Welchen Theil deſſelben widmen ſie GOtt, der am Tage des Gerichts unfehlbar ſeinen Theil von ihnen fordern, und die, die ihm denſelben entzogen haben, ewig ſtrafen wird? Vergnügen und Ergözungen werden, wie wir bereits bemerket haben, ſo unſchuldig ſie auch an und für ſich ſind, als denn ſträflich, wenn wir ihnen eine Zeit widmen, die den Uebungen der Gottſeligkeit, und den Pflichten des bürgerlichen Lebens beſtimmet ſeyn ſollte. Man erwähle alſo zu ſeiner Erquikung keine andere Ergözungen, als die kurz ſind, und die zugleich, da ſie uns erquiken, die Geſundheit befördern. Niemahls mache man ſich aus ſeinem Vergnügen ein Geſchäfte. Wer damit ſeine ganze Zeit zubringet, und wer das eine Erholung und eine Erquikung nennet, iſt einem Menſchen ähnlich, der ſich in lauter Franzen kleidet, und deſſen Speiſen lauter ſtark gewürzte Ragut ſind. Dieſe Dingen ſchaden der Geſundheit, und machen nur thörichte und unnüze Ausgaben. Eben ſo verhält ſich mit allen demjenigen, was uns von ernſthaften und nüzlichen Geſchäften entfernet. Alles, was unſer Herz eingenommen hat, wird uns auch gewis unſere Zeit rauben. Die irdiſchen Vortheile, die Aufſchub leiden, müſſen denen Beſchäftigungen, die die Ewigkeit angehen, nachſtehen. Einer von den Königen lies einſt den Gros-Kanzler Thomas More zu der Zeit, da er dem öffentlichen Gebett beiwohnte, zu ſich fordern; dieſer lies ihm ſagen, er würde zu ihm kommen, wenn er erſt gegen den König aller Königen ſeine Schuldigkeit beobachtet hätte. Auch den Ruſticus bringt die Handlung Ehre, daß er einen Brief, den man ihm von dem Cäſar brachte, nicht eher öfnen wollte, bis ein Weltweiſer die Lehre, die er ihm erklährte, zu Ende gebracht hätte. Wann dieſer weiſe Römer glaubte, daß der Unterricht in der menſchlichen Weisheit eine ſo groſſe Ehrerbietung verdiente, was für Opfer iſt man denn nicht der ewigen Weisheit zu bringen ſchuldig? Und ſind die Lehren, die uns zu einem klugen Gebrauch dieſes vergänglichen Lebens führen, von weit gröſſerer Wichtigkeit, als die Befehle eines Cäſars, wie viel muß uns dann nicht daran liegen, unſere Werke für die Ewigkeit zu vollenden. ⸗ ⸗ ⸗ Ein Fauler würde, wann auch keine andere Betrachtungen, als die dieſes Leben angehen, Statt finden, doch nicht anders, als eine Schande und Peſt des menſchlichen Geſchlechtes können angeſehen werden. Der Müſſiggang iſt die Quelle des Betruges, des Diebſtahls, der Armuth und des Bettlens. Es iſt kein wohleingerichteter Staat, in dem er nicht durch göttliche und menſchliche Geſeze verbotten ſey. Es iſt niemand auf der Welt, von dem nicht das gemeine Beſte einen Theil ſeiner Zeit fordert; und es iſt keiner, ſo gros und erhaben auch ſein Stand iſt, welcher ſagen könne, daß er in ſeinem ganzen Leben einen einzigen Augenblik hätte, in dem er, es ſey für ſich oder für andere nichts zu thun habe. Was Leute von einem niedrigen Stande anbetrift, ſo iſt der Müſſiggang, in Anſehung ihrer, nicht nur ein Laſter, ſondern gar eine Uebelthat, die auſſer der Straffe, die der Seele vorbehalten wird, noch eine Leibesſtrafe verdienet.

Endlich mögen alle diejenigen, die ſich ſchmeicheln, daß ihnen von der Zeit, die ſie übel anwenden, keine ſo genaue Rechnung werde abgefodert werden, als denen, die zur Unterhaltung ihres Lebens, zu arbeiten genöthiget ſind; alle dieſe, ſage ich, mögen das Urtheil hören und erwägen, das GOtt dem Adam, unſerm gemeinſchaftlichen Vater ſprach, und uns ſo dann ein anderes und höheres Geſez zeigen, daß ſie von dieſem Ausſpruche ausnimmt; Dieweil du gehorchet haſt der Stimme deines Weibes, und gegeſſen von dem Baume, davon ich dir geboth, und ſprach: Du ſollt nicht davon eſſen: Verflucht ſey der Aker, um deinet willen, mit Kummer ſollt du dich darauf nähren, dein Lebenlang. Dorn und Diſtel ſoll er dir tragen, und ſollt das Kraut auf dem Felde eſſen. Im Schweiſe deines Angeſichts ſollt du dein Brod eſſen, bis daß du wieder zur Erde werdeſt, davon du genommen biſt.

Die Arbeit iſt theils ein Geboth, theils eine Strafe. Anfänglich war ſie die Wirkung der Sünde, jezt aber iſt ſie der Schuz der Unſchuld. Im Himmel wird keine Arbeit ſeyn, allein auch keine Verſuchung wird da Statt haben. Dieſes Leben iſt ein Stand der Prüfung. Die Arbeit unterhält den Leib, und unterrichtet die Seele. GOtt könnte ohne unſer Mitwirken jenen erhalten, und dieſe unterrichten, allein er hat uns nicht verſprochen, daß er dieſes thun wolle. Er ſaget uns im Gegentheil, daß wir unſer Brod im Schweiſe unſers Angeſichts eſſen ſollen. Die Groſſen ſind dieſem Gebote ebenfalls unterworfen; und ſie ſind von der Arbeit eben ſo wenig ausgenommen, als die Frauenzimmer von den Schmerzen beim Gebähren. Dies ſind die beiden Strafen des Ungehorſams unſerer erſten Eltern, und es iſt ein recht unerträglicher Hochmuth, wenn man dieſes Grundgeſez des Schöpfers ändern, und ſich demſelben nicht unterwerfen will.

Es iſt keine Arbeit, die wegen ihrer Niedrigkeit Verachtungs-würdig iſt. Wenn ſie ehrlich und nothwendig ſind, ſo verdienet ſie ihre Ehre. Man wird ein Werkzeug in der Hand des Schöpfers, den Bedürfniſſen der Creatur abzuhelfen. Mein Beruf und mein Arbeit mögen ſeyn von welcher Art ſie wollen, ſo muß ich mich derſelben mit ſo viel Luſt und Vollkommenheit, als ich nur immer kan, befleiſſigen, damit ich dermahleinſt unter der Zahl der über wenig Getreuen, aber reichlich dafür belohnten, Knechte möge gerechnet werden.

Wir werden die Pflichten der Religion und des Lebens mit gleichem Fortgange erfüllen, wenn wir allen Fleiß auf ihre Beobachtung wenden. Und wenn dieſer Fleiß aus einem Verlangen, GOtt zu gefallen, herkömmt, und wir bedenken, daß wir alles, was wir thun, vor den Augen GOttes thun; ſo werden wir nicht nur in dieſem, ſondern auch in dem zukünftigen Leben, belohnet werden. Wann wir unſere Hände der Welt geben, ſo müſſen wir unſere Herzen von derſelben losmachen; und was es auch iſt, das uns beſchäftiget, ſo müſſen doch allezeit unſere Neigungen auf was erhabners, als das Irdiſche gerichtet ſeyn. Wann einige, wie Martha ſich viel zu ſchaffen machen, ſo müſſen ſie zu gleicher Zeit auch, wie Maria, für das beſte Theil Sorge tragen.

Einige Betrachtungen von den Eigenſchaften thieriſcher Speiſen; mit der Beurtheilung, von der Geſundheit oder Schädlichkeit der Speiſen überhaupt.

Wenn die Thiere, Definitiones machen könnten: ſo würden ſie ohne Zweifel den Menſchen das gefräſigſte Thier nennen, das auf dem Erdboden lebte. Was kan wohl unſern Zähnen entrinnen, und was iſt wohl in der Natur, das nicht ſchon Menſchenzungen geſchmeket hätten? Die meiſte andere Thiere begnügen ſich mit einer einzigen, oder doch mit ſehr wenigen Arten von Speiſen. Wir aber, die wir die Schöpfung als Herren beherrſchen, wir wollen ſie auch als Raubthiere verthauen. Das Gewächsreich liefert uns unzählich viel Arten von Speiſen; und nichts könnte uns nöthigen, unſere Nahrung auſſerhalb derſelbigen Gränzen zu ſuchen, wenn wir nicht ſo üppig und unerſättlich wären. Die ehemaligen Gymnoſophiſten und heutige Brachmanen in Aſien beweiſen es durch unzähliche Beiſpiele, daß ein Menſch blos von Gewächſen leben kan. Denn weil dieſe Indianiſche Philoſophen die grobe Seelenwanderung glauben, ſo hüten ſie ſich auf das Sorgfältigſte, weder ein Thier zu beleidigen, noch es zu ſchlachten und zu eſſen, um nicht von ungefehr einen ihrer Vorfahren zu beleidigen. Dieſe Leute leben demnach blos von Zugemüſen und Früchten, und doch müſſen auch dieſe nicht unter, ſondern über der Erde gewachſen ſeyn, weil ſie es für Sünde halten, etwas zu ſpeiſſen, das die Sonne nicht beſchienen hat. Unterdeſſen ſind die alten Gymnoſophiſten ſo geſund geweſen, und zu einem ſo hohen Alter gelanget, daß ſie ſich, aus Ueberdruſſe des Lebens, ſelbſt lebendig verbrannten, wie ſolches Calanus vor Alexanders des Groſen Augen gethan hat. Ich will hieraus nicht beweiſen, daß ſie im Kopf richtig geweſen; auch nicht, daß ſie von denen Gewächſen ſo alt geworden ſeynd. Allein, das läſt ſich unwiderſprechlich aus ihrem Beiſpiele ſchlieſſen, daß wir durch keine Nothwendigkeit gezwungen worden ſind, unſere Nahrung und die Erhaltung unſeres Lebens auſer dem Gewächsreiche zu ſuchen. Gleichwol haben wir es gethan, und was unſere Väter nicht gut gemacht hatten, das machten wir noch viel ſchlimmer. Der Thiere Herr fieng an, ſeine Unterthanen zu ſpeiſen, und viele von denen Herren, die ärger als die Beſtien waren, fraſſen ſich ſelbſt.

Neque hic lupis mors, nec fuit leonibus
Unquam, niſi in diſpar genus.

Aus den Wolken, aus dem Ocean holeten wir alles, was lebte, her, um ſeinen Geſchmak zu verſuchen, und man iſt dariñ viel weiter gegangen, als jezt, ehe man wuſte, was am beſten ſchmekte. Viele alte Völker, auch die Deutſche aſſen Pferdefleiſch. Ich habe ſchon einmal bei anderer Gelegenheit erzählet, daß Mäcenas und dù Prat das Eſelsfleiſch Mode gemacht haben. Labat erzählet uns, daß man in verſchiedenen Ländern von Aſien, Afrika und Amerika die Hunde genieſe. Der Redner, Quintus Hortenſis, machte bei einem Gaſtmale, das er den Vogeldeutern gab, zuerſt den Anfang, Pfauen auftragen zu laſſen. Die ungeſtalten Fröſche, die Mäuſe und Razen ſind Delicateſſen geſitteter Völker geworden. Sogar die giftigen Vipern ergözen den Gaumen der Italiäner mit ihrer Gallerte. Tunquins Vogelneſter und der Koth der Schnepfen ſind köſtliche Lekerbiſſen der Groſen; und, wenn die Geſchichte kein Mährgen erzählet, ſo hat ſogar der gefräßige König in Lydien, Cambles in der Nacht ſeine Gemahlinn in Stüken zerſchnitten und gefreſſen. Er war über dieſer Mahlzeit eingeſchlafen. Denn man fand des Morgens noch die Hand ſeiner Gemahlinn in ſeinem Munde; und weil er hierdurch verrathen wurde, ſo verdreſſelte er ſich, der Böſewicht, der ſeine Frau fras! Ich weis nicht, ob ichs den Athenäus glauben darf, welcher es aus den Lydiacis des Xanthus erzählet. Allein wie kan es wohl unglaublich ſeyn, da es noch jezo ganze Nationen von Menſchenfreſſern gibt? = = Es fragt ſich was die Menſchen für ein Recht gehabt haben, Thiere zu eſſen? War ihnen nicht unſtreitig das Gewächsreich zu ihrer Erhaltung hinlänglich? Warnete ſie nicht ſchon vorlängſt der Grieche Theopompus, als er ſagte, daß die Leute, die viel Fleiſch eſſen, ihre Vernunft verlöhren, träge Gemüther hätten und zornig, unmenſchlich, rauh und närriſch würden; und ſcheinet dieſes nicht der Prinz von Conde durch den Verſuch beſtättiget zu haben, daß er einen Menſchen eine Zeitlang mit nichts als einem rohen Fleiſch ernährete? Dieſer Menſch hatte den ſtärkeſten Körper; allein, er ward wild und einer Beſtie gleich. Er hatte einen ſo hundiſchen Hunger, daß er keinen Ochſen ſehen konnte, den er nicht anfallen wollte. Ja, was ſind wohl die übrigen Menſchen, die rohes Fleiſch freſſen, für Leute? Man betrachte die Cannibalen und das tartariſche Volk, die ſich ihr Pferdefleiſch unter dem Sattel halb gar reiten, und es ſo freſſen? Schnäbel und Klauen ſind nicht die einzige Kennzeichen der Raubthiere. Dieſes wilde Volk iſt eine Art reiſſender Thiere in Menſchengeſtalt. Was war Colapeſce, der wilde Menſch, der zulezt im Sicilianiſchen Meerſtrudel umkam, nachdem er den gröſten Theil ſeines Lebens im See zugebracht, und nichts als rohe Fiſche gefreſſen hatte? Wenn ſolche Geſchöpfe Menſchen genennt werden können, ſo iſt es ſehr wenig ein Menſch zu ſeyn, und ſo mus man in dieſem Character keine Ehre ſuchen. Scheinet es alſo nicht, als ob uns die Natur das Fleiſcheſſen ſelbſt verbotten habe, da der Genus der Thiere unſerer Natur ſo groſſe Gewalt anthut? Es kan etwas daran ſeyn. Allein, da wir doch ein-für allemal alleſamt Fleiſch eſſen, u. niemand den Anfang wird machen wollen, es abzuſchaffen; ſo iſt es billig, zu beweiſen, daß wir daran nicht unrecht thun.

Man kann leicht denken, daß man den Genus des Fleiſches nicht ohne Schuzſchriften gelaſſen haben werde. Ich will erzählen, wie man ihn vertheidiget

Wenn wir die Thiere betrachten, die kein Fleiſch eſſen, ſo finden wir, daß ihr Magen eine ganz andere Structur habe, als der menſchliche. Die Thiere, welche von Körnern und Beeren leben, haben einen ſehr diken und fleiſchichten Magen, vor welchem noch ein weiter Schlund vorhergehet. Die Verdauungsgliedmaſſen der Grasfreſſenden wiederkäuenden Thiere haben verſchiedene Höhlen, worinn ihre Speiſen nach und nach verändert werden. Der menſchliche Magen hingegen ſ, von eben der Art, wie der Magen der Hunde und anderer Fleiſchfreſſender Thiere. Dies iſt ein Beweis; nur mus man ihn nicht nach der gröſten Strenge unterſuchen.

Solcher Beweiſe ſind noch viel mehrere, und unſer Belieben macht ſie bündig. Es iſt zwar wahr, daß wir öfters etwas belieben, was uns ſchädlich iſt. Allein, dieſer Einwurf kann ſolche Dinge treffen, die nicht gut ſchmeken; die übrigen machen hier eine Ausnahme. Ich weis wohl, daß die Einwohner der heiſſen Länder eine groſſe Begierde nach Fleiſch haben, wie man an den Caraiben ſiehet; und daß ſie doch davon häufig in faulende Fieber verfallen, weil die groſſe Hize der Sonne ihre Säfte leichter verdirbt, wenn ſie durch thieriſche Nahrungs-Säfte unterhalten werden. Allein, was wollen wir in den heiſſen Ländern thun, da wir in einem kalten Clima wohnen? Sind wir alſo nicht gezwungen, wir mögen wollen oder nicht, zu Fiſchen und zu Fleiſch unſere Zuflucht zu nehmen? Es ſey den Einwohnern der ſüdlichen Provinzen Italiens, Frankreichs und Spaniens gegönnt, daß ſie, auſſer einigen Vögeln, wenig oder gar kein Fleiſch eſſen. Wir haben beide einerlei Recht; ſie, daß ſie kein Fleiſch begehren, und wir, daß es uns wohl ſchmekt.

Was Theopompus geſagt, und der Prinz von Conde bewieſen hat, kann wahr ſeyn, wenn die Rede vom rohen Fleiſche iſt. Eben um deswillen aber klopfen, kochen, braten, zerſchneiden und käuen wir das Fleiſch, welches wir genieſſen wollen, damit es zu einer viel mildren und unſchuldigern Speiſe umgeſchaffen werde, als das rohe Fleiſch iſt. Dieſe ſorgfältige Zubereitung des Fleiſches iſt ein neuer Beweis, daß wir es eſſen dürfen. Rohes Fleiſch mus unſtreitig eine übermenſchliche Verdauung erfordern, daß es eine ganz beſondere Zähigkeit hat, die aller Verdauungskräfte ſpottet. Inzwiſchen aber läßt ſich doch dieſes auch von vielen Gewächſen behaupten, und vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum alle gefräßige Thiere ſo wild, ſo unbändig, ſo wütend, wenn ſie hungern, und hernach, wenn ſie ſich überladen haben, ſo murriſch, ſo from̄, ſo feige, ſo hypochondriſch ſind. Shaw erzählet von den Löwen ſelbſt, daß ſie nach einer ſtarken Mahlzeit ihren Muth ſo ſehr verlieren, daß ſie ſich von den Mädgen mit einem Prügel und mit Schimpfwörtern fortjagen laſſen.

Das beſte Argument für den Genuß thieriſcher Speiſen kann von den Bedürfniſſen unſerer Geſundheit hergenommen werden. Alle thieriſche Speiſen haben zwo beſondere Eigenſchaften, wodurch ſie ſich von denen aus dem Gewächsreiche unterſcheiden. Die eine iſt die, daß ſie reicher an nährenden Säften ſind; und die andere, daß die thieriſche Säfte der Säure wiederſtehen und entgegen wirken. Daher iſt es ſehr nöthig, ſich in ſolchen Fällen thieriſcher Speiſen zu bedienen, wo eine geſchwinde Ernährung von nöthen iſt, und wo die von dem Genuſſe vegetabliſcher Speiſen erregete Säure gedämpft werden mus. Das heiſt, die thieriſchen Speiſen beſizen eben ſo, wie alle übrige, Arzneykräfte, und dieſes berechtiget ihren Genus.

Die Säfte der Thiere haben mit den unſerigen unſtreitig eine nähere Verwandtſchaft, als die Säfte der Pflanzen, und daher ſind unſere Verdauungskräfte vermögend, einen häufigen Nahrungsſaft aus denſelben heraus zu arbeiten. Dieſes iſt der Grund, warum die thieriſchen Speiſen, überhaupt betrachtet, nahrhafter ſind, als die vegetabiliſchen, oder vielmehr, warum ſie unſern Leib häufiger und geſchwinder ernähren. Man mus ſich aber deshalb nicht einbilden, daß ſie aus eben dem Grunde auch überhaupt geſunder wären. Eine geſchwinde und ſtarke Ernährung iſt uns nicht allezeit dienlich, ſondern es giebt Perſonen, denen ſie ſehr nachtheilig ſeyn würde. Ich werde dieſes ausführlich erweiſen, wenn ich dereinſt von den Fleiſch- und Kraftſuppen insbeſondere handeln werde. Izt wird es genug ſeyn, wenn ich meine Meinung nur mit einem einzigen Beiſpiele erläutere. Es giebt eine Menge diker und und fetter Leute, die darum ungeſund ſind, weil ſie einen Ueberflus an Nahrungsſäften beſizen. Die Beobachtungen aller Zeiten beweiſen, daß dergleichen Leute entweder wirklich von vielen Krankheiten heimgeſucht werden, oder ſich doch in einem gefährlichen Zuſtande befinden, der ihnen ſchnelle, tükiſche Krankheiten, und einen plözlichen Tod dräuet. Das erſte bemerkt, unter vielen andern Sriftſtellern, Plutarch, wenn er ſagt, daß die Körper, welche nicht viel Fett haben, geſunder als andere ſind; und das lezte zeiget Hippocrates durch den Ausſpruch an, daß die Geſundheit alsdann am gefährlichſten ſey, wenn ſie ihren höchſten Grad erreicht hat. Wollte man ſolche Leute mit Kraftbrühen, mit dem Fleiſche junger Thiere, und mit dem Marke derſelben, wie den Achilles, ernähren; ſo würde man unſtreitig ihre Gefahr vergröſſern, und ihre überflüſſigen Säfte vermehren. Man mus ihnen in dieſer Abſicht vielmehr die Speiſen aus dem Gewächs-Reiche anpreiſen, welche weniger und langſamer ernähren, und ſie müſſen, wenn ſie ihres Lebens ſicherer werden wollen, den Geſchmak von allen den Speiſen verleugnen, die ſonſt jederman, aus einer irrigen Verwirrung der Begriffe, die nahrhafteſten und die geſundeſten nennet. Sie müſſen den Muſtern der alten mäſſigen Weiſen folgen, die ihre Geſundheit ihren Geſchmak ohne Schmerzen aufopfern konnten. Man ſendete einſtmals dem Ageſilaus verſchiedene rare Speiſen und Getränke. Allein, er behielte von allen nichts, als etwas Mehl, und begnügte ſich damit, das Uebrige nur zu koſten. Noch ſtrenger war Lyſander, als er ein köſtliches Gericht zum Geſchenke empfing. Gebet es den Hiloten! (den Sclaven in Sparta,) ſagte er, und blieb lieber bei ſeiner gewöhnlichen groben Koſt.

Auſſer der Nahrhaftigkeit haben die thieriſchen Speiſen noch eine andere Haupt-Eigenſchaft, welche ſie weſentlich von den vegetabiliſchen unterſcheidet, und das iſt ihre Neigung zur Fäulnis. Wenn die Gewächſe verderben, ſo erzeugen ſie eine Säure. Wenn aber das Fleiſch verdirbt, ſo giebt es keine Gährung, ſondern eine Fäulnis, wobei ſich flüchtige Salze erzeugen, die mit der Schärfe der Laugen überein kommen.

Man mus wiſſen, daß die Philoſophen alle diejenigen Körper Salze nennen, die ſich im Waſſer auflöſen, und die, wenn ſie aufgelöſet ſind, einen Geſchmak geben. Aus dem Geſchmake hat man zuerſt bemerkt, daß unter den Salzen ein groſſer Unterſchied ſey. Einige haben einen ſauren Geſchmak, und alle Salze, die zu dieſer Art gehören, entdeken ſich auch durch einige andere Proben, welche man mit ihnen anſtellen kann, wohin unter andern gehöret, daß ſie dem Violenſyrupe, wenn man ſie damit vermiſchet, eine rothe Farbe geben. Andere Salze haben den Geſchmak einer laugenhaftigen Schärfe; und wenn man dieſe mit dem Violenſyrupe vermiſchet, ſo färben ſie denſelben nicht roth, ſondern grün. Wenn man ein ſaures Salz mit einem laugenhaftigen vermiſchet, ſo brauſen ſie mit einander auf; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo hat man ein Salz von mittlerer Art, das weder ſauer noch laugenhaft iſt, und den Violenſyrup weder roth noch grün färbet. Dieſe drei Arten von Salzen, die ſauren, die Laugenſalze und die Mittelſalze, ſind die weſentlichen Theile aller Körper, in ſo fern ſie geſchmekt werden können, und aus ihnen mus man gröſtentheils die Wirkung aller Speiſen in den menſchlichen Körper beurtheilen.

Ich habe geſagt, daß die Speiſen aus dem Gewächsreiche mehr Säure erzeugen; da hingegen die thieriſchen bei der Fäulnis ein flüchtiges Laugenſalz geben. Da nun die ſauren Sachen den Appetit erregen, den Durſt löſchen, die Hize des Blutes dämpfen, deſſen allzu groſſe Flüſſigkeit durch ihr Zuſammenziehen hindern, und der Fäulnis widerſtehen, die laugenhaften Salze hingegen das Gegentheil wirken; ſo erhellet hieraus zur Genüge, daß es unmöglich allen Perſonen in allen Umſtänden gleich viel ſeyn könne, ob ſie Speiſen aus dem Gewächsreiche, oder ſolche aus dem Thierreiche genieſſen. Leute, deren Säfte ſchon mit einer Fäulnis angeſtekt, oder doch dazu ſehr geneigt ſind z. E. ſcorbutiſche Perſonen, oder Patienten, die an faulenden Fiebern krank liegen, würden ſich mit Fleiſchſuppen und andern thieriſchen Speiſen allezeit verwahrloſen; da ihnen hingegen die Sauren aus dem Pflanzenreiche in dieſer Abſicht dienlicher ſind. Hingegen würden ſich andere Leute ebenfalls verwahrloſen, die, wenn ihr Magen mit Säure überhäuft iſt, Gartenfrüchte, Citronen, Pommeranzen, Eſſig, u. ſ. w. genieſſen wollten, wogegen ihnen Fleiſch und Krebsſuppen dienlich ſeyn würden. Dieſe Betrachtungen legen den erſten Grund zur mediciniſchen Koch-Kunſt.

Wer erſt ſo viel weis, was für Speiſen dienlich ſind, die entweder zur Säure, oder zur Fäulnis der Säfte geneigt ſind, der wird bald auch für Geſunde kochen lernen. Weder die Säure, noch eine laugenhafte Schärfe mus in unſern Säften die Uebermacht gewinnen. Folglich mus man alle Speiſen einer Mahlzeit, und die tägliche Reihe aller Mahlzeiten, dieſem Endzweke gemäs, einrichten. Man mus nie lauter Gartenfrüchte, die eine merkliche Säure haben, nie lauter thieriſche Speiſen, die ſich zur Fäulnis neigen, bei einer ganzen langen Mahlzeit, oder wenigſtens nicht viele Tage hinter einander, oder ſehr oft genieſſen. Ich habe oben geſagt, daß aus der Vermiſchung ſaurer und laugenhaftiger Speiſen ein Mittelſalz entſtehe. Dieſes Salz hat groſſe Arzneikräfte. Es löſet den Schleim im Magen und in den Gedärmen auf, und macht ihn flüſſig. Da nun dieſer Schleim den Appetit hindert, ſo ſieht man, wie die Mittelſalze denſelben erregen können. Auſſerdem reizen ſie auch die Fäſergen des Magens und der Gedärme gelinde, und befördern ihre Bewegung. Hierdurch werden nicht nur die Verdauungskräfte vermehret, ſondern der Leib wird auch offen erhalten. Sie erhalten auſſerdem den Nahrungsſaft flüſſig, und löſen den Schleim auf, welcher die Wege verſtopft, die ihn ins Blut führen ſollen; ſie befördern den Abgang des Urins, und kurz, ſie ſind eine der beſten Arzneyen für Leute, die vom Eſſen Profeſſion machen. Solchergeſtalt iſt nichts rathſamer, als die Wahl der Speiſen und Mahlzeiten ſo zu treffen, daß immer die eine die andere verbeſſert, und daß das Reſultat ihrer Vermiſchung ein Choas im Magen abgebe, das auf die Weiſe wie ein Mittelſalz wirket. Das ganze Geheimnis beſteht in der gehörigen Vermiſchung der vegetabeliſchen und thieriſchen Speiſen und der Gewürze. Wenn die eine Speiſe Säure machen könnte, ſo mus die Zukoſt, oder das Gewürz oder das folgende Gericht, laugenhaftig ſeyn, und ſo wieder umgekehrt. Daher mus man zu Speiſen aus dem Gewächsreiche, die die Säure ſehr vermehren könnten, thieriſche Speiſen genieſſen, welche laugenhafte Salze geben, damit aus der Vermiſchung beider im Magen ein mittelſalziger Brei entſtehe. Leute, die zu Hize und Wallung des Bluts geneigt ſind, müſſen ſich mehr ſäuerlicher als laugenhafter Speiſen bedienen, weil die Hize von einer laugenhaften Schärfe entſtehet, welche ſchon in ihren Säften die Oberhand hat. Andere hingegen müſſen die Säuren, die ſie genieſſen, nie ohne laugenhafte Vermiſchung genieſſen, um durch die Vermiſchung ein verdauendes Mittelſalz im Magen zu erzeugen, daß den Wirkungen der beiden andern die Wage, und die gute Miſchung der Säfte unverſehrt erhält. Senf, Krebſe, Fleiſch, Fett, Fleiſchſuppen, Fiſche, u. ſ. w. ſind lauter Speiſen, welche der Säure wiederſtehen, aber auch die Fäulnis der Säfte befördern. Gartenfrüchte, Citronen, eingemachte Früchte, Wein, Sallat, ſind Mittel wider die Fäulnis, aber ſie vermehren die Säure. Man ſpeiſe das eine mit dem andern, ſo wird weder Säure noch Fäulnis befördert, ſo bleiben geſunde Säfte geſund, und ſo verdauet der Magen leicht und geſchwind.

Man ſieht, ohne mein Erinnern, daß die mediciniſche Kochkunſt, ob ſie gleich auf ſo deutlichen Gründen beruhet, ſehr viel Einſichten und Vorſichtigkeit zum Voraus ſeze. Bei einem Geſunden kommt es darauf an, ihm Speiſen zu geben, welche den Kräften ſeiner Verdauungs Gliedmaſſen proportionirt ſind, und dieſe hängen von ſeiner Erziehung und Lebensart, von ſeinen Gewohnheiten und Leidenſchaften ab. Zugleich aber mus man ihm Speiſen geben, die ihn weder mit Säure noch Fäulnis dräuen, und daher müſſen alle ſeine Gerichte, Zugemüſe, Nebengerichte, Gewürze, Getränke und Mahlzeiten, wie ein paar Kriegsheere auf ſeinem Tiſche vor ihm ſtehen, davon immer eins die Säure und laugenhafte Schärfe des andern vernichte, ſobald man ſie auf den Wahlplaz des Magens zuſammen kommen läſt. Einen Kränklichen mus man nach Beſchaffenheit des Fehlers ſeines Magens oder ſeiner Säfte, wie oben geſagt worden, die Speiſen und Getränke verordnen. Dabei mus man zugleich auf die Himmels-Gegend, auf die Witterungen, und auf zwanzig andere Umſtände ſehen, die den Genus der verſchiedenen Arten der Speiſen beſtimmen und einſchränken. Da eine feuchte und warme Luft unſere Säfte ſehr zur Fäulnis geneigt macht, ſo mus man ſich zu ſolcher Zeit der thieriſchen Speiſen entweder ganz enthalten, oder man mus ſie mit ſo viel ſäuerlichen verſezen, daß dieſe leztern im Nahrungsſafte das Uebergewichte behalten. In groſſer Kälte würde man mit ſauren Sachen, die das Blut abkühlen, ſchlecht zufrieden ſeyn. Solche Witterung erfordert thieriſche Speiſen. Allein, es kommt hier wieder darauf an, ob man eine Lebens-Art führet, wobei der Körper ſtark arbeiten muß, oder nicht. Im erſten Falle würde man mit Fleiſchſuppen und Kraftbrühen wenig wider den Hunger ausrichten, weil flüchtige und leichte Speiſen bei ſtarker Bewegung in kalter Luft allzu geſchwind durchgehen, und den ledigen Magen in Noth laſſen. Brei, grobes Brodt, Spek und geräuchertes Fleiſch ſind Gerichte für Arbeitsleute im Winter; Allein, für andere ſind Suppen, Brühen, junges Fleiſch und weiche Speiſen hinlänglich.

Ich führe dieſe Beiſpiele darum hier an, damit man den Umfang der Einſichten ſehe, welche man beſizen muſte, wenn man mit allzu groſſer Sorgfalt über die Speiſen und Getränke critiſiren wollte.

Vom Nuzen der Sturmwinde.

1760. Den 3. Febr.

Da der Anfang dieſes Jahrs an Stürmen ſehr fruchtbar iſt, und deren Heftigkeit ſchon 8. Tagen her nicht allein bei uns in hieſigen Gegenden zimlich brauſend verſpühret worden, ſondern auch anderwärts, wo deren Gewalt nicht recht durchbrechen konnte, ſo viele Länder und Städte, wie die Zeitungen dieſes Monats ſchon ſo vielmal Nachrichten hievon gegeben, durch Erdbeben erſchüttert hat: ſo wird es denen geneigten Leſern dieſer Blätter nicht unangenehm ſeyn, wann ich einige Beweiſe obigen Sazes hier anführe: nicht, als ob ich denen heftigen Winden und Stürmen eine Lobrede zu halten mich beeifern wollte; ſondern nur darzuthun, daß bei ſo manchen Uebeln, die die Sturmwinde anrichten, auch viele Vortheile mit denſelben verbunden ſeyn. = = Nichts iſt geſchikter den Luftkreis zu reinigen, als ein Sturmwind; und nie iſt dieſe Reinigung für uns, die wir darinnen leben, nöthiger, als im Frühjahre. Im Winter hat der Froſt dieſe Verrichtung, und man mus geſtehen, daß ſeine Wirkung in dieſer Abſicht vortreflich ſey. Allein im Frühjahr nimmt dieſer rauhe Wohlthäter der Menſchen ſeinen Abſchied. Er überläſt den verſchloſſenen Erdboden den Händen des Frühlings und der Flora, die ihn durch ihren milden Einflus wieder aufſchlieſſen, und einer unausſprechlichen Menge von Dünſten, die der Froſt in der Erde verſchloſſen hielt, den Ausgang in den Luftkreis verſtatten. Dieſe Dünſte würden uns bald mit einer diken, neblichten und ungeſunden Luft beſchweren, und unſerm Leben und der Geſundheit höchſt nachtheilig werden, wann kein Mittel in der Natur vorhanden wäre, ſie zu zerſtreuen, und ſolcher geſtalt die Luft rein, heiter und geſund zu machen. Dieſes Mittel ſind die Stürme, und man hat alſo der Vorſicht zu danken, daß ſie uns alle Frühjahr dieſe ungeſtüme Landſtreicher ſendet, um uns einen Dienſt zu erweiſen, ohne welchen wir ſehr unglüklich ſeyn würden. Man erinnere ſich nur ein wenig der Witterungen, die ſich vor Anfang des Frühlings in unſern Ländern einzuſtellen pflegen. Wie viele ungeſunde Nebel, wie viel regenhafte, trübe und umwölkte Täge bringt er nicht mit ſich, und wie deutlich erhellet nicht aus der Menge von Krankheiten, welche um dieſe Jahrszeit die Menſchen überfallen, daß dieſe Witterungen einen ſehr üblen Einflus in unſere Geſundheit haben? Da dieſes eine unſtreitige Sache iſt, und da auch wiederum niemand leugnen kan, daß die Stürme dieſe überhäufte Menge von Dünſten zertheilen und zertreiben? ſo iſt dieſes ein wahrhafter und weſentlicher Vortheil, den wir den Stürmen zu danken haben.

Es iſt wahr, daß die Stürme, um eben der Urſache willen, weil ſie den Ländern die ihnen beſchwerlichen Dünſte entführen, andern Ländern dieſelbige wieder zuführen müſſen: allein, dieſes kan keinen gegründeten Einwurf wider den jezt gedachten Nuzen der Stürme veranlaſſen. Alles, was die Winde einem Land zuführen, nehmen ſie auch wieder mit ſich fort, und laſſen nirgends etwas zurük, als wo ſie ſich lagern. Eben das aber, was ſie zurük laſſen, iſt eine ſo wohl durch einander gemiſchte Sammlung von den verſchiedenſten Arten der Dünſte, die eben durch dieſe genaue und innige Vermiſchung ihre Schädlichkeit verloren hat. Man findet nirgends eine von allen Dünſten reine Luft, und es iſt auch eine ſolche zu unſerer Geſundheit nicht nöthig. Nur das verurſacht eine uns ungeſunde Luft, wenn ſich nur eine gewiſſe Art von Dünſten in derſelben anhäufen, ohne daß ihre Beſchaffenheit durch die Vermiſchung mit andern verbeſſert würde. Darum ſind die Gegenden ungeſund, wo die Luft mit lauter wäſſerigten Dünſten angefüllet iſt; gleichwie auch diejenige Luft ſchädlich iſt, die von ſchweflichten oder faulen Dünſten überhäufet iſt. Aus der Vermiſchung dieſer Dünſte hingegen entſteht eine geſunde Luft. Denn es iſt z. E. bekannt, daß Städte, die in fruchtbaren Gegenden liegen, und deren Luft alſo mit wäſſerigten Dünſten überhäuft iſt, dadurch einen geſunden Dunſtkreis erhalten, wenn die Einwohner durchgängig Steinkohlen brennen, und ſolchergeſtalt die ſchweflichten Dünſte mit den wäſſerigten vermiſchen. Eben ſo iſt bekannt, daß die faulenden Dünſte in Krankenzimmern durch Räuchern mit allerlei Harzen verbeſſert, und hierdurch die Luft und die Zimmer geſunder gemacht werden. Da nun die Stürme, vermög ihrer heftigen Bewegung, am geſchikteſten ſind, die mannigfaltigen Arten von Dünſten, die ſie überall aufnehmen, mit einander zu vermiſchen; ſo laſſen ſie überall einen Dunſtkreis von guter Art zurük, und hierdurch widerlegt ſich der Einwurf von ſelbſt, daß die Stürme einigen Ländern die ſchädlichen Dünſte zuführen ſollten, die ſie den andern entwenden.

Dieſes iſt einer der vornehmſten Nuzen der Stürme, den ich biehero noch nirgend ausgeführet gefunden habe. Die groſſe Welt wird nach eben den Geſezen regieret, als die kleine Welt, der Menſch. Es beſteht ein groſſer Theil unſerer Geſundheit in der innigen Vermiſchung aller unſerer Säfte, und ohne dieſelbige würde ſich bald die Fäulnis in unſere Adern einſchleichen. Eben ſo iſt es in der groſſen Welt. Der Dunſtkreis mus, wenn er dem Lande und den Geſchöpfen zuträglich ſeyn ſoll, nothwendig ſeine gehörige Miſchung haben, oder er wird in kurzer Zeit ſchädlich. Dieſe Vermiſchung bewerkſtelligen die Winde, und zwar nicht die ſanften Winde, welche die Dünſte in einzelnen Geſchwadern vermiſcht fortführen, ſondern die Stürme, die das Oberſte zu unterſt kehren, und aus den Ausdünſtungen von tauſend Ländern eine allgemeine Maſſe machen, die alles Gute und Böſe mit einander vereiniget. Da es eine ausgemachte Sache iſt, daß zur Fruchtbarkeit des Landes dieſe einige Vermiſchung der Dünſte von allen Arten im Luftkreis unumgänglich erfordert wird, ſo ſehen wir wieder in den Frühlingsſtürmen beſonders die Spuren der weiſen Vorſicht ganz deutlich, welche alles auf dem Erdboden nach den beſten Abſichten anordnet. Wann könnte dem Lande die fruchtbarſte Beſchaffenheit des Dunſtes nöthiger und nüzlicher ſeyn, als zu der Zeit, da die Wärme die Erde aufzuſchlieſſen anfängt, und die jungen Kräuter das neue Leben fühlen; das ſie unſern Augen darſtellen? Wie würde es wohl mit unſerm Land- und Gartenbau ſtehen, wenn wir nicht der Wohlthat der Frühlingsſtürme zu genieſſen hätten? Der Urſprung der Geburtsart der Stürme iſt den Naturforſchern bisher noch unbekant geblieben, und in der That trift man weder in dem Luftkreiſe noch auf der Oberfläche des Erdbodens ſolche gewaltſame Kräfte an, welche vermögend wären, der Luft eine ſo unglaubliche Heftigkeit in ihrer Bewegung zu geben. Ueberlegt man aber alle Umſtände bei den Stürmen genau, ſo wird man faſt völlig überzeugt, daß die meiſten ſehr heftigen Stürme und Orkane aus den unterirdiſchen und unterſeeiſchen Höhlen hervorkommen, und hier findet man auch die ſtarken Kräfte, die ihnen ihre Gewalt mittheilen können, in den ſehr häufigen Entzündungen. Ich kan hier die Menge von Beweisthümern nicht zuſammen ſammlen, man findet ſie aber häufig in denen vorhergehenden Theilen des Reſer. gelieferten Abhandlungen von der Structur der Erde, und von den Urſachen der Erdbeben. Eben daſelbſt iſt bewieſen; daß eine jede Urſach, welche die Oefnungen verſchliest, durch die unterirdiſche und unterſeeiſche Luft und Dünſte in unſern Dunſtkreis übergehen, zu den erſchröklichſten Erdbeben und Aufwallungen des Meers Gelegenheit geben kan. Wenn man nun bedenkt, daß die Länder welche Erdbeben unterworfen ſind, dieſelbe ſehr oft im Frühjahre auszuſtehen haben, und daß bei dem Ausbruche faſt aller Erdbeben eine ganze ſtille Witterung vorhergehet; ſo beſtättiget dieſes nicht allein dieſen Lehrbegrif, von dem Urſprunge und Geburts Orte der Stürme und Orkane; ſondern es lehret uns auch einen neuen und ſehr beträchtlichen Nuzen derſelben, ins beſondere der Frühlings Stürme. Denn ſo bald dieſe Stürme ausbrechen, ſo kan man ſicher ſeyn, daß der Erdboden von der Gewalt, die hier ihre Würkungen im Dunſtkreis äuſſert, nicht beunruhiget werden kan, da hingegen die ſchröklichſten Erdbeben zu beſorgen ſind, ſo lange dieſe Stürme, beſonders im Frühjahre, auſſen bleiben. Denn wir ſehen, aus der Regelmäſigen Wiederkunft der Stürme im Frühjahre, daß dieſelben ſich jährlich um dieſe Zeit in ihren verborgenen Winkeln verſammlen und zum Ausbruche, rüſten, ob wir gleich nicht wiſſen welcher Urſach dieſes bei zu meſſen ſeye. Sezet man dieſes zum voraus, ſo ſind beſonders die Länder, wo Erdbeben gemein ſind, im Frühjahre der Gefahr eines neuen Ausbruchs am meiſten ausgeſezt, und es iſt wenig Wahrſcheinlichkeit für ſie vorhanden, dieſer Gefahr zu entrinnen, ehe ſich nicht die Frühlings Stürme einſtellen, welche die ſicherſten Zeichen ſind, daß ſich die unterirrdiſche Gewalt einem Ausgang verſchaft, und ſolcher Geſtalt den Erdboden, von der ihm dräueten Erſchütterung befreiet habe. Sollten alſo nicht die Länder, welche den Erdbeben unterworfen ſind, die Frühlings Stürme mit dankbarem Jauchzen von der Hand der Vorſicht als fröhliche Botſchafter annehmen, die ihnen die Abwendung eines der aller entſezlichſten Uebel verkündigen?

So ſtiften die Stürme im Meere ſelbſt etwas gutes, wo ſie doch gemeiniglich für nichts, als für erſchrökliche Plagen des menſchlichen Geſchlechts, gehalten werden. Vielleicht iſt aber dieſes noch nicht einmal der wichtigſte Nuzen, den ſie zur See ſtiften. Was würde wohl entſtehen, wenn das Meer nicht zum öſtern in heftige Bewegung geſezt würde? Würde nicht gar bald das Seewaſſer, ohne dieſe Aufwiegelung, blos durch die Ruhe einen gewiſſen Grad die Fäulnis annehmen, der nicht allein dem unzählichen Heere der Fiſche, die därinnen leben unerträglich und tödlich, ſondern auch dem Seefahrenden gefährlich ſeyn könnte, weil er ſich in dem Dunſtkreis fortpflanzen, und die Luft mit einem peſtilenzialiſchen Gifte anſteken würde? Die Bewegung iſt die Seele der ganzen Natur, die alles in Ordnung erhält, und für dem Untergange beſchüzet. Sollte die See allein davon ausgenommen ſeyn? Die See, in welcher ſo viele millionen thieriſche Körper und Gewächſe täglich in Fäulnis gehen, oder ihre Auswürfe zurük laſſen, die ſie verunreinigen. Nimmermehr läſt ſich dieſes glauben. Das Meer mus eben ſo wohl ſeine Bewegung haben, als das Blut der Thiere, und keine von allen den Urſachen, die daſſelbe in eine gleichförmige, langſame und faſt unmerkliche Bewegung ſezen, kan dazu hinlänglich ſeyn, die ganze Maſſe deſſelben in eine neue Miſchung zu ſezen, die in allen Theilen gleichförmig wäre. Die Stürme allein ſind vermögend, dieſes zu thun; und wie gros iſt nicht der Nuzen, den ſie auf dieſe Weiſe dem Menſchen und ſo viele Millionen belebter Geſchöpfe erzeigen.

Die Naturforſcher ſind noch nicht darinnen einig, ob ſich das Seewaſſer, wenn es ſich in Dünſte auflöſet, zugleich in ſüſſes und trinkbares Regenwaſſer verwandelt. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes geſchehe, und es würde bei nahe gewis ſeyn, wenn die Beobachtung einiger Seefahrenden ihre Richtigkeit hat, daß zuweilen im Meere Regen fällt, welcher noch etwas ſalzig iſt. Wenn wir nun dieſes, aller Wahrſcheinlichkeit nach, voraus ſezen dürfen, ſo iſt gewis keine Kraft in der Natur, welche aus der See mehr Dünſte in den Luftkreis erheben ſollte, als die Stürme, die durch die heftige Erregung des Waſſers die feinſte Theile deſſelben auflöſen, und in die Luft erheben. Zugleich ſind ſie am geſchikteſten dieſe ungeheure Maſſe von Dünſten, Wolken und Nebel über den Erdboden und das Meer zu führen, und ſie in fruchtbaren Regen hernieder zu ſtürzen. Nun erwäge man einmal die unentbehrliche Vortheile, welche das Land, die Bewohner deſſelben, und die Seefahrenden einer Urſache zu danken haben, die ihnen die fruchtbaren, kühlenden, trinkbahren Regenwolken zuführet, und vergleiche damit dem troſtloſen Zuſtand, in welchen wir alle, unſere Thiere und unſere Ländereien verſezt werden würden, wann dieſe Urſachen einmal aufhörte ihre Wirkung zu thun! So unausſprechlich gros iſt der Nuzen der Stürme.

Von der Lebensordnung im Winter.

Es iſt ein Vergnügen, die Leute auf den Straſſen zu ſehen, wie ſie der reine Froſt ſo hurtig und lebendig macht. Wer ſonſt mit Spaniſchen Schritten einher tratt, und nach dem langſamſten Takte ſpazierte, der eilet dann jezo mit kurzen Schritten und raſchen Trabe durch die Straſſen. Der Phlegmaticus ſelbſt, und die alte Motrone nehmen ihre Glieder zuſam̃en, und überlauffen ſich ſelbſt. Der Jüngling trit zuverſichtlicher nieder, und ſcheuet den Augenblik, da er ſtill ſtehen ſoll: es iſt, als ob jedermann mehr zu thun hätte, als im Som̃er. Man ſpricht ſich ſehr kurz, und wünſcht ſich in Eile: wohl zu leben. Dieſe Hurtigkeit ergözet, ob ſie gleich nur erzwungen iſt, und das Gemüth nim̃t Theil an einer luſtigen Verwandelung, wobei man ſich ſehr wohl befindet. Ein jeder Menſch gefällt ſich, wenn er lebhaft und munter iſt, und dieſes gehet ſo weit, daß uns Strapazen eine Luſt werden, wenn wir nur die Kräfte fühlen ſie auszudauren. Die Geſchäftigkeit, die Munterkeit, die Lebhaftigkeit, iſt das eigentliche Leben der Menſchen, und der Genus, den das Gemüth davon hat. Der niedergeſchlagenſte Menſch vergiſt ſeine Grillen, und lebt auf, wenn er alle Hände voll zu thun hat, und die Vergnügungen aller Thiere beſtehet darinn, daß ſie ſich jagen, daß ſie laufen, ſpringen, und allerlei Bewegungen vornehmen, ob ſie gleich ſelbſt keinen Zweck davon wiſſen. Der Froſt ſezt uns in dieſe Wirkſamkeit, indem er uns die Empfindung noch leichter macht, weil er die Kräfte unſerer feſten Theile durch ſeine zuſam̃enziehende Kraft ſtärket. Wir fühlen es bald bei heiteren Wintertagen, wie rüſtig und vermögend wir ſind. Wir ſpielen mit unſerem Körper, wie mit einem Federballen, weil er unſeren Kräften zu leicht iſt. Der Froſt ſcheint uns Flügel zu geben, und Arbeit und Uebungen ſind uns ein Kinderſpiel. Hierzu kom̃t der Eindruk, welcher der Anblik eines heitern Wintertages in unſern Gemüthern macht, und der uns natürlicher Weiſe ermuntert. Die Luft glänzet von Millionen kleinen Eistheilgen, in welchen ſich die Sonnenſtrahlen brechen, und die Sonne wärmet uns mit mehr Entzüken, wenn ſie uns in ihren warmen Wirbel gegen die Kälte in Schuz nim̃t. Das Eis ſelbſt, oder, wenn man lieber will, das erkaltete Salz, welches im Dunſtkreis ſchwimmet, brennt unſere Haut, wie ein Feuer, und färbet unſere Wangen, daß ſie, wie junge Roſen, glühen. Daher haben zu allen Zeiten die Naturforſcher die Wirkung der Kälte, mit der Wirkung der Hize, in Vergleichung geſtellet, wie ich ſchon im Referendario in einigen Abhandlungen erwieſen.

Man kan dieſes nicht beſſer einſehen, als wenn man die Würkungen der Kälte in ihrem höchſten Grade betrachtet. Wenn in Hudſons-Bay der Wind von den Polen herwehet, ſo iſt die Luft mit ſichtbaren Eistheilgen ganz angefüllet, welche die Haut dergeſtalt brennet, daß wirkliche Brandblaſen davon entſtehen, die anfänglich weis ſind, hernach aber ſo hart, wie Horn, werden. Zu ſolcher Zeit iſt aber auch die Kälte ſo heftig, daß auch in den kleineſten geheizten Zim̃ern alles, was flüſſig iſt, ſo gar der Weingeiſt ſelbſt, gefrieret, und die Betten mit einer Eisrinde, die einige Zoll dik iſt, überzogen werden, welche man täglich davon abſchälen mus. Bei einer gelinden Kälte ſind dieſe Wirkungen milder. Indeſſen aber weis jedermann, daß man ſich in kalter Luft durch die Bewegung auf eine weit geſundere weiſe erwärmen kan, als in den wärmſten Zim̃ern. Was mag nun wohl alſo die Urſache ſeyn, daß die meiſte Menſchen den Winter als eine traurige und ungeſunde Jahrszeit verabſcheuen? Unſtreitig iſt wohl die Erfahrung, daß man ſich zu dieſer Jahrszeit gemeiniglich ſchlechter befindet, und weniger aufgeräumet iſt, als in den übrigen Jahrszeiten. Da hieran der Winter an ſich ſelbſt nicht ſchuld ſeyn kan, wie ich jezt eben gezeiget habe, ſo müſſen hier gewiſſe zufällige Umſtände in Betrachtung gezogen werden, wovon ich jezt meinen Leſern die vornehmſten entdeken will, um ſie dadurch vielleicht in den Stand zu ſezen, ihnen vorzubeugen, und abzuhelffen. Es giebt Leute, die blos darum mit dem Winter unzufrieden ſind, weil ſie nicht frieren wollen. Sie gehen mit denen in einem Paare, die dem Sommer fluchen, weil ihnen die Hize zur Laſt wird. Ich getraue mich nicht, dieſe Unzufriedenen zu bekehren. Allein, ich getraue mich wohl, ſie auszulachen. Was iſt das mehr, ein wenig zu frieren? und wenn dis ja ſo unerträglich iſt; wie viel Wiz gehöret denn dazu, ſich vor der Kälte zu beſchüzen? Was fehlt uns noch, wenn wir Nahrung und Kleider haben? Geben uns nicht alle Thiere ihre Bälge her, um uns vor der Kälte zu bedeken? Ein Glas Wein oder Liqueur zündet in unſerm Inwendigen ein Feuer an, wogegen ein gemeiner Froſt nur ganz ohnmächtig ſtreitet. Eine ſtarke Mahlzeit macht uns durch und durch warm; und wenn alle dieſe Mittel zuſammen genommen werden, ſo iſt der gewöhnliche Winterfroſt gar nicht mehr fürchterlich. Diocles, ein Arzt, der zu den Zeiten des Ariſtoteles lebte, mus dieſes ſchon eingeſehen haben. Denn, er ſchrieb in ſeinem Brief an den Aſiatiſchen König Antigonus, der voller Lebensregeln war, man müſſe deſtomehr eſſen, deſto weniger trinken; aber deſto ſtärkeren, oder deſto mehr unvermiſchten Wein trinken, je ſtärker die Kälte wäre. Ich rede nicht von der Armuth; denn für dieſe ſorget die Natur im Winter ſelbſt, wie für die Thiere. Anſtatt daß ſie dieſen gegen den Winter dikere und weichere Pelze wachſen läſt, die ſie erwärmen, ſo härtet ſie die Körper der Tagelöhner durch die Gewohnheit, welche ſie gegen die Kälte unempfindlich macht. Es käme nur auf uns an, um uns alleſamt dieſer Wohlthat theilhaftig zu machen. Wir dürfen nur dem Froſt entgegen gehen, ſo wird er uns nach und nach nicht nur erträglich, ſondern ſogar höchſtangenehm werden. Solten wir mitten in den Hundstagen auf einmal in eine ſolche kalte Luft gebracht werden, als wir um dieſe Zeit ohne beſondere Ungelegenheit ertragen können; ſo würden wir uns die ſchreklichſten Krankheiten und den Tod ſelbſt zuziehen. Weil wir aber nach und nach von der Wärme zur Kälte übergehen, ſo können wir durch die Gewohnheit den Winterfroſt ohne Gefahr ertragen. Es iſt blos unſere Verzärtelung ſchuld daran, wenn es uns im Winter unerträglich fällt, die kalte Luft auszuſtehen. Dieſer Fehler liegt an uns, und nicht an der Jahrszeit. Wir können ihm abhelfen, wenn es uns beliebt; und dieſes iſt es eben, was ich beweiſen wollte.

Allein, es gibt noch andere Klagen über den Winter, die vielleicht beſſer gegründet ſind? Wir wollen es ſehen. Der Froſt ziehet unſere flüſſige Theile zuſammen. Sie ſtecken in unſern kleinſten Gefäſen. Die daherrührende Verſtopfung ziehet eine Entzündung nach ſich, und ſo entſtehen Catarrhen, Schnupfen, Huſten, Entzündungsfieber, u. ſ. w. Liegt nicht die Schuld von dieſem allen blos an der kalten Luft? Es kan ſeyn. Allein, wer wehret es uns, uns gegen die Anfälle der Kälte zu ſchüzen? Warum ſoll der Winter nicht eben das Recht haben, was der Sommer hat? Ob gleich dieſer unſere Säfte zu ſehr auflöſet, und zur Fäulnis geneigt macht; ob wir uns gleich bei groſſer Hize durch kaltes Getränk, Zugluft und kühlende Speiſen viel leichter, als im Winter, erkälten, und die grauſamſten Krankheiten zuziehen können: ſo preiſen wir ihn deñoch unaufhörlich, als eine der beſten Jahrszeiten, weil nichts mehr, als ein wenig Behutſamkeit dazu erfordert wird, um alle dieſe Gefahren von ſich abzuwenden. Es hat mit dem Winter eben dieſelbe Beſchaffenheit. In den Nordländern, wo die gröſte Kälte regieret, findet man die dauerhafften und älteſten Leute; freilich darum, weil ſie die Kälte gewohnt ſind. Gewohnheit und Behutſamkeit würden uns eben ſo feſt machen; und wenn wir beides für leicht halten, wenn von mildern Jahrszeiten die Rede iſt; warum ſcheint es uns nur im Winter ſo ſchwer zu ſeyn? der Froſt ſelbſt ſpornet uns zur Bewegung an, wie ich oben geſagt habe. Man folge dieſem Triebe. Man erwärme ſich in kalter Luft durch Arbeit und Leibesübung. Man ſeze ſein Blut in den Grad der Wärme, der von keinem Froſte erkaltet; ſo wird der Winter wenigſtens eben ſo wenig gefährlich ſeyn, als die übrige Jahrszeiten. Es iſt nicht der Froſt ſondern die Unbehutſamkeit, wodurch viele ſich Winterkrankheiten zuziehen.

Es gibt eine weit fruchtbarere Quelle der Winterkrankheiten, die aber doch eben ſo wenig dem Winter zur Laſt geleget werden kan, als der Froſt. Es iſt die künſtliche Hize, die wir uns in unſern Wohnzimmern zu bereiten, um der Gewalt des Winters Troz zu bieten. Anſtatt, daß wir nur darum einheizen ſollten, um nicht zu frieren, ſo erwärmen viele ihre Zimmer, um darinn eine viel gröſſere Hize auszuſtehen, als in den heiſeſten Hundstagen. Ich übertreibe nichts, indeme ich dieſes ſage. Denn die Wettergläſer können die Sache entſcheiden. Es läſt ſich leicht erachten, was für Würkungen eine ſo groſſe Veränderung der Luft in unſerm Körper äuſſern müſſe, wenn wir aus einer ſolchen Hize, als in dem geheizten Zimmern zu ſeyn pfleget, hinaus in die Eiskälte gehen müſſen; Aber dieſes iſt noch nicht alles, es iſt nicht genug, daß wir die Luft unſerer Wohnzimmer unmäſſig erhizen, ſondern wir machen ſie auch im Winter zu einem faulendem Sumpfe von den ſchädlichſten Ausdünſtungen. Der vorſichtige Hausvater, der die Koſten der Feuerung ſparen will, und der nicht bedenkt, daß ſie ihm Krankheiten verurſachen, verklebet ſeine Fenſter, verhängt ſeine Thüren, verſtopft alle Luftlöcher, und leidet, daß der Dampf der Kohlen und Speiſen, die Ausdünſtungen ſeiner Famillie und alles, was Wärme hat, ſeinen Aufwand an Feuerung vermindere, und dafür lieber was zärtlich oder kränklich wird. Es iſt gewis und wahrhaftig, daß dieſe unüberlegte Sparſamkeit unzähliche Krankheiten verurſache und viele tauſende töde. Als ich dieſes einsmal einem Manne ſagte, der allzu klug war, antwortete er mir: Wenn die Unkoſten doch auf eins hinaus liefen, er mögte mehr Feuerung bezahlen, und geſund bleiben, oder weniger Holz brauchen, und den Doctor bereichern; ſo wolle er doch das lezte noch lieber thun, als frieren. Ich hätte nicht von ihm verlanget, daß er frieren, ſondern nur daß er ſein Zimmer mäſig erwärmen, und zu gelegenen Zeiten die friſche Luft hindurch ſtreichen laſſen ſolle. Allein, er that, was ihm am klügſten ſchien, und ſtarb im folgenden Frühjahre an einem faulenden Fieber mit noch zwoen Perſonen aus ſeiner Familie.

Ich weis noch mehr Urſachen, warum der Winter ungeſund iſt. Meine Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob wir, oder der Winter, die Schuld haben? Die langen Abende ſind uns ein Greuel. Viel Leute haben nicht die Gaben, bei Lichte zu denken. Gleichwol ſchämen ſie ſich der Hühnermaxime, mit der Sonnen Untergang zu Bette zu gehen. Im Wachen quält ſie die lange Weile auf die unerträglichſte Weiſe. Denn Gellert hat ſehr wohl geſagt.

Müſig gehn wenn mans nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man denken ſollte.

Sie bitten alſo Geſellſchaft zu ſich, und dieſe Geſellſchaft würde nicht kommen, wenn ſie nichts zu eſſen und trinken fände. Man trinkt Caffee, und dann nöthiget man nach der Mode, noch zu eſſen und zu trinken es ſeye Bier oder Wein, ꝛc. Auf die Nacht wird dann erſt regelmäſig gegeſſen, und dann nöthiget man die Gäſte von allem zu genieſſen. Man verderbet ſich alſo den Magen, um das Hauptgericht nicht zu verſchmähen. Hieraus entſtehet eine Unverdaulichkeit, welche eine gemeine Winterkrankheit iſt, die in einer dreifachen Verhältnis ſtehet. Denn ſie iſt deſto ärger je mehr Gerichte Speiſen man verzehret, und je mehr Feiertage bei einem Feſt einfallen. In den Jahren da das Weinachtsfeſt auf dem Montag fällt, und alſo mehr-Feſttage hintereinander folgen, graſſiren im Jenner viel mehr Magenfieber und andern Magenkrankheiten, als in den andern magern Jahren. Denn wie läſt ſich freilich wol dergleichen heilige Zeiten etliche Tage hintereinander feiren, ohne ſich den Magen im Grunde zu verderben! Unſere Winterſchmäuſe haben alſo einen groſen Anſpruch auf unſere Winterkrankheiten, und ich habe dabei des Trinkens darum nicht gedacht, weil es in der Definition unſerer Schmäuſe liegt, welche nichts anders ſind, als eine feierliche Ueberladung des Magens, von welcher man betrunken zu Bette gehet.

Viele klagen den Winter darum an, weil es ihnen darinn an Gelegenheit zu Leibesübungen und Ergözlichkeiten fehlet. Beides machet ſie ſchwermüthig und ungeſund. Im Sommer ſtehet uns das freie Feld offen: Der Himmel iſt den Spaziergängen günſtig, und die Gärten ſchmüken ſich, um uns zu empfangen und zu vergnügen. Im Winter kan man nicht aus dem Zimmer kommen. Die Natur iſt zu traurig. Man mag ſie nicht ſehen. In den Häuſern aber ſizet in allen Winkeln die lange Weile, und gähnet mit aufgeſperrten Rachen. Ich nehme die Beſchuldigung an. Aber ich bitte die, welche ſie erfinden, mir zu ſagen, was ſie im Sommer auf dem Lande vornehmen? Mir deucht alle dieſe Ergözungen erfordern keinen Sommer. Vielleicht aber erfordert der Winter ſie. Es kan ſeyn, ein Menſch, der nichts zu thun hat, mus entweder ſpielen oder eſſen, oder unnüze Dinge denken, oder ſchlafen. Denn wer kan ohne Beſchäftigung ſeyn? Kein Sclavenhandwerk iſt ſo ſchwer, als Müſſiggang. Kurz, wer ſich im Winter nicht zu vergnügen weis, und wer über Mangel der Gelegenheit zu Leibesübung klaget, der iſt in allen Jahrszeiten nur eine Bildſäule. Ich behaupte nicht, daß der Winter die beſte Jahrszeit ſey. Allein, ich glaube, daß wir nicht Urſache haben, uns über ihn zu beſchweren. Die Verzärtelung, unſere Unvorſichtigkeit, die Ueppigkeit Trägheit, Bequemlichkeit, unſer Uebermuth, der Mangel des Geſchmaks, des Wizes und der Entſchloſſenheit, der Ekel an Arbeit, und die Liebe zum Müſſigange ſind die einzigen Urſachen, welche vielen den Winter beſchwerlich, gefährlich traurig und unerträglich machen. Ein mehrers hievon iſt bereits gemeldet, und einige erläuterte Merkwürdigkeiten vom Nuzen des Winters im Referendario pag. 45. des 2ten Theils, angeführt worden. Beſonders aber im 3ten Theil pag. 52. wie man nemlich den Winter ſich zu Nuze machen ſolle? Und wie man ſich in dieſer Zeit, in Anſehung der Geſundheit, zu verhalten habe? pag. 317. des 6ten Theils.

Die Fliege und Made. +

(eine Fabel.)

Der beſte unter funfzehn Käſen,
Der ſtark und unvergleichlich ſtank,
Den Gretgen ſelber ausgeleſen,
Lag da, als Philimen eins trank:
Ein Käſe, der im höchſten Grade
Nach - - (doch ich darfs nicht nennen,) roch,
Nur daß noch eine dike Made
Auf ſeiner fetten Rinde kroch.

Ein Volk geſchäftig dreuſter Fliegen,
Das auf dem Tiſche kräuſelnd ſchlich,
Sieht dieſes ſchöne Futter liegen:
Und eine wagt es ſonderlich,
Sie puzt die Schwingen, rümpft die Naſe,
Sie ſezt ſich an den beſten Ort;
Doch Philimen greift nach dem Glaſe,
Und jagt damit die Fliege fort.

Der Muth war ihr noch nicht geſunken,
Sie ſezt ſich wieder auf den Fleck:
Doch Philimen hat ausgetrunken,
Und jagt die Fliege nochmals weg.
Umſchlüſſig ſteht ſie nun von ferne,
Und ſpannt und ſchleift ihr Inſtrument;
O, ſeufzt ſie, daß ihr falſchen Sterne
Mir nicht das Glük der Made gönnt!

Glükſelig Volk der Käſemaden,
Das dieſen Kreis bewohnt und friſt,
Du kanſt im Fett und Wolluſt waden,
Du weiſt nicht, was der Mangel iſt,
Dein Futter findſt du alle Morgen,
Du wohnſt, und lebſt, und wühlſt darinn,
Mich treiben ſtets die Nahrungsſorgen
Von einem Ort zum andern hin.

Hier ſchwieg ſie: Da ein neu Verlangen
Ihr friſchen Muth zum Angrif gab,
Sie troknet die bethränten Wangen
Mit ihren Vorderfüſſen ab:
Als eben den begiergen Eſſer
Die Luſt nunmehr zum Käſe trieb,
Der mit dem tödlich ſcharffen Meſſer
So Mad als Käs in Stüken hieb.

O, ſeufzt die Fliege für Entſezen,
Iſt das des Schwelgers früher Lohn?
So kan ich dich nicht glüklich ſchäzen,
Ich lebe noch, du ſtirbeſt ſchon.
Mein Futter bring ich ſaur zuwege:
Du, Fauler, was beklag ich dich?
Weil ich noch Fus und Flügel rege,
So find ſich ſtets auch was für mich.

* * *

Wie mancher Fauler lebt in dem Genuſſe
Der Wolluſt, die ihm nichts gekoſtet hat!
Er friſt ſich ohne Müh und Arbeit ſatt,
Er wälzet ſich im Waſt und Ueberfluſſe:
Manch munterer Kopf hingegen ſucht ſein Brod
Mit Kummer und Gefahr, mit Angſt und Noth.

Doch jener findet oft in ſeinem Wuſt den Tod:
Da dieſer unterdes dem Unglük leicht entgehet,
Weil ihm die ganze Welt zur Nahrung offen ſtehet.

Bittſchrift, um eine Beiſteuer von 1000. Thaler.

(Aus dem Franzöſiſchen.)

Herr, in die Einrichtung von deinem Staat zu bliken,
Das würde zwar für mich viel zu verwegen ſeyn:
Doch, da mich eben jezt die ſchweren Sorgen drüken,
So fällt mir ungefehr dein Glük und Reichthum ein.
Die Rechnung dürfte ſich der Mühe noch verlohnen:
Was bringt doch wohl dein Land alljährlich Dir ins Haus?
Ich glaube, wo nicht mehr, doch hundert Millionen,
Das macht auf jeden Tag ſchon hundert Tauſend aus.
Willt du die Rechnung nun auch nach den Stunden wiſſen,
So bringet jede dir vier tauſend Thaler ein.
Monarch, der Donner hat mein Gartenhaus zerſchmiſſen;
Ich mus, wo du nicht hilfſt, ein Kind des Todes ſeyn.
Drum bitt ich, rette mich, und gib mir armen Hunde
Von deiner edlen Zeit nur eine Viertelſtunde.

Moraliſche Betrachtung über den Neid.

Die Menſchen zu bewegen, ſich vor dem Neide zu hüten, könte man ſehr wohl ſich derſelben Gründe bedienen, welche uns bewegen ſollen, alles das zu vermeiden, wovon wir das Fieber bekommen können. Der Neid iſt in der That ein Laſter, welches, anſtatt wie die andere, etwas Angenehmes und Reizendes an ſich zu haben, denjenigen, der damit behaftet iſt, tauſend Schmerzen verurſachet. Er naget, er zerfriſt, er troknet das Markt in denen Gebeinen. Mit einem Worte: er führet auf dem Wege der Marter und Schmerzen zur Hölle. Unter allen Laſtern iſt dieſes dasjenige, welches GOtt am meiſten verabſcheuet, es iſt der menſchlichen Ruhe am meiſten entgegen, es machet uns am ungeſchikteſten die Glükſeeligkeit des Him̄els zu ſchmeken, wo ein jeder Stern dem ſchim̄ernden Lichte des andern einen neuen Glanz giebet, und wo die Freude derjenigen, die bei der Hochzeit des Lammes zu Tiſche ſizen, nach dem Maaſe zunim̄t, als die Zahl der eingeladenen anwächst. Der Neid iſt die herrſchende Leidenſchaft in der Höllen. Er machet die gröſte Marter der Verdam̄ten aus, durch die Verzweifelung, die ſie fühlen, weil ſie niemals die Seeligkeit und Herrlichkeit erlangen können, in deren

Beſiz ſie andere ſehen. Er iſt der Antheil des Teufels, welcher, da er ganz auſſer Stande iſt, einige Freude über das Wohl oder Glük, ſo den Menſchen begegnet, zu empfinden, nicht aufhöret unabläſſig zu arbeiten, und alle ſeine Liſt, Bosheit und Künſte anzuwenden, ſie unglüklich zu machen. Der Neid dienet zu nichts, als den, welchen er beſizet, unglüklich zu machen. Dieſes Laſter kan ſich niemals in den Dekmantel der Gerechtigkeit verhüllen, wie ſolches der Has und der Mangel Chriſtlichen Liebe zuweilen thun können: denn es ſcheinet, daß ich einiges Recht habe, den zu haſſen, der mir Unrecht thut; aber das Wohlergehen und die Klugheit eines Menſchen thun mir gewis nichts zu nahe. Worauf will ich alſo meinen Neid gründen? Daher komt es, daß man ſich unterſtehet, offenbar zu haſſen, aber niemand wird geſtehen, daß der Neid ihn naget, weil dieſes ein Kummer iſt, den man ſich ſelbſt über die Glükſeligkeit eines andern verurſachet. Der Neid kan ſehr wohl mit den Spaniſchen Fliegen und Raupen verglichen werden, welche die ſchönſten und beſten Früchte verderben und anfreſſen. Er iſt das unanſtändigſte von allen Laſtern: Denn ſelbſt die Wohlthaten, welche oft den Has und den Zorn ſtillen, dienen zu nichts, als einen Neidiſchen nur mehr zu reizen, der nicht einmal vertragen kan, daß ein anderer die Macht und den Willen habe, gutes zu thun. Er beklagt ſich, er murret, und der Geyer, welcher ſein Herz zerfriſt, wird ihm niemal Ruhe laſſen, bis den Gegenſtand ſeines Haſſes ein zu Boden drükendes Unglük betroffen hat. Ich will nicht ſagen, daß ein Neidiſcher niemals niedergeſchlagen ſey; die ſchröklichen Veränderungen, welche in der Welt vorgehen, beunruhigen ihn ohne Zweifel, aber dieſes geſchiehet nicht weiter, als in Betrachtung ſeiner ſelbſt: er weis, daß er von dem Donner nicht geſichert iſt, den er auf das Haupt ſeines Nächſten hat fallen ſehen. Dieſe Leidenſchaft hat etwas Niederträchtigeres an ſich als die übrigen; und in der That beneidet man niemand, als den man über ſich erkennet. So bald ich die Verdienſte oder das Glük eines Menſchen beneide, ſo erkenne ich mich, wenigſtens in dieſen Stüken, für geringer als ihn; obgleich der Vorzug, den ich ihn beilege, und der die Urſach meines Haſſes und meiner Marter iſt, oft nichts als eine Krankheit meiner Einbildung iſt. Endlich darf man, um die ganze Häslichkeit dieſes Laſters einzuſehen, nur die ihm entgegen geſezte Tugend betrachten; ſolche iſt die Chriſtliche Liebe.

Für nichts als ſeinen Vortheil Achtung haben, alles auf ſeinen Nuzen richten, weder einen Höhern noch Gleichen leiden können, ſein

Glük nicht für vollkommen halten, als wenn man es alleine genieſſet: Dieſes ſind die Kennzeichen eines verdrüslichen Gemüths, eines ſchlechten Herzens; mit einem Worte: eines Neidiſchen. Aber eine edle, erhabene und Grosmüthige Seele überſteiget ſo zu reden ſich ſelbſt, findet einen Gefallen daran, wohl zu thun; ihre Gedanken und Vorſorge auf den Nuzen eines andern zu richten, ſich ihres Anſehens und ihrer Reichthümer zu bedienen, um den groſſen Verlangen ein Genügen zu thun, welches ſie empſindet, ſie an dem Glüke, welches ſie genieſſet theil nehmen zu laſſen, welches ſich ihr vermehret, je mehr Perſonen es mit genieſſen. Dieſes iſt ein Vorſchmak der himliſchen Glükſeligkeit. Unter allen Weſen iſt GOtt unſtreitig allein des Neides unfähig; je mehr alſo der Menſch ſich von dieſem Laſter entfernet, deſto mehr nähert er ſich GOtt, das iſt, der ewigen Glükſeligkeit. Ich habe geſagt, der Neid iſt der Antheil des Teufels, er kan nicht leiden, daß wir glükſelig ſind; da er auf ewig aus dem Paradis verbannt iſt, ſo kan er nicht leiden, daß wir darinne aufgenommen werden.

Es gibt keine Tugend, welche nicht einen groſſen Theil ihres Glanzes verliehren ſollte, wenn viele Perſonen dieſelbe beſizen, oder wenn ſie von vielen andern begleitet wird. Ganz anders iſt es mit der Gütigkeit beſchaffen, ſie ſcheinet immer liebenswürdiger, ihre Reizungen entdeken ſich immer mehr, nachdem ſie ſich mehr und mehr ausbreitet; es iſt ihr natürlich, andern mitzutheilen. Daher kömt es, daß GOtt vorzüglich den Titel des Guten annimmt; er ſiehet ihn als den vornehmſten Zierrath ſeiner Krone an; er nennt ſich den Herren der mächtig iſt, zu helfen. Er findet einen Gefallen daran, den Unſchuldigen zu beſchüzen, die Betrübten zu tröſten; und überläſt es den Tyrannen, der Erde ihre Macht zu zeigen, und die Schwachen, und die, ſo von aller Hülfe entblöſet ſind, aufzureiben.

Wir wollen noch etwas mehr ſagen. Wo die Gütigkeit fehlet, kan keine wahre Vollkommenheit ſeyn. Eine groſe Macht, eine tiefe Wiſſenſchaft haben etwas abſchrökendes an ſich; wenigſtens erwerben ſie ſich unſer Zutrauen nicht. Ohne die Güte iſt die Gewalt eine Tyrannei, eine Unterdrükung, die Wiſſenſchaft eine Liſt, eine Verrätherei. Dieſes iſt ſo deutlich, daß es keine Exempels bedarf. Würde nicht ein Weſen, welches alles könte, und alles einſähe, und dabei keine Güte hätte, unendliche und unvermeidliche Uebel ausrichten. Dem Teufel fehlet es nicht an Erkänntnis, er hat viele Gewalt; dieſe beide Eigenſchaften können alſo in einer Natur, welche der Natur GOttes gerade entgegen geſezet iſt, beiſammen ſtehen; auch ſind ſie gar nicht geſchikt, ſich unſre

Zuneigung zu erwerben. Die Gewalt erſchreket uns, wir bewundern die Wiſſenſchaft, wir ſezen ein Mistrauen in die Klugheit; aber die Güte allein erweket ſich Liebe, und macht alle andere Tugenden, die ſie begleitet, liebenswürdig. Ueberhaupt beweiſet nichts die Gröſe der Seelen deutlicher, als die Neigung, andere glüklich zu machen, als die Bereitwilligkeit, ihnen allerlei nüzliche Dienſte zu leiſten, mit einem Wort, als die Güte. Ein vernünftiger Mann kan nicht ohne Erſtaunen ſehen, daß ohngeachtet man in der Welt erkennet, daß alles darinn durch eine Weisheit, die nicht fehlen kan, geführet wird, es dennoch ſo viele Leute gibt, die etwas dagegen einzuwenden haben. Wir haben, die Wahrheit zugeſtehen, überhaupt die Grundſäze einer Gleichheit in uns; und ob wir gleich es ganz gelaſſen anſehen können, daß die ganze Welt geringer, als wir, iſt, ſo können wir es doch nicht ertragen, daß eine über uns ſey. Der Fus beklagt ſich nicht nur, daß er kein Ohr iſt, ſondern auch das Ohr, daß er kein Aug iſt. Nicht nur Leute aus dem niedrigſten Pöbel, ſondern auch Perſonen vom erſten Range, ſind unruhig, wenn ſie ſehen, daß jemand ſie um einen Schritt vorbeigehet. Dieſe Begierde, der Vornehmſte zu ſeyn, naget uns, und ſtürzet uns in ſolche Ausſchweifungen, daß man Leute findet, die genöthiget ſind, ſie mit Dunſt und Hirngeſpinnſten zu ernähren: Derjenige, welcher ſich nicht durch Wiſſenſchaften, Tapferkeit oder ſeine Würden unterſcheiden, oder durch weſentliche Eigenſchaften über andere erheben kan, ſucht ſolches durch die Pracht und angenommenes vornehmes Weſen zu thun: und weñ er das Unglük hat, daß ihm ſolches nicht gelinget, ſo bemächtiget ſich der Neid. Dieſer grauſame Wurm, welcher ſich von ſeinem eigenen Blute nähret, ſeines Herzens, naget und verzehret es, und läſt ihn tauſendfache Todesſchmerzen ausſtehen. Es gibt Leute, denen nichts mangeln würde glüklich zu ſeyn, wenn der Neid, den ſie bei dem Ueberfluſſe ihres Nächſten empfinden, ſie nicht unglüklich machte. Lucifer war in dem Stande glüklich, worinn ihn GOtt erſchaffen hatte, aber er glaubte es nicht, weil er ſahe, daß er nicht GOtt gleich war; er fand ſeinen Fall in ſeinem unermäslichen Ehrgeiz, aber ſein Verdrus nahm zu, wie er die Menſchen in dem Beſize des Glüks ſahe, welches er verlohren hatte, und von der Zeit an faſte er den ſchädlichen Vorſaz, ſie auch darum zu bringen. Welch eine Aehnlichkeit finde ich nicht zwiſchen dieſen aufrühriſchen Engel und den Menſchen, die ſich nicht an einem geringern Glüke können genügen laſſen, und die es nicht ertragen können, daß ein anderer Glüklicher iſt, als ſie ſind! Wie ſehr fürchte ich, daß ſie dieſe Vergleichung vollkommen machen, wenn ſie einmal Gelegenheit haben, die glükſeligkeit, welche ſie beneiden, zu untergraben und zu vernichten! Da es alſo dem Teufel ſo leicht wird, ſein ganzes Bildnis in ein Herz zu graben, wann er erſt Gelegenheit gehabt hat, den Grundris darauf zu zeichnen, ſo können wir nicht genug gegen die Anfälle dieſer verderblichen Leidenſchaft auf unſerer Hut ſeyn.

Es ſcheinet, daß ein ſo niederträchtiges, ſo ohnmächtiges Laſter, und welches ſo viele Uebel verurſacht, nicht allgemein ſeyn ſollte: Allein ſo iſt das menſchliche Herz beſchaffen, es kan nicht die geringſte Unterwürfigkeit leiden. Es treibet ſeine Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt ſo weit, daß es ſich Eigenſchaften zuſchreibt, die es niemals gehabt hat, um ſich wegen derjenigen ſchadlos zu halten, die ihm fehlen, und womit andere, wie ers ſiehet, begabet ſind.

Der Ochſe und die Müke.

Der Stolz macht nicht den Kopf blos Pfauen dumm.
Auch Zwerge der Natur, auch unſichtbare Müken
Kann oft die Eitelkeit berüken.
Zwar ſcheinen ſie ſich nicht ſehr gut dazu zu ſchiken;
Doch eine von den kleinſten Müken
Bewies den Saz durch ſich. Die Stolze zu erbliken,
Braucht man ein Mikroskopium.

Ein Weſt, der Blumen Luſt, der andern Thier Entzüken,
Wirſt ſie, als ein Orkan, in Lüften oft herum;
Und ſie verſchlägt der Hauch von einem ſolchen Winde
Einſt auf das Horn von einem Rinde.
Sie glaubt; ſie drükt es noch ſo ſehr.
Das Rind geht weidend hin und her.
Die Mittagsſonne ſticht. Es krechzt von ohngefähr.
Die ſtolze Müke ſagt: Nun! Nicht wahr, ich bin ſchwer?
Du krechzeſt ſchon! Ich mag dich müde machen.
Der Ochſe hört es, und mus lachen.
"Biſt du da? Spricht er; Glaube mir!
"Du kannſt ganz ſicher ſeyn, daß du mich nicht beſchwereſt.
"Du eitler Narr, auch izt wüst ich noch nichts von dir,
"Wenn du mir nicht geſagt, daß du zugegen wäreſt.
Wie viele bilden ſich auf ihr Gewicht was ein!
Die Prahler ſind doch nur Inſekten.
Stets würden ſie unſichtbar ſeyn,
Wenn ſie nicht ſelbſt, zu unſrer Pein,
Durch ihr Geſchwäz von ſich ihr Daſeyn uns entdekten.

D. Jſ

D. Jacob Johann Wenceslaus Dobrzensky.

Von der Art, Zwergen durch die Kunſt zuwegen zu bringen.

D. Johann Marcus Marei erzählte mir, es habe ihn ein Geiſtlicher befraget, ob es durch natürliche Mittel möglich ſeye, Zwergen zu bilden? Dann es habe ein armer Mann in Gewohnheit gehabt, ſeinen Kindern, am Tage ihrer Geburt, das Rükgrat und die Gelenke mit einer aus Ratten- Fledermaus- und Maulwurffett bereiteten Salbe zu beſchmieren, wodurch nach und nach das Rükenmark ware ausgetroknet, oder die zarten Knochen hart gemachet worden, ſo, daß die Kinder nicht mehr in die Länge wuchſen, ſondern klein verblieben, und, weil ſie bey groſſen Herren angenehm waren, auf ſolche Art ihren Eltern den benöthigten Unterhalt verſchaffen muſten.

Ich, meines Orts, halte dieſes Mittel für ganz natürlich. Dann es können die vorgedachten Fette eine austroknende Kraft beſizen, wodurch die Knochen, und vornemlich das Rükenmark, an ihrem Wachsthum verhindert werden: Wie man dann die jungen Hunde gar leicht klein erhalten kan; wann man ihnen nur, gleich von dem Tage ihrer Geburt an, die Füſſe und das Rükgrat öfters mit Brandwein wäſchet.

Iſt es nun aber möglich, Thiere an ihrem Wachsthum zu hindern; ſo halte ich dafür, man könne auch im Gegentheil das Wachsthum derſelben befördern. Ich vermuthe aber dieſes nicht ganz ohne Grund. Dann ich kenne in Prag, einen Menſchen, deſſen Eltern von mittelmäſſiger Gröſſe waren, der aber doch, weil man ihm in ſeiner Jugend, wegen einer ſtarken ſich äuſſernden Verzehrung des Leibes, das Rukgrat und die Rippen zwey Jahre lang faſt beſtändig mit Salben beſchmieret hatte, endlich zu einer ſo anſehnlichen Gröſſe gelangte, daß er ſeine Eltern hierinnen weit übertrafe.

Waſſer zum Begieſſen der Bäume und Pflanzen, und Zubereitung der Saat.

Das Recept, welches wir hier mittheilen, rühret von einem her, der es verſucht, und alles damit erhalten hat, was er davon gehofft hatte. Es iſt die Zubereitung eines Waſſers zu dem Begieſſen der Bäume und Pflanzen, und zum Einweichen der Saat, die, ehe ſie geſäet oder gepflanzet wird, ſo lange dariñ liegen mus, bis ſie aufſchwellet. Die Pflanzen- und Hülſenfrüchte werden davon auſſerordentlich gros, und haben einen vortreflichen Geſchmak. Auch die Früchte kommen viel häufiger, und das Korn vermehret ſich anſehnlich.

Man nimmt einen Theil Salpeter und zwei Theile gemeines Salz, thut beides in einen Tiegel, und läſt es zuſammen ſchmelzen. Hierauf ziehet man es aus dem Feuer, läſt es erkalten, und gieſſet auf ein Pfund dieſer Materie 10. Kannen Waſſer. Die Salze werden ſich darinn auflöſen,

ſen, und alsdann kan man die Bäume und Pflanzen damit begieſſen, und die Saat darinn erweichen laſſen.

Dieſes Mittel iſt ſo leicht zu machen, daß ein jeder den Verſuch in ſeinem Garten leicht anſtellen kan, und wenn man einige Hülſenfrüchte damit begieſſet, und ſie hernach in Saamen ſchieſſen läſt, ſo kan man ſichere Rechnung machen, daß dieſe Saat mehr Kraft und Tugend, als die gemeine beſizen werde.

Die Vereinigung des Meer- und Erdſalzes, welche Brüder und Söhne eines einzigen unbekañten Vaters ſind, und hier, obgleich nur unvollkommen, in ihrer Natur hergeſtellt zu ſeyn ſcheinen, iſt ohne Zweifel die Urſache der Fruchtbarkeit, die dieſes Waſſer den Pflanzen und Saaten mittheilet. Man beobachtet auch wirklich, daß die damit begoſſenen Pflanzen in den trokenſten Nächten einen häufigen Thau an ſich ziehen, dahingegen die andern benachbarten Pflanzen nicht einmal ein wenig angefeuchtet ſind. Daß die Salze die Feuchtigkeit der Luft an ſich ziehen, iſt eine Sache, die man alle Tage beobachten kan, wenn man ſie an freier Luft liegen läſt. Daß die Feuchtigkeit der Luft ſehr fruchtbar mache, erhellet aus der vorzüglichen Fruchtbarkeit des Regens, Schnees und Thaues. Alſo beſtätiget die Theorie die Güte dieſes Waſſers, die man aber mit mehr Vergnügen und Ueberzeugung aus der Erfahrung erkennen wird, wenn man ſich die Mühe geben wird, Verſuche zu machen.

Von dem Verhalten bei feuchter Luft.

Heute will ich es dem Thomaſius glauben, daß der Luftgeiſt weiblich, leidend, kalt und träge ſeye; denn für eine feuchte Leuſt ſchiken ſich die Charaktere der Trägheit, der Kälte und der Unwürkſamkeit: Die Feuchtigkeit erweichet und erſchlaffet die Fäsergen der Haut, und hierdurch ſchwächet ſie ſowohl unſere Empfindungen, als auch die Bewegungskräfte der Muskeln. Die erweichte und erſchlaffete Oberhaut dunſet von der Feuchtigkeit auf, wie man ſehen kan, weñ man einen Theil des Körpers eine Zeitlang im Waſſer hält. Hierdurch verbirget ſie die äuſerſten Spizen der Nerven mehr vor der Berührung auſerlicher Körper, und ſo vermindert ſie den Grad der Feinheit des Gefühls, die Schärfe des Geruches, des Gehörs und des Geſchmaks, und die natürliche Stärke der geſammten Sinnlichkeit. Durch die Erſchlaffung ſchwächet ſie die Kräfte aller Bewegungen; das Blut flieſet mit wenigerm Triebe, die Gefäſſe würken matter in die Säfte, und die Abſonderungen und Ausführungen derſelben gehen am Umfange des Körpers am ſchlechteſten von ſtatten. Hier erfähret man, was Sanctorius beobachtet hat, daß man der Empfindung nach ſchwerer werde, wenn man nicht gut ausdünſtet (a). Man empfindet eine Trägheit und Schwierigkeit in den Gliedern, und eine Untüchtigkeit zu allen willkührlichen Bewegungen. Die unterbrochene Ausdünſtung verurſachet nicht allein eine Anhäufung der Feuchtigkeiten im Körper, ſondern die zurükführenden Röhren der Haut ziehen auch die Feuchtigkeiten aus der Luft an ſich, und führen ſie in den Körper zurük. Dahero ſieht der Körper zu ſolcher Zeit aufgedunſen aus, und bei vielen äuſert ſich ſo gar eine würkliche Geſchwulſt. Sind nun die wäſſerigten Dünſte der Luft, welche der Körper an ſich ziehet, zugleich unrein und faulend; ſo theilen ſie den Säften ihre Fäulnis zu dieſer Zeit um deſto geſchwinder mit, da die Ausdünſtung ohne dem unterbrochen iſt, und alsdann bringen die faulenden Säfte bösartige hizige Fieber mit Frieſel und Fleken hervor; welche Krankheiten bei feuchter Witterung ſehr gemein ſind. Geſezt aber auch, daß die feuchte Luft mit keinem faulenden Dünſten angeſtekt wäre, ſo iſt doch die Zurükhaltung der Ausdünſtung allein hinlänglich, Schnupfen, Huſten und andere Catarrhen zu verurſachen, indem ſich die ſubtile Schärfe, welche ſonſt durch die Schweislöcher hinwegdunſtet, in den inwendigen Höhen und Häuten der Bruſt, des Halſes, der Naſe u. ſ. w. anſezet; und durch die daſelbſt erregte Empfindung einen Zuflus nach dieſen Theilen veranlaſſet, und eine leichte Entzündung hervorbringet, welche von einem kleinem Flusfieber begleitet wird.

(a) ſ. den in allerlei Wiſſenſchaften nüzlichen Dolmetſcher ꝛc. pag. 694.

Dieſes iſt der Schauplaz des menſchlichen Elendes im Anfange des Herbſtes und Frühlings. Es iſt nöthig zu wiſſen, wie man es anzufangen habe, um dieſen Uebeln vorzubeugen, zumal da einige darunter ſind, welche das Leben ſelbſt in groſſe Gefahr ſezen.

Wir könnten den Bibern etwas ablernen: die Häuſer dieſer klugen Thiere beſtehn aus verſchiedenen Stockwerken, wie die unſerige, aber ſie bedienen ſich derſelben beſſer, als wir. An ſtatt, daß wir auf die ganze Lebenszeit das eine bewohnen, das andere aufbuzen, und für Fremde ſtehen laſſen, das dritte den Kindern, und Geſinde ꝛc. einräumen, und das vierte zum Hausmagazine machen; ſo bewohnen die Biber die ihrigen alle ohne Unterſchied, nach Maasgebung der Umſtände. Bei niedrigen Waſſer wohnen ſie unten, und ſo wie das Waſſer ſteiget, ziehen ſie um, und bewohnen die höhern Zimmer. Wir würden groſen Nuzen davon haben, wann wir ihnen darinn nachahmeten.

Wenigſtens, wann dieſes nicht ſeyn kan, mus man ſein Haus oder Wohnzimmer, ſo viel möglich reinlich halten, und in die Zimmer öfters die friſche Luft durchſtreichen laſſen; *) Denn der lang-anhaltende Aufenthalt in ſeiner Athmoſphäre in wohlverwahrten eingeheizten Zimmern iſt der Geſundheit am nachtheiligſten, wie ich ſolches vor einigen Wochen in dieſen Blätern erweislich gemacht habe b). Welchen groſen Nuzen die Reinlichkeit zu Beförderung der Geſundheit hat? und welche Krankheiten aus Unterlaſſung derſelben entſtehen? habe ich in dem Referendario c) abgehandelt.

Weil aber dieſe Vorſichtigkeit nicht immer zureichend ſeyn kan, ſo mus man ſich bei feuchter Hize in ſeiner ganzen übrigen Lebensordnung ſo einrichten, daß man die Gefahr faulender Säfte dadurch verhüte. Man mus zu ſolcher Zeit nicht viel Fleiſch noch Fleiſchſuppen genieſſen, weil, auſſer der Milch, alle übrige thieriſche Safte eine ſehr groſe Neigung zur Fäulnis haben. Vielmehr mus man ſich an ſäuerliche Speiſen, Gartenfrüchten und Zugemüſe halten, welche der Fäulnis widerſtehen. Man mus ſich zu dieſer Zeit mehr, als jemals, vor überflüſſiger Getränke hüten. Denn man bemerkt ſehr oft, daß eine ſtarke Ueberladung der Zeitpunkt ſey, wo ſich die Vorbereitungen zum faulenden Fieber förmlich entwikeln.

---

* vid. Refer. T. V. p. 300.

(b) ſ. Referendarius pag. 236. und p. 354. des 9ten Theils.

(c) Tom. IV. pag. 63.

Hauptſächlich mus man ſich bemühen, ununterbrochen zu tranſpiriren. Es iſt unglaublich, wie ſchnell das Blut zur Fäulnis eilet, wenn man in faulender Luft auszudünſten aufhöret d). Zu dem Ende iſt eine mäſſige Leibesbewegung ſehr nothwendig, welche doch aber zum förmlichen Schweiſe fortgeſezt werden mus. Der Schweis kan durch die Bewegung nicht erreget werden, ohne das Blut ſtark zu erhizen, und die feſte Theile abzumatten. Da nun dieſe bei feuchter und warmer Witterung ohnedem erſchlafft ſind, und das Blut durch Erhizung zur Fäulnis geneigter gemacht wird; ſo kan zu einer ſolchen Zeit der Schweis nichts anders wirken, als daß er den Körper ſeinem Ruine nur immer mehr nähert e).

Auch die Gemüthsbewegungen haben bei dieſer Witterung ihre Rolle zu ſpielen. Es gibt einige, welche die Ausdünſtung befördern, wie die Freude, der Zorn, die Tapferkeit; es gibt aber auch einige, die ſie unterdruken, wie der Schrek, die Aergernis und die Furcht. Dieſe leztern ſind zu vermeiden; davon ich den mancherlei Schaden bereits in dem oftgedachten Referendario (f) abgeſchildert.

Wenn die Luft feucht und zugleich kalt iſt, ſo erzeugt ſie Schnupfen, Huſten, Sauſen und Brauſen vor den Ohren, Kopfweh, Bräune, Augenkrankheiten, kurz, alle Arten von Flüſſen, Flusfieber und Wechſelfieber. Wenn die Krankheiten mit in die Reihe der Dinge gehören, wie nicht zu zweifeln iſt; ſo können die Aerzte von ihrer Seite nichts dagegen einwenden, wenn Scipio Capece behauptet, daß die Luft der Urſprung aller Dinge ſey, und wenn Diogenes von Apollonia lehrete, daß ſie die Materie aller Weſen wäre. Es wird ſehr wenig Krankheiten geben, welche nicht von einer gewiſſen Beſchaffenheit erreget, unterhalten, oder wenigſtens übler beſtimmt werden ſollten. Inzwiſchen gehöret doch nur ein wenig Aufmerkſamkeit und Vorſichtigkeit dazu, um die allermeiſten zu verhüten. Wir wollen ſehen, was bei feuchter kalter Witterung zu thun ſeye.

Da die Feuchtigkeit der Luft die Ausdünſtung unterdrüket, die Kälte aber, ob ſie gleich der Neigung der Säfte zur Fäulnis Einhalt thun, und zugleich die Fäſergen vor allzugroſer Erſchlaffung bewahret, dennoch die nothwendige Ausdünſtung nicht wiederherſtellen kan, woſern man ſich nicht dabei beweget; ſo iſt in dieſer Witterung eine etwas ſtärkere und anhaltendere Leibes Uebung nöthig, als wenn eine regenhafte und nebelichte Luft zugleich warm iſt.

Es iſt noch ein Mittel, bei feuchter Kälte die Ausdünſtung zu unterhalten, und dieſes ſind die Getränke, welche die Lebenswärme vermehren und unterhalten. An dieſer Vorſicht glauben die wenigſten Menſchen es fehlen zu laſſen, und gleichwohl fehlet ſie jeden. Ich weis wohl, daß in unſern Häuſern kein Mangel an warmen Getränken iſt. Die meiſten hieſigen Einwohner genieſen täglich, vieles Thee-Waſſer oder viel dünnen Caffee. Sie glauben, daß ihnen dieſe Getränke nüzlich ſeyn müſſen, weil ſie nicht hizig ſind, dennoch erwärmen. Allein, ſie bedenken nicht, daß man nicht alle Sache im Ueberfluſſe genieſen mus, die keine Hize machen, und ſie irren ſich wenn ſie glauben, daß ſie warmes Waſſer erwärme. Es iſt eben ſowol eine Maxime der guten Lebensordnung, nach Beſchaffenheit der Umſtände hizige Getränke mäſig zu genieſen, als in andern Umſtänden ſich ſolcher zu bedienen, welche die Hize dämpfen. Bei kalter und feuchter Witterung iſt es nöthig, dem Blute einen lebhaften Trieb zu geben, damit die innerliche Wärme vermögend ſey, die Schweislöcher offen zu erhalten, und den Widerſtand der naſſen Kälte zu über-

---

(d) Refer. p. 233. Tom. IX.
(e) - - Tom. VII. p. 163.
(f) T. VII. p. 45.

winden. Nichts iſt hierzu weniger geſchikt, als vieles warmes Waſſer. Der Körper ziehet zu ſolcher Zeit ohnedem viel wäſſerigte Feuchtigkeiten aus der Luft in ſich, und dieſe werden dadurch nur vermehrt, wenn man noch dazu Caffee, Milch oder Thee trinkt. Das warme Waſſer erweicht die Fäſergen des Magens; und wenn ſie davon ſchlaff werden, ſo verliert der Magen dadurch einen groſſen Theil ſeiner Verdauungskraft. Die Wärme, welche dergleichen Getränke im Körper erreget, iſt nichts fortdaurendes. Warmes Waſſer erwärmet uns nur, in ſofern es ſelbſt warm iſt, aber nicht dadurch, daß es dem Blut einen ſtarken Trieb gibt. Wenn es in den Magen komt, ſo erwärmet es denſelben ſo lange, als es noch ſelbſt einen gröſern Grad der Wärme beſizt, als er. Dieſe Wärme vertheilet ſich bald; und ſo bald die Wärme des Waſſers im Magen ſo viel abgenommen hat, daß ſie nur noch dem Grade der Wärme des Magens gleich iſt: ſo mus ihm der Magen alle Augenblike ſo viel von ſeiner Wärme wieder abgeben, daß es beſtändig mit ihm gleich warm bleibt. Solchergeſtalt iſt die Erwärmung vom Caffee und dergleichen warmes Getränke von ſehr kurzer Dauer; und ſo bald dieſe kurze Zeit vorbei iſt, vermindert es die Wärme des Magens und des ganzen übrigen Körpers. Es befördert, ſtatt der Ausdünſtung der Haut, die Eindünſtung, und ſezt den in einen ſolchen Zuſtand, daß er immer mehr Feuchtigkeit aus der Luft in ſich ziehen mus. Folglich die feſten Theile noch ſchlaffer mache, die Verdauung ſchwäche, und vielerlei Krankheiten veranlaſſe ꝛc. (g) von welchen Mode-Getränken ich eheſtens auch eine beſondere Abhandlung liefern werde.

Dieſes ſind die gewiſſen Folgen des Thee- und Caffee-Trinkens, und zu ſeiner Zeit ſind dieſe Folgen weit ſchädlicher, als bei kalten und ſchlakrigten Wetter. Ich rathe um deswillen denen, die ſich in ſolchem Wetter, beſonders vor Mittage, in freier Luft aufhalten müſſen, daß ſie im häufigen Thee- und Coffeetrinken ihr Heil nicht ſuchen, ſondern ſich vielmehr geiſtreicher Getränke bedienen, welche die Quelle der Lebenswärme öfnen. Wollte man dieſem Vorſchlag folgen, ſo würde das Blut in der ganzen Zeit einen lebhaftern Trieb behalten; die Ausdünſtung würde ununterbrochen fordauren; der Nebel würde nicht in den Körper eindringen; die kleine Bewegung würde hinreichend ſeyn die natürliche Wärme zu unterhalten; der Magen bliebe ſtark, und würde der Ueblichkeit und den Blähungen Troz bieten; der Hunger würde einen nach Hauſe treiben; man würde beſſer Speiſen, beſſer verdauen, beſſer ſchlaffen und in dergleichen Witterung geſunder und munterer ſeyn.

Von der Geſchichte des böſen Gewiſſens.

Einige Nachrichten von mir können dem Sterblichen nicht ganz unnüze ſeyn, da ſo viele das Unglük haben, mit mir genau bekannt zu werden. Ohngeachtet der häufigen Erfahrung, die die Menſchen gehabt haben, daß ich die Stöhrerin ihrer Ruhe, ihrer Vergnügung, ihrer froheſten Stunden, bin, werde ich doch noch täglich von einer Menge genöthiget, bei ihnen einzukehren, und, wann ich gleichſam als ein Kind komme, ſo lange erhalten, bis ich gros erzogen, ja zu einem Ungeheuer angewachſen bin.

Mein Urſprung iſt von meiner Ankunft auf Erden unterſchieden. Ich kam in dem Gefolge der Sünder an, und folgete ihr dichte auf dem Fuſſe nach. Sie hatte mich hinter ſich verſtekt, weil, indem ſie ſich unvermerkt bei dem Menſchen einſchleichen wollte, ſie befürchtet, ihn durch meinen und meiner Gefährten Anblik ſchüchtern zu machen. Ich hatte die Angſt und die Verzweiflung an die Hand gefaßt, und die ſchlafloſen Nächte ſamt den unruhigen Sterbebetten flatterten um mich herum. Die Sünde hatte kaum von dem Herzen des Menſchen Siz genommen: ſo zog ich daſelbſt mit der Miene eines Feindes ein; und dis erſte Zeichen der Gewalt, die ich ausübete, war dieſes, daß ich Adam und Eva nöthigte, ſich hinter die Bäume im Garten zu verſteken. Indem die Stimme des Herrn, der im Garten wandelte, in ihren Ohren donnerte, donnerte ich in ihrer Seele, und jede Frage, die an ſie geſchahe, wiederholete ich mit bittern Vorwürfen begleitet. Auf dem Wege, den ſie aus den Garten Eden bis zu ihrer nächſten Wohnung giengen, übete ich alle meine Grauſamkeit an ihnen aus, und jeden Abend, wenn der Mann, von der Laſt und Hize des Tages ermüdet, den mitleidigen Schlaf um Erquikung anflehete, lies ich noch vorher meine Stimme erſchallen, ehe er von dieſem in die Arme genommen wurde. Doch meine Herrſchafft über die beiden erſten Menſchen wurde ſehr bald eingeſchränkt, als ihr Vertrauen auf den künftigen Meſſias ihnen von dem Himmel die Verſicherung von der Vergebung ihrer Sünden erworben hatte. Allein, was ich an der einen Seite verlohren hatte, erhielt ich an der andern gedoppelt, da ich Cain ganz unter meine Gewalt bekam.

(g) Ref. T. VIII p. 76

Er hatte mich ſchon als ein Knabe zu ſich genöthiget, und ich war Schuld daran, daß er nicht mehr mit vollkommenen Vertrauen auf ſeinen Schöpfer ſein Opfer demſelben darbrachte. Endlich beſchlos er, ſeinen Bruder Abel zu ermorden, und vollführte ſeinen unſeeligen Entſchlus. Abel röchelte noch, als ich ſchon anfieng meine Stimme gegen Cain zu erheben, und das Geſchrei des Blutes Abels drang nicht mit gröſſerer Heftigkeit zum Himmel, als das meinige in die Seele Cains. Er ſtellte ſich zwar, als ob er ſich vor mir nicht fürchtete, indem er trozig den Allmächtigen fragte: ob er ſeines Bruders Hüter ſeyn ſollte? Schwache Verſtellung! Er erlag bald unter meinen Streichen. Ich lies ihn alles fühlen, was ich jemals Sterblichen habe fühlen laſſen. Ich trieb ihn von einem Lande zum andern, und die quälende Angſt peitſchte ihn des Nachts, während daß die Forcht für ſeinen Nebenmenſchen ihn des Tages keine Ruhe ſchmeken lies. So verfolgte ich ihn bis an den lezten Abend ſeines Lebens, und unter dem Donner meiner Verweiſe verſchied er; damit der, der zu erſt die Ruhe von den Wohnungen der Menſchen verjaget hatte, niemals auch nur einen Augenblik lang des Untergangs dieſes himmliſchen Kindes gewürdiget würde. Von dieſer Zeit an, war meine Herrſchaft unter den Menſchen bei nahe allgemein; und ob gleich die meiſten zu meiner gebieteriſchen und verweiſenden Stimme taub zu ſeyn ſchienen: ſo wuſte ich doch, indem ich durch die Erfahrung gelernet hatte bei dem Geräuſche der Leidenſchaften zu ſchweigen, mir alle Augenblike zu Nuze zu machen, welche die Menſchen, von lermenden Geſellſchaften entfernet, allein zubrachten. Dann rief ich laut, und gebot der Angſt, meine Unterthanen zu ergreifen und zu züchtigen. Zuweilen lieferte die Angſt dieſelbe der Verzweiflung in die Hände. Dieſes geſchahe beſonders in den erſten Tagen der hereinbrechenden Sündfluth, als die Waſſer zu ſchwellen anfiengen. Was für ein Triumph für mich! Ich richtete ungehindert. Meine Ausſprüche wurden ohne Ausnahme angenommen, und ich verfolgte die Ruchloſen mit meinen Vorwürfen, bis die Fluthen über ihren Häuptern zuſammen ſchlugen. Die Sterbebetten der Iſraeliten, die in der Wüſten ihre Gräber fanden, machte ich voll Unruhe, indem ich ihnen ohne Aufhören ſagte, daß ihre Hartnäkigkeit und ihre Aufruhr gegen den HErren, der ſie aus Egypten mit ſtarken Arm geführet, ſie von dem verheiſſenen Lande ausſchlöſſen. Als die feurigen Schlangen unter ihnen wüteten, wütete ich in ihren Herzen, und meine Biſſe waren eben ſo ſchmerzhaft, als die Biſſe der Schlangen. Nur diejenige wurden von beiden geheilet, die die eherne Schlange und den durch dieſelbe vorgebildeten Heiland mit vertrauen anſahen. Den Iſraelitiſchen König Saul brachte ich zur Raſerei; und David, der Mann, der ſonſt nach dem Herzen GOttes war, wurde durch meine nagende Vorwürfe bewogen, die unnachahmliche Pſalmen zu ſchreiben, in denen er ein ſo vortrefliches Beiſpiel der wahren Zerknirſchung des Herzens gegeben hat. Meine Vorſtellungen hatten beim Manaſſe eine gleiche Wirkung, und nichts als ſeine aufrichtige Reue konten mich beſänftigen. Den ob ich gleich eine abgeſagte Feindin derjenigen bin, die mir eine Wohnung bei ſich einräumen: ſo erſtrekt ſich doch meine Feindſchaft nicht weiter, als ſie es ſelbſt haben wollen. Meine Beſtimmung iſt nicht zum verderben der Menſchen, ſondern zu ihrer Wohlfarth. Mein Urſprung iſt nicht in der Hölle. Ich bin von der Erkenntnis der göttlichen Geſeze erzeugt, und von dem Bewuſtſeyn der Handlung gebohren worden. Meine Strenge kommt von der Strenge der göttlichen Geſeze her, und es ſtehet nur bei dem Menſchen, einen guten Gebrauch von mir zu machen. Ich unterſtehe mir ſogar, mich ein Geſchenke des Himmels zu nennen. Ich bin die erſte Triebfeder die die Menſchen zur Aenderung ihres Lebenswandels bewegt. Wenn ſie nur meine Stimme hören wollen: ſo können ſie noch gerettet werden. Ich bin niemahls unerbittlich ſtrenge, als wann man unrechte Mittel anwendet, mich zu verdrängen. Wenn der Balſam, den der Himmel ſelbſt verordnet hat, in die Wunden, die ich ſchlage, gegoſſen wird: ſo werden ſie den Augenblik geheilet. Allein, ohne dieſen Balſam iſt keine Rettung. Judas Iſchariot hat die traurige Erfahrung davon gemacht. Ich verrichtete mein vom Himmel mir anvertrautes Amt an demſelben. Er fühlte die Schläge, die ich ihm gab; allein, durch das Gefühl ſeiner Schmerzen betäubet, und hartnäkig die Linderung anzunehmen, die ihm war gezeiget worden, rufte er die Verzweiflung zu ſich; und dieſe, die an den Abgrund mit den falſchen Verſprechen führt, allen Schmerzen ein Ende zu machen, überlieferte ihn neuen, die in der Verhältnis gröſſer waren, in der die Zeit gegen die Ewigkeit ſtehet.

Petrus wuſte den rechten Gebrauch von mir zu machen. Meine Vorwürfe preſten ihm bittere Thränen aus. Sein Herz blutete, indem ſeine Augen weinten: allein, da er verſtand, was der Blik des Heilandes ſagen wollte, ſo empfand er den Augenblik Linderung ſeiner Schmerzen. Meine Verweiſe verwandelten ſich in liebreiche Erinnerungen: und wenn ich auch in den einſamen Stunden noch zuweilen mit ihm redete, ſo waren es vielmehr Warnungen vor einem Rükfall, als Beſtraffungen ſeines Fallens.

Bei dem Landpfleger Felix, der meine Stimme durch das Geräuſche der Beſchäftigungen und Leidenſchaften beſtändig erſtikt hatte, verſchafte mir die mächtige Rede Pauli einmal ein Gehör: allein es dauerte nicht lange; die Zerſtreuungen, denen er ſich bald nachhero wieder ergab, verſtopften ſeine Ohren aufs neue vor mir. Doch, er konte es nicht immer thun. Ich erinnerte ihn auf ſeinem Sterbebette an die Rede Pauli, und dieſe Erinnerung war ein Dolch in ſein Herz. Ich wiederholte die Vorſtellungen Pauli von dem lezten Gerichte unaufhörlich vor ſeinen Ohren, und vor ſeinen Augen hielt ich das Verzeichnis ſeiner Handlungen. Mit was kan ich die Angſt ſeines Herzens vergleichen? Mit nichts, als mit der, die ich Julian, den Abtrünnigen fühlen lies, als er ſein Blut gen Himmel ſprezte.

Denn meine Gewalt erſtrekt ſich auch über Könige. Wenn Prediger aus Furcht vor der Ungnade der Menſchen ſchweigen: ſo ſchweige ich nicht, weil ich nichts zu befürchten habe. Wenn die Könige durch die Schmeicheleien ihrer Hofleute in einen tödlichen Schlum̃er gewieget worden: ſo wecke ich ſie durch meine Wahrheiten wieder auf, und die Hofleute würden erſtaunen, wenn ſie den, den ſie auf einem Throne kurz vorher als einen GOtt verehret, in ſeinem Cabinet, ohne alle Geſellſchaft, auſſer der meinigen, ofte als den elendeſten Miſſethäter zittern ſähen. Die Menſchen haben zwar zu allen Zeiten auf Mittel gedacht, meinen Ungeſtümm, wie ſie ihn nennen, zu legen, indem ſie meinen Vater, die Erkäntnis der göttl. Geſeze, zu zernichten getrachtet haben. Und es iſt wahr, daß ich zu ſeyn aufhöre, ſo bald jener ſein Daſeyn verlohren hat. Allein, es iſt den wenigſten, bei denen ſich dieſer ehrliche Greis einmal eingefunden hat, geglükt, ihn zu verdrängen. Die ſubtilen und falſchen Vernunftſchlüſſe, die Spottreden, und die elenden Verdrehungen, die ſich wider ihn verſchworen haben, ſcheinen zwar oft ſeinen Untergang zu befördern, allein es geſchiehet nur auf einige Zeit. Er tritt bald darauf mit gröſſerer Majeſtät wieder hervor; und ich, ſeine Tochter, rüſte mich alsdenn mit allen meinen Waffen, um den Schimpf, der meinen Vater und mir angethan worden, nachdrüklich zu rächen. Meine Mutter, das Bewuſtſeyn der Handlungen, verläſt uns niemals. Sie iſt allezeit lebhaft und munter, und ſie erweiſt ſich niemals geſchäftiger, als bei dem Sterbe Bette.

Ich habe alsdañ nichts weiter zu thun, als die Schlußurtheile zu fällen, und ſie, wie Pfeile mit Wiederhaken tief in das Herz zu ſenken. Gegen diejenige, die die Vorſicht geläugnet, über die Religion geſpottet, und ihren Glauben abgeſchworen haben, bin ich unerbittlich; und da ſie die vorher verachtete Hülfsmittel des Himmels nun entweder für zu ſchwach halten, ſie zu retten, oder ſich ſelbſt für unwürdig ſie zu ergreifen: ſo ſtrekt die Verzweiflung ihre eiſerne Hand gegen ſie aus, und umarmet ſie unter dem Triumphsgeſchrei der Hölle. Ich bin beſonders aufmerkſam auf die Thränen und das Geſchrei der Wittwen und Waiſen, wenn ſie von Reichen unterdrükt werden. Ich ſam̃le die Thränen und zeichne die Klagen auf, um beides den ſterbenden Ungerechten vorzuhalten. Er wird blaß, bebet und jammert; und er, deſſen Herz vorher durch den Anblik der weinenden und troſtloſen Elenden nicht gerühret worden, kan jezt nicht einmal den Anblik derer, die ehemals geweint haben, ertragen, und verzweifelt, das Mitleiden von denen zu erhalten, welchen er es vorher ſelbſt verſagt hat. Dem Wollüſtigen ſtelle ich die verführte Unſchuld, die durch ihn im Laſter geſtärkten Verbrecherinnen vor; und das Feuer, das ihn alsdenn verzehrt, iſt von dem ganz verſchieden, das vorher in ſeinen Adern loderte. Glüklich, wenn er, wie Auguſtin, meine Vorſtellungen noch vor dem Ende ſeines Lebens anhöret, und zur wahren Aenderung gebracht wird. Die Erinnerungen, die ich ihm alsdenn von Zeit zu Zeit gebe, werden nicht mehr von der Angſt, ſondern von der Demüthigung vor GOtt begleitet, und dieſe Demüthigung gereicht nicht zu ſeinem Tode, ſondern zu ſeinem Leben.

Ich habe noch eine Schweſter, die man das vorhergehende Gewiſſen nennet, die aber gemeiniglich ſehr ſchwach iſt. Sie iſt nicht im Stande, den falſchen Vorſtellungen und brauſenden Leidenſchaften Widerſtand zu thun, und ſie läſt ſich oft von dem Geſchrei der Sinnen übertäuben. Allein, was ihr an Stärke mangelt, wird mir zugeſezt, die man das nachfolgende Gewiſſen zu nennen pflegt. Bei mir helfen keine Beſchönigungen, keine Ausflüchte; ich ſtelle die Wahrheiten die Begebenheiten und die Abſichten nakend und lauter vor. Es iſt wahr, das ich dieſes nicht zu allẽ Zeiten thun kan: allein, ich finde doch allezeit einige Augenblike, und je ſeltener dieſe Augenblike ſind, deſto heftiger werden meine Vorwürfe. Die Menſchen, die mich fliehen, wiſſen nicht, daß ſie mich in ihren Buſen mit ſich zu den Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten tragen, und daß, wenn ſie auch vielleicht mitten unter einer unſeligen Luſtbarkeit von dem Tode überfallen werden, und keine Zeit mehr erlangen können, ſich zu beſinnen, mein Reich nicht mit ihrem Leben auf Erden ſich endige, ja daß es an den Gränzen der Ewigkeit erſt anfange, wenn ſie ihm nicht durch eine eifrige Bekehrung daſelbſt Schranken geſezt haben.

Die Schikſale meines Vaters haben in die meinige allezeit einen Einfluß gehabt, und die Methoden, die die Menſchen erwählt haben, mich zu beſänftigen, machen einen ziemlichen Theil meiner Geſchichte aus.

Einige ſind auf den Einfall kommen ſich dadurch, daß ſie allen Unterſcheid, zwiſchen Tugend und Laſter leugneten, alle künftige Belohnungen und Strafen aufhuben, und alles für erlaubt hielten, was die unordentlichen Begierden verlangten, von mir zu befreien. Ein herrlicher Einfall! Mein Vater wurde zwar von ihnen in die Gewebe lächerlichen Vernunftſchlüſſe eingewikelt, und durch den Kleiſter der ſchmeichelhaften Einfälle ſuchten ſie ihn zu verunſtalten: allein, der Todesſchweis wiſchte den Kleiſter von dem Geſichte ab, und der Sturm einer Krankheit zerris das ſchwache Gewebe. Da ſtund er in ſeiner ganzen Klarheit vor ihnen; meine Mutter ſtand ihm zur Seiten, und ich fiel ſie mit dem Ungeſtimm an, der ihnen einen Vorſchmak von der Hölle gab. So ſchlecht laufen dieſe Verſuche ab! und dem ungeachtet werden ſie noch täglich wiederhohlet. Wenn ehe werden denn einmal die Menſchen aufhören, ſich ſelbſt zu betrügen? Von meinen Biſſen frei zu ſeyn, ſind nur dieſe zwei Wege übrig: entweder niemals Böſes zu thun, oder aufhören Böſes zu thun: und, da beides dem Menſchen unmöglich iſt, die Furcht für den Folgen durch die Mittel zu heben, die die chriſtliche Religion gelehrt hat. Um die Folgen der Laſter zu vermeiden, ſich mit verbundenen Augen in alle Laſter zu ſtürzē, iſt eine Raſerei, die allzutheuer bezahlt wird, als daß man darüber lachen könte. Vorzugeben, daß man, wenn ich auch gleich in den Buſen eines Menſchen wohne, den Tod unerſchroken entgegen gehen könne, iſt eine Prahlerei, die unbegreiflich ſeyn würde, wenn ſie nicht aus der Unbeſonnenheit und Trunkenheit des Geiſtes herrührete, mit der ſie ausgeſprochen und ausgeübt wird. Ich wünſche daß mich die Menſchen endlich kennen lernen möchten, um ſich vor mir zu hütten. Meine Natur iſt ſeltſam. Ich wünſche den Menſchen Gutes, ſo lange ich von ihnen entfernet bin, und thue ihnē Böſes, ſo bald ſie mich beherbergen. Ich komme in dem Gefolge der Sünde, und ſuche den Weg zur Bekehrung zu bahnen. Wenn die Menſchen mich zur unrechten Zeit zu ſchweigen nöthigen: ſo zwinge ich ſie, mich anzuhören, wenn es ihnen noch weniger gelegen iſt. Ich ſchlafe den Tag über, und wache in der Nacht. Ich fliehe groſſe Verſammlugen, und liebe die Einſamkeit. Diejenigen die mich am meiſten verachten, zwinge ich oft mitten unter den Pomp aller irdiſchen Herrlichkeit zu erblaſſen, und zu zittern, ſo wie ſich Belſazer entfärbet als er die Hand an der Wand entdekte, und ich ihm ſagte, daß er derjenige wäre, der in der Waagſchale zu leicht erfunden worden. Wenn die Sinne des Menſchen ihre Stärke zu verlieren anfangen, ſo erhalte ich neue, und ich bin die einzige Gefärtin, die ihn in jene Welt begleitet, und ihn das erſtemal an die Welt, die er verlaſſen hat, erinneret. Ich komme vielleicht in nichts mit dem guten Gewiſſen überein, als darinn, daß ich meine Bekannten, wie jenes, vor den Richterſtuhl GOttes begleite, und ſie zwinge, vielleicht das erſtemal in ihrem Leben zu erkennen, daß GOtt ein gerechter Richter ſey.

Kurze Geſchichte vom guten Gewiſſen.

Dis iſt das erſtemal, daß ich mich entſchläſſe, meine eigene Geſchichte zu beſchreiben, weil ich von Jahrhundert zu Jahrhundert unbekander werde. Wie leicht könten zulezt meine Thaten, ſo wie die Griechiſche Geſchichten, gar zur Fabel werden? Ich liebe die Stille und Verborgenheit, und wohne lieber in den Herzen der Menſchen, als in ihren Bibliothequen. Denn ſeit der Zeit, daß ſo viele Lobreden auf mich ſind gehalten worden, haben meine güldene Zeiten aufgehöret. Es geht mir unter den Gelehrten wie meiner Mutter, der Tugend: man bildet ſich ein, alles gethan zu haben, was man in Abſicht auf mich zu thun ſchuldig iſt, weñ man es dem Wiz überlaſſen hat, mich ſchön abzumahlen. Wie oft habe ich mir nicht, wenn ich dieſes Schikſal bedenke, das Glük des Geldes gewünſchet! Ein Philoſoph halt es für anſtändig, es nie zu loben: Alle Welt hält es für eine Ehre, es grosmüthig zu verachten. Und doch beſtrebt ſich ein jeder, reich zu werden. In den älteſten Zeiten hingegen beherbergete man mich, ohne mich zu rühmen: und indem ich meine einnehmende Heiterkeit auf der Stirne des Greiſen und des Jünglings zeigte; da mich jedermann in meiner eigenthümlichen und ſo reizenden Schönheit ſahe; ſo bewunderte und liebte man mich um die Wette. Da ich aber durch allerhand unglükliche Zufälle um meine Herrſchaft gekommen bin: ſo geht es mir wie den Meiſterſtüken der altē Baumeiſter und Bildhauern, welche die groſſen Geiſter bis in Him̃el erheben, die ſich aber niemand durch einen ähnlichen Fleis wieder darzuſtellen bemühet. Es iſt die herrſchende Mode, die Grosmuth und Mäſſigung der alten Römer zu loben: aber es iſt lächerlich, ſo altfränkiſche Tugenden wieder auf den Schauplaz zu bringen. Ich verlange durchaus kein Lob, und wenigſtens von keinem andern, als meinen Vertrauten; und deswegen halte ich es für das ſicherſte Mittel, auf ein paar Blätter ſchlecht weg und einfältig meine vornehmſte Lebensumſtände zu erzählen.

Mein Geburtsorte iſt das Paradis. Das Haus, worinn ich ans Tageslicht kam, war Adams Seele. Himmel! iſt es möglich, daß ich mich ſelber wieder auf meine höchſt glükſeelige Jugend bringen kan?

Bald darauf war mir noch ein gröſſeres Glük vorbehalten. Der groſſe Schöpfer bauete aus Adams Ribbe ein Bild, in welchem er alle Schönheit und Kleinmüthigkeiten, deren nur ſterbliche und vergängliche Körper fähig ſind, zuſammen vereinigte. Er hies dieſes Meiſterſtük Männin. Sie war die Freundin und Gehülfin des Mannes. Der Stammvater des Menſchen dachte Ernſthafter, und ſtellte tiefe Betrachtungen über die Werke GOttes an, davon er alle Schritte ein neueres und gröſſeres entdekte. Er ſtand ſtille, erſtaunte, bettete an. Aus frommer Neugier ſuchte er die Gränzen des Reichs. Er gieng auf einem Hügel; aber ſeine Blike verlohren ſich endlich mit den Gedanken des Groſſen, des Bewunderenswürdigen in der aus einem Nichts entſtandenen unermeslichen Monarchie. Stehend hatte er bisher noch angebettet. Jezt aber fiel er unter die Menge der Empfindungen von Demuth und Ehrfurcht, von ſeinem Nichts und von GOttes Gröſſe, zur Erden nieder. Unter den aufbreiſſenden Blumen wollte er ſich verbergen, wenn er dieſen Monarchen und HErrn, ſich hingegen als ſeinen Vaſallen dachte. Dann erfüllten wieder groſſe und erhabene, aber dabei ſanftere Gedanken ſeinen forſchenden Geiſt. Er ſahe in das väterliche Herz GOttes.

Dann ſchliech ich mich unvermerket aus der Seele des Tiefſinnigen und in den Wunden der Schöpfung ſeine Kräfte ausdehnenden Mannes: ich ſchliech mich, wie der Schlummer ſich in die Glieder des Säuglings ſanft ſenket, in das Herz des Weibes. Sanftere, zärtlichere Empfindungen der Liebe und Ehrfurcht gegen dem Schöpfer erwallten mich da. Ach allzukurzes Glük! Meine Glükſeeligkeit war zu gros: ſie war wie die Glükſeligkeit und Wonne der Engel. Ich verlohr meine Herrſchaft faſt ganz und gar. Der Mann und die Männin, ſie beide rebellirten wider den Gütigſten, den liebwürdigſten Schöpfer, meinen Vater. Sie ſündigten, ſie fielen ab. ⸗ ⸗ ⸗ Und ich Unglükliche erhielt von dem Himmel Befehl, aus ihnen zu weichen.

Ich irrete einige Augenblike traurig, und voller Mitleiden herum: bis ſich der Schöpfer wider die Rebellen erbarmet, und ihnen den Weibesſamen, den groſſen Erlöſer, der mich ſchuf, verhies: Sie weinten, und ich bekam die ſo ſehnlich gewünſchte Erlaubnis, ſie wiederum zu bewohnen. Aber ach! es waren nicht mehr die vorigen Herzen. Die heitere Tage wurden durch Wolken und Stürme trübe gemacht. Wie oft wurde ich nicht durch unruhige, ſich wieder einander empörende Gedanken verdrungen! wie oft nicht durch böſe Neigungen und laſterhafte Begierden verjaget! doch bei dem geringſten Anblike der Reue, bei der ſchwächſten Empfindung der Liebe, der Ehrfurcht gegen den ſo langmüthigen, zärtlichen und liebreichen Vater der Geiſter, nahm ich wiederum von ihren Stellen Beſiz. Ich gos doppelte Süſſigkeit in ſie aus, um ihnen einen beſtändigen Gehorſam deſto ſchäzbarer zu machen. Ich belohnte den geringſten gröſſeren Fleis und die ſchwächſte Bemühung nach einem ſtandhaftern Gehorſam. Ich erquikte den Mann, der unter der Laſt der täglichen Arbeit erlag: ich tröſtete und ſtärkte das Weib, wenn ſie mit Schmerzen, mit faſt unerträglichen Schmerzen Mutter war, oder mütterlich ihrer Säuglinge pflegte, die ſie allein und ohne alle Gehülfin mühſam erzog.

Unter ihren Kindern war Abel mein Liebling. Denn Kains höniſches und zorniges Herz verlies ich ſchon, da er noch als Knabe unter den Augen der Mutter ſpielete. Ich und meine Schweſter, die Unſchuld, bemüheten uns um die Wette, Abels Seele recht auszuſchmüken, und ſein Leben eben ſo ſüs als edel zu machen. Der Jüngling war unter unſerer Aufſicht und Pflege liebenswürdig und der glükſeeligſte Sterbliche. Nur Cain konnte ich haſſen, weil er uns haſte. Doch entzükte ihn der Glanz ſeiner Vollkommenheiten: er wünſchete ſie ſich; aber derſelben unfähig, warf er einen tödlichen Groll auf den Unſchuldigſten, auf unſern Liebling. Selbſt dem Schöpfer gefiel unſer Abel. Der Jüngling opferte ihm einsmahls, am Ende eines geſegneten Jahrs, ein Lamm, ſein Ebenbild, aus lebhafter Denkbarkeit, von welcher ſein Herz ganz entzündet war. Es fiel Feuer vom Himmel. Cain ſah es, ſchlug Abel todt, mitten in der allerempfindlichſten Entziehung über eine ſo ausnehmende Gnade des Schöpfers. Wir entflohen und ſuchten andere Wohnungen.

Zu meinem gröſten Troſt hatte GOtt den beſtürzten Adam durch Seths Geburt getröſtet. Schon in der zarten Kindheit gewahn mich der Knabe lieb. Er erhob einmal, da er ſeinen Vater beten ſahe, ſeine unſchuldige Hände gen Himmel, und erflehete ſich von dem gutthätigen Schöpfer ein reines Gewiſſen: nachdem er die Unruhe, womit Cain, der erſte Mörder, aller Orten geängſtiget wurde, kurz vorher ſeine Mutter hatte erzählen hören. So gleich ward ich aus dem Himmel abgeſchikt, und ich lies mich, da er vor den Augen ſeiner Eltern Unſchuldsvoll ſpielte, in ſeine noch unbeflekte Seele wie ein warmer Regen, hernieder.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, wann ich ſo fort fahren wollte, meine übrige Schikſale zu beſchreiben. Ich wohnte in allen Gerechten, die GOtt mitten in den verderbteſten Zeiten, als Richter in den Finſterniſſen, der Irrthümer und Laſter, ſcheinen lies, und wafnete ſie wieder die Drangſalen, die ſie von den Gottloſen erdulten müſten. Ich war es, die Joſeph im Kerker alles Süſſe, was die edelſte Seele empfinden kan, überflüſſig koſten lies.

Einer meiner herrlichſten Tagen aber war derjenige, da ich mit Enoch und Elias im Triumph in Himmel einzog. Doch ich bin ungewis, ob ich nicht demjenigen den Vorzug geben ſoll, da ich, in Geſellſchafft des Glaubens, Abraham, da er mit der Zärtlichkeit eines Vaters rang, auf den Berg Moria begleitete. Wir ſtärkten ihn wechſelsweiſe, und brachten ihn glüklich zur Ruhe. Nach dieſem Sieg ſchüttete ich alle meine Süſſigkeit in ſeine Heldenmüthige Seele aus, und ich kan die Beruhigung und Erquikung, die dieſer bewährte Freund GOttes dazumal empfand, mit keiner gröſſeren Wonne vergleichen, als mit derjenigen, welchen Stephanus einige Jahrhunderte nachhero empfand, da ich mit ihm, nach ſeinem glorwürdigen vollendetem Kampf, in die ausgeſtrekte Arme des verherrlichſten Erlöſers auf eine glänzenden Wolke eilete.

Möchte ich es ſagen können, daß ich es geweſen, welcher die allerheiligſte Seele des Erlöſers der Welt erquiket hatte, da er vor Pilato, mit falſchen Zungen und Anklägen umringet ſtand: da er ſo gelaſſen und grosmüthig ſchwieg: da er, indeme ſein nie entweichter Leib von den Geislen der Henker zerriſſen wurde, eine unausſprechliche Erquikung empfand! Ich war es nicht, die Quelle ſeines Troſtes. Die Gottheit ſelber war es. Aber ſeine Blutzeugen zu ſtärken, war ich gewürdiget. Ich ſah ihre Grosmuth, ihre göttliche Gedult und Standhaftigkeit mitten auf der Folter und an dem Kreuze. Und ich hatte ſo gar das Vergnügen, einmal eine Lobrede von demjenigen Mund zu bekommen, der nur vom Lobe des Erlöſers überflos. Paulus lobte mich öffentlich, manlich, erhaben: kurz, apoſtoliſch. Ich übe mich zu haben, ſprach er, ein unverlezt Gewiſſen allenthalben, beide gegen GOtt und Menſchen.

Auch unter den Heiden ſuchte ich Freunde. Ich fand ſie, aber nur wenige. Einige um ihr Vaterland verdiente Griechen und Römer, Freunde der Tugend und Redlichkeit, beherbergten mich und beſchützten mich wider die Sophiſten und Poeten, die faſt alle meine ärgſten Feinde waren. Den Pöbel flohe ich, weil ich in dem Tumult nicht ſicher war, und meine erquickende Stimme nicht hören laſſen konnte. Die Philoſophen hielten zwar häufig Lobreden auf mich und auf meine Mutter, die Tugend. Allein, ſie vergönnten uns nirgend anders einen Siz, als in ihren Büchern und auf ihren Lippen. Der einzige Socrates beherbergete mich in ſeinem Herzen. Ich war bei ihm im Kerker und redete durch ihn die grosmüthigen Reden, die man bis auf dieſe Stunde ſo ſehr bewundert. Ich erhielte ſeine Seele ſtandhaft, bis ſie durch den tödtlichen Gift aus dem Körper verdrungen ward; und noch jezo belohne ich ihn, indem ich ihm die Reihe ſeiner tugendhaften Handlungen in den eliſäiſchen Feldern ruhig durchdenken laſſe. Er ergözt ſich mit den guten Königen, unter welchen er mit einer lächelnden Ernſthaftigkeit im kühlen Schatten ſizt, an dem Fleis, den er angewendet hat, die ihm aufgegebene Rolle eines weiſen Mannes von Anfang bis zu Ende zu ſpielen.

Ich bin zwar unzähliche mal auf dem Areopagus zu Athen mit vieler Ehre genennet worden. Der Verklagte ſowol, als ſein Advocat, haben ſich auf mich berufen: und jener hat ſich alle Mühe gegeben, die Heiterkeit anzunehmen, die ich auf der Stirne meiner ächten Freunde ſehen laſſe. Aber ich habe mich jederzeit mit einem unglaublichen Widerwillen von den Laſterhaften, ſo mishandelt, geſehen. Und dis ſind meine Schikſale bis auf dieſen Tag. Da ich in keiner Seele wohnen will, welche nicht vorher meine zärtlich geliebten Schweſtern, die Einfalt, die Gottesfurcht und die Menſchenliebe, gereiniget und ausgeſchmücket haben; da wenige aufrichtige Freunde der Gottheit und der Tugend, die mich geboren hat, auf der Welt ſind: ſo bin ich faſt aller Gelegenheit beraubet, meine höchſtwirkſame Kräfte auszuüben. Ich bin verachtet, und niemand ſehnet ſich ſtark nach mir. Ein Hauſe ſuchet ſeine Beruhigung in dem Getümmel der Wollüſten: ein anderer ergötzet ſich an den Zaubertönen des Lobes und der Titel: Die meiſten Reichen ſuchen ihr Vergnügē darin, daß ſie in ihren Schäzen wühlen. Bin ich gleich ſo glüklich, in einem ſchönen Körper einige Jahre zu wohnen; ſo werde ich doch bald wieder daraus vertrieben. Undankbarer Jüngling, warum haſt du mich mit Gewalt aus deinem Herzen damals, als du das erſtemal in jene wüſte Saufgeſellſchaft kameſt, verbannet. Und ihr Schönen, warum vergönnet ihr mir nicht länger, als bis ihr in die Jahre kommet, da ihr euer Glük durch den Reiz eurer Schönheit, auch ohne die Tugend, erlangen könnet, die Wohnung in eurem Herzen? Im Alter, wenn euch, mit dem Reiz eurer Bildung auch andere Anbeter verlaſſen; wenn euch ihr Jünglinge, als ſchwache und abgenuzte Glieder der Geſellſchaft, Ehre, Anſehen und Vergnügen verläſt: Alsdenn wurde ich euch eure lezten Tage in Tage der blühenden Jugend durch meine wunderthätige Kraft wieder verwandeln. Ich würde in eurem ganzen Leben eure freudigſten Tage mit dem edelſten Vergnügen durchſtrömen, und euch in euren unglüklichen Begebenheiten unausſprechlich erquiken. Ich würde euch bis für den Richterſtuhl GOttes als triumphirende Sieger der Laſter jauchzend begleiten.

Zu Vollendung des Lobes dieſer Rede des guten Gewiſſens, will ich hier einige hiſtoriſche Gemählde noch beyfügen, die wegen ihrer erhabenen Collorit alle Aufmerkſamkeit verdienen. Das erſtere ſtellet einen ſterbenden Prediger vor, und das andere, einen ſeinen lezten Augenblik ſich näherenden Richter. Auf jenem iſt ein Krankenzimmer abgeſchildert: eine dunkele Lampe unterhält den ſchwachen Schimmer, die noch darinnen iſt. Keine prächtige Verzierungen 2c. machen einen groſſen Begrif von dem Eigenthümer. Eine gewiſſe Reinlichkeit iſt alles was den Puz ausmacht. Dort ſtehet das Bette. Da liegt der ehrliche Greis. Ruhe in den Bliken, hoher Triumph in den Mienen, Halleluja auf den Lippen? Der fromme Mann reicht ſeine Hand einem jungen Menſchen, der neben ſeinem Bette kniet. Mein Sohn, ſagt der redliche Prieſter, lobe den HErrn, der mich in dieſen Stunden ſchon die Freude des ewigen Lebens empfinden läſt! Ich bin zu ſchwach alle Barmherzigkeit zu rühmen, die er mir erweiſet: aber ich hoffe bald in die Töne der Engel ſtimmen zu können. O mein Vater, mein Vater! unterbricht ihn der tugendhafte Jüngling. Seine heftige Seufzer laſſen ihn nicht weiter reden. Was ſoll dieſe Traurigkeit, Liebling meines Herzens! ſo redet der zärtlichſte Vater: du liebſt mich; deine Thränen antworten mir: aber, wenn deine Liebe rein, wenn ſie uneigennüzig iſt, ſo ſtimme Pſalmen an, daß der HErr des Weinberges ſeinen Knecht nun in die Ruhe eingehen heiſt. Ich habe redlich, nach meinem beſten Gewiſſen, darin gearbeitet. GOtt ſei gelobet, daß ich mich darauf getroſt berufen kan! O wenn dieſes jezt wider mich redet, wenn dieſes mir Vorwürfe machte: wie würde ich dieſe Stunden, wie würde ich eine an ihnen hangende Ewigkeit ertragen können! Gütiger Heiland, verzeihe deinem Knecht die Schwachheiten, die ihm noch immer anklebten. Wie herzlich wünſchete ich meine Heerde dir zuzuführen, ohne eines unter ihnen verlohren zu haben! , , , Traurige Vorſtellung, daß einige derſelbigen verirret ſind! , , , Wie beklemt wird nicht mein Herz! Aber ich hoffe einige von dem Verderben zurüke geführet zu haben. Dieſes beruhiget mich. Gott, du kenneſt mein Innerſtes. Ich habe ſie alle treulich geleitet. ⸗ ⸗ ⸗ O nun will ich mit ihnen ihrem Erlöſer zueilen! Seine Gnade, ſeine Liebe ⸗ ⸗ ⸗ Hier ſchwieg er; er empfindet immer ſtärker ⸗ ⸗ ⸗ Ja, ſeine Gnade, ſeine Liebe, ſezt der fromme Sohn hinzu, wird ihnen die Belohnung geben, die er ſeinen Knechten verſprochen. Sie werden glänzen ⸗ ⸗ Glänzen! ruft der bald vollendete Gerechte: GOtt, dieſe Belohnung iſt zu gros! Ich habe in dieſem Leben keinen Glanz geſucht. Ich war der Welt unbekannt: um nichts als meine kleine Heerde bekümmert. Ich werde ſie nun verlaſſen. Erbarmender Mittler, ſchike ihr treue Lehrer! und mich, wenn es dein Wille iſt, rufe nun zu dir. O wie gros müſſen deine Seeligkeiten ſeyn, wenn das nur ein Vorſchmak davon iſt, was ich jezt empfinde! Wie leicht iſt mir nicht der Tod! Das muß er ihnen ſeyn, ſagte der beſte Jüngling; eine triumphirende Ewigkeit ⸗ ⸗ Ja, ſie iſt es, ich ſehe ſie: Mein HErr und mein Gott! Erlöſer! Heilig! Halleluja! Hier bricht ihm die Stimme, er erblaſſet, der frömmſte Prediger, nun aber ein Seraph.

Das andere Gemählde ſchildert eine verehrungswürdige Perſon vor, der das Glük eine erhabene Stelle unter den Sterblichen angewieſen hatte. Doch er liegt hier. Seine Miene! welcher Tiefſinn herrſcht nicht in derſelben! Seine Züge! O wie gar nicht ſind ſie von dem unerträglichen Stolz aufgeblaſen! ⸗ ⸗ ⸗ Das redende Bild der Demuth! Das ehrlichſte Geſicht! Dort ſtehet ſeine Gemahlinn, und hält eine wehmüthige Thräne zurük. Hier ein Sohn, der ſchon in des Staates Dienſten ſtehet, und dem Vater mit muthigen Schritten nachſteiget. Töchter, die den beſten Vater, ihren Wohlthäter, ihre Stüze, zärtlich und ehrerbietig lieben. Ein banger Schmerz iſt auf ihren Geſichten abgemahlt. Jene dort, die entfernet ſtehen, ſind Freunde, denen er Wohlthaten erwieſen, und die noch unter dem wenigen ſind, welche den Namen ihres Wohlthäters nicht vergeſſen, wenn ſie die Wohlthat empfangen haben. Eine ſchauernde Stille herrſcht in dem Zimmer, und nur hier und da wird ein unterdrükter Seufzer gehöret. Ein Arzt tritt herein. Ein ſchwacher Schimmer der Hoffnung ſcheinet bei den Anweſenden erregt zu werden. Was bringen ſie mir vor Zeitung, ruft ihm der Kranke zu? Der noch unſchlüſſige Arzt ſchweigt. Gott ſey gelobet, fährt er fort, ihr Schweigen macht meine Hoffnung gewis, bald von meinen Poſten gefordert zu werden. O nein, wir hoffen ſie noch einmal wieder hergeſtellt zu ſehen! ſo ſpricht das zärtlichſte Weib. Ihre Blike ſind nach dem Himmel gerichtet. Sie will weiter reden. Ihr Mann fällt ihr ins Wort: Geliebte meiner Seele, wollen ſie mich von dem Ufer noch weg reiſſen, da ich ſchon eine beſſere Welt erblike, in die ich eingehen werde. Sie wiſſen es, wie ſehr ich mich nach dieſen Stunden geſehnet habe. Mitten in dem Geräuſche der Welt ſuchte ich einige Augenblike, damit ich meinen Geiſt mit dieſer Betrachtung unterhalten könnte. Ich lege nun die Gewalt nieder, die mir anvertrauet geweſen. Ich ſteige von meinem Richterſtuhl herunter, um mich für einen weit Furchtbareren zu ſtellen. Ein Richter; und wer iſt hier Richter? Ein Allweiſer, ein alles durchforſchender GOtt; ein Urtheil, das gerechteſte, das unwiederruflichſte Urtheil. O HErr! wer bin ich, daß ich mich unterſtanden habe, über deine Unterthanen zu richten? Ein ſchwaches Geſchöpfe, bald von Leidenſchaften beſtürmet, bald durch das Mitleiden zu ſehr eingenommen, bald durch das Bitten der Freunde wankend gemacht. Wie vieles war nicht meinen Unterſuchungen verſtekt? und doch ſprach ich Recht: doch kam es auf meinen Ausſpruch an, einen glüklich und den andern

un⸗

unglüklich zu machen. Wie leicht kan ich mich nicht betrogen haben! O GOtt erbarme dich meiner ⸗ ⸗ ⸗ Hier hält er inne. Die Angſt verbreitet ſich in ſeinen Minen. Er denkt an die nahe Ewigkeit mit allen ihren Seeligkeiten und Qualen. Nun heitert er ſich wieder auf und fährt fort: Nein, mein Gewiſſen klagt mich nicht an: meine Güter ſind nicht durch den Raub von Wittwen und Waiſen vermehrt worden: meine Hände ſind nicht mit unſchuldigen Blut beſudelt: ich habe keinem mit Vorſaz Unrecht gethan. Gewiſſen! O Gewiſſen! wenn du nun aufwacheſt, um mich anzuklagen: wenn du dem ſtolzen gebieteſt, der dir zu ſchweigen befiehlt, nicht mehr gehorcheſt, ihn höniſch verachteſt, laut vor dem Richter wider ihn ſchreieſt: kan uns alsdann erſchmeichelte Gunſt der Groſſen retten? O mein Sohn, behalte dein Gewiſſen rein ſo der gröſte Schaz, der einzige Troſt in dieſen Stunden. Wie verſchwinden jezt von mir alle Fantomen von Pracht, von Hoheit, von Vorzügen! Alles entfernet ſich, und meine guten und böſen Handlungen bleiben um mich. O wie ſtärket mich nicht jezt das Andenken, daß ich Waiſen wider raubgierige Vormünder geſchüzet, Wittwen von Unterdrükungen befreiet, und mich niemal geſchämt, ein Chriſt zu ſeyn. O es war mein Ruhm! Deine Ehre, O Herr! war mein Beweggrund; deine Gebote meine Richtſchnur. ⸗ ⸗ ⸗ Aber gehe mit deinem Knechte nicht ins Gericht! Göttlicher Erlöſer, vertritt mich. Dein Verdienſt, deine Gerechtigkeit iſt mein, und dein Himmel, dein erworbener Himmel ⸗ ⸗ iſt auch ⸗ ⸗ ⸗ Er faltet ſeine Hände, und ſtirbt.

Moraliſche Betrachtung über die Gröſſe des Weltgebäudes.

O GOtt! Du biſt allein des Alles Grund!
Vollkommenheit der Gröſſe!
Was iſt der Menſch, der gegen Dich ſich hält!
Er iſt ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt iſt ſelbſt ein Punct, wann ich an Dir
ſie meſſe.

Haller.

Die kleinen Körperchen, welche Löwenhuk durch die Vergröſſerungsgläſer entdeket, und die weit kleinere, welche Leibniz durch Vernunftſchlüſſe gefunden hat, ſind eine rechte Quelle des Wunderbaren, inſonderheit vor diejenigen, welche ihr ſchwaches Auge zum Richter über das Groſſe und Kleine in körperlichen Dingen geſezt haben. Eben ſo verhält es ſich auch mit den groſſen himmliſchen Körpern, und dem daraus zuſammengeſezten prächtigen Weltgebäude, welches die Kunſt der Sternſeher bekannt gemacht hat. Die Gröſſe dieſes Gebäudes und ſeiner Haupttheile ſind von den gemeinen Begriffen, welche wir nur durch das Auge erlanget haben, eben ſo weit entfernet, als die Klahrheit jener organiſcher Körperchen. Als ich das erſtemal die wahren Begriffe von der Gröſſe der Welt und der himmliſchen Körper bekam, entſtunden ſolche Bewegungen von Verwunderung in meinem Gemüthe, daß ich von Zeit zu Zeit nöthig hatte, ſtille zu halten, um nicht von der allzu groſſen Verwunderung in ein würkliches Entzüken zu gerathen. Wenn Horaz die Natur, und insbeſondere den Himmel nur ein wenig gekennt hätte, ſo würde er ſeinem Nil admirari eine Einſchränkung gegeben haben. Gewis, derjenige Menſch, wenn ja ein ſolcher gefunden wird, welchen die Betrachtung des Himmels, wenn ſie recht ausgebracht wird, nicht in Erſtaunen ſezt, hat gar keine Empfindung.

Wenn ich die Gewalt des Wunderbaren, wodurch mein Gemüthe, bei der erſten Erkenntnis des Himmels, ganz eingenommen ward, ein wenig überwunden hatte, fiel ich auf verſchiedene Betrachtungen, darzu mir die Gröſſe des Weltgebäudes Anlas gab. Ich vermuthe, daß es den Leſern nicht unangenehm ſeyn werde, wenn ich ſie der Verwunderung, des Vergnügens und der Erbauung, ſo ich davon gehabt, ſo viel als mir möglich iſt, theilhaftig mache.

Wohlan! Laſt uns unſern Geiſt über die niedern Sachen, die der Pöbel hochſchäzet, und auch wohl die Könige bewundern, empor ſchwingen. Wir werden ſehen, wie Nichts alle Werke der Menſchen gegen des unendlichen Schöpfers Werke ſind; wir werden jene gegen dieſe bald vergeſſen, und die Verwunderung die wir etwa über menſchliche Sachen möchten gehabt haben, wird ſich in jener Verwunderung verlieren, wie ſich ein Tröpfchen Waſſer verlieret, wenn es in das Meer fällt. Wir müſſen aber einen Masſtab von einer bekannten Gröſſe nehmen, nach welchem wir die Gröſſe der himliſchen Körper, ſo viel es möglich, vergleichen können. Wenn wir eine Meile ohngefehr 860mal nehmen, ſo haben wir die Länge eines halben Erddurchmeſſers, welcher der gewöhnlichſte Masſtab vor die Abmeſſung des Himmels iſt.

Laſt uns nun zuerſt unſer Syſtema betrachten, in welchem die Sonne das Haupt iſt und 16 andern Körpern, die eben ſo wie unſere Erde beſchaffen ſind, Licht, Wärme u. Bewegung giebt. Dieſe Körper ſind folgende: Merkurius die Venus, die Erde mit dem Monde, der Mars, der Jupiter mit ſeinen vier, und Saturnus mit ſeinen fünf Monden. Von dem Mittelpunkte der Sonne bis zu dem Mittelpunkte des Merkurius, wenn er in ſeinem weiteſten Abſtande iſt, iſt eine Weite von mehr als 10000. halber Erddurchmeſſer, und bis zu dem Mittelpunkte der Venus über 16000. zu dem dem Mittelpunkt der Erde aber über 22000. Erſtaunliche Weiten! an die kein Menſch gedacht hätte, wenn ſie nicht durch würkliche Beobachtungen wären bekannt worden. Allein dieſe Zahlen ſind viel zu gros, als daß man die Weiten begreifen könnte, welche dadurch ausgedrükt werden. Wir wollen einen andern Masſtab ſuchen, welcher uns dieſelben in wenigen Zahlen vorſtellt. Wir wollen es machen, wie Heſiedus, welcher, da er die Höhe des Himmels und die Tiefe des Tartarus beſchreiben wollte, ſagt, daß ein aus dem Himmel geworfener eiſerner Ambos erſt an dem zehnten Tage auf die Erde, und in eben dieſer Zeit von der Erde in den Abgrund gekommen ſey. An ſtatt des Amboſes wollen wir eine Kanonenkugel nehmen, deren Geſchwindigkeit ſo gros iſt, daß ſie in der Zeit, in welcher der Puls in dem menſchlichen Leibe einmal zu ſchlagen pfleget, 600. Schritte weit flieget. Dieſe Kugel hätte mit beſtändig gleicher Geſchwindigkeit über 25. Jahre zu fliegen, ehe ſie von dem Mittelpunkte der Sonne, unſere Erde erreichen würde. Dieſe erſtaunliche Weite iſt noch ſehr geringe, wenn wir ſie gegen andere vergleichen: Denn eben dieſe Kugel, wenn ſie aus der Sonne in dem Mars gehen ſollte, müſte auf dieſer Reiſe über 40. Jahre, wenn ſie in den Jupiter wollte, über 140. und in den Saturn über 250. Jahre zubringen. Jedermann mus über dieſe Weite erſtaunen; und dennoch geht dieſelbe noch nicht an die äuſſerſte Gränze des Sonnengebiethes. Man hat in den neuern Zeiten erkennet, daß einige Cometen, welche noch der Herrſchaft der Sonne unterworfen ſind, viel weiter von derſelben weggehen, als Saturn.

Auf eine ſo unbegreifliche Weite erſtrecket die Sonne ihre Herrſchaft auf allen Seiten. Was Wunder, daß der groſe Schöpfer dem Licht eine ſo überſteigende Geſchwindigkeit gegeben, daß es dieſe übergroſe Reiſe 50. Minuten machen kan. Allein, wir müſſen nicht nur die weite Ausdehnung unſers Sonnenſyſtema, ſondern auch den Plaz betrachten, welchen der gütigſte Schöpfer ſeinen Geſchöpfen zur Wohnung darin̄ bereitet hat. Da werden wir in neue Verwunderung geſezt werden.

Unſere Erde enthält ſo viel Raum, daß viel hundert Millionen Menſchen ſich darauf ernähren können. Wenn wir die Gröſſen aller Planeten mit ihren Monden berechnen, ohne die Cometen dazu zu nehmen, deren Anzahl ſehr gros iſt, und die leicht zur Bewohnung können tüchtig gemacht werden, (*) ſo finden wir, daß wohl noch 1200mal ſo viel Plaz in allen Planeten iſt, als auf der ganzen Erde. Wir machen alſo auf unſerer Erde nicht einmal den tauſenden Theil des bevölkerten Sonnengebäudes aus. Dieſes allein wäre ſchon genug, uns die Einbildung von unſerm Vorzug über alle andere Geſchöpfe zu benehmen. Allein das iſt noch vor nichts zu halten gegen das, was wir bald betrachten werden. Laſt uns einmal einen Blik in das ganze Weltgebäude thun. Obgleich die Einbildung von uns in groſer Gefahr ſteht, verbannet zu werden, ſo wollen wir dieſe Betrachtung deswegen nicht unterlaſſen.

Daß ein jeder Fixſtern ohngefehr ſo gros ſey, als unſere Sonne, iſt eine Sache, daran keiner, der den Bau des Himmels verſteht, zweifeln kann. Iſt dem ſo, ſo werden ſie auch, nach einer Wahrſcheinlichkeit, die von der völligen Gewisheit nicht weit entfernet iſt, gleiche Verrichtungen haben. Ein jeder wird das Haupt eines beſondern Gebäudes ſeyn, ein jeder wird ſeine Planeten haben, und ohngefehr einer gleichen Menge Materie die Bewegung mittheilen. Eine gleiche Menge Materie aber kann einen ſehr ungleichen Raum einnehmen, je nachdem dieſelbe mit andern Körpern in einer Verbindung ſtehet. Die Umſtände können ſich unendlich verändern. Daher kann es ſeyn, daß ein jedes Syſtema der Sterne von allen andern weit unterſchieden iſt. Laſt uns ſezen, es haben alle ſo viel Raum vor die Einwohner, als das unſerige. Was vor eine unbeſchreibliche Menge Einwohner wird die ganze Welt haben? Mir ſchwindelt von einem einzigen Blik, den ich in dieſe Gröſſe gethan habe. Nicht nur Wörter, nicht nur Zahlen, ſondern die Gedanken ſelbſt fehlen hiezu.

Es iſt zwar kein Menſch im Stande, die Anzahl der Sternen zu beſtimmen. Alle unſere Zahlen ſind vielleicht nur das Alphabeth zu der weitläuftigen Sprache der Zahlen, welche dieſe Menge ausdrüket. Doch können wir von der Menge der Sterne mit Gewisheit ſo viel ſagen, dadurch die Erſtaunung bei einem jeden, der es lieſt, ſo hoch ſteiget, daß er nichts weiter begehren wird. Die allerbeſten Beobachtungen ſtimmen darinn überein, daß eine unglaubliche Entfernung der allernächſten Fixſterne daraus kan hergeleitet werden. Wenn wir nun auch nur die allergeringſte Entfernung annehmen, die ſie uns geben: ſo müſſen wir ſagen, daß dieſelbe wenigſtens ſo gros ſey, daß die angeführte Kanonenkugel, wenn ſie von der Sonne mit immer gleicher Kraft ausflöge, in ſechsmal hundert tauſend Jahren den erſten Fixſtern noch nicht erreichen würde. Ihr erſtaunet; und ihr habt recht. Ihr werdet aber noch mehr erſtaunen, wenn ich ſage, daß dieſe keinen Menſchen begreifliche Weite, in Ansehung der ganzen Ausdehnung des Himmels, etwas ſehr geringes ſey. Der fürtrefliche Sternkündiger, Halley, hat gezeiget, daß nicht mehr als 13. Sternen, unſerer Sonne ſo nahe ſeyn können. Weil ſie uns am nächſten ſind, ſo ſcheinen ſie uns auch am allergröſſeſten, und werden daher Sternen von der erſten Gröſſe genennet. Diejenigen, welche dieſen am nächſten ſind, werden Sternen von der zweiten Gröſſe genennet, weil ſie uns wegen ihrer weit gröſſern Entfernung

klein

(*) Die neuern Weltweiſen muthmaſſen nicht ohne Grund, daß die Cometen annoch vermiſchte Klumpen ſeyn, dergleichen das erſte Chaos unſerer Erde war, und die nach und nach in Ordnung gebracht, und zur Bewohnung verſchiedener Geſchöpfe bequem gemacht werden, je nach dem, und zu welcher Zeit, es der allgemeine Weltſchöpfer vor gut findet. Davon in dem Referend. p. 117. T. III. weitläuftig gehandelt worden.

kleiner vorkommen, als die erſten. Sie müſſen von den erſten eben ſo weit abſtehen, als die von uns. Die von der dritten Gröſſe müſſen von uns drei, die von der vierten Gröſſe viermal ſo weit von uns abſtehen, als die erſten, u. ſ. f. Niemand würde zu viel ſagen, wenn er behaupten wollte, daß 100. verſchiedene Gröſſen der Sternen können bemerket werden. Man betrachte nur die Milchſtraſſe, wo die Sternen ſo klein ſind, und ſo nahe bei einander ſtehen, daß wir ſie mit bloſſem Auge nicht unterſcheiden können. Doch wir wollen nur zwanzig ſezen, daraus folget ſchon daß der Durchmeſſer des ganzen Weltgebäudes, in welchen nur zwanzig Reihen der Fixſternen ſind, ſo gros ſey, daß die oftbemeldete Kugel in vier und zwanzig tauſendmal tauſend Jahren daſſelbe nicht durchfliegen könnte. Wenn wir uns nun vorſtellen, es ſey bei der Erſchaffung der Welt, welche wir nicht über die gewohnte Zeitrechnung hinausſezen wollen, eine ſolche Kugel von einem Pol der Welt gegen den andern abgeſchoſſen worden: ſo würde ſie bis auf jezt, mit immer gleicher Geſchwindigkeit, noch nicht den 6000ſten Theil dieſer vor uns unendlichen Weite durchlaufen haben. Was vor eine unausſprechliche Anzahl von Geſchöpfen wird nicht in dieſem endloſen Gebäude wohnen können? Wenn, wie geſagt, nur dreizehn Sternen von der erſten Gröſſe ſeyn können: ſo läſt ſich aus gleichen Gründen ſchlieſſen, daß viermal dreizehn von der zweiten, und neunmal dreizehn von der dritten Gröſſe ſind, u. ſ. w. welches auf zwanzig Gröſſen eine Anzahl von ohngefehr 40000. geben würde. Da nun gewis iſt, daß in der Milchſtraſſe allein über vierzig tauſend Sternen ſind; ſo läſt ſich daraus ſchlieſſen daß das Weltgebäude ungemein viel gröſſer ſey, als wir angenommen haben. Sezen wir hundert Ordnungen der Sterne, ſo werden wir nur vor die lezte Ordnung allein 130000. Sternen haben.

So ein unausſprechlich groſſes Gebäude iſt die Welt! So eine unbegreifliche Anzahl Sonnen, deren jede ſo viel tauſendmal unſere Erde an Gröſſe übertrift, ſind durch die Allmacht des groſſen Schöpfers an ihren Ort geſezt. Nun ſage mir einer, daß er im Stande ſey, die Gröſſe der Welt zu begreifen. Gewis, ſie überſteiget alle unſere Begriffe. Aber denket einmal, wie gros der ſeyn mus, der dieſe Welt gemacht hat. Der mit allen dieſen ungeheuren Körpern als mit leichten Ballen ſpielt.

Laßt uns nun einmal die groſe Verſchiedenheit der Dinge auf unſerer Erde betrachten, und davon einen Schlus auf die ganze Natur machen. Die viel hundert Arten der Mineralien, Steine, Salze, Metaille, Foſſilien, mit ihren verwunderlichen Eigenſchaften. Die viel tauſend Arten der Pflanzen, mit ihrer wunderbaren Bildung und Wirkung; die unbegreifliche Menge der Thiere, ſowohl der vierfüſſigen, als der Vögel, Fiſche, Würmer, Inſecten, die ſowohl auf dem Lande, als in dem Meer angetroffen werden. Das wenige, ſo wir davon kennen und wiſſen, ſezet uns ſchon in die äuſſerſte Verwunderung, und wir ſollten bald glauben, der unendliche Schöpfer hatte den ganzen Schaz ſeiner Macht Weisheit und Güte auf den einzigen Bau der Erden angewendet. Zu dem betrachtet die viel Millionen Menſchen mit der Verſchiedenheit ihrer Gemüther; die vielen Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſie an den Tag gebracht haben; die wunderbaren Erfindungen der alten und neuern Zeiten. Dieſes überlegt, und ſagt mir denn, was vor einen Begrif ihr von der Pracht der Erde habt.

Aber wie nichts iſt dieſes alles gegen die ganze Welt. Stellet euch einmal die unbegreifliche Anzahl anderer Erden vor. Nehmet von dem, was unſere Wohnung hat, eine Probe der Verſchiedenheit, und der Pracht der ganzen Natur, die in der ganzen Welt unendlich reicher und herrlicher iſt, als wir ſie hier ſehen, ob wir gleich nicht im Stande ſind, mehr Weisheit und Macht des Schöpfers vorzuſtellen, als aus Betrachtung unſerer Erde allbereits hervorleuchtet. Wie gros mus der Geiſt ſeyn, der dieſe Sachen alle nach ihren verſchiedenen Eigenſchaften kennt; der alle mit Namen nennt, und nach ihren Geſchlechtern und Arten eintheilet; der alle Gedanken ſo vieler Millionen Millionen Geiſter, die unzählbare Welten bewohnen, von ferne kennt; dem auch nicht die geringſte Bewegung und Veränderung in einer ſolchen Welt unbekannt, und der die unendlich viele Würkungen alle auf einen Hauptzwek gerichtet hat?

Wie, wenn der Menſch dazu erſchaffen wäre, daß er nach und nach zu einer Erkenntnis der ganzen Natur kommen ſollte? Was vor eine unendliche Quelle des Vergnügens entdeket ſich mir durch dieſe Verſtellung! Kein Wunder, das unſere Seelen zu einem ewigen Leben gemacht ſind, wie wollten wir ohne die Ewigkeit zu einer ſolchen Erkenntnis kommen. Elende Seelen! die ihr euch mit dem Leibe zu ſterben wünſchet! Ihr wäret wahrhaftig werth, daß euer Wunſch in Erfüllung kame. Und ihr kurzſichtige und ohne Erleuchtung Fromme, die ihr es vor Schande haltet, und es vor philoſophiſche Klügeleien ausſchreiet, den groſſen Schöpfer aus der unermeſſlichen Natur zu erkennen! Verkriechet euch mit euren niedrigen Begriffen von GOtt, die dieſer Glanz völlig auslöſchet.

Wenn ich die Gröſſe der Welt gegen die Kleinigkeit unſerer Erde, die Pracht des Ganzen gegen den kleinen Schein deſſen, was wir haben, betrachte; wenn ich erwäge, daß unſere Erde gegen dem Ganzen nicht einmal ſo viel ausmacht, als ein Sandkörnchen gegen einen ganzen Berg; ſo entſteht eine groſſe Schaam über alle Begriffe, die ich bis dahin über die Gröſſe und Kleinheit gehabt habe. Können auch wool groſſe Dinge auf Erden ſeyn? Kann auf einem Sandkörnchen was Wichtiges vorgehen? Kann es von Wichtigkeit für einen Berg ſeyn, wenn eines, wenn tauſend Sandkörnchen durch den Wind davon weggeführt werden? So iſt es würklich in der Welt. Was kann bei uns in Abſicht auf das Ganze wichtig ſeyn? Laſt einen Alexander alle Reiche der Welt unter ſeinen Zepter bringen. Laſt die Indianer ſich wieder in Freiheit ſezen, und zu Herren ihrer Herren werden; oder laſt alle Könige der Erden unter ſich zertheilt ſeyn; ſoll darum die ganze Welt ein Ende nehmen? Ja, laſt die ganze Erde untergehen; laſt die Sonne verdunkelt werden, und die Planeten ihre Kraft verliehren, daß ſie alle in einen öden Klumpen zuſammen fallen. Kann dieſes von Wichtigkeit vor die ganze Welt ſeyn? So wenig, als ein Berg etwas von ſeinem Anſehen verliehret, wenn ein wenig Staubes davon kömmt.

Nach dieſen Begriffen lernet urtheilen, die ihr euch erkühnet, von dem höchſten HErrn der Welt zu begehren, daß er die ganze Welt vor euern einzeln Vortheil allein einrichte und regiere. Urtheilet aus der Gröſſe des Ganzen, wie wenig oder nichts die Majeſtät des Allmächtigen verliehren würde, wenn ihr gleich mit eurem ganzen Geſchlecht ſolltet zu Grunde gehen. Würde auch wohl der Verluſt aller menſchlichen Geſchöpfe insgeſamt vor den Allerhöchſten zu ſpühren ſeyn? Und, wenn er uns noch erhält und liebt, ſo geſchicht ſolches blos deswegen, weil er unendlich iſt, und ſeine Güte ſich über alle ſeine Geſchöpfe ausbreitet, und für den Wurm ſowohl ſorget, als für den Seraph. Denn was ein Sandkörnchen in Vergleichung unſerer Erdkugel iſt, das iſt dieſe in Vergleichung mit der ganzen Welt; und was Ameiſen in in Vergleichung mit uns Menſchen ſind, das ſind wir in Vergleichung mit höheren Naturen. Nennt einen Plato, einen Leibniz, einen Neuton göttliche Menſchen, daß ſie einen unendlich kleinen Theil deſſen, was wir wiſſen könten: ein wenig beſſer eingeſehen haben, als andere; aber vergeſſet dabei nicht, den geſtirnten Himmel zu eurer Lehre zu betrachten, an ſeiner Gröſſe eure Kleinheit, und in eurer Kleinheit Demuth zu lernen.

So verſchwindet denn alle unſere Hoheit? Alles unſer Wiſſen? So iſt denn garnichts, deſſen ſich der Menſch rühmen könnt,? Freilich iſt noch etwas, deſſen er er ſich rühmen kann. Iſt es nicht genug für ihn, eine Seele zu haben, die nicht nur dieſes erſtaunliche Gebäude der Welt, ſondern auch den Schöpfer ſelbſt, nach und nach kann erkennen lernen? Ein Mitglied in dieſer herrlichen Stadt Gottes zu ſeyn? Hierinn laſt uns unſere Hoheit ſuchen; und das laſt uns wichtig ſeyn, was die Erkenntnis dieſer Dinge befördert. Laſt uns aber gedenken, daß wir auf dieſer Erde, wenn wir alles erkennen würden, deſſen wir fähig ſind, kaum die erſten Buchſtaben des unendlichen Alphabets wiſſen, wodurch die Welt mus erkañt werden. Finden wir hier aus der geringen Erkenntnis ſchon ſo viel Vergnügen: wie gros wird nicht erſt die Freude ſeyn, welche wir bei einer unendlich gröſſern Wiſſenſchaft haben werden, wenn wir noch viel hundert, ja tauſend Jahre länger die unerſchöpfliche Natur werden ſtudiret haben? Laſt uns indeſſen das groſ Weſen, welches dieſes herrliche Gebäude zum Tempel ſeiner Ehre aufgeführet hat, auf eine ihm würdige Weiſe darinn anbeten. Laſt uns ſeine Gröſſe in ſo viel tauſend Sonnen und Erden bewundern, aber noch mehr ſeine unendliche Güte anbeten, die dieſe gewaltige Ausdehung mit unzählbaren Schaaren vernünftiger Weſen beſezet, die er zu ewigen Freuden beſtimmet hat. (*)

Wie man die geſchnittenē Edelgeſteine der Alten in allerlei gefärbtem Glaſe abdruken kan; eine wichtige Entdekung aus den Engliſchen überſezt.

Da die geſchnittenen Steine der Alten ſowohl, als deren Münzen, auf die Kentnis der Alterthümer führen, und uns ohne dieſe Ueberbleibſel viele Stüke der alten Hiſtorie unbekannt geblieben ſeyn würden: ſo iſt einem Liebhaber der Alterthümer allerdings daran gelegen, dieſe ſchönen Denkmähler und Ueberbleibſel nicht nur zu beſizen, ſondern auch ſo weit, als möglich, auf die Nachkommenſchaft hinaus zu bringen. Das Meiſte und Seltenſte, was uns von dieſen Steinen zurük geblieben, iſt nur hin und wieder, und ſehr einzeln, in den Kabinetten groſſer Herren anzutreffen; und wie bald kan nicht ein ſolcher Schaz unwiederbringlich verlohren gehen? Dieſem Uebel nun zuvor zu kommen, iſt nichts geſchikter, als Hombergs Manier, a) nicht nur geſchnittene Steine, ſondern auch Münzen in gefärbtem Glaſe abzudrüken, und ſie dadurch ſowohl gemeinnüziger zu machen, als auch Jahrhunderte hindurch unverſehrt zu erhalten.

Die ganze Sache aber kömmt hauptſächlich darauf an, daß man

(*) Vid. Refer. IV. T. von pag. 115. bis 143.

a) Beſ. die Memoires de l'Acad. de Sciences de Paris 1712. Mem. p. 247.

hiezu eine Kreidenerde erwählt, die ſehr fein iſt, damit ſich der Schnitt oder das Gepräge darinnen gut abdruken läſt, und die nicht verglaſet, und mit dem Glaſe, worauf der Abdruk gemacht werden ſoll zuſammen flieſt. Hierzu aber dient am beſten der Tripel, womit man die Spiegelgläſer und die meiſten Edelgeſteine zu poliren pflegt. Man findet denſelben in Frankreich und in der Levante; der erſtere iſt weislicht, mit roth und gelb vermiſcht, zuweilen auch ganz und gar roth; er iſt insgemein blätterricht und weich. Der Levantiſche iſt ſelten blätterricht, fällt allezeit ins Gelbe, und iſt zuweilen ſehr hart. Man mus hierzu denjenigen nehmen, der weich iſt, ſich gelinde, wie Samt, anfühlen läſt, und der nicht mit andern Erden oder Sandkörnern vermiſcht iſt. Dieſer leztere iſt weit beſſer, als der, den man in Frankreich antrift. In dem Levantiſchen oder gemeiniglich ſogenannten Venetiani-Tripel formt ſichs beſſer, als in dem franzöſiſchen, und das Glas hängt ſich im Feuer niemahls an: inzwiſchen kan man ſich beiderlei Art zu gleichmit Nuzen bedienen.

Man ſtöst den franzöſiſchen Tripel in einem groſſen eiſernen Mörſer, ſiebet ihn durch ein Haarſieb, und hebt ihn zum Gebrauch auf. Der venetianiſche Tripel mus ſehr fein und ſehr wenig auf einmal, mit einem Meſſer, oder mit einem Glasſcherben geſchabt, nachgehends durch ein ſehr feines Sieb von Seide geſiebt, alsdenn in einer gläſernen Reibeſchale mit einer gläſernen Reibekeule abgerieben werden: denn je feiner der venetianiſche Tripel iſt, deſto beſſer und ſchärfer läſt ſichs darinnen abformen.

Das beſte Mittel, den gepülverten Tripel recht fein zu bekommen, würde freilich das Schlämmen ſeyn: allein, hier geht dieſes nicht an, weil ſich in dem venetianiſchen Tripel von Natur eine gewiſſe Fettigkeit befindet, welche verurſachet, daß bei dem Abdrüken die kleinen Staubtheilgen beſſer zuſammen halten, und eine Fläche machen, die ſo glatt iſt, als wenn ſie polirt wäre. Dieſe Fettigkeit nun wird durch das Schlämmen abgeſondert, die kleinen Körngen fallen von einander, und der Abdruk bekommt eine körnigte Oberfläche, wodurch die Feinheit der Figuren, die auf dem Glaſe abgedrukt werden ſollen, verderbt wird.

Wenn beiderlei Arten des Tripels auf vorgedachte Art zu Pulver gemacht worden, ſo feuchtet man den franzöſiſchen mit Waſſer an, bis er ſich ballet, wenn man etwas davon zwiſchen die Finger nimmt und zuſammen drükt, faſt ſo, als wenn man Krume von friſchem Brode zwiſchen den Fingern knetet. Von dieſem angefeuchteten Tripel füllt man ein flaches Näpfgen von Schmelztiegelzeuge, oder auch einen metallenen Ring, der ohngefehr 7. bis 8. Linien hoch, und im Durchmeſſer etwas breiter, als der Stein iſt, den man abformen will. Man drükt dieſen Tripel ſanft in das Näpfgen ein, nachmahls ſtreuet man etwas trokenes Pulver von dem venetianiſchen Tripel darüber: alsdenn legt man den Stein, den man abformen will, oben drauf, und drükt ihn mit beiden Daumen ſo ſtark in den Tripel ein, als man nur kan, hierauf drükt man allen um den Rand des Steins herum befindlichen Tripel mit den Fingern, oder aber mit einem Stük Elfenbein, platt, und läſt es einige Augenblike ſtehen, bis die in dem franzöſiſchen Tripel befindliche Feuchtigkeit in dem venetianiſchen, der in einem trokenen Pulver unmittelbar unter dem Steine liegt, gedrungen iſt, und denſelben befeuchtet hat. Wie lange dieſes ohngefehr Zeit erfordert, lernt man leicht durch die Uebung. Man löſet alsdenn den Stein mit Hülfe einer in einem hölzernen Hefte befeſtigten Nadel von dem Tripel ab, und wenn man nachmahls die Form umſtürzt, ſo fällt der Stein heraus, und der Abdruk bleibt zurük. Die Ränder, welche der Stein in der Form zurük gelaſſen hat, macht man fein eben, und wenn dieſes alles geſchehen, ſo läſt man die Form an einem Orte, wo der Staub nicht ausfallen kan, troken werden b.)

Wenn die Form recht troken iſt, nimmt man ein Stük Glas, von was für Farbe man will, ſchneidet es nach der Gröſſe des Abdrukes zu, und legt es oben auf die Form, jedoch ſo, daß das Glas die Figur nicht berühret, weil ſie ſonſt verderbt werden würde; nachgehends bringt man die mit dem Stük Glas bedekte Form an einen Ofen: damit ſie nach und nach heis wird bis man ſie nicht mehr mit den Händen angreifen kan, alsdenn kan ſie in einen kleinen Windofen unter eine Muffel geſezt werden, die um und um mit ſtarken Kohlenfeuer umgeben iſt. Vor die Oefnung der Muffel legt man eine glühende Kohle, und giebt Acht, wenn das Glas glühend zu werden anfängt: alsdenn iſt es geſchikt, den Abdruk anzunehmen. Hierauf nimmt man die Form aus dem Ofen, und drükt ſogleich mit der gröſten Behendigkeit, mit Hülfe eines Eiſens, das Glas in die Form ein. Sobald dieſes geſchehen, bringet man die Form wieder unter die Muffel, nimmt aber vorher die mei-

ſten

---

b) Man ſiehet aus dieſem ganzen Verfahren, daß der franzöſiſche Tripel blos die Form auszufüllen dient, um den venetianiſchen zu erſparen, welcher theuer iſt, und daß ſich hingegen in dem leztern eigentlich der Stein abformet. Man kan alſo anſtatt des erſtern eine andere Kreidenerde hierzu nehmen: der venetianiſche Tripel aber mus allezeit oben drauf kommen, wenn der Abdruk recht fein werden ſoll.

ſten Kohlen weg, und bedekt alles über und über mit Aſche, damit es nach und nach, ohne Riſſe zu bekommen, abkühlt. Wenn alles erkaltet iſt, nimmt man das Glas aus der Form heraus, und bricht oder ſchleiſt die Ränder ſauber weg, damit das Glas nicht etwa nach einiger Zeit, zumal wenn es etwas ſpröde iſt, Riſſe bekömmt.

Will man gern den Abdruk von einem Steine, der in der Tiefe geſchnitten iſt, erhaben, oder dieſes umgekehrt haben, ſo darf man nur vorher einen Abdruk von Siegellak oder Schwefel machen, nachmals den überflüſſigen Rand wegnehmen, und mit einer Feile oder mit einem Meſſer fein glat und eben machen. Dieſen Abdruk von Siegellak oder Schwefel formt man nachmals eben ſo ab, als weñ es der Stein ſelbſt wäre. Man mus aber dergleichen Siegelabdrüke auf Holz, oder auf ſehr dike Pappe machen, damit ſie nicht, während daß man ſie in den Tripel eindrükt, biegen, wovon das Siegellak brechen, und die ganze Arbeit und Mühe umſonſt ſeyn würde.

Mittel wider den Schwam am Holze.

Die Bekanntmachung eines ſehr ſicheren Mittels gegen den Schwam am Holze iſt für das gemeine Weſen von beſondern Nuzen: Es beſtehet das ganze Mittel in gemeinem Salze, (Sal culinare) welches in die Rizen des Holzes oder des Fusbodens einige mal hinlänglich zu ſchütten, oder wenn die Laage des Holzes ſolches verhinderte, ſo kan das Salz in ein wenig Waſſer bei gelinder Wärme aufgelöſet, etwas wieder abgedünſtet, und alsdañ das Holz einige mal damit beſtrichen werden. Dieſes Mittel iſt ſo bewährt, daß ſogar ein heraus gewachſener Schwam, wenn derſelbe mit Salz einige mal beſtreuet und bewiſchet wird, ſich ohnvermerkt ganz verzehret. Dieſes ſichere Mittel iſt nach vielen andern vergeblich angeſtellten Verſuchen von einem gelehrten Edelmann entdeket, bewährt befunden und mit deſſen Genehmigung den noch nicht Wiſſenden hiedurch bekannt gemacht worden.

Daß es ein Vergnügen ſey, weiſe und tugendhaft zu ſeyn.

Die Selbſtliebe, die uns allen eingepflanzt iſt, iſt ein Trieb, der weder ausgerottet werden kan, noch darf. Wir haben ihn von demjenigen empfangen, von welchem wir unſer ganzes Weſen haben. Die Triebe der Thiere rühren alle von der Natur her, und alſo haben ſie eine gute Quelle. Aber die Mutter aller ihrer übrigen Triebe iſt die heftige Begierde, ihren Körper zu erhalten, und deſſen Zerſtörung abzuwenden. In ſo ferne nun unſere Eigenliebe nicht weiter gehet, ſo iſt ſie zwar natürlich, und ganz unſchuldig, aber doch dabei blos thieriſch.

Aber wer fühlet wohl nicht in ſich auch eine ſtarke Neigung, zu Ergözungen? eine Neigung, die bei den meiſten Thieren ganz todt, bei den Menſchen hingegen gleich von ihrer erſten Kindheit an lebendig, rege und geſchäftig iſt. Die Art, dieſe Begierde zu ſtillen, machet unter den Menſchen einen ſehr ſtarken und ſichbaren Unterſchied. Sie theilet ſie in die thieriſche und in die geiſtigen Menſchen ein. Jene, indem ſie blos ſinnliche Wollüſte, die ihnen der Körper verſchaffen kan, verlangen, nähern ſich den Thieren, und je weiter ſie es darinn bringen, deſto tiefer erniedrigen ſie ſich zu der unterſten Claſſe der Geſchöpfe. Dieſe hingegen erheben ſich in der Maſſe zu GOtt, in welcher ſie ſich von blos körperlicher Ergözungen entfernen und hingegen ſolche genieſſen, die faſt nur die Seele allein empfinden kan. In die zwote Claſſe mus man alle Beluſtigungen rechnen, welche zugleich die Kräfte der Seele und des Körpers erhalten, vergröſſern und vollkommener machen. Dergleichen ſind die Spaziergänge in die verſchiedenen Reviren der Natur, die Geſellſchaften weiſer, tugendhafter und aufgewekter Freunde u. d. g. Das Mittel zwiſchen den blos geiſtigen und körperlichen Arten des Vergnügens halten die Tugenden. Dieſe Art des Vergnügens iſt dem Menſchen die gemäſſeſte, und weil ſie zugleich ſeine weſentliche Theile verbeſſert, und alſo mehr als eine Art der Vollkommenheiten befördert, ſo iſt ſie auch unſtreitig die beſte. Der Moraliſt, der dieſen Grundſaz annimmt, bleibt in der Mittelſtraſſe, er übertreibt nichts, er fordert nichts Unmögliches.

Plato und nach ihm viele andere Philoſophen, beſonders aber die Stoicker, konnten deswegen die Tugend nicht ausbreiten, weil ſie dieſelbe ſo verlangeten, wie ſie in dieſem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen nicht möglich iſt. Sie betrachteten den Körper nicht als einen weſendlichen Theil des Menſchen, ſondern als ein Gefängnis, worin die unſterbliche Seele eine gewiſſe Zeit zur Strafe gleichſam an Ketten geſchmiedet ſizen müſſe. Und weit davon entfernet, daß ſie ſich bemühet hätten, die Tugend auch ſinnlich ſchön und angenehm vorzuſtellen: ſo drangen ſie vielmehr darauf, daß man den armen Körper wider ſein Verſchulden durch allerhand harte Uebungen ſchwächen und nach und nach tödten ſolte. Sie verwandelten ihn demnach in ein Zuchthaus, an ſtatt, daß ſie ihm die Anmuthigkeiten eines Luſthaus hätten geben können, wenn ſie nur bedacht hätten, daß der unſterbliche Bewohner deſſelben aus demſelben alles, was die Natur und die menſchliche Geſellſchaft ſchönes und angenehmes hat, als aus ſeinem, ihm eigenthümlichen Geſichtspunkte betrachtet. Durch die fünf Sinnen kommt die bei einem neugebornen Kind ganz unwiſſende Seele nach und nach zu Begriffen, welche der Seele nach und nach eine weitere Ausdehnung aller ihrer Kräfte verſchaffen, und ſie eben dadurch fähig machen, ihre Vollkommenheiten und Vorzüge einzuſehen und ſich darüber zu erfreuen.

Wenn ich demnach beweiſen will, daß mit der Ausübung der Tugend ein mannigfaltiges und ächtes Vergnügen verbunden ſey: ſo darf ich nur zeigen, daß die beſtändige Ausübung der Tugend die Kräfte des Körpers, ſo wie die Seele ihre, erhalte.

Ich behaupte dieſes von allen Tugenden ohne Ausnahme, und zwar aus dieſem Grunde, weil ſie von dem Körper die Krankheiten, die Entkräftung, die Schmerzen und Zerſtörung deſſelben entfernet; dahingegen eben deswegen ein Laſterhafter nicht wahrhaftig und lange glüklich ſeyn kan, weil die heftigen Begierden und unordentliche Regungen in ſeiner Seele, ſein Blut in eine ſtarke Wallung, oder in eine andere unnatürliche Bewegung ſezen, welche ihm nicht nur ſeine gröſten Ergözlichkeiten verbitteret, ſondern ſie auch ſehr unbeſtändig und kurz machet. Es kommt nur darauf an, daß ich dieſe an ſich ganz richtigen Säze durch einige beſondere Anmerkungen erläntere und in ihr volles Licht ſeze.

Der Grund der ganzen Moral iſt die Ueberzeugung, daß ein allerhöchſtes Weſen ſey, welches ſich aufs genaueſte um die Menſchen bekümmere. Andar erſtikt in ſeiner Seele mit aller Gewalt die durch ſo viele, laute Stimmen in ihm hervorgebrachte Ueberzeugung von der Vorſehung. Er kan alles frei thun, was er will, weil ihm weder von einem Richter, noch vor einer Ahndung bange iſt. Andar lebet alſo ohne Furcht und genießt mit einer vollkommenen Freyheit alles, worauf er nur verfält. Kein Gedanken von einer Verantwortung ſtöhrt ihn: nichts beunruhiget ihn. Bis hieher iſt er glüklich. Allein, kan er denn auch durch ſeine Gedanken die allgemeine Einrichtung, die in der Welt iſt, aufheben, nach welcher uns eine jede Sache ſchädlich wird, ſo bald wir ſie übermäßig, das iſt zu oft und zu ſtark gebrauchen? Was ſezt er den unvermutheten Zufällen und plözlichen Veränderungen entgegen, die ihn um ſeine Gemüthsruhe, um ſeine Geſundheit und um ſeine Ehre bringen können? Womit überwindet er die Unruhe, die ihn peiniget, ſo oft er dergleichen andere begegnen ſiehet, und ſo oft er es bei ſich ſelber vermuthen mus? Womit entwafnet er den unvermeidlichen Tod? Womit lindert er die Folter einer langſamen und auszehrenden Krankheit? Probus, es iſt wahr, beraubet ſich mancher Ergözlichkeiten, weil er weis, GOtt will, daß er ihrer ſich entweder ganz enthalten, oder wenigſten den Genus derſelben ſehr einſchranken ſoll. Aber vermindert das wol ſein Vergnügen? Nichts weniger. Er hat die Wahl, andere Arten zu wählen, die ihm und ſeiner wahren Wohlfarth gemäſſer ſind, und er iſt alſo eben ſo wenig unglüklich, als es Adam und Eva waren, da ſie die Erlaubnis hatten, von allen Früchten im Paradieſe zu eſſen, einen einzigen Baum, der ihnen ſchädlich war, ausgenommen. Er erhält alſo durch den mäßigen Genus der Güther und Ergözlichkeiten des Lebens ſeine Geſundheit. Wenn man weis, was Furcht, Schreken und andere durch widrige Zufälle erregte Affecten in unſerm Körper für nachtheilige Veränderungen anrichten: ſo mus ein, in der allweiſen Vorſehung ſich beruhigendes Gemüthe natürlicher Weiſe weniger Zufälle unterworfen ſeyn, als ein Menſch, der ſich auf nichts anders verlaſſen kan, als auf ſich ſelber, und eben ſo unmächtige Menſchen, als er ſelber iſt. Cleanthes, ein berühmter heidniſcher Weltweiſe, hat dieſe ruhige Denkungsart vortreflich ausgedrukt, wenn er den Tugendhaften alſo reden läßt. Vater und HErr des erhabenen Himmels, führe mich, wie du wilt; ich gehorche ohne Zaudern. Siehe, hie bin ich, willig und bereit. Solte es mich aber hart ankommen; wolan ſo gehe ich dir doch weinend nach. Ziehe mich, wo ich nicht freiwillig gebe, und gib, daß ich das als ein verdorbener Menſch gern ausſtehe, was du ſo gar Fromme empfinden läſſeſt. Indem wir uns nun ſo freiwillig einer Macht unterwerfen, der wir doch nicht würden widerſtehen können, wie leicht werden nicht die menſchlichen Zufälle zu ertragen ſeyn?

Ein arbeitſames und geſchäftiges Leben ſcheinet gegen ein müßiges und wollüſtiges ſehr elend zu ſeyn. Aber gerade umgekehrt. Bloſſe Vergnügungen des Leibes und der Sinne haben an ſich ſelbſt ſchon etwas ermüdendes und verdrüsliches. Würden ſonſt unſere Weichlinge ſo viele Köche nöthig haben? Würden ſie wohl ſo unruhig neue Luſtbarkeiten ausdenken, wenn ſie nicht der bereits genoſſenen vollkommen überdrüßig wären? Es iſt auſſerdem ſchwer, in denſelben die Maaſſe zu halten. Und doch verderben ſie ſogleich den Körper, ſo bald dieſe dabei überſchritten wird. Ich ſage noch mehr: die gröſten und koſtbarſten Luſtbarkeiten haben keine Kraft, den Menſchen zu ergözen, wann der Geiſt nichts darinn zu ſeiner Nahrung findet. Ein Gaſtmahl, wo ſtumme Gäſte ſind, ein Schauſpiel, darinn kein edler Wiz, keine Grosmuth hervorſchimmert, und das folglich aus bloſſen Bewegungen des Körpers beſtehet, macht gähnende Zuſchauer. Man ſtelle aber dieſen Arten der Ergözungen diejenigen entgegen, bei welchen zugleich die Seele mit intereßirt iſt. Bey der Arbeit iſt eine beſtändige Abwechſelung. Alle Kräfte der Seele und des Leibes ſind in Bewegung, u. nichts kom̃t dem Vergnügen gleich, das der Geiſt bei dem Anblik der neuen Vollkommenheiten, die er in die menſchliche Geſellſchaft bringet, empfindet. Welche Süßigkeiten liegen in denen ſchönen Wiſſenſchaften verborgen, in der Uebereinſtimmung ſo edler, ſo vortreflicher Geſinnungen, Abſichten und Bemühungen! Laſſet uns dem Weiſen in ſeiner Einſamkeit folgen, laſſet uns ihn im Krankenzimmer betrachten. Die Wiſſenſchaften, die Religion, das Andenken ſeiner vortreflichen Handlungen beruhigen, erquiken ihn auf die allerreineſte Art; da indeſſen Proculus vor langer Weile gähnet, ſich ausdehnet, iſſet, trinket, ſchläffet, aufwachet, in Geſellſchaft gehet, ꝛc. kurz, ſich ſelber eine unerträgliche Laſt iſt. Und wie übel iſt es nicht mit ihm beſtellt, wenn er krank iſt? Dann iſt er auf einmal aller Vergnügungen beraubt; ſeine Sinnen ſind ſtumpf und unfähig, die geringſten Annehmlichkeiten zu empfinden.

Ich habe noch nichts von den Folgen der Unmäßigkeit gedacht, von den Folgen der Trunkenheit, der Unreinigkeit und anderen Ausſchweifungen, in blos ſinnlichen Vergnügungen, weil es auch ohne dieſe in die Augen fallende Beweiſe ſchon deutlich iſt, daß alle Arten der Vergnügungen, woran der Geiſt nicht Theil nimmt, und die nicht durch die Tugend verſüſſet werden, ſich bald in das Gegentheil verwandeln.

Ich leugne es nicht, daß Anfangs mit der Ueberwindung ſeiner ſelbſt, mit der Ausübung ſeiner Pflichten und der Tugend und mit der Arbeit viele Mühe verknüpfet ſey. Aber eben dieſe machet uns die Früchte, die wir davon einerndten, ſüſſe: ſo wie ein Sieger allemal in der Maaſſe ſich durch die Ehre belohnet ſieht, in welcher es ihm ſchwer geworden iſt, dieſelbe zu erlangen. Wie mancher Dorfjunker, der jezo in einer verachteten Ruhe und Sicherheit in einem Winkel der Erde lebet, ſchäzet ſich, wenn er die Zeitung lieſt, gegen ſo viele hundert Edelleute unendlich glüklich, die für die Ehre in dem jezigen Krieg alle Tage, die gröſten Beſchwerlichkeiten ausſtehen. Aber, wenn er bey der Armee mitten unter eine ſolche Geſellſchaft von Helden von ungefehr kommen ſolte, ſo würde er die friſche Geſundheit, die Munterkeit und das zufriedene Weſen dieſer Herren bewundern.

Ein Hauptvorzug der Tugend iſt dieſer, daß ſie alle Arten von Leuten dieſes Vergnügens fähig macht, an ſtatt, daß nur die Vornehmen, Reichen und die Geſunden der körperlichen Wollüſten fähig ſind. Bei einem mittelmäßigen Glüke, ſelbſt bei der Armuth, kan man die Vergnügungen des Geiſtes, der Freundſchaft, der Zufriedenheit und eines ruhigen Gewiſſens vorzüglicher genieſſen.

Das rechtmäßige Verhalten gegen andere iſt eines der weſendlichſten Stüke der Tugend, aber auch des Vergnügens. Ein Menſch, der andere drüket, ſie ihrer Rechte und Vortheile beraubet, von ihnen übel redet, der Familien beſchimpfet, der unbarmherzig, geizig, treulos, mit einem Wort, der ein Menſchenfeind iſt; welche Feinde, welchen Verdrus hat er nicht? welche Hinderniſſe legt man ihm nicht in Weg? welchen Widerſtand thut man nicht ſeinen Neigungen, und ſeinen Bemühungen? Kan man wohl laſterhaft, und nicht zugleich unglüklich ſeyn?

iſt man jemals in dem Beſiz ſeines Glükes ſicher?

Hingegen erwirbet ſich der gewiſſenhafte und rechtſchaffene Mann das Zutrauen, die Liebe und die Hochachtung tugendhafter Menſchen. Wie ſicher, wie ruhig lebt man nicht! Eben deswegen wünſcht ſich niemand ein Tirann zu ſeyn, weil es beſchwerlich und gefährlich iſt, bei aller ſeiner Macht doch von vielen gehaſſet und von allen gefürchtet zu werden.

Wann wir alles dieſes zuſammen nehmen, ſo hat Seneca gewis einen ſehr fruchtbaren und vortreflichen Gedanken vorgetragen: Der Weiſe und Tugendhafte iſt ſich zu ſeinem Glüke ſelber genug. Er ſchöpfet ſie aus ſich ſelber. Er hat nicht nöthig, auſſer ſich mühſame Luſtbarkeiten zu ſuchen. Wenn man aber noch über dieſes als ein Chriſt durch ein göttliches Zeugnis von der vorzüglichen Gnade ſeines Schöpfers überzeuget und von der vollkommenen Vergebung aller Sünden verſichert, von deſſelben Güte in dieſer Welt jederzeit das Beſte, in jener aber unausſprechliche Güter erwarten kan: welche überwiegende Gründe hat man nicht, alsdenn ſtets fröhlich zu ſeyn.

Mittel, wie geräuchertes Fleiſch für den Verderb zu conſerviren.

Gut geräuchert Spek, Schinken, und überhaupt alles geräucherte Schweineguth, läſſet ſich 6. 8. und mehr Jahr ohne die geringſte Verderbung oder Fäulung erhalten, und iſt in den leztern Jahren eben ſo gut als im erſtern.

Man ſuchet eine trokene Kammer, ſtreuet auf dem Bodem reine büchene Aſche, legt die geräucherten Sachen darauf, ſtreuet über dieſelbe ohngefähr einen halben Zoll wieder Aſche, leget wieder anderes darauf, und continuiret damit, ſo hoch man will; zulezt wieder mit der Aſche überſtreuet. Wenn es demnächſt gebrauchet werden ſoll, kan die Aſche mit einer ſcharfen Bürſte leicht weggebracht werden. Man braucht niemals darnach zu ſehen; es hindert dieſen ſo präparirten Sachen keine Hize oder Kälte, wenn man es nur, ſo viel möglich, vor der Luft in Acht nimmt.

Von dem Gebrauche einiger Speiſen bei fremden Völkern, für welche wir einen Abſcheu haben.

(Eine Abhandlung des Herrn Prof. Müllers, welche aus der zu St. Petersburg unter ſeiner Aufſicht heraus kommenden Ruſſiſchen Monatsſchrift überſezt iſt.)

Es gereichet uns gemeiniglich zu nicht geringer Verwunderung, wenn wir in Reiſebeſchreibungen von weit entfernten Ländern leſen, was die dortigen Völker für Speiſen genieſſen, und wie ſie ſelbige zurichten. Die Gewohnheit und der Geſchmak ſind darinn ſo ſehr unterſchieden, als groß der Unterſchied der Völker an ſich ſelber iſt. Das eine Volk nennet das Lekerbiſſen, was das andere für abgeſchmakt erkläret. Das eine iſſet Sachen, an die ein anderes nicht ohne Abſcheu denken kan. Selbſt giftige Thiere ſind von dem Genuſſe nicht ausgeſchloſſen. So groß iſt die Kraft der

Erziehung und der Gewohnheit, welche man vornemlich mit an der verſchiedenen Nahrung der Völker erkennen kan.

Wir wollen uns erſt auf einen Augenblik in Europa umſehen. Denn auch hier finden wir ſchon etwas anzumerken. In Italien iſſet man Eſel, in Engelland Caninchen, in Frankreich Fröſche. Das iſt unſern Sitten zuwider. Will man Eſelfleiſch eſſen, ſo iſt nur ein kleiner Schritt bis zum Pferdefleiſche zu thun übrig. Dieſes aber eſſen nur die Tartarn, Calmukken und andere unchriſtliche Völker. Es iſt wahr, eine unpartheyiſche Betrachtung findet keinen genugſamen Grund, das Pferdefleiſch zu verabſcheuen. Ein Pferd hat nichts ekelhaſtes an ſich. Es kan nur nach dem levitiſchen Geſeze für unrein gehalten werden. Dieſes aber dienet uns in dergleichen Sachen nicht zur Vorſchrift. Wir eſſen Schweine, die auch im levitiſchen Geſeze verbotten ſind, und wofür man aus mancherley Urſachen einen Ekel haben könnte. Selbſt die Geſundheitsregeln verbieten den Genuß des Schweinefleiſches. Allein, daran kehren wir uns nicht. Es iſt nicht die Vernunft, welche unſerm Geſchmake Geſeze vorſchreibt. Die Erziehung iſt viel mächtiger. Man mag Grund haben oder nicht, ſo iſt allemal ſchwer, dieſer entgegen zu handeln. Wir eſſen einmal kein Pferdefleiſch, deswegen iſt uns auch das Eſelfleiſch zuwider. Gleichwohl eſſen wir die Cervelatwürſte, die man aus Italien zu uns bringet, und wovon man uns ſaget, daß ſie vom Eſelfleiſche gemacht werden. Iſt das nicht der Weg, wodurch wir uns mit der Zeit an das Eſelfleiſch ſelbſt, ja gar an das Pferdefleiſch gewöhnen könnten?

Die Fröſche betreffend, ſo mögten einige mehr dawider einwenden. Es iſt ein Ungezieſer. Ein Froſch ſiehet einer Kröte ähnlich; und dieſe wird für giftig gehalten. Wer wollte nicht dergleichen Ungezieſer verabſcheuen? Dieſer Abſcheu wird uns von Jugend auf eingepräget. Allein, iſt er deswegen gegründeter? Aale ſind den Schlangen ähnlich. Es giebt Völker, die ſie nicht eſſen. Wir aber eſſen ſie, ohne daß uns die Aehnlichkeit abhält. Die Verwandelung der Fröſche in Quabben, oder der Quabben in Fröſche iſt uns bekannt. Gleichwohl nehmen wir keinen Anſtand, Quabben zu eſſen. Die Krebſe gehören mit in die Claſſe der Ungezieſer. Deſſen ungeachtet eſſen wir ſie mit groſſer Begierde. Nichts, als die Gewohnheit, nichts, als die Erziehung, iſt Schuld daran. Man gebe einem Menſchen, der niemals geſehen hat, daß man Krebſe iſſet, einen lebendigen Krebs, mit dem Befehle, ſolchen zu eſſen: was wird er dawider für einen Widerwillen bezeugen? Gewiß, der Menſch, der zuerſt Krebſe zum Eſſen zubereitet hat, muß ungemein viel Herz gehabt haben, oder in der äuſſerſten Noth geweſen ſeyn.

Gehen wir über noch andere Welttheile, ſo ſcheinet die menſchliche Natur ſich an einigen Orten ſelbſt zu verleugnen. Löwen, Tyger und andere wilde Thiere verzehren nicht ihres gleichen. Allein, Menſchen eſſen Menſchen. Sie ſchlachten ſich einander mit kaltem Blute. Der Ueberwinder verzehret ſeinen Gefangenen, nicht anders, als ein Thier, das er auf der Jagd erleget hat. Es gehen Grauſamkeiten dabei vor, die ſich kaum erzählen laſſen, und die Stoiſche Unempfindlichkeit, welche das unglükliche Schlachtopfer dabei bezeuget, überſchreitet allen Glauben. Man kan darüber des Hrn. le Beau Reiſebeſchreibung nach dem nördlichen America nachleſen.

Was dieſem am nächſten zu kommen ſcheinet, iſt der Genuß des Aaſes von Vieh, das von Krankheit umgefallen iſt. Die Calmuken und andere ihres gleichen Völker, wenn ſie gleich noch ſo groſſe Vieh-Heerden haben, pflegen nicht leicht ander Fleiſch, als ſolches zu eſſen. Und die Hottentotten ſollen, wie Kolb vorgiebt, ſolches noch dazu für geſund halten. Ich glaube, Kolb hat eine hottentottiſche Entſchuldigung für Ernſt aufgenommen. Denn wie iſt es möglich, daß ſich jemand ein Aas geſunder, als friſch geſchlachtet Fleiſch, vorſtellen ſollte? Es iſt vielmehr bei dieſer Art Völkern, neben der Gleichgültigkeit, die ſie zu allerley Speiſen haben, eine gewiſſe Sparſamkeit daran Schuld, daß ſie theils kein geſundes Vieh ſchlachten wollen, theils das Gefallene nicht wollen ohne Genuß umkommen laſſen.

Alle dergleichen Völker verſchmähen aus eben dieſer Urſache auch die Gedärme der Thiere nicht. Ja, ſie eſſen ſolche lieber, als das beſte Fleiſch, und reinigen ſie nicht einmahl von dem darinn enthaltenen Unflathe.

Die Chineſer eſſen Hunde. Dieſes thun auch die Calmuken, die Samojeden und die Negres an der Goldküſte von Africa. Die Hunde werden zu Angola ausdrüklich dazu gemäſtet, und das Fleiſch auf den Märkten nach dem Gewichte verkauft. Ein fetter groſſer Hund iſt zuweilen daſelbſt für 22. Sclaven verkauft worden. Für mittelmäſſige Hunde können die Europäer, welche wegen des Sclavenhandels dahin kommen, wenigſtens 2. Sclaven eintauſchen. Ein Sclave aber wird daſelbſt zu 10. Ducaten gerechnet. Dergleichen Umſtände ſinfindet man häufig in den Reiſebeſchreibungen.

Völker, die blos von der Jagd leben, wie ſehr viele in Siberien, vermeiden nur den Genuß ſolcher Thiere, deren ſtarker Geruch ſie ekelhaft machet. Razen und Mäuſe ſind nicht ausgenommen. Ein wohlhabender Jakute giebt das beſte Pferdefleiſch, oder Rindfleiſch für eine groſſe und fette Raze, weil er dieſe für weit ſchmakhafter, als jenes, hält. In Africa und Braſilien ſoll eine Maus ſeyn, die man zu braten pflegt, da ſie ſo gut, als ein junges Huhn, ſchmeken ſoll. Dieſe Maus hat Hr. Linnäus beſchrieben, und jezt beſchriebenen Umſtand davon angeführet. Die Einwohner der Inſel Martinique eſſen ſo gar eine Art Razen, die einen ſo ſtarken Geruch von ſich geben, daß die ganze Luft um ſie herum davon angefüllet wird. In dieſem Stüke ſind doch die Calmuken ekelhafter. So wenig ſie ſonſt die Speiſen unterſcheiden, ſo eſſen ſie doch die Muſeusraze nicht, blos des Geruchs wegen, der dem Fleiſche anklebet. Allein, die von Martinique wiſſen den Geruch einigermaſſen zu vertreiben, indem ſie das Fleiſch eine Nacht über in die freye Luft hängen, und beym Kochen die erſte Suppe abgieſſen. Dieſe Razen ſind faſt ſo groß, wie unſere Razen. Sie waren die einzigen in America vor der Ankunft der Spanier. Nachgehends aber ſind durch die europäiſchen Schiffe auch unſere Razen und Mäuſe dahin gebracht worden.

In Siam, Pegu und andern Oſtindiſchen Ländern, wie auch in Braſilien, wird das Schlangenfleiſch für ſehr ſchmakhaft gehalten, und als eine gewöhnliche Speiſe verzehret. Man hält dafür, daß groſſe Schlangen nicht ſo giftig, als die Kleinen, ſind. Wenn dieſes wahr iſt, ſo können die zu Siam weniger ſchädlich ſeyn, als an andern Orten. Denn es giebt daſelbſt Schlangen, die 3. Faden lang ſind, und in der Dike ein Kind von 6. Jahren übertreffen. Ueberdem ſoll die Zubereitung das Schlangenfleiſch unſchädlich machen.

Eydexen werden in Africa und America, beſonders in Braſilien, gegeſſen. Es kommt dabey auch vieles auf die Zurichtung an, welche vor dem Gifte Sicherheit verſchaffet. Sie werden an der Sonne, oder über einem Feuer, gedörret, welches man in America bucaniren nennet. Solchergeſtalt machet ſich das Volk davon einen Vorrath. Europäiſche Reiſende berichten, daß ſie das Eydexenfleiſch verſuchet, und ſehr ſchmakhaft befunden hätten. Es giebt Eydexen in America, die 4. bis 5. Fus lang ſind.

Von Fröſchen wiſſen wir ſchon, daß ſie in Europa gegeſſen werden. Um ſo viel weniger kan es uns befremden, daß ſolches auch in America geſchiehet, zumahl da die dortigen Fröſche die Unſrigen in der Gröſſe bei weiten übertreffen. Auf der Inſel Martinique ſind Fröſche, die 14. Zoll lang, und eben ſo dik ſind. Sie quaken nicht, wie unſere Fröſche, ſondern bellen des Nachts faſt wie die Hunde. In Braſilien iſſet man auch Kröten, in Siam allerley Ungezieſer, und hingegen nicht leicht Fleiſch von Landthieren, welches deswegen daſelbſt überaus wohlfeil iſt. Ein Hottentotte führet das Vergeltungsrecht zu ſeiner Entſchuldigung an, wenn er die Läuſe iſſet, die ihn gebiſſen haben. Eben dieſen Appetit finden wir auch zuweilen bei den Calmuken. Dagegen eſſen die Hottentotten keine Fiſche, die eine glatte Haut ohne Schuppen haben. Haſen und Caninchen eſſen bei ihnen nur die Frauen, und Maulwürfe niemand, als das Mannsvolk.

Es iſt eine allgemeine Sage, als wenn die Calmuken das Fleiſch, welches ſie eſſen wollen, unter dem Sattel brüten. Man will ſagen: ſie legten es unter den Sattel, wenn ſie ritten, davon würde es mürbe, nemlich ſo mürbe, daß die Calmuken, ohne weiteres Zuthun des Feuers, es verzehren könnten. Dieſes aber iſt ſo zu verſtehen: Wenn ein Calmuke auf dem Marſche begriffen iſt, ſo nimmt er gemeiniglich ein Stük Fleiſch mit ſich auf den Weg, um davon zu zehren. Daſſelbe bindet er hinten an ſeinen Sattel, nicht aber darunter. Vom Reiten mag es vielleicht etwas mürbe, aber nicht gahr, werden. Will er eſſen, ſo ſchneidet er ein Stük davon ab, und bratet es ein wenig am Feuer, oder iſſet es auch wohl rohe. Ein hölzernes Bratſpieß, das ſich überall leicht finden läſſet, machet der Calmuken ganze Küche aus. An deſſen eines Ende ſteken ſie das Fleiſch, das andere Ende wird in die Erde geſtekt, und das Fleiſch gegen das Feuer hingerichtet. Wenn es auf einer Seite ein wenig angebraten iſt, ſo drehet man den Spieß um. Das Fleiſch bleibt nun zwar auf dieſe Weiſe meiſtens rohe: Allein, das iſt auch der Endzwek. Dabei denket man an kein Salz. Und wie viel Völker giebt es nicht, denen der Gebrauch des Salzes entweder unbekannt, oder gleichgültig iſt.

Von dem Nuzen und mancherlei Schaden des Rauch- u. Schnupf-Tobaks, wie und bei welchen Perſonen derſelbe das Gedächtniß ſchwäche? auch, ob in dem Tobakskraute ein ſubtiler ſtarker Gift ſteke?

Zuförderſt, bitte ich die Freunde des Schnupfstobaks um gütige Erlaubniß, daß ich von einer Materie zu ſchreiben mich erdreiſte, welche dieſem beliebten Naſenfutter nicht rühmlich zu ſeyn ſcheinet. Ich ſage mit Bedacht, ſcheinet: Denn da der Tobak durch ſeine vortrefliche Gaben und hohe Tugenden ſich bei der ganzen Welt, ſonderlich bei denen, die von gutem Geſchmak, und, wie der Poet ſpricht, von geſchneuzter Naſe ſind, in die gröſſeſte Hochachtung geſezt, und Troz aller unzählbaren, mächtigen, ja königlichen a) und majeſtätiſchen Verfolgungen darinn erhalten hat; ſo mus die Schuld, wenn er Schaden zu thun ſcheinet, nicht an dieſem edlen Kraute, dieſer Panacee, dieſem Nectar und Ambroſia liegen, ſondern nur an dem übeln Gebrauche. Was kan aber das Meſſer dafür, wenn man ſich damit ſchneidet? Es bleiben dennoch die herrlichen Einflüſſe des Tobaks in ihrem vollen Glanze, wenn gleich von dem Misbrauche ein Schaden entſtehet. Ueberdem wäre es unverantwortlich, wenn die koſtbaren Tobaksdoſen, zumahl diejenigen, welche von den Fürſten und Königen als Gnadengeſchenke ausgetheilet werden, durch Abſchaffung des Schnupftobaks, aus dem Gebrauche und der Mode kommen ſollten. Doch zur Sache.

Es wird unnöthig ſeyn, ſich mit Erzählung und Zergliederung der mancherlei Gattungen von Schnupftobak aufzuhalten. Sie kommen alle darinn überein, daß ſie entweder ganz, oder nach dem Weſentlichſten, in einem Pulver vom Tobakskraute beſtehen, welches durch ſeine ſcharfen und flüchtigen Theilgen vermögend iſt, wenn es eingeſchnupft wird, die empfindlichen Häute der Naſe und anderer benachbarter Theile anzugreifen, zu reizen, ein Nieſen zu erwecken, auch die übrigen Kräfte des Tobaks einzuflöſſen, und was mit dieſen Würkungen weiter verknüpft iſt, oder daraus erfolget, wohin vornemlich ein häufiger Zufluß der Feuchtigkeiten, hauptſächlich und vorerſt vom Kopfe, gehöret.

Wenn wir aber die Würkungen des Schnupftobaks gründlich und richtig einſehen und beurtheilen wollen, ſo müſſen wir in Betrachtung ziehen, was für Eigenſchaften und Kräfte ſo wohl der Tobak überhaupt hat, und beſonders auf die Werkzeuge und Verrichtungen des Verſtandes und Gedächtniſſes erſtrekt, als auch wie dieſelbigen Kräfte vermittelſt des Einſchnupfens in die Naſe wirken. Beides wird am klärſten und richtigſten erhellen, wenn wir auf die Erſcheinungen oder Wahrnehmungen Acht geben, welche der Gebrauch des Tobaks an dem Leibe äuſſert und zu erkennen giebt.

Wenn der Tobak geraucht wird, welches ſein gemeinſter Gebrauch iſt, ſo macht er bei ungewohnten oder empfindlichen Perſonen, über dem daß er den Austrieb der Feuchtigkeiten an dieſem Orte vermehret, noch ſonſt ungewöhnliche und unordentliche Bewegungen; das Ausdrüken der flüſſigen Materien gehet bis zu dem Grade der Uebelkeit, des Ekels, des Erbrechens und Stuhlganges; die muſculöſen oder Bewegungsfaſern und Werkzeuge über den ganzen Leib und an ſeinen verſchiedenen Theilen machen abwechſelnde, krampfartige Zükungen; der Trieb des Bluts und der Säfte wird dadurch in Unordnung und Verwirrung, dieſe ſelbſt in Wallung geſezt, es überläuft uns zu wiederholten mahlen Hize und Unruhe, Angſt und Beklemmung der Bruſt, Schwindel, bisweilen ſo gar Ohnmachten; der Kopf wird ſonderlich eingenommen, Hauptſchmerzen erwekt, der Verſtand betäubt und benebelt, man wird wie ein

Be-

---

a) König Jacob der I. von Grosbrittanien hat ſelbſt ein Buch geſchrieben unter dem Titul Miſocapnos, d. i. Tobakrauchsfeind, welches unter ſeinen Operibus in folio mit begriffen, auch ſonſt mehrmahls gedrukt worden iſt.

Betrunkener, taumelnd, ſchläfrig, bekömmt allerlei Phantaſeyen, und mus ſo zu ſagen den überkommenen Rauſch wieder ausſchlafen. Bei den Americanern hat man gefunden b), daß ihre Zauberprieſter und Aerzte den Tobaksrauch in die Naſe gezogen oder geblaſen, oder auch den Tobak gekauet haben, bis ſie davon zur Erde gefallen, den Verſtand und die Empfindung verlohren, in Schlaf geſunken, darinn ſie allerlei verwirrte Vorſtellungen bekommen, und nachdem ſie etliche Stunden ſolchergeſtalt zugebracht, wieder erwacht, und den Leuten aus den gehabten Träumen gewahrſaget haben. Wenn ſolcher Rauch c) in die Naſe oder den Mund gezogen, darauf die Naſe und der Mund zugehalten werden, daß der Rauch in die Bruſt dringt; ſo erfolgt ein gewaltiges Auswerfen des Schleims, und man empfindet davon wunderbare Hülfe in dem ſchweren Athemholen, dem Keichen, der Engbrüſtigkeit. In dem Mutterkrampfe d) thut dieſer Dampf gleichfalls die vortreflichſten Dienſte, wenn er in die Naſe oder ſonſt an gehörigen Orten appliciret wird, der Kranke kömmt augenbliklich wieder zurecht, die Erſtikung und Beklemmung oder Spannung verſchwindet, die Schmerzen imgleichen, die ſinnlichen Empfindungen werden beruhiget, alle Beſchwerde und Mühe vergißt ſich, und das Gemüth wird in einen ſanften Schlaf gewiegt. Es ward ein Huſar e), der dreymal deſertiret war, zum Spieſſe verurtheilet: als er am Spieſſe ſtekte, (daran er bis auf den dritten Tag lebte,) forderte er in den gröſſeſten Schmerzen eine Pfeife Tobak, welche ihm zwar lange auf das Verbot des Feldpredigers verſagt, doch endlich auf Vorſtellung, daß er ſodann vielleicht um ſo viel eher verſcheiden würde, in den Mund geſtekt ward, worauf er faſt allen Rauch an ſich zog und wieder ausblies, alsdann der Sinnen, und bald darnach auch des Lebens beraubt ward. Zween Brüder f) wollten aus Kurzweil verſuchen, welcher von beiden die meiſten Pfeifen Tobak ausrauchen könte. Sie wurden beide unter dem Rauchen als vom Schlagfluſſe getroffen, der eine ſtarb den Augenblik, der andere holete noch ein paar Stunden ſchweren Athem, und gab ſodann auch den Geiſt auf. Bei zarten Kindern, die noch am meiſten in der natürlichen Empfindlichkeit ſind, äuſſern ſich die Würkungen des Tobaks am ſtärkſten, wenn er von ohngefehr oder aus Unverſtand ihnen beigebracht wird. Einen in der Wiege ſchlafenden Knäbgen g) wurde der Tobaksdampf

---

b) Nic. Monardus in Cluſii Exoticis, Lib. X. Cap. 14. Pet. Martyr Anglerius de Novo Orbe Decade I. Lib. 9. Gonzalez Oviedo Hiſtoria de las Indias L. 5. C. 2. Lopez de Gomara Hiſtor. Univerſal. de las Indias L. I. C. 27. Creuxius in Hiſtoria Canadenſi Lib. I. p. 76. bezeugt, daß die Wilden durch das Tobakrauchen ſich einen Rauſch zu machen pflegten.

c) Nardus Antonius Recchus in Theſauro rerum Medicarum Novæ Hiſpaniæ, Lib. V. Cap. 51. pag. 174.

d) Eben derſelbe an iezt gemeldetem Orte: imgleichen im VIII. Buche 80. Cap. S. 312. Monardus am beſagten Orte, Ephemerides Naturæ Curioſorum Decuria 2. Anno 2. Obſervat. 171.

e) Dieſes erzählt der ehemahlige Pfarrer zu St. Albani in Göttingen, Herm. Heinrich Peters, in ſeiner ſogenannten Diſſertatione Hiſtorico-Theologica, de ſingularibus quibusdam fatis, dum in Italia officium Paſtoris Caſtrenſis adminiſtravit, Gottingæ 1723. in 8. p. 56. welches er ſelbſt mit angeſehen, und alſo ein Augenzeuge iſt.

f) Hellwig in Obſervationibus Phyſico-Medicis, Obſ. 45.

g) Ephemerid. Academiæ Naturæ Curioſorum, Decuria 2. Anno 6. Appendice, Obſervat. 56. Ein ähnlicher Fall findet ſich Dec. 2. Anno 8. Obſ. 206. Schelhammer hat zwo Perſonen gekannt, welche allemal, wenn ſie Tobak geraucht, mit der Schweren-Noth befallen worden. Ephem. Nat. Cur. Dec. 2. Anno 7. Obſ. 196.

dampf in den offenen Mund und die Naſe geblaſen: das Kind fiel davon in ein unaufhörliches Nieſen und krampfigte Erſchütterungen oder Gichter, darinnen es auch auf eine erbärmliche Weiſe verſchied. Wird der Tobaksrauch abgeſchlukt, ſo würkt er deſto ſtärker auf den Magen und den Unterleib, macht Krampf, Beängſtigung, Erbrechen, Bauchwehe, treibt Winde oder Blähungen, Stuhlgang, u. ſ. w. Wenn man ein Glas mit Tobaksrauch anfüllet, ſodann Bier darein gieſſet, und dieſes trinket, macht ſolches Durchfall und Uebergeben. Wenn Bier, Wein und andere hizige Getränke unter dem Tobakſchmauchen genommen werden, ſo folgen um deſto mehr die Betäubung der Sinnen, Wallungen, Trunkenheit, Schlafſucht und dergleichen oben erzählte Würkungen. Es iſt auch eine alltägliche Erfahrung, daß durch Tobakſchmauchen der Hunger und Durſt eine Zeitlang aufgehalten werden können, und der Appetit dadurch geſchwächt wird. Das ſtarke Tobakrauchen hat die Zähne h) zerfreſſen, daß ſie ausgefallen ſind. Das Naſengewächs, der ſogenante Polypus i), iſt durch ſolchen Rauch verzehrt worden. Er vermindert aber auch den Geruch k). Das bloſſe Tobakſchmauchen hat mehrmals alte oder langwierige flieſſende Schäden l) an den Beinen und Füſſen ausgetroknet und zur Heilung gebracht. Tobak alle Tage nur einmal geraucht hat ein flieſſendes Ohrgeſchwür m) geheilet. Derſelbe Rauch in die Ohren geblaſen, vertreibt das Ohrenwehe, das Klingen, Sauſen und Brauſen. Jacob Primeros n) hat geſehen, daß heftige, hartnäkige Kopfſchmerzen vom Tobakſchmauchen vergangen ſind. Die Tobaks-Clyſtire ſind bekant, da nur der Rauch eingeblaſen wird, welcher in den härteſten Verſtopfungen bei Menſchen und Pferden durchſchlägt, und, wenn ſonſt nichts helfen will, hilft.

Wenn der Tobak in der Geſtalt eines Pulvers eingeſchnupfet wird, d. i. der ſo genannte Schnupftobak, der thut eben dergleichen Würkungen, nach Unterſchied des Orts, als wenn er geraucht wird. Es ward einem Knaben von ſeiner Mutter Schnupftobak in die Naſe geblaſen o), er fiel davon in Gichter und ſtarb. Der berühmte D. Johann Wepfer, p), zu Schafhauſen hatte von dem ſteten Gebrauche des Schnupftobaks den Geruch gänzlich verlohren, konte ihn auch niemals wieder erlangen, welches er auch eben nicht wünſchte, vielleicht um bey ſeinen anatomiſchen und mediciniſchen Geſchäften nicht durch den Geruch beſchweret zu werden. Der Schlagfluß iſt oftmals vom Schnupftobak erreget worden q). Es war jemand am Stekfluſſe verſtorben, bey der Oefnung fand ſich r), daß die Naſe inwendig mit Schnupftobak ganz bekleiſtert,

---

h) Ephemerid. Nat. Curioſorum Decur. 2. Anno 2. Obſ. 163.

i) Ephemer. Nat. Cur. Dec. 3. Anno 7. & 8. Obſ. 131.

k) Theoph. Bonetus in Sepulchr. Lib. I. Sect. 20. Obſ. 6.

l) Ephem. Nat. Cur. Dec. I. Anno 3. Obſ. 167. und Dec. 2. Anno 3. Ob. 167.

m) Frid. Hofmann. in Methodo Medendi Lib. I. Cap 19.

n) De vulgi Erroribus in Medicina Lib. 4. Cap. 31.

o) Mich. Bernhard. Valentini in Praxi Infallibili p. 235. Wedel meldet in ſeinen Amœnitatibus Materiæ Medicæ Lib. 2. Sect. 2. Cap. 15. §. 7. daß zween Knaben von genommenen Schnupftobak ſo unglüklich genieſet, daß der eine an der fallenden Sucht geſtorben, der andere aber einen gefährlichen Schwindel bekommen.

p) Theodor. Zuinger in Theatro Praxeos, de Odoratus Læſione pag. 315.

q) Thiermair in Conſiliis, Lib. 2. Conſ. 9. fol. 133. Lanzonus in Ephemerid. Naturæ Curioſorum, Decur. 2. Anno 10. Obſerv. 131. Chriſtoph Schorer vom Schlage, Nymmann vom Schlage ꝛc.

r) Ambroſ. Stegmann vom Keuterling, im 37. Cap. am Ende, auf der 217. und folgenden Seite.

ſtert, und gleichſam vermauret war, (Deswegen der Mann lange Zeit gar keine Luft durch die Naſe ſchöpfen können,) auch die ſchwammigten Knochen der Naſe, und ſelbſt das ſogenannte ſiebförmige Bein ganz zerfreſſen und mürbe war. Ein Schenke zu Poſſewitz bey Pirna s), fett von Leibe, gebrauchte den ſpaniſchen Schnupftobak ſehr häufig; er empfand davon ein Brennen hinten im Halſe, oftmaliges Huſten, Auswurf eines blutigen Schleims, anfänglich einen tauben, hernach aber ſtarken Schmerzen im Halſe, ſamt einem Hinderniſſe im Niederſchlucken; welches endlich dergeſtalt zunahm, daß er nichts, weder von Speiſe noch Trank, mehr hinunter bringen konte, ohne die Gewiſſe Gefahr zu lauſen, zu erſtiken, und, weil alle gebrauchte Mittel, auch ſelbſt die Magenbürſte, vergebens waren, vor Hunger und Durſt elendiglich ſterben muſte. Man öfnete ihn, und fand mitten in der Speiſeröhre oder ſogenannten Oeſophago ein zweigeſpaltenes Gewächs, von der Dike eines groſſen Regenwurms, das faſt bis in den Magen herab hieng. Man höret die unmäſſigen Liebhaber des Schnupftobaks durch die Naſe reden, wie mans zu nennen pflegt: denn die Naſe wird dadurch ausgetroknet, und daher haben ſolche Leute, beſonders an der Wurzel oder dem Eingange derſelben beſtändig die Empfindung, als wenn die Naſe daſelbſt geſchnüret würde, weswegen ſie auch, um ſolches Hinderniß wegzuräumen, ſtets gereizt werden, friſchen Tobak zu nehmen. Eine Frau t) ſpürte eine Dunkelheit des Geſichts: ihr Arzt verordnete ihr dagegen ein ſtarkes Niespulver, wöchentlich zwey bis dreymal des Morgens früh zu gebrauchen: allein, das Uebel wurde dadurch ärger, ſo, daß ſie völlig blind ward. Ein 48. jähriger Gelehrter u), der Tag und Nacht dem Studiren oblag, empfand im Auguſt eine geringe Schwerigkeit des Haupts, und nahm dawider einen nur ſchwachen Schnupftobak, zwey oder dreymal in einer Stunde: er ſpürte aber keine Hülfe davon, vielmehr konte er nach zween oder dreyen Tagen weder leſen, noch recht ſehen. In Italien x) giebts viele Perſonen, die von ſtetem Tobakſchnauben bereits in jungen Jahren ein ſchwaches Geſicht nebſt vermindertem Geruche bekommen haben. Ein ſehr gelehrter und ſonſt gar geſunder Mann y) verlohr durch das unzeitige und öftere Tobakſchnupfen alles Gehör am rechten Ohre, konnte auch durch keine Mittel und Arzneyen die vorige Kraft deſſelben wieder erlangen. Die Americaner haben in Gewohnheit gehabt z), die Tobaksblätter zu Pulver zu machen, dieſes in die Naſe hinauf zu ziehen oder zu blaſen, wovon ſie dermaſſen unempfindlich geworden,

---

s) Leipziger lateiniſche Acta Eruditorum, vom Jahre 1715. Monat Octob. p. 456. ſeq. Joh. Heinr. Cohauſen berichtet in Diſſertatione Satyrica de Pica Naſi, P. II. §. VII. pag. 110. daß er zween alte Tobakſchnupfer in der Cur gehabt, welche gleichfalls über verhindertes Abſchlingen ein paar Jahre vor ihrem Ende geklaget, ſo der eine im Anfange der Speiſeröhre, der andere mitten in derſelben gefühlt, und wowider eben auch keine Mittel anſchlagen wollen.

t) Frid. Dekkers in Exercitationibus Practicis circa Medendi Methodum, Cap. I. pag. 22. Edit. Lugd. B. 1695. in 4.

u) Eben derſelbe an gedachtem Orte.

x) Ettmuller in Collegio Practico, Cap. de Olfactu imminuto, Opp. Tomo III. pag. 286. Edit. Genev. recentiſſ. Anno 1734. Fabricius Hildanus Centur. I. Obſervat. 24. Roltinck in Diſſert. Anatom. pag. 1254. und andere haben gleichfalls Exempel, da der Mißbrauch des Schnupftobaks das Sehen verdorben.

y) Ephemerid. Naturæ Curioſor. Dec. 2. Anno 9. Obſ. 26.

z) Nardus Ant. Recchus in rerum Medicarum Novæ Hiſpaniæ Theſauro, Lib. V. Cap 58. pag. 174.

den, daß ſie keine Schläge noch Marter gefühlet, auch ſonſt alle Mühe und Beſchwerlichkeit auszuhalten geſtärket worden.

Von denſelben Americanern bezeugt der jeztangeführte Recchus a), daß, wenn ſie von der Rinde des Tobakkrauts nur ſo viel als eine Nußſchale verſchlungen, ſie davon alſofort dermaſſen gleichſam berauſcht worden, daß ſie ganz ſinnlos und wie halb todt da gelegen.

Die Tobaksblätter gekäuet, machen, daß man die Müdigkeit und den Hunger nicht ſpüret, wie Wilhelm Piſo b) bei ſich ſelbſt, und ſeiner Reiſegeſellſchaft erfahren. Sonſt hat eine Frau c), als ſie Tobak gekauet, davon die heftigſten Krämpfe und Schmerzen des Magens und der anhangenden Theile, auch eine Betäubung der Sinnen bekommen. Ein gewiſſer Edelmann d) konte vor groſſer Fettigkeit weder gehen noch reiten, ohne die Gefahr der Erſtikung zu laufen: er ward aber von ſolcher Beſchwerde befreyet, nachdem er eine Zeitlang alle Morgen Tobaksblätter gekauet hatte. Dieſelbigen Blätter auf gleiche Art alle Morgen nüchtern gebraucht e), befreyen vom Podagra, indem ſie die Materie deſſelben, den überflüſſigen zähen Schleim zum Munde heraus ziehen. Ein Capuciner f) hat viele von Catarrhen, und dem Podagra durch folgendes Mittel curirt: Man nimmt von troknen Tobaksblättern ſo viel als eine welſche Nus faſſen kan, bindet ſolches in ein reines Stükgen Linnen oder Seide, wie ein Beutelchen oder Knöpfgen: dieſes Knöpfgen nimmt man in dem Mund, und hält es mit der Zunge an den Gaumen, etwa eine halbe Stunde lang, ſo ziehet ſich ein ſehr zäher Schleim, wie ein Faden vom Kopfe herab, welcher in ein untergeſtelltes Gefäs gelaſſen wird. Wenn etwa ein Schwindel davon entſteht, ſo hört er doch bald wieder auf, wo nicht die Perſon von ſehr hizigem Temperamente iſt, doch thut er niemanden Schaden.

Der vortrefliche Arzt Joh. Heurnius g) war ſehr mit Zahnwehe geplagt, konte aber kein beſſeres Mittel dawider finden, als das abgekochte Waſſer von Tobaksblättern und Camillenblumen, welches er laulich warm daran hielt, und hernach wieder ausſpukte. Bier oder Wein, worinn Tobaksblätter eingeweicht ſind, machet ſtarkes Erbrechen und Stuhlgang. Es hatten h) etliche Perſonen Zwetſchenbrühe genommen, davon ſie in groſſe Beängſtigungen und ſo gar Ohnmachten fielen; als man die Sache unterſuchte, ſo fand ſich, daß unter die Zwetſchen ein Stük Tobak, entweder aus Verſehen oder aus Schalkheit, geſtekt war. Wenn die Weiber der Hottentotten i) in ſchwerer Geburt des Kindes los ſeyn

---

a) Eben daſelbſt.
b) In Hiſtoria Naturali & Medica Indiæ Occidentalis, Libro 4. Cap. 43.
c) Ephemer. Nat. Curioſ. Decur. 2. Anno 8. Obſervat. 76.
d) Pet. Borellus Centuria 2. Obſervat. XI.
e) Recchus im angeführten Buche und Capitel, pag. 175.
f) Joh. Terentius in den Anmerkungen zu dem mehrmahls gelobtem Werke des Rechi, an eben gedachtem Orte, pag. 176. ſeq.
g) Methodo ad Praxin, Lib. 4. wie Zorn in Botanologia p. 659. citirt. Ein Stükgen Tobak nur wenig gekäuet, thut eben das, Riverius Centur. 4. Obſerv. 31.
h) Ephemerid. Nat. Curioſor. Decur. 2. Anno 8. Obſerv. 206.
i) Pet. Kolbe in Beſchreibung des Vorgebürgs der guten Hofnung, im 1. Theile 22. Briefe, auf der 322. Seite.

ſeyn wollen, ſo trinken ſie abgeſottenes Tobakswaſſer. Eine Hollanderin in demſelben Lande hatte ſchon drey Tage in Kindesnöthen gelegen: endlich da alles nichts helfen wollte, nahm man gelben virginiſchen Tobak, und kochte ihn klein geſchnitten in einem Topf voll Waſſer, davon durchgeſeihet, gab man der Frau einen Becher voll laulich warm zu trinken, ſolches machte Brechen und Purgiren, trieb aber zugleich das Kind, das ſchon todt und anbrüchig war, aus. Clyſtire von Tobaksblättern k), in Halbbier gekocht, würken gleichfalls über und unter ſich.

Wenn man den Kindern l) den Kopf mit der Lauge, die über Tobaksblättern geſtanden, oder mit dem abgekochten Waſſer von demſelbigen Kraute wäſcht, um die Läuſe und Niſſe zu vertreiben, oder böſen Ausſchlag zu reinigen; ſo werden ſie öfters dumlicht und gleichſam betrunken davon, wo man nicht groſſe Vorſichtigkeit dabei gebraucht. Ein ſolches Waſſer m) wider die Läuſe auf die Weichen geſchlagen, hat Brechen erwekt. Eben das hat ein Breyumſchlag n) von Tobak gewürkt, als er wider die verhärtete Milz aufgelegt worden. Die Tobaksſalbe (unguentum Nicotianæ,) tödtet zwar die Läuſe zuverläſſig, ja ſelbſt die Bauchwürmer, wenn ſie um den Nabel geſchmieret wird: allein, die Kinder bekommen gerne davon heftigen Magenkrampf, Brechen und Purgiren, werden wie betäubt und berauſcht.

Die Tobaksaſche reiniget die Zähne und das Zahnfleiſch, wenn ſie damit gerieben werden; verzehret auch das faule wilde Fleiſch in den Wunden. Dieſelbe eingeſtreuet o), und dabei auch Tobak geraucht, hat vieljährige offene Geſchwüre am rechten Knie zugeheilet.

Das Oehl, welches aus den alten Tobakspfeifen zu flieſſen pflegt, wenn es den Fiſchen oder Fröſchen auf den Kopf geſtrichen wird, erregt in ihnen auſerordentliche Bewegungen und tödtet ſie. Wenn man es einer Kaze auf die Zunge tröpfelt, wird ſie unſinnig, bekommt Zükungen und verekt. Von dem diſtillirten Tobaksöhle haben ähnliche Würkungen bei allerhand Thieren ꝛc. wie Grew p) und Joh. Jacob Harder q) angemerkt.

Die bisher erzählten Wahrnehmungen und Erfahrungen können vielleicht hinlänglich ſeyn, auf unſern gegenwärtigen Zwek gewendet zu werden. Sie beweiſen, daß der Tobak in allerley Geſtalten und Arten des Gebrauchs die Kräfte beſizt, die flüſſigen Materien des Leibes auszutreiben und zu verzehren; die feſten Theile auszutroknen und zu zerfreſſen; die Bewegungen der muſculöſen Fäſſern ſowohl, als der Säfte in Verwirrung und Unordnung zu ſezen, erſt ſtark zu erregen, hernach zu ſchwächen; ſonderlich die ſinnlichen Empfindungen ſo innerlich als äuſſerlich zu betäuben; die Handlungen des Geiſtes, den Verſtand, und was dahin gehöret, zu verwirren, zu vermindern, Ruhe und Schlaf zu bringen, und dergleichen. Dieſe Hemmung der Geſchäfte des Gehirns, oder des Geiſtes, kan, was das Körperliche anlangt, wohl in nichts anders beſtehen, als daß die in demſelben Gehirne ſich be-

---

k) Ephemer. Nat. Curioſ. Dec. 2. Anno 3. Obſ. 51.

l) Le F. Meisner. de Caffee, Chocolatæ, herbæ Thee, ac Nicotianæ naturæ, uſu & abuſu, Cap de Tobaco, ſect. 2. §. 1. pag. 107. Dergleichen Exempel hat auch Simon Paulli de abuſu Tabaci, nicht weit vom Anfange.

m) C. I. Langius in Operibus Medic. Parte I. pag. 488.

n) Id. ibid.

o) G. W. Wedel. in Amœnitatib. Materiæ Med. Lib. I. Sect. 2. Cap. 7. & 11.

p) In Muſeo Regalis Societatis, pag. 352.

q) In Apiario, Obſervatione Anatomico-Practica I-II.

wegende ſubtile Säfte aufgehalten, die dazu beſtellte Röhrgen gedrükt oder verſtopft werden, u. ſ. w.

Gleichwie der vielfältige Gebrauch des Tobaks und ſeine damit verknüpfte Würkungen dieſe jezt erzählten Kräfte anzeigen, alſo wird ein gleiches aus ſeinen Beſtandtheilen erkannt, er mag nun durch die alltägliche Scheidekunſt in der Tobakspfeiſe, oder in der chymiſchen Werkſtätte, oder im Munde durchs Käuen, oder auf eine andere Weiſe zergliedert und aufgelöſt werden. Denn obwohl die natürliche Vermiſchung aller oder etlicher Theile, woraus ein Ding zuſammen geſezt iſt, einige Veränderung in ihren Eigenſchaften und Würkungen macht, in ſo fern ſie alsdann einander widerſtehen, und ſich durch die Gegenwürkungen mäſſigen, mithin nicht ganzlich und ſchlechterdings auf die Art, und in dem Grade ſich thätig erweiſen, als wenn die beſonderen Theile voneinander getrennet, rein, und ſich allein ſelbſt gelaſſen ſind: ſo giebt doch die Auflöſung der Theile näher und deutlicher die Gründe zu erkennen, von welchen die Kräfte und Würkungen abhangen, und den Urſprung nehmen, und nach welchen auch die Vermiſchung der Theile beurtheilet werden muß, nur daß dieſe ſodann gegen einander gehalten, und, wie ſie zuſammen geſezt ſich mäſſigen, betrachtet werden müſſen.

Man bringt aus dem Tobake durch eben gemeldete Wege heraus, ein flüchtiges, aus zarten ſogenannten Schwefel- oder Oehl- und Salztheilgen beſtehendes Weſen, das in die Höhe ſteigt, und ſich inſonderheit durch den Geruch, auch Geſchmak zu erkennen giebt, anbei den übrigen Theilen immer in einiger Maſſe anhänget, am meiſten aber in dem Rauche ſich offenbaret; ferner, ein ſubtiles, ſcharfes, ekelhaftiges Waſſer; viel Oehl, ſo theils leicht iſt und oben ſchwimmet, theils ſchwer iſt, zu Boden ſinkt, und ſchwärzlich iſt, ſonſt von beiderley Gattung auf die Haut getröpfelt, ein Brennen erwekt, auch ſtinkt, und widrigen Ekel macht; ziemlich viel ſcharfes bitteres Salz, ſo theils flüchtig, theils feuerveſt; endlich eine bloſſe Erde, welche ſamt einem guten Theile veſtes Salz, auch wohl etwas Oehl, die Aſche ausmacht.

Aus dieſem ſtehet zu ſchlieſſen, daß, wenn der Tobak die heftigen, unordentlichen Bewegungen erregt, ſolches von ſeinen flüchtigen ekelhaften, und der Natur widerwärtigen Theilgen herrührt; wenn er friſt, die Feuchtigkeiten austreibt und troken macht, er dieſes vermöge ſeiner Salze, Erde, auch ſeines ſcharfen Oehls thut; wenn er den Verſtand und die Sinnen betäubt und benebelt, Ruhe bringt, Schlaf macht, die Schmerzen beſänftigt, dieſes von ſeinem flüchtigen ſchwefel- und öhligten Weſen gewürket wird, oder auch von ſeinen Salztheilgen, in ſo fern dieſe die Urſache des Schmerzens heben, zum Beiſpiele, in Zahnſchmerzen, Kopf- und Ohrenwehe die ſtokenden, überflüſſigen Feuchtigkeiten zertheilen, und durch die wieder geöfneten Wege abführen, u. ſ. w.

Das Würkſamſte in dem Tobak iſt demnach der flüchtige Schwefel, das widerwärtige Salz und Oehl. Er kömt in dieſem Stüke viel überein mit dem Hyoſcyamus, Bilſenkraut, Toll- oder Schlafkraut, zu welcher Art von Pflanzen r) er auch wegen unterſchiedlicher ähnlichen Kennzeichen gezählet zu werden pflegt.

Wenn wir nun dieſe Eigenſchaften, Kräfte und Würkungen des Tobaks auf das Gedächtnis anwenden wollen, ſo können wir zum voraus ſicher und mit Fug annehmen, was ich mit mehrern

ſchon

---

r) Man ſehe Joh. Terrentium in den Anmerkungen zu Recchi Theſauro rerum Medicarum Novæ Hiſpaniæ, Lib. V. cap. 51. pag. 175. ſeq.

ſchon ehedem in den nützlichen Sammlungen des Referend. s) möglichſt erwieſen zu haben glaube, nemlich daß zu der Ausübung des Gedächtniſſes, über den geſunden Zuſtand des Gehirns und ſeiner Theile, auch ein gehöriger Vorrath von den zarteſten Feuchtigkeiten im Gehirne zugegen ſeyn, und dieſelben eine ordentliche, ruhige und ungeſtöhrte Bewegung und freyen Umlauf haben und behalten, auch zu dem Ende die Wege und Gänge oder Röhrgen gebührend offen ſeyn und bleiben müſſen. Wenn aber der Tobak, wie wir geſehen, austroknet, die Feuchtigkeiten verzehret, die Verrichtungen derſelben oder ihren Umlauf verwirrt, und unordentlich macht, die Röhrgen drükt und verſtopft, die Handlungen der Sinnen, des Geiſtes, des Verſtandes, hemt, betäubt und vermindert; ſo iſt nichts anders zu erwarten, als daß er in ſo fern dem Gedächtniſſe ſchädlich ſeyn muß: Gleichwie bekannt iſt, daß auch ſonſten die trunken machende Dinge, und diejenigen, welche wider die natürliche Nothwendigkeit den Schlaf bringen, als z. E. das Opium, der Mohnſaft, die ſogenannten Narcotica oder tumm und unempfindlich machende Dinge, das Gedächtnis ſchwächen: und gleich wie mit dem Alter das Gedächtnis ſich vermindert, weil ſodann der Leib und ſeine zärteſten Theile vertroknen, mithin die nöthige Fähigkeit zu den gehörigen Bewegungen verliehren. Bei dem Schnupftobake kömmt noch die Erſchütterung des Hauptes dazu, welche durch das Nieſen gemacht wird, und ebenfalls, wenn ſie oft und ſtark geſchicht, dem Gehirne Schaden zufügen, und die Röhrgen ſamt den Säften in widernatürlichen Zuſtand ſezen kan. Solcher Geſtalt beſtärken die von der Natur des Tobaks und des Leibes, auch von beiderſeitigen Würkungen auf einander hergenommene Gründe dasjenige, was die Erfahrung ſchon mehrmahls, ſo wohl vom Tobak überhaupt t), als inſonderheit vom Schnupftobake u) gewieſen hat, daß nemlich der viele Gebrauch deſſelben dem Gedächtniſſe nachtheilig iſt. Und da die vornehmſte Kraft des Tobaks in einem flüchtigen Weſen beſtehet, das hauptſächlich auf den Geruch würket, wie oben bemerkt worden; ſo folget, daß durch den Schnupftobak, in ſo fern er zunächſt den Geruch berühret und angreift, auch vorzüglich vor andern Arten des Gebrauchs, die Würkungen dieſes Krauts auf das Gehirn und Gedächtnis fortgepflanzt werden. Es haben zwar viele x) behaupten wollen, daß der Rauch und andere Theilgen des Tobaks durch die Gebeine, welche oben in der Naſe das Gehirn mit ſeinen Umſchlägen von den äuſſeren Theilen abſondern, bis zum Gehirne durchdringe, und davon ſichtbare Spuren, namentlich in der Farbe, zurük laſſe. Allein andre y), die zu ſolcher Unterſuchung die Köpfe verblichener, ſtarker Tobaksfreunde geöfnet, haben dieſe Meinung irrig befunden. Es iſt auch zu

---

s) 1754. pag. 159. im VI. Theil.

t) Z. E. Aug. Conr. Schröter von der rothen Ruhr, §. 45. pag. 40. Meiſner im angeführten Werkgen, Sect. III. §. 2. pag. 121.

u) J. H. Cohauſen in Raptu Ecſtatico in montem Parnaſſum, ſ. Satyrico novo in tabaci ſternutorii abuſum, pag. 56.

x) Caſp. Hoffmann de Medicamentis Officinalib. Lib 2. Cap. CXI. pag. 327. §. 30. andre beim Schneider de Catarrhis Lib. 2. Sect. 2. Cap. 2. pag. 264. ſeq. und bei Boneto in Sepulchr. Lib. 4. Sect. 12. Obſ. 1.

y) Thom. Bartholin. Hiſtoriarum Anatomic. Centuria I. Hiſt. 5. Ephemerid. Naturæ Curioſ. Decuria 2. Anno 6. Appendice, Obſervat. 30. pag. 37. ibid. Anno 10. Obſ. 161. pag. 257. Decur. 3. Anno 3. Obſerv. 166. pag. 294. Centuria 10. Obſ. 89. pag. 422. Wolfg. Höfer in Hercule Medico Lib. I. Cap. 5. pag. 43. ſeq. cat.

der Würkung des Tobaks eben nicht nöthig, daß er auf eine ſo grobe Weiſe ins Gehirn dringe: Es kan dieſe Würkung von den empfindenden Nervenſpizen, welche der Tobak und ſeine Ausflüſſe berühren, den zarteſten Säften und dem Gehirne mitgetheilt werden, wie es in andern ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, und die flüchtigſte Theilgen des Tobaks können auch wohl auf eine ſubtilere Art durch die einſaugenden Röhrgen zum Gehirne, wie zu andern Theilen, gelangen.

Die ſchädlichen Würkungen des Tobaks erfolgen aber alsdann nur, wenn der Körper und das Gehirn ſo beſchaffen ſind, daß ſie jene Würkungen annehmen können, das iſt, wenn der Leib keine überflüſſige ſtokende Feuchtigkeiten beſizt, wenn er von hiziger Natur iſt, wenn die Munter- und Wachſamkeit nicht über die natürliche Nothdurft währet, wenn die Perſon des Tobaks ungewohnt iſt, und was dergleichen Umſtände mehr ſind. Wenn aber der Körper ſich in einem gegenſeitigen Zuſtande befindet, ſo kan der Gebrauch des Tobaks vielmehr nüzlich und heilſam ſeyn, er mag zum Rauchen, oder Schnupfen, oder auf andere Weiſe genommen werden. Hieraus begreifet man überhaupt, warum, und in was für Umſtänden, der Tobak bisweilen dem Leib wohl, bisweilen übel bekömmt? einmal Krankheiten und Gebrechen hebt, ein andermal ſelbige anrichtet? Alſo würkt der Tobak den Schwindel, wie oben in Beiſpielen gezeigt worden iſt: hingegen jene adeliche Frau z) curirte ſich allein durch Tobakrauchen von einem ſehr argen Schwindel, wider welchen ſonſt viele andre Mittel vergebens gebraucht waren. Der Tobak macht trunken. Er vertreibt a) aber auch die Trunkenheit. Er macht Gichter: und man hat b) dieſe auch damit curirt. Er macht blöde Augen c), oder gar blind, und doch benimmt d) er die Dunkelheit des Geſichts, und bringt das verlohrne Geſicht wieder e). Er macht taub f), und gleichwohl hat man dadurch das Gehör wieder erlangt g), und ſo in viel mehreren Fällen, welches weiter auszuführen, hier nicht der Ort iſt. Nur ſiehet man auch daraus, daß, wenn der Tobak Schaden anrichtet, ſolches nicht ſowohl dem Tobake zuzuſchreiben iſt, als vielmehr ſeinem unrechten und unmäſſigen Gebrauche.

II.

Die andere Frage war: Iſt es wahr, was uns die Engeländer gemeldet, daß in dem Tobakskraute ein ſubtiler ſtarker Gift ſteket?

Dieſe Meinung vom Gift im Tobak haben vor dieſem ſchon mehrere vorgebracht. Joh. Baptiſt von Helmont h) will, daß der Tobak ein gewiſſes Gift in ſich halte, das trunken mache: oder ein heimliches Gift, daß ſich überall langſam einſchleiche, die Lebenskräfte niederwerfe, und dem langen Leben einen Riegel vorſchiebe. Peter Borelli i) hatte beobachtet, daß jemand durch den niedergeſchluk-ten

---

z) Commercium Litterarium Medicum Norimberg. Anno 1737. pag. 27. ſeq.

a) Joh. Chryſoſtom Magnenus de Tabaco, Exercitatione 6. §. 7.

b) Laz. Riverius Centur. 2. Obſervat. 60. Ephemer. Nat. Curioſ. Decur. 2. Anno 3. Obſ. 51.

c) Schröter von der rothen Ruhr, §. 45. S. 40.

d) Eberh. Gockel. Conſil. & Obſerv. Med. 41. in 8.

e) Vom Schnupftobak Acta Hafnienſ. Vol. I. pag. 50. ſeq. Thom. Bartholin. Centur. 3. Epiſt. 66. & Centur. 4. Epiſt. I.

f) Wagner. in Ephemerid. Nat. Curioſor. Decur. 2. Anno 9. Obſervat. 26.

g) Roderic. a Fonſeca Tomo I. Conſultat. 13.

h) Tract. de Lithiaſi, cap. 9. num. 86. und im Tractatu Mortis Occaſiones, pag. 453. ſeq. Operum Edit Lugdun. 1667. fol.

i) Centur. 4. Obſervat. 31.

ten Tobaksrauch ſich die Gelbſucht über den Hals gezogen, auch daß die Fliegen von dem Rauche ſterben: er ſezt hinzu, dieſes zeige, daß etwas giftiges im Tobake verborgen ſey. Fr. Oswald Grembs k) Georg Thompſon, und viele andere behaupten, das ſchwefelichte, die Sinnen betäubende Weſen, welches man vom Tobake ſpüret, ſey ein würkliches Gift. Endlich erzählt der Herr von Prade l) daß eine gewiſſe Quinteſſenz vom Tobak nach Paris von Florenz geſandt worden, von welcher nur ein einziger Tropfen, wenn er in eine gemachte Wunde gegoſſen worden, das Thier von Stund an getödtet hätte, mithin für ein ſehr ſtarkes Gift erklärt worden wäre.

Aus allem dieſem folget ſo viel, daß der Tobak in ſeinem natürlichen Zuſtande ſtarke Kräfte beſizt, die in gewiſſen Fällen und unziemlichen Gebrauche der Geſundheit groſſen Schaden thun können, wie dieſes im erſten Theile der gegenwärtigen Schrift durch ſattſame Beiſpiele dargethan iſt: zum andern, daß durch die künſtliche Zubereitung, oder Trennung und Veränderung der weſentlichen Theilgen des Tobaks, wol ein Gift wenigſtens für gewiſſe Thiere, heraus gebracht werden könne. Allein, was einer Art Thieren ein Gift iſt, das iſt nicht allemal auch den übrigen Thieren, und noch weniger dem Menſchen, ein Gift. Ferner, obſchon aus dem Tobak eine giftige Quinteſſenz bereitet werden kan; ſo würde man doch einen gewaltigen und unrichtigen Sprung im Schlieſſen begehen, wenn man daraus folgern wollte, daß in dem Tobake, ſo wie er natürlich, ohne Zerſtöhrung des weſentlichen Zuſammenhangs ſeiner Theile, iſt und gebraucht wird, ein würkliches Gift ſteke: eben ſo wie man nicht ſagen kan, daß der Vitriol oder Salpeter ſelbſt ein Gift ſey, weil aus ihnen das Scheidewaſſer bereitet wird. Wenn endlich einige in dem natürlichen Tobake deswegen ein würkliches Gift annehmen, weil er gleichſam berauſchet macht, die Sinnen betäubt, Krankheit anſtiftet, u. ſ. w. ſo kan man ihnen zwar nicht verwehren, den Begrif vom Gifte ſo weit auszudehnen, als ihnen beliebig iſt: Doch müſſen ſie gleichfalls erlauben, daß andre nur dasjenige für ein würkliches oder eigentliches Gift halten, was in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit das Leben des Menſchen ſofort zu zerſtöhren vermögend iſt, falls ihm kein Einhalt durch kräftige Gegenmittel geſchicht. Ein Mehrers hievon iſt bereits in dem Referendario abgehandelt worden: Zumal in einer Satyre vom Tobakrauchen pag. 210. im VI. Theil; und pag. 307. des VIII. Theils; Und vom Schnupfen, deſſen Nuzen und Schaden, nebſt einigen Formeln, wie ſolcher zuzubereiten für mancherlei Augen- Ohren- und andern Krankheiten, pag. 159. des VI. Theils.

---

k) In Arbore integra & ruinoſa hominis, Lib. 3. Cap. I. §. 40.

l) Hiſtoire du Tabac, à Paris 1677. 12. p. 21.

Schädlichkeit der Bleiglaſuren.

Seit einigen Jahren iſt ein lebhafter Streit über die Schädlichkeit der kupfernen Gefäſſe geführet worden. Einige haben ſie verurtheilt, andere entſchuldiget. Mir deucht, die erſteren behalten mit gewiſſen Einſchränkungen immer mehr Recht. Mir fällt eben eine Anmerkung eines engliſchen Arztes D. Linds in die Augen, die ich herſezen will. "Ich kenne eine Geſellſchaft von zwölf Perſonen, ſchreibt er, die kaum dem Tode entgangen, weil ſie mäſſig von einem Weine trunken, der mit einem kupfernen Heber vom Faſſe gezogen war. Wohl zu merken: der Heber war einige Zeit vorher im Weine ſtehen geblieben. Alles Saure, ja ſelbſt Waſſer, wenn es lange in einem kupfernen Gefäſſe ſtehet,

"löſet ſo viel von dieſem Metalle auf, als
"zureichend iſt, der Geſundheit zu ſchaden.

Das Blei hat man länger wegen ſeiner arſenicaliſchen Theile in Verdacht gehabt, und gewuſt daß beinahe alle Salze, beſonders die ſauren, in daſſelbige dringen, und es zerfreſſen. Man hat ſich daher gehütet, Eſſig, Wein und dergleichen in bleiernen Gefäſſen aufzubewahren. Jeder Copiſt weis aus der Erfahrung, daß ſeine Dinte in bleiernen Dintenfäſſern ihre Schwärze behält, und daß er dieſe erſt mit Harz oder Colophonio ausgieſſen mus, wenn ſeine Dinte nicht bleich werden ſoll; ohnerachtet er vielleicht nicht weis, daß die in der Dinte befindliche Säure des Vitriols und Alauns das Blei auflöſe, und ſich dadurch ſelbſt zernichte.

Dem ohngeachtet hat man bisher die mit Blei glaſurten irdenen Gefaſſe nur mehr als zu gutherzig für unſchuldig gehalten, und vielleicht geglaubt, daß das in Glas verwandelte Blei zu dicht geworden, als daß es aufgelöſet werden könte. Niemand macht ſich ein Bedenken, in dergleichen glaſurten Gefäſſen und Töpfen allerlei Früchte mit Eſſig und Salz einzumachen. Weil ich vorher der bleiernen Dintenfäſſer gedacht habe, will ich auch eine bekante Cautel beim Dintenmachen hinzuſezen, die auch die Glaſur ſchon längſt in Anſehung der ſauren Salze hätte verdächtig machen können. In allen Anweiſungen zum Dintenmachen findet man die Vorſchrift: man ſolle kein glaſurtes Gefäs dazu nehmen. Die Erfahrung giebts, daß die Dinte in denſelben nicht leicht ſchwarz werden will, bis die Gefäſſe alt geworden ſind. Die Urſache iſt, weil der Vitriol und Alaun der Dinte die Glaſur auflöſet, bis ſie ſich ganz verzehrt hat, und als ein Pulver am Boden liegt.

Die Bleiglaſur iſt ſo loker, daß alle ſauren Salze, beſonders heiſſer Weineſſig, Zittereſſig, Wein ꝛc. ſie leicht zerſtören, und in den ſchädlichen Bleizuker verwandeln. Dies geht ſo weit, daß ſogar die glaſurten irdenen Milchgefäſſe, worinn dike oder ſaure Milch aufbehalten wird, mit der Zeit zerfreſſen werden. Bei den glaſurten Töpfen, worinn ſaure Sachen gekocht oder aufbewahrt werden, ſieht man dies noch deutlicher.

Dieſe Auflöſung der Bleiglaſur hat wegen des darinn enthaltenen Arſenics eins der feinſten, langſamſten und ſchleichendſten Gifte. Und es iſt um ſo viel gefährlicher und tükiſcher, je weniger es ſich durch den Geruch oder Geſchmak verräth: wodurch man doch noch wenigſtens das Gift des Kupfers entdeken kan. Wie viel wagen wir alſo, wenn wir ſo zuverſichtlich in ſolchen Gefäſſen ſauer Fleiſch einkochen, oder Gurken, Kirſchen, und andere Früchte mit Eſſig verwahren.

Ich will zur Erläuterung deſſen, was bisher geſagt worden, das hinzu fügen, was Herr Lind, deſſen ich oben gedacht, vor ein paar Jahren davon angemerket hat:

"Ich bekam neulich, ſchreibt er, von einem Herrn in London folgende Nachricht:
"Vor kurzer Zeit wolte ich einen Extract
"von Citronen machen. Ich drükte alſo
"den Saft von tauſend Citronen in ein
"groſſes glaſurtes irdenes Gefäs, und
"lies ihn zween Tage ſtehen. Darauf goß
"ich den klar gewordenen Saft in ein an-
"ders flaches glaſurtes irdenes Gefäs,
"und ſezte es auf einen Topf mit kochen-
"dem Waſſer, daß der Saft abdampfen
"ſollte. Während dieſer Abrauchung
"zeigte ſich eine Menge Bodenſaz von etli-
"chen Unzen. Ich unterſuchte ihn und
"fand, daß es Bleizuker oder das Salz
"von Blei wäre: Ich gos darauf den übri-
"gen Theil des Citronenſaftes aus dem er-
"ſten irdenem Gefäſſe, das nicht auf dem
"Feuer geweſen war, und erſtaunte, als
"ich die Wände und den Boden deſſelben
"mit einem ſtarken Vorrath von eben dem
"Bleizuker bedekt fand.

Die Glaſur von allen gewöhnlichen Töpfen von brauner oder ſchwarzer Farbe, iſt entweder von Blei oder Bleierz.

Iſt ſie ſchwarz, ſo beſteht ſie aus Bleierz und einem kleinem Theile Eiſenſtein. Iſt ſie gelb, ſo iſt etwas weiſſer Thon zum Blei gemiſchet. Die Farbe der gewöhnlichen Töpferarbeit iſt roth. Denn die Gefäſſe werden aus demſelben Thon gemacht, wovon Ziegel gebrennet werden. Er wird immer im baken roth. Dieſe Gefäſſe ſind ſo loker, daß ſie von allen ſauren und Laugen-Salzen durchdrungen werden, und alſo untüchtig ſind, ſalzige Sachen aufzubewahren. Sie taugen nicht, ob ſie gleich nur gar zu oft dazu gebraucht werden, ſaure Früchte oder mit Eſſig eingekochtes Fleiſch darin aufzubehalten. Ich habe bemerkt, daß die Glaſur ſolcher Töpfe ſehr zerfreſſen war, wenn Bohnen mit gekochten Eſſig einige Zeit darinn geſtanden hatten. Wenn ich den Eſſig abrauchen lies, fand ſich eine Menge von Bleizuker. Ein ſicheres Merkmahl gewahr zu werden, ob Eſſig oder eine andere Säure einen Theil der Glaſur aufgelöſet habe, iſt, wenn die Säure matt wird, nachdem ſie einige Zeit geſtanden, oder wenn ſie ihre Schärfe verliert, und einen ſüslichen Geſchmak bekomt. Alsdenn mus man die darinn eingemachten Sachen als ſchädlich wegwerfen.

Die beſten Gefäſſe, ſaure Speiſen oder Früchte zu erhalten, ſind von Porzellain. Die Subſtanz deſſelben iſt ſo feſt, daß kein Salz in ſie dringen kan. Diejenige Glaſur, die von Porzellain gemacht wird, iſt gleichfalls ſo dicht, daß keine Säure einige Würkung darauf thun kan. Ich verſtehe den chineſiſchen Porzellain. Denn einige Europäiſche Porzellaine ſind gewis mit einem feinen Bleiglaſe überzogen.

Man hat auch Steintöpfe, die ſich von der Hize des Ofens ſelbſt glaſuren. Das Holz, womit ſie gebrant werden, hat vermöge ſeines Laugenſalzes allemal die Würkung, daß es, wenn der Ofen recht heis iſt, die Oberfläche aller Thonarten verglaſet. Dergleichen Steintöpfe ſind ebenfalls unſchädlich.

Betrachtung,
Von der Eitelkeit im Kleidertragen.

Ich habe vor einigen Jahren in dieſen Blättern die ſo vielerlei Beſchwerden und Krankheiten in Betrachtung gezogen, die viele durch gewiſſe Kleidungen und verzweifelte Mode-Sucht, (a) ſich ihrem Leibe zuziehen. Durch die jezige moraliſche Betrachtung werde ich beweiſen, die mancherlei Thorheiten, und den vielfaltigen Schaden, welche viele durch einen übertriebenen Kleiderpracht zu begehen pflegen. Wenn der Zwek der Kleidung, wie uns dieſes denn die Schrift verſichert, kein anderer geweſen iſt, als die Blöſe zu deken, ſo ſcheinet dieſes, wenn man nach unſern Frauenzimmer davon urtheilen ſoll, jezt gar nicht die Abſicht zu ſeyn, die man durch die Kleidung zu erhalten ſuchet. Sie ſolten bedenken, daß die Kleider nicht eine Würkung des Hochmuths, ſondern der Sünde ſind. Weil die Schamhaftigkeit der Urſprung der Kleidung iſt, ſo mus ſie beſcheiden ſeyn; und alle Moden, die gegen dieſe Regel verſtoſſen, ſind ſträflich. Dieſe Moden dienen zu nichts, als die ſchimpfliche Leidenſchaft derer, die ihre Sklaven ſind, zu offenbaren, und eben dieſes ſchleichende und tödliche Gift denen Zuſchauern beizubringen.

Eine Abſicht der Kleidung war es vormals, die Perſonen von unterſchiedenen Ständen zu unterſcheiden, und die Römer beobachteten dieſen Unterſchied ſehr genau. Unſer Erlöſer ſelbſt ſagt uns, daß prächtige Kleider denen zukommen, die in den Häuſern der Könige ſind. Männer und Frauen ſollten mit den Arten von Kleidungen zufrieden ſeyn, die ihrem Geſchlecht

---

(a) Siehe anatomiſche Betrachtungen über Beſchwerden und Krankheiten, die man ſich durch gewiſſe Kleidungen des Leibes zuziehet, pag. 69. des Referendarii 3ten Theils.

ſchlecht und ihrem Stande gemäs ſind, ohne es darin Perſonen von einem höhern Range gleich, oder wohl gar zuvor zu thun, und bei ihres gleichen Eiferſucht zu erwecken. Was findet man jezt wohl für einen Unterſchied der Kleidung eines Bürgers und eines Hof-Cavaliers, eines Schneiders und eines Edelmanns, eines Kammerdieners und ſeines Herren? Oft ſieht man das Kam̃ermädgen für die gnädige Frau, und den Diener für den Herren an. Das allgemeine Verderben des menſchlichen Verſtandes äuſſert ſich eben ſo ſehr bei dieſem Misbrauch, als bei irgend einem andern. Die wenige Sorge, die man trägt, den Wohlſtand und die Ordnung zu beobachten, und die Verwirrung, die man bei dem Range wahrnim̃t, ſind Kennzeichen der Verachtung, mit der man andere anſieht, und die Urſachen, daß die Menſchen es an der Ehrerbietung fehlen laſſen, die Niedrige den Höhern ſchuldig ſind.

Die Kleider geben keinem, er ſey wer er wolle, ein wahres Verdienſt. Es iſt daher eben ſo thörigt als ſträflich, ſeine Zeit und ſeine Gedanken dem Puze zu verſchwenden. Die Schönheit braucht keinen Schmuk, und die Häslichkeit verlangt keinen, als den, wornach wir alle trachten ſollen, ein mit Menſchenliebe, Sanftmuth und Gefälligkeit erfülltes Herz. Die Schönheit der Seele reizet weit mehr, als die Schönheit des Körpers; aber unter allen Schönheiten der Seele iſt keine reizender, als die Tugend.

Die Jugend iſt ſehr geneigt dazu, in Anſehung der Kleidung auf einen irrigen Weg zu gerathen. Die Eitelkeit entſpringt aus der Leichtſinnigkeit, und junge Perſonen, ſonderlich unter dem ſchönen Geſchlecht, haben in Anſehung deſſen ein Gegengewicht nöthig. Sie haben ein natürliches und heftiges Verlangen, zu gefallen. Der Weg, der die Männer zur Ehre und zum Anſehen führet, iſt ihnen verſchloſſen; ſie ſuchen alſo durch die äuſſerlichen Annehmlichkeiten ſich für dieſen Verluſt zu bezahlen. Daher komt es, daß die Farbe eines Bandes, die Lage einer Loke, eine zu hoch oder zu niedrig gelegte Muſche, für ſie Sachen von der gröſten Wichtigkeit ſind. Man treibt die Ausſchweifung in dieſem Stüke ſo weit, daß man mit unſeren Einheimiſchen Moden nicht zufrieden iſt, und daß man eine thörigte Leidenſchaft für die auswärtigen heget. So verbindet man mit der Liebe zum Puz noch die Liebe zu neuen Veränderungen. Durch dieſes Mittel bezaubert man die ſchwachen Geiſter, man erfüllet ſie dadurch mit Stolz und Thorheit, und raubet ihnen alles, was ſie noch Gutes an ſich haben, und erſtiket in ihnen die Saamen der Religion und Tugend. Es ſind Staaten, wo man die Klugheit gehabt hat, gewiſſe Verordnungen, in Abſicht auf die Kleidung, Zierath, Gaſtereien einzuführen. Die Römer gaben Geſeze, die Verſchwendung bei den Gaſtmahlen, die durch die üppige Pracht, welche die Eroberung des Orients in Rom eingeführet hatte, Einhalt zu thun. Allein, dieſe Geſeze blieben ohne Wirkung. Wenn die Vernunft die Menſchen nicht dahin bringen kan, ihrer Geſundheit und ihres Vermögens zu ſchonen, ſo werden die Geſeze dagegen von keiner Kraft ſeyn; Und Krankheit und Armuth werden die einzige Gegenmittel hierwieder ſeyn können. Wie höchſt verderblich dieſe Ueppigkeit und Pracht vielen Geſchlechtern ſey, iſt eine Sache, die gar zu bekant iſt, als daß ſie noch eines Beweiſes bedürfte. Das Unglük und der Fall groſſer Häuſer zieht ein Verderben in den Sitten nach ſich, auf welches unfehlbar der Fall und Umſturz vieler andern folgen mus.

Dieſe Eitelkeit zeuget, bei Leuten von niedriger Herkunft, eine unerſättliche Begierde nach Gewinn und Verdienſt, und machet daß ſie alle Mittel ergreifen, dieſer Leidenſchaft ein Genügen zu leiſten. Von der andern Seiten, ſezen Leute vom Stande ſich ſo tief in Schulden, daß ſie nicht nur ihre Güter verpfänden, ſondern ſo gar, um ihre Verſchwendung fort ſezen zu können, tauſend Niederträchtigkeiten begehen, vor denen ein ſchlechter, aber ehrlicher, Mann ſich ſchämen würde. Die Moden ſind die vornehmſten Quellen der Ueppigkeit und der Pracht. Dieſe müſſen ſich ſo wohl in der Kleidung als Hausgeräthe nach dem Eigenſinn eines Schneiders, oder eines andern Phantaſten, der gleichſam das Regiment darüber führet, verändern. Dieſe Unbeſtändigkeit iſt Urſache, daß man an den Sachen, die man losſchlagen mus, ein Anſehnliches verliehret, und daß man diejenige übermaſſig theuer bezahlen mus, die man ſich anzuſchaffen genöthiget wird. Man wird unfehlbar ſo wohl von dem Käufer als Verkäufer betrogen, die verſchlagen genug ſeyn werden, daß ſie ſich die neuen Moden theuer genug bezahlen laſſen. So finden die Gemüther nur Vergnügen an einer verderblichen Abwechſelung, ſo verbannet man aus den Sitten das Ernſthafte, Einfältige und Natürliche, und ſezet an deſſen Stelle Leichtſinn und Thorheit.

Rechtſchaffene Perſonen von beiden Geſchlechtern ſollten lernen, daß die wahre Ehre nur durch eine kluge Aufführung erworben wird, und das Vernunft und Tugend dem Golde und denen Diamanten weit vorzuziehen iſt. Tugend und Schönheit, wenn ſie mit einander vereiniget ſind, haben groſſe Vorzüge vor der Tugend, wenn ſie allein und ohne Schmuk iſt; allein wenn ſie alsdenn nicht ſo viel Anſehen machet, ſo iſt ſie auch den Verſuchungen weniger ausgeſezet, und dis iſt ein dauerhaftes und beſtändiges Guth. Die Schönheit verwelket und verliehret ihre Kraft; allein die Tugend glänzet beſtändig, ohne jemahls etwas von ihrem Glanz zu verliehren. Die Schönheit verurſachet täglich Marter und Unruhen; Die Tugend iſt ſtets ruhig und heiter. Unterdeſſen wird doch die Schönheit allemal ihre Vertheidiger finden, und ſie wird ihre Sache ſo gut zu vertheidigen wiſſen, daß, ſo viel Eifer wir auch für die Vortheile der Tugend bezeigen, wir doch die Vortheile der Schönheit nicht ganz aus der Acht laſſen, ſondern nur die Wiederwärtigkeiten ſogleich vorſtellen müſſen, die man ſich zuziehet, wenn man ſich ihret halben erhebet, und ſie in ſeinem Herzen vergöttert. Die Schönheit wirket nicht weniger auf den Verſtand, als auf das Geſicht; es iſt beſſer, ſie zur Freundin der Tugend zu machen, als daß ſie ihre Feindin ſey. = = =

Je ſiegender eine Schönheit iſt, je mehr iſt ſie in Gefahr, beſieget zu werden. Was von vielen geliebet wird, iſt ſchwer zu verwahren. Das Herz kan dem Angrif vieler offenbahren Feinden widerſtehen; allein unterdeſſen, das es ſich gegen dieſe vertheidiget, wird es von einem verborgenen Feind überrumpelt. Wie kan man ſicher bei dem Beſiz einer Sache ſeyn, wornach ein jeder begierigſt trachtet.

Die Schönheit ohne Verſtand und Tugend, loket nur Thoren an ſich; ein Frauenzimmer mus Klugheit gebrauchen, wenn ſie ſich glüklich verheirathen will. So wenig ihre eigene Schönheit ſie hat klüger gemacht, eben ſo wenig wird ſie dadurch glüklicher werden, wenn ihre Wahl auf einen ungehirnten Menſchen fällt. Der gröſte Glanz der Jugend verlieret ſeine Stärke, wenn man ihn zu ofte und zu nahe ſiehet. Der Beſiz hat andere Augen, als das Verlangen, und die Schönheit wird aus einem Phantaſten keinen vernünftigen Ehemann, und aus einer Thorinn keine gute Frau machen. Nur die Klugheit ſtillet die Hize eines eigenſinnigen Kopfes, den eher eine vernünftige und gefällige Begegnung, als die Schönheit, wieder zu rechte bringet.

Eine übertriebene Sorgfalt in Kleidung erreichet niemahls den Zwek, den ſie ſich vorgeſezet hat; ſie erweket vielmehr Verachtung als Bewunderung. Die Nachläſſigkeit in derſelben, iſt in der andern Seite ein Fehler, der eben ſo unleidentlich iſt.

Die Nettigkeit, das Ebenmaas und der Wohlſtand in der Kleidung ſind allezeit Dinge, die verdienen angeprieſen zu werden. Die Tugend ſelbſt wird widrig, wenn die Unſauberkeit ſie begleitet; und wenn Frauenzimmer gar keine Sorgfalt auf ſich wenden, ſo werden ſie finden, daß auch andere ſich nicht um ſie bekümmern werden. Nur das Ubermäſſige iſt ein Fehler. Man trage Sorge für ſeine Perſon, allein man trage auch Sorge für ſeinen Geiſt, und man treibe die Thorheit nicht ſo weit, daß man ein Stuzer, oder eine Buhlerinn wird, nach der Mode. Die Mode will allezeit auf das Vollkommene ziehlen; allein ſie findet es ſehr ſelten, und bleibt nicht da ſtehen, wo ſie ſtehen bleiben ſollte. Sie macht ſtets Veränderungen, und niemahls erreicht ſie die Vollkommenheit. Welche Arbeit kan unnüzer ſeyn als dieſe? Mus man nicht ſchlüſſen, daß es die gröſte Thorheit auf der Welt iſt, ſich ihr zu unterwerfen? Aendren, um ſtets wieder zu ändern, heiſt, ſich dem Geſez einer wunderlichen Phantaſie unterthan machen. Und Leute, die Sclaven der Mode ſind, werden gewis auch in andern Stüken ein wunderliches Betragen an den Tag legen.

Es iſt keine Mode insbeſondere, die verbotten ſeyn könnte, als eine Sache, die nothwendig eine Urſache der Eitelkeit und des Leichtſinns ſeyn müſſe; Denn es iſt nicht dieſe oder jene Mode insbeſondere, die zu dieſen Fehlern Gelegenheit giebet. Eine jede veränderte Kleidung bringt eben dieſe Veränderung hervor, wenn ſie im Schwange kommt. Es iſt eine Thorheit, ſich einzubilden, daß dieſe oder jene Mode die Schönſte ſey, die jemahls geweſen iſt. Sie dienen alle dem Stolze des Menſchen auf eine gleiche Art. Aller Stolz in der Kleidung entſpringet aus der Meinung, die wir haben, daß alles, was wir tragen, recht nach der Mode iſt, und uns wohl kleidet. Alſo ſind faſt alle Moden gleich gefährlich. Die eine wird ſo gut als die andere die Einbildung ſchwacher und leichtſinniger Gemüther aufblähen. Wenn wir finden, daß eine gewiſſe Art von Kleidung unſern Stolz rege machet, und daß es ein Mittel uns zu demüthigen ſey, wenn wir dieſelbige nicht tragen, ſo iſt es unſere Pflicht ihr gänzlich zu entſagen, und eine andere an ihrer ſtatt zu wählen. Die groſſen Vollkommenheiten des Leibes und des Geiſtes können uns nicht rechtfertigen, wenn wir uns hohe Begriffe von uns ſelbſt machen, und gegen andere Verachtung bliken laſſen. Vielweniger mus ein artiges und wohlgewähltes Kleid dieſe Wirkung bei uns hervor bringen. Dieſe Schönheit iſt nicht unſer eigen. Die Erde, das Meer, die Vögel, die Thiere, und kleine verächtliche Würmer ſind es, die ſie uns leihen; und ſie dienet nur dazu, das Ungeſtalte und Unvollkommene an uns zu bedeken.

Man mus Tugend und Verdienſte ſehr wenig achten, wenn man ſich einbilden kan, daß nichtige Kleider im Stande ſind, uns mehr Ehre und Achtung zu erwerben; und wenn man ſich Verachtung, ja gar Troz und Grobheiten gegen diejenigen erlaubet, die ſich in ſolcher Kleidung nicht zeigen können, und die man, wenn ihre Kleidung nur in etwas beſſeres Anſehen hatten, haſſen und beneiden würde. Nicht, als wenn alle Sorgfalt, in Abſicht auf die Kleidung, ſträflich, und es etwas Böſes und unerlaubtes wäre, zu überlegen, ob dieſes oder jenes ſich nicht beſſer, als eine andere Sache, für uns ſchike. Alles, was böſe bei dieſer Sache iſt, iſt die Uebermaaſe, und dieſes, daß wir eine höhere Meinung von uns, und eine ſchlechtere Meinung von andern haben, als wie bei Gelegenheit einer ſolchen nichtsbedeutenden Sache haben ſollten. Nur Thoren können ſich dieſe leere Einbildung von Ehre und

Vorzug in den Kopf ſezen; eine Einbildung, die nichts als die ſchändliche Furcht einer kläglichen Verblendung iſt, und die uns verhindert, unſere Augen auf andere Gegenſtände zu richten, die wichtiger und unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſind. Alle Lobeserhebungen, die gegen ein ſchönes und reiches Kleid verſchwendet werden, machen nur ſchwache Köpfe ſtolz, und ſind in der That nichts als Unwahrheiten, die durchgehends ein ſo groſſer Neid begleitet, daß ſie denen, die ſie empfangen, nichts weniger als vortheilhaft ſind. Lobet man euch wegen der Schönheit, und Pracht eurer Kleidung, ſo könnt ihr verſichert ſeyn, daß man euch in eurer Abweſendheit entweder wegen eurer ſchlechten Wahl, oder wegen eurer ſchlechten Miene tadeln wird.

Es wird den Schönen ſauer, einer andern ihres Geſchlechtes Vorzüge zuzuſehen, die ſie nicht ſelbſt in eben der Vollkommenheit beſizen. Um dem Glanz einer natürlichen Schönheit zu erheben, iſt ein leichter und unſchuldiger Weeg, der einnimmt und gefält, ohne uns in Gefahr zu ſezen, in Abſicht auf äuſſerliche Zierrathen, auf Thorheit und Ausſchweifung zu verfallen. So ſehr man auch das Alter und die Häslichkeit ſchmüket und puzet, ſo wird man ihr doch niemahls die Züge der Jugend und der Schönheit geben können; Da im Gegentheil Perſonen, denen die Natur günſtig geweſen iſt, eine jede wohlanſtändige Kleidung ſehr gut läßt. Schon dieſe Betrachtung müſſe von Frauenzimmer von groſſem Gewichte ſeyn, wenn gleich die andere, die ernſthafter iſt, auf ihre Gemüther keinen Eindruk machten; nemlich daß ſie auf eine bedaurungswürdige Art verblendet ſind, weil die Schönheit die der Zwek ihres Puzes iſt, wenn ſie dieſelbe auch gleich erreichten, nicht von einem ſo groſſen Werthe ſey. Sie iſt oft nur eine Misgeburt der Einbildung die auf eine ſonderbare Art entſtehet, und ſich ernähret, und tauſend Zufällen können ihr leicht den Untergang bringen.

Diejenige die bei ihrer Kleidung und bei ihrem Puze keine andere Abſicht haben, als den Augen der Leute zugefallen, und ſich deren Neigung und Gewogenheit zu erwerben, können ſich dieſer allgemeinen Regel bedienen: daß eine Sache, die man ſich vorſezt, allezeit ihrer Natur nach, mehr oder weniger unſchuldig iſt, ſie mag für eine Würkung hervor bringen welche ſie wolle. Wenn den Augen der Leute zu gefallen eine Sache iſt, die an ſich ſelbſt gut, oder böſe, oder gleichgültig iſt; ſo wird auch die Abſicht zu gefallen, die man haben wird, gleichfalls gut, böſe, oder gleichgültig ſeyn, ſie mag ihre Würkung haben oder nicht. Um alſo zu wiſſen, was man für einer Regel bei der Kleidung zu folgen habe, darf man ſich nur ſelbſt fragen: warum man eine ſolche Reizung zu haben wünſche? Zu welchem Gebrauche die Bewunderung, die man ſuchet, dienen ſoll? Nachdem alsdann der Zwek, den man ſich vorſezet, gut oder böſe ſeyn wird, nachdem wird auch die Kleidung mehr oder weniger unſchuldig ſeyn.

Einige unter den alten Chriſten als Tertullian, und andere, ſcheinen den verheiratheten Frauenzimmern mehr Freiheit in ihrer Kleidung zu geben, als den unverheiratheten. Allein ſie ſezen gleich dieſe Einſchränkung hinzu, daß dieſes nur als denn ſtatt habe, wenn ſie kein ander Mittel finden, ihre Männer in den Gränzen ihrer Pflicht zu halten. Sie nehmen auch daher Gelegenheit, den Männern ihre Thorheit und Unbeſonnenheit vorzuhalten, daß ſie mehr auf den äuſſerlichen Puz ſehen, als auf Tugend und andere gute Eigenſchaften, die der wahre und einzige Schmuk des ſchönen Geſchlechtes ſind. Ja ſie ſchränken dieſe Sache ſo ſehr ein, daß ſie wollen, die Frauen ſollen nur blos in den Augen ihrer Männer ſchöner als gewöhnlich ſcheinen. Hieraus kan man die Abſicht leicht begreifen; allein wer wird für den Erfolg gut ſeyn? Kan es nicht bei andern Männern eben die Wirkung haben, als bei den ihrigen? So vernünftig und unſchuldig auch dieſe Abſicht zu ſeyn ſcheinet, ſo iſt doch viele Unvorſichtigkeit und Gefahr dabei, ſich eines ſolchen Mittels zu deren Erreichung zu bedienen. Dieſe Anlokungen ſind nicht ſtark genug, leichtſinnige und flatterhafte Männer in ihrer Pflicht zu halten; und der Puz einer Frau, der in dem Gemüthe eines Manns keine Würkung thut, kan andern ein geheimes und tödliches Gift ſeyn. Wenn man alſo auch gleich verheiratheten Frauenzimmer mehr Freiheit in der Kleidung, um ihren Männern zu gefallen, zuſtünde; ſo iſt ihnen doch, da ſie auch mit andern leben und umgehen müſſen, ſo wohl als andern gefährlich, ſolche Kleidungen zu tragen, die ihrer Beſchaffenheit nach, etwas anſtekendes an ſich haben, und andere leicht in Verſuchung führen können, ob ſie gleich keine ſchlimme Abſicht dabei gehabt haben.

Ob man ſich alſo gleich bei einer Kleidung oder Mode nichts vorſezet, das auf etwas Böſes oder Unbeſcheidenes abzielet; ſo iſt doch, wenn dieſe Sache natürlicher Weiſe zu einer ſolchen Abſicht dienet, wenn ſie leichtſinnige Gemüther leicht verführet, wenn ſie die Einbildungskraft erhizet und verdirbet, und wenn ſie in Gemüthern, die nicht die ordentlichſte ſind, unreine Vorſtellungen erweken, ſo iſt, ſage ich, kein Zweifel, daß ein ſolche Kleidung und eine ſolche Mode nicht erlaubet ſey, und daß man ihr entſagen müſſe.

Weder die groſe Zahl, noch der Stand derer, die ſie tragen, noch die Gewonnheit, können uns hier entſchuldigen. Es hilft nichts zu ſagen, daß man an nichts böſes denke, und es iſt nicht genug, daß man kein böſes Vorhaben zur Abſicht habe; man mus noch mehr thun, man mus auch keine gegründete Gelegenheit zur Verſuchung geben. Ob gleich andere dieſe Gelegenheit nicht ſo anſähen, als wenn ſie ihnen mit Fleis wäre gegeben worden; ſo kan man doch, wann das Herz eines Menſchen ſo verkehrt und verdorben iſt, daß er böſe Gelegenheit leicht und natürlicher Weiſe ergreifet, dieſelbe ſo anſehen, als ob ſie ihm wäre gegeben worden. Es iſt wahr, der, welcher eine ſolche Gelegenheit, die man nicht die Abſicht hatte, ihm zu geben, ergreifet, iſt ſträflich, und wird auch dafür ſeine Strafe leiden; allein es iſt auch wahr, daß die Perſon, die dieſe Gelegenheit, wodurch ein anderer kan verſuchet werden, veranlaſſet, eben ſo viel Tadel, und nicht weniger Strafe verdienet.

Dieſe Betrachtungen ſind mehr als zulänglich, Perſonen von beiden Geſchlechtern aufmerkſam zu machen, und ſie zu verhindern, durch Kleidung zur Verſuchung Anlaß zugeben, oder zunehmen. Dennoch aber geſchiehet dieſes nur gar zu viel. Es iſt keine Unbeſcheidenheit, die nicht die Mode rechtfertiget, und dieſe Ausſchweifung gehet ſo weit, daß man befürchten muß, die meiſten werden in kurzer Zeit alle Gränzen der Wohlanſtändigkeit überſchreiten, Tugenden, die weit machtiger, als alle ihre Reizungen ſind, und ihnen den vorzüglichſten Werth beilegen. Sie ſind ſo daran gewöhnet, in ihrer Kleidung nur blos ihren Einfällen zu folgen, daß ſie glauben, in dieſem Stüke einer unbeſchränkten Freiheit zu genieſſen, und das Recht zu haben, alles was ihnen einfält zu tragen, ja gar keine Kleider anzuziehen, wann es die Mode wäre.

Frauenzimmer, die weder über die Granzen der Sittſamkeit gehen, ſo ſich ein Gewiſſen machen wollen, der Mode ein Genüge zu thun, dürfen nur unterſuchen, ob eine Kleidung leichte und natürlicher Weiſe eine Veranlaſſung zur Verſuchung ſeyn kan. Wenn ſie finden, daß dieſes nicht iſt, ſo können ſie ſich derſelben

ſelben fein bedienen, und die Folgen davon mögen ſeyn, welche ſie wollen, ſo haben ſie ſich nichts vorzuwerfen. Mit einem Wort, es iſt eine Sünde ſich eine Sache vorzuſezen, die böſe iſt, ob ſie gleich nicht zur Wirklichkeit kommt; weil man alles gethan, was man gekonnt hat, ſie zur Wirklichkeit zu bringen. Alſo iſt es auch eine Sünde, ſich in der Abſicht zu puzen, flüchtige und unordentliche Herzen zu fangen; es mag dieſes nun geſchehen oder nicht. Es kan auch eine Sünde ſeyn, wenn man die Urſache einer böſen Wirkung iſt, ob man gleich dieſe nicht zur Abſicht gehabt hat, ſo wohl deswegen, weil man ſich der Mittel bedienet hat, die geſchikt und gewöhnlich ſind, dieſe Wirkung hervor zu bringen, als auch, weil die Wirkung nicht von unſerer Abſicht, ſondern von dem dazu angewandten bequemen und geſchikten Mittel abhängen, und man über dem wuste, oder wiſſen ſollte, daß dieſes wahrſcheinlicher Weiſe die Wirkung dieſer oder jener Handlung ſeyn würde.

Wenn man die Wahrheit ſagen will, ſo ſind nur gar zu viele Frauenzimmer, die, anſtatt zu unterſuchen, ob eine Kleidung wohl anſtändig und erlaubt iſt, ſich mit nichts weiter beſchäftigen; als auszumachen, ob ſie nach der Mode iſt, und ob ſie ihnen ein Anſehen geben, daß gefalle, und zu rühren im Stande ſey. Zu gefallen iſt der einzige Zwek ihrer Kleidung, und die einzige Vorſtellung die ſie ſich davon machen. Man mus doch aber hoffen, daß dieſe Regul nicht ohne Ausnahme ſey, daß es noch tugendhafte Frauenzimmer gebe, denen es nicht unangenehm ſeyn wird, zu erfahren, wie weit ſie ſich der Mode gleichförmig bezeigen können, ohne ihre Tugend zu verlezen. Es iſt nicht leicht zu entſcheiden, welche Art von Kleidung natürlicher und gewöhnlicher Weiſe böſe Wirkungen hervorbringet; weil viele Fälle ſind, wo die Sittſamkeit und Schamhäftigkeit von dem Gebrauche und der Gewohnheit eines Landes, und von der Einwilligung einer Nation abhänget. Was in einem Lande ein Zeichen der Sittſamkeit und Beſcheidenheit iſt, wird unter einer anderen Himmelsgegend als etwas gleichgültiges angeſehen. Eine ganze Nation ändert ihre Denkungsart nach den Umſtänden der Zeit, ſo daß man in dieſen Vorfällen ein zu verwegenes und ſtrenges Urtheil fällen würde, wenn man nicht vorher die Sache wohl erwogen hätte. Dieſe Ungewißheit aber verhindert doch nicht, daß nicht Perſonen aus beiden Geſchlechtern, wenn ſie wollen genug entdeken können, was gefährlich iſt, und was eine Quelle der Verſuchung ſeyn kan. Sie ſind verbunden, alles das zu vermeiden, wovon ſie glauben, daß es der Verſuchung zum Grunde dienen könne, wo ſie nicht gegen die Befehle der Schrift verſtoſſen wollen, die den Chriſten alle Arten von Kleidungen unterſaget, die ein unbeſcheidenes und freies Weſen verrathen und befördern, und die uns eine Zeit rauben, die, wie wir ſchon in der Abhandlung, von der Beſchäftigung bemerket haben, einem beſſern Gebrauch gewiedmet ſeyn ſollte. Was für eine Rechenſchaft werden nicht ſolche Chriſten von ihrer Zeit geben können, die ganze Morgen mit ihrem Puze zubringen, die ganze Stunden nichts thun, als ihren Spiegel um Rath fragen, und vor demſelben die Minen ausſtudieren, die ſie anzunehmen geſonnen ſind; und die ſich einbilden, den Tag recht wohl zugebracht zu haben, wann ſie nur wohl gepuzt an demſelben erſchienen ſind? Müſſen ſolche Perſonen nicht der Schönheit des Leibes einen höhern Werth als der Schönheit der Seele zueignen? Kan man ſagen, daß ſie in aller dieſer Zeit an ihrem wahren Wohl arbeiten? Wenn ſie auf dieſes wichtige Geſchäfte, das zu ihrer ewigen Glükſeligkeit ſo nothwendig iſt, nur das geringſte Nachdenken richteten; wenn ſie

be=

bedächten, daß ſie zu unzählichen Dingen von weit gröſerer Wichtigkeit, als die, mit denen ſie ſich beſchäfftigen, verpflichtet ſind; und wenn ſie ſich überzeugten, daß die Nachläßigkeit weit erträglicher und weniger gefährlich iſt, als ein gar zu bemühter Fleis bey ihrem Anzuge: ſo würden ſie in dieſem Stüke eben ſo ſehr keines Raths bedürfen, und dieſe Nachläſigkeit würde anderen nicht ſo ſehr anſtöſig ſeyn. Sie müſſen nothwendig einen Entſchlus faſſen: Die Regel iſt zu kurz und zu leichte, als daß ſie ſich noch im geringſten bedenken können, welche Seite ſie ergreifen wollen.

Es iſt nicht erlaubet, der Kleidung und dem Puze eine Zeit zu widmen, die der Religion und der Pflichten des bürgerlichen Leben gewidmet ſeyn ſollte, und die GOtt uns zu keiner andern Abſicht ſchenket, als uns der ewigen Güter zu verſichern, oder die Pflicht zu erfüllen, die wir unſern Nebenmenſchen unſern Angehörigen und uns ſelbſt in allen den verſchiedenen Zuſtänden des Lebens ſchuldig ſind. Ob gleich ein Frauenzimmer das Gebeth, das Leſen und andere geiſtliche Ubungen nicht verſäumet, ſowird ſie dennoch ſträflich ſeyn, wenn ſie zu ihrem Anzuge und Puze Stunden anwendet, da ſie an nichts als an die Erfüllung der Pflichten denken ſollte, die ihr als Mutter, als Gattin, als Verwandtin, oder als Tochter obliegen. Dies ſind Pflichten von denen man ſich ohnmöglich losſagen kan, da man im Gegentheil, in Anſehung des Puzes, ohne Gefahr kan nachläſſig ſeyn. Es iſt nicht nur eine Unbeſonnenheit, ſondern es iſt gar ein Verbrechen, bei einem Frauenzimmer, wann ſie Stunden zu ihrem Puze nimmt, in denen ſie ſich einzig und allein in den Angelegenheiten ihres Mannes, ihrer Kinder und Bedienten beſchäftigen ſollte. Dies iſt die Beſchäftigung und der Zwek die ein verheirathetes Frauenzimmer ſich vorſezen mus.

Was die koſtbare Kleidungen anbetrift, von denen der Apoſtel redet, ſo kan man vernünftiger Weiſe voraus ſezen, daß er nur die Kleidungen verbietet, deren hoher Preis uns auſſer Stand ſezet, alles das Gute zu thun, was wir ſonſt thun würden, und denen Pflichten der Liebe und des Mitleidens ein Genügen zu leiſten. Nicht, als ob alles Geld, das wir auf Dinge wenden, die uns ein Vergnügen machen, allezeit übel angewandt ſeyn, und als wenn es nur allein der Ubung der Mildthätigkeit beſtimmet ſeyn müſte. Das würde eine falſche und ausſchweifende Meinung ſeyn; Denn es ſind viele Dinge, die weder ſo nothwendig noch ſo nuzlich ſind, daß man ihrer nicht gar wohl entbehren könnte, und in Anſehung derer es doch erlaubet, und gleichgültig iſt, daß man es ihrer, nachdem man es gut findet, gebrauchet, oder ſie unterläſſet. Sonſt würde in der Welt bei nahe nichts erlaubet ſeyn zu thun, als Allmoſen auszutheilen; niemand würde etwas anders kaufen, als das, was ihm unumgänglich nothwendig wäre, weil man ſeinen Ueberflus beſſer gebrauchen könnte. Und ſelbſt von dieſen unumgänglich nothwendigen Sachen würde man die beſſern nicht dürfen denen allerſchlechteſten vorziehen, wenn dieſe zu unſerm Gebrauche hinlänglich ſeyn könnten; Denn der Ueberflus könnte uns zu gutthätigen Werken dienen. Und auf dieſe Art würde das Gemüth ſich in einer beſtändigen Verwirrung befinden. Zuweilen ſind die unſchuldigen und erlaubten Vergnügungen auf gewiſſe Art nothwendig, um die Bekümmernüſſen dieſes Lebens zu erleichtern. Nur das Ausſchweifende in denenſelben verdienet Tadel; und mus vermieden werden; und eben ſo verhält es ſich in der Kleidung. Ein Aufwand der die Mittel hemmet, gute Werke zu thun, iſt höchſt ſträflich. Wenn ein Frauenzimmer an ihrem Leibe das ganze Vermögen einer Familien träget, wenn ſie unter der Laſt ihres Puzes gleichſam niederſinket, und ſich ſelbſt einen marterten Zwang aufleget, um des chinäriſchen Vergnügens willen, welches ſie an der Einbildung findet, daß ſie andern gefalle; ſo ſündiget ſie ohne Wiederrede, weil ſie dasjenige, was ihr wenigſtens nicht nothwendig iſt; als den Ausübungen der Liebe und Grosmuth, die man in verſchiedenen Gelegenheiten, nach dem Vermögen, daß man dazu hat, beweiſen kan. Weil die Menſchenliebe, die Mildthätigkeit und die Grosmuth der wahre Zweck ſind, den GOtt ſich vorſezzet, und er den Menſchen Reichthümern ſchenket, und weil ſie uns derſelben auf einige Art würdig machen. Weil dieſes der einzige und wahre Gebrauch iſt, wozu die Reichthümer ſollen angewand werden, ſo handeln gewis diejenige höchſt laſterhaft, die ſich auſſer Stand ſezzen, dieſe Reichthümer zu einem ſo GOtt gefälligen Gebrauche anzuwenden, indem ſie dieſelben auf eine ſo ausſchweifende und unnüze Art verſchwenden, um ihrer verkehrten Einbildung ein Genüge zu thun, und die Blike anderer auf ſich zu ziehen.

Die Vernunft verbindet uns eben ſowohl als die Offenbahrung, alle koſtbare Kleidung, die über unſern Stand und über unſer Vermögen iſt. Dieſes iſt ein Fehler, der den Wohlſtand, und die natürliche und nothwendige Ordnung, welche die Klugheit und die Gewohnheit, an allen Orthen und zu allen Zeiten eingeführet haben, aufhebet; Da dieſe doch am geſchikteſten dazu ſind, Perſonen von unterſchiedenen Ständen zu unterſcheiden, und den Mangel der Ehrerbietung, und aller Unordnung vorzubeugen.

Obgleich eine Ausſchweifung in der Kleidung an ſich betrachtet, nicht eigentlich eine Sünde wider GOtt iſt, ſo iſt doch kein wohl eingerichteter Staat, wo nicht alle Art von Pracht und Verſchwendung und inſonderheit in der Kleidung durch Geldſtraffen in dem einen mehr in dem andern weniger unterdrüket ſeynd. Und dieſes würde nicht geſchehen ſeyn, wenn man darinn nicht etwas ſchädliches und eine gewiſſe Unförmlichkeit und natürliche Unanſtändigkeit angetroffen hätte. Es iſt gewis kein gröſſerer Schaden und keine gröſſere Unbequemlichkeit, als die durch Armuth und Dürftigkeit verurſachet werden. Eine üppige und verſchwenderiſche Pracht aber verſchlinget allen Gewinnſt, den die Handlung, und eine ehrliche und erlaubte Arbeit giebet. Eine Frau verſchwendet, um prächtig und ſchön zu ſeyn, das, was zur Unterhaltung der ganzen Familie, zur Erziehung der Kinder und zur Aufrechthaltung der Handlung und des Kredits dienen ſollte. Sie iſt nicht nur die Schande ihres Mannes, ſonderen ſie iſt ſo gar die Urſache ſeines gänzlichen Untergangs. Der gröſte Troſt, den ein ſolcher Mann hoffen kan, iſt, daß er beklaget wird, nachdem er einige Zeit ein Spott aller Leute geweſen iſt. Wenn Männer die Früchte ihres Fleiſſes durch die Verſchwendungen und Ausſchweiffungen ihrer Frauen in einem Augenblik verzehret ſehen, ſo verliehren ſie allen Muth ihre Geſchäften weiter fortzuſezen, und dieſes bringet ſie oft dahin, daß ſie aus Verzweiflung Dinge unternehmen, die bald ihr gänzliches Verderben nach ſich ziehen. Anfänglich ſezen ſie ſich in Schulden, um die Eitelkeit ihrer Frauen unterſtüzen zu können; und der kürzeſte Weg, den ſie endlich finden, ſich ihrer Schulden zu entledigen, iſt ein Bankerot. Sie können nicht alle ihre Glaubiger befriedigen, ſie faſſen daher den Entſchlus, keinen zu bezahlen, und Schelmerei und Betrug werden das Ende ihrer Thorheit. Es iſt unmöglich, daß eine Frau eine gute Haushälterinn, und ſo beſchaffen ſey, wie ſie ſeyn mus, wenn ſie ihren Aufwand nicht nach dem Zuſtand ihres Mannes einrichtet. Wenn ſie ihn wahrhaftig liebte, ſo würde ſie mehr darauf bedacht ſeyn, ihm Ruhe zu verſchaffen, als ihrer Eitelkeit ein Genüge zu thün, und ſie würde zittern, wenn ſie ſich die Marter vorſtellete, die der Ungeſtümme ſeiner Glaubigen ihn empfinden läſt, und wovon ihre Verſchwendung und Stand die einzige Urſache ſind. Der Stand kan einer ſo verderblichen Ausſchweifung im geringſten nicht zur Entſchuldigung dienen. Die Frauen müſſen nicht darauf ſehen, in welchem Stand ſie ſelbſt, ſondern in welchem Stand ihre Kinder gebohren ſind. Der Rang, der Stand, und das Vermögen ihrer Männer müſſen die Richtſchnur ihres Aufwandes ſeyn, weil ſie die Ehe eine Veränderung des Standes nennen, ſo müſſen ſie ſich erinnern, daß unter andern Dingen auch dieſes mit hierunter begriffen werde, daß der Stand ihrer Männer, er ſey beſchaffen wie er wolle, gut oder ſchlecht, dadurch der ihrige werde; ſie müſſen ſich denenſelben gleichförmig bezeigen, und ſich um alles andere gar nicht bekümmern.

Die Zufriedenheit iſt unumgänglich zur Glükſeligkeit in allen Ständen, ſonderlich aber in der Ehe, nothwendig. Eine Frau, deren ſtärkſte Leidenſchaft der Hochmuth iſt, und die durch ihre Kleidung ſich über den Stand ihres Mannes erheben will, entdeket der ganzen Welt die Verachtung, die ſie für ihn hat, und machet ſich dadurch unglüklich. Ihr ganzer eitler Puz wird, anſtatt bei andern Neid zu erweken, ihnen Verachtung gegen eine ſolche Unbeſonnene einflöſſen, die in ihrem Elende glaubet glüklich zu ſeyn. Der Stolz iſt es, der ſie zu ſo übermäſſigen Ausgaben und zu einem ſo ausſchweifenden Aufwand verleitet; allein wenn ſie ſich für ihren Mann ſo ſehr ſchämet, daß ſie ſeinen Stand verachtet, und ſich ein Anſehen geben will, das ſich zu demſelbigen gar nicht ſchiket, ſo mus man geſtehen, daß ſie wenig Urſache hat, auf ſich ſelbſten ſich was einzubilden. Es iſt ſehr leicht möglich, ja ich zweifle ſo gar nicht, daß dieſes ſich oft wirklich zutrage, daß man an Perſonen, ſo wohl von dem einen als andern Geſchlechte in ihren prächtigſten Kleidern eben ſo viel Demuth und Leutſeligkeit, als bei andern in den elendeſten Lumpen, wahrnehme. Wenn man ſich nach ſeinem Rang und nach ſeinen Umſtänden kleidet, ſo thut man darinn nichts, welches andere in Verwunderung ſezet, und ihre Aufmerkſamkeit rege macht: Gemeiniglich ernähret die Bewunderung unſern Stolz; allein man wundert ſich gar nicht, wenn man ſiehet, daß Obrigkeiten Gelehrte, ja die Groſſen und reiche Leute prächtig gekleidet ſind. Ihr Stand und ihr Vermögen erlaubet ihnen in dieſem Stüken einen Aufwand; der eben nicht von der unumgänglichſten Nothwendigkeit iſt. Allein es iſt unmöglich, einen ſanften und demüthigen Geiſt zu haben, und ſich über ſeinen Stand zu erheben, und zu kleiden; gar zu hoch zu fliegen, und ohne Stolz zu ſeyn. Hieran müſſen alle Frauenzimmer insgeſamt nicht weniger, als die welche verheirathet ſind, denken. Sie ſind faſt alle dieſer Ausſchweifung unterworfen, und geneigt, ſich von den Strome zu dem Hochmuthe fortreiſſen zu laſſen, zu dieſer Todſünde, die ohne Zweifel der Gegenſtand des Verbotes, der beiden Schriftſtellen iſt. Alles was uns ſelbſt aufbläſet, und uns beweget, andere für geringſchäzig zu halten, mus bei Chriſten nothwendig ſträflich ſeyn, die bei dem Gefühle ihrer eigenen Unvollkommenheit nichts ſo ſehr als Demuth und Beſcheidenheit müſſen an ſich leuchten laſſen.

Kleidungen, die an ſich ſelbſt nicht unbeſcheiden ſind, und die man in keiner böſen Abſicht trägt, können doch zuweilen Leuten, die eine erhizte und verdorbene Einbildungskraft haben, eine Urſache zur Verſuchung werden. Allein in dieſem Falle ſind ſolche Leute nur allein ſchuldig, und man iſt nicht verbunden, dieſen Kleidungen zu entſagen, weil andere daher Gelegenheit nehmen, zu ſündigen. Es ſind gewiſſe Vorfälle, wo wir mehr Zeit auf unſern Anzug wenden können, als ſonſt erlaubet iſt, auch zuweilen prächtiger, als gewöhnlich; und wo wir uns in Anſehung deſſen einige Nachſicht verſtatten können; allein wir müſſen auch darauf bedacht ſeyn, dieſes bald wieder zu erſezen, und es nicht bei uns zur Fertigkeit werden laſſen; wenn wir uns nur nicht vergeſſen, und wieder in die Gränzen zurük gehen, die die Klugheit und Mäſſigkeit uns vorſchreiben.

Alle Betrachtungen, die wir bishero über die Kleidung angeſtellet haben, ſind nur auf das gegangen, was die Göttliche Geſeze uns nicht ſchlechterdings verbieten. Jezt wollen wir das erwägen, was ſie uns ausdrüklich befehlen, inſonderheit in Anſehung der Zierrathen, die ſie den chriſtlichen Frauenzimmern vorſchreiben. Dieſe Zierrathen beſtehen in dem verborgenen Menſchen, nemlich des Herzens, in der unverrükten Reinigkeit eines ſanfften und ſtillen Geiſtes. Ihre vornehmſte Sorge muß alſo ſeyn, ihre Seele zu ſchmüken, und nicht alle ihre Zeit und ihren ganzen Fleis auf die äuſſerliche Schönheit zu wenden. Sie müſſen ſich mit allen chriſtlichen Tugenden bereichern, mit der Liebe, der Demuth, der Sanftmuth, der Beſcheidenheit; ſie müſſen vor allem nach der geiſtlichen Vollkommenheit trachten, und nur von einer Göttlichen Liebe brennen. Die Schönheit der Seele beſtehet in ihrer Reinigkeit. Ob gleich dieſe Schönheit Mühe hat ſich den Menſchen kundbar zu machen, ſo iſt ſie doch vor den Augen desjenigen unverdekt, deme nichts verborgen iſt, der die Reinigkeit des Herzens liebet, und dieſelbe alle Diamanten und allem Golde der ganzen Welt vorziehet. Die Seele chriſtlicher Frauen müſſe mit heilſamer Nahrung unterhalten, und mit denen Vorzügen ausgerüſtet werden, die ihr wahrer Schmuk ſind, und die ſie eben ſo liebenswürdig, ja noch weit liebenswürdiger machen, als aller äuſſerlicher Puz. Dieſe Zierrathen müſſen in dem beſtehen, was nicht vergänglich iſt. Das Gold, die Perlen und die köſtlichen Kleider ſind Dinge, die ihrer Natur nach vergänglich ſind, die die Zeit vernichtet und zerſtöret, und die uns durch die Diebe und tauſend andere Zufalle können entriſſen werden. Alles, was dem Leibe zum Gebrauche, als was ihm zur Zierde dienet, iſt eben ſo vergänglich, als er ſelbſt. Allein die Seele, die keine Materie, und unſterblich iſt, will keinen andern Schmuk, als der ſich zu ihrem Weſen ſchiket. Zu ihrem gröſten Schmuk gehöret ein ſanfter und ſtiller Geiſt, ein leutſeliges und reines Herz, eine demüthige und beſcheidene Meinung von ſich ſelbſt, ein Gemüthe, das mit ſeinem Stande zufrieden iſt. Dieſer Schmuk gehet weit über die prächtigſte Kleidung; eine Sache, die von einem groſſen Werth in den Augen Gottes iſt, und die er uns ſelbſt anpreiſet und befiehlet. Dieſes iſt das leichteſte Mittel, deſſen die Frauen ſich bedienen können, ſich Gott und ihren Männern gefällig zu machen. Ein wohl gepuzter Kopf, ein ausgeſuchtes Band, ſind viel zu ſchwache Reizungen, einen Mann in ſeinen Pflichten zu erhalten. Die Tugend und die Unſchuld haben weit mächtigere Reizungen. Alle Vollkommenheiten der Seele ſeyn dauerhaft; ſie ſind nicht von den eigenſinnigen Einfällen der Menſchen abhängig. Die Neigungen eines Mannes ſind öfters noch veränderlicher als die Mode; allein die gute Eigenſchaften der Seele haben einen bewunderungswürdigen Einfluß bei anderen, und feſſeln ihr Herz. Sie erwerben ſich bei einem Manne Ehrerbietung und Achtung, und ſie machen daß er ſich ſcheuet, eine ſo gefällige und vollkommene Perſon zu beleidigen. Die Seele iſt der edleſte Theil des Menſchen. Sie verdienet alſo, daß wir auf ihren Schmuk eine beſondere Achtſamkeit wenden. Sie iſt der Führer des Leibes, ſie iſt ſein Regent; laßt uns ihr alſo alle den Glanz und alle die Pracht geben, die wir ihr nur geben können: Was für einen unendlichen ſchäzbaren Werth haben alſo nicht die Zierrathen der Seele, in Vergleichung der Zierrathen des Körpers. Wie viel eifriger werden wir es uns nicht angelegen ſeyn laſſen, unſere Seelen beſſer und vollkommener zu machen, wann wir einmal von der Nothwendigkeit, dieſes zu thun, überzeiget werden? Es wird uns weder an Bewegungs Gründen fehlen, uns darzu zu ermuntern, noch an Beweiſen, uns zu überzeigen, wie eitel und ſträflich es iſt, unſere Reichthümer und unſere Zeit auf den äuſſerlichen Schmuk zu wenden, und die Seele zu verſäumen, den Körper heraus zu puzen. Dieſes iſt eben ſo thöricht gehandelt, als wann einer mit ganz auſſerordentlichen Koſten ein Haus bauete, das von auſſen ausnehmend prächtig, deſſen innere Einrichtung aber gegen alle Regeln der Kunſt und des guten Geſchmaks, ohne Hausgeräth und mit allen den Dingen nicht verſehen wäre, welche es würklich ſchön und wohnbar machen könnte. Ein ſolcher Bau, würde zwar die Augen der vorbeigehenden beluſtigen, allein er würde es dem Beſizer ſelbſt an einer Wohnung fehlen laſſen. Die ganze Welt würde ſagen, daß ein ſolcher Menſch wie ein Narr handelte, daß er, um den Leuten in die Augen zu fallen, das Weſentlichſte aus der Acht lieſe. Eben ſo lächerlich und tadelnswürdig ſind auch die, welche ſich mit nichts beſchäftigen, als ihren Körper zu puzen, da ihre Seele unverbeſſert ungebauet und vernachläßiget bleibet. Wie können ſie hoffen, von der Welt bewundert zu werden? Die Seele iſt die Quelle des Lebens und die Bewegung; von ihr erhalten alle unſere Handlungen ihren wahren Glanz. Weder die prächtigſten Kleider noch die Schönheit ſelbſt, deren Reizung weit mächtiger als alle Puz ſind, werden jemals einen Körper Bewunderung erwerben, ſo bald man gewahr wird, daß der Seele ihre wahre Zierde fehlet. Man wird eine Bildſäule eben ſo viel, ja weit mehr bewundern, denn dieſe gefällt allezeit. Ein Frauenzimmer hingegen, das nichts Schönes als ihr Geſicht und ihren Puz hat, gefällt nur ſo lange, als ſie unbeweglich und ſtumm iſt, und einer Bildſäule gleichet. Das geringſte Wort, die geringſte Bewegung bringen ſie um alle ihre Annehmlichkeiten. Ein Beweis, daß alle unſere Bewegungen und alle unſere Handlungen keinen andern Glanz haben, als die die Seele über ſie verbreitet, und daß wenn dieſe wohl gebauet iſt, ſie den Körper auf eine ſolche Art lenket und regieret, daß alle ſeine Bewegungen angenehm, wohlanſtändig und gefällig ſind.

Mich deucht, dieſe einzige Betrachtung müſſe ſchon hinreichen, bei denen die gefallen wollen, den Entſchlus zu zeigen, an dem Bau und der Vollkommenmachung ihrer Seelen zu arbeiten. Denn hierdurch werden die Vorzüge des Körpers mehr erhoben, und die Schöheit ſelbſt empfangt dadurch ihren Glanz. Das Herz des Menſchen iſt von Natur unſichtbar, und hierinn gleichet es der Gottheit, der Quelle und Urſache aller Dinge; und dennoch iſt nichts, welches ſich eher entdeket, als das Herz, ſo verborgen es auch immer iſt. Wir müſſen alſo weder Sorge noch Mühe ſparen, um es mit Ruhm und Ehre erſcheinen zu laſſen. Es iſt die Quelle des Lebens und die Bewegung, aus der alle Schönheit unſerer Handlungen herflieſſet. Nachdem dieſe Quelle rein oder unrein iſt, werden auch die Bäche, die daraus entſpringen, klar oder trübe ſeyn. Die Reinen werden nur die Achtung der Klugen und der Tugendhaften ſuchen, und ſie werden erfahren, daß dieſe Achtung nicht durch Puz und durch einen prächtigen Aufwand erlanget wird. Denn wenn der Geiſt den wahren Schmuk hat, den er haben ſoll, ſo wird er gewis den Schmuk des Körpers ſehr wenig achten. Und nächſt der Religion und der Tugend, ſind die Weisheit und die Klugheit die gröſſeſten Zierrathen, deren die Seele fähig iſt.

Durch Klugheit und Weisheit mus man nicht nur die Kenntnis der Tugend und der Religion, ſondern auch die Kunſt verſtehen, ſich bei allen Gelegenheiten und bei Leuten von allen Ständen, vernünftig und wohlanſtändig aufzuführen. Viele Tugenden verliehren ein Groſes von ihrer Stärke, weil ſie nicht durch Klugheit und Mäſſigung geführet und begleitet werden. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie man ſich dieſelben erwerben könne; aber die Fehltritte und Vergehungen der meiſten Menſchen zeigen mehr als zu deutlich, daß es ſehr wenige ſind, denen ſie iſt zu Theil geworden.

Sie iſt eine Kunſt, die uns wohl zu leben lehret, und ſie träget ſo viel dazu bei, uns vollkommner, und uns andern nüzlich zu machen, daß ſie der vornehmſte Gegenſtand unſerer Sorgen und unſerer Bemühungen ſeyn mus. Dies war es vielleicht, was Salomo zum Theil lehren wollte, wenn er ſaget: Ein jegliches hat ſeine Zeit, und alles Vornehmen unter den Himmel hat ſeine Stunde. Niederreiſſen und Bauen hat ſeine Zeit; Weinen und Lachen, Gewinnen und Verliehren, Behalten und Wegwerfen, Schweigen und Reden, hat ſeine Zeit. Das heist, zu allen Dingen in der Welt iſt eine Zeit ſo bequem und geſchikt, daß wenn man dieſelbige nicht ſo ſorgfältig in Acht nimmt, man unfehlbar unzähliche Fehler gegen die Wohlanſtändigkeit begehen wird; Da man im Gegentheil wenn man dasjenige ſorgfältig beobachtet, was die verſchiedene Umſtände, in denen man ſich befindet, forderen, gewis zu erkennen geben wird, daß man Vernunft und Klugheit beſize, ſeine Abſichten weit beſſer erhalten, und ſich die Hochachtung aller rechtſchaffenen Leute erwerben wird. Wenn uns aber die Klugheit lehret, daß es eine der nöthigſten Pflichten iſt, die Zeit in Acht zu nehmen; ſo ſaget ſie uns, daß es auch nicht weniger nothwendig iſt, unſere Worte und Handlungen dem Alter, der Perſon, dem Stande und dem Orte gemäs einzurichten, ſo wohl in Abſicht auf uns ſelbſt als in Abſicht auf andere; und dieſes zeiget, wie die allgemeine Regel der Klugheit auch bei der Kleidung ſtatt finde.

Je ausgedehnter und allgemeiner die Betrachtungen, die wir hierüber anſtellen, ſeyn werden; deſto weiſer und klüger wird unſer Betragen ſeyn. Wir werden weniger Aergernis geben, wir werden uns nicht ſo vieler Vergehungen ſchuldig machen, und unſer Umgang, und unſere Sitten werden viel rechtſchaffner wohlanſtändiger und nüzlicher ſeyn. Hierauf iſt nun ſo viel ſtärker zu dringen, weil der gröſte Theil der ſchlechten Haushaltungen, die man ſiehet, mehr aus einem Mangel der Klugheit, als der Tugend und der Religion herrühren. Ich habe mich daher nicht enthalten können. Da ich von den Auszierungen der Seele redete, die Klugheit und Weisheit mit der Tugend und Gottesfurcht zu verbinden. Denn weil es nach der Lehre des Apoſtels die Pflicht chriſtlicher Frauen iſt, ſo wohl gute Frauen, als tugendhaft und gottesfürchtig zu ſeyn, ſo müſſen ſie ſich ſchlechterdings um die Erlangung dieſer nothwendigen Eigenſchaften bemühen, damit ſie die Pflicht erfüllen können, die nach der Tugend und Religion die Wichtigſte iſt. Weil es alſo unmöglich iſt, ohne einen hinlänglichen Vorrath Klugheit und Vernunft, die Verrichtungen einer guten Ehegattinn, einer guten Mutter, und einer guten Hausfrau, zu beſorgen, ſo lieget ihnen unendlich viel daran, daß ſie darnach ſtreben, ſich ſo viele Vernunft und Klugheit als möglich iſt, zu erwerben. Wenn ſie einmal dieſe vortreflichen Eigenſchaften erlanget haben, ſo werden ſie gegen die thörichten Eigenſchaften in den Sitten, und in der Kleidung keiner Lehren mehr bedürfen; ſie werden in Anſehung dieſer beiden Dinge, keine andere Regel, als den Wohlſtand, haben, und niemahls auf Ausſchweifungen verfallen.

Wenn die Männer ſehen werden, daß die Frömmigkeit den erſten Plaz in ihren Herzen hat, daß dieſe ſie antreibet, alle die Tugenden, und alle die Pflichten, die ſie zu erfüllen haben, eine jede nach ihrem Stande, und nach den Gelegenheiten, in welchem ſie ſich befinden, auszuüben; wenn ſie ſehen werden, daß ſie ſich ihre Geſchäfte angelegen ſeyn laſſen, daß ſie dieſe mit Klugheit und Einſicht verrichten, und daß ſie den Pflichten einer guten Gattin und einer guten Hausmutter aufs genaueſte und ſorgfältigſte ein Genügen leiſten; wann ſie, ſage ich, alle dieſe Eigenſchaften an ihren Frauen wahrnehmen werden, ſo werden ſie das verachten, was zu nichts dienet, als die Sinne und die Einbildungskraft auf eine kurze Zeit zu rühren. Dieſe vortrefliche Eigenſchaften werden den Frauen, die damit gezieret ſind, ein groſſes Vergnügen, und einen unbeſchreiblichen Vortheil in allen Umſtänden ihres Lebens verſchaffen, ſie werden ihnen ein Troſt im Unglük, und eine wahre Urſache der Freude im Glüke ſeyn; ſie werden immer neue Liebesreize und neue Annehmlichkeiten ihr ganzes Leben durch über ſie ausſtreuen: ſie werden ihre natürliche Unvollkommenheiten bedeken, und ſie werden ihnen endlich einen Vortheil verſchaffen, der unendlich wichtiger iſt, als der, den Augen der Männer zugefallen, ſie werden ſie nemlich in den Augen GOttes angenehm machen, welches auch ihre gröſte Abſicht ſeyn ſoll. Wozu würde es ihnen in der That helfen, der Welt zu gefallen, ſo lange ſie noch GOtt misfielen? Der ſicherſte Weg bei dem Menſchen beliebt zu ſeyn, iſt der, wenn man GOtt angenehm iſt, weil dieſes ein Segen iſt, den er nur ſeinen Geliebten ertheilet; und es iſt kein anderer Weg, der zu dieſem Glüke führet, als Religion und Tugend.

Möchten die Frauenzimmer unter den Chriſten, die ganze Stunden zubringen, ſich zu puzen, um die Blike der Mannsperſonen auf ſich zu ziehen, ſich doch ſelbſt fragen: iſt dieſes der Schmuk, mit dem die klugen Jungfrauen bekleidet waren? Iſt dieſes eine Kleidung, in der es ſich ſchiket, dem himmliſchen Bräutigam entgegen zu gehen? Bediene ich nicht in der Verfaſſung, in welcher ich bin, andere zu verſuchen, und ſelbſt verſuchet zu werden, mit den thörichten Jungfrauen zur ewigen Qual verdammet zu werden? Wenn ſie ſo in ſich ſelbſt giengen, ſo würden ſie ohne Zweifel ein gut Theil von der Zeit, die ſie zur Befriedigung ihrer Eitelkeit anwenden, abkürzen, um ſie der Gottſeligkeit und der Tugend, die die wahre Zierde der Seele ſind, zu widmen, und um den ſanften und ſtillen Geiſt zu erlangen, der, wie der Apoſtel lehret, ihnen am anſtändigſten und köſtlichſten iſt vor GOtt. Durch dieſen ſanften und ſtillen Geiſt verſtehe ich die Sanftmuth die Gelaſſenheit, die Heiterkeit und Mäſſigung der Seele, welche der Bitterkeit, dem Stolze, der Zankſucht, der Ungedult und dem beſtändigen Mißvergnügen entgegen geſezet ſind. Dieſe Beſchaffenheit des Geiſtes iſt das gröſte Glük, welches man beſizen kan, denn ſie macht, daß wir ſelbſt ſo wohl als andere mit uns zu frieden ſind. Der meiſte Theil der Wiederwärtigkeiten, denen man in dieſem Leben unterworffen iſt, erweket uns mehr Kummer, und werden deſto unerträglicher, je mehr es uns an der Faſſung fehlet, uns ihnen zu unterwerfen. Daher ſieht man, daß Unglüksfälle, die den einen ganz niedergeſchlagen, bei anderen nur wenig Eindruk machen; daß oft ein verächtlicher Blik, ein bitteres oder zweideutiges Wort, ein Nichts zureichend iſt, einige alſobald in Feuer und Flamme zu ſezen; Da im Gegentheil die offenbahrſten Beſchimpfungen, und die gröſten Beleidigungen nicht fähig ſind, die Geduld eines andern wankend zu machen, und ihn aus der Gleichheit der Seele zubringen, die ihm gewöhnlich iſt. Der eine erträgt ruhig und gelaſſen den gröſten Verluſt, da ein anderer bei der geringſten Widerwärtigkeit ganz auſſer ſich iſt, und ſchilt, fluchet und donnert. Wenn man alſo dieſe Sanftmuth und Gelaſſenheit des Geiſtes beſizet, ſo hat man vor andern einen groſſen Vortheil. Man iſt vor allen dem Unglük geſichert, worinn die Bitterkeit, die Hize und der Nachzorn diejenige gemeiniglich ſtürzet, die ihnen ergeben ſind. Und ſo iſt in dieſer Welt, die ein Schauplaz des Elendes und der Widerwärtigkeiten iſt, keine Verfaſſung der Seele glüklicher und verlangswürdiger als die, die uns ſtets zur Sanftmuth und Gelaſſenheit neiget. Ungedult, Hize, und Ungeſtümm verbeſſeren die Fehler und Unordnungen der Menſchen nicht, und dienen bei keinem einzigen niedrigen Zufall zum Gegenmittel.

Man darf nicht ſchlüſſen, daß alle prächtige Kleider und alle Arten von Puz, ohne Abſicht auf das Alter und Stand, im gleichen Grade verbotten ſind. Unſer Heiland ſagt uns ſelbſt, daß die, die da köſtliche Kleider tragen, in der Könige Häuſer ſind; Und weil Gott die Ungleichheit bei der Austheilung der Güter erlaubet hat, ſo ſcheinet es, daß die Vernunft auch wolle, daß ein Unterſcheid in der Kleidung ſeye. Aber dem ungeachtet ſollte man doch mehr als man gemeiniglich thut, auf die Lehren der Schrift gegen die Ausſchweifungen und Unbeſcheidenheit in der Kleidung Acht haben. Wie viele Frauenzimmer ſiehet man nicht, die, anſtatt ſich dieſer Zierrathen mit Mäßigung zu bedienen, denſelben die Zeit aufopfern, die ſie, um ihre Seele zu ſchmüken, anwenden ſollten? Die mit eiteln und überflüſigen Ausgaben das Geld verſchwenden, was nicht nur zur Erleichterung der Dürftigen, ſondern ſelbſt zum Unterhalt ihrer Familie beſtimmet ſeyn ſollte? Oft iſt eine Frau wie eine Prinzeßin bekleidet, da ihre Kinder der nothwendigſten Dinge entbehren müſſen, und der Mann muß, um die Eitelkeit ſeiner Frau zu befriedigen, auf eiteln Puz Geldſummen verwenden, die ſeine Glaubiger mit Ungedult erwarten. Dieſe Frauen verſchwenden nicht nur ihre Zeit und ihr Vermögen, ſondern ſie erfüllen ſich auch den Kopf mit Träumen und Chimären, die ihre Andacht ſowol, als ihren Umgang vergiften. Alle dieſe übermäßige Sorgen für den Puz ſchiken ſich weit beſſer für die elenden Geſchöpfe, die ihre Schönheit feil haben, als für Frauen die ſich zum Chriſtenthume bekennen, und die bei ihrer Kleidung keinen andern Zwek haben ſollten, als die Nettigkeit und den Wohlſtand, um ihren Männern zu gefallen, und alles, was ſich für ihr Alter und ihren Stand ſchiket, in Ausübung zu bringen. So ſaget der Apoſtel, haben ſich auch vor Zeiten die heiligen Weiber geſchmüket, die ihre Hoffnung auf Gott ſezten, und ihren Männern unterthan waren.

Ein beſonderes Mittel wider das Podagra.

eröfnet von D. J. B. H.

Mit je mehren Schmerzen und Gefahr eine Krankheit verbunden zu ſeyn pfleget, deſto mehr und eher iſt ein vernünftiger Arzt vermittelſt ſeines Amtes, und des daraus entſtehenden ruhigen Gewiſſens verpflichtet, nicht nur ein ſicheres, ſondern auch in der Würkung geſchwindes Mittel, die Krankheit entweder zu lindern, oder, wo es möglich, gänzlich ohne Nachtheil des Lebens zu heben, ausfindig zu machen. Gewis, wer nur irgend in etwas Erkentnis von dem unzählbaren Haufen der Krankheiten, die den menſchlichen Körper zu plagen pflegen, beſizet, der wird geſtehen müſſen, daß das ſogenante Podagra, nebſt den mit ſelbigem eine Aehnlichkeit habenden Arten, eine nicht nur ſehr ſchmerzhafte, ſondern auch oft, wenn ſolches auf eine ungeſchikte Weiſe in den Körper zurük getrieben, mit der gröſten Gefahr des Lebens verknüpfte Krankheit und Plage zu nennen ſey. Denn was für Angſt, was für Schmerzen mus ein mit dieſer Plage beladener Patiente nicht zu öftern ausſtehen? Was für eine höchſt unangenehme und lebhafte Empfindung verurſachet nicht das Podagra, indem ein ſolcher Patiente oftermalen nicht das allerleichteſte und weichſte Federbette auf den Füſſen leiden mag, ja ſogar ein etwas ſtarkes Gehen verurſachet bei ihm eine ſchmerzhafte Empfindung: ein merklicher Verluſt des Appetits zum Eſſen, ein ſehr ſtarker Durſt, eine abmattende Schlafloſigkeit, ein dabei ſich findendes Fieber, ſind Zeichen, die ſowol dem Arzte, als dem Patienten ſelbſt ſehr bedenklich vorkommen müſſen. Denn unter allen den Arten der Schmerzen ſcheinet derjenige Schmerz, welcher in den Gelenken ſeinen Aufenthalt hat, wol der allerheftigſte und grimmigſte zu ſeyn, welches die Erfahrung zur Gnüge beſtätiget: überdies lehren uns auch die Geſchichte, daß viele Leute aus der gröſten Ungedult ſich den Ort, um Linderung zu erhalten, mit einem Meſſer durchſchnitten, ja wol gar aus Verzweifelung ſich ſelbſt des Lebens beraubet haben. Es beſtehet aber das Podagra in einem höchſt ſchmerzhaften Krampfe derjenigen Häute, und der ſpannadrigen und flächſernen Bänder, welche die Glieder an einander befeſtigen, davon auch die ſogenanten Mäuslein dieſer Theile ſelbſt nicht ausgenommen ſind. Mancherlei pflegt deſſen Urſprung zu ſeyn: einerlei aber nur deſſen Wohnplaz, und verſchiedentlich deſſen Urſachen, doch iſt dasjenige, was den Schmerzen leidet, die Lebensgeiſter, womit die Häute angefüllet ſind, und welche von der Vermiſchung des Geblüts und des Nervenſaftes ihren Urſprung haben. Es kan aber nach den Zeugniſſen der Practicorum, welche durch die Erfahrung unterſtüzet werden, die feſten Theile des Körpers nichts mehr ſchwächen, das gelinde Weſen und die ordentlichen Bewegungen der Lebensgeiſter, nebſt den andern Säften des Körpers mehr zerſtöhren, und folglich den Stof zu Krankheiten hergeben, als Faulheit, ſtarke, hizige Weine, Misbrauch der Venus, verdriesliche und ſtarke Gemüthsbewegungen. Betrachtet man aber faſt alle Zufälle, welche bei dem Podagra empfunden und bemerket werden, ſo wird man, wie ich mich überredet halte, von der Wahrheit nicht abgehen, wenn man ſie von einem unreinen, ſcharfen, reizenden und dem Weinſtein gleichenden Salze, welches ſich alsdenn häufig in dem Blute findet, herleitet. Ob auch gleich ſehr viele unter den Aerzten, in Beſtimmung der Art und der Natur dieſes Salzes, nicht einerlei Meinung zu hegen pflegen; ſo hat doch der berühmte Kerckring mit ſolcher podagriſchen Materie verſchiedene Proben gemacht, und mit ſolcher deutlich bewieſen, daß ſich aus ſolcher nicht nur ein Spiritus, ſondern auch ein Oel und ein Salz, welche den Productis aus dem Weinſtein volkommen gleich kommen, heraus bringen laſſe. Ja Pechlinus hat ſo gar aus dem Speichel, Harn und Schweis eine Materie, wie einen Weinſtein bekommen. Warum ſich aber dieſes dem Weinſtein ähnlich ſeyende Salz ſonderlich nach den Gelenken der Füſſe begebe, ſcheinet zwar anfänglich etwas ſchwer ſeyn zu beweiſen; doch wenn man alle Theile des Körpers etwas genauer zu betrachten ſich die Mühe giebet, ſo wird auch ſodann deſſen Urſache ſich leicht auswikeln laſſen. Dieſe Theile ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie von GOtt, als dem weiſeſten

Baumeiſter des menſchlichen Körpers, mit ſo vielen Häuten, Flachſen, Bändern, Adern, Röhren, Drüſen, Knochen und dergleichen gemacht ſind, welche leicht widernatürlicher Weiſe können angefochten werden. Sie ſind vor andern Theilen des Körpers am mehreſten der äuſſern Kälte ausgeſezet: es geſchiehet in ſelbigen der Umlauf des Geblüts und der andern Feuchtigkeiten weit langſamer, weil ſelbige insbeſondere in den Füſſen gerade über ſich ſteigen müſſen, dahero auch die Säfte daſelbſt am öfterſten ſtecken bleiben, und alles auf eine auſerordentliche Weiſe ausdehnen: es ſind ferner dieſe Theile von dem Herzen auſſer Streit am allerweiteſten entfernet; theils werden auch die Gefäſſe und Röhren der Feuchtigkeiten allhier am allerzarteſten und ſubtileſten angetroffen. Auch kan man die natürliche und von podagriſchen Eltern angeerbte Schwachheit der Füſſe hiervon nicht gänzlich ausſchlieſſen. Hierzu kan man auch nach des berühmten halliſchen Hoffmanns Meynung rechnen, daß, wenn der Schmerz in den Füſſen ſich allbereits würklich äuſſert, der Patiente ſo dann nicht vermögſam iſt, die gewöhnliche Verrichtung der Füſſe vorzunehmen, ſondern ſich ſodann gezwungen ſiehet, die Füſſe faſt unbrauchbar liegen und ruhen zu laſſen. Nun weis ein jeder aus den Grundſäzen der Naturlehre, daß ſodann bei der Beſchaffenheit der Lage das dahin getriebene unreine und reizende Geblüt, und die andern Feuchtigkeiten immer dicker, zäher, ſchärfer und unreiner nothwendig werden müſſen. Dieſes unreine, ſcharfe und dem Weinſtein gleichendes Salz greifet unter allen Feuchtigkeiten des menſchlichen Körpers an dieſen Theilen den fetten, ſchleimigten und klebrigten Saft am erſten an, welcher ſich ſonderlich in den Gelenken und Fugen der Knochen findet. Von dieſem Schleim hat ſchon Hippocrates zu ſeiner Zeit an einem Orte ſeiner Schriften alſo geurtheilet: Wenn die natürliche Feuchtigkeit in den Gelenken verdorben iſt, ſo taugen auch die Glieder nicht; hingegen wenn ſie beſchaffen iſt, wie ſie ſeyn ſoll, ſo fehlet auch dieſen nichts. Die Zergliederung des menſchlichen Körpers lehret, daß ſich an den Gelenken der Füſſe eine Haut findet, die aus lauter kleinen Drüsgen und Bläsgen beſtehet: imgleichen daß dieſer Saft oder Feuchtigkeit aus der unter der Haut liegenden groſſen Drüſe entſpringe, und vor andern den Nuzen habe, daß vermittelſt dieſes Saftes die ſich daſelbſt findenden Theile ihre Geſchwindigkeit und Schlüpfrigkeit erhalten, ſich nicht zu ſehr erhizen, noch durch das beſtändige Reiben Schaden nehmen. Es iſt merkwürdig, daß, nach dem Zeugnis des berühmten Clopton Havers, dieſe ſchleimigte Feuchtigkeit der Glieder nichts mehr zerſtöhre und gerinnend mache, als eben dasjenige, was ein gelindes, dem Weinſtein gleichendes Salz bei ſich führet. Wenn ſich nun alſo viel von einer ſolchen unreinen Materie in dem Geblüte und dem Flieswaſſer deſſelben findet, und zu den daſelbſt liegenden Drüſen hingebracht wird, und dieſe Theile ohne dem ſchon ihre gehörige Stärke und Kraft verlohren haben, ſo kan endlich nichts anders daraus erfolgen, als daß ſich zulezt eine ſolche harte und unbewegliche Materie in den Gelenken erzeugen müſſe, welche die an ſich ſchon ſehr empfindliche Theile drüket, und einen höchſt empfindlichen und grauſamen Schmerz verurſachet. Am beſten hat der berühmte engliſche Sydenham das Podagra beſchrieben, indem er ſelbſt an ſeinem eigenen Körper dieſe Plage hat ausſtehen müſſen. Die völlige Hebung dieſer Plage iſt, nach dem Zeugnis ſowol der alten als der neuen Aerzte, gewis ſehr ſchwer, und mus ein Arzt zufrieden ſeyn, wenn er nur ein Mittel ausſinnen kan, wodurch der dieſer Plage eigene ſehr grauſame und langwierige Schmerz gelindert, daß den Patienten ſtets abmattende

Wachen ſowol bei Tage als Nachte gehoben, und endlich die zur Erhaltung der Geſundheit nüzlichen und erfordernden Ausführungen der ſchädlichen Materie aus dem Körper zuwege gebracht werden können. Gleichwie aber keine Art der Krankheiten ſich findet, darwider die Aerzte nicht ſchon von langen Zeiten her ſich ſehr viele Mühe gegeben hätten, ein ſolches Mittel zu erſinnen, welchem der Nahme eines Specifici mit Recht könte beigeleget werden; ſo haben ſie dieſes gleichfals ſich angelegen ſeyn laſſen, ein ſolches wider das Podagra zu erfinden. Man ſolte hier ſchier ſagen können, daß bereits ſo viele bekannte und geheime Arzneien wider das Podagra wären, als Perſonen mit dieſer Krankheit geplaget werden. Würde man die Bücher der Practicorum aufſchlagen, ſo glaube ich, daß keines unter der groſſen Menge ſeyn würde, welches nicht auch ein Specificum wider dieſe Kranheit haben ſolte, von welchen allen aber die gute Würkung faſt niemals hat erwartet werden können, ſondern jederzeit von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie einen Arzt in Furcht ſezen, daß aus deren Gebrauch nur üblere Folgen zu erwarten ſtehen.

Es iſt zwar wol eine ſehr leichte Sache, ein ſolches Mittel zu erdenken, wodurch der Heftigkeit der Schmerzen Abbruch gethan würde, indem die Arzneiwiſſenſchaft ſich vieler ſolcher Mittel heut zu Tage rühmen kan: ein ſolches aber vor andern zu erwählen, welches ohne einzigen Nachtheil in dem menſchlichen Körper würkete, halte ich mit Recht für eine der ſchwerſten Sachen für einen Arzt. Aetius, ein ſehr alter Arzt, ſchreibet von ſolchen Mitteln, daß ſie zwar den Schmerz alsbald ſtilleten, aber die Urſache derſelben nicht wegnähmen, und entweder bald darauf eine Ohnmacht, und den Tod brächten, oder die Leute in langwierige und unheilbare Krankheiten ſtürzten. Scribonius Largus halt von dergleichen Mitteln folgendes: Das Opium, ſchreibt er, wenn es eingenommen wird, macht Schwärigkeit des Haupts und Erſtarrung der Gliedmaſſen, beraubet ſelbige ihrer lebhaften Farbe, verurſachet kalten Schweis, ſchweren Othem, verrükt die Sinnen und das Gemüth. Faſt gleichlautende Zeugniſſe geben von dergleichen Mitteln Galenus, Celſus, Alexander Trallianus und viele von den neuern Aerzten. Das vornehmſte aber und unter allen das ſicherſte Mittel, welches der groſſe halliſche Hofmann angeprieſen, und aus der Natur- und Sittenlehre entlehnet, iſt die Mäſſigkeit und Nüchternheit. Dieſes iſt gewis das beſte nicht nur Verwahrungs- ſondern auch Geneſungsmittel wider dieſe beſchwerliche Plage, welches durch ſehr viele Exempel ſattſam beſtättiget worden.

Ich will aber jezt nicht weitläuftiger ſeyn, ſondern, meiner Abſicht gemäs, nur noch eines ſolchen Mittels hier Erwähnung thun, von welchem ich mit Wahrheit behaupten kan, daß ich jederzeit dieſes Mittel wider obige gedachte Zufälle des Podagra ſehr bewährt und hinreichend genug befunden habe. Ich habe ſolches bisher zwar als ein Geheimnis für mich behalten, aus beſondern Umſtänden aber will ich ſolches durch dieſe Blätter offenbar machen, ſo, wie ich es ſelbſt zu Anfange habe zu præpariren pflegen, nebſt einem Anhange, was ich ferner für Mittel mit dieſem verbunden habe.

Rec. Succin. alb. drachm. tres,
Lumbric. terreſtr. purif. drachm. duas,
Extract. caſtorei, drachm. unam cum dimid.
Croc. oriental. ſcrupulos duos cum dimid.
Opii thebaic. depurat. drachm. dimid.
Adfundant. ſpirit. ſalis armonic. vinoſ. cortic. citr. ana uncias duas,

ſtent in digeſtione in arena calida per horas decem,

dein filtretur, & vitro probe clauſo ſervetur.

Hujus liquoris poſtea ſumatur uncia una,

Spirit. ſal. volat. oleoſ. Sylv. veri, uncia dimid.

Liquor. bezoard. Buſſ. adment. Hofm. par drachm. duas. M. *)

Es ſollte nun zwar ſcheinen, als wenn dieſes Mittel in dem benannten Zufall ganz contrair wäre, indem ſich unter demſelben der Mohnſaft, (Opium) der Safran und das Biebergail finden, welche alleſamt einen zarten und flüchtigen Schwefel zu ihrem Element haben: allein, ſo wird deſſen betäubende ſchlafmachende Kraft doch vermittelſt des flüchtigen Salmiakgeiſtes gleichſam gebunden, ſo, daß durch dieſe genaue Vermiſchung der Theile unter einander ein herrliches unſchadhaftes Mittel hervor gebracht wird. Es iſt dieſes ein ſolches Mittel, welches wegen ſeiner flüchtigen Theile durch die allerſubtileſten Gänge des Körpers dringet, und alſo die von der tartariſchen Materie verſtopften Röhren öfnet; die Säure, welche ſich bei dieſem Uebel faſt allezeit in allzu groſſer Menge in dem Magen und Geblüte findet, dämpfet; die von dem heftigen Krampf ausgedehnten und ſchmerzhaften Theile lindert; die in Unordnung gerathenen Lebensgeiſter wiederum in Ordnung bringet und beſänftiget; die ſchwachen Nerven, Bänder und Membranen ſo wohl wieder ſtärket, als auch erquicket; und die nöthigen Ausführungen des unreinen, ſcharfen und reizenden Flieswaſſers (Seri) nicht allein durch die Haut, ſondern auch durch den Harn wieder herſtellet und unterhält. Um ſich aber von dieſem Mittel deſto ſichere und gewiſſere Würkung zu verſprechen; ſo iſt nöthig, daß von Seiten des Patienten die Mäſſigkeit und Nüchternheit in der Lebensordnung, als eine Hauptſtüze der zu erwartenden guten Würkung vor allen dabei beobachtet werde; daß der Patiente jederzeit ein ruhiges, zufriedenes, von allen, theils betrübten, theils hizigen Gemüthsneigungen freyes und aufgewecktes Gemüth beſize; die nothwendig erfordernde Ausdünſtungen durch die Löcher der Haut befördere, und ſehr wohl abwarte; auf Anrathen des Arztes mit dem Gebrauch dieſes Mittels fortfahre, ob es auch gleich die erſtern Tage nicht ſogleich die verlangte Würkung zeige. Von Seiten des Arztes aber iſt nöthig, daß er ſich nicht abhalten laſſe, wenn es auch gleich bei einem Subjecto die gemachte und gehofte Würkung nicht thäte, ſolches doch in Zukunft bei einem andern wieder zu gebrauchen. Deſſen Gebrauch aber anlangend, ſo kan ſolches ſogleich vom Anfange, wenn der Patient einige Unruhe, ziehen, Strammen und Röthe merket, gegeben werden. Es kan und mus ein gelindes Ausführungsmittel aus Tamarinden, Sennesblätter, Engelſüs und der Rhabarberwurzel vorher, darzwiſchen und nachher gegeben werden. Man braucht nur davon des Tages zwey- oder höchſtens dreymal zu 35. bis 40. Tropfen in warmen Thee, aus der Chinawurzel, Sarſaparil, Süsholz Citronenſchelfen bereitet, zu nehmen. Es iſt dieſes auch ein ſolches Mittel, welches man

---

*) Der berühmte Hofmann hat den Spirit. bezoard. Buſſ. auf folgende Art præpariret: Rec. Spirit. ebor. vol. unc. duas, ſal. ammoniac. unc. quatuor, ciner. clavellat. in aqua ſolut. unc. duodec. ſuccin. pulveriſ. libr. ſemis, olei juniperi veri unc. ſemis, ſpirit. vini rectificatiſſ. menſur. unam cum dimid. M. & deſtill.
Von dieſem alſo gemachten Spiritus wird man gewis weit herrlichere Kräfte im menſchlichen Körper beobachten können, ob man gleich von dieſen kaum die Halbſchied nöthig hat, vor demjenigen, der in den Apotheken zu ſeyn pfleget.

auch äuſſerlich ſicher gebrauchen kan. Mit dem erſten Liquore kan ſedann der afficirte Theil entweder mit einer Feder beſtrichen, und nachher mit einem warmen Tuche bedekket werden, oder an deſſen Statt ein zuſammen geſchlagenes Leinwand benezet, und warm übergeleget werden. Geſchiehet dieſes, ſo wird dadurch die innerliche Würkung deſto beſſer unterſtüzet. Gleiche Würkung wird man auch von dieſem Mittel in dem Chiragra und der reiſſenden Gicht beobachten können, zumal wenn bei lezterer des Abends allezeit eine Prieſe von einem beruhigenden Pulver aus dem pulv. marchion. ceruſſ. antimon. und nitro depurat. in Hollunderblütwaſſer genommen wird, welches ich durch die Erfahrung ſattſam beweiſen kan.

Gedanken, wie das Holzwerk an Gebäuden vor der Fäulnis und den Schwämmen zu bewahren.

Es iſt allerdings eine wichtige Sache, die Schwellen, Säulen, Riegel, Bänder und übriges Holzwerk an den Gebäuden ſo zu verwahren, daß die Näſſe des Herbſts und Winters, ſowohl die ſo vom Himmel fällt, als die, welche inwendig in Gebäuden ſich anſezt, ſie nicht angreiſe, und endlich zernichte. Dieſes geſchiehet zuverläſſig, wenn die Schwäm̃e hervor dringen, als welche ſich hauptſächlich an den Orten, es ſey inwendig in den Gebäuden, oder auch auswendig, ſpühren laſſen, wo die Luft nicht den freyen Zug hat, das Holz vorhin ſtokigt geweſen, und wo die Sonne nicht trift.

Das Abſchaben der Schwämme hilft nichts, ſie kommen vielleicht nur deſto geſchwinder wieder; noch weniger würde zu rathen ſeyn, die Stellen, wo ſich Schwäm̃e erzeugen, auszuhauen: man würde, wie der Zim̃ermann ſagt, die Tracht des Gebäudes nur ſchwächen, mithin das Uebel ärger machen.

Hingegen iſt die Sohle aus den Salzquellen ein weit beſſer Mittel, welches, zumalen wenn das Anſtreichen damit wiederholet wird, ſehr bewährt und gegen die Schwämme und den Wurmfras dienlich iſt. Man beſtreichet alles Holzwerk, Eichen, Tannen, Fuhren damit, und thut wohl, dieſes Anſtreichen verſchiedentlich zu verrichten. Es iſt zwar an dem, daß man nur an wenig Orten natürliche Sohle haben kan: Gleichwie es aber einerlei iſt, ob man dergleichen Sohle oder eine gemachte nimmt, ſo darf man nur eine Quantität Küchenſalz ins Waſſer ſchütten, es auflöſen, und damit das Holz beſtreichen, wobei man dieſe Sohle ſo ſtark machen kan, als beliebig, jedoch iſt beſſer, ſtarke als ſchwache Sohle zu machen, weil in jenem Falle nur ein paar mal zu überſtreichen nöthig.

Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß das Holzwerk nicht vorhin angemahlt ſeyn muß, denn ſonſt hilft es nicht; hingegen kan auf dieſen Salzanſtrich füglich nachher Farbe geſezt werden. Das Beſtreichen mit Salzwaſſer muß auch bei gutem Wetter ge-

geſchehen, damit ein etwaiges Schlakerwetter jenes nicht wegwaſche. Uebrigens wird jedermann ermeſſen, daß dieſes Mittel nicht koſtbar iſt, geſtalt mit ohngefehr ½ Himten Salz, 70. bis 80. Pfund Waſſer zu einer ſtarken 13. bis 14. löthigen Sohle bereitet, und damit ſehr viel Holz beſtrichen werden kan.

Diejenige Erfahrung, daß die Holländiſchen Salzſchiffe weit länger dauerhaft bleiben, als andere, die kein Salz laden, hat mich veranlaſſet, dieſes Mittel zu gebrauchen, welches die Probe hält, die ſich auch darinnen äuſſert, daß das Holzwerk in den Salzſiedereien, Salz-Remiſen, und Magazinen gegen die Fäulnis länger beſtehet, als an andern Gebäuden, ſo feucht es auch mehrentheils in jenen iſt.

C. A. v. F.

Theorethiſche und auf der Erfahrung gegründete practiſche Anmerkung den Brandweizen betreffend.

(Aus dem Gentleman's Magazine Oct. 1759. S. 458.)

Es iſt bekannt, daß das gröſſeſte Unglük beim Weizen darinn beſteht, wenn derſelbe auf dem Halm ſchwarz oder brandigt wird, und weil die wahre Urſach dieſes Schwarzwerdens noch nicht ausgefunden ſeyn dürfte, ſo wird auch das Mittel dawider nicht durchgehends gebraucht. Die meiſten, wo nicht alle, die vom Akerbau geſchrieben haben, ſezen die Urſache darin, daß zu gewiſſen Jahrszeiten zwiſchen Sonnen Unter- und Aufgang, eine dike klebrigte Feuchtigkeit auf die Aehren fällt, und die Bälglein verſtopfet, worin das wachſende Korn ſteket, wodurch denn der Wachsthum gehem̃et wird, weil es die Luftſalze nicht in ſich ziehen kan, das zu ihrer Reifung gereichet, wesfalls es faul werden mus. Aus dieſem Grunde pflegen die engliſchen Pachter des Morgens in Sommertagen ein Strik von zwo Perſonen durch ihr Getraide hin und her ziſchen zu laſſen, um damit dieſe dike Luft oder Thau abzuſchütteln. Ich beſorge aber aus folgenden Gründen, ſie irren in der wahren Urſache dieſer Krankheit.

Es iſt ſeit einiger Zeit ſchwer gefallen, in der Provinz, wo ich eine Pachtung habe, guten reinen Sommerweizen zu überkommen. Ich lies mir desfals drei Toñen rothen Auſtweizen aus Engeland bringen. Dem Anſehen nach war er ſo ſchön und rein, als Weizen immer wachſen kan, und gar kein Brandweizen darunter. Als ich aber einige Mezen davon in mein Pökelfas ſchattete, ſchwam wenigſtens der ſechſte Theil oben, und wollte nicht unterſinken, ob ich es gleich öfters unterzuſtoſſen ſuchte. Ich füllte daher ab, was oben ſchwam, dieſes waren jedoch zu meiner Verwunderung eben ſo dike und runde Körner, als diejenigen, die zu Boden geſunken waren. Ich breitete es auf einen Tiſch aus, und unterſuchte es genauer, konte aber nicht den geringſten Mangel daran wahrnehmen. Als ich jedoch dergleichen Körner mit dem Federmeſſer aufſchnitt, fand ich, daß ſie an einer Seite nicht aber im Mittelpunkt hol waren, welches, wie ich vermuthe, von kleinen Würmgen herrühret, die man mit bloſſen Augen nicht ſehen kan. Um eine Erfahrung zu machen, ſäete ich alles, was ich abgefüllet hatte, an eine beſondere Stelle auf Brachland, und was untergeſunken war, auch beſonders an einer andern Stelle. Die Folge von dem Experiment war, daß der meiſte von dem Weizen, der in dem folgenden Jahr aus den ſchwimmenden Körnern wuchs, brandigt, hingegen unter demjenigen, der aus dem untergeſunkenen wuchs, keine einzige brandigte Aehre zu ſehen war. Ich begnügte mich nicht damit, ſondern unterſuchte das brändigte Feld genauer, und fand nicht allein darauf, ſondern auch auf meines Nachbars Feldern, die ich ebenmäſſig unterſuchte, daß wo zweene oder mehrere Stengel aus einem Korn aufgeſchoſſen waren, welches ich entdekte, indem ich ſie mit der Wurzel ausrupfte, daß ſie alle brandigt waren; hingegen waren mehrere Stengel aus einer Wurzel alle geſund, wenn eine davon geſund war. Hieraus läſſet ſich meines Erachtens mit Grunde ſchlieſſen, daß das Wachsthum der Pflanzen hauptſächlich auf den Wurzeln oder Fibern beruhet, die ihre Nahrungsſäfte aus der feuchten Erde ziehen, welche vermittelſt der Attraction in den ſenkrechten Tubulis in die Höhe ſteigen. Wenn alſo ein Theil an dem verſtümmelten Korn mangelt, und daraus ein proportionirter Mangel in den Wurzeln oder Fibern entſtehet, immaſſen ſelbige lauter Mäuler ſind, die den Nahrungsſaft für den Stengel, und das neue Korn ſamlen, ſo haben ſie nicht mehr Kraft, als daß ſie Stengel und Aehren hervorbringen konnen, hingegen köñen ſie nicht genugſame Nahrungsſäfte ſamlen, um die verſchiedenen Kernähren vollſtändig zu machen, und zur Reife zu bringen. Man kan ferner mit Grunde annehmen, daß die Thiergen, die ihre Wohnung in den einzelnen Saamenkörnern hätten, bei dem Wachſen in den Tubulis mit in die Aehre hinaufſteigen, und ſich daſelbſt in einen haufen ſchwarzer verdorbener Materie ſamlen und vermehren. Welches auch daher erhellet, weil man bei genauerer Betrachtung wahrnimt, daß jede brandigte Aehre eine Menge kleine lebendige Kreaturen an ſich hat.

Dies iſt meines Erachtens eine gegründete Hypotheſis. Denn entſtünde der Brand lediglich aus der

Luft,

wollen wir den Gegenſaz annehmen, und der Beweis wird dennoch einerley bleiben. Man ſeze alſo, die Ausdünſtungen der Pflanzen wären von einem gröſſern Grad der Wärme, als die Luft bei Tage iſt: ſo werden ſie es gewis noch weit eher des Nachts ſeyn. Ob ihnen nun alſo gleich ſo wohl bei Tage als bei Nacht ein Theil ihrer Wärme entgehet, und ſie alſo in beiden Zeiten näher zuſammen gedruket werden: ſo erhellet doch deutlich, daß der Druk bei Nacht, wegen des ungleichen Grades der Kälte, den Druk bei Tage ſehr weit übertreffe, und ſie uns alſo in dem erſtern Falle weit eher ſichtbar werden, als in dem leztern, da noch beſonders, wie aus dem folgenden erhellen wird, mehr Dünſte in einen Tropfen zuſammen flieſſen, welches man bei Tage nicht wohl annehmen kan. Daß nun aber der Menſch bei warmer Witterung ſchwizet, da man bei den Pflanzen das Gegentheil antrift, läſſet ſich auf folgende Art deutlich erklären. Der Menſch iſt, ſeiner innerlichen Beſchaffenheit nach, von den Pflanzen ſehr unterſchieden, und es iſt bei jenem ein weit gröſſerer Grad der Wärme, als bei dieſen, befindlich. Die Ausdünſtungen ſind auch bei jenem in gröſſerer Menge, und von weit gröberer Art, als bei dieſen. Wird nun das ohne dem in dem menſchlichen Körper ſich beſtändig bewegende Geblüt durch den Zuwachs der Wärme in eine gröſſere Gährung, und folglich in eine ſtärkere Bewegung geſezet; ſo werden auch mehr Theile, als gewöhnlich, durch die Ausdünſtungen aus dem menſchlichen Körper fort gehen, und da dieſe Dünſte mit einer ſchwefelichten und fetten Materie angefüllet ſind, welche die Schwere der erwärmten und verdünnten Luft überwiegen; ſo können ſie ſich in derſelbigen nicht vertheilen, ſondern bleiben auf dem Körper in Tropfen liegen. Aus den vorigen Gründen aber wird genugſam erhellen, warum dieſes bei den Pflanzen, deren Ausdünſtungen weit feiner ſind, nicht geſchehen könne.

Ich füge zu dieſen angeführten Gründen noch deutliche Erfahrungen, womit dieſe Meynung beſtärket wird. Wenn man die Gewächſe mit gläſernen Gleken zur Nachtzeit bedeket; ſo wird man des Morgens dieſen Thau oben auf den Blättern wahrnehmen. Die niederſteigende Dünſte können die Urſache deſſelben nicht ſeyn, weil ſie durch das Glas von der Pflanze abgehalten worden. Die aber aus der Erde aufſteigende Dünſte ſezen ſich nicht an die obere, ſondern untere Fläche der Blätter an den Pflanzen. Es bleibet alſo nichts übrig, als daß dieſer Thau die Ausdünſtungen der Pflanze ſind. Der Herr Verfaſſer der Unterſuchung von dem Thaue in den angeführten Hannoverſchen Anzeigen ſtimmet hiemit überein, und der Abt Nollet behauptet eben dieſes in ſeinen Leçons de Phyſique Experim. Tom. III. p. 371. Il ne faut pas confondre - - - - par lesquels elles tranſpirent. Und dieſes wäre alſo die erſte Art des Thaues, die ich jezt etwas genauer beſtimmet habe. Denn obgleich von dieſem Thaue noch vieles zu ſagen wäre, z. E. von den klebrigten Theilen deſſelben, von den ſchwefeligten Materien, die er mit ſich führet, ſo leidet es doch unſer Vorhaben nicht, hierinnen gar zu weitläuftig zu ſeyn. Man leſe deswegen Muſchenbroeck Eſſai de Phyſique T. II.

Die Erde, die mit einer unzähligen Menge von wäſſerigen ſchwefeligten u. andern Dünſten angefüllet iſt, wird den Tag über von der Hize der Sonnenſtrahlen erwärmet, und die in derſelben befindlichen Dünſte erhalten auf eben dieſelbe Art ihre Wärme. Denn obgleich die obere Fläche der Erde an und vor ſich ſelbſt ein kalter Körper iſt; ſo erhält ſie dennoch, vermöge der Erfahrung, beſonders bei langen Tagen, durch die Menge der Sonnenſtrahlen einen ziemlichen Grad der Wärme. Zu gleicher Zeit wird aber auch die über der Fläche des Erdbodens befindliche Luft erwärmet: die Theile derſelben werden hiedurch ausgedehnet, und ſie wird folglich dünne und leicht. Wenn die Sonne aber gegen die Nacht ſich von unſerm Horizont entfernet; ſo verlieret die Atmosphäre nach und nach ihre Wärme, die Luft wird kälter, ihre Theile werden in einen engern Raum gebracht, und ihre Schwere nimt zu. Bei der Erde aber kan dieſe Veränderung in einer ſo kurzen Zeit, wie die Nacht iſt, nicht auf gleiche Weiſe ſtatt haben. Denn da die Erde ein weit dichterer und feſterer Körper iſt, als die Luft; ſo kan ſie nicht in einer eben ſo geſchwinden Zeit, wie dieſe, ihre Wärme verlieren. Die kalten Tage, die wir oft in dem Monat Februar auf die empfindlichſte Weiſe haben, da doch die Sonne in dieſer Zeit ſich ſchon länger über unſern Horizont zu verweilen angefangen, und die heiſſeſte Jahrszeit, die ſich mit dem Auguſt bei uns einſtellet, in welchem Monat die Tage doch ſchon merklich abzunehmen anfangen, ſind unleugbare Beweiſe, daß die merkliche Zeit zu der Erwärmung und Abkühlung des Erdbodens erfordert werde. Die Luft alſo wird des Nachts abgekühlet, ohne daß wir bei der Erde dieſe Veränderung in gleichem Grade wahrnehmen: denn dieſe behält, nebſt den darin befindlichen Dünſten, faſt eben den Grad der Wärme, den ſie des Tages über gehabt hat. Hieraus nun läſſet ſich ohne alle Schwierigkeit begreifen, daß dieſe warmen Dünſte, die aus der Erde aufſteigen, indem ſie aus einer wärmern in eine kältere Gegend kommen, durch die Schwere der Luft zuſammen gedrukt, und mehrere an einander gebracht werden. Da aber die Erfahrung zeiget, daß zween oder mehrere Tropfen flüſſiger Materie, ſo bald ſie ſich in einem Punkte berühren, zuſammen flieſſen, und einen Tropfen ausmachen, dieſe Dünſte aber gleichfals flüſſige Materien ſind, ſo müſſen wir nothwendig ſchlieſſen, daß dieſe Dünſte, die ſich vermöge des Zuſammendrukes einander berühren, und auf eben die Art in Tropfen ſichtbar werden. Dieſe Ausdünſtungen, die an der untern Fläche der Blätter und Sträuche von den Pflanzen und Bäumen eine Hindernis ihres fernern Aufſteigens finden, werden ſich alſo an dieſe untere Fläche der Körper, welche ſie berühren, anhängen: und dieſe iſt die andere Art des Thaues, den wir an den Unterflächen der Körper finden.

Ehe ich nun aber zu der dritten Art des Thaues gehe, muß ich noch einem Zweifel begegnen, der hiebei entſtehen könnte. Die Abwechſelungen der Tage und Nächte gehen in einer unverrükten Ordnung fort, und die Luft wird folglich wechſelsweiſe abgekühlet und erwärmet. Bei der Erde kan aus dem vorhin angeführten Grunde dieſe Veränderung nicht in eben dem Grade ſtatt haben. ſondern es bleiben in derſelben, der Nächte ungeachtet, jederzeit warme Dünſte, welche durch die des folgenden Tages würkſame Sonnenſtrahlen einen neuen Zuwachs der Wärme erhalten, der mit der Zeit auch die Wärme der Luft ſelbſt übertreffen wird. Aus dieſem Saze könnte gefolgert werden, daß auf ſolche Art die Ausdünſtungen, die bei Tage aus der Erde in die Luft ſteigen, auf eben die Art müſten zuſammen gedruket werden, und ſich in zuſammen gelaufenen Tropfen an die untere Flächen der Körper anhängen, weil ſie, nach den vorher angenommenen Gründen, aus einer wärmeren Gegend in eine kältere kommen, und daher wird dieſer Thau nicht nur bei der Nacht, ſondern auch bei Tage entſtehen. Ob nun gleich dieſer Einwurf nicht ohne allen Grund zu ſeyn ſcheinet, ſo wird doch alles

Schein

Scheinbare deſſelben bald verſchwinden, wenn man nur folgende Gegenſäze in einige Erwägung ziehet. Nicht ein jeder Grad der Kälte iſt hinlänglich, die Dünſte ſo genau zuſammen zu drüken, und ſie ſo nahe an einander zu bringen, daß ſie in Tropfen zuſammen flieſſen. Iſt nun die Kälte in einen ſo ſtarken Grade, wie hierzu erfordert wird, nicht vorhanden; ſo werden die Dünſte, die in dieſe kältere flüßige Materie hinein tretten, zwar etwas von ihrer Wärme verlieren, und ihre Theile werden näher aneinander gebracht: ſie werden aber nicht in Tropfen zuſammen flieſſen, ſondern nur als ſpecifice leichtere Materien ſo lange in die Höhe ſteigen, bis ſie in eine Gegend kommen, wo die Materie mit ihnen ein ſpecifice gleiches Gewicht hat [a]. Man wende dieſe jezt angeführten Gründe auf die bei Tage aus der Erde aufſteigenden Dünſte an; ſo wird ſich die Antwort auf den angeführten Einwurf ſehr leicht geben.

»Die Dünſte, die bei Tage aus der erwärmten Erde aufſteigen, kommen zwar in eine relativiſch kalte Gegend, weil aber dieſe relativiſche Kälte der erwärmten Luft nicht zureichend iſt, die aufſteigenden Dünſte ſo ſehr zu verdiken, daß ſie in Tropfen zuſammen flieſſen ſollen, ſo werden dieſe Dünſte in die Luft ſteigen, und dieſes Steigen derſelben wird ſo lange zunehmen, bis ſie in diejenige Gegend der Atmosphäre kommen, wo ſie eine Luft finden, deren Theile ein gleiches Gewicht mit ihnen haben. Bei den Gründen, die ich zu der Beantwortung dieſes Zweifels gebrauchet, habe ich die Erfahrung auf meiner Seite. Wenn die Stube im Winter nicht eingeheizet iſt; ſo werden die Dünſte, die der Athem mit ſich führet, gleichſam in einem Nebel ſichtbar. Man gehe aber in eine mäſſig eingeheizte Stube, wo man ſich auch noch mit einigem Rechte über die Kälte beklagen kan, ſo wird man die Dünſte des Athems dennoch nicht ſehen. Hier iſt in beiden Fällen ohnſtreitig die Luft kälter, als die natürlichen Ausdünſtungen des Menſchen ſind, und es erfolget doch nicht einerlei Würkung in Anſehung der Sichtbarkeit dieſer Ausdünſtungen. Wer ſiehet alſo hier nicht, daß nicht ein jeder Grad der Kälte zur Sichtbarkeit der Dünſte zureichend ſey? Eben dieſer Einwurf hätte auch bei der erſten Art des Thaues in dem Falle, wo wir den Ausdünſtungen der Pflanzen einen gröſſern Grad der Wärme, als die Luft hat, gegeben haben, können gemachet werden: es würde aber auch eben dieſelbe Antwort darauf ſtatt haben. Durch die Auflöſung dieſes Zweifels habe ich mir zugleich den Weg zur Erklärung der dritten Art des Thaues gebahnet, zu der ich jezt fortgehe.

Der niederſteigende oder fallende Thau, deſſen Erklärung ich jezt vor mir habe, iſt der bekanteſte unter allen, den auch der Freiherr von Wolf in ſeinem 6. Cap. der vernünftigen Gedanken von den Würkungen der Natur §. 270. und 271. beſchrieben hat. In dem vorigen Saz habe ich angemerket, daß bei Tage aus den Pflanzen, Bäumen und der Erde viele Dünſte in die Luft ſteigen, und ſich in derſelben zertheilen. Mit dem Untergange der Sonne nimmt die Wärme der Luft ab. Sie wird alsdenn kälter und dichter, und mit ihr zugleich entgehet den in derſelben befindlichen Dünſten ein Theil ihrer Wärme. Wolte man nun annehmen, daß der Abgang der Wärme durch keine neue feine Materie erſezet, ſondern die Theile der Dünſte durch die äuſſere Luft näher an einander gedrukt würden; ſo wäre die Erklärung des fallenden Thaues fertig, weil alsdenn die Dünſte von ſchwererer Art, als die Luft, würden, und ſich nicht mehr im wagerechten ken Stande mit derſelben erhalten könken, ſondern herunter fallen müſſen: weil man aber dieſes nicht füglich erweiſen kan, daß die Dünſte, als ſehr kleine Kügelchen, von der äuſſern kalten Luft zuſammen gedrukt werden, Wolf l. c. §. 249. ſo mus eine andre Urſache des fallenden Thaues erweislich gemacht werden können, welches folgendes iſt: Wenn nemlich die Luft durch die Kälte verdiket wird: ſo werden auch viele Dünſte, die vorher von einander abgeſondert, in der Atmosphäre herum geſchwebet haben, durch dieſelbe näher an einander geführet. So bald nun zwei oder mehrere Kügelchen von Dünſten einander berühren, u. die Häutgen derſelben von der äuſſern Luft an einander gedrukt werden, ſo flieſſen ſie alle zuſammen in eins, Wolf l. c. §. 252. und werden alsdenn von ſchwererer Art, als die Luft iſt, folglich müſſen ſie herunter fallen, und ſich da in kleinen Tropfen anſezen, wo ſie einen Widerſtand im fallen antreffen. Dieſes iſt alſo die 3te Art des Thaues, von welcher man noch anmerken mus, daß er des Morgens häufiger, als des Nachts, falle. Die Urſache davon iſt dieſe: obgleich die Dünſte des Nachts näher an einander gebracht werden, (per dem.) ſo wird doch auch die Luft mit ihnen zugleich verdiket und ſchwerer gemacht, und folglich kan ſie den fallenden Dünſten mit einer gröſſeren Kraft widerſtehen. Nun iſt es wol gewis, daß von der Luft bei der Nacht nicht alle Dünſte mit einander vereiniget werden, ſondern daß der gröſte Theil derſelben noch einzeln in der Luft herum ſchwebe. Einzelne Dünſte können von der Kälte der Luft nicht ſo ſehr zuſammen gedrukt werden, daß ſie den Widerſtand der verdikten Luft überwinden und herunter fallen ſolten, Wolf l. c. §. 249. Sie bleiben alſo die Nacht über in der Luft. Nichts deſtoweniger werden ihre Theile etwas näher an einander gebracht, obgleich in einem geringen Grade, Wolf l. c. §. 252. So bald aber der ſtarke Widerſtand der Luft aufhöret, ſo iſt die Urſache, die ſie an ihrem Falle hindert, gehoben, und folglich müſſen ſie alsdenn fallen. Da nun gegen den Morgen mit dem Aufgange der Sonne die Luft wieder erwärmet und folglich verdünnet wird; ſo höret die Luft auf, mit eben der Kraft den darin befindlichen Dünſten zu widerſtehen, und hieraus flieſſet, daß alle die in der Luft noch befindlichen Dünſte gegen den Morgen häufig herunter fallen müſſen. Cruſii Naturlehre, 2. Theil §. 445. p. 987.

---

[a] Oder nach den Krazenſteiniſchen Säzen, bis ſie in die Geſellſchaft ſolcher Lufttheilgen geführet werden, deren anziehende Kraft der Schwere der Dünſte gleich iſt.

Dieſes ſind nun alſo die drei Arten des Thaues, von denen ich, ſo viel zu meinem Endzweke dienet, kürzlich etwas angeführet habe. Weil doch aber dieſer Thau der Tage nicht mehr auf den Pflanzen angetroffen wird, zum wenigſten nicht alle 3. Arten deſſelben; ſo halte ich es nicht für undienlich, noch von allen 3. Gattungen des Thaues mit wenigem zu zeigen, wo derſelbe bleibe. Was die beiden leztern Arten, nemlich den auf und niederſteigenden Thau betrift; ſo iſt wol kein Zweifel, daß derſelbe als eine zur Beförderung des Wachsthums und der Ernährung der Pflanzen ſehr dienliche Materie ſich durch die Zwiſchenräume der Pflanzen in den Stamm und in die Blätter, und von da bis in die Wurzel hinein ziehe. Aus den mit Fleis angeſtellten Verſuchen iſt bekant, daß die Blätter theils weitläuftige, theils kleinere Zwiſchenräume haben, §. 71. Tom. III. der Verſuche des Freiherrn von Wolf, die auch von ſolcher Gröſſe ſind, daß ſie die kleinen Theilgen der wäſſerigen Feuchtigkeiten in ſich ziehen können, l. c. und aus den vielfältigen Erfahrungen iſt es offenbar, daß dieſes auch in der That geſchehe. Denn wenn man eine abgebrochene und ſchon matt gewordene Pflanze mit Waſſer benezet, ſo ziehet ſich das Waſſer in die Zwiſchenräume derſelben herein, und ſie wird wieder erfriſchet, weil das Waſſer mit den in derſelben befindlichen irdiſchen Theilgen zu der Erhaltung der

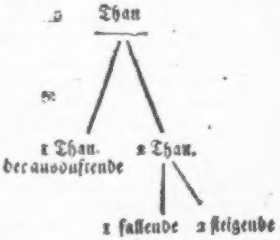
Pflanzen ſehr vieles beiträget §. 398. der vernünftigen Gedanken von den Würkungen der Natur des Freiherrn von Wolf. Da nun der Thau aus einer Menge ſolcher wäſſerigen Dünſte beſtehet; ſo mus man von denſelben eben das behaupten, was von dem Waſſer überhaupt geſagt wird. Es ſind nemlich die Pflanzen ſchwammigte Körper, deren Zwiſchenräume Luft in ſich halten: der Druk des Thaues, als einer ſchwereren Materie, wie die Luft, übertrift den Widerſtand derſelben, und dringet folglich durch diejenigen Zwiſchenräume, welche fähig ſind, die Theile deſſelben zu faſſen, in die Pflanze hinein. Wenn die Sonnenſtrahlen mit Anbruch des Tages in die Atmosphäre zu würken anfangen, ſo höret das Fallen des Thaues nach und nach auf, und da der bei der Nacht gefallene Thau ſich allmählig in die Pflanzen einziehet, derſelbe aber durch keinen neuen vermehret wird; ſo kan er unmöglich bei Tage mehr auf den Pflanzen angetroffen werden. Hiezu komt noch, daß das Würken der Sonnenſtrahlen ſelbſt den Eintrit des Thaues in die Zwiſchenräume der Pflanzen befördert: denn weil durch die Wärme derſelben die Luft in den Pflanzen verdünnet und leichter gemachet wird; ſo leiſtet ſie dem Eindringen der Tropfen keinen ſolchen Widerſtand mehr, und dieſe können alſo mit wenigerer Schwürigkeit in die Pflanzen herein treten.

Ob nun gleich dieſe Erklärung in Anſehung des aufſteigenden Thaues faſt keinem Zweifel mehr unterworfen ſeyn mögte; ſo könte man doch wider dieſelbe in Anſehung des herunterfallenden Thaues noch etwas beibringen. Denn da man aus eben denſelben Verſuchen erſehen hat, daß die Zwiſchenräume der Blätter auf der obern Seite in einer weit geringern Anzahl gefunden werden, wie auf der untern §. 71. T. III. der Verſuche des Freiherrn von Wolf; ſo hat es das Anſehen, daß der fallende Thau nicht füglich in die Zwiſchenräume der Blätter eintreten könne. Es hat aber der Freiherr von Wolf auf dieſen Einwurf in dem §. 398. ſeiner vernünftigen Gedanken von den Würkungen der Natur geantwortet, daß, obgleich die Zwiſchenräume nicht ſo häufig in der obern, wie in der untern Fläche ſind, ſo wären ſie doch dort weit gröſſer, als wie hier, und könte alſo der Thau mit eben ſo weniger Schwürigkeit ſich hinein ziehen. Betrachtet man noch über das die kleine Oefnung der Saftröhrgen und Zwiſchenräume in den Pflanzen, und die ſehr kleine Weite derſelben im Lichten, ſo hat man Urſache, dieſe Zwiſchenräume der Pflanzen als Haarröhrgen anzuſehen. Da man aber von dieſen weis, daß die flüſſigen Körper tiefer in ſie hinein dringen, als die Fläche der flüſſigen Materie, welche ſie berühren, beträgt, ſ. Cruſii Naturlehre 1. Theil §. 178. ſo hat man genugſamen Grund zu behaupten, daß die Thautropfen ſich nothwendig in die Pflanzen hinein ziehen müſſen. Was den Nuzzen dieſer beiden Arten des Thaues betrift, ſo iſt derſelbe auſſer allem Zweifel von nicht geringer Erheblichkeit. Er dienet zur Erhaltung, Nahrung und Wachsthum der Pflanzen, und er iſt die Urſache, daß bei dürrem und heiſſen Wetter die Gewächſe dennoch erhalten werden, und nicht gänzlich erſterben. Er führet eine Menge irdiſcher Theilgen mit ſich, die alle von dem Weiſen Beherrſcher der Natur dazu beſtimmet ſind, daß ſie das ihrige zu dem Leben einer ſolchen Pflanze beitragen ſollen. Man leſe hievon mit mehrerem des Freiherrn von Wolf, vernünftige Gedanken von den Abſichten der natürlichen Dinge §. 156. 160.

Ich gehe jezt zu der erſten Art des Thaues fort, und die Erklärung, wo derſelbe bleibe, habe ich nicht ohne Urſache bis zulezt verſchoben, weil der Herr Verfaſſer der Betrachtung über den

Thau in den angeführten hannoverſchen Anzeigen hierinnen eine Meinung annimmt, von deren Vertheidigung mich einige Gründe abhalten. Er behauptet nemlich, daß dieſer Schweis der Pflanzen, wenn er durch die Sonnenſtrahlen bei Tage erwärmet wird, in die Pflanzen zurük trete, und eine Menge ſchwefeligter und fetter Theile, die er die Nacht über an ſich gezogen, und die der Vegetation der Pflanzen ungemein zuträglich ſind, mit ſich nehme. Ich will dieſe Meinung, die ich weder mit Verſuchen, noch mit Gründen beſtärket finde, etwas näher beleuchten. Es werden durch dieſen Schweis die Pflanzen von vielen unnöthigen und überflüſſigen Säften gereiniget. (§. 4. und Cruſii Naturlehre P. II. §. 446. p. 990. am Ende.) Iſt dieſes, ſo können ſie zu dem Wachsthum und der Erhaltung der Pflanzen nichts beitragen, ſondern werden es vielmehr hindern, als befördern (§. cit.(und folglich können ſie an und vor ſich ſelbſt, wenn ſie in die Pflanze zurüke treten, derſelben keinen Vortheil verſchaffen, ſondern ſie werden vielmehr Schaden verurſachen. Da nun aber dieſes mit den weiſen Abſichten der alles zum Nuzen abzwekenden Natur ſtreitet, daß Dinge, die durch künſtlich dazu eingerichtete Wege zu Erhaltung eines gewiſſen Nuzens von einer Sache geſondert worden, durch eben dieſe Mittel zum Schaden derſelben ihr wieder ſolten zugeführet werden; ſo iſt es unter dieſer gewiſſen Bedingung unmöglich, daß dieſer Schweis der Pflanzen oder dieſer Thau wieder in dieſelbe zurüke tretten könte. Wolte man aber auch annehmen, daß dieſer Thau durch die Vermiſchung mit ſalpetrigen und andern fetten Theilen zu einem gewiſſen Nuzen der Pflanzen zubereitet worden, ſo antworte ich hierauf; daß die Natur nicht nöthig habe, zu Erreichung dieſer Abſicht, um ſchwefeligte, ſalpetrige und andere irdiſche Theile in die Pflanze zu bringen, gewiſſe Säfte aus derſelben heraus tretten zu laſſen, mit denen ſich dieſe Theile vereinigen ſolten, da durch den Regen, den aufſteigenden und fallenden Thau mehrere dergleichen Theile der Pflanze zugeführet werden, als ſie zu ihrem Wachsthum nöthig hat. Die Natur iſt gewohnt, den kürzeſten Weg zu gehen, und die leichteſten Mittel zu Beförderung ihrer Abſichten zu wählen. Wer ſiehet aber nicht, daß die Zuführung ſchwefeligter Theile, welche durch das Aus- und Zurüktretten gewiſſer Säfte befördert wird, mit mehreren Weitlauftigkeiten verknüpfet ſey, als die ordentlichen Mittel des Regens und des gewöhnlichen aufſteigenden und fallenden Thaues. Es iſt alſo offenbar, daß auch in dieſem Falle das Zurüktretten des Schweiſſes in die Pflanzen faſt einer phyſiſchen Unmöglichkeit gleich komme, und daß folglich obige Meynung wenige Wahrſcheinlichkeit vor ſich habe. Die Gründe, welche ich jezt zu Beſtreitung dieſes Sazes angeführet, will ich noch mit der Erfahrung beſtättigen. Herr Muſchenbroek hat gefunden, daß dieſer Thau, der aus vielen öhligten Theilen der Pflanzen beſtehet, bei Tage, wenn er von der Hize der Sonnenſtrahlen erwärmet wird, durch die Ausduftung ſeine wäſſerigen Theile verlieret, und daß die übrigen Theile alsdenn eine Art von Honig oder Manna ausmachen, und in einen Gummi verwandelt werden, und der Herr Abt Nollet bezeuget in ſeinen Leçons de phyſique Experim. Tom. III. p. 373. eben dieſes: wenn er ſaget: alors ce qui exſude de la plante, ou de l'arbre eſt un ſuc, qui s'epaiſſit à meſure, que l'humidité s'evapore; telles ſont certaines gommes, & quelques eſpeces de mannes dont la Medicine fait uſage. Aus dieſen angeführten Worten ſieht man auch, daß, obgleich dieſer Thau der Pflanze nichts mehr nüzet, er dennoch nicht ohne allen Vortheil ſey, ſondern zu andern Dingen in der Arzneykunſt ſehr wohl gebrauchet werden könne. Man kann hieraus zugleich erkennen, daß nichts umſonſt und ohne Nuzen in der Natur ſey, ſondern daß dasjenige, was in Anſehung einiger Dinge für verwerflich und unnüz zu halten wäre, doch zu andern Dingen ſich ſehr wohl ſchike, und ihren Nuzen befördern könne. Siehe auch Muſchenbroeck Eſſai de Phyſique Tom. II. p. 759. Es erhellet alſo jezt aus dieſen Erfahrungen ſo wohl, als auch den beygebrachten Gründen, daß man die Meynung, der Schweis trette bei Anbruch des Tages in die Pflanze zurük, ohne Verlezung der Wahrheit nicht füglich annehmen könne, ſondern daß man vielmehr den jezt aus den Erfahrungen flieſſenden Saz behaupten müſſe: die erſte Art des Thaues, oder der Schweis der Pflanzen werde nach dem Abgang der wäſſerigten Theilgen in eine kleberigte Materie oder in einen Gummi verwandelt.

Von dem Mehlthau habe ich hier keine Erwehnung gethan, weil es bekannt iſt, daß derſelbe nicht zu den bisher angeführten Arten des Thaues könne gerechnet werden. Denn ob er gleich auch auf den Pflanzen befindlich iſt, ſo haben doch fleißige Betrachtungen gelehret, daß er nicht aus Dünſten oder wäſſerigten Feuchtigkeiten beſtehe, ſondern vielmehr eine Menge von Inſecten iſt, die der Pflanze ſchädlich ſind. Unſere Zeiten ſind ſo fruchtbar an glüklichen und geſchikten Naturforſchern, die ſich mit dem rühmlichſten Fleiſſe bemühet haben, die Art dieſes Thaues auf das genaueſte zu unterſuchen, daß man in vielen Schriften eine ausführliche Erklärung deſſelben antrift. Man ſiehet aber aus dem, was oben vorgetragen worden, daß würklich dreyerley Arten, oder eigentlich zwey Hauptarten des Thaues ſind, wovon die leztere aber zwey Unterarten noch beſonders begreifet, wie aus dieſem Entwurf erhellet:



folglich kan man allen Thau überhaupt nicht für einen Schweis der Pflanzen halten, ob er gleich mit eine Gattung deſſelben iſt.

Vom Zorn.

Der Zorn iſt eine der heftigſten Gemüthsbewegungen die in uns entſtehet, ſo oft wir entweder wirklich, oder wenigſtens unſerer Meinung nach, von jemand ſind beleidiget worden. Dieſe Bewegung iſt mit dem ſtärkſten Unwillen und Haß gegen diejenige Perſon verknüpft, von welcher wir dieſe wirkliche oder eingebildete Beleidigung empfangen haben. Bei einigen Menſchen beſteht er in einer ſchnellen, aber bald wieder verfliegenden Hize, die mit einer geſchwinden Aufwallung des Geblüts begleitet wird; bei andern entzündet er ſich langſam, aber der Brand hält auch deſto länger an. Jene rächen ſich ſchnell und bereuen es alsbald wieder; dieſe aber mit Bedacht, aber deſto nachdrüklicher. Bei andern bleibt es blos beim Unwillen und Abſcheu der verhaßten Perſon, ohne daß ſie derſelben, die Scheltworte ausgenommen, weiter was Böſes zufügten.

Ich darf nicht erſt weitläuftig zeigen, wie vieles Unheil der Zorn in der menſchlichen Geſellſchaft ſtifte. Alle grauſame Handlungen, wovon wir in der Hiſtorie ſo viele erſchrekliche Exempel antreffen, ſind vom Zorn hergekommen. Er hat Eltern in Mörder ihrer eigenen Kinder verwandelt, Freunde getödtet, ganze Familien zu Grunde gerichtet, den Arm der Könige wider ihre eigene Unterthanen bewafnet, und den ſonſt ruhmwürdigen Kaiſer Theodoſium verleitet, daß er an Einem Tage über ſiebentauſend Bürger zu Theſſalonich hat ermorden laſſen. Ja, was iſt es nöthig, daß wir andere Exempel anführen: alle Tyrannen, welche ſo viele tauſend Menſchen unglüklich gemacht haben, ſind nur deswegen grauſam geweſen, weil ſie ſich vom Zorn haben beherrſchen laſſen. Daher wir mit Recht im Deutſchen einen hohen Grad des Zorns Bosheit nennen, weil dieſer Affect ſelbſt die beſten Gemüther zu boshaften Handlungen verleitet, ſo wie wir durch das andere Wort, giftig, in unſerer Sprache ſehr wohl und kurz es ausdrüken, daß ein Zorniger einem giftigen Thier, welches auch nicht eher ſchadet, als nur, wenn es aufgebracht iſt, vollkommen ähnlich ſey.

Ich kan demnach niemals einen Zornigen ohne Mitleiden und Schrecken anſehen, und ich befürchte immer, daß er in dieſem kläglichen Zuſtande etwas vornehmen möchte, daß ihm ſowol als andern eine unendliche, aber meiſtentheils ganz vergebliche Reue verurſachen könte. Denn ſolche Perſonen ſind, ſo lange ſie im Affect ſind, ihrer ſelbſt ſo wenig mächtig, als ein Raſender. Selbſt ihre wilden Geberden ſezen ſie leider in die gröſte Aehnlichkeit mit einem aufgebrachten Thier. Climene, die Mutter von ſechs allerliebſten Kindern, iſt, auſſer ihrem herrſchenden Hauptfehler, das ſchönſte und artigſte Frauenzimmer von der Welt. Aber, ſeitdem ich ſie einen groſſen Haufen unter einem entſezlichen Hagelwetter von den pöbelhafteſten Scheltworten, nach ihrer Köchin habe werfen ſehen, ſo kan ich ſie nicht mehr hochachten. Sie kam mir damals weit ſcheuslicher vor, als Alecto, die häslichſte unter den Furien in der Fabel. Um eben dieſer Urſache willen, bedaure ich alle diejenigen von Herzen, die in einer gewiſſen Stadt bei dem Herrn Hizig Schuz und Gerechtigkeit ſuchen. Ich wartete ihm, weil er ſich auswärtig berühmt gemacht hat, bei meiner Durchreiſe auf. Ich muſte eine gute Weile in einem Zimmer warten. Unterdeſſen hörte ich unter einem entſezlichen Lärmen und Schelten die wichtigſten Schläge austheilen. Und ehe ich es mich verſah, ſo kam mir das Gewitter näher. Der Laquai fuhr durch das Zimmer, worin ich ſtand, durch, und der Herr ::: mit einer entſezlichen Peitſche hinter ihm her, ohne daß er mich recht gewahr ward. Er fluchte ganz erſchreklich, und ſah in der That keinem Menſchen mehr ähnlich. Endlich kam ſeine Gemahlin, klagte über böſes Geſinde und entſchuldigte das, was ich geſehen hatte, mit der Nothwendigkeit einer guten Hauszucht. Ein wildes Feuer ſchoß wie Bliz aus ſeinen Augen, die er gewaltſam verdrehete. Seine ſchwarze Perüke ſas ganz auf der einen Seite. Das Geſicht war ganz blas. Ich nahm nach einigen Minuten meinen Abſchied, und da er mich bis an die Stubenthür gebracht hatte, ſo drehete er den Rüken, lief ſchnell durch ein paar Thüren und ſchmiß ſie mit einer wütenden Gewalt zu. Ich muß nicht vergeſſen, daß ich in einem Blat der ſehr ſchönen Tapeten groſſe Dintenfleke wahrgenommen, und ich irre mich wohl nicht, wenn ich glaub, daß der Herr Hizig einsmal im Zorn das Dintenfas an die Wand geſchmiſſen habe. Der Wirth, bei dem ich logirte, erzählte mir noch weit ſchlimmere Proben von den Ausbrüchen ſeines Zorns; z. E. daß er erſt vor kurzer Zeit zwey ſeiner eigenen Pferde auf der Stelle erſchoſſen hatte, und er zitterte, wenn er an ſeinen Proceſs gedachte, den er vor dem Richterſtuhl dieſes Mannes hatte. So gewis iſt es, daß der Zorn allemal entweder fürchterlich oder lächerlich iſt.

Das Traurigſte bei dieſem Affect iſt, daß er mit den Jahren immer heftiger und tyranniſcher wird, anſtatt daß die Wolluſt wenigſtens im reifern Alter bei vielen geſchwächt wird. Allein, wo der Zorn einmal eingewurzelt iſt, ſo kan er auch von dem vernünftigſten Mann nicht mehr gebändiget werden, und Greiſe beſeufzen eine Sclaverey, deren ſie ſich nicht mehr erwehren können.

Ein anderer Umſtand macht dieſen Affect ſehr ſchädlich. Dieſer nemlich, daß ſich andere Laſterhafte gemeiniglich ihrer Laſter ſchämen, und dieſelben wenigſtens heimlich ausüben. Allein, ein Zorniger läſt ſeinen Affect öffentlich ausbrechen, ohne daß er befürchtet, dadurch den Thron oder die Gerichtsſtätten, oder andere geheiligten Oerter und ſeinen eigenen Character zu entweihen. Ja, was das ſchlimſte iſt, gemeiniglich iſt er die Krankheit der Mächtigen. Saul war wenigſtens nicht das erſte und lezte Exempel in der Hiſtorie, da er 85. Prieſter hinrichten lies, noch Alexander, da er mit ſeiner eigenen Hand ſeinen beſten und getreueſten Miniſter, den Clitus, erſtach.

Ich habe Perſonen gekannt, die ſich die gröſte Mühe gegeben haben, ſich durch groſſe Verdienſte Hochachtung zu erwerben, und die ſehr über ihrem Reſpect gehalten, ſich aber gleichwohl in groſſen Geſellſchaften durch ihren Zorn aufs äuſſerſte proſtituiret haben. Und wenigſtens iſt öfters ein Mann, den eine ganze Stadt, ja ganz Deutſchland als einen groſſen Mann verehret, in ſeinem eigenen Hauſe ſehr verächtlich, weil er im Zorn die allergröſten Thorheiten begeht. Mancher General, der in der Hiſtorie eine prächtige Rolle ſpielt, hat ſich vor ſeinen gemeinen Soldaten als einen Menſchen gezeiget, der ſeiner nicht mehr mächtig iſt, und wie der ärgſte Canalbe wütet, wenn nur das geringſte Verſehen gemacht wird. Xerxes macht in der Hiſtorie eine groſſe Figur. Aber dann erſcheint er uns als der verabſcheuungswürdigſte Pedant, da er im Zorn, weil das Meer ſeine Füſſe benezte, daſſelbe mit Ruthen peitſchen laſt. Und was würde man von jenem weltberühmten Gelehrten für Begriffe bekommen, der in allen gelehrten Zeitungen als der gröſte Mann herausgeſtrichen wird, wenn zugleich dieſe Anecdote gemeldet würde, daß er ſich über die geringſten Kleinigkeiten ſo ſehr ärgerte, daß er einmal ſchon einen ſehr raren Codex in Stüken zerriſſen, der auf eine berühmte Bibliothek gehörte? Würden wir ihm auch nur die gemeine Vernunft zutrauen? Würden wir uns ferner von ihm in der Moral belehren laſſen?

Die übrigen Laſter werden wenigſtens auf einige Augenblike von einer Art des eingebildeten Vergnügens begleitet. Allein, der Zornige kan unmöglich ſich was angenehmes dabei vorſtellen oder empfinden, wo man nicht ſagen will, daß der Hund, der in den Stein beiſt, womit er iſt getroffen worden, ebenfalls eine Art der Wolluſt dabey ſchmekte. Dieſe kurze Vorſtellung ſollte einen jeden, der zum Zorn geneigt iſt, überzeugen, daß er von Zeit zu Zeit mit einer eben ſo ſchlimmen Krankheit befallen werde, als die Epilepſie iſt, und er ſolte, wenn er ſich ſelber liebet, nicht eher ruhen, als bis er ſich davon glüklich befreiet ſiehet. Wir wollen nur einige Gegenmittel vorſchlagen.

Da der Zorn meiſtens von Hochmuth herrühret; (deñ warum würde ſonſt Frau Accurat in eine ſolche Wuth wider ihr Kammermädchen wegen einer jeden unrecht angebrachten Falte gerathen?) ſo muß man vor allen Dingen die groſſe Vorſtellung, die man von ſich, und die niedrige, die man von andern hat, ablegen. Alsdann wird man die vermeinten Beleidigungen anderer gemeiniglich für das, was ſie wirklich ſind, nemlich für nichts bedeutende Kleinigkeiten halten. Man mus bedenken, daß man durch die aufbrauſende Hize ſeinen Reſpect verliert, weil man ſich andern von ſeiner ſchwächſten Seite zeigt. Man gewinnet hingegen weit mehr, wenn man in der gehörigen Faſſung bleibt, und empfangene Beleidigungen dem beleidigenden Theil entweder edelmüthig vergibt, oder doch auf eine gelaſſene Art vorhält. Mit eben der Wachſamkeit über ſich ſelber mus man den Neid, das ärgerliche und grämliche Weſen, die Ungedult, die Furcht und andere Leidenſchaften unterdrucken, weil ſie alle den Zorn erregen und unterhalten.

Iſt man zum Jähzorn geneigt, ſo mus man, ſo bald man merkt, daß ſich das Blut erhizen will, ſich von dem Ort und Gegenſtand entfernen, an das Fenſter gehen, und mit jenem Kayſer das Alphabet dreimal herſagen. Seid ihr aber ein wahrer Chriſt, ſo betrachtet unterdeſſen das Exempel Chriſti und ſeinen Richterſtuhl, und überdenket zugleich eure unzähligen Beleidigungen GOttes. Man mus ſich von ſeinen Freunden zurük halten laſſen. Man mus, wenn man bei ſich ſelber iſt, ſich die Sanftmuth Chriſti vor Augen ſtellen, ja ſelber ſich durch die Exempel verſchiedener Heiden beſchämen.

Man mus ſich vor allen hizigen Getränken auf das ſorgfältigſte in acht nehmen.

Das beſte iſt, wenn man dieſen Affect gleich bei den Kindern in der Geburt erſtikt, und zwar theils dadurch, das man ihnen das niemals verwilliget, was ſie durchaus haben wollen; theils, daß man ihnen ihre eigene Fehler mit Gelindigkeit und Sanftmuth verweiſt, und ſie alſo durch die eigene Schönheit dieſer Tugend zur Ausübung derſelben reizet.

Wir haben indeſſen durch dieſe Abhandlung den ſogenannten Amtseifer keinesweges tadeln wollen, welcher aber nicht ſowohl Affect, als vielmehr nur ein ernſthaftes Bezeigen ſeines gerechten Unwillens über grobe Verbrechen iſt, wobei man ſelber in der gehörigen Faſſung bleibt, und mehr äuſſert, als man wirklich empfindet.

Von der Kenntnis der Welt.

Man muß die Welt kennen, man mag darinn leben oder nicht. Wie glüklich ſind diejenigen, die das Lezte ergreifen können! Weil GOtt aber uns nicht alle zur Einſamkeit beruffen hat, ſo iſt es gut, wenn wir zuvor die Pflichten gegen ihn erfüllet haben, daß wir auch überlegen, wie wir unſere Aufführung nach den Forderungen der Welt einrichten ſollen, um mit unſerm Nebenmenſchen vergnügt zu leben: und das nennet man eigentlich Weltkenntnis.

Die erſte und wichtigſte Regel, die man in dieſem Stüke geben kan, iſt dieſe: daß man niemahls den geringſten Menſchen beleidiget, von niemanden Uebels ſpricht, mit einer gewiſſen Gutherzigkeit die Fehler anderer Menſchen erträgt, den Verdienſten ihr Lob wiederfahren läßt, und allen höflich begegnet, mit welchen man umgeht.

Man muß niemals prahlen, noch ſich zur Unzeit hervor ziehen. Vor Leuten von geringer Herkunft von ſeinem vornehmen Stande reden, das heißt, ſie erniedrigen; und mit ſeines gleichen davon reden, das heißt, ſich mit ihnen meſſen. Mit Ungelehrten und Handwerksleuten von gelehrten Sachen reden, das heißt, ihrer ſpotten.

Wer ſich gewiſſe erhabene und vornehme Mienen giebt, ſolche gewiſſe Mienen, die man ſo leicht bemerket, wird allemal entweder für jung oder für eitel gehalten.

Man muß ſich niemals ſelber gern hören, und alles für Gold ausgeben, was man ſpricht. Es iſt unbeſcheiden, andern in die Rede zu fallen; und unbeſonnen, immer allein das groſſe Wort zu führen. Aber das heißt Lebensart kennen, wenn man andern Gelegenheit giebt zu ſprechen, und zu rechter Zeit mitſpricht; dadurch wird eine Geſellſchaft anmuthig, nüzlich und vergnügt gemacht.

Es iſt beſſer, den Einfall unſers Freundes zu erheben, als den unſrigen. Durch dieſes Bezeigen giebt man zu erkennen, daß das Gute bei uns angewandt iſt, daß wir Geſchmak daran haben, daß wir ihm den Werth geben, den es verdienet; daß wir nicht beſchwerlich, noch in unſere Einfälle verliebt ſind, und daß wir nicht allein Verſtand haben wollen.

Es ſchiken ſich nicht alle Perſonen für jede Geſellſchaft, und nicht alle Sitten ſchiken ſich für jede Perſon.

Man brauchet eben nicht nach Hofe zu gehen, um die Welt kennen zu lernen. Man brauchet nur klug und weiſe zu ſeyn; man darf ſich nur ſeines Namens, ſeiner Familie, ſeines Standes, der Oerter, wo man iſt, und der Perſonen, bei denen man iſt, erinnern.

Die Lehren, die man ſich in dieſem Stüke zu geben hat, ſind leicht und natürlich. Es kömmt nur darauf an, daß man ihnen folget.

Man weiß zu leben, wenn man ſeinen Oberen Ehrerbietung erweiſt, mit ſeines gleichen vertraut und höflich, und mit geringeren gelinde und liebreich umgehet.

Man weiß zu leben, wenn man mit Geiſtlichen von Frömmigkeit, mit Soldaten vom Kriegesweſen, mit Neugierigen von Zeitungen ſpricht, wenn man den Mahler, den Bildhauer, den Baumeiſter, den Liebhaber der Geographie, und Aſtronomie mit ſeiner eigenen Kunſt zu unterhalten weiß.

Man weiß zu leben, wenn man ſich leicht in andere ſchiken kan, in die Denkungsart unſrer Aeltern, unſrer Freunde, unſrer Nachbarn, und überhaupt aller derjenigen, mit denen wir leben und Umgang haben.

Man brauchet nicht allemal gut auszuſehen, ſchöne Handlungen zu thun, oder von einem aufgeräumten Weſen und lebhaften Geiſte zu ſeyn, um zu gefallen: Es kömmt oft auf eine gewiſſe Miene, und auf etwas gewiſſes, artiges und verbindliches an, das ſich nicht benennen läßt, um überall willkommen zu ſeyn. Man nimmt dergleichen Menſchen oft lieber auf, und ſieht ihnen mit gröſſerem Vergnügen entgegen, als Leuten, die ſchöner gebildet ſind, und auch wirklich mehr Verdienſte haben, als ſie.

Wenn man ſich immer gleich, immer weiſe, immer wohlthätig iſt; wenn man niemanden beleidiget und erzürnet; wenn man jederzeit und überall höflich iſt, allezeit bereit, den Neigungen ſeiner Freunde zu folgen, niemahls ſeine Meynungen mit Hize behauptet, andern viel nachgiebt, und gegen jedermann freundlich iſt, bei aller Gelegenheit die verſchiedenen Gemüther und Denkungsarten ſchonet, entweder ihre Aufführung billiget, oder doch wenigſtens allezeit entſchuldiget; wenn man allen Menſchen Urſache giebt, mit uns zufrieden zu ſeyn: das heißt, Lebensart beſizen. Und wie viel gewinnet nicht die Tugend dabei?

Wer zu leben weiß, der wird niemanden zur Laſt ſeyn, er wird ohne Zwang leben, und niemahls durch allzuviele Vorſichtigkeit und Ceremonien beſchwerlich werden, oder die Höflichkeit übertreiben, die man ſich einander ſchuldig iſt. Er wird in einer gewiſſen Freyheit leben, wodurch er ſich weder zu ehrerbietig noch zu gemein bezeiget, in einer gewiſſen Freyheit, die die artigſten Leute unter ſich veſt geſezet haben; die das Anſehen der eingeführten Gewohnheit für ſich hat; und die man überall gut aufnimmt.

Probates Mittel gegen die Collie.

Man nimt Wallnüſſe, ſo bald ſie zu der Gröſſe gelanget ſind, als man ſie gewöhnlich in Zuker einmachet. Dieſe ſchneidet man ſo, wie ſie vom Baume gebrochen werden, in längliche Scheiben, um ſie durch den Hals einer Bier-Bouteille zu bringen. Mit ſolchen Nusſcheiben oder Theilen wird dergleichen Bouteille zur Halbſchied angefüllet, und alsdenn guter franzöſiſcher Brantewein darauf gegoſſen, daß die Bouteille oder Flaſche beinahe bis an den Hals voll wird. Man machet ſolche mit einem Kork veſt zu, bindet eine Blaſe darüber, und ſezet ſie an die Sonne, wo ſie 6. Wochen lang ſtehen muß. Nach dieſem Zeitverlauf ſchüttet man alles aus der Bouteille heraus, zerquetſchet die Nüſſe in dem Brantewein, gieſſet das Flüßige durch einen Tuch, und giebt es in eine Bouteille, worinn es ſich einige Jahre unverdorben, und ohne daß es an ſeiner Kraft verlieret, behält. Der Gebrauch davon iſt folgender: Wenn ſich Colieſchmerzen äuſſern, oder würklich da ſind, ſo nimmt man davon eine halbe Theetaſſe voll, und kan es ohne Bedenklichkeit wiederholen. Da durch dieſes Mittel viele von der Colic ganz befreyet worden, welche vorhin nichts unverſuchet gelaſſen haben, um ſich davon frey zu machen: da ferner eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung bewähret hat, daß dies Mittel ſonſt auf den menſchlichen Körper keine widrige Würkung gethan hat, es alſo mit Sicherheit gebrauchet werden kan: ſo hat man ſich verbunden erachtet, es in dieſen Blättern bekannter und gemeinnüzig zu machen, ſonderlich denenjenigen, welche auf dem Lande wohnen, und keinen Arzt noch Apotheke auf der Nähe haben.

Abſchilderung der Einwohner dieſer Welt, als Fremdlinge und Pilgrimme.

Die Erkanntnis Sein Selbſt, und die Einſicht des rechten Verhältniſes, in welchem der Menſch gegen alle Dinge in der Welt von GOtt geſezet worden, iſt der höchſte Gipfel der Weisheit, derer auf dieſem Erdball wandernden Sterblichen. Vermöge derſelben werden wir herrlich beleuchtet und in Stande geſezet, unſern Poſto und die Ordnung unter der Reihe der Geſchöpfe ſo zu erkennen und zu betrachten, daß wir daraus nicht nur unſere Beſtimmung, ſondern auch einen hinlänglichen Begrif unſeres Verhaltens, deutlich verſtehen lernen; Denn wir ſind in unſerer wahren Geſtalt nichts anders als Reiſende, Gäſte, Fremdlinge und Pilgrimme: ſo wie die Heil. Schrift an mehr als einem Ort uns alſo nennet. Was iſt unſer Leben wohl anderſt, als eine ſtete Pilgrimſchaft oder Wanderſchaft, in deme wir hier keine bleibende Stätte haben, ſondern dorten eine ewige Herberge ſuchen müſſen?

Ein Fremder, ein Wanderer hat an dem Ort, wo er durchreiſet, nichts eigenes: und was haben wir, das wir unſer Eigenthum nennen können, das wir erworben haben, und deſſen Beſiz in unſerer Macht ſtehet? Was die Güter und Häuſer betrift, ſo erinnere ich mich eines Türkiſchen Bettelmönchs, oder Faquirs. Dieſer kam nach Bagdad, und gieng in den Pallaſt des Califen; er breitete ſeine Deke auf einem prächtigen marmornen Saal aus, und legte ſich darauf, wie es in daſigen Landen die Reiſenden in den öffentlichen Herbergen zu machen pflegen, wenn ſie übernachten wollen. Dieſe Handlung kam denen Bedienten des Fürſten ſehr fremde vor; ſie fragten ihn, was er wollte? er antwortete: Ich will dieſe Nacht in dieſer Herberge ſchlafen. Dem Fürſten kam dieſes Bezeigen eben ſo fremde vor. Es war ein gütiger Herr, er nahm ſich alſo ſelbſt die Mühe, hinzu gehen und den Faquir zu fragen; von dem er gleiche Antwort bekam. Der Calif verwunderte ſich und ſagte: Bruder, weißt du nicht, daß dis mein

Pallaſt, und keine Herberge iſt? Der Faquir ſahe verwundernd um, u. ſagte endlich: Wie lange wohneſt du hier? Antwort: Zehen Jahre. Wer hat vor dir hier gewohnt? Antw. Mein Vater. Und wer vorher? mein Grosvater, und vor dem mein Urgrosvater; du ſieheſt alſo, daß dis Haus mein, und erblich auf mich gekommen ſey, alſo irreſt du dich, weil du es für eine Herberge hältſt. Wie lange wirſt du dis Haus bewohnen? Antw. ſo lange es Gott gefällt, ich weiß es nicht. Wer wird es nach deinem Tode bekommen? Antw. Mein Sohn, oder wenn GOtt zum Beherrſcher der Glaubigen machen wird, hierauf richtete ſich der Bettelmönch auf, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Sieheſt du nicht, Bruder daß dis Haus eine Herberge iſt. Es hat ſchon ſo oft ſeine Einwohner verändert, und du weiſt nicht, wie lange du hier bleiben wirſt, und wer nach dir daſſelbe beziehen wird. Ein Haus, daß ſo oft ſeine Einwohner verändert, iſt eine Herberge, und der kleine Unterſchied ungewiſſer Tage, länger oder kürzer hier zu ſeyn, verändert auch dieſe Eigenſchaft nicht. Hierauf ſchlug der Calife voll Rührung an ſeine Bruſt und ſagte: ⸗ ⸗ Du haſt recht, mein Bruder, wie ſehr betrügen ſich doch die Menſchen, wenn ſie etwas für ihr Eigenthum halten, du haſt vollkommen recht: bei dem groſſen Propheten: wir ſind alle Wanderer, und unſere Häuſer ſind Herbergen. ⸗ ⸗ Ich könnte dieſe Betrachtung noch weiter ausführen, zumal wenn wir bedenken, daß der Beſiz der Güter oft von kürzerer Dauer iſt, als wir ſelbſt: allein ich will das dem Nachdenken des Leſers überlaſſen. Wir glauben, mit dem gröſten Recht unſere Gatten und Kinder die unſerigen zu nennen; allein wie ſchlecht es mit dieſem Eigenthum ſtehe, zeiget die Erfahrung: ſo lieb ſie uns immer ſeyn mögen, ſo nahe ſie uns angehen, da ſie ein Theil von uns ſelbſt ſind, ſo ſind doch ſelbſt die Früchte unſeres Leibes ſo wenig unſer Eigenthum, als die Früchte eines Baumes ein Eigenthum deſſelben ſind. Die Hand des Grundherrn bricht ſie ab, wenn es ihm gefällig iſt, und ein Sturm wirft ſie oft noch unreif herunter. Warum kan denn die brünſtige Liebe das lezte Schikſal nicht von dem Todbette eines Kindes entfernen? und die ſtarken Arme eines zärtlichen Mannes halten ſeine Gattin nicht von der Gruft zurük; er verliehret ſie zu frühe, oder wird ihr entriſſen, als ein Zeichen, auch dieſe ſey nicht ſein Eigenthum.

So wird doch wenigſtens dieſer mein Leib, dieſe meine Glieder, mein Eigenthume ſeyn? Ich irre mich. Dort hinkt auf einem Holz ein Soldat vorbei, dem eine Stükkugel den Fus nahm; ein anderer ligt unter den Händen des Wundarztes, da er ſeinen Arm verlohren. Der hatte ſein Geſicht, und ein anderer ſein Gehör eingebüſſet, und es iſt ein Glük, wenn ich meine Glieder behalte! Doch wie lange? Mein Geiſt wird ſich, vielleicht bald, aus ſeinem Körper los wenden, und einem höhern Wink folgen: Dann läſt er ihn liegen; er wird unter die Erde verſcharret, und die Würmer, die ihn alsdenn verzehren werden, können ihn mit beſſerm Rechte ihr Eigenthum nennen. Mein Leib iſt unter allen hinfälligen Dingen das Hinfälligſte, und ſeine Geſtalt, Farbe und Geſundheit, iſt das Unbeſtändigſte unter allem, deſſen Beſiz ich mich nicht auf den nechſten Augenblik gewis verſichern kan. So ſiehet es mit dem Eigenthum der Dinge aus, die wir noch unter allen mit dem gröſten Rechte die Unſerige nennen können. In dieſer Abſicht heiſt unſer Leib nur eine Hütte und Herberge unſerer Seele.

Wenn wir das unſer Eigenthum nennen können, das von uns gebraucht, und allein gebraucht wird, ſo lange, ſo zu reden, ein Stük von uns da iſt, und das durch alle Jahrhunderte von uns allein bleibet, und uns nicht genommen wird, durch alle Daure der Zeiten, ſo iſt nur allein das Grab unſer eigen; dieſe finſtere Gruft, dieſe drei Ellen lang Aker und Erde, die wir, ſelbſt eine Erde, nach dem Tode einnehmen, und fünf Bretter, deren Raum ſich genau nach dem Maaſſe unſers Leibes richtet, und die mit demſelben verfaulen. Das iſt das einzige wahre Eigenthum; das iſt alles, was der gröſte Monarch das Seinige nennen kan. Gehe nunmehro hin, und brüſte dich, eitler und elender Thor, mit dem Deinigen, und bilde dir ein, ein Beſizer und Eigenthumsherr vieler Dinge zu ſeyn, von denen du mit ſo zuverſichtlichen Geberden ſagſt: das iſt mein.

Verblendeter, die Dinge, die du ſieheſt, nenneſt du Dein, und es iſt nichts dein, als was du nicht ſieheſt, die Gruft, und es wird nichts dein, als das, das du nicht mehr ſehen kanſt, ſo bald es dein iſt, nemlich dein Sarg. Dieſes war die Einſicht eines groſſen Königs, der ein Vater ſeines Volks, und ein Schröken ſeiner Feinde war. Dieſes waren die Gedanken eines groſſen Heldes, des Königs David, als er in die Worte ausbrach: Ich bin beides dein Pilgrim und dein Bürger; oder eigentlicher: Ich bin dein Gaſt und dein Fremder. Dieſem Ausdruk gemäs betrachtete er alle ihm zu Dienſte ſtehende Sachen als ein Gaſt, der bei einem guten Wirthe iſt, und ſich aller Dinge im Hauſe bedienen kan, ohne ſie die

Seinigen zu nennen, und ſich ſelbſt ſiehet er als ein Fremder und Wanderer an, der hier nicht daheim iſt.

Dieſes iſt der wahre Geſichtspunct, aus welchem wir uns betrachten müſſen, und dadurch wird zugleich unſer ganzes Verhalten gehörig beſtimmet, und rechtmäſſig eingerichtet. Wir haben nichts weiter zu thun, als einem klugen Wanderer nachzufolgen. Dieſer läst ſich auf ſeinem Wege in keine Dinge ſo weit ein, daß ſie ihn an ſeiner Reiſe hindern konnten: und er ladet ſo wenig als möglich, auf ſich, damit ihm ſein Gang nicht ſchwerer gemacht werde. Er ſiehet tauſend angenehme Sachen, allein ſie ſind nicht für ihn, weil er ſie ohne Mühe nicht mitnehmen kan, und ohne ſeine Reiſe zu unterbrechen nicht bei ihnen bleiben kan. So müſſen wir auch unſer Herz bewahren, ſich mit vergänglichen Dingen nicht zu weit einzulaſſen, und mit unſerm Gemüthe an ihnen hängen zu bleiben. Ein Wanderer iſt vergnügt, wann er nur die nöthige Bedürfniſſe hat; Dieſe auch ſollen allein uns vergnügen, und ob wir gleich nicht nöthig haben, das übrige wegzuwerfen, ſo müſſen wir es doch nach dem Ausdruk der Schrift beſizen, als hätten wir es nicht. Ein Wanderer erfreuet ſich über ein gutes Wirthshaus, über wohlſchmekende Speiſen, und über ein ſanftes Nachtlager; er nimmt mit einem ſchlechten auch vorlieb, allein das Gute reizt ihn nicht im geringſten, ſich da niederzulaſſen, ſondern mit anbrechendem Morgen verläſſet er es ruhig und freudig. Wann er unterwegs eine angenehme Gegend antrift, ſo ſiehet er ſie mit Luſt an: nach dem das Wetter und der Weg iſt, gehet er auch wohl etwas langſamer: allein er ſchläget da keine Hütte auf, zu bleiben. Er trift einen Schattenreichen Baum an, und die Hize der Sonnen ſticht ihn am hohen Mittage: er ſezet ſich darunter, ruhet ſich aus, und erquiket ſich durch einen ſüſſen Schlaf; allein das währet nur eine kleine Stund, und ehe er die Zeit verſchlafen ſollte, würde er lieber nicht einſchlafen, oder doch es dem Dank wiſſen, der ihn erweken würde.

Ein kluger Reiſender gehet mit jedem, der mit ihm auf dem Wege iſt, auf eine nachahmungswürdige Weiſe um. Er vertrauet ſich niemanden ſo weit, daß ihm ſein Vertrauen Gefahr bringen könnte, er hält es aber für ein groſſes Glük, einen guten Reiſegefährten anzutreffen, mit dem er angenehme Geſpräche führen, und durch gegenſeitige Wechſelhülfe ſich und anderen die Mühſeligkeiten des Weges erleichtern kan. Er wird einen groben Reiſegefährten gedultig neben ſich gehen laſſen, und nicht nur viel Schwachheiten überſehen, ſondern auch Beleidigungen vertragen, damit er ſich den Weg durch elende Zänkereien nicht noch beſchwerlicher mache. Unſere Reiſe durch die Welt gehet durch eine unſichere Straße, wo es Gegenden giebt, die von Räubern fleißig beſuchet werden: dieſe kan man nicht beſſer vermeiden, als wenn man auf der Straße bleibet, und die Abwege und waldigten Gegenden vermeidet und ſich nicht mit viel Sachen behänget.

Der Reiſende iſt ein Thor, der auf einer ſchnellen Vorüberfahrt, durch vergebliche Koſten, den andern Wanderer ein prächtiges Geräthe zeigen will, das ihnen doch nichts angehet, und allenfalls eher Neid als Bewunderung, und niemahls Hochachtung zu erwerben im Stande iſt. Ein Sauſewind verſchwindet in den Wirthshäuſern, um von dem Pöbel bewundert zu werden; es koſtet ihm ſein Geld, eine lächerliche Ehre zu erlangen. Mich deucht, ich ſehe dieſe Weltſtraße. Ich erblike einen Wanderer, der mit ſtolzen Geberden einher tritt, und alles neben ſich verächtlich über die Achſel anſiehet. Er gehet vorüber, und hat nichts erhalten als Verachtung: die andern ſehen nichts an ihm, als an einem Reiſenden: und ſeine Ahnen, ſein Wappen und ſeine Reichthümer gehen ihnen nichts an; ich ſehe, daß ſie hinter ihm her lachen. Doch holet uns ein munterer Herr ein; wie witzig traget er ſich nicht? Man ſiehet es ihm an, daß er ſich klüger dünkt, als alle die zahlreiche Menge der mit ihm Reiſenden. Möchte er es doch ſeyn! allein, das iſt ihm nicht genug. Er will alle Reiſenden unterrichten, daß dieſe Straße zu keinem Ort hinführe. Er lachte ſehr witzig über die, die mit Ernſt und Eifer reiſen: er nennet ſie Narren, die ſich mit einem Hirngeſpenſte herum tragen; er iſt witzig genug zu behaupten, daß wir alle auf dieſem Wege zu Hauſe wären. Er kan nicht leugnen, daß der Tod das Ende des Weges ſey, allein er leugnet, daß dieſer Tod uns an einen Ort hinbringe, an welchem wir bleiben müßen. Mit welchem Geräuſche gehet er nicht fort, im triumphirender Einbildung von ſich ſelbſt: allein ich ſehe, daß alle Vernünftige rund um ihm herum ihn mit mitleidigen Augen anſehen. Er ſelbſt iſt ſeiner Meinung ſo wenig gewis, daß ſein widerſinniſches Betragen ihn allen lächerlich machet. Ein anderer hält ſich bei allen ſchönen Gegenden auf, und bedauret, daß er ſie verlaſſen müße: und ein Dritter ſchöpfet ſo viel Misvergnügen aus einer ſchlechten, einige Schritte langen Stelle ſeines Weges, daß er alle die ſchönen wahrzunehmen nicht im Stande iſt. Ein Vierter zanket ſich mit allen Mitreiſenden, und gehet ſiegprangend aus ihren Augen, wenn er ſie mit den gröbſten Beleidigungen beleget, und ſich ſelbſt viel Verdrus zugezogen hat. Jezt ſehe ich einen Wanderer, der nichts thut, als die neben ihm Reiſende tadeln. Der gehet ihm zu langſam, und der zu ſchnell: der ſezt die Füſſe nicht recht, und der trägt ſich nicht gut; und bei allen dieſen Betrachtungen ſiehet er nicht vor ſich hin, und fält einmal über das andere in Koth.

Es ſcheinet zwar dieſe Betrachtung, daß wir nur Wanderer durch die Welt ſind, viel trauriges und finſteres an ſich zu haben, allein es iſt nichts wenigers als das. Wie leicht wird es uns die Welt zu verläugnen, in die wir nicht zu Hauſe gehören, und durch welche wir nur ſchnell hindurch reiſen. Wie leicht können wir uns zufrieden geben, wenn ein reizender Gegenſtand uns nicht lange ergözet, denn wir ſehen ihn nur als Durch- und Vorbeireiſende an, und gewöhnen uns an, in der Welt kein dauerhaftes Vergnügen zu verlangen.

Es iſt in dieſer Denkungsart ſo wenig finſteres und trauriges, daß ſie vielmehr allein im Stande iſt, uns in immerwehrender Munterkeit zu erhalten, und die verdrüslichen Zufällen zu verſüſſen. Wir wollen jezt einen Menſchen ſezen, der das elendeſte Leben führen muß; der Weg ſeiner Wanderſchaft iſt alſo ein ſehr böſer Weg, durch Koth und ſteile Oerter, wo ihm jeder Schritt ſauer wird. Wie tröſtlich iſt es nicht, daß das nur ein Weg iſt, und keine bleibende Stätte! Wir wiſſen, daß alles bald wird vorüber ſeyn. Wenn der Wanderer das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hat, ſo iſt es ihm gleich viel, ob er gleich manchmal in einem elenden Gaſthauſe ſchlechte Biſſen beiſſen müſſen. Wenn er in ſeinem Geburtsort eine ehrliche Stelle beſezet, ſo macht er ſich nichts daraus, daß er auf der Reiſe keinen groſſen Staat machen können, ſondern für einen ſchlechten Mann iſt angeſehen worden. Es iſt wahr, daß dieſe Betrachtung denen hochgeachteten Dingen dieſer Welt vieles von ihrem Wehrte benimmt; allein andere, die ſo verächtlich geweſen, erhalten dagegen etwas: und die Sache iſt in und an ſich ſelbſt wahr. Ich hätte hievon noch viel anzuführen, allein einem Weiſen iſt bereits genug geſagt, und es iſt dieſe Betrachtung nur ein kurzer Auszug der Worte des Apoſtels Paulus, da er zu den Glaubigen geſagt. Lieben Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrimme, enthaltet euch der fleiſchlichen Lüſte, welche gegen die Seele ſtreiten. Würden dieſe Worte nicht ausnehmend geprieſen werden, wenn ſie in alten Zeiten Seneca, oder in unſern Tagen der begeiſterte Bramine vorgebracht hätte? Verliehren ſie was von ihrem Nachdruk, da ſie von GOtt herrühren.

Unterſchied zwiſchen groſſen und kleinen Geiſtern.

Man kan die meiſten Menſchen nicht ohne Mitleiden betrachten. Sie ſind alle zu einer ewigen Glükſeligkeit erſchaffen. Allein, zur Erreichung dieſes erhabenen Endzweks iſt ihnen eine nur ſehr kurze Zeit beſtimmet. Dieſe Zeit, welche bei unzähligen kaum bis an 20. Jahre hinan ſteiget, enthält das Maas von denjenigen Beſchäftigungen, welche ſie zur Erlangung und Vergröſſerung einer unendlichen Glükſeligkeit anwenden ſollen. Alle Stunden ſind demnach für uns ſo wichtig, als es für einen Menſchen, der mit andern in die Wette nach einem gewiſſen Kleinod läuft, ein jeder Augenblik iſt. Der kleinſte Zeitpunct, ein einziger Schritt kan ihm den Vorſprung vor denen, die mit ihm laufen, verſchaffen. Eine auf der Meſſe klüglich genüzte Viertelſtunde kan einem geſchikten Kaufmann die erſte Gelegenheit geben, ein groſſer Capitaliſte zu werden. Je vortheilhafter wir demnach einen jeden Tag, ein jedes Jahr unſers Lebens anwenden, das iſt, je mehrere gute Handlungen wir, zum Exempel in der Jugend, verrichtet haben, deſto vollkommener ſind wir hernach ſchon bei unſerm Eintritt in das männliche Alter; und fahren wir ſo fort, wie viele Vollkommenheiten müſſen wir nicht am Ende unſers Lebens beſizen. Ein junger Kaufmann, der ſchon im 25ſten Jahre ſehr emſig die Handlung getrieben, muß, ſo wie an Jahren, alſo auch an Gütern zunehmen. Ein jeder Thaler, denn er gewinnt, iſt eine neue Gelegenheit für ihn, noch mehrere zu gewinnen. Laſſet uns in die Stelle des Geldes rechtſchaffene Verrichtungen ſezen. Eine jede Handlung, wenn ſie im Zuſammenhang mit den Folgen, die ſie hervor bringet, betrachtet wird, vermehret oder vermindert unſere Fähigkeit, einer ewigen Glükſeligkeit theilhaftig zu werden. Und es iſt ganz offenbar, daß ein Menſch in jener unbegränzten Ewigkeit in einem deſto höhern Grade glükſelig ſeyn werde, je mehrere er von ſolchen Handlungen, die ihn der höchſten Belohnungen GOttes würdig machen, in dem ganzen Zeitraum ſeines ſterblichen Lebens hienieder verrichtet hat. Welche Arten von Beſchäftigungen aber werden wir wohl vorzüglich hieher rechnen können? Unſtreitig ſolche, die den Vollkommenheiten ſo wohl als den Abſichten der Gottheit gemas ſind, und deswegen ihr Wohlgefallen auf ſich ziehen. Welche anders, als folgende: Die Erkenntnis und Verehrung des höchſten Weſens, oder die Religion und Tugend, unter dem menſchlichen Geſchlecht ausbreiten; ſich ſelber durch die Erkenntnis der nüzlichſten und würdigſten Wahrheiten vollkommner machen; ſich beſtreben, den Eigenſchaften GOttes nachzuahmen und dieſem allerhöchſten Muſter immer ähnlicher zu werden; ſich mit dem gröſten Fleiſſe bemühen, damit man ſich ſo wohl alle nur mögliche Geſchiklichkeiten erwerbe, als auch ſich auſſerdem in ſolche Umſtände ſeze, darinn man Kräfte und Mittel genug in Händen haben kan, auf mehr denn eine Art die Wohlfahrt ſehr vieler Menſchen zu befördern.

Dieſe Menge und Mannigfaltigkeit von dergleichen ſchönen Handlungen ſind demnach derjenige Maasſtab, wornach man allein die Gröſſe der Geiſter beſtimmen kan, und ein Menſch iſt groß oder klein, nach dem er mehr oder weniger vortrefliche Handlungen vollkommner oder unvollkommner in einer beſtimmten Zeit von Jahren verrichtet hat. Nach dieſem Maasſtabe kan ein Jüngling ſehr groß, ein Mann hingegen noch ſehr klein und ein wahres moraliſches Kind ſeyn. Anſehen, Rang, groſſe Güter, kommen bei dieſer moraliſchen Meſſung nicht anders in Anſchlag, als in ſo fern ſie zur Ehre GOttes und zum Beſten der Geſellſchaft auf das vortheilhafteſte und treulichſte genuzet werden. Gleichwie demnach die Iſraeliten ein Gewicht und eine gewiſſe Münze hatten, die nur im Heiligthum galt, und wornach alles, was man GOtt brachte, abgewogen und geſchäzet wurde: alſo gilt auch in dem Tempel der Wahrheit und Tugend blos dasjenige Maas, welches ich angegeben habe. Nach demſelben nemlich iſt allein derjenige ein groſſer Geiſt.

1) Deſſen Handlungen alle dazu dienen, entweder mittelbar oder unmittelbar die Gottheit, und zwar beſonders wie ſie ſich in JEſu Chriſto geoffenbahret hat, den Menſchen recht groß und verehrungswürdig zu machen. Ein Paulus, ein Auguſtinus, ſind nach dieſem erſten Grundſaz in dem Reiche der Geiſter Männer von der erſten Gröſſe.

2) Derjenige, der ſich mit ſtarken Schritten und ohne Stillſtand derjenigen Vollkommenheit nähert, deren wir nur immer in denjenigen Umſtänden, worunter wir uns auf unſerer Erde befinden, fähig ſind.

3) Derjenige, deſſen Handlungen dem gröſten Theil der Geſellſchaft auf eine wahre Art nüzlich ſind: groſſe Geiſter unter allen Ständen, die ſich um ein ganzes Land verdient gemacht haben!

4) Je mehrere Arten dieſer Handlungen nun ein Menſch in einer gewiſſen Zahl von Jahren verrichtet; in je einer kürzern Lebenszeit er ſie vollendet; ferner, mit je gröſſerer Uebereinſtimmung, Beſtändigkeit und Willigkeit, mit je reinern Abſichten und Trieben der Gottesfurcht, der Rechtſchaffenheit und der allgemeinen Menſchenliebe er ſie ausgeübet; endlich, je mehrere Mühe und Hinderniſſe er dabey zu überwinden hat, und hingegen, je weniger zeitliche Vortheile ihn zur Ausübung derſelben antreiben können: ein deſto mehr Gnadenbelohnungen hat er dafür in der Ewigkeit zu erwarten.

Doch hier laſſet uns nicht vergeſſen, eine Einſchränkung zu machen, die ſehr nothwendig iſt. Könten nicht einige rechtſchaffene Seelen, die GOtt und die Menſchen ſehr aufrichtig lieben, eben deswegen, weil ſie nach der Vollkommenheit ſtreben, dadurch niedergeſchlagen werden, wenn ſie in dem Augenblik, da ihnen jezt vielleicht dieſes Blat in die Hände kömmt, bei ſich ſelber einen Ueberſchlag machen, wie wenig ſie bisher entweder zur Ehre GOttes oder zum Beſten der Menſchen ausgerichtet hätten? Sie können entweder aus einer rühmlichen und allen Tugendhaften eigenen Beſcheidenheit ſo mäſſig von ſich denken, oder aber nach der Wahrheit, weil ſie die Vorſehung in ſolche Umſtände geſezt hat, worinn ſie in einer glüklichen Dunkelheit, in einem engen Bezirke für ſich leben und Tugenden ausüben, deren gute Wirkungen ſich dem Anſehen nach nur auf ſehr wenige Menſchen erſtrecken. Viele unſerer rechtſchaffenen Chriſten vom Nährſtande gehören in dieſe Claſſe. Ihre Gottesfurcht iſt wie das Licht, welches, nach der Redensart des Evangeln, unter einem Scheffel ſteht. Es wirft ſeine Strahlen nur in einem ſehr engen Raum von ſich. Rechtſchafne Menſchen von dieſer Art haben nicht Urſache, mit ſich ſelber unzufrieden zu ſeyn. Denn gleichwie ſie die Vorſehung ſelber in ſolche Umſtände geſezt hat, darinn es ihnen nicht möglich iſt, ſich um ſehr viele Perſonen Verdienſte zu erwerben: alſo ſind ſie in den Augen des allergerechteſten Monarchen, der die Menſchen nicht blos nach ihren äuſſerlichen Thaten, ſondern vielmehr nach ihrem Verborgenen richtet, eben ſo groß, als diejenigen, welchen GOtt nach ſeiner freyen Gnade und zum Beweis, daß ſeine Vorſehung eigentlich an kein Werkzeug in der Erhaltung der Welt gebunden ſey, gröſſere Kräfte und Gelegenheiten, um viel Gutes auszurichten, anvertrauet hat. Ihre redlichen Abſichten, Wünſche und Bemühungen, gelten in den Augen des Herzenskündigers ſo viel als wirkliche Thaten. Der, welcher ernſtlich viel Gutes hat thun wollen, iſt GOtt ſo werth, als derjenige, der es wirklich gethan, das iſt, der die ihm von GOtt verliehene Gelegenheit wirklich angewendet hat.

Nunmehr kan nichts leichters ſeyn, als zu beſtimmen, welches kleine Geiſter ſind. Hier übergebe ich meinen Leſern ſelber den Maasſtab: Je länger ein Menſch ſchon gelebt, je mehrere Gelegenheiten er gehabt, aber nicht dazu gebraucht hat, ſehr vieles zur Verherrlichung GOttes, zu ſeiner eigenen Ausbeſſerung und zum wahren Vortheil der Geſellſchaft beizutragen, ein deſto kleinerer Geiſt iſt er; ſo groß er ſonſt auch immer nach dem Maaſſe der Geburt, des Ranges, der Güter und der Macht, nach welchen in der politiſchen Welt die Gröſſe eines Menſchen beſtimmet wird, zu ſeyn ſcheinen mag. Ich ſehe es ganz wohl vorher, was vor Widerſprüche in meiner angegebenen Beſtimmung von der Gröſſe eines Menſchen, liegen. Aber ich kan nicht dafür, daß man insgemein mehr nach Vorurtheilen und nach dem Eigennuz, als nach der Wahrheit urtheilet: ich kan nicht dafür, daß der groſſe Geiſt, der von nichts als von Wein und Liebe ſchreibt, kaum die Gröſſe eines Zolls hat. Ein paar ſolcher Lieder erfordern nichts weiter als einen Müſſiggänger, der bisweilen Luſt hat, die Einfälle ſeiner erhizten Einbildungskraft bei einer Pfeife Knaſter nieder zuſchreiben, und der ſich höchſtens noch die Mühe giebt, mit dem Verleger Abrede zu nehmen, wie ſeine Träume auf das zierlichſte gedrukt werden könnten. Welche That! Ich könnte auch nicht dafür, wenn in dem Fall, daß dieſes Blat in das Reich der Todten kommen würde, ein Alexander, der weiter nichts groſſes gethan, als daß er eine groſſe Menge Menſchen auf der Oberwelt abgeſchlachtet hat, bei den, auf ihn eiferſüchtigen, Philoſophen den ſchimmernden Titel der Groſſe verlöhre.

Es folget ferner aus dem, was wir bei dieſer ganzen Abhandlung zum Grunde geleget haben, ganz natürlich, einmal, daß diejenigen die kleinſten Geiſter ſind, die ſehr viele Jahre gelebet, ſehr viele, und zwar recht vorzüglich fruchtbare, Gelegenheiten, Gutes zu thun, gehabt, und die doch bei dem allen am wenigſten ihre und anderer Menſchen Vollkommenheit befördert haben. Es folget zweytens daraus, daß ſie die gröſten Thoren ſind, weil ſie vorzüglich in dieſer, und noch mehr in jener Welt glüklich hätten werden können, und haben doch nicht gewollt. Es erhellet endlich, drittens, aus den obigen Grundſäzen, daß es in allen Ständen der Menſchen mehr kleine als groſſe Geiſter gebe, weil man unzählige Leute antrift, welche ihren Geiſt in einer ſo kurzen und dabei unerſezlichen Lebenszeit mehr mit kleinen Sorgen, als mit wichtigen Dingen beſchäftigen. Ein Diogenes fande hier ein weites Feld zu einer recht beiſſenden Satire auf die Thorheit der Menſchen, welche den allerkoſtbarſten Schaz recht muthwilliger Weiſe ungebraucht verſchwenden. Allein, ich bin ſo weit davon entfernet, daß ich hier Thorheiten lächerlich zu machen ſuchen ſollte, daß ich vielmehr durch das innigſte Mitleiden gegen diejenigen bewegt werde, welche einſtens den Weg nach der Ewigkeit wandeln, und ich wünſche nichts mehr, als daß ich ſie ihnen ſelber und andern recht bedaurenswürdig vorzuſtellen, beredt genug ſeyn möchte. Ja bedaurenswürdig ſind ſo viele vornehme Frauenzimmer, die ihre edelſten Stunden, welche ſie dem Umgange mit GOtt und nüzlichen Beſchäftigungen widmen könten, den elendeſten Kleinigkeiten aufopfern; Kleinigkeiten, die ich kaum nennen darf, wenn ich von Geſchöpfen rede, die zur Unſterblichkeit geſchaffen ſind; oder daß ich es mit ein paar Worten ſage, es ſind die Kleinigkeiten des Puzes, des Spiels, der Neugierigkeit, der Plaudereien und Familien Neuigkeiten ꝛc. und dergleichen unzähliche nichtsbedeutende-Dinge, die nicht nur ihnen ſelber nicht den geringſten Nuzen, ſondern dagegen ihnen ſowohl als ihren Familien den gröſten Schaden bringen.

Bedaurenswürdig ſind die Domitiane, die ſich mit nichts als mit dem Todtmachen der unvernünftigen Thiere beſchäftigen, da ihnen doch die groſſe Sorge aufgetragen iſt, vielen tauſend vernünftigen Geſchöpfen das Leben glüklich zu machen

Ich bedaure endlich den Fleis einiger Künſtler, die Ihre Augen, Zeit und Geſchiklichkeit über ſolchen unnüzen Kleinigkeiten verdorben haben, die mehr bewundert als gerühmet werden. Plinius theilt uns ein zahlreiches Verzeichnis von ſolchen unnüzen Künſteleien mit, und in der Dresdenſchen Kunſtkammern werden auch verſchiedene derſelben aufbewahret. Z. E. auf einem einzigen Kirſchkern kan man durch ein gutes Vergröſerungsglas 185. Köpfe, die mit Kronen, Kränzen, Hälmen, Münzen und andern dergleichen Zierden bedekt ſind, ganz genau unterſcheiden. In einem Pocal, der aus einem Pfefferkorn geſchnizt worden, werden auch 150. kleine Becher von Gold und Elfenbein aufbewahret. Man hat Uhren, die ſo klein ſind, daß das ganze Werk in einem Fingerring, ſtatt eines Steins, eingefaſt iſt. In Paris wurde vor einigen Jahren ein Wagen gezeiget, darin vier Perſonen ſaſſen, der von ſechs Pferden gezogen ward, ſeinen Kutſcher und noch zween Laqueien, trug, und doch zuſammen nicht mehr wog als einen Gran. In ſo fern dergleichen feine Arbeiten Zeugen von dem Wiz und von der Gröſſe der menſchlichen Geſchiklichkeit ſind, ſo tadle ich ſie nicht.

Aber wenn ein Künſtler mehr als Ein dergleichen Stük verfertigte, und darüber nüzlichere Arbeiten verſäumte, ſo würde ich ihn bedauren, daß er mit ſeinem Talent nicht beſſer zum gemeinen Beſten gewuchert hat.

Denn da die Zeit uns ſo klein zugemeſſen iſt, worinn wir uns auf eine unſterbliche Glükſeligkeit vorbereiten ſollen: ſo können wir nicht ſparſam genug mit einem jeden Augenblik derſelben umgehen.

Sammlung einiger mit den Vergröſſerungsgläſern angeſtellten Unterſuchungen, aus verſchiedenen Schriftſtellern zuſammen getragen.

Durch Hülfe der Engliſchen Vergröſerungsgläſer ſind in dieſem Jahrhundert viele merkwürdige Sachen entdekt worden, die zumalen in der Arzeneikunſt und Naturlehre ein groſſes Liecht aufgeſtekt. Dergleichen Wahrnehmungen zeigen recht das Wunderbare in den Werken der Natur, dadurch das Reich der Wiſſenſchaften merklich vergröſert worden; Deren daraus gefolgerte Nuzen von einem groſſen Umfang iſt, für die, welche Gebrauch davon zu machen wiſſen. Es wird dahero nicht undienlich ſeyn, einige dergleichen Wahrnehmungen hier anzuführen: *)

In dem faulen Holz zeiget ſich eine unzähliche Menge kleiner theils gehörnter, theils geflügelter Würmchen, welche ſchwarze Augen, und einen Schnabel haben.

In allen Pflanzen, Kräutern und Blättern der Bäume, ingleichen in den

Blu

Blumen, ſiehet man Adern, welche den Gewächſen den Nahrungsſaft zuführen u. ſ. f.

An allen Pflanzen bemerket man kleine Würmchen, die ſich bald in Schmetterlinge, bald in andere Arten fliegender Inſecten verwandeln.

Die ganze rauhe Oberfläche der Salbeyblätter iſt mit einem zarten und einer Spinnenwebe ähnlichen Häutchen überzogen, zwiſchen welchem man ſehr kleine Thierchen und Bläschen, wie Eyer, wahrnimmt, die ſich aber alsbald verlieren, wann man die Blätter nur mit den Fingern abwiſchet, oder mit Waſſer wäſchet.

Die Brenneſſeln ſind über und über, vornemlich aber an den Blättern, mit ſehr ſcharfen und bisweilen dreyſpizigen Stacheln beſezet, welche auf einem mit einer ſcharfen und giftigen Feuchtigkeit angefüllten Bläsgen ſtehen. Ein jeder Stachel hat in ſeiner Spize ein Loch, woraus jene Feuchtigkeit in den von dem Stachel durchbohrten Theil eindringet, und die empfindlichen Schmerzen erreget.

Wann man welſche Bohnen oder Mandeln in warmes Waſſer einweichet, und ſodann den darinnen befindlichen Keim behutſam zerſchneidet; ſo zeiget ſich die ganze Geſtalt der Pflanze darinnen.

In dem Eſſig nimmt man ganz deutlich viele kleine Würmchen wahr.

Die Reitliſen oder Miteſſer (cyrones) ſind, wann man ſie aus der Haut ausgräbet, kleine haarichte und den Käsmaden ähnliche Würmchen.

An den Bienen erkennet man die Gelenke, die Klauen an den Füſſen, die vielfarbigten Flügel, und die kleinen Zähne. Man ſiehet, daß ſie das Wachs äuſſerlich auf den Schenkeln, das Honig aber innerlich in dem Magen, in den Bienenkorb tragen, und daſelbſt, aber in etwas verändert, wieder von ſich ſpeyen.

Bei den Seidenwürmern kommet die Seide nicht aus dem Maul, ſondern gleichſam aus Brüſten, die ſich ſehr häufig auf dem Rüken dieſer Thiere befinden; doch faſſen ſie die Seide mit dem Maul und fügen ſie an.

Die Schnaken ſehen den Elephanten nicht ungleich.

Die Fliegen haben krummgebogene Klauen, wie die Adler oder Kazen, vielfärbige und flekichte Flügel, und einen Stachel.

Die Spinnen haben viele Augen, Zähne, und an den Füſſen ſchwarze krumme Klauen. Sie ſind an dem ganzen Leibe mit Haren bedekt; der Faden, womit ſie ihr Gewebe machen, kommet aus dem Maul, und können ſie ihren Schwanz bewegen.

Ein Floh ſiehet einer Heuſchreke ohne Flügel, oder einem Meers- oder Flußkrebs, ähnlich, und hat, vornemlich an den Beinen, viele krumme Stacheln.

Die Läuſe haben, auſſer den andern Gliedmaſſen, auch einen Schnabel; ſie ſind ſehr durchſichtig, daher man auch, vermittelſt der Vergröſſerungsgläſer, die Bewegung des Bluts in dem Herzen deutlich wahrnehmen kan.

Bei den Enten und Hünern iſt die Dauungskraft ſehr ſtark. Dann als man einigen dieſer Thiere kleine Glaskügelchen zu verſchluken gabe, und ſie nach etlichen Stunden öffnete; ſo ware der Magen inwendig mit einer glänzenden Haut überzogen, welche, wie das Vergröſſerungsglaß lehrte, nichts anders, als ſehr zart gepülvertes Glas ware.

Das Fleiſch, welches der Mond die Nacht hindurch hat beſcheinen können, iſt auf der Seite, wo es die Strahlen des Monds berühret hatten, mit kleinen Würmchen, von verſchiedener Gröſſe angefüllet.

Im alten Spek ſiehet man nicht allein haarichte Würmer, ſondern auch unzähliche andere kleine Thiere.

Die Milch, vornemlich aber die ſaure, iſt mit Würmern angefüllet.

Der auf dem Käß befindliche Staub, iſt nichts anders, als viel kleine ſchön gefärbte, und auf dem Rüken mit Haaren und Schuppen bedekte Thierchen, welche kleine Hörner, und in dem Schwanz drey Stacheln haben.

Bey vielen Menſchen ſiehet man durch Hülfe des Vergröſſerungsglaſes, in den Schweislöchern der Naſe Würmer, die einen ſchwarzen Kopf haben.

In Peſtzeiten iſt die Luft mit kleinen Würmern angefüllet, die man aber nur durch Hülfe der beſten Vergröſſerungsgläſer ſehen kan. Ja es enthalten ſelbſt die Peſtblattern dergleichen Ungeziefer in ſich, welches endlich Flügel bekommet, davon flieget, und auf ſolche Art die Krankheit bald ausbreitet.

Bey den Flekfiebern (Febres puncticulares) zernagen kleine Würmer die zarten Blutgefäſe, daher das Blut austritt, und Fleken an der Haut verurſachet.

Die Blattern oder Poken ſind nichts anders, als Behältniſſe kleiner Würmer, welche viele Füſſe und ſcharfe Schnäbel haben, womit ſie die Haut zernagen, folglich ſchmerzhaftes Juken und mehreren Zuflus der Feuchtigkeiten verurſachen.

Bey der Kräze ſind ebenfalls Würmer vorhanden.

Bey der veneriſchen Kräze hat Kircher kleine Würmer, in der Geſtalt der ſchwarzen Schneken, geſehen, welche ſo fruchtbar waren, daß ſie in einer halben Stunde funfzig andere hervor brachten.

Obidah und der Einſiedler.

Eine morgenländiſche Geſchichte.

Obidah, der Sohn des Abenſina, verlies des Morgens in der Frühe die Caravanſera, und verfolgte ſeine Reiſe durch die Ebnen von Indoſtan. Er war nach der Ruhe friſch und muthig. Er ward von Hoffnung ermuntert, und von Begierde angetrieben. Er gieng eilig über die Thäler fort, und ſah die Berge allmählich vor ſich empor ſteigen. Indem er alſo dahin gieng, wurden ſeine Ohren durch den Morgengeſang des Paradiesvogels entzüket; Er ward durch das lezte Flattern eines ſinkenden kühlen Lüftchens erfriſchet, und von Speccreywäldern mit Thau beſprenget. Zuweilen betrachtete er die thürmende Höhe der Eiche, der Königin der Berge; und zuweilen zog er den ſüſſen Duft der Viole, der älteſten Tochter des Lenzes, ein. Alle ſeine Sinnen wurden ergözet, und aller Kummer ward aus ſeinem Herzen verbannet.

Solchergeſtalt fuhr er fort zu gehen, bis die Sonne ihrer Mittagshöhe nahe kam, und die zunehmende Hize ihm ſeine Kräfte allmählig zu entziehen anfieng. Er ſahe ſich daher nach einem bequemeren Pfade um, und ward zur rechten Hand eines Waldes gewahr, der ſeine Schatten, als zu einem Zeichen der Einladung, ihm

ent-

---

*) Verſchiedene dergleichen Verſuche, die ich oben angeführt, und noch Mehrere, die unter ſolchen nicht ſtehen, habe ſelbſten hier bei einem Gelehrten und Liebhaber der Wiſſenſchaften, erſt vor einiger Zeit, zu ſehen Gelegenheit gehabt, als wodurch zumal der Umlauf des Geblüts in einem rechten Zirkel, das in lauter Kügelchen fortrollet, am beſten wahrgenommen werden kan; Auch ſo gar in dem höchſten Grad der Entzündung: und wie es zu ſtoken anfängt; wann es die kugelförmige Geſtalt verliert 2c.

entgegen zu bewegen ſchien. Er gieng in den Wald hinein und fand die Kühle und das angenehme Grüne deſſelben unwiderſtehlich einnehmend. Indeſſen vergaß er doch nicht, wohin ſeine Reiſe gerichtet war, ſondern fand einen engen mit Blumen eingefaſten Weg, der mit der Landſtraſſe einerley Richtung zu haben ſchien, und war froh, daß er durch dieſen glüklichen Verſuch Mittel gefunden hatte, Vergnügen mit Geſchäftigkeit zu verbinden, und die Belohnungen des Fleiſſes zu erlangen, ohne die damit verknüpfte Mühſeligkeiten erdulden zu dörfen. Er fuhr demnach fort, noch einige Zeit zu gehen, ohne im mindeſten etwas von ſeinem Eifer nachzulaſſen, auſſer daß er zuweilen in die Verſuchung gerieth, bei der Muſic der Vögel, welche die Hize in den Schatten verſammlet hatte, ſtille zu ſtehen, und zuweilen ſich damit aufhielt, daß er die Blumen, welche den Rand des Weges auf beiden Seiten bedekten, oder die Früchte, die an den Zweigen hiengen, pflükte. Endlich fieng der grüne Pfad an von ſeiner erſten Richtung abzuweichen, und ſich zwiſchen Hügel und Gebüſche hindurch zu ſchlängeln, die durch Quellen kühl gemacht wurden, und von Waſſerfällen rauſchten. Hier ſtand Obidah einige Zeit ſtille, und erwog bei ſich, ob es länger ſicher wäre, den bekannten und gewöhnlichen Weg zu verlaſſen. Wie er aber bedachte, daß die Hize izt in ihrer gröſten Heftigkeit, und das ofne Feld ſtäubicht und uneben wäre, ſo entſchlos er ſich, dem neuen Pfade zu folgen, der ſeiner Meynung nach, blos nach der Verſchiedenheit des Bodens einige krumme Wendungen machte, und zulezt ſich wieder in die gemeine Landſtraſſe endigte.

Wie er ſolchergeſtalt ſeine Beſorgnis beruhiget hatte; ſo erneuerte er ſeinen Gang, wiewohl er argwohnte, daß er nicht viel weiter käme. Dieſe Unzufriedenheit des Gemüths machte, daß er bei jedem neuen Gegenſtand ſich aufhielt, und ſich jeder Empfindung überlies, die ihn zu ergözen oder zu zerſtreuen diente. Er horchte nach jedem Wiederhall, er beſtieg jeden Berg nach einer neuen Ausſicht, er wich nach jedem Waſſerfall auf die Seite aus, und ſuchte ein Vergnügen darinn, dem Lauf eines anmuthigen Stroms nachzugehen, der zwiſchen den Bäumen flos, und mit unzähligen Krümmungen eine weite Gegend wäſſerte. In dieſen Zeitkürzungen ſtrichen die Stunden ungezählet dahin. Seine häufigen Abweichungen hatten ſein Gedächtnis irre gemacht, und er wuſte nicht, nach welcher Gegend er gehen ſollte.

Er ſtand tiefſinnig und verwirrt. Er ſcheute ſich, vorwärts zu gehen, aus Furcht unrecht zu gehen, und doch war er ſich auch bewuſt, daß die Zeit zum Zaudern izt vorbei wäre. Indem er ſolchergeſtalt von Ungewisheit gequälet ward, wurde der Himmel mit Wolken überzogen. Der Tag verſchwand vor ihm, und ein plözliches Ungewitter zog ſich über ſein Haupt zuſammen. Izt ward er durch die Gefahr zu einer lebhaften und ſchmerzlichen Erinnerung ſeiner Thorheit aufgewekket. Er ſahe nunmehr, wie man ſein Glük verſcherzet, wenn man ſeine Bequemlichkeit zu Rathe zieht. Er beweinte die unmännliche Ungeduld, die ihn verleitete, in dem Walde Schuz zu ſuchen, und verfluchte die elende Neubegierde, die ihn von einer Nichtswürdigkeit zur andern führte. Indem er ſo bei ſich nachdachte, ward die Luft ſchwärzer, und ein Donnerſchlag unterbrach ſeine Betrachtungen.

Nunmehr entſchlos er ſich, das zu thun, was noch in ſeiner Gewalt war, nemlich den Weg, den er gekommen, wieder zurük zu gehen, und zu verſuchen, ob er nicht einen Ausgang finden könnte, wo das Gehölz ſich in die Ebene öfnete. Doch erſt warf er ſich zur Erde, und befahl dem HErrn der Natur ſein Leben; Alsdann ſtand er mit Zuverſicht und Beruhigung auf, und ſezte mit dem Säbel in der Hand ſeinen Weg eifrig fort; Denn die wilden Thiere der Wüſten waren in Bewegung, und allenthalben ertönte das vermiſchte Geheul der Wuth und der Furcht, der Verheerung und des Unterganges. Alle Schreken der Finſterniß und der Einſamkeit umringten ihn. Die Winde brüllten in den Wäldern, und reiſſende Ströme ſtürzten von den Bergen herab.

Solchergeſtalt irrete er, betrübt und niedergeſchlagen, durch die Wüſte, ohne zu wiſſen, wohin er gienge, oder ob er mit jedem Augenblik ſeiner Sicherheit oder ſeinem Untergange näher käme. Endlich überwältigte ihn nicht die Furcht, ſondern die Arbeit. Der Odem ward ihm kurz, ſeine Knie zitterten, und er war im Begrif, ſich niederzuwerfen, und ſich ſeinem Schikſal zu übergeben, da er durch das Geſträuche das Schimmern einer Fakel wahrnahm. Er nahte ſich dem Lichte, und fand, daß es aus der Hütte eines Einſiedlers kam. Er bath demüthig an der Thüre, und erhielt Zutritt. Der Alte ſezte ihm ſolche Speiſen vor, als er für ſich ſelbſt geſamlet hatte, von welchen Obidah mit Begierde und mit Dankbarkeit genos.

Wie die Mahlzeit vollbracht war, ſagte der Einſiedler: Sage mir, durch welchen Zufall du hieher gekommen. Ich bin izt zwanzig Jahr ein Bewohner dieſer Einöde geweſen, in welcher ich vorhin nie einen Menſchen geſehen habe. Obidah erzählte ihm darauf alles, was ihm auf ſeiner Reiſe begegnet war, ohne einige Zurükhaltung oder Bemäntelung.

„Sohn, ſprach der Einſiedler, laß die Irrthümer und Thorheiten, die Gefahren und die glükliche Entrinnung dieſes Tages ſich tief in dein Herz prägen. Erinnere dich, mein Sohn, daß das menſchliche Leben die Wallfahrt eines Tages iſt. Wir ſtehen in dem Morgen der Jugend voll Munterkeit und Erwartung auf. Wir machen uns voll Muth und Hoffnung, mit Freudigkeit und Emſigkeit auf den Weg, und wandern einige Zeit die gerade Straſſe der Frömmigkeit zu den Wohnungen der Ruhe. In kurzem verlieren wir etwas von unſerm Eifer, und beſtreben uns, einige Erleichterung unſerer Pflicht, und einige bequemere Mittel zur Erlangung deſſelben Endzweks ausfündig zu machen. Danächſt laſſen wir unſerm Muth den Zügel ſchieſſen, und faſſen den Entſchlus, uns nicht länger durch die Laſter in der Ferne ſchreken zu laſſen, ſondern uns auf unſere Standhaftigkeit zu verlaſſen, und uns dem zu nähern, was wir nie zu berühren entſchloſſen ſind. Solchergeſtalt gehen wir in die Lauben der Bequemlichkeit hinein, und ruhen uns in dem Schatten der Sicherheit aus. Hier wird das Herz weichlich, und die Wachſamkeit ſchwindet. Wir ſind geneigt zu unterſuchen, ob man nicht einen andern Weg nehmen, oder zum wenigſten nicht die Augen auf die Gärten des Vergnügens wenden könne. Wir nähern uns ihnen unter Furcht und Zweifel. Wir gehen hinein: Allein ſchüchtern und zitternd gehen wir hinein, und hoffen beſtändig, durch ſie hindurch zu gehen, ohne die Straſſe der Tugend zu verlieren, die wir einige Zeit im Geſicht behalten, und zu der wir uns vorgenommen haben, wiederum zurük zu kehren. Allein Verſuchung folget auf Verſuchung, und eine Niederlage bereitet uns zu der andern. Wir verlieren mit der Zeit die Glükſeligkeit der Unſchuld, und beſänftigen unſere Unruhe durch ſinnliche Ergözungen. Stuffenweiſe laſſen wir die Erinnerung unſerer erſten Abſicht fahren, und verlaſſen den einzigen Gegenſtand, der einer vernünftigen Begierde würdig iſt. Wir verwikeln uns in Geſchäften, vertieffen uns in Wolluſt und Ueppigkeit, und ſchweifen durch die Labyrinthe der Unbeſtändigkeit herum, bis uns die Nacht des hohen Alters zu überfallen anhebt, und Krankheit und

Gewiſſensangſt uns den Weg verſchlieſſen. Dann ſchauen wir mit Schreken, mit Kummer und Reue auf unſer Leben zurük, und wünſchen, aber wünſchen nur gar zu oft vergebens, daß wir nicht die Wege der Tugend verlaſſen haben mögten. Glüklich ſind die, mein Sohn, die von deinem Beiſpiel lernen, nicht zu verzweifeln, ſondern bedenken, daß, wenn gleich der Tag verſtrichen und ihre Kraft erſchöpft iſt, ihnen dennoch ein Verſuch zu thun übrig iſt, daß die Bekehrung niemahls von Hoffnung entblößt, und aufrichtige Beſtrebungen nie Hülflos bleiben; daß der Wandersmann nach allem ſeinen Irregehen endlich wieder umkehren kan, und daß der, der ſich von oben Muth und Stärke erbittet, jederzeit finden wird, daß jede Gefahr und Schwürigkeit vor ihm verſchwinden müſſe. Gehe nun, mein Sohn, zu deiner Ruhe, vertraue dich der Sorge der Allmacht, und wenn der Morgen wiederum zur Arbeit ruft, ſo fange deine Wallfahrt und dein Leben von neuem an.

D. Friedrich Lachmunds.

Von wunderbaren Würmern, welche in Guinea in den Füſſen, Lenden und Hodenſak der Menſchen wachſen.

Bei meiner Ankunft in Guinea ſahe ich, daß die Einwohner einige Stükchen Holz, worauf etwas gewikelt ware, an den Füſſen hängend hatten. Als ich mich wegen der Urſache erkundigte, gabe mir mein Dollmetſcher zur Antwort, es ſeyen dieſes Würmer, welche in den daſigen Ländern in den Füſſen, Lenden und Hodenſak der Einwohner wüchſen, bisweilen drey, vier oder fünf Ellen lang ſeyen, und vermittelſt dieſer Hölzchen heraus gezogen werden müſſen. Nachdem ich endlich in das Caſtell d'Nourre, woſelbſt unſere Soldaten in Beſazung lagen, gekommen ware, forſchete ich weiter nach der Natur und Beſchaffenheit dieſer Würmer, und erhielte hierauf folgenden Bericht: Es verurſachten nemlich dieſe Würmer keine groſſe Schmerzen, ausgenommen, wann ſie die Haut zu durchbohren anfiengen; dann hier gehe einiger Froſt vorher, der leidende Theil fange, wie bei der Roſe, an roth zu werden, hierauf flieſſe einige wäſſerige Materie aus, zulezt aber komme der Wurm ſelbſt zum Vorſchein; indem ſich zuerſt zwey zarte Hörner, wie Haare, zeigten, die eines kleinen Fingers breit lang ſeyen, nach dieſen der etwas platt gedrukte Kopf erſcheine, endlich aber der Leib ſelbſt nachfolge, welcher ſo rund und dünn, als die Diſcantſaite auf einer Violine ſeye. Dieſen ziehe man allmählig, und zwar auf einmal nur eines Fingers lang, aus dem damit beſchwerten Glied heraus, wikle ihn um obgemeldtes Hölzchen, und wiederhole dieſes des Tages dreymal. Hiebey müſſe man ſich aber wohl in Obacht nehmen, daß man nicht allzuſtark anziehe, und den Wurm abreiſſe; weil ſonſten ein ſcharfes Gewäſſer, welches heftige Schmerzen errege, ausflieſſe, und der zurük gebliebene Theil des Wurms durch Schwürung ausgetrieben werden müſſe; womit aber eine ſo gewaltige Hize verbunden ſeye, daß man groſſe Mühe anzuwenden habe, um den Theil vor dem heiſſen Brand zu verwahren.

Ich habe nachgehends bemerket, daß die Holländiſchen Soldaten, wann ſie ſich zwey bis drey Jahre daſelbſt aufgehalten hatten, ebenfalls Beſchwerung von dergleichen Würmern empfanden.

Zufällige Gedanken über Glük, Verſtand und Verdienſt.

Das muß ein edles Herz ſeyn, das ſeine Irrungen für nichts anders hält, als was ſie ſind; So aufrichtig handeln nur wenige. Indeſſen bleibet die Sache immer dieſelbe; Man mag den Namen davon noch ſo ſehr darunter ſezen. Es gefällt, daß man ſich der Eitelkeit nicht ſchämet: Wenn man ſie nur mit einer guten Art verrichtet. Einige nennen dieſes Philoſophie: Ein Compliment, das man ſeiner Eigenliebe machet! Wie angenehm klingen Worte, wenn man gewohnet iſt, darunter nicht viel zu verſtehen! Es kam jemanden ſo für, als ob er etwas wüſte; weil ihm aber dabei nicht recht zu Muthe war: So träumete er fort, unter dem Charakter des Liebhabers der Weisheit. Der Titel iſt ſehr vortheilhaft ausgeſonnen. Jeder hält den Verliebten etwas zu gut; Und wäre die Weisheit nicht ohnedem etwas misliches: So könnte man ihr zu gefallen, auf die Rechnung der Vernunft, immer ein paar Thorheiten mehr begehen.

Der Verſtand iſt ein Mitſchuldiger an den Verwirrungen des Herzens; So, wie insgemein der Mann ſelbſt daran Schuld iſt, wenn die Aufführung der Frau wenig tauget.

Es giebt Fehler des Verſtandes, die, wie die falſchen Päſſe eines Reiſenden, nur bei Unverſtändigen gelten.

Unter die Ingredientien, die einen weiſen Mann bilden, rechnet man die Fertigkeit, alle Dinge nach ihrem Werthe zu ſchäzen; Doch, nach meinem Bedünken iſt die Kunſt, den Unwerth der Dinge zu kennen, oft noch gröſſer und einträglicher, als jene.

Wiz und Verſtand vereiniget, machen die Annehmlichkeit der Seele aus; So, wie die, durch einen ſanften Ernſt, gemäßigte Freundlichkeit den Geſichtsmienen neue Gefälligkeiten beileget.

Diejenigen, die ihre mittelmäſſigen Gemüthskräfte recht zu brauchen wiſſen, gleichen den Kaufleuten, die mit kurzer Waare oft mehr gewinnen, als andre, die im Groſſen handeln, aber den geſchwinden und ſichern Vertrieb nicht ſo leicht erhalten, wie dieſe.

Man findet unter vornehmen und geringen Perſonen eine kleine Anzahl derer, die den Verſtand haben, ihren Verſtand zu verbergen; Dadurch bekommen ſie den Vortheil, deſſen die Heimlichreichen in einer Stadt genieſſen: Da ſie durch dergleichen Anſichhalten theils dem Neide, dem unnöthigen Aufwande, der Gefahr der Diebe, oder dem Betruge der Rabuliſten ausweichen, theils aber von vielen Abgaben und Dienſten ſich befreien, die man auſſer dem von ihnen fordern würde.

Es giebt eine Scheidekunſt der Gedanken, welche die Staatsleute verſtehen, die mit den Geberden reden wie die Pantommen. Es giebt eine andre, die durch die lange Erfahrung erlanget wird, die aber von der ſehr unterſchieden iſt, die man in den Schulen unter dem Namen der Vernunftlehre erlernet.

Das ſtörrige Stillſchweigen iſt das Merkmal einer feindſeligen Gemüthsart: Die Schwazhaftigkeit aber das Leibgedinge des Unverſtandes.

Man kan ſeinem Verſtande eine gewiſſe Stärke geben, die man nicht ſo leicht irret; ſo, wie man dem Glüke eine bequemere Lage zu ertheilen weis, wenn man die Mittel kennet und anwendet, die zu ihm hinleiten.

Man bedauert oft diejenigen, deren Wiz zu ſtumpf iſt, ſich ungerechter Vortheile zu ihrem Glüke zu bedienen; Und ich beklage die noch weit mehr, die den Werth einer Handlung, oder die innre Güte ihrer Abſicht nicht zu beurtheilen wiſſen.

Wir werden nie glüklich, ſo lange wir nicht wiſſen, wie weit unſer Glük ſich erſtrecken ſoll und kan.

Wie ſich viele keinen gewiſſen Plan, zur Anſchaffung ihrer Bibliothek, machen: So haben ſie noch viel weniger einen feſten Entwurf zu ihrem Glüke oder zu ihrer künftigen Lebensart ſich zu machen für nöthig befunden.

Man hat zwo Brüken, zu dem Glüke hinüber zu gehen: Die Unverdroſſenheit und die Geduld.

Die Menſchen wollen durch Umwege glüklich werden; Sie gebrauchen nicht, was ihnen die Natur anweiſet; Ihre Vernunft ſuchet alles auszukünſteln; Das Glük ſoll endlich ihrer Faulheit die Hand bieten, und ſie gleichſam mit Gewalt auf einen höhern Ort ſtoſſen, den ſie in der Ferne für einen bequemen Siz anſehen.

Die Mannigfaltigkeit der Abſichten verderbet die Handlungen kleiner Seelen: Da hingegen groſſe Gemüther ſie nach einem Hauptzweke zu vereinigen und einzurichten wiſſen.

Das Merkmahl eines groſſen Vorhabens beſtehet oft darinn, daß es entweder unmöglich, oder doch lächerlich zu ſeyn ſcheinet, ehe es zur Würklichkeit gedeyhet.

Wenn wichtige Unternehmungen keinen Fortgang gewinnen: So darf man dieſes nicht dem Mangel groſſer Abſichten, ſondern der Mitwürkung ſolcher Urſachen zuſchreiben, die von der menſchlichen Vernunft zu entfernt ſind; Daher iſt es eben ſo ungereimt, ſich ſeiner Thaten zu rühmen, als wenn jemand ſich einbilden wollte, daß Sonnenſchein, Regen und Wetter unter ſeiner Bothmäſſigkeit ſtünden.

Der gewünſchte Ausgang unſers Vorhabens hat, wie das Kriegsglük, zwo Handhaben: Die Ueberlegung und die Geſchwindigkeit.

Die Klugen, die zuweilen etwas thun, das ihren Abſichten ganz entgegen zu lauffen ſcheinet, machen es, wie verſchlagene Feldherren, die, durch eine verſtellte Flucht, den Feind aus ſeinem Vortheile loken.

Mit dem Glüke ſowohl, als mit dem Herzen derer, die wir gewinnen wollen, gehet es, wie mit den Veſtungen; zu dieſen findet man keinen Zutritt, wenn man die rechte Zeit des Thorſchluſſes verſaumet.

Das Glük, im heydniſchen Verſtande, iſt eine Hirngeburt, wie das geflügelte Pferd der Poeten, dem es auch darinn ähnlich iſt, daß beide einen guten Reiter erfordern.

Wir legen alle Schuld dem Glüke bei, die wir ſelbſt haben, und ſchreiben unſre Fehler auf ſeine Rechnung; Da es weit mehr von unſrer Trägheit, als Ungeſchiklichkeit abhänget, daß wir nicht ſind, was wir ſeyn ſollten.

Die Klugheit der Meiſten trägt oft ſo wenig zur Sache ſelbſt bei, als der Firniß bei den Gemahlden, der nichts thut, als ihnen einen beſſern Glanz zu geben.

Nur von dem kan man ſagen, daß er ſeinen Wiz recht gebrauchet, der von ihm erfindſam gemacht wird, aus den gegenwärtigen Widerwärtigkeiten Vortheil zu ziehen, und auf künftige Falle ſich ſo vorzubereiten, daß es ihm nie an Mitteln mangelt, ſich im Unglüke zu erhalten, und das Glük, wie ein kluger Feldherr den Sieg, mit Ueberlegung zu verfolgen.

Die Meiſten ſind aus Ehrgeiz, oder aus Furcht im Glüke gelaſſen; und in Hoffnung beßrer Folgen, oder aus Eigenſinn im Unglüke ſtandhaft.

Der Geizige plaget ſich mit erdichteten Uebeln, die er von fern ſiehet; und der Verſchwender verbindet ſich die Augen, den Erfolg ſeiner Thorheit nicht zu ſehen; Er rennet muthwillig in die Gefahr, die jener, ohne Noth, beſorget.

Der Taſchenſpieler, aus dem Engliſchen überſezt.

Es war einmal ein Taſchenſpieler, der hatte lange die Stadt durchlauffen, und daſelbſt ſein Glük gemacht; ihr würdet geglaubt haben, er hätte den Teufel an ſeinen Fingern, ſo geſchikt und behend war er.

Herr Vice hörte von ihm; er las ſeinen angeſchlagenen Zettel; und weil er beglaubt war, daß er ihn an Geſchiklichkeit weit überträfe, gieng er zu ihm auf ſeine kleine Schaubühne, und in mitten einer Menge Volks that er mit lauter Stimme wegen ſeines Talents eine Ausfoderung an ihn.

"Iſt das der Mann, rief er aus, der um einer ſolchen Kleinigkeit willen ein ſo groſſes Geſchrey macht? Iſts möglich, daß euch dieſer ungeübte Kerl betriege? Er ſoll mit mir um den Vorzug ſtreiten, wann er darf! Ich verlaſſe mich auf unpartheyiſche Augen"! Ich willige darein, ſagte darauf der Taſchenſpieler; und ich behaupte, daß mich niemand an Geſchiklichkeit übertrefen ſoll! Er ſagts, und fieng an mit ſeinen Kügelchen zu ſpielen; ſie laufen dahin, dorthin; die Kartenblätter gehorchen ſeinem Wort, und durch einen ſchnellen Handgrif verwandeln ſie ſich in Vögel; die Hirſenkörner ſind unter den Bechern hinweg; ein Kunſtſtreich nach dem andern betrieget das Aug; er ſchüttelt ſeinen Sak, er kehrt ihn wieder um, er ſtrekt die Finger von einander, er läſt ſehen, daß nichts dazwiſchen iſt; gleich fällt von denſelben ein goldener Regen, der ſich augenbliklich in elfenbeinerne Eyer verwandelt; endlich kömmt aus dem Sak ein Huhn hervor; die ganze Geſellſchaft klaſcht in die Hände, mit frolokendem Beifall.

Nun iſt die Reyhe an dem Herrn Vice; er kömmt und nimmt den Plaz des Taſchenſpielers ein. Nach einer Vorrede, und übrigen gewohnten Complimenten ſpricht er: Sehet da dieſen Zauberſpiegel, wie wird der euer Aug in Bewunderung ſezen; laſt ihn von einem zum andern herum gehen; ein jeder eilt, ſich darinn zu erbliken; niemand iſt, der ſich nicht bewundere.

Er kehrt ſich hierauf zu einem Lord: Sehen ſie, ſpricht er zu ihm, dieſen Bancozetel, und wie viel er enthält; blaſen ſie einmal auf dis Papier; nun dann; gut; da haben wirs: Ein Vorlegſchlos beſchlieſt den Mund dieſes Herrn; der Zauberer bläſt noch einmal: Das Schlos thut ſich auf, der Herr redt.

Er ſtellt zwo Flaſchen ſtarkes Getränk auf den Tiſch; augenbliklich macht er ſie verſchwinden, und ſiehe, es liegen zween blutige Degen da!

Er hält in ſeiner Hand einen Beutel voll Gold; er macht ihn zu, und giebt ihn einem Diebe; er thut ihn auf, das Gold iſt weggeflogen, und an deſſen ſtatt ein Strik vorhanden.

Er heiſt einen Ehrgeizigen den Stab eines Staatsminiſters nehmen; er ergreiſt ihn, und wird in ſeiner Hand ein Schwert zum Enthaupten gewahr.

Als er einen Allmoſenſtok für die Armen ſehen lies, ſprach er zum Küſter, oder zum Verwalter des Allmoſens: Blaſet! man bläſt, und dieſer Gotteskaſten verwandelt ſich plözlich in eine mit den niedlichſten Gerichten köſtlich bedekte Tafel.

Er ſchüttelt die Würfel, er klopft auf den Tiſch, und füllt ſeinen Becher mit dem Geld, das aus den Taſchen der Zuſchauer entweicht.

Er wendet ſich an einen jungen Wollüſtling, der mager und ſehr kränklich ausſah: Seht einmal, ſprach er zu ihm, dis Bildnis: Welche Schönheit! Welch ein Hals und Buſen! Welche Jugend! Welche lebhafte, reizende Augen! Nehmet dis Bild in die Hände. Aber, o wie erſtaunt und erſchrikt der Jüngling! Er findet nichts in ſeinen Händen, als eine Schachtel voll Pillen! Von der ganzen Geſellſchaft erſchalleten wiederholete

Schlä

Schläge von Lachen, da man ſo von ſeiner Krankheit Nachricht bekam.

Er giebt einem Geizigen einen Rechenpfenning in die Hand; Der Rechenpfenning bringt zwanzig Guineés hervor; er heiſt den Erben des Geizigen dieſe Summe behalten, die ſich ſogleich in einen Rechenpfenning verwandelt.

Eine Guinée zwiſchen ſeinen Fingern nimmt alle Arten von (emblematiſchen) Geſtalten und Figuren an, ausgenommen die von der Liebe und Barmherzigkeit nicht. Kurz, ihr beſichtiget, ihr betaſtet nichts, das nicht ſogleich etwas ganz anders ſey, als es euch zuerſt geſchienen hat.

Der Taſchenſpieler ward betrübt, weil er ſich von der Kunſt des Zauberers ganz übertroffen und überwunden ſah. Wie kann ich, ſprach er zu ihm, gegen euerer Kunſt beſtehen? Man muß zwar geſtehen, daß die lange Uebung zur Vervollkommung euerer Handgriffe, auch das ihrige wird beigetragen haben; allein, da ich nur dann und wann den Leuten ein Blendwerk machen kan, ſo gelingt euch das, Herr Vice, alle Tage, und alle Augenblike!

Die kluge Jungfer.

Die Quelle unſrer Kummernächte,
Wißt Schweſtern, worinn ſie beſteht,
Daß keine Poſt zum Monde geht,
Die uns von da die Männer brächte.
Hier iſt das Sprüchwort mehr als wahr:
Die Jungfern viel, die Männer rar.

Der Student.

Es lies ſich ein Student, ſein Wiſſen zu bewähren,
Im erſten Vierteljahr ſchon auf der Kanzel hören.
Kaum fieng er an, ſo blieb er ſchweigend ſtehen,
Und muſte bald herunter gehen.
Iſt das die Frucht von ſo viel Müh?
Spricht er ergrimmt. Er giebt nun aufgebracht
Der mißlichen Theologie
Auf einmal gute Nacht.

Das Jus will er ſtudiren!
Wohlan, gebt ihn ein Corpus hin!
Er fängt ſchon an zu meditiren,
Und lieſt wohl zehn Minuten drinn.

Jedoch, iſt das wohl kühn genug?
O nein! zu Schiffe muß er gehen,
Schnell läuft er zu dem Flus.
Ein Weiſer iſt im Zorn auch klug.
Ihm läßt ſich gleich ein Nachen ſehen;
Er ſpringt hinein mit muntern Fus,
Und fahrt gar hinüber.

Auch das iſt ihm zu ſchlecht, drum wird er lieber
Ein ſchreklicher Soldat.
Das läßt ihn doch noch deſperat!
Er ſieht in dem Gewehr und Degen,
Er nimmt, probirt und ſchwenkt es recht verwegen,
Und hängt es langſam an die Wand.

Jedoch, man muß noch weiter gehen,
Wenn wir das Glük uns haſſen ſehen,
So trozt man ſeinem Unbeſtand.
So tief denkt er, und geht zu den Huſaren;

Er gehet und beſchaut ſie recht,
Er ſah, wie blank die Säbel waren.
Allein die Kleidung iſt zu grecht.
Wozu wird er doch endlich greifen?
Aus Unmuth will er ſich erſäufen,
Iſt dieſes nicht der beſte Rath?
Er ſieht den Fluß, nichts iſt ihm lieber,
Und läuft ⸗ ⸗ ach unerhörte That!
Die Brüke gar hinüber.

Die Tarantel-Cur.

Wo ſind die unfühlbaren Sterblichen, die unmenſchlichen Menſchen, welche die Wunderwerke der Tonkunſt aus eigener und fremder Erfahrung nicht bekennen müſſen? Vergeblich brüſtet ſich der abgehärteſte Held mit dem unehrbaren Lobe der Unempfindlichkeit; umſonſt ſtolziert der gar zu ſtoiſche Weltweiſe mit der unphiloſophiſchen affectleeren Gleichgültigkeit! Da auch die geringſte Widrigkeit dieſe Praler aus dem Gleichgewichte hebt, und ſie vor ihren ſtrengen Lehrſäzen zu ſchanden macht, daß ſie vor ſich ſelbſt ihr ganzes, der Vernunft und Natur oft zum Troze erkünſteltes, und ganze Nächte durchwachtes Syſtem, wie einen Rauch verſchwinden ſehen! Da es dergleichen Erfahrungen, die dieſen ſtolzen Miſanthropen eine Röthe abjagen, alle Tage giebt; da die ganze Natur ſie überführt, daß ſie von eben dem Stoffe, wie andere Menſchen, gemachet ſind; indem ſie eben ſo wohl, als wie andere Adams-Kinder, von einem jeden Winde, von einem jeden angenehmen oder unangenehmen Lüftgen bewegt, und ihre Leidenſchaften in Wallung gebracht werden; ſo thut doch ſolches auf eine ausnehmend-bewundernswürdige Art die edle Tonkunſt. Preiſet ihre Macht und Werke, ihr gerechte Verehrer und Diener derſelben! Laſt einen Saul, laſt einen Erich, laſt tauſend andere hervor tretten, welche den Wandern der harmoniſchen Lufterſchütterungen der mächtigen Muſic, die Ruhe des Gemüths, und die Geſundheit des Cörpers zu danken haben!

Ja, was ſage ich? Laſt insbeſonder in euere Lobgeſänge der Muſic diejenigen mit Poſaunen, welche durch den tödtenden Stich jener giftigen Spinnen Apuliens, der mörderiſchen Taranteln verlezt, den unwillkommnen Tod bereits auf ſich herzueilen ſahen; aber durch die Macht künſtlich geſtimmter Saiten ſeinem aufgeſperrten Rachen entriſſen worden!

Dieſes giftige Inſect eilt daher, und ſtößt durch unverſehenen Stich einen alles durchdringenden Gift in den unbewehrten Cörper des ſichern Sterblichen! Es währet nicht lange, ſo fühlet der Unglükſeelige, nach anfänglich gelinden Schmerzen, heftige Qual! Die Glieder geſchwellen; die Bruſt wird beklemmt; der Odem wird ihm ſchwer; es wird ihm allenthalben angſt und bange; der Puls erſchwachet; allmählich verlieren ſich die Sinnen; die Einbildungskraft wird zu Grunde gerichtet; ſeinen Augen ſind gewiſſe Farben reizend-angenehm, andere hingegen unerträglich; die Vernunft, das herrlichſte Geſchenke des Schöpfers, verläſſet ihn; bald erblaſſet und erſchwacht er ſo gar, daß er wie todt, bis auf den völligen Tod, dahin liget. Alles das geſchiehet in Abſicht auf die Zeit, auf die Grade und Verſchiedenheit, in dem genaueſten Verhältnis beides der Größe, wie auch des Grades der Vergiftung von der feindſeligen Spinne, mit dem beſtimmteſten dermaligen in- und äuſſern Zuſtand und Temperament des nothleidenden Patienten! O kläglicher Anblik! Umſonſt ihr Söhne Hippocrates und Galenus; umſonſt verſucht ihr alle euere Kunſtgriffe, um das dahin eilende Leben des armen Kranken, den ſchon triumphirenden Tod zu betriegen! Nur ein Orpheus iſt mächtig, dieſen Raub dem Zerſtörer der menſchlichen Natur abzujagen!

Was iſt es dann, das den ſterbenden Sterblichen kan zum Leben erretten? Das würken nur, o himmliſche Tonkunſt, deine bezaubernde Saiten! Der Meiſter der Muſic kömmt daher, mit der lieblichen Cythar; die durch ſeine Töne entſtehende zitterende Bewegung der Luft, wird durch die Ohren den ſinnlichen Geiſtern des Patienten mitgetheilt; ſein Geblüte geräth in Wallung; nach und nach ermuntert er ſich, ſo gar, bis er zulezt danzet, hüpfet und ſpringt. Ein lauer Schweis dringt allenthalben hervor; die Löchlein der ſchwammichten Haut ſchlieſſen ſich auf, und eröfnen dadurch den giftigen Theilchen die Thüre, hinweg zu weichen; dieſelben entſprechen der Abſicht des mächtigen Heilmittels, welches ſo oft muß wiederholt werden, ſo lange von den giftigen Feinden noch welche zurük bleiben; bis daß ihr ganzes ſubtil-ſchädliches Heer den erwünſchten Auszug genommen! Bewundert aber, ihr Verehrer der Natur, die Art und Ordnung, wie dieſer muſicaliſche Krieg geführet, und wie der Sieg erhalten wird: Nicht alle muſicaliſchen Töne ohne Unterſchied, bringen ſolche wunderbare Würkungen hervor; nicht alle von den Taranteln geſtochene Menſchen erfordern die gleichen Töne; Nein! es hilft in jedem ſolchen unglüklichen Falle, nur eine einzige genau beſtimmte Harmonie von Tönen! Hervor, ihr Virtuoſen, mit der Leiter der Muſic; probiert eine Melodie nach der andern, weil einem jeden nur eine beſondere und andere hilft; probierts gegen jeden, voll gedultiger Menſchenliebe, bis ihr das Rechte trefft; Gleichwie, wann man eine Saite anſpannet, eine andere gleichgeſtimmte von ſich ſelbſt in Bewegung gebracht wird; alſo ſchikt ſich zu einer jeden beſondern Leibs- und Geblüts-Beſchaffenheit eines Patienten, wie auch zu der Menge und Stärke des in ihm liegenden Giftes, nur ein genau beſtimmter muſicaliſcher Ton, der damit völlig harmonieren ſoll! O weiſe Ordnung des Schöpfers der Natur, deſſen allmächtiges Können eine ſo unendliche Mannigfaltigkeit darein gewußt hat anzubringen, daß ſelbſt die zwey allerähnlichſten Dinge unähnlich ſind.

Wenn überzeuget nun nicht, die Arzney wieder die Taranteln, von der Wunderkraft der edeln Tonkunſt? Doch wie? Wir haben ja auſſer dieſer Erfahrung noch eine Wolke näherer Zeugen, daß ein Davidiſcher Virtuoſe, durch die Kunſt ſeiner Saiten, durch die Harmonie und den Wechſel ſeiner entzükenden Töne, uns aus unſerer jezigen Gemüts-Stellung heraus ſingen, und in uns alle diejenigen Leidenſchaften, die er nur will, erſchaffen kann. Selbſt die mit Fleiß angebrachten Mißtöne, müſſen zur Erhöhung der Harmonie, und zur Vervollkommung des Ganzen, das ihrige künſtlich beitragen. Alſo dient in dem groſſen Welt-All das Uebel, als ein kleiner Fleke, zur Verſchönerung der allerbeſten und vollkommenſten Welt!

Nicht allein aber iſts die Muſic, die unſern Regungen gebeut; die in uns Affecten gebiehrt; die unſere Leidenſchaften verändert. Ein jeder Gegenſtand, ein jedes Theilchen der Natur, iſt fähig, das gleiche von dem zu thun, wovon die Taranteln ein Sinnbild ſind. Was ſind alle Entſchlieſſungen und Handlungen der Sterblichen, als Früchte entweders deutlicher und vernünftiger, oder meiſtentheils undeutlicher und ſinnlicher Zu- und Abneigungen, die man nachdrüklich und mit Rechte Leidenſchaften oder Affecten heißt? --- Jezt iſt die Seele in ſtiller Ruhe, und weidet ſich an abſtrakten Wahrheiten--- Gleich begegnet eine Kleinigkeit, die ſie plözlich aus dieſem Gleichgewicht entwegt und in einen heftigen Affect der Freude oder der Traurigkeit, der Liebe oder des Zorns ꝛc. verſezt: Nun werden alle Entſchlüſſe, die zur Zeit der Seelen-Stille ge-

gefaſſet worden, in einem Nu zur Eitelkeit. Nunmehr folgen ganz andere Abſichten und Thaten, die ihren Grund in den eben erregten Affecten haben. Kaum ſind ſie vollbracht, ſo entſtehen Affecten, die den erſten zuwider ſind; dieſelben erweken über das geſchehene eine Reue, und man trachtet ſo viel als möglich iſt, die erſten Thaten gleichſam ungeſchehen zu machen, indem man denſelben gerade entgegen handelt. Kaum aber erreicht man auch da ſeine Abſichten, ſo wird unvermuthet eine neue Saite in uns bewegt, die abermal eine Urſache vielfältiger Veränderungen in- und auſſer uns iſt. Durch ein ſo wunderbares Gemiſche entſtehen bey uns in beſtändigem Wechſel, Freude und Traurigkeit, Liebe und Haß, Zorn und Sanftmuth, Barmherzigket und Rache, Luſt, Zufriedenheit, Scham und Reue und ſ. f. Eines ſtreit gegen das andere; eines gebihrt das andere; eins verjagt das andere; und nichts iſt bei alle dem ſo beſtändig als der Unbeſtand! --- Jezt ruft ein Miſanthrope mit ſtolzer Frechheit aus: O böſe, Verſchmähungs-würdige Welt! Ach elende, zum Unglük und Jammer erſchaffene Menſchen! Und murret alsdann.

Anderſt aber geberdet ſich hierüber der weiſe Fromme. Er erkennt den Menſchen als ein eingeſchränktes Geſchöpfe, das zu ſeiner eigenen Glükſeligkeit der Affecten bedarf. Er nimmt von den Händen der Gottheit das köſtliche Geſchenk der Vernunft, die ihn zum Herrn der Affecten macht, mit dankbarer Demuth an; Er verehret den weiſen Zuſammenhang der Dinge, vermittelſt deſſen der HErr der Welten, durch alle Widrigkeiten alles zur ſchönſten Harmonie und Ordnung leitet; und endlich zu einem ſolchen Ausgang bringen wird, wie es einer unermeßlichen Weisheit, Macht und Güte am würdigſten iſt.

Betet an, ihr Sterblichen, dieſes unergründliche Meer von Vollkommenheiten der liebenswürdigſten Gottheit; und verlanget nicht Götter zu ſeyn, die keiner Affecten bedörfen! Befördert als Menſchen euere Glükſeligkeit, durch weiſe Nuzung der Affecten! Ihr wiſſet die Geſeze der Tugend; das iſt: die Geſeze der Seligkeit! Ihr fühlet das enge Verknüpfungs-Band zwiſchen dem Geiſt und dem Cörper! Ihr habet Vernunft; ihr habt Sinnlichkeiten! Gebraucht ein jedes mit Geſellſchaft des andern! Ihr kennet des Cörpers Kunſtgefüge; meidet derowegen alle Gegenſtände, welche fähig ſind, durch euere Sinnlichkeiten laſterhafte und ſchädliche Affecten in euch zu erweken, damit nicht der empfangende Geluſt die Sünde gebähre! Vertreibet Affecten mit Affecten!. Ueberraſchet euch eine moraliſche Tarantel durch einen giftigen Stich zum Zorn, und ihr habt nicht mehr Zeit euch durch die Vernunft zu erholen, ſo ergreift in Geſchwindigkeit ein ſinnliches Mittel, das durch ſeine mechaniſche Kraft euch bald in einen entgegen geſezten Affect gleichſam zwingen wird: Was kann alsdann z. Ex. dienlichers ſeyn, als die holde Muſic, welche der Vernunft die Straſſe bahnet, euch die verlorne Gemüthsruhe wieder herzuſtellen! Höret ihr den Geſang der Nachtigall; Sehet ihr die prächtige Natur; Fühlet ihr die ſanften Lüfte; Riechet ihr den Balſam der Blumen; Schmeket ihr die lieblichen Früchte; ſo empfindet alles das, durch Verſenkung euerer vernünftigen Betrachtungen in die Luſt und den Nuzen dieſer Dinge, auf das lebhafteſte; damit ihr in einen heftigen Affect der Liebe und des Lobes gegen den allweiſen und gütigſten Schöpfer entflammet, und in Wallung gebracht werdet. O ſüſſer Affect!

Indeſſen, da in dem groſſen Welt-All alles aufs engſte mit- und an einander verknüpfet iſt; da beſonders in der Menſchen-Welt alles Glieder ſind eines einzigen Leibes; ſo ſoll ein jeder das ſeinige zu einer allgemeinen moraliſch-muſicaliſchen Harmonie redlich beytragen, und in dieſer Abſicht auch die Affecten ſeines Nächſten zu verbeſſern trachten. Allein er muß es, wann nicht ſein Bemühen mehr ſchaden als nüzen ſoll, und bei voraus geſezter eigner Fähigkeit, (dann auch nur ein Virtuoſe, und kein anderer, kann den Gift der Taranteln durch die Muſic verjagen) an dem rechten Orte, zur rechten Stunde, und auf die rechte Weiſe, nach eines jeden beſondern Leibs- und Gemütsbeſchaffenheit vornehmen; er mus den Menſchen angreiffen, wo er am beſten kann gewonnen werden; er mus in Erregung ſeiner Affecten keine andere, als die rechte Saite anſpannen, und es unermüdet ſo lange probieren, bis ers trift; eben wie in der Tarantel-Cur auch geſchiehet, da jeden von den Taranteln geſtochenen Menſchen, nur eine beſondere, einzelne Melodie, mit Ausnahm aller andern, zuheilen vermag.

Wer ſo die Welt betrachtet; wer ſie, und die Affecten ſo gebraucht; der wird ſich ab der anſcheinenden Unordnung der Welt, ab den Diſſonanzen dieſer herrlichen Symphonie, gewiß nicht ärgern. Er wird ſich ab dem Mißbrauch der Affecten der Gottloſen, ſo wenig als ob ihrem Glük entrüſten. Ihn können die Taranteln ſtechen, aber nicht tödten. Er weiß, daß alles zur Vollkommenheit des Ganzen dient; daß kein Rädlein an der groſſen Weltuhr vergebens iſt; daß ein allmächtiger Meiſter dieſes Uhr- und Orgelwerk mit einer ſo unausſprechlichen Weisheit und Güte regiert, daß alles was ungleich iſt, ſich doch zulezt vergleichen, was einander wiedrig iſt, ſich miteinander vereinbaaren, und freywillig oder ungerne, die erhabenen und liebreicheſten Zweke des groſſen Weltbeherrſchers befördern muß. Er weiß insbeſonder, daß den Verehrern der Gottheit ein ewiges, und ſo groſſes Glük bereitet iſt, dergleichen nur eine unerſchöpflichreiche Gottheit geben kann.

Da indeſſen alles Erſchaffene und Eingeſchrenkte in einer beſtändigen Abwechslung iſt; da eine Tarantel da ein Affect auf einmal zerſtören kann, was andere Taranteln, was andere Affecten gebauet haben; da die eine Melodie den Geiſt beſänftigen, die andere hingegen zur Raſerey erwiden kann; da bald der Fromme, bald der Gottloſe herrſchet; da ſelbſt der gleiche Sterbliche ſich immer ungleich iſt; da auch bei den unſündlichen Geſchöpfen, bei den himmliſchen Geiſtern, Engeln und Erzengeln, wegen ihrer Endlichkeit, und weil ſie mit zur Weltuhr gehören, eine ſtete Veränderung, wiewol im guten iſt; ſo biſt du, o unerſchafner Geiſt, o Schöpfer der Welten, von dieſer allgemeinen Veränderlichkeiten allein ausgeſchloſſen; Bei dir iſt keine Veränderung, noch Schatten der Abwechslung! Du biſt dir immer gleich? In einer ewig-regen Ruhe regiert dein unergründlicher Wille das majeſtätiſche Heer aller Himmel und Welten, mit allem was ſie, von den allergröſten Sonnen bis auf die kleinſten, unſern Augen unſichtbaren Inſecten, in ihrem unermeßlichen Raum enthalten! Deine Vollkommenheiten bleiben deinem Weſen gleich! Eben ſo unveränderlich iſt eine wie die andere, ſo gleich eine der andern in unendlicher Gröſſe iſt! Deine Treu und Liebe iſt eben ſo groß und beſtändig, als deine allweiſe Macht; und deinen Schluß wird kein Affect zunichte machen! Darum will ich mir, o ewige Quelle der Weſen! bei dem Flügelſchnellen Lauf der Zeiten, bei der Unbeſtändigkeit aller Dinge, bei der veränderlichen Treu der Menſchen, beim Erbeben der Erde, beim Schutt der Welten, beim Fall der Himmel; in Freude und Leid, mir zum Troſt und Ergezen, deine ewige Beſtändigkeit denken.

Der beliebte und unbeliebte Mahler.

Die Schmeicheley mißfällt niemalen; die denen ihr ſchmeichlet, nehmens beym Wort. Die unmöglichſten Dinge ſcheinen ihnen Wahrheiten, und die ausſchweifendeſte Lobeserhebungen halten ſie für aufrichtig. Die Hyperbolen ſind ihnen nie zu groß, und nie ſo ſtark als ihre Eigenliebe

Ein Mahler war in ſeinen Schildereyen dem Original ſo getreu, daß man es beym erſten Anblik erkannte. Er wußte die Fleiſchesfarbe, die Züge, die Mine der Angeſichter ſo getreu, ſo genau auszudrüken, daß ſeine Bilder wie lebendig waren. Er wußte nichts von der Kunſt zu ſchmeicheln, oder eine Perſon, die am Abend ihrer Schönheit war, als eine blühende Schönheit vorzuſtellen. Er gab jedem Muskel ſeinen wahren Nachdruk; ſein wahrhafter und geſchikter Pinſel entwarf die Geſtalt des Mundes nicht anders als wie ſie war, ſo wie bei Kinn und Naſe; wobei er auch die Jahrzahl zu melden nicht vergaß Indeſſen verlor er bei dieſer Methode ſeine Freunde und Kundſame. Man darf nicht immer bei der Wahrheit bleiben; ſeine mit Staub bedekten Malereyen lagen haufenweis aufeinander; niemand gebrauchte ſeiner Arbeit zum zweytenmal.

Nun fieng ers anders an: Er ſtellte vor ſeine Augen zwey Bruſtbilder, worinn alle Annehmlichkeiten vereint beyſammen waren. Es waren die Bilder des Apolls, und der Venus. Entſchloſſen, jedermann zu gefallen, mahlte er jedermann nach dieſen Bruſtbildern ab. Nach dieſen Muſtern verſchönerte er die Geſichtszüge der Leute, und ſchenkte den Geſichtern Geiſt und Anmuth, die keins von beyden hatten.

Nun iſt er abermal zum Mahlen bereit: Die Stunde kömmt, Palet und Pinſel hat er fertig Mylord erſcheint; er macht ihn in der bequemſten Stellung niederſizen, wo er im beſten Licht war. Mitlerweile der Mahler den Apoll betrachtete, machte er den erſten Entwurf des Bildniſſes von chen von den Meiſterſtüken der berühmteſten Mahler Griechenlands, vom Colorit Titians, von eines andern ſchönen Kopfs: Mylord, den er unterdeſſen mit Geſpräſtüken, und dergleichen, unterhielt. Dieſe ihre geſchwollenen Augen, erforderten Raphaels Pinſel; fürwahr, die Züge, welche Verſtand und Wiz bezeichnen, ſind ſchwer zu treffen. Doch ein wenig Gedult; ſie ſollen noch ſo gut getroffen werden, als es der Kunſt immer möglich iſt: ſehen ſie einmal! Ich habe ſtets geglaubt, ſagte Mylord, daß ich ein groſſes Maul hätte, nebſt einer langen Naſe, und doch ſehe ich hier ganz anders aus? Ueber das, ſcheine ich hier nicht zu jung? Verzeihen ſie mir, antwortete der Künſtler; hier muß man nur unſerm Ausſpruch trauen; dieſe Schilderey wird auch einen halben Kenner in Erſtaunen ſezen; ich ſtehe ihnen davor, daß dis Bild ihnen auſſerordentlich ähnlich ſiehet Mylord betrachtets von neuem, und ihn dünkt der Spiegel nicht halb ſo treu.

Izt kömmt ein Frauenzimmer; er mahlt ihr Geſicht mit den Grazien die in dem Bildnis der Venus zu ſehen waren. Der Liebhaber dieſer Dame lobte den Mahler ſehr, weil das Bild der Vorſtellung, die er von ihr in ſeinem Herzen hatte, ſo ähnlich war. Der Mahler ſchenkte allen verſchiedenen Altern beſondere Reize und Schönheiten, und es gelung ihm faſt überall, die Schönheit zu vergnügen.

Man predigte ſeinen Ruhm in der ganzen Stadt herum; ſeine Kundſame vermehrte ſich; ſeine Portraits waren nicht mehr zu bezahlen. Hätte er ſie dem Original ähnlich gemacht, ſo würde ſich niemand darinn erkannt haben. Er mahlte ſo glüklich, daß jedermann ſich in einer ſolchen Geſtalt abgeſchildert ſah, die dem Begrif entſprach, den jeder von ſich ſelber hatte.

Von dem Misbrauch des Koffeetrinkens, und dem daher rührenden Schaden der Geſundheit und der Oeconomie; Welchen Perſonen derſelbe zur Geſundheit dienlich? Und welchen er allerdings ſchädlich ſeyn mus? zumalen des Nachmittags; nebſt anderen zufälligen Gedanken hievon.

Es iſt unbegreiflich, wie ſehr die guten Teutſchen dem Koffeetrinken ergeben ſind. Iſt es denn ſo ſchwer einzuſehen, daß dadurch nicht allein der Geſundheit geſchadet, ſondern auch das nöthige Auskommen beſchwerlicher gemachet wird.

Der morgendlichen Genieſſung dieſes Trankes will ich nicht einmal nachtheilig gedenken. Hievon habe, beſonders von deſſen Nuzen und Schaden, ſchon vorigen Jahrs in dieſen Blättern, eine ausführliche abhandlung geliefert, und ſolche nachgehends, wieder mit beſondern Anmerkungen, dem Referendario 8ten Theil, p. 72. einverleibet. In gegenwärtiger Abhandlung aber werde von dem ſo ſehr eingeriſſenen Misbrauch des Koffeetrinkens, deſſen Würkung und Verſchwendung, reden.

Andere Völker bleiben bei ihren Sitten, und gehen nicht gerne davon ab, ſo wie unſer Landsmann auf ſeine Gewohnheit hält. Wir aber, die wir mit dem Gemeinen nicht zufrieden ſeyn wollen, müſſen Grüze aus Japan (Saou.) Teller und Schalen aus China, Gewürze aus America, Zeuge aus Perſien haben. Und alle Länder ſind kaum hinlänglich, uns zu verſorgen und auszurüſten. Wenn wir an den Hof gehen, ahmen wir dem Franzmann nach; wenn wir aber zu Hauſe ſind, leben wir wie Türken. Wir gehen in einem langen und weiten Schlafroke, leſen Pantoffeln, und einer groſſen weiten Müze einher, rauchen unſern Tobak, und trinken unſern Koffee, gänzlich wie die Türken. Dieſe haben uns alſo gelehret, uns daheim zu kleiden, und Koffee zu trinken.

Wenn man die Würkung und den Nuzen des Koffees unterſuchet, ſo müſſen einem drei Dinge bedenklich ſeyn. Zuerſt iſt der Baum ſelbſt mit Hekenkirſchenſtaude, und dem Geisblatte, ja auch mit der Chinchina, und einigen andern Bäumen, verwandt, die meiſtentheils etwas verdachtiges an ſich haben, und uns bei einem beſtändigen Gebrauche nicht ſonderlich gut bekommen, wenn ſie gleich nicht ſo gewaltſam giftig ſind. Ferner iſt die Zubereitung des Koffees gar eigen, da man die Bohnen durchbrennen mus. Man hat allezeit geglaubet, und glaubet noch, daß das verbrannte Brod ſchädlich, ein angebrannter Brantwein freſſend, und jede andere verbrannte Speiſe der Geſundheit des Menſchen zuwider ſey. Allein, der Koffee mus gebrannt, ja verbrannt werden, ehe er ein wolſchmekendes Getränk werden ſoll. Endlich wenn man den gekochten Koffee ganz erkalten läſt, und hernach ohne Zuker davon einen Trunk gegen den Durſt thun will, ſo finden wir in unſerem Geſchmake, den doch der Schöpfer zum Leibarzte für unſere Geſundheit geſezet hat, ſo zuwider, und ſo unangenehm, daß einer es kaum ertragen kan. Ich zweifle daher, daß man jemals Koffee trinken würde, wenn nicht der Zuker und die Wärme ihn über die Zunge herunter brächten. Wie ſolte nun ein ſchädlicher Baum, eine giftige Zubereitung, und ein widriger Geſchmak ein heilſames Getränk geben können.

Damit doch aber der Koffee einigermaſſen wohl bekomme, ſo mus man ihn zuerſt maſſig kochen, ſonſt verurſachet er Blähungen. Man mus ihn ferner zu einer gewiſſen Zeit genieſſen, und nicht zu nahe vor der Mahlzeit, oder gegen die Nacht. Viele pflegen ihn gleich nach dem Eſſen zu trinken, um den Magen damit zu züchtigen. Die Holländer brauchen ihn mehr, als wir, zum Frühſtüke, aber auch ſchwächer, und dabei nehmen ſie braunen Zukker in den Mund, oder ſie legen auch etwas vom Soetkes oder Lakrizwurzel hinein. Die Engelländer trinken ihn des Morgens mit einem Butterbrodt. Die Franzoſen nehmen eine groſſe Taſſe voll, bei der Zuker und Milch nicht geſparet werden, zu ſich, und tunken dabei eine Semmel ein. Die Türken endlich trinken eine Taſſe für einmal, die aber ſehr ſtark iſt. Um aber recht zu erforſchen, was der Koffee bei uns würke: ſo mus man auf Verſuche und Erfahrungen Acht geben, durch welche alle Warheit in der Arzneikunſt ausgemachet wird.

Es iſt nicht ſchwer, auch unter uns Leute genug zu finden, welche den Koffee im Ueberflus zu ſich nehmen, und bei denen man daher die Würkungen geſchwinde ſehen kan, welche er bei einem mäßigen Gebrauch erſt in einer längern Zeit verurſachen würde. An denenſelben wird ein jeder folgendes bemerken:

1. Wenn man den Koffee zu ſpät am Abend trinket, ſo verliehret man dadurch den Schlaf auf einige Stunden von der Nacht, bis die Lebenskräfte die Würkungen des Getränkes in dem menſchlichen Körper dämpfen können. Der Koffee enthält uns daher eben ſo wol die nöthige Ruhe, als ein ſtarkes Fieber, ein groſſes Schreken, vieler Kummer, ein hohes Alter, oder ein hungriger Magen es zu thun pflegen. Deswegen könte er bei denen für thunlich gehalten werden, welchen mehr darum zu thun iſt, ihre Zeit, als ihr Leben und ihre Geſundheit zu ſparen, und die genöthiget ſind bis in die Nacht zu arbeiten. Bei dieſem Getränke können alſo die Sternſeher auf ihre Beobachtungen, und die Hofleute auf ihr Spielen gut wachen.

2. Man iſt ſicher überzeuget, daß diejenigen, die viel Koffee trinken, ſtärker an den Händen zu zittern anfangen, als irgend vom Gebrauch des Thees geſchicht, und von dieſem Uebel nicht eher wieder befreiet werden, bis ſie den Koffee aufgegeben haben. Er erzeuget daher eben die beſchwerliche Folgen, welche ein hohes Alter, langwierige Krankheiten, ein ſtarker Blutgang, eine ausſchweifende Liebe, u. d. g. uns zuzuziehen pflegen.

3. Man bemerket, daß, wenn man den Koffee nahe vor der Mahlzeit trinket, er die Luſt zum Eſſen benimmt. Derjenige, der vorher die gröſte Begierde darnach hatte, wird hernach ſehr ſparſam darinne ſeyn. Eine Eigenſchaft, welche ſonſt einen ſchlaffen Magen verräth.

4. Ein jeder, der von dieſem Getränke etwas zu viel zu ſich nimmt, wird gleich darauf eine ſeltſame Empfindung um das Herz verſpühren, als wenn etwas daran los wäre. Dies kan man nicht ſowohl mit Worten bezeugen, als es einem jeden die Erfahrung bedeuten wird. Die, welche vom Herzklopfen geplaget werden, können am beſten davon reden.

5. Leute, die nicht deſto ſtärker ſind, werden oft, wenn ſie im geringſten zu viel Koffee genieſſen, darnach eine Beängſtigung fühlen; insbeſondere wenn ſie an ſich ſchon zur Schwermuth geneigt ſind.

6. Diejenigen, welche eine Säure im Magen, oder die Milzſucht haben, verſpühren nach dem Koffeetrinken, vornemlich wenn ſie ſogleich darauf ausfahren, oder ſonſt ſich bewegen, ein ſtarkes und ſehr ſäuerliches Aufſteigen, aus dem Magen. Es iſt daher ſehr unangenehm, mit einem ſolchen in einem verſchloſſenen Wagen zu fahren.

7. Es ſcheinet, man könne aus verſchiedenen Bemerkungen ſchlieſſen, daß ſtarke Koffeetrinker den Schlagflüſſen mehr als andere unterworffen ſeyn.

8. Endlich weis auch das Frauenzimmer zu ſagen, daß dieſes Getränk denen ihres Geſchlechts ſchade, die zum Misfall geneigt ſind.

Aus allen dieſen Beobachtungen kan ſicher genug geſchloſſen werden, daß der tägliche Gebrauch des Koffees nicht zu der dienlichſten Diät gehöre. Deswegen warf auch der Doctor Breville in Paris im Jahre 1715. eine Frage auf, die von ihm bejahet ward: ob das beſtändige Koffeetrinken das Leben verkürze?

Damit es aber nicht ſcheine, als wenn ich aus einer beſondern Abneigung gegen den Koffee ſchriebe: ſo will ich auch etwas von ſeinem Nuzen beibringen. Denn es iſt kein Gewächs ſo ſchädlich, welches nicht zu einer guten Arznei dienen könte, wenn es vernünftig gebrauchet wird. Ferner iſt auch der Koffee eines jeden Leibes beſchaffenheit nicht gleich ſehr zuwieder. Denn obſchon alle Menſchen, ihrer Bildung nach, ſich ähnlich ſind: ſo beſizen ſie doch nicht alle einerlei Kräfte. Den fetten Körpern ſchadet der Koffee weniger, als den magern und ausgetrokneten; und einer, der von Jugend auf ſelbſt an das Gift gewöhnet iſt, kan es wohl vertragen. Ja, er wird krank werden, wenn man es ihme verweigert.

1. Der Koffee iſt alſo für diejenigen gut, welche ſich nach den ſtarken Getränken, die ſie am Tage vorher zu ſich genommen haben, übel befunden.

2. Es iſt gut für die, denen der Kopf von einem überladenen Magen ſchwindelt.

3. Ferner für die, welche gut eſſen, und nicht genug arbeiten. Denn davon wird der Körper ſchwer; der Koffee aber macht eine Schärfe, und befördert die Ausleerung.

4. Diejenigen, welche von Schmerzen auf einer Seite des Haupts geplaget ſind, empfinden durch deſſen Gebrauch Linderung.

5. Er vertreibet die Würmer.

6. Er iſt den Frauenzimmern dienlich, bei welchen die gewöhnliche Rechnung nicht eintrift.

7. Er verzehret das läſtige Fett des Leibes, und iſt alſo denen, die gerne mager werden wollen, zu empfehlen.

8. Endlich hat man auch in einer Art der Colik, welche das Herzgeſpann genannt wird, an dem Koffee, wenn man ein paar Taſſen davon ohne Zukker geſchwinde niederſchlukt, oft ein bewährtes Hülfsmittel. Wie dann derſelbe beſonders in der Medicin auch unter den urintreibenden Mitteln ſtatt findet; und dahero eine Schmerzſtillende Frucht iſt, welche die Säfte träge, faul, und zu ihren Bewegungen ſchläfrig und langſam macht; Vornämlich iſt ſolches zu verſtehen von dem Misbrauche des Koffees, wo er zur Schleimſucht und des Zitterns eine Urſache wird. Er richtet aber bei weitem nicht ſo viel Unglük an als der Misbrauch des Weins und anderer ſtarken gegohrnen Getränke, die den Menſchen wild und zu allen Laſtern fähig macht, und ſo viele tauſend Menſchen jährlich vor der Zeit zum Grabe befördert. Der Koffee aber hat keine ſolche vehemente Wirkungen; derſelbe iſt Schmerzſtillend und Krampfslindernd: denn die Schmerzſtillenden und die Empfindung ſchwächenden Arzeneien treiben in gewiſſer Maaſſe Urin, in ſo ferne ſie den Krampf, welcher die Urinwege verſchlieſſet, auflöſen. Wann nun der Koffee von denen, die es nöthig haben, mäſig, (NB. nicht aber Maasweis) zu einigen Taſſen Morgens getrunken wird; ſo mag er der Geſundheit nüzlich ſeyn. Unter Tageszeit aber zu trinken, iſt der Geſundheit überhaupts ſchädlich.

Es ſiehet wunderbar aus, daß man des Nachmittages kaum einander beſuchen und ſprechen kan, ohne die Koffeetaſſen vor ſich zu ſehen. Bey nahe wird ein ehrlicher Bürger für ſchändlich gehalten, wenn er andere ſeines gleichen nicht am Koffeetiſch empfänget. Man wird gewis begierig ſeyn zu wiſſen, warum ich beſonders dem nachmittägigen Koffeetrinken nicht gewogen bin.

Die Urſache in Abſicht der Geſundheit, iſt dieſe. Wenn der Magen ſeinen bedürftigen Theil Speiſe des Mittags zu ſich genommen, ſo wird nothwendig erfordert, daß durch Zuſammenziehung der Gedärme die Verdauung befördert werde; gleichwie eben durch die Zuſammenziehung der Nahrungsſaft in ſeine gehörigen Gefäſſe gebracht werden mus. Iſt es aber an dem, daß warme Sachen alle fleiſchartigen und häutigen Theile des Leibes erweichen: ſo iſt es auch gewis, daß der warme Koffee ſowol als der Thee, Nachmittags die Gedärme nicht weniger als die Nerven des Körpers ſchlaff, und alſo zur Verdauung alsdenn ungeſchikt mache, da ſie doch nach Erfordern der Natur angeſtrenget ſeyn ſolten. Meinem Bedünken nach rühret alſo ein groſſer Theil der häufigen Klagen über üble Verdauung, Verſtopfung und andere dergleichen aus einander entſtehende Beſchwerden, von dem Genus des Koffees her, wodurch der Magenmund zu einer ſolchen Zeit geöfnet, und alle Verdauungsgefäſſe geſchwächet werden, da jener geſchloſſen, und dieſe zuſammengezogen bleiben ſolten. Gut, mögte jemand ſagen, ſo will ich den Koffee noch ſpäter und wenigſtens drei bis vier Stunden nach dem Eſſen trinken. Dieſer würde aber nicht bedenken, daß ich ſchon zum voraus geſezet habe, die Natur müſſe auch nicht in Verführung und Vertheilung des Nahrungsſaftes durch Erweichung der dazu angelegten Gefäſſe verhindert und geſtöhret werden. Iſt gleich das meiſte Verdauungswerk vorbei: ſo ſind doch die zubereiteten Säfte ſo wenig als die groben Ueberbleibſel gleich an gehörigen Ort geſchaffet. Es bleibet alſo dabei, daß das Koffeetrinken die ganze Nachmittagszeit hindurch dem menſchlichen Körper nicht zuträglich ſey. Wird es gleich nach der Mittagsmahlzeit vorgenommen, wie von vornehmern gemeiniglich zu geſchehen pfleget, ſo kan es noch als ein Stük der Mahlzeit angeſehen werden, und nach der eben gemachten Vorſtellung nicht ſo ſchädlich ſeyn.

Ueberhaupt aber kan mirs der nachmittägige Koffeeſchanz begreiflich machen, warum die mehreſten Leute, und beſonders etwas vornehmere Perſonen, ſo ſchwächlich und hinfällig werden, daß viele durch die geringſte Erkältung, und durch den ſchwächeſten Zugwind gleich merklich mitgenommen werden. Haben ſie zumal nicht hinlängliche Bewegung, können ſie nicht ein gut Glas Wein trinken und dadurch dasjenige wieder erſezen, was der Koffee verdirbet: So wiſſen ſie oft einige Wochen nicht, wie einem ſtarken und munteren Menſchen zu Muthe ſey. Selbſt bei Kindern hat mirs die Erfahrung gelehret. Haben ſie des Nachmittags Koffee getrunken, ſo ſind ſie viel unruhiger, im Eſſen unordentlicher und ſchwächlicher geweſen, als wenn man ihnen Waſſer, Bier und andere ordentliche Getränke gegeben hat. Des Morgens oder Vormittages können ſie ſo gar nicht alle dieſes Getränke gut vertragen, ſondern befinden ſich bei andern Nahrungsmitteln viel beſſer. Der Raum verbietet mir, von verſchiedenen andern Gattungen der Leute zu reden. Studierende aber kan ich doch nicht ganz vorbeigehen. Ich glaube, daß viele ihre ſogenanten hypochondriſche Beſchwerden dem lieben Koffee zu danken haben; gleichwie auch oft die hyſteriſchen Zufälle bei dem andern Geſchlecht ihre Nahrung von ſelbigen haben mögen. Wie kan ein Gelehrter geſund bleiben, wenn er ſchon nach ſeiner Lebensart öfters nicht ſo viel Bewegung hat, als er zu ſeiner Nothdurft brauchet, und ſich doch durch das Koffeetrinken wenigſtens noch einmal ſo viel Bewegung unentbehrlich machet? Es fehlet mir noch zu viel von der Leichtgläubigkeit, ſonſt nähme ich die Nachricht mit beiden Händen an, welche ich aus einer anſehnlichen Stadt erſt kürzlich erhalten habe, daß nemlich der Koffee an dem häufigen Sterben Schuld wäre, weil er den Leuten das Herz abſtöſſe.

Nun will ich von dem Schaden in der Oeconomie auch reden, der durch das beliebte Koffee trinken bei ſo vielen Haushaltungen, merklich wird; ja, wodurch ſo viele Millionen aus unſerm lieben Teutſchland, verſchwendet werden.

Doch, man mus hier diejenigen ausnehmen, welche wegen ihres Standes, und wegen ihrer Einkünfte dergleichen Aufwand nicht gewahr werden; welchen man alſo auch hierin einen Vorzug vor andern gern eingeſtehen, und es mit zu den Sitten rechnen könte, durch welche ſie etwas vor andern voraus haben müſſen. Sehe ich aber auf den gröſten Haufen, ſo iſt es bei nahe unglaublich, was ihm der Koffee koſtet, und wie gros die Summe Geldes ſey, welche dadurch jährlich aus unſerm Vaterlande geführet werde. Kan man wol nicht auf eine Perſon, welche ordentl. des Tags einmal, und NB. doch nur mäſig Koffee trinket, die Woche einen Gulden rechnen, wenn nemlich das Zuker, die Milch und dergleichen mit dazu genommen wird? Träget dieſes nicht ſchon des Jahrs eine Summe von 50. fl. Was kommt nun heraus, wenn man die Rechnung von ganzen Familien machet? Geſezt, daß man auch nur die Hälfte von obiger Summe auf eine dem Koffee ergebene Perſon rechnete, oder den ganzen Anſchlag für eine ganze Familie gelten lieſſe: ſo blieben doch die Unkoſten über die maaſſen gros und anſehnlich. Bekant iſt es, daß daher der Aufwand an bloſſen Koffeebohnen in mittelmäſigen Städten Deutſchlandes bei 100. tauſend fl. geſchäzet wird. Iſt es aber erlaubt, ſo viel Geld für eine ſo entbehrliche Waare zu verſchwenden? Die Einnahme wird bei manchen immer geringer, oder beſſer zu reden, die ehemals bei wohlfeilen Preiſe ausgeſezten Beſoldungen werden nun nicht gröſſer, da doch alles theurer zu bezahlen iſt, und man machet ſich noch ſelbſt die Ausgaben ſchwehrer und gröſſer?

Man redet viel von dem groſſen Anwachſe des Preiſes aller Sachen und nothdürftiger Dinge. Solte hierzu das Koffeetrinken nicht auch das Seinige beitragen? Ein jeder, der es mit für ein unentbehrliches Nahrungsmittel hält, mus ja auch ſuchen, daß es ihm mit für ſeine Arbeit bezahlt werde. Er mus es, wie man zu ſagen pflegt, mit auf die Waaren ſchlagen. Wäre es aber nöthig, daß man zum Exempel dem Schuſter und Schneider auſſer ſeiner Arbeit den Koffee mit bezahlte, welchen er dabei verzehret hat?

Zum wenigſten giebt dieſes Modetrinken eine Gelegenheit die Zeit unnüz zuzubringen. Mancher konte unterdeſſen noch viel nüzlichere Dinge verrichten. Ja, was ſoll ich ſagen, würden manche Läſterungen, Verläumdungen und Verkleinerungen zur Ausgeburt kommen, wenn ihnen der Koffeetiſch nicht eine ſüſſe Zunge und einen bequemen Stuhl verſchaffte.

Es wäre zu wünſchen, daß wir Teutſchen endlich einmal anfiengen, die Naturgaben mehr zu ſchäzen, welche GOtt unſerm Vaterlande verliehen hat. Wir würden es dadurch lieber gewinnen, und auch unſern Landesleuten geneigter, folglich auch untereinander mehr freundſchaftlich ſeyn. Was Mehrers findet ſich in der nachſtehenden Abhandlung : :

Gedanken von der ſeit geraumer Zeit in Deutſchland ausgebrochenen Caffee-Seuche.

Eifrige Verehrer des Caffeetrinkens werden mit Befremdung den verhaßten Titul wahrnehmen, womit ich ihre wohlkleidende Mode beehret habe. Man pflegt diejenige Krankheit eine Seuche zu nennen, die vor andern um ſich greifet, oder anſteket und dadurch vielen Schaden in der menſchlichen Geſellſchaft erweket. Obige Caffeefreunde vom erſten Range, nemlich die am eifrigſten ihn verehren, werden beide Eigenſchaften einer Seuche bei ihrer Mode ſogleich nicht finden. Was die anſtekende

Eigenſchaft derſelben betrift, ſo belieben ſie nur an den ſtrengen oder blinden Gehorſam zu gedenken, den ein eingeführter Wohlſtand erfordert.

Wir pflegen bei unſerer ſinnlichen Denkungsart ohne weitere Uberlegung dasjenige als das ſtrengſte Geſez anzunehmen, was von unſern mehreſten Mitbürgern als wohlkleidend erwählet wird. So iſt es auch jezo in Abſicht des Caffeetrinkens. Man glaubt, daß jemand nicht eher wohl zu leben wiſſe, bis er ſo, wie andere, die zerbrechlichen Gefäſſe mit dem ſchwarzen Getränke zierlich in die Hand nehmen könne, um ſolche auszuleeren. Daher lernen viele dies Gebot des heutigen Wohlſtandes eher, als die zehen Gebote im Catechiſmo. Die Furcht, für unbelebt gehalten zu werden, die Neubegierde, etwas Ausländiſches zu koſten, und die Verzärtelung unſerer Zunge bei einem dazu gemiſchten ſüſſen Geſchmak des Zukers tretten demnach zuſammen, und errichten einen Werbeplaz, der mehrern Zulauf hat, als faſt alle übrige Werbeplaze in der Welt. Da man nun gerne einen vornehmen wohlkleidenden Anſtand annehmen und etwas Süſſes ſchmeken will, ſo iſt es kein Wunder, daß die Caffee-Mode ſeit etlichen Jahren ſo viele Verehrer gefunden, und eine der ſtärkſten in Teutſchland geworden iſt. Die Erfahrung kommt mir zu Hülfe, wenn ich hieraus den Schluß herleite, daß die Caffee-Mode ſehr anſtekend ſey. Die zweyte Eigenſchaft einer Seuche iſt die Schädlichkeit. Dieſe wird aus dem, was erfolgen ſoll, gleichfals erhellen, und folglich deutlich werden, daß die Caffee-Mode mit Recht verdiene, eine Seuche genannt zu werden. Die Aufgabe beehret ſie mit einem ähnlichen Titel, da ſie das unmäſſige Caffeetrinken eine herrſchende tyranniſche ſchädliche Mode nennt.

Bei der Anführung des etwanigen Schadens, ſo das unmäſſige Caffeetrinken verurſachet, werde ich mich nicht bei der Beſchreibung von deſſen Urſprunge und Wachsthum aufhalten. Ich berufe mich hiebei auf die Abhandlung, ſo in dem in allerley Wiſſenſchaften nüzlichen Dollmetſcher pag. 60. zu finden iſt.

Hier muß ich aber etwas von dem Urſprunge des unmäſſigen Trinkens des Caffee erwähnen. Es hat ſich wol keiner die unnöthige Mühe gegeben aufzuzeichnen, wer etwa zuerſt in unſerm Teutſchlande dieſes fremde Getrank in den Gang gebracht. Es läßt ſich aber bald begreifen, wenn dieſe jezo bei den niedrigen Einwohnern überhand nehmende Gewohnheit nach und nach um ſich gegriffen. Die Neubegierde macht uns überhaupt nach allen ausländiſchen Nahrungsmitteln lüſternd. Eine gekünſtelte Zubereitung einer fremden Sache reizt unſern verwöhnten Geſchmak. Der zum Caffee gebrauchte Zuker befördert dieſen Umſtand bei der oft genannten Caffee-Mode. Die Koſtbarkeit dieſes Getränks hielt bei deſſen Urſprunge in Deutſchland begüterte und angeſehene Perſonen nicht ab, davon Gebrauch zu machen. Vielmehr diente der anfängliche hohe Preis deſſelben dazu, um ſich damit in Geſellſchaft ein Anſehen zu erwerben. Die ſilbernen Gefäſſe und koſtbaren Taſſen, ſo dabei gebraucht werden, fallen ſchön in die Augen, und reizen unſere Begierden zur Pracht und Eitelkeit. Was der niedrige Haufe an Begüterten und Standesperſonen ſiehet, ahmet er gerne nach. Der Landmann ſahe anfänglich mit Ekel und Schaudern dieſes ſchwarze und bittere Getränke bei ſeinem Edelmann und Beamten. Er überwand aber dieſen erſten widrigen Eindruk nach einigen wiederholten Verſuchen. Als er ſolches hinunter bringen konte, freuete er ſich, daß er nun auch vornehm geworden, da er das Getränk zu brauchen wiſſe, was ſeine Oberherren zu ſich nehmen. Es mag ſolches ſo unnatürlich ſchmeken, als es wolle, ſo läßt ſich dieſe Unart durch Zuker und Milch dämpfen. Da nun der Caffee gewiſſermaſſen die verführeriſchen Eigenſchaften beſizt, wodurch der Brantewein ſich einen ſclaviſchen Gebrauch bei dem Menſchen erwirbt; ſo kan die Gewohnheit bald den groſſen Haufen beſtriken, daß er in Unmäßigkeit fortfahret, durch dieſes Getränk Geſundheit, Vermögen, ja gar das Leben zu verderben.

Wie wunderlich mus uns dieſes Getränk ſcheinen, wenn wir ohne Vorurtheile auf deſſen Zubereitung ſehen. Man mus den Caffee beynahe ſchwarz brennen, ehe man ihn gebrauchen kan. Man mus andere Dinge zu Hülfe nehmen, um deſſen verhaßten Geſchmak nicht zu empfinden. Man nehme doch andere Nahrungsmittel, z. E. Brodt und Fleiſch, und brenne beydes ſchwarz, wie ſchön wird uns ſodann ſolches ſchmeken und bekommen? Hat nicht der weiſe Schöpfer unſern Geſchmak, wenn er noch nicht verwehnt iſt, zum Regierer unſers Geſundheitszuſtandes verordnet? Ich weis wol, daß Arzneyen öfters auch ſehr widrig ſchmeken. Allein, wer braucht ſolche bei geſunden Tagen zu ordentlichen Nahrungsmitteln, wie doch der Caffee gebraucht wird. Iſt der Caffeebaum ſogar etwas giftig, wie uns einige groſſe Arzneyverſtändige lehren, und davon in denen vorhergehenden Theilen des Referendarii hinlängliche Beweiſe folgen, wie können wir denn ſo zuverſichtlich deſſen Frucht zu täglichen, ja gar zu einzigen Nahrungsmitteln ma-

machen? Es heißt: man ſtirbt doch nicht gleich davon, man wird ja nich einmal krank darnach. Ich antworte: man kan ſich allmählig gewöhnen offenbares Gift zu nehmen, ohne daß man gleich davon erkrankt oder ſtirbt. Nur die Folge der Zeit bringt den Nachtheil und die Schwächung der Geſundheit.

Wie viel verliert nun nicht die Geſundheit bei der heutigen unmäſſigen Caffee-Mode. Man ſagt, daß durch das Brennen das ſchädliche Oehl aus den Bohnen heraus gezogen werde. Man hört aber auch, daß man den heiſſen Caffee ſorgfältig bedekt, damit das durch die Hize heraus gezogene Oehl nicht verfliege, ſondern wiederum hineinziehe. Dadurch ſorgt man für den Geſchmak, und ſiehet den Schaden an der Geſundheit als eine Nebenſache an. Ich will nicht unterſuchen, ob Dinge, die unter einem heiſſen Himmelsſtrich wachſen, zur täglichen Nahrung für Einwohner des kalten Nordens dienlich ſeyn, deren Körper von der Vorſehung nach der mehr kalten, als warmen Luft eingerichtet iſt. Ich berufe mich nur blos auf die Erfahrung vieler tauſend ehrlicher Deutſchen, die nach genoſſenem Caffee allerhand übele Empfindungē bei ſich zu ſpüren pflegen, ohne daß der verwehnte Geſchmak ihnen verſtattet, die Schuld davon dem Caffee beizumeſſe. Was lehren die zitternden Hände, daß ängſtliche Herzklopfen, ſchweres Othemholen, ein ſchlaffer Magen, der keine Neigung zum Eſſen ſpüren läſt, die Wallung im Blute, ſo den Schlaf entfernet, geſchwächte Nerven und andere Unbequemlichkeiten, ſo ſich bei einem oder dem andern nach dem Caffeetrinken anfinden? Wiſſen viele von dieſen Dingen bei ihrem ſtarken Caffeetrinken nichts, wer iſt ihnen denn Bürge, daß ſolche nicht mit der Zeit ſich einfinden? Hält ihr ſtarker Körper ſolche Empfindungen mehr, als bei andern ab, ſo würden ſie ihre ſtarke Leibesbeſchaffenheit ſich beſſer zu Nuze machen können, wenn ſie anſtatt des unmäßigen Gebrauchs des Caffee, ein einländiſches Nahrungsmittel mäßig gebrauchten, das nicht ſo viel Hize in ihrem Geblüte verurſacht.

Ein jeder merke, daß verſchiedene Krankheiten, die entweder in den neuern Zeiten uns bekant, oder viel weiter ausgebreitet worden. Man ſehe auf die häufigen hizigen Krankheiten und Auszehrungen. Ich will nicht behaupten, daß ſolche blos vom Caffee herrühren. Es ſind mehrere auswärtige Sachen, die das ihrige dazu beitragen können. Viele bringen einen geſchwächten Körper mit ſich auf die Welt. Die heftigen Gemüthsbewegungen helfen treulich mit an dem Sarge zimmern. Wenn wir aber ſehen, daß jezo der niedrige Haufe ſo unmäßig dem Caffee nachhängt, daß viele ſonſt faſt nichts genieſſen; wenn wir ſehen, daß bei eben dieſen in wenig Jahren der Körper durch die täglich warmen Getränke ſo geſchwächt werde, daß die Auszehrung an vielen Orten faſt den dritten Theil der Sterbenden ausmacht; ſolte uns dieſes alles nicht aufmerkſam machen? Haben unſere Groß- und Aeltervåter bei einem einheimiſchen Getränke nicht ſo viele hizige Krankheiten gehabt, als in unſern Zeiten ſich äuſſern, warum verſuchen wir es nicht auch bei ſolchen einländiſchen Sachen eine daurhaftere Geſundheit erlangen zu können? Man ſehe hiebei auf die Vergleichung des Nuzens und Schadens bei dem Caffeetrinken, in dem Referendario VIII. Theil, pag. 72. Der daſelbſt angeführte Nuze iſt nur zuweilen bei Unmäſſigen, Trägen und Kranken zu finden, die ihn ſodann als eine Arzeney gebrauchen, bei welchen aber der durch den Caffee hervor gebrachte Vortheil durch andere nüzliche Mittel kan erhalten werden. Hergegen iſt der Schade allgemein, und ziehet allerlei Krankheiten, Schwermuth, Hypochondrie, Frieſel, Ausſchlag ꝛc. und einen frühzeitigen Tod nach ſich ꝛc. Vid. Refer. Tom. I. pag. 212.

Man kan ſich auf keine andere Weiſe ein langes Leben verſprechen, als daß man den Verluſt, welchen unſer Körper täglich leidet, durch gute Nahrungsmittel richtig wieder erſeze. Die Natur iſt mit dem Nothwendigen zufrieden, und wird durch den Ueberflus überladen. Nahrungsmittel ſind alles, was den Abgang unſerer erſten oder flüſſigen Theile erſezen; und in die Art unſers Körpers verwandelt werden kan. Es giebt derſelben zwo Arten, nemlich Speiſen und Getränke. Je einfacher beide ſind, deſto geſünder ſind ſie; und darum iſt das Waſſer allem Getränk, Chocolade, Thee und Caffee vorzuziehen. Nichts ſchadet der Geſundheit mehr, als die Liqueurs, welche das Blut in Wallung ſezen, es austroknen und verdiken, und welche die Fäſergen zuſammen ziehen, in den Säften eine unnatürliche Gährung erregen, und eine Verſtopfung der Eingeweide veranlaſſen. Alles dieſes gild ins beſondere vom Caffee, deſſen unmäſſiger Gebrauch. das menſchliche Leben verkürzet. Dieſer Saz iſt vor wenig Jahren erſt in Paris offentlich vertheidiget worden, von Mr. Thiery.

Wir halten alle Sachen für deſto vortreflicher, von je entfernter Oerter ſie zu uns kommen. Unſere Hochachtung vor Dinge verhält ſich wie die Entfernung ihrer Geburths-Oerter. Die Natur hat in unſern Gegenden alles, was zu unſerer Erhaltung nöthig war, hervor gebracht. Allein wir verachten die Güter, die bei uns einheimiſch ſind, und geben dem Caffee dem Vorzug, weil er in weit entlegenen Ländern wächſt. Ja es gienge noch an, wenn man ſich ſeiner mäſſig bediente. Aber nein! man trinkt ihn Morgens, Mittags und Abends. Wenn man ihn noch etwa nur als eine Arznei gebrauchte! Aber nein; man macht ihn ſich zur Gewohnheit, ja ſo gar unentbehrlich. Wenn er noch ein Getränk wäre, das keine üble Wirkung ſtifftete! Allein er ſtöret den Appetit und Schlaf, er vertroknet das Blut, und naget an der Wurzel des Lebens. Der Caffee ſezt die Lebensgeiſter zu ſehr in Bewegung, und verurſachte daher ihre allzugröſſe Zerſtreuung. Solcher geſtalt bleiben die Säfte des menſchlichen Körpers gleichſam erſchöpft, und die Nerven ohne Triebfedern. Um dieſer Urſache wegen kan man dem Caffee zuweilen mit Recht Lähmflüſſe, und eine Unfruchtbarkeit zuſchreiben, die das Temperament nicht nothwendiger Weiſe mit ſich gebracht haben würde. Endlich lehrt uns auch die Erfahrung, daß die ſtarken Caffeetrinker mit Verſtopfungen der Eingeweide, mit Anfällen von Melancholei, mit ſchleichenden und auszehrenden Fiebern, und mit hartnäkigen und faſt allezeit tödlichen Krankheiten beſchweret ſind.

Umſonſt ſucht man durch vielen Zuker die allzulebhafte Wirkung dieſes hizigen Getränkes zu mäſſigen. Er wird dennoch allezeit ein Getränk bleiben, das viel zu lebhaft wirket, als daß es ſich in einem Nahrungsſaft verwandeln laſſen ſollte; und es kan nimmermehr gute Wirkungen verrichten, als in ſo fern man es blos wie Arznei gebraucht. Man kan es mit dem Wein vergleichen, welcher zwar ſtärket, aber zugleich berauſchet, oder mit dem Feuer, das zwar erwärmet, aber auch verbrennet.

Man ſucht die Bitterkeit und Hize des Caffees auch durch Milch oder Rohm zu dämpfen. Dieſe dem Scheine nach ganz weiſe Vorſichtigkeit, hat doch ihre Unbequemlichkeit bei ſich. Man kan ſich hiervon überzeugen, wenn man in der Experimental Medicin des Herrn Thirry die folgende Stelle lieſet, welche unſere hier angeführten Grundſäze vollkommen beſtättiget. Und wir hofen, daß man es uns zu gute halten wird, wann wir ſie, ihrer Nüzlichkeit wegen, an ſtatt unſerer eigenen Urtheile, ganz hierher ſezen. Sie lautet alſo.

„Ich habe verſchiedene Leute und unter ihnen einige Aerzte gekannt, welche den Gebrauch des Caffee gänzlich aufgegeben haben. Einige hatten ſich damit im Leben die Gliederſucht zugezogen, andere hatten unaufhörliche Kopfſchmerzen davon bekommen, die ſie zu allem unvermögend machten und nicht eher nachlieſſen, als bis ſie aufhörten Caffee zu trinken. Einige wurden von einer beſtändigen Schlafloſigkeit aufgetrieben; und dieſe geſtunden zugleich, daß ſie wohl in dem Gebrauche des Caffee nicht allzumäßig geweſen wären, ihn auch wohl nicht zur rechten Zeit getrunken hätten. Die meiſten waren von ſanguiniſchen oder melancholiſchen Temperamenten oder von beiden zugleich u. ſ. w.

Man würde ſich ohne Zweifel in dem Urtheile über den Gebrauch der Getränke, die wir aus fremden Ländern erhalten, manche Irrthümer erſpart haben, wenn man zuvor jederzeit die Natur des Himmelſtrichs, den ſie uns gibt, in Erwägung gezogen, und ſich erkundiget hätte, wie ſie die Völker dieſer Länder zu genieſſen pflegen, und welcher Mangel ſie dazu nöthiget, u. ſ. w. Die Türken, welche am meiſten Caffee trinken, ſind in allen Abſichten ſtärker als die Franzoſen. Dieſe träge, ernſthafte, traurige, müſſigſitzende Nation hat immer einerlei, und immer grobe Nahrungsmittel, hauptſächlich halbgekochten Reis, welches eine ſehr ungeſchickte Speiſe zu einem feinen und dünnen Nahrungsſaft iſt. Sie trinken gar keine ſpirituöſe Getränke. Wenn ſie Caffee trinken; ſo müſſen ſie entweder vorhero geſpeiſet, oder Opium genoſſen haben. Die Vergnügungen des Serails und das Opium machen ihnen vielleicht auch dieſes Getränk unentbehrlich. Aller dieſer Vortheile ungeachtet, iſt der Caffee, der bei den Muſelmännern ein Religionspunct geworden, ihnen dennoch, zufolge der verſchiedenen Auslegungen der Mufti, zu wiederholtenmalen verboten worden: denn ein Mufti hat eben die Gewalt, welche die Aerzte haben, die, zufolge der verſchiedenen Begriffe, welche ſie ſich nach und nach formiret haben, dem menſchlichen Geſchlechte Thee, Caffee und Chocolade, nach Belieben, bald erlauben, bald verbieten. = = =

Wenn ich von dem übeln Würkungen des Caffee rede; ſo geſtehe ich, daß ich mehr für das Frauenzimmer, als für die Mannsperſonen ſpreche. Die Gefahr iſt bei denen Frauenzimmer dringender, und der Mißbrauch des Caffee gemeiner. Die Verbeſſerungen, welche ſie damit vorzunehmen verſucht, haben höchſtens weiter nichts gefruchtet, als das ſie ſich ſtatt ordentlicher und eigentlicher Krankheiten weit beſchwerlichere und unaufhörlichen Unpäßlichkeiten zugezogen haben.

Das Frauenzimmer trinkt natürlicher Weiſe wenig, und führet eine ſtille ſizende Lebensart. Folglich hat dieſes Geſchlecht dike Säfte und einen langſamen Umlauf. Hierzu kommt, daß ſie gemeiniglich nur ſelten, und mehrentheils nicht ohne Beſchwerlichkeit, Oefnung des Leibes bekommen können. Wenn hiezu ein troknes Temperament und galligte Säfte kommen: ſo iſt kaum zu glauben, wie ſehr der Gebrauch des Caffee dieſe Ungemächlichkeiten vermehret. Er macht Hize; er treibt zum Haupte; er verurſacht Finnen und Flechten, Zittern der Glieder, Herzklopfen; er veranlaſſet leicht Herzgewächſe, (polypos) und unterhält diejenigen, ſo ſich in andern Theilen etwa befinden. Er verdiket zuweilen das Blut dergeſtalt, daß es kaum kennlich bleibt. Alles dieſes ſage ich aus der Erfahrung. Ich habe verſchiedene Perſonen gekannt, die darüber erſtaunet ſind, wie der Gebrauch des ſtarken Caffee die Farbe und Conſiſtenz ihres Blutes in einem Jahr verſchlimmert hatte. Einige haben dieſes Getränk 6. bis 8. Monate unterlaſſen, und ihr Blut hat davon ſeine urſprüngliche und natürlichen Eigenſchaften wieder erhalten.

Der Caffee giebt den Nerven einen Grad der Spannung, den ſie vorher nicht hatten, indem er das Blut in Unruhe ſezet, und eine falſche Vollblütigkeit erreget. Da aber dieſe Spannung nur zufällig und von kurzer Dauer iſt, ſo erfolgt auf dieſe Spannung bald wieder eine Erſchlaffung der Nerven. Der Caffee ſtellet die Spannung auf einige Zeit wieder her, und darum hält man ihn für unentbehrlich, bedient ſich ſeiner als einer Arznei, und leget hierdurch den Grund zu allem Uebel. Der Caffee vermindert die Würkung und vermehret die Urſache. Dieſe wechſelsweiſe allzugroſſe Spannung und Erſchlaffung ſezt nothwendig die Abſonderungen und den Umlauf der Lebensgeiſter in Unordnung. Hievon rührt die unendliche Menge von Vapeurs her, die heute zu Tage ſo viele Frauenzimmer plagen, und der Mannsperſonen um deſto weniger ſchonen, je mehr ſie vermöge ihres Temperaments, ihres Standes und ihrer Lebensart, dazu geneigt ſind. Ich hoffe, man werde dieſe Urſache unter denen für gültig erkennen, welche die melancoliſchen und hyſteriſchen Krankheiten zu dem Grade getrieben haben, in welchem ſie jezt gemein ſind. Was könte ich nicht von der güldenen Ader ſagen, in welche der Caffee einen ſo groſſen Einflus hat; Es haben auch einige berühmte Schriftſteller ihre Meinung von dem Urſprung einer andern Krankheit, nämlich das Hirſefrieſels, (purpura miliaris,) die ſie vom Gebrauche des Caffee herleiten, ſchon längſt eröfnet. Der berühmte Kön. Preuß. geheime Rath, Friedrich Hofmann ſagt ausdruklich, daß der Misbrauch hiziger Getränke, beſonders des Caffee die Urſache ſey, warum dieſer Ausſchlag der Haut jezt gemeiner werde, als er ehedem geweſen. Und der gelehrte Profeſſor Sulze in Halle hatt zu ſeiner Zeit dieſes für gewis gehalten, daß der allzuhäufige Gebrauch dieſes Getränks mehr ſchade als nuze, und das der den Kindbetterinen jezt ſo gemeine Friſel an gewiſſem Orten von deſſen Misbrauche ſehr befördert werden könne. *)

Dieſes ſind nun die Uebel, womit Hr. Thierry den Coffeetrinkern dräuet, der Geſundheits-wegen. Nun wollen wir auch anführen, was für Schaden durch deſſen Mode noch auf andere vielfältige Art herfür gebracht wird.

Die Verderbung der Zeit iſt ein neuer Schade des unmäßigen Caffeetrinkens. Die rechte Anwendung der Zeit iſt ein wichtiges Stük des menſchlichen Lebens. Dadurch befördern wir das beſte unſeres Zuſtandes, und erhöhen zugleich den Flor der menſchlichen Geſellſchaft. Wo aber die Zeit mit unnüzen Dingen verſchwendet wird, da folgen mancherley Ausſchweifungen, und die Armuth ſtellet ſich frühzeitig ein. Dieſes findet ſich bei der Caffeeſeuche. Solche erſtreket ſich jezo bis auf den geringſten Tagelöhner, ja gar den Bettler ſelbſten. Wer weis nicht, daß der Mangel des niedrigen Haufens eine deſto gröſſere Arbeitſamkeit erfordere, je weniger er ſich auf einen groſſen Vorrath verlaſſen kan? Wie viele Umſtände werden nun nicht erfordert, ehe das beliebte Getränke unſere Zunge befeuchtet? Es mus Feuer gemacht werden. Man brennet den Caffee, man macht ihn. Es wird Waſſer geſchöpft, Milch geholet, Zuker bereitet. Man hat ſehr kleine Gefäſſe, nemlich die Taſſen erfunden, um durch deſto öfters Eingieſſen die Zeit noch mehr zu verſchwenden. Wie bald wurde der Grosvater fertig, der ein Glas Bier trank und ſogleich wiederum an ſeine Arbeit gieng. Man vergleiche damit die Gewohnheit der Handwerksweiber, die 2, 3, oder 4mal obige Weitläuftigkeiten den Tag über vornehmen. Was Wunder, wenn ſie alsdenn wenig von ihrer Arbeit zu Stande bringen.

Die vermehrte Faulheit iſt eine neue Frucht der Caffeeſeuche. Die Aerzte lehren uns, daß warme Getränke bei häufigem Gebrauch unſere Körper ſchwächen, und die Nerven ſchlaff machen. Stimmt nicht der Erfolg mit ein? Findet man dieſes nicht bei dem unmäſſi-

---

* Schulz Mat. Hal. 1746, p. 212.

gen Gebrauch des Caffee? Bringt nicht die öfters wiederholte Hize, ſo man dadurch im Körper erweket, ein träges Weſen, welches Handarbeiter ungeſchikt macht ihr Geſchäfte mit Nachdruk fortzuſezen? Wie unſere Vorfahren in einem Augenblik ein Glas Bier ausleerten, ſo fanden ſie ſich dadurch geſtärkt bei ihrer Arbeit. Wir ſind hergegen ſo klug, daß wir die edle Zeit mit der Zubereitung des ausländiſchen Getränks verſchwenden, und anſtatt Nahrung davon zu erhalten, finden wir uns nach dem Genuß deſſelben ängſtlich, kraftlos, matt und träge. Woher rühret heutiges Tages die zunehmende Trägheit, wodurch ſo viele an den Bettelſtab gerathen? Trägt nicht unter andern die Caffeeſeuche das ihrige dazu getreulich bey? Finden ſich nicht Leute, die das lezte Kleidungsſtük vom Leibe verkaufen, um nur noch etwas ihre Caffeemode fortſezen zu können.

Die Armuth iſt die vierte Frucht der Caffeeſeuche. Verderbung der Zeit, unmäſſiger Aufwand und Entkräftung des Körpers bei der Arbeit, ſind Quellen der Armuth, wie der Erfolg lehret. Dieſe Stüke finden ſich aber bei der Caffeeſeuche. Wir kaufen den Caffee bei Kleinigkeiten, und glauben er ſey ein wohlfeiles Getränk. Man rechne aber nach, wie viel dieſe Kleinigkeiten im ganzen Jahre bringen, da man insgemein alle Tage etliche mahl ſie braucht. Man rechne dazu den Verluſt der Zeit und die Kleinigkeiten an Zuker, Semmel und Milch. Je mehr nun der Caffee uns zum öftern Gebrauche, ſo wie der Brantewein verführt, deſto gröſſer iſt der Abgang unſers Vermögens, der bei der Zeitverſchwendung nicht wiederum erſezt wird.

Wüchſe der Caffee auf unſerm teutſchen Boden, ſo wäre der Verluſt noch eher zu ertragen, indem ſo dann fleiſſige Hände, die ihn bearbeiteten, davon den Vortheil erhielten. Allein, nun wächſet im ganzen Lande keine Caffeebohne zum vortheilhaften Abſaz deſſelben. Die ungeheuren Summen, die jährlich in einem Lande vor Caffee ausgegeben werden, gehen völlig in fremde Länder. Dieſe werden dadurch reich, ſo wie wir durch dieſe ausgehende Summen verarmen. Man rechne dazu die Ausgaben für Zukker und auswärtige Manufacturen, ſo aus Wolle und Seide verfertiget werden. Würde man nicht erſtaunen, wenn uns jemand am Ende des Jahrs dieſe Summen anzeigte, die nur in einer anſehnlichen Provinz Teutſchlandes für dieſe Sachen aus dem Lande gehen. Was haben wir hergegen das dafür an Ausländern geliefert wird? Wie viel bringt der Handel von

Weber Waaren, Cotton-und andern Fabriquen dagegen ein? Iſt es alſo zu verwundern, wenn bei der überhand-nehmenden Schwelgerey das Vermögen der Einwohner abnimt, und die wohlhabenden Perſonen immer ſeltener werden? Müſſen nicht unſere teutſchen Länder immer armer werden, je länger die ausländiſchen Producte, ſo man gebrauchet, die einländiſchen überwiegen. Wer z. E. 8000. fl. im Vermögen hat, und verzehrt jährlich bei einer Einnahme von 400. fl. etwa 600. fl. oder gar 1000. fl. der kan bald ausrechnen wie lange ſeine Haushaltung beſtehen könne.

Die Abnahme der Braunahrung mus hier beſonders erwogen werden. Es iſt bekannt, wie nüzlich dieſe Nahrung ſey, da das Getraide, davon das Bier verfertiget wird, auf unſerm teutſchen Boden wächſt, und da deſſen Abfall in Haushaltungsſachen eine vortheilhafte Nahrung für das Vieh abgiebt. Wer ſpüret nicht, daß die täglichen Klagen über die Abnahme des Brauweſens gegründet ſeyn? Iſt dieſes aber zu verwundern. Unſer verwehnter Geſchmak hält die ausländiſchen Nahrungsmittel höher, als einheimiſche Sachen. Wenn wir durch Caffee und Wein den Magen geſchwächet haben, ſo will das Bier nicht mehr ſchmecken. Zudem fält es auch nach der gemeinen Meynung vornehmer ins Auge, wenn man Caffee und Wein, als wenn man Bier trinkt. Was thut der Menſch nicht, um vornehm zu ſcheinen, wenn er es auch nicht iſt. Die alten Moden gefallen uns nicht. Daher ſcheinet es uns gar zu altvateriſch zu ſeyn, wenn wir unſern Freunden, ſo wie unſere Vorfahren thaten, Bier vorſezen wolten. Nur Schade, daß vielen nachher die neue Mode mit einem ſiechen Körper und geborgten Kleidungsſtüken Hunger zu leiden, auch nicht gefallen will.

Es wird in unſern Tagen nicht wenig über Holzmangel geklagt. Die Feurung nimmt immer mehr Geld weg. Die Klugen des Landes ſinnen und denken auf Mittel, um ſolchen zu ſteuren. Woher dieſe Theurung? Solte nicht die Caffeeſeuche ſo gut, als die Eitelkeit, viele unnöthige Zimmer zu heizen, das Ihrige dazu beitragen? Man wird ſagen, daß das Brauweſen auch viel Holz wegnehme. Es iſt dieſes nicht zu leugnen. Allein, da ſolches zum beſten vieler tauſend Einwohner und fremden, zumal zur Nahrung, nur von dem Bierbrauren allein gebraut wird; ſo mus dieſes bei der allgemeinen Gewohnheit, Caffee zu brauen, mehr Feurung als das Bierbrauen wegnehmen. Es läſt ſich dieſes begreifen, da im Sommer bei den niedrigſten Einwohnern früh und ſpät

Caffee muß gemacht werden, anſtatt daß deren Vorfahren in ſolcher Zeit ganze Tage verfließen laſſen, ehe etwas Feuer gemacht worden.

Ich könnte nun wohl noch zwanzig Urſachen mehr anführen, die noch zu mehreren Beweis dienen ſolten, wie vielerley Schaden dieſe ſo eingeriſſene Caffee-Seuche recht heimdükiſcher Weiſe herfürzubringen fähig iſt. Ich habe dergleichen Stelle ſchon hin- und wieder im Referendario angeführet, ſo daß es überflüßig ſeyn würde, wann ich noch mehrere Vorſtellungen, als bereits ſchon geſchehen, hier beyfügen wolte. Doch! Zu dieſen Vorſtellungen füge ich noch einen Rath. Er iſt dieſer: „man „vermeide ſo viel als möglich die „Caffee Geſellſchaften, „die hauptſächlich nur zuſammen kommen, um dieſes Getränk zu genieſſen, und ſich durch vieles Nöthigen zu deſſen unmäßigem Gebrauche anzutreiben. Das iſt ja nicht unmöglich. Iſt es denn eine Nothwendigkeit, daß allemal in Geſellſchaften des Nachmittags etwas müſſe getrunken oder gegeſſen werden? Zeigt uns die Welt nicht geſunde, vergnügte und aufgeweckte Perſonen, die nach der ordentlichen Mittagsmahlzeit ihrem Magen bis zum Abendeſſen zur Verdauung Zeit laſſen und inzwiſchen nichts genieſſen? Pflegt nicht das Eſſen am Mittage ſelbſt beſſer zu ſchmecken, wenn man nicht in der Morgenzeit den Magen durch Caffee geſchwächt und gleichſam abgemattet hat? Iſt es nicht möglich, eine aufgeweckte vergnügte Geſellſchaft mit andern ohne Caffee und andern hitzigen Getränken zu unterhalten? Was lehren uns hievon einige Ausländer, die den Caffee aus der erſten Hand haben, die ihn alſo wohlfeiler, als wir genieſſen können, und dennoch ſich deſſen enthalten? Sind ſolche nicht geſunder und vergnügter, wenn ſie ſonſt ordentlich leben, als die Caffee-Freunde in ihrem Umgange?

Meine Abſichten bei dieſen Vorſchlägen werden erreicht, wenn nur einige die Caffee-Mode etwas mehr mit ihren Folgen überlegen, und ſich daher Mühe geben, nach und nach von dieſer arabiſchen und türkiſchen Nahrung zu deutſchen geſunden Getränken zurük zu kehren. Wenn andere dagegen nicht wollen ſehen, ſo mögen ſie es fühlen, daß dieſe beliebte Mode ihnen zulezt einen ſiechen Körper, und wol gar die bittere Armuth zur Belohnung ertheilet.

Der Perſer, die Sonne, und die Wolke; von Gay.

Wann die himmliſche Muſe die Seele eines Poeten begeiſtert, wann Apoll ihm alle ſeine Gedanken einbläſt; alsdann wird der

Neid ſeine Gedichte zwar mit Aufmerkſamkeit leſen, zugleich aber ſich ganz dem Verdruß, dem Geſpötte, der Wuth und der Verzweiflung überlaſſen. Der Neid mit ſeinen giftigen Schlangen wird alle ſeine gedungenen Lohndiener aus der Hölle hieher verſammeln; die Furien ſeine Sclaven werden ſeinen Befehlen gehorchen; die Verfaſſer und Druker der Schmähſchriften werden in ſeinem Solde ſtehen; das Gerücht von ſeinem Ruhm dienet nirgend zu, als nur den Eifer und die Verläumdung noch mehr zu erhizen; alſo hat der Schatten ſeinen Urſprung dem Licht zu danken.

Ein Perſer bettete auf den Knien den Gott des Tages (die Sonne) an, mit einem von Andacht ganz erfüllten Herzen. Er fieng mit dieſen Worten an: „ Vater des Lichts, Sonne die du alles ſieheſt, fruchtbares Geſtirn, deſſen Stralen die verſchiedenen Geſchenke der Vorſehung aller Orten ausſtreuen, nimm unſer Lob in Gnaden an, erhöre unſer Gebet, ſegne unſere Felder, und kröne das Jahr mit deiner Güte! „

Eine Wolke, welche über die Dankbarkeit dieſes frommen Perſers ſpottete, bedekte plözlich das Geſtirn mit ſchwarzer Dunkelheit; Von Hochmuth und Neid ganz aufgeblaſen entlehnt ſie die Stimme des Donners, und ſpricht von oben herab alſo:

„ Dieſer trefliche Gott, den du anbeteſt, iſt fürwahr ſehr ſchwach, indem ich ihn jeden Augenblik, wann ich will, verfinſtern kann. Warum ſollte ich nicht eben ſo gut als er, deine Gebet- und Andachts-Opfer annehmen konnen? Man ſoll dem huldigen und dienen, dem der Dienſt gebieret! „

Der Gottsförchtige Perſer widerlegte den hochmüthigen Verläumder alſo: „ Dieſer GOtt, der meine Devotion von mir fordert, iſt auch die Urſache deiner Exiſtenz, und er erhebt dich in die Luft. Freylich, wenn du ſeine Stralen mit deinem Schleyer dekeſt, ſo biſt du unſern Augen viel ſcheinbarer: Allein ſo bald ein Windgen bläſt, verjagt dich ſein Hauch mit allem deinem verſammelten Haufen in einem Augenblike! „

Kaum hatte er ausgeredet, ſo erhebte ſich ein Wind: die Wolke, mit der er wie mit einer Balle ſpielte, verſchwand; das Göttliche Geſtirn, mit Herrlichkeit umkränzt, brachte Tag und Licht in erneutem Pracht und Glanz hervor. Dergeſtalt wird der Neid zu ſchanden, und die Verdienſte ſind wieder hergeſtellt.

Abhandlung vom Alter, und den Veränderungen, welche der menſchliche Körper darinn leidet.

Alles in der Natur iſt der Veränderung unterworfen, und alles wird von der Zeit zerſtöret. Der Leib des Menſchen hat kaum den Grad ſeiner rechten Vollkommenheit erreichet, ſo fängt er ſchon wieder an abzunehmen. Dieſes geſchiehet anfänglich auf eine unmerkliche Weiſe; und es können wohl einige Jahre darüber verſtreichen, ehe wir eine merkliche Veränderung an uns wahrnehmen. Inzwiſchen ſollten wir doch die Laſt unſrer Jahre beſſer empfinden können, als uns andre die Menge derſelben anſehen können; und da ſie ſich hierinn ſehr ſelten betrügen, wenn ſie unſer Alter aus den äuſſerlichen Veränderungen ſchlieſſen, die ſie an uns wahrnehmen, ſo müſſen wir uns noch weniger irren können, wenn wir die inwendigen, die das Alter in uns hervor bringet, in Betrachtung ziehen. In der That würde auch ſonſt Niemand, als wir ſelbſt, beſſer im Stande ſeyn, von unſrer Leibesbeſchaffenheit, und von der allmähligen Abnahme unſrer Natur, richtig und zuverläßig zu urtheilen, wenn wir in unſern Beobachtungen vorſichtiger, und nicht immer geneigt wären, uns ſelbſt zu ſchmeicheln.

Wenn der Körper in der Länge völlig ausgewachſen iſt, und alle ſeine Theile ſich gänzlich entwikelt haben, ſo fängt er an, ſtärker zu werden; und dieſes iſt der erſte Schritt zu ſeinem Untergange. Denn dieſe Zunahme des Körpers iſt keine Fortſezung des innwendigen Wachsthumes eines jeden Theils, wodurch er in allen ſeinen organiſchen Theilen ſtärker zu werden fortführe, und folglich mehr Kräfte und Wirkſamkeit erhielte; ſondern ſie iſt ein bloſſer Zuſaz überflüſſiger Materie, welche die Maſſe des Körpers vermehret, und ihm eine beſchwerliche und unnüze Laſt machet. Dieſe Materie iſt ein Fett, das gemeiniglich in einem Alter von 35. bis 40. Jahren überhand zu nehmen pfleget; und je mehr daſſelbe zunimmt, deſto unbehender und zu allen Bewegungen ungeſchikter wird der Körper. Das Zeugungsvermögen nimmt ab; die Glieder werden ſchwerer, und die Kräfte und Wirkſamkeit vergehen nach und nach.

Die Knochen und die übrigen veſten Theile des Körpers werden, nachdem ſie in der Länge und Stärke völlig ausgewachſen ſind, immer veſter und dichter. Der Nahrungsſaft, der ihnen zugeführet wird, und der zuvor ihren natürlichen Wachsthum befördert, dienet nun zu nichts mehr, als daß er ihre Maſſe vermehret, indem er ihre innwendigen Fächer ausfüllet. Die Gefäße werden knorpeligt; die Knorpel werden zu Knochen, und die Knochen werden veſter. Alle Fäſerchen verhärten ſich nach und nach; die Haut wird trokner; die Zähne fallen aus; das Geſicht verlieret ſeine Schönheit, und der ganze Leib wird zuſammen gekrümmet. Man kann den erſten Anfang dieſes Zuſtandes zuweilen ſchon vor dem 40ſten Jahre wahrnehmen; und ſo nimmt er bis zum 60ſten in unmerklichen Graden immer zu. Von da an, bis zum 70ſten, wird der Verfall ſchneller; und hier gehet das hohe Alter an, wo alle dieſe Zufälle immer mehr überhand nehmen. Es ſtellet ſich die Gebrechlichkeit des Alters ein; und gemeiniglich macht zwiſchen 90. und 100. Jahren der Tod dem ganzen Schauſpiele ein Ende.

Alle dieſe verſchiedenen Umſtände wollen wir izt beſonders betrachten, und die Urſachen des Verfalls und der Zerſtörung des Körpers unterſuchen.

Die Knochen, welche die härteſten Theile des Körpers ſind, gleichen anfänglich kleinen biegſamen Fäſerchen, die aber nach und nach den gehörigen Grad der Veſtigkeit und Härte erhalten. Man kann die Knochen in ihrem erſten Zuſtande als ſo viele Faden oder kleine Röhren betrachten, welche von innen und auſſen mit einer Haut umgeben ſind. Dieſe doppelte Haut giebt den Saft her, welcher die Knochen bildet, oder ſie wird auch zum Theil ſelbſt zu Knochen. Denn der kleine Zwiſchenraum zwiſchen dieſen beyden Häuten wird gar bald ſelbſt eine Lage von Knochen. Man kann ſich vom Urſprunge und Wachsthume der Knochen und der übrigen veſten Theile der thieriſchen Körper einigermaſſen einen Begrif machen, wenn man betrachtet, wie das Holz und andre harte Gewächſe formiret werden. Wir wollen eine Art Bäume zum Beyſpiele nehmen, die innwendig hohl bleiben, wie der Feigenbaum und die Weide, und wollen die Bildung des Holzes dieſer hohlen Röhre von einer Weide mit dem Schenkelknochen eines Thieres vergleichen, welcher ebenfalls eine Höhle hat. Im erſten Jahre, wenn die Knoſpen, woraus der Zweig entſtehen ſoll, zu treiben anfängt, iſt ſie nichts anders, als eine biegſame Materie, welche durch ihre Ausdehnung ein Grashalm wird, und ſich in der Geſtalt eines mit Mark angefüllten Haarröhrchens entwikelt. Der innwendige und auswendige Theil dieſer Röhre iſt mit einer fäſerichten Haut umgeben; und dieſe beyderley ungemein dünnen Häute beſtehen aus vielen nezförmigen Flachen, welche von ſehr harten und weichen Fäſerchen formiret werden, und die nöthige Nahrung zum Unterhalt des

Ganzen in ſich hinein nehmen. Dieſe innwendigen Flächen von Fäſerchen werden nach und nach von dem ſich darinn anſezenden Safte härter, und nach dem erſten Jahre formiret ſich zwiſchen den beyden Häuten ſchon eine Holzlage. Dieſe Lage iſt diker oder dünner, nachdem der Zwiſchenraum zwiſchen der innwendigen und auswendigen Haut mehr oder weniger Nahrungsſaft empfangen hat. Ob aber gleich dieſe beyden Häute an ihren innwendigen Flächen veſt und holzigt geworden ſind, ſo bleiben ſie doch an den auswendigen Flächen noch biegſam; und wenn ſich im folgenden Jahre das an ihrer gemeinſchaftlichen Spize ſtehende Auge ausdehnet und entwikelt, ſo ſteiget der Saft durch dieſe biegſamen Fäſerchen der beyden auswendigen Flächen der Häute in die Höhe, leget ſich in die nezförmigen Flächen zwiſchen den Fäſerchen und in der Holzlage ſelbſt zwiſchen beyden Häuten an, und verwandelt ſolchergeſtalt dieſe innwendigen Flächen, und die, welche die erſte Holzlage formiret haben, in Holz, da dann dieſe leztere veſter und dichter wird. Es bilden ſich alſo zwo neue Holzlagen, eine an der auswendigen und die andre an der innwendigen Fläche der erſten Holzlage, wodurch nicht allein das Holz diker, ſondern auch der Zwiſchenraum zwiſchen den beyden biegſamen Häuten gröſſer gemacht wird. Das folgende Jahr entfernen ſich dieſe Häute noch mehr von einander, indem ſich zwo neue Holzlagen unmittelbar an die Alten anlegen, nemlich eine innwendig, die andre aber auswendig; und hierdurch nimmt das Holz an Dike und Veſtigkeit immer zu. Die innwendige Höhle wird ebenfalls immer gröſſer, je diker der Zweig wird, weil die innwendige Haut eben ſowohl, als die auswendige, wächſt, ſo wie alles Uebrige an Gröſſe zunimmt. Weder die eine noch die andre wird holzigt, auſſer an der Seite, welche das ſchon gebildete Holz berühret. Wenn wir nun nur den kleinen Zweig, der ſich das erſte Jahr formiret hat, oder einen Theil des Zweiges zwiſchen zweyen Augen, das iſt, den Wachsthum eines Jahres, betrachten; ſo werden wir finden, daß dieſer Theil des Zweiges, wenn er groß geworden iſt, eben dieſelbe Geſtalt behalten werde, als da er noch klein war. Die Augen, welche den Zuwachs eines jeden Jahres von einander abtheilen, zeigen uns die Endungen des Zuwachſes dieſes Theils des Zweiges. Dieſe Endungen ſind die Punkte, gegen welche die Kräfte, die zur Entwikelung und Ausdehnung der benachbarten Theile, die ſich das folgende Jahr von ſelbſt entwikeln, dienen, ihre Macht richten. Die oberſten Augen treiben in die Höhe, und dehnen ſich von ſelbſt aus, indem [illegible], gegen dieſe

Punkte zurük wirken; und ſo formiren ſie auf eben die Weiſe, wie es mit dem erſten geſchehen iſt, einen zweiten Theil des Zweiges, welches ſo lange dauert, als der Zweig zu wachſen fortfähret.

Solchergeſtalt würde alſo der Wachsthum der Knochen von dem Wachsthume eines ſolchen Zweiges wenig verſchieden ſeyn, wenn nur die oftbeſagten Punkte bey den Knochen nicht bloß an den Endungen, ſondern, wie bey dem Holze, in der Mitte wären. Dieſes wird aus der folgenden Erklärung erhellen. Die Knochen in der Frucht ſind anfänglich bloſſe biegſame Fäſerchen, welche man durch die Haut hindurch deutlich ſehen und unterſcheiden kann; weil dieſe und einige andere auswendige Theile zu dieſer Zeit noch auſerordentlich dünne und durchſichtig ſind. Das Schenkelbein z. E. iſt nur ein kleiner kurzer Faden, der, wie der obige Grashalm, inwendig eine Höhle hat. Dieſe Höhle iſt an den beyden Endungen mit einer biegſamen Materie verſtopft, und ſowohl die innwendige als auswendige Fläche der Höhle iſt mit zwoen Häuten umkleidet, die in ihrer Dike aus verſchiedenen Flächen von weichen und biegſamen Fäſerchen beſtehen. Dieſe kleine Röhre empfängt die Nahrungsſäfte, und die beyden Endungen bleiben immer von dem mittlern Theile gleich weit entfernet. Dieſer mittlere Theil bleibt ſtets an eben derſelben Stelle, dahingegen ſich die andern nach und nach zu beyden Seiten weiter entfernen. In dieſer entgegengeſezten Richtung können ſie ſich nicht von einander entfernen, ohne in dem mittlern Theile eine Gegenwirkung zu äuſſern. Daher erhalten die Theile, welche dieſen Mittelpunkt umgeben, mehr Stärke und Veſtigkeit, und ſind die erſten, die knochigt werden. Die erſte Knochenlage formiret ſich, eben ſo wie die erſte Holzlage, in dem Zwiſchenraum, zwiſchen beyden Häuten, nämlich zwiſchen dem auswendigen und dem innwendigen Knochenhäutchen, welches die Fläche der innwendigen Höhle umkleidet. Allein die Knochenlage dehnet ſich nicht, wie die Holzlage, von ſelbſt durch die ganze Länge des Theils aus; ſondern der Zwiſchenraum der beyden Knochenhäutchen wird anfangs nur in der Mitte knochigt. Hernach kommen die der Mitte benachbarten Theile an die Reihe, dahingegen die Endungen und die mit ihnen zuſammenhängenden Theile biegſam und ſchwammigt bleiben. Da nun alſo der mittlere Theil des Beines am erſten knochigt wird, ein Theil aber, der einmal zu Knochen geworden iſt, ſich nicht mehr ausdehnen läſſet; ſo kann er auch unmöglich eben ſo dik werden, als die übrigen Theile. Demnach muß der mittlere Theil des Knochens auch zugleich der dünneſte ſeyn, weil die übrigen und die Endungen erſt hart werden, nachdem die Mitte ſchon hart iſt, und alſo nothwendig diker werden müſſen. Hieraus erhellet zugleich, warum die Köpfe der Knochen, da ſie am weiteſten von der Mitte entfernet ſind, am dikſten zu ſeyn pflegen. Man könnte dieſe Theorie noch weiter treiben. Allein wir wollen hier nur noch anmerken, daß nicht nur der Wachsthum der Knochen in die Länge von dem Wachsthume des Holzes ſehr wenig verſchieden iſt, ſondern daß auch deren Zunahme in der Dike faſt auf eben die Weiſe, wie bey dem Holze, gewirket werde. Denn die erſte Knochenlage wird von dem auswendigen Theile des Knochenhäutchens formiret; und wenn dieſe erſte Knochenlage zwiſchen dem innwendigen und auswendigen Knochenhäutchen zu Stande gekommen iſt, ſo formiren ſich alsbald zwo andere, die ſich mit der erſten vereinigen, und zugleich ſowohl den Umfang des Knochens, als auch den Durchmeſſer ſeiner Höhle vergröſſern. Wenn die innwendigen Seiten der Knochenhäutchen auf die Weiſe knochigt zu werden fortfahren, ſo wird auch das Bein durch das Hinzukommen aller der Knochenlagen von den Knochenhäutchens auf eben die Weiſe immer diker, wie das Holz durch das Hinzukommen der Holzlagen von den Rinden diker wird.

Wenn aber der Knochen ſeinen völligen Wachsthum erhalten hat, wenn die Knochenhäutchens keine biegſame Materie mehr haben, die knochigt werden könnte, das iſt, wenn das Thier völlig ausgewachſen iſt; ſo dienen alsdann die Nahrungsſäfte, welche bisher den Knochen vergröſſerten, zu nichts mehr, als daß ſie ihn dichter machen. Denn wenn ſich dieſe Säfte auswendig an den Knochen anlegen; ſo wird er veſter, härter und eigenthümlich ſchwerer, wie ſolches erhellet, wenn man die Schwere und Veſtigkeit eines Knochens vom Ochſen mit der von eben demſelben Knochen an einem Kalbe vergleichet. Endlich wird die Subſtanz der Knochen mit der Zeit ſo veſt, daß die Säfte, welche zur Ernährung ſeiner Theile dienen, gar nicht mehr in ihn hinein dringen können. Daher vertroknet dieſe Subſtanz des Knochens nicht anders, als wie das Holz eines alten Baumes. Dieſe Veränderung ſelbſt in der Subſtanz der Knochen iſt eine der erſten Urſachen, welche die Abnahme unſers Körpers im Alter hervor bringen.

Die Knorpel, welche man als weiche und unvollkommene Knochen betrachten kan, empfangen, wie die Knochen, Nahrungsſäfte, die ihre Dichtigkeit nach und nach vermehren; und ſie werden deſto veſter, je älter wir werden, und gleichen im hohen Alter den Knochen ſelbſt, wodurch die Bewegung der Gelenke beſchwerlich, oft die Glieder ganz ſteif, und alle äuſſerliche Bewegungen gehemmet werden. Dieſer Verluſt der Beweglichkeit iſt eine zwote ſehr unmittelbare und natürliche Urſache einer noch merklichern und wichtigern Abnahme unſers Körpers, der ſich dadurch offenbaret, daß die Glieder ihre Verrichtungen nicht mehr thun wollen.

Die Häute (Membranen), deren Subſtanz mit den Knorpeln vieles gemein hat, werden ebenfalls deſto dichter und trokner, je älter wir werden. Diejenigen, ſo die Knochen umgeben, verlieren ihre Biegſamkeit, ſo bald der Körper zu wachſen aufhöret, welches nach 18. oder 20. Jahren geſchiehet; und da ſie ſich alsdann nicht mehr ausdehnen können, ſo werden ſie veſter, und wachſen immer mehr in die Dike fort, je älter wir werden. Eben ſo iſt es mit den Fäſerchen, woraus die Muskeln und das Fleiſch beſtehen. Je länger wir leben, deſto härter wird unſer Fleiſch. Dem Anfühlen nach ſollte man zwar faſt das Gegentheil vermuthen. Denn ſo bald wir über die Jugend hinaus ſind ſo ſcheinet es, als ob das Fleiſch anfienge, ſeine Veſtigkeit und Stärke zu verlieren; und je älter wir werden, deſto weicher ſcheinet es zu ſeyn. Man mus aber wohl merken, daß dieſe Weichheit von der Haut, nicht aber vom Fleiſche, herrühre. Wenn die Haut ſtark ausgeſpannet iſt, welches geſchiehet, ſo lange das Fleiſch und die übrigen Theile an Gröſſe zunehmen; ſo ſcheinet das Fleiſch, dem Gefühle nach, veſt zu ſeyn, ob es gleich weicher iſt, als es hernach wird. Dieſe Veſtigkeit fängt an abzunehmen, wenn das Fett das Fleiſch bedeket, weil beſonders das allzuhäufige Fett, zwiſchen dem Fleiſche und der Haut gleichſam ein weiches Bette anleget.

Die Haut läst ſich immer weiter ausdehnen, ſo lange die Maſſe des Körpers zunimmt. Wenn aber dieſe anfängt, ſich zu vermindern, ſo iſt ſie nicht mehr vermögend, ſich wieder in eben der Verhältnis zuſammen zuziehen, ſondern es bleiben ſtets Falten und Runzeln darinn, die ſich nicht wieder eben machen laſſen. Die Runzeln des Geſichts rühren zum Theil von dieſer Urſache her. Indeſſen aber entſtehen ſie doch nach einer gewiſſen Ordnung, die ſich nach den angewöhnten Minen und Bewegungen des Geſichts richtet. Weñ man das Geſicht eines Menſchen von 35. Jahren genau betrachtet, ſo kañ man darinn ſchon die Linien zu allen den Runzeln entdeken, die er im Alter bekommen wird. Man braucht zu dem Ende ein ſolches Geſicht nur mitten in einer heftigen Handlung zu betrachten, z. E. wenn man lacht, oder weinet, oder eine ſtarke Gebehrde macht. Alle Falten, die ſich auf dieſem Geſichte in dergleichen Umſtänden zeigen werden über kurz oder lang unauslöſchliche Runzeln. Sie richten ſich in der That nach den Bewegungen der Muskeln, und werden, nachdem man ſich gewiſſe Minen mehr oder weniger angewöhnet hat, ſtärker oder ſchwächer.

Je älter wir alſo werden deſto veſter, härter und trokner werden unſre Knochen, Knorpel, Häute, Fleiſch, Haut, und alle Fäſerchen des Körpers; deſto mehr ziehen ſich alle Theile zuſammen; deſto langſamer und ſchwerer gehen alle Bewegungen von ſtatten; deſto mehr verzögert ſich der Umlauf der Säfte; deſto weniger dunſten wir aus; deſto langſamer und ſchwerer verdauen wir die Speiſen; deſto ſparſamer ſind die Nahrungsſäfte; deſto ungeſchikter werden die meiſten Fäſerchen, ſie in ſich zu ziehen; deſto ſteifer werden ſie zu ihren Verrichtungen, und deſto mehr ſcheinen ſie ſchon erſtorben zu ſeyn, weil ſie nichts mehr zur Ernährung beitragen. So ſtirbt unſer Körper gleichſam nach und nach ab; ſo verzehret ſich das Leben allmählig, und der Tod iſt nichts anders, als die lezte Handlung des Schauſpiels, der lezte Grad des Lebens.

Da die Knochen, Knorpel, Fäſerchen und unſre übrigen Theile beim Frauenzimmer nicht ſo veſt und grob ſind, als bei den Mannsperſonen; ſo gebrauchen dieſe Theile bei jenen mehr Zeit, als bei dieſen, um den Grad der Veſtigkeit zu erhalten welcher den Tod verurſachet. Mithin müſten von Rechtswegen die Frauenzimmer langſamer ältern, als die Mannsperſonen; und hierinn iſt die Theorie mit der Erfahrung ziemlich einſtimmig. Denn wenn man die Verzeichniſſe der Sterblichkeit nachſiehet; ſo findet man, daß, wenn das Frauenzimmer ein gewiſſes Alter zurukgeleget hat, es nachher länger lebe als die Männer von gleichen Jahren. Hieraus ſcheinet natürlich zu folgen, daß die Männer, welche dem Anſehen nach ſchwächer als andre ſind, weil ſie eine weibiſchere Leibesbeſchaffenheit haben, auch länger leben müſten, als die, ſo ſtärker und gröber von Gliedmaſſen zu ſeyn ſcheinen. Gleichergeſtalt müſten auch von beiden Geſchlechtern diejenigen am längſten leben, welche am längſten wachſen, weil ihre Knochen, Knorpel und alle ihre Fäſerchen dieſen Zeitpunkt und Grad der Veſtigkeit, der ihren Untergang nach ſich ziehet, ſpäter erreichen.

Dieſe Urſache des Todes iſt allen lebenden Weſen, ja ſogar allen Gewächſen, gemein. Eine Eiche vergehet aus keiner andern Urſache, als weil die älteſten Theile ihres Holzes, die in der Mitte ſind, ſo veſt und hart werden, daß ſie keine Nahrung mehr erhalten kan. Die flüſſigen in dieſen Theilen enthaltenen Säfte verliehren ihren Umlauf; und da ſie durch keinen neuen Nahrungsſaft erſezt werden, ſo gähren und faulen ſie, und troknen nach und nach die Fäſerchen des Holzes aus, welche roth werden, und endlich in Staub zerfallen.

Die ganze Dauer des Lebens kan gewiſſermaſſen aus der Zeit des Wachsthums berechnet werden. Ein Baum oder ein Thier, das seinen völligen Wachsthum in kurzer Zeit erhalten hat, ſtirbt viel eher, als ein anderes, das länger gewachſen hat. Bei Thieren und Gewächſen höret der Wachsthum in die Länge am erſten auf. Eine Eiche höret lange zuvor auf, höher zu werden, als ſie ihre völlige Dike erreichet hat. Ein Menſch wächſt 18. bis 20. Jahre in die Länge. Allein, der völlige Wachsthum aller Theile ſeines Körpers höret nicht vor dem 30ſten Jahre auf. Die Hunde wachſen nur das erſte Jahr in die Höhe; hingegen wachſen ſie bis nach dem zweyten Jahre in die Dike. Der Menſch, der 30. Jahre wächſt, lebt 90. bis 100. Jahre. Der Hund, welcher nur 2. bis 3. Jahre wächſt, lebt nicht viel über 10. bis 12. Jahre. Eben ſo iſt es mit den meiſten übrigen Thieren. Die Fiſche, welche ſehr viel Jahre lang wachſen, leben ganze Jahrhunderte; und dieſe lange Dauer ihres Lebens muß wie wir oben geſagt haben, von der beſondern Beſchaffenheit ihrer Knochen herrühren, welche nie einen ſo groſſen Grad der Veſtigkeit erhalten, als die Knochen anderer Thiere.

Wir ſehen hieraus, daß unſer Untergang auf der Natur und Beſchaffenheit unſerer Körper ſelbſt beruhet; daß der Tod unvermeidlich iſt, und daß wir unſer Lebensziel eben ſo wenig ſpäter hinaus ſezen, als die Geſeze der Natur verändern können.

Die Begriffe, welche ſich einige enthuſiaſtiſche Leute von der Möglichkeit gemacht haben, das Leben durch gewiſſe Arzeneyen zu verewigen, würden gewiß mit ihnen in die Vergeſſenheit gerathen ſeyn, wenn nicht die Eigenliebe, welche allezeit das in unſern Herzen eingewurzelte Verlangen zum Leben vermehret, die Regeln der Vernunft über den Haufen geworfen, und andern glaublich gemacht hätte, daß es eine Möglichkeit geben könne, das, was ſie ſo ſehnlich wünſchen, ins Werk zu richten. Allein die Panacee, ſie mag zubereitet ſeyn, wie ſie will, die Transfuſion des Blutes, und die andern Mittel, welche man zur Wiederherſtellung der Jugend und zur Unſterblichkeit unſers Körpers vorgeſchlagen hat, ſind wahrlich wenigſtens eben ſo chimariſch, als die Quelle, woraus man ſich wieder jung trinken kan, fabelhaft iſt.

Wenn ein Menſch eine gute Leibesbeſchaffenheit hat; ſo iſt es vielleicht

leicht möglich, durch Schonung ſo viel zu erhalten, daß ſein Körper einige Jahre länger dauert. Die Mäſſigung der Leidenſchaften und der Vergnügungen, und die Mäſſigkeit in dem Genuſſe alles deſſen, was unſern Sinnen ſchmeichelt, kan unſtreitig zur Verlängerung des Lebens etwas beitragen. Allein, alles dieſes hindert doch nicht, daß man nicht nach einigen Jahren dem ungeachtet dieſes vergängliche Leben verlaſſen und das allgemeine Schikſal der Sterblichen leiden müßte. Es hat Leute gegeben, die das gewöhnliche Ziel des menſchlichen Lebens überſchritten haben; und ohne der beiden Greiſe zu erwehnen, deren in den Philoſophicaltransactionen gedacht wird, und von welchen der eine 165. der andere aber 140. Jahre gelebt hat, haben wir ſonſt noch genug Beiſpiele von Leuten, die 110. oder 120. Jahre alt werden. Dieſe Leute waren indeſſen doch nicht ſorgfältiger als andere geweſen, ein regelmäſſiges Leben zu führen. Vielmehr ſcheinet es, daß die Meiſten Bauern geweſen, die harter Arbeit gewohnt waren, oder Jäger, oder Tagelöhner, kurz, Leute, die alle Kräfte ihres Leibes gebraucht, ja ſie ſogar gemißbraucht hatten, woſern es möglich iſt, daß man ſie auf eine andere Weiſe mißbrauchen kan, als durch Müſſiggang und Ausſchweifungen.

Wenn wir auſſer dem die Sache auch nur ein wenig überlegen, ſo finden wir, daß alle Menſchen, die Europäer, die Mohren, die Chineſer und die Amerikaner, die geſitteten Völker und die Wilden, die Reichen und Armen, die Stadtleute und das Landvolk, ſo ſehr ſie auch von einander verſchieden zu ſeyn ſcheinen, in dieſem Stüke einander insgeſamt gleich ſind, und daß ihre Geburt und ihr Tod durch ungefähr gleiche Zwiſchenzeiten von einander entfernet ſind. Weil alſo, weder die Verſchiedenheit des Clima, noch der Nahrungsmittel, noch der Bequemlichkeiten, in der Länge der Dauer des Lebens keinen ſonderlichen Unterſchied machen, weil Leute, die von rohem Fleiſche, von getrokneten Fiſchen, von Sago oder Reiß, von Maniocmehl oder Wurzeln leben, ihr Alter eben ſo hoch bringen, als Leute, die Brod und wohlzubereitete Speiſen eſſen; ſo ſcheinet es unſtreitig wahr zu ſeyn, daß die Dauer des Lebens nicht von den Sitten und Gewohnheiten, oder von der Beſchaffenheit der verſchiedenen Speiſen herrühret, und daß, auſſer den Ausſchweifungen und einer zügelloſen Lebensart, nichts die Geſeze des Mechanismus, welcher die Zahl unſerer Jahre beſtimmet, verändern kan.

Wenn es in dem Leben der Menſchen ja einen Unterſchied giebt, ſo ſcheinet es mir am vernünftigſten zu ſeyn, ihn von den verſchiedenen Eigenſchaften der Luft herzuleiten. Man hat angemerkt, daß es in hochliegenden Gegenden mehr alte Leute gebe, als in tiefliegenden. Die Berge von Schottland, im Walliſerlande, in Auvergne und in der Schweiz haben uns mehr Beyſpiele von auserordentlich alten Leuten geliefert, als die flachen holländiſchen, flandriſchen, deutſchen und polniſchen Staaten. Wenn man aber das menſchliche Geſchlecht überhaupt betrachtet, ſo iſt in der Dauer des Lebens, eigentlich zu reden, gar kein Unterſchied. Ein Menſch, den keine zufällige Krankheit dahin reiſſet, lebt gemeiniglich 90. bis 100. Jahre. Unſre Vorfahren haben nicht länger gelebt; und dieſes Ziel unſers Lebens hat ſeit Davids Zeiten unverrükt beſtanden.

Von dem rechten Gebrauch der Magentropffen, und deſſen Mißbrauch.

§. 1.

Magen-Arzeneien ſollen ſolche Mittel ſeyn, welche die Verrichtungen des Magens befördern und verbeſſern. Sind keine Hinderniſſe in demſelben, ſo iſt ihr Gebrauch unnöthig, folglich ſoll man die Hinderniſſe lernen und dieſelben wegſchaffen. Dieſe ſind verſchieden, folglich kan man nicht ſagen, daß es Magenarzneien gibt, die in allen Fällen gebraucht werden können; wie es keine Univerſalmedicin gibt, ſo hat man auch keine allgemeine Magenarznei. Wer wird den Gebrauch der zuſammenziehenden Magenarzneien loben, wenn der Magen voll Unreinigkeiten ſtekt, welche die zur Dauung beſtimten Säfte verdiken, ihre gehörige Vermiſchung mit den Speiſen, folglich die Dauung derſelben verhindern. Man könte ſagen, daß durch das Zuſammenziehen des Magens, ſo von dieſer Art Arzeneien ausgewürket wird, die periſtaltiſche Bewegung vermehret werde, und daß folglich die Unreinigkeiten dadurch weggetrieben würden. Allein, wie iſt es wahrſcheinlich, daß der Magen ſich zuſammen ziehen könne, zähe und ſtark zuſammenhangende Theile mit einer ſolchen Aktivität fortzubewegen, wir mögen den Zuſammenhang dieſer Theile unter ſich allein, oder auch mit der innern Fläche des Magens und alſo ſeiner Häute zugleich betrachten? Iſt das Zuſammenziehen ſo heftig, ſo kan der gehörige Zuflus der Dauungsſäfte verhindert werden, folglich müſſen die Speiſen eine ſchlechte Auflöſung erfahren, anſtatt, daß die ſchleimigten Unreinigkeiten ſollten weggeſchafft werden, ſo erzeugen ſich neue, und die Cruditäten vermehren ſich. Iſt der Schleim in der Menge da, daß er den Magen ſehr beläſtiget und drukt, ja iſt derſelbe inwendig ſtark mit Schleime überzogen, ſo iſt ſo gar die zuſammenziehende Kraft des Magens geſchwächt, die Speiſen werden noch ſchlechter verdauet, und man kan alsdenn mit einer noch gröſſeren Gewisheit behaupten, daß die Unreinigkeiten nicht abnehmen. In dieſem Falle ſchaden die ſtärkenden Magenarzneien, man verſpüret keine Hülfe, und bei dieſer Urſache der Magenbeſchwerde thut man beſſer, wenn man zu den Digeſtivarzneien und zu den gelinde ausführenden Mitteln ſeine Zuflucht nimmt. Die Salze erweichen und trennen die zähen Theile, und wenn dieſes geſchehen, ſo kan man ſie leicht und bequem ausführen helfen. Ja ſie haben dieſen Nuzen, daß ſie zugleich die Theile reizen, das Zuſammenziehen der Fäſerchen befördern, und alſo zugleich ihren Ausgang beſorgen. Die ausführende Mittel

de

tel müſſen alſo nicht gleich anfänglich gebrauchet werden; wird gleich ein Theil der zähen Unreinigkeiten ausgeführt, ſo bleibt doch vieles ſizen, und an deren ſtatt werden ſehr viele flüſſige und nuzbare Theile ausgeleeret. Iſt eine widernatürliche Säure in dem Magen, ſo ſind die Magentropfen gleichfalls nicht im Stande dieſelbe wegzuſchaffen. Die abſorbirenden Mittel, wenn ſie zugleich mit den ausführenden gebraucht werden, ſchaffen hier Nuzen. Die ſtärkenden Magentropffen finden nur alsdenn ſtatt, wenn die vorhandenen Unreinigkeiten weggeſchafft worden, und wenn er geſchwächt iſt. Es iſt wohl wahr, daß ſich die Theile des Magens allmählig wieder zuſammenziehen, wenn man inſonderheit ſich hütet, denſelben nicht durch zu vieles Eſſen und Trinken ſtark auszudehnen und von neuem zu ſchwächen; allein man wird durch gelinde ſtärkende Arzneien denſelben frühzeitig in den Stand ſezen, ſich gehörig zuſammen zu ziehen. Solchergeſtalt werden die Speiſen gut verdauet, es wird ein tüchtiger Milchſafft und auch ein gutes Blut zubereitet, und durch die Krankheit verlohrnen Kräfte werden eher erſezet. Es iſt alſo die Regel zu beobachten, daß man bei wirklichen Magenkrankheiten auf die wahre Urſache ſehen und dieſelbe wegſchaffen müſſe.

§. 2.

Die in dem Magen vorhandene Unreinigkeiten machen viel Beſchwerde, und man hat noch eine Art Magenarzneien, welche die Schmerzen und krampfhaften Spannungen lindern ſollen. Sie ſind unter dem Namen der anodyſchen Mittel bekannt. Es würde eine Verwegenheit ſeyn, wenn man es unternehmen wolte, die Krankheiten, welche in dem verdorbenen Magen ihren Grund haben, blos dadurch zu heben. Es ſind nur Palliativkuren, die Unreinigkeiten werden davon nicht weggeſchaft. Nach einiger Zeit werden ſie von neuem rege, und erweken die alten Beſchwerden, oder wenn ſie noch dazu neue geſammlet, wie ſolches bei einem verdorbenen Magen unvermeidlich, ſo werden die Zufälle heftiger. Durch die Länge der Zeit werden die Cruditäten mehr zähe, ſie vereinigen ſich ſtärker, und alsdenn braucht man mehr Zeit, dieſelbe wegzuſchaffen. Nur in dem Falle müſſen die Anodyna ſtatt finden, wenn die Schmerzen und andere Zufälle zu heftig, dadurch noch mehrere Unbequemlichkeiten ausgewürket werden. Es iſt alſo daraus abzunehmen, wie die Anodyna nur auf einige Zeit helfen, und wie man davon keine gründlichere Kur zu gewarten habe. Befinden ſich die Patienten darauf übel, ſo kan man gewis ſchlieſſen, daß noch ein ziemlicher Vorrath von Unreinigkeiten ſteken müſſe.

§. 3.

Es folget die Frage, ob Geſunde zur beſſern Verdauung Magentropffen gebrauchen können? Es iſt wahr, der Magen wird von denſelben ſtärker zuſammengezogen, der Zufluß der Säfte wird dahin vermehret, aber was iſt es nöthig, die Dauungskräfte zu erhöhen, wenn der Magen von Natur eine hinlängliche Kraft hat, die Speiſen in einen guten Nahrungsſaft unſers Körpers zu verwandeln. Die Gewohnheit iſt die andere Natur, und man gewöhnet dem Magen ſo etwas an, daß er hernach ohne genommene Magentropfen nicht gut verdauen kan. Denn wenn derſelbe durch dieſe Mittel nicht täglich in ſeiner Lebhaftigkeit erhalten wird, ſo zieht er ſich minder zuſammen, man bemerkt, daß der Appetit geſchwächt und die Dauung ſchlechter iſt. Ein deutliches Exempel findet man an denenjenigen, welche ſich angewöhnet, täglich eine gewiſſe Doſe Brantewein zu ſich zu nehmen. Anfänglich vermehret ſich der Appetit, er fällt nachher weg, wenn an einem Tage dieſe Gewohnheit verabſäumet worden, und wird durch den Genus deſſelben gleich wieder hergeſtellet. Vielleicht kan dieſes die Urſache ſeyn, warum ſich einige von den Würkungen des Brantewein ſo viel gutes verſprechen, allein man traue denſelben nicht, wir ſterben zeitig genug, wir brauchen nicht zu eilen, der Magen wird endlich zuſammengeſchrumpfelt und die Erfahrung zeigt, daß dieſes geiſtige Getränke zulezt gar nicht mehr anſchlagen will, ſondern daß der Appetit ganz wegfällt, wenn man gleich der einmal eingewurzelten Gewohnheit gefolget. Ich wünſchte, daß man den Erfolg von dem Gebrauch der ſpirituöſen Getränke nach den lezten Umſtänden, die ſo klar in die Augen fallen, beurtheilen möchte. Vielleicht hütete man ſich, nicht in eine Gewohnheit zu gerathen, davon es ſehr ſchwer fällt, ſie hernach zu laſſen. Anſtatt daß der Körper im Anfange zunimmt, ſo nimmt er jezt ab, es ereignen ſich Verſtopfungen der Eingeweide, und es läuft zulezt entweder auf eine Hektic oder Waſſerſucht hinaus. Wenn ſich ein Naſenbluten einfindet, ſo verräth dieſes ſchon die Verſtopfung in denen Viſceribus. Will man ja dem Magen zu Hülfe kommen, ſo hüte man ſich vor hizige Arzneien, und bediene ſich lieber eines Viſceralelixirs, welches den freien Umlauf des Bluts im Unterleibe befördert, die Eingeweide eröfnet, und ſolchergeſtalt die Abſonderung der Dauungsſäfte vermehrt. Es wird aus bittern, balſamiſchen und ſtärkenden Extracten zubereitet, die entweder in einem Magenwaſſer oder auch im Weine aufgelöſet werden. Sie löſen den in dem Magen befindlichen Schleim auf, und ſie ſind inſonderheit Hypochondriſchen heilſam.

Von der Beſchäftigung, und dem Müſſiggang.

Es iſt recht bewunderns würdig, wie lebendig und lebhaftig das ganze Naturreich iſt. Es iſt alles in Bewegung. Wenn wir den Himmel betrachten, ſo ſcheinet er zwar nach dem Weltbau des Copernicus ſtille zu ſtehen. Allein eine genauere Betrachtung deſſelben lehret uns, daß kein Stern ohne Bewegung ſey. Es iſt bekannt, daß die ſogenannten Fixſterne Sonnen ſind. Sie ſind der eigentliche Sitz des Lichts, des allerſchnelleſten, das wir in dem Reiche der Natur finden. Iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſt, die Quellen des Lichts, ohne eine innere Bewegung wären? Wenn wir annehmen, was wir annehmen müſſen, daß alle Fixſterne Sonnen ſind, wie die unſrige; ſo wird ihre Bewegung gewiß. Unſere Sonne beweget ſich um ihre Axe, ja ſie beweget ſich auch um ihren Kreis, deſſen Axe aber noch in ihrem Umfang, alſo nicht ſehr merklich iſt; er liegt zwiſchen ihrem Mittelpunct und ihrer Fläche. Sie hat auch einen Dunſtkreis oder Athmoſphäre, in welcher Bewegung iſt; welche durch die Veränderung der Sonnenflecken erkannt wird. Die verſchiedenen Bewegungen des Erdballs will ich nicht beſchreiben. Es iſt bekannt, daß ſich unſere Erdkugel um ihre Axe beweget; daher entſtehet Tag und Nacht: daß ſie ſich um die Sonne beweget; daher wird das Jahr mit dem vier Jahrszeiten: und ſie beweget ſich noch durch eine abändernde Richtung ihrer Axe, dadurch ſie, ob zwar bey nahe unmerklich, ſich der Sonne nähert. In dem Erdball ſelbſt iſt alles voller Bewegung. Eine doppelte iſt beſonders merkwürdig, da ſie noch nicht recht unterſucht und erforſcht iſt, das iſt die magnetiſche und die electriſche, die allgemeiner ſind, als man wohl denkt. Denn man kan beweiſen, daß kein einzig Ding iſt, ſo nicht eine von denſelben beſitzet..

In dem dunkeln Schos der Erde iſt alles voll Leben und Bewegung, und bildender zeugender Kraft. Es iſt keine Kluft, die nicht ſolches beweiſen ſolte. Bald dringen Gewäſſer herfür, bald aber metalliſchen Dünſte. Je tieffer man in die Erde kommt, je mehr Leben zeigt die todtſcheinende Natur auch in dem lebloſeſten Steine. Kein Stäublein iſt müſſig. Und dieſe ſe im̃erwährende Bewegung iſt die fruchtreiche Mutter aller Salze und Steine und Metalle. Es gereichet alles zu einem gewiſſen Endzwek, und iſt keine unnütze Bewegung, die abermals nur allein bei dem Menſchen angetroffen wird. Könten wir tiefer in die Erde kommen, ihr Innerſtes zu entdeken, was für Wunder der beſtändigen Beſchäftigung würden wir antreffen? Bisher ſind wir nur durch die oberſte Rinde gekommen; und man erlaube mir, mich eines an ſich ſehr verächtlich ſcheinenden Gleichniſſes zu bedienen. Wir urtheilen von dem Innerſten der Erde vielleicht nicht klüger, als eines von den Thieren, die ſich auf dem Kopfe der Menſchen ernähren, urtheilen würde, wenn es mit Menſchenverſtand begabt wäre. Wer weis, was für neue Meinungen eine Akademie dieſer ſechsfüſſigen Geſchöpfe erfinden würde, wenn ſie die innere Geſtalt des menſchlichen Kopfes entwerfen oder muthmaſſen wolte? Urtheilen wir nicht eben ſo, wenn wir aus den Erſcheinungen in der noch nicht von uns durchbrochenen oberſten Erdenrinde, mitten in dieſelben centraliſchen Feuerklüfte oder Sümpfe ſehen, um die Erdbeben und die Quellen derſelben daraus herzuleiten; und doch ſind das die tiefſinnigſten Urtheile, die wir haben.

Doch ich wäre bei nahe von meinem Zweke abgekommen, und hätte mich in eine Abhandlung eingelaſſen, die ein und vielleicht mehrere Blätter beſonders erfordert, und davon ich künftig meine Naturforſchende Leſer unterhalten will. Wenn wir bis zum Mittelpunct der Erde dringen würden, ſo würden wir alles in ihr in lebhafter Bewegung finden, nicht eine Handbreit ausgenommen.

Auf der Erde iſt alles gleichfals in einer beſtändigen Beſchäftigung. Das Waſſer bewäſſert ſie in einem nimmer ſtillen Umlauf. Die Flüſſe rinnen in das Meer, und kom̃en aus demſelben durch die Ausdünſtungen wieder zurük. Das Waſſer hat nicht nur ſeine innere Bewegung der einander dringenden Theile, ſondern auch ſeine äuſſere, die von der Wärme der Luft und den Winden herrühret. Die Luft iſt, bekannter maſſen, beſtändig in Bewegung, Auf dem Erdball ſind die wachſenden und die eigentlich belebten Geſchöpfe. Wie lebhaft und Bewegungsvoll das Gewächsreich ſey, iſt allen denen bekannt, die es nur einigermaſſen betrachtet haben. Das Saamenkorn wikelt ſein inneres Leben ſo bald aus, als es in die Erde kommt. Es breitet durch die Wärme ſeine zarten und unſichtbaren Fäſergen aus, es ſchlieſſet ſich auf, und ſauget den Nahrungsſaft in ſich, der ſeiner Natur gemäs iſt; und ſogleich gehet der bewundernswürdigſte Bau an, der in Keime, Wurzeln, Stengel und Blätter ausbricht, und ſich in der Blüte und Frucht am merklichſten zeiget. Es iſt nicht zu ſagen, wie arbeitſam, wie fleiſſig, ſo zu reden, die geringſte Pflanze ſey, die nicht von der Stelle kommt; und in wie kurzer Zeit arbeitet ſich das ſchönſte Gewächs in der künſtlichſten Bildung nach ſeinen Blättern, Blüten und Früchten aus?

Das Leben des Thierreichs iſt uns am bekannteſten, da wir nicht nur ſelbſt die oberſte Stelle in demſelben bekleiden; ſondern auch am meiſten mit den Thieren umgehen. Wir ſchreiben daher den Thieren das Leben im eigentlichſten Verſtand zu. Wie beſchäftigt iſt nicht ein jeder Leib, durch den Umlauf des Blutes, den Wachsthum und die Verdauung? Das Thierreich macht den Erdboden auch dadurch beſonders belebt, daß es ſich durch die ganze Oberfläche erſtreket, ja ſelbſt auf einige Tiefe in die Erde hinein. Es ſind öfters in einer Hufe Landes mehr lebendige Thierlein, Gewürme und Inſecten, als wir Zahlen ausſprechen und denken können; ja es giebt Thiere in und an Thieren, und es iſt faſt kein Tropfen Waſſer, der nicht einige derſelben in ſich ſchlieſſe; wie das Vergröſſerungsglas bereits entdekket hat, und künftig noch reichlicher entdekken wird.

Wir nennen zwar die Zerſtörung eines Dinges ſeinen Tod. Allein auch dieſer Tod erſtrekket ſich nur auf die Geſtalt eben deſſelben Dinges; denn ob es gleich zerfällt, ſo bleiben doch ſeine kleinſten Theile nicht müßig; es iſt ein beſtändiger Umlauf. Die Fäulnis abgeſtorbener Körper iſt ein neues Leben; und ein Leichnam, oder ein Aas, iſt nicht einen Augenblik unthätig. Das verwelkte Gras wird zu fruchtbaren Erdtheilen. Die Gährung der Fäulnis iſt eine neue Geburt; und was aufhöret, das zu ſeyn, was es war, wird etwas anders. Wenn das Waſſer gezwungen wird, ſtille zu ſtehen, ſo wird es ein Aufenthalt vieler Gewürme; und wenn wir ſagen, es faule, ſo iſt es gewis lebendiger, als es zuvor war. Selbſt im ſo genannten todten Winter iſt die Erde nicht todt und ſtille, und man braucht nur eine geringe Aufmerkſamkeit, um ſich zu verſichern, daß ihre Ruhe voll Arbeit und reger Beſchäftigung ſey.

Das Faulthier ausgenommen, das einzige von ſeiner Art, kan ich füglich alle träge, faule Müſſiggänger mit einem ſtehenden faulen Waſſer und einem faulenden abgeſtorbenen Leichnam vergleichen. Wie jenes zum menſchlichen Gebrauch unnütz wird, und ekelhafte Gewürme ernähret; wie dieſer ſtinkend wird, und Maden hervor bringt: ſo iſt ein fauler Müſſiggänger nur im Guten faul, im Böſen aber deſto lebhafter, und er lebt in lauter Laſtern. Wer ſich nicht zum Guten gebraucht, gebraucht ſich zum Böſen. Wie es im Reich der Natur keinen Stilleſtand und keinen leeren Raum giebt: ſo giebt es auch im Reich der Sitten nichts Todtes und Leeres. Ich glaube daher, daß ich das Faulthier nicht recht kenne. Es lebt kein Menſch, an dem zugleich gar nichts Gutes, und auch gar nichts Böſes ſey. Dieſer mittlere Zuſtand wird nicht gefunden. Wie ſchändlich und wie ſchädlich iſt aber ein Menſch, an dem alles zur Tugend faul, und zu den Laſtern lebendig iſt? Ein ſchändliches Aas, das überall ſtinkt, und voll ekelhafter Ungeziefer wimmelt, iſt nicht ſo abſcheulich. Ich wünſcht nur, daß dieſe kurze Abhandlung die trägen Seelen ermuntern möge, ſich nicht unter das geringſte Gewürm, und unter den verächtlichſten Staub durch die Faulheit und Trägheit zu erniedrigen. Nichts muß beſchäftigter ſeyn, als ein Menſch, und alles, was er thut, mus tugendhaft ſeyn.

Gedanken eines Arztes bey der Sommerhize.

Es gehet vielen Menſchen bei den heiſſen Sommertagen wie jenem Bauer, der ſich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß GOtt die kleinen Eicheln an ſo groſſe Bäume gehangen, hingegen die Kürbiſſe an ſo ſchwache Stengel beveſtiget hatte. GOtt, ſprach er:

⸗ ⸗ ⸗ hat ſich ganz gewiß verſehn.
Zwar, wenn ich meinem Pfarrer glaube,
So mus das GOtt allein verſtehn;
Doch, der ſchwazt viel, das ich nicht glaube.

Das kleine Maas unſerer Einſichtē macht uns ſtolz, und dieſer Stolz macht uns verwegen. Wir halten es einmal für ausgemacht, daß die ganze Welt für uns gebauet ſey, und dieſe Meinung ſcheinet uns zu dem Tadel zu berechtigen, womit wir alles verwerffen, was uns in der Einrichtung unſerer Welt nicht recht anſteht. Wir beklagen uns über die Hizze des Sommers, und wir zweifeln keinen Augenblik, daß wir recht dazu haben. Denn da uns ein für allemal die Hizze beſchwerlich fällt, ſo fordern wir mit eben dem Rechte, daß ſie abgeſchaft werde, als der Beſitzer eines Hauſes ſeinen Baumeiſter zur Rede ſtellt, weñ er ihm dieſes und jenes nicht nach ſeinem Sinne und ſeiner Bequemlichkeit angelegt hat. Wir ſind freilich wohl nicht dumm, wenn wir von GOtt verlangen, daß er ſich nach uns richten ſoll; zu gleicher Zeit aber weis ich auch nicht, ob diejenigen allzu einfältig ſind, die aus dieſer Einrichtung der Welt, die in ſo vielen Stüken mit unſerer Bequemlichkeit nicht überein kommt, den Schlus machen, daß wir wohl die Hauptabſicht u. der Mittelpunct der Schöpfung nicht allein ſind, ſondern daß ſich der Zwek des Schöpfers viel weiter, und auf mehr und vielleicht gröſſere Vollkommenheiten, als unſere Gemächlichkeit iſt, erſtrekt habe. Dieſe bittere Wahrheit für die gemächlichen Leute, die ohnedem in der Welt mehr nicht zu bedeuten haben, als daß ſie Accidenzen ihrer Lehnſtühle ſind, ſcheint die weiſeſten Menſchen gänzlich eingenom̃en zu haben, und dringt ſich oft denen ſelbſt auf, die in ihrem Müſſiggange Satiren auf GOtt machen, und endlich, wenn ſie alles genau überlegen, gezwungen ſind, zu geſtehen, daß GOtt doch wohl Recht gehabt habe. Inzwiſchen iſt ſo viel gewis, daß ſich die göttliche Güte in allen Fällen gegen uns offenbare, und daß ſie uns ſelbſt die Laſten erleichtern hilft, die ſie uns, um höherer Abſichten willen, nicht gänzlich hat verhüten können. Da wir dieſes in unzähligen Fällen finden, ſo macht uns dieſe Gewohnheit ſo kühn, daß wir auf die Güte der Vorſicht pochen, gleich als ob wir deshalb mit ihr einig worden wären, und als ob ſie uns eine Zuſage gethan hätte, die ſich auf unſer Recht und unſern Contrakt mit ihr gründete. Dieſe Art der Unverſchämtheit gehet ſo weit, daß wir murren und zürnen, ſo bald uns die Handlungen der Vorſicht misfallen, und daß wir mehrentheils unſern Unwillen an uns ſelbſt auslaſſen. So geht es unzähligen Menſchen in den heiſſen Tagen des Sommers, und vielleicht iſt es nützlich, dieſes einmal unſern Leſern zur Warnung vorzuſtellen.

Zu keiner Zeit legen mehr Menſchen den Grund zu ihrem frühzeitigen Tode, und zu den ſchmerzhafteſten Krankheiten, als in den heiſſen Sommertagen. Die Ungedult, mit welcher ſie die Hizze ertragen, giebt ihnen lauter verkehrte Anſchläge ein, ſich davon zu befreien, und ſie gehen darinn öfters ſo weit, daß ſich keine Rettung mehr für ſie findet. Es giebt in der That Mittel, ſich wider die heftigen Wirkungen der Hizze zu ſchüzzen, die ſicher und hinlänglich ſind, ob ſie uns gleich nicht ſo geſchwind und ſo vollkommen abkühlen, als es unſere ungeſtümen Wünſche begehren. Ich will die vornehmſten davon erzählen, um hernach das gewöhnliche Verfahren der Menſchen dagegen zu halten. Unſer Verhalten, die Kleidung, die Speiſen und das Getränke können ſo eingerichtet werden, daß ſie uns die groſſe Hizze erträglich machen, und ich will von jedem dieſer Mittel ausführlicher reden.

Zu dem Verhalten rechne ich zuerſt den Ort des Aufenthalts. Es iſt eine groſſe Erleichterung, in der Hizze an ſolchen Oertern zu leben, die den Sonnenſtrahlen nicht ausgeſetzt ſind; dergleichen die Zimmer, die nach Norden, und zwar nach freien Pläzzen hinſtehen, wo die zurükgeworfenen Strahlen die benachbarte Luft nicht zu ſehr erhizzen, oder auch die Zim̃er in Gärten ſind, wo der kühlende Dunſtkreis der Bäume die Strenge der Sonne mildert. In Italien läſt man in den Zimmern von oben herab friſches Waſſer in untergeſezte Gefäſſe fallen oder ſpringen, um die Luft dadurch zu mäſſigen. Dieſe Sachen ſind ſehr gut für einen, der ſie haben kan, und dem will ich beſonders rathen, ſich in unterirrdiſchen Grotten, wo Springbrunnen ſprizzen, aufzuhalten. Allein, was ſolte der fleiſſige Gelehrte und Kaufmann, der arbeitſame Handwerksmann und der Laſttragende Bauer anfangen, wenn ſonſt in der Welt kein Mittel wider die Hizze wäre, als dieſes?

Es kommt hier, bei Gelegenheit der friſchen Luft, ein höchſtwichtiger Punct zu betrachten vor, der den Verſtand dieſer Leute martert, und in dem luftbedürftigen Zimmern groſſer kritiſcher Geſellſchaften ſich in weiſen Geſprächen von einem Theetiſche zum andern wälzet. Iſt die Hohlung oder der Zugwind auch wohl geſund?

Dieſe Frage iſt nicht für den Bauer oder den gemeinen Mann. Wie müſte der Bauer ſein Haus zuſtopfen, wenn er die Hohlung verhüten wolte, die durch alle rechtmäſſige und unrechtmäſſige Löcher dringt, die ſich in ſeinen Wänden befinden? Er iſt der Mann auch nicht, dem der Zugwind ſchadet. Allein, die zärtlichen Leute, die mit unglaublicher Sorgfalt Thüren u. Fenſter verſchlieſſen, daß ſie die Hohlung nicht treffen ſoll, haben keine dauerhafte Naturen in Luft und Waſſer, und ich freue mich zuweilen in mir ſelbſt, wenn ich ſie als verzweifelnde Menſchen ſchwizzen ſehe, weil ſie mit dieſer kleinen Angſt der Natur ihren Sold bezahlen müſſen, die die Verzärtelung nie ungeſtraft hingehen läſt. Das, was den Zugwind ſchädlich macht, iſt nichts anders, als was den Wind in freier Luft ſchädlich macht; nemlich, daß dadurch eine Seite des Leibes ſchneller und mehr erkältet wird, als die andere. Alle ungleiche Erwärmung oder Erkältung iſt unſerer Natur ſchädlich. Der ſtärkſte Froſt erkältet uns nicht, weil er allen Theilen des Leibes gleich mitgetheilet wird Ein warmer Wind kan uns in heiſſen Tagen tödtlich erkälten, weil er uns jederzeit nur von einer Seite abkühlet, und ſolchergeſtalt die gleiche Verhältnis der Bewegungen in den flüſſigen und veſten Theilen aufhebet. Woher mag es alſo wohl rühren, daß uns gleichwol der Wind in freier Luft nicht ſo leicht erkältet, als ein Zugwind im Zimmer? In der That von nichts ſonſt, als weil wir uns in freier Luft zugleich bewegen, im Zimmer aber ſtille ſtehen oder ſizzen. Wer ſich ſehr erhizt hat, und im Winde auf freiem Felde ſtehen bleibt, oder ſich niederſezzet, kan ſich eben ſo tödtlich erkälten, als der im Zimmer in einer Hohlung ſizzet. Hieraus läſt ſich leicht begreiffen, daß der Zugwind Niemanden ſchädlich ſey, als in ſofern ſein Leib auſſerordentlich erhizt iſt, in ſo fern er davon auf einer Seite ſchnell erkältet wird, und in ſo fern er dabei ruhet. Eine ſehr heiſſe Luft kan einen Menſchen erkälten, der ſich äuſſerſt erhizt hat; denn die Wirkung der Luft in unſerm Körper iſt dem Unterſchiede der Wärme des Leibes, und der Wärme der Luft proportional. Eine ſehr kalte Luft kan Niemanden ſchaden, wenn er ſie nicht von einer Seite empfängt, dahingegen die andere wärmer bleibt, und der ſtärkeſte Zugwind kan nichts ſchaden, ſo lange man darinn in ſolcher Bewegung bleibt, daß die inwendige Kraft des Geblüts die Schweislöcher der Haut mit Gewalt offen erhalten kan. Es erhellet alſo, daß man die Zugluft allerdings würde vertragen können, wenn man ſich nur nicht erhizt hat, wenn man ſich in einer Gegend aufhält, wo der Zugwind nicht gerade auf eine Seite des Leibes fällt, ſondern ſo bei uns vorbei gehet, daß wir vor oder hinter dem Strome des Windes in ſtiller Luft ſizzen, und endlich, wenn man mitten im Strome des Zuges nur hinlängliche Bewegung hat. Unter dieſen Bedingungen iſt keine Zugluft ſchädlich, und in einer Stadt, worinn ſehr viele enge Straſſen, ſehr viele Kanäle voll ſtehendes Waſſer, ſehr hohe Häuſer voll kleiner Zimmer, und ſehr viele kleine Zimmer voller Einwohner ſind, iſt es in Wahrheit eine Sache von Wichtigkeit, die Leute zu unterrichten, daß die freie Luft ein nothwendiges Stük ihrer Erhaltung ſey, daß tauſend Menſchen von verſchloſſener unreiner Luft ſterben, ehe ein einziger vom Zuge der Luft ſtirbt, wie die erſtaunlichen Verſuche mit den Ventilatorn in Engeland lehren, und daß nur ein wenig Behutſamkeit, die uns Menſchenverſtand und Empfindung an die Hand geben, dazu gehöre, ſich vor den üblen Folgen einer ziehenden Luft zu beſchüzzen. Man wird leicht keinen Ort finden, wo ſo viel von Erkältungen und Hohlungen geſprochen wird, als in unſern Gegenden, zugleich aber auch keinen, wo man andere, viel weſentlichere Stükke zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit leichtſinniger aus der Acht lieſſe. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, eine

Menge Beiſpiele anführen, daß man auch hier zu Lande, und ohne hier erzogen zu ſeyn, die Zugluft Jahr aus, Jahr ein, ohne üble Folgen, vertragen könne. Man könnte alſo dieſer Wohlthat ſicher genieſſen, wenn man nur die Ausſchweifung auf der andern Seite verhüten wolte. Aber

> \- - - tolle periculum,
> Jam vaga proſiliet frænis natura remotis. *Hor.*

Ich gehe weiter, um auch von den übrigen Stükken, die zum gehörigen Verhalten in der Hizze gehören, zu ſprechen. Das Vornehmſte davon iſt die Bewegung und Ruhe des Leibes. Wer hierinn das Mittel treffen kan, der wird ſich in der gröſten Hizze groſſe Erleichterung verſchaffen. Wen̄ man vor Ungedult hin und her läuft, ſich mit Heftigkeit in den Stuhl wirft, um mit noch gröſſerer Heftigkeit wieder aufzuſtehen, ſo kan man freilich das erhizte Blut nie zur Ruhe bringen. Allein, wenn man in einem ſchattigten Zimmer ruhig ſizt, oder das, was man zu verrichten hat, nur geſezt und ohne Uebereilung verrichtet, ſo handelt man nicht allein klüger, ſondern auch mehr nach der Geſundheit. Der Arbeitsmann ſelbſt, der in der Hizze nicht müſſig ſeyn darf, und der den Sonnenſtrahlen nicht entgehen kan, weil ihm ſonſt zugleich ſein Unterhalt entgehen würde, fühlet die Laſt der Hizze bei ſeiner Arbeit, die er im Som̄er nach einem zimlich langſamen Takte verrichtet, nicht ſo heftig, als vielleicht ſein fetter Patron, dem eine kühle Luft die Haut troknet, und das Geblüt ungekühlt läſt. Nichts iſt unerträglicher, als die trokkene Hizze. Wer im Schweiſſe ohne Heftigkeit fortarbeitet, der empfindet wenig Ungelegenheit davon; aber wer ſich durchaus vorgenommen hat, kalt zu werden, der geräth leicht in eine trokkene, verzehrende Hizze, die ärger iſt, als der ſtehende Strahl der Mittagsſonne.

So iſt es auch mit den Gemüthsbeſchäftigungen und den Leidenſchaften. Alle Handlungen, wozu ein gewiſſer Eifer und eine unabläſſige Geſchäftigkeit gehöret, ſezen das Geblüt in Wallung, ob ſie gleich im Grunde wenig zu bedeuten haben. Wie oft kan ſich nicht ein Kaufmann mit der Feder in Schweis rechnen, zumal, wenn er die Summen ſeiner Schulden zuſammen zieht; wie kan nicht der Gelehrte über einer Abhandlung ſchwizen, die ſich nur in den Kramladen erhält, wo man ſich ihrer bedient, um Sachen hinein zu wikeln. Aber nichts in der Natur gleicht dem Feuer der Leidenſchaft. Heiſſer, als die Mittagsſonne, und brennender, als Feuer, wüten Zorn, Rache, Schrekken, Traurigkeit, Sehnſucht, Entſezen und Furcht in unſern bebenden Herzen und in dem ſchäumenden Blute der klopfenden Adern. Selbſt die gelindere Freude, die beſte der Leidenſchaften, erreget das Herz und empöret das Blut. Wer ſich vor der Sommerhize ſcheuet, der mus ſich ſolchergeſtalt in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichgültigkeit ſezen, er mus ungeſchäftig, er mus ein wenig fühllos ſeyn, und ſelbſt die Zeitungen jezt nicht leſen, wo er nicht in Abſicht der kriegenden Parteien neutral iſt. Ich weis wohl, daß ich hier meinen Leſern faſt ihre ganze Seele abfordere, um ſie vor der Hizze zu beſchüzen; allein, man mus dagegen auch bedenken, daß ich manchen hierdurch von einer groſſen Laſt befreien würde. Der Verluſt der Seele iſt bei den wenigſten Menſchen erheblich, und wie mancher ſollte ſie nicht für einen Dreyling verkaufen? Weil aber der Käufer nicht viel ſeyn mögten, ſo weis ich noch ein Mittel, Leib und Seele bei groſſer Hize ruhig zu erhalten, und dieſes beſteht im Schlafe. Es iſt nicht ſo gewis, als es manche glauben, daß die Bewegungen des Herzens und Geblüts im Schlafe noch lebhafter wären, als im Wachen. Man kan ſich alſo durch das Schlafen in einen ſolchen Zuſtand verſezen, den ich zwar nicht liebe, wogegen ich mir aber auch nichts aus der Hizze mache. Allein, wie ſoll man liegen?

Die Betten brennen, und man hat darinn keine freie Luft. Ich will keine Regeln vorſchreiben, die ſich ein Jeder ſelbſt machen kan. Es iſt leicht zu beurtheilen, daß ein Bette ohne Umhänge, wo man auf dicht zuſammen gedrukten Betten, oder auf über einander liegenden Matrazen ſchläft, und mit einer leichten Matraze bedekt iſt, in dieſen Umſtänden am bequemſten ſey, und daß man das Zimmer ſo oft als möglich von kühler Luft durchwehen, und mit Waſſer oder Eſſig ausſcheuren laſſen müſſe. Ich bewundere den Eigenſinn, womit wir die würklich vortrefliche Methode der Schiffer und der Wilden verachteten, in Hangematten zu ſchlafen. Iſt je ein Lager bequem, leicht, kühl und angenehm, ſo iſt es dieſes, und wo ich mich recht erinnete, ſo hat ſchon ein berühmter Reiſender in den erſten Bänden der Göttingiſchen Sammlung neuer merkwürdiger Reiſen eben dieſe Bewunderung geäuſſert.

Was unſere Kleidung betrifft, ſo kan ich überhaupt nicht misbilligen, daß man in heiſſen Tagen ſich leicht bekleide, und im Hauſe nur wenig Bedekung habe. Allein, man würde ſich in der That viel ſchaden, wenn man es hierinn zu weit treiben wollte. Wer ſtets gewohnt iſt, die Stirn mit einem Hute oder einer Müze bedekt zu halten, der wird übel ankommen, wenn er in heiſſen Tagen anfängt, ohne Hut auszugehen, und im Hauſe nichts auf den Kopf zu ſezen. Der Schweis auf der Stirn erkaltet, und Schwindel, Kopfweh und ärgere Zufälle können davon entſpringen. Die allzu dünnen Sommerkleider laſſen die Sonenſtrahlen leichter hindurch, daher ſie nur deſto empfindlicher brennen; die dünnen Strümpfe ſind denen, die ſie nur in heiſſen Tagen tragen, ſichere Bürgen des Schnupfens und der Katarrhen. Hauptſächlich aber ſchadet die allzuleichte Bekleidung alsdenn, wenn man darinn in heftigen Schweis geräth, und ſie entweder nicht bald ablegen kan, oder ſie gar ſo lange am Leibe behalten muß, bis des Abends eine kalte Luft einfällt. Die dünnen durchgenäſſeten Kleider ſind alsdann eines ſolchen Grades der Kälte fähig, der durch keine Erhizung des Blutes mehr überwunden werden kan, und auf dieſe Weiſe hat ſich mancher mit einem ſeidenen Kleide den Tod erkauft. Es wäre ſicherer, nakend zu gehen, als ſich zu leicht zu kleiden, denn die dünneſten Theile der Kleidung bedeken den Leib ſo wenig, daß hieraus nothwendig eine Ungleichheit der Wärme aller Theile gegen einander entſtehen mus, die der Urſprung aller Erkältungen iſt. Man ſollte nimmermehr glauben, wie leicht es iſt, ſich an eine gehörig warme Kleidung zu gewöhnen, und dieſelbe auch in den heiſſeſten Tagen beizubehalten. Es koſtet anfangs eine kleine Ueberwindung: alsdann aber hat man tauſend Vortheile vor denen zum voraus, die ſich zu ſehr entkleiden, und dennoch mehr Hizze ausſtehen. Ich weis gewiſſe Beiſpiele von Leuten, die Sommer und Winter in Tuchkleidern gehen, wollene Strümpfe an den Füſſen und ganz grimmige Peruken auf den Köpfen tragen, und die ſich dabei ſo wohl befinden, daß ſie ſie weder in Hundstagen noch im Jenner ablegen wollen. So viel kommt darauf an, daß man mit der Witterung zufrieden ſeyn will, um damit zufrieden ſeyn zu können. Eben ſo iſt es mit den Bekleidungen und Bedekungen des Nachts im Bette. Es iſt ſtets gefährlicher, ſich im Schlafe zu erkälten, als im Wachen, weil nicht allein im Schlafe der Leib von den Betten gemeiniglich in Schweis geräth, ſondern auch, weil man es nicht ſobald empfindet, wie groſſen Schaden man ſich thut.

Mit dem Umkleiden, nach heftiger Erhizung, hat man ſich wohl vorzuſehen. Es mus bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern, zugleich aber alsdann geſchehen, wenn der Leib noch völlig erhizt iſt; damit der Trieb des Blutes unter der neuen Wäſche die Schweislöcher ſogleich wieder eröfnen kan. Dieſer Vortheil iſt auch darum gut, weil man auf ſolche Weiſe am geſchwindeſten und gleichwohl ganz ſicher abgekühlt wird. Wer erſt wartet, bis ſich der Schweis ein wenig gelegt hat, der wartet eigentlich, bis es ein wenig gefährlicher wird, ſich umzukleiden.

Die Speiſen, die die Hizze mäſſigen, bieten ſich uns im Sommer von ſelbſt an; und die, die uns ſchädlich ſind, verderben in unſern Händen, ehe wir ſie genieſſen können. Die vegetabiliſchen Säuren widerſtehen der allzugroſſen Auflöſung unſerer Säfte, und befördern nur dann den Schweis, wenn ſie warm genoſſen werden. Wie viele Gelegenheit hat man aber nicht im Sommer, ſie kalt zu genieſſen? wie vielerlei Garten- und Feldfrüchte ſind nicht damit entweder ſchon von Natur verſehen, oder doch geſchikt, mit Säuren genoſſen zu werden? Die Erdbeeren, die Kirſchen die man zur heiſſen Zeit ſo häufig hat, ſind von der erſten, Salat, Gurken u. ſ. w. von der andern Art, Wir kön̄en die ſchönſten kühlenden Milchſpeiſen im Ueberfluſſe haben; und wenn wir Fleiſch und Fiſche genieſſen wollen, die die Beſchaffenheit unſerer Säfte im Sommer verderben könten, ſo iſt unſer Appetit zu dieſer Zeit ſo bald damit geſtillt, daß wir uns nicht leicht zu viel thun können. Eine Menge junger und geſünder Hülſenfrüchte gibt uns Abwechſelung genug, wenn wir uns nur wollen begnügen laſſen.

Auch an kühlenden Getränken haben wir in den heiſſen Tagen keinen Ueberflus. Die Milch, das geſunde friſche Brunnenwaſſer, die kühlen Geſundbrunnen, die Mandelmilch geben uns hinlängliche Erquikung, wenn wir ſie mäſſig und in gehöriger Ordnung genieſſen. Man hat kühlende Biere, die ſich mit der vortreflichen Citronſäure vermiſchen laſſen; man hat angenehme Weine, die mit den Geſundbrunnen Waſſern vermiſcht werden können, und uns zugleich zur Stärkung und Abkühlung dienen. Wie iſt nicht die ganze Natur zu unſerer Befriedigung bereit, und wie reich iſt auf allen Fall nicht die Kunſt, um uns mit ſtärkenden und erfriſchenden Arzneien zu verſehen, die den Schaden, den uns eine übermäſſige Hize bringen könte, ſowohl verhüten als verbeſſern. Wie leicht könten wir aber auch alle Arzneien entbehren, wenn wir uns nur in der Hizze ſo verhalten wolten, wie ich es bisher angeprieſen habe.

Laſſet uns nun einmal das wirkliche Verhalten der Menſchen in den heiſſen Tagen gegen die wahre und vernünftige Lebensordnung halten. So bald uns die heiſſe Luft beſchwerlich fällt; ſo verſchlieſſen wir unſere Zimmer, die mit faulenden Dünſten angefüllt ſind, um keinen Zugwind zu machen, und wir ſezen uns, von Erhizung ermattet, und gleichſam entbaucht, faſt nakend hinein. Um uns nun in dieſer gezwungenen Einſchränkung zu erfriſchen, fliehen wir zum Getränke, deſſen Menge der Schweis nur unterhält, und weil wir auch etwas genieſſen wollen, das einen angenehmen Geſchmak gibt, ſo verſuchen wir zehnerlei verſchiedene Sachen, die wir entweder vorher, oder doch im Magen mit einander vermiſchen, und auf eine ſehr unordentliche Weiſe genieſſen. Die Menge der Früchte, der Milchſpeiſen und anderer Getränke, die nicht dazu geſchaffen ſind, daß man ſie alle in einem Tage verzehren ſoll, verurſachen im Magen eine ſchädliche Gährung, und die Erkältung des Leibes iſt deſto unvermeidlicher, je heiſſer die Luft, und je leichter zugleich die Bedekung des Leibes iſt. Wir entkleiden uns des Nachts unbehutſam, und fühlen die Kälte der Nacht, die uns ein gefährlicher Gift iſt, mit Vergnügen. Wir kommen zuſammen, um uns zu vergnügen, weil uns die Arbeit zur Laſt wird. Wir bedenken aber nicht, daß das Vergnügen und der Müſſiggang, den wir zu unſerer Zeit erfunden haben, ein ſehr ſchwere Arbeit ſey. Wir ſizen in den gezwungenſten Stellungen, zuweilen ſo enge als Heringe in einander geſchichtet, wir ſpielen die Karten mit einer Emſigkeit aus, die wohl vielmehr Anſtrengung des Verſtandes erfordern mus, als die ganze Gelehrſamkeit und Handlungswiſſenſchaft: denn woher ſolte es ſonſt wohl rühren, daß Leute, die in zehn Jahren kein Spiel Lombre verſpielt haben, gleichwohl in eben der Zeit ihre ganze Haushaltung haben zu Grunde gehen laſſen? Ferner, wie kan wohl eine Geſellſchaft beiſammen ſeyn, ohne zu eſſen und zu trinken: wie kan man aber wohl eſſen und trinken, ohne einen Ueberflus warmer und kalter Speiſen, verſchiedener Arten von Weinen und anderer hizigen Nahrungsmittel zu genieſſen? Es iſt unmöglich, in einer ſolchen Geſellſchaft unerhizt zu bleiben. Da man nun bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Bequemlichkeit im Umkleiden und in der Abkühlung nicht haben kan, da man oft gezwungen iſt, nach Tiſche entweder in einem Garten zu ſpazieren, oder in der kühlen Luft nach Hauſe zu gehen, und da man dieſes in eben den Kleidern verrichten mus, die man vorher bei der Geſellſchaft durchgeſchwizt hatte, ſo iſt nichts leichter, als ſich auf die Hizze ſehr gefährlich zu erkälten. Solchergeſtalt iſt es nicht anders möglich, als daß man ſich die Krankheiten nach und nach zuziehe, die von den Erkältungen ihren Urſprung nehmen, und daher iſt die Pleureſie, die Ruhr, der Durchlauf, der Frieſel nie gemeiner, als im Julio, Auguſt u. September. Der ſtärkſte Bauer kan eine ſolche Lebensordnung nicht vertragen. Wenn er ſich in der Erndte des Tages über erhizt hat, und alſobald einen kalten Trunk darauf thut, wenn er ſich in der Nacht die kühle Luft gefallen läßt, und dabei die naſſe Wäſche am Leib behält, ſo bekommt er die Bruſtſtiche und die Ruhr, ob er gleich kein Obſt in ſeinen Mund genommen hat.

Wolten wir uns zeitig daran gewöhnen, die Hizze zu vertragen, da es, wie unzählige Erfahrungen lehren, durch Ruhe und Gedult bald möglich iſt, hierinn eine Fertigkeit zu erhalten; wolten wir uns lieber nicht zu leicht kleiden, um uns wenig gern Gefahren auszuſezen; wollten wir uns in Speiſen und Getränken an eine vernünftige Wahl halten, unſere Zimmer ſtets mit einer reinen Luft erfüllen, und mehr die Peſt der Dünſte als die Verſuchungen des angenehmen Zugwindes ſcheuen; wollten wir uns im Umkleiden vorſichtiger aufführen, im Schlafe den Leib ſorgfältiger bedeken, als im Wachen, und in einer vernünftigen Gelaſſenheit unſere Gemüther mit ſolchen Vergnügungen aufheitern, die weder die Seele noch den Schmeerbauch erſchüttern, ſondern nur den Geiſt zum Lächeln, und den Wiz zum Scherze reizen: ſo glaube ich, daß die ſehr gefährlichen Sommerkrankheiten eben ſo wie die bittern Klagen über die Einrichtung der Welt in kurzer Zeit ſeltener bei uns ſeyn würden. Allein, nie iſt wohl ein Ausſpruch wahrhaftiger geweſen, als den Horaz ſchon aus dem Schikſale ſeines Jahrhunderts hatte einſehen lernen:

> Quid quiſque vitet, nunquam homini ſatis
> Cautum eſt in horas; - - -
> - - - et improviſa lethi
> Vis rapuit rapietque gentes.

Ich habe auch die wenigſte Hofnung, mit dieſer Warnung viele meiner Leſer zu beſſern. Es waltet ein gewiſſes Verhängnis über die Menſchen, daß ſie das, was ihnen gut iſt, nicht eher erkennen läßt, als bis ſie es nicht mehr nüzen können, und das ſie rühmlich von den Narren unterſcheidet, die, wie man ſagt, aus anderer Leute Schaden klug werden. Dieſe Beobachtung lehret mich, daß es in der Welt bei weitem ſo viele Narren nicht gebe, als die Sittenlehrer darinn zu finden glauben, wie ich denn auch Niemanden zumuthen will, ſich an die unglüklichen Beiſpiele, die uns jeder Sommer und Herbſt im Ueberfluſſe zeiget, zu kehren. Alles, was ich mir dagegen von andern ausbitte, iſt, daß ſie dieſes Blat nicht ganz unnüz halten mögen. Die nüzlichſten Schriften machen nicht immer das beſte Glük, und die meinige wird nicht unnüz ſeyn, wenn ſie niemanden beſſert, weil von dieſem Eigenſinne der Menſchen das Glük der Aerzte abhänget, für die ich ebenfalls zu bitten Urſache habe. Wäre es glaublich, daß vieleLeute dergleichen Warnungen zu Herzen nähmen, als die gegenwärtige iſt, ſo würde wohl kein Arzt ſo thörigt ſeyn, ſie bekannt zu machen, oder er würde wenigſtens, wie der verwünſchte Moliere, mit Recht den Haß der ganzen Facultät auf ſich laden.

Geſchichte und Würkung des Weins.

Die Morgenländer ſind unſtreitig der Geburtsort der Reben. Griechenland hat ſeit uralten Zeiten eigene Weine, welche noch izt ſehr berühmt ſind. Aber es läßt ſich leicht beweiſen, daß der Weinſtok anders woher dahin gekommen ſey. Vielleicht von den Aegyptern? Die Griechen trieben nicht allein ſtarkes Gewerbe mit ihnen, ſondern ſie hatten auch ihre Künſte und Wiſſenſchaften von ihnen erhalten. Aber auch ihren Wein konnten ſie nicht daher haben. Aegypten ſelbſt war arm an Wein. Herodotus ſagt, daß die Aegypter einen aus Gerſten zubereiteten Trank getrunken haben, um ihren Weinmangel zu erſezen; und obgleich Maillet verſichert, daß dieſes Land die edelſten und fruchtbarſten Weinſtöke beſeſſen, ſo konnte doch eine ſo groſſe Ebene dieſelben nicht in ſolcher Menge erzeugen, daß ihr Wein für eine unzählige Menſchen hinreichend geweſen wäre. Der Wein liebet die Gebirge, und Aegypten, das doch ſchon ſeit ſo langen Zeiten bewohnt iſt, hat keine Weinberge, ſondern alle Nachrichten ſtimmen darinn überein, daß die Weinrebe daſelbſt wenig bekannt, und nur in manchen Klöſtern da und dort ein Weingeländer anzutreffen ſey. Was aber Aegypten nicht hatte, das konnten die benachbarten aſiatiſchen Gegenden, und beſonders das gelobte Land, deſto reichlicher liefern. Das Land Canaan lag zwiſchen andern weinreichen Gegenden Aſiens mitten inne, und war ſelbſt voller Weinberge. Der aſſyriſche König Rabshakeh nennet es 2. König 18, 32. ein Land der Weingärten und des Oels der Oliven, und Reland erinnert als eine jedermann bekannte Sache, daß der Wein von Aſcalon, und der von Gaza und Sarepta unter den allerenfernteſten Völkern berühmt geweſen ſind. Unter den Geſchenken, welche Jacob ſeinem Sohne Joſeph nach Aegyten ſendete, war eine Art von Honig, von welchem der berühmte Herr Profeſſor Michaelis in Göttingen ſehr gelehrt bewieſen hat, daß es kein gemeiner Bienenhonig, welchen Aegypten ſelbſt im gröſten Ueberfluſſe erzeugte, und noch zeuget, ſondern eine Maſſe von gequetſchten Weinbeeren geweſen, welche die Araber ihrer Süſſigkeit wegen ebenfalls Honig nennten. Vermuthlich war die Maſſe eine Art von Roſinnen Käſe, dergleichen man auch aus Feigen zu machen pfleget. Dahero wird auch 1. Sam. 25, 18. 30, 12. bei der Feigenmaſſe zugleich dieſer Roſinenmaſſe gedacht: ſo viel Stük Roſin, und ſo viel Stük Feigen. Die einzige Stadt Hebron ſchiket jährlich, nach dem Zeugniſſe des Herrn Shaw, dreihundert Cameele, mit dieſer Weinbeermaſſe beladen, nach Aegypten, und hieraus läſt ſich ſchlieſſen, wie viel von dieſer Waare das blühende Canaan, das überall mit Weinſtöken bepflanzt war, ehemals ausgeſchikt habe. Jedermann weis, daß zween Männer an einer Traube getragen haben, welche ſie aus dem gelobten Lande mitbrachten, um ſie den Iſraeliten zu zeigen. Wir wollen hieraus nicht ſchlieſſen, daß dieſe Traube ihrer Gröſſe und Schwere wegen die Kräfte zweener Männer erfordert hätte. Denn vermuthlich hiengen ſie ſie nur darum auf eine Stange, welche ſie beide trugen, damit ſie auf der Reiſe nicht zerquetſcht oder zerſtoſſen werden möchte. Inzwiſchen aber muſte doch dieſe Traube ſehr ſchön und groß ſeyn, weil ſie als ein Beweis von der vortreflichen Fruchtbarkeit des gelobten Landes dem Volke gezeigt wurde. Es haben Reiſende von Trauben geredet, welche in dieſem Lande 10. bis 12. Pfund ſchwer ſeyn ſollen. Die Trauben von Damas, welche getroknet, als Roſinen zu uns gebracht werden, beſtätigen den vortreflichen Weinwachs der daſigen Gegenden, und er kann von keinem Kenner der Geſchichte in Zweifel gezogen werden.

Wenn man nun vorausſezet, daß die Weinrebe aus Aſſyrien entſprungen iſt, ſo iſt leicht zu begreifen, wie ſie ſich nach der Sündfluth in klein Aſien, und hernach in Griechenland ausgebreitet habe. Bochart beweiſet, daß Cadmus den Gottesdienſt des Bachus nach Griechenland brachte, und führet Stellen aus alten Schriftſtellern an, welche ſagen, daß die Tyrier verſicherten, ſie hätten den Griechen die Rebe gegeben. Eben dieſer berühmte Mann hält, mit vielen andern, den Saturnus der Heiden für keinen andern. als den Patriarchen Noah. Plutarch eignet aber dem Saturnus die Entdekung der Weinrebe zu. Wir wiſſen, warum wir den Noah ebenfalls dafür halten, und der Unfall, welcher ihm vom Genuſſe des Weins begegnete, iſt mehr als zu bekannt. Hr. Agricola beweiſet ſcharfſinnig, daß der berühmte Dionyſus, oder Bacchus der Alten unſer Moſes ſey; und da Bacchus der Erfinder des Weins geweſen ſeyn ſoll, ſo ſtimmet alles auf das genaueſte dazu überein, das Vaterland der Reben in den Gegenden des gelobten Landes zu ſuchen, von wannen ihn die Griechen darum empfangen haben müſſen, weil ſie uns in ihrer eigenen fabelhaften Götterlehre die Erfinder der Reben in dieſem glükſeligen Lande zeigen.

In Griechenland fand der Wein ein Erdreich und eine Himmelsgegend, welche ſich vollkommen zu ihm ſchikten. Bithynien hat, wie de la Mare ſagt, allezeit ſeine groſſen Weinberge bei Scutari und an andern Orten gehabt, davon vortrefliche Weine bis nach Conſtantinopel gebracht werden. Eben ſo iſt es mit Lydien, Pamphilien und vielen andern Orten in Aſien. Der blasgelbe ſchöne Wein von der Inſel Lesbos macht noch izt dieſes ſein Vaterland unter dem Namen Metelino berühmt. Die Inſeln Chios, Samos, Cos, Rhodus, und Cypern haben auch ihre Weinberge in eben dem Ueberfluſſe und gutem Rufe, als ehemals, und Rom lobete den griechiſchen und beſonders den Chierwein mit eben der Entzükung, als wir, wenn der freygebige Wirth den lieben Gäſten am Ende der beſten Mahlzeiten nur einen einzigen kleinen Zug davon thun lies. Rollin ſagt, daß dieſe Gewohnheit zu Rom bis zu den Zeiten der Kindheit des Lucullus gedauert habe.

Aus Griechenland kam die Weinrebe nach Italien, wo man ſie ſchon kurze Zeit nach Erbauung der Stadt hatte, ob ihrer gleich anfangs nur wenige waren. Erſt 600. Jahre nach der Stiftung Roms breitete ſich die Weinpflanze in allen Theilen Italiens aus. Cato, welcher damals lebete, war der erſte, der Regeln gab, ſie zu cultiviren. Horaz hat beſonders den maſiſchen und den Falernerwein berühmt gemacht. Allein, in weniger als einem Jahrhunderte fielen die ſo berühmten Weine aus Nachläſigkeit oder Geize der Winzer.

Macrobius berichtet uns, daß die Gallier den Weinbau erſt gelernt haben, als Rom ſchon in ſeinem völligen Flore blühete. Ein Schweizer gab ihnen welchen zu koſten, den er von Rom hatte kommen laſſen, wie Plinius meldet. Der gute Geſchmak reizte ſie, nach Rom zu gehen, und es zu belagern. Allein, Camillus ſchlug ſie, und wies ſie wieder zurük in ihre waldigte Heimath. Was ſie izt vergeblich in Italien geſucht hatten, das bot ſich ihnen 270. Jahre hernach in ihrem

Vaterlande ſelbſt an, als Fabius Maximus mit ſeinen Römern nach Gallien kam, und ihnen den Beſuch zu vergelten. Er gieng durch Provence, Languedok und das Delphinat immer weiter, und ſo ſollen die Gallier von den Römern den Weinbau erlernet haben. Andere glauben, daß die Griechen ſelbſt, als ſie 500. Jahre vor Chriſto die Stadt Marſeille geſtiftet, den Weinbau in Gallien bekannt gemacht haben. Wenn aber auch dieſes im narbonenſiſchen Gallien geſchehen ſeyn mag, ſo war doch gewis der celtiſche Theil von Gallien noch bei der Ankunft der Römer im Weinbaue unerfahren. Das Bier war noch das ordentliche Getränk zu Paris zur Zeit des Julians. Er ſpottet in einem griechiſchen Sinngedichte die Gallier aus, daß ihr Bacchus nicht nach Nectar, ſondern wie ein Bok rieche, und nur ein Gott des Habers wäre. Dieſer Landvoigt von Gallien muſte ſich ſelbſt bei dem Bierkruge begnügen, und es war ein Glük für Gallien, daß es ihm übel ſchmekte, weil dieſes die Einführung der Reben im Lande beförderte.

Zu den Zeiten des Probus, welcher den Weinbau wieder erlaubete, der bisher nicht wenig eingeſchränkt worden war, ſeitdem Domitianus denſelben aus politiſchen Urſachen verboten, und ſeine Nachfolger dieſes Geſez faſt 200 Jahre beibehalten hatten, findet man den wiederhergeſtellten und neu eingeführten Weinbau in Gallien, in Spanien und in Ungarn, ja ſelbſt in der Gegend von Tokai; und eben dieſer Probus ſoll die Weinſtöke am Rheine und an der Moſel haben pflanzen laſſen. Dieſes ſind die nördlichſten Gegenden von Europa für den Weinbau, und die folgenden tragen, leider! nur Heerlinge ſchlimmer Art. Wenn man die Weinländer durchreiſet, ſo befindet man die Weine von beſſerm Geſchmake, aber von weniger Geiſt und Stärke, je weiter man ſich den kälteſten Himmelsgegenden nähert. In den wärmſten hingegen hat der Wein keinen ſo guten Geſchmak; aber mehr Geiſt. Dieſer iſt durch die Wärme gezwungen, und alſo roh, trübe, ſtark und zur Säure geneigt. Jener bekommt ſelten die hinlängliche und gehörige Reife. Man hat angemerkt, daß die allerbeſten Weine unter dem 40ſten und 50ſten Grade der Breite befindlich ſind.

Nachdem ich meinen Leſern die Geſchichte der Weinrebe beſchrieben habe, können ſie von mir mit Rechte auch eine Nachricht von den Schikſalen des Weins ſelbſt erwarten. Er fand von ſeinem erſten Urſprunge an ſeine Liebhaber und Verehrer, die ſich allen den Ausſchweifungen mit Freuden ergaben, wozu er ſie verleitete. Dieſes Schikſal iſt allen Mitteln der Ueppigkeit und der Wollüſte eigen. Allein, der Wein hat etwas Beſonderes. Kaum war er erfunden, ſo gab es Leute, die gewiſſermaſſen eine Profeſſion daraus machten, ihn zu haſſen. Dieſe Verfolgungen machen ihn merkwürdig, und ſeine Geſchichte unterſcheidend. Laſſet uns ſehen, aus welchen Quellen ſie floſſen?

Der Abt Pluche, der Herr de la Mare, ja ſo gar einige Kirchenväter glauben, daß der Weinſtok ſchon vor der Sündfluth bekannt geweſen, daß aber Noah nach der Sündfluth Sorge getragen, dieſes Gewächs von neuem zu pflanzen, und den Saft der Trauben auszudrüken.

Nach den Waſſerfluthen
Konnte nichts den Guten
Gröſſern Troſt verleihn.

Jablonsky iſt der Meynung, daß die traurige Erinnerung an die Trunkenheit des Noah den Egyptern einen Haß gegen den Wein gemacht habe, wovon man die deutlichſten Spuren findet. Allein, der Herr Profeſſor Michaelis iſt in der Entdekung dieſes uralten Haſſes gegen den Wein viel glüklicher geweſen. Er findet ihn in der eigenen Armuth Egyptens an Weinſtöken. Die Egypter verwandelken dieſe Armuth ihres Landes in Weisheit, indem ſie den Gebrauch deſſelben für gottlos hielten, und ihn dem Typho widmeten. Jablonsky ſelbſt hat bewieſen, daß der philoſophiſche Haß gegen den Wein, in welchem einige Kezer, die Gnoſtiker, Severianer, Encratiten, und andere, mit dem äuſſerſten Oriente, den Sramanen, und mit der Religion des Muhammeds übereinſtimmen, viele Jahrhunderte zuvor, ehe ihre Namen gehöret worden ſind, in Aegypten entſtanden ſey, und nach dem Zeugniſſe des Diodorus Siculus lange vor dem Muhammed ſelbſt in Arabien überhand genommen habe. Dieſer Geſchichtſchreiber erzählet, daß die Nabathäer ein Geſez hätten, nach welchem ſie weder Wein trinken, noch in Häuſern wohnen dürften; welches mit dem, was Jeremias von den Keniten ſagt, die aus Arabien herſtammeten, völlig übereinkommt. Die Weisheit, womit die Aegypter die Vortheile ihres Landes und Volkes durch Weltweisheit und Religion befördert haben, bewog ſie, wahrſcheinlicher Weiſe, da ſie bemerkten, daß ihr eigener Wein für das ganze Volk lange nicht hinlänglich war, daß ſie lieber den Wein gänzlich entbehren, als von Auswärtigen kaufen wollten. Damit aber dieſes ſtrenge Geſez dem Volke billiger ſcheinen möchte, ſo gaben ſie vor, daß der Wein dem Typho gewidmet, und ſogar deſſen Blut und Galle wäre; folglich von keinem Freunde der Tugend und Weisheit getrunken werden müſte. Dagegen erfanden ſie wegen des erſtaunlichen Ueberfluſſes von Gerſte, welchen ihr Land hervorbrachte, ein Bier, oder, wie Herodotus ſagt, einen Wein aus Gerſte, den ſie anſtatt des natürlichen Weins gebrauchten. Wenn die Völker der nordlichen Länder, die keinen Weinbau haben, dieſe nüzliche Politik beybehielten, und ſich blos des Bieres bedienten, ſo würden ſie nicht eine ſo unſägliche Menge Gold, Silber, u. d. g. für Wein an Ausländer ſchiken; folglich viel reicher ſeyn. Es iſt unglaublich, wie viel Reichthum Britannien für Wein verlieret, und was die Franzoſen für Gewinnſt, und die Engländer für Schaden gehabt haben, da ſie noch, anſtatt der izigen ſpaniſchen, vorzüglich franzöſiſche Weine tranken. Durch Befehle und Strafen iſt nichts auszurichten. Allein, unter dem Vorwande der Sittenlehre und einer ſtrengen Weisheit erhielten die ägyptiſchen Befehlshaber alles, was ſie wollten.

Der Weinhaß, der ſich auf Politik, Betrug und Aberglauben gründete, iſt ſchon in den Büchern Moſis und ſelbſt in der Geſchichte des Patriarchen Josephs zu finden. Die den Wein verabſcheueten, genoſſen dennoch die Trauben. Dieſes führt Auguſtinus von den Manichäern als eine beſondere Thorheit an. "Was kann verkehrter ſeyn, ſagt er, als den Wein für die Galle des Fürſten der Finſternis zu halten, und doch Weintrauben zu eſſen?" Kommt dieſes nicht mit dem überein, was wir vom Pharao, leſen, der nicht wahren natürlichen Wein trank, ſondern in deſſen Becher nur Trauben gedrükt wurden? Der oberſte Schenke des Pharao erinnerte ſich im Traume an ſein voriges Amt, und ſagte: "Ich nahm die Beeren, und drükte ſie in den Becher, und gab den Becher Pharao in die Hand." Alſo wird der Wein blos dem gereichet, der den eigentlich ſogenannten Wein verabſcheuet, aber es doch für nichts Böſes hält, Trauben, oder ihren Saft, zu genieſſen. Eben dieſer Unterſchied des Traubenſaftes von dem gegohrnen Weine erkläret die Schwierigkeit, warum Mahomet den Wein verbieten, und doch den Weinſtok für ein Geſchenk Gottes halten konnte. Gleichwie nun aber den Aegyptern die Enthaltung des Weins öffentlich nüzlich war, und die Geſezgeber ſehr weislich thaten, daß ſie dieſelbe anriethen, da ſie nicht befohlen werden konnte; ſo muſte Moſes, welcher den Seinigen die Rükkehr nach Aegypten

des

beſchwerlich machen wollte, von allem das Gegentheil veſtſezen, welches er auch wirklich that. Denn auch beym Gottesdienſte, wo vor dem Pſammetichus kein Wein von den Aegyptern geopfert wurde, befahl er den Gebrauch des Weins, auch zum Zuſaze bey Speis- und Brandopfern, damit ihn niemand für unrein halten, oder unter dem Vorwande der Religion verabſcheuen möchte; ja er redet auch von dem Weine, dem vortrefflichen Geſchenke vom gelobten Lande, überall ſehr vortheilhaft. Ob alſo gleich der Wein ſchon in den erſten Altern ſeines Daſeyns weiſe Widerſacher fand, ſo fand er doch immer noch weiſere Verehrer.

Niemahls glühten
Rechabiten,
Edler Moſt, von dir.
Aber Weinerfinder,
Noah! deine Kinder
Zechten ſo wie wir.

Zu Roms Zeiten hatte der Wein gleiche Schikſale. Der Wein war noch ſehr rar unter Numa Pompilius, und Plinius bemerkt, daß die Alten nur dazu Reben pflanzten, damit ſie ſich des Weins in Krankheiten als eines ſtärkenden Trankes bedienen könnten. Im Jahre 634. unter dem Conſulate des Lucius Opimius hatte man ſchon einen groſſen Ueberflus an vortrefflichem Weine. Das Volk begieng dadurch Ausſchweifungen, und die Trunkenheit machte es aufrühriſch. Nichtsdeſtoweniger blieb der Wein unverboten bis ans Ende des erſten chriſtlichen Jahrhunderts, da man ein ſehr reiches Weinjahr, und eine deſto ſchlechtere Kornerndte hatte. Man ſtellte dem damaligen Regenten, Domitianus vor, daß die allzu groſſe Vermehrung der Weinberge die Anzahl der Kornfelder zu ſehr verringerte, und er verbot deshalb durch ein Edict, neue Weinberge in Italien anzulegen; ja in den andern Provinzen wollte er gar die Weinſtöke ausreiſſen laſſen. Es war wiederum dieſelbe Politik, welche in Aegypten den Wein verhaßt gemacht hatte, die den Domitian zu einem Befehle bewog, welchen er ſelbſt nachher milderte, wie uns Suetonius berichtet. Ich habe ſchon oben geſagt, daß Probus nach faſt 200. Jahren dieſes Verbot wieder völlig aufgehoben habe. Nichtsdeſtoweniger blieben die Menſchen nicht ſtets im ruhigen Beſiz dieſes Getränks. Der franzöſiſche König, Carl IX. lies ſich durch eben die Politik, als Domitianus, verleiten, im Jahre 1567. den Weinbau zum Beſten des Landbaues einzuſchränken; und ſelbſt der izige König von Frankreich hat aus gleicher Abſicht noch ſtrengere Geſeze gegeben.

Man ſieht hieraus, daß der Weinhas, welcher von je her einen Theil der Menſchen beſeſſen hat, nicht ſowol die öffentliche Geſundheit oder die Sittlichkeit des Volks, ſondern vielmehr eine gewiſſe ökonomiſche Klugheit zum Grunde gehabt habe, von der ich nicht auszumachen brauche, ob ſie ein Werk der Weisheit, oder einer zu weit getriebenen Spizfindigkeit geweſen ſey.

Das, wodurch der Wein überhaupt am meiſten ſchadet, iſt der Rauſch, den er verurſachet. Die Leſer werden die Abhandlung, welche ich vorigen Jahrs in dieſen Blättern geliefert, zu Rathe ziehen, wenn ſie ſich von dem Unglüke einen Begriff machen wollen, welches die Trunkenheit über ihren Häuptern verſammlet. Jezt will ich nichts mehr davon ſagen, um mich nicht abzuſchreiben. Aber ich will ihnen mit dem D. Armſtrong doch zurufen: "Lernet Mäſſigkeit, " Freude! und höret ohne Verachtung " den Rath, Waſſer zu trinken! So " denket Hippocrates, und ſo denket der " Gelehrte aller Schulen. Wir verfluchen den Wein nicht. Wir tadeln nur " die niederträchtige Ausſchweifung, die " fruchtbarer an Pein und Elend iſt, als "ein mit Speiſen überladener Tiſch. Denn der feine Trank ſchwellet das Blut gewiſſer und geſchwinder, und durchläuft mit einem ſehr wirkſamen Gifte die weiten Irrgänge unſers Körpers. Ach! ein ſchlauer Betrüger, der über und über gebrandmahlet, dennoch Glauben findet, und ſich über den Schifbruch der nüchternen Wünſche im Triumphe freuet!"

Der Wein iſt eine wahre und vortrefliche Arzeney. Jede Arzeney in unrechter Doſe genommen, jede zur Unzeit genommene Arzeney iſt ein Gift, und keine Arzeney kann eine beſtändige Speiſe, ein Trank für Geſunde ſeyn. In dieſen Säzen liegt die ganze Lebensordnung in Abſicht auf den Genus des Weines verborgen.

Der Wein iſt Arzeney. Paracelſus nennte ihn das Blut der Erde, und den Saft der vornehmſten unter den Pflanzen. Dieſen Namen verdienet er, weil er die Materie des thieriſchen Lebens, den Stof der Gedanken, die Lebensgeiſter in ſich enthält, wodurch er unſere Säfte erwärmet und begeiſtert, und unſere Kräfte bald auferweket, bald verjünget. Er hat das Lob aller Zeiten, aller Aerzte. Paulus pries ihn dem Timotheus; aber weislich. Trink nicht zu viel Waſſer, ſchrieb er, ſondern brauch ein wenig Weins, (nicht Wein ſtatt deines ordentlichen Getränks; nicht ſo viel, daß er dich berauſche,) um deines Magens willen, und daß du oft krank biſt, alſo zur Arzeney, wie Plinius ſagt, da ihn die erſten Römer gebraucht haben. Die Aerzte giengen noch weiter, und die Weiſen taumelten mit. Avicenna, Dioſcorides, Seneca, auch noch Friedrich Hofmann und mehr neuere, hielten es gar für geſund, mit dieſem Getränke zuweilen eine kleine Ausſchweifung zu machen, da ſie dann, wenn ſie nur nicht oft geſchiehet, nicht nur unſchädlich, ſondern zuweilen gar heilſam ſeyn könnte. Niemand aber billiget den beſtändigen und ſtarken Genuß des Weins; und Krüger zieht dieſen ſeltenen erlaubten Ausſchweifungen doch immer den mäſſigen Gebrauch deſſelben vor. Dieſes iſt eine Sparche, welche ſich für kein natürliches und ordentliches Getränk ſchiket. Der Wein hat mit unſern Säften keine Aehnlichkeit, und ſchikt ſich wenig für ſie; denn er verurſachet denen, die ihn zuerſt trinken, ſehr merkliche Hize, lebhafte Vorſtellungen, und unnatürliche Bewegungen. Die Aerzte preiſen ihn den Greiſen zur Stärkung an, weil er die Triebfedern der Kräfte ſtärker ſpannet; und den Betrübten, weil er vergnügt macht, wie das Opium, und alle rauſchende Gifte. Der Dichter bedient ſich ſeiner zu ſeinen poetiſchen Entzükungen, und Hagedorn rief, wie Horaz:

Aus jenen Bechern wählt, die euch die beſten dünken!
Drei- oder neunmahl müſt ihr trinken.
Der Dichter mus begeiſtert ſeyn!

Dies thun die Gifte auch. Der Daphnebaum der Alten, welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der heutige Lorbeer-kirſchenbaum (Laureo-Cerasus) war, verurſacht zuweilen den Tod, gemeiniglich aber Verzukungen. Er war dem Apollo heilig, und Pythia muſte davon eſſen, ehe ſie ihre Orakel ausſprach. Die hierauf erfolgten Verzukungen überredeten die Zuſchauer deſto mehr von ihrer Begeiſterung; und Pythia war hinlänglich von der Lebens-Gefahr und den heftigen Wirkungen des Giftes unterrichtet, weil ſie es allemal ungern ſahe, wenn Neugierige ſie um Rath fragten, und ſich ſogar verſtekte, um es zu vermeiden. Hofmann nennte den Wein eine Univerſalarzeney. Er pries ihn wider einen ſchwachen Magen, verhärtete und verſtopfte Milz und Leber, wider Blähungen, Geſchwulſt, wider verſtopfte Blutflüſſe, beim Anſaze zum Nieren-

und Blaſenſteine, bei Flüſſen, ſchweren und müden Gliedern, ſcorbutiſchen Gichtſchmerzen, bei ſchwachen Sinnen und Gedächtniſſe, Trägheit und Unfruchtbarkeit, wieder Schwäche und Verſchleimung, und wider alle Gebrächen des Alters. Pringle ſchreibeit es zum Theil dem Verbote des Weins zu, daß Peſt, Blattern und hizige Fieber jährlich ſo groſſe Verwüſtungen anrichten, und in Guienne will man bemerkt haben, daß nur in den Jahren ſolche Krankheiten graſſiren, wenn der Wein nicht gar gut gerathen iſt. Im ökonomiſchen Journale werden die Deutſchen, wegen des Weinmangels, als ſchwermüthige Leute beſchrieben, und der Verfaſſer ſagt: Er habe in einer ſehr kleinen Stadt auf zwanzig Perſonen geſehen, die ſich binnen einem Jahre ſelbſt umgebracht haben; und dieſes leitet er bei den meiſten von derjenigen Traurigkeit und Melancholei her, welche allen nordiſchen Völkern anzuhängen ſchiene. Alſo iſt der Wein gar gut für Peſt, Blattern, Melancholei, Selbſtmord und Deutſche! Von allen dieſen Lobeserhebungen iſt das meiſte völlig gegründet: Der Wein iſt eine wahre, ſehr edle Arzeney. Aber kein Menſch hat ihn richtiger gelobet, als Ferneltus. "Der Wein, ſagt er, iſt beim menſchlichen Körper eben das, was der Dünger bei den Bäumen iſt. Er treibet die Früchte. Allein, er ſchadet den Bäumen." Ein kluger Gärtner dünget nicht immer, ſondern nach Nothdurft. Seine Bäume ſollen ſich nicht bloß vom Dünger ernähren, ſondern nur dann und wann ſtärken. Mann ſoll ſie nur düngen, wann ſie es bedürfen, und ſie müſſen nicht mehr Dünger, als ihnen nur nothwendig, und keinen andern haben, als der ihrer beſondern Natur am gemäſſeſten iſt. Dieſes iſt die ganze Diät vom Weine.

Es ſind viele bei uns, die gar kein anderes Getränk trinken, als Wein. Dies ſind Leute, die beſtändig Arzeney gebrauchen, und die ſich mit Giften ernähren wollen; denn es iſt allezeit eine Art der Vergiftung, von einer ſtarken Arzeney beſtändig zu leben. Der Wein entfernt ſich, ſeiner Natur nach, viel zu weit von den ordentlichen Nahrungsmitteln der Thiere, als daß man ihn ohne Nachtheil an ihre Stelle ſezen könnte. Je wirkſamer eine Arzeney iſt, deſto ſchädlicher wird ſie einem geſunden, und am meiſten, je ſtärkere Doſes er davon einnimmt. Darum ſind die hizigſten Weine die ſchädlichſten unter den guten, weil ſie die wirkſamſten ſind. Wenn die böſen Weinkünſtler die Weine verfälſchen, ſo vermählen ſie mit ihren natürlichen Arzeneykräften noch andere, die ihnen nicht eigenthümlich ſind, und dieſes vermehret ihre Gefahr ausnehmend. Ich werde ein andermal von dieſen ſchädlichen Künſten handeln. Allein, auch ein guter Wein iſt nicht jedermann dienlich. Es hat einer natürliche Vorzüge vor dem andern, die ſich nach dem Himmelsſtriche, wo er wächſt, nach der Cultur der Reben, und nach der Bereitung der Weine richten, und ein Menſch kann eine Leibesbeſchaffenheit haben, welche ihm gewiſſe Sorten, auch der beſten Weine, ſchädlich macht. Daher werde ich dereinſt die Weine, welche in Europa wachſen, nach dieſen verſchiedenen Abſichten insbeſondere durchgehen. Izt bleibet mir nichts übrig, als meinen Leſern den allgemeinen Grundſaz nochmals einzuſchärfen, daß aller Wein blos als eine Arzeney genoſſen werden müſſe. Er mus für eines jeden Natur ausgeſucht ſeyn. Er mus in ſeiner Art rein, edel und unverfälſcht bleiben. Man muß ſich kein Geſez daraus machen, ihn täglich als ein ordentliches Getränk wider den Durſt zu trinken, und man muß ſich ſeiner ſtets mäſſig bedienen. Man traue den Dichtern nicht, die ihn unbedingt loben, und ſelten trinken. Wenn ſie ihren Bacchus einen Gott der Freude, der Liebe, der Eintracht und einen Erhalter des Lebens nennen; ſo erinnere man ſich nur deſſen, was ein ſehr vortreflicher Dichter ſelbſt treuherzig geſtanden hat:

Die Bacchus edlen Saft verſchwenden,
Beſtraft er durch die Gicht,
Mit lahmen Füſſen, krummen Händen
Und küpfrigem Geſicht.
Wo Bauern und Bacchanten ſaufen,
Da iſt der Gott der Freude nicht dabey.
Es herrſcht in ihren wilden Haufen
Die Dummheit, und die Zänkerey.
O Bacchus deine freyen Freuden
Kennt weiſer Trinker Zunft.
Die nehmen dein Geſchenk beſcheiden,
Und raſen mit Vernunft.
Die ſingen, in vergnügten Chören,
Den Lobgeſang der Weisheit und der Ruh;
Und wenn ſie volle Gläſer leeren,
So ſehn die keuſchen Muſen zu.

Etwas von denen Chatarren, Schnupfen, Huſten ꝛc.

von Kaniz.

Geſundheit, da, wo dich der Menſch zu finden meynet,
Stekt oft Gefahr und Noth.
Ja, ſelbſt die Arzeney, die ihm ſo heilſam ſcheinet,
Verurſacht ſeinen Tod?

Jzt iſt die Jahrszeit, da die meiſten Naſen feucht ſind, und da in Geſellſchaften faſt eben ſo viel gehuſtet, als geſprochen wird. Schnupfen und Huſten verwüſten die Köpfe und Brüſte unſerer meiſten Einwohner, und haben beim Ausgange des leztern Winters beſtätiget, was Sydenham ſchon beobachtet hat, daß der Huſten zuweilen, wie eine anſtekende Seuche, graſſire. Inzwiſchen haben dieſe beiden Krankheiten das beſondere Glük, daß man mit ihnen weit beſſer zufrieden iſt, als mit vielen andern, welche nicht einmal von ſolcher Erheblichkeit ſind. Es iſt gewiß, daß ein gemeiner, neuer Huſten in vielen Fällen wenig Gefahr habe, und daß die gemeinen Hausmittel, welche man dawider zu gebrauchen pflegt, noch ziemlich unſchuldig ſind.

Mit dem Schnupfen iſt es noch ſeltſamer. Es giebt Leute, die ſich nicht für geſund halten, wenn ſie nicht jährlich einigemal einen heftigen Schnupfen haben. Ach! was iſt er uns heilſam! ſagen ſie; wir möchten ihn für viel Geld nicht miſſen! Man würde ſich ſehr irren, wenn man einen ſolchen Menſchen bedauren wollte, wenn er mit einer Naſe, die ihm, wie ein Blutgewächs, im Geſichte glühet, mit Lippen, die unter dieſer ſcharfen Traufe, wie gewärmte Federkiſſen, aufſchwellen und feuren, mit weinenden Augen, denen das Licht ein Gift iſt, und unter beſtändigen Nieſen und Huſten ſeinen Freunden entgegen geht, und ihnen mit einem rauhen Tone höchſtvergnügt das Glük verkündiget, daß er einen rechtſchaffenen Schnupfen, und weder Geſchmak noch Geruch habe. Man mus ſich vielmehr mit ſolchen Leuten über dieſe Krankheit freuen, als ob man ſelbſt viel Geld gefunden hätte.

Ich an meinem Theile halte ſehr wenig von den Krankheiten, die geſund ſind, und ich werde mir nie darum etwas böſes weiſſagen, weil ich mit Schnupfen und Huſten verſchont bleibe. Da ich nicht zweifle, daß es noch mehr ſolche mediciniſche Freidenker in der Welt geben werde, ſo brauche ich nur bei den Verehrern des Schnupfens um Vergebung zu bitten, weil ich heute einige kleine Reflexionen mittheilen werde, welche dazu dienen können, daß man dieſe verdriesliche Krankheiten verhüte. Man kan bei einer guten Lebensordnung, ohne Schnupfen und Huſten, geſund bleiben; und weil dieſe beiden Zufälle Krankheiten ſind, ſo ſind ſie meine Feinde, gegen die man im Herbſte zu Felde ziehen mus.

Ich will mich wohl hüten, meinen Leſern eine gelehrte mediciniſche Abhandlung vom Schnupfen und Huſten mitzutheilen. Es weis jederman̄, was beides für Krankheiten ſind, wenn er es gleich nicht griechiſch weis, und es verlangt leicht niemand eine groſſe Cur wider ſo leichte Krankheiten zu wiſſen. Man kan ſo lange mit den Hausmitteln zurecht kommen, bis man es der Mühe werth hält, einen Doktor um Rath zu fragen, und alsdann wird dieſer ſchon ſeine Anſtalten zu machen wiſſen. Er wird den Schnupfen und Huſten in verſchiedene Claſſen eintheilen; er wird die verſchiedenen Urſachen von allen Arten durchgehen, und inquiriren, was hier für eine vorhanden ſey. Mit dieſer Urſache wird er fechten, und glüklich wird ſein Kranker ſeyn, wenn er die rechte Urſache trift. Mein Plan leidet es nicht, mich ſo tief mit dergleichen Kranken einzulaſſen. Alles, was ich zur Cur dieſer Krankheiten rathen darf, beſteht in Kleinigkeiten.

Die Wilden blaſen Tabaksrauch durch die Naſe, wenn ſie den Schnupfen haben, und wer es ihnen nachthun will, der wird ſehen, daß es ein unſchuldiges gutes Mittel ſey. Boerhaave vertrieb einem Schulmeiſter, welchen die Buben Nieswurzel in eine Noſe geſtreuet, wovon er ſich beinahe todt genieſt hätte, dieſen künſtlichen Schnupfen damit, daß er ihm häufig warme Milch in die Naſe ziehen ließ. Es kan aber auch laubes Waſſer zu eben dem Endzweke dienen; und wenn auch dieſes noch zu umſtändlich wäre, ſo dürfte man nur den heiſſen Dampf vom Thee- und Caffeewaſſer oft in die Naſe ziehen. Herr Höſe hat den Schnupfen dadurch augenbliklich vertrieben, daß er die Füſſe in die dichtern Sonnenſtrahlen eines Breñſpiegels halten laſſen, und hier iſt die Warme die Sache. Man wird eben ſo weit kommen, wenn man die Füſſe in heiſſe Kleye ſezet, oder auf heiſſe Beutel voll Sand oder Kirſchenſteinen ſtellet. Man pflegt auch im Anfange des Schnupfens Bernſtein, Maſtix, Weihrauch; Gummi, Animä, und dergleichen auf glühende Steine oder Eiſen zu legen, und den Dampf in die Naſe zu ziehen. Es mus aber nicht mit glühenden Kohlen geſchehen, wofern man die Naſe darüber halten will. Wenn man Salpeter in lauem Waſſer auflöſet, und den Mund oft damit ausſpühlet, ſo wird der Schnupfen ohne Gefahr gemindert. Der Eſſigdampf iſt lange ſo ſicher nicht, weil er zurüktreibt. Doch aber iſt es erlaubt, einen Knoten im Schnupftuche mit Eſſige anzufeuchten, um daran zu riechen. Viele kauen die Coſtuswurzel im Munde, und dieſes Mittel zertheilet ohne Gefahr. Wenn man den Kopf vor der Erkältung hinlänglich verwahret, ſo kan ſich das Frauenzimmer und die Mannsperſonen, welche Perüquen tragen, beim Schnupfen dadurch eine groſſe Erleichterung verſchaffen, wenn ſie ſich die Haare dicht an der Haut auf dem Kopfe hinweg ſchneiden, und den Kopf rein abbürſten laſſen.

Beim Bruſthuſten bedient man ſich mancherlei ſüſſer Sachen und fettiger Dinge, um den Auswurf zu befördern. Dieſes iſt gut, wenn im Anfange der Auswurf nicht leicht von ſtatten gehen will. Allein, wenn man ſolche Mittel lange fortgebraucht, ſo unterhalten ſie Auswurf und Huſten halbe und ganze Jahre lang. Die Brühen von Habergrüz, von Gerſten- und Perlgraupen, das abgekochte Kleienwaſſer, und die Hirſchhorntränke, mit Corinthen, ſüſſem Holze, oder Feigen, ſind ſehr gute Mittel in dem gemeinen Huſten, welcher von einer ſubtilen Schärfe und von Erkältung entſteht. Auch die Tränke von Engelſüs und Althäenwurzel, der Quittenſchleim und Gallert ſind dienliche Mittel; nur mus man dabei Diät halten. Alle hizige Gewürze und Getränke, alle grobe Sauren, alle Salze, erregen und reizen den Huſten, und ſind auch beim Schnupfen undienlich.

Jch rede jezt aus dem Tone der alten Weiber. Es iſt mir unmöglich länger ſo fortzufahren. Es ſind andere Regeln nöthig, wenn man Schnupfen und Huſten vermeiden will, und dieſe ſind begreiflicher, durch weniger Bedingungen eingeſchränkt, und gemeinnüziger, als die Regeln der Cur.

Die Naſe, der Hals, der Schlund, der Rachen, ſind inwendig mit einer Haut ausgekleidet, in welcher unendlich viel kleine Butgefäße herumkriechen, welche diejenige Feuchtigkeit vom Blute abſondern, die durch die Länge der Zeit zu einem zähen Schleime wird. Wenn dieſe Feuchtigkeit in der Naſe ſehr häufig abgeſondert wird, ſo fließet ſie tropfenweiſe aus, und es entſteht ein Schnupfen. Geſchicht dieſes in der Luftröhre, ſo erreget der Reiz ihrer Schärfe den Huſten. Der häufige Zufluß der Säfte nach der Naſe oder Luftröhre kann durch mannichfaltige Urſachen veranlaſſet werden. Eine Erkältung der Füße iſt hierzu geſchikt, weil ſie die Feuchtigkeiten nach dem Haupte hintreibt; eine Erkältung des Haupts, weil ſie die Ausdünſtung der Feuchtigkeiten durch die Haut unterbricht; eine Erkältung des ganzen Leibes, weil dabey beyde Urſachen zuſammen kommen. Ein freſſender Staub, ein ſcharfer Nebel erreget in der Naſe und Luftröhre eine ungewöhnliche Empfindung, auf welche eine Bewegung der Säfte nach dieſen Theilen erfolget. So macht der Schnupftabak einen beſtändigen Schnupfen, und der ſehr flüchtige ſpaniſche Tabak einen Huſten, weil er bis zur Luftröhre flieget Die Kälte, welche die Ausdünſtung der inwendigen Naſe und der Luftröhre verhindert, kann eine Anhäufung und Stokung der Feuchtigkeiten in dieſen Theilen veranlaſſen, worauf Schnupfen und Huſten zu erfolgen pflegen.

Bey ſehr empfindlichen Leuten ſind dieſe Urſachen des Huſtens und Schupfens ungemein mächtig. Es giebt Leute, welche augenbliklich nieſen oder huſten, wenn ſie an einem Fenſter ſizen, wo ſie die Luft an einer Seite treffen kann; wenn ſie im Bette nur eine Hand oder einen Fuß herausſtekken; wenn ihnen ein Strumpf nicht ſo glatt anlieget, als der andere; wenn ihnen die naßgeſchwizten Haare auf dem Kopfe kalt werden; wenn ſie einen Finger in kaltes Waſſer ſtekken; wenn ſie in freyer Luft den Hut abnehmen, daß die Stirn erkältet; u. ſ. w. Fallopius hat angemerkt, daß einige Leute ſchon vom Geruche der Roſen nieſen, und Boerhave hat an Menſchen, Ochſen und Pferden bemerkt, daß ihnen der erſte helle Schein des Lichts, der in ihr Auge fällt, ein Nieſen verurſache. Mit dem Huſten iſt es eben ſo. Eine kleine Feder, welche den Kopf der Luftröhre kizelt, verurſacht einen heftigen Huſten. ein Tropfen Waſſer thut in der Luftröhre daſſelbe; eine geringe Erkältung der Bruſt, ein Nebel, eine kalte Luft, die man einathmet, kann einen ſehr langweiligen Huſten erregen.

Man ſieht hieraus, warum Huſten und Schnupfen bey ſchnellen und merklichen Veränderungen der Witterung ſo gemein ſind? Das rechte Schnupfenwetter iſt das, wenn die Luft feucht, kalt und windig iſt. So iſt es im Herbſte, im Winter und Frühjahre. Wenn alſo kalte und naſſe Winde wehen, ſo muß man beſonders darauf ſehen, daß die allgemeine Ausdünſtung des Leibes unterhalten, und kein Theil des Leibes vor dem andern merklich erkältet werde. Wie leicht ſtellt ſich nicht ein Schnupfen und Huſten ein, wenn man im ſchlakrigen Wetter ausgehet, daß die Füße von der Näſſe erkältet werden, wenn der übrige Leib vom Gehen warm wird. Wenn es windiges Wetter iſt, ſo wird allezeit die Seite, welche dem Winde entgegen ſtehet, mehr erkältet, als die ihr entgegen ſtehende; und daher iſt es im Frühjahre und Herbſte faſt unvermeidlich, Huſten und Schupfen zu haben. Das Seltſamſte aber bey dieſer ganzen Sache beſteht darinn, daß diejenigen Leute, welche ſich ſowol in Kleidern, als auch in den Zimmern am wärmſten halten, mit Huſten, Schnufen und Flüſſen am meiſten beſchwert werden. Die große Sorgfalt, ſich nicht zu erkälten,

ten, macht, daß es gemeiniglich deſto leichter geſchehen kann; und wenn ich meinen Leſern dieſe Wahrheit recht begreiflich mache, ſo hoffe ich, daß ſie davon einen immerwährenden Nuzen haben werden.

Ich leugne nicht, daß eine mäßige Bedekkung des Leibes zuträglich ſey. Noch weniger kann ich rathen, daß einer, der warme Kleider und Zimmer ſtets gewohnt iſt, dieſelben auf einmal verändern ſoll. Denn, dieſes dürfte nur nach und nach und nicht ohne große Behutſamkeit geſchehen. So viel aber iſt gewiß, daß einer, der ſich nicht allzu warm zu halten gewohnt iſt, in einerley Umſtänden lange ſo viel Gefahr nicht habe, ſich zu erkälten, als wer in Betten und Pelze eingehüllet iſt, und kein kühles Lüftchen vertragen kann. Nicht jede Zulaſſung der kalten Luft an unſeren Körper iſt ſchädlich, oder verdienet den Namen einer Erkältung, indem frieren und ſich erkälten ganz verſchiedene Dinge ſind. Wenn von der Zulaſſung der Kälte eine Krankheit hervorgebracht wird, ſo erkältet man ſich. Dieſes trägt ſich zu, theils, wenn die Hizze und Abkühlung des Körpers ſchnell miteinander abwechſeln, und dann iſt die Erkältung deſto größer, je größer der Unterſchied des Grades der vorigen Wärme gegen den Grad der darauf erfolgten Abkühlung iſt; theils, wenn die Wärme nur an einem gewiſſen Theile unſers Körpers verſagt, an dem andern aber erhalten wird, da dann die Erkältung deſto gröſſer iſt, je größer der Unterſchied des Grades der Wärme beyder Theile iſt. Die Erfahrung beweiſet dieſes unwiderſprechlich. Im Winter geſchehen lange ſo viel Erkältungen nicht, als in den heißeſten Sommertagen, worauf kühle Nächte folgen. Ja im Winter ſchadet der kälteſte Trunk ſeltener, als im Sommer ein kühles Waſſer; das erſte, darum, weil der Körper, welcher am Tage ſehr erhizt worden, in der kühlen Nacht auf einmal durchgekühlet wird; das lezte, weil im Sommer der Grad der Wärme unſerer Säfte von der heißen Luft weit größer, als im Winter, folglich auch die Verhältniß deſſelben gegen das kühle Waſſer viel größer iſt. Auf gleiche Weiſe lehret die Erfahrung, daß eine unbehutſame Entblößung des Haupts oder der Füße viel leichter eine Erkältung nach ſich ziehe, als wenn man ſich zu eben der Zeit über den ganzen Leib nach und nach um ſo viel abkühlete, als der Kopf und die Füße allein abgekühlet worden ſind. Man kann ſich bey großer Hizze ohne Schaden in kaltem Waſſer baden. Wolte man aber zu eben der Zeit die Füße allein in kältes Waſſer ſtekken, ſo würde man ſich gefährlich erkälten können. Solchergeſtalt iſt ſtets die Gefahr, ſich zu erkälten, deſto größer, je größer der Unterſchied der Wärme des Leibes und der Kälte der Luft iſt; das iſt, je wärmer man ſich kleidet, und in je wärmern Zimmern man ſich aufzuhalten gewohnt iſt, und daher kann eine und eben dieſelbe Witterung einem Menſchen, der ſich nicht ſehr warm zu halten gewohnt iſt, unſchädlich ſeyn, ja warm vorkommen, da hingegen ein Weichling aufs ärgſte davon erkältet wird.

Hierzu kommt noch ein anderer Umſtand. Wer kann alle Theile ſeines Leibes auf einerley Art verwahren? Weder der Wohlſtand, noch die Nothwendigkeit verſchiedener Handlungen geſtatten dieſes. Man kann ein Kiſſen vor der Bruſt und dem Bauche, aber nicht um den Kopf tragen, wenn man ausgehen will. Es iſt alſo leicht möglich, daß der eine Theil, in Abſicht des Grades der Wärme, von andern, die ſehr warm gehalten werden, merklich verſchieden ſey; und da dieſes zu einer Erkältung ſchon hinlänglich iſt, ſo kann nichts die Erkältung mehr befördern, als die Bruſt- und Bauchkiſſen. Dieſes klingt eben ſo ſeltſam, als wenn man ſagt, daß einer ſich vom Einheizen der Zimmer erkälten könne, und gleichwol iſt das eine ſo gewiß, als das andere. Wenn ein ungeheiztes Zimmer eine gemäßigte Luft hat, ſo kann man ſich ohne Gefahr der Erkältung darinn aufhalten. Man laſſe aber dieſes Zimmer heizen, und ſeze ſich ſo an den Ofen, daß nur eine Seite erwärmt wird; ſo wird hier auf beyden entgegenſtehenden Seiten des Körpers ein merklicher Unterſchied der Wärme verurſacht, und im Augenblikke fängt man an zu nieſen und zu huſten. Man lege ſich in ein Bett, daß an einer Wand ſtehet, und worinn auf der andern Seite ein anderer Menſch lieget. Der Leib wird von der Wand auf der einen Seite nicht erwärmet, ob ſie gleich auch nicht kalt ſeyn mag. Weil ihn aber auf der andern Seite ſein Beyſchläfer viel ſtärker erwärmet, ſo entſteht hier ein Unterſchied in der Ausdünſtung beyder entgegenſtehender Theile, der Huſten, Schnupfen, und Reißen in dem an der Wand liegenden Arme verurſacht. Wer ſich in einem temperirten Zimmer ſehr wohl befindet, der darf nur ſeine Füße auf eine heiße Flaſche ſezen, wenn er den Schnupfen haben will. Alſo thut die unproportionirliche Erwärmung einiger Theile des Körpers eben dieſelben Wirkungen, als eine Erkältung der ihnen entgegengeſezten Theile; und wenn dem alſo iſt, ſo iſt nichts leichter zu begreifen, als warum die Leute, die im Winter nicht aus ihren Zimmern kommen, und die ſich in zehn Kleider und Federmüzzen einhüllen, einen beſtändigen Huſten, Schnupfen, Flüße und Reißen haben, wogegen die armen Leute, welche ſtets auf den Straſſen liegen, von keiner Erkältung etwas wiſſen.

Weil man hier zu Lande die meiſten Krankheiten von Erkältungen herleitet, ſo wünſche ich, daß man das, was ich jezt erwieſen habe, mit beſonderer Aufmerkſamkeit überlegen möchte. Man kann in der Theorie vielleicht Recht haben. Allein, ich glaube, daß die Erkältung mehr Krankheiten um deswillen hervorbringe, weil wir uns zu ſehr davor verwahren wollen, als ſie auſſerdem thun würde. Wir würden uns nicht ſo viel erkälten, wenn wir uns nicht zu warm hielten, und wenn wir nicht einige Theile des Leibes nach Verhältnis der übrigen zu ſehr erwärmten. Es iſt faſt eine allgemeine Regel: Je diker die Perüque, deſto röther die Naſe; je diker das Bauchkiſſen, deſto bellender der Huſten; je diker die Pelze, deſto wüthender das Reiſſen. Man ſehe einen Poſtknecht mit hinter die Ohren geſtreiften Haaren ganze Tage unter freiem Himmel in einem Sturme fahren, der gerade auf die Oeffnung des Ohres gerichtet iſt, und dem es nicht einmal einfällt, ſich das Ohr zu bedeken. Ein anderer würde das gröſte Unglük hiervon haben; ihm iſt es nicht einmal merklich. Wie oft arbeiten nicht die Bauren, daß ſie über den ganzen Leib ſchwizen, da ſie unterdeſſen mit bloſſen Füſſen in einem Sumpfe ſtehen, der mit Schnee und Eiſe vermiſcht iſt. Gleichwol wiſſen ſie weder vom Schnupfen noch Catarrhe etwas. Wenn ſich dieſe Leute reich gearbeitet haben, und beſſere Pflege und Bequemlichkeit haben können; wenn ſie den warmen Ofen ſuchen, und ſich Pelze und Kiſſen zulegen: ſo ſind ſie den Erkältungen garbald eben ſo unterworfen, wie andere vornehme Leute, und dann erfahren ſie erſt, was Huſten, Schnupfen und Flüſſe ſind? Dies iſt alſo unſer Fehler, daß wir, durch unſere ſorgfältige Verhütung der Erkältung, es uns faſt unmöglich machen, uns nicht zu erkälten.

Sollen wir aber um deswillen die Kleider ablegen, und im Winter nicht einheizen? Nein. Wir wollen nicht von einer Ausſchweifung zu die andere gerathen. Wir ſind gezüchtigt genug für die eine, wer weis was uns bei der andern widerfahren könnte! Allein, einem Rathe der Aerzte könnten wir gar wol Folge leiſten, daß wir zu allen Jahrszeiten einerlei Arten von Kleidung trügen, welche ſo beſchaffen ſeyn müſſten, daß ſie uns in den warmen Tagen nicht zu heis, und in den kalten nicht zu kühl wären. Dieſe Regel iſt ohne Gefahr und höchſt vernünftig. Sie entwöhnet uns von der Weichlichkeit; ſie macht unſern Körper dauerhafter, und überhebt uns der ſo mislichen Sorgfalt, die Kleider nach den Witterungen zu vertauſchen, durch welche ſchon mancher ſeine Geſundheit verlohren hat. Soll ich noch einen andern Rath hinzufügen, ſo iſt es der, ſich nicht zu warm geheizte Zimmer zum beſtändigen Aufenthalte zu wählen, beſonders aber, gleich in der Jugend, die Kinder ſo an die Witterungen zu gewöhnen, und ihnen ſo wenig Bedekung des Leibes zu geſtatten, als vernünftig und leidlich iſt. Durch dieſes Mittel läſt ſich alles zwingen. Hierdurch gehen die zarteſten Damen ohne Gefahr mit offener Bruſt, und die Zigeuner im Winter halb nakend.

Ich weiß wohl, was man mir einwenden wird. Huſten, Schnupfen und Flüſſe ſind geringe Krankheiten, welche man leicht aushalten kan. Allein, weiß man auch wohl, daß aus einem geringen Huſten Bluthuſten, Schwindſucht und Tod entſtehen kan, und daß es Flüſſe giebt, die ſich in Gicht verwandeln? Hildanus erzählt, daß ein Menſch von heftigem Nieſen blind geworden, und der Herr von Haller hat eben daſſelbe bei Frauenzimmern beobachtet, welche unmäſſig genieſſet haben. Es iſt auch auſſerdem bekannt genug, daß ein übelgerathener Schnupfen Schlagflüſſe und den Tod nach ſich ziehen könne.

"Aber der Schnupfen iſt doch geſund?" So? in welchem Verſtande? Iſt er geſund, wie das Waſſer, weil er keine merkliche Wirkungen in unſerm Körper äuſſert? Nein. Iſt er geſund, wie der Wein, weil er angenehme Wirkungen hervor bringt? Nein. Iſt er denn alſo geſund, weil er Krankheiten vorbeuget, oder abhilft? Ja! er kan eine Schärfe aus der Naſe abſpühlen, wovon ſie ſich entzünden würde; er kan Kopfſchmerzen, Zahnweh, Ohrenzwang, u. ſ. w. durch eine Ableitung der Säfte von dieſen Oertern vertreiben, und die Säfte reinigen. Gut! In dieſer Abſicht iſt der Schnupfen geſund, ſo wie die Peſt, das Flekfieber, die Ruhr und der Stein geſund ſind. Es hat jede Krankheit ihr Widerſpiel, welches weichen muß, wenn ſie ſich einſtellet. Das Miſerere iſt eine untrügliche Krankheit wider den Durchlauf, und der Schmerz wider die Unempfindlichkeit. Nun ſind zwar die Krankheiten, welche der Schnupfen verhüten kan, mehrentheils ſchmerzhafter und wichtiger, als er ſelbſt iſt; und vielleicht iſt dies das einzige Vernünftige, was man anführen kan, wenn man den Schnupfen für geſund hält. Allein, der Schnupfen hat, wie geſagt, auch ſeine Gefahren, und es iſt eine elende Maxime, ſich durch Krankheiten geſund zu erhalten. Man kan allen Nuzen, welchen der Schnupfen ſtiften kan, gewiß ohne ſeine Vermittelung genieſſen, wie uns die Bauern beweiſen, die ihn nicht kennen, und Bürger, Stadtleute, die mäßig und weislich leben, mit ſolchen niemahls geplagt werden.

Abhandlung von der weiſen Vorſorge der alten Schweden, die einreiſſende Ueppigkeit zu hemmen. *)

Die Kenner der menſchlichen Natur verſichern, daß ſich mehrere von unſerm Geſchlechte zu Tode eſſen, als zu Tode hungern. Mir deucht, ſie haben Recht: und dem zufolge glaube ich gleichfalls behaupten zu können, daß der un-

---

*) Als ein Auszug aus der Rede, die von Sr. Excellenz dem ſchwediſchen Reichsrath, Hrn. Grafen Henning Adolf Gyllenvorg, vor der Stokholmiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, bei Niederlegung des Präſidii, den 29ſten Jenner 1757. gehalten worden. S. J. 16.

unvernünftige Gebrauch eines überflüſſigen Vermögens mehr Staaten verdorben habe, als der urſprüngliche Mangel an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen. Denn auſſer dem, daß Glük und Macht, die Mutter der Ueppigkeit, im andern Glied Unglük und Armuth gebiehret, deren Empfindung die vorigen erwünſchtern Umſtände und die zu ſpäte Erinnerung, daß man ſich durch eigene Nachläſſigkeit derſelben beraubet habe, merklich ſchwerer machen; auſſer dem auch, daß unnöthige Verſchwendungen die Barſchaften eines Reichs erſchöpfen, und die Armuth einzelner Bürger endlich Reichsſchulden und ein allgemeines Untergewicht im Handel nach ſich ziehet: ſo iſt unleugbar, daß Wolluſt und Ueppigkeit überhaupt die Kräfte des Geiſtes und Körpers ſchwächen, die Gedanken der Menſchen von ernſthaften Beſchäftigungen auf Thorheit und Leichtſinn kehren, und endlich, wenn bei immer anwachſender Armuth der Ueberflus gleichwohl fortgeführt und unterhalten werden ſoll, die Einwohner angewöhnen, für einen niedrigen Gewinn Himmel und Vaterland zu verkaufen; nachdem ſie ſich vorher in den Kopf geſezt, daß ihre mannigfaltige Ueppigkeiten eben ſo viel würkliche Bedürfniſſe ſind, und hierauf nicht vergeſſen, daß die Noth kein Gebot habe.

Das römiſche Reich, das ſich von dem geringſten und ärmſten Anfang zu der gröſten Macht erhob, die je ein Reich gehabt, und plözlich wieder zu tief herab ſank, daß es ein Raub der ohnmächtigſten Völker wurde, giebt uns von der Sparſamkeit ſowohl, als der Ueppigkeit, und von beider ganz ungleichen Folgen die allergröſten Beiſpiele.

Einer der vornehmſten Geſchichtſchreiber dieſes Volks, Livius in der Vorrede, macht die Anmerkung, wenn kein Reich in der Welt ſein Glük ſo lange ertragen habe, ſo ſey auch keines, wo die Sparſamkeit und Armuth ſo lange in Ehren geweſen.

Bei dem erſten Urſprung ihrer Republik, da zu derjenigen Stärke der Grund gelegt wurde, welche zu zerſtöhren ihren unwürdigen Nachkömmlingen ſo viele Mühe koſtete, war Brey ihre vornehmſte Speiſe. Ihre Kleidertracht, die von ungefärbter Wolle war, litte in 700. Jahren keine Veränderung, und ihre Bedienung war ſehr eingeſchränkt. Ihre gröſten Männer holten ſie vom Felde weg, wo ſie Graben machten, um die Feldmarſchallswürde anzutretten: und einen andern traf die Geſandtſchaft eines fremden Volks, die ihn unangemeldet beſuchte, bei dem Heerde an, da er ſich eben in einem kleinen Gefäs das Mittagseſſen zubereitete. Allein, nachdem die Schäze des beſiegten Aſiens, und mit denſelben der Ueberflus, zuerſt vom L. Scipio, und nachher auch von andern, nach Rom gebracht wurden: ſo konnte es nicht anders ſeyn, die Grundgeſeze des Reichs, die beſtändig untergraben wurden, muſten endlich über den Hauſen fallen. Ich bin verſichert, daß Kato ſich nicht ſo ſehr über die Mishelligkeiten gegrämet habe, die Roms Unterthanen theilten, als vielmehr darüber, daß ſie faſt alle darinnen übereinſtimmten, im Staat und Pracht alle Grenzen zu überſchreiten. Könnte dieſer Patriot nicht den Untergang der Stadt und des Reichs mit ziemlicher Gewisheit voraus ſagen, wenn er die Ueppigkeit im Eſſen und in der Kleidung, die in allen Häuſern herrſchte, anſahe? Ihre Tiſchbetten waren von maſſivem Silber, und ihre Gefäſſe, auch ſogar diejenige, die der Wohlſtand bei Seite zu ſezen befiehlet, von reinem Gold. Eine mäſſige Eintrittsmahlzeit koſtete über 100000. Rthlr. und bei groſſen Gaſtereyen, dergleichen Kraſſus, Lukullus, und andere hielten, gieng in einem Tage mehr auf, als mancher europäiſcher König das ganze Jahr über zur Unterhaltung ſeines Hofſtaats braucht. Ein Comödiant Aeſopus konnte bei einer Collation Schüſſeln auffezen, da jede auf 25000. Rthl. koſtete. Ich übergehe die grenzenloſe Verſchwendung, die bei ihren Feyerlichkeiten üblich war: als da Nero bei dem Begräbniſſe der Poppäa blos in arabiſchem Rauchwerk 5. Millionen Rthl. verſchwendete, und andere bei öffentlichen Spielen mehr verthaten, als heut zu Tage ein Feldzug von einem ganzen Jahre koſten ſollte.

Die römiſche Nation, die wohl einſahe, daß ihr auf eine ernſthafte Mäſſigkeit gegründeter Staat bei dieſer Ueppigkeit nicht beſtehen könnte, ſuchte ſich zwar gegen dieſe Seuche zu verwahren, und verordnete daher die Cenſoren, welche unter andern auch darob halten ſolten, daß keine neue Sitten eingeführet werden, und niemand über ſeinen Stand leben ſolte. Es wurden auch hinter einander heilſame Geſeze, als das Fanniſche, Liciniſche, Aemiliſche Antiſche und Juliſche ausgefertiget, die dem ſich einſchleichenden Ueberflus hemmen ſolten. Allein, dieſe häufigen Geſeze beweiſen, daß man ſolche zu brechen ſehr geneigt geweſen ſey. Die Verordnungen waren in dieſem Stüke niemals recht, oder vorſichtig genug abgefaſt. Man klagte über Härte und Zwang unter einer freien Regierung. Man wandte vor, die Geſundheit litte Noth, wenn in der Lebensart eine Aenderung geſchähe. Die Wizlinge machten ſich ein artiges Vergnügen daraus, die Verordnung lächerlich zu machen, und allerhand Lekerheiten gerade deswegen, weil ſie verboten waren, mühſam aufzuſuchen. Allein, wie unpatriotiſch dergleichen Betragen ſey, kan man leicht urtheilen. Auf dieſe Weiſe wird nicht nur eine allgemein nüzliche Abſicht gehindert, ſondern es legt ſich auch zu Tage, daß die geſezgebende Macht zu ſchwach ſey, und eine freche Dreiſtigkeit ihr überlegen werden könne: eine allzugefährliche Erfahrung in einer Regierung, die nothwendig einen ſchlechten Ausgang nehmen mus.

Röms ſchröklicher Untergang ſcheinet den übrigen europäiſchen Völkern eine Warnung für Ueppigkeit geweſen zu ſeyn, als welche daran Schuld geweſen. Wenigſtens ſehen wir, daß die Bewohner unſers Nordens in ihrer Lebensart ungemein mäſſig geweſen. In ihren niedern Häuſern ſahe man keine koſtbare Verzierungen. Selbſt die königlichen Wohnungē waren, ihrer Bauart nach, wie unſre Bauernhütten. Ihre Speiſe war oft ungekocht, und immer ungekünſtelt. Man ſahe es als eine Ueppigkeit an, ungemiſchtes Brot zu eſſen; man that vielmehr einen anſehnlichen Theil Baumrinde darunter, wovon man in den alten Mühlenliſten die deutlichſten Spuren findet, als worinnen beſtimt wird, wie viel Baumrindemehl jeder abliefern ſolle. Ein Umſtand, der es begreiflich macht, wie es möglich geweſen, daß ehedem Getreide aus Schweden ausgeſchiffet worden. Ihr Getränke war ſtarkes mit Poſt (Rosmarinus ſilveſtris, Lin. Myrica Spec. I.) gebrautes Bier. Dieſer Trank, ſo ſehr er uns auch zuwider ſeyn würde, machte doch den Freudentrank unſerer Vorfahren aus, und war ſogar bei Hofe eingeführt. Sturleſon und andere erzählen, wie die Königinnen und unvermählte königliche Prinzeſſinnen mit ihren Bekanten Tvemaningsoel, d. i. dergleichen Bier zwei und zwei aus einem Becher getrunken.

Der Wein war bei uns in ältern Zeiten eine faſt unbekante Waare. Meth war wol etwas bekanter; ich finde aber doch nicht, daß bei Gaſtereien deſſelben Erwähnung geſchiehet, auſſer wenn Biſchöfe mit ihren Domherrn tractiret werden ſolten. Das Heidenthum überlies dieſe Lekerheit ſeinen Göttern, welche man in der Edda ſehr oft ſich bei dieſem Getränke einen guten Tag machen findet. Das meiſte, wobei die Vornehmern unter den alten Gothen einigen Aufwand machten, waren ihre Armringe, ihr vortrefliches Gewehr und ihr Pelzwerk.

Eine ſo ernſthafte Lebensart ſcheinet mir bis auf die Zeiten des K. Magnus

Ladulaas gedauert zu haben. Dieſer Herr, der einen glänzenden Hofſtatt liebte, lies ausländiſche Bediente, und mit dieſen fremde Sitten herein kommen. Von der Zeit an ſieht man den Pracht von Jahr zu Jahren wachſen. Bei den Turnierſpielen beeyferte man ſich um die Wette, ſeinen Staat zu zeigen. Anſtatt des alten groben ungeſchornen Wollenzeuges kamen Sammet und Seiden in Brauch. Die Vornehmern kamen in Kleidern angezogen, die an allen Enden mit ſilbernen Schellen behänget waren. Ihre Schuh waren mit Spizen ganze Ellen lang gezieret. In ihren Pumphoſen war dreimal mehr Zeug, als in ihrer ganzen übrigen Kleidung, einige hundert Ellen Spizen und Bänder nicht mit gerechnet, mit denen ſie verbrämt waren. Und an ihren Röken waren die Ermel 5. Ellen lang, und dabei ſo enge, daß man ſie mit Gewalt hinterſchlagen, und bis an die Achſel hinauf in Falten legen muſte.

Bei ihren Gaſtereyen, ſonderlich bei ihren Hochzeiten, war ein unendliches Praſſen. Auſſerdem, daß ſie bisweilen etliche hundert Perſonen bei ſolchen Gelegenheiten zuſammen baten, wovon man noch die ungeheuer groſſen Säle in unſern alten Gebäuden herzuleiten hat; ſo währete dieſe Feyerlichkeit etliche Tage hinter einander, und noch zu gröſſerem Ueberflus wurden während der Zeit an die Brautführerinnen, wie auch an die Spielleute und Gaukler, die Gäſte mit ihren Poſſen und Kunſtſtüken beluſtigen ſollten, Geſchenke ausgetheilt. Ich habe irgendwo angemerkt gefunden, daß bei einer einzigen Hochzeit in Schonen 24. Ochſen, 80. Schafe, 3. Tonnen Eſſig, 12. Pfund Ingwer, 8. Pfund Pfeffer, 20. Ohm Wein, und 6. Laſten Bier darauf gegangen. Anderer dergleichen Beiſpiele zu geſchweigen.

Um eine ſo ſchädliche einreiſſende Ueppigkeit noch im Anfange zu hemmen, haben ſich unſre ehemahlige Könige höchſt angelegen ſeyn laſſen, ihre Unterthanen zu einer ordentlichen Sparſamkeit anzuhalten, und alle Geldverzehrende Mißbräuche abzuſchaffen.

Der erſte, der hier Hand anlegte, war König Magnus Smek. Dieſer gab zu Telge eine Verordnung heraus, worinnen er die groſſen Hochzeit- Kirchgangs- Begräbnis- Erbſchafts- und andere dergleichen Gaſtereyen in 80. Perſonen einſchränkte, die Hausleute und den Biſchof mit ſeinen Domherren nicht mit eingerechnet. Wenn ſich ein Reichsrath ungebetten dabey einfand, ſollte er 40. Mark Strafe geben; ein andrer Edelmann 30. Mark, u. ſ. w. Die Hochzeit durfte nicht länger als zwey Tage wären, und nur eine Mahlzeit des Tages gegeben werden. Wenn alles vorbey war, ſo war der Wirth verbunden, ungefodert und von ſich ſelbſten auf das Rathhaus zu kommen, und eidlich zu verſichern, daß er dieſe Verordnung nicht überſchritten habe. Sie wurde nachher faſt von Wort zu Wort in das allgemeine Geſezbuch gebracht, ausgenommen, daß man nach vorgängiger Erlaubnis des Magiſtrats ſo diskamær*), d.i. 100. Perſonen auf die Hochzeit bitten konnte.

Von Muſikanten durften nicht mehr als zwey da ſeyn. Sie bekamen einen halben Reichsort: man kan aus dieſem Preiſe auf die Beſchaffenheit ihrer Muſik ſchlieſſen. Dem Koch mit ſeinen Leuten waren 10. Oer ausgeſezt. Die Gaukler wurden durch ein wunderliches Geſez beinahe Vogelfrey gemacht. Vermuthlich werden ſie alſo ihr Handwerk aufgegeben haben, da ihnen ohnedem die Braut kein Geſchenk mehr, weder an Geld noch

---

*) Es war gebräuchlich, daß man den Gäſten ihr Eſſen immer zweyen und zweyen auf einem Teller vorlegte. Der Werth eines ſolchen Tellers wurde nachgehends auch durch die Geſeze beſtimmt. Er durfte nicht über zwey Loth Silber koſten.

Kleidern, wie vorher üblich geweſen war, machen durfte.

Um dem unmäſſigen Trinken zu ſteuern, hatte nach dem Gothländiſchen Geſez der Wirth das Recht, der Königin ⸗ ⸗ ⸗ Geſundheit aufzubringen. Dies war das Signal, wornach kein Bier mehr herein gebracht werden durfte. Bei dem Heimführungs-Schmauſe muſte um 9. Uhr, wenn die Betgloke geläutet würde, alles zu Ende, und die Braut zu Bette ſeyn. Das Brautbett durfte nicht von Seide ſeyn, oder wenn es nur Leinwand war, mit Spizen beſezt werden. Das Prambadd aber, oder das Paradebett, das ſonſt noch beſonders aufgepuzt wurde, ward gänzlich verbotten.

Von Spezereyen war anfangs faſt nichts als Pfeffer bekannt. Die Seefahrt brachte nachher mehrere ins Land, ſo, daß verbotten wurde, mehr als eine Art auf einmal vorzuſezen. Die Eiſenkuchen, eine Art Gebakenes, wurde im Geſez ausdrüklich verbotten. Die eingeladenen Gäſte durften nicht mehr als 4. Gerichte und einen trokenen Käſe mitbringen. Das Brautgeſchenk beſtund in 2. Oeren für das Diskamæt oder jedes Paar Gäſte. Dagegen ſollte auch die Braut an niemand ſonſt, als an die Arme Geſchenke austheilen.

Ehedem hatte man wohl verguldete Schuhe getragen; nun wurden ſogar alle verguldete Gefäſſe verbotten. Verguldetes Kupfer ſollte, wo man es fände, ins Feuer geworfen werden. Silbern Geräthe durfte man behalten, aber von der Kundmachung dieſer Verordnung an kein neues dazu machen laſſen.

Scharlach und andere theure Zeuge durften weder Manns- noch Weibsperſonen tragen. Galonen und alle Bordirungen waren verbotten. Knöpfe, Schläuſen, Gürtel, Spangen und dergleichen Kleinigkeiten, durften von Silber ſeyn, ſonſt aber nichts. Blodragning, eine Art Tapezierung von blauem Tuch, womit man den mittlern Theil der Wand, ſonderlich wenn ſie von Steinen war, überzog, damit die Kleider keinen Schaden nähmen, durfte weder ſelbſt gehalten, noch von andern entliehen werden; ſondern dafür ſollte man weiſſe Leinwand nehmen.

So ernſthafte und den Umſtänden damahliger Zeit ſo wohl angemeſſene Maasregeln thaten ihre Wirkung, und zogen die glükliche Folge nach ſich, daß die Einwohner des ſchwediſchen Reichs anfiengen, ihrem wahren Wohl nachzudenken, und nach der Anweiſung des groſſen Haushälters, König Guſtavs die Ueppigkeitswaaren abzuſchaffen, die ihnen die Lübeker und andere zuführten, von denen es ihnen ohnedem ſchwer genug war ſich loszuwikeln. König Johann, der hierinnen den Grundſäzen ſeines Vaters folgte, ließ ſich nicht weniger angelegen ſeyn, mit allem Ernſt die Waaren zu verbieten, deren überflüſſiger Gebrauch das Reich arm machte. Im Jahr 1585. lies er alle deutſche Biere verbieten. Vermuthlich erregte dieſes Verbot damahls eben ſo groſſe Klagen, als unlängſt das Brantewein-Verbot. Allein, die Zeit hat uns gelehret, daß man ſeinen erſten Aufwallungen nicht immer trauen dürfte. Eben dieſer König that einige Jahre darauf einen andern Schritt, der nicht weniger nachdrüklich war. Die Pracht war ſo hoch geſtiegen, daß man gemeine Bürgerweiber in Sammet und Seide gehen ſahe. Dieſe koſtbare Kleidungen verbot der König nicht nur; er gab ſogar dem Profos Erlaubnis, ihnen ſolche öffentlich abzunehmen, und der Mann mußte zur Strafe für jede Sammetmüze, und jedes ſeidene Kleideſtük ſeiner Frau einen Soldaten halten.

Nachdem unſre unter König Guſtav Adolf, und der Königin Chriſtina glüklich geführte Kriege, Schweden nicht nur mit neuen Einkünften und groſſen Schäzen bereichert, ſondern auch unſre heimgekommene Landsleute an fremden

Staat gewöhnet hatten: ſo äuſſerte ſich in allen Ständen eine Neigung zur Ueppigkeit, der man Einhalt thun muſte. Die ſcharfſichtige Regierung lies daher durch eine ausführliche Verordnung allerhand bei Hochzeiten, Begräbniſſen, und andern Feyerlichkeiten übliche Weitläuftigkeiten bei Strafe verbieten, die ſonſt nothwendig dieſe Folge gehabt haben würde, daß unſer theuer erworbenes Eigenthum in kurzem unſer eigenes altes Erbvermögen aus dem Reiche gezogen, und uns den Ausländern zinsbar gemacht hätte.

Denn ſo gerne ich auch eingeſtehe, daß es der Geſellſchaft Leben und Wirkſamkeit giebt, und folglich den Pflichten eines wohlgeſinnten Bürgers nicht widerſtreitet, wenn diejenige, die von dem Eigenthum des Reichs viel beſizen, ihren dürftigern Mitbrüdern Gelegenheit geben, ſich von ihrem Ueberflus mit Ehren ihr Brod zu verdienen: ſo gewiß iſt es auch, daß wenn die Ausgaben dieſer Perſonen auf ſolche Dinge fallen, die das Reich erſchöpfen, und die weſentlichſten Güter deſſelben in unnüzen Staat und Lekerheiten verwandeln, alles ſich zum Untergange neigen müſſe.

Denjenigen Edelmann ſehe ich für einen Patrioten an, welcher auf ſeinem Landgute Wieſen ausreuden, Sümpfe abgraben, Berge ſprengen, und Gärten anlegen läßt, damit ſeine arme Bauren und Köter ihren Unterhalt finden. Allein, von demjenigen, der ſein Gut verſpielt, oder ſich durch eine ſein Vermögen überſteigende Pracht in Armuth ſtürzet, und zur Befriedigung ſeiner Glaubiger das eine Stück ſeines Hausraths nach dem andern aus dem Hauſe gehen laſſen muß, von dieſem habe ich ganz andere Gedanken.

Die Haushaltung eines ganzen Reiches unterſcheidet ſich hierinnen von einer Privathaushaltung nicht weiter, als wie das gröſſere vom kleinern. Vergebens brechen wir Erz aus unſern Bergen, vergebens veröden wir unſre Wälder, wenn ihr ganzer Werth für Waaren ausgehet, die wir verzehren, und vielleicht doch nicht einmal zulänglich iſt. Was hilft es uns, daß wir Seidenfabriken anlegen, wenn ihre hauptſächlichſte Wirkung dieſe iſt, daß die Seidenzeuge ſo allgemein werden, daß uns nun die rohen Materien mehr koſten, als ehedem die verarbeiteten Waaren ſelbſt? Oder was gewinnt das Reich dabei, wenn der Fleiß unſrer Ackerleute den Jahreswuchs mit 100000. Tonnen vermehret, wenn die Branteweins-Brennereyen durch einen Mißbrauch, für den wir einer aufgeklärtern Nachwelt mit Scham werden Rede und Antwort geben müſſen, dreymal mehr verzehren? Ich habe oben erinnert, daß unſre Vorfahren von uralten Zeiten her nicht nur Getreide vollauf gehabt, ſondern auch den Ausländern viele Schifsladungen davon mittheilen können. Sturleſon meldet, es wären hier in Norden Vorrathshäuſer geweſen, worinnen Getreide von mehreren Jahren aufgeſchüttet gelegen. Olaus Magnus erzählet, Preuſſen und andre Länder hätten aus Schweden Getreide bekommen. Und noch unter König Guſtav Adolf finden wir verſchiedene Verordnungen von der Ausſchiffung des ſchwediſchen Getreides, anſtatt daß wir nun, und eigentlich nach der Allgemeinwerdung des Branteweins, in mittelmaßigen Jahren 400000. Tonnen einverſchreiben müſſen. Sezt man zu dieſem Zweig der Verſchwendung die vielen andern hinzu, welche die Wolluſt erfunden, und die Thorheit angenommen und fortgepflanzet hat: ſo werden wir leicht finden, daß wir bald einer ganz neuen Lebensart nöthig haben.

Zwey Dinge möchte ich wohl zur Beförderung einer beſſern Haushaltung wünſchen. Einmal, daß man das Publicum überzeugte, wie ſehr es, obgleich unwiſſend daran arbeite, das Reich in Untergewicht zu verſezen, d. i. ſolches anfangs in Armuth, und nachher entweder

der in ausländiſche oder einheimiſche Sclaverey zu ſtürzen. Hernach wünſche ich, daß diejenigen, deren Würde die Augen des Volks auf ſich ziehet, mit ihrem Beyſpiele eine ſo groſſe Angelegenheit, auf der die Wohlfahrt des Reichs beruhet, unterſtüzen mögten.

Das Geſichte des Hercules.

Die Alten rühmen faſt alle die folgende Erzählung, die man im Xenophon, einem der beſten Griechiſchen Schriftſteller, antrift, und die folgenden Innhalts iſt. Der junge Hercules, dieſer in der Fabel ſo berühmte Bezwinger ſo vieler Ungeheuer, wolte ſich nunmehr in die Welt begeben, um ſein Glük zu machen. Er flehete die Götter an, daß ſie ihm den rechten Weg zur wahren Glükſeligkeit ſelber entdeken möchten. Die Götter, durch dieſen Wunſch eines Jünglings gerühret, erhörten ſeine Bitte. Hercules verlies das Haus ſeiner Eltern. Kaum hatte er ſeine Reiſe angetreten, ſo kam er in eine Wüſte. Rings um ſich herum entdekte er nichts als Sand, unfruchtbare Hügel, wildes Geſträuche und hie und da nakte Felſen. Gleichwol lies der junge Held ſich nichts von der Fortſezung ſeiner Reiſe abſchreken. Er überſtieg alle Hinderniſſe und Berge von Schwierigkeiten. Endlich kam er an einen Scheidweg. Zu beiden Seiten war eine Straſſe. Die eine führte auf ſteile und rauhe Höhen, die andere hingegen war breit, eben, und ſchien ſich in reizenden Gefilden zu verlieren. Hercules ſtand ſtille, ungewis, welchen Weg er erwählen ſolte. Indem kam ihm von der angenehmen Straſſe ein junges Frauenzimmer entgegen.

Leichtfertig aufgepuzt, von Anſehn ſtolz und wild,
Von fern ein ſchön Geſicht, das feine Schminke dekte,
Der Anzug frey und bunt, der voller Flittern ſtekte.
Ihr Gang war ſchnell und frech.

Sie rief ihm mit einer einnehmenden Freundlichkeit von weitem zu: Wilſt du ein vergnügtes Leben haben, ſchöner Jüngling, ſo folge mir. Sieheſt du nicht, daß du zwiſchen lauter Roſen zu mir kommen wirſt. Und o! wie würdeſt du dich wundern, wenn du erſt meine Palläſte und Luſtgärten ſelber ſehen ſolteſt? Ich weis, du würdeſt dich keinen Augenblik länger bedenken, mein gütiges Anerbieten anzunehmen. Komm und folge mir.

Indem ſie noch ſo ſprach, näherte ſich von einer andern Seite ein Frauenzimmer mit langſamen Schritten. Ihr Anzug war ungekünſtelt. Ein langer Rok von der reinſten weiſſen Leinewand flos ihr bis auf die Füſſe. Ihr Haar war nachläſſig in einen Knoten gebunden. In ihrem Geſichte lächelte Jugend und Unſchuld. Heitere Mienen erhoben den Reiz ihrer harmoniſchen Bildung. Sie winkte mit einem züchtigen Blik dem Jüngling. Er gieng ihr mit Hochachtung entgegen und ſie redete ihn alſo an: Die Götter ſenden mich zu dir, ihrem Liebling. Ich rathe dir, wähle den ungebahnten Weg, auf welchem ich zu dir komme. Er iſt, ich verhele es dir nicht, anfangs rauh und holpricht. Aber ſein Ende iſt deſto angenehmer. Ermanne dich nur. Zeige Gedult und Herzhaftigkeit und kämpfe ſtandhaft wider alle Unbequemlichkeiten; kämpfe wider die Natur und wider deine eigene Neigung. Wilſt du auf den Gipfel kommen, ſo muſt du Berge erſteigen: wilſt du gekrönet werden, ſo muſt du vorher männlich ſtreiten. Die Götter ſchäzen nur diejenigen Jünglinge ihrer Huld und Belohnung würdig, die ſich ſelber überwinden. Wolan, entſchlieſſe dich. Ich will dich zur Vollkommenheit leiten. Jenes Weib, das

das mit dir ſprach und das ſich bei meiner Ankunft entfernet hat, iſt das Laſter. Ihr Weg führt zum Verderben. Reüe, Angſt, Schmerzen, Verzweiflung, ſind der Lohn ihrer ſclaviſchen und niederträchtigen Verehrer. Ich hingegen öfne den Menſchen die Augen. Ich führe ſie in das Innerſte ihres Herzens. Ich lehre ſie die Güther der Welt und die reinen Vergnügungen der Ewigkeit kennen. Ich erhebe ihre Begierden zu der Gottheit. Ich mache ſie weiſe, gerecht und gottesfürchtig. Ich erquike ſie in ihren Widerwärtigkeiten, und bewahre ſie im Glüke vor Stolz und den Ausſchweifungen ihrer Begierden.

Der Jüngling ward durch die geheime Kraft dieſes aufrichtigen Raths ſo gerühret, daß er ſich den Augenblik herzhaft entſchlos, dieſer weiſen und guten Führerin zu folgen. Er beſiegte von Stund an die Ungeheüer der Laſter und verrichtete die gröſten Heldenthaten.

Man kan dieſer Erzählung ihre Schönheit nicht abſprechen. Doch mögen die Leſer ihre Empfindung den Ausſpruch thun laſſen, ob ihr nicht die folgende gleich zu ſchäzen oder vielmehr vorzuziehen ſey, welche den Aberglauben und die Religion abbildet. Einem Menſchen, der unſchlüſig war, ob er in der Welt bleiben, oder ſich in eine Einſiedeley begeben ſollte, erſchien eine häsliche, eingeſchrumpfte Geſtalt, mehr einem Gerippe, denn einem alten Weibe ähnlich. Sie wandelte zitternd über Dornen und Diſteln in ein tiefes, finſteres Thal, welches ein gräsliches Geheul von Nachtvögeln durchtönte. Allenthalben herrſchte Verwüſtung und Schreken. Plözlich wandte ſich dieſes ſchrekliche Geſpenſte um, und redete den traurigen Pilgrim alſo an. "Hier bleibe, verlaſſe die Welt, die voller Elend und Jammer iſt, und beweine in dieſem ſtillen Aufenthalt, einſam, das Unglük des Lebens der Sterblichen. Entſage aller Luſt und tödte den Leib, dieſes Gefängnis ſclaviſcher Lüſte." Angſt und melancholiſcher Tiefſinn überfielen den Reiſenden. Er ſank unter der Laſt ſeiner ſchwermüthigen Empfindungen an einem Felſen hin, und rufte dem Tod. Dann richtete er ſich wieder mühſam auf, feſt entſchloſſē, ſich in dem Flus, deſſen träge Fluthen ſich mit einem traurigen Murmeln langſam daher wälzten, zu erſäufen. Plözlich aber ward er zurük gezogen. Er ſah ſich um und erblikte eine Schönheit, mit einem himmliſchen Glanze umgeben. Voller Mitleiden und Huld ergrif ſie ihn bei der Hand, und den Augenblik verſchwand jene ſcheusliche Geſtalt. Die engliſche Schöne führte ihn durch einen nahen unbekannten Weg auf eine Höhe, von welcher er paradieſiſche Gefilde entdeken konnte. Dieſe reizende Gegenden, ſprach ſie, ſind das Gebiete der Religion. Ich lade dich hiemit zum Genus des gröſten Vergnügens ein. Aber ich gebe dir zugleich im Namen deines Schöpfers, der dich liebet, eine Vorſchrift in die Hände. Nach dieſer allein, nicht aber nach den Erfindungen und Geſezen finſterer Köpfe, muſt du dich richten. Genieſſe der Geſchöpfe mäſſig, und ſchwinge dich durch freudige, freywillige Beſtrebungen zur Gottheit. Beſſere deinen Geiſt, regiere deine Glieder, liebe alle ſichtbare Güter in ſo ferne ſie ein Geſchenke GOttes ſind, und in ſo ferne ſie dir dankbare Regungen gegen ihn einflöſſen. Bediene dich, du haſt das Recht dazu, der Ergözlichkeiten: aber nicht deswegen, als wollteſt du Wollüſte genieſſen, ſondern damit deine Oberkräfte eine neue Stärke, deine Neigungen zu GOtt aber ein neues Leben erhalten. Deine Religion und Tugend ſoll nichts gezwungenes, ſondern was freywilliges und freudiges ſeyn. Denn GOtt hat den Menſchen die Religion vom Himmel herab geſendet, damit ſchon die Erde ein Bild des Himmels ſey, worinn nichts als Luſt und heilige Freude wohnet.

Das Land der Seligen füllt reine Himmelsluſt,
Der Frühling ſchmünkt die Höhn und mahlt der Thäler Gruſt,
Ein nie vergangner Tag beſtralt die grünen Auen,
Und läßt bei jedem Blik uns neue Schönheit ſchauen.
Ein klein und ſtilles Volk wohnt hier in tiefer Ruh,
Es folget der Natur, ſieht ihren Wundern zu.
Sein aufgeklärt Geſicht, die lächelnde Geberde,
Zeigt, daß es glüklich ſey, und immer ſelger werde.
Gebirge, die der Thor unüberſteiglich fand,
Verbieten dem Verdruß den Eingang in dis Land,
Wo banger Kummer nie der Seelen Frieden ſchwärzet,
Der Ekel nie ſich zeigt, und Unſchuld ſicher ſcherzet.

Betrachtung über die heutige Art Krieg zu führen, als die dritte Anmerkung über die Süsmilchiſche Schrift.

Der Probſt Süsmilch hat recht, wenn er ſchreibt, daß man die heutige vernünftigere Art Krieg zu führen, wo man nimmer ganze Völker ausrottet, dem ausgebreiteten Lichte der Wiſſenſchaften zu danken habe; der ſcharfſinnige Rouſſeau mag auch darwider vorbringen was er will. Das Bild ſeines natürlichen Menſchen auſſer einer geſitteten Geſellſchaft erſieht man aus dem elenden Zuſtand der Hottentotten, Eſkimaux und anderer wilden Völker. In Anſehung der alten Kriegsart erſtaunet die Menſchlichkeit, wenn man die Niederlagen bei den Schlachten der Alten in Erwagung zieht. Der erſte Feldzug und eine einzige Schlacht, die Cäſar in ſeinen Kriegsberichten beſchreibt, koſtete den Schweizern mehr als den 4ten Theil einer Million Leute. Sie zogen mit 368000. Mann wider ihn aus, und nur 110. tauſend kehrten, und zwar aus beſonderer Gnade, wieder zurük. Im andern Feldzug iſt die tapfere Nation der Nervier von dem Cäſar in einer einzigen Schlacht faſt ganz ausgerottet worden, dann von 60000. M. blieben kaum noch 500. übrig, und von 600. Rathsherren nur noch 3. Als die Aduaticer eine Untreue an Cäſar begiengen, ſo wurden in der Hauptſtadt, die jezo Bois le Duc heißt, 4000. niedergemacht, und 53000. mit Haab und Gut auf öffentlichen Markte verkauft. Und dis that der ſonſt ſo vernünftige und leutſelige Cäſar. Viele ſchimpfen mit Unverſtand auf den ehrlichen teutſchen Mönch, den Berchtold Schwarz, der das Pulfer erfand, als wenn es ihm der Fürſt der Finſternis eingegeben zur Ausrottung des menſchlichen Geſchlechts. Allein wir verehren, gleichwie bei andern wichtigen Erfindungen, alſo auch hier, eine beſondere Vorſehung GOttes, die für das menſchliche Geſchlecht in dieſem Fall gewachet. Berchtold Schwaz verdient wegen ſeiner Erfindung eine Ehrenſäule, mit der Aufſchrift: Ob conſervatum genus humanum.

Es wäre leicht zu erweiſen, daß ſeit deme das Pulver erfunden, die Europäer ſich weit vermehrt haben als vorhero, ob ſie ſich gleich in alle übrige Theile der Welt zerſtreuen, und einander faſt immer in den Haaren liegen, auch durch die zunehmende Ueppigkeit und Weichlichkeit ihrer vormaligen Geſundheit und Stärke, abſonderlich was erſt Norden betrift, vieles benehmen. Die Kriegszucht und die beſſere Einrichtung machen nun die Kriegsheere den Ländern nimmer ſo fürchterlich.

Seitdem man das Pulver gebraucht, ſchieſſen ſich öfters 100. tauſend Mann einen ganzen Tag herum, und es bleiben kaum etliche Tauſend. Wir haben von einer gewiſſen Schlacht in neuern Zeiten, die man doch als ſehr mörderiſch ausgab, nach einer wahrſcheinlichen Berechnung gefunden, daß von 400. Kugeln kaum eine einzige getroffen. Der Hr. Marſchall von Sachſen hat deswegen auch in ſeinen Reveries militaires S. 20. geſagt: Daß das Pulver bei weitem nicht ſo fürchterlich ſey, als man glaube; wenige Leute werden von vornen in den Schlachten damit getödtet; er und andere haben oft von ganzen Salven nicht 4. Mann fallen ſehen, das Feuern hindere gar nicht, daß man nicht immer vorrüken, und endlich den Feind mit dem Bayonnet erlangen könne. In einer Note darauf heiſt es: Daß das geſchwinde Preuſſiſche Feuer an den ehmals erhaltenen Siegen gar nicht Schuld ſey. Wie kan es anders ſeyn, man ſchieſt blindlings in die Luft ſchon von etlich hundert Schritten her, man bleibt endlich auf 60. bis 30. Schritte ſtehen, und da kehrt der eine Theil um, ſtellt ſich etwa wieder, wenn er aus dem Hintertreffen verſtärkt wird, prellt noch etliche mal an, kan er nicht durchdringen, ſo zieht er ab; Geſchieht dis in guter Ordnung und ohne ſonderlichen Verluſt, ſo rühmt er ſich ſo gut als der Sieger. Schlägt man ſich auf Poſten, ſo kan es den ganzen Tag währen; iſt man müde, und die Nacht kommt darzu, ſo hört man auf, und ſtimmt den andern Tag auf beiden Seiten Sieg und Danklieder an, und verpuft aus Freuden noch etliche Tonnen Pulver. Iſt man hinter den Mauren, ſo läßt man ein Loch darein ſchieſſen; wird es ſo gros, daß die Beſazung dadurch heraus ziehen kann, ſo hat ſie ſich männlich vertheidigt, und Lorbeer erſtritten, wenn ſie auch gleich das Gewehr ſtreken muß. Zur See iſts auch nimmer ſo fürchterlich als in den alten Zeiten. Von 100. Schiffen entwiſchten oft kaum etliche, ſie klammerten ſich an, und hatten nicht genug einander mit ihren Schifsſchnäbeln in Grund zu bohren, ſie wurden auch auf den Schiffen handgemein und mezelten einander in die Wette darnieder. Duilius ein Römiſcher Admiral wuſte nicht, wie er die gröſſere und geübtere Flotte der Carthaginenſer, weil ſie leichte und behende Schiffe hatten, geſchwind genug verderben ſollte: Daher fiel ihm ein, ſie mit Hacken an ſich zu ziehen, eine Fallbrücke überzuwerfen, darauf die Römer die Feinde in ihren eigenen Schiffen niedermachten, daß faſt nichts übrig blieb. Das Pulver macht nun, daß man auf dem Waſſer einander nimmer ſo nahe kommt, und die Seeprovinzien nimmer ſo leicht durchs Anländen verwüſten kann. Iſt ein Schif maſtloß, oder hat es zu viel Löcher, ſo iſt man ſo klug und ergibt ſich, und der ſchwächere Theil geht ſodann auf die Seite. Ausserordentliche Fälle nehmen wir aus, die Rede iſt nur von dem, was meiſtentheils geſchiehet. Derjenige Schriftſteller, ſo vor etlichen Jahren ein Bedencken über die Schädlichkeit des Pulvers herausgegeben, hat alſo die Sache nicht in ihrem ganzen Umfang betrachtet; ſeine Gründe ſind auch nicht weit her. Es dünckt einen in Vergleichung der ältern Zeiten mit den neuern, die Wiſſenſchaften hätten bei der Verminderung des rohen und grauſamen Weſens auch zugleich die Tapferkeit und den Muth geſchwächt; wenigſtens würde man mit einem Haufen von Gelehrten nicht viel ausrichten, ſo muthig ſie ſich auch, abſonderlich in Theologiſchen Kriegen, auf dem Papier herum tummeln. Geſezt die Wiſſenſchaften hatten der Tapferkeit hie und da Eintrag gethan, ſo hat die Menſchlichkeit vortheil davon. Sie können auch auf einer andern Seite den Muth geſtärkt haben; wenigſtens hat man es ihnen zu danken, daß man einander überwinden und zu ſeinem Zwek gelangen kann, ohne viel Blut zu vergieſſen, oder die Menſchen aufzureiben. Ihr Licht wird ſich auch niemal bis auf die gemeinen Soldaten ausbreiten, welche die Ordnung, der Gehorſam, gute Unterhaltung nebſt einer gewiſſen Begeiſterung des Feldherrns oder Regentens unüberwindlich machen. Etwas ſcheint noch aus den finſtern Zeiten bei den Chriſtlichen Kriegsheeren übrig geblieben zu ſeyn, und das ſind die ſogenannten Freycorps und Parthiegänger. Dieſe Leute dehnen ihre Freiheit oft ſo weit aus, daß ſie Feind und Freunden beſchwerlich fallen. Können ſie bei jenen keine Beute erhaſchen, welches die Haupttreibfeder ihres Berufs iſt, ſo greifen ſie zu, wo ſie können. Der Name Vial iſt in den Niederlanden vom lezten Krieg her noch bekannt genug. Dieſer Parthiegänger verlohr endlich unter den Händen der Juſtiz den Kopf.

Zuverläſiger Bericht,

von der Präparation einer tuchtigen Erde zu denen Pomeranzen, Citronen, und andern ausländiſchen Bäumen, um ſie tragbar zu machen.

Die Zurichtung der Erde betreffend, ſo wird auf nachſtehende Art damit verfahren: Es wird nemlich Kühtung aus denen Kühlagern, wo die Hirten das Vieh des Mittags zuſammen treiben, erfordert, nemlich etliche Karren oder Wägen voll, ſo viel man nemlich Erde zu präpariren geſonnen, und ſolches auf einen Haufen geſchlagen, oder in Ermanglung deſſen nur Tung aus denen Stallen, ſonderlich aber, wo Maſtochſen oder ander Maſtvieh ſtunde, genommen werden könte, und auf ſolche Art damit zu verfahren, und auf einen Haufen zu ſchlagen; desgleichen auch eine Quantität gute Gartenerde, welche ebenfalls auf einen Haufen geſchlagen werden müſte, damit ſolche ruhete. Im Frühjahr wird der Tunghauffen umgewandt, und den Sommer zweimal wiederholet, bis der Tung recht verweſe, und gleichſam wie Staub werde: Alsdenn wird ſolcher durch ein zartes Dratwurf oder Dratſieb geſchmiſſen, und was durchfiele, wieder à parte auf einen Haufen gelegt; mit der Erde wird auf gleiche Art verfahren, und auch vom Haufen herunter gehäkelt und durchgeſchmiſſen, und auch a parte gelegt. Wenn demnach dieſe Stükke auf ſolche Art präpariret, und zum Gebrauch employirt werden ſollen, ſo werden 3. Schaufeln vom Tung, und 2. Schaufeln von der zugerichteten Erde genommen, und falls der Boden ſchwer, und keinen Sand bei ſich führet, ein oder eine halbe Schaufel voll Sand, ſo zart er zu bekommen iſt, darzu gethan, und auf ſolche Art mit Umſetzung derer Pflanzen verfahren werden, daß jederzeit zu 3. Schaufeln vom Tung, 2. Schaufeln von der präparirten Erde und eine halbe Schaufel vom zarten Sand genommen werde. Und auf ſolche Art können die Baume alle 2. bis 3. Jahr umgeſezt werden, und ſie werden ſolchergeſtalt wie die Weiden wachſen. Den Gus betreffend, ſo iſt hauptſächlich darauf zu ſehen, daß niemalen kein friſches ſondern wenigſtens 8. Tage lang geſtandenes Waſſer genommen werde, im Winter aber müſten die Gewächſe trocken gehalten werden. Findet man aber, daß ſolche Feuchtigkeit vonnöthen, ſo ſolle es ſehr behutſam und nicht viel geſchehen, und das Waſſer ſo temperirt gewarmt, als die Gewächſe ſelbſten warm gehalten werden, und alsdann ſollen ſie nur ein wenig begoſſen werden. Sommerszeit aber, da die Gewächſe begoſſen werden müſten, ſo ſolle das Waſſer in Zuber getragen, und wenigſtens 8. oder mehr Tage ſtehen bleiben, ehe ſolches gebraucht wird, und ſoll ſolches niemals zu kalt gebraucht werden. Vornemlich aber wäre an denen Gewächſen zu erkennen, wann ſich Feuchtigkeit benöthiget, wann die Blätter Stahlgrün werden, oder ſich zuſammen zu biegen ſcheinen wollen; wenn aber die Blätter gelb werden, ſo werden die Gewächſe zu feucht, gehalten; wann auch die Erde oben eine Schaale bekäme, oder der Klumpen ſich zuſammen gäbe, und von dem Kübel loß machete, ſo ſolle ſolche Schaale jederzeit mit einem Holz aufgeriſſen, und um den Baum gegoſſen werden, damit nicht das Waſſer zwiſchen der Erde und dem Kübel hinunter lauffe, als welches dem Gewächs keinen Nutzen brächte. Wollte man aber die Gewächſe treiben, ſo könnte in das Waſſer Kuhtung und Schaafmiſt, ſo wie es gepfercht wird, nemlich ohne Streu, gethan, und darinnen wohl gerührt, und alsdenn mit dem Waſſer obenweg begoſſen werden. Und dieſes wird demnach das ganze Arcanum ſeyn, mit denen Pomeranzen und Citronen Bäumen zu verfahren.

Sicheres Mittel, die podagriſchen Schmerzen ohne alle Gefahr zu lindern und zu ſtillen, vom Herrn Fuun.

(Aus den Verhandelingen uitgegeeven door de hollandſe Maatſchappy der Weetenſchappen tot Haarlem, tvveede Deel.)

Eine 36jährige Ausübung der Arzneikunſt hat dem Herrn Fuun mehr als eine Gelegenheit gegeben, als ein Zeuge der ſchröklichen Würkungen dieſer grauſamen Krankheit zu ſeyn. Die durchgängige Meinung, daß ſie ſchlechterdings unheilbar ſey, hat ihn um deſto mehr aufgemuntert, ein ſicheres und würkſames Mittel dawider zu ſuchen; und er glaubt es in denjenigen Zubereitungen gefunden zu haben, die wir jezt unſern Leſern mittheilen wollen. Herr Fuun kennt überhaupt die Stärke der Vorurtheile, und beſonders deſſen, das man wider alle Mittel von der Art des ſeinigen heget, allzuwohl, als daß er nicht verſchiedene Schwierigkeiten befürchten ſolte, die man dagegen machen mögte. Er komt ihm ſelbſt zuvor, und erkläret, daß er die Urſachen des Podagra nicht aus dem Grunde heben, ſondern nur die Schmerzen deſſelben lindern, und die Anfälle davon ſowohl der Zahl als der Heftigkeit nach vermindern wolle. Das Beſte der Menſchen und die Erleuchterung unendlich vieler Kranken, die Opfer und Märtyrer eines Irrthums werden müſſen, der faſt noch grauſamer als ihre Krankheit iſt, ſind die einzigen Abſichten, die ſich Herr Fuun bei der Bekantmachung ſeines Mittels zu erhalten vorgeſezt hat. Dieſes Mittel iſt ganz einfach. Es beſtehet aus einem Decocte und einem Balſam, den der Verfaſſer einen Lebensbalſam nennet. Die Zubereitung von beiden iſt folgende:

Nehmet Engelſüs, (Polypodium) Hermodatteln, (Hermodactyl) Klettenwurzel, (Rad. bardan) Sarſaparillwurzel, von jedem 8. Loth; geraſpeltes Franzoſenholz, viel Loth. Laſſet alles klein zerſchneiden, gieſſet 9. Maas Waſſer und 3. Maas weiſſen Wein drauf, laſſet es eine Nacht ſtehen. Hiernächſt wird es 3. Stunden lang gekocht, und, nachdem es erkaltet, durchgeſchlagen. Auf die übrig gebliebenen Species gieſſet noch 6. Maas Waſſer und 2. Maas Wein, laſſet es ſo lange kochen, bis ein Drittheil davon eingekocht iſt; vermiſchet es mit dem erſten Decoct, und füllet es auf Flaſchen. Man gebrauchet dieſes Decoct taglich, ja, wo möglich, ſtatt alles andern gewöhnlichen Getränks, und enthält ſich während dieſer Zeit alles Rhein- und Moſelweins, auch aller andern ſauern Weine. Zur Speiſe erwählet man Gebratenes, Zugemüſe oder Graupen, wobei auch zuweilen ein wenig See- oder Flusfiſch, wenn er nur friſch iſt, genoſſen werden kan.

Zu dem Lebensbalſame nimmt man Terpentinöl 6. Loth, Weinſteinſalz 3. Loth, Venetianiſche Seife 4. Loth, und anderthalb Maas Regenwaſſer. Das Weinſteinſalz wird in dem Regenwaſſer, das vorher heis gemacht worden, aufgelöſet; hierauf wird das Terpentinöl damit vermiſcht, und endlich die Seife hinzugethan, nachdem ſie wohl getroknet und klein gemachet worden iſt. Alles zuſammen wird ſo lange umgerühret, bis ſich oben ein Häutgen ſezt, da man denn alles in eine Flaſche thut, und 4. Loth vom Spiritu Matricali oder Juniperi damit vermiſchet. So oft man den Balſam gebrauchen will, mus man die Flaſche vorher wohl umſchütteln, und, um denſelben recht kräftig zu machen, iſt noch eine andere Zubereitung nöthig. Man nimmt nemlich von dem Lebensbalſame 2. Loth, und dazu 50. Tropfen vom oleo Coelilaban. Dieſes Oel Coelilaban oder Coeliavvang wird zu Amboina aus den Wurzeln der Bäume geſammlet, die die Muſcatnüſſe und Würznelken tragen. Es iſt ſehr aromatiſch, lindern und ſtärkend, zugleich aber ſehr durchdringend und viel zu hizig, um allein gebraucht zu werden. Man findet es in Holland ſelten rein und wahrhaft; doch haben es die Apotheker Avint zu Amſterdam und Sterk zu Harlem.

Dieſer Balſam iſt ebenfalls in allen Arten rhevmatiſcher Schmerzen, Verrenkungen und Contuſionen nüzlich. Man mus ihn wohl umrühren, ein wenig davon in die hole Hand nehmen, und den beſchädigten Theil täglich 2. bis 3mal leiſe und zu wiederholten malen beſtreichen.

Die Gründe, auf welche Herr Funn die Würkung ſeines Balſams bauet, wollen wir übergehen, weil ſie nicht beſſer noch zuverlaſiger ſeyn können, als die Erfahrung. Er giebt den Rath, ſich ja nicht an den bloſſen äuſſerlichen Gebrauch des Balſams zu halten, weil er zwar den Schmerz vertreiben, aber ſonſt üble Folgen nach ſich ziehen könte. So bald man vom Podagra einen Anfall verſpühret, mus man ſeine Zuflucht zum Decocte nehmen, und davon täglich wenigſtens eine oder zwo Flaſchen austrinken, auch nach der völligen Wiederherſtellung eine Purganz gebrauchen. Man kan ſich damit begnügen, den Balſam in den Schmerzen eines zufälligen Rhevmatiſmi von Erkältungen und andern äuſſerlichen Urſachen zu gebrauchen, und ob er gleich durchdringend genug iſt, ſo kan ſichs doch zutragen, daß man noch mit einem guten Blaſenzieher (Veſicatorium) zu Hülfe kommen mus. Die Mäſſigung und Nüchternheit ſind die beſten Vertheidigungsmittel wider das Podagra und alle andere Arten von Krankheiten.

Dieſes iſt der Innhalt der Schrift des Herrn Funn. Für uns iſt es ein wenig verdrieslich, daß wir das Oel Coeliavvang nicht haben können, das doch zur Zubereitung des Balſams ſo nothwendig iſt. Um dieſer Ungelegenheit abzuhelfen, wollen wir ein anderes Mittel vorſchlagen, das überall zu bekommen, und vielen Erfahrungen gemäs wider das Padagra und die rhevmatiſche Schmerzen ſicher und nüzlich zu gebrauchen iſt. Man nimmt von der runden Oſterluciewurzel, (ariſtolochia rotunda) und von der Enzianwurzel, Gentiana) wie auch die Spizen und Blätter von Batengel (ſummitates & folia Chamaedryos (vom Schlagkraute (Chamaepityos) und Tauſendgüldenkraute, (Centaurii) von allen gleichviel am Gewichte; pulveriſirt und ſiebet es ſo fein als möglich, und ſehr wohl vermiſcht durch ein Haarſieb. Von dieſem Pulver nimmt man alle Morgen nüchtern ein Quentgen in einer Taſſe voll Waſſer, Wein, Bouillon, oder Thee, und faſtet darauf noch anderthalb Stunden. Dieſes mus, wo möglich, 3. Monate hintereinander fortgeſezet werden, worauf man die folgende 3. Monate nur 3. Viertel eines Quentgens, und endlich für 6. folgende Monate nur alle Morgen ein halbes Quentgen nimmt. Nach dem erſten Jahre braucht man nur einen Tag um den andern ein halbes Quentlein zu nehmen. Dieſes Mittel würkt unmerklich; und man darf ſich alſo nicht abſchröken laſſen, wenn die Hülfe nicht bald merklich iſt. Es wirkt langſam und ſicher. Es können 2. Jahre vergehen, ehe man eine merkliche Beſſerung verſpüren kan.

Man darf ſich bei deſſen Gebrauche keiner andern Speiſe und Getränke enthalten, als die allen podagriſchen Leuten verboten werden, wie Brantewein, Champagner ꝛc. Doch, der Champagner nur, wenn man der alten Methode glaubt: denn jezt beweiſen die Leibärzte Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät in öffentlichen Schriften, daß das einzige ſichere und zuverläſige Mittel wider das Podagra Champagner und Burgunder ſey. In der That ſind auch in Champagne ſelbſt die wenigſten Podagrici von ganz Frankreich. Eben dieſes Mittel dient auch wider die Rhevmatiſmen. Ein eingewurzelter und zur Gewohnheit gewordener Rhevmatiſme erfordert eine eben ſo langweilige Cur, als das Podagra; ein zufälliger hingegen wird beſſer, wenn man nur einige mal von dieſem Pulver genommen hat. Dieſes Mittel iſt ſeit einigen Jahren in Engeland mit ſehr gutem Erfolg gebrauchet worden. Einige hohe Standesperſonen, die die Würkungen davon ſelbſt erfahren haben, machen es zum Beſten der Menſchen bekant, und wir haben blos das Engliſche Recept überſezt. Weil dieſe Pulver ein wenig beſchwerlich zu nehmen ſind, ſo kan man nach Belieben eine Art eines Opiates daraus machen, und es in vorgeſchriebener Menge als einen Biſſen nehmen. Es kan geſchehen, daß anfangs einige Beſchwerlichkeit darauf erfolgt, beſonders bei Leuten, die von der Galle beherrſchet werden: allein, man mus ſich daran nicht kehren, ob es gleich gut ſeyn mögte, alsdann einen geſchikten Arzt um Rath zu fragen; welche Vorſicht überhaupt ſowohl für den Kranken, als für die mediciniſche Schule, höchſt vortheilhaft iſt. Mit dieſer langen Cur wird man endlich das Glük haben, eben ſo weit zu kommen, als mit des Herrn Fuun ſeiner. Das Uebel wird nemlich nie aus dem Grunde gehoben werden; ſondern die Zufälle werden nur erträglicher und ſeltener ſeyn. Es iſt in der That eine groſſe Kunſt, die uns lehret, mit mehr als tauſend Biſſen binnen mehr als zweien Jahren die Schmerzen des Podagra ein wenig zu lindern, und mancher würde ſich lieber dazu verſtehen, das Bein herzugeben, als ſo lange Pulver einzunehmen. Inzwiſchen iſt doch alles dieſes eine recht ernſthafte Sache, die keines Menſchen Spott verdienet. Niemand will das Podagra ganz vertrieben haben: weil jederman glaubt, daß dieſes nicht ohne Gefahr geſchehen könte. Niemand will das Podagra gänzlich verhüten; theils weil es unanſtändig iſt, wie eine wilde Beſtie, beſtändig geſund zu ſeyn: theils auch weil die Bedingungen dieſer Vertheidigung ſehr nach dem gemeinen Pöbel riechen. Zu arbeiten, wie ein Bauer, und dieſe Arbeit, ſo wie er, fortſezen, dieſes iſt, nebſt der Mäſigkeit, die ein Theil der Armuth des Bauers iſt, das wahre, untrügliche, ſichere, aber auch pöbelhafte, verhaſte und ſchädliche Mittel, das Podagra ſowohl Zeit Lebens zu verhüten, als ſich davon auf ewig zu befreien. Allein, wer wolte auf ſolche niederträchtige und abſcheuliche Bedingungen geſund ſeyn? Eine Perſon, die richtig denkt, deren Vorfahren ſich zu der Höhe erhoben, welche der Maßſtab der Gröſſe ihrer Nachkommen ſeyn ſoll; ein Held, ein Gelehrter, ein Edelmann, und, wer dieſes alles in ſich begreift, ein Reicher! Wie kan eine Perſon von ſolchem Stande, von ſolchen Verdienſten eine Lebensart führen, weshalb ſie den Bauer für ein Vieh hält? Welcher Page würde ſich die podagriſchen Schmerzen mit dem Dreſchflegel oder mit dem Pfluge vertreiben? Nein, die Schuld liegt in der That nicht an den Aerzten, ſondern an der Grobheit ihres Mittels, daß das Podagra nicht eine veraltete Krankheit wird, davon niemand mehr den Namen kennet. Weil nun der mediciniſchen Schule gewiſſer Urſachen wegen dennoch das Wohl der Menſchen ſo nahe am Herzen liegt, daß ſie denen, die nicht ganz geſund zu ſeyn belieben, aus billiger Gefälligkeit, eine nicht unvergoltene Erleichterung des Gelübdes krank zu ſeyn, verſchaffen; ſo bereichert uns dieſes mit vielen Recepten wider das Podagra, worauf der Arzt, der, wenn er klug iſt, vor Lachen berſten mögte, ſchwören mus, daß ſie das Uebel nicht aus dem Grunde heben, ſondern nur lindern und erleichtern würden. Um dieſer Urſache willen würde ich, wenn ich ein Arzt wäre, das 2jährige Pulver für eine beſſere Arznei halten, als das Mittel des Herrn Funn, welches in der That die Gefahr hat, daß man nicht völlig ſicher ſeyn kan, ob es nicht bei dieſem oder jenem das Uebel ein wenig aus dem Grunde beſſern mögte, welches ich doch meinem Feinde nicht wünſchen wolte.

Vom ſchädlichen Gebrauch der öligten Arzneien wider den Huſten, und andere Bruſtkrankheiten.

(Vom Herrn le Camus, Doktor in der mediciniſchen Facultät zu Paris.)

Die öligten Mittel, welche wider faſt alle, ſowol wahre, als auch nur ſcheinbare Bruſtkrankheiten gemeiniglich verordnet werden, verlängern alle miteinander die Krankheit, und verſchlimmern ſie öfters: daher es gute Arzneien für Aerzte ſind, die ſo lange zu leben haben, als ihre Patienten krank bleiben. Dieſe Sprache wird denen wunderlich vorkommen, die das Oel häufig verordnen, und die bei dem geringſten Zufalle viele Unzen davon auf einmal einnehmen. Allein dieſes Vorurtheil iſt viel zu gefährlich, als daß man es ſeinen Beſizzern ruhig laſſen ſolte, und wir wollen alſo die Gründe wider daſſelbe hierbeibringen.

Vors erſte iſt das Oel ein fettes Weſen, das nicht verdauet wird, wenn man es in groſſer Menge genieſſet. Der groſſe Ekel, den viele Menſchen vor fetten Sachen haben, iſt eine Warnung der Natur, der ſie billig Gehör geben ſolten, weil es ihrem Körper nicht zuträglich iſt. Wenn man hingegen dieſen Ekel überwindet, und dennoch eine Menge Oel verſchlinget, ſo werden die Fäſergen des Magens davon ſchlaff gemacht, die Nervenwärzgen des Magens, des Schlundes und der Zunge werden davon überzogen, die Zunge wird weis, und bekommt eine dike Rinde, man hat ein faules Aufſtoſſen, Herzdrüken, Neigung zum Erbrechen, und man kan nichts mehr vertragen; alles Getränke iſt einem zuwider, und mit einem Worte, man zieht ſich eine völlige Unverdaulichkeit dadurch zu. Dieſes Uebel, das vorher vielleicht nicht vorhanden war, entſteht von der Arznei, die man gebraucht, um ein anderes zu vertreiben. Iſt es aber ſchon vorhanden geweſen, ſo wird es durch das Oel unſtreitig vermehret.

In der That können öligte Sachen nur auf zweierlei Weiſe verdauet werden. Einmal, wenn die Verdauungsſäfte ſalzig genug ſind, um ſich mit dem Oele zu vereinigen; zum andern, wenn ſie die Galle auflöſet. Laßt uns ſehen, ob die Sache möglich ſey, wenn man einen Magen mit 10. bis 12. Unzen ſüs Mandelöl, oder mit 5. bis 6. Unzen Baumöl überhäufet.

Jedermann weis, daß aus Oele und einem kaliſchen Salze die Seiſe gemacht wird. Auf dieſe Weiſe iſt es möglich gemacht, daß ſich das Oel mit dem Waſſer vermiſchen kan. Nehme man alſo gleich ein völlig entwikkeltes kaliſches Salz im Magen an, ſo könte man doch nicht ſagen, daß deſſen ſo viel vorhanden wäre, um ſich mit ſo vielem Oele in eine Seiſe zu verwandeln, da man doch eine ſolche Menge täglich, ja wol gar zu wiederholten malen verordnet. Eben der Einwurf gilt von der Galle, die ein Seifenartiger Saft, und geſchikt iſt, fette Sachen mit wäſſerigten zu vereinigen. Nie wird eine halbe Unze Galle, die ſich, nicht im Magen, ſondern im Zwölffingersdarme befindet, ein halbes Pfund Oel auflöſen und es dadurch mit unſern Säften vereinigen können.

Kan nun ein Geſunder nicht einmal eine groſſe Menge Oel verdauen, ſo wird es ein Kranker noch weniger thun können, deſſen veſte oder flüſige Theile ſich nicht in natürlichem Zuſtande befinden. Sind die veſten Theile ſchwach und ſchlaff, ſo vermindert das Oel ihre Elaſticität noch mehr; ſind ſie durch eine Entzündung zu ſehr ausgeſpannt, ſo iſt nichts geſchikter, die Entzündung zu unterhalten und zu vermehren, als das Oel. Schon durch die Hize, die bei allen Entzündungen ſtatt findet, werden die Oele ſcharf, beſchweren den Magen der Kranken, vermehren die Unreinigkeit im Magen und den Gedärmen, und die Verſtopfungen der Eingeweide geben dem Fieber einen neuen Zuwachs. Sind die flüſſigen Theile verdorben, ſo werden ſie das noch weniger thun können, was ſie nicht thun konten, als ſie ihre völlige Würkſamkeit hatten. Hat der Schleim die Oberhand, ſo kan er ſich weder mit dem Oele vermiſchen, noch auflöſen. Iſt der Galle zuviel, ſo wird ſie einen Theil des Oels auflöſen, in den ſie würken kan: allein, die Menge der Galle, die man vermindern wolte, wird dadurch vermehret werden, oder doch neue Kraft gewinnen.

Hiervon komt es, daß die öligten Mittel bald Erbrechen, bald den Durchlauf machen. Sie machen ein Erbrechen, entweder weil ſie mit Ekel genommen werden, oder weil ſie eine Unverdaulichkeit verurſachen. Eben ſo mus einer, der ſeinen Magen mit Speiſen überladen hat, dieſelben wieder wegbrechen. Wenn ſie purgiren, ſo geſchiehet es entweder durch ihre Schwere, welche ſie und zugleich alles, was ſie mit ſich fortführen können, durch die Gedärme hindurch treibt, oder weil ſie geſchmeidig machen, und eine Erſchlaffung nach ſich ziehen, die ſchwer wieder zu heben iſt. Sie purgiren auch, weil ſie durch ihre Auflöſung zu einer Seife geworden ſind, die die Häute, Nerven und Drüſen der Gedärme reizet, wie die Seife ſelbſt thun würde, und dadurch ein beſtändiges Treiben und öfteres Purgiren erreget; oder auch, weil die Unverdaulichkeit, die ſie machen, die Bewegung der Gedärme vermehrt, die ſich des unnüzlichen Oels zu entledigen trachten. Man ſieht daher auch, daß von denen, die viel Oel genommen haben, eine grünligte oder olivenfarbigte Materie abgehet. Der Pöbel, der ſo häufige und ſo ſeltſam gefärbte Sachen hinweggehen ſieht, ruft mit Entzükkung aus, daß eine ſo gelinde Arznei, die ſo viel Unreinigkeit abführte, Wunder thun müſte, daß der Kranke nach ſo viel von ſich gegebener grüner Galle ſich viel beſſer befinden, und daß die Krankheit ſehr ſchwer geworden ſeyn würde, wenn nicht ſo viel von der böſen Materie ausgeführt worden wäre. Niemand ſieht ein, daß der meiſte Unrath blos von dem allzuhäufigen Oele herrühret, und daß ein Mittel, das ſo purgirt, von Aerzten, die Ueberlegung haben, oder Beobachtungen anſtellen, nicht verordnet werden müſſe. Es mag zu Salben, Pflaſtern, und andern äuſſerlichen Mitteln gut genug ſeyn.

Man wird finden, daß wir nicht zu viel ſagen, wenn man die folgenden Beobachtungen in Erwägung ziehen will. Diejenigen, die ihren Kranken viel Oel verordnen, verbieten ihnen die Butter, von der ſie ihnen kein Loth geſtatten würden. Daher verſagen ſie ihnen billig auch alles Gebakene und alle Suppen, wohinein dieſe öligte Subſtanz der Milch kommt. Solte denn aber die Butter zu ihren Abſichten nicht ein noch beſſeres Oel ſeyn, als das von Mandeln, Beeren, Körnern und Saamen? Es iſt wahr, dieſes Oel iſt diker, fetter und zäher; aber könte man es nicht in kleinerer Doſe verordnen? Man antwortet: die Butter würde eine Unverdaulichkeit verurſachen. Wir fragen wieder: Durch welches Privilegium das Oel dieſes nicht thun werde?

Wir merken an, daß die Nüſſe und

Mandeln blos darum ſo unverdaulich ſind, weil ſie viel Oel in ſich enthalten. Verordnet man alſo den Kranken Oel, ſo iſt es eben ſo viel, als verordnete man ihnen den unverdaulichen Theil von den Nüſſen oder Mandeln. Solchergeſtalt nimmt einer, der nicht 4. Nüſſe oder 12. Mandeln ohne Unverdaulichkeit genieſſen könte, die Subſtanz von einhundert Nüſſen oder dreihundert Mandeln, ohne die Unverdaulichkeit zu beförchten. Eben ſo wird einer, der nicht Salat eſſen kan, ohne ſich dieſes Uebel zuzuziehen, weil das Oel, womit er zurecht gemacht wird, die Verdauung verhindert, vierzehen Tage hintereinander 10. bis 12. Unzen Oel verſchlingen, um ſeinen Leib von den Unreinigkeiten zu reinigen, die ihm einen trokenen und hartnäkigten Huſten zuwegen bringen.

Vors andere gelanget das Oel auch nicht an die Stellen, wohin man es haben will. Die gemeinſten Krankheiten, wobei man das Oel am häufigſten verordnet, ſind die Flüſſe auf der Bruſt, der Huſten und Catarrhen. Nun weis ein jeder, daß nichts durch die Luftröhre gehen kan, die gerade zur Lunge führet. Das Oel, das die Reizung der Lunge zum Huſten hindern ſoll, mus alſo durch den Schlund in den Magen gehen, daſelbſt die ganze Verdauung ausſtehen, durch die Gedärme flieſſen, ſich mit der Galle, dem Magendrüſen, und dem pancreatiſchen Safte u. ſ. w. vereinigen, durch die Milchgefäſſe in den Sak der Milchröhre, und ſo weiter durchs Blut bis zur Lunge dringen. Alſo komt dieſes Mittel nicht als ein fettes öligtes Weſen zur Lunge, ſondern es iſt durch die Verdauung in die Art des Blutes verwandelt worden, um dem Leibe zur Nahrung und zum Wachsthume zu dienen. Wie kan alſo das Oel den Reiz der Lunge hindern, den Auswurf befördern, und die Bruſtkrankheiten heilen?

Wir haben aber oben gezeigt, daß es unmöglich ſey, viel Oel zu verdauen. Wenn nun die im Magen befindliche Sachen unverdauet heraus gehen, ſo werden ſie ſcharf, alkaliſch, faulend, reizend, und können nicht durch die Milgefäſſe gehen, ſondern werden nach dem Ausgange der Gedärme hingetrieben. Geht etwas davon unverdauet ins Blut, ſo verdirbt es daſſelbe, reizet die Blutgefäſſe, erreget das Fieber, und giebt ihm den Vorrath zu neuen Anfällen. Daher werden die, ſo viel Oel trinken, von einem beſtändigen Fieber verzehret, wenn die Natur nicht ſtark genug iſt, ſich deſſen zu entledigen, welches durch einen freiwilligen Durchlauf zu geſchehen pfleget.

Man wird ſich indeſſen auf die guten Würkungen des Oels bei Bruſtkrankheiten aus der Erfahrung berufen. Wir wollen die Erfahrung annehmen, aber die Umſtände dabei überlegen. Wahrſcheinlicher weiſe erleichtert das Oel die Kranken nur, wenn die Bruſtkrankheiten nur Zufälle anderer Krankheiten ſind, und wenn ſie ſtarkes Erbrechen und Purgieren erregen. Die Bruſt iſt zuweilen gleichſam nur von ungefehr mit krank. Der Siz der Krankheit kan im Magen oder Unterleibe ſeyn, und das Brechen und Purgiren wird ſie ſicher curiren, aber nicht das Oel, weil es als Oel nicht in die Lunge würken kan. Man ſtelle ſich alſo in den Gedärmen eine Menge grober Unreinigkeiten vor, die beſtändig ins Blut gehen, die Gefäſſe reizen, die Haarröhrgen verſtopfen, die Lunge anhäufen, und Huſten, Seitenſtechen, ſchweren Athem und Blutſpeien erregen. Auf dieſe Weiſe macht eine öftere Unverdaulichkeit Flüſſe auf der Bruſt. Wenn man nun die Gedärme von allem dieſem Unrathe reiniget, ſo mus die Krankheit weichen. Warum will man es aber nicht mit einem ſicherern, geſchwindern und kräftigern Mittel thun, das keine Spuren von Verſtopfungen und unverdaueten Säften nach ſich zurüke läſt? Man richtet ſich lieber nach der Gewohnheit, und überläſt den Ausgang dem guten Glüke. Man gleicht dem Charlatan, der auch auf dem Wege der Aerzte geht, aber nicht weiſt wohin, und der in der Meinung ſteht, daß er ein Arzt ſey, wenn er bei dem Nahmen einer jeden Krankheit den Namen einer Arznei nennen kan, die darwider hilft.

Solten auch nicht die guten Würkungen des Oels meiſt andern damit vermiſchten Arzneien beizumeſſen ſeyn? Oft löſet man mineraliſchen Kermes in dem Oele auf, und jederman weis, daß er die Ausführung reizet. Bald wirkt er von oben, bald von unten, bald durch den Schweis oder Harn, und befördert den Auswurf. Daher iſt er eins der beſten ausführenden und alterirenden Mittel in der Arzneikunſt. Man füget auch zu den gemeinen Oeltränken Syrup hinzu, die den Auswurf befördern, den Schleim verdünnen, Schweis treiben, oder purgiren. Die Würkung dieſer Arzeneien mus nicht für nichts gerechnet werden, und öfters ſind ſie es allein, die dem Oele zugeſchrieben wird. Hierzu kommen die Clyſtiere, Tiſanen, die Diät und Ruhe, welche ohne das elende Mittel die Krankheit erleichtern können, und oft iſt die Mitwürkung der Natur die einzige Würkung, die heilſam iſt, und der alle Arzeneien widerſtreben.

Man kan leicht denken, was erfolgen müſſe, wenn man das Oel mit noch unverdaulichern, ſchmierigern, und noch leichter zu verderbenden Sachen verbindet, wenn man Wollrath darzu thut, das noch ein ſchwereres Oel iſt, als die von den Pflanzen, ſich nur in öligten Auflöſungsmitteln auflöſet, und alſo von den Säften unſers Leiber nicht im geringſten verändert werden kan. Es iſt unverantwortlich, auf eine ſolche Art zu verfahren, und man könte noch manche andere Arzneien auf eben die Art verweiſen. Die Julepe, Syrupe, die deſtillirten Waſſer, und dergleichen, die man in vielen Bruſtkrankheiten verordnet, ſind mehrentheils unnütze und unkräftige Dinge, die mehr zur Pralerei des Arztes, als zu Cur des Kranken, gehören. Man ſolte ſich recht vor Aerzten fürchten, die ſo viele Arzneien kennen, denn von zweien gefährlichen Perſonen iſt doch die die gefährlichſte, welche die meiſten Mittel weis, die nichts taugen. Selbſt in der Colik ſind die öligten Sachen nicht zu rathen, weil ſie öfters die Schmerzen unterhalten, an ſtatt ſie zu vermindern, und weil gewiſſe Leute, denen nicht erlaubt iſt, andere, als ſolche Speiſen zu eſſen, die mit Oele zubereitet ſind, ſehr oft von gefährlichen Coliken befallen werden.

Dieſes iſt der Hauptinnhalt von der Schrift des Herrn le Camus. Ob wir gleich überhaupt den innerlichen Gebrauch des häufigen Oels bei Bruſtkrankheiten mit ihm misbilligen, ſo wundert uns doch, wie er im zweiten Theile ſagen kan, daß das Oel nicht anders, als durch den Weg der Verdauung, zu Lunge gelangen, und alſo das Oel gar nicht in die Lunge würken könne. Es iſt gewis, das der Schlund durch zarte Röhren oder Drüſen einen Zuſammenhang mit der Luftröhre habe, weil die von Hitze vertroknete Luftröhre die Rauhigkeit den Augenblik verliehret, indem man nur mit einem kühlenden Getränke den Schlund anfeuchtet, weil die Singer die Heiſerkeit der Stimme mit einem friſchen Eye, das ſie verſchlingen, glüklich vertreiben u. ſ. w. Auſſer dieſem Wege können auch öligte Sachen, indem ſie die veſten Theile ſchlaff machen, einen aſthmatiſchen Huſten gründlich heben, der von krampfhaften Zuſammenziehungen im Rachen, im Schlunde, oder in den Muskeln der Luftröhre entſtehet, anderer Fälle zu geſchweigen. Ueberhaupt lieſſe ſich von dieſer Sache noch vieles ſagen: aber uns deucht, Herr le Camus habe ſchon zu viel geſagt.

Gedan-

Gedanken von der Arzneiwiſſenſchaft.

- - - Verſate diu, quid ferre recuſent,
Quid valeant humeri! - - - - -
Horat. Art. Poet. 39.

Der Schmerz hat die erſte Veranlaſſung zur Arzneikunſt gegeben, und er iſt das einzige Mittel, deſſen ſich die Natur bedienet, um uns zu unſerer eigenen Erhaltung anzureizen. Wir ſind viel zu bequem, für unſer Wohlſeyn zu ſorgen, und dieſe Gleichgültigkeit, womit wir unſerm Untergange entgegen gehen, würde vorlängſt das menſchliche Geſchlecht gänzlich ausgerottet haben, wenn die Natur nicht ein Mittel erfunden hätte, uns wider Willen zu unſerm Glüke zu zwingen. Die Empfindungen und Triebe ſind alſo die Hofmeiſter, die die Natur uns gegeben hat, und die uns oft wider unſern Willen nöthigen, unſere Wohlfahrt zu befördern. Es iſt ein Glük für eine Wiſſenſchaft, wenn ihre Vollkommenheit von dergleichen Empfindungen und Trieben abhänget: denn es iſt nicht möglich, daß wir jemals aufhören können, dieſelben höher zu treiben.

So iſt es mit der Arzneikunſt. Der Schmerz, den die Krankheiten verurſachen, und der unſere ganze Natur aufbringt und beunruhiget, hat von allen Zeiten her die Menſchen getrieben auf Mittel wider die Krankheiten zu ſinnen. Denn es hat der Natur nicht gefallen, uns dieſelben zu offenbaren; ſondern wir müſſen unſere Bemühung daran wenden, um uns damit zu verſehen.

Man mus alſo eine Wiſſenſchaft nie aus ihrem erſten Zuſtande beurtheilen. Es iſt wahr, daß in den allerälteſten Zeiten die Kunſt, Krankheiten zu heilen, blos in der Kenntnis der Mittel beſtanden haben, die wider jeden Zufall gebraucht werden konten. Aber dazumal war dieſe Wiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit, und die Sachen haben ſich nach der Zeit ſehr geändert. Nachdem man anfieng, die Natur der Krankheiten genauer kennen zu lernen, ſo fand man, daß es nicht allemal glüklich ablaufen wolte noch konte, wenn man gleich einem Kranken wider den Zufall, den er anklagte, das beſte Mittel verordnete, das dawider bekant war. Titius klagte, daß er die Speiſen nicht gut verdauen könte. Sein Arzt wuſte ein Mittel, das einen ſchwachen Magen ſtärket. Er verordnete es ihm, allein es will nichts helfen. Titius bleibt in ſeinem vorigen Zuſtande ſo lange, bis er ſich endlich, nach einem ſtarken Erbrechen, beſſer befindet. Der Arzt, der über dieſen Zufall reflectirt, findet, daß hier die Unverdaulichkeit nicht von einer Schwäche des Magens, ſondern von einer Ueberhäufung deſſelben entſtanden ſey, die die Magenſtärkende Arznei unmöglich heben konte. Er lernt hieraus, daß einerlei Zufälle von verſchiedenen Urſachen herrühren können, und oft ſehr verſchiedene Arzneien erfordern. Aus ſolchen Beobachtungen haben die vernünftigſten Aerzte der vorigen Zeiten eine Wiſſenſchaft geſammelt, welche uns die verſchiedenen Urſachen entdeket, von welchen die Krankheiten herrühren können. Dieſe Wiſſenſchaft iſt noch lange nicht zu ihrer Vollkommenheit gebracht, und das, was wir davon wiſſen, iſt einem praktiſchen Arzte ſo unentbehrlich, daß er ohne dieſelbe unmöglich vernünftig und glüklich curiren kan. Allein, eben dieſe Einſicht iſt vor den Augen aller derer verborgen, die ſich nur dann für Aerzte halten, weil ſie wider alle Zufälle eine gute Arznei kennen.

Eine aufmerkſame Beobachtung lehrte die Aerzte ferner, daß alle Krankheiten der Menſchen ſehr verſchiedentlich zuſammen geſezt wären, daß immer eine aus der andern entſpringe, und daß die leztern unmöglich gehoben werden konten, wenn man nicht zuvor den Grund und die Urſache der erſten aus dem Wege räumete. Davus hat einen geſchwollenen Leib und dike Füſſe. Mevius weiß ein Mittel wider die Geſchwulſt, und Davus gebraucht es, und ſtirbt. Wäre es dem Mävius bekant geweſen, daß ſich Davus die Geſchwulſt durch ſchlechte Arzneien zugezogen hat, die er wider ein kaltes Fieber gebrauchte; ſo würde er nimmermehr ſeine Arznei wider die Geſchwulſt verordnet haben. Iris klagt über Kopfſchmerzen. Ihr Charlatan weiß, daß Opium die Schmerzen lindere, und ſie gebraucht es auf ſeinen Rath, und verfällt immer tieffer in Krankheiten. . Hätte dieſer unnüze Menſch gewust, daß die Kopfſchmerzen der Iris von ihrem verdorbenen überladenen Magen herrührettn, ſo würde er ſie mit einer ganz andern Arzenei von ihren Schmerzen befreiet haben. So iſt der Zuſammenhang der Krankheiten. Alle Theile in einer Maſchine leiden, ſo bald nur einer ſeine Verrichtung nicht thut. Wenn ſich dieſes im menſchlichen Körper zuträgt, der von einer viel feinern und zuſammengeſezten Stuktur iſt, als alle künſtliche Maſchinen, und wo ſich die Geſeze der Empfindlichkeit mit den Geſezen der Mechanik vermiſchen; ſo kan derjenige Zufall, den ein Kranker anklaget, der hundertſte von allen denen ſeyn, die nacheinander aus der erſten Urſache der Krankheit entſprungen ſind; und das iſt die Kunſt des Apollo, dieſe Schwierigkeit einzuſehen und zu heben. Niemand verdienet den Namen eines wahren Arztes, und niemand iſt zu dem wichtigen Amte geſchikt und berufen, die Krankheiten der Menſchen zu heilen, als wer dieſen Zuſammenhang der Zufälle in Krankheiten, dieſe Subordination derſelben, und, mit einem Worte, den Lauf der Krankheiten gründlich verſtehet. Man kan wider alle Krankheiten Mittel wiſſen, und man wird nimmermehr vernünftig curiren, wenn man nicht die Verſchiedenheit der Urſachen, und dieſe Subordination der Krankheiten verſteht, die das wahre Meiſterſtük der edelſten Kunſt, und der wahrhafte Probirſtein iſt, woran man einen Charlatan von einem wahren Arzte unterſcheiden kan. Saget einem reitenden Chiron, daß euch das Haupt ſchmerzet; ſo wird er ſagen, daß das für das Laudanum vortreflich ſey. Füget hinzu, daß ihr nicht ſchlaffen könnt, ſo wird er euch rathen, Opium einzunehmen; daß ihr keinen Appetit habt, ſo wird er euch Pomeranzenſchaale zu eſſen geben; daß ihr mit Verſtopfungen gequält ſeyd, ſo wird er euch eine Purganz zubereiten, u. ſ. w. Er iſt zu einfältig, um einzuſehen, daß alle dieſe Zufälle voneinander abhangen, und eine gemeinſchaftliche Urſache haben, und daß von ſeinen Arzneien immer eine die Würkung der andern vernichte. Ein vernünftiger Arzt, der dieſes einſiehet, wird mit einer ſolchen Weisheit zurüke halten. Er wird wider keinen Zufall eher Arznei verordnen, als bis er alle andere Zufälle kennt, die damit zuſammen hängen, bis er einſieht, wie einer aus dem andern folge, bis er die Urſache des erſten Zufalls in dieſer langen Reihe entdekt hat, und kurz, bis ihm das Syſtem der ganzen Krankheit bekannt iſt. Dann wird er im vorigen Zufalle vielleicht finden, daß ein unterdrukter Blutflus, eine Erkältung der untern Theile des Leibes, oder ſonſt eine Urſache den Krampf in die untern Gedärme gebracht habe, welcher den Leib verſchlieſſet, den Appetit hindert, das Kopfweh zeuget, und hierdurch die Schlafloſigkeit nach ſich ziehet. Er wird euch ein einziges Mittel verordnen, das dieſen Krampf hebet, und ſo wird die ganze Reihe eurer Beſchwerden zerriſſen werden und verſchwinden.

In dieſer Einſicht beruhet alle Geſchiklichkeit, alle Wiſſenſchaft und alles Glük eines Praktikus; und ſie iſt das lezte, was er in der Ausübung ſeiner Kunſt lernet. Scharfſinnigkeit, Nachdenken, eine beſondere Fertigkeit der Vernunft, die mit den beſten Einſichten in die Natur des menſchlichen Körpers und in die Natur der Krankheiten gewafnet iſt Klugheit und Weisheit in der Wahl der Abſichten, die zur Cur feſt zu ſezen ſind, und der Mittel, ſie zu erreichen, und eine unabläſige genaue Beobachtung des Laufs der Krankheiten und des Verhaltens der menſchlichen Natur bei denenſelben; ſehet, dies ſind die Eigenſchaften, die der beſizen mus, der ſich unterſtehen will, das Meiſterſtük der Schöpfung auszubeſſern, wenn deſſen Triebfedern ſtoken, und die Räder zerbrechen wollen. Aber wem giebt der Himmel dieſe Weisheit, und wer iſt nur dieſer groſſe Apollo?

Auf dieſem Geheimniſſe beruhet es, warum tauſend Zentner von Recepten, warum die ganze Apothekerkunſt und Chymie, warum eine hundertjährige Erfahrung, und warum aller Vorrath der beſten mediciniſchen Bücher einen Eſel nicht zum Doctor, oder, damit ich mich gelinder ausdrüke, einen Quakſalber, einem Charlatan nicht zum Arzte machen können. Dieſe ſchwere Kunſt, das Syſtem der Krankheiten verſtehen zu lernen, iſt es, die man weder auf hohen Schulen, noch in Büchern auslernet, und die überhaupt niemand bekant wird, wer nicht auſſer einem unermüdeten Fleiſſe, noch von Natur eine groſſe Scharfſinnigkeit beſizt, der Natur in ihren Wegen nachzugehen, und ſie in ihren Operationen zu beobachten. Ohne ſie wird man wider keine Krankheit eine Arznei finden, wenn nicht der blinde Zufall die Cur bewerkſtelliget, und den Wiz des Arztes erſezet. Mit ihr aber wird es einem Arzte nie an den beſten Arzneien mangeln, die dasjenige thun werden, was in menſchlichen Kräften und in der Gewalt der Kunſt beſteht, die Schwachheiten des menſchlichen Körpers zu beſtreiten. Sie wohnet nicht bei denen, die mit einem Syſteme im Kopf ans Krankenbette tretten; nicht bei denen, die ſich für Aerzte halten, weil ſie Arzneien verfertigen, und Recepte ſchreiben können; nicht bei denen, die allzeit fertig ſind, jeder Beſchwerde eines Kranken eine Arznei entgegen zu ſezen, und die alles gethan zu haben glauben, wenn ſie ſagen können, ſie haben keine Klage ihres Kranken unangetaſtet gelaſſen.

Wenn dieſes, wie ich glaube, eines der weſentlichſten Stüke eines Praktici iſt, ſo iſt es nicht allein gewis, das kein Charlatan und kein altes Weib, ſondern auch, daß die wenigſten Doktoren und Licentiaten der Arzneikunſt dieſen Namen verdienen. Vielleicht aber liegt es nicht ſowohl an ihnen, als vielmehr an denen, die ſie dafür halten, daß ſie ſich dafür ausgeben.

Welche Farbe, womit Leinwand gezeichnet werden ſoll, Wäſchen und Bleichen ausſtehen könne, und mit dem Linnen ſelbſt unvergänglich ſey.

Voraus geſezt, daß dieſe von geringer Wichtigkeit ſcheinende Frage ſchon um deswillen erheblich genug ſey, wenn ihre eintreffende Beantwortung dem Frauenzimmer die Mühe und Koſten erſparet, die verlangten Namen und Signaturen mit Garne in das Linnengeräthe einnähen zu laſſen, wobei noch überher das Ungemach eintritt, daß ſolche eingenähete Signaturen durch das Waſchen entweder verbleichen, oder gar aus- und abgewaſchen werden: ſo hoffe ich bei allen denen, welchen an der Beantwortung dieſer Aufgabe gelegen iſt, (denn meines Erachtens erſtreket ſich dieſelbe nicht allein auf die Zeichnung der Hemder, Servietten u. d. g. ſondern auch auf Handel und Wandel und Fabriken) keinen Undank zu verdienen, wenn ich hier eine Farbe angebe, durch welche der obige Endzwek untrüglich und aufs allervollkommenſte erhalten wird. Dieſes iſt die ordentliche Buchdrukerfarbe, mit welcher ſeit ihrer Erfindung ſo viele vergängliche und unvergängliche Schriften gedrukt worden, und noch alle Tage gedrukt werden. Es iſt gleich viel: man nehme die rothe oder die ſchwarze.

Der ganze Proces von der Sache iſt folgender:

1) Laß dir bei einem Buchdruker, (oder wer die Kunſt ſonſt verſtehet) von Holz einen Stempel mit den verlangten Buchſtaben oder Signaturen machen. Dieſer koſtet einige Bazen.

2) Kaufe, oder laß dir aus einer Buchdrukerei etwas Farbe ſchenken. Mit einem halben Fingerhute voll kanſt du mehr als tauſend Stüke bezeichnen.

3) Mache dir 2. kleine Bälle, etwa in der Gröſſe eines kleinen Apfels (nach Proportion des Stempels, gröſſer oder kleiner); mache auf den einen etwas Farbe, ungefehr einer Linſe gros, und arbeite ſolche mit dem andern Ballen darauf auseinander, ſolchergeſtalt, als wenn du deine beiden flachen Hände in einander legeſt, und immer zuſammen drükeſt. Druke alsdenn den Stempel auf einen der Bälle, damit er die Farbe annehme; und hernach druke ihn auf dem Linnen wieder ab. Die Bälle werden am leichteſten auf die Art gemacht, daß man Roshaar in ein Stük Leder, nach Art eines Knopfes, zuſammen bindet.

4) Die Stelle des zu bezeichnenden Linnens mus ein klein wenig vorher angefeuchtet werden, ſo wie die Frauenzimmer beim Streichen etwa das Zeug ein wenig zu beſprengen pflegen. Am beſten gehet dieſes von ſtatten, wenn man die Stelle der Zeichnung mit einem nas gemachten, aber ſtark wieder ausgedrukten Schwamme überſtreichet, oder bewiſchet.

So lange das Linnen ſelbſt hält, hält auch dieſe Farbe, und weder Waſchen noch Bleichen thut ihr den geringſten Abbruch. Eine einige Perſon kan in einem einzigen Nachmittage etliche hundert Stüke zeichnen.

Des Ritters Linnäus Gedanken vom Thee.

Der Thee iſt ein Chineſiſches und Japaniſches Getränk, welches nicht nur in Schweden, ſondern auch meiſt in ganz Europa in allgemeinem Gebrauche iſt. In China hat man daſſelbe ſchon längſt gehabt; in Europa aber iſt es nicht eher, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführet worden. Denn im Jahre 1641. war es noch nicht in Holland gewöhnlich, und im Jahre 1660. nicht in Frankreich.

Unter den Urſachen, welche gemacht, daß die Europäer den Thee als eine Pandora vom Himmel aufgenommen haben, iſt zwar eine dieſe, daß er ein ausländiſches Gewächs war; Denn dieſer Umſtand muſte, wie die meiſten Leute geartet ſind, nothwendig eine groſſe Lüſternheit darnach erregen. Die Vornehmern fiengen zuerſt an, ihn zu gebrauchen, und die Geringern ahmeten ihnen, wie es allezeit geſchiehet, nach.

Allein, es trugen auch würklich einige Aerzte darzu vieles bei, daß dies Getränke ſo beliebt wurde: denn ſie erhoben deſſen Eigenſchaften gleich im Anfange mehr, als ſie hätten thun ſollen. Jonquet ſagte: der Thee wäre eine göttliche Pflanze, welche vom Apollo ſelbſt erzeuget worden, und daher einen ſolchen Ambroſiſchen Saft beſäſſe, daß, wer beſtändig davon trünke, feſt glauben könte, ein hohes Alter erreichen; und Tulpius rühmete die Würkungen des Thees mit gleichen Lobeserhebungen. Er verſicherte, daß keine Pflanze zu finden wäre, bei deren Gebrauche man älter würde; daß ſie von allem Krampfe befreiete; und daß man darnach wachen könte, ſo viel man wolte, ohne abgemattet zu werden.

Die Theeblätter waren neulich erſt nach Europa gebracht worden, da Bontekou, ein Arzt, auf den man zu ſeiner Zeit nicht wenig hielt, den Saz ſchon angenommen hatte, daß das Geblüte um ſo viel leichter durch die feinen Adern laufen müſte, je mehr es verdünnet worden: daher ertheilte er den Rath, daß man ſo viel Thee trinken ſolte, als man nur immer könte. Im Anfange wären 8. bis 10. Taſſen genug.

Endlich aber könte man mit dem Trinken ſo lange fortfahren, als der Magen nur noch etwas annehmen, und die Blaſe faſſen wolte; und dies des Morgens und am Abend, in der Nacht ſowol als am Tage.

Wie der Thee in China zuerſt aufgekommen, iſt ungewis. Man erzählet dieſe Fabel davon: Ein heiliger Eremite des Landes, der ſich lange von allem Schlafe enthalten hatte, ward endlich von ſelbigem übermeiſtert; da meinete der gute Mann, eine gar groſſe Sünde begangen zu haben, deswegen ſchnitte er ſeine Augenwimpern ab, damit er allezeit wachen, und ſich mit himmliſchen Betrachtungen unterhalten könte; und von dieſen Augenwimpern ſoll der Theeſtrauch erwachſen ſeyn. Es hat dieſe Sage der aufmerkſame Kämpfer in ſeinem berühmten Werke mit angezeichnet, in welchem er auch aus eigner Erfahrung den Thee beſſer als ſonſt jemand beſchrieben hat.

Wir haben mancherlei Gattungen des Thees; dennoch werden alle Blätter von einem Baume geflüket, und ſie ſind nur unterſchieden in Anſehung der Jahreszeit, in welcher ſie abgepflüket werden, der Oerter, wo ſie gewachſen ſind, und der Art, wie man ſie bei dem Röſten getroknet hat. Der Theeſtrauch ſelbſt trägt Blätter, wie eine Tamariskenſtaude, ſie ſind aber glatter. Die Blumen gleichen faſt kleinen Roſen, und auf ſie folgt eine dürre Frucht, die drei groſſe Samenkörner enthält. Simon Pauli, ein Profeſſor der Arzneigelahrtheit in Copenhagen, glaubte demnach, der Theebaum wäre eine würkliche Tamariskenſtaude, und man habe die Blätter einmal in warmes Waſſer geleget, ſie ausziehen laſſen, und hernach getroknet: daher verwunderte er ſich, daß ganz Europa ſich Tamariskenblätter von China kommen lieſſe. Er betrog ſich aber.

Der Theeſtrauch iſt von derjenigen Art Bäume, welche etwas ſchädliches enthalten, ſo, daß wenn man deſſen Blätter gebraucht, ohne ſie vorher recht zubereiten, der Kopf davon, wie von gewiſſen Giften, eingenommen und ſchwindlich wird. Man benimmt ihnen aber dieſe ſchädliche Eigenſchaft dadurch, daß ſie ganz friſch in eine groſſe Pfanne über das Feuer gelegt, fleiſſig umgerühret, und weil ſie noch ſchwizig ſind, zwiſchen den Händen zuſammen gerollet werden; davon verflüget ihnen ein groſſer Theil ihrer betäubenden Kräft, doch nicht alle, ſondern dieſe verſchwindet erſt nach und nach: deswegen darf niemand von einem ſolchen Thee trinken, der nicht ein ganzes Jahr gelegen hat. Er ſchmeket zwar, ehe er ſo alt geworden, ſehr angenehm: allein, er verurſachet eine Verwirrung im Gehirn, ſchwächet die Nerven, und macht den Körper zitternd: daher wagen es auch die Japaneſen ſelbſt nie, einen friſchen Thee zum Getränke zu wählen, wofern ſie nicht wenigſtens einen Theil von alten darunter miſchen.

Der Gebrauch des Thees und Coffees iſt bei den Völkern zu erſt aufgekommen, die ſelbſt kein gutes Waſſer haben. Denn ein hartes, leimigtes und mit andern Unrathe angefülltes Waſſer läßt ſich niemals ohne Beſchwerung trinken; wenn man aber Thee hinein legt, ſo wird der Geſchmak verändert, und es iſt eher zu genieſſen: ob es aber dadurch geſunder werde, iſt eine andere Frage, die ich nicht entſcheide; es dürfte alſo der Thee für das holländiſche Waſſer nöthiger als für das deutſche, ſeyn.

Wenn man recht unterſuchen will, was der Thee für Würkungen in dem Körper hervorbringe, ſo mus man merken, daß dieſes Getränke aus warmen Waſſer, geröſteten Blättern, und geläutertem Zuker beſtehe. Alle Thiere trinken kaltes Waſſer, und gleichfalls die wilden Völker; und es lehret die Erfahrung, daß diejenigen, welche ſehr alt geworden ſind, ſich mehrentheils daran gehalten haben. Nur die Menſchen brauchen warme Getränke. Die Kaze gehet um einen warmen Brey herum, und die Schweine ziehen nach den warmen Träbern die Füſſe an ſich. Das warme Waſſer macht das härteſte Sohlenleder ſo los, als ein dünnes Stük Fell. Darf man ſich daher wundern, daß das warme Theegetränk das Verlangen zum Eſſen ſo ſehr vermindert, als das kalte Waſſer vermehret? Iſt es etwas beſonders, daß die holländiſchen Frauensleute bei ihrem ſo häufigen Theetrinken eine loſere Haut und ein ſo bleiches Anſehen haben? und iſt wol eine richtigere Urſach davon, daß der weiſſe Flus unter den vornehmen Frauensperſonen gewöhnlicher iſt, als bei den Bauerfrauen, dann dieſe: daß jene ſtille ſizen und ſo vielen Thee einſchlurfen, und dieſe arbeiten, und kaltes Waſſer trinken?

Der Profeſſor Hermann in Leiden, und unſer Doctor Grim, die beide in Oſtindien lange geweſen ſind, haben angemerket, daß diejenigen, welche vielen Thee gebrauchet, wie von der Schwindſucht ausgezehret worden. Das warme Waſſer verdirbt unſern Magen, macht uns das Eſſen zuwider, und erzeuget Winde. Der ganze Körper wird davon ſo ſchlaf, daß er bei dem geringſten ſchlimmen Wetter ſich übel befindet.

Anderwärtige Abhandlung vom Mauerkalk.

Wie der Kalk zum innerlichen und äuſſerlichen Gebrauch der Mauern, Mauerwerke und ſteinernen maſiven Häuſer, am beſten, tüchtigſten und dauerhaftigſten zuzurichten, oder zubereiten ſey, habe ich mir vorgeſezet, den Bauherren, oder denen, die den Kalkmörtel bereiten müſſen, ſo viel mir Erfahrungsmäſig und zuverläſig bekant iſt, in gegenwärtigen Aufſaze anzuzeigen. Was dann nun?

1) Den innerlichen Gebrauch des Mauerkalks, (oder wie man in Sachſen, im Reich und mehrern Orten ſpricht, Kalchs,) in Mauern und Mauerwerken, und wie und auf was Weiſe derſelbe zum Mörtel aufs beſte feſtbehaltend, bindig und dauerhaft zuzurichten ſey, belanget; ſo mus man vorab auf den beſten Kalk ſehen, und zum Verbrauch zu bekommen trachten, nemlich den, der nicht alt, und kürzlich gar gebrant, und wenn er gelöſchet worden recht fett iſt. Dieſes iſt ein Zeichen eines guten Kalks. Hernach auf guten Sand zum Mörtel, denn nicht aller und jeder Sand, er ſey weis, grau, roth oder geldlich, bewirket, und machet einen bindigen Kalkmörtel. Der beſte Sand dazu, iſt der ſogenannte Triebſand, wenn Staub und Erde davon abgeſondert, und ſodann das gröbeſte davon im Siebe zurük behalten, oder davon abgeſchieden worden. Es bindet dieſer Sand, welcher mehr graulich als roth oder geld iſt, und viel kleine und zarte weisliche Kieſerlings-Sandkörner, die man, wenn ſie gröſſer, Blatterſteine nennet, und wenn ſie durchſichtig wie Glas ſind, unechte Diamanten daraus ſchleifet, mit ſich führet, ungemein im Mörtel, (andere Arten aber wenig und ſchlecht.) Dieſe gute Sandſorte iſt auch diejenige, womit die Wege und Heerſtraſſen gebeſſert, und die Steine darinn überſchüttet oder überfahren werden. Er machet ſie ſo feſt, bindig, ſtandhaft und grade, wie die SteinkohlensSchlaken, und als wenn ſie mit Gips beleget worden. Dahingegen andere Sorten der Sande, vorab, wenn Laſt- und Frachtwagen oft darauf kommen, die tiefeſten Gleiſen darinn zurük laſſen, weil ſie nicht binden, und folglich durch den Einſchnitt und Druk der Räder ab- und zurük weichen, wenn man an einigen Oertern mit öftern Zuſcharren der Gleiſen, oder Wagentrauen, es zwingen wollen, aber vergeblich ausgefallen. Es iſt der Triebſand auch derjenige, womit man Wälle, Schütte und Dämme, gegen die Gefahr und Gewalt des Waſſers, verfertiget und aufwirft. Wer nun obgemeldeten Sand, die erforderlichen Steine und guten ungelöſchten Kalk, zu einem unternehmenden Bau, bei der Hand

und vorräthig angeſchaffet hat, der verfahre durch die Maurerleute folgender geſtalt.

Er mache Ueberſchlag wie viel Maurer er hat, und wie viel Kalkmörtel ſie in einem halben Tage verarbeiten können, und laſſe ſodann in der Frühe nicht mehr Kalk löſchen, als ſie in ſolchem halben Tage, nemlich bis Mittages verbrauchen. Ja man mus, wenn der gelöſchte Kalk noch ganz heis, oder noch im Löſchen iſt, ſeinen Theil Kalk und zwei Theile Sand, zur erforderlichen Portion an Mörtel nehmen, wohl, auch beſtändig durcharbeiten, und ſo friſch und warm vermauren und verbrauchen. Vom Mittag bis Abends mus man wiederum ſolcher maſſen verfahren. Einige halten auch dafür, daß, wenn der gelöſchte Kalk noch heis, und der erforderliche Sand ſogleich darunter gebracht worden, man auch daraus, 2. 3. bis 4. machen könne, und dennoch eben die Hältnis in Verbindung der Steine leiſte, welches zu verſuchen iſt. So halten auch einige dafür, den friſch aus dem Ofen kommenden Kalk, der alsbald gelöſchet, ſogleich zu verbrauchen. Es will ſich aber ſolches nicht allenthalben finden, da nicht aller Orten die Kalkbrennereien nahe belegen ſind, und der gebrante Kalk auf viele Meile Weges hergebracht werden mus, welches auch die Witterung nicht allezeit erlaubet, geſchweige daß er immer genug vorräthig iſt. Auch wenn gleich Vorrath vorhanden, zu beſorgen, daß, wenn der Kalkbrenner betrüglich iſt, man alten verlegenen Kalk für friſchen bekömmt, darum mus mans machen, wie man kan. Ich verſpreche erſteren Falles ein Mauerwerk, das einige hundert Jahre unwandelbar bleibt. Es iſt auch ein Kunſtſtük, womit ſich die Italiäner, ſonderlich die artis periti, gros machen, und allein zu wiſſen vermeynen. vid Sennetri maſſive Bauart, Hübners Lex univ. P. II. p. 1227.

Daß ich aber das vornehmſte von obigen Säzen nicht zurük laſſe, ſo wird dabei hauptſächlich noch erfordert, daß, ſo bald der Sand zu dem heiſſen Kalk gethan worden, der Mörtel, wie auch der Kalk, vorher wohl ohne Aufhören und lange müſſe gerühret, und durch und zuſammen geſchlagen werden, bis er wohl durchgearbeitet zur Mauerkelle gerichtet und durch welche allezeit, ſo oft der Arbeiter davon nimt, mit gedachter Kelle noch mal und fleißig durchfahren und durchgekellet werden mus. Das Mauerwerk, wenn es fertig, mus auch vor allen Dingen nicht eher beworfen werden, bis er ganz durchher troken iſt, wozu ein ganzer Sommer, oder 4. bis 5. Monate billig erfordert werden. Die Probe bei einer nicht zu diken oder zu ſtarken Mauer, ob ſie durchaus troken ſoll ſeyn, wenn der Mauermeiſter mit ſeinem Hammer ſtark dagegen ſchläget, und der Klang des Schlages hell und nicht dumpfig iſt, wiewol es einige nicht gelten laſſen wollen. Andere gieſſen einen Eimer voll Waſſer, worinn 2. bis 3. Handvoll Salz, oder eine kleine Handvoll Salpeter zerlaſſen, an die Mauer, wenn es geſchwind darin vertroknet, und die Mauer davon nicht ausfähret, als wenn ſie ſalia & nitroſa anſezen wolle. ſo glauben ſie, es ſey die Mauer inwendig troken, man hält es aber auch trüglich. Die Zeit, die einer Mauer zum Austroknen, wie oben angeführet iſt, gegönnet wird, gehet am ſicherſten.

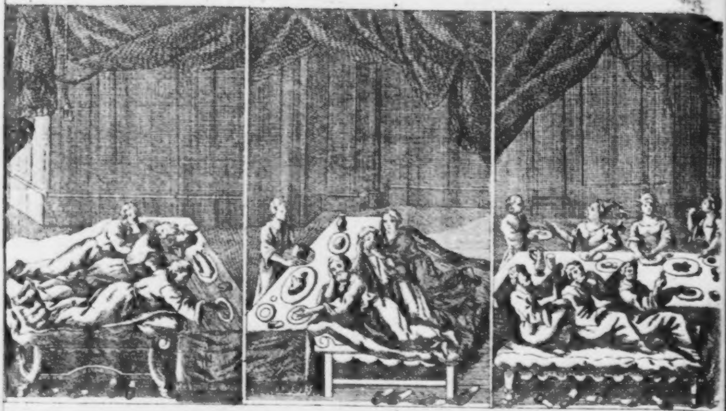
Die lieben Alten müſſen vorerwehntes Verfahren mit dem Kalk und Mörtel wohl gewuſt haben, daher es geſchehen, daß ihre Arbeit an Mauerwerken, durch mehr als 1. 2. bis 3. Jahrhundert Beſtand gehalten.

Es ſolte ſich daher hiebei wol fragen laſſen, warum denn die jüngere Zeit davon abgelaſſen, oder dieſe Wiſſenſchaft fahren laſſen?

Meiner geringen Meinung und Muthmaſſung nach, iſt vielleicht dieſes die Trieburſache. In den grauen oder alten Zeiten war alles ſehr wohlfeil, einfolglich

lich pretia rerum, beſonders die Baumaterialien und andere Bedürfniſſe zum Bau; deßgleichen das Tagelohn und der Trank in ſehr geringen Preiſe, daher man die Zeiten und Koſten nicht begeizte, und auf tüchtigere und mehr beſtändigere Verfertigungen ſehen konte. Die jüngere und grünere Zeit, hat im Zuſammenhalten mit jener einen groſſen Unterſcheid oder Abfall. Man mus jezo, da alle Baumaterialien viel theurer und unhabhafter, die Tagelohnes Zeit koſtbar, auch der Trank höher im Preiſe geworden, ein Bauherr von Eilenburg ſeyn. Vor dieſen gab man einem Arbeits oder Handwerksmann nichts mehr, als wöchentlich 8. ggr. und der Himte Brodkorn galt, wie aus den Nachrichten, Annalen, Beſchreibungen, Chroniken und Archiven der Städte Hamburg, Lübek und mehrer alten Städte, zu erſehen, auch nicht mehr. In jeziger Zeit aber kömt einem Bauherrn, ein Profeſſionsverwandter oder Handwerksgeſelle, täglich incl. des Tranks, über 8. ggr. zu ſtehen, mehrer Dinge, die noch aufgebracht werden, zu geſchweigen; daher man unläugbar in ältern Zeiten beſſer und feſter bauen können, als es jezo die Umſtände erlauben wollen. Man mus es jezo machen wie es werden will und kan, und nicht wie es werden ſoll. Die Arbeitsleute ſind ſo frech und überklug, daß ſie meinen, es verſtehe die Mauerarbeit keiner beſſer als ſie; laſſen ſich nichts ſagen und bedeuten, und verfahren nach ihrem Schlendrian und Eigenſinn, und verſtehen doch von der rechten und alten Mauerart weniger denn nichts. Wer ihnen neu aufgebrachter Weiſe, des Morgens keinen Brandewein ſpendirt, dem arbeiten ſie faul, träge, falſch und gottlos. Wann es nur eine Mauer wird, ſo mus der Bauherr friedlich ſeyn, ſie falle auch bei ſeinen Lebenszeiten ſchon wieder ein. In dem Mörtel wird Waſſer zugethan, der Kalk mag heis oder kalt zum Mörtel kommen, wenn er nur irgend weich und verarbeitlich iſt. Der Sand wird genommen wie er zu haben; man füttert und füllet die Mauren inwendig nicht ſattſam und tüchtig aus; ſie bleiben hohl; ja, ihre Handlanger ſchlagen und arbeiten den Mörtel nicht genug durch; noch wird der Kalk im Löſchen lange ſatt gerühret und durchgeſchlagen; man thut den Sand zu ſpät dazu; und was dergleichen mehr. Denn wenn der Mauermeiſter, der nicht immer bei ihnen ſeyn kan, und nach mehrern ſeinen Geſellen und Arbeitern gehet, nur den Rüken wendet; ſo ſiehet man öfters leider! wenn man Achtung darauf giebet, wie es hergehet. Wer demnach Zeit und Koſten anwenden will, und treue Arbeiter erhalten kan, dem iſt vorbeſchriebene erſte und alte Art Mauern verfertigen zu laſſen, anzurathen, ſo bauet er der Nachkommenſchaft, wiewol aber auch der Unterſcheid alter und neuer Zeit, in Betracht der Koſten, ſo gar beträchtlich nicht iſt, ſo kan ſie auch ſich ohngefehr, wie 80. bis 90. gegen 100. verhalten. Die Aufſicht des Bauherren, oder eines ſeiner getreuen Aufſeher der die Beſchaffenheit und Umſtände des Mauerweſens nur etwas inne hat, thut überhaupt das beſte bei der ganzen Sache, wenn man die Arbeiter nur in Furcht und Anſehen halten kan.

2) Den äuſſerlichen Gebrauch des Kalks auch zu betrachten, ſo ſind Häuſer, Mauern und Mauerwerke nicht eher zu bewerfen, oder die Puzwerke und Puzarbeit äuſſerlich anzubringen, bis die Mauerwerke, wie oben bereits in etwas angeführet worden, völlig ausgetroknet; denn es fällt anderer geſtalt der angebrachte Kalk oder Mörtel bald und leicht wieder ab. Es behalten die Mauerwerke, wenn das Anwerfen zu früh verrichtet worden, auch eine beſtändige Feuchtigkeit, die vorab im Winter beim Froſte ausſchläget, und das angebrachte wieder abwirft, geſchweige andere Unarten, die ſich äuſſern. Zum Anwerfen, Ankellen und Anpuzen, iſt der beſte Kalk, der in ſumpfiger Erde in einer Grube geſtanden,



ad pag. 273. Tom X.

den, mithin noch fett und feucht darinnen geblieben und vorhanden iſt. Aus dieſem wird ein Mörtel mit Triebſand vermenget, wie ich ſchon vorher gemeldet habe, geſchlagen, und das Mauerwerk damit dünne überzogen. Wenn dieſes wohl getroknet, ſo nimt man abermals Kalk, vermiſchet und durchgearbeitet ſolchen mit durchgeſiebeten Hammerſchlag und Cement von Dach- oder Bakſteinen, auch alten Kacheln und Topfſcherben, klein geſtoſſen und wie Sand durchſiebet. Einige rathen auch etwas geſiebete Büchenaſche fleiſig und lange durchgeſchlagen darunter an, und beziehet, wenn erſteres getroknet iſt, zum zweitenmal Haus oder Mauer damit, und zwar mit der Mauerkelle glatt geſtrichen. Dieſer Anpuz, wozu gleichfals kein Waſſer kommen mus, denn er wird ſonſt hart und klebet nicht feſt, wenn er wohl getroknet, kan auch beliebig überweiſet oder angemahlet werden, und beſtehet ſo dann wider Stürme, Ungewitter, Regen, Schlakker, Schnee und Froſt. Es geſchiehet dieſe leztere Arbeit am dauerhafteſten im Frühjahr, oder kurz vor dem Herbſt, damit die ſtarke Hize im Sommer, und die Nachtfröſte gegen den Winter, da ſie oft früh einfallen, kein Aufberſten, Abblättern und Abfallen verurſachen. Man verſuche alle obige Verfahrungen, wenn man Zweifel daran träget, nur vorerſt im Kleinen, ſo wird es ſich auch im Groſſen befinden, und anbringen laſſen.

Schließlich führe ich noch an, daß, wenn die Ziegel auf das Dach geleget worden, ſo werden dieſelben nur mit einem Mörtel von Kalk, Sand und geſottenen Haaren, nachdem leztere mit einer Schwutſchrude laker gepeitſchet worden, bereitet, eingefaſſet und verwahret; denn der erſte Mörtel ziehet zu ſtark an, ſo, daß die Ziegelſteine leicht berſten. Siehe in mehrern den zwar kleinen, aber wohl verfaſten Italiäniſchen Traktat des Sennetti von der maſſiven Bauart, von 1687. desgleichen eines Göttingiſchen Anonymi kurze Abhandlung von der beſten Zubereitung des Kalks, welcher, da ſie überall löblichen und verdienten Beifall findet, ich nach meiner Wenigkeit, in allen beitrete, und gegenwärtigen ſchon im Jahre 1750. gemachten Entwurf damit conformiret habe. In meinem bereits gemein gemachten Entwurf von ſteinern Gebäuden mit flachen Gewölbern, habe ich zwar den Gips überall angerathen; allein auſſer den flachen Gewölbern iſt gegenwärtiger beleuchteter Kalkmörtel, in den Mauern und Mauerwerken, und wo er ſonſt im Hauſe gut anzubringen, wohlmäſig gleichfals, ſtatt des Gipſes, anzuwenden und zu gebrauchen; geſtalt er nicht ſo hoch, wie der Gips zu ſtehen kömt, und ſeine Dienſte bei denen, welche die Koſten in Betracht ziehen, gleichermaſſen, der Hältnis und Dauer wegen, zu leiſten vermag.

Einige Anmerkungen von dem Heil. Abendmahl;

Mit dem erläuterten Alterthum, der Weiſe, zu Tiſche zu liegen; und der Laage Chriſti bei dem Heil. Abendmahl, den Füſewaſchen, Salben, und andern aufgelöſeten Schwürigkeiten ꝛc. bei den Evangeliſten.

Der Gros-Canzeler Ludewig hat in denen Halliſchen gelehrten Anzeigen, und vor ihme, der berühmte Chriſtian Thomaſius, nach dem Grund-Text, hievon vieles geſchrieben, und, nachdeme beide die vielerlei Superſtitiones auch Abweichungen ꝛc. bei ſo mancherlei Religionen, a) aufgedekt, ſo ſind ſie biß auf das
graue

---

a) Zumal bei den Wiedertäufern, welche ſagen: Es ſeye nur ein äuſſerlicher Ritus, welchen Chriſtus im Anfange geordnet habe: dadurch Chriſtus und die Apoſtelen die Leute auf das Innerliche führeten. Denn, weil es heiſe: ſo oft ihr es thut, ſo bedeutet ſolches nichts anders, als wann ihr es thut; Dahero es kein Präceptum oder Gebot ſeye. Aus welchem Grund denn die graue Alterthum, zuruk gegangen, und beweiſen, daß das Abenmahl, bei den erſten Jüden nach dem Ausgang aus Egypten, eingeführt und ſchon gebräuchlich ward. Der ſo berühmte Johann de Eſpagne, ein Theologus in Frankreich, hat in ſeinen theologiſchen Schriften dargethan, wie ſolches bei den Jüden ein alter Ritus geweſen ſeye, daß, wann ſie zuſammen kamen, ſo wurde nach der Mahlzeit von dem Haus-Vater die Benediction geſprochen, und das Brod und der Wein herum gereichet; und wurde eine Allocution dabei gebraucht, daß der Hausvater ſagte: Dieſes iſt das Brod, welches unſere Väter in der Wüſten gegeſſen: und der Wein, welchen ſie in der Wüſten getrunken haben. = =

Solches geſchahe zum Andenken des Ausgangs in Egypten; und wurde, als ein ſehr guter Ritus und Gebrauch von Moſe darum eingeſezt, daß die Iſraeliten ſtets daran gedenken ſolten. = = Da nun Chriſtus das Abendmahl hielte; ſo lieſe er es bei dem alten Ritu: gleichwie er auch in der Taufe den alten Ritum behielte; Nur befahl Er, ſie ſollten es hinführo in memoriam ſui, thun; und ſagte, daß ſie ſolches thun ſollten, ſo oft ſie es thäten, zu ſeinem Gedächtnis.

Nun müſſen wir auch ſehen, was andere dazu ſagen; und ſonderlich, wie auch die erſten Chriſten das Abendmahl celebrirten? Bei dieſen ward ſolches allezeit ein Appendix der Mahlzeit, gleichwie auch dieſer Ritus bei denen Jüden recipirt war. Bei denen erſten Chriſten ſahe man aber nun vornehmlich auf den Fructum dieſes Ritus: Denn wenn ſie zuſammen kamen, und ihre Liebesmahle hielten, ſo erbaueten und freueten ſie ſich miteinander, und empfanden da einen Vorſchmak von der wahren Ruhe.

Dieſe Ritus wurde allezeit bei dem Nachtmahle gebraucht, und ſollte ein Signum confirmationis in Chriſtianiſſimo ſeyn: Zumal zu den Zeiten der Verfolgung, da ſie in unterirdiſchen Oertern zuſammen kamen; Und da führten ſie einen Diſcurs von der Chriſtl. Lehre, erbaueten ſie ſich untereinander, und führten einander mit Sanftmuth und Liebe auf die Corruptionem internam, auf die innere Gebrechen, Fehler, Temperaments-Sünden ꝛc. ſolche abzulegen ꝛc. Da hielten ſie dann das Nachtmahl, wie es Chriſtus hatte eingeſezt, daß ſie ſich ſeines Todes dabei erinnerten. Dieſes bliebe nun alſo, bis auf die Zeiten Conſtantini Magni, da hernach das Abendmahl in Kirchen celebrirt, und mit mehrern Ceremonien gehalten wurde ꝛc.

Nun bleibt uns noch übrig, die Jüdiſche, Heydniſche und Chriſtliche Weiſe vom Heil. Abendmahl anzuführen: wie ſolche bei ihren Liebesmahlen 1) zu liegen, 2) zu ſizen, 3) zu ſtehen, und 4) zu gehen gewohnt waren? = = Ludewig referirt pag. 880. ſeiner gelehrten Anzeigen Tom. II. daß dieſes der Beſchreibung der Evangeliſten gemein ſeye: Daß der Heyland bei Einſezung des Heil. Abendmahls mit ſeinen Jüngern oder Schülern zu Tiſche gelegen; nicht aber geſeſſen, oder dieſe Leztern, wie es jezo geſchiehet, um einen Tiſch oder Altar herum gegangen, noch er ihnen das ungeſäuerte Brod und Kelch in den Mund gegeben habe b). Folglich Herr Ludewig

---

Quaker das Abendmahl gar nicht gebrauchen; Denn ſie ſagen: Das Chriſtenthum beſtehe in Spiritu, und nicht in ſolchen äuſſerlichen Dingen. Und wird der Cultus internus mehr als der Cultus externus, von ihnen hoch gehalten; weilen ſie alles, was äuſſerlich verwerfen, vor keinen ächten Gottesdienſt halten.

b) Dann auch dieſes man nehme die Form eines Tiſches, wie man wolle: ſo iſt nicht möglich: daß einer allen zwölfen an den Mund reichen noch alle einander die Hände bieten können; abſonderlich bei dem liegen und lagern zu Tiſche. Wie es denn auch bei Verzehrung der ungeſäuerten Brode gar keine Weiſe iſt. Denn vielmehr der Hausvater von dem ungeſäuerten Kuchen ſo vor Chriſtlich angeſehen; dieſe Weiſe bei der Sonntagsfeyer, gleichfalls zu unterſuchen und ſeinen Anzeigen einzuverleiben. Wie denn von der Griechen und Römer ihrer Tiſchweiſe zu liegen, ſehr viele geſchrieben, und dieſes in alten c) und neuen Zeiten d); die aber hie und da noch gar manchen Zweifel zurüke gelaſſen haben. Beſonders in demjenigen, was bei den Juden am Oſterlamm vorgegangen: wobei ſie dann mehr auf die Heyden, als die Juden ihre Abſicht gerichtet haben.

Und zwar anfangs iſt dieſes überhaupt gewis: man lege ſich zum Tiſch und Eſſen, wie man wolle: nach dieſer oder einer andern Stellung ſich dennoch keine finde; die nicht gezwungen, ungemächlich und unbequem, auch wohl ungeſund, heraus kommen dürfte e). Denn bei dem Eſſen ſollen Mund und Hände frey ſeyn; der Leib und Magen auch ſich ausdehnen: dahingegen bei dem Liegen alle dieſe Theile Hinderung empfunden. Dann lieget I) der Gaſt auf den Bauch, ſo wird die Bruſt durch unterlegte Polſter gebogen; der Bauch und Magen gepreſſet; Kopf und Hals gegen die natürliche Structur empor geſtreket und gekrümmet f). Leget man II) ſich auf die Seiten, ſo muß die linke Hand den Kopf unterſtüzen, mithin wird der Tiſchgenos einhändig und bleibet nur die rechte zum Speiſen frey g); womit ſich gleichwohl das vorgelegte Eſſen übel in Happen und Biſſen zertheilen läſſet. Will man III) ſich auf den Rüken legen; ſo darf man nur einem Bettlägerigen zuſehen; wie ungemächlich es ihme wird, als ein lateiniſches L oder Winkelmaas, ſeinen Leib und Bein zu halten. Und da vermuthlich den Römern dieſe leztere Stellung auch alsdenn gewöhnlich geweſen; wenn viele an einem Tiſch mit einander gegeſſen h): auf ſo-

---

viele Stüke mit ſeiner Hand abbricht und ſolche an die Gäſte herum theilet; davor der Aufwärter beſtellet, daß er jeden ſeine Portion auf einen Deller überbringe. Welches alles noch jezo dergeſtalt nicht allein gehalten wird: ſondern auch die Jüdiſche Oſter-ritualia daſſelbe dergeſtalt bekräftigen.

c) Es iſt die Zahl derjenigen ſehr gros: Als VIRGILIVS cum Servio: PLINIVS cum Harduino, CICERO in Tuſculanis & alibi paſſim; PLAVTVS; PLVTARCHVS in ſympoſiacis; ATHAENEVS in dypnoſophiſticis; HOMERVS cum Euſtachio; VARRO & FESTVS; VITRVVIVS lib. IV.

d) Petrus MERCVRIALIS, der Farneſiſche Leibarzt verdienet wohl in ſeiner arte Gymnaſtica, welche vielfältig und zulezt am niedlichſten und vollkommenſten Amſtolod. 1672. in 4. gedruket, in dem lib. I. cap. II. a p. 61. ad p. 89. den Vorzug: weil er nicht allein die alte Griechiſche und Römiſche Schriften disfalls fleiſig geleſen; ſondern auch die zu Rom befindliche alte Steine, in welchen die Gaſtmahle ausgehauen, im Kupfer vorgeſtellet; ſo dann ſelbſten Abriſſe gemachet, wie das Tiſchlager am behaglichſten geſchehen mögen. Anderer weiter nicht zu gedenken.

e) Darüber auch MERCVRIALIS lib. I. cap. 11. artis gymnaſt. p. 71. 73. klaget: daß er dieſer Weiſe zu Tiſche liegen faſt kein Geſchike zu geben gewuſt: ob er gleich als ein Medicus, der die Structur des menſchlichen Cörpers aus der anatomie verſtanden, die Sache hin und her überleget. Dabei er endlich die Urſache des Tiſche liegens zur Entſchuldigung nimmet: weil die Römer meiſtens nur zu Abend gegeſſen und vorhero durch das tägliche Baden und Krazen ſich müde gemacht hätten.

f) Mir kommet gleichwol dieſe Lage noch am allerbequemſten vor; welche wir in dem Kupfer num. I. gezeichnet.

g) Dieſer Lage auf der linken Seiten, mit dem linken Elenbogen unterſtüzet, wie das Kupfer num. II. ſolche anzeiget, giebt Plutarchus lib. V. ſympoſ. problemate 6. das beſte Licht.

h) Daß dieſe Lage üblich geweſen, ſolches beweiſet Petr. CIACCONIVS de tricliniis Romanis p. 85. durch einen Abriß. Und nun ſchrenke man den Gäſten die Beine, wie man wolle; entweder auswerts oder übereinander, wie die Schneider oder Indianer ſizen: oder auf die Höhe geſtürzet, wie einen Bakofen: ſo dürfte doch dergleichen Lager, ſolches lang auszuhalten, mehr einer Folter, als Gemächlichkeit ähnlich ſeyn. Im übrigen kan die Frage: Welches bei Tiſche der oberſte Plaz ſey? nicht anders als thane Weiſe ſich das unbequeme und unartige Weſen noch mehr häufet. Denn wenn z. E. auf einen ſolchen Tiſchbett 3. Perſonen hinter einander her gelegen; ſo hat der erſte entweder die Füſſe über einander gleich den Türken und Schneidern ſchränken oder gleich einem Λ aufſtellen oder beide Beine auseinander ſpannen müſſen; daß ihm ſein Nachbar in den Schoß gelegen: welches alles aber wieder ſehr unförmlich, unartig, gezwungen und getrungen heraus kommen.

Wer nun in dieſer alten Weiſe der Römer und Griechen unterrichtet iſt: dem kan nicht ſchwer fallen, alle Begebenheiten, bei dem Tiſch des Herrn, begreiflich zu machen. Ich bin zwar nicht der Meinung der gelehrten Männer, des Hieronymi Mercurialis i); Petr. Ciaconii k) und anderer die dafür halten; es hätten die Juden das zu Tiſcheliegen den Römern nachgethan; weil Joſephus l) meldete; daß, nachdem die Römer einmahl Judäam eingenommen und zu Jeruſalem eine beſtändige Beſazung von Römiſchen Kriegsvolk gelegen; wie auch der Römiſche Landpfleger in der Stadt Hof gehalten, faſt alle Juden ihre Kleidung, Sprache und andere Sitten daſelbſt von den Römern angenommen, Denn, ob gleich dieſes noch jezo die Juden auch bei uns zu thun pflegen: ſo iſt doch ſolches, in ihren geſezlichen Werken, beſonders bei dem Oſterlamm, nicht geſchehen, auch deswegen nicht zu glauben: weil R. Maimon in ſeinem Buch von Oſtern dieſes zu Tiſche liegen vor etwas ſonderliches, bey dieſem Feſttage gehalten. So daß die Jugend den Hausvatter fragen müſſen; was denn dieſes Tiſcheliegen heiſſen ſolle m); da es ſonſten nicht üblich? So denn auch noch bis jezo wenigſtens der Hausvater allein bei den Oſtereſſen auf ein Küſſen und zwey Lehnſtühle ſich niederlegen muß; ob gleich ſeine Oſtergäſte zu Tiſche ſizen n).

Ich ſeze hinzu: daß die Römiſche Schriftſteller die beſondere Urſache des Tiſchliegens dahin anführen; weil die Römer den ganzen Tag, mit ihren Verrichtungen zugebracht und des Mittags gar nicht; ſondern allein des Abends gegeſſen; ſo dann ſelbige ſich Nachmittage im Ringen und Spielen geübet; darauf noch in das Bad gegangen: wodurch ihre Glieder dergeſtalt ermüdet worden; daß ſie dieſelben, durch das Tiſchliegen bei dem Abendmahl, ausruhen laſſen; ſich auch ſo dann bald von den Tiſchbetten, in die Schlafbetten begeben. Deren keines ſich bei den Juden befunden.

Ein andere Frage iſt es: was ſolches zu Tiſcheliegen bedeuten ſolle? Zwar ſuchen die Jüdiſchen Ausleger daraus ein Zeichen ihrer Freyheit und Herrſchaft zu

ma-

---

mit dem Unterſchied beantwortet werden. Denn liegen die Gäſte hintereinander auf dem Rüken; ſo iſt der Oberſte der Vornehmſte: liegen ſie aber ſeitwerts neben einander: ſo iſt die mittelſte Lage vor die vornehmſte zu achten. Die Schriftſtelle bei dem Cicerone lib. IX. ad Paetum epiſt. 16. ult. iſt gar deutlich: Accubueram hora nona (die neunte Stunde als es Tag war.) Vbi? apud Eutrapelum. Et quidem Supra me Atticus; Infra Aerrius, familiares tui. Weil Cicero als vir conſularis. den oberſten Plaz in der Mitte gehabt hat. Bei welchen Umſtänden mich wundert: daß die neuere Schriftſteller weil ſie beiderlei Lage in einander mengen, darüber ſtreiten; auch wohl vermeinen: daß eines dem andern entgegen ſey.

i) Artis gymnaſticae lib. I. cap. 11. in appendice de Mariæ Magdalenæ hiſtoria.

k) De tricliniis p. 98.

l) In libro antiquitat. Iud.

m) In libro de ſolennitate paſchatis cap. VII. §. 8. ſind, nach der Uberſezung, ſeine Worte folgende: Item pauperrimus quisque non coenabit illa nocte (da das Oſterfeſt angehet,) niſi ACCVMBENS. Weil der gemeine Mann ſonſten ſtehend gegeſſen. MVLIER autem non accumbat, niſi PERILLVSTRIS ſit.

n) Denn der Hausvater ſezet zwei Stüle zuſammen und leget Bettküſſen darauf; da er ſich ſeitwerts mit dem Leibe darauf lehnet. Wie denn auch in ihrem Oſter rituali zu ſehen iſt.

machen o). Ich wollte aber glauben; daß ſie daraus ein Denkmahl nehmen mochten; wie ſie in der Wüſten vierzig Jahre liegend gegeſſen. Beſonders, weil göttlichem Befehl nach, ſie auch bei dem Oſtereſſen einen Wanderſtab in den Händen haben, und die Schuhe an den Füſſen behalten ſollen. Alles zu dem Ende, damit ſie ſich ihres Auszuges aus Egypten, und Einzuges in die Wüſten erinnern ſollten.

Dieſem allem zu folge; hat der Heiland gleichfalls dieſe geſezliche Weiſe in Acht genommen, und hat ſich mit ſeinen Jüngern, bei dem Oſtereſſen zu Tiſche niedergeleget. Da nun deſſen die Evangeliſten berichten: ſo iſt die Frage; was vermuthlich, von obbeſchriebenen dreyerley Arten, etwa vor eine dabei gehalten worden ſey? p).

Anfangs ſo viel die Form des Tiſches betrifft, muß ſolche deswegen rund geweſen ſeyn; weil alle in eine Schüſſel zu den Speiſen kommen mögen q); ſo dann auch ſolches bei den Juden beim Oſtermahl noch jezo gewöhnlich iſt. Folglich der Ausſpruch; der mit mir in die Schüſſel dunket, in ganz eigentlichem Verſtand anzunehmen.

Nachgehends weil man in Orientaliſchen Ländern, wegen groſſer Hize, keine Schuhe; ſondern nur Sohlen getragen; die mit Riemen an die Füſſe gewunden und gebunden waren r): ſo haben die Gäſte ſolche aufgelöſet und abgeleget s). Wohin denn der Ausſpruch Johannis zielet: deſſen ich nicht werth bin, ſeine Schuheriemen aufzulöſen.

Wenn nun die Füſſe blos und die Fußſohlen abgelöſet geweſen, ſo hat der Diaconus, Aufwärter oder Ampachter, Waſſer gebracht; ſolche entweder ſelbſten zu waſchen, oder aber, durch Bediente waſchen zu laſſen t). Dahin das Beiſpiel

---

o) In adpendice ad MAIMONIDEM p. 899. iſt dieſe Frage vorgeſchrieben.

p) Der R. MAINON de ſolennitate paſchatos cap. VII. §. 8. ſchreibet: iam ACCVBATIO in dextram; in DORSVM; & in FRONTEM nulla eſt. Folglich bleibet nur diejenige Lage übrig zur linken Seiten.

q) Wenn man nun dreizehen Perſonen, ſo viel neimlich der zwölf Jünger mit dem Heiland geweſen, ausmeſſen ſolle: ſo hat zwar MERCVRIALIS lib. I. art. gymnaſt. cap. 11. p. 77. ſchon ein Gemählde von einer vierekigten Tafel entworfen; da auf jeder Seiten fünf Jünger; am oberſten Theil aber Chriſtus in der Mitten, zwiſchen Ioanne und Petro, gelegen: Weil aber es unmöglich geweſen, daß auf ſolche Art alle zwölfe oder dreyzehen zu einer Schüſſel langen können; welches allein, bei einer runden Tafel, gleichwohl geſchehen mögen; ſo achte ich dieſe leztere vor wahrſcheinlicher, als alle andere Arten von Tiſchformen zu ſeyn. Denn wäre dieſes nicht, ſo iſt bekannt; daß bei dem Tiſchliegen man die Form von einem halben Mond oder Griechiſchen C. ſigma vor die bequemſte und prächtigſte, beſonders wenn der Gäſte viel geweſen, gehalten. Weil ſo dann der mittlere Plaz frey geblieben; daß die Bediente jeden beykommen und Speis und Trank vorlegen können.

r) Es bekräftigen dieſes alle Römiſche und Griechiſche Schriften, welche Benedictus BALDVINVS in einem eigenem Buch de calceo antiquo und Iul. NIGRONIVS de caliga veterum zuſammen getragen. Und weil ſie auch SALMASIVS und RVBENIVS darüber einige Mühe gegeben, ſo ſind dieſe Schriften alle zuſammen gedruket und 1667. in 12mo Amſtelod. an das Licht gekommen.

s) Man hat dieſe Schuhriemen, mit welchen die Solen an den Fuß die kreuz und die quer zuſammen gezogen und gebunden werden, vincula pedum oder Bantoffeln, daß iſt, Bandſolen, genennet. Damit nun die Gäſte die koſtbare Tiſchbetten nicht beflekket: ſo haben die Bediente ihnen ſolche aufgelöſet und abgebunden. Nach vollbrachter Mahlzeit aber ſind einem jeden ſeine ſoleae, Solen, Toffeln wiederum gereichet und angebunden worden. Das Bild in Marmor gegraben, welches zu Rom zu finden, in welchem der Knecht ſeinem Herrn die Schuhriemen, weil er zu Tiſche gegangen, aufgelöſet, hat Fulv. Vrſinus in ſeinem adpendice de tricliniis p. 242. in Kupfer ſtechen laſſen, woraus es nachhero viele andere genommen.

t) Das Händewaſchen vor der Mahlzeit iſt den Juden jezo etwas geſezliches, und, bei dem Oſterfeſt, waſchen ſie ihre Hände ſo oft, als neue des Heilandes, da der Herr den Knechten die Füſſe gewaſchen, nicht ohne Erſtaunen, zu leſen und zu erwegen iſt u).

Nach dem Waſchen folgete das Salben der Füſſe. Ob nun wohl ſolches nicht eben bei allen Mahlzeiten geſchehen, ſo iſt es doch bei Vornehmen deswegen im Gebrauch geweſen, theils einen guten Geruch in dem Speiſeſaal zu machen w); theils zur Stärkung der gewaſchenen Gliedmaſſen, dazu das koſtbahre und durchdringende Oel ein Vieles beigetragen. Bei welchen Umſtänden denn es kein Uebelſtand geweſen; daß die zwey oder drey Marien die Füſſe Chriſti mit Oel geſalbet, und mit den Haaren ihres Hauptes getroknet.

Und weil das Füſſewaſchen und Salben von den Bedienten geſchehen; auch gar öffters von Mädgen x). So muß man dieſe Geſchichte, nach der damahligen Weiſe, beurtheilen. Da ſolches weder Aergernis, noch einen Uebelſtand verurſachet.

Solchemnach iſt die Formul: daß Johannes an Chriſti Schoos gelegen, auch leichtlich zu faſſen. Denn wenn drey auf einem Tiſchbette gelegen: ſo iſt die mittlere Stelle vor den Vornehmſten geweſen y). Wenn nun dieſer gerne bei ſich gehabt; der iſt auf ſeiner rechten Seiten gelegen. So man deshalben, in dem Schoos liegen, genennet: weil der Gaſt ſich auf die linke Seiten, wenn er gegeſſen, gewendet: da er denn mit dem zur Rechten ſprechen können. Es kan wohl ſeyn; daß auch bei dem Lager der Gäſte hintereinander, ſolches, in ſinu jacere, in den Schoos liegen, geheiſſen: weil dieſe Formel von Schülern in des Meiſters; von Kindern in des Vaters; von dem Weib in des Mannes Schoos genommen wird z). Wie aber das Lager hintereinander, wie in dem Kupfer num. III. angezeiget, zu einem runden Tiſch,

der

Speiſen aufgetragen werden. Davon ihr rituale zeiget. So viel aber das Füſſewaſchen betrift; davon iſt gleichfalls das geſamte alte Teſtament voll. Solchen Dienſt ließ Ioſeph ſeinen Brüdern bezeigen Genes XLIII. und 24. und beſonders geſchahe die Ehre den fremden Gäſten Genes XVIII. und XIX. von den Knechten Und ſind dergleichen Exempel faſt unzählige.

u) Der Evangeliſt Ioannes macht cap. XIII. u. 4. 5. 6. ſeqq. nicht umſonſt eine ſo weitläuftige Erzehlung davon. Die auch in That und Wahrheit, zu bewundern iſt. Und weil derſelbe zugleich meldet; daß Chriſtus den Seinen ſolches, zu einem Beyſpiel der Nachfolge, hinterlaſſen: ſo hat die Lateiniſche und Griechiſche Kirche dieſen Gebrauch, bei dem Pabſt, Kaiſer, Königen, weltlichen und geiſtlichen Fürſten bis jezo noch behalten; zwölf armen Chriſtlichen Perſonen dergleichen zu thun und denſelben in ihrer Nothdurft mit Geſchenken beizuſtehen

w) Der Salbung geſchiehet in den Jüdiſchen Geſchichten gar vielfältige Erwehnung. Welches deswegen um ſo viel gewöhnlicher war. Nicht allein weil ſolches denen Orientaliſchen Völkern, bei der groſſen Hize, dabei die Schweislöcher viele Kraft des Leibes ausgedünſtet, mithin dieſe Stärkung der Nerven um ſo viel nöthiger und kräftiger zu ſeyn ſchiene: ſondern auch weil eben deswegen die gütige Natur der Oelbäume ſehr viele dahin verſezet und ſolche ſo wohl gerathen laſſen; daß auch die, auf Iudæam, geſchlagene Münzen der Römer, ſolches Land durch einen Oelbaum, als ein Landeszeichen vorſtelleten.

x) Die ſogenannten unguentariæ oder Aufwärterin, die Füſſe den Gäſten zu waſchen und zu ſalben, waren den heutigen Waſchweibern und Bademüttern faſt gleich. Ob ſchon dieſen Dienſt öfters auch freye und geehrte Perſonen, vornehmen Gäſten bewieſen. Woven ſich bei denen Alten auch Exempel finden; daß ſolchen die Töchter des Hauſes, weil es die Hausväter, einem Gaſt zu beſondern Ehren befohlen, verrichten müſſen. Ohne deswegen ein Aufſehen, Ubelſtand oder Aergernis zu verurſachen.

y) Die Schriftſtelle Plinii lib. IV. epiſt. 22. giebt dieſer Lage und Redensart die beſte Erklärung. Er ſchreibet alſo: coenabat Nerva cum paucis. Vecento Proximus atque etiam in Sinu recumbebat.

Z) Wie ſolches Pet. Ciacconius de triclin. p. 104. anführet.

der doch zu dreyzehen Perſonen, in Chriſti Oſtereſſen, nöthig geweſen, ſich nicht fügen will: als halte ich vielmehr die Lage num. I. und II. neben und ſeitwärts an und neben einander vor begreiflicher zu ſeyn *). Da Chriſtus, wenn er ſich auf den linken Arm, (cubitum ſiniſtrum) gelehnet; dem Johanni zureden, von demſelben gefraget und ihm wieder geantwortet werden mögen. Ohne daß es die andere mit liegende Apoſtel hören können. Im Falle auch Petrus Chriſto zur linken Seiten gelegen; hat dieſer dem Johanni, über die Lage Chriſti, leichtlich winken mögen: daß er den Heiland, wegen der Perſon ſeines Verräthers, befragen ſollen.

Vom Choquelade.

Als die Spanier im Jahre 1520. Mexico eroberten, ſo fanden ſie daſelbſt die neue Art der Wolluſt, die ſättigende Chocolade, durchgängig eingeführet; aber damahls war ſie noch keine Galanterie. Ein ſpaniſcher Soldat, der ſich aus Weinmangel und Waſſerhaſſe genöthiget ſahe, die Chocolade der Mexicaner zu trinken, nennte ſie einen Soff für die Schweine; aber deshalb ward ſie doch eine Galanterie. Die dummen Mexicaner verſtunden die Kunſt des Geſchmaks nicht, welche darinn beſtehet, alle nüzliche Dinge in ſchmakhafte, und alle ſchmakhafte in ſchädliche zu verwandeln. Sie brateten ihren Cacao in irdenen Töpfen; hernach rieben ſie ihn zwiſchen zween Steinen, und löſeten ihn, wenn er gereiniget war, in warmen Waſſer auf. Alles Gewürz, was ſie hinzuthaten, war ein wenig Piment, oder weſtindiſcher Pfeffer; und wenn ihn die Vornehmen mit dem Farbenkraute Achiote färbten, ſo verlängerte der Geringere ſeinen Chocaladetrank mit Mayzbreye, den er darunter miſchte.

Die Spanier konnten es unmöglich mit gleichgültigen Augen anſehen, daß ein ſo nahrhaftes und nüzliches Getränk eine ſo bäuriſche Zubereitung leiten ſollte. Es kam darauf an, daſſelbe dergeſtalt zu verderben, daß es dem Geſchmake angenehmer, und der Geſundheit ſchädlicher würde, damit es in Europa ſein Glük machen könnte. Zu dem Ende ſezten ſie nicht nur den Zuker hinzu, ſondern vermiſchten dieſes Getränke auch mit einigen Oſtindiſchen Gewürzen und americaniſchen Spezereyen, die wir nur dem Namen nach kennen. Unter allen dieſen Zuſäzen iſt die Vanille allein bis zu uns gekommen, gleichwie der Zimmet das einzige Gewürz iſt, das den allgemeinſten Beifall erhalten hat, und in der Zuſammenſezung der Chocolade geblieben iſt. Wir würden

nichts

---

*) Es hat zwar Mercurialis lib. I. art. gymnaſt. cap. 11. eine beſondere Zeichnung des Tiſchlagers, da die Sünderin den Heiland die Füſſe geſalbet, ſich ausgeſonnen. Es kommet aber dieſelbe ſehr gezwungen heraus. Wie denn auch der andere, gleich darauf folgende Abris von der Lage bei dem heiligen Abendmahl, ſo viel die Lage des Ioannis in den Schoz oder an der Bruſt des Heilands, gar nicht wohl gerathen. Mithin wir eine beſondere Zeichnis vonnöthen haben müſſen. Womit denn allen Zweifel von Ungemächlichkeit und Ubelſtand, in beiden Geſchichten, abgeholfen.

nichts verlohren haben, wenn auch dieſe beiden Spezereyen heraus gelaſſen worden wären. Allein der Geſchmak wollte es ſo haben. Die Vanille giebt der Chocolade einen ſchönen Geruch und hohen Geſchmak. Da ſie aber ſehr hizig iſt, ſo hat man ſich aus Noth gezwungen geſehen, ſie nur ſehr mäſſig damit zu vermiſchen, damit ſie doch noch erträglich ſchädlich wäre. Empfindliche Perſonen können ſie gar nicht darein vertragen, und man hat, ihnen zu gefallen, eine Art von Chocolate ohne Vanille zubereiten müſſen, welche in Spanien und Italien Geſundheits-Chocolate genennt wird. Auf den Franzöſiſchen Inſeln in America, wo die Vanille weder ſelten, noch theuer iſt, und wo man eine erſtaunliche Menge Chocolade verthut, gebraucht man ſie ganz und gar nicht.

Die gewöhnliche Zubereitung der Chocolade geſchiehet folgendermaſſen: Wenn der Cacoa zu Mehle gerieben, und auf dem Steine recht fein gemacht worden iſt, ſo thut man eben ſo viel durchgeſiebten Zuker hinzu, als der Cacao wieget. Wenn der Brei nicht ſo ſehr austroknen, und vor der Luft und den Würmen beſſer bewahrt bleiben ſoll; ſo nimmt man auch wol vom Zuker ein viertel weniger in die Maſſe, und erſezet daſſelbe erſt nachher beim Kochen der Chocolade. Wenn der Zuker mit dem Cacaobreye wohl vermiſcht iſt, ſo kommt das feine Pulver von Vanillenſchoten und Zimmetſtingeln darunter, worauf alles nochmals unter den Stein gebracht, und recht durch einander gearbeitet wird. Endlich thut man den Brey in eiſerne überzinte Formen, worin er hart wird. Wer den Geruch liebet, der ſchüttet, ehe ſie in die Formen kommen, ein paar Tropfen Ambra-Eſſenz auf die Tafeln. Wenn die Chocolade ohne Vanille gemacht wird, ſo nimmt man auf ein Pfund Cacao zwei Quintlein Zimmet, mit Vanille aber nur die Helfte. Von der Vanille nimmt man nach Belieben eine, zwo, drei oder mehr Schoten. Allein, die Chocoladenmacher geben ihr durch Vermiſchung von Pfeffer, Ingber, u. ſ. w. ein falſches Anſehen, als ob recht viel Vanille darinn wären.

Auf den Antillen macht man die Chocoladentafen rein und ohne alle Vermiſchung; und wenn man ſie trinken will, ſo ſchabt man mit einem Meſſer oder Reibeiſen, ſo viel man will, z. E. 2. Loth davon, thut zwei oder drei Finger voll durchgeſibtes Zimmetpulver, und zween groſſe Löffel Puderzuker darunter, ſchüttet es mit einem ganzen friſchen Eye in die Kanne, quirlet es wohl durch einander, und gieſſet dann ſiedendes Waſſer oder Milch auf, wobei ſehr ſtark gequirlet werden mus. Hierauf wird die Kanne auf Feuer oder kochendes Waſſer geſezt, und wieder abgenommen, ſo bald die Chocolade ſteigt, da ſie dann wieder ſtark gequirlt, und unterdeſſen nach und nach in die Taſſen gegoſſen wird. Man kan vorher auch einen Löffel voll Pommeranzenblüth-Waſſer und einige Tropfen Ambra-Eſſenz hinzuthun. Dieſe Methode hat verſchiedene ihr eigene Vorzüge. Dann, wenn ſie gut in Acht genommen wird, ſo erhält die Chocolade einen ſehr ſchönen Geſchmak, iſt leicht zu verdauen, und läſt weder in der Kanne noch in den Taſſen einen Bodenſaz zurük, Dabei hat man die Wahl der Menge des Zukers und Zimmets, des Pommeranzenblüth-Waſſers und der Ambra-Eſſenz; nicht zu gedenken, daß von einer ſolchen Chocolade die Taſſe kaum einen Sol koſtet.

Wenn man ſich von der Wirkung der Chocolade einen richtigen Begriff machen will, ſo mus man den Cacao, die Vanille und den Zimmet kennen. Ich werde meinen Leſern von den beiden erſtern einen Begrif machen, weil ſie die unbekannteſten ſind. Vom Zimmet weis jedermann, daß er ein ſehr hiziges aber doch zugleich herzſtärkendes Mittel ſey, und dieſes kan zu meiner heutigen Abſicht hinlänglich ſeyn.

Die Americaner hatten den Cacao lange für ſich gebraucht, ehe ſie ihn den Spaniern und Portugieſen entdekten, und man kannte ihn damahls ſo wenig, daß die holländiſchen Corſaren aus Unwiſſenheit den ganzen Vorrath dieſer Waare ins Meer warfen, und ſie mit einem verächtlichen Gelächter, auf ſchlecht ſpaniſch, Cacuca de Carnero, Schaafskütteln, nennten. Im Jahr 1649. war nur ein einziger Cacaobaum auf den Antillen, welchen ein Engelländer zu St. Croix, aus Neugier, in ſeinem Garten gepflanzet hatte. Im Jahre 1655. zeigeten die Caraiben dem Herrn du Parquet den Cacaobaum zuerſt in den Wäldern der Inſel Martinique, von welcher er Herr war, und dieſe Entdekung gab zu vielen andern in eben den Wäldern Anlas. Vermuthlich hat man von hier den Saamen zu den in der Folge angelegten Cacaoplantationen auf dieſer Inſel genommen. Ein Jude, Namens Benjamin, pflanzte daſelbſt die erſte im Jahre 1660. Aber wohl erſt 20. bis 25. Jahr nachher fiengen die Einwohner zu Martinique an, die Plantagen recht anzulegen, wo ſie auch wirklich eine geraume Zeit beſtanden haben. Allein, das daſelbſt im Jahre 1727. ausgebrochene Erdbeben rottete die ganze Plantation aus, und ſeitdem hat man ſich nicht weiter bemühet, ſie wieder herzuſtellen, daß alſo Martinique izt keinen Cacao mehr liefert. Den unſrigen giebet uns jezt das den Spaniern, Portugieſen und Franzoſen zuſtändige feſte Land von Amerika, als Caracas, Braſilien und die Franzöſiſchen Colonien. Der von Caracas iſt, nach der Meynung des Herrn von Milhau, der beſte, und der von Cayenne kommt ihm am nächſten, und iſt, nach jedermanns Ausſpruche, dem braſilianiſchen, und dem von Maragnon weit vorzuziehen. Don Ulloa hält den Cacao in dem Bezirke der Stadt Cartagena für den beſten, weil die Mandeln fetter, gröſſer und öhligter ſind, als die von Caracas, Maracaybo, Guayaquil, u. a. O. Dieſer Cacao iſt aber in Europa wenig bekannt, und wird nur zuweilen zum Gechenke dahin überſendet. Doch wird auch etwas von Caracas nach Cartagena gebracht, und zum Theil in das Innere des Landes verführet, weil der Cacao, welcher am Magdalenenfluſſe wächſt, zum Aufwande nicht hinreichend iſt, und auſſerdem auch die Vermiſchung des Caracaſiſchen mit dem vom Magdalenenfluſſe die groſſe Oehligkeit des leztern mildert. Der cartageniſche Cacao wird zum Unterſchiede nach Millaren, zu 4. Pfunden gerechnet, der caracaſiſche hingegen nach Fanegen, zu 110. Pfund, oder, bei dem Maracaybiſchen zu 96. Pfund, verkauft. In Guayaquil iſt der Cacao von Machala der auserleſenſte. Von hier wird er ſowohl nach Panama, als auch nach den Häven Sonſonate, el Realeio, und andern Küſten von Neuſpanien verführet. Aus Neuſpanien hat man die Pflanze dieſes Baums in die philippiniſchen Inſeln gebracht, und ſie hat ſich daſelbſt ſo ſtark vermehret, daß man die amerikaniſche miſſen kan, wiewohl ſie ihr an Güte weichen muß.

Die meiſten Schriftſteller behaupten, daß der Cacao von Natur kalt, troken, erdich und ſtopfend ſey. Dies ſagen ſie aus Heuchelei gegen den lüſternen Geſchmak. Denn es folgt aus dieſen Eigenſchaften, daß er ſo getrunken werden müſſe, wie wir ihn am liebſten ſchmeken. Eine Frucht von dergleichen Art erfordert eine Vermiſchung von hizigen Gewürzen, damit die beiden entgegen geſezten Wirkungen einander die Waage halten, oder ſich, wie zweierlei Salze, durch einen brauſenden Kampf, in eine Arzneikraft verwandeln. Allein, der Herr von Milhau, welcher den Cacao ſehr genau unterſucht hat, wendet gegen dieſes Vorgeben der meiſten Schriftſteller ein, daß das im Cacao enthaltene Oel und deſſen bitterer Geſchmak eben keine Kennzeichen einer kalten Mixtion ſind, weil man alle bittere Sachen unter die hizigen rechnet, und weil das Oel, die dem Feuer am nächſten verwandte Materie iſt. Hieraus folget, daß man die ſcharfen und hizigen Gewürze ohne Nuzen damit verbinde, und daß ſie vielmehr die guten Eigenſchaften des Cacao zu verändern und zu vernichten, als zu erhöhen vermögend ſind.

Der Gebrauch des Cacao in Amerika beſtätiget dieſes Urtheil nicht wenig. Die Vanille und der Zimmet ſind daſelbſt weder ſo rar noch theuer, als in Europa, und gleichwol iſt die Chocolade, die man dort trinket, nichts anders, als in warmen Waſſer aufgelöſeter Cacao mit Zuker und einer Citronſcheibe, um den Geſchmak angenehmer zu machen. Alle daſige Einwohner, von welchem Alter und Stande ſie auch ſind, trinken ſie zu allen Zeiten und in allen Witterungen. Niemand beklaget ſich, daß er Beſchwerden davon habe, ſondern es behauptet vielmehr jedermann, daß ſie, ohne Gewürz, den Durſt ſtille, erfriſche, und fett und ſchläfrig mache. Der Herr von Milhau führet, das Beyſpiel eines vornehmen Amerikaners an, den er im 78ſten Jahre bei vollkommener Geſundheit geſehen, und der gleichwol nie andere Nahrung genoſſen, als die auf die beſchriebene Weiſe verfertigte Chocolade. Die chymiſche Zergliederung des Cacao, welche der Herr von Milhau angeſtellt hat, iſt mit dem übereinſtimmig, was von den Wirkungen des Cacao im menſchlichen Körper geſagt worden. Der Cacao iſt unter allen gemiſchten Körpern derjenige, in deſſen Zuſammenſezung er das wenigſte Salz gefunden hat. Denn, obgleich Lemery in ſeiner Schrift von den Arzneiformeln das Gegentheil verſichert, ſo ſagt er doch nicht, ob er die Unterſuchung ſelbſt angeſtellet habe; und daher iſt es wahrſcheinlich, daß er von dem Zeugniſſe anderer hintergangen worden ſey. Dieſer beſondere Mangel des Salzes iſt die Urſache der durſtſtillenden und erfriſchenden Kraft des ungewürzten Cacaotranks; und wie hieran niemand zweifeln wird, ſo mus man auch eingeſtehen, daß eben um des willen dieſes Getränk ſo leicht fett mache. Türberville Nedham hat bewieſen, daß erſt alsdann die klebrigen Säfte gut nähren, wenn ſie ihren gröſten Theil von Salzen niedergelegt haben. Es iſt alſo ein ſolches nahrhaftes Getränk, als die ungewürzte Chocolade iſt, zum Fettmachen um deſto geſchikter, da ſie von Natur wenig Salz hat. Hierzu kommt noch, daß, wie Herr von Milhau darthut, der Cacao eine ſolche Art der Zuſammenſezung hat, welche der Miſchung unſeres Blutes ſehr ähnlich iſt, und worinn ein Ueberflus von Fettheilchen angetroffen wird, die ſich bald einen Weg in das Zellgewebe eröffnen. Eben um dieſer Eigenſchaft willen thut die Chocolade ſehr merklich das Gegentheil von derjenigen Wirkung des Caffee, welche die Gemahlinn des Sultans Machmud Caſuin bei Gelegenheit eines Wallachen rügete. Dieſe leztere Wirkung des Cacao wird aber durch den Reiz in der Chocolade befindlichen hizigen Gewürze noch vermehret; und darum iſt die Chocolade eine Zuflucht der matten Freyer geworden. Man kann ſie alſo magern, troknen Leuten, ſchwachen Temperamenten, und allen, die ihre Kräfte und Säfte verſchwenden und erſchöpfen, als eine heilſame Arznei anpreiſen. Allein, wenn ſie ihnen einen bleibenden Nuzen ſtiften ſoll, ſo müſſen ſie dahin ſehen, daß die neuen Kräfte und Säfte, die ihnen der aufgelöſete Cacao mittheilet oder erſezet, nicht zu geſchwind durch neuen heftigen Reiz und baldige Abnuzung wieder verzehret werden. Da nun die hizigen Gewürze das lezte thun, ſo erhellet, daß ſich ſolche Perſonen der ungewürzten Chocolade, ſo wie der 78jährige Amerikaner, deſſen Herr von Milhau gedenkt, allein bedienen müſſen. Fette Leute, die ohnedem zu viel gute Säfte haben, würden mit der Chocolade ihr Unglük vermehren,

Nach eben den vorigen Grundſäzen kann hizigen, troknen und magern Perſonen keine mit Weine gekochte Chocolade dienen, ſondern man mus ſich der Milch dazu bedienen, welche ihre Nahrhaftigkeit vermehret. Leute, denen ein Reiz mitgetheilt werden mus, um ſich ihrer neuen Kräfte zu bedienen, müſſen den nahrhaften Trank, mit Gewürzen vermiſcht und in Weine gekocht, trinken. Fette Leute würden hingegen die Chocolade mit Milch zu ihrem groſſen Nachtheile genieſſen, da ihnen vielmehr die gewürzte, welche mit Waſſer bereitet wäre, am beſten dienen würde, ob ſie gleich unter dreien Uebeln für ſie nur das kleinſte iſt.

Es iſt bei allen dieſen Regeln noch ein Umſtand zu betrachten, welcher bei der Wirkung aller Arzneien, Speiſen und Getränke überlegt werden mus, nämlich ihre Wirkung im Magen und in den Gedärmen. Alles, was ich bisher von der Chocolade geſagt habe, gilt nur in ſo fern, als ſie ſich wirklich ſchon, nach einer guten Verdauung mit unſerm Blute, vermiſcht hat. Allein, es iſt noch die Frage, ob ſie gut verdauet werden könne? Hierbei mus der Magen einer jeden Perſon um Rath gefraget werden. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß die öligten Fruchtkerne, wie alle Arten der Mandeln, den Magen beſchweren, den Appetit verderben, und Säure erzeugen. Hiervon iſt der Cacao nicht ausgenommen. Man höret viele Perſonen über dieſe Wirkungen der Chocolade klagen, und ſolchen Leuten iſt ſie nicht dienlich. Wenn die Cacaomandeln noch nicht ihre völlige Reife in ihren Schoten erhalten haben, ſo beſtehen ſie aus einer zarten und dünnen Haut, worinn ſich ein durchſichtiger und klebrigter Milchſaft befindet. Alsdann kann man die Schote, wie andere Früchte, eſſen; und Don Ulloa verſichert, daß ſie alsdann einen ſauerſüslichten Geſchmak habe, welcher nicht unangenehm iſt, zugleich aber, daß ſie ungeſund ſey, und das Fieber errege. (Davon das Eigentliche, bereits in dem Referendario, pag. 212, im 2ten Theil, angeführt worden, in der Abhandlung: Vom Schaden der in neuern Zeiten aufgekommenen Lebensart in Eſſen und Trinken.)

Von dem mediciniſchen Nuzen des Tannenbaums wider den Scharbok.

Daß das Geblüte eines von den vornehmſten Stüken, welche bei einer lebendigen Creatur angetroffen werden, ſey, wird, wie ich glaube, von niemanden leicht in Zweifel gezogen werden können, indem ſelbſt die heilige Schrift an verſchiedenen Orten darinnen das Leben der lebendigen Geſchöpfe ſezet a). Von dem Blute kommt bei den Menſchen der Verſtand und die Klugheit b), die Bewegung und die Empfindlichkeit des Körpers c); von dieſen müſſen die feſten Theile Nahrung und Wachsthum haben d), von dieſen pflegt Geſundheit und Krankheit ihren Urſprung zu nehmen e). Allein, dieſes alles kan bei dem Menſchen nicht erfolgen und wahrgenommen werden, wofern er nicht in geſunden Tagen täglich Speiſe und Trank zu ſich nehmen wird, indem aus denſelbigen das Blut nebſt den andern Säften ſich erzeugen und zubereitet werden müſſen. So wie aber die Speiſen und das Getränke, welche der Menſch zur Fortdauer ſeines Lebens täglich gebrauchen muß, beſchaffen ſeyn, eben ſo wird auch der Nahrungsſaft, (Chylus) der aus ſelbigem in den Magen und erſtern Gedärmen gemacht wird, und das nachmahls aus ſelbigen entſtehende Geblüt beſchaffen ſeyn: und ſo vielfältig die Nahrungsmittel ſind, ſo mancherley wird auch das Geblüt ſeyn. Daß aber dieſes auf verſchiedene Weiſe verdorben werden könne, ſolches lehret nicht nur die Vernunft, ſondern ſelbſt die Erfahrung beſtättiget ſolches unumſtößlich. Ueberhaupt aber pflegt der Fehler darinnen zu beruhen, daß es entweder in allzu groſſer Menge ſich findet, oder es iſt von übler Beſchaffenheit f). Es muß zwar das Blut aus dreyen Theilen flüſſiger Materie, und

---

a) Siehe hiervon unter andern 3. B. Moſ. 17. Cap. v. 11. und 14. 5. B. 12. C. 23. Doch verſteht die Schrift allhier nicht animam ſpiritualem, ſondern nur materialem oder ſenſitivam.

b) Siehe Hippocrates de flatibus. Und Galenus hat ſchon zu ſeinen Zeiten behauptet, daß die Sitten des Menſchen, und die Neigungen des Gemüths, die bei ſo vielen Menſchen ſo ſehr verſchieden beobachtet werden, von nichts anders, als von der verſchiedenen Beſchaffenheit des Bluts und der Säfte im Körper herrührten und unterhalten würden.

c) Eigentlich kommen dieſe von dem Einfluß der Lebensgeiſter: dieſe aber müſſen von dem Blute abgeſondert werden; folglich thut das Blut das Seinige auch darzu.

d) Siehe Heiſteri Diſſert. de mutationibus C. H. naturalibus ab ortu usque obitum. §. XII. Item Bœrneri Medicum ſui ipſius cap. 3.

e) Siehe Büchneri Diſſert. de præternaturali bilis depravatione und zwar in proœmio.

f) Erſteres nennet man vitium in quantitate, und lezteres in qualitate: dieſes pflegt vor jenem ſich am öfterſten zu finden.

und einem Theile ſolider und veſter Materie beſtehen g). So wie aber das Blut beſchaffen, ſo ſind auch die andern Säfte beſchaffen, indem alle dieſe von ſelbigen in gewiſſen Organis abgeſondert werden: woraus denn folget, daß eine jede Krankheit, die in den flüſſigen Theilen ihren Siz hat, nothwendig aus dem Blute, als dem vornehmſten, herzuleiten ſey, weswegen denn auch ein vernünftiger Arzt, der in Beurtheilung und Heilung einer Krankheit auf dem erſtern Grund und Urſprung ſehen ſoll, wenn er anders bei ſeinen Curen glüklich ſeyn will, auf die natürliche Beſchaffenheit des Blutes ſein vornehmſtes Augenmerk richten, und den widernatürlichen Zuſtand deſſelben wohl inne haben muß. Iſt aber dieſe Erkäntnis einem Arzte ſo nöthig und nüzlich, ſo wird ſie gewis bei dem ſogenannten Scharbok um deſto nöthiger ſeyn, indem ſelbſt die Erfahrung beweiſet, daß dieſe Krankheit oftermahlen ſelbſt von den Aerzten angegeben wird, ob ſie ſich gleich nicht findet, ſondern nur eine andere Unreinigkeit in dem Blute, oder in den andern Säften des Leibes verborgen lieget. Der groſſe Hofmann ſezet den Urſprung des Scharboks h) in einer übeln Beſchaffenheit und höchſter Verderbung des Blutes und der andern Säfte, ſonderlich derer, welche zur Erhaltung des Lebens nothwendig erfordert werden, welche Verderbung von der Menge der auszuwerfenden ſalzigen Feuchtigkeiten, die ſich in dem Blute und der Lympha deſſelben leicht ſammlen, herrühret: dieſe aber von den ſich zuſammen gezogenen und verſtopften Drüſen kommen. Insbeſondere aber pflegt zu dieſer Unreinigkeit der Säfte nebſt deren verhinderte Ausdünſtung beizutragen, wenn die Leber die Galle i) wegen der Verſtopfung der kleinen Blutgefäſſe nicht wohl abſondert. Wie denn überhaupt der ſehr beſchwerliche, oder wohl gar verhinderte Umlauf des Blutes durch die Leber meiſtentheils den Urſprung und die Haupturſache aller beſchwerlichen und langwierigen Krankheiten, insbeſondere des Scharboks, auszumachen und zu beſtimmen pfleget. Denn wenn das Blut durch die unzähligen Zweige der Pfort- und Hohlader in der Leber nicht frey und ungehindert durchgehet, ſondern daſelbſt ſtoket; ſo wird es auch natürlicher Weiſe von den unreinen Theilen, die aus ſelbigen abgeſondert werden müſſen, und woraus die Galle zu entſtehen pfleget, nicht gereiniget, und folglich kan es in der Milz auch nicht genugſam dünne gemacht

---

g) Siehe Hofmanni Fundament. phyſiolog. Sect. I. cap. V. §. V.

h) Siehe deſſen Diſſertat. de ſcorbuti vera origine §. II.

i) Siehe Hofmanni Fundament. phyſiol. Sect. II. cap. V. § VII. und Buchneri Diſſertat. de naturali bilis conſtitutione §. XII. XVII.

werden. Je mehr nun, und je länger das Blut in den Adern ſtoket, und nicht frei durchgetrieben werden kan, je diker und unreiner wird es nachmals, und verdirbet das noch übrige gute Blut und Säfte im Körper, wenn es damit vermiſchet wird k). Dieſes alles aber wird um deſto leichter und eher erfolgen, wenn der Menſch ſich der allzuharten, zu ſehr geſalzenen und geräucherten Speiſen im Ueberflus bedienet, nicht genugſames dünnes Getränke zu ſich nimt, und die nöthigen Bewegungen des Körpers dabei einſtellet l). Es iſt zwar das Salz an und vor ſich eines der vornehmſten und nothwendigſten Stüke, welches zur Auflöſung der Speiſen im Magen erfordert wird: wenn es aber in allzu groſſer Maaſſe, und ſonderlich mit ſolchen Speiſen, die eine dichte und grobe Nahrung geben, zu viel genoſſen wird, ſo wird der Schade, der daraus entſtehet, auch um deſto gröſſer ſeyn. Dieſes wird man deutlich an denenjenigen, die mit Scharbok geplaget werden, wahrnehmen können. Eugalenus m) hat ſchon bemerket, daß in ſolchen Perſonen das Blut ſtatt der rothen Farbe eine ganz bleyfarbene und grünliche Farbe annehme. So allgemein aber der Scharbok, ſonderlich denen, die im Norden und nächſt der See wohnen, zu ſeyn pfleget, ſo allgemein müſte auch ein Mittel dawider angegeben werden können. Es finden ſich zwar ſelbiger genug darwider aufgezeichnet: viele aber unter ſelbigen ſind theils zu koſtbar, vornemlich für den gemeinen Mañ, theils wollen ſie auch nicht allezeit die verlangte Würkung thun. Ich glaube dieſerhalb nicht unrecht zu handeln, wenn ich ſage, daß in den oberſten Spizen und den ſogenanten Aepfeln des Tannenbaums eine ganz beſondere und von vielen bereits verſuchte und bewährt befundene Kraft wider den Scharbok und dieſem gleichenden Krankheiten verborgen liege.

Es iſt der Tannenbaum ein ſolcher Baum, welche viele Wälder, vornemlich in hieſiger Gegend, von ſelbſt in ſehr groſſer Anzahl hervorzubringen pflegen, und welcher auch einem jedweden Einwohner zum Ueberflus bekannt ſeyn wird. Er pfleget unter allen Bäumen in Deutſchland am höheſten und geradeſten aufzuwachſen, ſäubert ſich

von

---

k) Denn obgleich das Blut weder in qualitate, noch in quantitate pecciret, aber nicht beſtändig in ſeinem Umlauf durch die kleinen Gefäſſe bleibt, ſo wird doch daraus dem Körper leicht Schaden erwachſen, ja der Tod ſelbſt wird deſto eher befordert werden, indem es alsdenn ſehr bald in eine Fäulnis geben würde: dieſe aber unter allen das Ende des Lebens am erſten zu beſchleunigen pfleget. Siehe Hofmann.

l) Siehe Hofmanns Anweiſung vor dem frühzeitigen Tode und Krankheiten ſich zu bewahren pag. 621. §. 27. 28. Und Hippocrates ſchreibet alſo: Ein Menſch, der wohl iſſet, und doch nicht arbeitet, kan unmöglich geſund bleiben.

m) Siehe hiervon mit mehrern deſſen Tractat de Scorbuto.

von ſelbſt von den Zweigen, die von der Wurzel an bis an den Stamm aus ſelbigen wachſen; hat die mehreſte Zeit einen recht geraden und faſt gleich diken Stamm bis an die Aeſte, deren gemeiniglich fünf oder ſechs im Umfang, und auf allen Seiten mit hellgrünen Nadeln verſehen ſind. Er wird von den Naturforſchern ſowol, als von den Holzverſtändigen in zwei Arten eingetheilet, nemlich in die weiſſe und in die rothe Tanne, davon dieſe eigentlich die Fichte, jene aber die Tanne genant wird. Der Unterſcheid rühret blos von der äuſſern Geſtalt und Wachsthum her, indem die Tannen ſowol an Farbe der Rinde und der Nadeln, als an der Höhe und Dike des Stammes die Fichte weit übertreffen. Es wird das Holz, wie auch die Rinde von beiden Arten, mit vielem Nuzen verbrauchet, und verſchiedene medicîniſche Sachen daraus verfertiget: nicht nur aber wird dieſer groſſer Baum zu dergleichen Sachen nüzlich angewendet, ſondern auch die Arzneiverſtändige wiſſen ſich deſſen wider verſchiedne Krankheiten mit gutem Erfolg zu bedienen. Ob zwar das Holz und die andern Theile dieſes Baums heut zu Tage in Gebrauch gezogen wird, ſo glaube ich doch, daß in ſelbigen gleichfals ein mediciniſcher Nuzen verborgen steke: ich glaube, daß wenn das Holz von einer jungen Tanne ſtatt des ſogenanten ausländiſchen Franzoſenholzes gebraucht würde, man wol gleiche Würkung vondieſem in der ſo verhaſtē Krankheit wahrzunehmen, Gelegenheit finden werde. Statt aber des Holzes werden nur blos die oberſten Spizen, die zarten Aepfel, der gelbe Staub aus ſelbigen, und das in groſſer Menge aus der Rinde quellende Harz bisweilen annoch zum Gebrauch gezogen. Aus dieſen Stüken werden noch dann und wann an einigen Oertern die herrlichſten, nüzlichſten, und wider verſchiedne Krankheiten des menſchlichen Leibes ſehr würkſame Arzneimittel gemacht. Aus dieſem ſo ſeltnen Gebrauch dieſes Baums in der Medicin ſolte faſt zu ſchlieſſen ſeyn, als ob deſſen innerliche Kräfte vielen ſo ſehr unbekant ſeyn müſten, ob auch gleich deſſen Gebrauch wider ſehr hartnäkige, und von vielen für ganz unheilbar angeſehene Krankheiten die herrlichſten Würkungen zuwege gebracht habe.

Die Geſchichtbücher lehren uns, daß, als im Jahre 1634. der König in Pohlen, Uladislaus, mit den Ruſſen einen ſehr heftigen Krieg führte, ſeine Armee von einer beſondern Lähmigkeit in den Gliedern der Füſſe, gleich als wenn ihnen die Knie zuſammen gezogen n), ſo daß ſie kaum vermögend waren, die Füſſe geradezu machen, vielweniger auf ſelbige ſtehen zu können, welcher Zufall für nichts anders als eine Würkung des Scharboks zu halten iſt, befallen worden. Dieſe

bes

---

n) Siehe Höchſteteri Obſervat. med. decad. VII, caſ. X. pag. 162.

beſchwerliche Maladie vertrieb dazumahl in kurzen ohne ein zurukgebliebenes Merkmal der damahlige königliche Leibarzt Erbenius, blos und allein vermittelſt eines Tranks, welchen er von den oberſten Spizen des Tannenbaums hatte zubereiten laſſen: darauf fiengen ſie an dieſelben wider den Scharbok zu gebrauchen, und nannten dieſerhalb den Tannenbaum den Scharboksbaum o), weil er wider dieſe Krankheit ganz ausnehmende, und des Erſtaunens faſt würdige Kräfte zu beweiſen pflegte, und alſo mit Recht eine Panacee des Scorbuts abgeben kan. Denn der Trank von ſelbigen lindert nicht nur die Schmerzen, ſondern löſet den Weinſtein, der ſich in die Häute der Glieder geſezet, und daſelbſt ausnehmende Schmerzen machet, auf, und zertheilet ſelbigen; er heilet die Geſchwüre des Zahnfleiſches ganz geſchwinde; er beveſtiget die Zähne, und erſezet das verdorbene und ſchon verzehrte Zahnfleiſch, wenn mit demſelben nur der Mund ausgeſpühlet wird p). Wenn man ſelbige nach der Chemie zergliedern wird, ſo wird man finden, daß ſie ein reiches Oel, Harz und ſubtile Erde in ſich haben, daraus man leicht einen Schlus auf deren Kraft und Würkung machen kan. Es ſteket aber überhaupt nach dem Zeugnis des groſſen Hofmanns q), in dieſem Baum vieles ganz beſonders; er hat vornehmlich ein balſamiſches Harz in ſich, welches auch der ſtrengſten Kälte widerſtehet, alſo daß er in dem kälteſten Winter eben ſowohl, als im Sommer fortgrünen kan. Dieſes balſamiſche Harz iſt unſerm Leibe ſehr dienlich, es ſtärket denſelben, befördert den Umgang des Geblüts, wodurch nachmahls die Abführung aller Unreinigkeiten beſſer vor ſich gehet, und das Geblüte von allerhand Unrath befreyet wird. Sibbalaus r) hat das Harz des Tannenbaums, wenn es als eine Muskaten-Nus gros mit Zuker zerrieben und eingenommen worden, als ein ganz beſonderes Mittel von Würkung wider das Brennen des Urins und Strangurie befunden. Dergleichen herrliche Würkung und Eigenſchaft wird man dem Harze dieſes Baums um deſto eher beilegen und zueignen können, wenn man ſelbiges nach ſeinen Beſtandtheilen, welche uns die chemiſche Zergliederung am beſten vor Augen leget, betrachten wird. So wie alle Harze ſalzige, ſchwefelichte, öhligte und ſäuerliche Theile in ſich haben, die unter einander ſo vereiniget ſind, daß ſie ein feſte Maſe ausmachen s); ſo wird auch das Herz von dem Tannenbaum dergleichen Beſtandtheile in ſich haben. Man hat von dem Tannenbaum wahrgenommen, daß er ſein Harz auf eine zweifache Weiſe hervortreibet t), indem an ſelbigen ein flüſiges, wie ein Balſam, von ſtarken Geruch, helles, durchſichtiges und goldgelbes, welches ſtatt des Terpentins zu vielen äuſſerlichen Schaden gebrauchet wird: und ein anderes von härterer Conſiſtens gefunden wird. Daß das Harz faſt zu allen Pflaſters genommen werde, wird ſattſam bekant ſeyn: es wird auch aus ſelbigen an einigen Oertern ein Oel gemacht, welches unter dem Nahmen des Spikoels verkaufet, und zu vielen äuſſerlichen Schadens, um ſelbige zu reinigen und zu heilen, angewendet wird. Das von den Würmern aus dem Holze gemachte Mehl oder Staub wird ohne Schaden bei den Kindern, wenn ſie

ſtatt

---

o) Siehe Ettmülleri Phytolog. Schrœderi dilucidati p. m. 2. claſſ. I. und Schulzii theſes de materia medica.

p) Siehe Mollenbroccii tract. de arthritide vaga ſcorbutica, cap. XII. pag. m. 210. Nro. 25. und 26.

q) Siehe deſſen Anweiſung vor den frühzeitigen Tod, vierter Theil, §. 37. pag. 69.

r) Siehe deſſen Prodrom. hiſtor. nat. Scotiæ p. 2. ſect. 2. V. Aſſ Heyde obſ. 39.

s) Siehe Stabelii Chymiam, Tom. II. cap. XII. p. 263.

t) Siehe Datechampii Hortum, Lugd. libr. I. cap. 13.

fratt werden u), äuſſerlich zu gebrauchen ſeyn. Doch wie der Trank aus den oberſten Spizen des Tannenbaums wider den Scharbok, reiſſende Gicht und dieſen verwandten Uebeln zubereitet werden kan, hat der berühmte Hofmann deutlich beſchrieben w). Er ſchreibt von dieſem Getränke alſo: ich weis, daß dieſes ſchlechte Mittel vielen gegen den würklichen Scorbut, und der daher entſtandener Contractur und laufenden Gicht mehr gehölfen hat, als man anfänglich zu hoffen ſich getraute. Waldſchmid x) und Michaelis y), haben die aus dieſem Holze zubereitete Eſſenz wider angezeigte Uebel, ſo wol angerathen als gebrauchet. Ja ſogar z) das Hornvieh, welches am Harze in den mit Tannen, reich beſezten Wäldern getrieben wird, friſt zu gewiſſen Zeiten des Jahrs die friſche Schelfe, und die jungen Knoſpen von dieſen Bäumen, wodurch es ſich einige Zeit gleichſam einen Durchlauf machet, vermittelſt welchen es ſich von dem Unreinen und Schädlichen, ſo es mit der Luft eingeſogen oder durch das Futter bekommen, reiniget, damit es demſelben nicht ſo leicht ſchaden könne; und auf dieſe Weiſe, glaube ich, daß es ſich ſelbſten von der ſo lange Jahre hierdurch graſſirenden Viehſeuche bewahret habe.

Die junge Tañzapfen ſo wohl als die Schößlein oder erſte Sproſſen haben eine zertheilende, eröfnende, reinigende und heilende Kraft: zumal aber das Harz und das Theer oder die davon herrührende Theer-Eſſenz, welche mit groſſen Nuzen in allen Krankheiten zu gebrauchen, die aus allzuzähen, ſchleimigten, und daher zum freien Umlauf ungeſchikten Geblüt, entſtanden: vornehmlich aber in Cachexia, und Chloroſi oder Bleichſucht, Scorbut, Schwind- oder Lungenſucht ꝛc. wo ſie durch ihre balſamiſche eröfnende Eigenſchaft das Geblüt ein wenig erhizen, folglich die Circulation freier, und die nöthige Se[illegible] et Excretiones befördern, und zugleich durch ihr balſamiſches Weeſen die Eingeweide merklich ſtärken und corobriren. Die Zäpflein oder junge Sproſſen pflegen auch viele im Bier oder andern Getränke zu weichen oder zu ſieden, und ſo Cursweis zu trinken. Das Theer aber iſt eigentlich die Eſſenz des aus denen Tannen und Fichten flieſſenden Harzes; ſo erſt beſonders und mühſam präparirt, diſtilirt, und ſo concentrirt werden muß: bis es zu einer Theer-Eſſenz gemacht werden kan. Welches die Engelländer erfunden; und dahero, ſeiner vielen Tugenden-wegen, in Grosbritanien, Holland und andern Provinzen, ſehr berühmt iſt, und nun auch in Teutſchland je länger je mehr, wegen ſeiner eröfnenden, heilenden und ſtärkenden Kraft, hochgeſchäzet wird.

Diätiſche Betrachtung, vom Genuſſe der fetten Speiſen.

Da ich in dieſem 10ten Theil pag. 71. von den Fleiſch-Speiſen, deren Eigenſchaften, Zubereitungen, und welchen Perſonen, zu welcher Zeit, und in welchen Fällen ſolche der Geſundheit am nüzlichſten ſeyn? eine

---

u) Durch das Frattſeyn verſtehe ich nichts anders, als eine Wundigkeit zwiſchen den Beinen, auch unter den Armen bei den Kindern, welche entweder von den naſſen Windeln, Schweistüchern oder einer Schärfe entſtehet.

w) Siehe deſſen ſchon oft belobtes Buch pag. 70. vierten Theils.

x) Siehe deſſen Praxin med. caſ. XL. p. 87. und 88.

y) Siehe deſſen Opera med. chirurg. part. I. cap. IV. prax. clin. gen. p. 185.

z) Siehe Nro. 47. der Braunſchweigiſchen Anzeigen vom Jahr 1758.

der Diätie-nach, eingerichte phiſicaliſche und mediciniſche Abhandlung geliefert: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wann ich zu ſolcher, dieſe, aus den Schriften der berühmteſten Aerzten, aufgeſezte Abhandlung, vom Genuſſe der fetten Speiſen, und deren Wärkungen, hier abſchildere, welche vielen Leſern, die auf ihre Geſundheit reflectiren, angenehm und erſprieslich ſeyn wird. Wenn der Nahrungsſaft aus den Speiſen in thieriſchen Körpern ſeine Wäſſerigkeit verlieret, ſo wird er ein Oel, das ſich in keinem Waſſer auflöſet, aber beim Feuer entzündet. Er ſondert ſich alsdann von den übrigen Säften ab, und legt ſich unter der Haut und in den Zwiſchenräumen der Muskeln in kleinen Kügelchen an, wie ich ſolches in dem Referendario 7ten Theil pag. 236. gezeiget habe, und erhält alsdann den Namen des Fettes. Je beſſer ein Thier genähret iſt, deſto mehr Fetttheilchen enthält es in ſich; und daher iſt es gemein, daß man die Thiere, welche zum Schlachten beſtimmt ſind, vorher mäſtet. Die Köchinnen lieben kein mageres Fleiſch, und ſie halten ſich für betrogen, wenn ſie ein Thier zum Schlachten eingekauft haben, das mager iſt. Vielleicht hat das Fett ſo beſondere gute Eigenſchaften, daß dadurch der Genuß thieriſcher Speiſen erſt recht heilſam wird? Dieſe Frage iſt einer Unterſuchung werth. Ich habe ehedem von den Fleiſchſuppen und von der Gallert des Fleiſches gehandelt in dem Referendario 7ten Theil, pag. 122. und erwieſen, wie ſolche der Geſundheit wärklich Schaden bringe? Nun will ich auf gleiche Art, einmal das Fett der Thiere, in ſo fern es eine Speiſe der Menſchen iſt, in Betrachtung ziehen.

Das Fett entſtehet aus entzündbaren Theilen, welche mit einem ſchleimichten Weſen vermiſcht ſind. Bei jungen Thieren iſt es noch auſſerdem mit ſuppigten Theilen oder Brühe, bei ältern hingegen mit mehr Gallert oder leimichten Säften vermiſcht, wie ſolches aus der Gegeneinanderhaltung des Fettes von Kalbfleiſche und Rindfleiſche erhellet. Denn das erſtere giebt beim Kochen ein zartes Oel, das ſich noch ziemlich mit der Brühe vereiniget; das leztere hingegen gerinnet weit ſchneller von der kühlen Luft, und verwandelt ſich in einen zähen Talg, welcher viel irdiſche und klebrichte Theile in ſich enthält.

Es iſt eine allgemeine Eigenſchaft des Oels, daß es ſchlaff und geſchmeidig macht und erweichet. Wenn ſich vor Zeiten die öffentlichen Kämpfer zu einem Streite anſchikten, ſo beſchmierten ſie ihre

Haut mit Oele, theils um dadurch ihre Gelenke deſto geſchmeidiger zu machen, theils auch um die Glieder zu glätten, damit ſie deſto geſchikter wären, den ſtarken Fäuſten ihrer Gegner, wenn ſie ſie auch gleich ſchon gefaßt hatten, wieder zu entſchlüpfen. Wenn man ein vertroknetes altes Leder oder Pergament weich und geſchmeidig machen will, ſo ſtreichet man Oel darauf, und durch dieſes Mittel kan man alten beſchmuzten Pergament-Bänden, nachdem man ſie mit feinem Sande abgerieben, den Glanz, die Glätte und die Schönheit neuer Bände wieder geben. Alles dieſes bewerkſtelliget das Oel, indem es die Fäſerchen der Häute ſchlaff, weich und biegſamer macht, und aus dieſer Eigenſchaft muß man hauptſächlich die Würkung ölichter und fettiger Speiſen in den menſchlichen Körper beurtheilen. Von deſſen Würkung und mancherlei Schaden in dem menſchlichen Körper auch in dieſem Theil, pag. 261. ſchon vieles angemerkt worden.

Aber dieſes iſt noch nicht alles. Man nehme ein Löſchpapier, und tränke es vorher mit Waſſer. Alsdann gieſſe man Oel darauf, ſo wird ſich das Oel weder in die Zwiſchenräume des Papiers hinein ziehen, noch durch daſſelbe hindurch laufen. Wenn man ein trokenes Löſchpapier mit Oele anfeuchtet, ſo dringet es ohne alle Schwierigkeit durch die Zwiſchenräume deſſelben; hingegen wird ein ſolches mit Oele getränktes Löſchpapier kein Waſſer hindurchlaſſen. Hieraus erhellet, daß das Oel die ſubtileſten Gänge, in welche ſich ſonſt eine wäſſerigte Feuchtigkeit hinein ziehen wurde, um durchzudringen, verſtopfe, oder vielmehr nur ungeſchikt mache, andere Säfte, die kein Oel ſind, in ſich zu ſaugen, welches davon herrühret, weil ſich Oel und Waſſer nicht von ſelbſt mit einander vermiſchen, und weil keines das andere auflöſet. Daß dieſes auch bei dem menſchlichen Körper Statt finde, erhellet daraus, weil die Haut da, wo ſie mit Fett oder Oele beſchmieret iſt, nicht mehr ausdünſtet, indem die mit Oele erfüllten Schweislöcher der wäſſerichten Materie der Ausdünſtung nicht mehr den Durchgang geſtatten. Auf ſolche Weiſe beſchleiniget das Oel die Eiterung, wenn man es auf Geſchwüre der Haut bringet; und da es zugleich die Fäſerchen erſchlaffet und erweichet, ſo kann ein ſolches Geſchwür deſto leichter aufbrechen. Daher rechnen die Wundärzte die Oele, beſonders wenn ſie zugleich ſchleimig ſind, unter die Mittel, welche die Schwärung und Reifung der Geſchwüre befördern.

Jedermann weis, wie leicht Fett und Oel ſcharf und ranzig wird, wenn es in einer feuchten Wärme ſtehet. Ein ſolches verdorbenes Oel hat ſehr üble Eigenſchaften. Es ſtecket alles Flüſſige, was damit vermiſcht wird, durch ſeine Fäulnis an, und naget, wie eine beizende und freſſende Arzenei, an den Gefäſſen, worinn es enthalten iſt.

Wenn man alles dieſes zuſammen nimmt, ſo kommt für die fettigen thieriſchen Speiſen ein Urtheil heraus, das ihnen nicht vortheilhaft iſt. Ich habe vorhin geſagt, daß die Gallert des Fleiſches ſchwer zu verdauen wäre. Aber, das Fett mus, dieſen Umſtänden nach, noch unverdaulicher ſeyn. Da es ſich mit der Fleiſchbrühe nicht vermiſchet, noch von ihr aufgelöſet wird, weil wir ſehen, daß es allezeit auf den Suppen oben auf ſchwimmet; und da doch gleichwol die Brühen der nahrhafteſte Theil der thieriſchen Speiſen ſind, ſo folget hieraus unwiderſprechlich, daß ſich das Oel von fetten thieriſchen Speiſen nicht von ſelbſt mit dem Nahrungsſafte vermiſche, der durch die Verdauung aus andern Speiſen herausgearbeitet, und dem Körper zur Nahrung zugeführet wird, gleichwie zugleich aus eben denſelben Gründen geſchloſſen werden kann, daß das Fett des Fleiſches an ſich gar keinen eigentlichen tauglichen Nahrungsſaft gebe.

Solchergeſtalt würden wir von Fett und Oele überhaupt nicht die geringſte Nahrung haben, und müſten alſo dergleichen Speiſen ſchlechterdings meiden, wenn nicht die gütige Natur ein künſtliches Mittel erfunden hätte, uns dieſe Speiſen wenigſtens einigermaſſen nahrhaft und unſchädlich zu machen. Dieſes Kunſtſtük mus ich kürzlich beſchreiben.

Man weis, daß die Seife ein Mittel iſt, wodurch ſich öligte und wäſſerigte Theile mit einander verbinden laſſen. Wenn man die Fettflecke aus dem Leinenzeuge herausbringen will, die das bloſſe Waſſer nicht wegnimmt, ſo reibet man ſie mit Seife im Waſſer, und hierdurch wird das Waſſer geſchikt, das Oel an ſich zu nehmen, und die Leinwand davon zu befreien. Die Natur hat eine ſolche Seife gebrauchet, um die fettigen Theile der Speiſen in unſerm Magen mit der Brühe und mit unſern übrigen Nahrungsſäften zu verbinden, und ſie auf ſolche Weiſe geſchikt zu machen, ins Blut überzugehen, und unſerm Körper zur Nahrung zu dienen. Die Seife iſt die Galle und der Speichel, und der Saft einer groſſen Drüſe, die unter dem Magen lieget, und ſich in das erſte Gedärm ergieſſet. Mit allen dieſen Verdauungsſäften, mit der Galle, mit dem Speichel, kann man eben ſo, wie mit der Seife, Fettflecke aus der Leinwand herausbringen; und da ſich dieſe Säfte gleich beim Anfange der Verdauung ſehr häufig mit den Speiſen

ſen vermiſchen, ſo arbeiten ſie auch ſogar aus den fetten Speiſen noch einige Nahrung für unſern Körper heraus. Die auflöſende Kraft dieſer Verdauungsſäfte iſt eins der weſentlichſten Stüke zur Verdauung der Speiſen. Die zähen, diken und klebrigten thieriſchen Säfte müſſen durch ihre Dienſte dünn und nahrhaft gemacht werden, und ſelbſt das Fett wird durch ſie doch noch einigermaſſen tauglich.

Dieſem allen ungeachtet aber iſt doch das thieriſche Fett eine Speiſe, die zarten Perſonen viel zu unverdaulich iſt. Ich will die Feindſeligkeiten alle erzählen, welche die fettigen Speiſen an den Verdauungskräften ausüben.

Vermöge der ſchlaffmachenden und erweichenden Eigenſchaft des Fettes löſet es die Fäſerchen des Magens und der Gedärme auf. Die Verdauung erfordert aber eine Anſtrengung und ein Zuſammenziehen dieſer Fäſerchen; folglich ſchwächen die fetten Speiſen die zuſammenziehende Kraft des Magens und der Gedärme, das heiſt, ſie hindern und entkräften die Verdauung. Es iſt wahr daß die Verdauungsſäfte, deren ich eben izt gedacht habe, noch übrig ſind, und daß dieſe durch ihre ſeifenartige Auflöſung und Vereinigung der fetten und wäſſerigten Theile einen Theil der Verdauung, auch ohne ſonderliche Beihülfe der Fäſerchen des Magens und der Gedärme vollbringen können. Allein, man mus dagegen auch wieder bedenken, daß die fetten und öligten Speiſen die kleinen Oeffnungen derjenigen Gefäſſe verſchmieren, welche die Verdauungsſäfte zuführen, und in den Magen und in die Gedärme ergieſſen. So wie das Fett auf der auswendigen Haut das Aushauchen der Schweislöcher verhindert, ſo hält es im Schlunde, im Magen und in den Gedärmen den häufigen Drüſenſaft und die Galle zurük, die ſich ſonſt freywillig ergieſſen, und wenigſtens das ſchwereſte den Verdauungskräften vorarbeiten würden.

Bei einer ſolchen Beſchaffenheit der Sachen, da weder die veſten Theile, noch die flüſſigē Verdauungsſäfte vermögend ſind, ihre Kräfte in die fettigen Speiſen zu äuſſern, mus es nothwendig ſchwer halten, ehe die Verdauungskräfte ihrer mächtig werden, und ſie in einen guten Nahrungsſaft verwandeln können. Daher ſind von den fetten Speiſen alle diejenigen Ungelegenheiten noch weit mehr zu fürchten, als von den zähen, gallertartigen Säften, die ich pag. 123. des 7ten Theils des Referend. beſchrieben habe, und ich muß, vermöge dieſer Betrachtungen, den Schlus machen, daß ſie keinem ſchwachen Magen oft geboten werden dürfen.

Der ſchlimmſte Umſtand bei den fettigen Speiſen iſt der, daß ſie in dem Magen ſo leicht ranzig werden, und eine flüchtige freſſende Schärfe erhalten, welche die auflöſende Kraft der Galle und des Gekröſedrüſenſaftes ſchwächet, die ſuppigten Theile zugleich mit in ihr Verderben ziehet, und ſolchergeſtalt einen unedlen Nahrungsſaft erzeuget, welcher, wenn er ins Blut gelanget, daſſelbe mit Fäulnis anſteket, und äuſſerſt verdirbt. Aber auch ſchon im Magen ſelbſt iſt dieſe freſſende Schärfe höchſt beſchwerlich. Wenn ſehr ſtarke und robuſte Leute das Fett und Spek mit dem mehligten Zugemüſe genieſſen, um die Wege den Mehlſpeiſen ſchlüpfrig zu machen; ſo wird noch endlich die dünne ranzigte Schärfe des Fettes von dem ſäuerlichen Safte der Zugemüſe aus dem Gewächsreiche verbeſſert, und die Galle, welche von dem bloſſen Fette verdorben und ſcharf werden würde, kan bei ihnen in den ſäuerlichen Theilen der Speiſen ihre Kraft deſto beſſer äuſſern, wozu noch das Salz und die Gewürze kommen, welche ebenfalls zur Auflöſung und Verbeſſerung der fetten Speiſen und ihrer Schärfe das ihrige beitragen. Allein, bei zarten und empfindlichen Perſonen deren Verdauungskräfte ohnedem ſchwach ſind, nehmen die fettigen und öligten Speiſen nur allzu leicht eine ſolche freſſende Schärfe an ſich, welche ſich durch unleidliches Sodbrennen, und durch einen heftigen Brand und Reiz im Magen und in den Gedärmen verräth, welcher bald ein Erbrechen, bald einen Durchlauf, bald beides zugleich erreget, und, wenn ſie ins Geblüt übergehet, zur Fäulnis des Blutes und zu Entzündungsfiebern den Grund leget.

Es iſt vergeblich, wenn Leute, die eine ſchwache Verdauung haben, beim Genuſſe fettiger Speiſen die Säuren zu Hülfe nehmen, um dadurch der Erzeugung dieſer ſubtilen Schärfe ein Gegengift entgegen zu ſezen. Denn, obgleich dieſe Schärfe einigermaſſen laugenhaftig iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſo vollkommen von dieſer Art, daß man ihr die Säuren mit gutem Erfolge entgegen ſezen könnte. Denn das auf dieſe Weiſe verdorbene Fett nimmt bei ſeiner Schärfe zugleich eine beſondere Zähigkeit an ſich, die ſich nur durch aufloſende ſeifenartige Mittel aufloſen und fortbringen läſt. Man kann den Verſuch leicht machen, wenn man Speiſen mit gebratener Butter und Sallate genieſſet; denn, wer nicht den ſtärkſten Magen hat, der wird nach einer ſolchen Mahlzeit allezeit ein brennendes Aufſtoſſen und bitteres Sodbrennen empfinden.

Man wird hieraus leicht abnehmen können, warum die Aerzte den häufigen Gebrauch der in Butter zerlaſſenen Speiſen, welche man bei uns gedämpfte oder in Butter geröſtete Speiſen nennet, empfindlichen und zarten Perſonen ſo ſehr widerrathen. Das Dämpfen, Röſten oder Einmachen der Speiſen iſt bei uns eine ſo allgemeine als ſchädliche Küchenmode. Man beraubet dadurch das Zugemüſe ſeiner ihm eigenen guten Säfte, indem man ſie zuerſt im Waſſer kochet, und dieſes Waſſer hernach hinweggieſſet. Alsdann aber läſt man ſie in warmer Butter zerflieſſen, und giebt ihnen dadurch die üble Eigenſchaft, daß ſie gleich in den erſten Stunden der Verdauung im Magen ranzig und ſcharf werden, und ein beſchwerliches bitteres und brennendes Aufſtoſſen, Colikſchmerzen, Erbrechen und Durchlauf verurſachen. Man wird dieſe Wirkung ordentlich bemerken, wenn man die mit Butter gedämpften Zugemüſe, Braten mit Butterbrühe, gebratene Fiſche mit Butter übergoſſen, und dergleichen Speiſen genoſſen hat; ja ſie offenbahren ſich zu gröſſerer Beſchwerlichkeit noch deutlicher, wenn man zugleich ſaure Sachen genieſſet, z. E. wenn man zu einem Braten mit Butterbrühe Sallat genieſſet, oder die in Butter gebratenen Fiſche mit Kappern ſpeiſet.

Was ich von dem Fette geſagt habe, das gilt auch von den Oelen. Ein mit vielem Oele ſehr fett gemachter Lactuken- oder Gurkenſallat quälet ſeine Liebhaber durch das beſchwerlichſte Aufſtoſſen mit dem unleidlichſten Sodbrennen. Der öligte Caviar thut, wenn man ihn mit Citronenſafte ſpeiſet, eben daſſelbe; und kurz, wenn man wiſſen will, was Sodbrennen für ein Empfindung macht, ſo mus man nur Fett, Oel und ſäuerliche Sachen durcheinander ſpeiſen, und ſich zur Zeit, wenn die Verdauung am beſten von ſtatten geht, eine gute Leibesbewegung machen. Denn, man müſte gewis einen vortreflichen Magen haben, wenn man unter dieſen Bedingungen nicht erfahren ſollte, was bitteres Aufſtoſſen und Sodbrennen ſey.

Ich will mit dieſem allem nicht behaupten, daß es überhaupt ungeſund wäre, fette und öligte Speiſen zu genieſſen. Ein ſehr ſtarker Magen verachtet alle leichte Speiſen, und wird des Speks und Kohls bald mächtig, welchen man ihm zur Luſtübung, wie einem Wallfiſche ſeine Tonne, verwirft. Allein, Leute von ſchwacher Verdauung müſſen ſich mit ſolchen Speiſen nicht abgeben; und überhaupt mus man ſie nicht zu oft hinter einander genieſſen. Es geht wol an, daß man ſich einmal vom Appetite hinreiſſen laſſe. Allein, wenn dieſer Appetit zu oft kommt, ſo iſt Wahl und Vorſicht vonnöthen, wenn man ſeinem Magen nicht trozen will. Ich will hierzu einige Vorſchläge thun.

Das Fett junger ſäugender Thiere iſt mit viel ſuppigten Theilen vermiſcht, und giebt alſo nicht allein mehr Nahrung, ſondern iſt auch verdaulicher, als das Fett alter Thiere, welches zu einem förmlichen Oele wird, und aller Verdauungskräfte ſpottet. Eben dieſes gilt von den caſtrirten Thieren, deren Fett loker, ſaftig und auflösbarer iſt, als anderes. Daher genieſſet man fette Hüner, Kapphäne, Vögel und fettes Kalbfleiſch, Lammfleiſch, u. ſ. w. ohne ſonderliche Beſchwerlichkeit. Unter den ältern Thieren iſt das Fett derer, die arbeitſam ſind, beſſer, als ſolcher, die ſich in Ruhe und noch dazu mit faulen und verdorbenen Nahrungsmitteln mäſten. Das Rindsfett iſt noch nicht ſo ſchädlich, als das Spek der zahmen Schweine, das ſeine Bösartigkeit bei empfindlichen Leuten beſonders offenbahret. Es thut nicht allein im Magen bei ihnen alle die übeln Wirkungen, welche ich oben beſchrieben habe, ſondern es verdirbt auch die übrigen Säfte im ganzen menſchlichen Körper ſehr ſchnell. Man ſieht davon eine Probe an den kräzigten Leuten; denn, wenn dieſe des Mittags fettes Schweinfleiſch gegeſſen haben, ſo kan man es gegen Abend ſehr deutlich an ihren Kräzblaſen ſehen, wie ſie viel bösartiger, diker von Eiter, hiziger und jukender geworden ſind. ***)

Auch unter den fetten Fiſchen iſt ein groſſer Unterſchied zu machen. Das Fett der Karpfen iſt ſehr zart und vergleichungsweiſe geſunder, als das Fett anderer Fiſche, beſonders der geräucherten Heringe, und der friſchen und geräucherten Lachſe. Dieſe leztern Fiſcharten erfordern ſtarke Magen. Die Biklinge verurſachen Aufſtoſſen, und die Makrelen ſelbſt, die einen ſo feinen Geſchmak haben, werden dieſes Uebels ſchuldig, weil ſie ſchon an ſich viel öligtes Fett haben, und doch wol noch in Butter gebraten werden. Der Lachs hat eine beſondere Fettigkeit, welche dazu gemacht zu ſeyn ſcheinet, das kalte Fieber zu erregen; und der geräucherte, der weit weniger ſchädlich iſt, verdirbt doch auch ſehr leicht den Magen, am leichteſten aber, wenn er am fetteſten iſt. Darum hört man viele Klagen, daß ihnen die geräucherten fetten Lachſe nicht ſo gut bekommen, als die andern, welche viel trokner ſind. Das Fett der Aale hat viel Aehnliches mit dem Oele der friſchen Lachſe, und empfindliche Magen können es nicht vertragen. Ob man gleich die friſchen Lachſe und Aale ſtark würzet, und die mit Eſſige ſpeiſet, ſo kann man doch an Leuten, die kürzlich vom Fieber geneſen ſind, ihre ſchädliche Eigenſchaften erkennen, indem ſie es ſolchen Leuten faſt untrüglich wiederbringen.

Das

***) Refer. Tom. II. pag. 246. und Dollmetſcher, p. 181.

Das Mark der Knochen kommt ſeiner Natur nach dem Fette der Thiere am nächſten. Doch vermiſchet es ſich noch eher mit der Brühe, wenn es darinn zerrieben wird, und iſt an ſich ſchon nahrhafter, als das Fett im Neze und dem fächerigen Gewebe. Es verträgt viel Salz, und wird am beſten mit einem leichten und wohlgeröſtetem Brodte geſpeiſet, welches die Fettigkeit in ſich ſauget, und, da es ſich ſelbſt leicht verdauen und auflöſen läſt, dadurch verhütet, daß es nicht zu lange im Magen verweile, und ihn erſchlaffe. Nichts deſto weniger kann man gar leicht davon zu viel genieſſen, und in der Hoffnung, wohl gemäſtet zu werden, ſich den Magen verderben. Das Mark iſt nicht nahrhafter und unſchädlicher, als in der Fleiſchbrühe aufgelöſet, zu genieſſen, und daher iſt es ein weſentliches Stük guter Kraftſuppen, worinn ſonſt weder Fett noch Gallert viel taugen.

Wenn man ein wenig bedenket, was eine fettige Speiſe im Mage wirke, ſo wird man leicht eingeſtehen daß nichts derGeſundheit nachtheiliger ſeyn müſſe, als ſie in Verbindung mit einer andern auflösbaren und unverdaulichen zu genieſſen. Die Fettigkeit entkräftet die Fäſerchen des Magens, und verſtopft die Quellen, welche ihm den Verdauungsſaft zuführen. Was ſoll in einem ſolchen Magen wol aus einer ſehr zähen und nicht leicht zu verdauenden Speiſe werden? Wenn dem Magen alle ſeine Auflöſungsſäfte im reichſten Maaſe zuſtrömten, und wenn ſeine Fäſerchen aufs beſte geſtärkt wären, ſo würde er doch alle Mühe haben, einen weichen, warmen, zähen Mehlteig in guten Nahrungsſaft zu verwandeln, ob er gleich, mit allen ſeinen Kräften gewaffnet, an dieſe Arbeit gienge. Geſezt aber, man gäbe mit dieſer Speiſe zugleich, dem Magen das Gegengift, der Verdauung, das Fett, was würde wol hieraus erfolgen? Würde nicht der warme Mehlteig, der ſich ohnedem ſchwer auflöſet, wie ein Stein im Magen liegen bleiben und drüken, und die Verdauung und den Appetit verderben? Dieſes geſchieht, wenn man fette Kuchen und Gebachenes mit Spek und fettem Schweinfleiſche genieſſet, wie ich im Referendario IX. Tom. pag. 143. und zumal pag. 31. des 10ten Theils, gezeigt habe, welchen Schaden? und welche Krankheiten? dergleichen Gebachenes der Geſundheit verurſache.

Betrachtung, über den Character der Geſundheit und über das Alter.

Dieſes iſt der Wunſch, welchen ich beim Antritte des 1761ſten Jahrs für meine Leſer und für alle

Menſchen gethan habe. Er iſt der uneigennüzigſte, welchen man thun kan; und er würde eine ſeltene Grosmuth genennet zu werden verdienen, wenn man hoffen könnte, daß er erhöret werden würde: ſo, wie das Glük-Wünſchen zum Neuen Jahr, von welchen ich in einer beſondern Abhandlung in denen zufälligen Neujahrs Gedanken zum Anfang des Intelligenz-Zettels 1757. ſattſam erwieſen habe, daß die Erfüllung der Neujahrs Gratulationen, in dem, nemlich jedem ohne Ausnahm zu wünſchen, daß er glüklich, reich und vornehm ſeyn möge, viele Verwirrung und üble Folgen nach ſich ziehen, und alſo höchſt gefährlich ſeyn würde. Geſundheit aber und ein langes Leben, darnach die Sterblichen weniger ſtreben, iſt ſchon ein weit höheres Gut, als Glük, Ehre und Reichthum ꝛc. Denn, die Wahrheit zu ſagen, ſo macht Niemand viel aus der Geſundheit, wenn er ſie ſich mit einiger Sorgfalt verdienen ſoll, ſondern man hält ſie nur in ſo fern für ein Glük, als man ſie umſonſt haben kan. Wann aber Krankheiten kommen; Da lernt man ſolche erſt recht hoch ſchäzen, und allen zeitlichen Glük, Scheingütern, Ehre und Reichthum vorzuziehen. Es iſt alſo die Geſundheit eine der vornehmſten Glükſeligkeit, wodurch gemeiniglich auf den Pfad der Tugend ein langes Leben bis ins graue Alter erreicht wird. Dieſes will ich nun hier moraliſch, und jenes, als den Character der Geſundheit, phyſicaliſch abſchildern.

Die Natur thut alles Mögliche, um uns die Erwerbung dieſer Glükſeligkeit, die Geſundheit, zu erleichtern. Die Thiere, welche ſie an einem viel kürzern Zügel leitet, und weit genauer einſchränkt, als uns, ſind ſehr wenigen Krankheiten unterworfen, und erreichen gröſten theils das natürliche Ziel ihres Lebens, ohne auf ihrem Weege, von der Geburt an bis zum Tode, viel auszuſtehen. Uns hingegen läßt ſie den Zügel zu lang ſchieſſen. Wir bedienen uns unſerer gröſſern Freiheit ohne Einſchränkung. Unſer Herz fordert neue Wollüſte, und unſer Wiz erfindet ſie ihm. Die Vernunft täuſcht ſich, um ſie zu billigen, und die Freiheit führet ſie aus, ohne eine Ahndung von dem Unglüke zu haben, in das ſie uns hinein leiten. Da wir freye und vernünftige Geſchöpfe ſeyn ſollten, ſo war kein anderes Mittel übrig, uns auf der Bahn der Natur zu erhalten, welche uns durch die Geſundheit zum langen Leben führet, als daß uns die nöthige Einſicht ertheilet wurde, wodurch wir die gefährlichen Abwege erkennen, und vermeiden konnten, und daß eine weiſe Vernunft über unſer Herz wachte, und unter den lüſternen Trieben herrſchte, die es beſtändig zu Ausſchweifungen reizten. Wir haben dieſe Einſicht wirklich erlanget. Die Aerzte predigen uns die Geſeze der Geſundheit, die die Vernunft faſſen, und ſo gern ſie auch wollte, nicht leugnen kan. Allein, ſie verſteht ſich zu gut mit unſern Trieben, welche mit Ketten und Banden gezähmet werden müſſen.

> —— Animum rege, qui niſi pares,
> Imperat. Hunc frenis, hunc tu compeſce
> catena. HORAT.

Sie hingegen regieret mit einer Strenge über ſie, wie ſie nur etwa ein Mutterſöhnchen von ſeiner Mama zu fühlen gewohnt iſt. Dieſer Verrath iſt unſer Unglük. Wenn die Natur, welche das Wohl der Menſchen liebet, ihrer Vernunft gleich die geſchärfteſten Befehle giebet:

> —— —— Willſt du den Sieg gewinnen,
> So laß doch nie das ſüſſe Gift der Luſt,
> Laß es doch nie nach ihren Herzen rinnen!

So verwaltet ſie ihr Amt, wie die böſen Acciſebedienten, die ſich beſtechen laſſen. Sie fragt endlich wohl, wenn die Wollüſte anklopfen, um eingelaſſen zu werden: Habet ihr auch ſüſſes Gift bei euch? Allein, ſie dürfen nur nein ſagen und ihr einen Rauſchtrunk zubringen, ſo thut ſie ihnen gar gern Beſcheid, und der Schleichhandel geht ſeinen Weg fort. Ohne dieſe willkührliche Unachtſamkeit würden die Menſchen gewiß um vieles geſunder ſeyn, als ſie izt ſind. Allein es iſt umſonſt, dieſes Elend zu bedauren, oder zu rügen; denn ſo lange Menſchen auf Erden leben, wird es nie anders werden. Es vermeidet ein jeder nur das, was er fürchtet. Er fürchtet aber nur Dinge, die ſeinen Empfindungen beſchwerlich ſind; nie ſein eigenes falſches Herz, nie ſeine ſchmeichelnden Triebe, nie den Vorrath ſeiner Vernunft.

Auſſer dieſer willkührlichen Verwahrloſung der Menſchen ſteht ihrer Geſundheit noch eine andere natürliche Urſache im Wege, wenn ſie nicht ſo glüklich ſind, mit einem ſolchen Körper gebohren zu werden, der alle weſentliche Charaktere der Geſundheit beſizt. Dieſes Glük iſt es eigentlich, was ich den Menſchen wünſchen kan; denn mit einem andern Wunſche darf ich mich kaum der Gottheit nähern. Die Geſundheit, welche wir blos der Beobachtung der von der Natur uns vorgeſchriebenen Pflichten zu danken haben, iſt ein willkührliches Glük, welches wir beſizen würden, ſo bald wir uns entſchloſſen, den Regeln der Lebensordnung gemäß zu leben. Wir dürfen dieſe Pflichten nur fleiſſig ſtudiren, ſo wiſſen wir den Weg, zur willkührlichen Geſundheit zu gelangen.

Der Fleiß in nüzlichen Geſchäften,
Der edle Wucher mit den Kräften
Beſtimmt das menſchliche Geſchik.
Des Menſchen Glük nicht einzuſchränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft, zu denken,
Und ſprach: Menſch: ſchaffe dir dein Glük.

Ich müßte billig befürchten, daß mir dieſe Antwort zu Theil werden würde, wenn ich den Himmel mit der Bitte beſchweren wollte, uns allen dieſe Geſchiklichkeit zu ſchenken, die uns ſo nichtswürdig zu ſeyn ſcheinet, daß wir ſie für eine luſtige Minute mit Freuden dahin geben. Die Krankheiten, welche Folgen unſerer Uebertrettungen ſind, dürfen wir dem Himmel nicht anklagen, und ich muß, in Abſicht ihrer, meinen Leſern den Rath geben, welchen der griechiſche Weiſe Bias den Matroſen gab, welche in ſtürmender See die Götter um Abwendung des Schifbruches erſuchten: Bettet nicht laut, damit die Götter nicht merken, daß ihr hier ſeyd. Unſer willkührliches Elend iſt eine natürliche Strafe unſerer Vergehungen, wofür wir noch eine beſondere willkührliche von der Gerechtigkeit des Himmels zu erwarten haben, weil ſie es keinesweges in unſer Belieben geſtellet hat, unſere Geſundheit durch unſere Wollüſte zu verderben.

Was hingegen die natürliche Geſundheit betrift, ſo beruhet ſie auf einer Verbindung ſo mannichfaltiger Dinge, die nicht in unſerer Gewalt ſtehen, und wozu unſere Tugenden und Laſter ſo wenig beitragen, daß ſie ein jeder in ſo fern als ein bloſſes Glüksgut betrachten kan, welches der Himmel denen verleihet, die ein langes und ungekränktes Leben auf Erden führen ſollen. Da ich nicht vermögend bin, meinen Leſern zur Erlangung dieſes Vorzuges unmittelbar behülflich zu ſeyn, ſo will ich ihn ihnen als Freund wünſchen; und damit ſie erfahren, was dieſer Wunſch eigentlich in ſich faſſe, ſo will ich das gegenwärtige Blatt dazu anwenden, ihnen den Charakter der natürlichen Geſundheit abzuſchildern. Er iſt der Maasſtab, wornach ſich ein jeder meſſen kan, wenn er zu wiſſen verlanget, was er von der Dauer ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens wahrſcheinlicher Weiſe zu hoffen habe. Er iſt alſo auch das Maas der Krankheiten, und die Richtſchnur, nach welcher man arbeiten muß, wenn man die Mängel der natürlichen Geſundheit durch die Kunſt der willkührlichen zu verbeſſern trachtet.

Das erſte, was zu einer dauerhaften und geſunden Leibesbeſchaffenheit erfordert wird, iſt das Glük, von geſunden, ſtarken und tugendhaften Aeltern erzeiget worden zu ſeyn, die ſich in ihren beſten Jahren befinden. Es iſt unläugbar, daß Kinder die Krankheiten ihrer Aeltern erben können. Die Aehnlichkeit der Kinder und Aeltern in Abſicht ihrer Statur und Geſichtszüge beweiſet unſtreitig eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Struktur; und da ſich dieſe in den äuſſerlichen Theilen ſichtbarlich fortpflanzet, ſo müſte man ſehr eigenſinnig ſeyn, wenn man behaupten wolte, daß die Struktur der innerlichen Theile hieran keinen Antheil nähme. Es ſind mir und vielen Aerzten eine Menge von Beiſpielen bekannt, daß ſchwindſüchtige Aeltern lauter ſolche Kinder erzeuget haben, welche entweder von Kindheit an ſchwindſüchtig geweſen, oder es im mittlern Alter von ſo geringen Urſachen geworden, und frühzeitig geſtorben ſind, welche unmöglich dieſe Krankheit hätten veranlaſſen können, wenn nicht die Körper dieſer Nachkommenſchaft eine beſondere Fähigkeit und Neigung zu dieſer Art Krankheiten gehabt hätten. Man findet dieſes eben ſo häufig bei Kindern, deren Aeltern mit Steinſchmerzen, mit Gicht, mit böſen Hälſen, entzündete Augen, höhlen Zähnen, und andern ſolchen Krankheiten behaftet geweſen ſind. Können nun ſogar die Mängel der Struktur auf die Kinder fortgepflanzet werden; wie viel mehr wird dieſes nicht von den Fehlern der flüſſigen Theile gelten, woraus der zukünftige Menſch gebildet und ernähret wird? Ein ſolcher unglüklicher iſt ſchon in der Anlage verdorben, und Geſundheit und langes Leben ſind keine Hoffnungen für ihn. Es lieſſe ſich vielleicht darüber ſtreiten, ob diejenigen Unrecht hätten, welche die Ehen ungeſunder Leute für unerlaubet halten. Dies iſt aber gewis, daß Aeltern, welche ſich durch ein zügelloſes Leben verwahrloſen, und ihre verdorbene Geſundheit auf ihre elenden Nachkommen fortpflanzen, den Spinnen ähnlich ſind, welche ihre Jungen ſelbſt auffreſſen, indem ſie den Kindern zugleich mit dem Leben den Saamen der Krankheiten mittheilen, und die Urheber ihres frühzeitigen Todes ſind.

Da ſich die Neigungen und Leidenſchaften ſogar durch die Ammenmilch auf fremde Säuglinge fortpflanzen laſſen, ſo iſt es noch viel weniger zu bewundern, warum laſterhafte Aeltern zugleich mit ihren böſen Trieben die Früchte derſelben, nämlich die Krankheiten, auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Es iſt zwar wahr, daß man oft übelgeartete Kinder frommer Aeltern, und fromme Kinder laſterhafte Aeltern ſiehet. Allein, hier miſcht ſich die Erziehung und das eigene Schikſal der Kinder ins Spiel, und der Grund der Sache bleibet dennoch allezeit wahr. Der Stand der Ehe würde ſchon um deswillen allein den Aeltern die Pflichten der Tugend auferlegen, weil ſie das Laſter ſelbſt ungeſund macht, und weil dieſe Ungeſundheit ein natürliches Erbtheil ihrer Nachkommen iſt.

Aus den öffentlichen Verzeichniſſen der Gebohrnen hat Boerhaave erſehen, daß die geſundeſten Kinder diejenigen ſind, welche im Jenner, Hornung und März gebohren ſind, und man könnte hieraus den Calender mit einem neuen Zeichen bereichern, welches die beſten Tage anzeigte, ſich in den Stand der Ehe zu begeben. In der That ſollte man ſeinen Nachkommen alle mögliche Sorgfalt widmen, damit nichts an der Stärke und Dauerhaftigkeit ihrer Natur verſäumet würde, zumal wenn den Aeltern ſo viel an dem Erben, und deſſen Erhaltung gelegen iſt, daß ſie, wie einige, lieber keine gehabt zu haben, als ſie wieder zu verlieren, wünſchen. Ich bebe bei jedem Worte, daß ich von dieſer Materie ſchreibe, weil ich die Ausdrüke nicht ſorgfältig genug ausſuchen kann, um meine ſittſamen Leſer nicht zu beleidigen.

Die Mütter haben einen groſſen Antheil an der natürlichen Geſundheit ihrer Kinder. So lange dieſe unter ihren Herzen wohnen, beſtimmen ſie ihnen Leben, Geſundheit und Tod, Zärtlichkeit, Schwachheit, Kränklichkeit oder Stärke, Dauerhaftigkeit und ein glükliches Alter. Das lezte geſchieht, wenn ſie ſich in dieſer Zeit aller heftigen Leidenſchaften enthalten, ihre Geſundheit ſchonen, aber auch ihre Kräfte gebrauchen, und ſich nicht verzärteln. Wenn man von Thieren eine ſtarke Zucht haben will, ſo läſt man die Mutter gut arbeiten, und ihren Leib üben, und hierinn ſollten wir ihnen nachahmen, weil wir in dieſer Verhältnis, nichts anders als Thiere ſind. Ich kann ohne Furcht, mit Socrates, ſchmälen, daß wir die Kunſt, gute Pferde zu ziehen, bei unſern Kindern hindanſezen, weil wir gegen ſie nachläſiger ſind. Es giebt Umſtände genug, welche ſich nicht ändern laſſen, weil ſie nicht in der Mutter Gewalt ſtehen, und deſto mehr ſollte man diejenigen in Acht nehmen, welche man ändern kann. Zu jenen gehöret, wenn die Mütter Zwillinge tragen, wenn ſie ſelbſt ungeſund werden, wenn ſie frühzeitig gebähren, und ſ. w. Alle Kinder, welche in ſolchen Umſtänden gebohren werden, ſind ſchwächlicher und hinfälliger, wenn im übrigen alle Umſtände gleich ſind.

Es iſt ein Zeichen einer guten natürlichen Geſundheit, wenn Kinder langſam und gleichförmig wachſen, und nicht auf einmal, wie Pfifferlinge, in die Höhe ſchieſſen.

ſen. Es iſt ſelten ein Menſch von ungeheurer Länge auch ſtark und dauerhaft und geſund. Die jüngſten Rieſen taugen am wenigſten zu Soldaten, und Goliath iſt nicht der einzige, der dieſes ſchon bewieſen hat. Solche Leute haben eine Zeit, worinn ſie ſehr ſchnell wachſen, wodurch die Gefäſſe zu frühzeitig gehärtet werden, und die Gefahr der Schwindſucht ſtets zu befürchten iſt. Boerhaave bezeuget, daß er in ſeinen Verzeichnüſſen gefunden haben, daß Jünglinge, welche kaum zu wachſen geſchienen, am dauerhafteſten geweſen ſind. Das macht, weil das menſche Lebensalter drei Stuffen hat, wovon die erſte die Zeit des Wachsthums iſt. Die andere iſt die Zeit, da man nicht weiter wächſt, und die dritte die, da man wieder einkriecht. Man hat bemerkt, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur dieſe drei Zeiten von gleicher Länge zu ſeyn pflegen. Wer alſo 25. Jahre gemächlich wächſt, dem kann man mit aller Wahrſcheinlichkeit ein Alter von 75. Jahren prophezeihen,

Boerhaave hat von den Werbern der Soldaten und Matroſen die Kennzeichen erlernet, wornach ſie ſich bei ihrem Menſchenkaufe richten, und woraus ſie beurtheilen, ob ein Kerl von geſunder, ſtarker und dauerhafter Natur ſey. Ein ſolcher Menſch hat, wenigſtens in Europa, eine breite und groſſe Bruſt, wie der 81 jährige Plato, aber keinen hohen Bauch, ſondern einen eingedrükten Unterleib, und ein ſtetes Aergernis der Schneider, welche ihm alle Weſten zu weit machen. Es iſt ein groſſer Betrug, ſich von der Zunahme des Bauches etwas Gutes zu verſprechen. Am allerwenigſten prophezeihet ſie langes Leben, *) Die Schultern, die Aeme, die Schenkel und Füſſe müſſen bei geſunden Leuten veſt, rund, fleiſchigt, und mit dichten ſpröden Haaren bedekt ſeyn; und was bei dem Frauenzimmer keine Schönheit iſt, und höchſtens nur ein Buchbinder loben würde, nämlich eine harte Haut, iſt ein ſehr allgemeine Eigenſchaft der Leute, die halbe Jahrhunderte ohne Unpäslichkeit durchleben können. Solche Leute haben zwar keine Unterkehlen, noch ſteife Geſichter mit niederhängenden Wangen. Allein, ſie haben einen groſſen Hinterkopf welchen man mit beſſerm Rechte den Matroſenkaſten als den Poetenkaſten, nennen könnte. Denn das Zeichen vorzüglicher Fähigkeiten der Seele iſt vielmehr eine hohe und breite Stirn; dahingegen ein ſtarker Hinterkopf nur ſtarke Leibeskräfte anzeiget, mit welchen die Seelenkräfte gemeiniglich in umgekehrter Verhältnis ſtehen. Das

Blut

---

*) Referendarius VII. Tom. pag. 238.

Blut eines natürlich geſunden und dauerhaften Menſchen iſt zwar nicht ſchwarz und klumprigt, aber doch auch nicht dünn und hochroth. Denn obgleich die leztern Eigenſchaften des Bluts eine vollkommene Geſundheit anzeigen, ſo verrathen ſie doch auch eine beſorgliche Unbeſtändigkeit der Geſundheit. Das beſte Blut iſt dunkelroth, nicht zu flüſſig, und gerinnet bald, wenn es aus der Ader gelaſſen wird. Es hat eine Zähigkeit, welche dazu erfordert wird, wenn man ſtarke Arbeiten ſoll ertragen können, und eben dies iſt die Urſache, warum die dauerhaftſten Körper nicht ſo leicht bei der Arbeit ſchwizen, als die ſchwächern.

Auſſer allen dieſen Umſtänden kommen auch beſonders die Kräfte ſowol zu den Lebensbewegungen, als auch zu den willkürlichen Handlungen in Betrachtung. Man erfordert von einem ſtarken und geſunden Menſchen ein langſames, tiefes, leichtes und gleichförmiges Athemholen, wobei man ſich, ohne die geringſte Beſchwerlichkeit zu empfinden, völlig ein Genüge thut. Eine ziſchende, kochende, röchelnde Bruſt, wobei man die Luft ein-und ausarbeiten muß, iſt ein gewiſſes Kennzeichen einer ſchwachen Geſundheit. Doch gilt dieſes nicht allemal vom Schlafe, weil auch die Geſundeſten im tiefen Schlafe ſtark röcheln und ſchnarchen können. Der Pulsſchlag eines Geſunden muß langſam, voll, ſtark, gleichförmig, und unveränderlich ſeyn, obgleich der Körper ſolche Veränderungen leidet, welche bei ſchwächern den Pulsſchlag ſehr ſtark verändern. Daher pflegen die, welche Sclaven kaufen, zu zählen, wie oft ſie in einer Minute Athem holen, und wie oft der Puls bei ihnen ſchlägt. Hernach befehlen ſie ihnen, zu laufen, und geben Acht, ob dadurch beides viel geſchwinder gemacht worden. Wer dieſe Probe ausſtehen kan, der kan ſich auf die Stärke ſeiner Geſundheit etwas zu Gute thun. Denn man findet bei ſehr ſchwachen Kranken, daß ſie ſich kaum im Bette umwenden können, ohne daß nicht der Puls dadurch eine Veränderung leiden ſollte. Ein Zeichen, daß die Verdauungskräfte ſtark ſind, iſt dieſes, daß die Oefnung des Leibes nicht allzu oft erfolget, und daß ſie nicht allzu flüſſig iſt. Denn es beweiſet, daß die Speiſen völlig ausgearbeitet werden. Es giebt ſehr geſunde und ſtarke Leute, welche in vielen Tagen nur einmal Oeffnung haben, und ſich dabei ſehr wohl befinden. Je ſchwächlicher hingegen ein Menſch iſt: deſto mehr öffnet ſich ſein Leib; deſto flüſſiger iſt er; deſto öfter und häufiger geht ſein Urin ab; deſto voller und aufgeblaſener iſt ſein Magen nach dem Eſſen, und deſto beſchwerlicher ſeine Verdauung.

Man höret oft alte und ſtarke Leute ſagen, daß ſie noch nie bemerket haben, wo ihr Magen ſizt, und dieſes iſt ein Zeichen einer vortreflichen Geſundheit. Der Schlaf eines Geſunden iſt tief, wie der Tod, aber erquiklich und ſtärkend. Ein ſolcher verrichtet ſtarke Arbeiten ohne Ermattung. Alle Kräfte der Natur ergieſſen ſich in ſeine Muskeln. Allein, dafür bleibt auch die wüſte Stirn mehrentheils ledig. Man findet ſelten ſehr geſunde und ſtarke Leute unter den Gelehrten, und die älteſten Greiſe haben ſich gemeiniglich nie über ſchwere Dinge die Köpfe zerbrochen.

Nach dieſem Maasſtabe muß man ſich richten, wenn man wiſſen will, ob man die natürliche Geſundheit in einem hohen Grade beſize. Unſere eignen Empfindungen werden es uns am beſten lehren. Es iſt gut, wenn man ſich nach einer ſtarken Mahlzeit wohl befindet; gut, wenn man 4. bis 6. Stunden nach der Mahlzeit, da ſich der Milchſaft mit dem Blute vermiſchet, frey Athemholen kan; gut, wenn man nicht bemerket, daß ein Theil des Leibes ſchwerer und träger ſey, als ein anderer. Denn dieſes iſt ein Zeichen eines ungehinderten Umlaufs in allen Theilen, und kein Geſunder klagt über Schwierigkeit der Glieder. Es iſt gut, wenn alle unſere veſten Theile ſtark, derb, elaſtiſch, gehörig groß, wohl formirt, recht gelegen, und gut proportionirt ſind, und alle Verrichtungen des Körpers leicht und geſchwind von ſtatten gehen. Es iſt gut, wenn alle Säfte wohl gemiſcht ſind, gut umlaufen; gehörig abgeſondert, zur Nahrung dem Körper zugeführet, und die überflüſſigen zu rechter Zeit ausgeführet werden. Es iſt gut, wenn kein Theil eine beſondere Empfindungen von Schmerzen, Hize und Kälte hat; gut wenn keiner unbeweglich, unempfindlich und geſchwollen iſt; gut, wenn man ſie alle ohne Schmerz, Geſchwulſt, Pochen und Rothe ſtark bewegen kann; gut, wenn man ſich zur Klugheit nicht aufgelegt findet; vortreflich, wenn man mit keinen Trieben und Leidenſchaften von heftiger Art zu kämpfen hat. Die ſtarken Leidenſchaften verzehren den Leib, ſo wie die Motten ein Gewand, und jagen das Blut und das geängſtigte Herz, wie groſe Herren die Hirſche jagen, bis ſie unmächtig ſterben.

Betrachtungen über das Alter.

Das Alter iſt ein Geſchenk, das uns die Natur unter ſo harten Bedingungen ertheilt, daß ich nicht weis, warum man deſſen theilhaftig zu werden wünſchet. Es iſt eine Gnade, die faſt allemal einen Undankbaren aus demjenigen macht, dem ſie zufällt. Was nuzt ein

Vortheil, der ein Hinderniß am Genuſſe anderer Vortheile iſt? Soll man für ein Gut, das arm macht, erkenntlich ſeyn?

Man ſey noch ſo jung, man langet ſehr geſchwind beim Alter an, wenn man den Weg der Lüſte dahin nimmt.

Die Ausſchweifungen machen mehr alte Leute, als die Jahre; ich kenne Greiſe, die noch nicht mündig ſind.

Wer bemerket, wie die Jahre der Jugend insgemein verbracht werden, der mus über die Anzahl der Greiſe auf der Welt erſtaunen. Das Alter iſt ein Hafen, wo man erſt nach vielen Klippen landet; Und wie landet man daſelbſt? Die Thaue ſind entzwey, die Segel vom öftern Kampfe mit den Wellen zerriſſen, das Schifsvolk iſt aufgerieben, das Schif aller Orten lek, kaum hat das Rudern des Steuermanns es noch vor dem Scheitern gerettet.

Man bricht die Blumen des Frühlings haufenweiſe ab, und geht ſo verſchwenderiſch damit um, daß man deren im Winter keine mehr ſehen würde, wenn das Land, das ſie zeugte, keine Kräfte mehr hätte.

Inzwiſchen giebt es in dieſer betrübten Jahrszeit doch noch einige. Zwar glänzen ſie nicht ſo ſehr: aber was liegt daran, es ſind doch Blumen, die einen gewiſſen Schimmer haben, die Seltenheit macht ihren Werth aus. Wer ſie aber alsdenn abpflüken will, der mus ſie frühzeitig ausgeſäet und ſorgfältig gewartet haben, ſonſt läuft er Gefahr, auf dieſen Beeten nichts, als Diſteln zu finden.

Das Alter iſt ein Misjahr. Wohl dem, der es voraus geſehen, und durch Mäſſigkeit einen guten Magen, durch Bewegung einen ſtarken Körper, durch Unternehmungen einen getroſten Muth, durch Erfahrung Weisheit, und durch das Leſen einen ausgeſchmükten Verſtand aufbewahret hat. Dies ſind die Pfeiler, die das mit dem Falle drohende Haus unterſtüzen! Da alles von auſſen mangelt; ſo mus man aus ſeinem innern Vorrathe hernehmen, womit die Schwachheiten, der Verdrus und die Traurigkeit abgehalten werden, welches lauter Feinde ſind, die das hohe Alter belagern.

Ein bejahrter Mann, der dieſen Schuz in ſich findet, iſt in meinen Augen jener alten Tempel einer, der dem Wind und Wetter Troz geboten hat, und deſſen ſchäzbare Ueberbleibſel man noch bewundert. Stüke einer aufbewahrten Baukunſt, Bildſäulen von auserleſenem Geſchmake, die er, wiewol verſtümmelt, der Neugier der Reiſenden aufſtellt, machen ein ehrwürdiges Denkmahl deſſelben aus.

Dies haben wir an dem Herrn von Fontenelle geſehen. Das Alter

ter war für ihn eine Zeit des Ruhms; er zog die Augen ſeiner Landsleute auf ſich; die Fremden kamen, ihn zu ſehen, ihn kennen zu lernen, und alle bewunderten ihn. In ſeinem Frühlinge trug er frühzeitig Früchte, deren Schönheit und guten Geſchmak man pries; man hätte ſie für Gewächſe eines alten Baumes halten mögen: in ſeinem Alter brachte er ſo vortrefliche, daß man hätte glauben ſollen, ſie wären die Erſtlinge einer jungen Pflanze.

Die Seele treibt oft ihre Blüten nicht eher hervor, als wenn der Körper die ſeinigen verlohren hat, und der Menſch erndet die Früchte derſelben erſt in ſeinem Abnehmen. Es ſcheinet, die Verdunkelung der Augen erzeuge das Licht im Verſtande: dies iſt eine Erſezung, wodurch ſich die Natur ſchadlos hält.

Bisweilen leſe ich in den Werken der alten Weltweiſen, und ſtelle mir ſie vor, wie ſie mit einem abgelebten Körper und mit zitternder Hand jene unſterblichen Schriften entworfen, die ihnen den Namen der Lehrer des menſchlichen Geſchlechts erworben haben. Wie viel Weisheit in ihren moraliſchen Grundſäzen! Was für Vernunft in ihren Lebensregeln! Welch eine Scharfſinnigkeit in ihren Lehren! Allenthalben entdekt man einen durch die Erfahrung reifen, und durch das Nachdenken erhöheten Verſtand. Das erſte kan die Jugend nicht haben; die Jahre allein geben ſolches: nach dem andern ſtrebt ſie nicht; der Leichtſinn hindert daran, und ſezt ſich darwider.

Das Alter hat täglich Verluſt. Finden wir eine Erſezung deſſelben in unſerer Vernunft; ſo laſt uns jenen nicht bedauren: dieſer Verluſt iſt Gewinn. Meldet ſich aber, ohngeachtet der Vorſichtigkeit, die wir angewendet haben, uns ein geſundes und muntres Alter zu erſparen, die Vergänglichkeit dennoch durch Schwachheiten an; ſo laſt uns Muth genug haben, ſie ohne Klagen zu erdulden. Das Murren reizt das Uebel nur, und verräth die Schwäche des Geiſtes.

Beym Uebel die Geduld verlieren, heiſt Empörung; denen, die um uns ſind, den Kopf voll klagen, heiſt Unbilligkeit; durch einen beſchwerlichen Ton die Erleichterung verſcheuchen, die man aus dem Umgange mit andern haben konte, heiſt ſeinen Nuzen nicht kennen.

Die Einſamkeit iſt eine Zugabe zu dem Elende alter Leute. Die Welt wendet ſich von ihnen; man mus mit ihr umgehen, ohne ihr zur Laſt zu werden. Jedermann auf ſeine Seite bringen wollen, iſt die Forderung des Alters; die Stärke der Vernunft, und nicht das Anſehen der Jahre giebt mir dieſes.

Wenn ich einen alten Mann ſehe, der an ſeiner Perſon reinlich, in ſeiner Kleidung ungekünſtelt, in ſeinen Reden mäſſig und bedachtſam iſt, ohne ſich Zwang anzuthun; einen alten Mann, deſſen Vernunft mich ohne Machtſprüche unterrichtet, und durch ſein Beiſpiel mehr, als ſeine Lehren erbauet; der den Wohlſtand weis und ihn beobachtet; der die Religion hoch ſchäzt und darnach lebt, der Tugenden beſizt, die er mich errathen läſt; der mich mit Erzählung der Thaten verſchont, die ihm die Ehre erwarben, deren er genieſt; ſo wird mir die Zeit zu lang, ehe ich alt werde. So ſchäzbar iſt die Jugend nicht.

Wer im Alter nicht gottesfürchtig iſt, der thut ſeinem Herzen Gewalt, und widerſtrebt ſeinen natürlichen Triebe. In den hohen Jahren wird die Seele empfindlicher. Man mus im Böſen erſoffen ſeyn, wenn man es im Alter noch iſt. Die faſt verloſchenen Leidenſchaften, die verflogene Hize des Blutes, die geſchwächte Macht der Hauptneigung laſſen alle Sinne in Ruhe; alles begiebt ſich wieder in Ordnung; und der Himmel hat Vortheil davon. Daher iſt die Neigung alter Leute zur Religion ſo ſtark, daß der Aberglaube nicht ſelten eine Klippe für ſie wird. Weil ſie in der Jugend im Vergnügen zu weit giengen; ſo wollen ſie im Alter die Tugend recht hoch treiben, und ſehen nicht, daß ſie den Beſchlus, wie den Anfang, mit Ausſchweifungen machen. Blos der Gegenſtand iſt dabei verändert.

Je unfähiger wir werden, als Menſchen zu handeln, deſto mehr ſind wir verpflichtet, als Chriſten zu leben. Das Alter iſt gleichſam ein theatraliſches Stük; ſind die erſten Auftritte vernachläſſiget worden, ſo fordert die Klugheit vom Dichter, bei dem lezten ſo viel Rührendes anzubringen, als immer möglich iſt.

Im Alter mangelt alles; nur GOtt bleibt uns. Wir haben alles verlohren; dennoch ſind wir reich, wenn unſer Heil in Sicherheit iſt.

Das menſchliche Leben, eine beſtändige Maſcerade.

Die Vergleichung des menſchlichen Lebens mit einem Schauſpiel, iſt eben ſo alt als wohl gewählt. Gleichwie aber eine gute theatraliſche Vorſtellung eine vollkommene Copie der Begebenheiten unter den Menſchen iſt: alſo ſollte auch die wirkliche Aufführung der Menſchen billig eine Nachahmung eines regelmäſſig eingerichteten Schauſpiels ſeyn. Auf dem Theater herrſcht durch das ganze Stük eine einzige Handlung, auf die ſich, als auf den Mittelpunct, alle Vorſtellungen und Handlungen der ſpielenden Perſonen ſo beziehen müſſen, daß ſie als Theile am Ende ein vollſtändiges Ganzes ausmachen, ſo, daß die Zuſchauer, wenn der Vorhang fällt, eine vollſtändige Einſicht von einer merkwürdigen Geſchichte mit nach Hauſe nehmen können. Eben ſo hat das Leben, welches alle vernünftige Geſchöpfe führen, eine Haupthandlung zu ſeinem Endzwek, zu welcher ſich alle Bemühungen und Verrichtungen aller einzelnen Menſchen paſſen müſſen, nemlich die gemeinſchaftliche Glükſeligkeit, mit der die Beförderung der Ehre des Schöpfers unzertrennlich verbunden iſt. Dieſer richtige Gegenſtand iſt die allgemeine und groſſe Regel, aus welcher alle übrigen Geſeze, hergeleitet werden können und müſſen, denen ein jeder nach ſeinem beſondern Stande und Beruf folgen ſoll. Und wenn dieſes ein jeder Menſch beobachtete, ſo würde in der ganzen menſchlichen Geſellſchaft eine Übereinſtimmung entſtehen, die, weil ſie in unzähligen verſchiedenen Handlungen ſichtbar wäre, dem Ganzen eine Schönheit ertheilte, die einen weiſen Geiſt eben ſo entzüken würde, als die ſchöne Harmonie in der Natur. Alsdann würde auch ein jeder von ſeiner Rolle Ehre haben. Und darauf zielen die ſchönen Worte eines von den Alten, wenn er ſagt: "Gedenke ſtets, daß du dich in dieſem Leben als auf einer Scene befindeſt. Ein Acteur, der die niedrigſte Rolle vorſtellet, wird, wenn er ſie gut ſpielt, eben ſo wohl bewundert und gerühmet, als derjenige, welcher die Perſon eines Königs vorſtellt. Spiele du nur vom Anfang bis zum Ende die Rolle eines Armen, eines Handwerkers gut, ſo wirſt du, wenn du von der Scene abtritſt, Lob, Ehre und Belohnung davon tragen. Darum bekümmere dich nicht, was du vor eine Rolle bekömmſt. Dafür laſſe den Meiſter des ganzen Spiels ſorgen. Er muß es wiſſen, wozu ſich ein jeder der Acteurs am beſten ſchikt." Gewiß, Worte und ein Bild, worinn die gröſte Weisheit ſtekt. Wie vernünftig, wie ſchön, wie nüzlich würden wir nicht handeln, wenn nur ein jeder ſeine Rolle gut ſpielte; und ich ſeze noch hinzu, wie leicht würde uns nicht dieſes werden. Allein, eben daher rühren die vielen Unordnungen und Verwirrungen in der menſchlichen Geſellſchaft, daß die allerwenigſten weder der groſſen Hauptregel des ganzen Schauſpi[illegible] den beſondern Geſezen, wornach eine jede beſondere Rolle vorgeſtellet werden muß, folgen.

Ich will jezt nicht die allgemeinen Anmerkungen aller Moraliſten, von der mannigfaltigen Vorſtellung der Menſchen, wodurch ſie ſich einander wechſelsweiſe betrügen und täuſchen, wiederholen, noch den tükiſchen Feind unter der Larve der Freundſchaft, und den heimlichen Böswicht in der andächtigen Miene eines Heiligen auftretten laſſen. Ich will vielmehr mein Augenmerk diesmahl nur auf die bürgerliche Verfaſſung und auf das Verhältnis der geſellſchaftlichen Pflichten gegen einander einſchränken; und da werden meinen Leſern, ſtatt der erdichteten Namen, von ſelbſt manche von den wahren beifallen.

Mollis iſt ein Mann; noch mehr, ein angeſehener Mann, der eine vornehme Kriegsbedienung hat, die ein recht männliches Weſen erfordert. Weil er aber mehr in der Küche mit den Köchen an dem Küchenzettel, als in ſeinem Cabinet mit den andern Generalen an Plans arbeitet; weil er ſich beſſer auf den Zuſchnitt eines guten Kleides, als auf den Ris einer Veſtung oder eines Lagers verſteht; ſo würde wohl der Mahler nicht unrecht thun, wenn er neben ihm ſtatt des Helms ein Kopfzeug mahlete, und ſeine zarte Bruſt vielmehr mit einem Schnürleib, als mit einem harten und unbequemen Harniſch verwahrte.

Furioſa ſizt in ihrem Amazonenhabit ſo gut zu Pferde, und ſie flucht ſo meiſterhaft, als der älteſte Dragoner. Wenn ſie mit ihren Mägden zankt und unter ihnen Schläge austheilt, ſo wird ein Fremder, der ſie noch nicht geſehen hat, ſondern es nur von ferne hört, ſchon aus dem Donnerpaſſe urtheilen, daß der Kutſcher ſich mit dem andern Geſinde verunreiniget habe. Und man kan es ihm vergeben, daß er der gnädigen Frau dieſen Schimpf anthut.

Doch, wir wollen erträglichere Rollen auftretten laſſen, deren Thorheit weniger anſtöſſig iſt, um zu zeigen, wie wenig die Menſchen ſich um die mit ihrem Stande und Beruf verknüpften Pflichten bekümmern, und wie ſie ſich hingegen mit ganz entgegen geſezten Dingen abgeben. Meiſter Einſicht, der bisher die ſchönſte Kleider gemacht hat, und ſich weil er ſeine Profeſſion ſehr wohl kan, davon reichlich genähret hat, kommt nun ganz herunter, ſeitdem er die Nadel weggeworfen, und ſich mit der Verfertigung eines Plans zu einem allgemeinen Frieden den Kopf zu zerbrechen angefangen hat. Die Landcharte von Europa liegt beſtändig auf dem Tiſch, und die Altonaer Zeitung darneben. Und ob er gleich, indem er groſſen Herren ganze Königreiche austheilt, ſelber um alles, was er noch hat, kommt: ſo läßt er doch von ſeinem Projectmachen nicht ab. Sein Gevatter, der Kaufmann Tiefſinn, rechnet dagegen die Zahl des Thiers in der Offenbarung Johannis aus, und vergiſt darüber die Rechnung in ſeinen Handlungsbüchern. Der Schwager dieſes leztern, ein Advocat, ſucht den Stein der Weiſen und ſizt in ſeinem Laboratorium. Die Clienten ſeufzen über ſeine Nachläſſigkeit, und in ſo groſſem Anſehen er bisher geſtanden hat, ſo ſehr fällt jezt daſſelbe und zugleich auch ſeine Einnahme.

Der Doctor ** ſtekte ſeit dem vergangenen Frühling den ganzen Tag in ſeinem Inſectencabinet, tödtete Schmetterlinge und Käfer, und ſtekte ſie auf Nadeln. Darüber ſtarben ihm ein paar wichtige Patienten weg, die er, wenn er ſie fleißig beſucht hätte, würde haben retten können; und nunmehr iſt auch das Vertrauen zu ihm merklich gefallen.

Ich verſchonte ihrer zwar gern, Herr Grimmhart, denn ſie ſind in der That ein gelehrter und geſchikter Schulmann. Doch, da ſie ſo viele artige Kinder ſchon zu ſchanden geſchlagen haben, ſo mus ich es ihnen ſagen, ſie ſtellen einen recht tüchtigen Zuchtknecht vor, da ſie doch auf einen liebreichen Jugendlehrer beſoldet werden.

Bisher ſind wir nur in der niedrigen Gegend des menſchlichen Lebens geweſen: allein, wir treffen in den höhern Regionen eben dieſen Fehler an. ⸗ ⸗ Hier müſſen wir ſtille ſtehen. Denn es iſt mehr als zu deutlich, daß alle Verwirrung und Unordnung im gemeinen Leben daher rühret, daß viele ihre Perſonagen nicht recht vorſtellen, die ſie eigentlich vorſtellen ſollen, ſondern ganz andere. Darüber werden die meiſten ꝛc. ſchlecht verwaltet. Endlich wird man von der Scene vom Tode abgerufen; man hat nichts gethan, und man ſiehet es zu ſpät ein, daß man eine ganz fremde Perſon geſpielet, und eine ganz andere hätte vorſtellen ſollen. Wie nöthig iſt es nicht demnach, daß man ſich täglich ſelber frage: wer biſt du, und warum biſt du auf den Schauplaz geſtellet worden?

Regiſter
über den neunten und zehenden Theil dieſer Sammlungen.

Nota:
IX. bedeutet den neunten, und X. den zehenden Theil.

A.

Aal und andere Fiſche in Körben zu fangen, IX. pag. 38
Siehe auch Fiſche.
Abbildung der alten Teutſchen, IX. 328
Abendmahlzeiten; deren Schädlichkeit, IX. ⸗ ⸗ 324
Abendmahl oder Heil Nachtmahl; einige erläuterte Alterthümer hievon, von der Weiſe, zu Tiſche zu liegen, und andere aufgelöſete Schwürigkeiten, mit Beleuchtung eines Kupferſtichs, X. ⸗ ⸗ 273
Aberglaube bei Kriegszeiten, X. 2
Abbildung vom Aberglauben und Religion, ibid. ⸗ 254
Abſchilderung der Einwohner dieſer Welt, X. ⸗ 171
Aderlaſſen; beſondere nüzliche Anmerkungen hievon, IX. Tom. 88
Aergernis; welche Arzeneimittel hiebei am dienlichſten? IX. 49
Affect, der Zorn, iſt der heftigſte, ſchädlichſte und laſterhafteſte unter allen, X. ⸗ 165. Und
Affecten; ſiehe Leidenſchaften.
Affecten, alle heftige, ſchwächen den Magen, die Verdauung, und vermindern den Appetit, IX. T. 144
Alte Leute, ſind meiſtens frömmer, weil die Empfindungen aller heftigen Leidenſchaften gleichſam bei ihnen ſtumpf ſind; eine Abſchilderung hievon IX. ⸗ ⸗ ⸗ 284
Alter; wie ein Hohes zu erreichen, IX. 324. ⸗ Und warum ſo wenig Menſchen ſolches zu erreichen begehren? ibid. 350. deſſen Character, X. 297
Alters Ungemächlichkeit abzuhelfen, IX. ⸗ ⸗ 53
Alter; welche Veränderung der menſchliche Körper darinn leidet? X. 215. deſſen Character, und Betrachtung hierüber; ibid. ⸗ 307
Allmacht GOttes in Betrachtung des Weltgebäudes, X. ⸗ 113
Ameiſen zu vertilgen, IX. 40. und Tom. X. ⸗ ⸗ 21
Anmerkungen bei dem jezigen Kriege, IX. Tom. ⸗ ⸗ 81
Antipathie unter Nationen; deren Urſachen, IX. T. ⸗ 110
Anfüllung und Ausleerung; 4te Lebensregel des D. Toſſignani, IX. 356
Antiſpasmodiſche Pulver; Deren Nuzen und Schaden, IX. ⸗ 46
Anſtändigkeit in der Kleidung, X. 143
Appetit zu eſſen; ein verminderter oder verdorbener; deſſen Urſachen und Mitteln dagegen, IX. T. 139. Wie derſelbe am meiſten geſchwächt wird? ibid. 182. zu kuriren, ibid. 6. und X. 225. Wird am meiſten durch viel Theetrinken geſchwächt, X. 270
Apfel Wein zu machen, IX. 227
Apoſtel und Jünger; wie ſie zu Tiſche bei dem Heil. Abendmahl gelegen? X. 273
Arzenei aus Gewohnheit: deren Schaden, IX. T. ⸗ 88
Arzeneiwiſſenſchaft; Zufällige Gedanken hievon, X. T. ⸗ 265
Arzt; wie ein rechter zu erkennen? X. ⸗ ⸗ ⸗ 266
Arbeitſamkeit, Mäſſigkeit und Leichtſinn, macht alt, IX. 351. auch tugendhaft, X. ⸗ ⸗ 65
Ausdünſtung, die verhinderte; was für ſchwere Krankheiten ſolche erregen kan, IX. 233. X. 98. Wird durch fette und öligte Speiſen, auch feuchte Luft, verhindert, X. 291. Und wie ſolche ſcorbutiſ

butiſche Krankheiten erregen kan? ibid. X. 285
Auskleiden, wie man ſich dabei zu verhalten hat: IX. 233
Ausleerungen, als Durchfälle, heftige Schweiſe, Verblutungen ꝛc. ſchwächen die Verdauug ꝛc. IX. T. 145. ibid. 356
Aveiro, Tavora ꝛc. Die Königsmörder; Nachricht von deren Familien ꝛc. Tom. IX. 197

B.

Baad zu Ueberkingen', eine Beſchreibung der Reiſe des Lebens, X. Tom. pag. 41
Bauen; was zu beobachten, wegen denen Mauren, Kalch, Mörtel ꝛc. X. 270
Bauart, neue, ohne Zimmer Arbeit, IX. 17
Baumöl; wie man die Lauterkeit deſſelben unterſuchen könne, IX. 9. Iſt in Huſten', Bruſt⸗Krankheit ſchädlich, X. 261
Bäume, durch einen beſondern Gus, zu verbeſſern, X. 95
Bäume, die viel Blüthe haben, daß ſie auch viel Früchte tragen müſſen; ein neues Mittel, IX. 46
Bäume ihren Saft zu Arzeneien anzuwenden, IX. 215
Beſtreben nach höhern Ständen; zufällige Gedanken hievon, IX. T. 310
Betrügereien vom Goldmachen, IX. 364
Bewegungen; welche zur Geſundheit am dienlichſten? X. Tom. 49
Beſchäftigung; Deſſen rechte Beſchreibung, Nuzen ꝛc. X. 62. und 226
Beruhigung der gefährlichen Kriegszeiten 1758. X. 1
Betragen und Verhalten bei dem Krieg von 1756. IX. 83
Begierde, eine beſondere Abſchilderung hievon IX. 256. Wie ſolche zu dirigiren? ibid. 326
Betrachtung über den Neid, X. 90
Betrachtung, über die heutige Art Krieg zu führen, X. 255
Bittſchrift um eine Beiſteuer von 1000. Reichsthlr. X. 90
Birkmanns Magen⸗Pulver; Deſſen Nuzen; und wie es zu machen? IX. 27
Bienen; Mittel zu deren Erhaltung, X. T. 20
Bier; deſſen Güte, Unterſchied;' und Schaden, IX. 154
Blüthe der Bäume zu vermehren, IX. 46
Blut wird durchs Waſſertrinken nicht allemal zertheilt, ſondern öfters coagulirt, X. T. 41. Leidet und wird vermehrt in gewieſen Theilen des Menſchen durch den Druk der Mondsveränderung, wie bei der Ebbe und Fluth: IX. 296. Deſſen ſcorbutiſche Unreinigkeiten zu kuriren, X. 284
Blinder; Deſſen Reiſe ꝛc. T. IX. 156
Bluten und Anzapfen derer Bäume, und deſſen Nuzen, IX. 217
Bleichſucht; wird durchs Theetrinken befördert, X. 270
Bleiglaſſuren; Deren Schädlichkeit, X. 135
Bosheit, deren höchſten Grad, in Beſchreibung einiger Königsmörder IX. 193
Brechmittel, ein Gleichnis von deren Schädlichkeit, Tom. IX. 328
Brautſchaz oder Heurathgut; wie viele auf leichte Art dazu gelangen können? IX. 42
Brodmangel abzuhelffen, IX. 52
Brand im Weizen zu verhüten; Practiſche Anmerkungen betrefend, X. 157
Bruſtkrankheiten, ſind ölichte Mittel ſchädlich, X. 261
Brod wider den Schimmel zu bewahren, X. T. 21
Brandewein⸗Trinken verderbt den Appetit, und peinigt ſeine Liebhaber: mit kränklichen, ſiechen, hektiſch und ſchwülſtigen Körpern, IX. 143. ib. X. 226
Bruſtbeſchwerden, ſind Fusbäder dienlich, IX. T. 177
Brunnen Kur; welche? und wie ſolche zu gebrauchen, IX. 241. und 285

Brandwein ſchwächt mehr den Magen, als er ſtärken ſolle, X. pag. 226
Bücher in Pergament gebunden, wieder neu zu machen, IX. T. p. 112
Butter-gebachene, oder gedämpfte Speiſen, deren Schaden, X. p. 290

C.

Cacao, Vanille und was zum Choquelade gehörig, beſchrieben ꝛc. X. p. 281
Caffee; deſſen Würkung, Misbrauch und Schaden; Und welchen Perſonen derſelbe geſund ſeyn mag, X. 198. Weitere Unterſuchung und Beweis, von deſſen Schaden, als eine gefährliche Seuche beſchrieben, X. p. 202
Caffee und Thee trinken bei feuchter Luft; deſſen Schaden, X. p. 98. Siehe warme Getränke, in Lit. G.
Catharren, Schnupfen, Huſten; Beſchreibung, und Mitteln dafür, X. p. 243. Catharren gleich mit Nuzen zu kuriren, X. = p. 130
Catharren und Flüſſe; wenn ſolche meiſtens entſtehen; und wie man ſich dabei zu verhalten und zu präcaviren hat, X. = = p. 97
Champignons, Schwämme, ꝛc. Deren giftige Eigenſchaften und Schaden in Speiſen, X. T. = p. 46
Chaſtell, Königsmörder, IX. p. 196
Character der Geſundheit und des Alters, X. = p. 227
Chiragra zu heilen, X. p. 155
Choquelade; Beſchreibung hievon: deſſen Würkung, Nuzen und Schaden, X. = = p. 279
Citronen und Pomeranzenbäume; wie eine tüchtige Erde hierzu zu präpariren iſt? X. = p. 257
Clima, deſſen Einflus würkt auf die Menſchen beſonders, und verändert die Sitten derſelben, IX. T. 108. Das kalte Clima iſt weit geſünder; ibid. p. 168. Wie das Clima auf die Sitten und Geſeze einen Einflus hat, IX. = = p. 206
Colic; ein probates Mittel dagegen, X. = = p. 170
Colic-Schmerzen, entſtehen meiſtens von zähen und zumal ölicht- und fetten Speiſen, X. = p. 291
Crudidäten und zähe Unreinigkeiten; wie ſolche den Magen ſchwächen, X. p. 225
Curen, Frühlings-oder Präſervationskuren, IX. = p. 241

D.

Dachrinne von neuer Invention, IX. T. = = pag. 26
Dauung der Speiſen wird durch Waſſertrinken geſchwächt; deſſen Schaden, X. T. = = p. 38
Deinacher und Göppinger Waſſer, IX. = = p. 289
Denken, Meditiren ꝛc. verzehret die Lebensgeiſter, X. p. 53
Deutſche, deren Abſchilderung, IX. p. 328
Diät; einige Anmerkungen hievon, IX. T. p. 152. Diätſucht, als eine ſchädliche Neigung betrachtet; ibid. p. 301
Dinte; eine recht Gute zu machen, IX. T. = = p. 113
Dichter; welche im gemeinen Weſen Unordnungen verurſachen? IX. p. 76
Donner; ein Gedicht, IX. T. p. 80
Dung, eine beſondere Art, X. T. p. 33. = Solchen zu erſparen, IX. T. p. 154

E.

Ebbe und Fluth, IX. p. 292
Edelgeſteine in allerlei Glas abzuformen, X. = p. 114
Eger Brunnen, IX. = p. 289
Ehen; wie ſolche mit Nuzen zu befördern? IX. = p. 82
Ehre und Reichthum; die rechte Kunſt, durch ſolche glüklich zu werden, IX. T. = = p. 316
Eitelkeit im Kleidertragen; eine triftige Betrachtung, X. = p. 137
Eigenthum, eine deutliche Erklärung hierüber in der Abſchilderung dei Einwohner dieſer Welt, X. p. 171

Einſiedeley; deſſen üble Folgen, X. p. 254
Einbildung; was daraus für Verdrus und Krankheiten entſtehen können? Und wie dieſes alles zu vermeiden? X. T. ⸗ ⸗ p. 15
Eiſen zu Stahl zu machen, T. X. p. 30
Eier, gebachene Sachen; wie es der Geſundheit ſchädlich? X. T. p. 31. Und welchen Perſonen die Eier ſchaden? ibid. ⸗ ⸗ x. 33
Eiſes Entſtehung, IX. T. p. 167
Einflus der Tugenden in die Geſundheit, IX. ⸗ ⸗ p. 304
Eingeheizte Zimmer; deren Schaden an der Geſundheit, X. p. 87
Ekel, vom Tobak, IX. p. 225. Ekel für Speiſen ꝛc. zu kuriren, IX. p. 327
Eltern, wie viele ihre Kinder durchs Studiren kränklich und unglüklich machen? IX. ⸗ p. 190
Erdbeben; neue Erklärung hievon, IX. T. ⸗ ⸗ p. 57
Erkältung, die unbedachtſame, im Sommer, erzeiget Ruhr, Durchlauf, Frieſel, Seitenſtechen ꝛc. X. p. 234. Und ſodann am meiſten Catharre, Schnupfen, Huſten ꝛc. ibid. p. 244
Ergözlichkeiten; wie ſolche zu genieſſen? X. ⸗ ⸗ p. 254
Erde bei der Kornſaat zu zubereiten, IX. T. p. 104. Und wie ſolche zu präpariren, zu den Pomeranzen und Citronen Bäumen, X. ⸗ p. 257
Erdäpfel; wie das Mehl und auch der beſte Brandewein, daraus zu machen iſt, IX. ⸗ ⸗ p. 202
Erdmäuſe zu vertreiben, IX. p. 249
Erdkugel gegen die Gröſſe des ganzen Weltgebäu, Vergleichung, X. p. 113. als ein belebter Körper erklärt, IX. p. 57
Eſſich iſt ein Gegengift bei dem Genus der Morgeln, Champignons und andern Schwämme, die giftige Eigenſchaften haben, T. X. ⸗ p. 48
Eſſen und Trinken? 2te Lebensregel, IX. ⸗ ⸗ p. 354
Examen ein Gedicht, IX. T. p. 80

F.

Faſten, was es in der Medicin für Nuzen hat. T. IX. p. 327
Faulheit, als eine anſtekende Seuche betrachtet. X. p. 64. und 228
Fäulnis der Säfte? daher ſcorbutiſche Krankheit, Fieber ꝛc. entſtehen, kan durch entgegen geſezte Speiſen vermindert und auch kuriret werden, X. p. 76
Feiertäge, verurſachen daß viele Menſchen krank werden; eine mediciniſche Anmerkung, X. ⸗ p. 88
Feinden; wie man von ihnen Nuzen ziehen könne? IX. T. p. 33
Feuerzeug, ein ganz Jahr lang zu erhalten, X. T. ⸗ p. 30
Federvieh wohlfeil zu mäſten, X. T. p. 31
Feindſchaft verſchiedener Völker; deren Urſachen, bei dem jezigen Krieg, IX. T. ⸗ ⸗ p. 106
Fette, ölichte Speiſen ꝛc. hindern die Verdauung, und mindern den Appetit, IX. T. p. 143. Eine diätiſche Betrachtung vom Genuſſe der fetten Speiſen, X. ⸗ ⸗ p. 289
Feuchte Luft würket Trägheit ꝛc. IX. p. 210. Wie man ſich darinn zu verhalten, X. ⸗ ⸗ p. 96
Fiſche, als Forellen ꝛc. in Körben zu fangen, IX. ⸗ p. 38
Fiſche, als Lachs, Karpfen, Aale; verurſachen wegen ihren beſondern Fett, öfters kalte Fieber, und andere ſchädliche Krankheiten, X. p. 296
Fichten; ſiehe Tannen Baum.
Fliege und Made; eine Fabel, X. p. 89
Fleiſch, das geräucherte, für den Verderb zu bewahren, X. p. 121
Fleiſch ohne Einſalzen friſch zu erhalten, IX. ⸗ ⸗ p. 112
Fleiſch ſpeiſen; deren Eigenſchaften; und in welchen Fällen ſolche der Geſundheit nüzlich, X. p. 71. nähren geſchwind, und dämpfen die vegetabiliſche Säure; ibid. p. 74. Sind diken und fetten Leuten ſchädlich, ſowohl als denen Scorbuticis, und deren

Säfte

Säfte mehr alcaliſch oder laugenhaft, und zur Faulnis oder Wallung des Bluts geneigt ſind; ibid. p. 75. und 77. Sind mehr bei einer groſſen Kälte, als bei einer warmen und feuchten Luft, zu ſpeiſen; ibid. p. 78
Fleiſchſuppen hat viele kleberigte zähe Theile, X. T. ſ p. 290
Fluth und Ebbe, IX. p. 292
Forellen zu fangen, IX. p. 38
Frühling; wie man ſich in dieſer Saiſon zu halten, X. p. 97. Frühlingskuren, IX. p. 241. ſ Deren rechten Gebrauch; ibid. ſ ſ p. 285
Früchte der Bäume zu vermehren, IX. ſ ſ p. 46
Frauen; wie ſie den Männern am beſten gefallen können, X. p. 140
Fremdlinge, ſiehe Pilgrime.
Froſch, ein lehrreiches Gedicht, IX. p. 250
Fuchs und der Hahn; eine Engliſche Fabel, IX. ſ p. 121
Füſſe, warm halten; deſſen beſondern Nuzen bei Geſunden und Kranken, IX. p. 169. ſolche von ſcharfer Feuchtigkeit zu kuriren, X. ſ p. 153
Fusbäder, deren Würkung und Nuzen, IX. T. ſ p. 175
Füſſe waſchen, Salben, und andere erläuterte Alterthümer, X. p. 273

G.

Galle ihre Activität mus bei einer guten Dauung durch Waſſertrinken nicht geſchwächt werden; weil dadurch ſehr viele Krankheiten alsdann entſpringen, X. T. p. 39
Gartenwürm zu vertreiben. IX. p. 87
Gebachenes, welchen Schaden es der Geſundheit verurſache. X. T. p. 31
Geblüts Umlauf beſtehet in lauter Kü-
Geburtstag der Welt, T. X. p. 54
gelchen, X. ſ p. 148
Gedanken; zufällige IX. p. 219
Gedächtnis wird durch das Tobak Schnupfen geſchwächt, X. p. 133
Gehör, das verlohrne, wieder zu verſchaffen, durch ein ſicheres Mittel, IX. ſ ſ p. 62
Geiſter, Unterſchied zwiſchen Groſſen und Kleinen, X. p. 179
Gerhard ermordet den Prinzen von Oranien, IX. ſ p. 196
Gerſten und Habergrüze ſind in dem Huſten gut, der von der Erkältung entſtehet, X. ſ p. 143
Geſchichte, eine morgenländiſche, X. p. 184
Geſchmak; warum derſelbe ſo zerſchieden iſt bei denen Menſchen? IX. p. 257. ſ Geſchmak, von deſſen Einfluſſe in die Geſundheit, ib. p. 336. Geſchmak, wird von Tabak verdorben, IX. p. 224. und X. ſ ſ p. 125
Geſundheit; wie ſolche durch Tugenden befördert und aufrecht erhalten wird, IX. ſ ſ p. 304
Geſundheit, deren Character: und wie ſolche recht zu erkennen iſt? X. p. 297
Geſundheitsregeln des berühmten bologneſiſchen Arztes, Hrn. Toſſignani, IX. ſ ſ p. 358
Geſundheit; wie ſolche bei den Gelehrten faſt durchgehends in Gefahr geſezt wird? T. IX. p. 186. ſ Von denen, die auf ihre Geſundheit lauren. ibid. p. 298. Vom Einflus des Geſchmaks in die Geſundheit. ibid. p. 336. ſ ſ Solche zu erhalten, T. X. p. 49
Geſundheitsreiſen, IX. p. 69
Gemüthsunruhe; deren Urſachen, und Geneſungsmitteln, IX. p. 308
Geſellſchaften; wie ſelche der Geſundheit ſchädlich ſeyn können? IX. p. 322
Geme, Geſchmak; deſſen Schaden und Nuzen, IX. p. 334. Wie derſelbe zum beſten der Geſundheit zu verändern? ibid. ſ p. 339
Geruch wird durchs Tobakſchnupfen geſchwächt, IX. p. 224. und X. p. 125
Geräuchertes Fleiſch viele Jahre zu conſerviren, X. ſ p. 122
Geſichtsfarbe, wird durch das Schminken verdunkelt. X. T. p. 12

Getraid-Verwandelung, IX. T. p. 100. Solches zu vermehren, ibid. p. 103. Deren Wachsthum zu beförderen. ibid. ⸗ ⸗ p. 154
Geldmangel, deſſen Urſache, IX. T. p. 118
Gedicht vom Fuchs und Hahn, IX. p. 120
Geſchwulſt durch Speichel heilen, IX. ⸗ ⸗ p. 129
Gelehrt-werden, verurſacht unheilbare Krankheiten. IX. p. 182
Gelehrſamkeit, iſt eine Krankheit der Menſchen. IX. T. p. 182
Geſchäftigkeit; moraliſch abgeſchildert, ⸗ X. p. 62. und p. 119
Gewiſſen das gute, deſſen wahre Abſchilderung in einem hiſtoriſchen Gemählde, X. p. 107. Das Böſe ibid. ⸗ ⸗ p. 99
Geſchichte vom böſen Gewiſſen, X. p. 99. Und vom guten Gewiſſen, X. p. 105
Getränke, die Warme ꝛc. als Thee, Caffee ꝛc. deren Schaden, X. p. 98. Wie es die natürliche Wärme und Verdauungskraft des Magens ſchwächt, die Ausdünſtung nachhero vermindert, die feſten Theile ſchlaf macht, folglich zu vielerlei Krankheiten Anlas gibt; ibidem. p. 99
Gebäude, unverbrennliche; wie ſolche zu bauen ſind? mit Kupfern ꝛc. IX. ⸗ ⸗ p. 17
Gewölber, wie alle Zimmer alſo zu bauen ſind, daß ſie unverbrennlich IX. p. 17
Gewild; ein ſicheres Mittel, ſolches von den Feldern zu vertreiben, IX. p. 30
Gicht und Podagra zu kuriren, X. p. 155
Gichter, rühren öfters vom Genus des Zukers her, X. T. p. 22. zu kuriren, ibid. ⸗ p. 155
Glas ⸗ Erfindung, zufälliger Weiſe. Wie? IX. ⸗ p. 74
Glas, zerbrochenes; deren Nuzen, IX. ⸗ ⸗ . p. 157
Glas ſo zu präpariren, daß man die geſchnittene Edelgeſteine der Alten darinn abdruken kan, X. p. 114
Gleichgültigkeit, macht alt, IX. p. 352
Glük und Verſtand; zufällige Gedanken hievon, X. ⸗ p. 189
Glüklich zu ſeyn!, in dieſem Leben; wie die Anweiſung hierzu, IX. T. p. 314
Glük wünſchen, würde, wann es eintreffen ſollte, vielen recht ſchädlich ſeyn, IX. ⸗ p. 1
Gnaden, war ehedeſſen ein Königl. Titel, IX. ⸗ p. 65
Göppinger Sauerbrunnen, IX. p. 289
Goldmachen; allerlei Entdekungen hiervon, IX. ⸗ p. 361
Gold Tinctur des Landbaues, IX. T. ⸗ ⸗ p. 100
Goldene Aderflus, dienen Fusbäder, IX. T. ⸗ p. 177
Gold- und Silberborden zu ſcheiden, ohne ſie auszubrennen, IX. p. 39
Grab, oder Gruft, kan ein Eigenthum genannt werden, X. p. 173
Greis; warum derſelbe tugendhafter wird? IX. ⸗ p. 284
Guſtav Adolph, König in Schweden, iſt nicht in der Schlacht bei Lüzen geblieben, ſondern durch ſeinen Leibknecht umgebracht worden, IX. p. 196
Gus machen zu den Bäumen ꝛc. X. p. 95

H.

Haas und der Löw; ein Gedicht, IX. ⸗ p. 204
Haaſen; ob, wann deren Eingeweide mit Blaſen beſezet, ſolche zum ſpeiſen ſchädlich, IX. ⸗ p. 235
Habſucht, verurſacht die Traurigkeit, und alle daraus entſtehende üble Folgen, IX. ⸗ p. 134
Haber in Roggen zu verwandeln, IX. ⸗ ⸗ p. 100
Hahn und Fuchs; eine Engliſche Fabel, IX. T. ⸗ p. 120
Haut; wie ſolche vor der Zeit runzlicht werden kan? X. T. p. 11
Hauptbeſchwerden zu vertreiben, IX. T. ⸗ p. 176
Harmonie, die moraliſch-muſikaliſche der Affecten, X. ⸗ p. 195
Häuſer, ohne Zimmerleute zu bauen, die

vor

vor Feuersgefahr geſichert bleiben, IX. ⸗ p. 27
Hafen, die irrdene, ſind wegen ihrer Bleyglaſuren der Geſundheit höchſt ſchädlich, wann von Eſſig oder andern ſauern Sachen, was darinn gebeizet und gekocht wird, X. p. 135
Heuchler, IX. ⸗ p. 124
Hekken; wie ſolche nüzlich und dauerhaft anzulegen ſind? IX. p. 190
Heiſe Länder; mediciniſche Anmerkung hierüber, IX. ⸗ p. 207
Heidelbeeren; deſſen beſondern Nuzen, IX. ⸗ p. 221
Herbſt- und Frühlingszeit; wie man ſich nach den Lebens-Reglen zu verhalten, X. ⸗ p. 97
Herzklopfen; ein Mittel dafür, IX. p. 41
Heftigkeit in den Verrichtungen, Leidenſchaften ꝛc. ſchwächt am meiſten die Geſundheit, X. p. 231
Herkules ächte Abſchilderung, X. p. 253
Himmels Körper, deren Gröſſe und unzählbare Menge, die bewohnt ſind ꝛc. X. ⸗ ⸗ p. 109
Hize; wie man ſich darinn zu verhalten? X. ⸗ p. 229
Hize; wie ſolche das Geblüt verdike, IX. ⸗ p. 207
Hochmuth, in den Titeln, IX. p. 66
Hochzeit- und Trauer-Carmine; derer Misbrauch, IX. T. p. 78
Hofnung; deſſen Vortreflichkeit und vielfältiger Nuzen, beſchrieben, T. IX. ⸗ p. 158. ibidem. p. 281
Holz vorm Schwamm zu bewahren, X. ⸗ ⸗ p. 117
Holzwerk an Gebäuden vor Schimmel und der Fäulnis zu bewahren, X. p. 156
Hunger nach Zeitungen, IX. p. 84
Hunger kur oder faſten, dient mehr als Aderlaſſen; tilgt den Schleim, und bringt wieder Appetit, IX. p. 7
Hundsbis; Mittel wider den Bis toller Hunde, IX. ⸗ p. 297
Hüneraugen durch Speichel zu kuriren, IX. ⸗ p. 129
Huſten zu vertreiben; und ſich dafür zu präcaviren, X. p. 242. ölizte Sachen und Arzeneien ſind ſchädlich, X. p. 261
Hypochondriſche Umſtände; ein Mittel dafür, IX. ⸗ p. 27
Hypochondrie, dienen Fusbäder, IX. ⸗ ⸗ p. 173

J.

Jacobs-Erdäpfel; wie daraus Mehl und auch der beſte Brandewein, zu machen? IX. ⸗ p. 202
Jahrs-Betrachtung über den Krieg, 1758 X. ⸗ p. 1
Jahrs-Zeiten; mediciniſche Anmerkungen hierüber des D. Toſſignani, IX. ⸗ ⸗ p. 360
Jauregni, der Prinzen Mörder, IX. ⸗ ⸗ p. 195
Jmen; ſiehe Bienen.
Jmmaginairs, die ſich einbilden, krank zu ſeyn; wie ſolchen zu helfen? IX. ⸗ ⸗ p. 298
Inſecten, die denen Gärten, Feldern und Wieſen am ſchädlichſten zu vertreiben, IX. ⸗ p. 86
Indianiſche Caſtanien, ſtatt der Seifen zu gebrauchen, IX. p. 92
Irrdenes Geſchirr, deſſen Nuzen und Vorzug vor dem Zinne, in der Haushaltung, X. T. p. 18
Irrdene Geſchirr, bei welchen Speiſen ſolche der Geſundheit ſchädlich werden, X. ⸗ p. 135.
Julepe, Syrupe und deſtillirte Waſſer; deren Schaden, und meiſt unkräftige Mittel, X. ⸗ p. 264
Jungfrau, die kluge; ein Gedicht, X. ⸗ ⸗ p. 192
Jungfern; wie ſolche leicht Männer bekommen können? IX. p. 42. Weitere Betrachtung, X. p. 146
Jünger Chriſti, wie ſie zu Tiſche gelegen? X. ⸗ p. 273

K.

Kalch, Mörtel; Anweiſung, recht zu machen, X. ⸗ p. 270
Kalte Weltgegend, hat geſunde und muntere Leute als in warmen Ländern, wo die Leute feig ſind, IX. T. p. 107
Kalte Gegenden; mediciniſche und politiſche Anmerkungen hierüber, IX. ⸗ ⸗ p. 207
Kamin, der ſich entzündet, geſchwind zu löſchen, IX. T. p. 181
Kalkartige Materie der Gicht und Podagra zu vertreiben, X. p. 154
Karpfen, ſiehe Fiſche.
Kaſtanien ſtatt der Seifen zu gebrauchen, IX. p. 93. ⸗ Wie das Federvieh damit zu mäſten, X. T. p. 31
Kälte, wie man ſich darinn, nach der Lebensordnung halten ſolle? X. p. 85
Kirſchbäume, ſo zu zurichten, daß auch Trauben darauf wachſen, IX. p. 344
Kinder, frühzeitig kluge; warum ſolche gemeiniglich bald ſterben, IX. p. 40. Kinder, die gelernſam, und zeitig gelehrt werden, leben nicht lange, IX. p. 184. Und die Geſunden und Starken können durch vieles Lernen bald kränklich gemacht werden; ibid. p. 187
Kleidertragen; von der Eitelkeit; eine Engliſche moraliſche Betrachtung, X. ⸗ ⸗ p. 137
Kleidung iſt ein wichtiger Artikel der Lebensordnung, IX. p. 248. Einerlei Arten, ſind für die Geſundheit am beſten, X. ⸗ p. 246
Kleiderpracht; wie ſolche am beſten in Schweden abgeſchaft worden, X. ⸗ ⸗ p. 251
Knochen; wie ſolche im menſchl. Körper wachſen? X. ⸗ p. 216
Koch, oder Köchin, iſt der Geſundheit am meiſten ſchädlich, IX. p. 326
Kofe; ſiehe Coffee.
Kolik; ein probates Mittel dagegen, X. ⸗ ⸗ p. 172
Korn zu baizen, daß es dreyfältig mehr trage, IX. T. ⸗ p. 105
Königsmörder ꝛc. IX. p. 192
Krankheiten; wie ſolche faſt durchgehends durch Leidenſchaften und Laſter entſtanden ꝛc. IX. T. p. 209
Krankheiten; wie ſie zu allen Zeiten zu verhüten ſind? IX. p. 6. Von Krankheiten gewiſſer Länder, IX. p. 35
Krankheiten recht zu erkennen, erfordert mehr Geſchiklichkeit, als ein Recept zu verſchreiben; dahero ſo viele Menſchen zu tod kurirt werden. X. p. 265
Krankheiten, zukünftige: ob: und wie ſolchen vorzubeugen? IX. p. 243
Kranke in der Einbildung, ſolche zu kuriren, IX. ⸗ p. 298
Krebsſchäden, ſo wohl verborgene als offene ſicher zu heilen, IX. p. 42
Krähen, Raben zu vertreiben, IX. p. 50
Krieg, eine Abſchilderung hievon, X. p. 2. ⸗ Wichtige Anmerkungen von dem Krieg von Anno 1757. und 58. T. IX. p. 81. Die heutige Art, Krieg zu führen; eine wichtige Betrachtung hievon, X. ⸗ p. 255
Krebsaugen; ſiehe Pulver.
Kunſt, ſich glüklich zu machen. IX. T. ⸗ ⸗ p. 314
Kupferſtiche; wie von ſolchen Abdrüke zu verfertigen ſeynd, ohne Beſchädigung des Originals, IX. p. 55
Kukuk und der Reiſende, IX. p. 63
Kur; Frühlings oder Herbſtkuren; wie unnöthig und ſchädlich ſolche öfters ſeynd? IX. ⸗ p. 89
Kuchen, und dergleichen Gebachenes; deren Schaden, X. T. p. 31

L.

Landbau; wohl zu beſtellen, IX. T. p. 105. ⸗ Von einer nüzlichen Entdekung, der Verwandlung wegen, IX. T. ⸗ p. 100
Landleben, iſt dem Stadtleben nicht vorzuziehen; in welchen Fällen? IX. p. 93
Länder, von kälterm Clima, ſind viel geſünder, als die warme, IX. T. p. 168.

Länder, ihre herrſchende Krankheiten beſchrieben. IX. p. 35
Laſterhafte Menſchen bringen ſich um ihre Geſundheit. IX. p. 306
Lachs; ſiehe Fiſche.
Lauren auf die Geſundheit, IX. p. 298
Laſter, ein jedes, ziehet beſondere Krankheiten nach ſich: Wie? IX. p. 306. Deſſen Folgen ꝛc. X. p. 254
Lähmigkeit der Glieder, Füſſe ꝛc. welche Krankheit es anzeige? X. p. 287
Leidenſchaften, die unordentlichen, machen die Menſchen krank, IX. p. 304. Was für Krankheiten auf jede folgt? ibid. p. 307. Leidenſchaften der Menſchen in der Tarantel Kur, abgeſchildert, X. p. 195. Leidenſchaften ſind ein ſüſſes Gift, IX. p. 248
Leichtſinnigkeit; deſſen Nuzen zur Geſundheit und alt werden ꝛc. IX. p. 351
Leibesübung, als das beſte Magenmittel, T. IX. p. 327
Lebensordnung im Winter, X. p. 85
Lebensordnung, eine ordentliche, iſt das beſte Mittel, wo man das Aderlaſſen und andere Mode Kuren entübrigt ſeyn kan, IX. p. 92
Lebensart; wie ſolche beſchaffen ſeyn ſolle, wann man glüklich ſeyn will, X. p. 169. Die Schwediſche, ibid. p. 249
Lebensziel zu verlängern, X. p. 222
Leine Zeug, und auch Wolle, mit Farben zu zeichnen; ſo nicht mehr heraus zu bringen, X. p. 267
Leinen- und wollen Zeug, ohne Seifen zu waſchen; und wie? IX. p. 93
Leben; deſſen Nuzen in äuſſerlichen Gebrechen, IX. T. p. 127
Lebensgeiſter; wie ſolche verwahrloſet werden? IX. p. 187
Leberſleken zu vertreiben, IX. 232
Leibesbewegung iſt über alle Präſervationskuren, IX. p. 247. ibid. p. 327. und p. 358. Welche zur Geſundheit am nüzlichſten? T. X. p. 49
Leute, die auf ihre Geſundheit lauren, IX. p. 298
Löw und der Fuchs, X. p. 18
Luft; eine Lebensregel hievon, IX. p. 354
Luft trägt vieles zu Verlängerung des Lebens bei: Zumal auf hochliegenden Gegenden, X. p. 224
Luft, warme, oder feuchte ſchwächt den Appetit, IX. T. p. 142. Deren mancherlei Einflus; ibid. p. 214. Was für Speiſen in einer feuchten; und welche in einer kalten Witterung dienlich? X. p. 78
Luft, in der freien, wie man ſich dabei zu verhalten? IX. p. 236. Befördert beſſer die Verdauung, ibid. p. 237. Lebens-Regeln in einer feuchten Luft, X. p. 96. in einer heiſen Luft, X. p. 229
Luſtbarkeiten, ihre Folgen, X. p. 119.

M.

Made und Fliege; eine Fabel, X. p. 89
Magen;
  Mechaniſch beſchrieben, IX. p. 321. Magen wird geſchwächt, durch vieles Meditiren ꝛc. IX. p. 186
Magen-Pulver, Pulvis Stomachicus Birkmanni, IX. T. p. 27
Magentropfen; deren rechter Gebrauch und Misbrauch, X. p. 224
Magenſchmerzen, entſtehet öfters von Zuker ꝛc. X. T. p. 24. Wird ſehr geſchwächt, durch Waſſer trinken, X. T. p. 38. Auch durch fette Speiſen; ibid. p. 296. Und erzeigt durch vieles Eſſen, Crudidäten; Mittel dafür; ibid. p. 225
Magenarzeneien ſind bei verlohrnen Appetit zu gebrauchen öfters gefährlich, IX. T. p. 140
Markt der Knochen ſchwächt den Magen, X. p. 297
Majeſtät; wie es unter andern Titeln aufgekommen? IX. p. 65
Mahlzeiten, beſondere Regeln hievon IX. p. 357
Mattigkeit oder Vollblütigkeit; wie ſolche leicht zu heben, IX. p. 7

Mahler, der beliebte und unbeliebte, X. ⸗ ⸗ p. 196
Mandeln, deren Unverdaulichkeit; und deſſen Oel; wie ſchädlich ſolches der Geſundheit, X. ⸗ p. 262
Mauerkalch; einen dauerhaften zu machen, X. ⸗ p. 270
Maurevell, der groſſe Mörder, IX. p. 194
Mäuſe zu vertreiben auf den Feldern, IX. p. 235. und p. 249
Mäſſigkeit im Genus der Speiſen, eine Abhandlung hievon, IX. T. p. 321. Wird als eine Haupttugend beſchrieben, ibidem. p. 324. Macht alt, IX. p. 352. und X. ⸗ p. 223
Mehl zu machen, aus andern Mitteln, IX. ⸗ ⸗ p. 52
Menſchen; deren Unterſchied in der Gröſſe und Kleine ihres Verſtands, X. p. 180. Deren Wachsthum, ib. p. 216
Mehlthau; deſſen Urſachen, X. p. 165
Mehl Speiſen; wie ſie den Magen verderben? X. ⸗ p. 297
Melancholie; deſſen moraliſche und phyſicaliſche Urſachen, IX. T. . p. 135
Menſchen, äuſerſt boshafte, in Beſchreibung einiger Königsmörder, IX. p. 192
Menſes; warum ſolche nach dem Mondslauf ſich richten IX. 296
Milzbeſchwerung; ſiehe Hypochondrie.
Mineraliſche Waſſerkuren; Unterſuchung davon, IX. ⸗ p. 242
Milchkuren; deren Unterſchied, und rechten Gebrauch, IX. p. 290
Moraliſche Säze, allerlei, IX. p. 342
Mode beſtehet in der Einbildung und Thorheiten, X. ⸗ p. 140
Morcheln, Brätlinge, Champignon rc. deren ſchädliche Gebrauch, X. T. p. 46
Molken, ſchwächt und ruinirt den Magen, IX. ⸗ p. 143
Molken Kur, beſondere Präparata hievon, IX. ⸗ p. 291
Mondswürkung in den Menſchlichen Körper, IX. ⸗ p. 292
Mörtel; gut zu machen, X. p. 270
Mörder von einigen Königen, IX. p. 192
Müſſiggang, als ein der ſchädlichſten Laſtern moraliſch und phyſicaliſch abgeſchildert, X. p. 63. und p. 226
Müke und der Ochs; eine Fabel, X. p. 94
Müken aus dem Schlafzimmer zu vertreiben, IX. ⸗ p. 59
Mutter Beſchwerung; ein Mittel dafür, IX. ⸗ ⸗ p. 27
Muſik; ſiehe Tonkunſt.

N.

Nationen; deren natürliche Feindſchaft, die zu ſo mancherlei Kriegen Urſach geben, IX. T. p. 106
Nüſſe und Mandeln; deren Unverdaulichkeit; und Schaden rc. X. p. 263
Neugier, in Betref der Zeitungen, X. p. 4. ⸗ Deren Nachtheil, IX. p. 84
Neid; eine moraliſche Betrachtung, X. ⸗ ⸗ p. 90
Neujahrsbetrachtungen der bedenklichen Kriegsläuften auf 1758. Zur Beruhigung, X. p. 1. und T. IX. p. 1
Neujahrstag, als den rechten Geburtstag der Welt; ihr Alter rc. X. p. 59
Nieſen der Erde, wird als ein Erdbeben erklärt, IX. ⸗ p. 58
Nordländer, warum ſie mehr trinken, als die Morgenländer? IX. p. 208
Nüchternheit; als eine Tugend von vielerlei Nuzen betrachtet, IX. p. 325

O.

Obſt zu dörren, auf eine vortheilhafte und geſchwinde Art, IX. p. 95
Ochſe und die Müke; eine Fabel, X. p. 94
Oeligte Sachen und Arzeneien; von deren ſchädlichen Gebrauch; zumal, der ölichten Arzeneien wider den Huſten und Bruſt-Krankheiten, X. p. 261
Ofenplatten, die eiſerne, daß ſie nicht ſpringen, IX. ⸗ 62

P.

Partheiheiligkeit in Kriegszeiten, IX. ⸗ ⸗ p. 85

Peruquentragen; deſſen Urſprung und Erläuterung, IX. T. p. 31
Perſer, die Sonne, und die Wolke; ein Gedicht, X. ⸗ p. 213
Pflanzen; wie ſolche ſchwizen, in Dünſten oder Thau, X. p. 160
Pilgrime und Fremdlinge dieſer Welt; eine moraliſche Abſchilderung, X. ⸗ ⸗ p. 177
Pillen und Laxiren, was der Hahn bei der Fabel von Fuchs, davon gehalten? IX. ⸗ ⸗ p. 123
Podagra; ein beſonderes probates Mittel darwider, X. p. 151. ibidem. p 258
Poeten; ſiehe Dichter.
Pomeranzen Bäume, eine tüchtige Erde hierzu zu präpariren, X. p. 257
Portugieſiſche Mörder, Aveiro, Tavora, Atogia; Nachricht hievon, IX. ⸗ ⸗ p. 197
Portugieſiſche Nation, ihren Charakter und Genie, IX. ⸗ p. 198
Pracht in Kleidungen, wie es erlaubt, X. ⸗ ⸗ p. 145
Präſervations Kuren, IX. p. 241
Propfen der Weinſtöke auf Kirſchbäume, IX. ⸗ ⸗ p. 344
Pulver, das Schiespulver; ſeit deme ſolches erfunden, kommen nicht mehr ſo viel Menſchen in Schlachten um, als vorhin. X. p. 255. Deſſen Lob; ibid. ⸗ ⸗ p. 256
Pulver, alle erdichte, als Krebsaugen, Conchillen ꝛc. ſchwächen die Verdauung; IX. ⸗ p. 144
Pulver, rothe, und auch die antiſpasmodiſche; deren Schaden, IX. p. 46
Pyrmonter Brunnen, IX. p. 289

Q.

Quitten, als eine Magen Arzenei betrachtet, IX. ⸗ p. 68

R.

Ravaillac, Mörder des König Heinrichs IV. T. IX. p. 196
Rauchtobak, in wie weit ſolcher ſchädlich? X. ⸗ p. 125
Rauſch; deſſen ſchädliche Würkung, X. ⸗ ⸗ p. 239
Reben, von deren Wartung, IX. p. 347
Reden und laut Leſen, iſt eine Art der Leibesbewegung, und bezwinget und vermiſchet das Flüſige, T. X. p. 51
Regeln zur Geſundheit, in Anſehung der Leibesbewegung, T. X. p. 49
Regenwetter, und feuchte Luft; wie man ſich dabei zu verhalten, X. p. 96
Religion und Aberglauben; abgeſchildert, X. ⸗ p. 254
Reiſe des Lebens; eine philoſophiſche Beſchreibung hievon, X. T. p. 41. ibidem. ⸗ p. 177
Reiſe zur Beförderung der Geſundheit; wie es anzuſtellen? IX. p. 70. Das Reiſen, fremde Länder zu beſehen; wie wenig Nuzen es bei vielen hat? T. IX. ⸗ ⸗ p. 156
Ruhe des Lebens, welche ſchädlich iſt, IX. p. 331. Falſche Begrife hievon, ibid. p. 333. Ruhe als den Müſſiggang abgeſchildert, X. p. 64
Ruhm, von dem wahren, eine Abhandlung, IX. ⸗ p. 60

S.

Saamen, wie ſolcher vorm Säen zu zubereiten iſt, IX. T. p. 104. Saamen; ſolchen zu ſchwängern, IX. p. 154
Saft der Bäume, wie ſolcher zur Arzenei zu bereiten iſt, IX. p. 217
Salat in wenig Stunden, ohne Erden, im Zimmer, zu pflanzen und zu zeugen, IX. T. ⸗ p. 162
Salcedo, ein Spanier und Mörder, IX. ⸗ ⸗ p. 195
Salz, abführende; ſind in gewiſſen Fällen öfters ſchädlich, T. IX. p. 328.
Sauerteig; von deren Verfertigung auf beſondere nüzliche Art, X. T. p. 34
Sauer Sachen; Welchen Schaden ſolche der Geſundheit zuziehen? IX. p. 153.

Mittel dagegen, in Wählung der Speiſen, X. ⸗ p. 76
Säure, von deren Nuzen und Schaden beim Speiſen, IX. p. 65
Scharbok, und andere Unreinigkeiten des Geblüts ſicher zu kuriren, X. p. 287
Schärfe, im Hals, Magen und Gedärme, entſtehet meiſtens von fetten oder öligten Speiſen, X. p. 294
Scheingenus, IX. ⸗ p. 259
Schimmel, beim Brod zu verhüten, X. T. ⸗ ⸗ p. 21
Schlafen und Wachen, 3te Lebens Regel, IX. p. 356. Vor dem Eſſen ſchlaffen, macht mager, Ibid. p. 356
Schlaf, zu vieler, vermindert den Appetit, IX. ⸗ p. 144
Schleim zu tilgen, daher ſo viele Krankheiten kommen, IX. p. 7. und X. p. 225
Schleim⸗tilgendes Mittel, IX. T. p. 27
Schleim, der zähe, entſtehet meiſtens von fetten Speiſen ꝛc. X. p. 294
Schmeichelei; eine alegoriſche Abhandlung, von Mahler, X. p. 169
Schminken; deſſen Schaden, IX. p. 29
Schminke, X. T. ⸗ p. 9
Schneken; deren Nuzen, IX. T. p. 154
Schnee; deſſen Erzeugung, IX. p. 165
Schwizen, wie man ſich dabei zu verhalten? IX. p. 232. und 97
Schnupftobak, deſſen Nuzen und Schaden, IX. ⸗ p. 220
Schnupftobak, deſſen Schaden und Nuzen, X. ⸗ p. 221
Schnupfen, Huſten, Chatarren; wie ſolche zu kuriren, und zu verhüten, X. ⸗ ⸗ p. 242
Schornſtein, entzündeter, geſchwind zu löſchen, IX. T. ⸗ p. 181
Scorbut; ſiehe Scharbok.
Schönheit des Frauenzimmers; wie ſie verdorben werden kan? X. T. p. 13
Schönheit des Frauenzimmers; eine lehrreiche Anmerkung, X. p. 139
Schönheits⸗oder Talch⸗Oel; deſſen rechte Zubereitung, Gebrauch und Nuzen, IX. T. ⸗ ⸗ p. 28
Schüspulver; deſſen Lob, X. p. 255. vid. Pulver.
Schröken; was für Mittel hierbei am dienlichſten? IX. ⸗ p. 49
Schröpfen dient wider das Herzklopfen, IX. ⸗ ⸗ p. 41
Schwamm am Holz zu vertreiben, X. ⸗ ⸗ p. 117
Schwarz, (Berchtold) deſſen Lob, wegen Erfindung des Schüspulvers, wodurch in der heutigen Art Krieg zu führen, nicht mehr ſo viel Menſchen umkommen, als in den Kriegen voriger Zeiten, X. ⸗ p. 255
Schwämme, Pfifferlinge ꝛc. X. T. p. 46
Schweinefleiſch; welchen Schaden es empfindlichen Leuten an der Geſundheit verurſache? X. p. 296
Schweis der Pflanzen, iſt der Thau; beſondere Anmerkungen hievon, X. ⸗ ⸗ p. 160
Seelenwirkung, 6te Lebensregel, IX. ⸗ ⸗ p. 359
Selter Waſſer, IX. ⸗ p. 289
Semmel, Wekle ꝛc. wie ſolche der Geſundheit ſchaden könne? X. T. p. 31
Serum Lactis; ſiehe Molken.
Seuche, Coffee Seuche, X. p. 202
Silber und Gold von den Galonen zu ſcheiden, ohne ſie auszubrennen, IX. ⸗ ⸗ p. 39
Sitten der Völker hat ſeinen Urſprung vom Clima, IX. T. p. 109
Sodbrennen, entſtehet von fetten Speiſen, Mandeln, Nüſſe, und öligten Sachen, X. ⸗ p. 294
Sommerfleken zu vertreiben, IX. p. 232. ibidem. ⸗ p. 302
Sommerhize; wie man ſich darinn zu verhalten, nach den mediciniſchen Regeln. X. ⸗ p. 228
Sonne, die untergehende, IX. p. 50
Sonne; einige Vergleichung und Berechnungen deren Entfernung ꝛc. X. ⸗ ⸗ p. 110
Sonnen Jahr; deſſen richtige Zeitrechnung, X. ⸗ p. [illegible]

Speiſen, die ſäuerliche und vegetabiliſche, ſind in Sommer am nüzlichſten, und die überflüſſige alcaliſche und Fleiſchſpeiſen, am ſchädlichſten, X. p. 233. Die fetten Speiſen, deren Schaden, X. T. ⸗ p. 289

Speiſen; welche bei fremden Völkern im Gebrauche, und dafür wir einen Abſcheu haben? X. p. 121

Speiſen, zu denen man einen Luſt hat; ob ſolche der Geſundheit dienlich? IX. ⸗ ⸗ p. 228

Speiſen: wie ſolche mäſſig zu gebrauchen, IX. p. 321. Fleiſchſpeiſen, X. ⸗ ⸗ p. 73

Speiſen, ſaure; welchen Perſonen ſie nüzlich? IX. p. 68. ⸗ ⸗ Zu viel; wie ſolche die Verdauung ſchwächte und den Appetit nachgehends vermindert, IX. T. p. 142. ⸗ Speiſen, die fett, öligt oder zähe ſind, hindern die Verdauung, und verderben den Appetit, ibid. ⸗ ⸗ p. 143

Speichel; deſſen Heilungskraft, IX. T. ⸗ ⸗ p. 129

Staar, das Vieh und der Storch, ein Gedicht, IX. ⸗ p. 205

Stahl aus Eiſen zu machen, X. T. p. 30

Stand, nach einem höhern zu ſtreben; bei welchen Perſonen ſolches zu billichen, IX. ⸗ p. 212

Sternen Anzahl, Gröſe ꝛc. X. p. 111

Storch und der junge Aal; eine Fabel, IX. ⸗ ⸗ p. 240

Storch und der Dachs; ein Gedicht, IX. ⸗ ⸗ p. 204

Studiren, machet kränkliche Perſonen, IX. T. ⸗ ⸗ p. 182

Stokung des Geblüts, kommt öfters vom Genus des Zukers her, X. T. p. 22

Stolz, iſt die erſte Stuffe zur Traurigkeit, IX. T. ⸗ p. 134

Stuben, eingeheizte; wie ſie der Geſundheit ſchaden, X. p. 87

Student; ein Gedichte, X. p. 192

Sturmwinde, groſſen Nuzen, X. p. 79. Reinigen die Luft; und verhindern die Erdbeben; ibid. ⸗ p. 81

Süſſe Sachen; wie ſolche der Geſundheit nachtheilig ſeyn müſſen? X. T. ⸗ ⸗ p. 32

Süſſe Sachen; deren Schaden, IX. T. ⸗ ⸗ p. 152

Syrupe, Julepe und deſtillirte Waſſer, deren vielfältigen Schaden, X. p. 264

T.

Tabakrauchen ſchwächt den Appetit, und hindert gewaltig die Verdauung, IX. p. 143. In welchen Fällen ſolcher dienlich? X. p. 126

Tabak ſchnupfen; verderbt den Geruch, und verurſacht noch andere viele Zufälle, IX. p. 224. Deſſen Nuzen und Schaden, X. p. 125

Talch⸗oder Schönheits⸗öl; deſſen Erfindung, rechte Zubereitung, Gebrauch und Nuzen, IX. ⸗ p. 28

Tannenbaum; deſſen mediciniſchen Nuzen beſchrieben: zumal wider allerlei ſcorbutiſchen Krankheiten, X. p. 285

Tannen, die Hohen; ein Gedicht, X. T. ⸗ ⸗ p. 30

Tarantel⸗Kur; eine phyſicaliſche und politiſche Betrachtung, X. p. 193

Tartufeln, Morcheln ꝛc. Deren ſchädlicher Gebrauch, X. T. p. 46

Taſchenſpieler, aus dem Engliſchen überſezet, X. ⸗ p. 191

Thau, von deſſelben Urſachen, mit neuen Entdekungen, X. p. 159

Thee; Linäus, Gedanken hievon, X. p. 268. Verderbt die Verdauung, und ſchwächt ꝛc. ibid. ⸗ p. 270

Thee trinken ſchwächt den Magen und Appetit, IX. T. p. 140. ⸗ ⸗ ibid. p. 143. Tom. X. p. 98. Siehe Getränke, die Warme.

Theer, und Theer⸗Eſſenz; als eine der kräftigſten Arzeneien in allerlei ſcorbutiſchen Krankheiten, X. p. 289

Theurung und Brodmangel; dienliche Mittel darwider, IX. p. 52

Thierry Gedanken von Caffee, X. p. 207

Thieriſcher Speiſen, Eigenſchaften, mediciniſch beſchrieben, X. p. 73
Titeln, und deren heutige lächerliche Gewohnheiten, IX. = p. 61
Tonkunſt; deren Wunderwerke; abgeſchildert bei der Tarantelkur, X. p. 193
Töpfe, und Geſchirr; deſſen Schaden; Vid. Häfen.
Trauben, vollkommen gute zu ziehen, IX. = = p. 346
Traum zu Ueberkingen, von der Reiſe des Lebens, X. T. p. 41. ein Gedicht, IX. = p. 121
Traurigkeit; eine philoſophiſche Betrachtung: und Mittel darwider, IX. T. = = p. 131
Trägheit iſt der erſte Zunder, zu der ſo gefährlichen Melancholie, IX. p. 134. und zeugt viele Krankheiten, und den baldigen Tod, X. p. 228
Trinken, kalt, in groſſer Hize, deſſen Schade, X. = p. 234
Tugenden, von deren Einflus in die Geſundheit, IX. = p. 304
Tugendhaft und weiſe zu ſeyn; Welches Vergnügen daraus entſpringt, X. = = p. 117
Tull, Grundſäze, das Getreid zu vermehren, IX. T. = p. 103
Tulipanen, deren Wachsthum; mit angeführten Regeln, IX. p. 63

V.

Vanille im Choquelade; wie ſolcher der Geſundheit bei vielen Perſonen ſchade? X. = p. 282
Verdauung; was ſolche ſchwächt, IX. p. 150. und 186. item p. 322. ibidem. des Thee, IX. T. p. 270. Und was ſolche befördert, T. X. p. 50. ibid. Die Viſceral Elixir, welche am ſicherſten, X. p. 226
Verdauung=beförderndes Mittel, IX. = = p. 27
Verdauungkraft wird durch Schleim und zähe Crudidäten geſchwächt, und vielerlei Krankheiten erzeugt, X. p. 225. ibid. p. 292. Abführende Mittel und dann Viſceral-Elixir, ſind zur Cur am beſten, ibid. = p. 226
Verdrus; wie ſolcher zu vermeiden, und zu verbannen iſt? X. T. p. 14
Verdienſt, Verſtand und Wiz; zufällige Gedanken, X. = p. 189
Vergnügen, das wahre, entſtehet, wann man weiſe und zugleich tugendhaft iſt, X. = = p. 117
Vergröſſerungs=Gläſer; einige davon angeſtellte Unterſuchungen, X. p. 182
Verſtand, deſſen rechter Gebrauch, IX. p. 248. Zufällige Gedanken hievon, X. = = p. 289
Verwunderung; ob ſolche für eine menſchliche Unvollkommenheit zu achten iſt? IX. p. 72. = Iſt ein Zeichen einer Unwiſſenheit; ibid. p. 74
Viſceral=Elixir, iſt weit ſicherer, als alle Magen Pulver und Tropfen, X. p. 226
Vollblütigkeit, rühret zu gewiſen Zeiten von dem Druk der Mondsveränderung her, IX. = p. 296
Völlerey und deren mancherlei ſchädliche Folgen für die Geſundheit, IX. p. 307
Völker, natürliche Feindſchaft; deren phyſicaliſche Urſachen, IX. T. p. 106

U.

Uebel nachreden; ein Recept dafür, X. T. = = p. 18
Ueberkinger Sauerbrunnen; deſſen vorzügliche Eigenſchaften, IX. p. 289. = Philoſophiſche Betrachtung bei der dahin erfolgten Reiſe, X. p. 41
Unempfindlichkeit; dient zur Beruhigung und Glükſeeligkeit, IX. T. p. 73
Unerſättlichkeit der menſchlichen Wünſche, IX. T. = p. 317
Ungeſchäftigkeit, die man in der Ruhe ſuchet, wird eine Art des Todes, IX. = = p. 334
Unkeuſchheit zerrüttet unmittelbar die Geſundheit, IX. p. 307
Unmäſſigkeit; was für Krankheiten davon entſpringen? IX. p. 307

Unreinigkeiten, Ausſchlag ꝛc. Scorbut zu vertreiben, X. p. 284
Urin⸗brennen, Strangurie, X. p. 288
Unverdaulichkeit; wo ſolche bei vielen herrühre? IX. T. p. 185
Ueppigkeit erzeiget gewiſe unheilbare Krankheiten, IX. p. 306
Ueppigkeit; deſſen vielfältigen Schaden, beſchrieben in einer Abhandlung von der weiſen Vorſorge der alten Schweden, X. ⸗ p. 247

W.

Wachsthum der Menſchen, Thiere und Gewächſe, je langſamer es geſchiehet, je älter ſolche in Dauer werden, X. ⸗ p. 222
Wahrheit; iſt nicht beliebt; eine Alegorie von Mahler, X. p. 197
Wanderſchaft dieſer Welt, als Pilgrime abgeſchildert, X. p. 178
Waſchen, wohlfeil und mit Vortheil und Nuzen, IX. ⸗ p. 14
Waſch⸗Maſchine; wie ſolche in der Haushaltung vortheilhaft zu gebrauchen, IX. ⸗ p. 10
Waſſer zu präpariren, zum Begieſen der Bäume, Pflanzen ꝛc. X. p. 95
Waſſer vom Wein zu ſcheiden, X. T. ⸗ ⸗ p. 34
Waſſers Würkung; Und wie deſſen innerlicher Gebrauch, ſo mancherlei Schaden anrichten kan, X. T. p. 34. ⸗ ⸗ Hindert die Verdauung, und verurſacht Cruditäten, IX. T. p. 143. ibid. ⸗ ⸗ p. 359
Waſſer Kuren; ſiehe Frühlingskuren.
Warm halten der Füſſe; wie nöthig ſolches, zu Erhaltung der Geſundheit, IX. ⸗ ⸗ p. 169
Wäſche umkleiden; wie man ſich dabei im Schwizen zu verhalten hat? IX. ⸗ ⸗ p. 233
Weichlichkeit zeugt viele Krankheiten, IX. p. 239. Kur dafür, ibid. p. 329
Wein; deſſen Geſchichte und Würkung, X. ⸗ ⸗ p. 235
Wein trinken deſto ſtärken aber deſtoweniger im Winter, und dabei mehr eſſen; iſt eine Königl. Geſundheits Regel, X. ⸗ ⸗ p. 85
Wein zu probiren, ob Waſſer darunter? X. T. ⸗ ⸗ p. 34
Wein von Aepfel zu machen, IX. p. 227
Weinſtöke; von deren Natur; und wie der Wein nach der neueſten Methode recht zuzubereiten iſt? IX. p. 345
Weiſe und tugendhaft zu ſeyn; daß es ein Vergnügen, IX. p. 117
Weizen für den Brand zu bewahren, X. ⸗ ⸗ p. 157
Welt Erkanntnis, deren Beſchreibung und Nuzen, X. ⸗ p. 168
Welt Geburtstag, X. p. 56
Welt Bürger, als Pilgrime abgeſchildert, X. ⸗ p. 177
Welt Gebäude; eine moraliſche Betrachtung über deren Gröſſe ꝛc. X. p. 109
Weſpen; Mittel zu deren Vertilgung, X. T. ⸗ ⸗ p. 20
Weſpen und Humel zu vertreiben, IX. T. ⸗ ⸗ p. 138
Winde; deren Nuzen, X. p. 80
Winter; was für eine Lebensordnung in dieſer Saiſon zu beobachten? X. p. 86
Wild von den Feldern abzuhalten, IX. ⸗ ⸗ p. 30
Winter; deſſen vielerlei Wunder abgeſchildert, IX. T. p. 164. ⸗ Im Winter Salat zu machen. ibid. p. 162
Wolluſt ſchwächt die Kräften des Geiſtes und des Verſtändes, X. p. 248
Wollrath; deſſen Schaden an der Geſundheit, X. ⸗ p. 264
Wollenzeug, ohne Seifen zu waſchen, mit mehr Nuzen, IX. p. 95
Wurm am Finger, IX. p. 38
Wurm, als Gerſten ⸗ Wurm, Aker⸗Wurm ꝛc. IX. T. ⸗ p. 86
Würmer, eingebildete in den Zähnen, IX. p. 37. Würkliche Würmer aber in allen Kräutern, Blättern, Blumen, Eſſig, Spek, Käs, in den Schweislöchern derer Menſchen, bei der Kräze, Blattern ꝛc. X. p. 183. ibid. p. 188

Wünſche, wie ſolche die Natur bei dem Menſchen befriediget? IX. p. 255

Wünſchen viel Glük; wie es ſchädlich ſeye, IX. = p. 1

Wünſche; ſo vielerlei deren Menſchen, deren Unerſättlichkeit, IX. p. 317

Z.

Zähe Speiſen verderben die Verdauung, IX. T. = p. 143

Zärtlichkeit iſt der Zunder zu vielen Krankheiten, IX p. 239. = Moraliſch und phyſiſch betrachtet; ibid. von p. 251. bis 255. Mittel dagegen, iſt die Arbeit ꝛc. X. = p. 67

Zähne, eingebildete Würmer, IX. p. 37

Zeit; wie ſolche recht anzuwenden ſeye, X. = = p. 65

Zeiten, die bedenkliche, X. p. 2. = Die gegenwärtige ſchlechte; und den Urſachen des Mangels des Geldes ꝛc. IX. = = p. 119

Zeitungen; warum ſo viel Widerſprechendes bei dem Krieg von Anno 1757. darinnen vorgekommen? X. p. 5. = Zeitungs Hunger, IX. p. 84

Zeitberechnung; deren rechte Abſchilderung, T. X. = p. 54

Zimmer, verſchloſſene, ſind der Geſundheit am nachtheiligſten, IX. p. 236. ibid. p. 354. und X. p. 87. und 97. ibid. = = p. 233

Zimmer, zu viel eingeheizte; deren Schaden, X. p. 246. und 247

Zinn; eine ökonomiſche Abhandlung hievon, X. T. = p. 18

Zinnober, und andere dergleichen Pulver; deren Schaden, IX. p. 47

Zorn; deſſen Urſachen und Schaden, und dienliche Mittel dawider, X. p. 165

Zufriedenheit; wie ſolche zu erhalten? X. T. p. 15. Als der rechte Ruhe-Punct, IX. = p. 332

Zuker, von deſſen ſchädlichen Würkung im menſchlichen Körper, X. T. p. 22. Hat keine lindernde, ſondern freſſende Kraft; und verurſacht Skorbut, Lungenſchaden, Convulſionen; und tödtet die Thiere, ibid. von p. 25. bis 29

Zukerwerk, und Gebachenes; was deren Genus für Krankheiten herfürbringe? X. T. = = p. 31

Zwerge, durch die Kunſt zu weg zu bringen, X. = p. 95

Zwetſchgen, geſchwind und vortheilhaft zu dörren, IX. T. p. 97